H. ZSCHOKKE.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Erſter Theil.

Lebensgeſchichtliche Umriſſe.
Erinnerungen aus Rätien.
Der Bauernkrieg in der italieniſchen Schweiz.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

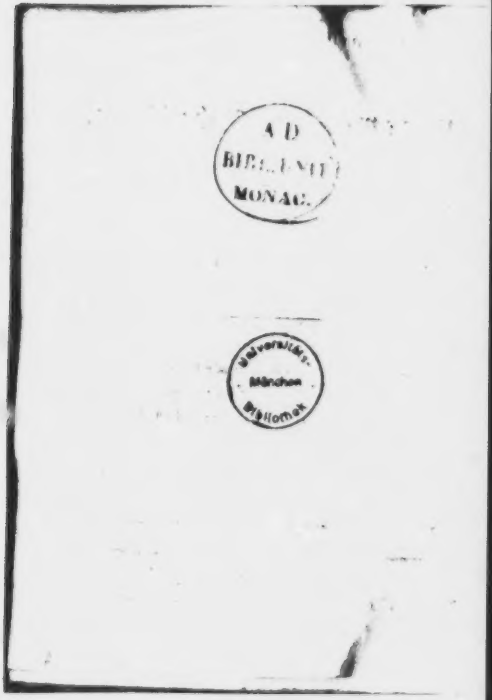
A D
MONAC.
Universitäts-
München
Bibliothek

Lebensgeschichtliche Umrisse.

Als Vorrede.

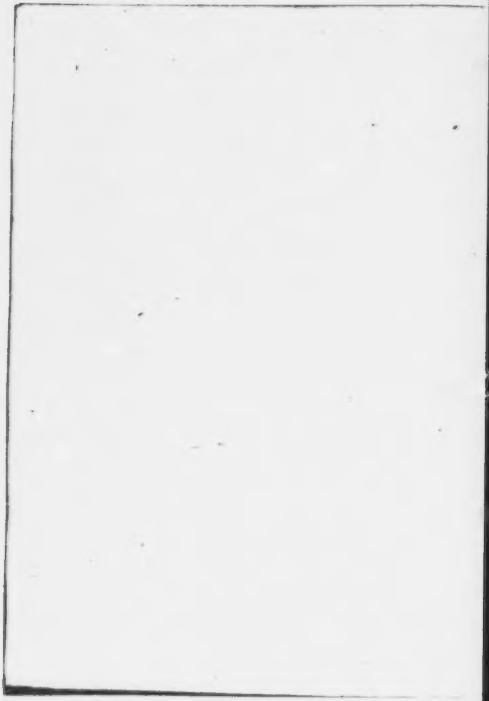

Obschon der Verfasser glaubt, daß der Mehrtheil dessen, was er in verschiedenen Verhältnissen seines Lebens geschrieben, würdiger sei, vergessen, als gesammelt zu werden, findet er doch darin keinen Beweggrund, denen von seinen Zeitgenossen, welche die Sammlung zu besitzen wünschten, zu widerstreben. Möge in ihr, wer kann, Lehre oder Erheiterung finden. Ob etwas, oder nichts von Allem, zur Nachwelt gelange, wird ohnehin nur vor dem Richterstuhl der Zeit entschieden, deren Spruch übrigens dem Verfasser, in Bezug auf sich selbst, vollkommen gleichgültig ist. Denn welcher von uns das Bewußtsein trägt, nicht aus dem unendlichen Reiche des Lebens verschwinden zu können, dem ist eine schriftstellerische Namensdauer die entbehrlichste Zulage zur Ewigkeit.

Man hat wiederholt und an verschiedenen Orten der Mühe werth gehalten, vom Verfasser lebensgeschichtliche Nachrichten an die lesende Welt mitzutheilen. Sehr verzeihlich, daß man Näheres von demjenigen erfahren will, der etwa in einer ernsten oder frohen Stunde unsere Aufmerksamkeit auf irgend eine Weise in Anspruch genommen hatte.

Die Kenntniß von Gemüthsart und Schicksal eines Schriftstellers, und von seiner Stellung zu Lebensgenossen und Weltereignissen, ist auch vielleicht die beste Auslegerin seiner Werke. Schon deswegen, als auch, weil in jenen lebensgeschichtlichen Nachrichten mehrere Lücken und Irrthümer, bei allen wohlwollenden Gesinnungen ihrer Urheber, zu Tage gekommen sind, hält es der Verfasser nicht für unanständig, das von sich zu sagen, was ihm der Sache und seinen Lesern angemessen zu sein scheint.

Es ist freilich schwer, sein eigenes Bild mit Treue zu malen, weil man jederzeit ungewiß bleibt, ob Selbstverkennung in übler Laune, oder gefällige Eigenliebe den Spiegel halten. Zum Glück kömmt es aber hier mehr auf sichern Umriß der äussern Formen, als auf Darstellung des innern Menschen an. Dieser offenbart sich beim Schriftsteller endlich nie bei jedem andern Sterblichen, am unverkennbarsten und unwillkührlichsten in seinen Werken.

Heinrich Zschokke (des vollen Taufnamens Johannes Heinrich Daniel), den 22. März 1771 zu Magdeburg geboren, war der jüngste Sohn frommer, geachteter und wohlbemittelter Aeltern. Seiner Mutter, Elisabeth Jordan, schon in der siebenten Woche seines Daseins durch den Tod beraubt, blieben Pflege und Bildung der ersten Kindheit der Zärtlichkeit des Vaters und

dem Schicksal anheimgestellt. Der Vater, Gottfried, Altmeister oder Oberältester der Tuchmacher-Innung, hatte im siebenjährigen Kriege Friedrichs II., durch große Tuchlieferungen an einen Theil des preußischen Heers, ansehnliches Vermögen erworben und durch Sparsamkeit bewahrt. Mit voller Liebe hing er dem jüngsten seiner Söhne an, den er den Wissenschaften zu widmen gedachte. Er sah aber die Erfüllung des Wunsches nicht, denn ihn übereilte der Tod (18. April 1779).

Der verwaisete achtjährige Knabe, welcher seinem Geschwister zur Erziehung übergeben ward, empfand den Schmerz des großen Verlustes erst einige Jahre nachher in voller Gewalt, als er mit erwachterm Bewußtsein sich in der Welt einsam, in seinem Innersten verkannt und ungeliebt sah. Das Glück der Jugendgespielen unter der Zärtlichkeit ihrer Aeltern betrachtete er ohne Neid, aber nie ohne Thränen. Oft erhob sich das Kind vom nächtlichen Lager, um im Kämmerlein niederzuknien und vom Himmel nur eine einzige Erscheinung des verklärten Vaters zu erflehen. Fremdsüchtig unter den Menschen, bei der Sehnsucht, von ihnen geliebt zu sein, von allen ab- und immer auf sich zurückgewiesen, ward er zu einer Selbstständigkeit, zu einer Entschlossenheit des Willens und zu einem Haß jeder Art Unterdrückung getrieben, welche sich nie wieder aus ihm verloren.

Man hatte ihn anfangs in die Klosterschule U. L. Fr. geschickt, welche damals unter der Leitung des ehrwürdigen Propstes Röttger mit Ruhm blühte. Es ergab sich aber, daß der Knabe nach Jahr und Tag so unwissend geblieben, als er vorher gewesen. Wegen Mangels natürlicher Anlagen unfähig zur Erlernung höherer Wissenschaft erklärt, rieth man, ihn in eine niedere Schule zu senden, um sich daselbst so weit vorzubilden, ein Handwerk oder kaufmännisches Gewerb ergreifen zu können. Der greise Kantor Capsius, Lehrer in einer von den untern Klassen der reformirten Schule, erkannte hier bald das glückliche Gedächtniß und die oft allzuregsame Einbildungskraft des neuen Schülers. Er zog diesen mit Liebe hervor, und führte ihn ohne Mühe in die Anfangsgründe der alten Sprachen ein. Neben dem Schulmann erwarb sich um die erste Geistesentwickelung des Verwaiseten ein betagter Mann, Namens Krause, welcher Matrose gewesen zu sein schien, und bei der Schwes.. .es Knaben in Arbeit stand, ein Verdienst anderer Art. In der Feierabendstunde, beim Sternenschein oder Mondlicht, erzählte nämlich der Alte ihm und dessen Neffen und Gespielen von Reisen und bestandenen Abentheuern; dann die wunderbaren Geschichten Robert Pierrots, der Insel Felsenburg und Robinson Crusoe's. Das Natürliche und Lebendige im Vortrag des Greises

entzündete die Einbildungskraft des jungen Zuhörers, der sich zum Schicksal eines Robinsons berufen zu sein glaubte, oder wünschte. Der Knabe bereitete sich von da an alles Ernstes zu seiner Bestimmung auf einer Südsee-Insel vor; verdoppelte in den Schulen den Fleiß; trieb Völkerkunde und Erdbeschreibung mit besonderm Eifer, und begann vorläufig schon ein Tagebuch, welches an ausserordentlichen Ereignissen, wie er hoffte, bald überreich werden sollte. Dies vom zwölfjährigen Knaben angefangene Tagebuch setzte nachher, freilich in anderer Absicht und Bedeutung, ununterbrochen der Jüngling und Mann fort. Es leitete ihn mehr denn einmal zur Selbstprüfung, zur Selbstüberwindung und, in der Uebersicht seines Lebensganges, zu weisen Entschlüssen.

Die Fortschritte des heimlichen Robinsons in Schulkenntnissen änderten nach einigen Jahren den Beschluß der über ihn wachenden Behörden. Er wurde den Wissenschaften geweiht, in eine der obern Klassen des Gymnasiums der Altstadt versetzt und erst dem trefflichen Lehrer, Christoph Reide, Uebersetzer einiger Lustspiele des Terenz, dann dem hochbejahrten Rektor, Elias Kaspar Reichardt, Uebersetzer der Briefe Cicero's an Atticus, in Wohnung gegeben. Die beträchtliche Büchersammlung des Letztern stand dem fünfzehnjährigen Primaner offen. Sie war ihm ein unter-

meßlicher Schatz. Er las mit unersättlicher Begier, ohne Auswahl, ohne andern Zweck, als Alles zu wissen, Alles zu erfahren, Alles zu versuchen. Heut Swedenborg, morgen Spinoza, Albertus Magnus und die flagella daemonum neben Plutarch und Plato; und Lohenstein und Broke neben Ossian, Shakespeare und Schiller. Alle Gebiete des menschlichen Wissens waren ihm gleich lieb. Er füllte mehrere Bände mit Auszügen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Werken. Manche Nacht blieb er schlaflos bei seinen Arbeiten. Oft wünschte er sogar Katholik zu sein, um in einem Benediktinerkloster, ohne andere Sorge, nur den Büchern anzugehören. Bald schwermüthiger Andächtler und Schwärmer, bald Freigeist und Zweifler, bald Geisterbeschwörer, bald leichtsinniger Springinsfeld, wechselte er, in unglaublicher Schnelligkeit, mit den Ansichten der Dinge, Entwürfe und Hoffnungen für die Zukunft. Niemand kannte die ewigen Umwälzungen seiner innern Welt; Niemandem lag daran, sie zu kennen. Ohne Führer, ohne Vertrauten, ohne engern Freund, von allen Seiten zurückgedrängt in sich selbst, lebte er weniger der Wirklichkeit, als den Träumen seiner Einbildungskraft.

Diese ungeregelte Vielthätigkeit des Geistes, vereint mit wahlloser Liebe alles dessen, was ihm

wissenswürdig schien, ging aus jener Zeit in die spätern Jahre über; und es ist schwer zu entscheiden, ob er dadurch mehr verloren, als gewonnen habe. Wenn er einerseits der Gefahr oberflächlicher Vielwisserei nicht entrann, gewann er anderseits eine Mannigfaltigkeit und Unbefangenheit der Ansicht und des Urtheils, deren sich einseitigere Ausbildung selten freut. Es darf übrigens wohl nicht erst gesagt werden, daß, unter solchen Beschäftigungen, die kindischen Robinsons-Plane längst Entwürfen und Träumereien anderer Art Platz gemacht hatten, bis auch diese endlich in eine muthlose Abspannung und in eine stille Schwermuth übergingen, die Alles verfinsterte. Vermuthlich hatte aber unmäßige Anstrengung der geistigen Vermögen und sitzende Lebensart in einem Alter, da sich die körperlichen Kräfte des jungen Menschen entwickeln sollen, nicht geringen Theil an seiner Gemüthsstimmung. Er vertraute Keinem den Zustand seines Innern; vielleicht hätt' ihn auch Keiner verstanden von denen, die ihm zunächst waren. In düsterer Verachtung des Lebens, der Welt und seines Selbstes stand er dem Untergang nahe; instinktartig sehnte er sich hinweg aus dieser Qual, ins Weite, ins Freie, in andere Umgebungen hinaus.

Von seinen Mitschülern waren neben und unter ihm auf die Hochschulen gegangen. Ihm ward

es, wegen zu groſser Jugend, nicht erlaubt. Da trieb es ihn, was es koſte, sich in Freiheit zu sehen. Der kaum siebenzehnjährige Jüngling hielt sich Allem gewachsen. Mitten im Winter (22. Jänner 1788) machte er eine Reise zu Pferde nach Meklenburg und schrieb dem Vormund zurück: zwei Jahre lang werd' er sich mit eigener Kraft durch die Welt schlagen, dann auf eine Hochschule gehen. Bis dahin solle man die Zinsen seines väterlichen Erbes aufsparen.

Ihm war nun, als athm' er andere Lüfte, als begrüß' er eine neue Erde, als nahten sich ihm edlere Wesen. Jeder Versuch, den eigensinnigen Waghals in die Geburtsstadt zurückzuführen, blieb eitel. Man begegnete ihm in der Stadt Schwerin mit Theilnahme. Er ward bei den Söhnen des Hofbuchdruckers Bärensprung, als Hauslehrer, angestellt. Doch mehr noch seine Begierde, sich unter den Menschen umherzutreiben, als die Geringfügigkeit seines Gehaltes, bewogen ihn nach kaum einem Jahre, den Ruf eines Theaterdichters anzunehmen, der ihm von einer wandernden Schauspielergesellschaft kam. Mit einem Theil derselben reisete er nach Prenzlow in der Uckermark (Nov. 1788), wo sie ihre Bühne aufschlug. Während er für die Bedürfnisse dieser Bretterwelt und ihrer lockern Bewohner Briefwechsel führte, Prologe und Epiloge reimte, oder an den Werken

der deutſchen Schauſpieldichter Prokruſtes-Arbeit trieb, verſchwand ihm ſein höherer Zweck nicht aus dem Auge. Dazu kam ihm beſonders die Bekanntſchaft mit einem Herrn von Boguslavsky zu ſtatten, der, ein geiſtvoller Mann, als Lieutenant bei der preuſſiſchen Beſatzung zu Prenzlow ſtand und unter den Alten den Horaz zum Liebling erkoren hatte, deſſen Oden er metriſch überſetzte.

Schon nach drei Monaten aber wanderte die unſtete Geſellſchaft gen Landsberg an der Warte, wo ſie jedoch, nach kurzem Glanz, zugleich mit dem Schnee des vergangenen Winters, bei beginnender Sonnenwärme, auseinanderfloß. Der geweſene Theaterdichter, welcher in dieſer freundlichen Stadt einige angenehme Bekanntſchaften gemacht hatte, blieb in ihr zurück, ertheilte Unterricht und unterrichtete ſich ſelbſt durch Benutzung verſchiedener Bücherſammlungen ihm wohlwollender Männer. Er war in mehrere ſehr achtungswürdige Familien eingeführet und lernte hier die Welt von einer liebenswerthern Seite kennen, als in dem traurigen Zuſammenfluß verdorbener Burſche, Kaufmannsdiener, Hochſchüler, entlaufener oder betrogener Mädchen, welche unter ſich eine Bande fahrender Prieſter und Prieſterinnen Thaliens gebildet hatten.

Zwei Jahre waren ihm ſchnell genug in dem freien Umherabenteuern verſtrichen, nicht ohne

Nutzen für seine Zukunft, dabei ohne andere Sorgen, als die, welche dem luftigen Burschen sehr heilsam zuweilen der Mangel des Geldes brachte. Jetzt schrieb er dem Magdeburger Vormund um Wechsel auf Frankfurt an der Oder, weil er die dortige Hochschule beziehen wollte.

In Gesellschaft eines jungen Freundes, der sich zu Frankfurt der Rechtswissenschaft weihen wollte, reisete er (Ostern 1790) von Landsberg dahin, noch ungewiß, welchen Beruf er sich wählen werde. Er hatte nicht üble Lust, es in allen vier Fakultäten zugleich zu versuchen. Und wiewohl er sich, vielleicht in der Meinung, seinen Verwandten in der Geburtsstadt etwas Gefälliges zu thun, unter die Beflissenen der Gottesgelahrtheit einreihen ließ, trieb er, nach seiner Gewohnheit, alles Uebrige mit gleicher Liebe daneben. Der Freiheit von jeher gewohnt, lockt' ihn die akademische nicht aus dem Gleise; die Landsmannschaften und Orden der Musensöhne glichen ihm, der Erfahrungen gesammelt, die sonst nicht leicht das Alter von neunzehn Jahren gewährt, kindischen Spielereien. Mit der Zeit kärglicher, als dem Gelde, lebte er in tiefster Eingezogenheit, und überließ sich bald ungezügelt dem Hange, Alles zu wissen, Alles zu werden; bald machte er, ohne Rücksicht auf Vorlesungen, Reiseausflüge nach der Lausitz, Pommern und Polen. Sein

Umgang war auf wenige Altersgenossen und einige achtbare Familien beschränkt, die ihn in ihren Kreis aufnahmen. Der lebensweise Konsistorialrath Steinbart, der gelehrte Geschichtforscher Hausen, der Philosoph Berends und der liebenswürdige Astronom Huth, begnügten sich nicht blos, des Jünglings Lehrer zu sein; sie wurden seine väterlichen Freunde. Gleiches Glück ward ihm von dem edeln Oberkonsistorialrath Irwing, dem Verfasser der Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, so oft derselbe von Berlin zum Besuch nach Frankfurt kam, in dessen Nähe er ein Landgut besaß.

Die Verwandten zu Magdeburg, besonders der Vormund, schmeichelten sich, in dem angehenden Gelehrten dereinst, oder vielmehr bald, eine Zierde des geistlichen Standes zu erblicken. Denn es war diesem, als er in den akademischen Feierwochen auch die Geburtsstadt besucht und in der St. Katharinenkirche die Kanzel bestiegen hatte, der erste Versuch seiner Rednergaben nicht gering angeschlagen worden. Der ehrwürdige Professor Hausen dagegen, welcher den Jüngling besser, und dabei nichts Erhabeneres, als das Lehramt auf Hochschulen, kannte, ermunterte ihn zur Erwählung des Letztern. Hier war kein Herkuleswerk am Scheidewege. Der Vielberathene sah keine Schwierigkeit, beiden zu genügen. Er be-

stand, noch vor Ablauf des zweiten Jahres, welches er an der hohen Schule zugebracht hatte, eine strenge Prüfung vor der philosophischen Fakultät, schrieb eine Hypothesium dijudicatio critica in ziemlich barbarischem Latein und vertheidigte sie, in noch barbarischerm, drei bis vier Stunden lang sine præside gegen hartnäckige Gegner. So ward die philosophische Doktorwürde errungen (24. März 1792). Folgendes Tages reisete er nach Küstrin ab, bestand hier die Prüfung in seinen Kenntnissen zur Gottesgelahrtheit; empfing, als Kandidat, die Vollmacht, das Wort des Heils zu verkünden, und eilte mit diesen ersten Würden geschmückt nach Magdeburg, ein halbes Jahr lang im Schatten der jugendlichen Lorbeern zu ruhen.

Dem einundzwanzigjährigen Philosophen wurden die angenehmsten Tage zu Theil, welche er je an seinem Geburtsorte gelebt hatte. Lustreisen in die Waldthäler und Höhlen des Harzgebirgs, in die paradiesischen Gärten von Wörlitz, in die Herrnhutergemeinde Barby; oder zum berühmten Bücherschatz von Wolfenbüttel, wechselten anmuthig mit dem Genuß, welchen ihm Liebe und Zärtlichkeit im Kreise seiner Schwestern, oder Kindheitsgespielen, oder entfernterer Verwandten bereiteten. Die Aufmerksamkeit, deren ihn seine ehemaligen Schullehrer, oder der Weltweise Mellin, oder der gepriesene Kanzelredner Ribbek

würdigten, schmeichelte seine jugendliche Eitelkeit nicht minder, als der Beifall, welcher seinen Predigten in den verschiedenen Kirchen Magdeburgs nachsichtsvoll gegeben ward. Wenig, man sagt, nur eine Stimme, fehlte, die St. Katharinengemeinde hätte ihn zu einem ihrer Pastoren erwählt.

Als er im Herbst nach Frankfurt an der Oder zurückgekehrt war, begann er bei vollem Hörsaale seine angekündeten Vorlesungen über Kirchengeschichte, Moralphilosophie und Aesthetik, an die er, in spätern Halbjahren, die über Naturrecht und Auslegung neutestamentlicher Schriften knüpfte. Welchen Fleiß er aber auch seinen Arbeiten widmete, und welchen Beifall sie unter den Studirenden finden mogten, mußte er sich doch nach einigen Jahren bald überzeugen, daß, bei der damaligen Stimmung des preussischen Ministeriums, für ihn keine Anstellung oder Ertheilung einer Professur zu hoffen sei. Auf Irwings Anrathen kam er wirklich bei den höchsten Behörden darum mit einer Vorstellung ein. Sie blieb nicht ununterstützt von den Zeugnissen hochachtbarer Männer, und dennoch fruchtlos. Die allzugroße Jugend des kaum vierundzwanzigjährigen Privatdocenten diente der einstweiligen Zurückweisung derselben zum Vorwand oder Grund. Vermuthlich aber

hatte der jugendlich-stolze Trotz des Jünglings, mit welchem er gegen das berüchtigte Religionsedikt Friedrich Wilhelms II. aufgetreten war, vielleicht auch seine beharrliche Weigerung, dem Minister von Wöllner die übliche Aufwartung zu machen, als derselbe nach Frankfurt kam, dazu beigetragen, ihn diesem Machthabenden nicht zu empfehlen.

Dieser Umstand, verbunden mit der Furcht, sein väterliches Erbtheil nach und nach fruchtlos aufopfern zu müssen, dann die alte Vorliebe für die Schweiz und ihre freien Staatsverfassungen, bewogen ihn zu dem Entschluß, erst eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien zu thun, und darauf sich in einem der kleinen demokratischen Freistaaten am Fuß der Alpen anzusiedeln. Mit aller Harmlosigkeit des jugendlichen Alters übersah er das Gewagte seines Unternehmens, schied von den Freunden und trat (9. Mai 1795) die Reise über Berlin, Wittenberg und Leipzig nach dem Süden an. Zufällig hatte eine seiner dichterischen Jugendsünden damals einiges Aufsehen in Deutschland gemacht. Es war dies das Trauerspiel Abellino. Er sah die Aufführung desselben zu Leipzig und Baireuth. Die Huld, mit welcher sich der vierundzwanzigjährige Schauspieldichter in den süddeutschen Städten genannt und aufgenommen sah, kam ihm, wie

man leicht denken kann, eben so unerwartet, als ermunternd.

Erst im Herbst (3. September 1795) betrat er bei Schafhausen den Schweizerboden. Er schien in einer verklärten Welt zu schweben, da er diese Gebirge, diese Wasserfälle, diese klaren, grünen Ströme, dieses üppige Pflanzenleben erblickte. In den Rheinfall weinte er still betend die Thränen seiner Freude. Er durchwanderte nun in allen Richtungen einen beträchtlichen Theil Helvetiens, um sich mit Verfassungen, Sitten und Lebensweisen der Gebirgsvölker, unter denen er einst zu leben dachte, vertraut zu machen; brachte einen Theil des Winters zu Zürich im Umgang mit dem patriarchalischen Hirzel (Verfasser des philosophischen Bauers), mit dem gelehrten Hottinger, Leonh. Meister, Fäsi, dem Tonkünstler Nägeli und andern trefflichen Männern hin; den übrigen Wintertheil zu Bern, wo er unter andern mit dem, nachmals im Kampf für sein Vaterland berühmt gewordenen, Aloys Reding von Schwyz zuerst den Bund der Freundschaft schloß. Sein Aufenthalt zu Bern war kurz. Vereint mit einem neuen Freunde, dem geistvollen Oelsner, eilte er noch vor Ende Winters nach der Hauptstadt Frankreichs, um das republikanische Treiben unter dem damaligen Vollziehungsdirektorium in der Nähe zu beobach-

ten. Es war zur Zeit der Verschwörung des Baboeuf; Paris von beständigen Gährungen bewegt.

Die romantisch-glänzenden Bilder von der Glückseligkeit eines Volks unter freien Verfassungen, welche die Einbildungskraft des jungen Reisenden so lange entzückt hatten, verschwanden ihm hier auf widerliche Art im Staub der Wirklichkeit. Schon in der Schweiz, als er in den Städten der Aristokratien mehr herrscherische Willkühr, und in deren unterthänigen Dörfern weniger Freiheit des Landmanns, denn in Monarchien, wahrgenommen hatte, war seine Begeisterung für die Republiken heutiger Welt ziemlich nüchtern geworden. Diese Enttäuschung, auf welche er nicht vorbereitet war, und die das Schönste in seinen frommen Träumen von der Würde der Menschheit zerstörte, brachte ihm viel heimlich bittere Stunden. Wenig fehlte, er wäre zu Paris in seinen alten Gram zurückgefallen: Alles sei Irrthum, Alles Täuschung; unser Geschlecht eine schlauere, mit Sprache und höherer Kunstfähigkeit ausgestattete Thierart, die noch selbst nicht wisse, was sie mit ihrer Vernunft anzufangen habe.

Graf Gustav von Schlabendorf, ein Weltweiser in der höchsten Bedeutung, geistvoll, kenntnißreich, edelmüthig, der bei großem Vermögen mit beschmutzten, halbzerrissenen Kleidern, in einer finstern, von Büchern überfäeten Stube,

mitten in der ungeheuern Hauptſtadt ohne Theilnahme an deren Begeiſterungen und Gräueln, als Beobachter, wohnte, machte ſich oftmals über den irren Träumer luſtig, der den Zwieſpalt zwiſchen ſeinem Urbilde und dem Leben weder ſchlichten, noch ertragen konnte. Nicht der gutmüthige Spott des weiſen Sonderlings, nicht das Schauſpiel der Pariſer Mirmidonenwelt, nicht die Herrlichkeit der hier aufgeſchichteten Kunſtſchätze hielten den mißvergnügten Wanderer ab, früher, als er beſtimmt hatte, in die Schweiz (Mai 1796) zurückzukehren. Hier durchwanderte er die Hochgebirgslandſchaften in allen Richtungen, und fand erſt in den erhabenen Wildniſſen ſeinen vollen Frieden wieder. Dann (im Auguſt) begab er ſich über Luzern, Schwyz und die Oberalp am Gotthard, durch die Hochthäler des grauen Bundes nach Chur, um von da die Reiſe in das gepriſene Italien anzutreten.

Ein unbedeutender Umſtand entſchied aber über den ganzen Gang ſeiner fernern Schickſale. Er hatte ſeine Reiſekiſte von Bern über Zürich nach Bünden geſandt, und fand ſie hier nicht. Genöthigt, dieſelbe zu erwarten, geplagt von Langerweile, ohne Bekanntſchaft in der Hauptſtadt Graubündens, ſuchte er den liebenswürdigen Dichter Salis-Seewis, und als er auch dieſen

nicht fand, den hochbetagten Resemann auf, Direktor des Seminariums zu Reichenau, zwei Stunden von Chur. Diese Erziehungsanstalt war eine Fortsetzung jener durch den Dr. Bahrdt in Marschlins berühmt gewesenen, die späterhin nach dem Schlosse Haldenstein, endlich nach dem Schlosse Reichenau versetzt worden, jetzt aber nur noch fünfzehn Zöglinge hatte und ihrem völligen Untergang nahe rückte. In den Gesprächen über diese Anstalt und über die Mittel zu ihrer Herstellung faßte der greise Resemann solche Zuversicht zu den Kräften seines neuen Bekannten, daß er diesen zu einer Lustfahrt nach Jenins einlud, wo der ehrwürdige Bundespräsident, Joh. Bapt. von Tscharner, Miteigenthümer von Reichenau und der Anstalt, auf einem Landgute lebte. Schon am folgenden Tage drangen beide Männer in den Fremdling, daß er während des Winters seine Vorschläge zur Herstellung des Seminariums auszuführen versuche. Dieser, welcher lange zögerte, die Reise nach Italien fahren zu lassen, willigte zuletzt ein. Man ließ ihm zu Allem freie Hand. Er fand unter den fünf angestellten Lehrern den als Schriftsteller bekannten Professor Afsprung, und den trefflichen Mathematiker Bartels, der nachher Professor der Mathematik zu Aarau, dann zu Kasan, endlich zu Dorpat geworden ist.

Bald zeigte sich ihm aber der wahre Quell des Unheils für die Lehranstalt. Es lag derselbe in der Zwietracht politischer Parteien, die den rhätischen Freistaat seit Jahren erschüttert hatten. An der Spitze der einen stand der geist- und kenntnißreiche Tscharner zum Theil selbst, an der andern ein bedeutender Theil des einflußreichen Geschlechts derer von Salis. Ohne das Seminarium von beiden unabhängig und ganz unparteisam zu machen, war kein Wiederaufblühen desselben zu hoffen, wie sehr auch Bünden, noch ganz ohne höhere Schulen, solcher Anstalt bedürftig war. Es ließ sich nichts dagegen erwiedern. Die Gesammtherrschaft von Reichenau trat das Seminarium, als Eigenthum, an den bisherigen Schulverbesserer ab (9. Dezbr. 1796), und dieser nahm einen Theil des Schlosses und der Güter in Pacht.

Die Berechnungen des neuen Eigenthümers und sein gegen die politischen Parteien abgemessenes Benehmen wurden durch die Folgen so erwahrt, daß die Zahl der Schüler schon nach wenigen Monaten verdoppelt war und endlich über siebenzig stieg. Er selbst, in kurzer Zeit mit den angesehensten Männern des Freistaates in Verbindung oder Berührung, weihte seine ganze Thätigkeit dieser Anstalt, schrieb für sie eine Geschichte des Bündnerlandes, vorzüglich

nach den alten Handschriften Campell's, den Werken Gulers, Sprechers, a Porta's u. s. w.; desgleichen zum Behuf der äusserst verwahrlosten Landschulen ein Schulbüchlein, welches er so viel als möglich unentgeldlich zu verbreiten suchte. Dagegen überraschte ihn (23. März 1798) der versammelte Landtag zu Chur mit dem Geschenk des Staatsbürgerrechts von Bünden, einer Ehre, die, seit einem Jahrhundert, nur einem Einzigen vor ihm bewiesen worden war.

Schon hatten damals in der Schweiz die gewaltsamen Gährungen und Staatsumwälzungen ihren Anfang genommen, welche den Untergang des alten, eidsgenössischen Bundesstaats, durch dessen innere Gebrechen und durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Einmischungen, herbeiführten. Noch aber blieb Bünden, nur durch einzelne Verträge, als zugewandter Ort, an die Schweiz geflochten, jenen Stürmen beinahe fremd. Inzwischen sah zu Reichenau der neue Bürger des rhätischen Freistaats das kraftlose Hinfallen der Eidsgenossenschaft mit eben so großem Unwillen, als mit Zorn den jedes Recht verhöhnenden Uebermuth und Frevel der Franzosen. Noch standen die Berg- und Waldkantone im Innern der Schweiz unangefochten und zur Selbstvertheidigung bereit. Er schrieb an den Landshauptmann Aloys Reding, den er in den Friedens-

tagen zu Schwyz, der ihn zu Reichenau besucht hatte, und trug ihm an, unter seiner Fahne für die Freiheit zu kämpfen. Redings Antwort nach den Treffen bei Rothenthurm und Arth meldete ihm mit Schmerzensworten die Auflösung der ganzen Eidsgenossenschaft.

Unter diesen Umständen, und da durch Tyrol sich schon ein österreichisches, durch die Schweiz ein französisches Heer den Bündnergrenzen nahte, und die Aeltern ihre Söhne, ängstlich vor der Zukunft, vom Reichenauer Seminarium abforderten, hob der Eigenthümer desselben die Anstalt unter schmerzhaften Empfindungen einsweilen auf. Er selbst hatte bisher im Parteikampf für sich die strengste Untheilnahme beobachtet und in gleichem Maas mit dem österreichischen Gesandten zu Chur, dem Freiherrn von Kronthal, wie mit dem französischen, Comeyras, nachher Florent Guiot, Umgang gepflogen. Als nun aber Graubünden durch das helvetische Vollziehungsdirektorium förmlich zur Vereinigung mit der Schweiz eingeladen ward, und sich Alles über die wichtige Frage parteiete, drangen Tscharner und andere achtbare Männer in ihn, die Gründe für Vereinigung Bündens mit der helvetischen Republik in einer Flugschrift zu entwickeln. Es war einleuchtend, daß der kleine Freistaat inmitten jener streitfertigen Heere nicht unversehrt,

zwischen Oesterreich und Frankreich nicht selbständig bleiben konnte. Die bisherige Uebermacht der französischen Waffen verhieß kräftigern Schirm; die Vereinung mit Helvetien, unter Vorbehalt verschiedener Rechte und Befreiung von französischen Einlagerungen, versprach Rettung vor der mehr als wahrscheinlichen Gefahr, unter Oesterreichs Zepter die alte Freiheit auf ewig zu verlieren und das Loos der Provinz Tyrol zu empfangen. Die Arbeit war leicht gethan, aber sie zog dem Verfasser die volle Rache der Gegenpartei zu. Man bedrohte selbst sein Leben. Eine ansehnliche Gemeinde erklärte ihn vogelfrei und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Zu Ems, eine Stunde von Reichenau, wurden zweimal fremde Personen, statt seiner, durch den rohen, aufgewiegelten Haufen ergriffen. Mehrere Bauer Bauern setzten ihm, ohne daß er es ahnete, eines Tages mit geladenem Gewehr nach, da er, von einem Besuch beim Baron von Salis zu Haldenstein, gen Reichenau zurückkehrte. Resemann warnte ihn, von Chur aus, vor einsamen Spaziergängen. Der französische Gesandte verließ Reichenau und Bünden. Viele achtbare Männer der demokratischen Partei, unter ihnen selbst der Dichter Salis, der Bundespräsident Tscharner u. a. m., waren vor der Volkswuth schon nach Ragaz, auf Schweizerboden, geflüchtet. So

blieb dem Einsiedler zu Reichenau für sein Leben keine Wahl, als auf einem Floß an einem schönen Morgen (9. August) den Rhein hinab nach Ragaz zu schwimmen.

Hier erhielt er, gleich den Tag nach seiner Ankunft, von Tscharner die Einladung, mit ihm gen Aarau zu reisen, um, mit allen Vollmachten versehen, bei den dort befindlichen höchsten helvetischen und französischen Behörden für die Angelegenheiten jenes bedrängten Theils von Bünden zu handeln, der sich für Einverleibung Rhätiens in die helvetische Republik erklärt, und damit allen Verfolgungen preis gegeben hatte. Tscharner, den bald wichtigere Geschäfte an die rhätischen Grenzen zurückriefen, überließ seinem Mitabgeordneten die Vollmacht einzig. Diesem ward in kurzer Zeit das Glück, Vertrauen und Freundschaft der achtungswürdigsten, oder einflußvollsten Mitglieder der Regierung und der gesetzgebenden Räthe zu genießen. Seine Zuschrift an das Vollziehungsdirektorium, in welcher er das helvetische Bürgerrecht für die verfolgten und geflüchteten Bündner foderte, ward im großen Rath mit rührender Begeisterung aufgenommen, er hervorgerufen aus der Menge der Zuhörer, und ihm, im republikanischen Style jener Zeit, die Ehre der Sitzung, so wie des Bruderkusses, ertheilt. Auch, als die höchsten Gewalten nachher ihren Sitz nach Luzern ver-

legten, folgte er dahin, und seine Bemühungen für Erleichterung des Schicksals der zahlreichen aus Rhätien Geflüchteten, blieben nicht ohne wohlthätige Wirkung. Doch mit der Besetzung Bündens durch einen österreichischen Heerhaufen (Oktober 1798) endete sein diplomatischer Beruf.

Sein Freund, der gelehrte Albrecht Stapfer, damals Minister der Wissenschaften, hatte sogleich die wohlwollende Aufmerksamkeit, den Unbeschäftigten an die Spitze einer seiner untergeordneten Verwaltungen zu berufen. In diesen neuen Verhältnissen ward ihm noch mehr, denn vorher, Gelegenheit, den traurigen, verwirrungsvollen Gang der zum Theil freiwilligen, zum Theil erzwungenen Staatsumwälzung zu erkennen. Darin stimmten die einsichtvollsten und redlichsten Schweizer zusammen, daß die aufgedrungene Staatsverfassung dem Geiste des Volks entgegen, und schon darum unhaltbar sei. Nur tausendfältige Spaltung blieb darüber, welches das Bessere, und wie es einzuführen sei? Die von ihren Stühlen gestoßenen Beamten, welche Gehalt, Ansehen und Einfluß verloren hatten, die Geistlichen, welche dasselbe zu verlieren fürchteten, verlangten mit Hilfe Oesterreichs und allgemeiner Volksaufstände, Wiederherstellung der gewohnten, ehemaligen Einrichtungen, wie schlecht dieselben auch ihren Werth in Tagen der Ruhe und Gefahr erwiesen

hatten. Weitaus die Mehrheit aller Männer unbefangenern und hellern Geiſtes verabſcheute gleich ſehr die Heimkehr des alten, als die Dauer des gegenwärtigen Unweſens; ſtrebte nach mehr oder weniger Einheit in der Staatsform, Gleichheit der Schweizer in ihren Rechten und Beförderung höherer Volksbildung. Und wie verhaßt immerhin den Männern dieſer Partei das Daſein franzöſiſcher Kriegesmacht war, ſo erkannten ſie doch die traurige Nothwendigkeit, in derſelben eine Verbündete wider die Verſuche zu Aufruhr und Rache der Gegenpartei anzunehmen, und das für einsweilen aufrecht zu halten, was eben ſtand.

Der edle Stapfer, den geiſtesverwandt die Erleuchtetſten der Nation, die Eſcher von der Linth, Uſteri, Rengger, Fellenberg, Peſtalozzi, und Andere, in ſeinen menſchenfreundlichen Entwürfen unterſtützten, zog nun auch häufig den von ihm erwählten neuen Gehilfen in die Berathungen über das Gemeinwohl des Vaterlandes. Stapfer glaubte, es könne von ſeiner Seite, während der Umwälzungs- und Kriegsſtürme, am wohlthätigſten nur durch Belehrung des Volks in Volksblättern, durch die Macht der Preßfreiheit, durch baldige Aufſtellung von den ſchon beabſichtigten Erziehungsräthen in allen Kantonen, und durch die Vereinung aller Gebildeten des Schweizerlandes in öffentliche Lite-

rarische Gesellschaften eingewirkt werden. Ein Theil von der Ausführung dieser Gedanken ward dem neuen Gehilfen übertragen.

Allein das Vollziehungsdirektorium nahm nach wenigen Monaten seine Kräfte auf andere Weise in Anspruch, und sandte ihn, mit großen Vollmachten bekleidet, als Regierungskommissär in das zerstörte und noch gährende Unterwaldner Land (im Mai 1799). Hier hatten sieben Monate vorher die französischen Waffen einen furchtbaren Aufruhr mit Flammen und Blutströmen gedämpft. Noch waren alle Gefängnisse, durch die Strenge eines nachfolgenden Regierungskommissärs, mit Verdächtigen oder Schuldigen angefüllt; über hundert Personen, im Anklagestand, gingen frei umher; viele andere schmachteten in den Kerkern der Festung Aarburg.

Sobald der neuangekommene Gewalthaber, durch die ihm vorgelegten Verhandlungen der Gerichte, über die Art der Verbrechen, und durch die vorhandenen Behörden und andere wackere Männer über die innersten Verhältnisse des Landes belehrt war, mußte ihm klar werden, daß dies rüstige und verzweifelte Volk, nur durch freundliche Theilnahme an seinem Unglück, besänftigt, und nur dadurch wieder gewonnen werden könnte, wenn diejenigen, welche bisher das Meiste gegolten, sich aus Ueberzeugung oder Dankbarkeit dem Gebie-

tenden anschlossen. Dies ward ihm leicht, zumal mit Hilfe seines alten Freundes Joseph Buesinger, des Geschichtschreibers von Unterwalden, der zu jener Zeit Pfarrer von Stans war. Er entließ einzeln, nach vertraulicher Besprechung mit jedem, die Gefangenen aus den Kerkern, die Schuldigen von ihrer Strafe; rief die Verbannten zurück, und machte alle zu seinen Gehilfen an der Heilung des allgemeinen Leidens. Dem, der die Macht hat, ist es ein Geringes, durch leutseliges Wort Wunder zu thun, und selbst den Grimm der Parteien zu beschwichtigen, wenn seine Person keiner, seine Gerechtigkeit aber jeder gehört.

Die hergestellte Friedlichkeit ward durch den Rückzug der Franzosen aus Uri unterbrochen, von denen General Olivier Loison sich mit einer Brigade in Unterwalden einlagerte. Loison, ein Mann von Kenntnissen, nicht ohne Gutmuthigkeit, aber durch das Kriegsleben verwildert, dabei mehr eitel, als stolz, befreundete sich in kurzer Zeit mit dem Regierungskommissär, der ihm durch seine Stellung, wie durch gesellschaftlichen Umgang, Bedürfniß ward. Buesinger spielte das Klavier, Loison das Waldhorn. Musik, Einsamkeit und wissenschaftliche Unterhaltung übten ihren Einfluß. Der General folgte dem Rathe des Kommissärs und des ehrwürdigen Pfarrers, die beide in Allem zuvor einverstanden waren. Es waltete strenge

Mannszucht. Unterwalden blieb aufs Möglichste geschont, bis das Kriegsvolk wieder abzog.

Dies geschah, als (im August 1799) der rechte Flügel des französischen Heeres die Kantone Schwyz und Uri, nach Verdrängung der Oesterreicher, besetzte. Es waren seitdem vierzehn Tage vergangen, ohne daß die helvetische Regierung, deren Sitz damals die Stadt Bern geworden, Bedacht genommen hatte, den wiedereroberten Kantonen gesetzliche Ordnung und Schutz zu geben. Dort schaltete also die rohesse Zügellosigkeit des Soldaten ungehemmt. Der Regierungskommissär zu Stans hatte für jene Gegenden keine Vollmacht. Er fürchtete jedoch unter diesen Umständen nicht, sie sich selber zu verleihen; schiffte über den Vierwaldstättersee nach Brunnen, und sah den schönen Flecken Schwyz menschenleer, fast nur von Soldaten bewohnt. Das Haus seines Freundes Aloys Reding, der mit den Seinigen zum Bodensee geflüchtet war, stand von einer Kompagnie Dragoner bevölkert, welche in den untern schönen Zimmern Schmiede und Pferdestall angelegt, Alles erbrochen, und bei ihrem einstigen Abzuge das ganze Gebäude den Flammen bestimmt hatten. Denn Redings Name war ihnen nicht unbekannt. Sie nannten ihn das Rebellenhaupt, den Bauerngeneral.

Von diesem Allen wurde der Regierungskom-

missär, der lange Zeit auf dem öffentlichen Platze von Schwyz umhergesucht hatte, irgend einen alten Einwohner zu entdecken, durch eine betagte Magd des Hauses Reding benachrichtigt. Als sie ihn erkannte, wollte sie vor Freude und Schmerz zu seinen Füßen sinken. Er begab sich zum General Molitor, nannte sich den Vollmächtigen der Regierung, legte Beschlag auf Redings sämmtliche Besitzungen, und erhielt sogleich die Räumung derselben von allem Kriegsvolk. Er selbst zog in eins der ausgebesserten Zimmer, nahm Ehrenwache vor das Haus, um es gegen Frevel zu sichern; berief einzelne zurückgebliebene Bürger des Orts, um sich mit ihnen zu berathen, und erhielt von dem edelsinnigen Feldherrn ohne Mühe die Handhabung besserer Mannszucht. Die Regierung, von Allem darauf unterrichtet, ertheilte ihm dann auch für diese Gegenden ausgedehnte Gewalt und Vollmacht.

Nachdem er den Geflüchteten nahe und fern, in öffentlicher Verkündung, Sicherheit und Vergessenheit des Vergangenen verheißen hatte, sah er mit Vergnügen die Rückkehr der unglücklichen Einwohner. Seinem Freunde Reding sandte er Pässe zum Bodensee. Vereint mit den Ausschüssen der Ortsbehörden stellte er zu Schwyz die bürgerliche Ordnung her. Schwieriger ward es ihm in

Uri, wo der Divisionsgeneral Lecourbe befehligte. Dieser Mann, einer der vortrefflichsten Gebirgskrieger, aber heftig, beutesüchtig und roh, pflegte, außer dem Kriegsdienst, sich und seinen Untergebenen viel zu gestatten. Als der Kommissär in der ersten Unterredung ihm die Gräuel der Soldaten und die daraus erwachsende Gefahr derselben schilderte, läugnete er die erwiesensten Thatsachen, und sprang er mit bewundernswürdiger Muskelkraft vor Wuth im Zimmer mehrere Schuh hoch. Doch führte ihn die Ruhe seines Gegners zur Besonnenheit und endlich auch zur Handhabung besserer Zucht.

Die Aufgabe des helvetischen Abgeordneten in diesen beklagenswürdigen Ländern war allerdings groß. Wenn er sie zum Theil glücklich lösen konnte, mußte er es vorzüglich den Rathgebungen seines Freundes Reding und aller übrigen achtbaren Männer der Waldstädte danken, die sich ihm vertrauensvoll anschlossen. Ohne die außerordentlich großen Liebessteuern, welche, in Folge seines Aufrufs für die leidende Menschheit in diesen Landen, aus der ganzen Schweiz, ja aus den fernsten Gegenden Europens zusammenflossen, hätte wohl die Hälfte der verarmten Bevölkerung auswandern müssen. Den verodeten Landschaften Nahrung und Hilfe zu schaffen, mußte er zu Mitteln schreiten, die oft seltsam genug waren.

So darf es nicht befremden, daß er, der Protestant, sogar die Wallfahrten nach Maria Einsiedeln durch Aufrichtung eines Altars auf der Stätte der zerstörten St. Meinrads-Kapelle wieder herstellte, nachdem er diesem armen Thal, welches bisher nur von Wallfahrten gelebt hatte, weder durch Anlegung von Tuchmanufakturen, noch durch bessere Benutzung dortiger Torflager, Nahrungszweige pflanzen konnte.

Als endlich das Schwerste vollbracht war, und verfassungsmäßige Behörden in gesetzlicher Thätigkeit walten konnten, wandte er seine Sorgfalt der Verbesserung des Schulwesens in den kleinen Kantonen zu, das vor Zeiten unbescheiblich verwahrlos't worden war. Doch manches Löbliche, das in Uri und, besonders durch Redings Thätigkeit, in Schwyz begann, ward in spätern Jahren wieder vernichtet; sogar Beckers Noth- und Hilfsbuch, welches auf Kosten der helvetischen Regierung abgedruckt, zu Tausenden verbreitet worden war, von Geistlichen, als ketzerisches Büchlein, verdammt und wieder eingezogen.

Fast immer auf Reisen, bald in Altorf oder Urseren, bald in Schwyz oder Stans, sah er Ordnung, Ruhe und Sicherheit aufrecht gehalten. Nur einmal drohten diese durch Zusammenrottungen des Landvolkes am Gebirge der Schwändi in

Obwalden gestört zu werden. Die dortigen Berg-
bewohner hatten geschworen, den Hauptflecken
Sarnen zu verbrennen, wenn man sie anhalten
würde, zu den Unkosten beizutragen, welche Sar-
nen für durchziehendes Kriegsvolk gehabt. Es ge-
lang dem Kommissär aber, ohne Blutvergiessen,
auch diese Gefahr zu bannen. In Uri davon be-
nachrichtigt, eilte er in der Stille nach Sarnen,
befahl Zusammenziehung der von ihm eingerich-
teten Landwehren und begab sich von sechs Chas-
seurs-à-cheval begleitet, in winterlicher Mond-
scheinnacht (12. Dezember 1799) zum Gebirge hin-
auf, wo die Bauern vor dem Wirthshause der
Schwändi gelagert waren. Panischer Schrecken
beim Anblick bewaffneter Reiter hoch im Gebirge,
zur Gespensterstunde, sprengte die Banden nach
allen Richtungen auseinander. Sie bezeugten fol-
gendes Tages durch Abgeordnete Unterwerfung.
Die Aufwiegler waren entflohen.

Bei zurückgekehrter Stille im Lande machte
der Kommissär, um seine Freunde in Bern, und
zugleich näher den politischen Stand der Dinge
zu sehen, einen Ausflug dahin im Schlitten von
Schwyz, über Luzern, das Gebirge und Burg-
dorf. Mit Niedergeschlagenheit ward er die Span-
nung zwischen dem Vollziehungsdirektorium und
den gesetzgebenden Räthen, den Zwiespalt der edeln
Männer Laharpe und Usteri gewahr, die ihm

durch Freundschaft gleich nahe ſtanden. Zwei Tage nach ſeiner Zurückkunft in Schwyz (7. Jänner 1800) erfolgte, als Frucht jenes Zwiſtes, die Auflöſung des Vollziehungsdirektoriums durch die geſetzgebende Gewalt. Statt deſſen ward ein Vollziehungsausſchuß ernannt, welcher nach einigen Monaten den vollmächtigen Kommiſſär aus den Waldſtädten, in gleicher Eigenſchaft, in das Wallis ſenden wollte. Doch derſelbe lehnte den Ruf ab, und lebte einen der reizendſten Frühlinge in Redings liebenswürdiger Familie zu Schwyz, oder ob Sewen auf der Gebirgshöhe, immer dem bisherigen Berufe treu.

Er war bereits entſchloſſen, einen zweiten Ruf abzulehnen, vermöge deſſen er den Generallieutenant Moncey (nachmaligen Herzog von Conegliano) und deſſen Heertheil über den St. Gotthardsberg in die italieniſche Schweiz begleiten, dann, nach Vertreibung der Oeſterreicher, die verfaſſungsmäßige Ordnung im ennetbirgiſchen Lande herſtellen ſollte. Aber die rührende Beredſamkeit des greiſen Feldherrn, und deſſen Vorſtellung, daß er nicht wegen ſeines Heeres, ſondern zur Schonung des Landes, um die Begleitung des Regierungskommiſſärs anhalte, bewogen dieſen, ſeinen Sinn zu ändern (23. Mai 1800).

Wenige Tage nachher ſetzte ſich das Heer zur Eroberung Italiens durch Uri in Bewegung;

gleichzeitig ging der erste Konsul Bonaparte über den großen St. Bernhard, der Schlacht von Marengo entgegen. Der ehrwürdige Moncey hielt seinem Begleiter das gegebene Wort, Ordnung auf dem Zuge zu handhaben; desto schwieriger war des letztern Stellung gegen die Generale Bonami, Lorge und Lapoype. Doch sobald, nach weniger denn zehn Tagen, der Durchzug des Heeres in die Lombardie, und die daraus entsprungenen Drangsale vorüber waren, begann der Bevollmächtigte in der italienischen Schweiz gesetzlichen Gang der Dinge herzustellen. Bis er alle Verhältnisse des Landes und den Werth der Personen kannte, ließ er, was bisher bestanden war, unverändert, und unterhielt mit beinahe einem Dutzend kleiner Freistaaten, in die das Gebiet des Kantons Tessin zerfallen war, amtlichen Briefwechsel. Zwei treue Gefährten, welche ihm hierher gefolgt waren, der treffliche Jüngling Denz von Chur, sein Reichenauer Zögling, nun sein Geheimschreiber, dann der Bataillons-Chef Aufdermaur von Schwyz, welchem er Rang und Geschäft eines Kriegskommissärs gegeben, unterstützten ihn mit allen Kräften.

Die italienischen Vogteien der Eidsgenossen trugen noch alle Kennzeichen der ehemaligen langen Knechtschaft unter verdorbenen oder unfähi-

gen Herren. In reizenden Landschaften ein verwildertes Menschengeschlecht; der Boden schlecht angebaut; das Volk im Allgemeinen unwissend, unzuverlässig, dummgläubig, verschmitzt, kriechend und frech. Der helvetische Kommissär konnte sein diktatorisches Ansehen nur durch Strenge behaupten, und die Blutrache der politischen Verfolgungswuth nur durch Machtgebote und Strafen zurückschrecken. Keiner Partei angehörend, vertraute ihm keine. Die sogenannte patriotische verschrie ihn heimlich und in offenen Druckschriften als Aristokraten und Soldner Englands oder Oesterreichs. Doch gelang es ihm, der abwechselnd in Lugano, Bellinzona und Locarno lebte, Sicherheit und Frieden zu erhalten und einige unterrichtete Männer von gemäßigter Denkart und redlichem Sinne zu finden, deren Rath ihm zu statten kam, und die nie an den blutigen Verwirrungen dieser Gegenden Theil genommen hatten. Späterhin wurde auch, mit Gutheiß.n der Regierung, einer derselben, Giuseppe Rusconi, als Statthalter des Kantons Bellinzona, der andere, Franzoni, als Statthalter von Lugano, ein Dritter, Maghetti, an die Spitze der Verwaltungskammer von Lugano ernannt.

Immitten hiesigen Treibens ward seinem Herzen ein Genuß gewährt, der wohl zu den seltenen gehört. Er empfing von seinem ehemaligen Lehrer,

dem ehrwürdigen Steinbart zu Frankfurt an der Oder, ein Schreiben. Dieser nämlich, durch falsche Gerüchte in dem Glauben, daß sein Schüler von den Oesterreichern gefangen genommen, in einer Festung Tyrols schmachte, hatte sich für die Auslieferung desselben an die preußische Regierung wenden, und seine Professur der Philosophie ihm zu Gunsten abtreten wollen. Jedoch durch den Oberkonsistorialrath Irwing von der Unsatthaftigkeit jenes Gerüchtes belehrt, bezeugte er jetzt nur dem unvergessenen Schüler rührende und edle Freude.

Um die Geistlichkeit für die Sache der Republik und für die öffentliche Ordnung zu gewinnen, verzögerte der Kommissär die Einführung der helvetischen Verfassung, bis die Zehnten gezahlt waren, deren die Geistlichkeit durch ein unbilliges Gesetz beraubt worden. Dann erst (im August) traten die verfassungsmäßigen Behörden in Wirksamkeit, und erhob sich, unter vielen Feierlichkeiten, der Freiheitsbaum. Aufdermaur, in Neapel geboren, der italienischen Sprache vorzüglich mächtig, verkündete unter dem Baume von Lugano dem schaulustigen Volke mit Begeisterung die Segnungen der Liberta und Eguaglianza.

Diese Segnungen inzwischen wurden noch sehr durch die grenzenlose Habsucht des Generals

Maſſena verkümmert. Wann er in der Lombardie, mit Verbot der Kornausfuhr, wahre Hungersnoth in der italieniſchen Schweiz bewirkt hatte, ließ er durch Angeſtellte das Getreide in unerſchwinglichen Preiſen auf den Märkten von Locarno u. ſ. w. verkaufen. Der helvetiſche Vollmächtige, nachdem alle Vorſtellungen bei franzöſiſchen und cisalpiniſchen Behörden eitel geweſen, dem ſchamloſen Kornwucher, der frechen Geldpreſſerei Ziel zu ſetzen, begab ſich, um Hilfe und Recht zu ſchaffen, perſönlich gen Bern (September 1800). Hier berichtete er dem helvetiſchen Vollziehungsrathe, dann dem franzöſiſchen Geſandten Reinhard mündlich und in ſchriftlicher Note die Mißhandlungen jener Landſchaften in Verhöhnung aller Verträge, alles Völkerrechts. Der edelmüthige Reinhard führte ihn mit Matthieu Dumas, Chef vom Generalſtab der franzöſiſchen Reſervearmee, zuſammen, der eben nach Italien abging. Von allen Seiten wurden Zuſicherungen ſchleuniger Abhilfe gegeben.

Er war geſonnen, nach Lugano zurückzukehren. Allein die im Kanton Baſel laut gewordenen Gährungen des Landvolks gegen Entrichtung der Zehnden und Bodenzinſe, bewogen den Vollziehungsrath der Republik, ihm die erledigte Stelle des Regierungsſtatthalters in jenem Kantone zu übertragen. Die Gährungen drohten nahen und

gewaltthätigen Ausbruch. Er mußte sich, wider seine Neigung, entschließen, schnelle Folge zu leisten.

Noch war er kaum vierzehn Tage in Basel, hier noch unbekannt mit örtlichen und persönlichen Verhältnissen, als der bewaffnete Aufruhr des Landvolks in der Umgegend von Gelterkinden und Sissach (4. Oktober) erfolgte. Zwei Kompagnien schweizerischen Fußvolks, mit einer Vorwacht zu Sissach, standen bei der Stadt Liestal; dazu ein Geschwader helvetischer Reiterei. Er eilte dahin, wo schon, beim Angriffe der Vorwacht zu Sissach, Blut geflossen war und die Sturmglocken gingen. Noch in der Nacht ließ er Abgeordnete des Aufstandes berufen, und es gelang ihm, sie durch Ernst und Milde zu bewegen, die zusammengeströmten, zuchtlosen Haufen zu bereden, in ihre Wohnungen zurückzukehren. Die Abgeordneten waren aber noch nicht zu den Ihrigen gelangt, als Meldung kam, die Bauern griffen die beiden Kompagnien an.

Dem neuen Regierungsstatthalter mußte mehr, denn irgend einem Andern, daran gelegen sein, den Antritt seines Amtes nicht mit Vergießung von Bürgerblut zu bezeichnen. Es wäre leichtes gewesen, die regellose, tobende, meistens betrunkene Menge von einigen Tausend Bauern mit herz-

haftem Angriff auseinander zu sprengen. Sämmtliche Offiziere foderten dazu den Befehl. Er hingegen ließ die Kompagnien gegen Liestal zurückziehen, die Reiterei durch die Stadt, und ritt allein mit einer Schutzwacht von sechs Mann zu den Empörten. Es war um Mitternacht, mondhell. Man hörte seine Worte mit Ruhe; man gelobte, zu gehorchen. Aber wie sich die einen Haufen zurückzogen, wälzten sich andere heran; der Unordnung ward kein Ende. Oberst Dolder, welcher zu des Statthalters Begleitung gehörte, und verhindern wollte, daß die Landstraße nicht rückwärts von den Landleuten besetzt würde, gerieth in Händel mit denselben. Es ward auf ihn, auf die Eskorte, auf den Statthalter Feuer gegeben, doch Niemand verwundet. Letzterer befahl, das Kriegsvolk, ohne fernere Thätlichkeiten, nach Basel zu führen, überzeugt, der Sturm werde nach verschlafenem Rausche des Landvolks enden. Er irrte nicht. Er meldete den Vorfall nach Bern, kündete den Empörten den Anzug französischen Fußvolks und den Befehl an, bei Todesstrafe ihre Waffen binnen zwei Tagen abzuliefern und nach Basel zu führen. Noch vor verlaufener Frist waren die Waffen abgegeben. Die vornehmsten Aufwiegler machten sich flüchtig.

Auch an den Grenzen Frankreichs gegen Basel ward das Spiel von Ausfuhrverboten und Korn-

Vorkäufereien wiederholt, welches in der italienischen Schweiz blutige Auftritte zur Folge gehabt hatte. Der französische General Amey ließ sogar, durch ausgestellte Posten, auf Schweizerboden und unter den Thoren Basels, die Kornfuhren festhalten und in Beschlag nehmen, die er für Wirkungen des Schleichhandels erklärte. Die Gewaltthat auf Schweizergrund, wo keine Einfuhr des Getreides verboten war, bewog den Statthalter, nachdem freundliche Vorstellungen eitel waren, die französischen Posten an den Thoren bei erster Wiederholung der That verhaften und ihrem Kommandanten zuführen zu lassen. Und, entschlossen zum äussersten Widerstand, befahl er, die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt auf dem Münsterplatz unter den Fenstern des Generals zu versammeln. Er musterte sie und trat in neue Unterredung mit Amey, der höhere Befehle zu haben vorgab und vom Oberfeldherrn Moreau neue Weisungen begehren wollte. Indessen stellten die Franzosen ihre Willkühren ein. Von neuen Weisungen wurde weiter nichts erfahren.

Von da an ward die öffentliche Ruhe nie wieder gestört, und der Regierungsstatthalter, dessen Handlungen anfangs mit zweifelhaften Blikken betrachtet waren, konnte sich bald ziemlich allgemeinen Vertrauens und einer wohlthätigen

Wirkſamkeit freuen, welche ihm durch Beiſtand und Rath der achtungswürdigſten Männer von Baſel möglich ward. Nach dem Lüneviller Frieden ſah er ſich noch von mehrern der franzöſiſchen Feldherren, wie Moncey, Loiſon, Molitor, Demont, Goullus u. a. m., mit denen er in ſtürmiſchen Zeiten befreundet worden war, auf ihrer Heimkehr nach Frankreich, beſucht und traulich begrüßt. In der perſönlichen Achtung, die er bei dieſen Kriegsmännern zu erwerben gewußt, hatte er in ſchickſalsvollen Zeiten das einzige Mittel wider ſie ſelbſt gefunden, die ihm anvertrauten Gegenden kräftig zu ſchirmen.

Inzwiſchen beobachtete er mit Schmerz den fortdauernden Kampf der bürgerlichen Parteien und den nahen Sieg derer, welche, durch keine Erfahrung eines Beſſern belehrt, mit dem alten Föderalismus die Gebrechen deſſelben herſtellen wollten, in denen die Eidsgenoſſenſchaft untergegangen war. Zwar glaubte er ſelber, daß ſtrenge Einheit in der Staatsverfaſſung, und allgemein gleiche Geſetzgebung, der Natur und Glückſeligkeit der verſchiedenen Volkerſchaften des Gebirgslandes entgegen ſtreben; aber nicht, daß ehemalige ungebundene Selbſtherrlichkeit und Willkühr der Kantone dem Ruhm, der Wohlfahrt und Selbſtſtändigkeit des Schweizerlandes gedeihlich ſein konne. Schon wenn vor einigen Jahren er

und Aloys Reding in vertrauten Gesprächen über das Vaterland das Herz ergossen, fanden sich Beide einverstanden, daß Freiheit aller Schweizer, eigene Haushaltung jedes Kantons, neben einer vollmächtigen Tagsatzung und einer kraftvollen obersten Bundesregierung, die dauerhaftesten und wohlthuendsten Grundlagen einer künftigen Verfassung der Eidsgenossenschaft bilden müßten.

Dahin aber ging das Streben der siegenden Partei, selbst zuletzt endlich Redings, nicht mehr. Nachdem diese (in der Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1801) ihren Gewaltschritt gethan, die bisherige Regierung gestürzt und die Anhänger des Einheitssystemes aus ihren Stellen entfernt hatte: konnte und wollte der Statthalter zu Basel nicht Mithelfer zu einer Ordnung der Dinge werden, die seinen Ueberzeugungen in schneidendem Widerspruch gegenüber stand. Er gab seine Entlassung ein, welche nach einigem Weigern angenommen wurde, und verließ Basel (24. November 1801).

Damit endete er die politische Laufbahn, und lehnte auch in Bern, wohin er sich begab, den Antrag seines Freundes, des ersten Landammannes Aloys Reding, ab, welcher ihn, Namens der Schweiz, nach Lüneville schicken wollte, wo noch das allgemeine Friedensgeschäft verhan-

delt wurde. Zurückgetreten in den Privatstand, blieb ihm das nicht unangenehme Bewußtsein, keine von allen Stellen, die er bekleidet, je begehrt, noch die Gewalt, welche ihm in stürmischen Tagen anvertraut worden war, selbst in kleinen Umständen, je mißbraucht zu haben. Vielmehr wurden ihm, noch Jahrzehnde später, aus den Waldstädten, aus den italienischen Kantonen und durch Basel, Beweise fortdauernder Achtung und Freundschaft zu Theil, welche die Freude seines Gewissens werden konnten.

Im eigentlichen Sinn lebte er der Freundschaft und den Musen den Winter hindurch zu Bern. Mit Beginn des Frühlings (27. März 1802), begleitet von seinen Freunden, den jungen Dichtern Ludwig Wieland und Heinrich von Kleist, reisete er nach Aarau. Denn bei der entschiedenen Rückkehr des Föderalismus wählte er vorzugsweise den schönen Aargau zur künftigen, bleibenden Wohnstatt, weil ihn in Bünden, wo er freilich in dem reizend gelegenen Flecken Malans das Heimathsrecht zu üben hatte, der noch fortgährende Parteigeist schreckte. Er miethete, dreiviertel Stunden von der Hauptstadt des Aargau's, einen Theil des Schlosses Biberstein, an der Aare und am Fuße des Jura in heiterer Landschaft, um bequemer Anbau und Ertrag eines Hofes von ohngefähr hundert Zuchar-

ten zu beobachten, der unter seinen Fenstern jenseits des Flusses lag und den er anzukaufen geneigt war. Beinahe von aller Gesellschaft zurückgezogen, führte er glückliches Einsiedlerleben. Und als im Herbst allgemeiner Volksaufstand gegen die helvetische Regierung zu Bern von den Foderalisten bewirkt wurde, der Bürgerkrieg herbeiführen mußte, entzog er sich, durch eine Reise nach Mühlhausen und Tann im Elsaß, dem Argwohn jeder Partei. Doch Napoleons Machtspruch stellte die Ruhe schnell genug her, und die der Eidsgenossenschaft ertheilte Vermittelungsurkunde (Hornung 1803) sicherte den innern Frieden der Schweiz auf lange Zeit.

Inzwischen wohnte zu Biberstein der Einsiedler nicht müßig für das Gemeinbeste. Als er gewahr ward, wie sich beim eingeführten Bundeswesen die selbherrlichen Kantone wieder zu vereinzeln und mit den Uebeln der Staatsumwälzung auch das viele Wohlthätige derselben zu vernichten Geneigtheit bewiesen, achtete er es für jedes einsichtigern Mannes Pflicht, wenigstens dieses vor dem Eifer der Wiederherstellen zu retten und festzuhalten. Pflege des Gemeingeistes im Bundesstaat, Belehrung des vom Kriegssturm nachgerüttelten Volks über seine Angelegenheiten, und Heranbildung des Volksgeistes zur Erkennung und Würdigung der errungenen Freiheit, konnte

aber am ſicherſten nur durch ein öffentliches Blatt erzielt werden. Er unternahm (1804), unterſtützt durch vortreffliche Männer faſt aller Kantone, die Herausgabe einer Wochenſchrift im Volkstone, genannt der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote. Dies Blatt, welches bald ungewöhnliche Theilnahme erregte und mehrmals kräftig auf die öffentliche Meinung zu wirken Gelegenheit hatte, dauerte ſeitdem ununterbrochen fort. Auch mag dem deshalb oft angefochtenen Herausgeber billig der Glaube oder Troſt gegönnt bleiben, daß er durch nichts vielleicht ſo ſehr, als durch dieſes Volksblatt, ein wahrhaftes, wenn auch unſcheinbares oder geringes Verdienſt um ſein Vaterland gehabt habe.

Eine Lieblingsbeſchäftigung ſchon bei ſeinen frühern Bereiſungen der Alpen, nämlich das Beobachten des Pflanzenlebens im Hochgebirg, hatte ihn nachmals, während ſeiner verſchiedenen Aemter, auf die verſchwenderiſche Verwüſtung der alten Waldungen des Schweizerlandes, auf die dadurch vermehrte Unwirthbarkeit der Alpen ſelbſt und die daher ſtammende Verminderung des Gemeinden-Wohlſtandes, achten gelehrt. Jetzt, bei reicherer Muße, widmete er dem Gegenſtande größere Aufmerkſamkeit. Er that mehrere Reiſen, ſeine frühern Erfahrungen prüfend zu wieder-

holen und den Regierungen der Eidsgenossenschaft die Einführung regelmäßiger Bewirthschaftung der Waldungen zur großen Angelegenheit zu machen. In den wenigsten Gegenden der Schweiz kannte man damals die Forstwirthschaft auch nur dem Namen nach, und in den Landschaften, welche sich der besten Verwaltung rühmten, lag sie in der ersten Wiege. Er hatte überdies den Plan, zur Vergleichung der Alpenvegetation mit der der Pyrenäen, noch eine Reise in die letztern, vereint mit dem gelehrten Ramond in Paris, zu machen. Aber die Regierung des jungen Freistaates Aargau, welche im Begriff stand, die verschiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung zu ordnen, ernannte ihn zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamtes (August 1804). Zugleich überreichte ihm unerwartet die kleine, aber wohlhabende Gemeinde Ueken im Fricktäl den Burgerbrief zum Geschenk, vermuthlich durch den Landammann Dolder dazu ermuntert, um den Bürger von Graubünden fester an den Aargau zu knüpfen.

Dadurch und mehr noch durch die Liebe eines tugendhaften und schönen Mädchens, der Tochter des ehrwürdigen Pfarrers Ruepert auf Kilchberg, bei Aarau, verwandelte sich der Aargau wirklich in seine bleibende Heimath, und die Pyrenäenreise in ein Vermählungsfest (25. Hor-

nung 1805), welches, unter ſinnigen Veranſtaltungen ſeines Freundes, H. R. Sauerländer, und durch des lieben, allemanniſchen Sängers Hebel „Lied an den Schweizerboten“ beſondere Weihe und Verherrlichung empfangen mußte. Nach zwei Jahren (1807) verließ er Biberſtein und zog in ſein Haus zu Aarau, wo ihm ſpäterhin das Bürgerrecht der Stadt, durch die zarte Fürſorge des ehrwürdigen Pfarrers Rüsperli und das Wohlwollen der Gemeinde, ſehr überraſchend ertheilt ward. Früher ſchon (1816) hatte ihn auch der Flecken Beromünſter im Canton Luzern ebenfalls mit dem Bürgerrecht beehrt, dem aber das Staatsbürgerrecht dieſes katholiſchen Kantons beizufügen die höchſten Gewalten von Luzern gegen den evangeliſchen Schweizer Bedenken trugen.

Im Schooſe ſeiner um ihn blühenden Familie, im Umgang mit edeln Freunden, lebte er von da an ſeinen Bürgerpflichten, ſeinen Amtsgeſchäften und den Wiſſenſchaften. Er führte ein glückſeliges Still-Leben, arm an jenen Ereigniſſen und Umſchwüngen des Schickſals, die in der Beſchreibung beſſer, als in der Wirklichkeit gefallen. Doch auch der Schmerz, der dem Glücklichſten unter den Sterblichen zur Seligkeit nicht mangeln darf, ward ihm vom Himmel nicht verſagt. Und gewiß ſprach er den Freunden ſein

Innerſtes, in Bezug auf den Genuß des Daſeins, aus, wenn er ihnen nach dem Tode ſeines ſchönen Sohnes Guido, dann ſeines Sohnes Herrmann, mehr denn einmal wiederholte: der unvermählte Mann freuet ſich eines halben, der Vermählte eines vollen Lebens. Jedoch erſt die Vaterfreude flicht mit den geheimſten, ſtärkſten Fäden das Herz an die Welt. Und das iſt noch nicht das Höchſte. Der Schmerz um geliebte Todten muß kommen, dem Leben die Krone aufzuſetzen, und, unſer Weſen reinigend und vergöttlichend, es ſchon hienieden in das Ewige einzuburgern.

Auch ſein langes, martervolles Schwanken zwiſchen den Urbildern des Guten und Rechten und den Widerſprüchen der Wirklichkeit ging nun in eine heitere Gemüthsruhe über, welche nur endlich der Ernſt großer und mannigfaltiger Erfahrungen hatte gewähren können. Der Jüngling, der im Zwieſpalt ſeines heiligen Innern mit dem neueſten Treiben des Menſchengeſchlechts, an der Wahrheit alles Wiſſens, alles Guten und Schönen zu verzweifeln geneigt war, verſuchte, als beginnender Mann, die Siſyphusarbeit, das, was war, in die Formen ſeiner Ideale einzuzwängen. Der gereiftere Mann erſt erkannte Werth und Beſtimmung des ewigen Urbildes zur wandelbaren Wirklichkeit, und geheilt von der Weltverbeſſerer-Sucht, die er jedoch für keine der unedel-

ſten Krankheiten in der Geiſterwelt halten mögte, lernte er die leiſen Schritte der Natur ſehen und ihren unmerklichen Fußſtapfen nachſchleichen.

Im Norden Deutſchlands geboren, war er von der Schweiz, ohne ſein Verdienſt und Zuthun, zum Sohn angenommen. Er hatte daher, mehr denn jeder andere Schweizer, dieſem Vaterlande große Schuld abzutragen. Und dies ihn überall begleitende Gefühl mag den Großtheil ſeiner Handlungsweiſen erklären, wie z. B. daß er ſich nie erlaubt hat, um ein Amt oder eine Ehrenſtelle zu werben; aber daß er das ihm Uebertragene ſelten ablehnte, ſondern mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit verwaltete. Er glaubte mit Recht, daß er für ſich und ſeine Nachkommen nie genug leiſten könne, und fand ſich daher zuweilen mit den mannigfaltigſten Aemtern und Geſchäften in gleicher Zeit beladen, die, wie gewöhnlich in der Schweiz, ohne Gehalt, meiſtens nur mit Aufopferung und Verantwortlichkeit verbunden waren. (So ſah er ſich ſeit 20 Jahren mit der unmittelbaren Leitung des Forſt- und Bergweſens im Kant. Aargau beauftragt; dann ward er (im J. 1814) in den großen Rath ernannt, (im J. 1820) in den evangeliſchen Kirchenrath und in den Bezirksſchulrath, (im J. 1821) in die Bibliothek-Kommiſſion, und ward dann noch (in den Jahren 1823 und 1824) zum Mitglied der Kantonsſchuldirektion ernannt, ſo wie

der Stadtschulpflege von Aarau, und hatte daneben noch das Inspektorat von zwei Land-, mehrern Fabrik- und einem Theil der Stadtschulen zu Aarau.) Er wagte es nie, sich der Stiftung oder Beförderung irgend einer dem Vaterlande nützlichen Anstalt zu entziehen. Er unterrichtete, um dem bessern Forstwesen in der Eidsgenossenschaft Eingang zu bahnen, mehrere junge Männer aus den Kantonen Aargau, Solothurn, Luzern und Freiburg unentgeldlich in Forstwissenschaften, und schloß sich mithelfend dem gemeinnützigen Streben der Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau und dem, durch Unterricht in höhern Wissenschaften wohlthätigen, Lehrverein zu Aarau an. — Es würde dieser für die Mehrheit der Leser sehr unerheblichen Dinge gewiß keiner Erwähnung gethan sein, wenn es nicht zur Berichtigung anderswo erschienener lebensgeschichtlicher Nachrichten nöthig gemacht wäre. Und mit nicht geringerer Liebe, wie für den Freistaat des Aargau's — das darf er von sich zeugen —, schlug sein Herz immer für Ehre, äussere Unabhängigkeit und innere Freiheit der Eidsgenossenschaft, in welcher eine große Zahl der edelsten und ruhmwürdigsten Männer ihn ihrer persönlichen Freundschaft nicht unwerth halten wollten.

Bei solchem vielfachen, nur auf sein Vaterland berechneten Streben, welches Kraft und Zeit

versplitterte, konnte er in Nebenstunden für Wissenschaft und Kunst nichts Ausgezeichneteres leisten. Als Jüngling hatte er freilich, bald in der Dichtkunst, bald in der Weltweisheit, Großes vollführen zu können geglaubt. Er versuchte auch seine Kraft an Allem. Es dauerte lange, eh' er sich selber fand; Mancher findet sich im ganzen Leben nicht. Als er endlich aber das bescheidene Maas seiner Geistesgaben und die Art derselben erkannte, begnügte er sich, nicht auf Erweiterung des Gebietes der Kunst und Wissenschaft, sondern auf Verbreitung des schon von schöpferischen Geistern Gewonnenen, auszugehen. Er nahm daher an verschiedenen Zeitschriften Theil, einige leitete er selbst. Diese Kinder des Tages galten dem Tage, den sie lebten.

Johannes Müller in Berlin, Friedrich von Schlichtegroll in München, der geistreiche Joseph von Ittner und andere seiner Freunde mahnten ihn, Hand an Größeres zu legen. In besonderer Vorliebe für das rasche Emporgehen des baierischen Staates unter der Herrschaft des väterlichen Königs Maximilian Joseph und unter der Verwaltung des neben ausgezeichneten Staatsmännern seiner Zeit ausgezeichneten Montgelas, unternahm er die Geschichte von Baiern. Er weihte ihrer Bearbeitung zehn volle Jahre, machte zu ihrem Behuf drei Reisen

durch Baiern, in allen Richtungen des Landes (in den Jahren 1812, 1815 und 1817), und sammelte aus München, Wien und Paris, durch anhaltenden Briefwechsel, Aufschlüsse und Urkunden. Darf er den Zeugnissen mehrerer der verdienstvollsten Männer jenes Staates glauben, so soll er die lange Zeit nicht als eine verlorne beklagen, welche er der mühsamen Arbeit geweiht hatte. Er selbst aber würde sie ohne anders verloren achten, wenn sein Geschichtswerk, bloß Sachkundigen und Gelehrten schätzbar, nur ein Hilfs- oder Prachtstück für Bücherkammern und Schulen geblieben wäre, und nicht, in Wort und Wesen lebendig, das Gemüth des Volks durchdrungen hätte. Doch empfing er darüber bald die erste tröstende Beruhigung in jener beträchtlichen Zahl von Flug- und Schmähschriften, die von Geistlichen in Baiern geschrieben und ausgebreitet wurden, um ihn sowohl der Nation, als dem Könige, verächtlich oder verdächtig zu machen. Der Monarch aber ließ ihn, auf einer Durchreise in München, zu sich nach Nymphenburg berufen, um ihm seine Huld zu bezeugen; und mehrere Jahre später noch war dieser Vater und Fürst seines Volks geneigt, dem Geschichtschreiber ehrende Beweise einer Gnade zu ertheilen, deren derselbe durchaus nicht würdig zu sein glaubte.

Vielleicht aber nirgends tiefer, als in der

Schweiz, wurde das Bedürfniß einer Geschichte des Vaterlandes empfunden, die vor Aug' und Ohr alles Volkes Ursachen des Ruhms und Verfalls der Eidsgenossenschaft offenbar gemacht hätte. Das Bedürfniß ward um so ernster, je mehr die kleinen Völkerschaften und ihre Regierungen, nachdem sie mehr oder weniger in die ehemalige Bundesschaft zurückgetreten waren, das Wiederholen jener großen Verirrungen zu drohen schienen, durch welche sie einst den alterthümlichen Ruhm eingebüßt und ihr Verderben gefunden hatten. Die ältern Jahrbücher, oder Johannes Müllers unvollendetes Meisterwerk, oder Leonhard Meisters und Anderer Geschichten waren in Weniger Hand, und von noch Wenigern ganz gelesen. Nicht viele Schweizer kannten den Zusammenhang von den Schicksalen ihrer Vorwelt; am wenigsten den für sie lehrreichsten Theil derselben aus den jüngern Jahrhunderten. Selbst in Rathssälen wurde große Unkunde wahrgenommen. Wir wissen durch Johannes Müller, durch Bonstetten und Andere, wie bei ehemaligen Schweizerregierungen kleinliche, reichsstädtische Eifersucht oder Furchtsamkeit, welche für Staatsklugheit gelten sollte, sogar die Wahrheit des Geschichtschreibers, als gefahrvoll, im Bann hielt.

Von mehrern Seiten wiederholt angesprochen,

versuchte der Herausgeber des schon erwähnten Volksblattes, des Schweizerboten, die Lösung der schwierigen Aufgabe in seiner Wochenschrift, während einer Zeitfolge von drei Jahren. Mehrere Male verzagte er aber so sehr am Werth seiner Arbeit, daß er sie unvollendet gelassen haben würde, hätten ihn nicht sehr achtbare Personen durch ihren Zuruf angefrischt. Denn wie leicht Vielen das Unternehmen dünken mochte, empfand er dessen ganze Schwere, als er dem gründlichen Kenner und dem unwissenden Hüttenbewohner zugleich Genüge thun, die höhern Wahrheiten der Geschichte und Staatsklugheit mit des Volkes Denkart und Ton geben, in die verworren durch einander laufenden Begebenheiten vieler verbündeten Freistaaten die unentbehrliche Einheit tragen, bei der kirchlichen Verschiedenheit der Schweizer Keinem zum Anstoß werden, und bei der mannichfaltigen Fülle des Stoffes, im engen Raum weniger Bogen, gedrängt ohne Trockenheit, das Wesentliche lichtvoll und mit volksthümlicher Anmuth darstellen sollte. — Daß diese Geschichte des Schweizerlandes aber, nach vollendeter Erscheinung, in das Zimmer des eidsgenössischen Staatmannes, in die Hütte des Aelplers, in die Schulen der Jugend und in die Werkstätten der Bürger, großen und freundlichen Eingang fand, konnte in der That nicht sowohl schon Zeugniß für

ihren Werth, als nur für das drängende Bedürfniß ablegen.

Seitdem zog ſich der Verfaſſer auch von größern und ernſtern ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zurück, und verſuchte ſich allenfalls in heitern Mußeſtunden an einer leichten Erzählung. Das gewährte ihm, neben Erholung und Beluſtigung an flüchtigen Phantaſiebildern, den Vortheil, von der Verketzerungswuth einer alleinſeligmachenden Staatsparteiſchaft dieſer Tage unangefochten zu bleiben. Uebrigens haben ihm Verunglimpfungen, welche er früher und ſpäter wegen ſeiner Denkart und Weltanſicht dulden mußte, nie den Frieden des Herzens geſtört, weil er, bei unverſehrter Ruhe des Gewiſſens, wohl für etwas Beſſeres, als einen bloßen Namen, gelebt hat. Er läugnete auch nicht, nun ein halbes Jahrhundert über ihn hingegangen war, daß jene Urbilder, welche einſt die Abgötter ſeiner Jugend geweſen, noch ſtets ſeine Bruſt mit heiliger Gluth erwärmen. So wahr das Menſchengeſchlecht des ganzen Erdbodens ſich der gleichen Vernunft freut, ſo wahr muß das Vernunftgemäße unter allen Völkern die geſellſchaftlichen und kirchlichen Ordnungen durchdringen, und ſie von den unſaubern Werken barbariſcher Dummgläubigkeit oder ſelbſtſüchtigen Gewaltthums, ſowohl in Volks- als Fürſtenreichen, reinigen. Denn nicht Republik, nicht Monarchie

ſind an ſich im Widerſpruch mit dem Heil der Menſchheit, ſondern was in beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich bleibt. Die göttliche Natur unſers Geſchlechts aber läßt ſich nicht ewig in die Thierhaut einſpannen, worin ein argliſtiger oder unwiſſender Stolz ſie vermummt halten mögte. Dafür leiſtet die Geſchichte der vergangenen Jahrtauſende, dafür das Schickſal unſers Zeitalters unverwerfbare Bürgſchaft. Licht und Recht immerdar freier zu ſtellen, dazu mußten Feinde und Freunde, Willkühr und Nothwendigkeit, Glück und Unglück, Verbrechen und Tugend ſich unbewußt verbinden. Wer an Gott glaubt, muß daher nie das Recht und die Wahrheit, die unterdrückt werden ſollen, ſondern nur die Verblendung des Unterdrückers beklagen, der, für das Unmögliche, alles mögliche Böſe wagt. Der Unterdrücker aber iſt jedesmal nur der Parteimenſch, auf welcher Seite er ſtehe, der aus Liebe zum Himmel Böſewicht, aus Liebe zur Freiheit Despot, und im Eifer für öffentliche Ordnung und Glückſeligkeit deren unbarmherziger Zerſtörer wird.

In dieſen Geſinnungen betrachtete der Urheber gegenwärtiger Zeilen das welterſchütternde Schauſpiel der letzten Jahrzehnde. Er begrüßte einſt mit freudiger Begeiſterung den erſten Aufgang der Freiheit Frankreichs. Und wenn er ſich ſchau-

dernd vom Anblick der blutigen Gräuel wegwenden wollte, die den innern Kampf einer aufgelöseten Nation begleiten mußten, hielt ihn der Gedanke tröstlich aufrecht: das Gerechte wird überleben; das Jahrhundert iſt im Auge des Ewigen mehr, als das Jahr; die Menſchheit mehr, als der Menſch. Er erblickte mit Bewunderung den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit; aber in den Triumphzügen desſelben nicht das, was der Held ſah, ſondern nur erweiterte Pflanzungen deſſen, was göttlich iſt, über dem Schutt zuſammengeſtürzter alter Götzentempel. Der Kriegsmann führte bloß den eiſernen Pflug; aber die Hand der Vorſehung ſtreute ihre Saat in das aufgeriſſene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grauſen ergriff beim Anblick des wachſenden Weltreichs unter eiſernem Zepter, tröſteten ihn vergangene ſechs Jahrtauſende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig, und immerdar glänzender, beſtand. Iſt die Sonne einmal aufgegangen, wird es nicht Nacht, ſondern Tag; und die Wolke, welche am Himmel ſpielt, löſcht deſſen ewige Leuchte nicht aus.

Der Verfaſſer der hier geſammelten Schriften glaubt, zur Erklärung vieler Stellen darin, genug von ſich geſagt zu haben. Die Rolle, welche

er aus der Hand der Vorsehung für das flüchtige Lebensspiel empfing, war zu unbedeutend, um größere Neugier wecken zu können, oder stillen zu müssen.

Aarau, 1824.

Erinnerungen aus Rhätien

während

der Staatsumwälzung

in den Jahren 1797 bis 1799.

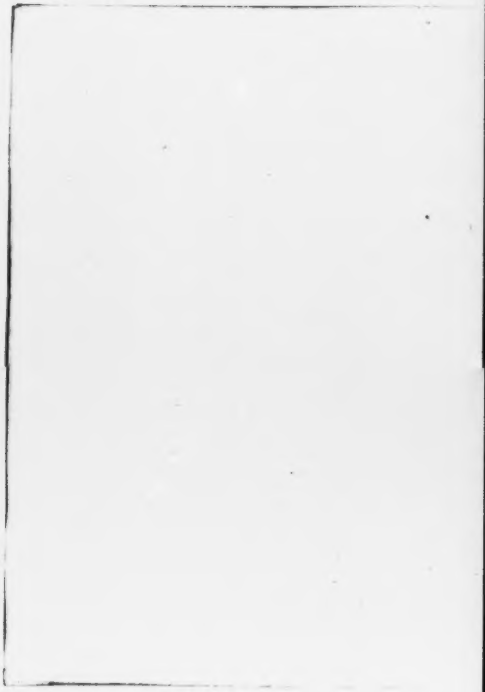

Das Nachfolgende erschien zuerst gedruckt in den „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. Erster Band. Winterthur 1803“, einer Sammlung von Beiträgen zur neuesten Geschichte der Schweiz von verschiedenen Verfassern, und führte die Aufschrift: „Emigration der Bündner.“ Die damals beigefügten diplomatischen Aktenstücke und viele andere Einzelnheiten, welche einer spätern Zeit und einem weitern Kreise von Lesern nicht mehr zusagen können, sind in dieser Ausgabe hinweggelassen worden.

Erster Abschnitt.

1.

Am Fuße der Alpen, in wohlthätigem Geschäftskreise, Bürger eines Freistaats, geliebt von Manchen, geschätzt von Vielen, — wohnte ich zufrieden in dem bündnischen Thal von Reichenau, am Zusammenflusse des vordern und hintern Rheins, von der Natur zur lieblichsten Einsiedelei geschaffen.

Dort steigen schroff zur Rechten und Linken Hochgebirge gen Himmel, mit ihren Waldgürteln

und Felsenscheiteln. Kleine Gewölke spielen faſt immer um ihre Bruſt. Droben ruhen die ſtillen Matten der Alpen, einzelne Hütten, verlorne Ställe. Keine Jahrszeit raubt den Gebirgen die Mannigfaltigkeit des Reizes; jede ſchmückt ſie mit neuen Wundern.

Im Thale ſtrömt der junge Rhein. Seine Ufer ſind von Gebüſchen überhangen. Kleine Ebenen, einzelne Gruppen von Bäumen und Felsblöcken, niedere Hügel, leichte Wäldchen verbinden mit der ſchauerlichen Pracht der Alpenwelt die Anmuth eines Parks im engliſchen Geſchmack. Hinter einem Hügel am Gebirge zeigt ſich ein halb verſtecktes Dörfchen. Es iſt Damins. Seine Kirche ſtrahlt von der Höhe des Hügels über das Thalgelände. In der Ferne, zwiſchen langen Gebirgsreihen, verlieren ſich Berg' und Himmel mit bläulichem Duft.

Die Schweizerlandſchaften, mit Ausnahme der Seegegenden, gewinnen den Bündner Thälern den Preis der Schönheit nicht ab. — Hier arbeitete die Natur im erhabenern Style.

Erſchütternd vor Allem iſt der Blick von der Spitze des Kalenda-Gebirgs, beim Schloſſe Reichenau, über das wunderbare Chaos. — Weit umher ein Heer von zuſammenſtoßenden Felſenthurmen, die in ſchwachern Farben am fernen Horizonte verrinnen. Kahle Fluen, an denen kein

Strauch keimen, und woran die müde Natur selbst keinen Grashalm mehr hängen mag — Einöden zwischen den Felspyramiden auf den höchsten Bergrücken, wo nie der Fuß eines Sterblichen hintrat, und Adler und Geier nicht weilen mögen. Nichts Lebendes in der Höhe, nichts Reges und Lautes, als der rinnende Gletscherbach, der aus seinen Eisgewölben über Abgründen und durch Felsentrümmer taumelt; oder die stäubende Lawine, die, beschneiten Firsten entschlüpfend, ihren Donner dröhnend durch's Labyrinth der Gebirgskammern wälzt; oder gährende Wolken, welche in geheimer Oekonomie bald zusammenziehen, bald auseinander jagen, und die Brust der Berge umwickeln, deren besonntes Haupt darüber wie ein Land im Himmel glänzt. — Und tiefer unter den höchsten Gipfeln die grünen Alpengefilde, mit weidenden Heerden, einsamen Hirten und Hütten, wo Alles in stiller patriarchalischer Einfalt wohnt, wo keine Ahnung herrscht von den unermeßlichen Fortschritten des menschlichen Geistes, von dem verfeinerten Genuß des Lebens und den Gräueln der gereizten Leidenschaften. Drunten in ferner Vertiefung halbverschattet von krausen Gebüschen freundliche Dörfer; zwischen Kunstgärten und Weinhügeln helle Landhäuser; Flecken und Städtchen, welche der Trümmer alter Ritterschlösser spotten, die, wie Memento Mori's, seit Jahrhun-

derten an den Felswänden kleben. — Bei solcher Ansicht glaubt man zuweilen in einem Traum zu wohnen, der mit phantastischer Feenhand Sitten entfernter Jahrtausende, Gegenden entfernter Himmelsstriche, Novazembla's Eis und Italiens Blumen zusammenfügte.

2.

Verschieden, wie die landschaftliche Natur, ist auch Bildung und Denkart der Bewohner des rhätischen Hochlandes. — Europa hat wenige Länder, wo so ausserordentliche Umstände zusammenspielen, das bunteste Gemisch von Gesittungsstufen zu bilden.

Der Bau der Thäler, welcher, wie in einzelnen Kammern, die eine Masse der Einwohner von der andern sondert, trägt dazu nicht wenig bei. Getrennt von den Nachbarn durch ungeheure Berghoben, lebt jede Thalschaft für sich. Orts- oder Gemeindsrechte erschweren die Niederlassung der Fremden, und fremd gelten selbst Bündner in jedem Thale, wo nicht ihre und der Aeltern Heimath ist. — Man verheirathet sich selten in ein entlegenes Thal; bleibt, bei dem ewigen Umgang mit sich selbst, auf eine gewisse Zahl von Begriffen und Kenntnissen beschränkt; treibt sich seit Jahrhunderten in dem gleichen Kreise der Bedürfnisse herum; bewahrt ungestört Sitten, Gebräuche,

Vorurtheile, Denkarten und Neigungen der Vorfahren.

Lage und Klima der Wohnsitze vermehrt den Grad ihrer Verschiedenheiten. Andere Bedürfnisse, andere Beschäftigungen, anderer Wohlstand herrschen in den rauhen Hochgebirgen; andere in den Geländen tieferer Thäler. Die Natur selbst entzog den Bewohnern so verschiedener Gegenden das gemeinsame Interesse, und machte sie in der Mitte des Festlandes zu Eiländern. Während die Hirten in der Nachbarschaft der höchsten Alpen mit Witterung und kargem Boden streiten, welcher ihnen für die langen Winter kaum das Brennholz gebiert, genießt das Volk der heitern Thalungen gemächlichern Daseins. An seinen Hügeln reift die Traube; seine Ebenen tragen Korn und Obst; seine Straßen sind vom Handel belebt. — Der rohe Berger in halber Wildheit bleibt seiner eigenen Anlagen und der Mittel unkundig, sie zu entwickeln; die Leute des Thals, minder um Erhaltung besorgt, erheben sich über das Nothdürftige zum Genuß des Anmuthigen. Wohlstand bildet Sinn für das Schone. Vermehrter Umgang entfaltet Keime aller Tugenden und Laster des gesellschaftlichen Lebens.

Wenn aber auch weder Klima noch insularisches Leben nicht ausreichen sollten, einzelnen Bezirken des Hochlandes den unterscheidenden Ka-

rakter einzelner Volkerschaften zu geben: so würde es die Mannigfaltigkeit der Sprachen können, die sonst Nationen zu scheiden pflegt.

Das Volk der rhätischen Gebirge ist, ohne Zweifel, aus angeworfenen Trümmern verschiedener Reiche entsprungen. — Zweige des großen, uralten galischen Stammes, verirrt in diese Einoden, belebten sie unter dem Namen der Taurisker und Leyontier zuerst, wie alte Schriftsteller nach schwankenden Sagen sie nennen. — Die Kriege der Gallier in Italien, mehr als ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, verursachten in Thuscien Auswanderungen. Die Wildniße der Leyontier und Taurisker wurden Zufluchtsort Unzähliger, welche hinter unwirthbaren Felsen, vor den Schrecken des Kriegs, vor den Grausamkeiten der Barbaren, diejenige Ruhe zu finden hofften, welche in den schönen Gefilden Italiens so selten einheimisch war. Livius zeichnete die Sage davon auf. Der Führer der Flüchtlinge Thusciens soll Rhätus geheißen haben. Sein Name erbte auf das Volk. Noch heutiges Tages bewähren halberloschene Spuren die Aechtheit der Sage. Nicht die Namen ganzer Gegenden, oder einzelner Ortschaften, und deren Aehnlichkeit mit ehemals berühmten in Thuscien sind ein so bleibendes Denkmal davon, als die noch bis auf unsere Zeiten gekommene alt-italienische Sprache.

Sie wird die romanische genannt, denn Roma beherrschte damals Italien, und der Name der mächtigen Stadt überstrahlte alle übrige Gegenden der Halbinsel. Die thuscischen Flüchtlinge bewahrten ihre Mundart unvermischt mit der ihrer Nachbarn, von welchen die Scheidemauern beschneiter Gebirge sie trennten.

Man sieht es dieser romanischen Sprache an, daß sie unverkennbares Kind der römischen sei. Dem Sprachforscher muß sie von Werth sein. Es sind Nachklänge der römischen Zunge, nicht aus den Tagen Augusts, sondern älterer Jahrhunderte, nicht der gebildeten, sondern der rohern Volksklassen Norditaliens.

In spätern Zeiten — man behauptet, in den Tagen der Kriege Hannibals des Karthagers — scheint eine neue Auswanderung aus dem Gebiet von Latium oder Campanien die unbewohnt gebliebenen Bergthäler Rhätiens bevölkert zu haben. Von den hohen Quellen des Inn bis zu den Grenzen des Tyrols zieht sich an den Nordseiten des Valtelins das fünfzehn bis sechszehn Stunden lange Bergthal Engadin hinab. Dort wird noch heutiges Tages in der Zunge der latischen Flüchtlinge geredet. Ihre Sprache heißt die ladinische. Obgleich Schwester der romanischen, ist sie doch gebildeter, wohltonen-

der, näher an das Lateinische und Neuitalienische rührend.

So werden in Bünden also zwei Sprachen geredet, welche im übrigen Europa unbekannt sind. Es wird in ihnen gepredigt, geschrieben, gedichtet, und mehrere Volksschriften sind in denselben gedruckt. Die Volkerschaften, so sich derselben bedienen, sind durch sie mehr noch, als durch Felsenwände, vom nähern Verkehr und Umgang mit den Nachbarn zurückgehalten.

Eine dritte Sprache des Landes ist die deutsche. Sie dehnt sich am weitesten aus. Die Mundart des Volks nähert sich der schwäbischen. Von gebildetern Klassen wird sie aber reiner und sanfter gesprochen, als in der ganzen übrigen Schweiz. Sie war von jeher, mit Ausnahme des Lateinischen, Sprache der Kanzeleien des Landes. Mit zunehmendem Verkehr der deutschen und romanischen Gegenden erweiterte sie ihr Gebiet zum Nachtheil der romanischen Zunge. Diese ist in einigen Gemeinden schon ganz, in andern halb erloschen, so daß Prediger den Gottesdienst in beiderlei Zungen verrichten müssen.

Die vierte Landessprache ist endlich die italienische. Sie lebt an den Grenzen Italiens, und besonders in den Thälern von Misocco, Calanca und Puschiavo.

Ohne Mühe läßt sich der Einfluß von so mancherlei Sprachen auf ein Volk erkennen, welches kaum, wie es gegenwärtig ist, anderthalb Hunderttausend Seelen zählen mag. Und wenn es auch keine Musterkarte von Resten der Celten, Thuscier, Latier, Italiener, römischen und allemannischen Ansiedler, selbst von Hunnen wäre, die bis hieher zu Attilas Zeiten vordrangen, und spätern Deutschen, mit welchen wahrscheinlich Kaiser Friedrich der Rothbart die Thäler von Rheinwald, Savien, Avers und Tenna bevölkert hat, — so würde die staatsthümliche Verfassung allein genug gewesen sein, Graubünden in den Wohnsitz einer Menge kleiner, mit einander wenig gemeinhabender Völkerschaften aufzulösen.

Nach der Staatsumwälzung im fünfzehnten Jahrhundert, durch welche das Gebirg Freiheit empfing, ward das Volk unmittelbar selbherrlich, so wie es vorher leibeigen und unterthan war. — Möglich größte Freiheit jedes Einzelnen wurde die Grundlage der neuen Staatsverfassung. Diese Sehnsucht nach Lebenswillkühr und bürgerlicher Fesellosigkeit kann nur in Familien, in kleinen Gesellschaften gestillt werden, wo leichtere Uebersicht der geringen Gliederzahl, wo Einfalt der Verhältnisse, weder Strenge noch Vielheit der Gesetze erheischen.

Verschiedenheit der Gebirgsbeschaffenheiten, der Landessprachen, der Sitten, der heimathlichen Gebräuche, der Rechtsame, begünstigte die Neigung der Leute. So entsprang der rhätische Föderalismus, ein Bundessystem, wie ausser diesem die gesittete Welt keins gekannt hat.

Jeder einzelne Bürger ward in seiner Gemeinde freier Herr. Er gab zu öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme; war jedes Staatsamtes fähig, und trug, als Patrizier seines Dorfs oder Städtchens, schneidende Vorrechte vor den spätern Ankömmlingen oder deren Nachkommen (Hintersassen). Er kannte, als freier Mann, keine Abgaben. Geistliche und Schullehrer wurden von ihm kärglich, obrigkeitliche Personen meistens gar nicht besoldet.

Das Beisammenwohnen einiger Familien bildete ein Dorf. Jedes Dorf war als ein eigener kleiner Freistaat anzusehen, mit besondern Privilegien, Rechtsamen und Jurisdiktionen. Es führte seine Orts-Haushaltung unabhängig unter dem Vorsitz eines Cuvig (oder Dorfmeisters).

Sich aber zu stärken und dem Gericht Unparteilichkeit zu geben, traten mehrere Dörfer zusammen mit Vorbehalt ihrer besondern Rechte, und stellten eine Gemeinde dar — eine grössere Republik. An ihre Spitze trat der Ammann, begleitet von Rathsherren, Gerichts-

sässen und Geschwornen. In der Landesgemeinde, wo das Volk sein Hoheitsrecht übte, und Knaben von sechszehn Jahren, an einigen Orten sogar von vierzehn Jahren, stimmfähig gehalten wurden, hielt der Ammann den Vorsitz, so wie im Gericht. Er besorgte die allgemeinen Staatsgeschäfte im Namen der Gemeinde, und war bei den allgemeinen Bundes- oder Standes- und Landes-Versammlungen Repräsentant seiner kleinen Republik, nachdem er von der Landesgemeinde mit den nöthigen Instruktionen versehen war.

Ein Kreis von benachbarten Gemeinden, unbeschadet ihrer besondern Vorrechte, bildete einen grössern Staat, der parteilosern Rechtspflege willen, und führte den Namen Hochgericht. Ein Landammann (an andern Orten Podesta, an andern Landvogt geheißen) stellte, umgeben von seinen Räthen, die vollziehende Gewalt vor. Eitelkeit mehr, als Goldsucht, fand in solchen Staatsämtern einige Nahrung. In Kirchen, in Prozessionen und öffentlichen Gesellschaften genoß der „regierende Landammann" den Vorrang, auch ward ihm in der Anrede die Bezeichnung Ihro Weisheit gebracht. Jedes Hochgericht war eine so unabhängige Republik, als es irgend einer der Schweizerkantone gewesen, doch mit dem Unterschiede, daß es mit andern Hochgerichten einen Bund

formte, welcher mit dem Auslande unterhandeln konnte.

Der Bund hatte wieder seine besondere staatsthümliche Gestalt und Gliederung. Er besaß seinen Areopag, Bundesversammlung genannt, zusammengesetzt aus den Deputirten der Gemeinden und Hochgerichte. Dieser Areopag behandelte in jährlichen Sitzungen die Angelegenheiten der im Bunde begriffenen Republiken, schied ihre Zwiste, wog ihre Interessen. Den Vorsitz in der Bundesversammlung (oder am Bundestag) führte ein Bundeslandammann (im Zehngerichtenbund) oder Bundespräsident (im Gotteshausbund) oder Landrichter (im Ober- oder Grauenbund).

Drei solcher Bundesschaften zählte Rhätien seit dem fünfzehnten Jahrhundert, und daher der Name der drei Bünde im hohen Rhätien.

Sämmtliche waren mit einander durch besondere Verträge verknüpft. Was Bundesversammlungen für jeden einzelnen Bund waren, galten Standes- und Landesversammlungen, aus den „Deputirten der ehrsamen Räthe und Gemeinden" bestehend, für gesammte drei Bünde. Auch diese Versammlungen hatten, wenn nicht ausserordentliche Fälle eintraten, jährlich nur einmal statt. Ein Kongreß (der drei Herrenhäupter oder) der Vorsteher der drei

Bünde beseitigte inzwischen die laufenden Staatsgeschäfte von minderer Erheblichkeit.

So schien menschliche Kunst mit den Launen der bildenden Natur um den Preis gewetteifert zu haben, wer von beiden am meisten beitrage zur Auflösung der Rhätier in eine Menge kleiner Volkerschaften, welche weder Himmelsstrich, noch Bedürfnisse, weder Sitten, noch Gesetze, weder Sprachen, noch Verfassungen mit einander gemein hatten.

Auch die Religion, welche selten eine Nation ohne Spaltung ließ, wollte an der großen Trennung hier nicht ohne Antheil bleiben Die römisch-katholische und die reformirte Kirche haben das Land unter sich getheilt, wie in der Schweiz. Sie bewachen sich gegenseitig mit eifersüchtigem Blick. — Andere Glaubens- und Kirchenparteien werden nicht geduldet. Noch einen verstohlenen Ueberrest von Beguinen findet man im abgelegenen Gebirg, der aber ohne Bedeutung ist. *)

Wie mannigfaltig schillernd mußte die Volksthümlichkeit unter Umständen werden, welche,

*) Zu Tiefenkasten wohnen dergleichen. Sie unterscheiden sich durch strengere Disziplin und sittige Krankenpflege. Auch ihre schwarze Kleidung hat etwas Auszeichneres.

wie in diesen Bergen, sich in keiner Gegend Europa's so seltsam vereinigten.

3.

Es ist ein schweres Geschäft, über den Karakter eines Volks abzusprechen, oder ihn mit seinen feinern Zügen aufzufassen und zu zeichnen, besonders bei einem so zusammengesetzten Volk, wie das von Bünden.

Wirklich ist dies gegenwärtig auch nicht mein Vorhaben. — Ich habe mit leichten Umrissen die Hauptgegenstände dargestellt, welche auf den Nationalkarakter den ersten und entschiedensten Einfluß haben. Ich werde wieder einige Wirkungen dieses Karakters beschreiben, und dem Scharfsinn des Lesers überlassen, sich ein Bild von Sinn- und Denkart des rhätischen Volkes zusammenzustellen.

Mehr, als in den Thälern, herrscht unter den Bewohnern der Gebirgshöhen eine gewisse Gleichheit des Karakters.

Die Natur droben ist wild, und so auch ihr Mensch. An beiden bricht das Messer der Kunst.

Alpenwirthschaft ist die vorzüglichste Beschäftigung der Hochländer. Minder wird sie in den an Handelsstraßen reichenden Gegenden getrieben, wo die Unterhaltung mehrerer hundert Saumrosse zur Führung der Kaufmannsgüter

über die steilen und gefahrvollen Bergrücken einträglicher ist. Man schätzte den jährlichen Ertrag des bloßen Fuhrlohns für Bünden gegen 224,000 Gulden.

Keine Stätte der zwischen den Klippen zerstreuten Alpengefilde bleibt unbenutzt. Bis zum Saum der ewigen Schneeflüren und Gletscher klimmt das Vieh. Im südlichen Theil von Bunden haben noch, ausser den Landeseigenthümern, auch die sogenannten Tessini, oder italienischen Schäfer, ihre Wirthschaft.

Diese, meistens wohlhabende Männer aus dem Bergamaskischen, Mailändischen u. s. f. hüten ihre eigenen, zahlreichen Heerden. Sie treiben dieselben während der Sommermonde in die hohen magern Bündneralpen. Der Zins, welchen sie dafür erlegen, wirft alljährlich große Geldsummen ab.

Schon seit mehrern Jahrhunderten zogen die italienischen Hirten in diese Hochgebirge. Ihre Heerden bestehen aus vielen tausend Schafen. Sie vertheilen dieselben in den Alpen, und wohnen droben vereinzelt, in kleinen Hütten, die ihre Hand aus übereinandergeschichteten Steinplatten gebaut hat. Dahin flüchten sie während des Sturms. Dahin holen sie aus der im Mittelpunkt liegenden großen Hütte, ihrem Magazine, die Lebensvorräthe. Das Fleisch der

Schafe, welche an den Abgründen steiler Felsen verunglücken, Käse und Schotten, Heidekornmehl und Polenta machen ihre ärmliche Nahrung. Ein brauner Kittel von grober Wolle ist ihr Kleid; ein schlechter Mantel ihre Decke, ein Lager von Lüsche oder Alpenschilf, oder gedörrtes Gras, ihr Bett. Treue, zottigte Hunde sind ihre Gefährten und Wächter, die mit Kleien in Schotten gerührt gefüttert werden.

So leben die Schäfer während der heißen Sommertage neben den unwirthbaren Gletschern.

Und, wie sie, die bündnischen Hirten. Wochen verfließen droben, ohne daß ihnen ein Mensch in der Einsamkeit begegnet. Die Besorgung der Heerde und Ruhe nach Arbeit theilt ihre Stunden. Das einfache Leben, und der Trotz, welchen sie allen Witterungen bieten, leiht ihrem Körper unzerstörbare Gesundheit. Die reizende Einöde auf grünen Auen zwischen Felsen und Wolken wird ihnen Bedürfniß. Nicht ohne Sehnsucht und Wehmuth erinnern sie sich dahin zurück, wenn das hohe Alter ihnen der Alpen Wiedersehen untersagt. Immer sich selbst angehörend, zwanglos, unabhängig, drückt sie die Fessel des gesellschaftlichen Lebens. Das Fügen in die Verhältnisse des Bürgers däucht ihnen schwer. Darum sind sie unbändiger und wilder, als der geschmeidigere Thalbewohner, aber auch biederer

und treuherziger, denn er. In ihrer stillen Oberwelt nehmen sie die hohe Einfalt und Rauhheit derselben an.

Nur verwegene Gemsenjäger verlieren sich in die Alpengipfel. Diesen Waghälsen ist keine Felsspitze steil, keine Kluft schwindlicht. Bündner selbst treiben nur selten die gefahrvolle Jagd. Statt ihrer schwärmen fremde Kerls, meistens Tyroler, oder Ausreisser, oder entschlüpfte Verbrecher, zwischen den Klippen. Obwohl das Gesetz sie verfolgt und die ausser dem Wege bewaffneten Wilddiebe vogelfrei sind, schweifen sie doch furchtlos umher. Gleichgültigkeit, Religiosität, Aberglaube des Bündners, welcher den Tyroler Wildschütz für kugelfest, oder gar mit dem Teufel verbündet hielt, nahmen sie in Schirm.

Doch nur kurze Zeit sind die höchsten Regionen unsers Welttheils von Hirten und Jägern besucht. Der frühe Winter erscheint. Alle flüchten in die Niederungen mit ihren Heerden und Hunden. Ein zeitiger Schnee wälzt sich über die sterbenden Alpen. Die Quellen erstarren. Die Seen werden Eisplatten; die Wasserfälle Krystallsäulen. Adler und Geier schweben tiefer. Selbst der scheue Berghase, der Bewohner der höchsten Reviere, der nie eines Obdachs bedarf, steigt zu den tiefern Waldungen hinunter. Nur

das Murmelthier, seiner Wohnung getreu, bleibt drobben, um vom Weinmond bis zum März seinen langen Winterschlaf zu halten. — Es ist unmöglich, das Schauerliche einer vom Winter beherrschten Gebirgshöhe zu malen. Alles Leben stockt. In den entseelten Gestrüppen der hohen Felsmassen kein Vogel, kein Gewürm. Ein einförmiges Chaos von Eis- und Schneewüsten und Trümmern gestürzter Berge lagert seine Schrecken zwischen Klüften und schattigten Abgründen aus. Keine Spur des Lebens, keine Wohnung, kein Wanken begegnet dem Auge in der weiten Stille. Nur zuweilen irrt ein Gewölk über das todte Einerlei herab, wie über den Leichnam einer Welt, deren der Schöpfer vergessen will. Riesenhafte Felsensäulen ragen schwarz aus Tiefen in Schnee und Nebel verloren, wie trauernde Grabmäler der verstorbenen Natur.

Dies ist der Anblick, welchen der Bewohner der höchsten Bergthäler ein halbes Jahr lang über sich hat. Und eben so lange zählt er die Tage seines Winters. In dieser Zeit halten sich die Aelpler still in ihren Hütten, die niedrig und eng, aus Holzstämmen zusammengefügt, inwendig vertafelt, nur gegen des Winters Strenge berechnet sind. Breite Steine belasten das Schindeldach, damit es der Wind nicht entführe. Kleine Fenner werfen ein kummerliches Licht in die

Stube, worin ein großer von Mauersteinen in Viereck gebauter Ofen den beträchtlichsten Raum einnimmt, im Verhältniß zum übrigen Hausgeräth. Die ganze Familie ist um den Ofen hingelagert, entweder auf den hölzernen Bänken daran herum, oder oben auf den Steinplatten. Die Küche ist in des Hauses Flur oder Eingang. Der Keller, mit Käse, Butter, Ziger, Milch u. s. f. gefüllt, ist nur einige Schuh tief in die Erde gegraben. Mit dem Wohnhause meistens unter gleichem Dach befindet sich der Viehstall.

Der Berger Hausgeräth, einfach und gering, ist nur für die Nothdurft. Viele Familien spinnen, weben und schneidern ihre Kleidung selbst. Sie besteht gewöhnlich aus halbwollenem Zeuge. Jedes Thal ändert Schnitt und Farbe. Nur die Weiber zeichnen sich durch einige Pracht im Sonntagsschmuck aus. An verschiedenen Orten prangen sie mit Gold- und Silbertressen an Haube und Wamms und Goller, und silbernem Kettenschmuck und scharlachenen Aermeln. Nach der Sveven und Sicambern uralter Sitte, die schon Tacitus kannte, tragen sie ihr Haar, in Flechten gewunden, auf dem Wirbel des Kopfs, oben in einen runden Knoten, um eine löffelförmige Silbernadel, geschlungen.

Die weibliche Tracht begünstigt die schönen Formen nicht. Sie ist steif, einzwängend,

eckigt. Ueberhaupt gehören die rhätischen Alpenbewohner nicht zu den schönern Gattungen. Dort wehen die Winde schneidender, und die Hitze der Sonne, von den Wänden der Felsenkessel zurückprallend, brennt tiefer. Jedes Vergnügen wird mit einer Gefahr oder Mühe erkauft. Ein freundlicher Besuch des entlegenen Nachbars fodert eine Reise über Berge und Thäler. Die Speise, derb und schwerverdaulich, ist einfach und ohne Mannigfaltigkeit. Der Bergbewohner unterscheidet sich daher durch seine Gestalt. Seine Muskeln sind stark und fest, seine Schritte schwer und sicher. Braun von Farbe, hager von Antlitz, breit von Schultern und Brust, zeigt sein ganzes Wesen das inwohnende Gefühl von Stärke und jenen pochenden Trotz, dem vor keiner Gefahr bangt, der mit den Schrecken der Natur spielt, aus den freundschaftlichsten Unterhaltungen leuchtet, selbst durch Wein und Freude nie erlescht, sondern nur in Spottlust verwandelt werden kann.

Wie die Männer, so die Weiber. Durch schwere Arbeiten und den Ungestüm der sie umringenden Natur abgehärtet, scheinen sie ihres Geschlechtes eigenthümliche Vortheile kaum zu kennen, des Mannes Wildheit zu zähmen. Miene und Anstand tragen eine gewisse Keckheit, welche den Mädchen in Jahren der Blüthe nicht übel steht, aber betagten Matronen zuweilen furcht-

bares Ansehen giebt. Thätiger ist überall im häuslichen Kreise das Weib, am Webstuhl und Spinnwirbel, in Stall und Garten. Der Mann, nach Besorgung des Viehes, pflegt herrisch der Ruhe im behaglichen Nichtsthun, oder beim Spiel und Wein des Winters, bis der Schnee einsinkt und die Heerden zu den Berghalden eilen.

Die Einförmigkeit der Lebensart gibt dem Gemüth eine durch alle Alter dauernde Eintönigkeit. Die dürftige Gegenwart muß überall den Maasstab zu dem bieten, was ausser dem engen Horizont der Hirtenerfahrung ruht. Die Weisheit des Mannes wird nach den Jahren desselben gezählt. In den Gebirgen findet man daher noch besondere Ehrfurcht vor tugendhaften Greisen. Aber die Vorurtheile der Vorwelt ziehen ungestört auf die Nachwelt, und die Kinder nehmen der Väter Sitte, Brauch und Einrichtung, als heiligen Theil des Erbes, so ihnen hinterlassen wird.

Dieser Mangel nützlicher Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit der Vorstellungen, dieses Genügen an dem, was ist, sonder Gelüst nach dem unbekannten Bessern, erstarrt den Geist, unterhält eine gewisse Trägheit des Gemüths, welche endlich jenen dumpfen Zustand zum Natürlichen macht, wo, bei stockender Thätigkeit aller Seelenvermögen, die Gedanken aussterben, wie im

Uebergange vom Wachen zum Schlaf. — Man hat häufige Gelegenheit, dies wahrzunehmen, an dem öden Vorsichhinstieren der Augen, an dem Auffahren und Gaffen des Angerufenen, der sich lange von der Zerstreuung nicht sammeln, oder besser, lange nicht Stärke genug gewinnen kann, eine Gedankenkette festzuhalten. Zuweilen sah ich, besonders am geschäftslosen Sonntage, in ihren Feierkleidern einen Haufen junger Bursche, an die wärmende Sonne hingepflanzt, viertelstundenlang ohne alle Unterredung, träg in's Leere hinstarren, oder einem Vorübergehenden nachgaffen, und träumen. Ihre äussern Bewegungen sind ohne Bedeutung und Anmuth, ihre Tänze schwerfällig und, statt des Lebhaften, wild; ihre Gesänge eintönig und gedehnt. Die Mädchen singen zur Unterhaltung eben so gern einen Davidischen Psalm, als ein Lied der Liebe.

Das rauhe Klima des Hochlandes muß nicht als Urheber dieser Unvollkommenheiten angeklagt werden. Am Gotthard beherbergt das wilde Bergthal von Urseren ein reges, thätiges, freundliches Völkchen von aufgeweckterm Geist. Eben so das hohe Thal Engadin. Die unfruchtbarsten Höhen des Jura in der Grafschaft Neuchatel, die Thäler von Locle und Chaux-de-Fonds zeugen bekanntlich die seltensten Künstler, und Geister von eben so großer

Talenten, als großer Regsamkeit. Der Spruch mannigfaltiger Erfahrung weiset aus, daß der reinere Himmel, der die Berghohen umgibt, die Entwickelung des menschlichen Geistes weder besonders hindert, noch begünstigt. Das Talent gedeiht auf jedem Boden.

Es ist das Einsamleben (Mangel an Bevölkerung) und allzuwenige Beschäftigung, was der Kultur des Gebirgsmenschen am meisten entgegenwirkt. Reisende haben dieselben Bemerkungen von einigen Schweizer-Gegenden und vom Tyrol gemacht.

In einem Lande, worin Viehzucht getrieben wird, kann nur eine geringe Zahl von Einwohnern Nahrung und Arbeit finden, während die Heerden eines weiten Landstrichs bedürfen. Die Menschen vereinzeln sich also in demselben, und die Folge der Isolirung sind Entbehrung des geselligen Umgangs, verschiedenartigen Ideentausches, mannigfaltigerer Erfahrungen. Das Hirtenleben selbst gibt keine anhaltende Beschäftigung und gewöhnt zum Müßiggang. Indem nun der Hirt mit der Welt wenige Berührungspunkte kennt, hat er auch nur für den geringsten Theil derselben Reizbarkeit und Sinn.

Es ist wahr, daß beim Mangel des gesellschaftlichen Umgangs die Sitten der Gebirgsbewohner einfach bleiben. Man kennt dort keine

feinen Umtriebe, keine Heuchelei, keinen Luxus mit seinen Giften. Man ehrt das Recht des Andern, erröthet vor der Lüge, nennt den Schelm bei seinem Namen. Man hat es noch nicht zur scheußlichen Schamlosigkeit getrieben, mit Lastern zu prangen, und Herzensgüte für Verstandesschwäche zu halten. Allein diese Tugenden alle sind keine Kinder der Ueberzeugung, sondern der Gewohnheit. Man hat Sitte ohne Sittlichkeit. Die Hirten Geßners und Theokrits und der rührende Zauber patriarchalischer Einfalt wohnen nicht in unserer Wirklichkeit. Neben den Tugenden der ungekünstelten Naturmenschen liegen auch alle seine Fehler. Er ist hart und roh. Ohne Sinn für zartere Freuden, wartet sein das Vergnügen nur in wilden Taumeln, oder im träumenden Nichtsthun. Der Wein und ein Räuschchen, welches selten ohne Balgerei der Freunde endet, so selten es ihnen auch wird, gehören zu den Lieblingen der Berger. Selbstrache und Schlägerruhm werden nicht für so schändlich gehalten; körperliche Stärke gilt als ein bedeutendes Verdienst. Man erkennt die Kampflustigen bald an ihrem Fingerring, der einen so großen Glasstein in sich schließt, daß er, unterm Nachdruck geballter Faust, leicht ein Gehirn einschlägt. — Auch bei den Tyrolern sind diese Schlagringe nicht unbekannt. Die

daſigen Raufbolde zeichnen ſich aber mehr als die bündniſchen aus. Sie treiben, unter dem Namen der Rohler, ihre Balgereien gewiſſermaßen methodiſch; Hahnenfedern an ihren runden Hüten bezeichnen ihr Gewerbe.

Es iſt ein kraftloſer Behelf, die Berg- und Hirtenvölker durch Schriften und Schulen zu veredeln. Nur Vermehrung der Menſchenzahl durch Vermannigfaltigung der Erwerbszweige ſind das natürliche Mittel, durch welches unter einer weiſen Geſetzgebung ein Volk aus ſeiner Verwilderung gezogen werden mag.

In Bünden ſelbſt gibt das Engadin ein auffallendes Beiſpiel. So hoch, ſo wild auch die Gebirge ſind, die das auf dem Bergrücken liegende rauhe Thal umgeben, ſo karg die Natur, ſo arm der Boden hier ſein mag, blieb den Bewohnern nichts unüberwindlich. Aber nicht Viehzucht allein iſt's, was ſie nährt, ſondern mancherlei Gewerbe und Handel. Als Zuckerbäcker, Deſtillateurs, Spezerei- und Seidenhändler u. ſ. f. legen ſie in allen Gegenden des Welttheils ihre kaufmänniſchen Niederlaſſungen an. Es gab eine Zeit, da man nur allein im Venezianiſchen gegen tauſend handelnde Engadiner fand.

Mit dem Erwerb aus der Fremde wird die Heimath bereichert. Der raſtloſe Gewerbsfleiß that Wunder. Faſt keine Schweizerlandſchaft,

auſſer Locle und La Chaux-de-Fonds, kann mit dem Engadin in Rückſicht der unwirthbaren Höhe und zugleich des auf derſelben erſchaffenen Wohlſtandes verglichen werden. Bequeme Wohnungen und Prachtgebäude verſchönerten die Wildniß und verdrängten die ärmlichen Hütten der Vorwelt. Die Dörfer gewannen ſtädtliches Anſehen. Wohlunterhaltene Straßen ziehen über Hügel und Waldſtröme, durch Felſen und Moore. Jedes Haus verräth durch innere Ordnung, jede Wieſe, jeder Garten durch ſorgſame Umzäunung und Pflege, des Eigenthumers behagliche Wohlhabenheit.

Die Trägheit der meiſten einſamen Berghewohner iſt die Quelle ihrer Armuth und der ſie faſt immer begleitenden Unreinlichkeit. Im Engadin führt Fleiß zum Wohlſtand und einer Nettigkeit, die ſchier nirgends wie hier im ganzen Bündnerlande angetroffen wird. Vom Wohnzimmer der Familie bis zum Stall des Viehes, in allem Hausgeräth und in der Kleidung ſelbſt des ärmern Volkstheils herrſcht, mit der Einfalt, Sauberkeit.

Unter dem Einfluß des Reichthumes, der von den Alpen und aus fremdem Handel floß, milderten ſich hier gemach des Volkes Denkart und Sitten. Hier mehr, als in andern Gegenden Rhätiens, waltet ein aufgeweckter Geiſt; in kei-

nem Thale, wie hier, ist Neigung zum Wissenschaftlichen so gemein, ungeachtet der Abwesenheit guter Unterrichtsanstalten. Das Engadin lieferte von jeher den übrigen Bünden die meisten Schriftsteller und seine vorzüglichsten Prediger.

Freilich unter den Rosen des geselligen Lebens schoß auch manches Unkraut auf. Unarten der Menschen aus den Ebenen reifen auch auf den Gebirgen. Man begegnet im Engadin der seltsamsten Mischung von Karaktern. Alte Zeit und neue Zeit, Hirteneinfalt, und sogenannter Welttton, paaren sich wunderbarlich.

Aber kein Kulturstand des menschlichen Geschlechts, sei er tief oder hoch, sättigt die Wünsche des philosophischen Träumers. Denn das Gute und Böse, unsterbliche Zwillinge, begleiten sich unaufhörlich, durch die physische und moralische Welt.

Ihr rühmet entzückt des Aelplers Glück, sein natürliches Leben, ungekränkt vom erkünstelten Bedürfniß, seinen anspruchslosen Gradsinn, seine Frömmigkeit. Aber der Gepriesene, kaum fähig, euern Glückwunsch zu begreifen, führt häufig nur eine Art Pflanzenlebens. Unwissenheit und Einfalt des kindlichen Alters, gepaart mit der Macht roher Triebe reiferer Jahre, bilden seinen Karakter, unter der Leitung stummer Gewohnheit. Wie im Lebenslauf des einzelnen Sterb-

lichen jede Stufenzeit, hat in der Geschichte der Nationen jeder Bildungsgrad eigenthümliche Reize, eigenthümliche Gebrechen. Das Kind, ohne des Mannes Laster, besitzt auch nicht dessen Tugend. Der Greis entbehrt der Jünglinge Leidenschaft, aber auch ihren empfänglichen Sinn für das Schöne und ihren Muth für das Gute.

Enthaltsam im Ruhme und Tadel der verglichenen Nationen und Zeiten, sollen wir eingedenk bleiben der ewigen Gesetze der Natur, nach welchen sie Menschengeschlechter und Blumen reifen läßt. Die unbezwingliche Nothwendigkeit ist's, welche mit dem Stachel unruhiger Triebe uns auf den Straßen zur Vollendung treibt. Der rohe Naturmensch, waffenlos und nackt, fühlt den Reiz weniger, doch mächtiger Bedürfnisse. Er stillt dies laute Fordern, und weckt mit der Stillung sich neue Gelüste. Sie zu befriedigen, sinnt er neuen Mitteln nach. In der Erweiterung der Kenntnisse entfalten sich unbemerkt die Knospen tausend unbekannter Wünsche. Aus dem Grabe eines vergessenen Bedürfnisses keimen wuchernd viele andere auf. So entwickeln sich alle Anlagen der Menschen um einander. Kein Gesetz kann Rückgang, keines Stillstand erzwingen. Der Priester-Vorurtheiles Winseln kann die Ausbildung der Nation nicht hemmen, der Guillotine Schrecken sie nicht beflügeln.

4.

Nirgends vielleicht, als im Lande der Graubündner, stand der Foderalismus in wilderer Größe; nirgends aber gab er den zweifellosern Beweis, wie verderblich sein Geist der Menschenveredlung sei. Indem er hier jede Gemeinde mit Selbherrlichkeitsrechten ausstattete, los'te er sie von ihren Nachbarschaften und vom gemeinsamen Staatszweck ab. Indem er jeden Bürger fast zum Unabhängigen erhob, zerschnitt er die Bande des gesellschaftlichen Vereins und führte die Menschen zu jener traurigen Unbehilflichkeit zurück, worin sie, jeder seiner eigenen Kraft überlassen, im Stande der Wildheit leben.

Wenn daher Graubünden, seit Jahrhunderten vom Genius der Freiheit angelächelt, nichts weniger, als in blühendem Zustande war, wenn seine mannigfaltigen Hilfsquellen weder gehörig anerkannt, noch von einer weisen Verwaltung benutzt wurden, während in einem eben so gebirgigten Nachbarlande, dem Tyrol, unter monarchischer Regierung Industrie die kahlen Felsen fruchtbar machte: darf es uns nicht wunderbar dünken.

Ich fühle mich fast versucht, eine Vergleichung Bündens mit dem Tyrol, welche beide Länder viele Aehnlichkeiten unter einander haben, anzustellen. Doch so merkwürdig dieselbe aus mehrern

Gesichtspunkten fein würde, gebietet mir mein Zweck, ihr zu entsagen. Aber einzelne Theile sei es mir erlaubt daraus zu heben, weil eben diese ein helleres Licht über nachfolgende Erzählungen werfen dürften.

Das **Tyrol** begünstigt wegen rauhen Bodens und Klima's den Ackerbau nicht. Nur des Einwohners angestrengtester Fleiß zwingt in engen Thälern dem kargen Erdreiche Früchte ab. — Gärten und Aecker liegen oft auf so jähen Berghängen, daß weder Vieh noch Pflug sie berühren kann. Mit den Händen wird der harte Boden umgeworfen, und der Dünger auf des Landmanns Schultern hingeführt. — Landstriche, von Sand verschlemmt und Steinen hoch überdeckt, werden wieder urbar, indem der Bergschutt abgeräumt, in der fruchtbaren Erde Grube an Grube geöffnet, jener hineingesenkt, und der nühliche Boden darüber gebreitet wird. — In den wilden **Confin-Thälern** des italienischen Tyrols trägt der Bauer erst Erde über die kahlen Felsenplatten, und schafft Aecker, wo die Natur sie zu bereiten vergaß.

Fruchtbarer sind die unter wärmerm Himmel gelegenen Ländereien des **Bozner** Kreises. Aber auch hier, erblickt das Auge des Wanderers die Spuren hoher Thätigkeit überall vom Ufer der

Etsch bis ins Gebirg, wo das Land untermauert in Terrassen emporsteigt, wo, wie in Italien, der rankende Weinstock die Pfade umschattet, und fast keine Spanne Bodens ohne Zins ist.

Auch in den Bündner Thälern wird Ackerbau getrieben, vorzüglich aber sind die weiten Gelände von Maienfeld bis Reichenau, und das Thal Tomiliasca oder Domleschg und Heinzenberg, demselben günstig. Selbst im Hochlande des Thales von Disentis wird der Pflug geführt, und Roggen und Waizen, auch Hirse und Gersten, wenn gleich in geringer Zahl, geärntet. Der früh herbeieilende Winter gestattet kaum einen Herbst. Darum wird das Getreide früh mit Sicheln geschnitten, und in hohen hölzernen, leiterformigen Gestellen, die Aehren niederwärts geflochten, gedörrt.

Dennoch ist die Landwirthschaft im Ganzen sehr vernachlässigt; man hängt Vorurtheilen an, und hält alle Neuerung für gewagtes Spiel. Der Ackerbau, mancherlei Unfällen des Wetters ausgesetzt, und größere Thätigkeit heischend, wird der Viehzucht tief untergeordnet. Selbst in denjenigen Gegenden, wo er am stärksten getrieben wird, weiht man ihm im Durchschnitte kaum den zwanzigsten Theil des Bodens.

Trägheit, Vorurtheil, Eigennutz und falsche Dorfklugheit verhindern den Flor der Landwirth-

schaft seit Jahrhunderten. Große Allmenden, die dem nicht in die Alpen gesandten Vieh auf wenige Monate hin Futter gewähren, mehr des Reichen, als des Aermern Vortheil, dehnen sich im Bezirke jeglicher Gemeinde aus. Man hat berechnet, daß wenn diese Strecken Landes, jetzt ohne bedeutenden Gewinn, unter die Haushaltungen vertheilt, und der dem Vieh dadurch erwachsende Abbruch durch den Kleebau ersetzt würde, Bünden, ohne Nachtheil seines Viehstandes, so viel Korn anbauen könnte, als es ungefähr für seine jetzige Bevölkerung vonnöthen haben könnte. Lehmann behauptet, daß das jährliche Produkt des Landes an Getreide aller Art auf 2,261,314 Maas, deren jedes 15 Pfund gutes Mehl zu Hausbrod gibt, steigen möchte, wovon man aber wenigstens den siebenten Theil für Samenkörner abzuziehen habe. „Gesetzt nun," fährt er fort, „man nähme eine Bevölkerung von 250,000 Seelen an, ließe täglich jede Person ein Pfund Brod verzehren, deren zwanzig aus einem Mäß Kernen gebacken würden, so beträgt es auf eine Person jährlich 18 ¼ Mäß Kernen; die Konsumtion des ganzen Landes stiege mithin jährlich auf 4,562,500 Mäß." Man darf bei dieser Berechnung aber nicht vergessen, daß Lehmann damals noch die nun verlornen Unterthanenlande zu Bünden zählte.

Zu den vorzüglichern Hindernissen des An-

baues in Bünden zähle ich ausserdem noch die groſsen Verödungen des Landes durch den Rheinſtrom. Dieſer ſtiftet ſeine furchtbarſten Verwüſtungen gerade in denjenigen Thälern, welche die mildeſten und ergiebigſten ſind. Ich nannte ſie droben, das Thal von Chur (von Reichenau bis Maienfeld) und Domliasca.

Letzteres könnte noch ein Dorf bauen, wenn es den Rhein zwänge, das geraubte Land zurückzugehen, und eine vorgezeichnete Bahn zu laufen. Aber der Gemeinden Hoheitsrecht vereitelt der Einſichtsvollern Wünſche. Der erſte Anblick dieſes reizenden Geländes lehrt ſchon den Wanderer, daſs hier die Natur freundlicher, als irgendwo in Rhätien, alle Vortheile anbietet, welche zur Verannehmlichung des Lebens führen; daſs nur der Menſch ſie zu benutzen vergiſst. Er ſieht Dörfer im Schatten unzähliger Obſtbäume, Kornfelder hoch in die Berge hinauf, Wein (von Chur bis Maienfeld) in üppigem Wuchs. Und mitten durch die lachende Ebene raſet der Strom; Niemand denkt das durch ihn Verlorne wieder zu erringen, noch ſich vor künftigem Verluſt zu ſchützen. Ungeſtört dehnt er in ungewiſſem Lauf eine Sandwüſte um ſich her aus, und droht ſelbſt den Dörfern. Statt der Streichwuhren oder Dämme, ſetzt man ihm höchſtens Schnarwuhren entgegen, die

seine Gewalt gegen das jenseitige Ufer leiten, und drüben bedient man sich des Vergeltungsrechts. So schwärmt der Rhein im Zickzack durch die prächtigen Thäler und versandet den schönsten Theil derselben.

Es ist geschehen, daß Privatleute für diese unbenutzten Sandsteppen den Gemeinden kaufsweise ansehnliche Summen boten. Aber Selbstsucht, Argwohn und Neid verwarfen die Anerbietungen, uneingedenk des baaren Gewinnes, des vermehrten Erwerbs und Landreichthums. So richtete im Wallis die Rhone wahrscheinlich unter gleichen Umständen gleiche Verwüstungen an.

Ein Teppich uralter, schöner Waldungen behängt die Hüften der Gebirge. Vielleicht füllten sie, ehe menschliche Wohnungen solche verdrängten, auch alle Thäler. Man rodete aber die Forsten aus bis zum Fuße der Berge. Wir wissen aus alten Geschichtschreibern, daß das üppige Rom, nachdem Rhätien seine Provinz geworden, von hier den Lerchenbaum und die stolze Tanne mit unermeßlichen Kosten nach Italien zum Bau seiner Brücken, Paläste und Inseln im Meere führte. Diese Gehölze, welche, unter der Hand einer weisen und kraftvollen Regierung, des Landes Schatz und Reichthum geworden wären, sind es nicht mehr.

Die Schaar der kleinen rhätiſchen Republiken kannte kein Forſtgeſetz. Jede Gemeinde beholzte ſich aus ihrem Waldkreiſe ohne Schonung. Der Baum wird gefällt, wo er am beauemſten zu finden iſt. Nirgends wird junge Holzung nachgezogen. Das Vieh treibt in die gemißhandelten Haine; und zerſtört nagend die jungen Schößlinge, welche der Boden freiwillig unter dem Schutte des Abholzes zeugt.

Daher iſt der Preis des Holzes in Bünden beträchtlich. In verſchiedenen Gegenden des Landes fängt es ſchon an empfindlich zu mangeln. Dies Alles führt zu keiner größern Sparſamkeit. Häuſer und Dächer werden nach wie vor von Holz gebaut, und eben ſo die Umzäunungen der Gärten, Wieſen und Aecker, die kräftiger von niedrigem Mauerwerk oder lebendigen Hecken zu ſchützen wären.

Nur wo die eiſerne Noth gebeut, ſucht man des Holzes Mangel mit Torfen zu decken. In einigen der rauheſten Gebirgsgegenden, wie im Thale von Avers, bereitet man künſtliche Torfe aus dem Miſt der Kühe und Pferde, welcher mit Rietgras und dickſtänglichten Alpenpflanzen vermengt, in Formen geſchlagen und an der Sonne gedörrt wird. In Friesland und andern Provinzen Bataviens hat man die gleiche Methode, nur daß man ſich des Strohes daſelbſt ſtatt der

Alpenpflanzen bedienen muß. Der Naturforscher Frank von Berlhey behauptet, daß die Einwohner Palästina's schon vor Jahrtausenden diesen Torf gemacht haben, und will dies aus Ezechiel Kap. 4 V. 12 beweisen: „Du sollst einen Gerstenkuchen essen, und sollst ihn mit Menschenkoth backen;“ — oder weiterhin: „Siehe! ich gebe dir Rindermist für Menschenkoth, und damit sollst du dein Brod bereiten!“

Die Industrie der Bewohner des Tyrols ist bekannt. Fast jedes Thal derselben enthält deren Spuren; sie leitet den Wohlstand über unwirthbare Felsen.

Im Vor-Arlberg werden alljährlich viele tausend Zuber, Eimer und Bötticbe verfertigt, und über den Bodensee verführt, desgleichen gezimmertes Bauholz und ungeheure Lasten Rebstöcke. Mehrere Gemeinden nähren sich allein von Stroharbeiten. Kinder, Weiber und Greise flechten eine zahllose Menge Körbe, Hüte, Teller u. s. f., die dann nach Deutschland gehen. — In andern Orten, besonders in den Bregenzer Wäldern, werden die Musselin-Stickereien ein belohnender Erwerbszweig. Personen jedes Geschlechtes und Alters verschönern den Musselin mit Gold-, Silber- und Seidenfäden, und ihre zarten Arbeiten werden um theure Preise den prachtlieben-

den, weichlichen Städten zugesandt. Baumwollenspinnereien und Webstühle findet man überall. Das einzige Dorf Dornbirn zählte vor dem Revolutionskriege sechshundert Weber. — Das Montafun zeichnet sich durch Flachsspinnereien aus. Die Weiber holen sich selbst den rohen Flachs von den Schweizern und bringen denselben verarbeitet zurück.

All dieser heimathliche Fleiß hindert dennoch eine beträchtliche Zahl Tyroler nicht, jährlich auszuwandern, und nachher mit dem im Auslande erbeuteten Gewinn zu ihren geliebten Felsen heimzukehren. Als Maurer, Zimmerleute, Kornschnitter, Krautschneider, Wetzsteinhändler, Steinmetze u. s. f., ziehen sie schaarenweise im Frühjahre aus in die Schweiz und ins Reich. Selbst junge Knaben werden von ihren Aeltern als Hirten ins Ausland vermiethet, und im Herbste von ihnen zurückgeholt.

Ein gleicher Erwerbsfleiß beseelt die italienischen Tyroler, vorzüglich die in den wilden Thälern Primör, Judicarien und Vallafredda des Roveredner Kreises. Sie verbreiten sich als Steinmetzen, Zimmerleute, Schornsteinfeger, Maurer, Seiler, Bretschneider, Bilderhändler u. s. w. durch Italien und Deutschland. — Andere, besonders aus dem Zillerthal des Schwazerkreises, treiben Handel mit den mühsam von

ihren Gebirgen zusammengesuchten Kristallen, Graniten, Marmorsorten und andern Mineralien, oder mit Kräutern, Samen, Holzarten, Thee u. dgl. oder den in ihren Dörfern verfertigten Eisenwaaren, Messern, Pfannen und mancherlei Geräth in Küche und Wirthschaft nützlich. Am wichtigsten aber ist der Oelhandel des Schwazerkreises. Erfahrne Landleute bauen in ihren Gärten die Lavendel- und Rosmarinstaude an, und destilliren daraus in eigenen Werkstätten das feine Oel, oder bereiten Quintessenzen aus Salbei, Wachholder, Tanne u. s. w., oder sie ziehen aus einem im Achenthale befindlichen Stinkstein das (unter dem Namen des Dirschenols feilgebotene) Steinöl; das für den Hundsbiß gepriesene Skorpionenol gewinnen sie von den Thieren dieses Namens, welche ihnen über das Gebirg der welsche Tyroler bringt. Jährlich tragen gegen vierhundert Männer diese Oele zum Verkauf durch die Welt.

Minder künstlerisch, doch gleich arbeitsam, ist das Volkchen der wilden Thalungen des Imbster-Kreises. Man zählt jährlich gegen Tausende, die zur Fremde eilen, um in den Bergwerken als Knappen, oder (wie in Westphalen) als Teichgräber und Reiniger von Teichen, oder als Holzfäller in Waldungen ihr Brod zu erwerben. — Hingegen Stukaturarbeiter, Vergolder, Zimmerleute, Baumeister und Maurer sind im Gerichte

von Ehrenberg heimisch. Ihrer weit über tausend ziehen jährlich hinaus, um mit ihrer Kunst dem Auslande, mit ihrem Gewinn der Heimath zu nützen. Der Imbsterkreis liefert noch die tyrolischen Kanarienhändler, welche die Kanarienvögel an ihnen wohlbekannten Orten, besonders zu Günzburg, Eßlingen, Geißlingen und Mühldorf zusammenkaufen, um sie nachher mit Wucher fremden Ländern zu verhandeln. Andere treiben mit geringern Vögeln gleich großen Handel, oder führen die Raubvögel ihres Felsenlandes zur Schau durch Europa.

Der Lorenzer-Kreis des Tyrols beherbergt ein sinnvolles Völkchen in dem von schwarzen Kalkfelsen umfangenen, kesselförmigen Thale von Gröden. Der unfruchtbare Winkel, zu arm seine Kinder zu nähren, zwang sie, von der Kunst zu heischen, was die Natur verweigerte. Das harte, duftige Holz der Zirbelnußkiefer, welche die Hochgebirge liebt, der schneereine Alabaster, bei Clausen gebrochen, gibt Männern und Weibern und Kindern einträgliche Beschäftigung. Mit geübter Hand schnitzen sie mancherlei Figuren, Thiergruppen, Kruzifixe, Uhrgestelle u. s. w. Weit und breit durch Deutschland, Holland und Rußland wird das Schnitzwerk von den Tyrlern vertragen. — Das Teferegger-Thal macht dem Grodenthal den Ruhm des Kunstfleißes streitig. Wem sind die

Wollenteppiche unbekannt, die in allen Hauptstädten unsers Welttheils der Tyroler ausbietet? Der Teferegger Bauer in seinem öden Waldthal ist nur Handelsmann, nicht Fabrikant. So wie die Teppiche, kauft er die in Lienz, Hall, Innsbruck und andern Orten des Tyrols verfertigten seidenartigen Lederhandschuhe auf, die angenehmen Geruch und schöne Glasur empfiehlt, und trägt sie bis zu den Toiletten der hungarischen Damen.

So hat jeder Kreis des Tyrols, und fast jedes Thal seinen eigenen, selbstgewählten Industriezweig. Was aber alle Kreise, ohne Unterschied, dem Auslande liefern, sind — Hirten und Galanteriekrämer.

Nicht ohne Bewunderung kann man dies thätige Bergvolk beobachten. Unter einem rauhen Himmel, zwischen Wäldern, Strömen und Felsen bereitet der Tyroler den üppigen Städten Europens Artikel des Luxus; vermehrt ihre Bequemlichkeiten, deren er selbst in seinen Wildnissen spottet; zieht von ihren Thorheiten Zoll, und kehrt wohlhabend, und Menschenkenner, in die geliebte Einöde zurück. Keine Stadt, kein bedeutender Flecken des Tyrols ist ohne Manufakturen. Roveredo und Bozen liefern Seidenstrümpfe und Flöre der besten Gattung, Ala und Avio Sammet und Seidenstoffe, Innsbruck Dünntuch und Bänder; künstliche Blumen von Lein-

wand und Seiden das wilde Pitzthal u. ſ. w. Schwerlich iſt ein Land in der Welt, verwahrloſet von der ſtiefmütterlichen Hand der Natur, wie dieſes, und durch menſchliche Kunſt ſo wohl unterhalten. Venedig und Holland öffneten dem kaufmänniſchen Geiſte ihrer Bürger das weite Meer, Reichthümer zu ſammeln. Aber das Bergland Tyrol, ohne ſchiffbare Ströme, ohne beſuchte Handelsſtraßen, ließ ſeinem Bewohner keine Hilfsquellen, als die ſeines erfinderiſchen Geiſtes.

Tyrols Nachbarin, Rhätia, die Mutter eines freien Volks, darf nicht in den Wettkampf mit jenem treten, wenn der Lorbeer dem Kunſtfleiß zufallen ſoll. — Nur ein Thal, das einzige, welches ſich gegen Tyrol, wie Pforte zu demſelben, öffnet, das Engadin iſt ihm zu vergleichen. Ein ähnlicher, gewerbiger Wandergeiſt herrſcht hier, wie dort. — Wenn nicht die große Handelsſtraße über das Gebirg nach Italien die Stadt Chur und den Flecken Thuſis belebten, und einige Häuſer zum Tranſit- und Speditions-Handel lockten, würde man in Bünden auſſer den Produkten der Aecker, Heerden und Wälder kaum Erwerbszweige anderer Art kennen.

Das Seltſamſte von Allem iſt, daß ſich noch Lobredner für den Mangel aller Gewerbigkeit erheben, und nicht ohne Erfolg das Vorurtheil ver-

breiten konnten, den Bergvölkern sei Handel, Fabrikwesen und Manufaktur tödtliches Gift für Sittlichkeit und Freiheitssinn. — Herrschsucht, Egoismus und Frömmelei erfanden das Mährchen; gutmüthige Unwissenheit lallte es nach. Das Vorurtheil hat so allgemein gefallen, daß die Frage noch jetzt ein Räthsel sein würde, wenn nicht Erfahrung den Träumereien widerspräche.

Wer war es, der zuerst gegen Einführung des Handels, der Fabriken und Manufakturen auf dem Lande eiferte? — Städter waren es, welche sich durch dieselben bereichert hatten, ohne darum in Lastern zu schwimmen; Herrschlustige, welche vor dem Umsturz ihrer Stühle zitterten, wenn der Landmann, wohlhabender, mit dem verfeinerten Lebensgenuß auch höhere Wünsche wagen müßte; obrigkeitliche Personen, welche Traktaten mit Königen schlossen, und ihr Volk zum Kriegsdienst ins Ausland warben, unbekümmert, daß der heimkehrende Soldat Laster und Seuchen der Fremde zurückbringe; Patrizier und Eitle, welche ihren Vorzug in feinern Kleidern fanden, und es verwegen, sittenlos und beklagenswürdig nannten, wenn der wohlhabende Bauer ihnen gleich gekleidet zu den Thoren der Stadt eintrat.

Fabrikwesen und Handel, sagt man, sind der Untergang von Ackerbau und Viehzucht. Ich zweifle daran. Hat die Viehzucht im Appenzell gelit-

ten, seit die Spinnereien und Webstühle daselbst eingeführt worden, die Nichtbegüterten zu nähren? Oder sind Gegenden der Schweiz, die den Ufern des Zürichsees den Rang des Anbaues streitig machen, wiewohl Fabrik und Handlung dort blühen? — Sind Ackerbau und Viehzucht des Kantons Basel im Verfall, wo der dritte Theil der Landbewohner am Webstuhle und am Spinnrade lebt? wo man im Jahre 1754 an 1238 Posamentirstühle und im Jahre 1786 weit über 2200 zählte? Nur Erfahrung und Sachkenntniß darf über einen Gegenstand dieser Wichtigkeit entscheiden. Wenn hin und wieder ein einzelnes Thal, oder eine einzelne Gemeinde allzuleidenschaftlich und zum Nachtheil ländlicher Arbeiten den Manufakturen anhängt, werden die übeln Folgen bald das Gleichgewicht herstellen. Ihre verwahrloseten Aecker werden die wohlfeile Beute thätiger und klügerer Rechner.

„Wenn plötzlich Handel und Gewerbe stocken, sind alle Manufakturisten an den Bettelstab geworfen.“ — Die Bemerkung ist mehr fürchterlich, als wahr. Die erfindsame Noth lenkt den Fleiß auf andere Erwerbsmittel. Erfahrungen aus den Jahren 1798 bis 1800, die schrecklichsten der Schweiz seit ihren Freiheitskriegen, gaben das Beispiel. Handel und Wandel lagen in vielen Gegenden darnieder; drei verschiedene Kriegsheere überschwemm-

ten die Hälfte des Freistaates. Das Elend hatte seine Höhe erreicht, und dennoch erfüllte sich jene Drohung nicht. — Eben nur die Gegenden, welche sich ausschliessend der Viehzucht gewidmet, empfanden das Elend am tiefsten. Von ihnen her durchstreiften die meisten Bettler das Land; von ihnen her wurden die meisten Kinder fremder Pflege anvertraut; — bei weitem geringer waren Elend und Auswanderungen der Manufakturgegenden. Kaum hatte der Friede die Schweiz von der Last ausländischer Heere befreit, so endeten die Auswanderungen. Die Aeltern holten ihre entfernten Kinder zurück. Die Zahl der Bettler war bei weitem so groß nicht, als man gefürchtet hatte. Von Räuberbanden ward nichts vernommen.

Wie ganz anders war der Zustand der Schweiz nach den burgundischen Kriegen! Damals kannte man in Helvetien noch keine Baumwollen- und Seidenspinner, keine Band- und Musselinweber. Und dennoch herrschte im Lande unaussprechlicher Jammer. Diebe und Mörder machten die Straßen unsicher. Herumstreifende Räuberbanden bedrohten die Städte, plünderten die Dörfer. Im Jahre 1480 wurden in der gesammten Schweiz tausend fünfhundert Personen dieses Gesindels hingerichtet, wovon allein Zürich siebenhunderten das Leben nahm.

Man spricht vom einreissenden Sittenverderben

der Manufakturgegenden. Es ist gewiß, daß mit steigender Kultur deren Vortheile nie ohne deren Nachtheile erscheinen. Beide aber bleiben im ewigen Gleichgewichte. Wenn endlich die Sitten der Schweizerstädte Sitten der reichen Schweizerdörfer werden, sollten diese darum am Werthe einbüßen? — Ist Tugend in den Städten der Schweiz minder heimathlich, als in den Gemeinden der Hochgebirge? Wenn um der Sittlichkeit willen die Dörfer nicht den Ton und Wandel der Städte führen sollen, wie kömmts, daß noch keine Stadt sich entschloß, Ton und Wandel und gepriesene Sitteneinfalt der Dörfer bei sich einzuführen? — Noch gelten Treue und Redlichkeit in den Manufakturdörfern, wie in den Städten; noch ist dort, und an vielen Orten mehr denn ehemals, Familienwohlstand heimisch. Durchwandert in Bünden das Engadin, in Helvetien die Gewerb und Handel treibenden Kantone, sie werden euch unzweideutiges Zeugniß geben, eure Furcht löschen, und die heuchlerische Frömmigkeit entlarven.

Man wirft den Manufakturisten Entnervung, Weichlichkeit und Mangel des alten Schweizer-Muthes vor; — aber diesen Vorwurf zeugte, wie jeden andern, die Unerfahrenheit. Die Tyroler, wie die Züricher Landleute, Manufakturisten, bewiesen, wo sie im Kampfe standen, den alten, angestammten Heldensinn ihrer Väter, und machten den Fran-

len den Ruhm persönlicher Tapferkeit streitig. Bei den Schweizern soll man nicht fragen, wer von ihnen streitet? sondern: wofür streiten sie? um ihren kriegerischen Muth zu beurtheilen.

Daher kämpften mit altschweizerischer Kraft im Revolutionskriege Zürcher und Lemaner an der Seite der Franken, während kriegsscheu die Söhne der Wald- und Bergkantone zurückzogen. Daher waren die letztern der schönsten Tage ihrer Väter würdig, als sie gegen Schauenburgs Uebermacht das Erbe ihrer Vorwelt vertheidigten. — Die Schweizer, Manufaktur- und Hirtenvölker, fürchten nicht Gefahr der Schlacht, aber Unterthänigkeit und sklavische Soldatenzucht.

Als im Jahre 1770 Kaiser Joseph II. im Tyrol die waffenfähige Mannschaft zählen ließ, kehrten die Ausgewanderten nicht wieder heim, flohen unzählige in die wildesten Berge, verheiratheten sich andere, um dem Soldatendienste zu entgehen. Ja, im Unter-Innthale und Vinschgau erröthete die jungen Bauern nicht, ihre Hand mit Diebstählen zu beflecken, weil sie eine mehrjährige Zuchthausstrafe der langen militärischen Sklaverei vorzogen. Erst als Joseph II. mit dem Pardon zugleich die Versicherung gab, daß ihrer keiner wider seinen Willen zum Soldatenstande gezwungen werden sollte, kehrten die Geflüchteten heim.

Wenn Graubünden ohne Fabriken iſt, dürfte dies etwa noch zu keinem harten Schluß gegen die Staatsökonomie des Landes berechtigen. Wichtiger aber iſt die Bemerkung, daß Bünden ſelbſt der nothwendigſten Handwerker entbehrt. Savoyarden, Tyroler und Deutſche ziehen für die erſten Bedürfniſſe beträchtliche Geldſummen aus dem Lande. Baumeiſter, Waſſerbaukünſtler, Feldmeſſer, Zimmerleute, Maurer, Färber, Schmiede, Töpfer, Schreiner, Drechsler, Gold- und Silberarbeiter u. ſ. w., ja ſogar Schneider und Schuſter ſind meiſtens Ausländer, die ihre Waare oder Kunſttalente eine Zeit lang zu Markte bringen und dann ſich wieder entfernen.

Wenn die bisherigen Tabellen der Aus- und Einfuhrartikel richtig waren, ſo würden die Bündner, wenn ſie ſelbſt Profeſſionen treiben lernten, jährlich eine Summe von wenigſtens zwei- bis dreimalhunderttauſend Gulden erſparen. Es iſt vergebens, dieſer öffentlichen Trägheit Schuhreden zu halten und eines Volkes ſelige Unwiſſenheit zu rühmen, welches längſt den Namen eines polizirten Staates trug, ohne Willen und Kraft, in den Rang ſeiner gebildetern Nachbarn einzutreten.

Rohe Stoffe werden in Menge ausgeführt, ſtatt einen Theil derſelben im Lande zu verarbeiten. Es fehlt zum Beiſpiel nicht an Wolle,

nicht an Hasenfellen; aber an Hutmachereien. Nur für den einzigen Artikel der Hüte entrichtet man Fremdlingen jährlich 20,000 Gulden. Deutschland, Schweiz und Italien empfangen eine ausserordentliche Menge roher Thierhäute, — man kauft sie gegerbt zurück, denn Bünden ist ohne hinlängliche Gerbereien. So könnte ich noch unzählige andere Gegenstände versäumter Gewerbigkeit nennen.

Selbst aber die rohen Stoffe, welche das Land liefert, werden nicht einmal gewürdigt. Unbenutzt vermodert in den Waldungen eine ungeheure Last des Abholzes. Niemand unternimmt es, den Ueberfluß einzusammeln, um wenigstens Asche daraus zum Düngen der Felder zu brennen, oder eine Potaschensiederei anzulegen. Dies Beispiel, statt mehrerer.

Noch hat das Land mehrere moorigte Gegenden, im Domleschg, im Engadin, im Schamserthal, den Vierdörfern u. s. f.; Menschen und Vieh erkranken in den ungesunden Ausdünstungen — eben so gibt es hin und wieder kleine stehende Seen. Vergebens äusserten einzelne Männer ihre Wünsche und Vorschläge zu deren Austrocknung — es blieb beim Alten. Die durch kein festeres Band und Gesetz verknüpften Gemeinden fanden es im Gefühl ihrer Oberherrlichkeit nicht behaglich, das Gute zu unterstützen.

Wie abſtechend war die Induſtrie der freien Niederlande gegen die des freien Bünden! Dort waren die ſchönſten Theile von Nordholland, der Wormer, Purmer, Schermer, Huygenwarder und Sypſche Polder bis zum Jahre 1620 ſechs große Seen. Eine anhaltende Arbeit von zehn Jahren verwandelte ſie in dreißigtauſend neunhundert Morgen blühenden Landes.

Es iſt kein Geheimniß, daß das Eingeweide des rhätiſchen Gebirges Schätze von Mineralien verbirgt. Ich will nicht der verſchiedenen Marmorarten gedenken, unter denen eine an blendender Weiße und Reine dem cararischen Steine gleichkommen ſoll, nach Verſicherung der Kenner, in den Sylügner Bergen; nicht der vernachläſſigten Silbergruben, an verſchiedenen Orten, von denen ich mich der am rothen Horn bei Erosen an den Grenzen des Schalfiks erinnere, welche ehemals mit reichem Gewinn von Plurſer Kaufleuten bearbeitet worden, und der Silberminen von Schams, von welchen die Freiherren von Haldenſtein beträchtliche Ausbeute zogen, wie die ungeheure Menge Münzen bezeugt, welche ſie aus den gewonnenen Silberſtangen ſchlagen lieſſen. — Man verzeiht einem Hirtenvolke die Verachtung des Goldes und Silbers, wenn nur Brod und Eiſen ſeine Forderung

ſind. — Aber auch des Eiſens hat Bünden nicht genug, und muß es dem Auslande zahlen, während ſeine eigenen Gebirge daran nicht arm ſind. Die Eiſenbergwerke vom Thale Ferrera tragen noch heutiges Tages den Beſitzern guten Gewinn. Das Erz wird auf dem Vorder-Ferrera gegraben und im Thale geſchmolzen. Auf dem Hinter-Ferrera entdeckt man Silbererz. Die ganze Bergkette des Schamſerthales enthält Schätze von Mineralien. Der Kanikül hat ergiebige Eiſengruben, desgleichen der Finel, wo man auch Spießglas antrifft. Der Annaberg gibt Blei und Kupfer. Der Splügen zeigt, auſſer ſeinem Gipsberg, Spießglas- und Kupfer-Erz, weiſſe und dunkle Kriſtallen. An den Quellen des Rheins findet man in weißem Geſtein Gold- und Silber-Talk, und bleifarbigen Talk-Glimmer. Auf den Höhen von Bergün und Filiſur kannte man ſonſt reichhaltige Silberminen. Weit umher finden ſich mancherlei Farbenerden, Serpentinſteine, Spuren von Steinkohlen; ſelten aber Kunſtfleiß für ſie, oder ein wagender Unternehmer. *)

Der Staat an ſich, oder die Regierung, war immer zu arm, Anlagen zu machen. Privatper-

*) Erſt ſeit 1814 hat man mehrere Bergwerke begonnen.

ſonen wagten, nicht ohne Gefahr, bei den verwickelten Hoheits- und Eigenthumsrechten der Dörfer, Gemeinden und Hochgerichte, bei dem Mangel ſchneller Juſtiz und durchgreifender Polizei, zuweilen einen leichten Verſuch; aber ſo unbedeutend derſelbe auch immer ſein mochte, ſcheiterte er jedesmal.

5.

Es würde ein Wunderwerk ſein, wenn in dieſem Vaterlande wilder Freiheit, wo kaum die nützlichſten Gewerbe bekannt ſind, die Muſen und die Künſte der Freude natürliche Heimath hätten, und einen Haufen frommer Verehrer um ihren Altar ſähen.

Zwar ſangen auch Orpheus, Homer und Oſſian unter Halbwilden, oder Nationen geringer Geſittung, ihre unſterblichen Geſänge. In Rhätien wohnt aber dafür kein Sinn. Man würde ſich, glaub' ich, kaltblütig mit Keulen bewaffnen und in Thierfelle hüllen, nach Sitte der Urwelt, wenn das Bündnergebirg durch ein Erdbeben zur Inſel, und von der kultivirten Welt losgeriſſen würde.

Wenn aber die Natur durch Erſcheinungen ihrer erſchütternden Herrlichkeit in landſchaftlichen Szenen fähig wäre, rohe Seelen zu entzücken und den ſchlummernden Dichtergeiſt zu erwecken:

so müßte sie es längst schon in Rhätien gewesen sein. Alles hier ist groß, feierlich, begeisternd. Ich kam aus den Prachthallen von Paris, noch immer träumend von den Zauberwerken der Kunst — ich trat in die Gebirgshallen von Bünden, und es ward mir, als hätt' ich nichts gesehen; wie Nürnberger Tand neben den unsterblichen Schöpfungen der Raphaele, verschwebten zusammenschrumpfend die Meisterstücke aller Schulen unter den Riesenbildern der majestätischen Wirklichkeit. Die Natur steht da in furchtbarer Anmuth. Hier sind die Thäler tiefer, die Berge höher, die Wälder finsterer, die Ströme reissender. Alles, was die Gefühle rühren, die Einbildungskraft entzünden kann, bietet die Hand zum geheimnißvollen Bund. Das Ganze ist ein riesenhafter Zaubergarten seltsamer Schönheit; jeder Theil ein Prachtstück, werth, für sich zu gelten. Wolken und Gebirge ziehen leisen Fluges durch einander. Der Adler hängt am Himmel, wie ein schwirrender Käfer. Der Regenbogen schimmert drunten im Thal, und glänzt wie ein siebenfarbiges Thor am Fuße des dampfenden Stromfalls. Der Hirt wandelt in den Blumen des Alpenlenzes über Gewittern.

Aber kein ossianischer Geist erwachte unter diesen ossianischen Landschaften. — Gefühllos schleicht meistens der Mensch durch den Wunder-

garten, nur bekümmert um den Biſſen ſeiner Nahrung, oder um das kleine Ziel ſeiner elenden Leidenſchaft.

So lange die Gemeinden, ſtolz auf ärmliche Ortshoheit und getäuſcht von Vorurtheilen, lieber Abnahme, als Anwachſen der Volkszahl ſehen, wird mit dem Mangel der Bevölkerung die Induſtrie, mit der Induſtrie beſonderer und öffentlicher Wohlſtand, mit dem Wohlſtand Veredlung des Lebensgenuſſes fehlen.

Seitdem Bünden ſeine Unterthanen verlor, zählt es kaum 120,000 Seelen. — Da ſich die Einwohner der Dorfſchaften nur von ihren Heerden und geringem Ackerbau erhalten, und andere Erwerbszweige verachten, wächſt der todte Güterreichthum, indem ſich örtlich die Volkszahl durch Sterben, Krieg und Auswanderung mindert. Entvölkerung war dieſen Republiken oft willkommen. Es gibt deren, wo dieſelbe Staatszweck zu ſein ſcheint. In dem Hochgerichte Oberhalbſtein zielten Geſetze und Ordnungen dahin. Kein Beiſaſſe durfte ſich in dieſem Freiſtaate verheirathen, bei Strafe, das Land zu verlaſſen. Kein Fremder durfte, als Gemeindsmann, angenommen werden, und keine Güter kaufen, oder als Geſchenk annehmen. Die Bevölkerung nahm daher ſichtbar ab, und betrug ſchon vor einigen

Jahren wenig über 2000 Seelen. Dennoch besteht das Hochgericht aus siebenzehn Dörfern!

Bei allmäliger Aufhebung der allgemeinen Hütungen im Herbst, und der Allmenden, bei daraus entspringendem bessern Anbau des Landes, bei Einführung der Manufakturen und Fabriken, freier Niederlassung nützlicher Fremden, würde Bünden um die Hälfte mehr Einwohner ernähren können, und in glänzenderm Wohlstand sein.

6.

Es gebricht den Bündnern nicht an Talenten. — Ich könnte hier eine Reihe von Männern aufzählen, deren Namen auch das Ausland mit Achtung spricht. Der Minister Ulysses Salis von Marschlins zeichnete sich als gewandter Staatsmann, glücklicher Volksredner, geübter Schriftsteller aus. Seine Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin u. s. w. sind ein historisch-diplomatisches Meisterstück. Dem trockensten Stoffe wußte er Anmuth und Interesse zu geben. Seinen Feinden selbst zwang er Huldigung ab. — Salis-Seewis, der Dichter, Matthisons glücklicher Nebenbuhler, nahm längst seinen Rang unter Deutschlands Lieblingsdichtern ein. Rosius a Porta ward der Geschichtschreiber der Kirche seines Vaterlandes und errichtete sich in

dieſem Felde der Literatur mit der Historia reformationis ecclesiarum rhæticarum ein Denkmal.

Die Söhne reicher Familien, entweder von Hauslehrern oder fremden Schulen erzogen, dankten ihre Ausbildung mehrentheils deutſchen Akademien und Reiſen durch die berühmtern Länder Europens, oder erwarben ſie im Kriegsdienſt der Fürſten und in angeſehenen Handelshäuſern des Auslandes. Ihr Geiſt, genährt mit den Blüthen der Wiſſenſchaft des Jahrhunderts, fand für die Stillung ſeiner Wünſche in den heimathlichen Thälern, zwiſchen den Heerden und Felſenhütten, die Nahrung nicht mehr. Einſam ſuchte Jeder die verlorene, ſchönere Welt wieder um ſich her aufzubauen, ſelbſt mit Verzicht auf die Hoffnung, ſeine Freuden Andern mittheilen zu können.

Es ſind daher in den Gebirgen viele Familien, welche auserwählte Privatbibliotheken beſitzen; andere, welche Naturalienkammern anlegten; andere, welche andere merkwürdige Sammlungen veranſtalteten, je nachdem Vorliebe im Felde der Wiſſenſchaften ihre Wahl lenkte. Die in verſchiedenen Thälern des Landes zerſtreuten Freunde der Literatur vereinigen ſich zu Leſegeſellſchaften. Die Auswahl der in denſelben umlaufenden Schriften ehrt den Geiſt der Mitglieder. Jene, wenn auch fruchtloſen Ver-

suche gelehrter Gesellschaften, sind Beweise vom Triebe des gebildetern Volkstheils in Bünden, sich schönere Lebensgenüsse zu gewinnen und wo möglich die unsichtbaren Bande der rohen Unwissenheit zu zerfeilen, in welchen ein freies Volk die Früchte der Freiheit nie schmecken darf. *)

In den Hirtenstaaten gelten weder ausgebreitete Gelehrsamkeit, noch feiner Kunstsinn, als Güter, welche die Achtung des Volks fesseln. Sie stehen mit dem Geburtsadel in gleichem Preise; sind ungangbare Münzen im Lande, mit denen nur in der Fremde gewuchert werden kann.

Der Einfluß der Wissenschaften auf die Sitten ist inzwischen unverkennbar, und rührt den Beobachter nirgends inniger, als da, wo der gebildete Mann isolirt steht, wie der verlorene Sprößling eines fremden Volksstammes. Mitten in den Wildnissen romantischer Felsenwinkel finden wir uns plötzlich in den Zirkel der feinern Welt versetzt, in den Kreis lieblicher Familien, die durch Geistesgewandtheit, gefälligen Ton, zartes Gefühl uns bezaubern, ohne die Aus-

*) Seit der Staatsumwälzung freut sich Bünden, neben andern Verbesserungen, auch einer guten Kantonsschule zu Chur.

schweifungen des Luxus und die Verzerrung lächerlicher Moden zu kennen.

Wären die reichern und gebildetern Geschlechter des Landes, wie in vielen Kantonen der Schweiz, in einer einzigen Stadt vereint, wie sie jetzt in allen Dorfschaften zerstreut sind, so würde die rhätische Hauptstadt keiner in Helvetien nachstehen, weder in äusserer Pracht und Größe, noch in Bildung und Annehmlichkeit der Bewohner. Denn seit den ältesten Zeiten war Graubünden der Wohnsitz vieler edeln und reichen Geschlechter, welche sich auf dem Schlachtfelde und im Kabinet Ruhm erwarben. Ihrer viele sind untergegangen, und andere haben sich an deren Stelle erhoben. Noch heutiges Tages sieht man die Denkmäler erloschener Herrlichkeit, trauernde Ruinen alter Ritterschlösser, faß überall an den Felsenhalden der Thäler. Der reisende Bridel zählte deren hundert und zweiundfünfzig. Lehmann, sachkundiger und sorgfältiger, als er, nennt uns, ausser den zweiundvierzigen der ehemaligen Unterthanen-Lande, nur im eigentlichen Bünden hundert und sechsundsechszig alter Rittersitze, von denen jetzt noch kaum sechszehn bewohnt sind. — Wo ist ein Land, welches in so engem Umfang eine so große Menge adelicher nun oder Wohnsitze trug?

7.

Der Beruf der Geistlichen, als Lehrer des Volks und Verkünder der Geheimnisse ihrer Religion, fordert einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung, wo nicht Gelehrsamkeit in des Wortes strenger Bedeutung. Wie unter polizirten Nationen, waren und sind die Priester auch bei den wildesten Völkerstämmen von jeher im Besitz ausgebreiteterer Kenntnisse und tieferer Einsichten, welche die alltäglichen Erfahrungen des einzelnen Menschen übersteigen.

Die bündnische Geistlichkeit aber, zufrieden, die einfachen und geringen geistlichen Bedürfnisse der Landleute zu stillen, fühlte weder gesetzlichen Zwang, noch immer innern Trieb, die höhern Regionen menschlichen Wissens zu befahren. — Gelehrsamkeit ist eine Geliebte, welche den gemeinen Sterblichen mehr durch reiche Morgengabe, denn durch ihr Selbst reizt. Als Braut vor ihren Anbetern verschleiert, sind Hoffnung und Urtheil über die Unbekannte mancherlei; erst dem enthüllt sie sich, der standhaft um sie warb, bis sie die Seine ward. In den Hirtenthälern der Bündner ist ihre Mitgift nicht lockend. Weder Glanz hoher Ehrenstellen, noch Genuß einträglicher Aemter sind mit ihrer Hand verbun-

Univ. Bibl. München

den — es finden sich daher der Werber und Nebenbuhler wenige.

Weder die protestantischen, noch katholischen Geistlichen konnten sich erklecklicher Pfründen rühmen. Ihrer viele hatten bisher kaum die jährliche Einnahme von dreihundert Bündner Gulden; die vorzüglichste reichte an sechshundert Gulden.*) Auch diese Einnahme mußte erst aus dem Ertrag der Pfarrgüter oft erbeutet werden. Es war daher keine Seltenheit, Landgeistliche an der Krippe oder hinter dem Pfluge zu sehen. So leben sie noch jetzt in jener Armuth und freilich oft sehr unwillkührlichen Verläugnung der Welt und deren eiteln Pracht, welche wir an den ersten Bekennern des Christenthums bewundern. Sie würden aber auch noch jenes Auskommen, so dürftig es immer sein mag, nicht besitzen, wenn Verzweiflung sie nicht zu einem ausserordentlichen Mittel gezwungen hätte. Die reformirten Geistlichen verbanden sich nämlich auf dem Kapitel zu Steinsberg im Jahre 1790, durch förmlichen Synodalbeschluß, ihre Stellen niederzulegen, wenn ihr Gehalt nicht verbessert werden würde. Die rhätische Christenheit evangelischen Glaubens, in Gefahr, dem alten Heidenthume in die Arme zu fallen, trat mit den verzweifelten Seelenhü-

*) Der Louisd'or macht in Bünden 13 ½ Gulden.

tern in Unterhandlung, und von jenem Jahr her schreibt sich die Pfründenverbesserung, deren ich oben erwähnte.

Bei dem gegenwärtigen Verfall des wahren Eifers in der Religion, wo die Zahl der Märtirer immer kleiner wird, und keine Prinzen königlichen Geblüts Thron und Purpur zurückwerfen, um in tiefer Armuth den Völkern das Evangelium zu predigen, darf es uns demnach nicht Wunder nehmen, wenn in den rhätischen Gebirgen die Söhne reicher Familien, welche allenfalls für Schulen und Universitäten den nöthigen Aufwand machen könnten, sich weigern, den geistlichen Stand zu wählen. Er bleibt den Aermern überlassen, welche für die geringe Aernte eine geringe Aussaat opfern.

Der künftige Volkslehrer begibt sich zu irgend einem Dorfpfarrer auf einige Jahre in Kost und Unterricht; erlernt etwas Latein, Glaubenslehre und Predigtenmachen, besucht, was aber nicht immer der Fall sein muß, die theologische Schule zu Basel oder Zürich, und wirbt sodann um die erste Kanzel, so leer wird im Vaterlande. Die Landleute bestellen sich in ihrem Dorfbezirk den Pfarrer selbst. Es hängt von ihnen ab, demselben bis an das Ende seiner Tage ihr Seelenheil anzuvertrauen, oder ihn seines wichtigen Amtes zu entlassen. Der Pfarrer,

schon durch diesen kleinen Umstand gebunden, seine Gemeinde mit christlicher Liebe und Sanftmuth zu behandeln, wird ihr ein Vorbild stiller Ergebenheit in alle Schicksale.

Unter solchen Verhältnissen erreicht die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen keinen hohen Grad; prunklose Frömmigkeit und Demuth sind der einzige Schmuck, welcher ihnen bleibt. Männer, wie ein Rosius a Porta, ein Salzy in Chur, oder der vortreffliche Pfarrer Bavier daselbst, durch seine Deportationsreden bekannt, sind von der großen Regel freilich Ausnahmen.

Als der einzige Gelehrte seines Dorfes sucht jedoch mancher ehrliche Pfarrer in der Einsamkeit diesen Ruf und Namen auf irgend eine Weise zu rechtfertigen. Er widmet sich daher zuweilen Wissenschaften, welche, so wenig Verwandtschaft sie immerhin auch mit seinen alltäglichen Geschäften haben, ihm im Kreise seiner Bekannten und Pfarrkinder den Glanz seltener Gelahrtheit um so mehr erwerben, je minder einer derselben seine Stärke zu beurtheilen vermag. — Die orientalischen Sprachen zum Beispiel, aus deren Kunde zuletzt den Hirten Rätiens wenig Heil erwächst, haben besonders viel Verehrer. Einst verließ ein gutmüthiger, braver Pfarrer das hohe Gebirg, wo in rauher Flur sein armes Dorf ge-

legen war, um meine Meinung über die rechte Aussprache des hebräischen Ajin zu vernehmen.

Wenn Bunden früher einige gemeinnützige Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften gehabt hätte, sie würden die besten Wirkungen gezeugt haben. Wo macht man auch sonst beschwerliche Gebirgsreisen wegen des hebräischen Ajin? — Aber es schliessen Andere in ihrer Einsamkeit Freundschaft mit Spinnen und Mausen.

8.

Wenn zuletzt die grössere Zahl frommer Geistlichen mehr im stillen Vertrauen auf Eingebungen des heiligen Geistes, als im stolzen Dunkel auf eigene Kraft und weltliche Weisheit, die schwere Bürde des priesterlichen Amtes übernehmen muß, so darf Jeder mit Recht erwarten, daß die wissenschaftliche Bildung des Volks nicht vorzugsweise glänzend sei.

Wirklich lebt das Hirtenvolk der rhätischen Alpen in angestammter Rohheit fort. Die flüchtigen Spuren von Bildung, die hin und wieder hervorschimmern, sind nachahmungslose Denkmäler einzelner hervorstrebender Geister, die durch den Zufall besserer Erziehung, oder benutzter Reisen, sich vor ihren Zeit- und Landesgenossen, nicht immer ohne Gefahr, auszeichneten. Die Bauart der Hütten, die Bewirthschaftung der

Felder und Wälder, die Nothwehr gegen Felsen und Ströme, Alles trägt das Gepräge jener Unbehilflichkeit, welche Kind der Geistesträgheit oder Geistesarmuth ist.

Es gebricht aber im Ganzen den Rhätiern, wie ich schon sagte, mehr an Ausbildung, als Anlage. Ein gesunder Mutterwitz, treffende Urtheilskraft in dem gewöhnlichen Lebenskreise, eine gewisse Schlauheit, die unter dem Namen der Klugheit gilt, bezeichnen den Bündner im Allgemeinen. Es scheint Verdienst zu sein, den Andern auf die beste Weise überlisten zu können. Die regierenden Familien nennen diese Gabe „Politik", die Bauern-Eigenschaft eines „geschwinden Kopfs." — Mit diesem Zug ist ziemlich allgemein herrschende Neigung zur Spötterei verwandt. Man findet sie in den Hütten der Alpen und Thäler. Die Fehler, oder albernen Streiche der Nachbarn werden in Spottliedern besungen; oder man bezeichnet die Lächerlichen mit eben so lächerlichen Beinamen, oder stellt ihre Thorheiten mimisch dar.

Jene unglückliche Menschenrace, welche man in der ganzen Kette der Alpen, bis tief in's Tyrol findet, genannt Cretinen, Geschöpfe menschlicher Gestalt, mit ungeheuern Köpfen, sprachlos, verkrüppelt, sind auch in Bünden keine Seltenheit. — Bis jetzt, meines Wissens, hat man weder die Ursachen dieser traurigen Entfaltung des Men-

schen, noch die Mittel der Heilung zu entdecken gewußt. Einige haben sie dem Gletscherwasser, Andere den Quellen der Kalkfelsen, Andere dem schnellen Wechsel der Wärme und Kälte in den Gebirgen u. s. w. zugeschrieben.

Ich wag' es nicht, mit ungewissen Muthmaßungen hervorzutreten; aber eine selbstgemachte Beobachtung sei mir erlaubt anzuführen. Auf meinen Spaziergängen zwischen Chur und Reichenau wurde ich auf die Verschiedenheit der Holzarten aufmerksam, welche das Thal und die an beiden Seiten desselben emporgehenden Berge bedecken. Die nordwestliche Thalhälfte leuchtete heller und grüner vom mannigfaltigen Laubholz, welches bis in die Höhe des Gebirgs steigt; die südöstliche Hälfte hingegen war mit dem düstern Schwarzgrün der Nadelhölzer bekleidet. Die Scheidelinie zwischen dem natürlich auftreibenden Laub- und Nadelholz ist dabei sehr genau bezeichnet.

Ich verknüpfte auf einzelnen kleinen Reisen diese Bemerkung bald mit einer andern. Die südöstlichen Bergseiten waren unfruchtbarer, nackter, zerfallener auf der ganzen Linie von Maienfeld bis zum Rheinwald, der die Quellen des Rheines verbirgt; fruchtbarer hingegen, minder zerfallen sind die nordwestlichen Berghalden. Dort erhebt sich mit seinen Fruchtfeldern, Dörfern und Alpen bis in die Wolken amphitheatralisch der

weite und schöne Heinzenberg des Domleschgerthals; dort im Schamserthale, wie Nachbildung des Heinzenbergs, ein fruchtbares Hügelland, bis zu den fernen Gebirgsspitzen. — Freunde, welchen ich diese Bemerkung mittheilte, bezeugten, daß in verschiedenen andern Geländen Graubündens ein ähnliches Verhältniß walte.

Im Winter und Sommer sind die nordwestlichen Halden früher angesonnt, während die gegenüberstehende Gebirgswand noch lange in ihrem eigenen Schatten liegt. Dort löset der Strahl der Sonne die feuchten Nebel und Ausdünstungen allmälig, die Wärme steigt langsam mit den Stunden des Tages. Hier hingegen bilden Bergschatten und Sonnengluth schnellern Uebergang, Wind und Wetter mögen auch auf die verschiedene Richtung der Gebirgslagen nicht ohne wichtige Einwirkung bleiben. In jeder Hinsicht verdienen diese Beobachtungen erweitert zu werden.

Fast in gleichem Verhältniß, wie diese Schattirungen des Klimas, und mit der Grenzlinie des wildwachsenden Laub- und Nadelholzes, trennen sich die Gegenden und Dorfschaften, welche Kröpfige und Kretinen zeugen. Wie auf die vegetabilische Natur wirken Licht und Schatten auf die animalische.

Die Stadt Chur, zum Beispiel, liegt im

Schattenstrich. Sie hat daher Kröpfige; doch erinnere ich mich nicht, daselbst eigentliche Kretinen gesehen zu haben. Mannigfaltigere und bessere Nahrungsmittel schwächen vielleicht des Uebels Kraft. Aber doch bemerkt man in dieser Stadt ausser den Kröpfen viele ungesunde, verkrüppelte, nervenlahme Menschen.

Das Dorf Ems, ebenfalls im Schattenstrich gelegen, zwischen Reichenau und Chur, ist vorzüglich reich an Mißgestalten, ungeheuern Kröpfen, Taubstummen u. s. f., während das gegenüberliegende Dorf Feldsberg, von Ems nur durch den Rhein geschieden, aber im Sonnenstrich, keine Kröpfige zählt, noch weniger Kretinen.

Im Ganzen genommen ist die Zahl dieser von der Natur Versäumten nur ein sehr geringer Theil des Volks. Ich zweifle auch daran, daß man jene Verkrüppelung der Menschen jemals austilgen werde, so lange die Lage der Dorfschaften dieselbe bleibt, und man sie nicht in die Sonnenseite verpflanzen kann.

Ich kehre zu meinen Gedanken über die wissenschaftliche Bildung des Volks zurück. Wenn diese sehr vernachläßigt ward, so lag der Grund davon offenbar in der ehemaligen reindemokratischen Landesverfassung, und den Hoheitsrechten der Gemeinden. Nicht der Weiseste, sondern die Mehrheit des Volks gab das Gesetz.

So wie die Landleute ihren Pfarrer wählten nach Willkühr: so übten sie auch unbeschränkt das gleiche Recht über die Erzieher und Lehrer ihrer Jugend. Nur in wenigen Ortschaften Graubündens kannte man Sommerschulen. Der Unterricht ward auf drei bis vier Wintermonde beschränkt. Gewöhnlich wurden die Hausväter im Spätjahr versammelt, und dann von ihnen erst die Vorfrage entschieden: ob im bevorstehenden Winter Schule gehalten werden solle, oder nicht? Zuweilen fiel die Antwort so, daß das Dorf während eines ganzen Jahrs ohne Schule blieb.

Da, einige größere Dörfer und Flecken ausgenommen, keine Gemeinde sich rühmen kann, für den öffentlichen Unterricht mit besondern Fonds ausgerüstet zu sein: so muß der Schulmeister sich mit der ärmlichen Gabe begnügen, welche ihm jedes Kind von Seiten seiner Aeltern bringt. Die Besoldung ist daher sehr gering, und Männer, welche irgend Fähigkeit besitzen, ihr Brod auf andere Weise zu gewinnen, machen auf die Lehrerstelle keinen Anspruch. Dazu kömmt noch, daß Parteiung sich eben so gut in die Schulmeisterwahl, als in die Ernennung der Pfarrer oder des Landammanns mischt, und es nicht selten geschieht, daß der Lehrer der Dorfjugend selbst weder einen Brief leserlich schreiben, noch Gedrucktes fließend ablesen kann.

Nicht ohne Kummer sahen viele redliche Männer die Verwilderung ihrer Landsleute; aber jene unselige Selbstsucht einzelner Herrschlustigen, welche in ihren Finsternissen vor jedem Lichtstrahl zittert, und mit der Veredlung der Menschheit ihre Kraft einbüßt, begnügte sich nicht nur, der Blindheit des Landmanns öffentliche Lobreden zu halten, sondern sie eiferte gegen jeden Versuch des Bessern.

Es ist vergebliches Bemühen, solchen Menschen edlern Sinn gegen Mitmenschen, und richtigere Ueberzeugungen einzuflößen. Ihr phosphorischer Glanz erlischt, wenn keine Finsterniß ist; darum hassen sie die Erleuchtung Anderer, während sie selbst auf ihr Licht stolz sind.

Die Schilderung, welche Aristoteles in seiner Politik (B. 6. H. 4) von Völkern macht, bei welchen die Demokratie gelten könne, paßt sich ganz dem Bündnerstaate an. Er hält diejenigen für die Besten, welche sich Feldarbeiten widmen. Die Demokratie, sagt er, wird dort ohne Hinderniß eingerichtet, weil die Menge sich mit dem Ackerbau und der Heerdenbesorgung beschäftigt. Das geringe Glück der Landleute erlaubt nicht, müßig zu sein, und läßt diesen nicht viele Zeit, Versammlungen beizuwohnen. Gezwungen, das Nothwendige zu erwerben, gehört der Landmann ganz seiner Arbeit und verlangt keine fremd-

artige Zerstreuungen. Er zieht ländliche Geschäfte dem Vergnügen zu regieren vor; und wenn Aemter nicht sehr einträglich sind, liebt er mehr den Gewinnst seines Fleißes. — Laßt solchem Volk das Recht, seine Obrigkeiten zu erwählen, und deren Rechenschaft zu beurtheilen, so wird es zufrieden sein, und seinen Ehrgeiz begrenzen.

Der Stagyrit geht immer von dem Grundsatz aus, daß Aristokratie (Herrschaft der Weisen und Tugendhaften) die beste Grundlage republikanischer Verfassungen sei, und so sich auch in der von ihm geschilderten Demokratie aristokratische Formen entwickeln können. Aber dem Manne, der die Konstitutionen von hundert und fünfzig Völkern sammelte und prüfte, konnte es nicht entgehen, daß die Demokratie beim leisesten Mißverständniß ausarten müsse. — In einer Demokratie, sagt er, wo Alle gleiches Recht zur Herrschaft haben, ist es gut, daß die Mittelklasse die größere sei. Sind die Meisten arm, so wird entweder Oligarchie werden (deren Karakter, nach Aristoteles Begriff, Herrschaft der Einzelnen durch Reichthum, Geburt und Unterricht ist), oder Anarchie, und die Reichen werden geplündert (denn der Wille des Souverains ist Gesetz).

Die Geschichte Graubündens ist eine Beispielsammlung zu den Lehren des Aristoteles. — Das

Volk, unwissend und träg, schwankte beständig zwischen Oligarchie und Anarchie. Eine Weile gelenkt von seinen Angesehenen, die durch Unterricht und Reichthum herrschten, erhob er sich wieder gegen dieselben, gereizt von Gegenfaktionen, sammelte sogenannte „unparteiische Strafgerichte", welche nie ihr Werk schlossen, ohne die Kassen der regierenden Familien zu leeren. Jedes Jahrhundert zählte dergleichen wilde Aufstände des Volks.

Die Landsgemeinden waren mehrentheils wenig besucht. Man überließ die Führung der Geschäfte den Vorgesetzten der Dorfschaften, und diese, meistens Ergebene einer oder der andern reichen Familie, folgten den Winken derselben. War die Gemeinde aber vollständig versammelt, wie etwa an Tagen der Besatzung (Wahl der Obrigkeiten und Deputirten), so eröffnete sie sich gewöhnlich mit frommem Gebet, und schloß mit furchtbarem Geschrei, Rippenstößen und Ohrfeigen.

So entsprach also das selbstherrliche Volk den Erwartungen, welche man von seiner Unwissenheit schöpfen konnte. — Als es noch über Unterthanenlande herrschte, war es an ihm, die Amtleute in denselben zu ernennen. Diese aber erkauften ohne Scheu ihre Stellen von den Gemeinden. Die Kandidaten boten für jede ihnen günstige Stimme bestimmtes Geld, und der Meiß-

bietende gewann. — Aehnliche Feilheit der Stimmen fand überall statt, so oft einträgliche Aemter oder Pachtungen zu vergeben waren.

Tiefer kann kein Volk sinken, entehrender keine Regierungsform sein, als da, wo Verwaltung der Gerechtigkeit Wucherern anvertraut wird. — Dies war der Fall in dem Freistaat der drei Bünde.

9.

Die Verderbtheit des sittlichen Karakters von den Bewohnern der ehemaligen Unterthanen-Lande Rhätiens sucht, unstreitig mit Recht, eine ihrer Quellen in der ehemaligen Staatsverwaltung. Denn obgleich zu Zeiten auch uneigennützige Männer die Regierung der Unterthanenschaft übernahmen, arbeitete doch ihre Kraft wider den Strom langer Gewohnheit zu matt. Die Gerechtigkeit ehrte nur sie, ohne des verwilderten Volkes Sinn zu bessern; und die einzelne gute That versank in der Menge vorhergegangener und nachfolgender schlechten Verfügungen.

Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß auch der wärmere italienische Himmel, glühendere Einbildungskraft, reizbarere Nerven u. s. w., desgleichen innere Einrichtungen des Landes, und viele andere Nebenumstände auf Veltlins Verschlimmerung

der Gemüthsart hingewirkt haben. Die ehemaligen welschen Vogteien der eidsgenössischen Schweiz beherbergten ein weit verderbteres Geschlecht, als die Vogteien in der deutschen Schweiz. Das Volk des italienischen Tyrols ist weit unmoralischer, rachsüchtiger, falscher, als jenes vom deutschredenden Theile.

Valtelin, Cleven und Bormio waren von jeher das Vaterland der Rabulisten. Man begegnete auf allen Straßen einem Troß von Advokaten, Notarien, Konsultatoren, Prokuratoren, Assessoren u. s. f. Die Prozeßwuth war grenzenlos. — In der italienischen Schweiz fand das Gleiche statt. — Im italienischen Tyrol herrschte dasselbe Uebel. Die Gerichtsstuben schollen von falschen Eiden wieder. In dem einzigen Konfinen-Kreise des Tyrols schwebten jährlich mehr Prozesse vor den Tribunalien, als in den übrigen Kreisen Tyrols, mit Ausnahme des Vorarlberg. In einem einzigen Dorfe fand man drei bis vier Advokaten ansässig. Der Wanderer begegnete in den trientinischen Bezirken bald hie, bald da dem auf einem Pfahl erhöhten Eisenkreuze (martyri), dem schauerlichen Denkmal gelungener Meuchelmorde, und die größere Anzahl der zu öffentlichen Arbeiten verdammten Züchtlinge sind Söhne dieser Landschaften.

Der Italiener auf milderm Boden, im Schatten

seiner Oliven- und Kastanienwälder, scheut die mühsame Arbeit; zieht leichtern Gewinn vor. Der Deutsche, in rauhen Gebirgen, von Kindheit an zum strengen Kampf mit der Natur gewöhnt, ist fest und ausdauernd. — Der Italiener ist freigebig, leichtsinnig, verschwenderisch. Der Deutsche hält wirthschaftlich das Seinige zu rath, was im Schweiß des Angesichts erworben ward. — Der Italiener ist heftig, feig, aber grausam und heimtückisch. Der Deutsche zürnt: ist unerschrokken, persönlich tapfer, aber zum Verzeihen geneigt, und redlich. — Der Italiener zieht List und Schlauheit dem Ruhm der Gradheit vor; der Deutsche, minder geschmeidig im Denken und Handeln, glaubt durch Falschheit seinen Ruf zu entehren. — Der Italiener ist wollüstig, liebt mit Leidenschaft, und Eifersucht. Der Deutsche, kältern Bluts, liebt mit Anstand, ehrt Tugend und überläßt sich selbst bei gefährlicher Versuchung, welche das Herkommen heiligt, nicht leicht unerlaubten Ausschweifungen. Zu jenen Versuchungen gehören die nächtlichen Besuche, welche die Liebhaber in den Gebirgen ihren Mädchen abzustatten pflegen. Man nennt in der Schweiz diese bis zu unsern Tagen gekommene Sitte der Vorwelt zu Chiltgehn, oder ehilten; in Bünden zu Hengert; in den Gebirgen von Franken z'Fenstern; im Tyrol z'Nachten, oder 's Haingartlen.

10.

Erſt in den letzten Jahrzehnden des achtzehnten Jahrhunderts hatte Graubünden eine offentliche Erziehungs-Anſtalt, für die Söhne reicher Geſchlechter, welche den Beſuch ausländiſcher Schulen, oder Anſtellung fremder Hauslehrer entbehrlicher machte. — Planta, ein Bündner Gelehrter, und Neſemann, ein Deutſcher, ſtifteten im Jahre 1760 zu Haldenſtein, Schloß und Dorf am linken Rheinufer, im Angeſicht der Stadt Chur, ein Seminarium. Bald erhielt dieſe Erziehungs-Anſtalt ausgebreiteten Ruhm. Nicht Bündner allein, ſondern Schweizer, Deutſche und Italiener beſuchten dieſelbe, welche weit umher als die vorzüglichſte in ihrer Art galt. Männer, die ſpäterhin in der Geſchichte Bündens und der Schweiz ausgezeichnete Rollen ſpielten, und die erſten Stellen des Staats betraten, empfingen dort ihre Bildung.

Aber auch dieſe Schule, ihres Ruhmes und ihrer Verdienſte ungeachtet, ward weder vom Staate, noch von den Obrigkeiten der Gemeinden unterſtützt, ſondern, als Unternehmen wohldenkender Privatleute, ihrem Schickſale überlaſſen; die Republik gedachte Sich weder den Glanz noch den Segen einer Stiftung zuzuſichern, welche zu den Unentbehrlichkeiten des Landes gehörte.

Ulysses von Salis (franz. Minister oder Gesandter in Bünden) blieb nicht gleichgültig. Dieser, im Besitz eines der größten und ansehnlichsten Schlösser des Landes, genannt Marschlins, glaubte des Vaterlandes Nutzen mit seinem besondern Vortheil nicht schicklicher verbinden zu können, als wenn er sich an die Spitze solcher Bildungs-Anstalt begäbe. Er stiftete im Jahre 1771 in dem Schlosse Marschlins ein Philantropin, nach Form des ersten, vom Reformator des deutschen Schulwesens in Dessau angelegten. Mit diesem Philantropin ward das Seminarium von Haldenstein vereinigt.

Der durch seine theologischen Schriften und Abentheuer zu jener Zeit berühmte Doktor Bahrdt empfing die Leitung der Anstalt. Er wandte jedes Mittel auf, derselben Leben und Glanz zu ertheilen. Dennoch blühte sie nicht lange, und nie konnte sie sich rühmen, dem alten Seminar von Haldenstein an innerm Werth geglichen zu haben. Frühen Ruf und frühen Untergang zugleich gab Bahrdts Name und sein Leichtsinn dem Marschlinser Philantropin. Die Feinde des Hauses Salis, und vor allen des Ministers, entzogen ihre Söhne dem Unterricht jener Anstalt, die ihnen in den Händen solches Mannes mehr Werkzeug schlauer Selbstsucht, als ungeschminkter Vaterlandsliebe schien.

Joh. Baptista von Tscharner, ehemals Bürgermeister der Stadt Chur und Standespräsident von Bünden, Vater einer zahlreichen Familie, und unverdrossener Arbeiter für sein Vaterland, hob den in Marschlins verlornen Faden auf, und stiftete eine kleine Anstalt zu Zenins, einem Dorfe ohnweit Maienfeld, auf seinem beträchtlichen Landgute. Bald erweiterte er den Plan. Das geräumige Schloß der Herrschaft Reichenau, am Zusammenflusse des Vorder- und Hinter-Rheins, wurde einem neuen Seminar gewidmet, und der Greis Nesemann, dessen Namen das gebildete Bünden ehrte, Tscharners Lehrer, trat als Direktor an die Spitze desselben.

Doch Tscharners Bemühen, dem Staate eine Anstalt zu geben, in welcher auch die höhern Wissenschaften gelehrt wurden, verunglückte aus den gleichen Ursachen, wie das Marschlinser Philantropin; selbst Nesemanns anerkannte Verdienste konnten es gegen den Groll der bündnischen Faktionen nicht schützen, und nicht von seinem Untergange retten. — Die Familie Salis sah in Tscharner das Haupt ihrer mächtigen Gegenpartei. Ausgerüstet mit mannigfaltigen Kenntnissen, durchdringendem Scharfsinn, schlummerloser Thätigkeit, war er von allen rhätischen Patrioten lange der einzige Mann, welchen sie am meisten fürchtete.

Schon ſtand das Seminarium von Reichenau ſeiner Auflöſung nahe, als ich mich entſchloß, den letzten Verſuch zu ſeiner Erhaltung zu wagen. Tſcharner trat mir, mit Vorbehalt einiger Rechte, das Seminarium als Eigenthum ab; ich erwählte den ehrwürdigen Neſemann zum Mitdirektor der Anſtalt, und von ihm und der Thätigkeit des Herrn Bartels, eines jungen in mathematiſchen Wiſſenſchaften ausgezeichneten Gelehrten, unterſtützt, ſo wie von dem Fleiß der Unterlehrer, ſah ich mit Vergnügen das Inſtitut wieder mit friſchen Kräften emporgehen, welches, von Bündnern, Schweizern und Italienern zahlreicher beſucht, dem Kampf der Parteien Trotz zu bieten ſchien.

Nie war die liebliche Einſamkeit von Reichenau ſchöner belebt. Selbſt von Mailand und Genua wurden neue Zöglinge in eben dem Zeitpunkt angekündigt, als die Revolution der Schweiz ſich gegen Graubünden zog, und ich, nachdem das Inſtitut einige Jahre lang geblüht hatte, dasſelbe im Maimonat 1798 aufzuheben gezwungen war.

Nur allzufrüh eilten meine Ahnungen in Erfüllung. Der rhätiſche Freiſtaat, von innern Gährungen ergriffen und äuſſern Stürmen angefallen, ſtürzte zuſammen. Die Fluren am Ufer des Rheins, wo ſonſt jugendliche Unſchuld und Freude ſpielten, verwandelten ſich in Schlacht-

felder erbitterter Heere; und die Säle, wo einst die Lehren der Weisheit und Liebe offene Herzen, und die Künste ihre Altäre fanden, wurden Sterbekammern und Kerker derer, die blutend oder gefangen dem Tode auf dem Kampfplatze entrannen.

11.

Eine Anstalt des öffentlichen Unterrichts, welche durch ihre Einrichtung und Zwecke sich von allen andern Schulen der Nachbargegenden unterschied, scheint als Eigenthümlichkeit Bündens der nähern Beschreibung nicht unwerth.

Die Jünglinge, welche zu Reichenau gebildet werden sollten, waren meistens bestimmt, Landwirthe, Kaufleute oder Gelehrte zu werden. Vermöge der Staatsverfassung hatte jeder derselben einst Anspruch auf die ersten Würden des Vaterlandes zu machen. Mit der wissenschaftlichen Bildung mußte zugleich Erweckung strenger Sittlichkeit und republikanischen Sinnes vereint sein. Entfernt von den Verführungen der Stadt und dem rohen Beispiele der Dorfbewohner; in einer angenehmen Einsamkeit, ohne klösterlichen Zwang; — im vertrauten Umgange mit ihren Erziehern, ohne mit der Furcht vor dem Lehrer zugleich die Achtung zu verlieren, die dem Freunde gebühret, sahen sich die Zöglinge zu Reichenau in einer

eigenen Welt, wo nur die Tugend geliebt, nur der Fleiß geehrt ward.

Gewohnt, sich als Brüder zu sehen, galt unter ihnen kein Unterschied. Der Sohn des Edelmannes und des Bauers, der Reiche und Aermere, der Einheimische und der Ausländer genossen von den Lehrern gleicher Behandlung. — So kam es den Zöglingen nie in den Sinn, eine Ungleichheit unter sich selbst einzuführen, welche nur Werk der Eitelkeit war.

Sinn für Ordnung zu entfalten, sah man die Stunden des Schlafs, der Arbeit, der Zerstreuungen, des Essens, des öffentlichen Unterrichts abgemessen; und wöchentliche Untersuchungen ihrer kleinen Habseligkeiten, ihrer Bekleidung, ihrer Papiere und Bücher angestellt. Tags und Nachts, in ihren Schlafsälen und Arbeitszimmern, bei ihren Spielen und Studien bemerkt, ohne von ewigen Weisungen und Predigten gedrückt zu werden, lernten sie handeln, wie vor den Augen des beständigen Richters, ohne in blöde Schüchternheit zu versinken. — Ihre Spiele im Freien galten Stärkung der äussern Sinnwerkzeuge und körperlicher Kraft. Ihre Spaziergänge wurden, ohne Rücksicht der Witterung, bald durch Felder und Gebüsche, bald zu den Gipfeln benachbarter Hügel gehalten. Man übte sich, die Gluth der Sonne zu verachten, oder sei-

nen Leib Sturm und Regen auszusetzen. Selbst im Winter die beschneiten Berge zu beklettern, fand man weder mühsam noch unlustig.

Verschiedene Lehrer hatten das Geschäft des Unterrichts unter sich getheilt. Jeder von ihnen gab in denjenigen Wissenschaften Unterweisung, welche er selbst als Lieblinge auswählte. Doch herrschte hier keine Willkühr und Verwirrung, sondern der halbjährige Cursus der Lehrgegenstände wurde entworfen, in Programmen mitgetheilt und ausgeführt.

Von den ältern Sprachen wurde nur in der griechischen und lateinischen Unterricht ertheilt; von den neuern aber in der französischen, englischen, italienischen und deutschen. — Schön und recht schreiben in diesen verschiedenen Sprachen, nebst Uebungen im guten mündlichen und schriftlichen Vortrage, war mit jenem verbunden.

In mehrern halbjährigen Lehrläufen wurden Geometrie, Arithmetik, Algebra, Buchhaltung, Naturgeschichte, Naturlehre, Logik, Anthropologie, Moralphilosophie, Naturrecht, allgemeine Geschichte der Welt, besondere Geschichte des Vaterlandes, allgemeine Geographie, Erdbeschreibung und Statistik von der Schweiz und Bünden vorgetragen.

Die Zöglinge waren durch die Natur der Lehrart gebunden, mit fester Aufmerksamkeit dem

Vortrage zu folgen, der ihnen nur Stoff zum eigenen Studieren auſſer den Stunden des wirklichen Unterrichts gab, und davon ſie jedesmal nachher die Ergebniſſe vorzulegen hatten. Trägheit und Fleiß kannten keine andere Strafen, keine andere Aufmunterungen, als welche in der Zufriedenheit der Lehrer und dem Wetteifer der Schüler lagen. Sporns genug für die Jugend. Selten hatten die Lehrer Urſache, über Schlaffheit und Unthätigkeit zu klagen; aber oft mußte ihr Gebot diejenigen zu Zerſtreuungen auffodern, welche ſich dem Vergnügen Tage lang zu entziehen ſuchten, um in den Arbeitszimmern ihre Wißbegierde zu ſtillen und ihre Kenntniſſe zu erweitern.

Als letzter Zweck ihrer Bemühungen ward ihnen weder Ruhm noch Gewinn zur Hoffnung gemacht. Die Wohlfahrt des Vaterlandes war das Ziel. „Das Vaterland bedarf in dieſen Zeiten Männer von Geiſt und Entſchloſſenheit!“ ſo war der allgemeine unter allen Formen erſcheinende Ruf ans Herz der Jünglinge: „Arbeitet, denn auch eure Zeit wird kommen. Eure Stimmen werden einſt in den Volksverſammlungen gehört werden. Unwiſſenheit, Trägheit, Krämergeiſt drückt das freigebeißene Land nieder. Zwietracht zerloſet die ewigen Bünde. Familien-

und Faktionenherrschaft führt uns zum Untergang. Einer von euch kann durch Weisheit, Vorsicht und Seelengröße einst Retter des Vaterlandes werden!"

Früh ward den Jünglingen die Liebe des Vaterlandes, und Gefühl für der Menschheit unvergängliche Rechte eingeflößt. Ihre Versuche in Gedichten, Reden, philosophischen und historischen Abhandlungen wurden der Abdruck ihrer Empfindungen und Begriffe. — Als nachher die Revolution ausbrach, traten mehrere der Zöglinge unter die Fahnen des Vaterlandes freiwillig; verschiedene standen im Gewühl der Schlachten als Männer; andere bezogen deutsche Universitäten, um dort ihre Bildung zu vollenden.

Auser dem Unterrichte in der Religion ihrer Väter und dem für sie eingerichteten sonntäglichen Gottesdienste, auser den Räthen der Lehrer und dem Werthe, welcher überall der Tugend, dem Abscheu, welcher überall dem Laster oder fehlerhaften Gewohnheiten bezeugt ward, hatte die kleine Republik noch ihre besondern moralischen Institute.

Es war ein Tag in jeder Woche; an diesem versammelten sich die Zoglinge zum Gerichte über sich selbst. Aus ihrer Mitte hatten sie für mehrere Wochen Präsident und Schreiber zur Führung des Protokolls gewählt. — Wer Beschwer-

den gegen einen seiner Mitschüler hegte, trug sie vor. Man hörte die Vertheidigung des Beklagten, ließ beide Parteien abtreten, berathschlagte über die fernere Untersuchung des Vergehens, oder über den Grad der dafür geeigneten Strafe. Es ward abgestimmt. Der Beklagte, wenn nicht der Kläger selbst, oder ein Lehrer für ihn bat, unterwarf sich geduldig einem Urtheil, welches er selbst oft hatte mitfällen helfen in ähnlichen Lagen Anderer, und er nie ungerecht heißen konnte. Den Schluß dieser richterlichen Sitzungen machten gewöhnlich Redeübungen über den Werth oder Unwerth von Handlungen berühmter Männer des Alterthums und späterer Zeiten, meistens in moralischer Hinsicht. Da fanden Brutus und Cäsar, Charlotte Corday und Wilhelm Tell, die Preßfreiheit und der Krieg ihre öffentlichen Ankläger und Vertheidiger, welche in ausgearbeiteten Reden ihre Mitzöglinge bald durch die einfachen Wahrheiten der Vernunft, bald durch die Rührung der Gefühle zu Gunsten ihrer Sache zu stimmen suchten. Das Tribunal gab den Ausschlag. — Nicht nur die Lehrer wohnten diesen Sitzungen gewöhnlich bei, sondern selbst aus den benachbarten Ortschaften kamen die Neugierigen, um die jungen Redner zu hören.

Alles, was in Reichenau geschah, Lehr- und Freudenstunden, Tisch- und Schlummerzeit,

könnte von Fremden beobachtet werden; jeder Ausländer hatte das Recht, die Anstalt Tage lang zu prüfen. Sie, die nur durch das Vertrauen des Publikums stark war, durfte sich den Augen desselben nie verbergen.

Nur einen Tag im Monat gab es, wo die Handlungen der Zöglinge Geheimniß blieben, wo selbst Aeltern und Verwandte den Beschäftigungen derselben nicht beiwohnen durften. Es war der Tag des Sittengerichts. — Die Jünglinge wurden ihre eigenen Beurtheiler. Eine der Feierlichkeit und dem Zweck der Handlung angemessene Rede eines Lehrers eröfnete die Sitzung. — Abwechselnd trat einer nach dem andern von den Zöglingen ab. In verschlossenen Zetteln gab jeder der Zurückgebliebenen seine Meinung über die angenommenen oder abgelegten Fehler des Bruders, und jeder bezeichnete die hervorstechende Tugend oder gute Handlung desselben. Die Stimmenzettel wurden nach ihrer Verlesung vernichtet und Diejenigen Karakterzüge, in welchen sich die meisten Meinungen der Beurtheiler vereinten, ins Protokoll eingetragen. Der von den Jünglingen aus ihrer Mitte gewählte Präsident machte dem Beurtheilten den Inhalt des Protokolls bekannt, belobte seine Tugend, und ermunterte ihn, noch den haftenden Fehler zu entfernen, der seinen sämmtlichen Kameraden anstößig sei.

Indem die Erzieher hier die geheimsten Falten des Herzens sich öffnen sahen, und auf Spuren geleitet wurden, die ihnen ausserdem vielleicht stets verborgen geblieben wären, gewöhnten die Jünglinge sich, auf die öffentliche Meinung zu achten: sie sahen ihre moralische Gestalt im Spiegel des allgemeinen Urtheils, und indem sie nach dem Bessern rangen, wurden sie ihre eigenen Bildner.

Dies ist in flüchtigen Umrissen das Gemälde vom Seminarium zu Reichenau, dessen Untergang durch die Revolution selbst von denjenigen, als wesentlicher Verlust des Landes, beklagt ward, welche mit Verdruß dasselbe auf dem Boden einer Herrschaft blühen sahen, deren Besitzer unter den Häuptern einer gegnerischen Partei standen.

Zweiter Abschnitt.

1.

Indem ich mich nun der Erzählung jener wichtigen Ereignisse nähere, welche die Aufmerksamkeit Europens lange, und noch länger den Kummer der gesitteten Welt beschäftigten, fühle ich erst die ganze Schwierigkeit meines Unternehmens. Wie schwer ist es, sich selbst und seine Feinde und seine Freunde in dem Getümmel der ausser-

ordentlichſten Begebenheiten, in dem Drange wechſelnder und unerhörter Umſtände, zu erkennen und zu beurtheilen! Wie ſchwer, Thaten zu würdigen, welche der Druck des Augenblicks zeugte, und mit ſeinem Verſchwinden ohne Maasſtab und Rechtfertigung ließ!

Der Blick in die Wildheit der Staatsumwälzung erregt in mir die Empfindung, welche mich bei der Geſchichte der Völkerwanderungen, oder der Reformation und ihrer Religionskriege ängſtigt. Die konvulſiviſche Menſchheit iſt ſich nicht ſelbſt gleich; ich ſehe Weisheit raſen und Tugend fehlen — und darf nicht wagen, ſie zu verdammen.

Wenn jene alten, heiligen Bande geſprengt ſind, welche ſonſt die Geſellſchaft der Menſchen zuſammenzogen; wenn nur kaum die Verknüpfung unter Aeltern und Kindern, Brüdern und Gatten im Sturm ausdauert; wenn die alten Geſetze verwiſcht, die neuen kaum geſchrieben ſind; alle Leidenſchaften gegen einander im Harniſch ſtehen; die Begriffe ſich verwirren; Entzücken und Argwohn jeder öffentlichen That nachſchreien; aus dem Schooſe der Feigheit die Grauſamkeit ſpringt; wenn im Taumel der Hoffnung und Furcht das Nützliche mit dem Gerechten, die Urſache mit den Folgen, das Weſentliche mit dem Zufälligen in gleichem Werthe und Preiſe laufen; wenn der

rauschende Strom der Ereignisse alle Grundsätze hinwegflutet; die Klugheit verzweifelnd nach dem Moment hascht, der schon nicht mehr ist, und die Weisheit an sich selbst irre wird; wenn im Wirbel entgegengesetzter Schicksale Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Ehre, Stütze und Schirm verlieren; wenn so jeder einzelne Mensch, so ein ganzes Volk Schwerpunkt und Gleichgewicht einbüßt, aus dem Gewöhnlichen hinweggeschleudert, immer mit Uebertreibung sieht, urtheilt, handelt; mit einem Worte: in einer Revolution — da gilt anderes Maas und anderes Gewicht zur Würdigung handelnder Personen. Der Mann in der Ruhe, der Mann in verzweifelnder Rastlosigkeit, — oder der Mann in friedlichen gleichlaufenden Verhältnissen, und der Mann im Gewühle vorüberstürzender Ereignisse, wird zu einem andern. Persönliches Interesse und das Heiligthum unbesiegbarer Wahrheiten reissen ihn gleich stark empor; er nimmt an dem Umsturze der Dinge Theil, er schlafe oder wache; alle Welt ist durch die Erschütterung aus dem Geleise gehoben; Jeder eilt oder irrt in neuen Bahnen; große Leidenschaften reizen großen Widerstand und Alles treibt dem Aeussersten zu.

Nachdem das betäubende Gewitter vorübergezogen ist, und wir auf das Ueberlebte zurückschauen, so erstaunen wir vor Verwandlungen,

die zum Theil unser Werk sind, und können kaum begreifen, daß alles möglich gewesen sei; so wenig, wie ehemals, daß es möglich sein würde. — Mancher, der bei mildem Temperament, und zartem moralischen Sinn, in das Abentheuer der Umwälzung gezogen wurde, ward allmälig, und immer der guten Sache zu lieb, Mörder der Freiheit, Mörder der heiligsten Rechte, während er noch immer, obgleich er den Fluch des Volks hörte, Volksretter, Schutzengel der Menschheit, politischer Heiliger zu sein meinte. — Mancher, der an den Wahrheiten der Vernunftgesetze fest hielt, ohne Klugheit in ihrer Anwendung, richtete so unersetzlichen Schaden an, als der Andere, welcher der Klugheit das Gebot der Moral aufopferte. Sieyes sprach das Todesurtheil über seinen König; unter andern Verhältnissen war er dessen, oder der königlichen Würde Vertheidiger. Bonaparte hätte im Gebrause ergrimmter Leidenschaften kein Reich gesetzlicher Ordnung herstellen, und Robespierre keine Schreckensregierung in Tagen einführen können, wann die Wuth der Faktionen ermattet war.

Wer aber kennt das Gewebe der Verhältnisse? Und wie mangelhaft steht, bei der Unkunde des Wichtigsten, das Urtheil der Welt über den handelnden Mann?

Wer diese Bemerkungen für eine vorläufige

Entschuldigung staatsumwälzerischer Verbrechen nimmt, irrt sich. Aber sie sind hinreichend, die Feder des Geschichtschreibers zu rechtfertigen, wenn sie mit Schüchternheit Gegenstände berührt, über welche der Weiseste nicht ohne Besorgniß absprechen darf.

2.

Jeder Kanton der Schweiz machte, freiwillig oder gezwungen, *seine eigene* Revolution. Diese war daher nirgends dieselbe, sondern wechselte von Ort zu Ort Zweck und Mittel. Die Bedürfnisse und Beschwerden waren nirgends die gleichen. Diejenigen, welche die Staatsveränderung wollten, oder ihr widerstanden, hatten von Kanton zu Kanton kein gemeinsames Interesse. Die Ansichten und Beurtheilungen der großen Verwandlung waren daher mannigfaltig und eben so verschieden, wie die Wünsche dessen, was an die Stelle des Eingestürzten zu setzen sei.

Daher die ungeheure Zwietracht in Helvetien, welche weder das Unglück drei verwüstender Jahre, noch die Gefahr der Vaterlandsvernichtung tilgen konnte.

Graubünden hatte schon unabhängig von der Schweiz und dem Einflusse Frankreichs seine Reform begonnen, als die gesammte Eidsgenossenschaft noch in wirklicher oder scheinbarer Ruhe

lag. Dort aber war es weder um Einführung französischer Grundsätze, noch um Vereinigung mit der Schweiz, noch um das Einheitssystem zu thun, sondern um wesentliche Verbesserung der Landesverfassung und Losreissung von der Herrschaft allzumächtig gewordener Familien.

Dieser Kampf verlor sich nachher im Gewühl der großen Umwälzung der Eidsgenossenschaft, und das Interesse desselben verschmolz in das allgemeinere der Schweiz, ohne eigentlich durch seine Natur mit ihm verwandt zu sein.

Je näher die Zeit der helvetischen Staatsumwälzung rückte, je größer ward in Bünden Uneinigkeit und Anstrengung beider Parteien. Mißtrauen lauerte in allen Mienen. Man wog die Worte, sie mochten gegeben oder empfangen werden. Zwischen Brüder trat Kälte; Väter und Söhne sahen sich mit Argwohn.

Dies hielt mich nicht ab, mit den geistvollsten Männern beider Parteien in freundschaftlichen Verhältnissen zu leben. Wir besuchten uns gegenseitig. Die feinere Erziehung, das zärtere Gefühl für Schönheit in Kunst und Natur, die Anmuth und Gewandtheit im Umgange der einen zog mich an sie; die edeln Grundsätze und der helle Geist vieler Männer der patriotischen Partei machte mir die vertrauliche Verbindung mit der andern süß.

Wie oft mahnte ich zur Versöhnung! — Die Wahrheit und das Glück des Vaterlandes lag zwischen beiden.

An der Spitze der Parteien standen scheinbar, mehr durch ihren Rang, als durch ihr Talent, der kaiserliche Resident Baron von Kronthal und der französische Geschäftsträger P. J. R. Comeyras. Beide sahen sich nie; jener wohnte in Chur, dieser in einem Seitenflügel des Schlosses von Reichenau. Schon dieser Umstand verursachte, daß ich den letztern näher kennen lernte, während ich den erstern nur selten besuchte, oder von ihm besucht ward. Dennoch mußte ich den Baron von Kronthal, als Mensch, wegen seiner deutschen Gradheit höher schätzen, als den französischen Residenten.

Comeyras war ein Mann von Kenntnissen und Geist, in Schrift und Rede gewandt; es scheint nur von ihm abgehangen zu haben, den Mehrtheil Graubündens an Frankreichs Interessen und Wünsche zu binden. Die Angesehensten des Landes umringten ihn. Ihr Einfluß, ihre Einsichten standen zu seinem Gebot. Er aber, düster, wunderlich, verschlossen, floh den Umgang. Bünden schien seinem Ehrgeiz zu enge, seiner Habsucht zu arm. Er sehnte sich nach einer höhern Stufe, in ergiebigern Geländen. Italien, damals von Bonaparte zum erstenmal überwunden,

war das Peru der fränkischen Angestellten. Die Schätze des Adels und der Kirche lockten den Räuberschwarm, welcher unter allerlei Titeln und Aemtern der siegenden Armee folgte. Dahin sehnte sich Comeyras; sein Aufenthalt inner den rauhen Gebirgen eines dürftigen Hirtenvolks glich ihm einer Verbannung.

Das häusliche Leben dieses Ministers war geeignet, das öffentliche Zutrauen zu verscheuchen. Er war in sich gekehrt, ungesellig, zurückhaltend. Abgelegene Oerter, fern von Menschen, besuchte er am liebsten. Auf seinen Spaziergängen ging er, als fürchtete er Mörder, mit Sackpistolen bewaffnet. — Sein Geiz, der bis in die kleinsten Ausgaben der Küche trat, machte ihn noch verhaßter. Er zankte mit seinen Bedienten über die niedrigsten Summen.

Die allgemeine Verachtung aber begleitete ihn. Sie blieb ihm nicht gleichgültig. Er wollte sich lieber gefürchtet, als verachtet sehen. Wegen unbesonnener Schimpfreden, welche einst, wenn ich nicht irre, ein Oberhalbsteiner beim Glase Weins öffentlich gegen den Minister ausstieß, verlangte dieser Genugthuung. Der Magistrat verurtheilte den freien Landmann zu einer fußfälligen Abbitte. Comeyras, selten in Amtstracht, warf sich zu dieser Feierlichkeit in seinen Schmuck. Umgürtet von seinem Schwert, mit

einem Gefolge obrigkeitlicher Personen, trat der Minister aus dem Schlosse hervor auf den Platz. Der Gefangene ward zu ihm geführt; aber zum Fußfall vor dem republikanischen Minister konnte keine Macht das Knie des freien Bündners zwingen. Comeyras bemerkte es und fühlte sich verlegen bei dieser elenden Posse. „Ei, stelle dich doch nur so!“ sagte ein Landammann des benachbarten Dorfs. Der Oberhalbsteiner zog seine Knie etwas ein. — „C'est assez!“ rief der Gesandte Frankreichs: „je ne demande pas cette humiliation!“ und jetzt folgte eine feierliche, wohlgesetzte Rede des Ministers, in welcher er die seiner Nation eigenthümliche Großmuth rühmte, wiewohl der Bauer davon kein Wort verstand; wandte sich sodann, und schritt majestätisch in seine Zimmer zurück.

Nie war vortheilhaftere Gelegenheit, sich ein Denkmal der Dankbarkeit zu stiften, als beim Abfall der ehemaligen Unterthanen-Provinzen des Landes. Kaum waren diese mit Cisalpinien vereint, erfolgte zwei Monate später die Konfiskation alles bündnischen Privateigenthums im Valtelin und Cleven. — Da die Beeinträchtigten sogleich dem Residenten ihre Vorstellungen dagegen eingaben, erklärte er auf ausdrücklichen Befehl des Obergenerals, daß diejenigen, welche für die Freiheit und Vereinigung des Valtelins

mit Bünden gestimmt hätten, ihr Eigenthum zurückempfangen sollten. Obwohl er nun diese einzeln alle kannte, verließ er sie doch mit getäuschten Hoffnungen.

Endlich erhielt er vom Pariser Direktorium den Ruf, als Regierungskommissär nach Korfu, Cefalonien und Zante zu gehen, um die orientalischen Departements zu organisiren. Bei dieser Gelegenheit drang er in mich, ihn dahin zu begleiten, um in jenen Gegenden, was ihm von der Regierung vorzüglich anempfohlen war, den öffentlichen Unterricht durch Einrichtung des Schulwesens zu befördern. Ich fühlte mich durchaus nicht berufen, der Reformator von Korfu und Cefalonien zu werden, noch weniger in vertrauter Verbindung mit solchem Manne, und lehnte seine wiederholten Anträge eben so oft zurück.

Er reisete ab, es war im Hornung 1798, nur von seiner Schwester begleitet, einer liebenswürdigen, geistvollen Dame, welche durch die Milde ihres Wesens den übeln Eindruck der rauhen Denkart ihres Bruders schwächen zu wollen schien. Aus ihren Briefen erfuhr ich, daß dieser Italien lange in verschiedenen Richtungen durchreisete, ohne an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen.

Das letztemal schrieb sie von Ancona. Ich kann mich nicht enthalten, ein Bruchstück aus

dem letztern derselben mitzutheilen, welcher einige mit weiblichem Sinn über Italien gezeichnete Bemerkungen enthält, und des Lesers Achtung mit der meinigen verknüpfen wird.

Ancona, den 27. März 1795.

. . . . Sie glauben gewiß, wir seien an Ort und Stelle. Sie irren sich, mein Lieber. Vierzehn Tage schon leben wir hier, und wissen noch nicht, wann weiter? Wir wollten uns anfangs in Otranto einschiffen, aber da hat man meinem Bruder so viel vorgeplaudert, daß er den Einfall gänzlich fahren ließ. Nun ist er seit acht Tagen in Rom — — unterdessen quält mich die Langeweile rechtschaffen. — — Es gibt kein traurigeres Leben, als was ich jetzt führe. Ich wohne im Pallast eines ehemaligen gnädigen Herrn; meine Zimmer sind prachtvoll. Man sieht nichts als Spiegel, Krisallen, Marmor und Seiden. All der Pomp blendet aber nur die Augen. Nein, es wohnt in solchen Prachtsälen nicht das wahre Glück — ich such' es vergebens! Warum darf ich nicht in friedlichen Hütten wohnen, am Busen meiner Familie, im stillen Genuß des Lebens, davon der schönste Theil wäre, auch Andere froh zu machen? —

Ich fasse es kaum, wie man in Italien noch lachen kann. Die Spuren der Verwüstung hau-

gen überall; der Krieg hat die häusliche Seligkeit verdrängt — und doch lacht, tanzt und singt man unter den Trümmern ehemaligen Glücks. Gewiß, der Mensch ist doch bei allen seinen Fehlern ein gutes Thierchen.

Eine junge venezianische Dame, die mit uns nach Korfu reisen will, ist meine Gesellschafterin worden. Sie ist sehr interessant. Wir nähern uns einander täglich mehr; in Sinn und Urtheil immer harmonisch.

Alles, was mir von Korfu, meinem künftigen Aufenthalt, erzählt wird, tröstet wenig. Die Stadt ist sehr traurig und schmutzig. Aber eine Meile von da, am Ufer des Meeres, in ziemlich angenehmer Gegend, liegt ein Kloster. Dort sollen wir wohnen, wenigstens wird Alles zu unserer Aufnahme bereitet.

Ich habe auch schon Griechen gesehen — o, es sind nicht mehr Alcibiaden! — und griechische Priester, so abscheuliche Gestalten haben Sie noch nicht gefunden. Die locken mich gewiß nicht zur frommen Andacht. Ich will Engel, aber keine Dämonen, zu Verkündigern des Himmels.

Unsere Reise von Mailand hieher war sehr glücklich und sehr angenehm. Wir sahen fünf bis sechs herrliche Städte und durchschweiften das schönste Land der Natur. Aber die Landleute hier scheinen weder so glücklich, noch so wohlhabend

zu sein, wie in andern Ländern, und besonders wie bei Ihnen, in Bünden und in der Schweiz. Das kömmt vielleicht von ihrer Trägheit und wenigen Gewerbsluft. — Und der Krieg, und die Revolution und die Freiheit, ach, das alles wird aus den Leuten da keine Scipionen und Cincinnaten, und aus den Strohhüten keine Schlösser machen! Wohin wir kamen, umschwärmte uns ein Haufe Müßiggänger, gewiß nicht aus angestammter Artigkeit, sondern um die Börse in Kontribution zu setzen. Hier zu Lande bezahlt man alles, was man will und nicht will, was man empfängt und nicht empfängt.

Von den italienischen Städten ist Ancona die traurigste, die wir sahen. Ausser dem Hafen und der Garnison wäre sie noch übler. Es gibt hier ein paar tausend Juden, die man nicht an ihrem Aeussern erkennt, und eben so viele Griechen, glaub' ich.

Es ist wahr, die Italienerinnen sind schön. Bei jedem Schritt begegnet man einer lieblichen Grazie. Nur sprechen muß man sie ja nicht hören, denn ihr Organ ist unausstehlich grob und laut. Man erschrickt, wenn man aus dem Munde einer himmlischen Gestalt die männliche, rauhe Stimme hört. Meine Landsleute fürchten sich inzwischen davor nicht; und die Weiber und

Mädchen sind ihrerseits auch nicht blöde. Man kann die Menge derselben kaum zählen, die sich unsern Kriegern anhängen. Es hat beinahe das Ansehen, als wären diese mehr zur Eroberung der Schönen, denn des Landes gekommen.

Welch ein Kontrast dieser Sitten mit denen der Schweiz! — Ehrwürdiges Volk in deinen wilden Thälern, beneide deine Nachbarn um den paradiesischen Himmel nicht. — — — —

Noch im Juni war Comeyras in Rom. Aus öffentlichen Blättern erfuhr ich späterhin, er sei in Ancona gestorben, ohne den Ort seiner Bestimmung gesehen zu haben.

3.

Sein Nachfolger bei der rhätischen Republik wurde Florent Guiot, ein Mann, genährt mit dem Geist der Alten, voll Seelengüte, und würdig durch seine Denkart, Diener einer Regierung zu sein von bessern Grundsätzen, als Frankreichs damaliges Direktorium war.

Er liebte die Schweiz. Er kannte die Gesinnungen des französischen Direktoriums, und zitterte vor dem Ruin des Landes, dem er die Staatsverbesserung durch eigene Kraft, ohne Fremder Gewalt wünschte. — In einem Herzen, welches für Freiheit schlug, nährte er zugleich

die Gefühle der Humanität. Er beklagte die Unthaten der fränkischen Kommissäre in Helvetien, ihre Gelderpressungen, als Unglück seines eigenen Vaterlandes, dessen Ehre geraubt ward.

Vielleicht trug eben dieser Grabsinn, den er in seinen Denkschriften an die Regierung kaum verhüllen mochte, nicht wenig dazu bei, daß man ihn von Seiten höherer Behörden vernachlässigte, oder in Gefahr setzte, sich bloß zu stellen, wenn die seltsamen, geschrobenen und sich oft widersprechenden Instruktionen der französischen Beamten in der Schweiz nicht etwa damalige Politik, oder Nachlässigkeit und Verworrenheit der Geschäftsführung von Seiten des Luxembourg waren.

Gewiß aber ist es, daß der Resident, ungeachtet der Güte seiner Gemüthsart, bald zur Verachtung beider Parteien in Rhätien ward. Die Freunde der österreichischen Partei, indem sie seinen Republikaner-Sinn hakten, spotteten der ohnmächtigen Drohungen, die, allzuoft in seinen Noten wiederholt, erst erfüllt wurden, da er selbst schon vergessen war. — Die patriotische Partei, welche auf seine feierlichen Verheißungen bin, und mehr von Leidenschaft, als Vorsicht geleitet, allzurasche, vielleicht übereilte Schritte wagte, schmähte seiner, da die von ihm gepflanzten Hoffnungen abstarben, und er keinen andern

Schirm mehr, als kraftlose Worte, gegen die Verfolger gewähren konnte.

4.

Die helvetische Eidsgenossenschaft, welche zu ihrer Entwickelung hundertjähriger Anstrengung aller Kräfte bedurft hatte, und durch das Schrekken unzweideutiger Siege dem Staatenbund in den Alpen eine dauernde Ehrfurcht gewonnen hatte, wurde binnen wenigen Wochen zerstört. — Die vereinigten Niederlande und Genua theilten das Schicksal der Eidsgenossenschaft; Venedig aber, unglücklicher, als alle, ward sogar aus dem Register der Staaten gelöscht. *)

*) Die Freistaaten föderativen Systems dankten die Entstehung ihrer Form meistens der Vorliebe und Anhänglichkeit, die jeder einzelne Theil derselben für seine bisherigen Verhältnisse und Rechtsame hatte, von denen er zu Gunsten der Stärke nichts opfern wollte. Früher oder später führte Zwietracht der Bundesstaaten unter einander sie zum Untergang. So dauerte die jüdische Republik der vereinten Stämme Israels von Josua bis Saul über 400 Jahre. Der griechische Staatenbund, von Stiftung der Amphyktionen bis Philipp von Mazedonien und der Schlacht bei Chäronea 1100 Jahre. Die helvetische Eidsgenossenschaft, datirt vom ewigen Bunde der acht alten Orte,

Dies war das fürchterliche Werk einer neuentstandenen Republik, welche gegen die Verschwörung der Monarchen ihren Freiheitskrieg mit der Losung: Krieg den Tirannen, Friede den Völkern! und mit der Verheißung, die Ketten aller Sklaven zu brechen, begann, aber ihn mit Vernichtung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit uralter Freistaaten und Schöpfung einer neuen Königskrone endete.

Die französische Republik durchlief in einem Zeitraum von zehn Jahren alle Verwandlungen, zu welchen Rom ein halbes Jahrtausend vonnöthen gehabt hatte, und wußte der Unterjochung anderer Freistaaten den Schein der Großmuth zu leihen, wie Rom gethan, als es Griechenlands Meister worden. Auch Rom nannte einst Griechenland frei, gab den verschiedenen Staaten daselbst in Europa und Asien die ehemaligen Rechte

---

über 400 Jahre. Der rhätische Freistaat der drei Bünde beinahe auch 400 Jahre. Die Republik der vereinten Niederlande, seit der Union zu Utrecht, über 200 Jahre. — Merkwürdig ist's, daß fast alle föderativen Freistaaten bei ihrer Auflösung, ausser der unauflöslichen Zwietracht, gegen die keine Bundesordnung mächtig genug war, auch die äussern zerstörenden Verhältnisse in einem auffallenden Grade mit einander gemein hatten.

und Gesetze zurück, (Livius B. 33. K. 30), ordnete keine Statthalter an, achtete selbst des oberherrlichen Titels nicht, da es im Besitz des Landes selbst war, und sich darin, ohne ein stehendes Heer, durch Trennung der griechischen Landschaften und ihrer Verfassungen Verschiedenheit, zu erhalten wußte.

Längst schon war jenes glückliche Verhältniß untergesunken, durch welches Helvetien früher seine Hoheit gegen die benachbarten Reiche behauptet hatte. Während diese sich durch Ausbesserung der Verfassung und Vergrößerung ihres Gebiets stärkten, hatten die Eidsgenossen keinen Versuch gewagt, ihre im Laufe verschiedener Jahrhunderte, verschiedener Umstände und Bedürfnisse entstandene Konföderation zu vervollkommnen. Während die Regierungen der Grenzreiche mit der Weisheit des Jahrhunderts vorrückten und die Einsichtsvollsten des Staats um ihre Thronen sammelten, blieben die Obrigkeiten der meisten Kantone sorglos um die Fortschritte der Wissenschaften und deren Benutzung. Während Frankreich und Oesterreich ihre Kraft in Kriegen übten, vergaßen die Eidsgenossen ihr eigenes Heerwesen. Sie zählten auf den Muth der Schweizer, und bedachten nicht, daß Feldherrntalente eben so selten sind, als persönliche Tapferkeit gemeines Gut ist.

Endlich gezwungen verliessen die Obrigkeiten ihre Stühle, und gaben dem Volke, mit der Freiheit, zugleich Mißtrauen gegen sich. Berns und seiner Nachbarn vereinzelter Widerstand reizte nur des Luxembourgs Stolz, ohne ihn zu schrecken. Die Herrschaft aller aristokratischen Kantone stürzte zusammen. Nur die Demokratien hielten im alten Bündnisse noch fest an einander, und rüsteten sich, Freiheit und Verfassung zu vertheidigen, da sie auf fränkische Treue nicht zählten.

Begebenheiten so ausserordentlicher Art, und von unausbleiblichem Einfluß auf die Lage der rhätischen Republik, welche den Anbruch des Jahres 1798 bezeichneten, erregten hier nur matte, vorübergehende Erschütterung auf die Gemüther des den Schweizern gleichsam blutverwandten Volks. Man schien vor den Gewittern geborgen zu sein, welche Helvetien verheerten, und sich glücklicher zu fühlen, diesmal minder fest dem Bund der Eidgenossen angeknüpft gewesen zu sein.

Der Verlust der Unterthanenlande hatte schon, wie gemeldet, im Jahre 1797 einen Aufstand in Bünden befördert. — Das Haus Salis mit seinen Anhängern, welches vorzüglich den Abfall jener Provinzen verschuldet zu haben angeklagt worden, sah seine Hoheit gestürzt. Das Heft der Regierung lag in den Händen der patriotti-

schen Partei. Die drei Bundeshäupter des Staats waren ihrer Aemter einstweilen entsetzt; eine ausserordentliche Nationalversammlung, gebildet aus den Deputirten aller Gemeinden, und Landtag geheißen, hatte übernommen, entweder den Fehler des ehemaligen Kongresses zu verbessern, oder ihn doch zu bestrafen. — An der Spitze des Landtags stand Joh. Bapt. Tscharner, der auch mitten im Siege über seine Gegner nicht seinen Grundsätzen der Mäßigung entsagte.

Bonaparte's Spruch aber über das Schicksal der verlornen Grafschaften und des Valtelins blieb unwiderruflich. Der Landtag behielt nur das traurige Geschäft, durch Bestrafung der Angeklagten den Unwillen des Volks zu versöhnen. Er berief ein „unparteiisches Gericht" und löste sich selbst in einen engern Ausschuß auf, um dem Staate die Kosten zu mindern.

Das Gericht begnügte sich, die Schuldig-Erklärten mit Entsetzung von ihren Aemtern und ansehnlichen Geldbußen zu strafen. — Noch war man damit beschäftigt, als die Unruhen in der Schweiz ausbrachen, und ein fränkisches Heer siegend über das Vaterland der Eidsgenossen zog.

Zu denjenigen demokratischen Orten der Schweiz, welche nach dem Falle von Bern gegen Frankreichs Anmaßungen in Rüstung standen, gehörte

Graubündens Nachbar, Glarus. Dort war man entschlossen, die altväterliche Verfassung mit altväterlichem Muthe zu verfechten. Das Volk von Glarus hatte am 15. April seinen Entschluß gefaßt, die Beschlüsse durch fünfzehn Schreiber abschreiben und durch viele Eilboten in die Stände der Eidsgenossenschaft versenden lassen, welche noch nicht in der Franken Gewalt lagen.

Zwei dieser Eilboten von Glarus kamen auch nach Bünden, das Volk zu den Waffen zu rufen und zur Vertheidigung gemeiner Sache. Sie erzählten, wie schon achthundert der Ihrigen im Felde ständen, und diesem Vortrab viertausend andere Streiter folgen würden. Diese, vereint mit den Völkern der übrigen Urkantone, sollten sofort von Kanton zu Kanton ziehen, dort von ihrer Beute leben, sich im Fortwälzen gleich der Schneelauine vergrößern, bis sie die ganze Schweiz fortgerissen und die Franzosen inner den Grenzen Helvetiens vertilgt haben würden.

Jene Boten von Glarus aber, statt sich an die Regierung des Landes zu wenden, richteten ihre Aufträge an einzelne Bürger; sie trugen Sendschreiben an jeden der drei Bünde besonders, statt daß diese an die alte, bundesmäßige Behörde von „Häuptern und Räthen gemeiner drei Bünde" hätten bezeichnet sein sollen, falls der Stand Glarus die seit vier Monaten

bestehende landtägliche Regierung nicht erkennen wollte.

Die Boten und ihre Geschäfte blieben dem landtäglichen Ausschuß nicht lange geheim. Sie wurden vor denselben berufen, und ertheilten sehr unbestimmte Antworten auf die vorgelegten Fragen. Sie hatten ein offenes, untersiegeltes Schreiben ihres Standes, mit Befehl, sich zehn und mehrere Tage in Bünden aufzuhalten, und dies offene Schreiben dem Volk aller Orten vorzulesen. Die drei Briefe an die verschiedenen Bünde wurden ihnen abgenommen, geöffnet und dem Landtag vorgelegt.

Nur der Name der Eidsgenossen schützte die Ausgesandten vor strengerer Ahndung ihres Beginnens, mit Vorübergehung der Regierung das Volk in den Gemeinden aufzuwiglen, Krieg gegen Frankreich zu erklären. Die Familie Salis fiel wieder in Verdacht zurück, nicht ohne Einfluß auf die Art dieser Sendung gewesen zu sein. Wenn auch ihr Groll gegen Frankreich, und die Möglichkeit, durch unmittelbaren Aufstand des Volks den Landtag zu sprengen, die Urtheile des Strafgerichts zu vernichten und sich an das Ruder der öffentlichen Geschäfte zu schwingen, diesen Argwohn nicht rechtfertigte, bekleidete ihn doch mit hoher Wahrscheinlichkeit der geheime Zutritt der Boten zu den vornehmsten Gliedern der Salis.

Indem der Landtag die Beleidigung seiner Würde empfand, wurden die Patrioten zu gleicher Zeit den Abgrund gewahr, in welchen sie durch die Umtriebe gestürzt werden sollten. Ihre Erbitterung stieg mit den wachsenden Gründen ihres Verdachtes; ihr Haß ward unversöhnlicher, um so mehr, da zu derselben Zeit, als ihnen (wie sie glaubten) das Blutbad in einer Volksempörung bereitet worden, sie ihre offene Neigung zu einem Vergleich mit den Mächtigen ihrer Gegenpartei bezeugt hatten.

Der landtägliche Ausschuß, indem er den Glarner Eilboten untersagte, fürder in bündnischen Gemeinden den Kreuzzug zu predigen, ertheilte dem Stande Glarus kaltsinnige Antwort mit Bedeuten, daß man, so ausser Ordnung und Sitte auch die Gesandtschaft gewesen, den Gemeinden die überschickten Schreiben dennoch mittheilungsweise eröffnen wolle.

So rettete der Landtag durch seine Wachsamkeit und Fassung den rhätischen Freistaat vom frühern Untergang, und entfernte die Gräuel des Krieges um einige Monate. Denn es ist ausser Zweifel, daß die Theilnahme Bündens an dem Kriege der kleinen Kantone den Einzug der Franken in diese Gebirge zur unmittelbaren Folge gehabt haben würde.

5.

Die Gährungen und Verwandlungen in der Schweiz, das Vordringen der Franken im Norden und die Truppenversammlung Oesterreichs im Tyrol — alles fachte den stilllodernden Grimm der bündnischen Faktionen zu hellern Flammen an. — Der Friede des Pariser Direktoriums mit dem deutschen Kaiser ward nur wie ein unbestimmter Waffenstillstand angesehen. Man glaubte nicht nur nahen Ausbruch neuen Krieges — man hoffte ihn. Denn so unversöhnlich war Aller blinde Wuth, daß Jeder nur im Untergang des Gegners sein Leben fand.

Gewohnt, zuweilen meine Freunde und Bekannten in Chur zu sehen, bemerkte ich bald die Spannung der Gemüther. Jeder sprach mit Leidenschaftlichkeit für seine Sache. Mein Umgang mit Männern beider Parteien, meine Neutralität zwischen ihnen, ehemals Gegenstand des Lobes, ward jetzt Vorwurf. Beiden wurde ich verdächtig. Jeder glaubte mich zum Feinde übergeneigt. Es ward Bedingung, Partei zu nehmen.

Ich verfeltente meine Besuche in der gährenden Stadt. Der Genuß der mit den Lenzmonden aufblühenden Natur, und das unschuldige Vergnügen freundschaftlicher Mittheilungen, welche allen politischen Stoff von sich ausschieden, wurde um so reizender, je zweifelloser mir die kurze

Dauer dieſes Glückes ward. — Der als Künſtler und Dichter liebenswürdige Karl Graß, welcher damals zu Sils im Domleſchger Thale wohnte, beſuchte mich zuweilen. Seine Briefe, welche ich als Kleinodien des verlornen Paradieſes aufbewahre, athmen den Geiſt, der damals uns Alle beſeelte. Ich theile einige Bruchſtücke aus denſelben mit. Indem ſie den Sinn derer, die damals **parteilos** dem Gange der Ereigniſſe in Bünden zuſahen, darſtellen, gewähren ſie mir das Vergnügen, länger in der Erinnerung jener frohen Stunden zu verweilen.

---

19. April 1795.

. . . . Freund B* begleitete mich. Er war bei Ihren letzten Worten: „wie glücklich könnten wir ſein, und ſind es doch nicht!“ in das Zimmer getreten, und an dieſen Faden knüpfte ſich nun beim Wandern ein neues Geſpräch über menſchliche Glückſeligkeit.

Bald wandelte ich allein. Die kahlen Eichen ſtreckten ihre knotigen Arme in die Luft. Auf dem Rheine ſchwammen einige Flöße mit reiſſender Schnelligkeit den Strom hinab. Ich dachte: hinunter geht Alles ſchnell, und ſah, wie der Wind das dürre Laub über den Hügel trieb, und die Flöße mit kleinen Menſchengruppen ſich hinter den Krümmungen der Felſen verloren. Ehe ich

mich dessen versah, hatte meine Phantasie das vorige Thema ergriffen.

Das war mir ärgerlich. Ich demonstrirte mir daher von neuem, daß es eine Thorheit sei, das Leben von der Seite der Glückseligkeit zu betrachten, so lange unsere Empfindung selbst von etwas ausser ihr modifizirt wird, und so lange das, was uns wichtig und wünschenswerth erscheint, nur die Folge eines Kontrastes ist.

Ich kam ins Domleschg, und wählte meinen Weg über die Höhe von Ortenstein und Almens, um das ganze Thal vor Augen zu haben. Die Menschen arbeiteten an der Bestellung ihrer Aecker. Die Vögel sangen, und die Kirschbäume waren mit Blüthen übersäet. Es ergriff mich eine eigene Art von Wehmuth. Ich dachte an das idealische Jugendleben unter den Blüthenbäumen der Kindheit, und an die Träume des glücklichsten Alters; wie mit dem Frühlinge meine Brust immer höher schwoll und glühendere Wünsche nährte, wie aber das Zurücksehen auf das, was ich wollte, und die Vergleichung mit dem, was wirklich geschah, mit jedem Jahre etwas von dem Genusse des Hoffens zerstörte.

Sehr natürlich fand mein Herz von diesen Empfindungen den Uebergang zu folgender Apostrophe: „Glückliches Rhätien! du genossest einer zu idealischen Ruhe, um nicht aus deinem lieb-

lichen Traumleben schmerzhaft gerissen zu werden. Dein Zustand war der eines abgeschiedenen Völkchens im Kindheitsalter der Welt. Einfalt und harmloser Sinn liessen dich schlummern, während die Stürme der Zeit eine halbe Welt umwühlten. Deine Armuth gab dir Simplizität und diese bewahrte deine Gutmüthigkeit. Niemand foderte von dir, und du begehrtest von Keinem. Deine Träume lösen sich finster. Besorgnisse verdrängen deine Freuden; du fühlst nun erst, wie glücklich du warst, als du deinen eigenen idealischen Zustand nicht kanntest."

So führte mich der Zufall unwillkührlich auf das Kapitel zurück, das wir am Morgen angefangen hatten, und wahrscheinlich wird es uns im ganzen Leben nicht anders ergehen. Wir werden einsehen, daß das Sorgen und Suchen des Herzens nach dem heiligen Etwas, das ihm völliges Genüge gewährte, eine Thorheit sei, und werden dennoch nie aufhören, die Dupes unserer Empfindung zu bleiben.

Das Ideal, das aus der Kinderzeit
Und aus den goldnen Blutentagen
Wir mit uns durch das Leben tragen,
Verhüllt dem Blick die Wirklichkeit.
Wir irren, durch entlichen Betrug
Des Herzens, unserm innern Zug
Nach Glück, in der Erscheinungsweit
Phantomen Reize hinzuleihn.

Was die Erfahrung auch dagegen sage,
Entscheidet dennoch, in der Wage
Des Urtheils, nur die Sinnlichkeit.
Wir werden magisch hingezogen,
Wo sie den Dingen Schimmer leiht,
Und immer wiederum betrogen.

Was ist zu thun? — der beste Rath,
Da Alles uns zum Besten hat,
Ist, dünkt mich, weislich nachzugeben,
Und nach der Kunst allein zu streben:
In dieser Welt voll Trug und Schein
Bei dem Betruge froh zu sein.

---

29. April 1795.

. . . Sie fragen, was die Musen der Albula machen? Freund, reisen Sie nur einmal dem überhangenden Felsenufer der brausenden Albula nach, und Sie werden finden, daß Ihre Frage ein wenig satyrisch klingt.

Wo ist die zarte Muse, welche den Pfad des Entsetzens am Schien oder Bergüner-Stein wandeln mag? — Wo fände sie nur ein heimathliches Plätzchen?

Einzig am Erguß der Albula in den Rhein stehen einige Ueberreste von ehemaligen Rebhügeln, und oben drüber blicken ein paar weiße Mauern hervor, inner welchen vielleicht vorzeiten

Kinder der Freude jubelten und das Echo der umliegenden Berge weckten. Gegenüber diesen Hügeln, zur Seite des romantischen Schlosses Baldenstein, steht ein Felsenhügel mit wenigen Eichen begrenzt. Er wird der Rosenberg genannt. Auch da wuchsen vormals Reben. Nachbaren kamen auf diesem Hügel zusammen, und feierten kleine ländliche Feste. Ganze Tage lang weilten sie dort beisammen, und bewirtheten sich auf dem grünen Teppich des Bodens.

Alles dieses war. Die Rebhügel sind ausgestorben; der Rosenberg verwildert, und die graue Sage wandelt den Tagen der Vorwelt wie ein stiller Schatten nach. — Hier zögert die Muse nicht unter Ruinen; meine Nachforschungen waren vergebens.

Vergebens wagte meine Phantasie
Auf der Begeisterung sanftem Flügel
Den Zauberzug vom Blumenhügel
In's goldne Land der Poesie:
Die Führerin erschien mir nie,
Denn meine Muse nennt sich Freude!
Doch ach, sie scheint der Welt entflohn,
Ihr Lieblingsland gleicht einer Haide
Und überall tönt Klageton.

Wirklich kann man sagen, der Sinn für Freude leidet in unserer Zeit allgemein. Ehemals

eilte Alles, was einen Anfall von Spleen und Hypochondrie hatte, in die Schweiz, um von ihren heitern Bergen Gesundheit und Zufriedenheit zu holen; jetzt hat man von Glück zu sagen, wenn man ohne Salto mortale den Sorgen und Grillen, die nun auch sogar den Weg in die Alpen kennen, entfliehen mag.

Glauben Sie nicht, daß ich deshalb über unsere Zeiten ein Klaglied anstimmen werde. Ich weiß, was geschieht, muß nun sein. Unsere Schreckenstage sind die Kinder der längst verblichenen Jahrhunderte. Darum kann ich weder mit dem Einen eifern, noch mit dem Andern klagen. Aber doch bleibt's wahr: die Menschenwelt hat einen großen Freudenbankerot gemacht.

Ich würde vielleicht glauben, Bünden sei ein Land, wo Armuth und Mangel geistiger Kultur den Sinn für die Freuden des Lebens weniger entwickeln. Aber wenn ich dann wieder so mannigfaltige Szenen, die nur Früchte des vollendetsten Familienglücks sein können, Szenen, deren Zeuge ich zum Theil selbst gewesen, oder die ich aus Erzählungen kenne, in mein Gedächtniß heimrufe, — dann werden mir auch die Rebhügel und die verfallenen Lusthütten an der Albula bedeutend; dann kann ich, wenn mir Leute aus dem Dorfe erzählen: „dort sahen unsere Väter manchen fröhlichen Tag!“ nicht anders als fragen: „und

warum das Alles jetzt nicht mehr?“ Und wie wird's, wenn die Gewitter, die jetzt hinter den Bergen donnern, einst über uns hängen? — —

6.

Die neuhelvetische Staatsverfassung, deren vorzüglicher Urheber Peter Ochs von Basel gewesen, und welche nun an die Stelle der eidsgenössischen treten sollte, konnte in der Schweiz kaum mit größerm Unwillen angesehen werden, als in Graubünden. — Der französische Resident Guiot, als er sie mir mittheilte, rief: „Sie kann unmöglich das Glück der Schweiz machen!“ — Alle Parteien hatten nur einen Sinn, nur eine Stimme: diese Verfassung könne nicht dauern.

Demungeachtet ward sie unter dem Schrecken der fremden Bajonette in Helvetien angenommen.

Der große Streich war geführt. — Ein fremdes Heer breitete sich über dem Schweizerboden aus. Den Redlichen des Landes blieb nichts übrig, als entweder die Staatsverwandlung anzunehmen, wie sie kam, durch Mitwirken die Uebel derselben zu mildern, und durch die Trübsale der Gegenwart das Vaterland einer bessern Bestimmung zuzuführen, oder aber sich zu waffnen gegen den übermächtigen Feind und die alte Verfassung bis zur letzten Kraft zu verfechten. Das letzte wählten die demokratischen Kantone. Auf

eben der Stelle, wo einſt unter Blut und Siegen die Schweizer-Freiheit aufging, ſollte ſie wieder, doch nicht ungerächt, zuletzt untergehen.

Der Zürich-See ſah einzelne leichte Gefechte — wilder aber und ruhmvoller war der Schweizerkampf in den Gefilden von Rothenthurm und an den Höhen des Morgarten, wo Aloys Reding mit ſeinen Schwyzern gegen die Ueberwinder Europa's ſtritt

Wenige Wochen nach Unterwerfung der demokratiſchen Kantone ſchrieb mir Aloys Reding. Ein Auszug ſeines Schreibens wird die Empfindungen dieſes im Unglück ſeines Vaterlandes berühmt gewordenen Schweizers treuer darſtellen, als meine Feder es vermag. Er führt die Sprache eines Mannes, der ſelbſt die Klage um den unerſetzlichen Verluſt unter ſeiner Würde hält, und ein unüberwundenes Herz aus dem allgemeinen Unglück rettete.

Schwyz, 25. Juni 1798.

— — — Es iſt bekannt, daß jeder Staat ſeine Höhe und ſein Alter erreicht, und dann der Tod dem politiſchen Körper ſo unvermeidlich iſt, als dem menſchlichen.

Ach, beſter Freund, dieſes war auch unſer Loos. Bei Sterbenden iſt die letzte Kriſis immer heftig; aber über alle Erwartung hartnäckig und

tobend war der Todeskampf unsers kleinen Staats. Der Vater verlor seinen Sohn, der Sohn den Vater, der Freund seine Freunde, und alle brachten großmüthig, ohne sich zu beklagen, der edeln Freiheit diese so theuern Opfer dar, aber — nur vergebens waren sie dargebracht! — Doch nein — waren wir auch zu schwach gegen diese große und seggewohnte Nation, die von unsern Vätern so theuer erfochtene Freiheit zu behaupten: so waren wir doch nicht schwach genug, selbige so leicht mit der Ehre unsers Namens zu verlieren. Und es war nicht Fanatismus, wie so viele behaupten, sondern wahre und reine Freiheitsliebe, und das Bewußtsein der gerechten Sache, welche ein so kleines Volk in einem so äußerst ungleichen Kampf mit Standhaftigkeit zu beseelen vermochten. . . .

Kaum hatte sich die neue Regierung des umgeschaffenen Schweizer-Staats in Aarau gesammelt, so sandte sie an Graubünden die Aufforderung, in die helvetische eine und untheilbare Republik überzutreten.

Diese Aufforderung ward für den fränkischen Residenten Guiot das Zeichen, sich über die Gesinnungen Frankreichs deutlicher zu erklären, und unverhüllt den Wunsch seines Direktoriums — ein Wunsch des Luxembourg galt damals Befehlen gleich — dem Volke vorzulegen.

Noch rauchte das Bajonet der Franken vom Blut der Schweizer, und Rapinats und seiner Gefährten Plünderungen füllten die Welt noch mit frischem Abscheu. — In dieser Zeit erschien die Einladung an Bünden, zur Vereinigung mit der Schweiz.

Der Landtags-Ausschuß, auf den Empfang solcher Botschaft lange vorbereitet, hielt es weder für klug, noch vortheilhaft, zu entsprechen. Es gelang ihm, das helvetische Direktorium mit allgemeinen Erwiederungen hinzuhalten, und die Wünsche Frankreichs und Helvetiens weder zu erfüllen, noch zurückzustoßen. Da man seinem Loose nicht ausweichen konnte, glaubte man genug zu thun, im weisen Zaudern das Volk allmälig zu dem großen Entschluß vorzubereiten, und dem gelegenern Zeitpunkt nachzulauschen.

Es war ursprünglich niemals der patriotischen Partei in Sinn gekommen, ihr Vaterland mit Helvetien zu verschmelzen. Ihr höchstes Ziel war Einschränkung des unbegrenzten Föderalismus durch Reform der Staats-Verfassung, Bändigung der Anarchie, welche aus der hohen Gewalt der Gemeinden entsprang, durch Stärkung der Zentralregierung, durch Herstellung eines Gleichgewichts zwischen vollziehender und gesetzgebender Gewalt, durch Erschaffung von Ehrfurcht gegen bestehende Gesetze gewesen. Man wollte den Um-

trieben und dem Verfolgungsgeist der Faktionen durch weise Wahlgesetze Schranken bauen, und den Wohlstand des Landes erhöhen durch Einführung des Rechtes der allgemeinen Niederlassung, und Aufhebung jenes Zwanges, der überall die Fortschritte des Landbaues, der Handlung, des Kunstfleißes, der wissenschaftlichen Bildung lähmte.

Aber alle diese Plane verschwanden jetzt. Es blieb nach dem Umsturz der Eidsgenossenschaft nur die Frage übrig: „ist es Bündens Interesse, sich an die Schweiz zu schliessen, oder nicht?“ oder, was eben so viel galt: „wer wird uns künftig beherrschen — Oesterreich oder Frankreich?“

Man war bald darin einig, daß es bei den bevorstehenden Stürmen in jedem Fall für Bünden räthlicher sei, sich an das Land der Eidsgenossen zu schliessen, und dessen Loos zu theilen, als sich zu vereinzeln, und schwach und beistandslos unterzugehen; — daß es bei den fortwährenden Revolutionen und Regimentswechseln der fränkischen Republik leichter sein werde, die alte Unabhängigkeit der Alpen zurückzugewinnen, als unter einer Monarchie, deren Grundsätze denen des Freistaats entgegenstanden, deren Regierungsmaximen stetiger, wandelloser waren, deren Macht minder eigenen Schutz, als Erweiterung der Herrschaft bezielte; — daß Frankreich in einem künf-

tigen Kriege, so furchtbar auch die neue Koalition der Monarchen sein mochte, dennoch durch eigene Einigkeit und aller Koalitionen Zwietracht, durch Ueberlegenheit in Waffenkunst, Feldherrntalenten, National-Enthusiasmus endlich, als Sieger, aus dem Kampf gehen, und das Schicksal Helvetiens entscheiden werde.

So sehr Erfahrung die Richtigkeit jener Ansicht bewährte, war doch die Gegenpartei anderer Ueberzeugung. Ihren Grundsätzen gemäß konnte sie nicht anders, als ihr Heil an das Schicksal der Fürsten schliessen. Indem sie mit Eifer nur dem Willen des Volks, oder vielmehr seinen Vorurtheilen, seiner Unwissenheit, seiner Vorliebe zum Gewohnten, fröhnen zu wollen schien, mußten Vorurtheil, Aberglauben, Unkunde der politischen Verhältnisse und Trägheit des Volkes ihren Absichten dienen.

Einige Freunde foderten mich auf, meine Gedanken über die künftige Vereinigung mit der Schweiz bekannt zu machen. Die Hoffnung, das öffentliche Urtheil berichtigen und manche Gemüther beruhigen zu helfen, machte mich willig, ihrem Gesuch zu entsprechen. In einer kleinen Flugschrift stellte ich die Veränderungen dar, welche Italien und die Schweiz, unsere Nachbarländer, erlitten, und die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, daß eine arme kleine Republik, wie Grau-

bünden, ohne mitten im Frieden den Druck der Grenzstaaten, oder im Kriege die Gräuel des Kampfplatzes zu dulden, für sich selbst, unabhängig bestehen könne. — Zu arm, um mit Gold zu schwach, um mit Waffen die Neutralität zu decken; gedrängt von neuen Bedürfnissen, welche die veränderte Lage zeugt; zerrissen von Faktionen, welche nicht ersterben, so lange ihr feindseliges Interesse lebt, werde Bünden im ersten Kriege schutzlos unter dem Schwert des Siegers fallen, ungewissen Schicksals, ob es zertheilt an die Nachbaren, oder verbunden mit Helvetien, oder Provinz Oesterreichs werde.

Der Eindruck, welchen das Flugblatt hervorbrachte, verlor sich in der großen Wallung entgegengesetzter Meinungen und Empfindungen. Aber von diesem Augenblicke an rechnete mich die Partei der Patrioten, welche zur Freiheit und dem Untergang der Familien-Herrschaft geschworen hatten, zu den ihrigen, während die Gegner derselben sich von mir entfernten, und fühlen liessen, daß das Loos ihrer Feinde mein Loos geworden sei.

7.

Da wo der Strom des Hinterrheins aus dem lachenden Tomilaska durch eine finstere Gebirgsenge hervorbricht, ruht an seinem Ufer auf Sandsteinfelsen, im Schatten ungeheurer Waldberge,

das alte Schloß Räzüns. — Die Geschichte dieser Burg verliert sich in das Zeitalter des Faustrechts und der abentheuernden Ritterwelt. Aber zu der Zeit, da der graue Bund seine Freiheit gründete, und unter der Linde von Trons sie feierlich beschwor — es war im Jahre 1424 — galten die Freiherrn von Räzüns als Mächtige im Lande, und als Mitstifter des freien Bundes. Von daher stammten die Vorrechte von Räzüns in der Staatsverfassung dieses Theiles der rhätischen Republik.

Die Herrschaft, im Besitz nicht unbeträchtlicher Güter und Zehnten, wechselte im Lauf einiger Jahrhunderte seine Besitzer oft, bis sie durch Tausch oder Kauf an das Haus Oesterreich kam, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie verblieb dem Erzhause, bis zu unsern Zeiten. Ein Verwalter übte im Namen des Kaisers die herrschaftlichen Rechte und bezog die Einkünfte für ihn. *)

*) Ein sachkundiger Mann behauptet, der Kaiser beziehe, nach Abzug aller Auslagen, keine 300 Dukaten davon. Man schätzt die Güter sammt Gebäuden, Zehnden, Zinsen u. s. f. auf etwa 60,000 Gulden. Kaiser Joseph wollte Rhäzüns verkaufen, wollte viel darauf gewinnen, forderte 100,000 Wiener-Gulden, fand aber keinen Abnehmer um diesen Preis.

Der Freiherr von Räzüns hatte auf den Bundestagen des grauen Bundes Sitz und Stimme. Schon dieses Recht bereitete dem Hause Oesterreich Einfluß auf die Angelegenheiten Rhätiens. Er war außerdem immer einer von den fünfzehn Gliedern des höchsten Tribunals oder Appellations-Gerichts besagten Bundes, und hatte Vollmacht, abwechselnd mit den Hochgerichten Lugnez, Grub und Flims, und dem Abt von Disentis, jedes dritte Jahr drei Personen für die Stelle des Landrichters, oder des Hauptes vom grauen Bunde, vorzuschlagen.

In den ehemaligen Händeln Graubündens wußte sich das Haus Oesterreich dieser Rechtsame zu bedienen, um seinen Anhang gegen die übrigen Faktionen zu stärken. — Als Herr von Räzüns, als Mitstand des grauen Bundes hatte der Kaiser auch jetzt noch Stimme in Berathung über Abänderung der Staats-Verfassung zu geben. — Und eben dieses war der feste Punkt, an welchen die Familie Salis mit ihren Anhängern gelehnt, ihren Widerstand gegen die Helvetisch-Gesinnten bereitete.

Die Eroberung der Schweiz von den Franzosen schien Oesterreich aufzufodern, sich den Besitz von Bünden zu sichern. Indem es durch die rhätischen Bergwälle und Engpässe seine eigenen Erblande gegen künftige Angriffe schirmte, und sel-

nen Arm scheidend zwischen Helvetien und Cisalpinien bis zum Gipfel des Gotthard hinaufstreckte, hatte es alle Mittel in der Gewalt, die eine oder andere der jungen Republiken zu erschüttern, nachdem die Gelegenheit lockte; hatte es offene Thore zum Einfall in die verlorne Lombardie, oder sichern Rückzug in die wilden Gebirge; hatte es alle Zwangsvortheile durch Erschwerung des Verkehrs zwischen Italien und dem Norden, die Tyroler Handelsstraßen zu beleben.

Den Häuptern der patriotischen Partei war dies kein Geheimniß; aber was furchtbar sein sollte, reichte ihnen vielmehr Zuversicht, daß Frankreich niemals die Besitznahme Bündens durch österreichische Waffen gestatten könne, ohne das Dasein der zwei neugeschaffenen Freistaaten dem Ohngefähr preis zu geben. Sie bestritten die Unvergänglichkeit der Räzünser Rechte. Sie bewiesen, aus dem Fundamental-Gesetz des Landes, daß der Freiherr von Räzüns verpflichtet sei, sich unbedingt dem zu unterwerfen, was die Mehrheit des souverainen Volks zu beschliessen gutachte. Mit der allgemeinen Aufhebung aller einzelnen Herrschafts-Rechte müßten auch die von Räzüns verloren gehen.

„Die Hasen dekretirten einst die Gleichheit aller Thiere. Der Löwe antwortete nichts, wies aber seine Tatzen und Zähne.“ Diese Fabel, welche

einst der Stifter der cynischen Schule, Antisthenes, erzählte, lag im Munde der Kaiserlich-Gesinnten. Das tiefe Schweigen Oesterreichs zu den Ereignissen in Rom und Helvetien, die mit Eifer im Innern seiner Staaten betriebenen Rüstungen, die Kälte und das Zögern des Wiener Hofes in den Unterhandlungen mit Frankreichs Machthabern, deuteten auf geheime Entwürfe, von welchen Bünden nicht ausgeschlossen sein konnte.

Im Tyrol und Vorarlberg sammelte sich ein kaiserliches Beobachtungsheer. Die fränkischen Truppen näherten sich den Grenzen von Graubünden. Die Faktionen wurden reger und thätiger, je näher der entscheidende Moment rückte. Zwischen ihnen schwankte in ungewissen Richtungen das Volk.

Unterdessen war von Aarau ein zweites Aufforderungsschreiben des schweizerischen Direktoriums erschienen, welches Vereinigung foderte. Der französische Minister drang nun darauf, daß die Gemeinden abstimmen sollten. Die Patrioten, so wenig auch die Verhältnisse der Schweiz anlockend waren, fühlten die Nothwendigkeit einer Erklärung. Ihr eigenes Loos und die künftigen Schicksale des Vaterlandes hingen an derselben. Es schien nur allzugewiß, daß Bündens Selbstständigkeit im Lauf weniger Monde enden, und

diese kleine Republik entweder mit der Schweiz alle Verhängnisse derselben theilen, oder in Unterwürfigkeit gegen Oesterreich, als Provinz dieser weitläuftigen Monarchie, Venedigs Loos empfangen werde.

Der Landtag legte den Gemeinden das Einladungsschreiben der Schweiz vor, und verlangte Entscheidung: ob Bünden sich mit Helvetien vereinen wolle? — Guiots Noten, welche diesen Gegenstand berührten, wurden nachdrücklicher, während sich der kaiserliche Resident Baron von Kronthal in feierliches Schweigen verhüllte.

Der Abscheu des Volks gegen die französische Nation, veranlaßt durch die Gräuel der Revolution, durch die Mißhandlungen der italienischen Staaten und Helvetiens, genährt durch Edelleute und Priester, ward nun von neuem und stärker denn jemals aufgerührt. — Fast in allen Gemeinden hatten die reichen Geschlechter des Hauses Salis ihre Schuldner, Klienten und Diener, und eben so viele Eiferer gegen die Vereinigung mit Helvetien. Man zeigte auf die Schweiz, wie ihre Staatskassen von den Franzosen geplündert, ihre Arsenäle entführt, ihre Dorfschaften durch fremde Kriegsknechte beschwert waren. Noch nicht mit Wahrheiten zufrieden, erfand man unsinnige Mährchen, welche das Herz des leichtgläubigen Landmanns erschüttern mußten. Man ließ erken-

nen, daß das neue Frankreich nicht nur alle irdische Habe und Lust, sondern auch die ewigen Güter bedräue, daß in der Schweiz aller Gottesdienst eingestellt, und die Taufe der Kinder aufgehoben würde. Priester, besonders der katholischen Kirche, verwandelten ihre Kanzeln in bürgerliche Rednerbühnen, und fachten mit allen Künsten geistlicher Kriegsführung jene Gluth frommer Raserei wieder an, welcher seit einem Jahrhundert erloschen war. Die Furcht vor dem Unwillen Frankreichs mußten herumgebotene mündliche Aeußerungen des kaiserlichen Geschäftsträgers *) und die Nähe österreichischer Schaaren an den Grenzen schwächen.

Diese Stimmung hatte der große Haufen, während die Einsichtsvollern aller Gemeinden, vereinzelt unter der stürmischen Menge, den Leidenschaften nichts, als Vernunftgründe entgegen zu stellen hatten.

Die Mehrheit der Gemeinden verwarf, wie man voraussehen konnte, in den Landsgemeinden

*) Der Herr von Kronthal hatte nämlich erklären daß Se. Majestät bei Neuerungen in Bünden, die der guten Ordnung und seinen Erblanden gefährlich wären, nicht gleichgültig bleiben, und noch weniger deren gewaltsame Einführung erlauben würde.

vom 29. Juli die angetragene Vereinigung, oder verschob die Entscheidung; die Minderheit hingegen begehrte, mit der helvetischen Republik Unterhandlungen zu beginnen. *)

Der Sieg der Anhänger Oesterreichs und des Adels war entscheidend. Von jetzt an verlor der landräthliche Ausschuß, mit dem öffentlichen Zutrauen, den Glauben an sich selbst. Seine Maasregeln trugen den Stempel der Furcht. Ihn deckte nur noch das Ansehen des französischen Ministers, welcher keine andere Regierung anerkannte.

Die siegende Partei verschleierte ihre fernern Entwürfe und begnügte sich, das Volk einstweilen in Erbitterung zu erhalten. Man ehrte die Ausgelassenheiten des Pobels als gerechten Unwillen freier Männer gegen Verräther des Vaterlandes. Weder die Gesetze, noch die schwache Regierung des Landes, noch Guiots drohende Noten, konnten Beleidigungen abwehren, welche überall den Patrioten geschahen. Diese sahen sich in die Zeiten des Faustrechts oder rohen Naturstandes zurückgestellt. Jeder suchte sich zu schützen, so gut er's vermochte. Der Verfolgungsgeist löste die letzten Bande der Ordnung.

*) Von 63 Stimmen waren aus sämmtlichen Hochgerichten 34 gegen die Vereinigung, 16 aufschiebend, und 11, die Unterhandlung wollten.

Zu denjenigen Gemeinden aber, welche für die Vereinigung gestimmt hatten, gehörten auch Maienfeld und Malans, welche der Rhein vom Lande Sargans scheidet. Diese beharrten um so fester auf ihrem Entschluß, um so weniger sie von der Versöhnlichkeit der Gegenpartei zu erwarten hatten. Sie pflanzten auf ihren öffentlichen Plätzen den Freiheitsbaum; ihre Bürger schmückten sich mit der Schweizer-Kokarde. Gleicher Trotz beseelte die übrigen Patrioten, wo deren einige beisammen waren. Selbst in Chur, wiewohl die Mehrheit der Zünfte Frankreichs und Helvetiens Einladung verworfen hatte, wurden die helvetischen Farben furchtlos zur Schau getragen.

Die gegenseitige Erbitterung stieg mit jedem Tage an. Nur die Nähe zweier fremden Heere schreckte vielleicht einen Bürgerkrieg zurück.

3.

Bürgerliche und kirchliche Schwärmerei haben mit einander gemein, daß ihre Kraft gleich sehr von Niederlagen und Triumphen genährt wird, und nur im Verhältniß mit den Graden des Widerstandes, den sie findet, steigt oder fällt.

Was anfangs Sache einzelner Männer gewesen, wurde schnell Sache des Volks; was

bisher Gegenstand des berechnenden Verstandes geblieben war, verwandelte sich in Anzelegenheit bewegter Herzen.

Das Hochgericht Maienfeld, welches seinen Namen von einer kleinen Stadt in der Nähe des Luzienſteigs empfängt, wird von einem heitern und fleißigen Volke bewohnt. Die Landschaft ist eine der anmuthigsten Graubündens; unter dem Einfluß milden Himmels reifen Korn, Obst und Wein auf dem fruchtbaren Boden zur Fülle, und geben dem Landmann, mit dem Wohlstande, ein Gefühl von Behaglichkeit, welches der Vorläufer des Strebens nach edlerm Lebensgenuß zu sein pflegt.

Hier war der Herd aller derer, welche Vereinigung Rhätiens mit der Schweiz gewollt hatten. Von hier aus gingen die bedeutendsten Bewegungen gegen die übrigen Gemeinden zu Gunsten Helvetiens. Die Gemeinde Malans, Maienfelds Nachbarin, ward die Sprecherin aller derer, welche helvetisch gesinnt waren. Sie brachte ein Ausschreiben in Umlauf, welches alle gleichgestimmte Gemeinden stimmen sollte, gemeinschaftlich beim landtäglichen Ausschuß, beim helvetischen Direktorium, beim französischen Residenten, beim bündnischen Gesandten in Paris und vor der ganzen Welt eine Rechtsverwahrung gegen die unzulängliche Zahl und gegen

die Gültigkeit der abschlagenden Stimmen von den meistens durch Intrigue und Gewaltthätigkeiten beherrscht gewesenen Landesgemeinden" abzugeben. — Ja, man wagte einen noch entscheidendern Schritt: die Gemeinden des protestirenden Hochgerichts sollten sich als Helvetier erklären, sich von Bünden trennen, mit „Voraussetzung der Abhebung gerechter Beschwerden des erbvereinten Hauses Oesterreich" unter französischer Vermittelung und angemessenen Bedingungen an die Schweiz schliessen, und alle andere Gemeinden dazu ebenfalls einladen.

Dies verfassungswidrige, revolutionäre Verfahren drohte die unvermeidliche Auflösung des Staatskorpers und reizte den Gegendrang der Widersacher zur Wuth. In Trimmis, in Zizers und andern Dörfern wurden die Anhänger der Vereinigung aufs wildeste mißhandelt; in Chur plunderte man die Pulvervorräthe; in Ems schlug man vor, alle Patrizen vogelfrei zu erklären; man stellte Wachten aus; man untersuchte die Fuhrwagen, und betrieb die Aufhebung der landräglichen Regierung.

Guior, unfähig, den Knoten zu lösen, welchen er selbst schürzen half, nahm seine Freunde mit feierlichen leerdonnernden Worten in Schutz der fränkischen Republik. Die Verfolgungen vermehrten sich; jede Partei warf der andern vor,

sie wolle das Vaterland in Sklaverei kürzen; jede pries von sich, sie suche des Volkes Freiheit.

Während die, welche sich Patrioten nannten, noch mit Entwürfen umgingen, durch theilweise Einverleibungen Bündens in Helvetien das Ganze zur Nachfolge zu zwingen und die Familienherrschaft auf immer zu zerstören, sannen die Häupter der österreichischen Faktion über einen Plan sehr verschiedener Natur.

So lange Frankreichs königlicher Thron stand, war das Haus Salis dessen Fürsprecher in den Gebirgen gewesen. Erst die in der Revolution erlittenen Verluste hatten es an die Sache des Hauses Oesterreich geknüpft, deren Gegner es ehemals oft gewesen. — Die Familie Salis erkannte in den übermüthigen Handlungen Frankreichs gegen Piemont, Aegypten, Rom, Helvetien und Neapel eben so viele Kriegserklärungen gegen den Kaiser; sah in Bernadotte's Beleidigung durch den Wiener Pöbel den Vorboten naher Feindseligkeiten beider Mächte und gründete ihre letzten Hoffnungen auf den unausweichlichen Krieg. Der allgemeine Haß Europens, welcher die Abscheulichkeiten des Luxembourg umringte, die Gährungen im Innern des unzufriedenen Galliens, die Zerstreuung von dessen unvollzähligen, übel verwalteten Armeen, die Erschöpfung und Verwirrung der Finanzen — alles schien den Unter-

gang der stolzen Republik zu verheißen. Italien und die Schweiz, beide der schamlosen Räubereien und Machtsprüche des fremden Volkes müde, schienen nur der Eröffnung eines neuen Feldzuges der Deutschen gegen Frankreich zu harren, um das Joch der Fremdlinge zu zerbrechen, welche sich jeden Tag mit Hochverrath an den Rechten der Völker besudelten.

Die Schluchten und Engpäße Graubündens mußten dem Kaiser von unschätzbarem Werthe sein. Die Anhänger Oesterreichs, in vertrauter Verbindung mit dem kaiserlichen Geschäftsträger, faßten die Idee, sie dem Heere Oesterreichs auszuliefern, und doppelte Rache zugleich an den Feinden im Innern und an Frankreich zu üben. Der gefährliche Entwurf, ausgegohren im Zorn des Ehrgeizes, mußte aber vom Volke selbst oder von einer durchs Land bevollmächtigten Regierung, wie Werk der eisernen Nothwendigkeit, vollzogen werden.

Die Kette kaiserlicher Schaaren schloß sich verstärkter an die östlichen Grenzen Graubündens, inzwischen der Geschäftsträger, Baron von Kronthal, zu Chur, öffentlich die Ursache davon nicht kennen wollte, und jedes Spruchs in Landesangelegenheiten sich sorgfältig enthielt. — Die Franken hingegen ließen ihre Truppen im Innern

der Schweiz, während der Resident Guiot unaufhörlich mit ihnen drohte.

Diese verschiedenartige Handlungsweise der Gesandten wurde von den Anhängern Oesterreichs benutzt. Man ließ den Gemeinden erfahren, daß das erbvereinte Haus sich des bündnischen Freistaates mit Nachdruck gegen allfällige Gewaltthaten Frankreichs anzunehmen fest entschlossen sei; daß es dem Kaiser nur um Aufrechthaltung der alten rhätischen Verfassung, wie sie seit Jahrhunderten zur Zufriedenheit des Volkes bestanden, zu thun sei.

Oesterreichs vorgespiegelte Großmuth mußte die Dankbarkeit eines Landes wecken, welches den Zorn Frankreichs nur allzusehr auf sich gelenkt zu haben fürchtete. — Es schien der Sicherheit der Republik willen sogar vonnöthen, Oesterreichs Schutz zu erbitten. In Disentis, wo ausser politischen Ursachen auch noch Religionsgründe eintraten, welche die dasige Abtei mit vieler Beredsamkeit gelten zu machen wußte, kam der gewagte Vorschlag zuerst in Anregung, daß die Republik sich unter den Schutz des Hauses Oesterreich begeben solle. Zwar hielten die geheimen Führer den Zeitpunkt noch nicht für schicklich; doch war es ihnen genug, daß das Volk mit jenem Gedanken, den es aus sich selbst geschöpft zu haben wähnte, vertraut ward, und

ihn sogar in eben dem Verhältniß liebgewann, als sich gegen Frankreich Haß und Furcht vermehrten.

In der Folge, als die landtägliche Regierung gestürzt war, wurde der Plan wirklich vollzogen. Aber es geschah mit einer Uebereilung, welche die Umtriebe verrieth, und sogar das Volk, das immer leichtgläubig gefolgt war, zum Argwohn reizte, daß die Besetzung Bündens von den Truppen des Kaisers nicht Vaterlands-, sondern Faktionssache gewesen.

So weit war von der andern Seite die Leidenschaft der patriotischen Partei nie gegangen. Sie verwandte sich vielmehr nachdrücklich beim Residenten Guiot, daß nie das arme Land von fränkischen Truppen besetzt werde. Er empfing und zeigte mir mehrere zu dem Ende an ihn gerichtete Schreiben der Häupter der helvetischen Partei; ich selbst bin im Besitz solcher Briefe, worin auch ich beauftragt ward, Alles durch mündliche Vorstellungen beim Residenten zu thun, um den Einmarsch der Franken zu verhindern.

Erst nachdem Alles verloren war, als die Patrioten entweder Haus und Hof zu verlassen gezwungen waren, oder, nebst ihren Familien, Tag und Nacht mit Schrecken unter den mordbrohenden Haufen leben mußten, scheinen sie zu ihrer Familien und ihres Eigenthumes Sicherheit

den Schutz fremder Waffen gewünscht zu haben. — Guiot selbst, welchem auch seine Feinde Redlichkeit nicht abläugnen, nahm keinen Anstand, jenes lobenswerthe Bemühen der Patrioten öffentlich zu bezeugen.

8.

In der Darstellung des Zweckes und Geistes der rhätischen Parteien habe ich einen Vorgriff in die Erzählung vom Gang der Begebenheiten gethan.

Die landtägliche Regierung, stützenlos, unsicher, furchtsam, nahm im Anfange des Augusts 1798 ihr Ende. Man weiß nicht, ob mehr die Schlauheit und Kraft ihrer Gegner, oder eigener Mißmuth und Entkräftung sie auflöste. *) Die verfassungsmäßige Bundesregierung trat an deren Platz, in sichtbarer Abhängigkeit von dem Geschlecht Salis, welches, den Zügel der öffentlichen Angelegenheiten in der geübten Hand, die Rückwirkungen begann.

Sobald der Landtag aufgelöset war, bemeisterte sich aller derer eine unglaubliche Furcht,

*) Von den Stimmen der Hochgerichte über die Fortdauer des Landtags waren 29 ihn bestätigend, 21 ihn entlassend, 4 verschiedend, 2 bedingt und 7 schwiegen gänzlich.

welche jemals zu Gunsten der Vereinigung mit Helvetien das Wort geführt hatten. Sie sahen sich verhöhnt und beschimpft, ohne weder auf Schutz der Obrigkeiten zählen, noch sich selbst furchtbar machen zu können. Familiengroll, gekränkter Stolz, bevortheilter Eigennutz, kurz jede Art persönlicher Feindschaft, jede Art Leidenschaft hüllte sich gegen die Patrioten in den Schleier der Vaterlandsliebe, und nahm Vorwand zur Rache.

Einige von den Anführern der patriotischen Partei, welche den triumphirenden Gegner am meisten zu fürchten hatten, flohen nach Ragaz, einem Dorf auf Schweizerboden gelegen, an der bündnischen Grenze. Von hier aus briefwechselten sie mit Freunden und Anhängern im Innern des Landes, und bemühten sie sich, den Muth derselben aufzurichten. Aber ihr Beispiel entwaffnete den Zauber der Rede.

Die Flucht der Parteiführer gab dem Triumph der Salis neuen Glanz, und ihren Handlungen Sicherheit und Erfolg. Vergebens mahnten Guiots Hirtenbriefe zur Standhaftigkeit; niemand wollte als fruchtloses Opfer fallen; niemand Verheißungen glauben, die schon so oft getäuscht hatten.

Der französische Resident fing endlich selbst an, den glücklichen Gang der Dinge zu bezweifeln. Er beschloß vorläufig, seine Gemahlin nebst

Kindern in Sicherheit zu setzen, besonders da die Eröffnung des Krieges und Bündens plotzliche Besitznahme durch kaiserliche Volker täglich höhere Wahrscheinlichkeit gewann.

Dies vermehrte das Schrecken der Besiegten. Ihrer viele rüsteten sich, das Vaterland bis auf ruhigere Zeiten zu verlassen. Andere machten ihre kleinen Reisen im Lande beständig in Waffen, um Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Es herrschte offene Gesetzlosigkeit.

Bei den verwickelten Rechten der Gemeinden, bei der Kraftlosigkeit der Landesregierung im Verhältniß zur Gewalt einzelner Hochgerichte, fehlte es schon von jeher an kräftiger Polizei für persönliche Sicherheit. Nur Gutmüthigkeit des bündnischen Volks ersetzte den Mangel öffentlicher Gesetze oder ihrer Vollstreckung. Man hörte selten von Diebstählen und Einbrüchen, wiewohl die Wohnungen der reichsten Privatleute in und neben den offenen Dörfern im Lande zerstreut liegen; noch seltener erfuhr man von Mordthaten, ungeachtet der Einsamkeit der Straßen zwischen Gebirgen und Wäldern, welche Angriff und Flucht der Thäter schützten. Diese allgemeine Sicherheit mußte um so auffallender sein, weil das Land oft von herumstreifenden Gaunerbanden, entwichenen Gefangenen und Züchtlingen durchstrichen ward. Es war kein ungewöhnlicher Anblick, in der Nach-

barschaft der Landstraßen, am Wasser, oder zwischen Gebuschen und Felsen Familien dieses Gesindels um ihr Feuer gelagert zu sehen.

Wie gesagt, die Abwesenheit aller Sicherheit, die Ungebundenheit eines durch mancherlei Mittel aufgewiegelten Volkes und die Schadenfreude der siegenden Partei, welche nun an das Ruder des Staats getreten war, füllte das Gemüth der Patrioten mit Schrecken.

So gering bisher mein Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten Bündens gewesen, hatte doch mein Flugblatt, so ich für bedingte Vereinigung mit Helvetien geschrieben, Vorwand und Grund genug gegeben, auch mich unter die Verfolgungswürdigen zu sehen.

Guiot, welcher fühlte, wie wenig ich auf den Schutz zählen dürfe, welchen er im Namen „der großen Nation“ feierlich ausgekündet hatte, eröffnete mir, daß auch er bald in die Nothwendigkeit gesetzt sein könnte, Bünden zu verlassen. Er rieth mir daher wiederholt, mich für einige Zeit zu entfernen.

10.

An einem schönen Augustmorgen fuhr ich auf dem Strome des Rheins hinab von Reichenau nach Ragaz. Dieser Fluß wird hier nur mit abwärtsgehenden Flößen befahren; er eilt mit

reissender Schnelle am Fuße des Kalanda dahin, unbrauchbar für Schiffe und Kähne. — Das Dorf Ragaz ist der einzige Punkt, durch welchen die Schweiz, vermittelst einer Landstraße, Verbindung mit Rhätien hat, wenn man das Misoxer Thal nicht rechnen will, welches sich gegen Bellinzona öffnet. Alle übrige Wege gehen beschwerlich, oft gefahrvoll über die Hochgebirge.

Ein ungeheurer Felsring, gebaut aus den höchsten Alpen und Eisbergen, umgürtet das eigentliche Rhätien. In Uri der berühmte Berg St. Gotthard ist der Knoten, welchen die helvetischen Alpen schlingen. Von hier aus fliessen verworren die rhätischen Alpen.

Das ganze Land Graubünden schwillt stufenweis empor gegen den St. Gotthard, bis die Thalungen, anfangs weit und lachend, bald aber erhöht zu kältern Luftkreisen, in enge Schluchten zusammenschrumpfen, und kaum das rauhe Bett des Bergstroms formen mögen, der von den Gletschern donnert.

Vermählt mit dem grauen Gotthard, stehen ihm bündnischer Seits der hohe Krispalt im Norden, verhüllt immerdar im festen Eismantel; der wüste Lukmainer im Süden, an dessen Schneewelt die Sonne machtlos seit Jahrtausenden vorbeizog.

Der Krispalt pflanzt auf Bündens Mitter-

nachtsgrenze die Felsenmauer fort im schneereichen Beycha und dem schroffen Kalanda bis zu der kleinen Ebene bei Sargans.

Der Lukmainer aber schließt an sich eine größere Masse von Bergfirsten, welche in wildem Zickzack und Halbmond Rhätiens Mittagsseite umklammern. Zuerst lehnen sich an ihn die fürchterlichen Eisgewölbe, aus welchen des Hinterrheins Quellen strömen; dann folgen die Höhen des Bernhardin und Splügen, mit denen sich, durch eine Gruppe von Eisthälern und Felsenthürmen, der Septimer verknüpft. Es hangen an diesem in südlicher Richtung der Maloja und Bernina. Hier lagern zwischen den ewigen Obelisken des Gebirgs jene starren Eismeere, die in der Alpenkette zu den ausgedehntesten gehören. Sechszehn Stunden schätzt man ihre Länge, gegen zehn Stunden ihre Breite. Sie scheiden von Bünden das anmuthsvolle Valtelin, und reichen bis an das ungeheure Bergl.-horinth der ehemaligen Grafschaft Bormio, welches an die Tyroler Gebirge rührt.

Der hochgezackte Rhätikon scheidet von Bünden das Land der Tyroler. Er schweift in langer Linie von Südost gen Nordwest, bis wo sein letzter Pfeiler, der steile Falknis am Rheinufer bei Maienfeld, gegen die Wolken ragt.

So ist das Volkchen von Rhätien durch seine

Gebirge gegen die übrige Welt verrammelt, als wollte die Natur Selbstständigkeit oder Absonderung des kleinen Landes ertrotzen.

Nur zwischen Maienfeld und Ragaz, oder zwischen den Gebirgsenden des Falknisses und Kalanda, ist der große Felsring also durchbrochen, daß man, ohne Berge zu übersteigen, ebenen Landes in Bünden eintreten mag. — Dort öffnet der Luzienſteig seine Schlucht, durch welche die große Straße von Deutschland nach Italien führt; dort strömt der Rhein durch eine heitere Fläche, und scheidet vom Schweizerboden die bündnische Erde.

Die Straßen von Wallenstatt und Rheinthal gehen bei Ragaz über den Rhein (die Zollbrücke) und verbinden sich mit der Hochstraße, welche bis Chur geführt und wohl unterhalten ist.

Als hätte vor undenklichen Zeiten die Gewalt eines Erdbebens den festen Alpengürtel gesprengt, bildet eine Bergspalte im Unter-Engadin den Eingang von da ins Tyrol. Der Inn wälzt seinen schäumenden Strom in den Schlund. Eine Brücke beim Engadiner Dorfe St. Martin trägt über den Strom zum Tyroler Boden. In der Tiefe des Felsenrachens steigt das österreichische Schloß Finstermünz auf.

Ausser diesen beiden Oeffnungen des Landes

iſt keine, welche ebenen Eingang ins Bündner Gebiet giebt, es ſei denn das Thal Miſox, welches ſich vom Fuß des Bernhardin gegen die Gefilde von Bellinzona ergießt. — Selbſt die große Handelsſtraße nach Italien ſchweift über gedachten Bernhardin in die italieniſche Schweiz, oder über den Splügenberg gegen Chiavenna hinab.

Die Schweiz und Bünden haben demnach nur bei Ragaz (und der Zollbrücke) und über den Bernhardin durchs Miſoxerthal zu jeder Zeit ſichere Verbindungen und befahrbare Straßen. Dieſe aber befinden ſich an den äußerſten Spitzen der mitternächtlichen und mittäglichen Grenzen. Zwiſchen dieſen beiden Punkten, dreißig Stunden weit umher, hängen die Schweizerkantone mit Bünden nur in unſichern Sommerwegen zuſammen, welche allein von den benachbarten Landleuten außer den Wintermonden benutzt werden.

Derjenige Pfad, welcher, wenn man auf Vermehrung der Verbindungswege mit Helvetien denkt, vor allen andern die meiſte Aufmerkſamkeit verdient, iſt über die Oberalp zwiſchen Urſeren und Diſentis. Wenigſtens iſt es hier in der ganzen Gebirgskette, vom Krispalt bis zum Kalanda, allein, wo die Natur der Anlage einer Bergſtraße keine unüberwindſame Hinderniſſe ent-

gegensetzt. Weder auf der Seite von Urseren, noch auf derjenigen von Disentis, ist der Weg über den Oberalp so steil, oder, wie sonst bei solchen Pässen gewöhnlich, durch Felsen eingeschlossen und eng, daß er nicht durch bequem anzulegende Krümmungen für Saumrosse brauchbar gemacht werden könnte, ohne große Unkosten. Es ist zugleich diejenige Straße, durch welche Bünden am schnellsten mit dem Innern der Schweiz korrespondiren kann. *)

Und wenn auch, bis zu vergrößerter Industrie, die Oberalpsstraße, und durch sie die unmittelbare Verknüpfung von Luzern und den kleinen Kantonen, nicht einträglich genug wäre, um eigne Bergochsen zu unterhalten **), welche

*) Der Weg ist so bequem, daß mehr als einmal Kriegsherre ihn machten. Man weiß, daß schon im vierzehnten Jahrhundert die Schweizer herüber kamen und das Tavetscher Thal (1350) überfielen. In den letzten Jahren des fränkischen Revolutionskrieges bedienten sich dieser Passage abwechselnd die Armeen der Franken, der Russen und der Oesterreicher. Der fränkische General Loison ging sogar mitten im Winter 1798–1799 von Andermatt mit mehreren Kompagnien über die verschneite Oberalp nach Disentis.

**) Wenn die Wege in den Hochgebirgen durchaus verschneit zu werden drohen, waren ausserlesene starke

nach der Uebung in den Gebirgen, während der strengen Wintermonde, Bahn im Schnee brechen und unterhalten müssen: so konnten ohne alle Schwierigkeit doch die Posten daselbst bei der milden Jahreszeit Fußbotten anlegen.

Minder brauchbar ist auf des Krispalts Nordseite ein Hirtenweg. Es öffnet sich nämlich im Hintergrunde von Uri beim Dorfe Amsteg das Maderaner Thal (auch von seinem Bache Kerstelenthal geheißen). Von hier aus steigt man vier Stunden lang in die Maderaner Alpen, windet dann sich durch die abgerissenen Bergtrümmer des Krispalt und erreicht endlich den jähen Fußsteig, welcher nach anderthalb Stunden zu dem Bündner Dorfe Tavetsch leitet. Der Pfad ist mühsam, gefährlich, und im Winter durchaus ungänglich.

Von nicht bessern Eigenschaften ist derjenige

Ochsen, einer nach dem andern, durch den tiefen Schnee bergauf und ab, treten den Grund fest, und wiederholen dies täglich bei jedem frischgefallenen Schnee. Das Thal Urseren unterhielt, um die Bergstraße über den Gotthard während der Schneezeit offen zu halten, gegen fünfzig solcher Bergochsen, deren Eigenthümer dafür besondere Vorrechte genossen.

Hirtenweg, durch welchen sich Glarus dem Hauptthale Rhätiens mittheilen kann. Er schlängelt sich von dem Glarner Dorfe Elm im Sernftthal über die Züzer Alpen am Vepcha, oder über die Flimser Berge. Oft schleicht man auf einem kaum zwei Fuß breiten Rand an den steilaufstehenden Felsenwänden über schwindlichten Tiefen. Nur gebirgskundige Männer besuchen ihn in den Sommermonden. Er senkt sich steil gegen Waltensburg und Flims in Bünden. Auch über die Pantenbrücke, an den Firnen des hohen Tödi vorbei, kann man, doch nicht ohne der Wildniß kundigen Führer, gen Disentis kommen. — Mehr als einmal war man darauf bedacht, einen dieser Wege in einen Hauptpaß über Disentis nach Bellenz zu verwandeln, vorzüglich wegen der Luganer Viehmärkte. Schon im Jahr 1512, und wieder im Jahre 1771, war die Rede davon.

Ein vierter Bergweg, nicht so mühsam oder gefahrvoll, als die letztgenannten, aber auch minder nützlich, ist der, so von Pfäffers aus den hohen Kalanda im Rücken umgeht und über Vettis und Kunkels durch enge Schluchten den Wanderer ins Bündner Thal bei Damins und Reichenau bringt.

11.

Als ich in Ragaz ankam, eilten mir zwei meiner Freunde entgegen, Tscharner, Präsi-

dent der landtäglichen Regierung, und Jost, von Zizers, ehemals Offizier in französischen Diensten. Beide befanden sich hier schon im selbstgewählten Exil seit einigen Tagen. Letzterm war von den Bauern seines Dorfes das Haus bestürmt und bewacht.

Die bedenkliche Lage unsers Vaterlandes, Ahnungen seines schwarzen Schicksals, und Furcht und Zweifel über die Lösung der mannigfaltigen Verwirrungen, wurden unserer Unterhaltungen Stoff.

Am nämlichen Tage sahen wir noch einige andere Männer, welche geflüchtet waren, oder sich zum Verlassen ihrer Heimath rüsteten. Unter ihnen war auch der Bataillons-Chef Meier, von Trimmis, welcher unter Montesquiou den Vortrab der fränkischen Armee in Savoien geführt und durch seine Tapferkeit zuerst den befestigten Mont-Cenis erobert hatte. Von den Bauern seines Dorfes so sehr mißhandelt, daß noch jetzt ihm Kopf und Gesicht blutrünstig waren, ging er nicht anders, als bewaffnet umher, um denen zu trotzen, die ihm den Tod gedroht hatten. — Eben dieser Mann hatte nachher noch herbes Schicksal in den italienischen Kantonen zu erleiden, wo er, als General-Inspektor, von den Rebellen gefangen, verwundet, eingekerkert, an

die Oesterreicher ausgeliefert und von diesen bis zum Lüneviller Frieden in den Gefängnissen von Ungarn zurückgehalten wurde.

So sehr wir auch Alle mit Fassung ein Loos annahmen, welches uns von Allem, was uns theuer war, trennte, erregte doch der Anblick des verlornen Vaterlandes, von welchem uns der Rhein nur schied, bald in diesem, bald in jenem, unverhehlbaren Kummer. Das zärtliche Bemühen eines Jeden, die Andern zur Standhaftigkeit, und durch Scherz sogar zur Heiterkeit zu stimmen, verrieth noch mehr, wie sehr Jedermann ergriffen war.

Meier vergrößerte unsere Besorgnisse durch die seinigen am meisten. Er fürchtete unerwarteten Einfall der Kaiserlichen in Bünden, und glaubte davon die untrüglichsten Vorspuren zu kennen. — Schon war öffentlich im Lande der Wunsch geäussert, man müsse den Schutz des Hauses Oesterreich anrufen und den alten Erbverein mit demselben gegen Frankreich und zur Sicherstellung der gegenwärtigen Konstitution ausdehnen.

Laut Erbeinigung des Hauses Oesterreich mit dem Freistaate der drei Bünde (die Urkunde datirt sich vom 15. Dezember 1518) war Bünden pflichtig, jeden feindlichen Durchpaß zum Angriff des Tyrols und der vorarlbergischen Lande zu

wehren, freie Werbung im Kriege zu gestatten und getreue Aufsicht und Nachbarschaft zu halten. Wenn beide Theile im Kriege begriffen waren, sollte keines ohne des andern Vorwissen und Rath Frieden schliessen; auch machte sich kaiserliche Majestät anheischig, um die Freundschaft der Republik dauerhaft an sich zu ziehen, jedem der drei Bünde jährlich 200 Gulden auszahlen zu lassen.

Die verzweifelte Lage der Dinge weckte nun in allen Gemüthern das heftigste Verlangen, durch theilweise Vereinigung Graubündens mit der Schweiz das Einrücken der kaiserlichen Truppen, vor dem Ausbruche eines Krieges, zu verhindern. Sobald die helvetisch gesinnte Herrschaft Maienfeld und das ebenfalls der Vereinigung holde Engadin Schweizerboden hießen, bildete man sich ein, werde der Kaiser, ohne offenen Friedensbruch, nicht in Bünden eindringen können.

Der Standespräsident Tscharner hatte schon unterm 31. Juli von Richter, Gericht und Rath, auch ganzer Gemeinde zu Malans bestimmte Vollmacht erhalten, sich nach Aarau zu begeben, um dort die theilweise Reunion zu bewirken. Er empfing nun ein förmliches Schreiben an das helvetische Vollziehungsdirektorium, worin Maienfeld und Malans die Einverleibung und die Sendung schweizerischer Kommissarien forderten.

Er beschloß demnach unverzüglich seine Abreise, und forderte mich auf, ihn nach dem Hauptort der Republik zu begleiten.

Wir traten die Reise an.

12.

Allerdings hätte für den philosophischen Beobachter kein Zeitpunkt gelegener sein können, eine Wanderung durch die Schweiz zu machen, als der gegenwärtige. Eine Masse kleiner Völkerstämme, seit Jahrhunderten durch Verfassung, Gesetz und Gewohnheit getrennt, lebte nun, aufgelöset in einen Staat, als ein einziges Volk, und nach Zerstörung halbtausendjähriger Regierungsformen, unter einer neuen, deren Alter kaum sechs Monden zählte. Wie merkwürdig mußte jetzt das Urtheil des schweizerischen Landmanns über Veränderungen ausfallen, welche er theils gewünscht, theils erkroßt, theils mit Widerwillen und nach verlornen Kämpfen empfangen hatte!

Allgemein scholl uns das Geschrei über der Franken unfreundliche Bedrückungen entgegen; allgemein das Geschrei, gegen den unrepublikanischen Aufwand der fränkischen Feldherren auf Kosten seufzender Schweizergemeinden; allgemein das Geschrei gegen Rapinats und seiner Gefährten Plünderungen öffentlicher Schätze. — Es

schien ungewiß, ob die Wuth derjenigen größer war, welche sich als Freunde der Revolution in ihren Erwartungen betrogen sahen, oder derjenigen, welche ihre Besorgnisse in gräßlicher Erfüllung vor sich fanden. — Aber größer noch, als der Zorn gegen Frankreich, war an vielen Orten der Groll der ehemals Unterthanigen gegen ihre gestürzten Herrscher. Jene erblickten in der Mißhandlung dieser gerechte Strafe, und in Unterdrückung und Erschöpfung der Städte Burgschaft für die Freiheit des Landes.

Zu Wallenstadt machten wir die Bekanntschaft eines jungen Mannes, welcher in den Stürmen seiner Heimath eine Rolle gespielt hatte und jetzt zum Unterstatthalter eines Bezirks ernannt worden war. Sein Name ist Bernold. Als Dichter weihte er, unter dem Namen des Barden von Riva, seine Harfe dem Vaterlande, welchem sein Herz gehörte. Ihn tröstete die Hoffnung besserer Zeiten.

Am folgenden Tage, als wir über den See von Wallenstatt fuhren, befanden wir uns in Gesellschaft des Regierungsstatthalters vom Kanton der Linth, welcher die Bezirke seines Kantons bereisete. Er hieß Niklaus Heer, von Glarus. Ernst und in sich geschlossen, schien er mit den Beschwerden seines Volks beschäftigt. Aus

seinen Unterhaltungen leuchtete heller Geiſt und Mäßigung.

Unſer Geſpräch rührte an die Ereigniſſe der letzten Zeiten. Der reiche Stoff verkürzte uns den Pfad über den wildumuferten See. Wir zitterten für Helvetiens ewige Abhängigkeit; wir ſahen keine Rettung aus Frankreichs Joch, als die Dazwiſchenkunft Oeſterreichs und Galliens Niederlage — ein Mittel, ſchrecklicher, als das Uebel. Auch dem Sklaven funkelt im Kerker die Hoffnung mit jedem Tagesſtrahl durchs Eiſengitter, darum ſcheuet er den Tod.

Es iſt gewiß, daß nicht kriegeriſche Stärke, ſondern Sittlichkeit und Freiheitsliebe die Säule der Freiſtaaten war und ſein wird; es iſt gewiß, daß die Herrſchaft über Frankreich früher oder ſpäter abermals zu einem erblichen Gute ausarten werde.

Als wir mit einander zu Lachen ankamen, am Ufer des Zürichſees, begegneten wir daſelbſt den erſten franzöſiſchen Soldaten. Sie lagen am Hafen, auf den Straßen und Plätzen umher. — „Nur dieſe nicht in unſerm armen Bünden!“ riefen Tſcharner und ich in gleichem Augenblick und in gleicher Stimmung. — Es war das Intereſſe der Schweiz, bei aufgehobenem Gleichgewicht Frankreichs und Oeſterreichs, bei der hohen Wahrſcheinlichkeit neuen Krieges zwiſchen beiden

nebenbuhlerischen Reichen, erst Selbstständigkeit, ihr Dasein zu retten, und dann, unter günstigern Verhältnissen, Unabhängigkeit und Neutralität herzustellen. An Frankreich gelehnt, hatte die Schweiz, bei der Waffenüberlegenheit desselben, allerdings Hoffnung, durch Freundschaft der Republik dasjenige zu erretten, was bei deren Feindschaft und Oesterreichs Schutz hätte verloren gehen können. Venedig gab das traurige Beispiel.

Dies war unsere damalige Ansicht. Nicht vergebens thue ich deren hier Erwähnung. Es erklärt, wie wir bei allem Abscheu vor den Gewaltthätigkeiten der Franzosen dennoch fest an denselben hielten; wie wir bei unserm eigenen Groll dennoch dem Volke Vertrauen predigten.

Unsere Grundsätze waren die Grundsätze des leidenschaftslosern Theils der Nation. Vor den Augen derselben schwebte nur Erhaltung der Selbstständigkeit der Schweiz als Ziel. Allen kosteten die dafür gebrachten Opfer Kummer und Thränen — aber wenn denn nur des Vaterlandes Selbstheit gerettet wurde! — Kurzsichtigkeit und böser Wille machten es lange zum Verbrechen, die Sache Frankreichs gewählt zu haben. Oft verkannt, oft verfolgt, reihete man auch sie in den Rang der Unterdrücker und Ver-

richter der Schweiz, sie, die auf dem sichersten Wege die Erhaltung derselben suchten und fanden.

13.

Wir kamen Nachmittags in Stäfa an. Hier schollen die Seeufer von lärmender Freude wieder, als feiere man ein Fest. Die öffentlichen Plätze waren mit Lustwandelnden angefüllt. Man hörte Musik des Tanzes und den Gesang der Freiheitslieder.

Welch eine Verschiedenheit zwischen jetzt und ehemals. Ich hatte Stäfa im Jahre 1795 gesehen. Trauer und stille Ergebung in ein hartes Schicksal herrschten damals in allen Gemüthern und Antlitzen. Mit allzulautem Ungestüm hatte damals das Land die Anerkennung verscholl'ener Rechtsame von der gebietenden Stadt gefordert. Zürich hatte die Bitte wegen der Keckheit ihres Tones verworfen. Die strenge Behandlung brachte das Volk zum Schweigen, ohne es zu beruhigen; Zürich erzwang einen Gehorsam, der nur, wie eine Hülle, den Sinn für Empörung bedeckte. Die Strafgerichte wurden Triumphe der Märtyrer; was Schande sein sollte, nahm den Glanz des Rühmlichen an.

Ich kann nicht läugnen, daß ich in der Stimmung der Stäfner, zur Zeit ihrer Unterdrückung und wieder in der Epoche ihres Trium-

phes, bei weitem weniger Leidenschaftlichkeit wahrnahm, als in der Stimmung der Züricher.

Wir wurden in Stäfa bald von einigen Freunden erkannt. Man führte uns umher durch das Dorf, welches sich durch Größe, Volkszahl und städtische Gebäude glänzend von den Nachbarschaften unterscheidet. Hier hatte man ehemals Concerte, Schauspiele und Lesegesellschaften, welches alles seit dem Jahre 1794 verstummt war. „Aber wir sind nun frei, hieß es, und was verloren ist, wird wiederkommen!“

Unter den aufgepflanzten Freiheitsbäumen ward einer gezeigt, welcher sich durch einen muthwilligen Einfall auszeichnete. — Man sah daran das Sinnbild der Gleichheit, eine Wage, schweben. In der einen Schale stand, als Zeichen der Stadt, eine Figur in ehemaliger Amtstracht der Züricher Rathsherren; in der andern, einfach gekleidet, ein Landmann. Aber Wind und Wetter hatten die Gleichheit zerstört; der Rathsherr war vom Landmann in die Höhe gezogen.

Es ist in der menschlichen Gesellschaft ewiges Gähren und Reifen, und Uebergehen vom Schlechten zum Bessern. Während unvermerkt unter dem Finger des Jahrhunderts der Stoff verwandelt wird, müssen auch die äussern Formen, die ihn umfassen, entsprechende Aenderungen leiden. Weise Regierungen erkennen und ehren die ewige

Entwickelung der Kräfte und geselligen Verhältnisse im Menschengeschlecht; sie leiten milde den Strom, welchen sie nicht dämmen und sperren können; so werden Barbaren geüttet, Sklaven frei und Bevogtete mündig. — Friedrich der Einzige war in diesem Sinne ein königlicher Revolutionär.

Die Lobredner des Bestehenden haben Wahrheit gesagt, wenn sie die Revolutionen der alten Schweiz, der vereinigten Niederlande, Nordamerika's, Frankreichs u. s. w. nicht Werk des Volks, sondern Werk weniger Einzelnen nannten. Kenntniß des Bessern, und des Weges dahin und Entschlossenheit sind freilich nur das Erbtheil von Wenigen.

Aber es ist auch gewiß, daß schwerlich eine Staatsverbesserung gedeiht, wenn die Mehrheit des Volks sie nicht will. Der Wille des Bessern folgt der Erkenntniß desselben.

Ich weiß sehr wohl, daß von jeher nicht die Absicht, sondern der Erfolg die Thaten kühner Männer adelte; daß Huß ein Jahrhundert lang unter den Sündern stand, ehe Luthers Siege seinen Namen retteten. Allein der vernünftige Mensch ist im Besitz gewisser Rechte, denen er nie, ohne seine Würde und die Absichten der Natur zu zerstören, entsagen kann. — Diese unveräusserlichen Rechte sind die nothwendigen

Bedingungen seiner Vollendung, seiner moralischen Ausbildung. Ohne aufzuhören, ein vernünftiges Wesen zu sein, kann er sich nie von den Geboten seiner Vernunft losschwören. — Indem allen Menschen dies Recht zur Selbstvervollkommnung eigen ist, wird damit auch die Verbesserung aller seiner gesellschaftlichen Verhältnisse gestattet.

Keine Majorität kann gebieten, **unmoralisch zu sein.** Die Einzelnen haben in diesem Falle nicht nur das Befugniß, den Gehorsam aufzukunden, sondern selbst die Verpflichtung dazu.

Keine Majorität kann den einzelnen Bürger zwingen, **wider** die Gesetze der Vernunft und Natur zu denken, zu empfinden, wahrzunehmen; keine kann ihn zwingen, das Weiße für Schwarz, und den Irrthum und Unsinn für Wahrheit zu halten.

Wenn ein Staat, um die Uebervölkerung zu verhindern, nach dem Vorschlag des **Aristoteles** (Pol. L. 7. c. 16) die Geburten zu ermorden gebote, ehe sie Empfindung und Bewußtsein haben; wenn dem Gesetz, und hätten dreißig Millionen es gegeben, ein einziger tugendhafter Bürger widerstrebt, es nicht erfüllt, so hat er recht gethan, unrecht das Volk. „Man soll Gott mehr gehorchen, als dem Menschen!“ sagt die Schrift.

Ein ähnliches Bewandtniß mag es mit der **Erblichkeit der Stände** bei den **Hindus**

haben, von der uns die Reisebeschreiber erzählen. Ein Hindu aus der obern Klasse kann einen Pullyar, der ihn berührt, auf der Stelle umbringen, ohne deswegen eine Strafe, wenigstens keine harte, zu befürchten (ungefähr wie in Europa hie und da der Edelmann einen Stoß oder Schlag von bürgerlicher Hand mit Erstechung des Thäters, wenn auch nicht ganz ungestraft, vergelten darf).

Wechselt die Namen, und die Fabel erzählt zuweilen von euch. Die Kriminalgesetze sind darin bei den Barbaren einerlei, daß sie gegen die gebildetern Stände, wo sie am strengsten sein sollten, die gelindesten, und gegen die untern grausam sind.

So sehr aber hängt das Urtheil des klügsten Mannes von einmal adoptirten Systemen und Verhältnissen ab, daß er ohne Erröthen die fürchterlichsten Widersprüche mit der Menschlichkeit und dem Rechte gut findet und Lobpreiser eigenen Schimpfes wird.

Aristoteles, welcher seine Philosophie aus der Betrachtung der Natur oder vielmehr der Erfahrung schöpfte und Alles wieder darauf bezog, machte auch den gesellschaftlichen Vertrag zu einem Werke der Naturnothwendigkeit; so wie ihn Rousseau hingegen für die Folge der Freiheit hielt.

Aristoteles lehrte seinem System zufolge, daß die Menschen sich nicht gleich geboren seien (daher mögen die Deutschen ihre Titel edel und hochgeboren leiten); es gäbe Wesen, von großer Geistesarmuth, geschaffen zum Dienst, gleich andern dem Menschen unterthänigen Thieren, geborne Sklaven.*)

Konnte ein Philosoph so sprechen, war's einem deutschen Schauspieldichter verzeihlich, wenn er sich Mühe gab, zu beweisen, daß Geburtsadel mehr, denn bloße Herkommlichkeit, sei; daß der Edelmann aus altem Geschlecht wirklich eines edlern Stoffes sei, als der bürgerliche Mensch; so wie die adelichen Pferde Arabiens, ausser ihrem Stammbaum, auch wirklich physische und sogar sittliche Tugenden voraus haben vor den unadelichen Pferderacen.**)

So ist's den Junkern im nördlichen und nordöstlichen Europa verzeihlich, wenn sie zu einem Gute gehörige Bauern (glebæ adscriptos) mit diesem zugleich verkaufen, oder einhandeln, und in dem Inventarium wie das vorräthige Vieh verrechnen. So ist's dem hartherzigen Pflanzer verzeihlich, wenn er unter Vorschützung unvermeid-

*) *Aristoteles* Polit. L. 1. c. 1.

**) Kotzebue in seinem Buche vom Adel.

licher Nothwendigkeit den Sklavenhandel vertheidigt, und die Erfindung des barbarischen Assento segnet, der die Rechte der Menschheit auch in entfernten Weltgegenden todtete und Negerfamilien in die Klasse des Viehes und kaufmännischer Waare warf.

So ist denn der Mensch überall mehr ein Geschöpf der Kunst, als der Natur. Erziehung und Gewohnheit verwandeln ihn in eine Maschine, indem sie seinen Geist verkrüppeln. Er gehört sich oft selbst nicht zu, noch seltener gehört ihm die Vernunft zu seinem öffentlichen Leben.

Endlich und endlich — o warum sollt' ich's nicht glauben, so finster auch noch die Aussicht in das vorliegende Jahrtausend ist — endlich werden sich auch in der moralischen Welt die verwandten Stoffe (Homoiomerien) des Anaxagoras zusammenziehen und einen neuen Himmel und eine neue Erde bilden.

14.

Als wir in Aarau, damaligem Wohnsitz der helvetischen Regierung, angekommen waren, machten Tscharner und ich sogleich die Einleitung zum Zweck unserer Sendung, die theilweise Einverleibung Bündens, und die Sicherheit der Personen

und des Eigenthums für diejenigen zu bewirken, welche sich für die Vereinigung erklärt hatten.

So bereit wir die meisten Glieder der damaligen Regierung fanden, stämmten sich doch unserm Bemühen so viele geheime Hindernisse entgegen, daß wir nicht hoffen durften, bald am Ziele zu stehen.

Während nämlich der Landtags-Ausschuß in Bünden mit allen Kräften das Geschäft der Reunion betrieben hatte, war der bündnische Deputirte in Paris, Jakob Ulrich Sprecher, ein Mann so redlich als geistvoll, ohne bestimmte Aufträge deswegen geblieben, und blos darauf beschränkt, die Neutralität und Unabhängigkeit Bündens zu sichern. Selbst wenn er auf die Reunion angetragen hätte, würde er sich keines baldigen und glücklichen Erfolgs seiner Arbeiten haben schmeicheln dürfen, indem man erklärte, Entscheidendes könne nicht eher geschehen, als bis der im Werk liegende Handels- und Off- und Defensivtraktat mit Helvetien abgeschlossen sein würde.

Die kaiserlichen Minister hatten ferner in Rastatt und Selz gegen die französischen aufs Bestimmteste geäußert, daß der Wiener Hof in die Reunion, besonders wenn sie gewaltsam bewirkt werden sollte, nicht einwilligen würde.

Das französische Direktorium hatte demnach beschlossen, Bünden auf keine Weise zur Einverleibung zu zwingen, sondern, indem es ihm die freiwillige Reunion überlassen wollte, diese auf alle Weise zu begünstigen.

Inzwischen geschah für Letzteres von Frankreich aus wenig, auch da der erwähnte Traktat endlich abgeschlossen war. Frankreich, welches den Krieg mit Oesterreich zu erneuern vermied, trat selbst nicht in den Plan einer theilweisen Reunion, wiewohl mir der französische Resident unterm 20. August und 17. September wiederholt schrieb: „Ich bin fest überzeugt, daß diese partielle Einverleibung, da der Krieg wahrscheinlich wieder ausbricht, gleich vortheilhaft für die patriotischen Gemeinden, für Helvetien und für Frankreich sei; aber man muß sich schlechterdings deswegen an meine Regierung wenden, um, wenn es nöthig wird, ihres Beistandes gewiß zu sein."

Talleyrand wandte sich ebenfalls mit einer Anfrage über diese Einverleibung an Guiot. Die Antwort desselben scheint aber jenen nicht haben bewegen zu können, sich kräftiger für die Sache der helvetischgesinnten Gegenden einzulassen.

Guiot seinerseits gab den Muth nicht auf. Was er nicht durch die Entschlossenheit und Thätigkeit der patriotischen Partei gewonnen hatte,

erwartete er von der nun siegreichen, an der Spitze des Klerus und des großen Haufens. Er ließ sich mit ihr in nähere Verbindungen ein; schilderte ihr alle Vortheile, und die unumgängliche Nothwendigkeit der Reunion; er schmeichelte ihrem Ehrgeiz, daß sie ein Werk vollenden sollte, welches den Patrioten mißlungen war, und versuchte es, durch Intriguen die Intrigue zu zerstören. Aber es war vorauszusehen, daß er auch hier scheitern würde.

Noch unterm 4. Septembr schrieb mir Guiot mit hoher Zuversicht: „Weit entfernt, an der Reunion zu verzweifeln, glaube ich hingegen, daß sie bald vollbracht werde, wenn der Krieg anders nicht unsere Plane zerrüttet." — —

„Ich werde gewahr, daß von Tag zu Tag der Eifer überall nachläßt, daß viele bedeutende Männer, die durch den ersten Sturm dahin gerissen waren, anfangen über ihren Irrthum nachzudenken und einzusehen, daß sie nur von der Intrigue überlistet waren. Mehrere Gemeinden des Unter-Engadins offenbaren schon ihre Reue, gegen die Vereinigung gestimmt zu haben. Ich kenne eine sichere Anzahl anderer, die unentschlossen schwanken. Binnen acht Tagen sind sie unser. Nur ein wenig Geduld, ein wenig Gewandtheit, und es wird gehen!"

„Die Bundeshäupter haben eine Standesversammlung den 12. August zu Ilanz zusammenberufen. Ich weiß, die Häupter haben, da ich jene Versammlung nicht offiziell anerkennen kann, den Vorsatz, besondere Unterhandlungen mit mir zu pflegen, und vielleicht gelingt's mir, sie zu bereden. — — Was macht's im Grunde aus, ob die Reunion durch einen Landtag, oder durch eine Bundes- und Standesversammlung bewerkstelligt wird, und ob das Peter oder Paul sei, der die Ehre davon trägt? — Das Wesentliche in meinen Augen ist, daß die Bündner der Schweiz vereinigt werden; und wenn einige Bürger, was ich doch nicht glauben möchte, sich darum aus Laune widersetzen wollten, so würde mir das von ihren Grundsätzen und ihrem Patriotismus eine gar üble Idee geben."

Während die Gegner der Einverleibung den gutmüthigen Guiot mit schmeichelnden Deputationen und Versicherungen ihrer Ergebenheit, mit angenehmen Nachrichten und Hoffnungen umringten, erbitterten sie durch ihre Künste den Pöbel, arbeiteten ungestört ihren großen Entwurf aus, die Patrioten zu vernichten und Bündens Päße Oesterreich zu öffnen.

Dritter Abschnitt.

1.

Alle Briefe von den Grenzen und aus dem Innern Bündens waren eben so viele Gemälde von einzelnen Triumphen der Machthabenden, von Sorgen, Schrecken und Leiden der zerstreuten patriotischen Familien. Der Kummer um das Schicksal unserer Geliebten vergrößerte sich, je weniger wir einer nahen Rettung entgegen sehen durften. Furcht und Hoffnung verschlangen unsere Augenblicke; die Verzweiflung diktirte uns Plane, welche die kalte Vernunft wie fruchtlose Träume zerstörte. So verflossen die ersten Tage in Aarau.

Wenn uns damals die Hoffnung oft täuschte, wurden wir desto seltener von der Furcht betrogen. Die Ahnung einer ungewissen und um so schrecklichern Zukunft begleitete uns überall. Die Auswanderung der vornehmsten Patrioten ließ die in der Gewalt einer feindseligen Regierung zurückgebliebenen ohne Beistand, ohne Rath, ohne Fürsprecher. Fortdauernde Flucht einzelner Familien, ihre Zerstreuung in Italien und Helvetien, — hohe Wahrscheinlichkeit, daß die Menge derselben anschwellen werde, je fester die von leidenschaftlichen Maximen geleitete Regierung ihre

Nacht gegründet haben würde — unsere Pflicht, diese Unglücklichen nicht zu verlassen, die Nothwendigkeit, sie alle und ihre Zufluchtsörter zu kennen, machten uns den Gedanken annehmlich, eine Kommission zu bilden aus den vorzüglichsten Gliedern der patriotischen Partei, welche über das Schicksal Aller zu wachen habe. An diesen Ausschuß sollten sich alle Ausgewanderte anschliessen; durch ihn sollten sie ihre Wünsche den Deputirten in Aarau mittheilen; durch ihn sollten die Hilfslosen unterstützt werden, und die Deputirten in Aarau, so wie die nach Paris zu sendenden, Instruktionen empfangen.

Um die Ausführung dieses Entwurfs zu beschleunigen, und ihm Leben und Haltbarkeit zu geben, beschloß Tscharner, sich selbst nach Ragaz zu den übrigen Freunden zu verfügen. Vergebens stellte ich ihm meine Jugend und meine Ungewandtheit in den diplomatischen Geschäften vor, um die Aufträge allein über mich zu nehmen, welche unsere Sendung veranlaßten. Er übergab mir die gesammten Vollmachten der patriotischen Gegenden, und verließ Aarau.

Von dem Ausschuß der Gemeinden Malans und Maienfeld wurde die Uebertragung der Vollmachten nicht nur späterhin genehmigt, sondern mehr als siebenzig Familien aus den verschiedenen Gegenden Graubündens schlossen sich an dieselben.

und sandten mir ihre Unterschriften; mehrerer Andern nicht zu gedenken, so ich einzeln empfing.

Ich erwähne aber dieser Sachen deswegen, weil sowohl ganze Gemeinden, als einzelne Bürger, unter den Schrecken, durch welche der Kriegsrath zu Chur das Land beherrschte, nachmals die Ertheilung der Vollmachten, oder deren Inhalt abläugneten, und der Kriegsrath die Furcht derselben benutzte, die Aechtheit meiner Sendung und Aufträge durch ein öffentliches Ausschreiben zu läugnen. Als die Kaiserlichen Bünden im folgenden Jahre räumten, widerriefen die Gemeinden feierlich in öffentlichen Blättern jene Verläugnung.

Nach Tscharners Abreise unternahm ich's, die theilweise Einverleibung Bündens und damit die Rettung der helvetischgesinnten Landschaften vor den Verfolgungen der Gegner zu betreiben. Doch die Lage der schweizerischen Regierung selbst, ihre Abhängigkeit von Frankreich, — alles das war eben so ungegeim, als trostlos.

Es bedurfte nur geringen Scharfsinns, um beim ersten Anblick der gesetzgebenden Versammlung traurige Zeiten zu weissagen. Da sah man Männer aus allen Gegenden Helvetiens, die sich selbst Fremdlinge waren; Männer, die ausser dem engen Bezirke ihrer Heimath, die übrige Schweiz, deren verschiedenen Bedürfnisse, Sitten und Ver-

hältniſſe kaum kannten; Männer von der verſchiedenſten Ausbildung, Gelehrte und unwiſſende Landleute, zuweilen kaum des Schreibens kundig; Männer, welche entweder die Revolution ihrer Kantone gemacht, oder ſich als Feinde derſelben ausgezeichnet hatten, und ihren Sinn, mehr oder minder verſchleiert, in die Staatsverſammlung brachten; Männer, die zum Theil als Eiferer für ihre Kirche, zum Theil als Freunde ſchrankenloſer Duldung glänzen wollten. Unmöglich war die Miſchung ſo feindſeliger Elemente geeignet, Stürme zu mildern, und Ordnung und Ruhe über einen Staat zu verbreiten, der ſo eben aus ſeinem Chaos hervorſtieg.

Dieſe Verſammlung hatte ein Vollziehungsdirektorium, beſtehend aus fünf Männern, ernennen müſſen. Man wählte, nicht weil dieſem oder jenem ein groſſer Ruf voranging, ſondern auf beſondere Empfehlungen hin, oder folgſam den Winken der fränkiſchen Machthaber.

Zu dieſer Zeit ſtanden an der Spitze des Staates Ochs, Legrand, Glayre, Oberlin und Laharpe.

Peter Ochs von Baſel, ein Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, mehr witzig als ſcharfſinnig, hatte in ſeiner Vaterſtadt mehrere Staatsämter bekleidet, und ſich unter ſeinen Mitbürgern vortheilhaften Ruf gegründet. Seit

dem Ausbruche der fränkiſchen Staatsveränderung enthuſiaſtiſcher Bewunderer derſelben, vertraut mit den Gebrechen und Lücken der alten eidsgenöſſiſchen Verfaſſung, wünſchte er auch der Schweiz allgemeine Reform und Auflöſung des Bundeswesens in eine ungetheilte Republik. Daß er durch fränkiſcher Prokonſuln Machtſpruch und Waffen in das Direktorium erhoben wurde, wohin ihn die Stimme des Volkes nicht rief, erregte den Groll des Landes gegen ihn, wider welchen er ſich mit der Gunſt Frankreichs waffnete. So ward er mehr Diener eines fremden Staates, als ſeines eigenen; die Feinde der Staatsveränderung wurden die ſeinigen; — ihre Unterdrückung nahm er für Herſtellung der Ruhe. Er wollte das Glück und die Freiheit der Schweiz; aber aus den Händen des Ehrgeizes empfing er die Mittel.

Lukas Legrand, ſein Gemeindsgenoß, gebildeten Geiſtes, haſtigen und raſtloſen Strebens, das Beſte zu wirken, erwarb durch ſittliche Güte die Achtung derer, ſo ihm nahe waren. Er liebte ſein Vaterland, wollte deſſen Unabhängigkeit und beklagte fruchtlos die Entartung der Revolution. Indem er Einfalt und das Wohlwollen, ſo ihm eigen waren, in Andern ſuchte, entging ihm der Scharfblick des Menſchenkenners, und die kalte Verſchloſſenheit des Staatsmannes. Seine Idealenwelt, allzuentfernt von der gebrechlichen Wirk-

lichkeit, machte seine Thätigkeit gewinnlos für die letztere. Immer dem Vollkommensten nacheilend, erreichte er selten das Bessere unter dem Schlimmen.

Glayre, von ruhiger Weisheit und reinem Herzen, erhaben über die Stürme der Leidenschaften, aber auch ohne Gewalt, sie zu lenken in Andern, würde vielleicht in Zeiten allgemeiner Stille der Republik mit Ruhm und Würde vorgestanden haben. Aber unter den Wettern der Revolution erlosch, wo nicht sein Gleichmuth, doch oft seine Hoffnung des öffentlichen Heils. — Ihn begleitete die Achtung aller Parteien; er ward für einen der vorzüglichsten Geschäftsmänner gehalten.

Viktor Oberlin von Solothurn. Das Gute wollend, gebrach ihm die Kraft, es zu vollbringen.

Cäsar Friedrich Laharpe, einer von den Stiftern, eins von den Opfern der Schweizer-Revolution, wie Peter Ochs, war doch von letzterm in Denk- und Handelsweise überall abweichend. — Laharpe wollte die Freiheit der Schweiz, ihrer selbst willen. Laharpe, geistvoll und edeln Herzens, konnte wohl Gegenstand des Hasses, nie aber der Verachtung seiner Feinde werden. Für alles Große, Gute und Schöne schlug sein empfängliches Herz, aber oft ward es der

Raub allzulebhafter Gefühle. Ein Mann, voller Begeisterung für Freiheit, thätig, feurig, wagend, beredt, wie er, schien keiner fähiger, Republiken zu erschaffen.

Dieses waren die Männer, welche unter Frankreichs Aegide den neuen Freistaat führen sollten. — Die Ungleichheit ihrer Denkarten und Zwecke trennte sie bald, und machte ihre Maasregeln schwankend, je nachdem es dem einen oder dem andern gelang, seine Grundsätze siegend zu machen. Wie im Directorium, entwickelte auch in den beiden Kammern der Gesetzgebung der verschiedene Karakter der Personen Parteiungen. Bald erzeugten Eifersucht und spröde Grundsätze Kälte und Mißtrauen zwischen beiden gesetzgebenden Räthen und zwischen diesen und der Vollziehung. So ermüdeten sich die obersten Gewalten mit fruchtlosem Ringen, während das Land Beute des Krieges und innerer Spaltungen war.

2.

Der französische Resident Guiot hatte sich um diese Zeit bestimmt geäussert: „Er halte es für sehr zweckmäßig, daß helvetische Kommissarien gesandt würden, um die Herrschaft Maienfeld und Malans u. s. f. einzuverleiben und zu organisiren. Andere Gegenden würden dadurch Muth fassen, Abgeordnete nach Malans zu senden, um

ebenfalls ihre Aufnahme zu suchen. Zwar hätte die franzöſiſche Regierung vor einigen Wochen beſorgt, die partielle Einverleibung mögte andere, und beſonders Engadiner Gemeinden vermögen, ſich an Oeſterreich zu ergeben; ſeither aber hätten ſich die Umſtände ſehr verändert und die Betrachtungen gegen Oeſterreich ſehr vermindert."

Es war ferner bekannt worden, daß nicht nur die Gemeinden Davos, Kloſters, Süs, Celerina, Pontresina, Sylvaplana, Peiſt, Flims, Andeer, ſondern ſelbſt Steinsberg, Fettan, und hart an des Tyrols Grenzen Remüs und Schleins dem Beiſpiele der Herrſchaft Maienfeld zu folgen geneigt waren, ſobald dieſe einmal geborgen war.

Es war kein Geheimniß, daß, während die helvetiſchen und fränkiſchen Regierungen zögerten, ſich für oder wider die Vereinigung zu erklären, die öſterreichiſche Partei im Lande die Anrufung kaiſerlichen Schutzes vorſchlagen und den Vorſchlag durch ein erkünſteltes Stimmenmehr der Gemeinden ausführen, oder der Bundestag in Glanz noch kürzere Wege einſchlagen, die Inſtruktionen, welche er ſich von einigen Gemeinden zu verſchaffen gewußt, zum Vorwande nehmen, Dringlichkeit erklären, und aus ſich ſelbſt den Schirm des Wiener Hofes anſuchen würde. Oeſterreich mußte dabei das Recht gewinnen, ſich

ausschliessend in die Angelegenheiten Bündens zu mischen, und konnte des Vortheiles nicht vergessen, vom Frickthale und den Mauern Basels an, bis zu den Höhen des Gotthard, die Schweiz in einer, bei einem neuen Feldzuge, furchtbaren Linie, zu umspannen.

Das Direktorium, welches ohne Genehmigung des Luxembourg keinen offentlichen Schritt wagte, aber auch von der andern Seite die helvetisch-gesinnten treugebliebenen Gegenden Rhätiens nicht gänzlich vernachlässigen wollte, glaubte Alles zu thun, wenn es dieselben durch neue Hoffnungen zur Standhaftigkeit ermunterte.

Es sandte zu dem Ende im Anfange des Septembers einen Abgeordneten nach Bunden. Die Instruktionen, welche dieser Kommissär trug, waren sehr eng. Er schien mehr ausgeschickt worden zu sein, die Lage der Dinge zu erforschen, als zu verbessern. Er sollte die Gemeinden Malans und Maienfeld, und die übrigen, welche ihnen beitreten wollten, versichern, daß die helvetische Republik sie aufzunehmen geneigt sei, auserdem aber sich begnügen, alle Erkundigungen über das Reunionsgeschäft einzuziehen.

Die Ankunft des helvetischen Kommissärs in Bünden, sobald man den engen Kreis seiner Vollmacht kannte, verursachte Unwillen und Mißmuth bei der patriotischen, Hohn und Frohlun

bei der österreichischen Partei. Das schweizerische Direktorium, indem es nebst seinen Wünschen zugleich seine Schüchternheit und Schwäche entblößte, verlor das Vertrauen der zweifelhaften Gegenden, und vollendete den Sieg der Oesterreichischgesinnten.

Diese, da ihr Muth und Anhang stieg, nahm aus der Sendung eines helvetischen Kommissärs Anlaß, um so kühner den Schutz des kaiserlichen Hofes anzurufen, welchen der Baron v. Kronthal schon amtlich verheißen hatte, sobald man solchen begehren würde. — Die patriotischen Gegenden erwarteten mit Furcht und Zittern jeden Tag das Einrücken eines österreichischen Heeres, wo sie das Opfer der Partei-rache werden sollten, und ihr Eigenthum und ihr Leben in der Willkühr erbitterter Machthaber lag.

Viele wollten in ihrer Heimath den Tag nicht erwarten, an welchem kaiserliche Waffen das Vaterland beherrschen würden. Sie zogen die Flucht den Gefahren der Unterdrückung, ihre Freiheit dem Aufenthalte in einem Lande vor, in welchem sie als Feinde behandelt wurden.

Ich empfing von allen Seiten die dringendsten Aufträge, im Falle nicht Einverleibung erfolgen könnte, das schweizerische Bürger- und Niederlassungsrecht für die Ausgewanderten zu bewirken.

Das Direktorium entſprach meinen Wünſchen. Das Dekret, welches die Bündner Patrioten zu helvetiſchen Staatsbürgern erklärte, ward ohne Widerſpruch abgefaßt, und eben ſo vom Senate angenommen.

3.

Nachdem die landtägliche Regierung von Bünden aufgelöſet, und die Leitung des Staates wieder den drei Standes-Häuptern übergeben war, verſammelten dieſe im Anfange Septembers einen Bundestag in Ilanz. Auch die helvetiſchgeſinnten Gemeinden ſandten nach alter Sitte ihre Boten dahin, mehr aber die Unternehmungen der Siegerpartei zu beobachten und zu erſchweren, als ſich ihr zu unterwerfen.

Der Bundestag nahm ſogleich entſchiedenen Karakter an. Er hatte an ſeiner Spitze die Gegner des ehemaligen Landtags, Verwandte des Hauſes Salis, erklärte Anhänger Oeſterreichs. Während man nachſichtsvoll jede Beleidigung Frankreichs duldete, wurde der kaiſerliche Miniſter Baron von Kronthal mit allen Ehrenbezeugungen umgeben. Während Guiots Publikationen verſpottet, und hin und wieder in Landesgemeinden ungeleſen zerriſſen wurden, trug man ſorgfältig Kronthals Aeuſſerungen von Dorf zu Dorf. In ſeinen eigenen Staaten zählte der Kaiſer kaum ſo viel ſchwärmeriſche Verehrer, als

hier, wo er der erkorne Schutzgeiſt jeder Hütte und jedes Schloſſes geworden zu ſein ſchien.

Schon das Kreisſchreiben der drei Häupter, welches unterm 31. Auguſt den Bundestag gen Glanz beſchied, hatte den Ton deutlich angegeben. „Von Seiten des Kaiſers“ hieß es, „hat laut der Erbeinigung der Freiherr von Kronthal offiziell zu eröffnen beliebt, daß Se. Majeſtät zu Gunſten der wahren Unabhängigkeit Bündens ſich zuverläſſig zu verwenden entſchloſſen ſeien, und die Vertheidiger der alten Verfaſſung in allerhöchſten Schutz nehmen werden, und zwar um ſo mehr, wenn Allerhöchſtdieſelben von allen drei Bünden nach der Form des Erbvereins dazu werden erſucht werden.“

Die Sieger aber ſchienen ſelbſt zu empfinden, daß, ihren Sieg zu ſichern, es ſtatt der ſchlaffen und weitläuftigen Bundesregierung, einer Diktatur in Bünden bedürfte, und einer bewaffneten Macht. Der Bundestag beſchloß die Bewaffnung von 6000 Mann, und den Zügel der Landesregierung, bis nach hergeſtellter Ruhe, einem Kriegsrathe zu übergeben.

Die helvetiſche Partei erkannte nur allzudeutlich, daß dieſe Bewaffnung mehr wider ſie, als gegen einen auswärtigen Feind gerichtet ſei. Sie erklärte die Rüſtungen als unnütz und zwecklos. „Bünden“, ſprach ſie, „ohne Waffen,

ohne Munition, ohne Mundvorrath, ohne Geld, iſt weder im Fall, einem feindlichen Ueberfall zu widerſtehen, noch eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Da weder Frankreich noch Oeſterreich feindſelige Abſichten geäuſſert haben: ſo werden dieſe eiteln Rüſtungen nur ein beleidigendes Mißtrauen in die Verheißungen einer oder der andern Macht verrathen. Franzöſiſche und kaiſerliche Schaaren lagern an unſern Grenzen. Die Eiferſucht beider nebenbuhleriſchen Reiche bewacht unſere Neutralität beſſer, als unſere Gewalt es könnte. Laßt uns, bei dieſer Ruhe, ſorgfältig allem ausweichen, was ſolche ſtören könnte."

Aber dieſe Bedenklichkeiten wurden nicht geachtet. Die herrſchende Partei verfolgte ihren großen Plan mit unerſchütterlichem Sinne. Der vom Bundestag eingeſetzte Kriegsrath verſammelte ſich den erſten Oktober zu Chur, ohne die verfaſſungsmäßige Beſtätigung ſeines Daſeins vom Willen der Räthe und Gemeinden des Landes abzuwarten. An ſeiner Spitze ſtand, auſſer den drei Landeshäuptern (Bundes-Präſident Hieronym von Salis, Landrichter Theodor Tſcharner und Bundes-Landammann Pollet), der Bundes-Obriſt Andreas von Salis. Aber bald ward dieſer von einem andern Manne abgelöſet, welcher durch Einſichten ſeinen Vorgänger

übertraf und seinen militärischen Ruf in Neapel gegründet hatte, wo er ehemals ein Regiment befehligte. Es war der General Salis-Marschlins, Bruder des ehemaligen Ministers Ulysses von Salis-Marschlins.

Niemals war man in Helvetien geschäftiger, die Flammen des Aufruhrs überall ausbrechen zu machen, als zu der Zeit, da das Schweizervolk die neue Verfassung zu beschwören aufgefordert ward. — Die Insurrektionen dieser Zeit sind mehr das Werk unbesonnener Mönche, als einer schlauen, feindseligen Politik gewesen. Nichts war der französischen Armee in Helvetien leichter, als einzelne, zusammenhangslose Aufrühre zu dämpfen; welche weder von englischem Gelde, noch kaiserlichen Waffen unterstützt wurden. Das Mißlingen der Aufstände mußte den Theilnehmern desselben für künftige gelegenere Zeiten sogar den Muth rauben.

So ward Unterwalden das Opfer mönchischer Schwärmerei. Ein Kaplan, Namens Keyser, ein Helfer, Lüssy genannt, predigten den Aufruhr im Bezirk von Stanz; andere Priester ahmten ihnen nach. Es galt nicht das Vaterland, es galt den Himmel. — Unterwalden aber ward mit Feuer und Schwert verheert!

Die Zerstörung von Unterwalden erwähn' ich um des Eindrucks, welchen sie auf die Gemüther

der Bündner machte. Ihre Geſchichte erregte allgemeinen Unwillen und Furcht. Man betrachtete die Auflehnung von Unterwalden als zweifelloſen Zeugen von der Läſtigkeit der neuhelvetiſchen Konſtitution; die Grauſamkeit der Franken als gräßliche Probe ihrer Freundſchaft. Der Schutz kaiſerlicher Waffen erſchien daneben als ein Gut, welches um keinen Preis zu theuer erworben werden könne.

Auch in den Grenzgegenden Bündens, beſonders im Bezirk von Pfäffers und Mels, wurden zu dieſer Zeit Verſuche zu Volksbewegungen gemacht. Hier breiteten von der Herrſcherpartei Bundens beſoldete Emiſſarien die nachtheiligſten Gerüchte über die Lage der Schweiz und über die Gefährlichkeit der Eidsleiſtung aus. Sie erzählten von der Vernichtung Bonaparte's in Aegypten durch die Engländer, von neuen Bündniſſen der europäiſchen Mächte gegen Frankreich, von der Unvermeidlichkeit eines nahen Krieges, und Frankreichs gewiſſem Untergange. Man werde in der Schweiz die zerſtörte Eidsgenoſſenſchaft wieder aufrichten; der Kaiſer werde mit hunderttauſend Mann über den Rhein ſetzen, in die Schweiz dringen, und mit ihm würden ſich Bunden und die kleinen Kantone, welche leicht ein Heer von ſechszigtauſend Mann aufrichten konnen, vereinigen. Das Gotteshaus Pfäffers und

die Kapuziner von Mels würden daher weislich handeln, ſich an die ſiegende Uebermacht zu ſchlieſſen, und den abgeforderten Eid zu verweigern.

Jedoch die Prieſterſchaft dieſer Gegenden achtete ſolcher Einflüſterungen wenig. Sie ſchwor den Bürgereid.

4.

Der Kriegsrath in Chur, ſeit wenigen Tagen (1. September) in Wirkſamkeit, bewies durch die Reihe ſchnell aufeinanderfolgender Handlungen, daß die Herrſchaft unter Wenigen mit gröſſerer Kraft und Entſchloſſenheit, obgleich nicht immer mit Weisheit geführt wird. Er zog Truppen zuſammen, und beſetzte die Grenzen; doch ſchien er nähere Gefahr aus der Schweiz, denn aus den Landen des Kaiſers zu vermuthen.

Auch Maienfeld und Malans, ſich ſelbſt überlaſſen, traten in Waffen und ſtellten Feldpoſten am Luzisteig zur Beobachtung der Kaiſerlichen und gegen die Vorpoſten des Kriegsraths auf, um ſich vor überraſchendem Ueberfall von Seiten der eigenen Landleute zu decken. Noch immer hoffte ſie auf Helvetiens Schirm; Hoffnungen, durch keinen Umſtand gerechtfertigt, nur durch Noth genährt.

Der Kriegsrath konnte die Kühnheit dieſer Gegenden nicht gelaſſenen Muthes ertragen. Theils

mußte er fürchten, in seinem geheimen Verkehr mit der kais.-lichen Armee im Vorarlberg beengt zu werden, theils, daß solch ein Beispiel zu Nachahmungen reize. Malans und Maienfeld, nicht zu Helvetien gezählt, nicht von Frankreich geschützt, und doch gegen die Diktatur der gegenwärtigen Landesregierung in Waffen, mußten als insurgirte Landschaften angesehen werden. Dennoch ward von Chur aus gegen sie kein feindlicher Schritt unternommen, bis sie ihn selbst unvorsichtig herbeiriefen.

Der Lieutenant Mohr, Anhänger des Kriegsraths, wurde von den Helvetischgesinnten in der Nacht vom 7. zum 8. Oktober auf der Landstraße gefunden, als Ausspäher verhaftet und zu den am Rhein befindlichen Vorwachten der Franken geführt vom Stadtammann Tanner. — Es ward bei dieser Gelegenheit auf die herbeiziehenden Patrouillen des Kriegsraths von einigen Helvetischgesinnten Feuer gegeben, und Mohr verwundet. Die Franken traten nicht in diese Händel ein. Die Wachten des Kriegsraths führten den Tanner unter starker Bedeckung nach Chur. Eine Schaar Landtruppen, vom Obrist Pelliziari geführt, zog gegen Malans. Er forderte einige angesehene Männer und Vorsteher dieser Gemeinde zu einer Unterredung. Der Richter Boner, von Moos und andere begaben sich

zur Konferenz an die obere Zollbrücke, wurden hier, als Geiseln, arretirt, damit kein Widerstand das Vorhaben des Kriegsraths vereitle; man besetzte nun Malans und Maienfeld sofort, entwaffnete die Gemeinden, und führte die Geiseln in Gefangenschaft nach Chur.

So war diese Landschaft unterjocht; der Kriegsrath Alleinherr in Bünden; sein Verkehr mit den österreichischen Truppen im Vorarlberg ungestört, und der längst genährte Entwurf der Reife nahe.

Die Thätigkeit des Kriegsraths setzte alle Thäler in Bewegung. Verworrene Gerüchte mußten die Gemüther erschüttern, betäuben, verblenden. Das aufgerührte Volk wälzte die Last seines Grolls auf alle, welche jemals zu Gunsten der Vereinigung die Stimme erhoben hatten. — So wie sich's der Kriegsrath erlaubte, von reichen Privatleuten der patriotischen Partei große Geldsummen mit Drohungen zu erpressen, ahmten die bewaffneten Söldner seinem Beispiel nach.

In der Stadt Chur herrschte Schrecken und Anarchie. Man berief die Patrioten auf's Rathhaus; sie sollten entwaffnet, und, wie es schien, als Geiseln bewacht werden. Ihrer viele flohen bei Nacht mit Weibern und Kindern über die Berge, um sich den Verfolgungen zu entziehen. In dem Dorfe Ragaz zählte man an einem Tage

(9. Oktober) zweiundfünfzig dieser Geflüchteten allein aus Chur. Oeffentlich ertönten Lobreden auf Oesterreich von Kanzeln und Weintischen, neben Verwünschungen Frankreichs und Hohn Helvetiens. Hunden band man die Schweizerkokarde an den Schwanz und trieb sie durch den Pöbel über die Gassen. — Dem Landvolk, welches sich zum Viehmarkt in Chur häufig sammelte, zeigte man die Häuser der Patrioten, oder sie selbst, als Gegenstände der Rache, an. Helvetischgesinnte Glieder des Stadtrathes wurden unter den Augen der Obrigkeit angehndet mit Worten und Thätlichkeiten beleidigt. — Achtundachtzig Bürger von Chur, welche eine Erklärung gegen die Bewaffnung unterschrieben hatten, wurden durch einen Abschied des Kriegsraths (v. 9 Okt.) mit Vorwürfen bedeckt, der Verachtung des Volks preis gegeben.

Wie in Chur, rasete der Verfolgungsgeist fast in allen andern Theilen des Landes. Die Patrioten standen schirmlos. Ihre Gärten, Felder, Häuser wurden bald hier, bald da vom raublustigen Pöbel mehr oder minder beschädigt. Man breitete Gerüchte aus, die man als Vorläufer irgend eines abscheulichen Unternehmens anzusehen gewohnt war, und welche wenigstens das Volk mit Anschlägen und Verbrechen vertraut machten, vor deren Namen ehemals jedes Herz

gebebt haben würde. Bald wies man sich Rechtungs-Listen, bald drohte man mit allgemeiner nächtlichen Erwürgung der Patrioten, bald sprach man von ewigen Verbannungen, bald von Einkerkerungen.

Er stürzte den Damm der Gewohnheiten und Gesetze; er zerriß die ehrwürdigen Bande hundertjähriger Verträge; er vernichtete selbst die heiligen Verknüpfungen der Natur zwischen Aeltern, Kindern, Gatten und Brüdern.

Der französische Reßident Guiot hatte wegen Beschimpfung der französischen und helvetischen Nation, als auch wegen Mißhandlungen einzelner Patrioten Genugthuung geheischt. Doch als spottete man seiner, ward er vor iede Orts-Obrigkeit gewiesen, wo er den Schuldigen zu nehmen und die Klage zu erweisen habe. Der Reßident, betrogen von der Schlauheit der Volksführer, trug mit den Vorwürfen der helvetischen Partei zugleich den Hohn der Kaiserlichgesinnten, ohne Hoffnung, diesen Furcht und jener Vertrauen einzuflößen. Nichts, als die schreckliche Wahrscheinlichkeit eines neuen Kriegs konnte ihn über seine quälende Lage beruhigen.

Die Vorspuren von Feindseligkeiten zwischen Kaiser und Frankreich blieben ihm nicht unbemerkt. Man wollte wissen, daß die tyrolische Regierung sehr angelegentlich Vereinigung Bün-

dens mit dem Tyrol, in der Hauptstadt des Kaiserthums, betreibe, wohin zu gleichem Zweck sich auch, als Abgeordnete, zwei Glieder des Hauses Salis verfügt haben sollten. — Die Besuche, welche der Minister Kronthal von Offizieren aus dem Heere seines Herrn empfing, — die Anstalten des Bischofs von Chur, seinen Wohnsitz auf längere Zeit zu verändern; seine endliche Abreise — der steigende Trotz des Kriegsraths, während im Innern das Volk brauste, und die Franken vom Bodensee bis zu den Grenzen Bündens drohende Heerbewegungen machten — Alles verrieth das untrügliche Dasein eines großen Plans, der in wenigen Tagen offenbar werden mußte.

5.

Guiot, um den Knoten zu zerschneiden, welchen seine Kunst nicht zu lösen verstand, wandte sich (den 10. Oktober) in einer Note an den Kriegsrath. Seine Forderungen waren so groß, daß er selbst deren Erfüllung nicht glaubte.

„Ihr habet, sprach er, die Gemeinden Malans und Maienfeld entwaffnet, und nur darum, weil sie für Vereinigung mit Helvetien gestimmt hatten. Ihr habet aus gleichen Gründen mehrere Bürger in's Gefängniß geworfen; Ihr habet fünfhundert friedsame Bürger zur Flucht in's Ausland getrieben; Ihr erlaubet, daß die Straßen

Chur's von Verwünschungen und Kriegsgeschrei gegen Frankreich erschallen; selbst im Kreise Eurer Versammlung tönen diese Flüche, dies Geschrei wieder. Länger darf ich nicht Zeuge so vieler, treuloser Kränkungen sein, ohne Mitschuldiger zu heißen."

„Im Namen der fränkischen Regierung fordere ich also:

1) Die Wiederbewaffnung entwaffneter Gemeinden;

2) Die Freilassung jener, wegen politischer Meinungen verhafteten Bürger;

3) Die Zurückberufung und Sicherheit jener fünfhundert friedsamen Bürger, die man unter dem Namen Freunde der Franzosen mit Acht bedrohte;

4) Die Unterdrückung jener Verwünschungen und des Kriegsgeschrei's gegen die fränkische Nation und Regierung.

„Ich erwarte noch im Lauf dieses Tags Eure bestimmte Antwort, Ja, oder Nein. Im letztern Fall werd' ich morgen den bündnischen Boden verlassen."

Der Schluß der Note war, wenn gleich Drohung von Seiten des fränkischen Ministers, doch Gegenstand der Wünsche des Kriegsraths. — Dieser säumte nicht, an gleichem Tage die Antwort einzugeben, folgenden Inhalts:

„Deutlich hatten Sie sich erst noch unterm 15. Vendemiaire (6. Oktober) dahin erklärt, daß Sie sich in unsere innern Angelegenheiten nicht im Geringsten einmischen wollten. Keineswegs aus den von Ihnen angeführten Gründen geschah weder Entwaffnung der Gemeinden noch Wegführung der Geiseln, sondern nur zur Sicherstellung der innern Ruhe. Getrost mögen unter den Ausgewanderten diejenigen zurückkommen, die sich bewußt sind, daß sie wider unsere Verfassung nichts gefehlt haben. Von Verwünschungen endlich und von Kriegsgeschrei wissen nichts. Muthwille und freche Reden mißbilligen wir.“

Der lakonische Ton der Antwort, noch mehr aber ihr Vorwurf, kränkte den Residenten. Er, Stellvertreter einer großen und furchtbaren Nation, fühlte in dem Stolz der Herrscher eines kleinen, machtlosen Freistaats eben so sehr den Trotz derselben auf ihren Hinterhalt, als auf ihre Sache. Beides war ihm Demüthigung. Statt seine Drohung allsogleich zu erfüllen, erschien er nochmals vor des Kriegsraths Versammlung, mehr um sich wieder gegen die empfangenen Vorwürfe in Vortheil zu setzen, als den Kriegsrath nach seinen Wünschen zu stimmen. Er bezeugte, daß er allerdings nicht gesonnen sei, sich in des Landes innere Angelegenheiten zu mischen; daß Frankreich Bünden keineswegs zur

Vereinigung mit Helvetien zwingen wolle; daß aber, so lange Oesterreich die Neutralität Bündens nicht förmlich anerkannt habe, dies auch von Seiten Frankreichs nicht geschehen werde.

Diese Erklärungen waren zwar vom Minister schon mehrmals gegeben worden. Eben dieselben waren von dem Abgeordneten Bündens in Paris wiederholt ertheilt. Allein die Regierung Bündens, ungeachtet der Gewißheit, welche jeder Tag über nahen Ausbruch des Krieges verbreitete, scheint nie mit Ernst auf die Erhaltung einer Neutralität hingearbeitet zu haben, welche ihren Aussichten und Zielen gefährlicher, als der ungewisse Ausgang einiger Feldzüge sein konnte. Halb oder ganz vertraut mit den Entwürfen des Wiener Kabinets, durch die Schweiz in's Innere Frankreichs einzudringen; bekannt mit den Gährungen der Völker Italiens und der Schweiz, welche jenen Einbruch eben so sehr, als die stolze Sorglosigkeit des Luxembourg und die ungeheuern Rüstungen des römischen und russischen Kaisers erleichtern mußten, bezweifelte sie nicht länger einen Ausgang der Dinge, der ihre eigenen Erwartungen weit übertreffen würde. Sie wählte daher lieber die Partei der Koalition gegen Frankreich, als Ruhe und Sicherheit durch Neutralität. Sie kannte des Volkes Wankelmuth aus zahllosen Erfahrungen, und mußte fürchten, bald

wieder vor derjenigen Partei zu beben, die jetzt vor ihr zitterte.

Wiewohl Frankreich noch keinen festen Entschluß gefaßt zu haben schien, wenigstens die Erneuerung des Krieges durch verwickelte Unterhandlungen zu verzögern suchte, glaubte Guiot dennoch der Würde seiner Regierung unangemessen, länger in Graubünden Zeuge ihrer Beschimpfungen zu sein.

Er reisete ab. — Am Tage vorher schrieb er mir seinen Entschluß.

Reichenau, 13. Vendemiaire Jahr 7.

.... Die Aechtung der Patrioten hat ihren Gipfel erreicht. Mehr denn fünfhundert derselben sind auf der Flucht. Weiber und Kinder haben sich mit ihnen gerettet. Der Anblick zerreißt mir das Herz. Ach, daß der Moment bald erschiene, so viel Barbarei zu strafen!

Ich glaube, daß die helvetische Regierung unter diesen unglückseligen Verhältnissen feierlich mit ihrem Schutz jene tugendhaften, beklagenswürdigen Bürger decken sollte. — — —

Morgen verlasse ich dieses Land. Ich ziehe mich nach Ragaz zurück. — Ich kann Ihnen jetzt nicht Alles umständlich entwickeln. Es ist eilf Uhr und die Ordonnanz wartet auf die Briefe. — Seit langer Zeit sah ich voraus, daß des Unglücks

Uebermaas diene, seine Heilung herbeizuführen. Gruß und Freundschaft.

Florent Guiot.

6.

Die helvetische Regierung hatte unterdessen (im Oktober) ihren Sitz von Aarau nach Luzern verlegt. Ich war ihr dahin gefolgt. Das Unglück meiner Mitbürger, die erlöschenden Hoffnungen naher Hülfe, Alles vergrößerte meinen Schmerz. An die Vereinigung der patriotischen Gegenden von Malans und Maienfeld durch entscheidende Erklärung der schweizerischen Regierung durfte von uns niemand glauben. Die zerstreuten Bündner drangen jetzt darauf, Frankreichs Vermittelung anzurufen. Ich theilte unsern Wunsch mehrern Gliedern des helvetischen Direktoriums mit, welche ihn genehmigten. Es war der letzte Versuch, welchen wir wagen konnten, und der durch den Aufruf österreichischer Hülfe von Seiten des Kriegsraths mehr als gerechtfertigt schien.

Der Geist des Schreibens der Verfolgten, worin sie den Beistand Frankreichs ansehen, ist ein Zeuge derjenigen Leidenschaften, welche damals in allen Gemüthern der Unglücklichen tobten, die wegen ihrer Liebe zur Freiheit, wegen ihres Hasses gegen Faktionenherrschaft, vom Va-

terlande ausgestoßen, hilflos umherirrten, und mit Weib und Kindern in Noth schmachteten. Wenn gleich die kalte Vernunft den Ton der Leidenschaft nicht billigen mag, wird doch das unvergeßliche Elend jener Zeiten den Schrei des Schmerzes entschuldigen.

Glücklicher war inzwischen die herrschende Partei in ihren Bemühungen gewesen. Bald nach der Entfernung Guiots eilte sie, ihren großen Entwurf in's Werk zu stellen. Gerüchte von nahem Einbruch der Franken setzten erst das Volk in bange Erwartung. Sein Haß gegen Frankreich schien die Rache desselben aufgefordert zu haben. Mit wildem Grimme rüstete sich Alles zum Widerstande.

In der Nacht vom 18. zum 19. Oktober vermehrte sich das Schrecken. Die Sage lief plötzlich, es seien fränkische Truppen von Ursern über Disentis eingerückt. Die Sturmglocken tönten in den Thälern des Oberbundes. Bewaffnetes Volk strömte in Haufen gegen Disentis. Der Morgen brach an. Man entdeckte die Täuschung. Es war kein fränkischer Soldat über die Grenzen gegangen. Aber von der entgegengesetzten Seite des Landes hatten sieben Bataillons Oesterreicher in der Stille der Nacht die Schanzen des Luzisteiges besetzt und sich bis Chur verbreitet.

Triumphirend, am Ziel seiner Wünsche, und

von kaiſerlichen Waffen umringt, ſtand der Kriegsrath. „Zur Sicherung unſerer Unabhängigkeit und alten Staatsverfaſſung", ſo ſprach er in ſeinem Manifeſte, „haben wir den uns vom Kaiſer gnädigſt angetragenen bundesgenoſſiſchen Beiſtand, vermöge der vorher eingeholten Meinung der Räthe und Gemeinden, auf's Neue erſteht und erhalten. Wir kamen mit den k. k. Generalen überein, daß ungeſäumt alle und jede Päſſe und Grenzen Graubündens mit ſo vielen k. k. Truppen ſollen beſetzt werden, als zur Unterſtützung der Landestruppen nöthig ſein werden. Sowohl der General Feldmarſchall-Lieutenant Graf von Bellegarde, als der kommandirende General von Auffenberg, geben feierlich die Zuſicherung, daß die k. k. Truppen den Landesbewohnern nicht im Geringſten zur Laſt fallen, ſondern unter Vorbehalt der erforderlichen Einquartierung ohne Schaden und Beitrag der Einwohner verpflegt werden ſollen; und wenn auch die Umſtände mehr oder weniger Lieferungen erfordern, ſo wird der Betrag den Lieferanten in laufendem Preiſe bezahlt werden."

„Uebrigens ſollen und werden die zwiſchen Oeſterreich und Bünden glücklich beſtehenden Traktaten und Erbvereine fernerhin heilig und genau beobachtet werden. Die Freiheit, Unabhängigkeit und alte Staatsverfaſſung der Bundner ſollen

wider alle und jede Angriffe beſchützt werden. Von den k. k. Generalen und andern Offizieren ſoll und wird ſich keiner im Geringſten in die innere Regierung des freien Landes miſchen; alle Einquartierung und Beſetzung der Oerter ſoll mit Rath und Mitwirkung der Bündner geſchehen. Die k. k. Völker werden nur an diejenigen Plätze verlegt, wo es die Sicherheit und Beibehaltung der innern Ruhe erfordern. Chur, den 17. Oktober 1798."

Dieſer Zuſicherungen ungeachtet fühlten die helvetiſch geſinnten Familien doch bald ihrer Gegner gewaltthätigen Sinn. Die Soldaten wurden meiſtens nur ihnen ausſchließlich aufgebürdet. Von einigen Ortſchaften liefen Klagen ein, daß, angeführt von Bündnern, kaiſerliche Soldaten in die Häuſer der Patrioten gedrungen wären, Kiſten und Kaſten und beſonders die Weinkeller beimgeſucht worden ſeien. In Reichenau allein, Gut und Schloß patriotiſchen Familien gehörig, wurden vierhundert Mann verlegt, und meine und des franzöſiſchen Reſidenten Zimmer mit Gewalt aufgeſprengt. So vernahm man Beſchwerden überall; nirgends deren Abhülfe.

Der Kriegsrath, indem er eigenmächtig die Neutralität aufgehoben und ſich öffentlich den Feinden Frankreichs und Helvetiens zugeſellt

hatte, ſann auf Alles, was ſeinen gewagten Schritt durch glückliche Erfolge rechtfertigen konnte. Nicht zufrieden, der kaiſerlichen Armee die furchtbaren Engpäſſe zur leichtern Vertheidigung der öſterreichiſchen Erblande, oder zum Angriff Cisalpiniens und Helvetiens übergeben zu haben, wollte er ſie mit bewaffneter Mannſchaft unterſtützen.

Das Volk von Bünden war nie für Kriegesfälle ſeit anderthalbhundert Jahren gerüſtet und geübt worden. Zwar führte jeder Bund ſeinen Oberſt, aber dieſer kein geregeltes Heer. Das Zeughaus des Landes, vereint mit dem der Stadt Chur, glich einem Magazin veralteter, faſt unbrauchbarer Waffen. Den Bündnern mußte perſönliche Tapferkeit für Kriegskunſt, jeder Felſen für eine Feſte, jeder Wald für ein Arſenal gelten.

Demungeachtet ſetzte der Kriegsrath das Volk (durch eine Verordnung vom 30. Oktober) in Wehrſtand. Die Mannſchaft wurde in drei Haufen getheilt. Zum erſten gehörten die, welche ſchon in fremden Dienſten den Krieg erlernt hatten; zum andern, welche mit Schießgewehr umzugehen wußten und ſolches beſaßen; zum dritten alle, welche alt und ſchwächlich waren, oder keine Flinten hatten, und das Vaterland mit Gabeln, Furken, Morgenſternen, Spießen und Keulen vertheidigen konnten. Jeder Krieger war gehal-

ten, ſich ſelbſt auf achtundvierzig Stunden mit Lebensmitteln zu verſehen, und, beim Sturmzeichen mit der großen Glocke des Orts, auf dem Sammelplatz zu erſcheinen.

7.

Nun wurde auf das Vermögen der Ausgewanderten von Obrigkeitswegen Beſchlag gelegt; ſelbſt Konfiskation gedroht. Man verfuhr mit ſo unerbittlicher Strenge, daß ſelbſt Aeltern, Gattinnen und Freunden unterſagt ward, Söhnen, Männern und Freunden in der Fremde aus eigenen Mitteln Unterſtützung zu ſenden. Das Geheimniß der Briefe ward ohne Anſtand entweiht. Niemand der Geflüchteten durfte es ferner wagen, den Seinigen im Vaterlande zu ſchreiben, ohne Argwohn der Machthaber gegen dieſe, wie gegen Verſchworne, zu erwecken. — Die in den Gefängniſſen von Chur ſchmachtenden Patrioten wurden, ohne Verhör, ohne Hoffnung baldiger Erloſung, feſtgehalten. Den Leidenden blieb kein Troſt, als der Wunſch einer rächenden Zukunft.

Die allgemeine Noth verdoppelte meine Thätigkeit, ſie vermindern zu helfen. Das Direktorium, durch eine Botſchaft an die geſetzgebenden Räthe, erwirkte von dieſen (22. Oktober) die feierliche Erklärung, daß die Patricten von Bun-

den unter dem besondern Schuz der helvetischen Republik ſtänden.

Eine groſſe Zahl der Ausgewanderten lebte an den Grenzen Bündens, wo mitleidig die fränkiſchen Soldaten ihre Lebensmittel mit ihnen theilten. Viele andere an den Ufern des Zürichſees, wo das freigewordene Landvolk ſie brüderlich unterſtüzte. Noch andere irrten verlaſſen, ohne Freunde, ohne Bekannte, in den Gebirgen der Schweiz.

Die Regierung nahm auf mein Flehen für die Unglücklichen Rückſicht, welche Vaterland und Wohlſtand mit Fremde und Armuth vertauſcht hatten, weil ſie ihren Grundſäzen treu geblieben waren. Die geſezgebenden Räthe bevollmächtigten das Direktorium, die Nothleidenden thätig zu unterſtüzen, ſie vor Beſchimpfungen zu ſichern und ſich für die wegen ihrer Meinungen in der Gefangenſchaft zu Chur Schmachtenden zu verwenden.

Ehe ich noch meinen Landsleuten dieſe beruhigenden Botſchaften zuſenden konnte, trafen einige derſelben, als Abgeordnete der andern, bei mir in Luzern ein. Es waren der Rittmeiſter Martin Bawier, von Chur, Hans Gaudenz Salis-Seewis, Deutſchlands Lieblingsdichter, und Ambroſius Planta, von Malans. Sie wollten ſich mit mir berathen, wie

unſern Mitbündnern Hilfe in ihrer Armuth geleiſtet und erwirkt werden könnte. Ich las ihnen die Beſchlüſſe der geſetzgebenden Räthe vor. Rührung bemächtigte ſich unſerer Aller. Wir beſchloſſen, den Geſetzgebern im Namen der Getröſteten unſern Dank öffentlich zu bezeugen. Man beauftragte mich, für ſie das Wort zu führen.

Am 24. Oktober wurden wir vor die Verſammlung des großen Raths gelaſſen. Ich hielt folgende Anrede:

„Im Namen mehrerer hundert Bündner Patrioten, ja, ich darf ſagen, im Namen des edlern Theils eines unglücklichen Volks, eilten dieſe Männer gen Luzern, ſich mit mir zu vereinigen, um ihre Bitten in den Schoos dieſer ehrwürdigen Verſammlung niederzulegen. Aber ehe wir baten, hattet Ihr unſere Wünſche ſchon erfüllt; Ihr lieſſet uns nichts übrig, als — den Dank.“

„Das aufgeklärte Europa, die fühlende Menſchheit kann nicht ungerührt bleiben bei dem öffentlichen Akt der Wohlthätigkeit, welchen Ihr gegen ein leidendes Brudervolk übt. — Inzwiſchen andere Republiken ihre Laufbahn mit dem Schwert eröffnen, um ſich vor den Völkern auszuzeichnen, eröffnet Ihr die Eurige mit Erfüllung der ſanften, der ſchönſten Pflichten der Menſchlichkeit. Und wenn es wahr iſt, daß man ſchon aus Spielen des Kindes den männlichen Geiſt deſſelben

erräth, wenn es wahr iſt, daß man aus den erſten öffentlichen Schritten eines Monarchen ſeine künftige Regierung voraus erkennt; wenn die Geſänge der jungen Muſen, unter welchen die Freiheit Griechenlands erwachte, den wiſſenſchaftlichen Glanz vorher verkündeten, mit welchen dieſes holde Land nachmals die Welt erleuchtete; wenn die erſten Räubereien des kaum erbauten Roms die nachmalige Eroberung der Welt durch dieſe Stadt ahnen lieſſen: o ſo habet Ihr die Welt zu dem Glauben berechtigt, daß die wiedergeborne helvetiſche Republik keine andere Beſtimmung habe, als die: Wohlthäterin der Menſchheit zu werden. Eure Nachkommenſchaft wird dieſe Erwartung rechtfertigen. — Ja! dieſe Thäler werden die heiligen Zufluchtsörter der leidenden Menſchheit bleiben; — jene Alpen werden die unvergänglichen Altäre der Freiheit Europens bleiben; — jene ungeheuern Felſenpyramiden, welche Gottes Hand im Mittelpunkt unſers Welttheils erbaute, werden die ewigen Denkmäler in der Geſchichte Europens bleiben, daß hier ſchon damals Freiheit und Menſchenrechte galten, als noch überall die Sklavenkette klirrte; daß ſie noch gelten werden, hier noch Freiheit herrſchen wird, wenn durch den Wechſel der Zeiten, und durch den Willen des unbegreiflichen Verhängniſſes, die Freiheit vom übrigen Europa wieder gewichen

sein sollte, und andere Republiken unserer Tage vielleicht schon wieder ihre Sylla's und Cäsar'n zählen!"

„Darum verlangten wir so innig, so sehnlich die Vereinigung mit Euch! — Aber — es ist vorüber — wir haben kein Vaterland mehr! Oesterreichs Fahnen wehen wieder von den Trümmern unserer zwingherrlichen Burgen — die Freunde der Freiheit sind verfolgt."

„Oligarchische Umtriebe entrissen unserm Volke die Rechte der Menschheit und der Souveränität, die man zu vertheidigen vorlog. Man legte die höchste Gewalt in die Hände eines Raths, den das Volk nicht gewählt und dazu geeignet hatte. Und dieser Rath rief die Truppen eines Monarchen auf den Grund eines freien Staats."

„Jetzt erreichten die Verfolgungen ihren Gipfel. Einige unserer Brüder schmachten in der Gefangenschaft. Umsonst strecken diese unglücklichen Schlachtopfer ihre Hände aus nach uns, — nach Euch — nach dem Himmel. — Andere konnten noch zur guten Zeit entfliehen. Ganze Schaaren zogen im Dunkel der Nacht, geführt vom Schein einer Fackel, durch unwirthsame Gebirge. — Die alten Gräuel der Vorwelt erneueten sich wieder, Helvetien, und du sahest, was man für Freiheit thun kann! Greise sah

man fliehen, denen nur noch eine Spanne Lebens übrig war — ſie verlieſſen das gewohnte Vaterland, als wäre der Boden für ihre Grabesruhe zu hart, über welchem die knechtiſche Kette tönt. — Sie gingen, um in freier Schweizererde liegen zu können. Weiber, mit den zarten Kindern im Arm, durchzogen die Felſen; früh ſchon ward durch die Mutter den Kleinen mit Beiſpiel und Lehre eingeimpft: So müßt ihr Alles aufopfern, wenn es Freiheit gilt."

„Ach! es iſt nicht in unſerer Macht, uns zu ſchützen! Aber, es iſt ein Gott, welcher der Menſchheit jene heiligen Rechte gab, die ihr nie entriſſen werden dürfen; es iſt ein Gott, der die Bruſt der Tirannen durchſchaut, aber auch die Zähre der leidenden Unſchuld ſieht."

„Ihr habt uns aufgenommen brüderlich. O Bürger Geſetzgeber, o du ganzes helvetiſches Volk, das frohe Lächeln des beruhigten Kindleins, die Gebete zum Himmel von den Lippen der geretteten Mutter, die ſtumme Entſchloſſenheit des Mannes, für dich, Helvetien! in den Tod zu gehen, die ſüße Ruhe des Greiſes möge dich lohnen."

„Es lohne Euch, Bürger Geſetzgeber, die fühlende Menſchheit, welche Euch ehrt — Euch lohne die Nachwelt! und jeder aufgeklärte Menſch, er lebe wo er wolle, in der geſitteten Welt, wird

gern mit uns rufen: Es lebe die helvetiſche Republik!"

Der Präſident des großen Raths, Suter*), erwiederte darauf:

„Liebe Rhätier!"

„Wenn die Geſetzgeber Helvetiens durch einen beſondern Beſchluß die verfolgten Patrioten aus Bunden in ihren Schutz nahmen, ſo thaten ſie weiter nichts, als ihre Schuldigkeit, weil jedes freie Volk verbunden iſt, denjenigen als Bruder aufzunehmen, der den heiligen Grundſätzen der Freiheit huldiget. — Ueberall, wo der ſchöne Kranz der Alpen ſich windet, ſollen die Schweizer Brüder ſein und bleiben, und Rhätiens Alpen ſind ja Jahrtauſende ſchon mit den unſrigen verſchwiſtert, ſo wie unſere Herzen es jetzt ſind. Kommt alſo zu uns, ihr liebe, verfolgte, für Freiheit und Menſchenrechte verfolgte Rhätier, ihr findet an unſerm Buſen ein neues Vaterland!"

„Seid getroſt; es iſt ein Gott! ja es iſt ein Gott! und dieſer Gott iſt innigſt mit der Freiheit vereinigt; und er wird nie zugeben, daß Deſpoten wieder ihr Haupt emporſtrecken!"

---

*) Der liebenswürdige und gelehrte Verfaſſer der Flora helvetica.

„Freie Menschen müssen sich überall für das heilige Menschenrecht vereinigen, müssen einen engen Kreis um dasselbe schliessen, und dann wird bald das ganze Menschengeschlecht nur ein Brudervolk sein!“

Am folgenden Tage erhielten wir auch den Vortritt vor den helvetischen Senat. — Ich bezeugte der Versammlung unsern Dank in folgenden Worten:

„Mit eben der Wehmuth und eben den tiefen Gefühlen der Dankbarkeit, mit welchen wir gestern vor dem großen Rath der helvetischen Republik erschienen, stehen wir jetzt hier, Bürger Senatoren, um unsern Dank auszudrücken für Eure unsern leisesten Wünschen zuvoreilende Güte, welche Ihr dem edlern und unglücklichern Theil des bündnischen Volkes bewiesen habet — eines Volkes, welches nun, statt mit Euch und der Freiheit vereinigt zu sein, mit der Knechtschaft verbunden worden ist.“

„Es scheint, als ob jede Seligkeit mit einem Schmerz erkauft sein wolle; daß der Altar der Freiheit nie ohne Opferblut und Thränen errichtet werden könne; — und so scheint auch der gegenwärtige Schmerz und Kampf der Patrioten von Bünden und ihre Standhaftigkeit nur der Zoll zu sein, welcher der einstigen Verbindung

Rhätiens mit Helvetien entrichtet werden muß; — denn noch hoffen wir sie."

„Gott und Natur, haben sie nicht um unsere Vaterlande den gemeinschaftlichen Felsenkranz geschlungen? Haben nicht unsere Väter gefochten an der Seite Eurer Väter bei Ellicourt, in den Feldern von Grandson, und an dem unsterblichen Tage von Morat? Die Liebe unsers Volkes zu dem Eurigen dauert fort. Wie viel mußte es kosten, dieses Gefühl auf einen Augenblick nur in den Herzen der Bündner zu vertilgen, oder zu betäuben?"

„Eine schwarze Rotte herrschsüchtiger Edelleute, denen ein goldener Stern und ein gewässertes Band mehr gilt, als die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, verschwor sich gegen unser Glück. Mit ihr traten in den Bund die Pfaffen, Menschen, welche nur darum Gott mit den Lippen so eifrig zu predigen scheinen, um ihn desto mehr und desto unbemerkter in ihren Handlungen zu verläugnen."

„Als nun die Stunde der Freiheit und der allgemeinen Vereinigung bei Euch schlug, benebelten sie unser Volk durch schändliche Lügen, Betrug und List; — dann benutzten sie den erkünstelten Rausch, uns von Euch loszureißen, uns von unserer helvetischen Familie. Sie gaben vor, die Rechte des Volkes und die Unabhängig-

kelt unſerer Gebirge retten zu wollen, — aber dieſe ſüße Schmeichelei war nur der Judaskuß, mit welchem ſie unſere Freiheit und unſer Volk an Oeſterreich verriethen. Sie übergaben die höchſte Gewalt des Volkes eigenmächtig einem ſelbſt geſchaffenen Kriegsrathe, und dieſer war ihre Kreatur, rief ohne den Willen des Landes die Kriegsknechte eines Monarchen in unſere frei ſein ſollenden Thäler."

„Da ward die Verfolgung allgemein. Die Patrioten wurden in die Gefangenſchaft geführt; andere flüchteten, vogelfrei erklärt, in die öden Gebirge, wo ſie, verſtoßen von ihren Brüdern, mit den wilden Thieren lebten. Die der helvetiſchen Republik treueſten Gemeinden wurden entwaffnet. Ja man begnügte ſich nicht, ihnen nur die Werkzeuge des Kriegs zu nehmen: ſelbſt die Aexte, mit welchen mancher brave Mann daſelbſt ſein Brod verdienen mußte, wurden ihnen geraubt, weil den Tyrannen jede Waffe in den Händen eines freien Mannes furchtbar iſt."

„So zerriſſen und zur Knechtſchaft geführt, liegt das verlorne Vaterland da. Verbannet irren Hunderte von uns brodlos umher, deren Verbrechen iſt, die Freiheit und Euch geliebt zu haben."

„Aber Ihr habt uns aufgenommen in Eure Arme. O, Bürger Senatoren! o, du gutes helvetiſches Volk! die Thränen unſerer Weiber und

Kinder, und der Schwur unserer Jünglinge: frei mit Euch zu leben und zu sterben, sind unser Dank."

„Indem sich Euer Herz mit Abscheu gegen die Verbrechen der Oligarchen erfüllt, folge Euer Mitleid den unglücklichen und treuen Kindern des Vaterlandes."

Ulcri, einer der einsichtsvollsten und festesten Republikaner im Rathe, verlangte hierauf das Wort, und sprach:

„Mit tiefer Rührung und herzlicher Theilnahme haben wir alle, Bürger Senatoren, den Vortrag unserer neuen Brüder der helvetischen Bürger aus Bünden vernommen; sie wird noch erhöhet, unsere Rührung, durch die Organe, die unsere Brüder, um zu uns zu sprechen, gewählt haben; denn unter ihnen sehen wir Männer, die wir längst kannten, die seit langer Zeit für die Freiheit arbeiteten; wir sehen unter ihnen edle Sänger der Natur und mithin der Freiheit. Ich trage darauf an, daß die Deputirten zur Ehre der Sitzung eingeladen werden, daß der Präsident ihnen im Namen des Senats den Bruderkuß ertheile und daß die Rede des Bürgers Ischokke gedruckt werde. Heute ist es die Thräne der Wehmuth, mit der wir unsere Brüder umarmen; aber bald verwandelt die Thräne der Wehmuth sich in Wonnethräne."

„Es lebe Rhätiens nahe Vereinigung mit Helvetien!“

Durch allgemeinen Beifallzuruf wurden diese Anträge beschlossen, und dann antwortete auch der Präsident des Senates, Bay, folgendermaßen:

„Mitbürger und Brüder!“

„Aus Rhätien oder dem Lande der drei Bünde stammt der ehrwürdige thatenreiche Name Bundesgenoß her, und verbreitete sich über die ganze Eidsgenossenschaft. Stets stritt der Rhätier muthvoll an der Seite der Helvetier; um die allgemeine — und blutiger und länger als irgend ein Theil der Schweizer — kämpfte der Rhätier um seine eigene Freiheit. Mehrmalen schon mußten die edelsten Männer Rhätiens dem fanatischen Dolche und dem Schwerte der Tyrannen weichen. Immer aber nur auf kurze Augenblicke! Sie warfen sich in die Arme ihrer helvetischen Brüder; diese drückten sie an ihr biederes Herz und führten sie, wie z. B. Anfangs des Jahres 1499, über die erblaßten Schaaren ihrer stolzen Unterdrücker siegreich in ihre freien Wohnungen zurück. Auch diesmal, ich darf es im Vertrauen auf mein ahnendes Gefühl versichern, wird das Leiden dieser edeln Patrioten nicht von langer Dauer sein. Bald wird die entzückende Stunde kommen, wo wir mit diesen verfolgten Patrioten, als den Stellvertretern des rhätischen Volkes, auf der Bundes-

lade der Freiheit und Gleichheit den schönsten Tag, den Tag der gänzlichen Vereinigung des helvetischen Heldenstammes, feiern werden."

Unter Beifallklatschen ertheilte der Präsident uns nun den Bruderkuß, und auf Augustini's Antrag ward auch der Druck dieser Antwort beschlossen.

Diese vor den gesetzgebenden Räthen gehaltenen Reden, welche Dankbarkeit und unmäßiger Schmerz über unser Unglück diktirt hatten, und mit eben der Wehmuth angehört, als gesprochen wurden, schienen die Achtung der verfolgten Bündner in der Schweiz, und den Zorn ihrer Feinde in Graubunden gleich sehr zu vermehren.

Der Kriegsrath, verbunden mit dem kaiserlichen Geschäftsträger, Freiherrn von Kronthal, trugen darauf an, die Gemeinden und einzelne Personen bei ihrem Eide aufzufodern, sich zu erklären, ob einer oder der andere mir einige Vollmacht oder Aufträge ertheilt habe? — und (ohne den Erfolg dieser Anfrage abzuwarten) mich des Bürgerrechts verlustig zu erklären. Sie bestimmten mithin schon in einem auf alle Gemeinden versandten gedruckten Abscheide die Strafe, bevor sie die Schuld gehörig kannten. Allerdings durfte die gewalthabende Regierung darauf zählen, daß Niemand, oder nur Wenige eingestehen würden, sie haben mir und dem vor

mir deputirten Bürgermeister Tscharner eine Vollmacht ertheilt. Ein Geständniß, wie dieses, galt dem Geständnisse eines begangenen Staatsverbrechens gleich. Das Beispiel der Gefangenen von Chur mußte die Uebrigen zurückschrecken.

Die eingekommenen Erklärungen fielen daher so aus, wie man sie unter den Schrecken der Regierung erwarten konnte. Die Gemeinden Malans und Maienfeld läugneten durchaus, Bevollmächtigungen gegeben zu haben, die Vereinigung mit Helvetien zu bewirken, und erklärten feierlich, „fürohin mit Bünden zu halten.“ Der Podesta und Richter Boner und Von Moos zum Brunnen bezeugten, mir nur wegen der dem Gotteshaus Pfäffers, und Landvogt von Sargans zugehörigen Lehen, Bodenzinsen und Zehenden, wie auch wegen der Malanser Alpen in Kalfeusen Aufträge ertheilt zu haben. Nur ein Einziger, Namens Anton Tanner, hatte in seinem Gefängnisse Muth genug, einzugestehen, er sei von denen, die mich beauftragt, das helvetische Bürgerrecht für sie zu erwirken.

Der Kriegsrath unterließ nicht, die verschiedenen Aussagen bekannt zu machen durch den Druck. Sein Zweck war, den patriotischen Agenten der öffentlichen Verachtung preis zu geben, und ihn bei den Regierungen Helvetiens und Frankreichs als einen vermessenen Betrüger dar-

zuſtellen, feierlich von denen verläugnet, von welchen er Vollmachten zu tragen vorgab. Jeder ſeiner Schritte zu Gunſten der verfolgten Meinungsgenoſſen mußte dem zufolge ein Staatsverbrechen in den Augen der Welt ſein, und erſtatt der Huld, den gerechten Zorn der getäuſcht ſein ſollenden Regierung an ſich ziehen.

So leicht es geweſen wäre, meine Rechtfertigung öffentlich und unwiderleglich zu führen, verbot es doch das Zartgefühl gegen die in Bünden Zurückgelaſſenen. Bei der helvetiſchen Regierung durch Vorweiſung meiner Vollmachten legitimirt, ohne welche ich weder Zutritt geſucht, noch gefunden haben würde, fühlte ich die Pflicht, der Unglücklichen in Bünden durch Schweigen zu ſchonen, und ihrer Sicherheit meinen guten Namen zum Opfer zu bringen.

Wenige Monden nachher, als die Oeſterreicher Bünden geräumt hatten, und die bisher Unterdrückten wieder, ohne Gefahr ſich noch härtern Mißhandlungen preis zu geben, freie Sprache führen durften, erklärten ſie ſowohl in öffentlichen Blättern, als in mir überſandten offiziellen Schreiben, daß jene Verläugnung meiner eine Folge der Furcht vor den damaligen Gewaltthabern geweſen ſei.

Nicht nur Privatversonen, sondern auch die Munizipalitäten von Malans und von Maienfeld, so wie auch die neu installirte provisorische Regierung von Graubünden vernichteten die vom Kriegsrathe wider mich ergangenen Handlungen, und schienen mit einander zu wetteifern, mir den Verdruß zu versüßen, welchen ich empfunden haben konnte, als ihre Verläugnung meiner mich den Unkundigen zweideutig, und der Gegenpartei als Gegenstand verdienten Hasses darstellte.

8.

Die Besetzung Bündens durch Oesterreich machte allen fernern Arbeiten zur Reunion ein Ende. Es blieb uns keine andere Hofnung, als entweder durch eine glückliche Vermittelung beim Frieden, oder durch Wiedereroberung des Landes von den Franken, in die Heimath zurückkehren zu können.

Aber auch diese Rückkehr hatte für die Patrioten nichts Erfreuliches, wenn nicht mit ihr die Befreiung des Landes vom Joche der Parteien, und die Unabhängigkeit von österreichischer Herrschaft verbunden war. Zur Beruhigung auf jeden Fall bemühte ich mich daher, von dem helvetischen Direktorium die Zusicherung zu erhalten, daß, im Falle beim endlichen Frieden Graubünden

von der Schweiz geſchieden werden müßte, durch Frankreichs Vermittelung den Patrioten geſtattet ſein ſolle, ihr ganzes Vermögen zu jeder Zeit abzugsfrei aus Bünden hinwegzuziehen. Durch einen Beſchluß des Direktoriums ward uns auch dieſe Zuſicherung ertheilt.

Ich war im Begriff, Luzern zu verlaſſen, und am Zürichſee, in Geſellſchaft der übrigen Bündner, die Entwickelung des großen Räthſels zu erwarten. Auf den Vorſchlag des damaligen Miniſters der Wiſſenſchaften, B. Stapfer, wurde mir von der Regierung eine Stelle in ſeinem Miniſterio übergeben, die ich um ſo williger annahm, da perſönliche Hochachtung und Freundſchaft mich an jenen Mann feſſelten.

Der Miniſter übertrug mir von den Zweigen ſeiner Adminiſtration denjenigen, welcher die Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte in Helvetien, in Verbindung mit dem Schulweſen, berühre.

Aber unter dem Getöſe der Waffen, dem Getümmel wüthender Parteien, dem Streben der einen nach Erhaltung, der andern nach Vernichtung der gegenwärtigen Staatsform, bei der Herannäherung eines zweifelhaften Kriegs, deſſen Schauplatz vielleicht die Schweiz werden konnte, — mußte dieſer, als Gelehrter und Staatsmann der Schweiz ausgezeichnete Mann, ſeine Wünſche

sehr beschränken. Kaum daß es ihm gelingen mochte, nur so viel unzerstört zu erhalten, als noch davon vorhanden geblieben.

Inzwischen war Stapfer unermüdet, die nöthigen Vorarbeiten zur Verbesserung des Schulwesens und zur Aufnahme der Wissenschaften zu besorgen, um dereinst in den Tagen der Ruhe mit desto sicherer Hand ein neues Gebäude aufzuführen. Eben so faßte er den Gedanken, nach Art der ehemaligen helvetischen Gesellschaft zu Olten und Aarau, durch Organisirung literarischer Gesellschaften in den Hauptstädten der Schweiz die gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer des Landes mit einander zu verbinden.

Der nachmalige Ausbruch des Krieges, die Eroberung der halben Schweiz durch kaiserliche Waffen, und die Verlegung des Regierungssitzes von Luzern nach Bern, die allgemeine Unruhe und allgemeine Verwirrung, löseten jene Verbindungen im folgenden Jahre wieder auf.

Während meiner Geschäfte im Ministerium der Wissenschaften, blieb ich fortwährend der Wortführer der zerstreuten Bündner bei den helvetischen und fränkischen Behörden. Die Regierung unterstützte sie nach Kräften. Ihrer viele, die sich durch Fähigkeiten vor andern auszeichneten, wurden in Zivil- und Militärstellen ange-

ſetzt, andere auf andere Weiſe vor gänzlichem Mangel geſichert.

Viele von ihnen aber fürchteten, daß ihre Heimath auf immer für ſie verſchloſſen ſein würde. Selbſt wenn das fränkiſche Kriegsglück ihnen die Pforten derſelben wieder öffnen ſollte, ſahen ſie doch ihr ganzes Leben dem Kampf mit Faktionen preisgegeben, welche durch Privatrache gefährlicher, als durch öffentliche Triumphe ſein könnten. Sie ſehnten ſich, in der Schweiz zu bleiben, und Ungewißheit über Bündens Schickſal verdoppelte die Stärke ihres Verlangens. Einige derſelben, welche in Bünden Landwirthſchaft getrieben, äuſſerten ihren Wunſch, daß ihnen die weitläuftigen Güter des Kloſters Einſiedeln in Pacht gegeben werden möchten.

Demzufolge trat ich mit dem damaligen Finanzminiſter, H. Finßler von Zürich, in mündliche und ſchriftliche Unterhandlungen. Der helle Blick dieſes Mannes erkannte bald die Vortheile, welche dem Staat aus Anlegung einer Bündner-Kolonie in dem rauhen Thale von Einſiedeln entſpringen würden. Noch lag ein großer Theil daſigen Landes unangebaut und wild; ein anderer Theil war nur nachläſſig bearbeitet worden. Noch größern Werth aber legte der Miniſter, und mit Recht, auf den Einfluß, welchen eine Kolonie arbeitſamer, aufgeklärter und den Grund

sätzen der neuen Staatsverfassung huldigender Bürger durch Sinn und Beispiel in einem unwissenden, rohen, zu Armuth, Trägheit und Sklaverei gewöhnten Völkchen gewinnen konnte. Er empfing den Vorschlag mit aller der Wärme, welche die Hoffnung zur Verbesserung des Wohlstandes in jenen Gegenden einflößen mußte.

So angenehm Anfangs den Emigrirten diese Zusicherung thätiger Hilfe von der helvetischen Regierung war, schwächte dennoch theils neu aufkeimende Hoffnung, die Heimath wieder sehen zu können, theils Furcht vor Fanatismus und Mißgunst der Bewohner des Einsiedel-Thals, die Lust bald. Man begann den Aufenthalt in jener wilden Landschaft als einen Ort ewiger Verbannung anzusehen. Mehrere, die vorher der Pflanzstätte beitreten wollten, zogen sich wieder zurück; andere wünschten sich mildere Gegenden, und näher den Grenzen Graubündens, wie Pfäffikon am Zürichsee.

„Es ist mir sogleich aufgefallen", schrieb mir der Minister (27. November 1798), „daß Pfäffikon für die Kolonie theils angenehmer, theils bequemer und aus dem blos ökonomischen Gesichtspunkt weit vorzüglicher wäre; allein die politischen und moralischen Zwecke, die mittelst einer Ansiedelung in Einsiedeln erreicht werden könnten, würden in Pfäffikon ganz verloren, oder wenigstens nur in einem ganz unbe-

deutenden Grad zu erzielen ſein. — An beiden Orten bauen können wir nicht. Die Statthalterei Pfäffikon iſt ſo ſehr mitgenommen, als Einſiedeln. Daher müſſen ſich Ihre Gefährten für das Eine oder das Andere entſcheiden. Wachſen Ihre Hoffnungen zu der Rückkehr in's Vaterland: ſo würde ich Ihnen ſelbſt Pfäffikon anrathen, und die Veredelung von Einſiedeln, die nicht die Frucht eines einzigen und nicht zweier Jahre ſein kann, auf beſſere Zeiten verſparen."

Während noch über die Niederlaſſung unterhandelt wurde, verſtrich ein großer Theil des Winters.

9.

Mit der Wahrſcheinlichkeit eines nahen Feldzuges erhoben ſich zugleich tauſend verſchiedene Wünſche der Parteien in Helvetien. Noch war die neugeſchaffene Republik ein Problem, welches durch der Waffen Glück gelöſet werden ſollte. Alle, welche durch die Revolution an Rechtſamen, Vorzügen, Einkünften und Macht verloren hatten, richteten ihre Hoffnungen auf die Verbindung Rußlands und Oeſterreich. Im Lande, oder ausgewandert, betrieben ſie ihre Sache mit gleichem Eifer. Kein Kunſtgriff blieb unverſucht, das Volk zu verwirren, die Unzufriedenen zu ermuntern, die Kraft der Geſetze zu lähmen, die

Obrigkeiten lächerlich oder verabscheuungswürdig darzustellen, Aufrühre zu bewerkstelligen, und die Gegen-Revolution in allen Gegenden des Staats zu bereiten.

Das Direktorium, in Verbindung mit den gesetzgebenden Räthen, erschöpfte sich in Gewaltsmitteln, den Umsturz der Republik durch ihre innern Feinde zu verhüten. Man wählte die strengsten Maasregeln. Man donnerte in drohenden Proklamationen, schärfte Gesetze, füllte Gefängnisse, deportirte auf Verdacht hin, öffnete Briefe — doch alles konnte die Gegner nicht schrecken, sondern nur erbittern. Es war offener Krieg zweier furchtbaren Parteien. Leidenschaft und Rache schwangen sich in die Stelle der Besonnenheit und Mäßigung. Jeder erwartete von dem Untergange des Andern Rettung des Vaterlandes.

In Graubünden galt das Gleiche. Wie die helvetische Regierung den Krieg gegen die Feinde der neuen Staatsverfassung führte, machte dort ihn der Kriegsrath gegen die Freunde derselben. Das Land, welches die Last österreichischer Truppen zu empfinden begann, murrte gegen diese und gegen die Regierung, wie in der Schweiz das Volk gegen Franzosen und Direktorium. Es kam an verschiedenen Orten zu blutigen Händeln zwischen dem Volk und den kaiserlichen Soldaten. Man wagte Dro-

hungen. Verschiedene Gemeinden gingen so weit, die Absetzung des Kriegsraths und die Entfernung der österreichischen Truppen zu begehren. — Andere weigerten sich, ihre Mannschaft zum Kriegsdienst zu stellen. Die gegen Frankreich und die Schweiz ausgebreiteten Gerüchte fanden der Gläubigen immer weniger. Das Schicksal der Ausgewanderten erregte größere Theilnahme, so wie diese ihre Thätigkeit verdoppelten, das Mißvergnügen der Gemeinden gegen den Kriegsrath durch Druck- und Flugschriften zu unterhalten.

In der Schweiz sowohl, als in Graubünden, war die Mehrheit des Volks nicht sowohl gegen eine Staatsverbesserung, — denn ihre Nothwendigkeit fühlte man fast in jedem Dorfe — als vielmehr gegen die Gewaltsamkeit, mit welcher dieselbe ausgeführt war. Gerechter Argwohn rührte alle Gemüther, daß ausländische Heere auf dem väterlichen Boden nicht die Erhaltung öffentlicher Glückseligkeit, sondern Unterjochung des Landes, und Aufopferung desselben für die Absichten der Nachbar-Staaten im Schilde führen. Der Druck eines Kriegsheers, welchen der Bewohner des reichsten Palastes und der Mann der ärmsten Hütte empfand, erzeugte mit der Furcht zugleich den Unwillen gegen Regierungen, die entweder solche Heere berufen hatten, oder zu deren Schirm jene da standen.

In der Nacht aber vom 5. zum 6. März begab sich Maſſena nach Sargans, und ließ den General Auffenberg auffordern, Bünden zu räumen. Zu gleicher Zeit ordnete er den Angriff.

General Oudinot mußte mit dem linken Flügel einen lebhaften Anfall auf Feldkirch machen, um den kaiſerlichen General Hotze abzuhalten, Hilfe an Auffenberg zu ſenden.

Auf der rechten ſtieg unter dem Befehl des General Demont ein Heerhaufen durch die Engpäſſe von Kunkels in's Thal von Reichenau hinab, die Brücken über den Rhein zu erobern, und Chur im Rücken zu nehmen.

Maſſena ſelbſt führte das Mittelheer über den Rheinſtrom gegen Balzers, während andere Haufen bei Ragaz durchſchwammen, und den Poſten von Haldenſtein aufhoben.

Die Franzoſen nahmen die Schanzen des Luzi-Steigs im Sturm. Am folgenden Tage ſtanden ſie, als Sieger, vor Chur. Auffenbergs Heer flüchtete in Verwirrung in die Gebirge. Er ſelbſt war gefangen.

Die Eroberung Bündens ſchien die Leiden der Ausgewanderten zu enden. Sie kehrten zu den Ihrigen heim. Nur diejenigen, welche während ihrer Emigration in Zivil- oder Militärämtern der Schweiz angeſtellt waren, blieben zurück.

Das Entzücken der Unglücklichen, nach ſo

langer Trennung wieder im Schoos ihrer Familie ruhen zu dürfen, war unbeſchreiblich. In Zuſchriften an Maſſena, ihren Befreier, und an das helvetiſche Direktorium ſchilderten ſie die Empfindungen ihres Dankes. — Die neue Regierung, Gemeinden und Privatperſonen bezeugten mir in rührenden Ausdrücken ihre Zufriedenheit mit der Vollſtreckung meiner Pflichten.

Aber noch war das Ende des Elendes nicht erſchienen. Zu früh Jauchzen und Triumph. Die Schlacht von Stockach und Jourdans Rückzug am Ende des März-Mondes verdunkelte Maſſena's Siege. Bald ward Bünden wieder die Frucht von Oeſterreichs Waffenglück; bald rauſchte unter unaufhörlichen Gewittern von Treffen und Schlachten das Heer des Kaiſers bis an das Innere der Schweiz vor, begünſtigt von einer Menge blutiger Aufſtände, welche zu gleicher Zeit in Helvetien ausbrachen, und die kaum jährige Republik zu vernichten drohten.

Der Bürgerkrieg
in der
italieniſchen Schweiz.

(Auch dieſe Denkſchrift, verfaßt im Jahre 1801, erſchien zuerſt in den Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der helvetiſchen Staatsumwälzung.)

Erſter Abſchnitt.

1.

Im Süden der hohen Eisgebirge Helvetiens, von den winterlichen Gipfeln der Furka, des St. Gotthard und Adula-Berges herab, ſtrecken ſich einige Thäler, Anfangs wild und unwirthbar, bald aber, je tiefer ſie ſinken, mit fruchtbarer Fülle, gegen die kornreichen Ebenen der Lombardei. Eine Bergkette in Oſten, welche vom Adula über den Quellen des Rheins hin bis zwiſchen die Seen von Lugano und Como ſtreicht, trennt dieſe Thäler vom hohen Rhätien und dem Gebiete Como's; eine andere, die von der Furka her in weitem Bogen zum langen See (lago

maggiore) reicht, ſcheidet ſie auf der Abendſeite vom Hochlande Wallis und dem gebirgigen Piemont.

Das mittlere dieſer Thäler, von allen das größte, beginnt auf den äuſerſten Höhen des Gebirgs, an der Furka, beim Berge Lofana, und erſtreckt ſich über zwanzig Stunden hinab. Ein mächtiger Strom, der Teſſin, aus vielen Alpenſeen entſprungen, durchſchweift deſſen Länge. Er nimmt von allen Seiten wilde Gebirgswaſſer auf, deren Rinnſal eben ſo viele Thäler formen, welche gegen das Hauptthal geöffnet ſind. So entſtrömt von Nordoſt dem rauhen Miſocco die Muefa, und der Waldbach des engen Thales Morobio; und tiefer unten, wo der Teſſin ſchon in den langen See gefallen, von Nordweſt herab, die Verzasca aus dem Thale dieſes Namens, und die wüthende Maggia, welche aus dem Labyrinthe der Thalgelände ſtromt, die den Namen Centovalli, Oſernone und Maggia oder Maynthal führen.

Auch gehoren noch hieher die fruchtbaren Landſchaften, zwiſchen dem obern Theile des langen und des Comerſees gelagert, ob ſie gleich vom Hauptthale des Teſſin durch ein waldreiches Gebirg, den Monte Cenere und Gamoghera, getrennt werden.

Dieſe hier bezeichneten Thäler waren ſeit un-

denklichen Zeiten von Völkerschaften bewohnt, welche noch heut durch ihre Sprache die Abkunft von Nationen Italiens beurkunden. Anfangs wurden nur die tiefern Gelände urbar gemacht; als aber die große Handelsstraße am Tessin hinauf über den Rücken des St. Gotthard Deutschland und Italien näher verband, breitete sich die Bevölkerung durch die rauhesten Gegenden bis zu den Füßen der Alpen hinauf. Sie ist heutiges Tages zur Zahl von 160,000 bis 170,000 Seelen angestiegen.

In ältern Zeiten theilten die Bewohner dieser Gebirgswinkel meistens die wechselnden Schicksale der Lombardei, und waren mancherlei Herren unterthänig, bis sie, theils durch Verträge, theils durch Waffengewalt, vom fünfzehnten Jahrhunderte an, den streitbaren Eidsgenossen unterworfen wurden.

So beherrschte der Kanton Uri seit dem Jahre 1403 durch seinen Vogt die Landschaft Leventina, oder das Livinerthal; und wieder durch spätere Verträge, gemeinsam mit Schwyz und Nidwalden, die daran grenzenden Gebiete von Riviera oder Polese, das Palenzerthal und Bellinzona. — Aber die Landschaften von Lugano oder Lauwis, Locarno oder Luggarus, Mendrisio und Valle Maggia oder Maynthal, fielen seit Anfang der sechszehnten

Jahrhunderts den zwölf ältern Ständen der Eidsgenoſſenſchaft, folglich allen Kantonen zugleich, nur Appenzell ausgenommen, anheim. Sie wurden die Belohnung der von den Schweizern bewieſenen Tapferkeit in den italieniſchen Kriegen jener Zeiten.

Daher trugen die genannten Landſchaften den Namen der gemeineidsgenöſſiſchen, oder der ennetbirgiſchen Vogteien.

2.

Wer durch das Hochland der italieniſchen Schweiz wandelt, und von den Quellen ihrer Ströme hinabſteigt bis zu den Ebenen, wo ſich dieſelben in große Seen zwiſchen Gebirgen ergießen, durchwandelt in wenigen Tagen die Abſtufungen aller Himmelsſtriche vom ewigen Eiſe bis zu den Gefilden, wo Feige und Lorbeer wild wachſen.

Wo die Landſchaft Leventina droben mit den Grenzen von Wallis und Bünden zuſammentrift, verengen ſich die Thäler zwiſchen den höchſten und ödeſten Schneegebirgen, auf deren Gipfeln der Winter unwandelbar wohnt, und bis zu dürren Moosen und Flechten jede Vegetation erſtirbt. Erſt wo die Matten der höchſten Alpen ergrünen, ſieht der Wanderer in der Nähe des Schnees die niedern Weidenzeſträuche und Pflanzen, welche

Reisenden an den Ufern des Eismeeres, in Lappland, und auf den aus Sand und Eis geformten Inseln im Nordost Asiens erschienen.

In den tiefern Klüften der ungeheuern Gebirgsmassen beginnen Lerchengestrüpp und Alpenfohren, die, je tiefer sie steigen, finstern, weitläufigen Wäldern von Lerchen und Rothtannen Raum machen. Einzelne Heuställe und zerstreute Hütten an den Abhängen der Berge begegnen dem Auge. Doch bewohnt sind sie nur in wenigen Sommermonden, und den langen Winter hindurch vier bis fünf Schuh tief im Schnee vergraben. Selbst manche der hochliegenden Dorfschaften sondert des Winters Härte oft mehrere Monate lang durch aufgethürmten Schnee von der übrigen Welt ab. — Adler, Wölfe und Bären beleben die große Einsamkeit.

Weiter unten vermehren sich bald die menschlichen Wohnungen. Kleine, zerstreute Dörfer mit ihren Kapellen schweben an den Halden des Gebirgs. Die ordnende Hand des Menschen hat Wege gebrochen, Felder umzäunt, Gärten über Felsenhängen geschaffen. Doch immer ist hier noch der Himmel rauh, der Sommer kurz, die Erde wild. Das ausgesäete Getreide, vor der vollkommenen Reife schon vom Winter übereilt, muß noch halbgrün abgeschnitten, und an holzernen

Geſtellen, Reſanen genannt, zum Dörren aufgehängt werden.

Die Bewohner dieſer hohen Gegenden nähren ſich von ihren Heerden. Ihre Sitten ſind einfach, wie aller Aelpler. Roh und muthig, aber bieder und herzlich, haben ſie mit den Italienern faſt nichts, als die Sprache gemein. Sie ſind ſtarken, kräftigen Wuchſes und friſcher Farbe. Ihre Hütten ſtehen von Tannen- und Lerchenſtämmen erbaut, und die Schindeldächer mit Steinen gegen die Gewalt der Stürme beſchwert.

Unter den Nadelwäldern nehmen allmälig hellere Laubgehölze und mannigfaltigere Vegetation den Anfang. Buchen und Kaſtanienbäume umgrünen den Fuß der Berge. Die Dörfer werden anſehnlicher und weiter. Aecker und Weinberge umgeben dieſelben; jene vermögen ſchon zwei Aernten im Jahre, Waizen im Brachmond, Haidekorn im Wintermond. Maulbeerbäume und Feigen gedeihen freiwillig. Bald, je tiefer er gegen Süden ſteigt, geht der Wanderer im Schatten der Lorbeeren, Oliven und Zypreſſen. Orangen reifen im Freien. Der Weinſtock ſchlingt ſeine Reben von Baum zu Baum, natürliche Lauben zu bilden. Der Duft wildwachſender Myrthen, der Rosmarin- und Jasminſträuche ſchwängert die Lüfte mit Wohlgerüchen; die Gebirge verlieren

sich allmälig mit weichern Umrissen im Schatten ihrer Kastanienwälder zu Hügeln; man fühlt um sich den warmen Himmel Italiens. Der Erdboden gefriert nicht mehr; und der Schnee schmilzt wenige Stunden nachdem er gefallen war.

Aber in diesem mildern Klima wandelt ein anderes Menschengeschlecht. Es ist nicht mehr das feste, kräftige Hirtenvolk des Hochlandes, rauh und genügsam; sondern weichlich, dem Müßiggang hold, redselig und phantasiereich. Es ist unternehmend ohne Beharrlichkeit; findet Gefallen an abentheuerlichen Wagstücken, ohne Tapferkeit; liebt Prunk und Feierlichkeiten; ist jähzornig und rachsüchtig; minder klug, als verschmitzt; scheut Mühe und Gefahr, will lieber durch Hinterlist siegen.

3.

Doch nicht bloß das Klima wirkte diese abweichende Gemüthsart des Volkes. Mag die Wärme des Himmelsstriches immerhin regeres Spiel der Nerven, feurigere Einbildungskraft und Neigung zu raschen Entschlüssen erzeugen: nur Beschaffenheit des öffentlichen Unterrichts und der Staatsverfassung bilden oder verderben die Sittlichkeit eines Volkes.

Die italienische Schweiz bekannte sich von jeher zur römisch-katholischen Kirche. Wag-

ten es schon im sechszehnten Jahrhunderte einzelne Gemeinden der Landschaft Locarno, zur evangelischen überzutreten: wurden sie doch bald zur Abschwörung des neuen Glaubens gezwungen; und wer seinen Ueberzeugungen treu blieb, mußte die Heimath verlassen.

Noch jetzt hängt das Volk dem Glauben seiner Väter und der sorgfältigen Abwartung des Kultus an. Dies feierliche, äussere Gepränge vertritt ihm oft das Wesen der Religion; Festtage, Messen, Beichten, Prozessionen u. s. f. rauben aber dem Landbau unzählige Hände, unzählige Stunden, und begünstigen den Hang zum Nichtsthun, zu welchem schon das weichere Klima lockt.

Die Pfarrer, meistens Söhne minder begüterter Landleute, in den Kollegien zu Como und Mailand durch Mönche zum Seelsorgeramt erzogen, waren grösstentheils selbst ohne grosse Wissenschaft. Werkheiligkeit ward durch sie zur ersten Tugend, und Glaubenseifer zur höchsten Christenpflicht.

Die Gemeinden hatten immerdar das alte Recht, wie in den demokratischen Kantonen der Schweiz, ihre Pfarrherren zu wählen. Die Bürger, vom sechszehnten Jahre an, traten zusammen, ernannten den Seelsorger und legten ihm die Bedingungen, unter welchen er das Amt erhielt, zur Unterschrift vor. Seine Besoldung war

ärmlich; um so abhängiger mußte er sein. — — Welche Früchte ließen sich von Männern, welche ein oft sittenloses Volk erkor, für Sittenverbeßerung hoffen?

Noch gröbere Unwissenheit, als unter den Seelsorgern, herrschte in den zahlreichen Klosterzellen. Die meisten derselben waren von Bettelorden besetzt. Freilich gebrach es nicht an Wohlunterrichteten, sowohl unter Reformanten und Rekollekten des Franziskanerordens, als unter Kapuzinern, welche sich besonders durch Kanzelberedsamkeit auszeichneten; allein ihr Wirken blieb fruchtlos bei widerwärtigen Verhältnissen.

Und in den Händen dieser Männer lag der öffentliche Unterricht. In den Dörfern gaben Pfarrer und Kapläne den Knaben nur dürftige Anweisung im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Töchter wurden ganz den Müttern überlaßen.

Zwar hatten Mendrisio, Ascona, Lugano, Pollegio und Bellinzona Kollegien oder Seminarien, worin Söhne wohlhabender Häuser in demjenigen Unterweisung genossen, was die Mönche Grammatik, Humaniora, Rhetorik und Philosophie nannten. Wer aber vertraut ist mit der Lehrart und den wissenschaftlichen Gegenständen, wie sie in Klöstern gewöhnlich sind, wird ohne Mühe errathen, daß selten jene Stiftungen zur Erwerbung nützlicher Einsichten für

das bürgerliche Leben leiten konnten. Die mathematischen und physikalischen Wissenschaften erfreuten sich kaum, oder nie eines Altars. Ein eingeschränkter, mönchischer Geist verhinderte die Vielseitigkeit der Ansichten. Klösterliche Pedanterie mußte die Stelle der Gründlichkeit vertreten.

Wer nicht auf Reisen und durch Aufenthalt in fremden Ländern, oder auf den hohen Schulen Italiens seine Bildung vollenden konnte, blieb unbeholfen mit den glänzendsten Talenten zurück. Wie wenig es aber zu allen Zeiten diesen Gegenden an geistvollen Männern mangelte, beweiset die Reihe angesehener Künstler und Gelehrten, die im weltlichen und geistlichen Stande aus ihnen hervorgingen, und in den Staaten Italiens bedeutende Rollen spielten, durch glückliche Verhältnisse geführt. Lugano besonders ist von Alters her das Mutterland achtbarer Namen gewesen.

4.

Der Ackerbau blieb ungemein vernachlässigt. Es fehlte nicht an Händen, ihn mit Nachdruck zu treiben; auch waren es nicht allzugroße Abgaben, welche dem Landmanne mit den Früchten der Arbeit den Muth für sie entrissen. Vergebens hatte die Natur dies südliche Gebirgsland mit Fruchtbarkeit ausgestattet. Die üppigen Aecker der tiefer liegenden Ebenen sind oft mit sechs bis

acht verschiedenen Saaten und Pflanzungen, die eine um die andere reifen, zugleich bestellt. Aber der italienische Schweizer verschmähte beharrliche Arbeit. Ihn kümmerten wenig die großen Verbesserungen des Landbaues von seinen Nachbarn. Mit Sorglosigkeit an der alten Uebung klebend, war er, trotz der Ergiebigkeit seines Bodens, alljährlich einer Hungersnoth ausgesetzt, wenn die Kastanien-Aernte mißrieth, oder die reiche Lombardei ihm das Korn versagte.

Nur leicht aufgepflügt, nur schlecht gedüngt war meistens sein Fruchtboden, und gewöhnlich mit Obst-, noch mehr mit Waldbäumen hin und her besetzt, an welchen sich die Weinstöcke hinanwinden mußten, deren Schatten und Wurzeln den Saaten die Hälfte der Nahrung raubten.

Erdäpfel, das köstlichste Geschenk Amerika's, und köstlicher als alles Gold, so es aus seinen Minen Europen gibt, sind dem italienischen Schweizer noch heute so fremd, als sie es dem Deutschen vor fünfzig Jahren gewesen. Durch den Anbau dieser nahrhaften und gesunden Erdfrucht ist eine Hungersnoth in unserm Welttheile fast zur Unmöglichkeit geworden. Aber an den Ufern des Tessin, wird das edle Gewächs, ungeachtet trefflichen Gedeihens im leichten, fruchtbaren Boden, nur sparsam gepflanzt. Unwissenheit und Gewohnheit verdrängen es; man begnügt

sich mit der alljährlichen, sehr unsichern Kastanien-Aernte.

Doch selbst die Kastanienwälder, welche den ärmern Tessinern eine Zeit lang alltägliche Nahrung gewähren müssen, sind mit geringer Sorgfalt gehegt. Schweine, Schafe und Ziegen treiben hinein, zertreten und zerwühlen den Nachwuchs, und schälen die jungen Stämme.

Nur in dem glücklichsten Jahrgange können die Wein-Aernten der italienischen Schweiz alle Bedürfnisse bestreiten. Sie würden es immer können, sobald hier der Rebbau mit jener Mühe und Kunst betrieben würde, welche man in den rauhern Theilen der Schweiz bewundert. Himmel und Erdreich begünstigen die Zucht des Weinstocks vorzüglich. Hoch an den Bergen hinauf gedeihen noch seine Trauben.

So blieb dies Volk, indem es die ersten Grundlagen des allgemeinen Wohlstandes versäumte, in unaufhörlicher Abhängigkeit von der Gunst Italiens. Es mußte sein Korn, seinen Wein, sein Salz von der Lombardei erhandeln.

Nicht mit großerm Fleiße ward die Viehzucht betrieben. Jene Ordnung, Reinlichkeit und Mühe, die wir in deutschen Alpenländern ehren, suchen wir im Süden des Gotthard vergeblich. Stallfütterung ist meistens noch Kunstgeheimniß. Im Winter wird des Viehes mit schlechter Sorg-

falt geyflogen. Daher iſt es meiſtens gering und unanſehnlich, und wenig geachtet.

Es mangelt nicht an Wieſen; aber wer bemüht ſich, ihre Fehler zu verbeſſern? Ein großer Theil bietet den weidenden Heerden nur ſaures Gras, weil Niemand den Boden von ſumpfigen Waſſern trocknet. Nachtheilige Hut- und Triftgerechtigkeiten, wie z. B. mehrere Gemeinheiten der Landſchaft Locarno unter dem Namen des Erbatico in den weiten Ebenen von Magadino am langen See üben, machen die Verbeſſerung des Landbaues unmöglich. Dem Vieh iſt erlaubt, gegen beſtimmte Summen, auf allen Gemeinds- und Privatgütern zu weiden, vom Anfang Wintermonds bis Mitte Mai's, wenn die Felder ſchon wieder beſtellt ſein ſollten.

Aehnlicher Unfug, mehr gegründet auf alten Brauch und ſtillſchweigende Uebereinkunft, denn auf wirkliche Rechtſame, wird mit dem Weidgang in andern Gegenden getrieben, bald unter dem Namen der *trasa generale*, bald unter dem Namen des *terz' erba*. Vom Wintermond bis zum März weidet dann das Vieh über Matten, Rebländer und Aecker hin; ſchändet den Weinſtock, durchwühlt die nächſtgelegenen Aecker, und zerſtört den Raſen der Wieſen, welche in dieſer Jahreszeit vom häufigen Regen erweicht ſind.

Nur in hoch am Gebirge liegenden Thälern

wird Alpen-Wirthschaft getrieben. Aber die Alpen der italienischen Schweiz, oft von den Strahlen der heißern Sonne ausgetrocknet, oft ohne Brunnen und Quellen, sind minder fruchtbar, als im Norden der Eisberge. Auch werden sie von den Tessinern weder mit der Kunst deutscher Aelpler, noch mit deren Glück benutzt.

Da nun der Ertrag der Alpen nicht ausreicht, die Menge des Volks in den Hochthälern zu nähren, sinnen die Bewohner, thätiger als die Leute der Ebenen, auf andere Mittel des Erwerbs. Einige verfertigen hölzernes Geräth aus dem Vorrath der weitläuftigen Forsten. Andere arbeiten durchs ganze Jahr in den Waldungen, fällen das Holz, und riesen es durch kunstvolle Leitungen von den höchsten und entlegensten Winkeln der Gebirge hinab über Hügel, Felsen und Thäler zum Strom, von wo es zum langen See hin Italien zugeflößt wird.

Viele Männer wandern alljährlich im Frühling aus, um in Städten und Dörfern fremder Länder Verdienst zu sammeln. Da zerstreuen sie sich in den Landschaften Italiens, als Kaminfeger, Maurer, Lastträger, Zimmerleute, Hausirer, Krämer, Stallknechte u. s. w. Die Weiber bauen indessen das Feld und den kleinen Garten der Heimath, oder sie erwerben sich und den Kindern Brod durch künstliches Strohflechten, durch

Spinnen, Haspeln, Zwirnen der Seide u. s. w. Erst mit des Winters Anbruch kehren die ausgewanderten Männer heim, und verzehren mit den Übrigen das Ersparte am väterlichen Herde.

5.

Das gemeine Volk, an Armuth gewöhnt, fühlt kaum Bedürfniß eines bessern Zustandes. Es stillt den Hunger mit der elendesten Nahrung. Fleisch und Gemüse schmücken selten seinen Tisch. Ein schwerer Brei von Hirse und Türkenkorn, oder Kastanien, sind das alltägliche Mahl. So lange daran kein Mangel ist, lebt Jeglicher zufrieden; und oft bietet der Gewerbsfleißige, besonders in wärmern und tiefern Gegenden, vergebens Geld, Arbeiter zu erhalten, so lange der Hunger nicht die Trägen spornt.

Jene immer gleiche und schlechte Nahrung verdirbt die Säfte. Man begegnet selten unter Männern und Weibern frischen Gestalten. Meistens sind sie bleichgelb, hager, unansehnlich. Die Wärme des Klima's, und manche unter rohen, gern müßig wandelnden Menschen gewöhnliche Ausschweifungen mögen dazu mitwirken. Unreinlichkeit, schier immer Gesellin der Armuth, vermehrt diesen Zustand, und macht Speisen, Wohnstätte und Kleidung des gemeinen Volks ekelhaft.

So lange die italienische Schweiz unterthänig war, liessen sich keine Verbesserungen im Schicksal dieses Volkes erwarten. In jeder der Vogteien erschien alle zwei Jahre ein anderer Landvogt aus dem Innern der Schweiz. Meistens unkundig der Sitten, Sprachen und Eigenthümlichkeiten der Provinz, welche derselbe regieren sollte, zuweilen wohl gar nur aus Liebe zum Gewinnst hieher gelockt (wie es denn kein seltener Fall war, daß er das Amt um Geld ersteigert hatte), noch öfter aber ohne staatsmännische Kenntnisse, ließ er es gern, während der kurzen Zeit seines Hierseins, beim Alten bewenden.

Auch wenn er Kraft und Neigung gehabt hätte, Mißbräuchen zu wehren, gemeinnützige Einrichtungen zu stiften, ward er von den ansehnlichen Freiheiten und Rechtsamen der Unterthanen beschränkt. Er mußte diese Rechtsame beim Antritt des Amtes feierlich beschwören.

Oft waren die Freiheiten der Provinz so ausgedehnt, daß der Landvogt kaum mehr, als nur Obereinnehmer landesherrlicher Einkünfte und Großrichter in Kriminal- und Zivilsachen war. Auch zog er aus Prozessen und Strafgeldern die bedeutendste Einnahme. Daher fehlte es nie bei diesem Volke an einer ungeheuern Menge von Streithändeln. Eine Legion

von Advokaten, Prokuratoren, Notarien, Bankschreibern, Rathgebern u. s. w. vermehrte die Prozeßsucht durch Aufhetzungen und Versprechungen. Fast in jedem Dorfe wohnte ein ansässiger Sachwalter, oder Fürsprecher, der sich vom Zwist der Gemeinden und Privatpersonen ernährte, und mit Hilfe seiner Amtsgenossen die Prozesse in zeit- und kostbielige Länge spann.

Die Klage kam an den Statthalter, oder Landvogt; man appellirte von ihm an das jährliche Syndikat, oder an die Gesandtschaft, welche von den regierenden Ständen in die Unterthanenlande abgeordnet ward, um den Zustand derselben und die Verwaltung des Landvogts zu untersuchen. Vom Syndikat appellirten die Unzufriedenen an die regierenden Stände selbst, welche in letzter Instanz absprachen.

So ward durch die Landesverfassung Prozeßsucht ein herrschender Fehler dieses Volkes. Armuth, Vernichtung des Hausfriedens und Familienglücks, unversöhnliche Feindschaften, Aufregung der gehässigsten Leidenschaften, bildeten das traurige Gefolge davon.

Ungeachtet dieses Hanges zum Streite, ungeachtet der Neigung des Landmanns zur Jagd und zum äussern Gepränge, trugen die italienischen Schweizer doch von jeher Widerwillen

gegen den Soldatenstand. Sie waren daher fast zu keiner Zeit militärisch organisirt.

Lust zur Ungebundenheit, oder Furcht, oder Besorgtheit, durch kriegerische Einrichtungen in alten Freiheiten beschränkt zu werden, mochten jenen Widerwillen vermehren. Von der andern Seite aber war es auch niemals den Landesherren Ernst gewesen, ihren Unterthanen kriegerischen Geist einzuflößen, weil derselbe ihnen selbst zur bösen Stunde hätte gefährlich werden können.

Denn schon einmal regte sich in den Jahren 1712 und 1713 die Leventina zum Aufstand gegen Uri, um einige Vorrechte zu erzwingen. Und furchtbarer noch ward der Aufruhr dieser Landschaft im Jahr 1755, als sie sich des Zollwesens und Kriminalstabes bemächtigen wollte. Nur mit Waffengewalt und Beistand der Bundesgenossen konnte Uri die Rebellion dämpfen. Der Leventina wurden zur Strafe die alten Rechtsame genommen, und ihr eine Verfassung ertheilt, in welcher das Volk nicht unmittelbar die Stimme mehr erheben durfte.

Dies Beispiel, und das Blut dreier enthaupteten Rädelsführer, konnte für lange Zeiten das Volk der übrigen Vogteien vom Gedanken ähnlicher Versuche abschrecken. Aber auch niemals, seit die Eidsgenossenschaft jenseits des Gotthard

herrschte, sind Auftritte, wie jene, in diesen Gegenden erhört worden.

Denn das Volk, klagten auch Einzelne oft gegen gerechte oder ungerechte Strenge der Landvögte, war mit seinem nicht glänzenden Schicksal wohl zufrieden. Der jährliche Tribut, oder Censo, welcher den regierenden Kantonen entrichtet wurde, war sehr gering, wie alle öffentliche Abgabe in diesen Landschaften. Selbst die Zehenden, meistens der Geistlichkeit und frommen Stiftungen geweiht, und die Grundzinse, welche von gewissen Gütern an Kirchen, Gemeinden oder Privatleute entrichtet werden mußten, waren weder drückend, noch allgemein.

In keinem Unterthanenlande Helvetiens minder, als hier, erwartete und forderte man mithin eine Umschaffung der Dinge.

Aber die Völkerschaften am Tessin und Ifone wurden durch der Umstände Gewalt am frühesten in den Strom der Revolution hingerissen.

Zweiter Abschnitt.

1.

Der Siegesgang Bonaparte's durch Italien in den thatenreichen Feldzügen von 1796 und 1797 hatte in Europa Furcht und Bewunderung

gesteigert. Alle Stände, alle Volksklassen, selbst in entfernten Ländern, hatten Partei gewählt — um wie viel lebhafter mußten Leidenschaften, Urtheile und Wünsche bei denjenigen sein, welche, in der Nähe des großen Schauspiels, gleichsam unmittelbare Augenzeugen desselben waren?

Lugano, der schönste und reichste Ort der italienischen Schweiz, weitläuftig mit seinen Palläßen am Fuße des Gebirgs um den reizenden Seebusen ausgelagert, und mit einer Bevölkerung von mehr denn 8000 Einwohnern, war schon lange durch Parteiungen seiner Bürger getrennt. Hieher eilten, von der nahen Bühne des Kriegs, bald Sieger, bald Besiegte. Sie fanden Freundschaft und Asyle.

Von hier aus ward damals die durch ganz Italien gelesenste Zeitung verbreitet, welche, ungeachtet des Scheines der Unparteilichkeit, die Sache Frankreichs in Schutz nahm. Der Verfaßer derselben, Abbé Vanelli, galt als einer der hellsten und geistvollsten Männer seines Vaterlandes. Mit mannigfaltigen Kenntnißen unterstützte er die Gewalt seiner Beredsamkeit. Noch unumwundener aber sprach er, als Bonaparte den großen Gedanken ausgeführt, und die alte Lombardei in einen unabhängigen, republikanischen Staat verwandelt hatte. Von dieser Zeit

an keimte in mehrern jungen Luganesen der Wunsch auf, daß auch ihr Vaterland (getrennt von der übrigen Schweiz durch die höchsten Gebirge, durch Sitt' und Sprache) dem cisalpinischen Freistaate zugegeben werden mögte. Jeder von ihnen erblickte dort für seinen Ehrgeiz, für seine Talente eine unermeßliche Bühne.

Unermüdet arbeitete Vanelli mit seinen Freunden und Verlegern, den Gebrüdern Agnelli, fort, durch die in Zeitungen *) ausgestreuten Grundsätze, Frankreichs Sache beim cisalpinischen Volke zu befestigen und bei dem italienisch-schweizerischen einzuschmeicheln. Aber auch die Gegner dieser Freiheitsschwärmer rasteten nicht.

Ein gewisser Pietro Rossi, Postmeister in Lugano, zeichnete sich zuerst unter denen aus, welche der Sache der Fürsten zugethan waren. Mehr stolz, als ehrgeizig, mehr geschickt, seine Leidenschaften zu verbergen, als sie zu bemeistern, mehr bedacht, sein Vermögen zu vergrößern, als Ruhm zu ärnten, spielte er später-

*) Die Gebrüder Agnelli gewannen Anfangs mit der Zeitung von Lugano an 1000 Louisd'ors. Sie wurden durch die Korrespondenz von mehrern angesehenen Personen, selbst von dem damaligen Regierungs-Kommissär Salicetti, unterstützt.

hin im Getümmel eine größere Rolle, als seinen Talenten angemessen war. Er ward der Freund der Emigrirten Frankreichs; durch seine Stellung konnte er ihnen mehr, denn jeder Andere, dienen; er beförderte ihre Korrespondenz *), und verbunden mit den Postbeamten anderer Landschaften in der Schweiz und Italien, begünstigte er die Entweichung österreichischer Kriegsgefangenen aus der Gewalt der Franzosen, indem er ihnen Unterstützung und Leitung gab, die Armeen des Kaisers zu erreichen. **)

Unterdessen drang Bonaparte über den Tagliamento und Isonzo unaufhaltsam vor, nahm Idria, das Friaul; ging siegend über die Alpen Tyrols in Kärnthen ein, und

*) Compendio storico degli avvenimenti seguiti in Lugano dall' epoca della proclamazione della libertà sino al presente. Mailand 1801. 8. S. 86. Beil. Litt. A. Obgleich diese besonders gegen mich gerichtete Schrift bloß von Parteiwuth diktirt ist, sind doch die daran gehängten Documenti giustificativi von historischem Werth.

**) Einer von Rossi's Gehilfen in diesem Geschäft, Gavazzi, Postbeamter zu Bergamo, wurde später hin entdeckt, und durch einen Spruch des französischen Kriegsgerichts fusillirt. S. Compendio storico etc. Beil. B. S. 69.

erzwang den Friedensschluß von Leoben im Herzen der Erblande des Hauses Oesterreich.

Die Anerkennung der neuen cisalpinischen Republik durch den ehemaligen Beherrscher der Lombardei — noch mehr die Vergrößerung dieses Freistaates durch die mitten im Frieden den ohnmächtigen Bündnern entrissenen Unterthanenlande, Valtelin, Chiavenna und Bormio — erhöhten der freiheitslustigen Laganesen Hoffnungen. Leise wagten sie es, den Wunsch von einer Vereinigung der italienischen Schweiz mit Cisalpinien zu äußern. Sie traten zusammen, warben Freunde ihrer Meinungen. Sie gewannen Verbindung mit den höchsten Behörden zu Mailand, und blieben nicht ohne Aufmunterungen von dorther.*)

2.

Als das Gerücht vom Geist der Parteien und Umtriebe der ennetbirgischen Lande in der Eidsgenossenschaft laut ward, sandten die herrschenden

*) Ungeachtet das cisalpinische Direktorium nie einen öffentlichen Schritt deswegen gethan, sondern selbst alle Theilnahme ableugnete, haben doch einzelne Direktoren, namentlich Moscati, damals gegen mehrere italienische Schweizer in Privatunterredungen ihre Wünsche unverholen geäußert.

Stunde zwei Repräsentanten, Felix Stockmann von Obwalden und Bumann von Freiburg gen Lugano, freundnachbarliches Vernehmen zu pflegen mit den Häuptern Cisalpiniens und der französischen Armeen.

Aber diese Männer, ohne Gewalt, ohne Talent, ohne Kunde des Landes und des Volkes, spielten in den Verwirrungen nur die leidende Rolle der Zuschauer.

Unter den Augen der Repräsentanten wurde ein Korps von bewaffneten Freiwilligen errichtet, die Neuerungslustigen in Furcht zu halten. Nur die erklärtesten Anhänger der alten Ordnung wurden in dieses Korps aufgenommen. Mit schärferm Blick wurden alle bewacht, welche republikanischen Sinn geäussert hatten. Man erhitzte die Gemüther des Volks, wie im Innern der Schweiz, auch hier, durch Predigten gegen die Gewaltthaten Frankreichs, und bezeichnete jeden, welcher jemals den Wunsch um Freiheit blicken gelassen, als Verräther an des Vaterlandes Heil. *) Dies war alles, so gethan ward.

*) Die Aengstlichkeit der Repräsentanten ging so weit, daß sie einem Gliede der Generalversammlung der Landschaft Lugano schon deswegen zürnten, weil es bei einer Gelegenheit einmal darauf antrug, die Versammlung permanent zu erklären. Comp. storico etc. S. 7.

Diese Umtriebe, statt Leidenschaften zu besänftigen, reizten nur deren Ausbruch. Aemsiger und geheimer handelten die Republikaner. Ihr Bund, obgleich nicht zahlreich, breitete sich im Verborgenen durch die Thäler am Tessin aus. Alle Mißvergnügte, alle, welchen Hoffnung auf Beute in der öffentlichen Verwirrung lockend war, alle, welche durch Vereinigung der heimathlichen Landschaften mit der cisalpinischen Republik Vortheil im Handel und Wandel hoffen, vermehrten das Bündniß, dessen Häupter sich mit dem Oberzunftmeister Ochs von Basel, dem Verfasser der neuhelvetischen Staatsverfassung, in Verbindung gesetzt hatten. *)

Als Basel selbst feierlich an Zürich erklärte: daß es „auf alle jene Oberherrlichkeitsrechte vollkommen Verzicht thue, die es bis anhin auf die vier Vogteien ennet dem Gebirg antheilsweise besessen", war die Revolution dieser Länder, von seinen ehemaligen Oberherrschern aus selbst, eingeleitet. Zwar ermahnte Zürich die Repräsentanten, fest zu halten, jeder fremden Einmischung von aussen durch Klugheit entgegenzuarbeiten, und die Unterthanen mit dem Trost

*) Der deßfalls mit Ochs gepflogene Briefwechsel soll bei der Contrerevolution vom 29. April 1799 verloren gegangen sein. Comp. storico etc. S. 17.

zu beruhigen „daß allen billigen Wünschen und Bitten dieser Landschaften von den regierenden Ständen würde entsprochen werden“ *); allein zu spät.

Müßiges Volk, im Bergamaskischen und Brescianischen gesammelt und bewaffnet, angeführt von jungen Luganesen, Mendrisiern und cisalpinischen Offizieren, 240 Mann an der Zahl, schifften am 15. Hornung des Jahrs 1798 über den Luganosee daher, um durch eine überraschende Waffenthat die Vereinigung der Schweiz diesseits der Hochgebirge mit Cisalpinien zu erzwingen.

3.

In der Frühe des Morgens landeten die Abenteurer vor Lugano. — Schnell wirbelte die Lärmtrommel. Die Einwohner taumelten aus dem sichern Schlaf. Die Freiwilligen eilten zu den Waffen. — Die Cisalpinischen bemächtigten sich sogleich der Wohnung beider eidsgenössischen Repräsentanten, und bewachten diese in ihren Zimmern, während auf den Straßen Gefecht begann.

Aber nach einer Stunde waren die Cisalpinischen auf allen Seiten bedrängt. Mit Hinterlassung ihrer Fahnen, und mehrerer Gefangenen,

*) Zürichs Schreiben an die Repräsentanten, vom 15. Hornung.

flüchteten die Söldner in die Schiffe zurück und eilten in den See hinaus. Einer der Freiwilligen, Namens Taglioretti von Lugano, war in diesem Handgemenge erschossen, und sein Blut das erste, welches der Freiheit willen floß.

Während die Cisalpinischen nach dem Dörflein Campione ruderten, welches unter mailändischer Gerichtsbarkeit, rings von schweizerischem Gebiet umfangen, am östlichen Ufer des Sees gelegen ist, hatten in Lugano, begünstigt durch allgemeine Verwirrung, die Umtriebe der zwei Parteien freies Spiel. Beide horchten auf des Volkes Stimmung über das letzte Ereigniß.

Dieses aber, ob seinen Ohren gleich das Wort der Freiheit süß klang, konnte doch des alten Nationalhasses nicht vergessen, welchen es gegen Mailand gehegt. Schnell wandten sich die zu des Volkes Wünschen am Abend, welche noch am Morgen der Eidsgenossenschaft Vertheidiger gewesen waren. Mit ihnen traten schweigend in Uebereinkunft die schlauern Freunde Cisalpiniens, welche von den Wechselswirkungen der Umstände mehr, als vom Waffentroß erwarteten. Man beschloß die Freiheit zu begehren, doch ohne Helvetien zu verlassen.

Die Repräsentanten der Eidsgenossenschaft standen in dem Gewühl der unterhandelnden

Parteien, sahen die Rüstungen, und waren ohne Fähigkeit, die Ehre ihrer Sendung zu retten.

Als der schicksalsvolle Tag zur Neige ging, wälzten sich Schaaren herbeigerufener Landleute durch die Straßen von Lugano. Ihrer viele bewaffnet, umringten, in der Zahl von mehrern Tausenden, die Wohnung der Repräsentanten. Abgeordnete des Volks, an deren Spitze der Advokat Pellegrini, traten hervor.

Umsonst wichen die bestürzten Stellvertreter des Landesherrn den Forderungen aus, indem sie die Beschränktheit ihrer erhaltenen Vollmacht vorschützten. Das Geschrei der Haufen ward drohender. Zaghaft stellten die Eidsgenossen endlich eine schriftliche Erklärung von sich, worin sie eingestanden „das Begehren des Volkes nicht verwerfen zu können."

Kaum war dies geschehen, traten zu den Repräsentanten ein französischer und ein cisalpinischer Offizier, mit dem Gebot: binnen zwei Stunden das Volk zu versammeln, auf daß es sich erkläre, „ob es mit der Schweiz, oder mit Cisalpinien vereint werden wolle?"

Dieselbe Forderung, und daß man alsbald die Freiwilligen entwaffne, ward schriftlich gethan. Das Schreiben war unterzeichnet von Stefano Riva, Giov. Battista Qua-

dri und Antonio Fontana, Luganesen von der cisalpinischen Partei.

Bumann, der eidsgenössische Repräsentanten, wollte Rathes pflegen mit seinem Amtsgenossen, dem Obwaldner Stockmann. Allein dieser flüchtete des Nachts gen Bellinzona, und von da über den Gotthard der Heimath zu, ohne Rast.

Als die Flucht ruchbar wurde, ward Bumann in seinen Zimmern bewacht. Man ernannte eine unabhängige Regierung, welche die Freiheit des Volks verkündete.

Die Helvetischgesinnten leiteten das Volk; sie selbst hatten sich der Revolution bemeistert, um statt der lombardischen Freiheitsklappe den Schweizerhut aufzupflanzen.

Am folgenden Tage (26. Hornung) kam ein Eilbote, welchen die eidsgenössischen Repräsentanten gen Mailand gesandt hatten, mit der Antwort zurück, daß die Regierung Cisalpiniens jede Theilnahme an den letzten Ereignissen verläugnete. Das Volk, ergrimmt, begehrte den Tod des cisalpinischen und französischen Offiziers. Großmüthig rettete der Repräsentant der Eidsgenossen beiden durch seine Vermittelung Leben und Freiheit. Er selbst aber verließ bald darauf Lugano.

4.

Nicht glücklicher gelungen war den Cisalpinischen in der Landschaft Mendrisio die Vereinigung derselben mit der umgeschaffenen Lombardei. Das Volk daselbst hatte schon am 15. Hornung den helvetischen Freiheitsbaum aufgerichtet, und am zwanzigsten Tag desselben Monats unter freiem Himmel geschworen, „schweizerisch zu bleiben und die katholische Religion zu behaupten.“ — Eine provisorische Regierung übernahm von nun an die öffentliche Verwaltung, unter dem Namen eines Volks-Ausschusses.

Die Cisalpinischen, sie schmückten sich mit dem Namen der Patrioten, konnten nicht gelassenen Muthes in ihrem Lager zu Campione die Vereitelung ihrer Entwürfe überall ertragen. Was ihnen in Lugano nicht gedihen war, sollte in Mendrisio errungen werden. Sie sandten drei Jünglinge aus ihrer Mitte, den Giov. Battista Quadri von Lugano, den Feliciano Pasta von Mendrisio und den Biondi von Blenio, am 22. Hornung an den Volks-Ausschuß der Mendrisotten, und begehrten, durch eine Botschaft an das cisalpinische Direktorium die Einverleibung der Landschaft Mendrisio in die neue Republik Italiens zu erbitten.

Wenige Stunden, nachdem die Abgeordneten wieder Mendrisio verlassen hatten, zog die Schaar

der Cisalpinischen mit fliegenden Fahnen und schlagender Trommel in den Hauptort und pflanzten die cisalpinische Kappe auf.

Doch der Triumph dieser Abentheurer empörte das Volk. Die Sturmglocken heulten. Kämpfend drangen die Landleute in den Flecken ein. Aber heimtückisches Feuern von den Dächern und Fenstern trieb sie zurück. Von den Patrioten verfolgt, hinterließen sie denselben ihre Verwundeten und Todten. Die Sieger brandschatzten das Land.

Als Lugano die Geschichten vernahm, schickte es seinen Nachbarn Hilfe. Zu den Luganesen gesellten sich die erzürnten Mendrisotten. Sie begegneten der Schaar der Patrioten bei Cavali, schlugen und verfolgten sie weit über Mendriso hinaus.

Aber fast zu gleicher Zeit rückten, von der cisalpinischen Regierung gesandt, mailändische Truppen in Mendriso ein *). Die Luganesen kehrten in ihr Gebiet zurück, und der cisalpinische Baum ward wieder aufgerichtet.

Während Lugano nun helvetisches Land blieb, ward Mendriso einstweilen von cisalpinischen Behörden regiert. Der französische General

*) Den 4. März 1798.

Chevalier in Como handhabte hier öffentliche Ordnung; und als das Volk noch immer Bewegungen zu machen drohte, ſich von Mailand loszureiſſen, erklärte eine Proklamation des Generals Chevalier, daß, bis über Mendriſio's endliches Schickſal eine Uebereinkunft zwiſchen der franzöſiſchen und helvetiſchen Republik abgeſprochen haben würde, jeder eigenmächtige Schritt von Seiten des Volks, als Ordnung ſtörend, beſtraft werden würde.

Als endlich General Brune die Gemeinden zu verſammeln befahl, um frei über Vereinigung ihres Landes mit Cisalpinien oder Helvetien abzuſtimmen, war nur eine Stimme bei Allen: „Wir wollen Schweizer bleiben!“

Da zogen die cisalpiniſchen Truppen ab. Die Patrioten, unter dem Schutz franzöſiſcher Behörden, kehrten zwar zu den Ihrigen heim. Aber immer trug das Volk Groll wider ſie im Herzen, und konnte weder den erlittenen Schimpf, noch die Beraubungen, noch die im Bürgerkrieg Erſchlagenen vergeſſen.

Auch die andern italieniſchen Vogteien hatten die Oberherrlichkeit der Eidsgenoſſen, nach dem Beiſpiel Lugano's und Mendriſio's, abgeworfen. Die Landvögte waren geflüchtet; Freiheitsbäume überall aufgepflanzt.

5.

Die läſtige Erſcheinung franzöſiſcher Truppen machte die neuhelvetiſche Staatsverfaſſung nachher dem Volke unlieb.

Anfangs hatte Alles mehr oder minder willig ſeine Hand zur neuen Schöpfung geboten. Das Land, welches zwiſchen dem Gotthard und Bellinzona lag, bildete einen beſondern Kanton; und wieder einen zweiten ſetzten die Landſchaften von Locarno, Vallemaggia, Lugano und Mendriſio zuſammen.

Minder leidenſchaftliches Getriebe der Faktionen, als in Lugano, ward im Kanton Bellinzona erfahren; hier gebrach's an jenem Wohlſtand, der den Ehrgeiz beſtügelt, und noch mehr an Männern von Bildung und Einſicht, welche ſich die Ehrenſtellen ſtreitig machen konnten.

Still führte ſich die neue Ordnung ein; begierig harrte Jeglicher auf die Früchte der Revolution.

Doch welche Aernte konnte das Volk erwarten? Die Glücksgüter wurden nicht, wie erwartet, getheilt; der Arme ward nicht reich; der Reiche nicht des Armen Bruder; Brod und Wein verſpendete keine Hand umſonſt; kein tauſendjähriges Reich begann zu blühen. — Den beſſern Segen, welcher aus jeder guten Verfaſſung quillt, Gewerbs- und Handelsfreiheit, Anbauung neuer

Wege für den Fleiß, Veredelung der Jugend in Schulen, Ausgieſſung hellern Lichts auf die Menge, um frei von Vorurtheilen jeder Gattung, mit neuen Einſichten größern Wohlſtand zu gründen — dieſen Segen war das Volk weder reif genug zu ahnen, noch zu begehren, noch zu ſchätzen.

Frankreichs Proconſuln plünderten indeſſen Helvetien, mißhandelten die oberſten Gewalten des jungen Freiſtaats, zerſtörten den mäßigen Wohlſtand des Volks durch Requiſitionen für die Heere. — Die ihrer ungebundenen Freiheiten beraubten Bergkantone, die in ihren dunkeln Klöſtern bedrohten Mönche, die ihrer Privilegien beraubten Städte und Zünfte, die von ihren Stühlen verſtoßenen Regenten traten in einen Bund zuſammen, das alte Reich wieder herzuſtellen. Oeſterreich rüſtete Armeen, Rußland that ihm gleich. Die erſten Streiche der gegen Frankreich verſchwornen Mächte ſollten gethan werden zur Eroberung der Schweiz. — Mit offenen Armen wurden von des Volkes Mehrheit die Schaaren Suwarows und Karls, des Erzherzogs von Oeſterreich, erwartet.

6.

Es erſchien am 28. des Wintermonds 1798 das Geſetz, welches Vergeſſenheit über alles dasjenige

erklärte, was die „Patrioten der ehemaligen italienischen Vogteien in den Monaten Jänner, Hornung und März des Jahrs 1798 gesagt und gethan hatten.“ — „Denn als sich diese Patrioten für die Sache der Freiheit erhoben,“ sprach das Gesetz, „hatten sie keine sichere Aussicht, jene Gegenden mit der Schweiz vereinigen zu können, deren Schicksal noch unentschieden war. Auch haben sich diese Patrioten hernach durch ihre Anhänglichkeit für die helvetische Republik und für die heiligen Grundsätze der Freiheit und Gleichheit ausgezeichnet.“

Dies Gesetz verbreitete Unwillen. Noch zu frisch waren die Wunden, von dem Ungestüm jener Patrioten geschlagen. Jeder, welcher durch dieselben an Leib und Gut gelitten, ward nun von den Tribunalen zurückgewiesen. Das Gesetz befahl Vergessenheit des Vergangenen; aber der National-Karakter gehorchte nicht. Die Patrioten empfingen den Namen der Räuber (briganti). Sie selbst nannten ihre Gegner Söldner der Oligarchie, Agenten Oesterreichs und Englands, Feinde der Freiheit — und, vom Parteigeist des damaligen Direktoriums unterstützt, gewannen sie den Sieg.

Die Unzufriedenheit des Volks ward lebhafter, als eine Reihe von Gesetzen erschien, welche den alten religiösen und bürgerlichen Gebräuchen

dieſer Bergvölker feindſelig entgegentraten. Die Einſchränkung der kirchlichen Prozeſſionen empörte die Geiſtlichkeit und den gläubigen Haufen. — Alle junge Mannſchaft ward in Folge eines andern Geſetzes zum Kriegsdienſt eingeſchrieben. Die Bauern im hohen Thale Verzasca konnten nur durch Gewalt gezwungen werden, ihre Namen in die Konſkriptions-Tabellen zu geben. Als nun im Anfang des Jahrs 1799 die Kompagnien der Milizen gebildet werden ſollten, ward der Widerſtand lauter. Viele Jünglinge in der deutſchen Schweiz, um ſich den Kriegsdienſten zu entziehen, hatten ſich dort über die Grenze geflüchtet. Darum erſchien ein ſtrenges Geſetz, welches die Auswanderungen unterſagte, und die Ertheilung der Päſſe beſchränkte.

Dieſe Maasregel verſetzte die italieniſchen Gebirgsbewohner in Verzweiflung, als die milde Witterung des Frühlings anbrach, wo nach alter Gewohnheit die Männer auszuwandern pflegten, um in den Städten Italiens Brod zu erwerben. Die Regierung achtete aller Gegenvorſtellungen nicht, ſondern drang auf Vollziehung. Sie erblickte in den wohlgemeinten Warnungen ihrer Amtleute nur Böswilligkeit. Sie glaubte um ſo williger den Einflüſterungen der Patrioten, und wähnte der Sache am entſchiedenſten geholfen,

wenn sie Männer aus diesen an die Spitze der öffentlichen Geschäfte stellte.

Im März 1799 entsetzte sie den Regierungs-Statthalter des Kantons Lugano, Buonvicini, einen gutmüthigen, rechtlichen Mann, und ernannte statt seiner den Bürger Capra, einen der Einsichtsvollern von der italienisch-patriotischen Partei.

Capra unternahm sogleich die Veränderung der ihm untergeordneten Beamten. Diese Abänderungen der obrigkeitlichen Personen, weit entfernt das Volk zu beruhigen, vermehrten dessen Sorge. Es sah von den obrigkeitlichen Stühlen Männer verschwinden, welche man bisher mehr als Sachwalter des Volks, denn als Sachwalter der Regierung angesehen hatte — und dagegen andere hervortreten, welche schon Gewaltthaten verübt hatten, ehe ihnen das Gesetz ein Befugniß gegeben.

Capra, die Sache seiner Partei und der Regierung handhabend, ging mehr kühn, als besonnen ans Werk. Mit dem Stolz seiner Würde, und umgeben von enthusiastischen Jünglingen seiner Faktion, bot er beharrlich allen Gefahren Trotz.

Ungeachtet alles Gegengeschrei's vollzog er den Befehl zur Aushebung der Milizen.

Es entwickelten sich Gährungen. Dagegen

wurden auf Befehl der Regierung Kriegsgerichte ernannt, und die Gesetze promulgirt, welche Todesstrafe über jeden verhängten, der sich weigerte, mit den Milizen zu ziehen, oder welcher der Theilnahme an contrerevolutionären Schritten überwiesen ward.

Die Schreckens-Herrschaft, von der Verzweiflung einer ohnmächtigen Regierung gewählt, weckte wieder Verzweiflung im Volke.

„Sind wir dahin gekommen mit unserer Freiheit?" — sprachen die unterdrückten Demagogen: „Sind dies die gepriesenen Früchte der Revolution? Menschen, auf welchen, wegen ihrer verübten Gräuel, und weil sie uns vom Mutterherzen der Schweiz losreissen wollten, der Fluch des Volks ruht, und heut unsere Gebieter? — Menschen, welche erst vor Kurzem durch ein besonderes Gesetz wegen ihrer Verbrechen begnadigt und den Verfolgungen der Gerechtigkeit entzogen wurden, leiten heute das Schwert der Justiz? Wir sollen uns ehrfurchtsvoll beugen vor denen, als Obrigkeiten, welche uns Wunden schlugen, die noch heute bluten? Wer ist vor ihren schwarzen Anschlägen sicher, da das Gesetz sie mit ungeheurer Gewalt bewaffnet, ihren Leidenschaften die beliebtesten Opfer zu schlachten?

Ist das Kriegsgericht, welches binnen vierundzwanzig Stunden zum Tode verurtheilen kann, nicht fast ganz aus jenen Begnadigten und ihren Anhängern besetzt?"

Solche Reden wirkten auf den Landmann. Die Priester jammerten von Kanzeln und Beichtstühlen um den Umsturz der Religion; die Bergbewohner, denen Italiens Grenzen zum gewohnten Auswandern verschlossen waren, zagten vor Hungersnoth in ihren Thälern. Keine Rettung aus diesen quälenden Verhältnissen war vorhanden, als durch die wiederholten Siege kaiserlicher Waffen, und die Entfernung der Franzosen, welche von allen Uebeln, so das Land drückten, als erste Stifter angesehen werden mußten.

Bald erschollen Nachrichten von Jourdans verlorner Schlacht bei Stockach, und Gerüchte vom Rückzuge der Franzosen seit dem blutigen Tage vor Verona. Dies belebte die Hoffnungen und die Kühnheit der Demagogen. Sie weissagten dem Volke nahe Erlösung vom Joche der schrecklichen Gesetze und von der Gewalt der ihnen verhaßten Vollstrecker derselben. Sie verstreuten mit froher Aemsigkeit durch alle Thäler jede Sage, so von den Schlachtfeldern der Lombardei herüberflog, und ihrer Sehnsucht schmeichelte; und die Sage wandelte um so schneller von Zunge zu

Zunge, je ſtrenger die Wachſamkeit der Beamten wider deren Verbreitung war.

In dieſer Stimmung des Volkes erſchien der achtundzwanzigſte Tag des Aprils, — der Tag, an welchem die Flammen des Aufruhrs in den Gebirgsthälern von Bern, von Schwyz, von Uri und Wallis gleichzeitig emporſtiegen.

Die franzöſiſchen Armeen, überall von den kaiſerlichen beſiegt, waren in Deutſchland, Bünden und Italien weichend.

7.

Die Demagogen zögerten nicht länger, den Grimm des Pöbels zu entfeſſeln. Ihre Eilboten flogen durch die Dorfſchaften, und mahnten zum Aufbruch des Volks, zum Schirm der guten Bürger von Lugano „gegen die Räuber (briganti), deren Herrſchaft ſich zum Ende neige, da vor den ſiegreichen Fahnen des Kaiſers alle Landſtraßen von Flüchtlingen der ciſalpiniſchen und franzöſiſchen Truppen bedeckt ſeien.“

Am Morgen des 28. Aprils zog wirklich eine große Menge Volkes von den Seeufern Lugano's und ab dem Gebirg gegen den Hauptort des Landes. Bald waren Straßen und Plätze von lärmenden Haufen angefüllt, welche, noch ohne Führer und Weiſung, keine Beſtimmung kannten. Sie drängten ſich vor das Haus des Pietro

Rossi, als schienen sie dessen Befehle zu erwarten.

Capra, und die andern Häupter der Patrioten, ahneten die furchtbaren Plane der Demagogen. Nur Gewalt konnte sie schirmen gegen Gewalt. Die Kanonierbarken wurden bewaffnet, und auf dem Platze Kanonen aufgepflanzt gegen das Volk.

Bei diesem Anblick erhob sich die versammelte Menge der Bauern. Sie stürzte sich blindlings gegen die Kanonen, bemächtigte sich derselben und vertrieb die wenigen zusammengerafften Soldaten, welche auf den Schiffen in die Weite des Sees hinausflohen. Nach dieser That kannte das Volk keine Grenzen mehr; es öffnete die Gefängnisse, und verfolgte jeden, welcher in militärischer Uniform erschien.

Mehrere cisalpinische Offiziere, von Como hierher geflüchtet, vor dem Anzuge der Oesterreicher, wurden im Wirthshause entwaffnet, und einer von ihnen hinterrücks mit dem Dolche verwundet. Man gebot ihnen, Lugano zu verlassen — sie gingen, aber ein neuer Volkshaufe umringte sie mit Geschrei auf den Straßen, schleppte sie in die Gefängnisse, uneingedenk, daß sie gekommen waren, in den Mauern Lugano's ein Asyl zu finden.

Mitten in diesem Getümmel sah man den Postdirektor Pietro Rossi geschäftig. Er war der Mann des Volkes. Ihm gehorchten die wüthenden Haufen. Aber seine Gewalt reichte nicht hin, unzählige Schandthaten zu verhüten, mit welchen das Volk an diesem Tage sich besudelte.

Der Statthalter Capra wurde auf das Rathhaus geschleppt, wo die Verwaltungskammer des Kantons versammelt saß. Hier mußte er einen Beschluß unterzeichnen, kraft dessen Rossi und ein bei ihm in Quartier liegender Kapitän der 44. französischen Halbbrigade, Namens Roque, zu Kommandanten von Lugano ernannt wurden.

Rossi begehrte in seiner neuen Stellung sogleich die Schlüssel zum Zeughause. Er empfing sie, und bewaffnete die ihm untergebene Mannschaft, welche nur auf mörderische Rache und Plünderung der patriotischen Häuser sann. Ein Adjutant, Felix Stoppani, welchen der Statthalter zum Arsenal schickte, um bei Vertheilung der Waffen gegenwärtig zu sein, ward vom rasenden Pöbel eben so schnell ermordet, als er über die Schwellen des Rathhauses hervorgetreten war.

So brach die Nacht herein. Aber die Finsterniß begünstigte neue Verbrechen. Das Volk drang in die Häuser der Patrioten und ihrer Freunde, plünderte und raubte. Alle Straßen wurden beleuchtet.

Unentgeldlich floß der Wein in allen Kellern. Der Statthalter Capra benutzte die Dunkelheit der Nacht und die Zerstreuung der zügellosen Horden, sein Leben mit der Flucht zu retten.

Sobald sein Entrinnen ruchbar geworden, glaubte sich der Pöbel aller Gesetze frei. Man brachte die helvetischen Fahnen mit lächerlichem Triumphe herbei und zerriß sie. Dann begann man die Verhaftung aller derer, welche verdächtig waren, ehemals mit der cisalpinischen Partei gehalten zu haben, oder Freunde der Patrioten zu sein. Der Abbé Vanelli, Verfasser der freiheitathmenden Luganeser Zeitung, war einer der ersten, welche den Kerkern zugeschleppt wurden. Indem man im Begriffe stand, auch seinen Verleger, den Buchdrucker Agnelli, gefangen zu nehmen, landete unvermuthet die 18. Halbbrigade bei Lugano, welche auf dem Rückzuge vor den nachfolgenden Oesterreichern war.

Diese Erscheinung hemmte einen Augenblick die Gewaltthaten der blutdürstigen Rotten. Der französische Brigadechef rettete den Agnelli aus den Klauen des Pöbels und befahl dem Pietro Rossi, alle Verhafteten in Freiheit zu setzen.

Aber kaum hatten die französischen Truppen, nach wenigen Stunden, Lugano verlassen, als das Volk von neuem über die Unglücklichen herfiel,

die es zu Schlachtopfern seiner Wuth erwählt hatte.

Man schleppte den Abbé Vanelli, den Lieutenant Castelli, Mitglied des Kriegsgerichtes, und den Advokat Papi, Sekretär des Kantonsgerichts, auf den öffentlichen Platz hinaus zum Freiheitsbaume. Dort sollten sie ihre Richtstätte finden. — Umsonst bat und drohte Rossi, umsonst jeder von den ehemals geachteten Demagogen. Der anarchische Haufe hörte weder die Stimme seiner selbstgewählten Obern, noch die Stimme der Menschlichkeit.

Ehe jene Unglücklichen noch den Freiheitsbaum erreichten, sprang ein Kerl, berüchtigt schon durch manche Schandthat, aus dem Gedränge hervor, und spaltete mit dem Streiche einer Axt das Haupt Papi's. Jauchzend sahen die Rotten des Mörders That. Sie banden mit Stricken den Abbé Vanelli und den Lieutenant Castelli an den Freiheitsbaum. Selbst der blutige Leichnam des edeln Jünglings Papi ward noch zu den beiden hingetragen. Es ward ihnen kaum vergönnt, ihre Seele dem Himmel im Gebete zu empfehlen. Dann wurden sie mit unzähligen Flintenschüssen zu Boden gestreckt. Ihre Leichname verscharrte man an einem Ort, der durch die Vorurtheile des Landes von jeher entehrenden Ruf trug.

Mitten in der Bestürzung und dem schauerlichen Stillschweigen, welches auf die gräßliche That folgte, fehlte es nicht an einzelnen Bürgern, welche voll Unwillens ihre Stimmen erhoben gegen den Gräuel. Aber der Pöbel wandte sich erbittert wider sie, mißhandelte oder ermordete auch sie *), und setzte seine Räubereien in den Wohnungen der Bürger fort.

Die Einwohner von Lugano, und die Demagogen selbst, welche die Insurrektion hervorgerufen hatten, fingen an für ihr eigenes Leben und Eigenthum zu zittern. Man bewaffnete eine Schaar von rechtlichen Bürgern, ordnete der bisherigen Verwaltungskammer einige neue Mitglieder zu, gehorchte derselben, als einer provisorischen Regierung, und vertrieb gewaltsam das räuberische Gesindel aus dem Hauptorte.

5.

An gleichem Tage, dem 28. April, als die Mordszenen zu Lugano ihren Anfang nahmen, sah man in andern Gegenden der italienischen Schweiz ähnliche Auftritte.

Eine Bande von Bauern drang bewaffnet in

*) Von dieser Zahl waren der Jüngling Ferrerio von Lugano, und Mentasca der Schmid, Vater einer zahlreichen Familie.

den Flecken Mendrisio. Sie schrie Rache gegen die Patrioten, und kündete bisherigen Obrigkeiten den Gehorsam auf. Man bestürmte die Häuser derjenigen, welche mit den ehemals Cisalpinischgesinnten in Freundschaft gestanden, plünderte dieselben, verhaftete nach Gutdünken einzelne Bürger, und ernannte eine neue Regierung, an deren Spitze Francesco Borella stand.

Dieser Mann, obwohl mit den Häuptern der luganesischen Contrerevolution in genauer Verbindung und Mitwisser vom Aufstande des Volkes, besaß doch Menschlichkeit, Klugheit und Festigkeit genug, blutdürstigen Wünschen entgegen zu stehen, und Verbrechen zu verhüten, wie jene, welche die Geschichte Lugano's schänden.

Borella, indem er die Stelle des Oberhauptes übernahm, stimmte mit demagogischer Schlauheit in den Ton der wilden Menge, und begehrte, daß man den verhafteten Patrioten den Prozeß machen solle. Während er durch fruchtlosen Widerstand den Pöbel zu gewaltsamen Entschlüssen gereizt haben würde, leitete er auf die Art den brausenden Sturm der Volkswuth in gesetzlichen Wegen ab.

Die Volksversammlung der Mendrisotten, unter dem Namen eines General-Kongresses, hob das Amnestiegesetz vom 26. November 1798

auf, welches die helvetische Regierung zu Gunsten der Patrioten gegeben hatte. Der Prozeß ward jenen Unglücklichen in aller Form gemacht. Aber viel zu langsam war den Rachsüchtigen der Rechtsgang.

Am neunten Tage des Maimonds kamen sie in Schaaren, umringten den Flecken, und sandten an Borella, mit dem Verlangen, einen der vornehmsten unter den Patrioten, Namens Torti von Medrisio, erschiessen zu können. Standhaft versagte Borella sein Wort; beharrlich blieben in ihrer blutdürstigen Forderung die Abgeordneten der Landleute. Er, um Torti zu retten, ließ denselben aus seinem Hause auf das Rathhaus der Gemeinde führen, einen Ort, welcher des Volkes Ehrfurcht heilig war. Allein auch dahin drang eine wüthende Bande. Sie schleppte den von aller Welt Verlassenen unter Verwünschungen aus der Freistätte, führte ihn auf den öffentlichen Marktplatz, und war im Begriff ihn niederzumeheln, als noch einmal Borella erschien, und mit männlichem Muthe und wilder Entschlossenheit dem Volke gebot, das Schlachtopfer fahren zu lassen. Erschüttert durch dieses Mannes Sprache, und gesättigt mit Geldsummen, statt mit dem Blute des Bürgers, führten die Landleute den Gefangenen aufs Rathhaus zurück.

Die meiſten der Verhafteten wurden mit Geldbußen, andere mit Verbannung geſtraft. Auf das Vermögen aller derer, welche in den Prozeß der Patrioten verwickelt waren, wurde Beſchlag gelegt *).

Aehnliche ſtürmiſche Tage erlebte die Landſchaft Locarno. Die Niederlage des franzöſiſchen Heeres in Italien war den Bewohnern der Gebirgsthäler ein eigener Triumph. Sie hofften nun frei zu ſein der eiſernen Geſetze, welche die Auswanderungen verboten und ihre Söhne und Brüder zum Kriegsdienſte weihten. Die helvetiſchen Kokarden verſchwanden von den Hüten; die Dörfer ſchlugen ihre Freiheitsbäume nieder, und das Echo der Felſen wiederholte den Freudenruf: „Es lebe der Kaiſer!“

Der Unterſtatthalter Franzoni von Locarno, ein ſanfter beſcheidener Mann, ohne Macht, das Ungewitter abzuleiten, that Alles, des Volkes Wildheit zu brechen. Er erfuhr, daß die Männer des Thals Verzasca den Anſchlag gemacht hatten, einige der Ihrigen, welche in Locarno als Ruheſtörer verhaftet ſaßen, mit für-

*) Unter dieſen Gütern waren auch die begriffen, welche der Adminiſtrator Haller von Bern, damals einer von denen, welche Bonaparte ſchätzte, ohnweit Mendriſio beſaß.

mender Hand zu befreien. Darum ging er in die Gefängnisse und gab ihnen selbst die Freiheit zurück.

Aber dies Opfer versöhnte die Unzufriedenen nicht sobald. Die Botschaft von dem Mordtag zu Lugano lief von Mund zu Mund, das schreckliche Beispiel reizte zur Nachahmung. Inzwischen hatte doch der Wahnsinn der Faktionen nie in diesen Gegenden so fürchterliches Spiel getrieben, wie zu Lugano. Daher kehrten bald die meisten Gemeinden zur Besonnenheit zurück; nur eine Rotte von zweihundert bewaffneten Terzaskern überraschte den Flecken Locarno am 3. Mai, und zog, mit einer Brandschatzung von 40 Louisd'or zufrieden gestellt, in ihr wildes Thal zurück.

Auch das Bergvolk der Leventina brauste froh auf bei den Nachrichten von des Kaisers Anzug und der Zerstreuung des französischen Heeres. Denn nirgends schmerzlicher hatten die Landschaften des Krieges Druck und des Soldaten Habgier und Muthwillen empfunden, als in den hohen Thälern, durch welche der Paß über die Alpen ging. Hier war ewiges Auf- und Abwandern der Truppen gewesen, hier der Boden minder ergiebig an Lebensmitteln, und das Volk durch Armuth, Einsamkeit und Hirtengeschäfte an größere Freiheit gewöhnt. Zu Airolo, dem höchstgelegensten Dorfe am südlichen Abhange des Gott-

hardsberges, hatte der Wirth Camossi kein gemeines Ansehen unter den Seinigen, weil er reich war und sinnreich in Rathschlägen. Sein Wort leitete Aufstände ein, und fesselte wieder die Wuth des losgelassenen Volkes, wenn er wollte. In treuer Verbindung mit den Angesehenen Uri's, die einst Regenten seines Thals gewesen, und mit Rossi, dem Freunde Oesterreichs in Lugano, pflanzte er gleichzeitig mit ihnen am 28. April die Fahne der Empörung auf.

Als in eben diesen Tagen einbrechender Gesetzlosigkeit die aus den italienischen Kantonen aufgebotenen Milizen, geführt von ihrem Hauptmanne Albertoli, über den Gotthard in die deutsche Schweiz gezogen, aber durch den Aufruhr in Uri wieder gen Airolo zurückgescheucht worden waren, sammelten sich, von allen Bergen herbeiströmend, die Bauern, entwaffneten Albertoli's Schaar und trieben sie vereinzelt in ihre Heimath zurück. Von Uri her war, um den Aufstand an den Ufern des Waldstättersees mit dem des Tessin in Verbindung zu leiten, ein Mann von Altorf gekommen, Emanuel Zauch. Obwohl Widersacher Frankreichs und der helvetischen Staatsveränderung, war er doch mäßig, vorsichtig und blutigen Anschlägen feind. Seine Gegenwart hielt den zügellosen Haufen des Pöbels wohlthätig in Schranken.

9.

Massena's Armee war aus Deutschland, und von den Ufern des Rheins und Bodensees zurückgedrängt, weit bis ins Innere des Schweizerlandes. Von Mailand wehten schon die verschwisterten Fahnen Oesterreichs und Rußlands gegen Piemont. Helvetien, halb umzingelt, halb erobert von den Heeren der vereinten Kaiser, schien unfehlbare Beute ihrer Siege zu sein. Eine Kette von Insurrektionen durch die weite Linie der Alpen schwächte noch gewaltiger die ohnehin gelähmte Kraft der Brigaden Frankreichs, und bahnte den Schaaren Karls von Oesterreich und Suwaroms durch die Gebirge den Weg.

Der Graf von Curten trug im Oberwallis, Vincenz Schmid in Uri das Panier der Rebellion. Die Graubündner hatten sich zu Tausenden gegen die Franken erhoben; Alles was im Süden des Gotthard lag, jauchzte den Feinden derselben entgegen. Und dennoch verloren die Feldherren der Kaiserhöfe den holden Augenblick der Gelegenheit, und damit alle Früchte schwer erkämpfter Siege.

Die vereinzelten Haufen der französischen Kriegsmacht fochten unerschrocken in den verschiedenen Thälern, bald gegen die Phalangen der Russen und Deutschen, bald gegen die wilden Schwärme der aufgestandenen Alpenbewohner.

Lantrailles demüthigte in blutigen Gefechten Curtens Anhänger im Wallis; Oudinot zähmte die Graubündner in den Ebenen von Chur und durch die Verheerung von Disentis. Soult unterjochte die Schwyzer durch Schrecken, und die Uener mit wiederholten Kämpfen, bis er im Livinerthal ihre letzten Reste zerstreut hatte. Von hier aus bot er den Generalen Lecourbe und Loison die Hand, welche mit den Trümmern ihrer Schaaren aus dem Engadin vor der Uebermacht des kaiserlichen Feldherrn Bellegarde in die Thäler des Tessin zurückgewichen waren.

Am meisten fürchteten, und mit traurigem Recht, die Luganeser der französischen Truppen Rückkunft. Sie sandten nach den letzten, abscheulichen Ereignissen mehrere Botschaften an die kaiserlichen Befehlshaber gen Mailand, gen Como und gen Lecco, um ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber zehn lange Tage verflossen, ehe ihr Wunsch erfüllt ward. Bangigkeit und Schrecken waren in dieser Zeit zu Lugano an der Tagesordnung. Noch standen über dreißig Häuser öde und verwüstet und ausgeplündert da, und sieben Familien beweinten die grausame Ermordung ihrer Brüder, Söhne und Väter!

Am eilften Tage des Mai's rückte eine Abtheilung des Heeres, welches der kaiserliche Feldmarschall Haddik in der Lombardei befehligte,

zu Lugano ein. Die Häupter der Gegenrevolution, welche jetzt an der Spitze der Interims-Regierung standen, feierten mit Festen den Tag, welcher ihren schrecklichen Sieg krönte. Unter dem Geläute aller Glocken, bewillkommt von den Vornehmsten des Landes, zog der kaiserliche Heerhaufen ein, welchem man, zum Beweise tiefer Ergebenheit, sogleich die hie und da in Häusern zurückgebliebenen Effekten französischer Offiziere verrieth und auslieferte *).

Unterdessen waren Lecourbe und Loison von den rhätischen Alpen niedergestiegen zu den Ufern des Tessin, und drohten gegen Lugano hinab. Die Kaiserlichen verstärkten sich unter den Befehlen des Obrist Strauch, und trieben die französischen Truppen in wiederholten Gefechten gegen die Quellen des Tessin hinauf. Am 17. Mai war hier der Kampf begonnen; am 24. desselben Monats hatte Strauch die Höhen des Gotthard genommen, unterstützt auf allen Punkten durch freiwillige Landleute, die aus Gebüschen und hinter Felsen den weichenden Franzosen großen Schaden anrichteten.

*) Zu Lugano wohnte die Mutter des französischen Generals Maloni, welcher zu der Zeit in kaiserlicher Kriegsgefangenschaft war. Ihr Haus ward durchsucht, und genommen, was des Sohnes Eigenthum sein konnte.

Pietro Rossi, welcher noch immer den Namen eines Kommandanten von Lugano führte, den er an dem berüchtigten Mordtage erworben, zeigte sich in diesen Gefechten seines neuen Standes und seines Einflusses würdig. Er hatte viele Bauern unter seinem Befehl bewaffnet, und mit ihnen in den Bergen gegen die französischen Brigaden den kleinen Krieg gemacht *). Aber damit noch nicht zufrieden, ward er im Solde Englands Truppen zur Unterstützung der kaiserlichen Waffen, mit all jenem Ungestüm und Eifer, welchen die Furcht wegen seiner begangenen Thaten einflößen konnte.

Im Hochgefühle der gelungenen Dinge überliessen sich die luganesischen Demagogen ihren schönsten Hoffnungen. Die Interims-Regierung, nur im Sturme des Aufruhrs erwählt, versammelte die Ausschüsse des Volks, ließ sich durch neue Wahl bestätigen, und ihren künftigen

*) In der *Gazetta di Milano del Motta*, vom 21. Mai 1799. Nro. 21, heißt es unter dem Datum vom 18. aus Mendrisio: «Allo spuntar del giorno gli Austro-Russi si mettono in marcia dalla parte d'*Agno*; e dalla parte di *Lugano* si avanza il sig. *Pietro Rossi* col corpo scelto, indi altro corpo di Montanari, e si fa un attacco generale su tutti i punti.»

Handlungen den Stempel der Gesetzlichkeit aufdrücken. Aber unabhängig von Lugano organisirten sich überall in der italienischen Schweiz eben so viele Republiken, als ehemals sogenannte welsche Vogteien waren. Keiner dieser kleinen Freistaaten hatte mit dem andern, ausser täglichem Verkehr im Handel und Wandel, eine politische Verbindung. Jeder besaß seine eigene Verfassung, seine besondern Gesetze und Gerichte; und weit vom Wunsch entfernt, Unterthanen des deutschen Kaisers zu werden, rühmte sich das Volk des Schweizer-Namens, proklamirte es seine Freiheit und rief es selbst mitten unter den kaiserlichen Bataillonen: „Viva la libertà, viva la republica elvetica!"

10.

Weder die österreichischen Feldherren, noch die in Mailand angeordnete kaiserliche Regierung, mischten sich in die innern Angelegenheiten der acht kleinen Republiken am Tessin. Nur der Graf Cocastelli, kaiserlicher Zivilkommissär in der Lombardei, verordnete durch einen Befehl zum Besten der Geistlichkeit die Wiederherstellung der durch helvetische Gesetze aufgehobenen Zehnten.

Noch immer tobte in Lugano blutdürstig die aufgewiegelte Leidenschaft der Demagogen. Diese Menschen, ungesättigt von dem schon vergossenen

Blute ihrer Mitbürger, strebten nach der gänzlichen Vernichtung derer, welche ehemals unter dem Namen der Patrioten eine Partei gebildet hatten. Sie errichteten ein Tribunal, aus drei Gliedern zusammengesetzt, um die Freunde Frankreichs zu richten und zu verurtheilen. Vergebens hatten sich diese ins Ausland geflüchtet. Drei derselben, welche verborgen wohnten in Mailand, Giacomo Barca, und Galeazzi Vater und Sohn, wurden in Ketten nach Lugano zurückgeschleppt, in die scheußlichsten Kerker geworfen, und mehrere Monden lang der Todesangst preisgegeben. Die Regierung wollte den Untergang dieser Elenden. *) Aber zwei Richter des Tribunals weigerten sich mit redlichem Muthe, die Werkzeuge der Grausamkeit zu werden. Als sie die Entlassung von ihren Stellen eingegeben hatten, begehrte die Regierung vom kaiserlichen

*) Um ihnen Geständnisse auszupressen, bedrohte man sie mit der Tortur durch den Henker, und ließ sie die Schmerzen des Hungers und Durstes fühlen. Als Barca eines Tages ein wenig frisches Stroh forderte, um in dem harten, dumpfen Kerker nicht zu erliegen, ward ihm die Antwort: Es sei noch der Gnade zu viel für einen solchen Revolutionär und Jakobiner, ihn beim Leben zu lassen. Cf. Mémoire justificatif du cit. Jacques Barca. 15 Seiten in 8. gedruckt zu Mailand 1800.

Zivilkommissär Cocastelli Rechtsprecher aus den Gliedern des Mailänder Polizei-Ausschusses. Cocastelli aber, die schwarzen Absichten der Luganeser-Regierung ahnend, befahl, statt jene Rechtsprecher zu gewähren, die Gefangenen nach Mailand zurückzusenden.

Die vom Parteigeist verübten Gräuel hatten längst den Abscheu selbst der kaiserlichen Feldherren erregt. Man konnte die Ermordeten nicht wiederrufen ins Leben, aber wohl den Geplünderten noch einen Theil ihres geraubten Vermögens zurückgeben. Auf Befehl des Feldmarschalls Haddik gebot der kaiserliche Kommandant von Czweinz zu Lugano *) die Auslieferung alles in den Tagen des Aprils Geraubten, es möge schon verkauft oder verschenkt worden sein, unter Strafe, nach Verfluß von sechs Tagen, als Räuber militärisch gerichtet zu werden. Er versprach Geheimhaltung der Namen, und verkündete Amnestie über das Vergangene.

Ihm stand mit edelm Eifer bei Carlo Novelli, der ehrwürdige Bischof von Como. Durch ein Kreisschreiben an die Geistlichen empfahl er denselben, Alles zu versuchen, die Wiedererstattung des schändlichen Raubes zu bewirken. Vieles ward den unglücklichen Eigenthümern zurück-

*) Der Befehl ist datirt vom 26. Juni 1799.

gegeben; aber noch mehr blieb ihnen auf immer verloren.

Doch aller Sorgfalt fremder Machthaber ungeachtet, Schweizer gegen Schweizer zu schirmen, gelang es den Demagogen immer, ihrer wilden Rachsucht wieder frische Opfer zu bringen. Die provisorische Regierung, um nicht durch zu starke Auflagen die flüchtige Gunst des großen Haufens einzubüßen, erzwang von den Familien der patriotischen Partei beträchtliche Geldsummen durch willkührlich angelegte Kontributionen. Sie vertröstete das Volk auf Konfiskation der sequestrirten Güter „der bekannten Schelmen" oder Patrioten. *) Sie trieb manche Bürger, welche sie nicht gegen Mißhandlungen schützen wollte, zur Auswanderung, und blieb selbst gegen den Meuchelmord gelassen, wenn er an Männern der Gegenpartei verübt ward. **)

*) In der Proklamation der provisorischen Regierung von Lugano heißt es: „dei briganti notori."

**) Der Doktor Girolamo Pecori, republikanischer Gesinnungen verdächtig, wurde, als er sich, schon einmal Mörderhänden entronnen, auf sein Landgut begeben wollte, in der Nachbarschaft von Gandria umgebracht. Sein Leichnam ward im See gefunden, nach Lugano geführt, und bei den andern Ermordeten verscharrt.

Nur ihre Anhänger begünstigend, bereicherte sie dieselben durch das Unglück Anderer. *)

So verflossen dreizehn Monate. Als die Demagogen aus den langsamen Fortschritten der russisch-deutschen Waffen die Möglichkeit ahneten, daß ihr Reich, früher oder später, enden könnte, bequemten sie sich mit schlauer Gewandtheit allmälig zu glimpflichern Gesinnungen. Sie verschoben die Konfiskation der Patrioten-Güter von einer Zeit zur andern, und nahmen zuletzt sogar den Schein an, sie nur deswegen in gerichtliche Verwahrung gesetzt zu haben, um sie den Eigenthümern gegen des Pöbels Raubsucht zu hüten.

Die Niederlage der Russen und Oesterreicher in der Schlacht von Zürich, Soumarows verunglückter Zug über die Alpen, die Gerüchte von Bonaparte's nahem Wiedererscheinen in den Schlachtfeldern Italiens, bestätigten ihre gerechte Furcht.

*) Die Frau des schon erwähnten Agnelli wollte die Buchdruckerei wieder herstellen, um sich mit vier Kindern zu erhalten. Vergebens flehte sie die „illustrissimi e magnifici Signori" der provisorischen Regierung um Erlaubniß dazu an. Sie ward ihr versagt. Aber der Postdirektor Pietro Rossi legte bald nachher eine eigene Druckerei und Zeitungs-Expedition an.

Und wirklich ging Bonaparte im Mai des Jahres 1800 über den hohen St. Bernhard, das verlorne Geburtsland seines Ruhmes wieder zu erobern, und Generallieutenant Moncey mit zwanzigtausend Mann über den Gotthard, die Unternehmungen des Oberhauptes der französischen Republik zu unterstützen.

Dritter Abschnitt.

1.

Die Regierung der helvetischen Republik, damals Vollziehungs-Ausschuß geheißen, ernannte den Verfasser dieser historischen Denkschrift zum bevollmächtigten Regierungs-Kommissär *), um den Oberbefehlshaber Moncey und sein Heer über die Alpen des St. Gotthard hinab in die italienische Schweiz zu begleiten, und dieses Land wieder in Gemäßheit der schweizerischen Staatsverfassung herzustellen.

Ehe ich von diesem Zuge die Erzählung anhebe, sei es mir erlaubt, noch einige Worte über den Zustand der kleinen Kantone, wie ich sie verließ, zu sagen. Obwohl die Geschichte derselben wenig mit dem Folgenden in Verbindung steht, wird doch ein Gemälde ihrer Lage zu jener Zeit ein gutes Gegenbild zu dem werden, was ich von

*) Den 21. Mai 1800.

den italienischen Schweizern zu berichten gedenke. Zudem wird die historische Episode um so mehr von Interesse für den Leser, da sie Gegenden betrift, welche bis zu den jüngsten Tagen der schweizerischen Revolution entscheidende Rollen gespielt haben.

Die französischen Heere hatten mit unermeßlicher Mühe die höchsten, ungangbarsten Gebirge überstiegen, und vom 14. bis zum 18. August 1799 in blutigen Gefechten die kaiserlichen Truppen aus den Kantonen Uri und Schwyz vertrieben.

Zwei Wochen lang waren diese beklagenswürdigen Länder schon der Willkühr erbitterter Sieger preisgegeben, ohne daß es dem damaligen helvetischen Vollziehungs-Direktorium beigefallen war, durch Absendung eines Bevollmächtigten den Gewaltthaten und Räubereien der Soldaten Schranken zu setzen! Ich vernahm in Unterwalden durch das Gerücht vom Leiden des Volks, von den Ausschweifungen des Kriegsvolks. Ohne einen Befehl, ohne Vollmachten abzuwarten, schiffte ich mich den 28. August ein, und eilte ich nach Schwyz, um in eigenmächtig angenommener Würde die fränkischen Generale zu strenger Mannszucht aufzufordern, und Zivilbehörden aufzustellen.*)

*) Ich meldete diesen gewagten Schritt der Regierung,

Das Land war vom größten Theil seiner Einwohner entblößt, nur von Soldaten bevölkert und ausgeplündert. — Weiber, Männer, Greise, Kinder, waren über die unwirthbaren Anhöhen des Bragel ins Land Glarus geflüchtet. Im Flecken Schwyz waren die meisten Häuser nur von einzelnen Zurückgebliebenen bewohnt, und über dreißig der ansehnlichsten Gebäude standen ganz leer. — Ich suchte das Haus meines geliebten Freundes Aloys Reding. Es war verödet. Eine Kompagnie Dragoner bewohnte seine Zimmer; und in einem der vorzüglichsten hatten sie ihre Schmiede angelegt. Das Hausgeräth war geraubt, verkauft, zerschlagen. Hin und wieder standen schon Balken des Hauses eingesägt, dessen Bestimmung war, eingeäschert werden zu sollen. Reding war mit seiner Familie bis zum Bodensee geflüchtet.

Ich entfernte die Dragoner, nahm das Haus in Beschlag, und bewirkte nach einigen Unterredungen mit dem General Molitor Einführung strengerer Mannszucht bei den Soldaten. Durch eine Proklamation lud ich alle Geflüchteten ein, in die verlassene Heimath zurückzukehren,

---

und bat deswegen um Verzeihung. Am 1. Herbstmonds billigte sie meine Handlung, und sandte mir die erforderlichen Vollmachten.

verkündete im Namen der Regierung, deren Willen ich nicht kannte, General-Amnestie *) für Alle, welche die Waffen ergriffen hatten. — Nach wenigen Tagen, und nachdem ich die Vorsteher und Ausschüsse aller Gemeinden des Landes um mich her versammelt, die noch vorhandenen Beamten bestätigt, oder neue an die leeren Stellen ernannt hatte, lösete sich allmälig das ungeheure Chaos in bürgerliche Ordnung auf. Es kehrten die in Wälder und Gebirge Geflüchteten auf meinen Ruf in die verlassenen Wohnungen zurück; bald erschienen auch nach und nach die entflohenen Familien aus entferntern Gegenden. Jedermann faßte neuen Muth, und die Stimme der Liebe, statt der gefürchteten Rache von Seiten einer Regierung, die so oft beleidigt worden war, senkte wieder den ersten Keim des Vertrauens in die Brust der Schwyzer.

Der bereitwillige Eifer des Divisions-Generals Molitor, welcher mich kraftvoll unterstützte, wirkte Alles. Dieser Feldherr, weit entfernt, auf das Volk zu grollen, durch dessen Faust so viele Franken in verschiedenen Gefechten und Rebellionen gefallen waren, konnte ihm nur

*) Auch von Seiten des Direktoriums erschien dann eine dieser ähnliche Proklamation, die den öffentlichen Blättern einverleibt worden.

Hochachtung und Bewunderung weihen. — „Will Ihre Regierung eigene Festigkeit durch innern Frieden," sagte er öfters zu mir, „so gewähre sie diesen spröden, heroischen Bergvölkern die alten Freiheiten und Rechtsame, und nehme dieselben mehr als Bundesgenossen, denn als erzwungene Glieder ihres Staates an. Und wahrlich, diese kleinen, freien Gebirgsstaaten verdienen eine Auszeichnung. Mögen sie den übrigen, der Freiheit noch unfähigen Völkern des Welttheils, als eine heilige Antike, als ein Modell wahrer Republiken gelten!"

Einmal führte er mich ans Fenster, aus welchem man den öffentlichen Platz des Fleckens Schwyz übersieht. Auf diesem Platze gingen zerstreut, ihren Geschäften nach, schwyzerische Landleute in Holzschuhen und Hirtenhemdern zwischen den französischen Soldaten umher.

„Bei Gott!" rief Molitor, „es freut mich, diese Menschen zu betrachten. Sehen sie doch nur, mit welchem alten Römerstolze die Bursche unter meinen Grenadieren hingehen, nicht als wenn sie die Ueberwundenen, sondern als wenn sie die Herren und Sieger wären."

Doch, ungeachtet seiner Vorliebe für diese Unglücklichen, war des Elendes zu viel, um demselben ein nahes Ziel setzen zu können. — Nur langsam bevölkerten sich die Dörfer wieder; alle

Hütten und Paläſte hatten unter der Raubſucht der Krieger gelitten. Die Zeit der Aernte war vorhanden, aber es fehlte an Menſchen. Die Felder und Wieſen wurden zertreten von Kriegsvölkern; — das Vieh ward geraubt und geſchlachtet; die in den Dörfern befindliche Mannſchaft zu Requiſitionsdienſten für die Bedürfniſſe des Heeres gepreßt. Und der Winter mit ſeinen Schrecken ſtand vor der Thür, während ſchon jetzt überall der Mangel an den unentbehrlichſten Bedürfniſſen wüthete!

2.

Weit trauriger noch war der Zuſtand des ſchwyzeriſchen Bergthals der ehemaligen Waldſtadt Einſiedeln, ſeit Jahrhunderten einer der berühmteſten Wallfahrtsorte frommer Katholiken Italiens, Frankreichs, Deutſchlands und der helvetiſchen Kantone.

Der Flecken Einſiedeln ſelbſt, zwar jederzeit reich bevölkert, hatte aber zur Einwohnerſchaft von jeher die ärmſte weit und breit umher. Sie beſtand aus Wirthen, Tröblern, Krämern, Roſenkranzmachern, und andern, die ſich von der Freigebigkeit oder den Bedürfniſſen der jährlich in ungeheuern Schaaren nach der St. Meinrads-Kapelle zuſammenſtrömenden Pilger ernährten, oder aus Bettlern von Handwerk. Die

Landleute in den Nachbarschaften verkauften ihre Produkte hohen Preises hieher, weil die Wirthe Alles theuer zurückzahlen ließen. Selten verstrich ein Jahr, daß nicht fünfzig- bis sechszigtausend Pilger den Gnadenort besuchten.

Bei so vieler Leichtigkeit, sich zu ernähren, fehlte es natürlich an Lust zu strengen Arbeiten. Das Volk des Hauptortes war an Armuth und Müßiggang gewöhnt. Der große Haufe der Bettelarmen wurde in seiner Trägheit noch mehr durch das Kloster selbst erhalten, welches aus besondern milden Stiftungen täglich einen gewissen Tribut reichte. Eine warme Habersuppe ward Mittags regelmäßig mehrern Hundert Herbeieilenden vertheilt.

Bei dem allen war die Waldstadt Einsiedeln, wiewohl sie ganz vom Kloster abhing, demselben nicht vollkommen ergeben. Die Wohlhabendern des Ortes, wiewohl durch eigenes Interesse an das der Abtei gebunden, trachteten schon lange, die Gewalt des Klosters in gleichem Verhältniß zu beschränken, wie das Kloster dieselbe zu erweitern strebte.

Dies gegenseitige Ringen hatte sich schon im Jahr 1763 zu einem förmlichen, öffentlichen Rechtshandel zwischen der Abtei und der Waldstadt verwandelt. Die Politik des Gotteshauses unterhielt von dieser Zeit an immerwährendes Mißtrauen

und Zwietracht zwischen dem Hauptort und den übrigen Gemeinden, um in der Uneinigkeit desto leichter zu herrschen.

Die Revolution erschien. Die von den Engeln selbst geweihte Kapelle St. Meinrads wurde zerstört und das mirakelreiche Gnadenbild der Gottesmutter in das Raritätenkabinet der damals ungläubigen Hauptstadt Frankreichs verpflanzt. — Die Wallfahrten verschwanden, und es versiegten mit ihnen die reichlich strömenden Quellen der Nahrung für die ganze Landschaft. Die Wohlhabenden wurden im Laufe weniger Monden arm, die Armen zu Bettlern, die Bettler zu Verzweifelnden. Alle Stimmen erhoben sich gegen die Staatsverwandlung, in deren Gefolge das Gespenst der Hungersnoth schlich. Hätte auch der Mund der Priesterschaft mit eben so vieler Beredsamkeit für die neue Ordnung der Dinge gesprochen, als er dagegen donnerte: das Volk, das in Armuth gestürzte, würde seine Flüche dennoch erhoben haben.

Die konstitutionellen Autoritäten wurden indessen eingeführt. Aber lange weigerten sich rechtliche Männer, Aemter zu übernehmen, in welchen sie nur Diener und todte Werkzeuge eines militärischen und politischen Despotismus gegen ihre Mitbürger zu sein schienen. Das erbitterte, rohe Volk wählte daher seine Beamten oft schlecht,

und gab mit Verzweiflung spottend seine Stimme selbst Haldnarren.

Die helvetische Regierung, um diese Stimmung zu bessern, sandte Regierungs-Kommissarien, welche, statt die Quellen der öffentlichen Unzufriedenheit zu verbauen, durch übelberechnetes Deportationswesen angesehener Bürger täglich neue öffneten. Der Unmuth in Einsiedeln dauerte, bis die kaiserlichen Heere unter dem Erzherzog Karl im Jahr 1799 in das Herz der Schweiz eindrangen, und auch das berühmte, heilige Thal von Einsiedeln besetzten. — Alle Glocken des triumphirenden Gotteshauses tönten feierlich dem Einzuge der siegenden Deutschen entgegen. Das Kloster spendete wieder seine Armensuppen; Hunger, Verzweiflung, Furcht, Rachsucht und Englands Geld warben aus Einsiedelns junger Mannschaft viele unter die Fahnen der Gegenrevolution.

Aber das Kriegsglück wendete sich wieder den französischen Waffen zu. Diese drangen zum andernmal in St. Meinrads Thal. Mit der Niederlage der Oesterreicher flohen Greise, Weiber und Kinder. Das Land wurde, wie ein erobertes, der grausamsten Plünderung preisgegeben. Es waren viele Wochen lang keine Obrigkeiten, keine Gerichte. So fand ich bei meiner Ankunft im September 1799 das Land. Nur wenige Menschen wohnten in den öden Häusern, und diese

Wenigen, ihrer Nahrung, ihrer Betten, ihrer Kleider beraubt, starrten in dumpfer Verzweiflung auf ihr Elend hin.

Nachdem meine Verheißungen dem unglücklichen Volke einiges Vertrauen gewährt, die Furcht vor harten Maasregeln verbannt hatten, die französischen Brigaden Mannszucht zu halten genöthigt waren und die Flüchtlinge heimkehrten aus allen Fernen — da erst ward ich des namenlosen Jammers in seiner ungeheuern Größe gewahr, und verzweifelte ich an der Möglichkeit, das Elend zu mildern. — Die erschöpfte Regierung Helvetiens war ohne Mittel.

Ich will hier das herzangreifende Gemälde vom tausendfältigen Ungemach eines zerstörten Volkes nicht weiter ausführen; nicht die Reihe meiner Arbeiten zur Wiederherstellung der Zufriedenheit, nicht meiner heftigen Kämpfe mit den französischen Befehlshabern — nur einer Anekdote will ich erwähnen, weil sie zur Karakteristik der Zeit dient.

Ich besuchte das verwüstete Gotteshaus. Thüren und Fenster waren zerschlagen; die Mobilien waren geraubt oder versteckt; die Bücher der Bibliothek lagen in den Zimmern umher zerstreut. Ich besuchte den prächtigen Tempel — ein Schutthaufen lag an der Stelle der heiligen Marmorkapelle; die großen Pfeiler waren angebrochen;

die Bildsäulen hin und wieder hinabgestürzt oder verstümmelt. — Ein wehmüthiges Gefühl ergriff mich bei diesem Anblick, nicht wegen der Spuren des Vandalismus selbst, sondern wegen des heillosen Fanatismus, der auf den Stühlen der Regierung noch abscheulicher steht, als im Haufen rohen Pöbels. Jede Religion ist ehrwürdig, auch die der Unmündigen soll es dem Weisesten sein. Tempel-Gemäuer und Altäre zerbrechen, heißt nicht Vorurtheil und Aberglauben ausrotten, sondern nur den Stein in ein Heiligthum, den Aberglauben in Wahnsinn verwandeln. Der Aufklärer mit Schwert und Mordbrenner-Fackel ist zu ewigen Zeiten ein moralisches Ungeheuer, wie der Priester des Altars es ist, wenn er aus Liebe zu Gott den Mord der Erschaffenen Gottes predigt.

Auf das Anhalten einiger Bürger, einen einfachen Altar auf der geweihten Stelle errichten zu dürfen, wo einst tausend unglückliche Sterbliche in ihrem frommen Glauben Trost gefunden hatten, und wo mein Fuß jetzt auf Schutt und Trümmern stand, befahl ich die Aufrichtung des Altars und Ausstellung des Muttergottesbildes zur Verehrung in einem amtlichen Schreiben vom 11. September 1799 an. Und eben diese Handlung, als sie vom Vollziehungs-Direktorium vernommen ward, hätte fast meine Entsetzung bewirkt.

Merkwürdig iſt es, daß Katholiken in der Regierung am heftigſten gegen mich, den Proteſtanten, zürnten, der durch Wiederherſtellung des zerſtörten Kultus, mit der Beruhigung der Gemüther, zugleich des Volkes Vertrauen wieder an ſeine Obrigkeiten ſchlieſſen wollte.

3.

Uri aber, und die Gemeinden an der deutſchen Seite des St. Gotthardsberges gelegen, litten von den Räubereien und Willkührlichkeiten der franzöſiſchen Truppen am empfindlichſten. Ein dürftiges Hirtenvolk bewohnte dieſe Gebirgs-Thäler; Handel und Wandel waren, ſeit des Krieges Ausbruch, vernichtet; Altorf, des ehemaligen Kantons prächtiger Hauptflecken, ſeit dem Spätjahr 1798 ein öder Aſchenhügel mit Ruinen untergegangener Herrlichkeit; die Landſchaft durch blutige Inſurrektionen verödet, und der innere Friede vom Parteigeiſt zerriſſen.

Mehr noch, als das große Reußthal Uri's, war das Thal von Urſeren zu beklagen, deſſen ſtille Fluren bald von Rebellen, bald von Franzoſen, bald von Oeſterreichern und Ruſſen in Schlachtfelder und Lagerplätze verwandelt waren; wo der gröſſere Theil der Einwohner nur vom Waaren-Transport und der Arbeit ſeiner Saumthiere lebte; wo, hoch gelegen, in der Nähe des

ewigen Eises, den Menschen weder Korn noch Gemüse, selbst nicht einmal das unentbehrlichste Bedürfniß gegen der Jahreszeiten rauhen Ungestüm, das Holz, zuwächst.

Nichts bringt dies Gebirgsthal hervor, als Heu. Ansehnliche Vorräthe desselben wurden alljährlich gesammelt, um nie Mangel daran für die unzähligen Saumthiere zu leiden, welche den Gotthard auf- und absteigen, selbst im Winter.

Und in dieser Wildniß, deren Bewohnbarkeit einer der merkwürdigsten Zeugen menschlichen Fleißes ist, mußten in allen Zeiten, selbst während der strengsten winterlichen Witterung, Heere lagern. Da es weit umher an Holz fehlte, rissen die Soldaten Ställe und Scheuern im Thal und auf den Alpen nieder, um sich vor der tödtlichen Kälte zu schirmen und ihre Speisen zu kochen. Ein Heustall, zu dem das Holz viele Stunden bergauf durch Menschenhände geschleppt werden mußte, kostete an 800 Gulden. So sehr auch die Truppen mit dem sparsamen Holze geizten, wurden in mancher Nacht für ihre Bedürfnisse über 1000 Gulden verbrannt.

Es verstrich kein Tag, an welchem nicht mehrere Stücke Vieh aus den Ställen geraubt, und von den an Allem Mangel leidenden Kriegesleuten heimlich geschlachtet wurden. Verzweiflung machte sie roh und unmenschlich. Sie brachen in

die Wohnhäuser; sie plünderten, was ihnen anstand. Einige Einwohner, welche ihr mühsam erspartes Geld in den Hütten nicht sicher glaubten, hatten dasselbe nebst dem wenigen Silbergeräth in einer Au unter einem Steinhaufen versteckt. Der ganze Werth des Schatzes, ungerechnet das Silbergeräth, mag sich auf 1100 Louisd'or belaufen haben. Die Soldaten, für deren Raubsucht kein Felsen zu hoch war, fanden und vertheilten unter sich den Schatz. Ich bewirkte zwar bei dem Divisions-General Lecourbe einen strengen Befehl zur Wiedererstattung des Geraubten — aber vollzogen ward er schwerlich mit Ernst.

Lecourbe, dieser in den Gebirgskriegen berühmt gewordene Feldherr, unermüdlich, keine Gefahr scheuend, muthiger, als der tapferste seiner Grenadiere, hatte sein Hauptquartier in Altorf aufgeschlagen. Mitten unter den Ruinen und Bildern des allgemeinen Elendes lebte er in einer, diesen armen Gegenden fremden, üppigen Fülle. Luzern mußte seiner reichbesetzten Tafel die Weine und Leckerbissen nachsenden, welche das erschöpfte Uri nicht geben konnte.

Nachdem ich von den zusammenberufenen Deputirten des Landes, und den Bezirksstatthaltern Rahn von Freiburg, und Meyer von Aldermatt, den Zustand in allen Einzelnheiten vernommen, wandte ich mich gleichen Tages in einem

sehr ernsten Schreiben an den Oberbefehlshaber *). Wenige Stunden später, als er den Brief em-

*) Ich theile dieses in mehr als einer Hinsicht lehrreiche Schreiben in der deutschen Uebersetzung mit, wie es bald nachher die Regierung in Bern selbst hatte publiziren lassen.

„Von meiner Regierung beauftragt, mich über den wirklichen Zustand der Distrikte Schwyz, Einsiedeln, Altorf und Anderen zu erkundigen, die durch die Tapferkeit Ihrer unbesiegbaren Brigaden befreit wurden und beauftragt, die wirksamsten Maasregeln zu ergreifen, sie der Republik wieder zu gewinnen, Liebe des Vaterlandes und der öffentlichen Ordnung zu erwecken, habe ich mich in diese Gegenden begeben, und aus der gleichen Ursache wende ich mich jetzt an Sie, Bürger General; denn Sie werden nicht damit zufrieden sein, diese Länder durch Waffengewalt für die helvetische Republik zurückerobert zu haben; Sie werden auch noch alle politische Maasregeln anwenden, sie ihr zu erhalten.

„Aber ohne Zweifel ist Ihnen das allgemeine Elend dieser wiedereroberten Gegend, und die unbeschreibliche Noth unbekannt, welche darin besonders durch die Unordnungen mehrerer Ihrer Soldaten verursacht wurden. Der Oberbefehlshaber Massena, und das helvetische Vollziehungsdirektorium haben den Einwohnern des Kantons allgemeine Amnestie bewilligt; diese Amnestie war nothwendig, sowohl für die Unterhaltung Ihrer Truppen selbst, als auch den republikanischen Brigaden den Siegesgang gegen die Armeen zweier Kai-

pflanzen, begab ich mich selbst zu ihm. — Ich sah voraus, welche Mühe es kosten würde, Lecour-

---

ser zu erleichtern. — Aber es war vergeblich. Weder die Schuldigen noch die Unschuldigen, Weiber, Kinder und Greise, welche in die höchsten Gebirge des Landes geflüchtet sind, wagen es, zu ihren Hütten heimzukehren, wo weder Sicherheit des Eigenthums noch der Personen gilt. Sie werden öde Dörfer, entvölkerte Landschaften antreffen, als hätte die Pest darin geherrscht. — Ein dumpfes Schweigen, geplünderte Häuser, Ruinen verbrannter Hütten und Scheuern — das ist's, was die Gegenwart republikanischer Truppen ankündigt.

„Der Bezirk von Schwyz ward die Beute der Sieger. Man wird Ihnen Personen nennen, die geplündert wurden, nicht weil sie Waffen gegen die Franzosen trugen, sondern weil sie kein Geld mehr zu geben hatten; man wird Ihnen Weiber und unschuldige Töchter nennen, die geschändet wurden.

„Aber man muß vielleicht diese Gräuel der ersten Wuth der Soldaten zu gut halten, die eben einen wilden Feind besiegt hatten, und noch den im April zu Schwyz und Altorf verübten Mord ihrer Brüder zu rächen gedachten.

„Doch, was unter kultivirten Nationen Europa's unerhört ist — man hat diese unglückseligen Länder vierzehn Tage nacheinander dem Raub und der Plünderung preis gegeben!

„Fast eben so verhält es sich mit Uri. Ich will da-

ben zu ernsten Maasregeln, und zur Einschränkung der Ausschweifungen seiner Soldaten zu bewegen.

von das traurige Gemälde nicht entwerfen. Sie selbst können ja der Augenzeuge von Allem sein. Die Reichthümer dieses Thales bestehen nur in den Produkten der Wiesen und der Viehzucht. Selbst die Oesterreicher und die ungezähmten Schaaren, welche aus dem äussersten Norden des zivilisirten Europa kamen, hatten der natürlichen Armuth dieser Länder aufs möglichste geschont — und, B. General, jetzt noch, nach sechszehn Tagen noch, hören Ihre Truppen nicht auf, das Heu zu nehmen und zu vergeuden, wodurch der Viehstand erhalten wird; die Erdäpfel, der Gebirgsbewohner einzige Nahrung im Winter, hinweg zu rauben; Ochsen und Kühe zu stehlen und zu schlachten; das Hausgeräth des Landmanns zu plündern, und zu verderben u. s. f. Das Volk ist zur Verzweiflung getrieben. Der letzte Funke einer Liebe zur neuen Verfassung muß erlöschen. Man wird noch in einem Jahrhundert nicht Verwüstungen vergessen, gestiftet durch Armeen, die Friede den Hütten, nur Krieg den Tyrannen versprachen. — Man wird die erste Gelegenheit benutzen, die Rebellionen zu erneuern, um den Tod zu suchen in den Reihen derer, die ihnen nichts zu leben übrig liessen.

„Und wenn man selbst diese Abscheulichkeiten entschuldigen könnte — wenn man sie auch Rache, oder gerechte Züchtigung der rebellischen Gegenden nennen wollte — was haben denn die armen Bergbewohner des St. Gotthards verbrochen? — Der Distrikt von Urseren ist der unschuldigste, und er ist der unglücklichste!

wegen. Denn die Grenadiere, seine Lieblinge, deren Blut er im entscheidenden Moment der

„Einst umringt überall von Insurrektionen, war er gegen die Republik der getreueste .. und jetzt? — — —

„Wiewohl die Gemeinden sich weigerten, das nöthige Heu zu liefern, wird es ihnen überall geraubt.

„Die Soldaten reißen die Stallungen nieder, um Feuer damit zu machen; sie schänden Töchter und Gattinnen; sie fliegen in die entlegensten Alpen, um Schafe und Käse zu stehlen; sie dringen in die Häuser, um sie zu plündern; unerschwingliche Requisitionen werden ausgeschrieben; die Pferde der Offiziere und Marketender zertreten ungeahndet die schönsten Matten, wer dem Soldaten nichts mehr geben kann, wird mißhandelt. Man wagt es nicht mehr, Klagen anzubringen, weil es immer vergebens, sogar gefährlich war. Selbst die öffentlichen Beamten werden insultirt. Sogar der Statthalter von unserm Kanton, wegen seiner treuen Vaterlandsliebe, und seiner vielen Leiden um das Vaterland ehrwürdige Mann, machte davon keine Ausnahme. Wenn nun Ihre Offiziere keine Achtung gegen die bürgerliche Obrigkeit zeigen, wie wollen Sie, daß dieselbe geehrt werde vom Volke?

„P. General, um das schreckliche Gemälde zu vollenden, darf ich Ihnen nur sagen, daß die Hälfte der Einwohner des Distrikts schon wirklich gezwungen ist, die Dörfer zu verlassen, so möglich ist es für sie, daselbst noch einen Winter durchzubringen, und ein Winter dieser rauhen Hochgegenden dauert über die Hälfte des

Schlacht nicht schonte, und durch deren ungestümen Muth er seine glänzendsten Siege erkroßte, waren die ausgelassensten in den Lagern, und die geschontesten und begünstigten *). Und gegen diese ging meine Hauptklage.

Jahres; und wenn Sie nicht die ernsthaftesten Maaßregeln ergreifen, wird der St. Gotthard in weniger Zeit entvölkert und öde sein.

„B. General, ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie den Willkührlichkeiten, den Grausamkeiten verschiedener Ihrer Offiziere und Soldaten Schranken setzen werden. Ich weiß, alles das geschah, ungeachtet Ihrer Befehle, das Eigenthum zu ehren, und sich immer zu erinnern, daß unsere Republik Bundesgenossin der großen Nation ist. Ich begnüge mich damit, Ihnen die Anzeige von jenen Gräueln gemacht zu haben, die am Ende Ihrer eigenen Truppen Existenz in dem verödeten Lande unmöglich machen. Lecourbe, den Europa nur als Held kennt, wird in diesen Gebirgen als menschlicher Sieger geehrt werden.

„Altorf in Uri. 1 September 1799."

*) Als einst einer seiner Grenadiers klagend bei ihm einkam, wollte ihn der General nicht anhören. Endlich sagte Lecourbe: „Ich kenne dich schon lange. Wie lange bist du schon Grenadier? — „Fünf Jahre!" antwortete derselbe. — „Was?" rief der General: „Ein Grenadier muß nicht älter, als ein Jahr werden!"

Es gelang mir, ihn endlich zu einem strengen Tagsbefehl zu bewegen. Nach drei Tagen hörten alle Unordnungen und Ausschweifungen auf.

4.

Das Land bevölkerte sich allmälig wieder mit seinen eigenthümlichen Bewohnern; eine festere Mannszucht stellte Personen und Eigenthum sicher; die öffentlichen Beamten nahmen ihre Stellen wieder ein; Jeder suchte unter Schutt und Trümmern den kleinen Rest des ihm gelassenen brauchbaren Eigenthums auf.

Aber noch einmal hatten Uri und Schwyz die Schrecken des Krieges zu tragen.

An eben dem Tage, da Massena bei Zürich die entscheidende Schlacht schlug, drang der russische Feldherr Suwarow an der Spitze eines russischen und österreichischen Heers von Italien her über den Gotthard in den Kanton der Waldstätte. Es war der 25. Herbstmonds 1799. Eben den Tag hatten Lecourbe und Loison gewählt, um über das Hochgebirg in Graubünden einzufallen. Diese Feldherren hatten so wenig von Suwarows Ankunft gewußt, daß, als sich die Heere von beiden in den Gebirgsschluchten des Gotthard begegneten, Lecourbe noch immer nicht an das Dasein einer ganzen feindlichen Armee glauben wollte. Während er sich noch droben schlug, und

mit dem Vortrab die Felsenhöhen erstürmen wollte, war unten sein Nachtrab schon am Stäg von den Oesterreichern angegriffen, welche durchs Maderanerthal von Bünden aus vorgedrungen waren, und das französische Heer eingesperrt hielten. Lecourbe befahl dem General Loison, sich bei Wasen einige Stunden zu halten, und dann seinen Rückzug ins Maienthal, in der Nähe der Gletscher, zu nehmen. Er selbst stellte sich an die Spitzen seiner Brigaden, schlug sich durch die feindliche Macht, und kehrte mit seinen Truppen in die Verschanzungen bei Seedorf, am Ufer des Waldstätterseeß zurück. Er war im eigentlichen Verstande der letzte Mann dieses kühnen Rückzuges. Zu Fuß ging er neben der letzten Kanone her, und richtete deren Kartätschenhagel auf den feindlichen Vortrab, so oft sich derselbe näherte.

Am folgenden Tage zog Suwarow in Altorf ein. Er versprach dem bestürzten Volke, der „Heiland und Erlöser der Schweiz" zu werden, und erbat sich auf der Straße von dem vorübergehenden Ortspfarrer den Segen. Zu seiner Bestürzung vernahm er, daß ein neun Stunden langer See zwischen Altorf und Luzern sein weiteres und schnelles Vordringen gegen diese Stadt und gegen Zürich hindere. Er befahl also den Zug durch Schächenthal über das rauhe Gebirg ins Muttathal und gegen Glarus über den Pragelberg. —

Aber Maſſena, von Zürich hierhergeeilt, griff den berühmten Krieger des Nordens in den Schluchten des Muttathals an. Am 1. Oktober ward dort ein blutiges Treffen geliefert. Die Franzoſen wichen langſam vor dem Ungeſtüm der Ruſſen bis ins Hauptthal von Schwyz hinter der Mutta, eine halbe Stunde vom Hauptort, zurück. Schon nahte der Abend. Eine Halbbrigade hatte die Waffen von ſich geworfen und flüchtete in wilder Verwirrung. Da erſchien von Uri her Lecourbe mit ſeinen Grenadieren, zog im Eilmarſch von Brunnen gegen die Mutta, durchbrach die Reihen der Feinde, und binnen einer Stunde waren dieſe in die Schluchten des Muttathals zurückgeworfen, da ein ganzer Tag ihnen vonnöthen geweſen war, das Schlachtfeld zu behaupten.

Suwarow zog, überall von den Franken gedrängt, durch Glarus und über die unwegſamſten Gebirge gen Bünden. Bald nachher verließ er, mit Gram im Herzen über die auf den Alpen verlornen Lorbeern Italiens, mit ſeinem Heere die Armeen der Koalition.

Aber die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden waren von neuem verheert, und der größte Theil deſſen, was ich geordnet und gebaut hatte, war wieder niedergeriſſen.

5.

Mag es immerhin den Namen der Feldherren unsterblich machen, auf den Gipfeln der Alpen, und über den Wolken, und in der Nähe des ewigen Eises Schlachten geschlagen zu haben: ich werde zu den schönsten Tagen meines Lebens jene mühevollen zählen, da ich einen Theil dessen wieder aufrichtete, was jene Bewunderten zertrümmert hatten. — Die edelsten Männer dieser Länder standen mir hilfreich zur Seite; ich ward nur das Werkzeug der Wohlthätigkeit in ihren Händen; ich lieh ihren Wünschen und Entwürfen nur die Macht, mit welcher die Regierung mich ausgerüstet hatte.

Rastlos thätig, und in den schwersten Stürmen unerschütterlich, mehr für seine Mitbürger, als für sich selbst besorgt, ward in diesen Tagen der Unterstatthalter Meyer von Andermatt Vater und Schutzgeist des hohen Bergthales von Urseren *). Mehr als einmal in Lebensgefahr, bald durch die Wuth der Parteien, bald der des Kriegsvolks hingeopfert zu werden, rettete er Vielen das Leben, noch Mehrern das Eigenthum. Vielleicht hat die Schweiz wenige Männer, so

*) Er war Eigenthümer des ersten Wirthshauses zu Andermatt.

groß, so verdienstvoll in ihrem Wirkungskreise, wie diesen einzigen, aufzustellen.

Ihm nach eiferte mit redlicher Thätigkeit Rädle von Freiburg, Unterstatthalter von Altorf, und der greise Altlandammann Thaddeus Schmidt von Altorf, als Präsident der Munizipalität.

Aloys Reding von Schwyz, der einst rühmlich, wie seine Väter, für sein Volk gestritten bei Rothenthurm und am Morgarten, ward Rathgeber und Tröster desselben in den Stunden, da die harten Schicksale unaufhaltsam hereindrangen, welche er mit seiner tapfern Schaar einst vergebens von den heimathlichen Fluren hatte abwehren wollen.

Meinrad Ochsner, ein Kapuziner, Pfarrer von Einsiedeln, welcher, kühn genug für seinen Stand und Orden, aus Kants und dessen Schüler Schriften Licht geschöpft hatte, wohlwollend, helldenkend, und oft mit allzujugendlichem Feuer seinen Idealen nachjagend, fand in dem stillen Beruf der Wohlthätigkeit die schönste Laufbahn seine Ehrgeizes. Er suchte die Armuth auf in ihren Hütten, und gab den Verzweifelnden neues Leben, neue Hoffnung.

Aber auch den Namen jenes Mannes muß ich in der Reihe dieser Edeln nennen, dessen Talente und Tugenden selbst diejenigen bewundern muß-

ten, welche seine Partei haßten. Albrecht Rengger von Brugg, Minister des Innern der helvetischen Republik, entwickelte in dem ganzen Lauf seines Geschäftslebens jene ausserordentlichen Eigenschaften, als Staatsmann, mit einer Kraft und Größe, die ihn, wäre seine Bahn von längerer Dauer gewesen, nebenbuhlerisch in den Rang der vorzüglichsten Geschäftsmänner Europens gestellt haben würden. Mit nie ermüdendem Fleiße paarte sich in ihm schneller Ueberblick des ganzen Chaos vor ihm ruhender Arbeiten, und unbeschreibliche Gewandtheit in ihrer Behandlung. Während er nie das weitläufige Ganze, und dessen innere Uebereinstimmung aus dem geübten, sichern Blick verlor, hatte er den Muth, in die geringfügigsten Einzelnheiten tausendfach verschiedener Geschäfte hinabzusteigen, ohne sich in denselben zu verwirren. Mit oft allzuharter Unbiegsamkeit verfolgte er seine Ideen, und, viel zu ungeschmeidig für einen Staatsmann, konnte er seine Verachtung und seinen Haß gegen diejenigen nie verbergen, die ihm gefehlt zu haben schienen. Streng gegen sich selbst in seinen Forderungen, war er es gegen alle Andere. Zwar wirft man ihm vor, daß er nicht die, einem Geschäftsmann nöthige Menschenkenntniß besessen habe, und doch kann Niemand läugnen, daß die Bureaux seines bedeutenden Ministeriums jederzeit ausgezeichnete,

talentvolle Männer an ihrer Spitze hatten, wie einen Abel Merian Sohn von Basel, oder einen Kasthofer von Bern.

Renggers Genie konnte vielleicht von keinem richtiger beurtheilt werden, als von den ersten Magistraten in den verschiedenen Kantonen. Diese sahen, was er wirkte, und wie. Ohne ihn wäre heut die Schweiz vielleicht um die Hälfte elender und ärmer, als sie es ist. — So lange ich in Unterwalden war, glaubte ich, er weihe als Minister seine Sorgfalt ausschließlich diesem unglückseligen Lande, wie einem Liebling. Aber mit eben der Wirksamkeit fand ich ihn wieder in den Kantonen Zug, Schwyz und Uri. Und als ich über die Alpen in die italienische Schweiz kam, hatte sein Geist, wie allgegenwärtig, mir auch dort schon vorgearbeitet.

6.

Er war es, der mir befahl, die Privatwohlthätigkeit der Schweizer für die drei Urkantone anzuflehen, weil die Regierung ohne Mittel, ohne Kraft war, ein so ungeheures Elend zu mildern. — Ich schrieb jenen durch die Zeitungen bekannt gewordenen Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten. Er lautete also:

„Wer sah die Gelände des Kantons Waldstätten jemals in ihrem Flor? Wer kannte dies prächtige Gebirgsland vor Jahr und Tagen in seinem Wohlstand? — Er komme jetzt; es ist eine Schaubühne mannichfaltiger Noth und schauerlicher Verwüstungen geworden.

„Wanderer, kanntest du den großen und reichen Flecken von Altorf, wo Ueberfluß und Gastfreundschaft wohnten? — Geh hin; du findest ihn nicht mehr. Eine Wildniß von Trümmern wird dich umringen; über Schutt und Aschenhügel weinen bettelnd seine meisten Bewohner, und sprechen deine Hilfe an.

„Zogst du jemals die schöne Straße zum Gotthard hinauf, wo der Fleiß der Bergbewohner den kahlen Felsen fruchtbar machte, und wo das wilde Thal von Urseren dich mit allen Bequemlichkeiten nach deiner mühsamen Reise erquickte? — Geh hin; du suchst es vergebens. Eine unwirthbare Wüstenei wirst du finden, wo um ausgeplünderte, zerschlagene Hütten Menschen mit Kummer und Verzweiflung schleichen, und nach dem letzten Erdapfel scharren, den ihnen der Soldat ließ.

„Wandeltest du einst mit Freuden durch die fruchtbaren Gefilde von Schwyz? Sie sind Schlachtfelder geworden. — Die reichsten Familien flüchteten ins Ausland. Kummer und Furcht

wohnen im Flecken selbst. Von den wüthenden Armeen sind die Häuser ausgeplündert. Manche Familie ist ohne Bett; manche kaufte sich von den Räubern von ihrem Hausgeräth nur das Nöthigste mit Geld und bittern Thränen zurück.

„Standest du einst mit Verwunderung im herrlichen Tempel von Einsiedeln, oder bogst du jemals dort anbetend dein Knie vor den Altären? Geh hin nun in das öde Thal des Jammers, wo an allen Wänden des Tempels und der ärmsten Hütte die Raubsucht und Grausamkeit ihres Fauſt schreckliches Denkmal hinterließ.

„Ach, ich mag von dir nicht reden, armes Land von Stans! — Dein Unglück hat dich berühmt gemacht in der ganzen Welt, und Fremdlinge in den fernsten Gegenden haben über dein Schicksal geweint!

„Gewiß ist von allen Kantonen der Schweiz der Kanton Waldstätten durch den Krieg bei weitem der unglücklichste. — Er war durch die Natur selbst zur Armuth und mäßigen Wohlhabenheit verurtheilt. Er hatte fast nichts, als seine Wiesen und Alpen zur Viehzucht. Dies war sein Reichthum. Unzähliges Vieh ist nun von Kaiserlichen, Franken und Russen geschlachtet und entführt worden; die Heuvorräthe sind vernichtet; die Hütten selbst sind beraubt — was bleibt übrig den Unglücklichen, als Verzweiflung?

„Alles schien sich zu verschwören, dies Land zu vernichten. Prieſter und andere Menſchen, die nichts mehr zu verlieren hatten, belogen und betrogen das gute, leichtgläubige Volk; wiegelten es zu Rebellionen auf, und ſo fing der Bürgerkrieg ſchon im Herbſtmonat vorigen Jahrs in dieſen Bergen an. Unterwalden blutete zuerſt: dann folgten Uri und Schwyz dem unglücklichen Beiſpiel. Ein ganzes Jahr lang war das erſchöpfte Land mit Truppen beladen. — Der Handel nach Italien lag nieder. Der Aelpler konnte ſeine Käſe nicht abſetzen. Er ward arm; die Arbeit eines ganzen Jahrs ging verloren. Ein beſtändiges Regenwetter verderbte die Heuärnten. Was vor der Witterung gerettet wurde, ging durch die Soldaten verloren. Der Arme kann keine Zinſen bezahlen; der Kapitaliſt iſt dadurch zum Bettler geworden.

„Es iſt unmöglich, die Größe der allgemeinen Noth zu beſchreiben. Tauſend ſonſt habliche Familien wiſſen nicht, wovon ſie am folgenden Tage leben werden, womit ſie ihre Kinder im Winter vor Kälte ſchützen, vor dem grimmigen Hunger retten ſollen. An vielen Orten haben die Bauern ihre Erdäpfel unreif aus der Erde gezogen, um ſich das unglückliche Leben zu friſten.

„„O wären wir umgekommen im Kriege, mit unſern armen Kindern, ſo würde uns geholf-

fen sein!“ — Dies sagte mir weinend mehr als ein Vater, mehr als eine Mutter.

„Vielleicht glaubt man mir nicht; vielleicht denkt man, ich sei vom Unglück allzusehr gerührt und übertreibe meine Schilderung vom Jammer der Waldstädte. — Nein, ich erreiche mit Worten die Größe der Noth dieses Volkes nicht. Höret aus dem Munde der Vorgesetzten und Munizipalitäten die Klage selbst.

„So schreibt Urseren:

„„Von der Natur schon in eine ungünstige Lage versetzt, verloren wir nun noch das Wenige, so uns diese sparsam gegönnet hat. — **Zwei Drittheile unserer Einwohner sind schon an den Bettelstab gebracht**; ihre Häuser sind geplündert; ihr Vieh ist getödtet; ihre Ställe sind niedergerissen; ihr Heu ist weggeraubt. Nur wenigen bleibt mehr, als eine zahlreiche Familie unerzogener Kinder.“

„Nicht milder ist die Klage von **Altorf**. Als ich die Liste von allen armen Familien in diesem Distrikt aufnehmen ließ, zählte der zerstörte Flecken von Altorf allein an **sechshundert bettelarme Greise, Männer, Weiber und Kinder!** — Soll ich noch mehr von ihrem Elende sagen, als das, was schon in diesen wenigen Worten liegt?

„Höret die Klage vom Ausschuß aller Munizipalitäten des Bezirks Schwyz:

„„Als wir, sagen sie, als wir den Krieg und dessen schlimme Folgen noch nicht kannten, lebten wir in ländlicher Zufriedenheit, in ungestörter Ruhe, vergnügt mit demjenigen, was unsere Berge und Thäler uns verschafften — fremd waren uns alle weitere Bedürfnisse. — Nun aber hat es mit uns Armen ein ganz anderes Verhältniß! — Diese selige Zufriedenheit ist zerstört, die glückliche Ruhe von uns gewichen, die Früchte unserer Berge und Thäler sind nicht mehr — es mangelt uns Alles! — Unsere Hütten sind ausgeplündert; nichts bleibt uns zurück, als unbrauchbare Stücke; unsere Scheuern sind von dem gesammelten Futter, womit wir unser Vieh zu ernähren gesinnt waren, geleert; der Eigenthümer ist dadurch vom Hause getrieben, der Gläubiger in Armuth gestürzt; viele unserer Wiesen sind auf mehrere Jahre verheert; unsere noch unreifen Baum- und Gartenfrüchte sind geraubt. — In der Gemeinde Schwyz allein sind anderthalb Hundert Hilfsbedürftige, die nichts mehr haben. Das Verzeichniß der Armen im rauhen Muttathal läuft jetzt schon auf sechs bis sieben Hundert Menschen! — Noch wissen wir die Zahl derselben in den andern Gegenden des Bezirks nicht!““

„Und was iſt Einſiedeln? — Noch in den Tagen des Friedens war dort die größte Armuth einheimiſch. Das Volk lebte ſchon damals nur von Wallfahrenden, und von Almoſen. Schon damals ſtanden täglich über hundert Menſchen bettelnd unter den Mauern der prächtigen Abtei — und jetzt — wer reicht ihnen Nahrung und Kleider?

„Erſchüttert von dem unausſprechlichen Leiden dieſer verwüſteten Gegenden, hat unſere Regierung alle ihr möglichen Mittel zur Hilfe ergriffen; ſie hat mir Geldſummen zugewieſen, große Vorräthe von Lebensmitteln aufzukaufen; ſie hat Holz in den Nationalwaldungen angewieſen — aber Alles iſt zu wenig.

„Vaterland, Schweizervolk! ich rufe dich an, tritt du hervor und hilf den Armen!

„Wenn jeder Bürger, jede edelmüthige Schweizerin nur eine Wenigkeit zur Hilfe der unglücklichen Waldſtätter zurücklegen wollte — Kleidungsſtücke von allerlei Art, Leinenzeug, Hausgeräth, — wenn bäuerliche Familien nur von ihrem Korn, Erdäpfeln, gedörrtem Obſt u. ſ. w. ein Geringes abſparen und den vielen Tauſend Armen zur Erquickung überſenden wollten — wie groß würde dadurch die Hilfe ſein, obwohl dieſe Almoſen Niemandem ſehr beſchwerlich zu geben wären!

„Wir leben in einer ſchrecklichen Zeit — ſchier

wanket aller Glaube an Ruhe und Glückseligkeit — wir alle sind mehr oder minder unglücklich — so lasset uns denn einig sein, und fest im Sturm an einander halten, und uns zärtlich unterstüzzen, wie Kinder eines Landes! — Ach, Gott wird uns nicht versinken lassen.

„Auf, wohlthätiges Schweizerherz, laß den armen Bergbewohner nicht verzweifeln. Du kannst helfen, du kannst mit deiner Wohlthat Thränen löschen von den blassen Wangen deines Schweizerbruders — säume nicht — seh' nicht an, ob und was du geben sollst! Du gibst, und dein guter Engel lächelt, und schreibt deine That in das Buch himmlischer Vergeltung!

„Auf, ihr von Gott mit Reichthum Gesegneten! — Hier schmachtet auf hartem Stroh ein kranker Greis, ein verlassenes Kind — wie Gott euch erfreute, so erfreut nun Andere wieder.

„Du, der seine Aernte einsammeln konnte, — vergiß nicht die Tausende, für welche diesmal kein froher Aerntetag erschien.

„Ihr Glücklichen bei frohen Gastmählern, — während euer Freudengesang erschallt, ächzen in unsern Gebirgen kummervolle Väter, hungernde Waisen, Mütter umringt von weinenden Kindern! — Eine Zusammensteuer von euch, und der Segen der Greise, das freudige Lallen der Unmündigen tönt rührend in euer frohes Lied!

„Schweizer! Schweizer, liebe Brüder! noch wollen wir nicht verzagen. Ein Schweizerherz iſt immer voller Erbarmen. — Jeder Berg, ſo ſich aus den Waldſtätten zu den Wolken des Himmels erhebt, iſt für euch ein Erinnerungsmahl an unſere Noth, jedes Gebirg ſtrecket jetzt ſeine Arme gleichſam empor, Hilfe zu fordern für ſeine leidenden Bewohner.

„Schweizer, liebe Brüder, und ſo wie ich heut ſtehe mit thränenvollen Augen an der Spitze von tauſend verlaſſenen und verzagenden Brüdern, und euer Mitleid auffordere für ſie: ſo ſteh' ich einſt wieder an der Spitze dieſer Tauſenden vor Gottes Thron, an dem Tag, da die guten Thaten belohnt werden, — da ſoll unſer heißer Dank für euch zum Richter der Todten und Lebendigen ſteigen.“

Die Schilderung von den Trübſalen dieſer Gegend erweckte ihr tauſend Wohlthäter. Alle Parteien vereinigten ſich zur Unterſtützung der Brüder. Wo Schweizer in entfernten Ländern wohnten, ſandten ſie ihr Scherflein in die beklagenswürdige Heimath. Die Schweizer-Regimenter Reding und Zann in Spanien ſandten über 7000 Franken. Die freundlichen Nachbaren Helvetiens, Biel, Mühlhauſen und Neuenburg, blieben in den Werken der Wohlthätigkeit

nicht zurück. Aus der letztern Grafschaft allein wurden durch die Herren Dupasquier und Montmollin-Meuron weit über 11,000 Franken eingeschickt. Selbst aus verschiedenen Gegenden Deutschlands und Dänemarks, Spaniens, Italiens, man sagt auch Englands, wurden theils an mich selbst, theils an andere Personen in der Schweiz, beträchtliche Summen zur Unterstützung der kleinen Kantone übermacht. Nur, und dieses verdient als eine Merkwürdigkeit aufgezeichnet zu werden, nur Frankreich, dessen Truppen das Unglück bewirkt, dessen Regierungs-Kommissarien die Schweiz ausgeplündert, dessen Politiker all das namenlose Leiden über diese einst friedlichen Gegenden verbreitet hatten — nur Frankreich blieb gefühllos. Von dorther kam kein Sous von den geraubten Millionen an die Verzweifelnden zurück zur Hilfe, während die französischen Blätter meinen Aufruf übersetzten, und sich begnügten, ihn als einen beau morceau d'une noble et simple éloquence zu preisen.

Nicht minder freigebig bewiesen sich die Schweizer selbst. In den Kantonen Zürich, Basel, Bern, Solothurn, Luzern, Leman, Freiburg und Aargau erglühte ein schöner Wetteifer. Ganze Frachtwagen voller Kleidungsstücke, Hausgeräthe, Kirchen-Paramente

und Lebensmittel von unschätzbarem Werth wurden zur Vertheilung in den verheerten Kantonen an den von mir zum Kommissär der Unterstützungen im Kanton Waldstätten ernannten B. Joseph Schindler, Kaufmann in Luzern, gesandt. Die Summen des mir unmittelbar zur Austheilung übermachten Geldes beliefen sich über 31,211 Schweizerfranken.*)

Es ist nur zu gewiß, daß ohne diese reiche Hilfe unzählige Menschen verzweifelt, oder vor Hunger und Elend, oder an Krankheiten umgekommen, oder daß manche Dorfschaften faß ganz durch Auswanderung verodet sein würden.

7.

Um das Schicksal der Aeltern zu erleichtern, welche eine zahlreiche Familie zu ernähren hatten, und ohne Mittel waren, veranstaltete Rengger,

*) Die Anzeige der empfangenen Gaben, so wie ihrer Austheilungen in den Gemeinden, ist im Druck erschienen und damals versandt worden. Sie hat den Titel: Rechenschaft und Verzeichniß der freiwilligen Beiträge edler Schweizer und Schweizerinnen zur Unterstützung der leidenden Menschheit im Kanton Waldstätten, abgelegt von Heinrich Zschokke, helvetischen Regierungs-Kommissär. Luzern, bei X. Meyer und Comp. 1799—1801. 4. 55 S.

Minister des Innern, daß die hilflosesten Kinder dieser Gegenden bei wohlthätigen Bürgern anderer Kantone in unentgeldliche Pflege und Kost untergebracht werden konnten. So wurden mehrere Tausend Kinder beiderlei Geschlechts aus den verheerten Kantonen in der übrigen Schweiz zerstreut, davon die meisten erst nach überall hergestellter Ruhe in die Heimath zurückkehrten.

Allerdings konnte eine solche Verpflanzung der Kinder nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Hinsicht wohlthätig sein. — Bei weitem der größere Theil der verpflanzten Pfleglinge war im Betteln und Nichtsthun auferzogen, roh, ohne Kenntniß, unkundig im Lesen und Schreiben, unreinlich, der Arbeitsamkeit feind, oft diebisch, noch öfter lügenhaft, schadenfroh und mit andern Lastern behaftet.

Von allen Seiten schollen daher die bittersten Klagen über die sittliche Verderbtheit der aus den kleinen Kantonen versandten Kinder, von deren Herzen die Unschuld längst gewichen zu sein schien. Viele dieser Kleinen entliefen ihren Pflegeältern, und trieben lieber Bettelei, als daß sie sich an Arbeit gewöhnt hätten; andere machten sich durch Naschhaftigkeit gehässig; andere durch seltsamen Hochmuth; andere vergalten die Sorgfalt ihrer Ernährer mit Undank aller Art. Nur wenige der Wohlthäter erlebten Freude an ihren Schützlingen.

Die einst wegen ihrer Unschuld und Sitteneinfalt von Reisenden hochgepriesenen Hirtenländer der Schweiz verloren von dieser Zeit an einen großen Theil des schönen Rufes bei andern Kantonen. Man entdeckte in der Verderbtheit der Unmündigen die, unter dem Schleier der Religiosität verhüllte, Schlechtigkeit eines großen Theils der Erwachsenen. Man überzeugte sich von der Wahrheit, daß weder inbrünstiges Anhangen an äussern Kultus, noch eine ungeregelte Freiheit, ein wahrhaft frommes, sittliches, weises Volk bilden.

Bald nach meinem Eintritt in die kleinen Kantone ward ich dieses Uebels besonders unter der ärmern Klasse gewahr, welche bei weitem die größere ist. Die politischen Revolutionen, der Stillstand aller Gewerbe, die Zerstörung aller alten Uebungen, die mit der Fortdauer des Krieges unvermeidlichen Unordnungen, das Beispiel roher, verwilderter Krieger schienen das Sittenverderbniß mit reissender Eile zu vervielfältigen. Die Kirchen und Gottesäcker wurden zwar nie von Betern leer, aber die Schulen fast überall unbesucht; man eilte zwar noch andächtig zu den erlaubten Prozessionen, aber von da wieder, ungeachtet der Armuth, zu den Trinkhäusern, oder zu noch minder sittlichen Handlungen.

Ich widmete daher meine Aufmerksamkeit be-

sonders der Wiederaufrichtung des Schulwesens. Aloys Reding, als Präsident des Erziehungsrathes, stand mir auch hier mit Kraft zur Seite. Die Wiedereröffnung der Schulen ward angeordnet, und zur Aufmunterung derselben wurden kirchliche Feierlichkeiten veranstaltet. Die Schullehrer erhielten eine Schulordnung; für Lehrer und Schüler wurden Belohnungen an Geld und Büchern ausgesetzt; als Prämien wurden tausend Exemplare des vortrefflichen Beckerschen Noth- und Hilfsbüchleins ausgestreut, um gemeinnützigere Kenntnisse zu verbreiten.*) Ich sah mit Vergnügen in Uri, Schwyz, Unterwalden und dem Bezirk Arth an sehr vielen Orten meine Absichten erfüllt.

Zwar, nachdem ich die Waldstädte verließ, ging unter den ewig wechselnden politischen Unruhen und Stürmen das Meiste dessen wieder ein, was Gutes begonnen worden — doch, ich weiß es, nicht alle ausgestreute Saaten sind verloren, und manches hingeworfene Körnlein treibt im Verborgenen seinen Keim, dessen Frucht einem spätern Geschlecht wohlthun wird.

*) Schon damals wagten einige unwissende Mönche und Geistliche heimlich das Noth- und Hilfsbüchlein, als ketzerische Lehre enthaltend, zu verschreien, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen.

Noch Manches ward zu dieser Zeit angefangen, um die Erwerbsquellen der verarmten Gegenden zu vermehren. In Einsiedeln, so wie in Schwyz, bildeten sich ökonomische Gesellschaften, zur Verbesserung der verwahrloseten Landwirthschaft; Gesellschaften, welche heut nicht mehr vorhanden sind, so nützlich für das Land auch ihre Errichtung sein mochte. Man will nichts, als das Alte, und nur das Alte; ob Wohlstand, ob Sittlichkeit, ob Aufklärung des Volks gleich dabei erliegen, ist dem großen Haufen im stolzen Gefühl seiner Unbeschränktheit gleichgültig.

Es wurden zwischen Privatpersonen und der Regierung Unterhandlungen angesponnen, um, zum Ersatz der eingehenden Musselin-Fabriken, Wollentuch-Manufakturen in Unterwalden zu stiften. Der durch Wohlthätigkeit und Begünstigung gemeinnütziger Unternehmungen ehrwürdig gewordene Alt-Landammann Camenzind von Gersau erbot sich zu ansehnlichen Vorschüssen zu diesen Manufakturen. Der Chorherr Mohr von Luzern erbot sich, auf eigene Kosten die Tuchwebereien im Elsaß zu besuchen, und ihre Details zu studieren.

Es wurden Anschläge gemacht, die ansehnlichen Torfgründe des Thales Einsiedeln in höhere Nutzung zu bringen, und ein Torfmagazin

in Brunnen anzulegen, von wo aus dies nützliche Brennmaterial in alle an den Waldstätterſee grenzende Kantone mit leichter Mühe, und ſelbſt die Reuß hinab bis zu den Ufern des Rheins, verflößt werden ſollten.

Man traf Anſtalten, die Steinkohlen-Lager auf dem Roßberg, welche ſchon vorzeiten bei den Eiſenſchmelzen zu Seewen am Lowerzerſee benutzt wurden, unterſuchen und anbauen zu laſſen.

Aber dieſe und andere Entwürfe verloren ſich in dem weiten Reich der frommen, unerfüllten Wünſche. — Dringendere Angelegenheiten riefen mich in die italieniſche Schweiz.

Vierter Abſchnitt.

1.

Am 28. Mai 1800 begab ich mich zur Armee, die, 20,000 Mann ſtark, durch Uri gegen die Lombardei rückte. Den Vortrab derſelben kommandirte General Lapoype.

Die franzöſiſchen Truppen, ſchlecht mit Lebensmitteln und Kleidern verſehen, zogen fröhlich das Gebirg hinan, ungeachtet des rauhen regneriſchen Wetters. In den fruchtbaren, reichen Ebenen Italiens hoffte Jeder auf Erſatz und Ver-

geltung ausgestandener Mühseligkeiten. Noch lag der Schnee auf den Höhen des Gotthard; Menschen und Rosse sanken tief ein. Die leichten Kanonen mußten auseinander genommen, und ihre Stücke über den Schnee geschleift werden. Hie und da stürzten Pferde in die vom Schnee verschütteten Klüfte. Hier tönten die Flüche der Verunglückten; dort zogen jauchzend mit Gesang zwischen den Felsen die Bataillone hinab.

An der obersten Höhe der Gotthardsstraße, in einem öden Klippenthal, wo kaum noch zwischen einzelnen kleinen Seen niederes Gras grünt, und oft in der Mitte des Sommers die todte Einförmigkeit des Winters herrscht, war sonst das Hospitium der Kapuziner, mit einem Hospital, Stallung und Waarenmagazin, gelegen, den Reisenden wohlbekannt. Einige Kapuziner bewohnten damals diese Einsamkeit, mit der Pflicht, den ermüdeten oder in Gefahr schwebenden Wanderern beizustehen. Das Hospital gehörte eigenthümlich der Gemeinde Airolo, welche darin einen Spitalmeister unterhielt zur Verpflegung der Kranken, oder armer Reisenden, oder zur Unterstützung der Säumer und ihrer Saumrosse. *)

*) Außer dem, was von den Säumern und von vermöglichen Reisenden gezahlt wurde, ertheilten das Hospitium und das Hospital jährlich von den Könizen

Wie mancher Fremdling hätte ohne solche milde Stiftung in diesen Einöden sein Leben eingebüßt! — Bald wird er plötzlich von einem Sturmwind überfallen, der ihm Schneewolken nachjagt oder entgegentreibt, alle Spuren des Weges verdeckt, seine Augen verblendet, bis er hilflos zwischen verhüllten Abgründen nicht vor-, nicht zurückeilen kann; bald stürzt von den Höhen mit donnerndem Getöse eine Lauwine nieder, die in ihrem Sturze Alles bedeckt. Noch im Jahr 1775 zerschmetterte eine dieser Lauwinen das Hospitium selbst.

In so stürmischen Tagen ward die Glocke des Hospitals geläutet, um verirrten Reisenden den Wink zu geben, wohin sie ihre Richtung zu nehmen hätten; oder der Spitalmeister und seine Knechte streiften von einer Seite des Berges zur andern, um diejenigen aufzusuchen, die unter dem Schnee liegen konnten. Sie nahmen Hunde mit sich, welche nach allen Seiten strichen, um nothleidende Wanderer zu entdecken; und oft glückte

von Frankreich und von den Erzbischöfen von Mailand bestimmte Summen. Auch wurden jährlich zur Verpflegung der Kranken und armen Wanderer Kollekten gesammelt.

es ihnen auf diese Weise, Unglückliche aus der Gefahr des Todes zu erlösen.

Eben waren, als wir dort vorüberzogen, die Gebäude zertrümmert. Die französischen Truppen hatten daselbst im Winter Vorposten gegen die Leventina gehabt, und ungeachtet ihnen die beklagenswürdigern Bewohner Airolo's und des Ursenthals das Holz auf dem Rücken hinaufgeschleppt hatten, war doch diese Hilfe nicht ausreichend gewesen, die Brennholz-Bedürfnisse der Krieger zu befriedigen. Sie hatten die Dächer, Säulen, Thüren, Fußböden, und Alles, was brennbar gewesen, abgerissen und in Asche verwandelt.

2.

Am 29. Mai des Morgens kam ich in Airolo an. Ein großer Theil der Armee war schon am 28. in das Livinerthal eingerückt. Am 30. ging das Hauptquartier nach Faido, und den folgenden Tag nach Bellinzona. — Die kaiserlichen Truppen, ungefähr 3000 Mann stark, befehligt vom General Davidowich, hatten am gleichen Tage vom General Bussacowich Befehl erhalten, sich mit ihm am Lago maggiore zu vereinigen. Ihren Rückzug zu decken, mußten ohngefähr 400 Kroaten einsweilen dem französischen Vortrab Widerstand leisten an der Brücke über die Moesa, welche unweit Bellinzona aus dem

Misoxerthal hervorrauscht, um sich mit dem jungen Tessin zu vermischen. Es gab einige Verwundete. Die Franzosen machten etliche Gefangene. Beim Recognosciren empfing General Lapoype einen leichten Streifschuß an der Stirn.

Die Armee war bisher immer konzentrirt. Einige Pfarreien des engen Gebirgsthals, durch dessen Oefnungen das Heer zog, mußten die ganze Last desselben tragen. Unerschwingliche Requisitionen wurden ausgeschrieben; ehe man sie eintreiben konnte, durchstreiften die Soldaten alle Felder und Hütten, ihren Hunger zu stillen. Der ganze Zug war ohne die nöthigen Vorbereitungen begonnen.

Diese von Natur armen Gegenden, durch den langen Krieg, durch ewige Truppenmärsche bis zur Verzweiflung erschöpft, waren unvermögend, die ausgeschriebenen Forderungen an Lebensmitteln für die Armee zu leisten. Mehrere Hundert Menschen mußten unaufhörlich den Truppen das schon in Uri aufgesammelte Brod über den Gotthard nachtragen. Meine Befehle zur schleunigsten Herbeischaffung der Lebensmittel waren vergebens: vergebens meine Vorstellungen bei den französischen Generalen, die Ausschweifungen und Plünderungen der Soldaten zu mindern.

„Was soll ich thun," sagte mir der General

Lorge, als ich von ihm begehrte, daß er beim Marsch der Truppen durch die Dorfschaften Wachten durch die Länge derselben hinpflanzen sollte, um Räubereien zu mindern: „Ich kann den Soldaten nicht auf den Bergen nachlaufen. Meine Leute sind mit nichts versehen; sie müssen doch leben.“ Er beklagte sowohl die Lage der Armee, als des Landes, ohne Beistand zu geben.

Der Generallieutenant Maucey erwiederte ebenfalls meine Klagen nur mit den seinigen, ohne helfen zu können. Er beschwerte sich, daß man ihm zum Transport der Lebensmittel und der Munition über das Gebirge zwar die nöthige Unterstützung versprochen, aber nicht geleistet hätte; daß man ihm statt 1500 Pferde nur 212 nach Uri gesandt habe, so daß er bei weitem nicht die erforderliche Munition in gehöriger Zeit, geschweige Lebensmittel über den Gotthard habe schaffen können. In jeder Stunde gewärtig, sich mit dem Feinde schlagen zu müssen, bestürmte er mich in dieser verzweiflungsvollen Lage, Alles aufzuwenden, um, bei Ermangelung des Viehes, die Munition durch Menschenhände von Uri herbeischaffen zu lassen. Ich organisirte endlich diesen Transport, nachdem er 1000 Thaler, oder 6000 französische Livres, ausgezahlt, zur Unterhaltung der Arbeiter. Diese Summen ließ ich an die Dorfschaften der Leventina, nach Verhältniß ihrer

geleisteten Dienste, durch die Vorsteher derselben austheilen.

Um sich von der ungeheuern Größe der Requisitionen einen deutlichen Begriff zu machen, darf ich nur anführen, daß man am ersten Tage, als die Truppen in Bellinzona einrückten, von dieser kleinen, erschöpften Stadt begehrte:

an Brod 21,500 Rationen;
— Reis 21,500 — —
— Heu 1500 — — zu 15 Pfund;
— Fleisch, 20 St. Vieh, jedes zu 500 Pfd.
— Wein 21,000 Rationen;
— Salz 15,000 — —
— Kleien 1500 — —
— Schuhe 3000 Paar.

Durch meine Vorstellungen gelang es mir zwar, diese unerschwinglichen Forderungen zu mildern, aber wie wenig gewann das unglückliche Land dabei! Die Truppen streiften wild und erlaubten sich alle Ausschweifungen. Mehrere Dorfschaften wurden rein ausgeplündert. Selbst Kleider und Hausgeräth wurden den Elenden geraubt. Aber wahr ists, daß auch die Verzweiflung der Soldaten aufs Höchste gestiegen war. Mehrere Tage lang auf dem Marsche über die höchsten Berge, ohne hinlängliche Nahrung und Bekleidung, der rauhesten Witterung preis gegeben,

Nachts beim unaufhörlichen Regen im freien Felde kampirend, ſuchte jeder ſich eigenmächtig Erleichterung des harten Lebens zu ſchaffen. Ich ſah viele Soldaten, welche ohne Schuhe, mit nackten Füßen über den Schnee und die Felſen gewandert waren. Das Gebot der Noth überſchrie die Stimme der Menſchlichkeit.

An einem Nachmittage drang ein unbekannter Menſch zu mir ins Zimmer. Er war in einem zerriſſenen Schlafrock, in Schlafmütze und Pantoffeln. So hatte er die Reiſe aus dem Miſoxerthale nach Bellinzona gemacht, um meinen Beiſtand anzurufen. Es war der unglückliche Pfarrer von Lumino, welcher durch die Soldaten um alles das Seinige gekommen war, und nichts behalten hatte, als die wenigen Kleider, ſo er auf dem Leibe trug. Aber auch der Schlafrock gehörte ihm nicht mehr eigen; denn er hatte ihn von einem Nachbar entlehnen müſſen.

3.

Die franzöſiſche Armee ſpaltete ſich bei Bellinzona in zwei Kolonnen, davon die eine über den Lago maggiore, die andere über den Monte Cenere und Lugano nach Mailand drang. Schon dieſe Vertheilung der bisher in Eins zuſammengedrängten Truppenmaſſe gewährte dem Lande große Erleichterung. — Ich begab mich

nach Luzano, wo meine Anwesenheit von dringender Nothwendigkeit war.

Sobald meine Ankunft ruchbar geworden, flüchteten, aus Furcht vor Reaktionen, mehrere von der Partei derjenigen, durch welche der mörderische Aufstand dreizehn Monate früher gestiftet, oder geleitet worden war. Unter den Geflüchteten befanden sich, wie man mir sagte, der ehemalige Regierungsstatthalter Buonvicini, der Postdirektor Pietro Rossi, der Chef-de-Bureau des erwähnten Statthalters, Emanuel Zauch von Uri und andere mehr. Die patriotische Partei, welche von mir nicht nur Schutz gegen die Gewaltthaten ihrer bisherigen Unterdrücker, sondern auch Rache gegen dieselben erwartete, trat hervor, sich näher an mich zu schliessen.

Noch unbekannt mit den Interessen und Umtrieben dieser Faktionen, und weit entfernt, durch ausschliessliche Begünstigung der einen oder der andern den Bürgerzwist zu verlängern, erklärte ich gleich Anfangs, daß ich keiner Partei angehören, und den Schleier der Vergessenheit über alles Geschehene werfen werde. Ich ließ die Geflüchteten, denen ich Schutz zusicherte, zur Rückkehr einladen, und hob von der andern Seite den auf das Vermögen der geächteten Patrioten gelegten Sequester auf, sobald ich von allen denselben begleitenden Umständen belehrt war.

Diese Mäßigkeit der Gesinnungen, welche keine der Parteien erwartet hatte, machte mich aber bald den Patriſten, als einen Freund der Ariſtokratie, Englands und Oeſterreichs, verdächtig. Ihr Mißmuth ward noch größer, als ich durch die Munizipalität von Lugano das Haus des Poſtdirektors Roſſi zur Wohnung angewieſen erhielt und es bezog. In der That würde ich dieſes Haus nicht bezogen haben, um auch ſelbſt den Schein der Parteilichkeit zu meiden, wenn mir, den erſten Tag meiner Ankunft, Roſſi's Theilnahme an den blutigen Auftritten des Aprils 1799 bekannt geweſen wäre *).

Sobald die franzöſiſchen Truppen die Grenzen der mir anvertrauten Kantone verlaſſen hatten, war ich darauf bedacht, Geſetzlichkeit herzuſtellen. Aber es iſt der Mühe werth, in allgemeinen Umriſſen ein Bild von dem verworrenen und klag-

*) Einige Monate nachher, als General Maluoni förmliche Klage gegen Roſſi, Buonvicini und den Kanonikus Lepori, wegen Entſchädigungen anſtellte, benutzte ich dieſen Anlaß, und verwechſelte die bisherige Wohnung freiwillig mit einer andern, ohne dazu von Seiten der helvetiſchen Regierung, die davon niemals Notiz genommen, aufgefordert werden zu ſeyn, wie die Verfaſſer des früher erwähnten Compendio storico degli Avvenimenti etc. S. 61 ſagen, und auf ihrem fasciculo segreto beweiſen wollen.

lichen Zuſtande dieſer Länder aufzuſtellen, welches lehrreich für den Staatsmann und Geſchichtſchreiber, den Leſer zugleich mit den vielfältigen Hinderniſſen vertraut macht, die der Wiederherſtellung der öffentlichen Ordnung in den Weg traten.

4.

Bei meiner Ankunft fand ich, ſtatt zweier Kantone, acht bis neun verſchiedene Freiſtaaten vor, die ſämmtlich ihre eigenen proviſoriſchen Regierungen beſaßen, mit denen ich zu unterhandeln hatte. Mehr oder minder näherten ſich dieſe Republikchen wieder der vor der Revolution gehabten Verfaſſung, mit welcher jedoch nicht alle Theile des Volkes gleich ſehr zufrieden ſein konnten, wie es unter andern der Fall in Locarno (Luggarus) war.

Dieſer Flecken, obwohl nur von ohngefähr 1200 Seelen bewohnt, war doch in mannigfaltige Parteien getrennt. Von ſieben Klaſſen, in welche ſich die Bewohner des Fleckens unterſchieden, ſahen ſich drei, nämlich die Klaſſe der Nobili, der Borghesi (Bürger) und der Terrieri (älteſte Anwohner und Landſaſſen Locarno's) durch die Revolution in ihren bedeutendern oder unbedeutendern Privilegien und Rechtſamen verkürzt. Die Klaſſe der Oriondo (Bewohner des Fleckens, ehemals in den Dörfern einheimiſch),

der Seffini (einer Art Beisaßen, welche in Erstattung der Abgaben gewisse Vorrechte besaß), so wie die Quatrini und die Klasse der Mensualisti (alle und jede Fremde, die im Flecken wohnten) hielten sich leidend, oder fanden ihr Verhältniß durch die Staatsumwälzung verbessert. Die Contrerevolution änderte nachmals Alles, und gab zu tausend Zwisten Anlaß.

Dazu kam nun wieder der Landleute Eifersucht gegen den Hauptflecken Locarno, dem sie allein den Ursprung der Revolution, der Kriege, und des Eindringens französischer Heere in die Schweiz zuschrieben. Kraft ihrer Majestätsrechte erklärten sie daher auch Locarno allein verpflichtet, alle Unkosten wegen französischer Einquartierungen und Durchmärsche zu tragen *).

Jede Gemeinde formte eine eigene Provinz mit weiten Hoheitsrechten; jede besaß ein eigenes Zivil-Tribunal erster Instanz aus zwei bis drei Gliedern bestehend. Zur Behandlung allgemeiner Staatsangelegenheiten sandte jegliches Dorf einen

*) Das Landvolk, bald auf Neid und Raubgier, bald von Demagogen aufgehetzt, war überall in der Schweiz erbittert gegen die Städte oder Hauptörter. So wollten die Obwaldner Sarnen verbrennen; die Nidwaldner Stanz; die Berner Altorf; die Züricher Zürich; die Aargauer Aarau, u. s. w.

Deputirten zur Generalversammlung nach Locarno mit Instruktionen.

Die Generalversammlung hatte eine Regenza ernannt, die Requisitions- und Militärgeschäfte zu behandeln. Mit dieser Regenza waren zwei Abgeordnete der Landschaft Valle Maggia vereint, die sonst unabhängig, doch auf Befehl des k. k. Regierungs-Kommissärs Gr. v. Coca-Belli mit dem Bezirke Locarno die Kriegslasten gemeinsam zu tragen hatte. — Die Generalversammlung hatte auch ein Kriminal-Tribunal aus fünf Gliedern bestehend ernannt. Das Appellations-Tribunal, aus dreiunddreißig Richtern zusammengesetzt, und in vier Sektionen getheilt, war unmittelbar vom Volke ernannt worden. Jede der Sektionen übte die Justizpflege drei Monate lang im Jahre, und wurde dann von den andern abgelöset.

Nur die Gemeinde Ascona am schönen Lago Maggiore isolirte sich gänzlich, erklärte ihre Independenz, hatte ihr eigenes Gouvernement, Zivil- und Kriminal-Tribunal, und ward, wie Gersau einst am See der vier Waldstädte, die kleinste der kleinen souverainen Republiken.

Immer die bedeutendste Rolle spielte in diesem Gemengsel von Freistaaten, während ihrer kurzen Dauer, die Republik Lugano. Eifersüchtig beobachtet von Locarno und Bellinzona, mußte sie

doch ihren Einfluß geltend zu machen, und hatte an Mendrisio eine treue Bundesgenossin. Obgleich das luganesische Volk (il popolo luganese) in pompvollen Proklamationen immer obenan stand, war die Regierungsform dennoch näher der Aristokratie, als der Demokratie.

So intriguirten und puissancelirten diese Ortschaften gegenseitig, gleich den großen Mächten Europens; die Erscheinung fränkischer Truppen, die Wiederanschließung des Tessins an die Schweiz, störte den kurzen, süßen Traum auf ihnen unangenehme Weise.

Hätte man den Bewohnern der italienischen Schweiz frei Wahl gelassen, nie würden sie sich an eine helvetische Zentral-Regierung geschlossen haben, aber auch nie wieder unter die alt-eidsgenössisch-landvögtliche Herrschaft zurückgekehrt sein. Obwohl arm, besaßen sie doch noch manche Quellen öffentlicher Einnahme, fähig damit ihre kleine Wirthschaft zu bestreiten, wie die Verpachtung der Posten, der Zölle u. s. w., welche sonst den regierenden Kantonen, oder deren Agenten zuflossen, und deren Verlust besonders die Familien der demokratischen Kantone beklagten *).

*) Herr Doktor Höpfner von Bern in seiner vortrefflichen Abhandlung: Ueber die Ursachen des Verfalls des eidgenössischen Bundes.

Alle von der helvetischen Republik angestellt gewesenen öffentlichen Beamten zeigten daher wenig Neigung, ihre Posten wieder einzunehmen, als ich erschien. Noch mehr aber mochte Schuld an dieser Weigerung sein, daß im Kantone Lugano die meisten und im Kantone Bellinzona alle Beamten der Republik ohne Besoldung geblieben waren, während ihr Hauswesen durch den Krieg zerrüttet wurde.

Zürich 1801, gibt S. 55 darin die Verpachtungssumme des Postamtes zu Lugano auf 2132 Louisd'or und 694 Dukaten an, nebst Benennung der Personen, welche dies Geld bezogen.

Ein Gegenstück dazu ist die Verpachtung des Zolles von Locarno. Die eigentlichen Hinleiher dieses Zolles waren die Gesandten der ehemaligen zwölf herrschenden Kantone. Im Jahre 1793 wurde der Zoll um folgende Summen verpachtet:

Es empfing die ehemals souveraine Kammer jährlich	550	Dukaten
Jeder der helvetischen Gesandten alle zwei Jahre	96	—
Jeder Kommissär alle zwei Jahre . .	8	—
Der Landschreiber	8	—
Der Unterschreiber und Großweibel .	8	—
Der Ueberreiter oder Weibel zu Pferd	24	—
	694	Dukaten.

Dies war die stipulirte Summe; außerdem wurden als Honorare und Geschenke vom Zollbeständer entrichtet:

Der italienische Klerus zeigte sich nicht minder widerspenstig. Er, noch immer für seine Altäre fürchtend, eingedenk der durch die neuschweizerischen Gesetze beschränkten Prozessionen und aufgehobenen Zehnten, aus denen er sich ernähren sollte, fuhr fort, das Volk von Kanzel und Beichtstuhl heimlich gegen die neue Ordnung der Dinge aufzuwiegeln. Ja, man war so wenig zurückhal-

Jedem der 12 Gesandten 200 Louisd'or	2400	Louisd'or
Dem Kommissär	20	—
Dem Landschreiber, mit Inbegriff der Investitur	15	—
Dem Unterschreiber	5	—
Den Uebereitern	180	—
Dem Großweibel	4	—
Dem Unterweibel	2	—
	2632	Louisd'or.

Diese Geschenke flossen nun allerdings nicht in die Staatskasse, doch waren sie von solcher Natur daß der Staat sie nicht nur anerkannte, sondern gewissermaßen Rechnung auf sie machte, besonders in den kleinen Kantonen. Man zahlte dort die Stimmen nicht selten theurer, um die Gesandtenstelle bei der Zollverpachtung zu erhalten. Zuweilen mußten die Gesandten noch von diesen Geschenken etwas in ihrem Vaterlande zurückzahlen; zuweilen gab man die Gesandtenstellen solchen Personen als Entschädigung, welche bei andern Kiemiern von dem Ihrigen zugesetzt hatten.

tend, daß die angeordneten Kirchengebete um Glück und Segen für die Waffen Sr. k. k. Majestät noch immerdar von den Kanzeln schollen, auch da die kaiserlichen Truppen schon längst vertrieben waren. Diese Gebete verstummten erst, als ich den würdigen Bischof von Como, Don Carlo Novelli, eingeladen hatte, statt des Flehens um Waffenglück, Gebete um baldigen Frieden anzuordnen.

Der Mißmuth des Volkes stieg aber noch höher, da ihm seit der Wiedereroberung Italiens durch die Franzosen das Getreide der Lombardei nur sparsam und in hohen Preisen, zuweilen gar nicht zugelassen ward, und eine Hungersnoth zu befürchten war*). Eine um diese Zeit grassirende Rindviehseuche vergrößerte die klägliche Lage des Volkes. Die Noth ward so drückend, daß arme Landleute in der Nacht das todte Vieh wieder aus den Gruften heimlich hervorscharrten und verzehr-

*) Im Juli 1800, als die französischen Heeren die Lombardei wieder besetzt hatten, war der Getreidepreis in Mailand folgender:

Weizen, das Malter	60—65	Lire di Milano.			
Reis	„ „	120 —	„	„	„
Roggen	„ „	40—42	„	„	„
Hirse	„ „	35—40	„	„	„
Türkenkorn	„	50—52	„	„	„

Ein Malter (Moggio) enthält acht Stajo oder Scheffel.

ten, was an der Krankheit, einen oder mehrere Tage vorher, gefallen und vergraben worden war.

Rechnet man dazu noch die bange Ungewißheit, worin diese Gegenden und ganz Italien vor der Schlacht von Marengo schwebten, so kennt man in allgemeinen Umrissen den Zustand des Landes, wie ich ihn bei meiner Ankunft sah, und zugleich die Beweggründe, welche mich bei meinen Unternehmungen leiteten, einem der geplagtesten Völker der Schweiz innern Frieden, gesetzliche Ordnung und Wohlstand wieder zu geben.

5.

Bis Italiens Verhängniß durch eine entscheidende Schlacht heller geworden sein würde, bestätigte ich deswegen die einstweilen bestandenen provisorischen Regierungen, deren Leitung ich mir vorbehielt, und begnügte mich, für jeden der beiden Kantone eine Verwaltungskomission zu ernennen, um die Vorarbeiten zur Reorganisation des Landes zu ordnen.

Dieser Schritt, so sehr ihn mir auch die cisalpinisch-patriotische Partei zum Verbrechen machte, entschied über die Ruhe des Landes. Sie sahen freilich, in jenen Regierungen nur Rebellen und Staatsverräther, welche mit den Feinden der Freiheit unterhandelt und gegen die helvetische Republik konspirirt hatten; sie erwarteten, daß ich ohne

anders die helvetischen Gesetze wieder aufrichten, und die Glieder der Interimsregierungen unter strenge Polizeiaufsicht setzen, oder gerichtlich verfolgen würde. Ich aber erblickte in diesen Regierungen Männer vom Volk gewählt, vom Vertrauen des Volks umgeben, die, wenn sie gleich unter, für Helvetien und Frankreich, feindseligen Autoritäten aufgestellt waren, und mit den Feinden der Republik gemeinsame Sache getrieben hatten, dennoch nur ihre Pflicht thaten, dem Gebot der Umstände gehorcht hatten, und mir jetzt zur Ausführung mancher Entwürfe am diensamsten sein konnten. Manches, wodurch die neuen konstitutionellen Autoritäten sich gleich anfangs beim Wiederantritt ihrer Aemter verhaßt gemacht haben würden, mußten eben diese Regierungen auf mein Geheiß ausführen, und so erleichterte ich den Uebergang vom Chaos zur gesetzlichen Ordnung.

Erst am 11. August 1800 wurden die gesammten Obrigkeiten des Kantons Bellinzona und sieben Tage später die des Kantons Lugano installirt. Der Freiheitsbaum wurde am letzten Ort, mit vieler Feierlichkeit errichtet.

Kaum hatten die provisorischen Regierungen ihre Stellen niedergelegt: so ertönte von allen Seiten das wilde Geschrei der patriotischen Faktionen um Rache gegen die Mitglieder der aufge-

lösten Regierungen. Viele der Cisalpinischen forderten Entschädigung für erlittenen Verlust, andere Genugthuung für ausgestandene Leiden in der Verbannung, oder in den Kerkern; Andere schrien um Rache gegen die Urheber des Aufruhrs vom 28. April 1799, und gegen die, welche meuchelmörderischer Weise dabei das Blut der Bürger vergossen hatten.

Allerdings war nicht zu läugnen, daß viele Glieder der provisorischen Regierungen mit Leidenschaft gegen die Patrioten gehandelt, und Unschuldige grausam verfolgt hatten. Ich konnte nichts, als diese Schändlichen, welche die heilige Würde der Obrigkeit mit Gräueln zu entweihen, und die Obergewalt nur zur Befriedigung ihrer Bosheit, ihres Eigennutzes, ihrer Rachsucht zu gebrauchen nicht erröthet waren, der Verachtung preis geben. Aber Prozesse anzuspinnen gegen ehemalige Regierungen, als Regierungen, konnte ich nicht gestatten.

Die Amnestie über alle während der Revolution vorgefallene politische Verbrechen war von der gesetzgebenden Gewalt ausgesprochen. Ich hatte sie bei meinem Eintritt in das italienische Helvetien feierlich verkündet. Einmal mußte die Fehde geendet werden, wenn sie nicht fortaltern sollte. Ausgleichung der gegenseitig erlittenen Verluste und Kränkungen war Unmöglichkeit, und schon

der Verſuch allein würde die Reihe der Uebel mit einer Reihe neuer ins Unendliche verläugnet haben.

Doch nicht die einfachſte Politik allein gebot Vergeſſenheit des Vergangenen und erlittener Unbill — auch die Gerechtigkeit unterſagte mir's, den nicht zu läugnenden Faktionsdespotismus der proviſoriſchen Regierungen zu rügen. Eine unabhängige, ſouveraine Regierung iſt unanklagbar, ſo lange ſie in ihrer Hoheit und Vollmacht daſteht. — Sie kann aber, wenn ſie abgeſchafft und verſchwunden iſt, nicht mehr über ihre Thaten richterlich belangt werden, weil ſie, als Regierung, nirgends mehr vorhanden iſt, obgleich alle Glieder derſelben, als Privatleute, noch am Leben ſein mögen.

Ich ſchärfte deswegen den Regierungsſtatthaltern beider Kantone ein, von Partikularen keine Anklage gegen eine ehemalige Regierung anzunehmen oder zu geſtatten, die nicht durch einen formlichen Akt deſſen, der ſie einſetzte, für ihre Amtsführung verantwortlich gegen die helvetiſche Republik erklärt worden ſei. Da nun die Obrigkeiten dieſer, damals dem Kaiſer unterworfenen, und den helvetiſchen Geſetzen entzogenen Länder, durchaus nicht verantwortlich erklärt worden waren, hatte auch die Regierung des ſchweizeriſchen Staats, deſſen Beamte jene Obrigkeiten nicht waren, kein

Befugniß, dieselben vor ein Tribunal zu ziehen, und nach Gesetzen richten zu lassen, die damals und dort nicht galten, wo die Obrigkeiten errichtet wurden.

Um dergleichen Prozesse gegen die aufgelöseten Regierungen für jede Zukunft unmöglich zu machen, ließ ich die sämmtlichen, gegen die Patrioten während jener Periode geführten richterlichen Akten, besonders diejenigen, welche zu Mendrisio zu großen Stößen erwachsen waren, über den Gotthard hinweg, in die Regierungsarchive nach Bern gehen.

So wurde ein unübersehbarer Strom von neuen Mißhelligkeiten, Feindseligkeiten und vielleicht blutigen Zwisten in der Quelle verstopft. Die Ruhe des Landes war geborgen. Die rachsüchtige Faktion der Patrioten aber konnte diese Handlung mir nicht verzeihen. Sie bemühte sich bei der Regierung, die alle meine Schritte genehmigt hatten, mich zu verleumden; sie griff mich, als dies mißlang, in öffentlichen Druckschriften an; sogar vor den Dolchen ihrer Banditen wurde ich ernstlich gewarnt.

Mehrere Individuen dieser Partei waren nicht wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, sondern in der Lombardei verblieben. In Verbindung mit cisalpinischen oder französischen Behörden übten sie dort an Privatpersonen der italienischen Schweiz,

welche in Handels- oder häuslichen Angelegenheiten Piemont oder die Lombardei betraten, die Rache aus, welche ich ihnen in der Schweiz selbst versagt hatte. Bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand wurden dergleichen Reisende verhaftet, als Feinde Frankreichs, oder als Spionen u. dgl. m. in die Gefängnisse geschleppt, und um Geld gepreßt. So wurde der ehemalige Regierungs-Statthalter Buonvicini zu Mailand von einem Patrioten, Namens Barca, begleitet von sechszehn bis achtzehn französischen Soldaten, mit Genehmigung des General-Kommandanten der Lombardei, Hulin, überfallen; nur durch Erlegung einer beträchtlichen Geldsumme konnte sich Buonvicini ranzioniren. Nachdem er glücklich nach Lugano heimgekommen, empfing er ein anonymes Schreiben, worin ihm von Mailand aus angedroht wurde, daß man ihn durch Meuchelmörder aus der Welt schaffen werde.

Am 15. August wurde ein Parigi von Lugano auf Befehl eines in französischen Diensten stehenden Luganeser Patrioten zu Intra verhaftet, unter dem Vorwand, daß er ohne Päße sei; späterhin in die Gefängnisse nach Palanza geschleppt, und bedroht, nach Novarra geführt zu werden, um erschossen zu werden, weil er von den Aufrührern im April vorigen Jahrs gewesen. Ungeachtet ihm ein von mir visirter Paß zuge-

ſchickt wurde, entließ man ihn doch nur erſt nach Erlegung von 15 Louisd'or aus dem Kerker.

Am 27. Auguſt meldete mir der comitato di polizia generale von Mailand, daß man zu Como, wahrſcheinlich auf Anſtiften eines dort befindlichen Luganeſer Patrioten, den B. Luigi Salomone von Lugano, wegen Mangels der Päſſe arretirt habe, und daß der Comitato ihn in den Gefängniſſen laſſe, weil der Verhaftete ein Theilnehmer der erwähnten Luganeſer Unruhen geweſen ſei. Man wünſchte meine Willensmeinung zu wiſſen. Ich begehrte ohne anders die Freilaſſung des Mannes.

Am 29. Auguſt empfing ich ein Schreiben des unglücklichen Parigi aus den Kerkern von Mailand, der, nachdem er ſchon in den Gefängniſſen von Palanza geplündert worden, auf Antrieb der luganeſiſchen Patrioten wieder in Mailand arretirt wurde, da er ſich in Handelsgeſchäften nach Bergamo begeben wollte.

Alſo dieſe und andere auf einander folgende, widerrechtliche Angriffe gegen Schweizer auf cisalpiniſchem Gebiet verurſachten nothwendig neuerdings allgemeine Erbitterung gegen die cisalpiniſche Partei. Man darf ſich nicht wundern, wenn das Volk, im Augenblick der Anarchie, ſo gräßliche Ausſchweifungen und Grauſamkeiten gegen eine Faktion und deren Freunde begangen

hatte, die zu Anfang der Revolution bewaffnet ins Land gedrungen waren, Verwüstungen gebracht hatten, bald darauf der Amneſtie genoſſen, und nun abermals ihre Feindſeligkeiten erneuerten.

Nur durch die allerernſthafteſten Maasregeln zähmte ich die raſende Wuth dieſer Menſchen. Durch unmittelbare Korreſpondenz mit dem Comitato von Mailand, dem General-Kommandant Hulin, dem General Berthencourt zu Novarra, dem General Soult in Turin u. ſ. f. machte ich dieſen ruchloſen Neckereien Ende.

Mit gleicher Strenge mußt' ich aber von der andern Seite eben dieſe Patrioten gegen die unerſättliche Verfolgungswuth der helvetiſchgeſinnten Partei in Schuz nehmen. Ich hob den Sequeſter von ihrem Vermögen, und als die Regierung von Lugano meinem Befehl Genüge zu leiſten einen Augenblick wankte, kündigte ich ihr ihre Auflöſung und die Verhaftung ihrer Mitglieder an.

Auch fühlte ich nur allzuſehr, daß, wenn jene beim Aufruhr verübten Mordthaten und Plünderungen ganz ohne Ahndung gelaſſen worden wären, das anarchiſche Volk zu einer andern Zeit, gleichſam, als wäre das Vergangene vom Stillſchweigen der geſetzlichen Gewalt gut geheißen, ähnliche Gräuel mit Luſt wiederholen würde.

So ließ ich den Mörder des Jünglings Papi verhaften und den Gerichten überantworten. *) Dieser Böswicht, Namens Giuseppe Curti, im ganzen Lande schon durch Diebereien und Schandthaten aller Art berüchtigt, war schon unter den Landvögten mehrmals Landes verwiesen worden, und dennoch wagte er es immer wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne daß die vormaligen Obrigkeiten Muth gehabt hatten, diesen furchtbaren Bandit zu zähmen. Eben so fourt' ich einem gewissen Franz Tavioli nach, der mir als Mörder des Stoppani denunzirt worden, und seitdem flüchtig, in Italien umherirrend, war.

Nur durch Wachsamkeit und den jeder Partei fest bewiesenen Ernst erreicht' ichs, daß Todfeinde endlich wieder beisammen leben lernten, daß man im Gedränge neuer Ereignisse die alten vergaß. Die Wunden bluteten allmälig aus, und verharschten. Die Schmerzen nahmen ab und

*) Bei seiner Verhaftnehmung, wo er zu entfliehen suchte, ward er von den Soldaten zusammengeschossen. Dieß war seine größte Strafe. So lang ich in Lugano war, dauerte sein Prozeß. Kaum war der Bandit von seinen Wunden geheilt, und ich in die Schweiz zurück, ließ man den Böswicht — vielleicht aus Furcht vor seinem Anhang — entschlüpfen!

lieſſen andern Empfindungen Raum; Beſonnenheit kehrte wieder zurück.

Es iſt kein Arzt, als die Zeit.

6.

Aber noch ein anderer, weitgreifender Grund hatte mich bewogen, die Organiſation der italieniſchen Schweiz zu verzögern. Um dieſe ganz zu gewinnen, mußte ich den durch Abſchaffung der Zehnten aller Einkunfte beraubten Klerus mit der Regierung verſöhnen, deren Stellvertreter ich war.

Ich glaube ſchon einmal erwähnt zu haben, daß der Zehnten in den italieniſchen Kantonen, ſeit Beſitznahme derſelben durch die Oeſterreicher, auf Befehl des kaiſerlichen Regierungs-Kommiſſärs Grafen von Cocaſtelli wieder hergeſtellt worden war. Der geringſte Theil davon war Eigenthum des Staats; er gehörte meiſtens Partikularen, und diente beſonders zur Unterhaltung der Geiſtlichen und milder Stiftungen.

Bis jetzt war noch immer keine Entſchädigung für die Zehntbeſitzer ausfindig gemacht worden — aber das ſchweizeriſche Geſetz, welches ihn vernichtet hatte, beſtand noch. Die Geiſtlichkeit war gezwungen, Almoſen zu fordern.

So lange die italieniſchen Kantone noch nicht

der schweizerischen Konstitution gemäß organisirt waren, sondern ihre provisorischen Regierungen besaßen, glaubte ich auch das helvetische Zehntgesetz umgehen zu können. Indem ich jene Regierungen einsweilen bestätigte, ließ ich auch ihre Verordnung in Kraft. Erst als die Aerntezeit vorüber war, hob ich mit den provisorischen Regierungen auch ihre Verordnungen und den Zehnten auf.

Lange konnte ich vom Vollziehungs-Ausschuß der Republik in dieser Hinsicht keine Gutheißung meines Verfahrens erlangen. In den Sitzungen der gesetzgebenden Räthe ward ich öffentlich angeklagt, als hätten die Schmeicheleien des Erzbischofs von Mailand und des Bischofs von Como mich bewogen, die Gesetze der Republik zu Gunsten der Priester aufzuopfern. Erst hierauf kamen die Gesetzgeber der Schweiz von ihrem traurigen Irrthum zurück, und führten die Entrichtung der Zehnten wieder ein, nachdem das Vaterland lange genug unter einem Gesetz gelitten hatte, welches eben so ungerecht, als unpolitisch gewesen.

Der helvetische Vollziehungs-Ausschuß fühlte das Gewicht meiner Gründe, und arbeitete, die Gesetzgeber für meine Ansichten zu bestimmen. Nicht ohne Mühe erreichte er seinen Zweck; aber das Dekret der gesetzgebenden Räthe war so um-

wunden und seltsam gestellt, daß es in der Geschichte zur Karakteristik dieser Versammlung aufbewahrt zu werden verdient *).

7.

Ich kann nicht anders glauben, als daß diese Denkschrift über meinen Aufenthalt in der italienischen Schweiz, ungeachtet sie die Geschichte wenig bereichert, für denkende Männer nicht ohne alles Interesse sein mögen.

Als ich im Spätjahr 1800 vom Vollziehungsrath der helvetischen Republik, nach vollbrachter Reorganisation jener Kantone, meine Entlassung begehrte, konnte ich mit dem Bewußtsein, ein Land von den Gräueln der Gesetzlosigkeit gerettet, Frieden, Ordnung, Gerechtigkeit und Vertrauen

*) Folgendes ist der Inhalt des Dekrets: „Die gesetzgebenden Räthe, auf die Botschaft des Vollziehungs-Ausschusses vom 30. Brachmonat 1800, wodurch derselbe beabsichtet, in den italienischen Kantonen den Zehnten für dieses Jahr beziehen zu können; — in Erwägung der äussern und innern politischen Lage dieser Kantone, haben nach erklärter Dringlichkeit beschlossen: Den Vollziehungs-Ausschuß zu bevollmächtigen, diejenigen Auflagen für dieses Jahr in den Kantonen Bellinzona und Lugano beziehen zu lassen, welche er am zweckmäßigsten finden wird. Bern, 9. Heumonat 1800."

zur Regierung hergestellt zu haben, scheiden. Ich war von den Italienern geehrt, und weh that es mir, daß ich, um meine Zwecke zu erreichen, mehr hatte von ihrer Furcht, als ihrer Liebe hoffen müssen.

Zwei unangenehme Begebenheiten trübten noch die letzten Zeiten meiner Sendung. Sie verdienen in mehr als einer Hinsicht gekannt zu werden.

Die patriottische Partei, überall durch meine Dazwischenkunft gelähmt, neue Feindseligkeiten zu üben, wußte sich durch französische Autoritäten bei der Regierung in Bern geltend zu machen.

Der französische Brigade-General Mainoni, dessen Mutter in Lugano lebte, trat als Ankläger auf, nannte den gewesenen Regierungsstatthalter Buonvicini, den Postdirektor Rossi, und den Kanonikus Leporí Urheber des Aufruhrs vom April 1799, und daß sie es gewesen seien, welche den Oesterreichern beim Einmarsche in Lugano die zurückgelassenen Effekten der 44. Halbbrigade verrathen hätten, worunter sich auch diejenigen des Generals Mainoni, damals österreichischen Kriegsgefangenen, befunden haben sollen. Mainoni forderte jetzt die vollkommenste Entschädigung für seinen Verlust, und trug seine Ansprüche unmittelbar durch den bevollmächtigten französischen Minister Reinhard vor.

Aehnliche Anklagen und Entschädigungsforde-

rungen richtete, zu Gunsten des in französischen Militärdiensten stehenden Luganeser Patrioten Barca, der Generalkommandant der Lombardei, Hulin, an mich. Die helvetische Regierung befahl mir, unverzüglich die strengsten Untersuchungen anzustellen, und den Prozeß gegen die Angeklagten regelmäßig einleiten zu lassen.

Meine Pflicht war, zu gehorchen. Ich befahl dem Kantonsgericht Lugano, eine Untersuchungs-Kommission niederzusetzen, von welcher, zur Beförderung der Unparteilichkeit, kein Bürger des Distrikts Lugano Mitglied sein sollte. Ich legte der Kommission die Anklageakten vor, und bezeichnete ihr mit Unparteilichkeit die Hauptgegenstände ihrer Untersuchung. — Sie schritt zum Werke. Allein ihr mangelten alle bestimmtern Data, Beweisstücke und Zeugen der erhobenen Anklagen. In wiederholten Malen, als den 26. Juli, den 19. August, forderte ich den General Mainoni, unterm 5. August den französischen Minister Reinhard durch den helvetischen Minister Begos, unterm 11. und 18. August den Kommandant Hulin auf, mir Beweise für die Gültigkeit ihrer Anklage, Zeugen oder Zeugnisse für den ihnen durch die Angeklagten gestifteten Verlust zu übermachen. Meine Mühe war vergebens. Keiner antwortete. Die Verhöre der Angeklagten, die aufgebrachten Beweise ihrer Unschuld,

ihre Rechtfertigungen gegen die ohne alle Zeugnisse gelassenen Beschuldigungen wurden ausgefertigt und der Regierung selbst zur Einsicht übersandt.

So lange ich in den Kantonen jenseits des Gotthard verblieb, waren die Angeklagten unter gesetzlichem Schutz. Man erwartete nur meine Abreise, um ohne Furcht und Hinderniß die Verfolgungen derselben zu beginnen. Die Patrioten suchten die cisalpinische Regierung und die fränkischen Autoritäten in ihr Interesse zu verweben. In einem offiziellen Blatte von Mailand wurden die fränkischen Autoritäten ungescheut zu willkührlichen Gewaltshandlungen gegen die Angeklagten aufgefordert, und ward ich namentlich der Verrätherei gegen die helvetische Republik und gegen die Republikaner beschuldigt, wegen eben der Prozesse, in welchen ich zu Gunsten der cisalpinischen Patrioten mehr gethan, als strenge Pflicht von mir begehren konnte.

Buonvicini und Rossi, ihrer Personen, ihrer Freiheit, ihres Lebens nicht mehr sicher, mußten sich, bald nach meiner Abreise aus der italienischen Schweiz, in die geheimsten Wildnisse der Gebirge flüchten. Viele Wochen kämpften sie dort mit allen Ungemächlichkeiten des Lebens. Durch Umwege erreichten sie endlich die deutsche Schweiz. Sie eilten nach Bern; sie stellten sich

ihrer Regierung dar, und diese war endlich so gerecht und muthvoll, durch einen bestimmten Spruch allen Gewaltshandlungen der Ausländer und der Faktionsmänner Schranken zu setzen, die Beklagten frei und schuldlos zu erklären, und sie unter ihren unmittelbaren Schutz zu nehmen.

8.

Meine Abreise aus der italienischen Schweiz nach Bern ward durch eine Verkettung abscheulicher Begebenheiten beschleunigt, deren Folgen ich zu verhindern nicht Macht genug besaß. Die Noth forderte, daß ich den helvetischen Vollziehungsrath persönlich von allen durch französische Behörden verübten Barbareien unterrichtete.

Theils durch den langen Aufenthalt der kaiserlichen Truppen, theils und noch mehr durch die Durchmärsche französischer Heere, waren im Lauf des Jahres die Kantone Bellinzona und Lugano von Lebensmitteln entblößt und bis zur Verzweiflung erschöpft.

Kaum hatte nach Bonaparte's Abreise Feldherr Massena den Oberbefehl in Cisalpinien empfangen, verbot dieser aufs strengste die Ausfuhr alles Getreides aus der Lombardei, unter dem Vorwand, seine Armee keinen Mangel leiden zu lassen. Er behielt sich jedoch vor, von ihm

unterzeichnete Bewilligungen von Kornausfuhr auszufertigen.

Ein Befehl, wie der des Obergenerals, mußte Hungersnoth bewirken. Ich schilderte unterm 4. Juli dem General Oudinot, Chef des Generalstabs der italienischen Armee, die traurige Lage dieses Landes, und begehrte von ihm wenigstens Anlegung kleiner Kornmagazine zu Faido, Bellinzona und Lugano, sowohl für die französischen Garnisonen, welche von dem Lande unterhalten werden mußten, als für die Bedürfnisse der täglich durchziehenden Soldaten, die ihre Corps aufsuchten, der Verwundeten, der kaiserlichen Deserteurs (die Zahl Aller überstieg täglich die Zahl von zweihundert), welche auf Unkosten der unglücklichen Gemeinden leben wollten. — Oudinot ertheilte mir ausweichende Antwort. Massena antwortete mir (auf ähnliche ihm gemachte Vorstellungen vom 16. Juli), daß er wirklich meinen Wünschen gemäß zu jenem Behuf schon ein Kornmagazin zu Lecco angelegt habe.

Inzwischen genoß das Land nur wenige, oder gar keine Hülfe von Lecco aus. — Die französischen Truppen wurden zwar späterhin aus den Kantonen gezogen, aber durch mehrere Kompagnien cisalpinischer Infanterie ersetzt. Die Noth ward schreiender; das Volk gerieth in Verzweiflung und Gährung.

Ich sandte Giuseppe Chicheri von Bellinzona mit einem Schreiben an Massena, um freie Kornausfuhr zu bewirken. Dieser beschloß darauf, daß den italienischen Kantonen wöchentlich die Beziehung von 100 Malter (Moggio) Korn aus dem Cisalpinischen gestattet sei. Chicheri meldete mir ausserdem, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ich noch ausserordentliche Kornausfuhr erhalten könnte, wenn ich für jeden Sack Getreide einen Neuenthaler an das Bureau des Oberbefehlshabers zahlen würde.

Allein auch diese Wohlthat für das Land ward bald unterbrochen. Es schien Plan zu sein, das Volk der italienischen Schweiz durch künstliche Hungersnoth in Gährung zu setzen. Unbekannt ist mir davon der Zweck. Aber bei der neuen Bildung der italienischen Republik sprach man in Mailand laut davon, daß ihre Grenzen bis zu den Gipfeln des Gotthard ausgedehnt werden sollten.

Ein vom Divisionsgeneral Gardanne nach Lugano gesandter Kriegskommissär zeigte mir an, daß auf Kosten der Kantone ein Kornmagazin für die durchziehenden und in unsern Gemeinden kantonniren sollenden Truppen angelegt werden sollte. Ich erwiederte dem General Gardanne, daß

bei der Hungersnoth im Lande, da man das verscharrte, an Krankheiten gefallene, halbverwesete Vieh wieder hervorsuchte, und bei den geringen Quantitäten Getreides, welche Massena auszuführen gestatte, seine Forderung schlechterdings nicht erfüllt werden könne. Ich ließ es dabei bewenden, und das Kornmagazin ward nicht angelegt.

Fast in jeder Woche sah ich mich gezwungen, bald bei der damaligen Commissione governativa della Cisalpina, bald bei dem Oberbefehlshaber Massena um besondere Erlaubniß zur Ausführung einiger Hundert Säcke Korn zu betteln.

Als die künstliche Hungersnoth vollendet war, wurden die französischen und italienischen Truppen aus diesem Theil der Schweiz hinweggenommen, und durch vier Kompagnien schweizerischer Infanterie ersetzt, welche das Land nothwendig ernähren mußte. Ja, was grausamer war, eben diese vier Kompagnien Schweizer, welche von der helvetischen Regierung den französischen Befehlshabern zur Disposition gegeben waren, erhielten keine andere Bestimmung, als die allfällige Ausfuhr des Korns aus der Lombardei, so durch Schleifwege geschehen konnte, zu hindern. Schweizer wurden befehligt, ihre Mitbürger auszuhungern, von denen sie ernährt werden sollten.

Während dieser schrecklichen Lage des Landes,

wo das Volk in die Berge ging, Wurzeln zu suchen, um seinen Hunger zu stillen, erschien ein französischer Proviantkommissär, reichlich mit Getreide versehen, zu Locarno, setzte sich daselbst, und verkaufte die Frucht in ungeheuern Preisen dem hungernden Volk.

Ich hatte für Locarno vom Oberbefehlshaber Massena abermals eine Ausfuhr einer gewissen Quantität Korns erbettelt. Versehen mit der schriftlichen Erlaubniß Massena's, das Korn nach Locarno zu bringen, ward dasselbe über den Lago maggiore dahin geführt, aber schon am ersten Landungsort von fränkischen Militärbehörden in Beschlag genommen, und unter dem Vorwande, daß man an der Aechtheit von Massena's Unterschrift zweifle, so lange festgehalten, bis Massena's Unterschrift, von ihm abermals bestätigt, aus Mailand zurückgekommen sein würde. Mittlerweile hatte der Proviantkommissär zu Lugano alle Muße, sein Korn in den höchsten Preisen loszuschlagen.

Auf ähnliche Weise verfuhr man zu Lugano. Ein Adjutant-Kommandant Bouffin zu Como hatte die Kühnheit, auf schweizerischem Grund und Boden, ja in Lugano selbst, fünfundsiebenzig Säcke Korn, die von Privatleuten, versehen mit förmlichen Ausfuhrbewilligungen, aus der Lombardei dahin gebracht waren, in Beschlag nehmen

zu lassen, unter dem Vorwande, die Ausfuhrscheine seien nicht in der Regel. — In Helvetien bestand kein Gesetz, welches die Einfuhr fremden Korns, sei es durch Contrebande, oder in der vorgeschriebenen Ordnung, untersagte. Eine fremde Gewalt durfte nicht wagen, die Gesetze des Auslandes auf schweizerischem Boden zu vollstrecken — nur in eigentlichen Kriegs- und Militärfällen hatte Frankreich ein förmliches Recht.

Jener Bouffin machte sich endlich anheischig, den Eigenthümern ihr Korn verabfolgen zu lassen, wenn sie ihm zehn Zechinen geben würden! Ich kam von Bellinzona nach Lugano zurück, vernahm den Vorfall, verbot die geforderte Geldsumme auszuzahlen, und gestattete den Kaufleuten, ihr Eigenthum aus dem Magazine zu nehmen und es zu verkaufen. Der Hauptmann der in Lugano garnisonirenden Schweizertruppen, Namens Rüttimann von Luzern, hatte vom französischen General bestimmten Befehl, das Korn nicht verabfolgen zu lassen. Als Stellvertreter der schweizerischen Regierung befahl ich schriftlich dem Hauptmanne, das Korn den Eigenthümern auszuhändigen. Ich machte mich anheischig, alle Folgen dieses Schrittes, und alle Verantwortlichkeit desfalls über mich zu nehmen. „Erinnern Sie sich," sagte ich zu ihm, „daß Sie Schweizer sind. Ihre Pflicht ist's, in Militärangelegenheiten den

französischen Befehlshabern zu gehorchen. Aber in Kollisionsfällen sind Sie sich erst dem Vaterlande schuldig, ehe Sie dem Auslande dienen." — Er folgte meinem Befehle.

Ich hatte schon seit einigen Wochen meine Entlassung von der Regierung erhalten. Ich flog nach Bern, um die Dazwischenkunft des helvetischen Vollziehungsrathes anzurufen.

Bald nach meiner Abreise schickte der Divisionsgeneral Gardanne einige Personen nach Lugano, und zwang die Eigenthümer des Korns ohne weitere Untersuchung, dasselbe herauszugeben. Wärs ich zu der Zeit in Lugano gewesen, ich hätte meine Drohung erfüllt, ich hätte Gewalt mit Gewalt vertrieben, und für das Recht des Vaterlandes kein Menschenleben geschont.

Niemand war mehr zu beklagen, als der Hauptmann Rüttimann. Es war nahe daran, daß er wegen Erfüllung meiner Befehle nach Mailand vor ein Kriegsgericht geschleppt werden sollte. Er bereute seine That nie. Er rühmte sich ihrer mit edelm Stolze. Aber der Verdruß um diese Begebenheiten zerrüttete seine Gesundheit. Er fiel in ein hitziges Fieber und starb.

Edler Jüngling, den ich wegen seiner Tugend als meinen Freund ehrte, du warst nicht der einzige, der als Opfer fremder Barbarei fiel, unter welcher unser Vaterland blutete! Diese Thräne

weihe ich dir, und allen Unglücklichen deines Gleichen!

In Locarno brach die Verzweiflung des Volkes in Thätlichkeiten aus. Als, bald nach meiner Abreise, sich einige mit Korn beladene Schiffe aus Cisalpinien dem Flecken nähern, und auf Befehl der höhern Militärbehörden die dort garnisonirenden wenigen Schweizertruppen den Schiffen das Landen wehren wollten, empörten sich die Landleute und zerstreuten die bewaffnete Macht. — Der wuchernde französische Proviant-Kommissär wurde auf den öffentlichen Platz hingeschleppt, ein Kapuziner nahm ihm die Beichte ab, dann wurde er von den Bauern erschossen.

Sobald ich in Bern angekommen war, schilderte ich vor dem Vollziehungsrathe die Lage der italienischen Kantone mit den lebhaftesten Farben. Ich wiederholte dasselbe mündlich und schriftlich dem französischen Minister Reinhard, und darf nicht zweifeln, daß meine Vorstellungen ohne Wirkung geblieben sind.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Zweiter Theil.

Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799.
Friedrich Cäsar Laharpe.
Nikolaus Friedrich von Steiger.
Schwarz von Sonnenburg.
Ludwig Burkard von Basel.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Der Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799.

Quantum religio potuit suadere malorum.

Lucretius

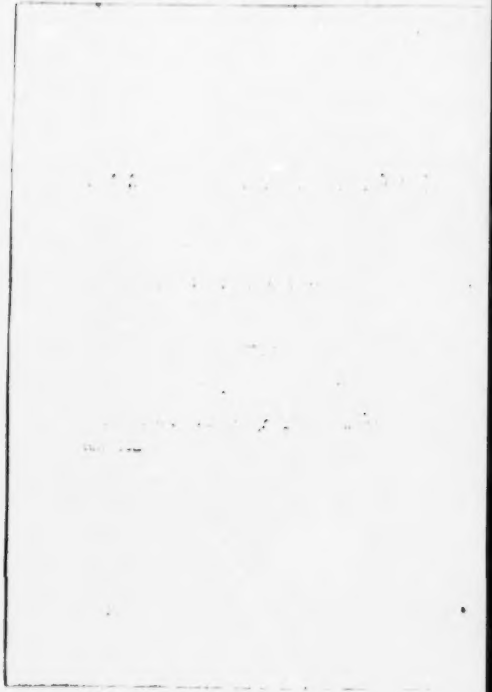

Die folgende Darstellung erschien zuerst im Jahr 1804 im zweiten Band der „historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung“, wo auch mehrere Briefe und Urkunden im Anhange beigedruckt waren, die hier, so wie die häufigen Hinweisungen auf Prospekten u. dgl. weggelassen werden, aus denen der Verfasser manche Einzelnheit schöpfte.

Erster Abschnitt.

1.

Weltkundig ist die Zerstörung des schönen Hirtenlandes Unterwalden in Helvetien durch fränkische Waffen. Die Klage um den blutigen Fall dieses kleinen Freistaats war so allgemein, daß selbst die Ueberwinder sich nicht ihres Sieges zu rühmen wagten. Die öffentliche Stimme Europens, man darf sagen die Stimme der Menschheit, hatte sich einmal gegen die Verbrechen der französischen Regierung, damals Direktorium geheißen, laut angekündet, Frankreichs Waffenthaten in Helvetien empfingen den Schein der

Mordbrennerei, und die besiegten Hirten wurden in den Glanz der Helden gestellt.

Ich ergreife die Feder, um dies traurige Ereigniß zu beschreiben, wie ich es aus dem Munde der Augenzeugen, aus amtlichen Berichten und gerichtlichen Verhören vernahm. Ich lebte lange genug unter jenem beklagten Volke, u.a seine Tugenden und Fehler zu erkennen; und sehe keinen Gewinn darin, der Nachwelt eine Lüge zu überliefern, oder Gefahr darin, einem Theile meiner Zeitgenossen zu mißfallen.

Ehe ich die Erzählung des fürchterlichen Schicksals beginne, welchem Unterwalden erlag, werde ich ein Gemälde von dem Zustande dieses Ländchens voransenden, dessen es sich rühmte, ehe es in den allgemeinen Untergang der Eidsgenossenschaft verwickelt wurde.

2.

Die meisten Geschichtsschreiber haben den Fehler gemein, daß sie das Volk, dem sie ihren Griffel weihen, unvermerkt liebgewinnen, und ihm mit aller Kunst der historischen Muse, selbst auf Unkosten der Wahrheit, Interesse zu erwerben suchen.

Bald hören wir eine kriegerische Nation rühmen, welche, umringt von Triumphen, Feinden Frieden gebietet; bald ein Volk, welches seit Jahrhunderten, unter seinen Oelbäumen ruhend, kein

Waffengeräusch vernahm: bald ein Reich, welches durch Handel und Gewerbsfleiß die Schätze aller Indien sammelt, und mit seinem Golde die halbe Welt fesselt; bald einen Staat, der in Vergessenheit, ohne Reichthum und Kultur, an häuslicher Genügsamkeit eine Gesellin seiner Armuth und Bildungslosigkeit hat.

Der Weltweise beurtheilt im Volke die Menschheit, in wie fern sie mehr oder minder veredelt erscheint; er kennt das Ziel, dem nachgeeilt werden muß, und untersucht die gegebenen Bedingungen des Volks, unter welchen es sich dem Ziele nähern könne.

Für ihn ist diejenige Nation Ruhmes werth, welche geachtet von Nachbarn, unabhängig, frei, durch innere Verfassung jedem Bürger die meisten Gelegenheiten zur Vergrößerung des Wohlstandes, der Geistesbildung und Sittlichkeit gewährt. Für ihn ist, auch ohne Thatengeräusch, jenes Volk auf den höhern Stufen der Vollkommenheit, welches mit wachsendem Wohlstand fortschreitende Kultur und Sitteneinfalt verknüpft.

Kriegerische Tapferkeit und Größe, ohne Rechtlichkeit und Großmuth, verdienen in Europa keines Lorbeers mehr, da auch die barbarischen Horden Indiens sich solcher Tugend rühmen können. Luxus und Reichthum ohne Sitteneinfalt adeln kein Volk, weil

jeder reiche Wollüstling öffentlichen Lobes werth sein müßte. — **Einfalt der Sitten**, liebenswürdig an sich, ist bei Barbaren ohne Verdienst, nur **Kind der Noth**; wohl gebührt ihr die Palme bei gebildeten, in geselligem Zusammenhang wohnenden Menschen, und im Schooße des Ueberflusses. — **Zufriedenheit** mit seinem Zustande ist kein Beweis wahren Völkerglücks; denn also hat jeder Mensch, in allen Lagen seines Lebens in jeder Zone und Zeit, sein bestimmtes Maas Glücks und Unglücks; so wären die rohesten Nomadenstämme die glücklichsten, weil sie, unkundig des Bessern, mit ihrem Treiben die Zufriedensten sind; so wären zur Thierheit hinabgesunkene Sklaven glücklich, weil sie, zufrieden mit ihrem Loose, die angebotene Erlosung von den Ketten der Leibeigenschaft verschmähen.

3.

Der alte Freistaat Unterwalden, von holzreichen Gebirgen umfangen und durchzogen, im Herzen der Schweiz und den Vierwaldstättersee von Mittag begrenzend, hatte kaum die mäßige Ausdehnung von zwölf Geviertmeilen. Die gesammte Volksmenge auf diesem engen Bezirk erreichte ungefähr die Zahl von zwanzigtausend Seelen, war mithin nur der Bevölkerung einer Stadt von kaum mittlerer Größe gleich. Er übte

aber Herrscherrechte gemeinsam mit andern Kantonen der Schweiz über verschiedene Gegenden des unterthänigen Helvetiens, über die Vogteien des Rheinthals, der obern freien Aemter, der Landschaft Sargans, des Thurgau, in der italienischen Schweiz zu Lugano, Locarno, Mendrisio und Vallemaggia, auch über Bellinzona, Polenza und die Riviera *).

Ich will hier nicht die ältere Geschichte der kleinen Hirtenrepublik wiederholen, da sie aus den Werken ausländischer und einheimischer Schriftsteller bekannt genug ist **). Eben so wenig ist es meine Absicht, ihre einfache Staatsverfassung und deren Geist zu schildern. Es genügt zu wissen, daß dies Bergvolk seit uralten Zeiten einer

*) Ueber die drei letztern eigentlich Nidwalden allein mit Uri und Schwyz.

**) Abbé Joseph Businger, nachmaliger Pfarrer von Stans, und Lieutenant Zelger, nachmaliger Oberrichter, bearbeiteten gemeinschaftlich aus Urkunden die Geschichte ihres Kantons: „Kleiner Versuch einer Geschichte des Freistaats Unterwalden, ob und nid dem Kernwalde". 2 Bände. 8. Luzern. 1789 und 1791. Sie führten ihre Erzählung nur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Sinn für Toleranz, Sittlichkeit und Industrie einzuflößen, ist einer der ersten Zwecke ihrer Arbeit gewesen.

ungemeſſenen Freiheit genoß. Es übte unmittelbar in Landesgemeinden ſein Hoheitsrecht; ernannte ſeine Vorſteher; gab und vernichtete Geſetze und ließ ſich weniger von der Beſtimmtheit und Strenge der letztern, als von ſeinem natürlichen Gefühl des Rechts und Unrechts leiten.

Dieſe einfache Staatsverfaſſung, welche im Weſentlichen denen der übrigen Hirtenſtaaten der alten Schweiz ſehr verwandt war, iſt älter, als der Freiheitsſchwur der Eidsgenoſſen im Grütli, und als Tellens Tyrannenmord. — Sie erbte ſeit einem Jahrtauſend von Enkeln zu Enkeln, und indem ſie den mäßigen Bedürfniſſen, den unverwickelten Verhältniſſen der Bürger angemeſſen war und blieb, gewann ſie durch den Zauber des Gewohnten und das Heilige des Alterthums eine unerſchütterliche Feſtigkeit.

Nur eine einzige, vom Volke ausgemachte, große Staatsveränderung kennt die Geſchichte von Unterwalden. Aber auch ſie fällt in frühe Zeiten und wahrſcheinlich ſchon in die Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Ehe nämlich dieſe Gebirge und Thäler reich bevölkert waren, hatten ſie im Flecken Stans ihre gemeinſchaftliche Richtſtatte, und zu Wyſerlen, einem Orte in der Mitte des Landes, die Verſammlungen der Landesgemeinde. Stans, in einem anmuthigen fruchtbaren Thale gelegen, we-

nige Stunden von der Stadt Luzern, und nahe am Ufer des Sees, behauptete eben sowohl durch die Bequemlichkeit seiner Lage das Ansehen des Hauptortes, als dadurch, daß alle Niederlassungen in entferntern Gegenden und Wildnissen in ihm ihre erste Heimath und Geburtsstätte zu ehren gewohnt waren. Daher wurden die Bewohner jener Gelände vor Zeiten nur „nur die Leute von Stannes“ geheißen.

Da aber die Volkszahl sich mehrte, und viele reiche und angesehene Leute die entlegenen Thäler verliessen, um dem Hauptort näher zu wohnen; auch die Klagenden viel Zeit und Aufwand den Reisen zur entfernten Gerichtsstätte widmen mußten, erhob sich mancherlei Zwist. Die Folge desselben war eine Trennung des obern Thales von dem untern in innern Angelegenheiten.

Ein langer Gebirgsstreif von der Nachbarschaft des ewigbereiseten Titlis bis zur Ebene von Stans, und im Boden des Thales ein dichtes Gehölz, genannt der Kernwald, ward die Grenzscheide der Getrennten.

Das Volk ob dem Kernwald (Obwalden) bildete von da an eine eigene Republik, dessen Hauptort Sarnen wurde, so wie Stans es für Unterwalden nid dem Kernwald (Nidwalden) blieb.

Ungeachtet dieser Scheidung und getrennten Haushaltung, betrachteten sich doch die Einwoh-

ner der zwei Unterwalden immer noch als ein gemeinsames, blutsverwandtes Volk. Sie hatten gleichen Ursprung, gleiche Sprache, gleichen Glauben, gleiche Erwerbsquellen. Im Kriege fochten sie unter einerlei Panier und Hauptmann. Gegen das Ausland waren sie nur ein Staatskörper, auf den gemeineidsgenössischen Tagsatzungen nur eine Stimme.

Es konnte inzwischen nach dieser Trennung doch nicht an mancherlei Zwisten fehlen, welche unter Nachbaren gewöhnlich sind; Zwiste, welche Quellen des sogenannten Nationalhasses werden können. Eine gewisse Nebenbuhlerei vererbte bis in die spätesten Zeiten, und äusserte sich zuweilen mit einer Heftigkeit, die selbst den Bürgerkrieg drohte.

Die Eifersucht zu vermehren, trug gewiß auch die Verschiedenheit der Gemüthsarten beider Völkerchen bei. Nur in Gebirgsländern findet man Beispiele von so auffallenden Abweichungen der Bewohner eines engen Landbezirks, wovon man in Ebenen keine Vorstellung besitzt.

Das Thal von Obwalden, höher gelegen, heiterer und freier, als Nidwalden, sieht den Schnee früher auf den Matten und ihn später zu den Berggipfeln zurückkehren. Die Luft ist reiner, unbeengter.

Im Lande nid dem Kernwald ziehen die Berge

enger zusammen, in ihren Schlünden Nebel und Regengewölke gern nährend. Von hier aus schweifen an den waldigen Halden der Gebirge düstere Regenschauer hervor, während über Schwyz und Luzern am entgegengesetzten Seeufer noch heller Himmel lächelt.

Der Körperbau der Obwaldner ist schöner, fleischiger, die Gesichtsfarbe blühender, lebhafter. Der Körperbau der Nidwaldner ist gedrängter. Sie sind stark, knochigt, hager, von minder frischer Farbe.

Obwalden beherbergt ein heiteres, freundliches Volk, es ist gewandter, friedlicher.

Nidwalden beherrscht ein ernsterer Geist, das Volk ist gutmüthig, aber finsterer, zurückhaltender in seinem Wesen; minder lebhaft, schwärmerisch-eifrig in seinem kirchlichen Glauben; kriegslustig und kaltsinnig in der Gefahr.

4.

Es gehörte dieser kleine Freistaat zu denjenigen, in welchen seit Jahrhunderten kein Fortschreiten der Kultur wahrgenommen wurde. Das Volk behielt mit den Gebräuchen der Vorwelt deren Unwissenheit, wie dies der Fall in den meisten demokratischen Kantonen der Schweiz war.

Obgleich Unterwalden weniger berühmte Staatsmänner, Gelehrte, Dichter und Künstler hervorbrachte, als faſt alle andern Kantone der Schweiz: ſo fehlte es ihm doch an ſolchen nicht gänzlich. Auch bemerkte man immer da, wo das Volk nicht durch einſeitiges Intereſſe oder durch Vorurtheile gebunden war, kraftvollen Mutterwitz, Schnelligkeit im Begreifen, Geiſtesgegenwart, und geſundes Urtheil, wodurch es vortheilhaft, wie das Volk jedes herrſchenden Kantons, von dem mehr oder minder niedergedrückten, an Nahrungsſorgen klebenden Geiſt unterthäniger Landſchaften abſtach.

Nur von den Händen der Geiſtlichkeit, welche unter den Hirten allein im Ruf und Beſitz der Wiſſenſchaft war oder ſein ſollte, konnten dieſe einige Veredlung empfangen. Allein die Ernennung der Geiſtlichen zu Pfarreien lag in der Macht des Volks. Unfähig, deren Tugenden und Kenntniſſe zu prüfen, gab es meiſtens demjenigen die Stimme, der durch Familienverbindungen bedeutendern Einfluß hatte, oder die Kunſt verſtand, durch Schmänke den künftigen Pfarrkindern beliebt zu werden. Bei dieſen Pfarrwahlen geſchahen nur zu oft die unwürdigſten Umtriebe; und es ereignete ſich nicht ſelten, daß, beſonders in neuern Zeiten, der Kandidat durch Ausgelaſſenheit bei Trinkgelagen, oder durch Scherze im Bauerngeſchmack ſeiner Wahlmänner Huld und

Zutrauen und Spannzettel gewann *). Der Lehrer des Volks blieb aber auch nach der Wahl noch immer von der Gnade seiner Gemeinde abhängig, indem diese die Wahl alljährlich bestätigte, oder bei eingehenden Klagen vernichtete.

Solche Verhältnisse beschränkten die nützliche Wirksamkeit des Geistlichen. Es mußte ihm, bei gewöhnlich sehr mäßigem Einkommen, mehr darum zu thun sein, sich im Amte zu erhalten, seine Einnahmen durch allerlei Mittel zu vergrößern, denn für Aufklärung und Veredelung zu wirken, selbst wenn er dazu Eigenschaften besessen hätte. Er verwandte ausser der Zeit, welche er kirchlichen Pflichten schuldig war, die meiste Sorge auf Gewinnung größern Einflusses. Er schmeichelte Launen und Meinungen der ungebildeten Menge, trat in ihre Familiengeheimnisse, unterhielt Parteien, und erkünstelte so allmälig eine Obergewalt, welche seinen Stuhl sichern konnte.

Hieraus erklärt sich die ziemlich allgemeine Neigung der Geistlichen, besonders in katholischen Demokratien der Schweiz, zum Leiten des Volks.

---

*) Spannzettel oder Spannbriefe hießen in den kleinen Kantonen die Bestallungsbriefe der Pfarrer, welche ihnen nach geschehener Wahl vorgelegt wurden, und die Wahlbedingungen, Gerichtsbarkeit, Lasten und Einnahmen der Pfarrei erzeigten.

Herkommen, Religion, Beichtſtuhl und ſelbſt das Recht, in politiſchen Volksverſammlungen die Stimme erheben zu dürfen, öffneten ihnen die Bahn. In Landesgemeinden hörte man den Vortrag der Weltgeiſtlichen und ſelbſt der Kapuziner, auch wenn ſie Ausländer waren, zuerſt. Sie hatten ſogar Erlaubniß, bei Wahlen mitzuſtimmen, und machten ſich durch dieſes Vorrecht, ſo wie durch Beredſamkeit, ſelbſt den Gebildetern wichtig.

Von Vorurtheilen befangene Menſchen ſind furchtſam bei Neuerungen. Sie lieben betretene Bahn, und erblicken in jeder Abweichung eine Verirrung.

Daher durfte auch kein Geiſtlicher, ohne Gefahr ſeines Anſehens, der Einführung nützlicher Anſtalten und Einrichtungen das Wort reden, welche von dem Gewohnten abwichen. Seine Feinde oder Neider wußten es ſchnell zu benutzen, um ihn zu ſtürzen.

So ward der Unterricht der Jugend vernachläſſigt. Die Kinder der Landleute wurden, wie ihre Vorfahren waren, und ihre Nachkommen konnten nicht beſſer werden. Es lag ſogar zuweilen in der Hauspolitik der reichern Geſchlechter, deren Glieder durch Handel, durch Reiſen, durch ausländiſche Kriegsdienſte einen höhern Grad von Bildung gewonnen hatten, das Volk in moraliſcher

Verwilderung zu lassen, um der ersten Staatsämter und des Einflusses sicherer zu sein.

5.

Wirklich war in Unterwalden immer der Armuth viel, und selten Bestreben, sie zu mindern. Sehr reiche Privatleute hatte das Land nie, sondern nur wohlhabende, bemittelte und eine große Zahl höchstdürftiger Bürger. Unwissenheit, Trägheit und Mangel sind unzertrennliche Gesellen.

Ausser der dem Hirtenstab anklebenden Lust am Nichtsthun, hatte das Land noch einige andere Ursachen der Verarmung seiner Bürger. Dahin gehörte die Leichtigkeit, sich zu verheirathen.

Gewöhnt dürftig zu leben, fiel es einem neuen Ehepaar nicht schwer, sich zu erhalten. Schon im fünfzehnten Jahre hatte der Knabe das Recht, als eingesessener Landmann, den Landesgemeinden beizuwohnen. Als Taglöhner, Hirt und Knecht war er bald im Stande sich zu ernähren; er heirathete und konnte, wenn er kein eigenthümliches Vieh besaß, seinen Antheil an den Allmeinden gegen baares Geld Andern überlassen. Diese Sicherheit machte ihn unbesorgter für die Zukunft. Vermehrte sich seine Familie durch Kinder, daß sein Gewinn nicht für den Unterhalt derselben ausreichte, so wurden sie zum Betteln angehal-

ten. Die Freigebigkeit der vielen Reisenden begünstigte den unedeln Erwerb an Straßen und Wegen. Traten Krankheiten und andere Unglücksfälle ein; waren die reichern Verwandten verpflichtet, Unterstützung an Geld und Lebensmitteln zu gewähren. Diese Ausgabe war oft für wohlhabende Personen sehr beträchtlich.

Eine andere, nicht minder wirkende Ursache an Verhinderung allgemeinern Wohlstandes war die Zeitverschwendung, welche allzugroße Kirchenfrömmigkeit nach sich zog.

Nicht ohne Ursach schmückte man dies Bergvolk mit dem Namen der frommen Unterwaldner. Ihr natürliches Neigen zur Schwermuth und Klage, zum traurigen Anschauen der Dinge, machte ihnen den düstern Pomp der Religion, die trostverkündenden Geheimnisse der Kirche, und die unbeschwerliche Beobachtung eines Kultus, welcher auf Einbildungskraft und Empfindung jedes Alters zauberhaft anschlägt, unentbehrlich. Man sah daher die Kirchen selten von Betern, die Straßen von Wallfahrenden, die Gräber von hinknienden Verwandten leer. Mit einer kirchlichen Handlung ward jeder Tag begonnen und geendet, jedes wichtige bürgerliche Geschäft, das erste Auswandern des Viehes in die Frühlingsmatten, das freundliche Gastmahl

und der Sturm politischer Versammlungen eröffnet.

Die Menge der Festtage und kirchlichen Uebungen, während sie den arbeitsamen Händen einen wichtigen Theil vom unerkauflichen Schatz der Zeit entrissen, begünstigten die Entspannung und Thatenlosigkeit des Müßiggängers.

Werkheiligkeit ist keine Frömmigkeit; und Armuth seltener die Mutter der Tugend, als schädlicher Entwürfe, neidischer Empfindungen und der Begier, in groben Ausschweifungen Entschädigung zu suchen.

Allerdings mußte Dürftigkeit des Volks die Sitten verschlimmern. Schadenfreude beim Verlust der Großen, Neid und Verleumdung gegen die Reichen, Undankbarkeit und Treulosigkeit, üble Haushaltung und Schlemmerei mitten in der Armuth waren die ersten Folgen. Nur die allmächtigen Bande der Gewohnheit, nur das in allen Schweizern unauslöschliche Ehrgefühl im Kreise ihrer Heimath, verhütete größeres Verderben.

Es war indessen im frommen Unterwalden groß genug, daß die edelsten Männer, die redlichsten Freunde des Vaterlandes laut dagegen klagten. Aber nicht mit trockenen Lehren

wird Unsittlichkeit zerstört, sondern daß man dem Uebel die Wurzel nehme.

Auch die Staatsverfassung, so ehrwürdig sie durch ihr Alterthum stand, ward durch Einfluß der Armuth und des bettelhaften Eigennutzes angegriffen. Die Mehrheit der Landsgemeinden war eben dadurch nicht mehr frei. Hoffnung geringen Gewinns überwog die Gründe der Vernunft, die Wahrheiten des weisen Redners. — Bei Besetzung der Aemter in Unterthanenlanden wurden solche von der Landsgemeinde den Meistbietenden verkauft, und die für Ertheilung der Ehrenstellen gelöseten Geldsummen unter die Stimmenden vertheilt. Dies geschah in Nidwalden; nicht also in Obwalden. Hier wurden nur zwei Landvogteien im eigentlichen Sinne verkauft; aber das dafür empfangene Geld verlor sich nicht in den Händen der Stimmgebenden, sondern floß in den öffentlichen Schatz.

Es wagte auch wohl dann und wann ein treuer Patriot, gegen die Entehrung des Volks zu reden. Es ward der Vortheil in's Licht gestellt, statt die erlöseten Summen an Landleute, unter den Namen der Gaben, zu versplittern, sie zu öffentlichen Anstalten zu sammeln — aber gewöhnlich ward er zurückgewiesen, und mußte fürchten, Feind des Volks geheißen zu werden, weil er sein Volk liebte.

6.

Der allgemeinste und vorzüglichste Nahrungszweig Nidwaldens ist die Viehzucht. Diese wird mit der den schweizerischen Hirten eigenen Sorgfalt betrieben. Ihr sind die weiten Alpen in den Höhen, und die fruchtbaren Matten in den Thalungen ausschliessend gewidmet. Eine Kuh verzinsete sich jährlich mit fünfzig bis achtzig, ja selbst, doch selten und nur in den ergiebigsten Gegenden, mit hundert Gulden.

Nach einer im Jahre 1794 von der Kommission der Eilfer *) in Nidwalden vorgenommenen Aufnahme des gesammten Heu- und Viehstandes, betrug die vorhandene Summe des Heues an Klaftern 27,714, und an „Lupschwer“ oder Stükken Hauptvieh 4994. Nach der Verheerung des Landes durch die Franken im Jahre 1798 waren die Gemeinds-Alpen nicht mehr ganz mit Vieh besetzt, so daß 1799 wegen Mangel des Heues und Verbrennung der Scheunen 400 Stück Vieh weniger berechnet wurden, und zwei fremde Sen-

*) Nidwalden war politisch in elf Kirchen getheilt. Ein Rathsglied aus jeder Kirch, verbunden mit den Landräthen der Kirch Stans, bildeten unter Vorsitz des Landammanns den Wochenrath, welcher wöchentlich zweimal gehalten ward.

ten *) aus Obwalden und Luzern in die Nidwaldner Alpen traten.

Die jährliche Ausfuhr von Vieh, Käse, Anken oder Butter, Felle, Unschlitt u. dgl. mehr, war daher beträchtlich und machte die größte Einnahme des Landes. Hingegen Heu aus dem Lande zu führen, blieb gesetzlich verboten: eben so wenig wurde die Milch auswärts verkauft.

Der reiche Gewinn, welchen, bei geringerer Arbeit, Viehzucht gewährt, verdrängte den Ackerbau. Es fehlte nicht an Versuchen, Kornbau zu treiben; aber die damit verknüpfte Beschwerlichkeit schreckte bald wieder zurück; und da das Vorurtheil sich selbst im minder fruchtbaren Boden der Anpflanzung der Futterkräuter entgegenstämmte, wurde das Land nie in dem Grade benuht, als es sich vortheilhaft darbot.

Das nöthige Korn bezieht man von den Luzerner Märkten, und begnügt sich allenfalls in einzelnen Gärten Gemüse und Erdäpfel zu ziehen. Flachs wird fast gar nicht, Hanf nur wenig, und kaum für die Bedürfnisse des Landes hinreichend gebaut.

Dagegen ist der Obstbau vorzüglicher. Das ganze schöne Stanserthal gleicht einem Gar-

*) Eine gewöhnliche Sente in den Unterwaldner Alpen begreift vierundzwanzig Kühe und einen Stier.

ten, worin, zwiſchen üppigen, mit Fruchtbäumen bepflanzten Matten, Hütten und Dörfer zerſtreut liegen. Das Obſt iſt ein bedeutender Theil vom Reichthum wohlhabender Familien. Es wird theils gebacken, theils zu Moſt gebraucht. Auch gebricht es nicht an einer Menge zahmer Kaſtanienbäume, welche beſonders die Seeufer bei Kerſiten beſchatten, und deren Früchte in Nachbargelände verführt werden.

Die reichen Waldungen der Gebirge gehören zum Schatz des Landes, und noch immer werden anſehnliche Geldſummen für ausgeführtes Bau- und Brennholz bezogen. Aber wegen gänzlicher Unkunde in der Forſtwirthſchaft verdünnen ſich die nutzbarſten Gehölze. Indem man die nächſtgelegenen Waldreviere nach Bequemlichkeit abtrieb, ohne an Gehau und Schonung zu denken, veröden dieſelben und zwingen zu den entferntern Zuflucht zu nehmen. Eine Klafter Scheiterholz, welche noch vor zwanzig Jahren zu drei Gulden verkauft ward, gilt jetzt ſchon acht Gulden. Dieſe Verſpürung des Holzmangels vermochte die Obrigkeit vor der Revolution, die Ausfuhr des Holzes in andere Kantone einzuſchränken. Ein großer Theil, vielleicht der größte von den Hochwäldern, liegt ſo hoch in den Gebirgen, daß der Transport des Holzes beſchwerlich, koſtbar, oft faſt unmöglich iſt. Unde-

kannt mit den Vortheilen der Holzflößen und Riesen der Tyroler, Salzburger und Pontironen der italienischen Schweiz, verdirbt jährlich eine ungeheure Menge des besten Holzes.

An Kunstfleiß fehlt es den Unterwaldnern. Statt ihre rohen Materialien selbst zu verarbeiten, verkaufen sie dieselben und nehmen solche verarbeitet um den doppelten Preis zurück. Wenige Weber arbeiten nur für das Land, und man läßt noch auswärts weben. Tuchmacher, Töpfer, Hutmacher u. s. f. fehlen gänzlich. Inzwischen nimmt doch auch hier Sinn für größere Bequemlichkeit zu. Man kleidet sich minder in halbwollenes Landtuch, wie ehemals, sondern begehrt ganz wollenes, auch wohl feine Zeuge. Vor fünfzig Jahren hat der Tuchhandel im ganzen Lande nicht so viel abgeworfen, als jetzt von vier bis fünf Kaufleuten einer allein absetzt. In gleichem Verhältnisse ist das Bedürfniß von baumwollenen und Seidenzeugen, Gewürzen, Kaffee, Tabak u. s. w. gestiegen.

7.

Das Volk blieb, was es von jeher gewesen, ein einfaches, braves Hirtenvolk, unwissend, werkheilig, ohne Wetteifer, es sei denn in kriegerischer Tapferkeit, worin es keinem Volke der Schweiz wich. Es liebte sein Vaterland mit jener edeln

Schwärmerei, welche das ſüße Gefühl der Freiheit und die Erinnerung an die Thaten der Vorwelt, durch welche ſie errungen ward, erzeugen muß. Es war zufrieden mit ſeinem Zuſtande; zufrieden mit einer Verfaſſung des Landes, worin jede Abänderung nur eine Schmälerung der Volksrechte werden konnte; zufrieden mit dem kirchlichen Kultus und deſſen Wirkungen.

Es ſehnte ſich nach keinem Ruhme, nach keinem Vorzuge. Sein Vaterland war ihm die Grenze alles Erdenglücks. Freiheit ſicherte ihm ſein Loos diesſeits und Religion jenſeits des Grabes. Eins oder das andere angreifen, war Hochverrath und Majeſtätsverbrechen.

Zweiter Abſchnitt.

1.

So war Unterwalden, als das verhängnißvolle Jahr erſchien, in welchem es dem franzöſiſchen Vollziehungsdirektorium gefiel, durch ſeine Feldherren Brune und Schauenburg die Eidsgenoſſenſchaft zerſtören zu laſſen.

Unterwalden glänzte im Anfange des großen Kampfes nicht durch eigene Thätigkeit. Es folgte, verbunden mit ſeinen älteſten Schickſalsgenoſſen, Uri und Schwyz, den Beiſpielen derſelben.

Verschiedene Ursachen vereinten sich, die Thätigkeit Unterwaldens zu lähmen, und zwar in einem Zeitpunkte, wo sie am rühmlichsten erschienen sein würde.

Das Volk, wiewohl es den Anzug feindlichgesinnter Heere gegen die abendliche Schweiz vernahm, und von den Gährungen aller Unterthanen-Lande, und von den Ansprüchen des stolzen Frankreichs, und von der Selbstvernichtung der alten Basler Regierung hörte *), verharrte in dumpfer Betäubung. An seine Verfassung gewohnt, unfähig, sich ein Bild von Zerstörung bisher bestandener Verhältnisse, von Schöpfung neuer zu entwerfen, dünkte ihm der Untergang seines kleinen Staats Unmöglichkeit.

Es hielt die Gefahr, welche den Umsturz der Eidsgenossenschaft drohte, für sich selbst so entfernt, daß seine Abgesandten noch am 7. Hornung zu Brunnen am See Hilfe an Bern verweigerten, „weil der Bundesfall noch nicht dazu vorhanden sei". Im Gefühle seiner Unschuld wähnte es sich geborgen. Es sah, wenn alles Unglück zusammenströmen sollte, endlich im Felsenring seiner Gebirge eine unüberwindliche Festung, deren Inneres noch kein siegender Feind berührt hatte seit Jahrtausenden; es fühlte in

*) Den 31. Jänner 1798.

ſeinen Adern noch das Blut der Altvordern und die Kraft, für Freiheit in den Tod zu eilen; es ſah mit hoffnungsvollem Blick auf den Beiſtand des Himmels und ſeiner Heiligen, und fürchtete in einem ſo machtvollen Bündniſſe nicht die Waffen aller Völker.

Während die Hirten in ſtolzer Sicherheit unter dem Schutze der Himmliſchen ihre Heerden pflegten, traten auch ihre Obrigkeiten nur gezwungen zum Kampfplatze. Keiner ſtand unter ihnen, der das gefährliche Gewebe ganz überſchaut hätte, welches Frankreichs Staatskunſt über die geſammte Eidsgenoſſenſchaft ausdehnte. Was die Thätigkeit der Vorgeſetzten noch mehr lähmte, war der Zwieſpalt unter ihnen ſelbſt, welcher ſich in allen ſeinen fürchterlichen Wirkungen enthüllte, als Bern und Solothurn und Freiburg ſchon unter Frankreichs Waffen gefallen waren, und die Noth am höchſten ſtieg.

Frieden und die Freundſchaft, welche der Oberfeldherr Brune noch im Namen ſeiner Republik den demokratiſchen Ständen der Schweiz zugeſichert hatte, hob er endlich durch ſeine Verkündung einer Einen und untheilbaren Republik bald wieder auf, und ſein Nachfolger im Oberbefehle der franzöſiſchen Armee, Schauenburg, vollendete das Begonnene.

So war es entſchieden, daß auch die Hirten-

kantone aufgelöset, und in die Form eines neuen Freistaates verschmolzen werden sollten. Sich selbst überlassen waren schon die mächtigsten Bundesglieder der Eigsgenossenschaft im ungleichen Kampfe gefallen; jetzt mußten die Hirtenländer entweder allein für ihre Selbstständigkeit in den Streit gehen oder dem Gebote des Ueberwinders gehorchen.

Hellsehendere Männer beider Unterwalden aber verkannten nicht die Größe der Gefahr, und das Vergebliche in dem ungeheuern Wagestücke, mit einer Handvoll der neuen Kriegskunst unerfahrner Aelpler, den Besiegern der europäischen Könige Stirn zu bieten. Es schien Weisheit, sich dem Schicksal mit Gelassenheit zu unterwerfen, und für die Menschheit da Gewinn zu ziehen, wo für den kleinen Staatsverein Verlust sein sollte. Jenseits der Stürme, in welchen die Bande vieler kleinen, in sich selbst kraftlosen Republiken zerrissen, lächelte eine trostvollere Zukunft — da zeigte die Hoffnung alle Schweizer als ein einziges und darum zum Schutz der Freiheit stärkeres Volk; da galten nicht mehr die Schranken der Geburts- und Ortsvorrechte; da konnte bessere Gerechtigkeitspflege aufgehen; da wurden Vorurtheile zerstört, welche sich der Aufnahme des Handels, des Ackerbaues, der Wissenschaften und nützlichen Künste bisher unüberwindlich entgegengebäumt

hatten; da ſah man die Majeſtät des Aberglaubens erblaſſen, und Tugend und Talent in den Wettkampf gehen, wo ſonſt Umtriebe, Leidenſchaft und barbariſche Unwiſſenheit um den Preis geſtritten hatten.

Solches waren die Anſichten und Hoffnungen der gebildetern Männer, und hiemit beſchwichtigten ſie ihren eigenen Kummer um den Verluſt einer Staatsverfaſſung, welche ihnen minder durch innere Güte, als durch ehrwürdiges Alterthum und durch die beifpielloſe Ungerechtigkeit der anrückenden Zerſtörer theuer war *).

Als nun die Frage durch's erſchütterte Volk lief: ob Kampf bis zum Tode, ob freiwilliges Eintreten in die neue Landesverfaſſung der Schweiz? riethen ſie vom fruchtloſen Widerſtande ab, und zur Theilnahme an dem Schickſale der übrigen Kantone.

Ihr Wort ſiegte in den Verſammlungen zu Obwalden. Des frommen Nikolaus von der Flüe Enkel ſchirmten in ihrer Heimath Friedensſinn und Eintracht; weltliche Obrigkeit und Geiſtliche handelten in freundlicher Verbindung; und

*) Solche Männer wurden von der Parteiwuth nachmals Revolutionairs, Jakobiner, Metapolitiker, Metaphyſiker, Philoſophen genannt.

zu eben der Zeit, da Uri, Schwyz, Nidwalden, Zug und Glarus zusammengetreten waren im Hauptflecken Schwyz, den Kriegsbund gegen Frankreich zum Schirme des alten Regiments zu schliessen *), nahm das Volk von Obwalden, und mit ihm die Abtei Engelberg im Hochgebirge, die neuhelvetische Staatsverfassung feierlich an.

Vergebens mahnten Abgeordnete Nidwaldens von diesem Schritte ab; vergebens zürnten die andern kriegslustigen, demokratischen Stände gegen Obwaldens Abfall vom ewigen Bunde — mächtiger sprach die Nähe fränkischer Schaaren, welche über Thun gegen den Brünig, Obwaldens mittägliches Grenzgebirg, im Zeitraume weniger Stunden ziehen konnten.

2.

In Nidwalden war die Zahl der Einsichtsvollern nicht groß, oder deren Stimme nicht mächtig genug gegen die Leidenschaft Aller, und gegen den Einfluß der Geistlichkeit.

Im lebendigen Gefühle seiner Kraft, seiner Freiheit, seiner Unschuld wollte man nun und nie von Unterwerfung hören. Der heroische Geist Arnolds von Winkelried flammte in allen

*) Den 1. April 1798.

seinen Enkeln. Die Hirten stiegen nieder von ihren Bergen, sahen himmlische Erscheinungen und sprachen mit Prophetenzungen. Die Geistlichen fachten mit Worten heiligen Eifers den grenzenlosen Zorn gewaltiger an. Sie deuteten im Geiste auf die öden Tempel Gottes, auf die zerbrochenen Altäre, auf die geschändeten Heiligthümer der Kirche. Es war nicht mehr um die alte Staatsverfassung und ihren Tausch gegen eine neue, nicht mehr um das zeitliche Wohl Unterwaldens, sondern um die alleinseligmachende Religion, um den Preis der Ewigkeit zu thun. Und Alles schwor, eher Leib und Leben, als den Himmel zu verlieren; eher allem Elende, als dem neuen Heidenthume Hand zu reichen.

Es ward eine Landsgemeinde ausgekündet. Sie sollte, gegen die Bedachtsamkeit der etwanigen Hellseher im Lande, der Triumph der Priesterschaft werden.

Von dieser geleitet, und das Bild des Gekreuzigten vorangetragen, zog am 7. April des Jahres 1798 das Volk gen Wyl an der Aa zur Landsgemeinde. Hier unter freiem Himmel, umschlossen vom ehrwürdigen Kranze tausendjähriger Linden und Buchen, welche noch von der Hand der ersten Freiheitsstifter gepflanzt zu sein schienen, sank es betend auf die Knice, den Himmel

um Erleuchtung anflehend. Dann forderten hundert Stimmen vor Allem des Landes Seelenhirten auf, über die neuhelvetiſche Staatsverfaſſung zu reden.

Da erhoben ſich im Kreiſe der Landleute die Prieſter. Der Vornehmſten ihrer einer rief: „Was den Urſprung der Konſtitution betrifft, ſo kömmt ſie aus Paris — dieſem gottloſen Babylon! Ihre Urheber ſind weltbekannt. Man nennt ſie Janeniſten, Deiſten, Naturaliſten, Atheiſten, Philoſophen, Freidenker, Aufklärer, Freimaurer, Illuminaten, Jakobiner u. ſ. w. — Irrende Sterne ſind ſie, denen die ewige Finſterniß vorbehalten iſt; ungeſtüme Meereswellen, die ihre eigene Schande ausſchäumen; — Böſewichte, die Kains Wege wandeln, Balaams Verführung um den Lohn ausſchütten, und durch Kores Widerſpruch endlich zu Grunde gehen“ *).

*) Dieſe und folgende Stellen aus den damals gehaltenen Reden der Unterwaldner Prieſter ſind ächt und wörtlich treu aus denſelben gezogen, wie ſie von ihnen ſelbſt in eine Flugſchrift folgenden Titels wieder eingerückt ſind: „Der ſchröckliche Tag am 9. September des Jahres 1798 in Unterwalden von wirklichen Augenzeugen ächt beſchrieben.“ Ohne Anzeige des Druckorts. 8. 1799. 80 Seiten.

Er erklärte nach diesem bündigen Eingange die Hauptgrundsätze der neuen helvetischen Staatsverfassung. „Wenn man, sagte er, wenn man das Volk mit französischen Grundsätzen aufklärt, so darf man zur Belohnung den Kirchen und Klöstern den Reichthum ihrer Stiftungen und die Pracht ihres Gottesdienstes hinwegnehmen! — Die natürliche Freiheit des Menschen ist unveräusserlich, spricht die Konstitution. Dies will sagen: die Freiheit des Menschen kann und darf nicht eingeschränkt, gehemmt oder gebunden werden! Hiermit sind die Ordensgelübde, das Priestercölibat, die Unzertrennlichkeit des Ehebandes u. s. w. lauter unzulässige Dinge. Es dürfen also Kraft dieses Grundsatzes die Ordensgeistlichen wieder alles Gott gethane Gelübde nach Belieben austreten, die Priester wider alles Verbot der Kirche heirathen, und die Männer wider das Gebot des Herrn Weiber tauschen. Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt, spricht die Konstitution. Wenn dieser Satz wahr ist, so gelten das neunte und zehnte Gebot Gottes, und alle Gesetze, die der Freiheit des Gewissens Schranken setzen, nichts mehr. Daher

---

Erfinder, als durch ihre eigenen Worte, kann der fromme Redner Geist und Vorstellungsart unmöglich karakterisirt werden.

sind alle Gedanken zollfrei, und Jeder darf in seinem Herzen denken, verlangen, argwohnen, urtheilen und glauben, was ihm beliebt. Heißt aber dies was anderes, als die Freidenkerei vollkommen erlauben, begünstigen und allgemein einführen? — Jeder Gottesdienst, sagt die Konstitution, ist erlaubt, wenn er die Ordnung nicht stört, und keinen Vorzug oder herrschende Gewalt an Tag legt. Laut diesem Artikel sind entweder alle Religionen, auch die mahomedanische nicht ausgenommen, gut, seligmachend, oder auch die Sekte, welche zur Hölle führt, ist eben so zuverlässig, als die Religion Jesu Christi, welche den Weg zum Himmel zeigt. Die Wahrheit darf demnach vor dem Irrthume keinen Vorrang fordern? und Jesus, der Lehrer der Wahrheit, muß auf hohe Verordnung der französischen Konstitution mit allen Irrlehrern und Freidenkern in gleicher Reihe stehen. Heißt dies aber nicht den Sohn Gottes lästerlich beschimpfen und auf ein Neues zwischen Mörder ans Kreuz hängen?"

Der Redner schloß, nachdem er mancherlei noch in diesem Geiste gesprochen, mit warnungsvollem Blick auf das unglückliche Frankreich, Italien und Belgien. „Ihr werdet, schrie er, da nicht blos die gewöhnlichen Folgen des Kriegs erblicken; sondern auch die schrecklichsten

Folgen der Konstitutionssätze, die wir Euch, theure, liebe Landleute, erklärt haben, in Menge antreffen."

Andere traten nach diesem auf. Sie wetteiferten in Furchtbarkeit der Weissagungen. „Fromme Stiftungen, hieß es, werden aufgehoben, die Kirchengüter geraubt, die Tempel geplündert, die Altäre niedergestürzt, das Heiligthum mit Füßen getreten, die Unschuld geschändet, das Laster begünstigt, die Tugend verhöhnt, das Eigenthum konfiszirt" u. s. w.

Schaudernd vom Greise bis zum Knaben, welcher zum erstenmal inner den steinernen Schranken der Landsgemeinde stand, hörte Jeder solche Worte. Der Glaubenseifer entzündete die Gemüther. „Verwerfet, schrien die Priester, verwerfet die Konstitution! — Seid ihr unsers Sinnes, liebe Landleute, so rufet heute mit einer Stimme: Es lebe die Freiheit der Kinder Gottes, die Gleichheit mit Jesu Christo, die Einheit und Untheilbarkeit unsers heiligen, christkatholischen Glaubens."

Der Landammann des Hirtenstaats, gelehnt an das entblößte Landesschwert, nahm noch, aber zum Ueberfluß, das Wort, der Priester Lehre mit weltlichem Ansehen zu befestigen. Das begeisterte Volk erhob sich und schwor mit entblößtem

Haupt und emporgestreckten Händen, im Angesicht des Gekreuzigten, „für Erhaltung der heiligen christkatholischen Religion und Rettung der theuern Freiheit im Fall der Noth, nach dem Beispiele der in Gott ruhenden Väter, Gut und Blut, Leib und Leben aufzuopfern.

„Die Religion unserer Väter sei, wie bis dahin, unsere Konstitution! und das Kreuz Jesu Christi unser Freiheitsbaum!“ Mit diesem Geschrei zogen Priesterschaft und Volk zu ihren Hütten heim, den Rosenkranz betend.

Jetzt war Haß der helvetischen Staatsverfassung Volksgesetz; Empfehlung ihrer Annahme, zur Verhütung größern Unglücks, Hochverrath; Schweigen, Nichteinstimmen in das allgemeine Zürnen, verdächtig. Wer zufällig, oder mit Vorbedacht, nicht an der Landesgemeinde vom 7. April erschienen war, geistlichen oder weltlichen Standes, ward gezwungen, den Eid, in Gegenwart eines Priesters und eines weltlichen Beamten, in seiner Pfarrei nachzuschwören.

Nüchterne Ueberlegung schwieg von nun an; Schrecken herrschte; die wilden Haufen geboten, die Weisen gehorchten.

Eine neue Landsgemeinde (am 13. April) ernannte einen vollständigen Kriegsrath, zur wirksamern Führung der Geschäfte. Dieser bestand aus sämmtlichen Vorgesetzten, Hauptleuten und

einem zugezogenen Landmann aus jeglichem Kirchgang. Er empfing Vollmacht, alle den Umständen entsprechende Maasregeln zu ergreifen, die Truppen in Waffen zu üben, und bei Stansstaad am See, und auf der Unterwaldner Uferspitze, die untere Nas genannt, welche die Mitte des Waldstätter Sees beherrscht, wo er zwischen den Gebirgen am engsten wird, Vertheidigungswerke anzulegen.

Reich war der neue Kriegsrath an Männerzahl, nicht so reich an Sachkunde und Scharfblick. Es fehlte ein Alles durchschauender, nach gleichen Zielen leitender Geist, der die Summe der vorhandenen Mittel kannte, würdigte, anwandte, und da neue hervorrief, wo sie mangelten. Und wie in dieser Versammlung, gebrach gleiche Einheit des Willens und der Kraft überall den zum Krieg verbündeten Bergkantonen. Der Augenblick war vor der Thür, wo im offenen Schlachtfelde das Schicksal der Hirtenländer entschieden werden sollte; langsam wälzten sich Frankreichs Heerschaaren aus der Ebene gegen die helvetischen Hochgebirge heran, aber noch hatten diese zum Streit entschlossenen Eidsgenossen weder gemeinsamen Oberfeldherrn, noch gemeinsamen Kriegsplan.

Nidwalden sprach die Hilfe seiner Verbündeten an, indem ihm durch die unbesetzten Enz-

päße des hohen Brünig und durch den Abfall Obwaldens die größere Gefahr drohte. Uri weigerte Theilnahme; es schien, wie Glarus, sich auf Verfechtung seines eigenen Herdes beschränken zu wollen. Zug war zu schwach, und mußte dem Feinde entgegengehen, welcher durch die freien Aemter vordrang.

Nur Schwyz erkannte die Wichtigkeit, sich des Brünig zu bemeistern, durch einen kühnen Streich die Stimmung Obwaldens zu gewinnen, und so der weitläuftigen Vertheidigungslinie der Bergkantone auf der Abendseite ein starkes Bollwerk zu erwerben.

Es sandte gen Unterwalden über den See eine Schaar von 338 Männern; auch die Waldstadt Einsiedeln schickte Streiter, und selbst der kleinste von den alteidsgenössischen Freistaaten, Gersau, am Fuße des steilen Rigi, ordnete 54 seiner Bürger zum Mitzuge gegen den Brünig.

Am 22. April brach das kleine Heer auf gegen Obwalden. Die Hauptmacht desselben bestand aus 500 Mann Nidwaldnern, zum Theil mit Feuerröhren, zum Theil mit Knütteln bewaffnet. Ihr Führer war der Landeshauptmann Zelger.

Sie fanden in Obwalden keinen Widerstand; die Regierung dieses Ländchens, zitternd vor Gräueln des Bürgerkriegs, gestattete den Eidsgenossen sogleich bei erster Aufforderung Durchzug.

Die Erscheinung dieser Schaaren, ihr Ruf für Kirche und Vaterland, die Gerechtigkeit ihrer Sache, die Erinnerung an alle ehrwürdigen Bande, mit welchen Obwalden an sie seit Jahrhunderten geschlossen war, verwandelten schnell die Stimmung des zusammenströmenden Volks. Wie ein elektrischer Schlag zuckte Enthusiasmus von Dorf zu Dorf. Inzwischen die Eidsgenossen den leeren Gebirgspaß des Brünig an Berns Grenzen besetzten, verwarf am 23. April die Landesgemeinde Obwaldens einmüthig die angenommene Verfassung.

Ungeduldig harrten die Schweizer auf den Höhen des Gebirgs dem Befehl entgegen, hinabzudringen ins Haslithal, welches sich unter ihren Füßen ausdehnte; zusammenschmelzend mit den Bernischen Gebirgsvölkern dieser Gegenden, in wilder Masse über die Seen von Brienz und Thun hervorzuströmen gegen die Mauern des gefallenen Berns, und an eben der Stätte den stolzen Feind zu bekämpfen, wo er noch von seinem ersten Siege ruhte. Aber beim Mangel eines festen Entwurfs, schwankend zwischen Lust zum Angriff und zur Vertheidigung, hatte der Nidwaldner Kriegsrath dem Landshauptmann Zelger bestimmt verboten, die Berner Grenzen zu überschreiten. Vergebens mahnte er, als ihn Obwaldner, Urner und Glarner Kriegshaufen ver-

stärkt hatten, um Verhaltungsbefehle. Selbst als der Major Hauser erschien, die vereinten Volker am Brünig unter seinen Befehl zu nehmen, ward die Verlegenheit der Anführer nicht gelöset.

Unterdessen war der Zuger Oberst Andermatt dem anrückenden Feind in die freien Aemter entgegengezogen; der Glarner Paravicini hatte sich am Zürichsee über Rapperswyl ausgedehnt; Aloys Reding, der Schwyzer Landeshauptmann, hatte Luzern besetzt, wo 300 Mann von Unterwalden ihm beistanden. Allein im Zeitraum weniger Tage war das Heer der Eidsgenossen durch Uebermacht und Waffenkunst der fränkischen Brigaden zersprengt, daß nur noch Uri, Schwyz und Unterwalden mit geringen und übelgeordneten Kräften um die Vertheidigung ihrer heimathlichen Fluren zu sorgen hatten.

Dieser Wechsel der Dinge, welchen Jedermann bei der allgemeinen Unordnung und Planlosigkeit ahnen konnte, zerstörte den letzten, losen Zusammenhang der Kriegsverbündeten. Niemand wußte um den andern; jegliches rüstete sich, nun noch seinen eigenthümlichen Strich Landes zu verfechten.

Die Truppen am Brünig, als sie das Vordringen feindlicher Macht vernahmen, zogen theils aus eigenem Triebe, theils abgerufen, wieder der Heimath zu. Die Mannschaft von Uri vertraute

nicht mehr der Sicherheit von Unterwalden. Darum bahnte sie sich vom Brünig hinweg durch die wildesten Hochgebirge einen neuen Heerweg in den vaterländischen Kanton.

Doch weder Uri, noch Unterwalden, standen in ähnlicher Gefahr, als Schwyz. Dahin zogen sich gedrängt die fränkischen Heersäulen zusammen. Schwyz rief um Hilfe gegen die Uebermacht eines Feindes, dessen Heer allein stärker, als die Zahl der gesammten Landeseinwohner war. Allein die Obrigkeit Nidwaldens, vor eigenem Unfall zagend, zauderte, Beistand zu senden. Verlassen von allen Bundesgenossen, nur von einigen Hundert Urnern unterstützt, stritten, ihrer Vorfahren werth, die Schwyzer siegreich auf den Höhen von Morgarten und am St. Jostenberg. Als endlich 500 Freiwillige von Unterwalden den Helden zu Hilfe eilten, hatten diese schon, entkräftet durch ihre Siege, dem geschlagenen Feind Unterhandlung geboten.

Uri, bewogen vom Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm unmuthig die zwischen den Schwyzern und Franken geschlossenen Bedingungen an. Die feindlichen Heere, in Folge des geschlossenen Vertrags, verliessen die Grenzen von Schwyz.

Auch Obwalden, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb

am 5. Mai die neue Staatsverfassung zum andern Male.

3.

Einsam stand noch das Volk Nidwaldens auf dem Schauplatz der Verwandlungen, von Feinden und überwundenen oder abgefallenen Bundesgenossen umgeben. Doch legte es die Waffen nicht nieder. Es besetzte mit seinen Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstaad und Hergiswyl am Seeufer, desgleichen an der Nas, und bei Emmetten auf der Höhe des Gebirgs gegen das Land Uri.

Inzwischen verlor sich aber allmälig die brausende Wuth, je mehr man die Vereinzelung des Landes und die Ermattung der überspannten Kräfte fühlte. Das Beispiel aller Urkantone gab den Besonnenern im Volke Muth, besänftigende Worte zu wagen. Es wurde wieder wahrscheinlich, was noch vor wenigen Tagen unmöglich schien, daß der Rosenkranz der betenden Alpenhirten die Brigaden Frankreichs nicht besiegen würde. Man wagte sogar endlich das Wort Kapitulation zu sprechen, und glaubte sich nicht schämen zu dürfen, ohne blutigen Kampf anzunehmen, was Schwyz nach glücklichen Treffen nicht zurückgestoßen hatte.

Das Haupt des Nidwaldner Freistaates war damals der Landammann Würsch von Buochs. Konnte er gleich beim Mangel ausgebreiteter Kenntnisse und Geistesgaben nicht in den traurigen Staatshändeln seines Vaterlandes glänzen, so mußte er doch bei Volk und Priesterschaft den Ruhm eines frommen Vertheidigers der Kirche zu gewinnen. Er war es, der bisher unermüdlich gegen das „höllische Büchlein" (so nannte man in den Bergkantonen die neuhelvetische Staatsverfassung) gedonnert hatte. Jetzt aber, da jeder Tag, jede Stunde den gewissen Untergang seiner Würde näher führte, hielt er es rathsam, die Rache dem Himmel zu überlassen, und mit christlicher Gelassenheit die Vernichtung seines Staates als Strafe Gottes zu ertragen. Er schwieg.

Sein Schweigen entnervte auch bald die Beredsamkeit der geistlichen Führer, unter welchen Käßli, Pfarrer von Beggenried, Kaspar Joseph Lüssi, Helfer zu Stans, und der Kaplan Kaiser von Stans, die bedeutendsten waren. Doch weder Pfarrer Käßli, ein trockener, eifriger Seelsorger, welcher vielleicht nur durch geistlichen Stolz und Familienverhältnisse verleitet werden konnte, noch Kaplan Jakob Kaiser, ein frommer, unwissender Mann, glichen in leidenschaftlicher, Alles zerstörender

Thätigkeit ihrem Anführer in der politischen Bahn, dem Helfer Lüssi. Erzogen im Kollegio zu Mailand, hatte dieser erst die Kaplanei von Ennetmoos, dann die Helferei von Stans erhalten, und durch Ruhmlosigkeit seines Ehrgeizes mehr Furcht denn Liebe gewonnen. Das hohe Alter des achtzigjährigen Pfarrherrn von Stans ließ ihm Hoffnung fassen, dessen Stelle zu erhalten. Seinen einstigen Mitwerbern den Rang abzulaufen, schmeichelte er dem spröden Geist des Volks. So waren immer geringe Ursachen großer Dinge Quellen.

Der Kriegsrath entschloß sich zum ersten Friedensschritt. Er legte der Priesterschaft die wichtige Frage vor: „Ob der am siebenten April zu Gott geschworene Eid, Religion, Freiheit und Eigenthum mit Gut und Blut zu beschützen, auch in den gegenwärtigen Umständen noch wirklich verbinde?“

Der hochwürdige Klerus ward versammelt, die Gewissenszweifel zu lösen. Man ahnte die Antwort. Darum weigerte sich der Helfer Lüssi, einer Versammlung beizuwohnen, deren Ausspruch nur Widerspruch seiner Neigungen und Grundsätze werden konnte.

Die Priesterschaft entsprach den Wünschen der Friedensfreunde. Sie erkannte, daß der Eid vom siebenten April nicht mehr verpflich-

tend sei, weil man ihn „niemals geschworen haben würde, wenn man vorausgesehen hätte, daß das Land Nidwalden einstens ganz allein stehen würde; weil es ferner eine gänzliche Unmöglichkeit wäre, das Ziel und Ende besagten Schwurs zu erreichen. Zudem sichere ja Frankreich den Kantonen die freie Ausübung der heiligen römisch-katholischen Religion zu; und sollte diese Zusicherung nicht gehalten werden, so bliebe ja der Eid noch immer in Kraft. — Uebrigens werde Gott diesmal den guten Willen für's Werk annehmen."

Diese merkwürdige, winkelvolle Erklärung von Seiten der Gewalt, die den Binde- und Löseschlüssel führt, veranlaßte nun Zusammenberufung einer Landesgemeinde, um den Willen des Volkes zu hören.

Es versammelte sich am 12. Mai zu Wyl an der Aa. Der Kreis ward geschlossen, und den Anwesenden die Kapitulation von Schwyz und das Gutachten der Nidwaldner Geistlichkeit vorgelegt. Düsteres Schweigen herrschte. In allen Mienen sprachen Unwille und Wehmuth. Die Weiber von Buochs, Beggenried und andern Dorfschaften, bewaffnet auf mancherlei Weise, waren ihren Vätern, Brüdern und Söhnen hieher gefolgt. Von Zeit zu Zeit erhoben sie

gräßliches Geheul: „Krieg! Krieg!“ während einige würdige Geistliche, besonders Pfarrer Kaiser von Emmetten und der Pater Prediger des Kapuzinerklosters, in langen Reden die obwaltenden Besorgnisse wegen Religionsgefahr zu zerstreuen suchten. Auch der Landammann Würsch sogar, von dessen Lippen man nur gewohnt war, die Verwünschungen der helvetischen Konstitution zu hören, öffnete den Mund, ihre Annahme zu empfehlen. Noch wankte das betäubte Volk in der Wahl blutigen Untergangs, oder stiller Ergebung. Doch einer fehlte, dessen Beredsamkeit gewiß alle Wünsche des Friedens zerschlagen und Tod und Krieg zur allgemeinen Losung gemacht haben würde — Lüssi, der Helfer, fehlte. Gewiß nur auf das Bitten seiner eigenen Freunde war er in Stans zurückgeblieben; denn sein unbeugsamer Sinn würde sich auch dort nicht verläugnet, und alle Gemüther überwältigt haben.

So ward, beinahe ohne einziges Handmehren, die neue Staatsverfassung angenommen.

Laut Beschluß der Volksversammlung wurden Abgeordnete an den Oberfeldherrn Schauenburg in Zürich gesandt, um mit ihm den Friedensvertrag abzuschliessen. Man behielt sich beim Eintritt in die helvetische Republik vor, daß Nidwalden die katholische Religion unverletzt bewahren könne, daß Personen und Eigenthum

gesichert seien, keine französische Truppen ins Land gelegt, oder junge Mannschaft ausgehoben, oder Waffen abgefordert werden.

Schauenburg, zufrieden des blutlosen Sieges, empfing die Boten des Freistaats mit Güte, und sicherte die begehrten Gegenstände in schriftlicher Antwort feierlich zu. Die alte Landesregierung legte die Gewalt nieder, verwandelte sich in eine provisorische, um den Uebergang von der alten zur neuen Ordnung mit eigener Hand zu bereiten, und meldete dies Ereigniß dem seit vier Wochen in Aarau bestehenden Vollziehungsdirektorium.

*.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der fränkische Feldherr, welcher die Sache der Ungerechtigkeit gegen die Sache der Unschuld und gegen die Heiligkeit des Völkerrechts zu führen hatte, gezwungen war, den Nidwaldnern, wie andern demokratischen Kantonen, eine Kapitulation zu gestatten, wie die oben erwähnte. So rettete er seiner Regierung in den Augen Europens noch den Schein der Billigkeit und der natürlichen Ehrfurcht für Unschuld und Recht. Aber eben dieser den Bergvölkern gestattete Vertrag ließ über ihre Gesinnungen keinen Zweifel, früher oder später die an der Spize blutiger Bajonette

gereichte Staatsform wieder zurückstoßen und das alte Regiment herstellen zu wollen.

Frankreich, seit dem Frieden von Campo-Formio (17. Oktober 1797) gefürchtet, noch mehr gehaßt von den Königen des festen Landes, schien durch empörenden Uebermuth alle Völker und alle Fürsten trotzend in die Schranken zu fordern. Frankreich hatte nicht nur die Schweiz unterdrückt, sondern, wie diese, auch Genua von ihrer Gewalt abhängig gemacht. Der römische Kirchenstaat war zu einer Marionettenrepublik umgestaltet, der König von Sardinien aus seinem Piemont verjagt; Malta genommen und seine Orden zerstreut; Aegypten der bundesverwandten hohen Pforte entrissen.

Es war zweifellos, daß Europa nicht länger geduldige Zuschauerin so vieler und entehrender Mißhandlungen bleiben werde. Von allen Seiten erblickte man im Schatten der Friedenspalmen Kriegsrüstungen. Diese Rüstungen wurden die traurige Hoffnung aller Bergvölker Helvetiens.

So fest und sehnlich aber auch der Wunsch der Gebirgs-Kantone zur Aufrichtung ihrer alten Ordnungen war, hatte doch selbst das Unglück, unter dessen Paniere sich sonst wohl Todfeinde versöhnen, nicht Macht genug, die Völkerschaften der

Alpen für das gemeinsame Ziel zu verbinden. Jede handelte, wünschte und sorgte für sich allein, unbekümmert um die Nachbarn. Ohne Einheit des Plans und der Mittel brach sich ihre Wuth daher in vereinzelten, unzeitigen, unberechneten Aufrühren, deren jeder die Last drückender machte, welche sie abzuschütteln gemeint waren.

Eben jene Volksversammlung Nidwaldens, welche am 8. Mai feierlich die Einverleibung ihres bisherigen Staats in die neue helvetische Republik erklärt hatte, ließ, ohne ihn auszusprechen, den Willen deutlich vorblicken, daß sie ihrem Worte nicht treu bleiben werde. Sie dankte zwar ihre Krieger ab, aber befahl jeglichem, sein Gewehr nebst vierundzwanzig Patronen mit sich zu nehmen, wo denn alle Monat von den Trüllmeistern oder Unteroffizieren Nachsuchung gemacht werden sollte.

Der Geist, welcher diese Gegenden bewegte, war kein Geheimniß. Die, welche Einheit Helvetiens wünschten, mußten ihn fürchten. Daher erhob sich schon früh im helvetischen Staatsrathe Peter Ochs, ein Glied desselben, und schlug vor, sämmtliche kleine Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden in einen einzigen zu verwandeln, um dem Gefährlichen vorzubeugen, was von sechsunddreißig Abgeordneten dreier Kantone, welche

ſich der Annahme der Konſtitution ſo heftig widerſetzten, zu befürchten ſein dürfte.

Sein Gedanke fand Eingang. Wirklich wurden die drei Urkantone nebſt dem von Zug in einen einzigen zuſammengeſchmolzen, welcher von nun an unter dem Namen Waldſtätten erſchien. Zwar gelang es durch dieſen Schritt, welcher die Stimmen der Stellvertreter von achtundvierzig auf zwölf einſchränkte, den Einfluß derſelben in der Geſetzgebung zu ſchwächen; allein auf der andern Seite hatte man unbehutſam genug die Maſſe der mißvergnügteſten Völkerſchaften ſo innig unter einander verbunden, wie ſie es vorher nie waren, und ihnen eine Stärke verliehen, welche ſie ſelbſt nicht erwartet hatten. Zugleich hatte dieſes Geſetz noch den Stolz der Urkantone verwundet, die ſich, laut Ausſpruch der Verfaſſungsurkunde, wenigſtens geſchmeichelt hatten, auch fernerhin als beſondere Glieder der helvetiſchen Republik zu glänzen, und ſo — einen Schatten der ehemaligen Selbſtſtändigkeit zu bewahren.

Es traten ihre Repräſentanten am 8. Juni in die geſetzgebende Verſammlung der helvetiſchen Republik ein. Von Nidwalden erſchien daſelbſt Franz Anton Würſch, um diejenige Landesverfaſſung handhaben zu helfen, wider welche er noch vor wenigen Wochen der Unverſöhnlichſte geweſen war. Sein ehemaliger Kanton, noch vor Kurzem unter

den Waffen gegen Frankreichs Heere, erschien nun in einem Bezirk des Kantons Waldstättens zusammengeschrumpft, Distrikt Stans geheißen.

Ein Bürger des Hauptfleckens, Aloys Von Matt, wurde vom helvetischen Direktorium zum Regierungsstatthalter des gesammten Kantons ernannt; dieser wählte zu seinem Unterstatthalter in Nidwalden den als Hauptmann in spanischen Diensten gestandenen Bürger von Stans, Ludwig Kaiser.

Beide Männer eröffneten ihre politische Laufbahn unter den gefährlichsten Verhältnissen. Als unmittelbare Beamte der vollziehenden Gewalt konnten sie keinen Befehl derselben vollstrecken, ohne sich in den Augen des leichtgläubigen, von schwärmerischen Priestern gestimmten Volks, als Mitschuldige aller wirklichen oder scheinbaren Bedrückungen und des Raubes uralter Rechtsame verdächtig zu machen. — Als Bürger Nidwaldens, als Blutsverwandte des Volks rechnete man ihnen jede Handlung, die mißfiel, zu doppelter Schuld an. Selbst ehevorige Verbindungen und Familien-Verhältnisse wurden Anlaß zweideutiger Auslegungen ihrer Thaten.

Aloys Von Matt besaß nicht die wissenschaftliche Ausbildung seines Unterstatthalters, ersetzte sie aber durch Erfahrung und Thätigkeit

eines hellen Geistes, welcher die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hatte. Er kannte sein Volk, und hatte die Gaben, welche den Demagogen Noth sind. Wäre er zur Seite der Föderalisten gestanden, er würde ohne Mühe Günstling und Held des großen Haufens geworden sein. Der ewige Widerstand und Groll der Gegner erzeugten in seinem Herzen jene leidenschaftliche Bitterkeit, welche im Parteikampfe endlich auch dem gelassensten Manne selten zu fehlen pflegt.

Ludwig Kaiser, ein junger, talentvoller Mann, voll Liebe des Vaterlandes, dem er seine Mühe und sein Schwert geweiht hatte, redlich, unverhohlen, standhaft, war minder geschmeidig und volksch, als jener. Gewohnt unter Kriegern zu leben, rauh, ernst, buchstäblich und streng in Pflichten, gewann er die Hochachtung derer, die ihn kannten, aber auch den mit Furcht gemischten Haß des Pöbels und der Pfaffen.

Es war einer der ersten und der verderblichsten Fehltritte der Zentralregierung, daß sie die höchsten Kantonsbeamten aus der Mitte der Kantonsbürger wählte. Was dem unbekannten Fremdling verziehen worden wäre, ward dem Manne, der durch tausend kleine Nebendinge, durch stärkere und zartere Bande an seine Heimathsgenossen geknüpft war, zum Vorwurf; was man vom Fremdling als Wohlthat empfangen hätte, sah

man vom Mitbürger als Schuldigkeit an. So gebrach faſt überall in der Schweiz den öffentlichen Beamten das Zutrauen der Menge; und Furcht mußte nur zu oft die Stelle der Liebe erſetzen.

5.

Rapinat, Frankreichs Kommiſſär, und ſeine Gefährten entführten die Schätze der Städte. Die Schweiz lag mißhandelt, wie ein erobertes Land. Nicht nur, daß Feldherren und Kommiſſäre bald hie, bald dort bedeutendere Gegner der Revolution deportiren lieſſen, und Jammer ſtifteten in zahlloſen Familien, verfuhren ſie ſelbſt gegen die von ihnen eingeſetzten höchſten Gewalten der jungen Republik und deren Beamten ohne Achtung. Die beſchimpften und verhöhnten Obrigkeiten, welche mit ohnmächtiger Kraft den Räubereien und Gräueln franzöſiſcher Diktatoren entgegenrangen, fanden im Volke, welches ſie zu ſchirmen nicht Macht hatten, keine lohnende Geſinnung der Dankbarkeit. — Frankreich, deſſen Grundſätze ehemals ſiegreicher, denn ſeine Waffen, Europens Volker durchdrungen hatten, verlor hier das öffentliche Vertrauen eines Welttheils durch gewiſſenloſes Spottreiben mit den heiligſten Rechten der Menſchheit.

Muthig ertrug man indeſſen alle Leiden im ebenen Helvetien, wo die Freiheit gewonnen war. In den Bergkantonen ward die Tirannei der fran-

zösischen Machthaber minder empfunden, weil in diese Heimath natürlicher Armuth nicht Schätze lockten, und unter den Waffen geschlossene Verträge die Raublust fesselten.

Während jene also für das kostbare Geschenk duldeten, und jeden Verlust als Opfer betrachten mußten, gährte in den Thälern der Alpen unaufhörlicher Mißmuth.

Zurückgestoßen, wie durch einen Zauberschlag, aus uraltgewohnten Verhältnissen, und hineingeworfen in unbekannte Formen, ward sich der Aelpler in eigener Heimath fremd. Betäubt durch die Ereignisse der letzten Monde, unvertraut mit neuen Vorgesetzten, Ordnungen, Namen und Gesetzen, wähnte er Gefahr, wohin er trat, sehnte er sich nach dem, was ihm durch Verlust wünschenswerther geworden. Eine ungeheure Zahl neuer Gesetze und Beschlüsse, mit Redensarten und Wörtern fremder Sprachen gemischt, flutete ins Land. Er verstand ihren Sinn nicht.

Leicht war es, unter solchen Verhältnissen, diese rohen Kinder der Natur zu täuschen, ihr geängstetes Gemüth mit Schreckbildern zu verwirren. Ihr Mißtrauen verachtete ohnehin alle Belehrung; ihre Furcht hing jedem Mährchen an, was durch's Land lief; ihre Sehnsucht nach Zurückkunft des Ehemaligen verwandelte sich in Erwartung desselben.

Und doch würden sich die gutmüthigen Hirten an die veränderte Gestalt der Verfassung gewöhnt haben, wenn die abentheuerlichen Gefahren, welche ihre Einbildungskraft fürchtete, nicht erschienen wären; sie würden sogar den Tausch liebgewonnen haben, wenn ihnen statt des vermutheten Elendes Vortheile erwachsen wären — aber sie sollten diese nicht sehen. Ihre Leichtgläubigkeit selber zog die fürchterlichsten Schicksale auf sie herab.

Die Geistlichen nämlich blieben der Staats-Veränderung unversöhnlichste Feinde. Sie fürchteten nicht so sehr den Untergang des Christenthums, als ihrer Pfründen, Aufhebung der Klöster, Verbreitung der Wissenschaften, Vernichtung der Gewalt des Klerus. Schon hatten die gesetzgebenden Räthe der Republik das sämmtliche Vermögen aller Klöster, Stifter und Abteien mit Beschlag belegt, und Besitzern und Verwaltern untersagt, von denselben zu veräußern. Schon war durch ein anderes Gesetz Klostern beiderlei Geschlechts bis auf weitere Verfügung verboten, Novizen und Professen anzunehmen. Die angedrohte Aufhebung des Zehnten ließ den Seelsorgern gänzlichen Verlust des Unterhalts fürchten, und daß die Mehrzahl der Glieder im Direktorium wie in den Sälen der Gesetzgeber protestantischen Glaubens war, machte um Aufrechthaltung ihrer Kirche besorgt.

Doch vielleicht würde der Klerus noch geschwiegen haben, wenn nicht das Gesetz vom 12. Heumond bei Verlust der bürgerlichen Rechte jedem Schweizer die Leistung des Bürgereides zur Pflicht gemacht hätte.

„Es ist also, schrien die Diener des Altars, eidliche Verpflichtung, die römisch-katholische, alleinseligmachende Kirche zu zerstören! Wer diesen Schwur leistet, schwört sich vom Himmel los!"

Es erhob sich plötzlich ungestümes Treiben und Gähren in Zellen und Beichtstühlen. Aus den Klöstern Mels, Meran, und St. Gerold im Tyrol flogen warnende Boten durch das helvetische Hochland. Die Abteien von Einsiedeln und St. Gallen thaten nicht weniger für die Sache ihrer Kirche. St. Gallen, die Abtei, zog sich sogar unter den Schirm des deutschen Kaisers, welchen sie, als Reichsoberhaupt, „den höchsten Lehensherrn aller seiner Gerichtsbarkeiten" hieß, und verband Bitte mit Trotz, die helvetische Regierung zu nöthigen, von der Forderung des Eides abzulassen *). Ja dies Stift erließ ein Umlaufsschreiben an den von ihm abhängigen Klerus, worin ihm feierlich verboten

*) Den Abdruck des Zirkulars, im schweizerischen Republikaner. Jahrgang 98. 1. Band, Seite 616.

ward, den Bürgereid zu leisten, vor weltlichem Richterstuhl zu erscheinen und den Rechtsamen der Kirche etwas zu vergeben.

Mit diesem Geschrei der Priester und Mönche verband sich die Stimme der an den Grenzen umherirrenden Ausgewanderten. Sie weissagten die Nähe neuen Krieges, und Befreiung des Vaterlandes durch Gewalt kaiserlicher Waffen. Sie versäumten kein Kunstmittel, keine glückliche Stunde, den Mißmuth der Hirtenvölker wachsam zu halten, Gährungsstoff auszustreuen, kleine Aufstände zu erwecken, Parteihaß zu nähren, Volk und Obrigkeit wider einander zu erbittern, und Gesetzlosigkeit zu befördern.

Indem ihre Thätigkeit das Vaterland mit Zwietracht, Aufrühren und Blut füllte, hofften sie der Welt den unverwerflichsten Beweis vom Nachtheil der Staatsveränderung zu geben, und die ehemaligen Regierungen in glänzenderes Licht zu stellen; durch Zerreissung aller öffentlichen Ordnung die Schweiz zur leichtern Kriegesbeute des Hauses Oesterreich zu machen, und diesem im Innern der Alpen durch eine Kette von Verschwörungen und Rebellionen ein Hilfsheer zu erwerben.

An ihre Plane schloß sich die Schaar der um Aemter, Privilegien und Ansehen trauernden Geschlechter; es schloß sich an sie jeder, mehr oder minder in seinen Hoffnungen Gekränkte; es

schloß sich an sie die Leichtgläubigkeit des Volks, welches von Gerüchten und Prophezeihungen betäubt, die Religion in Gefahr, das Vaterland an Frankreich verkauft glaubte, bald vor ungeheuern Abgaben, bald vor der Möglichkeit zitterte, die junge Mannschaft über's weite Weltmeer entführt, mit den Franzosen in Aegypten und Indien fechten zu sehen.

6.

Die Geistlichkeit von Nidwalden, in geheimer Verbindung mit St. Gallen, mit den Ausgewanderten und den Klöstern des Tyrols, wetteiferte mit diesen in politischer Geschäftigkeit, legte in Beichtstühlen und Versammlungen Bitterkeit in die Brust der Hirten. Der Kaplan Kayser von Stans wagte es sogar, von der Kanzel herab der neuen Verfassung Hohn zu bieten. Als der Unterstatthalter ihn zur Verantwortung berief, antwortete der Kaplan: „Daß weder weltliche Macht einen Priester Gottes vor ihren Richterstuhl fordern könne, noch daß ein Priester sich vor solchem Gericht beurtheilen liesse."

Sein Muth erhob ihn in den Augen der Menge zum standhaften Bekenner des Glaubens. Der Beifall stärkte seinen Märtyrertrotz. Er und Lüffi ließen von nun an weder vor Statthalter noch Gerichten den Muth sinken. Der geistliche

Kommissar des Bischofs von Konstanz in Luzern, Trauer, belobte den Heldensinn dieser Männer in eigenhändigen Sendbriefen: „Ihr habet, schrieb er, wie es katholischen Priestern zusteht, nach den Gesetzen und Verordnungen der Kirche gehandelt!“

Die Regierung inzwischen, um solchen Händeln keine Wichtigkeit, und nicht durch Strafen der Schwärmerei Reiz zu geben, übte Gelindigkeit. Stolzer feierten die muthvollen Bekenner ihren Triumph, und ließen in der Gnade der Obrigkeit dem Volke deren Schwäche blicken. Die Aelpler ehrten der Priester Hochsinn, und theilten mit ihnen Haß und Verachtung der weltlichen Vorsteher. Sie zweifelten nicht, daß Standhaftigkeit Alles erzwochen, und des Kaisers Krieg gegen Frankreich endlich den Kreis der Landsgemeinden wieder aufschließen würde. Doch keiner hatte Gedanken des Aufruhrs; denn auf Alpen und in Thälern mit ihren Heerden beschäftigt, empfanden die Hirten keine Spur des oft geweissagten Jammers.

Aber die Priester eilten, ihre Vorhersagungen zu erfüllen. Nidwalden hatte den Bürgereid zu schwören, welchen die Verfassung befahl. „Jetzt! riefen Mönche und Geistliche, jetzt, ihr armen Unterwaldner, naht der große Augenblick! Ihr sollt Treue schwören der heillosen, ärgerlichen,

gottesvergessenen Verfassung; ihr sollt Treue schwören den Verwüstern der Kirchen und Altäre; ihr sollt Haß schwören der Demokratie oder Volksregierung, welche künftighin in euern Augen Anarchie oder Zügellosigkeit sein soll! Wollet ihr es? Wollet ihr nun fluchen, was eure glorwürdigen Väter bauten? Wollet ihr euch nun mit schwerem Eid lostrennen von euerm ewigen Wohl? Wollet ihr nun umtauschen auf immer das heilige Kreuz gegen den Freiheitsbaum, dessen Wurzeln der Hölle entsprossen, dessen Gipfel dem Himmel trotzet, und dessen Schatten alle Laster deckt?" *)

Solche Sprache konnte des Zwecks nicht fehlen. Der alte Trotz der Alpenhirten erwachte in ungebeugter Stärke. Wirthshäuser, Karellen, Hütten und Tempel tonten von dumpfen Verwünschungen des „Büchleins" wieder. „Nun rührt's an unsere heilige Religion!" riefen die Weiber: „Wehe dem, der den Schnur gibt!"

Wohlgefällig empfanden die Priester von Stans den seit Monden entbehrten süßen Genuß geistlicher Hoheit noch einmal. Und wie leicht ist es, des Volkes kindische Fantasie mit düstern

*) S. Der schröckliche Tag ꝛc. an mehreren Orten, welche die damaligen Gesinnungen des Unterwaldner Klerus darstellen.

Bildern zu schrecken! wie leicht die rohe Kraft des Naturmenschen zu spannen, und durch die Geheimnisse und Schrecken der Religion zu jedem Ziele hinzujagen!

Von den Märkten der Stadt Luzern, wohin aus den benachbarten Landschaften und Kantonen wöchentlich die Bauern strömten, um die Bedürfnisse des Lebens einzukaufen, oder ihres Fleißes Frucht feil zu bieten, kehrten die Hirten nie, ohne eine Menge seltsamer Gerüchte in die Heimath zurückzutragen. Diese Gerüchte, falsch verstanden, noch falscher wieder erzählt, gewannen an Glaubwürdigkeit, was sie an Wahrscheinlichkeit einbüßten. Viele erzählten von des Kaisers ungeheuerm Kriegsheer, von seinem nahen Einbruch, von der Wiederherstellung der alten Ordnung. Andere von den blutigen Niederlagen der Franzosen in allen Theilen der Welt. Andere von umgeschlagenen Freiheitsbäumen, Aufruhren und Weigerungen der Kantone, den Bürgereid zu schwören.

Einsiedelns von den Engeln geweihte Kapelle, wohin sonst alljährlich Tausende aus allen Gegenden der katholischen Schweiz und Deutschlands zu wallfahrten pflegten, war von den Franken zerstört. Desto zahlreicher aber wurden nun die Pilgerschaften der Andächtigen zu unserer lieben Frau zum Schnee auf dem hohen

Rigiberge. Eben diese Ausfahrten dienten den Mönchen zum leichten Mittel, sich der Gemüther des Volks zu bemächtigen, und zum Widerstande gegen des Eides Deutung zu entflammen.

Wirklich brachen in den verschiedensten Gegenden der Schweiz um diese Zeit einzelne Aufstände aus. Sie wurden aber leicht durch Muth der Beamten, durch Treue der republikanisch-gesinnten Landschaften, und durch Truppenbewegungen der Franken gedämpft.

Selbst im Bezirk Schwyz gelang es anfangs ohne Aufwand von Kraft, die bedrohte Ruhe zu schirmen. Auch dort standen Geistliche an der Spitze der Verschwörungen. Im Dorfe Morschach, auf einer Felsenhöhe am Seeufer, südwärts von Brunnen gegen Uri gelegen, hatten sich, von ihrem Pfarrer und dessen Vikar verführt, vierzig Männer verbunden im Monat Julius, alle Gemeinden des Bezirks aufzuwiegeln, die Kapitulation zu brechen, und die Anhänger der neuen Verfassung, Patrioten geheißen, zu ermorden. Der schauerliche Anschlag fand Verräther; man verhütete die Vollziehung des Verbrechens, ohne die Rädelsführer zu strafen.

Alle diese unglücklichen Auftritte um Unterwaldens Grenzen hatten für die Hirten dieses Geländes Reiz des Beispiels. Sie sehnten sich, ihren Priestern und der Welt den angestammten

Muth zu zeigen, für die wankende Kirche Gottes in den heiligen Streit zu gehen.

Noch stand Ludwig Kayser, der Unterstatthalter, unerschrocken dem furchtbaren Triumvirat der drei Priester Lüssi, Küßli und Kaplan Kayser entgegen. Getreu der Pflicht, verschmähte er ihr Drohen, und rang er dem Strom der Schwärmerei durch Hilfe der redlichsten Männer des Landes entgegen. Doch die bethörte Menge hörte nur des Priesters Wort.

Die Geistlichen schlossen Bund mit leitsamen Demagogen in allen Dorfschaften, und hielten regen Briefwechsel in entfernten und benachbarten Kantonen. Fremdlinge, gesandt von Feldkirch und Konstanz, der schweizerischen Ausgewanderten Zufluchtsort, kehrten bei ihnen ein, und hinterbrachten geheime Botschaften. Lüssi vertraute allen, die zu ihm aus den Gemeinden kamen, daß der Kapuziner Paul Stiger von der kaiserlichen Armee angekommen sei; daß derselbe von Männern großen Ranges Auftrag habe, an Uri, Schwyz und Unterwalden zu melden, Oesterreich werde ungesäumt zu Hilfe ziehen; und sollten sie angegriffen werden, bevor es mit Heeresmacht angerückt sein würde, müßten sie sich standhaft wehren, und glauben, es werde mit seinem Schwerte ihre alten Rechte erneuern. Er gab vor, daß in den ersten Tagen des August ein kaiserlicher Offi-

ster, noch triefend vom Schweiß, ihn in die „Rieden“ berufen, und mit Vorweisung eines Briefes gemeldet, wie der Kaiser den 15. August die Schweiz angreifen würde *).

Bald waren die geweihten Diener Gottes durch glänzende Vorspiegelungen Meister und Lenker aller Gemüther. Doch scheint es, daß sie selbst, ungeblendet von den Botschaften der Ausgewanderten, nicht früher des Aufruhrs Zügel schiessen lassen wollten, bis Oesterreich wirklich den Krieg angekündet, und Helvetien angegriffen haben würde. Bis dahin war es ihnen genug, den Stand der Gährung und Gesetzlosigkeit zu unterhalten; die Kraft der neuen Obrigkeiten zu lähmen; Waffen und Kriegsvorräthe in tiefer Stille sammeln **), und die Nachbarschaften durch Ausgesandte ermuntern zu lassen.

Länger konnte der Statthalter Ludwig Kaiser nicht gelassenes Muthes die einbrechende Verwirrung dulden. Schon drohten die Lärmer lauter; schon verkündeten sie, mit dem Untergang der Republik, Rache an deren Freunden; schon legten die Unterbeamten, zitternd vor der Wuth der Menge, ihre Stellen nieder; schon wagte

*) Die Rieden sind eine Gegend bei Stans mit zerstreut in den Matten liegenden Hütten geheißen.

**) Der schröckliche Tag ꝛc. S. 61.

Niemand ohne Beben, die Gesetze der Regierung bekannt zu machen, oder deren Befehle zu vollstrecken.

Das Direktorium, von der Gefahr naher Empörung benachrichtigt, schickte den Regierungsstatthalter Von Matt gen Stans, den Nebel des Trugs zu zerstreuen.

Er kam. Volk und Priester wurden versammelt. Er redete die Sprache des warnenden Mitbürgers. „Warum, liebe Mitbürger, sagte er, diese Gährung? Niemand will euch die Religion eurer Väter rauben. Und wenn man es wollte, ich würde mich an eure Spitze stellen, und heute noch mit euch ziehen. Aber unsere Verfassung verbürgt uns ungestörten Gottesdienst. Die Einschränkung einiger Privilegien der Geistlichkeit ist keine Vernichtung der Religion. Hat nicht selbst einst unser Landsmann Lüssi auf dem Konzilium zu Trident im Namen der ganzen katholischen Schweiz gegen die Ausnahme der Priester vor den Gesetzen protestirt? — Man sagt euch, die Kapitulation werde gebrochen, so ihr mit den Franken schlosset. Und worin wird sie denn gebrochen? Eure Religion blieb ungefährdet; euer Eigenthum, eure Sicherheit ist auf keine Weise verletzt worden; keine Truppen berührten den Boden eurer Heimath. — O, Mitbürger, noch ward der Vertrag nicht gebrochen. Wollt ihr ihn selbst vernich-

ten? Ihr seid auf dem Wege dazu. Aber dann sprechet mir nichts mehr von Religion, von ihren Dienern, und von der Kapitulation. Sie sind dann nur der Deckmantel eurer Ungebundenheit! — Ihr tröstet euch mit der Hilfe des Kaisers? — Noch steht der Friede von Campo-Formio. Aber sollte er zerrissen werden, wird die Nation, deren Waffen seit sechs Jahren die Hälfte unsers Welttheiles bezwangen, vor dem entkräfteten Oesterreich fallen? — Und könnet ihr, Landleute von Unterwalden, Abkömmlinge eines Baumgarten, eines Melchthal, vielleicht durch eigene Thorheit fremden Fürsten hingeworfen werden wollen zur Entschädigung? O so müsset ihr erst schamvoll die Geschlechten unserer Väter verbrennen; ihr müßt erst die ehrwürdigen Denkmäler ihrer Thaten niederreissen. — Wollt ihr das? Könnet ihr das? Bürger, Brüder, alte Freunde, nein! Ihr waret getäuscht, betrogen, und kanntet den Abgrund nicht, an den man euch verrätherischer Weise gelockt hat!"

So redete Von Matt, der Regierungsstatthalter. Allein die rührendste Kraft des Wortes verlor ihre Gewalt über die befangenen Gemüther; die Schilderungen grenzenlosen Unglücks, wohin der Wahnsinn leite, wurden, gleich Weissagungen der Feigheit, belächelt.

Die Priester erklärten, daß keiner den Bür-

gereid ablegen würde, ohne Erlaubniß des Bischofs von Konstanz. Der Pfarrer von Ennetmoos wiederholte feierlich dieses Wort. Die Bauern rauschten Beifall. Von Matts Ermahnungen waren vereitelt. Er verließ, von bangen Ahnungen gedrückt, schnell die Fluren seiner Heimath.

Auch jetzt noch, unter stürmischen Aussichten, sank Ludwig Kaisers, des Unterstatthalters, Muth nicht. Noch kannte er der Geistlichen manche, welche mit Liebe für Ordnung und Stille, Entschlossenheit fühlten, für sie zu handeln. Es ward bekannt, daß Crauer, der bischöflich-konstanzische Kommissär, verschiedenen Gliedern des Nidwaldner Klerus schriftlich die Eidesleistung empfohlen, und sie von Aufwiegelung der Landleute abgemahnt hatte. Diesen Anlaß benutzte jener Beamte, die Geistlichkeit des Bezirkes zu einem Kapitel im Kapuzinerkloster von Stans zu berufen; — es war sein letzter Schritt, Eintracht und Versöhnung zurückzuführen, dem Volke Frieden, den Gesetzen die geraubte Würde, den Freunden besserer Grundsätze Sicherheit für Leben und Eigenthum wieder zu geben.

Es war der 18. August. Des Landes Seelenhirten erschienen; ihr Vorsteher war Pfarrer Källi. Der Statthalter trat zu dem versammel-

ten Kapitel. Die große Frage, wegen des Bürgereides ward angeregt; die Antworten über dessen Zulässigkeit fielen verschieden; die himmlischen Gemüther wurden voll irdischen Zorns.

Einer der Geistlichen, Namens Blättler, hatte jedoch den Muth, der wüthenden Menge seiner Amtsbrüder entgegenzustehen. Er zog eine Schrift hervor, vom bischöflich-konstanzischen Kommissär Tauner verfaßt, worin derselbe den Bürgereid, ohne die mindeste Gewissensverletzung, zu leisten erlaubte. „Ha, schrie der Vorsteher: mag er schreiben, der Kommissär, was er will, ich erkenne ihn nicht als unsern Obern!“ Ihm stimmte Lüssi mit bei, der Helfer von Stans: „Der Eid zertritt unsere Religion!“ rief er. Dreimal forderte Blättler vergebens die Vorlesung des kommissarischen Sendschreibens, dergleichen auch Lüssi empfangen haben sollte; andere in der Versammlung stimmten ebenfalls dazu. Aber der Vorsteher gebot Stillschweigen, und Lüssi weigerte sich dergleichen vorzuzeigen, auch wenn er es empfangen hätte *).

Während dieses Zankes der hochwürdigen Män-

*) Prozeßakten contra Kaspar Josteph Lüssi, Helfer zu Stans. Depositio No. 6. 9. 10. — Die Ursachen der Weigerung scheint Lüssi selbst anzugeben in der Broschüre: „Der schröckliche Tag“ ꝛc. Note zu Seite 50.

ner hatten sich, zufällig, oder heimlich berufen, mehrere Bauern beim Kloster zusammengerottet. Ihr wildes Ansehen und Toben verkündete, daß ihnen schon die Gewissensfrage gelöset sei. Ihr lärmendes Wesen ward zum Mittel, diejenigen Glieder des Kapitels zurückzuschrecken, welche wider den Sinn der Källi, Lüssi, Kaiser u. s. f. wagen würden, den Eid gefahrlos zu nennen.

Der Klerus ließ den Statthalter abtreten, um endlich den Entschluß zu fassen. Nach herbem Wortwechsel ward beschlossen: „dem hochwürdigsten Bischof nach Konstanz alle Umstände, den am 7. April geschehenen feierlichen Eid, die Stimmung des Volkes vorzustellen, und sein Gutachten in dieser wichtigen Angelegenheit zu vernehmen."

Inzwischen war der Statthalter von den zusammengeströmten Bauern im Garten des Kapuzinerklosters umringt worden. Sie schrien ihm zu: „Kein Eid! kein Eid! Verflucht sind die heillosen Ketzer und Schelmen, die ihn fordern!"

Der Statthalter versuchte die Verblendeten zurückzuführen; er sprach vom Zweck des Eides, und von der Gefahrlosigkeit der Religion. Umsonst. Seine Worte wurden Oel in angeschürten Flammen. Grimm blitzte aus Aller Augen. Sein Ernst vermehrte ihr Wüthen. Man fluchte ihm, als ihrem Feinde Gottes und der Priester; man stürzte auf ihn ein. Seine obrigkeitliche Würde ward

vergessen. Von Religionswuth und Wein benebelt, drohte der Schwarm ihm den Tod, und die Drohung ward That. Einer der Rasenden warf ihm den Strick um den Hals, unter wildem Jauchzen der andern. Mit Mühe ward er durch die Gemäßigtern befreit und gezwungen, in die Versammlung des Klerus zurückflüchtend, sein Leben zu retten. Die Aufrührer belagerten die Pforten des Klosters. Sie befahlen dem Statthalter, seine Stelle niederzulegen, und dem Kapitel Abbitte zu thun.

„Was ich bisher gethan, sprach der Statthalter, war meine Pflicht. Warum mißhandelt ihr mich, daß ich dem Gesetz gehorche? Ich sehnte mich nie nach Aemtern. Ich bin Soldat, und entbürde mich hiemit einer Stelle, die nur Vaterlandsliebe mich bewog zu übernehmen."

Lächelnd sahen Kasli und Lüffi des biedern Beamten Entwürdigung; gleich großmüthigen Siegern reichten sie ihm die Hand zur Versöhnung und ermahnten die umstehenden Bauern: „ihm weder an Leib noch Leben Leid zuzufügen."

So endete die Versammlung der Priester an diesem Tage. Sie war das Losungszeichen des allgemeinen Aufstandes. Der Statthalter wurde als Gefangener auf's Rathhaus geschleppt, und mit ihm andere der angesehensten Bürger, welche

entweder öffentliche Beamten, oder Freunde der neuen Staatsverfassung waren.

7.

Während das Landvolk sich allen Freuden überließ, fleißiger zu Kirchen, Kapellen und Wirthshäusern fahrtete, die Priester segnete, die Regierung verwünschte, Siege träumte und über Entwürfen der Rache lag, genossen die drei geistlichen Führer Nidwaldens nicht ohne Zagen den Sieg, der sie übereilt zu haben schien. Zwar war der Wechsel ihrer bisherigen Verhältnisse glänzend. Sie noch, vor wenigen Tagen die Unterdrückten, von den Gerichten Verfolgten, waren jetzt Alleinherrscher; und die Obrigkeiten, von welchen sie vor Kurzem bedroht gewesen, lagen zum Theil in Kerkern, zum Theil durch Schrecken entnervt.

Aber man konnte es sich nicht verhehlen, daß diese förmliche Empörung Bruch der Kapitulation sei; daß die fränkischen Truppen, nur wenige Tagereisen von den Grenzen entfernt, hervoreilen würden, den gebrochenen Vertrag zu rächen. — Noch hatte das kaiserliche Heer nicht die versprochene Bewegung gemacht; und ohne Unterstützung konnten die priesterlichen Oberhäupter Nidwaldens keinen gekrönten Ausgang ihrer Thaten hoffen.

Auch von den Völkerschaften der benachbarten Gebirge hatten sie sich keines Beistandes zu trösten.

Den weitläuftigen Kanton Luzern hielt die Gegenwart fränkischer Besatzungen im Zügel, und noch mehr Wachsamkeit und republikanischer Geiß Rüttimanns, des dortigen Regierungsstatthalters. Obwalden, wo der weltliche und geistliche Arm brüderlich verbunden waren, wankte nicht in seiner Treue an die Verfassung, und gegenseitige Eifersucht ließ keine Annäherung voraussehen. Das Vollziehungsdirektorium, um sich Obwaldens ganz zu versichern, überhäufte staatsklug die Bewohner desselben mit öffentlichem Lobe, und versprach ihm Schirm gegen allfälligen Angriff fanatischer Haufen Nidwaldens. In Uri fehlte es zwar nicht an Gährungsstoff, doch glimmte er nur schwach. Einzelne Geistliche daselbst hatten weder die Thätigkeit, noch das ausgebreitete Ansehen, um mit denen von Stans auf der Bahn der Empörung Schritt zu halten. Nur in Schwyz, dessen Landleute lebhaften Sinnes und kriegslustig, den Einflüsterungen der mißvergnügten Geistlichkeit gern Gehör gegeben, waren um diese Zeit Getümmel ähnlicher Art, wie in Nidwalden.

Dort, wie hier, hatten einige Priester und andere unruhige Köpfe, in Verbindung mit den Ausgewanderten zu Feldkirch und Konstanz, durch aufgeregte Bedenklichkeiten, das Volk eidscheu zu machen versucht. Dort, wie hier, hatten Aufwiegler erdichtete Briefe von Befehlshabern

der österreichischen Heere herumgeboten, „der Kaiser werde die Eidleistenden um Leben, Hab und Gut bestrafen, hingegen diejenigen hoch belohnen, welche männlich widerstehen würden.“

Das Volk von Schwyz trotzte zwar auf seinen in blutigen Kämpfen bei Schindelleggi und Rothenthurm errungenen Vertrag mit den fränkischen Feldherren. „Aber durch das Anfinnen des Bürgereides wird die Kapitulation vernichtet, die Religion ihren Feinden preis gegeben!“ flüsterten die Werkzeuge der Ausgewanderten: „Sehet ihr lieben, verrathenen und verkauften Menschen nicht, wie unmuthig alle Kantone sich gegen den Schwur sträuben? Wie sie nur, von bitterer Noth überwunden, gehorchen? Um wie mehr sollet ihr nicht gegen den Eid streben, die ihr euch durch ruhmvolle Kapitulation gesichert zu haben glaubt? Seid ihr umsonst in den Streit gezogen? sind unsere Brüder umsonst gefallen am Morgarten?“

Diese Sprache erweckte der rüstigen Schwyzer angebornen Stolz. Doch schlau spielten die Priester ihre mißliche Rolle im Hintergrunde; andere unternehmende Männer mußten öffentlich handeln.

Ein Landmann, Christoph Betschard, welcher schon durch Aufweisung kaiserlicher Ermahnungsbriefe das Volk des Muttathales und die Bewohner des Gebirgrückens am Sattel zur Unruhe gereizt hatte, hielt mit seinen Ver-

trauten im Hause eines Bürgers im Flecken Schwyz geheime Zusammenkunft. Sie berathschlagten über Ablegung des Eides, und vereinten sich, durch Botschaften in alle Kirchgänge des Landes, Volksausschüsse in den Hauptort zu berufen.

Die Ausschüsse der Gemeinden erschienen am 18. und 19. August in Schwyz. Ein Haufen der besorgten Landleute strömte gegen das Kloster der Kapuziner, ein anderer zum Pfarrer Reding, bischöflichen Kommissär. An beiden Orten aber ward dem Volke erklärt, daß die Religion den verlangten Bürgereid nicht verbiete; daß sie durch ihn unentweiht bleiben würde. Ernstlich ermahnten der Pfarrherr von Schwyz und die Mönche zum Gehorsam gegen das Gesetz.

Dieser Ausspruch ehrwürdiger und im Lande hochgeachteter Männer drohte die Hoffnung der Verschwornen zu vernichten; denn viele von den Landleuten wandten sich von ihnen, nun ihr Gewissen beruhigt worden. Doch hartnäckiger tobten die andern, welche Gährung unterhalten wollten. „Jene Geistlichen, schrien sie, haben Menschenfurcht. Sie wagen es nicht, frei ihren Sinn zu bekennen. Eilen wir selbst zu den neuen Obrigkeiten; lassen wir uns von ihnen den Inhalt des Eides auslegen, und solchen mit dem Inhalte unserer blutig erfochtenen Kapitulation vergleichen."

Die Ausschüsse begaben sich alsd aufs Rathhaus, wo am 19. August das Gericht des Bezirks versammelt saß. Auch fanden sie dort den Regierungsstatthalter Von Matt, und einige Glieder des Kantonsgerichts und der Verwaltungskammer gegenwärtig. Joseph Fischli, ein Landmann von Ibach, sprach im Namen der Ausschüsse, und verlangte die Ablesung der fünf Kapitulationsartikel.

Man erfüllte das Begehren. Doch nur drei dieser Artikel waren eigentlich in der schriftlichen Urkunde ausgedrückt; zwei andere fehlten, weil sie nur auf mündlichen Versicherungen des Oberfeldherrn Schauenburg beruhten.

Ungeachtet dies den Häuptern des Aufstandes nicht unbekannt war, begannen sie doch furchtbares Toben. Die Landleute geriethen in Wuth, wegen der in der Urkunde mangelnden Punkte. Vergeblich verschwendete man Bitte und Warnung. Niemand hörte. „Wir sind verrathen!“ schrie der Haufen: „wir müssen uns selbst unser Recht schaffen!“

Ein Mitglied des Kantonsgerichts, Meinrad Suter von Schwyz, ein sanfter, von Jedlichem geliebter Mann, sprang auf den Tisch, um zum Volke zu reden. Aber weder die ehemalige Achtung der Mitbürger, noch seines Herzens Güte schützten ihn. Er verließ seinen gefahrvollen Platz,

und berathschlagte mit dem Regierungsstatthalter über Mittel, den Sturm zu beschwören.

Endlich schlug man den anwesenden Landleuten vor, die gesammten Kapitulationspunkte schriftlich abgefaßt dem Feldherrn Schauenburg und dem helvetischen Direktorium zur Unterschrift und Bestätigung einzusenden.

Dieses Versprechen schien alle Gemüther zu beruhigen. Die Volkshaufen zerflossen. Jeder eilte zur Heimath in die entlegenen Thäler und Gebirge zurück.

Von Matt, der Regierungsstatthalter, welcher nicht ohne Grund neue Volksbewegungen fürchtete, fand es angemessener, den Drohungen der Empörer zu entrinnen, als den Augenblick der Gefahr in der Mitte der übrigen Kantonsgewalten zu erwarten. Er verließ Schwyz (den 20. August) als der sonntägliche Gottesdienst die Hirten beschäftigte.

Der Ruf von seiner Flucht verbreitete sich schnell, und gab den Häuptern des Aufstandes neue Kühnheit. Schon am folgenden Morgen wallten aus allen Gegenden zahlreichere Ausschüsse zum Hauptorte. Zwei beredete, von den Bauern hochgepriesene Landleute, Felix Richmuth und Balthasar Holdener, wurden durch Rathschläge und hochherzige Worte die Helden des Tages. Vierzig bis fünfzig mit Knütteln bewaffnete

Männer von Morschach bildeten eine Leibwacht der Anführer.

Hundert Entwürfe wurden gegeben und vernichtet. Die einsichtsvollern und reichern Bürger des Landes, welche in dieser Verwirrung unausweichliches Unheil erblickten, versagten vorsichtig den Verhandlungen ihre Theilnahme. Endlich trafen die Wünsche der Ausschüsse in Veranstaltung einer Landsgemeinde zusammen. Sie ward am nächsten Tage (21. August) versammelt.

Jede Volksversammlung hat durch die Größe des Schauspiels, so sie gewährt, begeisternden Einfluß auf das Gemüth. In ihr erwacht der schlummernde Ehrgeiz, und erstirbt die Furcht, das Kind der Einsamkeit und Hilflosigkeit. Der Austausch der Meinungen erzeugt neue Gedanken; und aus dem Schutte verworfener Plane keimen glänzendere Vorschläge.

Anfangs war nichts Geringeres im Wurfe, als gänzliche Abschaffung der neuen Staatsverfassung, Verjüngung des Alten, und Krieg gegen Frankreich. Doch Altlandammann Schuler, dessen weisen und gerechten Sinn alle Landleute mit Vertrauen ehrten, erhob sich kraftvoll gegen die unbesonnenen Wünsche. Auf seinen Rath ward beschlossen, durch Abgeordnete des Bezirks die Artikel der Kapitulation dem Vollziehungs-Direktorium, wie dem Feldherrn Schauenburg,

zur Unterschrift zu übersenden, und Vergessenheit des Geschehenen zu bewirken. Andere, aus den ersten Geschlechtern des Landes, redeten wie er, und deuteten auf die grenzenlose Gefahr, welche solcher Aufruhr über ihre Heimath rufe.

Schweigend und folgsam zog die Versammlung auseinander *).

Nun begaben sich vier Abgeordnete, an deren Spitze der edle Greis Schuler stand, gen Aarau. Sie traten vor das Vollziehungsdirektorium, in dessen Versammlungssaal auch der Oberfeldherr Schauenburg war. Nachdem sie die Wünsche und Bitten ihres Volkes vorgetragen, ward ihnen zur Antwort: Es sollen sich, sonder Verzug, die Landleute des Bezirks Schwyz den verfassungsmäßigen Obrigkeiten gehorsam unterwerfen, und zum Beweise ihrer Reue des Vergangenen binnen drei Tagen an den Regierungsstatthalter von Luzern die vornehmsten Anstifter jener Vorfälle ausliefern. Die Namen derselben waren: Altpannerherr Weber, Aloys Frischherz, Altrichter Fäßler, Faßbind, der Pfarrer zu Seewen, Zeberg, Pfarrer zu Lowerz,

*) Aus dem Munde der glaubwürdigsten Augenzeugen ist diese Erzählung vom Aufstande der Schwyzer im August 1798 geflossen, und in ihrer Gegenwart von mir aufgezeichnet worden.

Karl Richlin von Schwyz, Jenser, Bizener und Leimer, alle drei von Morschach, und Balthasar Holdener selbst, welcher als Mitabgeordneter zwar Erlaubniß empfing, gleich den Andern wieder zurückzukehren nach Schwyz, doch sodann sich dem Statthalter Luzerns, als Gefangener, überliefern sollte.

Hart waren die Bedingungen. Doch Schauenburg ergriff die Feder, und schrieb mit eigener Hand unter des Direktoriums Befehl: „Wenn Schwyz nicht in bestimmter Frist vollkommen obiger Verordnung Folge geleistet hat, wird der Oberfeldher, von der Kapitulation entbunden, mit dem Heere in die rebellischen Gelände einziehen, die Strafbaren mit Strenge zu züchtigen."

Die Abgeordneten kamen mit dieser Verkündung heim. Furchtsam vor der Drohung des fränkischen Befehlshabers, begaben sich die verlangten Häupter des Aufstandes, auch Balthasar Holdener in die Gefangenschaft gen Luzern; nur Aloys Frischherz entzog sich dem Befehle und flüchtete auf Feldkirch zu den Ausgewanderten, um mit ihnen Entwürfe und Schicksale zu theilen.

Die Priester von Nidwalden, da sie sich der Gefahr allein blosgestellt sahen, verloren den hohen Muth, welcher sie bisher beseelt hatte. Das Volk begehrte mit Ungestüm Abhaltung einer Landsgemeinde.

Diese ward ausgekündet. Zahlreich wallten die Hirten dahin zusammen. Es war der zwanzigste August.

Zwar hatten die Geistlichen unter sich beschlossen, den gesetzlosen Zustand und ihre Herrschaft zu verlängern, doch keine Gewaltsschritte des Volkes zu gestatten. Ohne Bundsgenossen in den Nachbarkantonen, und im Lande ohne einen Mann, der Entschlossenheit und Volksgunst gepaart hätte, sahen sie sich gezwungen, überall selbst an die Spitze zu treten, und ihre Personen zum ersten Opfer der Rache einer beleidigten Regierung zu machen. Dies zu vermeiden, und günstigere Zeiten zu erlauern, beschlossen sie den langsamen aber sichern Weg gütlicher Unterhandlung.

Die alte, demokratische Verfassung wurde daher nicht sogleich wieder erneuert; sondern, um wenigstens den Schein zu bewahren, nicht zuerst die Kapitulation mit Schauenburg gebrochen zu haben, durch's Volk ein einsweiliger Distriktsstatthalter, in der Person des Altlandvogts Zelger, an die Stelle des Verhafteten ernannt.

Zelger hatte die Achtung der Landleute, und wegen seiner Frömmigkeit und Vorliebe für die alte Staatsverfassung der Priester Vertrauen. Allein kränklich und schuchtern, wie er, entsprach

er nicht dem Bild eines Volksführers, wie es den Geistlichen vorschwebte.

Inzwischen liessen diese es bei der Wahl, und dem Beschluß bewenden, wie Schwyz, vier Abgeordnete nach Aarau zu senden, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen. Pfarrer Käsli und Helfer Lüffi begnügten sich, dem Volke noch einmal die Gefährlichkeit des Bürger-Eides für das Seelenheil zu schildern, und „den Zorn der Unterwaldner gerecht zu heißen gegen des Unterstatthalters Kaiser freches Betragen", in geistlichen Angelegenheiten schalten zu wollen.

Die Abgeordneten eilten gen Aarau. Aber schon in Luzern fanden sie unerwartete Hindernisse zur Fortsetzung ihrer Reise. Fränkische Truppen zogen gegen die unruhigen Waldstädte. Man weigerte den Gesandten der Unterwaldner den Paß, bevor die im Hauptflecken Stans gefangen liegenden Beamten nicht in Freiheit gestellt sein würden.

Dieser Forderung glaubte das ausgelassene Volk nicht entsprechen zu dürfen. — Männer, welche es als Feinde seiner Freiheit und kirchlichen Rechtsame anzusehen gelernt hatte, Männer, beladen vom Fluch der Geistlichkeit, und gereizt durch die Schande des Kerkers, schienen durch Zurückerstattung der entrissenen obrigkeitlichen Macht furchtbarer zu werden, als sie vorher gewesen waren.

Doch Lüffi, Käsli und ihre geistlichen Ge-

hilfen, entschlossen, durch jedes Opfer allzufrühem, gewaltsamen Bruch vorzubeugen, eilten die ersten unter das Volk, für Freilassung der Gefangenen zu reden. Ihre Klugheit hüllte sich in den Glanz erhabener Großmuth. Sie baten für ihre Feinde. Die Landleute wurden versammelt. Statthalter und Gerichte wurden wieder anerkannt in voriger Würde, mit dem Zusatz: „daß man den freigelassenen Gefangenen in Zukunft weder bei Wein noch Wasser Vorwürfe über das Vergangene machen solle."

Jetzt begaben sich die Abgeordneten gen Aarau. Doch schon am andern Tage, nachdem sie die Ufer von Nidwalden verlassen hatten, empfing das Distriktsgericht von Stans Befehl, sich ohne anders des geistlichen Triumvirats zu versichern.

Ludwig Kaiser, der Statthalter, kaum dem Kerker und dem Tode entgangen, wagte noch einmal den gefahrvollen Versuch, mit Hilfe der wenigen ihm treu gebliebenen Bürger, das Land zu retten. Bewaffnete sollten sich schnell des Zeughauses, des Pulverthurms, der Grenzen gegen Luzern bemeistern, die drei Priester ausheben, und dieselben nach der letztgenannten Stadt führen. So wären der bethörten Menge die Waffen und ersten Aufwiegler und Führer zugleich entwunden worden.

Allein der Anschlag ward den Priestern ver-

rathen. Man rieth ihnen zur eiligen Flucht. „So sei es denn!“ erwiederten sie mit den Worten des heiligen Gregor von Nazianz „Ist wegen meiner dieser Sturm entstanden: so will ich mich freiwillig ins Meer stürzen, wenn damit der Sturm gestillt und das Volk gerettet werden kann!“

Wirklich machten sich ihrer zwei mit Behendigkeit auf den Weg. Aber schnell war das Gerücht von ihrer Flucht und den Anstalten des Statthalters durch's Thal geflogen. Die Bauern strömten bewaffnet zusammen gegen den Flecken Stans, wo schon mit treuen Wachten Pulverthurm und Arsenal besetzt waren. Die Landleute zerstreuten diese Wachten, führten die flüchtigen Priester zurück, und sprachen ihnen Muth ein.

Unterdessen hatten die Nidwaldner Abgeordneten die Hauptstadt der Republik erreicht. Sie wandten sich an das Vollziehungsdirektorium. Ihr Wortführer war Franz Anton Würsch, Mitglied des gesetzgebenden Raths, welcher, uneingedenk seiner Pflichten gegen die neue Republik, deren Mitvorsteher er geworden, zum Schutz der emporten Bewohner seiner Heimath redete.

Mit Unwillen hörte das Vollziehungsdirektorium, welches von diesen Boten Nidwaldens Versicherungen gänzlicher Unterwerfung erwartet hatte, die Forderungen derselben. Es beantwortete solche

mit einem Beschluß, dem gemäß der aufrührerische Bezirk sich den verfassungsmäßigen Obrigkeiten bis zum 30. August unterworfen, und die vornehmsten Anstifter und Helfershelfer der Empörung, den Pfarrer Käli von Beggenried, den Kaplan Kaiser, den Helfer Küffi, den Joseph Odermatt (Schenker) genannt Schneiderli Seyp, den Meinrad Amstad, den Melchior Käsli, genannt Mühli-Melch, den Anton Zoller u. s. w. an den Regierungsstatthalter Luzerns ausgeliefert haben sollte.

Früher schon hatte das Direktorium Maasregeln anderer Art ergriffen, um das Feuer des Aufruhrs einzugrenzen, daß es nicht die Nachbarschaften entzünde. Aller Verkehr von Menschen, Vieh und Waaren war mit jenen Bezirken aufgehoben. Reisende von dort her wurden der schärfsten Prüfung unterworfen, bei jedem Verdacht festgehalten, und ihre Verhaftnehmungen sogleich durch Eilboten der Regierung angezeigt.

Ehe noch Nidwalden die Verrichtungen seiner Gesandten in Aarau erfahren hatte, war schon dort die alte Unordnung zurückgekehrt. Die Priester, da sie sahen, das Ungewitter ziele endlich gegen sie selbst, hielten den Landmann nicht länger zurück. Sie zogen umher, streuten Schmeicheleien und stolze Hoffnungen aus, lehnten sich auf den Schutz des Kaisers, und erzählten, wie sie geheime

Boten an ihn gesandt, und diese mit dem Bericht zurückgekommen: „Daß Unterwalden der letzte aller Kantone wäre, welche den Wiener Hof um Hilfe angerufen hätte". Sie sammelten Anhänger um sich her, hielten Versammlungen in ihren Häusern, und auf den Rieden, um über Kriegsrüstungen zu berathschlagen; schickten beredsame Männer gen Uri und Schwyz, das Volk zur Theilnahme zu reizen, und gen Obwalden, daß es Widerstand leiste, falls die fränkische Macht über den Brünig gegen Nidwalden vordringen wolle.

6.

Als in Nidwalden die Boten von Aarau zurückgekommen waren, ward das Volk zur Landes-Gemeinde berufen.

Es stand das Volk im Kreise zu Wyl an der Aa. Nach alter Sitte aber fehlte mit dem Landesschwert der Landammann, um die Versammlung zu führen. Entschlossen bestieg Pfarrer Käsli von Beggenried die erhabene Erdplatte. Die Beschlüsse der Regierung, welche Unterwerfung und Auslieferung der Rädelsführer befahlen, wurden auf sein Geheiß verlesen.

Unwille, allgemeiner und wilder, als die Priester ihn angefacht zu haben meinten, donnerte in der Versammlung. — „Nein! nein! schrien tausend Stimmen, und alle Augen funkelten Wuth:

sie fordern unser Blut! sie fordern die Häupter unserer Seelsorger! Ziehet die Sturmglocken! es gilt unsere Religion! Der Nothfall ist da, wo wir zu kämpfen geschworen haben! Sie brechen die Kapitulation! Hoffen wir nun auf Gott und auf die alles vermögende Fürbitte Mariä!"

Pfarrer **Kälin** erhob sich. In langer Rede zürnte er gegen das Gift der Konstitution und gegen „die Früchte des unseligen Freiheitsbaums". „Und soll mein Blut fließen, schrie er, o so schlage man mir lieber hier vor der Landsgemeinde den Kopf ab, als daß man mich an die Zerstörer der Thronen und gottlichen Altäre ausliefere."

Auch Helfer **Lüssi** eiferte feuriger, denn jemals, gegen die Staatsverfassung, die der Geistlichkeit heilige Rechte unter ihre Füße rolle, und weltlichen Händen preis gebe. „Als wir geweiht wurden, sprach er, da haben wir geschworen, unsern geistlichen Obern getreu zu sein. Und wir **sind es!** — Angegriffen ist jetzt die römisch-katholische Religion, und wir leben wieder in den schauerlichen Tagen der ersten Christenverfolgung! Gebrochen ist uns das Wort der Kapitulation — wir dürfen sie nicht länger halten! Beweiset nur Muth, o ihr frommen tapfern Unterwaldner, nur Muth! und es wird kein Franzose wagen, über eure Grenzen einen Fuß zu rücken!"

Es ward ein **Kriegsrath** angeordnet, und

beſchloſſen, für Religion und Vaterland den letzten Tropfen Bluts zu wagen. *) Jauchzend verlieſſen die Bauern den Landsgemeindeplatz. Ihr Geſchrei hallte von den Felſen wieder. In ſtolzer Schwärmerei dünkten ſie ſich unüberwindlich. Kriegsgetümmel ſcholl in allen Dörfern. Feuerröhre, Säbel, Pulver und Blei wurden herbeigeſchafft. Junge Weiber bewaffneten ſich, um an der Seite ihrer Gatten in den Tod zu gehen, oder halfen Patronen machen, Verhaue und Schanzen anlegen auf offenen Grenzen. Man errichtete Batterien, führte Kanonen auf, ſenkte Pfähle unter das Waſſer des Sees, um Landungen zu erſchweren, und unterließ nichts, was zur Schaffung des gewaltigſten Widerſtandes nöthig war.

Alle diejenigen, welche bisher, der angenommenen Verfaſſung getreu, ihr das Wort geredet,

*) Doch nicht bei allen mogten dieſe ehrwürdigen Triebfedern ſpielen, ſondern beim verarmten Pöbel oft Lüſternheit nach dem Eigenthum der Begüterten. — An einer Landsgemeinde im Diſtrikt Stans, da es eben um Krieg und Friede zu thun war, rief ein rüſtiger Vaterländer: „Er wolle Krieg, ſo könne auch einmal ein ehrlicher Mann zu irgend einem wohlfeilen Gut oder Wieſen kommen!“ Siehe Businger's, Pfarrers von Stans, Wort der Beherzigung an ſeine verunglückten Mitbürger von Waldſtätten“. Baſel. 1799. 8. S. 47.

oder nicht in die wilde Schwärmerei des übelgeleiteten Haufens gestimmt hatten, ergriffen die Flucht, und retteten sich durch unwegsame Gebirge mit Weibern und Kindern gen Obwalden, oder in die Sicherheit der Stadt Luzern.

Mit Entsetzen sah die Schweiz auf jene ehemals glücklich gepriesenen Gegenden hin, welche nun zur blutigen Bühne aller Leidenschaften von Priesterhänden geweiht ward.

10.

Der Präsident im Kriegsrath des empörten Unterwalden war ein ehemaliger Rathsherr, genannt Remigi von Büren, ein verarmter und schwacher Mann. Doch er lieh nur den Namen: der Helfer von Stans, Lüssi, war Haupt und Seele des Kriegsraths. Er wohnte, mit einer Pistole bewaffnet, die er neben sich auf den Schreibtisch legte, den Sitzungen desselben bei; seine Stimme ward vor allen andern zuerst gefordert, und so groß war seine Gewalt, daß Niemand ihm zu widersprechen wagte; daß er selbst Verhöre anstellte und Verhaftsbefehle ertheilte. Er ermahnte die furchtsamern Räthe, nicht „wie Rohr im Winde zu wanken, sondern auf Gottes und Mariens Beistand zu zählen".

Sein Muth, seine Beredsamkeit begeisterte

zuletzt auch die Feigen. Jeder ergab sich in das unausweichliche Schicksal.

Inzwischen war die Frist verflossen, welche den Aufrührern zur Rückkehr bewilligt worden war. Schauenburgs Heere näherten sich in einem großen Ringe den Gebirgen Unterwaldens. Die helvetische Regierung, zitternd vor den nahen Gräueln, forderte noch einmal das unglückliche Volk zum Gehorsam auf, und verschob den Zeitraum der Strafe bis zum sechsten Herbstmonds. Sie hoffte, es werde der Zeit gelingen, Besonnenheit unter die berauschten Schaaren zurückzuführen; sie hoffte, der Anblick des fränkischen Heeres werde die Hirten erschüttern, welche, ungewohnt des Kriegs, kein anderes Geschäft, als die Pflege ihrer Heerden kannten. Vergebens! Von Religionswuth waren Greis und Kind trunken; tausend Gefahren gaben tausend neuen Kräften Leben, und das menschenfreundliche Zögern der Regierung galt dem Trotz der Hirten für Feigheit. Sie wollten Krieg. In ihm fanden sie Ruhm oder Märtirertod — gleich wünschenswerthe Güter für begeisterte Schwärmer. Unerschrocken harrten sie im Lager bei Ennetmoos, an den Grenzen gegen Obwalden, und am Seeufer bei Stansstaad, und auf den Höhen der Landspitze bei Buochs am See, dem Tage des entscheidenden Kampfes entgegen.

Der Kriegsrath setzte inzwischen seine Bemühungen fort, die Nachbarschaften zu Aufruhr und Hilfe anzumahnen. Er schickte thätige und gewandte Männer an die Landleute von Obwalden, Schwyz, Uri, Entlebuch und in andere Gegenden. Doch von keiner Seite ward seinem Ansinnen entsprochen.

Lüffi, unermüdet, erhielt das Volk im Rausch. Er verließ nur die Versammlungen des Kriegsraths, um sich in das Lager seiner Getreuen zu begeben. Seine Reden entflammten die Einbildungskraft. „Männer von Unterwalden! rief er oft, verzaget nicht. Ihr streitet für Gott, und Gott wird euch nicht verlassen! In wenigen Tagen wird seine Hilfe erscheinen. Fürchtet euch nicht! er, der ehemals Wunder that, um seine Kinder zu retten, wird sie auch uns thun. Gebet Acht, kein Franke wird über unsern Boden schreiten! Ihre Kugeln werden eurer keinen verwunden, der im Vertrauen auf Gott und Mariens Beistand kämpft."

Begierig hörten die Hirten die Verheißungen ihres Priesters. Einige Landleute erzählten, die Mutter Gottes gesehen zu haben, wie sie Abends von Rickenbach am Gebirg in einem Stern gegen die Grenzen auf Ennetmoos geflogen. — Das Gerücht von dieser Erscheinung lief schnell

durch's Land, und befestigte der Wankenden Muth *).

Von Schwyz und Obwalden wurden freilich die rührendsten Ermahnungsschreiben an den Kriegsrath eingesandt, daß er sich ergeben und das drohende Unglück des Volks abwenden solle. „Nicht doch! rief Lüssi bei Verlesung des Briefes von Obwalden: dies ist das letzte Schreckensbild von dorther. Die haben mehr Furcht, als wir. Mit uns streitet der Allmächtige. Die Franken dürfen, können nicht einrücken." Eben so befahl er den von Schwyz angemeldeten Boten zu sagen: wenn sie vom Volk gesandt seien, werde der Kriegsrath sie anhören; wenn sie Namens der Verwal-

*) Der Wunderglaube war in den kleinen Kantonen so groß, wie er vielleicht nie in den finstern Zeiten der mittlern Jahrhunderte gewesen. Ich belege dies mit einer Stelle aus Usingers, Pfarrer von Stans, Wort der Beherzigung an seine verunglückten Mitbürger von Waldstätten. Basel, 1799. 8. wo er Seite 23 sagt: „Alle alberne Mährchen der Vorzeit wurden da wieder aufgewärmt. — Es wurden zu Einsiedeln und in andern Klöstern ganze volle Magazine von Bildern, Amuletten, Täfelchen und anderen dergleichen frommen Erfindungen verbraucht und unter das leichtgläubige Volk ausgetheilt. Jeder dieser Art Waaren ward eine besondere Wirkung wider Kugeln,

tungskammer oder der Regierung da seien, sollten sie den Rückweg nehmen, woher sie gekommen.

Während die gläubige Menge der bewaffneten Hirten auf Wunder harrte, sich in Waffen übte und Rosenkränze betete, schien dennoch, je näher der große Tag der Entscheidung heranzog, dem geistlichen Triumvirat bang zu werden. Lüffi brachte sein Vermögen, so in Baarschaft und Gültbriefen bestand, wohldedächtig in Sicherheit; Kaplan Kayser entwich sogar heimlich bei Nacht aus dem Lande.

Doch neuer Muth erwachte in Allen mit der Erscheinung eines andern Geistlichen, der freiwillig aus seiner Sicherheit hierher in die Gegend

---

Schüsse und Verwundungen beigelegt, und das wonnetrunkene Volk steckte selbige, als seine Kokarden, auf Kleider und Hüte. Von Wahrsagungen und Prophezeihungen ertönte jedes Dorf und jede Gemeinde. Bald ward kein Fleck mehr, der nicht seinen Propheten hatte, und keine Gemeinde, die nicht an ihre eigenen Wunder glaubte. Ich habe es aus dem Munde aller Wahrheit würdiger Zeugen, daß am unglücklichen 9. September 1795 mancher von einer feindlichen Kugel annoch röchelnd in die Worte ausbrach: Mein Gott! dieser und jener Geistliche haben uns doch versichert, daß keine feindliche Kugel angehen werde!"

der Gefahr eilte, um mit den begeisterten Unterwaldnern ihr Loos zu theilen. Es war der Kapuziner Paul Styger.

Dieser unter allen Schweizern, welche die Wiederherstellung der Eidsgenossenschaft versuchten, der thätigsten und berühmtesten einer, hatte sich schon während des Krieges der Berg- und Waldkantone gegen Frankreich einen Ruf gegründet. Verschlagen und ehrbegierig, vertraut mit der Bauern Gemüthsart, und unbedenklich in der Wahl seiner Mittel, wußte durch Beispiel und Rede keiner, wie er, den Landmann zu lenken. Nachdem die neue Verfassung in Helvetien eingeführt worden war, hatte er sich mit andern geflüchteten Mönchen auf St. Gerold im Tyrol begeben. Von hier aus unterhielt er lebhaften Briefwechsel mit den zurückgebliebenen Männern seines Sinns.

Als nun die Unruhen im Gebirge gegen den Bürgereid erhoben wurden, kehrte er in Bauerkleidern heimlich in das Land Schwyz zurück. Auch durchstreifte er Unterwalden, wies den Leuten Briefe, worin der Kaiser Beistand, Volk und Waffen, Geld und Lebensmittel versprach; breitete Prophezeihungen aus, welche von dem heiligen Nikolaus von der Flüe stammen sollten; vertheilte wunderthätige Amulete, welche

gegen Schuß und Hieb den Körper unverwundbar machen könnten; verhieß denen, welche für alten katholischen Glauben und für alte Freiheit wider Vermuthen fallen dürften, die Krone ewiger Herrlichkeit, und setzte durch wundersame Mährchen, vorgespiegelte Hoffnungen und witzige Einfälle alle Leidenschaften in Bewegung.

Der Kapuziner verkündete bei seiner Ankunft in Nidwalden den Zuzug von zweitausend Mann Hilfsvölkern aus Schwyz und Glarus; er zeigte zur Bekräftigung seines Worts Briefe. Auf einem prächtigen Hengst, in Jägertracht, mit wehender Feder auf dem Hut, und an der Seite den Säbel, besuchte er der Unterwaldner Lager auf dem Drachenried bei Ennetmoos und bei Stanstaad. Staunend sah ihn das Volk und vernahm es seine Worte. Er ermahnte zur Eintracht, zum Muth und zur Beharrlichkeit. „Fürchtet euch nicht vor den französischen Kugeln! rief er oft: sie treffen und verwunden euch nicht; wir werden siegen, auch wenn wir angegriffen werden sollten vor Ankunft der kaiserlichen Armee. Wehren wir uns standhaft, und seid versichert, daß wir die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben, und bis zum Neujahr unsere Erdäpfel mit einander zu Paris schälen werden! Nur weg mit der helvetischen Konstitution, sie ist eine ketzerische Lehre; keine Kapitulation mit dem

Direktorium, es ist eine Zusammenkunft höllischer Geister!"

Schauenburg hatte inzwischen seine Brigaden durch Obwalden gegen den Kernwald rücken lassen. Landungsschiffe, in Luzern gesammelt, zogen bei Winkel am jenseitigen Seeufer zusammen, auf dessen Höhen Batterien angelegt waren, so wie bei Hergiswyl, um über den See die Dorfschaften Stanstaad und Kerstiten erreichen, und die Landung decken zu können.

Als sich am dritten Herbstmond in der Morgenfrühe drei Schiffe der Franken dem Unterwaldner Ufer näherten, um die Anstalten der Insurgenten zu beobachten, wurden sie durch das Feuer einer Batterie bei Kerstiten zurückgewiesen. Das Gleiche geschah an den beiden folgenden Tagen, anfangs mit fünf, hernach mit neun Schiffen.

Jetzt war die letzte Frist verstrichen. Schauenburg rüstete sich zum großen Angriff. Er hatte 12,000 bis 16,000 Mann geübter Streiter unter seinen Befehlen.

Die Nidwaldner stellten diesem Heere die schwache Zahl von kaum 2000 Hirten entgegen, welche auf zehn verschiedenen Punkten an den Grenzen vertheilt waren. Ihre Artillerie bestand aus acht Kanonen, von welchen sechs zur Be-

schirmung der Seeufer, und zwei andere gegen die Obwaldner Grenzen gebraucht wurden *).

Am siebenten und achten Herbstmonds spien die fränkischen Batterien vom gegenüberliegenden Ufer bei Winkel und Hergiswyl einen Hagel feuriger Kugeln gegen Kerfiten und Stanstaad, ohne beträchtlichen Schaden; eben so wenig gelang es den Landungsschiffen der Franken, weit vorzurücken. Auch begannen lebhafte Postengefechte bei Alpnach, am südwestlichen Busen des Sees der Vierwaldstädte, und beim Kernwald gegen Obwalden, jenseits der Kapelle St. Jakob.

Die angreifenden Franzosen erlitten schon in diesen Tagen beträchtlichen Verlust. Die Unterwaldner, fast sämmtlich erprobte Scharfschützen, hinter aufgeworfenen Erdwällen, Verhauen, in Gebüsch und zwischen Felsen versteckt, zählten nicht mehr, als einen Todten und einen Verwundeten.

Dies Glück machte die Hirten kühner. Die Weissagungen ihrer Priester schienen in Erfüllung überzugehen. Der Franken furchtbares Kartät-

*) S. Der schröckliche Tag. S. 67. Schauenburg in seinem Schreiben an den General Jordy erwähnt aber zwölf eroberter Kanonen.

schenfeuer reizte nur zum Spott. Entschlossen sah man neuen Angriffen entgegen.

Auch weit umher in den Nachbarländern verbreitete sich das Gerücht vom Verlust der Franken und dem muthvollen Widerstande Nidwaldens. Die Mißvergnügten in allen Grenzkantonen erwachten. Sie rüsteten insgeheim Aufstand, und Unterstützung der bedrängten Hirten. Noch ein unglücklicher Versuch Schauenburgs, und die Rebellion rings umher hätte sein Heer verschlungen. Viele Tausend Zuschauer hatten sich auf die benachbarten Gebirgshöhen begeben, um den Ausgang der Gefechte zu beobachten. Boten flogen hin und her, von Gemeinden zu Gemeinden.

Am ungestümsten schlug das Herz der Schwyzer. Sie sehnten sich, Hilfe zu leisten. Um das Ueberlaufen des Volks dahin zu verhindern, hatte die Verwaltungskammer des Kantons Waldstätten eine Wache von zwanzig Mann an die Schiffländе von Brunnen ausgestellt, auch bei Verlust des Vaterlandes verboten, den Rebellen Beistand zu geben. Allein beinahe zweihundert Landleute überwältigten am 8. Herbstmonds die Wacht, bemächtigten sich der Quartierfahne von Brunnen und erzwangen die Ueberfahrt nach den Ufern von Unterwalden.

Helfer Lüssi, als er die Ankunft der Schwyzer vernahm, eilte ihnen, begleitet von seinen Vertrauten, entgegen. Er sprach ihnen freund-

lich zu, und rief: „Nur gutes Muthes, ihr wakkern Männer, wir werden obsiegen! Laßt's euch wohl sein; an Essen und Trinken soll's nicht fehlen!“ — Dann wandte er sich an den Bauherr Imlin, Führer der Schwyzer Freiwilligen, und sagte: „Den Franken soll ihr Angriff übel bekommen. Mit uns ist Gott und der Sieg! Einigkeit herrscht unter uns. Die übeldenkenden Schurken sind geflüchtet; wären sie doch schon längst gegangen!“

Auch aus Uri ließen dreißig Männer von Seelisberg mit ihren Schützenfahnen zu den Nidwaldern.

Schauenburg hatte bisher nur die Stärke und Stellung der Aufrührer erforschen wollen. Den eigentlichen allgemeinen Angriff bestimmte er auf den neunten Tag des Herbstmonds.

Schon mit Anbruch des Morgens schnarchte der Wiederhall der Kanonen durch die Gebirge entlang. Die Franken rückten gleichzeitig von allen Seiten hervor.

Am lebhaftesten erglühte gleich anfangs jenseits St. Jakob an den Obwaldner Grenzen der Kampf, wo ungefähr sechshundert Nidwaldner in freier Ebene hinter Erdwällen standen. Von einem Kartätschenhagel bestürmt, verließen sie bald die gefahrvolle Stellung, erklimmten die buschigten Berghalden, welche das Drachen-

ried umschliessen, und zogen unter beständigem Kampfe auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde vom Hauptflecken Stans entlegen, welche mit zwei Kanonen besetzt war.

Das Feuer der Scharfschützen verbreitete den Tod unter die in der Ebene vorrückenden Franken. Demungeachtet versuchten es die Letztern in zwei getrennten Schaaren, die Berghöhe zu erstürmen. Man schlug sich unter dem ununterbrochenen Donner des Geschützes mit dem Bajonet. Felsenstücke rollten von den Bergwänden zerschmetternd nieder. Die Franzosen wichen; stürmten zum andern Mal und wieder vergebens. Sie verdoppelten das Kanonenfeuer gegen die Nidwaldner Batterie auf der Höhe, und versuchten mit einer starken Schaar den linken Flügel der Aufrührer zu werfen. Hier aber standen kampflustig auf dem Gebirg Schwyzer und Urner. Sie stritten mit dem stolzen Grimm sieggewohnter Helden. Auch hier mußten die Franken nach blutigem Verluste den Versuch aufgeben, wie am rechten Flügel der Nidwaldner, der sich an den Rothberg lehnte, berühmt in den Geschichten der Vorzeit. Die Franken, um den Rothberg zu umgehen, zogen sich an dem schonen Wasserfall hin, welchen die Wanderer bewundern. Doch als sie zwischen Felsen einen engen Pfad betraten,

begrüßte sie mörderisches Feuer der Scharfschützen, die im Walde versteckt harrten. Sie wankten und flohen mit Hinterlassung ihrer Todten.

Manche Stunde schon, und nicht glücklicher, hatten auch auf der Seeseite die Franken gefochten. In drei Abtheilungen schwammen gegen dreißig bemannte Fahrzeuge unter dem Donner des Geschützes gegen das Ufer Nidwaldens. Aber die Vertheidiger ihrer Heimath achteten nicht des Kugelregens. Sie stritten als Verzweifelte; für sie war im Leben oder im Tode nur Gewinn, die himmlische Krone christlichen Märtirerthums, oder des Sieges Lorbeerkranz.

Lüffi, während seine Schaaren kämpften, betete für sie, wie einst Moses, im Tempel. Er las die Messe, und theilte das Nachtmaal aus an die Krieger, welche der Andacht pflogen. Als diese fragten, ob sie unsern Herrgott empfangen dürfen, wenn sie schon nicht mehr nüchtern seien? erwiederte er: „Kommet nur, und kommunizirt, es macht nichts!“

Mit Todesangst erwartete er den Ausgang des Kampfes. Als die ersten Botschaften einliefen vom Vorrücken der Franken, stürzte er bleich, mit entstellter Miene, in sein Haus, rang die Hände und rief: „Es geht doch erschrecklich! Die Urtheile Gottes sind unerforschlich! man muß brav beten!“ Da er aber vernahm, daß der

Feind schon gegen den Hauptflecken Stans vordringe, ergriff er muthlos die Flucht.

Unterwegs begegneten ihm Weiber, theils unbewaffnet, theils mit Knütteln versehen, die von Buochs und andern Orten herbei eilten, Theil zu nehmen am Kampfe. „Eilt, rief er ihnen zu, die Franzosen sind geschlagen. Einige von euch müssen gegen Ennetmoos, andere gegen Notzloch!“ Als ihn einige Umstehende ermahnten, „um Gottes und Mariens willen das Weibervolk nicht in die Gefahr, sondern in ihre Häuser zurückzuschicken,“ erneuerte er seinen Befehl, und die unglücklichen Weiber gingen in den Tod, inzwischen er noch mehr Hilfe zu holen vorgab, und sein Leben rettete. *)

Mit ihm flüchtete auch frühzeitig der Pfarrer Käsli. Selbst der Kapuziner Paul Styger suchte in schneller Flucht sein Heil. Als schon der Sieg für die Franken entschieden war, ermahnte dieser noch im Dorfe Buochs, seine

*) Käsli flüchtete ins Tyrol, wo er eine Vikarstelle besaß, bis ihn die Amnestie-Erklärung nach dem 28 Oktober 1801 in seine Heimath zurückführte. Bei der Insurrektion im Ernstjahr 1802 ließ er sich zum Pfarrer wählen. Der Bischof von Konstanz aber erklärte wiederholte, daß er seiner Wahl die Einwilligung weigern werde.

Flucht zu decken, das Volk zu standhafter Gegenwehr. Er warf einen großen Sackel voll Geldes stolz auf den Tisch hin, und rief: „Dies kömmt vom Engländer! Alle Kosten müssen bezahlt werden!“ Dann stellte er das Volk in Ordnung. Das Gewehrfeuer begann. Bald loderten hoch die Flammen brennender Häuser im Dorfe. Paul Styger aber war verschwunden.

Wirklich hatten um die Mittagsstunde Schauenburgs Brigaden den Sieg nach unzähligen Opfern erfochten. Einige Bataillone waren von Obwalden über die hohen Alpen, Großächerli geheißen, gegen Stans herabgestiegen. Siebenzig Scharfschützen auf der Gebirgshöhe, ihnen Widerstand zu leisten, zogen übermannt, doch langsam und fechtend, gegen Thalwyl, und von da tiefer hinab in die Erlen.

Fast zu gleicher Zeit, nach vielem Blutvergiessen, hatten die Franken bei Kerfiten gelandet, den waldigten Bürgenberg am See erstiegen, von wo aus sie die Ebene von Stansstaad beherrschten und den bestürzten Kämpfern die Flucht abzuschneiden drohten.

Jetzt erst sahen die unglückseligen Schlachtopfer des Priesterstolzes ihrer Heimath Verwüstung, ihr unermeßliches Elend und den Trug heilloser Prophezeihungen. Sie wandten sich und flohen.

Wohin ihr Blick fiel, brannten ihre Häuser, ihre Ställe; schwebten Rauch und Flammen um ganze Dorfschaften, und die ehernen Schlünde brüllten ihnen ewig nach. Zerstreut in Gebüschen und Matten kämpften verzweiflungsvoll die Fliehenden. Weiber und Kinder setzten dem eindringenden Sieger ohnmächtige Arme entgegen. Man schlug sich mit Knütteln, Aexten und Sensen. Man forderte, man gab keine Gnade. Die wüthenden Soldaten kannten keine Grenzen ihrer Rache. Sie raubten, sengten und brennten, mordeten und wurden gemordet. Priester an den Altären, Säuglinge in den Wiegen, Weiber, Männer, Kinder und Greise wurden erbarmungslos niedergemacht; Töchter und Mütter wurden auf offener Straße geschändet; selbst der todten Weiber schonte des Soldaten viehische Lust nicht. Mit Lebensgefahr und schwachen Erfolges stämmten sich viele Hauptleute, von Menschlichkeit bewegt, den entsetzlichen Ausschweifungen ihrer Krieger entgegen. Unter ihnen nennt die Geschichte mit Rührung die Namen eines Müller und Mainoni, Anführer der 14. und 15. Halbbrigade. — Ein unverwelklicher Bürgerkranz von den Händen der bessern Menschheit dem Gedächtniß dieser Edeln! — Aber die Kannibalenwuth konnte nur in Erschöpfung eigener Kraft ersterben. Wohin man sah, wälzten sich Feuer und Dampf-

wolken über zusammenstürzende Wohnungen, Kapellen und Kirchen; kämpften Männer; bluteten Sterbende. Wohin man hörte, scholl der Donner des Geschützes, das Krachen einstürmender Balken und Mauern, das Gewinsel der Verwundeten, das Gebrüll der Verzweiflung. „Wir haben viel Volks verloren," schrieb der Oberfeldherr Schauenburg an Lordy gleichen Tages," dies war bei der unglaublichen Hartnäckigkeit dieser bis zur Raserei tollkühnen Menschen unvermeidlich. — Es war der heißeste Tag, welchen ich jemals gesehen habe."

Um sechs Uhr Abends war Nidwalden von den Franken erobert und das Gefecht geendet. Aber nicht gesättigt war der Grimm der Soldaten. Noch setzten sie einige Tage lang Raub und Brand fort, und schossen die in die Wälder Geflüchteten nieder. Schauenburg hielt endlich selbst seinen Einzug und setzte namenlosen Gräueln ein Ziel. Unterwalden nid dem Kernwald war ein großes ungeheures Grab; die Ruinen der Dörfer und Hütten dampften ein schreckliches Todtenopfer.

Nach den auf Befehl der Regierung veranstalteten Untersuchungen ergab sich, daß an diesem Tage von den Nidwaldnern 386 Personen das Leben verloren hatten, worunter allein 127 Weiber und Kinder gezählt wurden. Es waren 316 Häu-

ser, 229 Scheunen und 83 Nebengebäude ein Raub der Flammen. Der Verlust an Raub und Brand ward auf 1,898,606 Gulden geschätzt.

Im Gefecht selbst waren kaum 100 Unterwaldner gefallen; der grössere Theil der Todten waren abgelebte Greise, Kranke, und solche, die nicht fliehen konnten.

Ungeheuer, und ausser allem Verhältniß, war hingegen der Franken Verlust. Nur an Verwundeten zählte Schauenburg schon denselben Tag, laut seinem eigenen Briefe, 350 Mann. Der Todten waren, nach den Aussagen der obern Befehlshaber, einige Tausend. Bestimmt hat man deren Zahl nie erfahren mögen. *)

Dies war der Ausgang eines Aufruhrs, welcher, der Priester Werk, blutiger Zeuge ihrer Gewalt und der Unwissenheit und Kraft eines der kleinsten schweizerischen Hirtenvölker ward.

Wär dieser Gewaltschritt zehn Monden später gethan, und zeitverwandt gewesen mit den Aufständen in Schwyz und Uri, als Massena vom

*) In der Flugschrift: der schröckliche Tag, wird die Stärke der fränkischen Armee auf 12000 Mann, und ihr Verlust allein an Todten 5464 angegeben; die Unwahrscheinlichkeit dieser Angabe entdeckt sich selbst.

Erzherzog Karl bis in das Innerste der Schweiz zurückgedrängt wurde: wahrlich, Helvetien wäre für Frankreich verloren gegangen, und der ganze Strom spätterer Ereigniße hätte eine andere Wendung empfangen. — So ward umsonst das Blut der Unglücklichen vergossen, und der gräßlichste Tag in der neuern Geschichte der Schweiz ging ohne große Folgen auf die Schicksale des Vaterlandes zu den tausenden vor ihm, deren sich Keiner erinnert.

11.

Schwyz und Uri, als sie Nidwaldens Loos sahen, unterwarfen sich schaudernd, und übergaben den einrückenden Franken ihre Waffen. Doch selbst Schauenburg, dem Sieger, erregte der Anblick von Stans, dies schreckliche Ueberbleibsel eines verwüsteten Paradieses, Klage. Er ließ die Einwohner aus den Wäldern rufen, täglich 1200 Rationen Brod und Fleisch unter sie vertheilen, ihr Korn, ihr Salz und andere verschonte Vorräthe bewachen gegen der Soldaten Raublust, und die zerstreut umherschwärmenden Heerden sammeln und den Eigenthümern zurückgeben.

In Helvetien aber war nur eine Stimme, ein Wille, als das Elend Nidwaldens laut ward.

Alle Parteien vergaßen weinend ihres Zwiſtes, und eilten den für ihren Irrthum herbe beſtraften Brüdern Unterſtützung zu geben an Geld und Lebensmitteln und Kleidern.

Einige Bürger von Bern ſammelten Almoſen für Nidwalden *); andere edelmüthige Familien von Zürich und Baſel folgten dem ſchön gegebenen Beiſpiele.

Auch das Direktorium der Republik, indem es die geſetzgebenden Räthe aufforderte, Gerichte zu beſtimmen, vor welchen die Häupter des unſeligen Aufruhrs geſtraft werden könnten, und zu beſchlieſſen, daß die Güter der Rebellen vermendet würden, die Familien der in Vertheidigung der Konſtitution umgekommenen, oder ſonſt dafür leidenden Patrioten zu entſchädigen, und daß die Waiſen dieſer Patrioten auf Koſten der Republik erzogen werden ſollten, trug es zugleich darauf an, daß in ganz Helvetien eine Steuer zu Gunſten

*) Die erſten in Bern waren Nägeli und Commr. Anvier und Ferrier, Gebrüder, und beſonders Lauterburg, Gebrüder, und Pfarrer Mäkli. Solche Namen darf die Geſchichte nicht den nachkommenden Geſchlechtern verhehlen. Ihre Aufforderung in Hallers helvetiſch. Annalen, 49. Stück. In Zürich zeichnete ſich beſonders durch menſchenfreundliche Thätigkeit der Diakonus Geßner aus.

der Brandbeschädigten des Distrikts Stans ausgeschrieben werden mogte. *)

Die gesetzgebenden Rathe zu Laraw, als ihre Verhandlungen den trauervollen Gegenstand berührten, (es war in der Sitzung vom 19. Herbstm.) theilten die Empfindungen des Schmerzes und Unwillens mit allen Schweizern.

Im großen Rath erglühte vor allen Rätzets Zorn. Er forderte, daß „alle Vipern und Schlangen, die den Namen eines Geistlichen und selbst den eines Menschen entehren, und die das Volk verführen, vor ein Tribunal gezogen, und selbst die Abwesenden durch Anheftung ihres Bildnisses an Rad und Galgen, gestraft werden; daß die Vipernester zerstört werden mögten, von denen alles Unheil auszog, die Klöster Einsiedeln und St. Gallen." — „Nein," entgegnete Huber von Basel, „das Unglück, das bewirkt wurde, soll unsere Rache stumm machen!" — Blattmann von Zug, welcher schon vor mehrern Tagen darauf gedrungen hatte, die unruhigen Gegenden mit

*) Der Ertrag der Kantonalsteuer belief sich, nebst den bei der Regierung eingegangenen Partikularsteuern, auf 59,477 Franken 1 B. 11 D. — Dazu kamen noch aus Partikularsteuern für Entschädigte Kantone überhaupt 4,200 Fr. und von Seiten des Staats aus dessen Kassen 21,131 Franken.

Waffengewalt unter das Gesetz zu beugen, seufzte jetzt: „Möge dies das letzte Bruchstück der scheußlichen Wirkungen des Fanatismus sein!“

Mehrere Glieder dieser Versammlung hatten begehrt, dem Sieger und seiner Armee, die gegen Rebellen für die gerechte Sache gestritten, Dank zu bezeugen, und öffentlich zu erklären, daß beide sich um das Vaterland verdient gemacht hatten.

Dagegen erhob sich Escher von Zürich mit männlichem Edelsinn. „Auch ich,“ sprach er, „ehre den Muth, womit Schauenbergs Heer den Aufstand in Unterwalden unterdrückt hat, und fühle ganz die schrecklichen Folgen, welche entstanden wären, wenn sich die fränkische Armee durch den hartnäckigen Widerstand hätte zurückschrecken lassen. Aber so sehr ich diesen Muth ehre: so lebhaft verabscheue ich die unmenschlichen Grausamkeiten, welche unmittelbare Folgen des Siegs waren, und nie werde ich dazu meine Stimme geben, daß man von einer Armee erkläre, sie habe sich um unser Vaterland verdient gemacht, wenn sie solche Gräuelthaten verübte, wie in Unterwalden vorgefallen sind! Gern hingegen trage ich darauf an, daß wir erkennen, diejenigen fränkischen Offiziers, welche sich mit Muth und selbst mit Gefahr ihres Lebens der Wuth ihrer Soldaten widersetzten, und den Unmenschlichkeiten Einhalt zu thun trachteten, haben sich nicht nur um

unser Vaterland, sondern um die Menschheit selbst verdient gemacht!"

Man fühlte inzwischen, wie schwierig es sei, nur einem Theil der fränkischen Macht Dank zu bezeugen, und weihete daher das höchste Lob dem ganzen Heere.

Der Wahnsinn des Parteigeistes, welcher Helvetien zu dieser Zeit berauschte, und zu immer grenzenloserm Unheil hinriß, fand nicht sein Grab unter den Aschenhügeln von Stans. Wie ein verjüngtes Gespenst stieg er vielmehr aus denselben hervor.

Diejenigen, welche laut oder heimlich den Untergang der neuen Republik wünschten, beklagten den Fall Nidwaldens nur als mißlungenen Versuch, und gesellten die Manen derer, welche von der Furie des Priesterstolzes zum Tode geführt waren, zu den Schatten jener beneidenswürdigen Helden, welche bei St. Jakob und Thermopilä einst für Freiheit, Vaterland und Menschenrecht sich dem erhabenen Untergang gewidmet hatten. Andere, welche mit Stärke der Leidenschaft noch Staatskunst und hellen Blick vereinten, bedauerten jenes Ereigniß mit einem Verdruß, welchen jeder übelberechnete, unbesonnene Schritt, zu falscher Zeit gethan, erregt.

Die leidenschaftlichen Feinde der ehemaligen Staatsverfassung hingegen erröthteten, eine Thräne

auf das Grab ihrer verblendeten Mitschweizer zu vergiessen. Sie sahen nicht die Menschheit, sondern nur die politische Partei. Ihre Rache, hätte sie die Pforten der dunkeln Ewigkeit entriegeln können, würde vielleicht den Geistern der Unglücklichen noch dorthin gefolgt sein.

Selbst die damalige Regierung der Republik, weit entfernt über der Leidenschaften stürmischen Drang erhaben zu sein, ließ sich von ihnen zu würdelosen Entschlüssen hinfluten. Ihre Wohlthätigkeit, ihr Mitleiden war nicht allen Unglücklichen, sondern ausschliessend den Patrioten geweiht; nur deren Verlust wollte sie entschädigen, nur deren Waisen erziehen. Ja, als sie vernahm, daß Schauenburg in dem ihm nun unterworfenen Bezirk von Schwyz eine erzwungene Steuer von 60,000 Franken erhob, trug sie, statt solcher Willkühr zu wehren, oder vom Feldherrn die Bestimmung einer Brandschatzung zu erfragen, ihm und seinem Heere den Gewinn davon als belohnendes Geschenk an. War bei des Vaterlandes bedrängten Umständen dieses verschwenderische Anerbieten einer dürftigen Regierung unrühmlich an sich: so ward durch Schauenburgs edle Antwort die Schmach davon noch fühlbarer. „Mein und meines Heeres innigstes Verlangen ist," schrieb er, „daß jene eingetriebenen Summen nicht anders, als zur Tröstung der un-

glückſeligen Werkzeuge des Fanatismus und des Aufſtandes verwandt werden."

Von einem ſchrecklichen Rauſche geneſen, ſahen die Einwohner Nidwaldens auf ihren kläglichen Zuſtand, und empfingen ſie die herbeiſtrömenden Wohlthaten. Mehrere Dörfer, wie Stansſtaad, Kerſiten und Buochs, waren niedergebrannt, andere nur zum Theil, wie der Hauptflecken Stans, alle aber geplündert und verwüſtet. Zwiſchen den Trümmern ihrer ehemaligen Wohnungen, ihres ehemaligen Glückes ſuchten ſich die zerſtreuten Glieder der Familien wieder auf. Manche waren geflüchtet, manche unter den Todten; dunkel waren noch lange die Schickſale der Vermißten. Das Kind ſchrie umſonſt nach der Mutter, die Mutter vergebens nach dem Kinde; die Braut ohne Troſt um den Geliebten.

In dieſer Lage, und umgeben von den ſchauerlichen Denkmälern der Schwärmerei und der Rache, ſchwor Nidwalden am 7. Oktober, in Gegenwart des Regierungsſtatthalters, den abgeforderten Bürgereid. Früher ſchon (24. Auguſt) hatten ihn die beiden Gemeinden Hergiswyl und Engelberg, ebenfalls zu Nidwalden gehörig, abgelegt, freier vom Einfluß mönchiſcher Macht.

12.

Als Luzern, die im Herzen der Schweiz an den Ufern des klaſſiſchen Sees ausgebreitete Stadt,

Wohnort der höchſten Staatsgewalten geworden war — es geſchah im Weinmonat deſſelben verhängnißvollen Jahres —, ſchien die Wiederaufrichtung des verödeten Unterwaldens Lieblingsſorge der Regierung zu werden.

Sie ſandte zur Unterſuchung des erlittenen Kriegsſchadens und zur Vorkehrung der dringenden Hilfsanſtalten die Kommiſſarien Ignaz Truttmann von Küsnacht und Mayr von Luzern in den leidenden Bezirk. Beide Männer erfüllten mit Eifer und Einſicht die ſchöne Pflicht, welche bald darauf Truttmann, damals Unterſtatthalter des Bezirks Arth, allein übernahm.

Dieſer Mann, deſſen Geiſt von Vorurtheilen geläutert, und durch Selbſtthätigkeit und Erfahrungen zu ſeltener Kraft gereift, mit hellem, zergliederndem Blick ſeine Gegenſtände durchdrang, die Quellen entdeckte, aus denen der trübe Strom des bürgerlichen Elends floß, und mit geübter Hand in Zweck und Mitteln immer das Weſentlichſte ergriff, war unſtreitig einer der ausgezeichnetſten Söhne Waldſtättens. Er ſchien der Olavides Unterwaldens werden zu wollen.

Ein anderer Mann, reicher noch, denn jener, an Kenntniſſen und Gewalt, Albrecht Rengger, Miniſter des Innern, weihte ſeine zärtlichſte Sorgfalt den verheerten Gegenden, prüfte

Truttmanns Entwürfe, und schuf ihm Mittel, sie zur Wirklichkeit umzubilden.

Bald füllte reger Fleiß das verwüstete Thal. Gegen hundert verwaiſete Kinder desſelben wurden durch Privatwohlthätigkeit in andern Kantonen versorgt; die eingegangenen freiwilligen Steuern zur Unterſtützung der verarmten Familien wurden, ohne Rücksicht auf politische Meinungen, nach dem Maasſtabe des wahren Bedürfniſſes vertheilt. Die weitläufigen Waldungen des Landes wurden von Sachkundigen für das benöthigte Bauholz zur Aufrichtung der Scheunen, Ställe und menſchlichen Wohnungen durchforſchet. Steinbrüche wurden eröffnet, Kalkbrennereien angelegt. Stansſtaad, ein für die Schifffahrt dieſer Gegenden unentbehrlicher Landungsplatz, erhielt seine verlornen Fahrzeuge zurück, und ſtatt des abgebrannten Gebäudes zur großen Waarenniederlage, erhob ſich am Ufer ein neues.

Doch nicht ſo ſehr die Größe des unternommenen Werkes, und der Mangel der Hilfsmittel konnten den Eifer zur Heilung jener tauſend Wunden beſchränken, als vielmehr eine Menge unerwarteter Hinderniſſe, ſo aus der Denk- und Lebensweiſe des ſeit Jahrhunderten ſittlich verwahrloſeten Volkes entſprangen.

„Einerſeits die Leichtigkeit,“ klagte der Miniſter Rengger in ſeinem Berichte uber den Zu-

ſtand des Diſtrikts Stans, „ohne eigene Anſtrengung ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, welche ihm die Beſchaffenheit des ausſchlieſſend zur Viehzucht benutzten Bodens darbietet, und anderſeits die von jeher begünſtigte Straßenbettelei, ſo wie das geſetzlich eingeführte Unterſtützungs-Syſtem, das die Erhaltung jedes Dürftigen, ohne Rückſicht auf ſeine Arbeitsfähigkeit, den nähern oder entferntern Verwandten desſelben zur Pflicht machte, haben dieſem Volke einen Hang zum Müßiggehen und zur Unthätigkeit eingepflanzt, den ſelbſt die Noth des gegenwärtigen Augenblicks nicht zu überwinden vermag, der für die dringendſten Arbeiten, welche die Bedürfniſſe des Landes erheiſchen, die unentbehrlichen Arme verſagt, und ſo alle wahren Hilfsvorkehrungen entweder ganz, oder zum Theil vereitelt. Noch größer werden die Schwierigkeiten durch den Geiſt der Geſetzloſigkeit und Anarchie, der, als eine unausbleibliche Folge reindemokratiſcher Verfaſſungen, dem Volke von ſeinem vorigen Zuſtande, den man kaum eine Staatsgeſellſchaft nennen konnte, noch anhängt, und der ſich an den heilſamſten Verfügungen, ſobald ſie durch die öffentlichen Autoritäten geleitet, und nicht der Willkühr eines jeden überlaſſen ſind, mit unbiegſamem Starrſinn widerſetzt. Die geträumte

Unſchuld des Hirtenlebens findet ſich hier ſo wenig, als irgendwo in der wirklichen Welt; vielmehr läßt Selbſucht und Eigennutz die Nothwendigkeit gemeinnütziger Anſtalten und die Vereinigung zu gegenſeitiger Hilfe nicht einſehen, und beurtheilt auch jetzt die dahin einſchlagenden Maasregeln der Regierung nicht nach den Abſichten, die ihnen zum Grunde liegen, ſondern ſchreibt dieſelben lediglich dem Beſorgniſſe neuer Unruhen und Volksbewegungen zu."

Die frühe Klage des Miniſters ward vom fruchtloſen und langſamen Erfolge der überlegteſten und heilſamſten Bemühungen in der Zukunft nur zu laut beſtätigt.

Truttmann erwartete von der Noth, daß ſie die beſte Lehrerin des Volkes werden würde. Statt durch unbeſonnene Ausſpendung einlaufender Wohlthaten den Bettel zu begünſtigen, und das träge Volk im „frommen Nichtsthun" zu erhalten, ſchaffte er Arbeitsſtoffe und Werkzeuge, namentlich zur Baumwollen- und Seidenſpinnerei an, den Erwerbsfleiß zu reizen. Wenige mogten aber ſeine Anſtalten benutzen, und fanden es am Ende gemächlicher, zu hungern, und ihr Daſein auf's Kärglichſte zu unterhalten, als zu arbeiten.

Er verſuchte es, die Landeskultur durch Einführung der Getreidepflanzung zu verbeſſern. Glückliche Beiſpiele mehr, denn alle Worte und Lehren,

ermuntern des Volkes Wahl und Liebe des Nützlichen. Er widmete daher einen Theil der Gemeindweiden von Stans zum Korndau. „Der Tag,“ sagte Rengger in seinem Berichte über Stans, „an dem nach Jahrhunderten wieder der erste Pflug in den Distrikt Stans gebracht worden ist, wird für die Bewohner desselben, die dieses wohlthätige Werkzeug nur aus einem, in ihrem Zeughause zum Andenken aufbewahrten Bruchstücke kannten, in Zukunft ein Tag der dankbaren Erinnerung sein. In dem Gebrauche des Ackerpfluges, wozu die Natur des Bodens sichtbar auffordert, muß ein vorzügliches Mittel zur Wiederherstellung und Belebung des Wohlstandes für ein nunmehr verarmtes Volk liegen, durch dessen Getreidekonsumtion bis dahin zweitausend Gulden wöchentlich, nicht etwa in andere Kantone, sondern ins Ausland gegangen sind.“

Doch auch diese Hoffnung des gemeinnützigen Staatsmannes erwahrte sich schlecht. Ungeachtet der ergiebigen Ausbeute des Saatkornes schon nach dem ersten Versuche, verschmähten eingewurzeltes Vorurtheil und Alles erschlaffende Gewohnheit das edle Hilfsmittel. Was die schadenfrohe Hand des Hasses nicht verdarb, wurde durch diebische Entwendung der Frucht geschadet, da sie kaum Reife gewonnen; genug, um von ausgedehntern Versuchen abzuschrecken.

Eine sittliche Verbesserung der Volksmasse mußte der bürgerlichen die Hand bieten. Ohne Erkenntniß des Guten ist kein Gefallen an ihm, kein Streben zu ihm, keine Thätigkeit, kein Wohlstand. Die Regierung ernannte daher den Bürger Businger, den Geschichtschreiber seines heimathlichen Kantons, zum Pfarrer des Hauptfleckens Stans. An die hellen Einsichten, an die menschenfreundliche Betriebsamkeit dieses Mannes, der sein Volk kannte, und unter den schwersten Aufopferungen liebte, knüpfte sie ihre schönsten Erwartungen. Verbunden mit den redlichsten Geistlichen seiner Heimath, lenkte sich sein Wirken vorzüglich auf Vervollkommnerung des öffentlichen Unterrichts, und auf Verbreitung jener sanften Gesinnungen des Friedens, der Eintracht, der Ordnung und Duldsamkeit, welche das Christenthum zu allen Zeiten und bei allen Völkern durch stille und tiefe Wohlthätigkeit ehrwürdig machten.

Noch damit nicht zufrieden, gründete die Regierung ein Waisenhaus in Stans zur Erziehung und zum Unterrichte der ärmern Jugend. Ein geräumiges Nebengebäude des Frauenklosters ward dieser Anstalt gewidmet, und Heinrich Pestalozzi, der berühmte Verfasser von Lienhard und Gertrud, an ihre Spitze gestellt. Dieser außerordentliche Mann, welcher mit unglaublicher Selbstverläugnung sein ganzes Leben nur dem einzigen

Ziele: Veredlung des Menschengeschlechts durch Verbesserung des Volksunterrichts, zum Opfer brachte; der, um mich seiner Worte zu bedienen, „wie ein Bettler lebte, um zu lernen, Bettler wie Menschen leben zu machen," eilte nach Stans, und sah sich bald von fast hundert Kindern umringt, die ihn alle mit Herzlichkeit, wie einen Vater, liebten.

Männer von solchem Geiste und Herzen und solcher Kraft, im festen Bunde zum gleichen Zwecke; — so viel Streben, welches langsamen aber sichern Wirkens, jeden Unfall ausdauerte, jedes Hindernisses spottete; — so mannigfaltige Anstalten und Mittel, die von den verschiedensten Seiten doch auf einerlei Ziel zusammenspielten; — Einrichtungen, welche, das Verderben zu mindern, auf Zerstörung seiner alten, dunkeln Quellen, und, zur Ausbreitung alles Guten, auf zarte Pflege seines ersten Keims dachten — Alles ließ den Aufgang eines schönern Zeitalters über den Trümmern Unterwaldens ahnen, und daß durch eine Reihe heilsamer Folgen die spätern Geschlechter versöhnt werden würden mit dem schrecklichen Schicksale des Jahres 1798.

Getäuschte Hoffnungen! — vergebens rang menschenfreundliche Weisheit, den Uebeln der Staatsumwälzung eine Frucht für die Nachwelt abzugewinnen. Vergebens kämpfte in Nidwal-

den Gemeinſinn gegen thieriſche Selbſtſucht, Beförderung der Induſtrie gegen Trägheit und Betteley, Belebung thätiger Sittlichkeit gegen werkheiliges Prunken, Belehrung gegen rohe Unwiſſenheit.

Der immerwährende Unbeſtand der Dinge, der immerwährende Sturz der Verfaſſungen und Regierungen in der Schweiz, der unausſöhnbare Groll der wechſelnd ſiegenden Faktionen, zertrat mit der zarten Saat des Guten alle Hoffnung des Beſſern. Auch das Edelſte und Nützlichſte ward des Argwohns und des Haſſes Gegenſtand, weil es von den Händen einer politiſchen Partei geſtiftet war.

Wenn eine Lauwine, zermalmend vom Gebirge herab ins Thal, ein frohes Dorf auf immerdar begräbt; wenn ein Erdbeben den feſten Boden ſpaltet, und Städte und Flecken verſchlingt, und die Arbeiten thätiger Jahrhunderte, und das Glück von tauſend Familien: ſo folgt dem erſten ſtarren Entſetzen des Zuſchauers ſtille Klage und ein zweifelhafter Hinblick auf das weltregierende Schickſal. Doch verſöhnt ſich der forſchende Geiſt bald mit der furchtbaren Natur, deren Geſetze und wandelloſe Ordnung er erkennt.

Aber wenn nicht Naturnothwendigkeit, wenn Menſchenwillkühr ganze Länder mit ihren

Bewohnern an die alte Barbarei ausliefert; wenn Klugheit lächelnd Rechte, Kräfte und Aussichten der beſſern Menſchheit, und die Wünſche der Tugend und Vernunft erſtickt: dann wird der Geiſt an ſich ſelbſt irre. Vergängliche Konvenienz ſcherzt mit den ewigen Heiligthümern unſers Geſchlechts, wie die Laune des Kindes mit den Qualen des ſchwächern Wurms. Die Begriffe verkehren und verwirren ſich. Das Kleinliche wird preiſenswerth, das Große kleinlich; die Wahrheit wird albern, die Heuchelei bewundernswürdig; die Tugend Romanenſchwärmerei, die kalte Hinterliſt ſtiehlt ihr den Rang ab; nicht der innere Werth, ſondern der Ausgang wird die Krone oder das Kreuz jeder That!

13.

Wie zwiſchen Frankreich und Oeſterreich der Winter von 1798 bis 1799 unter fruchtloſen Verhandlungen und kriegeriſchen Rüſtungen verſtrich, ward er in Helvetien von den mißvergnügten Parteien zur Aufwiegelung des Volkes angewandt. Das Schickſal Unterwaldens reizte mehr ihre Rache als ihre Beſonnenheit.

Die Zentralregierung der Schweiz, in ſich ſelbſt entzweit, ſetzte den Umtrieben der Gegenrevolutionairs nur Strenge entgegen, ohne das Vertrauen des Volkes zu erobern, deſſen

Schwächen sie kannte, ohne solche zu schonen. Sie hatte zwar die Lehenslasten aufgehoben, und Zehnten und Bodenzinse loskäuflich erklärt, aber sie selbst grub damit zu früh die reichste Quelle öffentlicher Einkünfte in einem Zeitraume ab, wo sie dem Staate nothwendiger waren, denn jemals. Indem sie durch solche Verfügungen sich selbst entkräftete, um einem Theile des Volks zu schmeicheln, erbitterte sie um so mehr einen andern, der da verlor. Ja, sie büßte auch den kurzen Beifall der ersten ein, da sie, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse, vorher unbekannte Auflagen ausschreiben mußte. Der schweizerische Landmann hatte in vielen Gegenden der Staatsumwälzung gehuldigt, weil er durch sie mancher Abgaben enthoben und reicher zu werden hoffte. Die Entdeckung seines Irrthums ward ihn zur Zahl der Mißvergnügten im Lande.

Den Klöstern wurde die Annahme neuer Ordensjünger untersagt; den protestantischen Pfarrern entfiel der beträchtlichste Theil der Besoldung, indem ihnen die Bauern weder Zehnten noch Bodenzinse entrichteten. Priester beider Religionen traten zur großen, stillen Verschwörung für die Herstellung des Ehemaligen über, wo ihnen wohl war. Zu ihnen gesellten sich Handwerker und Kaufleute in den Städten, wo nach Aufhebung alles Zunft- und Mo-

nopolzwanges jeder Helvetier durch das Gesetz vom 8. Oktober 1798 sich niederlassen, und mit den alten Bürgern gleicher Rechte in Handel und Wandel theilhaftig geworden war. Das Schutz- und Trutzbündniß der Schweiz mit Frankreich, welches die werdende Republik gegen Europa stärken sollte, enthüllte nur derselben Ohnmacht vor der ganzen Welt, und verwundete des Schweizers Ehrgefühl, statt es zu schmeicheln. Die durch das Bündniß veranlaßte Truppenwerbung, und die Strenge, mit welcher sie betrieben ward, erfüllte die junge Mannschaft mit Furcht und verzweiflungsvollen Wünschen.

Der Ausbruch des Krieges zwischen dem französischen Direktorium und Oesterreich im Frühjahre 1799 bewaffnete schnell den allgemeinen Verdruß. Thätiger ward der Verkehr der Flüchtlinge und Ausgewanderten mit den Häuptern der Mißvergnügten im Lande. Lauter eiferten die Priester aller Kirchen. Verheißungsvoller wurden die ämterlosen Glieder ehemaliger Regierungen; und ein dunkeler Schwarm von aufwiegelnden Sagen floß von Mund zu Mund.

Zwar hatte Massena durch Ueberfall Graubünden erobert, aber am Bodensee siegte des Kaisers Heer, und trat in die Schweiz. Jetzt schien der Augenblick gekommen, Frankreichs Gewalt zu

brechen, Altes zu erneuern, und Hoffnungen der Rache zu sättigen.

Aber auch die Zentralregierung Helvetiens, da sie die großen Bewegungen der Widersacher vernahm, hatte die äussersten Mittel ergriffen; allgemeine freiwillige Kriegssteuer verordnet; Milizen organisirt, gesetzliche Todesstrafe gegen diejenigen verhängt, welche sich weigern würden, mit den Milizen ins Feld zu gehen, Todesstrafe gegen Urheber und Mitwirker gegenrevolutionärer Bewegungen, und Todesstrafe gegen den bloßen Vorschlag, sich einer fremden Macht zu unterwerfen. Um aber nicht länger das verborgene Treiben ehemaliger Regierungsglieder zu gestatten, deportirte man mehrere derselben, welche die gefährlichsten schienen, aus allen Gegenden der Schweiz, nach Basel oder in den Kanton Leman.

Doch die Schrecken des Todes und der Deportation hemmten die Thätigkeit innerer und äusserer Feinde der Revolution nicht. Wo man sonst Schwäche verspottete, verabscheute man nun Tirannei. Fast in allen Kantonen brachen einzelne, mehr oder minder blutige Aufrühre aus. Jene Gesetze konnten nicht vollzogen werden, ohne die Hälfte der Schweiz mit Blutgerüsten zu bedecken, und alle Gräuel des Robespierrischen Frankreichs im Schooße der Alpen zu erneuern.

Univ. Bibl. München

Auch am Ufer des Sees der Vierwaldſtädte erhob ſich abermals das rüſtige Volk; und zwar in Schwyz zuerſt, ungeſchreckt durch die vorigen mißlungenen Verſuche.

Dort waren ſeit dem Auguſt des verwichenen Jahres Theilhaber an damaligen Unruhen ins Ausland geflüchtet. Während die Gerichtshöfe wider ſie verfuhren, bearbeiteten ſie durch Boten und Briefe das Volk.

Im Gebirgsthale, am Sattel, verſammelten ſich heimlich die eifrigſten Freunde der Wiederherſtellung im Hauſe des Altraths Franz Schuler, eines Landmanns. Dort traten des Nachts Männer vom Lande Zug, Schwyz und Uri zuſammen, und ſchworen, wie die Tellen einſt im Grütli, Befreiung ihres Vaterlandes von der Gewalt Frankreichs. Der 28. April, der letzte Sonntag dieſes Monats, an welchem ehemals der Kanton Schwyz zur großen Landesgemeinde zu erſcheinen pflegte, ward zur Vertilgung der Franken inner den Grenzen des Bezirks von Schwyz beſtimmt.

In der Morgenfrühe zogen einige Tauſend bewaffneter Bauern, alle in ihren Hirtenhemden *), gegen den Flecken Schwyz, deſſen Ein-

*) Dieſer Aufruhr hat beim Landvolke von Schwyz daher den Namen des „Hirthemdlikriegs" erhalten.

wohner, unbekannt mit den Entwürfen der Landleute, in voller Sicherheit schliefen. Die französischen Soldaten, einige hundert Mann stark, wurden aufgefordert, den Boden des alten Kantons Schwyz zu verlassen. Diese weigerten sich. Die Haufen der Landleute, angeführt von Balthasar Holdener und Felix Richmuth, drangen sogleich in den offenen Flecken. Gewehrfeuer begann in allen Straßen, übermannt wichen die bestürzten Franken, und zogen gegen Brunnen, wo sie sich einschifften. Sie hinterliessen in der Eile ihrer Flucht viele Todte. Auch die Kriegskasse fiel in die Gewalt der Aufrührer, und mehrere Soldaten und Offiziere, als Kriegsgefangene.

Nach dieser That versammelte sich das Volk und berief die Vornehmsten des Landes. „Wir Bauern haben jetzt Bahn gebrochen; jetzt müsset ihr Herren das Werk ausmachen!“ riefen die Empörer und ernannten sogleich aus jenen eine provisorische Regierung.

Die Einsichtsvollern, zu schwach dem Uebel zu wehren, reichten den Stiftern des Aufruhrs mit Unwillen Hand, um Ausgelassenheit der rohen Haufen zu bändigen, welche durch alle Gassen schwärmten, Gefängnisse eröffneten, Kanzeleien des Regierungs- und Unterstatthalters erbrachen,

die fränkiſche Kriegskaſſe zu plündern und die gefangenen Soldaten zu ermorden drohten.

Der ernannte Ausſchuß beſchäftigte ſich ſogleich mit Herſtellung der Ordnung. Die Gefangenen und Verwundeten wurden mit Menſchlichkeit behandelt, die Kaſſen bewacht, und Unterhandlungen mit dem Vollziehungsdirektorium in Luzern angeknüpft. Das Volk forderte, daß ſeine Heimath jederzeit von fränkiſchen Beſatzungen frei bleibe, daß kein Schwyzer zum Kriegsdienſt gezwungen, und jeder Ausgewanderte, jeder Gefangene und Deportirte der ehemaligen kleinen Kantone frei und heimgelaſſen werde. Bei Erfüllung dieſer Begehren und unter feierlicher Vergeſſenheitserklärung alles Geſchehenen, verſprach man die Waffen niederzulegen. Um dieſer unter den Fahnen des Aufruhrs ausgeſprochenen Bitte höhern Werth zu geben, wurden der Unterſtatthalter von Schwyz, Bufinger, und die Verwaltungskammer des Kantons Waldſtätten genöthigt, dieſelbe zu unterſtützen.

Die Regierung nahm auf das Verlangen keine Rückſicht, ſondern ließ rings die Päſſe beſetzen, um die Waldſtadte von andern Kantonen abzuſchneiden. Die Milizen des Kantons Züricb, welche durch Entſchloſſenheit und Muth in Vertheidigung der jungen Freiheit glänzten, bemächtigten ſich, unter Anleitung des Repräſentanten

Billeter von Stäfa, der Anhöhen bei Horgen und der Schindelleggi. Auf der Seite von Einsiedeln erschien an der Spitze eines Heers der fränkische Feldherr Soult, und rückte in das Gebiet von Schwyz ein.

Die ehemaligen Führer des Landes hatten zu keiner Zeit einen Aufstand wie diesen gebilligt. Der greise Schuler, des alt-eidsgenössischen Kantons Schwyz letzter Landammann, überschüttete die Urheber desselben mit seinen Vorwürfen, und Aloys Reding, der letzte Landeshauptmann, wollte die Rebellen nicht zum Kampfe führen, so laut und stürmisch er auch aufgefordert worden war.

Am 3. Mai zog Soult mit seinen Schaaren in Schwyz ein. Die Bauern streckten das Gewehr. Nur ihrer einige Hundert flohen mit den Waffen über Morschach und das Hochgebirg ins Land Uri

Aehnlicher Aufstand war zu gleicher Zeit in den Bezirken von Arth und Zug angerichtet worden.

Im Flecken Arth, wo ein kleiner französischer Posten stand, wurden die Händel schon am Abend des 27. April begonnen. Alle streitbare Mannschaft des Ortes hatte die Waffen ergriffen. Die Franzosen wurden übermannt; manche getödtet, andere verwundet, oder gefangen genommen.

Die Gegend von Küßnacht am Waldſtättersee wurde um Mitternacht mit dem Geſchrei geweckt, daß die junge Mannſchaft in Küßnacht von den Franken entführt werde; daß man zu Hilfe eilen ſolle.

Oberhalb Walchwylen am Zugerſee, wo nur ein ſchmaler Fußſteig an ſchroffer Felswand neben dem Gewäſſer hinzieht, wurde von den Empörten ein Verhau gemacht; eben ſo jenſeits deſſelben Sees, am Fuß des Rigi, zwiſchen Arth und Immisee. An andern Orten, wie bei St. Adrian, zwei Stunden von Zug, warfen ſie Schanzen auf, und von dem Poſten Beenſtauden wurden die von Zug aus ſtreifenden Wachten der Franken mit Flintenſchüſſen zurückgewieſen.

In den Ortſchaften Menzingen, Egeri und Neuenheim des Zugerlandes erhoben ſich mit der Nacht vom 27 — 28. April die Unruhigen wie überall. Einer der Verſchwornen verrieth in der Trunkenheit: „daß in dieſer Nacht alle, die nicht für Religion kämpfen wollten, niedergehauen werden ſollten!“ Die Bedrohten flüchteten vor des Pöbels Mordluſt.

Zug ſelbſt, des Ländleins Hauptſtadt, ward bedroht, verbrannt und geplündert zu werden. Die Burgerſchaft verſammelte ſich, entſchloſſen

ihre Mauern gegen die schwärmerischen Mordbrenner zu vertheidigen. Nun sie reihte sich eine kleine Besatzung von fünfzig fränkischen Dragonern. Die Statthalter angrenzender Bezirke sandten Waffen und Kriegsvorrath.

Es war inzwischen unter den Bauern weder Ordnung noch Plan. Der eine trieb, die Vermögenden zu plündern; der andere, seine Rache am friedlichen Nachbar zu nehmen. Ihre Wuth schonte der Wehrlosen nicht. Eine einzige Szene, aus gerichtlich angestellten Verhören gezogen, gibt ein treues Bild von der Denkart des zügellosen Landmannes, und von dem Geist dieses Aufstandes *).

„Frau Maria Anna Meyenberg, sechsundzwanzig Jahr alt, seit vierzehn Tagen Kindbetterinn, zu Menzingen, lag den 28. April, Nachts um zehn Uhr, zu Bette. Ihr Gatte, welcher an dem Aufstuhr nicht Theil nehmen wollte, hatte sich schon entfernt. Sie sah Bauern das Haus des Nachbars stürmen; Thüren und Fenster

*) Die Erzählung von den Unruhen im Bezirk von Aarb und Zug ist, so wie die nachfolgende Begebenheit des jungen Weibes Meyenberg aus amtlichen Berichten gezogen, deren das helvetische Tagblatt, 1799, 14 — 19. Stück den Anfang lieferte.

erbrechen. Bald hörte ſie das Getümmel ihrer eigenen Wohnung nahen. Mit Gewalt ward an die Thüre geſchlagen. Man öffnete, um die Barbaren mit Güte zu zähmen. Aber ſie ſchalten und wütheten. Joh. Staub eilte mit bloßem Säbel gegen die Schweſter der jungen Wöchnerin; dann pflanzte Karl Joſeph Röllin das Bajonet auf, und drohte ſie zu erſtechen. Eben ſo that Clemens Blumbacher, ein Knecht. Sie riefen: „Wo iſt dein Vaterlandsverräther?“ Zitternd antwortete die junge Frau: „Mein Gott! daß weiß ich nicht, ob er im Blut, oder im Waſſer, oder ſonſt wo ſchon todt liegt.“ Hierauf klirrten ſie mit den Waffen, und brüllten, als wollten ſie Alles niedermachen: „Ihr wißt gewiß, wo der Schelm iſt.“ Als ſie es verneinte, drang Röllin noch einmal mit dem Bajonet auf ſie ein. Die Frau nahm weinend und in Todesangſt ihr Kindlein auf den Arm, und rief: „Stechet auch dieſe Unſchuld mit mir nieder, ſo kann ich vor Gottes Angeſicht himmelſchreiendes Blut mit mir hinbringen!“ Sie rief Clemens Oswald Bachmann unter den Wütherichen um Hilfe. Er reichte ihr die Hand und tröſtete ſie. Clemens Züricher im Erlimoos ſtand ihr auch bei und ſagte: ſeine Kameraden würden ſich auf ſolche Weiſe verſündigen und nichts gewinnen. Bap-

tiß Arnold drang gleichfalls zu ihr und versicherte sie: es müße Niemand sterben. Aber die übrigen stießen die Frau von einer Stube zur andern, und zum viertenmale aus der Hütte hinaus in die Nacht, bis sie endlich ihr fünfjähriges Töchterlein, das im Bette lag, zunächst an der Ermordung erblickte und in Ohnmacht sank. Endlich zogen die Rasenden ab, führten die Schwester der verlaßenen Frau auf's Rathhaus und mißhandelten sie. Dennoch sagte ihr Karl Schön, sie müßte sich nun an ihn halten, denn der Mann ihrer Schwester werde erschossen, oder verbannt werden, weil er nicht mit ihnen halte. — Als die Frau Meyenberg folgenden Morgens am Fenster saß, ging Aberich Staub, ein Knecht in der Schwend, vorüber und rief: „Schau nur heraus, du Erzvaterlandsschelmenhexe! heute Nacht will ich dir den Kopf spalten!"

Das Vordringen der fränkischen Truppen unter Soult machte, wie in Schwyz, auch in diesen Gegenden den Raserein Ende. Aber die Eifrigsten, welche, ohne Eigenthum, aus der öffentlichen Verwirrung Beute zu machen hofften, flohen ins Land Uri, wo der Sammelplatz aller Flüchtlinge dieser Art war, und die aufgewiegelten Landleute ebenfalls zum Schirm der Religion und alten Ordnung die Waffen genommen hatten.

Schon früh im Monat März waren hier Sagen gegangen, vom Anrücken eines kaiſerlichen Heeres, von Rettung und Wiederbelebung des kleinen Freiſtaats Uri unter den Flügeln des Reichsadlers. Einige Geiſtliche, beſonders in den Gemeinden von Erſtfelden und Seedorf, athmeten kriegeriſchen Geiſt. Verbunden mit ihnen wirkten einige weltliche Herren, welche durch die Revolution ihres Einfluſſes und Anſehens und mancher Hoffnung beraubt worden waren.

Doch am wenigſten geneigt waren zur Unterſtützung ſolcher Wagſtücke die begüterten Einwohner des großen Reußthales, und beſonders des ſchönen Fleckens Altorf, des Ländleins Hauptort. Sie ermahnten und ſprachen: „Noch haben wir durch die Staatsverwandlung weder an unſerer Religion noch an unſern Gütern Schaden gelitten. Erwarten wir mit Muth jedes Uebel, doch rufen wir es nicht durch eigene Thorheit über uns!“

Durch Speditionshandel an der großen Straße, die aus der Schweiz über den Rücken des St. Gotthard gen Italien führt, war Altorf einer der reichſten Flecken im Schooſe der Alpen, mit ſchönen Gebäuden, Kirchen und Klöſtern. Aber die Landleute der Nachbarſchaft, voll Neides gegen den Wohlſtand des Ortes, dem ſie einen großen Theil ihrer Nahrung und Unterſtützung zu dan-

ken hatten, sahen in seinen Bewohnern nur Feinde der alten Freiheit. Manche Seelenhüter, um die Huld ihrer Heerde zu gewinnen, stimmten in den Ton derselben, und verglichen im unbedachtsamen Kanzeleifer den Hauptort wohl gar mit Sodom und Gomorrha. Andere erkannten in den Leiden des Vaterlandes die Zornruthe Gottes wegen der Pracht und Hoffart und der eiteln Weltlust der Söhne und Töchter Altorfs.

Man verkündete nahes Unglück. Landleute warnten wohl ihre Freunde im Flecken, es heiße: Altorf werde verbrannt werden. — Doch wenige konnten der Drohung Glauben schenken.

Aber am 5 des Aprilmonds, Abends um vier Uhr, als ein starker Föhn durchs Land blies, ging plötzlich in einem Winkel des Fleckens, am Fuße des Bannbergs hinter der Hauptkirche Feuer auf. Brennende Schindeln, vom Windeswinde getragen, stürzten wie Feuerregen auf alle Gegenden des Ortes nieder. Bald stand die Kirche in Flammen. Der Befehlshaber der französischen Besatzung wollte Mauern und Thurm derselben niederschießen lassen, weil der Sturm Flammen an Flammen abriß und über den Flecken ausstreute. Aber durch die flehentlichen Vorstellungen des Unterstatthalters bewogen, der vom Niederschießen einer Kirche plötzlichen Aufstand der

Bauern befragte, unterließ er sein Vorhaben. So ward ganz Altorf in wenigen Stunden ein Raub der Brunst.

Von der Seeseite konnte Niemand den Nothleidenden zu Hilfe eilen, weil die Wuth des Föns Schifahrt unmöglich machte. Doch aus den benachbarten Dorfschaften des Thales strömten Landleute genug herbei. Sie kamen zu dem Brande, sahen die Flammen, sahen die bleichen Gesichter, hörten Geschrei und Wehklagen der Alten und Jungen — und halfen nicht. Kaltblütig zündeten manche Bauern ihre Pfeife an dem Feuer, das Hab und Gut ihrer Bruder wegfraß. Manche ließen sich von den Kaufleuten mit harten Thalern zahlen, einen Ballen Waare zu retten. Mancher nahm das dargebotene Geld, lachte und ging davon. Mancher versuchte sich zwischen den Flammen etwas zu erstehlen. — Nur die vier Kompagnien der fränkischen Besatzung fanden den Nothleidenden männlich und am treusten bei. Sie gaben ihr ganzes Mehlmagazin, das sie retteten, und all' ihr Brod den Altorfern, und verließen erst die Brandstätte, um nicht selbst Hunger zu leiden.

Der Mensch, in Rohheit und thierischem Bedürfniß erwachsen, kann hart und im Zorne grausam sein. Doch nicht lange, und die zarten Gefühle der Menschlichkeit erwachen wieder unter der

flehenden Stimme des Unglücklichen. Er überläßt sich dem Zuge der schönern Natur, und wird barmherzig. Aber sendet ihm Männer, welche die Gefühle der Natur mit dem Gifte der Meinungen tödten und todte Werkheiligkeit pflanzen an deren Stelle; verwirret mit Blendwerk die wenigen Begriffe des Halbwilden, und sehet ihm frommes Vorurtheil an die Seite unbändiger Leidenschaft: er wird schrecklicher, als Wolf und Bär des Waldes.

11.

Sobald Stille in die Wellen des Sees trat, eilte Von Matt, der Regierungsstatthalter, gen Uri. Auch aus entlegenen Gegenden zog die Macht des Mitleids Beistand dahin. Die Regierung weihte ihre Sorgen dem Trosse der Urner. Es wurden Maasregeln zur Wiedererbauung des eingeäscherten Fleckens ergriffen. Viele sammelten Geld unter sich, den Elenden zu helfen, und durch ihr Beispiel die Nation zu ermuntern.

Aber über Altorfs Schutthügeln ward die Fahne des Aufruhrs erhoben.

Der Erzherzog Karl hatte schon in den letzten Tagen des Märzes den französischen Feldherrn Jourdan geschlagen, und im Verfolg seiner Siege Schafhausen erobert, Eglisau im Kanton Zürich besetzt. Gleiche Niederlagen erfuhren

die fränkischen Heere in Italien, wo die kaiserlichen Feldherren Kray, Melas und der russische Oberbefehlshaber Suwarow bis Mailand siegreich vorgedrungen, mit dem rechten Flügel ihrer Heere an die südliche Schweiz streiften.

Schon am 23. April erschienen Bauern des Reußthales mit der alten Urnerkokarde, schwarz und gelb, und liefen bewaffnet in Soldatenkleidern mit gelben Aufschlägen zusammen. Der Regierungsstatthalter Von Matt, welcher zur Dämpfung des Aufstandes herbeigeeilt war, ward mit Steinen geworfen. Die Bauern hielten am 26. April Landsgemeinde. Laien und Priester forderten das Volk zum Kreuzzug gegen die Franzosen auf.

An die Spitze der Urner schwang sich ein junger, fantastischer Mann, Namens Vincenz Schmid. Mit einigen doch wenig gebildeten Anlagen des Geistes verband er einen Familienstolz, dessen Ansprüche ans Abentheuerliche rührten und Gemüthsverwirrung ahnen liessen. *) Retter des Vaterlandes zu werden, ermahnte er in hochtrabenden Reden, die Waffen zu ergreifen, und mit „den sieggewohnten, alten uranischen Harsten die Bezwinger Europens zu strafen".

*) In schwülstigem Style hat er die Geschichte von Uri beschrieben.

Die unbedeutende Zahl der Franken, in den Dorfschaften des Thals, ward mit leichter Mühe gegen die Ufer des Sees getrieben, wo sie, mit einer Kompagnie waatländischer Milizen vereint, den Hafen von Flüelen besetzte.

Die Landleute sahen sich Meister des Landes. Ihr Drohen mit Mord und Brand zwang alle Gemeinden, auch solche, welche der Regierung treu zu bleiben beschlossen hatten, zum Panier des Aufstandes überzutreten. Vincenz Schmid nahm mit hohem Gefühl die Würde des Feldherrn, besetzte die von den Franken und Waatländern endlich verlassenen Seeufer, und sandte Boten gen Schwyz und Glarus, Wallis und Leventina, seine Siege zu verkünden.

Aber Zug und Schwyz waren schon durch die Erscheinung des Soultschen Heeres zum Gehorsam zurückgeführt. Auch in Wallis wurde von fränkischen und waatländischen Schaaren glücklich gegen die regellosen Haufen der Empörer gestritten.

Vincenz Schmid, berauscht von der Hoffnung hohen Ruhmes, wich aber von der gefährlichen Bahn nicht, wiewohl seine „uranische Armee", deren Glieder weder Gehorsam noch Ordnung kannten, ihm das Glück des Wagestücks zweifelvoll genug machte.

Schwyz sandte eine feierliche Ermahnung an Uri,

die Waffen zu strecken. Es meldete den Urnern, daß die Franken, vergessend des vergossenen Bluts ihrer Brüder, den Boden von Schwyz betreten hätten. „Kein Blut“, spricht der Aufruf, „ward fürder vergossen. Religion und Menschlichkeit hatte unsern Rausch verdrängt; und die beleidigten Franken nahmen, als Freunde und Brüder, wieder Besitz von den Posten, aus denen sie nicht Feindschaft und Bosheit, sondern Unsinn vertrieben hatten. — Ihr, unsere Freunde und Brüder! ihr seid nun der Gegenstand unsers Kummers, unserer ängstlichen Besorgniß. Wir sind durch die wundervollste, ewiggepriesene Wirkung der Vorsehung gerettet, aber ihr schmachtet noch unter dem eisernen Szepter eines Vorurtheils und einer Hoffnung, die euch zum Untergange führen muß!“

Um dieser Ermahnung Kraft zu geben, war sie von den angesehensten Männern des Schwyzer-Landes (ausser dem Unterstatthalter Businger, vom Altlandammann Schuler, Altlandammann Weber, und Altlandshauptmann Aloys Reding) unterzeichnet, deren Namen auch das Volk von Uri ehrte.

Doch erreichte sie ihr Ziel nicht. Die Widersyenstigsten von Zug und Schwyz waren in Haufen hieher geflüchtet. Ihre Rotten vermehrten die Wildheit des Volks, welches sich von den Wellen

einen unsichern See, und den höchsten Gebirgen umgeben, unüberwindlich wähnte.

Am 8. Mai erschien Soult mit seinem Heere auf einer kleinen Flotte vor den Gestaden von Uri. Vincenz Schmid, düster und sich selbst widersprechend, eilte dahin, die Vertheidigung zu übernehmen. Am Fuß des Gebirges, zwischen Flüelen und der Kapelle Wilhelm Tell, stand sein Vorposten. Der erste Kanonenschuß, welcher von den fränkischen Schiffen gegen das Ufer rauschte, endete Leben und die kriegerische Laufbahn des jungen Mannes. Die Franken landeten. Fechtend zogen sich die Aufrührer durchs Thal zurück gegen den Fuß des Gotthard. Immer kämpfend folgte der Sieger.

Beim Dorfe Wasen, inner den Schluchten, durch welche die Bergstraße zwischen Felsen und ungeheuern Wäldern zum St. Gotthard hinanschlängelt, sammelten sich die Flüchtigen. Sie thaten den Schwur der Verzweiflung, bis auf den letzten Mann Gegenwehr zu leisten. Ihrer aber, nebst allen Ausgewanderten von Zug, Arth, Schwyz und Unterwalden, und zweihundert Landleuten des Livinerthals, waren nicht mehr denn gegen 900 Mann.

Soult griff sie am folgenden Tage (den 9. Mai) in der Gebirgsenge bei Wasen an. Während des Gefechts kamen 400 Walliser mit fliegenden Fahnen den Urnern zum Beistand, doch siegte

der Franken Tapferkeit und Kriegserfahrung. Die Insurgenten flohen, nach hartnäckigem Gefecht, bergauf, und mit dem Entschluß, die Teufels-Brücke, welche zwischen schroffen Felsenwänden über der schäumenden Reuß schwebt, abzuwerfen. Aber bewaffnet erschien hier das Volk des in jenen Höhen befindlichen rauhen Thales von Urseren, und wehrte die That ab.

Die Empörten, welche nach so viel unglücklichen Gefechten kaum noch 500 Streiter zählten — denn die Walliser hatten muthlos den Rückweg in ihre Heimath genommen — verschanzten sich eine halbe Stunde über Hospital, noch an den äussersten Höhen des wegsamen Gotthard, zwischen Seiden- und Baumwollenballen und andern Kaufmannsgütern, welche daselbst der Unruhen willen liegen geblieben waren. Aber auch aus dieser kahlbaren Umwallung wurde der verzweifelte Haufen, nach langem Widerstande, vertrieben; es war am 12. Mai. Die Flüchtlinge zerstreuten sich in die Thäler der italienischen Schweiz, wo sie sich, doch mit gleichem Unglück, zu den Rotten dasiger Empörer gesellten.

Des kaiserlichen Heeres fortdauerndes Kriegs-Glück, das Getümmel der Empörung weit umher im Hochlande, reizte auch in Nidwalden, mitten unter Ruinen, das Landvolk noch einmal zu Versuchen der Rache.

Ein armer Kerl, welcher ehemals als Soldat, nachher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern, als Landstreicher sein Leben gefristet hatte, gemeinlich Zundel-Nazi geheißen, ward jetzt der Held der Bühne. *) Er hatte schon am 9. Herbstmond bei Stansstaad den Nidwaldnern Beweise kriegerischer Geschicklichkeit gegeben. Er war's, der damals das Feuer ihrer Batterien gegen die Franken glücklich geleitet, und den Kampf zum großen Nachtheil des Feindes verlängert hatte.

Jetzt, als in den Gebirgen das Horn des Aufruhrs überall scholl, faßte er den Gedanken, Stans in das blutige Abentheuer des allgemeinen Aufstandes zu verwickeln. Gerüchte, welche finstern Ereignissen, wie Wirbelwinde an schwülen Tagen den Ungewittern, voranzuziehen pflegen, bereiteten die Gemüther vor. Viele junge Leute waren geflüchtet, weil man sagte, sie würden ausgehoben, und unter die fränkischen Truppen gemischt werden. Andere hatten sich ihnen in Hoffnung ergiebiger Beute und glänzender Rache zugesellt, weil es hieß: die Franzosen würden überall geschlagen, überall verjagt, und so müsse Jedermann aufstehen und wider sie streiten.

Zundel-Nazi sammelte aus diesen Flücht-

*) Sein wahrer Name war Jonas Odermatt; sein Geburtsort Thalwyl in Nidwalden.

lingen eine kriegerische Rotte auf der Höhe des Gebirgs, im Dorfe Emmetten an den Ihrer Grenzen. Man führte lustiges Leben, stellte Posten aus und beobachtete die Bewegungen freundlicher und feindlicher Schiffe auf der weiten Fläche des Waldstätter Sees. Viele flogen aus Nidwalden hinauf gen Emmetten, von Neugier gereizt, die „Bundesarmee" zu sehn, und wurden geworben, Waffen zu tragen, oder den Aufstand im Thale zu bereiten durch Verheißung und Drohung. Der Befehlshaber selbst hatte sich an Vincenz Schmid in Uri geschlossen, um durch solche Verbindung sein eigenes Ansehen bei der Bande zu stärken, welche er beherrschte. Auf dessen Geheiß hielt er die Höhen von Emmetten fernet besetzt. Doch drohte er oft gen Stans hinab, daß er den Flecken einnehmen und die Obrigkeiten „auf andere Gesinnungen" bringen würde.

Die Keckheit dieses Mannes flößte den Nidwaldnern Vertrauen ein, und Trotz gegen die Beamten, welche die alte Anarchie wieder zurückkehren sahen. Nur Ludwig Kaiser der Unterstatthalter blieb sich in seiner Entschlossenheit gleich. Er vernahm von nächtlichen Zusammenkünften in den Häusern der Mißvergnügten, in abgelegenen Ställen und Hütten. Er vernahm von ihren mörderischen Anschlägen, und wie die

Landleute in den höchsten Alpen verborgen gehaltene Gewehre und Munition hervorsuchten.

Um neuen Gräueln vorzubeugen, griff er zu den letzten Mitteln. Er ließ Verhaftungsbefehle gegen diejenigen ergehen, welche durch aufrührerischen Ton sich am meisten auszeichneten; und, von höhern Gewalten bevollmächtigt, proklamirte er die Todesstrafe gegen Alle (1. Mai), welche ihre verheimlichten Waffen nicht binnen 24 Stunden abliefern würden.

Die Verhaftung eines gewissen Johannes Waser und seiner Magd, wegen meuterischer Reden und Aufmahnungen, hätte den Aufstand fast zu gleicher Zeit, als er in Schwyz ausbrach, in Nidwalden erneuert, wenn der Unterstatthalter nicht durch Nachgiebigkeit den Sturm abgeleitet haben würde.

Es versammelten sich in der letzten Nacht Aprils zu Beggenried die verschwornen Landleute bewaffnet. Hier ward beschlossen, gen Buochs zu ziehen, wo ähnliche Versammlung gehalten ward, und vereint mit derselben in der Morgenfrühe „Stans zu überfallen, den gefangenen Johannes Waser zu befreien, die republikanischen Beamten zu zwingen, ihre Stellen niederzulegen, und im Falle sich die Einwohner von Stans ihnen zur Wehre stellen würden, den durch

die Franken verschonten: Ueberreſt des Fleckens in Brand zu ſtecken.*)

Mit dieſem gräßlichen Vorſatz eilten die Verſchwornen gen Buochs. Hier aber hatte man ſchon erfahren, daß der Unterſtatthalter den Johannes Waſer in Freiheit geſetzt habe. Die Verſammlung war darauf auseinander gegangen mit dem Beſchluß, daß wenn jemals eine ähnliche Verhaftnehmung geſchehen ſollte, man ſich widerſetzen, Sturmzeichen geben und den Flecken Stans verheeren werde. Das Nämliche ſolle geſchehen, falls fränkiſche Truppen ankommen würden. Auch verband man ſich feierlich, nicht nur die Angreifenden, ſondern ſelbſt alle diejenigen niederzumachen, welche ſich nicht thätig zeigen würden. **)

Die von Beggenried, da ſie ſich allein ſahen, kehrten wieder zurück. Eben ſo löſete ſich, aus gleichen Urſachen, eine Verſammlung Bewaffneter im Tobletenſtall zu Thalwyl auf.

Der Unterſtatthalter Ludwig Kaiſer hatte

*) Die Erzählung von den Nidwaldner Unruhen im Frühjahr 1799 iſt aus den Akten des Diſtriktsgerichts Stans gezogen. Die Wahrheit des Verſchwörungsplans zu Beggenried ward durch zwei übereinſtimmende eidliche Zeugſame bekräftigt.

**) Auf den von der Gerichtskommiſſion zu Stans im Mai 1799 aufgenommenen Verhören geſchöpft.

durch Entlaſſung der Gefangenen zwar die Landſchaft gerettet; aber die Ruhe war nur ſcheinbar. Er unterrichtete die Regierung und forderte ſchleunigen Beiſtand.

Dem Vollziehungsdirektorium war an der Sicherung Nidwaldens Alles gelegen.

Es eilten Truppen auf Stans, theils um den Gehorſam dieſes Bezirkes herzuſtellen, theils um den Angriff des Generals Soult auf die Inſurgenten in Uri zu unterſtützen.

Zundel-Razi verließ mit ſeinen Freiwilligen das Hochgebirg, ließ zu dem Heerhaufen des Vincenz Schmid, und verlor ſich ruflos in der Menge der übrigen Flüchtlinge.

Ludwig Kaiſer, der Unterſtatthalter, aber, ſobald er ſeinen Befehlen durch bewaffnete Macht Wirkſamkeit geben konnte, ſäumte keinen Augenblick, ſich der Widerſpenſtigen, wo er ſie erblicken mochte, zu verſichern. Binnen wenigen Tagen waren alle Gefängniſſe mit Leuten angefüllt, welche entweder Glieder geheimer Verſchwörungen, oder mit Waffen erblickt worden waren, nachdem ſchon Todesſtrafe auf ihre Nichtablieferung geſetzt geweſen.

Die Lage der Helvetiſchen Republik ward inzwiſchen mit jedem Tage bedenklicher. Schon war das fränkiſche Hauptquartier bis Zürich zurückgezogen. In den Gebirgen ſchlug man noch

fortdauernd mit den Empörten; und die unzähligen Verhaftungen schienen das Uebel mehr zu erweitern, als zu heilen.

Unter diesen Umständen ernannte mich das Vollziehungsdirektorium am 14. Mai zum Regierungskommissär, mit Befehl: „in Nidwalden durch kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen die gehörige Achtung zu verschaffen, den Muth der Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Zweck ihrer Anschläge zu gelangen."

Dritter Abschnitt.

1.

Ehe ich die Erzählung von dem beginne, dessen Augenzeuge ich in einem Theil der gebirgischen Schweiz selbst ward, sende ich ein kurzes, doch treues Gemälde des Geistes voraus, welcher die junge Republik des umgeschaffenen Helvetiens beherrschte, nachdem sie kaum ihr erstes Jahresfest feiern konnte.*) Der Leser, indem er die Stim-

*) Dies Gemälde ist meistens wörtlich aus den Amtsberichten der obersten Kantonsbehörden an das Vollziehungsdirektorium, am Schluße des Jahres 1798, gehoben worden.

mung aller Schweizerkantone vor dem Einmarsch des kaiserlichen Heeres in Helvetien erkennt, sieht den Nebel von den Quellen vieler Ereignisse verschwinden, welche nachmals den Blick des Beobachters verwirrten, und die Welt mit falschen Urtheilen erfüllten.

Im Ganzen war die große Masse des Volks gleichgültig gegen die alte und gegen die neue Staatsverfassung, weil es beider Zweck und Werth zu wenig kannte, und nur einzelne Theile derselben, auf seine eigenthümlichen Verhältnisse beziehend, würdigte. Derer, welche aus Grundsätzen, oder unedlern Rücksichten, die alte Ordnung, oder die neue, mit Geräusch verfochten, waren bei weitem der geringere Theil der Nation. Ihre Thätigkeit setzte die trägen Massen nur von Zeit zu Zeit in Bewegung. Welche den rohen, auf das augenblickliche Bedürfniß gewandten Neigungen, und den Vorurtheilen und dem Lieblingswahn des großen Haufens am besten zu schmeicheln verstanden, hatten den zahlreichern Anhang.*)

Im Kanton Luzern wünschte der Landmann auf keine Weise die ehemalige Verfassung zurück. Einem guten, aber unerzogenen Kinde ähnlich,

*) Rengger, Minister der innern Angelegenheiten, in seinem Bericht an die Regierung, über die Lage der Republik, Monat November 1798.

hatte er die häuslichen Tugenden seiner Vorfahren, ohne deren republikanischen Sinn und heldensinnige Liebe des Vaterlandes, geerbt. Religionskultus und Eigennutz, Furcht vor Umsturz der Altäre, Abgaben an den Staat, lähmte die Theilnahme der Menge an Begünstigung der neuen Staatseinrichtung.*)

Auch der Landmann des Kantons Solothurn hatte gleiche Furcht vor Auflagen. Die stattlichen Gehalte, so die höchsten Behörden der Republik sich selbst mit freigebiger Hand bestimmt hatten, schienen die Sorgen des Volks zu bestätigen. Indem also viele den ehemaligen Zustand heimwünschten, forderten von der andern Seite die Gemeinden in der Nähe der vormals herrschenden Stadt strengere Gleichheit mit deren Bewohnern. Schwer hielt es, das Volk überall gehörig zu belehren. Der größte Theil der Agenten (vom Unterstatthalter ernannte Beamten der vollziehenden Gewalt in den einzelnen Gemeinden) arbeitete mit Schlaffheit und Unwillen, weil keine Besoldung für seine Bemühungen statt fand.**)

Im Kanton Linth, zu welchem das Land

*) Bericht des Regierungsstatthalters Rüttimann. Monat Oktober.

**) Zetzners, Regierungsstatthalters von Solothurn, Bericht. Monat Oktober.

Glarus, und die Bezirke von Rapperswyl, Werdenberg, Mels, Neu St. Johann und Schännis gezählt wurden, fehlte faſt gänzlich ein der neuen Verfaſſung zugewandter Sinn. Die vornehmſten Urſachen davon waren theils Verdruß über Verluſt alter Hoheiten, Gerechtſame und Landesgemeinden, theils Gewohnheit an vormaligen Einrichtungen, Ortsgeiſt, gekränkter Stolz reicher Geſchlechter, Zunftgeiſt und Monopolienſucht der Kauf- und Handelsleute, dabei gänzlicher Mangel der Induſtrie und guter Erziehungsanſtalten.*)

Den Kanton Säntis, welcher die Rhoden des Appenzell, die Landſchaften von St. Gallen, Toggenburg und Rheinthal umfing, ſah man von Parteien zerriſſen, welche aus der ehemaligen Verfaſſung in das Gewühl der Revolution mit verdoppeltem Grimm übergegangen waren. Die reformirten Gegenden waren beinahe durchaus für die neue Konſtitution, aber die katholiſchen zitterten noch vor den nachtheiligen Folgen des Bürgereides auf ihre Seligkeit. Ihren Prieſtern getreu, und meiſtens ſo unwiſſend, daß von mehrern hundert Landleuten kaum einer ſelbſt leſen konnte, mußten ihnen die Geiſtlichen Vorleſer und Ausleger der neuen Geſetze werden. Wie

*) Herr, Regierungsſtatthalters vom Kanton Linth, Bericht vom Oktober und Dezember.

nun dieſe, ſo mannichfach gekränkten, Diener der Kirche erklärten, glaubten die gutmüthigen Laien.*)

Im Waatlande weihete man ſeinen Gehorſam allen Verordnungen. Doch lebhafter Enthuſiasmus für die Konſtitution gebrach auch hier, und zwar aus Urſachen, welche denen in andern Theilen Helvetiens ganz entgegengeſetzt waren. Man forderte unentgeldliche Aufhebung aller Feudallaſten, und hatte ſie von der Revolution als eine der erſten Früchte erwartet. Die Loskäuflichkeitserklärung der Laſten, welche noch vor Kurzem als Wohlthat angeſehen worden wäre, galt nun einer Tirannei gleich. Dazu kam Unzufriedenheit derer, welche ſich durch die Aufhebung der kleinen Ortsvorrechte verwundet fühlten, oder den Werth ihrer Gemeindsbürgerſchaften ſinken ſahen.**)

Baſel, die Stadt, welche nur aus Furcht in den Strom der Revolution getaucht hatte, theilte nicht mit dem Volke ihrer Landſchaft die Freude an den großen Umwandlungen. Zwar zählte ſie auch in ihren Ringmauern manchen ent-

*) Bericht des Regierungsſtatthalters Volk, vom September.

**) Pellier, Regierungsſtatthalters des Canton Leman, Berichte vom Monat Oktober und November.

schiedenen Republikaner, aber mehrere noch erblickten in dem Waffenglanz der neuen Koalition und der aus dem tiefsten Norden durch Europa ziehenden Russen die Morgenröthe ihrer alten Herrschaft wieder. — Unter der mittlern und ärmern Klasse der Handwerker aber entspann sich vorzüglich Furcht wegen gänzlicher Aufhebung der Innungen und Zünfte, und Einführung der Gewerbsfreiheit.*)

Der Kanton Bern seufzte vornehmlich über Druck vom fränkischen Kriegsvolk. Die Stadt bedauerte ihre verlorene Hoheit. Viele schwebten in Angst vor dem nahen Kriege; viele hingegen erwarteten von seinem Ausgang zuversichtliche Herstellung der alten Rechte des Patriziats.**)

Das Volk des Berner Oberlandes fing an, sich dem Neuen anzuschliessen. Doch mit den Schildworten Freiheit und Gleichheit knüpften die Landleute gar fremdartige Begriffe zusammen. An manchen Orten war ihnen Freiheit die Erlaubniß aller Willkühr, und Gleichheit die Vertheilung des Staats- und Gemeindsvermögens. Der Bürger, welcher nun seine Vorsteher aus

*) Schmid, Regierungsstatthalters von Basel, Bericht vom Oktober und November.

**) Bericht des Regierungsstatthalters von Bern, vom Dezember.

eigener Mitte wählen konnte, und sie nicht mehr von Gott eingesetzt glaubte, fand, daß er über sie erhaben, und berechtigt sei, ihnen nur dann zu gehorchen, wann ihre Befehle eben mit seinen Meinungen und Bedürfnissen zusammenträfen.*)

Im Aargau war des Volkes Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge durch die unaufhörlichen Durchmärsche, Requisitionen und harten Behandlungen vom fränkischen Kriegsvolk fast allgemein worden. Die Gemeinde Lenzburg allein hatte binnen sieben Monaten 80,000 Mann Einquartierung gehabt. Daher fanden die Volksaufwiegler Gehör und Glauben, die Worte der Regierung verschlossene Herzen. Doch mehr, als auf dem Lande, wehte noch in den Städten republikanischer Geist. Aarau, Aarburg und Brugg inzwischen übertrafen Lenzburg und Zofingen in Kraft und Dauer freier, nicht nach dem vergangenen Zustand zurückschmachtender Gesinnungen.**)

Des Wallis fünf deutsche Bezirke, deren Volk ehemals bei demokratischer Verfassung über Unterwallis gebot, beklagten die eingebüßte Mate-

*) Jonelli, Regierungsstatthalter vom Kanton Oberland, Bericht vom Oktober.

**) Berichte des Regierungsstatthalters Feer vom Aargau. Vom November.

stät und Ungebundenheit. So schmerzlich ihnen die Trennung von alten Uebungen gewesen, eben so lebhaft war nach denselben das Heimweh. Alles fürchtete man von der Fortdauer der helvetischen Republik: Zerstörung der Religion, Entführung der jungen Mannschaft zu fernen Kriegen, Verarmung durch Uebermaas der Abgaben. Nur die Söhne reicher und gebildeter Geschlechter fanden mit Vergnügen in der stellvertretenden Regierungsart Schirm gegen der Geistlichen Gewalt und gegen die souveränen Launen des Volks. *)

Die Gelände von Baden und Schafhausen theilten aller andern Kantone Besorgniße und Hofnungen, ohne sich durch Thätigkeit weder für noch wider die Sache der Staatsverwandlung zu bezeichnen. Stilles Ergeben in den Gang der Schicksale schien in diesen Gegenden aller Bürger Wahlspruch zu sein, so daß weder die Umtriebe der Priester inner den Grenzen Badens, noch die Eifersucht der Landleute gegen die Stadt Schafhausen, auffallende Ereigniße bewirken konnten.

Ein rüstigeres Volk, voller Gährung und wilden Zwietracht, beherbergte der Kanton Zürich. Der Landmann, in alter Fehde mit der

*) Derlyaz, Regierungsstatthalter des Waldst., vom Oktober und Dezember.

sonst gebietenden Stadt, wachte hier eifersüchtiger über die neuempfangenen Rechtsame; die Stadt äusserte unverhohlener ihren Zorn gegen die Staatsumwälzung. Beider Theile Erbitterung schlug jeden Tag tiefere Wurzeln. Wenn aber auch die Bewohner des Landes zuweilen ihre Klagen in die der Stadt gegen die Regierung mischten, so geschah es wegen Unverständlichkeit der Gesetze, oder gegen allzugroße Kriegeslasten, oder gegen Sorglosigkeit der Regierung, wenn sie „Aristokraten" oder Feinde der nunmehrigen Staatsordnung in Aemter und Würden hob. *)

In den italienischen Kantonen Lugano und Bellinzona dauerte noch immer, wiewohl schwächer, der in den ersten Monden der Revolution entstandene Parteizwist zwischen denen fort, welche das Land jenseits der hohen Alpenkette an den jungen Freistaat Cisalpinien schliessen, und denen, welche der helvetischen Republik angehören wollten. Das Volk selbst nahm an den Umtrieben der Parteiführer freilich nur geringen Antheil. Bei des Landes großer Armuth fühlte es nur den harten, ungewohnten Druck des fränkischen Militärs. — Laut erhob es seine Klagen, wozu sich, wie überall in Helvetien, die Furcht

*) Pfenninger, Regierungsstatthalters des Kantons Zürich, Bericht vom Oktober und November.

vor gewaltsamer Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst mischte, und der Priester schreckliche Weissagung vom nahen Untergang der Religion.

So herrschte in Helvetien kein Gemeingeist, kein allgemeines Sehnen zur Rückkehr nach dem untergegangenen Staatsverhältniß, aber auch keine Liebe für die neue Verfassung. Was die Völkerschaften seit einem Jahre verloren, und was sie empfangen hatten, war nicht ihres Willens gewesen. Nur in dem Einzigen stimmten alle überein, daß die Beherbergung eines fränkischen Heeres unerträglich sei, und daß die Zentralregierung, unvertraut mit dem Geist der Nation, allzuschonungslos deren Vorurtheile und Meinungen verwunde.

2.

Von einem meiner ehemaligen Zöglinge, Johannes Denz von Chur, als Sekretär begleitet, trat ich am 15. Mai ans Ufer von Stansstaad, und unter die Ruinen dieses Dorfes. Man war schon mit dem Bau des obrigkeitlichen Waarenhauses und der zwischen hier und Stans zerstreuten Heusälle ziemlich vorgerückt. Hin und wieder sah man Leute im Schutte der Hausrümmern wühlen.

Im Sommer 1796 hatte ich diese Landschaft in ihrer ganzen Lieblichkeit erblickt, jetzt in ihrer

Verödung. Links und rechts Aschen- und Steinhaufen, vielleicht Gräber der Unglücklichen, welche das Opfer ihrer Unwissenheit und Schwärmerei geworden waren.

Während wir mit Schmerz bei jenen traurigen Gegenständen verweilten, konnten wir doch nirgends in den Gesichtern, die uns begegneten, Spuren einer Schwermuth wahrnehmen, wie wir sie erwarteten. Auch späterhin hatte ich oft Gelegenheit, die gefühllose Gleichgültigkeit der Landleute beim Anblick ihres Elendes zu bemerken.

Aber dieser Stoizismus, weit entfernt, die Folge stolzer Seelengröße oder gewaltiger Leidenschaft zu sein, wie Dichter und hochherzige Flugblätter gern glauben machen wollten, schien mir selbst nicht einmal Frucht der Gewöhnung an den Bildern des Elends zu sein. Abwesenheit jenes Gefühls, welches an fremder, wie eigener Noth mit Wärme Theil nimmt; Unbehilflichkeit des Vorstellungsvermögens, welches nicht mit Gewandtheit Ursachen und Folgen, Vergangenheit und Zukunft verknüpfen, noch die Masse des Uebels in allen seinen Theilen, als erschütterndes Ganze, überschauen kann; Kleben am Bedürfniß des Augenblicks — bewirken bei ungebildeten Völkern, was wir an veredelten Menschen als erhabene Kraft bewundern.

So sehr können Rohheit und Armuth für die

schönsten Empfindungen der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit den Sinn abstumpfen, daß man gelassenern Muthes den Verlust geliebter Verwandten, als den Verlust einiger Geldstücke erträgt. In mancher Hirtenfamilie wird der Tod der einzigen Milchkuh lebhafter und länger beklagt, als der Tod einer Mutter oder Hausfrau; in mancher wird der Reinlichkeit und Gesundheit des Viehes bei weitem mehr Sorgfalt, als dem Wohle der eigenen Kinder gewidmet. Bei Halbwilden steht das thierische Bedürfniß höher, als das Heiligste des Herzens; das Nützliche höher, als das Sittliche; der Gewinn des Augenblicks höher, als die Tugend.

„Und wären noch zweimal mehr Menschen drauf gegangen, wenn die Franken nur nicht Feuer angelegt hätten!“ sagten mir zuweilen die Landleute in Nidwalden, wenn ich mit ihnen über die Folgen des Aufruhrs sprach. Vielleicht trugen ihre religiösen Meinungen über die Seligkeit der Verstorbenen auch zur Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben bei. Inzwischen herrschte zu meiner Verwunderung unter den noch lebenden Unglücksgefährten weniger Eintracht, als ich zu finden hoffte. Statt brüderlicher Unterstützung entdeckte ich Mißgunst von Mann zu Mann, von Gemeinde zu Gemeinde. Man verkleinerte sich gegenseitig; man weigerte

sich oft lieblos, die Hand zu leihen, wo sie dringend nothwendig war.

Sobald ich in Stans mich mit den Obrigkeiten des Bezirks in Verbindung gesetzt hatte, war das erste Geschäft, auf die Gefangenen Rücksicht zu nehmen, welche alle Gefängnisse füllten. Es waren ihrer über dreißig Personen, von welchen der größte Theil, wegen politischer Verbrechen, an das zu Rapperswyl niedergesetzte Kriegsgericht abgeführt werden sollte. Die meisten derselben waren unbemittelte, vermögenslose Menschen, welche den Aufstand als Erwerbsmittel behandelt zu haben schienen. Ich ließ die Wegführung dieser Menschen verzögern, durchlas die über ihre Vergehen vom Gericht angefertigten Akten, und das Vollziehungsdirektorium verwandelte nicht nur auf meinen Vorschlag die gesetzliche Todesstrafe der Aufrührer in Kriegsdienst unter den helvetischen Hilfstruppen, sondern gestattete auch den unter ihnen befindlichen Hausvätern, in der Heimath zu verbleiben.

Noch aber befanden sich im Lande über hundert andere Verbrecher gleicher Art, welche, bewaffnet oder unbewaffnet, mehr oder minder thätig, den geheimen Zusammenkünften der Verschwornen zu Buochs, Beggenried, Emmetten, Thalwyl, in der Knyri, zu Ennetbürgen und zu Wolfenschiessen

auf Alzelen beigewohnt hatten. Die Regierung bewilligte, daß diese Strafwürdigen mit so geringen Geldbußen durch das Distriktsgericht belegt wurden, daß der am Schuldigsten Befundene nicht mehr denn 30 Gulden, und die minder Strafbaren nur 6 Gulden zu erlegen hatten. Ihrer waren 119 Personen.

Indem sie durch die ausgesprochene Strafe von der Furcht wegen des noch bevorstehenden Schicksals befreiet wurden, hoffte ich diese durch unerwartete Gelindigkeit zu freundlicherm Sinn zu leiten. Sie legten in meine Hand das Versprechen ab, gehorsam, friedfertig und still zu leben; und so viel ich mich erinnere, blieb jeglicher seines Gelübdes mit Dankbarkeit eingedenk, und gab mir späterhin keinen Anlaß zu Klagen. Manche derselben waren durch diese Milde so bewegt, daß sie mit Thränen im Auge vor mir niederfielen, meine Hände küßten und ihre Reue bezeugten. Ich würde dieser Selbstdemüthigung hier nicht gedenken, die ich von keinem freien Landmanne Unterwaldens erwartet hätte, wenn solche Züge nicht wesentlich zur Bezeichnung dieses Gebirgsvolkes dienten.

Zwar wurde mir von verschiedenen Seiten solche Milde als untluge Schwäche vorgeworfen. Zwar drohte man, daß eben diese Leute die ersten sein würden, welche die alten, blutigen Händel

ernenern, und undankbar meine Nachſicht zur Quelle unſäglicher Uebel verwandeln würden. Allein ich hatte niemals Urſache, mein Verfahren zu bereuen. Ich begnügte mich, nur gegen ſehr Wenige Strenge zu üben; aber dieſe Wenigen waren ſolche, deren ſittlicher Lebenswandel, auch ohne Rückſicht auf politiſche Meinung, rügenswerth war.

Rohe, kraftvolle, durch harte Schickſale zu leidenſchaftlicher Verwilderung hingeriſſene Gemüther können durch Druck und Verfolgung nur erbitterter und verzweiflungsvoller werden; menſchenfreundliche Theilnahme an ihrem Verhängniſſe kann ſie allein zur Verſöhnung und Ruhe zurückleiten, wenn von der andern Seite Klugheit und Stärke gepaart, Empörungsverſuche im erſten Keime tilgen.

Man muß die größte Behutſamkeit in Wahl der Strafarten ſogenannter revolutionärer Verbrechen anwenden. Der machthabende Staatsmann vergißt gar oft, daß er, durch einen leichten Fingerdruck im Mittelpunkte der ungeheuern Staatsmaſchine, Zentner emporſchnellt; und daß unter dem ſanften Zuge ſeiner Feder Geſchlechter weinend an den Bettelſtab ſtürzen. Er aber ſieht nicht die Zentnerlaſten, nicht die Thränen und Bettelſtäbe, und hält ſich ſelbſt für mäßig, weiſe und gerecht!

Niemand, der seiner Meinungen willen duldet, glaubt Verbrecher zu sein. Denn so lange er für dieselben duldet, hält er sie noch für Wahrheiten und jeder Aufopferung würdig. In seinen Augen ist derjenige der Verbrecher, welcher ihn leiden läßt; der Duldende ist Märtirer.

Alle Strafen der Welt können keine Ueberzeugungen ändern. Der Arm des weltlichen Richters reicht nicht hinüber in das Gebiet des Gewissens; dahin erstreckt sich nur Lehre des Bessern.

Es ist also zwecklos, irgend einen Bürger wegen seiner politischen Meinungen zu strafen, oder gar (ungesetzlich) zu verfolgen. Der Verfolger ist ein Narr oder Bösewicht. Der Staatsmann hat nur dafur zu sorgen, daß der Irrthum des Bürgers die öffentliche Ordnung nicht zerstöre. Er darf nur Handlungen strafen. Aber kaum wird man behutsam genug in Ausfindung glücklicher Strafmittel für diese sein können, weil der Märtirer sich nie so sehr wegen seiner Handlungen, als vielmehr um deren Ursachen, der Meinungen willen, gestraft glaubt, und weil jeder Meinungsgenosse des Märtirers sich in ihm mitgestraft sieht, ob er gleich nicht dessen Handlungen begangen hatte. Eine unvorsichtig ausgefällte Strafe erbittert daher nicht nur den Dul-

denden, sondern alle seine Glaubensgesellen; und stiftet des Uebels mehr, als sie vernichtet.

Noch weniger darf eine Strafe mehr Personen verwunden, als Verbrecher sind. Alle Verurtheilungen in Masse sind wahrhafter Bürgerkrieg mit den Waffen der Justiz geführt, von der Vernunft mißbilligt, vielleicht aber leider in dieser Welt voller Mängel eben so unausweichlich, als jeder andere Krieg.

Zuweilen ist nichts so fähig, die Schwärmerei in ihren Wirkungen zu entkräften, als Anwendung des Lächerlichen. Ich bediente mich desselben, und jedesmal mit glücklichem Erfolge, gegen die geläufigen Zungen mancher Bäuerinnen von Unterwalden, deren Einfluß auf die Staatsverhandlungen dem Leser dieser Denkschrift nicht mehr unbekannt sein kann.

Als einsmals, während die Kaiserlichen schon in Uri Fuß gefaßt hatten, und Nidwalden ohne Besatzung war, mehrere zanklustige Weiber auf dem Platze von Stans über die nahe Ankunft der Oesterreicher und Russen jubelten, und ohne Rückhalt die künftigen Gegenstände ihrer Rache bezeichneten, ließ ich sie vor mich bringen. „Ihr wünscht," sagte ich, „die Ankunft der russischen und kaiserlichen Soldaten. Ich bedaure euch; sie

kommen so bald nicht. Um aber eure Ungeduld zu befriedigen, will ich euch von Posten zu Posten bis zu ihrem Lager schicken. Ihr habt eine halbe Stunde Zeit, euch mit dem Nöthigen zu versehen." Anfangs hielten sie meinen Einfall für Scherz. Als aber mehrere junge Leute von der Landwacht reisefertig und bewaffnet erschienen, sie zu begleiten und von mir scheinbar Verhaltungsbefehle erhielten, verwandelte sich der vorige Muthwille in Bestürzung und Wehklagen. Sie schworen unter Thränen, daß sie weder Oesterreicher noch Russen liebten. Ihr Geheul versammelte einen Haufen lachenden Volkes. Ich entließ die bekehrten Weiber endlich ihrer Angst. Verspottet kehrten sie heim, und wurden nie wieder laut.

Eine Bauersfrau von Emmeten, welche durch Lobgedichte auf die Empörung und durch Schmähslieder gegen die neue Staatsverfassung den Zorn des Unterstatthalters verdient zu haben glaubte, und aus Furcht vor dem Gefängnisse lange in den Wäldern gelebt hatte, von ihrer Familie getrennt, ließ durch ihren Gatten bei mir um Verzeihung anhalten. Ich nahm keinen Anstand, die unglückliche Dichterin den Ihrigen zurückzugeben, nachdem sie in Versen die neue Ordnung gerühmt und den Aufruhr getadelt haben würde. Die dienstbare Muse gehorchte; der Hym-

nus erschien. Man lachte. Spott lähmte den Einfluß der Nidwaldner Sappho; und eine von Versen unglücklich gewordene Familie wurde wieder durch die Gefälligkeit der Muse gerettet.

3.

Die helvetische Regierung, welche zur Erhaltung der Staatseinheit geschworen hatte, bewies durch Planlosigkeit ihres Verfahrens, daß sie weder Fähigkeit besaß, solche zu gründen, noch zu handhaben. Ohne hier die Ursachen solcher Unfähigkeit zu enthüllen, begnüge ich mich, nur auf dasjenige hinzudeuten, was sie bei den so geheißenen kleinen Kantonen, zu welchen auch Unterwalden gehörte, verabsäumte, Staatseinheit zu befördern.

Schon oben berührte ich (Abschnitt II. 4.) das Nachtheilige der Zusammenschmelzung der vier Kantone Zug, Schwyz, Uri und Unterwalden in einen einzigen. Hätte man diese Gegenden, deren Einwohner gleiche Schicksale, Sitten, Kulturverhältnisse und Interessen hatten, nie als Ganzes beisammen gelassen, sondern getrennt, und mit andern Kantonen frühzeitig vermischt: sie würden minder der blutige Schauplatz aller Verheerungen geworden seyn. Das Volk der Waldstädte wäre durch solche Trennung zu Aufrühren geschwächt; dem Direktorium die Wahl der Be-

amten erleichtert, und den Kantonalmagistraten und Gerichten der Orts- und Kantonsgeist entzogen worden.

Ein anderer Fehler der Regierung war, daß sie die höchsten Beamten der vollziehenden Gewalt in den Kantonen aus der Mitte dasiger Bürger wählte. Unzufrieden mit der neuen Verfassung, trug das Volk gegen die Vollstrecker derselben ungleich tiefern Haß gegen Einheimische, als gegen Bürger anderer Kantone. Der Fremdling, der keine andere Pflichten kannte, als diejenigen, so ihm das Gesetz gab, unverflochten in Familien- und Privatverhältnisse, welche den Einheimischen umspannen, ungekränkt von Vorurtheilen, welche gegen Ortsbürger rangen, konnte freier handeln, leichter Gehorsam und Achtung finden, und mit geringerm Aufwande von Kraft und Mühe nützlicher werden. Von Matt hatte, als Unterwaldner, mit der Ernennung zum Statthalter zugleich eine bedeutende Gegenpartei von verschiedenen Familien empfangen, welche ihm überall entgegenarbeiteten, und ihm, seines besten Willens ungeachtet, alle Uebel, welche das Land drückten, in Rechnung zu bringen suchten. — Ignaz Truttmann, welcher ihm in dieser Würde folgte, hatte als ehemaliger Unterthan des Standes Schwyz den Groll derjenigen wider sich, die er, als seine ehemaligen Obern, jetzt regieren

ſollte. — Wie in den Waldſtädten, war dies faſt in allen Kantonen der Fall.

Von gleicher Zweckwidrigkeit waren auch die, wegen revolutionärer Vergehungen, angewandten Strafmittel. Immer zwar wird es den helvetiſchen Zentralregierungen ehrenvoll bleiben, daß ſie ihr Vaterland nicht mit jenen Abſcheulichkeiten befleckten, welche Frankreich geſchändet haben. Selbſt die mit dem Tode drohenden Geſetze wurden nie vollſtreckt. Dem ungeachtet kann man andere Arten der Beſtrafung, welche die Stelle von jenen erſetzten, nicht loben. Dahin gehörten die ſogenannten Deportationen, und die Verbannungen in den heimiſchen Diſtrikt.

Die Deportation entfernte den Sünder von ſeiner Heimath, in welcher er durch ſein Betragen gefährlich zu werden drohte; die Einbannung ſchloß ihn in deren engen Bezirk, wie in ein geräumigeres Gefängniß. Dieſe beiden Uebel, in ihrer Art ganz entgegengeſetzt, hatten dennoch einerlei üble Wirkungen.

Beim Antritte meiner Sendung ſchollen mir die bitterſten Klagen unzähliger Familien entgegen, deren Väter, Brüder u. ſ. w., als Geiſel für die innere Ruhe des Landes, hinweggeführt waren.

Nach genauer Unterſuchung ergab ſich, daß

die Regierung schon vor meiner Ankunft Männer in diese Gegenden gesandt hatte, welche im Eifer, ohne allzuängstliche Wahl, Alles deportirt hatten, was *ihnen* gefährlich geschienen haben mogte.

Der Gebirgsbewohner scheut die Deportation wie den Tod selbst. Sie setzt ihn in eine fremde Welt. Erinnerung seiner leidenden Familie begleitet ihn. Seine häuslichen Umstände gehen zu Grunde. Ich selbst bin Augenzeuge von dem Elende und der zerrütteten Wirthschaft mehrerer Familien gewesen, deren Häupter entführt waren. Der Staat schlug mit dieser Strafe nicht den Strafbaren allein, sondern weit mehr noch viele Unschuldige, und sich selbst, indem er die Armuth seiner Bürger vergrößerte, und ganze Familien, die vorher unparteisam waren, gegen sich aufwiegelte.

Ich machte der Regierung den Vorschlag, die in Basel verhafteten Geiseln, gegen Bürgschaft für ruhiges Betragen, nach Nidwalden zurückkehren zu lassen. Gefährlich für die öffentliche Ordnung hätte plötzliche, *gleichzeitige* Loslassung *aller* werden können. Ich verwandte mich daher nur von Zeit zu Zeit bittend für einzelne. Die Regierung entsprach gern, und in kurzer Zeit befanden sich die Geiseln von Basel wieder in den Armen der Ihrigen. Da die meisten derselben

mehr Verdachtes, als wirklicher Vergehungen willen, fortgeführt worden waren, theilte ich um so ruhiger mit ihren Familien die Freude ihrer Heimkunft; und die Thränen, welche hier meine Hand trocknete, wurden mir Entschädigung für tausend andere Unruhen. Durch Liebe und Dankbarkeit der Erlöseten hoffte ich den Frieden des unglücklichen Nidwaldens sicherer zu stellen, denn durch Schreckmittel, und ich betrog mich nicht *). Mitten unter den traurigen Erinnerungen, welche mich aus jenen Tagen umschweben, labt mich noch der Rückblick auf jene Wehmuth und zärtliche Freude, da Gattinnen, Mütter, Brüder, Kinder die Heimkehrenden nach langer Trennung wieder an die Brust drückten.

Und du, edler Businger, menschenfreundlicher Pfarrer von Stans, der du so oft für die unglücklichen Deportirten bei mir sprachst, nimm von mir öffentlich den Dank für deine Tugend! Verkannt und unbelohnt von deinen Mitbürgern in der Heimath, genüge dir das Bewußtsein deiner Bemühungen um ihr Wohl. Hätte die Tugend keinen andern Genuß zu gewähren, als den,

*) Die sämmtlichen vor meiner Geschäftsführung nach Basel Deportirten waren bis zum August, also acht bis zehn Wochen nach meiner Ankunft in Stans, wieder befreit.

welchen Erkenntlichkeit der Sterblichen bereiten sollte, o so würde sie keine Bekenner mehr unterm Himmel zählen.

Mitten in Beschäftigungen um Nidwaldens Beruhigung, ereignete sich ein Vorfall, welcher die traurigsten Folgen hätte wirken können.

In den Kerkern der Feßung Aarburg schmachteten zweihundert und fünfundfünfzig Gefangene aus den kleinen Kantonen. Die mehrsten waren als Empörer auf der That ertappt, andere wegen mordbrennerischer Anschläge, andere, weil sie obrigkeitlichen Personen nach dem Leben getrachtet, andere nur allgemeinen Verdachts willen, gefänglich eingezogen, und meistens den Kriegsgerichten zur Beurtheilung bestimmt.

Alle diese Leute, meistens ohne Grundsäße, ohne Sitte, ohne Eigenthum, überschwemmten plözlich den Kanton Waldstätten, ohne daß irgend eine Behörde von ihrer Befreiung benachrichtigt war. Durch die Kerker von Aarburg gewiß nicht ausgesöhnt, erbitterter denn vorher, traten sie in's Land. Einen Theil der kleinen Kantone hatten die damals siegenden Waffen der Kaiserlichen besezt; die Regierung hatte Luzern verlassen und Bern zum Wohnsiz gewählt; der Regierungsstatthalter von Matt und einige andere Beamte waren ihr nachgeflüchtet.

Sowohl die Loslassung der Gefangenen zu

einer solchen Zeit (es war in der Mitte des Monats Juni), als auch die Art ihrer Befreiung, zeugen von der ungeheuern Verwirrung, welche in den öffentlichen Geschäften herrschte. Das Direktorium hatte nämlich den Volksrepräsentant und Regierungskommissär Billeter bevollmächtigt, allen Gefangenen zu Aarburg die Kerker zu eröffnen *). Der Volksrepräsentant, welcher in Vollstreckung eines solchen Befehls seinem Herzen ein Fest gab, hatte demnach allen die Freiheit geschenkt, indem er für Verhaftungskosten und Verpflegung jedem die Erlegung von vierundzwanzig Franken zur Pflicht machte, und als Bürgschaft für die Summe, welche die Wenigsten entrichten konnten, einige Wohlhabendere

*) Auf meinen Bericht vom 26. Juni über die unangenehmen Folgen der Freilassung der in Aarburg verhaftet gewesenen Insurgenten, erklärte mir das Antwortschreiben des Vollziehungsdirektoriums vom 28. Juni 1799: „Die nach dem „Kanton Waldstätten ausgeschickten Kommissäre trafen eine so große Anzahl Gefangener zusammen, ohne allen Unterschied zwischen mehr „oder weniger Schuldigen, welche insgesammt in „so scheußliche Gefängnisse eingekerkert wurden, daß „das Direktorium sich verbunden glaubte, die Stimme „der Menschlichkeit zu hören, um so mehr, da die Papiere „über die ersten Verhöre derselben verloren gegangen."

im Namen Aller zurückbehielt. Die Zurückbehaltenen schrien über Ungerechtigkeit, daß sie für Menschen zu zahlen gezwungen würden, mit welchen sie ohne Verbindung waren. Noch lauter schrie das losgelassene Gesindel, daß es ihr ekelnde Luft, faules Wasser und unverschuldete Gefangenschaft mit Geld zahlen sollte: „Waren wir schuldig, warum ward über uns kein Urtheil gesprochen? Waren wir von Verbrechen rein, warum entschädigt man uns nicht für die bestandenen Leiden?"

Solche Sprache mußte auch bei den Parteilosesten Beifall finden; bei dem Gleichgültigsten Unwillen gegen eine Regierung erwecken, welche freie Bürger mit Willkührlichkeit behandeln ließ, und statt die Keime des Aufruhrs zu ersticken, die Saat dazu mit eigener Hand ausstreute.

Nicht ohne Mühe erhielt ich ein Verzeichniß aller Losgelassenen, damit ich sie und ihre Bewegungen beobachten konnte. Durch verschiedene Sicherheitsanstalten gelang es mir, diese Menschen wenigstens unschädlich zu machen, ohne zu neuen Einkerkerungen Zuflucht nehmen zu müssen.

Aber ein neuer Umstand vermehrte meine Verlegenheit — dies war die gesetzliche Strafe, welche der Obergerichtshof über einige Männer ausfällte, die in dem Aufruhr von Nidwalden bedeutende Rollen gespielt hatten. Sie wurden nämlich des

Aktivbürgerrechts auf einige Zeit beraubt, aber dabei für zwei oder mehrere Jahre inner den Grenzen ihrer Heimath eingebannt. Die Einstellung des Bürgerrechts war in diesen Zeiten keine Strafe; noch weniger war es die Verpflichtung, sich nicht über die Grenzen ihres heimathlichen Bezirks zu entfernen. Mißvergnügte Leute in ihren Wohnort einbannen, heißt die glimmenden Kohlen noch enger zusammenschüren. Nirgends kann der Friedensstörer gefahrvoller sein, als wo er einheimisch ist, alle Gemüther kennt, alle Umstände zu benutzen weiß. Daß er in seiner Heimath leben kann, ist ihm lieb; daß man aber den geliebten Aufenthalt für ihn entehrend macht, muß Aerger und Rachlust reizen. War der Mann vorher nicht gefährlich, so wird er es erst.

Zwar gab mir das Vollziehungsdirektorium (unterm 22. Mai) Auftrag, die in ihrem Bezirk Eingebannten sogleich als Geisseln nach dem Kanton Leman deportiren zu lassen; aber ich unterließ die Vollstreckung dieses Befehls, in der Hoffnung, auch ohnedem die Ruhe schirmen zu können. Es genügte, jeden Unruhigen nur mit Deportation zu bedrohen, um ihn zu zähmen.

4.

Vielleicht war ich in der Darstellung des revolutionären Gerichts- und Strafwesens so schon

allzu weitläufig. Allein es war nothwendig, um auch von dieser Seite die damals herrschende Verwirrung des von innern und äussern Stürmen unaufhörlich erschütterten Staates lebhaft zu geben. Dies Gemälde kann vielleicht lehrreich für den Staatsmann und Menschenbeobachter sein; er erblickt ein Volk, vom Meinungshaß unter einander entflammt, verzweiflungsvoll gehorchen und sich auflehnen; eine Regierung hingestellt in den Mittelpunkt des Strudels unbändiger Leidenschaften und ausserordentlicher Ereignisse, bald auf Grundsätzen fußend, bald mit Willkühr schaltend, stets den Eingebungen der Furcht und Hoffnung, der Verzweiflung und dem Drang der Umstände nachgebend.

Es drängte sich mit jeder Woche eine Flut von neuen Gesetzen, Beschlüssen und Verordnungen aus dem Schoos der gesetzgebenden Versammlungen; allein die wenigsten wurden vom Volk gelesen, noch wenigere verstanden, alle aber, wegen ihrer Menge, selbst von Beamten vergessen. So breitete sich Anarchie aus, während die Regierung sich in fruchtloser Thätigkeit ermüdete.

Im Bezirk von Nidwalden standen bei meiner Ankunft noch zwei schwache Kompagnien Lemaner Milizen. Sie mußten, während die Franken in Uri gegen die Kaiserlichen kämpften, die Gebirgshöhen von Emmetten und Seelisberg gegen

Uri besehen. Ihre Zahl war zu schwach, um bei der Menge der Mißvergnügten im Lande einem Aufstand zu begegnen. Nur die allergeschärfteste Polizei konnte die innere Ordnung sichern, indem sie jeden Funken des Aufruhrs entdecken und unterdrücken mußte. Aber bei dem Mißmuth und der Unfreundlichkeit des Volks, bei den Hindernissen, welche die Gebirge, Waldungen und zerstreut liegenden Häuser der Beobachtung fremder und einheimischer Aufwiegler, Landstreicher und Emissäre in den Weg stellten; bei der Schlaffheit oder Unwissenheit der Agenten und Munizipalitäten in den Dorfschaften, war es fast unmöglich, Polizei zu handhaben, an der es übrigens damals in der ganzen Schweiz gebrach.

Inzwischen ließ der Karakter des gemeinen Volks in seiner Begierde, Geld ohne viele Mühe zu verdienen, ein erträgliches Hilfsmittel erblikken. Die Verordnung, daß jeder Reisende mit Päßen versehen sein sollte, wurde geschärft, und jeder Bürger erhielt das Recht, Fremde wegen ihrer Päße anzuhalten, und, falls die Päße fehlten, den Reisenden gegen ansehnliche Belohnung zum Unterstatthalter zu führen. Jede Stunde Wegs ward dem Ueberbringer ausserdem noch mit einem Schweizerfranken bezahlt. Auf ähnliche Weise wurde jeder belohnt, der einen fremden oder einheimischen Ruhestörer einbrachte,

der das Volk zur Widersetzlichkeit gegen die Regierung oder zu verbotenen, aufrührerischen Zusammenkünften zu verleiten suchte, und durch Zeugen seines Vergehens überwiesen werden konnte. Desgleichen wurden alle, welche in ihren Häusern Landstreicher und Fremde ohne Passe, aufrührerische Reden u. dgl. m. duldeten, ohne der Obrigkeit ungesäumte Nachricht zu ertheilen, strafällig erklärt.

In Verbindung mit einigen redlichen und wohlhabenden Männern in allen Gemeinden, welchen, ihres eigenen Vortheils willen, jeder Tumult des zaumlosen Pöbels verhaßt sein mußte, ward ich fast täglich von der Lage und Sinnesart aller Dorfschaften belehrt. Ich kannte die Gänge und Reden der Lärmlustigen, ihre Hoffnungen, Besorgnisse und Vorsätze. Es genügte, einzelne derselben vor mich zu berufen, sie mit Freundlichkeit oder Ernst zu warnen und zurechtzuweisen, um geräuschvollern Auftritten vorzubeugen.

Doch jeder Tag gab den Verhältnissen und Gemüthern andere Gestalt und Farbe. Nichts war zuverlässig, nichts bleibend. Ein Augenblick konnte zerstören, was mondenlang gebaut war.

Der Sitz der Regierung, wegen Annäherung des Kriegsschauplatzes, ward nach Bern verlegt. Man betrachtete ihre Abreise wie eine Flucht. Rachlust und Plünderungsbegier erhoben sich unter

keckern Drohungen. Der gebeugte Stolz der Kaiserlichgesinnten richtete sich muthiger auf. Es kam zur Frage, ob man den Gesetzen noch länger zu gehorchen habe? Die Beamten sanken in dumpfes Verzagen, und wagten kaum noch, Befehle zu vollziehen. Andere entfernten sich von ihren Posten. Von Matt der Regierungsstatthalter begab sich auf Luzern, und von da nach Bern. Der Statthalter vom Bezirk Sarnen (oder Obwalden), Peter von Flüe, that desgleichen.

Nur durch Gerüchte erfuhr ich von der Entfernung des letztern, und von Gährungen des Obwaldner Volks.

Die vorzüglichste Quelle des Mißvergnügens in Obwalden war der Gefangenschaft mehrerer Landleute, von denen verschiedene dem Statthalter Gehorsam und Achtung versagt hatten. Wieder andere waren in Insurektionsprozesse verwikkelt, waren schon in Schwyz verhaftet, vom Volke befreit, in Sarnen abermals gefänglich eingezogen, und so seit vier Monaten aus einem Kerker in den andern geschleppt worden. Ihre Freunde, empört durch solche Unmenschlichkeit, wiegelten das Landvolk auf, die Gefängnisse zu sprengen. Solch ein Aufstand wäre Anbahnung zu weitern Unternehmungen geworden.

Ich ertheilte dem Gerichte zu Sarnen Wei-

sung, die Gefangenen unter Annahme des feierlichen Gelübdes zu entlassen, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Es geschah, und noch zur glücklichen Stunde. Denn kaum waren die Gefängnisse geöffnet, als schon im Dorfe Alpnach, zu Füßen des Pilatusberges, Empörung reifte.

Hier hatten Einige den Freiheitsbaum umgehauen (31. Mai) und durch ihr Wagstück allerlei Volk herbeigezogen. Der Wein des Wirthshauses begeisterte die Menge. „Die Regierung ist davon, nun sind wir Meister!“ schrie Alles. — Der Zufall führte den öffentlichen Ankläger beim Kantonsgericht Waldstätten zu dieser Stunde ans Gestade von Alpnach. Er kam mit seiner Tochter von Zug, um sich nach Sarnen, seiner Heimath, zu begeben. Johlend stürzte ihm der Haufe entgegen, und schleppte ihn, als Beamten, gefangen umher. Nach mancher Mißhandlung ward er durch einige Glieder des Gerichts, die von Sarnen eiligst abgesandt worden waren, aus der Todesangst befreit. Die Beredsamkeit und der Ernst gleicher Männer zerstreute das Volk und rettete Alpnach und Obwalden von großerm Unglück.

Die niedergehauenen Freiheitsbäume wurden alsbald wieder aufgerichtet, und die fünf vorzüglichen Urheber zu mir gen Stans geführt. Die Gemeinde, von meinen Drohungen wegen des Verbrechens ihrer Bürger geängstigt, ward von Freude

geführt, als ich nicht nur die Drohungen nicht vollzog, sondern selbst den Fehlbaren verzieh. Der Gehorsam gegen die Gesetze ward erneuert; Alpnach gab nie wieder Anlaß zu Klagen, so lange ich in jenen Gegenden lebte.

Der kaiserliche Obrist St. Julien hatte um diese Zeit, von Bünden aus, die Höhen des St. Gotthard erobert, und war bis Wasen herabgedrungen. Die französischen Feldherren Lecourbe und Loison vertheidigten noch das große Reußthal des Urnerlandes.

Während diese schlugen, empfing der Befehlshaber der lemanischen Milizen, Detrey torrens, die falsche Nachricht, daß Lecourbe über den See der Waldstädte flüchte, und die Kaiserlichen, Meister von Uri, gegen Unterwalden vorrücken. Eiligst rief er die Milizen von den Höhen bei Bauen, Seelisberg, Emmetten und Beggenried nach Stans, und setzte ganz Unterwalden durch seinen Rückzug in Bewegung. Ich erfuhr denselben erst, als er schon geschah (am 1. Juni).

Weil das helvetische Militär den fränkischen Befehlshabern untergeordnet war, konnte ich meinen Vorstellungen über die Gefahr, welche durch Entblößung jener festen Gebirgspässe entstand, keinen Nachdruck geben. Der Kommandant, voller

Bestürzung, hörte mich kaum. Er bereitete sich zum weitern Rückzug gegen Obwalden. Seine Angst verbreitete sich überall. Man fürchtete den unmittelbaren Einzug der Oesterreicher, und neue Verheerungen. Man sah überall Flüchtlinge, weinende Kinder, Weiber, die ihre wenigen Habseligkeiten vor der ersten Wuth der Soldaten bergen wollten. Im Dorfe Beggenried schlug man die Freiheitsbäume nieder. Die Munizipalität von Stans ernannte in ihrer Versammlung schon Deputirte, welche den kaiserlichen Feldherren entgegengesandt werden sollten, um Schonung des Landes zu flehen. Höhnend und triumphirend traten die kaiserlichgesinnten Landleute hervor, ohne jedoch die geringste Ausschweifung zu wagen.

Vergrößert mit tausend schreckenvollen Umständen kam die Sage auch gen Obwalden. Man hörte daselbst, daß Stans schon von Oesterreichern besetzt sei, und Blut fließe. Das dortige Bezirksgericht, standhaft versammelt, ordnete binnen drei Stunden eben so viele Botschaften an mich ab, um den Verlauf der Dinge zu erfahren.

In dieser Lage ließ ich Gewehre und Waffen, die den Landleuten seit den letzten Unruhen abgenommen waren, ohne Verzug nach Luzern abführen, um jeden Versuch zu vereiteln, daß sich das

Volk derſelben in der allgemeinen Verwirrung zur Vergrößerung derſelben bemächtigen könne.

Während der feige Befehlshaber der Milizen die Gegend unterſuchte, wo er zum Widerſtand Fuß faſſen könnte, empfing ich durch den Regierungsſtatthalter Vincenz Rüttimann von Luzern Nachricht über die Lage von Uri, und die Abſchrift eines Briefes von Lecourbe aus Altorf an General Boivin, welcher den Grund aller jener Gerüchte enthüllte.

„Vorgeſtern, Bürger General," ſo ſchrieb Lecourbe am 12. Prairial, „gabs in der Kolonne, die ich zu Urſeren hatte, eine kleine Unordnung. Sie warf ſich bis auf Altorf zurück. Die Lärmer flüchteten, und verbreiteten falſche Gerüchte.

„Geben Sie, ich bitte Sie, den Einwohnern von Luzern wieder Zuverſicht über meine Stellung. Jener fatale Streich kam nur daher, daß ich ins Muttathal gegangen war, wo ich den Feind zurückgeſtoßen, ihm zwei Kanonen und zwei- bis dreihundert Mann genommen habe. Meine Gegenwart hat die Gemüther wieder beruhigt. In dieſem Augenblick ſind die Oeſterreicher in vollem Rückzug. Sie haben ſelbſt die Brücke bei Waſen abgeworfen, was mich noch daran hindert, ſie zu erreichen. Sie haben ſich auch aus allen Päſſen des Schächenthals und Maderanenthals zurückgezogen."

Ich las diesen Brief auf öffentlichem Platze vor; drang auf schleunige Wiederbesetzung der verlassenen Posten; ließ Wein und Lebensmittel unter die ermüdeten Truppen austheilen, streckte ihnen, um den Muth zu beleben, Geld auf Rechnung ihres Soldes vor, den sie schon seit Monaten nicht empfangen hatten, und brachte es endlich dahin, daß sie noch in derselben Nacht wieder an die Grenzen eilten.

Das Vollziehungsdirektorium ertheilte mir Vollmacht, in den Gebirgen, welche Waldstätten mit dem Berner Oberland und besonders mit dem Haslithale verbinden, alle Vorkehrungen zur Vertheidigung dieser Gegenden wider den Einbruch des Feindes zu treffen. Allein bald übernahmen die Franken selbst dies Geschäft, als sie, von der Uebermacht ihrer Gegner und vom Mangel an Lebensmitteln gedrängt, Uri verlassen und sich in die Unterwaldner Gebirge, unter Anführung des Generals Loison, zurückziehen mußten.

Das letzte Treffen, welches er und Lecourbe den Kaiserlichen geliefert hatten, war eins der gräßlichsten. Zwei von Hunger entkräftete Heerhaufen schlugen sich in den Klüften des Gotthard, dessen öde Felsen, von Blut und Leichnamen bedeckt, das schauderlichste Bild darstellten. Von Klippe zu Klippe war mit Verzweiflung gefochten; zuletzt fast ohne Schuß, nur mit dem

Bajonet, Mann gegen Mann, gearbeitet. Unzählige Ermordete stürzten in die Tiefe der schäumenden Reuß hinab. Die Franken machten in den Gebirgsspalten des Gotthard diesen Tag 1800 Gefangene, und überließen als Sieger, unverfolgt vom Feinde, ihm das traurige Schlachtfeld.

Loison kam mit erschöpften Truppen am 8. Juni in Stans an. Die Leiden dieses unglücklichen meiner Sorgfalt anvertrauten Landes schienen noch immer nicht ihre ganze Höhe erreicht zu haben.

5.

Eine der ersten unangenehmen Folgen vom Rückzug der Franken nach Unterwalden war, beim Mangel anderer Wohnungen zur Einrichtung des verlangten Militärspitals, die Einräumung eines beträchtlichen Theils derjenigen Nebengebäude des Stanser Frauenklosters, worin der edle Pestalozzi mit den Waisenkindern lebte. Hätte ich auch, zur Schonung des Waisenhauses, die von dem Brande übriggebliebenen Bürgerhäuser des Fleckens, worin mehrere Familien gedrängt beisammen wohnten, zur Aufnahme der kranken und verwundeten Soldaten verurtheilen wollen: würde dennoch der Generalstab in meinen Vorschlag nie gewilligt haben.

Pestalozzi fühlte die Nothwendigkeit, und

gehorchte, wenn gleich nicht ohne Schmerz, ihrem Gebot. Dazu kam, daß die Franken selbst, von einer Stunde zur andern, den erneuten Angriff der Oesterreicher erwarteten, und mir nichts weniger, als Sicherheit ihres Bleibens verbürgen wollten und konnten. Es wurden demnach alle diejenigen Waisenkinder mit einem Geschenk entlassen, welche von ihren Aeltern und Verwandten selbst abgefordert wurden und, nach dem Zeugniß rechtschaffener Männer, von ihnen wohl unterhalten werden konnten. Von achtzig Waisen blieben noch ungefähr zwanzig in der Anstalt zurück. Pestalozzi ließ die dem Hause zugehörigen Vorräthe, bis auf ruhigere Zeiten, nach Luzern bringen, um die Früchte öffentlicher Wohlthätigkeit nicht der Raubbegier der Soldaten preis zu geben, welches das Land überschwemmten. Er selbst aber wollte unter den Umständen nicht länger in Stans bleiben. Er verließ diesen Ort, und legte bald darauf die Erziehungsanstalt zu Burgdorf an, deren Ruhm sich schnell durch Europa verbreitete *).

*) Mit vieler Geflissenheit suchte man damals in öffentlichen Blättern jenes Ereigniß zum Nachtheil Pestalozzi's oder meiner, oder der Regierung, zu entstellen, indem man das Stanser-Waisenhaus aufgehoben erklärte. Selbst in einem Bericht von

Dieſer merkwürdige Mann lebte bei meiner Ankunft in Unterwalden verkannt und verachtet von allen, nur geliebt von ſeinen Zöglingen. Die Einwohner von Stans verſtanden ſeine Sprache, ſeine Wünſche nicht, begriffen ſeine ungeheuern Aufopferungen nicht, und beurtheilten ihn bald wie einen Halbnärriſchen, bald wie einen gemeinen Schulmeiſter, der durch mürriſches Betragen den Umgang der Vornehmern und Gebildetern verſcherzte, deſſen ſie ſich ohnedem ſchämten. Manche erſtaunten über die Achtung, welche ich ihm bewies; manche ſpottlächelten verſtohlen, wenn ich ihn mit Bewunderung ehrte. Unfähig, die Größe ſeiner Tugend und die Kraft ſeines Genies zu umfaſſen, würdigten ſie ihn nur nach ſeinem vernachläſſigten Aeuſſern. Doch nicht die Stanſer allein, auch wohl in andern, in größern Schweizerorten lieſſen Männer, die ſich durch Gelahrtheit oder Stand bedeutſam dünkten, dem armen Peſtalozzi, deſſen Name unter den Wohlthätern des menſchlichen Geſchlechts unauslöſchlich glänzt, damals nur ſchlechte Gerechtigkeit in Würdigung ſeines Werthes widerfahren.

Rengger, Miniſter des Innern, wurde durch Irrthum dies Gerücht gewiſſermaßen beſtätigt, während doch der Miniſter die beſtimmteſten Nachrichten von der Fortdauer jener Anſtalt hatte.

Nie habe ich einen Menschen gesehen, der so ausserordentliche Geistesstärke mit stiller Einfalt eines kindlichen Gemüths gepaart hätte, wie er. Verkannt und zertreten immerdar, und von häuslichen Unglücksfällen gebeugt, schien sein Herz durch jede neue Wunde nur liebender und zartfühlender gegen die Menschheit zu werden. Mißtrauisch auf die Tücke, die ihn so oft betrogen, schmiegte er sich doch mit unbegreiflicher, leichtgläubiger Gutmüthigkeit an jeden, der ihm zulächelte. Niemand kannte das menschliche Herz und zeichnete dessen Schwächen und Stärken so genau, und war zugleich so wenig Menschenkenner in besondern Verhältnissen, wie Pestalozzi. Indem er scharfen Blicks sich selbst durchforschte, erkannte er das Gemüth der Menschheit bis zu dessen leisesten Bewegungen; indem er mit lebhafter Phantasie und hoher Gutmüthigkeit seine innere Welt auf die äussere übertrug, ward er beständig irre an ihr. Diese seine Aehnlichkeit mit Jean Jacques Rousseau, und sein Stolz gegen den Stolz der Reichen oder Gelahrten, erwarben ihm mit dem Genfer Weisen gleiches Loos.

Eigentlich war das Waisenhaus von Stans für Pestalozzi nur eine seiner ersten Werkstätten für den ersten Jugendunterricht. Mit der Erhabenheit seines Zwecks wetteiferte nur sein Muth. Ich sah ihn im Getümmel unzähliger Kinder allein

ſtehen, ſie alle unterrichten, indem er ſie anleitete, ſich ſelbſt unterweiſen und durch Uebung ihrer kleinen Kräfte in einem gegebenen Verhältniſſe dieſelben vervollkommnern zu können. Das angenehme Gefühl, welches die ſtufenweiſe Entfaltung der Geiſtesgaben begleitet, erweckte in allen Kindern unglaubige Lernbegier und Freudigkeit.

Auf nachmittäglichen Spaziergängen unterhielten wir uns gewöhnlich über dieſen großen Gegenſtand. Peſtalozzi ſprach oft mit Begeiſterung, nie ohne mich beſſer und belehrter von ſich zu entlaſſen. Demungeachtet ſchien er über das Weſen deſſen, was er in Verbeſſerung des Volksunterrichts wollte, damals durchaus noch im Dunkeln zu ſein, weil er mir nie darüber helle Begriffe zu geben im Stande war. Auch hat ihn der Vollziehungsrath Glayre wohl eben ſo wenig verſtanden, wenn er ihm antwortete: „Vous voulez donc méconnoiſer l'éducation!“, als Peſtalozzi Glayrens Meinung ganz faßte, indem er dieſen Worten Beifall gab, welchen er aber ſeine Begriffe unterlegt hatte.

Mit Peſtalozzi's Verſchwinden aus Stans verlor ſich zwar ſein Geiſt vom Unterricht der dortigen Waiſenkinder; ſie wurden aber dennoch mit Sorgfalt unterwieſen, und zu einer bisher mangelnden Ordnung und Reinlichkeit angehalten. Ein Mitglied der Munizipalität, Von Matt,

übernahm mit rühmenswerthem Eifer die unmittelbare Aufsicht über das Waisenhaus, unterstützt von dem menschenfreundlichen Pfarrer Businger.

6.

Ein Land, ohne Gewerbsfleiß und Handel, erschöpft durch Krieg, verarmt durch Aufruhr, Brand, Plünderung, Auswanderungen, Deportationen u. s. w., darauf durch Besatzungen lange Zeit gedrückt, ohne öffentlichen Kredit, ohne andere Einnahmen, als die Almosen fremden Mitleides, mußte endlich der Verzweiflung nahe kommen, da seine Thäler abermals von Truppen überschwemmt wurden, deren Indisciplin und Gewaltthätigkeit bekannt waren. Dies war der Fall in Nidwalden bei der Ankunft des Generals Loison.

Die Schiffleute von Stansstaad, Hergiswyl, Buochs und Beggenried, meistens arme, nur vom täglichen Erwerb lebende Menschen, waren seit dreiviertel Jahren unbezahlt, ihrer meisten Fahrzeuge durch Requisitionen beraubt, und auf den wenigen, ihnen gebliebenen gezwungen, dem fränkischen Militär Tag und Nacht zu dienen. — Die vom Brande verschonten, und den Stellungen des Heers am bequemsten gelegenen Dorfschaften hatten die ganze ungeheure Last der Beherbergung

des Kriegsvolks allein zu tragen, weil in zerstreuten Höfen keine Mannschaften verlegt wurden.

Stündlich von diesen Bildern des Jammers umgeben, bestürmte ich das Vollziehungsdirektorium wiederholt mit den dringendsten Bitten um Hilfe. Aber bei der Ohnmacht desselben zu jener Zeit, da eine Hälfte der Schweiz von Feinden erobert, die andere Hälfte von fränkischen, an Allem Mangel leidenden Armeen überschwemmt war, blieben meine Vorstellungen meistens fruchtlos.

Während unzählige Familien um Nahrung jammerten, herrschte Ueberfluß an der Tafel des Generals und seiner Offiziere. Die Munizipalitäten mußten seiner Küche Weine, Speisen und Gewürze von Luzern herbeischaffen. Seine Unzufriedenheit mit dem Gastmahl hatte gewöhnlich Gefühllosigkeit bei einlaufenden Klagen der Landleute, Strafloßigkeit ausschweifender Soldaten und Angestellten zur Folge. Um das größere Uebel zu verhindern, sahen sich die Vorsteher der Gemeinden gezwungen, keinen Aufwand für das Hauptquartier zu achten, mitten im schreiendsten Mangel der Ihrigen.

Mehr oder minder ist diese Leckerhaftigkeit den Feldherren aller Armeen eigen, wodurch sie sich die Mühseligkeiten des Kriegs versüßen zu wollen scheinen. Der Krieg, am Ende auch der

heiligste, führt zur Entheiligung der Menschenwürde, zur Verthierung unsers Geschlechts.

Der Abgeordnete einer kraftlosen Regierung, welcher damals das Unglück hatte, fränkischen Generalen beigegeben zu werden, glich einem Gesandten am Hofe eines despotischen Tartarfürsten. Er mußte die Laune desselben studiren, und sich derselben zu bemeistern suchen, um Gutes stiften, oder Böses verhindern zu können. Er mußte sich persönliche Achtung und Freundschaft gewinnen, weil die Regierung, deren Stellvertreter er war, von den meisten fremden Befehlshabern nur mit Verächtlichkeit betrachtet wurde.

Man kann denken, wie bitter jedem Manne von Ehre und Selbstständigkeit solche Rolle werden mußte; und ich bekenne es, von allem, was ich jemals für meine Mitbürger gethan, ist diese Arbeit, in welcher ich mich unaufhörlich in Geduld, Selbstüberwindung und Verstellung üben mußte, die schwerste gewesen. Oft geriethen wir in lebhafte Wortwechsel; oft stießen wir die fürchterlichsten Drohungen wider einander aus.

„Sie sind allein schuldig," sagte ich einst zum General, „wenn dies unglückliche Volk zur Verzweiflung getrieben wird, und Aufstand macht. Hüten Sie sich vor den Folgen. Ich habe Sie gewarnt."

„Hüten?" schrie er gleich einem Besessenen:

„Bei der leiſeſten Bewegung, die man wagen wird, laß ich Alles niedermachen, und eure Neſter abbrennen bis zu den Spitzen der Berge.“

„Dann bin ich der Erſte, General, der das Land wider Sie führt. Und ich ſchwöre es, kein Franzoſe ſoll lebendig aus Unterwalden kommen! Ihre Drohungen erſchrecken nicht mehr, wenn es das Aeuſſerſte gilt. Aber dann verantworten Sie ſich vor Ihrer Regierung.“

Der General verſtummte düſter und verließ mich. So that er gewöhnlich. Er ſchien ſeinen Jähzorn zu kennen, und fürchtete Uebereilungen. Wir zürnten dann gewöhnlich einen halben Tag gegen einander, bis uns der vom General und mir gleich ſehr geſchätzte Pfarrer Buſinger wieder ausſöhnte.

Loiſon, welcher ſich im Gebirgskrieg einen Namen durch Tapferkeit gemacht hat, iſt ein Mann von Kenntniſſen und vielen liebenswürdigen Eigenſchaften. Wir gewannen uns nach mancher Fehde gegenſeitige Achtung ab. Unſere Freundſchaft ward nach einigen Monaten inniger, und ſelbſt nach unſerer Trennung durch Briefwechſel und perſönliche Beſuche unterhalten.

Ich will nur einen Zug mittheilen, der die damalige Stellung franzöſiſcher und ſchweizeriſcher Behörden ſchildert.

Ein Bauer von Kerns in Obwalden, Namens

Andreas Windly, der seines Wegs ruhig ging, ward gewaltthätigerweise von einem französischen Caporal bei Ennetmoos gezwungen, ihm zum Wegweiser nach Sarnen zu dienen. Drei andere Bauern, worunter ein Maria Odermatt, liefen jenem nach, um ihn von dem Caporal, der betrunken zu sein schien, zu erlösen. Odermatt entwaffnete den Soldaten; Windly warf ihn zu Boden; jener stieß ihm den Säbel durch den Leib; dieser zerschlug den Kopf des Sterbenden mit einem Knüttel. Sie begruben den Leichnam heimlich, und beraubten ihn seiner Baarschaft. *) Odermatt entkam durch Flucht; Windly wurde auf Befehl des Generals, der den Vorfall früh erfuhr, in seinem Hause des Nachts gefangen. Loison hatte zugleich Nachricht, daß der Unterstatthalter Kaiser von diesem Ereigniß wußte, ohne Anstalten zur Verhaftung der Mörder gemacht zu haben. Er beklagte sich bei mir gegen die Beamten des Bezirks, erzählte mir den Meuchelmord und zeigte mir an, daß er die Beamten in der bevorstehenden Nacht

*) Nach diesem warfen sich die Mörder (so lautet in den Prozeßakten ihre Aussage) auf ihre Knie nieder, und beteten für die abgeleibte Seele ihres Erschlagenen fünf Vater Unser und eben so viele Ave Maria, und gingen dann, aus dem geraubten Geld einige Messen lesen zu lassen.

gefänglich einziehen laſſen werde, weil ſie ſolche Thaten begünſtigen zu wollen ſchienen. Seine und ſeines Heeres Sicherheit fordere dieſe Maasregel, ſetzte er hinzu, und erinnerte mich an hin und wieder gehaltene heimliche Zuſammenkünfte der Bauern, welche mir verrathen worden waren, und worin ſie, bei der geringen Truppenzahl in Stans, gedroht hatten, den General, den Statthalter, den Pfarrer und mich zu ermorden.

Indem ich durch die ſchleunigſte Verhaftung einiger Mitſchuldigen an jener Mordthat Beweiſe ſchneller Gerechtigkeitspflege gab, und den General von der Nothwendigkeit überzeugte, öffentliche Beamten gehörigen Ortes zu belangen, erhielt ich die Sachen im Gange Rechtens.

Der Unterſtatthalter Kaiſer empfing um dieſelbe Zeit ſeine mehrmals verlangte Entlaſſung; an ſeine Stelle wurde Wammiſcher, ein biederer, geachteter Mann, ernannt. Dieſe Veränderung trug ebenfalls bei, den General auszuſöhnen. Er wollte aber den gefangenen Windly, als Mörder eines fränkiſchen Soldaten und Theilnehmer an einem Zuſammenlauf, dem fränkiſchen Kriegsgericht übergeben. Windly war unſtreitig der Minderſchuldige; viele Umſtände ſprachen für ihn. Beim Kriegsgericht erwartete ihn das unfehlbare Todesurtheil. Ich verſuchte ihn zu retten, und reklamirte ihn als Schweizer für das

vaterländische Tribunal. Mein Entschluß war genommen, für das Recht unsers Volks das Aeusserste zu wagen, und im Fall einer gewaltthätigen Wegführung des Missethäters mich den Bajonetten der Franzosen entgegen zu stellen. Loison rieth, zur Beendigung unsers Zwistes, den Ausspruch des Obergenerals Massena und des helvetischen Vollziehungs-Direktoriums zu verlangen. Beide sandten wir Eilboten ab. Noch ehe Antworten zurückkamen, trat ich eines Morgens vor das Bett des Generals, mit dem Vorgeben, Befehl zur augenblicklichen Hinwegführung des Beklagten vor das Kantonsgericht Luzern empfangen zu haben. Ich forderte Mannschaft zur Begleitung desselben. Der General glaubte mir, stellte mürrisch die nöthigen Befehle aus, und so rettete ich durch List, was durch Gewalt nicht erreicht werden konnte. Massena hat wirklich, wie ich nachher erfuhr, den Verbrecher vor das Kriegsgericht verlangt, gab aber nach, da dessen Prozeß vor dem Kantonsgericht schon zu weit gediehen war, wo die Theilnahme am Morde mit mehrjähriger Kettenstrafe belegt wurde.

7.

Je mehr es mir gelang, die Freundschaft des Generals zu gewinnen, je thätiger wurde er selbst, bessere Kriegszucht zu handhaben und die Beschwer-

den des Landes zu mildern. Dies reichte hin, zwischen Bauern und Soldaten baldige Eintracht zu bewirken, Diebstähle aller Art zu mindern und Willkührlichkeiten der Unterbefehlshaber Schranken zu setzen.

Am 19. Juli 1799 griff der in Uri kommandirende kaiserliche Generalmajor Graf von Bey die fränkischen Posten in den Gebirgen bei Isithal und Bauen an. Er hatte zu dem Ende schon einige Tage vorher eine Kolonne abgeordnet, den Posten von Isithal zu umgehen. Seine Absicht war, diesen aufzuheben, sich der Batterien auf der Treib, welche den Eingang zum Urnersee beherrschte, zu bemächtigen, über die Gebirge gegen Nieder-Rickenbach vorzudringen und die Höhen des Thals von Stans zu gewinnen.

Das Treffen war hartnäckig, und dauerte, ungeachtet des Regens und Gewitters, vom Morgen bis gegen Abend, wo die Kaiserlichen in voller Unordnung die Flucht ergriffen. Die Franzosen machten an diesem Tage ungefähr 800 Mann Gefangene, worunter sich mehrere Offiziere und der befehlshabende General Bey selbst befanden.

In Abwesenheit Loisons empfing ich den unglücklichen Feldherrn des Kaisers, der, von einem Fall geschädigt, und vom kalten Regen halberstarrt,

sein Schicksal mit großer Niedergeschlagenheit trug. Wir suchten ihm alle Bequemlichkeit zu verschaffen und ihn mit seinem Loose auszusöhnen.

Dies Ereigniß war für die innere Ruhe des Landes ungemein wohlthätig. Ich hatte dabei Gelegenheit zu bemerken, daß bei weitem der größere Theil der Landleute nicht mehr mit jener ungestümen Sehnsucht die Ankunft der Oesterreicher wünschten, wie vormals. Nicht nur blieben, während des Treffens, alle Einwohner in stiller Ordnung, sondern die von Seelisberg und Emmetten zeichneten sich sogar durch Dienstfertigkeit in Unterstützung der fränkischen Truppen wider meine Erwartung sehr aus.

Der Divisionsgeneral Lecourbe, welcher den rechten Flügel der fränkischen Armee in der Schweiz befehligte, brach endlich die lange Waffenruhe in diesen Gegenden ab. Indem er am 17. August Uri selbst angriff und das Land von Schwyz, mußten die Generale Loison und Güdin sich im Berner Haslithale zu Meiringen vereinigen, jener über das Gadmenthal, durch Maienthal, Wasen anfallen, und dieser über die Grimsel und Furka in Urseren eindringen.

Der glänzende Erfolg dieser kühnen Unternehmung, welche das Vorspiel der Schlacht von Zürich ward, ist bekannt.

Ich begleitete den General Loison durch die

Thäler von Obwalden, über den Brünig bis in das rauhe, entlegene Gadmenthal, um den Transport der nothwendigsten Lebensmittel und der Munition und des schweren Geschützes zu beschleunigen und zu erleichtern von Dorf zu Dorf. Denn alles, was durch dieses Berglabyrinth geführt werden mußte, konnte nicht durch Rosse, sondern nur auf den Achseln starker und gewandter Männer über Felsenhänge und Abgründe getragen werden. Das Volk schien mit Freudigkeit sich diesem mühsamen Dienste hinzugeben. Es war ein frohes Gedränge; die letzte Anstrengung, wie Jeder hoffte, am Ziele unzähliger Leiden.

Jenseits des Kirchethügels, am Dorflein Im Grund, schied von uns der General Güdin, ein sanfter, gefälliger Mann. Seine Brigaden zogen die Bergstraße an der Grimsel, auf deren unwirthbaren Höhen, hinter Wällen von Felstrümmern, der Feind ihn erwartete. Man muß mit eigenen Augen jenes grausenvolle Chaos von steilen, schlüpfrigen Klippen gesehen haben, und die Ermattung kennen, welche das Besteigen der Gebirge in heißen Tagen gibt, wo Genuß bittern Schneewassers den Durst mehr reizt, denn stillt; man muß den Kranz von schroffen Felsen kennen, welchen droben die Kaiserlichen überall vortheilhaft besetzt hielten, um das Ungeheure des Wagstücks würdigen zu können, welches hier die fränkischen

Truppen bestanden. Sie siegten, und fegten im Sturmmarsch das Gebirg am folgenden Tage.

Mitten in der Wildniß des Nesselthals überfiel uns des Abends Dunkelheit und fürchterliches Gewitter. Die Wege waren zerstört vom Regen, und nur am Leuchten der Blitze sichtbar. Spät und durchnäßt erreichten wir die Hütten des Gadmenthals. Doch der andere Morgen enthüllte nur noch größere Gefahren zur Fortsetzung des Heerzuges. Der Weg desselben, welcher aus dem Felsenkessel des wilden Gadmen zur Höhe des Maienthals leitet, war nur ein schmaler Hirtenpfad, jäh, und neben einem Abgrund, aus dessen Tiefe hervor ein wüthender Bergstrom brüllt. Hätten die Kaiserlichen an die Möglichkeit eines Ueberfalls geglaubt, eine Handvoll der Ihrigen würde vielen Tausenden den Paß versperrt haben. Ein Mann nach dem andern klimmte bergauf; Kanonen wurden mit Seilen über die Klippen gezogen, oder auf der Schulter eines Mannes über die gefährlichsten Stellen gehoben. Die wenigen Rosse, welche beim Zuge waren, wurden aller Bürde entladen, und sich selbst überlassen, ohne Leitung, aufwärts getrieben. Einige derselben verloren dennoch das Gleichgewicht und stürzten zerschmettert in die Tiefe. Das Gewühl dieser kletternden Armee, welche drohen vernichtet werden oder siegen mußte, weil der Rückzug un-

möglich war, dauerte in voller Unordnung den ganzen Tag. Von Menschen verunglückte indessen keiner, als ein Landmann aus dem Gadmenthale, dessen Hand vom Fall einer Kanone zerschmettert wurde. General Loison, als er davon erfuhr, wollte dem Unglücklichen eine Pension aus Frankreich erwirken, und wandte sich desfalls unaufgefordert an mich. Der Name dieses Mannes ist mir aber nie bekannt worden.*)

Sobald ich nach Stans zurückgekommen war, ward meine erste Sorge, die allgemeine frohe Stimmung des Volkes zu benutzen, und zur Handhabung fester Ordnung und Sicherheit gegen die Umtriebe einzelner Friedensstörer in allen Gemeinden Landwachten (Milizen) zu errichten. Willig ward mir Hand geboten. Der traurige Anblick, welchen die durch Unterwalden geführten kaiserlichen Kriegsgefangenen gewährt hatten, meistens Hungarn, zerlumpt, unreinlich und kriechend bettelhaft, hatte dem größten Theil des Volks noch mehr, als das fortdauernde Glück der fränkischen Waffen, die Lust zur Beherber-

*) In einem Schreiben, datirt von Altorf in Uri, 16. Oktober 1799, an den B. Joneli, damaligen Regierungsstatthalter des Kantons Oberland, lud ich denselben ein, den Namen des Verstümmelten zu erforschen, empfing aber keine Antwort.

gung österreichischer Truppen genommen. Man sehnte sich nach Sicherheit und Ordnung und gesetzlichem Zustand heim, und schmeichelte sich, fremder Besatzung entbehren zu können, wenn man sich selbst zu bewachen fähig wäre.

Alle Burger wurden zur Miliz oder Landwacht eingeschrieben, eingetheilt und aus dem Arsenal von Luzern bewaffnet. Jede Gemeinde unterhielt täglich eine Wacht von vier Mann, bereit, auf jeden Augenblick dahin zu marschiren, wohin sie befehligt ward, und wurde zu gleicher Zeit von einer andern Wacht ergänzt. Durch sie wurden schnell die amtlichen Berichte und Befehle nach allen Gegenden hin befördert; und Deserteurs, Verdächtige, Landstreicher u. s. w. von Posten zu Posten escortirt. So standen alle Tage allein in Nidwalden fünfzig Mann unter Waffen, welche binnen wenigen Stunden auf einen beliebigen Punkt zusammengezogen werden konnten, wo es die Umstände erheischten. Das Direktorium genehmigte meinen Entwurf. Im Zeitraum weniger Tage ward er vollzogen, und von mir ein gedienter Offizier von Stans, B. Maurus Luffi, zum Oberkommandant des Distrikts ernannt. Dieselbe Einrichtung ward auch in Obwalden und im Bezirk von Arth eingeführt.

Als späterhin (Ende Herbstmonds 1799)

Suwarows Macht Uri für kurze Zeit überschwemmte, und Loiſon mit ſeinen Brigaden in die Gebirge von Unterwalden zurückgedrängt ward, bezogen die Landwachten vereint mit den fränkiſchen Soldaten ihre Poſten, und verhüteten dadurch beſonders die gewöhnlichen Ausſchweifungen und Diebſtähle des Militärs.

Der fränkiſche Feldherr ward durch dieſe Ordnung und den Beiſtand, welchen ihm Unterwalden leiſtete, ſo gerührt, daß er das Land nicht eher verließ, bis er in einer allgemeinen Verſammlung der geſammten Munizipalitäten ſeinen feierlichen Dank bezeugt hatte.

So war der Geiſt des Volks ſeit einem Jahre verändert, daß eben dieſelben Menſchen, welche noch vor zwölf Monaten gegen die Franken mit unerhörter Wuth gefochten, und durch ſchwärmeriſchen Widerſtand die Verwüſtung ihres Landes veranlaßt hatten, während ſie weit umher keine Hilfe ſahen, — jetzt an der Seite der Franken ohne Zwang dienten, inzwiſchen die Ruſſen ſiegend an ihren Grenzen ſtanden, täglichen Einfall drohten, alle Deportirte wieder in ihrer Heimath, und alle Gefangene wieder befreit umherwandelten.

Um eben dieſe Zeit ſchrieb ich dem Vollziehungsdirektorium (25. September) über den Zuſtand dieſer Gegenden, welche ich damals für halb gerettet anſehen konnte: „Nicht ohne ein

lebhaftes, freudiges Gefühl kann ich meiner Regierung die Versicherung ertheilen, daß gegenwärtig im Distrikt Stans die strengste Ordnung und eine heitere Ruhe herrschen, wie seit Beginnen der Revolution hier noch nie statt fand. Der Bezirk ist auf dem Wege, bald der Republik ganz anzugehören; selbst der Geist der Freude fängt sogar an, sich auf diese Ruinen allmälig niederzulassen.

„Das größte aller Volksfeste im ehemaligen Nidwalden war die Kilbi. Zwei Tage lang wurde dies Fest der Aernte, dies Willkommen der Hirten bei ihrer Wiederkunft von den hohen Alpen gefeiert. Der Gottesdienst mit einer Predigt über Freiheit, Vaterlandsliebe u. dgl. eröffneten das Fest. Dann ward ein feierlicher Umgang, von Tausenden begleitet, von Obrigkeiten und Pfarrern angeführt, gehalten. Voran wehte die weiß-rothe Landesfahne. Von allen rüstigen Jünglingen wurde sie kunstvoll umhergeschwungen. Auch am andern Tage noch spielte die Fahne ihre Rolle. Ausgesteckt wehte sie vor dem Hause, in welchem die Glücklichen ihre Gastmähler und Tänze hielten.

„Seit der Revolution ist dies Fest, über welches man sich ein Jahr lang voraus und nachher freute, nicht mehr gefeiert worden. Schon entsteht jetzt ein zweifelhaftes Befragen darum.

Ich benutze die glückliche Stimmung des Volks. Nicht nur habe ich den Distriktsstatthalter eingeladen, allen Gemeinden anzuzeigen, daß unsere Regierung die Feier der Kilbi gern sehe, sondern ich bitte Sie auch, Bürger Direktoren, mir zu erlauben, daß ich dem Distrikte eine dreifarbige Fahne, nebst einem Belobungsschreiben der Bürger wegen ihres jetzigen Verhaltens, verehre. — Um das Volk ganz an die neue Landesverfassung zu schliessen, müssen wir die schönsten Tage der alten Verfassung in die neue herüberziehen, und alle Feste und Spiele genau mit der neuen Ordnung verweben."

Bald nachdem verließ ich diese Gegenden, durch die Regierung zu andern Sendungen berufen.

Friedrich Cäsar Laharpe.

An den Ufern des Genfersees, in dem Flecken Nolle, lebten die Aeltern dieses in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordenen Mannes. Sie waren nicht sehr begütert, genossen aber in ihrer Gegend einer allgemeinen Achtung, welche sie für das entschädigte, was das Glück ihnen verweigert hatte. Ihre Familie gehörte zu denjenigen Geschlechtern, welche man unter den Adel des Waatlandes begriff. Im Jahre 1751 ward ihnen ihr Sohn Friedrich Cäsar geboren. Der Vater, ein alter Kriegsmann, welcher aber Kenntnisse gesammelt hatte und Geist besaß, übernahm selbst die erste Erziehung dieses Sohnes, dem er die Namen seiner Lieblingshelden beigelegt hatte. Weiches Herz, regsame Einbildungskraft, bezeichneten das Kind. Leder liebte es, und wollte an seiner Bildung Theil nehmen. Man sprach ihm oft von der Rechtlichkeit, von der strengen Tugend seiner Vorfahren, deren Liebe für die Sache des Volks, und ermunterte es, in deren Fußstapfen zu treten. In diesem

Alter der ersten Eindrücke erschienen ihm diese vom Volk gepriesenen Vorfahren wie Heilige. Als der junge Laharpe einst betrachtend vor dem Bilde seines Großvaters stand, zerfloß er in Thränen; er streckte seine Arme empor zu dem Gemälde des angebeteten Mannes, und die dunkeln Empfindungen, die sein Herz überwältigten, glichen einem stillen Schwur, die Gerechtigkeit und das Volk zu lieben, wie jener.

Im Kollegium zu Nolle, welches damals sehr schlecht bestellt war, legte er den ersten Grund zur Erlernung der Wissenschaften. Sein Oheim, ein durch Kenntniß und Herzensgüte achtungswürdiger Geistlicher, stellte ihm den Gebrauch seiner Bibliothek frei.

Hier war es, wo er zuerst von einer Vorwelt erfuhr, deren Thaten alle Werke späterer Jahrhunderte überstrahlten. Das alte, herrliche Griechenland mit seinen zahllosen Helden und Künstlern, und das große Rom mit seinen Cincinnaten, Brutussen, Scipionen, entflammten seine Einbildungskraft; sein Geist lebte nur in jenen Tagen der alten Republiken; die Geschichten der Engländer, der Holländer und Schweizer nährten fernerhin den Hang für Veredlung der Menschheit, Vernichtung der Barbareien des Mittelalters, Erhebung des Volks zum Genuß der Freiheit. Er träumte nur von Athen,

Lacedämon und Rom, und oft, wenn er zu seinem Vater kam, stimmte sich lächelnd der ernstere Mann in die Träumereien des schwärmerischen Knaben.

Unstreitig hatten die damaligen frühen Eindrücke den entschiedensten Einfluß auf seine Denkart und seine Neigungen im ganzen übrigen Leben. Er fand unter allen Gespielen keinen, dessen Empfindungen mit den seinigen in Einklang waren. Er suchte daher die Einsamkeit und ward ungesellig. Nur der Umgang mit seinem Vetter, Amadeus Laharpe, fesselte ihn mehr, und entwickelte Gefühle der Freundschaft, die noch in spätern Zeiten fortdauerten, da beide von der Regierung des Standes Bern geächtet wurden, und Amadeus als französischer General für eine Republik sein Blut vergoß, an die damals noch keiner von ihnen beiden dachte.

Als der junge Laharpe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, wurde er in das unter Planta und Resemann blühende Seminarium von Haldenstein in Bünden geschickt. Die republikanische Einrichtung dieser berühmten Erziehungsanstalt war mit seinen Neigungen in zu großem Einklang, um dieselben nicht noch lebendiger zu machen. Resemanns edler Geist, seine philosophische Ansicht und Würdigung der Dinge, sein reizender Vortrag, seine Begeiste-

rung für die großen durch Sittlichkeit und Seelenstärke ausgezeichneten Heroen Roms und Griechenlands wirkten nicht minder auf Laharpe's Gemüthsbildung. Hier blieb er dreißig Monate, und hier schon, wie er nachmals oft nicht ohne Vergnügen erzählte, ergotzte sich sein kindlicher Sinn am Bau einer freiern Verfassung der Eidsgenossenschaft, an Erlösung der Unterthanschaften, und Tugenden, die Tells Enkel schmücken sollten. Bemerkenswerth übrigens ist es, daß aus diesem Seminarium mehrere Männer hervorgegangen sind, welche sich späterhin in der Staatsumwandelung Helvetiens von der einen oder andern Partei hervorthaten. Mehrere Salis, unter ihnen auch der liebenswürdige Dichter, der nachmalige Direktor Legrand von Basel, Gaudenz Planta, der französische General Laharpe, Reinhard, Stocker, Tscharner, Bawier, und andere mehr, erkannten alle in dem würdigen Resemann ihren Lehrer, den späterhin, in einem Alter von achtzig Jahren, die Wuth politischer Faktionen in die Gefängnisse Tyrols schleppte, weil er der Bekenner liberaler Grundsätze war.

Laharpe kam von Haldenstein zurück mit dem Ruf eines Halbwilden. Er vernachlässigte Alles, um in den Wissenschaften zu leben. Mathematik schien ihm damals einzig nur die des Mannes würdige. Er setzte zu Genf seine Studien

unter de Sauſſure und Bertrand fort, und die neuen Bekanntſchaften, welche er ſchloß, gaben ihm für dieſe berühmte Stadt jene Vorliebe, welche ſelbſt die ſpätern von ihren Bürgern erlittenen Verfolgungen nicht austilgen konnten.

Auf der Hochſchule Tübingen weihte er ſich den Rechten und im zwanzigſten Jahre nahm er den Doktorgrad. Er kehrte in ſein Vaterland zurück, um das Geſchäft eines Sachwalters zu treiben. Er war lebhaft, abſprechend, wie ein junger Menſch, der aus der Urbilderwelt der Schulen in die arme, beſchränkte Wirklichkeit übertritt, und überall anſtößt, weil er mit falſchen Maasſtäben mißt. Er wollte der Chikane offenen Krieg machen, Vorurtheile im Sturm angreifen. Sanft führte die milde Lebensweisheit eines ſchätzbaren Mannes, des Doktor Favre in Rolle, den ungeſtümen Jüngling in das Geleiſe der angenommenen Verhältniſſe und der Schranken des bürgerlichen Getriebes zurück.

Der Gewinn eines Rechtshandels erwarb ihm das Patent eines Sachwalters bei der welſchen Appellationskammer in Bern (chambre suprême des appellations romandes), damals das höchſte Ziel des Ehrgeizes für Männer ſeines Standes. Wie wohl ihm auch dieſer Stand gefiel, einen ſo unüberwindlichen Ekel empfand er doch gegen die eingeführten Prozeßformen und üblichen Chikanen.

Und noch unbehaglicher mußte es für einen jungen hochſtrebenden Mann von Laharpe's Erziehung ſein, daß er genöthigt war, alle Winter in Bern ſelbſt zu wohnen. Denn hier ward ihm in hundert Kleinigkeiten der mächtige Abſtand fühlbar gemacht, welcher zwiſchen einem gemeinen Bürger Berns, Mitgliede der Herrſcherſtadt, und einem Unterthan aus der Waat, auch von der edelſten Familie, war.

Wirklich trat bald ein an ſich geringfügiger Umſtand ein, der indeſſen bedeutend genug für einen Feuerkopf, wie Laharpe, wurde, ihm ſeinen Stand und ſein Schickſal unerträglich zu machen.

Er war nämlich mit einem gewiſſen Steiger von Tſchugg, Mitglied der Appellationskammer, bekannt, den er wegen ſeiner Kenntniſſe und hellen Geſinnungen ſehr ſchätzte, und öfters beſuchte. Gern unterhielten ſie ſich mit einander über Gegenſtände der Literatur. Laharpe hatte einsmals zu Gunſten eines Klienten gearbeitet, deſſen gewagte Forderung der Appellationskammer in höchſtem Grade anſtößig war. Laharpe kam nach ſeiner Gewohnheit zum Herrn Steiger. Dieſer, ohne ſich vom Seſſel im Hintergrunde ſeines Zimmers zu erheben, warf dem jungen Waatländer einen verächtlichſtolzen Blick zu und

rief ihm entgegen: „Was soll Ihre Aufführung bedeuten? Wir wollen schlechterdings nicht diesen Neuerungsunfug, diesen Genfergeiſt in unserer Waat! Wissen Sie wohl, daß Sie nur unsere Unterthanen sind?“ — „Nein,“ unterbrach ihn Laharpe mit gleicher Heftigkeit, „nein, das sind wir nicht; wir sind, so gut wie Sie, nur der Republik und den Gesetzen allein unterthan, und andere Herren haben wir nicht, erkennen wir nicht an!“ Diese Erwiederung machte Steigern besonnener; mit Großmuth schien er sich selbst wegen der Anwandlung gebieterischen Städterstolzes einen Vorwurf zu machen; er streckte Laharpen lächelnd die Hand hin, und sagte mit sanfter Stimme: „Junger Mann, erhitzen Sie sich nicht. Sie haben mich unrecht verstanden. Sie wissen ja, wie lieb Sie mir sind. Wahrhaftig, es war nur Wohlgemeintheit, daß ich Sie so rasch anfuhr.“

Doch es stand nicht mehr in der Macht des guten Steigers, die Wunde zu heilen, die er einem empfindlichen Herzen geschlagen hatte. Das: „wissen Sie wohl, daß Sie nur unsere Unterthanen sind?“ und den hohen Blick des Mannes dazu, konnte Laharpe nicht so leicht wieder verschmerzen, um so mehr, da jene erniedrigenden Worte aus dem Munde einer Person kamen, die nicht vom kleinstädtischen Pöbelhaufen

Berns, sondern erhaben über Vorurtheile und Eitelkeiten war.

Genug, der Vorfall verleidete Laharpen das bisherige Loos. Das Schicksal der Waat zu bessern, daran war damals nicht zu denken; aber unter einer so entwürdigenden Verfassung zu leben, war dem, der sich gern mit dem Namen des „freien Schweizers" gebrüstet hätte, unerträglich. Schon hatte er seine Blicke auf die nordamerikanischen Staaten geworfen, die zu dieser Zeit für ihre Unabhängigkeit fochten, als ihm ein russischer Herr von Einfluß vorschlug, ihn auf einer Reise durch Italien zu begleiten.

Rom, die alte, herrliche Stadt zu sehen, geboren zur Weltherrschaft, sei es durch Helden oder Mönche, war zu einladend. Er willigte in den Vorschlag. Die Reise dauerte ein Jahr. Er sah Italiens Wunder, und Malta und Sizilien.

In Rom fand Laharpe die Einladung des Baron von Grimm, sich nach Petersburg zu begeben, wo ihn die Kaiserin Katharina anstellen wolle. Er ging dahin, und kam 1782 in die nordische Kaiserstadt. Der Rang, welchen er in der Waatländer Miliz gehabt, wurde ihm bestätigt; so trat er in den russischen Dienst. Ein Jahr darauf wurde er dem Großfürsten Alexan-

der zugegeben, und sowohl sein, als seines Bruders Lehrer.

Es war die erhabenste und schönste Rolle, welche ihm in seinem Leben das Schicksal gewähren konnte, an der Bildung junger Fürsten zu arbeiten, welche bestimmt waren, einst das Wohl und Weh von vierzig Millionen Menschen, ja eines ganzen Welttheils zu entscheiden *). Er fühlte die Größe des ihm anvertrauten Berufs. Er gehörte ihm ganz.

Die ersten Jahre in diesen neuen Verhältnissen waren freilich nicht die angenehmsten für ihn, ungeachtet der glänzenden Aussenseite. Er, der bisher nur unter Büchern und Idealen gelebt hatte, stand jetzt im Gewirr der Hofwelt, und unvertraut mit den sich durchkreuzenden Interessen, tausendfältig verschiedenen Ansichten und feinern Umtrieben der Menschen, dennoch mit ihnen in täglicher Berührung. Es fehlte ihm daher auch nicht an unzähligen Verdrießlichkeiten, und nicht an Augenblicken, in denen die Versuchung groß

*) Laharpe hatte im Jahr 1787 dem Pfarrer Bridel zu Basel einige Bruchstücke seiner Unterweisungen für die Prinzen mitgetheilt, die derselbe, ohne des Autors Vorwissen, der helvetischen Gesellschaft in Olten 1788 vorlas, und die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden.

ward, seine Entlassung zu begehren. Am meisten fürchtete man von seinem Ehrgeiz, der sich der vortheilhaften Stellung hätte mannichfaltig bedienen können. Sobald man aber einmal gewahr ward, daß dieser Ehrgeiz wenigstens nicht von der Natur sei, dem der andern in den Weg zu treten, ließ man ihn in Ruhe. Bald gewann sich Laharpe allgemeineres Wohlwollen und Freunde in dem fremden Lande, welches ihm durch die Länge zwölfjährigen Aufenthalts, durch zahlreiche Verbindungen, und durch die Vermählung mit einer schönen Bürgerin der Hauptstadt, ein zweites Vaterland wurde.

Glücklich war er manchem drohenden Schiffbruch entgangen, als die französische Revolution ausbrach. Laharpe's Grundsätze, die er mit seinem gewöhnlichen Feuer bekannte, waren kein Geheimniß. Man reihte ihn daher bald in die Klasse derer, die man zur damaligen Zeit „die Demokraten" nannte. Man fand ihn um so gefährlicher, weil er seine Begriffe von Aufklärung des Volks, von Würde der Menschheit und deren ewigen Rechten, vom Ursprung der Staatsgesellschaften und dergleichen den jungen Prinzen einflößen konnte. Laharpe mußte mit Vorsicht gehen, um nicht als Jakobiner verschrien zu werden. Er las mit seinen fürstlichen Zöglingen daher nur die Werke großer Männer, welche schon

vor der Revolution gestorben waren, und die mit begeisternder Wahrheit die Sache des menschlichen Geschlechts verfochten hatten. Erst Mensch sein soll der Fürst, und dann Regierer der Menschen. Und dieses war an Laharpen zur Richtschnur seiner Unterweisungen nicht nur der Wille der großen Katharina II., sondern auch der ihres unglücklichen Nachfolgers Paul I. und seiner edeln Gemahlin. — Plutarch und Tacitus, die Geschichte der Stuarte, Loke, Algernon Sidney, Mably, Rousseau, Gibbon, die nachgelassenen Memoiren von Duclos u. s. w. wurden die Quellen, aus welchen Alexander I., Pauls Nachfolger auf dem russischen Kaiserthron, jene heiligen Grundsätze zuerst schöpfte, welche ihn nachher zum Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe erhoben.

Laharpe inzwischen konnte weder bei den Fortschritten des französischen Volks in dessen Befreiungswesen, noch bei der Unthätigkeit der schweizerischen Unterthanen gelassen bleiben, welche es nicht wagen zu wollen schienen, die Gelegenheit zur Eroberung ihrer Mündigkeitsrechte zu benutzen. Da er in so weiter Entfernung minder über den Kraftaufwand und die Hilfsmittel der Franzosen zur Behauptung ihrer errungenen Rechte, als über die Masse der Gegenanstalten durch den ausgewanderten Adel urtheilen konnte:

ſo hielt er das Mißlingen der franzöſiſchen Staatsumwälzung für wahrſcheinlicher, als deren glücklichen Erfolg. Doch dieſe Vermuthung, ſtatt ihn von ſeinen Wünſchen abzuſchrecken, verdoppelte dieſelben, daß die Unterthanenſchaften Helvetiens ſchnell, eh' es zu ſpät wäre, den großen Schritt vollbringen mögten.

Er hatte keine Ruhe. Er wollte ſelbſt Hand ans Werk legen. Er gab eine Denkſchrift im Druck heraus, worin er mit aller Stärke der Beredſamkeit den Zuſtand und die Beſchwerden der ſchweizeriſchen Unterthanen darſtellte, und ſie aufrief, ihre Ketten zu brechen. Bei dieſer Denkſchrift verblieb es nicht. Sie ward der Keim von funfzig andern, die ins Deutſche, Italieniſche und Engliſche überſetzt, unter verſchiedenen Formen in öffentlichen Blättern erſchienen, geleſen und verbreitet wurden, ohne daß man den Verfaſſer erkannte. Er beſchränkte ſich meiſtens dabei auf Angelegenheiten der Waat gegen den Kanton Bern.

Da er endlich erfuhr, daß die Stimmung der Waat deutlicher gegen Bern wurde, faßte er zu Handen der Bewohner des Waatlandes und in ihrem Namen eine Bittſchrift an die Regierung von Bern ab, worin er mit Freimüthigkeit und Ehrfurcht eine Zuſammenberufung der Stände begehrte, in Verbindung mit welchen Bern die Abſchaffung eingeſchlichener Mißbräuche berathen

sollte. Er sandte davon drei Abschriften an den General Laharpe, an Polier, nachmaligen Regierungsstatthalter des Leman, und an eine andere Magistratsperson. Er ermahnte, mit Festigkeit zu handeln, aber zugleich mit Ehrfurcht und Vorsicht, um unzeitigen Volksbewegungen vorzubeugen. Statt dessen ereigneten sich die lärmenden Auftritte vom 14. und 15. Juli 1791 zu Vevay, Lausanne, Nolle u. s. f., deren Folge war, daß die Regierung Berns mit Strenge gegen die Urheber der Unruhen verfuhr. Laharpe sowohl, als sein Vetter der General, standen seitdem in der Zahl der Geächteten.

Die fast tausend Stunden weite Ferne schützte den allzueifrigen Republikaner nicht vor feindseligen Versuchen der Berner-Regierung. Durch den Kanal des Hofes von Montbeliard, und des russischen Ministers, der zu Koblenz ankam, suchte sie ihre Klagen vor den Thron der Kaiserin zu bringen. Der Graf von Esterhazy, Minister der Prinzen, der Prinz von Nassau-Siegen und alle Ausgewanderte vom alten, hohen Adel versprachen Beistand gegen Laharpe.

Obwohl der Kaiserin in diesem Zeitpunkt Alles daran lag, sich mit Nachdruck gegen die immer gewaltiger aufsteigenden Grundsätze des Tages zu erklären, wußte sie doch auch den Gemüthswerth der französischen Ausgewanderten richtig zu wür-

digen. Und theils, daß die Regierung Berns sich besonders durch diese um Genugthuung an sie wandte, theils daß die Sprache, welche Bern in dieser Angelegenheit geführt hatte, nicht die angemessenste gewesen, — war der Kaiserin widerlich. Sie ließ Laharpen die gegen ihn eingesandten Klagpunkte zukommen, und seine Erklärung fordern. Es befanden sich unter den ihm zur Last gelegten Aufsätzen nur zwei, deren Verfasser er war, und darunter auch der Entwurf zu der oben erwähnten Bittschrift des Waatlandes. Die Kaiserin fand zwar den Ton derselben keck, aber der Inhalt selbst schien ihr nicht geeignet, einen Schweizer deswegen als Verschwornen und Rebellen zu behandeln.

Laharpe verantwortete sich in einem an die Selbstherrscherin gerichteten Schreiben, vom 15. Wintermonats 1791, worin er sie im Namen seiner Mitbürger zur Schiedsrichterin zwischen der Waat und Bern machen wollte. Noch ein anderes Schreiben überreichte er ihr, zu Handen des Rathes von Bern. *) Der Erfolg war, daß die Kaiserin denen, die sich in diese Sache gegen Laharpe gemischt hatten, Unzufriedenheit bezeugen ließ, und Laharpen

*) Es ist vom 9. November 1791 datirt. Auch in diesem schlug er, seltsam genug, die russische Monarchin zur Schiedsrichterin vor. Es ist mir unbekannt geblieben, ob dies Schreiben wirklich an die Berner-Regierung gelangt sei.

befahl, so lange er in ihren Diensten stehe, sich nicht in die Angelegenheiten der Schweiz einzulassen.

Inzwischen blieb er doch nun als Freund der Volksfreiheit verdächtig. Es fehlte ihm nicht an Feinden, deren Einfluß gröfer ward, als der Graf von Artois nach St. Petersburg kam, in dessen Gefolge ein Baron von Roll, ein Patrizier aus Solothurn, stand.

Die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders, des nachmaligen Kaisers, gaben Anlaß, ihn von seiner bisherigen Stelle zu entfernen. Von allen bei demselben angestellten Offizieren wurde nur sein Name im Verzeichniß der bei solcher Gelegenheit vorgenommenen Beförderungen vergessen, und ein Minister mußte ihm bedeuten, sein Amt niederzulegen, wogegen ihm eine Belohnung, wie er sie wünschen würde, bewilligt werden sollte. Es war im Juni 1793.

Laharpe, gekränkt, gab also seine Entlassung, und bat nur um Erlaubniß, zur Anordnung häuslicher Geschäfte noch einige Monate bleiben zu können.

Das Schreiben, welches er deswegen an den Gouverneur der Prinzen, seinen Obern, gerichtet hatte *), kam in die Hände der Kaiserin. Sie

*) Unter andern sagte er in diesem Schreiben vom 24. Juni 1793, als er wegen der angetragenen Belob-

ließ ihn am 30. Juni zu sich rufen, und unterhielt sich zwei Stunden lang mit ihm. Die Unterredung berührte auch die französische Revolution. Katharina wollte seine Meinung wissen; die ihrige war, daß Frankreich unvermeidlich verloren sei. Laharpe, welcher den Augenblick benutzen zu

nurg sprach: „J'arrivai pauvre à la cour, grâces aux bienfaits de S. M. I.; j'y vécus sur un pied honorable.... Si je dois la quitter pauvre, ce sera sans regrets, comme sans remords, avec une ame aussi honnête, quoique avec un coeur plus froissé qu'en y arrivant. A supposer enfin, que la nécessité me forçât à recommencer ailleurs une nouvelle carrière, supposition à laquelle je me refuse, la gloire d'avoir été le précepteur des grands Ducs de Russie, et le souvenir de l'honorable confiance dont S. M. I. récompensa longtems la rectitude de mes principes et l'irreprochabilité de ma conduite, seroient des compensations déjà suffisantes pour m'aider à supporter courageusement les plus dures privations.... Puissent mes travaux seulement fructifier pour la gloire de son règne et le bonheur de la Russie, et puissé-je jouir du plaisir inexprimable d'apprendre que LL. AA. II. ont repondu aux vues bienfaisantes de S. M. I. à son égard!.... Quelles que soient les déterminations de S. M. I., elles ne peuvent qu'être dignes de sa grande ame, et je serai toujours heureux d'avoir payé ma dette au genre humain.

müssen glaubte, um der „großen Sache", wie er sie gerne nannte, denn sie war ihm Sache der Menschheit, zu dienen, wagte es, nicht nur das Gegentheil zu behaupten, sondern überließ sich ungehindert der ganzen Lebhaftigkeit seiner Vorstellungen. Die Kaiserin schien von den Gründen, die er zur Vertheidigung seines Satzes anführte, und der Neuheit des Gesichtspunktes, aus welchem er sie den Gegenstand betrachten ließ, betroffen. Sie bezeugte ihm auf die schmeichelhafteste Weise ihre Zufriedenheit.

Als einige Tage nach dieser Unterredung ein Gegenbefehl an die in Polen stehende Armee erschien, welche schon beordert war, zu den Truppen der Koalition gegen Frankreich zu stoßen, behauptete man mit Recht oder Unrecht in der Hauptstadt allgemein, daß Laharpe's Vorstellungen Einfluß gehabt hätten. Dieser Umstand vergrößerte wenigstens den Haß seiner Feinde gegen ihn.

Er machte sich endlich zur Abreise bereit. Die Belohnung, welche er für seine zwölfjährigen Dienste empfing, war unter dem Mittelmäßigen. Ein reicher Kaufmann hätte mehr gethan.

Katharina ließ ihn zum Abschiede vor sich, und war beinahe gerührt. Paul I., der ihn immer geschätzt hatte, war seitdem gegen ihn so sehr gestimmt worden, daß man Laharpen schlechterdings verhindern wollte, vor ihm zu erscheinen.

Paul ließ ihn endlich zu ſich auf ſein Landhaus von Gatſchina kommen, und behandelte ihn nicht nur mit Achtung, ſondern in der That mit vieler Herzlichkeit. Laharpe ahnete damals nicht, daß Paul einſt ſeinen Sinn abermals verwandeln und ihm ſelbſt die mäßige Penſion entziehen würde, welche er mit zwölfjähriger Arbeit verdient hatte. Am ſchmerzlichſten für Laharpe's gefühlvolles Herz war der Abſchied von ſeinen geliebten Zöglingen, von welchen beſonders der älteſte immer viele Anhänglichkeit für ihn gezeigt hatte.

Er verließ Rußland und begab ſich nach Genf. Sein Wunſch war, von da aus, wenn die Regierung von Bern es geſtatten würde, ſeine Aeltern, ſeine Freunde, und die Oerter zu ſehen, welche ihm Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit heilig gemacht hatten. Bald aber erfuhr er, daß ſchon Befehl ausgeſtellt ſei, ihn eben ſo ſchnell zu verhaften, als ſein Fuß den Boden des Vaterlandes betreten würde.

Dieſe Härte, welche er nicht ganz verdient zu haben glaubte, erbitterte ſein Gemüth gegen die damalige Regierung Berns bis zur Unverſöhnlichkeit, und trug bei einem Manne ſeiner Gemüthsart nicht wenig bei, daß er eben dieſer Regierung zwei Jahre nachher eine Fehde erklärte, die ſich mit dem Umſturze ihrer Gewalt endete.

Der General Labarpe war unterdessen in Italien an der Spitze des Vortrabs von Bonaparte's Heeren den Tod der Helden gestorben. Man rühmt von ihm, daß er die Bernischen Patrizier, welche durch ihn Kriegsgefangene geworden, mit Edelmuth behandelt habe, ungeachtet der Rath von Bern ihn geächtet und seine Güter konfiszirt hatte. Sein Vetter Cäsar Friedrich Laharpe verwandte sich zum Besten der hinterlassenen Kinder des Generals in einer Denkschrift an den Oberbefehlshaber Bonaparte und den Gesandten Barthelemy, daß sie den Rath von Bern bewegen sollten, den Namen des Verstorbenen wieder in Ehren zu sehen, und seiner Familie das entrissene Gut zu erstatten. Als die Wirkung seiner Bemühungen ausblieb, begab er sich im Oktober 1797 selbst nach Paris und überreichte dem Vollziehungsdirektorium eine Bitte, begleitet von einer gedruckten Denkschrift, welche in beiden gesetzgebenden Räthen vertheilt wurde. — Es ist bekannt, daß die Regierung Berns, auf das Begehren der französischen, nicht nur für den General Laharpe, sondern für alle gestrafte Waatländer Amnestie erklärte. Nur diejenigen nahm sie von der Begnadigung aus, welche durch Schriften Theilnehmer oder Stifter der Bewegungen in der Waat gewesen waren. Diese Aus-

nahme traf alſo auch den geweſenen Lehrer der ruſſiſchen Großfürſten.

Dadurch noch mehr zur Rache gereizt, ließ Laharpe von Zeit zu Zeit Flugblätter im Drucke erſcheinen, worin er dem Patrizіat und der Regierung ſeines Kantons den heftigſten Krieg machte. Der 18. Fructidor hatte den biedern Barthelemy, den bisherigen Schutzgeiſt der eidsgenöſſiſchen Magiſtrate, entfernt. Bern ahnete Gefahr, und ſandte im Anfange des Winters drei Abgeordnete an das Direktorium nach Paris, um die Verhältniſſe zu Gunſten der Schweiz zu ordnen; es waren die Herren Mutach, Tillier und von Haller. Letzterer würde durch ſeine überwiegenden Talente, nach Laharpe's Urtheil, bei weitem das Meiſte gewirkt haben, wenn er nicht eben dadurch gelähmt worden wäre, daß man ihn der Geſandtſchaft nur als Sekretär beigeordnet hatte. Tillier äuſſerte den Wunſch, Laharpe's perſönliche Bekanntſchaft zu machen. Der Banquier Billi Vanberchen ward der Unterhändler, und Laharpe, der noch jetzt Ausſöhnung und Vergleich mit der Regierung von Bern erwartete, ſogar wünſchte, um künftig in Ruhe leben zu können, bot ſogleich mit Freuden die Hand. Er überließ es Tillern, Ort und Stunde der gewünſchten Zuſammenkunft zu wählen.

Es iſt durchaus nicht daran zu zweifeln, daß

Laharpe noch jetzt hätte versöhnt, und daß dadurch unzähligen Uebeln hätte vorgebeugt werden können, welche späterhin erfolgten, weil Berns Politik zu spröde war, mit einem Unterthan zu unterhandeln. Laharpe erwartete vergebens Tilliers Winke. Man berichtete ihm statt dessen, daß die Berner Abgeordneten, durch Vermittelung der Frau von Stael und Benjamin Constants, eine Audienz beim Direktor Barras gehabt, und durch die günstige Aufnahme verleitet, sogar die Auslieferung Laharpe's und der übrigen waatländischen Patrioten verlangt hätten. — Sie verfehlten den Zweck und wurden unverrichteter Sache zurückgeschickt.

Da nun Laharpe, auch nachdem er noch in einem langen Briefe an seinen Freund Monod, zu Handen der Regierung von Bern, Klagen wegen getäuschter Erwartungen geführt, und dringend auf eine freiwillige Wiederherstellung der alten Rechte des Waatlandes angetragen hatte, alle Hoffnung zu gütlichem Vergleiche verschwunden sah, begann er die Feindseligkeiten von Neuem.

Ende Wintermonats 1797 überreichte er dem französischen Direktorium eine Bittschrift, unterzeichnet von 22 ausgewanderten Patrioten der Waat und Freiburgs, worin die Ausübung der im Jahr 1565 durch den Traktat von Lausanne festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrt wurde. Es

verstrichen mehrere Wochen, ehe eine Antwort erfolgte. Bern sandte unterdessen zur Beruhigung des Waatlandes eine mit Vollmachten versehene Kommission nach Lausanne, an deren Spitze der ehemalige Landvogt von Lausanne, Erlach von Spiez, stand, ein Mann von vielen natürlichen Gaben, welchem aber das Verfahren, so er sechs Jahre früher gegen die Mißvergnügten der Waat beobachten mußte, nicht das nöthige Vertrauen aller Parteien gewährte. Laharpe blieb nicht unthätig. Der lange vergebens gesuchte alte Traktat von Lausanne hatte sich endlich in den Archiven vorgefunden, und das französische Vollziehungs-Directorium ließ sofort den berüchtigten Beschluß vom 6. Nivose ergehen, welcher die waatländischen, die Rechte ihres Volks reklamirenden Bürger unter den unmittelbaren Schutz Frankreichs stellte.

Diese Gewalthandlung rief die Revolution der Eidsgenossenschaft hervor. Gährungen entsprangen unmittelbar darauf in allen Gegenden der Schweiz. Die Unterthanen begehrten Freiheit.

Der Oberzunftmeister von Basel, Peter Ochs, war nach Paris gekommen, um daselbst in Bezug auf's Frickthal Unterhandlungen anzuspinnen. Er war schon seit einigen Monaten mit Laharpe in Briefwechsel. Beide lernten sich jetzt persönlich kennen und wurden Freunde. Das fran-

zösische Direktorium hatte schon die Umwälzung der Schweiz beschlossen, theils um durch Plünderung der Staatsschätze dieses Landes Hilfsmittel zu andern Unternehmungen zu erhalten, theils durch Verwandlung der Staatsform Meister der Gebirgspäße und einer den Interessen Frankreichs untergeordneten Regierung zu werden. Mit vieler Gleichgültigkeit hatten freilich die Fünfherren des Luxemburg den früher von Laharpe gemachten Vorschlag verworfen, den eidsgenossischen Foderalismus in eine Zentral-Regierungsform zu verwandeln. Nun aber die Umstände geändert waren, nahmen sie den Gedanken wieder auf.

Niemand in Paris war mit den örtlichen Verhältnissen der Schweiz, und dem Geist und den Bedürfnissen derselben vertrauter, als Ochs. Er empfing Auftrag, für sein Vaterland eine neue Staatsverfassung zu entwerfen, und dabei die Gedanken der übrigen in Paris befindlichen Schweizer zu berathen. Ochs erfüllte den Auftrag. Er selbst verhehlte sich aber gar nicht die Unvollkommenheit seines Werks; schlug daher vor, man solle demselben nur einen einstweiligen Werth geben, und es den Deliberationen einer schweizerischen National-Versammlung unterwerfen. Allein das Direktorium wies den Vorschlag zurück, musterte den Konstitutions-Entwurf, machte einige Veränderungen darin, und ergriff sogleich die nöthi-

gen politischen und militärischen Maasregeln, die Sache in Gang zu setzen.

General Menard war mit einer Kolonne der italienischen Armee in die Waat eingerückt, aber zu schwach, um mit Nachdruck zu handeln, und dabei so schlecht mit allem versehen, die Bedürfnisse eines Heeres zu bestreiten, daß er sogleich anfangen mußte, die Länder, welche er schützen sollte, mit Requisitionen zu quälen.

Die französische Regierung ward ihrer Sorglosigkeit und deren Folgen gewahr. Sie befehligte den General Brüne, das Oberkommando zu übernehmen, und ertheilte ihm wahrscheinlich den Wink, die schweizerischen Regierungen so lange mit Unterhandlungen hinzuhalten, bis er die Verstärkungen erhalten haben würde, welche ihm Schauenburg von der Gegend des Montterrible zuführen sollte. Der Kriegsminister Scherer, welcher die Bewegungen zu leiten beauftragt war, benahm sich dabei weder mit Eile, noch Geschick. Brüne unterhandelte demnach, bis er seine Kräfte beisammen hatte, und durch die Eroberung von Freiburg, Solothurn und Bern die Auflösung der Eidsgenossenschaft bewerkstelligte.

So wie das französische Direktorium schon längst durch Herstellung eines neuen Föderalismus, oder durch Zerstückelung, die Schwäche der Schweiz und die bleibende Obergewalt Frankreichs in den

Alpen sicherer gründen zu können glaubte, als durch Einführung einer kraftvollen Zentralgewalt, ward von demselben auch das Projekt zu einer rhodanischen, helvetischen und tellgauischen Republik mit Gunst aufgenommen, welches Brune einsandte, und die Ausführung ohne anders beschlossen. — Laharpe erfuhr's. Er eilte noch am Abend zum Direktor Reubel, der die helvetischen Sachen zu leiten hatte, und in einer zweistündigen nächtlichen Audienz gelang es ihm, Reubels Sinn zu ändern. Reubel bewirkte die abermalige Zurücknahme des Beschlusses, und der Entwurf zu einer einzigen helvetischen Republik ward gehandhabt. Es verdient hierbei gelegentlich angemerkt zu werden, daß Reubel nie Laharpe's großer Freund gewesen, weil er diesen, seines brausenden Republikaner-Sinnes ungeachtet, mehr oder weniger für einen Agenten Rußlands hielt.

Als die neue Staatsverfassung eingeführt ward, ließ die provisorische Versammlung des Waatlandes vor ihrer Auflösung, zu Ehren Laharpe's, der für die Freiheit der Waat so viel gethan, eine goldene Medaille schlagen, auf deren einer Seite die Worte standen: A Frédéric César Laharpe le peuple vaudois reconnaissant. *)

*) Nach seiner Flucht aus der Schweiz, zwei Jahre später, ließ er auf dieselbe Medaille folgende Worte gra-

Inzwischen waren die höchsten Gewalten des neuen Staats organisirt. Aber der Gang der Dinge war der übelste. Die französischen Armeen bedrückten das Land; die Kommissarien plünderten die Schätze. Lecarlier, welcher dem Ruf eines rechtlichen Mannes trug, mußte seinen Namen zur Eintreibung der Kontributionen leihen, und nahm seine Entlassung von der entehrenden Rolle. Rapinat, voll Selbstdünkels ohne eigene Kraft, ward das Werkzeug derer, die ihn umgaben. Die gesetzgebenden Räthe der Schweiz, statt ein Neues zu schaffen, hatten nur das Talent des Zerstörens; das helvetische Direktorium, indem es bald unzeitigen Trotz, bald unzeitige Schwäche gegen Frankreichs Unthaten bewies, machte sich durch Unfähigkeit verächtlich.

In Paris benutzte Laharpe noch immer seinen Einfluß, nun aber, um die Leiden seines Vaterlandes zu vermindern, und die schändlichen Bedrückungen desselben zu enden, die er von Seiten Frankreichs nie möglich geglaubt hatte. Er ward sogar Sachwalter der ehemaligen Regierungsglie-

ben: „Appelé au Directoire le 29 Juin 1798, expulsé le 7 Janvier 1800 par les ennemis de la liberté et de l'indépendance, enlevé le 2 Juillet suivant et réduit à s'échapper pour chercher un asyle en terre étrangère.“

der, denen man eine schwere Steuer aufgelegt hatte, und sein Werk war es, daß sie um vier Millionen gemildert wurde. Selbst seinen erklärtesten Feinden, den Herren Billichody und Rufillon, Berns eifrigsten Anhängern, die zu Paris im Tempel gefangen saßen, verschaffte er durch seine Verwendung mit edler Großmuth die Freiheit. *)

*) Das unbestechendste Zeugniß über Laharpe in dieser Zeit scheint mir jenes zu sein, welches der Senator Lüthard in der Sitzung vom 24. Jänner 1800 öffentlich über ihn gegeben hat: „Quelque temps après, sagt er in seiner Rede, que le gouvernement provisoire fut établi, et que le commissaire Lécarlier eut frappé d'une imposition de six millions ma malheureuse ville natale, je fus envoyé à Paris pour implorer un soulagement à son sort et pour obtenir la retraite des troupes françaises. Mon inclination ne me portait point à rechercher *Laharpe*. La *politique le voulut*. Je savais qu'il avait de l'influence, et je crus que, pouvant être envisagé à Paris comme un ambassadeur de l'Oligarchie, je devais faire connaissance avec lui."

„Quel étonnement ne dus-je pas éprouver, citoyens Sénateurs, lorsque accueilli par le citoyen Laharpe avec toute l'amitié possible, je trouvai en lui un homme doux, un homme aimable, regrettant le cours qu'avait pris notre révolution, se réunissant à nous pour solliciter une diminua-

Die schweizerischen Gesetzgeber, im Vertrauen auf seine Grundsätze, seine Talente, und seine Verhältnisse mit der französischen Regierung, glaubten ihrem Vaterlande in diesen drangsalsvollen Tagen den wichtigsten Dienst zu leisten, wenn sie ihn zu einem Mitgliede des Vollziehungs-Direktoriums der neuen helvetischen Republik ernannten. Es geschah am 29. Juni 1798. Er nahm diese Stelle erst an, nachdem er in einem Schreiben an das französische Direktorium erklärt hatte, daß er dieselbe nur unter der Bedingung antreten werde, wenn jenes seinen Beifall dazu gegeben haben würde. „Die helvetische Republik", sagte er in dem Schreiben, „soll, nach meinen Begriffen, Frankreichs ewige Freundin bleiben. Zu ihrer Regierung berufen, werde ich mit allem Nachdruck unsere gemeinschaftlichen Interessen vertheidigen; aber ich gestehe auch mit eben derselben Freimüthigkeit, daß es nicht in meiner Denkungsart liegt, je die Kreatur einer auswärtigen Regierung zu sein, und herzlich schlecht

---

tion dans la somme imposée, rédigeant lui-même le mémoire qui, dans le but de l'obtenir, fut placé sous les yeux du gouvernement français, et gagnant par toute sa conduite dans cette affaire mon estime et mon attachement." (*Bulletin helvétique*, Nro. 24. Séance du 24 Janv. 1800.)

würde ich Ihre Achtung verdienen, wenn ich das könnte."

Er verließ Paris. Mit großen Erwartungen empfing ihn die Schweiz.

Die Träume seiner Jugendzeit schienen nun mit der Wirklichkeit zusammenzuschmelzen. Noch immer voll des Hochgefühls, welches die Heroenwelt des republikanischen Griechenlands und Roms in seiner Brust zurückgelassen hatte, wähnte er die Nachkommenschaft der Tellen, Winkelriede und Fontana's zu hohen Bestimmungen berufen in diesen Tagen allgemeiner Gährung Europens. Durchaus fremd mit Denkart, Sitten und Bedürfnissen der verschiedenen kleinen Völkerschaften Helvetiens, ahnete er nicht, daß die Macht der Gewohnheiten, ein langer, erschlaffender Friede, mehrhundertjährige Verwahrlosung der Erziehung seinen stolzen Entwürfen unüberwindlich entgegenstehen würden.*) Er redete eine Sprache, die nicht verstanden ward. Er wollte das Volk zur Höhe seiner Ziele erheben, war aber fremd in der Kunst, sich zu demselben hinabzubeugen. Seine Maasregeln, indem sie dem Geist des Landes nicht

*) J'ignorais, sagte er nachmals in seiner Zuschrift an die gesetzgebenden Räthe vom 14. Jänner 1800: j'ignorais que trois siècles de servitude avaient avili les ames."

entſprachen, wurden ſchädlich, ohne ſein Wollen; man rang ihm deshalb entgegen, und er erblickte in den entſchiedenſten Republikanern oft nur Sklaven der Oligarchie und des Auslandes.

Es war ihm nicht unbekannt, daß, während Oeſterreich zu neuen Kriegen, deren Bühne Helvetien ſein ſollte, Rüſtungen betrieb, ausgewanderte Schweizer und engliſche Ausgeſchickte die Fortdauer der Gährungen in den Gebirgen unterhielten. Wikham in Augsburg, Dandré in Ueberlingen, und der engliſche Obriſt Crawfort zu Wurzach ſparten weder Geld noch Verheißungen, die Thäler der Alpen in eine neue Vendee zu verwandeln. Ein Theil ihrer Bemühungen gelang in den kleinen Kantonen. Nidwalden ward durch Aufſtand das Opfer fremder Umtriebe. Laharpe, um die Feinde der neuen Verfaſſung zu ſchrecken, drang mit Ungeſtüm darauf, durch Waffengewalt die erſten Funken einer Gegenrevolution in den Waldſtätten zu erdrücken. Indem die Regierung ſich allzulange ſchmeichelte, durch glimpfliche Mittel blutigen Auftritten vorzubeugen, ſchlug ſie ſich ſelbſt, und veranlaßte ſie ohne Abſicht den Mordtag des Herbſtmonds 1798.

Laharpe verlangte, das neugeformte Helvetien zu befeſtigen und Feinden und Freunden achtbar zu machen, Waffen und Geld. Die geſetzgebenden Räthe, voll ewigen Widerſpruchs in ihrem Innern

und größtentheils ohne Sachkunde, gewährten der Regierung mit gefährlicher Langsamkeit und nur mit kleinlicher Sparsamkeit die begehrten Rettungsmittel. Zu spät bereuten sie die Unvorsichtigkeit, als sie endlich den Franzosen ihre Waffenvorräthe, und freundlichen und feindlichen Heeren unermeßliche Summen überlassen mußten, ohne damit die Schmach der Schweiz abkaufen zu können. Man hatte die Zeit verloren, und mit ihr Kraft und Ruhm.

So wie, bei der rastlosen Thätigkeit der Freunde Oesterreichs und alter Verfassung, die Schwäche der Regierung und die Unstetigkeit ihrer Maasregeln Mißmuth und Gesetzlosigkeit im Lande vermehrte, häufte auch das französische Direktorium Fehler auf Fehler, wodurch die Schweiz dem Untergang zugeführt ward. Zu diesen Staatsfehlern gehörte besonders die Stiftung eines Offensivbündnisses und die Stellung von 18,000 Mann Hilfstruppen. Umsonst bemühten sich die schweizerischen Behörden, Frankreich aufzuklären. Die Verträge mußten abgeschlossen werden. Die Unzufriedenheit des Volks stieg. Die Feinde der Staatsverfassung trieben ihr Spiel am offenen Tage. Die Regierung, des öffentlichen Zutrauens verlustig, konnte sich nur durch Furcht noch achtbar machen. Sie wählte das gefährliche Mittel, und der Spott ihrer

Schwäche verwandelte ſich in Haß ihrer Gewaltthaten.

Der Krieg zwiſchen Frankreich und den vereinten Mächten Europens brach aus. Helvetien ſollte davon das Schlachtfeld werden. Laharpe ſah kein Rettungsmittel, als Truppen zu werben und ſelbſt gegen Oeſterreich den Krieg zu erklären. Eine Schweizer-Armee an den Grenzen würde das Eindringen des Feindes erſchwert, ſelbſt den Bundesgenoſſen imponirt, und der helvetiſchen Republik auf dem Friedenskongreß eine Stimme erworben haben.

Man verwarf den Antrag einer Kriegserklärung, weil man ſich noch mit Erhaltung einer Neutralität ſchmeichelte, als des Feindes Fuß den Schweizerboden ſchon betreten hatte. Man glaubte, daß eine Kriegserklärung ohne ein ſtreitbares Heer lächerlich ſei; und doch geſtattete man nachher die Bildung eines Heeres von 20,000 Milizen, welche ſchnell genug, aber dann zu ſpät verſammelt wurden, und doch mit Tapferkeit gegen Oeſterreich gefochten haben. Man machte den Krieg, aber fürchtete ihn auszuſprechen. Man ergriff Maasregeln, wenn ihre Anwendung nicht mehr ſtatt fand. Das Land wurde durch Brandſchatzungen der Feinde und Bundesgenoſſen erſchöpft, durch Schlachten verwüſtet. Die mehrjährige Unterhaltung einer eigenen Armee von

70,000 Mann würde der Schweiz nicht gekostet haben, was die durch den Krieg erlittenen Verluste nachmals galten. Der Feind verspottete Helvetiens Ohnmacht; der Bundesgenoß mißhandelte es mit Verachtung.

Schwäche ist die Mutter der Feigheit. Kaum waren die kaiserlichen Waffen siegreich bis Zürich vorgedrungen, als ein Theil der Gesetzgeber an Kapitulation, ein anderer an Flucht dachte. Der französische Minister Perrochel hatte sich schon von Luzern nach Basel geflüchtet, weil ihm in einem Brief gemeldet worden, daß er, seit dem Gesandtenmord zu Rastatt, ein ähnliches Schicksal in Luzern zu fürchten habe. Man trug darauf an, die Regierung nach Bern zu verlegen. Selbst der französische Oberbefehlshaber hatte geschrieben, daß er für die Sicherheit von Luzern nicht mehr bürgen könne. Die Regierung floh nach Bern. Nur Laharpe hatte sich dieser Handlung, doch vergeblich, entgegengestemmt.

Die Lage der Dinge ward mit jedem Tage verzweiflungsvoller. Inzwischen die meisten Glieder der höchsten Staatsgewalten von Muthlosigkeit erdrückt wurden, und selbst viele der ehemals wüthenden Patrioten, von der Furcht gezähmt, ihren Feinden die Hand darboten, machten alle Unfälle auf Laharpen die entgegengesetzte Wirkung. Er wollte mit der Republik, deren Vor-

ſteher einer auch er war, ſiegen oder vernichtet werden. Je hoffnungsloſer die Zeiten, je verwegener wurden ſeine Vorſchläge. So trug er im Direktorium darauf an, die ganze Schweiz in ein großes Feldlager umzuſchaffen, worin jeder Einwohner Soldat ſei; die Gemeinden ſollten verpflichtet werden, für Familien und Güter derer zu ſorgen, welche gegen den Feind gezogen ſeien würden; er trug darauf an, daß alle Flüchtlinge zuſammengerafft, im Angeſichte des Heeres gezehntet werden ſollten, nach römiſcher Weiſe, und daß die, welche dem Todesloose entgingen, in der nächſten Schlacht den Vortrab zu bilden und ihre verlorene Ehre wieder zu erkämpfen hätten. „Dieſe Maasregeln," ſprach er, „geheiligt durch des Vaterlandes Gefahr, ſind unſerer Vorfahren würdig, welche einſt diejenigen verbannten, die in der Schlacht bei St. Jakob den Untergang ihrer Waffenbrüder überlebt hatten!"

Die allgemeine Stimme ſcholl gegen ihn. Er erblickte um ſich her Widerſacher überall. Die Gegner ſeiner Meinungen erſchienen ihm aber als Gegner der Republik; ſein Mißtrauen vergrößerte die Zahl derſelben; er kämpfte zuweilen gegen Plane, die vielleicht nicht vorhanden waren, gegen Zwecke, die ſeine brennende Einbildungskraft erſt möglich, dann wirklich glaubte. Er vermuthete eine Zuſammenverſchwörung von Men-

schen, welche doch durch politische Meinungen auf ewig von einander geschieden waren, und schuf sich aus ihnen eine große Faktion, die nicht war, und welcher er den Namen der austroligarchischen erfand.

Bei so verschiedenen Ansichten der Dinge und bei der damit bewirkten Zwietracht im Innern der Regierung, glaubten mehrere Glieder der gesetzgebenden Räthe und Minister, zur Herstellung der Einigkeit und allgemeinen Ordnung sei kein anderes Hilfsmittel, als Abänderung in den Gliedern des Direktoriums und in der Konstitution selbst. Laharpe war nicht so bald von diesem Vorhaben unterrichtet, als er sogleich an ein Glied des französischen Direktoriums schrieb, und den bundesgenössischen Beistand zur Aufrechthaltung der Verfassung begehrte. In der That erhielten sowohl der Oberbefehlshaber Massena, als der Minister Perrochel, dahin einschlagende Weisungen ihrer Regierung, und die Konstitution blieb diesmal, es war im Winter von 1798 und 1799, gerettet.

Bald aber änderte er selbst den Sinn, und ward der erste, welcher Zusammenkünfte mit einigen Ministern, Gesetzgebern und Gliedern veranstaltete, um über das, was Erfahrung als verwerflich an der Verfassung gezeigt hatte, so wie über die Verbesserungsmittel, einig zu werden.

Die Zusammenkünfte blieben ohne Erfolg, zeigten aber den Gegnern des Direktoriums den Vortheil, welchen sie aus dergleichen Konferenzen ziehen konnten, um ihre Angriffe gegen das Direktorium selbst zu bilden.

Die gesetzgebenden Räthe erhoben sich bald lauter gegen die vollziehende Gewalt, deren man weder hier, noch in den öffentlichen Blättern ferner schonte. Man begehrte vom Direktorium Rechenschaft über die Finanzen, und kündigte zugleich an, daß der Tag der letzte seines Daseins sein werde, an welchem die Rechenschaft erschiene. In der That waren die Finanzen der Republik in heilloser Verwirrung. Laharpe, welcher den Finanzminister Finsler, einen Patrizier von Zürich, immer in Verdacht hatte, daß derselbe seit den ersten, glücklichen Fortschritten der kaiserlichen Waffen die Republik nicht mehr wollte, drang am 4. November 1799 auf dessen Absetzung, und bewirkte sie; vergrößerte aber damit nur die Zahl seiner Feinde, ohne der Sache selbst zu helfen.

Ungeachtet in den gesetzgebenden Räthen die Partei derjenigen mit jedem Tage wuchs, welche dem Direktorium offene Fehde erklärt hatten, ungeachtet selbst die Direktoren Dolder und Savary sich den gewaltsamen Maasnahmen Laharpe's, durch welche er die Republik zu erhalten gedachte,

mit ungleichen Kräften widersetzten: wich dieser Mann von den einmal gefaßten Grundsätzen nicht. Indem er meistens der Zustimmung seiner Amtsgenossen Secretan und Oberlin sicher war, bildete er die Majorität in der vollziehenden Gewalt. Aller Widerstand konnte ihn nicht schrecken, nur reizen.

Während die Oesterreicher und Russen die östliche Schweiz besetzt hatten, waren von ihnen in den eroberten Kantonen provisorische Regierungen angestellt, meistens aus Männern, welche der neuen schweizerischen Staatsverfassung feind waren, und von denen viele nach dem Rückzuge der Alliirten aus der Schweiz flohen. Die provisorische Regierung von Zürich hatte unter andern während ihrer kurzen Amtsdauer eine Proklamation ausgehen lassen, ein Truppenkorps gegen die helvetische Republik zur Unterstützung der Kaiserlichen zu errichten. Das Direktorium ließ nachher mehrere Glieder solcher Regierungen verhaften, und forderte von der gesetzgebenden Versammlung die Errichtung eines unparteiischen Gerichtshofes für diesen Fall. Die gesetzgebenden Räthe entsprachen aber den Absichten des Direktoriums so wenig, daß man sogar in ihrer Mitte Lobeserhebungen jener Angeklagten hörte.

Laharpe, voll des tiefsten Unwillens, erklärte seinen beiden Amtsgenossen, daß mit einer gesetz-

gebenden Verſammlung, aus ſolchen Elementen zuſammengeſetzt, die Regierung nicht länger gehen könne; daß man das Geſetz vollſtrecken müſſe, welches den Räthen unterſagt, länger als neun Monate nach einander beiſammen zu ſeyn; daß man während der Vertagung der Räthe durch einen Ausſchuß ihrer einſichtsvollſten Mitglieder die nöthigen Vorarbeiten zur Verbeſſerung der Verfaſſung machen laſſen müſſe.

Kaum hatten die beiden geſetzgebenden Räthe Laharpe's Vorhaben entdeckt, als ſie alle Mittel hervorzogen, daſſelbe zu zerſtören. Sie ernannten, ohne Rückſicht auf das Verfaſſungsmäßige zu nehmen, aus ihrer Mitte eine Kommiſſion von zehn Männern, die, unter dem Vorwand, die Eintracht der höchſten Gewalten herzuſtellen, das Direktorium und die Konſtitution ſelbſt vernichten ſollte. Von nun an wurde von der Leidenſchaft beider Theile eine Menge kleinlicher Umtriebe in Bewegung geſetzt; man ſprach von einer Verſchwörung gegen den Staat, an deren Spitze Laharpe ſtehe; man breitete das Gerücht aus, er wolle eine Armee gegen die franzöſiſchen Bedrückungen bilden; man ſetzte in den ſchwärzeſten Schatten ſeinen Vorſchlag, zur Schonung des Landmanns den reichern Städten ein beträchtliches Darlehn, unter Verpfändung der Nationalgüter, abzufordern u. ſ. w.

Einverſtanden mit Frankreich, welches ſeinen Vortheilen von nun an eine proviſoriſche Regierung bis auf gelegenere Zeiten angemeſſener fand, ward von der Kommiſſion der zehn Männer der ſiebente Jänner 1800 zum Sturz des Direktoriums beſtimmt. Dolder, damals wirklicher Präſident des Direktoriums, und ſein Amtsgenoſſe Savary ſtanden in dem Geheimniß der geſetzgebenden Räthe.

In der Sitzung des Direktoriums an dem beſtimmten Tage waren wenige Geſchäfte bald abgethan. Dann eröffnete Dolder den Vorſchlag zu einer Botſchaft an die geſetzgebenden Räthe, worin er die klägliche Lage der Republik ſchilderte, dem Direktorium ſehr erniedrigende Geſtändniſſe in den Mund legte, und mit einem Entlaſſungsbegehren aller Glieder desſelben ſchloß, weil ſie das öffentliche Zutrauen verloren hätten. Der Vorſchlag wurde lebhaft verworfen; nur Savary hatte demſelben Beifall geben wollen. Man kam endlich überein, mit den zehn Männern eine Zuſammenkunft zu halten, zur Beſeitigung der Zwiſte, und ſchied ohne Groll mit einem Händedruck von einander.

Eine Stunde nachher ward das Direktorium vor den geſetzgebenden Räthen förmlich des Hochverraths angeklagt durch den Repräſentant Kuhn, einen der zehn Männer. — Laharpe, von die-

ſem Schritt unterrichtet, rief Sécrétan und Oberlin zu ſich, verlangte ſchriftlich von Dolder eine auſſerordentliche Sitzung des Direktoriums, und begab ſich inzwiſchen mit ſeinen erwähnten Amtsgenoſſen zum Direktorialpalaſt. Sie waren angethan mit ihren Amtskleidern; Laharpe hatte ſeinen Säbel umgegürtet und war auf den äuſſerſten Fall mit zwei Piſtolen verſehen. — Die Wacht des Direktorialpalaſtes trat bei ihrer Ankunft unter Gewehr, wie gewöhnlich. Sie fanden aber alle Bureaux leer.

Sie lieſſen ſich das Geſetz vom 13. Auguſt 1798 und die Verfaſſungsurkunde bringen, ernannten Laharpen zum einſtweiligen Präſidenten, und ertheilten dem Hauptmann der Truppen, Clavel, ihre Befehle. Unterdeſſen hatte Dolder in ſeiner Wohnung die Miniſter vereinigt, und eine dem Direktorium entgegenſtehende Verſammlung gebildet, zu welcher ſich auch Savary geſellte.

Die Entſchloſſenheit Laharpe's erſchütterte einen Augenblick lang die Gegner desſelben. Man kannte den Ausgang des Streites nicht. Viele der im Direktorialbureau Angeſtellten fanden ſich furchtſam wieder ein. Laharpe wollte durch einen Gewaltſtreich die Fehde enden. Er ſchlug ſeinen Amtsgenoſſen vor, ſich ohne Verzug an die Spitze der Truppen zu ſtellen, dieſelben anzureden, und

mit ihnen gegen die aufrührerische Minorität des Direktoriums zu marschiren, um die Glieder desselben zu verhaften. Doch Secretan so wenig, als Oberlin, fühlten sich zu dem kühnen Schritt geneigt, der vielleicht dem Ganzen eine andere, immer aber eine blutige Wendung gegeben haben würde. Unterdessen war ein Beschluß der gesetzgebenden Räthe wider das versammelte Direktorium erschienen. Dieses, nachdem es fünf Stunden gesessen, wich endlich der Gewalt, und beschloß seine Sitzung mit einer feierlichen Verwahrung gegen die geschehenen Verletzungen der Konstitution.

So richtig auch die Gründe derer sein mochten, welche solchen Schritt für das einzige Heilmittel des leidenden Staates hielten, ward dennoch eben diese Gewaltthat vom 7. Jänner der Todesstreich der helvetischen Republik. Frankreich, um willkührlicher das Loos der Schweiz zu bestimmen, sah den Sturz der Landesverfassung gern, und hatte seinen Geschäftsträger Pichon nicht ohne Weisung gelassen, allen Beistand zu leisten, um die Schweiz in den wandelbaren, einsweiligen Zustand zurückzustoßen, welcher die Quelle ewiger Unruhen und Faktionen werden mußte. Tiefer blickende Staatsmänner der föderalistischen Partei sahen mit Zertrümmerung der auf Einheit gegründeten Verfassung die Möglichkeit wieder, das ehemalige Bundeswesen aufzurichten,

und durch die aus dem proviſoriſchen Zuſtand des Landes quellenden Uebel nur die Herbeiführung der alten Ordnung der Dinge beſchleunigt. Sie prieſen daher einmüthig die That des ſiebenten Jänners; und ſo ſehr verblendete die Leidenſchaft die Augen ſelbſt der eifrigſten Unitarier, daß ſie ihren größten Staatsfehler als eine der ruhmwürdigſten Handlungen anſahen. Sogar derjenige Mann, welcher in Reden und Schriften der beredteſte und berühmteſte Sachwalter des Einheitsſyſtems der Schweiz geworden, war an jenem Tage der vornehmſte und thätigſte, es zu zerſtören.

Nach Auflöſung des Direktoriums ward die vollziehende Gewalt einem „Vollziehungs-Ausſchuſſe“, von ſieben Mitgliedern anvertraut. Oberlin, Secretan und Laharpe gingen in ihre heimathlichen Kantone zurück. Und ungeachtet man ſie für Staatsverbrecher erklärt hatte, ungeachtet ſie am Tage nach ihrer Entſetzung ſelbſt die Mittheilung der gegen ſie geführten Beſchwerden zu wiſſen forderten, um ſich verantworten zu können, ungeachtet der Volksrepräſentant Herzog von Effingen ſogar am 14. Jänner ein förmliches Anklagedekret gegen ſie begehrte, bezeugte man ſich, ohne auf fernere Verantwortung oder Anklage der Geſtürzten Rückſicht zu nehmen, ſie unter die beſondere Aufſicht der Ortsobrigkeiten zu ſetzen. Aber deſto mehr wurden ſie verfolgt mit

Schmähungen aller Art wegen Tirannei, wegen zügellosen und blutdürstigen Ehrgeizes, wegen Irreligion u. s. w. Ja der ehemalige General-Sekretär des Direktoriums, Mouſſon, welcher bei der neuen Regierung wiederum in gleicher Eigenschaft angeſtellt worden war, forderte Laharpen ſogar zum Zweikampf, ohne Furcht, die Geſetze des Staats und der geſitteten Welt zu verletzen. Als aber Laharpe dieſe, in dem Zeitalter der Barbarei übliche Art, Unſchuld zu beweiſen, ablehnte, machte Mouſſon den darüber gepflogenen Briefwechſel ſelbſt, wie Rühmliches, in öffentlichen Blättern bekannt, unter den Augen einer Regierung, welche die „Wiederherſtellung der Religion und frommer Sitten" als ihrer Lieblingsſorgen eine verkündet hatte.

Laharpe, bei ſeiner Unkenntniß des Volkes, welches er regieren ſollte, bei der Lebhaftigkeit der Empfindungen, von deren Strom er ſich hinreiſſen ließ, bei dem Grade von Ueberſpannung und Bewegung, zu welchem ihn die Ereigniſſe der Revolution und der Widerſtand trieben, der ſeinen gewaltſamen Maasregeln von allen Seiten geleiſtet ward, bewahrte, auch nach ſeinem Sturze, bei Freunden und Feinden doch den Ruf eines redlichen Mannes. Groß waren ſeine Zwecke, gut ſein Wille, aber oft unglücklich die Auswahl der Mittel.

Er hatte Bern verlassen, und Lausanne zum Wohnorte erkoren, wo er sich, da ihm Paul I. seine Pension entzogen, dahin gebracht sah, Zeichnungen von malerischen Ansichten der Schweiz zu sammeln, um sie ätzen und in Paris verkaufen zu können. Seine persönlichen Feinde waren nicht großmüthig genug, dem gestürzten und tiefgebeugten Manne Ruhe zu gönnen in der Zurückgezogenheit. Sie fuhren fort, ihn mit Schmähungen aller Art zu bedecken. Er vertheidigte sich in den öffentlichen Blättern mehrmals wider sie, wo er unter andern auch erklärte, daß er, da der Konsul Bonaparte durch Lausanne gereiset, bei demselben niemals eine Audienz begehrt hätte, noch daß sie ihm abgeschlagen worden sei, wie man verbreitet hatte.

Müde endlich der traurigen Neckereien rüstete er sich zur Abreise nach Paris. Schon hatte er einpacken lassen. Er wollte noch einmal nach Rolle, um mit seiner Mutter die letzten Tage im Vaterlande zu verleben, als sein Freund Secretan ihm vorschlug, in dem lieblichen Walde von Sauvablin einen letzten Spaziergang zu machen. Indem sie aus dem Gehölze zurückkamen, brachte ein Verwandter ihm einen Brief, der von Neufchatel gekommen sein sollte. Die Handschrift glich der des Generalsekretärs Mousson, war auch mit diesem Namen unterzeichnet,

und an den helvetischen Minister in Paris gerichtet, folgenden Inhalts: „Die Sachen stehen nicht mehr so ganz auf gutem Fuße; es ist zu fürchten, daß dem ersten Konsul über das Wesentliche die Augen geöffnet werden mögten — sollte Talleyrand kalt geworden sein? Sind ihm die fünfzigtausend Franken bezahlt worden? Sein Sie vorsichtig, mein lieber Minister! Sie können es nicht genug sein! Wenn unser großes Werk entdeckt wird, sind wir verloren. Die Vollziehungskommission zeigt eine verhaßte Schwäche. Finsler, Savary und Glayre sind die einzigen, die Schritt halten. Und dieser letzte könnte durch seine bekannten Verbindungen sehr schädlich sein. Sie kennen die Schritte, die im Februar zu Wien gemacht worden sind. — Die Unterhandlungen mit dem Agenten A. würden einen guten Erfolg haben, wenn man über das Volk und eine reelle Macht disponiren könnte. Vor drei Monaten wäre Alles besser gegangen; jetzt ist große Gefahr. Ziehen Sie mich doch aus der Verlegenheit wegen E. — — Fraternité et gloire.“ Unterzeichnet Mouffon.“

Offenbar war hier von einer im Rücken der französischen Armee angesponnenen Verschwörung die Rede, welche gegen Bonaparte, der sich in Italien mit Melas im Kampfe befand, dieselbe Tendenz haben sollte, wie jene einst auf dem

venezianischen Gebiete gegen den gleichen Feldherrn, da er in das Innere Oesterreichs vorgedrungen gewesen. Laharpe, eben so sehr durch die Aehnlichkeit der Handschrift mit der Moussonschen getäuscht, als durch seine Vorstellungen von der politischen Denkart der darin genannten Personen, nahm keinen Anstand, diesen dem Anscheine nach aufgefangenen und ihm zugesandten Brief feierlich zu denunziren. Er legte das Original beim Kantonsgerichte nieder, und sandte eine beglaubigte Abschrift an den Präsidenten des großen Raths nach Bern. Er sah voraus, daß dies Ereigniß große Bewegung unter den höchsten Gewalten, vielleicht wohl gar, denn die Aechtheit des Briefes bezweifelte er nicht, die Auflösung des Vollziehungsausschusses und Wiederherstellung des Direktoriums verursachen würde. Auf jeden Fall hin, wenn er wieder ins Direktorium gewählt werden sollte, theilte er dem Repräsentanten Suter, seinem Freunde, Verzichtung darauf mit.

Ungeachtet Alles vermuthen läßt, daß das ganze Spiel nur entweder Rank eines Feindes von Laharpe war, um ihn in neue Unannehmlichkeiten zu verwickeln, oder Bosheit eines Revolutionärs, welcher den Vollziehungsausschuß durch Verdächtigung der Theilnahme an einer Verschwörung stürzen wollte: handelten die obersten Ge-

walten in Bern nicht mit jener Behutsamkeit, welche nöthig gewesen wäre, auch den leisesten Argwohn zu entwaffnen. Man ließ mehrere Tage verstreichen, ehe nach lebhaften Debatten ein Entschluß darüber genommen wurde. Waren die Verdächtigen schuldig: es ward ihnen Zeit gelassen, allenfalls Gegenanstalten zu treffen. Schon am 21. Juni 1800 war der erwähnte Brief in Bern; erst am 25. kam er zur öffentlichen Sprache. Die gesetzgebenden Räthe verordneten darauf die Verhaftung Mousson's und Laharpe's; sie sandten einen Eilboten in der Nacht mit dem Befehle nach Lausanne, daß zwei Kantonsrichter den Originalbrief überbringen sollten. Der General Montchoisi, welcher einem in derselben Nacht an den helvetischen Minister Jenner in Paris abgeschickten Kurier das Thor hatte öffnen lassen, verweigerte hingegen dem Kurier der gesetzgebenden Räthe den Ausgang, und er mußte bis zum folgenden Morgen warten.

Laharpe's Papiere wurden versiegelt; er selbst am 2. Juli 1800 wurde verhaftet, um nach Bern geführt zu werden, wo das Kantonsgericht in seiner und Mousson's Sache sprechen sollte.

Im Gefühl seiner Unschuld, und in der Ueberzeugung, mit dem ihm zugekommenen Briefe pflichtmäßig gehandelt zu haben, hatte er diesen Ausgang der Dinge am wenigsten erwartet. Er er-

kannte in den gewaltthätigen Verfügungen einen Triumph seiner Widersacher; er konnte den Gedanken nicht ertragen, als Gefangener in eben derselben Stadt aufzutreten, die in ihm ihren ersten Feind sah, und nun wegen seines Falles frohlockte. Er beschloß unterwegs zu entfliehen, und — er bewerkstelligte die Flucht, so scharf er auch bewacht wurde. Vielen war die Art, wie er entkommen sei, unbegreiflich. In einem Briefe erzählt Laharpe selbst das Abentheuer folgendermaßen:

„Es war der zweite Juli 1800, Nachmittags um vier Uhr, als man mich aus Lausanne fortführte. Eine große Menge Volks drängte sich in den Straßen; die schöne Welt von Lausanne hing überall in den Fenstern, um sich eine seltene Augenweide zu geben. Nichts desto weniger herrschte in dem Augenblick tiefe Stille, als ich, ein Gefangener, mitten unter diesem Volke erschien, welches meinem Muthe, meinem Streben seine Freiheit zu danken hatte. Ich nahm Abschied von meinen Freunden; ich empfahl ihnen meine Gattin, meine Mutter, und stieg in den Wagen. Zwei Offiziere setzten sich zu mir, zwei Unteroffiziere stiegen hinten auf, vier Husaren bewachten die Thüren.

„Die Offiziere betrugen sich sehr sehr artig. Einer derselben, der Lieutenant Weber, war mir

wohlbekannt; er bezeugte mir seinen Schmerz, solchen Auftrag erfüllen zu müssen. Er erbot sich, meiner Frau alles das zu überbringen, was ich wünschen möchte. Ich dankte ihm, ohne es anzunehmen. Man hat geglaubt, ich habe diese Offiziere, oder meine Escorte für mich gewonnen gehabt. Dies iſt falſch; ich glaube nur, ſie haben mich minder ſtrenge bewacht, als vielleicht Andere gethan hätten.

„Zu Moudon war denſelben Tag Markt. Die Bauern liefen vor dem Wirthshauſe zuſammen, wo wir abgeſtiegen waren, und als ich wieder in den Wagen ſtieg, ſcholl das Geſchrei: „Es lebe Laharpe!“ Ich wandte mich um. „Bürger“, ſagt ich, „keinen Lärmen! Es lebe die Republik! Es lebe die Gerechtigkeit!“

„Die Dunkelheit der Nacht überfiel uns Mitte Weges von Payerne. Meine beiden Reiſegefährten ſchliefen ein; und erſt da dacht' ich auf Mittel, während der Nacht zu entwiſchen, wenn man die Pferde wechſeln würde. Payerne war eine der Stationen. Wir ſtiegen, um friſchen Vorſpann zu erwarten, im Wirthshaus zum Oelbaum ab, wo ich ſeit ſechs Wochen dreimal Herberge gehabt hatte, und mir alle Perſonen bekannt waren.

„Inzwiſchen die Offiziere Herbeiſchaffung der Pferde betrieben, traten verſchiedene Perſonen

herein, unter andern ein Bürger, dem ich von ungefähr einmal Dienste geleistet hatte. In meiner Unterhaltung mit ihm forschte ich, ob es möglich wäre, nach Essavayer zu gelangen. Er zeigte sich geneigt, mir den Weg zu weisen. Es kam darauf an, aus dem Hause zu entkommen. Eine Schildwacht ging im Corridor auf und nieder vor der Thür des Zimmers. Indem nun die Wacht den Rücken gegen die Thür wandte, schlich ich hinter ihr hinweg, eine Treppe hinab, fand meinen Führer drunten, und ging mit ihm zum Thore von Essavayer hinaus. Als wir am Ende der Vorstadt angekommen waren, hörten wir Geräusch. Mein Führer gab mir in der Eil noch einige Weisungen und verschwand. Ich war seit acht Tagen unpäßlich gewesen, hatte seit zwei Tagen gefastet, war also gar nicht in der Laune, auf Abenteuer zu gehen. Bei mir hatte ich zehn Louisd'or, aber weder Päße noch Waffen. Ich stand in der Mitte einer großen Ebene, die an ein Gehölz stieß, als mir ein Fuhrmann entgegen kam, der nach der Stadt fuhr. Ich konnte wohl denken, daß man ihn über mich befragen, und durch ihn auf meine Spur kommen würde. In Payerne lagen dreißig Mann Kavallerie, folglich würde man mir kräftig nachgesetzt haben. Ich flog dem Gehölz zu. Wie ruhig hätte ich sein können, wenn ich damals gewußt

hätte, daß man die Thore von Payerne gesperrt, sobald meine Flucht ruchtbar geworden.

„Ein dumpfes Getöse von Rossen, welches ich bald nach meinem Eintritt ins Gehölz vernahm, machte, daß ich mich in ein Haberfeld versteckte; aber der empfindliche Frost, welcher mich überfiel, zwang bald den Flüchtling, weiter zu gehen. Dreimal hörte ich das nämliche Getäusch, und eben so oft suchte ich einen neuen Schlupfwinkel. Endlich erreichte ich eine Wiese, von einem starken Hag umzäunt, wo die Pferde der Nachbarschaft weideten während der Nacht. Wir hatten uns also gegenseitig einander Furcht eingejagt, worüber ich lachen mußte.

„Ich stieg auf die Viehtrift hinab, und ließ einen Schuh im Riedboden stecken; es ging viel Zeit verloren, ehe ich ihn wieder fand. Aber ein neues Unglück! beim Sprung über den Zaun wurden meine Seidenstrümpfe übel zugerichtet; zum Glück hatte ich nicht Ursach, eitel zu sein.

„Ich stand vor den Thoren von Estavayer. Sie waren offen. Hätt ich Sicherheit gehabt, nicht unmittelbar verfolgt zu sein, so würd' ich ohne anders ein Schiff gemiethet haben, um über den See zu setzen. Die silbern schimmernde Fläche des Gewässers und die Gebirge von Neufchatel, die ich im Mondenschein entdecken konnte, erregten mir eine lebhafte aber traurige Empfindung.

Ich entſchied, auf unbekannten Fußwegen am See entlang zu gehen, um wo möglich noch vor Anbruch des Tages Yverdun zu erreichen und von da die Grafſchaft Neuenburg. So ſetzte ich meinen Weg fort, bis zum Eingang eines groſſen Waldes, wo ſich vor mir drei gleich ſtark betretene Pfade zeigten. Ich verſuchte ſie alle drei, und war erſt beim letzten glücklich. Die Morgendämmerung kündete einen herrlichen Tag an; ſtill war die Luft; von Zeit zu Zeit ließ ſich die Lerche hören und die Droſſel. Ermattet blieb ich ſtehen, und horchte ihnen zu. Einen Augenblick lang war ich verſucht, mich unter die Felſen zu flüchten, die dort eine natürliche Grotte bildeten. Aber eine dunkere Ahnung jagte mich wieder davon.

„Kaum war ich in die Wildniß des Forſtes eingedrungen, als drei Holzfäller vor mir ſtanden. Ich fragte um den kürzeſten Weg nach dem Dorf Yvonens, und einer von ihnen mich, wer ich ſei? Ich antwortete: „ein Pfarrer.“ Mein ſchwarzes Kleid kam der Nothlüge zu ſtatten. Nach der Ausſage dieſer guten Leute war Yvonens noch eine ſtarke Stunde entfernt und Yverdun noch drei Stunden. Die Kräfte aber waren erſchöpft; ich zitterte ſchon, den ganzen Tag im Gehölz verweilen zu müſſen. Indem ich ganz unwillkührlich in einem Hohlweg ſtehen geblieben

war, rauschte es in den Gesträuchen; ein armes Stachelschwein schlüpfte hervor, und kam ohne Furcht und Mißtrauen dicht heran zu mir. „Sieh da“, dacht ich, „womit du dich den Tag über erhalten kannst.“ In der That hätte wenig gefehlt, und ich wäre der Versuchung unterlegen, das Thier zur Beute zu machen. Es kam aber mit dem Schreck davon.

„Der Tag fing an zu dämmern. Von der Höhe eines der schroffen Hügel, die den See dort begrenzen, durchirrt' ich mit den Augen den stillen Spiegel des Wassers, um ein Schiff zu entdecken. Es zeigte sich in der Ferne ein brauner Punkt. „Das ist eins!“ rief ich und verließ den gebahnten Pfad, lief immer grad aus, stieg, mit Gefahr den Hals zu brechen, zwischen den Klippen nieder, kam zur großen Straße, über die ich behend hinwegflog, um das Seeufer zu erreichen, wo ich mich odemlos niedersetzte im Schirm eines lebendigen Hags, ohngefähr zwanzig Minuten von Yvonens.

„Das Schifflein war unterdessen näher gekommen. Ich machte ein Zeichen; ich konnte ihm endlich zurufen. Anfangs schlug man's aus, mich überzusetzen; zuletzt ward eingewilligt; der Schiffer mußte zuvor aber noch nach Yvonens gehen. Jetzt Herr des Fahrzeugs, bemächtigte ich mich der Ruder, jeden Augenblick bereit, davon Gebrauch

zu machen, wenn ich überfallen und entdeckt würde. Doch alles ging gut; mein Führmann kam, und wir gelangten nach Vaumarcus.

„So war ich nun wenigstens für den Augenblick geborgen. Ich athmete leichter, als ich den neutralen Boden berührte. Zwar machte ich mich darauf gefaßt, daß die Regierung von Neufchatel mich gewiß ausliefern würde; allein dazu waren doch einige Tage Zeit nöthig, und ich konnte unterdessen doch wohl wieder entrinnen.

„Nachdem ich einige Zeilen an meine Gattin geschrieben hatte, deren Bild mir nie erschien, ohne mich der tiefsten Schwermuth preis zu geben, sucht' ich Ruhe und Erholung. Ein Führer brachte mich bis jenseits des Dorfes Provence, wo ich abermals über helvetisches Gebiet gehen mußte. Wie beflügelt' ich meine Schritte, um wieder Neufchateller Boden zu gewinnen, auf der Anhöhe! — Eine einsame Wiese, die eine kleine Ebene bildete, umgrünte die Höhe. Hier erst hielt ich an, um neuen Athem zu schöpfen. Ach, und indem nun mein Blick hinüber schweifte auf mein Vaterland hin, und wie es vor mir sich erhob mit seinen Riesengebirgen in majestätischer Herrlichkeit; wie blutete mein Herz! Die schmerzlichsten Erinnerungen überwältigten mich; ich sank ohne Empfindung auf den Erdboden nieder. Ich weiß nicht, wie lange ich da gelegen; wohl aber, daß

mein erstes Bewußtsein mit der Erinnerung an einige Stellen aus dem Briefe meines geliebten Zöglings, des Kaisers Alexander, zurückkehrte, welchen er mir 1797 noch als Großfürst geschrieben. Die edeln Empfindungen, die liberalen Grundsätze, welche der erlauchte Jüngling in jene Zeilen gelegt hatte, gaben mir verjüngten Muth. Mit nassen Augen sah ich noch einmal zurück auf mein Vaterland, mein heißgeliebtes Vaterland! — Dann stieg ich von der andern Seite hinab; seine Alpengipfel verschwanden; eine stille, friedliche Welt öffnete sich vor mir. Ich kam zu einer entlegenen Hütte; man reichte mir Milch. Ich warf mich ins Gras, und überließ mich meinen Betrachtungen. Die Heerde der ganzen Flur versammelte sich freundlich um mich.

„Meine Reise durch Val-de-Travers hatte nichts Merkwürdiges; als ich aber gegen Verrieres kam, ein großes Dorf an der französischen Grenze, erneuerten sich meine Besorgnisse. Ich war ohne alle Pässe. Glücklicherweise fiel mir bei, daß die Emigranten auf diesem Wege heimzukehren pflegten.

„Als im Jahre 1795 die Herren von Bern mir ihr Gebiet verboten hatten, mußte ich die Schweiz umgehen, und war auch zu Verrieres in ein Wirthshaus eingekehrt, dessen Besitzer mir gute Leute zu sein schienen. Ich fand es wieder,

ſo wie ſeine damaligen Eigenthümer. Mein geiſtlicher Anzug, mein kränkliches Anſehen erwarben mir wahrſcheinlich die freundliche Aufnahme, welche ich nie vergeſſen werde. Ein Bauer aus der Nachbarſchaft der Grenze erbot ſich, mich hinüber zu führen; die Abreiſe wurde auf den Abend des folgenden Tages verſchoben. Dies gewährte mir Muße, mehrere Briefe zu ſchreiben, wie auch meine Rechtsverwahrung an die geſetzgebenden Räthe der Schweiz gegen die wider meine Perſon verübten Gewaltshandlungen.

„Dieſe Beſchäftigungen und das Bedürfniß der Ruhe dienten mir zur Entſchuldigung, den Beſuch eines ausgewanderten Geiſtlichen abzulehnen, dem es ſehr darum zu thun war, ſich mit einem ſeiner Schickſalsgenoſſen zu unterhalten. Da meine Kleidung aber Aufmerkſamkeit und Mißverſtändniſſe erregen konnte, vertauſcht' ich ſie mit den Sonntagskleidern eines ehrlichen, guten Zimmermanns. Und nun wähnt' ich am Ende meiner Abentheuer zu ſein. Aber mit nichten!

„Ich ſaß am Tiſche und plauderte mit dem Ausgewanderten, als plötzlich der Oberſt Roland von Romainmotier hereintrat, und die Ankunft einer nach den Bädern la Brevine gehenden Familie ankündigte. Ich konnte leicht denken, daß dies keine andere, als Glayre's Familie ſei;

und Er war es, wie ich einige Augenblicke nachher sah. Glaire, dieses Mitglied des mich verfolgenden Vollziehungsausschusses, hatte wirklich Romeinmotier in gleichem Augenblick verlassen, als er Nachricht von meiner Verhaftung empfangen. Was Herrn Roland betrifft, der ein weitläuftiger Anverwandter meiner Mutter, ein Freund meines verstorbenen Vaters war, dem ich anderthalb Jahre vorher die Erlaubniß ausgewirkt hatte, in seine Heimath zurückkehren zu können — ich gesteh' es, seine plötzliche Erscheinung war mir nicht die angenehmste, da ich seine blinde Anhänglichkeit an die Berner, seinen erklärten Haß gegen die Revolution, seine Ergebenheit für Glayre kannte, der sein naher Verwandter und großer Protektor war. Er hatte mich zum Glück nicht erkannt, und verließ die Stube sogleich wieder. Ich benutzte den Augenblick, mich zurückzuziehen. Der Ausgewanderte trug mir sein Zimmer an, und kaum war ich in dieses eingetreten, als Glayre das daranstoßende in Besitz nahm, und nichts weniger ahnete, als daß wir so nahe beisammen wären. Diese unverhoffte Zusammenkunft hätte mir gewiß noch weit größere Unruhe gemacht, wenn ich damals gewußt hätte, was ich erst drei Jahre nachher erfuhr, daß nämlich die Neufchateler Marechaussee, aufgemuntert durch starke Verheißungen, nur einige Stunden von mir war.

„Der Ausgewanderte, ungemein dienstgefällig, gab mir alle mögliche Anleitungen, meinen Gang über die Grenzen zu sichern. Indem ich ihn verließ, sagte ich ihm meinen Namen. Auch die Wirthsleute nahmen herzlichen Abschied von mir. So eilt' ich über die Grenzen. Abends um 8 Uhr hatt' ich alle Posten bis jenseits Pontarlier umgangen; ich verfolgte die ganze Nacht meinen Weg auf einem kleinen Wagen bis Salins, und ging den folgenden Tag bei der unausstehlichsten Hitze zu Fuß gen Auxonne. Bei einbrechender Nacht hatt' ich mich in dem großen Wald von Chaux beim Dole verirrt, weil ich nähere Wege hatte einschlagen wollen. Erst spät kam ich in dieser Stadt an; nirgends wollte man mich aufnehmen, mein Aufzug versprach wenig. Nur nachdem ich ein Trinkgeld im voraus bezahlt, gab man mir aus Barmherzigkeit, am äussersten Ende der Stadt, Herberge. Hier, da ich mir kein frisches Linnen verschaffen konnte, mußt' ich selbst die Wäsche machen, so gut es gehen wollte, und sie nach Potsdamer Sitte an den Fensterkreuzen trocknen.

„Als ich nach Dijon kam, wo die Reserve-Armee damals lag, waren alle Wirthshäuser besetzt. Es hätte wenig gefehlt, und ich mußte unterm blauen Himmel liegen bleiben. Am folgenden Morgen ging ich zum General Brune. Er empfing mich mit einer Aufmerksamkeit und Achtung,

als wär' ich noch ein Glied des Direktoriums. Die in seinen Zimmern zahlreich versammelten Offiziere mußten allerdings betroffen sein, da sie sahen, wie ihr General einem so übel gekleideten Menschen, wie mir, so ausgezeichnete Höflichkeiten erwies. Ich nahm von ihm das dargebotene Darlehn von vierzig Louisd'or an, einen Postwagen, Päße und einen Brief an den ersten Konsul Bonaparte. — So verließ ich diesen edelmüthigen Feldherrn, das Herz voller Erkenntlichkeit gegen ihn. Nach sechsunddreißig Stunden war ich in Paris, wo man die Nachricht von meiner Flucht erst den Tag vorher erfahren hatte." ——

Laharpe hielt sich anfangs bei seinen Freunden in Paris verborgen, bis er durch dieselben eine Empfehlung an den General Murat erhalten hatte, der ihn nach Malmaison einladen ließ, um ihn dem ersten Konsul vorzustellen.

Bonaparte empfing Laharpen mit kalter Höflichkeit, und einem Ton, der vorgefaßte Meinungen verrieth. Die Unterhaltung ward lebhaft, und dauerte eine Stunde lang, bis zur Ankunft des zweiten Konsuls. Ungeachtet seiner Lage und seiner gegenwärtigen Abhängigkeit, änderte Laharpe nichts in Gesinnung und Ansicht, wiewohl der erste Konsul nicht beizustimmen geneigt war. Er hat diesen endlich, den Verfolgungen ein Ende zu machen, die man gegen seine Freunde

in der Schweiz richte. Bonaparte, ohne ſdarin einzutreten, ließ es ihm hoffen, und verſprach ihm Schutz in Frankreich, aber unter Bedingung, ſich ferner nicht in die Angelegenheiten der Schweiz zu miſchen.

Laharpe zog ſich von nun an auf ſein Landhaus zu Pleſſis-Piquet, ohnweit Paris, zurück, wohin ihm ſeine Gemahlin folgte. Die rohe Leidenſchaftlichkeit ſeiner Feinde in der Schweiz verirrte ſich unterdeſſen ſo weit, ihn, wie den gemeinſten Verbrecher, zu ſignaliſiren und auszuſchreiben. Vermuthlich glaubten ſie ihn, durch dergleichen Beſudelung, in der öffentlichen Meinung auf ewig zu Grunde zu richten. Allein das moraliſche Todſchlägergeſchäft hat mit dem bürgerlichen gemein, daß es den Hinrichter ſelbſt nur unehrlich, nicht fürchterlich, macht; während theilnehmende Achtung den tröſtet, deſſen Bild die Hand des Haſſes oder Neides an den Galgen ſchlägt. Im Jahr 1801 unternahm Laharpe eine Reiſe nach Rußland, von welcher er erſt im Juli 1802 zurückkehrte, mit den Beweiſen der Achtung Alexanders, ſeines ehemaligen Zöglings, überhäuft.

Hingegeben ſeinen ländlichen Beſchäftigungen, war er mit den politiſchen Unruhen der Schweiz fortan nicht mehr in Berührung. Er beklagte ſein Vaterland und die Vernichtung ſeiner Erwartungen. Inzwiſchen blieb er immer Gegen-

ſtand der Achtung ſeiner Mitbürger, und die Schmach, womit ihn einſt der Vollziehungsausſchuß, womit ihn alle Anhänger des Föderalismus hatten bedecken wollen, machte ihn den Andern nur ehrwürdiger. Daher geſchah es, daß nach der Inſurrektion vom Jahre 1802, als man Deputirte zu der von Bonaparte nach Paris berufenen Konſulta wählte, mehrere Wahlverſammlungen in den Kantonen Zürich, Bern und Zug ihn gleichzeitig zu ihrem Abgeordneten ernannten. Er aber, ſchon unterrichtet, daß das Einheitsſyſtem der Schweiz zerſtört werden ſollte, mochte keine Hand bieten zur Wiederaufrichtung des Föderalismus, oder einer neuen Eidsgenoſſenſchaft, in welcher er die unabhelfliche Vernichtung wahrer ſchweizeriſcher Unabhängigkeit erblickte, und die Gefahr, daß bei jedem neuen Kriege die ſich ſelber lähmende Schweiz Bühne desſelben werden müſſe.

Aus gleichen Gründen lehnte er es ab, die Stelle eines Mitgliedes im ſouveränen Rath des Kantons Waat anzunehmen, zu der ihn das Volk rief.

Nikolaus Friedrich von Steiger,

gewesener Schultheiß der Republik Bern.

Von Allen, welche mit dem Untergang der alten Eidsgenossenschaft, für sie fechtend, Vaterland oder Leben verloren, war keiner, dessen Verlust lauter beklagt, dessen Geist und Herz selbst von Gegnern höher geachtet wurde, als Nikolaus Friedrich von Steiger.

Er war geboren im Jahr 1729 aus altem patrizischen Geschlechte. Sein Vater, Nikolaus Sigismund von Steiger, Landvogt zu Morges (welcher schon im Jahr 1748 starb), erkannte früh des Kindes Anlagen, und versäumte nichts, sie auf das Vollendetste zu entwickeln. Der Jüngling empfing vorzügliche Erziehung, und auf Hochschulen und Reisen durch die merkwürdigsten europäischen Staaten bereicherte er sich mit jener Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, mit jener Gewandtheit im Umgange, welche ihn bald über Seinesgleichen ehrenvoll erhoben.

Früh begann er und mit Glück die bürgerliche Laufbahn in seiner Vaterstadt. Seit 1764 Mitglied des souveränen Raths von Bern, erhielt

er im Jahr 1772 das Amt eines Schultheißen von Thun, und zwei Jahre nachher seine Stelle im kleinen Rath der Republik. Von dieser Zeit an war er es immer, auf welchen alle Stimmen fielen, wenn es in wichtigern Angelegenheiten eines Mannes bedurfte, dessen Einsichten durch unermüdliche Thätigkeit fruchtbar werden sollten, dessen unerschütterliche Rechtschaffenheit von der Kunst begleitet sein mußte, Menschen zu ergründen und zu führen. So stand er in den Jahren 1775 und 1776 auf den ausserordentlichen Tagsatzungen zu Aarau und zu Baden, wegen des französischen Bündnisses, als Gesandter; wie auch zu Solothurn 1777 bei der Abschliessung dieses Bundes. So stand er zu Genf als erster Gesandter seines Freistaats in den Jahren 1781 und 1782 zur Vermittelung der bürgerlichen Unruhen, welche jener kleinen Republik an den Ufern des Leman schon damals Untergang bereiteten.

Steiger trat von keinem der ihm anvertrauten Geschäfte zurück, ohne die Achtung zu vergrößern, mit welcher Fremde und Mitbürger seinen Vorzügen huldigten. Bald zeichnete ihn die öffentliche Meinung vor Allen aus, welche mit ihm vaterländische Angelegenheiten leiteten; und der vierte April des Jahres 1787, an welchem Tage er fast einhellig zu einem der Schultheissen der Stadt und Republik erwählt wurde,

gab seinem Diensteifer ums Vaterland mit dem Lorbeer zugleich glänzendere Ziele.

Friedrich Wilhelm II., König von Preussen, übersandte 1788 dem neuen Schultheiß den Orden des schwarzen Adlers.

Daß Steiger an der Spitze eines selbstständigen Freistaates seiner Würde nicht angemessener fand, statt Ehrenzeichen eines fremden Königs zu tragen, dieselben abzulehnen, ward ihm von denen, welche Unabhängigkeit des Bürgers von Verbindlichkeit gegen fremde Fürsten ehren, übel gedeutet. Aber er war nicht mehr der Einzige der Eidsgenossenschaft, welcher Gunstbezeugungen des Auslandes ohne Bedenken nahm. In allen Kantonen sah man damals des königlichen Frankreichs Ludwigskreuze, und das Gold fremder Staatspensionen, ungeachtet diese noch mehr, denn jene, und nur zu oft, verderbenreich gewesen waren.

Als Haupt der Republik wußte Steiger die früher erworbene Achtung tadellos zu bewahren und zu erweitern. Es ist bekannt, daß Pitt selbst ihn unter die besten und vorzüglichsten Staatsmänner zählte. Vertraut mit mannigfaltigen Interessen auswärtiger Länder, erregte sein Urtheil, sein Scharfblick Bewunderung, und erwarb ihm persönliche Freundschaft oder Briefwechsel von Staatsmännern der Fremde. Denn diesen lag von jeher daran, durch Verbindung mit ange-

sehenen oder Einfluß genieſſenden Männer in der Eidsgenoſſenſchaft entweder Geiſt- und Geſchäftsverhältniß derſelben, oder Thun und Treiben von Geſandten anderer Mächte kennen zu lernen.

Ohne glänzende Beredſamkeit hatte er die ausgezeichnete Gabe, lichtvolle Klarheit über jeden Gegenſtand zu verbreiten, den richtigſten Geſichtspunkt feſtzuſtellen, und Mittel und Folgen ſo hell zu berechnen, daß er ſelten die Verſammlungen des Rathes verließ, ohne die entſchiedenſten Gegner ſeiner Meinungen wenigſtens erſchüttert zu haben. Mit jener Würde, die ihn als erſte Magiſtratsperſon einer ariſtokratiſchen Verfaſſung umgab, verſchwiſterte er die Leutſeligkeit, welche dem erſten Bürger gegen Mitbürger wohlanſteht, und auf den Namen ihrer Freiheit ſtolze Schweizer leiten konnte. Wohlſtand und Ehre des ihm anvertrauten Vaterlandes waren ſein Idol; nachſichtsvoll gegen den Untergebenen, gefällig gegen den Freund, zärtlich im häuslichen Kreiſe der Familie, ſtand er mit Feſtigkeit in angenommenen Grundſätzen.

So war Steiger, der Schultheiß Berns, wie ihn Freunde kannten, wie ihn ſelbſt der Mund derer ſchilderte, welche Eiferſucht, oder Verſchiedenheit politiſcher Meinungen von ihm trennten. So blieb er, als Helvetien mit ſeinem ſchreckenvollſten Verhängniß rang, und die alte Eidsge-

noſſenſchaft zuſammenſtürzte, unter deren Trümmern er ſein Grab nahm.

Schon rührte Steiger faſt an ſein ſiebenzigſtes Lebensjahr, als Frankreich die zerſtörenden Plane des Ehrgeizes und der Raubſucht entfaltete. Er hatte längſt geweiſſagt, daß, wenn die Umgeſtaltung Frankreichs Beſtand haben ſollte, auch die Eidsgenoſſenſchaft in das allgemeine Unglück Europens gezogen werden werde. Die vereinte Kraft aller Mächte eines ganzen Welttheils, gelagert gegen ein durch Sittenverderbniß und Zwietracht gelähmtes Volk, flößten ihm, wie vielen andern in ihren Erwartungen Getäuſchten, unbeſchränktes Vertrauen auf die Koalition der Könige ein. Er hatte entſchieden die Partei dieſer gewählt, und ſich zu den Gegnern der Revolution Frankreichs geſtellt. Früher wäre die Schweiz ſchon, und vielleicht nicht ohne entſcheidende Wirkſamkeit auf den Ausgang der großen Angelegenheit Europens, in den Kampf getreten, wenn Steigers Anſichten diejenigen aller Eidsgenoſſen geweſen wären.

Aber in Bern ſelbſt lehnte ſich ihm eine bedeutende Partei entgegen, welche die Ruhe der Nation allem Waffenruhm vorzog, und endlich wohl ſelbſt im letzten aller Uebel, in der Veränderung der mangelhaften, widerſpruchsvollen eidsgenöſſiſchen Staatsverfaſſung, eher Verbeſſerung, als Ver-

schlimmerung des öffentlichen Zustandes erblickte. Männer, deren Geburt und Geistesgaben Ansehen in der Republik zusicherten, standen an der Spitze dieser Opposition. Sie berechneten mit leidenschaftsloserm Geiste die Ohnmacht eines, von verschiedenen Absichten geleiteten und wider einander selbst eifersüchtigen Völkern veranstalteten, Kreuzzuges gegen eine mächtige, rastlose, geistvolle Nation, welche berauscht von der Liebe zur Freiheit, um diese zu erkämpfen, jedes Opfer zu klein, keine Gefahr zu groß fand.

Der Erfolg der ausserordentlichen Begebenheiten, die damals den Weltkreis erschütterten, rechtfertigte das Urtheil jener Männer, und minderte selbst das ungemessene Vertrauen, welches man bisher Steigers Scharfblick zu zollen gewohnt war. Alle die, welche den Krieg fürchteten, oder welche glaubten, man könne das übermüthige Frankreich durch Widerstand nur reizen, aber durch Nachgiebigkeit gewinnen, gesellten sich zur Gegenpartei des Schultheißen, dessen Sinn sich jedoch unter der Gewalt der Umstände nicht beugte.

Bisher war Helvetien meistens nur ruhige Zuschauerin des ungeheuern Schauspiels gewesen, worin Nationen und Fürsten um die Heiligthümer der Menschheit spielten. Der Tag aber erschien, da die Fünfmänner des Luxembourg auch dem eidsgenössischen Bunde Fehde aufdrangen, und in der

Zwietracht der Kantone und ihrer Bewohner Anlaß und Mittel zur Erreichung der eroberungssüchtigen Absichten fanden.

Der Kanton Bern, der volkreichste der Schweiz, und unmittelbar Frankreich begrenzend, galt als Vormauer der Eidsgenossenschaft. Noch standen erfahrne Staatsmänner am Steuer dieser Republik, deren Bewohner mit religiöser Ehrfurcht den Satzungen der Väter anhingen, und eine Verfassung liebten, welche ihnen Sicherheit und Wohlstand seit undenklichen Zeiten gewährt hatte.

Mit Bern zuerst wollte Frankreich in Hader treten, und suchte daher Verbindung mit den Mißvergnügten dieses kleinen Staates. Durch die Politik der herrschenden Stadt in ihren alten Freiheiten und Rechtsamen beengt, hatten viele der ehemaligen Munizipalstädte, und besonders das fruchtbare Waatland, schon öfters vergebliche Versuche gemacht, die zertretenen Privilegien wieder geltend zu machen. Hier fanden also die zur Staatsumwälzung willigen Männer Frankreichs die ersten und zahlreichsten Anhänger. Aufgemuntert von ihnen erhoben sich zuerst die Städte des Waatlandes gegen Bern; bald ward die Gährung allgemeiner an den Ufern des Leman.

Der Schultheiß von Bern erkannte Frankreichs Hinterliſt in diesem grausamen Spiele. Er sagte den Eidsgenossen ihr Schicksal, und daß es

nicht Frankreichs Zweck so sehr sei, Veränderungen in der Verfassung der Schweiz zu bewirken, die dem Zeitgeist angemessener wären, als vielmehr Ausplünderung des Landes und Herrschaft über die helvetischen Gebirgspässe.

Voll Vertrauens auf Tugend und Völkerrecht, ungeachtet der warnungsvollen Schicksale von Holland, Venedig und Genua, konnten die übrigen Schweizer nicht die Möglichkeit so abscheulicher Pläne glauben. Das Bedürfniß besserer Staatseinrichtungen, und der Abschaffung eingeschlichener Mißbräuche, hatte zwar den Wunsch einer zweckmäßigen Landesordnung allgemein gemacht; kein Schweizer aber war damals noch von Leidenschaft so weit getrieben, daß er Neuerungen auf Gefahr allgemeinen Untergangs gewollt hätte.

Es war Rede, als der Sturm nahte, man müsse Steigern die Macht der Diktatur, wo nicht der ganzen Eidsgenossenschaft, doch Berns anvertrauen. Ob man gleich dies standhaft zu Bern verweigerte, war es doch Aller Sinn, das Aeusserste zu wagen, wenn Frankreich mehr, als Beseitigung der Beschwerden der Waat und Verbesserung der aristokratischen Regimentsform, begehren würde.

Also wählte man den Weg der Unterhandlungen mit französischen Feldherren, und rüstete sich für den Nothfall kriegerisch. Keiner aber

fühlte lebhafter die Entehrung Berns durch Unterhandlungen mit dem höhnenden Trotz eines Fremdlings, als Steiger. Unaufhörlich ermahnte er zu kraftvollen, des alten Ruhms würdigen Entschlüssen.

Die Spaltung der Meinungen, die abwechselnde Oberhand der Parteien in diesen Tagen, verursachte gefährliches Schwanken in den genommenen Maa regeln, Widersprüche in den Befehlen, Verwirrung und Erschlaffung, die den Untergang beschleunigten. Steiger hielt den Kampf mit Frankreich für unvermeidlich; darum wollte er ihn, um ehrenvoll vor Europa, und beklagt von der Menschheit, unterzugehen.

In der Versammlung des Rathes, am 26. Hornung, wurde daher erkannt, bei den schon vorher erklärten Bedingungen unerschütterlich zu verbleiben, und dem General von Erlach, der die Berner Schaaren befehligte, unumschränkte Vollmacht zu ertheilen, den Feind anzugreifen, sobald der Waffenstillstand verflossen sei. Zu dieser Sitzung waren die vielen Hauptleute des Heers, welche zugleich Stellen im großen Rath bekleideten, einberufen worden, und ihre Gegenwart hatte diesen Entschluß bewirkt.

Er erweckte in den meisten Gemüthern Freude. Jeder glaubte, das Ende aller schon erduldeten Schmach sei vorüber, und die Bürger jeden

Standes, jeden Alters rüſteten ſich fröhlich zum Streit. Bern ſchien wieder von dem heroiſchen Geiſt beherrſcht, wie in den Tagen ſeines aufblühenden Ruhms, da es voll ſtolzen Unwillens einen ſeiner Schultheißen darum ehrlos erklärte, weil er das Heer von einem ungleichen Kampfe abgehalten.

Es erſchien das Ultimatum des franzöſiſchen Vollziehungsdirektoriums, welches gänzliche Auflöſung der bisherigen Regierung und der Armee gebot.

Schon hatten in den meiſten ehemals ariſtokratiſchen Kantonen die Regierungen ihre Stellen in die Hände des Volks niedergelegt, und proviſoriſche Obrigkeiten waren an deren Platz aufgerichtet. Baſel, Luzern, Zürich und Schafhauſen ermahnten Bern zur Nachgiebigkeit, um für geſammte Eidsgenoſſenſchaft Frieden zu bewahren. Steigers Gegenpartei im Rath von Bern, welche kein Opfer zu theuer fand, wenn dem Kriege und der gewaltſamen Umwälzung der Staatsverfaſſung vorgebeugt werden konnte, erhob ſich noch einmal mit neuer Macht. Der Beſchluß vom 26. Hornung wurde wieder vernichtet, und die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung beſchloſſen.

„Das alles wird uns nicht retten!“ ſagte der Schultheiß, als er im Begriff war, zum letzten-

male seine amtliche Tracht anzulegen und zum letztenmale das Rathhaus zu betreten: „Noch ist es um eine Zeremonie zu thun, und dann begleiten wir einander, wohin Pflicht und Ehre uns rufen.“

Die letzte Sitzung und völlige Auflösung der alten, sechshundertjährigen Regierung war kaum vorüber, so entstand in der Stadt aus ganz entgegengesetzten Ursachen solche Bewegung des Volks, daß während eines Augenblicks ernsthafte Auftritte zu besorgen waren.

Der Befehliger der Stadtwache eilte zum Schultheiß und bot ihm zu seiner persönlichen Sicherheit Wache an. „Wozu diese unnöthige Vorsicht?“ antwortete der vom Unglück des Vaterlandes gebeugte Greis: „Ich bedarf keiner Wachen. Zu jeder Zeit hab' ich alle Pflichten gegen den Staat erfüllt, und also nichts zu fürchten.“

Von jetzt an war sein Vorsatz, sich zur Armee zu begeben, um auf dem Schlachtfelde mit dem Vaterlande und mit dem Ruhm des alten Bernernamens zu fallen. Sein Schwiegersohn, Karl Rudolph von May von Rued, wollte ihn dahin begleiten, wurde aber durch unerwartete Befehle nach einer andern Seite abgerufen. Sie schieden mit zerrissenen Herzen. Indem der heldenmüthige

Greis seinen Sohn noch einmal an die Brust drückte, sprach er zu ihm: „Leben Sie wohl, mein Freund, in dieser Welt werden wir uns schwerlich wiedersehen."

Wenige Stunden darauf verließ er Bern, die Stadt seiner Väter, welche er so lange mit Weisheit verwaltet hatte, für deren Ruhm er jetzt nichts mehr, als bluten und sterben konnte. Er begab sich zum General von Erlach.

Aber die Verwirrung, welche schon damals unter den ungeübten Truppen der Berner herrschte, war schrecklich. Die politischen Meinungen, wie in der Stadt, waren auch hier im Felde verschieden. Viele, ja die meisten Krieger verwünschten der Regierung Wanken und Zögern, wo es die Ehre galt; sie witterten in allen Maasregeln nur Verrätherei des Vaterlandes, die freiwillige Auflösung der Regierung bestärkte ihren Verdacht, und trieb den Mißmuth aufs höchste. Andere freuten sich der Verwirrung, weil damit dem Kriege schnelles Ende zu machen war; sie suchten dieselbe zu vergrößern, Argwohn auf die bisherigen Herrscher zu erwecken, und sich selbst größeres Ansehen zu bereiten. Indem sie ein Gefecht mit dem Feinde nur als eine ehrenhalber zu beobachtende Formalität ansahen, waren sie weder auf großen Widerstand, noch auf Minderung der Anarchie bedacht. Jeder that wie er wollte.

Niemand gehorchte; Alle aber, sei es aus redlicher Empfindung, oder um ihre Sinnesart zu verschleiern, schrien zum Kampf, und forderten die Niedermetzelung der landesverrätherischen Hauptleute. Aufruhrzettel liefen durch's Lager, in welchen die Offiziere beschuldigt waren, vom Feinde bestochen zu sein.

Nachdem der französische General Brüne, nach Verlauf des zweiten Waffenstillstandes, die Solothurner bei Dornach, und Schauenburg die Berner bei Lengnau zwischen Büren und Solothurn überfallen hatte, stieg des Volkes Muth aufs höchste. Alle Befehlshaber und Offiziere wurden Verräther gescholten, welche, einverstanden mit dem Feinde, das Volk zur Schlachtbank, und das Vaterland in die Sklaverei führen möchten. Man drohte vielen das Leben zu nehmen; andere wurden wirklich von ihren Leuten erschlagen.

Die allgemeine Gährung und Verzweiflung verbreitete sich von der Armee auf das übrige Landvolk. Jeder bewaffnete, jeder rüstete sich zum Kampf, ohne zu wissen, wohin? und gegen welchen Feind? Ueberall rauschten Verwünschungen gegen die Obrigkeit, gegen die Anführer, gegen den Feind.

Die Erscheinung des Schultheißen Steiger in diesem Getümmel war zu spät und blieb ohne

Wirkung. Früher, ehe noch durch die wankelmüthigen und widerspruchsvollen Maasregeln des Berner-Rathes Unordnung unter die Armee gebracht worden war, hätte sein plötzliches Vortreten an die Spitze des Heers dieses unfehlbar zum Sieg und Tod begeistern können. Er kam jetzt an, um Zeuge des schmählichen Untergangs zu sein.

Die Nacht vom 4. zum 5. März brachte er beim General von Erlach im Graubolz unter freiem Himmel zu. Und als sie beide, die Verhängnisse ihres Vaterlandes düster überdenkend, dasaßen, und dem entscheidenden Morgen mit ruhigem Muthe entgegensahen, rauschte, durch die finstere Nacht begünstigt, der Fuß eines Meuchelmörders herbei. Doch beim schwachen Schimmer des angezündeten Feuers ward der Bösewicht in eben dem Augenblick bemerkt, als er im Begriff stand, den General zu durchbohren. Man fuhr auf; der Elende entrann, ehe er die Gräuelthat vollstrecken konnte. Unbekannt ist's geblieben, wer er gewesen, und ob sein entsetzliches Vorhaben nur auf den General allein, oder auch auf den ehrwürdigen Schultheiß gerichtet war?

Im Graubolz hatten, wie bekannt, die Berner in der Gegend, wo sich die beiden Heerstraßen von Zürich und Solothurn trennen, einen Ver-

hau angelegt, und mit einem noch ziemlich beträchtlichen Kriegshaufen besetzt.

Hier war es, wo der greise Schultheiß des sinkenden Berns, im Angesicht der Seinigen, den letzten seiner Wünsche erfüllt zu sehen, den Tod für's Vaterland zu finden hoffte.

Nachdem die Berner schon bei Fraubrunnen geschlagen waren, zogen sie sich in unordentlicher Flucht, von der feindlichen Artillerie und Reiterei verfolgt, in die Stellungen von Wyler und im Grauholz zurück.

Da, wo der Verhau über die Landstraße gezogen war, lag hingestreckt der Stamm einer mächtigen Eiche, welche die Stürme manches Jahrhunderts überlebt, und mit dem Laube ihrer Jugendzeit vielleicht schon die Siegesfirnen der Berner aus den Tagen Rudolfs von Erlach, des Siegers von Laupen, beschattet hatte. Auf diesen morschen Stamm, dem Sinnzeichen der Vergänglichkeit irdischer Größe, hatte sich der letzte Schultheiß des alteidsgenössischen Berns hingestellt, um von seinen treuen Kämpfern gesehen zu werden und ihren Muth zu beleben. Lange stand er da, im Angesicht des vordringenden Feindes, und einem mörderischen Kartätschenhagel und Flintenfeuer ausgesetzt. Blutend und fechtend fielen seine Mitbürger neben ihm; nur er fand den gewünschten

Tod der Ehre nicht im Streite um den Ruhm des Vaterlandes.

Unweit davon flog ein Munitionswagen in die Luft und zerschmetterte die meisten umstehenden Männer. Die dadurch veranlaßte Unordnung, die Lebhaftigkeit des feindlichen Feuers, ein wüthender Angriff der französischen Reiterei, welche die Stellung der Berner umgangen hatte, und die immer wachsende Uebermacht des Feindes nöthigte die Schweizer, nach großem Verlust an Todten und Verwundeten, auch diese Stelle zu verlassen. Hinab von dem Eichenstamm gerissen und im wilden Gewühl der Flucht mit fortgedrängt, sah der greise Schultheiß Berns Schmach, ihm bitterer, als Tod. Auf die Arme zweier wackern Unteroffiziere, Duki und Dinkel, gestützt, kam er mitten im Getümmel der fliehenden Haufen, die sein Zuruf vergebens zu neuem Widerstand aufbot, zur Heerstraße, welche unaufhörlich von den feindlichen Kanonen bestrichen ward, bis auf die Anhöhen unmittelbar vor Bern. Hier nahm der ungleiche Kampf durch Uebergabe der Stadt ein Ende.

Noch einen düstern Blick des Schmerzes senkte der siebenzigjährige Mann auf die gefallene Vaterstadt. Dann wandte er ihr den Rücken, sah die Unglückselige nicht wieder, und begab sich, von

einigen Getreuen begleitet, in die Gebirge des Oberlandes.

Hieher hatte die Regierung, ungewiß des Verhängnisses, schon geraume Zeit vorher beträchtliche Vorräthe von Waffen und Geld gesandt. Unterstützt von den unerschrockenen Bergvölkern, und begünstigt von der Natur, welche hier zur Schirmung der Freiheit unersteigliche Wälle von Felsen und Gletschern neben den Engpässen und Schlünden wilder Thäler gebaut hatte, hoffte man, wenn Alles verloren sei, noch langen Widerstand zu leisten, und wenigstens dem Feinde ehrenvolle Bedingungen abzugewinnen.

Steiger und Erlach, der General, eilten dahin. Sie wollten die Trümmern ihrer Schaaren um die Fahnen Berns noch einmal in diesen Gebirgen versammeln.

Allein die Uebergabe der Stadt, der verschiedenen Treffen unglücklicher Ausgang, hatten Mißtrauen und Wuth der Soldaten gegen alle ihre Obern bis zur Raserei gespannt. Einzeln oder in regellosen Schwärmen zogen sie, mit Geberden der Verzweifelnden, in ihre Heimath, und bezeichneten ihren Durchzug mit Verheerung und Schrecken. Kein Offizier durfte sich vor ihren Augen zeigen, geschweige Befehl ertheilen. Jeder pries sein Loos, wenn er, diesen ausgelassenen Horden entronnen, Schutz in den Armen der Sieger finden konnte.

Der Schultheiß, von seinen getreuen Unteroffizieren allein begleitet, die ihn aus dem Kampf geführt hatten, zog unter Todesgefahren mitten durch die erbitterten Schwärme. Zwischen Muri und Bern war er von herumstreifenden feindlichen Husaren umgeben. Nur mit Mühe entging er ihnen, indem er sich in eine kleine Scheuer verbarg, bis er seinen Weg wieder mit einiger Sicherheit verfolgen konnte.

So viele Leiden hatten die Kräfte des Greises erschöpft, wenn gleich seinen hohen Geist nicht gebeugt. Ermattet lag er da, und verlassen von Allen, die ihn einst mit Ehrfurcht und Liebe gesegnet hatten. Nur die beiden treuen Krieger verliessen den Edeln nicht. Mit List und Muth gelang es einem derselben, in Muri einen kleinen Wagen zu erhalten; auf diesem setzten sie ihre Reise zu den oberländischen Gebirgen fort.

Sie erreichten endlich das Dorf Münsingen. Steiger sehnte sich nach einer Nachricht vom Schicksal seines Freundes, des Generals von Erlach. Das Dorf war voll Getümmels. Aus den Augen aller Bewaffneten, die umherwütheten, blitzte Verzweiflung. Hier erfuhr er, daß die rasenden Haufen so eben den General, ihren eigenen Befehlshaber, auf das gräßlichste ermordet hätten, und die Offiziere, welche den Feldherrn begleiteten, nur mit

Noth und unter manchen Wunden ihr Leben mit der Flucht gerettet hätten.

Von dem nämlichen Haufen der Mörder ward in diesem Augenblick der Wagen des Schultheißen lärmend umringt. Man erkannte an seinen Kleidern nicht seine Würde, wohl aber seine Herkunft aus der ehemaligen Herrscherstadt. Die Bajonette drängten sich sofort von allen Seiten gegen ihn, während Andere ihn mit ihren Fäusten griffen.

Gelassen wandte sich der ehrwürdige Mann zu den Mördern: „Soll ich," sprach er, „den die Kugeln des Feindes nicht trafen, nun des Todes von den Händen der Meinigen sterben — ich fürchte auch diesen Tod nicht mehr. Aber ihr müsset doch auch wissen, wen ihr tödtet." — Indem er bei diesen Worten seine Brust entblößte, erkannten sie an seinem Ordensbande den ehemals Hochverehrten. Ehrfurchtsvolles Grauen lähmte die ausgestreckten Fäuste. Die Bajonette senkten sich. Entwaffnet und schweigend starrten die Haufen auf den majestätischen Greis hin. Das Gefühl der Menschlichkeit kehrte in ihre Brust zurück. Langsam fuhr der Wagen durch ihre Reihen. Keiner wagte es, ihn anzuhalten. Manche Stimme rief: „Fliehet!" manches Auge, beim Anblick des erhabenen Unglücklichen, umhüllte sich mit Thränen.

Er erreichte bei Thun die Ufer des Sees, wo ihm und seinen beiden Gefährten ein Schiff-

lein gewährt ward. Lange hielt man ihn an. Neue Schreckens-Auftritte schienen sich vorzubereiten. Endlich gestattete man die Abfahrt. Bald aber donnerten mehrere Flintenschüsse dem entkommenden Schifflein nach.

Beim sinkenden Tage erreichte man das Dorf Brienz, welches seinem reizenden See den Namen gibt. Hier erfuhr man kaum des Schultheißen Ankunft, als sich Männer und Weiber und Kinder hindrängten, den müden Greis zu begrüßen. Mit den schönsten Empfindungen alter Dankbarkeit und undestochener Treue umringten sie ihn. Und als seine Gefährten sein Leben bewachen wollten während der Nacht, sprachen mit empörtem Stolze die Männer von Brienz: „Wie? sind wir Mörder und Verräther? Nein, wir selbst wollen unsern Schultheiß bewachen inner unsern Mauern!“ Und sie übernahmen die Wacht.

In den Gebirgsthälern des Oberlandes hatte inzwischen der Geist des Aufruhrs und Argwohns alle Verhältnisse so sehr verwandelt, daß besonders nach der Ermordung Erlachs an die Vertheidigung dieser Länder nicht mehr gedacht werden durfte. Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten hatten sich hieher mehrere Berner Frauen mit ihren Kindern begeben, deren Väter, Gatten und Brüder den Fahnen des Vaterlandes ins Schlacht-

feld gefolgt waren. Mit herzlicher Gutmüthigkeit war ihnen die Freistätte geöffnet worden, und Jeder hatte gewetteifert, die Zitternden zu trösten. — Aber kaum war die Nachricht vom Falle Berns erschollen, kaum waren die geschlagenen Flüchtlinge des Oberländer-Bataillons in ihrer Heimath angelangt, so verbreitete sich auch hier der Argwohn, den sie vom Heere brachten. Wuth und Rachbegierde verdrängte das Mitleid, welches vor wenigen Stunden noch alle Herzen bewegt hatte. Trostes und Schutzes beraubt sahen sich nun die unglücklichen Frauen und Kinder plötzlich in der Mitte wilder Feinde. Flüche und Drohungen tönten überall. Oft auf das grausamste mißhandelt, wurden sie aus diesen Gegenden vertrieben. Ihnen blieb keine Wahl, als nach dem eroberten Bern zurückzukehren, und die Gnade der Ueberwinder zu suchen, oder über das Hochgebirg in fremde Kantone zu flüchten.

Der Schultheiß, überzeugt von der Unmöglichkeit, in einem aller Gesetzlosigkeit preis gegebenen Lande Widerstand gegen den Feind zu bereiten, entschloß sich demnach mit unaussprechlichem Schmerz, das verlorne Vaterland zu verlassen, dessen Schande er nicht theilen wollte. Begleitet von seinem Bruder und zwei Nichten, durchreisete er die Kantone Unterwalden, Schwyz, das Land Toggenburg u. s. w., und kam ohne fernere Un-

fälle, wohl aber mit den rührendsten Beweisen allgemeiner Achtung beehrt, nach Lindau.

Von hier begab er sich nach Ulm. In Stokach vernahm ein durchreisender Engländer die Ankunft des geflüchteten Greises. Sogleich eilte der Fremdling zu ihm, einen so merkwürdigen Mann zu verehren, und bot ihm seine Börse mit fünfhundert Louisd'or an. Steiger dankte dem Britten, und lehnte das Geschenk zurück, konnte aber nicht wehren, daß sein Wagen mit den ausgesuchtesten Erfrischungen angefüllt wurde, welche der Engländer, ohne Vorwissen des Schultheißen, hatte besorgen lassen.

Von nun an, umgeben von mehrern einsichtsvollen Männern, welche ihm in die Fremde gefolgt waren, zielte Steigers rastlose Thätigkeit auf Wiederbefreiung der Schweiz von der Herrschaft Frankreichs, durch Hilfe kaiserlicher Waffen. In vertrauter Verbindung mit den Staatsmännern der Koalition gegen Frankreich, eingeweiht in das Geheimniß der damaligen politischen Angelegenheiten, und nicht ohne Einfluß auf dieselben, besonders geachtet vom brittischen Ministerium, hoffte er noch die schöne Stunde zu erleben, unter den Wiederherstellern der alten Eidsgenossenschaft, als Sieger, in die Stadt zurückkehren zu können.

Viele hundert junge Schweizer, welche aus-

gewandert waren, geschreckt durch bange Gerüchte, oder in der Meinung, daß es nicht fehlschlagen könne, an der Seite des kaiserlichen Heeres mit Lorbeern bedeckt in die Heimath zurückzukommen, sammelten sich unter Steigers Leitung zu Regimentern. Er selbst schwor in ihrer Mitte am achten März zu Neu-Ravensburg den Eid, welchen er ihnen abgenommen hatte: „die Waffen nicht eher niederzulegen, bis nach gänzlicher Erreichung der Absichten, der Wiederherstellung der von den ruhmvollen Vorfahren hinterlassenen Verfassung, Gesetze und Rechte, und dafür Gut, Blut und Leben daran zu setzen".

Das Waffenglück der österreichischen Heere in der ersten Hälfte des Jahrs 1799, und das Vordringen derselben bis in das Herz der Schweiz gab den Hoffnungen des Greises neues Leben. Er selbst begab sich nach dem wiedereroberten Zürich.

Unterdessen konnt' es dem Scharfblick eines so geübten Staatsmannes nicht entgehen, daß Wiederherstellung der alten Eidsgenossenschaft in ihren ehemaligen Formen, auch unter den glücklichsten Ereignissen, weder möglich noch wünschenswürdig sei. Theils hatten die Begebenheiten der jüngsten Zeiten bewiesen, wie unhaltbar das schlaffe Band, welches die Kantone zu einem Ganzen verknüpft hatte, in den Tagen des Sturms sei; theils waren die ehemaligen nun befreiten Unterthanen Helve-

tiens zu stolz auf das ihnen sonst verweigerte Gut der Freiheit, um es zu Gunsten der weiland herrschenden Städte und Landschaften ohne Widerstand abzutreten. Gewiß ist es, daß Steiger eine neue Konstitution für Helvetien entworfen hatte. Aber dieser Entwurf ist nicht genau bekannt worden, und vermuthlich mit einer Menge anderer wichtiger Papiere bei der plötzlichen Flucht von Zürich, nach der großen Schlacht vom 25. Herbstmonds 1799, verbrannt.

Mit eben dieser verlornen Schlacht gingen Steigers schöne Erwartungen zu Ende. Zum andernmale verließ er den vaterländischen Boden, tief gebeugt. Er hatte sich mit den Russen bis nach Augsburg zurückgezogen. Für ihn hatte das Leben keine Freude mehr. In seinem Grame still hin kränkelnd, starb er zu Augsburg am 3. Christmonds 1799 an den Folgen eines Nerven-Schlagflusses.

Niemand wird dem großen, festen Sinne dieses ehrwürdigen Schweizers seine Achtung verweigern, der im häuslichen Kreise zu aller Zeit ein Muster stiller Religiosität, reiner Sitten und ungekünstelter Wohlthätigkeit war, im öffentlichen Leben aber, „von seiner Altvordern Ruhm begei„stert, blutigen Untergang leichter, als die Schmach „des Berner-Namens ertragen konnte."

Schwarz von Sonnenburg.

Nichts scheint mir leichter, als eine ganze Heerschaar großer, berühmter, merkwürdiger Männer in einem Volke aufzustellen, wenn man mit dem vorlieb nehmen will, was der gemeine Haufe groß und ruhmwürdig heißt. Jedes Jahrzehend hat seine eigenen Helden, die man, wie billig, im nächsten Jahrzehend wieder über die nachfolgenden vergißt. Warum sollte nicht auch ein Fürst, mit ausgedehnten Machtmitteln, mehr von sich reden machen, als ein Privatmann? Warum sollte es im Kriege an Schlauheit, Geistesgegenwart und Tapferkeit fehlen — Tugenden, die nicht dem Menschen allein, sondern auch den wilden Thieren angehören? — Ist es so selten, daß der Mensch für Ehre oder Gold, für ein Ordensband oder ein schönes Mädchen, für Titel und Zeitungsgeschrei, und was sonst noch die Leidenschaft reizt, das Verwegenste wagt? Wahrlich, man hat heut zu Tage mehr Mühe, die großen

und merkwürdigen Männer alle zu vergessen, als sie kennen zu lernen.

Aber mit geringen Mitteln aus eigener Kraft das Größte leisten; Ruhm und Reichthum, und was der gemeine Haufen der Sterblichen preiset, verachten, sich selbst vergessen, um der Menschheit eine Wohlthat zu bringen; freudig jede Entbehrung und Mühe des Lebens übernehmen, um segensvoll auf Volker und Jahrhunderte zu wirken; dafür täglich den Tod sehen, und ihn nicht scheuen; ohne einen Gedanken an Vergeltung, an Nachruhm, geschieden von Verwandten und Vaterland, sich seiner Ueberzeugung, seinen Pflichten ruhig aufopfern, das scheint mir in unsern Tagen zum Seltensten und Größten zu gehören, was sie hervorbringen können. Und das ist's, wodurch ein edler Deutscher, Schwarz von Sonnenburg, der evangelische Apostel Ostindiens, unserer Zeit bewunderungswürdig wird. Darum will ich hier von seinem Leben erzählen. Diesen wahrhaft großen Mann kennen die wenigsten seines Volkes, wiewohl wenige würdiger sind, gekannt zu sein.

An der Lenze in der Neumark, im Städtchen Sonnenburg, lebte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein braver, bemittelter Bürgersmann, Namens Schwarz. Es war am 26. Weinmonat 1726, daß ihm seine Frau einen Sohn

gebar. Er ward Chriſtian Friedrich geheißen. Alles Lebensglück der Aeltern hing an dem Kinde. Aber die Mutter genoß der häuslichen Seligkeit nicht lange. Sie erkrankte. Auf dem Sterbebette ſegnete ſie den kleinen Liebling, und beſchwor den Vater, ihn der Gottesgelahrtheit zu widmen, oder es wenigſtens nicht zu hindern, wenn das Kind in ſpätern Jahren Neigung dafür äuſſern würde. Der Vater ehrte den Willen der geliebten Sterbenden. Ich achten Jahre ſchickte er ſeinen Knaben, der für den ihm zugedachten heiligen Beruf faſt zu lebensluſtig ſchien, in die Stadtſchule.

Hier war ein redlicher, frommer Rektor, Namens Helm. Dieſer Biedermann wußte noch nichts von all den kunſtreichen Erziehungsweiſen, die in ſpätern Zeiten ſo ſehr geprieſen worden ſind. Er glaubte, man könne das zarte Gemüth eines Kindes nicht früh genug mit Gott vertraut machen; nicht aber mit dem theologiſchen Katechismusgott, ſondern mit dem ewigen, Alles durchdringenden, Alles durchſchauenden, Alles leitenden, Alles beſeligenden Vatergeiſt des unendlichen Weltalls. Zu Dem lehrte er Kinder beten; nicht Sprüche, ſondern aus dem Innerſten des Herzens, in der Einſamkeit. Frühes Anſchlieſſen eines Geiſtes an das Höchſte verhütet

manche Sünde, die man sich sonst wohl erlaubt, wenn sie kein Anderer belauscht. Darum ist wohl Religiosität die beste Grundlage der Jugendbildung. Wenn man gedenkt: „Was werden die Leute dazu sagen?“ — pflegt man ganz anders zu handeln, als wenn man denkt: „Was sagt Gott dazu?“ — Genug, der junge Schwarz ward ein guter, frommer Knabe.

Bei seiner natürlichen Lebhaftigkeit konnte es nicht fehlen, daß er mancherlei Nebensprünge that, die eben nicht von Frömmigkeit zeugten. Er machte sich viele Vorwürfe; mehr, denn ihm Andere machten, und doch ward's nicht besser. Er hielt es zuletzt für unmöglich, so gut zu sein, als man sein sollte. Dies beständige innere Ringen mit sich selbst war aber die kräftigste Selbsterziehung.

Damals gehörten noch die Schriften des frommen August Herrmann Franke zu den beliebtesten in Deutschland. — Die herrlichen Stiftungen dieses großen Deutschen — wie viel Fürsten thaten so Großes, wie dieser Privatmann? — sind noch heute unter uns berühmt. — Der junge Schwarz, entzündet durch Franke's begeisterndes Wort, wünschte nichts sehnlicher, als in der Nähe des Gottesmannes zu leben, und seinen Wandel zu sehen. Die Sehnsucht ward ihm erfüllt. Im zwanzigsten Jahre seines Alters kam

er in die lateiniſche Schule des Halliſchen Waiſenhauſes.

Franke ward des edeln Jünglings Freund. — Wie konnte man anders? So viel Kraft mit ſo vieler Beſcheidenheit gepaart, ſo viel Wißbegierde mit ſo heißem Verlangen vereint, Nichts für ſich, Alles für Andere zu werden, mußten Theilnahme erregen. Während ſich Schwarz den Wiſſenſchaften des geiſtlichen Standes widmete, ward er zufällig mit einem Landsmanne, Namens Schulz, bekannt, der lange als brittiſcher Miſſionär in Madras gelebt und den Plan entworfen hatte, zu Halle die Bibel in tamuliſcher Sprache drucken zu laſſen. Schwarz war gefällig genug, ſogleich anderthalb Jahre der Erlernung des Tamuliſchen zu weihen, um einen richtigen Abdruck der heiligen Schrift in einer wenig bekannten Sprache unterſtützen zu helfen. Und eben dieſer Umſtand entſchied über ſein ganzes Leben.

Eines Tages ſagte Franke zu ihm: „Aus dem Drucke der tamuliſchen Bibel wird nichts. Sie haben anderthalb Jahre verloren. Hätten Sie nicht Luſt, Gottes Wort den Heiden mündlich zu bringen, da Sie die Sprache derſelben reden?“ Der Gedanke, in die Fußſtapfen der erſten zwölf Boten Jeſu zu treten; hinauszugehen in die Welt und den Heiden das Licht des lebendigen Gottes zu bringen; dafür Alles, Vaterland, Bequemlich-

keit, Freunde und Verwandte hinzugeben, vielleicht den Tod der Märtirer zu sterben — dieser Gedanke erschütterte das Gemüth des Jünglings mit einer schauerlichen Anmuth. Es war ein großer, des flüchtigen Lebens würdiger Gedanke.

Wenige Tage darauf empfing er den Antrag zu einer sehr angenehmen und einträglichen Predigerstelle ohnweit Halle. „Um diese werden Hunderte werben!“ dachte Schwarz: „Der Troß unserer Geistlichen will Bequemlichkeit, will gute Tage; ihm ist's um Seelenrettung minder, als um die Pfründe zu thun. — Aber wer erbarmt sich der Unwissenden und Verlaßenen in fremden Welttheilen?“ — Der Entschluß des vierundzwanzigjährigen starkmüthigen Jünglings war gefaßt. Er schrieb ihn dem alten Vater. Ergeben in Gott segnete dieser den Sohn. Und im Januar 1750 begab sich Schwarz nach London.

Er schiffte über das Weltmeer. — Er warf einen eben so ruhigen Blick auf Europa, das er nie wiedersehen sollte, zurück, als auf die finstere Zukunft hinaus. Sein Vaterland war nicht mehr Europa, nicht Deutschland, sondern das ewige Weltall. — Er stieg im Hafen von Trankebar aus und vereinigte sich mit der dänischen und brittischen Sendanstalt in dieser Stadt. Bald ragte er unter allen hieher gekommenen Glaubensboten durch Unerschrockenheit und thätiges Wesen her-

vor, das er immer mit Klugheit gegen die Umgebungen zu verbinden wußte. Er reisete durch das Land; er ging in die Hütten der Hindu's; er lernte ihre Sprachen; er heilte, tröstete, rieth und half. Er entbehrte jede Lebensbequemlichkeit und war immer reich für Andere. Niemand schien für die Anmuth des geselligen Lebens geborner zu sein, und Niemand entsagte derselben gelassener, als er. Immer war sein Herz den zärtlichsten Gefühlen der Freundschaft und des Mitleids offen, nie aber ward es von der Liebe eines Weibes gerührt. „Der Missionär soll nichts haben, dann hat er Alles: Gott und die Welt. Die Bande der Ehe sind ein heiliges, von Gott selbst geknüpftes Band; aber der Missionär darf keine irdische Fesseln tragen. Er muß frei sein, muß Sprachen lernen; muß reisen; muß nicht Einzelnen, sondern Allen angehören; muß mit Jedem, der bedarf, das Seinige theilen; muß jeden Tag der Verfolgung Stirn bieten; jeden Tag den Augenblick erwarten, Blutzeuge der Wahrheit zu werden." So dachte und sprach er. Sein Vorbild war Christus. Ihm ging er nach.

Am Kaveristrom, von einem Krokodillengraben umgeben, liegt die altindische Stadt Tritschunapalli. Sie war der vornehmste Waffenplatz der Britten gegen die kriegerischen Reiche von Madura und Tanjore geworden. Hier befeh-

ligte der Oberſt Wood, der erſt vor Kurzem das vierfach größere Heer des gewaltigen Hyder Ali geſchlagen hatte. Schwarz war auf ſeinen Wanderungen auch mehrmals ſchon in dieſe Stadt gekommen. Die brittiſche Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß beauftragte ihn, ſich hier anzuſiedeln, und von da aus ſeine Bekehrerarbeiten zu verrichten. Er gehorchte. In weniger Zeit war Oberſt Wood der innigſte Verehrer des deutſchen Glaubenshelden.

Schwarzens Erſcheinung in den Waldgebirgen Madura's blieb nicht ohne Wirkung. — Der Hindu ſtaunte den Muth und die Güte des Fremdlings an, welcher Wunden zu verbinden kam, die das feindliche Schwert des Britten geſchlagen hatte. Bald ward er der Hausfreund aller Unglücklichen. Vielen ſchien er ein höheres Weſen. Er predigte den unbekannten Gott. Einzelne, gerührt durch ſein mächtiges Wort, wandten ſich dem Glauben zu, der ihn ſo furchtlos und wohlthätig machte in den Wildniſſen. Er taufte die Bekehrten aus allen Klaſſen; auch einen braminiſchen Jüngling. Dieſen hieß er Sattianaden, das iſt: „Wahrheitsbekenner.“ — Ihn und andere der geiſtvollſten unter den bekehrten Hindus bildete er ſich zu Gehilfen. Mit ihnen ſetzte er fröhlicher ſein heiliges Unternehmen fort, die erhabenſten Wahrheiten und die

ſchönſten Hoffnungen des menſchlichen Geſchlechtes unter Völkern zu verbreiten, denen davon noch keine Ahnung gekommen war. Oft auch begab er ſich mit ihnen zu der großen und volkreichen Stadt Tanjore an den heiligen Flüſſen, wo er ſelbſt den Hofbedienten des Rajah das Wort des Evangeliums auslegte.

Der Rajah vernahm es und ließ den fremden Prieſter vor ſich rufen. Schwarz trat in ihm, wo der Fürſt, umgeben von aller Pracht des Morgenlandes, ſeine Fragen vom Thron herab an ihn richtete. Schwarz entwickelte ihm geſchichtlich den Gang der Offenbarungen Gottes im menſchlichen Geſchlecht. — Der Rajah horchte aufmerkſam. Plötzlich trat der höchſten Braminen einer in den Saal, und nahm einen erhabenen Sitz ein, während der Fürſt ſich vor demſelben auf den Boden niederwarf, und dann mit gefalteten Händen aufgerichtet ſtehen blieb. Schwarz mußte ſeinen Vortrag wiederholen. Vieles fragte der Fürſt. Der Bramine ſchwieg. Jenem blieb ein großer Eindruck; dieſer entfernte ſich finſter.

Die Stunde ward entſcheidend für das Land. Von nun an kam der deutſche Glaubensbote öfter nach Tanjore, wenn auch nur, um den vielen europäiſchen Chriſten, die daſelbſt wohnten, Gelegenheit zu feierlichen, gemeinſchaftlichen Got-

tesverehrungen zu geben, und sie in ihren religiösen Ueberzeugungen zu stärken — eine Wohlthat, deren Größe nicht fühlt, der im Schooße eines zivilisirten Welttheils, von Kirchen, Schulen und zahllosen Hilfsmitteln religiöser Erweckung umgeben, wohnt. Auch Katholiken wandten sich hier und da, weil sie an Geistlichen Mangel hatten, zuweilen an evangelische Katecheten, was ihnen die Jesuiten zur Todsünde rechneten. Ueberhaupt hatten die evangelischen Glaubenslehrer in Ostindien weniger von den Heiden selbst, als von der Eifersucht der Jesuiten Verfolgung zu leiden. Diese, wo sie Evangelische erblickten, wiegelten nicht nur mit allen in ihrer Gewalt liegenden Mitteln die Katholiken gegen sie auf, sondern selbst den Hindu-Pöbel; denn sie sagten, vertreibe man die evangelischen Katecheten nicht, würden Brama's Tempel zertrümmern, die heiligen Pagoden zerfallen und die Opfer und Feiertage aufhören.

Bei aller Freiheit oder Duldung, welche Schwarz und seine Gehilfen unter den Hindus genossen, waren ihre Arbeiten zur Aufklärung des Volks doch bei weitem nicht so fruchtbar, als man von Lehrern, wie diesen, oder von der siegreichen Einfalt christlicher Wahrheit vielleicht erwarten konnte. Allein wie viel Schwierigkeiten waren in einem Lande zu besiegen, wo vieltau-

ſendjährige Gewohnheiten, vielt:uſendjähriges Kaſtenthum den Geiſt der Nation verkrüppelt und verunſtaltet hatte! — Einen Hindu von ſeinen Uebungen und Vorurtheilen zu entfeſſeln, iſt nicht leichter, als einen von Kindheit in klöſterlicher Beſchränktheit ergrauten Mönch in die große Welt einzuführen, und zum angenehmen, gewandten Höfling machen.

Allerdings fehlte es unter den Eingebornen nicht an Einzelnen, ſogar nicht an Vielen, welche von der Beredſamkeit Schwarzens und von der lichtvollen Wahrheit des Evangeliums überzeugt wurden. „Er hat Recht,“ ſagten die Hindus oft, wenn er ihnen in geſelligen Zuſammenkünften, oder bei feſtlichen Anläſſen in der Nähe ihrer Pagoden Vorträge hielt, „er hat vollkommen Recht. Es iſt nur ein höchſtes Weſen, ein Schöpfer, Weltvater und Beſeliger der Geiſter. — Unſere Götterbilder und Zeremonien ſind nichts. Er hat Recht!“ — Aber der Haufe ging auseinander, ging zu den Götterbildern, und machte ſorgfältig die Zeremonien mit. — Das ließ ſich nicht ändern.

Ueberdies wagt ein Hindu, wenn er Glauben und Uebung ſeiner Väter verläßt, zu viel; — er wagt Vaterland, Vermögen, Ehre, Freunde, Alles einzubüßen. Jeder ſeiner Landsleute verabſcheut ihn, wie einen Verpeſteten, wie ein Un-

geheuer. Ein junger Mann aus einer höhern Kaste, den Schwarz vollkommen von der Hoheit des Christusglaubens überführt hatte, kämpfte drei Jahre lang mit sich selbst, ehe er sich entschliessen konnte, öffentlich ein Christusbekenner zu werden. In ähnlicher Lage war der Schwiegersohn eines Ortsvorstehers. Und doch mußte Schwarz auf öffentliches Bekenntniß dringen, damit einmal das Beispiel gegeben, und Bahn zur Einführung des Christenthums gebrochen würde. Es gelang. Jene bekannten sich. Die Verfolgung begann. Schwarz trat dem Sturm entgegen. Er wußte die Gemüther zu besänftigen. Seine Einsichten, seine Tugenden erregten Ehrfurcht. Er söhnte die Gemeinden mit den Abtrünnigen aus, und so mit dem Christenthum selbst.

Leichter war es, Bekehrte aus den untersten Volksklassen, aus den verachteten Kasten der Suders und der noch tiefer stehenden Parayen zu gewinnen. Oft meldeten sie sich sogar ungerufen in Menge zum Unterricht und zur Taufe, gewöhnlich aber nur, wenn üble Witterung oder Kriegsverheerungen die Aernten des Feldes vernichtet und Hungersnoth gebracht hatten; dann kamen sie. Aber sobald die Lebensmittel wieder wohlfeil wurden, und sie der Almosen und Unterstützungen von Christen nicht mehr bedurften, verschwanden sie meistens wieder.

Dies machte den ſtarkmüthigen Schwarz nicht verdroſſen. Aber ſorgfältiger richtete er ſeine Thätigkeit auf beſſere Vorbildung der Jugend, auf Stiftung von Schulen. Die Achtung, welche er bei angeſehenen Britten genoß, wie beim Oberſt Wood, beim Gouverneur Campbell und deſſen Gattin, dem General Minero, dem brittiſchen Reſident J. Sullirom, zu Tanjore, beim Rajah von Tanjore ſelbſt und deſſen Gemahlin Tuljah Maha, ſo wie bei deſſen Sohn Serfodſchi, ſetzten ihn in den Stand, Geſchenke und Beiträge genug zur Gründung von Lehranſtalten zu ſammeln. Für ſich ſelbſt forderte er nie. Und ſo groß war ſeine Uneigennützigkeit, daß er es ſogar ablehnte, als ihm die Regierung von Madras ein jährliches Geſchenk von 100 Pf. St. für ihr geleiſtete, wichtige Dienſte beſtimmen wollte. Er bat, man ſolle dies einem ſeiner Amtsgenoſſen in Tirutſchinapalli, Namens Pohle, gewähren; überzeugt, dieſer werde es zum Beſten der Schule und der Unterſtützung der Katecheten anwenden.

Jene Dienſte ſelbſt, die er der Regierung von Madras leiſtete, zeugen von der Hochachtung, welche man für ihn allgemein hegte. — Der Gouverneur Rumbold, von Madras, war nämlich in Furcht gerathen, Hyder-Ali, der mächtigſte und tapferſte von Indoſtans Fürſten,

Eroberer und Gründer eines gewaltigen Reichs, rüſte kriegeriſch gegen die oſtindiſchen Beſitzungen Englands. Es kam darauf an, die Geſinnungen des furchtbaren Monarchen auf ſichere Weiſe und ohne Geräuſch auszuforſchen. Dazu taugte keine formliche Geſandtſchaft; beſſer ein Privatmann, der durch ſeine Gelehrſamkeit und eigenthümliche Würde dem aufgeklärten Beherrſcher von Myſore ſchätzbar ſein, und mit demſelben ſich ohne Zwiſchentritt eines Dollmetſch in der Landesſprache unterhalten könnte. Jedermann rieth auf Schwarz, als den Einzigen, und zu einem ſolchen Werke Geeignetſten. Rumbold berief ihn zu ſich. Schwarz, welcher damals im Begriff war, den Bau einer Kirche für die brittiſche Beſatzung zu Tanjore zu unternehmen, willigte, da ihm der Gouverneur alle Hilfe zum Kirchenbau zuſagte, um ſo lieber in die Reiſe nach Myſore und in die angetragene Sendung, weil er hoffen konnte, den Frieden des Landes zu erhalten. — Es war im Jahre 1779. Schwarz brachte ein Vierteljahr in Hyder-Ali's Reich zu. Er fand da Portugieſen, Engländer, Deutſche und Malabaren, die ſchon zu Tirutſchinapalli chriſtlichen Unterricht genoſſen hatten. Er gelangte zum Hyder-Ali; erreichte bei demſelben vollkommen den Zweck der Sendung; war nebenbei der Prediger der dortigen Chriſten — ein Zelt auf dem Glacis der Feſtung

Moſore vertrat Tempelſtelle —, und ſo kehrte er zurück, die Palme des Friedens tragend.

Als er ſich von Hyder-Ali beurlaubte, in deſſen prachtvollem, weitläufigen Palaſt er das Wort von Chriſtus mehrmals und in mancherlei Sprache verkündigt hatte — denn dafür ließ er keine Gelegenheit ungenutzt —, bezeugte ſich der große Monarch ſehr huldvoll gegen ihn. Hyder-Ali hatte ihn liebgewonnen. Er bot ihm einen Beutel voller Rupien dar, damit er die Koſten einer bequemen Heimreiſe beſtreiten möge. Der fromme Deutſche gab dem Könige das Geſchenk in die Hand zurück, weil er ſchon das erforderliche Reiſegeld von der Regierung zu Madras empfangen hätte. Der hindoſtaniſche Monarch, nur gewöhnt, goldlüſternen Schmeichlern zu begegnen, erſtaunte, lächelte und beharrte. Schwarz mußte den Beutel annehmen. Dieſer nahm ihn endlich unter der Bedingung, daß der König erlaube, dieſe Gabe zur erſten Grundlage für eine neue Armenſchule in Tanjore zu verwenden. Wie gern gewährte der edelſinnige Hyder-Ali, welcher ſelbſt ſo viel und raſtlos für Verbeſſerung ſeines Staates arbeitete! Gern hätte er den uneigennützigen Menſchenfreund in ſeinem Reich behalten, wo jede Religionspartei gleiche Rechte genoß, und man nicht fragte, weß Bekenntniſſes, ſondern welcher Gemüthsart Einer ſei. Doch Schwarz kehrte zurück in die Gegen-

den, wo er schon des Löblichen so viel begonnen hatte, welches noch der Stütze und Vollendung bedürftig war.

Denn hier waren viele Häuser für arme Wittwen von ihm gebaut, die er, reichlich geholfen vom jungen Fürsten Serfodschi, verpflegte; hier viele Schulen der Kinder für Europäer und Hindus, Anstalten, die ihm ihr Dasein dankten; hier mehrere neue Kirchen, die durch sein Steuersammeln zu gemeinschaftlicher und feierlicher Gottesverehrung entstanden waren. Die Anzahl der bekehrten Hindus war im Raume mehrerer Jahrzehende zu groß geworden, als daß die wenigen einzelnen und zerstreuten Tempel der Christen sie alle hätten fassen können.

Die Vielthätigkeit dieses deutschen Mannes in jenen Landschaften genau darzustellen, verbietet der Raum dieser Blätter, und würde die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden. Er brachte mit dem Christenthum zugleich wahre Aufklärung und Gesittung unter die Heiden. Durch sein vorzügliches Mitwirken wurden jene Provinzial-Schulen der Präsidentschaft Madras gegründet, vermittelst welcher, weil in ihnen die englische Sprache gelehrt ward, der Verkehr der Eingebornen mit den Engländern erleichtert werden sollte, und wo Kinder angesehener Familien, Söhne von Braminen und britischen Kaufleuten, unterrichtet wurden. Noch

gegenwärtig blühen sie zum großen Vortheil Indostans. In kurzer Zeit (in den Jahren 1791 und 1792) entstanden deren mehrere zu Tanjore, Ramanadapuram, Sinagenga und Kumbagonam; viele andere in nachfolgenden Jahren. Die Regierung von Madras wies späterhin jeder dieser Provinzialschulen eine Beihilfe von hundert Pfund Sterling an. — Mit dem Christenthum führte Schwartz, so viel an ihm lag, zugleich den Genius christlicher Freiheit — den Geist erhabener Menschlichkeit — das Gefühl des Bruderthums aller Sterblichen in das Leben des Volks und seiner Herren ein. — Er half die schauerlichen Opfer des Budda-Glaubens ändern, so weit hinaus er wirken konnte; er bekämpfte, mit kluger Schonung jedoch, das von Jahrtausenden erstärkte Vorurtheil des menschlichen Unterschiedes nach Kasten unter den Neubekehrten; ja er trug nicht wenig selbst zur Vermenschlichung und Veredlung der Regierungsart in Ostindien bei; kein geringes Werk! — Denn kein gemeineres und verderblicheres Uebel ist zum Unglück der Völker überall, als daß die Regierenden auf oder um und neben dem Fürstenstuhl, ertrunken im Genuß eines behaglichen Seins, in dem berauschenden Gefühl oder Wahn einer gewissen Allwissenheit und Allmacht, den Geist, das Leiden und Bedürfniß der Regierten verkennen. Sie nehmen gewöhnlich erst ihre

eigene Unweisheit und Ohnmacht wahr, wenn sie das unabwehrliche Verderben hereinbrechen sehen, welchem sie selbst durch leichtsinnige Machtsprüche und Fehlgriffe Thor und Riegel öfneten.

Freilich der Glaubensbote mischte sich so selten, als möglich, in weltliche Angelegenheiten und Staatsgeschäfte. Aber wenn die Noth vorhanden war, und soldatische Herrlichkeit nicht mehr aushalf, dann rief man ihn, als den Weisen, um Hilfe an. Und dann half er. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, auf die Staatsführung bleibenden Einfluß zu erhalten. Er verschmähte das. Er hatte wohl Größeres zu thun, was jedoch gemeinen Staatsmännern immer sehr klein scheint, aus Menschen nämlich selbstdenkende, gottverwandte, freie Wesen zu schaffen, während jene es oft für groß halten, aus Menschen Automaten zu machen, deren sie zehntausend, wie einen, durch einen Federzug lenken können.

Als der alte Rajah von Tanjore das Ende seiner Tage nahe fühlte, rief er den edeln Schwarz im Jahr 1787 zu sich, stellte ihm seinen Thronerben, einen an Kindesstatt angenommenen, neunjährigen Knaben vor, und sagte: „Vater Schwarz, Sie sollen künftig Vater des Thronerben sein. — Ich übergebe das Kind in Ihre Hand und Pflege. Sie werden dasselbe und das Land nach meinem Tode wohl leiten!“ Ein Missionär gewöhnlichen

Schlages, wie man deren aus der Schule der Jeſuiten genug kennt, würde den Antrag ohne Zweifel mit tiefſter Beſcheidenheit angenommen haben. Schwarz aber erwiederte: „Euer Hoheit wiſſen, wie bereitwillig ich bin, Ihnen zu dienen; aber dieſer Befehl überſteigt meine ſchwachen Kräfte. Ihr Hof, Sie wiſſen es, iſt von Parteien bewegt. Ich kann nicht immer gegenwärtig ſein. Heiligere und ältere Verpflichtungen rufen mich oft ab. — Vielleicht würde ich monatlich kaum ein- oder zweimal den jungen Fürſten ſehen können. Ich fürchte, daß auf ſolche Weiſe Ihr Land in Verwirrung, das Leben des edeln Kindes ſelbſt in Gefahr gerathen könnte. Sie müſſen auf einen andern Ausweg denken.“

„Aber welchen rathen Sie mir an?“ fragte der Rajah.

„Sie haben einen Bruder,“ entgegnete Schwarz, „vertrauen Sie ihm den Sohn. Er ſoll Vater ſein. Er wird das Leben des Kindes und die Ruhe des Landes am ſicherſten bewahren.“

Der Rajah ward nachdenkend. — Am folgenden Morgen ward Schwarz in den Palaſt berufen. Der Bruder des Rajah und das Kind ſaßen im Prachtſaal unter einem Thronzelt. Unter den Anweſenden war auch ein brittiſcher Obriſt.

„Ich habe den Rath des Vaters Schwarz befolgt,“ sagte der Rajah, „mein Bruder iſt Vater dieſes Kindes. Er ſoll nach mir den Staat regieren; er wird, wenn das Kind volljährig iſt, als Vater gegen daſſelbe handeln. — Sie, meine Herren, ſind Zeugen deſſen, was ich hier ſage. Ich hoffe, die oſtindiſche Kompagnie wird meinen letzten Willen beſtätigen.“

Das Land Tanjore war im Jahr 1787 in der traurigſten Lage. Die Regierung hatte für nichts geſorgt, als eine lange Dürre die Aernte vernichtet hatte. Die Abgaben des Volks dauerten fort. Die Einwohner konnten den Druck nicht mehr ertragen. Viele wanderten aus. Man ſah ganze Städte und Dörfer faſt menſchenleer. Der Gouverneur fürchtete, die Auswanderungen mögten die allgemeinſte Hungersnoth zu Folge haben. Er berief alſo den frommen Schwarz, und trug ihm und drei andern Männern auf, über die Führung der Landesangelegenheiten Aufſicht zu führen. Der Rajah gab ihm die Anweiſung, den Einwohnern in ſeinem Namen zur erklären, daß künftig Alles gerecht und billig regiert werden ſolle. Schwarz that es. Sein Wort verbreitete ſich ſchnell. Auf ſeine Zuſage hatte Jeder Vertrauen. — Siebentauſend Ausgewanderte kamen auf einmal zurück; Familienweis folgten die Andern nach. Und obgleich ſchon die beſte Jahrszeit zum Anbau

des Landes vorüber war, griff doch Alles muthig zu den Ackerwerkzeugen und baute die Felder in Hoffnung besserer Zeiten wieder an.

Ein langes, thatenreiches Leben, ein tägliches Wiedererscheinen stiller und seltener Tugenden, eine heitere Frömmigkeit, welcher jede Lebensbequemlichkeit, jeder Rang, aller Eigennutz, aller Reichthum gleichgültig war, mußten den Missionär mit allgemeiner Ehrfurcht umringen. Christen und Heiden bewunderten ihn. Er schien ein göttlich geweihter Bote Gottes. Nur er selbst zweifelte an seinem Werthe, während er überall durch die herrlichen Wirkungen seiner Mühen hinwandelte. Der Hindu betrachtete ihn fast mit abergläubiger Hochachtung. Diesem Einzigen, der, in unbegrenzter Zuversicht auf die Gottheit, nichts fürchtete, schien nichts schaden zu können. — Man konnte sich noch lange davon erzählen, wie, da am 14. Januar 1772 der Pulverthurm der Festung von Tirutschinapalli in die Luft flog, und zahllose Menschen nahe und fern ums Leben kamen, oder verwundet wurden, er ruhig in seinem Zimmer saß, und die Kugeln, welche zerschmetternd um ihn her flogen, ihn unverletzt ließen. — Oder wie, als im Jahr 1773 eine ansteckende Seuche Tirutschinapalli verödete, daß binnen vierzehn Tagen mehr als tausend Menschen umkamen, er ohne Grauen, tröstend, helfend, segnend zwischen Kran-

ken, Sterbenden und Leichen umherwanderte, und die Pestilenz keine Macht an ihm hatte.

Auch sahen in späterer Zeit Heiden wie Christen den siebenzigjährigen Greis als ihren gemeinschaftlichen Vater und Schutzengel an. Und da er erkrankte, ward das Land voll Trauer. Hindus und Europäer drängten sich zu seinem Sterbebette. Auch der jetzige Rajah Serfodschi, damals noch Erbprinz des Reiches Tanjore, besuchte ihn. Schwarz wandte sich voll patriarchischer Hoheit gegen ihn und sagte: „Wenn mich Gott von hier abruft, Fürst, bitte ich Sie, ergeben Sie sich nicht der Liebe zum Prunk und nichtigem Glänzen. Darin besteht keine Fürstengröße. Sie haben meine Dienste zuweilen belohnen wollen. Ich fordere jetzt mit sterbender Stimme den Lohn: Handeln Sie gnädig gegen die Christen in ihren Staaten. Gerechtigkeitspflege ist die wahre Seele der öffentlichen Wohlfahrt. — Führen Sie regelmäßige Gerichtsstellen ein, und sorgen Sie dafür, daß überall unparteiisch und streng Recht gepflegt werde. Und wie sehr wünsche ich, daß Sie Ihrem Götzendienste entsagen, und dem allein wahren Gott, den Sie kennen, dienen mögten! Er sei Ihnen gnädig und gebe Ihnen Lust und Kraft, es zu thun."

Frommruhig, wie sein Leben, war sein Sterben. Im zweiundsiebenzigsten Jahre seines Alters,

am 13. Hornung 1798, ſtarb er zu Tanjore. Sein Leichnam ward in der Kapelle auſſerhalb des Forts beigeſetzt, die er in dem von der Königin Tulja Maha ihm geſchenkten Garten neben ſeinem Wohnhauſe hatte erbauen laſſen. Der Rajah wollte den Leichnam des Ehrwürdigen noch einmal ſehen. Der Fürſt ſank im tiefen Schmerz neben der Bahre nieder, benetzte mit einem Strom von Thränen die Leiche und bedeckte ſie darauf mit einem goldgeſtickten Kleide. — Auf dem Wege zum Grabe hatten die Chriſten beſchloſſen, ein Leichenlied zu ſingen; aber der Zudrang einer unüberſehbaren Volksmenge, und das Wehklagen der Armen, die ihren Vater verloren hatten, war ſo groß, ſo laut, daß der Geſang unterbleiben mußte.

Einige Jahre nach dem Tode Schwarzens errichtete ihm der Rajah Serfodſchi in der Kirche von Tanjore ein würdiges Denkmal von Marmor, um, wie ſich der Fürſt in einem Schreiben vom 28. Mai 1801 ausdrückte, „das Andenken unſers verſtorbenen, ehrwürdigen Vaters Schwarz unter uns zu verewigen, und meine Achtung öffentlich zu erkennen zu geben, die ich für den Karakter dieſes großen und guten Mannes in meinem Herzen trage.“ Der edelſinnige Hindufürſt ließ es nicht beim kalten Marmor bewenden. — Nie vergaß er das Wort des ſterbenden Gerechten. Noch mehrere Jahre nachher ließ er ſüdöſtlich von

Tanjore, sechszehn Meilen von dieser Hauptstadt ein sehr ansehnliches Gebäude zum Besten der Braminen und Reisenden aufführen, und weil er in demselben eine bedeutende Lehranstalt zur Erziehung hinduischer Kinder verschiedener Kasten angelegt hatte, begründete er auch, in zarter Anhänglichkeit an den vollendeten Schwarz, in einem nahe gelegenen Dorfe, für fünfzig arme Christenkinder eine Erziehungsanstalt. Auch befahl er, daß allen Bekennern des Christenthums in seinem Reiche, sie mögen Zivil- oder Militärstellen bekleiden, von ihren Vorgesetzten erlaubt werden solle, den Gottesdienst an Sonn- und Festtagen zu besuchen, und daß sie an solchen Tagen frei von Berufsgeschäften sein sollen.

So wirkte Schwarz von Sonnenburg. Er war ein Deutscher!

Ludwig Burkhard von Basel,

der Bereiser des innern Afrika's.

Eine der rühmlichsten Bestrebungen großherziger Privatleute unsers Zeitalters war die Wiedereroberung Afrika's für die Wissenschaft, für die Menschheit. Aber dies verlorne Afrika, welches zum Theil selbst dem Zeitalter Herodots bekannter als uns war, liegt unter seiner glühenden Sonne verborgen mit allen seinen Wundern, und verschlossen dem Entschlossensten, als wär' es von einer unsichtbaren Zaubermacht eifersüchtig gehütet. Auch Burkhard von Basel starb, da er im Begriff war, die Schwellen des afrikanischen Innern zu überschreiten, und konnte weder seine Sehnsucht, noch die Erwartungen der europäischen gebildetern Welt stillen. Es hatte dieser herrliche Schweizer das traurige Loos seiner Vorgänger; und doch war er nicht minder, denn sie alle, mit den erforderlichen Eigenschaften eines Weltentdeckers ausgerüstet.

So ging schon der muthige Friedrich Hornemann unter, der vom edeln Blumenbach in Göttingen dem Sir Joseph Banks empfohlen, von der afrikanischen Gesellschaft zu London erkoren, im Herbst 1797 Kairo erreichte. Es bleibt ein ehrenwerther Zug im Leben Napoleon Bonaparte's, daß dieser, da er Aegypten eroberte, und Hornemanns, des Deutschen, Anwesenheit und Bestimmung erfuhr, demselben sogleich nicht nur Schutz, Päße und Empfehlungen gab, sondern auch aufs freigebigste Summen zur Unterstützung des großen Unternehmens anbot. Es ist bekannt, wie Hornemann im Herbst des Jahres 1799 mit einer Karavane nach Fezzan zog; nach zehn Tagereisen das Dörflein Ummesogeir an Felsenwänden erreichte, zwei Tage später die von ihrem Dattelreichthum berühmte Oase Siwah in der Wüste sah mit Ummebeda's Trümmern, vielleicht Trümmern vom Tempel des Jupiter Ammon. Durch Schiaca, Augita, Harutsch das Schwarze (der Alten Mons ater) kam die Karavane durch die endlosen Ebenen des weissen Harutsch gen Temissa, an Fezzans Grenzen, und endlich nach vierundsiebenzigtägiger Reise in Murzuk, der fezzanischen Hauptstadt an. Von hier nach Tripoli machte Hornemann nur einen kurzen Abstecher. Schon im Jänner 1800 sah man ihn wieder zu Fezzan; von da reisete er

mit einer Karavane im April nach Burnu, dem Hauptort der nomadiſchen Tibbu's, ab. Und von da hörte man nichts Sicheres mehr über den muthigen Juſſuph (unter dieſem Namen reiſete er). Daß man ihn im Brachmond 1803 in den Gebirgen von Kaſchna geſehen, dieſe Sage eines mauriſchen Kaufmanns, welche der brittiſche Konſul zu Tripoli, Herr Donogh, nach Europa ſandte, belebte nur ſchwach die Hoffnung, den Wanderer wieder zu erblicken. Jetzt iſt ſie gänzlich erloſchen. Es iſt nur allzuwahrſcheinlich, daß es Hornemann geweſen, von welchem der Bei von Fezzan dem Schiffshauptmann Smith vor Kurzem erzählte, daß vor ſiebenzehn Jahren ihn ein Engländer auf einem Zuge ſüdwärts Fezzan begleitet habe, der an den Folgen eines Fiebers geſtorben und zu Ancalas begraben ſei.

Den Nachforſchungen Smiths über Hornemanns Leben danken wir zufällig noch einige merkwürdige Angaben vom Innern Afrika's. Der Mameluk Reis, Bei von Fezzan, erzählte dem Schiffshauptmann nämlich: Er habe unlängſt an der Spitze ſeines Kriegsvolks ſüdwärts von Murzuk einen Streifzug durch Burnu gethan bis in ein weites Land, von ſchönen Negern bewohnt, mit denen er feindſelig zuſammentraf. Er drang inzwiſchen bis zu einem großen Fluß, welchen er Nil nannte, und der nach Oſten ſtrömt. Auf

ſeiner Rückkehr ſei er zu den Trümmern einer unbekannten großen Stadt gekommen, deren zuſammengeſtürzte, weitläuftige Paläſte ſo voller Bildſäulen geweſen, als wenn ſie von denſelben bewohnt wäre. Dieſe Nachricht reizte Smiths Neugier in ſo hohem Grade, daß er ſich ohne anders entſchloß, die Stadt in der Wüſte ſelbſt zu ſehen. Man nannte ſie Ghirza oder Raz Sim.

Am 28. Hornung 1816 verließ Smith, begleitet von Janitſcharen, die ihm der Bei als Schutzwache mitgab, Tripoli; am 3. März kam er nach Benulyt. Hier ſchon vernahm er von der „verſteinerten Stadt", und wie er darin eine Menge von Männern, Weibern, Kindern finden würde, zwiſchen Pferden, Tigern, Kameelen, Straußen, Hunden, alle ſteinern, durch den Spruch des Schickſals über die ſündige Stadt. Durch eine traurige bergige Gegend kam Smith nach Zemzem, ungefähr drei bis vier engliſche Meilen von Ghirza. Und als er auf der berühmten Stelle anlangte, fand er ſeine Erwartungen gänzlich betrogen: nur einige übelgebaute Häuſer am Bruch eines Felshügels; nicht weit davon eine Anzahl Grabmäler in ſchlechtem Geſchmack gebaut mit unförmlichen Säulen, plumpen Knaufen und Frieſen und Gebälken; überladen mit elenden Darſtellungen in erhabener Arbeit von

Kriegern, Frauen, Hunden, Kameelen und andern Thieren, alles Zeugen rohen Anfangs der Bildhauerei. — Das also war die todte Stadt mit den versteinerten Muselmännern! und das ist ohne Zweifel auch das Nassim, welchem unsere Erdbeschreiber den Beisatz geben: „mit versteinertem Holz und Felsen.“

Nachdem alle Hoffnung auf Hornemann erloschen war, erboten sich der afrikanischen Gesellschaft zwei junge Männer zu Entdeckungsreisen. Der eine, Namens Fitzgerald, wollte vom Vorgebirg der guten Hoffnung ausgehen. Aber sein Antrag ward verworfen. Der andere, Namens Nicholls, wurde hingegen nach Kalabari, im Meerbusen von Benin, an der Sklavenküste, geschickt, um in die Fußtapfen des verschwundenen Mungo Park zum Niger zu gelangen. Nicholls kam im Jänner 1805 in Kalabari an, wo er von den Menschen, die aus dem Innern des Landes kamen, erfuhr, daß der Fluß Kalabar nicht weit hinauf schiffbar, sondern häufig durch Fälle unterbrochen und wildreissend sei. Nicholls war im Begriff, sich in die Wildnisse hineinzubegeben, als ihn das Fieber der Gegend befiel und hinwegraffte.

Nach diesem machte sich wieder ein Deutscher auf, das gefährliche Abentheuer zu bestehen; es

war Herr Röntgen von Neuwied, ein trefflicher Jüngling. Er hatte sich schon zu Göttingen ziemlich in Allem vorbereitet, was zum Gelingen seines Wagstücks führen konnte. Wie zart und schwächlich auch beim ersten Anblick seine Leibesgestalt schien, hatte er sich doch durch mannigfache Entbehrungen und Anstrengungen zu dem großen Werk abgehärtet, dem er in jugendlicher Begeisterung sein Leben weihen wollte. Er hatte sich selbst im Entbehren gewöhnlicher Lebensmittel, und seinen Hunger mit Insekten zu stillen geübt. Auf einer Fußreise durch Deutschland und in die Schweizeralpen, da er bald unter freiem Himmel, bald in Ställen übernachtete, hatte er den Versuch gemacht, sich der europäischen Bequemlichkeit zu entwöhnen. Auf derselben Reise war es, da der hoffnungsvolle Jüngling einige Tage bei dem Verfasser dieser Denkblätter verweilte, und mit demselben im Geiste die unbekannte Welt durchschwärmte. Gern hätte ich den Jüngling beredet, ein reiferes Alter (denn er hatte kaum zweiundzwanzig Jahre) zu erwarten, und bestimmtere Kenntniß in der Geognosie, Mineralogie und Botanik — besonders in Bezug auf die Tropenwelt — zu sammeln. Er war nicht zu halten. Mit einer Empfehlung von Blumenbach an Joseph Banks kam er nach England. Durch Unterschriften waren bald für

ihn drittehalbhundert Pf. Sterling gesammelt, die ihm für den ersten Ausflug hinlänglich schienen.

Im Jahr 1811 reisete er nach Afrika. Hier ward ihm Mogador der Hauptort, wo er sich an Sprache, Sitte und Himmel des Welttheils gewöhnen wollte, um dann als Muselmann und Sherif (die Beschneidung hatte er überstanden) mit einer Karavane nach Tombuktu zu gehen. Er erreichte sein Ziel nicht, für das er nur allzuheftig entzündet war. Und sein Glaube, es habe die Vorsehung eben seine Person erwählt und bestimmt, die Entdeckung Nordafrika's zu vollenden, trog ihn.

Man weiß sein Schicksal. Allzugutmüthig, allzubegeistert und allzuunvorsichtig ward er, wie in Europa, auch von Freunden in Afrika nicht vergebens gewarnt. Schon einmal hatte er sich den argwöhnischen Mauren verdächtig gemacht, als er auf der Reise beim ersten Anblick der Stadt Marokko und der hohen Bergkette des Atlas in so unmäßigen Jubel ausbrach, daß die Mauren, seine Reisegefährten, aus seinen Worten und Geberden schlossen, er sei toll geworden. Mit derselben Unvorsichtigkeit schloß er zu Mogador Bekanntschaft und Vertrauen mit einem gewissen Renegaten, der von deutschen Aeltern zu Yorkshire geboren, sich nach Afrika geabentheuert, den alten Glauben abgethan, und schon eine Wallfahrt nach

Mekka gethan hatte. Diesen Landstreicher, den man selbst zu Mogador nicht genug kannte, nahm Röntgen in seinen Dienst und zum Begleiter. Mit dieser Uebereilung verband er die zweite, daß er sich auf gut Glück in's wüste Afrika hineinwagen wollte, ehe er die arabische Sprache vollkommen geläufig reden konnte, also von seinem Begleiter mehr oder weniger abhängig, und den Mauren, als Fremdling, verdächtig werden mußte. — Genug, wider Rath, selbst wider Wissen seiner britischen Freunde zu Mogador, nur mit Ausnahme eines Einzigen, der ihn nicht mehr abhalten konnte, machte er sich auf, begleitet von seinem Renegaten und zwei Maulthieren mit Gepäck beladen. Dies bestand in zwei oder drei Haiks oder Wollendecken, einigen Handelswaaren, einem Arzneikästchen, einem Koran und arabischen Wörterbuch nebst wenigen mathematischen und astronomischen Werkzeugen. Röntgen hatte ausserdem ungefähr 700 Dollars bei sich, die er theils selbst, theils sein Reisegefährte im Gürtel trug.

Einige Tage später kam Nachricht: man habe ihn ermordet gefunden. In Mogado liefen verschiedene Muthmaßungen über den Mörder ein. Der allgemeinste Verdacht fiel auf den Renegaten. Der Kerl ward nachher nicht wieder gesehen. Man verhaftete zwar einen armen Araber späterhin in Marokko, der, um Salz zu kaufen, einige Sachen

feil bot, die dem unglücklichen Rontgen gehört zu haben schienen; der Araber konnte aber, auch gefoltert, zu keinem aufklärenden Geständniß gebracht werden.

Wir wollen hier nichts von Legh's Wanderung durch Aegypten und Nubien, nichts von den unwillkührlichen Reisen des Neilli und Adams durch die Wüsten von Sahara, oder des Hauptmanns Light Reise sagen; nichts von dem Unglück des wackern Schiffshauptmanns Tukey auf der Zaire — es ist bekannt genug —, sondern uns auf die Lebensanzeige des Schweizers Ludwig Burkhard von Basel beschränken, der wohl des dankbaren Gedächtnisses der Zeitgenossen und Nachkommen würdig ist, für die er sich opferte. Es sind diese Nachrichten zum Theil aus den Angaben geschöpft, welche seine britischen Freunde im Edinburgher Quaterly Review 1818 bekannt machten; zum Theil aus denen, welche, zur Berichtigung oder Ergänzung, einer seiner Verwandten in Basel mitgetheilt hat.

J. Ludwig Burkhard, der jüngere Sohn aus einer der angesehensten Familien von Basel in der Schweiz, war zu Lausanne geboren, den 25. November 1784. Zu einer Zeit, da Frankreichs Gewaltherrschaft der Jugend des Festlandes fast jeden Weg zur höhern Auszeichnung, ausser dem Kriegerstand, verschlossen hatte kam er, der

diese Laufbahn nicht betreten wollte, nach England, mit einem Empfehlungsschreiben an Sir Joseph Banks versehen. Nach einem kurzen Aufenthalte in London bot er seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft an. Das Ergebniß von Parks erstem Versuch belebte seine Hoffnung eines endlichen Erfolgs viel stärker, als das unglückliche Schicksal von Houghton, Hornemann und Ledyard solche daniederschlug. Mit dauerhafter Gesundheit, gefälligem Aeußern, Adel der Denkart und Fähigkeit, seine Anlagen durch Anstrengung in jedem Fache, das zu seinem Unternehmen dienlich schien, zu vervollkommnen, wurde er alsobald in den Dienst der afrikanischen Gesellschaft aufgenommen, und erhielt von mehrern Seiten jede Unterstützung, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, denen er seine Aufmerksamkeit geschenkt, nur immer erforderte.

Burkhard verließ England den 2. März 1809, schiffte nach Malta, und von da nach Aleppo, wo er den 6. Juli d. J. anlangte. Hier und zu Damask brachte er einen großen Theil der drei folgenden Jahre zu, während welcher er verschiedene Ausflüge nach dem Hauran und Lesgien machte, die Ruinen von Palmyra und Baalbek besuchte; einige Zeit unter den Turkomanen in den nördlichen Provinzen Syriens verlebte, und sich in der Kenntniß der Religion, Sitten und

Sprache der muhamedanischen Araber vervollkommnete, indem er sich öfters und lange unter den Beduinen der Wüste aufhielt. Die Frucht seiner Nachforschungen in diesen Ländern, die er lediglich als vorbereitend zu seinem großen Entwurfe betrachtete, befindet sich gegenwärtig in den Händen der afrikanischen Gesellschaft, in Form von Tagebüchern, und von politischen, geographischen und statistischen Notizen.

Am 18. Juni 1812 reisete er von Damask nach Kairo, und indem er der gewöhnlichen Straße längs der Seeküste und durch die Wüste zwischen El Arisch und den Grenzen von Aegypten auswich, und in der Verkleidung des ärmsten Beduinen vom heiligen Land östlich des Jordans bei Ezalt ins steinige Arabien und durch die große Wüste El Ty seinen Lauf richtete, kam er am 4. September nach Kairo, wo er die erste Gelegenheit, ins Innere von Afrika zu dringen, ergreifen wollte, die ihm die Abreise einer Fezzanischen oder Darfourkaravane anbieten mochte.

Da er jedoch fand, daß dieses nicht so bald geschehen könnte, beschloß er in der Zwischenzeit, Aegypten und das Land oberhalb der Wasserfälle zu durchforschen, und war so im Stande, zwei sehr schwierige und denkwürdige Reisen ins alte Aethiopien zu vollbringen; die ein längs der Ufer

des Nils, von Assuan nach Dar el Mahaß an den Grenzen von Dongola, in den Monaten Februar und März 1813, während welcher er viele Ueberr.ste alter ägyptischer und nubischer Baukunst, mit griechischen Inschriften, entdeckte, wie solche in den Tempeln von Philä vorkommen; die andere Reise vom März bis Juli des folgenden Jahres durch Nubien nach Suakim und Djedda. Die Beschreibung dieser Reise enthält die besten Angaben, die man je in Europa über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Handlung, Manufakturen und Regierungsform dieser Wiege alter ägyptischer Weisheit erlangt hat.

Unsers Reisenden nächster Ausflug scheint von Kairo nach der Halbinsel von Arabien gewesen zu sein, um die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. In ersterer brachte er vier bis fünf Monate zu, indem er seine Bemerkungen unter dem Karakter eines mahomedanischen Hadie's oder Pilgrims in Sicherheit sammelte, unterstützt durch allen Vortheil einer vollkommenen Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der Einwohner, die er nunmehr erlangt hatte.

Sein Aufenthalt in diesem Theile des Ostens brachte ihn nothwendigerweise in Berührung mit den Wechabiten, und die afrikanische Gesellschaft hat von ihm, auser einer vollständigen Beschreibung von Mekka und von den frühern und

ſpätern abergläubiſchen Begriffen, die in dieſem Erdtheil herrſchten, auch eine ſehr ausführliche Darſtellung von dem Urſprung und Fortgang jener auſſerordentlichen Sekte von mahomedaniſchen Puritanern erhalten, die ihre ganze politiſche Geſchichte umfaßt, von Gründung dieſer Sekte vor fünfzig bis ſechszig Jahren durch Abd el Wahab und Mohammed Ibn Saoud, bis zum Frieden zwiſchen Abdullah Ibn Saoud und Toofen Paſcha von Seite Mahommeds Ali Paſcha von Aegypten im Jahr 1815.

Burkhards letzte Reiſe war von Cairo nach dem Berge Sinai und der öſtlichen Küſte des rothen Meeres. Das Tagebuch dieſer anziehenden Reiſe iſt mit einer Menge geſchichtlicher Bemerkungen über den frühern Zuſtand des Landes durchſäet, und am Schluſſe befindet ſich eine Abhandlung über die Wanderungen der Iſraeliten nach ihrem Auszug aus dem Reiche Pharao's.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß auſſer dieſen Werken die Geſellſchaft noch eine Menge Bemerkungen über das Innere von Afrika und mehrere Wörterbücher afrikaniſcher Sprachen Hrn. Burkhard verdankt, die dieſer von den Eingebornen geſammelt, welche Aegypten während ſeines dortigen Aufenthalts beſuchten.

Auch befindet ſich dabei eine Reihe von neunhundert neunundneunzig arabiſchen Sprichwörtern

in der Ursprache mit englischer Uebersetzung und Erklärung ihrer verschiedenen Anspielungen, und eine getreue und geistreiche Uebersetzung eines burlesken epischen Gedichtes in der Volksmundart von Kairo, dessen Hauptgegenstand ein Streit zwischen Wein und Bast ausmacht. Letzteres ist nämlich eine allgemeine Bezeichnung für alle berauschende Substanzen, die aus Hanfblumen und Opium bereitet und in Form von Pasten, Pillen oder Konfekt gebracht werden.

Das ist jedoch nur ein geringer Theil der Arbeiten dieses ausserordentlichen Menschen, dessen Vortrefflichkeit und Ausdauer ihm gewiß, bei längerm Leben, einen hohen Rang unter den berühmtesten Reisenden dieses oder irgend eines Zeitalters erworben hätten. In der That hat er Sammlungen hinterlassen, denen kaum ähnliche von irgend einem seiner Vorgänger an die Seite zu stellen sind, sowohl in Rücksicht auf das Anziehende und Wichtige des Inhalts, und der Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, als auch selbst in Rücksicht auf Adel der Schreibart, obwohl in einer ihm fremden Sprache verfaßt.

Der letzte Bericht Burkhards ist, wie wir hören, vom 25. März 1817, da der annähernde Sommer ihm die angenehme Aussicht eröffnete, mit einer Karavane nach Murfuk abzureisen, und einen Weg zu machen, den er schon lange als

den zweckmäßigsten angesehen, ihn zum Ziele zu führen, das schon seit mehrern Jahren die Aufgabe seines Lebens gewesen war.

Seine Gefühle bei dieser Gelegenheit, die mir aus einem der letzten Briefe, der ihm zu schreiben vergönnt war, ausheben, können gegenwärtig nicht ohne die Empfindung des tiefsten Bedauerns betrachtet werden.

„Ich schreibe an Sir Joseph Banks und wiederhole Ihnen, daß ich in ungeduldiger Erwartung einer Karavane nach Libien bin, und habe mich schon lange bereit gehalten, bei der ersten Nachricht aufzubrechen. Ich verlasse Aegypten nunmehr desto lieber, da meine Tagebücher nicht mehr in einem unausgearbeitten Zustande sind; wie dies vor einem Jahre der Fall gewesen wäre, und auf meinen künftigen Reisen wird mir der Gedanke nicht wenig Trost gewähren, daß, welches auch mein Geschick sei, doch bereits einiger Nutzen aus meinen Nachforschungen entsprungen ist, und daß die Gesellschaft bereits mehrere Tagebücher von mir besitzt, die über neue und merkwürdige Länder Auskunft geben."

So war die lebendige und mißbegierige Hoffnung, mit welcher er sich an die abreisende Karavane anzuschliessen gedachte. — Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 5. Okto-

der 1817 wurde er plötzlich von einem Durchfall ergriffen, welcher, der Hilfe eines englischen Arztes ungeachtet, ihn am 15. des gleichen Monats allzufrüh der Welt entriß.

Keine Worte können besser die letzten Augenblicke dieses beklagenswerthen jungen Mannes schildern, als ein Brief des englischen Generalkonsuls in Aegypten an den Sekretär der afrikanischen Gesellschaft, von welchem Folgendes der Auszug ist:

„Ich habe die traurige Pflicht, Ihnen sehr herzzerreissende Botschaft mitzutheilen. Unser theure Reisende und Freund, Sheik Ibrahim (so nannte sich Burkhard) ist nicht mehr. Er starb letzten Mittwoch, nach einer Krankheit von zehn Tagen, an einer Dysenterie, gegen welche die ganze Kunst des Dr. Richardson nichts vermochte. Dieser Arzt, in Begleitung des Lord Belmore reisend, befand sich glücklicherweise gerade zu Anfang des Uebels gegenwärtig und besorgte den Kranken mit großer Güte und unermüdetem Eifer während des ganzen Verlaufs des Leidens; der Doktor versicherte mir, noch keinen Fall gesehen zu haben, wo die Natur so wenig Anstrengung zur Besserung gemacht hätte. Die Krankheit ward unaufhaltsam schlimmer und schlimmer, bis das traurige Opfer ihrer Zerstörung unterlag. Mittwoch Morgens war die Gefahr seiner

Lage offenbar, und er selbst fühlte so deutlich sein herannahendes Ende, daß er nach mir schikken ließ.

„Sogleich begab ich mich zu ihm hinüber, und kann nicht beschreiben, wie schrecklich die Veränderung war, die in so kurzer Zeit mit ihm vorgegangen. Dienstags vor einer Woche war er noch in meinem Garten mit aller anscheinenden Gesundheit gelustwandelt, indem er mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Kraft sich unterredete. Gegenwärtig vermochte er kaum seine Worte auszusprechen, war von leichenblasser Farbe, mit kaltem klebrigem Schweiße bedeckt, und hatte die ganze todverkündende Unruhe eines Sterbenden; jedoch behielt er sein Bewußtsein vollkommen ungetrübt, war erstaunlich fest und gesammelt und bat mich, Feder und Papier zu nehmen, und niederzuschreiben, was er mir diktiren würde. Folgendes sind so zu sagen vollkommen seine eigenen Worte.

„Sollte ich nunmehr sterben, so ersuche ich Sie, auf Hrn. Hamilton 250 Pf. Sterling zu ziehen, die mir die afrikanische Gesellschaft noch schuldig ist. Von diesem und demjenigen, was ich den Händen des Hrn. Boghoz habe, nämlich 2000 Piaster, machen Sie folgende Vertheilung: Bezahlen Sie meinen Antheil an dem Memnoni-

schen Kopf *). (Dieses wiederholte er nachher öfters, wahrscheinlich aus Furcht, ich möchte glauben, daß er schon genugsam dazu beigetragen hätte, wie ich früher geäußert.) Geben Sie 2000 Piaster dem Osman (einem Engländer, den ich auf Scheik Ibrahims besondere Fürbitte den Pascha vermocht hatte, freizulassen); 400 Piaster meinem Diener Shaharry. Mein Sklav und meine Sklavin, sammt allem, was ich noch im Hause besitze, welches nicht viel ist, sollen dem Osman zukommen."

„Senden Sie 1000 Piaster den Armen meiner Vaterstadt. Meine ganze Bibliothek, mit Ausnahme meiner europäischen Bücher, wünsche ich der Universität Cambridge zu schenken, unter der Aufsicht des Bibliothekars Dr. Clarke, auch mit Inbegriff derer, die sich in den Händen meines Freundes Sir Joseph Banks befinden. Meine europäischen Bücher vermache ich Ihnen, Hr. Salt. Aus meinen Schriften treffen Sie eine Wahl, die Ihnen dienlich scheint, und übersenden solche an Hrn. Hamilton für die afrikanische Gesellschaft. Es ist nichts darunter über Afrika. Ich wollte in zwei Monaten mit der Karavane aufbrechen, die

*) Ein kolossaler steinerner antiker Kopf, den Burkhard und der Generalkonsul auf gemeinschaftliche Unkosten nach England bringen liessen.

von Mekka zurückkehrt, und nach Fezzan gehen, und von dort nach Tombuktu. Aber es iſt anders beſchloſſen. — Meinen Freunden den herzlichſten Gruß.“ Dabei benannte er mehrere Perſonen, mit denen er vertrauten Umgang hatte. Dann ſchwieg er ſtill und ſchien innerlich bewegt zu ſein. Endlich ſagte er mit großer Anſtrengung: „Laſſen Sie durch Hrn. Hamilton meine Mutter von meinem Tode benachrichtigen, und ihr ſagen, daß meine letzten Gedanken immer bei Ihr geweſen ſind.“ Seiner Mutter Namen wurde ſichtbar von ihm einige Zeit zurückgehalten, als ob er ſich nicht Kraft zugetraut hätte, ſolchen zu berühren. Auch lag in dem Ausdruck ſeines Geſichts, als er von ſeiner vorgehabten Reiſe ſprach, ein deutlicher Kampf zwiſchen fehlgeſchlagener Hoffnung und männlicher Ergebung.

„Vielleicht wurde wohl auf keinem Sterbebette weniger von der Schwachheit der menſchlichen Natur gezeugt. Etwa ein Viertel vor zwölf Uhr in der Nacht verſchied er ohne den geringſten Seufzer ungefähr ſechs Stunden nach obiger Unterredung. Sein Leichenbegängniß war, wie er ſelbſt gewünſcht, nach muhamedaniſcher Sitte, ganz dem angeſehenen Range gemäß gehalten, den er in den Augen der Eingebornen beſaß. Ich kann Ihnen verſichern, daß ſein Verluſt mir ein harter Schlag geweſen iſt. Ich bewunderte ſeine Talente,

seine hohe Rechtschaffenheit, und seinen edeln unabhängigen Karakter, und da ich täglich Zeuge der ungemeinen Klugheit war, mit welcher er sich gegen die Eingebornen betrug, so hatte ich mir die günstigsten Hoffnungen zu dem endlichen Gelingen seines großen Unternehmens gemacht, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Ich liebte ihn auch wegen seines guten Herzens, welches sich gegen Alle, die er im Unglück wußte, auf die freigebigste Weise offenbarte, wozu er bei seinem beschränkten Einkommen sich oft nicht bloß überflüßige, sondern auch wesentliche Lebensbedürfnisse versagen mußte. Seine Unterhaltung war überaus angenehm; ein lebhaftes Funkeln in den Augen, und ein mannigfaltiger Ausdruck in der Haltung, wenn er sich belebte, erweckten die wärmste Theilnahme in dem Geiste der Personen, an die seine Rede gerichtet war, und die Wärme und Kraft seiner Gesinnung und seines Ausdrucks erwiesen sattsam, daß er von Herzen sprach.

„Einen Menschen, der bloß eigener Zwecke wegen gegen die Interessen der menschlichen Gesellschaft handelte, verabscheute er so sehr, daß er von einem solchen nicht mit Geduld sprechen konnte.

„Täglich pflegte er mich in meinem Garten in den Nachmittagsstunden zwischen drei und sechs Uhr zu besuchen. Aber selten ließ er sich zum

Mittagseſſen erbitten, da dieſes ſeine gewohnte Lebensweiſe zu ſehr ſtörte. Ueber alle Maaßen war er beſonders gegen Reiſende, die Aegypten beſuchten, gefällig. Er gab ihnen alle mögliche Anweiſung über den beſten Weg, den ſie verfolgen mußten. Kaum eine Woche vor ſeinem Tode war er beſchäftigt, Bücher für Lord Belmore anzukaufen, und fand darunter ein Exemplar des Antar's *) für Ihren Bruder, daß ſich gegenwärtig in meinen Händen befindet."

*) Der Antar, ein ariſches Gedicht, über welches ſich Burkhard in einem andern Briefe mit vielem Lobe äußert.

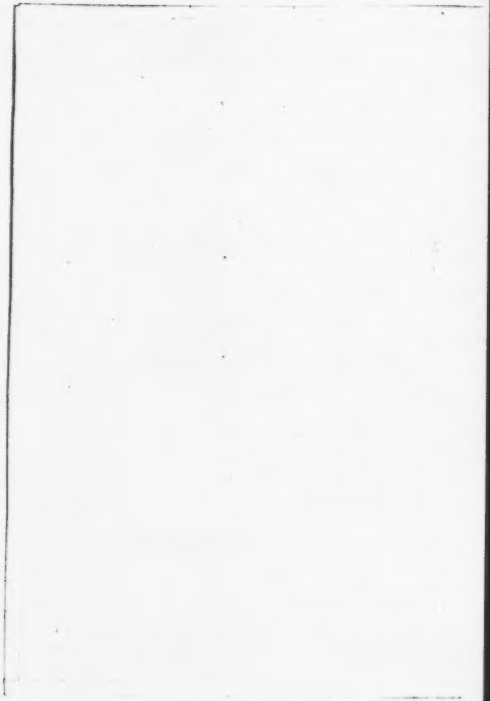

Neue Verlagsbücher,

welche bei

Heinrich Remigius Sauerländer

in Aarau

und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz um beigesetzte Preise zu haben sind.

Erheiterungen, herausgegeben von Heinrich Zschokke. Funfzehnter Jahrg. 1825. 8. geh. 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Diese beliebte Zeitschrift wird mit fortdauerndem Beifall aufgenommen und ununterbrochen fortgesetzt werden. Die vollständige Sammlung vom ersten bis dreizehnten Jahrgange, von 1811 bis 1823, ist nun in einem herabgesetzten Preise zu 39 thlr oder 55 fl. netto durch alle Buchhandlungen noch zu haben.

Eben so ist auch die vollständige Sammlung von den **Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit**, gesammelt von Heinr. Zschokke, in sieben Jahrgangen, von 1817 bis 1823, noch um den herabgesetzten Preis zu 18 thlr. 16 gr. oder 28 fl. netto im Buchhandel zu erhalten.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrene; ein Volksblatt. Zweiundzwanzigster Jahrgang, 1825. gr. 4. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Dieses in der Schweiz stets beliebte Volksblatt ist unter allen Ständen viel gelesen, und daher auch zu öffentlichen Bekanntmachungen jeder Art geeignet.

Stunden der Andacht. Acht Theile in zwei Bänden. gr. 8. Neunte ganz wohlfeile Ausgabe in Bibeldruckformat. Auf ordinarem Papier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. Auf weißem Papier 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Von dieser wohlfeilsten Ausgabe sind nun die beiden Bände erschienen, welche acht Theile des ganzen Werkes enthalten; es wird dabei zugleich ein Ersparniß des Einbandes für sechs Bände bezweckt. Somit ist mein Vorhaben erfüllt, auch dem Unbemittelten ein Werk käuflich zu machen, das seinen hohen religiösen Werth unter allen Menschenklassen darthut.

Unterhaltungsblätter
für
Welt- und Menschenkunde.

Wöchentliche Uebersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball.

Zweiter Jahrgang 1825.

Bei den vielfältigen und reichhaltigen Erscheinungen in der Literatur Englands, Frankreichs, Deutschlands und anderer Länder in und ausser Europa, wird es für den Staatsmann, den Gelehrten, den Geschäftsmann und für jeden Gebildeten gewissermaßen zum Bedürfnisse, einer solchen Zeitschrift einige Aufmerksamkeit zu widmen, welche von dem Bemerkenswerthesten auf dem Erdball eine wöchentliche gedrängte und ge-

diegene Ueberſicht gewähret. Denn wer möchte auch die hinreichende Zeit und Muße finden, und die beträchtlichen Koſten darauf verwenden, auch nur die vorzüglichſten und intereſſanteſten Werke aus allen Ländern eigenthümlich zu beſitzen, und ganz zu durchgehen, welche alljährlich erſcheinen!

Daher ſahen ſich die Herausgeber und Verleger veranlaßt, den Plan dieſer allenthalben gern geleſenen **Unterhaltungsblätter** mit dem **zweiten** Jahrgange mehr zu erweitern, und denſelben nicht nur einen größern Raum, ſondern eine möglichſt **größere Gediegenheit** zuzuſichern. Sie haben dabei die feſte Ueberzeugung, daß die Leſewelt, der es um mehr als alltägliche Nahrung, der es um geiſtiges Vergnügen, um Wahrheit und Kraft in den Werken der fortſchreitenden Zivilſation zu thun iſt, weder ihr Beſtreben verkennen, noch dem Unternehmen ſelbſt die nothwendige Aufmunterung verſagen werde.

Mit dem Beginn dieſes zweiten Jahrganges werden alſo, ſtatt der bisherigen wöchentlichen 1½ Bogen, regelmäßig 2 bis 2½ Druckbogen, im gleichen Format, wie bisher, erſcheinen. Auſſerdem ſollen alle 14 Tage literariſche Beilagen von ½ Bogen beigefügt werden, welche eine gedrängte **Ueberſicht** von allem dem enthalten, was in der Literatur, der Kunſt und in den übrigen Wiſſenſchaften Merkwürdiges und Beachtungswerthes erſchienen iſt, nebſt intereſſanten Anzeigen und Beurtheilungen über verſchiedene Gegenſtände.

Der Inhalt der Unterhaltungsblätter für dieſes

Jahr wird demnach folgender sein: Moralische und philosophische Betrachtungen über Alles, was die Menschheit interessiren kann, über Bildung und Religion der verschiedenen Völker der Erde, über Politik, Staatswissenschaft, Finanzen, Militärstand, bürgerliche Verfassung, innere Verwaltung, Handel, Industrie, Polizei u. s. f.; Reisen in die Nähe und Ferne, moralische Schilderungen und Kopien, Statistik und Naturgeschichte, Literatur und deren Fortschritte, Beurtheilungen und Auszüge aus den neuesten Werken in allen Sprachen, Kunst-Erzeugnisse und Erfindungen, Kritiken und Schattenrisse, Karakterzüge und Sittentafeln von Nationen und vorzüglich von großen Städten, Lebensskizzen ausgezeichneter Männer, historische Uebersicht der neuesten Zeitereignisse, scherzhafte Aufsätze, Anekdoten, zollfreie Gedanken u. s. f.

Zudem werden am Schlusse eines jeden Stücks beigefügt: Mannigfaltige Notizen und Korrespondenz-Nachrichten über historische, wissenschaftliche, geographische und andere interessante Gegenstände; über Theater und die vorzüglichsten dramatischen Erscheinungen auf den verschiedenen Schaubühnen Europens und ihre ersten Künstler; über Alles, was im ganzen Sinn des Worts Kunst betrift, so wie über Erfindungen, Erzeugnisse der Industrie; über gelehrte

Gesellschaften, Preisaufgaben und andere wissenschaftliche Gegenstände; über Alterthümer, Nachgrabungen, Entdeckungen, Museums und über bedeutende Sammlungen in diesem Fache.

Das Ganze wird einer eben so strengen als unparteiischen Auswahl unterworfen sein, und das Anstößige in jeder Hinsicht wird eben so sorgfältig, als das Alltägliche, vermieden werden. Der Inhalt soll neu, frisch, lebendig, gedrängt und kraftvoll sein.

Der Preis des zweiten Jahrgangs für 1825 ist innerhalb der schweizerischen Eidsgenossenschaft auf 16 Schw. Franken festgesetzt; im Vergleich der beträchtlichen Ausdehnung dieses Instituts folglich nur eine geringe Erhöhung von 2 Fr. 10 S., welche besonders bei mehrern Mithaltern für ein Exemplar eine gewiß unbedeutende Ausgabe für jeden beträgt.

Für West- und Süd-Deutschland ist der Preis des ganzen Jahrganges für 1825 auf 12 fl. rhein. festgesetzt, und man kann sich dafür in allen bekannten Buchhandlungen um diesen bestimmten Preis abonniren. Eben so werden auch sämmtliche Postämter und Zeitungs-Expeditionen darauf Bestellungen annehmen, welche von denselben an die schweizerischen Grenz-Postämter zu Aarau, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Zürich einzusenden sind.

Für Nord-Deutschland ist der Preis des ganzen Jahrgangs für 1825 wegen der wei-

tern Entfernung und der portofreien Versendung bis Leipzig auf acht Thaler festgesetzt, und man kann sich dafür in den sämmtlichen Buchhandlungen abonniren.

Von dem ersten Jahrgange für 1824 sind nur noch wenige vollständige Exemplare bei mir vorräthig, da die ganze Auflage beinahe vergriffen ist, und noch fortwährend Bestellungen darauf eingehen, welche um den bisherigen Preis von 13 Fr. 5 Batzen, oder 9 fl. rhein., oder 6 Thaler erlassen werden.

Eben so erscheint auch in meinem Verlage das vielgelesene Wochenblatt: Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote für das Jahr 1825, wo für der Preis des ganzen Jahrganges 5 Fr. oder 3 fl. 20 kr. mit der Stempelgebühr ist; es ist dasselbe unter allen Ständen in der Schweiz verbreitet, und wird seit 21 Jahren mit stetem Beifall aufgenommen. In das Ausland und im deutschen Buchhandel werden jedoch davon keine Versendungen gemacht.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Ankündigung

über

die zehnte Auflage

der

Stunden der Andacht,

8 Theile in 4 Bänden und in größerer Druckschrift.

Da die neunte wohlfeilste Auflage in Bibeldruckformat nun beendiget, aber auch der ganze Vorrath derselben beinahe schon wieder vergriffen ist, und von 9000 Exemplaren kaum noch einige Hundert übrig sind, so wird nun die zehnte Auflage im Druck angefangen, und noch im Laufe dieses Jahres fertig erscheinen. Die tägliche Nachfrage macht es nöthig, diese zehnte Auflage wieder mit größerer Schrift zu drucken, welche dem Bedürfniß für schwache Augen mehr entsprechen wird. Bei sorgfaltiger Oekonomie des Drucks ist es auch möglich geworden, daß zwei Theile der frühern Auflage in einen Band von 40 Bogen gebracht werden können; folglich werden acht Theile nun in vier Bände eingetheilt, und dadurch jedem Käufer ein Ersparniß des Einbandes für vier Bände bewirkt, wodurch die Anschaffung dieses geschätzten Werkes auch noch erleichtert wird.

Es kann ferner auch bei solcher Oekonomie des Drucks noch ein wohlfeilerer Ladenpreis angesetzt werden, so daß ein vollstän-

diges Exemplar in 4. Bänden von dieſer zehnten Auflage nicht mehr als 6 fl. oder 4 Thlr. auf gutem halbweißem Papier koſten ſoll. — Es wird auch überhaupt die ganze Auflage nur auf eine Sorte Papier gedruckt, und weder eine Ausgabe auf ganz weißem, noch eine andere auf grauem Papier erſcheinen, ſondern dieſe zehnte Auflage nur allein auf einer ſaubern halbweißen Mittelſorte gedruckt werden, ſo wie ich überzeugt bin, daß dies dem großen allgemeinen Bedürfniß entſprechen wird. Da ich bereits in einer frühern Anzeige den Preis für die zehnte Auflage vorläufig auf 7 fl. 30 kr. oder 5 Thlr. angeſetzt hatte, ſo ermangele ich nicht, hiermit ausdrücklich die Berichtigung zu machen, daß nun der wohlfeilere Preis von 6 fl. oder 4 Thlr. für die zehnte Auflage, vermittelſt der größern Oekonomie des Drucks, ſtatt finden kann.

Der erſte Band, die erſten zwei Theile enthaltend, wird bis zur nächſten Oſtermeſſe 1825 erſcheinen, und ſo von drei zu drei Monaten die folgenden Bände, alſo, daß das vollſtändige Werk noch vor Ende dieſes Jahres, in allen Buchhandlungen ferner zu haben ſein wird.

Das Bedürfniß rein evangeliſcher Erbauungsbücher ſcheint in gegenwärtigem Zeitpunkt, trotz gefliſſentlichem Beſtreben, die alte Dämmerung vergangener trüber Jahrhunderte wieder zu verbreiten, dringender und lauter ſich darzuthun. Die ungemein ſchnell auf einander gefolgten Auflagen dieſer Andachtsſtunden, ihre weite Verbrei-

tung unter allen denkenden Christen, in allen Gegenden, wo mit deutschen Zungen geredet wird, sind unverkennbare Beweise, daß das reine und wahre Evangelium und die unverfälschten Lehren Jesu Christi auch heute und immerdar eine zahllose Menge Verehrer finde. Mit Zuversicht kann dieses Erbauungsbuch allen verständigen Christen als ein wahrhaft religiöses Hand- und Hausbuch empfohlen werden, das für den unbemittelten Bürger, wie für den Landbewohner, geeignet und verständlich ist, und von Jedermann nun um den billigsten Preis angeschafft werden kann.

Für diejenigen, welche sich für die Verbreitung dieser Stunden der Andacht im Kreise ihrer Freunde auch fernerhin verwenden mögen, habe ich wieder einen billigen Partiepreis für fünf Exemplare festgesetzt, die um 24 fl. oder 16 Thlr. netto erlassen werden, und wozu das sechste Exemplar unentgeldlich beigelegt wird, mit der Bedingung jedoch, daß solches wieder gratis an eine christlich lebende Familie, oder an brave und rechtschaffene Personen erlassen werde, die ausser Stand sind, sich dasselbe anzuschaffen. — Es sind überdies auch von dieser Ausgabe wieder Exemplare für ganz unbemittelte Personen bestimmt, welche das Werk unentgeldlich erhalten, sobald sie ein glaubwürdiges Zeugniß ihrer Unvermögenheit einsenden. — Man bittet jedoch, dergleichen Begehren nicht direkte mit der Post an mich einzusenden, sondern sich desfalls an eine nahe gelegene Buchhandlung zu

wenden, wo sich immer Gelegenheit darbietet, mir solches zu übermachen.

In Betreff der Partiepreise für fünf Exemplare habe ich noch hauptsächlich zu bemerken, daß keine andere Buchhandlung sich mit Bestellungen zu diesen Preisen befassen kann, sondern daß man sich desfalls nur allein an die Verlagshandlung des Endesunterzeichneten zu wenden hat.

Aarau, den 25. Januar 1825.

H. R. Sauerländer.

Es sind nun die ersten Bände von Zschokke's sämmtlichen ausgewählten Schriften in allen Buchhandlungen vorräthig, wo solche von den Literaturfreunden eingesehen werden können. Die Auswahl wird mit aller Sorgfalt getroffen, und die historische Abtheilung wohl mehr als fünfzehn Bände stark werden, um sie möglichst vollständig zu liefern. Die ganze Sammlung von 24 Bändchen, mit neuen Lettern gedruckt, wird in einer niedlichen Ausgabe auf weißem Papier à 16 fl. oder 10 Thlr. 8 Gr. und auf halbweißem Papier à 12 fl. oder 8 Thlr. erlassen, welche auch in zwei Terminen entrichtet werden können, um jegliche Erleichterung in der Anschaffung zu gewähren. Der Subskriptionstermin ist in allen Buchhandlungen bis nach der Ostermesse offen, um solche Wohlfeilheit des Preises noch benutzen zu können, indem ein Bändchen von 20 bis 24 Bogen nur auf 30 kr. oder 7½ Bz. zu stehen kommt.

Auszug aus der Beilage zur neuen Zürcher Zeitung Nr. 47.

Es konnte vor etwas mehr als drei Jahren für ein fast gewagtes Unternehmen gelten, als ein, damals auſſer seiner Vaterstadt noch wenig gekannter Zürcher eine neue französische Sprachlehre für Deutschland erscheinen ließ, und mit verdienstvollen, vielgerühmten und glücklichen Vorgängern in die Reihe trat. Es geschah dies aber mit so viel durch Studium und Uebung erworbener gründlicher Einsicht und mit so anspruchloser Bescheidenheit zugleich, daß die kleine Wagniß sehr bald als glücklich bestanden durfte angesehen werden, und der achtungswürdige Verfasser der Vervollkommnung des Buches seine meiste, leider kurze, noch übrige Lebenszeit widmen, die zweite vielverbesserte Ausgabe anderthalb Jahre später selbst liefern und in seiner Sprachlehre das Werk hinterlassen konnte, das länger als andere, wenn gleich ebenfalls verdienstliche Schriften, seinen Namen erhalten und ein weit verbreitetes Zeugniß wie seines Fleißes, so seines Scharfsinnes, seiner Bildung und Geschmackes bleiben wird. Eine dritte Auflage des Buches ward im vierten Jahre seines Daseins erfordert, und es fand sich unter des Verfassers jüngern Mitbürgern einer, der in des Vorgängers Fußtapfen tretend und mit Achtung für sein Verdienst erfüllt, die Lieblingsarbeit desselben weiter zu pflegen und ihr fortschreitende Vervollkommnung zu Theil werden zu lassen, den Willen und die

Kraft beſaß. Die neue praktiſche franzöſiſche Grammatik, oder vollſtändiger Unterricht in der franzöſiſchen Sprache. Von Kaſpar Hirzel. Dritte neu bearbeitete und vermehrte Ausgabe von Konrad von Orell, Lehrer an der Bürgerſchule in Zürich, iſt bei Heinrich Remigius Sauerländer in Aarau bereits wieder im alten Ladenpreis à 54 kr. erſchienen, und dafür im Buchhandel allenthalben zu haben.

Des Buches Einrichtung und Verdienſt ſind ſehr bekannt und für einleuchtende linguiſtiſche Erörterungen können unſere Blätter ſich nicht eignen: darum darf und ſoll dieſe Anzeige ſich auf weniges beſchränken. Mit dem Genius beider Sprachen wohl vertraut, wollte Herr Hirzel in ſeiner franzöſiſchen Sprachlehre für Deutſche die Bedürfniſſe von dieſen zunächſt befriedigen, den theoretiſchen mit dem praktiſchen Unterricht Schritt halten laſſen, und für beides ſchien ihm angemeſſen, welche Schüler vorzugsweiſe in's Auge zu faſſen, die in einem Alter von zehn bis zwölf Jahren (wo die Erlernung fremder Sprachen meiſt anfängt) den Begriffen der Grammatik nicht mehr völlig fremd ſind, ſondern einige Vorkenntniſſe beſitzen und die Anfangsgründe ihrer Mutterſprache ſich eigen gemacht haben; weiterhin dann berückſichtigte er in einer zweiten Abtheilung diejenigen vorgerückten Schüler, welche einer Anleitung, die Grundſätze der Grammatik auf das Leſen und Studieren der vorzüglichſten Schriftſteller anzuwenden, bedurften, und die geiſtvolle

Auswahl der jedem Abſchnitt der Sprachlehre zugetheilten Beiſpiele und Aufgaben, zeichnete die Hirzelſche vor allen andern, ſchon in der erſten, aber ungleich mehr dann in der zweiten Auflage rühmlich aus.

Wie vorhin Herr Hirzel, ſo hat nunmehr auch Herr von Orelli auf den Rath und die Bemerkung ſachkundiger Lehrer und Kenner gehorcht, um das Buch fortſchreitend zu beſſern, das, wie jede Geiſtesarbeit, nur im ununterbrochenen Streben nach immer vollkommenern Leiſtungen ſich als Meiſterwerk bewähren mag. Wie ſchon die zweite Ausgabe auf jüngere und erfahrnere Schüler mehr Rückſicht genommen hatte, als die erſte, ſo thut dies nun in vermehrtem Maß die dritte, durch gelungene Bemühungen für jegliche Vereinfachung und Verdeutlichung, und durch eine kursmäßige Eintheilung mittelſt ſolcher Trennung der Formenlehre von der Regellehre, daß zuerſt das Formelle nebſt Uebungen, die gar keine Regeln vorausſetzen, und ſodann erſt die ſyntaktiſchen Regeln vorkommen, von Aufgaben begleitet, in denen vorweg Rückſicht auf die frühern Regeln genommen iſt. Kein Abſchnitt der Buches iſt ohne Zuſätze geblieben, und wer dieſe vergleichend zu würdigen die Mühe nehmen will, wird in den Abſchnitten über die Vorwörter und Bindewörter, über die verneinenden Partikeln, über die Einheiten des Geſchlechtes der Hauptwörter, über die fragenden Fürwörter und in andern mehr, ſich dafür nicht unbelohnt finden. Auch in den eigenen oder entlehnten Uebungs-

oder Aufgabestücken ist der neue Herausgeber hinter seinem geschmackvollen Vorgänger nicht zurückgeblieben; durch Form und Inhalt bietet ihre eine Hälfte (unter sorgsamer Angabe der Quellen) eine den klassischen Schriftstellern Frankreichs entnommene Anthologie dar, wie sie der Jugend in die Hand zu geben für sich allein schon nützlich und löblich war.

Als ein nothwendiges Hilfsbuch für Schüler zu obiger Grammatik erscheint nun auch noch ehestens in meinem Verlage:

NOUVEAU

DICTIONNAIRE

FRANÇAIS-ALLEMAND

A L'USAGE DES ÉCOLIERS.

TOME PREMIER.

Neues

Deutsch-Französisches

Schulwörterbuch.

Zum Gebrauch für Schüler.

Zweiter Theil.

Zwei Theile in einem Band.

Ladenpreis 1 fl. 30 kr. oder 20 Gr.

Das Französische Lesebuch, als zweiter Theil zu Hirzels Grammatik, wird im Laufe dieses Jahrs erscheinen.

Kleine Schweizer-Bibliothek.

Die nachstehend verzeichneten Bücher auf meinem Verlag biete ich allen denjenigen Freunden der Schweizer-Litteratur um einen billigen wohlfeilern Preis an, welche diese ganze Sammlung miteinander nehmen, und sich mit ihren deßfallsigen Aufträgen an mich wenden wollen.

Appenzeller, J. C., Auf Wiedersehen! oder ein Tag an der Linth. 8 1 fl.

Fellenberg, Em v., Darstellung des religiösen Bildungsganges der Erziehungsanstalten in Hofwil. 8. 30 kr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige Geschichte für das Volk. (Von H. Zschokke.) Vierte gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Ausgabe. gr. 8. 30 kr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts: herausgeg. von Herrn Staatsrath Usteri. Zweite verm. Auflage. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Henke, Dr. E., öffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Histoire de la nation suisse par *H. Zschokke*, traduite de l'allemand, avec des changemens faits par l'auteur depuis la publication de l'ouvrage original, par *Ch. Monnard*, Professeur de littérature française à l'académie de Lausanne. gr. in-8. 2 fl.

Jahrbücher, schweizerische, eine National-Zeitschrift von und für Schweizer. Erster Jahrgang 1833. 8. 7 fl. 30 kr.

Laßhofer, L., Bemerkungen über die Wälder und Alpen des bernischen Hochgebirgs. Ein Beitrag zur Bestimmung der Vegetationsgrenze schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirges, das Verhältniß der Forstwirthschaft zur Landwirthschaft, und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft. Zweite verm. Aufl. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

— — Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernardin, und über die Oberals, Furka und Grimsel. Mit Erfahrungen über die Kultur der Alpen. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Krüsi, H., bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, als Winke der Natur über den Zusammenhang des äussern und innern Lebens. 8. 36 kr.

Luh, M., geographisch-statistisches Handlexikon der Schweiz für Reisende und Geschäftsmänner, enthaltend eine vollständige Beschreibung aller Kantone, nebst einem Wegweiser durch die Eidsgenossenschaft. 2 Bände mit Nachträgen. 8. 4 fl. 30 kr.

Meyer, J. R., Reise auf den Jungfrau-Gletscher und Ersteigung seines Gipfels im August 1811. gr. 8. 16 kr.

— — Reise auf die Eisberge des Kantons Bern, und Ersteigung ihrer höchsten Gipfel im Sommer 1812. Herausgegeben von H. Zschokke. Mit einer Karte. gr. 8. 1 fl. 20 kr.

Mezger, C., Briefe über den Werth religiöser Privatversammlungen, auf Veranlassung der neuesten religiösen Konventikel im Kanton Schaffhausen. gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Museum, schweizerisches. Jahrg. 1816. 6 Hefte. gr. 8. 10 fl.

Pestalozzi, H., Wochenschrift für Menschenbildung. Vier Bde. gr. 8. 9 fl. 45 kr.

Stalder, F. J., Versuch eines schweizerischen Idiotikons, mit etymologischen Bemerkungen; sammt einer Skizze einer schweizerischen Dialektologie. Zwei Bde. gr. 8. 6 fl. 15 kr.

— — Schweizerische Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germanischen Dialekten. Sammt einer Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne in allen möglichen Schweizermundarten. gr. 8. 3 fl. 36 kr.

Tobler, J. G., Gotthold der wackere Seelsorger auf dem Lande. Seitenstück zum Goldmacherdorf. gr. 8. 2 fl.

Zschokke, H., des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8.

Auf weißem Papier 2 fl.
Auf halbweißem Papier 1 fl. 20 kr.
Auf ordinärem Papier in engerm Druck 45 kr.

— — Bilder aus der Schweiz. 3 Thle. 16. 4 fl. 30 kr.

Erster Theil: Der Flüchtling im Jura.
Zweiter Theil: Der Freihof von Aarau, erstes Bändchen.
Dritter Theil: Der Freihof von Aarau, zweites Bändchen.

Unſtreitig iſt dieſe intereſſante und ſchöne Sammlung, einzig aus Geiſtesprodukten von ausgezeichneten Schriftſtellern des Vaterlandes beſtehend, und wichtige und nützliche Gegenſtände desſelben abhandelnd, in jeder Bibliothek gebildeter Schweizer werth aufgenommen zu werden. Da aber Aelteres und Neueres ſich zuſammenfindet, ſo iſt es billig, die Anſchaffung der ganzen Sammlung jedem Liebhaber möglichſt zu erleichtern. Im Ladenpreis wird ſolche beiläufig auf 20 Bbthlr. oder 80 Fr. zu ſtehen kommen. Ich will jedoch denjenigen Literaturfreunden, welche dieſe ganze Sammlung vollſtändig zu beſitzen wünſchen, ſolche um einen Netto-Preis von 10 Bbthlr. oder 40 Fr. erlaſſen, mit dem Erſuchen, die Beſtellungen unmittelbar an mich einzuſenden. Man kann dieſe ganze Sammlung auch durch andere Schweizer-Buchhandlungen beziehen, jedoch mit Erhöhung des Netto-Preiſes von 10 auf 12 Bbthlr. oder 48 Fr. Es iſt dabei noch ausdrücklich zu bemerken, daß einzelne Werke aus obiger Sammlung nur im Ladenpreis mit dem gewöhnlichen Rabat erlaſſen werden, und daß obiger Netto-Preis nur überhaupt für die vollſtändige Sammlung zu verſtehen iſt.

Heinrich Zſchokke's

ausgewählte Schriften.

Dritter Theil.

Lio's Wirken.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Universitäts-
München

Klio's Winke.

Die nachfolgenden Lehrbilderchen der Geschichte sind hier aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie Anfangs zerstreut waren, unter der Aufschrift: „Klio's Winke", zusammengetragen, weil sie in der That nur leichte Fingerzeige der Geschichtmuse zur Belehrung oder Warnung sein sollten. Mehrere derselben hatte der Verfasser unter dem Namen „Stoff zu Parallelen" gegeben, indem Denkweise und Handlung der Vorwelt stummdeutend den Handlungen und Denkarten des Tages gegenübergestellt wurden, und, das „Fabula docet" zu finden, dem Leser überlassen blieb.

Vielleicht gibt es keine zweckmäßigere Benutzungsart der Geschichte zum Unterrichte für junge Fürstensöhne in Lebens- und Staatsklugheit, als solche Andeutungen kürzerer, merkwürdiger Züge, in denen sich oft Staatsklugheiten und Staatsunklugheiten des Tages mit buntem Farbenglanz auf dem Hintergrunde der Vergangenheit nur abzuspiegeln scheinen. Die Geschichte, indem sie Stoff unterhalten zu wollen scheint, belehrt; und wirkt unmittelbarer und tiefer auf das Gemüth des Einzelnen, wenn sie Blicke in das Gemüth Einzelner werfen läßt, während allgemeine Umrisse von Völkerschicksalen mehr das Gedächtniß, als Verstand und Herz in Anspruch nehmen.

Die Jugend der Großen.

Fast alle ausgezeichnete große Männer, besonders Regenten, die den Beinamen der Großen empfangen haben, hatten eine traurige, mühselige, stürmische Jugend. Unglück und Gefahr mußten ihr Genie entwickeln, ihnen die Geistesgegenwart, den Muth, den Unternehmungsgeist, die Beharrlichkeit geben, wodurch sie nachher groß wurden. Kein besserer Fürsten-Erzieher, als der Ernst des Schicksals!

Moses, der erste Gründer des israelitischen Reichs, mußte als Flüchtling in die Wüsten ziehen, wo er nomadisch mit andern Hirtenfamilien umherschwärmte vierzig Jahre lang. — Muhammed, Stifter einer neuen Religion, verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und bei Karawanenzügen, bis ihn die reiche Wittwe Kadidschah heirathete. — Alexander der Große ging schon als Jüngling von zwanzig Jahren in den Krieg und endete die Kriege nur mit seinem Leben. — Cyrus wurde auf Befehl seines Großvaters Astyages in die Wildniße ausgesetzt, von Hirten gerettet, und nur heimlich in dürftigen Verhältnissen erzogen. — Pompejus der

Große lebte ſchon als Knabe in den Gefahren der Kriege, und im dreiundzwanzigſten Jahre übernahm er ſchon ſelbſt Kriegsbefehl. — Julius Cäſar war vom Sylla zur Hinrichtung beſtimmt, und begnadigt; fiel den Seeräubern in die Hände, mußte ſich ranzioniren, und fing damit an, auf eigene Koſten Seeräubern Krieg zu machen. — Konſtantin der Große ſeufzte unter heimtückiſchen Verfolgungen des Galerius, flüchtete zu ſeinem Vater, und blieb von dieſer Zeit an in Kriegen verwickelt. — Theodoſius der Große wurde, wie ſein Vater, vom Valens mißhandelt; der Vater endlich ſogar enthauptet. Theodoſius flüchtete in die Einſamkeit nach Spanien, bis ihn Gratian an ſeinen Hof nahm. — Die Jugendgeſchichte Karls des Großen iſt nicht bekannt; die freundlichſte mag ſie wohl nicht geweſen ſein, wenn man an die Barbarei damaliger Zeiten und an die wilden Szenen denkt, die in der Geſchichte ſeines Hofes und ſpätern Lebens erſchienen ſind. — Peter der Große lebte während ſeiner Minderjährigkeit in den unangenehmſten und gefährlichſten Verhältniſſen; ſein Leben ſchwebte in den Faktionen der Luvansky und Galliezin oft in Gefahr. Seine eigene Schweſter Sophie war gegen ihn verſchworen. Vor dem mörderiſchen Anſchlage der Streliken mußte er verſchiedenemal in Klöſter

flüchten. Er war unter Noth, Verfolgung und Nachstellungen zum Mann gereift. — Heinrich der Vierte wurde hart erzogen; seine Nahrung waren grobe Speisen, seine Kleider schlecht; er ging immer in bloßem Kopfe, kletterte mit seinen Gespielen an Felsen und Bergen umher, nach Sitte des Landes und der Zeit. Bei Rochelle war er in Gefahr, zu ertrinken; bei der gräßlichen Bluthochzeit in Gefahr, ermordet zu werden. Schon im sechszehnten Jahre war er in der Schlacht von Jarnac. — Mit welcher Strenge Friedrich der Große erzogen ward, wie unangenehme Jugendjahre er verlebte, die Streitigkeiten mit seinem Vater, seine vereitelte Flucht nach England, Katts Tod u. s. w., ist Jedem bekannt.

Seltſamkeiten.

Julius Cäſar hatte die fallende Sucht; Muhamed desgleichen; doch waren beide ſehr geniaſiſche Menſchen. Luther kriegte mit Dintefäſſern gegen den Teufel, und Newton, den Voltaire das größte Genie nannte, welches je auf Erden lebte, ſchrieb einen Kommentar über die Apokalypſe, worin er bewies, der Papſt ſei der Antichriſt, und Rom die babyloniſche Hure. — Der Kardinal Richelieu hatte, trotz alles Geiſtes, entſchiedene Anfälle von Narrheit. Er bildete ſich bisweilen ein (ſo erzählt es wenigſtens die Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Baiern, Schwägerin Ludwigs des Vierzehnten, in ihren Mélanges historiques), er bildete ſich ein, er ſei ein Pferd. Dann galoppirte der Herr Kardinal um den Billardtiſch herum, ſchlug links und rechts mit den Beinen aus gegen die Domeſtiken, wieherte und machte oft Stunden lang fürchterlichen Lärmen. Darauf brachten ihn ſeine Leute ins Bett, deckten ihn warm zu; er ſchlief ein und gerieth in ſtarken Schweiß. Wenn er aufwachte, wußte er kein Wort von ſeinen Galopaden und Courbetten; nichts von Allem, was vorgefallen wär.

Warnung für Geschichtschreiber.

Noch eine Anekdote aus den Melanges historiques der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Baiern: „Die Geschichte liefert eine Menge Beispiele von großen, von schönen Handlungen, die bald aus Politik, bald aus ruhmlichem Ehrgeize, bald aus irgend einem andern, erhabenen Grunde, gethan worden sein sollen, und wirklich doch nur eine elende Bagatelle zur Ursache hatten. Was hat man nicht alles über die Ruhmbegier Ludwigs des Vierzehnten gesagt und geschrieben! War's nicht allgemein angenommen, er wollte sich zum Herrn von ganz Europa machen? Behauptete man nicht, bloß deswegen hätte er den Krieg gegen Holland angefangen? — Wohlan, ich weiß ganz positiv, daß der erste Anlaß zu diesem Kriege nichts anderes war, als die Eifersucht des damaligen Staatsministers, Hrn. de Lionne, gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, der in des Ministers Frau verliebt war. Der Minister wußte es, und um den Prinzen wegzuschaffen, spann er die Mißhelligkeiten an, die zuletzt mit einem Kriege endeten."

„Man hat behauptet, der verstorbene König

(Ludwig XIV. nämlich) habe, nachdem er seine ganze Macht gegen Holland geworfen, alle seine Vortheile wieder aus bloßem Edelmuthe aufgegeben. Ich aber weiß, so gut ich den Namen weiß, den ich trage, daß der König aus keiner andern Ursache nach Paris zurückging, als um die Frau von Montespan wiederzusehen und bei ihr zu sein."

Die Grabschrift.

Die Grabschriften lügen gern von den Todten, wie die Zeitungen von den Lebendigen. Aber folgende enthält doch eine schöne Wahrheit.

Similis, einer der ältesten und würdigsten Oberfeldherren Trajans und Hadrians, entzog sich endlich dem Wirrwarr des Hof- und Kriegslebens. Er war zu rechtschaffen und edel gewesen, um auf seinen Feldzügen durch das Unglück der Völker ungeheuern Reichthum zusammengepreßt zu haben. Aber doch besaß er eine artige Villa. Dahin ging er, und lebte in der schönen Einsamkeit in beneidenswürdiger Ruhe sieben Jahre noch. Darum ließ er auf sein Grab die Inschrift setzen: „Hier

ruhen die Gebeine des Similis, der ein hohes Alter erreichte, aber nur sieben Jahre gelebt hat."

Ein merkwürdiges altes Gesetz.

Man erlaubte sich, was sehr verzeihlich war, zu allen Zeiten die Handlungen der Fürsten und die Fähigkeit ihrer Minister zu beurtheilen. Denn was im Namen des Volkes gethan wird, mag wohl vom Volke beachtet werden. Aber zu allen Zeiten war den Ministern nichts lästiger, als die Kritik ihrer Handlungen.

Das stärkste Beispiel davon gaben die Minister des Kaisers Gratian, der am Ende des vierten Jahrhunderts die römische Welt regierte, so gut er konnte; denn er war ein äusserst mittelmäßiger Kopf, der nur so lange glänzte, als er von vortrefflichen Männern geleitet war, und in seiner ganzen armseligen Blöße dastand, als Nichtswürdige Herren seines Vertrauens und Stellvertreter seiner Macht wurden. Auch nur ihre Verdienste und Fähigkeiten in Zweifel zu ziehen, war diesen Ministern ein Kapitalverbrechen. Und

wirklich machten ſie zu ihrem Vortheil ein bequemes Geſetz, das in der juſtinianiſchen Geſetzesſammlung Lib. IX, Tit. 29, Leg. 3, aufbewahrt iſt, und von den folgenden immer ſchlechter werdenden Regenten Roms aufgefriſcht wurde. Das Geſetz hieß: Niemand darf eine allerhöchſte Maasregel betadeln. Es iſt einem Hauptverbrechen gleich, auch nur zu zweifeln, ob der würdig ſei, welchen der Kaiſer hat erwählen wollen. (Disputare de principali judicio non oportet. Sacrilegii enim instar est dubitare, an is dignus sit, quem elegerit imperator.)

Der König von Sennaar.

In den von Harry Wilkens herausgegebenen Bruchſtücken von Mungo Parks letzter Reiſe im Innern von Afrika finden ſich im vierten Kapitel folgende Stellen, die als Beiträge zu Montesquieu's esprit des loix und zur neueſten Kulturgeſchichte jetzt lebender Nationen hervorgehoben zu werden verdienen.

Das Land Sennaar in Nubien ist im Besitz einer Negernation, die vorher am westlichen Ufer des Abiad wohnte, in ihrem Lande Schikluck hieß, und im Jahre 1504 in Canots und Booten über den Fluß setzte. Sobald sie sich durch das Recht des Stärkern dieser heißen Gegend bemächtigt hatte, wo der Thermometer im Schatten bis auf 119 Grad steigt, baute sie am westlichen Ufer des Nilstroms, auf einer vor Ueberschwemmungen gesicherten Anhöhe, die Hauptstadt Sennaar, welche gegenwärtig ungefähr zehntausend Einwohner haben mag.

Der König ist noch heutiges Tages verbunden, einmal während seiner Regierung ein Stück Feld zu pflügen und zu besäen. — Hätte dies Montesquieu gewußt, er würde es gewiß eben so gut eine institution admirable genannt haben, wie die durch du Halde bekannt genug gewordene Zeremonie des chinesischen Kaisers, mit der er alljährlich die Kunst des Ackerbaues ehrt.

Aber der afrikanische Monarch kommt mit dieser Bedingung noch nicht davon. Er muß sich auch das Staatsgesetz gefallen lassen, ohne welches er den Thron von Sennaar nie besteigen darf: daß er gesetzmäßig von seinen Unterthanen, wenn es das Wohl des Staats erfordert und seine Minister entschieden haben, hingerichtet werden kann.

Man ſieht daraus, das Innere von Afrika iſt für den Philoſophen gewiß nicht minder wichtig, als für den Geographen, Naturforſcher und Kaufmann.

Der Plato am alten franzöſiſchen Hofe.

So nannte man den vortrefflichen Charles de St. Maure, Herzog von Montauſier. Es gibt wenig Menſchen, wie er war, ſo edel, aus Grundſätzen brav, groß durch ein reines Herz, mit „Wahrheit gegen Freund und Feind“ und dem „Männerſtolz vor Königsthronen.“

Es thut wahrhaftig Noth, in unſerm Zeitalter daran zu mahnen, daß auch einmal ſolche Männer gelebt haben. Unſere beſten Philoſophen ſind es nur — auf dem Papier; die Tugend lieben wir am meiſten — auf dem Theater. Es kommt mir beinahe vor, als wenn unſere großen Männer alle zu reinem Verſtande geworden; man hört vom Herzen faſt nichts mehr, als feindlichen Batterien gegenüber.

„Hören Sie,“ ſagte Ludwig der Vierzehnte eines Tages zu Montauſier, „ein Kerl,

den ich vor geraumer Zeit begnadigte, weil er einen Meuchelmord begangen, hat jetzt neunzehn Menſchen umgebracht. Ich laſſe ihn hinrichten."

„Neunzehn?" erwiederte Montauſier: „Nicht doch, Sire; er hat eigentlich nur einen einzigen ums Leben gebracht, und Ihre Majeſtät die neunzehn andern."

Wer muß nicht den Muth des edeln Mannes bewundern, der ſo etwas einem Könige ſagen konnte? Wer aber bewundert nicht noch mehr den ſonſt ſo eiteln Ludwig den Vierzehnten, der ſolche Wahrheit ohne Stirnrunzeln hörte und den Sprecher lieb behielt?

Montauſier präſidirte der Erziehung des Dauphin, als deſſen Gouverneur. Bekannt iſt folgende Anekdote:

Der Dauphin glaubte einſt, der Herzog habe ihm im Unwillen einen Stoß gegeben. — „Was, Herr, Sie ſchlagen?" rief der Dauphin, und wandte ſich zu einem Bedienten: „Bringt mir Piſtolen her, den Augenblick." — Der Diener zauderte. „Bringet dem Prinzen die Piſtolen!" ſagte der Herzog mit ſeiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit. Sie kamen. Er gab ſie dem Dauphin. „Jetzt, gnädigſter Herr, was wollen Sie damit machen?" ſagte er gelaſſen zum Prinzen. Dieſer fühlte ſeine Uebereilung, und

warf ſich ihm zu Füßen. — Montauſier küßte ihn. „Sehen Sie, dahin führt Leidenſchaft!“ ſagte er.

Minder bekannt aber iſt folgender Zug. Er führte einſt ſeinen königlichen Zögling in ein armſeliges Bauernhaus. „Sehen Sie, mein Prinz,“ ſagte er zu ihm, „unter dieſem Strohdach, in dieſer hinfälligen Hütte, leben der Vater, die Mutter und die Kinder, die unaufhörlich arbeiten, um das Gold zu bezahlen, wovon Ihre Paläſte ſchimmern, und die faſt Hungers ſterben, um die Koſten Ihrer Tafel zu beſtreiten.“

Als der Herzog ſein Erzieheramt niederlegte, ſprach er zum Dauphin: „Gnädigſter Herr, ſind Sie ein edler Menſch, ſo werden Sie mich lieben; ſind Sie es nicht, werden Sie mich haſſen. In beiden Fällen finde ich meinen Troſt.“

Als der Dauphin Philippsburg erobert hatte, ſchrieb ihm der Herzog folgende Zeilen, eines alten Römers würdig: „Gnädigſter Herr, ich ſage Ihnen über die Einnahme von Philippsburg nichts Verbindliches. Sie hatten eine gute Armee, eine vortreffliche Artillerie und — Vauban dazu. Noch weniger mag ich Ihnen über die dabei gegebenen Proben Ihres Muthes, Ihrer Unerſchrockenheit ſagen: dieſe Tugenden ſind Erbſtücke Ihres Hauſes. Aber ich freue mich, Sie ſo liberal, edelmüthig und menſchlich zu wiſſen, — freue mich, daß Sie fremdes Verdienſt

geltender machen, als das Übrige. Darüber muß ich Ihnen mein Kompliment ſagen.“

Der gute Montauſier! Er iſt jetzt ſeit hundert und dreißig Jahren todt; aber das Andenken ſeiner Redlichkeit wird noch hundert und dreißig andere Jahre leben.

Memento mori.

Sala-heddin, Sultan von Aegypten und Syrien, der Wiedereroberer des von den Kreuzfahrern genommenen Jeruſalems, war der größte Fürſt des Orients im zwölften Jahrhundert, und iſt noch jetzt der Gegenſtand unſerer Bewunderung. Tapfer, glücklich, unwiderſtehlich an der Spitze ſeiner Heere, dennoch beſcheiden, mäßig, gerecht, human. Hundert ſchöne Züge ſind von dem Edelmuth ſeines Herzens aufbewahrt. Und bis zum letzten Athemzug blieb ſich der große Mann gleich; keiner, wie dieſer philoſophiſche Fürſt, hat von der menſchlichen Größe und dem Werthe der Dinge ſo geſunde Begriffe gehabt unter allen Beherrſchern der Moslemim.

Als er, des Todes gewärtig, auf ſeinem Sterbebette lag, befahl er, vor den Pforten

seines Palastes die Fahnen hinweg zu nehmen. Statt dessen gebot er, ein Mann solle dahin treten mit dem einfachen Leichentuche, in welches er bald gewickelt werden würde, und es dem Volke zeigen und von Zeit zu Zeit rufen: Seht! seht! mehr nimmt Sala-heddin, der Ueberwinder des Orients, von allen Eroberungen nicht mit!

Eine Stelle aus Julius Cäsars Reden.

Julius Cäsar, so erzählt uns Dio Cassius, da er nach Besiegung aller Nebenbuhler vor Roms Senat erschien, sprach unter anderm also:

„Wer hat zum Wohlthun mehr und größere Pflichten, als der am meisten vermag? Wem wird ein Fehler weniger verziehen, als dem Gewaltigern? Wem soll weiser Gebrauch der Glücksgaben heiliger sein, als dem die meisten zufielen? Wem ist Klugheit unentbehrlicher in Anwendung vorhandener Vortheile, als dem, der ihrer am meisten hat, am meisten bei ihrem Verlust einbußt?"

„Es iſt kein Glück von Dauer, als das ſich auf geſunde Denkungsart ſtützt: keine Macht von bleibender Größe, als die in den Grenzen der Mäßigung verharrt! — Glück und Macht, ſo gebraucht, gewinnen uns im Leben ungeheuchelte Liebe, im Tode ungeheucheltes Lob, und dies iſt von Allem das Wichtigſte, was dem entgeht, der ſich ohne innern Werth erhebt. Wer aber brutal ſeine Macht allein geltend machen will, der muß Verzicht thun auf herzliche Zuneigung und auf ſeines Werkes Sicherheit. Oeffentlich werden ihm Schmeicheleien von der Falſchheit gebracht, Verachtung und Abſcheu insgeheim. Selbſtherriſcher Willkühr vertraut Keiner: den launiſchen Gebieter fürchten Alle, die ihm zunächſt ſtehen, am meiſten."

„Dies Alles ſoll nicht leeres Wortgepränge ſein. Ich fühle es, ich weiß es, noch rühmlicher iſt's, ſo zu denken, als zu reden."

Don Pedro, König von Portugal.

Don Pedro, der im Jahre 1357 den portugiesischen Thron bestieg, der Grausame benannt, weil er mit Strenge und ohne Ansehen der Person Gerechtigkeit übte, hat die Achtung aller guten Geschichtschreiber. Man sagte von ihm: „Er hätte nie regieren sollen, oder ewig!“ ✠ Ein Wort, das sich leider auch von manchem andern, als ihm, sagen liesse.

Folgender Zug bezeichnet die eigenthümliche Denkart dieses Fürsten sehr auffallend.

Ein Domherr von hohem Adel ermordete seinen Schuster. Was liegt auch an einem rechtschaffenen Handwerker, der dabei Hausvater und Ernährer einer wackern Familie ist! So dachte das hohe Tribunal, und schloß den Domherrn zur Strafe seines Verbrechens nur auf ein Jahr lang vom Chor aus. Vermuthlich bedauerte der portugiesische Adel noch recht höflich den Bestraften.

Aber dem Sohn des Ermordeten leuchtete der Richter Grundsatz nicht ein. Er ermordete rächend den Mörder seines unglücklichen Vaters. Da verurtheilte der König Pedro den Verbrecher, — ein Jahr lang keine Schuhe zu machen.

Das Glück.

Man gefiel sich vor wenigen Jahrzehnden noch sehr darin, das achtzehnte Jahrhundert das philosophische Jahrhundert zu heißen, im Schimpf und Ernst. Bringt alle Philosophie solche Früchte, wer mochte da Philosoph sein, oder seinen Nachkommen wünschen, noch einmal in dergleichen philosophischem Jahrhundert zu leben!

Es ging vielen gutmüthigen Schwärmern, wie dem König Lear beim Shakespeare, der sich vom Felsen zu werfen meinte. Sie sahen das gewaltsame Regen des edlern Theils vom menschlichen Geschlecht — der Zulauf ward genommen zum höhern Aufschwung, man sprang — und kam zwei Zoll breit von der alten Stelle. Weiter nicht! Einige glauben sogar, man sei rückwärts gesprungen. Das nun wohl nicht. Die Vorsehung kennt in der weltshistorischen Leitung des menschlichen Geschlechts kein rückwärts, aber die Natur kennt auch — keine Sprünge vorwärts. Was wir für philosophische Sprünge hielten, waren Konvulsionen einiger Ungeduldigen.

Ich glaube, wir sind noch so ziemlich im Alten. Es sind herrliche Saaten ausgestreut; das ist das

Höchſte, was ſich ſagen läßt. Ob die Saat je reif wird, dafür laſſen wir die Götter und unſere Enkel ſorgen.

Woran aber würden wir erkennen, daß die Menſchheit vorgeſchritten wäre? — An der religiöſen Ehrfurcht der Großen vor Tugenden, Verdienſt und Bürgerglück; am religiöſen Abſcheu der Volksmenge vor — Egoismus.

Im philoſophiſchen Jahrhundert war mehr die Rede davon, wie man ſein Glück mache, als davon, wie man glücklich ſein könne.

Kardinal Mazarin hatte ein bedeutendes Geſchäft vor. Man empfahl ihm einen gewandten Mann dazu. „Aber hat der Mann auch eine glückliche Hand?“ fragte er. Der Staatsminiſter hatte alſo ſeinen Köhlerglauben, wie der Gärtner und hirſchgerechte Waidmann. Er fragte nicht dem Talente, ſondern der glücklichen Hand nach.

„Junger Mann,“ ſagte ein altfranzöſiſcher Duc zu ſeinem Neffen, der an Ludwig des Fünfzehnten Hof kam, „wollen Sie bei den Großen Ihr Glück machen? Gut, Sie thun recht daran. Es iſt ſehr leicht. Sie müſſen bei den Großen ohne Laune, ohne Ehrgefühl ſein. (sans humeur et sans honneur); die todte Flöte, die erſt unter fremdem Hauch tönt; der Spiegel, welcher den Großen

immer ihr eigenes Bild zurückgibt und nicht mehr — dann kann's Ihnen unmöglich fehlen."

„Wie kamen Sie auch darauf, die Geſetze des Weltſyſtems zu finden?" ward Newton gefragt. Der Philoſoph erwiederte: „Ich dachte an nichts anderes." — Robespierre ward Frankreichs Tirann, und war doch nur ein ſehr mittelmäßiger Kopf. Er dachte aber an nichts anderes.

Angriffsgeſchrei.

Es gibt gewiſſe Nuancen, in welchen der Karakter einer Nation ſehr deutlich hervorgeht. Ich leſe daher gern Volkslieder verſchiedener Völker, höre noch lieber Volksmelodien, und ſehe eben ſo gern ihre Nationaltänze. Tanz, Geſang und Lied der Nation entfalten dem Pſychologen oft Eigenthümlichkeiten ſo zarter Natur, daß ſie, nur dem Gefühl wahrnehmbar, durch Worte kaum ausgeſprochen werden können, ohne unter dem Zwange artikulirter Töne zu verarten.

Das Angriffsgeſchrei kriegeriſcher Nationen ſcheint mir auch hierher zu gehören. Dies Geſchrei ſoll den Muth erhöhen, und zugleich den

Feind ſchrecken. Es wäre der Mühe werth, das Geſchrei verſchiedener Nationen zu vergleichen.

Wenn die franzöſiſchen Bataillone mit gefälltem Bajonnett im Sturmmarſch anlaufen, brüllen ſie ihr „en avant! en avant!“ Einer muntert den Andern auf, vorwärts zu ſpringen.

Die Schweizer bei ihren Angriffen, und wär's auch nur von einem Landſturm, haben ein ähnliches Schlachtgebrüll. Sie ſtürzen vor, und rufen: „Nach! nach! nach!“ Das heißt: Zieht nach, bleibe Keiner zurück! — Es iſt Ermunterung zum allgemeinen Angriff.

Die alten Römer, wenn ſie den Feind chargirten, riefen: „Feri! Feri!“ Das Ferire bedeutete hauen, ſtechen, ſtoßen, ſchlagen zugleich. Es war alſo unſer „Hau zu!“

Hiſtoriſche Wahrheit.

Nach dem Frieden von Campo Formio machte man eine Berechnung, um die Thaten der franzöſiſchen Armeen in Zahlen zu reduziren. Es haben, hieß es, die Franzoſen vom 8. Sept. 1793 bis zum 19. Febr. 1797 über ihre Feinde 261 Siege davongetragen, worunter 31 große Feldſchlachten gezählt wurden. Darin waren getödtet 152,600 Mann, und 197,784 Kriegsgefangene gemacht, 1338 Feſtungen oder wichtige Städte erobert, 519 ſtarke Lager oder Verſchanzungen eingenommen. — Die Sache könnte ſogar als richtig angenommen werden; was aber wäre dabei für die Hiſtorie gewonnen?

Ich hatte einen Bekannten; er war der beſte Mann von der Welt, mochte keinen Finger bluten, kein Kind weinen ſehen; aber in den Zeitungen ward ihm ſelten genug gemordet. Seine Grauſamkeit ging ſo weit, daß er bei jedem neuen Friedensſchluſſe ſeufzte: „Die armen Zeitungsſchreiber!“ — Allein er beklagte damit in der That nur ſich, den Zeitungsleſer ſelbſt, aus Furcht vor künftiger langer Weile.

Nach dem Tilſiter Frieden ſchloß er das Generaltableau aller von ihm aufgezeichneten Schlachtopfer der Revolution und des daraus entſtandenen Krieges. Er hielt darüber ſeit 1789 ein eigenes Buch, und der Hamburger Korreſpondent, die Frankfurter Reichspoſtamtszeitung, und nachmals Poſſelts allgemeine Zeitung, hatten ihm vorzüglich den Stoff dazu geliefert, ſo wie noch einige andere öffentliche Blätter, die er gelegentlich erhielt; denn jene ſchaffte er ſich auf eigene Koſten an.

Und als der Kriegstodes-Regiſtrator ſein Buch ſchloß, und die Zahl aller nach den Zeitungen umgekommenen, laterniſirten, füſilirten, guillotinirten, noyirten, fabrirten, auf dem Schlachtfelde gebliebenen, in den Seeſchlachten gefallenen oder ertrunkenen, in Städten und Dörfern niedergemachten oder verbrannten Menſchen, ferner den vierten Theil aller Verwundeten, welche in den Spitälern und Lazarethen geſtorben ſein mußten (er glaubte in dieſer Annahme ſehr mäßig zu ſein), zuſammen addirte, ergab ſich eine Summe von mehr als einhundert zweiundvierzig Millionen durch den Krieg und die Revolutionsgräuel hingerichteter Menſchen (eigentlich 142,214,817 Menſchen).

Er wollte ſein Todtenregiſter, mit allen Hinweiſungen auf die dokumentirenden Zeitungen,

drucken lassen, um der Welt die ausserordentliche Thatsache kund zu thun. An einem begierigen Verleger hätte es ihm nicht gefehlt; wohl fehlte es ihm zuletzt selbst an gutem Willen, da ich ihm vorstellte, daß die Summe aller in Europa wohnenden Sterblichen etwa nur einhundert und achtzig Millionen betrage, folglich die Zeitungsschreiber in einem Zeitraum von zwanzig Jahren beinahe die ganze Bevölkerung unsers Welttheils durch Krieg abgeschlachtet hätten.

Der gute Revolutions- und Kriegstodes-Registrator, dessen Name jetzt auch schon in dem Register der Gewesenen steht, meinte sich viel mit der Historie; schrieb und zählte und rechnete viel, und that am Ende, wie jener Engländer, der Griechenland durchreisete, und sich die Zeit damit vertrieb, die Schritte des in der Karavane vor ihm gehenden Kameels zu zählen; wobei er es so weit brachte, behaupten zu können, dies Thier mache in der Stunde zwei und dreiviertel englische Meilen, unbekümmert, ob die Kameele alle gleichen Schritt halten. — — Oder wie ein Amerikaner, der sich die Mühe gab, drei Jahre hinter einander, alle Tage acht Stunden lang, Verse, Wörter und Buchstaben in seiner Bibel zu zählen. Am Ende machte er bekannt, er habe gefunden, die Bibel enthalte 31,173 Verse, 773,692 Wörter

und 3,566,480 Buchſtaben. Der Name Jehova befinde ſich in der Bibel 6855 mal, und das Bindewörtchen und 46,227 mal. Das mittelſte Kapitel der Bibel ſei der 117 Pſalm. — Der fleißige Mann hatte nur des kleinen Umſtandes nicht geachtet, daß es in der Welt vielerlei Bibelüberſetzungen gäbe, und ſelbſt die Original-Codices abweichend ſind.

Fontenelle nannte die Geſchichte eine Fable convenue.

Sir Walter Raleigh, der Verfaſſer einer mit Fleiß und Scharfſinn bearbeiteten Weltgeſchichte, die für ſeine Zeit mit Recht bewundert ward, und ihn, hätte er ſie vollendet, unſterblicher als ſeine Thaten in Amerika gemacht haben würde, erlebte zu Fontenelle's Wort einen ſeltſamen Kommentar.

Er hat bekanntlich nur den erſten Theil ſeiner Geſchichte drucken laſſen, und das Manuſkript des zweiten ins Kaminfeuer geworfen. Einer ſeiner Biographen erzählte, ſein Verleger Burre habe geklagt, der Abſatz ſei ſo gering geweſen, daß die Koſten damit nicht gedeckt würden, und Raleigh hätte erbittert darauf ſeine Handſchrift den Flammen geopfert. — Anders wird von Andern, ich weiß nicht ob wahrer, gewiß aber intereſſanter, der Anlaß des Auto da Fe's erzählt.

Raleigh saß 1615 im Tower gefangen, weil er an einer Konspiration zu Gunsten der Arabella Stuart Theil genommen haben sollte. Er hatte an seiner Weltgeschichte gearbeitet, und trat von ungefähr ans Fenster, wo plötzlich ein mächtiger Lärmen seine Aufmerksamkeit fesselte. Er sah auf dem Hofe, auf welchen hinaus sein Fenster ging, jemanden, der einen andern schlug. Dieser andere schien, der Kleidung nach, ein Offizier zu sein: trug auch einen Degen an der Seite, welchen er gegen den angreifenden Theil zog und ihm durch den Leib stieß. Der Erstochene fiel, gab aber vorher noch dem Offizier einen Stockstreich, davon derselbe zu Boden stürzte.

Die Wache kam, und schleppte den Offizier weg, der fast ohne Besinnung da lag, während einige Leute beschäftigt waren, den getödteten Mann fortzutragen. Sie hatten viel Mühe, durch den zusammengelaufenen Volkshaufen zu kommen.

Raleigh erhielt den folgenden Tag von einem seiner Freunde, der durch strenge Rechtschaffenheit bekannt war, einen Besuch, und diesem erzählte er das gesehene Abentheuer. Natürlich mußte er sehr erstaunen, da der Freund ihm die Bemerkung machte, es sei fast kein wahres Wort an der ganzen Geschichte; der vorgebliche Offizier wäre nur der Hausbediente eines fremden Ambassadeurs gewesen, und dieser Bediente habe der

erſte ausgeſchlagen; eben ſo unrichtig ſei es mit dem Degenziehen, nicht der Bediente, oder vorgebliche Offizier habe den Degen gezogen, ſondern der andere habe ſich deſſelben bemächtigt und dem vermeinten Offizier ſolchen durch die Rippen gejagt; dann habe einer von den Zuſchauern den Mörder mit einem Stockſtreiche zu Boden geſchlagen, und ein paar Fremde hätten den Leichnam des Erſtochenen mit ſich genommen.

„Erlauben Sie,“ ſagte Raleigh, „es iſt möglich, ich mag mich in Rückſicht des Standes vom Mörder geirrt haben; alle andern Umſtände übrigens ſind genau ſo, wie ich ſie Ihnen erzählt habe, denn ich darf Ihnen nur ſagen, alles ſah ich mit eigenen Augen, alles geſchah unter meinen Fenſtern, dort im Hof unten, bei dem einzeln liegenden Quaderſteine dort.“

„Ganz recht,“ erwiederte Raleigh's Freund, „auf dieſem Steine ſaß ich eben, als der Handel vorging. Sehen Sie die kleine Schramme auf meiner Wange? Ich bekam ſie, als ich dem Mörder den Degen wegriß, und auf Ehre, Sie haben ſich über alle Punkte des Vorfalls gänzlich betrogen.“

Als Sir Walter Raleigh wieder allein war, nahm er das Manuſkript vom zweiten Bande ſeiner Geſchichte, und legte es ganz ruhig ins Feuer. „Wenn ich in der Wahrheit eines Ereigniſſes fehl-

geben kann, deſſen kalter, parteiloſer Augenzeuge ich war: wer ſteht mir für die Wahrheit von Geſchichten gut, die ſich Jahrhunderte und Jahrtauſende vor meiner Geburt ereigneten?“

Kurzer Prozeß.

Die Freiheit Hollands koſtete im ſechszehnten Jahrhundert ungeheure Ströme Blutes. Prinz Moriz von Naſſau war der Held des Tages; ſein Leben eine ununterbrochene Kette von Schlachten, Belagerungen und Siegen. In allem andern mittelmäßig, hatte er die Kunſt des Krieges als Meiſter inne, und übte ſie als Held. Sein Lager war die allgemeine Kriegsſchule Europens. Man ſprach, man ſchrieb damals von nichts, als der Tapferkeit der rebelliſchen Niederländer, die ſich durch Spaniens ganze Macht nicht beugen lieſſen.

Auch der türkiſche Kaiſer Amurath der Dritte hörte davon. Er meinte, der vieljährige blutige Streit beträfe ein unermeßlich großes Reich. Man zeigte ihm Holland auf der Landkarte. Aber wie erſtaunte er, da er den winzigen Gegenſtand ſo vieler mörderiſchen Schlachten

erblickte! — „Wenn das mich anginge,“ ſagte er ganz trocken, „ſo ſchickte ich nur meine Schanzgräber hin, und lieſſe das Fleckchen Erde ohne Umſtände ins Meer werfen.“

Die Lieblinge eines Monarchen.

Das Jetzt und Sonſt iſt denn doch in mancherlei Hinſicht verſchieden. Leben wir gleich nicht in den glücklichſten Zeiten, doch auch nicht in den roheſten.

Wie ein auch in vielen Stücken achtungswürdiger Monarch zu gleicher Zeit der ekelhafteſte Barbar ſein und mit glänzenden Eigenſchaften die ausſchweifendſte Grauſamkeit verbinden konnte, zeigte keiner ſo auffallend, als der römiſche Kaiſer Valentinian (im vierten Jahrhundert).

Valentinian war keuſch und mäßig. Die Freuden und Feſte des Hofs koſteten dem Volke weder Seufzer noch Erröthen. Er verbot das gewöhnlich gewordene Ausſetzen neugeborner Kinder; ſtellte beſoldete Kreisärzte an, ſtiftete Anſtalten für das Emporheben der Wiſſenſchaften;

gab den Städten amtliche Vertheidiger ihrer wohlhergebrachten Rechtſame; führte in ſeine Staaten eine ſeltene Toleranz in Glaubensſachen ein; alle chriſtliche Sekten, Juden und Heiden, hatten unter ihm freie Religionsübung; er beſchränkte die um ſich greifende Habſucht der chriſtlichen Geiſtlichen; ward Beſchützer häuslicher Glückſeligkeit und Tugend: — genug, Valentinian war der preiswürdigſte Regent, wenn anders der ſchon Preis und Lob verdient, der bloß ſeine Pflicht thut.

Aber eben dieſer Kaiſer, den man ſich, nach dem, was ich von ihm erzählte, als einen der erſten Menſchenfreunde denkt, hatte drei Favoriten, in deren Verbindung er wie ein Ungeheuer erſcheint. Und mehr war er wirklich nicht. Der erſte derſelben war ein Menſch, Namens Maximin, der die edelſten römiſchen Familien hinrichten ließ, und dafür von ſeinem Kaiſer mit Titeln und Würden überhäuft ward. Die beiden andern Favoriten waren zwei wilde und ſcheußliche Bären, deren Behältniſſe jederzeit in der Nähe von Sr. Majeſtät Schlafzimmer ſtehen mußten. Innozia hieß die eine, Mica Aurea die andere dieſer Beſtien. Wen der Kaiſer zum Tode verurtheilte, ward ihnen zur Speiſe vorgeworfen. Er ſorgte auch redlich für ihre Koſt und Pflege, und weidete ſich an dem grauſenvollen Schauſpiel,

wenn ſie die blutigen Gliedmaßen der Verurtheilten zerriſſen und verſchlangen!

Dem Maximin belohnte er die ſchrecklichen Verdienſte endlich mit der Präfektur von Gallien, und Innozia's lange Dienſttreue würdig zu ehren, ließ er ſie wieder frei in die Wälder zurückkehren.

Militäriſcher Eſprit de Corps.

Soldaten ſind, man kann ſie nicht anders, nicht ehrenvoller bezeichnen, als bewaffnete Bürger zum Schutz innerer und äuſſerer Sicherheit des Vaterlandes. Und reichen die ſtehenden Heere nicht zu, für deren Nahrung und Kleidung der unbewaffnete Bürger ein n Theil von der Frucht ſeines Schweißes zahlen muß: ſo wird noch das übrige Volk zu gleichem Zweck aufgeboten, bewaffnet und in's Schlachtfeld geführt. — Warum wird dem Soldaten ſelbſt im Frieden ein Vorrang vor den Bürgern gegeben? Warum tragen ſelbſt Fürſten am liebſten militäriſche Uniformen? Sind unter allen verdienſtvollen Ständen der Nation die Soldaten

die verdienstvollsten? Oder ist es nöthig, um den militärischen Esprit de Corps zu zeugen, daß man den Bürger neben dem Krieger verächtlich macht, selbst in unsern mit Zivilisation prangenden Staaten?

Nicht Frankreichs stehende Heere, sondern Frankreichs Bürgersoldaten legten den Grund zu Frankreichs jetziger Größe. Nicht Roms Soldaten, sondern Roms bewaffnete Bürger stifteten das gewaltige Reich. Als Cäsar einst die aufrührerischen Soldaten der zehnten Legion „Bürger" anredete und sie mit diesem Worte verabschiedete, riefen sie mit stürmischem Schmerz: „Nein, Soldaten sind wir! führe uns, wohin du willst!" — Aber der größere Theil dieser Soldaten, welcher verächtlich auf den Bürger niederblickte, war selbst nie Bürger gewesen, sondern nur aus den unterjochten Völkern gehoben, die Unterjochung fortzusetzen. Doch zu dieser Zeit hatte Rom den Wendepunkt seiner Hoheit erreicht, und nun sank es zur wohlverdienten, unsterblichen Schmach.

Die Königin Eliſabeth und ihr Kanzler.

Graf Eſſex war in Ungnade gefallen. Natürlich, jetzt war der Mann durchaus nichts werth. Trotz dem ließ ſich ein gutmüthiger Doktor, Namens Haywards, beigehen, dem Grafen ein hiſtoriſches Werk zu dedizíren. Das nahm, wie billig, die Königin ſehr übel; ſie wollte dem armen Doktor durchaus ein Hochverrathsverbrechen daraus machen. Denn wen eine Königin haßt, den muß kein Menſch mehr liebenswürdig finden wollen, dachte ſie.

Sie ließ, des literariſchen Verbrechens wegen, ſogleich ihren gelehrten Kanzler Bacs rufen, der, wiewohl er das höfiſche Schmeicheln ſehr gut verſtand, doch zuweilen noch lieber Ehrenmann, als gemeiner Höfling ſein wollte.

„Nicht ſo?“ ſagte die Königin: „es ſteckt in dem Buche nichts Gutes? es iſt wahrer Hochverrath?“

„Das möchte ich nicht behaupten, denn es lieſſe ſich nicht beweiſen,“ antwortete der Kanzler; „aber man kann den Verfaſſer eines ganz andern Kapitalverbrechens überführen.“

„Und das wäre?“ fragte Eliſabeth haſtig.

„Er hat offenbar Betrug getrieben, indem er Stellen des Tacitus für sein Eigenthum ausgibt.“

Die Königin verstand ihren Kanzler nicht. Sie meinte, Hayward habe irgend einem Andern nur seinem Namen geliehen: es sei da Kabale, Intrigue und dergleichen. Sie wollte hinter das Geheimniß kommen, und schlug vor, dem Doktor die Folter geben zu lassen, um Alles herauszubringen.

„Nein, Ihre Majestät,“ entgegnete Baco, „man muß nicht den Mann, sondern seinen Styl auf die Folter legen. Man sperre ihn ein, gebe ihm Papier, Feder und Dinte; er setze sein Werk fort. Dann will ich den Augenblick erkennen, ob er alles selbst gedacht und geschrieben hat.“

Die Königin kam lächelnd von ihrem Irrthum zurück. Die scherzhafte Wendung, welche Baco der Sache gegeben, rettete einen wackern Gelehrten und Familienvater von der Tortur.

Wie wohlthätig könnte nicht noch heutiges Tages mancher Baco werden, wenn's auch nicht immer wegen Errettung von der Folter wäre!

Alexanders Entwürfe.

Ludwig der Vierzehnte hatte vor seinem Tode noch der ungeheuern Plane viel; aber er ward fromm und vergaß sie. Peter der Große hätte gern in dem von ihm aufgeräumten Chaos die neue Schöpfung aufblühend gesehen; aber er überließ es seinen Nachfolgern, und sie vollendeten groß, wie er groß begonnen hatte. Friedrich der Zweite von Preussen trug sich mit keinen kühnern Planen, als er vollzogen hatte — ihm war das Erhalten genug. Immer waltet ein anderer Geist über die Nachfolger. Das erfuhr Alexander von Mazedonien.

Nach seinem Tode fand Perdiccas unter Alexanders Papieren eine Menge riesenhafter Entwürfe. Aber alle die Helden, welche ihm geholfen hatten die ersten vollführen, hüteten sich wohlbedächtig, das kolossalische Werk nach des Meisters Tode zu beenden.

Die wichtigsten darunter waren folgende. Alexander, der an nichts weniger, als an seinen frühen Hintritt gedacht hatte, wollte noch tausend lange Schiffe, größer als die gewöhnlichen Dreiruderer, zu einem Zuge gegen die Karthager und

die Küsten Afrika's und Spaniens, bis Sizilien, bauen. Zweitens, er wollte eine Heerstraße längs der afrikanischen Küste bis zu den Säulen des Herkules anlegen; drittens wollte er zum Behuf jener Flotte an schicklichen Orten eine Menge neuer Hafen, Arsenale und Städte errichten; viertens, die asiatischen Völker nach Europa und die europäischen nach Asien verpflanzen, um zwischen beiden Welttheilen durch gegenseitige Verheirathungen und Verschwägerungen allgemeine Eintracht und Blutsverwandtschaft zu stiften; fünftens seinem Vater Philipp ein Grab in Form der höchsten ägyptischen Pyramide erhöhen; sechstens sechs Tempel bauen, wie die Welt noch keine gesehen; siebentens — aber die Mazedonier schüttelten den Kopf; jeder sorgte für sich, und Alexanders Entwürfe blieben auf dem Papier.

Der unadelige Feldherr.

Der franzöſiſche Generallieutenant Franz de Chevert, der im Jahr 1769 ſtarb, und wegen ſeiner ausgezeichneten Feldherrntalente noch nicht vergeſſen iſt, war von ſogenannter niedriger Herkunft, und ſchwang ſich bei der franzöſiſchen Armee bloß durch Geiſtesgabe und Tapferkeit vom gemeinen Soldaten zum oberſten Kommando empor.

Er hatte nicht bloß auf dem Schlachtfelde richtigen Takt. Er war auf die Dunkelheit ſeiner Wiege eben ſo ſtolz, und mit Recht, als mancher Andere, und mit Unrecht, auf ſeine pergamentene Genealogie.

Als er zu den höchſten Militärſtellen gelangt war, bat ihn ein Edelmann, der Chevert's Kredit bei Hofe benutzen wollte, um ſein Fürwort.

„Wie kommen Sie dazu, ſich an mich zu wenden?“ fragte der General.

„Ich denke, mit Recht. Wir ſind Vettern. Ich kann es Ihnen beweiſen.“

„Herr,“ ſagte Chevert, „Sie ſind ein Adelicher; Sie können mein Anverwandter nicht ſein.

Denn Sie sehen in meiner Person den ersten und einzigen Edelmann meines Geschlechts."

Durch Wahrheit täuschen.

Als Spinola, Spaniens grosser Feldherr, nach der Uebergabe von Ostende durch Paris kam, fragte ihn Heinrich IV, was er auch für den nächsten Feldzug in den Niederlanden gegen Graf Moritz von Nassau zu thun gesonnen sei?

Spinola, ohne Arg, entwickelte dem Könige seinen Operationsplan. Heinrich, in der Ueberzeugung, Spinola wollte ihn irre leiten, schrieb dem Grafen Moritz von allem, was Spinola gesagt hatte, das Gegentheil. — Was geschah? Spinola eröffnete im folgenden Jahre den Feldzug und vollstreckte pünktlich seinen Plan, wie er ihn dem Könige mitgetheilt hatte.

Heinrich lachte, und sagte: „Die andern betrügen, indem sie Lügen ankündigen, und dieser thut das Gleiche, indem er die Wahrheit sagt."

Reiſende Schriftſtellerinnen.

Es iſt wirklich Schade, daß ſich Niemand findet, der Meuſchen's „Schauplatz der gelehrten Damen“ ſeit 1706 wieder eröffnen will. Welchen Zuwachs hat nicht ein einziges Jahrhundert geliefert! — Wie mächtig lieſſe ſich nur ſchon die Gallerie von „Deutſchlands galanten Poetinnen“ (Frankf. 1715) erweitern, die Gerh. Chriſt. Lehm anfing.

Am intereſſanteſten ſchienen mir aber immer die reiſenden Schriftſtellerinnen, und wirklich las ich ihre Reiſebemerkungen unendlich lieber als alle Lieder der „galanten Poetinnen“; denn der feine, weibliche Beobachtungsgeiſt iſt's, der uns mehr oder minder immer vorzüglich aus ihren Reiſegeſchichten anſpricht.

Das Reiſen gelehrter Frauen wird wieder Sitte; darum iſt's vielleicht nicht übel, ſie an das Gute und Böſe ihrer ſchönen Vorgängerinnen zu mahnen, z. B. ſie zu erinnern, in ihren Reiſebeſchreibungen, die wir noch zu erwarten haben, mehr Wahrheit, weniger Dichtung zu geben, als die Gräfin d'Aulnoy in der Relation de son voyage en Espagne, — ſich vor Kriegstheatern zu hüten,

um nicht das Schickſal der gelehrten Fulvia Morata zu erfahren, die im dreißigjährigen Kriege rein ausgeplündert, barfuß und im bloßen Hemd von Schweinfurt bis Hammelburg laufen mußte.

Reiſende Schriftſteller ſind noch nicht halb ſo gefährlich, als ſchriftſtellernde Reiſende; weil man ſie aber leicht mit einander verwechſelt, pflegt man gewöhnlich gegen beide auf der Hut zu ſein und keine Blößen zu zeigen. Denn wer will ſich gern von Durchfliegenden konterfeit und aller Welt zur Schau gegeben ſehen? Darin haben Frauen ſchon den Vortheil, daß man ihnen im Allgemeinen ſo viel Bosheit nicht zutraut; ſie ſehen folglich mehr.

Gelehrte Frauenzimmer ſollten ſchlechterdings aber incognito reiſen, wenn ſie ſchon bekannt ſind; denn die heilige Scheu vor gelehrten Weibern iſt allen Nationen Europens gemein. Ich weiß nicht, wie es in dieſem Punkte bei den Aſiaten und Amerikanern ſteht. In jedem Falle wenigſtens ſollten ſie ihre Gelehrſamkeit incognito reiſen laſſen, um nützlich zu reiſen. Frau von Stael, mit Herrn Schlegel im Gefolge, deren Aufenthalt zu Wien die Zeitungen mit großer Wichtigkeit meldeten, ſo wie auch, daß in Weimar zu ihrem Empfange Zimmer gerüſtet worden ſeien, wird überall nur Menſchen begegnen, die

ihre moraliſch-äſthetiſche Toilette ſchon gemacht haben. Ich verſpreche mir von ihrer Reiſebeſchreibung aus dieſem einfachen Grunde viel weniger, als von ihren Delphinen und Korinnen.

Noch einen Vortheil haben reiſende Schriftſtellerinnen (aber immer ihr ſtrenges Incognito vorausgeſetzt), der Männern entgeht, daß ihnen nämlich manche Thür aufgeſchloſſen wird, z. B. von Nonnenkloſtern, die den Herren verriegelt bleibt. Haben wir nicht der ſchönen und geiſtreichen Lady Worthly Montague die erſten ausführlichen, und vollkommen zuverläſſigen Nachrichten über die Geheimniſſe des Harems zu danken? — Freilich mußte ſie die Erlauſchung derſelben wunderlich zahlen. Doch welches Opfer iſt nicht eine neue Entdeckung werth?

Vielleicht verſteht mich Mancher nicht. Ich will die Geſchichte dieſes Opfers, des einzigen in ſeiner Art, das nur ein Frauenzimmer bringen kann, kurz erzählen.

Die reizende Brittin, Gemahlin des engliſchen Geſandten Lord Worthly in Konſtantinopel, hatte von Reiſebeſchreibern ſchon dies und das über das Harem des Großherrn geleſen, und wünſchte die Vermuthungen zur Hohe der Wahrheit zu führen. Sie war ein wenig neugierig von Natur — auch darin können reiſende Da-

men einen entschiedenden Vorrang vor reisenden Männern behaupten — und versuchte also nur um so ervichter die Bestechung eines der vornehmsten Eunuchen, die den Harem bewachten. Der ungeschlachte Eunuch ließ sich weder von dem süßen Lächeln, noch dem hellen Golde der englischen Gesandtin bethören.

Mylady entsagte nun ihren angenehmen Hoffnungen nicht ohne einen, aus dem Tiefsten ihres Innern kommenden, Seufzer; erzählte sogar ihrem Gemahl den verwegenen und gescheiterten Plan, und gab dem Lord das heilige Wort, die gefährliche Neugier nicht wieder rege werden zu lassen.

Solch ein Wort ist nun freilich bald gegeben!

Der Lord machte von Konstantinopel einen Abstecher nach der Insel Kandia, und wollte über Corfu zurückkommen. Mylady war allein; was fällt dem Menschen nicht bei, wenn er Langeweile hat? Genug, sie versuchte den Eunuchen zum andernmal, und bot ihm das Doppelte, wenn er sie heimlich ins Harem schleichen ließe. Der Halbmann ergab sich zu ihrer Verwunderung schnell. Sie hätte Verdacht schöpfen sollen, ob nicht der Sklav vielleicht dem Großherrn von der Neugier der gelehrten, schönen Britin gemeldet, ob nicht Sultan Achmet der Dritte vielleicht selbst den Eunuchen zur Nachgiebigkeit gestimmt haben könnte?

Kurz, Mylady ward in das prächtigste, üppig geschmückte Damengefängniß verstohlen eingeführt, und von Zimmer zu Zimmer bis zu demjenigen gebracht, wo sie, gegen ihre Erwartung, Se. Majestät den Sultan in eigener hoher Person fand, behaglich hingelagert auf einem kostbaren Sopha, und mitten unter seinen schönsten Odalisken die lange türkische Pfeife rauchend. — Sie erschrack. Der Kaiser erblickte sie, warf einen huldreichen Blick auf sie, und deutete mit Hand und Mund, daß sie seine Wahl gefesselt habe.

Dieser Vorzug kann unmöglich einer Dame ganz mißfällig sein, aber doch überraschend. Mylady hatte sich von ihrer Bestürzung noch nicht erholt, als der Kislar-Aga, der schwarzen Eunuchen Chef, ihr die Ehre offiziel ankündete. Die reizenden Odalisken beneideten, beglückwünschten die neue Schwester, und führten sie in das Bad, wo eine in den Künsten der orientalischen Toilette wohlgeübte Frau sie zu den Umarmungen des Sultans mit Schmuck und Parfümerien sorgfältig vorbereitete. Kaum hatte sie das Bad verlassen, erschien von Seiten des Großherrn das in solchen Fällen übliche Geschenk, als Vorbote seiner Gunst; kaum war sie in ihr besonderes Zimmer geführt, erschien er selbst bei der neuen Favorite.

Seine Majestät begann sogleich mit einigen türkischen Phrasen, die man freilich nicht ver-

ſtand; aber die zärtlichen Blicke des Beherrſchers aller Glaubigen überſetzen die türkiſchen Komplimente ſehr gut ins Engliſche. Die ſchöne Brittin befand ſich in der ſeltſamſten Verlegenheit; Reue war zu ſpät; der halbe Mond that ſeine Wunder, und die Rechte des Harems blieben in unverletzter Gültigkeit.

Erröthend und beſchämt verließ ſie endlich den Tempel der großherrlichen Freuden; nur ungern willigte der Sultan in eine Erlaubniß dazu. Zum Unglück konnte das Abentheuer — aus Urſachen, die ſich hier nicht wohl nennen laſſen, die aber jeder erräth, der mit der türkiſchen Toilette im Harem vertraut iſt — dem Gemahl der Dame kein Geheimniß bleiben. Der Geſandte kam zurück — der häusliche Friede war dahin — in England ließ ſich der Lord von ihr ſcheiden, weil er ihren Sohn Eduard für einen Nachkommen Sultan Achmets erklärte.

Das Uebel war einmal geſchehen, und Mylady rächte ſich als Schriftſtellerin dadurch an dem böſen Großherrn, daß ſie alle Geheimniſſe ſeines Harems ausplauderte.

Schnelligkeit hilft siegen.

„Wie iſt's möglich, daß du in ſo kurzer Zeit ſo große Dinge verrichten konnteſt?“ fragte Jemand Alexander von Mazedonien. „Ganz leicht,“ gab der Eroberer zur Antwort, „was ich heute thun kann, verſchiebe ich nie auf morgen.“

Zur Zeit, da Napoleon Bonaparte, nur noch fünfundzwanzig Stunden von Wien, den öſterreichiſchen Generalen Bellegarde und Meerfeld einen Waffenſtillſtand bewilligte, wurden die Linien für beiderſeitige Armeen angezeichnet. Man ward darüber erſt nach langen Diskuſſionen wegen der Armeekorps der Generale Bernadotte und Joubert einig.

„Aber, meine Herren, wo glauben Sie denn, daß General Bernadotte ſteht?“ fragte Bonaparte.

„Er kann jetzt vielleicht in Fiume ſein,“ ſagte Bellegarde.

„Sie ſind in großem Irrthum,“ erwiederte Bonaparte. „Er iſt hier nebenan in meinem Saal, und ſeine Diviſion werden Sie eine halbe Stunde von hier finden. Allein, vielleicht ſind

Sie von der Position des Generals Joubert besser unterrichtet. Wo denken Sie, daß er ist?"

„In Inspruck wahrscheinlich," entgegnete Bellegarde.

„Wohlan, Sie irren sich abermals," versetzte Bonaparte. „Er ist auch dort in meinem Saal, und seine Division liegt zwei Stunden von hier."

Diesen Mann erwartete man so gelassen bei Ulm und Jena!

Der Gang der menschlichen Kultur nach welthistorischen Thatsachen.

Die Tedeum verstummen, wie die Seufzer der Besiegten. Der Tod streuet seinen Staub über die Asche der glänzenden Sieger und der nackten Geplünderten. Es wachsen neue Geschlechter heran, die, von eigener Lust und Noth beschäftigt, Lust und Noth der Gewesenen vergessen, und, uneingedenk ehemaliger Weisheit und Thorheit, selbst weise und thöricht sein wollen.

Neue Helden, neue Eroberer, Dichter, Staatsmänner, Philosophen nehmen dann den Enthusias-

mus ihrer Zeitgenoſſenſchaft für ſich in Beſchlag, und laſſen den Vergangenen wenig davon übrig.

Es iſt von Napoleons Reich ſo wenig übrig, als von Karls des Großen Reich da iſt.

Hat denn der Mann, zu deſſen Thron Königsboten aus Europa, Aſia, Afrika und Amerika mit ſolcher Ehrfurcht wallten, nichts gethan, was bleibenswürdig war? Schwerlich viel von dem, was er ſelbſt that. Aber die Folgen ſeiner Thaten (die er ſelbſt nicht berechnete) bleiben und wirken auf mehr als ein künftiges Jahrtauſend hinab.

Die Veredlung des menſchlichen Geſchlechts iſt zuletzt die reine Ausbeute aus dem Prozeß der Weltrevolutionen. Es zeuget von Geiſtesbeſchränktheit, oder Erfahrungsloſigkeit in der Geſchichte der Menſchheit, wenn Philoſophen behaupten: die Idee vom ſteten Fortſchreiten der Menſchheit zu ihrer Vervollkommnerung ſei Mahrchen, ſogar Sünde.

Was die Väter erfahren und erworben, erbt der Sohn; was die Vorwelt erfunden, erben die Völker der Nachwelt und vermehren es. Der einzelne Menſch ſtirbt nach Jahren. Das Volk ſtirbt politiſch, oder phyſiſch, erſt nach Jahrhunderten oder Jahrtauſenden. Die Menſchheit ſtirbt wahrſcheinlich niemals.

Ob der Erdball schon früher von höhern Wesen bewohnt gewesen, von denen unsere Geschichte nichts weiß, ist unbekannt. Spuren davon sind keine vorhanden. Selbst die Mährchen von den kunstvollen Nationen auf Atlantis und Ogygia fallen nur in die Fabelperiode unserer Urwelt.

Es muß eine Zeit gegeben haben, wo der Erdball eine andere Richtung gegen die Sonne gehabt. Wenn damals schon Menschen lebten, wohnten sie gewiß nicht in unsern Klimaten.

Es wird nothwendig eine Zeit kommen, da unter dem Aequator ein ewiger Sommer, und von da hinweg und bis zu den Polen ein ewiger Frühling herrschen wird. Dies geschieht, wenn die Erdachse einst senkrecht steht auf der Erdbahn, oder die Ebene der Erdbahn gleich lauft mit der Ebene des Aequators. Wirklich nimmt der Winkel, welchen die Erdachse zu ihrer Bahn macht, und der jetzt noch 23° 28′ beträgt, nach Lalande's Berechnung alle hundert Jahre um 33 Sekunden ab. Wir hätten also noch bis zu der Zeit, da über den ganzen Erdball Tag und Nacht stets gleich sein soll, und ein ewiger Lenz auf unsern Fluren herrschen muß, noch 198,000 Jahre zu warten. — Was nun also doch einmal nothwendig geschehen wird, muß auch schon einmal da gewesen sein.

Wir wiſſen von den Nationen, die den ewigen Frühling ſahen, nichts mehr.

Man findet keine Menſchengebeine in Verſteinerungen, als nur in jüngſten aufgeſchwemmten Gebirgen. Aelter findet man ſchon Knochen vierfüßiger Thiere und Landpflanzen. In viel ältern Gebirgsarten zeigen ſich auch dieſe nicht mehr, ſondern nur Muſcheln und Seepflanzen. Dieſe alſo ſind für uns auf Erden die früheſten organiſchen Weſen. — Daraus wird zur moraliſchen Gewißheit, daß die Menſchen erſt ſpät in die Welt gekommen ſind.

Wir konnen von keinem Volke ſagen, daß es das erſtgeſchaffene geweſen. Die Autochthonen der Weltgeſchichte deuten immer auf vorhandene ältere zurück. Alle kannten ſchon die Sage; ſo wie noch jetzt die wilden Horden Amerika's und die Bewohner der Südſeeinſeln das „alte Wort“ haben.

Der hohe flache Rücken Aſiens iſt der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach das Geburtsland und die Wiege des jetzigen Menſchengeſchlechts. Der größte Theil unſerer genießbaren Vegetabilien, die von Land zu Land durch Kunſt verpflanzt worden ſind, wachſen dort jetzt noch wild; und alle in nordlichen und ſüdlichen Himmelsſtrichen zahm gemachten Hausthiere ſchwärmen dort noch in urſprunglicher Wildheit umher.

Aber die Kultur des Menschengeschlechts wanderte nicht mit den Menschenstämmen zugleich von Asiens Bergrücken, sondern sie nahm ihren Ursprung immer im Süden, und strömte gegen den nordischen Pol aus, das heißt vom fünfzehnten oder zwanzigsten Grad nördlicher Breite bis zum fünfundsechszigsten.

Die ersten Stufen der Kultur sind Religion, gesetzliche Verhältnisse, dann Künste und Wissenschaften.

Unsere Religionen kamen alle aus südlichern Gegenden, doch selten über den zwanzigsten Grad nördlicher Breite hinaus. Darum pilgern die Hindus nach dem Heiligthum des bisher noch unentdeckten Thibet; hingegen die Aegypte erwallfahrteten südwärts nach Abessinien, die Türken nach Mekka, die Christen nach Jerusalem, und selbst die rauhen Götter der Edda kamen aus dem Lande der Asen (Asien).

Die ersten kultivirten Nationen wohnten alle im warmen Mittagsland; und die ältesten derselben sind die Bewohner von Indien, Thibet, China, Persien, Chaldäa, Syrien, Medien, Abessinien (Aethiopien genannt), Aegypten.

Der Norden Europens dankt seine Kultur erst den Südländern Griechenland, Italien, Gallien, Spanien (zur Zeit der Araber). Italien dankte

ſie dem ſüdlichern Griechenland, Griechenland dem ſüdlichern Aegypten, Aegypten dem ſüdlichern Abeſſinien u. ſ. w.

Dies hiſtoriſche Geſetz gilt nicht für die ſüdliche Hälfte des Erdballs, denn ſie bezieht alle ihre Kultur vom Norden, auf dem Wege des Handels. Ein Beweis, daß die Bevölkerung der ſüdlichen Hemiſphäre jünger iſt, als die der nördlichen.

In den Ländern, von welchen die Kultur des menſchlichen Geſchlechts ausgegangen iſt, erleichterte die Natur durch die Fülle ihrer Fruchtbarkeit das Daſein des Menſchen ſo ſehr, daß er nur wenig zerſtreut durch die Sorge um Kleider und Nahrung, von ſelbſt auf die Beſchäftigung des Geiſtes hingeleitet ward. Wie bei dem ſüdlichen Menſchen die herrlichſten Pflanzen zu Speiſe und Trank wild gedeihen, die wir im Norden mühſam durch Kunſt erziehen, ſo iſt auch ſeine Geiſteskultur mehr Werk der Natur, als der Kunſt. Die in Nordländer verpflanzte Kultur hingegen ward nur durch Kunſt erhalten und erhöht.

In Südländern, von wannen doch die Kultur ſtammt, bleibt ſie (merkwürdig genug!) faſt überall in der gleichen Höhe ſtehen, und faſt immer in ähnlichen Formen: faſt überall finden wir Despotismus in den Verfaſſungen, und Hierarchie in der Religion. So in Indien (man

gedenke der dortigen Kasten), in China (des dortigen Rituals), in Thibet, in Aegypten, in Japan, in der Türkei u. s. w.

Hingegen in Nordländern erhöht sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert. Deutschland, Frankreich, die Schweiz und England haben in Religion, Politik, Kunst, Wissenschaft und Erfindungen aller Art mehr geleistet, als alle jetzt vorhandenen Völker der Welt zusammengenommen.

Diese auffallende Erscheinung läßt sich eben daraus am leichtesten erklären, daß der südliche Mensch sich leichter mit dem begnügen kann, was er hat, da ihm, was er bedarf, ohne Mühe aus dem Füllhorn seines Klima's zufällt. Der nördliche Mensch aber hat für seine Existenz unaufhörlich zu ringen; was das kargere Klima ihm entzieht, muß er sich durch höhere Gewalt des Geistes erobern.

Die Kultur in Südländern war eine Tochter der Langenweile, des wärmern Blutes, der regern Phantasie. Die Kultur der Nordländer Werk der Noth und kräftigerer Organisation.

Eine Familie ist kein Volk, ein Volk ist nicht die Menschheit. Wenn eine geistreiche Familie ausstirbt, ist darum nicht das ganze Volk in Barbarei versunken; wenn ein zivilisirtes Volk ausstirbt, ist darum nicht die ganze Menschheit ver-

wildert und aus seiner Vollkommenheit zurückgestürzt.

Daß das Vaterland des Sokrates und Solon, Perikles und Lykurg u. s. w. eine Wüste ward, von Sklaven und Tirannen bewohnt, ist kein Beweis wider die Fortschritte der Menschheit in ihrer Vervollkommnerung. Denn wie viel helle Punkte auf dem Erdboden waren zu der Zeit, da Athen und Korinth, Sparta und Theben blühten? — Man kann sie ohne Mühe zählen. Wer aber zählt die kultivirten Städte und Ortschaften Asiens, Europens und Amerika's heutiges Tages? Ein gemeiner Bürger von Boston, Berlin, Paris, Wien, Petersburg, Bombai hat mehr Kenntnisse und mannichfaltigern Geistesgenuß, als ein gemeiner Bürger zu Athen in Perikles Tagen hatte.

Die Zeiten der Völkerwanderungen, dann die der Kreuzzüge, schienen alles Licht der Menschheit auszulöschen; aber sie gehörten zu den wohlthätigsten Epochen unsers Geschlechts. Diese Stürme verbreiteten die Funken von den ehemaligen Altären der Weisheit, Wissenschaft und Kunst unter hundert barbarische Nationen. Die Menschheit nach den Kreuzzügen ist eine ganz andere, als vor den Völkerwanderungen.

Rom zivilisirte Barbaren; Frankreich zerstörte die Barbarei des Mittelalters in Europa; England

erzieht in Asien, Amerika, Afrika und Australien neue Nationen. Sind diese Töchter einst mündig, werden sie selbstständig und frei die Mutter verlassen, wie die Konföderation der nordamerikanischen Freistaaten das Beispiel gegeben.

Ich möchte weder in den Zeiten des Perikles noch des Augustus gelebt haben; denn ich würde unzählige Genusse nicht gekannt haben, die mir in den heutigen Tagen offen stehen, die damals Niemand ahnete. Zudem kann ich jenes Zeitalter gleichsam wiederleben, indem ich mich in seine Geschichte versenke. Aber bei allen Vorzügen meines Zeitalters wünschte ich doch, ich wäre, statt im Jahre 1771, im Jahre 2440 geboren worden. Dann würde ich mit den Genussen des neunzehnten Jahrhunderts alle des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts verbinden, und mich der höhern und ausgedehntern Kultur des Menschengeschlechts erfreuen können, wogegen unser Jahrhundert als ein barbarisches erscheinen muß.

Und lebte ich wirklich ein halbes Jahrtausend später, so könnte es sein, ich fände mich auch dann wieder zu früh in die Welt gebracht.

Ich will also zufrieden mit dem Loose sein, das mir aus der Urne des ewigen Schicksals fiel. Mein Loos war wenigstens keine Niete.

Thronentſagungen.

Die Geſchichte ſtellt uns mehr als einen Fürſten dar, der den Thron verließ, um ſein Leben im Privatſtande zu ſchlieſſen; „aber“, ſagt Robertſon, der Geſchichtſchreiber Karls V., „es waren entweder ſchwache Männer, die eben ſo ſchnell den übereilten Entſchluß bereuten als vollzogen, oder erlauchte Unglücksſohne, die, ihres Zepters durch einen Nebenbuhler beraubt, nur ungern in die Stille des Privatlebens zurückſanken. Diokletian vielleicht war der einzige Monarch, der, würdig der Herrſchaft, als wahrer Weiſer vom Throne niederſtieg und in langer Reihe von Jahren aus ſeiner freiwilligen Zurückgezogenheit dem Glanze und der Hoheit, die er verlaſſen, keinen Blick, keinen Seufzer nachſandte.“

Da Maximian ihm die Regierung wieder anbot, erwiederte der kaiſerliche Eremit: „Der Thron wiegt das Glück häuslicher Zufriedenheit nicht auf; ich habe mehr Freuden, ſeit ich meinen Garten anbaue, als da ich noch den Erdkreis regierte.“

Chriſtina, die Königin von Schweden, war zwar auch Anfangs ſo ſchoner Ideen voll, als

ſie ihre Krone niederlegte; aber dem philoſophiſch-männlichen Muthe hinkte die unphiloſophiſch-weibliche Reue wider Vermuthen ſchnell nach. Sie war des Regierens im eigentlichen Sinne ſatt. Es war ihr, ſagte ſie, immer zu Muthe, als ſähe ſie den Teufel, wenn ihre Sekretäre hereintraten, um ihr Depeſchen zur Unterſchrift vorzulegen. — „O, wie unbeſchreiblich wohl wird mir doch ſein, wenn ich einmal der glänzenden Plage los ſein, wenn ich ganz den heiligen Muſen gehören werde! Wie ſuß wird mir ſelbſt die Erinnerung ſein, einſt als Monarchin den Menſchen wohlgethan zu haben!“ — Und als nun der große Schritt gethan ward, ließ ſie noch eine Medaille prägen mit der Legende: „Der Parnaß iſt ſchöner als der Thron.“

Theodora, Kaiſer Juſtinians Gemahlin und Mitregentin, dachte in dieſem Punkte ſehr verſchieden von der Schwedin. Als beim Nika-Aufruhr im Jänner 532 Konſtantinopels Straßen mit Blut gefärbt und die prächtigſten Paläſte, ſelbſt die St. Sophienkirche, in hellen Flammen waren; als zaghaft der Kaiſer ſchon die Verſammlung des Raths berufen hatte, um ſein Heil durch Flucht zu retten, ſprach Kaiſerin Theodora die ächt-kaiſerlichen Worte: „Und wäre Flucht unſere letzte Hilfe, ich würde ſie verſchmähen. Tod iſt die Bedingung unſerer Geburt; wer einmal die

Herrschaft besaß, darf den Verlust seiner Würde und seiner Staaten nie überleben. Ich flehe zum Himmel, daß man mich nie, auch nicht einen einzigen Tag, ohne Diadem und Purpur erblicke; daß ich das Licht nicht mehr sehe, wenn man mich nicht mehr Kaiserin grüßt. — Bist du, o Kaiser, zur Flucht entschlossen, wohlan, du hast Schätze; betrachte das Meer, du hast Schiffe. Aber zittere, die Liebe zum Leben gibt dich elender Verbannung und schimpflichem Tode preis. Ich hingegen bleibe dem Grundsatze der Alten treu: Der Thron ist ein glorreiches Grab!"

Wie sehr die Empfindungen und Urtheile beider gekrönten Damen kontrastiren, darf ich nicht erst sagen, wohl aber, daß die schwedische Christina die Tochter des ruhmvollen Königs Gustav Adolfs und — die orientalische Kaiserin Theodora Tochter eines Bärenwärters, und vor ihrer Thronerhebung — ein unterhaltenes Freudenmädchen war.

Karl V., seines Zeitalters mächtigster Monarch, in dessen Staaten die Sonne niemals vom Himmel verschwand, legte ebenfalls seine Krone nieder, weil er seinen Ruhm nicht überleben wollte. Ohne ein Greis zu seyn, doch schon von den Schwächen des Alters überrascht, der Erholung bedürftig, fühlte er, daß er seinen Riesenplanen nicht mehr gewachsen sei. Er wollte sie

lieber unvollendet laſſen, als ſie mit halben Kräften verſtümmeln. Darum vertauſchte er den geräuſchvollen Thronſaal mit der Einſamkeit des eſtremaduriſchen Kloſters. Und als er bei Laredo die ſpaniſchen Ufer auf der Reiſe zur Einſiedelei berührte, warf er ſich nieder, küßte die Erde, und rief: „O allgemeine Mutter der Sterblichen, nackt kam ich aus der Mutter Schoos, nackt kehre ich in den deinigen zurück!“

Und doch warf er zuweilen, wenn ihn, trotz Uhrmacherei, Torrians's Kunſtwerken und St. Auguſtins und St. Bernhards erbaulichen Schriften, die Langeweile überſchlich, einen Blick, doch nur verſtohlen, durch's Kloſterfenſter von St. Juſt in die Welt zurück!

Die Uebergabe von Amſterdam.

Im Jahre 1672 hatte Ludwig der Vierzehnte, unter welchem der Prinz von Condé und Marſchall Turenne kommandirten, ganz Holland erobert. Er erſchien vor den Thoren Amſterdams. Die Beſtürzung war unbeſchreiblich groß. Niemand dachte mehr an Widerſtand. Die elenden Feſtungskommandanten damaliger Zeit, zum Uebergeben allzeit fertig, hatten mit einander gewetteifert um Schande, und das für den König ſo ſchmeichelhafte Diſtichon gerechtfertigt, das ihm Mariotte ſchrieb:

Una dies Lotharos, Burgundos hebdomas una,
Una domat Batavos luna: quid annus erit?

Genug, in Amſterdam dachte man auch an nichts als an Uebergabe. Der Stadtrath deliberirte eines Tages lange über dieſen Gegenſtand, und man ſtimmte endlich einmüthig dahin, dem Konige die Schlüſſel der Stadt zu überreichen. Indem bemerkte man, daß ein alter Burgermeiſter eingeſchlafen war, und ſeine Stimme noch nicht gegeben hatte. Man weckte ihn auf. „Worüber wird umgefragt?“ rief er, und rieb ſich die Augen. — Ob man den Franzoſen die Stadtſchlüſſel

überreichen soll? — „Haben die Franzosen sie denn schon verlangt?“ fragte der Alte. — Nein, noch nicht. — „Nun gut denn, so wartet wenigstens, bis man sie uns abfordert.“

Und dies einzige Wort (so geht die Sage) rettete die Republik. Man setzte die ganze Gegend unter Wasser, gewann Zeit, genas vom ersten Schreck, und blieb frei.

Das Fenster.

Der Marquis de Louvois hatte in vollem Maase, was man oft gern als Regenten-Genie geltend machen möchte, das heißt: für den Ruhm seiner Nation opferte er kaltherzig das Glück derselben hin. Streng war er bis zur Grausamkeit, prachtvoll, unerforschlich, rastlos thätig, intrigant, gewissenlos, groß in seinen Entwürfen, in der Vollziehung mit allumfassendem Blicke das Ganze und das Kleinste darin beachtend, in der Wahl seiner Leute von sicherm Takt, und in der Politik der wahre Geistessohn Machiavels.

Sein König (Ludwig der Vierzehnte näm-

lich) fuhr ihn eines Tages rauh an, weil in einem der neu angelegten königlichen Gebäude ein Fenſter nicht recht angebracht war. Louvois war ſeit Colberts Tode auch Oberintendant aller Bauten, Künſte und Manufakturen Frankreichs. Tief gekränkt ging der Miniſter fort, und ließ ſeinem Zorn daheim freien Lauf vor ſeinen Vertrauten. „Wenn ich einem Menſchen,“ rief er, „einem Menſchen, der über ſolche Erbärmlichkeiten Aufhebens machen kann, keine Beſchäftigung gebe, bin ich verloren. Der Krieg bringt ihn am beſten von ſeinen Bauſachen ab. Und bei Gott, er ſoll Krieg haben: braucht er ihn nicht, brauch' ich ihn.“

Richtig ward durch Louvois Kunſt nun die Augsburger Aſſociation (zwiſchen Oeſterreich, Spanien, Schweden und vielen Ständen des deutſchen Reichs geſchloſſen) ohne anders gebrochen, und ganz Europa wieder mit Feuer und Schwert verheert, weil — ein Fenſter am unrechten Orte geſtanden.

Ein Spruch von Addington.

Es kommt nur darauf an, wie man die Sache anſieht. Als Herr Addington, Kanzler der Schatzkammer, Pitts Freund und Nachfolger, in der Parlamentsſitzung vom 10. Dezember 1793 mit vieler Beredſamkeit über die blühenden Verhältniſſe des engliſchen Handels ſprach, machte er unter andern folgende feine Bemerkung, die gerade jetzt, da Alles gegen die Verderblichkeit des brittiſchen Alleinhandels ſchreit, wieder erwogen zu werden verdient.

„Bilde ſich doch Niemand ein," ſagte er, „daß das für andere Nationen nun verloren ſei, was wir durch den Handel gewinnen; oder daß die Uebermacht und der Vorrang, welchen das brittiſche Reich der Vorſehung und klugen Räthen zu danken hat, die Lage anderer Nationen verſchlimmert habe. Nein, im Gegentheil, durch ſeinen Wohlſtand ward Großbrittannien nicht nur Schutzengel der polizirten Welt, ſondern die ſteigende Größe unſers Reiches ward der Grund davon, daß ſich der Handel der übrigen Welt ebenfalls erweiterte und vergrößerte."

Merkwürdiger Fund.

Wo irgend ein Elephantenzahn, oder das Gerips eines wilden Thieres, das jetzt in Afrika heimathlich iſt, in Europa gefunden wird, macht man davon ein Aufhebens, das die ganze Sache vielleicht gar nicht verdient. Was will man am Ende damit beweiſen? Daß das europäiſche Klima einmal heißer als jetzt geweſen ſein, oder die Stelle, wo London oder Paris ſteht, einmal unter der Linie gelegen haben könne?

Intereſſanter für die Geſchichte der Menſchheit iſt es wohl, wenn man in friſchentdeckten Ländern, wie Amerika, das Innere Afrika's, oder Südindien, unverkennbare Spuren europäiſcher Kunſt findet.

Nachdem Gonzalo Vello die Azoren entdeckt hatte, ſchickte Prinz Heinrich von Portugal im Jahre 1461 die erſten Kolonien zur Bevölkerung der unbekannten Inſeln dahin. Da fand man auf Cuervo, einer der Azoren, unverhofft eine wohlgearbeitete, noch aufgerichtete Statue. Ein Reiter, von einem Mantel umhüllt, aber mit entblößtem Haupt, ſaß zu Pferde;

mit der Linken hielt er des Rosses Zügel, mit der Rechten deutete er gegen Sonnenuntergang. Unterhalb der Statue fanden in einem Felsen einige Buchstaben eingegraben, die aber Niemand zu lesen wußte.*) Wie bei Gründung des Kapitols eine das gefundene Menschenhaupt eine Vorbedeutung der römischen Weltherrschaft seyn sollte, schien diese Bildsäule mit ihrer Hand zur Entdeckung Amerika's hinzuwinken.

Wer hatte sie hinterlassen und dahin gepflanzt? Phönizier? Karthaginenser? — Wohin ist sie endlich gekommen? Hat Niemand einige Aufmerksamkeit dieser Bildsäule gewidmet, welche noch über die Geschichte der Entdeckungen der Vorwelt Licht gegeben haben würde?

So haben die Entdecker von Sofala, dem an Gold und Elfenbein reichen Lande an Afrika's Ostküste, welches Kant für das berühmte Ophir des Alterthums halten möchte, daselbst Antiken gefunden, welche auf eine unbekannte, sehr polizirte Vorwelt hindeuteten. Als Pedro de Anaya daselbst ein Fort errichtete im Jahre 1508, fanden die Portugiesen, im Innern des Landes, Gebäude von wunderbarer, nie gesehener Bauart, auch noch in ihren Trümmern Größe, Pracht und Geschmack verrathend. Hier

*) Prevost hist. gén. de voy. Paris 1746. t. XI. S. 32.

und da erblickte man Inſchriften an den Steinen; aber Niemand kannte die Schriftzeichen. — Die Einwohner von Sofala konnten über den Urſprung dieſer alten Gebäude durchaus keine Erklärung geben; ſelbſt die Sage darüber war ſchon erloſchen.

Frau von Genlis.

„Man ſpricht ſelten von der Tugend, die man hat, deſto mehr von der, die uns fehlt!“ ſagt, glaub' ich, Leſſing irgendwo. Das Wort läßt ſich unter leichten Abänderungen auf viele unſerer großen Geiſter und unſerer Berühmten anwenden.

Bekanntlich ſchickte Jean Jacques Rouſſeau ſeine Kinder ins Findelhaus, und wollte doch durch ſeinen Emil eine Reformation im Erziehungsweſen machen. Nach ihm that ſich in Frankreich Niemand ſo ſehr durch Erziehungsſchriften hervor, als die bekannte Frau von Genlis. Sie ſelbſt genoß aber der Mutterfreuden ſo wenig, als Rouſſeau der Vaterfreuden.

Es war im Anfange des Jahres 1735, als ein junges Frauenzimmer, das unter dem Namen

Pamela in England erzogen war, zur Frau von Genlis ins Palais royal kam. Nicht lange nachher fand ſich ein anderes Mädchen unter dem Namen Hermine ein. Siehe da, es waren die Töchter der Frau von Genlis, welche ſie unter dieſen poetiſchen Namen in England hatte austhun und erziehen laſſen. Beide Kinder, früh der Mutter entzogen, hatten bis dahin immer geglaubt, was ihnen geſagt war, ſie ſeien Waiſen. Sie wurden anſtändig vermählt; ſie waren, ſagt man, ſehr gut erzogen. Aber konnten dieſe Frauenzimmer iemals Liebe zu ihrer bizarren Mutter haben?

Die Beinamen.

Die Schmeichelei der Kleinen iſt, der Eitelkeit der Großen zu gefallen, immer ſehr freigebig mit glänzenden Beinamen geweſen. Pompejus, den Cäſars Schwert nachher ziemlich klein machte, nahm gar keinen Anſtand, ſich ſelbſt Pompejus den Großen zu nennen, und in allen Briefen und Befehlen ſeinen Namen ſo zu ſchreiben.

Ludwig XV. hatte den Beinamen des Vielgeliebten, obwohl er ſein Volk noch elender gemacht hatte, als der närriſche Karl VI., König von Frankreich, welcher ſchon vor ihm eben dieſen Beinamen gehabt hatte.

Da er 1774 ſtarb, machte man daher in Paris folgendes kauſtiſche Epitaphium auf ihn:

Ci-gît Louis le quinzième,
Du nom de Bien-aimé le deuxième,
Dieu nous préserve du troisième!

Schon dem Tode nahe, während ſchon in allen Kirchen für ihn gebetet ward, ließ der elende, königliche Wollüſtling noch ſeine Beiſchläferin Du Barry kommen, und ſich mit ihr einſchließen. Natürlich machte das Volk darüber unfreundliche Gloſſen. Aber es ſchwieg. „Das Volk", ſagte damals der Biſchof de Senez in der Leichenrede, die er dem todten Könige zu St. Denis am 27. Oktober hielt: „das Volk hat unſtreitig nie ein Recht zum Murren; aber eben ſo unbezweifelt hat es das Recht zu ſchweigen, und ſein Schweigen iſt den Königen eine Lehre!"

Man wollte nachmals Ludwig XVI. bereden, den Beinamen Augustus anzunehmen. Er verbat ſich's. „Ich will", ſagte er, „dieſen Beinamen erſt verdienen, damit ihn mir freiwillig meine Völker geben."

Inzwiſchen hieß man ihn zu Paris Louis le désiré, und ſchlug ihm achtzehn Jahre nachher den Kopf ab.

Was die Franzoſen bizarr nennen.

Daß auch ein Schiller, ein Bürger, die franzöſiſche Sprache weder zu unbeholfen, noch zu weich für die Darſtellung ihrer kühnſten, oder ich möchte ſagen, ungeſtümſten Gefühle finden würden, läßt ſich nicht läugnen. Der Dichter macht die Sprache, wahrlich die Sprache nicht den Dichter. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß ächtdeutſche Sänger, wie Schiller, Bürger, Voß, ungenießbar für die Franzoſen ſein und bleiben werden, nicht weil der Genius beider Sprachen einander feindſelig widerſtrebt, ſondern Gemüth und Geiſt der Nationen.

Als im Frühling 1783, da ſchon der Präliminarfriede zwiſchen Frankreich, Spanien und England zu Verſailles abgeſchloſſen war, plötzlich neue kriegeriſche Gerüchte das friedensbegierige Volk erſchreckten, erſchien eine Ode, die in mehrern hundert Abſchriften durch die Pariſer Welt lief, und deren Strophen man

ſich rezitirte, „à cause de la *bizarrerie*, et de la *grandeur* des idées qu'elles expriment."

Hier einige derſelben:

Si vous êtes pressés de ce désir funeste
De dépeupler la terre en proie à vos transports,
Ah! semez les poisons, faites germer la peste,
Et regnez sur les morts!

Ces sauvages sanglans que votre orgueil déteste
Sont de faibles rivaux de tant d'excès honteux;
Et je ne vois que *l'art de faire un manifeste*
Qui vous distingue d'eux.

Das Jahr 1709 und 1809.

Unſere Ahnen, welche die Freude hatten, hundert Jahre früher als wir Schauſpieler oder Zuſchauer in dieſer beſten Welt zu ſein, bildeten ſich, wie wir noch aus den Büchern ſehen, die im Jahre 1709 gedruckt wurden, nichts Geringes auf das Auſſerordentliche und Gigantiſche ihres Zeitalters ein; thaten ſich wenigſtens auf ihre groſſen Männer und Helden, auf ihre groſſen Allongeperuken und Rockſchöſſe, auf den abentheuerlichen Glückswechſel und Umſchwung der Dinge, ungefähr eben

ſo viel zu gut, als wir uns auf unſer Zeitalter mit den vielen Titusköpfen und wenigen Titusherzen.

Gewiß dachten im Jahr 1709 die Zeitungsleſer, ſo etwas laſſe ſich nicht ſo bald vergeſſen! Und doch irrten ſie ſich ſehr. Wir leſen allenfalls noch mit vielem Vergnügen in einem Hiſtorienbuche, wie ſich unſere Großväter einander recht heldenmüthig todtſchlugen, weil es einem ihrer Könige gefiel, die Rolle des wahnſinnigen Alexanders von Mazedonien zu ſpielen, und einem andern Könige, ſich eine Erbſchaft vom Nachbar zuzueignen, die von einem zweiten und dritten ebenfalls angeſprochen ward. Oder unſere „elegante Welt“ lachte etwa noch über das ſteife „Koſtume“ der guten Großmütter in alten Oelgemälden, mit welchen wir unſere Kinderſtuben tapezieren. Uebrigens macht man jetzt von den Thaten und Faten des Jahres 1709 wenig Aufhebens mehr, weil man ungleich größere Dinge erlebt zu haben meint.

Ich weiß aber nicht, ob es unſern großen Männern und großen Thaten um ein Haar beſſer als jenen gehen wird. Faſt möcht' ichs bezweifeln. Denn wahrlich und leider, an Perſonen, die der große Haufe gemeiniglich große Männer zu heißen pflegt, haben alle Jahrhunderte vollauf gehabt, mehr, als zu ihrer Glückſeligkeit eben vonnöthen waren. Auch ſpielt wahrſcheinlich die Zeit mit ihren Enochskindern nicht ſo bald dan-

kerott. Man könnte darauf wetten, unſere Enkel nach einem Jahrhundert belächeln, umgeben vom Glanz ihrer Tage und Tageshelden, ſehr ſelbſtgefällig unſere überſpannte Meinung; ſo wie ſich die ſchnippiſchen Mädchen von 1909 über die Moden ihrer im Jahre 1809 auf Redouten und Bällen figurirenden Großmütterchen nicht wenig luſtig machen werden.

Zwar wir hatten im Jahre 1809 einen fürchterlichen Doppelkrieg, der von den blühenden heſperiſchen Garten bis zur Zone des ewigen Eiſes wüthete. Im Süden haderten Frankreich und England um die leeren Thronen von Spanien und Portugall: im Norden kämpften in Finnlands Schneefeldern Schweden und Rußland. — Allein im Jahr 1709 war's faſt daſſelbe. Auch damals war Spanien ein großes Schlachtfeld. Frankreich und Oeſterreich waren es, die, um den ſpaniſchen Thron nach König Karl II. Tode, den langen Succeſſionskrieg führten, nur mit dem Unterſchiede, daß Frankreich damals minder glücklich war, wovon die berühmte Schlacht bei Malplaquet im Jahr 1709 zeugte, die den Muth des abgelebten Ludwigs XIV. gar ſehr beugte. Die beſten ſeiner Generale waren ſchon geſtorben, und andere Nationen hatten die vorzüglichern Heerführer. — Eben ſo wüthete damals im Norden zwiſchen Schweden und Rußland der Krieg, wie jetzt.

Die Schlacht von Pultawa im Jahr 1709 ſah wohl einer Schlacht von Jena und Auſterlitz ähnlich.

Zwar hatten wir im Jahr 1809 einen Napoleon, deſſen Zauberſchwert die politiſche Geſtalt Europens verwandelte. Aber das Jahr 1709 hatte einen Peter den Großen, der eine Wildniß fand, und daraus ein europäiſches Reich ſchuf, der das Götterlicht der Aufklärung und Geſittung den Barbaren des Nordens brachte und in den Rang der großen Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes trat.

Zwar hatten wir Schlachten von Auſterlitz und Auerſtädt geſehen. Aber die Leute von 1709 ſahen die Schlacht von Malplaquet und Pultawa; ſie hatten den blutigen Tag bei Narva geſehen, wo ein kaum zwanzigjähriger General an der Spitze von 9000 Schweden nicht weniger als 100,000 Ruſſen mitten unter ihren Verſchanzungen ſchlug, eine ganze Armee vernichtete, und einen aſiatiſchen Prinzen vom Fuße des Kaukaſus als Gefangenen zu ſeinen Füßen liegen ſah.

Wir wiſſen jetzt noch von einem Moreau und Maſſena, von einem Nelſon, Erzherzog Karl und Blücher zu erzählen; aber die Leute, die 1709 in ihrem Lehnſtuhl die Zeitung laſen, ſprachen dagegen von ihrem Marlborough und Prinz Eugen, von ihrem Vendome und Villars.

Wahr iſt, unſer Zeitalter iſt an ſonderbaren Erſcheinungen reich. Alte Thronen fielen zuſammen, neue wurden gebaut. Die weiland mächtigen Bourbonen pilgerten noch in der Welt zerſtreut umher; das königliche Haus von Braganza flüchtete über das Weltmeer; die ehemaligen Monarchen Spaniens ſaßen auf franzöſiſchen Landgütern; andern italieniſchen und deutſchen Fürſten ging's nicht beſſer. — Allein das Sonderbare iſt darum nicht immer ſelten. Ständen unſere Großväter von 1709 auf, ſie würden ſich darüber gar nicht verwundern; ſie würden ſagen: „C'est tout comme chez nous; nichts Neues unter der Sonne. In unſerer Zeit war Karl der Zwölfte der Held des Tages, dem nur ein ſolider Stützpunkt fehlte, um die alte Welt aus ihren Angeln zu heben. Hätte er, ſtatt des armen, entlegenen, kleinen Schwedens, einen reichen, großen, in der Mitte Europens gelegenen Staat zu ſeiner Verfügung gehabt, wir wetten, er hätte auſſer dem Kurfürſten von Sachſen auch andere Monarchen vom Throne geworfen, und auſſer dem Woiwoden von Poſen, Stanislaus Leszinski, den er nach ſeinem bon plaisir zum König der Sarmaten erhob, manchen andern in den Königsrang verſetzt. — Die Flucht des Prinzen von Braſilien nach Braſilien iſt kaum halb ſo romantiſch, als die Flucht des Königs Stanislaus aus

Polen, oder die Reisen und Abentheuer Karls des Zwölften von Bender hinweg bis in sein Norderland. — Wie bei euch die französischen Kronprätendenten nach England flohen, flüchteten zu unserer Zeit die englischen Kronprätendenten nach Frankreich. Wie zu eurer Zeit ein König von Spanien in den Privatstand zurücktritt, that das zu unserer Zeit ein König von Sardinien." — So ungefähr würden unsere Großväter sprechen, wenn es ihnen der Mühe werth schiene, über so etwas noch ein Wort zu verlieren.

Was ist am Ende von den siebenzehnhundertneuner Großthaten, Schlachten, Helden, Fürstenabentheuern, Successionskriegen und dergleichen übrig geblieben? Nichts als der Segen Peters des Großen über sein großes Land, und die Blüthen der Kunst und Wissenschaft, welche der eitle schwache Ludwig XIV., der am besten einen Gekrönten zu repräsentiren verstand, durch Gunst und Theilnahme hervorlockte. — Und ungefähr so viel mag wieder nach Verfluß eines Sekulums von unsern achtzehnhundertneuner Großthaten und Wunderwerken vorhanden sein.

Der Utrechter und Nystadter Frieden brachte den Norden und Süden unserer Großväter zur Ruhe; auch bei uns wird Alles endlich wieder den verlornen Schwerpunkt finden und ins Geleis der Ordnung zurückkehren. Dann wird man sich erst

beſinnen, und die Welt, wenn ſie das Facit des langen Krieges überſieht, und was er Neues und Beſſeres geſtiftet, wird ſich verwundert fragen: „War das auch wohl des vielen Pulvers und Menſchenblutes werth?“ und die Welt wird über die Handlungen ihrer Könige und großen Leute ins Gericht treten.

Ich weiß freilich nicht, ob dieſes Blatt die Ehre haben wird, einem meiner Enkel im Jahr 1909 in die Hände zu fallen. Sollte es aber geſchehen, ſo würd' ich ihn bitten, ſich von den wunderherrlichen Dingen ſeiner Zeit nicht zuviel zu verſprechen. Hat er das Glück, in ſeinen Tagen einen de l'Epée zu haben, der ſich der Taubſtummen erbarmt; einen Jenner, der die Blatternpeſt aus der Welt bannt; einen Peſtalozzi, der die Kinder des Volks einfach und vernünftig bilden lehrt; einen Rumford, der Hungrigen wohlfeile, nahrhafte Koſt gibt, und dergleichen Männer, die ohne Teufelskünſte Engel ſind, Männer, die darum apotheoſirt ſind, weil ſie ſich dem Heil der Welt aufopfern: ſo will ich ſein zwanzigſtes Jahrhundert noch nicht für das ſchlechteſte halten, und gebe ihm alle übrige Herrlichkeiten als Zugabe in den Kauf.

Ich würde ferner zu ihm ſprechen: „Denk- und Gewiſſensfreiheit werden in unſern Tagen freilich ſo wenig getödtet, als Hexen verbrannt, und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil man endlich

nach mehrhundertjährigen Verſuchen ſich überzeugt hat, es gebe keine Hexen, und man könne keiner Seele das Denken verbieten. Aber Sprach- und Preßfreiheit wird heutiges Tages noch ſehr ſorgfältig von den Großen beſchränkt, weil man ſie für die Völker als ein Gift anſieht. Inzwiſchen hat ſich Englands bei dieſem Gifte ſchon ſeit einem Jahrhundert ſo wohl befunden, daß es durch ſeine Macht, ſeinen Reichthum und Glanz die Bewunderung aller Nationen iſt. Ich wünſche dir Glück, wenn man im Jahr 1909 über die Gefahren dieſes Giftes durch mancherlei Verſuche gründlich belehrt ſein wird.

„Endlich, mein liebſter Enkel, wünſche ich deinem Zeitalter wenig große Schlachten, wenig berühmte Krieger; ſtatt deſſen tugendhafte Fürſten, die ihr Land bereichern, Finanzminiſter, die die Kunſt verſtehen, Abgaben zu mindern, Geſetzgeber, denen bürgerliche Freiheit heilig iſt.

„Man ſagt, ſeit Berthold Schwarz das Schießpulver erfunden, ſeien die Kriege menſchlicher geworden. Vermuthlich waren ſie vordem viehiſch. Aber ich geſtehe es dir aufrichtig, die Menſchlichkeit unſerer Schlachten iſt noch abſcheulich. Ich wünſchte daher, unſere Kriege würden himmliſcher. Wir hatten unter unſern Zeitgenoſſen im Jahr 1809 einen Uhrmacher Degen in Wien, der vielleicht ſo viel Witz beſaß, als der

Mönch Schwarz. Wenigstens wollte er die Leute lehren, nach Belieben und Willkühr in der Luft hin- und herzufliegen. Durch die Kunst, zu fliegen, macht er die Menschen zu Kunstfliegen, und den Krieg vielleicht himmlisch. Dann fallen die Festungen auf Erden zusammen; man erlebt keinen Mordbrand von Unterwalden, keine Gräuel von Lübeck, keine Belagerung von Mantua und Danzig mehr; auch werden in der Luft keine Saaten zertreten. Hat im Jahr 1909 der Krieg aufgehört, menschlich zu sein, so wünsche ich dir Glück."

Früher Versuch zu einer französischen Republik.

Hätte Frankreich je vor dem achtzehnten Jahrhundert ein Zeitalter gehabt, wo es, durch Gesetzlosigkeit der Großen und des Volks begünstigt, zum Freistaat umgestaltbar gewesen wäre, würde es in den Tagen Heinrichs IV gewesen sein. Kirchen- und Staatsparteien hatten damals die gesellschaftliche Ordnung zerrissen. Das Schwert des Bürgerkriegs herrschte.

In der That kam auch Manchem der Sinn daran, selbst einem Marschall von Frankreich,

dem Charles de Coſſé, Grafen von Briſſac, den der Herzog von Mayenne im Jahr 1594 zum Gouverneur von Paris machte, als eben Heinrich im Begriff war, die Hauptſtadt zu erobern. Sully erzählt dieſe Anekdote im ſechsten Buch ſeiner Memoiren, und begleitet ſie mit einigen Reflexionen, die gerade in unſern Zeiten neues Intereſſe empfangen haben.

„Das Leſen der römiſchen Geſchichte", ſchreibt Sully, „hatte in dem Marſchall, der dabei auf Geiſt und Scharfblick Anſpruch machte, ein ſonderbares Projekt erzeugt. Er kam nämlich auf den Einfall, Frankreich in einen Freiſtaat zu verwandeln, und Paris ſollte die Hauptſtadt dieſer neuen Republik werden, die er in ſeiner Phantaſie ganz nach dem Model des alten Roms formte.

„Hätte ſich Briſſac die Mühe gegeben, von ſeinen erhabenen Spekulationen zur Unterſuchung ihrer Anwendbarkeit niederzuſteigen, etwas, das bei den wichtigſten Entwürfen doch immer Hauptſache iſt: ſo würde er geſehen haben, daß es gewiſſe Umſtände gibt, wo das vortrefflichſte Projekt durch die eigene Natur der Hinderniſſe, durch die Verſchiedenheit im Genie und Karakter der Völker, durch den beſondern Schlag der bisher üblichen Geſetze, und durch die lange Uebung und Gewohnheit, die auf Alles das Siegel drückt, un-

möglich in der Ausführung und chimärisch wird. — Nur langsam durch Zeit und Erfahrung können die Fehler eines in seinen Formen bestimmten Staates heilen, und immer muß die Verbesserung dem Geist der ersten Grundgesetze des Staates entsprechen. Dies ist so wahr, daß man überzeugt sein kann, ein Staat ist seiner gänzlichen Umwälzung nahe, wenn er sich auf eine Weise organisiren will, die seinen anfänglichen Konstitutionen widerspricht.

„Brissac dachte nicht so weit. Es ging lange, ehe er begriff, woher auch die allgemeine Widersetzlichkeit der Menschen gegen seine schönen Plane kam. Denn er machte alle und die vornehmsten Mitglieder der Ligue damit bekannt. Während er so, ohne den geringsten Beistand von Andern, sein Projekt gar fleißig ins Reine brachte, lief er aber zuletzt Gefahr, der König möchte es, mit Einnahme der Hauptstadt, gewaltig durchkreuzen. Dies brachte ihn plötzlich genug von seinen rein-römischen Idealen zu dem damaligen Geist und Ton der Franzosen wieder zurück, das heißt, statt sich Andern zu opfern, für sich selbst zu sorgen. Ist der Reiz des Eigennutzes aber auch noch von irgend einer Gefahr auf der andern Seite begleitet: so ist wohl beinahe Jeder zuletzt auf dem besten Wege, seinen herzlich-

ſten Freund zu verrathen. — Und ſo that Briſſac. — Er ließ den Herzog von Mayenne im Stich, und der romiſch-franzöſiſche Republikaner kapitulirte ſehr höflich — mit dem Kon'g."

Der Eroberer von China.

Von allen Abentheurern, welche durch Indiens Gold über das Meer gelockt worden ſind, hat wohl niemals einer mehr erfahren, geſehen und geduldet, als der bekannte Portugieſe Mendez de Pinto. Man weiß nicht, ob man mehr ſein ungeheures Unglück oder ſein ungeheures Gedächtniß bewundern ſoll. Während ſeiner einundzwanzig Jahre langen Reiſe in Aſien fiel er dreizehnmal in die Sklaverei, und ward ſechszehnmal verkauft. Eine zahlloſe Menge von Menſchen, Gegenden und Städten beſchwerten ſein Gedächtniß mit Namen, deren er keinen vergaß. Man findet in ſeiner Reiſebeſchreibung faſt keinen einzigen geographiſchen Fehler, und ſeiner Erzählungen Wahrheit, die man oft unglaublich fand, ward erſt von viel ſpätern Reiſenden beſtätigt.

Im Jahr 1541, als der Tartarkhan Tuvia-

vom, an der Spitze eines Heeres von 1,800,000 Mann, wozu siebenundzwanzig Könige ihre Armeen hatten liefern müssen, in China einfiel, und selbst Peking eroberte, gerieth Mendez Pinto, nebst einigen andern seiner Landsleute, in tartarische Gefangenschaft. Sie wurden zum Thron des gewaltigen Eroberers geführt, der von allem Pomp asiatischer Herrlichkeit umstrahlt war. — „Frage diese Leute, die vom Ende der Welt herkommen," sagte er zu einem seiner Feldherren, „ob sie auch dort einen König haben, wie ihr Land heißt, und wie weit es von China ist, wo ich gegenwärtig bin?" — Ungefähr ähnliche Fragen mochte der mazedonische Eroberer Alexander auf seinen Feldzügen gethan haben.

Einer von den Portugiesen antwortete: „Unser Land heißt Portugal, wir haben einen höchst gewaltigen König, und von seiner Hauptstadt bis Peking ist's eine Reise von drei Jahren."

Der Khan erstaunte bei dieser Antwort. Für so groß hatte er die Welt nicht gehalten. Mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, schlug er sich dreimal an die Lenden; und indem er die Augen zum Himmel wandte, drückte er seine Verwunderung in einigen seltsamen Redensarten aus; unter andern sagte er: „So sind die Menschen doch erbärmliche Ameisen!"

Wie viel Eroberer hatten wohl dies erhabene

Gefühl von der Größe der Schöpfung und ihrer Winzigkeit darin, wie dieser Tartar? — Am unbegreiflichsten war es den Ueberwindern China's, daß am Ende der Welt Völker wohnen sollten, kenntnißvoller und geschickter als die Tartaren, sie, die sich für die Weisesten und Frömmsten hielten auf Erden. Denn sie hatten doch sogar dem Gott der Sonnenstäubchen einen eigenen Tempel errichtet; die Schwester des Khans, Wittwe des Königs von Pafna, hielt es nicht unter ihrer Würde, sich den Besen des Hauses Gottes zu tituliren, und in der tartarischen Stadt Lechune, wo die Khans ihre Begräbnisse hatten, befanden sich damals in 280 Klöstern nicht weniger als 42,000 Mönche und Nonnen, die ein dem Himmel geweihtes Leben führten.

Die Auſſerordentlichen.

Es gibt auſſerordentliche Menſchen, deren Talente ans Wunderbare grenzen, und der Welt zuletzt damit ſo wenig nützen, als die Rieſentanne, welche ihre Millionen Saatkörner alljährlich über unwirthbaren Felſen ſtreuet. — Erſcheinungen, wie dieſe, gehören zu den ſeltenſten Naturſpielen und zu den räthſelhafteſten Aufgaben dieſer Welt.

Eine ſolche war z. B. der Engländer Chrichton, der faſt alle Sprachen Europens ſprach; in allen Wiſſenſchaften über beliebige Gegenſtände, in jeder Sprache, unvorbereitet disputirte; in der Muſik, in allen Spielen und Uebungen Meiſter war, und die berühmteſten Preisfechter Europens im Zweikampf erlegte. Die Welt ſtaunte dies Rieſengenie an, ohne von ihm einen bedeutenden Nutzen zu haben.

Minder bekannt iſt, als Er, aber nicht weniger merkwürdig, war ein Franzoſe, Namens Servin, Zeitgenoſſe des Herzogs von Bethüne. „Als ich", erzählte dieſer in ſeinen Memoiren, „Anfangs Juni 1603 von Heinrich IV nach England zur Königin Eliſabeth geſchickt wurde, präſentirte mir der alte Servin, auf dem Wege

von Paris nach Calais, wo ich mich einschiffen wollte, seinen Sohn. Er bat mich, denselben in mein Gefolge aufzunehmen, und einen Versuch zu machen, ob der junge Mensch, der bei den glänzendsten Talenten die hervorstechendsten Neigungen zu allen Lastern hatte, nicht endlich noch ein rechtlicher Mann werden könne?

„Ich ward neugierig, und gab mir Mühe, den jungen Servan von Grund aus kennen zu lernen. Da fand ich ein wahres Wunder und ein wahres Ungeheuer, beides in einer Person; wie könnte ich diese Verbindung der ausserordentlichsten und der abscheulichsten Anlagen anders nennen? Man denke sich einen Geist, dem fast keine menschliche Kenntniß mehr fremd war; ein Fassungsvermögen, das Alles auf den ersten Augenblick begriff, und ein so wunderbares Gedächtniß, das nichts mehr vergaß, was gehört, gelesen, gesehen worden war. Er hatte alle Theile der Philosophie, der Mathematik, und besonders der Befestigungs- und Zeichenkunst inne. In der Theologie war er so bewandert, daß er, wenn er wollte, der trefflichste Prediger sein konnte, oder der gewandteste Kontroversist, gleichviel für oder wider die reformirte Religion. Er hatte nicht bloß das Hebräische, Griechische und alle Sprachen erlernt, die man gewöhnlich gelehrte zu nennen pflegt, sondern auch alle verschiedenen Patois. Er machte

Aussprache, Accent, alles so natürlich nach, und und begleitete Alles, was er in jeder Sprache sagte, so treu mit dem nationalen Geberdenspiel der verschiedensten Völker Europens, der verschiedensten Provinzen Frankreichs, man hätte darauf schwören mögen, er sei aus jedem dieser Länder gebürtig. Er hatte unbeschreibliche Gewandtheit, Andere auf die täuschendste Weise nachzuäffen, es gab keinen bessern Spaßmacher und Schauspieler, als ihn. Dabei schrieb er die schönsten Gedichte; spielte beinahe alle musikalische Instrumente; verstand die Grundsätze der Tonkunst vollkommen, und sang eben so angenehm als schulgerecht. Er las die Messe; denn er wollte in der Welt einmal Alles thun und Alles kennen. Sein Körper war so herrlich, wie sein Geist, gewandt, leicht, zu allen Spielen meisterhaft geeignet; er ritt gut; man bewunderte ihn im Tanz, auf der Laute, in fast allen mechanischen Arbeiten.

„Aber nun die Kehrseite: er war lügnerisch, doppelzüngig, verrätherisch, grausam, feige, Trunkenbold, Schlemmer, Fresser, ein Erzspieler, Betrüger, Wüstling in jeder Art, Flucher, Atheist, kurz, der Inbegriff aller Bosheit, aller Laster, die jemals Ehre, Religion, Natur und Gesellschaft beleidigten. Und so zeigte er sich bis an sein Ende. Er starb in der Blüthe seines Lebens, im öffentlichen Bordel, von Ausschweifungen ganz

zerstört, mit dem Glase Weins in der Hand, und einem Fluche gegen Gott im Munde."

Ein Seufzer des großen Sully.

Sully, der tapfere Krieger und Feldherr, der kluge Staatsmann, schrieb im vierzehnten Buche seiner Denkwürdigkeiten folgende Stelle, die eine von jenen gesunden und weisen Maximen ist, durch welche seine Arbeiten die schönste Quelle des Unterrichts für Fürsten und Minister ward.

„Der Friede, und nur Friede ist das große, allgemeine Interesse Europens. Die kleinern Fürsten sollen ihr ganzes Streben dahin richten, die größern Mächte darin zu erhalten, und die ansehnlichern Monarchen müssen die kleinern zum Frieden zwingen, indem sie den schwächern und unterdrückten beistehen. Dies ist der einzige Gebrauch, den sie edler Weise von ihrer Ueberlegenheit machen können. Ich wundere mich nur, wie unser Welttheil, aus so zivilisirten Völkern zusammengesetzt, sich noch nach so rohen, armseligen Grundsätzen beträgt? Wohin zuletzt zielt alle die tiefe Politik, mit der man sich so gern

brüstet? — sich unaufhörlich einander zu zerreissen. Immer ist Krieg und Krieg das Ende von Allem; man kennt kein anderes Auskunftsmittel, weiß keinen Knoten anders zu lösen, als mit dem Schwert. Das ist immer des kleinsten wie des größten Souverains letzte Zuflucht, nur mit dem Unterschiede, daß jener kleineres, dieser größeres Geräusch macht; jener in Verbindung mit Andern, dieser, um seine Macht bewundern zu lassen, lieber allein auftritt. — — Warum, in Gottes Namen, legen wir uns denn immer die Nothwendigkeit auf, Krieg anzufangen, um Frieden zu haben? — Denn Friede ist doch der Endzweck jedes Krieges, und man wählt ihn, weil man kein besseres Mittel weiß, ins Reine zu kommen. — Wir aber drehen die einfache Wahrheit um. Wir scheinen nur Frieden zu machen, um Krieg zu bekommen."

Der heilige Telemach.

Duelle sind heutiges Tages, was auch die Menschlichkeit, die Religion, die bürgerlichen Gesetze selbst dawider sagen mögen, noch immer Ehrensache. Wir haben dieses Erbstückchen den finstern Barbaren des Nordens, dem eisernen Alter der mittlern Jahrhunderte zu danken.

Bei den Römern ließ man zu des Pöbels erlaubter Gemüthsergötzung Sklaven den Zweikampf machen, und viele hundert, vielleicht tausend Schlachtopfer fielen alljährlich in den vornehmsten Städten des Reichs bei diesen blutigen Schauspielen. Cicero tadelte sie schon, doch wie es einem Staatsmann mitunter geziemt, fein glimpflich. Seneca erklärte sich, als Mann von Gefühl und Verstand, mit empörtem Unwillen gegen diese Metzeleien. Konstantin der Große erließ ein förmliches Edikt gegen die barbarische Sitte. Umsonst, die Gladiatoren und Duelle waren nicht zu verbannen.

Was der Tadel keines römischen Konsuls, die Vernunftgründe keines Weisen, die Gesetze keines Kaisers konnten, bewirkte ein armer asiatischer Mönch. Ich spreche vom heiligen Telemachus.

Der Triumph des Honorius, des Kaisers der Römer, und seines Feldherrn Stilicho, sollte im Jahre 404 unserer Zeitrechnung in der alten Hauptstadt der Welt gefeiert werden. Stilicho's Sieg über Alarich und die gothische Nation in den Feldherrn von Pollentia verdiente die Ehre.

Von der milvischen Brücke bis an den palatinischen Hügel war Roms Bürgerschaft in glänzendem Gewimmel verbreitet, die Pracht des feierlichen Zuges anzustaunen. Dann eilte die trunkene Menge zu den öffentlichen Spielen — zum Wagenrennen, Jagen wilder Thiere u. s. w. Aber die größte Volksmenge trug das römische Amphitheater, als die Fechter hervortraten, um zur Belustigung des Volks ihr Blut zu verspritzen.

Schon waren diese im gräßlichen Handgemenge; da stürzte mit edelmüthiger Kühnheit Telemach unter die Kämpfenden und trennte sie. Erbittert um die Störung seiner Freuden hob der Pöbel Steine auf, und zerstörte Mauern, um den heldensinnigen Mönch zu zerschmettern. Er fiel in seinem Blut, als Märtirer für die heilige Sache der Menschheit. Doch bald erlosch des Volkes Grimm. Man beklagte den heiligen Mann, und verehrte lange das Andenken des Telemach. Auch ward von dieser Zeit an das Amphitheater

Roms nie wieder durch freiwillig vergossenes Menschenblut befleckt. (Theodoret 5 Buch, Kap. 26.)

Ich suche vergebens den Namen dieses ehrwürdigen Mönchs in den Märtirerverzeichnissen der Kirche. Aber er starb nicht für die Sache der Kirche; er starb nur für die Sache der Menschheit.

Kriegsgebete.

Wenigstens waren die blinden Heiden in ihrer Religion zuweilen folgerechter, als die erleuchteten Christenvölker. Auch sie brachten den Göttern ihre Opfer und Gebete, wenn sie Krieg führten, um Sieg gegen ihre Feinde zu erflehen. Aber sie riefen nicht den Gott der Liebe, sondern den Gott des Blutvergiessens zur Hilfe; sie sehten nur Nationalgottheiten in Requisition, um den Einfluß fremder Nationalgötter zu schwächen. Während die Menschen sich auf Erden mit allem möglichen Heroismus erwürgten und elend machten, bataillirten die Götter eben so emsig im Himmel.

In den christlichen Kirchen ruft man das heiligste Wesen zum Beistand im unheiligsten Geschäft an; den ewigen Vater Aller rufen seine

Kinder gegenseitig zur Hilfe, einen Theil seiner Kinder ermorden oder plündern zu können.

Gar näiv ist das Gebet der Sachsen zur Zeit Karls des Großen im Kriege gegen ihn gewesen. Den wir Karl den Großen nennen, nannten sie in ihrer Einfalt Karl den Schlächter, weil er nur in Schlachten groß war. Im Archiv zu Goßlar fand sich folgende Gebetsformel an ihren Donnergott in altsächsischer Sprache:

„Hili kroti Woudana! ilp osk un osken pana Uuittikin ok kelta of ten aiskena Carlevi ten flaktenera. Ik kif ti in our un tou feapa un tat roſe. Ik ſlacte ti all fanka up tinen ilifen Artisberka.“

Ins minder melodisch tönende Neudeutsch übersetzt, heißt dies: „Heiliger, großer Wodan! hilf uns und unserm Feldherrn Wittekind, auch den Hauptleuten, gegen den häßlichen Karl den Schlächter. Ich gebe dir einen Auerochsen, und zwei Schafe und die Beute. Ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge.“

Seltsame Lobrede auf einen König.

Der Adel von Armenien im fünften Jahrhundert war über die Ausschweifungen des armenischen Monarchen, der damals noch christlicher Religion war, so empört, daß man sich lieber unter persische Hoheit begeben wollte. Die Edelleute suchten auch den Beifall des armenischen Erzbischofs Isaak für ihren Entschluß zu gewinnen; dieser aber (wie uns der Geschichtschreiber Moses von Chorene, B. 3, Kap. 63, meldete) antwortete heiligen Eifers voll: „Wahr ist's, unser König ist den ausschweifenden Freuden der Welt ergeben, aber — er ist in den heiligen Wassern der Taufe gereinigt worden. Wahr ist's, er liebt die Weiber nur allzusehr, aber — er betet doch nicht das Feuer an und die Elemente! Er verdient euern Tadel und den Vorwurf des schlechten Lebenswandels, doch ist er ein treuer, unzweideutiger katholischer Christ, und mögen auch seine Sitten schändlich sein, ist doch sein Glaube unbefleckt. Nie willige ich ein, daß meine Schafe der Wuth reissender Wölfe preis gegeben werden. Ihr selbst würdet nur zu früh den leichtsinnigen Tausch bereuen, die glänzenden Tugenden eines Heiden den Schwächen eines Gläubigen vorzuziehen!“

Tartariſche Staatsmaxime.

Als die Mongolen China's nördliche Provinzen erobert hatten, hielten ſie Kriegsrath, was mit Land und Leuten anzufangen ſei? Tſchingis, der Kaiſer der Mongolen, hörte die Vorſchläge ſeiner Räthe ruhig an, und die allgemeine Stimme vereinigte ſich dahin, daß man alle Einwohner dieſes volkreichen Landes vertilgen ſolle, um für die mongoliſchen Viehheerden Platz genug zur Weide zu finden. Die Eroberer behandelten vorzeiten die Völker wie Bäume; man verpflanzte ſie, oder rottete ſie aus, oder verſchenkte und verkaufte ſie nach Wohlgefallen.

Da trat ein ehrwürdiger Mandarin Yelutchuſay vor den Staatsrath, und rettete durch Standhaftigkeit ſein Vaterland, indem er zu Tſchingis ſprach: „Deinen unüberwindlichen Waffen, Sohn der Sonne, ſind die vier Provinzen Petcheli, Kantong, Kanſi und Leaotong unterworfen. Werden dir Viehheerden oder arbeitſame Menſchen in ihnen mehr Gewinn einbringen? Siehe, dieſe vier Provinzen liefern alljährlich unter einer milden Verwaltung 500,000 Unzen Silbers, 400,000 Maas Reis und 800,000 Stück Seide. Tragen deine Heerden größern Nutzen?“

Tschingis ließ sich das Argument gefallen, und ward — sehr menschlich; er war es sonst eben so wenig, als in spätern Zeiten Timur oder Tamerlan, den sein Geschichtschreiber Chereseddin Ali den Großen hieß.

Dieser berühmte Tatarkhan ließ, in seinem Lager vor Delhi, 100,000 indische Gefangene, die bei der Annäherung der Armee ihrer Landsleute gelächelt hatten, ohne Umstände niedermachen. — Ein theuer bezahltes Lächeln!

Schmähschriften.

Fridrich der Große ließ die gegen ihn geschriebenen Pasquille, wenn sie an den Mauern zu hoch angeschlagen waren, tiefer hängen, damit die kleinen Leute sie bequemer lesen könnten. — Joseph der Zweite ließ die Schmähschriften zum Besten der Armen verkaufen. — Mazarin machte es noch anders. Man ließ abscheuliche Sachen gegen ihn drucken. Er that sehr aufgebracht darüber; im Grunde machte er sich aber gar nichts daraus. Eines Tages gab er Befehl, man solle alle Exemplare, so viel man deren nur von den ärgerlichen Schand-

schriften haßhaft werden könne, auftreiben und einbringen. Verbrennen wollte er sie, sagte er. Man bekam einen ziemlichen Vorrath. Als er sie hatte, ließ er sie — verkaufen, aber ganz unter der Hand; das brachte ihm an zehntausend Thaler ein, und gab ihm viel zu lachen. „Die Franzosen", pflegte er oft zu sagen, „sind herrliche Menschen; ich lasse sie singen und schreiben, und sie lassen mich machen, was ich will."

Die theuern Heiligen.

König Joseph von Spanien hob am 21. August 1809 eine Abgabe auf, die im ganzen Königreich unter dem Namen des Voto de San Yago erhoben zu werden pflegte.

Ein Madrider Blatt erzählte bei dieser Gelegenheit den seltsamen Ursprung dieser frommen Steuer des spanischen Volks auf folgende Art:

König Ramiro der Erste berief einst alle Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrherren und andere achtbare Leute seines Reichs, endlich alle seine Völker, um den Mauren eine große

Schlacht zu liefern, und sich von dem gottlosen Tribut zu befreien, den seine Vorfahren an die Mauren alljährlich entrichten mußten. Der Tribut bestand nämlich in nichts Geringerm, als in hundert schönen Jungfrauen (cien doncellas). Die Schlacht begann sehr unglücklich für die Christen. Der König zog sich mit dem Rest seines Heeres auf den Berg Clavijo. Während der Nacht erschien ihm der heilige Jacobus im Traum, drückte ihm die Hand, verhieß ihm am folgenden Tage während des Treffens sichtbar zu erscheinen, und ihm den Sieg zu verleihen. Es geschah wirklich, wie er gesagt hatte. Sechszigtausend Ungläubige verloren das Leben. Und alle Großen und das Volk gelobten, von nun an die Erstlinge ihrer Aernten und Weinlesen dem Kloster zu weihen zur Unterhaltung und Pflege der Chorherren. Ein königliches Privilegium dieses Gelübdes datirt sich von Calahorra im Jahr 872.

Allein manche Nachfolger Ramiro's fanden doch die Gunst des Heiligen etwas zu theuer, und erfüllten das Gelübde schlecht. Andere wieder bezahlten mit frommer Ehrfurcht die Schuld. Auch König Joseph gehörte nun zu denen, welche meinten, der Dienst des Heiligen sei längst bezahlt.

Diese Anekdote erinnert an Klodewig, den tapfern aber rohen Frankenkönig, welcher zu Rheims sein Heidenthum mit dem Christenthum

vertauschte, wo dann bei seiner Taufe eine Taube die sainte ampoulle voll himmlischen Oels aus den Wolken herabbrachte. — Nachdem Klodewig die Gothen besiegt hatte, opferte er dem heiligen Martinus von Tours, den damals die ganze Abendwelt am eifrigsten ehrte, reichliche Gaben. Als er aber doch sein ebenfalls verschenktes Streitroß von dem Heiligen wieder auszulösen wünschte mit hundert Goldstücken, konnte der bezauberte Zelter nicht aus dem Stall schreiten, bis der König das Lösegeld verdoppelt hatte. Dies Wunder bracht den gutmüthigen Barbaren in Zorn und zu dem Ausrufe: „Wahrhaftig, St. Martinus ist gut in der Noth, aber doch etwas theuer im Handel! (Vere, B. Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio.) Gesta Francorum, tom. II. p. 554.

Man muß ihm diese Unbescheidenheit so übel nicht deuten. Er war noch etwas roh, aber wacker wie sein Degen. Als der Bischof von Rheims ihn im Christenthum unterichtete, und von Christi Leiden und Tode erzählte, ward der fränkische Heide so bewegt, daß er aufsprang und rief: „O, wäre ich doch da gewesen mit meinen Franken, wie hätte ich seine Schmach rächen wollen!“ (Si ego ibidem cum Francis meis fuissem. injurias ejus vindicassem.)

Ein Wort des jüngern Plinius.

Voll des tiefsten Schmerzes um seinen Freund Avitus, den ein früher Tod wegraffte, klagte der jüngere Plinius die moralische und wissenschaftliche Verwilderung der römischen Jugend an, von welcher sein verstorbener Liebling eine schöne Ausnahme gemacht hatte. „Unsere jungen Leute", schrieb er (B. 8, 23) an Marcellin, „sind sogleich gemachte Männer, wissen gleich alles, achten keinen, ahmen keinem nach, wollen nur gleich Originale sein." (Statim sapiunt; statim sciunt omnia; neminem verentur, imitantur neminem, atque ipsi sibi exempla sunt.) Rom, als seine Jugend so entartet war, verdiente, statt die Welt zu beherrschen, von Barbaren beherrscht zu sein.

Wem fallen bei jener Stelle nicht viele unserer jungen Allwisser ein, die, in unreifer Weisheit sich selbst genügend, ihrer Väter Erudition verspotten; Alles aus sich selbst schöpfen, Alles in eigener Genialität selbst konstruiren wollen, die Klassiker höchstens aus Uebersetzungen zum Zeitvertreib, die Wissenschaft aus bunten Journalen mit großem Ernst studieren; jeden verachten, nur sich selbst Alles gelten!

Weichliche Scheu vor großen und dauernden Anſtrengungen, weibiſche Phantaſie, etwas Irreligioſität, für Tugend nur Konvenienz, Polyhiſtorei aus Zeitſchriften, für nichts Sinn, für alles Worte haben, ſich ſelbſt ſeine Welt, im Egoismus verſumpft ſein: macht dies nicht heutiges Tages oft das Weſen eines jungen Mannes von Welt?

Die erſte Bücherzenſur im alten Rom.

Im Jahr 778 Roms, das heißt im fünfundzwanzigſten Jahr unſerer Zeitrechnung, da Tiberius, der Schändliche, die Herrſchaft führte, wurde Cremutius Cordus vor Gericht gezogen, und zwar, wie Tacitus in ſeinen Jahrbüchern (4, 24) ſagt, eines jetzt zum erſtenmal erhörten Verbrechens wegen. Er hatte nämlich in ſeinen herausgegebenen Annalen den Brutus gelobt, und Caſſius den Letzten der Römer geheißen. Dieſe ſchriftſtelleriſche Freiheit mußte wohl unter einem Tiber gerügt werden. Die Geſchöpfe des verworfenen Sejan klagten den redlichen Cremutius an; und dieſer vertheidigte

sich, so finster auch Tiber blickte, ungefähr folgendermaßen:

„Mein Wort wird verklagt; so sehr ist meine That ohne Schuld. Doch auch jenes tastet nicht den Fürsten, nicht dessen Mutter an, die das Majestätsgesetz umschirmt; nein, man sagt, ich habe Brutus und Cassius gelobt, deren Thaten doch keiner von allen, die ihrer erwähnten, ohne Ruhm ließ. — Lobte doch einst auch Livius, glänzend wie durch Geist, durch treue Anhänglichkeit, den Pompejus so sehr, daß Cäsar August ihn selbst einen Pompejaner hieß, und doch störte dies ihr gutes Vernehmen nicht. Nirgends nannte er einen Scipio, einen Afrikanus, einen Cassius oder Brutus Meuchelmörder, oder Vatermörder, Namen, mit denen man sie heutiges Tages gern beschimpfen möchte, die Edeln! Pollio's Schriften bewahren ihr herrliches Andenken; Messala Corvinus nannte den Cassius seinen Imperator — aber dennoch behielten beide ihr Vermögen, ihre Stellen! Als Cicero den Cato über alles pries, antwortete ihm der Diktator Cäsar wahrlich auf andere Art; gewiß nicht vor Richtern. Antonius in seinen Briefen, Brutus in seinen Reden griffen den Augustus oft mit bittern, grundlosen Beschuldigungen an. Die Gedichte eines Bibaculus und Catullus wimmeln voll Schmähungen auf die Kaiser — aber der göttliche

Julius, der göttliche August duldeten es, und unterdrückten das alles nicht. Gleich bewundernswürdig, wie ihre Mäßigung, war ihre Klugheit. Denn verachtete Vorwürfe veralten: aber denen ihr zürnet, die scheinet ihr zu bestätigen.

„Ich mag nichts sagen von den Griechen, bei welchen nicht nur Freiheit, sondern sogar die Frechheit ungeahndet blieb; oder wenn einer rügte, so rügte er Worte mit Worten. Immer aber war es den Griechen frei, von denen zu reden, die der Tod dem Hasse und der Gunst entzogen. Wiegle ich denn mit Brutus und Cassius das Volk in den Versammlungen auf zum Bürgerkriege, zu den Waffen, zur Erneuerung der philippinischen Schlachtfeldern? Siebenzig Jahre schon verschwunden, nur aus Bildsäulen noch bekannt, die selbst der Sieger nicht verstieß, behaupteten sie so einen Theil ihres Andenkens bei den Schriftstellern. Jedem gibt die Nachwelt sein Lob; und trifft mich Verdammung — es werden Andere kommen, die neben Cassius und Brutus dann auch meiner gedenken!“

So sprach Cremutius, ging aus dem Senat, des Todesurtheils gewiß, und endigte sein Leben durch Enthaltung aller Speise. Der feile Senat aber — ließ die Schriften des Cremutius verbrennen. Dennoch erhielten sie sich versteckt, und wurden wieder herausgegeben.

Deshalb darf man, setzt Tacitus hinzu, der Thorheit derer lachen, die durch Macht der Gegenwart auch das Urtheil der Nachwelt bestechen zu können glauben! — Und ich möchte hinzufügen: Es mußte eben ein Tiber sein, der die Censur erfand; und ein Pabst, wie Alexander VI, durch Unzucht und Grausamkeit berüchtigt, gehörte dazu, sie, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, in Europa wieder einzuführen und fester zu gestalten.

Orientalische Gerechtigkeitspflege.

In den Jahren 1803 bis 1806 machte der Schottländer Thomas Mac Gill, vermuthlich in kaufmännischer Absicht, eine Reise durch die Türkei, deren Beschreibung er zu London in zwei Bänden drucken ließ; denn es reiset nicht leicht Jemand, der nicht meint, „er könn' auch was verzählen," wie Asmus sagt.

Vom Städtchen Akhessar in Anadoli (oder Azar, wie es die Offenbarung Johannis Kap. 2 benennt) erzählt uns Mac Gill folgende Anekdote. Der Faktor eines Baumwollenhändlers, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, band sein Pferd

nicht weit von einem Kaffehause, das zugleich türkisches Wachthaus war, an einen Baum, legte sich in den Schatten seiner Zweige und schlief bald ein. Als er aufwachte, war sein Pferd und die kostbare Bürde, die es trug, verschwunden.

Er wußte aber, daß Prinz Karosman Oglu in der Nähe von Akhessar sei. Er eilte zu ihm, und beklagte sich beim Statthalter des Padisha wegen des Diebstahls. Der Prinz war über die Unvorsichtigkeit des Kaufmannsdieners erzürnt, und rief: „Warum schliefst Du unter freiem Himmel, während ein Wachthaus nahe war, wo Du von Menschen beobachtet und in Sicherheit gewesen wärest?“

Warum hätte ich mich fürchten sollen, in dem Lande, das Karosman Oglu regiert, unter freiem Himmel zu schlafen?“ erwiederte der kluge Diener.

Da befahl ihm der Fürst, sich den nächsten Abend wieder den gleichen Baum im Felde niederzulegen und zu schlafen, wo er bestohlen worden. Es geschah. Und als der Diener am andern Morgen erwachte und die Augen aufschlug, hing ein todter Mensch an dem Baume über ihm, und das Roß mit der kostbaren Bürde stand neben ihm, wie es gewesen war, ehe es ihm gestohlen worden.

Mit diesem Zuge ächt-orientalischer Gerechtigkeitspflege verdient auch der folgende ausgehoben zu sein.

Da Mac Gill von Smyrna nach Ephes ging, ward ihm ein rührender Anblick gewährt. Unweit einer Hütte fand er ein altes Kameel, welches dort den Rest seiner Tage in Ruhe und Ueberfluß verlebte. Das türkische Sittengesetz gebietet: „Du sollst einen alten Diener nicht verlassen, wenn ihn Alter oder Krankheit verhindern, dir nützlich zu sein.“ Das Kameel war im Sonnenschein, am Ufer einer schönen Quelle gelagert, umgeben von hohen Kräutern, die es nach Belieben abnagte. Die Kinder des Dorfes spielten um das greise Hausthier, und lernten früh von ihren frommen Aeltern, wie man alte Dienste dankbar lohnen müsse. — Dieser Gerechtigkeit gegen Thiere pflegt selten der Abendländer, der oft von Zartgefühl plaudert, und den alten Diener seines Hauses verstößt.

Die brennende Pfeife.

An den fruchtbaren Ufern des Ohioſtromes in Nordamerika wohnt der Volksſtamm der Schawany's, Ueberreſt einer vorzeiten mächtigen und furchtbaren Nation, die viele tauſend tapfere Krieger ins Feld ſtellen konnte. Die Schawany's, ſonſt gewohnt zu ſiegen, zählt nur ein Völkchen von etwa dreißig Familien, leben auf einem kleinen Strich Landes, den ihnen die Großmuth derer übrig ließ, die ſonſt von ihnen ſo oft waren überwunden worden. Der Engländer Thomas Aſhe, welcher im Jahr 1806 zu dieſer Völkerſchaft kam, erzählt uns nachſtehende Anekdote von der Galanterie derſelben.

Mag der junge Wilde ſein Mädchen noch ſo heftig lieben, am Tage iſt ſeine Liebe ſtumm; kein Blick verräth die Gefühle ſeiner Bruſt. Wäre ſelbſt die Auserwählte nicht gleichgültig gegen ihn, ſie würde ihn für immer verſchmähen, wenn er das geringſte Wort ausſpräche; ſogar alle andere Weiber würden ihn verachten. Aber die Liebe ſieht, wo auch kein Wort, kein Seufzer ſpricht.

Des Nachts verläßt der liebende Wilde ſein Lager, und geht mit angezündeter Pfeife zur Hütte

des erkohrnen Mädchens. Er tritt in die Wohnung der Schönen; denn Schloß und Riegel sind dort fremd, und die Tugend bewacht sich noch selbst. Wenn nun das Mädchen ihm die brennende Tabakspfeife auslöscht, dann hat es Gegenliebe bekannt, und der Glückliche darf Alles wagen. Läßt es aber die Pfeife brennen, dann hat es ihn verschmäht. Bestürzt, niedergeschlagen verläßt der Jüngling, doch ohne zu murren, mit seiner brennenden Pfeife die Hütte der Geliebten, und kehrt nie wieder zu ihr zurück, zu der Grausamen, die das Feuer seines Herzens und seiner Pfeife nicht löschen wollte.

Des Kaisers Bart.

Cajus Octavius Cäpias, oder, wie er sich nachher nannte, Cäsar, oder wie er zuletzt hieß, Augustus, fand zwar noch eine Republik, aber keine Republikaner mehr. Daher that er gar nicht übel, dem Rathe des wackern Agrippa die schmeichelnden Vorschläge des weltklügern Mäcenas vorzuziehen, und Rom in eine Monarchie zu verwandeln.

Sobald Cäsar Augustus einmal die Gewalt in Handen trug, fand man natürlich Alles sehr göttlich an ihm. Im Jahr 714 nach Roms Erbauung ließ er sich zum erstenmal den Bart abnehmen. Dies große Ereigniß war für die Enkel der Scipionen und Cincinnaten allerdings wichtiger Anlaß, einen festlichen Tag zu begehen. Zu Ehren dieser Bartschur ward dem ganzen Volke mit ungeheurer Verschwendung ein prächtiger Schmaus gegeben. Dio Cassius erzählt uns dies im 48. Buch seiner römischen Geschichte, Kap. 34. Man sage doch nicht, solche Anekdote sei dem Ernst der Geschichte unwürdig. Nein, sie ist ein höchst bezeichnender Zug in der Geschichte der Menschheit, lehrreicher, als die Schilderung aller eurer Hauptschlachten.

Oeffentliche Gewissenhaftigkeit.

Die Lyker, ein Völkchen in Kleinasien, wichen, nach Herodots treuem Zeugniß (B. 1. Kap. 173), von der genealogischen Methode aller andern Nationen ab, und zwar, wie sie meinten, aus guten Gründen. Sie nannten sich nämlich nicht nach ihren Vätern, sondern nach ihren Müttern. „Fragt dort einer den andern, von welcher Familie er stamme: so gibt er das Geschlechtsregister seiner Mutter und Großmutter und Urgroßmutter an." — Keine Nation hatte so zuverläßige Stammbäume, so ehrliche Genealogen.

Wahlsprüche.

Die Wahlsprüche mancher im Laufe der Welt wichtig gewordener Personen enthalten zuweilen den Kern ihrer Maximen, den Schlüssel ihrer räthselhaftesten Handlungen.

Der Surintendant Ludwigs des Vierzehnten, der ehrgeizige Fouquet, hatte das Motto: Quo non ascendam? Es verhalf ihm zum Sturz.

Heinrich der Vierte von Frankreich hatte die Devise: invia virtuti nulla est via (unwegsam ist der Tugend keine Bahn). Ein Spruch des edeln Königs werth.

Auf der Petersinsel oder Rousseau-Insel im Bielersee stehen in Rousseau's Wohnung unzählige Namen von Reisenden aus allen Gegenden Europens an der Wand. Unter andern ist daselbst auch der Name W. Pitt, mit der Devise: Vaincre — n'importe comment! eingeschrieben. Hätte der Premierminister die drei Worte wirklich nicht selbst geschrieben, so konnte doch sein politischer Karakter kaum kürzer und treffender geschildert werden.

Aut cæsar aut nihil, iſt der Wahlſpruch der hochſinnigen Jugend. Gemeine Naturen laſſen mit ſich markten, und ſagen zuletzt: aut cæsar aut aliquid.

Die Schwäche Germaniens.

Es war einige Zeit unter deutſchen Schriftſtellern Modeton geworden, über das „zerriſſene, zerſtückelte, getrennte deutſche Vaterland“ zu klagen; als wenn es vorher und ſeit zwei Jahrtauſenden etwas anderes geweſen wäre. Man gefiel ſich, den Wielandſchen Ausdruck, daß wir nur noch deutſche „Sprachgenoſſen“ unter einander ſind, zu wiederholen; als wenn die Deutſchen wirklich jemals mehr vorher geweſen wären!

Es gab eine Zeit, da man gern von „deutſcher Freiheit“ ſprach, ſobald das Haus Oeſterreich Miene machte, immer mehr Theile Deutſchlands an ſich zu reiſſen. Und doch würde eben dies, wenn's gelungen wäre, die Deutſchen erſt zu einem Staat, zu einem Thron, zu einem Geſetz vereinigt, und gegen jeden Erobe-

rer unüberwindlich gemacht haben. Frankreich wäre noch heut ein schwaches, leicht unterjochbares Land, hätten die Könige desselben nicht, seit Karl dem Kahlen bis Ludwig dem Vierzehnten, die großen Lehen des Reichs mit ihrer Krone vereinigt.

Die Deutschen hatten, seit der Name ihres Landes in die Weltgeschichte eintritt, immerdar ein zerrissenes, zerstückeltes, getrenntes, und nie ein gemeinsames väterliches Land. Von jeher waren die Bewohner dieses Bodens nur durch Konföderationen verbunden, noch öfter aber durch Zwietracht und Rivalität getrennt, von den Bürgerkriegen seit Hermann bis zum letzten Kriege der Preussen gegen Oesterreich. — Nicht Roms Macht war den alten Germaniern so furchtbar, als diese innere Uneinigkeit der Stämme. Darum sagte auch Tacitus voll römischen Patriotismus (Tacit. German. c. 33): „Behielten doch diese Rom befeindenden Völkerschaften ihren Haß gegen einander! Wir, auf des Glückes höchstem Gipfel, haben nicht vom Geschick mehr zu erflehen, als jener Barbaren Uneinigkeit."

Urtheilen wir doch unbefangen, und berauschen wir uns nicht mit den seltsamsten Täuschungen. Wer die Schicksale der Gegenwart ruhig würdigen will, muß der Vergangenheit Orakel fragen.

Gibbon stellt aus Cäsars und Tacitus Gemälden ein Bild vom alten Germanien auf (Geschichte vom Verfall des römischen Reichs, zweiter Theil, Kap. 9), das, trotz des Zwischenraums von tausend achthundert Jahren, dem neuern Germanien nicht übel gleicht. Ich setze ein paar Stellen daraus her zum Nachdenken:

„Des alten Germaniens Stärke erscheint in furchtbarer Gestalt, wenn man bedenkt, was es mit vereinter Macht hätte wirken können. Sein ungeheurer Umfang mochte wohl eine Million von Kriegern stellen, weil da Alles, was Waffen tragen konnte, auch begierig war, sie zu tragen. Aber diese ungeheure Masse, nicht nur unfähig, einen weit reichenden Entwurf zur Nationalgröße zu fassen oder zu vollstrecken, wurde auch von entgegengesetzten, oft wohl gar feindseligen Zwecken bewegt. Deutschland war in mehr als vierzig unabhängige Staaten getheilt, und selbst in jedem der einzelnen Staaten blieb die Verbindung der besondern Stämme nur sehr schlaff und willkührlich. — — Roms Geld und geheime Unterhandlungen fanden dabei den Weg bis in das Herz von Deutschland, und man bediente sich, wenn schon mit scheinbarer Würde, jeder Kunst der Verführung, um sich das Wohlwollen derjenigen Stämme zu gewinnen, die

wegen ihrer Nachbarschaft am Rhein und an der Donau die nützlichsten Freunde und so auch die gefährlichsten Feinde werden konnten. Man schmeichelte den berühmten und mächtigen Anführern durch kleine, an sich unbedeutende Geschenke, die aber von ihnen entweder als Zeichen eines gewissen Vorzugs, oder als Werkzeuge des Luxus aufgenommen wurden."

Auflagen.

Unter den Kaisern des alten Roms war Vespasian gewiß keiner der übelsten; aber zahlen mußte sein Volk, und immer zahlen. Steuern lagerten sich, wie jetzt in England und anderswo auf die Fenster, auf alle Kleinigkeiten. Sogar auf den Harn legte Vespasian eine Abgabe. Titus fand, sie sei doch nicht so recht anständig. Der witzige Monarch nahm aber einige aus dieser Geldquelle eingegangene Goldstücke, und hielt sie dem Sohne vor die Nase: „Versuche es doch, sie riechen gewiß nicht übel!"

Einige Senatoren brachten einmal in Vorschlag — denn an dergleichen nichtsbedeutende

Komplimente war der Senat damals nun schon gewohnt — dem Kaiser eine Bildsäule für dritthalbhunderttausend Denare errichten zu lassen. „Nicht doch, nicht doch!“ rief Vespasian, und streckte lächelnd die hohle Hand dar: „Gebt dies Geld lieber mir, und macht diese Hand zum Piedestal dazu!“

Homer in Gefahr.

Man erstaunt, zu welchem Wahnsinn manche Herrscher der Vorwelt durch das bloße wollüstige Gefühl ihrer Macht hingerissen werden konnten. Raserein der Neronen, Heliogabale, Karakallen u. s. w. sind in unsern Tagen nicht mehr gedenkbar. Dies ist die Macht allgemeinerer, höherer Kultur.

Kaiser Hadrian, der gar zu gern ein großer Mann sein wollte, und eben darum oft sehr kleinlich ward, wollte auch sogar, wo nur das Genie entscheidet, größer sein, als die Künstler. Er selbst entwarf zu ägyptischen Gebäuden die Risse, und da ihm einst der Architekt Apollodor bemerkte, daß die Statuen für seine Tem-

pelpforten zu groß entworfen wären, ſo daß die Göttinnen nicht wieder herausgehen könnten, wenn ſie einmal dazu die Luſt anwandeln möchte, — ließ er den Kritiker umbringen.

Am lächerlichſten war er, als er glaubte, ſein majeſtätiſches Machtwort reiche hin, die Geſetze des Schönen und Wahren zu beſtimmen. Was Homer bei ihm verſündigt haben mochte, weiß man nicht; aber er ſuchte ihn ganz auſſer Kredit zu ſetzen, und den Antimachus an ſeiner Statt als den Fürſten der Dichter zu erheben. Hadrians Majeſtät verſchwand aus der Welt, Homers Majeſtät blieb.

Das Theodoſianiſche Geſetz gegen Beleidigungen der Monarchen.

Theodoſius der Große, ungeachtet der aufbrauſenden Heftigkeit, die in ſeiner Gemüthsart lag, dennoch einer der beſſern Fürſten und Geſetzgeber in einem verdorbenen Zeitalter, gab im Jahr 393 folgendes Geſetz wider diejenigen, welche die Ehre des Monarchen anzutaſten wagen:

Wer sich unterfängt, Unsern Namen, Unsere Regierung, Unser Betragen zu lästern, soll nicht nach dem gewöhnlichen Ausspruch des Gesetzes bestraft oder von Unsern Amtleuten mit Strenge gezüchtigt werden. Wenn er aus Leichtsinn von Uns übel redete, soll man ihn verachten; wenn es aus blinder Thorheit geschah, ihn bemitleiden; geschah es aber aus Bosheit, ihm verzeihen.

Der Hofstaat.

Nichts war bei den ersten und bessern der weltbeherrschenden Cäsarn Roms einfacher, als der Hofstaat. Sie kannten, sie wollten kein orientalisches Gepränge. Da sie sich selbst nur als Oberhaupt der Bürger, nicht als Eigenthümer (Domini) derselben, nur als erste Diener oder Verwalter des öffentlichen Wesens, nicht als Inhaber desselben, ansahen, waren auch die untergeordneten Staatsdiener ungleich angesehenere Männer, als diejenigen, welche zu persönlichen Diensten am kaiserlichen Hofe bestimmt waren.

Darum sagt Gibbon mit Recht: „August oder Trajan würden erröthet sein, den Gering-

sten der Römer zu jenen häuslichen Alltagsverrichtungen zu gebrauchen, die in der Hofhaltung und im Schlafzimmer eines eingeschränkten Monarchen so begierig von den Edelsten der brittischen Lords gesucht werden." Die Hofbedienten der Cäsarn bestanden bloß aus ihren Hausssklaven oder Freigelassenen. Die Kleidung, die Tafel, der Palast der Weltgebieter, waren bloß der Würde eines reichen Senators gemäß. Sie vermieden jene Pracht, jene Zeremonien, wodurch sie das Auge ihrer Mitbürger beleidigen, durchaus aber weder ihre Gewalt noch ihr Ansehen erhohen konnten. Sie gaben sich Mühe, sich in allen geselligen Pflichten des Lebens mit ihren Unterthanen zu vermischen, und unterhielten mit ihnen eine gleichförmige Beobachtung von Besuchen und Gastmählern.

Erst als der einfache Sinn verschwand, Staat und Fürst gleichbedeutende Dinge wurden, und die Schmeichelei, statt wie sonst verstorbene Kaiser zu vergöttern, in Vergötterung der Lebenden überging, verwandelte sich der Oberaufseher der Hausbedienten oder der Actor bei den Römern in einen Actor publicus, in eine Art Hofmarschalls.

Unser heutiges Leben ist meistens eine bunte Zusammensetzung veralteter Gebräuche und besserer Begriffe, die wir oft in ursprünglich unedle Formen einlegen. Daher haftet an unsern jetzigen

Hofchargen, an Marſchallsſtäben und Kammerherrnſchlüſſeln weder das Unrühmliche der erſten Bedeutung, noch das Rühmliche edler Größe und der ſchönen Harmonie der Formen mit dem Geiſte.

Krönungs-Prozeſſion.

Zwar haben uns die Anatomen Blumenbach und Sömmering unſere Brüderſchaft mit dem Neger etwas verdächtig machen wollen, indem ſie bei Zergliederung einiger Negerleichname, aus deren flächerm zurückweichenden Vorderhaupt, dem flachen Hinterhaupte, der kräftigern Unterkinnlade, dem kleinern Gehirne, dem kleinern Becken und der etwas gebogenen Geſtalt der Beine, auf allzunahe Verwandtſchaft der ſchwarzen Goldkuſtenbewohner mit dem Orang-Utang und andern Affenarten ſchloſſen; zwar meint ſelbſt der geiſtvolle E. A. W. von Zimmermann (trotz des Abbé Gregoire's Abhandlung von der Literatur der Neger), daß doch wohl das afrikaniſche Klima nie ganze Nationen hervorbringen möchte, die mit den Geiſtesvorzügen der Europäer jemals wetteifern könnten. Dennoch

erfährt man ſo mancherlei von den ſchwarzen Herren, die in Guinea daheim ſind, was ſich mit der tiefern Geiſtesſtufe nicht wohl paart, die man ihnen in der Reihe der Weſen anweiſen möchte. Das flächere Vorder- und Hinterhaupt abgerechnet, kommen mir oft die Neger nicht viel affenartiger vor, als die allerweißeſten Europäer.

Der erſte Negerſtaat nach europäiſcher Form iſt bekanntlich die Republik oder das Kaiſerthum Haiti. Hat der Engländer Rainsford uns keine Mährchen aufgebunden, ſo könnte dies mit der Zeit einen Staat von Dauer geben. Daß ſich dort noch immer Faktionen bekämpfen, iſt keine Folge der Negernatur, ſondern ziemlich europäiſch. Auch nahm ja der König von England keinen Anſtand, den Thron von Haiti, troz der etwas gebogenen Beine ihres Beſitzers, anzuerkennen. Auch verſichert Rainsford, daß die St. Domingiſchen Neger, ſeit ſie das Joch der Weißen abſchüttelten, eine Maſſe von Talenten, eine Thätigkeit, einen Scharfſinn entfalteten, die man den Vettern des Orang-Utangs nie zugetrauet hätte. Wenigſtens geſteht man ihnen ſchon jezt zu, daß ſie gute Generale beſitzen können. Freilich, unbarmherzig und grauſam ſind ſie im Kriege; wenn dies aber eine Folge des kleinen Gehirns ſein ſollte, ſo muß das-

selbe auch oft bei den weißen Europäern nicht sonderlich groß sein.

Als sich der Neger-General Hans Jakob Dessalin im Jahre 1804 zum Kaiser Jakob I. krönen ließ, ging der Krönungszug mit großem Gepränge durch die Straßen der Hauptstadt zur Kathedralkirche, von wannen ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!“ tönte. Die Prozession selbst war, wie Rainsford sie beschreibt, vollkommen allegorisch, eine mimische Proklamation ans Volk, durch welche der neue Monarch seine Grundsätze verkündete.

An der Spitze des Feierzuges ging nämlich die Erziehung oder Nationalaufklärung einher, als Symbol des edelsten Guten einer Nation, aus dem erst alles übrige Heil hervorgehen könne; dann folgten die Künste und Handthierungen, welche erst möglich sind durch des Volkes Bildung; dann kamen Landwirthschaft, Ackerbau und Viehzucht, die nur dann die höchste Vollkommenheit erreichen können, wenn Gewerbe zahlreich blühen, und alte Vorurtheile verschwunden sind. Ihnen nach schritt der Handelsstand, weil die Kultur des Bodens den Handel erst möglich macht; darauf folgten die Gesetzgeber und Justizbeamten, weil erst der Staat und die Stände vorhanden sein müssen, ehe ihnen Gesetze geschaffen werden können; end-

Univ. Bibl. München

lich kam hinter ihnen die medizinische Fakultät, und zuallerletzt — wer sollte sich auf ein Epigramm gefaßt halten? — das Militär. So ging der Zug unter dem Donner der Kanonen hin.

Leider, diese mimische Proklamation des schwarzen Imperators ging bisher so wenig in Erfüllung, als manche andere gedruckte; in der Wirklichkeit marschirte Alles in umgekehrter Ordnung; die Letzten wurden die Ersten; das Militär stand an der Spitze, die Erziehung trug die Schleppe nach.

Der persische König Artaxerxes, dessen Gesetzbuch noch der große Chosroes Nushirvan allen seinen Statthaltern zur ewigen Richtschnur ihrer Verwaltung zusandte, dachte sich die Sache ganz anders, als Kaiser Jakob von Haiti, und verrieth in der That mehr Welt- und Menschenkenntniß, als der Sohn der Goldküste.

„Das Kriegsheer allein ist die Säule der königlichen Majestät", sprach der persische Staatsmann; „das Kriegsheer kann nur durch Auflagen unterhalten werden. Auflagen müssen zuletzt immer auf die Landwirthschaft zurückfallen; Ackerbau und Viehzucht blühen aber nur unter dem Schutze der Gerechtigkeit und Mäßigung!"

Einige Gedanken vom Vater Ludwigs des Sechszehnten.

Der Dauphin Ludwig, Vater des unglücklichen Ludwigs des Sechszehnten, Königs von Frankreich, war gewiß einer der liebenswürdigsten unter den europäischen Fürsten. Wohl ihm, daß er das traurige Schicksal seiner Kinder nie ahnen konnte!

Als man seinen Söhnen das Zeremoniel der Taufe supplirte, und das Kirchenbuch brachte, worin die Namen der Getauften ohne Unterschied des Ranges einregistrirt stehen, sagte er zu ihnen: „Seht hier euern Namen in Reihe und Glied neben dem Namen eines Armen und Dürftigen! Die Religion, wie die Natur, setzt alle Menschen einander gleich. Nur die Tugend allein macht den Unterschied. Vielleicht ist der, welcher vor euch in dies Buch eingeschrieben steht, in den Augen der Gottheit vortrefflicher, als ihr jemals in den Augen der Völker werdet!"

Den Erziehern seiner Prinzen sagte er: „Führet meine Kinder auch in die Strohhütte des gemeinsten Bauers; zeiget ihnen alles, was ihr Herz rühren kann. Sie müssen das schwarze Brod

ſehen, von dem ſich der Arme ſättiget; ſie ſollen mit ihren Händen das Stroh berühren, das ihm zum Bette dient. — — Ja, ich verlange es, ſie ſollen auch weinen lernen! Ein Fürſt, der nie Thränen vergoß, kann unmöglich ein guter Fürſt ſein."

Ludwig der Vierzehnte hatte bekanntlich ungeheure Summen an den Bau von prachtvollen Paläſten und Garten verſchwendet. Auch Ludwig des Sechszehnten Vater hatte Sinn für dieſe Leidenſchaft. Er entwarf mit eigener Hand Grundriſſe und Profile zu koſtbaren Paläſten und herrlichen Gartenanlagen. Natürlich, die Hofleute bewunderten ſeine Ideen, waren entzückt von ihrer Schönheit. „Nun ja," ſagte der Dauphin, „ſie gefallen mir auch. Aber das Schönſte an ihnen iſt: ſie ſollen dem Volke keinen Sous koſten, denn, meine Herrn, ich laſſe dieſe Plane — — nie ausführen."

Eines Tages unterhielt er ſich mit dem Abbé de St. Cyr über das Buch des Peter de Marca von der Freiheit der gallikaniſchen Kirche (de concordia sacredotii et imperii). „Mein Gott," ſagte er, „was koſtet es doch Noth, lieber Abbé, die Menſchen eines Sinnes zu machen! Ein Hirt, den Stab in der Hand, ſetzt mit einem einzigen Pfiff ſein ganzes Volk in Bewegung. Ein paar Hunde ſind ſeine Miniſter. Sie bellen manchmal

und beiſſen nur nicht. Alles geht in Frieden. Aber was die Reform der Staaten ſo erſchwert, iſt der Umſtand, daß immer zwei gute Regenten auf einander folgen müſſen, Einer um Mißbräuche auszurotten, und nachher Einer, um die Wiederkehr zu verhindern."

Nemeſis.

Es wird manches unnütze Buch geſchrieben, nur weil die Schriftſteller nicht immer wußten, worüber ſie ſchreiben ſollten. Warum verfiel noch kein guter Kopf darauf, die Nemeſis aus der Weltgeſchichte zu ſchildern? Welch ein erhabener und mannigfaltiger Stoff bietet ſich dazu aus allen Weltaltern und Weltgegenden dar! Unter dem Schwert der vergeltenden Göttin ſanken Alexanders Mazedonien und das weltplündernde Rom nieder; und das rächende Schickſal pochte an die Paläſte Nero's wie an die Stallthür des diebiſchen Gauners. Eine ſolche Beiſpielſamm-

lung — versteht sich mit Strenge ausgelesen, mit Geist geordnet, mit Geschmack erzählt — würde den gesunkenen Glauben an die Weltregierung und an den dunkeln Arm der Vorsehung mächtiger aufrichten, als die längste Predigt, die oft eben darum die langweiligste ist. Oft sind die Entwickelungen unbegreiflich wunderbar; oft schauerlich. Die neueste Geschichte ist nicht arm daran. Man darf sich nur an das Ende der meisten von denen erinnern, welche in der französischen Revolution ihre Hände mit dem Blute der Unschuld färbten.

Seltsam war die Rache, welche die Gemeinde Cuffet nach Robespierre's Sturz an einem ihrer Mitbürger nahm, der einer von den subalternen Schreckensmännern gewesen. Dieser, Namens Forestier, ein Advokat, votirte, als Mitglied des Nationalkonvents, auch Ludwigs des Sechszehnten Tod, errichtete in seinem Geburtsstädtchen ein Revolutionstribunal, und beging viele Grausamkeiten, indem er sich auf Unkosten seiner Schlachtopfer bereicherte. „Nichts schöner, nichts herrlicher, als ein Revolutionstribunal!“ rief er eines Tages, „als so ein Haufe Verdammter, die mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüberziehen; als der Anblick von Geschwornen, die ein wahres Kettenfeuer darauf machen!“

Nach dem Sturze der Schreckensregierung

setzten die Einwohner von Cuffet unter die Fenster seines Hauses eine Kufe, angefüllt mit Blut, mit Knochen von Todtenköpfen, daran befand sich die Inschrift: „Schau dein Werk an; lösche deinen Durst, aber zittert, Tirannen!"

Die Inschrift mahnt an die Worte der scythischen Königin Tomyris, als sie das Haupt des Cyrus in einen Sack voll Blut steckte.

Dieser Foreſtier war übrigens ein Mann von vieler Bildung, Kenntniß und Belesenheit in den Werken der Alten; angenehm im Umgang; gefühlvoll und, was man kaum glauben sollte, sogar gutherzig. Als er nach der Einthronung Ludwigs XVIII, wie viele andere, die für Ludwigs XVI Tod gestimmt hatten, in die Fremde auswandern mußte, suchte und fand er seine stille Zuflucht in der Schweiz. Er besuchte mich zuweilen in Aarau. Seine Gespräche waren lehrreich. Freilich muß ich hinzusetzen, Foreſtier war damals schon ein Greis. Zwanzig seit den Tagen des Revolutionstribunals verflossene Jahre können Länder und Völker umgestalten; warum nicht den einzelnen Menschen?

Zwei seiner ehemaligen Amtsgenossen, dann seine Unglücksgenossen, wohnten zu derselben Zeit ebenfalls in Aarau, aber vor der Stadt, und zwar ungefähr dreißig Schritt von einem Landhause, in welchem die Prinzen Guimenó, als

Ausgewanderte und Geächtete, in den Tagen französischer Schreckensherrschaft Zuflucht gefunden hatten!

Josias Graf von Ranzow.

Der Graf Josias von Ranzow war einer der wackersten Kämpen und bravsten Feldherrn seiner Zeit; und doch weiß man wahrlich jetzt von seinen Großthaten nicht mehr viel zu sagen. Der Mann ist uns allenfalls noch darum merkwürdig, daß er am Ende des Heldenlebens von seinem Leibe nur noch ein paar Fragmente übrig behalten hatte.

Erst diente Ranzow unter den holländischen Truppen; dann den Schweden unter Gustav Adolf im dreißigjährigen Kriege; endlich trat er in französische Kriegsdienste; ward Oberst, General, schwor 1645 der lutherischen Religion ab, und empfing den Marschallsstab von Frankreich. Er war ein Mann von Geist und Beredsamkeit; sprach die vornehmsten Sprachen Europens; war tapfer wie sein Degen; in dem Feuer der Schlacht

kalt, wie — ein Salamander hätte ich bald gesagt — wie ein Cäsar. Er schlug die Feinde, wo sie ihm begegneten; eroberte die stärksten Festungen. Man machte mehr Verse auf ihn, als auf das schönste Mädchen; man verglich ihn mit allen Heroen des Alterthums. Und was war das Ende vom Liede? — Er mußte zuletzt, eines bloßen Verdachtes willen, ins Gefängniß wandern; saß ein Jahr darin; kam endlich gerechtfertigt wieder in Freiheit, um ein paar Monate darauf (1650) an der Wassersucht zu sterben. Von allen seinen Gliedmaßen, die sonst der Mensch doppelt zu haben pflegt, hatte er die Hälfte auf den Schlachtfeldern gelassen. Er hatte nur noch ein Ohr, ein Auge, einen Arm, ein Bein — genug, Mars ließ ihm, wie sich ein französischer Dichter sehr artig über ihn ausdrückte, nichts Ganzes, als — das Herz.

Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Und dies Fragment von Menschen starb — da ward selbst sein militärischer Ruhm vergessen.

Anders denkt der Sekretär, anders der Pabſt.

Aeneas Sylvius Piccolomini war ein vortrefflicher Kopf; ein angenehmer Dichter, er empfing ſogar die poetiſche Lorbeerkrone; ein guter Rechtsgelehrter, ein fleißiger Geſchichtſchreiber, ein gelehrter Theolog, und, was mehr als Alles ſagen will, ein vorurtheilsfreier, helldenkender Kopf. Als Sekretär der berühmten Kirchenverſammlung zu Baſel im Jahr 1431, war er der eifrigſte Vertheidiger des Anſehens der Konzilien gegen die Macht und Eigenmacht der Päbſte. Keiner ſprach wärmer, keiner geſchickter für die Freiheit und Rechte der Kirche, keiner bündiger gegen päbſtlichen Despotismus.

Was geſchah? Etliche zwanzig Jahre nachher wurde er ſelbſt Pabſt. Die Welt erwartete von dieſem hellen Kopfe große Reformen in Kirchenſachen; man erwartete, er werde wenigſtens ſeinem Jahrhundert werden, was Ganganelli dem achtzehnten werden wollte. Hochgeſpannt blickte die Chriſtenheit zu Pius dem Zweiten empor.

Da erließ er 1460 eine Bulle, worin er alle

Appellationen an ein Konzilium für null und nichtig, abscheulich, und den heiligen Canons zuwider erklärte, und in einer andern Bulle von 1463 widerrief er alles, was er als Sekretär für das Baseler Konzilium geschrieben.

„Wir sind Menschen," sagte er, „Wir haben menschlich geirrt. Wir wollen nicht läugnen, daß Vieles, was Wir gesagt und geschrieben, verdammt werden könne. Wir haben gepredigt aus Verführung, wie Paulus, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen nun dem seligen Augustinus nach, welcher auch die irrigen Meinungen widerrief, die ihm in seinen Werken entschlüpft waren. Wir thun dasselbe. Wir bekennen unverhohlen unsere Irrthümer, aus Furcht, es möge das, was Wir in der Jugend geschrieben, irgend einmal dem heiligen Stuhl Nachtheil und Abbruch thun. Denn wenn es es irgend Jemand geziemt, die Größe und den Glanz des ersten Thrones der Kirche zu vertheidigen und zu erhalten: so geziemt dies Uns, den der gnadenreiche Gott aus bloßer Güte und Huld, ohne irgend ein Verdienst von Unserer Seite, zur Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben hat. Aus dieser Ursache nun warnen und ermahnen Wir euch in dem Herrn, allen jenen Schriften keinerlei Glauben beizumessen, die auf irgend eine Art das Ansehen des apostolischen

Stuhls kränken, und Gesinnungen begünstigen, welche die römische Kirche verwirft. Wenn ihr demnach etwas ihrer Lehre Widerstrebendes in Unsern „Dialogen“ oder in Unsern „Briefen“ oder in andern Unserer Werke findet, verachtet diese Meinungen, verwerfet sie; folget dem, was Wir euch jetzt sagen. Glaubet mir lieber jetzt, da ich betagt bin, als da ich noch ein Jüngling zu euch redete. Gebt einem souveränen Oberhirten geneigteres Gehör, als einem Partikular; verwerfet den Aeneas Sylvius, und folget Pius dem Zweiten!“

Mittel gegen Rebellionen.

Philipp von Valois, erster französischer König aus der Nebenlinie des valesischen Geschlechts, bestieg 1328 den Thron. Die Völker gaben ihm damals den Beinamen des Beglückten (fortuné), bald aber den schönern des Gerechten.

Sein Vasall, der Graf von Flandern, hatte seine Unterthanen so gedrückt und ausgesogen, daß die Leute in der Verzweiflung erst die flandrischen Amtleute todtschlugen, dann, um sich

gegen grausame Strafen zu vertheidigen, die Waffen ergriffen. König Philipp kam dem Grafen zu Hilfe, griff die rebellischen Flamänder an, und schlug sie den 24. August 1328 bei Kassel. Nachdem er Alles vermittelt und den Frieden ganz hergestellt hatte, zog er seine Truppen zurück aus dem Lande, und nahm von dem Grafen Abschied. „Sire," sagte Nesle, indem er dem Könige öffentlich vor allen versammelten Großen dankte, „nun mich Ew. Majestät verläßt, wer sichert mich vor neuen Unruhen?" — „Nicht doch!" fiel ihm der König ins Wort: „Mein Heer that freilich viel; aber seid künftig klüger, seid künftig menschlicher, und Ihr werdet keinen Rebellen mehr sehen!" — Der Graf verbeugte sich erröthend.

Ein Feſtungs-Kommandant.

Es fehlt der neuern Geſchichte nicht ſowohl an Heldenzügen, als an großen Geſchichtſchreibern, die dergleichen aufzufaſſen und zu benutzen verſtehen, wie die Alten. Wie Brutus ſeine eigenen Söhne hinrichten ließ, weil ſie gegen die Republik in Verſchwörung getreten waren, weiß noch Jeder. Aber von dem Heldenſinn des Arthur Capel wiſſen Wenige mehr, und doch wäre es in unſern Tagen manchem Feſtungs-Kommandanten gut geweſen, ſie gewußt zu haben.

Arthur Capel, Baron von Hamdan, war Gouverneur von Glocester, als Fairfax, Feldherr der Parlamentstruppen, dieſen Platz im Jahr 1645 belagerte. Da Arthur nichts von Uebergabe hören wollte, ließ er deſſen Sohn holen, der in London ſtudirte, um den Vater zur Ergebung zu bereden. Allein der ſiebenzehnjährige Jüngling weigerte ſich gegen Fairfax und ſagte: „Mein Vater weiß beſſer, was er zu thun hat. Er bedarf des Rathes eines Kindes nicht.“ — Erzürnt ließ Fairfax den Jüngling bis zum Gürtel entkleiden, vor die Wälle von Glocester führen, und den Vater rufen. Dieſer trat auf

den Wall, ſah ſeinen Sohn halb entblößt, und zehn Kriegsknechte, die Schwerter gegen den wehrloſen Jüngling gezuckt. „Macht Euch gefaßt,“ rief einer von Fairfaxens Hauptleuten ihm zu, „entweder übergebt Ihr Glocester, oder Ihr ſeht das Blut Eures Sohnes fließen!“ — Schaudernd ſah der Kommandant auf ſein geliebtes Kind, dann auf die ihm vertraute Stadt. Dann ſchrie er vom Wall hinab: „Auf, auf, mein Sohn, gedenke Gottes und Deines Königs!“ — Dreimal rief er dieſe Worte, wandte ſich um, ging in die Stadt zurück, und ermahnte ſeine Hauptleute, ſtandhaft zu bleiben, nicht um ſeinen Sohn zu rächen, ſondern den König.

Aehnlich dieſer Handlung war die That des Jean Blanc, eines vornehmen Bürgers und erſten Konſuls zu Perpignan, als dieſe Stadt im Jahr 1474 von den Franzoſen belagert wurde. Bei einem Ausfall gerieth ſein Sohn in feindliche Gefangenſchaft. Die franzöſiſchen Generale ließen dem Vertheidiger von Perpignan ſagen, ſie würden dieſen Sohn vor ſeinen Augen niedermachen, wenn er die Stadt nicht übergäbe. — „Ich bin meinem Könige Treue ſchuldig bis in den Tod!“ antwortete Jean Blanc. „Wollt ihr Mörder ſein, und fehlt's euch an Waffen, ſo will ich euch meinen eigenen Dolch dazu ſchicken. Aber Perpignan behalte ich!“

Er verlor ſeinen Sohn. Jean Blanc übergab die Stadt erſt, da ihn ſein König ſelbſt dazu aufgefordert hatte, und das letzte Pferd, der letzte Hund in der Stadt geſchlachtet und verzehrt war.

Graf René von Anjou.

Es ſind jetzt über vierhundert Jahre, ſeit René, Graf von Anjou und Provence, lebte, aber man hat ihn in der Provence noch nicht vergeſſen, wär's auch nur wegen ſeiner Sonderbarkeiten, und der ſeltſamen Zeremonien, die er liebte. So war er z. B. der erſte Stifter jener bekannten Prozeſſion von Aix, wobei man einen Sänftenträger in die Königin von Saba verkleidete, die heiligen Apoſtel, mit Flinten bewaffnet, ſich gegen die Teufel wehrten, und mit dem Ehrwürdigen das Poſſenhafte, mit dem Heiligen das Unſittliche verbunden war. Dies Feſt ward noch vor der franzöſiſchen Revolution ſo begangen, vielleicht auch noch jetzt.

Graf René wäre ein vortrefflicher Privatmann geweſen. Er war gefällig, liebreich, freigebig bis zum Schuldenmachen. Er mochte keinen Unglücklichen ſehen. Aber man kann ein vortreff-

licher Privatmann und doch ein schlechter Fürst sein. Mit allem guten Willen, bei einem trefflichen Herzen, mit vorzüglichen Talenten, machte er doch sein Land nicht so glücklich, als er es machen konnte, und verstand er sich nicht darauf, sein Gebiet zu behaupten oder seine Eroberungen zu behalten. Es schmeichelte ihm, der Gute zu heißen. Nichts unterschrieb er lieber, als Belohnungen oder Begnadigungen; „eines Fürsten Feder muß da nie mals träge sein!“ pflegte er zu sagen. Aber seine Begnadigungen der Schlechten waren oft das Unglück der Rechtschaffenen. Er machte artige Verse, man hat deren noch einen ganzen Band; er war ein geschickter Maler, versäumte aber darüber seine wichtigern Fürstenpflichten. Er saß eben und malte ein Rebhuhn, als man ihm die Botschaft hinterbrachte, sein Königreich Neapel wäre verloren; er zuckte die Achseln und — malte ruhig weiter. Bei den Celestinern zu Avignon zeigte man noch vor der Revolution ein Gemälde von seiner Kunst. Es war das Bild einer seiner Geliebten. Aber so wie dieser fürstliche Künstler hat wohl noch keiner seine angebetete Schöne dargestellt und verewigt. Sie ist im Begriff, aus dem Sarge hervorzusteigen; ihr Leichnam ist verwesel, ihr Fleisch von Würmern zerfressen, die Knochen stehen ekelhaft hervor.

Ein Gaſtmahl ſeltener Art.

Aller Luxus der heutigen Welt reicht zuletzt doch nicht an den Luxus der Römer zur Zeit ihres Sittenverfalls. Man vernimmt dergleichen noch etwa, wie ein morgenländiſches Feenmährchen, und ſtaunt über die glänzenden Raſereien.

Kaiſer **Verus**, ſo erzählt uns **Julius Capitolinus**, wollte auch einmal ein glänzendes Abendeſſen geben. Er lud nur zwölf Perſonen ein, ganz nach der Römerſitte und Sprichwort jener Zeit: „Sieben Gäſte machen ein Gaſtmahl, neun aber eine lärmende Geſellſchaft."

Quinque advocavi: sex enim *convivium*
Cum rege justum: si super *convivium* est.
Ausonius.

Dies Abendeſſen koſtete trotz dem dennoch über 360,000 Gulden unſers Geldes. Ich weiß nicht, womit der kaiſerliche Amphitrion ſeine Gäſte bewirthete; aber es wird gewiß nicht geringer geweſen ſein, als was den Gäſten auch nebenbei zufiel.

Denn jeder bekam den Vorschneider, so wie den schönen Knaben, welcher ihn bei Tafel bedient hatte, sogar die Schüsseln, auf welchen ihm die Speisen vorgelegt waren, zum Geschenk. Ausserdem ward ihm von jeder Art zahmer und wilder Thiere und Vögel, von denen er gekostet hatte, ein lebendiges Exemplar nach Hause geschickt; denn hier hatte er von manchem genossen, was er in seinem Leben nicht mit Augen gesehen. So oft getrunken wurde, gab man frische Becher von alexandrinischem Kristall, oder auch einen goldenen oder silbernen, von edeln Steinen strahlenden Pokal. Die Salbengefäße waren alle von reinem Golde; die Blumenkränze der Gäste aus Blüthen anderer Jahrszeiten, von Goldbändern umwunden. Die Nacht hindurch ward mit Würfeln gespielt, und als man endlich am hellen Morgen heimtaumeln wollte, bekam jeder beim Abschiede einen Prachtwagen, sammt Kutscher und Maulthieren, deren Geschirr von Silber war, mit allem Zugehör.

Der edle Marc Aurel seufzte freilich über seinen ungezogenen Mitregenten; aber all seine Philosophie schlug bei diesem nichts an. Während die Legionen niedergehauen, die Provinzen des Orients verwüstet wurden, ging Verus auf Lustpartien, oder fluchte, wenn er sich den Magen überladen hatte, über das menschliche Elend. Er

hatte auch die Ehre, bei ſolchem Anlaſſe in ſeiner Kutſche vom Schlage gerührt zu werden und daran zu ſterben.

Die Kaiſer-Probe.

Kaiſer Alexander Severus nahm es ſtrenger, als der ſanfte Marc Aurel, und forderte von dem Beherrſcher eines großen Reiches etwas mehr, als die löbliche Kunſt, gut eſſen und trinken zu können. Man erzählt ſich unter andern von ihm folgende drollige Anekdote, die uns Aelius Lampridius aufbewahrt hat.

Ein gewiſſer römiſcher Senator, Ovinius Camillus, hatte die beſte Luſt, Kaiſer zu werden. Er war ein Weichling der erſten Klaſſe; aber reich und aus einer der erſten Familien; das machte ihm Muth.

Kaum erfuhr Alexander Severus, daß der ſchlaffe Herr mit Verſchwörungen und Thronanmaßungen umging, ſo ließ er ihn zu ſich in den kaiſerlichen Palaſt kommen. Er dankte dem Ovinius aufs verbindlichſte, daß er ſich entſchloſſen habe, die ſchwere Bürde der Regierung freiwillig zu übernehmen, wozu man ſonſt nur rechtſchaffene Männer nicht ohne Zwang gebracht

habe; ging darauf mit ihm in den Senat, und erklärte ihn dort ohne anders zu seinem Reichs- und Thronerben.

Ovinius, anfangs voller Todesangst wegen seines verrathenen Verbrechens, fand den Ausgang der Geschichte recht artig, ließ sich das Wohnen im Palast, den kaiserlichen Schmuck, die äussern Ehrenbezeugungen u. dgl. sehr wohl gefallen. Aber Kaiser Alexander überhäufte ihn bald so mit Geschäften aller Gattung, daß der gute Reichsgehilfe kaum mehr Athem schöpfen konnte. Das Leben gefiel ihm schlecht; weder Essen noch Trinken schlug an.

Zum Glück brach ein Krieg aus. Ovinius gedachte frische Luft zu schöpfen und sich der Regimentssorgen zu entschlagen, wenn er mit seinen Küchenwagen die Armee begleitete. „Auch das!" sagte Alexander; „es geziemt einem Kaiser, sein Reich zu vertheidigen gegen die Barbaren."

Alexander, der meistens zu Fuß marschirte, bat ihn, als guter Soldat, Allen zum Beispiel, die kleine Unbequemlichkeit mitzumachen. Ovinius hätte gern Einwendungen erfunden; allein er wollte seinem Mitkaiser nicht nachstehen; der römische Soldat hielt auf dergleichen viel. Er marschirte. Aber nach fünf Milliarien ging's nicht mehr fort. Alexander ließ ihn zu Pferde steigen

— zwei Märsche, und es war nicht zum Aushalten. Also ging's in den Wagen. Aber das war ein Fahren, Tag und Nacht, und Nacht und Tag; Berichte von allen Gegenden, Befehle nach allen Seiten. Der Feind war in der Nähe; Ovinius und Alexander immer voran.

Der arme Ovin ertrug's nicht länger. Die Furcht vor dem Feinde war peinlicher, als der Tod selbst. Und dann die Mühseligkeiten sonder Ende; lieber einen Bettelsack in der bequemen Sicherheit, als eine Kaiserkrone und Mord und Todtschlag nebenbei. Er erklärte am Ende, er wolle lieber sterben, als länger auf dem Thron bleiben. Alexander lachte, und gewährte ihm die letzten Wünsche. Er schickte ihn unter guter Sicherheit nach Italien zurück, wo Ovin, als Privatmann, auf seinen Landgütern, auf den zarten Polstern der römischen Paläste, der Kaisernoth vergaß, und nur in schweren Träumen noch dann und wann das überstandene Unheil der höchsten Würde empfand.

Ein kaiserlicher Rathgeber.

Unter den Feldherren Karls des Fünften war auch ein gewisser Anton de Leve, ein Navarrer von Geburt, von ganz gemeiner Herkunft. Aber seinem Kaiser treu, zu jedem Wagestücke kühn, verschmitzt und unerschrocken, übrigens ohne Religion, ohne Gewissen — das half. Er schwang sich zu den höchsten Würden. Karl der Fünfte ehrte ihn öffentlich als eins seiner brauchbarsten Werkzeuge. In Mailand mußte er neben dem Monarchen sitzen, und sogar mit bedecktem Haupt. Der Navarrer wollte Umstände machen. „Nein!“ rief der Kaiser, und setzte ihm selbst den Hut auf den Kopf; „ein Kriegsmann, der sechszig so rühmliche Feldzüge gethan, mag endlich wohl sitzen, und sein Haupt vor einem dreißigjährigen Kaiser bedecken.“

Eines Tages unterhielt sich Karl der Fünfte mit ihm über die verwickelten Angelegenheiten Italiens. „Die vielen Fürstlein da überall herum machen mir den Kopf warm!“ sagte der Kaiser: „Wie dem abhelfen?“

„Abhelfen?“ erwiederte de Leve. „Laſſen Sie ſie, einen um den andern, durch treue Leute, ohne daß man weiß, wie? aus der Welt ſchaffen.“

Karl der Fünfte ſchauderte bei dem Vorſchlag: „Wie? was würde dereinſt aus meiner Seele werden?“ — — „He! Ew. Majeſtät hat eine Seele?“ entgegnete der Navarrer: „dann geben Sie das Regieren auf!“

Kopf ohne Herz.

Herz ohne Kopf, man weiß es, bringt's in dieſer Welt nirgends hin; Kopf ohne Herz etwas weiter, doch nie weit.

Es heißt zuweilen: „der und der iſt der ſchlechteſte Menſch unter der Sonne, aber ein Kopf ohne Gleichen; und ſolche Leute kann man in Geſchäften brauchen: was fragt man da nach Gemüthsart?“ — Wer ſo ſpricht, hat ſelbſt kein Herz; und wäre er ein Staatsmann, ſo verſtände er ſeine Kunſt doch nur halb. Der ſchlaue, mönchiſch-geſchmeidige Mazarin z. B. hat nie die Achtung eines Mannes gewinnen können, der Sinn für ächte Größe hatte.

Als er aus Italien nach Frankreich kam, brachte er einen gewiſſen Menſchen mit ſich, Namens Emery, der alle Anlagen dazu hatte, ein gröſſerer Geſchäftsmann zu werden, als Mazarin ſelbſt war; Witz und Scharfſinn zum Verwundern; Leichtigkeit in Behandlung der verwickeltſten Arbeiten; Geiſtesgegenwart, die nie übermannt ward; Vorherſagungsgabe, die ſelten oder nie fehl rechnete. Aber dieſer Menſch war dabei ein Erzſchurke, ohne Gefühl für Menſchlichkeit, Wahrheit und Recht. Sein Gott war das Geld, und jeder Menſch für ihn ſo viel werth, als eine Gliederpuppe. „Deſto beſſer für Hof und Staat!“ wird Mancher denken. Ich aber glaube, deſto ſchlimmer.

Emery war der Sohn eines ganz gemeinen Bauers im Sieniſchen; Mazarin brauchte ihn zu ſeinem Vor- und Nachläufer, überall, wo kein redlicher Mann ſich brauchen ließ. Emery ſtieg von Amt zu Amt, und ward zuletzt Oberintendant der Finanzen. Keiner taugte beſſer zum Geldſchmied, als er, denn alle Mittel waren ihm gleich. Er behandelte ſeine Nation wie einen Bienenſtock, dem ein guter Oekonom jährlich den Honig ſo weit wegnimmt, daß nur eben zum Leben genug bleibt, um künftiges Jahr mehr zu bekommen. — „Poſſen mit euerm Gewäſch von Ehrlichkeit (bonne-foi)!“ ſagte Emery

eines Tages, als ihm doch eine ehrliche Haut einmal etwas von Treu und Glauben sagen mochte. „Ehrlichkeit iſt eine Tugend für Kaufleute! aber als Pflichtvergeſſene (prévoricateurs) ſoll man Staatsbeamte abſtrafen, die ſich unterſtehen, daran in Geſchäften des Königes zu denken.“

Er war denn nach ſeiner Art auch gar nicht pflichtvergeſſen. Für Geld war ihm Alles feil. Er verkaufte Aemter, Titel, Adelsbriefe und was man wollte. Um Geld zu beziehen, ſchuf er ganz neue Stellen, die zuweilen lächerlich genug waren. Er machte Ober-Reiswellen-Controlleurs, geſchworne Heuhändler, Weinausrufungs-Räthe u. dgl., hetzte Hof und Parlament gegen einander, und trieb einen Unfug, daß zuletzt alles in Sturm gerieth.

Mazarin ſpürte wohl, es ſei Zeit, den großen Staatsmann auf die Seite zu thun. Er nahm ihm ſeinen Poſten und verbannte ihn auf ſeine Güter. Da ſtarb der kluge Wicht, im Leben noch Zeuge einer Schande, die ihn im Tode nicht verließ. Er vergrub ſich in größte Zurückgezogenheit; er ſtarb, man weiß von dem Manne nicht einmal zu ſagen: wann? Man nennt noch heut ſeinen Namen, um ihn zu ſchimpfen.

Ein Urtheil Dante's.

Der Dichter der Comedia divina, Dante Alighieri, hatte, wie mancher witzige Kopf, das Unglück, oft zur unrechten Zeit witzig zu sein. Man ist aber, glaube ich, allemal zur unrechten Zeit witzig, wenn der Witz zugleich Wahrheit enthält.

Nachdem die Florentiner mit republikanischem Eifer das Haus ihres großen Mitbürgers geschleift, hatten, zog Dante nach Verona. Da ward er vom Hofe des Fürsten della Scala sehr schmeichelhaft aufgenommen. Man hielt damals viel auf geistvolle und große Gelehrte, weil man sich doch in langweiligen Augenblicken unterhalten konnte, und wohlfeilen Kaufs mit ihnen die Unsterblichkeit des Namens zu theilen hoffte.

Eines Tages stand der Prinz mit Dante da, als die Herren vom Hofe einen sonst vom Prinzen wohl gelittenen lustigen Rath oder Hofnarren mit Schmeicheleien überhäuften. Der Prinz schüttelte den Kopf. „Wie kommts nun," sagte er zu Dante, „daß ein Mann von Geist und Einsicht, wie Sie, nicht eben so beliebt ist, als der arm-

selige Narr da?" — „Ei nun," erwiederte Dante, „Jeder hält's gern mit seines Gleichen."

Das Wort ward des Dichters Untergang. Man brachte ihn in Ungnade. Er mußte vom Hofe.

Ein seltsames Gesetz.

Der alte Diodor von Sizilien rühmt sehr einen Gesetzgeber von Thurium, Namens Charondas. Man muß gestehen, wenn man die Gesetze dieses Mannes lieset, daß Zeiten und Sitten sehr geändert haben.

Zum Beispiel verordnete er, daß diejenigen, welche der Verläumdung überwiesen wären, mit Myriken oder Tamarisken bekränzt umhergeben sollten, damit sie aller Welt als Leute bekannt würden, die sich in der Bosheit den ersten Rang erworben hätten. Wollte man das seltsame Gesetz in die heutige Welt einführen, ich glaube, man würde mehr Tamarisken als Erdäpfel pflanzen müssen.

Die Schreibekunst zog der Gesetzgeber allen übrigen Künsten und Wissenschaften vor; er ließ

daher die Söhne der Bürger unentgeldlich darin unterrichten. Die Sache verdient vielleicht Nachahmung.

Aber wunderlicher als Alles war folgendes Gesetz: Wer feigerweise im Kriege die Fahnen verließ, oder sich scheute, die Waffen für das Vaterland zu tragen, mußte zur Strafe drei Tage lang auf dem Markte in Weiberkleidern sitzen. — Lieber Himmel, welche Maskeraden hätten wir oft auf unsern Märkten erleben müssen! Ganze Regimenter in Unterröcken hätte man gesehen.

Ein Wort von Montesquieu.

Ich weiß es wohl, unsere neuern idealischen Staatskünstler machen aus Montesquieu so viel, nicht mehr. Der gute Mann ließ sich einfallen, gleich Aristoteles, erst die Sitten und Gesetze der Völker zu studieren, ehe er über Verfassung und Gesetzgebung schrieb. Heutiges Tages machen es die Aristotelesse in den Studierstuben bequemer. Sie schneiden erst den Rock, und dann sehen sie sich nach dem Manne um, der ihn tragen soll.

Indessen glaube ich doch hier ein Wort des berühmten Präsidenten nicht zur unrechten Zeit anzuführen.

Es gibt, sagt er in seinem Meisterwerke B. 29 K.°18, gewisse Ideen von Gleichförmigkeit, von denen manchmal auch ein großer Geist angegangen wird, die aber den kleinen unfehlbar einnehmen. Diese finden darin eine Art von Vollendung, die sie anstaunen, weil sie wirklich unverkennbar ist: die gleichen Gewichte für die Polizei, einerlei Maas für den Handel, einerlei Gesetz für das Reich, dieselbe Religion für alle Einwohner. Aber ist denn so etwas auch ganz ohne Ausnahme immer am rechten Orte? Das Uebel, welches aus Reformen quillt, ist's denn auch immer kleiner, als das, was man leidet? — Liegt nicht eben darin die Größe des Genies, einzusehen, in welchem Falle allgemeine Gleichförmigkeit, und in welchem Mannigfaltigkeit besser ist? In China sind die Chinesen nach dem chinesischen Zeremonial, die Tartarn nach dem tatarischen geordnet. Und doch ist dort gerade das Volk, das am ruhigsten lebt. Wenn nur die Bürger ihre Gesetze treulich befolgen, dann gleichviel, ob sie die gleichen befolgen.

Fürſt Ragotzki.

Man muß wahrhaftig niemals ſeinen Feind verachten, noch weniger durch leidenſchaftliches Verfolgen des Geringgeachteten ihn zur Verzweiflung und erſt damit zu einer Wichtigkeit bringen, die er ohne dem vielleicht nie erhalten hätte. Ein auffallendes Beiſpiel davon geben die Abentheuer des ſiebenbürgiſchen Fürſten Franz Leopold Ragotzki zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Er war freilich mißvergnügt mit der öſterreichiſchen Regierung, aber gegen einen der mächtigſten Monarchen Krieg zu führen, fiel ihm wahrſcheinlich auch im Traume nicht ein. Die Regierung aber ließ ihn im Jahre 1701 zu Neuſtadt verhaften. Es dauerte mit ſeinen Verhören über ein halbes Jahr; es ward nichts entſchieden; da entſprang er, und kam, als Dragoner verkleidet, glücklich nach Polen, froh, Leben und Freiheit zu haben. Aber das Wiener Kabinet erklärte ihn vogelfrei, bot zehntauſend Gulden, wer ihn lebendig einbrächte, und ſechstauſend dem, der ſeinen Kopf liefern würde. Erſt dieſe Proſkription entſchied ihn zu allen Schritten der Verzweifelung, und koſtete dem Kaiſer das Blut ſeiner treuen

Unterthanen, und schwere Summen. Denn Ragotzki setzte sich nun an die Spitze der mißvergnügten Ungarn; drang ins Ungarland ein, trieb die Kaiserlichen zurück, und führte ein Paar Jahre lang den blutigsten Krieg mit so gutem Erfolge, daß ihn die ungarische Nation zu ihrem Protektor ernannte. Nur mit Mühe ward Ungarn wieder beruhigt, und Ragotzki, zufrieden mit seiner Rache und seinem Ruhm, starb erst viele Jahre nachher in seinem friedlichen Landhause zu Rodosto am Marmora-Meere. „Der Kaiser", pflegte er zu sagen, „hat den Zorn einer Viertelstunde mit einer Noth von zehn Jahren, mit dem Blute von vielen tausend Unterthanen und mancher Tonne Goldes bezahlt. Ein Fürst fehlt nie wohlfeil."

Noch jetzt nicht beſſer.

Dorats ſeichte Urtheile in ſeiner freilich ſchon vor ſechszig Jahren verfaßten Idée de la poésie allemande zeugen zugleich, daß er über ein unbekanntes Land ſchrieb; denn darin klagt er unter andern: «Les beaux esprits de Londres furent abandonnés pour ceux de Leipsic, de Zuric et d'Elssembourg.» Vermuthlich hielt Dorat den Schriftſteller Johann Joachim Eſchenburg für eine Reſidenz in Deutſchland, aus welchem er ſein d'Eissembourg formte, wie ein anderer Franzoſe, der den großen Mathematiker, Otto Guerike von Magdeburg, den Herrn von Magdeburg nannte.

Ländlich ſittlich.

Als Kaiſer Joſeph der Zweite das franzöſiſche Theater in Wien aufhob, beklagte ſich der franzöſiſche Geſandte Breteuil und ſagte: „Nun habe ich gar kein Vergnügen mehr; was ſoll ich denn machen?“ — „Was mein Geſandter zu Paris,“ antwortete der Kaiſer, „der lernte Franzöſiſch!“

Alexander Severus.

Es gibt gewiſſe Menſchen, welche wirklich Sinn für wahre Größe haben, und ſie doch, trotz aller Macht, aller Hilfsmittel, die in ihrer Gewalt ſind, nicht erreichen. Woran liegt dies?

Zu ſolchen wäre ich beinahe auch geneigt den Alexander Severus, einen der beſſern unter den Kaiſern Roms, zu zählen. Es ging ihm mit dem Ruhm, wie vielen vor und nach ihm. Er ſchätzte die Gelehrten, ohne eigentlich ſelbſt Gelehrter zu ſein; er wollte durch ſie glänzen. Er ſuchte ihren Umgang, ſogar mit Aengſtlichkeit

ſuchte er ihn. Er erzählte ihnen ſelbſt alles, was er that und nicht that, und die Gründe dazu, damit ihr hiſtoriſcher Griffel ihn ja nicht auf irgend eine Weiſe bei der Nachwelt verunglimpfe. Was half's ihm? Die Nachwelt richtet, wir wiſſen's, ernſt und furchtbar. Weder der Weihrauch am Hofe der Kaiſer benebelt, noch ſchreckt ſie die eiſerne Stimme ihrer Kriegsmacht.

Eine ſeiner beſten Maximen war die — hätte er ſie nur immer geübt! — daß er die offen gewordenen Aemter nie dem Intriganten geben wollte, ſondern dem ächten Verdienſt. So ſagte er, als er einſt jemandem die Oberbefehlshaberſtelle ſeiner prätoriſchen Leibwachten aufdrang: „Staatsämter muß man denen ertheilen, die ſie ablehnen, und nicht denen, die darum buhlen!“ — Es hat ſich freilich ſeitdem vieles in Sitte und Denkart geändert.

In Maximen war Alexander überhaupt groß. Man weiß von ſeinen Biographen, daß er, obgleich Heide, den ſchönen Spruch Chriſti: Was du willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch! nicht nur, ſo oft Uebelthäter zum Richtplatz geführet wurden, durch den Herold öffentlich ausrufen, ſondern ſogar zur Inſchrift öffentlicher Gebäude und ſeines eigenen kaiſerlichen Palaſtes machen ließ.

Lord North und Admiral Rodney.

Gewiß recht wünschbar wäre, wenn ein Mann von Belesenheit, prüfendem Blick, Geschmack und Geist, die in vielen oft weitläuftigen Lebensbeschreibungen oder Denkwürdigkeiten zerstreuten, treffenden Züge merkwürdiger Personen unsers Zeitalters sammeln und zusammenstellen wollte. Die Zusammenstellung müßte aber ein Ganzes für sich ausmachen; folglich mehr, als trockene Anekdotenjägerei sein, auch nicht abermals in breite Biographie ausarten. Sie müßte nur eben so viel geben, daß uns das Aeussere und Innere des Geschilderten ziemlich lebendig vor das Gesicht träte. Man könnte solche kleine geschichtliche Gemälde füglich mit jenen zart, leicht und treffend aufs Papier hingeworfenen Köpfen namhafter Personen vergleichen, wo mit drei, vier glücklichen Zügen, bloßen Umrissen, ohne Ausführung der Theile, ohne Licht und Schatten, dennoch Alles höchst kenntlich wird. Je einfacher die Andeutung, je ähnlicher wird das Bild, weil die Einbildungskraft das, was fehlt, gewöhnlich besser zu ergänzen weiß, als es die Hand des Künstlers versteht. Darum finden wir den schwar-

zen Schattenriß bekannter Personen häufig kenntlicher, als das zur Vollendung ausgeführte Konterfei; und von unbekannten Personen auch, was nicht zu sehen ist, sichtbar.

Um mich verständlich zu machen, will ich hier ein solches Bildchen mittheilen. Ich gebe es, nicht um etwas zu *geben*, sondern Andere zu ermuntern, von ihnen Besseres zu *empfangen*.

So unbedeutend dergleichen Bildnisse scheinen, haben sie doch gewiß geschichtlichen Nutzen. Sie gewähren eine Art persönlicher Anschauung, mögt' ich sagen, von Leuten, die wir nie sahen; die irgend eine Rolle spielten, und von denen wir uns, weil wir nur von ihrem öffentlichen Leben vernahmen, ganz irrige Vorstellung über ihre Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit machten. Findet man's nicht wie ich: so geb' ich gern zu, daß ich Unrecht habe; das Unglück ist klein.

Lord **Nord** und Admiral **Rodney**, der eine als erster Staatsmann, der andere als erster Seeheld Großbritaniens, aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege berühmt, sind noch jetzt in zwei Welttheilen unvergessenen Andenkens. Wohl selten waren zwei Männer in ihrem Aeussern so ganz das Gegentheil von dem, was man sich, verführt durch den Ruf ihrer Thaten, von ihnen vorstellte.

Wer denkt ſich unter dem Lord Schatzmeiſter und Kanzler der Schatzkammer, unter dem Manne, der ſo lange im Unterhauſe und Oberhauſe des Parlaments durch ſeine Beredſamkeit neben einem Fox und Pitt groß wirkte, der ſo lange die erſte Stelle in der Reichsverwaltung bekleidete, nicht einen gewandten, feinen, verſchloſſenen, das Wort wägenden, umſichtigen, regſamen, vielgeſchäftigen, unermüdlichen Mann? — Oder wer ſich nicht unter Admiral Rodney, dem Sieger beim Cap St. Vincent (16. Januar 1780) und bei Guadeloupe (12. April 1782), wo er den Grafen Graſſe, den ſonſt immer glücklichen franzöſiſchen Admiral, ſelbſt gefangen nahm, und zuerſt jenes kühne Manövre, der Durchbrechung der Linie, anwandte, welches uns noch durch Nelſons Sieg bei Abukir in friſchem Andenken iſt, wer denkt ſich unter dieſem Seemanne nicht einen abgehärteten, rauhen, ſchlichten, geiſtvollen Oberbefehlshaber, ohne Furcht, ohne Tadel, wie der Bayard zu Lande war?

Gerade das Gegentheil waren beide.

Lord North, zwar nur von mittlerer Größe, war ein ſchwerfälliger, beinahe plumper, beleibter Herr; gleichmüthig aus Phlegma; immer guten Humors, den nichts aus dem Takt brachte; in ſeinen Gebehrden, in ſeiner ganzen Haltung ohne Würde; im Reden ſchwer und ohne Anmuth der

Aussprache; linkisch in seinem Thun; dabei, als er nur hoch in den Vierzigen war, schläfrig, daß er oft in Gesellschaften einnickte. Selbst in Geschäften zeigte er sich langsam, gern aufschiebend, fahrläßig und vergeßlich. Das hätte man um so weniger von ihm erwarten sollen, da ihn Viele für ein Kind der Liebe hielten, und Kinder der Liebe sonst eben nicht die bleiernsten zu sein pflegen. Man kannte wenigstens die enge Vertraulichkeit, in welcher der damalige Prinz von Wales, Friedrich, mit der Gräfin Guilford, des Lords Mutter, gelebt hatte. Und wirklich hätte man den Lord für einen Angehörigen der königlichen Familie halten sollen, so ganz hatte er die derselben eigenen Züge, hellbraunen Haarwuchs, reine Gesichtsfarbe, große vorstechende Augen und starken Augenbraunen.

Höfische und staatsmännische Gewandtheit mangelte ihm nun ganz. Kurzsichtig war er dazu. Ein arger Streich begegnete ihm einst im Parlamente. Nicht weit von ihm saß am äussersten Ende der Schatzkammerbank der siebenzigjährige Schatzmeister des Seewesens, Ellis, in mächtiger Perüke. Lord North, im Begriffe fortzugehen, erhob sich und stämmte dabei gemächlich seine Hand vorn auf den Degengriff, daß hinten die Spitze der Scheide in die Höhe ging, dem alten Schatzmeister, der sich eben grüßend bückte, die Perüke

vom Kopfe abspießte und in die Luft führte. Sehr gravitätisch wanderte der Lord, unter lautem Gelächter des ganzen Hauses, mit seinem Raube davon, bis man ihm denselben abnahm. Das brachte den edeln Lord aber nicht aus der Fassung. Er entschuldigte sich bei Meister Welbore Ellis ganz phlegmatisch, der seinerseits die treulose Haarwulst eben so gelassen wieder aufsetzte.

Rodney hingegen, welcher dem Admiral Byron *) im Seebefehle folgte, war ein schöner, freundlicher, feiner, gewandter, zierlicher Mann; putzte sich gern, doch lag in seinem Anzuge immer eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit. So weich, wie die Züge seines Gesichts, war, fast ans Weibische grenzend, seine Gestalt, sein Wesen. Er war leichtsinnig, selten bei Geld, gern in lustigen Gesellschaften, am liebsten am Spieltische, und daher immer in Schulden. Eben so leidenschaftlich machte er den Weibern den Hof; immer hatte er Liebschaften. Man sagte sogar, in seiner ersten Jugend habe ihm die Prinzessin Amalie, Georgs II. königliche Tochter, ihre Gunst geschenkt gehabt. Rodney war zwar ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, durch-

*) Der Großvater des von den Briten hochgefeierten Dichters.

aus aber kein hervorstechender Geiß, ja, was man am wenigsten glauben sollte, ohne natürlichen angebornen Muth. Er selbst gestand es unter Freunden, daß er von der Natur kein Herz empfangen habe, welches die Furcht nicht kenne. Stand er aber im Donner des Treffens, so war es durch den Gedanken an Pflicht und Ehre ihm leicht, sich selbst zu überwinden, und hatte er einmal die ersten Schauer überwunden, dann ging er ruhig in die Gefahren, denen er nicht ausweichen konnte, und die er mit glücklich berechnendem Blick seinen Gegnern vorbereitet hatte.

Dennoch leisteten Rodney und North ihrem Vaterlande große Dienste. Der Letztere als Minister war neben dem, daß er sich den Ruf eines streng rechtlichen Mannes erworben, ein leutseliger, gesprächiger Mann, von rosenfarbener Laune, der, ohne Ansprüche, nur ungern die Amtsmiene annahm und den Minister spielen mogte. Das machte ihn beliebt; seine Geistesgegenwart, seine oft treffenden Antworten, gaben ihm gegen die, welche ihn in den Verhandlungen leidenschaftlich angriffen, ein gewisses Uebergewicht. Er war nicht beredsam, aber in seinen Darstellungen lichtvoll, und in dem, was zu sagen und nicht zu sagen war, wohl eingeübt. Dabei genoß er den großen Vortheil, welchen eine durch Reisen und Lesung der Alten erworbene Kraft und Vielseitigkeit der

Ansichten und Kenntnisse gewähren. Daher gelang es ihm, lange Zeit im Parlamente eine der ersten Rollen zu spielen; und daher ward er auch dem Könige so herzlich lieb, fast unentbehrlich. Kein lieberer Mann im vertraulichen Kreise, als North! Da war er geistreich, witzig, Alles ermunternd durch seine frohen Einfälle. Da fand man selbst seine Schwächen angenehm, als recht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörend. Wenn er vergeßlich und zerstreut war, sogar Staatspapiere verlegte, man konnte es ihm kaum übel nehmen. Einmal hatte er einen Brief des Königs von höchster Wichtigkeit hingethan, und wußte nicht wo. Lange war alles Suchen umsonst; endlich wurde er im Badezimmer gefunden, wo er ganz offen lag.

Rodney dagegen besaß, neben seinem Leichtsinn, Eigenschaften, die ihm eine glänzende Laufbahn eröffneten; ein rastloses, bewegliches Wesen, das immer Beschäftigung wollte; viel Erfahrung und Kenntniß im Seedienste; großen Durst nach Ruhm. Er konnte wochenlang unausgesetzt Tag und Nacht arbeiten, wenn ihn eine Idee ergriffen hatte. Was er als Befehlshaber unternahm, war überdacht. Im Kriege hatte er Glück, das ihm oft als Verdienst galt. Dies machte ihn zuversichtlich, entschlossen und im Augenblicke der Entscheidung verwegen. Weil das Glück mit ihm

war, hatten Matrosen und Soldaten blindes Vertrauen zu ihm: das bahnte neue Erfolge an. Er selbst sprach von sich, als könne es ihm nie fehlen, und er sprach gern und mit Selbstgefälligkeit von sich. Unmäßig im Strafen und Belohnen, schreckte er seine Untergebenen eben so sehr, als er sie an sich fesselte.

Friedrich der Große, König von Preussen, und Napoleon, Kaiser der Franzosen.

Daß Preussens Friedrich und Frankreichs Napoleon die geistvollsten und großwirkendsten Fürsten der neuern Zeit gewesen sind, ist von der Welt eingestanden; denn beiden eigneten schon die Zeitgenossen, aus Schmeichelei oder Bewunderung, den Ehrennamen der Großen zu, den nur die Nachwelt mit Gerechtigkeit spenden kann. Wem aber von beiden größere Bewunderung und Achtung gebühre, würde nur der mit Glück entscheiden, welcher, in der Allwissenheit eines Gottes, die Reinheit des sittlichen Willens und das Maas der Kräfte von beiden, im Verhältnisse zur Macht der Hindernisse und Umstände, durchschauen könnte,

die sie zu überwältigen oder zu benutzen hatten. Auch müßte ihm gegeben sein, das, was jeder zur Schöpfung seines Glanzes beitrug, abzusondern von dem, was der gütige Zufall, oder vielmehr das unerforschbare Schicksal geleistet hat.

Es ist auch eine sehr überflüssige Frage, was geschehen sein würde, wenn Friedrich der Große und Napoleon Zeitgenossen gewesen sein würden. Ihre Losung gehört vor den Richterstuhl des politischen Kannegiessers.

Gewiß aber ist, daß beide in ihrer Denkart, Weltansicht und Handlungsweise, so wie auch darin Vieles mit einander gemein hatten, daß sie deswegen von den Wenigsten ihrer Zeit begriffen, von den Meisten vergöttert oder verteufelt wurden.

Welche Abscheulichkeiten und Zerrbilder hat der schriftstellernde Zuhagel von Friedrich und Napoleon während ihres Lebens erfunden und verbreitet, und der nichtschriftstellernde geglaubt! Friedrich mußte in andern Ländern, freilich nicht in seinem Preussen, dem Volke als ein Gotteslästner, als ein wahrer Teufel, als ein blutdürstiger Tirann erscheinen, vor dem Alles zittere; als ein Mensch ohne Anständigkeit in Wort und That, roh und schmutzig, die Seinigen oft mißhandelnd; als ein Ausbund wüster Laster und einer gräuelhaften Liebe, welche ihn vom andern Geschlechte entferne; als ein kleinlicher, verschmitzter, neidi-

scher Selbüling, der nichts neben sich gelten lassen wolle. Selbst Gebildetere ließen sich nicht ausreden, daß er auf Verdienst und Ruhm eines Schwerin und Keith eifersüchtig gewesen sei, und ihr Heldentod ihm ganz willkommen gewesen wäre. On le supposoit enchanté de les avoir fait tuer, sagt der geistvolle Prinz von Ligne *), der aber hinzusetzt, was auch in Bezug auf Napoleon gelten kann: C'est ainsi que les gens médiocres tâchent d'abaisser les grands hommes, pour diminuer l'espace immense qui les sépare d'eux.

Und wer weiß nicht, wie man in unsern Tagen den französischen Kaiser desselben niedrigen Neides gegen seine ausgezeichnetern Feldherren, besonders gegen Moreau, beschuldigte; wie man ihn in seinem häuslichen Leben als einen Wüterich darstellte, neben dessen pöbelhaftem Wesen Niemand ausdauern könne; wie man ihn bald als einen unvermögenden Ehemann, bald als einen ekelhaften Wollüstling schilderte, der selbst die Blutschande nicht in der Zahl seiner Verbrechen habe wollen fehlen lassen; wie man ihm sogar den gemeinsten persönlichen Muth, ja sogar alles Feldherrn-talent absprach! — Wie ganz anders er-

*) Lettres et pensées du maréchal prince de Ligne, publiées par Mad. la baronne de Staël-Holstein. Paris 1809. p. 16.

scheint der große Mann nun nach den Zeugnissen derer, die ihn täglich sahen, und die nach seinem Tode erst ihre Stimmen erheben! Wie anders in der Hochachtung, welche die tugendhafte Josephine ihm, auch nach getrennter Ehe, oder in der zärtlichen Liebe, welche ihm Marie Louise weihte, oder in der alles aufopfernden Freundschaft jener Edeln, welche ihm freiwillig in die Verbannung auf den Felsen von St. Helena folgten! Wie viele Fürsten der alten und neuen Zeit gibt es noch, ja wie viele Privatleute, die sich solcher rührenden und unverwerfbaren Urkunden ihres sittlichen Wandels rühmen könnten?

Friedrich und Napoleon waren, während ihres Lebens und Wirkens, zu überraschende Erscheinungen, um von der Mittelmäßigkeit oder gar von der Hefe der Zeitgenossen begriffen zu werden. Sie durchschnitten mit ihrer Großthätigkeit zu viele Interessen, um dem Geschrei des Neides oder Hasses entgehen zu können. Beide waren, nicht der Form oder dem Namen nach, sondern durch Selbstgefühl ihrer Ueberlegenheit, wahre Selbstherrscher, die unbeschränkt walten wollten, keinen Einspruch duldeten, und nur Anderer Rath, aber nicht deren leitenden Einfluß begehrten. Beide waren die größten Feldherren ihrer Zeitalter, und hingen mit fast zu großer Vorliebe am Heerwesen, welches ihnen Ueberge-

wicht und Ruhm gewährte. Beide waren die Abgötter ihrer Heere. Friedrich hat keine höhere Begeisterung seiner Soldaten auf den Schlachtfeldern erfahren, als Napoleon. Der Preusse ging für seinen „Frih“ entschlossen in den sichern Tod, und der Franzose, sah er den Wink seines „kleinen Korporals“, rannte singend in den Kartätschenhagel. Aus Napoleons Feldherrnschule zu sein, ist heute noch kein geringerer Ruhm für den Marschall und Hauptmann, als ehemals es galt, aus Friedrichs Schule zu stammen. Napoleon und Friedrich aber waren mehr, als nur Soldaten; beide galten durch Scharfsinn, Witz, kühne und auffassende, ich möchte sagen, den Gedanken der Zukunft errathende Berechnungen, als Meister der Staatskunst, und wurden häufig von denen zuerst nachgeahmt, welche ihnen öffentlich die wenigste Gerechtigkeit widerfahren liessen; oder wurden oft nur im Unlöblichern nachgeahmt, wie dies bei aller Nachahmerei der gemeine Fall ist. Beide verbanden mit ungeheuerm Gedächtnisse, welches ihnen selbst Namen, Ort und That zahlloser Soldaten vergegenwärtigte, eine durchdringende Urtheilskraft und ein Feingefühl, vermöge dessen sie, mit seltenen Ausnahmen, immer den rechten Platz herausfanden. Beide ergriffen und bezauberten Jeden, der mit ihnen in persönliche Berührung trat, und rissen ihn mit

sich fort, selbst wider Willen des Fortgerissenen. Beider rastlose Vielthätigkeit erregte bald Erstaunen, bald Ungläubigkeit der Welt. Beide, von Jugend auf den Wissenschaften hold, kannten nichts Edleres als diese, suchten Erquickung bei diesen, wenn sie den Welttheil mit ihren Thaten erschüttert hatten, und fanden noch Zeit und Lust genug, ihren Geist im Umgang mit Gelehrten und Künstlern zu erheben und zu bereichern, wenn sie Tagesgeschäfte abgethan hatten, welche für Andere wohl Lebensgeschäfte gewesen wären. Beide hatten denselben Durst nach Ruhm und Namensunsterblichkeit; aber für das Urtheil der Zeitgenossenschaft, deren Befangenheit sie kannten, nur Neugier, nicht Hochachtung oder Ehrfurcht. Männer, wie diese, welche im Leben keinen Höhern über sich anerkennen mochten, würden im Leben wohl schwerlich Freunde geworden sein; aber träfen sie in Elysium zusammen, sie würden sich wahrscheinlich mit gegenseitiger Anerkennung als Brudergeister umarmen.

Obgleich in Friedrich mehr die Gabe des Witzes, in Napoleon mehr die Gabe des Scharfsinns glänzte, jener daher Tonkunst und Dichtung, dieser den Ernst der mathematischen Wissenschaften liebte, waren doch beide dadurch nicht zur Einseitigkeit ausgebildet. Denn es ist eben so bekannt, mit welcher Lust sich Friedrich dem trockenen Re-

gelwerk der Taktik, Strategie und Kriegsbaukunst hingab, als bekannt ist, wie gern Napoleon sich vom Zauber des Schauspiels rühren ließ, oder die klassischen Dichter Frankreichs und Italiens las, aus welchen er ganze Stellen im Gedächtnisse hatte. Beide vereinigten sich auch in einem fast leidenschaftlichen Gefallen an den schönen Werken der Baukunst; beide ließen sich, bei Ausführung ihrer Entwürfe, in alle Einzelheiten derselben ein, und behielten sich nicht selten die unmittelbare Aufsicht vor. Die Verschönerungen, welche Friedrich durch eine Menge von Palästen, Schlossern und andern Anlagen den Städten Potsdam, Berlin, Charlottenburg gab, sind, nach Maasgabe der Mittel, die ihm zu Gebote standen, nicht geringer zu achten, als Napoleons Verschönerungen von Paris und andern Städten, oder dessen riesenhafte Prachtwerke, Tenis- und Simplonstraßen, Kanäle und Hafenbauten.

Ueber alle andern Gemüthsvermögen wog aber immer in beiden der Verstand vor; ja nur zu seiner Unterstützung schienen sich in ihnen alle übrigen besonders entwickelt zu haben. Wie hätten sie ohnedem, als Verwalter großer Reiche und Ordner großer Schicksale, ihre Aufgabe übernehmen und lösen können, wie sie sie löseten? Selbst die angenehmsten der menschlichen Gefühle, selbst die Neigungen der Freundschaft und Zärt-

lichkeit, selbst die Ausbrüche der Freude, des Schmerzes, des Mitleidens und der Wehmuth waren in beiden der Herrschaft und den Berechnungen des Verstandes eben so untergeordnet, wie ihrer Geistesthätigkeit es der Schlaf oder das Essen und Trinken waren.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob Friedrich oder Napoleon mehr Gemüthlichkeit besaß. Wenn jener gleich Dichter war und Tonkünstler, ward er doch von diesem an Reizbarkeit übertroffen. Man sah Napoleon oft tief erschüttert, oft zu Thränen bewegt; im Umgang mit seinen Vertrauten oft innig und herzlich, und ein rührender, schöner Zug bleibt ewig, daß er auf St. Helena leichter den Verlust der Weltherrschaft vergaß, als er die Trennung von seiner Gemahlin und seinem Kinde verschmerzen konnte. An ihren Bildnissen und Büsten hing in der Sterbestunde der treue Blick seiner brechenden Augen fest.

Wir sollen es uns nicht verhehlen, daß die Bande der glücklichen Ehe und der Vaterfreuden den Menschen fester an das Menschliche ziehen, und ihn mitfühlender und traulicher machen, als alles Uebrige. Der Hagestolz, vereinzelt wie eine geborne Waise, und immer auf das eigene, mit nichts Anderm verwachsene Ich beschränkt, wird wider seinen Willen zum Selbstling, dessen Bich-

tigstes unterm Himmel nur immer er sich selbst bleibt. Vielleicht, wenn der große Friedrich, der dichtende, kunstliebende Held, Gemahl der Prinzessin Amalie von England und Vater blühender Kinder geworden wäre, würden wir mehr Züge seines gemüthlichen Lebens und Webens, als geistreiche Einfälle, witzige Erwiederungen und glückliche Spöttereien von ihm erfahren haben.

Es lag übrigens in Friedrichs wie in Napoleons Denkart eine eigenthümliche Hoheit, die schon aus der Erhabenheit ihrer Würde, dem weiten Gesichtskreise ihrer Verhältnisse, der Zahl und Wichtigkeit ihrer Berufsgeschäfte nothwendig hervorgehen mußte, wenn sie ihnen nicht auch natürlich gewesen wäre. Aber ohne diese Denkart wären beide nie zu ihrer Größe und zu dem ungeheuern Wirkungskreise gekommen. Kleinliche Menschen verlieren sich auf dem Throne in Nebendingen und Unwichtigkeiten, und werden dadurch, daß sie höher stehen, nicht größer, sondern kleiner. Napoleon wie Friedrich empfanden jene löwenartige Großmuth, welche sich schämt, persönliche Kränkungen an Schwächern zu rächen, und die nur den Starken furchtbar sein will. Beide vergaßen sich selbst über die Sache ihres Staates; dem einzelnen Menschen trugen sie nie lange nach, und oft riefen sie in Gutmüthigkeit oder leichtem Sinne den, der ihren Zorn erregt hatte, am ersten wieder zu sich.

Darum waren ſie nicht ohne Schwächen. Sie lieſſen ſich oft in ihren Neigungen hingehen, und ſchienen nicht ſelten eben ſo ſehr ohne Grund zu lieben, als zu haſſen. Wer ihnen einmal durch Gewohnheit Bedürfniß oder lieb geworden, dem ward viel gut gerechnet. Hatte Friedrich gegen irgend Jemand eine vorgefaßte Meinung, ſo mußte der Alles verſündigt haben, und er ließ ſich nichts einreden. Vom öſterreichiſchen General Ried z. B. konnte ihm Keiner ſprechen, ohne daß er dieſen Mann, der ihm als Miniſter in Berlin mißfallen hatte, mit Bitterkeit bezeichnete; ſo manchen Andern. Auch Napoleon hatte ſeine Leute, die verdient oder unverdient das beſtändige Ziel ſeines verachtenden Spottes blieben.

Warum ſollte ich bezweifeln, daß, wenn Friedrich, mit ſeinem alleſüberwältigenden, kühnberechnenden, unerſchütterlichen Geiſte, ſtatt Napoleons die Thatenbahn vor Toulon begonnen, dann, wie er, die unvorſichtigen Feldherren Oeſterreichs aus Italien vertrieben hätte, er zuletzt einen Kaiſerthron in Paris aufgerichtet und dem ganzen übrigen Europa Trotz geboten haben würde? Man kennt ſein bedeutſames Wort: Si l'on veut faire un beau rêve, il faut être roi de France. Contre mon gré on ne tireroit pas alors un coup de canon en Europe etc. Und umgekehrt: hätte Napoleon, als geborner König, den Thron der Preuſſen zur Zeit

Maria Thereſia's, Dauns und Laudons ererbt, würde ſein Rieſengeiſt wohl minder groß gewirkt haben?

Beide auſſerordentliche Männer machten aber den Anfang ihrer glänzenden Rollen unter ſo verſchiedenen Umſtänden, in ſo ganz anders geſtalteten Zeiträumen, daß es eben ſo leicht oder ſchwer ſein dürfte, ſie unter einander, als den Julius Cäſar mit beiden zu vergleichen.

Friedrich fand ſein Reich als Erbſtück vor, und den Thron fertig. Er hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters nur zu beſteigen. Napoleon hingegen mußte ihn erſt bauen. Jenen ernannte das Recht der Erſtgeburt zum König; dieſen ſollten Tugenden, Verdienſte und Schickſal dazu machen. Jenen, als ihm ſein Vater die Thronerbſchaft entziehen und ſie dem Prinzen Auguſt Wilhelm zuwenden wollte, genügte ein einziger geſunder Einfall: „Er kann's, wenn er mich unehelich erklärt!“ um ſein Recht feſtzuſtellen. Dieſer mußte erſt durch eine glänzende Reihe von Siegen, durch erworbene Bewunderung der Welt beurkunden, daß er und kein Anderer in Frankreich der Erſte ſei, daß er von Natur und Schickſal den Vollmachtsbrief empfangen habe, Gebieter und Schutzgott eines Staates zu werden, der nur durch ihn furchtbar und gewaltiger denn je geworden war. Selbſt der Neid ſeiner Mitbürger mußte

anerkennen, er sei des Thrones würdig. Eine solche Aufgabe war ohne Widerrede schwerer, als die üble Laune eines grollenden Vaters zurückweisen, und Napoleon genoß hier eines Vorzugs, wie ihn das Verdienst stets vor der glänzendsten Geburt haben wird.

War jemals ein Monarch rechtmäßiger Inhaber seines Thrones, so war es Napoleon. Die Nation hatte ihn dahin gehoben, wie einst den Pipin auf den Thron der Chlodowingen. Napoleon hatte aber keinem Vorfahr gewaltsam die Krone entrissen, durch keine Verbrechen und Grausamkeiten die höchste Gewalt genommen. Die Mehrheit der europäischen Höfe erkannte ihn als den Kaiser Frankreichs an. Und wenn ihn schon England den kleinen Korsen hieß, verminderte dies seine Macht und Größe so wenig, als wenn der römische Hof im großen Friedrich nur den „kleinen Markgrafen von Brandenburg" fand. Daß Napolon sich noch vom Pabst salben ließ, daß er seinen Fürstenstuhl mit einer Kaisertochter theilte, war in der That keine Bekräftigung seiner rechtmäßigen Hoheit, sondern eine Formlichkeit, welche er den Begriffen des Zeitalters schuldig zu sein glaubte.

Napoleon hatte, da er die Krone empfing, seines Namens Ruhm schon über alle Welttheile

verbreitet; Friedrich hingegen, da er die seinige nahm, mußte sie erst glänzend machen. Beide hatten beim Beginn ihrer feldherrlichen Laufbahn das mit einander gemein, daß sie dieselbe in fast gleich jugendlichem Alter und mit gleich großer Ueberraschung ihrer Feinde eröffneten. Friedrich zählte achtundzwanzig Jahre, als er in den ersten schlesischen Krieg zog; Napoleon beim Anfang seines ersten italienischen Feldzuges sechsundzwanzig. Jener, an Land und Volk nicht mächtiger als der Pabst in seinem Kirchenstaate, besiegte bei Mollwitz des übermächtigen Oesterreichs Stärke mit Schaaren, die nur zum Prunk, nicht zur Schlacht geschaffen waren; dieser schlug Oesterreichs sieggewohnte Feldherren und Krieger mit einem kleinen, durch Niederlagen und Entbehrungen aller Art fast entmutheten Heere. Jener nahm Schlesien, dieser Italien. Europa erstaunte über die Wunder beider.

Der französische Monarch, sobald er seinen Thron bestiegen hatte, wollte Frieden, um das von zwölfjährigen Kriegen und Staatsumwälzungen verwilderte Reich neu zu ordnen. Er trug selbst den Frieden seinem unversöhnbaren Feinde, England, an, doch vergebens. Er ward durch England und Oesterreich zu neuen Feldzügen gezwungen. Friedrich hinwieder, nach der Thronbesteigung, wollte Krieg. Es fehlte ihm an drin-

gendem Vorwand. Er ſuchte ihn aus alten Pergamentbriefen, und fand, daß einſt Kurfürſt Friedrich Wilhelm die Fürſtenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau geerbt, aber an Oeſterreich für den Schwiebuſer Kreis abgetreten, zuletzt jedoch auch nicht einmal dieſen empfangen hätte. Dafür nahm er nun, als Eroberer, das geſammte Schleſien nebſt der Grafſchaft Glatz für ſich.

Friedrich wie Napoleon wurden die größten Feldherren ihrer Zeit. Beide ſchufen eine neue Kriegskunſt, indem ſie das Bisherige vollendeter ausbildeten; beide waren im Auffaſſen der Begebenheiten und Verhältniſſe, im Benutzen der Gelegenheit, im Wuchern mit Augenblicken gleich bewundernswürdig, ſo wie in der Schlacht durch Ruhe, durch richtigen Wurf ihres Blicks, durch Geiſtesgegenwart in der Noth, durch Neuheit der Gedanken, mit denen ſie den Feind überraſchten, durch Kunſt, den höchſten Gewinn aus Oertlichkeit, Waffenart und Stimmung des Heeres zu ziehen. Während Feldherren noch heute Friedrichs und Napoleons Schlachten ſtudiren, wollen wir den Stubengelehrten gern das Vergnügen gönnen, ſich den Letztern wie einen unſinnigen Dſchingiskhan zu denken, der ſeine Horden blindlings vortreibt und mit Verachtung des Menſchenlebens und Hinopferung von Tauſenden ſeine Siege er-

zwingt. Mußte sich doch auch Friedrich der Große ehemals dieselben Vorwürfe der Unwissenden und Geschlagenen gefallen lassen.

Wenn Napoleon mit riesenhaften Hilfsmitteln riesenhaftere Dinge verrichtete und triumphirend fast in alle Hauptstädte des festen Landes einzog, Reiche zertrümmerte, Reiche schuf, und zuletzt fast den ganzen Welttheil von seinem Wink abhängig machte, kann dies schwerlich die Thaten des großen Friedrichs verdunkeln. Was hätte dieser an der Spitze von dreißig Millionen Seelen geleistet, da er an der Spitze von kaum drittehalb Millionen der Hälfte des Welttheils sieben Jahre lang die siegerische Stirn bot! Friedrich stand mehr denn einmal in Gefahr, von der ungeheuern Masse seiner Feinde überwältigt und vernichtet zu werden; jedesmal trat er furchtbarer und größer wieder hervor. Napoleon war nur einmal in solcher Gefahr, aber dieser erlag er. Doch erlag er seiner würdig und blieb auch im Fallen groß. Er stürzte mehr unter den Streichen des Schicksals, als seiner Feinde. Ohne Moskau's Brand und die russischen Winternächte würde er wahrscheinlich Elba nie gesehen haben. Noch einmal richtete sich der Riese mit verblutetem Leibe auf; dann sank er bei Waterloo auf immer. Mir scheint Friedrichs des Großen ruhmvolle Rettung vom Untergang nicht erhabener, als Napoleons Untergang. Die Ge-

walt des menſchlichen Geiſtes wird in beiden gleich bewundernswürdig.

Der Parteiſinn hat bisher, von Leidenſchaft verblendet, den großen Kaiſer der Franzoſen in der Staatskunſt als einen kleinlichen, verſchmitzten Italiener dargeſtellt. Er erſcheint in der Wirklichkeit ganz anders. Wer ſich ſeiner Stärke und Ueberlegenheit bewußt iſt, bedarf nicht der Liſt und der übrigen Waffen der Schwäche oder Furcht. Napoleon war zu ſehr Soldat, und kannte ſeine Uebermacht zu gut, um nicht den geradeſten Weg zu gehen. Selten war wohl ein Staatsmann in ſeiner Sprache offener als er (was dann der Parteigeiſt Frechheit und Prahlerei hieß). Ja, er ging ſo weit, daß er das Zukünftige vorausſagte. (Eben darum glaubten ihm ſeine Gegner nicht, die an höfiſche Kunſtſtücke gewöhnt waren, und wählten falſche Gegenmittel, durch die ſie verdarben.)

Der Verfaſſer des Antimachiavell hatte nicht, wie Napoleon, den Vortheil der Uebermacht; und es kann ihm nicht zum Nachtheil gerechnet werden, wenn er die „preuſſiſchen Pfiffe“ in Ruf brachte, um ſo mehr, da ſich ſeine Feinde derſelben wider ihn bedient haben würden, wenn — ſie ſie gehabt hätten. „Tout le monde ne peut pas avoir la même politique,“ ſagte er im Jahr 1770 zum Kaiſer Joſeph lächelnd, als er mit demſelben im Luſt-

lager zu Neuſtadt zuſammenkam: „Elle dépend de la situation, de la circonstance, et — de la puissance des états. Ce qui peut m'aller, n'étoit pas à Votre Majesté: j'ai risqué quelquefois un mensonge politique.“

Daß der große Friedrich, der ſein kleines Reich zuletzt um das Dreifache vergrößerte, es nicht auch gern um das Zehnfache erweitert hätte: wer möchte daran zweifeln? Er wollte ſeinen gewaltigen Nachbarn in Rußland und Oeſterreich gewachſen ſtehen; darum war Niemand eifriger für den Grundſatz des politiſchen Gleichgewichts, als er. Ganz gewiß auch würde er ſein Erobererglück nach dem Hubertsburger Frieden weiter verſucht haben, wären ihm die Nachbarn nicht an Macht und Mitteln zu ſehr überlegen, oder Natur und Verhältniß ſeiner Staaten ſo kräftig und in allen Wunden ſo leicht vernarbend geweſen, wie Frankreich oder Oeſterreich.

Dieſe Rückſichten hatte der franzöſiſche Kaiſer nicht zu nehmen; auch nahm er ſie nicht. Er erweiterte ſein Reich, als Eroberer, mit dem Schwert in der Fauſt; aber nicht des politiſchen Gleichgewichts, ſondern der Selbſterhaltung wegen. Es war ſonnenklar, daß das nebenbuhleriſche England nie Frankreichs unerwartete Größe dulden, daß weder Rußland, noch Oeſterreich, noch Preuſſen bei dieſer Größe gleichgültig bleiben könne. Dar-

um, sollten er und sein Herrscherstamm fest bestehen, mußte er die entschiedene Uebermacht seines Reiches auf ein Jahrhundert hinaus zweifellos machen; seinen Blutsverwandten Throne geben; sich mit Bundesgenossen umringen, die er aus schwachen Fürsten zu mächtigen erhob; das gesammte Staatenverhältniß des Festlandes verwandeln; mit einem Wort, ringsum eine Napoleonische Welt bauen, wenn ein Napoleon und dessen Geschlecht darin neben den Bestandtheilen ehemaliger Zeit fortdauern wollten. Für solch ein ungeheures Werk aber fühlte er selber den Reichthum aller seiner Macht zu klein, und darum verschmähte er auch nicht, bei aller Größe, eine Zuflucht zu unwürdigen Mitteln.

Mit Recht ist ihm die Anmaßung des spanischen Thrones, gleichwie dem Weltweisen von Sanssouci die Theilung Polens, zum Vorwurfe gemacht worden. Beide bemäntelten ihre gewaltthätige Zertretung alles Völkerrechtes vergeblich mit Scheingründen der Nothwendigkeit. Es gibt weder in der Moral noch in der Politik eine Ungerechtigkeit, die sich rechtfertigen läßt, und in der einen wie in der andern hat die Sünde früher oder später ihre Nachwehen. Der große Friedrich schien späterhin den Himmel und die Welt durch den großmüthigen Frieden zu Teschen versöhnen zu wollen, worin er, mit eigener Auf-

opferung, Baierns Selbstständigkeit gegen Oesterreichs Vergrößerungssucht rettete. Napoleon konnte sich nie solcher Großthat rühmen. Doch hat selbst Friedrichs Bewunderer, der Prinz de Ligne, nicht unbemerkt gelassen, daß der nordische Salomo nachher nicht ganz mit seiner Großthat von 1778 zufrieden gewesen zu sein schien, und ungern von dem Prozesse, wie der König den Feldzug nannte, reden mochte, « pour lequel il étoit venu en huissier, faire une exécution. »

Man nahm in diesem baierischen Erbfolgekriege wahr, daß der Sieger von Roßbach seinen Heldenlorbeer mit Sorgfalt schonte, und ihn nicht in Gefahr setzen wollte, zerrissen oder verloren zu werden. Er war dem Greisenalter nahe; die ersten Gefährten seines Ruhmes standen nicht mehr an seiner Seite; fünfzehn Jahre lang hatten die preußischen Waffen keine Beschäftigung gehabt. Ich weiß nicht, ob wir die edle Friedensliebe des Königs, nach sieben erschöpfenden und zerrüttenden Kriegsjahren, ihm zum Verdienste, oder die fortdauernde Kriegsfeligkeit Napoleons diesem zum Vorwurfe rechnen müssen. Was möchte Friedrich in der Machtfülle des französischen Monarchen gethan haben, wenn ihm England den ewigen Krieg gemacht und die bezwungenen Feinde immer wieder gegen ihn aufgereizt hätte?

England wollte Frankreich durch Frankreich

zu Grunde richten, und es nöthigen, durch Uebermaas seiner Größe zu zerfallen. England glich einem Spieler, der seinen Gegner immer zu quitte ou double auffordert, und es darauf ankommen läßt, wer am längsten aushält und zuletzt Alles oder Nichts hat. Es sah das Anfangs Unglaublichgewesene am Ende sehr glaublich, daß Napoleon Oberherr des ganzen Welttheils werden könne; aber dann rechnete es auf die Verzweiflung des Welttheils.

Wir dürfen dem wohl Zutrauen schenken, was Omeara und Las Cases von dem kaiserlichen Verbannten zeugen, daß er Englands schreckliches Spiel durchsehen habe; daß es aber nicht in seiner Macht gestanden, es zu ändern; daß er, wider Willen, von Krieg zu Krieg fortgerissen worden und nie zu jener Ruhe gelangt sei, nach der er sich immer gesehnt. Nebenbei aber werden es uns die Manen des ausserordentlichen Mannes gestatten, zu glauben, der ewige Krieg habe ihn an den Krieg in dem Maase gewöhnt, daß ihm kaum schwerer wurde, sich zu einem Feldzuge, als zu einem Balle zu entschliessen; ferner, daß das Ueberglück ihn nicht ohne Uebermuth gelassen. Wir können inzwischen ohne Bedenken zugeben, daß schwächere Menschen schon weit früher und bei der Hälfte aller Gunst, welche ihm das Verhängniß

gewährte, noch übermüthiger geworden sein würden, und vielleicht eben die kleinen Seelen am ersten, die ihn deswegen am lautesten getadelt haben.

Was Napoleon, wäre ihm Friede vergönnt worden, seinem Frankreich geleistet haben würde, erkannte Niemand besser, als Englands eifersüchtiges Auge. Wenige Monarchen haben ihren Völkern während der längsten Friedensdauer solche Fülle des Wohlstandes gegeben, oder vorbereitet, als er während der ununterbrochenen Kriegsjahre. Er verlieh seinem Reiche ein neues Gesetzbuch und treffliche Einrichtungen der Rechtspflege. Er belebte den innern Verkehr und Handel, indem er das weite Gebiet mit herrlichen Land- und Wasserstraßen durchschnitt und wilde Gebirgswege fahrbar machte. Nie sah man zwischen Rhein und Pyrenäen den Gewerbsfleiß und das Leben der Fabriken vormals blühender und allgemeiner, nie die Finanzen besser geordnet und das Selbstgefühl der Nation erhöheter. Vieles von dem, was er gestiftet, ward selbst von denen, die ihn haßten oder seine Fürstenweisheit neidisch herabsetzten, als Muster nachgeahmt; und sogar diejenigen, welche nachher kaum seinen Namen in Frankreich auszusprechen gestatten wollten, mußten es dulden, daß ihn seine Schöpfungen fort und fort mit Ruhm nannten.

Freilich, ihm kam zur Ausführung wohlthätiger, großgedachter Entwürfe der unerschöpfliche Reichthum eines fruchtbaren Landes, die vielseitige Bildung eines regsamen Volkes und das freiere Daſein desſelben zu ſtatten, in welchem es fähiger geworden war, ſich ſelber zu helfen. Ja ſogar die unter den Staatsumwälzungen geſchehene Zertrümmerung der vormaligen beſchränkenden Ordnungen, des Lehenweſens, der erblichen Vorrechte, die Zerſplitterung der alten, ungeheuern Grundbeſitzungen der Geiſtlichkeit und des Adels mußte dem ſchnellern Aufblühen dienen. Die Revolution hatte den Boden Frankreichs mit dem Schutte der vermorſchten Stiftungen des Alterthums gedüngt.

Nicht ſo günſtig fand der große Friedrich das Verhältniß ſeiner Volker und Staaten, als er zu ihnen von den Schlachtfeldern des ſiebenjährigen Krieges zurückkehrte. Ein von der Natur minder reich geſegnetes Gebiet war von Feinden und Freunden ſo unmenſchlich verheert und ausgeraubt, daß er auf längere oder kürzere Zeit einzelnen Provinzen nicht nur keine Abgaben fordern, ſondern ſogar den geplünderten Landleuten Getreide zum Samen für die Beſtellung der Aecker, und Pferde für ihre Pflüge geben mußte. Und dennoch verwandelte ſein Geiſt die wüſt gewordenen Landſchaften binnen zehn Jahren in

ein heiteres Gebiet voller Gewerbsfleiß, Wohlstand und Fülle, zum Erstaunen der übrigen Deutschen. Er bevölkerte die Einöden mit neuen Niederlassungen, machte durch Fabriken den Kunstfleiß der Fremde entbehrlicher, zog Kanäle, baute Hochstraßen, stellte verbrannte Dörfer und Städte her, gab dem Reiche ein neues Gesetzbuch, leistete das Unglaubliche, und doch, was das Unglaublichste scheint, machte er darum keine Staatsschuld, sondern sammelte einen öffentlichen Schatz von beinahe anderthalbhundert Millionen Gulden, wie vor ihm kein Fürst Europens leicht aufzuweisen hatte, und nährte daneben ein schlachtfertiges Kriegesheer von zweimalhunderttausend Mann.

Es dürfte schwer zu entscheiden sein, wer von Beiden, ob Napoleon oder Friedrich, der größere Staatswirth gewesen; doch mochte man fast dem Letztern die Krone reichen, wenn man bedenken will, wie er mit geringern Mitteln das Ausserordentliche geleistet, und vergessen will, daß jener nie, wie dieser, einen vieljährigen Frieden zur Vollbringung von seinen Friedenswerken erlebt hat. Andere ausgezeichnete Fürsten haben ihren Ruhm, wie der schwedische Gustav Adolph oder Karl, durch Kriegesthaten, andere ihn, wie Kaiser Karl V., durch staatsmännische Klugheit, andere ihn, wie Leopold von

Toscana oder Karl Friedrich von Baden, als weise Staatsverwalter gewonnen. Aber nur seltenen Geistern ist verliehen, in Allem zugleich zu glänzen, wie Heinrich IV. von Frankreich oder Peter I. von Rußland. Darum eignet ihnen die Welt den Namen der Großen unter Ihresgleichen zu. Preussens Friedrich und Frankreichs Napoleon werden von Jenen nicht übertroffen.

Die Aufgabe des Letztern ward um so schwieriger, da er zu seinem Wirkungskreise ein Reich empfing, in welchem alte und neue Ordnungen und Begriffe, die feindselig einander gegenüber standen, zu versöhnen, Parteien zu zähmen, Aufruhre zu dämpfen waren, und ein Volk, in langer Gesetzlosigkeit verwildert und frech, zur Liebe der Sitte und Zucht und des Gehorsams zurückgeführt werden mußte. Wie Heinrich IV. vor ihm, um Herr aller Parteien zu werden, selbst den kirchlichen Glauben verließ, für den er so lange gefochten hatte: gab auch Napoleon die rohen Formen und Forderungen der republikanischen Partei auf, in der er seinen ersten Glanz erworben hatte. Er bot dem ausgewanderten Adel Frankreichs die Hand, und verknüpfte mit der Pracht und Gewalt eines erblichen Thrones die edelsten von den Stiftungen des untergegangenen Freistaats. Dazu aber bedurfte es wahrlich

einer ſtarken, ja einer eiſernen Hand. Und ſie fehlte ihm nicht. Er brachte ſie und die Unerſchütterlichkeit des Willens und die Gewohnheit des unbeſchränkten Gebieters aus dem feldherrlichen Zelt auf den kaiſerlichen Thron.

Ich weiß, man nannte ihn den Despoten, und dichtete ihm ſogar Verbrechen an, von denen nach unbeſtochenen Zeugniſſen kund iſt, daß er ſie nie begangen. Auch Friedrich der Große ward zu ſeiner Zeit, ja noch in unſern Tagen, wegen der Unbiegſamkeit und Alleinherrlichkeit ſeines Willens, in welchem er gleichſam den Staat zur Maſchine erniedrigte, mit Vorwürfen belaſtet. Im feldherrlichen Peter von Rußland und ſeinen Gewaltſamkeiten erkannt: man nur den aſiatiſchen Khan. — Niemand weniger als ich iſt geneigt, der alleinherrlichen Willkühr das Wort zu reden. Denn auch der weiſeſte Despot iſt, wenn nicht ein verderblicher, doch gefährlicher Starrkrampf der Menſchheit. Aber wir dürfen im Angeſicht der Geſchichte keineswegs hinwegläugnen, daß, ohne Peters, Friedrichs und Napoleons gewaltigen Alleinwillen, Rußland, Preußen und Frankreich nicht geworden wären, was ſie ſind. Es giebt Entſcheidungspunkte im Lebensprozeſſe der Nationen, wo ihnen die Natur ſelbſt, zur Erhöhung oder Rettung des Daſeins, statt des heroiſchen Heilmittels eine Diktatur an-

bietet, wie ſich das republikaniſche Rom freiwillig im Drange ſchwerer Schickſale ſelbſt gab.

Doch weder der große Friedrich noch Napoleon hemmten in ihrer Alleingewalt die Lebensthätigkeit der Uebrigen; vielmehr verſtanden ſie es beſſer, denn alle ihre Thronvorfahren, dieſe Thätigkeit zu reizen. Nur eins verlangten beide: alle Thätigkeit ſollte ihrem Gedanken untergeordnet, nur ihm hilfreich ſein; denn ihr Gedanke war das Geſetz des Staats; was dem widerſprach, geſetzwidrig und tadelhaft. Friedrich ſchuf, Wetteifer zu wecken, den Verdienſtorden (pour le mérite), Napoleon die Ehrenlegion. Jene Stiftung war mehr vom Geiſte des Selbherrn, dieſe mehr vom Geiſte eines freien Gemeinweſens durchwebt, in welchem allen Staatsbürgern gleiche Rechtsanſprüche zuſtehen. Auch das Verdienſt, nicht nur des Kriegers und Staatsmanns, ſondern des Künſtlers, des Gelehrten, des Handwerkers, des Fabrikanten, auch jede Edelthat des Bürgers ſollte in der Ehrenlegion den Lorbeer öffentlicher Anerkennung finden. Wenn Napoleons Stiftung größer gedacht iſt, als Friedrichs Orden, müſſen wir dies den erweiterten Begriffen und Anſichten des Zeitalters in Rechnung bringen, des Zeitalters, in welchem jeder Menſch, ſeine Menſchenwürde empfindend, im Zufall nicht mehr Weisheit, in

der Geburt nicht mehr Verdienst, im Schein nicht mehr das Wesen erblickte.

Dies war aber zu Napoleons Zeit, besonders in Frankreich, als Wirkung einer vollkommenen Umgestaltung des Staates, weit mehr der Fall, denn in Preussen zur Zeit Friedrichs. Dieser Monarch, welcher den Ruhm seines Reiches nur als die Frucht seines Wirkens erkannte, schien ihn auch nur durch seinen festen Willen und durch die Mittel, Waffen und Geld, emporhalten zu können, womit er ihn gegründet hatte. Daher blieb nicht nur der Unterschied der Stände scharf gesondert, sondern er zog, mit Vorliebe für das Heerwesen, zwischen dem Militär- und Zivilstande eine Marchlinie, durch welche beide in einer Art Gegensatz, nicht wie gleichberechtigte Mitbürger eines und desselben Staates, sondern wie eine höhere und niedere Kaste neben einander erschienen. In Frankreich, wo die Vorrechte des Feudaladels untergegangen waren, sah man überall nur Bürger mit gleichen Rechtsansprüchen. Napoleon selbst, die größten seiner Staatsmänner und Helden waren durch eigenes Verdienst aus dem Volke hervorgegangen. Jeder Bürger war Soldat im Fall der Noth, jeder Soldat zugleich Bürger. Weit entfernt, dieses edlere Verhältniß zu stören, suchte es Napoleon zu befestigen; und wie er allen Parteisinn, alles Faktionenwesen

auszutilgen ſtrebte, ſo wollte er auch keine Nebenbuhlerei und Eiferſucht von Ständen erwachſen laſſen. Er dankte dem Heere nur einen Theil ſeines Ruhms, ſeine Krone aber dem Volke.

Aus demſelben Grunde geſtattete er auch ſelbſt demjenigen Stande, welcher ſich von jeher und faſt in allen Ländern gern vom übrigen Volk trennte und erhob, dem geiſtlichen Stande, keine der alten und jeder geſittetern Nation läſtigen Vorrechte. Er wollte die Geiſtlichen zu guten Bürgern, zu Angehörigen des Vaterlandes, nicht bloß eines ihm fremden, unſichtbaren Staates, der den Namen „Kirche“ trägt, gebildet ſehen. Er erkannte in ihnen Diener des Altars, Religionslehrer des Volks, nicht Theilhaber an einer Herrſchaft, die ſie gern in eine weltliche und geiſtliche zerſpalteten, um einen beſcheidenen Theil davon zu empfangen. Eben deswegen anerkannte er keine herrſchende Kirche in ſeinem Reiche; alle Kirchen, ſelbſt die Bekenner des moſaiſchen Glaubens, hatten gleiche Rechte; in allen ſah er nur Volksgenoſſen, Staatsbürger. Noch hat kein Monarch vor ihm ernſtere und größere Verſuche unternommen, die Juden aus ihrer Entſittlichung und Verſtoßung emporzuheben und ſie, mit Schonung ihrer Religion, andern Bürgern des Staates gleichzumachen und gleichzuſtellen.

Der preuſſiſche Monarch nahm, als König, dieſelbe Stellung gegen die verſchiedenen Glaubensparteien in ſeinem Reich. Er geſtattete keine alleinherrſchende Kirche, ſondern gewährte einer jeden ihr Recht. Doch was bei Napoleon Frucht ſtaatsbildneriſcher Entwürfe, Gegenſtand thätigen Einſchreitens war, ſchien bei Friedrich mehr aus einem unthätigen Verhalten gegen alle Religionsarten, ja aus einer gewiſſen Verachtung des Kirchlichen und Prieſterthümlichen überhaupt, hervorgegangen zu ſein. Während ſich die Bekenner ſämmtlicher chriſtlichen Kirchen unter dem Zepter beider großen Staatsmänner ihrer ungeſtörten Freiheit im Gottesdienſte freuen konnten, machte es ſich undankbar genug ein großer Theil der Prieſterſchule faſt aller Kirchenparteien zur Pflicht, beide als Religionsverächter, Glaubensſpötter, Indifferentiſten und dergleichen auszuſchreien und mit heiligem Eifer zu verdammen. Doch beide waren zu groß, um die Verketzerer anders als mit dem Lächeln zu beſtrafen, welches die treuherzige Einfalt immer erregt, wenn ſie mit ſelbſtgemachten Geſpenſtern Krieg führt. Friedrich wie Napoleon waren religiös; nur daß ſie nicht Kirchlichkeit und Prieſterthum für Religion und die Spitzfindigkeit oder Bilder der Dogmatik von verſchiedenen Sekten für den Weg des ewigen Heils hielten.

Die Spöttereien Friedrichs über Priesterthümlichkeiten gehörten zu demjenigen Ton, welcher in seiner Zeit für den feinen und guten gehalten wurde, und der besonders durch die geistvollern Schriftsteller Frankreichs allgemeiner geworden war. Er mußte um so mehr gefallen, weil der gesunde Menschenverstand, beim Fortschreiten der Wissenschaften, schon mit den Schöpfungen und Lehren der Dogmatik mancher Secten zerfallen war, und hier ein drolliger oder witziger Einfall um so leichter gefunden ward, indem das Lächerliche und Erhabene, wie Napoleon sagte, nur eine Handbreite von einander liegen.

Der Einfluß der französischen Literatur hatte auf Friedrich noch eine andere Wirkung, welche allerdings seiner königlichen Würde nachtheiliger als jener ungebundene und gerngesuchte Scherz über Kirchlichkeiten war. Sein Geist ward dem Geiste seines deutschen Volkes entfremdet; er erkannte weder dessen Eigenthümlichkeit noch Werth. Er suchte Ruhm durch sein Volk; das Volk sollte den eigenen Ruhm nur in dem des Königs sehen. Er, mit Geringschätzung deutscher Kunst und Wissenschaft, die er sich nicht mehr Mühe gab, zu kennen, als sie herrlich um ihn her erblühten, lebte in ausländischer Sprache und Bildung fort.

und beförderte durch sein Beispiel den Unglauben der Deutschen an sich selbst und die Ueberschätzung des Fremden, die Nachahmung des Ausländischen. So ward er, ohne es zu ahnen und zu wollen, der kräftigern Entwickelung des deutschen Volksgeistes hinderlich; hemmte länger, als er lebte, in der Nation das edle Selbstgefühl eigener Würde, eigener Größe, und machte es in feiler Nachahmerei und Bewunderung des Fremden sich selber fremd, dem Fremden mehr als sich selber ergeben und dienstbar.

Hier ward Friedrich weit durch Napoleon übertroffen, dessen erste Verhältnisse freilich der Richtung seines Geistes ungleich günstiger gewesen waren. Er suchte seines Ruhmes schönern Theil im Ruhm der Nation, die er zu beherrschen hatte. Alle seine Stiftungen und Anordnungen zielten dahin, das Ehrgefühl der Franzosen zu heben, das Volksthümliche unentweiht vom Ausländischen zu erhalten, französische Kunst, Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu befördern, und selbst seine Siege in zahllosen Schlachten eignete er nicht sich zu, sondern weihte sie dem Ruhm der Nation. Während Friedrich, auf deutscher Erde geboren, wie ein ausländischer Fürst über seinen Unterthanen dastand, und kaum ihrer Sprache mächtig war, saß Napoleon von Korsika auf dem Throne zu Paris als ein geborner Fran-

ſoſe, und vergaß ſogar die Sprache ſeines Vaters. Welche Aufmunterungen gab er nicht nur den ernſtern Wiſſenſchaften, ſondern auch den edlern Künſten! Er that mehr, als ſelbſt Ludwig XIV., der ſie nur zu Dienerinnen ſeiner königlichen Hoffart machte. Napoleon liebte die Muſen ihres Selbſtes willen, er kannte ihre Macht; darum baute er ihnen Paläſte.

Als er eines Tages zu St. Cloud vom Trauerſpiel Hektor des Luce de Lancival ſprach, das ihm ſehr gefiel, und das er daher une pièce de quartier-général nannte, rief er mit Wärme: «La tragédie échauffe l'âme, élève le cœur, peut et doit créer des héros. Sous ce rapport peut-être la France doit à *Corneille* une partie de ses belles actions; aussi, Messieurs, *s'il vivoit, je le ferois prince.*» — Bei aller Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft verläugnete ſich in ſeinen Anordnungen für dieſelben jedoch nicht eine gewiſſe Einſeitigkeit, welche nirgends widerlicher und ſtörender, als eben im Wiſſenſchaftlichen iſt. Dieſe Einſeitigkeit, welche ſich beſonders darin offenbarte, daß er den höhern Schulen eine Art militäriſcher Einrichtung gab, und daß er das Maas deſſen, was gelehrt und nicht gelehrt werden dürfte, allzumilitäriſch beſtimmte, mag theils Nachwirkung ſeiner eigenen kriegeriſchen Erziehung und Lebensart, theils aus der Rückſicht gefloſſen ſein,

daß, wie überall, so auch schon in den Schulen, dem revolutionären, halbverwilderten französischen Geiste Zaum und Gebiß schärfer angelegt werden müsse. Friedrich dagegen ließ der vielseitigen Entwickelung des Wissenschaftlichen in den Schulen freien Spielraum, nach dem Grundsatze: „Wer frei darf denken, denket wohl.“

Friedrich endete seine thatenreiche Laufbahn glücklicher, als Napoleon. Er starb auf dem Throne, verherrlicht von seinen Werken, deren Gedeihen er sah. Dies war nicht Sache des Verdienstes, sondern des Glückes. Es ist bekannt, daß die wider den großen Mann verbündeten Mächte damals ihm kein viel besseres Loos, als nachmals dem französischen Kaiser ward, zugedacht hatten, im Fall sie Sieger geblieben wären. Sie wollten ihn wieder zum kleinen Marquis de Brandenbourg machen. Vielleicht hätten sie ihn wohl auch, mit Ausnahme des Titels, noch zu etwas Kleinerm gemacht. Seine Staaten waren für Kriegskosten, Abrundungen und Entschädigungen schon ziemlich berechnet und, wenigstens auf dem Papier, vertheilt. Das Schicksal aber wollte anders. Er blieb Sieger

Ist er, weil er Sieger blieb, größer gewesen, als wenn er in blutigem Umschwunge bisherigen Glanzes jählings, nach langem Kampfe, unterlegen wäre? — Ich möchte nicht in das

Hosiannah oder Kreuzige des Pöbels einstimmen, welcher ohne Bedenken den Gewinn des großen Looses aus der Lotterie für Klugheit, eine stolze Verneigung für angeborne Majestät, und Unglück für Schande oder Dummheit hält. Auch unterliegend wäre Friedrich der königliche Riesengeist geblieben; auch im Fallen wäre er groß gewesen, wie Napoleon, dessen Sturz den ganzen Welttheil erschütterte, dessen Schatten noch seine Feinde schreckte, und von dem man erst wußte, wer er gewesen war, als man die Zeiten und Menschen maß, die nach ihm kamen.

Das Schicksal scheint sich gefallen zu haben, diesen Mann mit allen Prüfungen des Starkmuthes, im Glanze des Thrones, im Weihrauch schmeichelnder Könige, und wieder entkleidet von Herrlichkeit und Macht, in der Dürftigkeit eines Verbannten, zu zeigen. Ward er kleiner, als er auf dem unwirthbaren Felsen von St. Helena kaum die gewohnte Lebensbequemlichkeit hatte, und vom fernen Europa nichts als das Jauchzen des Pöbels über seinen Untergang hörte?

Er hatte nach der Schlacht von Waterloo noch ein Heer an der Loire. Es erwartete ihn. Er konnte den Verbündeten noch furchtbar werden. Aber er entsagte. Er dachte weniger an sein, als an Frankreichs Unglück.

Wäre der große Friedrich persönlich in die

Gewalt seiner erbitterten Feinde gefallen, er wußte, welches Schicksal ihm bevorstand! Man sagt, er habe, vorbereitet auf solche Stunde, ein Giftfläschchen bei sich getragen. Den Kaiser der Franzosen hätte die tödtliche Kugel auf dem Schlachtfelde gefreut, in der Mitte seiner Helden sterben zu können. Aber den Tod sich selber zu geben, war er zu stolz. Er empfand das Entsetzen der Hoffnungslosigkeit, nicht des Verzweifelns. Unter allen seinen Feinden wählte er den mächtigsten, den unbezwingbarsten; dem lieferte er sich freiwillig aus. Selbst groß, glaubte er an die Größe Anderer. Er betrog sich. Und als er seinen Irrthum wahrnahm, hatte er nur Verachtung gegen die kleinliche Gemüthsart der damaligen Minister Englands.

Das Schiffsvolk, welches ihn über das Weltmeer in die ewige Gefangenschaft entführte, sah mit dem Erstaunen der Bewunderung die heitere Ruhe des Helden. In der engen, feuchten, ungesunden Hütte von Longwood war er derselbe, wie man ihn in St. Cloud und in den Tuilerien gesehen hatte. Seine Ueberwinder schienen die königliche Würde, die sie selbst trugen, an ihm entweihen und erniedrigen zu wollen; er glaubte in St. Helena kein edleres Geschäft mehr übernehmen zu können, als vor den Augen der Nationen diese Würde unentweihbar zu halten. Für die

gemeine Behandlung, die er litt, hatte er Unwillen; aber wenn eine Thräne sein Auge verdunkelte, ein Seufzer seinen Lippen entschlüpfte, war es nur unter dem Gedanken an Frankreich, an seine Gemahlin und an seinen Sohn. Er lebte, wie sein eigener Schatten, noch im Schattenreiche großer Erinnerungen; aber er fand da auch, wovon zu leben war. Er hatte keine Krone, aber noch Freunde, getreu bis in den Tod, wie sich deren mit solcher Gewißheit schwerlich diejenigen rühmen können, welche auf den Thronen sitzen. Und die ihm freiwillig in das hoffnungslose Elend folgten, sind von der Welt als tugendhafte und liebenswürdige Menschen anerkannt. Wir haben aber noch nie gehört, daß liebenswürdige und tugendhafte Personen Freundschaft mit einem unedeln Menschen, ja wohl gar mit einem gefühllosen Bösewicht geschlossen, geschweige dieser Freundschaft ihr Lebensglück geopfert hätten.

Weder Friedrich der Große noch Napoleon waren frei von Fehlern. Doch dürfen wir ihnen nicht alle diejenigen zurechnen, welche in ihrem Namen von boshaften oder ungeschickten Dienern begangen worden sind. Friedrich wie Napoleon würden als Privatmänner nicht minder achtungswürdige Personen gewesen sein, wie auf dem Thron. Der beleidigte Nationalstolz überwundener Völker kann das Richteramt nicht führen, so

wenig, als der Maasstab, welchen der gewöhnliche Mensch aus der engen Welt seiner Verhältnisse und Begriffe entlehnt, an ihre Größe gelegt werden darf.

Volks-Verarmung.

Aller Orten wird über Armuth, Bettelei und Elend in den untern Volksklassen, und mit vollem Recht, geklagt. Aber man verwundert sich, daß, ungeachtet der ungeheuern Summen, welche Privatwohlthätigkeit bringt, ungeachtet aller Gemeindeanstalten, milden Stiftungen, Armenhäuser, Klosterspenden, Hospitäler, Bettelmandate u. s. w. das Elend, statt abzunehmen, wächst? — Das ist keines Erstaunens werth. Denn eben jene Privatwohlthätigkeit, eben jene Gemeindeanstalten, milden Stiftungen, Armenhäuser, Klosterspenden, Hospitäler und Bettelmandate sind bekanntlich die rechten Hilfsmittel zur Armuth und Bettelsucht.

Daß alle diese verderbenvollen Hilfsmittel noch immerdar bestehen, ungeachtet längst schon die Whitebread, die Brougham, die Colquhoun, die Fellenberg, die Pestalozzi und

viele andere kenntnißreiche Männer die Schädlichkeit derſelben erwieſen und die vernunftmäßigen Maasregeln zur Verminderung des Uebels bekannt gemacht haben, iſt nur Zeugniß mehr, wie ſchwer es bei manchen öffentlichen Behörden hält, den ſchlichten, geſunden Menſchenverſtand gelten zu laſſen, wenn ſie ſich vom herkömmlichen Geſchäftsmechanismus befangen fühlen.

Erſt pflanzt man gewöhnlich kunſtgerecht den Hang zu Müßiggang, Bettelei und Schamloſigkeit durch Mangel genugſamer Anfangsſchulen, oder durch Geſtattung erbärmlicher Schulen mit unwiſſenden, ſchlechtbeſoldeten Lehrern, durch Unſchuld vergiftende Waiſenhäuſer, durch unmäßige Menge von Wein-, Bier- und Branntweinſchenken und Spielhäuſern, durch ſittenmörderiſche Einrichtung der Straf- und Zuchtanſtalten, oder vielmehr Unzuchtanſtalten, durch Begünſtigung der Prozeßſucht, durch Hinwälzung der Steuern auf die Unvermöglichern, durch Vermehrung großer Grundeigenthume, Fideikomiſſe und Güter in todter Hand, durch Vorſpiegelung vom Genuſſe anſchwellender Armengüter, durch unbeſonnenes Ermahnen der Geiſtlichen zum Almoſengeben u. ſ. w.; hintennach nährt und hegt man die Peſt des Staates mit ſorgfältigen Armenpflegen. — Daß ich hier keinesmegs von Unglücklichen rede, die wegen Gebrechlichkeit, Krankheit oder Alter unfähig ſind,

sich selber Nahrung, Obdach und Kleider zu verschaffen, versteht sich.

In wie vielen Ländern ist heutiges Tages Howards Idee zur Verbesserung der Zuchtanstalten ausgeführt, oder Wehrli's Armenschule von Hofwyl oder Falks Stiftung in Weimar nachgeahmt, oder Bell-Lancasters Unterrichtsweise allgemein? — Aber man hat dafür prächtige Hospitalpaläste mit kostspieligen Verwaltungen, glänzende Akademien und wunderschöne Opernhäuser, welche nun freilich nicht geeignet sind, den untersten Volksklassen Ehrliebe, Arbeitslust, Sittlichkeitsgefühl und Fähigkeit zur Selbsterhaltung mitzutheilen.

England stellt in den Jahrbüchern der europäischen Gesittung ein Beispiel einzig in seiner Art auf. Laut dem Bericht an die Kammer der Gemeinen beträgt die jährliche Ausgabe zur Unterstützung der Armen bei zwölf Millionen Pfund Sterling. In manchem Kirchspiel wird diese Auflage dem Eigenthümer zum Untergang. Der neunte Theil der Nation lebt auf Kosten vom dritten Theil derselben Nation. Weit über 500,000 Personen sind Bettler. Jährlich werden im Durchschnitt 1500 bis 2000 Menschen vor Gericht als Diebe verurtheilt. Und noch immer schwillt, mit der ungeheuern Menge der Almosen, die ungeheure Zahl der müßigen Armen.

Man muß nicht die Uebervölkerung anklagen. Noch iſt in den europäiſchen Ländern der Raum fruchtbaren Bodens zur Ernährung der Menſchenmenge nicht zu klein. Den Beweis dafür liefert die wirkliche, fortdauernde Ernährung dieſer Menſchenzahl auf dieſem Raum, ungeachtet weitaus nicht aller Boden angebaut und der meiſte ſchlecht bewirthſchaftet iſt, und Millionen Bettler nicht arbeiten, ſondern ſich unentgeldlich füttern, kleiden und beherbergen laſſen. Nach einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung kann der Flächenraum einer Geviertmeile (zu 13,000 bis 14,000 Morgen fruchtbaren Boden, der Morgen zu 40,000 Geviertſchuh) 4000 bis 5000 Perſonen ernähren.

Es ſind nicht die einfachen Verfaſſungen und vortrefflichen Einrichtungen der nordamerikaniſchen Freiſtaaten einzig, welche in denſelben mit ſo unglaublicher Schnelligkeit die Bevölkerung, Kultur und Stärke derſelben befördern. Die elende Armuthsverhinderungsanſtalten der meiſten europäiſchen Länder tragen dazu nicht wenig bei. Die verzweiflungsvollen Auswanderungen dauern über das atlantiſche Meer fort, und können durch ihre Maſſen oft jene Gegenden in große Verlegenheit ſetzen.

Im Jahresbericht, welchen im Dezember 1819 die Direktoren der Geſellſchaft zur Armuthverhinderung in der Stadt Newyork ablegten,

meldeten sie, daß nur in ihrer Stadt, die gegenwärtig 120,000 Einwohner zählt, 8000 hilfsbedürftige Arme lebten, und zwar meistens hergewanderte Europäer. Nur vom 1. März 1818 bis zum 1. November 1819 waren bloß in dieser Stadt 18,830 Reisende aus Europa angekommen und in den Bureaux eingeschrieben; aber viele andere noch sind wahrscheinlich dieser Förmlichkeit entschlupft. Eine große Anzahl derselben bleibt auf dem Straßenpflaster von Newyork hängen, nährt sich vom Bettel, oder gewinnt doch nur einen geringen Theil seiner Erhaltung durch Arbeit. Man kann diese unglücklichen Tausende doch nicht nach Europa zurückjagen, nicht mit Gewalt in die Einöden des Innern treiben, nicht auf den Straßen verhungern lassen. Sie müssen gelebt haben. Die Direktoren der Gesellschaft trugen daher darauf an, den Kongreß aufzufordern, daß die erste Unterstützung und weitere Versorgung der Europäer eine Bundesangelegenheit werde.

„Denn", sagte sie, und es scheint, mit Recht, „warum soll die Stadt Newyork diese Masse fremder Einzügler nähren und kleiden? Weil unsere Stadt ein Hafen ist, weil sie an der Hudson-Mündung liegt? — Von allen Gegenden Europens kommen sie. Sie werden uns von allen Winden zugeführt. Unsere Stadt wird, wie einst Konstantinopel in den Kreuzzügen, von Fremd-

lingsschwärmen aufgezehrt, mit denen wir gar keine Verbindung haben. Sie sind oft im äussersten Elend. Aber sie sind nicht unsere Armen!"

Wenn manche Reisende, die Amerika nur aus Neugier besuchen, bei ihrer Rückkehr vom Sittenverderbnisse in den Seestädten, von der Rohheit des gemeinen Volks, von der Gewinngier desselben erzählten, hätten sie billig davon wohl vieles auf Rechnung der europäischen Auswanderer setzen können, die mit ihren Ungezogenheiten und Lastern hieher zu Tausenden kommen und sich nicht alsbald zerstreuen können. Die Polizei ist nicht unthätig. So wird z. B. an der von Newyork gerühmt, daß es ihr gelungen sei, binnen zwei Jahren über zweihundert Branntweinschenken in der Stadt zu unterdrücken, und die übrigen wenigstens an Sonntagen geschlossen zu halten; ehe jene unterdrückt wurden, waren in dieser Stadt sechszehnhundert und siebenunddreißig Häuser, in denen man Branntewein im Einzelnen verkaufte.

Die Chinesen, Japaner und andere von uns für Barbaren gehaltene Völkerschaften fremder Welttheile pflegen zum Theil noch immer die Europäer für ein eben so armes als unmoralisches und ewig unter sich zerworfenes Volk aus den traurig-

ken Weltgegenden zu halten. „Denn wenn es Euch in Eurem Lande wohl wäre, warum kämet Ihr so weit zu uns her?“ sagen sie.

Geständniß eines französischen Emigranten.

Der tugendhafte Graf Las Cases, Napoleons treuer Begleiter zum Felsen St. Helena, ist mir persönlich lieb und ehrwürdig; doch hätte ich gewünscht, in seinem Mémorial de Sainte-Hélène mehr von Napoleon zu lesen, als vom Grafen.

Unter Allem aber, was der Graf von sich selber erzählt, ist eine Stelle, die mit allen übrigen Kleinlichkeiten wieder versöhnt. Sie gibt den Schlüssel zu vielen Räthseln in der Geschichte Frankreichs unter Ludwig XVIII., seit dessen Wiedereinthronung.

Als nämlich (27. März 1816) in St. Helena das Gespräch auf die französischen Emigranten kam, auf ihre Großthuereien, ihre unverschämten Anmaßungen in Deutschland, auf ihren festen Glauben an Wiedereroberung Frankreichs, auf die Unfähigkeit ihrer Anführer u. s. w., sagte Las Cases, der bekanntlich selbst Emigrant gewesen war, zum Kaiser: „Die Leute waren da-

mals durchaus das, was ſie noch heute ſind. Wir Ausgewanderte glaubten nämlich, und wir wiederholten es uns beſtändig, und ich ſelbſt dachte mir's nicht anders: die große Mehrheit der franzöſiſchen Nation *halte es mit uns*. Freilich hätte ich mich darüber bald enttäuſchen ſollen. Denn als unſere Haufen bis Verdun und weiter vorgedrungen waren, fand ſich keine Seele zu uns. Umgekehrt, man floh ſcheu, wenn wir uns näherten. Trotz dem allen hing ich ſteif und feſt an jenem Glauben; ſelbſt noch dann ließ ich ihn nicht fahren, als ich von England nach Frankreich heimgekehrt war. So ganz und gar hatten wir uns in die alberne Vorſtellung eingewurzelt. Wir ſagten uns: dieſe neue Regierung kann von keiner Dauer ſein; ſie wird von der Nation verabſcheut; ſie hat nur eine Hand voll Leute für ſich; ſie beſteht nur durch Furcht und Schrecken. Ja, es gibt Menſchen, die von dieſer Meinung nie zurückgekommen ſind. Ich bin überzeugt, daß unter denen, die heute als Mitglieder des geſetzgebenden Körpers dieſe Menſchenklaſſe darſtellen, ſich mehrere das Alles noch treuherzig einbilden. Ich kenne den Geiſt, die Ideen, die Ausdrücke von Koblenz her viel zu gut."

„Und wann kamen Sie denn endlich ſelbſt auf andere Gedanken?" fragte Napoleon den Grafen.

„Sehr spät, Sire. Sogar als ich endlich mitmachte und an den Hof Ihrer Majestät kam, war ich mehr durch Bewunderung und Gefühl hingerissen, als von der Ueberzeugung, daß das dauern konne, daß die Nation dafür sei. Aber als ich in Ihrem Staatsrathe saß, die Sicherheit bemerkte, mit der man die entscheidendsten Maasregeln beschloß, daß auch nicht das leiseste Besorgniß über möglichen Widerstand obwaltete; als ich überall um mich her nur Ueberzeugung und Ruhe sah: da kam mir's vor, als wenn nun Ihre Macht und der feste Stand der Dinge mit einer Schnelligkeit zunähmen, von der ich mir keinen Begriff machte. Indem ich mir selbst das Räthsel losen wollte, machte ich eines Tages die große, merkwürdige Entdeckung, daß das Alles, was ich meinte, es *werde* erst, schon seit langer Zeit so *sei*, aber daß ich's eigentlich wohl nur nicht habe wahrnehmen wollen. Ich hatte mich also nur unter den Scheffel gesetzt gehabt, damit das Licht nicht zu mir käme. Nun stand ich mit einemmale in der Mitte aller Klarheit und war davon ganz blind. Seit diesem Augenblicke verschwanden meine Vorurtheile, fielen mir die Schuppen vom Auge.

„Wie ich nachdem von Ihrer Majestät einige Sendungen erhielt, und mehr denn sechzig Departemente durchreisete, brauchte ich die äusserste

Vorsicht, die redlichste Aufmerksamkeit, um mir das, was ich so lange bezweifelt hatte, als thatsächlichste Wahrheit deutlich zu machen. Ich sprach die Präfekten, ich befragte die untern Beamten, ich ließ mir Beweisstücke und Register vorlegen. Ich erkundigte mich bei einfachen Privatleuten, die mich gar nicht kannten. Ich wandte alle mögliche Proben und Gegenproben an, und gelangte so zur Ueberzeugung, daß die Regierung wirklich ganz national, ganz im Willen des Volkes sei; daß Frankreich nie, so lange ein Frankreich bestanden, stärker, nie blühender, nie besser verwaltet, nie glücklicher gewesen sei. Nie waren die Wege besser unterhalten; der Landbau hatte um ein Zehntel, ein Neuntel, ein Achtel im Ertrag gewonnen!*) Ein Leben, eine Wärme herrschte überall und trieb zur Gewerbigkeit und zur täglichen und persönlichen Verbesserung der Umstände. Der Indigo ward gewonnen, der Zucker hätte unfehlbar auch erscheinen müssen. Nie, zu keiner Zeit, hatte der innere Handel und der Gewerbsfleiß einen höhern Grad

*) Das Cafet macht bei dieser Stelle folgende Bemerkung: „Wunderlich! Gerade von dem nachher berühmt gewordenen Herrn von Villele erzählt man diese Anekdote über den Landbau im Languedoc!“

erreicht. Statt sonst vier Millionen Pfund Baumwolle, wie noch beim Ausbruch der Revolution, verarbeitete man jetzt über dreißig Millionen Pfund, ob man das Material gleich nicht unmittelbar über Meer erhalten konnte, und es zu Lande auf einem Wege, weiter als von Konstantinopel, nehmen mußte. Ueberall zahlten sich die Auflagen. Die Konskription war volksthümlich geworden. Frankreich, statt erschöpft, zählte eine größere Bevölkerung, denn zuvor, und diese nahm täglich zu.

„Als ich", fuhr Las Cases fort, „mit diesen Thatsachen zu Paris in meinen alten, altgläubigen Zirkeln erschien, gab es einen wahren Aufstand. Man konnte sich das nicht möglich denken. Man überschrie mich; man lachte mir ins Gesicht. Doch gab es einige Verständigere darunter. Mein Wort hatte doch Gewicht. Ich machte Einige schwankend; ich überzeugte Einige. Und so hatte auch ich meine Eroberungen."

Der Kardinal und der Papſt.

Kaum hatte Papſt Pius VII. vierzehn Tage lang den heiligen Stuhl beſeſſen, kündigte er ſich, zu nicht geringem Erſtaunen der Geiſtlichkeit ſelber, entſchloſſener und kühner, denn eine ganze Reihe ſeiner Vorfahren, als Wiederherſteller der bis zur Ohnmacht geſunkenen Majeſtät des römiſchen Pontifikats an. Er forderte den geiſtlichen und weltlichen Arm zur Vertilgung der Philoſophie auf, denn ſie habe das Glück der Welt (der römiſch-apoſtoliſchen) zerſtört. Er ſtellte den Orden der Geſellſchaft Jeſu her; ſalbete den Kaiſer des Abendreiches; erneuerte zu Rom die Inquiſition; verbot die Verbreitung der Bibel im Volke; kanoniſirte Heilige; verdammte die Freimaurer; ſchloß mit den weltlichen Mächten, ſo gut es Schwäche derſelben oder andere Umſtände erlaubten, Konkordate, und ſtreute Bullen und Breven in Fülle aus. Kurz, mit Ausnahme einigen Wankelſinns in bedrängten Zeiten, zeigte er ſich mit der ganzen Beſtrebſamkeit eines mittelalteriſchen Apoſtels.

Pius VII. wäre vielleicht gern ein Gregor VII. des neunzehnten Jahrhunderts gewor-

den, wenn in diesem noch die Menschheit des eilften Säkulums gelebt hätte. Er fand sie aber nicht vor. Es war ein anderes Geschlecht. Doch ein Mann, nicht mit den Eisen bloß, sondern mit dem Geiste und Starkmuth Gregors VII., wäre auch im neunzehnten Jahrhundert wohl noch ein Gregor VII. gewesen. Das konnte Pius VII. nicht, weil es ihm an den ersten Erfordernissen zu einem großen Staatsmann fehlte. Denn er begrif und kannte durchaus sein Jahrhundert und seine Zeitgenossenschaft nicht; darum grif er in dasselbe falsch ein, und schadete seiner Kurie, seinen Nachfolgern und seinem Ruhm. Er ließ sich beigeben, das gegenwärtige Weltalter über den Leisten des sechszehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts schlagen und danach bearbeiten zu wollen. Ein Papst hingegen mit Gregors VII. großem Geist und Blick hätte sich aus den Schwächen, aus den staatsthümlichen, religiösen und kirchlichen Bedürfnissen, aus den Tugenden und Ideen des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Reich gebaut; freilich kein solches, in welchem ein Kaiser baarfüßig im Wollenhemd unter den Fenstern einer Mathilde büßt. Wie der Tonkünstler sein Instrument kennen muß, dem er, als Meister, Töne entlocken soll, oder wie der Feldherr die Oertlichkeiten des Wahlfeldes, auf dem er eine Schlacht annehmen will: so muß der

Staatsmann Stimmung, Geiſt, Bedürfniß, Stärke und Schwäche der Fürſten und Nationen kennen, die er umfaſſen, treiben und mit ſich zu ſeinem Ziele hinreiſſen möchte. Darin verſehen es die Meiſten, und darum bleiben die Meiſten Nullen, oder erhalten einen unbenendenswerthen Ruhm durch ihr Unglück.

Man hätte vom Kardinal Chiaramonti, ſobald er die päbſtliche Tiara empfing, einen ganz andern, als den Papſt Pius VII., erwarten ſollen. Seine Homilie, welche er am Weihnachtstage 1797 zu Imola in der ehemaligen cisalpiniſchen Republik dem andächtigen Volke vortrug, kann man heut nicht ohne Lächeln leſen.

Es ſei mir erlaubt, ſo bekannt dieſe Weihnachtspredigt des ehemaligen Kardinals auch iſt, hier noch einige Stellen daraus einzuſchalten.

„Der iſt", ſprach er mit der Begeiſterung eines Liberalen, „der iſt kein Jünger Jeſu Chriſti, der hat in der Schule des göttlichen Meiſters ſeine Pflichten ſchlecht erlernt, welcher, von trüglicher und habgieriger Weisheit oder flüchtiger Ehre aufgeblaſen, das Ebenmaas der bürgerlichen Gleichheit zerſtören will, um Gebieter und Herr der Andern zu ſein.

„O Menſch, Menſch! wann endlich wählſt du aus der Lehre deines Erlöſers die Mittel, deine

wahre Größe zu behaupten, deine wahre Freiheit zu erringen und deine Ketten abzuschütteln?

„Freiheit, sei es im Sinn der weltlichen Weisheit oder im Sinn des katholischen Glaubens, Freiheit schließt jeden Gedanken von Zügellosigkeit aus, welche Gutes mit Bösem, Ehrbares mit Unanständigem vermengt. Fern sei von euch eine solche Vorstellung, die, allen Geboten widersprechend, Menschheit, Vernunft und gesammte Wohlthaten des Schöpfers zerstört. Freiheit, diese allen Sterblichen theure Gottesgabe, ist das Vermögen, zu handeln oder nicht zu handeln, aber göttlichen und menschlichen Gesetzen untergeordnet. Sie ist in dieser Welt nur unvollkommen, aber vollkommen in jenem ewigen Vaterlande, wo die Namen Knechtschaft, Unterjochung und Sünde unbekannt sind.

„Die von uns angenommene demokratische Staatsverfassung, meine geliebten Brüder, widerstreitet keineswegs dem Evangelium; umgekehrt, sie fordert von uns jene erhabenen Tugenden, die man nur in der Schule Jesu erwirbt. Und wenn ihr sie ausübet mit frommem Sinn, werden sie das Unterpfand eures Glückes, eures Ruhmes und des Glanzes unserer Republik werden. Stoßet, ich beschwöre euch, den Parteigeist, den Eigennutz, alle unreinen Absichten von euch zurück, die, gleich unwürdig des Menschen und des Christen, und

weit entfernt, euer Glück zu mehren, euch, durch Verführungen phantastischer Ehre, zum Verderben leiten würden. Die Tugend allein ist die unerschütterliche Grundlage der Demokratie.

„Ich will euch nicht von Sparta, nicht von Athen sagen, ich will von jenen berühmten Gesetzgebungen Lykurgs und Solons schweigen. Unsere Betrachtungen und Erinnerungen wenden sich angemessener dem Freistaate des alten Roms zu. Gedenket, meine Brüder, der Zierden desselben, jener erlauchten Bürger, und der Mittel, durch welche sie sich der Bewunderung der Welt versicherten. Ich rufe euern Gedanken den Muth eines Mucius Scävola, eines Curtius, der beiden Scipionen, des Torquatus, des Camillus und so vieler Andern zurück, die in jenen denkwürdigen Tagen glänzten! Ihr Lob, von vielen Schriftstellern verkündet, ist noch jetzt Belehrung für die Nachwelt. Ihre Tugenden sind selbst von den Kirchenvätern gepriesen, unter andern durch den erhabenen Philosophen, den heiligen Augustinus, der davon ein seiner würdiges Gemälde entwarf. Die Größe und der Ruhm dieser Republikaner war, wie der vortreffliche Kirchenlehrer sich ausdrückt, eine Belohnung, welche ein gerechter Gott ihren Thaten und Tugenden gewährte.

„Die sittlichen Tugenden, welche in der Liebe

der Ordnung bestehen, machen uns zu guten Demokraten. Aber diese reine Demokratie, welche unablässig zur öffentlichen Glückseligkeit hinarbeitet, abschwörend dem Hasse, der Untreue und Ehrsucht, ist eben so aufmerksam, die Rechte des Andern zu ehren, als die eigenen Pflichten zu vollstrecken. Nur dadurch befestigt sich die bürgerliche Rechtsgleichheit, welche, richtig verstanden, das Gesetz über alle Staatsgenossen erhaben zeigt, um zu leiten, zu schirmen, zu strafen. Die bürgerliche Gleichheit, abstammend vom ewigen Rechte der Natur, und verschönert durch das Sittengesetz, gibt dem Staatskörper die rechte Harmonie, indem Jeder zum Besten Aller, nach Maasgabe seiner körperlichen und geistigen Kräfte, mitwirkt, und hinwieder seinerseits von der gesellschaftlichen Fürsorge alle Vortheile genießt, die er zu erwarten berechtigt ist.

„Meine Geliebten! Erkennet die wirksame Macht der evangelischen Lehre, welche die Tugend, welche die bürgerliche Gleichheit, welche eine weise Freiheit theuer machen und jenen freundlichen Sinn ausbreiten will, der das Dasein und die Herrlichkeit der Demokratie befestigt. Eine gemeine Tugend könnte vielleicht hinreichen, um die dauerhafte Wohlfahrt anderer Staatsverfassungen zu gewährleisten; aber unsere Verfassung verlangt mehr! Strebet dahin, die Höhe

der Tugend zu erlangen, dann werdet ihr wahre Demokraten sein; — erfüllet treulich die Gebote des Evangeliums, und ihr seid die Freude der Republik!"

Im Grunde hatte der Kardinal zu Imola nichts gesagt, dessen sich ein verständiger Mann zu schämen hätte. Aber daß er, als Pabst, denn doch oft geradezu von dem das Gegentheil sagte, was er als Kardinal gepriesen, und sogar der Philosophie den Krieg machen wollte, während der Kardinal sogar den heiligen Augustinus mit Auszeichnung den Philosophen geheißen hatte, — das mag ein Lächeln erregen.

Man muß nicht glauben, daß zwischen der entgegengesetzten Weltansicht des Kardinals und des Pabstes ein langer Zeitraum verstrichen wäre. Nein, es war nur ein Zwischenraum von siebenundzwanzig Monaten. Auch muß man nicht glauben, daß er, wie mancher Andere, in jugendlicher Begeisterung billigte, was er im reifern Alter, bei genauerer Kenntniß der Welt und des Lebens mit bedenklichem Kopfschütteln unterläßt. Nein, er war in dem Alter, wo die Täuschungen der Einbildungskraft verschwunden sind. Er zählte zu Imola schon mehr denn fünfundfünfzig Jahre.

Wie wir uns die Verwandlung in den Grundsätzen erklären sollen? — Ganz einfach dadurch,

daß der Kardinal wohl gern Pabst geworden wäre (und es auch durch den Einfluß des damals über Italien und Rom gebietenden Frankreichs, den 14. März 1800, ward), aber der Pabst nicht mehr Kardinal, sondern Pabst sein wollte. Von nun an arbeitete Pius VII., die weltliche Herrschaft seiner Vorgänger wieder herzustellen, nicht im Kirchenstaate allein, sondern, durch das starke Gewebe der kirchlichen Hierarchie, auch in fremden katholischen Ländern. Es mißlang ihm. Kaiser Napoleon war kein Kaiser Heinrich IV., und das neunzehnte nicht mehr das eilfte Jahrhundert. Pius VII. schleuderte in einem einzigen Jahre, ja in einem einzigen Monate (Juni 1809) sogar, zwei Bannbullen gegen Napoleon, die aber auf Europa ungefähr dieselbe Wirkung machten, wie der Anblick der mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Asiaten bei der russischen Armee auf das französische Heer, welches, als die Asiaten wirklich abschossen, laut auflachte. Indessen ließ der Monarch von Frankreich den Pabst doch, wegen dieser Feindseligkeit, wodurch die französischen Unterthanen bestimmt zum Aufruhr gereizt werden sollten, als Staatsgefangenen nach Paris abführen.

Man stellt Pius VII. gern als Märtirer dar. Er ist persönlich ein humaner, gebildeter, liebenswürdiger und sehr frommer Fürst. Aber nicht seiner Frömmigkeit und Religiosität, sondern

seiner politischen Ansichten und Zwecke wegen wurde er Märtirer, wie mancher andere Fürst es geworden ist, dem die nöthige Klugheit oder das nöthige Glück fehlte. Er wurde Märtirer, nicht für die Religion, sondern für die kirchliche Hierarchie, für die im Gang der Zeiten verlornen Rechtsame des heiligen Stuhls. Jetzt droht sich das spanische Reich gänzlich von demselben zu trennen. Noch einige Päpste in diesem alterthümlichen Geiste und noch einige Mißgriffe: und wir werden zu Rom zwar einen Papst, aber in andern Reichen, wie in den ersten christlichen Zeitaltern, und wie noch in der griechischen Kirche, statt römischer Nunzien, dem Papste an Hoheit gleiche Patriarchen erblicken.

Deutsche Volkstreue.

Es ist bei gesammten deutschen Völkerschaften noch die tiefe, unerschütterliche, religiöse Kindesliebe zu ihren Fürsten, wie in den Jahrhunderten des Mittelalters und der noch frühern Zeit. Diese religiöse Liebe ist nicht mit dem Strohfeuer schmeichlerischer Vergötterungssucht zu vergleichen; ist nicht Ergebniß von Ueberlegung und Gewohnheit: sondern scheint ganz der Eigenthümlichkeit des deutschen Gemüths entsprossen. Den deutschen Völkern ist ihr Fürst ein unsichtbarer Vater, dem sie, wie einem immer an sie denkenden, immer für sie sorgenden, wie einem Urbilde des Guten mit stiller Zärtlichkeit anhängen; dem sie nicht Vorwürfe machen mögen, wenn er auch fehlt; dem sie nie zürnen; den sie sogar weinend entschuldigen, wenn er sie — verkauft und vertauscht. Eine solche Liebe hat nichts von Studentenliedern und Gymnasiastenplanen zu fürchten, wohl aber von der Unbesonnenheit derer, welche Fürsten gewöhnen, ihre Unterthanen wie eine meuterische, verrätherische, empörungslustige Masse zu betrachten.

Vielleicht das rührendste Beispiel deutscher

richtete er die Augen in die Höhe und erblickte den Raubvogel, hoch über den eidgenössischen Bannern. Da fielen plötzlich die heitern Falten seines Gesichts düster und starr zusammen, denn es kam ihm unwillkürlich einer von den Versen zu Sinn, den die kranke Eleonore einst um Mitternacht im Wahnsinn ihrer Träume gesungen hatte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel blau und weiß;
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Aue.
Nun schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenbord der Aar.
Er freis't in großen Ringen;
Aar sucht die Leichenschaar.

„Deine Geberde, Aldrich, bekennt keine so freudige Zuversicht, als deine Zunge!“ sagte Fabian, der die plötzliche Verfinsterung des Alten wahrnahm.

„Hm!“ brummte Jener ärgerlich und wischte mit der Hand über die Augen hin: „wäre Gespensterei, wenn der Menschenverstand auf dem Gipfel seiner Höhe gerade den Aberglauben wieder zum ersten Nachbar hat, oder der alberne Zufall ein Gesicht macht, wie die Vorsehung auf dem Stuhl des Schicksals. Still! — Etwas anderes! — Schau rechts unsere Mannschaft auf dem Zeltinger

Weg längs dem Waldhügel. Erkennst du den Gideon, wie er immer zwanzig Schritt vor dem Haufen einhergeht? Herz hat der Teufel! Er ist Soldat mit Haut und Haar. Laß seh'n, Kerl, was du ausrichtest!"

Aebrichs und Fabians Aufmerksamkeit wurden auf's Höchste gespannt, als sie einige kleine Rotten, in allem kaum über hundert Mann, keck gegen die Züricher vor der Kapelle anrücken sahen. Gideon Arnold in seinem eigenthümlichen, stolzen Gang und in seiner schwedischen Tracht, war unverkennbar. Er ließ Halt machen und stellte seine Leute. Diese schrieen den Zürichern Hohnreden zu, oder winkten ihnen mit geschwungenen Hüten, oder druckten ihren Trotz durch andere, minder ehrbare Geberden aus, wie sie der Pöbel am liebsten anwendet und am leichtesten versteht. Unterdessen losete sich aus den Schlachtreihen der Eidsgenossen eine mäßige Schaar ab, die den Aufständischen unter Trommelschlag entgegenzog. Ehe man sich noch gegenseitig mit Kugeln erreichen konnte, wurden schon Schüsse gewechselt. Arnolds Schützen standen in den vordern Reihen; hinter denselben die Speerträger mit niedergehaltenen Spießen. Sie schienen den Feind festes Fußes erwartenzu wollen.

Als die Züricher auf halber Schußweite Stillstand machten, wirbelten die Trommeln der Aufständischen; man hörte Gideons Befehlgeschrei.

Mit lautem Gebrüll stürzten die Bauern, ihr Feuer verdoppelnd, wider die Gegner an; die langen Spieße der Hinterreihe streckten sich, gleich den Zähnen eines Kammes, zwischen die Glieder der Vorderreihe weit hinaus gegen die feindliche Linie. Diese wankte, zersprang, floh und zerflatterte aufgelöset.

„Viktoria!“ schrie Adrich aufspringend vom Sitz. Sein Gesicht schimmerte glühend in der Freude. Seine Gestalt schien größer geworden, so sehr streckten sich alle Glieder seines Leibes auf. Aber bald sanken sie wieder zusammen und sein Viktoria verlor sich in einen dumpfen Fluch, als die nachjagenden Sieger jählings umwandten und in zügelloser Verwirrung zurück nach den Waldhöhen eilten. Denn die Züricher hatten mehrere ihrer Feldstücke vorführen lassen, und mit dem mörderischen Donner derselben die wilden Banden ihrer Feinde begrüßt. Als diese zurückprallten und flohen, zog ihnen, wie ein finsterer Wolkenschatten über die Wiesen, die Reiterei in getheilten Haufen verfolgend nach. Viele der Flüchtlinge wurden gefangen, viele verwundet, andere getödtet. Schlachthaufen um Schlachthaufen der Eidsgenossen löseten sich von der Heerlinie vor Mellingen, und bewegten sich auf der Straße von Lenzburg vorwärts. Von Zeit zu Zeit drang ein weißgrauer Rebelstreif abgeschossener Flinten wollig aus ihren Reihen

und verkündete der Blitz der Feuerschlünde den nacheilenden Donner.

Addrich schüttelte den Kopf und sprach: „Fabian, es ist Zeit für uns, den Rückweg in's Lager unter die Sohlen zu nehmen. Hier heißts, wohlgeflohen, wohlgefochten! Den Gideon sollte man in eine Karthaune laden und verschiessen. Wenn er nicht starken Rückhalt hatte, mußte er mit seiner Handvoll Menschen die ganze feindliche Kriegsmacht necken wollen, der Großprahler. Wir wollen dem Leuenberger treuen Bericht geben."

„Höre mich, Addrich, erwiederte Fabian: „laß uns den Rückweg in's Moos nehmen, und, was uns daheim lieb ist, retten. Der schlimme Anfang deutet auf schlimmen Ausgang."

„Oho, das heißt zu früh verzagt!" rief Addrich: „Das Ende liegt nicht im Anfang; sonst gäb's elende Musik, wenn's beim Geigenstimmen bliebe. Wir werden in wenigen Tagen anderes erleben; der Letzte hat noch nicht geschossen. Du mußt den Schybi nicht mit dem Gideon, dem dummdreisten Beller, in Reih' und Glied stellen, oder diesen Vorposten mit unserer Armee vergleichen. Die Kugel wirft einmal, es wird wohl noch Kegel geben!"

In Fortsetzung dieses Gespräches begaben sich Beide eilfertiger, als sie gekommen waren, zum Lager.

45.

Das Treffen bei Wohlenschwyl.

Hier waren bei ihrer Ankunft schon die bösen Botschaften vom Uebergang Mellingens an Wertmüllers Kriegsvolk und von der Vertreibung der Vorwachten aus Bäblikon und Wohlenschwyl ruchbar. Die Bauern standen berathend in großen Haufen beisammen auf den Feldern. In allen Gesichtern las man Bestürzung und Sorge.

Selbst im Hauptquartier herrschte Verlegenheit; Leuenberger sprach kleinlaut, obwohl fort und fort Nachrichten vom Anwachsen seines Heeres durch frische Zuzüge einliefen. Nur Christen Schobi, lebhaft von Aebrich unterstützt, hielt im Kriegsrath den erschütterten Muth der Uebrigen aufrecht, und man beschloß, vertrauensvoll auf Verzweiflung und Uebermacht des Volks, den Kampf zu bestehen.

Man fürchtete den Feind schon in der Nacht vor dem Lager erscheinen zu sehn. Alles blieb wach, und unter Waffen. Als die Nacht aber ruhig verstrich und auch der folgende Tag, es war ein Sonntag, vorüberging, ohne daß ein Schuß fiel, genas Alles vom ersten Schrecken; der zusammengesunkene Muth schwoll von neuem auf. Einer wollte es dem Andern an Entschlossenheit zuvorthun. Die bewaffneten, zahlreichen Haufen sandten Ausschüsse an Leuenberger, er solle sie gegen den Feind

führen. Christen Schybi bestimmte den Dienstag zum allgemeinen Angriff, und machte dem Kriegsrath seine Entwürfe bekannt. Er selbst hatte vom Lager der Eidsgenossen den Augenschein genommen, und es zum Theil hinter aufgeworfenen Gräben, zum Theil mit Verhauen von gefällten Bäumen und zwölf Stücken groben Geschützes, zehn Feldstücken, zwei Feldschlangen und zwei halben Karthaunen bedeckt gefunden. Nun ließ er die Höfen von Häglingen mit zahlreichem Volk besetzen, welches bestimmt war, am Dienstag über die Rigelweid und Tracrig das Feindslager zu umgehen, während andere Haufen Bremgarten beobachten und berennen, die Hauptangriffe aber gegen Wohlenschwyl gerichtet werden sollten.

Noch war man am Montag zur Ausführung des Plans in voller Thätigkeit, als von den Vorwachten Meldungen einliefen, der Feind sei im Anzuge. Häblings stand Alles in Waffen. Die verworrenen Mengen schaarten sich zusammen. Leuenberger zählte eine Heeresmacht von sechszehn- bis zwanzigtausend Mann. Mit Trommelschlag und fliegenden Bannern zogen die Schlachthaufen vorwärts.

Beim Anblick dieser Uebermacht hielten die feindlichen Haufen still. Es waren ihrer kaum dreitausend Mann, welche unter Anführung des Obersten Wertmüller, eines Verwandten vom Oberfeldherrn der Zürcher, vorgesandt waren, Stellung

und Stärke der Empörten zu erkennen. Ein einzelner Trompeter, als Herold des Züricher Befehlshabers, sprengte, indem er die Trompete blies, auf der Landstraße allein gegen die vorrückenden Banden an und begehrte Unterredung mit dem Kommandanten. Leuenberger, umringt von seinen vornehmsten Hauptleuten, gebot den Truppen auf der ganzen Schlachtlinie Halt und vernahm das Anbringen des Herolds. Dieser lud im Namen seines Obersten, um Blutvergiessen zu hindern, zu Unterhandlungen ein, ehe die Feindseligkeiten begönnen.

„Nichts, kein längeres Federlesen!“ rief Ardrich im Kriegsrath, den Leuenberger alsbald in einiger Entfernung hinter den Truppen hielt: „Vorwärts, umzingelt diese wenigen tausend Mann, erdrückt sie, reibt sie auf. Das schwächt den Feind fast um die Hälfte seiner Streitkräfte, wirft Bestürzung und Schrecken in die Andern, die im Lager vor Mellingen zurückblieben, und gibt unsern Leuten Siegesmuth.“

„Nein!“ rief Schybi, dem das unerwartete Erscheinen eines Feindes alle Pläne zu vereiteln drohte: „Nein, nur Geduld! nur vierundzwanzig Stunden gebt mir Frist, und ich liefere Wertmüller morgen mit seinem ganzen Lager in Eure Gewalt. Ich hab' ihn schon so gut als im Garn. Seid Ihr zu voreilig, entschlüpft der Vogel, und sieht sich besser vor. Macht ihn sicher, unterhandelt,

verſprecht goldene Berge, Friede, Unterwerfung, alles, was Ihr wollt; nur ſchaffet, daß ich Friß habe bis Morgens acht Uhr."

Addrich verſchwendete ſeine Beredſamkeit vergebens für ungeſäumten Angriff. Schybi, welcher als Kriegskundiger allgemeines Vertrauen genoß, drang durch, und Addrich ſelbſt, nebſt einem andern aus dem Kriegsrath, empfing Auftrag, mit dem feindlichen Anführer Waffenſtillſtand bis zum folgenden Tag zu unterhandeln. Die Abgeordneten hatten leichtes Spiel, dieſen Waffenſtillſtand zu bewirken. Oberſt Wertmüller von Zürich und der Schafhauſer Oberſte Rühms, die ihm ſchon von Weitem entgegen geritten waren, bewilligten, was er forderte, mit großer Freundlichkeit; ermahnten eifrig zum Frieden und zur Ablegung der Waffen, und verhießen dagegen unbedingte Verzeihung für alles ſchon angerichtete Unglück. Sie zogen darauf wirklich ihre Truppen zurück: auch das Bundesheer des Landvolks kehrte wieder zum verlaſſenen Lager heim.

Hier aber herrſchte nun die größte Thätigkeit, Schybi's Entwürfe auszuführen: Wertmüllers linken Flügel zu umgehen, deſſen Heermitte in der Stirnſeite über Bubikon und Wohlenſchwyl zu ergreifen, und das Ganze gegen die reiſſenden Fluten der Reuß zu werfen. Gleichzeitig ſollten weiter

aufwärts die bei Villmergen versammelten Schaaren des Aufstandes das Städtlein Bremgarten anfallen und dort die Reußbrücke, wie die Stadt selbst, erstürmen.

Lange vor Tagesanbruch ward zum Auszug gerüstet; aber die Sonne strahlte schon hell und warm durch die aufgestiegenen Nebel der Thäler, ehe die verworrenen Banden dieses ungelenken Kriegsvolks aus einander gewickelt und einzeln über ihre Richtungslinien, Angriffspunkte und gegenseitigen Unterstützungsweisen belehrt worden waren. Bei solcher Langsamkeit der Bewegungen hatten die eidsgenössischen Feldherren im Lager vor Mellingen bequeme Zeit, sich gegen Ueberraschung zu bewahren, selbst wenn nicht schon am Abend zuvor Botschaft eingetroffen wäre, daß der Paß von Bremgarten durch anrückende Massen des Aufstandes bedroht sei. Indessen hatten auch sie nicht geringe Arbeit, ihre in Waffen und Wendungen ungeübten Streiter gehörig zu ordnen, um die gesammte Reiterei, die fünfhundert Mann stark sein mochte, dreitausend Fußgänger und acht Feldstücke aus dem Lager zu schieben, dem bedrängten Bremgarten zum Beistand.

Grade diese Schwerfälligkeit kam dem Oberbefehlshaber hier wohl zu statten. Denn sein Verwandter, Oberst Wertmüller, war kaum mit der Entsendung ausgerückt und seit einer Viertelstunde

am linken Ufer des Neußstroms hinauf in Bewegung, stieß er auf die rothen Schaaren des Aufkandes, welche in derselben Zeit nach Schybi's Anleitung daher zogen, das Lager von Mellingen in die Seite zu nehmen. Beide Heere, als sie sich ganz unerwartet erblickten, schienen gleich sehr vor einander zu erstaunen und machten Halt, ohne daß es erst geboten werden mußte. Christen Schybi, in dessen Begleitung auch Aldrich mit Fabian war, weil auf dieser Seite besonders das Schicksal des Tages entschieden werden sollte, faßte sich schneller, als sein bestürzter Gegner. Er ließ die beiden Flügel seiner Schlachtreihen vor ihre Spitzen vorstrecken, während die Mitte still blieb, um so den feindlichen Haufen wie zwischen einer Zange zu fassen, oder zu ganz umklammern und zu erdrücken.

Das Wirbeln der Trommeln, das Rauschen des Gewehrfeuers, der Donner der Feuerschlünde begann, eh man sich erreichen und schaden konnte. Es schien, als legte man es darauf an, einander durch das Getöse in Furcht zu setzen, welches ringsum den Wiederhall der Berge und Wälder hervorrief. Bald hörte man auch seitwärts hinter den Hügeln, vom Dorfe Wohlenschwyl her, das Knattern der Flintenschüsse. Der träge Zeiger an der Uhr bewegt sich schneller, als das Vorschieben von den Hörnern

Treue haben in neuern Zeiten die wackern Hessen gegeben. Denn ihr verstorbener Kurfürst Wilhelm I (geb. am 3. Juni 1743) war hart, sogar rauh, zurückstoßend, unfreigebig, und doch blieb ihm sein Volk in den Zeiten der Verlassenheit und Verstoßung mit unendlicher Treue ergeben. Es vergaß nie, was er pflichtmäßig zur Beförderung des Landbaues, der strengen Gerechtigkeitspflege und des bessern Schulwesens gethan hatte; aber es vergaß seinen Starrsinn, seinen Geiz, seine willkührlichen Gewalthandlungen, und wie das arme Land sich vergebens unter ihm zum Wohlstand emporringen wollte, während er in seine Schatzkammer Gold auf Gold häufte.

Es ist bekannt, wie er beständig, aus Liebhaberei, mitten im Frieden einen beträchtlichen Haufen Kriegsvolks unterhielt, denselben exerziren und dressiren ließ, und wie er zu dem Ende alljährlich viele Tausende seiner Unterthanen dem Pfluge, den Werkstätten, den Aeltern und Verwandten vorenthielt. Er hatte von dieser Soldatenspielerei nur zweimal einigen Nutzen; das erstemal, als er am 12. September 1787, für die jährliche Summe von 675,000 Kronenthaler, geradezu zwölftausend seiner Landeskinder auf vier Jahre an England in den Krieg vermiethete; das anderemal, als er eben so viele seiner Unterthanen, zum Nutzen seines Hausschatzes, im Jahr 1792 an Großbritannien in

der Schlachtordnung geschah, die der befehligende Entlibucher an beiden Seiten seines Heeres krümmen ließ. Von der andern Seite machte die Reiterei der Züricher und Schafhauser seltsame Sprünge, die einige Male abgeschickt ward, in die langsam nahenden Flügel des Feindes einzuhauen. Das Flattern der Fahnen, das Gebrüll der Schlachthaufen, das Tosen der Schüsse auf allen Seiten, machte die Rosse scheu, welche, dem friedfertigen Gewerbe der Müller, Wirthe, Ackersleute und Fuhrmänner entzogen, des Lärmens ungewohnter als die Reiter waren. Die Letztern hatten mit der Widerspenstigkeit ihrer Thiere weit schwerer, als mit der Tapferkeit ihres Feindes, zu schaffen. Daher sah man die Geschwader gewöhnlich schon auf halbem Wege aus einander prallen und, einer erschrockenen Heerde gleich, zurückrennen.

Indessen schien sich in beiden Heeren, mit der Länge des Treffens, der Muth zu vergrößern; besonders, da jeder Theil auf seiner Seite weder Todte noch Verwundete erblickte, aber deren desto mehr in den gegenüber stehenden Schlachtreihen vermuthete. Schybi's Banden, die durch ihre Kriegstracht in rothen Wollhemden auf dem Grün der Wiesen einen weiten, blutfarbenen Halbzirkel zeichneten, rückten jetzt beherzter an.

„Sieh Schybi's glühende Zange!“ rief Ab-

drich, der mit Fabian seitwärts auf einer Höhe stand, von der er die Bewegungen beider Heere überschaute: „Jetzt legt er sie an, und wird er die Stadtjunker garstig zusammenklemmen!"

Das Gefecht ward wilder; die Schüsse fielen schneller. Eine weite Dampfwolke, beständig vom Blitz der Feuerröhre und Feldstücke durchzuckt, breitete sich über beide Heere aus und füllte den Raum zwischen ihnen. Während dessen stieg auch seitwärts, in nicht großer Entfernung, ein ungeheurer braungrauer Rauchschwall zum Himmel. Das Dorf Wohlenschwyl stand in Flammen. Wälder und Berge hallten die Donnerschläge des Geschützes wieder.

Adderich stand in schwerer Erwartung, ohne Bewegung, den Blick starr auf die weißlichen Nebel des Pulverdampfs und die Rotten der Kämpfenden gerichtet, welche von Zeit zu Zeit dazwischen augenblicklich sichtbar wurden und wieder verschwanden. Er empfand in dem gellenden Getöse ein Ohrenklingen, dessen Ton ihn an Eleonorens Stimme mahnte, wenn sie im kranken Traum sang, und unwillkührlich erinnerte er sich mit heimlichem Grausen der Worte:

Sie ziehn den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück,
Vor gehn nun Feuerwogen,
Der Blutstrom geht zurück.

In der That, der Bogen oder die glühende Zange des Entlibuchers war gebrochen und zwar durch Wertmüllers Karthaunen und Feuerschlünde. Schybi's Heerbanden waren durch ihre eigenen Bewegungen in einander verwickelt worden, unterdessen Wertmüllers Schlachtlinie stillstehend unveränderte Ordnung behalten hatte. Die Stückschüsse der Zürcher und Schafhauser schlugen daher verheerend in die dicken, zusammengestoßenen Haufen der Bauern ein, und diese beim Anblick der Verwüstung und des Todes stoben mit panischem Schrecken auseinander. Als links und rechts die übrigen Schlachthaufen des Aufstandes hinter sich Aecker und Wiesen mit unzähligen Flüchtlingen überstreut sahen, wandten auch sie den Rücken, doch mit geringerer Gefahr, als die Zerstreuten; denn diese wurden von den feindlichen Kurzgeschwadern verfolgt, niedergehauen, gefangen. An beisammengebliebene Heerbanden wagten sich die einzelnen umherjagenden Reitre nicht, und von der unbehülflichen Masse des Fußvolks ihrer Ueberwinder hatten die Eilfertigen wenig zu fürchten. Auch verfolgte Wertmüller seinen Sieg nicht weit, indem er entweder vor der Schwerfälligkeit seiner Schaaren, oder vor einem Hinterhalt des Feindes Scheu trug.

Das Treffen hatte beinahe drei Stunden gedauert. Wohlerschwyl, einzelne Höfe und Woh-

nungen, wo man sich geschlagen hatte, fanden in Flammen Sieger und Besiegte kehrten in ihre vorigen Lagerstätten zurück.

Indessen Fabian, mit wenigen Gehülfen, seinen menschenfreundlichen Beruf an Verwundeten übte, durchstrich Addrich finster die ganze Strecke des Feldlagers und fand überall Verzagtheit und Schrecken der Bauern. Sie berathschlagten in großen Haufen, was zu thun sei? Viele verzweifelten am Gedeihen des Unternehmens, an der Möglichkeit des Widerstandes. Andere meinten, man müsse die Hände noch nicht in den Schooß legen; der Riß wäre klein und ginge noch nicht bis zum Rothknopf. Doch keiner der Hauptleute wagte mehr zu befehlen; nirgends ward Gehorsam verlangt odergegeben. Addrich schalt die Feigherzigen; aber seine heisere Stimme ward kaum verstanden. Jeder dachte, wie er sich selber helfen müsse.

Spät Abends kam Addrich zu Leuenberger ins Hauptgelager, wo die Häupter des Aufstandes um den Obmann versammelt standen. Alle begrüßten ihn kleinlaut und fragten ihn um seine Meinung.

„Faß ist guter Rath theuer!“ sagte Leuenberger: „Rede, Mooser, du trifft immer den Nagel auf den Kopf.“

„Und gerade jetzt,“ erwiederte Addrich ärger-

lich, „kann der Hammer nicht fehl treffen. Entweder vorwärts zum Sieg oder rückwärts zum Galgen! das bleibt eure Wahl. Wir haben das Spiel nicht eher verloren, bis wir's aufgeben. Die Memmen bekommen nur darum Schläge, weil sie den Rücken selbst darbieten."

„Beim Sanniklaus, Mooser!" rief Schybi: „du bist der einzige Mann von Herz. Ich sage, wir wollen das Junker-Lager vor Mellingen noch diese Nacht mit dem Degen in der Faust erstürmen, und niedermetzeln, was drin lebt."

Addrich stimmte bei und bewies die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs. Man haderte darüber, ohne einig zu werden, bis tief in die Nacht. Man beschloß den folgenden Morgen zu erwarten, da werde auch das Kriegsvolk geruht und frischere Zuversicht gewonnen haben.

Allein am folgenden Tag folgte eine böse Nachricht der andern. Man erfuhr, daß, während der Nacht, viele Bauern einzeln das Lager verlassen, und den Weg in ihre Heimathen unter die Füße genommen hätten. Dann, daß, nach langen Berathungen, ein Ausschuß von vierzig Männern im Namen der Berner, Luzerner, Solothurner und Basler Landleute früh schon den Pfarrer Hemman aus dem Dorfe Ammerswyl herbeigeholt, und, von ihm begleitet, sich ins Lager der Eidsgenossen begeben hätten, wohin von Zürich

auch der Bürgermeister Waser angekommen sei. Der Ausschuß sollte reuige Unterwerfung versprechen, wenn man billige Bedingungen gestatten und künftig auch mit dem geplagten Landvolk so umgehen würde, daß es zu ertragen wäre.

„Da haben wir den Unglückshafen voll!“ rief Addrich erbost, als er zum Obmann und den übrigen Anführern in den Saal trat: „Es ist alles aufgelöset, und daran ist dein Hasenherz schuld, Leuenberger. Warum liessest du den Schybi nicht in der Nacht das feindliche Lager überfallen? Jetzt säßen wir zu Mellingen oder im Paradiese am Morgenessen! Jetzt kriechen die feigen Hunde, mit gesenktem Schwanz zum Kreuz.“

Leuenberger antwortete nicht, sondern ging nachdenkend und ernst im Zimmer auf und nieder.

„So fahrt insgesammt zur Hölle!“ schrie Christen Schybi: „Glückliche Reise! Ich gehe zu meinen Entlibuchern und Luzernerbietern; die bring' ich mit drei Worten herum. Wir kapituliren nicht und ziehen heim.“ Damit entfernte er sich. Leuenberger erblaßte; Addrichs Augen funkelten von innerm Grimm und sein Gesicht glühte im Zornfeuer dunkelkroth. Er drückte sich mit geballter Faust den Hut über die Stirn nieder und rief: „He, Obmann des festen Bundes, hast du noch einen Entschluß im Sack, wie

er dem Manne geziemt, oder nur breite Worte nach deiner Art im Maul?"

„Wenn einer verderben soll, so muß Alles dazu helfen!" sagte Leuenberger mit schwacher Stimme.

„So verdirb und stirb!" schrie Adelrich mit Verachtung und Unwillen: „Ich gehe zu meinen Oberländern; sie werden keine Lust haben, sich vor den Thoren von Mellingen aufknüpfen zu lassen. Die Männer aus Saanenland haben Mark in den Knochen!" Damit ging er und schmetterte die Thür hinter sich, daß das Haus bebte.

Mittags kamen die Abgeordneten aus Wertmüllers Lager zurück. Sie sagten: man müsse die Waffen niederlegen, aus einander gehen und die Bundesbriefe ausliefern. Alle Beschwerde solle gütlich abgethan oder an das Recht gesetzt werden. Wer Gehorsam leiste, komme ohne Strafe davon.

Die bewaffneten Haufen, je nach den verschiedenen Gegenden und Kantonen, traten berathend zusammen. Nach langem Geschrei erklärte sich eine Rotte nach der andern zur Unterwerfung geneigt. Nur die aus dem Kanton Luzern verschmähten die angebotene Gnade, stellten sich mit ihrem Gepäck in Reih und Glied auf, wie zum kriegerischen Abzuge. Eben so sah man die Oberländer auf einer andern Seite, weit entfernt von

Unterwerfung, ſich zum gewaffneten Zuge nach ihren heimathlichen Gebirgen rüſten.

Noch pflog Leuenberger mit den übrigen Häuptern Rathes, als die Bauern ſchon vor ſeinem Quartier die weiße Fahne aufſteckten und durch einige Kanonenſchüſſe den Eidsgenoſſen verkündeten, daß die Bedingungen angenommen wären.

46.

Die Nacht auf der Wahlſtatt.

„Brich auf! auf!“ rief Addrich ſeinem jungen Freunde zu, als er dieſen, nach langem Suchen, in einer großen Scheune hilfthätig zwiſchen den Reihen auf Stroh gelagerter Verwundeten fand: „Quäle dieſe armen Sünder nicht länger mit deiner Kunſt. Selig ſind die Todten.“

Fabian, erwiederte ohne aufzuſehen: „Dein Feierabend, Addrich, iſt vorhanden, nun beginnt meine Arbeit. Ich verloſſe dieſe Unglücklichen nicht, bevor ich den letzten Verband angelegt habe.“

„Gib die nicht die Mühe, Burſch,“ ſagte Addrich, „Gottes Ebenbilder ausflicken zu wollen. Du haſt im Himmel und auf Erden keinen Dank dafür. Komm, laſſ' ihren armen Seelen die Thore offen, durch die ſie zur ewigen Freiheit entrinnen können. Komm, all unſere Helden

laufen davon, und denken, weit vom Geschütz gibt alte Kriegsleute! In wenigen Stunden wirst du mit Raben und Geiern noch allein bei Todten und Sterbenden sein. Morgen feiert der Henker seinen Ehrentag. Geh' ihm aus dem Weg!"

Der Alte fuhr noch lange fort, den jungen Arzt in diesem Ton zu mahnen, in welchem sich die Verzweifelung über sich selbst belustigen zu wollen schien. Fabian antwortete zuletzt nicht mehr, sondern, von mehrern Gehülfen umringt, setzte er sein menschenfreundliches Geschäft fort, bis der letzte Mann versorgt und die Dämmerung schon eingebrochen war. Dann wandte er sich zum Alten und sagte: „Nun folg' ich dir. Sprich, wohin? Das Schweizerland aber hat keine Freistatt für dich, flüchte über den Rhein."

„Tropf! rief Addrich, ergriff ihn beim Arm und riß ihn mit sich fort, zum Dorf hinaus auf die Straße gen Lenzburg: „Ein freier Mann hat überall seine Freistatte. Ich und der Tod fürchten weder Kerker noch Henker; wir sind aller Orten Meister. Ich gehe nicht über den Rhein. Komm mit mir hinauf ins Moos, daß ich meine sterbende Tochter noch einmal sehe. Du bleibst mit deinem Weibe an Lorelo's Lager, und pflegest der Leidenden, bis sie ausgerungen hat. Dann geb' ich dir und Epiphanien Recht, mit Haus und Hof nach Gefallen zu schalten. Ich werde nie dahin zurück-

lehren. Ich scheide von euch; frage keiner mehr nach mir."

„Das ist böser Ausgang!" seufzte Fabian und verdoppelte seinen Schritt, denn der Alte ging scharf: „Ich hatt' ihn geweissagt. Warum mußtest du meine Warnung in den Wind schlagen? Es ist Alles verloren! Die Städte werden Rache nehmen und auf ihren Richtplätzen so viel Hemden mit Blut tünchen, als sie auf dem Schlachtfelde bei Mellingen Scharlachhemden sahen."

„Es ist manchmal eine Sau im Kartenspiel," versetzte Albrich, „und diesmal wars der Leuenberger, an dem selbst der Name unehrlich ist, weil er lügt. Der Haas kann Männlein machen, und bleibt doch ein Haas. Er hat uns Alles verdorben. Frest er nun, was er sich einbrockte! Gieb Acht, der wird ganz gottesfürchtig zwischen Pfaffen und Scharfrichtern sterben. Ganz recht! Auf dem Wahlfeld eine Kugel durch den Kopf hätte nur eine neue Lüge in die Welt gebracht, und das alte Weib in Hosen zum Freiheitsmärtyrer gestämpelt."

„Wenn du ihn kanntest, Albrich, warum hieltest du mit ihm?"

„Weil man auch mit Koth mauern kann, wo der Kalk theuer ist. Aber vorwärts, wir Beide haben Eile. Ich muß mein Wort lösen und dich

Kriegsfold und Dienſt hingab. Hingegen im Jahr 1806, als es Ernſt galt, als Napoleon ihn und ſein Land bedrohte, als er an der Spitze ſeiner wohlgerüſteten und tapfern Heſſen mit ernſterm Widerſtand die Hochachtung des übermächtigen Siegers, und ſehr wahrſcheinlich anſtändige Friedensbedingungen gewinnen konnte; als er, wo nicht überwinden, doch ruhmreichen Untergang finden konnte: da ließ er ſeine Schätze einpacken, und entfloh mit ihnen zu ſeinem Bruder, dem Landgrafen Karl, ins däniſche Gebiet. Seine Armee mußte ſich ſchmachvoll von den Franzoſen entwaffnen laſſen.

Dennoch hing ihm das brave Heſſenvolk mit unzerſtörbarer Ergebenheit an. Mehrmals erhob es gegen die Ueberwinder blutige, doch vergebliche Aufſtände. Der Kurfürſt ſelbſt wohnte ruhig mit einem kleinen Hofſtaat in Prag, und erwartete da den Ausgang der Dinge. Nur, als Oeſterreich im Jahr 1809 die Waffen wieder gegen Napoleon erhob, entſchloß er ſich endlich, im Heſſenlande heimlich auf eigene Koſten Truppen werben und zur Unterſtützung Oeſterreichs ſammeln zu laſſen. Er griff einen Theil ſeines Schatzes dafür an. Doch Napoleons zu ſchnelle Siege machten dieſen Entwurf eitel, und alle die brave Mannſchaft, die der Stimme ihres K.K. Fürſten gefolgt war, wurde ohne weitere Unterſtützung ihrem harten Schickſal

deinem jungen Weibe wieder einhändigen. Magst von Glück reden, daß du nicht schon an einem Häggenmyler Apfelbaum hängst; Bolzen und Scheibe waren nicht mehr weit von einander. Es verlautet unter den Bauern allgemein, ein Tyrol habe dem Wertmüller Schobi's Plan verrathen, und den Anschlag auf Mellingen vereitelt. Schobi nannte geradezu dich, bis ich ihm bewies, daß du mich nie verlassen habest. Ich denke, Gideon, der niederträchtige Bradhans, hat das ausgestreut."

In diesen Gesprächen eilten beide unter den Felsen vorüber, auf welchem die Gemäuer des Schlosses Lenzburg ruhen, über Aecker und Matten gen Seon. Die Sonne war längst unter, aber noch glimmte der Saum einiger Wolken vom Abendroth hinter den Solothurner Juragipfeln. Der Himmel war schwer behangen. Im Westen sah man Wetterleuchten, worin plötzlich die Umrisse der schwarzen Zacken und Zinken des Gebirgs heller hervortraten und verschwanden. Einzelne Windstöße verkündeten den Anzug des Gewitters und durchströmten die Wälder umher, daß sie wie fallende Bergströme brauseten.

Das Gespräch der nächtlichen Wanderer verstummte endlich, als sie hinter Seon den steilen Weg zur Bampfhinaufstiegen. Addrich murmelte zuweilen im düstern Selbstgespräch unverständliche Worte. Fabian war im Geist bei Epiphanien. Es

schienen ihm sechs Jahre, nicht sechs Wochen, seit er sie nicht gesehen. So oft er der Trauung in der Kirche von Kulm gedachte, durchdrang ihn ein wunderbarer Schauer. Er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Epiphanie sein angetrautes Weib geworden. Aber je näher er der Höhe des Berges kam und der Gegend, wo er die schönsten und schrecklichsten Augenblicke seines Lebens gefunden hatte, je ungestümer und bänger ward die Sehnsucht des Jünglings. Er vergaß die trauerreichen Geschichten des Tages; er fühlte die Wildheit des Wetters nicht; seine Seele war bei Epiphanien.

Es herrschte schon so große Finsterniß, daß Adderich selbst den wohlbekannten Weg einigemal verlor, und seinem Begleiter von Zeit zu Zeit zurufen mußte, damit sie beide nicht von einander getrennt wurden. Blendende Blitzstrahlen, in deren falbem Schein unter ihren Füßen das weite Thalland mit Dörfern, Hügeln, Seen, Wäldern jählings aus der Tiefe der Nacht, wie ein Traumgedanke, auftauchte, vermehrten das Dunkel. Sturm und Schlagregen fuhren ihnen immer heftiger in's Gesicht, je näher sie zur Dampfhöhe gelangten.

„Ist's doch, als wollten alle Elemente den Weg in's Moos verrammeln, oder uns zurücksagen!" sagte Adderich.

Fabian erwiederte: „Mir wird bänger ums Herz, je näher wir der Heimath kommen. Ich bin nicht abergläubig, aber was kann in so vielen Wochen geschehen sein, da wir in der Ferne umhergezogen sind? Addrich, ich fühle mich schwer bekommen. Himmel und Erde stehen wider uns, als wollten sie wehren oder warnen."

„Vielleicht ist sie schon zur ewigen Ruh!" seufzte Addrich.

„Wie?" schrie Fabian erschrocken und blieb stehen; „warum sagst du mir das? Weil der Halmenkranz vor der Kulmerkirche auseinander fiel? Weil Epiphanie daraus Böses deutete? Epiphanie gestorben? Warum redest du so abscheuliche Dinge, wenn sie dir nicht ernst sind?"

„Komm!" rief Addrichs Stimme in einiger Entfernung.

„Ich habe dich verloren! wo gehst du?" fragte Fabian.

„Ueberall den Weg zum Tode!" war die Antwort.

Indem fuhr knatternd, sprühend, betäubend ein Blitzstrahl vom Himmel in die Tiefe. Alles war Feuer; dann plötzlich alles schwarze Nacht. Die Erde bebte im Donner, als wäre die ewige Feste des Himmels zusammengebrochen.

„Hollah!" rief Fabian: „Das traf schier zu nahe!" Er wollte seinen Weg verfolgen, als er mit

Entſetzen ſeitwärts ein ängſtliches Stöhnen vernahm. Im erſten Augenblick glaubt' er, Aldrich ſei erſchlagen. Er fühlte, die Haare ſeines Hauptes regten ſich im Entſetzen aufwärts. Sein Entſetzen wuchs, als er in dem Stöhnen und Wimmern eine weibliche Stimme zu erkennen glaubte, und ſie klang ihm, wie Evadnens Stimme. Er ging tappend durch die Gebüſche der Dampf dem Tone nach. Neues Wetterlicht. Unter einem alten Thorn ſaß mit gefaltenen Händen betend und weinend ein Weib, welches vor der Erſcheinung des gewaffneten Jünglings im Blitzglanz erſchrockener noch, als vor dem Blitz ſelbſt, zurückprallte und einen Schrei ausſtieß.

„Iſt dir Unglück widerfahren?“ fragte Fabian bekümmert.

„Unglück?“ ſeufzte das Weib: „O meine Kinder, o die armen Würmer! Des Herrgotts Gerichte ſind erſchrecklich. Nun hab' ich den Tag ſeines Zorns erlebt. Ich will in Buße thun mein lebenlang, wenn dies Stündlein nicht das letzte der Welt und ſeine Gnadenpforte nicht ewiglich verſchloſſen iſt.“

„Fürchte nichts, Weib, das Wetter zieht vorüber!“ tröſtete Fabian.

„Ja, es zieht vorüber, verheerend, zerſtörend, wie der Würgengel, der die Erſtgeburt Aegyptens

schlug. O meine Kinder, die armen Würmer! Unsere Männer sind bei Meilingen erschlagen; wir haben von den Bergen Rauch und Flammen der Dörfer gesehen. Morgen kommen die Feinde. Die Zürcher schonen des Kindes nicht im Mutterleibe. Herr, mein Gott, Schlag auf Schlag, vertilg' uns nicht in deinem Zorn! — Die armen Würmer sind unschuldig. Die Alten haben sich gegen die gnädige Obrigkeit empört, und wußten doch, daß alle Obrigkeit ist an Gottes Statt. Die armen Würmer sind unschuldig." So sprach das Weib und weinte laut.

Fabian fühlte Mitleiden. Er fürchtete nicht ohne Grund, daß die Furcht den Verstand des Weibes zerrüttet habe, und sagte: „Weib, komm mit mir unter ein Obdach."

Sie aber fuhr fort: „Wir brauchen eine Obrigkeit, wie das liebe Vieh. Wir begehren ja nur, daß man mit uns armen Leuten umgehe, daß es zu ertragen sei. Aber der Herr Pfarrer drohte mit den Strafgerichten Gottes, und die Männer hätten es besser verstehen sollen, als wir einfältigen Weiber. Nun ist das Unglück da; wer kann der Rache Gottes entfliehen? Er geißelt die sündliche Welt mit den Flammen des Himmels. Er sendet seine Heerschaaren mit Schwert und Feuer über uns; Hunger und Pestilenz über unsere Dörfer! Jesus, die Welt geht unter!"

Es fuhr in diesem Augenblick ein gewaltiger Blitzstrahl über die Höhen der Bampf; der Himmel schien, als ungeheure, einzige Flamme, zur Erde zu sinken. Vom Donner drohnte der Berg. Wie ein Wolkenbruch fluteten, mit niederkehrender Finsternis, die Regengüsse nieder. Das Weib heulte laut durch den Sturm. Fabian stand betäubt.

„Fabian, was verweilest du?“ sagte Addrich, der zurückkam, indem das Geheul des Weibes ihm den Weg zeigte: „Mit wem redest du hier?“

„Es ist eine Verlassene,“ antwortete der Jüngling, „die wahrscheinlich den Weg verloren hat.“

„Richte dich auf, Weib,“ rief Addrich: „wir geleiten dich in eine nahgelegene Hütte.“

„Wohin, um Gottes Barmherzigkeit willen?“ fragte die Frau.

„Zur Hütte Addrichs im Moos,“ erwiederte der Alte.

„Bewahre mich Gott!“ schrie das Weib: „Das Haus des Gottlosen, von der Erde vertilgt, muß eine Statte des Fluchs und Jammers werden. Meine Augen haben den Gräuel gesehen. Da wird kein Kind mehr geboren. Kein Wassertropfen ward zur Flamme getragen, nicht einmal ein Thränlein fiel auf eine der glühenden Kohlen.“

„Sie redet wahnwitzig!“ sagte der Alte:

„Wir können die Unglückliche nicht in dieser Nacht der Schrecken allein auf dem Berge lassen. Hilf mir, Fabian, wir führen sie mit uns hinab. Sprich, Weib, wer bist du? Wo ist dein Heimwesen?“

„Ach, Gott sei's geklagt!“ heulte das Weib: „Wer bin ich? Wer kann's wissen, wer er ist? Ich bin vielleicht schon elende Wittfrau mit drei Waisen. Kommet Ihr aus der Mellinger Schlacht? Ich bin die Käthi Glovr von Seon. Habt Ihr nicht den Karli Martli Glovr, Anken-Joggli's, gesehen? Der war mein Mann. Wie ich von Aarau heimkehrte, spät Abends, sah ich viel Flüchtende. Da hab' ich gefragt Mann um Mann, und fragte bis in die Nacht. Gott erbarm' sich meiner, keiner wußte von ihm. Er war ein guter Mann, und wir lebten wohl, wenn auch in Noth und Armuth. Aber ein gutes Gewissen ist das beste Wohlleben.“

Ein Widerschein des Blitzes machte plötzliche Tageshelle um den Ahorn. Das Weib fuhr mit Entsetzen vom Erdboden auf und schrie entfliehend: „Jesus, mein Heiland, das ist der Adrich selber! Hebe dich weg, du Mensch des Fluchs, du Kind des Verderbens, du bist gezeichnet, wie Kain. Kehr' um, flüchte in die Berge und Wüsten; dich wird tödten, wer dich findet. Ich sah dein Haus um Mittag, am Abend die Kohlen. Gott sei deiner armen Seele gnädig!“

Sie entfernte ſich mit dieſen Worten immer weiter in der Finſterniß. Aber durch Wind und Regen hörte man noch lange ihre Stimme unverſtändlich ſchallen, bis ſie in größerer Ferne erloſch.

Addrich ſtand ſchweigend und bewegungslos unter dem Dach der Ahornzweige, erſchüttert von den verworrenen Reden des Weibes, die er mit Bangigkeit erwog. Fabian lehnte nachdenkend Arm und Kopf an den Stamm und fragte endlich halblaut: „Haſt du dies Weib verſtanden?“

Addrich blieb ſtumm. Die Wetterwolken blitzten ſeitwärts. Die ſchwarze Himmelshülle zerriß und ließ Mondglanz durchſchimmern, um Licht genug zu geben, die Einöde des Berges noch grauenhafter zu machen.

„Haſt du dies Weib verſtanden?“ fragte Fabian ängſtlicher und noch leiſer. Der Alte ſtand in ſich gekehrt, ſtumm.

Fabian richtete die Augen auf ihn, der wie ein ſchwarzer Menſchenſchatten in der Luft vor ihm her ging, und keine Bewegung zeigte, als das Flattern des Gewandes im Sturmwind. „Ich fühle die unausſprechlichſte Seelenangſt, Addrich!“ ſagte der Jüngling mit gepreßter Stimme; fuhr dann haſtig gegen den Alten, ergriff ihn und ſchrie: „Komm, komm hinab! Es hat ſich ein Unglück begeben!“

„Laß die Wahnſinnige, wir würden ſie ver-

gebens suchen!“ sagte Addrich mit tonloser Stimme. „Geben wir ins Moos zu den Unsrigen. Fabian, es muß um Mitternacht sein.“

Beide wandelten schweigend über den Berg, der entgegengesetzten Seite zu. Sie gelangten zu Gestrüpp und Gebüsch, und irrten lange umher, bevor sie in der Dunkelheit den Fuß weg hinein entdeckten. Dann schritten sie, jenseits des Dickichts, die Wiesen hinab zum Moos, unsichtbarene Pfad.

47.

Die letzte Nacht im Moos.

„Alter, wohin rennst du?“ rief Fabian und blieb stehen: „Erblickst du nicht rechts ganz nahe in der Tiefe den Steinhaufen, den man des Selbstmörders Grab heißt? und links am Himmel den Berg- und Waldeinschnitt? Wir müssen dem Hause schon vorüber sein.“

„Die Nacht ist finster!“ erwiederte Addrich, und kehrte um. „Finster ist die Nacht und mein Auge dunkel. Ich bin müde und in Verwirrung, und schaue nach Fensterlicht. Aber sie schlafen alle; selbst Leonorens Lämplein ist erloschen.“ Addrich blieb stehen, als mangelte ihm Odem, und setzte hinzu: „Fabian, ihr Lämplein erloschen!“ Diese Worte sprach er langsam und

hauchte ſie nur leiſe vor ſich aus. Der Jüngling ergriff ihn mit Heftigkeit und riß ihn ungeſtüm fort. „Laß uns höher ſteigen, höher, Aldrich; in der Höhe am Waldſaum fehlen wir des Gebäudes nicht!“

„Geduld, Fabian, die Nacht iſt dunkel; das Wetterleuchten blendet. Die Hütte will uns nicht entrinnen; aber Haſt und Eil verfehlt auch bei hellem Sonnenſchein den Kirchthurm.“

„Aldrich! es ſagt mich eine Höllenangſt, Aldrich! witterſt du nichts? Es weht mich an, wie Meilergeruch. Spürſt du nichts?“

„Das weht herüber von den qualmenden Mottfeuern, Fabian, vom friſchen Landaufbruch, wo Baſchi Dornen und Graswurzeln brennt.“

„Alter, ich denke immer an des Weibes Reden. Haſt du ſie verſtanden?“

„Was willſt du, Fabian? Sei ſtill! Sieh hinunter! Ich erblicke Licht.“

„Wir wandern zu hoch, Aldrich. Das iſt kein Fenſterſchein! Wie Irrlichter ſeh' ichs hüpfen.“

„Fabian, du haſt helle Stimme. Ruf an! Es mag meiner Knechte einer ſein mit der Hornleuchte, wie er durch den Wald ſucht.“

„Halt! Halt, Aldrich!“ ſchrie Fabian mit Entſetzen und hielt den Alten: „Schlag deine Augen auf. Hier iſt Waldweg, hier Garten, hier Brunnen. Hier war deine Hütte.“

überlassen. Der durch Ausgesandte des Kurfürsten bewirkte Aufstand des tapfern Obersten Dörnberg (im April 1809) endete blutig und zum Unglück zahlloser Haushaltungen. „Die Wenigen, welche als Verfechter der kurfürstlichen Rechte, Hab und Gut verlassend, mit seltenem Glücke durch die Flucht dem Blutgerüste entkamen," sagt der neueste Lebensbeschreiber des Kurfürsten *), „wurden von ihm kalt aufgenommen und mit Unfreundlichkeit behandelt, und waren nicht selten dem drückendsten Mangel und Elend preisgegeben."

Das Alles schwächte die Freude der treuen Hessen nicht, als der greise Kurfürst im November 1813, in Folge der Siegestage von Leipzig, mit seiner Familie nach Kassel zurückkehrte. Mit Freudenthränen und Jubelgeschrei empfing ihn sein Volk. Aber das Entzücken verminderte sich bald, als er Alles, was seit seiner siebenjährigen Entfernung vom Lande hier geschehen war, wie nicht geschehen betrachtete; als er die im Königreich Westphalen angestellt gewesenen Zivil- und Militärbeamten wie Verbrecher von ihren Aemtern stieß, ohne Entschädigung; als er nachmals, bei Auflösung der Landwehr und Linientruppen, die Offiziere mit so kärglichem Wartgeld entließ, daß sie davon nicht leben konnten, und

*) Cramers Zeitgenossen, 10s Heft.

„Ich gewahre nichts!“ erwiederte Albrich eintönig. „Bin ich erblindet? Sind das nicht Funken am Boden? Dampft da nicht Rauch?“ —

Fabian senkte schaudernd das Haupt zwischen beide Hände nieder und stammelte: „Unglückseliger Mann!“

Es entstand langes Schweigen. Beide starrten in einer Art Bewußtlosigkeit auf den finstern Raum hin, von welchem zuweilen dunkelrothe Funken im Windzug aufsprühten, oder kleine Stellen licht wurden und wieder unter den fallenden Regentropfen zischend verschwanden. Durch den Bruch der Wolken zog bisweilen Dämmerschein des verhüllten Mondes über die Brandstätte, und zeigte einige über einander gestürzte halbverkohlte Balken. Dann und wann sprang der Gräuel der Verwüstung im Wiederschein fernen Wetterleuchtens aus dem Abgrund der Nacht in die volle Klarheit des Tages auf, um wieder zu verschwinden. So zeigen die tückischen Wellen des Stroms suchenden Freunden von Zeit zu Zeit einen geliebten Leichnam, den sie verschlangen.

Albrich sah zum Himmel auf, zur glimmenden Stätte nieder und streifte mit den Augen längs den dunkeln Rändern der Berghöhen am Himmel, als wollt' er an ihren bekannten Umrissen erkennen, ob er nicht in ein fremdes Thal gerathen sei? Dann ließ er sein widerliches innen-

liches Lachen hören. „Glaubst du es nun, Bursch?“ sagte er: „Oder denkst du noch immerdar, es sei schwermüthige Einbildung, daß das Schuldloseste und Edelste dem unentrinnbaren Verderben geweiht sei, wenn ich es berühre? Hier stand meine arme Hütte. Das Schicksal hat sein Maleßzgericht gehalten, und mir den Stab gebrochen und die Stücke zu meinen Füßen geworfen. Was mir angehört, soll von der Erde vertilgt werden. Ich bin auf dieser Brandstätte wieder so arm, als da ich aus Indien kam und mich der Algierer in Ketten geschlagen hatte. Meinst du, Bursch, es schmerze mich? Du irrst; ich lache, und verachte den Koth des Reichthums, der mich nie ergötzt hat, als er noch prangen konnte. Fahr hin!“ — Er spie, indem er es sprach, in die Asche, und Funken knisterten auf.

„Aber warum mir das?“ fuhr er wieder, nach einiger Stille, mit schrecklicher Stimme und aufgehobenen Armen, fort: „Auf dem Schutt meiner Habe und meines elenden Lebens bleibt mir das Recht zur Frage: Warum verfolgst du mich, finstere Faust des Verhängnisses, mich, von der Wiege rastlos zur Gruft? Was hab' ich verbrochen? Ists Verbrechen, daß ich bin? Es ist das deine. Warum schlägst du mich? Ich trag' ein Zeugniß in meiner Brust, in allen meinen Tagen hab' ich nachgejagt dem Heiligen

und Wahren, dem Gerechten und Guten. Mein Bewußtsein spricht mich von Verdammung los, warum schlägst du mich? Ich habe, was göttlich heißt, höher gestellt, als das Leben, und bin dem Teufel gleich gestellt. Ich habe Segen gestreut und mir wuchs Fluch; ich habe Freuden gesäet, und mir wuchs Schmerz daraus; ich habe, was recht ist, geschirmt, und verruchte Willkühr zog daraus Triumph; ich half zur Freiheit des niedergetretenen Volkes, und Sklaverei ist fester und blutiger geworden. Wie? bin ich wahnsinnig, so haben die reissenden Bestien Vernunft. Und dieser Wahnsinn ist nicht mein, sondern dein Verbrechen! Warum verfolgst du mich? Du hast mir den Sinn der Wahrheit und Gerechtigkeit, wie das Licht des Auges, gegeben, warum wüthest du wider mich? Du mir das Herz voll Liebe, warum zerreissest du es? O mein armes Kind! o du Engel inmitten dieser Hölle! Lorely! Lorely!"

Hier verflossen die Worte des Greises in ein schmerzliches Wimmern.

In schwerer Betäubung unbeweglich stand unweit der Jüngling. Es rauschte, wie Stromsbrausen, durch seine Ohren, und zwischen dem Brausen schollen Klage und Hader des Alten mit dem Schicksal. Das erschütternde, nächtliche Schauspiel des großen Verderbens hatte einen

wahren Stillstand alles eignen Denkens und Empfindens in ihm bewirkt. Aber Addrichs wiederholtes, leises Rufen von Eleonorens Namen schreckte ihn jählings auf. „Und Epiphanie!“ rief er: „Wohin ist sie gerathen? Entflohen? erschlagen? verbrannt?“

Er schwieg, über eine schauerliche Reihe von Möglichkeiten Musterung haltend; stieß einen heftigen Schrei aus, und rannte dann mitten durch die Brandstätte, daß Gluth und Funken unter seinen Fersen hoch aufstoben, gegen die Berghalde aufwärts. Er schrie durch Wald und Nacht Epiphaniens Namen. Er würde am Tage einem Rasenden geglichen haben. Er irrte durch die Wildniß umher bis der Morgenhimmel dämmerte, bis er odemlos und entkräftet eine Hütte an den Türrenäscher Bergen ersah, wohin er, um Menschen zu finden, die Richtung nahm.

Noch lag in der Hütte, wenn etwas darin lebte, Alles vom Schlaf gebunden. Er wollte die Glücklichen nicht stören, und unter dem vorhangenden Strohdach auf einer Bank den Tag erwarten, indessen er besonnener mit sich zu Rath gehen konnte, was er beginnen müsse? Aber er sank bald in Ermüdung und Bewußtlosigkeit zusammen. Der Schlummer, mit weicher Macht, raubte ihm Erinnerung und Schmerz.

Die Sonne durchdrang schon seine feuchten

Kleider mit wohlthätiger Wärme, als er erwachte, und vor seinen Augen das stille Thal von Aesch mit dem Wiesengrunde zwischen waldigen Halden, wie ein blendend grünes Luftbild schwamm. Und in dem Bilde bewegte sich um einen Holzpfeiler der Hütte, mit halbem Leibe, ein Mädchen, neugierig, zwischen wilden Rosen, nach dem Schläfer schauend. Er erkannte augenblicks das regsame Aenneli aus dem Moose, und sprang auf, den Schmerz der halberstarrten Glieder vergessend. Aenneli trippelte ihm langsam entgegen und weinte laut, indem sie ihm zum traulichen Gruße die Hand reichte.

„Und Epiphanie?“ fragte Fabian sogleich und auf eine Art, als hätt' er die Antwort schon vor der Frage erwartet.

„Sieben Tage nach dem Begräbniß von Adrichs Tochter war sie ja, wißt Ihr's denn nicht? verschwunden!“ schluchzte die Kleine: „Aber noch gestern erschien das Volk von der verlornen Schlacht und plünderte und zerstörte im Moose Alles, was war; schlug Adrichs Knechte blutrünstig und zündete Haus und Stall und Scheuer an. Ich rettete mein Leben in den Wald. Zwei Stunden, und Alles lag grausam zur Erde gebrannt. Keine helfende Hand der Nachbarn streckte sich aus, kein Eimer Wassers. Die Flammen flackerten wohl himmelhoch; aber keine Glocke

stürmte! Das hat ein Ende mit Schrecken genommen. Bewahr' uns Gott vor bösen Nachbarn! Nichts hab' ich geflüchtet, ich armes Kind, als das Leben und die Lumpen, die ich am Leibe trage. Keine Hütte in Aesch nahm mich barmherzig auf. Hätte nicht die alte Mutter Walti ein Christenherz gehabt, ich wär' unter freiem Himmel im Unwetter gestorben."

„Und Epiphanie?" rief der leichenblasse Jüngling, der am ganzen Leibe zitterte und das Mädchen mit starren Augen durchforschte.

„Alle Tage war sie hinab gen Kulm zu Lorely's Grab gegangen; am siebenten kam sie nicht wieder!" antwortete Aenneli: „Wißt Ihr, wie der Halmenkranz vor der Trauung zerfiel, und Fanely's Wort beim Abschiede? O mein Lebtage vergeß' ich der thränenvollen Hochzeit nicht. Begräbnißtage sind fröhlicher. Wär' ich nicht so traurig, ich müßte wohl über den Bettelschmuck der Brautjungfer noch heut lachen. Aber auch der ist verbrannt, oder geplündert vom Volk. Mag es ihnen Gott verzeihen!"

„Und Epiphanie!" rief der junge Mensch heftiger: „Wo ist sie? Rede doch!"

„Das fraget den allwissenden Himmel!" erwiederte das Mädchen: „Wir haben sie gesucht, ihren Namen von Höhen und Wäldern gerufen den ganzen Tag, die ganze Nacht, dann wochen-

lang, und — kein Stündchen von ihr gefunden. Wir haben alle Thäler, alle Höfe durchfragt, die Dörfer bis Aarau, die Stadt selbst. Sie war von niemandem gesehen worden. Niemand hatte sie am siebenten Tage, wie sonst, auf dem We;e von Kulm, niemand im Dorf, oder wie sonst auf dem Kirchhofe, bemerkt. Die Leute sprechen wüste Dinge. Fanchy war aber ein heiliger Engel, o gewiß, ein ganz heiliger Engel. Es sind nicht allesammt Heilige, die in der Kirche beten und singen; und unter Addichs Dach sind wir nicht allesammt Kinder der Finsterniß gewesen. Als ich gestern zu den Aeschern floh, aus der Feuersbrunst, vor dem Kriegsvolk, stießen sie mich von ihren Thüren hinweg und riefen: Poch' an das Hellenpförtlein, da wird dir aufgethan, da wartet man dein. Es ist der Wirthschaft des Teufels im Moose der Garaus gemacht. Erst holte er die Besessene ab; dann sieben Tage darauf die Kräutersucherin; nach sieben Tagen nimmt er dich beim Genick. Und wie sie mich aus ihrem Dorfe trieben, schrien Buben und Kinder: Satansbuhle! Belialsmagd! Hexen-Aenni!"

Der ungeduldige Jüngling wiederholte seine Fragen um Epiphanien vergebens. Er erfuhr nicht mehr, als er schon wußte, wie geläufig ihm auch das junge Mädchen alle übrige Begeben-

heiten mit den unwichtigsten Nebenumständen erzählte, sich das Herz zu leeren.

Während dieser traurigen Unterhaltung vor der Hütte war auch Mutter Walti, die Eigenthümerin derselben, hervorgetreten. Die alte Frau heulte laut um das Loos ihrer zwei Söhne, welche in die Mellinger Schlacht gezogen und noch nicht zurückgekehrt waren. Indessen vergaß sie über ihr Leid die Sorge der Gastfreundlichkeit nicht, und lud den Jüngling, so wie Addrichs gewesene Magd zur Theilnahme am bereiteten Morgenessen ins Stübchen ein. Hier vernahm er, bei der warmen Milchsuppe und dem rauhen Brode, durch Jennelis Geplauder, wenn auch nicht das, was ihm das Wichtigste blieb, doch Vieles, was ihm von nicht geringer Bedeutsamkeit war. Er hörte, daß Addrichs Tochter Lon seit Jahr und Tag heimlich den Hauptmann Renold geliebt habe; auch dann noch, als sie sein verdorbenes Gemüth erkannt und ihn nie mehr vor sich gelassen hätte. Er hörte, daß sie ihrem Vater, der für das geliebte Kind alles gern that, bei seinem Abschiede zur Pflicht gemacht habe, Fabian nicht mit sich zu nehmen, ohne ihn zuvor mit Epiphanien in der Kirche zu Kulm trauen zu lassen. Sie hatte die Neuvermählte, bei deren Heimkehr von Kulm, mit wahrer Seligkeit empfangen und ihr bekannt, daß diese Ueberraschung und Trauung

ihr Werk, ihr letzter Wunsch gewesen sei vor dem Sterben. „Ohne diese Ueberraschung," hatte sie gesagt, „würdet Ihr beide, ich kenne Euch, noch lange nicht, vielleicht nimmer, vor Gott verbunden worden sein, und Gideons Ruchlosigkeit hätte Macht über Euch beide behalten, vielleicht Euch ewig zu trennen."

Eben so berichtete Aenneli, wie Epiphanie seitdem nie wieder frohes Sinnes geworden, oft heimlich geweint, nie das Haus, bis zum Tode Leonorens, verlassen hätte. Dieser wäre am zwölften Tage nach der Abreise Addrichs erfolgt, ein ruhiges Entschlummern gewesen. Niemand wäre aber, ausser den Bewohnern des Mooses, dem Sarge der Verstorbenen zur ewigen Ruhestätte nachgegangen. Selbst als der Leichenzug durchs Dorf gekommen, hätte sich, ausser Pfarrer und Sigrist, niemand angeschlossen. Jeden Morgen wäre nachdem Epiphanie, in tiefer Trauer, mit frischen Blumen zum Grabe der Schwester hingewallfahrtet, bis sie nicht mehr zurückgekehrt sei.

Fabian, um sich das Verschwinden seiner jungen Gattin zu enträthseln, hatte auch Raub und Entführung gezaugwohnt; abwechselnd bald seinen Verdacht auf den Mann gerichtet, dem Epiphanie einst auf der Dampf so viel Liebe, Vertrauen und Geheimniß gewähren wollte, bald

gegen den Hauptmann Renold, dessen Leidenschaft für Epiphanie, dessen Gewaltthätigkeit er kannte, dessen ausgestoßene Drohungen ihm in frischer Erinnerung lebten, und die, vom Entsetzen des bösen Gewissens, welches Gideon in der Walddruderhütte nicht verhehlt hatte, schreckliche Glaubwürdigkeit empfingen. Da erinnerte er sich der damaligen Worte des Schweden: „Du sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Rappuse gebe!"

„Das hat er nicht aus der Luft gegriffen!" dachte Fabian schaudernd in sich: „Das konnte der Schurke nicht drohen, wenn er sie nicht schon in seinen Klauen hatte."

Er forschte nun mit hundert Fragen an Aennelt, ob sich der Hauptmann nach Addrichs Abreise nie im Hause gezeigt, ob man nicht dort, oder im Moose, oder ringsum in der Gegend unbekannte, verdächtige Leute gesehen habe.

„Nein," erwiederte das Mädchen: „nie, als am gestrigen Unglückstage, da das Volk aus der Schlacht kam, ins Haus drang und alles raubte. Mich aber machte der Schrecken flink, da ich die brüllenden Haufen hörte, und war zum Wald entsprungen, ehe die wilden Bauern einbrachen. Wie Alles brannte und Baschi mit blutigem Gesicht in den Wald floh, und mir

ste seine Gerechtigkeit wie sein Mitleiden vergebens anflehten; als er, bei Erschöpfung des Landes, während sein Privatschatz anschwoll, die Auflagen vermehren wollte; als er die unter der westphälischen Regierung geschehenen Domänenverkäufe aufhob und die rechtmäßigen Eigenthümer von Haus und Hof trieb, hinwieder die Schuldner des Staats, welche ihre Schuld schon an die westphälische Regierung entrichtet hatten, anhielt, dieselben Kapitalien noch einmal an seine Staatskassen zu zahlen; als er durch ein hartes Gesetz alle Druck- und Lesefreiheit beschränkte, und die hessischen Landstände seit dem Jahr 1816 nie wieder einberief, sondern in unbeschränkter Machtvollkommenheit regierte.

Ein Schlagfluß endete am 27. Februar 1821 das Leben des siebenundsiebenzigjährigen Greises. Seine Unterthanen richteten zwar ihren Blick mit frohern Erwartungen auf seinen Sohn und Thronfolger Wilhelm II, aber klagten den Vorgänger nicht mehr an. Was er gethan, und wie sehr es in und ausser Deutschland allgemeine Mißbilligung erfahren haben mochte, wußten sie mit Kindesehrfurcht durch seine frühere Erziehung, durch seine Neigung zur Sparsamkeit, durch seine eigenthümlichen Vorstellungen von Pflichten und Rechten eines Landesherrn, durch sein hohes Alter zu entschuldigen, in welchem man nicht leicht mehr an-

begegnete, — ich kannte ihn kaum an den Kleidern, — sagte er: allesammt' wären es Fremde, aber er glaube sogar den Schweden bei ihnen gesehen zu haben. Doch thut er dem freundlichen, hübschen Hauptmann offenbar unrecht, der uns so lieb war, den wir ja auf Händen getragen haben. O, wär' er nur erschienen in der gräßlichen Stunde, wär' er nur! Ach, Alles würde noch ungeschehen sein. Nun aber... o, wie wird der Addrich sein graues Haar über Lorely's Grab, über dem Schutt seines Hauses zerreissen, wenn er lebt, wenn er das Erschreck'iche mit seinen wunden Augen schauen muß!"

Lange noch klagte und jammerte Aenneli erzählend fort. Fabian achtete nicht mehr auf ihre Worte. Er hatte genug gehört. Denn daß Baschi den Schweden im Gewühl der mordbrennerischen Bande erkannt zu haben glaubte, ward ihm unverwerfliches Zeugniß, Gideon Renold sei Anstifter des Gräuels gewesen. Er sprang auf und wollte den verlassenen, greisen Addrich suchen; er wollte weit um nach Spuren Epiphaniens spähen; er wollte dem Hauptmann Renold nachspringen, bis er ihn gefunden. Hundert Vorsätze drängten sich ihm durch einander, und jeder schien zur Ausführung dringender, denn die andern, aufzufordern.

„Aber ich", schrie das junge Mädchen klaglich, und warf sich, ihn mit Angst umklammernd,

an seine Brust, als er, dankend und Lebewohl rufend, davon wollte: „aber ich, um der himmlischen Barmherzigkeit willen, muß ich arme Waise im Elend verderben und sterben? Ich stehe allein unterm Himmel und kennt mich und will mich ja niemand mehr.“

Fabian, voller Mitleiden, nahm einige Silberstücke Geldes, gab sie ihr und sprach: „Wähle den Weg gen Aarau; bringe dem frommen Dekan Rüsperli meinen Gruß, die Botschaft unsers ungeheuern Unglücks und die Bitte, sich deiner anzunehmen. Er wird dein Helfer sein! Geh', Kind, geh' mit Gott!“

Er riß sich los, eilte zur Hütte hinaus und die Höhe hinauf, von der er vergangene Nacht in Verzweiflung und Verwirrung seines Gemüthes herabgekommen war.

48.

Das Gefecht bei Herzogenbuchsee.

Sein Gang war ins Moos. Ihn rief das Mitleiden für Addrich dahin. Er schämte sich der eigenen Unmännlichkeit, den beklagenswerthen Alten in jenen Augenblicken verlassen zu haben, da sich Himmel und Erde verschworen hatten, den festen Muth des grauen Dulders zu

brechen; er schämte sich des Wahnsinnes, der ihn beim Gedanken an Epiphaniens Loos hatte in die Irre umherjagen können. Mit starker Brust dem feindseligen Verhängniß entgegentretend, schien ihm das Edelste, sein Schicksal an Addrichs Schicksal zu knüpfen, der seiner Güter, seiner Kinder, selbst der Sicherheit seines Lebens beraubt, unstät und flüchtig, ein Bettler und geächtet, durch die Welt gehen mußte. Der höchste Stolz des Mannes bleibt, dem widerwärtigen Glücke nicht zu weichen und die Macht der Umstände nirgends zu fürchten.

Schon fauchte ihn der wüste, bittere Dunst der Brandstätte an, von den dürren Zweigen halbverkohlter Obstbäume umringt, welche vormals die verschwundene Wohnung beschatteten. So gehen treue Diener willig mit einer geliebten Herrschaft in den Untergang, den sie nicht verschuldet haben. Aber Addrich war nirgends zu erblicken.

Als Fabian ämsig die Umgebungen durchstreifte, und den schmalen Pfad, vom Moos nach Teufenthal, im Tannenhain verfolgte, fand er am Wege Addrichs runden, hoch gespitzten Hut liegend, daneben das dünne Gras des Rasens eingedrückt, wie von einem Menschen, der dort gelegen gewesen. Mit heimlichem Schauder hob der Jüngling den noch vom Regen schweren Hut

auf, der ihm zu deuten schien, daß diese Stätte wohl eine der Stationen des Greises am Calvarienberge seines Leidens gewesen sein möge. Er ließ sich durch ein dunkles Ahnen auf dem Fußweg bis zum Dorfe führen.

Und wirklich vernahm er schon bei der ersten Teufenthaler Hütte, wie Addrich, bei Tagesanbruch, die schlafenden Bewohner derselben mit Pochen und Rufen erschreckt und um das Unglück seines Hauses befragt habe. Schweigend, ja ohne daß er einen Seufzer ausgestoßen hätte, sei von ihm angehört worden, was man vom Tode seines Kindes, vom Unsichtbarwerden seiner Nichte, vom Untergang seines ganzen Hauses zu erzählen wußte. Dann hab' er sich schweigend entfernt und, so viel sich in der Dämmerung des Morgens erkennen ließ, die Richtung gen Kulm genommen.

Auch dahin eilte ihm mit großen Schritten der Jüngling nach. Einige Kinder und Weiber, welche am Eingang des Kirchhofes stillauschend standen, und das Antlitz gegen die Gräber gerichtet hatten, verhießen, schon durch ihre furchtsame Neugier in den Gesichtern, die Nähe des Gesuchten. Fabian erblickte ihn wirklich, sobald er auf den Kirchhof trat. Der Unglückselige lag unbeweglich über dem jüngsten der Todtenhügel hingestreckt, mit zur Erde gekehrtem Gesicht. Fabian erkannte an den welken Ueberbleibseln vieler

darüber gestreuten Blumen, diesen Zeugen von Epiphaniens Liebestrauer, der Vater habe die Gruft des Kindes nicht verfehlt. Der Jüngling aber, zitternd für das gebrechliche Leben des Greises, umfaßte ihn leise, und richtete ihn mit halbem Leibe auf. Addrich öffnete die Augen, einem Schlaftrunkenen gleich, nahm, an das Grab gelehnt, sitzende Stellung, sah halb träumend auf den jungen Mann, auf die ganze Umgebung, auf den Erdhügel, der ihn stützte; aber beantwortete keine von Fabians mit kummervoller Zärtlichkeit wiederholten Fragen.

„Es schläft sich bei den Todten süß!“ sagte er endlich, wie für sich.

Fabian redete ihn von neuem an. Addrich ließ ihn aber, wie vorhin, vergebens Antwort erwarten, während dessen der Jüngling einige der verblichenen Blumen sammelte und bewahrte, die Epiphaniens Hand berührt und zu Todtenopfern geweiht gedacht hatte. Endlich führte Fabian den halberstarrten und entkräfteten Alten mit einiger Gewalt zum Wirthshause, wo er ihn mit kräftiger Weinsuppe erquickte, dann entkleiden half und in ein Bett brachte. Addrich hielt einen todtenhaften Schlaf von beinahe vierundzwanzig Stunden und erwachte erst am folgenden Morgen, gestärkt und mit voller Besonnenheit. Fabian, der ihn voll kindlichen Mitleidens bewachte,

hatte indeſſen die traurige Muße mit Säuberung des verwüſteten Reiſegewandes und Nachforſchungen über die Ereigniſſe im Moore, ſo gut er konnte, verkürzt. Alle Nachrichten beſtätigten den ſchrecklichen Verdacht, daß Hauptmann Gideon Arnold Epiphaniens Entführung und den Mordbrand veranſtaltet habe.

„Ich bin reiſefertig!“ ſagte Addrich: „Alles liegt für mich in der Welt abgethan. Höre zu, es klingt wunderbarlich:

Aus iſt dein Licht geblaſen,
Mit aller Hoffnung aus;
Das Kind deckt dir der Raſen,
Die Aſche dir das Haus.

Ich lebe noch und lebe doch nicht mehr. Es widert mich an, Bewußtſein im Grabe zu behalten. Doch fürchte nichts von mir, Fabian, fürchte nichts. Du biſt treu geblieben; darum erfüll' ich meine Verheißung, und ſcheide nicht, bis ich dir dein Weib gegeben habe. Komm! Gideon iſt mit einem Haufen der Oberländer gezogen. Ich ſetz' ihm die Degenſpitze aufs Herz; er ſoll mir Epiphaniens Aufenthalt nennen. Komm, früher ruhen wir nicht. Dann ſoll Feierabend ſchlagen. Komm!“

Sie gingen. Weil die Sage lief, daß ſich der Schlachthaufen der Oberländer, etwa zweitauſend Mann ſtark, nach der Gegend von Lan-

genthal zurückziehe, an ihrer Spitze Leuenberger mit andern Häuptern des Aufstandes, schlugen Aldrich und Fabian ebenfalls den Weg dahin ein. Doch machten sie nur eine kleine Tagreise, denn Aldrichs Kraft, in dem riesigen, nun unter eigener Last zusammensinkenden Körper, schien gebrochen; selbst sein Geist verwandelt. Nichts mehr reizte seine Theilnahme. Selbst die Botschaft, daß am Tage vorher Schuhi mit den Entlibuchern, bei Rost am Reußsteg Gisikon, tapfer gegen die Luzerner gefochten, deren Hauptmann Krebsinger gefangen, deren Pulvermagazin, das in einer Scheuer war, in die Luft gesprengt habe; daß sich dort Schwyzer, Unterwaldner und Zuger geweigert hätten, gegen die tapfern Landleute die Waffen zu wenden; daß Leuenberger und die Oberländer entschlossen wären, neuerdings in den Kampf gegen die Städte zu treten, — nichts weckte Aldrichs Neugier und alte Hoffnung auf. Er glich einer am Tage wandelnden Leiche. Lust und Schrecken hatten ihre Gewalt an ihm verloren. Er sprach nicht. Fabians freundliche Worte empfingen keine Erwiederung.

Den schreckhaftesten Beweis seiner Abgestorbenheit aber gab er folgenden Tages. Beide waren durch das einförmige Flachland von Langenthal, wo man nur im Hintergrunde niedrige Hügel erblickte, zwischen den Rebhägen der Mat-

ten, ſchweigend neben dem Dorf Herzogenbuchſee vorüber gegangen, um gen Wangen zu wandern. Denn dahin ſollte ſich Leuenberger gewandt haben. Als ſie aber noch vor Herzogenbuchſee auf das Feld kamen, erblickten ſie dort einzelne Schildwachten der Oberländer mit Hellebarden bewaffnet, und in geringer Entfernung vor ſich die Schaaren des bernischen Heeres mit wehenden Fahnen aufgeſtellt. Fabian erſchrack; Addrich warf einen gleichgültigen Blick auf das Schauſpiel und ſetzte gelaſſen ſeinen Weg gegen die feindlichen Schlachthaufen fort. Da riß ihn der Jüngling zurück gegen das Dorf, wohin eben auch mit ſeinem Gefolge der bernische Feldherr Erlach vorſprengte, weil ihm die Schildwachten geſagt hatten, es ſei leer von Rebellen. Aber ſchon bei den erſten Häuſern empfing ein ſo mörderiſches Feuer den General und ſeine Begleiter, daß ſie in ſtürmiſcher Eil zu den Ihrigen zurücktagten. Während Fabian ſeitwärts ſprang, ſchritt Addrich gelaſſen mitten durch den Kugelregen in das Dorf hinein. Fabian ſuchte ihn ſogleich wieder zu finden. Allein das Dorf, in welchem noch kurz vorher die tiefſte Stille geherrſcht hatte, war plötzlich mit einigen Tauſenden der bewaffneten Oberländer angefüllt, als wären ſie durch ein Wunder hieher gezaubert. In geſchloſſenen Haufen drangen ſie hervor, dem Feind entgegen.

Mit Ungeſtüm warfen ſie ſich auf die Vorhut der Berner und trieben ſie zurück, während Erlach langſam ſeine Streitmaſſen entfaltete. Nach einer Stunde ſahen die Oberländer nicht nur vor ſich, ſondern auch links und rechts über die Wieſen lange blaßgrüne Streifen von Pulverdampf, in denen ſich Erlachs Schlachtreihen näherten. Da bemächtigten ſich die Ueberflügelten eines nahen Gehölzes und ſetzten das Gefecht mit Muth fort. Endlich auch hier faſt von allen Seiten umzingelt und zuſammengedrängt, eilten ſie wieder hervor, den Rückzug in's Dorf nehmend. Schritt um Schritt machten ſie dem Sieger ſtreitig. Von Hag zu Hag ward Gefecht, bis das Dorf erreicht wurde. Vertheilt in den Häuſern, zerſtreut hinter den Hütten, in den Gärten, unterhielten ſie verzweiflungsvoll den Kampf, bis Haus um Haus in Rauch und Flammen aufging. Nun getrennt, behauptete ſich noch ein Theil von ihnen lange auf dem erhaben gelegenen Kirchhofe, hinter der hohen Mauer, die zur Bruſtwehr diente. Andre wandten ſich langſam, in voller Ordnung, ſtets ſchlagend, gegen den Wald. Andre liefen, zerſtreut, fechtend, abwärts durch die Baumgärten gegen die Gebüſche und Wieſen von Oenz.

Dahin hatte der Ausgang des Treffens und die Gewalt der Umſtände auch den Liebling Epiphaniens getrieben, der anfangs lange Zeit den ver-

lornen Alten vergebens gesucht, hernach aber, den Tag über, seinen menschenfreundlichen Beruf, als Wundarzt, ohne Unterschied an Freunden und Feinden geübt hatte, die verwundet aus dem Streit schieden.

Er wandelte, unschlüssig, ob er in der Nähe des Dorfes bleiben oder sich entfernen solle, durch eine üppige Matte. Man sah und hörte hier nichts mehr weder von Verfolgern noch Verfolgten. Aber seitwärts, hinter niederm Weidengebüsch, ließ sich Stöhnen einer menschlichen Stimme vernehmen. Er drang durch das Dickigt, dem Klagetön nach, und erblickte jenseits derselben, am schilfigen Ufer eines klaren Weihers, längs welchem ein Fußpfad hinlief, einen Kriegsmann am Boden liegend, der sich vergebens aufzurichten strebte. Das reich mit Blut benetzte Gewand desselben ließ an der Traurigkeit seiner Lage nicht zweifeln. Fabian, noch indem er sich näherte, griff zu seinem Besteck, welches er stets bei sich führte, und rief, indem er neben dem Verwundeten niederkniete: „Muth, Kamerad! Wo fehlts?"

„Zum mindesten nicht an Courage!" erwiederte der Kriegsmann und wandte den Kopf, um den Frager zu sehen. Fabian erschrack, als er in das bleiche Gesicht blickte und den Hauptmann Renold erkannte. „Du hier?" rief er voller Bestürzung

genommene Begriffe ändert und ſich den rings verwandelten Verhältniſſen und Vorſtellungen des Zeitalters willig anſchmiegt.

Es werden viele Lobreden auf die Fürſten geſchrieben. Die Völker verdienen ſolche gewiß nicht minder, und ſie ſind ihnen vielleicht minder gefährlich, als jenen, weil ſie weniger leicht vom Weihrauch betäubt, wohl aber durch Anerkennung ihrer Tugenden in denſelben geſtärkter werden.

Mittelalteriſcher Jakobinismus.

Wäre es einmal Ernſt, die europäiſchen Völker zur Verehrung eines zügelloſen Willens auf dem Thron, und zur gedankenloſen Unterwürfigkeit gegen eine gedankenfeindliche geiſtliche Gewalt zurückzuführen: ſo müßten wir nicht bei halben Maasregeln ſtehen bleiben, ſondern vom Grund aus helfen. Wir müßten nicht von der Herrlichkeit des Lebens im Mittelalter reden, wo es zwar Leibeigene, aber doch auch freie Leute gab, ſondern von der Vortrefflichkeit unſerer Altvordern

und Zorn; setzte aber, indem er auf die blutige Brust des schönen Mannes die Augen warf, mitleidig hinzu: „Es scheint, um dich steht's schlimm."

Gideon aber verzog den Mund mit höhnischem Stolz und sagte: „Gelt, gefundenes Fressen für deines Gleichen! Kannst Revange nehmen, ohne Resistenz zu fürchten. Jetzt sind wir quitt. Mach's ohne Präparatoria mit mir ab."

„Zeige mir deine Wunden!" versetzte Fabian, ohne auf ihn zu hören, netzte einen Schwamm im Wasser des Weihers, kniete wieder zu ihm nieder und rollte das wundärztliche Besteck auseinander.

„Kömmst post festum, Herr Medikus!" rief Gideon: „Hab' die Pillen schon aus Büchsenschmieds Apothek empfangen, und sie purgiren mir die Seele richtig zum Leib hinaus. So will ich, als tapferer Soldat, auf dem Feld der Ehren dieser Welt Valet sagen; krepiret Ihr unterdessen im faulen Nestlein."

„Ich hoffe, Renold, du bist noch zu retten!" sagte Fabian: „Laß dich untersuchen."

„Mit Gunst, bleib mir vom Hals!" erwiederte der Verwundete: „Ich begehre keine Visitation; zwei Kugeln fuhren mir in den Leib, zweifelsohne hinten wieder aus; denn ich hielt den welschen Teufeln nahe genug vor der Mündung. Unsere Sache hat manquirt; sie hätte glorreichern Ausgang merkirt. Aber der Feind hatte uns mit

Traßquen und Pratiquen schon bei Mellingen ruinirt. Heut schlug sich unsere Mannschaft während der Bataille heroisch. Der Feind, welcher eine wohl montirte Reiterei, Fußvolk und Artillerie gegen uns ins Feld stellte, hätte noch lange nicht Viktoria schiessen sollen. Doch uns fehlte es im Fundament aller Kriegsoperationen; an verständigen Kriegsräthen und wohlobservirter Disciplin."

Fabian, der unterdessen Gideons Wammes geöffnet und mit dem Schwamm das Blut von dessen Brust gewaschen hatte, sagte: „Spare deine Worte für nöthigere Dinge, denn du hast nicht viel Odemzüge mehr zu verschwenden."

„Danke der Glücksgöttin dafür, du schelmischer Aventurirer!" sagte Gideon mit matterer Stimme, während ihm Fabian zwei Schußwunden an der Brust mit Leinwand und Pflaster bedeckte, um das vorquellende Blut aufzuhalten. Der Soldat schien nichts davon zu empfinden; denn ohne auf Fabians Beschäftigung zu achten, fuhr er fort: „Beim ersten Rencontre hätt' ich dich niedergefäbelt und in Präsenz deiner Maitresse massakrirt."

„Schweig' mit deinen Prahlhansereien, Renold!" rief Fabian: „Dein letztes Stündlein hat geschlagen. Der Tod steht vor dir. Fürchte die Ewigkeit!"

„Was fürchten? Was?" entgegnete Gideon:

„Ich habe andere Meineidige gesehen. Ich sterbe honorabel, wie ich es jederzeit desideriert habe. Unterfange dich nicht, Calumnien zu spargiren, daß ich nicht bis an mein Ende ein herzhafter Kriegsmann geblieben sei."

„Renold, bald stehst du vor dem Richterstuhle des Allwissenden, bekenne die Wahrheit, erfülle meine letzte Bitte, sage mir noch..."

Gideon unterbrach ihn und sagte: „Molestire mich nicht. Sic transit gloria ... Alles vorbei."

„Bekenne, du hast Epiphanien aus dem Moose entführt; bekenne, wohin du die Unglückliche geschleppt hast...?"

— Wär' das Vögelein nicht ausgeflogen gewesen, ich hätt's, dir zum Possen und Chagrin, in den Sack gesteckt. Aber das Nest war leer.

„Epiphanie ist verschwunden!" rief Fabian mit wachsender Angst, denn er bemerkte Renolds zunehmende Schwäche und fürchtete dessen ewiges Verstummen, ehe das Geheimniß von Epiphaniens Loos enthüllt wäre: „Ich beschwöre dich, rede! Läugne nicht! Versöhne dich mit Gott und Menschen durch das Geständniß der Wahrheit. Wo ist der Aufenthalt des unglücklichen Geschöpfs?"

Renold schloß die Augen und versetzte mit leiser Stimme: „Das Weibsbild ist... nescio..."

„Nenne, Gideon Renold, nenne mir den Ort, um Gotteswillen, nenne ihn!"

„Nescio,“ antwortete jener leise stöhnend, indem sich die Züge seines bleichen Gesichts plötzlich entstellten und nach einigen Zuckungen in die kalte Ruhe des Todes zusammensanken.

Fabian wiederholte verzweifelnd sein Rufen. Gideon antwortete nicht mehr. Da trat der Frager schaudernd von der schweigenden Leiche zurück. Er betrachtete sie lange mit den Empfindungen des Entsetzens, Unwillens und Mitleidens. Wie er in düsterer Ueberlegung da stand, mit gefaltenen, vor sich hingestreckten Händen, auf die Brust gesenktem Haupte, die Blicke unter finster zusammengezogenen Augenbraunen, auf das, noch im Tode schöne Antlitz des Soldaten geheftet, rauschten Schritte hinter ihm, auf dem Fußweg am Weiher, durchs Buschwerk. Fabian wandte das Gesicht zurück und erblickte mit froher Verwunderung den lange vermißten Addrich. Er ging ihm entgegen.

„Ich hörte deine Stimme schon in der Ferne, Fabian!“ sagte der Alte: „Mit wem sprachst du?“

„Gottlob,“ rief der Jüngling, „daß uns der Himmel wieder zusammenführt. Ich suchte dich lange mit vergeblicher Mühe und hielt dich schon für verloren, gefangen oder getödtet.“

„Leere Sorge,“ versetzte Addrich, „der Tod verlangt mich nicht, und das Leben will mich nicht. So muß ich über die Erde wandern, wie

der ewige Jude. Mir sind die Kugeln ausgewichen; ich wich nur den Klauen der Berner und ihrer Henkersknechte aus. Gut, daß du lebst; mit wem sprachst du?"

Fabian zeigte stillschweigend auf Renolds Leichnam und beobachtete Adbrichs Miene, um zu erkennen, welche Empfindung dieser traurige Anblick in dem Alten erzeugen würde, der fast gefühllos geworden zu sein schien.

Adbrich trat langsam hinzu, und blieb in stummer Beschauung stehen. Kein Zug seines Gesichts änderte; doch schien er im ernsten Nachsinnen verloren. Zuweilen brummte er ein „Hm, Hm!" in sich hinein, wie wenn ihm etwas Unerwartetes leichte Verwunderung verursache. — Nach einiger Zeit murmelte er mit halblauter Stimme:

„Vom rosinfarbnen Munde
Erlischt die Lebenslust;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein."

Fabian erschrack und fürchtete für den Verstand des Alten, der in Versen sprach.

„Auf, auf, laßt uns von hinnen eilen, Ad-

drich!“ rief er: „denn für uns iſt keine Sicherheit in der Nähe des Schlachtfeldes!“

49.

Rettung.

Er ergriff ihn am Arm und führte ihn eilends mit ſich hinweg, durch Wald und Feld, ohne Raſt, Weg und Steg weder meidend noch ſuchend, aber in gerader Richtung nordwärts, den Aarſtrom zu erreichen. Unterwegs erzählte er, mit vielen beigemiſchten Bemerkungen, von dem letzten und kurzen Geſpräch, das er mit Gideon Reinold gehalten; dann entwarf er Pläne, wie ſie durchs Münſterthal oder die öſterreichiſchen Waldſtädte am Rhein, gen Frankreich oder Deutſchland entkommen könnten, und wie er, ſobald für Addrich geborgene Zuflucht gefunden ſein würde, in das Schweizerland heimkehren und Epiphaniens Spur ſuchen wolle. Addrich ſchien das Alles kaum zu hören, und ließ zuweilen nur ein trockenes „Ja“ oder „Nein“ oder „Wohl möglich“ vernehmen, mehr aus Gefälligkeit, oder den Frager zufrieden zu ſtellen, als aus Luſt an Unterhaltung.

Wie ſie beide nach einer Stunde durch ein ſtilles Wieſenthal hervortraten, erblickten ſie das

Ufer der Aar, und, wo sich der Bach, dessen Lauf sie verfolgt hatten, in den Strom ausmündet, einzelne Fischerhütten. Vor einer derselben flickte ein junger Mann an ausgespannten Netzen, den Fabian, wegen der Ueberfahrt zum jenseitigen Ufer, ansprach, indem er gutes Trinkgeld verhieß. Jener betrachtete Beide abwechselnd lange mit besonderer Aufmerksamkeit und sagte: „Gelt, Ihr kommt von Herzogenbuchsee, und der Boden hier brennt Euch unter den Füßen? Jesus, Maria und Joseph! das ist übel ausgegangen. Folget mir nach!“

Er warf eilfertig das Garn zur Erde, sprang zur Aare, rüstete ein Schifflein und ließ die Wanderer einsteigen. Als er vom Lande gestoßen hatte, sagte er rudernd: „Ihr Herren, ist Euch zu rathen, so fahret stromab, je weiter, je besser, bis die Nacht auf dem Lande liegt. Das Licht ist Euer Freund nicht.“

„Du bist ein Ehrenmann!“ sagte Fabian: „Fahr' uns so weit du magst; um den Fährlohn wollen wir nicht hadern. Du wirst mit uns zufrieden sein.“

„Danket der Mutter Gottes hunderttausendmal, daß Ihr mich am Staad gefunden!“ er-

wiederte der Schiffer: „Ich ſetze meinen Kopf daran, du heißeſt Fabian ab der Almen, und der Alte dort Addrich der Mooſer. Jeſus, Maria! Nun gehts manchem um den Hals!“

Fabian erblaßte vor Schrecken, ſich von einem Unbekannten und in unbekannter Gegend genannt zu hören. „Was weißt du von uns?“ fragte er den Schiffer.

„Daß man nach Euch beiden aller Orten das Netz ausgeworfen hat!“ antwortete dieſer: „Daß man kaum des Leuenbergers ſo ſehr, als Eurer habhaft zu werden trachtet; daß ich armer Geſell mit geringer Mühe ein paar Dublonen gewinnen konnte, wenn ich zu Olten im Leuen Nachricht von Euch brächte. Das wär' aber Blutgeld. Behüt' uns Gott! Ich erkannt' Euch beide Augenblicks an Geberde, Kleid und Art, als Ihr vorhin am Staad zu mir tratet; denn der Steckbriefträger hat Euch aufs Haar genau konterfeit.“

Obwohl ſich Fabian unſchuldig fühlte, pochte ihm doch das Herz bei dieſen unerwarteten Botſchaften gewaltig, nicht minder aus Beſorgniß für Addrich, als ſich ſelber, da man ihn überall als deſſen unzertrennlichen Gefährten im Aufruhr geſehen hatte.

Der Schiffer bemerkte Fabians Unruhe und

sagte: „Sei du ohne Furcht, hast nicht allein im verbotenen Wasser gefischt; ich war auch dabei, als wir Landleute den Zug nach Solothurn machten, und die Stadt-Hechte fangen wollten. Seitdem hielt' ich mich aber im Staad mäuschenstill, und ging nicht einmal, wie die andern, auf die Höhe, die Schlacht bei Herzogenbuchsee zu schauen. Ich habe meine guten Gründe. Als diesen Morgen der Kerl von Bipp mit dem verdächtigen Gesicht kam und Euch beschrieb, und was für Euch geboten wäre, wußt' ich, was die Glocke geschlagen. Mich soll keiner dumm machen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen des Schiffers mit dem beängsteten Fabian, brach die Dämmerung des Abends herein.

„Es soll dich nicht gereuen!" sagte Fabian: „Ich zahle dir eine Dublone in blankem Gold, wenn du mit uns durch die Nacht fährst; bis Morgen sind wir, wo die Aare in den Rhein fällt."

„Nimmermehr!" entgegnete der Schiffer: „Ich kenne das Wasser nicht weiter, denn bis Brugg; und nächtlicher Weile ist mit dem Strom übel spaßen. Solls aber gelten, so geleit' ich Euch um das halbe Angebot über den Berg zu meiner Base in's Effenthal. Da seid Ihr geborgen, besser als in Abrahams Schoose. Und eh' der Tag kömmt, bin ich wieder am Staad."

Fabian willigte in Alles, um sich und seinem Unglücksgefährten einen Schlupfwinkel zu finden. Der Schiffer steuerte bald dem linken Ufer und einem Erlengebüsch zu, wo er die Wanderer ans Land gehen ließ, während er den Kahn befestigte. Dann schritt er, als Wegweiser, voran über die Felder, durch Wiesen und Aecker, bis in die Nähe eines Dorfes an der Landstraße gen Olten. Hier ward eine Stunde unter freiem Himmel gerastet, um sich mit Speise und Trank zu stärken; dann der Weg in's Gebirg genommen. Es ging durch Thäler und Hügel, Tannenwälder und Schluchten, bergauf in allerlei Krümmungen bei dunkler Nacht. „Bist du des Weges kundig?“ rief Fabian dem Führer zu, der immer die kürzesten, aber nicht bequemsten Richtungen nahm. — „Hui!“ antwortete jener lachend: „den fänd' ich blindlings. Zwei Jahre lang bin ich ihn gelaufen, wenn ich bei meinem Seppli zu Kilt ging; jetzt noch allwöchentlich, seit es mein Weiblein geworden. Freilich hätt' ich's wohl lieber am Staad bei mir; aber so lange wir kinderlos sind, muß es im Haus der alten Mutter bleiben und schaffen.“ *)

*) Die nächtliche Heimsuchung der Geliebten von den Jünglingen, der Kiltgang, ist, wie in andern deut-

frühern Datums, von den Aſiaten müſſen wir ſprechen; denn aus Aſien ſtammen wir! Warum blicken wir nicht freudig zurück in dieſes alte, verlorene Paradies unſerer Völkerjugend? Da weiß man auch heut' noch nichts von Volksrevolutionen, ſondern nur von Hofrevolutionen, wenn etwa ein Bruder den andern, oder ein Sohn den Vater, oder ein Neffe den Oheim vom Throne ſtößt. Da ſieht noch jetzt ein halber Welttheil im Dalailama ſeinen Fleiſch gewordenen Gott, und küßt den Staub vom Fuße des Prieſters hinweg. Da iſt noch die Stimmung und Laune, mit welcher der Khan, Schach oder Sultan des Morgens vom Schlaf aufgeſtanden iſt, der Zivil- und Kriminalkodex des Tages. Da gilt noch in den Kaſten der Hindu der altlösliche Unterſchied der Volksklaſſen in urbildlicher Vollendung; und können wir auf chineſiſchen Hochſchulen Etikette und Zeremoniel ſtudiren, als Baſis guter Ordnung.

Viele Lobredner des Mittelalters ſind, ſcheint es, entweder verkappte Jakobiner oder unwiſſende Nachbeter. Denn eben damals hatten ja weltliche Fürſten den Perſonen der Päbſte, Kardinäle und Biſchöfe übler mitgeſpielt, als je; eben damals lehnten ſich ja ſogar Mönchsorden gegen Roms Gewalt auf, die jetzt deſſen Stützen ſind; eben damals ermunterten und belohnten die Höfe geiſtvolle Gelehrte und Schriftſteller, die nach Wahr-

Nach zwei langen Stunden erreichten die Wanderer um Mitternacht eine einsame Hütte. „Hier sind wir zur Stelle!“ rief der Schiffer: „Aber drinnen liegt Alles im Schlaf. Wartet, ich will das Seppli wecken.“ Er schwang sich am Hause auf eine Holzbiege und verschwand in einer fensterartigen Oeffnung des Estrichs. Nach geraumer Zeit ward es im Innern der Hütte laut; es schimmerte Licht; die Thür ward geöffnet, und mit brennendem Kienspan in der Hand zündete der Schiffer seinen Freunden in eine enge Stube hinein. Ein junges, hübsches, halbbekleidetes Weib, darauf bald auch ein altes Mütterchen, traten herein, hießen die Fremdlinge willkommen und bedauerten, ihnen für die Nacht kein besseres Lager, als auf Ofen und Bank, anweisen zu können. Dankbar entrichtete Fabian dem braven Schiffmann seinen verheißenen Lohn. „Nun denn,“ rief dieser, nachdem noch Vieles über geheimen Aufenthalt und über mancherlei nöthige Vorsicht verhandelt worden war, „dem Hungrigen ist bald

---

schen Mehrasländern, noch jetzt in der Schweiz Sitte; eben so auch ist noch häufig, daß ein vermähltes junges Paar, zumal wenn es unbemittelt oder kinderlos ist, getrennt bei den gegenseitigen Aeltern wohnt.

gefocht, dem Müden leicht gebettet. Ihr seid ins Trockene gebracht. Wartet geduldig, bis der Sturm ausgetobt hat. Gelobt sei Jesus Christ!"

Fabian, froh, sich und den Oheim Epiphaniens in Sicherheit zu wissen, benutzte sich ohne Mühe in die ärmlichen Verhältnisse der Berghütte und fand, wie in dieser Nacht das Lager auf der Holzbank, so in den folgenden die Ruhstätte auf dem Heu, desgleichen die Bewirthung mit den einfachen Erzeugnissen der Heerde, unendlich köstlicher, als den Aufenthalt in einer Felshöhle, an den er schon in der ersten Angst gedacht hatte. Die Flüchtlinge hätten kaum ein angenehmeres Asyl wählen können, als die hohe, grüne Einöde, in welcher Monate lang kein fremdes Gesicht gesehen ward, und wo die beiden gutmüthigen Weider mit einem alten Knechte in Gastfreundschaft gegen die Unglücklichen wetteiferten. Das Bergthal, zwischen den beiden Kurapässen des Hausstein gelegen, trug seine eigenthümliche wilde Anmuth. Zu beiden Seiten schwollen die alpenartigen Wiesen gegen die nahen Felsenkämme des Gebirgs auf. Im Hintergrunde hing malerisch ein armseliges Kirchlein am Berge, hoch über einem furchtbaren Abgrund. In der Nähe derselben bildeten wenige beisammen lie-

gende, elende Hütten und einzeln im Gebirg umher zerstreute kleine Berghöfe die Gemeinde.

Während Addrich in dieser Einsamkeit die einsamsten Stätten suchte, Tage lang auf einem verwitterten Felsblock des öden Bergrückens unbeweglich da saß, selten sprach, und dann nur still grollend mit der Weltordnung oder schreckhafte Dinge ahnen lassend, schweifte Fabian ungeduldig durch das Gebirg. Gequält durch den schmerzvollen Gedanken an Epiphaniens Schicksal, ward ihm der Müßiggang und die einfache Lebensweise bald unerträglich. Er würde schon nach der ersten Woche das Ysenthal verlassen haben, um seine verlorne Göttin aufzusuchen, selbst mit Lebensgefahr, hätt' ihn nicht eine geheime Bangigkeit um Addrich oder die Menge der Schreckensbotschaften zurückgehalten, welche jedes Mal der treue Schiffmann brachte, so oft derselbe im Thal erschien.

Wöchentlich gab dieser neue Berichte von der Strenge und Grausamkeit, mit welcher die Obrigkeiten gegen die besiegten Rebellen verfuhren; wie tägliche Verhaftungen erfolgten und jeder Verdächtige angehalten würde. Fast sämmtliche Häupter und Rädelsführer der Empörung lagen schon in Kerkern und Ketten. Leuenberger

war zu Trachselwald von einem seiner eigenen Helfershelfer und Nachbarn, Hans Bierri, verrathen, nächtlicher Weile aufgehoben und nach Bern geschleppt worden. In Zofingen ward ein Blutrath von fünfzehn Personen niedergesetzt, die Eingefangenen zu beurtheilen, die Schuldigen abzustrafen. Christen Schybi, im Entlibuch entdeckt, wurde nach Zofingen gebracht, verurtheilt und in Surse, mit drei andern Spießgesellen, enthauptet. Adam Zeltner, der kluge Untervogt von Buchsiten, empfing in Zofingen den Todesstreich vom Schwert des Nachrichters, ungeachtet sich der französische Botschafter, Herr de la Barde, aufs Dringendste für das Leben desselben verwendet hatte. Ulli Schad ward vor dem Steinenthor bei Basel mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht, während sechs andere seiner Aufruhrgenossen, sämmtlich sonst achtbare Greise, alle mit grauen Köpfen und weißen Bärten, daselbst durchs Schwert hingerichtet wurden. Gleich trauriges Schicksal erlebte Leuenberger, dem nur unter der Folter Geständnisse erpreßt werden konnten; eben so sein ehemaliger Geheimschreiber Bremmer, und mancher Andere zu Bern. Ein Schmied von Höchstetten, weil er zur Volksbewaffnung Piken geschmiedet hatte, mußte dort nach geschehener Enthauptung noch geviertheilt,

und mit den vier Stücken seines Leibes an den Galgen genagelt werden. Als am Sonntag darauf (3. Juli) ein erschreckliches Ungewitter, von Sturmwinden und Wolkenbrüchen begleitet, über Bern zog, die Stadt schwer beschädigte, das Hochgericht mit den angehefteten Köpfen der Rebellen niederwarf und zertrümmerte, erkannte der Aberglaube eines Volks, welches unter dem obrigkeitlichen Zorne zitterte, wenigstens darin zu seinem Trost des Himmels Mißbilligung so blutdürstigen Wüthens seiner gnädigen Herren und Obern.

Die Zahl der Hingerichteten war groß; noch größer die Zahl derer, denen vom Henker ein Ohr abgeschnitten, oder die Zunge geschlitzt wurde; die man mit Ruthen strich, aus dem Vaterlande verbannte, auf die venezianischen Galeeren verschickte, um ihren Tod in Seeschlachten gegen die Ungläubigen zu suchen oder die man ehr- und wehrlos machte und mit schweren Geldbußen ungroßmüthig an den Bettelstab warf.

50.

Die letzten Erscheinungen.

„Ich will lieber unter Menschenfressern, Türken, Heiden und reissenden Thieren wohnen, die ihr Gebiß nur da einschlagen, wo Hunger oder Nothwehr begehren!“ schrie Fabian, „als unter diesen christlichen Obrigkeiten, die nun ihre Feigheit und überstandene Angst mit Grausamkeit verdecken, ihre Rache gleißnerisch hinter den Schild gesetzlicher Gerechtigkeit verbergen, das arme Volk erst mit Blutsaugerei und Frechheit am Boden zertreten, dann die blinde Verzweifelung desselben an Schuldigen und Unschuldigen mit blinder Wuth strafen; sich dabei gottesfürchtige, gnädige Obrigkeiten und die armen, rechtslosen Unterthanen freie, glückselige Unterthanen nennen! Verruchte Unnatur!“

„Warum tobest du, Bursch, wider die Natur?“ entgegnete Addeich gelassen oder vielmehr kalt: „Sie geht ihren bleiernen Schritt. Wir Ebenbilder Gottes haben kaum nur das Menschengesicht aus dem alten Fell der Bestialität hervorgestreckt. Wenn sich eine Nation mit der Kinderruthe züchtigen, mit der Peitsche geisseln läßt, verdient sie nichts Besseres, denn Ruthe und Peitsche.“

„O Addrich! fesselte mich nichts mehr an diesen blutgedüngten Felsenboden," rief Fabian bewegt, mit der Thräne heiligen Grimmes im Auge, „ich mögt' in eine Wüste ziehen und mich mit den Tigern verbrüdern. Hast du von unserm Schiffer die Geschichte des alten Weibes von Olten gehört, welches nach Zofingen lief und vor den unbarmherzigen Richtern für das Leben des Ehemannes und Sohnes, endlich nur für das Leben eines einzigen von beiden, den Fußfall wiederholte? Und als man nun die schauerliche Wahl öffnete, als nach langem entsetzlichen Kampf des Mutterherzens und der Gattenliebe die eheliche Zärtlichkeit überwog, — da hohnlächelte gefühlloser Witz über die Betrogene. Das scheint mir die höllische Krone auf das Haupt alles Frevels zulegen!...

„Still, Bursch!" erwiederte Addrich: „Trag Sorge für deine junge Haut. Wo Tirannen wohnen, haben die Steine Ohren."

Er hatte nicht Unrecht. Denn der Pfarrer des Iffenthals hatte den Aufenthalt der Flüchtlinge entdeckt, das Weib des Schiffers berufen und ausgeforscht, und demselben darauf gebotet, reinen Mund zu halten, über Alles, was er gefragt und gesagt. Die junge Frau aber gehorchte mehr der Stimme ihres Mitleidens, als des Beichtigers, und

warnte die Fremdlinge angſtvoll. Da blieb dieſen die abgelegene Einöde kein Aſyl mehr.

„Fort denn,“ ſagte Fabian, „das Leben zu retten, muß das Leben gewagt ſein. Verſuchen wir's, durch das unwegſame Gebirg, an den bewohnten Höfen und Bergdörfern vorüber, das kaiſerliche Gebiet am Rhein zu erreichen.“

„Mir gleich!“ entgegnete Addrich gleichgültig: „Mein Leben kannſt du nicht retten. Hätte ich kein Wort gegeben, es wäre längſt weggeworfen. Ich folge dir. Die grüne Schale des deinigen hält noch einen Kern; der meinige iſt vermodert.“

Mit Dank und gerührtem Herzen ſchied Fabian, Addrich aber ſtumm, von der gaſtfreundlichen Berghütte, in der folgenden Morgenfrühe, ehe der Tag graute. Dicker Nebel lag auf dem Thal und verbarg ihre Flucht, aber zugleich auch Weg und Gegend ſo ſehr, daß ſie erſt mit Sonnenaufgang aus der Bergſchlucht hervortraten, durch welche ihnen ein wildes Waldwaſſer zwiſchen Felſenſchutt den Ausgang zur Heerſtraße über den untern Hauenſtein gezeigt hatte.

Wie ſie den gähen Felſenweg emporſtiegen, deſſen letzte Höhe droben eine blaugraue Wolke, längs den Klippen gährend, bedeckte, wurden ſie bald eines Wanderers gewahr, der vor ihnen, in

städtischer Tracht, gemach bergauf schritt. Fabian drückte das braune Sammetbarret tiefer in die Augen, und, das Gesicht abgewandt, eilte er an dem Manne vorbei, indem er trocken einen Morgengruß sprach.

„Heda! Halt!“ rief der Wanderer: „Sonntag und Montag kommen alle Wochen zusammen, aber nicht Menschen. Es freut mich, Herr Freund, Euch hier zu treffen und mit Euch gleichen Weg zu machen, wenn Ihr nicht wie ein Bürstenbinder laufet.“

„Schon früh auf die Beine!“ antwortete Fabian, der den wohlgemuthen Meistersänger von Aarau erkannte und sich von Herzen nun des alten Bekannten erfreute: „Was gibt's Neues? Jetzt ist wieder Ruh und Sicherheit im Land und das Regiment frisch und wohl bestellt.“

„Ja, ja, Herr Freund! es wird aufgeräumt, wie sichs gebührt. Nur, sag' ich, frische Besen wischen wohl, doch gehen sie nicht in die Winkel. Den Erzrädelsführer Addrich haben sie noch nicht gefunden; wer weiß, wo er steckt? Hat aber der Teufel den Sattel, so holt er auch den Zaum. Ich wette, der trägt sein Kupfergeld nicht lange mehr auf der Nase herum. Heut oder morgen hängt er in Scharfrichters Dohnenstieg, oder läuft wenigstens mit nacktem Rücken durch den Besenmarkt. Er hats um mich allein schon verdient.

Und läß er in einem Dachsloch, ich kröche hinein, und holte ihn heraus."

„Kannst ihn wohlfeiler haben! sagte Ädbrich, der jetzt von hinten herankam: „Hier bin ich. Wie viel hat man für mich geboten?"

Meister Wirri stand still, und starrte den Alten verdutzt an; faßte sich aber bald und sagte halb ängstlich, halb freundlich zu ihm: „Nun, nun, ich hoffe, Ihr werdet Spaß verstehen, Herr Freund. Ich hatte Euch wohl gesehen, und nur dergleichen gethan, Euch Furcht zu machen. Ich soll Euch auch höfliche Grüße bringen von meinem Anneli, das ehemals in Euerm Dienste stand und Euch noch immer lobt."

„Ist's dein Anneli geworden?" entgegnete Ädbrich mit gleichgültiger Miene.

„Gelt, das nimmt dich Wunder!" rief Wirri, der sein Vergnügen nicht verbergen konnte, den furchtbaren Alten schnell auf ein anderes Gespräch zu leiten: „Nun, was nicht ist, kann noch werden. Es lebt beim wohlehrwürdigen Herrn Dechanten herrentage und das Zünglein geht ihm noch immer, wie der Bachstelze der Schwanz."

„Wie viel also hat man für mich geboten?" fragte Ädbrich wieder.

Den Spielmann machte die Frage wieder ganz

heiten forſchten, deren man heute gern entbehren möchte; eben damals hatten ſelbſt die freiheitärmſten Nationen Landſtände, und andere Völker hatten freiheitreiche Verfaſſungen.

Weiß man denn nicht, wie die Juſticia von Arragonien, wenn ſie den Eid des neuen Königs empfangen hatte, ihm mit auf die Bruſt geſetzter Degenſpitze ſagte: „Wir ſind ſo viel als Sie. Wir machen Sie zu unſerm König und Herrn, auf daß Sie, wie Sie eben geſchworen haben, unſere Rechtſame und Freiheiten handhaben und bewahren. Wo nicht, — nicht!“

Man erinnere ſich nur an die alte Verfaſſung von Brabant, aus der ich einige Artikel herſetzen will:

„Der Herzog ſoll die Prälaten und andern Geiſtlichen nicht ohne Vorwiſſen, Genehmigung und ausdrückliche Einwilligung der beiden andern Stände, des Adels und des Volks, verſammeln.“

„Der Herzog ſoll keine Steuer erheben, oder Auflagen machen, ohne Einwilligung der Stände des Landes.“

„Es ſoll kein Ausländer eine Ehrenſtelle in Brabant bekleiden, ausgenommen unwichtige Aemter.“

„Es ſoll der Herzog keinen ſeiner Unterthanen anders, als auf dem Rechtswege, belangen und verfolgen, damit ſich der Angeklagte durch

ernſt, doch zwang er ein Lächeln durch die erſteiften Geſichtsmuskeln und verſetzte: „Ei was? macht doch aus der Pille keine Bombe. Jedermann begriff, es ging auf den alten Socken nicht länger, und die Bauern hatten ihr Recht. Niemand verdenkt's Euch. Hättet Ihr nur Euer Eiſen geſchmiedet, als Ihr vor der Eſſe waret. Aber da wollte jeder von den Bauern ſein eigen Kraut ſchmalzen. Und wenn zwei Hunde an einem Bein nagen, kommen ſie ſelten überein. Das war das Unglück. Ein Mann wie Ihr, Herr Freund, hätte das Ruder führen müſſen, aber kein hochmüthiger Tolpel, wie der Leuenberger, der ſich meinte, als höre er die Flöhe huſten und das Gras wachſen, und den Kopf im Gehen ſtreckte, als ob er einen Degen verſchluckt hätte."

„Schweig', Mops," entgegnete der Alte: „Laß die Todten ungeläſtert. Er ſtarb wenigſtens für etwas Beſſeres, als wofür du lebſt."

„Nun ja," ſtimmte Wirri verlegen ein, „es gibt mancher mehr um die Karrenſalbe, als er mit Karren verdient."

„Ich rede von der Landfreiheit!" ſagte Aldrich.

— Richtig! ach die liebe Freiheit! Man kauft ſie allezeit theuer ein, aber verkauft ſie um einen Pfifferling wieder. Glaubt mir's. Der Welſche verſingt ſie, der Deutſche vertrinkt ſie, der Franzos

vertanzt ſie, der Holländer verſchachert, der Spaniol verbetet, der Schweizer verſchläft ſie. Kann der Bauer nicht Landvogt werden, muß er ſeinen Kaſe ſelbſt von der Alp tragen.

„Ich merke,“ ſagte Addrich, „du biſt einer, der mit allen Winden ſegeln will.“

Fabian, der die Unterhaltung auf andere Dinge zu lenken wünſchte, fiel hier mit der Frage ein: „Wohin geht die Reiſe ſo früh, Meiſter?“

„Ich komme von Olten, und ziehe gen Baſel. Man muß viel für den lieben Gott und fürs liebe Brod thun. Der wohlerwürdige Herr Dechant hat einmal ſein Vertrauen zu mir, drum muß ich und kein Anderer ſeinen Brief nach Baſel tragen, an den ..., an den ... Dan ... Din ... Don ... Dar ... Ihr kennt ihn ja. Ich bringe leichter zehn Kletten in den Hals, als den verwünſchten Namen heraus!“ Er griff ins Wamms und zog einen Brief hervor, um die Aufſchrift zu leſen.

Fabian, der auch den Herrn von Grönkerkenboſch wegen Epiphaniens in Verdacht genommen, ſinnte, als er vom Briefwechſel des Dekans mit jenem Manne hörte, und der Gedanke ging ihm auf, er könne hier Licht für ſeine Finſterniß finden.

„An Don Rardo?“ rief der Jüngling auffahrend und riß den Brief aus der Hand des Spielmanns ungeſtüm an ſich.

„Richtig!“ antwortete der Meiſter Wirri und ſetzte hinzu, indem er mit ſchälkiſch drohender Miene auf Adbrich deutete: „geht das Schreiben nicht weiter. Da ſteht ein Männlein, das mir ſchon einmals den Botenlohn verdarb und einen Brief öffnete, der nicht für ihn geſchrieben war.“

„Das kann ich ſelbſt, und werde es beim Dekan Rätzerli verantworten!“ ſagte Fabian, riß das Siegel auf und durchflog mit brennenden Augen haſtig die Zeilen.

„Meiſter Wirri ſtand verdutzt mit offenem Munde da, und als er die Sprache wieder gewonnen, ſtammelte er bald ſcheu, bald zornig: „Plagt Euch denn ... Gott ſei mir gnädig ... da muß einem der Hafen, ohne Feuer, überlaufen, anderer Orten nennt man das Straßenraub. Aber ſpornſtreichs kehr' ich um und klag' es dem Herrn Dechanten. Er wird Euch Späne unter den Speck hacken. Geduld!“

„Schweig!“ rief Adbrich und hob eine geballte Faust drohend.

„Meiſter Wirri duckte ſich, und nahm haſtig den Rückzug nach Olten, indem er rief: „Zwiſchen Fuchs und Wolf iſt bös ſpazieren gehen. Behüt' Euch Gott! Es gibt noch Obrigkeit, die

Gewalt über Euch hat. Den Streich schreib' ich Euch nicht mit Kohlen in den Kamin."

Während er sich brummend entfernte, zwar immer zurückkehrte, aber eben so oft den Rückzug antrat, so oft er Addrichs Bewegung gegen sich erneuen sah, las Fabian den Brief. Er war in lateinischer Sprache geschrieben: dem Jüngling der Inhalt dunkel. Folgendes ungefähr sagten die Worte des Dekans an Don Nardo:

„Ach, daß wir Wasser genug hätten in unserm Haupt, und unsere Augen Thränenquellen wären, daß wir Tag und Nacht weinen mögten. Jer. 9. Dir wäre besser gewesen, du wärest von der Höhe des Felsens gestürzt, oder mit einem Mühlstein am Halse in die Tiefe des Meeres gefallen, daß du nur das zeitliche und nicht das ewige Leben verloren hättest.

„Addrich hat, wie Dathan und Abiram, schwer gesündigt, als er von der durch Gott eingesetzten Obrigkeit abfiel. Aber seine Schuld ist vielleicht, neben deinem Hochverrath an Jesu Christo. Denn du hast in deiner Apostasie eine Sünde gegen den heiligen Geist gethan, die nie vergeben wird. Ich darf nicht mehr der Freund dessen sein, der Gottes Feind geworden ist; mein Haus hat für dich nur verschlossene Pforten. Darum, bist du in Basel: so bleibe; trifft dich dies

Blatt ſchon auf der Straße gen Aarau: ſo kehre um und ſei gewarnt! Denn den Jüngling, den du ſucheſt, findeſt du nicht. Wir wiſſen nichts von ihm.

„Wehe, daß dich der böſe Geiſt blendete und du in die Fallſtricke der ſpaniſchen Katholikin fielſt! Hätten die Wilden der philippiniſchen Inſeln dir den Todesſtreich verſetzt, als nur dein Antlitz mit einer Narbe entſtellt: du würdeſt minder zu beklagen ſein, denn deine arme Seele wäre gerettet worden. Aber alle Tonnen Goldes, die du von deinem reichen Weibe dort ererbt haſt, weil du deſſen Leben von den Barbaren befreieteſt, ſind kein Löſegeld aus der Verdammniß. Und hätteſt du ganz Oſtindien, ja die ganze Welt gewonnen, was hülfe es dir, nun du Schaden an deiner Seele genommen?

„Ich unwürdiger Diener des göttlichen Wortes beſchwöre dich bei den blutigen Wunden meines lieben Herrn und Heilandes, kehre zurück zur wahren, evangeliſchen Kirche, in der du geboren und erzogen worden biſt, und verführe nicht das Mädchlein zur verfluchten Abtrünnigkeit. Ich werde dieſes Kindes Seele vor dem Thron Gottes einſt wieder von dir fordern. Noch einmal, kehre zum wahren Glauben an Jeſum zurück; dann darf ich dich wieder ſehen, ſonſt nie! Ich werde

zu Gott Tag und Nacht ſchreien, daß er dein Herz bewege und dich auf den Weg des Heils zurückführen wolle."

Verſunken im Erforſchen und Deuten des Sinnes dieſer Zeilen, und in unruhigen Ahnungen über das vom Dekan bezeichnete Kind oder Mägdlein, war Fabian mit ſcharfen Schritten, leſend und wiederleſend, gegen die wüſte Höhe des Weges hinangekommen, unbekümmert um Addrich und Wirrt, die hadernd zurückgeblieben waren. Als er die Augen aufſchlug, ſah er ſich ſchon von jener Wolke umfangen, die er vorher über ſich auf dem Rücken des Gebirgs erblickt hatte. Ein froſtiger Luftzug ſtrich ihm zwiſchen den ſchroffen, kahlen Felſen entgegen, aus deren Klüften die Gebüſche durch den falben Nebel, wie ſeltſame, lebendige Geſtalten nickten und gaukelten. Aber eine andere Geſtalt löſete ſich vor ihm aus dem Innern der Wolke zu immer beſtimmtern Umriſſen. Er erkannte einen Reißgen, der ſein Roß am Zügel führte. Es ſtand plötzlich Don Nardo neben dem Roſſe.

„Halt!" ſchrie Fabian, und zog den Degen: „dich ſendet Gott ſelbſt in meine Gewalt. Steh mir Rede! Steh!"

Don Nardo, des Ueberfalls nicht gewärtig, ſtand anfangs betroffen da; wie er aber den

Jüngling erkannte, ſagte er gelaſſen: „Ich ließ mir's keine Geldſummen koſten, wochenlang Leute auf allen Wegen nach dir auszuſenden und dich zu ſuchen. Aber daß du in dieſen Wildniſſen Räubergewerb führeſt, ließ ich mir nicht träumen. Kennſt du mich nicht, Unglücklicher?"

„Stich mir Rede!" rief Fabian und ſetzte ihm die Degenſpitze auf die Bruſt: „Du, du haſt Epiphanien entführt, die Nichte Aldrichs, mein Weib!"

Während er ſprach, tönten viele Pferdehufen, und neue Geſtalten ſchwebten im Nebel, wie dunkle Schatten, heran. Ein lauter Schrei ſcholl: „Morde meinen Vater nicht!" und mit dem Schrei ſchlug ein weiblicher Arm den Degen Fabians auf die Seite. Der Ton klang betäubend in des Jünglings Ohr und erſchütterte ſein Weſen, daß ihm aus der gelähmten Fauſt das Schwert zu Boden fiel. Aber die Retterin bebte, als ſie des Jünglings recht anſichtig ward, erſt mit Erſchrecken zurück; dann erhob ſie lautweinend die Arme, und rief: „Faby! ach, Faby! du ſelbſt!" und ſank an ſeine Bruſt. Er ſtarrte unbeweglich auf ſie nieder, und ſtammelte todtenblaß und mit zitternden Lippen: „Fanely! meine Seele! o mein Leben!"

Indeſſen beide im Sturm der erſten Selig-

keit, ſich wiedergefunden zu haben und umfaßt zu halten, Alles vergaßen, was um ihnen her war, kam Addrich odemlos den jähen Bergweg dahergeeilt. Er hatte das Geſchrei auf der Höhe vernommen, und ſeine Schritte alsbald verdoppelt, weil er befürchtete, Fabian ſei von ausgeſtellten Wachten im Nebel überfallen und gefangen worden. Entſchloſſen, ihn zu befreien, und beim Anblick der Roſſe und Menſchen in der wolkigen Umdämmerung die Wahrheit ſeines Argwohns nicht mehr bezweifelnd, zuckte er das Schwert und ſchwang es gegen den Erſten, der ihm aus dem Haufen entgegen trat. Doch wie vom Schlag getroffen, ſank der gehobene Arm ſchlaff zurück. Sein Geſicht ward vom Entſetzen ſchreckhaft entſtellt. Die finſtern Augen ſtarrten, als wollten ſie ihre Höhlen verlaſſen, aus der rothen Umfaſſung der Augenlieder grauſig vor, wie eine verachte Kohle aus der Gluth. Er lallte mit bebender Zunge, unbewußt, halblaut: „Das iſt mein todter Bruder Diethelm.“

Auch der Herr von Grönkerkenbosch, den ſonſt nichts aus ſeinem ſtillen Gleichmuth warf, verlor hier die Faſſung, fuhr beſtürzt zurück und rief: „Addrich!“ — Aber der vielerfahrene Mann ſammelte ſich ſchnell zur Beſonnenheit und ſagte: „Unglücklicher, du biſt der Gräuel

des Landes geworden, weil du keinen Gott hattest, als dein schreckliches Ich. Dich allein wollt' ich vermeiden. Aber du hast mich zu deinem Schuldner gemacht durch das, was du meinem Kinde gethan. Mir steht nicht zu, mit dir zu rechten. Flieh dies Land, das dich verflucht, mein Schloß am Rhein hat Raum und Freude für uns Alle. Hier nimm die Hand. Wir sind versöhnt."

Addrich wich schaudernd vor der ausgestreckten Hand und sagte mit leiser, heiserer Stimme: „Bist du nicht unter dem Eis des Rawylgletschers vergraben?"

Don Nardo schüttelte mit traurigem Lächeln das Haupt und sagte: „Still davon, mein Bruder. Oder, wenn du es denn wißt, so höre alles in vier Worten. Gottes Barmherzigkeit und und Vorsehung hat gewaltet. Deine wohl etwas unbrüderliche Härte wies mir aber nur den Weg über den Rawyl nach Ostindien zu meinem Glück hinüber. Eine fromme, reiche Pflanzerin der Philippinen ward meine Gemahlin; ich nach ihrem Tode der Erbe ihres Reichthums. Wir kehren auf der Stelle gen Basel um. Mein Ziel ist unerwartet getroffen. — Die Hand her!"

„Mensch, was hab' ich mit dir zu schaffen?" sagte Addrich, und blieb in seiner Stellung unbeweglich: „bist du nicht der auserkorne Quäl-

geiß meines Daſeins? Haß du dem verſtoßenen Knaben nicht ſchon das Herz des Vaters geraubt? nicht dem Jüngling die Liebe der erwählten Braut? Du, und kein Anderer, hat mir Epiphanien entwendet, mir und dem Gatten."

„Laß den alten Hader fahren!" rief der Stiefbruder mit beſänftigendem Ton: „Das Herz der Andern iſt in keines Andern, denn in Gottes Gewalt; ihre Liebe war ja nicht meine Schuld, nicht mein Verdienſt. Und dort ſteht Epiphanie! Ich mußte ſie entwenden, weil ich ſie nicht fordern durfte. Du biſt deines Ung'laubens, ich des alleinſeligmachenden Glaubenswillen geächtet. Ich darf nicht mehr in der Heimath meiner Väter ohne Gefahr wandeln, weil ich zur römiſch-katholiſchen Kirche heimgekehrt bin. Ich ſtehe rechtslos vor Euern Richtern, und meine Tochter würde mir vom Glaubenshaß Eurer Obrigkeiten verweigert worden ſein. Selbſt jener Landvogt, für den ich, du weißt es, Vermögen, Würde, Alles verlor, er, dem ich mich zuerſt und einzig offenbarte, hatte nur ſo viel Dankbarkeit erübrigt, mich zu warnen, nicht Berner Grund und Boden zu betreten, als wär' ich ein Ausſatziger."

Addrich ſchien der Worte ſeines Bruders nicht zu achten, ſondern in andern Gedanken vertieft, ſtand er mit zur Erde gewandtem Blick da.

Sachwalter vertheidigen und seine Angelegenheit öffentlich verhandeln könne."

„Wenn der Herzog durch Gewalt, oder Hinterlist, oder anders, die Freiheiten derer von Brabant gefährden möchte, können dieselben, nachdem sie schuldiger und ehrlicher Maßen protestirt haben, vom Huldigungseid losgebunden, frei thun, was sie gut dünken wird."

Wohin gerieth Brabant mit solchen Grundgesetzen? Ins Verderben? — O nein. Brabant gedieh zu einem Wohlstand, zu einem Reichthum, zu einem Namen und Ansehen, daß es seinen meisten Nachbarn ein Aergerniß und Gräuel ward, wie es heutzutage etwa Nordamerika oder England Vielen geworden sind.

„Nun, Alter!“ fuhr Diethelm fort nach einigem Schweigen, in welchem er den finstern Greis mitleidsvoll beobachtete: „Hand her! In den Wolken des Himmels, hoch über der Erde, führt uns die Hand Gottes zusammen auf der vaterländischen Höhe. Hand her! Das Vergangene sei vergangen! Ich will alle deine Sorgen von dir nehmen.“

Hier richtete Addrich das Haupt empor und sprach: „Ich habe deine Tochter, die du verlassen hattest, jenem Jüngling Fabian ab der Almen zum Weibe gegeben, daß sie nicht schirmlos bleibe.“

Mit sanftem, billigendem Kopfneigen erwiederte Don Nardo: „Er soll mein Sohn sein.“

Addrich warf den Blick suchend durch den Nebel, schritt an seinem Bruder vorüber zu Fabian und Epiphanien hin, die noch einander fest umschlungen hielten und bei seinem Erscheinen mit Seligkeit in Stimm' und Blick riefen: „Addrich! o Addrich! aller Schmerz und alles Weh hat nun sein Ende!“

„Alles!“ murmelte Addrich. Da sein Bruder herankam, wich er langsam zurück, seitwärts, sinnend, in den Nebel, wo er, wie ein düstrer Schatten, zwischen Felsen irrte.

„O mein Fabi!“ rief Epiphanie, indem sie den zärtlichen Blick, noch schwer von Freuden-

thränen, zu dem Geliebten erhob: „Nimm deinen Vater an deine Bruſt!“

Fabian hielt mit einer Hand die ſchöne Gattin feſt, als fürchte er, ſie könne ihm noch einmal entriſſen werden; mit der andern Hand entblößte er vor Don Nardo das Haupt und ſagte: „Epiphanie, Eure Tochter, iſt mein mir anvermähltes Weib. Ich fleh' um Euern Vaterſegen.“

„Du ſollſt mein Sohn ſein!“ antwortete mit gütigem Blick Don Nardo, indem er ſeine Hand auf Fabians Scheitel, wie zu einem Segen, legte: „Des Himmels Wille waltet unverkennbar. Dich, den ich nebſt Addrich ſeit ſieben Wochen von ſo viel ausgeſandten Leuten vergebens ſuchen ließ; dich, von dem nie eine Spur entdeckt ward, dich leitet Gottes Hand mir ſelbſt wunderbar entgegen. Wir waren im Begriff nach Olten, deinetwillen, im Begriff zum Dekan Rüsperli . . .

„O wie viel Angſt hab' ich für dich getragen, Fabi!“ ſeufzte Epiphanie und küßte ihres Lieblings Hand.

„Verzeiht mir,“ ſagte Fabian zum Herrn von Grönkerkenbosch, „wenn ich Euch verkannt und im Irrthum beleidigt habe. Warum verhehltet Ihr mir doch, daß Ihr der Vater meines Fanell wäret? Warum verbarget Ihr Euch, den ich wohl als Herrn Diethelm kannte, hinter falſchen Namen?“

„Mein Nam' iſt ächt aus der Taufe!“ erwiederte Jener: „Ich heiße Leonhard Diethelm. Unter fremdem Himmel ſtreift' ich Alles ab, was mich an meine Unglückstage mahnen mochte, ſelbſt den Namen. Ich ward glücklicher, als Leonardo, denn Diethelm je geweſen war; dir aber, junger Freund, wie konnt' ich dir vertrauen, den ich nicht kannte? Ich wußte nur durch Sagen von einem leichtfertigen Geſellen, der um meine Tochter bei Addrich würbe, einem lockern Kriegsknecht. Lange hielt ich dich für ihn.“

Fabian umarmte den Vater Epiphaniens tiefbewegt, in den Augen Thränen, und ſagte mit Herzlichkeit in Geberd' und Ton: „Seid mein Vater! Ich will Euer gehorſamer Sohn ſein. Geht nicht gen Olten! nicht gen Aarau! Eurer harrt kein freundlicher Empfang.“

Don Nardo küßte des Jünglings Stirn mit ſichtbarer Rührung und legte Epiphanien an des Jünglings Herz: „Hier iſt dein Weib!“

In dieſem Augenblick zerriß der graue Nebel um ihr her, wie ein Vorhang des Himmels, und ſchlang ſich goldgeſäumt um die Scheitel der Berge. Die Sonne mit blendender Pracht überſtrahlte die ſchroffen Felſen und grünen Gebüſche der hohen Einöde; und von jedem Halm blitzte, in wechſelnden Schimmern, ein fußiger Diamant

om reinen Morgenlicht Wie liebende verklärte Seelen, die ſich nach dem Tode des Leibes im Elyſium begegnen, ſtanden Fabian und Epiphanie, einander umfangend, ſtillbewundernd, mit Kummer Zärtlichkeit um Liebe fragend. Des Vaters Blick ruhte lange Zeit mit Wohlgefallen auf das ſchöne Paar, das Ueberirdiſchen glich. Endlich wandte er ſich zu ſeinen Dienern, welche bei den Roſſen in einiger Entfernung harrten, und rief: „Wendet um! wir kehren nach Baſel zurück. Wo aber iſt mein Bruder?“

Addrich war im Nebel verſchwunden; keiner von den Dienern hatte ihn wahrgenommen. Nun ward er von allen Stimmen gerufen Es tönte keine Antwort. Er ward von Allen geſucht; nach zwei Stunden hatte ihn Keiner gefunden.

„Laſſet ab!“ ſagte Fabian: „Den Unglücklichen drückt die Seligkeit der Glücklichen. Er iſt allein hinüber, wohin wir beide heut wollten, durchs Gebirg in des Kaiſers Gebiet.“

Alſo ſtieg der ganze Zug hinab auf der andern Seite des Hauenſteins, wo ſich der Weg minder ſteil zum einſamen Bergdorf von Läufelfingen niederzog. Auch hier bot Don Nardo Geld aus und verſandte Leute, den Verlorenen im Gebirg zu ſuchen, oder ihm durch die Bergwildniſſe gegen das Frickthal zu folgen, wohin er

ſich wahrſcheinlich gewandt hatte. Man verhieß ihn in der Stadt Baſel zu erwarten. Dahin wandte ſich der Zug.

Nach drei Tagen kam zu Don Nardo Botſchaft. Man hatte den Leichnam eines Greiſes in einem Abgrund gefunden, in welchem derſelbe von einer ſchroffen Felswand, vielleicht in den Nebeln verirrt, herabgeſtürzt war. Don Nardo verſchwieg, was er wußte, um den Himmel ſeiner Kinder nicht zu trüben. Er offenbarte ihnen erſt lange nachher auf ſeinem niederländiſchen Schloß am Rhein Addrichs Ausgang.

Register

über die erste Hälfte, oder 1. bis 14. Theil,

historisch-politischen u. vermischten Inhalts.

Angelegenheiten, von den geistlichen, des Zeitalters. IX. 258.
Vom Asylrecht. X. 67.
Atmosphäre, über die allgemeinen Bewegungen derselben. XII. 293.
Der Aufruhr von Stans und der Urkantone. II. 1.
Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidsgenossenschaft. IX. 208.
Der Bürgerkrieg in der italien. Schweiz. I. 284.
Christenthum, Darstellung dessen Ausbreitung auf dem Erdball. V. 1.
Curassao, die Besitznahme der Insel durch die Britten. VII. 204.
Denkschrift über das politische Verhaltniß der Schweiz. IX. 153.
Erinnerungen aus Rhätien. I. 63.
Der Eros, oder über die Liebe. X. 110.
An Euphrasien über den Nachruhm. X. 1.
Europens Niedergang Amerika's Aufgang. X. 295.
Freimaurerei, Schicksale derselben in Europa. V. 314.
Freimaurerei, über deren Verhaltniß zu Kirche und Staat. X. 280.
Der Gebirgsförster; 1r und 2r Theil. XI. XII.
Geschichte vom Kampf und Untergang der Berg- und Waldkantone. VI. 1.
Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk. VIII. IX.
Geschichte d. Aargaues, im Umriß. VI. 298.
Das Goldmacherdorf. XIV. 109.
Gutachten über ein Gesetz gegen Preßvergehen. X. 201.
Hollands Schicksal. IV. 329

Ideen, metapolitische. X. 15
Klio's Winke. Lehrbilder der Geschichte zum Unterricht in Lebens- u. Staatsklugheit. III.
Kretinismus, über dessen Ursachen in der Schweiz. X. 256.
Lebensgeschichtliche Umrisse von Heinrich Zschokke. I 1.
Vom Meinungskampfe des deutschen Volks im Anfang des 19. Jahrhunderts. VII. 1.
Nibelungenlied, geschichtliche Bemerkungen zu demselben. X. 44.
Die Nord- und Südstaaten Europens in politischer Hinsicht. IX. 352.
Von den Parteiungen zur Zeit des Veroneser Kongresses. IX. 307.
Ueber A. H. J. v. Schlichtegroll. VII. 267.
Skizzen, biographische, von Fr. C. Laharpe; II. 202. N. Fr. v. Steiger; II. 263. Schwarz von Sonnenburg; II. 287. L. Burkhard. II. 311.
Sorge, die der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen. IV. 1.
Spruch und Schwank des Schweizerboten. XIII. XIV.
Staatenbund u. Bundesstaat. IX. 239.
Venedig, über Größe und Untergang des Freistaates. IV. 189.
Ueber einige Verbesserlichkeiten des eidgenössischen Kriegs- und Heerwesens. IX. 176.

Zweite Hälfte, oder 15r bis 28r Theil,

belletristischen Inhalts.

Abend, der, vor der Hochzeit. XXI. 345.
Abentheuer in einer Neujahrsnacht. XVIII. 237.
Abentheuer, kriegerische, eines Friedfertigen. XXIV. 1.
Addrich im Moos, 1r und

2r Theil. XXVII. 115. XXVIII. Beſchluß.
Agathokles, Tirann von Sirakus. XVII. 5.
Alamontade. XV. 13.
Das Bein. XXII. 195.
Blätter aus dem Tagebuch des armen Pfarrvikars von Wilthire. XV. 276.
Blondin von Namur. XVI. 289.
Die Bohne. XV. 341.
Die isländiſchen Briefe. XXII. 209.
Diocletian in Salona. XX. 1.
Es iſt ſehr möglich. XXIV. 231.
Der Feldweibel. XX. 189.
Florette, erſte Liebe Heinrichs IV. XXVII. 323.
Der Flüchtling im Jura. XXV. 1.
Der Freihof von Aarau. 1r und 2r Thl. XXV. 251. XXVI. XXVII. Beſchluß.
Der Fürſtenblick. XXI. 271.
Der todte Gaſt. XVIII. 63.
Das Gaſtmahl des Lebens. XVI. 1.
Die Gründung von Morpland. XIX. 1.
Hans Dampf in allen Gaſſen. XXIV. 77.
Harmonius. XVIII. 1.
Die Herrnhuterfamilie. XXI. 95.
Jonathon Frock. XIX. 155.
Der zerbrochene Krug. XXII. 1.
Die Liebe der Ausgewanderten. XXIV. 345.
Das Loch im Aermel. XXIV. 261.
Der Millionär. XXII. 41.
Die Nacht in Bezzonegrial. XX. 305.
Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts. XXI. 1.
Der Paſcha von Buda. XVII. 237.
Die Prinzeſſin von Wolfenbüttel. XVI. 9.
Herrn Quints Verlobung. XXII. 297.

Die Reise wider Willen. XXIII. 301.
Rückwirkungen, oder wer regiert? XX. 77.
Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. XV. 1.
Die weiblichen Stufenjahre. XIX. 275.
Tantchen Rosmarin. XXIII. 167.
Kleine Ursachen, eine Doppelgeschichte. XXIII. 1.
Die Verklärungen. XVII. 67.
Die Walpurgisnacht. XXI. 211.
Das blaue Wunder. XXIV. 185.

Es haben wohl noch einige Freunde den Wunsch geäussert, daß die Uebersetzung der Molièreschen Lußspiele auch in diese Sammlung aufgenommen werde. Allein da solche nur als Versuch einer Uebersetzung zu betrachten sind, und der Herr Herausgeber selbst auf seine eigenen dramatischen Versuche keinen Werth mehr legen will, so bleibt zur Vermeidung der größern Bändezahl die Aufnahme seiner Schauspiele vor der Hand noch ausgeschlossen. Sollte es jedoch in den vereinten Wünschen sämmtlicher resp. Subskribenten liegen, sowohl das Theater in mehrern Bänden, als auch die beiden historischen Werke über Baiern und Graubünden noch in diese Sammlung aufgenommen zu sehen, so wird der Verleger dafür in der Folge ebenfalls noch besorgt sein, und seiner Zeit die geeignete Anfrage an das Publikum halten.

Es sind nun vollständig erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig zu haben:

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

28 Theile in Taschenformat.

Auf weißem Druckpapier 20 fl. — 13 Thlr. 8 gr.
Auf halbweißem 15 fl. — 10 Thlr.

Im Verlag bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Der deutschen Nation werden nun in dieser Sammlung die Geistesfrüchte eines Schriftstellers überliefert, der während dreißig Jahren alle seine Mußestunden darauf verwandte, und dessen Verdienste und Geistesgaben nun erst in Deutschland allgemeiner durch die Erscheinung dieser ausgewählten Schriften anerkannt werden. In der Schweiz ist derselbe bereits schon seit vielen Jahren als Volks- und Vaterlandsfreund, als Lieblingsschriftsteller geschätzt, und seine Werke finden sich unter allen Ständen verbreitet. Eine gleich

Wirkungen der Zeitungs-Zensur.

Welches sind die Wirkungen der Preßfreiheit in den jungen Staaten Nordamerika's und in dem alten England? Die Leute dort lesen und prüfen Alles, und behalten das Gute.

Welches sind die Wirkungen der Zensur von Druckschriften? — Hindert man damit die Verbreitung gefährlicher Grundsätze und Wahrheiten? Nein; denn selten weiß ein Zensor selber, welche Grundsätze und Wahrheiten gefährlich sind, und die übrigen Leute wissen deren schon zuviel, oder haschen desto lieber nach verbotenen Früchten. — Hindert man damit Verbreitung böser Nachrichten? Nein; denn sie erscheinen bald in ausländischen Zeitungen, oder gehen von Briefen in Briefe, von Lippen zu Ohren über, und wirken, als verbotene Gerüchte, nur schärfer und übler. — Befördert man damit Vertrauen zur Regierung? Nein, das Gegentheil. Der einfältigste Bauer denkt: wer recht thut, hat das Licht nicht zu scheuen. Keiner läßt sich vorschreiben, was er für Wahrheit halten soll.

Als sich die Franzosen über ihre unter Ludwig XVIII. wieder eingeführten Zeitungszensuren

günstige Aufnahme scheint ihnen nun auch in ganz Deutschland vorbereitet zu werden, indem bereits kompetente Richter-Stimmen in den meisten deutschen Literatur-Zeitungen und andern Journalen diese Sammlung ausgewählter Schriften auf ausgezeichnete Weise günstig beurtheilt haben. So lautet eine Stelle in einer von Herrn Hofrath Dr. Paulus verfaßten Rezension, in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, also:

„Die Zschokkeschen Schriften behandeln meist Materien, welche sehr lange die Aufmerksamkeit anziehen werden. Ihre Form ist, durch unverkünstelte, leichte, lebhafte Darstellung der Wahrheitsgründe sich der verständigen Fassungskraft annehmbar zu machen, ohne sie, wie Demonstrationen, aufzunöthigen. Eine Sammlung derselben wird also lange fortwirken, weil die behandelten Materien vielseitig in das Interesse der Menschheit eingreifen, und daher ein Allgemeinwerden klarer, richtiger Einsichten darüber unabweislich nöthig ist."

Auch Herr Hofrath Böttiger in Dresden äussert unter anderm im Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften Folgendes:

„Zschokke hat vor vielen andern beliebten

Schriftſtellern unſerer Zeit den Vorzug voraus, daß er, wie die größten Geſchichtſchreiber und Staatsmänner aller Zeiten, mit dabei war, während der verhängnißvollſten Meinungskämpfe in der Schweiz ſelbſtthätig eingriff, und zur ſeltenen Bekanntſchaft mit aller Buchſtabenweisheit, im Bunde mit der regſten Dichterphantaſie, auch die kräftigſte That fügte. Daher tragen alle ſeine rein geſchichtlichen Darſtellungen ſo gut, wie ſeine Dichtungen und Erzählungen, den Stempel praktiſcher Weisheit. Nur Ein Wunſch durchdringt alles, was er ſchreibt: daß es beſſer unter uns werde. Es war eben ſo lehrreich als unerläßlich, daß er uns ſelbſt im erſten Theile die Umriſſe ſeines Lebens gab. Hätte Leſſing, hätte Wieland einen ähnlichen Prolog ihren Werken vorgeſetzt, wie mancher ſcheinbare Widerſpruch darin würde verſchwinden, den uns kein ſpäterer Biograph zu löſen vermag."

In der allgemeinen Jenaiſchen Literatur-Zeitung finden ſich, bei Anlaß einer kritiſchen Beurtheilung der Bilder aus der Schweiz, folgende Stellen:

„Wären dieſe Bilder Kopien des großen Unbekannten auf der britaniſchen Inſel, ſo würde ihr Ruhm in ganz Deutſchland erſchallen. Als freie Erfindung eines Landsmannes aber ließ man

ſie unbeachteter, und ſie ſind bei weitem noch nicht ſo gekannt und gewürdiget worden, wie ſie es verdienten. Jeder Vorzug des ſchottiſchen Dichters (Walter Scott) findet ſich in ihnen: Natürlichkeit, Veranſchaulichung der Sitten und Gegenden; der bedeutende hiſtoriſche Hintergrund iſt verſtändig, geiſtreich und ungezwungen mit dem eigentlichen Roman in Verbindung geſetzt, aber Herr Zſchokke überflügelt ihn bei weitem an Innigkeit der Gefühle. — — Mit ſcharfblickendem in die Tiefe dringendem Weltverſtand betrachtet er Begebenheiten und Handlungen; als weiſer Denker iſt er mild in der Beurtheilung menſchlicher Schwachheiten und Verirrungen, und vielleicht noch unparteiiſcher als der Schotte."

Ein übereinſtimmendes Urtheil über dieſelben Bilder leſen wir auch in der Leipziger Literaturzeitung: daß die Hand, welche ſie ſchuf, ſo glücklich geweſen, wie Walter Scott im Beſten, was er ſchrieb; Herr Zſchokke habe noch vor dem Schotten voraus, ſich nie in die oft redſelige Breite verloren zu haben, mit welcher dieſer viele Nebendinge ſchildert.

Ausführlicher und den Inhalt jeder einzelnen Abhandlung in den erſten vierzehn Theilen beurtheilend, enthält auch das Merzheft der Leipziger

Literaturzeitung eine Rezension, aus der hier nur noch die Eingangsworte stehen mögen:

„Die große Menge Arbeiten, welche der beliebte Verfasser ein Menschenalter hindurch bald unterrichtend bald unterhaltend, bald scherzend bald strafend, bald tröstend bald tadelnd, einzeln herausgab, zu sichten und zu sammeln, verdienten sie auch. Sie haben Werth, weil ihr Schöpfer uns Zeugniß von Dingen ablegt, die er sah, beobachtete, leitete; weil er dies Zeugniß als Wahrheit liebender Mann gab, den keine Ränke des Hofes, keine Sucht, Orden und Titel zu haschen bewogen, die Wahrheit zu verschleiern. Sie behalten Werth, weil ihr Verfasser Mängeln zu begegnen suchte, die noch jetzt, wie zu der Zeit wo er schrieb, statt finden."

Die vorstehenden Register über die beiden Hälften der ganzen Sammlung werden übrigens die beste Uebersicht über die Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit derselben gewähren, und es ist nur noch zu bemerken, daß von nun an nur vollständige Exemplare in achtundzwanzig Theilen durch den Buchhandel zu erhalten sind. Auch ist es des Herrn Verfassers Wunsch, daß keine Erhöhung der Preise statt finden möge, und daher wird die vollständige Sammlung, indem auch der Vorrath von Exemplaren nicht mehr beträchtlich

iſt, noch immer um den bisherigen Subſkriptionspreis erlaſſen, der wohl eben ſo äuſſerſt billig iſt, als die heutigen, beiſpiellos wohlfeilen Taſchenausgaben, die in Hinſicht auf Druck und Papier wohl nicht mit unſerer Ausgabe von Fichte's Schriften gleich zu ſtellen ſind, was wir nach Ueberzeugung, und ohne unbeſcheiden zu ſcheinen, der Wahrheit gemäß und begründet auf ſachverſtändige Beurtheilung öffentlich ausſprechen dürfen.

Neue Verlagsbücher

welche bei

Heinr. Rem. Sauerländer in Aarau

im Laufe des Jahres 1826 erscheinen.

Anklagen, die, der Stunden der Andacht, geprüft und gewürdiget von einem Freunde ihres Verf. gr. 8. à 15 kr. od. 4 gr.

Erheiterungen, herausgegeben v. H. Zschokke; Jahrgang 1826 in 12 Heften, 8. 3 fl. 15 kr. — 1 Thlr. 20 gr.

(Vollständig in 15 Jahrgängen noch zu haben).

Escher, H., geschichtliche Darstellung und Prüfung der über die denunzirte Ermordung Herrn Schultheiß Keller sel. von Luzern verführten Kriminal-Prozedur. gr. 8. 2 fl. — 1 Thlr. 8 gr.

Luz, M., vollständige Beschreibung des Schweizerlandes, oder geographisch-statistisches Handlexikon über alle in gesammter Eidgenossenschaft befindliche Kantone, Bezirke, Kreise, Aemter, so wie aller Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, auch aller Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche und Heilquellen, nach alphabetischer Ordnung herausgegeben. Zweite, viel vermehrte und gänzlich umgearbeitete Auflage. 3 Thle. 12.

Stunden der Andacht, zehnte Auflage. 4 Bde, grober Druck. gr. 8. 6 fl. — 4 Thlr.

Stunden der Andacht, zum Gebrauch für römisch-katholische Christen. 6 Theile in Taschenformat. Eilfte Aufl. 4 fl. 30 kr. — 3 Thlr.

Die ersten Theile der vorstehenden Ausgabe erscheinen im nächsten Monat Oktober. Man darf sie ohne Bedenken allen Katholiken empfehlen.

Von dieser Ausgabe in Taschenformat werden zu gleicher Zeit besondere Auszüge veranstaltet, für jeden Stand und jedliches Alter und Bedürfniß bestimmt, von welcher unten folgenden Titeln jedes Bändchen einzeln und besonders à 45 kr. oder 12 gr. verkauft wird:

Andacht, die, im häuslichen Leben. Vom Verfasser der Stunden der Andacht. Ein Auszug aus denselben. 1fl.

Andacht, die, im Tempel. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Ein Auszug aus denselben. 1fl.

Betrachtung der Werke Gottes in der Natur. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Ein Auszug aus denselben. 1fl.

Erbauungsbuch für die erwachsene Jugend. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Ein Auszug aus denselben. 1fl.

Festtags-Betrachtungen. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Ein Auszug aus denselben. 1fl.

Lebensweisheit, die, des Christen. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Ein Auszug aus denselben. 1fl.

Stunden der Andacht. Zwölfte vollständige und unveränderte Original-Aufl. in 8 Bdn. und mit grober Schrift. gr. 8.

ord. Druckp. 8 fl. 15 kr. — 5 Thlr. 12 gr.
weiß Druckp. 11 fl. — 7 Thlr. 8 gr.
Schreibpap. 16 fl. 30 kr. — 11 Thlr.

Die ersten Bände obiger zwölften Ausgabe erscheinen zur nächsten Herbstmesse, und diese wird eine der angenehmsten für schwache Augen, und nicht in gespaltenen, sondern in durchgehenden Zeilen, und in ganz grobem Druck auf verschiedene Papiersorten veranstaltet.

Tanner, K. R., heimathliche Bilder u. Lieder. geh. à 24 kr. od. 6 gr.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Dritter Jahrgang 1826. gr. 4. 12 fl. — 8 Thlr. — 6 Tlr. netto.

Der erste Jahrgang 1824, à 9 fl. — 6 Thlr., und der zweite Jahrgang 1825, à 12 fl. — 8 Thlr., sind noch vorräthig, und im Buchhandel allenthalben noch zu haben.

Zschokke, H., ausgewählte Schriften. gr. 16. Weiß Pap. 28 Bde. im Subskriptionspreis à 13 Thlr. 8 gr. — 20 fl.

— — Dieselben auf halbweiß Pap. 28 Bde. à 10 Thlr. — 15 fl.

— — Erzählungen. 14 Thle.

— — Bilder aus der Schweiz. 4r 5r Thl. 16.

— — Addrich im Moos. 2 Thle. 16.

— — Die farbigen Schatten, ihr Entstehen und Gesetz. gr. 8. 6 gr. — 24 kr.

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind nun zum vollständigen Unterricht in der französischen Sprache folgende drey sehr empfehlenswerthe Bücher erschienen:

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik. Dritte von C. v. Orell vermehrte Ausgabe. Ladenpreis à 54 kr. od. 14 Gr.

Hirzel, C., neues französisches Lese- und Uebersetzungsbuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben zur Uebung im Lesen und Sprechen, vervollständigt von C. v. Orell. Ladenpreis à 45 kr. od. 12 Gr.

Nouveau Dictionnaire français - allemand; première partie. Neues deutsch-französisches Schulwörterbuch, zweyter Theil. Beyde Theile in einem Band. Ladenpreis à 1 fl. 36. kr. od 22. Gr.

Es kosten demnach diese drey Lehrbücher zusammen nur 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr.; ein für die gesammte Schuljugend, und besonders in heutiger Zeit, gewiß äußerst billiger und wohlfeiler Preis; dabey haben diese drey Lehrbücher gleiches Format, starkes, festes Papier, und deutlichen, saubern, und korrekten Druck, und sind somit in jeder Hinsicht empfehlenswerth.

Das neue französische Lese- und Uebersetzungsbuch von C. Hirzel wird auch ehestens die Presse verlassen, und ist nebst diesem Schulwörterbuch dann ebenfalls in allen Buchhandlungen zu haben. — Es ist dieses neue Lesebuch als ein vollständiger Curs über die wichtigsten grammatikalischen Regeln zu betrachten. Der deutsche Theil enthält eine reiche Sammlung interessanter Anecdoten, und zwar so geordnet, daß jede Geschichte als eine Aufgabe über eine Regel oder mehrere anzusehen ist. Der französische Theil ist bey der Anordnung der Lesestücke gleichsam eine Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern, und beginnt mit kleinen Histörchen, dann folgen Contes et petits tableaux de mœurs et de caractères, hierauf eine Abtheilung von pièces historiques von Lacretelle und Ségur, sodann einige sehr belehrende Biographien von Franklin und Andern mehr, dann äusserst anziehende Naturschilderungen, und den Beschluß machen einige religiös-moralische Aufsätze aus berühmten Klassikern, nebst einer Abhandlung über Astronomie von Bailly, und dem Miserere von Mad. Stael.

luſtig machen wollten, ſtellten ſie den Moniteur und andere Pariſer Blätter zuſammen, worin die Nachrichten von der Rückkehr Napoleons aus Elba gemeldet werden.

Erſte Nachricht. März 1815. Der Unhold iſt aus ſeiner Verbannung entronnen; er iſt aus Elba entwiſcht.

Zweite Nachricht. Der korſiſche Währwolf (Togre) iſt beim **Kap Juan** ans Land gekommen.

Dritte Nachricht. Der Tiger hat ſich zu **Gap** gezeigt. Truppen ſind auf allen Seiten gegen ihn in Bewegung. Er endet damit, als elender Abentheurer in den Gebirgen umherzuirren. Entrinnen kann er nicht.

Vierte Nachricht. Das Ungeheuer iſt wirklich, man weiß nicht durch welche Verrätherei, nach **Grenoble** entkommen.

Fünfte Nachricht. Der Tirann hat in **Lyon** verweilt. Entſetzen lähmte Alles bei ſeinem Anblick.

Sechste Nachricht. Der Uſurpator hat es gewagt, ſich der Hauptſtadt bis auf ſechzig Stunden zu nahen.

Siebente Nachricht. **Bonaparte** nähert ſich mit ſtarken Schritten. Aber niemals wird er bis Paris gelangen.

Katholikon.

Für Alle unter jeder Form das Eine.

(Auszug aus der Allgemeinen Kirchen-Zeitung Nr. 29. d. J.)

Wer das Zeitalter, welchem wir angehören, eine Zeit religiöser und kirchlicher Zerwürfniß nennen wollte, würde damit gewiß nichts Unwahres behaupten. Um so erfreulicher ist es, unter dem Kriegsgeschrei erhitzter Kämpfer auch einmal eine Stimme des Friedens und der Versöhnung zu vernehmen, und die Kirchenzeitung, welche ihrer Natur nach als Archiv der kirchlichen und religiösen Zeitgeschichte ein treues und vollständiges Gemälde jener Zerwürfnisse liefern soll, wird gewiß, wie sie bereits in verschiedenen Fällen bewiesen, auch dem wohlgemeinten Friedensrufe sich nicht verschliessen, und ihre schönste Bestimmung darin suchen, zur Ausgleichung kirchlicher Streitigkeiten und zur Versöhnung der Parteien mitzuwirken. Wie anders aber könnte dieser Zweck erreicht werden, als wenn ruhiger Prüfungsgeist nicht müde wird, den Kern von der Schale zu sondern, und das allen Parteien Gemeinsame, Wesentliche und Allgemeingültige aufzusuchen, und als den einzig möglichen Einigungspunkt geltend zu machen! Diesen Weg hat ein ungenannter, aber als höchst ehrwürdig sich beurkundender Mann (von welcher Konfession? gilt uns gleich) in einer geistreichen Schrift betreten, welche unlängst unter dem oben aufgeführten Titel: **Katholikon. Für Alle unter jeder Form das Eine** (Aarau 1824 bei Sauerländer) er-

schieren ist. Auch das größere, nichttheologische Publikum auf dieselbe aufmerksam zu machen, achten wir für Pflicht.

Daß ein Mann, welcher sich, wie der ehrwürdige Ungenannte, über jede Partei zu erheben sucht, und die Fehler und Verirrungen einer jeden, zwar mit sanftmüthigem Ernste, aber doch auch mit rücksichtslosem Freimuthe aufdeckt, es zuletzt mit allen Parteien, oder doch mit den Selbstsüchtigen und Engherzigen aller Parteien verderben, und sich ihren bald offenen, bald heimlichen Angriffen bloßstellen müsse, ist bei dem gewöhnlichen Gange der Dinge sehr natürlich.

Aus folgendem, von einem angesehenen Gliede der reformirten Kirche verfaßter Gedicht, siehe hier nur die Schlußzeile:

Wer das Katholikon, den Obelisk
Der Wahrheit aufgeführt, kein Heuchler ist
Der Edle! Nur Verschmähung predigt er,
Und Christusliebe! Jesu eignes Werk,
Von eitelm Menschenmachwerk unverfälscht,
Und rein, und klar, verständig und gerecht,
Zur eignen Vortheil nicht bedacht, das Reich
Des Vaters auszubreiten, predigt er!
Ob er dafür verkannt, verketzert leidt,
Verfolgung dulden muß, ihm der Kranz
Erst jenseits winke — er steht vest und stark,
Und mild und sanft, in seiner hohen Kraft
Auf einem Fels, dem Fels der Wahrheit, den
Die aufgeregte Brandung nie zermagt,
Den auch des ganzen Pfaffthums wuthend Heer,
Von seinem dreigekrönten Oberhaupt
Geführt, gehetzt, nie mehr im Sturm erklimmt
Und kurz! Denn Gottes erster Wink gebot,
„Es werde Licht!“ Und sieh, der Tag bricht an!

Du aber, der in seinem Namen sprach,
Und frei von aller Menschenfurcht, die wird
Kein Haar gekrümmt; kein Bonze wagt es, dich
Nur anzutasten, denn die Schleuder führst
Du rüstig wie des Isaiden Sohn,
Und zu dir steht ein ganzes Volk! — Wie du
In äußrer Form mir auch dich zeigen magst —
(Doch keine äußre Form, die Schale nicht,
Den Kern nur achtest du!) — ich reiche dir
Die treue Hand, und grüße segnend dich
Als Bruder! Lehrer bist du mir! Und wenn
Was du verkündest, deiner Kirche Sinn
Und Lehrsatz würde — ach, wohl nimmer wird
Der fromme Wunsch erfüllt! — so trätst selbst
Mein Glaubensheld, mein Zwingli, lebt' er noch
Auf diesem vielbewegten Erdenrund,
Zu dir hinüber, und ich würde gern,
An meines Lebens Abend noch, wie du,
Wenn ich es nicht schon bin, ein Katholik
Im ersten, einzig wahren Sinn des Worts!

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Neunundzwanzigster Theil.

Des Baierschen Geschichten Erstes und Zweites Buch.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A b
BIBLIOTH
MONAC

Universitäts-
Bibliothek
Regensburg

Der Baieriſchen Geſchichten

Erſtes und Zweites Buch.

Allen Baiern.

Das große Bild vom Leben eines der älteſten Stammvölker deutſcher Erde ſteht vollendet.

Der Künſtler legt den Pinſel nieder, ohne Stolz, aber auch ohne Erröthen. Des Werkes Tugenden ſind gar nicht ſein Verdienſt, ſondern deſſen, der ihm die Kraft, die Tage und die Freunde gab. Des Werkes Unvollkommenheiten ſind nicht die Schulden ſeines Willens. Ein Anderer wird nach ihm kommen, welcher, vom Irrthum freier, an Einſicht reicher, in Macht des Wortes gewaltiger, von Deiner Vorwelt zu Dir redet, edles Volk von Baiern! — Keiner mit lebendigerer Liebe des Wahren, Gerechten und Göttlichen.

Von dieſem Bewußtſein erfüllt, biederbes deutſches Volk der obern und niedern Lande Baierns, der Pfalzen, Schwabens, Frankens und am

Rheine! leg' ich weihend das Schicksalsgemälde der Ahnen in Deine und Deiner Enkel Hand. Denn, als ich es anhub, und die Schwere meines Unternehmens und meiner Pflicht wog, tröstete mich die Erinnerung an Deine Vaterlandsliebe, daß sie oft über den theuerwerthen Gegenstand die Schwäche des Darstellers vergessen könne. Zu Dir nur sprach ich, so oft der Anblick Deiner Kraft und Tugend unter den Verhängnissen der Jahrhunderte mein Gemüth erhob: nd zu Dir, wenn ich in den Entweihungen Deiner Würde die Verirrungen der Zeitalter anklagte.

Seit die Häupter des Landes aus dem Hause der Schyren hervorgegangen sind, hat Baiern der weisen und vortrefflichen Fürsten manchen gehabt, — kein Volk zählt deren viele! — der gekrönten Ungeheuer keines. Deß können sich Wenige rühmen! Man sagt: wie der Fürst, so das Volk; oft wahrer: wie das Volk, so der Fürst! Denn dieser, nur Theil des Ganzen, wird, was er ist, durch Natur und Verhältniß der Gesammtheit, aus der er hervortritt. Die Tarquine gediehen im freien Rom nicht; erst aus den Lastern desselben wurden die Neronen und Tibere ge-

loren; und weil Sklaven waren, gab es Tirannen. Darum sind tugendhafte oder fluchwürdige Fürsten die vornehmsten Zierden oder Schanden jedes Volkes, weil sie als Blüthen der öffentlichen Güte oder Verderbtheit anzusehen sind. — Daher, was der Ruhm Deiner Fürsten ist, das ist aller Baiern Ruhm.

Und so hinwieder blickst Du, o erlauchtes Königsgeschlecht der Baiern! mit höherer Liebe und hoherm Stolze, wie es viele andere nicht dürfen, auf Dein treues Volk umher. Denn kein einziges Blatt in der langen Geschichte desselben ist von ihm mit Empörung, mit Fürstenmord, oder Hochverrath befleckt. Selbst Deutschlands großer Bauernkrieg machte das treusinnige Baiern einst nicht wanken. Nie erhob es die Waffen, als auf Geheiß seiner Fürsten; und nie ungeheißen, als für sie. Mag die Geschichte eines solchen Volkes nicht, vor der Welt, als Spiegel anderer gelten, und als Urkunde deutschen Biedermuths?

Ihr alten, hochedeln Geschlechter des Landes, deren Väter eine Reihe von Jahrhunderten mit dem Ruhm ihres Namens erfüllten, sehet wohlgefällig auf die Bildnisse Eurer Alt-

Achte Nachricht. Napoleon wird bis morgen unter den Mauern von Paris ſein.

Neunte Nachricht. Der Kaiſer Napoleon iſt in Fontainebleau.

Zehnte Nachricht. Geſtern Abends hielten Se. Majeſtät der Kaiſer und König ihren Einzug in den Palaſt der Tuilerien. Alles iſt in unausſprechlichem Jubel.

Die Erziehung der Prinzen.

Man ſollte glauben, der Erziehung keines Kindes werde in der Regel größere Sorgfalt geweiht, als der Erziehung des künftigen Landesfürſten. Allerdings; aber er hat das Schickſal, aus Zärtlichkeit erdrückt und aus übergroßer Sorgfalt verzogen zu werden. „On nous apprend tout," ſagte ſelbſt ein Fürſt, „excepté ce que nous devons savoir." Ich will nicht davon reden, daß zuweilen, wie am ehemaligen franzöſiſchen Hofe, Schlechtigkeit der Höflinge abſichtlich dahin arbeitete, den Thronerben zu entnerven und zur Selbſtherrſchaft unfähig zu machen, um ihn ewig bevogtet oder durch Freudenmädchen und Günſtlinge beherrſchen zu kön-

vordern in diesen Büchern. Nicht durch die Würden, welche sie zu allen Zeiten vom Staat empfingen, sondern durch die Würden, welche sie dem Staate gaben, sind sie im Staate ehrenreich geworden. Der Ernst der Menschheit fraget den Stammbäumen und Ordenssternen der Europäer so wenig nach, als den knochernen Nasenringen indianischer Häuptlinge. Aber Großthaten sind die Titel, welche in der Geschichte gelten und in den Augen der Nachzeit adeln. Noch leben die Enkel der alten Törringe, Preysinge, Ahame, Rechberge, Pappenheime, Rothhafte, Sandizelle, Gumpenberge, Seinsheime, Arco's, Lerchenfelde, Hund's, Fugger, Closner, Baumgarten und Anderer viele. Ihre Namen, ihnen ein erblicher Schmuck, wie eine erbliche Verpflichtung gegen Vorwelt und Thron, sind dem Vaterlande eben so viele Bürgschaften, in Tagen der Noth Männer zu haben, auf die es sich stützen darf.

Und Ihr, hochwürdige Priester Gottes, Ihr, Diener des heiligen Altars, Ihr, Lehrer des Volks, Ihr, Lehrer der Jugend! erkennet mit Luß, daß des Landes

Tugend und Treue die Frucht ſeines Glaubens an das Göttliche geweſen. Nie erloſch dieſes Glaubens Inbrunſt in der Baiern Bruſt, ſeit Severin und Winfried den Gekreuzigten gepredigt hatten. Irrthum und Wildheit der Zeiten konnten wohl Lehrmeinungen und Ordnungen der Kirche verunſtalten, oder ändern, — das Werk der Menſchen geht unter mit den Menſchen! — aber Liebe und Sehnſucht zum Himmliſchen flammten auch hell aus den Nebeln des Aberglaubens auf. Der heilige Glaube iſt eine Säule der Sitten; und Einfalt der Sitten die Stärke des Vaterlandes. Baiern wird ſtehen, ſo lang' es auf dieſen Tugenden ruht; ſo lang' es Fürſten hat, die, wie ſein Titus, der erſte Maximilian Joſeph, wünſchen können, für das Glück des Landes in freiwillige Verbannung zu gehen; ſo lange das Volk, wie unter Plinganſers Ponieren, für Fürſt und Vaterland gegen fremde Unterjocher in den Tod fliegt; oder ſo lange die Mehrheit der Baiern mit ihrem Weſtenrieder ſpricht: „Es iſt beſſer, daß unſere Häuſer verbrennen, als daß unſere Sitten untergehen!“

Jedes Reich ſinkt oder ſteigt, wie die Gemüths-

größe und tugendliche Kraft seiner Bürger. Das steht, o Männer von Baiern! mit hellen Zügen in den Geschichten auch Eurer Vorzeit gezeichnet. Und ein Anderes, nicht minder wichtig: Ein Staat behauptet sein Dasein, so lang' er zur innern Kraft die rechten Schutzmittel von aussen gesellt; so lange die Verfassungen und öffentlichen Anstalten dem Stande der allgemeinen Bildung und die bürgerlichen Einrichtungen dem Naturgang des Menschengeschlechts entsprechen.

Dreier Hauptkräfte bedarf ein Reich zu ruhmwürdigem Dasein: der Wissenschaft, der Tapferkeit und des Reichthums. In welchem Theile des Volks die Fülle dieser Drei am größten vereinigt liegt, in dem ruht der Kern des Staates. Vor alten Zeiten war Wissenschaft der Priester, und Tapferkeit der Ritter ausschließlicher Ruhm. Darum folgte beiden der Reichthum von selbst, und standen sie dem Throne der Fürsten billig zunächst. Sie waren die Freien; sie das Volk; alles Andere des Landesherrn, der Burgen und Klöster leibeigenes Gut.

Dann erschwangen im friedlichen Handelsverkehr die Städte Reichthum; durch Reichthum

Freiheit. Und es bildete ſich, neben der alten Deutſchen Lehr- und Wehrſtand, noch ein dritter, der Nährſtand, vor dem Thron. Die Agilolfingen kannten nur die zwei erſten; die alten Wittelsbacher erzogen den dritten. Nach Verhältniß der höhern oder geringern Bedeutſamkeit ſtanden die drei in den Verſammlungen der Landſchaft einſt um den Stuhl der Herzoge. Die Verfaſſung war der Jahrhunderte Frucht.

Nach dieſem kam die Erfindung des Feuergewehrs; durch ſie verging des geharniſchten Adels urſprünglicher Vorzug. Es kam die Erfindung der Buchdruckerpreſſe; durch ſie büßte die Prieſterſchaft den Zepter der tauſendjährigen Geiſterbeherrſchung ein. Noch beſtanden zwar ehemalige Namen und Formen der Stände; aber wodurch ſie mächtig geworden, das fiel in die Hand Aller. Auch der Nichtedelgeborne prangte darauf mit Tapferkeit und Feldherrntugend; auch der Laie nahm von der Wiſſenſchaft Unſterblichkeit des Namens und Hoheit; der Ackersmann das Geſchenk der Freiheit. So trat zuletzt der geiſtvolle Sohn auch des Bauern in den Fürſtenrath, und der

Freiherr erröthete nicht, ſein väterliches Feld mit eigener Hand zu beſtellen.

Als nun Wiſſenſchaft, Tapferkeit und Reichthum jedem Staatsbürger erreichbar geworden war, ſtürzten zwiſchen den Ständen die Schranken des Unterſchieds unaufhaltſam ihren zerfallenen Grundveſten nach. Nun hörten Ritter und Pfaffen und Städte auf, allein das Volk zu ſein; ſondern das Volk ward das Volk; und alle Gebildete, Heldenmüthige, Vermögende des Vaterlandes, ohne Rückſicht prieſterlicher Weihe, adeliches Stammes, oder ſtädtiſcher Rechtſame, bildeten des Vaterlandes Kern und rechte Kraft.

Es iſt ein Sturm über den Welttheil gegangen, und hat das Unhaltbarſte gebrochen. Die da weinen über entwurzelten Stammbäumen, über zertrümmerten Kloſtermauern und zerriſſenen Kaiſerbriefen, wen klagen ſie an? — Gott ſandte den Sturm; der wehte nur des Alterthums Staub von der Schönheit des göttlichen Ebenbildes hinweg.

Der Zuſammenſturz altgeehrter Staatsverfaſſungen ward noch nie durch die Tugenden derſelben herbeigeführt, ſondern von ihren Mängeln. Es iſt aber gewiß, daß endlich die vortrefflichſten

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 1436270

Anſtalten der bürgerlichen Geſellſchaft, wie unterſehrt man ſie auch auf die Nachkommen herabbringe, gebrechenvoll werden. Es würde thöricht ſein, wenn ſich Fürſten unſerer Zeit nur mit Prieſtern umringen wollten, wie Taſſilo zu Aſchheim; denn Prieſter ſind nicht mehr Alleinhaber der höhern Kenntniß; oder mit Rittern und Freiherren, deren Tapferkeit und Reichthum häufig vom Muth und Gut des Bürgerlichen übertroffen wird; oder von Städten, deren Handwerk und Verkehr neben den reichen Großgewerben einzelner Unternehmer oft klein ſteht.

Darum ſind die alten Landſtände des obern und niedern Baierns vergangen. Ein anderer Geiſt gebietet andere Stellvertretung der Volksſtärke. Nur die Stärke des Volks iſt der Fürſten rechte Majeſtät. Zu dem, was werden mag, gab Maximilian Joſeph der König den Wink.

Gleichwie nun die Natur ſelbſt in der Stufenfolge der Entwickelungen einen großen Abſchnitt gemacht hat, ſo hab' ich billig mit ihm das Werk von Deinen Geſchichten geſchloſſen, Volk von Baiern! — Empfang' es mit Nachſicht. Den vaterlä..diſchen Stolz ſollte minder verdrießen, als

schmeicheln, daß Dir diese Gabe nicht der eingebornen Baiern Einer, sondern der Bürger eines Freistaates darbringt, — ein Mann, der, unabhängig in seiner Heimath am Fuße des Jura, auf eigener Flur glücklich, von den Versuchungen der Armuth und des Reichthums gleich fern, unter großen Verhängnissen erzogen, nichts von Dir zu wünschen, nichts zu fürchten hat. Im Leben eines einzigen Volkes das Walten der Gottheit näher zu schauen, wählte er Dich, weil Dein Aufblühen ihn ergötzte und die Freundschaft mancher Deiner Söhne ihn an Dich zog.

Der Gott, welcher in den Gewittern der Jahrhunderte bei Deinen Vätern war, möge gnädig walten über den Stamm Deiner Könige und über Deine Enkel.

Aarau, am 22. März 1818.

Heinrich Zschokke.

Vorrede zur erſten Ausgabe.

Res arduа est, vetustis novitatem, novis autoritatem, obsoletis nitorem, obscuris lucem, fastidiosis gratiam, dubiis fidem, et naturae suae omnia. *Plinius.*

(Aus einem Schreiben des Verfaſſers an Herrn Direktor v. Schlichtegroll, Generalſekretär der Akademie zu München.)

Aarau, 22. März 1813.

— — Zuerſt die glänzenden Umgeſtaltungen Baierns durch Maximilian Joſeph, den König unter den Guten, ſeines Montgelas weiſen Eifer, in einem Zeitalter, deſſen Stürmen ältere Verfaſſungen und ſtärkere Thronen wichen; dann, Du weißt es, die Freundſchaft, welche mich dort manchem edeln Herzen verwandt machte, lockten

mich, den Schicksalen des uralten Volks nachzugehen, endlich sie zu beschreiben; — nicht Eitelkeit, noch eine schlechtere Begier, sondern zum auserwählten Gegenstand die Liebe. Im vaterländischen Schweizerthal, unter einem freien, edeln Volk glücklich, liegt mir nicht daran, um fremde Gunst zu buhlen, die meiner Zufriedenheit wenig oder nichts beifügen könnte. Diese Unabhängigkeit des Geschichtschreibers erleichtert ihm die Treu' an der Wahrheit, und kann seiner Arbeit einen Werth verschaffen, sollte sie auch manches Andern entbehren.

Wenn Vielen ein Unternehmen, wie das meinige, schwer geworden, weil sie in Wildnissen erste Bahnen brachen: ward mir's durch die Meng' und Größe meiner Vorgänger. Denn unter allen Völkern deutscher Zunge mögen wenige, gleich den Baiern, so viel aus- und inländische Erforscher und Beschreiber ihrer Begebenheiten gefunden haben, von Aventin herab, dem Fürsten Aller, bis Zirngiebl, Westenrieder, Feßmaier, Aretin, Pallhausen, Lang, Mannert u. a. m. Mit Recht wird erwartet, daß, wer derselben Bahn betritt, ihre Vorzüge wo nicht übertreffe, doch diese eben so sehr, als ihre Irrthümer zum eignen Vortheil zu benutzen verstehe. Und es ist mehr Stolz, als Bescheidenheit, wenn ich bekenne, daß, welchen Werth die öffent-

ken: sondern ich spreche von einer Erziehung, die ganz redlich gemeint ist.

Und wird da nicht gegen die einfachsten Grundsätze gewöhnlich am bittersten gesündigt, selbst von denen, welche Einsicht genug hätten, das Bessere zu erkennen? Die gemeinste Bürgersfrau von einigem Verstande würde sich z. B. hüten, die Eitelkeit ihres Kindes mit dem ewigen: „Was werden die Leute sagen!“ zu überreizen, oder die Thatkraft desselben mit der Erinnerung zu erschlaffen: „Du hast Vermögen, du wirst einst reich, du bist schon vornehmer, als viele Menschen sind!“ — An fürstlichen Höfen aber geschieht häufig das platte Gegentheil von Allem. Ehe man noch im unmündigen Kinde das Reinmenschliche entfaltet hat, will man schon das Fürstliche herauszimmern.

Napoleon, der, wie Cyrus und Moses und andere große Fürsten des Alterthums, oder wie zu neuerer Zeit Peter der Große, Heinrich IV., Friedrich der Große, in der ernsten Schule des Schicksals, und nicht unter verweichlichenden Schmeicheleien und Belustigungen, seine Jugend verlebt hatte, war doch durch den kaiserlichen Purpur um alle Erinnerung dessen gebracht, wodurch er groß geworden. Er konnte sogar die Frau von Montesquiou rühmen, wie sie seinen Sohn, den König von Rom, erzogen

liche Stimme einſt meiner Arbeit beimeſſen möge, derſelbe nur das Verdienſt meiner Vorfahren in der Geſchichte erhöhen kann, während die Mängel mein Eigenthum bleiben werden. Denn ihre Tugenden zu übertreffen — jede ſteht in ihrer Eigenthümlichkeit ehrwürdig — war nie meines Sinns; aber ihre Lorbeern all' in einen Kranz zu verbinden um Bajoariens königliche Stirn.

Dafür opfert' ich die ſchönſten Stunden meiner letztern Jahre. Wie theilnehmend halfen mir dazu durch Erinnerungen und Belehrungen die edeln Männer von Baiern, Feßmaier, Lang, Streber, Hellersberg, Stichaner, Du ſelbſt; oder durch Unterſtützung die achtungswürdigen von Hörmann, Keller und Beiſchlag! Mit welcher Liebe ward der Fremdling unter Euch empfangen, als er Baiern durchreiſete, um zur Vollendung ſeines Gemäldes die Bühne der Ereigniſſe ſelbſt zu ſehen, die er beſchrieb! Die Tage, da ihn der Tiefvertraute der römiſchen Vorwelt, von Stichaner, zu den geſunkenen Wällen der windelechiſchen Auguſta und den Gräbern der Legionen, von Klokl in die Werkſtatt des Künſtlers aus Pons Oeni, Zirngiebl zu den Denkmalen des alterthümlichen Reginums führte, oder Du ihm die Kleinodien des königlichen Bücherſchatzes aufſchloſſeſt; die Tage, da ihn hochherzige

baierische Krieger zu den Mäuerträmmern der batavischen Kohorte leiteten, oder er mit Andacht in Severins Bethaus bei Passau, wie in Hrodberts Tempeln am Fuß der Alpen und auf mancher öden Burg aus des Faustrechts Zeiten fand, werden Festtage seines Lebens bleiben, und konnten nur seine Liebe zu dem wackern Volk erhöhen, dessen Geschichte die Braut seines Geistes geworden.

Die frühern Begebenheiten sind von Aeltern und Neuern ungleich wiederholter und fleißiger behandelt worden, als die jüngern, ungeachtet diese größer und belehrender, als jene, sind. Von jeher hat ein entferntes Alterthum auf die ehrfurchtvolle Neugier der Sterblichen seinen Zauber behauptet. Es ist inzwischen gewiß, daß bis zu den Wittelsbachern das Volk von Baiern eigentlich keine Geschichte hat, weil nur erzählt werden kann, was fremde Hände daselbst erbauten oder zerstörten. Doch ohne Kenntniß desselben werden die Ereignisse folgender Jahrhunderte Räthsel. Darum betrachte, was ich in den zwei ersten Büchern berichte, nicht sowohl als Geschichte der Baiern, denn als Eingang zu derselben, in den nächstfolgenden.

Sie gleicht in Ursprung und Fortgang dem gewaltigen Innstrom des Landes; rinnt anfangs unter den Rebeln fremder, unersteiglicher Gebirge

von ungewissen Seiten zusammen; zerfließt unter der Karlingen und Ausländer Herrschaft mit den Schicksalen der Nachbarn in einen weiten Moorgrund, unsicher zu beschreiten, an Aernten gering; tritt aus demselben unter den ersten Wittelsbachern, im Beginn noch trübe, bald heller, hervor; wälzt mit steigender Kraft Felsen vor sich hin; zerspaltet in viele Arme, bis der mächtige Strom, in Eins versammelt, majestatisch dahinrauscht.

Es haben Viele, und mit Recht, die alte wunderbare Zeit der Agilolfingen und der Tage, die denselben vorangingen, den Zeitraum des Märchens und der Sage geheißen. Obwohl der unfruchtbare Streit um der Boien Herkunft oder der ersten Herzoge Reihenfolge auch mich nie reizte, schienen mir doch die Ueberlieferungen der Urzeit aufbewahrungswürdig. Sie bilden immer im Gemälde von den Begebenheiten alter Völker den geheimnißvollen Hintergrund, vor welchem das Jüngere dann in lebendigerer Klarheit aufsteigt. Auch die Sage ist Geschichte, nicht sowohl vom reinen Gedächtniß, als vom Gemüth des Menschen aufgefaßt, und mit dessen Eigenthümlichkeiten verschmolzen, uns wiedergegeben. Sie offenbart Weise und Vorstellungswelt der Alten lichtvoller, als die gelehrteste Forschung; so wie oft ein einziger Spruch aus dem Mund

eines denkwürdigen Mannes seine Gemüthsart treffender schildert, als die umständlichste Lebensbeschreibung.

Vom Untergange Tassilo's, des Schwachen, bis zur Erhöhung des Stammes Wittelsbach, erblickst Du nur Fürsten, Ritter und Mönche; das Volk war nichts, ein willenloses Werkzeug und Leibeigenthum. Weder alle Waffenthaten noch fromme Schenkungen der Ritter verdienen das Andenken der Nachwelt; doch aus dem allgemeinen Getümmel ihrer Fehden, aus ihren Bußfahrten und Opfern spricht der ungebändigte Geist damaliger Welt. Darum erneut' ich auch gern das Gedächtniß derer, welche den Baiern die ersten Priester des lebendigen Gottes wurden und Altär' in die Einöden bauten. Aus den Klöstern kam zuerst die Gesittung der heutigen Menschheit im abendländischen Europa. Es gab eine Zeit, da das Erbauen der Klausen und Münster so verdienstvoll gewesen, als in spätern Jahrhunderten ihre Auflösung; oder wo das Lehenwesen löblich war, weil es Freiheit der Völker begründete, der es nachher am feindseligsten wurde. Alles hat seinen Tag, welchem es taugt.

Viel hatt' ich über die Schreibart nachgedacht, die meines Gegenstandes würdig wäre. Die frühern Briefe haben Dir oft davon gesprochen. Ich wandte mich aber von den hohen Vor-

bildern ab, im Glauben, wie jegliche Menſchengeſtalt, habe auch die Geſchichte jedes Volkes ſein eigenthümliches Weſen, von dem durch fremdes oder nachgekünſteltes Gewand mehr, als ſich geziemt, verhüllt oder entblößt wird. Die Jahrhunderte ſelbſt müſſen ihrer Darſtellung Haltung und Farbe mittheilen; nicht der Erzähler aber ſollte ſie jenen verleihen. Am meiſten ſchien mir der alten Zeitbeſchreibungen Einfalt, Kraft und Würde dem deutſchen Gemüth entſprungen; es iſt wenigſtens ſchwer, nicht ihre Sprache zu reden, wenn man von ihren Tagen erzählt.

Bewußtſein geht über Eitelkeit. Ich that, was ich vermochte. Der Richter Tadel könnte mich belehren, nie ſchmerzen; ihr Lob kaum freuen.

Aber wenn mein Werk den Namen der Baiern, des alten deutſchen Kernvolkes, fremden Landen theurer macht; — wenn es in der Bruſt der Hohen und Niedrigen die Flamme der Vaterlandes- und Königesliebe — ich weiß, ſie lodert hell! — mit neuer Glut bereichert, und Muth und Glauben im Volke mehrt: was tauſendjährigen Wettern widerſtanden, das konnt' auch wohl den Tagesſturm beſtehen durch Bürgertugend; wenn von der Vorwelt Fehlern gewarnt, oder ihren Beiſpielen begeiſtert, der Vater dem

Sohn, der Sohn dem Enkel in jeder Entbehrung, jeder Großthat stolz voranschreitet: Alles für Baiern durch Gott und den König! — dann acht' ich die Arbeit gelungen, sonst nicht geschrieben zu sein werth. — — —

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

Ohngefähr zehn Jahre lang hatte der Verfasser dieser Geschichte gebraucht, die Stoffe zu sammeln, zu sichten, zu ordnen und zu verarbeiten, und konnte sagen: beinahe nulla dies sine linea. Er hatte zur nähern Kenntniß von Thatsachen, Denkmalen, Sagen, Gegenden, Ortschaften, Personen und Urkunden drei Reisen aus der Schweiz durch Baiern gemacht und daneben die Lästigkeit eines weitläufigen Briefwechsels über sich genommen. Er hatte weder einen beträchtlichen Aufwand von Zeit noch von Geld, noch von Mühen gemieden. Er hatte zuletzt Abschriften vom ersten Buch nach Baiern gesandt, um die Urtheil der Kenner und ihre Verbesserungen seiner allfälligen Irrthümer zu vernehmen, und die Sendungen von Abschriften der folgenden Bücher nachher nur deswegen eingestellt, weil der erste Versuch nicht ganz seinen Erwartungen zusagte; — nichts hatte er in dem langen Zeitraum unter-

lassen, sein Werk nur einiger Vollkommenheit nahe zu führen.

Nachdem er endlich dasselbe in den Jahren 1813 — 1818 öffentlich auszustellen gewagt, sah er es im Allgemeinen mit Zufriedenheit aufgenommen, die ihm belohnend war. Durch öffentliche Beurtheilungen empfing er willkommene Belehrungen, die er, wo er sie gegründet fand, zur Verbesserung dieser neuen Ausgabe benutzte. Mit Dankbarkeit anerkennt er, daß seine geschichtliche Arbeit mehr durch unfreundliche Tadler und Gegner [1]), als durch Diejenigen Vortheil gewonnen habe, welche ihm mit allzufreigebiger Hand Weihrauch spendeten. Ja, dankbar ehrt er dies Verdienst selbst auch an denjenigen, die in blinder Wuth ihres „Ultrapatriotismus" oder ihres Glaubenseifers alle Schranken des Anständigen und Gerechten übersprangen, und den Verfasser mit unver-

[1]) Herr Heinr. v. Lang gab zuerst, im J. 1813, „Bemerkungen zum ersten und zweiten Buch dieser Geschichten" (München, in 4.), heraus; sie kamen nicht in den Buchhandel, sondern wurden zu München in einem Zimmer des Reichsarchivs unentgeldlich ausgetheilt. — Auch die Beurtheilungen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur sind sehr gehaltvoll, besonders was Oesterreich berührt, wenn gleich nicht ohne Bitterkeit und Befangenheit der Sinnes.

dienter Schmach überhäuften. Er bedauert an diesen Letztern nur, daß sie Geistliche und daß sie eben Baiern waren! Von diesen trat zuerst ein Pater Kelteger, Pfarrer zu Rauschenberg, auf [2]), welcher, in Vertheidigung der ihm durchaus untadelich erschienenen alten Fürsten und Heiligen Baierns, beklagt, daß die Geschichte seines Vaterlandes in die Hände von „Auswärtigen und zweideutigen Subiekten" gefallen sei. Noch in maßloserm Zorn entbrannte Sebastian Günthner, ehemaliger Conventual des Klosters Tegernsee [3]), welcher in den erschienenen Geschichten Baierns ein „stinkendes Grab voll Ungeziefers", und im Verfasser derselben einen Menschen sah, „an seines Körpers ganzer Oberfläche von ausgetretener Galle gelb gefärbt." — Seinen Fußstapfen folgte ein Pfarrer Altomanus

---

[2]) Der wahre Name desselben ist Pfarrer Johann Andreas Träger, und der Titel seiner Schrift: „Bemerkungen über die baierischen Geschichten Herrn Heinrich Zschokke's." Ohne Druckort. 1818. 8. 36 Seiten. Den Ton und Inhalt dieser Bemerkungen würdigte darauf der Freiherr Christoph v. Aretin in den „literarischen Monatsberichten."

[3]) „Seb. Günthners Bemerkungen über des Herrn Heinr. Zschokke's baier. Geschichten III. Band." München. 1818. 8. 110 Seiten.

Bavarius[4]), welcher ohne Scheu sich zu dem von ihm aufgestellten Grundsatz bekannte: „Unrichtigkeiten dürfen nur vorgeworfen, nicht berichtiget werden. Im Menschenliebe muß dem Hund (dem Ausländer) die Nase auf eignen Koth gestoßen werden.“ — In gleichem Tone schrieb ein sogenannter Magister Schwarzrock[5]) und (vielleicht derselbe) ein Magister Jeremias Schwarzrock der Jüngere[6]).

[4]) „Patriotische Betrachtungen über des H. Zschokke's drei Bände baier. Geschichten.“ 1818. 8. 42 Seiten. Der wahre Name des Herrn Verfassers soll sein: Joseph Zenger, Pfarrer zu Reissing. — Veranlaßt durch diese und die vorigen Streitschriften, traten darauf ans Licht: „Einige Rückblicke auf die Geschichtschreibung von Baiern. Aus Anlaß des Urtheile über Heinr. Zschokke's sechs Bücher baier. Geschichten. Von Peter Paul Finauer dem Jüngern.“ München. 1818 8. 138 Seiten. Als Verf. von dieser Schrift wird Herr Altlandrichter v. Klökel genannt.

[5]) „Frage: hat Herr Heinr. Zschokke eine Nationalgeschichte für Baiern schreiben können und wollen? Nebst einigen Bemerkungen über den IV. Band seiner Chronique scandaleuse baierischer Geschichten von Magister Schwarzrock.“ Kanzopolis. 1818. 8. 40 Seiten.

[6]) „Thesen wider Herrn Heinr. Zschokke's baierische Geschichten. Von Magister Jeremias Schwarzrock

hatte, die eher den strengsten Tadel verdient hätte.

Die Zimmer des Kindes befanden sich im Erdgeschosse der Tuilerien gegen den Hof derselben hinaus, wo gewöhnlich müßige Gaffer und Neugierige umhergingen, in der Hoffnung, das Kind durch die Fenster zu sehen. Eines Tages — so erzählte Napoleon in St. Helena mit wahrem Wohlgefallen, und um die Weisheit der Frau von Montesquiou hervorzuheben — eines Tages war das Kind gar böse und unartig, und durch keine Vorstellungen zu besänftigen. Frau von Montesquiou befahl sogleich, die Fensterläden zu schliessen. Das Kind, kaum dreijährig, erschrickt über die plötzliche Finsterniß, und fragt: „Mama Quiou, warum das?" Ihm antwortet Frau von Montesquiou: „Weil ich Sie viel zu lieb habe, um der ganzen Welt Ihren Zorn sehen zu lassen. Was hätten doch diese Leute, die Sie vielleicht dereinst alle regieren werden, von Ihnen gesagt, wenn die Sie in solchem Zustande gesehen haben würden! Meinen Sie denn, die Leute möchten Ihnen gehorsam sein, wenn sie wüßten, daß Sie so unartig wären?" — Das Kind versprach sogleich, es nicht mehr zu thun. „Sehen Sie wohl," sagte Napoleon zu Las Cases, „das ist ein ganz Anderes, als wie sich Villeroi mit Ludwig XV. benahm, der zu diesem, als

Kein Wort des Unwillens gegen alle diese und andere Mißhandlungen! Als einst Johannes Müller sein unsterbliches Werk ans Licht gab, ward auch er als parteiisch, einseitig und vorurtheilsvoll gescholten. Er gerieth sogar aus Mißmuth in Versuchung, die Arbeit an der Geschichte der Eidsgenossen ganz aufzugeben. — Dies mag wenigstens den Verfasser der baierischen Geschichten trösten, wenn ihn nicht schon die Bezeugungen der Achtung mehr als schadlos hielten, die er ungesucht von vorzüglichen Geschichtforschern und Gelehrten, von mehrern der ersten Staatsmänner Baierns und der königlichen Familie selbst genoß.

Ungeachtet der wichtigen Unterstützungen, welche er zur Vollendung seines Werkes empfangen hatte, ungeachtet der darauf verwendeten Sorgfalt, blieb er dennoch sehr überzeugt, daß seine Arbeit noch große Mängel behalten habe. Er bat daher in öffentlichen Blättern die Edeln Baierns um Mittheilung ihrer Verbesserungen. Mehrere entsprachen seinen Wünschen, noch mehrere aber schwiegen. Ja, es scheint, daß einige durch das von jenen und andern Geistlichen gegen den Verfasser erhobene Geschrei, und durch die

---

dem Jüngern angebettet und vertheidigt in der Kanzen Hauptstadt. 1818." 8. 16 Seiten. Mit Heftigkeit auch gegen Herrn von Klökel.

ausgestreuten Verdächtigungen, als suche er nur mit seinem Werke das geheiligte Ansehn der Altäre und des Throns zu vernichten, in solche Furcht versetzt worden seien, daß sie ihn dringend ersuchten, unter keinem Vorwand jemals ihre Namen, als solcher, die ihm Mittheilungen gemacht, verrathen zu wollen [7]). Nichtsdestoweniger gebührt ihnen der Dank, sowohl des Verfassers, als der Leser dieses Werks.

Wenn nicht alle und jede Erinnerungen über wirkliche und scheinbare Mängel dieser Geschichte benutzt worden sind, geschah es weder aus Nachlässigkeit, noch Stolz. Vieles kann Lehrreiches in Werken und Zeitschriften gesagt sein, welche dem Verfasser nicht zu Gesicht kamen — wer könnte Alles lesen? — Vieles konnte auch wohl der Verfasser nicht mit seinen Ueberzeugungen vereinigen.

Hätt' er allen öffentlichen Tadel versöhnen, allen Wünschen entsprechen wollen, die er las: so würd' er ein mißgestaltetes Ungeheuer zur Welt befördert haben, des Tadels Aller würdig. Er glaubt

---

[7]) Anders klagte in ähnlichem Fall Johannes Müller einst: „Ich habe den Schweizern Alles angeboten, aber die Aristokraten fürchten die Wahrheit, und die Andern können mir nicht die nothwendigen Hilfsmittel geben. (J. Müllers Briefe an Freunde 1, 287.)

auch hier keiner Entschuldigung seiner wirklichen Irrthümer zu bedürfen, weil er nie läugnete, daß er ein Mensch sei; noch weniger einer Vertheidigung seiner Grundsätze, da sie sich, wenn sie richtig sind, selbst vertheidigen, hingegen wenn sie falsch sind, keiner Vertheidigung fähig und werth sein können und dem Buche den wohlverdienten Tod der Vergessenheit bringen werden. Er glaubte nämlich, daß er als Geschichtschreiber zwar Christ bleiben, aber keiner Kirchenpartei zugehören solle; daß er an Obrigkeiten vergangner Zeit, es seien Fürsten oder Häupter der Freistaaten, das Löbliche ehren, das Untugendliche nicht verhehlen solle; daß zu allen Zeiten verwerflich sei, was den Urgesetzen der Natur und Vernunft widerstreite, und daß die niedrige Gesittungsstufe eines Zeitalters wohl Mängel der Denkart, Kenntniß und Einrichtungen entschuldigen, aber nie rechtfertigen oder preiswürdig machen könne; daß einzelne Züge, welche auf die Gemüthsart eines Menschen, und einzelne Sittengemälde, welche auf die Eigenthümlichkeit eines Volkes oder Jahrhunderts schliessen lassen, der Geschichte nicht unwürdig seien, und daß der Geschichtschreiber anders von Todten reden müsse, anders der Schriftsteller des Tages in kluger Umsicht, und Würdigung noch bestehender Verhältnisse, von Lebenden, denen Rechte gebühren, die den Todten nicht mehr zu-

gehören. In Rücksicht des Letztern beklagt der Verfasser, daß er zu spät vernahm, es seien noch einzelne wenige Personen, die im letzten Buch der Geschichte berührt wurden, am Leben, und beklagt es doppelt, wenn er, irregeführt durch falsche, obgleich vielseitige Berichte, sie denselben gemäß einführte und ihnen wehe that. Gern trägt er der besser erkannten Wahrheit in dieser neuen Ausgabe des Werks seine Schuld ab.

Aarau, den 19. Hornung 1821.

Erſtes Buch.
Des Landes Urgeſchichte.

Erſter Abſchnitt.
Die Bojen.

1. Eingang.

Ein deutſches Volk uralten Stammens, freudig, tapfer, redlich; der Welt durch Uebermacht nie furchtbar; in ſeinen Sitzen mehr durch eignen Muth, als durch Natur beſchirmt; oft Fremden unterwürfig, oft ſie beherrſchend; immer von gewaltigern Nebenbuhlern umlagert; beinah von jedem Sturm der europäiſchen Welt getroffen; dennoch unvernichtbar, in eigenthümlicher Gemüthskraft ſeit Jahrtauſenden ein ehrwürdiges Daſein zu unſern Tagen herübertragend: — ein ſolches Volk ſcheint nicht minder der Aufmerkſamkeit des Weiſen würdig, als jedes andere, durch Eroberungen oder Schätze herrlich. Das Schickſal hat, wie dem einzelnen Menſchen, jeglicher

Völkerschaft ihren Beruf ertheilt: zur Herrschaft der einen, der andern zur nützlichen Dienstlichkeit; der einen zu erbauen in Kunst und Weisheit, der andern niederzureissen. Glänzender mag wohl der Thatenlauf eines macedonischen Alexander, aber nicht lehrreicher sein, denn das häusliche Leben eines Atticus oder Agricola.

Darum will ich vom mehrtausendjährigen Glückswechsel des baierischen Volkes und seiner Fürsten sagen. Immer liegt Weissagung im Munde der Geschichte; ihr allein ist die Macht, Schatten der Vorwelt zu beschwören.

Doch nie wird erfragt, wie jene unübersehbaren Ebenen und Gebirge, welche mittagwärts von der schiffbargewordenen Donau gegen Italien aufsteigen, der Baiern angestammte Sitze, zuerst bevölkert sind. Kein Lied, kein Steinbild urkundet von den Tagen, da das rohe Geschlecht der Menschen, ohne Vergangenheit und Zukunft, nur dem Gelüste der Gegenwart frohnete. Und als schon lange zwischen dem großen Strom und Gebirg unsers Welttheils feste Niederlassungen waren, blieb diesen doch die ursprüngliche Dunkelheit. Nur zuweilen, wenn ein Wanderer, ein Friedensbote, ein Kriegsheer aus beglücktern Gegenden sie berührt, erblickst Du sie vom Strahl der Geschichte flüchtig umleuchtet.

Aber Völker hangen, gleich den Greisen, mit

Vorliebe an frühesten Erinnerungen. Das Leben wird größer mit den Fernen der Vergangenheit. So verachte denn nicht, was in wunderhaften Sagen, oder in Jahrbüchern fremder Lande von den Anfängen des baierischen Volkes überliefert worden.

Und diese sind es, welche das erste Buch dieser Geschichten beschreibt.

2.

Aelteste Sage von der Vojen Herkunft.

Vor mehr denn zweitausend Jahren wohnte im Galenland ein König von großer Macht; sein Name war Ambigat. Ihm wuchs des Volkes soviel, daß sein Auge es nicht zählen, sein Reich es nicht fassen konnte. Da, so spricht die Sage [1]), hat er den Söhnen seiner Schwester geboten, in ein Land zu ziehen, welches die Götter verheißen.

Und Bellowes und Sigowes, die Brüder, sind ausgegangen von den Wohnungen der Väter

[1]) Wohl mag ein halbtausendjähriges Alter die Ueberlieferung entstellt haben, ehe der Griffel des Geschichtschreibers (Livius 5, 34) sie verewigte; doch bleibt sie darum nicht minder ehrwürdig als früheste Urkunde jenes Volks, welches dem Lande den Namen gab.

mit vielen streitbaren Männern. Doch auf dem Wege schieden sie.

Sigowes ist im Galenland umhergezogen, bis zum großen Wald Hercynien, der viele Tagereisen lang und breit war. Darin haben Elen und Büffel, Wölfe und Bären gehauset, und, wo der ewige Forst lichter war, unbekannte Menschen in beweglichen Hütten. Nach diesem sind die Auswanderer in ein Hochland gekommen, umschlossen von Waldbergen, reich an Nahrung; ein sicherer Sitz. Hier, nach Bezwingung der Eingebornen, schlugen die Bojen, so hießen die Ankömmlinge, Sitze auf, und ward ein Bojenheim (Böheim). Auch ist dem Lande zum Zeugniß dessen, zwar das Volk nicht, doch der Name geblieben [2]).

Bellowes aber ist nach langem Zuge zum Fuß der weißen Berge gelangt, welche Italien vom Lande der Galen schieden. Es waren mit ihm Streiter aus allerlei Landen, durch die er gegangen. Sie erschracken, als sie sich bald von himmelhohen Felsen umfangen sahen, deren Gipfel, mit Schnee und Eis, weit über den Wolken prangten.

---

2) Manet adhuc, sagt Tacitus (und es gilt heute nach fast zweitausend Jahren noch), Boieme nomen, significatque veterem loci memoriam, quamvis mutatis cultoribus.

Doch der König hat sie unverdrossen über Abgrund und Klippe, auf die Höhen geführt. Dort ersahen sie unter ihren Füßen das Land, wo der Feigen- und Oelbaum grünt. Da sind sie alle wohlgemuth am Waldgebirg der Tauriner niedergestiegen in das fruchtbare insubrische Feld.

3.

Erscheinung und Untergang der Boien in Italien.

Im Jahr vor Christi Geburt 590 bis 186.

Am Tiberufer lag Rom, noch ein geringer Flecken, und der Korinther Tarquin führte den königlichen Stab, als Bellowesens Volk von Mitternacht über die weißen Berge kam. Der Zug der Einwanderer vom Gebirge herab nahm kein Ende. Was nicht vor ihnen wich, fiel unter den Spießen und Keulen.

Ungeschlacht, wie die Waffen, waren ihre Leiber [3]; voll Trotzes der Blick; die Sprache donnernd. Um die Schultern und Rücken flog mähnenähnlich langes Haupthaar, über den Scheitel zurückgekämmt. Der struppige Bart schlug die Brust. Oft stritten sie nackt, nur vom mannshohen Schild gedeckt; immer ohne Panzerkleid.

3) Bojorum ingentia membra. *Silius* ital. L. 4.

Keiner scheute Tod. Brüllte das dumpfe Schlachthorn, eilte Alles zum Streit. Oft floß nach Siegen Blut geschlachteter Gefangenen oder Rosse, Göttern zum Opfer oder gefallenen Helden zur Sühne. Aus Feindesschädeln ward gezecht [4]).

Der Fuß des Hochgebirges, die Ufer des Tessin sind von ihnen überwältigt worden. Siegerische Banden drangen in die Fluren am Po. Was gewonnen, ward behauptet; Mailand, Placentia, Parma, Padua und mancher andere Ort gebaut. Die Beute zahlloser Schlachten, des Bodens Freigebigkeit, der unbezwungenen Nachbarschaft Gewerb und Kunst gab ihnen darauf, neben alter Kriegsluft, an Pracht und Ueppigkeit Gefallen. Da lernten sie sich mit goldenem Geschmeide zieren; schwelgerische Gastmahle begehen. Kostbarer trugen sie das buntfarbige Gewand, nach galischer Sitte, gitterhaft gestreift [5]).

So wohnten sie zweihundert Jahre. Dann von herbeiströmenden Nachzügen verstärkt, setzten sie auf Flößen über den Po. Sie bezwangen die

---

[4]) Die Züge dieses Gemäldes nach Cäsar (bell. gall. 6), Livius (32, 24), Diodor von Sicilien (B. 5).

[5]) Virgatae vestes beim Virgil 8, 660, wie beim Silius I. 4.

Kind, sagte: „Sehen Sie, mein Gebieter, alles jenes Volk da gehört Ihnen. Alle die Leute, die dort stehen, sind die Übrigen!“ *)

In der That hat Villeroi nichts Anderes als Frau von Montesquiou gesagt, nur etwas runder heraus hat er's gesprochen.

Wenn die Verziehung der Fürstenkinder schon von der Wiege her so begonnen ist, muß sich Niemand wundern, daß elende Höflinge das Verderben im reifern Alter der jungen Thronerben vollenden können. Der Herzog von Anjou, der als Philipp V. im Jahr 1701 den spanischen Thron bekam, war damals noch ein unerfahrner Knabe von siebenzehn oder achtzehn Jahren. Der Präsident von Kastilien, Don Manuel Arias, hatte nichts Dringenderes zu thun, wie er sich unter kriechenden Höflichkeiten ihm zum erstenmal nahte, als den jungen König allerunterthänigst zu erinnern: „daß sämmtliche Spanier seine Knechte (valets) wären, er aber der Herr, unabhängig von Allem sei; daß, was er begehre, auf der Stelle, ohne Widerrede geschehen müsse; daß, und wäre die gesammte spanische Monarchie auf einem Punkt versammelt, sie nur eine berathende, er allein die entscheidende Stimme habe; daß er doch nicht vergessen solle, Gott habe ihn an die

*) *Las Cases* Mémorial de Sainte-Hélène. I. 390.

Umbrier, ein uralt italisches Volk. Die Waffen gegen Niedergang richtend, brachen sie in das blühende Gebiet der Hetrusken ein, welche längs tyrrhenischem Meere Kunst und Handlung in zwölf bundesverwandten Orten trieben.

Da geschah, daß auch Rom aus dem Munde der Besiegten oder Bedrohten den gewaltigen Anzug dieser Fremdlinge und den Namen der Bojen hörte. Zu diesen, von allen die furchtbarsten, sandte Rom und fragte: was ihr Recht begründe an Thusciens Städten? — Die Galen antworteten im Geist der Weltverwüster: „Das Schwerd. Tapfern Mannen gebühre Alles!“

Und zweimal erzitterte darauf selbst Rom vor ihnen, die mit Brennus, darauf mit Hannibal, dem Kapitol droheten. Doch nach zweihundertjährigem Streiten brach ihr wilder Muth. Die Konsuln Roms, vor allen Scipio, entrissen ihnen mit dem Siege endlich den Raub Italiens wieder, Freiheit und Vaterland. Welche ihrer aber ungewohnte Knechtschaft haßten, zogen mit Weib und Kind durch das venetische Land, wo heut Aquileja [6]), und weiter hinauf zu den Be-

[6]) So Livius 39, 22. Veneten, Wenden, Winden, Vandalen war wohl die allgemeine Bezeichnung von Küstenbewohnern.

gallische Horden, um den hercynischen Wald wohnend, alle gleicher Sprache und Sitte [11]) Zweimalhunderttausend an der Zahl waren sie mit einem andern Brennus, ihrem Führer, hinaus in die Morgenländer gedrungen; nach mancherlei Abentheuern vor die Mauern von Byzanz; in den Chersones; über die hellespontische Enge gen Asien, bis zu den Ufern des Halys. Aetolien und Jonien ward ihr Raub. Hier hatten sich die Ankömmlinge ein neues Galenland (Galatia) gegründet [12]). Zweihundert Jahre hat es geblüht, dann wurde es von den Römern, wie alles, überwältigt, und zuletzt vom Cäsar Augustus mit seinem Reiche verbunden.

Doch vorher schon waren von den bezwungenen Galen in die Abendlande zurückgekehrt, und einer ihrer Stämme wählte die Ebenen zum Wohnsitz, wo Sau und Donau zusammenfallen; dies war der Stamm der Scordisken [13]).

---

11) Eadem utentes lingua et aliis in rebus nihil differentes. Strabo (B. 4 und 12).

12) Livius im 38 B. seiner Geschichten.

13) Justin (32, 3) läßt die Zeit der Heimkehr ungewiß; doch geschah sie ohne Zweifel erst nach den Niederlagen der Galen durch Konsul Cn. Manlius; also zwischen 189 — 150 Jahren vor Christi Geburt.

5.

Windelechen und Daken wider die Bojen.

Ums Jahr vor Christi Geburt 150 bis 50.

Neben diesen aus Asien Verdrängten wohnten lange die Enkel des Bellowes in neuer Heimath. Noch war des Welttheils größere Hälfte eine unendliche Wildniß. Die Völker irreten verloren zwischen Wäldern; längs den Strömen war ihr Weg. Raum fanden sie überall für Lager, Jagd und Weide; Sicherheit nirgends. Ihr Leben blieb fortwährend Krieg mit den Schrecken der Natur, mit Ungeheuern der Einöden, mit Völkerschaften fremder Zung' und Sitte.

Wie vormals am Tessin und Po, mußte von den Bojen auch an der Donau um Leben und Freiheit gerungen werden. Da, wo dieses mächtigen Stromes Quellen liegen, wohnte die wilde Völkerschaft der Windelechen. Abwechselnd überfielen dieselben bald die Helvetier in waldigen Thälern hinter dem Rhein; bald die Bojen in der Ebene [14]) hinter dem Lech. Furchtbarer noch

[14]) Die Windelechen (Vindelici) wohnten am Bodensee bis zum Lech (wo sie von den Römern bezwungen worden sind). Strabo (B. 4), Gewährsmann des Obigen, hatte ohne Zweifel ihre Nachbarn,

war der Daken grausame Macht im Gebirge (der Karpathen) jenseits der Donau, morgenwärts, wo sich Bojen und Scordisken vermischt hatten.

Auch die Daken brachen endlich aus ihren Bergen hervor, kühn über den Fluß. Ihr König Boerebista brachte Krieg den Bojen und allen Bewohnern der Tauern. Da wurden die Galen mit ihrem Haupte Kritasir blutig vernichtet [15]; die Lande weit umher bis tief in Illyrien verwüstet, daß Alles an der Donau und dem See Peiso (heut Neusiedlersee) stille Wüste ward. Lange ist darauf die bojische Einöde ohne Anbau geblieben, nur zuweilen von pannonischen Hirten und ihren Heerden besucht [16].

6.

Bojen mit Helvetiern gegen Cäsar.

Ums Jahr vor Christi Geburt 50.

Wer dem Schwerd der Daken entkam, floh abendwärts über die cetische hohe Gebirgskette,

---

die norischen Bojen, im Sinn. Schwerlich suchten die Windelechen wohl die Bojen in Böheim auf, wie Hr. v. Pallhausen (Garibald S. 233) vermuthet.

[15] Nach Strabo (B. 7) und Plinius (3, 24).

[16] Strabo (B. 5).

welche sich von den Ursprüngen des reissenden Sustroms wohl fünfzig Meilen lang zur Donau ausspannt. Hier bis Inn und Lech war noch Bojenland.

Da mag es sich begeben haben, daß Tausende, ohne Hütte und Heimath, anfingen, kriegerischen Abentheuern nachzuziehen.

So wissen wir, als damals die Helvetier ihre Städte, zwölf an der Zahl, und vierhundert Dörfer verbrannt hatten, um unter Galliens mildern Himmel ein neues Vaterland zu bauen, daß sich an ihren Zug, auf gutes Glück, ein Heer von zweimanddreißigtausend Bojen schloß. Diese waren, so erzählt ihr Ueberwinder [17]), aus norischem Land gekommen, nachdem sie dort schon die feste Noreja gestürmt hatten [18]).

---

[17]) Cäsar (im Bell. gall. 1, 5). Daß diese Bojen am Bodensee gewohnt (wie Joh. Müller Geich. schw. Eidsgen. 1, 4 sagt), oder aus Böheim erst ins Noricum gezogen (wie P. Beda Appell Abh. d. bair. Akad. B. 10 sagt), davon weiß keiner der Alten.

[18]) Strabo setzt ein Noreja in die Nähe des adriatischen Meeres; die Peutingersche Charte setzt es in Kärnthen oder Krain; der gelehrte Hanfiz (analecta pro hist. Carinthiae conclamanda) vermuthete es in diesen Nachbarschaften; Eichhorn

Den verbündeten Auswanderern trat Julius Cäsar, der große Römer, in den Feldern von Bibracte (Gegenden des heutigen Autun) entgegen. Er besiegte sie in langer Schlacht, und wies die Uebriggebliebenen zu den verlassenen Wohnstätten zurück. Nur den Bojen gewährte er auf gallischem Boden neue Heimath (sie hatten keine andere). Denn selbst das Aeduervolk, auf dessen Gebiet die Schlacht geschehen war, bat für sie, gewonnen von der Tapferkeit, mit welcher sie so herrlich gestritten [17]). Aber, der Freiheit gewohnt, trotzten sogar auch hier die Kühnen noch manches Jahr dem Siegerstolze des Römers von der Veste Gergovia herab, auf hohem Berggipfel.

---

und Kumpf wiesen es in den kacenthenischen Gebieten nach. Der baierische Alterthumsforscher Jos. von Stichaner glaubte es aus einem im J. 1808 zu Weihmörting, am linken Innufer, Scharding gegenüber ausgegrabenen Stein, mit der Innschrift: Noreiae Sacrum (Sep)timius G(o)rdianus... coniugi poni jussit. Vixit ann... pro S(alute) sua V(otum) r(eddidit) l(ibens) l(ubens) (merito), zu entdecken.

[17]) Quod egregia virtute erant cognita, sagt Cäsar, dem ich (Bell. gall. 1, 28., 1, 5. 7. 9. und 7, 36) folgte.

7.

Boien aus Böheim vertrieben.

Und von des römischen Adlers Nähe aufgeschreckt, den Julius Cäsar zweimal, wie keiner vor ihm, auf germanischen Boden geführt, wurden zu dieser Zeit die svevischen Gauen am Rhein und Main voll großer Bewegung. Entschlossen, um Freiheit — des Wilden wie des Weisen höchstes Gut — das unsichere Vaterland hinzugeben, zogen sie aus, in das Tiefste des germanischen Waldes.

Den Weg bahnten die streithaften Rotten der Markmannen. Sie führte Marbod, ihr König, hochedeln Geblüts, an Kraft der Glieder, wie des Geistes, bewunderungswürdig. Vor mächtigern Waffen weichend, wollte doch er, der als Jüngling Rom gesehen, seinen Stamm allen andern zum mächtigsten machen.

Er kam vor Böheims hohe Ebenen. Seine Schaaren, in Muth den Bojen, in Kriegszucht den Römern ähnlich, bezwangen die Enkel des Sigowes, deren Altvordern das Land erobert, und selbst gegen der Cimbern Macht glückhaft beschützt hatten [20]). Die vertriebenen Bojen retteten sich mit Heerden und Hausgöttern in die

---

[20]) Die Cimbern erschienen ohngefähr 280 Jahr vor unserer Zeitrechnung in Böhmen. Strabo (B. 6).

Fremde [2]). Möglich, daß ihrer viele zum stammverwandten Volk über die Donau ins Norik zogen; denn gegen Mittag richteten allezeit die Auswanderer gern den Lauf; nicht zum kalten Norden, noch von wannen ihre Ueberwinder gekommen waren.

Und so hätte denn seltsam das Verhängniß, nach fünf- und sechshundert verflossenen Jahren, die Nachkommen derer in dasselbe Land zusammengeführt, die einst mit den Brüdern Bellowes und Sigowes nach entgegengesetzten Weltgegenden ihren Zug genommen, Italien und Asien mit Waffen geschreckt hatten.

Es ist Schwäche, den Sagen hohen Alterthums blinden Glauben zu weihen; es ist Frevel, alle zu verschmähen. Darum gab ich, was die Vorwelt von des boiischen Volkes ersten Schicksalen erzählt, getreulich wieder.

8.

Unterjochung der Alpen von den Römern.

Ums Jahr 14 nach Christi Geburt.

In diesen Tagen begab sich, daß Octavius Augustus Alleinherr des römischen Reichs ward. Er gebot von den Säulen des Herkules bis zum Eufrat. Vor ihm zitterte der Aethiope in heißer

---

[2]) Tacitus (Germ. 42).

Sandwüste, wie der Britte auf nebelvollem Eilande des mitternächtlichen Meers. — Aber hart an Italiens Schwellen lagen die ungezähmten Völkerschaften der Alpen, und verspotteten in wilder Freiheit die Macht des Weltbeherrschers.

Sie waren Hirten, fremd in Kunst und Gesetz, umherstreifende Jäger, auf Raub erpicht, kühn in Waffen, an Geist und Körper nackt. Des Weges zog kein Fremdling ungeplündert durch ihr Land. Noch öfter trieb sie Uebermuth und Rache, oder Noth, aus dem Gebirg hervor, Roms angebaute Vaterlande, Istrien, Helvetien, Gallien zu verwüsten. Auf den Gipfeln ihrer Tauern, hinter Abgrund, Wald, Morast und Fels geborgen, verspotteten sie den Spruch des Kapitols und seiner Legionen Kriegskunst.

Da befahl Augustus die Bezwingung der Alpen. Es war siebenhundert achtunddreißig Jahre nach Erbauung Roms.

Seiner Feldherren einer, Publius Silius, erstieg das karnische Gebirg, besiegte die Schrecken der Wildniß und ihrer Bewohner, der Tauristen, und die hoch in rhätischen Bergen lebenden Kammunier und Venonen; dann von da abwärts gegen Mitternacht die Pannonier und Noriker in ihren Ebenen, daß sie mit Unterwerfung Frieden kauften.

Fast in derselben Zeit wurden abendwärts, wo der Rhein entspringt, die Völkerstämme des

Spitze eines nicht nur monarchiſchen, ſondern wirklich despotiſchen Staates geſtellt, der despotiſcher als jeder andere in der Chriſtenheit ſei." *)

Um einen Thronerben zum ausgezeichneten, vortrefflichen Fürſten zu bilden, muß man ihn nothwendig erſt zum ausgezeichneten, vortrefflichen Menſchen erziehen, das heißt, alle ihm von der Natur verliehenen Anlagen zu einer Vollendung entfalten, deren ſie irgend fähig ſind. Er ſollte, als Menſch, zuerſt angeleitet werden, Menſchen als Seinesgleichen zu ehren, und die Lumpen des Bettlerknaben und ſeinen eigenen Putz als Nebendinge und Gaben des Zufalls betrachten. Er ſollte daran gewöhnt werden, jedem Seinesgleichen durch Körperkraft, Geiſtesſtärke und Gemüthsadel überlegen zu werden, und ein Fürſt unter Menſchen, auch ohne Krone, zu ſein. Aber nicht durch Verzärtelung wird körperliche Kräftigkeit, von der die des Geiſtes nur zu ſehr abhängig iſt, befördert, ſondern durch Abhärtung, Entbehrung und Uebung. Peter der Große ward Schiffszimmermann, Heinrich IV. kletterte barfuß mit ſeinen Gefpielen an den Bergen von Bearn.

Der künftige Monarch ſoll nicht zum Gelehrten erzogen, aber ſein Gedächtniß muß anhaltend

*) Schreiben des Marquis de Lauville an Beauvilliers, in des Erſteren Mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon en Espagne.

rhätischen Hochlandes überwältigt, und die, welche jenseits in den Ebenen am großen See wohnten, den der Rhein nährt. Der windische See [22]) ward dieser, Windelechen das Volk in den Flächen geheißen. Augustus sandte seine eigenen Stiefsöhne wider sie mit auserkornen Schaaren; den Drusus von Mittag über die tridentischen Alpen, den Tiberius aber von Gallien über den Rhein.

Jener erstürmte das Gebirg; dieser erschien auf dem See. Thal um Thal ward erobert. Mütter schleuderten ins Angesicht der Sieger ihren Säugling, den sie nur für die Freiheit geboren. Doch der Verzweifelnden untergeordnete Wuth bestand nicht vor römischer Waffenkunst, und Völkerschaften wurden leicht bezwungen, die in gemeinsamer Gefahr gemeinsame Gegenwehr vergaßen.

Rom machte die Alpen zu Einöden, um sie nie wieder zu fürchten. Was von waffenfähiger Mannschaft das Leben geborgen, ward zum Anbau ferner Länder geschleppt. Nur wenige, für den Dienst des Feldbaues und der Besatzungen, blieben, sammt Greisen, Weibern und Kindern, in zerstörter Heimath.

So wurden die Alpen unterjocht. Sechsundvierzig Völker in der langen Gebirgskette vom

[22]) Lacus venetus, alter Name des Bodensees.

tyrrhenischen zum adriatischen Meer waren vernichtet. Vom Andenken der meisten erhielt sich nur der Name im Siegesbogen des Augustus bei Cimelium (Cimié ohnweit Nizza), dessen Ueberbleibsel heut noch beim Dörflein Turbie die Vergänglichkeit des Eroberungsglanzes bezeugen [23]).

9.

Entdeckung des Bojenlandes von den Römern.

Nun zum erstenmale erblickten Roms Heere die nie gekannten Quellen des Ister, und die Mitternachtseite der Alpenreihe.

Diese, unter schwarzen Tannenwäldern, strich gegen Aufgang nach unabsehbaren Fernen hin; zunächst Hügel über Hügel, Bergspitzen über Bergspitzen emporstufend, bis zu den unzähligen Hörnern und Firsten des Gebirgskammes, dessen ewige Eissäulen sich im Himmel verlieren.

Vom Fuß der Alpen breitet sich nach Mitternacht bis zu einer Kette minder hoher Gebirge eine unermeßliche Ebene, nur hin und wieder von sanften Anhöhen durchschnitten; vor undenklichen Zeitaltern vielleicht Boden eines gewaltigen Mittelmeers, von dem noch Spuren einer durch

---

23) Gentes alpinae omnes, quae a mare supero ad inferum pertinent, heißt es in der Inschrift.

Wellen verschütteten Vorwelt Kundschaft geben[24]; dann austrocknend ein weiter Landsee, durch die Quellen des Gebirgs mit süßen Wassern gefüllt. Noch heut sind dessen Denkzeichen viele Moore und kleine Seen des Landes[25], und unübersehbare, wasserebene Haiden, deren Gries oft von keiner handhohen Erde bedeckt ist[26].

---

24) Mammuth- und Elephantenzähne, Knochen großer Thiere u. s. w. sind bei Furth und Reichenberg in Baiern, bei Scharding, bei Krems, am linken Donauufer u. s. w. noch im achtzehnten Jahrhundert ausgegraben worden. Ildefons Kennedy's Abhandlung (in d. neuen phil. Abh. d. baie. Ak. 4, 1). Die Versteinerungen und Meererzeugnisse finden sich am meisten in der jüngern Flözkalkbildung. Bierthaler (Reisen in Salzburg S. 209) hat Lust, diese Bildung für gleichzeitig mit der samothrazischen-Flut zu halten, von welcher Diodor der Siculer spricht.

25) Die meisten dieser Seen, noch weit über zwanzig an der Zahl, oft vier bis fünf Stunden lang (wie der Chiem- und Wurmsee), an manchen Stellen über 100 und 200 Klafter tief (wie der Mond- und der Wallersee), liegen am Fuße des Alpengebirgs.

26) Wie das Lechfeld bei Augsburg. Im solchen Boden drang seit Jahrtausenden kein Pflug. Daher ist erklärbar, wie auch nahe bei einer der ältesten

Durch das große Blachfeld, deſſen Tiefſtes das Donaubett, rinnen von Mittag her zu dieſem viele kleine und große Flüſſe, aus zahlloſen Achen und Bächen der Tauern entſtanden; alle in faſt gleichen Entfernungen von einander, wie Iller und Lech; die goldführenden drei, Iſar, Inn und Ens; anderer nicht zu gedenken.

Zwiſchen Donau und Alpen, vom windiſchen zum Peiſſee, zog aber das Römerheer fort durch Waldung, Haide, Moor und Feld. Was widerſtand, ward gebrochen. Unbekannt iſt, wie viel Schwerd und Flamme vertilgt hat. Doch vom Lech bis zur boiſchen Einöde am cetiſchen Berg begegnete den Siegern der Name der Boſen und ihrer Stätten.

10.

Römiſche Schutzanſtalten.

Darauf ward die Hut der großen Eroberung bedacht; der Lauf des mächtigen Stromes in Grenze des römiſchen Reichs gegen die Waldvölker Germaniens, und der Bogen des Alpengebirges

---

und gewerbreichſten Städte (Augsburg) die runden Hügel römiſcher Gräber ſeit Jahrtauſenden bis heut unverſehret über die Erde hervorragen. So führte mich der Herr von Stichaner zu denſelben gen Oberhauſen.

von einem Meer zum andern in Italiens Vorwall verwandelt. Das unwirthbare Blachfeld zwischen diesem und der Donau erschwerte den feindlichen Germanen Angriff oder Rückzug. Straßen wurden über das Gebirg vom Po bis zur Donau geführt.

Auf beiden Flügeln des weitläufigen Landstriches bauten die Eroberer an. Jener Theil des alten Bojiens, welcher sich jenseits der cetischen Bergreihe über die Einöde morgenwärts zwischen Sau und Donau ausdehnte, ward in ein römisches Pannonien umgestaltet. Drei augustische Legionen hüteten es. Gegen Böheim stiegen, in der Bojenwüste, die Mauern von Sabaria auf, die streifenden Markmannen zu beobachten; vor den Eingängen des Hochgebirges umschanzte Pflanzörter.

Vom cetischen Berg bis zum Inn ward alles Land Noricum (Norik) geheißen. Die Veste von Carnuntum und später die von Vindebonum (heut Wien, die Kaiserstadt) sicherten Pannoniens und Noricums Marken. Mitternachtwärts schied die Donau vom Gebiet der Markmannen. Jederzeit lagen am Romerufer des Flusses zahlreiche bewaffnete Boote, feindliche Uebergänge zu hindern, oder eigne zu erleichtern. Pannonien, wie Noricum, sind von da an zu

Italien gezählt, und die Einkünfte durch kaiserliche Verwalter (Procuratores) besorgt worden.

Was vom Inn, nach der ganzen Länge seines Laufes, abendwärts bis zum windischen See und den Donauquellen lag, ist Rhätien genannt; dazu alles Alpengelände um die Ursprünge des Rheins bis jenseits nach Italien hinab. Doch den wenig gekannten Erdstrichen fehlte lange noch ruhige Grenzung. — Wie drüben Sabaria in der Einöde den Markmannen, ward hier den Germanen entgegen, weit hinaus in der vindelechischen Ebene, auf einer Landspitze am Zusammenfluß der Vinda (Wertach) und des Lycus (Lech), eine mit Thürmen, Wall und Graben umschlossene Niederlassung gebaut [2]). Augusta Vindelicorum (heut Augsburg) ist sie geheißen worden.

11.

Anbau des Landes.

Im Jahr Christi 1 bis 140.

Friede verjüngte allmälig wieder den Wohlstand und die Bevölkerung des verödeten Landes. Rhätiens nachgewachsene Jugend, des schweren Streites der Väter um Freiheit vergessen und zu

2) Die verfallenen Römerwerke, zum Theil noch gut bemerkbar, in der Gegend des sogenannten Pfannenstiels vor Augsburg.

römischer Kriegskunst erzogen, trat in Landwehrrotten zum Schutz der Grenze, oder neben den Römerschaaren ins Schlachtfeld der Fremde. Schon Cäsar Germanicus dankte ihrer Unerschrockenheit viel vom Siege an der Weser über Hermann den Cherusken.

Im Vlachfeld blühte die windelechische Augusta zum Hauptort der Landschaft auf. Hieher kamen selbst aus der germanischen Wilde, über die Donau, nachbarliche Hermunduren zum Markt, mit Honig, Harz, rohen Häuten oder köstlichem Pelzwerk [25]). Die Fruchtbarkeit der Felder im ebenen Boden ward lockender durch die Sicherheit des Landes. Von den hohen Almen und den rauhen Thälern seiner Tauern wagte sich der Hirt nieder. Man siedelte an, wo zwischen Waldern ein Brunnen, ein hochgrasiges Feld einlud. Es erwuchsen neue Pflanzstätten am Fuß des Gebirges und weiter hinaus in den Auen an der Isar und Amber, wo einst vielleicht uralter Wohnsitz der Ambronen gewesen [26]), deren Macht selbst Rom gefühlt.

---

25) Wie Tacitus (Germ. 41) erzählt.

26) Wenigstens hat Franz Rid's Versuch über die ursprunglichen Sitze der Ambronen (Neue hist. Abh. d. baier. Ak. 1804. 2 Th.) dem Gedanken viel Wahrscheinlichkeit geliehen.

Auch waren der Bojen frühere Wohnungen unvergessen. Die Nachkommen bauten das Gut der Väter; neue Ansassen gesellten sich zu ihnen. Da richtete sich, nah zum Gebirg, wieder ein Campodunum (Gegend von Kempten) auf; entfernter ein Abudiacum (Epfach ob Landsberg) und manche andere Stadt am Fluß und Berg [30]), gleichwie das alterthümliche Bojodurum tief im Thal drei zusammentretender Flüsse (Inn, Donau, Ilz) zwischen Strom und Fels (Innstadt des heutigen Passau) [31]).

Dann, nach besiegtem Mangel, ward Sinn für das Bequeme und Schöne wach. Nun sah zum erstenmal der erstaunte Barbar die Wunder des römischen Meissels, der aus rohem Fels Gestalten schlug, des Odems würdig; den Glanz prachtvoller Tempel; die Anmuth marmorner Säulenhallen; der Wasserleitungen kühnen Zug; der Bäder sinnreiche Ueppigkeit und die ganze Reihe frommer Denkmale, geliebten Todten heilig, oder

30) Die Namen vieler bojischen Orte sind auf durum und dunum ausgehend; jenes bezeichnete im Galischen eine Stadt am Wasser, dieses am Berge.

31) Ohne Zweifel waren die meisten rhätischen und norischen Ortschaften schon im ersten Jahrhundert nach der Eroberung angelegt. Ptolomäus hat von den meisten gewußt.

großen Erinnerungen an Götterhuld und der Sterblichen That.

Als Kaiser Hadrian auf den Reisen durch sein unermeßliches Reich diese Gegenden betrat, fand er Italiens Gesittung und Kunst zwischen wüsten Wäldern und Mooren; den Pflug im Brachland; in Städten der Werkstätte Geräusch. Seine Macht belebte den Anbau. Er selbst erhob und verschönte an der Mündung eines Thals, wo sich das Hochgebirg im weiten Ring gegen das ebene Land aufschließt, und der Ivarus [32]) hervorbricht, Iuvavium, einen der ältesten Wohnsitze des Volkes [33]), und machte ihn zur stärksten und anmuthigsten Pflanzstätte römischer Legionen [34]). Die Erweiterung aller Ansiedelungen dankte vermuthlich seinem Hiersein das Entstehn, so wie die Anlage jener Römerstraßen, welche, den geselligen Verkehr der Hauptplätze zu begünstigen, in breiten Bahnen Wald und Haide durchschnitten.

Vier Hochstraßen liefen aus den Thoren der windelechischen Augusta. Die eine gen Aufgang

32) Aeltester Name der Salzach, nach Koch-Sternfelds Ausmittelungen in seiner kleinen Schrift: „Salzburg unter den Römern.“ S. 9 ff.

33) Wie Koch-Sternfeld a. a. O. glaubwürdig zeigt.

34) Eine Steinschrift hat es verrathen.

über Abudiacum, Ifunisca (Helfendorf), an Bedaiums Heilbädern vorüber zur hadrianischen Juvavia und zum entlegenen Pannonien; die andre gegen Niedergang über Campodunum und Brigantium (Bregenz) zum rhätischen und helvetischen Hochland; die dritte gen Mittag über die Alpen nach Verona; eine vierte gen Mitternacht zur Donau [35]). Starke Brücken trugen über Nebenströme [36]). Stundensteine nann-

---

[35]) Nach handschriftlichen Mittheilungen des Herrn von Stichaner, dessen Sammlung römischer Denkmäler in Baiern (2 Hefte 1808 mit lithogr. Abdrücken), so wie Manneris sinnreiche Forschungen (Aelteste Geschichten Bajoariens) noch zu größern Entdeckungen über das Alterthum Hoffnung geben.

[36]) Wie bei Pons Oeni (heut Pfünzen) ohnweit Rosenheim. Pfünzen heißt in der Chiemseer Urkunde noch Pontena. Hier führte mich Herr Landrichter von Klöti, ein geistreicher Forscher der römisch-bojischen Vorwelt, in die von ihm unter der Erde entdeckte Werkstatt eines römischen Töpfers. Noch sah ich die Leitung von einem nahgelegenen schwefelhaltigen Wasser zur Werkstatt, noch den Vorrath geschlämmten Thons, Formen zu irdnen Gefäßen und zahllose Bruchstücke von Töpfergeschirr, ähnlich sogenannter hetrurischer Art.

und früh geübt werden: er iſt nicht zum Schöngeiſt, auch nicht zum Philoſophen beſtimmt, aber ſein Witz, ſein Scharfſinn muß fortdauernd durch Aufgaben beſchäftigt ſein. Er ſoll einſt der freieſte Mann ſeines Reichs ſein; darum muß er früh zur Selbſtſtändigkeit, Mäßigung, Religioſität und Selbſtbeherrſchung gezogen werden. Er muß früh gewohnt werden, unabhängig von Allen, ſich als Diener Aller anzuſehen; nichts für ſich, Alles für Andere zu ſein und zu haben; vollkommen zu werden, um der Welt Vollkommenes leiſten zu können.

Man fürchte doch nicht, daß der, welcher im Privatſtande ein ausgezeichneter und herrlicher Mann wäre, auf dem Throne eine unbedeutende Rolle ſpielen würde, oder daß er bei der Thronbeſteigung vergeſſen könnte, daß er Fürſt ſei. Dergleichen lernt ſich leicht. Wir haben es an Napoleon erfahren. Oder waren andere aus dem Privatſtande zur Regierung großer Staaten emporgeſtiegene Männer, waren die Sully und Colbert, die Chatam und Pitt, die Bernſtorf und Herzberg und andere nicht vorzügliche Könige? — Große Staatsdiener waren ſie! ſagt man. Aber ſollen Könige nicht große Staatsdiener ſein? Iſt dies nicht, nach Friedrichs II. Erklärung des königlichen Berufs, ihr Beruf? Oder haben ſie außerdem noch einen andern?

ten dem Wanderer die Länge des zurückgelegten Wegs. Seiner Sicherheit oder Erquickung waren überall Stellen geweiht.

12.

Anlagen der Donauschanzen.

J. J. Chr. 140 — 150.

Plötzlich aber, bald nach des zweiten Jahrhunderts Mitte, erhoben sich unruhige Bewegung und Kriegsgeschrei in den germanischen Gauen, von den Anfängen der Donau bis zum illyrischen Land hinab. Aus der gewaltigen Gährung, unbekannt ihr Anlaß, lösten sich zahlreiche Kriegsschaaren, welche, über den Strom setzend, ins römische Gebiet fielen. Völker von mannigfaltiger Gestalt und Waffe, alle von gleicher Wildheit, fuhren gegen das erschrockene Gebirg; Nariskn und Hermunduren, bisher der Windelechen treue Nachbarn, Quaden, Sarmaten, Alanen, Buren, Latringen und viele, deren fremde Namen die Welt nie vorher, nie nachher wieder gehört hat. Am schreckbarsten aber vor allen aus Boheim der Markmannen Macht. Auch hat Rom ihren Namen dem ganzen Kriege verliehn.

Mark Aurel, in dieser Zeit Herr des Reichs, konnte die blinde Wuth der Barbaren erst nach acht schweren Winterfeldzügen bändigen. Das pannonische Land und Illyrien bis Aquileja am

Meergestade waren vorzüglich die Bühne hartnäckigen Kampfs.

Der lange Aufenthalt des Kaisers in den norischen und pannonischen Lagern begünstigte ausgedehntere Anlage zum Schirm der obern Donaulande. Eine ganze Legion, die dritte italische, ward für Rhätien, eine andere, die zweite italische, für Norikum bleibende Besatzung; dann eine fast hundert Stunden lange Verkettung von Vestungen, Wachtplätzen, Wällen und verschanzten Ortschaften längs dem Ister gegen die Germanen geschaffen.

Da, wo sich dieser Strom im rhätischen Lande am meisten mitternachtwärts ausbeugt, fast im Mittelpunkt aller Vertheidigungswerke, ist eine neue Stadt, als vornehmster Waffenplatz gegen die Germanen, erbaut worden, mit Thürmen und starken Mauern im Geviert umgeben, alles von behauenen Steinen [37]). Sie empfing den Namen Reginum von dem Flusse Regen, der gegenüber aus germanischen Wäldern hervorbrach und in die Donau fiel. Es wird gesagt, drüben sei schon Jahrhunderte früher die feste Niederlassung deutscher Völker (das alte Hörmannsheim) gewesen. Zwei große Eilande im Flusse (heut noch

[37]) So war das Römerwerk noch in spätern Jahrhunderten an Regensburg erkannt.

der obere und untere Wörth bei Regensburg) unterſtützten da die Ueberfahrt auf Flößen.

Auch Bojodurum, im Winkel des Inn- und Donauufers, ward verſchanzt; bald aber zur Befeſtigung die ſchmale Landzunge vorgezogen, welche ſich im Zuſammenfall des Inn und der Donau ausſpitzt. Auf derſelben war ein leichter Hügel, der ins Land ſah, das ſich gegen Niedergang der Sonne ausbreitet. Er ward befeſtiget mit Wall und Mauern von einem Fluß zum andern [35]), dahinter ſtanden auf der Erdzunge die Gebäude der Beſatzung, einer bataviſchen Koborte, von welcher dem neuen Ort der Name Batavis (Paſſau) zufiel.

So war für Rhätien geſorgt. Im noriſchen Lande aber iſt anfangs (in der Gegend des heutigen Wels) das feſte Ovilabis, Hauptſiz der Oberbefehlshaberſchaft, wie der Legion, geweſen. Doch durch glücklichere Lage gewann darauf Lauriacum (deſſen Andenken noch in unſerer Zeit Lorch, unweit Ens, erhält) den Vorzug. Denn, faſt gleich entfernt von den obern Donauſchanzen, wie von Juvavium und Vindebonum, ſchien keine

35) Noch bis zum heutigen Tage ſind die castra batava in Paſſau erkennbar; jezt aber liegen ſie, die alte Wehr geheißen, mitten in der Stadt, von hohen Scharrenbaumen überdeckt.

der Anlagen zum Standort der Donauflotte, wie der Legion bequemer. Im Schutz dieser Hauptveste siedelte großes Volk an, daß Lauriacum schnell zur reichsten norischen Stadt erwuchs, zwei Stunden Wegs im Umfang.

Nach hergestellter Sicherheit zogen die verschüchterten Pflanzer wieder den fruchtbaren Donaugefilden muthiger zu. An die Mauern der hohen Vesten lehnten sich Dörfer und Flecken. Eine neue Heerstraße längs dem Ufer verband sie alle. Da ging der Wanderer gefahrlos von Ovilabis oder Lauriacum gen Bojodurum und Batavis; über Servodurum durch die Quintana Castra (Kinzen, Osterhofen), wo rhätische Reiterei stand, und durch die Augustana Castra gen Reginum. Von hier hinauf lief die Hochstraße an vielen Ortschaften und Schanzen vorüber; dann von Celeusum (Pföring) längs dem linken Donauufer bis Arae Flaviae, wo sie sich auf der Morgenseite des marcianischen Waldes (Schwarzwald) zum Rhein bog [39]). Durch Zwischenstraßen waren die Städte am Gebirg mit denen längs der Donau verbunden.

---

[39]) Nach handschriftlichen Mittheilungen des verdienstvollen Forschers Jos. von Stichaner.

13.

Römiſche Abtheilung des Landes.

Zwar mochte im Munde des Volks der boiſche Name fortleben; aber die Geſchäftsſprache des Ueberwinders kannte kein Windelechien, kein Boien mehr; nur ein hohes und niederes Rhätien. Jenes umfaßte die Thäler und Höhen der Alpen; dieſes das flache Land vom windiſchen See zum Innſtrom. Ueber beide gab der Kaiſer einem Herzoge (Dux) in Kriegs- und Friedensſachen Gewalt. Nur Verwaltung des öffentlichen Guts ward ihm nicht geſtattet, ſondern dem Staatseinnehmer (Quäſtor) überantwortet, deſſen Sitz lange das Bergſchloß Teriolis an den Etſchquellen geweſen.

Auch Norieum hat ähnliche Einrichtung erhalten; desgleichen, wiewohl erſt ſpäter [40]) die Abtheilung in ein Ufer-Norik, was der Donau zunächſt lag, und in ein mittelländiſches, was, zwiſchen jenem und Italien, im Gebirg war.

14.

Aufblühen des Landes.

Die wilden Stämme von Mitternacht, erſchreckt durch Roms Gewalt, und beobachtet aus Schanzen

40) Doch immer vor Kaiſer Valens, denn Sextus Rufus (brev. c. 8) kannte ſchon noricorum provinciae duas.

und Thürmen längs dem Grenzstrom, wagten nicht bald wieder Friedensbruch. Wohl mag geschehen sein, daß zuweilen abenteuernde Germanen, erpicht auf Raub oder Ruhm, sorglose Wachten umgingen, und Ortschaften plünderten, um Häupter der Erschlagenen im teutischen Lande zur Siegesschau tragen, oder mit Schädeln den geweihten Hain schmücken zu können [41]). Doch ist der Geiß der rohen Nachbarschaft auch wohl durch friedlichen Verkehr mit dem römischen Gebiet gemildert worden, wo unter weiser Verwaltung der Kunßfleiß nützliche Geräthe aller Art erfand, oder dem Erdreich seltne Früchte entlockte, die Anmuth des Lebens zu erhöhen.

Schier ein Jahrhundert lang haben sich Norik und Rhätien jener Verwaltungen erfreut, und an der allgemeinen Glückseligkeit Theil genommen, welche die nähern und entferntern Gegenden des römischen Reichs erfüllte. Die Alpen waren zwischen ihnen und der Hauptstadt der Welt keine Scheidewand mehr. Asiens und des mittäglichen Europa's Blumen, Kräuter, Trauben und Feld-

41) Vielleicht aus diesem Zeitraum die Grabschriften, in welchen römische Geschlechter den Tod ihrer, von den Deutschen erschlagenen, Blutsverwandten beklagen. (Dergleichen in Aventins Chronik von Regensburg, in Oefele's script. rer. boic.)

früchte wurden zur Bereicherung oder Verschönerung der Niederlassungen über das Gebirg getragen. Die zahmen Thiere des Auslandes mehrten den Wohlstand oder die Bequemlichkeit der Einsassen, wie die Mannigfaltigkeit der landwirthschaftlichen Geschäfte. Italiens feinere Sitten und Genüsse zogen die Ueberwundenen mit den Ueberwindern zusammen, die das Unrecht ihrer Eroberungen durch wohlthätige Gesetze und Stiftungen sühnten.

Als Rom selbst schon alle Tugenden verloren, durch welche es groß geworden, hat es noch in der Kraft und Fülle seiner Heere und entfernter Landschaften geprangt; gleich dem alternden Baum, dessen Gipfel grünen, wenn der Stamm modert.

15.

Fall des römischen Reichs.

Im J. 200 — 450.

So lange zu Rom in jeder Brust das Vaterland lebte, war das Volk unter allen Verhängnissen stark, zu allem Großen mächtig erfunden worden. Wie aber Ueberfluß üppige Gelüste zeugte, die den Ernst aller Sitten verhöhnten, und jeglicher sein Haus mehr, als das Vaterland achtete: wurden Reichthum und Heereskraft morsche Stützen; selbst die Liebe des Ruhmes konnte nur noch

Verirrungen bringen. Es gibt mancherlei Ruhm; Tugenden nur eine. Der Thron Auguſt's, ſelten von der Antonine Adel verherrlicht, ſtellte weit öfter Laſter thieriſchen Pöbels zur Schau, und mochte zuletzt, von meuchelmörderiſchen Wachten feilgeboten oder verſchenkt, kaum noch Ziel gemeiner Ehrfurcht ſein.

Dann ſtarb in Rom der letzte Gedanke des Alterthums, der Väter Glaube an die Götter Latiums.

Unter den Palmen am Jordan war ein neuer Glaube aufgegangen, erhabener, denn was die Weiſeſten ſeit Anbeginn gelehrt; und einfältig, daß es der Unmündige erkannte. Ihn brachte Jeſus, genannt der Chriſtus. Er löſete des Lebens unerforſchlich geweſene Räthſel Der Menſchengeiſt trat wieder in Verwandtſchaft zum Gott des Weltalls; und der Augenblick gewann Bedeutung für die Ewigkeit. Die Altäre ſelbſtgeſchaffenen Irrthums ſtürzten vor der Macht dieſer Lehre.

Und das rieſenhafte Rom, des innern Gleichgewichts verluſtig, ſank wie ein ſeelenloſer Leichnam, während die Fauſt ungezähmter Barbaren furchtbar an den Schranken des Weltreichs rüttelte. Als dieſe brachen, ſtürmten jene aus unbekannten Himmelsſtrichen, von Aufgang und Mitternacht her. Völker an Völker, durch das Schwert nie geſehener Fremdlinge aus ihren

Wohnſitzen geſchlagen, wurden in verzweiflungsvoller Flucht der andern Schrecken. Nun vom Kaukaſus bis zum atlantiſchen Meer allgemeiner Aufruhr; Verwirrung ſiegender oder fliehender Geſchlechter; Reiche im Zertrümmern oder Entſtehen; halbnackte Wilde, lüſtern nach Roms Gold und Schwelgereien; chriſtliche Mönche mit dem Kreuz in Waldnüßen: einzagige Kaiſer, zwiſchen Weibern und Verſchnittenen vor der rohen Große barbariſcher Helden zitternd.

Schon einhundert Jahre nach dem Tode Mark Aurels, des Weiſen, überwältigte der Teutiſchen vereinte Stärke Donau und Rhätien. Selbſt unter den Mauern von Placenza ward ein Romerheer geſchlagen. Zwar Kaiſer Aurelian, altrömiſcher Zucht, rettete Italien. Auch iſt er gerieſen worden, Wendelechien vom Joch der Fremdlinge erloſet zu haben. Probus, ſein Nacheiferer, drängte ſie, wie er, über den Neckar und die rauhe Alb [42] zurück, und ſchirmte die Marken des Landes mit Schanzenreihen und Wachten. Diocletian, auch Maximin, trugen noch einmal den ſiegentwohnten Legionenadler über die Donauquellen. Aber als Cäſar Julian, kaum

42) Ultra Nicrum fluvium et Albam (Vopiscus im Probus c. 13.)

fünfzig Jahre später, vom marcianischen Wald herab, zum Bürgerkrieg durch diese Gegend [42]) in die Morgenländer reisete, erblickte er schon Land, das römischer Verwaltung fremd geworden [43]); und bald nach ihm ward Alles zwischen Iller und Alpen siegreicher Barbaren Raub. Nicht des alten Grenzstromes Wogen, seiner Ufer lange Schanzenkette, nicht Abgründe und Hochgebirge hemmten den Lauf wandernder Völker, deren Sehnsucht und Feldgeschrei „Italien" war.

Rom, mit matter Kraft um eigenes Leben fechtend, vergaß der Vorlande und ging, zerrüttet von seinen Verbrechen, im Gedränge einer empörten Welt unter.

26.

Bojien von fremden Völkern überzogen.

Im J. 450 — 430.

Das Norik und Rhätien wurden fast hundert Jahre lang Heerstraße oder Tummelplatz streitbarer Völkerstämme, welche bald von Pannonien herauf, bald von Mitternacht über die Donau her,

---

42) Noricum und Rhätien waren bis gegen Ende des vierten Jahrhunderts unter dem Namen Illyricum begriffen.

43) Dies besagt die kurze Angabe des Ammian Marcellin. 21, 8. 9.

Die heutigen Jahrhunderte.

Der geiſtvollſte Mann auf Erden hat immer noch, wenn er es auch eben nicht geſteht, aus frühern Jahren ſeine Doſis Aberglauben, Vorurtheil und Dummgläubigkeit oder Bigoterie behalten. Eben ſo beſitzt auch das geſittungs- und bildungsreichſte Volk ſeinen bildungs- und ſittenloſen Pöbel von allen Ständen, in Seiden und Zwilch.

Einen je höhern Grad ihrer Selbſtentfaltung die Nation erreicht hat, um ſo mannigfaltigere Abſtufungen der Bildung werden bei ihr wahrgenommen werden, vom unbeholfenen, aberwitzigen Sinn des nackten Wilden aufwärts bis zu dem im Lichte der Wahrheit verklärten Geiſte des Ariſtoteles, Plato, Tacitus und Franklin. Wie der Geognoſt in Urgebirgen, Flözlagern und Trappbildungen die hinterlaſſenen Niederſchläge undenkbar früher Aeonen erkennt, in welchen ſich unſer Erdplanet formte: ſo erkennt der heutige Weltweiſe in jetzt lebenden Nationen noch die Vorſtellungs- und Denkarten ſämmtlicher verfloſſener Jahrhunderte, welche zur Erziehung der Nation wirkten und Bodenſatz zurückließen. Wir haben unter uns nicht bloß Menſchen des neun-

gegen das italische Gefilde drängten. Hier sah man Alarichs furchtbare Westgothen; hier Attila's noch schrecklichern Hunnenzug. Und als diese vorüber waren, folgten andere ihren Spuren.

Und mitten durch das kriegerische Getümmel der Barbaren trat wunderbar, unversehrt, zu dieser Zeit, ein frommer Mann ins norische Land, den Glauben des Gekreuzigten zu verkünden. Er kam von Wallfahrt aus Morgenland; hieß Severin, und mag römischen Geblüts, aus Afrika gewesen sein [45]). Es war vierhundert achtundsechszig Jahre nach Eroberung Bojiens durch die Heere des Cäsar Augustus.

So weit er ging, begegnete ihm Gräuel der Verwüstung. Hinter Wall und Mauern einiger norischen Städte sah er die letzten Männer alter Römerlegionen verzweiflungsvoll ums Leben kämpfen. Die Teutischen, unwissend in der Kunst der Belagerung, zogen blinden Ungestüms an den Vesten

45) Eugippius wird von nun bis Ende dieses Abschnitts mein Gewährsmann. Er schrieb, ungefähr 30 Jahre nach dem Tode seines Lehrers Severin, dessen Leben, mit kindlicher Ehrfurcht und Einfalt selbst die Wunderthaten seines Meisters glaubig erzählend. Eine neuere, treue Uebersetzung: „Das Leben des heil. Severin. Ein Beitrag zur Gesch. von Noricum und Vindelicien." hat Joseph Lenz (Passau 1817) veranstaltet.

vorüber, Geschicklichkeit und Muth der Vertheidiger anstaunend, deren Zahl sie verachteten. Immer noch hatten diese Besatzungen ihren Sold aus Italien bezogen; auch waren getreidebelastete Schiffe den Inn herab in die Donau gekommen. Bald aber wurden die Straßen des Gebirgs und der Fluß unsicher. Die Krieger mußten mit eigener Hand das Feld unter ihren Stadtmauern bauen. Dann entführete der Feind zur Herbstzeit oft Aernte, Schnitter und Vieh

In den alten Wohnplätzen der Windelechen, bis tief ins helvetische Gebirg, und links und rechts dem Rhein, hauseten mancherlei Stämme, teutischer Abkunft, hießen Allemannen; hatten alle besondere Gauen, Ordnungen und Könige; zum Kriege aber nur einen Bund, ein Heer, einen Anführer [46]). Ihre Streithaufen ohne Zucht, ihre Städte ohne Mauern, ihr Gebiet ohne Grenzen, waren sie Jedermann furchtbar. Bis zum Inn streiften sie, und schleppten Gefangene und Vieh davon.

Jenseits der Donau tummelten sich Schwärme der Thüringer, auf behenden Rossen gleich tüchtig zum Ueberfall entfernter Orte, wie zum schleunigen Rückzug.

Ihnen in Sitte verwandt, doch ungestümer,

---

46) Ammian Marcell. 16, 12. 18.

kamen die trotzigen Herulen, das Auge nach Italien. Vor geraumer Zeit von Skanziens Schneefeldern ausgewandert, war auf dem ungeheuren Zug vom Belt zum schwarzen Meer, von da zum Bojenland, ihre Stadt das Lager, ihr Reichthum die Beute gewesen. Abenteuernde Haufen derselben sind oft über die Alpen gereiset zur berühmten Stadt an der Tiber, um Sold zu dienen.

Mancherlei tapfere nordische Stämme haben Pannonien erfüllt und das angrenzende Norik, wie Turzlingen; oder die Söhne der Ostseegestade, Schyren [47]) geheißen, und vor Allen

---

47) Einige Ueberbleibsel derselben bewohnen noch die Ufer des Kolka und die Stadt Bowska in Semgallen, wie Hr. Bohusz, Prälat von Wilna, in seinem Werke: O opoczantkach narodu i jezyku Litewskiego rozprawa (Geogr. Ephem. von Bertuch. 1813 Decemberheft.) im J. 1808 nachwies. Aber andere Schyren waren auch unter hunnischer Herrschaft (Zosimus L. 4. c. 34.); wieder andere hatten, nebst den Alanen unter Candar, Niedermoesien und Kleinscythenland erobert. (Jornandes c. 1.) Ob die Schyren germanischen oder wendisch-slavischen Stammes gewesen, läßt sich nur aus ihrer Sprache erweisen, die auf letzteren hindeutet. Die alte Geschichte aber aus Namensforschungen erläutern wollen, ist, bei der Sprachverwandtschaft und Sprachvermischung der noma-

die mächtigen Rügen. Nach ihnen ist das Gebiet am Marchfluß und das vorliegende Pannonien Rügenland genannt worden. Erst an der Ostsee, dann an den Weichselmündungen soll ihre früheste Heimath gewesen sein. Sie waren arm, kriegerisch, raublustig, das Thierfell ihr Rock, die Waffe ihre Pracht. Eine Zeit lang unter hunischem Joch, hatten sie dasselbe nach Attila's Ermordung gebrochen, und mit Römern in den nordischen Städten Bündniß gepflogen.

Diese Völker sah Severin, als er daher kam, den Gekreuzigten zu predigen.

17.

Severin der Heilige.

Römer, Bojen und Deutsche empfingen den Priester des höchsten Gottes mit Ehrfurcht. Er schien keiner der gemeinen Sterblichen. Bleibende Wohnung hatte er nirgends. Man erblickte ihn abwechselnd in Asturis [48]) an Pannoniens und

dischen Urstimme, eitles Bemühn. So kann man, statt wie Pallhausen viele Namen aus dem Galischen herleitete, viele aus dem Slavischen nehmen, z. B. Bo-joar aus Po-oram, d. i. Niederland, das Rieß aus Wres Haide-Ebene u. s. w.

[48]) Der Ort ist unbekannt; vermuthlich in der Gegend

des Ufernorikś Grenze, zu Lauriacum, Batavis; immer, wo es Noth war. Eine Einsamkeit zu Betrachtungen hatte er allenthalben.

Er war hoher Gestalt, und durch Heiterkeit verklärten Antlitzes. Sein Gewand ein grobes Tuch; eine haarne Decke am Boden sein Bett. Wenn vom Frost die Donau starrte, daß Lastwagen über Eis fuhren, sah man ihn baarfuß. Er, ohne Bedürfniß, gewährte Verlassenen Hilfe, Flüchtenden Obdach, Kriegsgefangenen Erlösung. In Zeiten der Gefahr warnte er Städte, rettete er Viele, tröstete er Alle. Das vermochte er mit Welterfahrung, frommem Sinn und Willenskraft. Denn, wer treu der Natur, Alles, nur sie nicht, entbehrt, ist über Alles auch mächtig, wie sie.

Als der Ruf seiner Weisheit durch das Land scholl, kamen die Großen und Herren der fremden Volksstämme, Segen und Rath zu erbitten. Selbst Gibbold, der Allemannen König, ist zu ihm gen Batavis geritten, daß er ihn verehre. Diesem trat Severin vor den Thoren entgegen, um der Stadt die Gefahr oder Last des zahlreichen Besuchs zu ersparen. Wie nun der König den Boten der Gottheit ersah, bezwang ihn wunderbares Grauen, wie er in keiner Schlacht gefühlt; und ehrfurcht-

---

vom heutigen Stockerau, oder Greifenstein, oder Osterburg.

voll gestattete er dem heiligen Fürbitter die Freilassung aller Römischen, welche gefangen im Lande Allemannien seufzten.

Auch wird erzählt, wie schon früher, da Severin noch an der untern Donau wohnte [49]), einst herulische Jünglinge, die um Kriegsdienst zu Rom wanderten, an seine einsame Bethütte gepocht, seinen Segen mitzunehmen. Einer derselben war in schlechte Häute gekleidet, doch von stattlicher Leibesgestalt, daß er sich unter dem Eingang der bescheidenen Klause bücken mußte. Zu diesem sprach der Greis weissagungsvoll: „Zeuch hin! Italien wird dir deinen elenden Pelz mit köstlichen Schmuck austauschen!“ Also geschah auch. Der Jüngling ist Odoachar gewesen, welcher nach wenigen Jahren, als Fürst vom Stamm der Schyren [50]),

[49]) In partibus orientis, also nicht im Norik. In der Wallachei, Orsowa gegenüber, ist auch ein Ort, mit Namen Severin.

[50]) Gente Scyrorum, so die excerpta ex libris chronicorum (im Anhang zum Ammian Marcell. Ausg. von Ernesti. Lpz. 1777. 1, 550). Andere sagen, er sei ein Herule, Andere, ein Rüge gewesen. Bedeutsam aber bleibt, daß Jornandes unter den Häuptern der Schyren die Namen Etich und Wulf nennt; Priscus aber und Eugippus sagen: Odoacer cujus pater Eticho, frater Aonulfus.

Roms halbtausendjähriges Kaiserthum vernichtet hat [51]).

18.

Das Christenthum der Barbaren.

Ein Priester war, als Gottes Vertrauter, rohen Völkern allezeit ehrwürdig. Selbst der Krieger, welcher in Schlachten aller Tode und Wunden spottete, zitterte mit allergläubigem Schrecken vor dem wehrlosen Beter. Dies ist unvertilgbares Gefühl, auch in der eisernen Brust des Weltverheerers, daß Macht auf Erden nicht Alles sei, und noch ein Höherer waltet.

Das Christenthum hatte zu dieser Zeit schon zahlreiche Bekenner, Lehrer und Mönche, Kirchen und Bethäuser im norischen Lande. Bischöfe, nicht als Herrscher, sondern als Vorbilder, lebten von Opfern der Gläubigen, die den Armen ungezwungen den Zehnten ihrer Feldfrüchte und Liebessteuern von Geräth und Kleidern brachten. Noch war der Kelch hölzern, der Glaube golden [52]). Zahlreicher waren die Gemeinden der Heiden.

Auch die fremden Volker hatten in ihren Zügen

---

[51]) Die Weissagung ward vom Odoachar nie vergessen. Noch als König Italiens unterhielt er Briefwechsel mit Severin.

[52]) Nach des Kirchenvaters Spruch.

durch die Morgenlande den Glauben der Christen genommen, sammt Kreuz und Taufe. Als sie aber zu den Abendländern gekommen waren, entstand große Zwietracht. Denn während die römischen Christen im Stifter ihres Glaubens den Sohn Gottes ehrten, der Gott selbst sei, sprachen die im Morgenlande: er ist nur das Erhabenste der vom einzigen Gott erschaffenen Wesen [53]).

Dieses Glaubens sind auch die Rügen und ihre Fürsten gewesen. Deren König, Fava [54]), aber achtete darum nicht minder den frommen Severin. Oft that er, wie schon sein Vater Flaccitheus, und besuchte den Priester des Herrn. Nicht also Gisa, des Rügenkönigs Gemahlin. Sie haßte die Römer und deren Glauben, daß sie sogar die Taufe derselben als unfruchtbar verwarf. Doch wie leicht es gewesen, die Rechtgläubigkeit der Rügin zu erschüttern, bezeugt folgendes Ereigniß.

Die strenge Frau ließ, ohnweit Faviana [55]), eines Tages römische Leute in Knechtschaft führen. Da trat Severin zur Fürstin und flehte für

[53]) Nach der Lehre des alexandrinischen Priesters Arius.

[54]) Auch Zeuba hieß er; Andern Feletheus.

[55]) Das alte Vindebonum, vermuthlich empfing es den Namen vom König Fava.

die Unglücklichen. Stolz entgegnete Gisa: „In deine Zelle zurück, Knecht Gottes! wir schalten mit den Unsrigen, als uns wolgefällt.“ Umsonst warnte der Priester vor göttlichem Strafgericht.

Da trug sich zu, daß ihr Sohn Friedrich zu Goldschmieden, barbarischer Abkunft, ging, deren Arbeit zu schauen. Gisa hielt diese Künstler gefangen; sie sollten ihr kostbares Geschmeide machen. Nun aber schworen die Schmiede, dem Knaben das Messer auf die Brust, er sollte nicht entkommen, ihre Freiheit sei denn der Preis der seinigen. Als dies die Mutter hörte, zerriß sie voll Jammers ihr Kleid und schrie: „Will dich, o Severin, dein Gott in meinem Blute rächen?“ Und sie gab die Goldschmiede frei, auch die römischen Leute; und Boten ritten eilends zum Priester, daß er seinen Gott versöhne.

19.

Untergang aller norischen Städte.

Aber die deutschen Völker trieben immer gewaltiger von Mitternacht herauf. Schon sah man, höher an der Donau, die Römerstädte gefallen. Wehklagend war die Einwohnerschaft ins wilde Gebirg geflohen, und in die Vesten, welche noch Widerstand thaten. Dann fielen die Quintana Castra, von den Allemannen erstürmt. Was sich

retten mochte, flüchtete hinab ins große Stromthal, wo Batavis, zwischen reissenden Flüssen und hohen Schutzmauern, Sicherheit verhieß. Noch lag gegenüber am andern Ufer des Inn, unten am Berg, das uralte Bojodurum, oder Boitro, wie es nun genannt ward, ein geringer Flecken.

Severin litt Großes um die Drangsale des norischen Landes. Unterrichtet von den Bewegungen der barbarischen Horden, oder den Absichten ihrer Häupter, sandte er warnende Boten aus, bald hie, bald dort, Unheil, dem er nicht wehren konnte, zu mindern. Auch Batavis warnte er. Das Volk aber glaubte ihm nicht.

Von den nahen waldigen Höhen sahen die Späher der Thüringer in die Stadt nieder. Und als an einem Sommertag Alles herausgegangen war, die Aernte des Feldes zu sammeln, und kaum vierzig Mann die Mauern hüteten, ritten behend die Thüringer heran, mit ihrem Herzog Kunimund, sprengten die Pforten, tödteten die Besatzung und zerstörten den Ort.

Fast in denselben Tagen ging Juvavium, die hadrianische Stadt, unter [56]). Zu ihr hatte Severin eilfertig von Lauriacum den Vorsänger

[56]) Engipp läßt schwer errathen, in welcher Zeitfolge die norischen Städte zerstört wurden.

zehnten Jahrhunderts, nein, es leben wahrhaftig unter uns noch die Heiden aus der Druidenzeit, die Kannibalen von den Völkerwanderungen, die Schwärmer der Kreuzzüge, die Faustgerechten der Ritterwelt, die Fanatiker der Reformation, die Abgeklärten des philosophischen Jahrhunderts.

Daraus erklärt sich mancherlei Erscheinung; z. B. warum, bei so ungleichartigen Gemengtheilen, unter zivilisirten Nationen mehr Gährung, als unter rohen, bildungslosen Völkern statt finden könne, deren Genossen ungefähr einerlei Kulturstufe inne haben. Ferner: wie es möglich sei, daß (dem Namen nach) eine und dieselbe Nation gestern die Republik, heute die Feudal-Oligarchie, gestern die Intoleranz, heute die Toleranz, gestern die Aufklärung, heute den Mystizismus und sogar den Fanatismus, gestern vive l'empereur! heute vive le roi! mit gleicher Begeisterung und in vollem Ernste ausrufen und vertheidigen konnte?

Es kömmt nur darauf an, welchem von den vielen heut lebenden Jahrhunderten gestattet ist, das Wort zu führen. Und dies hängt wieder davon ab, welches von den Jahrhunderten eben im geheimen Staatsrathe dieses oder jenes Landes Sitz und Stimme habe.

der Kirche [57]) geschickt, daß, wer sein Leben liebe, es rette. Man zauderte ungläubig. Plötzlich aber in finsterer Nacht waren Herulen, Schyren, Turzlingen, in den Straßen; viel Volks ward getödtet, vieles in Knechtschaft geschleppt; die Städte verbrannt; ihre Wehr niedergerissen.

Als König Fava, im Rügenland, solches vernahm, begehrte er Theil am großen Raube, und nahm die übrigen Römerstädte an der Donau bis zur Ens; auch Asturis und Comagenis. Seinem Bruder Friedrich gab er Faviana zum Sitz.

Dann zog er mit Heergewalt gegen Lauriacum. Die große Stadt war angefüllt von den erschrockenen Flüchtlingen Noriks. Severin mußte ihm entgegen, für das Volk zu bitten. Der König nahm die Stadt; Alles, was römischer Herkunft, ließ er ausziehen, und in die Orte des Rügenlandes vertheilen.

So ist ganz Bojien die Beute deutscher Stämme geworden.

---

57) Cantorem ecclesiae. Es war schon wohlgeordneter Kirchendienst der Christen, wenigstens in den Hauptorten.

20.

Untergang des Rügenreichs. Severins Tod.

Im J. 431 — 490.

Inzwiſchen war an Odoachar erfüllt, was ihm in der Klauſe des noriſchen Einſiedlers verkündigt worden. Erſt in der kaiſerlichen Leibwacht zu Rom, dann an der Spitze eines Heers, hörte er ſich zulezt von den Seinigen König Italiens grüßen. Der lezte von den Cäſaren des aufgelöſeten Weltreichs, Romulus Momyllus, der Unmündige, trat furchtſam in das Lager Odoachars, und legte Kron' und Purpur in ſeine Hand. Dafür gab ihm der Deutſche das Glück harmloſen Stilllebens im campaniſchen Luſtſchloß Luculls.

Es gebot das Schwerd des neuen Herrn vom Ende der Appenninen bis zum Rügenland an der Donau, wo Friedrich zu Faviana, noch aus frühern Zeiten, ſein Freund hieß. Dieſen hat bald ſein Neffe, der Sohn des Königs Fava, getödtet. Da iſt Odoachar mit ſeinen Herulen, Schyren, Turzlingen und vielem italiſchen Kriegsvolks hinaufgezogen ins rugiſche Land, den Mord zu rächen [53]). Eine groſe Schlacht endete Fava's

[53]) Dieſe Urſache gibt uns Eugipp von Odoachers Feldzug ins Rügenland an.

Herrſchaft und Freiheit. Der Mörder war ins Morgenland geflohen. Dies begab ſich im Jahr vierhundert ſiebenundachtzig.

Doch war damals Severin ſchon ſeit ſechs Jahren [57]), ohnweit Faviana, in ſeiner Klauſe geſtorben. Viel Volks hat um ihn geweint, ſintemal er der Troſt des Landes geweſen. Das alte Griechenland hätte den Mann, deſſen Freigebigkeit der Arme, deſſen Unerſchrockenheit der Krieger, deſſen Rath in Welthändeln der Fürſt bewunderte, unter die Götter verſetzt; das chriſtliche Norik erhob ihn unter die Heiligen. Darum ſoll die Geſchichte billig ſein Andenken bewahren, weil ſie viele Andere nennen muß, welchen Vergeſſenheit würdiger wäre.

Auch Odoachar ehrte die Aſche des Greiſes, der ſein Glück geweiſſagt. Da, bald nach dem erſten Zuge, der Gebieter Italiens ſeinen Bruder Aonulf noch einmal mit Kriegsmacht ins rügiſche Land ausſchickte, wurde das Gebein des Heiligen mit Sorgfalt über das Gebirg (gen Monteſeletro) geführt [60]). Auch viele, die römiſchen Geblüts

[57]) Er ſtarb nämlich d. 8. Jänner 481.

[60]) Es blieb auch hier nicht, ſondern ward nachmals, auf Papſt Gelaſius I. Anordnung, in das Caſtellum Lucullanum in Campanien (Caſtello Dell' Ovo, bei Neapel) verſetzt.

waren, sind aus dem verheerten Rügenland nach Italien zurückgebracht worden, um ein Reich wieder zu bevölkern, in welchem, durch Hungersnoth und Blutvergiessen, die Menschen fast selten, Städte und Dörfer Einöden waren.

Zweiter Abſchnitt.

Die Bajoaren.

1.

Bojiens Verwandlung.

Im J. 490 — 550.

Nun lag, durch deutſcher Stämme Macht und wilde Sitte, alle römiſche Ordnung auf bojiſchem Boden zertreten [1]).

Wer mag heut unterſcheiden, welcher deutſchen Schaaren Beute Bojien ward? Wieviel von Odoachars Herulen zurückblieben, den Weg über die Alpen nach Italien zu decken? wieviel von ſeinen Schyren, die im Norik ſchon Niederlaſſung hatten [2]) und ihres Namens Spur im Innern

[1]) Stephanus Byzantinus ſagte noch, indem er von den Völkern ſeines Zeitalters redet: Sunt et Boji gens celto-galatarum. Wie dieſer Name nie erloſchen ſei, hat der fleißige Pallhauſen (Gatibald 229 ff.) genügend beurkundet.

[2]) Wie Gatterer in ſeiner Univ. Hiſtorie 2, 908 nachweiſet.

Baierns hinterliessen [3])? wieviel der Alleman-nen und Thüringer? oder ob, nach der Rügen Vernichtung, nicht die Nachbarn der Boien am linken Donauufer, die dort angesiedelten Ueber-bleibsel der Markmannen, der Buren und an-derer germanischen oder wendischen Völkertrümmer, sich zu ihren siegreichen Sprach- und Stammgenossen mengten [4])?

---

3) Die Art Scyrensis, Scheyrn, Schyrin.

4) Es sind davon weder schriftliche Zeugnisse, noch Sagen vorhanden; man müßte denn jene dazu rechnen, welche Arnpekh und Aventin aufbewahrten. Sie schöpften dieselben aber aus Gedichten, welche, wun-derbarer Märchen voll, im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zum Vergnügen geschaffen, vielleicht aus Volkssagen geschöpft und von den Dich-tern nach Gefallen gestaltet wurden. Darin sah man die Thaten der Baiern bis zum Alexander und Herkules hinauf gefeiert. In einer alten gereimten Chronik von den römischen Kaisern (deutsch auf Per-gament, im königlichen Bücherschatz zu München) wird die Geschichte von Adalger, dem bojischen König, vom Ingram, die Fabel vom Hirsch u. s. w., von denen Arnpekh meldet, in die Geschichte des Kaisers Severus eingeschaltet. Ulrich Fütrer, (den der gelehrte J. C. Freih. v. Aretin in dem litt. Handb. für die bairische Gesch. 2, 16 würdigt) setzt den Anfang seiner Chronik ganz aus Dichtungen solcher Art zusammen.

Die Eroberer schalteten herrlich, und lieſſen ſich nieder im Flachfeld und Gebirg; gleichwie vor ihnen in Windelechien und weiter die Allemannen gethan. Des Landes bezwungene Einwohner, Römer wie Bojen, bauten ihnen, als Dienübare oder Leibeigene, das Feld. So tief war der Römername in dieſem Lande verachtet, daß er nur Knechtſchaft bezeichnete [5]).

Wie Sieger und Beſiegte ihre Sprachen vermiſchten, ging auch, mit den alten Gebietern, deren Eintheilung und Benennung der Landſchaften verloren. Illyricums und Noricums Namen wurden vergeſſen. Die neuen Anſaſſen ließen ſich gefallen, daß ſie nach dem Lande, welches ihnen zur Beute geworden, Bojen, oder, in Mundart des Zeitalters, Bajoaren hießen [6]). Und wie

---

5) Das „tradidit *romanos* et eorum mansos tributales“ kommt noch in Schenkungsurkunden des neunten Jahrhunderts (Nachrichten von Juvavia, S. 18, 31 ff.), ſelbſt noch im eilften Jahrhundert häufig vor. Aber auch die Bojen mögen den deutſchen Siegern Römiſche, romani und romanenses, geheißen haben. Damit iſt zu vergleichen die gründliche Abh. von den Barſchalken (N. hiſt. Abh. d. baie. Ak. 5, 465).

6) Beim Jornandes (de reb. got. c.), der ums Jahr 550 ſchrieb, kommt zuerſt der Name bajuvarii vor.

Städte, Gegenden, Berge, Flüsse, Seen nie die gälischen Namen eingebüßt haben, ist dagegen die Sprache der deutschen Sieger von den Unterjochten aufgenommen worden [7]), nicht ohne Einmengung altbojischer Laute [8]).

7) So erwahrt sich die von Pallhausen gegebene Stelle der ältesten Chronik von Passau: Bajowari, *relicto proprio idiomate*, teotonicum a Teotonicis accomodaverunt idioma. Dies geschah gleich nach Einnahme Bojens durch die Deutschen, schon zu Severins Zeit.

8) Der verschiedenen Sprachen und Bewohner Ueberbleibsel haben sich, wie gewöhnlich, im Gebirg am längsten erhalten. Daher noch heutiges Tages in der Sprache des salzburgischen Hochlandes Wörter griechischen, lateinischen, gälischen, deutschen und slavischen Ursprungs gefunden werden, wie L. Hübner (in s. Statistik von Salzburg), und J. F. v. Koch-Sternfeld (in seiner lehrreichen Sammlung: Salzburg und Berchtesgaden 2, 232) mittheilen; eben so in den übrigen Thälern der tirolischen und kärnthenschen Alpen, wie Hormayr in seiner Geschichte Tirols 1, 134 ff. u. a. m. nachweisen. Aeusserst merkwürdige Nachrichten, wie lange sich die romanische Sprache in Vintzgau erhalten, geben die Wiener Jahrbücher der Literatur von 1819 5, 4 ff. Vor Allen aber zeigte Pallhausen (Garibald 92), wie manches von gälischer Sprache, sowohl im alten bajoarischen Gesezbuch, als noch zu unsern Zeiten, geblieben ist.

Während hier Turzlingen, Schyren, Herulen, auch Rügen und Allemannen, anbauten, Jeder was er gewonnen, hatten die Andern Unglück, welche mit Odoachar jenseits der Alpen waren. Denn ein Stärkerer kam über sie, Theodorich, König der Ostgothen. Dieser, aus dem Heldengeschlecht der Amalen, drang mit seinem Volk, das vorzeiten an den deutschen Ostseegestaden gewohnt, vom Morgenlande nach Italien. Mit ihm kamen rachdürstig die Rügen. Odoachar fiel (im Jahr 493).

Der siegreiche Ostgothe, auf dem vaterländischen Boden der alten Cäsaren Alleingebieter, hätte die Hoheit der römischen Welt in Kunst und Wissenschaft, Verwaltung und Waffenthaten wieder verjüngen mögen. Er gebot von Italien aus, mitternachtwärts, bis zur Donau. Einen Herzog stellte er über Rhätien [9], daß er das Land mit Gerechtigkeit verwalte. Doch das Beginnen war flüchtiger Dauer. Denn ehe Bajoarien der gothischen Herrschaft inne ward, ist diese schon in blutigen Kriegen durch Heeresmacht der morgenländischen Kaiser zerstört worden. Dies geschah im Jahr 553 durch die Schlacht am Vesuv, welche

[9] *Servatus* hieß der gothische dux rhetiae, *Cassiodorus* in var. 3, 148 u. a. a. O.

dem letzten Herrn der Gothen Leben und Reich entrissen hat.

2.

Ansicht des Zeitalters.

Kaum nur siebenzig Jahre nach Severins Tode — und weit umher bewegte sich schon eine neue Welt, ohne Aehnlichkeit mit jener, die der edle Einsiedler gesehen. Es gab kein Rügenland mehr. Der Name der Herulen, Turzlingen und Schyron wurde nimmer gehört. Neue Eroberervölker hatten unter sich die Welt getheilt. Franken herrschten vom Innern Deutschlands bis zum Fuß der Pyrenäen. Longobarden traten auf die Schwelle Italiens und begehrten das Reich. Avaren und Slaven, mit asiatischer Wildheit, in Böhmen wie in Thrazien kämpfend, behaupteten des Welttheils Mitte. Der griechische Kaiserthron, am schwarzen Meere, spiegelte nur noch schwach den Glanz altrömischer Herrlichkeit ab, und schwankte unter der Schande seiner Fürsten. Rom selbst, zur Hälfte in Trümmern, lag unter byzantischer Hoheit.

Diese alte Hauptstadt des Erdkreises, nachdem sie zwölfhundert Jahre lang drei Welttheile ausgeraubt, bettelte jetzt, unter der Barbaren Rache verarmt, von den Beherrschern Konstantinopels abwechselnd Schutz oder Brod. Wo sonst das Ver-

Weltgeschichtliche Epochen der Denkfreiheit.

Vor uralter Zeit hatte nur die Geistlichkeit Denk- und Sprechfreiheit, und zwar von Rechts-, das heißt von Natur-wegen, weil sie vermuthlich es in der Kunst zu denken und zu sprechen am weitesten gebracht hatte. Was sie sprach und dachte, hieß göttlich. Sie nannte sich sehr bescheiden eine Dienerin Gottes; aber der Gott war eigentlich ihr gehorsamer Diener, weil er sich gefallen lassen mußte, zu Allem, was sie sprach, bei den Orakeln der Griechen und Römer, bei den Druiden u. s. w. den Namen zu leihen. Erster Zeitraum der Gesittung.

Nach diesem kamen die Könige und Fürsten zur Denk- und Sprechfreiheit, theils weil sie durch ihre Stellung dazu getrieben wurden, theils weil sie der hochwürdigen Geistlichkeit den Vortheil abgelauscht, und ihr ins Spiel gesehen hatten. Könige und Priester sprachen; die Völker glaubten und schwiegen. Zweiter Zeitraum in der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts.

Dann wurden die reichen Landherren mündig, weil sie den Fürsten am nächsten stan-

hängniß der Könige entschieden worden, empfahl ein christlicher Bischof Gelübde der Demuth; und der Gesang schmutziger Mönche tönte durch die öden Räume verwitternder Siegestempel.

Ueberall neue Thronen, neue Altäre, neue Sitten, neue Zungen. Die Verschmelzung nordischer Rohheit mit südischer Prachtlust, der Sprachen vom Eismeer mit den Tonen an der Tiber, heidnischer Märchen mit den Lehren des göttlichen Nazareners, barbarischer Unkunde mit dem was gerettet worden von Griechenlands und Latiums Weisheit, gab der Menschheit dieser Jahrhunderte jene eigenthümliche Haltung, wodurch sie wunderbarlich fremd zwischen Allem stand, was vorher und nachher gelebt.

3.

Der Longobarden Zug.

Der Norden befestigte sich. Italien blieb noch lange der Schauplatz großer Umwälzungen. Die Longobarden kamen, den Raum der zerstreuten Ostgothen einzunehmen. Es wird gesagt, sie wären Söhne des kältesten Mitternachtlandes gewesen. In den Tagen Augusts und Trajans hat man ihre unruhigen Horden zwischen Elb' und Oder erblickt; vierhundert Jahre später ohnweit den Donaumündungen. Dort zertrümmerte Al-

boin, der Lithinge [20]), erst der Gepiden Reich in den hohen Ebenen des heutigen Siebenbürgens; des überwundenen Königs Schädel ward sein Becher. Dann durchbrach er den Eingang Italiens beim Forum Julii (Friaul).

Der Siegesruhm der Longobarden erfüllte die Welt; ihre Gestalt und Stärke ward bewundert. Sie kamen, das Hinterhaupt kahl geschoren, des Vorderkopfes Haar zottig ins Gesicht hängend; den langen Bart bis zum Nabel. Breite Streifen buntgefärbten Tuchs zierten ihr weites Linnengewand; die Hosen reichten von der Hüfte zum Fuß nieder, dessen Ferse eine Ledersohle schützte. Dolch und Schwerd waren der freien Krieger Schmuck. Aufrichtig im Wort, grausam in der Rache, menschlich im Sieg, zeigten sie, neben ursprünglicher Rohheit, oft Größe der Denkart.

Der Ruf von Alboins Heerfahrt ging lockend durch die umliegenden Lande, deren kampfflustige Jugend seinen Abenteuern nachströmte. Zwanzigtausend Sachsen folgten ihm. Nicht geringer mochte die Zahl der Gepiden, Avaren und Sarmaten, vor Allen aber der Bajoaren sein.

So ward vom Po und Tessin bis zur Tiber und weiter das wehrlose Italien eingenommen.

[20]) Die Lithingen waren der Longobarden vornehmstes Geschlecht; aus ihnen stammte auch Alboin. Paulus Warnefeld de reb. longob. 1, 21.

Das oft geplünderte Rom hatte kaum Reiz für die Lüsternheit der Barbaren. Hingegen ein dreijähriger Widerstand von Pavia's Mauern erregte ihnen Ehrfurcht. Der Halbwilde heißt allein Männlichkeit (virtus) Tugend. Pavia, die große Stadt in Oberitaliens Fruchtebenen, mehr durch Hunger als Schwerd bezwungen, ward der Longobarden Königssitz, und einige Jahrhunderte Italiens Hauptstadt.

Noch zu unsern Zeiten glaubten gelehrte Forscher in der Nähe Modena's die Dörfer von Alboins bajoarischen Kriegsgenossen entdeckt zu haben[11]). Gewiß aber ist, daß dieselben lange, am heidnischen Herde, des Longobardenkönigs Thatenruhm sangen, dessen Zeugen sie gewesen[12]).

4.

Slaven. Avaren. Franken. Bajoaren.

Morgenwärts vom Lande Bajoarien wohnten die Slaven.

[11]) Der modenesische Bibliothekar Muratori (antichità ital. Tom. 1. Diss. 1, 4). So das heutige Landgut Bajoara, ehmeit Modena, sonst ein Bajoaria genanntes Schloß.

[12]) Nach zu Paul Warnefrieds (de reb. longob. 1, 27) Zeit, also am Ende des achten Jahrhunderts, ward Alboins Geschichte in Liedern gepriesen. Apud Bajoariorum gentem . . . . . in eorum carminibus celebretur.

Diese, dem großen Völkerstamme der Wenden entsprungen, der alles Land von der Elbe bis Asiens Grenzen überdeckte, saßen längs den Ufern der Ens, und an den illyrischen Enden, wie in Böheim. Sie waren aus den mittäglichen Ebenen der Weichsel gekommen. In Hütten von ungezimmertem Holz lebten sie gern an Flußufern; abgehärtet, behend im Schwimmen und Laufen. Sie zogen auf ihren Triften Schafe und Hornvieh großer Art, auf ihren Aeckern Haidekorn und Hirse, zur reichlichen, wenn gleich groben Nahrung. Ein streithaftes, grausames Volk; in die Schlacht mit vergifteten Pfeilen gehend, auch mit Schlingen und Seilen, den Feind zu fangen.

Dennoch sind diese Slaven eine Zeit lang den Avaren zins- und dienstbar geworden, da dieselben aus Asiens Innerm nach Europa strömten. Die Avaren, mogolischer Abkunft, waren zuvor viele Zeit am kaukasischen Berg und kaspischen Meer Schrecken und Plage der Morgenländer gewesen; dann zum Dniester, dann zur Donau gewandert und an den Krümmungen dieses großen Stromes herauf ins pannonische Blachland und zum böhmischen Waldgebirg. Sie kleideten sich in die Felle wilder Thiere. Ihr schwarzes, glänzendes Haar hing in langen Flechten, von bunten Bändern durchschlungen, am Rücken nieder. Schrift kannten sie nicht. Ihre Sprache war arm und

rauh. Der Gewaltigste gab das Gesetz. Einem Khan gehorchten alle Stämme.

Mächtiger noch als sie, aber gesitteter, herrschten zu derselben Zeit, abendwärts von Bajoarien, die kriegerischen Franken. Diese, ein Volk deutschen Stammes, waren vor Jahrhunderten schon auf einem engen Landstriche Belgiens feindselige Nachbarn der Römer gewesen. Einer ihrer Könige, Chlodwig, war zuletzt gegen Gallien hervorgebrochen. Stammverwandte oder überwältigte Völkerschaften vergrößerten, wie er siegerisch fortschritt, seine Heeresstärke. Die Thätigkeit von dreißig Jahren hatte ihm genügt, ein Reich zu gründen, welches von beiden Rheinufern bis zu den Pyrenäen, und von einem Meere bis zum andern reicht. In Gallien vernichtete er die römische Herrlichkeit; bei Tolpiach (Zülpich) in einer Vertilgungsschlacht die alte Hoheit der Allemannen.

Chlodwigs Kinder haben die Frucht dieser Siege unter sich getheilt. Der älteste Sohn [13]) nahm die Länder am Rhein, an der Maas und Mosel, ganz Allemannien vom Bodensee bis zum Main. Dies ward das fränkische Austrasien; Metz darin die vornehmste Stadt. Dazu eroberte er sich mit der wilden Sachsen Beistand das Königreich der Thüringer, die zwischen Donau und Böheim und

13) Theodorich, welcher im Jahr 531 starb.

Rhein und Sachsenland verbreitet wohnten. Der Enkel Chlodwigs, genannt Theodebert, that, wie seine Väter. Er half den Gothen, da diese noch in Italien wider die griechischen Kaiser stritten. Dafür empfing er von den Gothen zum Lohne Rhätien und andere Lande [14]), die jene nicht behaupten konnten. Rhätien aber dehnte sich bis in das norische Gebiet aus. Norik selbst ward von den Ostgothen wie ihr Angehöriges gehalten. So ward also Bajoarien den austrasischen Königen zinsbar [15]). Das geschah im fünfhundert sechsunddreißigsten Jahr unserer Zeitrechnung.

Wider die große Macht der austrasischen Franken wagten die Bajoaren kaum Widerstand [16]). Denn sie sahen von denselben im Norden die starken Thüringer, abendwärts die gewaltigen Allemannen bezwungen; im Süden die fränkischen Heere auf

---

14) *Agathias* 1, 17. Tum. (Gothi) alia loca deseruere, tum etiam Alemannis abstiterunt; nämlich den Allemannen, die sich nach der Schlacht bei Tolbiach ins gothische Rhätien gezogen hatten.

15) Wenn schon kein Zeitgenoß in seiner Schrift hinterließ, daß Bajoarien unter die alia loca gehört habe, wird es doch von den Thatsachen beurkundet, die bald nachher mit dem Jahre 555 bekannt wurden.

16) Kein Jahrbuch jener Zeiten meldet von einem Kriege der Franken mit den Bajoaren.

den Alpen bis Aquileia [17]); ſo ſich rings von der Botmäßigkeit der Auſtraſier umfangen. Daher mag gekommen ſein, daß der baioariſche Herzog bei freiwilliger Unterwerfung, ſammt allen edeln Geſchlechtern des Landes, ihre Ehren und Würden unter fränkiſcher Oberherrlichkeit behalten haben, während die Thüringer, gewaltſam unterjocht, gleich den Allemannen, Herrn, Grafen und Fürſten aus fränkiſchen Kriegern empfingen.

Der altedeln Geſchlechter des Landes aber ſind damals fünf geweſen, die, nach des teutiſchen Nordens alter Sitte, ihre angeborne Macht und Würde auf die Nachkommen vererbten. Vielleicht ſind dieſer Stämme Urheber einſt verſchiedener Völkerrotten Häuptlinge geweſen, als dieſelben das Land den Römern genommen, und Gauen und Leute unter ſich getheilt hatten. Wir kennen nur dunkle Spuren, in welchen baioariſchen Landſchaften die Edeln, genannt Hahilinge [18]),

[17]) Im Jahr 539 brach König Theodobert ſelbſt nach Italien auf, um Eroberungen zu machen. Und aus einer Klage der Suffraganen zu Aquileja an den Kaiſer Mauritius ergibt ſich ziemlich klar (Reſch Annal. Sabion. 1, 413. Anm. 189), daß die Franken ſchon ums J. 538 durch karntheniſche oder tiroliſche Alpen dahin vorgedrungen ſind.

[18]) Vielleicht in der Gegend von Hailing an der kleinen Laber waren die Hahilinge.

Vagen[19]), Trotze[20]) und Aeninge[21]) begütert wohnten. Aber zwischen den Isern der Amber und Glon waren die Huosi[22]) reich.

Höher, als sie alle, wurde in Bajoarien das Haus der Agilolfingen geachtet; aus ihm auch zu Krieg und Frieden des Volkes Herzog gewählt. Niemand weiß den Ursprung dieses erlauchten Geschlechtes, dessen Name unter Longobarden und Franken von vornehmen Fürsten und Heerführern jener Zeit häufig getragen ward; niemand den Ursprung seines Ansehens unter den Bajoaren. Sei es, daß der Agilolfen Einer Haupt der teutischen Erobererschaaren gewesen, die das Land gewannen[23]); oder daß ihm die Andern freiwillig

---

19) Pallhausen (Garibald 78—80) zeigt der Vagana Gebiet beim alten Schlosse Vagen an der Mangfall.

20) Im österreichischen Viertel unter dem Mannhartsberg, an der Tepa, noch ein Drusendorf, vielleicht einst altes Schloß der Trotze oder Tbrotzl.

21) Vielleicht war die Gegend von Aining bei Weltenburg die Herrschaft der Aennione.

22) Der Huosigau ist am längsten namhaft geblieben.

23) Schwerlich war wohl das Haus, welches unter den deutschen Eroberern Herzogen-Ansehn hatte, von den durch sie unterjochten Römern stammend, wie Pallhausen fast Lust hatte zu muthmaßen, weil einmal, aber schon zur Zeit des Konstantius und

die höchste Gewalt übertragen hatten, damit Einer Alle verbände: Keiner ist in Bajoarien adelicher erfunden.

Allezeit sah man von den Edeln des Landes, selbst Söhne der Agilolfingen, seit sie dem austrasischen König gehuldigt hatten, an dessen Hofe[24]). Gehorchten sie dem Fremdling gleich ungern, und trachteten sie der Unabhängigkeit nach[25]), war

---

Juliakus, ein gewisser tribunus gentilitium Scutariorum Agilo geheißen. (Ammian Marcellin B. 20, 21 ff. B. 22, 3 ff.)

[24]) Einen Chrotald de gente nobili Agylolfinga nennt Fredegarius (in s. Chron. K. 52). Garibald, der erste in der Geschichte bekannte Herzog Bajoariens, wird am Hofe des Königs von Austrasien unus ex suis genannt. (Paul Diac. 1, 21).

[25]) So bewies es der bajoarische Herzog Garibald, der, kaum zwanzig Jahre nach der Uebergabe des rhätischen und bajoarischen Landes durch den Gothenkönig Vitiges an die Austrasier, geschichtlich erscheint. Er schwankte beständig zwischen den Longobarden und Franken; ein Beweis, daß er selber kein eigentlicher Franke gewesen, wie sich doch Mederer (Beiträge zur Gesch. von Baiern, erstes Heft) bereden wollte. Ohne höchsten Zwang duldeten deutsche Völker keine fremden Gebieter unmittelbar über sich. Und wären Franken, als Herzoge und Grafen, in Bajoarien gesessen, würden

die Herrschaft der Franken doch milde; im Innern Bajoariens kaum empfunden; und der austrasische König suchte mehr durch Güte den Herzog zu verpflichten [26]), als ihn gewaltsam zu beschränken.

5.

Allgemeiner Zustand Bajoariens.

Starb ein Herzog des Landes, folgte ihm sein Sohn in der Herrschaft. Der fränkische König behielt sich allein vor, den Nachfolger anzuerkennen und zu bestätigen, als Zeichen von dessen Abhängigkeit, oder daß Bajoarien nicht mit den Feinden des Frankenlandes halte. In allem andern genoß der Fürst unabhängiges Recht zu Bündnissen, Frieden und Kriegen.

Das Land selbst aber lag noch lange nach den Völkerwanderungen halb öde und verwildert, wie es die Eroberer mit zerstörerischer Faust den Römlingen abgerungen hatten. Es war kein Abodiacum, kein Bedajum, kein Bojodurum

---

sie, wie in Thüringen und Allemannien, zu ihrem Schutz fränkisches Kriegsvolk bei sich gehabt haben. Davon ist keine Spur.

26) So gab der König von Austrasien die Wittwe seines Neffen, die er liebte, dem Garibald von Bajoarien zur Gemahlin. Paul Warnefried.

den, Prieſter Gottes, oder Räthe und Helden der Fürſten wurden, und alſo den Beruf zum Denken und Sprechen empfingen. So kam die Denk- und Sprechfreiheit auch an die Senate, an die Parliamente des Alterthums, an die Landſtände der mittlern Zeit. Dritter Zeitraum in der Entwickelung der Nationen.

Weil die Prieſter nur dasjenige zu denken und zu ſprechen pflegten, was ihnen zum Vortheil diente: ſo machten die Fürſten von der Denk- und Sprechfreiheit ähnlichen Gebrauch für ſich ſelbſt. Auf die Art entſtand bald zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arm ein Gegenſatz, der die Freiheit anbahnte. Das Mündigwerden der Landherren vermehrte die Freiheit; aber auch die Landſtände dachten und ſprachen nur für ihren Nutzen, für ihre Rechtſame am liebſten. Bis die Buchdrucker-Preſſe erfunden ward. Da maßten ſich die Gelehrten von Handwerk eigenmächtig ebenfalls die Denk-, Sprech- und Preßfreiheit an, weil ſie ihr Beruf an Kloſter- oder Hochſchulen antrieb, öffentliche Lehrer zu ſein. Vierter Zeitraum der Geſittung.

Die Gelehrten lehrten aber ſo wirkſam, daß bald alles Volk zu Stadt und Land buchſtabiren, leſen, und ſogar denken lernte. Bürger und Bauern bekümmerten ſich nun auch um das, was außer ihren Zäunen und Ringmauern geſchah.

mehr. Um Reginums und Lauriacums zerfallene Tempel und Paläste hingen gebrechliche Hütten, kaum Schattenbild von der untergegangenen Städte alten Volksmenge und Pracht. Auf den Trümmern Juvaviums standen finstre Waldungen. Die Burgen, Wälle, Wartthürme und Schanzen der fünfzig Meilen langen Grenzwehr an der Donau waren gebrochen und zertreten. Nicht Cäsars Bau vom Leman zum Felsen des Jurassus, nicht der berühmte Bau der drei Cäsaren gegen die Schotten, waren an Größe diesem Werke gleich gekommen. Nun betrachtete der Barbar den Schutt mit Entsetzen; und christlicher Aberglaube nannte nachmals die Bruchstücke der gewaltigen Gemäuer und Thürme, von der Donau zum Neckar, Teufelsmauer [27]). Eine neue Erdrinde hatte sich im Laufe der verwüstenden Jahre über jene Hochstraßen gelagert, welche sonst entfernte Weltgegenden vermählten. Der Bajoar wußte die zahlreichen Marmortrümmer, Aschenkrüge und ver-

[27]) Wessen Werk sie gewesen, wird wohl unerforscht bleiben. In Falkensteins nordgauischen Alterthümern (2, 162), wie in Döderleins Antiqq. in Nordgovia romanae (S. 29 ff.), findet man den Zug dieser Teufelsmauer von Dorf zu Dorf gezeichnet, wie man sie noch im achtzehnten Jahrhundert sah.

sunkene Grabschriften nicht zu deuten, welche er aus dem Acker schlug [28]).

Alles, was römisch gewesen, lag vernichtet; und unter verwildertem Rasen ruheten neben vergangenen Menschengeschlechtern [29]) die Denkmäler ihres Lebens.

6.

Des Landes Umfang und Gauen.

Die Bajoaren breiteten sich aus gegen Aufgang bis zur Ens, die vom Berg Auras, ob Leoncium (Lienz) [30]), quillt; gegen Niedergang zum Lech, welcher von der Formanin-Alp (im Tirol) fällt. Von Mitternacht behauptete die edle Donau das alte Grenzrecht. Aber gegen Mittag lagen die Hütten hoch hinauf im Gebirg [31]) um des Drau und der Piave Quellen, zu den

---

28) Noch ich sah zu Augsburg lehrreiche römische Denkmäler in Stadtthoren, Gartenmauern, sogar in einem Pferdestall eingemauert.

29) Baiern zeigt noch heut viel Römergräber, unverletzt, wie bei Augsburg; oder nördlich von Weihenlinden und Hepling die 154 Grabhügel.

30) Von der Alp Ens, welche die Westseite der Flachau bildet, wo uralter Bergbau getrieben ward.

31) Ober- und Unter-Baierdorf im südlichen Theil des Lungau, am Eingang zur Tafernen-Alp; auch in der Steiermark.

Marken der Longobarden. An beiden Ufern des Waldstroms Nossus (Noce im Val di Non), ob Trident, kamen die Heerden beider Völker zur Tränke [32]). Jenseits hütete eine lombardische Burg, Anagnis (Castello di Nan), die Grenze. Später stiegen auch bajoarische Vesten in den Etsch- und Eisakthälern auf; Teriolis, schon den Römern werth; Sabiona (Säben); Bauzanum (Bozen [33]) und andere. Abendwärts, im Gebirg, stießen die Marken an das Hirtenland der Breunen (Breonen), niedezwungener Aelyier. Diese wohnten vom Fuß des hohen Brenner am Innstrom hinauf bis zu dessen Ursprung, aus ewigem Eis [34]).

Diese Stämme des Volkes bildeten große Gemeinschaften oder Gauen, wie die Eroberer sich in die Landschaften getheilt hatten. Den Gau

---

32) Noch scheinen dafür heutiges Tages die Orte Deutsch- und Welschmetz (metae) am linken und rechten Ufer bürgen zu wollen.

33) Nach Jos. v. Stichaner, zur Römerzeit Pons Drusi.

34) Meine Wegweiserin war hier Beda Apells verdienstvolle Untersuchung über diesen Gegenstand (in der bair. Ak. 7, 352). Mit Sorgfalt und Verstand benutzte dieser Erdbeschreiber des agilolfingischen Baierns die unzweideutigen Zeugnisse der Alten.

bezeichnete ein Fluß, ein See, ein Berg [35]); oder wo vormals ein Römerort gestanden, erbte noch dessen Name auf die Gegend [36]).

7.

Der Menschen Wohnung und Lebensart.

Das weitläufige Gebiet hatte keine ummauerte Städte. Der Deutsche, in natürlicher Freiheit erwachsen, scheute sie, gleich großen Kerkern. Ihn freute das Dorf mit zerstreuten Hütten; der einsame Weiler (Villa). Ein Hag von zusammengeflochtenen Pfählen umzäunte das freieigene Gut des Bajoaren. Ein Querbalken hielt die hölzernen Wände des Hauses; das leichte Dach eine Firstsäule (Firstsul) oder mancher Eckpfeiler (Winchilsul) von Holz. Die Kunst mit Steinen zu bauen ist erst spät den Klöstern abge-

---

35) Z. B. der Donagau an der Donau, der Ebimingau am Ebimsee, der Binsgau am Binsterberg im Eichthal. Aus der Römer Isunisca ging ein Sungau, aus dem Lelusum der Alten ein Ebelesgau hervor. Schwer aber ists, die Menge der Gauen zu kennen, oder ihre Verwirrung zu schlichten. Von Zeit zu Zeit verschlang der eine den andern.

36) Das folgende Sittengemälde ist aus den legibus bojovariorum gezogen, die im siebenten Jahrhundert geschrieben, aber, als ungeschriebene Uebungen, zum Theil wohl so alt wie das Volk selbst waren.

lernt, da sie Kalköfen anlegten. Um die Wohnung standen kleinere Gebäude zum Behuf der Haus- und Landwirthschaft, Backöfen, Stallung, die verschlossene Scheuer (Scuria), der offene Schopfen (Scof) oder freie Kornbehälter (Parch).

In der Nähe des Hofes grünte oft ein Baumgarten. Ihn zu schänden galt sträflicher, als eines Mannes Verstümmelung. Weinbau ist erst in spätern Tagen an der Donau getrieben worden [37]), als den Lombarden und Franken die Zucht der edeln Rebe abgesehen ward. Bienenschwärme der Wälder wurden in Stöcken von Rinden, gehöhlten Blocken oder geflochtenen gezähmt; aber noch größere Sorge den Heerden geweiht.

Es baute der leibeigene Römling und Boje des deutschen Herrn Gut; Mägde verfertigten ihm Kleider von Woll' und Linnen. Der Knecht ging in Thierfellen. Nachbarn schieden ihre Felder mit kennbaren Markzeichen. Was keinen Einzelnen gehörte, war öffentliches Gut, oder des Fürsten und Grafen, die es jährlich zum Anbau ausliehen, oder bleibenden Pflanzern in Zins gaben [38]).

---

[37]) Zwar erst in Schenkungsbriefen des achten Jahrhunderts erscheinen bajoarische Weinberge, aber, natürlich, als schon längst vorhanden.

[38]) Schon Cäsar und Tacitus wußten diese Uebung der Germanen. Das ausgeliehene Land ward nach

Jagd war des Baiovaren Freude. Jedem Geschäft des edeln Weidwerks hatte er eigne Hunde abgerichtet [39]), mit denen er die unermeßlichen Forste durchstrich, während der treue Hofwart Haus und Stall bewachte. Die wunderbare Kunst, welche den Raubvogel lehrt, hoch in Lüften dem Laut des Herrn gehorchen, war mit den Wanderungen der Völker vom winterlichen Norden herübergekommen. Gern lauerte der Jäger, seinen Falken auf der Faust, an Mooren und Seen seltnen Zugvögeln auf. Des Hofes zahmes Geflügel, oder der Sangvogel im Käfig ergötzte die Hausfrau.

8.

Waldungen, Bergwerke, Münzen.

Zwist um Jagd und Weidgang, nicht des Holzes Mangel, mag früh gelehrt haben, die weitläufigen Hardte mit angeschälten Bäumen auszumarken. Frei hingegen blieb, was an nützlichen Erzen der Schooß der Erde verschloß. Wem Geschick und Muth, dem der Schatz.

---

verflossener Zeit wieder öffentlich. Als Fürsten, Grafen, Klöster besser fanden, die gleichen Arbeiter beizubehalten, entstanden die manentes in mansis.

39) Leithund, Bibarhund, Trifthund, Spurihund u. s. w. (leg. baj.)

Das bajoarische Hochgebirg, dessen Kern Granit, auf beiden Seiten einen Mantel von Schieferfels trägt, streicht zwischen Kalkbergen [40]). Es verbirgt viel edle Erze. Gold ward aus dem Sand der Flüsse gewaschen [41]). Mit Schlägel und Keil wurden Schacht und Stollen in edle Gänge und Lager getrieben, deren Gestein das Feuer mürbete. So ist das, schon von Rom gepriesene, norische Eisen gebrochen und ausgeschmolzen worden; mühsam mit Handblasebälgen die Flamme dabei genährt [42]). Auch an Salzquellen war im Gebirg kein Mangel, hoch ob Juvavium, und am Fuße des Gebirgs, wo Reichenhall. Fürst und Graf

40) Damals nämlich war, wie oben gesagt, zu den Sitzen der Bajoaren noch ein großer Theil der tirolischen, salzburgischen und steiermarkischen Tauern zu rechnen.

41) Zu Hrodberts Zeit, also im siebenten Jahrhundert, gingen Leute in die Wilde (eremum) um zu fischen und ad aurum faciendum. So die brev. notitia (in Hanfiz germ. sacra. 2, 20).

42) Man findet noch tief unter der Erde tiefverschüttete Schlackenhaufen; im Innern der Berge Zechen von ungeheuerer Größe; oft kann der Bergmann nicht entdecken, wie die Alten in den unterirdischen Bau kamen (Sammlung für Gesch. und Statistik des Tirols, 1. B. S. 97; auch Sengers Beitrag zur Gesch. des Bergbaues im Tirol).

sandten dazu Meister und Knechte, welche in den Hallen die lebenserhaltende Würze schneeweiß aussotten [43]).

Der Handel war Tausch; Geld selten. Die Baioaren entlehnten, wie Maas und Gewicht [44]), auch der Münzen Namen und Werth, von den Franken. Diese aber prägten, gleich Konstantinopels und Roms Münzstätten, nur Silber- und Goldschillinge (Solidus), und Pfennige (Denare), doch rohern Schlages, geringern Werths. Sechs Goldschillinge (eine römische Unze), welche bei den Römern gleich galten sechszig Silberlingen,

---

43) Wie Theodo's Schenkung an Hroddert (trad. not. donationum eccles. Salisb. c. 1.), und die des Landfried beweiset, der im J. 740 in Halla quinque loca ad confectionem salis gab (monumenta boica 7, 4).

44) Eine wessobrunnische Handschrift aus dem achten Jahrhundert gibt als das kleinste Maß den Zoll (digitus) an. Eine Uncia hat drei Zoll, eine Hand breit (palmus) vier Zoll; ein Fuß sechszehn Zoll; ein Schritt fünf Fuß; eine Ruthe zehn Fuß. — Zwölf Unzen sind ein Pfund; ein und ein halbes Pfund eine Emina oder eine halbe Metze, zwei Emina eine römische Metze oder Viertelmütt (Sextarius), vierundzwanzig Metzen ein Mütt oder Scheffel (Modius), fünfzehn Mütt einen Gomor; zwei Gomor sind ein Chorus (Mon. boic. 7, 375).

hatten bei den Franken Werth von achtzig dergleichen, oder zweihundert vierzig salischen Pfennigen [45]). Diese waren des Landes Scheidemünze; drei einen Saiga (Denarius serratus); so wie vier Saigen einen Drittel-Goldschilling (Tremissis) werth.

9.

Bürgerliche Verhältnisse.

Zwar den Bajoar kümmerte im alltäglichen Verkehr die scharfe Berechnung des Münzfußes wenig; aber doch würdigte er mit Geld alle Dinge des Lebens, Waaren und Menschen. Da ihm Strafe nur gesetzlich beschränkte Rache, und diese nur Entschädigung des Beleidigten (compensatio) war: konnte jedes Verbrechen mit Geld abgebüßt werden, Hochverrath allein und Fürstenmord nicht; denn hier war das Gemeinwesen zu rächen.

Jegliche Gattung boshafter Verletzungen des menschlichen Leibes hatte gesetzlich bestimmte Werthung an Geld; eben so die steigende Reihe unzüchtiger Liebkosungen ihre Stufenfolge von Ge-

45) Belehrend über Verhältniß und Schicksal der ältesten Landesmünzen sprach der verdienstvolle baierische Geschichtforscher Westenrieder (Beitr. zur vaterl. His., Geogr. und Statistik 8, 1. ff.)

nugthuungen. Einer Freien das sittsame Gewand nur bis zum Knie lüpfen (Himilzorun hieß in der Sprache des Landes die Sünde), war so strafbar, als einem Manne mehrere Finger abhauen. Den ertappten Ehebrecher zu tödten ward dem Gekränkten verziehen. Aber die Liebe folgt nicht immer dem Ernste bürgerlicher Ordnung. Eigene Ehre oder die des Geliebten zu retten, war jetzt schon dem weiblichen Geschlecht die entsetzliche Kunst nicht Geheimniß, Früchte verbotenen Genusses vor der Geburt zu vertilgen. Schwächung der leibeigenen Magd büßte der Freie, welcher sie für sein Ehebett verschmähte, mit zwölf Goldschillingen; das von ihr gezeugte Kind erbte aus des Vaters Nachlaß nur, was die Huld freigeborner Söhne gewähren mochte.

Erst in spätern und christlichern Zeiten hießen Vermählungen bis zur siebenten Verwandtschaftsstufe Blutschande. Sie ward an Großjährigen mit Verlust alles Vermögens, an Jüngern mit Leibeigenschaft gerügt.

Wer die Gattin verließ, besänftigte deren Verwandten mit achtundvierzig Goldschillingen, und gab der Verlassenen das vor der Vermählung zugesagte Gut und sonstiges Eigen. Dies und lebenslanger Nießbrauch eines Kindestheils war auch der Wittwen Wittthum. Eine Gattin des

Man druckte und las Zeitungen. Es war erlaubt, von auswärtigen Staaten Alles zu melden; vom Inlande nur das, was löblich schien und gepriesen werden konnte. Man gestattete neben dieser Art Preßfreiheit eine Art Denkfreiheit; aber die Sprechfreiheit des Volkes ward verpönt. Fünfter Zeitraum der Ausbildung der Völker.

Sobald aber das Kind nicht mehr verworren fühlt, sondern klare Gedanken zu fassen beginnt, will es auch sprechen. Das liegt in der Natur. So fingen auch die Völker an, mündig zu werden, und Jeder im Volk maßt sich Denk-, Sprech- und Preßfreiheit an, und will mitreden. Sechster Zeitraum seit Erschaffung des menschlichen Verstandes. Und am Beginn desselben stehen wir jetzt.

Viele Priester, viele Fürsten, viele Adeliche, viele Gelehrte von Handwerk finden diesen Zustand der Dinge sehr unnatürlich. Er muß doch aber wohl ganz natürlich sein, weil er in der Natur und aus ihr hervorgegangen ist.

Einige wollten Denk- und Sprechfreiheit geradezu wieder abgestellt wissen, und die Völker sammt und sonders ins alte Testament zurückjagen, wo nur Könige, Propheten und Priester sprachen; oder gar ins Paradies, wo Jehova

Kinderlosen nahm von allem Erbe die Hälfte; das Uebrige des Verstorbenen Sippschaft. Fehlten Verwandte bis zur siebenten Geschlechtsstufe, erbte der Landesherr.

Wer nicht, wie das Gesetz bestimmte, einen Frevel büßen konnte, mußte mit sich selbst zahlen; er ward leibeigen. Dann stand er im Werth der ersten Hausthiere; konnte, wie Waare, verschenkt oder verkauft werden. Seine Vergehen wurden mit Leibeszüchtigungen, oder mit Verstümmelung oder Tod gerächt. Erst nach mehrern Geschlechtsfolgen galten die Nachkommen eines Freigelassenen dem Altfreien ganz gleich.

Wegen Ermordung eines Leibeigenen ward dem Eigenthümer Wehrgeld (Entschädigung für Todschlag) von nur zwanzig Goldschillingen erlegt. Es betrug für den Freigelassenen vierzig; für den Freien hingegen einhundert sechszig; für den Adelichen dreihundert zwanzig; für jeden aus dem Herzogengeschlecht sechshundert vierzig Goldschillinge. Mit diesen Stufen bezeichnete das Gesetz zugleich den Abstand der verschiedenen Glieder des Volks. Darum ward sogar dem Leben des Herzogs ein Wehrgeld bestimmt, und dies zu neunhundert sechszig goldenen Schillingen angeschlagen.

10.

Oeffentliche Verwaltung. Gerechtigkeitspflege.

Des Herzogs Leben war heilig, wie seine Würde. Er behielt diese, so lange er mannhaft sein Roß tummeln, die Waffen schwingen und dem Kriegsvolk in der Schlacht vorstehen konnte.

Er besaß, wie jeder Freie, erbeigenes Hausgut. Vom öffentlichen mocht' ihm Nießbrauch gestattet sein. Es bestand aus Weilern, Meierhöfen, Wäldern, Feldern, die in Zins und Lehen ausgethan wurden, oder in Zöllen. Auflagen waren keine; selbst der Krieg erzeugte sie nicht.

Im Frieden leitete der Fürst die Verwaltung nach vorhandenen Uebungen und Gesetzen; wachte über das gemeine Vermögen; über die Richter, daß sie gerecht sprachen, alten Satzungen treu. Mit Fürsten fremder Völ'er unterhandelte er; zu Krieg und Frieden hatte er Vollmacht.

Aber neue Gesetze zu machen, alle betreffend; Schenkungen, Tausche, Verträge um Landesgut zu bestätigen oder zu vernichten, war Sache der Stände. Sie kamen zum Landtag zusammen, Priester, Grafen, Richter, die Ersten des Volks [46]);

---

[46]) Ut cum duce deliberatis etc. schrieb Gregor II. seinem Abgeordneten (Hansiz germ. sacra I.

an ihrer Spitze der Herzog. Unbeschränkte Herrschaft hat kein deutsches Volk an seinen Fürsten geduldet [47]).

Wie der Herzog dem gesammten Lande, ist jeder Graf seinem Gau vorgestanden. Gleichwie der Herzog auf Hoftägen über den Zwist seiner Großen, sprach der Graf ein- oder zweimal des Monats im Erbhof oder an offener Mallstätte über Spann und Streit seiner Gauleute. Ihm zur Seite saß der Richter, auch mancher in Landübungen erfahrne Mann. Jenem ward von vielem der neunte Theil der Strafgelder entrichtet; Nebenbußen fielen zuweilen auch dem Landesherrn, für den Schutz (Fredum), welchen er, das Gesetz handhabend, wider Selbstrache gewährte. Beklagten, unfähig ihre Sache zu führen, ward Beistand

111.); atque universorum gentis ejusdem *primatiorum*. Daß aber alle freie Landeigenthümer jährlich zweimal zum Landtag zusammenkamen, wie J. G. v. Lori meinte (chron. Auszug der Gesch. v. Baiern 1, 120), er nennt's „die Armee," ist unerweislich.

47) Lex consensu populi fit et constitutione regis (Capitulare Karls des Kahlen v. J. 864 Art. 16). Die Staatsmänner des Mittelalters waren oft nicht so sehr von der Ordnung der Natur entfernt, als man oft meint.

(Mundeburde) erlaubt; der Zeuge, nach uraltem Brauch, beim Ohr[48]) gezogen.

Alle Satzungen waren einfach, wie die Lebensverhältnisse eines Volks, das sich vom Erzeugniß seiner Heerden und Felder nährte, ohne dem Kriegsgeiß treulos zu sein, durch den es in diese Weltgegend geführt war. Feigheit erschwerte jedes Verbrechen. Gewaltsamer Raub schien verzeihlicher, als diebische Liß; und den Mann schwer verwunden ein leichteres Vergehen, als schwache Weiber mißhandeln. Mit Ernst gebot das Gesetz Gastfreundlichkeit gegen Fremdlinge; ein Beweis, wie wild die Sitte dieses Volks ursprünglich gewesen, welches lange auf seinen Zügen an Raub gewohnt war. Wer den Reisenden mordete, wurde gestraft wie Todtschläger eines eingebornen Freien. Blieb der Mißhandelte oder Beraubte am Leben: zahlte der Thater das Doppelte, als für gleiches Vergehen gegen Einheimische.

---

48) Vom Mundiburdium zeigt das baj. Gesetz die erste Spur; eben so von der Zeugenzucht. Das Ohrzupfen, aurem pervellere, galt schon den Römern als sinnbildliche Handlung, woran zu erinnern; daher auch bei ihnen schon vor Gerichten an Zeugen üblich. *Horat. satyr.* I. I. 16, 17.

11.

Gottesurtheil. Zweikampf.

Weil den Angeklagten auch Führung verneinender Beweise gestattet war, geschah oft, daß durch Widerspruch der Aussagen und Eide, oder durch Schweigen des Gesetzes, das Gewissen des Richters bedrängt wurde. Dann entschied Zweikampf [49]. Ein Kriegervolk, im Denken ungewandt, scheute List mehr, als Waffenstärke. Ihm galt der Tapfere redlicher, als der Feigling. Denn Muth gibt Offenheit, Furcht Ränke. Auch lag in Aller Glauben, die Gottheit schirme gerechte Sache.

Sobald Kläger und Beklagte dem Richter Pfand gegeben, wurden sie bis zur Kampfstunde bewacht. Indessen wählten sie vier freie Mannen zu Zeugen. Ein ledern Wamms mit Aermeln bis zum Ellenbogen, ein hölzerner Schild mit Thierhaut überzogen, und Handschuhe waren ihre Bedeckung. Auf dem Kampfplatz schworen sie dem Richter Gerechtigkeit ihrer Sache. Die Waffe

---

49) Montesquieu (esprit des loix 28, 14 ff.) macht die Bemerkung, alle Völker, welche Verneinungsbeweise zuließen, gestatteten auch den gerichtlichen Zweikampf. Das salische Gesetz gedenkt seiner nicht, aber bei den salischen Franken fand auch der verneinende Beweis des Angeklagten nicht statt.

ward eingesegnet; dem Zuschauer verboten, das Gefecht zu stören.

„Lasset die Kämpfer aneinander!“ rief der Ehrenhold, und zu ihnen gewandt dreimal der Richter: „Rüstet euch!“ gab das Zeichen; sie stürzten gegen einander.

Dem Besiegten wurden darauf die Waffen abgethan und diese hinaus auf den Platz geschleudert. Der Ueberwinder trat zum Richter, sprechend: „Hab' ich das Meinige geleistet?“ Und unter jauchzendem Getümmel der Menge zog er, schuldfrei, von dinnen [50]).

Nicht immer war Gefecht auf Tod und Leben (oder Kampfwich); oft genügte des Gegners Ergebung und Verwundung (Wuehading) [51]). Das Weib, der Priester, alle die nicht fechten konnten, stellten einen Kämpen (Campio). Fiel dieser Fürfechter, und wär' er Mann des ersten Adels gewesen, zahlte, wer ihn berufen, um seinen Tod nur zwölf goldene Schillinge.

---

50) Einige Züge entlehnt' ich aus den bajuvar. Gesetzen; das übrige nach fränkischen Annalisten.

51) Decretum Tassilonis 4, 5. und Ducange Glossarium.

12.

Heer. Kriegsordnung.

Erſcholl der Kriegsruf des Herzogs, verſammelte ſich das Heer. Jeder Freie folgte dem Banner ſeines Gaues. Der lange Schild (Hereſchild) und Harniſch (Halsperga) waren ſeines Leibes Schutz; Spieß, kurzes Schwerd und Streitaxt ſeine Trutzwaffen, dazu ein ferntreffender Bogen[52], auf dem oft vergiftete Pfeile lagen[53]. Jeder ſorgte für eigene Bewehrung und Koſt; das Glück der Schlacht für das Andere.

Vor dem Heer zog der Fürſt; vor dem Volk jeden Gau's deſſen Graf. Die Schaaren theilten ſich in Rotten von hundert Streitern (Hundredas), über jede ein Hauptmann (Centurio); die Rotten in Züge von zehn Mann (Centa), die der Zehntmeiſter (Decanus) führte.

Im Lager, wie in Freundesland, galt ſtrenge Zucht; für Unordnung blieb der Graf verantwortlich, deſſen Haufe ſie begangen hatte. Nach Kriegsgeſetz mußte ſelbſt der freie Mann, ſonſt nie Stock-

[52]) Dies überhaupt Bewaffnungsart der deutſchen Völker damaliger Zeit.

[53]) Im Frieden waren ſie verboten (Leg. bajav. T. 3, c. 6).

schläge duldend, sich kleiner Vergehungen willen auch wohl fünfzig von jenen gefallen lassen.

Die Kunst der Heerbewegung im Zug oder Schlachtfeld, von den Römern vollendet, kannte niemand. Dem Gedanken des Feldherrn fehlten noch Weg und Mittel, in das Geglieder ungelenker Schlachthaufen, wie Seele des Ganzen, leitend überzugehn. List entschied wenig; Muth, Ueberzahl oder Vortheil der Waffenart Alles. Mann stritt gegen Mann im allgemeinen Gewühl. Des Landes Plünderung, der Einwohner Entführung zur Leibeigenschaft war des Sieges Folge.

Den Feldzug endete der Winter. Dann suchten die Kriegsvölker, mit Beute beladen, ihre Heimathen. Ein neuer Feldzug machte neues Aufgebot nöthig. Besatzung wurde in eroberten Landen nie, oder selten, zurückgelassen; der Feind aber so lange bekämpft, bis er Frieden bat und den Vertrag einging.

Das Wort war heilig, so lange der lebte, dem es gegeben worden. Starb er, hielt sich der Andere seiner Verpflichtung frei. Neuer Krieg mußte entscheiden. Solches Wiederkriegen (rebellare) war unschimpflich.

Dritter Abschnitt.

Die Agilolfingen.

1.

Garibald, Herzog der Bajoaren.

Im J. 555 — 588.

In den Tagen, als Albоin der Longobarde mit großer Macht durch Istrien und Venitien nach Italien drang, und über die austrasischen Reiche König Chlotar[1]) gebot, lebte zu Bajoarien ein Herzog, genannt Garibald, vom Geblüt der hochedeln Agilolfingen. Seiner Vorfahren im Fürstenthum ist keiner bekannt. Ihn ehrte der Franken König, welchem er am Hofe und im Kriege treu gewesen. Darum hatte ihm Chlotar die Lombardin Walderada[2]) zur Gemahlin

[1]) Seit dem Jahr 558 Beherrscher des gesammten Franziens. Er war zuvor König von Soissons gewesen.

[2]) Tochter des lombardischen Fürsten Wacho (Paul Diac. 1, 21).

gegeben, die der König selbst, obwohl er sie geliebt, nicht ehelichen durfte, weil sie seines Neffen Wittwe war.

Mit ihr hat Garibald Söhne und Töchter gezeugt. Eine derselben vermählte er, lange nach Alboins Tode, als dessen Reich schon wieder, ein Raub von sechsunddreißig Feldherrn, in viele Theile zersplittert war, dem lombardischen Herzog Ewin [3]). Es saß dieser auf dem tridentischen Schloß; das Land am Fuß der Alpen gehorchte ihm. Eine andere verlobte der bajoarische König [4]) dem Enkel Chlotars und Herrn Austrasiens, Childebert. Doch anfangs verzögerte des Bräutigams Unmündigkeit, darauf der Wankelmuth von dessen Mutter Brunihildis, das Beilager.

Inzwischen war geschehn, daß die Lombarden, innerer Zwietracht satt, einen der ihrigen zum

---

[3]) Paul Warnefried, der seine frühern Nachrichten aus den Schriften des Paulus Secundus, Bischofs zu Trident, schöpfte, der 612 starb, folglich Garibalds Zeitgenosse war, ist in allen lombardischen Dingen von nun an Gewährsmann.

[4]) König heißt er oft beim Paul Diac. und Herzog beim Gregor von Tours. Selbst in deutscher Zunge hieß König nicht immer der unabhängige Landesherr, sondern der Gewalthaber (Könner), daher auch Pilatus (im Chron. Konigshov. 2, 12) „Pfleger und Kunig über das Lant Judea" genannt wird.

allein mit dem Menschen redete. Sie schlugen dazu Religionsedikte, Konkordate, Inquisitionen und dergleichen vortreffliche Hilfsmittel vor.

Die Gemäßigten fanden die Sache unausführbar, und meinten: Man müsse den Leuten wohl Denk- und Sprechfreiheit lassen, weil man ihnen doch den angeborenen Kopf nicht nehmen könne; aber Preßfreiheit gehöre nicht für sie. Die Leute hingegen behaupteten: Sprechfreiheit und Preßfreiheit wären einerlei; einerlei die Mittheilung der Gedanken durch den Hauch des Mundes, oder durch Schriftzüge auf Papier. Jede Zensuranstalt sei ein obrigkeitliches „Hand vor dem Mund halten" gegen denjenigen, der reden wollte, und offenbarer Despotismus.

Der Staatsmann einer deutschen Monarchie sagte: „Auf keinen Fall taugt Preßfreiheit bei uns. Hier bewegt sich Alles auf den hierarchischen Abstufungen der verschiedenen Stände inner festen Schranken. Das muß in größern Reichen sein, wie es bei großen Armeen der Fall ist, wo nur das Ganze sich in der Kette der Subordination fest und regelmäßig, als ein Körper bewegt. Will Alles räsonniren, der Untere den Obern bekritteln: hören Achtung, Gehorsam und Ordnung auf; das Ganze muß zerfallen; das heißt,

König erkoren hatten über Alle. Authar sein Name. Durch Sieg über die Franken beglaubigte dieser seinen Beruf zum Herrscher. Ihn und sein Volk haßten die geschlagenen Austrasier von jeher. Darum, als er die Schwester ihres Königs Childebert zum Gemahl forderte, ward sie ihm nicht gegeben. Da wandte sich Authar an den Herzog zu Bajoarien, und warb um dessen Tochter, die Childeberts Braut gewesen. Theodolinde war ihr Name; ihre Schönheit weltberühmt. Garibald verweigerte sie dem Ueberwinder der Franken nicht.

2.

Authar wirbt um Theodolinden.

Im J. 589.

Als die Boten zum König der Lombarden gen Pavia zurückkamen, die Holdseligkeit der Braut rühmend, entbrannte er, sie vor den Feierlichkeiten der Vermählung zu sehen [5]). Und er ritt unerkannt mit seinen Vertrauten über das Gebirg zum Herzog. Da sie nun vor Garibalds Stuhl getreten und der Aelteße geredet hatte, sprach der

[5]) Die Geschichte des Abenteuers, welches die Sitte der Zeit so schön zeichnet, nach Paul Warnefried 3, 29.

goldlockige Flavius Authar [6]: „Der König, mein Herr, hat mir geboten, eure Tochter zu schau'n, daß ich ihm ihre Schönheit preise.“ Der Herzog gewährte.

Unbewußt welcher Prüfung, erschien Theodolinde im Glanze jugendlichen Liebreizes vor den Fremdlingen. Der Beherrscher Italiens grüßte sie mit Entzücken Königin aller Lombarden. Dann bat er sie, den Boten ihres Verlobten einen Ehrentrunk zu bringen, wie sie, nach guter Sitt', als Königin werde. Dem Wink des Vaters gehorsam, bot sie einen Becher Weins, erst dem Aeltesten, nach ihm dem männlichschönen Unbekannten. Dieser, den Kelch zurückgebend, drückte verstohlen mit dem Finger die Hand der Geliebten, und strich der Beschämten, niemand bemerkte es, über die erröthenden Wangen.

Die Jungfrau aber klagte, was geschehen, heimlich der Amme. Da hat dieselbe getröstet: „Also thut keines Königs Brautwerber, ist er nicht der Bräutigam selbst. Und wahrlich dieser ist wohl seiner Krone und deines Leibes werth.“

Die Botschafter aber, in ihrer Mitte den hohen Flavius der Lombarden, ritten darauf nach

---

6) Flavius nannte er sich nach der Uebernahme des Königthums.

Pavia zurück. Bajoarische Herren begleiteten den Zug. Nah der Landesgrenze hob ſich plötzlich der König auf dem Roſſe, und ſchlug zermalmend die Streitaxt in einen Baum am Wege. „Solche Streiche führt Authar!“ rief er den erſtaunten Bajoaren zu, und ſprengte, alſo erkannt, von dannen.

3.

Auſtraſiens Krieg gegen Autharis.

Im J. 589 — 590.

Wie der König Auſtraſens dieſe Mähr vernahm, zürnte er ſehr; denn er fürchtete, daß die Bajoaren fortan mit den Lombarden wider ihn hielten. Er führte alsbald gewaltige Heeresmacht über den Rhein und gegen die Alpen. Deß erſchrack Garibald, und gerieth in großes Bedrängniß. Er kannte des Childebert boshaftes Gemüth wohl. In der Kriegsverwirrung flüchtete Theodolinde, von Gundoald, ihrem Bruder, begleitet, über die Berge in den Schutz des lombardiſchen Bräutigams. Dieſer begegnete der Geliebten mit feierlichem Gepräng' ob Verona, auf dem Sardisfeld. Das Beilager ward mit großer Pracht vollzogen.

Doch Childeberts Waffen verheerten alles Land, und trieben die Lombarden hinter die Ringmauern ihrer Städte. Authar bot um den Frie-

den schwere Opfer. Aber Keiner vertraute dem Andern. Es ward gestritten, bis der Flavius, man sagt vergiftet, zu Pavia verblich.

4.

Theodolindens Schicksal.

Den Longobarden werth, bekam die Tochter Garibalds von ihnen Thron und Wort: weß ihre Hand, dem sei das Königthum. Da erkieſete ſie, nach abgelegtem Wittwenſchleier, mit Rath ihrer Diener, Agilolfen, Herzogen zu Turin. Er war Autharn verwandt, dem Volke lieb.

Als nun derſelbe, berufen von Turin, gen Pavia ritt, unkundig ſeines Glückes, war ihm die Königin auf die Burg Laomellum entgegen gereiſet. Beim Ehrentrunk, da ſie den Wein gekoſtet und dem Herzoge gereicht hatte, neigte er ſich zum ehrerbietigen Handkuß. Es lächelte aber die Königin und ſprach: „Nicht die Hand, ſondern die Lippe, denn Ihr ſeid künftig mein Herr und Gemahl.“ Und ſie enthüllte ihm das Geheimniß. Nach den Feſten der Vermählung huldigten die Lombarden.

Noch vierundzwanzig Jahre hat die Baiſarin an Agilolfs Seite, und nach deſſen Tode, mit Adaloald, ihrem Sohn, Italien beherrſcht. Dem Volke gefiel ihre Weisheit, der Kirche ihre Frömmigkeit. Roms Biſchof, Gregor, von

Vielen der Große geheißen, weihte ihr mit Zärtlichkeit eines geistlichen Vaters jene Zweigespräche, welche er zur Verherrlichung heiliger Wunder geschrieben. Auch kam ihr von seiner Hand jene eiserne Krone [7]), die bis zu unsern Zeiten der Hauptschmuck aller spätern Könige Italiens geblieben ist. Nach löblicher Verwaltung des Reiches starb sie im Jahr 62›; früher schon ihr Bruder Gundoald, als Herzog zu Aste, von einem meuchelmörderischen Pfeil durchbohrt.

5.

Herzog Tassilo. Slavenkrieg.

Im J. 596 — 609.

Dies sind die Schicksale der Kinder Herzog Garibalds bei den Lombarden gewesen. Seiner eigenen hat die Geschichte vergessen. Fränkische oder lombardische Mönche, welche in jenen Tagen die Begebenheiten der Welt mit ungeübter Hand aufzeichneten, kannten das Leben anderer Völker wenig.

Sie sagen, sechs Jahre nach Theodolindens Flucht zu Authar habe Childebert der Sieg-

---

[7]) Ihre Abbildung und Geschichte lehrreich in Pallhausens Garibald, S. 266.

reiche den Agilolfingen Tassilo, als Herzog von Bajoarien, erkannt und bestätigt [8]).

Auch gedenken sie der Kriege Tassilo's, als die wilden Slaven mit räuberischer Hand abwechselnd Italien und Deutschland verheerten. Die Longobarden wählten feigen Vertrag mit ihnen; Tassilo aber das Schwert. Er ging über die Ens in ihr Gebirg; rächte den Tod von zweitausend der Seinigen, die in früherm Gefecht erschlagen waren, und kehrte, zweimal siegreich, aus ihren Landen mit großer Beute zurück [9]).

6.

Garibald der Andere. Ermordung der Bulgaren.

Im J. 610 — 640.

Nach Tassilo's Tode setzte sein Sohn Garibald den Krieg fort. Zwar, wie er durch das wiesenreiche Pustherthal hinauf gegen die Drauquellen gezogen, ward er bei Aguntum (Inichen) bezwungen [10]) und sein Land von verfolgenden

---

8) Ordinavit, sagen die Jahrbücher der Franken; wie der Monachus Floriacensis Aimoin (Chron. 3, c. 77.) Tassilo a Childeberto rex ordinatus est.

9) Warnefried 4, 11, und Aimoin 3, 76 gleich.

10) Durch Sagen, kaum glaubhaft, erhielt sich, daß der Victorbühl bei Inichen noch heut, zum

Univ. Bibl. München

Horden verwüstet. Aber mit neugesammelter Kraft trieb er die Slaven, nach abgesagtem Raube, in die Waldthäler zurück. Dann kamen sie lange nicht wieder.

Denn weit umher, in ihren Gauen, an der Elbe und Morava, bis hinauf an die Ens, entbrannte großer Aufruhr. Es war ihnen das Joch der grausamen Avaren hart worden. Diese, wenn sie aus Feldzügen kamen, ohne Aernte und Vorrath, pflegten in slavischen Hütten zu überwintern. Die zügellosen Gäste mißbrauchten ihrer Wirthe Weiber. Darüber Zank, zuletzt Empörung. Die Slaven in Boheim fingen an; Hrowaten hieß man sie von den Bergen, welche sie bewohnten. Die Andern folgten.

Zu derselben Zeit reisete Sams, ein Kaufmann des Frankenlandes, durch die hrowatischen Berge. Er führte großen Waarenzug; dabei ritten viel tapfere Männer. Als ihm die Avaren übel an waren, trat er den Slaven bei. Klug und tapfer ward er erst ihr Führer, und, nach gebrochenem Avarenjoch, durch Dankbarkeit der Befreiten, ihr König. Da nahm er des Volkes Tracht und Sitte an, legte sich zwölf slavische

---

Andenken solcher Schlacht, den Namen führe. Büsching erwähnt's in seiner Erdbeschreibung.

Jungfrauen bei, und herrschte gestreng und glücklich.

Von ihm hörte Dagobert, aller fränkischen Reiche König. Dieser sandte ihm eines Tages drohende Boten um Genugthuung für Raub und Mord an austraßischen Handelsleuten. Samo, seiner Macht und Würde eingedenk, gebot aber, es solle kein Franke vor ihm stehn, ohne im slavischen Pelz. Dagoberts Gesandter mußte gehorchen. Nun verhieß ihm der Fürst Freundschaft. „Ha!“ rief mit empörtem Stolz der Franke: „Abtrünniger, wie mögen Gottes Knechte Freundschaft pflegen mit ungläubigen Hunden?“ Entrüstet erwiederte der Slaven König: „So mögen Gottes Hunde die treulosen Knechte zerfleischen!“ und verstieß den Botschafter mit Schimpf [11]). Rächend ließ Dagobert drei Heere ausziehen. Sie wurden alle geschlagen. Da ergriff große Furcht die Völker, welche den Wenden nahe wohnten. Doch weder Slaven noch Avaren störten die Ruhe des Reichs.

Es war der Khan der avarischen Stämme in

---

11) Die Sage bewährte ein zeitgenössischer Mönch zu St. Denys in den von ihm beschriebenen gestis Dagoberti. (Bei Duchesne hist. franç. 1580.)

Pannonien gestorben. Nun empörten sich, ihnen durch Zins oder Bund verwandte Bulgaren-Schwärme, Söhne der kubanischen Steppen, um Oberherrschaft [12]). Sie wurden in blutigen Schlachten niedergehauen oder ausgestoßen, daß die Uebriggebliebenen den König von Frankenland anriefen, sie in sein großes Reich aufzunehmen. Den König freute der Heiden Zwiespalt. Er sprach den Herzog der Bajoaren an, sie einsweilen zu beherbergen, denn der Winter war vor der Thür. Bei neuntausend der Vertriebenen wanderten ein. Ehe aber der Frühling kam, gereute den König die Zusage. Er wußte nicht, wohin das Volk thun. Und Dagobert ging zu Rath mit den Seinigen, und befahl dem Herzog, alle Bulgaren umzubringen. Unmenschlich, wie das Gebot, war der Gehorsam [13]). Eine einzige Nacht sah den Mord aller Gastfreunde. Nur ihrer siebenhundert entrannen, durch eigenen Muth, oder durch Mitleiden gerettet, ins karnische Gebirg, wo sie bei dort wohnenden Wendenstämmen Barmherzigkeit fanden.

---

[12]) Im Jahr 630.

[13]) Consilium sapiens heißt der erwähnte Mönch von St. Denys den Rath, neuntausend Unglückliche in den Betten ermorden zu lassen.

7.

Sammlung der bajoarischen Gesetze.

Dagobert gründete sich ein besseres Denkmal in den Geschichten Baierns durch Sammlung der ältesten Satzungen des Volks, wenn wahr ist, daß sie auf sein Geheiß zuerst in Schrift gefaßt worden sind [14]). Und wär' es nicht, bleibt unläugbar, daß ihr hohes Alterthum weit über die Tage der Karlingen reicht [15]). Doch ihre Gestalt änderte mit dem Jahrhundert [16]).

Rauh, wie der Geist, war die Sprache. Einundzwanzig Abtheilungen umfassen das Gebiet da-

---

14) Wofür kein geschichtliches Zeugniß. Die sogenannte Vorrede ist offenbar später; vielleicht gar nicht zu den bair. Gesetzen geschrieben (Aretin lit. Handb. zur bair. Gesch. 2, 93 ff.). Die Namen der darin genannten Verfasser oder Sammler der Gesetze hat, emsig spürend, der treue Pallhausen (l. c. 25) im Zeitalter Dagoberts, selbst unter seinen Beamten gefunden.

15) Schon die Urkunde des Tezo zu Aschheim (ums J. 763) gedenkt derselben, als seit alter Zeit bestehend.

16) Wahrscheinlich noch zu Karl Martells und Pipins Zeit, im achten Jahrhundert, empfing das bajoarische Gesetz Nachträge und Ergänzungen, besonders im Abschnitt vom Herzoge und der Geistlichkeit.

eine Revolution erfolgt, in welcher die Stände verschwinden und der Thron selbst wankt. Will man also die volle Preßfreiheit, so will man eine andere Staatsverfassung. Diese kann unser Landesherr nicht wollen. — Ein anderes ists bei kleinern Staaten; da ists nicht nothwendig, daß die Bande der Ordnung so scharf angezogen sind. Eine Kompagnie läßt sich leichter übersehen und führen, und macht ihre Sache, wenn auch Soldaten darin räsonniren; nicht so in einer Armee von fünfzig- oder hunderttausend Mann, in welcher man sich schweeer mit einander verständigen würde, wenn Jeder das Wort führen wollte. — Man muß nicht England oder Frankreich nennen. Beide sind ein glückliches oder unglückliches Gemisch von Monarchie und Republik. In Republiken ist man schon an Oeffentlichkeit gewöhnt; ja sie muß statt finden, wenn die Republik nicht aufhören, und der freie Staat zu einer despotischen Oligarchie verkrüppelt werden soll. In den Republiken ist das Volk zum freien Sprechen und Schreiben berechtigt; muß es sein; findet darin das Palladium seiner Freiheit und der Sicherheit seiner Gesetze, denen es bei allem Lärmen dennoch gehorcht, weil es aus Erfahrung die Gräuel der Gesetzlosigkeit kennt. So ists bei uns nicht. Bei uns würde das Volk bald vom unbesonnenen Reden

maliger Rechte, und wie sie noch hundert Jahre später bestanden haben; voran die Befugnisse der Geistlichkeit; dann erst die des Herzogs. Ihnen nach folgt die Satzung von den Freien, von Heirathen und unerlaubten Geschäften der Liebe; von Leibeigenen, Freigelassenen und Eheweibern. Besondere Abschnitte reden vom Verbrechen des Diebstahls, von Mordbrennerei, Gewaltthat, Grenzfreveln, Unterpfändern, krankem Vieh, geliehenen und verkauften Dingen; von Zeugen und Kämpen, auch von den Todten. Daß Hunde, Jagdvögel, Obstgärten, Wälder und Bienen besondere Gegenstände der Gesetzgebung waren, deutet auf deren Wichtigkeit im Haushalt der Menschen solcher Zeit [17]).

8.

Rückblick auf des Landes erstes Christenthum.

Die Könige von Franzien, roh in Thaten, eifrig im Glauben, haben auch durch Verbreitung der Christentaufe in heidnischen Landen viel Ruhms geärntet. Es wird uns gesagt, daß sie den Völkern ihrer Botmäßigkeit, oder bundesverwandten Fürsten, Lehrer des seligmachenden Wortes ge-

[17]) Inhalt und Geist dieser Gesetze sind schon oben (Abschnitt 2, 7) bezeichnet.

sandt haben; zwei derselben, Eustasius und Agilus, ins bajoarische Gebiet, als noch Herzog Garibald, des Namens der Zweite, geherrscht hat.

Der Same des neuen Glaubens war aber schon früh in diese Gegend getragen, sei es durch bekehrte Krieger in Römerlegionen, oder durch Bekenner, welche mit dem Geist der ersten zwölf Boten ausgingen in alle Welt. Möge durch fromme List und Eitelkeit späterer Tage viel Dichtung getrieben sein, hat dennoch wohl auch kindliche Andacht in wundervollen Sagen manches Gedächtniß derer treu bewahrt, die hier als Zeugen der Wahrheit geblutet. So können ein Juventius, ein Syrus um den Anfang des zweiten, ein Maximilian und Quirin im dritten Jahrhundert auf Lauriacums volkreichen Gassen gelehrt haben. Es mag die schöne Buhlerin Afra in der windelechischen Augusta den Opfertod gestorben sein, wenn gleich gestattet ist, ihres Bekehrers Narzissus Wortwechsel mit dem Fürsten der Hölle zu bezweifeln. Fand nicht schon Severin, der heilige Mann, in Städten und Dörfern norischen Landes Gemeinden frommer Christen?

Zwar hatten die teutischen Einwanderer Vieles umgestaltet. Doch auch Rügen, Herulen und Schyren waren der Taufe nicht fremd; und Theodolinde war Tochter einer Fürstin des rechtgläubigen Franziens gewesen.

9.

Beschaffenheit des Volksglaubens.

Inzwischen pflanzte in neubekehrter Menge sich, neben Kreuz und Taufe zugleich, die Welt des Alterthums fort. Der innere Mensch blieb Heide, während der äussere bei Gerstentrank und Pferdefleisch kirchlicher Ordnung pflegte[18]). Mochte auch des norischen Kriegs- oder Sonnengottes Belen [19]) Altar verschüttet sein; der windelechische Bauer nicht mehr am Hügel seiner Göttin Zizers [20]) Spiele feiern: waren dennoch des

[18]) Pferdefleisch war selbst im achten Jahrhundert noch, wie die Verbote damaliger Synoden zeugen, dem Baier keine verachtete Kost.

[19]) Tertullian (im apologetico K. 24) gedenkt seiner.

[20]) Conrad von Liechtenauw, bekannter unter dem Namen des Abts vom Urspeng, erzählt in seiner Chronik (beim J. 1137), daß noch zu seiner Zeit (also im dreizehnten Jahrhundert) ein Hugel bei Augsburg (vermuthlich der heutige Kobel) Zitzenberg geheißen habe, dessen darauf gestandenen Tempel, bei Eroberung des Landes, die Römer schonten (Fragm. Velleji Galli in Goldasts script. rer. suev.). Auch bei Kempten will man Spuren der Verehrung der rhätischen Göttin bemerkt

Hornungs uraltfröhliche Gelage, zum Gedächtniß der Altvordern, geliebt; oder die Schmause vom Opferthier, heimlich, zur Sühne verstokener Götzen, geschlachtet. Klagte doch Winfried, der Bote römischer Kirche im deutschen Lande, noch spät und bitterlich, wie der Bajoar nicht der ausgelassenen Lust am Jahresbeginn entsagen könne, und thue, wie er von den Vätern gelernt [21]).

Baierns gemüthlicher Sohn hat zu keiner Zeit den Beruf zum Frohsinn vergessen. Er verwandelte oft harmlos die geräumigere Kirche zum Tanzplatz; oder füllte am Hochaltar jauchzend, zur Ehre des Heiligen, die Trinkhörner im Kreise der Freunde. Selbst der Seelenhirt verschmähte nicht, Weiber, Wein und Jagd liebend, mit der anvertrauten Heerde, deren Freuden.

Wodans Eichen, in Germaniens Hainen mit abergläubiger Ehrfurcht umringt, waren nicht unbekannt. Im Schatten ihrer Zweige feierten Liebende Verlobung, oder erklangen, beim Schimmer hochlodernder Fackeln, alterthümliche Gesänge.

---

haben. In Hohen-Rhätien (Freistaat Graubünden) liegt ein Dorf, mit dem Namen der Zizers; im zehnten Jahrhundert war es noch ein einsamer Hof.

21) Im bekannten Brief des Bonifacius an Papst Zacharias.

Noch weiß die Sage von den Eichen am Bogenflüßlein und an der Schwarzach. Träume der Alrunen, weissagender Frauen, waren Fragern der Zukunft bedeutungsreich. Der Landmann ordnete gern Reise, Hausgeschäft nach Tagen guten und bösen Einflusses. Dem Zauberwesen der Hexen begegneten geheimnißvolle Kräfte. Noch blieb der Alten Hörnerblasen und Geschrei unvergessen, wenn bei Mondesverfinsterung ein Ungeheuer das Himmelslicht zu verschlingen drohte. Man wiederholte noch des Römers Opfer bei heiligen Quellen, deren ewiglich hinströmendes Leben auch wohl der Weise bewundert. Lange sind die Wellen der fischreichen Altamon (Altmühl) verehrt worden [22]).

Zum Glück dauerte in den Abendländern Jahrhunderte lang jener Eifer der Christen, mit welchem sie ihren Glauben über die bekannte Welt, von Jerusalem aus, verbreitet hatten. Söhne vornehmer Häuser, selbst königlichen Geblüts, verzichteten auf Glanz und Thronen, um fernen Landen die Botschaft des Heils zu bringen. Der

[22]) Lehrreich über den Aberglauben jener Tage Ferd. Sterzinger in den Erläuterungen über den indiculus superstitionem etc. (N. hist. Abh. d. b. Ak. 2, 215) und über den Zustand der Kirche unter Theodo II. (Abh. d. bair. Ak. 10, 137).

Pilgerstab des Heidenbekehrers war von nicht geringern Gefahren begleitet, als des Kriegers Speer im Schlachtfeld. Darum wurden beide von einem Zeitalter gleich hoch geehrt, welches die Größe des Mannes nach seinem Muth würdigte. Auch hat die Geschichte dankbar den Namen frommer Helden bewahrt, die, hinausgegangen in die Wüsten der Halbwilden, das schöne Gesetz der Menschlichkeit vor Altären predigten, von denen noch Blut der Menschenopfer zu triefen pflegte.

Gastfreundlich wurden die Boten des Heils von christlichen Fürsten und Herren verpflegt, an deren Burgen ihr Weg vorbei führte. Also geschah ihnen auch von baioarischen Herzogen, deren Andacht das Heidenthum der Unterthanen beklagte, oder deren Staatsklugheit dem Volke feinere Gesittung wünschte.

10.

Herzog Theodo und Heimeran der Heilige.

Im J. 640 — 680.

Ein Beispiel gab Herzog Theodo [23]), welcher um des siebenten Jahrhunderts Mitte in der

23) Ob dieser Theodo unmittelbarer Nachfolger Garibalds II gewesen, ist unbekannt. Wir erfahren sein Dasein nur aus dem Leben St. Emmerans,

Regensburg (Reganespurc), über den Trümmern des römischen Reginums, Hof hielt. Zu seiner Zeit ist Heimeran der Bekehrer, von Pictavium [24]), aus Franzien in das bajoarische Land gekommen, um von hier gen Pannonien zu gehen, und Slaven und Avaren in das Gottesreich einzuweihen.

Die junge Donau herabgefahren zwischen ihren fruchtbaren Wiesenufern, oder umbüschten Kalkfelsen, gelangte er zur Regensburg. Eine Stadt, wie kein Franke sie im Schooße deutschen Landes vermuthet hatte, stieg mit ihren Gebäuden, Ringmauern und Streitthürmen aus gehauenen Steinen, am rechten Ufer hervor. Die Werke des alten römischen Reginum hatten zum Theil noch den Stürmen vieler Zeiten und Völker wider-

---

welches der magdeburg'sche Propst Meginfred, nach des freisingenschen Bischofs Aribo oder Cyrinus Legende, schrieb.

24) Sacer dei famulus se exiisse alt a Gallorum finibus, sagt (vita St. Emmerani c. 1. n. 6.) Aribo, der doch nur etwa achtzig Jahre nach Heimerans Zeiten lebte. Ob Pictavium das jetzige Poitu (Mabillon fand da keines Emmerans Namen) oder das niederösterreichische Kloster Pütten (Aventin vermuthet es, doch sehr unwahrscheinlich), oder vielmehr das steirische Pettau, bleibt zweifelhaft.

ſtanden. Jenſeits des Fluſſes leuchteten freundliche Rebhügel.

Innerhalb den Ringmauern ſtand, morgenwärts, die königliche Burg; die Hofſtatt mit geräumigen Wohnungen zur Aufnahme der Edeln und Herren, wenn ſie zum Landtag herbeiritten. Auſſer dem Thor das Georgenkirchlein und der Begräbnißplatz; denn damals ſcheute man noch der Leichname Aufenthalt unter den Wohnungen der Lebendigen [25]).

Heimeran landete hier und trat in die volkreiche Stadt, wo Alles der Bürger Wohlſtand und die Nähe eines preiswürdigen Fürſten verkündete. Noch freute ſich Regensburg der Siege, welche Herzog Theodo unlängſt über die unbändigen Haufen der Avaren erfochten [26]).

---

25) Nebſt Aribo's Angaben benutzt' ich zu dieſer Schilderung des alten Regensburg Aventins origg. Ratisb. (in Oefele's script. rer. boic. 2, 752).

26) Kein fränkiſcher und lombardiſcher Zeitbeſchreiber (ihnen war das Baierland ohnehin in extrema germania sita) gedenkt dieſes Krieges gegen die Avaren. Doch Aribo iſt wahrlich in den Geſchichten ſeines Volks und Jahrhunderts nicht minder glaubwürdig, als ein Mönch jenſeits des Rheins oder der Alpen.

Der Fürst empfing den Heidenbekehrer wirthlich in alterthümlicher Burg. Des Fremdlings Anmuth und Kunde seltner Dinge gewannen des Herzogs Gemüth, wie seine begeisternde Rede und Demuth des Wandels die Ehrfurcht des Volks. Darum, als Heimeran weiter reisen wollte zum Land der Avaren, mocht' ihn der Herzog nicht entlassen. Er warnte ihn vor jenes Volkes Grausamkeit, und selbst vor den Gefahren des Ganges zu ihm. „Denn, sprach er, an beiden Ufern der Ens sind vom Kriege tagelange Wildnisse. Menschenwohnungen findest du nicht. Alles gehört reissenden Thieren!"

Da blieb der Bekehrer beim Herzog und dessen Kindern Uta und Landpert. Auch ging er oft hinaus in die bajoarischen Gauen, die Dornen des Heidenthums auszujäten, welche allzureichlich unter dem Kreuz des Glaubens wucherten. Das Volk, ein großgewachsener Menschenschlag, gutmüthig und roh, vernahm mit Andacht des Fremdlings Worte und pflegte sein. Ueberall erblickte der Franke, zwischen weitläufigen Forsten, den Wechsel fruchtbarer Saatfelder und Wiesen. Hin und wieder, neben den zerstreuten Hütten, ein Bethaus der Gläubigen.

Doch plötzlich und heimlich nach drei Jahren brach der fromme Mann von Regensburg auf, Wallfahrt nach Rom zu thun. Nur dem Priester

Wolflet vertraute er im Abschiede: „Bald werd' ich fremde Schuld büßen.“

Als Uta, des Herzogs Tochter, die Flucht des Gastfreundes vernahm, erfüllte ihr Jammer die väterliche Burg. Sie klagte die Liebkosungen Heimerans und den Verlust ihrer jungfräulichen Ehre an. Die Umstehenden wehrten des Vaters Schwerd, die Brust der Verführten zu durchstoßen. Die Unglückliche ward nach Italien verwiesen. Nur Landpert, ihr Bruder, beschloß, die Schmach der Schwester zu rächen. Begleitet von seinen Getreuen, jagte er auf schnellen Rossen dem Wallfahrer nach.

Zu Helphindorf [27]), drei Tagereisen von Regensburg, errichtete er ihn. „Glück zu, Herr Bischof, Jungfrauenschänder!“ rief er: „Lohnest du also Gastfreundschaft, Fremdling? also Fürstengnade, Schamloser, und Geschenke, Bettler, mit denen mir dich überhäuften?“ Und da Heimeran erwiederte: wer gegen ihn habe, solle ihn suchen und verklagen vor Peters Stuhl, empörte, was Spott schien, den Agilolfinger. Er und seine

---

27) Helfendorf zwischen Isar und Inn, das wahre römische Isuniska auf der Hochstraße von Regimum nach Italien, nach der Meinung des Alterthumskenners v. Stichaner.

zum unbesonnenen Handeln übergehen. Unser Volk ist zum Schweigen und Gehorchen gewöhnt, und befand sich bisher wohl dabei; es kennt die Abscheulichkeiten und Leiden der Anarchie noch nicht aus Erfahrung; um so weniger würde das ungebrannte Kind das Feuer scheuen, wenn es schon aus Erzählungen wüßte, daß das Feuer brenne."

Für und wider Alles in der Welt lassen sich Gründe und Gegengründe machen. Was aber in der Natur der Dinge ist und sein muß, das macht sich, allen Gründen und Gegengründen zum Trotz, endlich doch von selbst.

Könnte nicht auch ein republikanischer Staatsmann sagen: „Auf keinen Fall taugt Preßfreiheit bei uns. In Monarchien mag sie unschädlich sein, wo Alles fest geregelt steht; wo sich die Eifersucht und Stärke der verschiedenen Stände gegenseitig bewacht und beschränkt; wo ein stehendes Heer im Dienst der Monarchen das Ansehen der Gesetze, der Behörden und Einrichtungen emporhält, und die ersten Meutereien mit Bajonetten und Kartätschen vertilgt. Nicht also ists bei uns. Hier hat das Volk mehr Einfluß; es ist beweglicher, reizbarer und darum noch nicht verständiger, als in Monarchien. Durch Preßfreiheit und Oeffentlichkeit würde also die Stimmung des Volks gefährliche Richtung erhalten.

Gesellen zuckten das Schwerd. Verstümmelt, im Blute schwimmend, gab Heimeran den Geist auf.

Es erhob alsobald die ganze Priesterschaft grosses Geschrei um den Mord des heiligen Mannes, dessen Unschuld Wolflet bezeugte. Und es ward verkündet, wie nicht Heimeran, sondern ein Gaurichtersohn das Verbrechen gethan, dessen Schuld aber der Ermordete freiwillig übernommen hätte[28]). Und, wie die eifrige Dienerschaft der Kirche, schrie auch das glaubensstarke Volk. Der Mörder mußte flüchtig unter den Avaren im Elend sterben.

Des Erschlagenen Leichnam ward aber, erst in der Peterskirche des Weilers Aschheim am Seebach verwahrt, dann[29]) auf der Isar und Donau gen Regensburg geführt, begleitet vom Trauergefolge der Geistlichen. Des Leichengepränges Glanz vernichtete den letzten Schatten des

---

[28]) Selbst dem guten Adlzreiter kam die Rechtfertigung etwas seltsam vor, und er sagte also: Uta habe den abwesenden Heiligen beschuldigt, um den Geliebten zu retten. Ich aber gebe die Sage der Urkunde.

[29]) Weil es, meint der fromme Arnpeck, dem Heiligen nicht gefiel, hier den Tag der Auferstehung zu erwarten. Was doch ein guter Geschichtforscher nicht alles zu erforschen weiß!

Zweifels. Der tiefgebeugte Fürst Theodo, sein ganzes Hofgesinde und die gesammte Priestermenge mit unzähligem Volk, zogen aus den Pforten der Hauptstadt dem Sarg entgegen; und umringt von Fahnen, Rauchgefäßen und lodernden Kerzen, ward derselbe zur Georgenkirche getragen, wo ehemals der Heilige oft im Gebet gelegen.

An der Stätte seines Todes erhob sich ein Betkirchlein.

11.

Theodo der Andere. Hrodbert der Heilige.

Um J. 690 f.

Doch Heimerans Wunder im Leben und Tode veredelten den rohen Glauben der Bajoaren nicht.

Schon zwar kannten die Christen, welche im Mittag der Alpen wohnten, Fegefeuer und natürliches Verderben der Menschen. Schon trugen Ehen der Geistlichen den Fluch, und leibliche Büßungen Segen. Schon wiederholten eine griechische und römische Kirche die weltliche Nebenbuhlereien Konstantinopels und Roms. Von allem diesen, und vom gewaltigen Streit um Naturen und Willen im Gottmenschen, oder um Geheimnisse der Dreieinigkeit, ahnete der Bajoar nichts. Er glaubte, wie er lebte, und theilte ohne Ge-

wissenspein seine Andacht zwischen dem Kreuz des Welterlösers und Wodans ehrwürdigen Bäumen. Wer von der Tiber oder vom Rhein zu den unwissenden Bewohnern der Inn- und Lechgegenden kam, mußte verlegen sein, sie als Glaubensgenossen zu umarmen.

Diese Schmach zu enden, ward die schwerste Sorge des Herzogs, welcher gegen Abfluß des siebenten Jahrhunderts auf dem Stuhl der Agilolfingen saß. Auch er hieß, wie einst Heimerans Freund, Theodo [30]); war anfangs kriegerisch, wie dieser [31]), und übertraf ihn in frommer Aemsigkeit um Glaubensläuterung.

Er sandte auf Worms, einen fränkischen Mönch zu sich einzuladen, welcher daselbst im Rufe großer Gelahrtheit und heiligen Lebens wohnte, Hrodbert genannt [32]). Und als derselbe gen

---

30) Von ihm und Baiern unter ihm, liefert die sogenannte Vita primigenia S. Ruperti (Hansiz germ. sacra, zweiter Theil, die meisten Nachrichten. Ihr ward auch hier vorzüglich gefolgt.

31) Pipin der Heristaler soll auch ums J. 690 einen Streifzug gegen Bajoarien gethan haben, wie die annales metenses Monast. S. Arnulfi (Duchesne script. rer. franc. 3, 262) im Allgemeinen sagen.

32) Hansiz Germ. sacra 2, 36.

Regensburg kam, zogen ihm Hof und Volk grüßend entgegen.

Billig erstaunte der geweihte Jünger Benedikts, ob einem Christenthum, das noch nichts von viel heiligen Versammlungen morgen- und abendländischer Kirchenväter und deren Satzungen, nichts vom Bind- und Löseschlüssel kannte, welchen zu Rom ein Nachfolger Peters, des heiligen Boten, als sichtbares Oberhaupt einer allgemeinen Kirche führte. Der Herzog, mit Kindern und Hofgesind, sogen begierig das gereinigte Wort des Glaubens ein, und empfingen zum andernmal das Bad der Wiedergeburt. Denn zu diesen Zeiten ist späte, oder wiederholte Taufung dessen nicht selten gewesen, der durch die Pforten der Ketzerei in der Kirche Heiligthum eingegangen war.

Dem Beispiel des Herrschers folgte das leitsame Volk. Hrodbert lehrte und taufte längs der Donau bis hinab gen Lorch, das über Lauriacums weitläufigen Schutt lag. Dann wanderte er, von der Ens abendwärts, durch das schöne Wiesenthal von Matahcawi [33]), am Hoch-

33) Mattighofen war zu Tassilo's II Zeit schon ein herzoglicher Weiler (siehe die Urkunde 4 in Meichelbeks hist. Frising. 2, 26) über römischen Trümmern.

gebirg, in das petenische Feld [34]) hinauf, wo er sich in stiller Wildniß, die einen reizenden, kleinen See [35]) umschloß, ein Bethaus [36]) gründete bei den übriggebliebenen Römlingen oder Walchen [37]).

Oft zog er von hier aufwärts, dem nahen Gebirg zu, wo schon Menschen Wohnung hielten. Da geschah, daß er eines Tages tiefer in die Wilde vordrang, längs einem Strom, welcher ihm zwischen schroffen Felsen aus den Bergen entgegenrauschte. Und er gerieth in ein ebenes, geräumiges Thal, vom Strom durchschnitten. Links und rechts umgab ihn ein Kranz umbüschter Höhen und Vorberge; hinter denselben Hochge-

34) Der älteste Name der Gegend von Salzburg und der Stadt selbst in Urkunden des achten Jahrhunderts. Noch jetzt ist dort ein Dorf Petting. Treffliches Licht verbreitete Pallhausen (Saribald 44) über diesen Namen.

35) Es ist der Wallersee.

36) Die Andacht späterer Zeiten verwandelte es in ein Klösterlein, Seekirchen. Hansiz Germ. sacra, 2, 42 u. 830.

37) Daher der Name des Wallersees. Die römischen Abkömmlinge, in mehrern Orten zerstreut, waren zinspflichtige Landbauern und Leibeigene (tributales manentes). Der vicus romanicus hieß vulgo Walchunis. (In Juvavia der cod. dipl. 28 ff.

birge riesenhaft über Hochgebirge ragend, bewaldet bis zur Mitte; die von vieltausendjährigen Wettern kahlgewaschenen Scheitel fast immer von Nebeln umschwebt, oder von ewigem Schnee schimmernd; alle von ungeheurer Höhe, von oft grausenvollem Ansehn [35]).

Und da, wo der Strom zwischen den Felsufern aus dem Thal hervordrängt, gegen die Ebene, sah Hrodbert prachtvolle Trümmer einer großen Stadt, nun mit Moos bedeckt, und von darüber gewachsenen alten Tannen beschattet [36]). Auf dem Schutte der gebrochenen Säulen, Tempelgemäuer, Siegesbogen und verfallenen Paläste

---

[35]) Der kegelförmige Geisberg hat 3980 Fuß, ihm gegenüber der hohe Staufen 5408 und der noch höhere kahle Göhl 5800 Fuß senkrechter Erhabenheit über der Fläche des Mittelmeers (nach A. von Humboldt). Gegenüber stehen die 6000 Fuß hohen Felsenzacken des weitläufigen Unterbergs; in der Ferne, über alle wegragend, des Watzmann eingebrochener Kegel, dessen Gipfellücke, von zwei Felsspitzen trümmerhaft überragt (9058 Schuh hoch), mit ewigem Schnee ausgefüllt ist.

[36]) Noch heutiges Tages findet man fast in allen Dorfschaften des salzburgischen Thals zerstreute Bruchstücke römischer Denkmale, nach mehr denn anderthalbtausend Jahren.

vernahm er, hier hab' einst eine Stadt längst verschwundener Völker gestanden, Jovavo geheißen.

Ohnweit dieser Ueberbleibsel waren schon damals berühmte Salzquellen, welche, reichhaltig aus dem Boden sprudelnd [40]), aufgefangen und versotten wurden. Denn das hohe Kalkgebirge ist hier mehrere tausend Fuß über dem Spiegel der Meere, mit buntfarbigen Salzbänken wunderbar durchzogen, und noch hat kein Sterblicher erfahren, wie tief hinab sie in die Gründe und Klüfte des Erdbodens reichen.

Fromm und klug erbat sich der Schotte die Einöde vom Herzog, daß er aus dem Getrümmer des hadrianischen Juvavums Kloster und Kirche, dem Fürsten der heiligen zwölf Boten zu Ehren, bauen möge. Theodo schenkte ihm die vergessene Römerstadt, sammt der Veste auf dem Bergrücken im Morgen, und einen Umfang auf beiden Ufern des Bergstromes Salzaha, zwei Leuven in der Länge und darüber, bis zur großen Hagenbuche, die mittagwärts im freien Felde stand; dazu den dritten Theil des Salzbrunnens, zwanzig Pfannen,

[40]) Ohne Zweifel waren damals nur Salzquellen in den Gegenden von Hallein, Berchtesgaden und Reichenhall bekannt. Noch im Jahr 1666 brach beim Dorf Unken eine neue Quelle aus, die aber nicht benutzt ward. Bierthaler a. a. O. S. 209.

sammt Knechten, die edlen Wasser auszukochen; desgleichen den Zehnten vom Salz und Zoll, der dem Landesherrn erhoben ward, nebst viel andern Gütern [41]).

Darauf ging Hrodbert freudig gen Franzien, und holte zwölf Gehülfen von der Gesellschaft des heil. Benediktus. Mit ihnen rottete er den alten Wald aus in Juvavium's schöner Wildniß; baute am Fuße einer schrofen Felswand seine Kirche, und darüber auf dem Bergrücken, dessen Mitte die Veste trug, seitwärts sein Kloster. Auch eine Schwester, oder Nichte, Erntrudis, hatte er aus Frankenland mit sich genommen, frommen Jungfrauen ein Spiegel christlicher Zucht zu werden.

Hrodberts thätige Hand, wie seine Einsicht, verwandelten allmälig die Einöde, und brachten Anbau in die verwilderte Landschaft. Auch geht eine Sage, daß er der Erste durch Macht der Kunst in das Innere der Berge gedrungen sei, die bunten Adern der Salzfelsen entdeckt, und sie selber auszulaugen angefangen habe [42]). Nicht

---

[41]) Vita primigenia et breves notitiae donationum ecclesiae Salisb. c. 1 (Hanfiz Germ. sacra 2, 21 ff.). Das Einzelne der Schenkungen auch in Arnonis annotatione (Hunds metrop. Salisb. 1, 87).

[42]) In Hallein (in den ältesten Urkunden Halle an der Salzaha) fand ich die Sage. Tief unter der

minder entödete sein Fleiß die unwirthbaren Gefilde des Pongau.

Denn als Tonazan und Ledi, zwei Knechte Hrodberts und des Herzogs, an einem Tage in das Gebirge hinaufgegangen waren, Gold zu suchen oder Jagd zu treiben, begab sich, daß allnächtlich auf dem Felde Lichtlein schwebten, wo sie waren, und süßer Duft sie umfloß. Deß erstaunt, brachten sie dem Abte Kunde. Hrodbert, von der wunderhaften Erscheinung betroffen, verkündete, es sei Maximilians Grab, eines frommen Bekehrers, der vor dreihundert Jahren hier gewandelt. Und der Herzog gewährte ihm auf dieser Stätte, dem Gedächtniß Maximilians, Kirch' und Kloster zu gründen. Da ward der Wald des Pongau ausgestockt, und das weite Moorland trocken gelegt.

---

bewohnten Oberfläche, im Innern des unerschöpflichen Salzwerks, ehrt ihn noch ein marmornes Denkmal. Alle Arbeiten im Berge sind schon wieder zusammengewachsen. Man findet oft mitten im Steinsalz Werkzeuge von Holz und Eisen, die sehr einfach aber höchst vollkommen sind. Ich selbst sah davon Ueberbleibsel, umschlossen von Salzstein.

17.

Die Theilung des Landes. Theodoberts und Theodoalds Feldzüge.

Herzog Theoda war schon sehr betagt, als ihn noch ein bußfertiger Sinn gen Rom trieb, an den Gräbern der heiligen Boten zu beten. Aber er hatte drei Söhne. Sie hießen Theodobert, Grimoald und Theodoald. Diesen übertrug er die Herrschaft. Vielleicht hatte ihnen der Greis schon früher Theil an den Geschäften des Reichs gegeben[43]). Denn wir wissen, daß Theodobert, vier Jahre vor seines Vaters Bußfahrt, an der Spitze bajoarischer Kriegsvölker in Lombardien eingedrungen sei, einen seiner Freunde auf den Thron von Pavia zu heben.

Das Reich der Lombarden war nämlich um diese Zeit abermals Raub entzweiter und übermächtiger Großen geworden. Sie trugen in gesetzloser Verwirrung ihre Banner bald für ungebührende Eigenmacht ins Feld, bald für Herrschaft über Alle. So hatte Alachis, Herzog zu Trident, erst Faustrecht am bajoarischen Grafen geübt, der

---

43) Aribo von Freising (vita Corbiniani c. 10): Provinciam sibi et soboli illius in quatuor partes divisit.

Es würde mit der Achtung öffentlich getadelter Obrigkeiten und Gesetze den Gehorsam gegen dieselben aufgeben und Revolutionen herbeiführen, die in Republiken leicht, in Monarchien schwer zu machen sind. In Republiken, wo jeder Staatsbürger zu den höchsten Aemtern aufsteigen kann, gibt es der Unzufriedenen mit den Obern weit mehr, als in Monarchien, wo des Ehrgeizes Ungestüm durch die unveränderliche lange Straße der Dienst- und Aemterfolge gebrochen wird." — Könnte nicht so ein republikanischer Staatsmann sprechen?

Und dennoch, was gewannen nicht, statt zu wagen oder zu verlieren, die österreichischen und preussischen Monarchien, als Kaiser Joseph II. und der große Friedrich Freiheit des Gedankens, des Wortes und der Druckschrift gestatteten? In den nordamerikanischen Freistaaten ist die Preßfreiheit so alt, als die Freistaaten selbst sind. So bezeugen Vernunft und Geschichte im Einklang: daß Geistesfreiheit die Stärke und Blüthe der Staaten befördert, und Furcht vor dieser Art Freiheit das Dasein von Fesseln verräth, welche entweder von den Magistraten getragen werden, oder die sie den Unterthanen anlegen möchten.

über Bohen und die Schlösser im Gebirg wachte[44]); dann gegen seinen eigenen König. Zuletzt gehorchte Keiner mehr, bis Aribert von Turin alle Nebenbuhler überwältigte, und Ansbranden, den letzten derselben, zur Flucht zwang. — Ansbrand war durch Tirol in das bajoarische Land geilt[45]). Theodobert, Theodo's Sohn, hatte ihn aufgenommen; neun Jahre den Gastfreund bewirthet, im zehnten ihn mit Heergewalt nach Pavia zurückbegleitet. Aber Ansbrand überlebte die Freude des Sieges nur drei Monden; sein Sohn und Erbe Luitbrand entrichtete Theodoberten die Schuld des Danks. Dessen Tochter Guntrunda ward seine Gemahlin und Königin der Lombarden[46]).

Ein anderer von Theodo's Söhnen, vielleicht der Geburt nach der älteste, Theodoald, scheint, wenn nicht dunkle Spuren der Geschichte täuschen, das Glück der Waffen im Lande der Thüringer versucht zu haben[47]).

---

44) Die Fehde des Alachis fiel ums Jahr 679 vor. Paul Warnefried de reb. Lomb. 5, 26.

45) Warnefried 5, 21. 25.

46) Ums J. 716 nach Warnefrieds (6, 42) Zeugniß.

47) Es wird nämlich (ann. Fuldens. bei Duchesne 2, 531, und im Chron. S. Benigni Divionensis bei Bouquet collection des hist. franç. 3, 318) eines Krieges der Sachsen gedacht, die nach zwischen

Diesen beiden und Grimoalden vertraute der greise Theodo das Herzogthum. Dann trat er die Betfahrt zu den Schwellen der heiligen Boten an.

13.

Theodo in Rom. Päpstliche Boten in Bajoarien.

Im Jahr 716—717.

Eine große Mondfinsterniß erschreckte die Welt, als der fürstliche Pilgram das Ziel seiner Wünsche sah. Das altherrliche Rom stieg mit seinen Trümmern, Palästen und Kirchen verjüngten Glanzes empor, und bereitete sich durch der Päpste Glück und Klugheit neue Obergewalt

---

Weser, Rhein und Nordsee wohnten, und bajoarisches Land verwüstet haben sollten. Dahin konnten sie nur durch Thüringen gelangen. Als der heil. Bonifacius nachmals zu den thüringischen Großen für die Sache des Glaubens sprach, mahnte er sie an die Tage der Noth unter der grausamen Gewalt Hedans (unbekannt, wer der gewesen) und Theodoalds, wo sie alles eingebüßt, also, daß sich das übrige Land den Sachsen unterworfen habe. (So Willibald, der kurze Zeit nach Bonifacius lebte, in dessen Lebensbeschreibung. Bei den Bollandisten unter den Heiligen des Juni, Th. 1).

auf dem Erdkreise. Seit einem Jahre saß Bischof Gregor der Andere auf dem Stuhle Peters, ein Fürst im reichen Sinne des Worts. Seine Staatskunst, die abwechselnd Longobarden und Franken schreckte oder anlockte, trotzte endlich der Machtlosigkeit des Schutzherrn von Rom, des Kaisers der Morgenländer.

Gregor sah die Erscheinung des deutschen Herzogs nicht gleichgültig, dessen Enkelin vom Thron der Lombarden gestoßen. Noch war der Päpste Ansehn selbst in Italien zweifelhaft; im Norden der Alpenkette aber kein Land bisher ihrem Stuhl untergeben gewesen.

Darum, mit schmeichelnder Dringlichkeit, ordnete er drei geistliche Boten an [48]), den Herrn der Bajoaren in seine Lande zu geleiten und daselbst Kirchenzucht nach römischer Satzung aufzustellen. Und er gebot ihnen, bei offener Versammlung von Priestern, Grafen und Richtern alle Geistliche im Amt zu bestätigen, welche wahren Glaubens wären, oder sein wollten, auch die Weihe nach kirchlichem Brauch empfahen hätten; ein Bisthum festen Sprengels in jedes Herzogs Landtheil zu gründen; über alle aber ein Erzbisthum, Weltliches und Geistliches zu verwalten. Er er-

48) Den Bischof Martinian, Georg den Priester, und Dorotheus den Unterhelfer.

klärte die Ehrlosen, Gebrechlichen, Blödsinnigen, auch zum andernmal oder mit einer Wittwe vermählten Geistlichen der Priesterweihe unwürdig; Zauberwesen, Götzenopfer und Zweiweiberei sträflich; die Taufe nur am Tage der Ostern und Pfingsten austheilbar; Bußwerk wegen täglicher Sünden verdienstlich; vom Altar verwerflich die Gabe des Unversöhnten; wichtig aber vor Allem die Lehre von künftiger Auferstehung der Todten und endloser Qual des Teufels und seiner Engel im Pfuhl der Verdammniß [49]).

Mit Vorschriften dieser Art begannen die Boten Gregors ihr Werk in Bajoarien. Schon hatte die Gemeinde des petenischen Bezirks einen rechtgläubigen Bischof im Hrodbert; einen andern die Kirche zu Regensburg im Wikpert, dem Agilolfingen [50]); und auch Passau (Pazowe), über den Trümmern von Batavis erstanden, im frommen Theodor.

Doch mitten in diesen Arbeiten ist Herzog Theodo lebenssatt entschlummert. Sein Ver-

---

[49]) Gregors II. Capitulare.

[50]) Aventin behauptet (ann. boic. 3, 280), von diesem Wikpert noch eine fast unlesserliche Handschrift aus dem Kloster Heimerans gehabt zu haben, die derselbe als hochbetagter Mann im J. 754 verfertigt. Sie wird nicht mehr gefunden.

ehrer Hrodbert hat ihn nur wenige Monden überlebt [51]). Auch Theodoald, sein Sohn, war nicht mehr unter den Lebendigen [52]).

14.

Theodobert und Grimoald. Neue Stiftungen.

Da theilten die beiden Söhne Theodobert und Grimoald alles Land unter sich. Es mochte im Jahr siebenhundert siebenzehn sein.

Was sie in weltlichen Dingen Denkwürdiges verrichtet, hat keinen Lebensbeschreiber der Heiligen zur Aufzeichnung gereizt. Aber es rühmen von ihnen uralte fromme Stiftungen ihren Ursprung; und diese sind die ersten Saaten späterer Gesittung geworden. Darum gedenkt ihrer freudig die Geschichte. Denn Mönche waren die Triptolemen des Nordens. Ihre Hand baute Einöden an; brachte wilden Volksstämmen mancherlei nützliche Erfindung der Fremde, und lehrte sie mit Gottesfurcht zum Himmel schauen. Auch bildeten in

---

51) Jacob. Sterzingers Anmerkungen vom Sterbejahr und der Grabschrift des heil. Rupertus (Abh. bair. Ak. 10, 171).

52) Deswegen nennt die annotatio Arnonis (aus dem achten Jahrhundert) den Theodobert (Dietpert) und Grimoald ausdrücklich Nachfolger Theodo's.

jenen Zeiten um die Zellen einsamer Abteien Niederlassungen ihre Anfänge, welche noch heut als gewerbsfleißige Städte blühen.

So gab Hrodberts Kloster an der Salza dem schönen Salzburg Dasein [53]). Hier auch baute Herzog Theodobert, unter der obern Veste auf dem Hügel, zu Ehren der Gottgebärerin, ein Jungfrauenstift, dem Erntrudis lange vorgestanden ist. Mit Feldern, Weinbergen, Aeckern, Wäldern und Alpen zu Jagd und Weide wird das Stift des Nunnberges reichlich ausgestattet, desgleichen mit neun Salzpfannen, Leibeigenen und Dienstleuten [54]). Am rechten Ufer des Inn vollendete, was Theodo vielleicht schon begonnen, sein nacheifernder Sohn Theodobert. Es erhob sich dort die der Gottesmutter heilige Andachtsstätte, wo noch in unsern Zeiten Altenötting gesehen wird [55]). Auch geht die Sage, das Frauenmünster von Regensburg wäre diesen Tagen entstammt, da sich fromme Wittwen und Jungfrauen

---

53) Salzpurc; der Name erscheint zum erstenmal in einer Urkunde Karls des Großen vom J. 791.

54) Die breves notitiae (bei Hansiz, 2, 20) und Arno's libellus no. 3 (bei Hansiz, 2, 14) zeugen.

55) So Welser S. 113, Adlzreiter S. 143, und Aventin in seiner Hist. Oetting. coenobii (bei Ludwigs script. rer. germ. 2, 380 ff.).

in einem Bethaus zu freiwilliger Armuth und Andacht verbunden [56]).

Wie Theodobert, that Grimoald sein Bruder. Dieser hielt in der Burg Freising Hof, auf einem Berg in weiter lachender Ebene. Um des Berges Fuß zieht in vielen Krümmungen die Mosach zur nahen Isar. Von hier sah der Herzog tief in die blauen Berge des Algau's gegen Niedergang, und über die gebauten Felder Baioariens bis zum peteuischen Forst, den Hrodberts Jünger lichteten. Ohnfern der Burg stiftete er mit fürstlicher Milde ein Kloster, dem Gedächtniß des heiligen Benedikt geweiht [57]); und als zweites Denkmal seiner Freigebigkeit glänzte nahe dabei vom Hügel Tetmons über die heitern Ebenen eine neue Kirche, Grundstein der später gewordenen Abtei Weihenstephan [58]).

15.

Grimoald Alleinherzog. Pilitrudis.

Da Theodobert gestorben, hat Grimoald ganz Baioarien an sich genommen. Zwar Hugibert lebte, der Sohn Theodoberts. Aber der Oheim verdrängte ihn vom Erbe; selbst Gun-

56) Welser und Adlzreiter. Sichere Zeugen fehlen.
57) Vita St. Corbiniani c. 20.
58) Vita Corbiniani c. 23. Monumenta boica, 9, 346.

trunda, seine königliche Schwester zu Pavia, schirmte ihn nicht. Vielleicht war der junge Fürst unmündig; vielleicht Guntrundens Gemahl, Luitbrand, der Longobardenkönig, mit ihm geschenkten Ländereien beschwichtigt, die zunächst seinen Grenzen lagen. Denn Majas und die Thalgelände von Botzen, Säben auf dem Berge am Eisakstrom, und die Felsenburg Tirol, seit ältesten Zeiten bajoarisches Gut, waren, man weiß nicht durch welchen Vertrag, plötzlich in lombardisches verwandelt [59]).

Doch gedieh Grimoalden der Raub schlecht. Theils Hugibert, sein unzufriedener Neffe, theils Pilitrudis, seine Gemahlin, jener durch Haß, diese durch Liebe, brachten Verderben über ihn.

Es war Pilitrudis die Tochter einer vornehmen und mächtigen Frau des Frankenlandes [60]), und vor Jahren mit ihrer Mutter flüchtend zu

---

[59]) Loca ad Athesin sanguinis jure suae conjugi filiae Theodoberti Bajoariorum ducis debita occupasse. Koschii annales Sabionenses, sec. VIII. S. 558. Aventin eben so in ann. boj. 3).

[60]) Die Geschichte der beiden Frauen, Pilitrudis und ihrer Mutter Plectrude, von den fränkischen Zeitbeschreibern, durch Verwechselung ihrer Namen und Personen verwirret, ordnet sich durch Aribo's Angaben (in der Vita Corbiniani).

den Bajoaren gekommen [61]). Die Geſchichte ihrer frühern Abenteuer darf nicht verſchwiegen bleiben; denn daher iſt dem Lande großes Ungemach erwachſen.

Beinahe ſeit vollem Jahrhunderte hatte eine Reihe unwürdiger Frankenfürſten den Thron des Eroberers Chlodwig mit Blut und Verbrechen beſudelt. Ihr Gebiet war zum Schlachtfeld bürgerlicher Kriege, ihr Hof zur Bühne grauſamer oder wollüſtiger Ausſchweifungen verkehrt. Darüber wurden der Vorwelt Siege gegen Lombarden, Bajoaren und andere Völker verſäumt; die Herrſchaft in fremde Hand gegeben. Könige, unmündig an Geiſt oder Jahren, ſaßen auf den Thronen zu Metz oder Paris müßig, während ihre erſten Feldherrn und Diener großmächtig ſchalteten über Land und Volk. Es wurden dieſe genannt königliche Hausmeier (Majores Domus); aber Reichsobere waren ſie. Denn ſelbſt die Würde ſammt der Gewalt machten ſie zu Erbrecht ihres Geſchlechts [62]).

So hatte einer derſelben, Pipin von Heriſtal,

---

[61]) So erzählt Aribo beſtimmt, der durch ſeine Nähe am Zeitalter und Schauplatz glaubwürdiger, als ein fränkiſcher Jahrbüchler zu achten iſt.

[62]) Gegen die Urſitte der Deutſchen: Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt (Tacitus in morib. germ.).

viele Jahre über Austrasien und Neustrien mit königlicher Kraft geboten. Nach ihm übernahm sogar Plectrude, seine Wittwe, das Reichsamt, ein Weib großen Geistes [63]). Nur Karln, den Martell geheißen, fürchtete sie; den König nicht. Karl aber war des Heristalers Sohn, mit Alpheiden in wilder Ehe gezeugt. Plectrude herrschte unangefochten, bis Karl dem Gefängniß entsprang, in welches ihn ihr Haß gesperrt hatte. Nun aber sammelte dieser alle mißvergnügten Franken um sein Banner und stritt siegreich wider die Stiefmutter. Sie floh gen Kölln am Rhein mit Pilitrudis, ihrer Tochter, und des Heristalers Schätzen. Der Sieger folgte dahin, und die Stadt schloß ihm ihre Thore auf. Da lieferte Plectrude dem Martell die Kleinodien seines Vaters aus, und flüchtete mit den übrigen Reichthümern, so viel sie verborgen gehalten, und mit der schönen Pilitrudis, gen Bajoarien.

Theodoald, der Sohn Theodo's, war hier Plectrudens Eidam geworden. Nach seinem Tode hatten die Reichthümer und Reize der jugendlichen Wittwe Grimoalds Herz gefesselt. Er nahm Pilitrudis auf die Burg Freising, und vermählte sich mit ihr.

---

63) Uxor nobilissima et sapientissima wird sie in den Gestis regum Franc. (bei Duchesne 1, 718) geheißen.

Nahak der Weise.

Das alte, reiche Vaterland der meisten Religionen des menschlichen Geschlechts, Asien, wohin noch heut die Christen Europa's, die Bekenner Muhameds in Afrika, die weltzerstreuten Nachkommen Israels ihre andachtvollen Blicke wenden, ist noch in unsern Zeiten nicht minder fruchtbar an Religionen. Das ernste, sinnige Europa hat schon Vieles, aber noch keine Religion in die Welt gebracht. Denn selbst die Asen des alterthümlichen Norden, die Götter Latiums und Griechenlands stammten aus dem schöpferischen Morgenlande. Man muß sehr beklagen, daß die Reisebeschreiber vom Innern Amerika's und Afrika's, viel zu wenig vertraut und mit den Sprachen der Urbewohner, uns von deren religiösen Begriffen allezeit die unvollkommensten, ja gewiß falschesten Vorstellungen geben. Denn gewöhnlich sehen sie, was sie dort sehen, entweder mit christlich-frommen Vorurtheilen; oder sie deuten die gottesdienstlichen Gebräuche, die sie wahrnehmen, auf eine willkührliche Weise, ohne Verstand und Kenntniß des Wahren; ohngefähr wie ein Hindu, oder ein Gelehrter von Hussa und Tombuktu es deuten

16.

Corbinian der Heilige.

Um dieſe Zeit kam aus Italien daher, über die hohen und wilden tridentiſchen Berge [64]), ein wandernder Heidenbekehrer, **Corbinian**. Er hatte eine Betfahrt gen Rom vollbracht, und ſchon zuvor den Hof der bajoariſchen Herzoge geſehen. Dieſer Pilger, fränkiſcher Herkunft, beſtigen Gemüths und ſtrenger Zucht, war Grimoalden werth. Der lud ihn ein, der Kirche zu Freiſing vorzuſtehen. Doch weigerte ſich der Mönch, ſo lange der Herzog mit des Bruders Wittwe in blutſchänderiſcher Gemeinſchaft lebe. Und der Fluch des Prieſters trennte die Ehe; nicht die Herzen.

Pilitrudis blieb in der Burg des Gemahls; aber haßte den ſtrengen Richter ihrer Sitten ſo innig, als ſie den Herzog liebte. Da ward viel Streit gehört. Die Fürſtin ſuchte Rache, und fand ſie. Denn Corbinian, jähzornig und voll

---

64) Der Weg aus Italien nach Baiern ging im achten Jahrhundert von Trient bis Majas, links an Bozen hinweg, zweimal über den Etſchſtrom, und über die gefährlichſten Höhen. So beſchreibt Meichelbek (hist. Fris. 1, 13 ff.) den Weg, deſſen Spuren er noch ſelbſt ſah. Erſt in ſpätern Zeiten ward unter Leitung eines Bürgers von Bozen die Straße durch Felſen, am Eiſak hin, geſprengt.

geistlichen Stolzes, bot oft genug Anlaß. Als, bei einem Gastmahl auf der Burg, Grimoald einem seiner Hunde Brod zugeworfen, das vom priesterlichen Gebet gesegnet worden, fuhr der Mönch ungestüm auf, stürzte Tisch und Speisen nieder, und ging von dannen mit den Worten: Es ist gesegneten Brodes unwürdig, wer es Thieren gibt! — An einem andern Tage begegnete ihm, von der Burg niedersteigend, eine Alrune, welche von der Herzogin um geheime Dinge befragt und reich beschenkt worden war. Mit Faustschlägen entriß Corbinian diesem Weibe den Sündenlohn, um ihn würdigen Armen zu verspenden. Solche rauhe Sitte empörte Pilitrudens, entfremdete Grimoaldens Herz. Daher, zuletzt seines Lebens unsicher, floh Corbinian heimlich ins lombardische Gebirg auf Majes[65]).

17.

Karl Martell überzieht Bajoarien.

ums Jahr 725.

Inzwischen hatte Hugibert, der Sohn Theodoberts, das Erbe des Vaters vom Oheim gefordert[66]). Ihn zu unterstützen kamen die Franken,

---

[65]) Alles nach der Vita St. Corbiniani.

[66]) Hansiz Germ. sacr. 2, 54. Auch schon die Folge verbürgt.

angeführet von ihrem Herzog, Karl dem Martell, königlichem Hausmeier. Dieser Fürst war um so eifriger zur Hilfe, da er in dem Unterdrückten den Schwager seines Freundes Luitbrand[67]), des weisen Longobardenkönigs, achtete, und im Unterdrücker den Gidam der ihm verhaßten Striefmutter sah. Auch war ihm gelegen, dem Reiche der Franken die uralte Rechtsame über Bajoarien, sich selber aber die von Plectruden heimlich aus des Heristalers Erbe entführten Schätze zurückzuerobern.

Grimoald ging dem über die Doman heranziehenden entgegen; aber wohl mit schwacher Heereskraft. Viele im Volk mochten an Hugibert halten, aus Liebe zum beraubten Jüngling, oder aus frommem Abscheu gegen den Blutschänder, oder aus jener Unzufriedenheit, die den guten und schlechten Fürsten zu verfolgen pflegt. Denn Grimoalds Untergang war jählings. Das kriegsgewandte Volk der Franken raubte ihm im Treffen Sieg und Herrschaft; eines Meuchelmörders Faust

67) Karl ehrte Luitbrands große Eigenschaften so sehr, daß er ihm seinen Sohn zusandte, da demselben zum erstenmal das lange Haar abgeschoren werden sollte. Wer solche Feierlichkeit an einem Jüngling vollzog, galt, nach Frankensitte, als ein anderer Vater des werdenden Mannes.

auf der Flucht das Leben [68]). Alle Gauen unterwarfen sich. Karls des Martellen Wille geschah.

Er verfügte über Bajoarien mit Recht des Ueberwinders. Hugiberten ward das Herzogthum ertheilt; aber auch dem Longobarden Luitbrand gelassen, was derselbe an der Etsch gewonnen.

Plectrude lebte nicht mehr. Die Kirche von Passau zeigte noch spät ihr Grab und Bild [69]). Doch fand der Sieger einen Theil der entführten Kleinodien. Diese, und die Stiefschwester Pilitrudis [70]), nebst einer Nichte von zarter Jugend, Sonnichildis [71]) geheißen, nahm er mit sich gen Franzien. Jene verstieß er darauf hartherzig.

---

[68]) So erzählt Aribo.

[69]) Das Bild hatte die Umschrift: Plectrudis regina a dextris tuis in vestitu deaurato circumdata varietate (Welfers rer. boic. B. 4. S. 116. Anm. und Hunds Metrop. Salisb. 1, 190). Ohne Zweifel Werk eines spätern Künstlers.

[70]) Wie, laut Aribo's Zeugniß, Plectrude von Karls Stiefschwester Pilitrudis verschieden war, hat zwar nicht zuerst, doch am deutlichsten der Bibliothekar von St. Emmeram (Sinnibl in d. neuen bist. Abh. d. bair. Ak. 1, 118) dargethan, dem billig alle neuern folgten.

[71]) Et nepta sua Sonichilde regrediatur, sagt Fredegars Fortsetzer, K. 106.

Ein einziges Maulthier trug die Wittwe zweier Herzoge, sammt ihrem Habe, über die Alpen, wo sie, vergängliche Größe bemeinend, im Dunkelheit starb [73]). Allein gegen Sonnichildis sich entfaltende Reize blieb der königliche Hausobere nicht unempfindlich. Sie ward im jungfräulichen Alter Genossin seines Ehebettes.

18.

Herzog Hugibert. Bonifacius wird berufen.

Im J. 726 — 736.

Vergessenheit hat nach diesem Alles bedeckt, was Hugibert, der Herzog, seinem Volke gewesen. Nur die Schenkungsbücher salzburgischer oder regensburgischer Klöster prangten mit dem Gedächtniß seiner frommen Gaben.

Aber solche Thaten rechnete der Geist jenes Zeitalters zu den glänzenden eines Fürsten. Auch mochte wirklich reiche Begründung gottgeweihter Stiftungen den Völkern gedeihlicher, und der Mönche feierliches Schweigen, oder ihr nächtlicher Psalm am Hochaltar erbaulicher sein, als der

73) So Aribo, dem das Unglück dieser Fürstin, als einer Feindin des heil. Corbinian, kein Mitleiden ablockte.

ewige Raubkrieg der Herrscher, oder die rohe Wollust ihrer Hofjager. Des römischen Gottesdienstes Gepränge regte das Gemüth der gedankenarmen Menge auf, vermischte des dürftigen Götzendienstes letzte Erinnerung und vollendete, durch Kunstzauber glückseligerer Zeiten und Gegenden, die Entwilderung der Länder.

Als Hugibert nicht mehr den Trost Corbinians genoß, der aus der Verbannung von Mojes zu ihm gekommen und gestorben war [73]), berief er einen andern Glaubenshelden, dessen Ruhm schon damals den Norden füllte. Winfried hieß dieser, oder Bonifacius [74]), ein Priester aus dem britischen Eiland, welcher sein Leben der Bekehrung deutscher Heidenschaft geweiht hatte. Vom römischen Papst war demselben Bischofswürde verliehen und Gewalt, als Bote des heiligen Stuhls im deutschen Lande. Keiner von Allen, die vor und nach Winfried unter den

---

73) Im J. 730.

74) Bonifacius war ohne Zweifel nur der Klostername Winfrieds; er trug ihn schon als Priester, wie Aufschriften und Inhalte vieler ihn berührenden Briefe bezeugen, die lange vor seiner Einweihung zum Bischof (im J. 720) geschrieben waren. Aber die Bischofsweihe empfing er nur als Bonifacius; und dieser hörte von da auf Winfried zu heißen.

Heiden des Niederrheins, oder in den Waldungen der Friesen, Sachsen und Thüringer gepredigt, besaß die gewaltige Kraft seines Muthes und Wortes.

Er erfüllte Hugiberts Wunsch und kam in das Land; doch nur kurze Zeit. Als er aber zum andernmal erschien, sein Werk zu vollbringen, war Hugibert unter den Todten.

19.

Herzog Odilo. Bonifacius bestreitet die Irrlehre in Bajoarien.

Im J. 737 — 739.

Mit Segen und Vollmacht des römischen Oberhirten war Bonifacius aus Rom, durch Pavia, wo er sich mit König Luitbrand, seinem Freunde, letzte, über die Alpen ins bajoarische Land gereiset. Hier saß Odilo, der Agilolinge, zu Regensburg auf herzoglichem Stuhl. Odilo begrüßte den Gesandten des Papstes mit der Pracht und Ehrfurcht eines christlichen Fürsten und bot freudig den weltlichen Arm zur Errichtung heiliger Lehre und Zucht im Lande, nach römischer Satzung.

Der glaubensstrenge Bischof entdeckte hier, nicht ohne Entsetzen, neue Irrlehre so tief, wie alten Aberglauben gewurzelt; jene gefährlicher

selbst, als diesen. Denn während das Heidnische nur in des Volkes Unwissenheit Fürsprache fand, ward der falsche Glaube oft mit Waffen der Wissenschaft und Beredsamkeit vertheidigt.

Schon früher hatte Bonifacius in Bajodrien einen Priester Erenwulf mit dem Bann gezüchtigt, weil derselbe die Gottheit des Erlösers zu läugnen gewagt [75]). Jetzt verbreiteten Adelbert der Franke und Clemens der Schotte einen Wahn, nicht minder im Widerspruch mit dem Glauben der Kirche. Denn sie sprachen: Unendlich, wie das Wesen des ewigen Gottes, sei sein Erbarmen, und der zur Hölle niedergefahrne Christus habe, wie alle Verdammte, auch des Götzenthums Bekenner vom Abgrund erlöset. Solche Worte, welche manchen Kummer um das Schicksal theurer Vorfahren linderten, hatten den Verkündern Glauben und Liebe im Volk erworben. Es strömte zu ihren Bethütten aus verlassenen Kirchen, und beugte vor ihnen, wie freundlichen Himmelsboten, das Knie. Wer um Vergebung der Sünde flehte, dem scholl, statt Vorschrift schmerzlicher Bußwerke, ein sanftes „Wandl' im Frieden!" entgegen. Sogar des Bruders Wittwe

---

75) Willibald im Leben des Bonifacius K. 3. (acta sanctorum. Monat Juni. Th. 1.).

zu ehelichen untersagte die Nachsicht dieser Prieſter nicht.

Ohne Hoffnung, den Kampf wider öffentliche Meinung allein zu bestehen, verklagte Bonifacius die falschen Hirten dem Papste. Große Kirchenversammlungen in Rom und Deutschland verdammten der Ketzer Wort und Werk [76]).

Nicht geringere Sorge erweckte ihm ein anderer Priester, genannt Virgilius, aus Irland. Dieser, gelehrter als Roms geweihter Bote, bewies des Erdballs runde Gestalt, und daß die Bewohner der untern Halbkugel ihre Fersen gegen die unsrigen richten. Bonifacius, erstaunt, rief die untrügliche Weisheit vom Nachfolger des heiligen Petrus gegen Beweisgründe zu Hilfe, welche er, zu verstehen oder zu widerlegen, unfähig war. Und zu seinem Trost verurtheilte das sichtbare Oberhaupt der Kirche den kühnen Gedanken des Naturforschers, als ketzerische Träumerei [77]).

---

[76]) In *Schannatii* conc. Germ. 2, 266 das Umständliche.

[77]) Der fünfte Brief Papſts Zacharias (in Labbé's conc. u. ſ. w. 8, 240) beurkundete die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters auch in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten.

20.

Und stellt die Kirchenzucht her.

Im J. 740.

Unterdessen hatte Herzog **Odilo**, zur Gründung kirchlicher Ordnung, eine Versammlung der Bischöfe und Priester [78]), so wie der Landesgroßen, nach Regensburg [79]) beschieden. Dazu ritt auch von Allemannien und andern deutschen Landen achtbare Priesterschaft. Bajoarien selbst zählte nur noch einen einzigen Bischof, rechtgläubig und zu Rom geweiht. Dieser hieß **Vivilo** [80]); sein Bisthum war das aus Lauriacums Trümmern am Erguß der Ens in die Donau erwachsende Lorch gewesen, von wannen er voll gerechten Schreckens, bei einem Raubzug der nahewohnenden Avaren, nach Passau geflüchtet. Darum ward diesem bei Theilung des Landes in vier bischöfliche Sprengel, **Passau** gegeben. Die drei übrigen hohen Mutterkirchen fanden von

---

78) Wir kennen sie aus Willibalds vita Bonifacii.

79) Um's Jahr 740. J. B. **Enzueber** (brevi recensione conc. Ratisbonensium. S. 12) darüber gründlich.

80) Was von ihm zu sagen war, hat **Hansiz** (Germ. sacra 1, 121 und 132) treu aufgesammelt.

würde, wenn er unsere Protestanten singend zum Abendmahltisch wandern, oder den Meßpriester vor dem Altar bald stehen, bald knien, bald eben so die sich kreuzende Gemeinde erblicken sollte.

Wir in Europa haben nur die vom Orient empfangenen Religionen ausgeschmückt, verbessert, verkünstelt, veredelt. Unsere Päbste, Luthers, Zwingli's, Menno's u. s. w. gelten nichts als göttliche Gesandte. Sie sind nur, was heutiges Tages im arabischen Nedsjed oder Bergland der Sohn Abdul-Wahab war, so wie die Wechabiten nur die muhamedanischen Protestanten in Asien sind.

Asien, die Heimath der Propheten, der großen Religionsstifter, ist es noch in neuern Jahrhunderten. Von Konfutsee, Moses, Brama herab bis zum mekkaischen Muhamed mögen viele gewesen sein, die da neue Glaubensordnungen schufen, deren Namen uns bekannt blieben. Aber eines Mannes Name verdient gekannt zu sein, dessen religiöses Lehrgebäu allerdings auch den gebildetern Europäern ehrwürdig erscheint. Dies ist Nahak, der Gesandte des Himmels im Lande der Sing's oder Seihks.

Der Oberst Malcolm*) gab uns von diesem

*) Malcolm sketch of the sihks. London 1813.

nun an zu Regensburg, Salzburg und Freising. Der ersten ward Gowibold, der andern Johannes, der dritten Erembrecht vorgesetzt, als erste Bischöfe, mit päpstlicher Weihe und festem Sprengel.

Gern auch willigten der Herzog und seine Großen in übrige Verbesserungen geistlicher Zucht, und gaben ihnen gesetzliche Kraft [51]). Es ward fortan alle Priesterschaft des Landes den Bischöfen unterthan; ihr die Freude der Ehe entzogen, damit der Kirche Gottes ein ungetheiltes Herz gebracht werde; den Mönchen das Gelübde der Enthaltsamkeit, den Nonnen sorgsamere Hut ihrer Jungfräulichkeit empfohlen; dem Volke geboten, Pferdefleisch, als verunreinigende Speise, auch Beisammenbaden beider Geschlechter zu meiden; geweihte Stätten nicht mit Tanz und Schmaus zu entweihen, Glauben und Vaterunser in der Muttersprache zu beten; am ersten Feiertag jedes Jahrviertels, wie am Sonnabend vor Ostern und Pfingsten, leiblich zu fasten, und Aehnliches mehr.

---

51) Denn der Papst selbst gebot dem Bonifacius, nichts ohne Einstimmung des Herzogs und der bajoarischen Stände zu thun. Cum assensu Odile ducis eorumdem Baioariorum seu Optimatum, schrieb ihm Gregor III.

21.

Vermehrung des Klosterlebens.

Odilo krönte des Bonifacius Werk, indem er das rechtgläubige Baiern mit neuen Kirchen und Klöstern schmückte, von ihm, oder mit seiner hoheitlichen Einstimmung, gestiftet.

Dazu boten hilfreiche Hand gottgewidmete Jungfrauen, welche, wie schon in frühern Zeiten, auch jetzt noch und später, ausser Klöstern zwar, aber in Bewahrung frommer Gelübde lebten [82]); desgleichen zahlreiche Jünger aus der Schule des heiligen Benedikt, welche, je zwölf, nach alter Ordnung ihres Meisters, zum Land einwanderten, neue Zellen zu bevölkern; oder, wie das angelsächsische Bruderpaar Willibald und Wunnibald, Heiden bekehrten, und, über dem Schutt gebrochener Götzenaltäre, Bethütten bauten [83]).

---

82) Schon Eugippius (K. 17) kannte sie, und in spätern Tagen der neunte Satz der aschheimischen Versammlung.

83) Willibald, erster Bischof zu Eichstädt, und Wunnibald, erster Abt des Klosters Heidenheim ohnweit dem Altmühlfluß, Landsleute und Gehilfen des Bonifacius, wurden auch vom Herzog Odilo freundlich bewirthet. Siehe ihre Lebens-

Also hat sich die Verehrung der Gottesmutter in jenen grünen Auen an der Donau erhoben, wo der Name Altaha (jetzt Altaich das Niedere) vielleicht die Stelle bezeichnete, auf welcher weiland die Eichen Wodans wehten [84]). Andere Klausen entstanden, wie Burin (Benediktbeurn) durch dreier [85]), oder das Kloster am fischreichen Tegernsee durch zweier reichen Brüder Frommheit [86]); Pfaffenmünster [87]) und Osterhofen [88]) im fruchtbaren Gefild der bairischen Unterdonau zwischen Wäldern; Mondsee am einsamen Ufer dieses norischen Landsees [89]), in

---

geschichten in H. Canisii lect. antiqq. (Ausg. v. J. Basnage 2, 105), die übrigens sehr dürftig für die Geschichte sind.

84) Mon. boic. 11, 13 ff.

85) Reschens ann. Sabion. Sec. VIII. S. 607. Mon. boic. 7, 1 ff. Meichelbek Chron. Benedictoburanum.

86) Mon. boic. 6, 3.

87) Hundius (Metrop. Salisb.) und Aventin (ann. boic.) setzen den Ursprung von diesem Kloster in Otilo's, Arnpekh (chron. Bavar. 2, 35) in Tassilo's II. Zeit, einer jüngern zu Weltenburg gefundenen Inschrift wegen, die den Tassilo Stifter nennt.

88) Handfij Germ. sacra, 2, 134.

89) Chron. Lunaelacense ad ann. 748.

dessen finstern Spiegel die hohen Gebirge ihr Bild werfen, deren Fuß er umspült; Niedernburg an der Donau bei Passau, nur Jungfrauen offen [90]), die der Welt absagten; Ysen [91]) auf jähem Hügel ohnweit Freising; auch manche andere [92]), die, wenn gleich nicht immer beurkundet, aus diesen Tagen ihr Entstehen rühmen.

Noch aber waren Klöster keine Prachtgebäude im Glanz mit Fürstenwohnungen wetteifernd, sondern bescheidene Häuser, von Holz erbaut, und wenn auch von Stein, doch schmucklos und niedrig. Selbst die Abtei, welche zu Regensburg über Heimerans Grabe nun schon seit fast hundert Jahren stand, immer von andächtigen Betern besucht, bot noch lange Zeit dem Auge nur die Gestalt einer winzigen Klausnerei dar [93]). — Aber bald veränderten die fortdauernden Geschenke von brachen und urbaren Ländereien und von Einkünften aller Art, die edle Armuth in Ueberfluß und

---

90) Aventin 3, 921.

91) Meichelbeck hist. Fris. 1, 50. Die eigentliche Gründung geschah wohl erst ums J. 750.

92) Wie Weltenburg, Oberaltaich, Ilmünster, Polling, Schlehdorf, Kochelsee, Sandau u. s. w.

93) Pusillum monachorum habitaculum, heißt es in Tubertini hist. ep. Ratisb. (bei Oefele scrip. rer. boic. 1, 518).

Aufwand. Denn kein Klosterzwinger gab, unsterbliche Genossenschaft beherbergend, empfangenes Gut zurück; während der Tod immerdar den Reichthum weltlicher Geschlechter zerstreute.

22.

Chiltrudis, Odilo's Gemahlin.

Im J. 741—742.

Mittlerweile war der königliche Hausmeier und tapfre Herzog Karl der Martell verblichen. Im Sterben hatt' er seine Macht unter drei Söhne vertheilt; an Karlmann und Pipin, Kinder erster Ehe, und an Grifo, von der schönen Bajoarin Sonnichildis geboren. Aber die ältern beiden verdrängten den unmündigen Stiefbruder. Darüber schrie Sonnichildis vor dem Volk und floh mit Sohn und Anhängern in die feste Stadt Laon (Laudunum), auf steiler Höh' in ebenem Feld gelegen. Karlmann und Pipin sammelten Heere. Laon ward von ihnen berennt; Grifo gefangen, in ein Schloß der Ardennen, seine Mutter in das Kloster von Cula (Chelles) gesperrt. Dies Alles begab sich im Todesjahr des Martell, siebenhundert einundvierzig.

Sonnichildis, voll weiblichen Scharfsinns, machte nun die Schönheit ihrer Stieftochter Chiltrudis zum Werkzeug der Rache. Diese Schwe-

ster der königlichen Hausmeier, ihrer Brüder Ehrgeiz und Härte anklagend, floh, durch Sonnichilden aufgewiegelt, von wenigen Treuen begleitet, über den Rhein ins bajoarische Gebiet.

In Regensburg empfing der Herzog Odilo die junge Verwandtin gastfreundlich. Die Anmuth derselben, erhöht durch Thränen, rührte ihn. Er ward ihr Beschützer und Gemahl. Vergebens drohten Pipin und Karlmann, die nicht zu solcher Vermählung willigten, und den Herrn der Bajoaren an der Franken Oberherrlichkeit erinnerten.

23.

Odilo rüstet zum Krieg.

Nie hat ein Fürst agilolfingischen Geblüts das Demüthigende solcher Erinnerung gelassen erduldet. Selbst vom Hugibert ist darum wider Karl Martell gestritten worden [94]). Denn zum Leben gehört der eigene Odem; zum Selbstherrschen Selbstständigkeit.

Odilo rüstete für Unabhängigkeit. Der Tod des Martellen hatte den Unterwerfungsvertrag Bajoariens gebrochen. So war der Zeiten Sitte

---

[94]) Die annales Tiliani (beim Duchesne) gedenken dieses Waffenzuges, doch nur in gewohnter Kürze zum J. 728.

und Recht: den Todten sei kein Lebendiger schuldig. Doch gegen Austrasiens Uebermacht konnte Bajoarien allein nicht stehen. Alle unterdrückte Volker mußten zu gleicher Zeit in Waffen treten; und die, welche Roms silbernes Joch verschmäht hatten, nicht das eiserne der Franken dulden.

Deswegen bot Odilo Slaven und Sachsen oder Thüringer auf, ihm Hilfe zu senden; auch die nachbarlichen Allemannen jenseits des Lech, und selbst die entfernten Basken mahnte er durch seine Gesandten, damit das Frankenreich von allen Seiten bestürmt werde.

An den Küsten des Meltmeers, zwischen Loire und Pyrenäen, breitete sich das Gebiet der Basken (Aquitanien) aus. Hier war vordem das letzte Königreich des westgothischen Volks gestanden, bis es Chlodwigs Eroberschwerd zertrümmert hatte. Das, von fränkischen Herzogen verwaltet, hatte das Land zum andernmal Ansehen der Selbstständigkeit, als Herzog Eudo die Verwirrung des Reichs zu seinem Vortheil benutzte. Von da behauptete es sich durch Muth kriegerischer Fürsten. Oft ward es von den Franken angefallen; oft gezwungen, Oberherrlichkeit derselben zu ehren, doch nie länger, als bis zu genesenen Kräften.

Nun war der Sohn Eudo's, Hunald, Herzog der Basken geworden. Schon hatte er fruchtlosen Krieg gegen die Söhne des Martellen be-

standen. Dennoch sagte er den Wünschen Odilo's zu, den blutigen Kampf zu erneuen [95]). In Trennung feindlicher Kräfte schien gewisserer Sieg.

Auch die Allemannen kamen rüstig zum Trost der Bajoaren [96]). Sie wohnten seit der Schlacht von Tolbiach noch in den alten Marken vom Lech zur helvetischen Aar; aber den Franken unterworfen, nicht ohne Widerwillen. Zwar hatten sie Herzoge aus eigenem Stamm; doch von den Ueberwindern d. Gesetz. Freudig stieß Theobald, der Allemannen Herzog, mit seinem Volk zu den Bajoaren.

Da nun die königlichen Hausmeier von großen Rüstungen hörten, riefen sie den Heerbann ihres Reichs. Alsbald eilte, wer drei oder vier Mannwerke Landes besaß, in Waffen zum Königspanier, und überließ den Knechten, das Feld zu bauen. Der Arme steuerte zu den Kriegsbedürfnissen. Die Bischofe segneten das Heer, oder legten den Harnisch selber an, ihre Angehörigen zur Schlacht zu führen. So strömte zahlloses Volk zusammen. –

---

95) Hace autem fecit, sagen die Metzischen Jahrbücher beim J. 743 vom Hunald: per suggestionem Ogdilonis ducis.

96) Solatium hieß in diesem Zeitalter jeder Beistand im Kriege.

Durch Allemannien herab ging der Schaaren verworrener Zug zum Lech.

24.

Und wird am Lech geschlagen.

Im J. 743.

Am rechten Ufer des Flusses standen Bajoaren, Allemannen, Slaven, Thüringer, hinter langen Schanzenketten [97]; mit ihnen Odilo und sein Bundesgenosse Theobald, auch der Priester Sergius, ein Bote des Papstes.

Fünfzehn Tage lang trennte der Strom die gegenseitigen Mächte. Höhnend warfen sich die Krieger Pfeile und Schmähworte über das Wasser. Aber das Heer der Franken war furchtbar, und schwoll täglich durch neue Zuzüger, daß dem Herzog von Bajoarien vor des Kampfes Ausgang graute.

Da erbot sich der Gesandte des heiligen Vaters zu vermitteln, und fuhr mit Herrn Gowibold, dem Bischof von Regensburg, über den Lech in das fränkische Lager. Die Kriegerhaufen wichen ehrerbietig zurück. Die königlichen Hausmeier empfingen den Geweihten des Herrn mit

97) Die Geschichte dieses Feldzugs ganz nach den annal. metens. beim J. 743 ff.

Huld. Als aber Sergius seine Stimme erhob, und den Franken im Namen des heiligen Petrus und seines irdischen Sachwalters befahl, umzukehren und Vergießung christlichen Bluts zu meiden, mochten sich die schlauen Feldherrn des Lächelns schwerlich erwehren. Sie verabschiedeten ihn mit unverholenen Zweifeln an der Aechtheit seiner Sendung. Scham- und zornvoll kam der Priester mit getäuschter Erwartung zu Odilo.

Und Nachts darauf ging das fränkische Heer in seichten Furthen durch den Fluß; dann, von Finsterniß begünstiget, mit vertheilten Haufen um das befestigte Lager. So geschah der Ueberfall; mörderischer Kampf bis zur Morgenhelle. Der Franken fielen am Lech mehr, als sonst in den blutigsten ihrer Schlachten [95]). Doch an die Stellen der Erschlagenen rannten immerdar frische Streithaufen, bis ermüdet und übermannt Bajoaren und Allemannen wichen. Nun allgemeine Verwirrung und Flucht. Sergius, der Priester, war unter den ersten Kriegsgefangenen. Ihn erblickte der Frankenkönig Pipin und rief: „Sieh da, Herr Sergius, wohl hatten wir gestern Recht! Sankt Peter hätt' uns mit nichten geholfen, wär' unsere Sache schlecht gewesen. So glaubt es nun, daß

95) Wie die fränkischen Jahrbücher selbst gestehen.

merkwürdigen Manne bestimmere Anzeigen; und Malcolm ist eben nicht geneigt, die Seihks oder den erhabenen Stifter ihres Glaubens zu schmeicheln. Er ist Soldat; landeskundig; in seinen Angaben und dem, was er als Augenzuge vernahm, kunstlos berichtend.

Im Norden Hindostans, wo es abendwärts an Persien rührt, vom mittlern Indus bis zum Ganges, breitet sich ein weites, fruchtbares Reich unter mildem Himmel aus, von großen Gebirgsketten und Strömen durchzogen. Im Süden desselben ruht die endlose Sandwüste von Redschistan; nördlich das Hochland Persiens und Thibets. Dies ist das große Land der Seihks, von welchem gesagt wird, es habe über viertausend Geviertmeilen, und bei fünf Millionen Einwohner. Das Penschab oder Reich der fünf Mündungen des Indus; jener Grenzstein von des mazedonischen Alexanders wahnsinnigen Eroberungszügen; jener Schauplatz der Pracht und Ueppigkeit der altberühmten Großmoguln; das palastreiche Lahor, durch die hundert Meilen lange, von gepflanzten Bäumen umschattete Kaiserstraße mit Dehli und Agra einst verknüpft; das gewerbige Multan an der Mündung des Dschumna — dies alles ist in das Gebiet der Seihks eingeschlossen.

Bajoarien den Franken angehört, durch Gottes Urtheil und Beistand des Fürsten der heiligen Zwölf!"

Die Sieger verfolgten oder plünderten zweiundfünfzig Tage lang. Odilo war mit einer Handvoll der Seinigen über den Inn entkommen; Theobald, der Allemanne, nach anderer Seite. Niemand widerstand mehr. Es kam Unterwerfung und Frieden.

Darauf führten die königlichen Hausmeier den Mann ihrer Schwester Chiltrudis gefangen gen Franzien. Doch nach Jahr und Tag gewährten sie [99]), seiner Unterwerfung sicher, Gnade; gaben ihm auch Würde und Land wieder [100]), wie er zuvor gehabt. Odilo, gebeugt vor seinem Volk durch Gefühl eigener Schwäche, blieb den Austrasiern fortan gefahrlos.

---

[99]) Odilo's Gefangenschaft währte keine zwanzig Monden, wie Schenkungen beweisen, die er nach seiner Zurückkunft machte. Dies hat die Sorgfalt des guten Forschers P. Roman Zirngibl (a. a. O.) deutlicher, als irgend Einer, dargethan.

[100]) Adlzreiter (ann. boic. gentis) läßt Chiltruden nach Franzien reisen, und Bruder und Gemahl durch ihre (langweiligen) Reden aussöhnen; davon weiß der Alten Keiner.

Inzwischen war auch Hunald mit den Wasken, seinem Worte treu, feindselig aufgebrochen, und über den Loirestrom bis Chartres gedrungen. Er hatte die Stadt erobert, sie verbrannt, ihre Mauern geschleift, sogar die der Gottesmutter heilige Hauptkirche in Asche gelegt. Alles für Odilo fruchtlos.

25.

Odilo stirbt. Pipin allein Hausmeier der fränkischen Könige.

Im J. 747 — 749.

Ohngefähr fünf Jahre nach der Schlacht am Lech gab der Herzog von Bajoarien den Geist auf [101]). Ein Sohn, mit Chiltrudis erzeugt, Tassilo genannt, noch unmündig, ward Erbe seiner Würde. Die Verwaltung des Landes führte, mit Beistand der Landesgroßen, Odilo's Wittwe.

---

101) Einem alten Todtenverzeichniß des Heimeranklosters zufolge, war der 18. Jänner 748 Odilo's Sterbetag. Aber Aquilin Holtzinger (Hist. Abh. d. bair. Ak. 1807 S. 147) machte dazu den gleichen Tag des folgenden Jahres wahrscheinlicher. Damit stimmen auch die Jahrbücher von Metz vollkommen.

Taſſilo's Jugend fiel in jene verhängnißvollen Tage, da die abendländiſche Welt in großen Gährungen ſich neu geſtalten wollte. Denn es reifte des Lombardenreiches gewaltſamer Untergang; der Franken große Herrſchaft vom Ebro zur Weichſel, vom Ehrenbogen Trajans in Benevent zum Eiderſtrom an Skanziens deutſcher Grenze; der römiſchen Päpſte Gewalt über die geſammten Kronen der Abendländer.

Noch Herzog Odilo hatte erlebt, wie Karlmann, der Frankenherzog, im Jahr 747 auf ſeiner Betfahrt gen Rom gekommen, unerwartet an den Schwellen der heiligen Boten, mit dem Feldherrnrock, jeden irdiſchen Sinn ablegte, ſich zum Mönch einkleidete und in die Einſamkeit des Berges Soracte, wie des Kloſters auf Caſſino verſchwand. Dadurch war Pipin Alleingewaltiger des Reichs geworden, ein Mann mit Kraft und Willen, Alles zu vollbringen. Von kleiner Geſtalt zwar, aber großem Gemüthe, der Fremde Schrecken, der Franken Stolz, ſtand es an ihm, ſogar die Königskrone auf ſein Haupt zu legen. Doch verſchob er willig, was ſein Ehrgeiz forderte. Denn, obgleich Karlmann nicht hinderte, lebte doch noch Grifo, der Stiefbruder. Dieſer ſetzte ſich wider ihn mit unruhiger Thätigkeit.

25.

Grifo bei den Bajoaren.

Im J. 749.

Pipin hatte diesen Jüngling aus der Ardennenburg befreit, mit Glanz und Gütern überhäuft. Allein der Sohn Sonnichildens konnte, weder im Kerker noch am Hofe, Ansprüche vergessen, für welche seine Mutter in den Klostermauern von Cala büßte. Er sann auf Flucht und Rache. Die Zeiten schienen verwegenen Abentheuern hold. Der Sachsen ungezähmte Freiheitslust, der Bajoaren und Allemannen Groll winkten zum Wagstück. Drum floh er über den Rhein, begleitet von vielen jungen Edeln, die entschlossen schwuren, Schicksal und Hoffnung mit ihm zu theilen. Die Sachsen, schnell in Waffen, verhießen Beistand. Ihre Lager erhoben sich am Ockerfluß (Ouakra) und beim Ort Horaheim [102]).

Aber Pipin, der Kluge, säumte nicht. Plötzlich stand er den Sachsen furchtbar am Ufer der Missaha gegenüber; und ihnen im Rücken seine

---

102) Die fränkischen Jahrbücher eines Abo, Regino u. a. m. sind in allem diesem und folgendem ziemlich gleichlautend.

Bundesgenossenschaft, das Slavenvolk mit Hunderttausenden. Da eilte Grifo weg, neue Hilfe zu rufen. Und wie er hinauf zur Donau ritt, gesellte sich zu ihm Graf Suitgar von Hirschberg, ein reicher und mächtiger Herr in den Gauen an der Rab und Altmühl. Dieser hatte aus seinen Schätzen zu Eichstädt ein Bisthum gegründet [103]), und war allezeit den Bajoaren zugethan und untergeben [104]). Von Allemannien kam auch Herzog Landfried, Theobalds Nachfolger, zu Grifo, und brachte viel streitbares Volk mit.

Als davon Kunde scholl in Bajoarien, ward Alles rüstig. Grifo bemächtigte sich des verwaiseten Herzogthums. Er verhieß Sieg und Freiheit. Chiltrudis, erst seit wenigen Monden

---

[103]) Ums J. 742 oder 745. Bonifacius und dessen Gehilfe Willibald vermochten ihn dazu. Er stattete das Bisthum mit einem beträchtlichen Theil seiner Güter aus.

[104]) Die Untergebenheit ist kaum zu bezweifeln. Die Gegenden am linken Donauufer waren meistens wohl den Bajoaren angebaut, und des herzoglichen Schutzes gegen Thüringer und Sachsen allezeit bedürftig. Auch war es Herzog Odilo, der Suitgars Schenkung an das Gestift von Eichstädt bestätigte. Pallhausens Nachr. zur Urgeschichte Baierns. S. 118.

im Wittwenschleier, wich der Gewalt, die ihres Kindes Oheim übte.

Allein nach Grifo's Entfernung hatten die Sachsen an der Ocker Kampf und Lager furchtsam aufgehoben, und sich vor der Macht Pipins zerstreut. Dies schlug die Hofnung der Bajoaren und Allemannen nieder. Und als der Frankenherzog verheerend aus Sachsen über die Donau kam, wichen sie ohne Schlacht hinter den reissenden Inn. Sie sandten ihm demuthsvolle Boten mit reichen Geschenken (denn er war ihnen auf den Fersen gefolgt und ließ viele Flöße bauen); sie baten um Gnade für das Land. Den Grifo lieferten sie in seine Gewalt, auch Herzog Landfrieden und den reichen Suitgar von Hirschberg.

Die drei schickte er gefangen nach Franzien. Des Landes schonte er. Auch den jungen Stiefbruder begnadigte er wieder, gab ihm sogar Mans, die neustrische Stadt, zum Wohnsitz, und Befehl über zwölf Grafschaften, nach Herzogenweise. Aber Suitgar und Herzog Landfried blieben ihrer Würden und Lande beraubt. Allemanien verlor das Recht zu eigenen Fürsten. In Gauen aufgelöset, wurde es von Grafen verwaltet, die der König berief.

97.

Pipin nimmt die königliche Krone.

Im J. 750 — 753.

Nichts hinderte den Sieger, den Bajoaren das Loos Allemanniens zu geben. Durch Verträge des hohen Alterthums an Fußstraßen geflochten, war das Land, erst durch des Martellen, nun durch seines Sohnes Waffen wiedererobert, als fränkisches geachtet. Doch Pipin sah seine Schwester Chiltrudis an und ihr unmündiges Kind. Er ließ des Staates Verfassung und Gesetze ungebrochen, und dem Sohne Chiltrudens das Herzogthum, als fränkisches Lehen [105]). — Dann kehrte er in Franzien heim.

Hier galt noch immer der dritte Childerich als König der Franken. Er hatte den Namen, nicht das Reich. Verschlossen im Palast auf dem Throne zu prangen, im langen Haar und herabhängenden Bart; den Gesandten der Völker Antworten zu geben, wie der mächtige Hausmeier

---

105) Daß Pipin es so betrachtete, bewies der Erfolg. Adamar sagt bestimmt in seiner Chronik: eique per beneficium Bajovarium commisit. Die Förmlichkeiten der Belehnungen wurden auch sogleich nach Tassilo's Volljährigkeit beobachtet.

wollte: war des Königs Amt. Einmal alljährlich sah ihn das Volk, wie er aus seiner Burg hervor auf einem Wagen [106]), von vier Ochsen bespannt, nach altem Brauch, zur Märzversammlung fuhr, ihr vorzustehen. Er grüßte, ward gegrüßt, empfing Huldigungen und Geschenke, und fuhr zurück.

Nun des Scheinherrn müde, fragte Pipin durch Gesandte den Papst: müssen die Franken einem Königsschatten dienen? Klug entgegnete der Dollmetsch des Himmels: Wem das Reich, dem die Würde! — Und also stieg mit dem Jahr 752 der letzte Chlodewinge vom Thron seiner Ahnen in die Dunkelheit eines Klosters nieder. Zu Soissons ward Pipin vom Volk auf einem Schilde zum König aller Franken erhoben; durch Bonifacius, des Bekehrers, fromme Hand gesalbt; durch das Oberhaupt der römischen Kirche geweiht.

Pipin, König von Gottes Gnaden [107]), argwöhnisch wie Anmaßer, doch menschlicher, als sie zu sein pflegen, schützte die neue Würde mit einer Klugheit, welche nach seinem Tode noch lange sprüchwörtlich war. Einen Freund zu gewinnen,

---

[106]) Carrocium im Latein des Mittelalters. Die ganze Schilderung faß wörtlich nach den fränk. Jahrbüchern.

[107]) Der erste Europäer, der sich also nannte.

achtete er mehr, als zehn Widersacher zu vernichten. Davon hat seine Milde gegen Grifo gezeugt; nicht weniger, als er für Tassilo gethan.

25.

Tassilo's Jugend.

Im J. 754 — 763.

So lange Chiltrudis lebte, überließ ihr der König, neben Erziehung ihres Sohnes, die Verwaltung des Landes, unter fränkischer Hoheit [206]). Sie starb im Jahr 754. Darauf ward der verwaiſete Neffe zu seinem Hof gebracht. Zu seinen Söhnen, Karl und Karlmann, gab er dem zwölfjährigen Knaben brüderliche Gespielen; in deren Mutter Bertha eine zweite. Indessen ist das Herzogthum an der Donau im Namen des Königs, als Lehenherrn und Vormundes, wie im Namen des unmündigen Fürsten, besorgt worden.

Folgenden Jahres stellte Pipin den jungen Tassilo allen versammelten Franken auf dem Märzfeld [207]) vor. Er gewöhnte ihn an das Leben in

---

[206]) Die Verzeichnisse salzburgischer Schenkungen geben davon vielmals Kunde; z. B. Tassilo dux ... cum matre sua Hiltrude *commendante domino Pipino rege* declarant u. s. w.

[207]) Von diesem Jahr 755 an wurden die Versammlungen der Franken auf dem Märzfelde in Mai-

den Lagern, an der Feldzüge wechselnde Beschwerde. Er nahm ihn mit sich in den Lombardenkrieg und zur Belagerung Pavia's. Auch mag hier geschehen sein, daß, nach Demüthigung der longobardischen Macht, jene Landschaften an der Etsch wieder zu Bajoarien gethan worden sind, die vor mehr denn dreißig Jahren Luitbrand davon genommen [110]). Denn König Pipin, der Siegreiche und Großmüthige, beschenkte alle seine Feldherrn am Tessin herrlich; so wie er auch dem römischen Stuhl jene Ländereien widmete, welche, bisher von den Lombarden besessen, unter dem Namen des morgenländischen „Exarchates" bekannt gewesen.

Nachdem Tassilo fünfzehn Jahre alt, und laut fränkischem Gesetz mündig war [111]), ließ ihn der König gen Compiegne kommen [112]). Die

---

versammlungen verwandelt (annales Tilliani bei Duchesne 2, 7).

110) Eine glückliche Vermuthung Meichelbecks (Gesch. v. Baiern 1, 107) und Mannerts (in seiner ältesten Geschichte Bajouriens S. 285).

111) Lex Sax. cap. Tit. 81. Eben so bei den Burgundern. Die fränkische Waffe war nicht so schwerfällig, wie zu spätern Zeiten; daher im Knabenalter schon tragbar.

112) Im Jahr 757.

Hier wohnt in Bergen und Ebenen ein regsames, thätiges Volk. Es baut in seinen Aeckern alle Getreidearten; es zählt auf seinen Wiesen die mannigfaltigsten und zahlreichsten Heerden; in seinen Städten viele und treffliche Großgewerbe von Seiden, Baumwollen, Teppichen und andern Bedürfnissen des genußreichen Orients. Dabei ist jeder Bürger, wenn das Aufgebot geht, Krieger; jeder an die Mühseligkeit des Lagerlebens durch Strenge und Einfalt der Sitten leicht gewöhnt. Er backt sein Brod unter glühender Asche; er nimmt im Nothfall mit geröfteten Bohnen und Erbsen vorlieb. Ein Turban ohne Schmuck, ein bunter Mantel, dunkelblaue Langhosen sind sein Gewand; Speer, Schwert und Luntenflinte seine Waffen. Reiter ist jeder von Kindheit auf. Die seihl'sche Reiterei ist sowohl durch die Stärke und Gewandtheit der Rosse und Männer, als durch die ungeheuere Menge furchtbar. In Tagen der Gefahr kann sie an zweimal hunderttausend Mann betragen.

So sah Bernier schon im siebenzehnten Jahrhundert dies Volk; so in unsern Tagen wieder der Oberst Polier; so zuletzt Malcolm.

Unsere Aufmerksamkeit aber zieht weniger ihr kriegerisches oder friedliches Leben, ihre Staatsverfassung oder ihr Kunstfleiß an, als ihr religiöser Glaube. Er ist in den Geschichten des mensch-

Großen des Reichs, die Lehenträger der fränkischen Krone, fanden daselbst in feierlicher Versammlung; neben ihnen die Ersten aus bajoarischen Landen. Mit Schild und Speer ward der Jüngling wehrhaft gemacht; darauf mit dem Herzogthum belehnt. Er, sammt den Herrn aus Bajoarien, schworen den Lehenseid in die Hand des Königs und seiner Söhne, ihm, dem selbsterwählten Herrn, getreulich zu leisten, was eines wahren Lehenmannes Pflicht. Und über den Gebeinen des Landesheiligen, über dem Staub des Dionys, Rusticus, Eleutherius, Martinus und Germanus wiederholten sie das Gelübde. Erst so glaubte sich König Pipin eines Fürsten sicher, welchen er zum Feldherrn und Freund seiner Söhne erzogen. Menschliche Treue ist hinfällig; Furcht vor Gerichten des Himmels besteht.

29.

Tassilo verläßt den König.

Im J. 763.

Aber der Jüngling mochte nicht ohne heimlichen Unwillen zum Leben nehmen, was einst Eigenthum der Agilolfingen geheißen. Wohl nannt' er im Stillen Gewaltthat, was sein Oheim, der König, Recht; und Recht, was diesem Gnade dünkte.

Sechs Jahre verblieb Tassilo in Pipins Gefolg' und Heer [113]). Das Jahr 763, oder das einundzwanzigste seines Lebens, bracht' ihm Vollmündigkeit [114]). In dem gleichen beschloß der Landtag zu Nevers Krieg wider die Waskn, deren Herzog Waifar, der Sohn Hunalds, eine stolze Unabhängigkeit zu behaupten wagte, für welche sein unglücklicher Vater in fränkischen Klosterzellen büßte. Auch Tassilo ward zum Zuge mit dem Heer aufgeboten. Doch ihn empörte, wider den Sohn seines Fürsten zu kriegen, der einst für Odilo an der Loire gestritten; oder ein Verbrechen zu strafen, nach welchem seinem eigenen Hochsinn gelüstete.

---

113) Tassilo's alleinstehender Name unter einigen Urkunden dieser Zeit beweiset höchstens des Fürsten Mündigkeit; und daß beim Landtag von Nevers sein besonders gedacht wird in den Jahrbüchern, geschah ohne Zweifel, wegen des nachher folgenden Ereignisses, nicht aber wegen seiner frühern Abwesenheit von den frühern Landtagen. Tassilo ging nicht gleich nach dem Schwur von Compiegne gen Regensburg.

114) In frühern Zeiten (noch zu Childeberts II.) mochten fünfzehn Jahre fähig zur Uebernahme des Reichs; zu Pipins Zeiten aber erst das einundzwanzigste; so war selbst Ludwig der Heilige in diesem Alter erst reif für den Zepter.

Er entzog sich erst dem Feldzug, wankende Gesundheit vorwendend; dann gänzlich dem Gebote des Königs und Lehnsherrn. Mit dem Schwure, nie des Oheims Angesicht wieder zu sehen [115]), eilte er aus Franzien in die Heimath an der Donau.

Das Gesetz der Franken strafte Heerverlassung mit dem Tode [116]). Auch forderte der Wormser Reichstag schon folgenden Jahres Züchtigung Tassilo's des eidbrüchigen Lehenträgers. Zwei Jahre lang ruhten im ganzen Reich die Waffen. König Pipin, großmüthig, erhob sie nie, des Neffen voreilige That zu rügen; bald aber zum letztenmal gegen Waifar den Waffenfürsten. Waifar verlor Leben und Krone warnungsvoll.

30.

Uebernimmt sein Herzogthum.

Im J. 763 — 766.

Mittlerweile hatte das Volk der Bayaren seinem Herzog frohlockend gehuldigt. Seit fünf-

[115]) Nur die ann. metenses sagen: er habe des Königs Antlitz nie wieder zu sehen verdient.

[116]) Heerflitz hieß das Verbrechen. Ich fand zwar dies Wort in Karls „Capitularien" von 810 und 812 zuerst genannt; aber die Todesstrafe auch da schon eine antiqua constitutio für dies Vergehen geheißen.

zehn Jahren war kein eingeborner Fürst den Bannern des Heers, oder den Landtagen vorgestanden.

Umringt von seinen Adelschalken und Räthen übernahm Tassilo der öffentlichen Geschäfte Leitung; besuchte die Malstätten; gab neue Ordnungen, oder den alten verjüngte Kraft [117]); ließ am vrüen Monds- oder letzten Wochentage, der Väter Sitte treu, Recht sprechen [118]); hielt Grafen, Gaurichter und Hauptleute, oder deren Statthalter in Gemeinden [119]), zur Schirmung der Hilflosen an; sandte vollmächtige Herren (Missi) durch Gauen und Sprengel, die Beamten in Recht und Pflicht zu bewahren [120]); schrieb Landtage aus [121]), mit Bischöfen, Aebten, Grafen

---

117) Z. B. in Betreff blutschänderischer Ehen. Concilii Aschheimensis c. 13.

118) Concil. Aschheim. c. 15.

119) Ebendaselbst c. 11.

120) Ebendaselbst c. 11.

121) Noch kennen wir die Verhandlungen solches Tages zu Riuchinga (Reuching) im Erdingau, zwischen der Isar und Sempt, um's Jahr 772 gehalten. Viel Licht über dies Bruchstück bajoarischer Gesetzgebung danken wir Ant. Winters lehrreichen Bemühungen (Hist. Abh. d. bair. Ak. 1807).

und Richtern das gemeine Wesen zu berathen [122]), oder über Anwendung des öffentlichen Gutes zu verfügen [123]).

31.

Des geistlichen Standes Ansehn und Ausbildung.

Des Landes hohe Geistlichkeit säumte auch nicht, den jugendlichen Herrscher zu mahnen, seiner Pflichten, wie ihrer Rechte eingedenk zu sein. Bald nach seiner Heimkunft ins Vaterland, war sie auf der Malstatt des öffentlichen Weilers Aschheim zusammengetreten [124]), des Ortes, wo vor fast hundert Jahren Heimerans Asche die erste

---

122) Siehe den zweiten Satz der sogenannten „tassilonischen Volksgesetze," oder die Verhandlungen des Neuchinger Tages.

123) Ohne Bewilligung der Stände konnte der Herzog keine Schenkungen vom Staatsgut machen. Ego Tassilo, Bajovarorum dux — cum consensu optimatum Bajovarorum dono (Mon. boic. 9, 9).

124) Von Anwesenheit weltlicher Herren ist in den Aschheimer Beschlüssen keine Spur. Die Gründe des P. Frobenius Forster (in seiner Ausgabe des conc. Aschheimensis. Regensb. 1767) für das Alterthum dieser Beschlüsse (vom J. 763) hat auch Ant. Winters Scharfsinn (a. a. O. §. 6. ff.) nicht ganz entkräften können.

Ruhe gefunden. Hier berieth sie das Wohl der Kirche und des Volks; empfahl dem weltlichen Arm strenge Handhabung des alten Gesetzes der Väter; auch den Zehnten, welcher der Kirche gebührt, und dessen ernste Eintreibung; so wie, daß der Herzog seinen Vollmächtigen, die das Land bereiseten, fortan Priester beiordnen möchte, die Unschuld besser gegen Arglist zu wahren.

Schon seit Bonifacius Tagen war der wohlgepflegte Stamm der Priesterschaft hocherwachsen auf bajoarischem Boden. Ein Diener des Altars, wenn auch als Verbrecher vor König oder Herzog verklagt, stand nicht unter dessen, sondern der Kirche Urtheil. Des Bischofs Leben war heilig wie des Fürsten Blut. Wer einen Pfarrer tödtete, büßte, als hätt' er einen Mann aus den fünf Adelsgeschlechtern erschlagen; wer einen Bischof, mußte Gold zahlen, schwer wie ein bleierner Leibrock nach des Ermordeten Größe, oder sammt Weib und Kindern an die verwaiste Kirche leibeigen fallen. Vergreifung an geistlichem Gut war unter furchtbarer Verdammung; schon Verdacht ein Unglück, aus welchem nur der Eid von zweimal zwölf Zeugen vor dem Altar des Schutzheiligen erlöste [125]).

---

125) Diese Schilderung ist meistentheils aus den bajoarischen Gesetzen entlehnt, in denen der Abschnitt

Was ein Freier, nachdem er mit seinen Kindern getheilt, der Kirche vergaben wollte, konnten nicht König und Herzog hindern. Endlich ist selbst dem Leibeigenen gestattet worden, noch beim Leben der Aeltern das zu hoffende Erbe Gotteshäusern zu geben [125]). Jede Schenkung ward mit Mund und Hand in Zeugen Beisein bekräftigt, und wer, allzufreigebige Frömmigkeit bereuend, die Gabe vorenthielt, verschuldete, neben doppeltem Ersatz, Verlust der ewigen Freuden.

Nie fehlte auf den Bänken versammelter Stände die höhere Geistlichkeit. Eigene Sache berieth sie in besondern Zusammenkünften, wie in dem Kirchenrath zu Dingolvinga an der Isar [127]) geschah, wo die Bischofe von Ruwen-

---

von der Priesterschaft unstreitig später, als Dagoberts des Frankenkönigs Zeitalter ist. Denn zu Anfang des siebenten Jahrhunderts wußte Bajoarien schwerlich von den darin erwähnten Dingen; wohl aber seit Bonifacius die Kirchenzucht nach Roms Sitte befestigt hatte.

126) Siehe die Beschlüsse von Dingolfing.

127) Zwischen den Jahren 769 und 771 (siehe Ant. Winters oben gedachte treffliche Abhandlung).

purg [125]) (Neuburg an der Donau), Säben, Salzburg, Regensburg und Freising beisammensaßen; wie auch die Aebte von Mondsee, Ober- und Niederaltaich, Tegernsee, Schlechdorf, Ilmünster, Benediktbeyrn, Sandau, Wessobrunn, Pfaffenmünster, Osterhofen, Chiemsee und Weltenburg [126]).

Jeglicher Bischof, seines Sprengels kirchlicher Fürst, wachte über den Wandel der Aebte und Aebtissinnen, wie über der Pfarreien Rechtsame und Pflichten. Schon zeichnete den Priesterstand eigenthümliche Tracht von Weltlingen aus. Die Nonne durfte den einmal erwählten Schleier nicht mehr verlassen, noch der Priester das Haar kräuseln, gleich Laien. Die Diener des Altars hatten auch Todtenbünde unter sich, kraft welcher sie verstorbenen Bischöfen hundert Seelenmessen lasen

---

[125]) Trotz den Bemühungen Michael Steins (bist. Abh d. bair. Ak. 1, 383), der dieses Bisthums Stiftung in's J. 740 setzt, ist das Alter desselben ungewiß.

[126]) Die Urkunde nennt nur die Namen der anwesenden Geistlichen; die der Orte mittelst Meichelbek (hist. Frising. 1, 70) aus. Neuburg allein steht (verdächtig) in der Urkund namentlich angeführt.

und nicht weniger „Psalteren“ sangen, so wie Aehnliches geringern Geistlichen gethan ward [130]).

Unter Obhut der Kirche, deren Ringmauer jedes Verfolgten Freistatt war, bildeten ihre Dienstleute einen besondern Stand. Dies sind gewöhnlich Freie ohne Vermögen, oder Freigelassene gewesen. Sie bauten, um verhältnißmäßigen Zins, Lecker, Wiesen und Weinberge der Kirche an; entrichteten jährlich Zehnten von Feldfrüchten und Bienen; auch von Hühnern und Eiern eine Zahl; übernahmen die Kalkbrennereien bei den Klöstern; desgleichen unentgeldliche Bestellung und Aerntung eines Ackers von sechszehntausend Geviertschuhen, einer Juchart Wiese und eines Weinberges, zu Gunsten der Kirche; und Frohnfuhren für dieselbe [131]), bei fünfundzwanzig Rasten weit [132]). Diesen Gotteshaus-

---

[130]) Die Belege dazu liefern die verschiedenen Beschlüsse von Aschheim, Dingolfing und Neuching.

[131]) Die leges Bajovariorum beurkunden.

[132]) Es machten 1500 Schritte eine Leuva (Lieue) der Franken; zwei Leuven eine deutsche Rast. Mon. boic. 7, 374. Schilters Gloss. Teut. p. 20. Rasta.

leuten iſt in alten Zeiten der ehrenvolle Name der Pflanzer (coloni) beigelegt worden [133]).

32.

Wiſſenſchaft und Volksbildung.

Das Volk aber war roh erwachſen und jeder Sache faſt unkundig, die nicht des Lebens Nahrung oder Hut gebot; viele Kunſt des Alterthums verloren, ſelbſt die gemeinſte unbeholfen und entartet. Abwechſelnd vor den Schrecken böſer Geiſter oder göttlicher Zorngerichte zittern, erlernte Gebete ſagen, ſich mit dem Zeichen des Kreuzes ſegnen [134]), hieß Chriſtenthum.

Darum wuchs die Hoheit des Prieſterthums über alle Gewalt; denn der Geiſt herrſcht über das Todte. Biſchöfe übten ihre Helfer im Leſen und Schreiben. Bei Hauptkirchen waren Schulen

---

133) Sehr wahrſcheinlich der erſte Stamm jener mit ſpätern Tagen in Baiern bekannt werdenden Barſchalke; liberi homines, qui ecclesiasticam accolarunt terram, ſagt eine Urkunde vom J. 825 (bei Meichelbek 2, 255).

134) Einen Beweis von der Unbildlichkeit des Kreuzmachens im achten Jahrhundert gibt Arido öfter (in ſeinem Leben Corbinians K. 7).

lichen Geschlechts so bedeutsam, als für den beobachtenden Weltweisen lehrenvoll.

Im Jahr 1469 ward unter diesem Volk Hindostans ein Mann geboren zu Shukguhr in Lahore, Namens Nahak. Er war von unberühmter Abkunft; weder durch die Macht seines Volksstammes, noch durch den Adel seines Geschlechts ausgezeichnet; wohl aber durch die Hoheit seines Geistes. Schon früh in der Jugend liebte er die Weisheit der Alten, und machte er das Erzeugniß ihrer Erfahrungen und Sagen zum Gegenstand seiner Prüfungen. Am meisten zog ihn in allem, was der Mensch hat und kennt, das an, was er von göttlichen Dingen hat und kennt. Bald genügte ihm nicht mehr das Wissen seiner Lehre, die Mythenwelt der Hindus, der beschränkte Glaube der Braminen. Er machte als Jüngling weite Reisen. Er hörte die Lehren der Guebern und Muhamedaner. Doch keine Glaubenspartei gab seinem Gemüthe das Beruhigende der Ueberzeugung; er fand in Allem aber den Keim des Göttlichen und Ewigwahren. Diesen hielt er fest. Die Albernheiten der spitzfindigen Schriftgelehrten; die frommherzigen Träumereien, Selbstmartern und Weltentsagungen mystischer Schwärmer; die prunkreichen Feierlichkeiten, mit denen die herrschsüchtigen Priester das Volk blendeten,

der Geistlichen, was zum Beruf ihnen nöthig, und römischen Gesang zu lernen [135]).

Tassilo selbst, am königlichen Hofe in kriegerischer Uebung erzogen, war den Wissenschaften also fremd geblieben, daß seine Hand, des Schwerdes gewohnt, nur mühsam unter die landesherrlichen Befehle den Namen malte [136]). In Kanzleien stellten Geistliche die Schrift. Berühmt ward in Bajoarien die Schule des Klosters Chiemsee. Ihr stand Dobda, ein griechischer Bischof, vor. Der Herzog stattete die nutzvolle Anstalt mit Einkünften mehrerer Kirchen aus, welche er dem Bisthum Freising, nicht ohne heftiges Sträuben desselben, genommen [137]).

Auf dem bischöflichen Stuhl zu Freising selbst ist in diesen Tagen Aribo gesessen, ein hochgelahrter Mann, welcher, in frommem Sinn, obgleich herbem Latein, das Leben Corbinians und

---

135) Die sogenannte Passeralverordnung im Anhang der tassilonischen Dekrete (Westenrieders Beiträge u. s. w. Erster Band).

136) Manu propria, ut potui — — depinxi, wie er bei der Unterschrift einer Urkunde für das Kloster Scarantia sagt (Mon. boic. 9, 10).

137) Meichelbek Hist. Fris. tom. 1. pars 2, 31, ff. und Hansiz Germ. sacra 2, 80. ff.

Heimerans beschrieben [135]). Wenn auch Ungläubigkeit bezweifelt, was er von Wundern seiner Heiligen rühmen will, soll doch das schwache Licht nicht verschmäht werden, welches er über das Zeitalter der Theodonen streute.

33.

Des Herzogs Ehrfurcht gegen die Kirche.

In der allgemeinen Unwissenheit war es höchste Frucht des Glaubens, des Himmels Huld durch reiche Gaben an deren Verkündiger zu gewinnen. Darin wetteiferten Unterthan und Fürst.

Auch Tassilo mehrte in langer Reihe von Schenkungen oder neugegründeten Klöstern den Glanz der Kirche, „um dem Abgrund der Ver-

---

135) Er starb um's Jahr 784. Seine vita S. Emmerani ward vom Magdeburgischen Probst Meginfred nur rednerisch überarbeitet. Aribo verwandelte seinen deutschen Namen Erbe oft in den lateinischen hæres und in den hebräischen Eirinus (Meichelbek Hist. Fr. 1, 62). Zu Würzburg sah Mannert (Bajoarien S. 165) von der vita Emmerani die vielleicht noch vorhandene älteste Handschrift.

dammniß zu entrinnen in die Seligkeit des Himmels [139])." Ihm dankte auf einsamer Höhe, von dichten Wäldern umschattet, die Abtei Wessobrunn das Dasein [140]); Kremsmünster am Flüßchen Krems, das ob Ebersdorf in die Traun geht [141]); Lorich [142]); am linken Ufer der Isar Scheftlarn [143]); Polling in den grünen Ebenen des Amberstroms [144]); der Herrenwörth [145]) und Nunnenwörth, das königliche Kloster der Frauen [146]) im Chiemsee.

---

139) Worte im Stiftungsbrief von Ebersmünster. (Rettenbachers Chron. Cremisanense 24 und 28, und Meichelbek T. 1 pars 2.)

140) Mon. boic. 7, 337 und Cölestin Leutkners Hist. Monasterii Wessofont. S. 11 ff.

141) Arnpeks Chron. Bajoar. l. 2, c. 35 (in Pezens Thesauro anecd. 3, 98) sagt, noch eine Inschrift des Ehors im Kl. Weltenburg gesehen zu haben, worin Tassilo ein Stifter der Klöster Weltenburg, Ebersmünster, Lorich, Wessobrunn und Pfaffenmünster genannt wurde.

142) Siehe vorige Anmerkung.

143) Mon. boic. 8, 359.

144) Mon. boic. 7, 5 in einer Urkunde von 1070 erwähnt.

145) Auch Herrn-Chiemsee genannt. Die Stiftungszeit ist unbekannt; alles beruht auf Sagen.

146) Mon. boic. 2, 445 ff.

Auf einer vom Inn umflossenen Halbinsel voller Anmuth baute er die Kirche der Au [147]), oder hob wenigstens ihren Wohlstand. Gleicher Milde aus seiner Hand rühmte sich Schlechdorf [148]), mit dem sich die Mönche vereinigten, die in der Einöde von Scaranz (Scharnitz) gewohnt hatten. Auch Kloster Thierhaupit (Thierhaupten) am Achfluß, unweit seines Erguſses in den Lech [149]), und Mattsee [150]) wollen so hohes Alterthums sein, wie jene Klause am stillen Schliersee [151]), wo auf dem Hügel sich fünf Brüder dem beschaulichen Leben widmeten, oder Münchsmünster (ohnweit Vohburg an der Donau) [152]), und das Bethaus zu Innichen (Campogelau) an den Drauquellen im wildesten

147) Mon. boic. 1, 120 ff.

148) Ums J. 755 erbaut. Im J. 775 zogen hier die Mönche von Scarantia ein. (Mon. boic. 9, 7. 9. ff. Meichelbek 1, 74 ff.)

149) Wofür jedoch jedoch kein überzeugender Beweis. Mon. boic. 15, 91 ff.

150) Ebenfalls nur aus Sagen wahrscheinlich. Arnpeks 2, 35 (bei Pez. Thes. tom. 3, pars 3) und Hansiz Germ. sacra 2, 967.

151) Hunds Metrop. Salisb. 3, 223 und Meichelbek 1, 79.

15) Hunds Metrop. Salisb. 2, 356.

Hochgebirg, wo Otto, der Abt von Scarang, es in der Oede gegründet hatte, die ihm Taſſilo verliehen [153]).

So groß iſt des Herzogs Ehrfurcht geweſen, daß er ſich ſelber auf den Weg begab nach Lombardien, um die zu Majas verſcharrten Gebeine eines heiligen Valentinus, zur Verherrlichung der Kirche von Paſſau, zu fordern [154]); oder daß er ſeinen Großen und Dienſtmannen befahl, die Aſche Corbinians zu begleiten, als ſie von Majas nach Freiſing verſetzt ward [155]). In aller frommen Uebung leuchtete er dem Volke vor.

34.

Verſöhnung mit dem König.

Während Taſſilo aber der Kirche Gewalt und Herrſchaft beſchäftigte, wankte die eigene. Noch ſtand unverſöhnt der großmüthige König der Franken. Der Tag von Worms hatte gedroht; Allemannien Untergang erfahren; das Waskenland

153) Meichelbek 1, 64. Es geſchah zur Bekehrung der angrenzenden Slavenſtämme.

154) Reichens Annales Sabion. Sec. 8. Seite 678.

155) Aribo (Vita Corbiniani c. 39) weiß, wie Corbinian ſeinen Wunſch, in Freiſing zu ruhen, ſieben geiſtlichen Vätern in einem Traum der gleichen Nacht offenbarte.

auch. Vor jedem Schickſal, eh' es den Sterblichen ereilt, ziehen dunkle Verkünder mit Warnerſtimmen. Der Herzog, zaghaft, rief des Papſtes Fürſprache an.

Auf Petrus Stuhl iſt damals Paul geſeſſen, der Erſte des Namens; ein frommer Mann, der, die Lombarden fürchtend, des Dankes von Bajoarien begierig war. Er ſandte wiederholte Friedensbitten für Taſſilo zum König [156]), und gern gewährte der Oheim dem Zöglinge Verzeihung.

35.

Pipins Tod. König Karl.

Im J. 768.

Von Fiebern ergriffen gab aber König Pipin zu Paris den Geiſt auf. Wie ſeine ſterbende Hand getheilt, erbten die Söhne; Karl die Krone von Auſtraſien; Karlmann die Lande von Burgundien, Allemannien, Provinzien (Provence), Alezacis (Elſaß) und die Grafſchaft Gothien (das Land zwiſchen Garonne, Weltmeer und Pyrenäen); beide das Land der Waſken zugleich. Doch Taſſilo's lehnpflichtiges Herzogthum ward nicht genannt. Pipin ſchonte in der Todesſtunde noch des Fürſten, deſſen Kindheit er geliebt.

---

[156]) Cod. Carol. p. 20 (beim Bouquet, Th. 5).

Auch Bertha, die Königinwittwe, blieb des ehemaligen Zöglings und des Baierlandes freundlich eingedenk.

Es ist eine Sage ausgegangen [157]), wie Pipin in den Zeiten, da er den Vater Tassilo's besiegt hatte [158]), auf alter Burg bei Freising gewohnt [159]). Wie er sich eines Tages auf der Jagd verirrt, ist er zu einer Hütte am Würmsee gekommen, wo er, so wird erzählt, die schöne Magd Bertha gefunden. Da haben ihn die Leute wirthlich aufgenommen; und er hat der Bertha beigewohnt; auch ist ihm am Würmsee von ihr ein Knäblein geboren worden, welches Karl

---

157) Chr. Freiherr von Aretin hat sie, wieder aus einer alten Handschrift erhoben, vortrefflich beleuchtet. (S. älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen). Auch Aventin kannte sie, und Ulrich Füterer.

158) Nämlich im J. 943. Die Handschrift der Sage nennt freilich das Jahr 742.

159) Auf dem Hügel, wo nachher Weihenstephan. Die Spuren von Wall und Graben weit um das Kloster sind noch spät gesehen worden. Einer im Kloster Weihenstephan aufbewahrten Erzählung zufolge, wäre die Burg im J. 746 niedergerissen. So Aventin in s. bair. Chron. Man zeigt noch eine Ortschaft Pipinhausen in jener Gegend nach.

war [160]). Bertha hat aber nachher mit ihrem Kinde in großen Ehren am Hofe des Königs ihres Gemahls gelebt bis zu seinem Tode.

Karl, ein gewaltiger Jüngling, trachtete jederzeit hohen Dingen nach und hatte der Herrschaft nie genug. Auch entzweite er sich bald mit dem Bruder um das väterliche Erbe. Doch Bertha versöhnte die beiden. Dann sehnte sie sich, den Frieden ihres Hauses über alle Völker des Abendlandes zu bringen. Darum eilte sie über die Alpen nach Pavia, der Stadt des Lombardenkönigs Desiderius. Viel vermochte ihr Wort. Er gab dem grollenden Papst einige Städte zurück, um welche Streit gewesen; seine Tochter Hermingarda dem König Karl von Austrasien; und Gerbergen, seine andere Tochter, dem

160) In der Gegend des Würmsees, bei dem Schlosse Leutstetten, erhebt sich ein von hohen Buchen beschatteter Hügel, mit dreifachem Wall und tiefem Graben auf der einen, auf der andern oder westlichen Seite von der Würm (dem Ausfluß des Sees) bespült. Er heißt der Karlsberg, und man hat vor wenigen Jahren Trümmer eines alten Schlosses daselbst aufgegraben. Das Grundstück eines Thurms ist noch ganz sichtbar. Unter dem Landvolk gehen allerlei wunderliche Sagen; z. B. daß Kaiser Karl oft mit vier schneeweißen Rossen in der Mitternachtsstunde um die Burg fahre.

König Karlmann. Dagegen verlobte Bertha ihre Erzeugte, Gisela genannt, einem lombardischen Fürsten. Nach vollendetem Liebeswerk ruhte die fromme Königin an den Schwellen Pauls und Peters zu Rom aus.

38.

Taſſilo's Vermählung. Friedenswerke.

Im J. 765 — 772.

In eben dieſem Jahre [161]) hatte ein großes Erdbeben, welchem ſtrenge Erkältung des Luftkreiſes gefolgt war, ganz Bajoarien erſchreckt. Herzog Taſſilo berief eilfertig die Biſchöfe, den Willen der zürnenden Gottheit zu hören, und ordnete Faſten und Bußwerke an [162]). Er ſelbſt that Wallfahrt zum Grabe der erſten Glaubensväter gen Rom [163]).

Da mag ſich begeben haben, daß Bertha auch Taſſilo's Vermählung mit Luitberga,

---

[161]) Nämlich 768.

[162]) Dukers Chron. Salisb. S. 36.

[163]) Reich Ann. Sab. 1, 695. Beim Meichelbeck tom. 1, pars 2, 35. Urkunde einer Verſchenkung, die Taſſilo mit dem Compo Gelau machte. Darin heißt's zuletzt: actum in Bauzano rediente de Italia anno ducatus ejus XXII. Man rechnete alſo Taſſilo's Herzogthum ſeit Odilo's Tod.

einer dritten Tochter des Desiderius, gestiftet hat. Es ist, wenn nicht erwiesen, doch ihrer würdig zu glauben [164]).

Als der Herzog wieder in das Land gekommen, erschien vom König Karl, die den Jugendtagen entstammende Freundschaft zu erneuen, ein Abgesandter [165]). Es war Sturm, ein edler Bajoar. Ihn hatte einst Bonifacius mit sich genommen und erzogen. Nun war er erster Abt des Klosters im Aichlocha an der Fuldaha; dem König ein theuerwerther Mann durch Weisheit und frommes Herz. Auch ward gerühmt, daß der Franken und Bajoaren beinahe zwölfjähriges Einverständniß sein Werk gewesen [166]).

Dieses, und durch Luitberga die Blutsverwandtschaft mit dem Königsgeschlecht der Lombarden, erfüllte Baiern mit einer Friedensfülle,

---

[164]) Mannert (a. a. O. S. 231) hatte die glückliche Vermuthung; doch stützte er auf das hilare mente oder vultu wohl zuviel, da dieser Ausdruck in den Schenkungen sehr gemein ist, und nur „gern gethan" bezeichnet.

[165]) Die Vita Sturmii des Mönchs Aegil (in den Act. S. S. Bened. Pars 2. Sec. VIII.) erbaulich, doch wenig lehrreich.

[166]) Per plures annos inter ipsos amicitiam statuit. Die *Vita Sturmii* c. 22.

um ſich in den Augen desſelben ſelbſt zu vergöttern — das Alles ſtreifte er von der Wahrheit ab, die Allem zum Grunde lag. So kam er als Mann in ſeine Heimath zurück.

Hier lebte Nahak in ſtiller Abgezogenheit, ohne Begierde nach Reichthum und Würden, zu welchen ihm ſeine höhern Einſichten wohl den Weg bahnten. Seine Denkart war mehr religiös, als ehrgeizig. Er brachte ſeine Tage fortan mit Reiſen in Städten und Dörfern des Vaterlandes zu, und lehrte den neuen, beſſern Glauben, welcher ſich in ihm offenbart hatte. Bald gewann er Jünger und Anhänger. Der geſunde Menſchenverſtand konnte nicht der Kraft ſeines überzeugenden Wortes widerſtehen, und das unverdorbene Gefühl mußte die Seelengröße des Mannes bewundern, der, nichts für ſich begehrend, nur Werke der Menſchenliebe that, und für das Glück Anderer lebte. Er gab ſich gar nicht das Anſehen, eine neue Religion in die Welt bringen zu wollen, ſondern nur die älteſte und ewig geltende von Menſchenſatzungen wieder zu reinigen, und die Bekenner aller Glaubensarten um das höchſte Gut der Geiſter zu vereinigen. Er predigte Tugend, Liebe und Gehorſam. Die bürgerlichen Ordnungen ließ er unangetaſtet. Sie waren in ſeinen Augen nothwendig, aber veränderlich. Er ließ, den Vorurtheilen, Sitten und Geſetzen der übrigen Hindus

welche selbst der Slaven unruhiges Treiben nur geringe Zeit unterbrechen konnte.

37.

Tassilo wider Kärnthen.

Ums J. 772.

Seit den Tagen Samo's des kecken Abenteurers, welcher, aus eines Kaufmannheeres Haupt, Herr eines Volkes geworden, lebten die Slaven oder Wenden frei im Gebirg an Wald und See. Die Stämme im karnischen Hochland wurden Karenthener geheißen. Die Geschichte ihres Hauswesens, wie ihrer Kämpfe gegen die alten avarischen Herren, ist dunkel. Doch scheint, daß sie mehrmal bajoarischen Beistand gerufen. Ihre Fürsten, der Christen tapferer Hilfe froh, blieben gegen den Glauben derselben nicht unempfindlich. Darum sind vom nahgelegenen Salzburg viele Jünger Hrodberts zu ihnen eingewandert, das Kreuz zu verkündigen [67]).

Allein des Volkes Unbändigkeit hat sich nicht selten wider den Glauben empört, welcher den

67) Die Vita S. Virgilii (Canisii Lect. antiqq. t 2, pars 2. S. 397 Ausg. v. Basnage) nennt uns die Namen der Bekehrer, wie der bekehrten Wendenfürsten.

alten Hausgöttern, oder wider den Fürsten, welcher den alten Sitten Endschaft drohte. Vielleicht führte ein Anlaß, wie dieser, auch den Herzog Tassilo zum Krieg in die karenthenischen Thäler.

Denn es wird gesagt, er sei mit großer Macht dahin eingedrungen [165]). Erzogen in Pipins Waffenschule, vernichtete er mit Ueberlegenheit den Widerstand des Hirtenvolks. Den Kriegern fiel große Beute. Gold und Silber, alles Bewegbare ward hinweggeschleppt, wenn es die Habsucht reizte; der Mensch leibeigen. Den siegerischen Heimzug mußten die Gefangenen verherrlichen, paarweise gekuppelt. Bisweilen ward, wer unter ihnen Christ war, durch mitleidige Mönche um zusammengebettelten Geld losgekauft. So war es Sitte der Zeit in allen Kriegen [166]). Mit dem Frieden pflegte wieder Völkerrecht zu gelten. Man gab den Ueberwundenen die alte Ordnung zurück, wenn gleich nicht den alten Herrn.

So mag auch Tassilo nach seinem Siege über die Karenthener Hoheit geübt haben, ohne weder

---

165) Paul Warnefried in seinen gen. Longob. l. 4, c. 2.

166) Züge zu dieser Kriegssitte im Paul Warnefried 3, 30. 4, 1 u. f. w.; in den ann. Fuld. heim. J. 739, in den ann. metens. beim J. 753; und in andern damaligen Zeitbeschreibern.

ihr Land seinen Staaten einzuleiben [170]), noch ihre Verfassung zu vernichten. Rühmlicher schien ihm dieses Volkes Bekehrung, als Beherrschung [171]).

33.

König Karl.

Anders dachte Karl, der Frankenkönig. Ihm war, was er hatte, nichtig; was fehlte, reizend. Er beneidete den eigenen Bruder um die andere Hälfte des Erbes. Und es kam plötzlich Karlmann, der Bruder, — nicht ohne Verdacht geheimer Ermordung. — Karl riß dessen Lande an sich, trieb Wittwe und Kinder aus. Auch seine eigene Gemahlin Hermingarda hatt' er schimpflich ihrem Vater Desiderius nach Pavia zurückgesandt. So war der Mutter Bertha Werk zerschlagen worden.

Darauf Alleinherr eines unermeßlichen Gebiets und vielversuchter Heere, gefürchtet von den

170) Paul Warnefried sagt ausdrücklich: parta victoria ad solum propium eum magna praeda remeavit.

171) Darum machte er an den slavischen Grenzen dem Abt Atto im Campo Gelau die großen Vergabungen. Hanslz Germ. sacra 2, 80.

Hörtern der Kirche, wie der Völker, überwuchs sein Ehrgeiz das Maas eigener Kraft. Einzeln unterjochte er Volk um Volk. Den Stärksten bestritt er am liebsten. Den Schwachen spartе er auf. Nur Wollust des Vielwirkens ergötzte ihn; menschliches Bedürfniß war ihm Nebending; sein Ebenwesen flüchtige Buhlschaft; sein Gewand Arbeit der Gemahlin; sein Tisch von geringer Kost. Einfältig im Hauswesen, hochfärtig vom Thron gebietend; gutmüthig unter den Seinen, unmenschlich im Kriege; ohne Wissenschaft, für jede entzückt; fromm in der Kirche, aber sie beherrschend; in jeder Stund' und Stelle der Rechte, war er die vollendetste Frucht seines Zeitalters.

39.

Untergang des longobardischen Reiches.

Im Jahr 773—774.

Von den geschlagenen Masken am Fuß der hohen Pyrenäen flog er mit der Frankenschaar in die Haiden der unzähmbaren Sachsen. Ihre Thresburg erstürmt, ihre heilige Irmensäule zertrümmert, beschloß er, vom Papst gerufen, auf dem Tag zu Genf der Longobarden Vernichtung.

Am väterlichen Hofe zu Pavia beweinten noch Hermingarda die Verstoßene, und deren Schwester, Karlmanns Wittwe, mit erbesberaubten

Söhnen, gemeinsames Unglück. Desiderius, durch Schmerz und Stolz gequält, forderte vom römischen Bischof, er möge diese Kinder, als Könige Neustriens, salben. Doch Hadrian, der Papst, welcher mit festem Sinn alter Römer, denen er entstammte, der neuern Schlauheit paarte, widerstand. Er haßte das Longobardenvolk, dessen Nähe und Ansprüche er fürchten mußte. Darum hatte er den König gerufen.

Und dieser zog mit einem Heer über das Gebirg Cenis; sein Oheim Bernhard mit einem andern über den hochbeschneiten Jovisberg [72]). Durch unbelebte Waldwege führte sie der ravennische Erzbischof ins Land. Die Engpfade bei Susa und Novalese wurden durchbrochen. Die Lombarden flohen. Ihre uneinigen Städte fielen; zuletzt auch Pavia, die alte Hauptstadt, mehr durch Verrath, als fränkische Faust.

Der entthronte Desiderius, seine Gemahlin, Kinder und Enkel starben, in Klöstern gerüttet, fern vom Lande ihrer Väter. Den Sieger aber grüßten Geistlichkeit und Volk: König der Lombarden.

Mit dem Sturz des Thrones war jedoch nicht

---

[72]) Per montem Jovis, heißt der Bernhardsberg im Wallis in den ann. des Ant. Loisel, beim J. 773 (Duchesne 2, 29).

Alles gefallen. Noch vertheidigten sich einzelne Herzoge lange über dessen Trümmern; wie Herzog Rotgaud im Friaul, oder Arichis in Benevent, des Desiderius Eidam.

40.

Karl regt den bajoarischen Lehenverband an.

Im Jahr 774 — 780.

Das wachsende Reich des neuen Weltherrn umspannte jetzt, durch Lombardiens Eroberung, das bajoarische Land in weitem Bogen. Dies, und der Untergang Landfrieds des Allemannen, Waifars des Wasken, Desider's des Longobarden, dann Luitberga's Hammer um das entehrte Vaterhaus, schreckte finster den Herzog Tassilo. Zu muthlos, in Pavia's Feldern neben dem blutsverwandten Geschlecht zu stehen oder zu fallen; zu stolz, durch schlaue Demuth zu erdeuten, was Ohnmacht verweigerte, schmeichelte er sich, mit kleinlichen Vorkehrungen einen Sturm zu bannen, der schon die Ordnungen des ganzen Abendlandes umkehrte. Ohne Muth zu ruhmreichem Tode ist auch kein ruhmreiches Leben.

Tassilo wähnte das Herzogthum sich und den Nachkommen schon geborgen, wenn er seinen noch unmündigen Sohn Theodo, kaum erst sechs Jahre zuvor nach Fürstensitte in Rom getauft,

zum Mitherzog erklärte. Also that er im Jahr siebenhundert siebenundsiebenzig [173]). Vom Lehnherr Karl ward weder Bestätigung gefordert noch geleistet, wohl dessen Argwohn zur Unzeit geweckt.

Bald nach diesem hat ihn, laut Lehenrecht, der König aufgeboten, gleich andern Vasallen, Kriegsvolk gegen die Sarazenen zu stellen. Tassilo verweigerte nicht. Jenseits der Pyrenäen mit Austrasiern, Burgundern und Lombarden vereint, vergossen auch Baioaren ihr Blut unter den Mauern von Pampelona und Saragossa [174]).

41.

Tassilo schwört in Worms.

Im Jahr 781.

Papst Hadrian zu Rom, des Sturzes der Lombarden froh, fürchtete ihre rächende Schatten noch in Arichis und Tassilo, Königs Desiderius Eidamen. Darum betrieb er raüllos beider Unterdrückung. Karl, die Ostern zu Rom begehend, gewährte.

---

173) Die gleichzeitige Stiftung des Munsters an der Chrems (Meichelbek tom. 1, p. 2) nennt uns die Zeit der Erwahlung Theodo's, und war vielleicht Versuch, den Beifall der Kirche oder des Himmels für den Schritt zu gewinnen.

174) Chronicon Reginonis zum J. 778.

Es erschien plötzlich eine Doppelgesandtschaft vor Tassilo; Formosus und Damasus, die Bischöfe, im Namen des heiligen Vaters; Sikulf der Helfer, und Ennard der oberste Mundschenk [172]), im Namen des Herrn aller Franken. Sie luden den Herzog vor den Reichstag gen Worms, dort die Eide von Compiegne zu erneuern; auch zwölf Geiseln aus des Landes Vornehmsten für seine Treue zu geben.

Ueberrascht, gehorchte er. Nach empfahener Verburgung eigener Sicherheit, ritt er mit großem Gefolg und reichen Geschenken auf Worms [173]).

Hier saß, umgeben vom Gepränge der Großen, Karl, weiland Tassilo's Gespiel, nun eines halben Welttheils Gebieter; angethan mit golddurchwirkten Kleidern; die Krone seines Hauptes, wie die Schuhe seiner Füße vom edeln Gesteine strahlend; den weiten köstlichen Mantel mit goldenen Spangen geheftet; einen goldenen Stab in der Hand. Seine hohe Gestalt stark, untersetzt; der runde Kopf, der kurze Nacken, die breite Brust deuteten minder scheinbare Würde an, als innere Kraft. Das hei-

---

172) Magister Pincernarum nennt ihn Regino; Eberhard ihn das Fragmentum annal. franc. (in Canisii lect. antiqq. 3, 51).

173) Magnaque munera praesentavit domino regi (Annales Tiliani).

tere Antlitz und der durchdringende Blick großer Augen verkündeten den seltenen Mann, der Alles übersah, nichts fürchtete[177]).

Es wiederholte der Herzog vor hundert Zeugen seinen Eid in des gewaltigen Selbstherrschers Hand. Bischof Simpert von Regensburg führte zwölf Geiseln gen Quierzy[178]).

Beschämt zog Tassilo heim. Mit Wehklage begrüßte ihn die stolze Tochter Desider's. Im Lande schwand vor dem gebeugten Agilolfingen die Achtung der Mächtigen. Die Priesterschaft, keinem Vaterlande, nur einer Kirche gehörig, feierte Karln, den Beschirmer und Liebling des heiligen Stuhls.

Auf altes Ansehn eifersüchtiger, je mehr dasselbe wankte, vergaß Tassilo von nun an gestissener des Königs Namen in Verordnungen und Urkunden; trug selber lieber den Namen des Herrschers, als des bloßen Herzogs[179]), weil auch schon königer

---

[177]) Dies Gemälde nach Eginhards Verzeichnung in der Vita Caroli M.

[178]) Annales Laurisham. zum J. 781.

[179]) Daher das regnante duce in vielen Urkunden seiner Zeit. Rex hat er sich selbst nie genannt; daß er in einer Bestätigungsurkunde K. Heinrichs IV. im elften Jahrhundert so genannt wurde, war Unwissenheit des Schreibers.

liche Statthalter Herzoge genannt wurden; leitete mit Avaren und Sachsen freundschaftliche Verhältnisse ein, und zog enger die wenigen Getreuen an sich.

Unter diesen war auch Graf Machelm, der auf der Burg Melas saß [180]), Herr großer Güter, schon Odilo's treuer Diener. Tassilo ehrte denselben, und hatte ihn, als der junge Theodo Mitherzog geworden, gen Rom gesandt, des heiligen Vaters Beistimmung zu gewinnen. Zum andernmal schickte er ihn nun dahin, um Roms Gunst. Aber zu früh tödtete die fieberhafte Tiberluft den greisen Unterhändler [181]).

42.

Karl gegen Arichis zu Benevent.

Im Jahr 786.

Wie Tassilo sollte auch Arichis, sein Schwäher, gedemüthigt werden.

Dieser richtete gerecht und weise das schöne Land vom Garigliano bis Brindisi und Napoli, während es seine geistvolle Gemahlin durch Pflege der Wissenschaft und Kunst beglückte. Die Thaten

---

[180]) Weis, die schönste Landstadt heut im Lande ob der Ens.

[181]) Aventins deutsche Chronik (Frankf. 1566) S. 223.

zuwider, Muhamedaner und Parsen und andere Glaubensgenossen Theil an seinen Lehren nehmen, weil Niemand von der Erkenntniß des Wahren und von der Gnade des höchsten Wesens durch Stand und Vaterland und Staatsverfassung ausgeschlossen sein könne. „Der Himmel sandte mich," sagte er, „alle Namen, welche dem höchsten Wesen gegeben werden, in einen einzigen Namen, und zwar in den Namen Gottes aufzulösen. Der Himmel sandte mich, den Glaubenszwist der Moslemin und Hindus zu tilgen. Mögen sie ihre heiligen Bücher lesen. Aber das bloße Lesen hilft ihnen nichts, ohne Gehorsam gegen die darin enthaltenen Lehren der Liebe gegen alle Geschöpfe Gottes. Es kann kein Sterblicher selig werden, als durch reinen Sinn und heilige That. Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamm, welcher Glaubenspartei der Mensch angehöre; er fragt nur: Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe und ein ächter Hindu, dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe und ein ächter Muselmann, der ein heiliges Leben führt."

Mit dieser religiösen Duldsamkeit umarmte er alle Menschen, gewann er alle. Er wollte nur, daß jeder in der bürgerlichen oder kirchlichen Verfassung, unter welcher er lebte, ein vollkommener Mensch, ein Freund Gottes sei.

des alten Roms erhöhten ihr Gemüth. Noch kennen wir durch sie einen Auszug von den Erzählungen der Vorwelt. Wer der Geschichte würdiges thut, liebt sie.

Wie Arichis vernahm, daß König Karl mit großer Heerkraft gegen den Garigliano anrücke, wollte er nicht unzeitigen Trotz gegen Uebermacht sehen. Er sandte dem Herrn der Franken seinen Sohn Romuald entgegen mit Geschenken und Gelübden der Treue. Dennoch drang der König, durch Hadrians Mißtrauen warnend gemahnt [82]), bis Capua, den Fürstensohn gefangen mit sich führend. Und es sandte Arichis seinen zweiten Sohn Grimald ins feindliche Lager mit Geschenken und Fürbitten. Dann aber floh er mit Hof und Kriegsvolk in die stark befestigte Stadt Salerno, des Entschlusses, konnt' er nicht länger ohne Schmach bestehen, ohne Schmach zu fallen.

Nun zitterte die Geistlichkeit, und bat eifrig für ihn. Denn bei langwieriger oder zweifelhafter Belagerung ward ihr eigenes Gut gefährdet. Und der König, „auf daß die heiligen Zellen der Bisthümer und Abteien geschont würden," ließ sich Frieden gefallen. Zwölf Geiseln nebst Arichis

[82]) Sed hoc (nämlich das Treugelübde) minime credebat apostolicus, sagt der Monachus Engolimensis in der Vita Caroli M. (Duchesne 2, 68).

Söhnen bürgten für des Herzogs Unterwerfung. Auch ritten königliche Vollmächtige auf Salern, für ihren Herrn den Eid der Treue zu heischen. Reihen lombardischer Krieger hielten rings den Palast des Fürsten besetzt; Edelknaben mit Falken auf der Faust die breiten Treppen; des Landes Vornehme in Feierkleidern die Vorsäle. So beschwor Arichis, vom goldenen Stuhl aufgestanden, Gelübde der Ergebenheit, und dem Könige Beistand eine Stunde weit von des Herzogthums Grenze. Und also hat kluge Entschlossenheit ihm und seinen Söhnen Frieden, Ehre, Herrschaft gerettet.

43.

Tassilo's Unterhandlung in Rom. Unterwerfung am Lech.

Im Jahr 787.

Zu Regensburg aber wechselten statt dessen Trotz mit Kleinmuth. Hier befahl Tassilo eigenmächtig Fehde, wegen Grenzirrung im Gebirg, gegen den fränkischen Herzog Hrodbert zu Trident, und ließ ihn durch seine Grafen Idwin und Gawin im Gefecht bei Bozan erschlagen [153]). — Dann wieder, scheu vor Folgen,

153) Pugna Bajovariorum cum Hrodperto ad Bauzana, heißt es beim J. 785 in einem brevc chron., das

schickte er an Papst und König Botschaft, Schonung zu vermitteln.

Im Frühjahr, als der Herr des abendländischen Reichs in Andacht Ostern hielt zu Rom, kamen dahin die Botschafter des Herzogs, Arno, Bischof von Salzburg, Hunrich, Abt von Mondsee. Sie flehten um des heiligen Vaters Fürwort.

Hadrian barg mit freundlicher Gebärde sein unversöhntes Herz; und der König hatte des Herzogs Schicksal schon entschieden. Zwar sprach er zu den Boten: gern biet' er, dem Wunsch des heiligen Vaters gemäß, die Hand des Friedens, welche Tassilo's Wankelmuth so oft zurückgestoßen. Wie aber zur Schließung eines Vertrages geschritten werden sollte, und die Gesandten solchen Werkes vollmächtig zu sein verneinten: erhob Papst Hadrian zürnend seine Stimme, und schalt Alles eitel Argliſt und Betrug. Und er bedrohte das herzogliche Haus mit seinem schwersten Fluche, wenn je der Eid von Compiegne oder Worms verletzt würde; und was Unglücks des Fürsten

---

vom J. 748 bis 823 gehend, aus dem neunten Jahrhundert, auf Pergament geschrieben in dem königlichen Bücherschatz zu München vorhanden ist. Aventin (Chron. 280) und Resch (Ann. Sabion. 719) wußten von dieser Zehde nicht viel mehr.

Ungehorsam über Baioarien bringen könne, es solle das schuldige Haupt treffen[154]). — So Papst und König.

Noch war dem Herzoge zu Regensburg kaum davon Kunde geworden, kamen schon königliche Boten, die ihn gen Worms zum Reichstag entboten.

Tassilo, empört, von Luitberga's stolzem Zorn erhoben, weigerte. Er rief das Volk aller Gauen in die Waffen. Am Lechstrom ward das Lager geschlagen, wo Odilo vor vierundvierzig Jahren den Kampf für gleiche Sache mit gleichen Feinden gestritten.

Eilfertig zogen Karl und seine Franken ihm entgegen bei Augsburg im Lechfeld; ein zweites Heer entfaltete sich auf des Königs Wink an der Donau, ohnweit Faringa (Pföring); ein drittes brachte der Königssohn, Pipin, aus Italien durchs tridentische Gebirg gen Botzen. Dann wurde Tassilo und sein Volk aufgefordert, sich zu ergeben[155]).

Der Agilolfinge, von Uebermacht umzingelt, vom lauen Eifer oder zweideutigen Ton seiner Feldhauptleute übel getröstet, verlor den Muth. Er ging, die Schmach überlebend, zum königlichen Lager. Hier, Angesichts der Heere, schwor er zum

---

154) Vita Caroli M. incerti autoris (Duchesne 2, 55).
155) Eginhards Vita Caroli M.

drittenmal den Schwur der Unterwerfung, und nahm in Ueberreichung eines Stabes, an deſſen Spitze ein künſtlich geſchnitztes Menſchenbild [156]), das Herzogthum zum wahren Lehen aus des Königs Hand. Zwölf Geiſeln und ſeinen eigenen Sohn Theodo gab er zum Unterpfand redlichen Sinnes.

Die Heere gingen nach dieſem auseinander. Der König überwinterte zu Ingelheim, das er am Rhein gebaut hatte.

41.

Verluſt des Herzogthums.

Im Jahr 788.

Taſſilo, ſtets in ſich ſelbſt entzweit, verzweifelte in Scham und Stolz. Nur Luitberga's weiblicher Haß [157]) entflammte ihn zu vorübergehenden großen Entſchluſſen. Er ſprach zu ſeinen

---

[156]) In cujus capite similitudo hominis erat. Annales Nazariani beim J. 787 (Duchesne 2, 6).

[157]) Einſtimmig wird Luitberga von den Alten des verderblichen Einfluſſes beſchuldigt.

Post patris exilium Francis inimica manebat
Foeminaque gerens odii sub pectore flammas.

ſingt der poeta saxo (in Leibnitzes script. rer. brunsuic. 1, 137).

Adelschalken: Tod wär' ihm erträglicher, als die schimpfvolle Dienstbarkeit; und wenn er zehn Söhne hätte, lieber würd' er aller Leichname sehen, denn sie solcher Schande Erben wissen. — Nun ward versucht, des Königs Dienstmannen zu gewinnen, die im Lande wohnten; welcher von ionen widerstrebte, mit Unglück bedräut. Wer den Franken schwören mußte, sollte beim Eide das Gegentheil denken. Heimliche Boten wurden den Avaren geschickt: Sachsen sei in vollem Aufruhr; sie möchten aufstehen mit Tassilo wider Karl. Denn nach Baiosariens Fall nahe der übrige[155]).

Dem Könige wurde Alles verrätherisch hinterbracht. Er hielt zu Ingelheim die Maiversammlung. Auch der Herzog, eingeladen, kam ohne Argwohn, mit geheuchelter Ehrfurcht. Er ward alsbald verhaftet; und in Regensburg zur gleichen Stunde Luitberga, nebst Kindern und Hofgesind' und allen Schätzen mit Eil und Heimlichkeit aufgehoben, nach Ingelheim entführt.

Hier stand um den Thron des Königs der Franken glänzende Versammlung; auch die Menge lombardischer, sächsischer, baiosarischer Vasallen. Der Herzog kam entwaffnet in den Kreis. An-

155) Dies wurden die nachmaligen Gegenstände seiner Anklage, deren Wahrheit er bekannte. Alle Zeitbeschreiber gleichstimmig.

kläger traten auf und sagten wider ihn aus. Es waren Bajoaren. Nicht Ehrfurcht, nicht Liebe des Vaterlandes, nicht Dankbarkeit mäßigte ihre Rede.

Der Fürst, überrascht durch den Verrath seiner eigenen Räthe und Diener, gestand [189]). Die Richter, eingedenk seiner Heerverlassung vor fünfundzwanzig Jahren, sprachen das Todesurtheil. Was einst Pipin verziehen, sollte Karl noch rächen. Doch diesem gefiel Großmuth oder ihr Schein besser, als blutige Gewaltthat. Er überließ dem Herzoge die Wahl der Strafe. Der Agilolfinge forderte das Kloster [190]); bat nur, ihm zu ersparen, vor offenem Reichstage das Mönchskleid anzuthun.

Am Rhein im Kloster des heiligen Nazarius wurde er geschoren und eingekleidet; nach diesem den Zellen von Gemeticum (bei Rouen), tief im Innern des Frankenlandes, überantwortet [191]);

---

189) Consiliariis et legatariis sagen die Ann. breves Lauisshamenses.

190) Lex. Bajov. Tit. 2, c. 4.

191) Alle Jahrbücher einhellig. Der Zeitbeschreiber des Tilius, sonst nicht der genaueste, setzt bei: Dassilo ad sancto Goare pridie nonas Julias transmatos est (Duchesne 2, 23).

Theodo, sein Sohn, dem Kloster St. Maximin bei Trier; Theodobert, ein jüngerer, einem andern; eine seiner Tochter dem Kloster Cala; eine andere dem zu Laon. Wohin Luitberga, die Tochter des Desiderius, verschwunden, ist Geheimniß geblieben[192]). Der Alleinherr verhehlte die Opfer seines Ehrgeizes.

Die verwaisete Burg der Unglücklichen stand öde. Wer ihm anhing, kam ins Elend[193]). Kein Bajoar zuckte für der Agilolfingen Recht das Schwerd. Nur die wilden Avaren hielten gegebenes Wort.

Sie brachen hervor, durch Friaul nach Italien; über die Donau ins Bajoarische. Hier wurden sie von den königlichen Heerführern Grahaman und Audaker auf dem Feld Hibose (oder Ibora) geschlagen; dort nicht minder. In einem dritten Treffen, an der Donau, verloren sie, allein durch baierische Schaaren, bei zehntausend Mann. Denn Viele kamen im Strom um[194]).

---

192) Haec omnis ad gloriam et honorem domino regi, fügen die nazarischen Zeitbücher ehrerbietig hinzu.

193) Doch die Zahl der Anhänger sei gar klein gewesen, bemerkten die Alten.

194) Der Monachus Engolismensis und Regino.

45.

Fränkiſche Verwaltung im Lande. Gericht.

Nach dieſem begab ſich Karl mit Hofſtatt und Frauenzimmern in die königliche Stadt Regensburg, die Verwaltung einzurichten.

Namen und Geſetze wurden dem Lande gelaſſen, wie vor Alters; ihm zugegeben jenſeits der Donau die fruchtreichen Gefilde und Hügel bis zum böhmiſchen und thüringiſchen Waldgebirg hinauf. Dies Gelände, in welchem ſich Suitgars Stiftung, die biſchöfliche Kirche von Eichſtätt, auch Ingoldeſtat und Lutrahahof, die reichen Weiler, erhoben, mit welchen Taſſilo vom Könige in Tagen der Freundſchaft belehnt geweſen, umfaßte nun der Name des Nordgau's[195]. Die übrigen Gauen behielten herkömmliche Grenzen, Gerichte, Mallſtätten.

---

195) Der Name Northgove erſcheint zum erſtenmal in der Charta divisionis imperii (Duchesne 2, 88). Die ganze Gegend war vermuthlich erſt ſeit Suitgars Wegführung im J. 749 fränkiſch. Aus eben jener Urkunde erfahren wir Taſſilo's Belehnung mit den Weilern Ingoldeſtat und Lutrahahof.

Wie vor Alters bildeten Dörfer, Weiler und Markungen einen Zehent, dem der Zehentmeister oder Schulz vorstand; die Zehnten einen Gau, den ohne Erblichkeit des Amtes der Graf verwaltete [196]). Die Grafen bewachten sich gegenseitig mit eifersüchtiger Sorgfalt. Vollmächtige Herren des Königs reiseten von Gau zu Gau, und prüften der Richter und Gaugrafen Thun [197]). Ueber Alle setzte der König einen Statthalter. Der Erste ist Gerold gewesen, des Königs Schwäher, Großbannerherr und Staatsrath [198]). Wider der Grenzvölker Wildheit wurden Markgrafen gestellt. Diese schalteten über mehrere Gauen zugleich, groß an Gewalt; immerdar streitfertig. Im Krieg folgte ihnen das Heer, im Frieden diente die Landwacht.

Nach deutscher Urfitte aus den ersten Wohnsitzen im Norden ward dem Volk gelassen, nach eigenem Gesetz gerichtet zu werden. Nur Zusätze gab diesem der König, Raub, Diebstahl und Hehle-

---

196) Senior, comes. So saß zu Regensburg Graf Audulf, zu Passau Graf Beringer.

197) Selbst den Wirthschafts-Bestand der Meierhöfe mußten die Vollmächtigen (missi) dem König aufs genaueste anzeigen. Ein Beispiel davon Mon. boic. 7, 83 ff.

198) Consiliarius et signifer. Regino zum J. 788 und 791.

Zur Verbreitung dieſer erhabenen Grundſätze bediente ſich der weiſe Nahak keiner auſſerordentlichen Mittel. Er lebte einfach und aufſpruchslos, wie jeder andere Menſch. Es fiel ihm nicht ein, ſich für ein höheres Weſen auszugeben; doch läugnete er nicht, daß er größere Einſicht in göttlichen Dingen und vorzüglichere Geiſteskräfte vom Himmel empfangen habe, das Wahre vom Irrthum zu ſcheiden. Dies konnten auch diejenigen nicht läugnen, welche durch ihn des Beſſern überführt wurden. Darin ſahen ſie die Beurkundung ſeiner göttlichen Sendung, und er fand darin ſeinen Beruf zu dem, was er auf Erden thun ſolle. Er verrichtete keine Wunder, und verachtete die, welche jemals von Kindern des Staubes gethan worden ſein ſollten. Ja, er lehrte, daß die, welche mit Wundergaben glänzen, dazu durch den böſen Sinn oder Geiſt, der in ihnen wohnte, verführt und geſtärkt worden wären. Eben ſo wenig bediente er ſich gewaltſamer Mittel zur Bekehrung der Menſchen, oder ſich vor Verfolgern in Sicherheit zu ſetzen. „Ein heiliger Lehrer", ſagte er, „bedarf keiner andern Mittel, als der Heiligkeit ſeiner Lehren und ihrer jedes Gemüth überwältigenden Kraft. Gott hat mir geboten, mich zu waffnen, aber nicht mit gemeinen Waffen, um Andern zu ſchaden. Mein Schild ſoll ſein der Verſtand, mein Schwert die Wahrheit; ich ſoll tapfer kämpfen

rei zu mindern [199]). Auch durfte fortan Keiner mehr mit Langschild und Lanze bewaffnet zur Mallstätte treten [200]).

Gemeindsachen that die Versammlung aller Markungsgenossen im Zehnt ab, wenn sie der Schulz einrief. Aber Harnischschau, Bestrafung Friedbrüchiger und alle Angelegenheiten des Gaues, wurden in Grafendingen und Gauversammlungen vorgenommen. Des gesammten Herzogthums Geschäfte berieth der Landtag; zu ihm reiseten Bischöfe und Aebte, Gaugrafen, Schulzen und wer von den Freien des Landes Zeuge sein mochte.

Alles Urtheil ward öffentlich gesprochen; Jeder vor Seinesgleichen gerichtet. Niedern Frevel richtete der Schulz; größern, auch was Leib und Gut anging, der Gaugraf. Todesstrafe erkannte der König allein, oder wen er bevollmächtigte [201]).

46.

Heerbann.

Aus der kriegerischen Stellung der abendländischen Völker, beibehalten seit Niederlassung in

---

199) Karls capitulare Bajovariorum, vermuthlich vom J. 788.

200) Ebendaselbst. (Bei Georgisch. S. 547 ff.)

201) Capitularia von 803, 805, 807, 812.

festen Wohnsitzen, gingen diese einfachen Ordnungen von selbst hervor. Jeder freie Eigenthümer war Krieger, jeder Richter Anführer geblieben. Der Schulz im Frieden war Hauptmann seiner Zehntrotten im Felde; der Graf Oberster von den Wehren des Gau's; den Heerführer wählte der König.

Aber Karl hatte den Heerbann sehr vervollkommnet. Vieljährige Feldzüge lehrten ihn dessen Tugend und Schwäche. Ihm dankte er seine Macht.

Ein jeder Freie seines großen Reichs, der durch Umgürtung des Schwerdes, mit Schild und Lanze, wehrhaft geworden, war wenigstens zu einem Zuge kriegspflichtig; die drei ersten Monde auf eigene Kosten. Dazu ward jährlich dreimal Wehrschau gehalten. Erging zum Krieg das Aufgebot, zog männiglich aus im vollen Harnisch, mit Speer und Schwerd, mit Schild und Sturmhaube zu Roß, wer zwölf Höfe besaß. Für eigene Rüstung mußte selbst noch der Eigenthümer von fünf Meiergütern sorgen. Von allen übrigen Freien, wer nur zwei Höfe hatte, ging je der Zweite, und von dem, der blieb, mit Waffen ausgestattet. Inhaber einzelner Höfe rüsteten allezeit je den

Dritten aus mit Spieß und Schild, und Bogen nebst zwei Sennen und zwölf Pfeilen [202]).

Selbst Kirchen nicht und Klöster waren vom Heerbann frei. Ihrer einige, wie die Abtei am Tegernsee und Mondsee, mußten ihres Gotteshauses Wehren zu Fuß und Roß ins Feld stellen; die Reiter wohl versehen mit Tartsch' und Speer, mit Schwerd und Dolch, mit Bogen, Pfeil' und Köcher; dazu noch Fuhrwerk beladen mit Kriegsgeräthen aller Art; auch Steuern wurden überdies bezahlt. Andere aber, wie Niederaltaich, Kremsmünster, Mattsee, Burin, zwar steuerfrei, hatten dennoch Pflicht, Mannschaft und Schaarwerk zu geben; noch andere nur die leichte Sorge, den Gott der Heerschaaren für die königlichen Waffen anzuflehen [203]).

---

202) S. vorige Anmerkung. Ein Hof, mansus, hielt wenigstens zwölf Juchart, auch bis vierzig.

203) Die Namen der pflichtigen Klöster nennt das constitutum de monasteriis regni Francorum, quæ regi militiam, dona, vel solas orationes debent (Duchesne 2, 323). Ein merkwürdiges Aufgebot Karls an den Abt von Niederaltaich zur Heerfolge im Jahr 802 in den Mon. boic. 11, 400 ff.

47.

Königlicher Aufwand. Landesarmuth.

Obwohl der König aus dem Ertrage eigenthümlicher Meiereien seine Hofhaltung, das Land den Aufwand seiner Reisen, das Heer zum Theil die Kosten seiner Feldzüge trug, heischte dennoch das Gepränge, welches den Herrn der abendländischen Welt umgab, ungeheure Einkünfte. Zur Verwaltung derselben von den Gefällen aus Wehr- und Strafgeldern, Zöllen, Münzstätten, Bergwerken, Forsten und andern Staatsgütern, waren öffentliche Einnehmer im ganzen Reich. Dazu kam, was auf Maiversammlungen Fürsten und Vasallen an Geschenken brachten, oder die reichen Kriegsbeuten in eroberten Landen. Das Erbe und Hausgut der Agilolfingen war nicht minder königliches Gut geworden [204]). Dennoch fehlte es an ausserordentlichen Steuern nicht.

König Karl, zumal als er die Kaiserkrone des untergegangenen Römerreichs wieder auf sein

---

204) Dies erhellt aus Schenkungen, welche Karl aus Agilolfingischen Gütern an Klöster gemacht hat. Feßmaier (in seiner sachreichen, gedrängten Geschichte von Baiern S. 139) zählt deren eilf; doch sind darunter, die nicht zu Tassilo's Aloden, sondern zum Staatsgut gehört haben mögen.

Haupt genommen, hat in der Einfalt seines häuslichen Lebens nie vergessen, wie seine „Majestät“ vor andern Durchlauchten glänze [205]). Ihm küßten freie Männer demuthsvoll den Staub der Füße; die Ersten des Reichs, selbst die Königin, nur sein Knie.

Ueberall umzog ihn zahlreiche Dienerschaft in strengbezeichneten Geschäftskreisen. Seiner gesammten Hofgeistlichkeit stand ein Erzkaplan; den von ihr besorgten Geheimschreibereien ein Erzkanzlar vor. Gleichwie jener die kirchlichen Streithändel, schlichtete ein Graf der königlichen Pfalz die weltlichen, oder trug sie zur Entscheidung dem Selbstherrscher vor. Ueber die Einkünfte von Gesandtschaften oder Hausgütern, wie über des Hofgesindes Glanz und Unterhalt, waltete der Kämmerer. Beim feierlichen Gastmahl diente der Seneschalk; auf der Jagd ein Großfalkner mit vier Jägermeistern. Herbeischaffung des Vorspanns und Pflege der kaiserlichen Rosse war dem Grafen des Marstalls anvertraut. Ein anderer führte Oberaufsicht über den Troß auf des Herrschers Reisen durch den Welttheil; ein anderer eilte voraus, Zimmer und Stallungen anzuordnen.

205) Er gebrauchte von sich den Ausdruck majestas. Geringern Königen kam nur celsitudo und serenitas zu.

Gewöhnlich waren die Gebäude der Abtei des Fürsten Herberge. Seine Begleitung von zahllosen Herren und Dienern, Weibern, Kriegsknechten, Lastthieren, Wagen, Jagdhunden, sah ähnlicher einem schnellwandernden Heerzug, als der Bedienung eines Einzigen [205]).

Neben solcher Pracht stand des Volkes Armuth traurig. Selbst die ausgedehntesten Besitzungen gaben nur geringen Ertrag. Noch war die Kunst der Landwirthschaft sehr unvollkommen; und mehr, als für das Jahrbedürfniß jeder Haushaltung, ward kaum gewonnen. Denn zum Verkehr mangelten Straßen. Daher bei Fehljahren häufig Hungersnoth neben vielfachen Abgaben. Diese lasteten, wie immer bei mangelhaftem Haushalt des Staats, am schwersten auf dem Minderbegüterten. Dieser war dem Lehnherrn Zins, der Kirche Zehnten, dem Grafen jährliches Liebnuß pflichtig. Er mußte den königlichen Vollmächtigen auf ihren Umritten, auch Grafen und Gaurichtern an Versammlungstagen Pflege reichen; dem Landesherrn im Felde dienen, bald mit Waffen, bald mit Steuern, bald mit Schaarwerken, also, daß oft die Sorgenlosigkeit des leibeigenen Knechts beneidenswürdig schien.

---

205) Nach Hincmar von Rheims de ordine et officio palatii (bei Duchesne 2, 491).

49.

Handel. Münzen.

Karl lernte auf ununterbrochenen Reisen das Elend seiner Völker kennen. Durch Geschichten von einer blühendern Vorwelt begeistert, wollte er ihr Glück zurückrufen. Längst schon hatten an den norddeutschen Meeresküsten, wo die sinnreichen Wenden Verkehr trieben, Gewerb und Kunst geblüht, wie nirgends im deutschen Land. Ihre Schiffahrt ging schon, wie die der Frisen, weit an den europäischen Küsten. Ihr Ackerbau füllte die Märkte benachbarter Länder mit Ueberfluß. Die hohen Tempel und Gebäude ihrer Städte Süzkow, Stettin, Garz, der uralten Vinetha auf Usedom und des prachtvollen Wisby (auf der Insel Gothland) waren mit bewundernswerthen Arbeiten der Stickkunst, Malerei und Bildhauerei geziert. Die feinen Gewänder Indiens, die Zobel und Hermeline von Gardarik (Rußland), die Weine des wärmern Europa waren auf den Küsten von Friesland und Pommern feil; hier eine Ueppigkeit, ein Leben, wie es lange nicht wieder an jenen Meergestaden erblickt worden ist.

Es gebot nun der fränkische König, Handelswege zu bauen. Aus dem Norden, von Barde-

wick her, dem Haupt der sächsischen Handelsstädte, zog er die vornehmste Straße über Magdeburg, Forchheim und Brennberg nach Baiern. Hier wurden die Waaren von Regensburg und Passau dem Innern Pannoniens, wie Italiens (durch Kärnthen), zugeführt oder abgenommen; zur Unterhaltung der Straßen einträgliche Zölle, Weg- und Brückengelder vom Kaufmannsgut, wie vom Hausbedarf, entrichtet. Bald knüpften sich den Straßen Märkte an und Messen. Schnell fand sich der Verkehr wandernder Juden ein. Dies Volk, ausgestreut in alle Länder, und vom Schicksal erkoren, dienenartig von einer Weltgegend Kunst und Gewerb der andern zuzutragen, oder entzweite Völker wieder friedlich im Handel zu verbinden, war früh in Baiern [207]; hatte großen Reichthum zu Regensburg.

In dieser Stadt sah man nun nach wenigen Jahrzehnden das große Vorrathshaus deutschen Verkehrs in allerlei Erzeugnissen und für das Bedürfniß des Lebens und der Lust. Befrachtete Schiffe schwammen die Donau ab und auf. Doch blieb der Bajoaren eigener Handel noch lange

207) In den Legibus portorii Bojorum (Oefele 1, 718) erscheinen die Juden zur Zeit Ludwig des Kindes schon als längstbekannte thätige Handelsleute.

dürftig, auf Früchte von Heerden und Feldern, auf Honig, Wachs und Salz beschränkt.

Auch gleiches Gewicht und Maaß gedachte der Kaiser seinen Völkern zu geben, daß sie einander im Markt und Handel leichter verständen. Doch wollt's ihm nicht gedeihen. Die Bajoaren, ungelenk in neuen Weisen, wußten in zwanzig Jahren noch nicht davon, und blieben herkömmlichem Gebrauch aus Römerzeiten treu [208]).

Am meisten erschwerte des Geldes große Seltenheit lebendigern Verkehr. Denn im Herzogthum und weit umher war Regensburg lange die einzige Münzstatt. Dahin trug fein Silber, wer es für eigenen Gebrauch ausgeprägt wünschte. Aus einem Pfund Silbers wurden ihm zweiundzwanzig Schillinge geschlagen (solidus) geschlagen; davon fiel dem Münzherrn einer für die Werkstätte zu. Das üblichere Geld im gemeinen Leben wurden sogenannte Dickpfennige [209]), gro-

208) Schon im J. 749 versuchte Karl die Einführung gleichartiger Maasordnung. Sie blieb aber so unbekannt, daß sich der Erzbischof von Salzburg noch im J. 816 vom Kaiser Ludwig I. ein fränkisches Gewicht schicken ließ, um es beim Abwägen der Kost in den Klöstern einzuführen (Reschens Ann. Sab. 1, 742).

209) In den Urkunden scotas, nummos, denarios.

den Gepräges. Ihrer zwölf hatten erst den Werth eines Silberschillings [210]).

49.

Kirchenwesen.

Mehr jedoch, als alle diese Hindernisse — ein langer Friede würde sie besiegt haben — stritt die Wildheit der Zeiten gegen Wohlstand und Glückseligkeit der Völker. Kriegen oder Beten war Hauptzweck; rohe Lust und rohes Elend das Uebrige. Nur Burgen und Klöster gediehen.

Die Gründung eines Erzbisthums in baioarischen Landen, schon vor fast hundert Jahren der fruchtlose Wunsch Papstes Gregors des Andern, gelang durch das Machtwort Karls. Er gedachte des Bischofs Arno von Salzburg, welcher einst zu ihm gen Rom, als Tassilo's Gesandter, gekommen. Arno, ein ge-

---

210) Zirngiebl (in Westenrieders Beitr., achter Theil) darüber sehr lehrreich, der auch über die aus dem Geldmangel entspringende scheinbare Wohlfeilheit der Lebensmittel damaliger Zeit merkwürdige Beispiele liefert. Z. B. ein einjähriges Rind oder auch ein Schwein galt 12 Pfennige (2 fl. 40 kr.); 15 heutige Pfund Waizenbrodes 1 Dickpfennig, oder 6⅔ kr., der Landthaler zu 2 fl. 40 kr. genommen.

gegen Bosheit und Wahn, und alle meine Feinde beſiegen, indem ich ſie in Freunde verwandle."

Vom Muhamed ſagte Nabak der Weiſe: „Ihn hat Gott ins Leben geſendet, daß er Gutes thue, und durch den Koran die Erkenntniß des einzigen Gottes verbreite. Aber er hat Willkühliches gethan, und alle menſchlichen Geſchöpfe in Unruhe gebracht. Darum hat er Unterdrückung und Grauſamkeit eingeführt, und das Morden ſelbſt unſchuldiger, dem Menſchen hilfreicher Thiere. Es iſt abſcheulich, auch das Vieh zu tödten und zu verzehren, das dem Sterblichen zugethan iſt, und ihm die Beſchwerden des Lebens erleichtert, wie das Rind am Pfluge, die milchgebende Kuh und das dienſtreiche Roß. Keinem Geſchöpfe ſoll man wehe thun; denn der Odem Gottes iſt in jedes Weſen ausgegoſſen."

Nabak verwarf den Dienſt der Götzen und aller ſelbſtgeſchaffenen Gottheiten der Hindus; er verwarf alle Verehrung, die man dem Erſchaffenen weiht, ſtatt dem Schöpfer. „Es iſt nur ein einziges höchſtes Weſen; kein anderes kann auſſer ihm ſein, oder wider ſeine Macht anſtreben. Alles Geſchaffene athmet durch ſeine Liebe, und nimmt es wahr und ſieht den Wohlthäter nicht. Darum läßt ſich von ihm kein Bildniß machen aus Stein, oder Farbe, noch eine Vorſtellung durch Worte. Er iſt allenthalben wie allenthalben, immer wie

lehrter und kluger Mann, galt ihm viel. Diesen bekleidete er mit dem oberpriesterlichen Schmuck, „Pallium“ geheißen, von Rom erbeten [211]), und befreite ihn vom weltlichen Gerichtszwang der Gaugrafen. Die Bisthümer Passau, Regensburg, Freising, Säben und Neuburg an der Donau [212]) wurden seiner Hut untergeben. Er ist derselbe, welcher der vaterländischen Geschichte guten Dienst leistete, indem er als sorgsamer Haushalter das Verzeichniß von allem Besitzthum seines Hochstifts schrieb [213]).

Auch neben dem bajoarischen Erzbischof haben allgemeine Priesterversammlungen die Ordnungen des inländischen Kirchenthums berathen. Gesetzgebung gehörte allen; Vollziehung Wenigen; wie im Staat, so in der Kirche. So weiß man, wie

---

211) Im Jahr 798.

212) Hansiz 2, 106. Aber der bischöfliche Sitz von Neuburg ward, vermuthlich um's Jahr 801, mit Kaiser Karls Beistand nach Augsburg verlegt. Mich. Steins Abh. vom Bisthum Neuburg. (Abh. d. baic. Ak. 1, 381. ff., wo alles Geschichtliche über dies Bisthum aufgesammelt ist.)

213) Der bekannte indiculus Arnonis. Von fünfhundert dreißig Mannwerken (mansus) des Stiftes rührten dreihundert siebenzig von den Agilolfingischen Herzogen her, wie Zeßmaier nachrechnet.

schon im Jahr 795 ein Zusammentritt der Geistlichkeit zu Regensburg den Hader frommer Väter um die Grenzen ihres Sprengels geschlichtet hat [214]). Noch wichtiger wurden vier Jahre darauf für kirchliche Zucht die Beschlüsse einer Versammlung zu Reisbach ohnweit dem Bilsfüßlein [215]). Hier ward den Geweihten des Altars der Genuß von Fleisch und Wein am Freitag, auch Weihung des Priesters vor dreißigjährigem Alter desselben, Klöstern das Gelüst nach weltlichen Gütern, Bischöfen die Begierde nach Abteien untersagt, und manche andere löbliche Ordnung gestiftet.

Denn schon war der ersten Kirche rührende Einfalt gewichen. Bischöfe, vormals als Aebte

---

214) Enhuebers conc. Ratisb. S. 23. Im J. 792 war zu Regensburg die allgemeine Kirchenversammlung, welche den Felix von Urgel (in Catalonien), der den Messias nur einen angekindeten Sohn Gottes nannte, verdammte.

215) Im J. 799 gehalten. Meichelbek, Resch u. a. bezweifeln die Aechtheit der von Aventin (Chron. Bajor. L. 4) ausgezogenen Beschlüsse dieser Versammlung, die wohl von spätern Abschreibern entstellt worden sein können. Aber Aventin verdient allerdings Zutrauen, da er so viele Urkunden der Klöster zu seinem Gebrauch hatte. Jene Zweifel sind ohnehin schwach.

mit ihren Mönchen inner denselben Klöstern, begannen Hofhaltung, gleich Herren dieser Welt [216]), in Gold und Seide gekleidet [217]). Uepigkeit füllte schon die Tafeln, Pracht die gottgeweihten Hallen, und des Weltlings Geschmack an Pokal und Jagdlust erheiterte auch die heiligen Männer nach den Mühen gottseliger Betrachtungen. Umsonst der Ernst kirchlicher Verordnungen. Gesetze sind immerdar nur Ergebungsbedinge öffentlicher Wohlfahrt an die Gegreichen Laster der Zeit gewesen.

Oft schien Kaiser Karl ernstlich gewillet, die weltliche Macht der hohen Priesterschaft zu beschränken. Auf andern Seiten erweiterte er aber selber ihrem Ehrgeiz den Spielraum wieder. Oft wurden sie gesehen, mit der Würde vollmächtiger Boten des Königs, die Verwaltung der Grafen zu prüfen; noch öfter in ihren Sprengeln als

---

216) So ward der, lange im Heimerankloster zu Regensburg gestandene, bischöfliche Stuhl um diese Zeit in die Stephanskirche gestellt.

217) Für reiche Geschenke, welche die Klöster empfingen, gaben sie, als Zeichen der Erkenntlichkeit oder Bestätigung, goldene Ohrringe (Oringas), Spangen, Seidenzeuge, köstliche Gewänder u. s. w. Mon. boic. 8. 370.

Sittenrichter über Ehebruch, Meineid, Veruntreuung heiligen Guts und ähnlichen Sünden. Sie, des Himmelreichs Schlüsselbewahrer, fingen bald an, Schrecken einem Volke einzuflößen, das sie nährte; und Furcht den Großen, deren Schutz ihnen wohlgethan [218]). Bald verliehen nicht mehr stille Tugenden und Weisheit, sondern der Geschlechter Herkunft und Reichthum Anspruch auf geistliche Würden. Wie man nun wohlbedacht an bischöflichen Hauptkirchen oder Münstern in der Strenge klösterlicher Zucht nachließ, neben Besitz von Eigenthum feste, oft reichliche Einkünfte gewährte: warben auch Fürsten- und Grafenkinder um Sängerstellen, und brachten als Chorherren [219]) vorher unbekannten Glanz an den Hof der Bischöfe.

---

218) Vicarios Christi et clavigeros regni coelorum nannten sie sich selbst in den actis exauctorationis Ludovici pii (Duchesne 2, 231), da sie sogar einen Kaiser zu schimpflichen Bußwerken verdammten.

219) Die Canonici, Knichen, sind schon zu Baiern in der Mitte des neunten Jahrhunderts und früher vorhanden gewesen. Dafür zeugt z. B. eine von Meichelbek 2, 321 aufbewahrte Urkunde vom Jahr 846 und manche andere.

Schon früh hatte die Kirche in Baiſoarien den Genuß des Zehnten [220]). Vielleicht aber ward derſelbe auch hier williger geſtellt, da die Kirchenverſammlung zu Frankfurt den erſchrockenen Bauern in der Zeit der Hungersnoth erklärte, böſe Geiſter hätten die Aehren ausgefreſſen, wo der Zehnten verſäumt worden [221]). Auch hier, wie im geſammten fränkiſchen Reich, iſt er vierfach vertheilt worden, für Biſchof nämlich und Prieſter, kirchliche Gebäude und Nothleidende. Den Armen ward freilich ſchamloſes Betteln unterſagt, und jeder Ortſchaft Sorge für ihre Dürftigen geboten [222]); allein mit der Zahl frommer Stiftungen wuchs die Zahl der Müßiggänger, gepflegt durch die Barmherzigkeit derſelben.

Karls kaiſerliche Milde mehrte den Schatz der Abteien von Baiſoarien ſo ſtattlich, daß keine der-

220) Schon zu Severins Tagen, wie Eugipp lehrt. Dann ſprachen davon auch die Beſchluſſe von Aſchheim, wie oben bemerkt ward.

221) Akten der Frankfurter Kirchenverſammlung vom Jahr 794 die zweiundzwanzigſte Satzung. Unſere Landwirthe ſind noch heut zu Tage über die Urſachen des Brandes im Getraide uneins.

222) Nach den Beſchluſſen der Verſammlung zu Reisbach.

selben den Untergang des Agilolfingenhauses bereuen mochte [223]). Ohnweit der Donau pries sogar ein Kloster zu Methen nicht ohne Stolz, durch seine Hand gegründet worden zu sein [224]). Der Kirchen Reichthum offenbarte sich am würdigsten im Gepränge des Gottesdienstes, wodurch das Gemüth der Christenmenge zuweilen, über den Staub des Alltagslebens gehoben, edlern Gefühlen aufgeschlossen ward. Es erschienen die Altäre schon mit Seidenzeugen und feinstem Linnen umhangen; die Wände mit Oelgemälden bedeckt, welche die Thaten Gottes und die Wunder der Heiligen darstellten; Priestergewänder mit köstlichen Stickereien; Behälter heiliger Gebeine, aus kostbarem Erz gegossen, mit Perlen, buntem Glas und edlem Gestein geziert; Silberleuchter und Kelche in Vergoldung strahlend [225]). Auch

223) Zahlreiche Urkunden baierischer Klöster bezeugen es. Von der Vergrößerung des Bisthums Passau führt Jeßmaier (Gesch. v. Baiern S. 187) Thatsachen aus einer handschriftlichen „Chronik von Passau" an.

224) Wig. Hunds Metrop. Salisb. 2, 346.

225) Wie das Kloster Staffelsee in diesen Tagen Pracht und Kleinodien hatte, lehrt das sogenannte Breviarium Caroli M., ohngefähr um's J. 813 geschrieben. Mon. boic. 7, 83. Die Oelgemälde, wie Fischer (in seiner Geschichte des deutschen

iſt römiſcher Chorgeſang eingeführt worden, wie ihn Papſt Gregor, der Erſte ſeines Namens, kunſtvoll gebildet [225]). Man zog gen Metz, wo die berühmteſte Schule blühte. Zwei der bewundertſten Kirchenſänger Italiens, Benedikt und Theodor, kamen über die Alpen, die Tonweiſe der Barbaren zu veredeln, deren rauhen Kehlen der Triller große Mühe koſtete. Auch römiſche Orgelſpieler kamen, Bau und Gebrauch des ſeltenen Werkzeuges zu lehren [227]), in deſſen wunderbar gewaltigen Lauten die Himmel ſich dem Ohr der Sterblichen zu offenbaren ſchienen.

50.

Untergang der Avaren.

Im J. 791 — 803.

Noch immer ſchwärmten, ſeit Taſſilo's Sturz, unruhig die Avaren an den Ufern der Ens. Sie

---

Handels 1, 79) rühmt, waren uralte Erfindung der Deutſchen. Die Kirche zu Ingelheim hatte Kaiſer Karl damit reich verziert.

226) Qui illam notis notaverat, ſagt Adamar (Chronik z. J. 787, damit zu vergleichen der Monachus Engolism. J. 787).

227) Bekanntlich hatte im J. 756 Kaiſer Konſtantin aus Griechenland dem König Pipin die erſte Orgel geſandt. *Lambertus Schafnaburgensis* (de rebus Germ. z. J. 756).

trugen, nicht ohne Unwillen, die Schmach drei verlorner Schlachten. Rächend streiften ihre Rotten in die Frankenlande. Da ward Karl ihrer müde und beschloß den Vertilgungskrieg.

Im Jahr 791 waren seine Heere alle in großen Lagern bei Regensburg versammelt. Dann kam er selbst. Die Menge setzte sich in Bewegung längs der Donau. Jeder war auf ein halbes Jahr mit Kleidern, Waffen und Reisebedürfnissen versehen. Außer Holz, Gras für die Rosse, und Wasser, durfte in Freundesland nichts begehrt werden [228]). Sachsen, Friesen und Thüringer zogen an der linken Flußseite, geführt von Theodorich dem Grafen, und Meginfred dem Kämmerer; rechts Franken und Allemannen, vor ihren Bannern Karl selbst. Zwischen beiden auf zahllosen Schiffen schwammen die Bajoaren den Strom hinab [229]).

So gelangte das Heer an die Ens. Hier Rasttag; dreitägiges Gebet der Priester und

228) So unter andern in Karls Befehl an Abt Fuldrad in Niederaltaich, vom J. 802 (Mon. boic. 11, 100).

229) In der Hauptsache Alles nach Eginhards Jahrbüchern; so auch das Folgende.

Faſten [230]); der Kriegsknecht beſſerte Bogen und Schleudern, rüſtete der Pfeile Vorrath und allerlei Geräth.

Der Avar, ſchnell zu Roß in Angriff und Flucht, verſchwand, entſetzt von der Größe der Frankenmacht. Seine feſten Plätze auf dem Lumiberg (wo noch heut der Marktflecken Kaumberg bei Königſtetten) und am Fluſſe Kamb, der (Unteröſterreich durchſtrömend, bei Holenburg) in die Donau fällt, überließ er ſammt Kriegs- und Mundvorrath dem Feinde. Die Schaaren Karls rückten vor bis zur Raab, und über ſie längs ihrem Ufer bis zur Stelle, wo ſie in die Donau einfließt. Nach dieſer Eroberung ging ein großer Theil des Heeres zurück; Karl ſelbſt, zum Ueberwintern, auf Regensburg. In denſelben Tagen hat er bei dieſer Stadt über die Donau auf Schiffen eine Brücke gebaut, von Letten, Seilen und ſtarken Ankern gegen die Flut gehalten.

Des Feldzugs Wiedereröffnung ward durch mancherlei Unglück verſpätet. Auch war Zufuhr von Lebens- und Kriegsmitteln mühſam in das weitverheerte Pannonien. Da iſt dem Könige

230) Dieſe geiſtlichen Vorbereitungen ſind in Karls Schreiben an ſeine Gemahlin Fraſtrada bemerkt (Duchesne 2, 187).

gesagt worden: wenn die Flüsse Altamyl und Radinza (Rednitz) mit schiffbarer Wasserleitung verbunden wären, Rhein und Donau, Abend- und Morgenland durch eine einzige Flußstraße zusammenhängen würden. Alsbald ist auf seinen Befehl beim Orte Pudnheim[231]) ein Graben eröffnet worden, tief genug zur Beschiffung, und breit dreihundert Schritte. Der Herr der Franken begab sich selbst, nebst gesammtem Hoflager, dahin, die große Arbeit zu beschleunigen. Auch ist der Graben zweitausend Schritte weit gegen Weißenburg geführt worden[232]). Doch was den Tag gebaut war, stürzte die Nacht wieder ein. Sumpfiges Erdreich und Regengüsse vereitelten alle Mühe.

Nach diesem hat der König die Führung des avarischen Krieges seinem Sohn Pipin übergeben. Zwei Heere, eins unter Gerold, dem Statthalter von Bajoarien, eins unter Erich, dem fränkischen Herzog, mußten von entgegengesetzten Enden in die unbekannten Gauen der Feinde einbrechen. Pipin hat geschlagen, gesiegt. Man drang morgenwärts weit hinaus über die Tizaha (Theiß), und immer tiefer in das Innerste des avarischen Gebiets.

---

231) Oefele rer. boic. 1, 435.

232) Regino in seiner „Chronika."

immer, und wohnet an einem Orte nicht mehr, als am andern."

Einſt machte ein Muhamedaner dem weiſen Nahak Vorwürfe, daß er dieſen am Boden liegen ſah, die Füße gegen das Haus Gottes gekehrt. Nahak erwiederte ruhig: „Wende Dich umher, und zeige mir eine Stätte, wo Gottes Haus nicht iſt."

Er behauptete, das Leiden der Welt ſei die ſelbſtverſchuldete Wirkung ihres wahnſinnigen Kampfes gegen das Göttliche und alle ewige Ordnungen des höchſten Weſens. Laſterhaftigkeit und Unterdrückungsgeiſt habe ſich auf Erden erzeugt und verbreitet. Die Entſtellungen der muhamedaniſchen und heidniſchen Religion, die Ausgeburten menſchlicher Verderbtheit, hätten das Reich der Thorheit und Laſter in der Welt vollendet. „Darum", ſprach er zu ſeinen Anhängern, „iſt der Gottesdienſt, weder der Hindus noch Moslemin, dem höchſten Weſen wohlgefällig. Es iſt darin Knechtſchaft, nicht Freiheit; nicht Reinheit, ſondern Verderbniß der menſchlichen Natur. Der verblichene Scharlachſtrich, den das Waſſer verunreinigte, erhält nie ſeine Farbe wieder."

Drei Hauptlehren waren das Weſentliche bei ihm, auf welches ſich alles Andere, was er ſagte, immer wieder bezog. Andächtige Verehrung des höchſten aller Weſen, des Einzigen; — Liebe der Menſchen, ohne Unterſchied der Vaterlande und

Dort erblickte Fürſt Pipin die wunderbarlichen Veſten und Städte dieſes wilden Volks; Erdwälle und hölzerne Mauern, zwanzig Schuhe hoch und breit, alle in ungeheuern Ringen gebaut; ein Ring den andern umſchließend [233]). Zwiſchen den meilenlangen Kreiſen und rieſenlaſten Wehren, Dorfſchaften und Wohnungen des kriegeriſchen Volks. Im Mittelpunkt der Sitz des Khans und ſeiner Schätze.

Die Ringe wurden erſtürmt, bezwungen, gebrochen; das Innerſte unter mörderiſchem Streiten aufgethan; der hier ſeit Jahrhunderten angehäufte Raub von Europa, ein unermeßlicher Reichthum, erobert, geplündert, davon geſchleppt. Nie, ſeit Chlodwigs Unterjochung Galliens, war von den Franken größere Beute gemacht worden.

Nicht muthlos, aber entzweit durch das Unglück, haben die Avaren noch lange mit getrennter Kraft gefochten. Ihr Land iſt blutige Einöde geworden; all' ihr Adel gefallen und was Großes bei dieſem Volke geweſen [234]). Auch der Franken

---

233) Die Schilderung dieſer avariſchen Veſten aus dem St. Galliſchen Mönch (Duchesne 2, 187. ff.); auch andere Zeitbeſchreibungen gedenken dieſes Ringl.

234) So ſchildert Eginhard (Vita Caroli) die Vernichtung dieſes Volks.

Verluſt war nicht gemein. Selbſt ihre Heerführer kamen um; Erich vom Friaul im Aufruhr einer liburniſchen Stadt Tarſatica (im heutigen Kroatien); Gerold von einem Pfeil aus der Ferne gerührt, als er die Schlachthaufen zum Streit ermuntern wollte [235]).

Nach acht Feldzügen wehten die Fahnen Kaiſer Karls, vom Siege ruhend, an den Ufern der Drau und Save. Vor allen ruhmreich ſtanden die Bajoaren. Daher, als im Jahr 803 Karl wieder gen Regensburg kam, ſchenkte ihnen ſeine belohnende Hand weite Landſtriche aus der Eroberung [236]). Gontram, der Graf von Erdingau, ward Markgraf über Alles. Urolf, Biſchof von Paſſau, und Arno, der Erzbiſchof Salzburgs, wetteiferten fortan, durch ausgeſandte Prieſter dem Himmelreich Seelen unter den Avaren zu erobern, deren

---

225) Beide ſtarben im gleichen Jahr 799. Geralds Leichnam kam in das Kloſter Reichenau im Bodenſee (Chron. breve Monasterii St. Galli z. J. 797), an deſſen Ufern er reich begütert war.

236) Auſſer den Bajoaren auch den Slaven (Fragmentum de rebus Caroli M. cum Hunnis, beim Duchesne 2, 220 ff.), die tapfer gegen ihre alten Herren hielten.

schüchterne Ueberbleibsel gehorsam zwischen dem Kalnberg und Lethafluß ansiedelten [237]).

51.

Tassilo's letztes Erscheinen.

In der Klause von Gemeticum hatte unterdessen Tassilo, der Verstoßene, sechs Jahre schon die Eitelkeit des Irdischen beklagt. Für sein Haus lebte kein Rächer. Aber in der Brust des Eroberers regte es sich, wie Grauen vor dem Arm eines vergeltenden Geschicks.

Als nun im Jahe siebenhundert vierundneunzig zu Frankfurt am Mainstrom die abendländische Priesterschaft große Kirchenversammlung hielt, rief Karl auch den letzten Herzog Agilolfingischen Geschlechts herbei. Nicht mehr durch Richterspruch, sondern freiwillig sollte ihm dieser das Erbe seines Stammes abtreten, auf daß kein Vorwurf ferner das Gewissen des Königs drücke.

Der Längstvergessene trat, einer Geistererscheinung gleich, aus der Dunkelheit seiner Zelle in

---

237) Ein Theil vom Land unter der Ens und Ungarn, Grenzfluß die Leitha. Der Kalnberg ist das alte cetische Waldgebirg, auch comagenische Bergkette (montes Comageni) genannt, welches sich von Wien bis zur Save in Krain ausdehnt.

den glänzenden Kreis der hohen Prieſterſchaft; nicht mit angeborner Fürſtenhoheit, ſondern ſchmerzlich erworbener Demuth des Mönchs. Den Freuden der Welt abgeſtorben, wiederholte er laut dem Könige Bitten der Verzeihung, Worte der Verſöhnung; gab unwiderruflich demſelben Anſpruch und Eigenthum hin, Alles, was ihm, ſeinen Söhnen und Töchtern jemals im Herzogthum eigen geweſen[238]). Dies unterzeichnete er in drei gleichlautenden Urkunden[239]).

Dann verſchwand er in ein unbekanntes Kloſter. Die Zeit ſeines Todes, die Stätte ſeines Grabes weiß niemand[240]).

---

238) Quantum illi aut filiis aut filiabus suis in ducatu Bajoariorum legitime pertinere deberat. Conc. Gall. ex cod. S. Remigii. *Jac. Sirmond.* T. III.

239) Eine derſelben ward ihm ins Kloſter, die andere der Kirchenverſammlung, die dritte dem König gegeben. Chron. moissac. Duchesne 3, 14.

240) Eine Grabſchrift in Lauresheim verleitete Frehero (origines palat. 164) zu glauben, Taſſilo ſei hier geſtorben. Eine alte Sage, die zuerſt in einer Chronik zu Weſſobrunn aufbehalten wurde, und Ubalr. Fürter bei der ſeinigen benutzte (ſie iſt aus dem Kloſter Ebersberg jetzt im königl. Bücherſchatz zu München), ſtimmt damit überein. Darin heißt es: Karl ließ den unglücklichen Taſſilo in glühendes Eiſen ſehen, ſo lange, bis derſelbe er-

Alſo fiel Bajoarien unter fremde Botmäßigkeit, nachdem es drittehalbhundert Jahre ſeit der Völkerwanderung Fürſten und Herrn aus eigenem Volke verehrt hatte.

Zwar fränkiſche Schriftſteller derſelben Tage verſichern [241]), es wären Wasken, Hiſpanier, Franken, Allemannen, Burigunden, Lombarden, Sachſen und Bajoaren ſtolz geweſen, dem Zepter des beglückten und ruhmreichen Herrn der Abendlande zu gehorchen. Aber wir wiſſen, Sachſen, Allemannen, Wasken und Lombarden ruhten erſt nach verbluteter Kraft.

---

blindete; dann ihn ins Kloſter Lauriſheim ſtoßen. Dahin kam einſt lange nachher der Kaiſer. In der Kirche ſah er mit Schaudern einen blinden Greis, von Engeln zum Altar hingeleitet und zurückkehren. Und er fragte nach dem Namen des ehrwürdigen Blinden. Man nannte den Namen Taſſilo. — Obgleich das Blenden verſtoßener Fürſten damals keine Seltenheit und Karl dazu ſehr fähig war, findet man doch in Chroniken und Annalen keine Spur davon in Betreff Taſſilo's. Aber wagten Mönche wohl auch immer die Wahrheit? oder wußten ſie dieſelbe allezeit?

241) Zum Beiſpiel der Monachus Sangalensis, den ich Anm. 229 anführte.

Zweites Buch.

Die Zeiten deutschen Heerbanns und Faustrechts.

Erster Abschnitt.

Die Karlingen.

1. Eingang.

Wie einst in unerforschten Tagen des Alterthums das Volk der Boien ausging, und zwischen dem höchsten Gebirg und dem mächtigsten Strom unsers Welttheils Niederlassungen gründete, die erst von den Römern, dann von den Deutschen bezwungen und eingenommen wurden; wie nach diesem, neugestaltet, das baioarische Volk hervortrat, mit eigenthümlichen Fürsten und Gesetzen, doch schwach, bildungslos, ein Kind in Stürmen, roh in Sitte, Kunst und Glauben, — solches,

und wie es dem Reiche der Franken eigen ward, hat Dir das erste Buch dieser Geschichte berichtet.

Nun will ich anheben von schweren Schicksalen, in welchen der Franken großes Reich verging, und wie aus der ungeheuern Gährung der Zeiten die europäische Welt langsam aufstieg, zu neuen Sitten, Gesetzen und Verfassungen; auch wie das Volk zu Baiern kraftvoll erwuchs; über hundert Jahre von dem Geschlecht der Karlingen, hundert und sechzig Jahre von fremden Häusern, endlich von den erlauchten Welfen beherrscht, bis die vielherrlichen Wittelsbache kamen, dem Staate feste Gestaltung, dem Volke Freiheit, der Pflege des Landes kräftige Ordnungen zu geben. Dies der Inhalt des zweiten Buches.

2.

Neues Königthum in Baiern. Ludwig der Deutsche.

Im Jahr 814 — 825.

Karl, seines Namens unter den Kaisern der Erste, des Abendlandes Eroberer und Gesetzgeber, ist hochbetagt gestorben. Es war im achthundert und vierzehnten Jahre unserer Zeitrechnung. Sein Name erfüllte die Welt. Zeitgenossen nannten ihn groß; finstere Jahrhunderte heilig.

Nach ihm stieg Ludwig auf den kaiserlichen Stuhl, sein Sohn, fromm und gelehrt, doch in Glück und Unfall ohne Heldensinn, der Herrschern geziemt, die das Verhängniß großer Reiche ordnen. Ludwig, vor seines Erbes Unermeßlichkeit erschrocken, schien neben des Vaters gewaltiger Kraft den Glauben an eigene verloren zu haben.

Ihm waren drei Söhne. Diesen gab er Theil an der Herrschaft. Dem ältesten, Lothar genannt, erst Bajoarien als Königreich [1]; dann statt dessen aber, neben sich auf dem Thron, Mitgenossenschaft des gesammten Reichs. Seinen andern Sohn, Pipin, setzte er zum König der Wasken in Aquitanien; den jüngsten aber, Ludwig, zum König der Bajoaren, an Lothars Statt. Darauf traten die ältesten Söhne in ihre Macht ein; Ludwig nicht; denn dieser war unmündig; lebte an des Vaters Hof, und ward noch in allerlei Wissenschaft unterwiesen [2]. Nach erreichter Volljährigkeit ist ihm die tugendsame Hemma, eines Grafen Tochter, zur Gemahlin,

[1] Hlotario dominante rege Bajowariorum, lautet der Schluß einer Urkunde von 815, die Meichelbek (Hist. Fris. T. 1 pars 2, 198) aufbewahrte.

[2] Auch ein bajoarischer Geistlicher, Egilolf, war unter Ludwigs Lehrern. Ihn nennt die erwähnte Urkunde bei Meichelbek.

und im Jahr achthundert fünfundzwanzig endlich das Königreich zu Bajoarien gegeben worden.

3.

Umfang und Zuſtand des Landes im Allgemeinen.

J. J. 825.

Begleitet von Hemma zog der kaum zwanzigjährige König den Ufern der Donau zu, wo ſich zwiſchen grünen Flachsfeldern und fetten Triften [3]) Regensburg erhob. Nicht bloß der Agilolfingen altes Erbe ward ihm vom Vater; auch morgenwärts das Land der Slaven und Avaren bis zum Saveſtrom; das Gebirg der Kärnthner mit den reichen Eiſenwerken an der Steyer [4]); und des Nordgau's Weiler Ingoldeſtatt und Lutrahof.

Auf dieſen weitläufigen Gebieten war Regensburg die einzige Stadt. In einſamen Weilern und Höfen zwiſchen Wald und Feld wohnte zahlreiches Volk. Nur um Andachtsörter und Mallſtätten lagen die Hütten der Menſchen gedrängter.

---

[3]) Wie die Flachsfelder längs den Donauufern glänzten, und reiche Viehzucht getrieben ward, wußte der älteſte Geſchichtſchreiber der Longobarden ſchon. (De gestis Longob. l., cap. 20.)

[4]) Sie ſollen ſchon im achten Jahrhunderts entdeckt geweſen ſein, ſagt Gmelin (in ſ. Beitr. zur Geſchichte des Bergbaues. S. 21).

Von den Hügeln schauten einzelne Burgen der Grafen und Herren weit ins Land.

Doch der Adelsstämme Glanz aus alter Zeit war mit den Agilolfingen erloschen. Von Aennionen, Habilinzen, Trojen ward nicht mehr gehört; die Huoß und Vagana schmachteten ruhmlos hin [5]). Man sah wohl andere prangen durch Kaisergunst und Kriegsglück, wie das Geschlecht der Welfen [6]), die auf Schlössern an beiden Lechufern saßen, großmächtig im Lande Allemannien, wie zu Baiern.

In denselben Tagen wurden zwei Welfenkinder berühmt: Ethiko durch Reichthum; Jutta, dessen Schwester, durch Schönheit. Als Kaiser Ludwig,

---

5) Die Dauer der Vaganat bis ins dreizehnte Jahrhundert vermuthet Pallhausen aus einer Urkunde von 1237 (Mon. boic. 1, 385), wo ein Heinricus de Vagin zeugt. Aber doch bleibt ungewiß, ob es das alte Geschlecht gewesen; denn es bestand noch ein Gau im zwölften Jahrhundert, wie Metell von Tegernsee in seinen Quirinalien (Canisii lect. antiqq. tom. 3. para 2, 164) sagt, quem Vaganam dicunt.

6) De nobilissima stirpe Bavarorum, sagt Thegan (beim Duchesne 2, 250). Und wäre hier nicht billig zu erinnern an des Jornandes Wort: *Geyrorum* reliquiæ cum eorum primatibus Edica et Vulfo?

Kaſten, denn die menſchlichen Geiſter wären einander alle gleich vor dem Urgeiſt; reiner Sinn von innen und äuſſere Reinlichkeit, deswillen er häufige Abwaſchungen empfahl, aber gegen fromme Selbſtqualen und Entſagungen der Lebensfreuden ſprach.

Man muß geſtehen, ſowohl die erhabene und einfache Sittenlehre, als die Vorſtellungsart von göttlichen Dingen dieſes hindu'ſchen Weiſen, müſſen ſelbſt die Bewunderung und Ehrfurcht der europäiſchen Denker erregen. Man ſollte beinahe glauben, Nahak habe durch irgend einen Zufall aus den heiligen Urkunden des Chriſtenthums geſchöpft; und doch findet ſich keine Spur in ſeinen Lehren von andern chriſtlichen Dogmen; keine Spur von ſeiner Kenntniß irgend einer chriſtlichen Religionspartei. Ja, die Art ſelbſt, wie er lehrte, da er nur immerdar umher reiſete, ſein Volk aufzuklären, über die höchſten Wahrheiten zu lehren, und Thaten der Barmherzigkeit zu üben, erinnern an das heilige Leben des Stifters unſers chriſtlichen Glaubens. Sein Geiſt hatte einen ſo erhabenen Standpunkt gefaßt, daß er den größten Weiſen des Alterthums gleich ſteht. Wie er lehrte, ſo that er. Das hohe Anſehen, welches er ohne andere Macht, als die der Ueberzeugung, bei ſeinem Volk empfing, mißbrauchte er nie. Er nahm niemals weltliche Ehrenämter an. Er übertrug

der Sohn Karls, Wittwer geworden, buhlte er um die reizende Jutta, und nahm ſie zur Frau [7]). Und ihrem Bruderſohne, der ihm die Erbgüter des Welfenhauſes gab, ſie als kaiſerliches Lehen vergrößert zurückzuempfahen, vermehrte er ſie zu viertauſend Höfen zwiſchen Lech und Ammer [8]). Aber den Ethiko erzürnte, daß ein Welf dem Kaiſer zu Lehen und dienſtbar ſein ſolle, der frei ſein könne. Darum floh er aus dem entehrten Hauſe der Väter in die Oeden des Ammergau's, baute ſich dort eine Bethütte und ſtarb, von der Welt getrennt, im Gram um die Schmach [9]).

[7]) Erat enim valde pulchra, ſagt Thegan von ihr (de gestis Lud. pii). Die Vermählung geſchah ſchon im J. 819.

[8]) Der Mönch von Weingarten (Chron. de Guelfis princ. in Leibnitzens Script. rer. Brunsvicensium I, 782) bringt hier die Sage an, der Sohn Ethiko's habe, als ihm der Kaiſer geſtatt, ſo viel Landes zu geben, wie er in einem Tage mit einem goldenen Wagen umfahren könne, ſich ſolchen von den Goldſchmieden gar klein verfertigen laſſen, in den Buſen genommen und damit auf ſchnellen Roſſen in einem langen Sommertag den Berg Meroboch umritten.

[9]) Zwar nur auf Sagen gegründet, darum aber wohl nicht unglaubwürdig.

So ſtolz und reich waren die Welfen nach der Sage der Alten.

4.

Die Nachbarvölker gegen Morgen.

Es herrſchte der jugendliche König Ludwig in ſeiner Pfalz zu Regensburg geſtreng und recht. Er ward ein Mann ſchön und ſtark; zum Helfen ſchnell; den Armen hold [10]; der Ungerechtigkeit feind [11]; buſſfertig und andächtig; oft barfuß vor den Betern in kirchlichen Umgängen, doch ſeinem Pfaffen untergeben [12]; wohlerfahren in der alten Fürſten

---

10) Er empfahl ſie den Beamten und Sachwaltern in Rechtshandeln, daß auch dieſe nicht in Forderungen unmäßig ſeien. So geſchah im conventu apud Erpesfurt. (Annal. Fuld a. 3. 852.)

11) Er verbat köſtliche ausländiſche Kinderpracht. (Aventini ann. Boj. L. 4.)

12) Die Biſchöfe erſchienen vor ſeinem Thron, ihr Recht zu empfahen; wie im Jahre 429 Erzbiſchof Adalram zu Salzburg und Biſchof Reginar von Paſſau, die um ihre Kirchſprengel jenſeits der cetiſchen Bergkette haderten. (Aventini ann. boic. L. 4.) Oder im J. 855, da ein Rechtsſpruch zu Abling den Zwiſt der Biſchöfe von Trient und Freiſing, wegen einiger Weinberge, entſchied (Meichelbek 1, 132).

Geschichten; allezeit geschäftig, wie sie; am liebsten für Ruhm und Herrschaft.

Es ist ihm wenig Frieden geworden. Denn unter seines Vaters Schwächen und seiner Brüder Ländergeiz ward das ganze Abendland zerrüttet. Und in Osten wohnten die mächtigen Slavenvölker, zwar von Kaiser Karls Gewalt zum Theil bezwungen, doch unter eigenen Häuptern und Verfassungen, allezeit den Franken feindsinnig.

Die Slaven, des ungeheuern Wendenstammes vielfache Sprößlinge, umschlangen Deutschland vom baltischen bis zum adriatischen Meer. Da lebten zwischen Saale und Elbe die Sorben; weiter abwärts zum Meeresufer die Obotriten und viele andere Volkerhaufen; dem Lande Böheim in Mitternacht die Siusler; in Boheim selbst die Hrowaten [13]); gegen Mittag von Böheim die Moraven oder Mähren im bergigen Geländ, reich an Wald und Weide, längs dem Moravafluß bis zu den Sudeten und dem südlichen Fuß der Karpathen [14]); am nächsten dem adratischen

---

[13]) Daher für Böheim der Name Großkrowatien im Mittelalter (Allgem. Welthist. 51, 298 und 2. Theil 1. Band, S. 356).

[14]) Darum ward Pannonien in diesen Zeitaltern von den Schriftstellern zuweilen auch magna Moravia geheißen.

Meer, in den Feldern jenseits des Savestroms, an den Bergen von Kärnthen, die letzten Verzweigungen des Wendenstammes. So lag Baiovarien an der Grenzscheide zweier großen Völkerketten, die, durch Herkunft, Sprache, Sitte, Gestalt und Verfassung verschieden, sich immerdar feindselig begegneten.

Kaum acht Jahre vor Ankunft König Ludwigs zu Regensburg hatten noch die adriatischen Slavyn Krieg erhoben, sich über die Save ins kärnthische Gebirg geworfen, wo vor Alters ihre Väter gesessen waren, und deren Enkel abtrünnig gemacht [15]). Ihrem tapfern Anführer Liudewit hatte Markgraf Baldrich, der über Kärnthen und Friaul befehligte, nur schwachen Widerstand geleistet, also, daß der Kaiser aus dem Innern seines Reiches drei Heere über die Save senden mußte. Und dennoch hielt Liudewit vier Jahre lange Stand in seiner Burg auf steiler Felshöhe, bis alles Land weit herum wüst geworden. Dann erst entrann er gen Servien und Dalmatien, wo der Unbezwungene durch Meuchelmörders Hand fiel [16]).

---

[15]) Hansiz Germ. sacra 2, 129.

[16]) Umständlich Eginhard (ann. de gestis Lud. pii, bei Duchesne 2, 262).

5.

Anzug und Zähmung bulgarischer Horden.

Im J. 827 — 829.

Nun mochten zwar die Wenden am Savestrom vor neuem Aufstand zittern; allein statt dessen wälzten sich im dritten Jahr von Ludwigs Königthum gar wüste, unbekannte Horden gegen die baiovarischen Marken. Sie wurden Bulgaren geheißen.

Es ist uns wohlbekannt, wie schon in alten Zeiten ein Schwarm dieser Söhne Asens in das pannonische Land gekommen, und, theils durch den Grimm der Avaren, theils durch treulose Gastfreundschaft der Baiovaren untergegangen ist [17]). Jetzt wanderten andere ihres Namens von der untern Donau herauf. Aus den Steppen des Boristhenes, Tanais oder der Wolga waren sie in Niedermösien eingedrungen, und hier, der Donau südwärts, Stifter eines wilden Reichs geworden,

---

[17]) Dies ist im dritten Abschnitt vom ersten Buch dieser Geschichten erzählt worden. Aber die erste Hand an Vernichtung oder Schwächung der Bulgaren hatte schon Theoderich der Ostgothe gelegt.

dessen Name heut noch unvergessen ist. Vergebens hatte ihnen der Kaiser von Griechenland gewehrt. Nicephorus mußte damals in blutiger Schlacht mit dem Leben büßen [18]), und seine in Gold gefaßte Hirnschale als Trinkgeschirr beim Siegermahle des Bulgarenkhans prangen. Nach diesem hat Morad-Khan [19]), ihr kühnes Haupt, während er das Kaiserthum des Morgenlandes erschütterte, viele Ueberbleibsel alter Völker in Pannonien zinsbar gemacht, bis er beim Draußuß an die Schwellen des abendländischen Reiches stieß. Hier fragte er um dessen Grenzen.

König Ludwig sandte ihm den Bajoar Machelm. Drei Jahre ward fruchtlos unterhandelt. Darauf setzten die Asiaten ungeduldig in zahllosen Booten über die Drau; verbrannten die Ortschaften weit hinauf in des Kärnthnerlandes Almen und Tauern. Saumselig wehrte ihnen Markgraf Baldrich [20]).

Als der König davon hörte, nahm er sein streitbares Volk und schlug die Rotten des Moradkhan, daß sie um Frieden flehten, welchen sie

18) Sie ward den 11. Heumonat 811 geliefert.

19) In den fränkischen Jahrbüchern auch bald Ortmag, bald Martagon genannt.

20) Nach den Ann. Fuld. z. J. 821.

auch lange mit Ehrfurcht hielten [21]). Den feigen Baldrich aber verstieß er vom Amt, und gab die Aufsicht der Marken vier Tapfern; dem Franken Helmwin Kärnthen [22]); dem rüstigen Grafen Sakacho das Land zwischen Drau und Save; dem Everhard Friaul und Histrien, und Herrn Bruno die liburnischen Gauen [23]).

6.

Primina der Ostmähre. Anbau der untern Steyermark.

Im Jahr 829 — 843.

Darauf reisete er zurück gen Regensburg. Und als er durch die Ostmark ritt am Ens- und Leitha-

---

21) Sie begannen friedlichen Verkehr, forderten sogar Unterricht im Christenthum. König Ludwig hat ihnen noch im J. 867 aus seinem Land Priester geschickt.

22) Zirngiebl (Neue histor. Abh. d. baier. Ak. 2, 73. 88) mittelte noch vieler Wahrscheinlichkeit die Lage dieser vier Grafschaften aus. Aventin gab aus einer alten Handschrift die Namen der ersten aufeinanderfolgenden Grafen von Kärnthen (siehe Oefele Script. rer. boic. 1, 783). Sie hießen Helmwin, Altgar, Pabo.

23) Hansiz Germ. sacra 2, 128.

ſtrom[24]), wo Markgraf Ratbold ſaß, ein reicher Herr in dieſen Landen[25]), fand er bei demſelben einen mähriſchen Fürſten, Primina geheißen[26]). Dieſen und ſeinen Sohn Hezbil hatte der Markgraf gaſtfreundlich aufgenommen; denn ſie waren von den Ihrigen vertrieben worden.

Primina hatte über einen Theil Moraviens geherrſcht, worin die Städte Nitraw, Peiſon und Brenna ſtanden[27]). Er, wie ſein Volk, lebten noch im Heidenthum; doch war dem Salzburger Erzbiſchof Adalram nicht gehindert, zu

---

24) Ein Theil Niederöſterreichs und Ungarns gehörte zu dieſer Mark, wie Zirngiebl (a. a. O.) ausmittelte.

25) Er verſchenkte im Jahr 837, was er bei Tulna (zwiſchen Wien und Krems) beſaß, dem heil. Helmeran. Zirngibl (a. a. O.) nach Urkunden des Kloſters Heimeran.

26) Die Quelle dieſer Geſchichte iſt das Anonymi Salisb. historia de conversione Carantanorum vom Aventin (Ann. boic. L. 4, und bei Oefele 1, 780) ſo wie auch vom Hanſiz (2, 129) benuzt. Dieſer Anonymus war ohne Zweifel zeitgenöſſiſch; ſeine Geſchichte geht bis in die achthundert ſiebenzigere Jahre herab.

27) Aventin überſezt die Namen dieſer Städte in Neithra, Preßburg (Pisonum) und Brünn.

Nitraw ein Christenkirchlein aufzubauen[28]). Dies mochte die Moraven verdrossen haben. Darum, als Moymar, der Gebieter im westlichen Mähren, Krieg anfing, fiel alles Land von Priwina ab, und hing dem Moymar allein an.

Der König gab dem Verstoßenen, sammt all den Seinen, Schutz. Der Markgraf ließ ihn auch zu Traisma (Trasmaur im heutigen Unteröstereich) taufen[29]). Aber Priwina entzweite sich nach Jahr und Tag mit Ratboden; verließ ihn wieder, ging zu den savischen Slaven und wiegelte deren Haupt Ratimar gegen den Markgrafen auf. Das gedieh den Slaven übel; denn Ratbod kam und trieb ihre räuberischen Schwärme auseinander. Nun that dem Moravenfürsten die Trennung vom tapfern Markgrafen leid, und er ruhte nicht; ging zum Grafen Salacho, der das Land zwischen Save und Drau verwaltete, und Salacho mußte ihn mit Ratboden aussöhnen. So kam der Fürst wieder in des Markgrafen und Königs Huld.

Und der König Ludwig gedachte nun der schönen unbewohnten Drauthäler, in denen ehemals, zur Zeit römischer Größe, viel Volk gelebt haben mochte. Noch waren Bruchstücke gewesenen

---

28) Im J. 828.

29) Er empfing in der Taufe den Namen Bruno.

Anbau's, groſser Heerſtraßen und andere Denkmale ſichtbar [30]). Dieſe weitläufigen Landſtriche verlieh er dem Priwina, daß er ſie mit Leuten ſeines Volks belebe. Auch zogen Priwina und ſein Sohn Hezbil dahin; mit ihnen viele Mähren, die dem verfolgten Fürſten und ſeinem Glauben anhingen [31]). Sie richteten neue Ortſchaften auf, wie Pettow, Dutleibin, Uſitin, Buſinitza, Stepiliberg. Von Salzburg kamen Maurer und Zimmerer, Maler, Schmiede und andere Werkleute, den Anſiedlern Kirchen zu bauen; desgleichen Prieſter, das Wort des Herrn zu lehren [32]). Nach Priwina's Abſterben iſt das Land ſeinem Sohn Hezbil geworden. Der wohnte in ſtattlicher Burg mitten im Sanafluß, der zur

---

30) Die Landſtraße zwiſchen Cilley und Pettau in der Steyermark. Auch hat man noch zu Steinitz, ohnweit Hohenegg, im Anfang vorigen Jahrhunderts viel Alterthümer gegraben.

31) Man findet noch jetzt häufig in den Drauthälern der Mähren Namen in Dörfern und Flecken, wie Mahrburg, Mahrenberg u. ſ. w.

32) Der Anbau an der Drau geſchah ohngefähr um das Jahr 840. Erzbiſchof Luipram ſandte aus ſeinem Gotteshauſe zu Salzburg die Künſtler und Prieſter; daher ward dies Gelände auch dem kirchlichen Sprengel von Salzburg zugerechnet.

das Anſehen, welches er erworben, nicht einmal auf ſeine eigene Familie. Er ſuchte und floh kein Märtirerthum. Er ſelbſt wollte keine Verehrung ſeiner Perſon und duldete ſolche nicht. Er ſtarb in der Dunkelheit ſeines thätigen Lebens, ohne Glanz, und hinterließ nur das Andenken ſeiner Tugenden und viele Schüler.

Die einſichtsvollſten ſeiner Schüler ſetzten, da er geſtorben war, das Lebenswerk ihres Lehrers fort. So vermehrten ſich die Bekenner des neuen Glaubens in auſſerordentlicher Schnelligkeit. Die vornehmſten der Lehrer waren zugleich die Rathgeber, Leiter und Oberhäupter der übrigen Bekenner, in denen ſie nur ihre Schüler ſahen. Doch maßten ſie ſich keine obrigkeitliche Gewalt an. Nur in geiſtlichen Zweifeln entſchied ihr gemeinſamer Ausſpruch. Daher lebten ſie und ihre Glaubensgenoſſen lange unbeachtet von den muhamedaniſchen Baja's oder Regierungen.

Erſt als Argunmal, einer ihrer vornehmſten Lehrer, im Jahr 1606 die heiligen Bücher der Seikhs verbeſſerte, und der zahlreich gewordenen Menge der Gläubigen mehr Einheit durch eine gewiſſe kirchliche Form gab, ward die Eiferſucht der muhamedaniſchen Behörden rach. Die den Bekennern des Korans eigenthümliche Unduldſam-

Save hinabbrauß, wie auf einem Eiland, zwischen Moor und Strom. Darum ist auch diese Hezbilinburg [33]) in spätern Tagen Mosapurch [34]) geheißen.

7.

Krieg wider Wiztrach und Moymar.

Im Jahr 844 — 859.

Aber Moymar, der den Priwina vertrieben, blieb dem König Ludwig abhold, und hielt treu mit Wiztrach, dem Haupt der Hrowaten im böhmischen Land. Wenn schon zuweilen vornehme Herren aus Böheim gen Regensburg reiten mochten, um sich am königlichen Hof zu ergötzen oder die heilige Taufe zu empfahen [35]), änderte doch das Slavenvolk nie das feindselige Gemüth.

Daher ist immer viel Kriegens gewesen zwischen Deutschen und Wenden in Böheim und Mähren.

---

[33]) Im Nibelungenlied (Ausg. von H von der Hagen, Berlin 1810), Vers 5329, heißt sie die Etzele Burch, und wird vom Dichter verschieden von der Misenpurch (Meißburg) geglaubt.

[34]) In castro Hezilonis *novitur* Mosepurch vocato (Hanslz 2, 135).

[35]) König Ludwig vertrat selbst dabei zuweilen Pathenstelle. *Abb. Coelestini* mausol. S. Emmerani. 112.

und als der König im Jahr 846 die moravischen Volkerschaften schwer gezüchtigt, und ihnen, an Moymars Statt, dessen Blutsverwandten Rastiz zum Fürsten gesetzt hatte, fielen tückisch die Hrowaten über sein Heer, wie er durch ihre Berge heimzog, und trieben trotzig ihr Unwesen auf bajoarischem Boden, da ihnen Ludwig nur schwache Schaaren entgegenstellen konnte. Denn er war in viel andere Kriege und Unruhen verwickelt [36]).

Also rüstete er endlich große Heeresmacht gegen Böheim [37]). Dazu kamen viele Grafen und Aebte im Harnisch mit ihren Wehren, auch Tracholf, der tapfere Markgraf, gegen Sorbenland; und Herzog Ernest, der Markgraf, gegen Hrowatenland [38]).

---

[36]) Die Annal. *Bertiniani* z. J. 847 (Duchesne 3, 203).

[37]) Die Fuldischen Jahrbücher erzählen den Feldzug mit Umständlichkeit.

[38]) Die Ann. Fuld. nennen ihn beim Jahr 849, als in welchem der Zug gegen Wiztrach geschah, dux partium illarum. Es ist derselbe, von dem viel in alten Liedern gesungen worden. Doch das ihm zu Ehren in acht Büchern verfaßte lateinische Gedicht des Odo von Magdeburg aus dem dreizehnten Jahrhundert (in Eccards Franc. orient. 2, 510) liefert in seinen 3000—4000 rauhen Versen wenig Stoff zur Geschichte.

Dieſer, durch manchen Sieg berühmt, im Rath und Schlachtfeld allezeit an des Königs Seite, war der Erſte unter den Großen des Reichs; vielbegütert und durch Ludwigs Huld am Neckarſtrome reich [37]). Seine ſchöne Tochter Luitswinda hat einer von des Königs eignen Söhnen, Karlmann, geweihet. Darum gab ihm Ludwig auch, vor Allen, das Heer ins böhmiſche Gebirg hinauf zu führen.

Wiztrach der Böhme, und ſein Volk, übermannt, ſtritten hinter Felſen und aufgeworfenen Wällen. Doch Ernest und ſeine tapfern Degen erſtürmten die Heidenſchanzen. Es floß viel Blut. Zaghaft begehrten die Ueberwundenen nach der Schlacht Frieden, und ſuchten Markgrafen Tracholf auf, mit ihm zu handeln. Denn Keiner verſtand, wie Tracholf, der Wenden Sprache, Geſetz und Uebung. Als ihre Boten kamen, ſtieg der Markgraf zu Pferd, wiewohl er ſchwer durch einen Pfeil am Bein getroffen war; verhehlte den Schmerz der Wunden und redete die Leute trotzig an. Alſo erſchreckte er ſie, daß ſie dem Könige Unterwerfung gelobten und Geiſeln ihrer Treue verhießen.

---

37) Als der König auf der Jagd war zu Lauf am Neckar, ward der Herzog mit dieſem Ort und dazu gehörigen Landereien beſchenkt, im J. 832.

Die übrigen Grafen und Herren des deutschen Heeres, da sie von diesem Vertrage hörten, wollten ihn nicht; denn sie beneideten dem Markgrafen die Ehre des Friedensschlusses. Darüber Zwietracht. Die Unzufriedenen erneuerten das Treffen. Da stritten die Heiden mit Verzweiflung gegen die zwieträchtigen Schaaren; erschlugen große Menge; trieben die andern in Flucht: daß Herzog Ernest, um die Seinigen zu retten, Geiseln an die geben mußte, von welchen er sie vorher hätte nehmen können.

Dies Glück der Hrowaten verbreitete Frechheit unter alle slavische Völker. Es standen an der Saale und Elbe die Sorben mit ihrem Haupte Czistibor auf; auch die Moraven erhoben sich mit Rastiz, ihrem Herrn, der stolz vergaß, wem er sein Fürstenthum schuldig war. Der Aufruhr ergriff den deutschen Norden bis zur Ostsee, wo die oft geschlagenen, nie gezähmten Obotriten wohnten.

Lange Jahre hat das Kriegen gewährt; doch war es nur ein Rauben. Abwechselnd fielen einander Deutsche und Slaven in ihren Ländern an; verbrannten Ortschaften, entführten oder tödteten Menschen und Viehheerden. Erst im achten Jahr nach jener großen Niederlage seines Heers in Böheim, siegte König Ludwig über die Hrowaten [40]).

[40]) Nämlich im Jahr 857.

Es war wider ſie viel tapfres Volk ausgezogen mit Biſchof Otgar von Eichſtätt, Rudolden dem Markgrafen im Nordgau, und Herzog Erneſts Sohne, der wie ſein Vater hieß. Dieſe hatten die Stadt Wiztrachs erobert, wo nun, nach deſſen Tode, ſein Sohn Slavitag fürſtlich geſeſſen.

Slavitag, vertrieben, flüchtete nach Moravien zum Holzen Raſtiz, der hinter der Mauer ſeiner Felsburg Dowina (auf mähriſch Jungfrau bedeutend) die Macht der Deutſchen hohnte.

8.

Des König Ludwigs Hauszwiſte.

Bis zum Jahr 864.

Leicht hätte wohl der König die meuteriſchen Völker längs den Morgengrenzen ſeines Reichs gezähmt, wären ihm nicht Sorgen und Kräfte vom vierzehnjährigen Hader mit Vater und Brüdern verſchlungen worden.

Zwar immerdar hatte er mit königlicher Gewalt über ſeine Lande geherrſcht; doch lange die Hoheit des Kaiſers geehrt, dem er die Krone dankte [41]). So gehörte Baiovarien dem Reiche

---

[41]) Er zählte deswegen anfangs, in ausgeſtellten Urkunden, auch nach den Jahren, da ſein Vater das Kaiſerthum hatte.

der Franken, wie der Sohn dem Vater. Allein dies Verhältniß brach ein unglückseliger Tag.

Es hatte sich nämlich begeben, daß Judith, die Welfentochter, ihrem Gemahl ein Kind geboren, des Namens Karl. Nun war der Kaiser reuig, das Land getheilt zu haben, weil dem Spätling nichts geblieben. Judith aber, und der Kämmerer Graf Bernhard von Barcellona, beredeten ihn zu neuer Theilung, denn er sei Vater der Könige und des gesammten Reiches Herr. So that er auf dem Tag zu Worms im Jahr 829.

Darüber geriethen die ältern Söhne Lothar, Pipin und Ludwig in großen Zorn. Sie zogen in den vatermörderischen Krieg. Zweimal verlor der Kaiser den Thron; zweimal ward er hinaufgehoben. Man hörte von neuen Theilungen des Reichs; von neuem Blutvergießen, neuen Ränken, neuen Unruhen; sah bald den gestürzten Oberherrn des Abendlandes, vor versammeltem Volk von Priestern entwaffnet, in Büßergestalt; bald, allen Schmach entwachsen, wieder an der Spitze gewaltiger Heerschaaren. Keine Blutsbande, keine Heiligthümer, keine Eide fesselten. Wer das Schwerd nicht wider den Vater zuckte, schwang es gegen die Brüder.

Auch da Pipin, der König von Aquitanien, gestorben war, und nun Karl, der Welfin Sohn,

ein Reich empfangen hatte, ward nicht Ruhe. Es dauerten die Verwirrungen der Länder, die Empörung n der Kinder, bis Kaiser Ludwig, dessen Schwäche das Unheil über die Welt geru en, den Geiſt aufgab[42]). Noch über des Vates Grabe ſtanden die Brüder Lothar und Ludwig feindſelig. In den Ebenen von Fontenay ſiegte Ludwig nach blutiger Schlacht. Zu Verdun ward Friede.

Da empfing Lothar, als ſein Loos, alle Lande zwiſchen Rhein und Rhone, Maas, Saone und Schelde, nach ihm Lotharingien genannt; dazu Italien und die kaiſerliche Krone Karln, dem Sohne der Welfin, ſonſt auch der Kahle geheiſſen, weil er's war, wurde das weſtliche Franzien (Frankreich) gegeben; das öſtliche aber, oder die deutſchen Lande, nahm König Ludwig; dazu noch die Städte Mainz, Worms, Speier, der koſtbaren Weinberge willen[43]). Und es ward zu Verdun geſtiftet: es ſolle zu aller Zeit das deutſche Land ein unabhängiges ſein mit eigenen

---

[42]) Im Jahr 840.

[43]) Die Theilung zu Verdun begab ſich im Jahr 843. Aber Ludwig nannte ſich ſchon, ſeit einer zehn Jahre früher geſchehenen Theilung, König in orientali Francia.

Königen. Darum ist Ludwig von den Völkern der Deutsche geheißen.

So war Kaiser Karls Reich vergangen. Das Werk eines beinahe halbhundertjährigen Krieges hat den Eroberer kaum drei Jahrzehnde überdauert. Und wie es gegründet worden, ist es untergegangen, in Verachtung göttlichen und menschlichen Rechts, in Strömen Bluts unter Hochverrath und Meineid.

Als der zweiundsiebenzigjährige Kaiser Ludwig verblich, sprach er noch zu den Umstehenden: „Saget meinem Sohne Ludwig, daß ich ihm verziehen; aber er habe mir das Leben entrissen.“ Diesen Vaterschmerz sollte auch der König der Deutschen noch selbst fühlen.

Er hatte von der frommen Hemma drei Söhne gezeugt, Karlmann, Ludwig und Karl. Wie er ihnen das Beispiel gegeben gegen Vater und Brüder: so thaten nun diese wider sich und ihn. Sie dürsteten unabhängiger Herrschaft nach; am meisten Karlmann, der Erstgeborne. Er bemächtigte sich, als er erwachsen war, Kärnthens und der pannonischen Grenzlande; vertrieb, wer von Grafen und Markgrafen wider ihn stand, und setzte sich eigenmächtig zum Herrn. Viele hingen ihm an; auch Herzog Ernest, dessen Eidam er war. Es geschah im Jahr 860.

Deß ward König Ludwig sehr ergrimmt.

Er verwies den Herzog Ernest auf ewig von seinem Angesicht nach Lauf am Neckar, das er ihm einst in fröhlicher Jagdstunde gegeben; er verbannte dessen ganzes Geschlecht, und schwor im offenen Reichstage zu Regensburg: so lange er selber athme, solle Karlmann keiner Staatswürde theilhaftig sein. — Und dennoch da Karlmann auf sicheres Geleit nach Regensburg kam, und schwor, allezeit in Kärnthen des Vaters Oberherrschaft zu ehren, mußte er den empörerischen Sohn in seinem Besitzthum bestätigen. Denn ein Feldzug gegen das Obotritenvolk drängte. Als dieser aber vollbracht war, bereitete er ein neues Kriegsheer, zum Schein nur gegen Moravien. Räblings aber zog er über Salzburg in die Thäler von Kärnthen. Karlmann hatte sein Vertrauen auf Graf Gundachar. Diesen kriegerischen, ehrgeizigen Mann schickte er voran mit allem streitbaren Volk, den König zurückzutreiben oder aufzuhalten. Allein Gundachar, für sich selbst sorgend, ging verrätherisch zu des Königs Banner über. Da verzweifelte Karlmann, und fiel dem Vater zu Füßen, und schwor, sich nie wieder von des Königs Seite zu entfernen. Gern verzieh Ludwig. Er behielt den Sohn. Gundachar ward zum Lohn über Kärnthen gesetzt [44]).

44) Im Jahr 864.

Doch kaum verstrich ein Jahr, entwich, uneingedenk seiner Eide, Karlmann abermals; trieb Gundacharn aus; nahm Kärnthen; kehrte auch nicht wieder zum Könige, bis ihm dieser den Besitz feierlich bestätigt hatte. Von da an blieb er dem Vater in allen Dingen treu ergeben [45].

9.

Bezwingung der Mähren.

Nun aber stieg in den jüngern Söhnen, zumal in Ludwig, Eifersucht auf, daß der Vater den Erstgebornen vorziehe. Geschäftig ward unter mißvergnügten Grafen geworben, und bei Sachsen und Thüringern Anhang. Auch Rastiz, der stolze Morave, obwohl er, nach fünfjährigem Widerstande in seiner festen Dowina, dem Könige der Deutschen Zinsbarkeit geschworen, versprach bundbrüchige Hilfe.

Der König vereitelte zwar des zweiten Sohnes Empörung, und Strafe fiel nur auf die schuldigen Häupter im Lande [46]; allein der heimliche

[45] Die Fuldischen Jahrbücher liefern, doch nur in zusammenhanglosen, oft schwer vereinbaren Bruchstücken, die meisten bisherigen und folgenden Thatsachen zur Geschichte dieses Zeitpunkts.

[46] Die Ann. Fuld. zum Jahre 866 nennen z. B. einen Werinhar (Werner) aus des Königs Großen, den aller Ehren entsetzt wurde.

keit entflammte ſchnell gegen die Verächter des unfehlbaren Propheten von Mekka. Die rasbutiſchen Fürſten in Hindoſtan handelten ſo unklug, wie in ähnlichen Fällen die Fürſten Europa's. Statt ſich mit treuen, wackern Unterthanen zu begnügen, wollten ſie die Geiſter derſelben alle nach ihren Begriffen geſtimmt wiſſen. Sie fingen an, Meinungen zu verfolgen, die nicht die ihrigen waren; Lehren zu verfluchen, die ſie ſich kaum die Mühe nahmen, zu prüfen; und Ueberzeugungen mit dem Schwert und dem Kerker zu ſtrafen, die ſich weder durch Kerker noch Schwert ändern laſſen. Selbſt der redliche, hochverehrte Lehrer Argunmal ward hingerichtet.

Dieſe Ungerechtigkeit und Verfolgerwuth empörte das Gemüth der bisher friedlichen Seikhs. Der Tod des von ihnen Allen geliebten Argunmals erſchütterte Alle. Sie griffen im Gebirg, wo ſie lange ruhig gelebt hatten, zu den Waffen für ihr Heiliges und Irdiſches. Har Gorwind, der geiſtreiche und rachethmende Sohn des ermordeten Argunmal, ſtellte ſich an die Spitze der Seikhs. Sie brachen hervor aus den Bergen und kündeten den Fürſten der Rasbuten Gehorſam und Ehrfurcht auf. Der Sieg war oft mit Har Gorwind. Von nun an erhob ſich ein langer Kampf und ein noch immer unerloſchener Haß zwiſchen den Anhängern des Propheten von Mekka und des Weiſen von

Bund der slavischen Völker erwartete nicht minder den Tag zum großen Aufstand. Er kam. Es war im Jahr 869.

Es brachen die Hrowaten im böhmischen Gebirg Treue; jenseits der Saale die Sorben; der Elbe näher, wo sie ans Böheim tritt, die Siusler. Rastiz erhob sich voll Meineids; mit ihm sein naher Blutsfreund Zwentibold, ein Wendenfürst; aus Pannonien her mit allerlei Volk Gundachar der Ungetreue, welcher mit den Heiden hielt, weil er Kärnthen verloren.

Da gerieth der König in große Noth; denn er lag krank, und die Aerzte verzweifelten. Was Goldes und Silbers in seiner Schatzkammer, ward eilig den Klöstern verspendet, um Fürbitten zum Himmel; der Heerbann aufgeboten, im Sommer vor Regensburg versammelt und der Anführung der drei Söhne übergeben. Karlmann zog gegen Gundachar; sein Bruder Ludwig hinauf gegen Sorben, Siusler und Hrowaten; Karl gegen Rastiz ins moravische Land.

Die Deutschen stritten siegreich überall. Karlmann erschlug Gundacharn den Meineidigen; dann drang er ins Innerste Moraviens gegen Zwentibold. Rastizens feste Schanzen wurden erstiegen; seine Mauern verbrannt; was in Wäldern und Feldern lebte, getödtet.

Jetzt rief Zwentibold um Frieden. Rastiz wollte diesen verhindern. Er lud daher den Verzagten zu einem Gastmahl, ihn eines andern zu bereden oder umzubringen. Arglos kam Zwentibold zum Mahle; aber Verrath witternd, ging er bald hinaus, wie mit den Falken zu spielen, und ritt sammt allem Gefolg eilfertig von dannen. Nach setzte ihm Rastiz nach. Es erhob sich Gefecht. Rastiz aber ward überwältigt, gebunden, in Karlmanns Hände geliefert; seiner Augen beraubt; in ein Kloster geworfen. Sein Schatz wurde ausgeplündert, und auch zugleich Zwentibold mißtrauisch zurückbehalten. Aus der Ostmark wachten fortan die verbrüderten Markgrafen Willibald und Engilschalk über das Land; Karlmann über Alle.

Als die Mähren darauf Sclagmarn, einen Priester aus ihrem Fürstenstamm, zwangen, sie gegen ihre Unterdrücker zu führen, näherte sich Zwentibold dem Könige mit verstellter Freundlichkeit, und verhieß alle Fehde beizulegen, wenn er ihn mit einem Heer in die mährischen Länder senden wolle. Ihm ward gezaubt zum langen Unglück der Baiern.

Denn der arglistige Wende, kaum freien Fußes, verrieth den Mähren das königliche Kriegsvolk; überfiel es; tödtete viel; schleppte noch mehr in Gefangenschaft. Karlmann zog

mit Schmach heim. Er gab alle mährischen Geiseln aus Baiern zurück, die verlornen Gefangenen dafür einzulösen; empfing aber kaum einige halbtodte Menschen.

Die Treulosigkeit zu ahnden, ging Karlmann folgenden Frühling mit beträchtlicher Macht über die Donau ins Mährenland. Zur Hut der Schiffe ließ er Herrn Embrich, Bischof von Regensburg, mit starken Heerhaufen am Stromufer zurück, und zog durch die feindlichen Gauen mit Feuer und Schwerd. Da kamen unversehens die Mähren des Nachts, als die ausgestellten Wachten sorglos waren, gegen Embrichs Lager, und was nicht eilig floh, ward ermordet. Sechstausend Baiern starben durch der Slaven Schwerd, oder auf der Flucht in den Donauwellen [47]). Herr Embrich brachte mühsam sein Leben davon.

Dies Unglück, und in Deutschland Hungersnoth, Plage von Heuschreckenschwärmen und großes Sterben, machten den König der Deutschen des Friedens begierig. Als dies Zwentibold, Fürst von Moravien, hörte, sandte er Boten zu ihm; erst einen allemannischen Gefangenen, Bertram, dann einen wendischen Priester,

47) Laur. Hochwarts Episcop. Ratisbon. catalogus (bei Oefele 1, 173).

Johannes [44]). Er gelobte dem Könige treuen Gehorsam und Ehrbarkeit, für ruhigen Besitz. Und Ludwig gewährte.

10.

Des Königs letzte Tage.

Im J. 874 — 876.

Er war ergraut, in steter Unruhe, ohne Ruhm und Lust. Der Söhne Zwietracht füllte sein Alter mit Schmerz. Mehr als einmal waren sie bereit, das traurige Schauspiel eines vatermörderischen Krieges zu erneuen. Ihr Hader reizte und begünstigte den Aufruhr freiheitslustiger Völker, oder ungebührendes Ansehn der Großen im Lande. Endlich erfüllte er der Söhne Willen. Auf dem Tage zu Forchheim im Jahr 872 zeigte er Jedem das künftige Erbtheil. Hier ward Frieden gestiftet; aber neue Kriege entzündeten sich jenseits der Alpen.

Stets längst war des Königs älterer Bruder, Kaiser Lothar, gestorben [45]), der seinem Sohne Ludwig die Krone des Reichs und Lombardiens

---

44) Die Aechtheit seiner Sendung und Aufträge mußte dieser Priester erst mit einem Eid bekräftigen. Annal. Fuld. z. J. 874.

45) Im Jahr 855.

hinterlaſſen hatte. Als auch dieſer und ohne Leibeserben im Jahr 875 ſtarb, erſah ſich derſelbe den deutſchen Ludwig, ſeinen greiſen Oheim, zum Nachfolger. Aber ſchneller machte ſich der Welfen Sohn, Karl von Franzien, nach Italien auf, die Kaiſerkrone zu nehmen.

Entrüſtet ſchickte der König der Deutſchen ſeinen Erſtgebornen, Karlmann, mit Heereskraft über die Alpen. Karl der Kahle, ihm entgegen, ſperrte die Ausgänge des Gebirgs; doch feig und verſchlagen forderte er bald den deutſchen Heerführer zu mündlicher Unterredung und Waffenſtillſtand. Der König von Franzien überhäufte den Neffen mit Liebkoſungen; gab Geſchenke von Gold, Silber und Edelſteinen, und ſchwor, wenn Lombardien verſchont würde, daß er es freiwillig dem Herrn der Deutſchen geben werde. Wie nun Karlmann glaubend nach Deutſchland heimkehrte, eilte Karl gen Rom, ſtreute ſein Gold, und der Papſt ſetzte ihm die Krone des römiſchen Kaiſerthums auf das Haupt.

Den Betrug zu rächen achtete ſich der hochbetagte Ludwig noch nicht zu alt. Er that einen Kriegszug nach Franzien. Schon zitterte Karl vor des Greiſes Zorn, und ſandte ihm Friedensboten bis Frankfurt am Main. Aber hier, am achtundzwanzigſten Tage Auguſts, im Jahr achthundert ſechsundſiebenzig, ſtarb König

Ludwig der Deutsche, entkräftet vom vielthätigen, fruchtlosen Lebenslauf. Nie frei und groß genug, Völker zu zähmen oder zu beglücken, über welche sein Zepter gebot, brannte er, immer mehr zu beherrschen.

Wenige Wochen vor ihm war auch die fromme Hemma, seine Gemahlin, zu Regensburg entschlafen [50]). Die Armen, denen sie oft mit eigener Hand Almosen gespendet, weinten an ihrem Grabe in der Heimeranskirche. Auch ward ihr Andenken viele Jahrhunderte im Nonnenhause Obermünster geehrt, welches sie vom regensburgischen Bischof gegen das Kloster Mondsee eingetauscht, und zur Beförderung der Andacht und Barmherzigkeit in ein edles Fräuleinstift verändert hatte.

12.

Karlmann.

Im J. 876 — 880.

Im Caulifeld des Nordgau's [51]) traten, nach geschorten Reichsgrenzen, die Söhne des

---

[50]) Im Hornung 876, an einem Schlagfluß. So Aventinus (in s. Chron. Regensb. von dem Ursprung der Stadt Regensburg u. s. w. Eine im königl. Bücherschatz zu München vorhandene Handschrift. Das Jahrbuch geht bis 1552. Es wurde im Jahre 1598 geschrieben).

[51]) Falkenstein, Gesch. d. Königr. Baiern 2, 133, meint, der Zusammentritt sei in der königlichen

Königs zusammen und theilten die Erbschaft. Karln, dem Jüngsten, gehörte vom Main bis in die Alpen das Land Allemannien, auch Schwabenland genannt; Ludwigen Sachsen, Ostfranzien oder Frankenland, dazu Thüringen und Friesland. Karlmann behielt die Stammlande Bajoarien, Kärnthen und die zinsbaren Reiche der Slaven in Böheim, Mähren und Pannonien.

Dieser, zu allem Kühnen und Großen entschlossen, erfahren in Friedens- und Kriegsgeschäften, ließ hohe Ding' erwarten. Von Gestalt einnehmend, in Sitte und Geberde adelich, neigte sich ihm Alles[52]). Sein erstes Gefühl war Rache wider Karl den Kahlen, der den ersten König der Deutschen um die kaiserliche Krone, und ihn selbst an der Brenta glattzüngig betrogen hatte. Er rüstete gegen die Lombardei. Arnulfen, seinen Sohn, den er in geheiligter oder wilder Ehe[53]) mit Luitswinden gezeugt, setzte er zum Herzog

---

Pfalz Altheim im Ries (pago reciensi) geschehen, wo das Sualefeld anstieß.

52) So schildern ihn die Ann. Metenses (Duchesne 3, 319).

53) Noch zweifelhaft; obgleich Zirngiebls vaterländischer Eifer sich nicht ohne Glück (neue Abh. d. bair. Ak. 3, 295) gegen den Ausspruch alter Zeitbeschreiber sträubt.

über Kärnthen, die Slawen weit umher zu bewachen. Dann rückte er mit dem Heere über das Gebirg in Italien ein.

Als der feige Sohn der Welfin, König Karl von Franzien, den Anzug des Rächers vernahm, entrann er von Pavia über den rauhen Cenisberg. Da, in Stürmen und Regenschauern des Herbstmonds 877 erkältet, starb er in einer Bauerhütte zu Brios.

Nun, ohne Schwerdtstreich Herr von Italien, empfing Karlmann die Huldigungen der Fürsten, und richtete, als ihr König, ihre Angelegenheiten. Er blickte auf Rom, die Kaiserkrone zu nehmen. Doch Kränklichkeit zwang ihn, über die Alpen zurückzugehen; mit ihm das Heer. Dieses litt groß vom Stickhusten. Viele starben daran auf dem Wege. Es war ungesunde Zeit; in Deutschland welsches Fieber und Augennoth allgemein [54]).

12.

König Ludwig der Jüngere.

Im J. 879 — 882.

Auch Karlmanns Gesundheit ward schlimmer. Ein Schlagfluß raubte ihm den Gebrauch der Zunge. Da eilte sein Bruder Ludwig,

---

[54]) Ann. Fuldenses z. J. 877.

König zu Franken und Sachsen, herbei an das Bett des Sterbenden, vielleicht berufen von denen, welche den raschen Sinn Arnulfs, des Königssohns, scheuten. Denn Arnulf war in Abwesenheit seines Vaters streng verfahren mit Grafen und Herren [55]). Karlmann, der Sprache nicht mehr mächtig, empfahl seinem Bruder schriftlich Gemahlin, Sohn und Land [56]); und starb im Jahr 880 zu Oetting im Kloster, welches er kurz vorher, wie Mattsee [57]), aus dem Schutt gezogen und glänzend besteuert hatte.

König Ludwig der Jüngere übernahm das Reich seines Bruders, wie die Großen des Landes wünschten. Sie kamen Alle gen Regensburg, ihm zu huldigen [58]). Arnulf, der Sohn des Verstorbenen, behielt nur Verwaltung Kärnthens. In diesem Zeitalter war noch das Recht der Erbfolge schwankend. Oft sah man Söhne unter sich

---

55) *Hermannus contractus* beim J. 879. Arnulf hatte einige Grafen ihrer Aemter entsetzt, da er, während Karlmanns Zug nach Italien, Statthalter des Königs war.

56) Ann. Fuld. z. J. 879.

57) *Hundii* metrop. Salisb. 2, 42 enthält den Schenkungsbrief.

58) Regino beim J. 880.

des Vaters Gut theilen; oft wieder, mit Ausschluß der Söhne, Brüder des Todten das gleiche Gut erben, welches sie mit ihm aus väterlichem Nachlaß gewonnen hatten[59]). Dazu halfen Verträge und ältere Ansprüche; oder, zumal unter Fürsten, überlegene Macht, und durch Erfahrung geübte Herrscherklugheit der Erwachsenen gegen jüngere Erben.

König Ludwigs des Jüngern Reich in Baiern war jedoch kurz. Nach sechszehn Monden vertauschte er den Thron mit dem Grabe.

13.

Karl, genannt der Dicke.

Im J. 882 — 883.

Nun trat Karl, der Letzte von des ersten deutschen Königs drei Söhnen, in das Erb' ein. Schon war die kaiserliche Krone, schon Italien sein geworden; jetzt mit den Staaten Baiovariens das gesammte deutsche Reich. In den Abendländern war Keiner mächtiger, als er. Darum rief ihn das Volk von Franzien auch auf seiner Könige Thron, denn es ward großes Schutzes gegen die Kühnheit der Normannen bedürftig, die Paris bedräuten.

---

59) So schon Kaiser Karl I. gegen seines Bruders Kinder.

Schukguhr. — Har Gorwind war der weltliche Kriegsfürſt; ſein Rath aus den vornehmſten Lehrern oder Geiſtlichen der Seihks, Akali's geheißen, zuſammengeſetzt. So ward mit wechſelndem Glück geſtritten, bald von Seiten der Seihks, begeiſtert durch ihren Glauben, mit entſchiedener Ueberlegenheit.

Beſonders ward Guhro-Gorwind, der Enkel Har Gorwinds, ſiegreich und mächtig in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Er machte die Seihks eigentlich erſt zu einem ſelbſtſtändigen aſiatiſchen Volk, indem er ihre Grenzen weit umher erobernd ausdehnte, und ihnen feſte Ordnungen und Geſetze gab. Er machte Amrita-Saras (Teich der Unſterblichkeit) zur Hauptſtadt ſeines Reichs. Sie ward groß, volkreich, von Gewerben blühend, zwei Meilen im Umfang. Ihre Nähe von Lahor, ſie iſt nur neun Meilen von dieſer weiland prächtigen Stadt entfernt, diente zu ihrer ſchnellen Vergrößerung. Er, vereint mit dem Rathe der Akali's, beſtimmte auch die kirchlichen Ordnungen von den Bekennern Nahaks feſter und machte ſein Volk, indem er ſich von Nahaks ſanftem Geiſt entfernte, zu einem Kriegervolk, gleich furchtbar den altgläubigen Hindus, wie den Muhamedanern. Zwar beiden geſtattete er Zutritt zum Glauben, den Nahak gelehrt hatte; aber keinem von ihnen eine bedeutende Staats-

Der Normannen muthige Schaaren stammten von den Küsten Jüt- und Swenalandes (Schwedens), Sachsens, Wargiens und andern Mitternachtgegenden. Schon seit vollem Jahrhundert pflegten sie auf zahllosen, kleinen Schiffen längs bewohnten Gestaden des nordischen Weltmeers zu schwärmen; unerwartet zu überfallen, und mit dem Raube über die Wellen zu verschwinden. Das Volk hielt sie der Zauberkünste fähig; bald für Zwerge, bald für Riesen, mit unsichtbar machenden Tarnkappen, und in ihrer unbekannten Heimath einen unermeßlichen Hort sammelnd [60]). Diese Seekrieger waren schnell aus Freibeutern Eroberer geworden. Sie hatten England genommen. Nun suchten sie die niederdeutschen Rheinlande und Franzien mit Verwüstung heim.

Karl, auf dessen Haupte das Schicksal noch einmal alle Kronen spielend vereint hatte, welche vor hundert Jahren der erste Karl getragen, ward durch Feigheit und Blödsinn nur trauriges Gegenbild desselben. Und die Völker, in hohen Erwartungen getäuscht, hießen ihn spöttisch den Dicken, wie einst jenen den Großen. Denn nach fruchtlosen Feldzügen erröthete er nicht, von den Normannen schimpflich um schwere

60) Den Hort der Nibelungen in den alten Sagen.

Geldsummen und blühende Landstriche Frieden zu kaufen.

Die Gewaltigen im deutschen Reich sahen ihn mit Verachtung. Jeder that für sich. Grafen wagten, ihm Hohn zu bieten. Davon zeugt folgende Geschichte.

Die Markgrafen gegen Mähren, **Willibalm** und **Engilschalk**, waren gestorben. Sie hatten lange mit tapfrer Faust den heimtückischen Zwentibold in Schranken gehalten. An ihre Statt war **Arbo**, sonst Graf vom Donau- und Thurgau [51]), gesetzt worden. Aber der vorigen Markgrafen Söhne, **Megingor**, **Werinhar**, **Pabo** und **Engilschalk**, forderten ihrer Väter Würde trotziglich, wie Erbgut, und trieben den Arbo aus. Zwar der Kaiser vernahm den kräftlichen Ungehorsam; aber bestätigte nicht minder die Anmaßer. **Arbo**, unbeschirmt und rachsüchtig, floh zum Zwentibold, welcher den Haß gegen seinen ehemaligen Besieger gern auf deren Kinder trug. Und es gelang dem Mährenfürsten eines Tags durch List den jungen **Werinhar** und einen von dessen Verwandten in seine Gewalt zu ziehen. Er ließ die Jünglinge entmannen; ihr Antlitz zerfetzen, ihre Arme abhauen. So

---

[51]) Manuel S. Emmerani. Lib. prob. S. 62.

ſchickte er ſie verſtümmelt zu den Übrigen; dann fuhr er mit verheerender Wuth in die Oſtmark.

Der Kaiſer des Abendlandes ertrug ohne Zorn dieſe Schmach. Nicht alſo Arnulf zu Kärnthen, der in ſeiner feſten Moosburg den Markgrafenſöhnen Zuflucht gewährte. Auch verweigerte der edle Sohn Karlmanns dem grauſamen Zwentibold ihre Auslieferung. Alsbald überzog der Mohre die Thäler von Kärnthen mit aller ſeiner Macht. Wohin er kam, Brand und Blut. Tapfer ſtritten die Brüder Megingor und Pabo wider ihn, bis ſie in den Wellen der Raab ihren Tod fanden. Kärnthen ward wüſt; viel Volks von den Moraven erſchlagen, verſtümmelt oder in Knechtſchaft geführt.

Da kam der Kaiſer mit ſtarker Heergewalt, auf ſeinem Zuge nach Italien, durch die Oſtmark. Zwentibold, mit geſättigter Rache, ging ihm ehrerbietig am Kalnberg entgegen, und Karl nahm Verheißungen des Friedens und den Lehnseid von dem Manne, an welchem ſo viel Unbill des Reichs zu rächen war [62]).

Endlich ſtellte der Schwächling, welcher nie ſeiner Hoheit und Macht Würdiges gethan, aller

62) Nach den Ann. Fuld. z. J. 894.

Welt die Schande seines Ehebettes zur Schau. Eifersüchtig auf seinen Erzkanzler, den Bischof Luitward von Vercelli, daß solcher mit der Kaiserin Richardis verbotenen Umgang pflege, verstieß er jenen, und klagte diese vor dem Volk an. Richardis aber, die zehn Jahre lang ihres Gemals Unmächtigkeit verschwiegen, rief nun: „Bringt Wehmütter und ehrbare Frauen, auf daß sie meine Jungfräulichkeit darthun, zu deren Zeugniß ich über glühende Pflugschaaren unversehrt wandeln will [63])."

Der verstoßene Luitward, als er in sein Bisthum Vercelli heimging, sprach zu Kärnthen bei Herzog Arnulf ein [64]). Da mag er demselben Anschläge gegeben haben, sich des Reichs zu bemächtigen. Denn der Herzog ward Kriegsvölker; und als Kaiser Karl, an Leib und Gemüth erkran-

---

63) Ann. Fuld. z. J. 887. „Und daß sie noch eine reine Maget were, das bewerte sie damit, daß sie ein gewichset Hemd anthät und damit in ein Für ging und unversert von dem Für," sagt Jakob von Königshoven in der elsassischen Chronik S. 105. Von den ältern Jahrbüchern weiß keins, daß sie die Feuerprobe bestand.

64) Die Ann. Fuld. z. J. 887 und zwar nach der lambecidischen Ausgabe (Struve's rer. Germ. script. S. 62).

kend, seinem unehelichen Sohn Bernhard die Krone geben wollte, erhob sich Arnulf mit siegenden Ansprüchen. Aus seiner Moosburg hervor zog er bewaffnet gen Tribur, zwischen Mainz und Oppenheim gelegen, wo Reichstag gehalten ward. Die Hauptvölker deutscher Lande, Baiern, Sachsen, Franken, Thüringer und Schwaben, riefen ihn zu ihrem Könige aus [65]). Darauf sagte sich auch Lombardien und Franzien vom beschimpften Kaiser los, der am Bodensee arm und verstoßen, vielleicht von einem Diener erwürgt, sein ruhmloses Leben beschloß [66]).

14.

König Arnulf.

Im J. 888 — 891.

Karlmanns erlauchter Sohn, stark an Gemüth und Leib, trachtete vor Allem Deutschlands schwankendes Königthum zu befestigen. Zu Regensburg nahm er die Huldleistungen deutscher und slavischer Volker ein; zu Mainz stellte er, in Versammlung hoher Priesterschaft des Reichs, die zerrüttete Zucht

---

65) Den 11. Wintermonds 887.

66) Schon sieben Wochen nach seiner Entthronung, den 12. Jänner 888.

der Kirche her [67]); für öffentliche Ordnung und Sicherheit der Grenzen wehten seine Banner zahlreich. Durch die Schnelligkeit und Kraft der ersten Maßnahmen, wie durch die Eintracht der Deutschen mächtig, sprach er gebieterisch zu den entzweiten Fürsten und Völkern Franziens und Italiens, die abwechselnd seine Gnade oder seinen Schutz anriefen. Seine Waffen straften den meuterischen Geist der Obotriten zwischen ihren Seen und Wäldern; und rächten Deutschlands Schmach am Uebermuth der Normannen. Denn diese schlug er aus ihren verschanzten Lagern an der Clyta (Dyle, ohnweit Löwen). Sechzehn eroberte königliche Banner der Normannen sandte er als Wahrzeichen des großen Sieges nach Regensburg [68]).

26.

Rache an Zwentibold in Mähren.

Im J. 892 — 893.

Wie er dort mit seinen Heeren schreckte, trachtete er hingegen mit Glimpf die Slaven friedlich zu halten. Noch immer saß hier furchtbar und

---

67) Im J. 888. Die Bischöfe von Salzburg, Freising und Säben waren ebenfalls anwesend.

68) Regia signa, sagen die fuldischen Jahrbücher.

mit verheimlichtem Groll Bajoariens alter Feind, Zwentibold der Mährenkönig, in seiner Stadt Welehrad, (ohnweit Hradisch). Arnulf that jederzeit freundlich zu ihm. Er hatte ihn sogar auf dem Landtag zu Omuntesperch zum Herzog der Böhmen gemacht [69]), daß er ihn enger verpflichte. Aber der Mähre lohnte Freundschaft übel; erfüllte keine Leistungen; mied endlich auch den letzten Schein lehnbarer Abhängigkeit, und kam nicht mehr, den Oberherren des deutschen Reichs zu grüßen, wenn dieser nach Feldzügen in der Hauptstadt überwinterte [70]). Noch suchte Arnulf ihn durch Gesandtschaften zu gewinnen. Der Mähre zeigte aber nur höhern Trotz; verschmähte selbst angebotene Unterredung.

Da war es an der Zeit, den Hochmuth des Wenden zu beugen. Arnulf rüstete. Auf dem Hengistfelde [71]) pflog er geheimes Gespräch mit Brazlaw, einem slavischen Fürsten an der Save. Mit drei Heeren zugleich sollte Zwentibold überfallen werden. Die Bulgaren wurden mit Geschenken bewogen, den Mähren keinen Salzhandel zu gestatten. Ein unbekanntes aber kriegerisches

69) Im Jahr 890.

70) So die Annal. Mentens. z. J. 890.

71) Das bekannte Marchfeld; wie Lori (chron. Aufz. S. 184) glaubt.

Volk im Innersten Pannoniens ward aufgefordert, mit seinen Waffen zur Unternehmung des Königs herauf zu kommen.

Von diesem Volke und seiner grausamen Tapferkeit hatten sich schon seit drei Jahrzehnten schreckhafte Gerüchte verbreitet [72]; die Slavenstämme, welche am weitesten gegen Aufgang wohnten, ihre Macht empfunden. Man nannte sie Madscharen oder Ungaren. Vom Uralgebirg und dem kaspischen Meere waren sie in Europa eingewandert. Das Land an der Wolga trug lange von ihnen den Namen Großhungarien. Darauf ward die Donau ihre Wegweiserin. In sieben Stämme getrennt hat sie ihr Khan Arpad siegreich an diesem Strom heraufgeleitet, gleichzeitig mit den Horden der Bulgaren und dem Kaiser von Griechenland streitend. Diese hat König Arnulf gerufen [73].

---

72) Schon im J. 862 wurden die pannonischen Slaven von den Madscharen angefochten.

73) Liuthprand (Hist. sui temporis. Duchesne 3, 367), der Arnulfen ohnehin abhold ist, klagt deswegen gegen ihn, als einen, der den schrecklichen Ungarn den Weg in die Abendlande geöffnet: O coecam Arnulfi regis regnandi cupiditatem! Unius hominculi dejectio et totius Europae contritio.

Und sie kamen verwüstend ins mährische Land; von andern Seiten Arnulf der König mit dem Heerbann aus Franken, Schwaben und Baiern. Es war aber kein Kriegen in Schlachten und Treffen, sondern ein langes Zerstören und Ausrauben der Länder, die man zu erobern keine Macht oder Neigung hatte. Was ausser ummauerten Orten lag, ward vernichtet, selbst der Fruchtbaum im Boden. Dennoch stand der kriegserfahrne Mährenkönig tapfer entgegen, und erschwerte, durch Ueberfall oder versteckten Hinterhalt, der deutschen Vordringen und Rückzug. Endlich — Mährens Elend ward unermeßlich; auch die Böhmen rückten wider ihn aus — flehte er Frieden, und gab dem Könige zum Pfand treuer Unterwerfung den eigenen Sohn [74]). So großes Schrecken war über ihn gekommen, daß er fortan jeden Wink des Gebieters erfüllte, und mehr, als dieser forderte.

Denn es begab sich, daß ein Jüngling, Engilschalk, der Sohn des gewesenen Markgrafen gleiches Namens [75]), eine von Arnulfs natürlichen

74) Im J. 892. Die fuldischen Jahrbücher, zeitgenössisch, ziemlich unparteiisch, sind zu diesem die reichste Quelle.

75) Seiner gedachte der dreizehnte Absatz dieses Abschnitts der Geschichte.

Töchtern aus Liebe entführt, aber daß er wieder vor des Königs Augen Gnade gefunden und die Verwaltung der Ostmark empfangen hatte. Derselbe, neuer Verbrechen schuldig oder verdächtig [3]) und nach Regensburg einberufen, ward in der königlichen Pfalz verhaftet, seiner Augen und Güter beraubt. Als dies Zwentibold hörte, zu welchem Engilschalks Vetter, Wilhelm, und andere von dessen Freunden, Zuflucht genommen, ließ er sie sämmtlich enthaupten, damit er nur sich selbst vom Verdacht verrätherischer Theilnahme reinige [77]).

Den Mähren grämte aber doch, in solcher Abhängigkeit zu leben. Er legte seine Gewalt nieder, that Mönchskleider an, ward Einsiedler und starb sehr bald [78]). Die Herzogthümer Böheim und Mähren wurden seinen Söhnen Maymar und Zwentibold verliehen.

---

76) Er habe sich von den Hunnen (vermuthlich Mähren) bestechen lassen, sagt Rafelius in s. Chronik.

77) Der Fortsetzer der fuld. Jahrbücher, ein Zeitgenosse, in allem diesem am umständlichsten beim Jahr 893.

78) Nach Regino starb er im J. 894.

ſtelle. Der Bekenner des Propheten von Mekka, der den Glauben des Weiſen von Schukguhr annehmen will, muß bei der feierlichen Glaubensänderung die Fangzähne eines Ebers umfaſſen, um damit die Verachtung ſeiner ehemaligen Religion zu bedeuten. Eben ſo that Guhro-Gowind bei den überwundenen Hindus. Er hob den uralten Unterſchied ihrer Kaſten auf, begründet durch Nahaks Lehre von der urſprünglichen Gleichheit aller Menſchen. Er gab ſeinen Seikhs den Namen der Sing's oder Löwen; ſtellte ſie alle den edelſten Kaſten der Hindus gleich; erlaubte ihnen gleich denſelben den Genuß der Fleiſchſpeiſen, mit Ausnahme des Rindfleiſches; befahl ihnen das Verbrennen der Todten, und das Wachſenlaſſen ihres Bartes. Der Seikh mußte Krieger ſein von Jugend auf; immerdar in Waffen ſich üben und das Schwert, als des Mannes Zierde, an der Seite tragen.

Der Name Gohru-Gowinds ward groß bei ſeinem Volke. Noch heut erhebt ſich bei Amrita-Saras ein Tempel, ihm geweiht, wo unter ſeidenem Thronhimmel die von ihm geſchriebenen Verordnungen aufbewahrt, und bei ſechshundert Akale's vom Staat erhalten werden. Er blieb geehrt, wenn auch nicht glücklich. Die Waffen des fürchterlichen Aurung-Zeb, des Eroberers und Großmoguls, überwältigten auch ihn;

16.

Arnulf nimmt die Kaiserkrone.

Im J. 894 — 896.

Arnulfs Vielthätigkeit würde, wäre sie nicht fruchtlos geblieben, größern Ruhm erworben haben. Des Königs Kraft war groß; doch die Macht der Verhängnisse gewaltiger. Schon lag das abendländische Reich zertrümmert; aber auch noch die großen Bruchstücke löseten sich gährend in kleinere Theile auf. Wie Deutschland und die slavischen Nachbarlande, waren auch Franzien und mehr noch Italien in gewaltsamen Bewegungen. Dort trennten sich mit eigenen Königen die Burgunder vom Frankenreich; hier rangen nebenbuhlerisch Herzog Guido von Spoleto und Berengar, der friaulische Herzog, um Wiedererrichtung des lombardischen Throns. Arnulf, in den Streit geflochten — Berengar und Papst Formosus flehten seine Hilfe an — ging zwar mit einem deutschen Heer in die Lombardei. Die Erstürmung von Bergamo, dessen Vertheidiger Graf Ambros er vor dem Stadtthor an einen Baum aufhenken ließ, trug Schrecken in die Städte. Sie öffneten ihm die Thore. Allein kaum hatte er den Rücken gewandt, vereinten sich die Entzweiten, weil ihn nun alle fürchteten. Nur noch

der Papst rief, und dringender, seinen Schutz gegen die Fürsten an, welche selbst Rom bezwangen.

Auch zum andernmal zog er [79]) über die Alpen, und eroberte Rom. Dankbar zog der römische Rath und die Geistlichkeit ihm mit Fahnen und Kreuzen bis zur milvischen Brücke entgegen, unter Lobgesängen. Auf den Stufen der Peterskirche empfing ihn das beglückte Oberhaupt der christlichen Kirche, und krönte ihn unter dem Jauchzen des Volks zum Kaiser der abendländischen Welt. Doch er empfing wohl die Krone; nicht das Reich. Kaum war er über Trident in Deutschland heim, wurden seine zurückgelassenen Befehlshaber vertrieben; alle Früchte seines Sieges zertreten.

Die Unruhen der Deutschen, die Bewegungen der Slaven, die Mühen für seine natürlichen Söhne Ratold und Zwentbold, denen er Thronen verschaffen wollte, gestatteten ihm keinen ernstern Blick auf die Völker jenseits der Alpen. Er mußte sich sogar gegen Anschläge wehren, die wider ihn selbst gerichtet wurden.

Solcher machte sich Hildegardis schuldig, Tochter König Ludwigs des Jüngern, Arnulfs

79) Im Herbst 895.

Ruhme. Diese, ein lebhaftes ehrgeiziges Weib, welches vielleicht Arnulfen schon zur Entthronung Karls des Dicken geholfen [80]), schien Vergessenheit ihrer wirklichen oder vermeinten Verdienste nicht gelassen dulden zu können. Es ging das Gerücht, sie habe Gefährliches wider den Kaiser angezettelt. Mit ihr verbunden war Engildicht, ein Markgraf, mächtig in den Gauen gegen Mähren und Böheim [81]), durch dessen Beistand sie schon dem Hochstift Eichstätt beträchtliche Güter entzogen hatte [82]). Arnulf aber ward der Umtriebe zur glücklichen Stunde inne; schickte die ränkevolle Verwandtin ins Kloster Chiemsee [83]), und beraubte den Engildicht seiner Würden, die dem tapfern und klugen Herzog Luitpold, des Kaisers Vetter [84]), anvertraut wurden.

---

80) Herrmann Contr. (Struve Script. rer. Germ. 1, 251) sagt dies beim J. 895 bestimmt.

81) Ob als Markgraf im Nordgau und in der Ostmark zugleich? ist, obgleich ungewiß, doch unwahrscheinlich (N. Abh. d. bair. Ak. 2, 98 ff.).

82) Sie mußte im J. 895, als fraude maligna gewonnen, wieder herausgeben. Resch, Hist. Sabion. 3, 248, liefert die Urkunde.

83) Doch, sagt Regino, begnadigte er sie bald wieder.

84) Sowohl in Urkunden des nachherigen K. Arnulf,

17.

Regensburg erweitert.

Es waren treue Wächter gegen die Morgenlande noth, wo das schreckbare Volk der Madscharen immer gewaltiger durch Pannonien heranzog. Es drängte über den Leichnamen besiegter Bulgaren herauf gegen Moravien und Istrien. Darum setzte der Kaiser auch noch den getreuen, behutsamen Slavenherzog Braslaw in die feste Moosburg und zum Vogt über die Reichsgrenzen an der Drau und Save.

Zu gleicher Zeit richtete er Regensburg wieder auf. Diese uralte Hauptstadt Baierns, wie des ganzen Reichs, war am zehnten Tage des Augustmonds des Jahrs 891 in Flammen aufgegangen. Nur die Kirche des heiligen Heimeran und Castian standen von der Glut unversehrt. Wohl hatte man bisher zuweilen auch die Könige in ihrer alten Pfalz zu Oetting im Isergau[85]

---

als dessen Sohnes Ludwig wird Luitpold carus propinquus und auch consanguineus gepriesen.

85) Altötting am Inn unfer, ohnweit Burghausen, wo Karlmann in dem von ihm neuerbauten Kloster gestorben war.

oder an der Isar zu Mosapurg [86]) hofhalten gesehen. Jedoch Regensburg war allezeit Mittelpunkt der Reichsverwaltung geblieben; hier ein König gewohnt, der Länder Huldigung zu empfahen [87]). Fürsten und Herren mit glänzendem Hofgesind reiseten da aus und ein, Gnaden und Befehle zu holen.

Arnulf erhob die Stadt mit kaiserlicher Machtfülle aus der Asche. Im Aufgang erneuerte sich wieder die alte Pfalz der Könige, geräumig für des gesammten Reichs Hofhaltung, wo den Völkern Gesetze gegeben und die Zwiste der Fürsten geschieden wurden. Da sah man die Schulen des Rechtes und der freien Künste; die Wohnung der arbeitsamen Frauen; die Prachtgebäude einheimischer oder fremder Bischöfe rings um die erhabene Burg [88]). Dem Königsgau zu-

---

86) In einer Urkunde vom Jahr 890 (im Libro probationum Emmeran. S. 74) heißt Moosburg bei der Unterschrift: regina civitas.

87) Wie die alten Jahrbücher mehrmals bemerken; huldigen heißt in ihrer Sprache se ditioni regis subdare.

88) Die Beschreibung der Stadt ist nach jener epistola presbyteri ad Reginwardum Abbatem, die der fleißige Roman Zirngibl (N. histor. Abh. der baier. Ak. 3, 321) trefflich läutert hat. Der Brief

nächst gegen Niedergang stieg im Pfaffengau, ohnweit dem Donauufer, der mit Mauern umgürtete Hof des Bischofs empor, zu dessen Sprengel die Stadt, ein großer Theil Baierns und das Land Böheim gehörten. Mittagwärts von diesem Sitz die Hauptkirche; ohnweit davon die dem Täufer Johannes geweihte; und noch entfernter von der Donau bescheiden ein Paar Klöster gottgeweihter Jungfrauen, daneben die Häuser der Geistlichen, ihres Gesindes, auch die Werkstätte einiger Kaufleute und der Klosterfrauen. Doch Handelsmännern und Gewerkern wies der Kaiser ihren besondern Gau zu, dem Pfaffengau gegen Abend. Damit erweiterte er die Stadt, daß sie einen vorher nie besessenen Umfang gewann. Nun sah man hier den Hauptmarkt alles Handels im deutschen Mittagslande. Hier wurden jene Barchent, Scharlachtücher und andere kostbare Zeuge bereitet [89]), deren Ruhm weit durch Europa ging; und was das fruchtbare Welschland, was der rauhe Norden Köstliches erzeugten, was

---

zwar stammt aus der Mitte des eilften Jahrhunderts; aber die Stadtanlage doch aus Arnulfs des Kaisers Zeit.

89) Scarlatos aut barracanos vel pretiosos burellos, qui Ratisbooi fiunt. Stat. *Petri Ven.* 18.

in Franzien und in den Slavenländern gearbeitet ward, lag hier in Vorrathshäusern aufgeschichtet.

18.

Beschenkung der Geistlichen.

Den ganzen Gau der Gewerbleute vergabte der Kaiser, sammt vierzig Weinbergen am linken Flußufer [90]), mit frommer Ehrerbietung dem Stifte des heil. Heimeran. Dies bewahrte schon andere theure Zeugen seiner Huld: die Gebeine des heiligen Dionysius; und ein Buch der vier Lebensbeschreibungen Jesu mit goldenen Buchstaben auf purpurnem Pergament kunstvoll gemalt; der goldene Deckel des Buchs von edeln Gesteinen schwer. Viele sagen, diese Heiligthümer seien ihm einst vom König Odo aus Franzien verehrt; andere, er habe sie auf einem Zuge jenseits des Rheins durch getreue Knechte diebisch entwenden lassen [91]). Es ist aber so fromme Ruchlosigkeit in Zeiten nicht schimpflich gewesen, da man noch

---

90) Civitatem totam *nobiter* factam cum quadraginta vineis tradimus pretioso martyri Emmerano, sagt die Urkunde (in Pez Thes. T. 1. Pars 3, 37).

91) Dies Prachtwerk des Mittelalters ist noch jetzt in der königl. Handschriftensammlung zu München vorhanden (Ducange 2, 659).

glaubte, daß um das Heilige keine Sünde zu groß wäre [92]).

Auch andere Klöster sind nicht von ihm versäumt worden. Dem Bisthum Passau gab er die Macht, wie sie schon Salzburg, Niederaltaich und Regensburg hatten, eigene Vögte anzustellen; auch Freiheit von der Gaugrafen Gerichten [93]). Vielleicht gedachte er, durch Ausdehnung geistlicher Macht, den Uebermuth weltlicher Großen zu beschränken; vielleicht herrschte über seinen Willen auch nur die Denkart des Jahrhunderts, oder seiner ersten Räthe, die sämmtlich geistlichen Standes [94]) waren. Denn wer ergründet den verborgenen Quell von den Schicksalen der Sterblichen, ihr Herz?

19.

Isanrichs Empörung. Arnulfs Tod.

Im J. 897 — 899.

Es sahen die deutschen Völker einst den erlauchten Arnulf mit großen Hoffnungen aus seiner

92) Dergleichen frommer Kirchenraub war so selten damals gar nicht. Mabillon (Ann. Bened. 1) führt mehrere Beispiele an.

93) Die Befreiung geschah im Jahr 898.

94) Sein Erzkanzler war der Erzbischof Dietmar von Salzburg. Unter seinen Kanzlern erblickte man

kärnthischen Moosburg hervortreten; nun aber an der Neige seiner Tage über zerrissene Entwürfe trauern. Er hatte seinen Willen, nicht seine Kraft ermessen. Das brachte Verderben. Vieles war begonnen, nicht eins vollendet. Feindselige Völkerschaften blieben ungezähmt; getreue unbeschirmt; der Bischöfe und Herzoge Gewalt kaiserliches Ansehen überwuchernd; die Angelegenheiten des Reichs in verhängnißvoller Verwirrung.

Und häusliche Schmach und gefährliche Meuterei verdunkelten den Abend seines Lebens. Es ging ein Gerücht, Oda, seine Gemahlin, gebe ihren Leib in schnöder Wollust fremden Buhlern preis [95]). Zwar zweiundsiebenzig Herren und Grafen bezeugten vor offenem Gericht zu Regensburg feierliches Eides die Unschuld der Kaiserin [96]). Und solchen Schwüren ward zu jenen Zeiten noch geglaubt. Aber Arnulf, schon seit dem letzten Zuge gen Welschland kränklich, genas bei solchem Verdrusse übel. Ihn rührte der Schlag. Der Verdacht, es sei Wirkung beigebrachten Giftes,

abwechselnd den Bischof von Freising oder Regensburg, oder den von Neutra u. s. w.

95) Die fuldischen Jahrbücher beim Jahr 896.

96) Im Brachmond 899. Ann. Fuld.

aber beſiegen konnten ſie ihn nie ganz. Sein blieb das hindoſtaniſche Gebirg. Von hier aus führte er mit ſeinen Seihks den ununterbrochenen Raubkrieg gegen die Uebermächtigen. Seine Nachfolger ahmten ihm nach. Nie ward Friede zwiſchen den Mahamedanern und den unbezwinglichen Seihks. Jene ſetzten auf den eingebrachten Kopf eines jeden Seihks einen Preis; dieſe verwüſteten dagegen von Zeit zu Zeit die ſchönſten Bezirke des mogulſchen Gebietes.

Aurung-Zeb, der im Jahr 1707 ſtarb, hinterließ ein unermeßliches, darum ſchwaches Reich. Es zerfiel. Die Seihks brachen gewaltiger hervor, und gewannen, bald ſiegend, bald beſiegt, neue Kraft. Bis ein neuer Aurung-Zeb, nämlich Nadir Kuli Khan, der eben ſo geizige, als grauſame Länderſtürmer aus Perſien, erſchien und Hindoſtan mit ſeinen Heeren überſchwemmte. Noch einmal wichen die Seihks in ihr Gebirgsland zurück, bis Schach Nadir im Jahr 1747 im Aufruhr ermordet war. Und wie einſt des großen Mogols, ſo verging nun des Perſers ungeheures Reich. Es ſtürmten die Dſchatten, die Mahratten und andere unterjochten Völkerſtämme Hindoſtans gegen die perſiſchen Beſatzungen und trieben ſie aus. Die kriegeriſchen Seihks aber eroberten wieder, was ſie einſt unter Gohru-Gowinds Herrſchaft beſeſſen hatten. Ihre Fortſchritte erregten die Eiferſucht

kostete manchem Menschen das Leben; andern Sicherheit und Vaterland [97]).

Unter diesen Umständen brach Aufruhr in der Ostmark aus. — Es war nämlich geschehen, daß die Brüder Moymar und Zwentibold, des Mährenlandes zwiespaltige Herzoge, offene Fehde gegen einander begonnen, auch die Böhmen sich inzwischen einen eigenen Herzog gewählt hatten. Vom Zwentibold war des Kaisers Vermittelung angerufen; vom Moymar verworfen. Arnulf hatte gegen Moymar zwei Markgrafen geschickt, Luitpolden, seinen Vetter, der im Lande unter der Ens, und Aribo'n, der im Lande ob der Ens der Ostmark vorstand [98]). Weil Aribo nun sich mit Zögern verdächtig gemacht, als wäre er mit den Mähren einverstanden, ward seinem Sohn Isanrich die Grafschaft an der Ens gegeben [99]).

---

97) Ein gewisser German ward enthauptet; ein Weib, Reddburga zu Epilmga (Aibling), gehenkt. Mehrere flüchteten nach Welschland.

98) Zirngiebl (in den n. hist. Abh. d. bair. Ak. 2, 101) sehr befriedigend über die Scheidung der Ostmark in zwei Theile.

99) Aribo war schon einigemal der Markgrafenwürde entsetzt. Ann. Fuld. Es ist nicht zu finden, daß Aribo, als sich Isanrich empörte, noch Markgraf an der Ens gewesen.

Nun aber erhob Isanrich, seinem Vater ergebener, als dem Kaiser, Aufruhr wider diesen. In fester Burg zu Mautern am Donaugestade wies er die Befehle des Oberherrn ab.

Arnulf, zwar sterbenskrank, machte sich selbst wider den undankbaren Empörer auf. Er schiffte die Donau nieder bis Mautern, wo sein Kriegsheer schon die Stadt bestürmte. Mauerbrecher erschütterten Wälle; Stein- und Feuerschleudern [100]) warfen einen Regen von Felsenstücken und Flammen auf die Einwohner; aus tragbaren Schiffen wurden eilfertig Brücken über den Strom geschlagen.

Solcher Ernst beugte schnell des feigen Empörers Trotz. Er kam demuthsvoll aus den Thoren der Stadt, mit Gemahlin und allem Hofgesind, und flehte Gnade zu Arnulfs Füßen. Er ward gefangen, nach Regensburg geschickt; aber entwischte seinen Wächtern unterwegs.

Der Kaiser, kaum vom Feldzuge heim, starb kraftlos am Ende des Jahres 899 zu Regensburg. Seine Asche, in steinernem Sarge, bewahrte die Kirche des Klosters Heimeran [101]).

---

100) Im Latein des Mittelalters vineæ geheißen.

101) Arnulf starb den 8. Christmonat 899, wie eine kleine in seinem Sarge gefundene Bleiplatte, die ihm unter das Haupt gelegt war, inschriftlich be-

20.

Ludwig das Kind.

Im J. 900.

An der Gruft des Vaters riefen die Fürſten ſeinen kaum ſiebenjährigen Sohn Ludwig zum König der Deutſchen aus. Auf dem Tage zu Forchheim erkoren ſie ihn feierlich, als den Letzten der männlichen Sproßlinge Karls des Großen, alter Sitte treu [102]).

Biſchof Adalbert von Augsburg übernahm die Erziehung des gekrönten Kindes; Hatto, der Erzbiſchof von Mainz, neben ihm Otto, Herzog zu Sachſen, die Verwaltung, und Markgraf Luitpold, der mannhafte Held, mit vielverſuchtem Schwerd den Schirm des Reichs. Denn die mähriſchen Slaven thaten den Baiern

---

zeugte, als man 1671 ſeine Gruft aufthat. Noch Ende vorigen Jahrhunderts ward ihm in der Kloſterkirche im Wintermond jeden Jahrs ein feierliches Todtenamt gehalten. Zirngibls Abh. v. Geburt und Wahl K. Arnulfs (N. Abh. d. bair. Ak. 3, 289).

102) Quia reges Francorum semper ex uno genere processerant, maluimus pristinam morem servare, ſchrieb Erzbiſch Hatto dem Papſt Johannes IX. wegen dieſer Wahl (Hanſiz 1, 179).

allezeit zuwider: zumal nach Arnulfs des Gestrengen Hinscheide. Doch bald schwang über ihren Nacken ein anderes Volk das Würgerschwerd; unterjochte sie: ward selbst den Deutschen schreckbar.

21.

Die Ungarn erscheinen in Deutschland.

Im J. 900 — 902.

Die Ugren, der Wolgasteppen Söhne, schwärmten schon südwärts durch Istrien gegen das lombardische Blachland. Der Bischof von Passau war seit Jahren gezwungen, Geschenke von Kleidern und Linnen zu spenden [103]), Sicherheit seines pannonischen Kirchensprengels zu kaufen.

Wie sie nun von des Kaisers Tod hörten, entsandten sie Botschafter gen Deutschland, mehr um dieses Reiches Macht und Fruchtbarkeit zu erspähen, als um Pflegung friedlichen Einverständnisses. Denn urplötzlich brachen ihrer viel mächtige Schwärme durch Moravien in das Osterland Baierns und über den Ennstrom. Aus weiter Ferne verkündeten Rauch- und Feuersäulen der verbrennenden Ortschaften ihren Anzug. Das uralte Münster auf einem Hügel des lieblichen Kremsthales, das den heiligen Florian in

103) Hansiz 1, 174.

schöner und fruchtbarer Landschaft auf grünen Höhen lobende Kloster, loderten vor Allen zuerst auf. Dann kamen sie mit Sturmesschnelle und erfüllten Baierland fünfzig Meilen weit und breit mit Entsetzen.

Grausam, reissenden Thieren gleich, tranken sie Blut und fraßen rohes Fleisch [104]). Ihre Gestalt, zwar klein, aber gewandt, mit nackt geschornem Kopf, tiefliegenden funkelnden Augen im häßlichen braungelben Gesicht, flößte Grauen ein [105]). Beute, Jagd und Fischfang war ihr Tagwerk; kriegerische Uebung auf behenden Rossen der Freien und Knechte Spiel in Lagern. Ihre Todten verbrannten sie [106]). Immer fochten sie zu Pferde; selten mit dem Schwerd, lieber von weitem. Da schnellten sie vom hörnernen Bogen den Todespfeil mit unglaublicher

---

104) Regino macht sie ganz zu Menschenfressern; eben so die Ann. Met. j. J. 889: corda hominum velati pro remedio devorant.

105) So Otto v. Freising (in den gestis Friderici I.), der sich über die göttliche Langmuth verwundert, daß sie solche Ungeheuer auf Erden dulden könne.

106) Eine Angabe des *Ekkehardi* jun. de casibus monasterii St. Galli 1, 6. (In Goldasts rer. Allem. script. 1, 63.)

Sicherheit aus großer Ferne. Feste Plätze ließen sie unbelagert. Gleich furchtbar im Angriff, wie in oft verstellter Flucht, würden sie unwiderstehlich gewesen sein, hätten sie eben so viel Beharrlichkeit als Ungestüm bewiesen.

Luitpold, der edle Herr von Sentilabach [107]), und Markgraf von der Ens, genas bald von der ersten Ueberraschung. Auch Bischof Richard von Passau. Sie thaten sich mit ihren Getreuen zusammen zum Widerstand. Aber die Ungarn waren, wie jählings gekommen, verstoben. Nur einen ihrer Haufen ertappte man noch am nördlichen Donauufer; der hielt sich geborgen. Ihn überfiel Luitpold. Es wurden bei zwölfhundert der Heiden erschlagen oder in den Fluß gesprengt, ohne eigenen Verluß [108]).

Darauf baute der Sieger ohnweit dem verödeten Kloster Florians, eine Viertelmeile vom Erguß der Ens in die Donau, eine Vestung mit starker Mauer und Besatzung, zur Hut gegen die

---

107) Sindlbach bei Lauterhofen im Nordgau. Wlg. Hund metrop. Salisb. 1, 249.

108) Hier enden die fuldischen Jahrbücher, nicht ohne weissagungsvolle Seufzer über Deutschlands kommende Schicksale.

Feinde. Sie ward Ensburg geheißen [109]) und dem tapfern Bischof von Passau, als Ersatz für die eingeäscherten Klöster, gegeben [110]).

Allein das focht die wilden Madscharen wenig an. Ihre schweifenden Banden durchliefen die kärnthischen Thäler und plünderten weit hinauf ins Gebirg. Rächend vergalten die Baiern wieder [111]). Es waren nicht Heere, nur Rotten, die einander abwechselnd befehdeten.

Des Reiches Sicherheit wurde aber gleichgültig verwahrloset, während die Ungarn größere Macht zusammenzogen, das weite deutsche Land auszurauben. Denn hier herrschten nur Mönche, für ihren Altar sorgend. Der unmündige König, von ihnen geleitet, beschenkte wohl Kirchen und Klöster mit Uebermaß [112]), ließ Bisthümer und Fürsten-

---

[109]) Die heutige Stadt Ens, auf einer Höhe am Ensfluß.

[110]) Die Schenkungsurkunde Ludwigs des Kindes bei Hanfiz 1, 181.

[111]) Heppidan in seinem Zeitbuche sagt beim J. 902: die Ungarn wären von den Baiern ad prandium gerufen worden. Wiguleus Hund macht daraus ad praeliandum, weil die alten Zeitbeschreiber sonst eben nicht spaßhaft sind.

[112]) Falkenstein (Gesch. von Baiern 2, 192), Zeßmaier (Gesch. von Baiern S. 201) und Andere zeigen den Gaben Ludwigs nach.

thümer zu einer Eigenmacht reifen, neben welcher die Königsgewalt selbst zum Schatten ward; allein die Thore des Reichs ließ er unverwahrt den Verwüstern offen.

II.

Des Adels Wachsthum.

Durch der Karlingen Hauskriege und Schwächen waren die Großen erstarkt. Sie zu gewinnen, war ihnen von den Kaisern reichlich gegeben, oder ihnen wenigstens nicht da widerstanden, wo sie sich selbst unrechte Hoheit anmaßten. So hatten sie allmälig durch Schmeichelei oder Trotz und List Aemter erblich auf ihr Haus gebracht, und die Abgaben des Volks, oft selbst den Heerbann zu eigenem Vortheil angesprochen [113]).

Seit die Könige in Regensburg gewohnt hatten, war versäumt worden, nach Weise der Alten, vollmächtige Boten in die Gauen zu senden, auf der Grafen Verwaltung zu sehen. Dadurch ist diesen viel Sicherheit und Willkühr entstanden. Auch wagte wider dieselben nicht leicht Einer

113) Wie sorgfältig die Grafen auf Machterweiterung sannen, ist schon in dieser Geschichte erzählt worden. Auch die Urkunde bei Meichelbek (l. c. Tom. I. pars 2, 123) gibt ein Beispiel davon.

Klage, obgleich Jedem gestattet ward, vom Spruch der Zehent- und Gaugerichte hinweg, das Urtheil des Pfalzgrafen anzurufen, der im Namen des Königs richten sollte. Ein solcher saß seit den Tagen Ludwigs, des ersten Königs aller Deutschen, in der Pfalz zu Regensburg, bewahrte des Herrschers Siegel und führte über das königliche Hausgut und Einkommen Aufsicht. Aber der Pfalzgraf, selbst nach Reichthum oder Macht lüstern, oft den Großen des Reichs, die er zu richten hatte, verwandt, oft ihrer Gunst begierig, ihren Haß fürchtend, schützte die Unschuld schwach.

So wurden die Grafen in den Gauen eigenherrlich; mehr noch die Markgrafen und Herzoge an den Grenzen. Denn diesen standen weitläufigere Landstriche zur Belohnung der Kriegsleute zu Gebot, die, immerdar für den Schutz der Mark rüstig [114]), eben so willig für die eigene Sache ihres Anführers ins Feld rückten.

Also entwichen gemach die strengen Ordnungen des ehemaligen Heerbannes, und selbst der Geist des Lehenwesens fing in seiner Entartung an, den Oberhäuptern des Reichs feindselig zu werden, für deren Thronesschutz er in die Welt gerufen worden.

---

114) Die milites perennes dieser Zeiten.

Zwar ſchienen geſammte deutſche Lande das ungeheure Hausgut eines Einzigen, und alles Volk zwiſchen Alpen und Belten mit Edeln und Fürſten in allgemeine Knechtſchaft verſunken zu ſein, wenn man ſah, wie Alles ſich drängte, des Mächtigern Dienſtmann und Schützling zu heißen. Da bot der Freigeborne ſeinen erbeigenen Hof dem Grafen oder Kloſter; Graf und Kloſter das Eigenthum hin an Kaiſer und König; König und Kaiſer gaben das Empfangene in Lehensgeſtalt, mit Rechtſamen und Grundſtücken erweitert, den Gebern zurück; und zerſplitterten das ganze Reich in zahlloſe Lehen. Der Schwächere ward immer des Stärkern, dieſer des noch Mächtigern Mundmann und Vaſall; Alles eine Verkettung von Knechtſchaft in allerlei Abſtufung.

Doch Jeder war in die Lehenverkettung getreten, mehr um Schutz und Reichthum zu gewinnen, als zu gewähren. Wer dieſen hatte, jenen entbehren konnte, trachtete dann eben ſo ſchnell, was er als Lehen beſaß, in Erbgut umzukehren. So ſtiegen darauf dunkle Geſchlechter in Beſitz von Grafſchaften, Grafen zu Fürſtenmacht. Alle hatten wieder ihr Heer von Getreuen und Lehnmannen.' Und ſo kam, daß die, deren Väter von einem Kaiſer oder König aus freier Gnade gewählt worden waren, nun hinwieder bei

der Afghanen und Mahratten; und konnten weder durch die Tapferkeit der einen, noch der andern aufgehalten werden. Sie dehnten ihre Gewalt aus von der alten Heimath im Gebirg bis zur Wüste Redschistan; vom Indus bis zum jungen Ganges.

So leben die Seihks, als ein mächtiges tapferes Volk Hindostans, noch heut unabhängig in ihrem Lande, wie in ihrem Glauben. Ueber sie herrscht kein morgenländischer Despot. Sie bilden vielmehr in ihrem weitläufigen Gebiet einen Bund mannigfaltiger, selbstherrlicher Staaten, nur zu gemeinsamer Vertheidigung in Kriegestagen vereint. Die Macht ihrer Fürsten oder Rajahs ist durch den Rath der Akali's beschränkt; so wie die Macht dessen, den sie ihr höchstes Oberhaupt nennen, durch den Willen aller Rajahs. Denn jährlich reisen diese persönlich zu einer Tagsatzung zusammen, oder sie senden ihre Abgeordneten, um die allgemeinen Angelegenheiten, Frieden und Krieg betreffend, zu beschliessen. Das Oberhaupt hat nur den Willen Aller zu vollziehen. Dies war im Jahre 1813 der tapfere und kriegerische Fürst Rundschet-Sing in Amrita-Saras.

Wenn die Fürsten vereint mit den Akali's zusammentreten, geschieht die Eröffnung der Tagsatzung unter frommen Feierlichkeiten. Im pracht-

Königswahlen geltende Stimmen laut werden ließen [115]).

Nicht wenig wurde auch die Adelsmacht durch das Tiefersinken des untern Volks gehoben. Neben vielen ununterbrochenen Kriegen erzeugte die Unvollkommenheit des Ackerbau's und das schwache Athmen des Handels nicht selten allgemeine Hungertage, noch mehr wenn Naturerscheinungen zerstörend dazu traten, welche selbst in unsern Tagen zu den ungewöhnlichen gehören. Im Jahr 873 kamen aus den Morgenländern so ungeheure Züge von Heuschrecken, daß sie im Fluge das Licht der Sonne verdunkelten. Ihre Leiber hatten Länge und Dicke eines Mannsdaumens. Sie zehrten Aecker und Wiesen in weiten Strichen ab, und griffen mit scharfem Gebiß sogar die Rinden der Baumzweige an [116]).

In solcher Noth gab sich viel Volks weg um Nahrung. Leibeigen ward ohnehin, wer den schuldigen Zins nicht mehr entrichten konnte [117]).

---

115) Als Kaiser Arnulf seinen natürlichen Söhnen die Erbfolge sichern wollte, ließ er sich für sie von den Großen Baierns ihre Anerkennung eidlich verheißen. Ann. Fuld. z. J. 889.

116) Bei Mainz fraßen sie in einem Tage hundert Juchart Fruchtland ab. Sie trieben ihr Unheil zwei Monden lang. Ann. Fuld. z. J. 873.

117) Mon. boic. 6, 91.

Und wenn auch selbst Freigeborne mit leibeigenen Mägden Kinder zeugten in rechtmäßiger Ehe, folgte die Geburt doch immer dem Stande der Mutter [118]).

Während einerseits die Menge der Dienstbaren schwoll, verminderte das Schwerd der Fehden und Kriege die Geschlechter der Herren. Besitzthümer und Ehren, sonst mehrern gemein, fielen an Einzelne durch Erbe, Gewalt oder Gunst. So entstanden Häuser, deren Stolz oft der schwankenden Gewalt des Landesherrn Stirn bot.

23.

Fehde der Babenberger.

Im Jahre 902 — 907.

Vom hohen Felsberg an der Rednitz sah die alte Burg der Babenberger ins Land herunter [119]). Hier war der Sitz eines mächtigen Geschlechts, ehemals der sorabischen Markgrafen [120]). Drohen wohnten zu dieser Zeit vier

---

118) Wie noch im eilften Jahrhundert Sitte war. Monboio 6, 58.

119) Jetzt noch Trümmer, die alte Burg genannt, ohngefähr eine halbe Stunde von Bamberg.

120) Nach Ziengibls glücklicher Ausmittelung (M. Abh. der bair. Ak. 2, 21 ff.).

Brüder, Adalbert, Heinrich, Adalhard und Reinold[121]). Ihre Güter lagen groß in den Gauen zwischen Main und Saale.

Mit ihnen wetteiferten um Vorzug des Geblüts, der Ahnen und des Reichthums an Landen und Leuten[122]) die vier Brüder und Grafen zu Frizlar und in der Wetterau, Konrad, Gebhard, Eberhard und Rudolf, der würzburgische Bischof. Sie waren die Söhne des reichen Grafen Udo, des Urenkels Kaiser Ludwigs des Frommen von dessen Tochter Alpheis. Es ward viel Feindschaft unter diesen Nachbarn, und viel Hader zwischen ihren Leuten, bis nach mancherlei Kränkung nur Blutrache zu genügen schien.

Endlich zogen vom Babenberg herab Markgraf Adalbert und seine Brüder mit ihren zahlreichen Dienstmannen zu offener Fehde gegen die Nebenbuhler[123]). Diese aber begegneten ihnen fest: Gebhard und Eberhard, auch die Leute ihres Bruders Rudolf, des Bischofs von Würz-

121) Der Name Reinolds war doch einigen Forschern zweifelhaft. Von den meisten aber wird er genannt.

122) De nobilitate carnis, de parentum numerosa multitudine, de magnitudine terrenae potestatis ultra quam decet se extollunt; sagt Regino (Chron. ad ann. 897) von ihnen.

123) Im Jahr 902.

burg und Herzogs Konrad von Franken. Sie rannten mit großer Wuth gegen einander. Es ward viel edles Blut vergossen; zuletzt der Babenberger Banner sieglos. Markgraf Adalbert mußte mit schwerem Verlust das Wahlfeld verlassen. Sein Bruder Heinrich lag erschlagen; und Adalhard, sein anderer Bruder, war in feindliche Gewalt gefallen.

Doch auch die Sieger klagten. Denn Herr Eberhard, der Graf in Franken, wurde vielverwundet unter den Leichen hervorgezogen. Und als er wenige Tage darauf den Geist aufgab, gerieth sein Bruder Gebhard in solchen Schmerz, daß er dem gefangenen Babenberger das Haupt abschlagen ließ.

Rachedurstig kam folgenden Jahres der Markgraf wieder; aber mit doppelter Macht. Er fiel verwüstend in die Lande des Bischofs von Würzburg; jagte ihn sieghaft bis in den weiten Speßhardt; trieb die Kinder seiner Feinde aus ihren Gütern und raubte alle Ortschaften derselben aus.

König Ludwig das Kind, den Verfolgten verwandt, gebot Landfrieden. Deß lachte nur Markgraf Adalbert. Und obwohl ihn der König seiner Würden und Güter verlustig sprach [124]), zog er dennoch im Frühling des Jahres 905 noch

[124]) Die Urkunde in Eckard's Hist. Franc. orient. 2, 805.

gegen Herzog Konrad aus, der zu Friedeslar saß, stark an Reißigen und Fußknechten. Er warf die ersten zwei Streitrotten des Herzogs mit ungestümem Anfall; dann die dritte, in welcher Konrad selbst fechtend umkam. Nun ward der Friedbrüchige vor den Reichstag zu Tribur entboten, und da Adalbert Gehorsam weigerte, rückte der König mit Heergewalt vor dessen Burg.

Es war aber an des Königs Seite sein Erzkanzler, Hatto, der Mainzer Erzbischof, ein verschmitzter Pfaff. Dieser versprach ihm, den Markgrafen ohne Mühe in die Hände zu liefern. Er ritt also auf Adalberts Burg, als wollt' er vermitteln, und redete dem Babenberger zu, mit ihm ins königliche Lager beim Schlosse Theres zu gehen. Er gelobte, selber ihn wieder mit aller Sicherheit auf seine Burg zurückzubegleiten. Adalbert fürchtete keine Argliſt, und willigte ein.

Da sie aber weggeritten waren in der Frühe, gab der Erzkanzler plötzlich vor, wie er nüchtern sei und zu essen begehre. Darum kehrten sie noch einmal in die Burg zum Morgenimbiß zurück; nach diesem in des Königs Lager. Hier ward Adalbert gefangen und ohne Gnade zum Tode verurtheilt. Als sie den edeln, streitbaren Mann zum Richtplatz führten, und der Erzbischof zuschaute, rief der Verrathene: „Hatto, muß ich sterben, seid ihr des Meineids schuldig!"

Es entgegnete ihm der Erzbischof: „Mit nichten! Hab' ich euch nicht unversehrt zum Frühstück ins Schloß zurückgebracht? Warum zoget ihr zum andernmal mit mir aus?“ [125]). Das Haupt des Babenbergers fiel unter dem Henkerbeil. Sein Gut ward vertheilt. Das Schloß Babenberg und die umliegende Gegend behielt König Ludwig.

In diesen Fehden hatte das nahe Eichstätt viel erlitten. Daher gewährte der König dem Orte städtisches Recht, mit Ringmauern [126]); auch wegen der Ungarn.

24.

Die Ungarn in Baiern und Deutschland.

Im J. 907 — 910.

Ganz Mährenland und Lombardien war von den Ungarn verwüstet worden. Nun drangen sie herauf über die Save und Raab in die Ostmark. Darum ward in aller Eil große Macht wider die Heiden aufgeboten, ihre Gewalt zu dämmen.

---

[125]) Hatto's Schelmenwesen läßt *Herrmann* contract. durchblicken; klar ist sie in Luitbrands Hist. sui temp. (Duchesne 3, 576), und Th. Franks Gesch. des Hochstifts Würzburg, S. 82 ff.

[126]) Bei Falkensteins antiqq. nordgov. im cod. dipl. No. 10 die Urkunde.

Am siebenzehnten Tag des Heumonats des Jahres 907 stand ein deutsches Heer bei der Ensburg versammelt; dabei waren viele edle Herren, Bischöfe und Aebte mit ihren Wehren; der König Ludwig selbst. Dieser aber blieb mit einem Kriegshaufen zur Nachhut an der Ens. Die größere Macht führte Markgraf Luitpold, der Baiern edler Herzog [127]), weiter hinab an die Donau [128]), wo sich jenseits die Madscharen im Lager zeigten.

Und wenige Tage darauf, in finsterer Nacht, als die Deutschen allzusorglos schliefen, schwammen die gelenken Feinde unbemerkt über den Strom; stürzten mit dem Schwerd in das Lager der Christen, und fisteten darin ein grausames Blutbad. Die Baiern, wie die Deutschen jener Zeit überhaupt, hatten noch zum Kriege meistens Fußvolk, schwer bewaffnet mit Panzerhemden, Bickelhauben, Tartschen, langen Schwerdern, Pfeilen und Bogen; die Reiterei, fast ganz in Eisen gekleidet, unbehilflich [129]). Daher den leichtberittenen Ungarn kaum beizukommen.

---

127) Wahrscheinlich war ihm Baiern als Lehen gegeben. Arnpekh Chron. Baj. L. 3.

128) In die Gegenden des heutigen Pressburg.

129) Zwar Karl der Kahle und auch Ludwig der Deutsche hatten oft Waffenübungen in kriegerischen

Drei Tage hat am Donaustrom das Schlachten gewährt. Herzog Luitpold selbst ist rühmliches Todes umgekommen; mit ihm Herr Dietmar, Salzburgs Erzbischof, Otto, der Bischof zu Freisingen, und von Säben Bischof Zacharias; auch viele andere tapfere Aebte noch und Grafen. Wenige konnten sich an die Ens zum König retten.

Dieser, im Anblick der ungeheuern Niederlage, sehnte sich, den Seinen Hilfe zu bringen. Durch arglistige Flucht aber der schlauen Feinde gelockt, fiel auch er bald in deren verderblichen Hinterhalt, welcher aus Wäldern hervorbrach. Mit Noth entkam der König gen Passau.

Nun überschwemmte die ungarische Heermenge das offene Baierland. Alles Leben wich, wohin die Verderber traten. Viele Dörfer loderten; Regensburg selbst, kaum aus der Asche entstanden, noch ohne Ringmauer. Von dreiundfünfzig Klöstern des Landes stürzten einundzwanzig ob zusammen; Freising, Oetting das alte, Schlechdorf, Altaich das obere und niedere, Wessobrunn, Thierhaupten, die Zellen am Tegern- und Schliersee, Osterhofen, wo die königliche Pfalz und der alten Fürsten aus Baiern Begräbniß, neben vielen

---

Spielen (tornesmenta) angestellt, die aber nur gegen Gleichbewaffnete berechnet waren.

andern Gotteshäusern. Priester verkauften ihre Chorröcke, Meßgewänder, silbernes und goldenes Geschirr, Zierden und Güter der Kirchen; gaben Alles den Ungläubigen, damit Frieden zu kaufen.

Diese schleppten unermeßliche Beute davon; Männer, Weiber, Kinder, mit den Haaren zusammengebunden, gleich Viehheerden in die Knechtschaft. Hin und wieder zwar wagte Verzweiflung schwachen Widerstand. Es versuchten bei Lengfeld (ob Abach) baierische Landleute ihr Heil; wohl verlegten sie den Räubern den Weg zwischen Fels und Wasser an der Donau, die Gefangenen zu befreien; doch Alle wurden erschlagen oder zersprengt [130]).

Und in folgenden Jahren kamen die Unbezwingbaren abermals, mit neuen Schrecken und Elend, über Thüringen, Sachsen, Franken und Schwaben. Umsonst bot König Ludwig den Heerbann auf, und drohte endlich jeden erhenken zu lassen, der den Streit scheue [131]). Er sah

---

130) Aventin (Ann. Baj. 4, 21 Basler Ausg. v. 1528) und Hansiz (1, 185) verglichen mit den dürftigen Nachrichten älterer Zeitbeschreibungen. Aventins Schilderung von den Verwüstungen der Ungarn stimmt ziemlich mit der überein, welche Luitbrand gibt.

131) Luitbrand 2, 1.

ſein deutſches Land ausrauben, mußte mit Geld ſchmachvollen Frieden bezahlen.

25.

Untergang der Karlingen in Deutſchland.

Im J. 911.

Der jugendliche König, noch unvermählt, vom Kummer erdrückt, ſtarb zu Regensburg am zwanzigſten Tag des Brachmonds im Jahr neunhundert eilf, im hundert und zweiundzwanzigſten der Herrſchaft des karlingiſchen Geſchlechts über Baiern. Er war der letzte ſeines Stammes in Deutſchland; ein Fürſt, der nichts gethan hat [132]).

Das unermeßliche Reich jenes Karl, den ſie den Großen nennen, verſchwand auf immer durch Entartung der Mittel, und Elendigkeit der Herrſcher. Der Fluch, welchen des Eroberers Hand auf viele Völker und Länder gebracht, war auf ſein eigenes Haus zurückgekommen, und hatte ſeinen Thron zerſchlagen. Verarmt, geblendet, in Klöſtern, in Hütten, als Flüchtlinge, als Bettler, als Vater- und Brudermörder, ſelbſt im Glanz ihrer Kronen verhaßt oder verſpottet, ſtarben Söhne, Enkel, Urenkel des unglückſeligen Geſchlechts.

132) Obiit Hludovicus rex, juvenis, qui nihil fecit, ſagt *Oderanni* chron. ad annum 911.

reichen Saale verbeugen ſie ſich erſt beim Eintritt zuerſt vor den daſelbſt liegenden heiligen Büchern und rufen dabei einen Spruch, der den Ruhm und die Herrlichkeit ihres Volkes preiſet. Dann ſprechen die Akali's ein feierliches Gebet zu Gott, und decken ein Tuch ab von einer Menge vor den heiligen Büchern ausgebreiteter Kuchen. Die Verſammelten laſſen ſich nieder. Die Akali's theilen die Kuchen aus, und ſprechen zu den Fürſten und Geſetzgebern des Volks die Worte Nahaks des Weiſen: „Eſſet und gebet zu eſſen!“ Noch andere Feierlichkeiten folgen, um religiöſe und vaterländiſche Gefühle zu erwecken. Dann beginnen die Verhandlungen, die mit Ernſt und Würde geſchehen, und wo, ohne ſchwere Mißbilligung, nie die Aeuſſerung des Eigennutzes oder einer andern Leidenſchaft gethan werden darf.

Der Britte Wilkins hatte auf ſeinen Reiſen durch Hindoſtan Gelegenheit, einen Verſammlungsort der Seikhs zu beſuchen, wo ſie ihre Gottesverehrungen begingen: Auf ſeine Anfrage, ob ihm dies geſtattet werden könne, antwortete man ihm: Der Ort, wo Gott verehrt wird, ſteht allen Menſchen offen. Doch mußte er, ehe er eintrat, zum Zeichen der Ehrfurcht, oder der Reinlichkeit willen, die Schuhe ablegen. Dann führte man ihn zu einem Teppich, und gab ihm mitten in der Verſammlung einen Sitz. Er ſah ſechs

26.

Der Zeiten Sitte und Kunst.

Es war rohes Leben, wie an Hoflagern der Könige, so in Klöstern, Burgen, Hütten; wilde Kraft, ohne Zartheit in der Wollust, ohne Maas in Andacht oder Rache; das Gesetz hart und einfach, nur dem Schwachen furchtbar, der sich zu Bürgschaft zwingen ließ, den Richterspruch zu erfüllen [133]). Nach Reichthum und Wohlleben allgemeine Begier. Der Pfaff kriegerisch und länderſüchtig, wie der Graf. Der Größere immer den Kleinern und dessen Raub verschlingend. Klöster bettelten Schenkungen; Päpste forderten von ihnen Steuern, daß sie sich des schnöden Goldes wieder entledigten zu Gunsten des heiligen Stuhls. Köstlichere Gaben verhieß ihnen dafür der Fürst der zwölf Boten [134]).

Des untern Volks Aberglaube ergriff die Großen. Funken der Wissenschaft glimmten nur

---

133) Siehe das Diploma Ludovici Germanici vom Jahr 866.

134) Wie Papst Johannes VIII. an die Bischöfe von Salzburg und Freising im J. 877 schrieb: Inter haec ea quae beatus Petrus apostolus apud Bajuvariorum[!] terram jure proprietatis possidet. (Diplomat. Anhang zu den Nachrichten von Juvavia.)

sperſam noch in Mönchszellen. Aus dieſen allein kamen die Kanzler und Geheimſchreiber der Fürſten und Richter. Sie ſchrieben faſt alles in der verwilderten Sprache des alten Roms; doch auch des Deutſche, zwar unbeholfen, aber in weichen Selbſtlautern wohltönend, ward ſchon als Schriftſprache mit römiſchen Buchſtaben, in Ueberſetzungen und Reimen [135]), zuweilen auch in öffentlichen Urkunden [136]) verſucht.

Anfangs und lange ſind in Baiern aber keine andere Mönche gekannt worden, als welche nach Benedikts Vorſchrift lebten. Ihre Andachtsordnung, vom Stifter unter dem mildern Himmel Italiens erfunden, mußten ſie, laut Geſetzen des Reiches, auch im rauhern Deutſchland halten; des Nachts beten, am Tage nach welſcher Sitte ſchlafen. Unter dunkelfarbenem Oberkleid trugen ſie die weiße Kutte; den Bart kurz; das Haar lang; an Hinterkopf einen kahlgeſchornen Kreis [137]).

[135]) Schon, wie bekannt, durch Hrabanus Maurus, den Erzbiſchof von Mainz, und den Weißenburger Mönch Otfried zu Ludwigs des Deutſchen Tagen. Biſchof Waldo von Freiſing, der im Jahr 906 geſtorben iſt, ließ durch den Prieſter Siegfried eine Ueberſetzung der Evangelien in deutſchen Verſen abſchreiben. Meichelbek Hist. Fris. 1, 155.

[136]) Ann. Fuld. z. J. 876.

[137]) Von Arx in der Geſch. des Kantons St. Gallen,

Neben trüber Schwärmerei und furchtbare mönchischer Strenge, da Aebte und Bischöfe oft die Fehlbaren verstümmeln oder lebendig einmauern ließen [135]), herrschte in Klöstern nicht selten üppiges Sinnengelüst und Wohlleben. Tief- und Langeweile, auch Kunstsinn, führten in manche Zelle den Geschmack ein an Bildschnitzerei auf Holz und Elfenbein, an Malerei und Verfertigung getriebener, halberhobener Arbeiten von Gold, Silber und geringern Erzen [139]). Aber, ohne des Alterthums edle Muster, ward weniger getrachtet mit Darstellung des Schönen, als mit Gepränge mühsamer Geschicklichkeit die Verwunderung zu reizen, oder das Auge gegen Ungestaltheit harter Umrisse mit kräftigem Farbenglanz zu blenden. Der Oelmalerei uraltdeutscher Gebrauch war nicht fremd [140]) zur Verzierung der

nach Abbildung der Klostergeistlichen in alten Handschriften dieses Zeitalters.

135) Das Verstümmeln, Einmauern, Augenausstechen verbot schon das Capitulare Caroli M. vom J. 81, c. 10 u. 16, den Mönchen, ohne Einwilligung des Abtes oder Bischofs.

139) Anaglyphen geheißen.

140) An der Bleiplatte, die im steinernen Sarge König Arnulfs im J. 1671 gefunden ward, sah man noch Spuren einer wahrscheinlich roth gewesenen Oelfarbe, mit der sie übermalt gewesen zu sein scheint.

Gebäude und Geräthe oder deren Schutz gegen Witterung. Edlere Denkmale des Pinsels sind aus jenen Tagen nicht mehr, oder waren nie vorhanden. Langsam erhob sich auch die Tonkunst in Verbesserung kirchlicher Gesänge. Baiern hat manchen sinnvollen Künstler erzeugt, der gleich fähig, ein Orgelwerk zu bilden, oder ihm zauberreiche Töne zu entlocken, selbst von Italien gesucht ward [141]). Immer jedoch waren nur Mönche die Lehrer aller Kunst; sie selbst lange Zeit Kalkbrenner, Maurer, Zimmerer und Schreiner; die Gebäude einfach und klein; Wohnungen des Volks aus Holzwerk; daher Feuersbrünste so oft und verderblich. Nur Kirchen und Klöster hatten festes Gemäuer; doch auch die vornehmsten derselben nur leichte Schindeldächer. Eben so die Schlösser, Burgen und Warthürme, die man gern auf einsame Höhen pflanzte, des Feindes Anrücken, Zahl und Ordnung schneller zu bemerken, oder leichter

[141]) Papst Johannes VIII. bat den Bischof Anno von Freising im Jahr 873, ihm einen seiner besten Künstler nach Rom zu senden, der zugleich die Italiener im Bau und Spiel der Orgel unterrichten könne. Meichelbek (l. c. 1, 36). Schon im Jahr 826 hatte Balderich, ein baierischer Graf, als er zu K. Ludwig dem Deutschen reisete, einen Orgelbauer in seinem Gefolg, und zwar einen venetianischen Priester. *Eginhard* ann. z. J. 826.

von oben hernieder gegen Pfeilschützen und Schleuderer zu ſtreiten. Den Wettern der Jahrhunderte ward geſucht durch Mauern von ungeheurer Dicke zu trotzen. Noch lagen, beſonders den Alpen nah, auf ungebauten Feldern viele Felstrümmern und mächtige Geſchiebe, die vor undenklichen Zeiten von Waſſerfluten aus dem Gebirg hervorgerollt waren. Die Felſenklötze, indem urbar zu machende Gründe von ihnen gereinigt wurden, lieferten gewöhnlich den Hauptbeſtand zu jenen rieſenhaften Gemäuern, die mit feſtem Mörtel zuſammengekittet, noch ſeit einem Jahrtauſend das Erſtaunen der Nachkommen ſind [142]).

X.

Handel.

Vielleicht wären die Künſte, welche zum Sterblichen das Göttliche bringen, ihren Keimen freudiger entronnen, hätten nicht des Zeitalters ununterbrochene Kriege den Boden zertreten, und der Menſchen freundlichen Verkehr gehemmt.

Zwar die Karlingen begünſtigten zur Pflege des Handels kräftig eingeführter Jahrmärkte Ord-

142) Dies mag auch in älteſten Zeiten Urſprung und Veranlaſſung der ſogenannten Cyklopenmauern geweſen ſein, und derer, die man für ſolche hält.

nungen. Es wurden dergleichen zu Paſſau, Linz, Ingolſtadt, Regensburg und andern Orten begangen, beſonders an Sonn- und Feſtvorabenden wegen der großen Meſſen [143]); auch durften nie, ohne der Kaiſer oder Könige Vorwiſſen, neue, zum Schaden älterer, geſtiftet werden [144]). Allein Baierns eigenthümliche Lage, auf der einen Seite durch die hohen Alpen vom Meer, auf der andern durch wilde Völkerſchaften vom reichen Morgenlande getrennt; dazu der eigenthümliche Lauf der Flüſſe, alle der Donau zuſtrömend, welche in ungebaute Weltgegenden auslief — dann die Habſucht der Großen, die Unſicherheit der Straßen und anderes Unheil, beengten das freiere Spiel des Handelsgeiſtes.

Im öſtlichen Theile des Reichs knüpfte ſich ein lebhafterer Waarenumſatz mit den Slaven an. Die Unklugheit der Könige hatte aber ſeit den Tagen Ludwigs des Jüngern vergeſſen, daß Fürſten nur aus vollſtem Strom öffentlichen Reichthums ſchöpfen, nicht deſſen Quellen ausgraben müſſen. Durch unmäßige Zölle war von ihnen faſt aller Verkehr getödtet. Darum hatten auch die Stände laute Beſchwerden vor den Thron

143) Fiſchers Geſch. d. deutſchen Handels 1, 139.

144) Capitulare Caroli calvi (Baluz 2, 132).

Ludwigs des Kindes gebracht, und auf dem Landtag zu Raffoltestet ward ein milderes Zollgesetz entworfen. Demzufolge mußte fortan jedes Frachtschiff seine Angaben machen. Schwamm es auf der Donau den Passauer Wald vorüber, entrichtete es eine halbe Drachme; über Linz hinaus drei Scheffel Salz; dann konnte es nach Böheim handeln oder sonst wohin. Lastwagen und Saumrosse, über die Ens hinaus, zahlten einen Scheffel. Wenden, in Baiern wohnhaft, waren zollfrei; nicht so, welche aus Böheim oder Rügenland Handels wegen nach Baiern reiseten. Auch Salzschiffe blieben mauthfrei, bis sie nach Ebersberg (am Traunfluß) gelangt, oder wenn sie für Mährenland bestimmt waren. In diesem Fall zollte jedes seinen Schilling. Den Schiffen aus dem Traungau, den Bajoaren und Slaven, mit Ochsen, Rossen und anderm Vieh für eigenen Hausbedarf, ward nichts abgefordert; hingegen Hebräer und Handelsleute sollten Alles verzollen [145].

---

[145] Die leges portoriae Bojorum in Oefele's script. rer. boic. 1, 718. Der Landtag zu Raffeldstadt ward im J. 926 unter Vorsitz der Bischöfe von Salzburg und Passau, der Grafen Otkakar vom Chiemgau und Aribo im Traungau gehalten.

28.

Mundebürde.

Zu größerer Sicherheit begaben ſich Kaufleute, Juden und Freigelaſſene in Schirm und Mundebürde des Königs, oder mächtiger und tapferer Grafen. Je mehr, neben der Schwäche des Herrſchers, Stärke und Willkühr einzelner Großen wuchs, je nothwendiger ward deren Schutz, wofür ihnen in mancherlei Gabe und Dienſt gedankt werden mußte.

Selbſt Kirchen und Klöſter, die von jeher in weltlichen Dingen und vor Gerichten Stellvertreter, meiſtens geiſtliches Standes, gehabt hatten, erkoren ſich Schirmvögte ihrer Rechtſame und Güter aus weltlichen Herren [146]). Dieſe übten dann im Namen des Gotteshauſes treues Aufſehen über deſſen irdiſche Beſitzungen; auch Gerichtsbarkeit und den Königs- oder Blutbann des Kloſters [147]), wenn es ſolchen von Kaiſern und Königen empfangen. Die Hingabe der Vogtei

146) Sie heißen advocati, defensores in der Sprache des Mittelalters.

147) Ueber Diebſtahl, Nothzucht, Mord und Brand; quia non est clericalis dignitatis, judicium vel vindictam sanguinis exercere. Mon. boic. 11, 19.

148) Die Vögte wurden deswegen auch vexilliferi und signiferi ecclesiae genannt.

geschah mit feierlicher Ueberreichung der Schirmfahne [149]), welche oft nach dem Tode des Trägers zu seinen Ehren in der Kirche aufgehängt ward, deren Recht er gut verfochten. Gewöhnlich war, wer ein Gotteshaus gründete, auch dessen Schirmvogt; sein Recht vererbte auf Söhne und Enkel. Doch wurden nicht selten verschwenderischen Klöstern, wider ihren Willen, vom Landesherrn Vögte gegeben.

Die Mühe der Schirmherren ist immer mit Nutznießung von Gütern, Strafgeldern, Zinsen, Geschenken und reichlicher Bewirthung belohnt worden. Diese Vortheile, verknüpft mit Ehren, reizten die Begierde der Großen bald zum Uebermaß, Vögte vieler Mundmannenschaft zu sein.

29.

Leibeigenschaft.

Von allen diesen Rechten und Sicherheitsgenüssen, vom Handel, selbst von der Landesvertheidigung [149]), waren die Leibeigenen ausgeschlossen, deren Zahl von Jahr zu Jahr schwoll. Ein kurzes Haar, oder ganz kahlgeschornes Haupt zeichnete die Menge dieser Unglücklichen schon von fern aus. Leute, die da verarmt, oder der Reckerei

149) Mon. boic. 9, 10, 18, 287 ff. Eben so wenig konnten sie Bürger einer Stadt werden.

und Unterdrückung grausamer Reichen müdewaren, wählten verzweiflungsvoll oft das bittere Loos der Knechtschaft, um Versorgung und Sicherheit zu gewinnen [150]). Andere, selbst von edlern Geschlechtern, vergabten sich wohl aus mahnloser Frömmigkeit zu Angehörigen eines kirchlichen Schutzheiligen [151]); oder setzten solchem ewige Jahrzinse für sich und die Nachkommen aus, mit Bedingung, könnten sie oder ihre Erben einmal, drei- und mehrmals nicht zahlen, der Kirche leiblich heimzufallen [152]). Das Alter der Zinsbarkeit für die Erben begann zuweilen schon in deren zwölften Jahre [153]). So führten Edle und Freie Weib und Kind in zinsbare Dienstschaft. Noch andere, im Glauben, ihr Gut geborgen zu machen, wenn sie es mächtigen Herren oder Kirchen (denn Kirchengut war Heiligthum) überließen, thaten also und nahmen es als Erblehn gegen ewigen

150) Sie wurden auch durch den Namen Oblati bezeichnet. Die Handlung hieß obnoxiatio.

151) Oder Hauswirths (Mon. boic. 1, 307), wie auch der Schutzheilige oft in Urkunden heißt.

152) Dies waren dann die homines censuales, doch gab es auch eine andere Gattung derselben, die auf Kosten der Herren entlegene Höfe bewirthschafteten und Zinse entrichteten.

153) Mon. boic. 9, 399.

bis sieben Pulte. Auf jedem ein aufgeschlagenes Buch. Im Hintergrunde stand ein mit goldgewirktem Tuch umhangener Tisch; darauf lag ein Schwert, welches mit einem runden, schwarzen Schild bedeckt war. Ohnweit diesem Tisch befand sich ebenfalls ein niederes Pult, und ein großes Buch darauf, welches zugeschlossen war.

Nun ward ausgerufen: es sei die neunte Stunde, und die Gottesverehrung beginne. Einige Männer ergriffen das Pult mit dem großen Buche, und trugen es auf die entgegengesetzte Seite des Versammlungsortes. Ein Mann mit einer Pauke, zwei andere mit Cymbeln begleiteten es dahin. Dann trat ein Greis mit langem Silberbart zum Pulte, kniete nieder vor demselben, öffnete das große Buch und stimmte einen Gesang an. Das Volk, so oft der Gesang endete, erhob dann die Stimme, wie zu einem lauten Amen. Alle Gesichter drückten eine fromme Freudigkeit aus. Es war ein Gesang zum Lobe des höchsten Wesens. Dann erschien ein junger Akali. Er sprach laut und feierlich ein langes Gebet um Kraft gegen das Böse, um Stärke zu guten Thaten, um das allgemeine Wohl der Menschheit, um den Segen des Höchsten über das Volk der Seikhs. Von Zeit zu Zeit stimmten, wenn der Betende schwieg, die Versammelten alle vorschriftmäßig den Ausruf: Wa Gorn! an, worauf der Akali

Grundzins zurück. Am stärksten aber wurde die Zahl der Knechte und eigentlichen Leibeigenen in den langwierigen Kriegen gegen die Slaven zu Kärnthen, Pannonien, Mähren und Boheim vermehrt. Die Menge Gefangener und zu ewiger Knechtschaft verkaufter Slaven ward so ungeheuer, daß ihr Name, wie einst der römische, überhaupt Leibeigene bedeutete.

Mannigfaltig, wie die Veranlassungen der Knechtschaft, waren deren Abstufungen [154]) durch Umstände oder thörichten Dunkel geschaffen und befestigt. Der Stolz der Geburt und des Standes brüstet sich im Thronsaal des Weltherrn selten eitler, als im finstern Sklavenstall.

Das Niedrigste aller Loose hatten die eigentlichen Leibeigenen [155]), mit Hausvieh gleichen Werth; wie Kaufmannswaare eingehandelt und auf Märkten verkauft. Anfangs kannte das Recht ihrer Gebieter keine Schranken. So ehrlos waren sie, daß man sie kaum Menschen gleich achtete. Lange war ihren Ehen priesterliche Einsegnung versagt, obwohl man ihnen das Kinderzeugen gestattete [156]). Sie arbeiteten als Feld-, Stall-

[154]) Die Monumenta boica liefern in den Urkunden des Mittelalters davon zahlreiche Beispiele.

[155]) Die Eigengehörigen und servi proprii.

[156]) Pottgießer in seinem sachreichen Buche de statu servorum (Lemgo 1736) l. 2. c. 2.

und Hausknechte der Freien, aber auch wie deren Handwerker. Sie trieben das Gewerbe der Gold-, Waffen- und Silberschmiede, der Maler, Seiler, Brauer, Böttcher, Bäcker, Seifensieder und anderer Künstler. Eigenbehörige Mägde spannen und webten; bereiteten Kleider aus Wolle und Linnen; oder verzierten dieselben mit Stickereien. Wie immer bei den alten Deutschen Weiber und Jungfrauen, wohnten auch die leibeigenen Mägde abgesondert im Frauenhaus [157]), mit Graben, Zäunen und festen Pforten wohlverwahrt gegen der Männer verbotenes Gelüst [158]).

---

157) Sowohl bei königlichen Hoflagern, als bei Meierhöfen und Klöstern stand das Frauenhaus (genicium) abgesondert; wie oben bei der Beschreibung von Regensburg B. 2 Absch. 1 Abth. 16 ein Beispiel war. Bei der Kirche auf der Insel Staffelsee in Baiern fanden die Abgeordneten Kaiser Karls I. im J. 813 ein genicium, in quo sunt feminæ XXIV. Mon. boic. 7, 85.

158) Man wird selten, sagt Fischer (Gesch. d. Handels 1, 4) bei einem Volke durch eine Reihe von Jahrhunderten eine so große Anzahl Gesetze gegen die Nothzucht finden, und schwerlich in einer Geschichte so viel Beispiele von weiblichen Mißhandlungen, als bei den Deutschen.

Mancher Leibeigene genoß durch besondere Geschicklichkeit oder Herrengunst einige Freiheit, als Aufseher und Oberknecht. Mancher war nur einigemal in der Woche arbeitspflichtiger Tagschalk; die übrigen Stunden verwendete er dem eigenen Nutzen. Mancher wohnte sogar auf eigener Hube, hielt sich eigene Knechte und hatte eigenes Vermögen; doch auch dann erbte noch sein Leibherr von der Hinterlassenschaft; meistens das beste Haupt Vieh, Geräth und Kleider. Andere konnten sogar die Scholle verlassen, welche sie anzubauen hatten, wenn aus ihrer Nachkommenschaft darauf blieb, der den Grund bestellte, wie bisher.

Solche näherten sich schon den Freigelassenen, deren Zahl doch immer gering war. In frühern Zeiten sah man noch zuweilen Leibeigene unter die Geistlichen aufgenommen, und dadurch zur Freiheit gelangen. Es ward nachher von den Gesetzen des Reichs untersagt [159]). Zuletzt erschwerten Eigennutz, selbst landesherrliche Ordnungen die Freigebung; höchst selten kosten die Schauer des Sterbebettes barmherzigere Gefühle ein, und schafften den Verworfenen zum Seelenheil der erblassenden Herren [160]) Erlösung. Der

159) Capitulare I. vom J. 805.

160) Pro redemtione animæ, wie es dann heißt.

ſeltene Wiedereintritt in das Recht der Menſchheit geſchah mit feierlichem Prunk, bei welchem der Beglückte mit brennender Kerze in den Händen um den Hochaltar der Kirche geführt wurde [161]). Auch die Freilaſſung hatte ihre Stufen. Bald war ſie vollkommen, bald nur auf das Recht zu einem Erwerb beſchränkt, aber dennoch zinsbar zu bleiben [162]).

Höher, als der Freigelaſſene, ſtanden ſeine Kinder. Sie waren Befreite [163]); und die in der dritten Geburt vom Freigelaſſenen Stammenden konnten ſich ſchon mit Freiknechten oder Barſchalken vermiſchen, ohne Schande zu bringen. Die Barſchalke betrachteten ſich allen Freigebornen gleich; waren nur aus Armuth und gegen Bezahlung dienſtbar [164]). Verehelichung

---

161) Eine Freilaſſungsurkunde aus dem achten Jahrhundert findet ſich in den Mon. boic. 7, 373.

162) Ebenfalls homines censuales.

163) Auch der Name bezeichnete den Unterſchied. Der Freigelaſſene war manumissus, das Kind deſſelben hieß ſchon libertinus.

164) Sie heißen in den Urkunden liber und parscalcus. Erſt im eilften und zwölften Jahrhundert zeigten ſich ganz dienſtfreie Barſchalken. S. Klokers umſtändliche Abh. v. d. Barſchalken in Baiern (N. Abh. d. baier. Ak. 5, 387).

der ärmſten Barſchalkentochter mit dem Leibeigenen oder Freigelaſſenen war ſchimpfliche Mißheirath; und wie bei andern Ehen ungleicher Stände auch hier üblich, daß Tochter den mütterlichen, Söhne den väterlichen Stand erbten [165]). Doch örtliche Verhältniſſe und beſondere Verträge verurſachten mancherlei Abweichungen. Und wiewohl Söhne der Edeln und Barlinge von leibeigenen Mägden gewöhnlich das Loos der Mütter hatten [166]), geſchah doch oft, daß ſolche Ehen wieder dem Freien Knechtſchaft, dem Knechte Freiheit brachten.

---

165) Mon. boic. 3, 393.

166) Partus sequitur ventrem.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Dreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Zweites Buch.
Beschluß.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Der Baierischen Geschichten

Zweites Buch. Beschluß.

Zweiter Abschnitt.

Die fremden Häuser über Baiern.

1.

Herzog Arnolf wider König Konrad.

Im J. 911 — 915.

Als nun das letzte Reis vom Stamm der Karlingen ausgestorben war, hatten die deutschen Völker keinen gemeinsamen Herrn und König. In jeglichem Lande gebot frei der Herzog. Zu Baiern Arnolf, der Sohn Luitpolds, des tapfern Feldhauptmanns, welcher für König und Vaterland vor den Ungarn gefallen war.

Arnolf, den alten Kaisern verwandt, an Leib und Gemüth ein gar stattlicher Herr [1]; führte sich königlich auf; that Jedem sein Recht,

1) Praeclarum in mente et corpore nennt ihn der fast zeitgenössische Dietmar von Merseburg (Chron. L. 5).

fortfuhr zu beten. Dieſe Andacht beendet, erhob ſich der Genius wieder. Er ſprach einen kurzen Segenswunſch über die Anweſenden, und lud ſie zu einer freundlichen Brudermahlzeit ein.

Es iſt wohl kaum nöthig, an die Aehnlichkeit von den Schickſalen der Religion Jeſu Chriſti und des Weiſen von Hindoſtan zu erinnern. Wie einfach waren beide in ihrem Urſprung, wie groß und den Geiſt verklärend! Und ſelbſt welche Aehnlichkeit zwiſchen Leben, Denkart und Wirkungsweiſe beider Glaubensſtifter! Beide drangen mit Liebe und Glauben zur Umarmung der ewigen Wahrheit, zur Selbſtheiligung durch göttlichen Geiſt und Sinn. Nur der eine ſprach in der Vorſtellungsart der moſaiſchen Geſetze und des wundſüchtigen, mit der chaldäiſchen Geiſterlehre angefüllten jüdiſchen Volks; der andere in der Vorſtellungsart der knechtiſchen werkſeligen Moslemin und der ſanften Hindus und ihrer Mythen. Als Nahak in Lahor lehrte, waren vielleicht nur wenige von allen Chriſten Europa's ſo innig mit dem Geiſte Jeſu verwandt, wie er es war, ohne es zu ahnen. Man denke an das Jahrhundert Nahaks! Es war zur Zeit der Entdeckung Amerika's, da die Inquiſition unter Torquemada in Spanien wüthete; da die römiſche

fürchtete keinen, selbst nicht der Priester Stolz [2]). Es kamen alsbald zu ihm auf Regensburg die Boten der Madscharen, daß er ihnen verspreche, zinsbar zu bleiben, wie König Ludwig das Kind gewesen. Er aber, gewohnt zu herrschen, nicht zu gehorchen, wies ihnen, statt Antwort, Faust und Schwerd. Wohl brachen sie folgenden Sommers raubend in Baiern und Schwaben ein, doch büßten sie schwer darum. Denn Arnolf, vereint mit Erchanger und Berthold, den Herzogen zu Schwaben, und vielen streitbaren Aebten und Herren, überfiel sie beim Rückzuge, da sie sorglos am Inn gelagert waren. Schier alle wurden in den Strom getrieben oder erschlagen [3]). Seit diesem Tage fürchteten ihn die Ungarn sehr, und pflogen Frieden und Freundschaft mit ihm.

Darauf überließ sich der Herzog der Einrichtung des Landes. Seinen Bruder Berchtold setzte er über alle Gauen des Gebirgs an der Etsch;

2) Darum gaben ihm einige Mönche des eilften und zwölften Jahrhunderts den Beinamen des Bösen, erzählten auch, wie nach seinem Tode der Teufel den Leib aus dem Sarg geholt und in den Sumpf bei Scheyern geworfen.

3) Die ältesten Zeitbeschreiber sind sämmtlich von dieser Schlacht sehr kurz. Nur Aventin schildert den Feldzug mit redneriſcher Ausführlichkeit, ohne Verbürgung.

zu Kärnthen Herrn Rathold von der Sempta, und im Lande unter der Ens, nahe den Ungarn, Rüdigern, den tapfern Grafen zu Pechelarn an der Arlape.

Die Völker der Franken und Sachsen hatten inzwischen einen König für das Reich erkoren, Konraden von Fritzlar, den Frankenherzog, auf daß alle Deutsche wieder stark seien unter gleichem Haupte. Dieser König forderte zu der Karlingen Krone deren erloschene Macht; zwang auch die Fürsten, welche dawider strebten. Arnolf, Herzog zu Baiern und der umliegenden Lande [4], verschmähte, einem Fremdling um das Herzogthum dienstbar zu sein, welches er siegreich geschirmt hatte. Darum große Unruhen.

Viele Grafen zu Baiern, aus alter Ehrfurcht für den Königsnamen, oder aus Neid gegen den mächtigen Sohn Luitpolds, wandten ihren Sinn Konraden von Fritzlar zu. Desgleichen thaten viele Bischöfe und Aebte; denn der König gewährte staatsklug mancherlei Rechtsame oder erneuerte die alten. Daher konnt' er sieghaft mit seinen Waffen, über Forchheim her, ins Baierland eindringen [5]. Arnolf, obwohl geschwäch-

4) So nennt er oft sich selbst in Urkunden.

5) In dem lehrreichen geschichtlichen Bruchstück aus dem eilften Jahrhundert, welches das Mausoleum S.

ter Kraft, widerstand. Es wurden viel Wittwen, Waisen und Brandstätten. Es eroberte Konrad Regensburg; nahm Huldigung ein, und machte seinen eignen Bruder Eberhard zum Herzog des Landes.

Der verlassene Arnolf mußte mit Weib und Kindlein in das sichere Hochland weichen, wo ihn der getreue und tugendreiche Graf von der Arlape [6]) empfing [7]). Viel galt dieser am Hoflager des Ungarkönigs, dessen Volk darauf rächend über Thüringen ins Sachsen- und Schwabenland ging [8]). Arnolf selbst versammelte um sich seine treuen Wehren [9]), und zog damit hinab gen Re-

---

Emmerani S. 232 aufbewahrt, wird der Konstanzer Bischof Salomon beschuldigt, den König zu dieser Feindseligkeiten bewogen zu haben.

6) Schön sagt Schwart im Nibelungenliede (Vers 6570) vom Rüdiger:

Ein Herze Tugende birt
Alsam der suze Meie daz Gras mit Blumen tut.

7) Denn von diesem wissen wir, daß er ihn nachmals mit Hilfe der Ungarn wieder in Baiern einführte.

8) Es geschah 915. Doch ist unentschieden, wann gleich wahrscheinlich, daß es auf Arnolfs Anreizen war.

9) Im J. 917. Wittechind (in Ann. de gestis Ottonum. L. 1) sagt, er habe auch Ungarn mit sich gehabt, in deren Land er geflüchtet gewesen sei.

gensburg, wo vor ihm des Königs Bruder Eberhard mit Schrecken entfloh. Aber der König säumte nicht, und erschien gar schnell mit großer Macht. Ihm öffnete Regensburg zum andernmal die Thore [10]). Arnolf unsicher, kehrte in die Ostmark heim, wo er lange neben den befreundeten Ungarn gewohnt hat [11]), bis die bessere Zeit kam.

Zu Regensburg hielt der König nach diesem einen Landtag [12]). Es ward der Sohn Luitpolds in die Acht gethan. Und die Priester, durch des

---

Das Letztere versichern auch andere Zeitbeschreiber; doch offenbar aus Mißverständniß.

10) Zeßmaier (Gesch. v. Baiern, S. 165) glaubt: „aufgehetzt vom Bischof Tuto, lüstern nach des Königs Geschenken," ohne doch die Thatsache zu bewähren.

11) Offenbar hielt Rüdiger mit den Ungarn Freundschaft (die Nibelungensagen bestätigen es); und scheint selbst seine Grafschaft unter ihren Schutz gestellt zu haben; denn nach seinem Tode haben sie den größten Theil des Landes unter der Ens zu ihrem Eigenthum gemacht. Hansiz (Germ. sacra 1, 188). Daher konnte Sigbert v. Gembloux (Ann. z. J. 914) sagen: Arnoldus .... ad Ungaros fugiens.

12) Im Weinmond 917.

Königs fromme Spenden höchlich erbaut [13]), wiederholten gegen den Geächteten jenen Bannfluch einmüthig, welchen schon die Kirchenversammlung zu Altheim im Ries ausgesprochen hatte [14]). Sie verdammten den Ungarfreund und seine Anhänger zum höllischen Pfuhl, wo er, gleich Judas dem Verräther unerlösbar, mit den bösen Geistern des ewigen Feuers Pein leiden solle [15]).

Doch die Siegesfreude dauerte nur kleine Weile. Denn in den letzten Tagen des Jahres 918 nahm den König der Tod. Wie Konrad sein Ende sah, vermachte er die Krone von Deutschland dem Sachsenherzog Heinrich, unter seinen Widersachern dem Gewaltigsten; überzeugt, der werde sie am tapfersten schützen, der sie am tapfersten angefochten.

2.

Versöhnung mit K. Heinrich dem Finkler.

Im J. 919 — 937.

Alsbald eilte mit starkem Heer aus Osterland Herzog Arnolf wieder hervor. Rüdiger von

13) Die Abtei St. Emmeran, die Bischöfe von Regensburg, Eichstädt, Freising u. a. m. erhielten sehr reiche Schenkungen.

14) Im Jahr 916.

15) Nach Aventins Ann. Boj. L. 6.

Pechlarn, der tapfere Degen, ihm zur Seite [16]); beide von den Pfaffen gefürchtet [17]), aber vom Adel geehrt. Nun der König nicht mehr lebte, dem man Treue geschworen, hing Jeglicher freudiger dem baierischen Heldensohne an. Viele wollten ihn zum König des deutschen Reichs [18]).

Eilfertig umzog der Herzog das alte Regensburg mit festen Ringmauern und Streitthürmen. Selbst Heimerans Kloster, sonst außer der Stadt, innerhalb eines Zauns gelegen [19]), ward davon eingeschlossen. Er theilte das Werk unter die Vornehmsten des Landes. Jeder mußte auf eigene

---

16) Hanfiz Germ. sacra 1, 188.

17) Eben vielleicht wegen ihrer Freundschaft mit den Heiden und Schonungslosigkeit gegen Kloster. Rüdiger hatte mit den Mönchen von Tegernsee Streit, denen er ihr Gut geschmälert. Als er nach Tegernsee ritt, sich zu verantworten, warf ihn sein Gaul ab und trat ihn mit dem Hufe. Dies war göttliche Strafe. Reuig stellte Rüdiger dem heiligen Quirin (welchem das Kloster geweiht) alles Entrissene zurück. Anonymi monachi Tegurini hist. (Bei Oefele 2, 62).

18) Wie Luitbrand und Andere bezeugen.

19) Mausoleum St. Emmerani 2, 1. Die Klosterhöfe waren damals gewöhnlich nur umzäunt.

Kosten zwischen zweien Thürmen bauen lassen [20]). So ward Alles schnell vollbracht.

Davon hörte König Heinrich, genannt der Finkler, den Rheinfranken und Sachsen gekrönt, und siegreich wider die Schwaben und Lotharingen begleitet hatten. Er zog vor die neuen Mauern der Hauptstadt zu Baiern. Daran brach sein Trotz. Er wich. Arnolf rückte aus, seinen Sieg in großer Feldschlacht zu vollenden. Da trat vor ihn des Königs Ehrenhold, und entbot ihm, allein zu erscheinen zwischen den Heeren, wo auch Heinrich von Sachsen nicht fehlen würde. Arnolf in voller Rüstung, als zum Zweikampf, kam; unbewehrt der König. Und Heinrich der Finkler, dieser hochherzige Mann, besiegte durch versöhnliche Milde den Tapfern, den er nicht mit dem Schwerde bezwang [21]). Ein Vertrag glich

---

20) Arnolf, der Emmeran. Mönch 1, 7; und nach ihm Raselius handschr. Chronik. S. 71.

21) Luitbrand, der Bischof von Cremona, läßt den Heinrich in elenden Versen, Aventin und Brunner ihn in ungebundener Rede zierlich zum Arnolf sprechen, dessen Gemüth zu rühren. Nichts nach Quellen, sondern eigenen Dichtungen. Die Zusammenkunft und Versöhnung selbst geschah im Jahr 920.

die Gemüther und alle Fehde aus. Arnolf empfing Baiern, darüber zu schalten mit eigenherrlicher Vollgewalt, und selbst Bischöfe zu ernennen, wie ein König. Doch auf die Krone von Deutschland selbst that er Verzicht.

Nach diesem hat er lange sein Land in Frieden verwaltet mit Weisheit; das Zerstörte neu aufgerichtet; das in Kriegsnoth den Kirchen Genommene reichlich erstattet. An keinem der Priester, der ihm geflucht, übte er Rache. Großmuth krönt den Sieger. Er rief die Geistlichkeit zu Regensburg und Dingolfing zusammen [22]), nach vielen Verwirrungen ihrer Kirchen Wohl neu zu bestellen. Dem schwer gestörten Handel half er durch Mehrung des Geldes, das er, mit seines Namens Umschrift, in der regensburgischen Pfalz prägen ließ. Und wie er durch Umgürtung der Hauptstadt mit hohen Ringmauern ein Beispiel wohlthuender Befestigung gegeben, folgten ihm Grafen und Edle. Sie bauten starke Bruſtwehr mit Thürmen und Graben um ihre Schlösser auf, welche bisher frei und offen gestanden waren. So die Herren an der Sempt zu Ebersberg, die zu ihrer Burg auch noch Kirche und Kloster

22) Im J. 932. Von den Verhandlungen dieser Versammlungen ist, meines Wissens, noch nichts entdeckt.

bauten, ſich himmliſchen Schirms neben irdiſchem zu verſichern [23]).

In ſolchem Friedensgewerbe hob Arnolf nur zweimal die Waffen, nicht zu Baierns, ſondern zu fremdem Troſt: als nämlich König Heinrich gegen die empöreriſchen Böhmen zog und ſie zinsbar machte; dann als Biſchof Rather, der Baier, zu Verona, um Beiſtand gegen Hugo rief, den ſchlauen und harten Gebieter Italiens. Dort leiſtete der Herzog im Heerbann, was des Vaſallen Pflicht gegen den König heiſchte; hier was Freundſchaft. Er ging am rechten Etſchufer mit Markgraf Berthold, ſeinem Bruder, durch das tridentiſche Thal gegen Verona, welches ihnen gern die Thore öffnete. Aber ein Theil des Kriegsvolks, mit allzukeckem Muth aus der Burg Gauſening (Gaſſolengo) gegen Hugo's Macht hervorgebrochen, ward vernichtet. Da kehrten ſie nach Baiern zurück, und überließen den Biſchof ſeinem Schickſal [24]).

---

23) Die Gründung des ebersbergiſchen Kloſters zwiſchen München und Waſſerburg ſollt ins Jahr 928. Ein Traum hatte den Grafen Eberhard von Ebersberg zu dem frommen Werk vermocht. Anon. Ebergensis chron. (bei Oefele 2, 5).

24) Der Biſchof ward von Hugo gefangen nach Pavia entführt, erzählt Luitprand 3, 14.

3.

Wie Kaiser Otto dem Berthold das Herzogthum einrichtet.

Im Jahr 937 — 947.

Der weise König Heinrich, welcher die Deutschen zuerst in Städte sammelte, die, umschirmt von Graben und einer Mauer, Freistätten der Künste, und Schutzwehren beginnender Gesittung wurden, hatte die Ehrfurcht aller seiner Völker. Darum, als er das Leben verließ, brachten sie in voller Eintracht seinem Sohne Otto die Krone. Auch Herzog Arnolf stand diesem freudig zu, und that zu Aachen beim feierlichen Krönungsmahle, als der Neuerkorne in hoher Pfalz am Marmortisch saß, Erzmarschalkendienst [25]).

Nicht also waren Arnolfs drei Söhne gegen Otto gesinnt, Eberhard, Arnulf und Hermann, da ihr erlauchter Vater gestorben war [26]). Eberhard, unter seinen Brüdern der Aelteste, welcher das baierische Herzogthum übernahm, verachtete, eines Königs Lehenträger zu sein. Darum

25) Im Jahr 936. Das Marschallenamt beschreibt Wittechind Annal. 2 B. daß Arnolf der equestri ordini et eligendis locandisque castris vorstand.

26) Im Jahr 937 am 12. Brachmonds starb Arnolf. Zu St. Heimeran schlaft seine Asche.

Kurie Bücherzenſuren einführte und den Ablaßhandel erneuerte!

So wenig, als der Göttliche von Nazareth, hatte der Weiſe von Labor beſondern Werth auf Kirchlichkeiten gelegt. Dieſe aber wurden nachher ihres Nutzens, ihres Anſehens und Einkommens willen bald den Päpſten, Erzbiſchöfen, Biſchöfen u. ſ. w. ſo wie den ſeikkiſchen Akali's Hauptſache, worin ſich das Weſentliche der Religion als Nebenſache verlor. Die Akali's oder die ſeikkiſchen Prieſter haben bedeutenden Einfluß in die Staatsangelegenheiten gewonnen; und nur, weil ſie in den Staatsverſammlungen das Wort mitzuführen haben, lehren ſie, daß die Beſchlüſſe derſelben unter dem unmittelbaren Einfluß der Gottheit ſtehen.

Nanak lehrte Liebe des Menſchen, als das höchſte Gebot, wie Jeſus. Daß die Seikhs nachher, ſeit Goru-Gowinds Tagen, furchtbare Krieger, Eroberer und Länderplünderer wurden, daran hatte der Stifter ihres erhabenen Glaubens ſo wenig Antheil, als Chriſtus durch ſein göttliches Wort an den fortwährenden, beinahe zweitauſendjährigen Mörderein, Völkerunterjochungen und Ländertheilungen der allerchriſtlichen Europäer ſchuldig iſt. Moſes und Muhamed hatten in dieſer Hinſicht andere Grundſätze und waren ſich darin näher verwandt, als

überzog ihn Otto mit Kriegsgewalt, bezwang ihn nach schwerem Widerstande [27]) und gab das Land Markgrafen Berthold, dem Bruder Arnolfs, des Sohns Luitpolds. Und daß ein Herzog zu Baiern nie wieder furchtbar sein möge, schwächte der kluge König dessen Gewalt, indem er davon an Viele vertheilte.

Zwar untergab er dem Herzoge, als wahrhaftes Amtlehen, alles Baierland; Heerbefehl über die bajoarischen Wehren; Vorsitz an Land- und Hoftagen, wann die Stände zu Gericht saßen, oder über gemeines Wesen berathschlagten; desgleichen Aufsicht über angrenzende Markgrafen. Doch behielt er sich diese auch unmittelbar, als eigene Fürsten, in vererblicher Macht, zu Dienst und Lehn. So die Grafen in Oesterreich unter der Ens [25]), zu Histerreich, Trungau und in der Mark an der Steyer [29]).

27) Im Jahr 938. Weder Eberhards (er soll nach Schwaben abgeführt worden sein) noch Hermanns Schicksale sind nach diesem bekannt. Arnulf ward Pfalzgraf zu Regensburg.

28) Das östliche Baiern nahm in diesen Zeiten den Namen Osterland und Osterreich an, wie Histrien auch Histerreich, und der Gau am Chambfluß Chambreich genannt wurde.

29) Loris chron. Anzg. S. 339. Die Mark an der Steyer gehörte damals noch zu Kärnthen.

In des Herzogs Abwesenheit oder Erkrankung führte seit diesen Tagen ein Pfalzgraf dessen Geschäft. Es war ihm vom Könige große Gewalt verliehen; der herzoglichen zum Gegengewicht. Er hatte den Königsbann oder die peinliche Rechtspflege und das Gericht über königliche Klöster und Güter; auch Verwaltung der öffentlichen Einkünfte von allen Zollen, Bergwerken, Strafgeldern und andern Steuern [30]).

Desselbigen gleichen ward für die Hauptstadt an der Donau noch ein besonderer Stellvertreter des Oberherrn, der Buragraf, aufgestellt, damit, wie der Herzog, auch der Pfalzgraf beschränkt stehe [31]). Nur wenn der König selbst ins Land einzog, verstummte Aller Gewalt, und das Oberhaupt des Reichs ward der höchste Richter. Auch konnte Keiner, als der König allein, über Staatsvermögen schalten, oder Freiheiten, Rechtsame

30) Dies Pfalzgrafenamt hat bis zum Jahr 1249 bestanden. Crollius Abh. von Ursprung und Amt der Provinzialpfalzgrafen (Abh. d. bair. Ak. B. 4).

31) Zum ersten Pfalzgraf ward vom Könige des verstorbenen Herzogs Arnulf Sohn, gleiches Namens, und zum ersten Burggrafen von Regensburg Heinrich, Landgraf zu Stephaning, Rietenburg und Rehr im Nordgau, gemacht.

und hohe Gnaden gewähren [32]); noch Bischöfe ernennen und bestätigen. Darum, als zu Regensburg der Bischof starb, da der König hier war, die neue Ordnung der Dinge zu bewerkstelligen, es war im Jahr 938, setzte er aus freier Macht einen andern auf dessen Stuhl. Es wird gesagt, damals habe der König nach langem Sinnen beschlossen, den ersten Mönch zu wählen, der ihm begegnen möchte. Als er nun in der Morgenfrühe zum Kloster des heil. Heimeran gegangen, sein Gebet zu thun, sei ihm zuerst Bruder Gunthar entgegen getreten, des Klosters Hüter. Der König sprach zu ihm, „Mönchlein, was gibst du mir, wenn ich dich zum Bischof mache?" Es betrachtete Gunthar lächelnd seine Armuth, und sagte: „Der Schuhe kann ich wohl entbehren." Dem Könige gefiel die Antwort wohl, und er ernannte ihn zum Bischof [33]), an des verstorbenen Konrads Stätte.

Also hatte der Herr des deutschen Reichs Bertholden das Herzogthum eingerichtet; und

32) So beschenkte Otto aus freien Stücken die Klöster, wie er z. B. dem Kloster Heimeran Helfendorf verlieh, wo der Heilige das Leben eingebüßt hatte.

33) Hochwart in s. catal. episcop. Ratisbon. (in Oefele's script. rer. boic. 1, 175) erzählt diese seltsame Bischofswahl.

dieſer bewachte dasſelbe redlich gegen der Ungarn Feindſchaft. Zweimal hat er ſie geſchlagen, einmal auf der Welſerhaide am Traunfluß, da er ihr ganzes Heer vernichtete; darauf in den kärnthiſchen Thälern [34]). Dies brachte ihnen große Furcht. Sie wagten ſich auch fürder nicht an Baiern, ſo lange Berthold das Herzogthum verwaltete.

4.

Herzog Heinrich I.

Im Jahr 947 — 952.

Zehn Jahre iſt er dem Lande vorgeſtanden. Als aber ſeine Aſche in die Gruft verſenkt worden, verlieh König Otto die glänzende Würde ſeinem eigenen Bruder Heinrich von Sachſen. Dies ward großer Unruhen Anfang. Denn ungern ſahen die Herren zu Baiern einen Fremdling auf dem Herzogenſtuhl. Noch war ein Sohn des verſtorbenen Berthold da, wenn gleich an Jahren unmündig. Auch Pfalzgraf Arnulf lebte noch, ein Enkel Luitpolds. Zwar die Mißvergnügten ſchwiegen lang, denn ſie fürchteten den König. Aber den Sachſen Heinrich haften ſie nicht minder, obwohl er des wackern Baierherzogs Ar-

34) In den Jahren 943 und 944.

nolf Eidam war, dessen holdselige Tochter Judith er sich vermählt.

Herzog Heinrich, von adelicher Gestalt und einnehmender Geberde [35]), doch immer stolzen Ernst im Angesicht, und nimmersatten Ehrgeiz in der Brust, hatte bisher viele Jahre lang durch Verschwörungen, Aufruhre und selbst durch mörderische Anschläge den König, seinen Bruder, verfolgt. Doch Otto's große Seele hatte ihn endlich durch furchtlose Milde überwunden. Und als Herzog zu Baiern hing Heinrich hinfort getreu an König; that seine Pflicht, schirmte das Land, und trieb die ungarischen Schwärme, schon das erste Jahr, in einem Doppelsiege von den Grenzen ab.

Er hatte jedoch nicht seine Begierden, nur deren Ziel verändert. Er ließ dem Bruder die Herrschaft; wollte aber über den Bruder die Herrschaft; drängte sich an ihn; entfernte Andere von dessen Vertrauen; Keiner sollte dem Könige werther sein, denn er; selbst des Königs Sohn nicht, Ludolf, der Herzog der Schwaben. Als König Otto im Jahr 951 mit Heermacht gen Welsch-

35) Wittechind der Mönch preiset Heinrichs und Hrotswida die Nonne in panegyr. Ottonis (*Meibomii* script. rer. Germ. 1) der Herzogin Judith Schönheit und Huld.

land zog, und Ludolf über die Alpen den Vortrab führte, sandte Heinrich voll Mißgunst und großer Eil den italienischen Städten Botschaft, nicht dem Schwaben ihre Thore zu öffnen. Wie er aber selbst mit dem Konige dort anlam, eroberte er das alte Aquileia, auch die stolze Verona im übrigen Gefild' am Etschstrom. So gewann er mit Hinterlist des Konigs Herz, und Otto gab ihm dankbar, als dem Besten des Reichs und Heeres, zum Siegerlohn die veronesee Mark zu seiner Ambacht [36]). Mithin breitete sich das Herzogthum von Baiern über die Alpen aus, bis weit in Lombardien an die adriatischen Küsten [37]).

Hingegen Ludolf von Schwaben ward ob dieser Schalkheit des Herzogs so erbost, daß er das Heer seines Vaters verließ. Auch ging mit ihm sein Stiefbruder, Wilhelm, Erzbischof von Mainz, und mancher andere Edle ins deutsche Land zurück. Hier reiften nun Verschwörungen.

---

36) Berengar, der König von Italien, trat diese Lande auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 952 für Baiern ab. Regino's Fortsetzer beim Jahr 952.

37) Sehr wahrscheinlich, daß aus diesen, nicht aus Alboins Zeiten, noch viele Spuren von den Baiern in den Gegenden Norditaliens geblieben.

Ihnen trat auch des Königs Eidam Konrad bei, der zu Lotharingen Herzog war.

5.

Aufruhr der Baiern.

Im J 953 — 955.

Von diesen Umtrieben vernahm Kaiser Otto. Er zog stracks vor Mainz, die Meuterei seiner Kinder zu strafen. Mit dem baierischen Heerbann mußte ihm dahin sein Bruder Heinrich folgen.

Nun achteten es die Mißvergnügten zu Bajoarien an der Zeit, sich zu erheben, und dem Fremdling die vaterländische Würde zu entreissen. Denn das Reich in Verwirrung, das Kaiserhaus entzweit, schien das Glück dem Kühnen zu gehören.

Pfalzgraf Arnulf, der Enkel Luitpolds, versicherte sich der Hauptstadt Regensburg; versammelte die Stände; empfing auch ihren Eid. Herzog Heinrichs Gemahlin und Kinder wurden aus dem Lande gewiesen; seine Schätze dem Kriegsvolk vertheilt; und die mit ihm aus Baiern nach Mainz gezogen waren, zurückgerufen. Nach Kurzem verließen alle Mähren der Bajoaren den Banner des Herzogs vor Mainz, und kamen in Regensburg an. Bald traf hier auch Arnulfs jüngerer Bruder ein, Hermann, der Pfalzgraf am Rhein; desgleichen Ludolf selbst, der Königssohn, aus Schwaben.

Alles Land trat in Waffen; Alles für Ludolf und Arnulf. Der König, jederzeit unverzagt, verließ nach sechstägiger fruchtloser Belagerung das starke Mainz und wandte sich dahin, wo die Gefahr am größten. Regensburg ward berennt. Mit ihm war sein Bruder, Heinrich; auch Gero, der streitbare Markgraf zu Brandenburg. Bis Weihnachten lagen sie vor der Stadt, zwölf Wochen lang. Dann brach der Winter streng herein, und trieb sie aus dem Feld' ins Sachsenland, mildere Jahreszeit abzuwarten.

Ihre Entfernung gab Arnulfen freies Spiel. Nun zog er von Regensburg aus, den Bischof Udalrich von Augsburg zu züchtigen, welcher dem König Hilfe gegeben.

Augsburg, die alte windelechische Augusta, war, wie in Römertagen, durch ihre Lage zwischen den Ufern der Wertach und des Lech auf sanfter Anhöhung des Bodens, auch unter den Allemannen und Karlingen ein vortheilhafter Waffenplatz geblieben. Nie hatte es öde gestanden. Da saß viel Volks; im Frieden zu mancherlei Kunst und Gewerb erfahren [35]); im Krieg beherzt auf den Stadtmauern gegen jeglichen Feind.

35) Zu damaliger Zeit blühte hier besonders schon das Handwerk der Weber, deren Gesellschaft allezeit besondere Vorzüge und Rechtsame genossen, und

Arnulf erbrach die Thore, erstieg die Mauern, drang in die Straßen mit seinen Streithaufen und plünderte die Häuser. Aber den er suchte, fand er nicht. Udalrich, der Bischof, war entwichen auf die feste Burg Mandichinda[39] im Lechfeld, fast eine Tagereise von der Stadt. Man eilte frisch dahin; umlagerte das Schloß und ängstigte den Herrn. Doch ward ihm schnell Hilfe. Es kam mit allen seinen Dienstmannen rüstig Theobald sein Bruder, Graf von Dillingen; auch sein Vetter Albert kam, Graf von Martal, dessen Schloß auf einem Felsen an der Donau lag. Sie überraschten Arnulfs Volk. Es geschah ein großes Blutvergiessen. Hermann selbst, der Pfalzgraf am Rhein, Arnulfs Bruder, ward gefangen, und Niemand hat erfahren, was aus ihm geworden.

Nach diesem Unglück suchte Arnulf Regensburg wieder auf. Sein Verlust brachte große Muthlosigkeit unter die Verschwornen. Sie riefen in der Verzweiflung nach der Ungarn Hilfe. Herolf, Erzbischof von Salzburg, spendete sogar

---

sich rühmte, in der großen Ungarschlacht des J. 955 eine Zahne erbeutet zu haben, die nachmals ihr Wappen und Banner ward (die sogenannte Weber-Chronik von Augsburg).

39) Schwabmünchingen heutiges Tags.

die Schätze seiner Kirche an die Heiden, daß sie Deutschland verwüsten möchten [40]). Auch kamen sie mit dem Frühling des Jahres 954 in großen Schaaren über Sachsenland bis Worms, zum Rhein, und furchtbar durch Franzien und Welschland plünderend.

Otto, der heldenmüthige König, sah die Plage Deutschlands vorüberziehen. Aber Regensburg blieb von seinen Sorgen die schwerste. Zum andernmal erschien er davor mit dem Heer. Es starben viele Helden vor den festen Mauern; Keiner erstieg sie. Nach zwei Monden ward unterhandelt; Waffenstillstand; und die Beilegung des großen Streites auf einem Reichstag zu Kloster Zinna (bei Lüterbock) versucht. Fruchtlos. Denn obwohl sich sein Eidam Konrad, der lotharingische Herzog, auch Erzbischof Wilhelm von Mainz dem Könige unterwarfen, blieb Arnulf doch unerschütterlich, und Ludolf, der Königssohn, ihm treu.

So ward die Belagerung zum drittenmal eröffnet, die Stadt eng umschlossen, daß nach sechs Wochen ein grausamer Hunger in den Häusern wüthete. Nun machte sich Fürst Ludolf hinaus zu seinem Vater, in der Hoffnung, Frieden, nur

40) Deß ward er nahmals vor dem Papst angeklagt (Hanfiz Germ. 1, 154).

jene belden. Sie gaben ihren Bekennern im Namen Jehova's und Allahs das Mordſchwert in die Hand, Andersgläubige zu vertilgen. Aber ſie gaben auch ihren Völkern, mit dem Glauben, zugleich Prieſterſchaft und kirchliche Einrichtungen.

Bei der Entartung oder vielmehr prieſterlichen und politiſchen Verunſtaltung vom religiöſen Lehrbegriff Nahaks, war es kein Wunder, wenn die ſanften Sitten der Hindus wilder wurden; wenn ſie ſtarke Getränke und die Ausſchweifungen der Wolluſt nicht flohen. Aber wohin ſind wir denn im chriſtlichen Europa mit unſern Sitten gekommen? Wilkins und Malcolm können ſich nicht erwehren, mit einer gewiſſen Hochachtung von den Seikhs zu reden. Wenn einer der Sing's vom Indus eine Reiſe durch Europa machen würde, und die Barbareien unſerer Verfaſſungen, die Kirchenlehren unſerer Akali's, die Sitten unſerer Völker, die entſetzlichen Geſchichten der europäiſchen Menſchheit ſeit Chriſti und der Cäſaren Zeiten ſtudierte: würde er von uns mit größerer Achtung zu ſeinen Landsleuten ſprechen können?

keinen ehrlosen, für Arnulf und sich zu suchen. Er ging zu des Königs Gezelt, in demuthsvoller Geberde; barfuß. Umsonst. Otto forderte unbedingte Ergebung. Ein König, welcher Empörern Unterhandlung gestattet, gesteht ihnen seine Schwäche. Ludolf kehrte verzweifelnd in die Stadt zurück.

Darauf stürmte Gero der Brandenburger das Osterthor. Er ward lebhaft zurückgeschlagen. Dann that Arnulf einen Ausfall mit dem Kern der Seinen. Gero und die Königischen fochten unerschrocken; mit Wuth die Belagerten. Von der dritten bis zur neunten Stunde ward geschlagen. Nachts zogen die Banner der Belagerten ruhmvoll in die Pforten ihrer Stadt zurück. Aber Arnulf nicht mit ihnen. Er war, von Pfeilen durchbohrt, im Kampf gefallen, ausgeraubt, unkenntlich, unter den Leichen seiner Feinde verloren.

Zwei Tage nach dem Treffen schlich ein hungerndes Weib aus der Stadt, Nahrung zu suchen. Es entdeckte auf dem Wahlfeld den edeln Todten, und verkündete es zu Regensburg [41]). Da trug Alles Leid; am meisten der Königssohn. Darum ging Ludolf mit seinem tapfern Haufen von hinnen; den Hungertod mehr, als seines Vaters Macht fürchtend. Otto ihm nach gen Schwaben. Dort

41) So das Chron. Ursberg.

ward vermittelt; das Kind dem Vater versöhnt. Nun fiel auch, nach schwachem Widerstreben, Regensburg. Das ganze Land folgte [42]).

6.

Großer Einbruch der Ungarn in Baiern.

Im Jahr 955.

Zwar des Königs Wille war vollbracht, mit Blut der Aufstand gedämpft; Herzog Heinrich wieder wie vormals Gebieter zu Regensburg und Baiern: aber der Groll bezwungener Großen nur schrecklicher und tiefer, wenn gleich stiller. Zu Aquileja der Bischof, zu Salzburg der Erzbischof, beide Genossen der Empörung, standen fern, auf Mittel bedacht, die Rache des Siegers zu entkräften. Berthold, Sohn Arnulfs des gefallenen Pfalzgrafen, verwiesen nach Schwaben [43]), brütete dort auf Neifersburg [44]) Verderben wider die, welche seinem Vater das Leben, und einem Urenkel Luitpolds jede Hoffnung auf das baierische Erbe entrissen hatten. Ludolf,

42) Der Annalist Wittechind von Corbei über diese Ereignisse am ausführlichsten; obiges meistens nach ihm.

43) Er war schon im Jahr 951 durch des Königs Ungnade aus Baiern fortgewiesen.

44) In der Nähe von Günzburg.

der Königssohn, obgleich dem Vater unterworfen, konnte doch nicht mehr das Wort widerrufen, mit dem er allzurasch die Ungarn eingeladen [45]). Die Folgen des großen Frevels traten nun heran. Der Mensch, weich und veränderlich, kann ausgesöhnt werden; nie das Schicksal. Es geht nach seinen ehernen Gesetzen.

Mit Frühlingsausgang im Jahr neunhundert fünfundfünfzig kamen der Ungarn berittene Schaaren, gewaltiger als je, über das waldige Kalngebirg und den Ennsstrom. Ihrer hunderttausend bedeckten Baiern. Pannonien schien von ihnen leer; die Eroberung Deutschlands ihr Wille. Alles Volk flüchtete mit Hausrath und beweglichem Gut vor ihrem Grimm in die verschlossenen Städte, Vesten, Klöster und Kirchen [46]), oder in Wald und Berg. Wo die Barbaren heilige Wohnungen erbrachen, wurden alte Mönche erschossen oder in den Flammen der Klöster verbrannt; die stärkern

45) Man findet Ludolfs eigenes Bekenntniß beim Annal. Saxo z. J. 954.

46) Die legenda vetusta SS. Marioni et Aniani (Monboic. 1, 319). Da ward auch als Wunder erzählt, wie die Ungarn zur Kirche eindrechen wollten, worin viel Volks mit Hab und Gut war; aber januam in clara die non invenire potuerunt, heißt es.

in Knechtschaft mitgenommen [47]). Vor festen Plätzen weilten sie nicht.

Herzog Heinrich laz in Regensburg krank. Er sandte Eilboten zum König, der in demselben Frühjahr einen Feldzug gegen die windischen Slaven vorhatte: meldete ihm das Unglück, und sammelte den baierischen Heerbann bei Regensburg, doch jenseits der Donau, wohin die ungarischen Haufen nicht kamen. Dem tapfern Mann Eberhard, Grafen an der Sempta, übergab er den Heerbefehl.

Unterdessen war der Mahdscharen verheerender Zug bis zum Lech und hinüber gedrungen, wo Augsburg, mit zahllosen Flüchtlingen erfüllt, verzweiflungsvoll trotzte. Bischof Udalrich hatte hier Gegenwehr gerüstet; ihm standen aus nachbarlichen Gauen viele edle Herren bei. Auch kam König Otto endlich zu seinem Trost in großen Tagereisen heran. Da warnte, so wird gesagt, Graf Berthold der Luitpoldinge, aus der Reisersburg die Häupter der Ungarn [48]); und mahnte,

47) Märzens Abhandl. von Zollmünster (Abh. bair. Ak. 10, 113).

48) Einige Alte behaupten, er habe die Ungarn geführt.

Augsburg zu nehmen, eh' es zu spät werde [49]). Denn sein Herz war voll Rache.

Nach zogen die Ungarn herab vom Wasser der Iller und von Baiern herauf vor die Stadt Augsburg, und lagen vor derselben an beiden Lechufern; ihr größerer Haufe vor den obern Pforten gegen Sonnenaufgang [50]), daß ihre Menge die ganze Stadt umgab. Doch fochten sie mit Sturm- und Kriegszeug umsonst die wohlbewehrten Mauern an.

An den Grenzen der Lande Baiern und Schwaben bei der Lechmündung zu Werdt hatte sich inzwischen das deutsche Heer versammelt. Am sechszehnten Tage des Heumonds brach es auf über die Donau; unbemerkt durch unwegsame Gegend

---

49) Nach der Schlacht im Lechfeld soll er von den Ungarn selbst niedergehauen sein, sagt Otto von Freising; aber sicherer Andere (besonders Chron. Conradi Schyrensis p. 18), ihm sei durch Bischof Udalrich, der sein Taufpathe gewesen, das Leben gerettet. Schelliner (M. Abh. bair. Ak. 3, 122 f.)

50) So die sogenannte augsburgische Weber-Chronik, die ums Jahr 1540 theils aus Nachrichten fremder Zeitbeschreiber, theils aus alten Jahrbüchern der Stadt, aus Urkunden und Volkssagen zusammengetragen wurde (Handschriftliche Mittheilung von Hrn. Archiv. Deyschlag in Augsburg).

nach der hartbedrängten Stadt [51]). Vornan der König Otto selbst. Da die Ungarn seiner Ankunft inne wurden, liessen sie von Augsburg ab, und zogen sich alle auf das rechte Ufer des Lech.

7.

Die Ungarschlacht auf dem Lechfeld.

Im J. 955 den 10. August.

Von Augsburg aufwärts breitete sich eine unübersehbare Ebene aus, zehn Stunden Wegs lang zwischen den Strömen Lech und Wertach; ohne Baum und Strauch, nur mit kurzem Gras bewachsen. Dies ist das Lechfeld; wie eine Wasserfläche gleich; vielleicht einst See; rings von einem Hügelrain umufert, auf welchem Dorfschaften ruhen. Dies ungeheure Blachland, für Bewegungen reisiger Schaaren bequem, machten die Ungarn zum Wahlplatz. Ihr Lager stand bei Gunzenlech [52]).

---

51) „Vnd als zu achten so hat er den weg durch die Reichenaw hinter dem sandberg In den welden herauf vnnd dey hecken heraus, zu ziehen gepraucht; dann der gröst hauf der feindt oben auf dem Lechfelde vor der Stadt Augspburg gelegen ist.“ Weber-Chronik.

52) Gunzenlech, (Gunzelen, anonym. chron. Ebersperg. bei Oefele 2, 7) concio legis oder legio-

Als der König in die weite Blache hinabtrat, gab er seinem Heere die Schlachtordnung. Den Vortrab mit dem Rennfähnlein sollte Konrad der Rothenburger, Herzog von Franken, machen mit vielem reißigen Zeug [53]); ein tapferer Kriegsmann. Als ihn die Krieger erblickten, war große Freude, und schon Jeder des Sieges getroß. In drei Schlachthaufen bildeten die Baiern das Vordertreffen. Sie führte Graf Eberhard von Ebersberg. Jederzeit sind ihre Banner bei den Reichsheeren im Vorzuge gegen den Feind gestanden. Dann folgten die Sachsen, ein zierlicher kriegerischer Menschenschlag, mit langen Speeren, kurzen Schilden, großen Messern an der Hüften. Bei ihren Schlachthaufen der König

---

num, war ein hinterhin vom Lech hinweggeschwemmter Ort am rechten Flußufer, beim noch dort vorhandenen Dorfe Kissing. „Vom steinen Kreuz geht das Glaitt hinauf bis an Gunzenlech neben Kissing." Lori Lechraingeschichte S. 178, 179.

53) Auch hier folgt' ich der Weber-Chronik. Gewöhnlich stellen die alten Jahrbücher die Franken in den vierten Schlachthaufen. In jener aber ist die Schlachtordnung deutlicher, welche von den Annalisten erst nach der Reihe erfunden ist, wie die verschiedenen Haufen zum Gefecht kamen.

selbſt: vor ihm hergetragen der Engel im Reichsbanner, umgeben vom Speerwald des Heers. Dann kam Herzog Burkard, der kühne Held, mit zwei Schlachthaufen der Schwaben. Eine Schaar von tauſend Böhmen hütete im Nachzug Feldgeräth und Troß. Sie befehligte ihr Herzog Boleslaw.

Als ſo das Heer dahin zog, ſtieß zu demſelben auch von Augsburg Graf Theobald, des Biſchofs Bruder, und Biſchof Udalrich ſelbſt mit vielem Adel und Stadtvolk, zu Roß und Fuß, unter dem Banner der Stadt [54]).

Die Ungarn, frohlockend, ſieggewohnt, ſäumten nicht; ſetzten über den Lech zum linken Ufer [55]); umſchwärmten lange mit beweglichen Schaaren die deutſchen Haufen, und ſtürzten dann jählings, beutelüſtern, mit gräßlichem Geſchrei, auf die Böhmen und deren Gepäck im Nachtrab. Dieſe alle wurden von ihnen nach wilder Gegenwehr niedergeſchoſſen, zerſprengt; dann warf ſich der Ungarn geſammte Macht auf die Schlachthaufen der Schwaben. Nach männlichem Streit erlagen auch dieſe der ungeſtümen Uebermacht. Da ihre

54) „Wölfchs ein Bürger, der Stolze hirſch genannt getragen hat.“ Weber-Chronik.

55) Wittechind Annal. L. 3.

Fähnlein wankten, änderte der König schnell seine Ordnung; beschied Herzog Konraden mit dem fränkischen Haufen, und ließ ihn zur Unterstützung der Schwaben rennen [56]). Er selbst, nachdem er sein Gebet, und dem heiligen Laurentius das Gelübde gethan, ein Bisthum zu gründen, wenn die Schlacht Sieg reich ende, schwang sich aufs Roß mit Schild und heiliger Lanze, und führte die wohlversuchten Sachsen ins Getümmel. Im Sturmlauf rückten die Baiern nach.

Fest hielten die Deutschen Mann an Mann. Die Ordnung der Rädscharen ward getrennt; ihre Menge immer enger gegen den Lech zusammengedruckt, daß ihnen die Schnelligkeit der Rosse nicht mehr half; der Speer der Deutschen sicher traf. Siegerisch schwebte der Reichsengel über dem ungeheuren Kampf, der das Schicksal zwei großer Völker entschied.

Viele deutsche Helden sanken. Auch Theobald, der edle Graf von Kyburg und Dillingen, und Reginald, sein Vetter. Und als Konrad von Franken, der wackere Degen, im Kampf des heißen Sommertages frische Luft zu schöpfen, die Bänder des Panzerhemdes löfete, durchbohrte seinen Hals ein Pfeil. Mit schweren Wunden ging Herr Starchant, der muthige Bischof von Eichstätt, aus

56) Ebenfalls Angabe der Weber-Chronik.

dem Streit [57]); desgleichen von Regensburg der Bischof Michael. Dieser war schon unter den Todten gelegen; neben ihm ein blutender Ungar, der sich noch im Sterben am Bischof des Plünderns freuen wollte. Dadurch genas Herr Michael von der dumpfen Betäubung, tödtete den Heiden, und kam glücklich zu den Seinen.

Des Ungarvolkes Niederlage ward unbeschreiblich groß. Wer nicht durchbohrt war, stürzt' in die Fluten des Lech; wer nicht ertrank, ward bei Thierhaupten und andern Orten vom baierischen Volk erschlagen. Mehrere der ungarischen Häuptlinge [58]), gefangen nach Regensburg geschleppt, ließ Herzog Heinrich dort vor dem Osterthor aufhenken; andere wurden verstümmelt, gekreuzigt, mit langsamer Qual getödtet; andere

57) Im Chron. Aug. (Menkens Script. rer. Germ. 1, 1382) heißt es, er sei getödtet worden; Aventin und Andere schrieben nach. Aber weder das Fuldische Sterbebuch, noch der fast zeitgenössische anonymus Hasentiedanus wissen davon. Sie lassen ihn erst im J. 966 d. 3 Idus Februar. sterben.

58) Sie werden in alten Jahrbüchern verschieden geheißen; ihr König gewöhnlich Bulzko. Rafelius (dankfch. Chron.) nennt ihre Feldherrn Sur, Dach, Schad und Karl.

Die ewigen Parteien.

Die ungeheuern, zuweilen ans Fabelhafte streifenden Begebenheiten unsers Zeitalters sind wohl aus tiefern und heiligern und entferntern Quellen hervorgeströmt, als der große Haufe der Zeitgenossen ahnet oder glaubt, und der große Haufe der Staatsmänner in Rechnung bringt. An diese Quellen möcht' ich erinnern, weil in ihnen der Schlüssel zu vielen unbegreiflichen Räthseln der Zeit gefunden wird, und aus ihrem stillen Strömen der Gang künftiger Dinge erkannt werden mag.

Wir haben ohne Zweifel noch viele geheime Geschichten und Aufklärungen über den Ursprung und Fortschritt des großen Völker-Aufruhrs gegen Frankreichs Uebermacht und Gewaltsherrschaft zu erwarten. Es wird nicht fehlen, daß sich darin viele das Verdienst am großen Heldenwerk unserer Tage zuschreiben. Die Schriftsteller, welche das Volk zur Selbstermannung begeisterten, werden sagen: Wir haben's gethan! Die Völker, welche Gut und Blut heldensinnig für ihre und ihrer Fürsten Freiheit und Ehre aufopferten, werden sagen: Wir! Die

haufenweise in große Löcher gethan und lebendig begraben [59]). Die große Beute von goldenen und silbernen Schmuckketten, Gefäßen und Münzen war unschätzbar. Reich beschenkte davon der König den tapfern Bischof Udalrich [60]), welcher zu Augsburg eine Zuchtschule und ein Frauenkloster gebaut hat, darin er der Erschlagenen von Adel Kinder und Wittwen gethan [61]). Auch der Baiern Kriegsfürst, Graf Eberhard, brachte seinem Kirchlein zu Ebersberg die Erstlinge vom Ungarraube, viele goldene und silberne Ketten und goldene Glocklein, welche die vornehmen Madscharen zu unterst an ihren ausgezackten Kleidern zu tragen pflegten [62]).

---

59) Mit Wohlgefallen erzählt diese Gräßlichkeiten der anonymus Ebersperg. (Oefele 2, 7.)

60) In spätern Zeiten wurde er heilig genannt, und zu den Wundern, die der heilige Ulrich nach seinem Tode gethan hat, auch gerechnet, daß selbst im achtzehnten Jahrhundert noch der Staub von seinem Grabe gut war, aus Kellern und Wohnungen die Ratzen zu vertreiben.

61) Ein edler Zug, den die Weber-Chronik aufbewahrt hat.

62) Wie wir durch den schon erwähnten anonymus Ebersperg. erfahren.

Seit dieſem Tage lief groſses Schrecken und Wehklage durchs ganze Ungarland. Das Volk daſelbſt verſchanzte ſich voll Furcht, und zitterte vor dem deutſchen Namen.

Nun berief, nach dem groſsen Siege, Herzog Heinrich zu Regensburg die Stände Baierns zu einem Tag, und lieſs das Saltbuch leſen [63]. Es ſprach Tod aus uber jeden Biſchof und Prieſter, der mit Feinden des chriſtlichen Glaubens gehalten. Dieſer Schuld und des Meineides an König und Reich klagte man Herolfen an, den Erzbiſchof von Salzburg, der die Kirchenſchätze an die Ungläubigen vergeudet [64]. Und Herolf büſste ſchwer. Ihm ward nachgeſtellt, bis er zu Mühldorf fünf Rittern in die Hände fiel. Da wurden ihm die Augen ausgeſtochen. Von Aquileja der Biſchof iſt entmannt worden.

---

63) Das Buch der Rechtſame, Gerichtsſatzungen und Uebungen.

64) Raſel, und (in ſeinen Ann. L. 5) Aventin ſagen, ſein Neid gegen den Biſchof von Paſſau, der vom Papſt das Pallium erhalten, habe ihn am meiſten bewegen, die Ungarn zum Raubzug aufzufordern.

8.

Herzog Heinrich II, genannt der Zänker. Bischof Abraham.

Im Jahr 955 — 976.

Also sah sich der Herzog an Allen gerächt, die einst wider ihn aufgestanden waren. Doch von seinen Siechtagen genas er nicht. Schon im Wintermond nach der Ungarschlacht verschied er. Sein Sohn Heinrich, der Zweite des Namens unter baierischen Herzogen, empfing aus des Königs Händen das Land.

Dieser besaß des Vaters unbändigen Ehrgeiz, vielleicht schon in seinen Knabentagen durch der Weiber Liebkosungen geweckt. Denn es war ein wunderschöner Mann [65]). Doch so lange Otto, der große deutsche König, lebte, der bald sein Haupt auch mit den lombardischen und kaiserlichen Kronen schmückte, ward er nicht laut. Als aber

---

65) Ubi invenitur virgo, quae ei conveniat forma et ingenio? sagte von ihm die Witwe König Heinrichs des Finklers, Mathildis, seine Großmutter, von der er erzogen war. Vita Mathildis c. 5 (in Leibnizens Script. rer. Brunsuicensium 1, 203).

derſelbe ſein thatenvolles Leben im Jahr 973 beſchloſſen, und ſein Sohn Otto, der achtzehnjährige Jüngling, die Kronen des Reichs genommen, ward der verwegene Herzog einer derſelben begierig.

Es lebte damals, als Biſchof zu Freiſing, Herr Abraham, ein gewandter und feiner Mann. Nach Einfluß in Staatshändeln luſtern, gewann er ihn leicht. Beſonders war er bei den Frauen hochgeachtet, am Hofe der Kaiſerinnen. Viel galt er der Wittwe des verſtorbenen, viel der jungen Gemahlin des neuen Kaiſers; am meiſten der Mutter des Herzogs Heinrich, jener Judith [66]), einſt wegen ihrer Schönheit hochgeprieſen, und noch im Wittwenſchleier nicht ohne Reize. Auch ging das Gerücht, daß ſie der Tugend, ſelbſt in Abrahams Umgange, nicht immer ſtrenge Treue gehalten [67]).

---

66) Theils unmittelbar, theils durch Fürbitten dieſer Fürſtinnen gewann er ſeiner Kirche ſehr glänzende Schenkungen in der Mark Verona, im Puſterthal und Krain, die uns Meichelbek 1, 177 ff. umſtändlich aufzählt.

67) Noch nach ihrem Tode wandte er ſich zu ihrer Rechtfertigung vor Austheilung des Abendmahles in der Kirche zum Volk und rief: „Hat ſie jemals Wittwenkeuſchheit verletzt, werde ihr der Leib des

Der Bischof, mächtig genug und des hochstrebenden Herzogs getreuer Rath, bot willig diesem und den Wünschen Judiths Hand, den jungen Kaiser zu stürzen. Otto der Zweite selbst, eifersüchtig und stolz auf sein Erbe, aber unbesonnen und gewaltthätig, schien durch Leidenschaftlichkeit das Unternehmen zu erleichtern. Seine eigene Mutter brachte er gegen sich auf. Sie hatte anfangs in des Jünglings Namen die Geschäfte des Reichs geleitet; dann ward sie von ihm verstoßen. Viele Herren und Fürsten boten ihr Hilfe. Gern stimmten Harald der Dänenkönig, Boleslaw der Böhme und Mjesco der Polenherzog wider den Kaiser, in der Sehnsucht nach eigener Unabhängigkeit. Herzog Heinrich zu Baiern, des königlichen Finklers Enkel, ward von Allen angerufen.

Lebhaft freuten sich auch die hohen bajoarischen Geschlechter einer neuen Schwächung der Kaisermacht; besonders die Luitpoldingen, welche nach ihrem Stammhause im Huosigau Schyren genannt wurden. Scheyern oder Schyren, eine Burg ohnweit der Ilm, war erst von Pfalzgraf Arnulf, des Luitpold Urenkel, in jener Gegend aufgerichtet worden, wo seine

---

Gotteslohnes zu Segen, mir zum Fluch!" So Adlzreiter, Meichelbek u. a.

Väter ſchon in alten Zeiten mächtig geweſen. Selbſt des Hauſes Name [68]) ſchien auf jene Tage hohen Alterthums zurückzudeuten, da ſich der Volksſtamm der Schyren zuerſt in der den Römern entriſſenen Landſchaft niedergelaſſen.

Noch lebte Berthold, der als Jüngling auf der Reifersburg in der Verweiſung gewohnt, bald aber der Kaiſer Gunſt wiedergewonnen hatte. Er bekleidete in dieſer Zeit, wie vorher ſein unglücklicher Vater, das hohe Pfalzgrafenamt. Dieſer, und einer ſeiner Vettern, Heinrich der Kärnthiſche [69]), desgleichen Heinrich, der Biſchof zu Augsburg, welcher beiden blutsverwandt war, ſtanden mit Rath und That zur Verſchwörung des Herzogs.

Allein ihre Entwürfe wurden verrathen. Mit ſchlauer Hinterliſt lockte der Kaiſer den meuteriſchen Herzog Heinrich an ſein Hoflager; ließ ihn verhaften, und zu Ingelheim gefangen bewahren; während im Norden der Dänenkönig

---

68) Wie die Seyri der Alten, hieß die Burg Scyrin, oder ara Scyrensis.

69) Er war Herzog Bertholds Sohn, Luitpolds Enkel; und ward nachmals Herzog zu Kärnthen, daher ſein Beinahme. In den Geſchichten erſcheint er auch als Hezilo und als ein Heinrich der Jüngere.

durch Waffen gestraft ward und Mjesco der Pole sich freiwillig unterwarf.

Zwar gelang dem Herzog wieder, aus der Ingelheimer Gewahrsam glücklich zu entspringen und nach Regensburg zu kommen; Bischof Abraham trat freudig hinzu, und krönte ihn in der Heimeranskirche mit großer Feierlichkeit zum Oberhaupt der Deutschen, im Jahre 976. Aber nicht die Krone macht den König. Schnell setzte ihm der Kaiser in Waffen nach, und alle Verschwornen wichen erschrocken auseinander. Der ohnmächtige Gegenkönig selber floh mit seinen Getreuen zum böhmischen Bundesgenossen Boleslaw; Abraham zur Verborgenheit seiner Güter im krainischen Gebirg; Heinrich der Augsburger fiel in Gefangenschaft; und Heinrich der Schwe ging zum Sieger über, dessen Vertrauen er klug behalten. Darum verlieh diesem der Kaiser die kärnthische Markgrafschaft; Baiern aber dem Schwabenherzoge Otto, seinem Vetter.

9.

Herzog Otto. Zweiter Versuch der Verschwornen.

Im Jahr 967 — 982.

Es war dieser Otto ein Sohn Ludolfs von Schwaben, ein Enkel des großen Königs, der zuerst die Macht der Ungarn auf immer gebrochen

hatte; verſtändig, tapfer, dem Kaiſer ergeben, doch ohne Glück auf Schlachtfeldern. Ihm gebot der Kaiſer hinaufzuziehen ins Böhmenland und die geflüchteten Hochverräther zu fordern, oder deren Beſchutzer zu züchtigen. Er ging. Eines Tages aber, da ſich das Kriegsvolk bei dem alten Slavenort Pilſen im Waſſer der Miſa und Radbuſe badete, ward er von den Böhmen überfallen und erlitt große Niederlage. Da ließ Otto ab, und eilte dem Kaiſer nach, der in Sachſen mit den Wenden kämpfte, und Hilfe begehrte.

Kaum ſahen die Verſchwornen Baiern ohne Vertheidigung, die Macht des Kaiſers fern, machten ſie ſich auf, ihr Glück noch einmal zu verſuchen. Herzog Heinrich mit Pfalzgraf Berthold drangen aus Böheim vor, und eroberten Paſſau, noch feſt durch die alte Römerwehr; da hatte es Biſchof Piligrin treulich mit dem Kaiſer gehalten. Aus Augsburgs Thoren zog mit vielem Volk Biſchof Heinrich, welcher vergaß, daß ihn der Kaiſer begnadigt hatte, und beſetzte mehrere Ortſchaften, wie an der Donau das alte Neuburg. Der kärnthiſche Heinrich raſtete auch nicht, und kam vom Gebirg vor dem Banner ſeines Herzogthums.

Mit einer ſtarken Heerabtheilung ging Herzog Otto aus dem Wendenkrieg nach Baiern zurück, ſein Land zu befreien. Doch war er auch dieſes-

mal zu schwach. Umsonst lag er vor den Mauern vor Passau, hinter denen die Verschwornen als Verzweifelte stritten. Erst im zweiten Jahr der Belagerung, da der Kaiser selbst mit größerer Macht hinzutrat, ergaben sie sich. Nun wurden, Ruhe auf immer zu stiften, Herzog Heinrich, auch der kärnthische, desgleichen Pfalzgraf Berthold, und der augsburgische Bischof in die Gewahrsame der fernen Stadt Utrecht am alten Rheine gethan. Zwar Alle begnadigte der Kaiser nach Jahren wieder; aber den Nebenbuhler seiner Krone behielt er im niederländischen Gefängniß; und dem kärnthischen Heinrich entriß er, als einem Undankbaren, das Herzogthum im Gebirg. Er gab es an Otten, des tapfern Herzogs Konrad von Franken Sohn [70]).

Also sicher im deutschen Lande, that der Kaiser einen Zug über die Alpen; denn es war ihm hohe Noth, Italien gegen der Araber Anfechtungen zu schirmen, die dort, von Afrika aus, wie sie in Spanien gethan, nun eigene Reiche auch in Sizilien und am Garigliano gründen wollten.

---

70) Im J. 978. Den letzten Theil der Empörungsgeschichte liefert Gerhardus in vita S. Udalrici c. 28. am bestimmtesten.

Schon drohten ſie gegen Rom. Längs den Küſten war vor ihnen keine Stadt geborgen.

Viele hohe Baiern folgten dem Zuge Otto's des Zweiten nach Kalabrien. Auch Heinrich, der Augsburger Biſchof, im Harniſch, ſelbſt Otto, der Herzog von Baiern.

10.

Herzog Heinrich III. Die Ungarn in Oſterland.

Im J. 953 — 955.

Sie kamen nicht wieder. Das Schwerd der Sarazenen fraß große Zahl tapferer deutſcher Mannen. Auch der Schwaben und Baiern Herzog, Otto, verließ an ſeinen Wunden zu Lukka das Leben [71]).

Die Ungarn, ſeit dem Tag am Lech ſtill, wagten ſich wieder vor, nun ſie hörten, wie zu Baiern kein Kaiſer, kein Herzog wohne. Sie hatten ſich nach und nach großer Landſtriche unter der Ens, vermuthlich ſchon ſeit dem Tode des Grafen Rüdiger von Pechlarn, bemeiſtert. Einer ihrer Fürſten über das Land, Geyſa geheißen [72]),

71) *Lambertus* Schafnaburgensis de reb. germ. z. J. 982.

72) Arnpekh Chron. Austr. (Pezens Script. Austr. I, 178) nennt ihn König.

Adelichen, die das Volk führten, oder die Umtriebe und Unterhandlungen ins Werk setzten, werden sich, dem Throne nahe stehend, brüsten: Wir! Zuletzt wird uns auch die Enthüllung der geheimsten Staats- und Fürstengeheimnisse nicht weiter führen in der Erkenntniß des Wahren. Denn diese geheimen Geschichten geben nur wieder Geschichten von unerklärten Erscheinungen; von Dingen, die in Raum und Zeit kommen und verschwinden; nicht von dem dahinter spielenden alles bewegenden, unsichtbaren Geist.

Der gemeine Haufe gleicht dem tauben Mann im Schauspielhause, welcher der Aufführung eines Meisterwerks beiwohnt, die Gestalten und Bewegungen von Aufzug zu Aufzug über die Bühne gleiten sieht, ohne den Geist des Dichters zu vernehmen. Zeichnet er auf, was er sah: so schreibt er eine Geschichte der Dinge, wie sie gewöhnlich geschrieben wird; verbindet er die Erscheinungen mit schöpferischer Kraft zu einem Ganzen, zeigt Ursachen und Wirkungen, so schreibt er eine sogenannte pragmatische Geschichte; stand der taube Zuschauer hinter den Coulissen, und sah die Vorbereitungen der Spieler, so schreibt er sogar eine geheime Geschichte. Und doch hat der taube Mann das ganze Stück nicht verstanden.

ſaß in der ſtark befeſtigten Eiſenburg, auf hohem Felſen am Donauufer gelegen, und herrſchte von da.

Zu derſelben Zeit ſtand Leopold, vom erlauchten Stamm der Babenberge, dem Oſterlande als Margraf vor. Dieſer, ein ſtreitbarer Fürſt, überwand ſie in manchem Gefecht, und trieb ſie über den Kalnberg hinaus. Auch die hohe Eiſenburg erſtieg er, und zerſtörte ſie. Von ihren Trümmern baute er daſelbſt Mediliche, das berühmte Kloſter [73]).

Inzwiſchen hatten die Herren zu Baiern ſich den kärnthiſchen Heinrich, vom Stamm der Schyren, zum Herzog gewählt, daß ſie nicht ohne Haupt wären. Der Kaiſer beſtätigte ihnen denſelben feierlich auf einem Tag zu Verona im Brachmond des Jahres neunhundert dreiundachtzig.

Aber die Herrſchaft dieſes Fürſten, ſeines Namens unter den baieriſchen Herzogen der Dritte, war kurzer Dauer. Denn als in den letzten Tagen gleichen Jahres der Kaiſer zu Rom den Geiſt aufgab, und im folgenden der gefangene Heinrich aus dem Utrechter Verwahr entkam, ſich, als Großoheim, die Vormundſchaft über des Kaiſers dreijährigen Sohn und das Reich ſelbſt anzumaßen,

73) Im Latein des Mittelalters Medlicum; jetzt der Marktflecken Mölk.

erhob sich langer Hader. Das Ende desselben war ein Vergleich gesammter deutscher Fürstenschaft. — Der Mutter Otto des Dritten, des unmündigen Kaisers, ward die Vormundschaft ihres Sohnes; dem unruhigen Herzog Heinrich dem Zweiten, und Großoheim des Kaisers, das Herzogthum Baiern wiedergegeben, und der Schyre, welcher bisher dasselbe besessen, empfing Kärnthen nebst der veronesischen Mark zurück, die er vormals besessen hatte.

Aus diesen Tagen mag stammen, daß die alte Markgrafschaft Kärnthen ein eigenes Herzogthum geworden, welches sich allmälig vom Verbande mit Baiern abgelöset hat [74]). Es ward dazu nicht nur die Mark Verona gezählt, sondern auch Histerrich [75]) und die Mark an der Steyer [76]), deren Grafen in der weitläufigen

74) Zwar nicht zuerst, aber am besten zeigte dies Chr. Fr. Pfeffel in Westenriedens Beitrogen 1, 38 ff.

75) Westenrieder ebendaselbst. Sachte petre in pago Istria in Marcha Oudalrici Marchionis sind die Worte einer Urkunde von 1067 bei Meichelbek 1, 261.

76) Zu Kärnthen gehörte damals auch noch Krain, Ober- und Niedersteyer; die Letztern kamen erst im J. 1127 zur Steyermark, da sie Markgraf Leopold erwarb.

Burg wohnten, die sich auf der schroffen Höhe am Zusammenfall der Ens und Steyer erhob.

11.

Herzog Heinrichs II. Wiederkunft. Blick auf die Geistlichkeit.

Im J. 985 — 995.

Nun Heinrich, nach so vielen Abentheuern, sein Herzogthum wieder gewonnen, sagte er allen stolzen Entwürfen ab; lebte friedlich auf seiner Burg Abach, zwei Stunden von Regensburg, deren runde Wartthürme von den Kalkfelsen des Donauufers tief ins offene Nordgau sahen. Zehn Jahre lang diente er treu dem Kaiser; im Wendenkrieg mit bajoarischem Heerbann; im Frieden mit klugem Rath, oder beim Feiermahle als Erztruchseß. Jedem that er recht. Der Priesterschaft war er lieb; ein andächtiger Christ. Oft ging er, so wird erzählt [77]), von seiner Burg Abach zu Fuß gen Regensburg, und betete dort in Heimerans Kirchlein schon mit Sonnenaufgang.

Frommer Sinn stand in diesen Zeiten, und lange noch, neben ruchloser That, Edeln und

77) Mausol. S. Emmerani. S. 143. Ist Ueberlieferung aus Volks- und Klostersage.

Prieſtern wohl an. Wer zum Heiligen ein heiliges Gemüth brachte, hielt nicht für Sünde, im Weltlichen weltlich zu thun; oder die Hand vor dem Altar zum Gebet und gegen den Bruder zum Mord zu erheben.

Biſchof und Abt, bald im Mönchskittel, bald im Panzer, gaben das Beiſpiel. Der Demuth und Weltverachtung Lehrer und ſtreitbare Fürſten zugleich, konnten ſie in offener Fehde oder vor Reichs- und Landtagen um irdiſche Güter hadern, während ſie in kloſterlichen Zellen mit ſtrengen Bußungen ihren Leib tödteten.

In dieſen Tagen iſt, der löblichſten Prieſter einer, Biſchof Pilgrin von Paſſau geweſen [78]); weiſer Fürſt, beherzter Streiter, Mann von Gelahrtheit, Mönch voll Andacht. Sein Ruhm ward groß und iſt noch von Liedern ſpäter Jahrhunderte geprieſen, als er wohl verdient hat. Denn auch er hat die Geſänge der Alten geliebt und die Verherrlichung ihrer Thaten durch Dichter [79]). Von ihm ſind die durch der Ungarn

78) Er trat zu Paſſau ſein Amt ums J. 971 an, und ſtarb im Frühling 991 (nach Hanſiz).

79) Er ließ die Abenteuer Rudigers von Pechlarn in lateiniſchen Verſen beſchreiben (ſ. die in von der Hagens Nibelungen angehängte „Ehlage").

Wildheit verödeten Landschaften seines Sprengels, in Pannonien wie in der Ostmark, wieder angebaut worden. Den Ansiedlern ward Freiheit gegeben von Abgaben und Grafengerichten, daß sie wahrhafte Gotteshausleute wurden, durch des Bischofs milde Hand gepflegt [80]). Den Ungarn brachte er die Lehre des Gekreuzigten; ihrem blutdürstigen König Geysa flößte er Duldung ein. Dessen Gemahlin, deren Schönheit ihr zum Namen geworden [81]), und die in der Kunst, Schwerd und Roß zu handhaben, keinem Ungar wich, hatte schon das Christenthum umfaßt. Sie unterstützte Piligrins heilige Unternehmungen, und lud ihn selbst zu sich ein. Sie ehrte in ihm einen geistlichen Vater [82]).

Mit dem Markgrafen von Oesterreich lebte er in minder freundlichem Verständniß. So wissen wir aus seinem Streit, den er vor weltlichen

80) Im J. 985 zu Tulln auf dem Landtag. Hansiz 1, 225.

81) Belekneginí, id est pulchra domina slavonice dicta. So Ditmar von Merseburg im achten Buch seiner Chronik (Leibnitzens Script. rer. Brunsv. 1, 420).

82) Hansiz sammelte die Thatsachen (in s. Germ. sacr. 1, 209) mit vielem Fleiß aus den ältesten vorhandenen schriftlichen Denkmälern.

und geiſtlichen Herren auf dem Landtag zu Tulln gegen Graf Leopolden geführt. Herzog Heinrich von Baiern, auch Pfalzgraf Berthold wohnten dieſer erlauchten Verſammlung bei. Der Markgraf hatte der paſſauiſchen Kirche Land, Leute und Rechtſame in der Oſtmark nicht anerkennen wollen. Aber fünf Edle ſtanden auf und zeugten mit Eide für der Kirche rechtmäßiges Beſitzthum. Da ſprach der Landtag dem Biſchof das Seinige zu, die Zolle zu Ebersberg, Traisma (Trasmaur), St. Polten und Zeiſelmaur, die Hauſenfiſcherei bei Tulln, und andere Freiheiten.

12.

Wie der Biſchöfe Macht ſtieg.

Staatsklugheit und Frömmigkeit der Kaiſer und Könige waren gleich wirkſam, Biſchöfe und Aebte mächtig zu machen. Es war Noth, die furchtbare Eigengewalt der Herzoge und Grafen zu brechen. Darum ſtrebten die Ottonen, wie vorher die Karlingen, durch geiſtliche Herrſchaften ein heilſames Gegengewicht zu ſtiften. Viele der glänzenden Schenkungen kamen daher. Doch alle nicht. Oft waren ſie nur Belohnung der Dienſte, welche die Kirche mit ihren Leuten den Heerzügen der Könige geleiſtet hatten. Des Geldes hatte man noch zu wenig, große Schulden

abzutragen. Es wurde mit neuen Lehen und Freiheiten, mit Ländereien und Leibeigenen bezahlt. Auf ähnliche Weise lohnten Bischöfe und Aebte wieder ihre Dienstmannen aus. — Darum gaben die Könige nicht mehr, wie vor Alters, einzelne Aecker oder Höfe, sondern ganze Gebiete.

So empfing die Kirche zu Salzburg durch die Milde der Ottonen die Abtei Chiemsee [83]), und viele andere Herrlichkeiten in Mähren und im fruchtbaren, reizenden Lavantthale Kärnthens [84]); Freising weitläufige Güter im krainischen Gebirg, wie jenseits der Alpen an der Brenta [85]); Passau alle Zehnten der Landschaft, die sich zwischen der Ens und dem Kalnberg verbreitet [86]); Augsburg viele Einkünfte der Grafschaft Geisenhausen im Erdinggau [87]);

---

83) Per interventum ac petitionem Henrici ducis nostrique parentis, sagt des Kaisers Otto II. ohnweit Lukka gegebener Brief.

84) Hansiz 2, 162 ff.

85) In den Jahren 972, 974 und 988.

86) Im Jahr 985, aber endlich im J. 1025 auch durch ganz Oesterreich am linken Donauufer.

87) Der Bischof Heinrich von Augsburg, ein Verwandter Kaiser Otto's II., vergabte sie dem Hochstift im J. 980, ehe er in den Saracenenkrieg nach Italien abreisete.

Regensburg und Säben nicht minder einträgliche Güter im Lande Kärnthen.

Schon hatten viele Abteien und Bisthümer eigene Gerichtsbarkeit; bald ward ihnen auch das Recht gewährt, Münzstätten aufzurichten: wie dem Erzbischof von Salzburg [88]), dem Bischof zu Freising [89]) und dem zu Passau [90]). Doch mußten sie dem Regensburger Münzfuße treu bleiben [91]). Gewöhnlich bezeichneten ein Kreuz oder Strichlein, die eine Kirche vorstellten, das in geistlicher Münzstätt geschlagene Geld, welches noch lange groben Gepräges blieb [92]). In Regensburg selbst war die Münzstätte, des Landes älteste, dem Herzog und Bischof gemeinschaftliches Gut [93]).

88) Im J. 996. Abh. von dem Staat des hohen Stifts Salzburg. S. 359.

89) Im J. 906. Meichelbek, tom. 1, pars 1. S. 192.

90) Im J. 999. Hanfiz, 1, 233.

91) Nach demselben gingen 160 Stück Dickpfennige auf eine feine troyische Mark. Wesenrieder Beitr. 8, 33.

92) Die Umschrift der Münzen aus dieser Zeit hat gewöhnlich den Namen des Herzogs oder den der Münzstatte, und einige Buchstaben bezeichneten den Namen des Münzpächters oder Münzmeisters.

93) Hunds Metrop. Salisb. 1, 232 ff.

Auf gleiche Weise kamen viele andere Königsrechte zu den Gotteshäusern. Schon seit Altem besaß Hrodberts Kirche zu Salzburg eigenthümliche Berg- und Salzwerke [94]); nachher auch Marktgerechtigkeiten, in welchen Kaiser und Könige den Kaufleuten sicheres Geleit verhießen; und einträglichen Gewinn von Mauthen und Zöllen, zu Laufenburg, Ditmaning, Mühldorf und Werfen [95]). Das Hochstift Freising genoß den reichsten Zoll an der Isarbrücke zu Vöhring, und in Freising Markt, Münze und Zoll [96]); Passau in den Ortschaften Ebersberg, St. Pölten, Zeiselmaur, Traismaur und Passau [97]); Eichstätt zu Altesheim; und der Bischof der Regensburger hatte ihn mit dem Herzog gemeinschaftlich zu Stauf an der Donau [98]).

---

94) Otto I. und andere Kaiser bestätigten die Rechte darauf.

95) Mon. boic. 3, 140.

96) Seit 996 durch K. Otto's III. Milde. Meichelbek, Hist. Fris. 1, 192.

97) Seit dem Landtag zu Tulln im Jahr 985 ungestört.

98) Aus einer Zollbefreiung Niederaltaichs durch Kaiser Karl IV. (Mon. boic. 11, 306 und Hunds Metrop. Salisb. 1, 233) ersichtlich.

Das Steigen geiſtlicher Fürſtengröße in dieſen Tagen verdient vielleicht minder der Nachwelt Erſtaunen, als daß nicht endlich aller weltlichen Herren Hoheit verdrängt, und eine ungeheure Verkettung von Prieſterſtaaten im abendländiſchen Europa geſtiftet wurde. Denn welche Schranken konnten zuletzt denen geſetzt werden, die nach wenigen Menſchenaltern aus bußfertigen Einſiedlern Verwahrer aller Kunſt und Wiſſenſchaft, Dolmetſcher des göttlichen Willens, Gebieter weitläufiger Landſtriche mit Freiheiten und Königsrechten, ſelbſt Feldherren an der Spitze ihrer Unterthanen geworden waren? Wie die Grafen neben ihren Burgen in großer Frömmigkeit Kirchen und Bethäuſer aufbauten, zogen Aebte um ihre Klöſter hohe Streitmauern, Wälle und Graben; oder bauten eigene Schlöſſer an, die ſie mit kriegeriſcher Beſatzung füllten [99]). Die Kaiſer ſelbſt hatten dazu gern Aufmunterung und Vollmacht geboten, weil auf andere Weiſe weder das Leben der Mönche, noch die Heiligthümer der Kirche gegen den hohen Trotz meuteriſcher Grafen oder grauſamer Ungarn geborgen waren.

Schon beſaß das übrige Deutſchland ſeit den Tagen des weiſen Stammvaters der Ottonen zahlreiche Städte mit eigenen Verfaſſungen, Gerechtſ-

99) Aventin 5 B. Hanſiz 1, 226.

Unſers Zeitalters Geſchichte iſt nur eine winzige Phraſe im unendlichen Weltſchauſpiel, deſſen Bühne der Erdball, deſſen Darſteller die Menſchheit in ihrer ungeheuern Entzweiung mit ſich ſelber iſt. — Wer die Phraſe in ihrer rechten Bedeutung verſtehen will, muß ſie nicht aus dem urſprünglichen Zuſammenhang herausreiſſen und daraus eine verſtümmelte Einzelheit machen. Er ſoll ſie in Verbindung mit dem ganzen Stück denken.

Das Bild vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen, welches an der Spitze von den älteſten, ſchriftlichen Urkunden des menſchlichen Geſchlechts ſteht, iſt der weiſſagende Prolog des bis jetzt noch unvollendeten, ſechstauſendjährigen Weltſchauſpiels; Ueberſchrift und Inhalt der geſammten nachfolgenden Geſchichte der Sterblichen.

In der Erkenntniß des Guten und Böſen, entzweite ſich die Menſchheit; ſie iſt noch heute getrennt. Ungeachtet ihrer Zwietracht, ringt ſie nach dem höchſten Gut, und ungeachtet des Widerſtrebens von Millionen, nähern ſich dieſe dem Höhern, ohne es zu glauben.

Das Schlechteſte auf Erden iſt die Erde, und was aus ihr kömmt und ſich zu ihr thieriſch hinabneigt, als gewährte ſie den rechten Genuß. Das Beſte unter dem Himmel iſt der Geiſt und was ſich zum Göttlichen emporarbeitet. — —

samen und Bürgern. In Baiern wurden nur befeſtigte Schlöſſer und Klöſter oder mit Ringmauern gedeckte Weiler erblickt. Denn Städte aufzurichten lag Keinem an. Nur Herrſchaft und Krieg brachten Ruhm und Gewinn. Der Handel war noch, unbedeutend und niedrigem Gewerb gleich, Freigelaſſenen und Juden überlaſſen; das Handwerk den leibeigenen Knechten. Darum ſorgten Grafen und Mönche nur für ihrer eigenen Wohnſtätten Sicherheit.

13.

Wolfgang der Heilige.

Von allen Biſchöfen dieſer Tage lebte Keiner ſo ſehr im frommen Geiſt der Alten, als Wolfgang [100]) welcher der Kirche zu Regensburg vorſtand. Enthaltſam, anſpruchlos und wohlthätig, war ſein Leben ein groſſes Opfer, dem Wohl des menſchlichen Geſchlechts gebracht.

Lange hatte er den wilden Ungarn die heilige Lehre der Liebe und die Erſtlinge abendländiſcher Geſittung und Kunſt gebracht. Biſchof Pilgrin, ein Bewunderer beſcheidener Tugenden, empfahl ihn zum Biſthum. Alle Stimmen rede-

100) Er war aus Schwaben; für ſeine Zeit ſehr kenntnißreich und vom J. 973 bis 994 Biſchof.

ten für ihn; nur er selbst, voll Demuth, stellte, doch vergebens, dem Kaiser vor, wie er, unadelicher Abkunft, zu solcher Würde untüchtig sei.

In die Gefilde zwischen der Erlaf und Ips, in die öden Thäler der Landschaften unter der Ens, welche der nahen Ungarn willen lange unbewohnt gewesen waren, führte dieser Bischof neue Anbauer und gab ihnen grosse Vorrechte, daß sie ermuntert würden, hinzuziehn, die aufgewucherten Gehölze auszuroden. Auch das ihm vom Kaiser gewährte Recht zu Befestigung der Ortschaften [101]) machte er ihnen zum Heil.

Seinem Kirchsprengel gab er mancherlei weise Einrichtungen. Ausser beiden Frauenmünstern hatte Regensburg noch kein Kloster, als das zum heil. Heimeran; dies noch keinen eigenen Abt. Es war bisher vom Bischof verwaltet. Damit aber die Monche künftig strengere Zucht beobachten möchten, verlieh er ihnen einen eigenen Abt in seinem Vetter Romuald [102]) und einen Theil des Kirchengutes zur Aussteuer; mochten auch seine Räthe dagegen eifern, daß des Bisthums Habe geschmälert werde. Vielleicht verdiente diese That

101) Die Urkunde des Kaisers Otto II. (Pez, Thesaur. anecd. 1, 56) vom J. 979.

102) Im J. 980.

kaum dem Andenken der Nachkommen behalten zu sein, wäre sie nicht Quelle thörichter Eifersucht und eines gewaltigen Haders zwischen Bisthum und Abtei geworden, welche dreihundert und einunddreißig Jahre lang alle Umtriebe mönchischer Habsucht und Eitelkeit entblößte [103]).

Wolfgang starb im Jahr 994; mit größerm Recht, als Viele vor und nach ihm, heilig genannt.

14.

Herzog Heinrich IV.

Im J. 995 — 1002.

In demselben Jahre hat Herzog Heinrich der Andere zu Regensburg das Kloster der Jungfrauen zum heil. Paul gestiftet. Auch dies noch war Wolfgangs Werk. Denn der Herzog ehrte ihn sehr. Aber des Klosters Bau vollendete er nicht. Denn folgenden Jahres, als der Fürst seine Schwester, Frau Gerbergen, Vorsteherin des Stiftes zu Gandersheim im Harzgebirge, heimsuchte, ist er daselbst gestorben. Edel warnte

103) In dieser Hinsicht merkwürdig Zirngiebls lichtvolle Abh. über den Exemtionsprozeß zwischen dem Gotteshause St. Emmeran und dem Hochstift Regensburg (M. histor. Abh. bair. Ak. vom Jahr 1804).

er auf dem Sterbebette seinen Sohn vor dem Wahnsinn der Ehrsucht, mit welchem er sein Leben vergiftet, Baiern und Deutschland in lange Unruhen gestürzt hatte.

Dieser Sohn, von Gandersheim zurückgekommen, ward durch die Stände Baierns zum Nachfolger des Vaters gewählt [104]). Die Großen, mocht' ihnen auch oft einzelner Könige Gewalt Herren setzen, gaben niemals das uralte Recht auf, sich ihren Fürsten zu erküren. Es bestätigte der Kaiser die Wahl [105]).

Der neue Herzog, Heinrich, wie sein Vater geheißen, des Namens unter den Fürsten von Baiern der Vierte, war zu dieser Zeit dreiundzwanzig Jahre; zarten, kränklichen Leibes; daher mehr ernsten, oft schwermüthigen, als frohen Sinnes, und eben so reizbar den Gefühlen der Milde, als des Argwohns und des Zorns aufgeschlossen.

Ein treuer Lehenträger, wich er selten in Kriegs- und Bekfahrten von der Seite seines

---

106) So des Zeitgenossen Ditmars von Merseburg Wort. (Leibnitz a. a. O. 1, 151.)

105) Doch Kärnthen und die veroneser Mark gab Kaiser Otto III. seinem Vetter Otto aus Franken wieder, der beides schon früher kurze Zeit besessen hatte.

Kaisers und Herrn; half ihm mit rüstigem Kriegsvolk, deckte ihn in Verschwörungen. Darum war sein Ansehen bei demselben groß; seine Fürsprache geltend. Das Herzogthum genoß äusserer Ruhe. Fürsten und Bischöfe walteten friedsam in ihren Gauen. Selbst das Volk der Ungarn fing an, freundliche Nachbarschaft zu pflegen. Denn Waik, Geysa's Sohn, König des Ungarlandes, nahm nicht nur den Glauben der Christen, sondern als Stephanus, so hieß er nach der Taufe, ward er auch um Herzog Heinrichs Schwester, Giselen, und empfing sie von ihm zur Gemahlin [106]).

Es begab sich aber, daß Kaiser Otto der Dritte im Flecken Paterno, ohnweit Rom, in der Blüthe des Lebens verstorben war [107]), und sein Leichnam, bezleitet vom deutschen Heer, über die Alpen in das Land der Vorfahren zurückgetragen wurde. Da ward ein ehrgeiziger Wunsch in des Herzogs Brust wach.

Er reisete mit Gefolge vieler Grafen und Bischöfe bis zu den Grenzen des Herzogthums dem großen Leichenzuge entgegen; erquickte dort das müde Kriegsvolk; beschenkte königlich Oberste und Feldhauptleute; und, angekommen vor den Thoren

106) Im Jahr 1001.
107) Am 21. Jänner 1002.

der Stadt Augsburg [108]), lieh er seine eigenen Schultern, die kostbare Asche des Kaisers in die Afrakirche zu tragen, der er zu Gebeten für dessen Seelenheil hundert Höfe aus eigenem Erbgut vergabte.

Diese Milde und Leutseligkeit eines Enkels von Heinrich dem Finkler gewannen das Herz des Heers, der Fürsten und Priester. Dem Erzbischof Heribert von Köln, welcher die Kleinodien des Reichs gen Achen führen wollte, wurden sie entrissen [109]). Zu Mainz riefen die Stimmen der Baiern, Franken und Sachsen den Herzog zum König der Deutschen aus; und mit der Erstern treuer Hilfe demüthigte er Hermannen, den Fürsten der Schwaben, seinen kühnsten Nebenbuhler.

Nun drängten sich schmeichelnd an ihn, denen

---

108) Bischof Adelbold, der Begebenheiten Zeitgenosse, schreibt in der Erzählung obiger Geschichten (Vita Henrici sancti) die Stadt Nuneburg; doch sehr gut deutete Zirngiebl die Sache selbst auf Augsburg (Hist. Abh. bair. Ak. vom Jahr 1807. S. 329 f.).

109) Ditmar von Merseburg und der annalista Saxo. Der Erzbischof wurde sogar verhaftet, bis er die heil. Lanze, das Köstlichste der Reichskleinodien, herbeigeschafft hatte.

nach dem erledigten Leben von Baiern gelüſtete; vor Allen Bruno, ſein eigener Bruder; am ungeſtümſten Markgraf Hezilo, aus dem Hauſe Schweinfurt, Herr zu Amekala (Ammerthal) und Hatheresburg (Heersbruck). Dieſer, einer ſeiner erſten Feldhauptleute, ihm lieb, weil er ein treuer unerſchrockener Mann war, ſandte zum drittenmal Anfrage um das baieriſche Lehen. Der König, im Feldlager am Bodenſee, des Zudringlichen müde, und eingedenk, was er den Baiern ſchuldig, antwortete: „Mir ſind die Baiern vor allen Völkern theuerwerth. So lang' ich lebe, werd' ich ſie in wohlhergebrachten Rechten weder ſchmälern, noch ſchmälern laſſen. Sie haben aber ein Geſetz, das geſtattet ihnen, einen Herzog zu wählen. Wer ſolches antaſtet, wird mein Feind. Noch heute ſtehen ſie unter meinem Feldzeichen: ſollt' ich ſie hinwerfen dem Erſten, der ihrer begehrt? Harre Hezilo meiner Heimkunft. Will Baiern ihn, auch ich; verwirft es ihn, auch ich [110])."

Und er zog mit feierlichem Gepränge zu Regensburg ein, bewillkommt vom entgegenſtrömenden Volk, dem Biſchof und den Großen. Mit ihnen Kunigunde, ſeine Gemahlin, des Grafen

110) So Adelhold a. a. O. nach deſſen Angaben von Folgenden das Meiſte.

Siegfried von Luzilinburg fromme Tochter. Auf glänzendem Landtage ward manche Angelegenheit des Herzogthums berathen [111]); doch weder Hezilo's noch Bruno's gedacht.

15.

Hezilo's Empörung im Nordgau.

Im J. 1003 — 1004.

Darüber ergrimmten diese, und traten zusammen; schworen dem Könige Rache; reiseten zum Böhmenfürsten Boleslaw in die Stadt Prag, und warben Volk zum Krieg an, in Osterfranken und Böheim. Zu ihnen thaten sich auch andere unzufriedene Gesellen; Herzog Hermann aus Schwaben, dem die Hoffnung zur Krone von Deutschland vereitelt war, und Ernest der Babenberger, Enkel des erlauchten Leopold, Markgrafen von Oesterreich, ein junger Kriegsmann, nach Ruhm dürstig.

Als sie sich stark dünkten, machten sie mit zahlreichem Kriegsgesind einen Einfall in den Nordgau und in Osterfranken, des Königs Mahnung zum Frieden mit Trotz verschmähend. Ihrer

111) Ziengiebls Fleiß (Hist. Abh. bair. Ak. vom J. 1807, S. 366 ff.) belehrt uns umständlich von des Königs Thaten und Freigebigkeit in diesen Tagen zu Regensburg.

Hauptleute einer erbeutete allen königlichen Troß mit vielem Gepäck und Silbergeschirr, und entführte denselben in das Schloß Ammertal.

Nun zögerte des Königs Langmuth weiter nicht. Er selbst rückte gegen die Burg, worin die von den Empörern gemachte Beute verwahrt lag, und bedräute sie, ihre Mauern zu ersteigen, Keines Leben zu schonen. Deß erschrocken, öffnete die Besatzung freiwillig die Pforten. Der böhmische und slavische Kriegsknecht wurde leibeigen; des baierischen geschont; die Veste zerstört. — Der König zog weiter. Sein Heer litt groß durch Hezilo's Leute, die mit Herzog Ernest einzeln umherschwärmten, und in Wäldern sichere Stellung hatten. Man schickte ihnen vierhundert der Tapfersten ins Dickicht nach. Die lichteten das Holz; tödteten und zerstreuten die Rotte. Herzog Ernest selbst ward gefangen, und vor den König geführt. Das Gericht sprach dem Aufrührer das Leben ab. Da erhob sich Wigisil, Erzbischof von Mainz, welcher beim Könige angesehen war, und bat, des Sprößlings vom erlauchten Stamm der Babenberger zu schonen. Seine Fürsprache rettete dem Ernest das Leben; doch ist dieser immerdar wilden Abenteuern hold geblieben.

Nach solchem Siege zog des Königs Heer vor

Creusni am rothen Main [112]). Hier wohnte Hezilo's Gemahlin mit ihren Kindern und Kostbarkeiten. Gnadenvoll gab ihr der Sieger freien Abzug; die Mauern aber wurden gebrochen.

Als nun Markgraf Hezilo all sein Glück gewichen, seine Burgen in Flammen sah, warf er wie ein Verzweifelter mit eigener Faust den Brand in seine letzte Veste Cronach und floh zu den Polen, wohin Gemahlin und Kinder vorangegangen waren. Nur Eila, seine Mutter, blieb in der alten Stammburg Schweinfurt, und betrauerte den Unfall ihres Hauses. Doch auch die Zerstörung dieses Platzes gebot der König, daß dem Aufrührer im ganzen Reiche keine frohe Stätte mehr sei.

Darum brachen Bischof Heinrich von Würzburg und Abt Erchanbold von Fulda mit ihren Bannern dahin auf, den Willen des Herrn zu vollstrecken. Eila, die edle Frau, trat ihnen grüßend entgegen. Sie ward ermahnt, die Heimath ihrer Ahnen zu verlassen; es müsse Alles in Staub und Asche verwandelt sein. Deß weigerte sie sich mit stolzer Entschlossenheit, trat in die Kirche, umfaßte den Altar und schwor: sie werde diese Stätte nicht verlassen; lieber in den Flam-

112) Creußen im Baireuthischen.

Da ſtehen die uralten Kämpfer; immer dieſelben ſeit Anbeginn, nur in verſchiedenen Zeiten mit neuen Schilden, Fahnen, Farben und Namen. Da ſtehen gegeneinander Kain und Abel, das goldene Kalb und die moſaiſche Geſetztafel; der Atheniſche Pöbel mit dem Gifthecher und Sokrates; Kajaphas mit den Hefen Jeruſalems und Chriſtus Jeſus am Kreuze; das Heidenthum und die Schaar der Märtirer; Gregor VII. und Kaiſer Heinrich IV.; Papſt Johann XXII. und Ludwig der Baier; Huß nebſt Luther, und Leo X; Leopold von Oeſterreich, Philipp von Spanien, England; und die Schweizer, die Niederländer, die Nordamerikaner; das napoleoniſche Frankreich, und die bedrängten Europäer; les légitimes und los liberales.

Immer und immer war es der alte Kampf zwiſchen Leiblichem und Geiſtigem, Vergänglichem und Ewigem, ſo weit wir in die Völkergeſchichten zurückſteigen können. Die einen ſtritten für das Herkommen gegen die Erkenntniß des Beſſern; die andern für das ihnen Nützliche gegen das Allen Erſprießliche; die andern für das irdiſche Recht des Vertrags, der Geburt, des Zufalls, gegen das ewige Recht, das in aller Menſchen Vernunft offenbart iſt. Man focht für Schurzfell und Chorrock, Stern und Inful, Geldſack und Stammbaum, gegen die reinern Begriffe

men über dem Staube ihrer Väter sterben. Die geistlichen Heerführer, durch den Muth der hohen Frau gerührt, pflogen Rathes; wagten kein Feuer anzulegen, liessen aber Ringmauern und Thürme abtragen.

Hezilo bereuete nach so großem Unglück sein vermessenes Beginnen; eilte folgendes Jahres gen Merseburg, wo er den König wußte, und warf sich ihm demüthig am Tag der Lichtmeß zu Füßen. Er ward in die Burg Witgansteín [113]) gefangen gethan und streng bewacht, länger denn ein Jahr. Doch eines Tages geschah ihm unverhoffte Hilfe. Denn als der Freisinger Bischof Gottschalk vor dem Könige predigte, wandt' er sich plötzlich zu diesem und sprach: „Ich beschwöre dich bei Lieb' und Namen dessen, der seinem Schuldner zehntausend Pfund, das ist, den Juden die Verschmähung seines Gesetzes verzieh; ich beschwöre dich, o allerliebster Herr [114])! du wollest auch die Bande des ehemaligen Markgrafen, des Schwerbüßenden, lösen und ihm Gnade verleihn, auf daß du heut fröhlichern Gemüthes beten könnest: vergib uns unsere Schuld, gleichwie wir vergeben!" — Diese Ermahnung bewegte das

113) Schloß Giebichenstein bei Halle in Sachsen.

114) Senior carissime.

königliche Gemüth und der Gefangene wurd' in Freiheit gestellt [115]).

16.

Herzog Heinrich V.

Im J. 1004 — 1027.

Das Herzogthum zu Baiern aber empfing nicht Er, sondern der Königin Bruder, Heinrich, Graf von Luzilinburg und Ardenne; nun der Fünfte dieses Namens in der Baierfürsten Reih. Es geschah am einundzwanzigsten Tage Märzes im Jahr eintausend vier, auf offenem Landtag zu Regensburg. Da ward er vom Könige belehnt, der ihm feierlich das Speerfähnlein [116]) überreichte, zur Erinnerung, wie ein Herzog zu Baiern seinem Könige treu im Heer folgen müsse.

Frau Kunigunde, die Königin, mocht' um Erhebung ihres Bruders wohl mehr Verdienst gehabt haben, als das Wahlrecht der Bajoaren,

115) So Ditmar und Adelbold. Hezilo blieb kränklich und starb 1017 kußfertig. Er ward zu Schweinfurt aufferhalb der Kirche neben der Thür begraben. Auch des Königs Bruder Bruno wurde zuletzt begnadigt und Bischof von Augsburg.

116) Hasta signifera (Ditmar B. 6). Sonst geschah die Belehnung mit dem Zepter.

welches noch vor Kurzem der König gepriesen. Neben aller christlichen Zucht und Demuth [117]), liebte sie doch ihres Stammhauses Erhebung mit weiblicher Eitelkeit und fast ohne Maß. Dafür zeugt, wie sie einem andern ihrer Brüder, Namens Adelbero, selbst wider den Willen ihres Herrn und Gemahls, zum erzbischöflichen Stuhl von Trier geholfen, was zehnjähriges Wehe über Baiern und andere Orte brachte.

Denn als der König von der Wahl Adelbero's in Trier erfuhr, ward er, geschmähten Ansehens wegen, voll großen Unwillens; zog vor Trier, und belagerte den Erzbischof sechszehn Wochen lang in der Pfalz; aber fing ihn nicht. Adelbero entwichte mit seines Bruders, Herzog Heinrichs, Hilfe, der im königlichen Heere war. Darüber neuer Zorn des Herrschers, sich also von den Luxilinburgern verspottet zu sehen. Er sprach den Herzog seiner Würden verlustig [118]). Zwar die Stände von Baiern, der frommen Königin hold, wollten dagegen thun, und sagten: sie hätten dem Fürsten geschworen, ehe er gen Trier gezogen, binnen drei Jahren Keinen zu erkennen, als ihn. Allein sie vergaßen bald Eid und Herzog vor dem Zorn des Königs.

---

117) Deswegen die Kirche sie zur Heiligen erhoben hat.

118) Im Jahr 1008.

Die Lützelburger inzwischen mit großem Anhang im Reiche, rüsteten trotzig wider den Oberherrn desselben; verwüsteten Augsburg, wo Bruno, des Königs Bruder, Bischof geworden, und das Gebiet Freising, weil Bischof Engelbert daselbst, auf Königs Geheiß, den Augsburgern Beistand geleistet [119]). Erst nach langer Zeit konnte die fromme Kunigunde den vieljährigen und vergeblichen Hader vermitteln, welcher die Ohnmacht eines Königs von Deutschland schimpflich enthüllt hatte. Heinrich der Lützelburger, unbezwungen, empfing das Herzogthum zurück. Als er kam, eilte die getreue Schwester ihm entzückt entgegen, führte ihn in die Thore von Regensburg ein, und auf den lange verlassenen Fürstenstuhl [120]). Diesen hat er in Ruhe besessen, bis ihn der Tod abrief [121]).

17.

Der kaiserlichen Macht Verfall.

Heinrich der Zweite, König aller Deutschen, welcher nach zehn Jahre langem Kampfe nicht einmal die Widerspenstigkeit einiger

119) Nach Aventins Angabe.

120) Im Jahr 1018. Fratremque suum inthronizavit, sagt Ditmar.

121) Nämlich im Jahr 1027.

Grafen zu besiegen fähig gewesen, hatte inzwischen sein Haupt auch mit der abendländischen Kaiserkrone geziert. Allein die höchste Würde der Christenheit brachte nicht mehr höhere Gewalt. Schon oft genug war der Zepter derer, welche mit dem Namen altrömischer Weltherren eitles Gepränge getrieben, in gesetzlosen Verwirrungen ein Gespött der Welt geworden.

Anfangs, als beinahe alles Eigenthum des abendländischen Europa's in Lehen und Afterlehen mit mannigfaltigen Abstufungen aufgelöset lag, war das Reich nur der Inbegriff dieser Verhältnisse, und ein Kaiser das Haupt derselben. Darin bestand seine Hoheit, daß er allein nicht lehenbaft war; darin seine Macht, daß er Würden, Güter und Rechte verleihen und zurücknehmen konnte. Er war in der That Eigenthümer des Ganzen; jeder Andere nur bedingungsweise Besitzer von Theilen. In dieser Ansicht schien Widerspruch, daß ein Kaiser, dem Alles gehörte, besonderes Besitzthum, ausser dem Reichsverband, haben konnte. Daher geschah, daß die Könige der Deutschen lange, wenn sie den Thron des Reichs betraten, sogar ihre Erblande in geringerer Fürsten Hand gaben. Sie hatten sich der Rechte überall genug vorbehalten, oder konnten sie mit so geringer Mühe zurückziehen, daß selbst die Weg-

ſchenkung ihres Hausguts keine Machtverminderung ward.

So lange die Krone des Kaiſerthums erbend von Haupt zu Haupt des gleichen Fürſtenſtammes getragen, oder durch Uebermacht des Geiſtes verherrlicht ward, beſtand der ehrfurchtvolle Glaube an die Heiligkeit und Unwiderſtehlichkeit deſſen, den ſie ſchmückte. Als ſie aber von Schwächlingen entwürdigt, oder in freier Wahl von denen feilgeboten und vergeben ward, die ihr gehorchen ſollten, verſchwand der alte Zauber. Die Dienſtmannen, welche aus einem ihres Gleichen den Kaiſer ſchufen, dünkten ſich bald größer, oder doch ſo groß, als der, welcher ihr Geſchöpf war. Sie machten Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit; Bedingungen, Drohungen. Es entſprangen Nebenbuhlereien, Zerrüttungen der uralten Lehnverhältniſſe. Damit war die ehrwürdige Grundveſte des kaiſerlichen Throns gebrochen. Wer ihn beſtieg, mußte, als zu ſchwach gegen Alle, ſeine Herrſchaft in Beſtechung oder Entzweiung der Menge gründen. So wurden Fürſten und Kirchen reicher und freier; Kaiſer ärmer und abhängiger. Lehen gingen in Eigenthum über; Namen blieben, weil für verlorne Sachen nichts Beſſeres gefunden war. Die Kaiſer dünkten ſich Herren, und wurden Diener ihrer Vaſallen, um Vorurtheile des Stolzes. Die Schätze des Reichs, unvererb-

lich, reizten den gekrönten Nutznieſſer zu keiner Vermehrung; ſie wurden um ſo furchtloſer verſchleudert, je unſicherer ihr Beſitz. Noch war zu Heinrich des Zweiten Tagen das Kaiſergut groß; der Ländereien, Maierhöfe, Königspfalzen und Stätten [122]) Rechtſame und Einkünfte eine Menge. Aber er gab, einer Erſten, das Beiſpiel unkluger Verſchwendung, und lähmte damit die Macht ſeiner Nachfolger, daß ſie wieder zum Schattenbilde ward.

18.

Aufblühen der Fürſten- und Ritterſchaft.

Während die Herren des Reichs auf immerwährenden Reiſen ihre in deutſchen und welſchen Landen zerſtreuten Pfalzen beſuchten, lebten die Fürſten auf erblichen Sitzen, in aufblühenden Hauptſtädten, im Mittelpunkt ihrer Staatskräfte, unter den Augen ihres Volks, demſelben durch Gegenwart theurer oder furchtbarer, als entfernte Könige ohne bleibende Wohnſtatt. Schon darum

122) Wie in Baiern zu Regensburg, Forchheim, Aſchheim, Dingolfing, Aibling, Oſterhofen, Reuching, Mooseburg, Vering, Altheim und Rieß, Oetting, Hocheracha auf dem Weilhard (Hohenburg), Hall, Mattighofen u. ſ. w.

waren die Herzoge zu Baiern mächtig. Sie würden mächtiger gewesen sein, hätten die Gauen des Herzogthums nicht abermals im Kleinen das Bild eines lose zusammengeflochtenen Bundesstaates dargestellt, wie es das gesammte Reich im Großen war. Fürsten, Grafen, Bischöfe und Aebte walteten auch hier von einander unabhängig mit größerer oder geringerer Eigenmacht im Umfang ihrer Gebiete; wählten oder genehmigten auf Landtagen aus Ihresgleichen den Herzog, oder gaben und bestätigten Gesetze, wie auf Reichstagen die Stände Deutschlands; ahmten den Herzogen, wie diese den Königen nach; wollten Alleingewalt; hatten ihre Dienstmannen und Krieger; ihre Zollstätten, Gerichte, Märkte, selbst Münzstätten [123]); dabei Hofwesen mit Truchsessen, Schenken, Marschalken, Jägermeistern und Falknern. Herrschaft und Reichthum war die Begierde Aller. Glück im Kriege führte zu beiden. Darum blieb Waffenführung Hauptgeschäft des Adels, hohen und geringen.

Seit den Kämpfen mit den leichtberittenen Heergeschwadern der Ungarn hatte das Kriegswesen, und mit ihm auch das gesammte Adelthum, neue Gestalt. Burgen und Vesten waren

123) So empfing Graf Manegold in Donauwörth Münzfreiheit im Jahr 1030.

vermehrt; dieſen mochte der Ungar nicht leicht an. Doch nur der höhere Adel konnte den Aufwand für weitläufige felſenfeſte Gebäude beſtreiten. Reiterei ward der Kern deutſcher Heermacht, um den behenden Feinden mit gleicher Waffe zu widerſtehen. Der Aermere blieb im Fußvolk oder beim Troß; nur der Reichere konnte die Menge der Roſſe und die Pracht der Harniſche löblich unterhalten. Daher galt ein einziger Reiter im Heere höher, als zwölf Fußgänger, und bald ward er allein vorzugsweiſe Kriegsmann geheißen [124]). Und wie das Vermögen, vererbte der nachmals daraus entſprungene Ritterſtand. Das Gefecht mit Lanze und Schwerd auf dem Streitroß ward Kunſtſache. Darum traten edle Jünglinge und Knaben [125]) häufig in berühmter Ritter Dienſt, das Waffengeſchäft zu lernen.

Dieſe Vermehrung der Reißgen führte noch andere Folgen herbei, welche die Ordnung des Heer- und Adelsweſens veränderten. Die Kriege ſelbſt wurden koſtſpieliger, als vorzeiten; die Kaiſer genöthigt, ihre Vaſallen zu zahlen, wenn ſie dieſelben aufboten. Für einen Zug über die

---

124) In den Urkunden jener Tage ſind miles und Ritter noch häufig gleich.

125) Knappen Knapones.

Alpen nach Rom wurden nicht selten einem Ritter fünf bis zehn Pfund Goldes gegeben, fünf Pferdebeschläge, zwei Ziegenfelle, ein Packpferd oder Maulthier. In Italien angekommen, ging die Kost auf Kaisers Rechnung [126]). Ein gleiches thaten Herzoge und Bischöfe in eigenen Kriegen ihren reisigen Dienstmannen.

Zu Zeiten des Friedens aber ward auf Burgen wohlgelebt; Gastfreiheit ohne Unterschied geübt; Nachtlager, Wasser und Feuer Keinem versagt. Es hängte der Burgherr seinen Helm an die Zinne des Schlosses hinaus, den Pilger einzuladen. Neben Waffenspielen war Jagd die würdigste Friedenslust; sie härtete zu Anstrengungen ab. Hohe Jagden im Lande blieben lange allein königliches Eigenthum; endlich kamen auch sie an die Grafen [127]). Ein großer Wildbann, der oft über fremdes Gebiet zog, war köstlich, und zeugte von der Herren Reichthum.

---

126) Vertrag der baierischen Vasallen zu Weißenburg mit König Konrad II (in Falkensteins Cod. dipl. zu den Antiqq. Nordgov.)

127) In Zirngiebls Beitr. zur Gesch. Heinrichs des Heiligen (Abh. d. bair. Ak. 1807, S. 379) liest man eine Urkunde von Verschenkung solchen Jagdbezirks.

von Religion, Wahrheit, Verdienst, Freiheit und Recht. Viele Kerker wurden gemauert, viele Scheiterhaufen angezündet, viele Schlachten geschlagen; aber die Idee, das Geistige, siegte jedesmal ob, selbst wenn die Verfechter desselben unterlagen. Wahrheit ist eine Flamme, welche auch das verzehrt, was man über sie hinstürzt, um sie zu ersticken, und die dann nur herrlicher lodert.

Die uralten Parteien dauern fort bis zur heutigen Stunde. Zu allen Zeiten gab es Menschen von höhern und reinern Gesinnungen und Bestrebungen, die den kurzsichtigen oder selbstsüchtigen Genossen des Jahrhunderts als Schwärmer, Tollhäusler, Ketzer oder Jakobiner vorkamen, wenn sie auch das Alles nicht waren. Die Zahl derselben war in ältesten Zeiten sehr klein; sie wuchs unter der Kraft griechischer und römischer Weisen; mehr noch durch die göttlichen Worte Jesu Christi, und fortschreitend von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie ist heute schon sehr achtbar, wenn schon, im Verhältnisse zu den an das Irdische klebenden Volksmassen, klein. Sie bildet heutiges Tages schon eine unsichtbare, durch alle Lande und Welttheile verbreitete Gemeinde; ihre Genossen verstehen einander, wo sie sich begegnen, ohne geheimes Wort und Zeichen. Sie haben alle,

Die Kinder der Vornehmen erwuchsen in ſtrenger Zucht Muth war des Knaben, Sittſamkeit der Tochter Zier. Die Mutter ſorgte für den erſten Unterricht, in der Königspfalz wie in des Ritters Veſte. Unvermählten Töchtern ſtand das Kloſter offen; den Söhnen Herrſchaft oder Kirche.

Ungeachtet allgemeiner Unwiſſenheit ward einem Edeln ſchimpflich gehalten, nicht leſen zu können, oder der alten Bajoaren und Karlingen Satzungen nicht in lateiniſcher Sprache zu verſtehen [123]). Denn er war des Volkes Richter, der Kirche Vogt, der Sprecher auf Landtagen. Darum hielt man die Sohne fleißig zu den Domſchulen, wo ſie, in einfache lange Röcke eingekleidet (deshalb togati geheißen), in Rechten und andern Wiſſenſchaften unterwieſen wurden. Viele jener Schulen blühten abwechſelnd durch den Ruhm ihrer Lehrer; wie die Schule zu Niederaltaich unter dem Prieſter Odalgis (um's J. 940); die zu Paſſau unter dem Prieſter Luit-

123) Si quis potens ac nobilis legere ignoraret ignominiosus videbatur, ſchrieb Graf Ulrich von Ebersberg im Jahr 1013 von ſeinen Jugendtagen (Oefele 2, 9): Sicut in me coevisque meis apparet, qui jura didicimus. Moderni vero filios suos negligunt jura docere etc.

fried [129]) oder zu Benediktbeurn unter Wolfhold [130]).

Der minderbegüterte Ritter wohnte dienſtbar am Hofe der Großen; that dahin auch ſeine Kinder um Lohn. Söhne pflegten gemeiniglich das erſte Jahr ohne Vergeltung zu dienen. Allenfalls wurden ſie am Neujahr mit einem Pelzrock erfreut. Nachher gab man ihnen Leben. Die Töchter mußten im Frauenhauſe um tägliche Koſt Kleider verfertigen oder ausbeſſern. Zwar blieben ſie meiſtens im väterlichen Hauſe daheim, doch oft wurden die edeln Mägde auch zum Hofdienſt gezwungen [131]).

19.

Der Geiſtlichen Leben.

Viele Beſitzthümer der Kirche waren in das groſſe Gewebe der Lehenſchaft eingeflochten; — aber heiliges Gut bewahrte ſich wohl gegen der Dienſtmannen Habſucht. Denn die Schenkungen waren nicht dem Abte, nicht dem Biſchof, ſondern nur durch ihre oder ihrer Vögte Hand, dem himmliſchen Hauswirth oder Schutzheiligen des

129) Hanſiz 1, 128; 2, 158.

130) Meichelbek 1, 178.

131) Falkenſtein Cod. diplom. a. a. O.

Klosters zum Geschenk gebracht worden [132]). Wer mochte wider diesen? — Hingegen ward nicht selten erlebt, daß die Heiligen, unter sich selbst entzweit, dem Spiele vergrösserungslustiger Weltfürsten nachahmten, und einander ihr Gut entzogen; daß das Bisthum die schwache Abtei, die Abtei das Kloster verschlang. Passau hatte das Münster an der Krems, die Klöster Florians und Pöltens in Besitz genommen; Salzburg vom Kaiser das reiche Chiemsee; Freising die Kirchen von Moosburg und Ynichen; Augsburg das Kloster Polling; Regensburg durch Eintausch das am Mondsee.

Noch seit den Tagen der schrecklichen Ungarzüge lagen zu dieser Zeit viele Klausen in ihrer Asche; und viele Mönche, aus grosser Armuth, hatten die schwarzen Kutten un-, weißen Chor-

---

132) Darum findet man in den Urkunden häufig das „per manus.“ Oft wurde die Uebergabe (traditio) nicht unmittelbar durch den Wohlthäter besorgt, sondern zuvor für diesen Zweck das zu übergebende Gut einer angesehenen Person ausgefertigt (delegatio); denn gern theilte man die Ehre. Sehr gründlich über diesen Gegenstand lehrt P. Placidus Braun (in Westenrieders neuen Beitr. zur vaterl. Historie. 1812. 1, 185 ff.).

röcke vertauscht [133]); lebten zerstreut und nicht mehr nach Benedikts Vorschrift. Aber Kaiser Heinrich der Zweite — dankbar nannte die Kirche ihn dafür den Heiligen — ließ die Brandstätten aufräumen, die Münster neu erbauen, die Mönche wieder zur alten Zucht heim gehen.

Die meisten dieser Stiftungen blieben noch immer als Pflegerinnen der Wissenschaft, Kunst und Gesittung ehrwürdig; oder als Schulen des Adels und des bessern Landbaus. Auf ihren Dörfern und Höfen beschäftigte Stickerei in Gold und Seide viele weibliche Hände; da wurden kostbare Gewänder, Teppiche, und Putz der Prachtrosse bereitet; da jene feinen Linnenzeuge gewebt [134]), welche selbst das Ausland bewunderte.

Unter diesen Vorzügen war reine Sitte freilich wohl nicht jederzeit einer der häufigsten, besonders am Hofe geistlicher Fürsten, wo Ueberfluß

---

133) Aventins deutsche Chronik. 64.

134) Wie zu Passau, zu Raitenbuch, welches schon im Jahr 1090 sogar die leinenen „Alben" bis nach Rom versandte; zu Ettstätt und in andern Klöstern. Bulla *Urbani* II d. d. priedie non. maji 1090, und in der Bulle desselben Papstes d. d. Kal. Febr. 1092; wie in der Bulle Eugenii III d. d. 6. Kal. Decembris 1150. *Anselmi Grünwald* origines Raitenbuchae 1, 207 — 224.

herrschte. Denn Bischöfe und Aebte wurden seltener aus den Klöstern genommen; mehr aus hohen Geschlechtern, des Wohllebens gewohnt, an Tapferkeit dem besten Ritter gleich. Die Chorherren der Domkirche, vereint mit den Angesehensten der Priesterschaft und der Dienstmannen, wählten nach eines Bischofs Tode den Nachfolger; am Kaiser, welchem Ring und Hirtenstab des Verstorbenen überbracht wurde, war es, den Vorschlag zu bestätigen, oder einen andern Mann mit jenen Zierden zu schmücken [135]). Uebel paarten sich daher oft zu den ernsten Gelübden, welche die Kirche forderte, des streitbaren Bischofs oder Abtes irdische Lust. Auch läßt die Geschichte jener Tage nur zu viel Ereignisse durchblicken, welche die Enthaltsamkeit der geistlichen Obern, wie ihrer Priester, zweideutig machten. Selbst die Zellen der Nonnen mochten nicht immer den Versuchungen der Minne aufs strengste verriegelt stehen.

Wratislaw, ein frecher Jüngling, des Herzogs Udalrich zu Böheim Sohn, reisete im Jahr 1020 gen Regensburg, unter Schein andächtiger Kirchfahrt zum heil. Wolfgang. Aber er liebte eine Jungfrau hoher Abkunft, welche seit früher

135) Schmidts Gesch. d. Deutschen 2, 189.

Jugend im Niedermünſter eingeſchleiert wohnte[135]). Er zerſprengte die vor den Kloſterpforten gezogenen Ketten in einem Streich, entführte die Gottgeweihte, und entrann glücklich mit der ſchönen Beute. Einige ſeiner Diener, welche ſich verſpätet hatten, wurden zwar gefangen und hingerichtet; allein die Entführte blieb des Jünglings Weib.

Sogar Kunigunde, des Kaiſers fromme und züchtige Gemahlin, welche an ſeiner Seite in ewiger Jungfrauſchaft lebte, ward bedenklicher Vertraulichkeit mit Biſchöfen beſchuldigt. Wohl bewies ſie der verleumderiſchen Welt und dem argwöhniſchen Gemahl ihre Unſchuld, indem ſie mit entblößten Füßen über zwölf glühende Pflugſchaaren wandelte[136]), doch bezeuget ſchon der

---

136) Eine handſchriftliche, im königlichen Bücherſchatz zu München befindliche „Beſchreibung der fürnehmen Stadt Regensburg" von Grunewald (Theil 2, Kap. 19) nennt ſie Judith, Kaiſer Otto's II. hinterlaſſene Tochter. Zirngiebl hingegen heißt ſie (Hiſt. Abh. bair. Ak. 1807, S. 413) Tochter des Markgrafen zu Schweinfurt, und Schweſter des Markgrafen Otto.

137) In ihrer Seligſprechungsurkunde im Jahr 1201 vom Papſt Innocenz III. wird auſſerdem feierlich

Verdacht, wie wenig in diesem Zeitalter die Sittenstrenge weltlicher und geistlicher Höfe Glauben finden mochte.

20.

Klostervermehrung.

Fester behauptete sie sich, neben freiwilliger Armuth, in den Zellen der niedrigern Klöster, deren Zahl fortdauernd in allen Gegenden durch fromme Hände vermehrt ward. Dazu gab Kaiser Heinrich der Zweite, aus stillem, schwermüthigem Sinn, das Beispiel. Gern selber hätt' er seinen Purpur um den rauhen Mönchskittel vertauscht[138]). Was ihm versagt war, gewährte er Andern. Seine Schwester Gerbirga setzte er zur Vorsteherin von Nunnenwörth im Chiemsee; seine Base Helika zur Aebtin in Passau. Viele Kirchen schmückte er neu; andern verlieh er weitläufige Güter; andere deckte er zur Sicherheit mit bleiernen Dächern.

---

versichert, neun Geistliche hätten eidlich ausgesagt, von sichern Leuten gehört und in alten Briefen gelesen zu haben, Kunigunde sei vom Kaiser nie fleischlich erkannt worden.

138) Es ist bekannt, wie er nach kaum empfangener Kaiserkrone zu Verdun Mönch werden wollte, aber vom Abte daselbst zurückgewiesen ward.

Seine fromme Milde ermunterte die Großen zur Nachfolge. Was der Ungarn ruchlose Hand in heiligen Wohnungen verwüstet, ward bald zweifach ergänzt, und statt der niedergerissenen Münster stiegen, mit wiederaufgerichteten, neue empor in allen Gegenden des Landes.

In jener anmuthvollen Landschaft, wo die Alza aus dem Chiemsee zum Inn fließt, und wo, seitwärts der Alza, auf der kleinen Insel des Seonsees, vielleicht schon Römer einen Tempel gebaut hatten, verwandelte Aribo, der Pfalzgraf, sein eigenes Stammschloß Burgili in ein Kloster, Seon, oder Seuva geheißen[139]), von Benedikts Jüngern bevölkert. Das that in Kärnthen auch eine Gräfin Hemma mit ihrem Erbschloß Gurkhofen, als sie um den Tod ihres Gemahls und der Söhne trostlos war. Sie räumte es weltentsagenden Jungfrauen ein. Daraus ist in spätern Tagen das Bisthum Gurk erwachsen[140]). Ein anderes Jungfrauenstift hatte Graf Adelbero, der immer in des Kaisers Gefolg gesehen ward, fast zu gleicher Zeit am Kuchach (zwischen

139) Mon. boic. 2, 123, wo auch Abbildungen einiger dort gefundenen römischen Denkmale.

140) Erzb. Waldwin von Salzburg weihte es 1072 ein; im J. 1072 ward es zum bischöflichen Sitz. Hanfiz 2, 170 ff.

Schrobenhausen und Aicha) in der Grafschaft Herteshusen aus seinem Gut errichtet [141]), wie der Kaiser selber, nebst Kunigunden seiner Frau, dasselbe zu Neuburg an der Donau gethan [142]). Doch berühmter noch wurde das Nonnenkloster zu Werde [143]). Denn als Manegold, der reiche Graf zu Lyburg, Wittislingen, Dillingen und Mangoldstein oder Werde, aus dem fernen Konstantinopel heimgekehrt war [144]) und ein Stücklein Holzes vom heiligen Kreuze mitgebracht hatte, stellte er es in seiner Burg öffentlicher Verehrung aus. Fromme Mägdlein, noch keiner klösterlichen Richtschnur angehörig, wurden des

---

141) In Mon. boic. 11, 529 die Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrichs II.

142) Im J. 1007, und wie die Sage lautet, auf seines Kanzlers Hilarius Bitten. Hunds Metrop. Salisb. 1, 362.

143) Donauwörth. Schon am Ende des eilften Jahrhunderts ward es in ein Benediktiner-Mönchskloster verwandelt. Mon. boic. 16, 1 ff.

144) Er hatte den Bischof Werinhar von Straßburg dahin begleitet, der dort um's Jahr 1028 für Heinrich, Kaiser Konrads II. Sohn, um Zoen, die griechische Kaisertochter, werben sollte. Oefele 1, 334 ff.

Kleinods Hüterinnen; Irmentrude, des Grafen Schweſter, ihre erſte Vorſteherin.

Auch die edeln und tapfern Grafen an der Sempta bauten Zellen und Bethkirchlein neben ihrer Veſte Ebersberg prachtvoller auf [145]). Dazu hatte ihnen die große Ungarbeute vom Lechfelde Reichthum gegeben. Und einer derſelben, Herr Eberhard von Murach [146]), gründete an der Ilm zu Geiſenfeld ein Frauenkloſter.

In den Gegenden der altrömiſchen Vindelicia, um die Mündungen des Abens in die Donau, lagen die Urſprünge und Heimathen des alten Geſchlechtes der Grafen von Abensberg. Es hat ſich ihr fruchtbarer Stamm in viele Zweige verbreitet. Von ihnen ſind die Herren zu Rokeneck gekommen; die von Raning und Moosburg waren ihnen blutsverwandt; auch die Grafen, die auf dem quellenreichen Kaſtelberg im Nordgau gewohnt haben, deren einer in dieſen Zeiten an der Heerſtraße von Nürnberg gen Prag das Schloß Sulzbach gebaut hat [147]). Lange iſt von ihrer Väter einem, Babo dem Abens-

145) Die Grafen Eberhard und Adelbero um's J. 1037.

146) Oder Murel, Murau. Chron. Ebersperg. (bei Oefele 2, 10.)

147) Er wird gewöhnlich Gebhard genannt. Er ſtarb um's Jahr 1039.

in verſchiedenen Sprachen und verſchiedenen Beziehungen, nur einerlei Sehnſucht. Das Vaterland, der bürgerliche Rang, die Kirche macht gar keinen Unterſchied zwiſchen ihnen, wiewohl ſie doch ihr Vaterland lieben, ihren Rang nicht hintanſetzen, ihrer Kirche getreu ſind. Sie kommen aus verſchiedenen Schulen und bekennen ſich doch zu einerlei Grundſätzen.

Was wollen ſie?

Sie wollen wie in Deutſchland, oder England, in der Schweiz oder Spanien, in Italien oder Frankreich, in Nord- oder Südamerika allezeit dasſelbe: Herrſchaft des geſunden Menſchenverſtandes; Grundſätze des ewigen Rechts und der Gerechtigkeit, anſtatt der „Konvenienz-Politik"; Verbütung des militäriſchen Despotismus und der kirchlichen Prieſtermacht; den Frieden der Welt in den Rechten der Völker und ihrer Fürſten gegen andere begründet; keine Schooskinder und keine Stiefkinder des Staats; Erleichterung des Drucks, unter welchem die Völker ſeufzen, durch Verminderung der Abgaben, durch weiſe Sparſamkeit und Nichtvergeudung der öffentlichen Einnahmen an vornehme Nichtsthuer; Geſetzlichkeit ſtatt Willkührlichkeit; Staatsverfaſſung ſtatt Eigenmacht, Achtung der Volksſtimme in des Volkes Angelegenheit; und überall weniger Politik, mehr

berger, im Volk eine Mähr umhergegangen, wie er von zwei Frauen zweiunddreißig Söhne und acht Töchter gezeugt, und eines Tags auf der Jagd die Schaar seiner Jünglinge Kaiser Heinrich dem Zweiten vorgestellt habe [148]). Ein Sohn dieses Hauses, Graf Dietmar, stiftete an der Rotaha beim Weiler Elsenpach eine Klause für Mönche [149]). Doch soll sie bald wieder verfallen, und die Bewohnerschaft derselben auf den Veitsberg beim Oertlein Wolfsberg, heut Neumarkt, verpflanzt worden sein [150]).

Noch manches andere Kloster und Bethkirchlein entsprang hier und dort dem Lande durch frommer Ritter Sehnsucht nach Stille und beschaulichem Leben; wie ohnweit der Ilz Rinchnach, als Ritter Gunthar, der Welt müde, in die Einöde vom Nordwald floh [151]). Von allen Stif-

148) Daß von diesem Stamme der meiste Adel in Baiern und Kärnthen gekommen, ist wohl Dichtung; auch manches in der Sage selbst, die übrigens durch die vierzig Kinder Babo's nicht verdächtig wird, da wir in unsern Tagen noch Beispiele ähnlicher Fruchtbarkeit kennen.

149) Wenn der Sage zu trauen ist, um's Jahr 1030.

150) Mon. boic. 5, 229.

151) Um's J. 1008. Das Kloster, im J. 1029 vom Passauer Bischof geweiht, ward nachher mit Rie-

kungen dieſer Zeit aber iſt keine berühmter geworden, als die des Biſthums zu Babenberg.

21.

Errichtung des Babenberger Biſthums.

Seit dem Tage, da König Ludwig, genannt das Kind, den ſtolzen Uebermuth der Herren zu Babenberg im Blute des Markgrafen Adalbert gerächt hatte [152]), war deſſen Gebiet an der Rednitz und dem Main königliches Eigenthum geworden. Es iſt dies ein anmuthiges Gelände, wo fruchtbare Ebenen, die allerlei Gewächſe in Ueberfluß hervorbringen, mit rebentragenden Hügeln und ſchattigen Gehölzen, unter mildem Himmel wechſeln. — Hierher entfloh Kaiſer Heinrich oft dem Geräuſch des öffentlichen Lebens, um ſich in reizenden Einſamkeiten zu ergehen. Endlich gab er dieſe Lieblingsſtelle ſeines Reichs, als das Beſte, Kunigunden, der Kaiſerin, zum Leibgeding.

Doch änderte er nach einigen Jahren den Sinn, und nahm die bambergiſchen Landſchaften, um ſeinem Namen in der chriſtlichen Kirche ein

---

deraltaich vereint. Gunthars Leben, ſehr gehaltlos in des Jeſuiten Rader Bav. sancta 1, 208.

152) Im zweiten Buch dieſer Geſchichte Abſchn. 1, Abth 23.

großes Gedächtniß zu gründen. Ohne Kinder und ohne Hoffnung derselben, sollte dort ein neues Bisthum sein Schooskind werden. — Es begegnete ihm viel Hinderniß. Zwar verachtete er den verdoppelten Haß seiner Schwäger, die ihrer Schwester Wittwensitz erhalten wollten. Aber besorgter machte ihn der Widerspruch der Bischöfe zu Würzburg und Eichstätt. Der Sprengel dieser beiden rührte in der bambergischen Grafschaft zusammen; keiner wollte von dem seinigen einbüßen. Die Bischöfe waren gute Freunde und Nachbarn; erfreuten sich oft mit gegenseitigen Geschenken. Heinrich der Würzburger pflegte dem Eichstätter vom köstlichsten Frankenwein zu senden, und Megingoz aus Eichstätt mit Hausenschen, seinen Tüchern und Seidenzeugen [153]) zu vergelten.

Da bei ihnen des Kaisers Mühe eitel war, versammelte derselbe im Jahr 1006 die Bischöfe des ganzen Reichs zu Frankfurt am Main. Er flehte sogar fußfällig und mit Thränen für seinen Wunsch; denn das Heilige der Absicht adelte nach seinem Sinn jede Erniedrigung. Einer der Priester richtete das Haupt des Reichs aus der demüthigen Stellung auf, und die Versammlung sprach ihm Recht zu, das Bisthum zu gründen. Auch

153) Serica vellera. Der anonym. Haserried. Handschr.

der Papſt beſtätigte folgendes Jahres den Spruch und ſetzte das beſchloſſene Hochſtift unmittelbar unter ſeinen Stuhl, gegen ewige jährliche Abgabe von hundert Mark Silbers und einem weißen Zelter im vollen Rüſtſchmuck [154]).

Biſchof Heinrich von Würzburg ließ ſich darauf mit reichen Entſchädigungen für den Verluſt an ſeinem Kirchſprengel abfinden. Nicht alſo Megingoz, ſein Nachbar zu Eichſtätt. Dieſer, aus dem Hauſe der Grafen von Lechsgemünd, deren Schloß am linken Donauufer, dem Erguſſe des Lechs gegenüber, reiche Landſchaften beherrſchte, war ein rauher, jähzorniger Mann, kurz in der Meſſe, lang am Tiſch; dem Kaiſer ſchlecht geneigt. So gering war vor demſelben ſeine Ehrfurcht, daß er bei Verſammlung der Stände oft bis hart vor des Kaiſers Gemach ritt; oder nicht, gleich übrigen Herren und Fürſten, vom Sitz aufſtand, wenn der Oberherr aus der Verſammlung ging. Lachend pflegte er den Vorwürfen zu entgegnen: „Bin ich nicht älter, denn mein Vetter? Und gebieten nicht chriſtliche Geſetze

154) Kaiſer Heinrich III. hat nachmals die läſtige Abgabe im Jahr 1059 damit auf immer getilgt, daß er dem päpſtlichen Stuhl die Stadt Benevent dafür überließ.

nur, heidnische sogar, das Alter zu ehren[155])?“

Wie der Kaiser eines Tages über Eichstätt gen Regensburg zu reisen gedachte, wo Ritterspiele gehalten werden sollten, schickte er seinen Bruder Bruno voraus, ihn dem Bischof zu melden. Der Abgeordnete forderte, was dem Empfange des Reichsoberhauptes geziemte, auch Wein für das Gefolge. „Euer Herr“, schrie Megingoz voll Zorns, „muß vollkommen von Sinnen sein. Wie soll ich ihn und seinen Troß bewirthen, der ich mich selber kaum erhalten kann? Ich bin freilich sein naher Verwandter; will er mich denn zum armen Pfarrer machen? Ich habe nur noch ein winziges Fäßlein; gab's mir mein Freund der Bischof von Würzburg zum Messelesen beim heiligen Willibald. Davon soll kein Tropfen in den Mund eures Herrn rinnen!“

Solches Sinnes war Megingoz. Er blieb auch wegen der Abtretung für das neue Bisthum unerweichlich, so lange er lebte. Nach seinem Tode aber[156]) wählte der Kaiser ihm den Kir-

---

155) Diese und nachfolgende Züge aus dem anonym. Hasenriedann.

156) Im Jahr 1014 starb er.

chenhüter [157]) Gundachar zum Nachfolger, welcher zuvor in Schmälerung seines Sprengels hatte willigen müssen [158]). Und also entsprang das junge Hochstift. Erster Bischof daselbst ward des Kaisers Kanzler Eberhard, ein frommer Mann. Papst Benedikt der Achte, auf des Kaisers Einladung nach Deutschland gekommen, weihte im Jahr 1019 die bischöfliche Hauptkirche mit großer Feierlichkeit, in Gegenwart vieler Fürsten geistlichen und weltlichen Standes [159]).

Um dieselbe Zeit, da das Hochstift an der Rednitz aufblühte, ist der uralt-bischöfliche Stuhl von Säben im tirolischen Gebirg zehntausend Schritt weiter, zu der geräumigen Stadt Brixen, am Eisackstrom, getragen worden. Zwar das Jahr der Versetzung ist vergessen worden; doch nicht, daß Bischof Hartwig Brixen zuerst mit Mauern umgürtet habe [160]).

---

157) Custos; aber auch Aebte hießen damals oft custodes.

158) Gretser im Catal. episcoporum Eichstettens. 423 ff.

159) Ditmar 6, 353 ausführlich.

160) Lant Aventin (Annal. Baj. L. 5) geschah die Verlegung des bischöflichen Sitzes nach Brixen unter dem Bischof Albuin, der im Anfang des

22.

Wie Kaiser Konrad II. über Baiern schaltet. Herzog Heinrich VI.

Im J. 1027 — 1036.

Sowohl Kaiser Heinrich, als sein Schwager, der Herzog von Baiern, verließen das Leben kinderlos; dieser nur wenige Jahre nach jenem [161]). Durch die Wahl der Deutschen kam die königliche Krone an Konrad, den Herzog der Rheinfranken. Er war ihrer werth. Im Geist von den Besten der Kaiser des Alterthums, trachtete er ihrem Beispiele nach; war ernsten und tapfern Gemüths, ruhmdürstig, vorsichtig, den Guten gütig, den Fehlbaren streng. Seine Gegner beugte er mit Entschlossenheit. Ueber Herzog Ernest von Schwaben, von allen den Widerspenstigsten, sprach er Reichsacht aus. „Wir," hieß es, „erklären dein Weib zur Wittib, deine Kinder

---

eilften Jahrhunderts der Kirche von Säben vorstand. J. Resch mittelte das Jahr 992 als das der Versetzung des bischöflichen-Stuhles aus. Harwig ward im J. 1038 Bischof.

161) Kaiser Heinrich II. starb im Jahr 1024; Herzog Heinrich V. aber im Jahr 1026.

zu Waisen, und schicken dich im Namen des Teufels nach allen vier Enden der Welt [162]).“

Solchem Manne wagten die Baiern nicht zu widersprechen, da er ihnen, nach Absterben des Lützelburgers, sein zehnjähriges Kind zur Herzogenschaft empfahl. Ihm lag an Stärkung seiner Hausmacht, den gesetzlosen Eigenwillen deutscher Fürsten zu zähmen, und der kaiserlichen Krone verlorne Ehrfurcht wieder zu schaffen. Die Stände huldigten dem Kind, welches in der Zahl ihrer Herzoge der sechste Heinrich ward.

Auch Stephan, König der Ungarn, sprach das Herzogthum für seinen Sohn Emmerich an, und machte durch Botschafter auf dem Tage zu Regensburg gelten, daß ein Neffe des verstorbenen Kaisers das erste Recht zum Erbe von Baiern habe [163]). Konrad wies die Boten zurück. Und als sie kriegerische Rache drohten, bald auch

---

162) Es ist dieser Ernest, von dem und seinem treuen Dienstmann Wahelo alte Heldenlieder gesungen haben. Er lebte nach der Aechtung im Schwarzwald von Raub und Beute, bis er in der Veste Falkenstein belagert, bei einem Ausfall verwundet, gefangen und nach Konstanz gebracht ward, wo er im J. 1031 starb.

163) Emmerich war nämlich Gisela's, der Schwester Kaiser Heinrichs II., Kind.

die Ungarn über Fabiana gegen Baiern zogen, das alte Schauspiel ihres Verwüstens zu erneuern, vergalt er mit Entschlossenheit. Er kam. Sie flohen geschlagen über den Kalnberg zurück bis zur Raab. Der Geist Arpad's, welcher sie in ihre Wohnsitze geführt, war seit dem Tage auf dem Lechfelde von ihnen gewichen. Lange Ruhe und Gewinn europäischer Genüsse hatten ihre Sitten gemildert; der Christenglaube, welchen ihrer Viele liebten, Viele haßten, hatte sie durch Entzweiung geschwächt. Dazu stand ihrer Macht jetzt zahlreiche, wohlgeübte Ritterschaft, auch manches verschanzte Kloster, manche feste Burg auf deutschem Boden entgegen.

Erst hinter der Raab, die ihre Gewässer oft über die flachen Ufer ergießt, fanden sie Sicherheit. Hier ließ Kaiser Konrad, Mangels der Lebensmittel, vom Verfolgen ab, und führte das Heer zurück. Die Boten des Ungarkönigs eilten ihm nach. Sie fanden ihn nicht mehr zu Regensburg, dennoch eröffneten sie vor dem Rathe des jungen Herzogs die Friedensanträge ihres Königs, und sie wurden genehmigt. Es war im Jahr 1030.

Damals hatte der Sohn Konrads des Kaisers ein Alter von dreizehn Jahren. Mit Sorgfalt wachte die Zärtlichkeit der Aeltern um die Erziehung des Thronerben. Erst ward Bruno, der

Augsburger Bischof, sein Lehrer [164]); ein feuriger bebender Mann, im Waffenrock, wie im Priesterkleide; dann Egilbert, Bischof zu Freising, welcher zur alten Kirche auf dem Berge Tetmons, die aus den Agilolfingentagen stammte, das Kloster Weihenstephan gesetzt hat [165]). Doch mehr als die Gelahrtheit dieser Priester mochte weise Mutterliebe nützen. Fleißig hielt Gisela, die Kaiserin, auf der hohen Burg Andechs, am stillen Ammersee, ihren Sohn zum Lesen nützlicher Schriften, und zum Forschen in den Gesetzen der verschiedenen Länder an [166]). Denn Gesetze sind der Völker und Zeiten treuester Spiegel.

Ueber die Verwaltung des Herzogthums durch Grafen und Pfalzgrafen wachte inzwischen Kaiser Konrad selbst, dessen fürstlicher Sorge kein Gegenstand zu groß, keiner zu gering war. Obgleich in Freigebigkeit und Gnaden gegen Kirchen und

164) Der Bruder Kaiser Heinrichs II. Er hat viele erbauliche Schriften über die Bücher des alten und neuen Bundes verfaßt, die in der bibliotheca maxima patrum gesammelt sind.

165) Die Stiftung ist vom Jahr 1020. Meichelbek 1, 210 ff.

166) So belehrt uns Wippo im panegyr. ad Henricum III.

Religiosität in öffentlichen Handlungen und Verträgen.

Allein eben das ist wieder der neue Streit unter dem alten Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Darum donnert man in Spanien gegen die Liberales, im britischen Parlamente gegen die Oppositionspartei, in Deutschland gegen die, welche Landstände begehren, u. s. w. Da erscheinen mit triftigen Einwendungen die Feldherren und Hauptleute; die Finanziers und Einnehmer; die curia romana und Nuntiaturen und Klöster; die Geburtsadlichen und Großzeremonienmeister; alle, die im Spiele, das gespielt wird, eine bequeme Stelle, eine gute Einnahme, einen artigen Titel und dergleichen zu wagen haben. Diese glauben für etwas Solides zu fechten, weil sie, um was sie streiten, mit Händen greifen können, und halten jene für Fantasten, die für bloße Ideen hadern, oder für Bösewichte, die ihnen nach Geld, Amt und Titel trachten. Inzwischen nennt man die herrschenden Ideen, um welche gehadert wird, den Geist der Zeit. Und eben die Geschichte des Geistes, der die Zeit und die Massen des Raums bewegt, ist die wahre Geschichte des Innern der Begebenheiten.

So wie einst der nordamerikanische Freiheitskrieg, hat nachmals auch die französische Staats-

Grafſchaften wenigen ſeiner Vorfahren weichend, wollt' er doch nicht, wie Viele derſelben, das Kaiſergut durch ſchlaffe Verwahrloſung mindern laſſen. Darum hatte er, ſchon im erſten Jahr der Herzogenſchaft ſeines Sohnes, auf einem Tag zu Regensburg alle Richter und Gaugrafen eidlich gezwungen, ſämmtliches Gut der Krone, wie die Rechtſame aller Ortſchaften, Klöſter, Kirchen und Burgen, einſt zu derſelben gehörend, anzuzeigen [167]). Denn viel Throneigenthum war durch Saumſeligkeit der Vorgänger, durch Mißbrauch und Hinterliſt der Nutznießer abgekommen. Er bewies Streng' im Prüfen, Gerechtigkeit im Entſcheid. Da Zweifel waltete, ob die Abtei zu Moosburg an der Iſar [168]), Stiftung Luitſwindens, der Mutter Kaiſer Arnulfs, reichsfreies oder freiſingiſches Gut ſei, ſtand er ab, als bewährte Zeugen für Freiſing ausſagten [169]). Was von ſich, forderter er mit Recht von Andern: Jedem das Seine. Welf, der Graf vom Ammergau, mußte auf dem Tage zu Ulm Alles, was er in

---

167) Meichelbek 1, 221 ff.

168) Davon das Münſter noch Pfarrkirche der Stadt iſt.

169) Meichelbek 1, 122.

Fehden dem Bisthum Freising geschadet, vollen Maßes vergüten [170]).

So war Konrad der Zweite. Er starb früh.

23.

Krieg wider Böheim. Herzog, Heinrich VII.

Im Jahr 1039 — 1041.

Sein Sohn, Herzog Heinrich der Sechste zu Baiern, dem auch das Land Schwaben zum Lehen geworden, bestieg im Jahre 1039 nach des Kaisers Tode den Thron des Reichs, in der Reihe der Kaiser und Könige als Heinrich der Dritte berühmt. Hoher Gestalt, schwarz von Aug' und Haaren, ernst, wohlunterrichtet, hellen Verstandes, jederzeit zu dem, was sein soll, schnell entschlossen, flößte auch der dreiundzwanzigjährige Jüngling eine Ehrfurcht ein, welche sonst seinem Alter nicht leicht zu Theil wird. Er liebte die Gelehrsamkeit, weil er ihr nicht fremd war; und

170) Scheids origines Guelf. 2, 286 ff. Es hat Meichelbek (1, 225) nicht finden können, worin die Vergütungen bestanden haben. Die Geschichte der Fehde selbst ist von keinem aufgezeichnet worden.

durch ihn ermuntert thaten sich geschickte Künstler mit allerlei Prachtgebäuden, Bildnereien und andern Darstellungen des Schönen vor [171]). Vielleicht in friedlichern Zeitaltern wär' er einer der Fürsten geworden, die der Menschheit, als Pfleger ihrer edelsten und heiligsten Dinge, theuer sind. Aber das Schicksal riß ihn zu Kriegen fort; da steht auch der Herrlichste unter dem Fuß des blinden Glücks.

Das Herzogthum behielt er sich, als wahrhaftes Erb- und Hausland; verwaltete es auch selbst, oder durch Statthalter. Denn als nicht ferner zu ändern war, daß viele Fürsten der Deutschen ihre Aemter zu Erblehen umschufen, ward die Krone nur demjenigen ruhmhaft, der sie gegen ihre eigenen Vasallen schirmen konnte. Mehr dem Heer, als dem Lande von Baiern, setzte er jedoch im Jahre eintausend vierzig einen Herzog vor, den siebenten Heinrich, Neffen Herzog Heinrichs des Lützelburgers, oder des Fünften. Die Geschichte kennt ihn kaum. Nur der Kaiser und König handelte.

Der Hrowaten Empörung rief ihn zuerst ins Feld. Zwar Böheim war vom baierischen Herzogthume längst unabhängig gewesen, aber noch immer

171) So bezeugt auch die Chron. Aug. beim J. 1041 (in Struve's Script. rer. Germ. 1, 426).

seit Heinrichs des Finklers Siegen der Hoheit deutscher Könige zinsbar. Dies läugnete nun der browatische Herzog Wratislaw nach Kaiser Konrads Tode.

Ihn zu demüthigen, schien dem König Heinrich unschwer. Er gab dem tapfern Markgrafen Otto von Schweinfurt Macht, und ließ ihn über Cham ins Gebirg hinaufrücken. Aber da verlor sich derselbe in dicken Wäldern, wo die Wege mit Felsstücken oder großen Verhacken gesperrt waren. Ihn umstrickten die Böhmen, verstärkt von ungarischem Beistande. Mit großem Verluste nur entkam er [172]).

Darauf sandte der König folgendes Jahres größere Heergewalt von verschiedenen Seiten. Die hohen Ebenen wurden gewonnen; die bestürzten Browaten übermannt, geschlagen; ihre Hauptstadt Praga an der Molda, neben der Burg Wischerad auf der Höhe, genommen, ausgeraubt; und Menschen, Viehheerden und was Köstliches gefunden ward, nach Baiern entführt. Das Schönste aus der großen Beute empfing von des Königs Hand der Tapferste seiner Ritter. Es war der unerschrockene Leopold, des Markgrafen Adelbert zu Osterland Sohn. Dem ward des

172) Im Jahre 1040.

böhmischen Herzogs Streitroß, prachtvoller Waffenschmuck und anderes Kleinod zu Theil.

Wratislaw, der Ueberwundene, bat Frieden, gelobte alte Unterthänigkeit, und ritt selbst hinab gen Regensburg, die Eide der Treue zu thun. Mit reichen Geschenken, an der Spitze seiner Großen, aber barhäuptig und barfüßig, trat der Böhme demuthvoll vor den Königsstuhl des jungen Siegers, der ihn begnadigte [173]).

24.

Ungarische Händel.

Im J. 1042 — 1043.

Und durch ein rächendes Verhängniß getrieben, erschien in denselben Tagen auch der König der Ungarn zu Regensburg, welcher den Hrowaten wider die Deutschen Hilfe geleistet hatte. Es war nicht Stephan mehr, der erste getaufte König und Gesetzgeber seines Volkes, sondern

---

173) Aventin so, welchen die Wiener Jahrbücher der Lit. 1819. 5, 11 sehr unfreundlich den „lügenreichen“ nennen. Bezweifet das bloße Schweigen der böhmischen Geschichtschreiber die Unwahrheit von Aventins schwerlich von ihm erdichteten Nachrichten? — Auch bei sogenannter „freiwilliger Unterwerfung“ blieb wohl damals, wie in neuesten Zeiten, selten Plünderung aus.

deſſen Schweſterſohn und Thronfolger Peter, ein Mann, grauſam, wollüſtig, herrſcheriſch. Dieſer hatte ſich nach Stephans Tode mit Gewaltthaten den Weg zum Thron gebahnt; darum war er wieder das Opfer der Gewalt geworden: von Thron und Land verſtoßen; ſein Anhang zu Tode geſteinigt oder mit Streithämmern erſchlagen. Er hatte ſein Leben nach Oſterland gerettet, wo ihn der allezeit ſieghafte Markgraf Adelbert gaſtfreundlich aufgenommen. Auch hatte ihn dieſer nach Regensburg begleitet, denn ſie waren Schwäger mit einander [174]).

Als König Heinrich denſelben erblickte, gerieth er in Zorn und ließ ihn, wie einen Feind Baierns, hart an. Doch Markgraf Adelbert bat für ihn, als einen Sprößling aus burgundiſchem Blut und den Gemahl einer deutſchen Kaiſertochter [175]). Auch that Peter ſeine Reue mit großer Betrübniß kund, und verhieß, hinfort getreuer Vaſall zu ſein. Darauf ſagte ihm Heinrich Schutz zu.

---

174) Adelbert hatte eine Schweſter des Peter zur Gemahlin.

175) Peter war nämlich Sohn von Giſela, der Schweſter König Stephans, die Wilhelmen, Fürſten von Burgund, vermählt war; und ſeine Gemahlin Judith eine Tochter Kaiſer Otto's II.

Bald nach diesem erschien von den Ungarn, welche einen Oheim des Vertriebenen, Samuel, genannt Aba, auf ihren Thron gesetzt hatten, Botschaft. Sie forderten des Flüchtlings Herausgabe; im Weigerungsfalle Krieg drohend. Das Haupt der Deutschen wies stolz die Gesandten zurück: der Könige Leib sei allen Völkern heilig [176]). Kaum waren mit dieser Antwort die Boten in ihr Land gekommen, erfüllte Samuel deren Drohung.

Mitten in der Winterstrenge, während der König am Rhein zu Köln Ostern erwartete, zogen die Ungarn an beiden Ufern der Donau herauf bis Tulln; verheerten Alles, und führten Menschen und Viehheerden hinweg. So thaten sie auch in Kärnthen. Hier aber brach Adelbert, der wachsame Markgraf zu Osterland, wider sie auf, mit seinem tapfern Sohn Leopold, der des Böhmenkönigs Rüstschmuck hatte, und schlug sie an der Donau [177]). Auch der reiche Graf Gottfried, im Ens- und Baldenthal und an der Lasnitz mächtig, dem Lambach im Traungau und die große Herrschaft Pütten an der Leitha

176) Meistens nach *Bonfinii* rer. Ungar. dec. 2. L. 2, 148.

177) Chronicon Mellicense zum Jahre 1043.

gehörten [178]), nahm viele Ritter und mannhafte Wehren zu sich und trieb die Ungarn glücklich von den kärnthenschen Bergen ab [179]).

Nach diesem rüstete der König Heinrich aus Baiern und Böheim ein großes Heer, und führte es in das paunonische Land noch spät im Herbst. Er verwarf Aba's Friedenserbietungen; verwüstete das Gebiet der Ungarn weit hinab bis zur Raab; schlug sie da aus ihrem mit Wällen und Thürmen verschanzten Lager; nahm ihre festen Plätze, die Haimburg (Hunnenburg) auf hohem Felsen an der Donau, und weiter abwärts an diesem Flusse auch die Presburg (Breceburg) auf der Berghohe. Die wurden zerstört.

Erst mit vollem Winter Waffenstille. König Samuel verhieß Genugthuung, ohne Ernst, sie zu leisten. Darum kamen die Deutschen im Frühling des Jahres 1043 mit neuer Macht. Zum andernmal besiegt unterwarf sich Aba; gab alles Land zwischen Kalnberg und Leithafluß zum Schadenersatz, auch große Menge Goldes, Silbers und seidener Zeuge, und das Gelübde der Zins-

178) Jos. Moritz kurze Gesch. d. Grafen von Formbach, Lambach und Putten. S. 25 ff.

179) *Lambertus Schaffnab.* de reb. Germ. zum Jahre 1041, *Otto Frisingensis* in Chron. 6, 32.

barkeit. Dafür stellten sich Geiseln aus den ersten Geschlechtern Ungarns.

So erkaufte er den Frieden. Doch weigerte sich Aba aus stolzer Scham oder mißtrauischer Furcht, vor des Königes Antlitz zu kommen. Darum sandte ihm der Sieger den Herzog Heinrich von Baiern und den böhmischen Wratislaw, in deren Hände er den Lebeneid schwören mußte. Das Land zwischen der Leitha und dem Kalnberg ward zu des Markgrafen Adelbert Marken gethan.

25.

Beschluß der Ungarkriege. Herzog Konrad.

Im J. 1044 — 1052.

In diesen Tagen wohnten an des Königs Hofe zwei Männer dunkler Abkunft, Bernulf und Machthun[180]). Sie waren des Bischofs Ritkar zu Freising Brüder; hatten vielen Reichthum, noch mehr Ehrgeiz. Als ihnen der König diesen nicht sättigte, schrieben sie an Aba nach Ungarn, und machten Anschläge mit ihm, wie sie

180) Nur Aventin, kein Anderer der Alten, meldet von der Verschwörung dieser Männer.

den König verderben, selbſt Baiern in der Ungarn Gewalt bringen wollten.

Da Samuel rüſtete und Heinrich ſeiner Argliſt inne ward, ſammelte dieſer eilfertig ſeine Macht und eilte gegen den Meineidigen. Die Ungarn ſtanden mit großer Menge an der Raab vereint, wo ſie zur Donau kommt. Auf dieſen Ebenen geſchah am vierten Tage des Heumondes im Jahre eintauſend und vierundvierzig eine blutige Schlacht. Es war der Kampf der Ungarn um Freiheit im eigenen Lande. Der Baiern wurde ſo große Zahl erſchlagen, daß die Wahlſtatt noch lange in der Madſcharen Sprache Veſnempti oder Baiernod geheißen worden iſt. Dennoch gewann deutſche Kraft über ungariſche Gewandtheit. Aba's Volk floh geſchlagen. Es kam auch Bernulfs und Machthuns Hochverrath ans Licht. Denn ein Schreiber des ungariſchen Königs fiel gefangen, und in deſſen vom feidnen Gürtel herabhängenden Säckel ward ein Brief dieſer Treuloſen gefunden, der ihre Schalkheit offenbarte. Dafür ſind ſie eines ſchmählichen Todes geſtorben [131]).

---

131) Auch ſoll, nach Aventin, ihr Bruder, Biſchof Ritkar, gen Ravenna verwieſen worden ſein, was aber Meichelbek triftig verneint.

umwälzung in Europa die lebendigſte Theilnahme und Meinungsſpaltung erregt. Dieſe Lebendigkeit kam wahrlich nicht daher, weil man die Amerikaner oder Franzoſen perſönlich liebte oder haßte; ſondern weil in jenen Kriegen um jedes einzelnen Europäers unmittelbares Gut gekämpft ward, ſo daß jeder Streich, jenſeits des Weltmeers oder Rheins geführt, auch das Herz des Mannes in den Alpen und Karpathen, an der Elbe und Tiber traf. Dies unmittelbare Gut jedes Sterblichen war ſein vergängliches oder ewiges Recht, das er von der Welt oder von Gott hatte und ihm vom Herkommen oder von der geſunden Vernunft geheiligt war. Wenn Rußland und die Pforte um den Beſitz der Bulgarei und Wallachei Schlachten um Schlachten liefern, regt ſich Niemand. Wenn aber eine britiſche Flotte Kopenhagen bombardirt und Washington zerſtört, zucken ſchon viele Millionen Herzen im Unwillen, nicht wegen des einſtürzenden Gemäuers, ſondern wegen eines zuſammenſtürzenden Rechtes.

Nie kam den deutſchen Völkern in Sinn, gleich den Franzoſen, Thron und Altar zu vernichten; aber das Gerechte kam ihnen in Sinn, was in Monarchien wie in Freiſtaaten gelten ſollte, und ſtand plötzlich vor ihrem Geiſte. Die franzöſiſche Republik, verabſcheut durch die Gräuel,

Nach dem großen Siege ist König Heinrich in die feindliche Hauptstadt Stuhlweißenburg eingezogen, die in der Mitte feuchter Niederungen lag. Ihm zur Seite war Peter, der Ungarn vertriebener König. In der Hauptkirche, auf königlichem Stuhle, nahm der Ueberwinder den Unterwerfungseid der Landesgroßen, und belehnte Petern mit dem Königreiche, ihm feierlich eine vergoldete Lanze überreichend [182]). Auch gab er dem Volke das altbajoarische Gesetzbuch, nach welchem es den Königen von Deutschland sein sollte, wie Bajoarien weiland zum Reiche der Franken war.

Doch damit endeten noch lange nicht die Unruhen dieses Landes. Denn inzwischen sich Heinrich entfernte, zu Rom die kaiserliche Krone zu nehmen und den Tagen der deutschen Fürsten vorzustehen, hob Abo neue Empörungen an. Zwar ward er vom König Peter besiegt, und, über die Theis flüchtig, in einem Dorfe, Scabe geheißen, von den Seinen ermordet [183]); allein das Land blieb Petern nicht minder abhold. Denn die Großen haßten an ihm, daß er die ersten

182) Chronicon *Alberici* ad ann. 1045.

183) So Bonfin und die ungar. Geschichtschreiber. Aventin sagt, er sei von den Baiern gefangen und zum Tode verurtheilt worden.

Aemter Deutschen vergabte; schnöde, oft grausam, wider Eingeborne verfuhr. Zu Chonud (Cinadium) verschworen sie sich. Das Volk forderte Verbannung des Christenthums und Wiederaufstellung der alten Götter, unter welchen es die fruchtbaren Lande erobert, Deutschland und Welschland ausgeraubt hatte. Heimlich wurden die nach Polen geflüchteten Blutsverwandte Stephans gerufen, Andreas, Leventa und andere. Und als zum Aufruhr alles reif war, überfielen sie den König Peter auf der Jagd, stachen ihm die Augen aus, und ließen ihn in der Gefangenschaft sterben [134]). Andreas ward zum König ausgerufen.

Der Kaiser sah zwar den Abfall der Ungarn; doch erst im Jahre 1050 gewann er Zeit, Anstalten wider sie zu treffen, da sie an den Grenzen des Reichs kriegerische Bewegungen unternahmen. Es hatte dort bisher sein Oheim Gebhard, Bischof zu Regensburg, ein streitbarer Held, mit einer tapfern Schaar gewacht. Als er sich aber jenseits der Leitha gewagt, war er von den Ungarn zurückgetrieben und das Land bis zum Kalnberg verwüstet worden.

Heinrich der Dritte schrieb einen Fürstentag nach Nürnberg aus. Es ist dieses ein

134) Im Jahre 1047.

uralter Ort an der Pegnitz, in unbekannten Tagen gegründet. Zu dieser Zeit aber war demselben ein großer Name durch Grab und Wunder des Einsiedlers Sebald geworden, der hier im Ruf der Heiligkeit gestorben war [135]). Den vielen Wallfahrten dankte der Ort schnelles Aufblühen; auch hatten die Könige da ihrer Pfalzen eine.

Es ritten viele Bischöfe und Grafen zum Reichstag. Herzog Heinrich von Baiern stand nicht mehr unter ihnen, denn er war seit dem Jahre 1017 unter den Todten. An dessen Statt hatte der Kaiser den Grafen Konrad von Zütphen (Sudwen), seiner Verwandten einen, über Baiern gestellt [136]).

Nun ward beschlossen, wie gegen Ungarland der Heerzug aufgerufen, und die gebrochene Haimburg auf dem Fels an der Donau wieder erbaut und stark gemacht werden solle. So geschah. Bischof Gebhard der Regensburger führte den Vortrab, meißens aus den Wehren der Kirche. Thürme, Wäll' und Mauern der Haimburg wurden aus

---

135) *Lambertus* Schaffnab. z. J. 1072: Clara et celebris valde his temporibus per Galliam erat memoria sancti Sebaldi in Norinberg. So auch in Chron. Augustensi beim J. 1070.

136) Es geschah im Jahre 1049.

dem Schutt hervorgehoben, eine mächtige Grenzveſte. Herzog Konrad mit den Baiern ſchirmte die Arbeiten des Baues. Dann nach zurückgelaſſener Beſatzung zogen die Heere ab. Siebenmal ſtürmten, doch vergeblichen Grimmes, die Ungarn darauf gegen das ſtarke Schloß.

Folgendes Jahres rückte die volle Macht des Kaiſers ins Ungarland. Eine Abteilung der Schaaren führte der kriegserfahrne Biſchof der Regensburger von böhmiſcher Seite; eine andere, von Kärnthen hervor, der Kaiſer ſelbſt. Sie drangen über die Raab hinaus tief ins Land mit verwüſtender Fauſt. Aber durch Sümpfe und übergetretene Ströme gehemmt, von feindlichen Haufen umſchwärmt, ohne Lebensmittel und Kriegsbedürfniſſe, mußten ſie, als der Winter drohte, ohne Frucht und Ruhm zurück. Nur mit blutigen Siegen bahnten ſie ſich durch die ungariſche Macht den Rückweg zur Haimburg [157]). Auch ein dritter Feldzug lief Gefahr, gleich unglücklich zu enden. Der bedrängte Ungarkönig Andreas in ſeiner Preßburg ward vom Kaiſer,

157) Seiner Rettung froh, ſchenkte damals der Kaiſer dem Stift zu Haimburg den dritten Theil von den Einkünften des Ortes und den Zehnten des geſammten Gebiets zwiſchen dem Kalnberg und Leithafluß.

doch mit sehr geschwächten Kräften, belagert. Da kam zu derselben Zeit Papst Leo, des Namens der Neunte, in das kaiserliche Heerlager. Er hatte Rom verlassen, bei dem Herrn des Reichs, der ihn nach Deutschland eingeladen, Hilfe gegen der Normannen Gewalt und Uebermuth zu suchen. Der Ungarfürst rief des Papstes Fürsprache und Vermittlung an; auch ließ sich der Kaiser gern Unterhandlung gefallen, um die Belagerung nicht schimpflicher aufheben zu müssen. Dies bemerkte der schlaue Ungar wohl. Darum, zufrieden, daß die Feindseligkeiten eingestellt wurden, dehnte er die Unterhandlungen so lange, bis der Winter die deutschen Heere in ihr Vaterland zurückzwang.

26.

Was Papst Leo IX. in Baiern gethan.

Im J. 1052.

Mit dem Kaiser reisete auch Papst Leo durch Osterland zur Stadt Regensburg. Leo war ein gottesfürchtiger und eifriger Priester des Herrn. Er trieb mit gleichem Ernst weltholde Pfaffen aus dem Heiligthume, als er zum Spiegel der Nachkommen den Ruhm lobwürdiger Kirchenhelden der Vorzeit erhob. Zu Regensburg sprach er Erharden heilig, einen Pilger, welcher hier in der Zeit Odilo's, des Agilolfingen, der Kirche

vorgeſtanden [188]); und Wolfgangen, den ehrenreichen Biſchof, deſſen Wandel Dir das Buch dieſer Geſchichten geprieſen [189]). Auch einen hochwichtigen Streit hat er geſchlichtet, welcher ſeit anderthalbhundert Jahren zwiſchen den Mönchen in Franzien und Baiern gewaltet.

Unter den köſtlichen Heilthümern nämlich, welche weiland Kaiſer Arnulf aus Franzien, als Geſchenk oder Raub dortiger Kirchen, nach Baiern gebracht und dem Stift Heimerans verehrt hatte, waren die irdiſchen Ueberbleibſel des heiligen Dionyſius [190]) geweſen; ihre Aechtheit aber von jeher von den Mönchen in Franzien geläugnet worden. Leo, der Papſt, nachdem er

188) Man weiß wenig von ihm. Er war ein ſchottiſcher (Arentin behauptet, noriſcher) Mönch, der ums Jahr 740 nach Regensburg kam, und vermuthlich Biſchof ohne kirchlichen Sprengel daſelbſt ward.

189) In der Abtheilung 13 dieſes Abſchnitts.

190) Es gibt der heiligen Dionyſen wenigſtens ſechs. Der, um deſſen Gebeine der Streit war, ſollte der vom Apoſtel Paul bekehrte atheniſche Areopagit geweſen ſein. Abt Hilduin zu St. Denys fing im neunten Jahrhundert zuerſt an zu beweiſen, daß derſelbe mit einem Biſchof Dionys zu Paris die gleiche Perſon geweſen; und man glaubte es gern.

in Beisein hoher Geistlichkeit die Urkunden Arnulfs, Schreine und Behälter der Heiligthümer, selbst die dabei befindlichen Gemälde und Bildnereien des Alterthums geprüft, welche nicht minder die Wahrheit der Gebeine beurkundeten, als deren Zeichen und Wunder, erklärte feierlich, und that in offenem Sendschreiben dem Könige und gesammter Priesterschaft von Franzien kund [191]), daß keine andere Ueberbleibsel von Dionysius ächt seien, als die zu St. Heimeran verehrt würden.

Viel Geschäfte fand er sonst noch und viel Glauben. Als er Regensburg und Baiern verließ, traten ihm auf dem Wege gen Nürnberg die Herren von Schwarzburg entgegen, ihn anzehend, ihr Bethäuslein zu weihen, welches zu Pruchdorf bei Sinzing stand, nahe der Labermündung in die Donau. Er sah es von weitem; wollte doch nicht hinzureiten; segnete es aus der Ferne, und zog seiner Straßen. Wie die Bittenden, deß unzufrieden, murrten, sprach der Heilige Vater: „Gehet nur hin und schauet wohl; findet ihr nicht Alles gesegnet, komm' ich und weihe die Bethütte zum andernmal." Und sie

191) Das Schreiben ist erlassen zu Regensburg 1052, non. octbr. (Wtg. Hund Metrop. Salisb. 1, 163 theilt es umständlich mit).

gingen gläubig dahin, und lobeten Gott den Herrn, der wundervoll ist in seinen Heiligen [192]).

27.

Herzog Konrads Fehde und Aufruhr der Baiern

Im J. 1052 — 1055.

Während dessen hatte sich mancherlei Zwist erhoben zwischen Bischof Gebharden, dem tapfern Degen, und Herzog Konraden von Baiern. Es wollte der Bischof dem Herzoge nicht wohl; warf ihm Geiz vor und schlaffe Nachsicht gegen ungerechte Beamte, daß darunter das Volk leide [193]). Konrad, darob erbost, nahm seine Dienstmannen, legte sich vor des Bischofs Schloß Parkstein, welches weit umher im Nordgau auf hohem Berg' erblickt wird, und rastete nicht, bis es genommen und verbrannt war.

Der Kaiser gebot den Uneinigen Frieden, und vor den Reichstag zu treten, der in Merseburg richten sollte. Sie kamen. Konrad ward in der That Geizes und Uebermuthes schuldig gefun-

192) *Tubertini* hist. epp. Ratisb. (Oefele 1, 552).
193) So Aventin.

den, vom Kaiser seines herzoglichen Amtes entsetzt. Es sind auch, welche glauben, seine Ungnade sei gekommen, daß er die kaiserliche Tochter Beatrix verschmäht habe, weil sie nicht schön gewesen [194]).

Als Konrad, seiner Würde bar und ledig, vom Reichstage zurückgekehrt war, klagte er laut über den Kaiser; stiftete engere Freundschaft mit den Grafen in Baiern, sammelte Kriegsvolk und trieb Meuterei aller Art; ging auch nicht, als er zum andernmal vor eine Fürstenversammlung des Reichs in Tribur gerufen ward. Das brachte ihm Acht und Bann und Verlust alles Habes und Gutes. Er mußte mit seinen Getreuen flüchtig ins Ungarland weichen, wo ihn Andreas der Verschmitzte freundlich aufnahm.

Es hatte Kaiser Heinrich der Dritte ein Söhnlein, drei Jahre alt, Heinrich genannt, wie er. Dasselbe ernannte er den Baiern auf dem Triburer Reichstage zum Herzog; und Bischof

194) Dies bemerkte der Monachus Brunswillerensis (Leibnitz Script. rer. Brunsv. 316) contemta imperatoris filia quam uxorem recipere debuerat. Falkenstein (bair. Gesch. 2, 296) zieht dies in Zweifel, weil Beatrix Aebtin in Gandersheim gewesen; doch konnte Konrad sie schon vorher ausgeschlagen haben.

Gebharden von Eichstätt, dem uralten Hause Hirschberg entstammt, zum einstweiligen Verweser des Landes.

Mehrere Große, dem geächteten Konrad noch im Herzen gewogen, der ihnen Vieles nachgesehen, tadelten des Kaisers Strenge gegen denselben. Nun aber gemeldet ward, wie ihnen, mit Vergessung wohlhergebrachter Rechtsame, eigengewaltig ein Kind von drei Jahren vorgesetzt worden, verdroß es Alle. Sie rotteten heimlich zusammen, und richteten, wie sie ihres Herzogthumes Freiheiten gegen des Kaisers Willkühr bewahren wollten.

Selbst Gebhard, der tapfere Bischof von Regensburg, hielt mit ihnen. Er grollte, weil der Kaiser geholfen, daß Heimerans Stift vom Papst Leo der Hoheit seines Bisthums entzogen, und unmittelbar dem heiligen Stuhl zu Rom untergeben worden war. Auch die mächtigen Grafen aus Scheyern standen bei, die dem Volke sehr lieb waren. Jetzt nannte Jeder Herrn Otto den Schyren, der ruhmvoll die Ungarzüge mitg-than. Die Welfen, gewaltig und reich, schwiegen auch nicht. Herzog Welf zu Kärnthen, im Feuer der Jugend, bot zu jedem Wagstück die Hand.

Es sollte unternommen werden, wenn Kaiser Heinrich der Dritte im Jahr 1035 seinen

welche ſie geboren hatte, verſchwand; aber die Ideen deſſen, was gerecht und wahr iſt und bleibt, die blieben in aller Völker Gemüth.

Dann übernahm Napoleon, als franzöſiſcher Kaiſer, die Rolle. Man bemerkte häufig, daß dieſelben Perſonen, welche an Frankreich als Republik, auch an Frankreich als Kaiſerthum lebhaften Antheil nahmen, weil ſie von daher das einwirkende Beiſpiel des Beſſern, des Freiſinnigen erwarteten. Es ſchien ihnen noch immer der große und heilige Kampf um die Idee, um den Krieg des Beſſern oder Schlechtern. Man hatte z. B. geſehen, welche Staatsmänner, welche Heerführer Frankreich bloß an dem einzigen Tage erworben hatte, da es die Privilegien der Geburt aufhob, und den Fähigſten, nicht den Privilegirteſten an die wichtigſten Stellen ſetzte. Napoleon blendete lange; aber ſeine Gleisnerei ward von Tage zu Tage durchſichtiger. Kein hoher Gedanke der Menſchheit begeiſterte ihn, ſondern eine ganz gemeine Leidenſchaft. Da fiel Alles und Frankreich ſelbſt ab. Er war zum Untergange reif. Gott winkte und ſeine Stunde ſchlug. Fürſten und Völker ſtanden auf. In allen Ländern war Alles einig, ihn zu vernichten.

Das Werk ward vollbracht. Wer's vollbrachte, weiß die Welt und wird die Nachwelt wiſſen. Höflings-Intriguen thaten zur heiligen Sache

Heerzog über die Alpen machte, welsche Unruhen zu stillen. Und wie er fern von der deutschen Flur war, waffneten die Schyren. Konrad, der vertriebene Herzog, welcher schon von Ungarn her manchen Einfall in die baierischen Marken gethan, auch die Hengstburg zu Kärnthen eingenommen hatte, ward gerufen, die königliche Krone von Deutschland zu empfahen. Viele Herren und Klöster waren zum Beistand rüstig.

Aber plötzlich brach Bischof Gebhard von Eichstätt, der wachsame Landesverweser, mit aller Macht im Namen seines verrathenen Kaisers auf, überzog die Schyren, verwüstete deren Gauen und verbreitete allgemeines Schrecken über die Verbündeten. In Ungarn starb Konrad [195]). Welf fiel in gleicher Zeit, da er auf sein Schloß Bodman am Bodensee geeilt war [196]). Nun kam der Kaiser aus Welschland dazu, und der Aufstand, noch eh' er Reife gewonnen, hatte unerwartetes Aufhören, weil die Häupter desselben durch gewaltige Schicksale entrückt waren. Wer mit geholfen, verbarg sich. Selbst die Besatzung

195) Im J. 1055. Der Mönch von Brunnwiler (Vita Evonis Palatini 254) will wissen, der Kaiser habe seinen Koch bestochen und durch denselben ihn vergiften lassen.

196) Bertholdus Constantiensis zum Jahre 1055.

der Hengüburg floh nach Ungarn, da ihr Konrad fehlte.

Dankbar erhob der Kaiser den getreuen Statthalter von Baiern zur höchsten Würde der christlichen Kirche, da Papst Leo in gleichen Tagen den Geist aufgegeben hatte. Bischof Gebhard von Eichstätt betrat den Stuhl Peters zu Rom, als Viktor der Zweite. Hingegen der Gebhard von Regensburg büßte die Untreue im Schloße Wilfilingen an der Donau, dann in Strofolo [197]), wo er gefangen, doch anständig bis zu des Kaisers Tod gehalten ward.

28.

Herzog Konrad II. Kaiserin Agnes.

Im J. 1056 — 1061.

Dieser ist im Jahre eintausend sechsundfünfzig erfolgt. Noch kurz vorher hatte der Kaiser seinen Sohn Heinrich, den Baierherzog, zum König Deutschlands krönen lassen, und das Herzogthum einem jüngern Kind, Konraden, gegeben, welches kaum der Mutterbrust entwöhnt war. Dieses folgte jedoch noch gleichen Jahres dem Vater in die Gruft.

Die kaiserliche Wittwe Agnes von Guienne, am Schmerz zweifacher Wunden leidend, über-

197) *Hermann.* contract. zum Jahre 1055.

nahm die Vormundschaft des königlichen Sohnes und in seinem Namen die Pflegschaft des Reichs. Das Herzogthum Baiern verwaltete sie, wie eigenes Hausgut [193]). Es wird die verständige Herrschaft dieser edeln Frau gerühmt; aber sie selber erlag unter deren Bürde. Denn was sie in löblicher Absicht gestiftet, brachte oft, verkehrt durch Macht der Umstände, Verderben.

Zur Befestigung des Friedens der Ungarn mit Baiern hatte sie ihre eigene Tochter Sophie an Salomon, den Sohn des Königs Andreas, vermählt. Allein Bela, des Andreas Bruder, hob bald Aufruhr wider diesen an, und trachtete ihm nach Kron' und Leben. Alle Ungarn waren mit Bela. Denn die Verfassung dieses Volkes hatte noch keine Festigkeit, und ward abwechselnd durch die Eifersucht der Könige und Stände zerrissen. Andreas mußte sich mit den Kindern und Schätzen seines Hauses gen Medlich ins Osterland flüchten. Hier erwartete er Beistand von Agnesen, welche dazu die Baiern und Böhmen aufbot. Mit jenen, die zuerst streitfertig ankamen, eilte Andreas, ohne den Nachzug abzuwarten, allzurasch an die Theiß, wo Bela und die volle Macht des abgefallenen Ungarreiches seiner harrten. Des

193) De proprio jure, sagt Lambert Schaffnab. z. J. 1056.

Baiern zu ſchwache Schaar ward überwältigt; mancher edle Ritter erſchlagen; König Andreas ſelbſt auf der Flucht ereilt und umgebracht [199]).

Dies Unglück beugte Agneſen tief; bald noch mehr die Läſterung ihres Namens vor der Welt, als lebe ſie mit dem Erzkanzler des Reichs, Biſchofen Heinrich von Augsburg, in ungeziemender Gemeinſchaft; endlich und am ſchwerſten der Großen Falſchheit und ihres eigenen Sohnes Undank.

In den letzten Tagen des Jahres eintauſend einundſechszig, da ſie zu Mainz hausbielt, gab ſie das Herzogthum Baiern in die Hände Otto's, eines kühnen und mächtigen Grafen zu Sachſen; durch ihn glaubte ſie ſich ſelber in den Stürmen tapfern Beiſtand und den Baiern kraftvollere Pflege zu verſichern. Aber auch dieſer Hoffnung ging ſie verluſtig. Denn Otto wandte ſich heimlich mißvergnügten Fürſten zu, welche, ungern einer Frau gehorchend, Agneſen die Vormundſchaft des jungen Königs zu entreiſſen trachteten.

Es begab ſich, daß die kaiſerliche Wittwe mit ihrem Sohne eines Tages aus den Niederlanden kam, am Rhein aufwärts reiſend. Da traten ihr Hanno, der Erzbiſchof von Köln, Markgraf

199) Im Jahre 1061.

Eckbert von Sachsen, auch Otto, der neue Herzog von Baiern, entgegen, sie zu begrüßen. Diese luden den jungen König ein, auf St. Suidberts Eiland am Rhein ein frohes Mahl zu nehmen. Als weidlich gezecht worden war, baten sie ihn, das Schifflein des Erzbischofs zu besteigen, welches zierlich gebaut und mit bunten Wimpeln umflattert war. Auf demselben entführten sie ihn gen Köln. Damit hatten sie sich auch der Verwaltung des Reichs bemächtigt.

Die betrogene Kaiserin entsagte mißmuthsvoll der Welt, welche für sie nur Schmach trug, und begab sich in die Einsamkeit von Fruchtaire, des Klosters bei Turin [200]).

29.

Herzog Otto II.

Im J. 1061 — 1070.

Graf Otto, der Sachse, aus dem Hause Boimenburg und Nordheim [201]), seines Namens unter den baierischen Herzogen der Zweite, war in seinem Vaterlande hochangesehen; ein entschlossener Mann; zu allem, was Ruhm und Gewalt brachte, klug und aufgelegt. Die Leidenschaft seines Herzens verstrickte

200) Von da ist sie nach Rom gereiset, wo sie 1077 starb.

ihn in die verworrenen und blutigen Händel des Reichs, bis er ihr trauriges Opfer werden mußte. Bald auf den Tagen zu Deutschland, bald zu Rom wirkend, hadernd, unterhandelnd, hat er Baiern nur gering bedacht; also, daß weniger von ihm zu erzählen ist, was er dem Herzogthum geleistet [202]), als wie er es wieder verloren hat. Auch schienen ihm allezeit Sachsens, seines Stammlandes, Angelegenheiten wichtiger, denn die zu Baiern.

Nachdem er manches Jahr des Königs Huld genossen, und von der Reichshand viel Gut, in Baiern auch die Abtei Niederaltaich, zum Lehn empfangen hatte [203]), hielt er wieder, so wird gesagt, insgeheim zu den empörten Sachsen. Die Sachsen und ihr Herzog Magnus, vom Hause der Billungen, waren gegen den König

201) Wenige Stunden von Göttingen.

202) Die Mönche von Altaich waren diesem Herzoge, der mit ihrem Gut übel schaltete, nicht hold. Daher ward der Monachus Altahensis in seinen Jahrbüchern kein Lobredner desselben. Vermuthlich verleite dieser auch Aventinen (deutsche Chronik 685) zu jener Schilderung von Fehden und Ränkereien, die unter Otto, und selbst durch dessen Anstiften in Baiern überhand genommen haben sollen.

203) Meichelbek (l. c. 1, 259).

aufgebracht, weil er ihre alte Verfassungen und Rechtsame mit stolzer Willkühr antaſtete. Zwar Herzog Otto leiſtete ihnen keine offene Hilfe. Aber es trat ein gemeiner Rittersmann, genannt Egen, auf, und zeugete: der Nordheimer hab' ihn zum Meuchelmorde des Königs bereden wollen; wies auch den Dolch, welchen er von ihm zur Vollziehung der ſchwarzen That empfangen. Viele glaubten es; Andere meinten, Egen rede aus falſchem Herzen, um dem Otto Verderben zu ſtiften[204]).

Dieſer vertheidigte ſich muthig in der groſen Fürſten-Verſammlung zu Mainz gegen die ſchwere Anklage; doch tilgte ſeine Rede nicht allen Haß aus des Königs Bruſt. Und da Otto gen Goslar beſchieden ward, Mann gegen Mann ſeinem Ankläger Rede zu ſtehen, oder ſeine Unſchuld im Zweikampfe zu erwahren, blieb er aus, von Freunden abgemahnt. — Deswegen verdammte

204) Die Zeitbeſchreiber ſelbſt widerſprechen einander. Lambert von Aſchaffenburg ſagt: Egen ſei von einem Grafen, Bruno (Saxonici bell. hist. in Freheri Script. rer. Germ. 1, 106), er ſei vom Kaiſer ſelbſt dazu aufgeſtiftet geweſen; Aventin aber meint, dieſer Menſch, der einige Jahre nachher als Straſenräuber gefangen und geblendet ſein Brod betteln muſte, habe Wahrheit geredet.

Univ. Bibl.

ihn der Reichstag im Jahre 1070 zum Tode, sprach ihn des Herzogthums und aller Güter verlustig, und ließ Kriegsvolk gegen ihn rücken. Otto, aus Baiern zu seinen festen Burgen ins Thüringerland geflüchtet, begann dort einen langen blutigen Kampf wider Kaiser und Reich, welcher ganz Deutschland verwirrte. Doch Baiern ward ihm nicht wieder.

Dritter Abschnitt.

Die Welfen.

1.

Herzog Welf I. mit dem Kaiser.

Im Jahr 1070 — 1076.

Auf dem Reichstage von Goslar, wo Otto der Nordheimer am fünfundzwanzigsten Tag Christmonds im Jahr tausend und siebenzig verstoßen worden, belehnte König Heinrich der Vierte Welfen, einen der mächtigsten Grafen deutscher Lande, mit dem Herzogthum zu Baiern.

Schon seit mehr denn zwei Jahrhunderten hatte das Geschlecht der Welfen geb'üht, groß an Würden und Gütern, diesseits und jenseits der Alpen. Sie hatten viel Volk und Land, in Kärnthen wie am Bodensee, an beiden Lechufern im Ammergau, Lechfeld, Lechrain und im Gau des Keltenstein [1]). Jener Herzog zu Kärnthen, wel-

1) Diesen Gau, von der Kettnach bei Kaufbeürn bezeichnet, wie den Gau des Lechfelds, und den

cher auf Bodmann am Bodenſee ſeit fünfzehn Jahren verſtorben war, iſt der letzte Zweig des uralten Stammes diesſeits der Alpen geweſen. Derſelbe hatte das Kloſter Weingarten ob Altorf in Schwaben gebaut, und es mit ungemeſſener Freigebigkeit bedacht. Damit aber nicht alle Güter des erlauchten Hauſes Beute der Mönche zu Weingarten würden, war von der Mutter des verſtorbenen Jünglings einer ihrer Enkel aus Welſchland gerufen worden, der Sohn ihrer Tochter Tochter Cunizza, die dort mit Markgrafen Azzo von Eſte vermählt lebte.

Dieſer Welf, durch welchen der veraltete Stamm diesſeits der Alpen neu aufgrünte, hatte ſich, bald nach ſeiner Ankunft ins deutſche Land, mit Ethelinden vermählt, der Tochter des unglücklichen Herzogs Otto. So lange der Nordheimer gewaltig geweſen, als Herr zu Baiern und Mitverweſer des Reichs, war der Welf ſein vertrauteſter Freund. Aber mit dem Glück wich

Augſtgau ſetzte Karl Heinrich Lang in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung der „Vereinigung des baieriſchen Staates aus den Beſtandtheilen der alten Stämme u. ſ. w.“ (Denkſchriften der bair. Ak. für die Jahre 1811 und 1812) in helleres Licht, ſo wie dieſe Denkſchrift überhaupt eine der vortrefflichſten Erörterungen der Erdbeſchreibung Baierns im Mittelalter bleibt.

nichts, als das Unheilige und Schlechte. Das Heilige wirkt heut noch fort, aber daneben aus dem Unheiligen auch das Heillose.

Dem Aussenspiel nach schienen die alten Parteien vollkommen in einander aufgelöset und eins zu sein; dem Innern oder Geistigen nach standen sie aber noch immer weit von einander. Napoleon war gefallen, aber das Recht noch nicht wieder auferstanden. Länder- und Völkerschaften wurden getheilt und verschenkt; die Cortes auf die Seite geschoben; die Klerisei sang Te Deum laudamus; Legitimität ward das Schiboleth, weil doch ein Wort sein muß. Der Krieg mit den Franzosen abgethan, hebt die Fehde wieder mit den Begriffen an.

Die Parteien treiben ihr altes Spiel. Die einen fordern zu viel, die andern geben zu wenig. Die einen wollen der Menschheit Fittige ankleben, daß sie schneller dem Urbilde des Besten nahe komme, und verzweifeln über ihren Stillstand. Aber sie steht nicht still, so wenig als die Sonne, die Niemand von der Stelle rücken sieht, und die doch ihren Lauf verrichtet. Die einen wollen Alles ins Alte zurückdrängen, und täuschen sich, wie unerfahrne Kinder im Nachen, die mit dem Ruder das Ufer zurückzustoßen glauben, während sie das Schifflein und sich vorwärts treiben.

auch dieser, und trat tückisch auf des Feindes Seite. Er hatte keine Liebe, als zu hoher Würd' und Herrschaft. Ihn gelüstete nach dem erledigten Herzogthume. Dafür war ihm nichts teuer. An dem feilen Hofe des Königs und des Herzogs Rudolf von Schwaben, der dem Könige lieb war, verspendete er Goldes und Silbers die Fülle; verstieß sogar Ethelinden aus seinen Armen, und sandte sie grausam dem geächteten Vater zurück [2]). — So errang er mit ehrlosem Mittel das Ziel seiner Ehrsucht.

Er empfing Baiern, das mächtige Herzogthum. Die böhmischen Wälder, die Eger und Altmühl begrenzten es im Norden; der Tejastrom gegen Mähren; die Leitha gegen Ungarn. Im Mittag und Abend blieben die alten Grenzen der Noce und des Lechs, wie seit vielen Jahrhunderten. Kärnthen hatte eigene Markgrafen in herzoglicher Würde, unmittelbar den Kaisern zugethan, wenn auch oft zu Baiern gezählt. Eben so der große Nordgau, wo lange Zeit die Herren aus dem Hause Schweinfurt und Babenberg, als Markgrafen, geschaltet. Nach Erlöschen derselben hatte Beatrix, die Letzte dieses Stammes, sich einem der Grafen vermählt, die am

2) Nicht ohne Grell erzählt also vom Welf *Lambertus* Schaffnaburg. z. J. 1071.

Zusammenflusse der Ilm und Donau auf der Vohburg wohnten, und demselben die Grafschaften Cham und Neumark zugebracht, als ihr Erbthum [3]). Dadurch war der Vohburger Große gestiegen. Ihre Söhne sprachen als Markgrafen von Cham und Vohburg, von Eger und Neumarkt. Noch andere Grafen und Herren hatten sich in den Gauen und Gebieten jenseits der Donau aufgethan, und unter der Markgrafen Obwaltung erbliche Eigenherrlichkeiten gegründet [4]).

Welfs Erhebung war den Baiern anfangs verhaßt, weil der Stände herkömmliches, oft von den Kaisern geehrtes Wahlrecht abermals verwundet worden. Doch wußte der Neuerkorne sie bald zu gewinnen oder zu schrecken; denn er war in Waffen und Hofkünsten gleich gewandt, im rechten Augenblick mild oder gestreng, und durch Königshuld und eigene Stärke hochachtbar [5]). Seines Lehens sicher, mocht' er nun, gleich jedem Fursten des Reichs, gern dem Aufruhr der Sach-

3) Schon im Jahr 1057.

4) K. H. Lang in seiner angeführten reichhaltigen Denkschrift S. 99 ff. bringt auch über die mannigfaltigen Verwandlungen des Nordgau's deutlichere Kenntniß.

5) Nach der Schilderung des Monachus Weingartensis cap. 8, der übrigens den Welfen gern hold spricht.

sen zusehen, welche für des geächteten Otto und ihrer Erbfürsten Rechte mit jenem Muthe wider Heinrich stritten, den ihre Altvordern unter Wittekind gegen Kaiser Karl den Ersten bewiesen hatten. So lange ein blutiger Krieg, wie dieser, die Aufmerksamkeit des Oberherrn fesselte, blieb den Fürsten im Reiche für eigene Gewalt freies Spiel. Darum waren sie in der Hilfe saumselig, die der König forderte; liessen ihn zu Sachsen Schlösser bauen auf alle Berghöhen, und ruhig geschehen, wenn die Empörten, ihre gefangenen Fürsten zurückfordernd, voll Rache und Freiheitslust die Burgen wieder umwarfen. Als aber Gefahr überhand nahm, bot der König die volle Macht des Heeres auf. Es geschah im Jahre 1075.

Auch Welf zog mit den Baiern dazu, wie Rudolf, sein Freund, der Schwabenherzog, welcher das Reichsheer führte. Ohnweit der Unstrut, die vom Eichsfeld zur Saale rinnt, ward ihr Lager geschlagen, den Sachsen gegenüber, deren kriegerische Haufen Otto, der Nordheimer, führte.

Rudolf, der Feldherr, ward gewahr, wie die Feind' in ihrem Lager sorglos, meist ungepanzert, keines Ueberfalls gewärtig, einhergingen. Schnell wandelt' ihn Lust an zum Angriff. Er rief seinen Schwaben. Mit ihnen fiel er hastig auf die Sachsen. Aber diese waren plötzlich in

Reihen verſammelt und leiſteten Gegenwehr. Otto, ihr gewaltiger Held, trieb Rudolfs Schaaren in wilder Verwirrung ab. Nun zog Welf heran. Ernest, der hochedle Markgraf von Oeſterreich, befehligte die Reiſigen von Baiern. Es erhob ſich abermals ſtrenges Gefecht, erſt mit Speer und Lanze, dann mit Schwerd und Dolch. Im kurzen Gewehr war der Sachſe Meiſter; immer umgür ete ihn ein Schwerd und der Schlachtmeſſer mehrere. Vom Mittag bis zur Abendröthe ward geſtritten. Viel Edle ſanken an der Unſtrut. Welf und Ernest wankten. Nun brach Biſchof Hermann, Graf von Glitzburg, auf mit dem Banner von Bamberg und den übrigen Baiern von entgegengeſetzten Flügeln. Da ward großes Bluthad. Die baieriſche Wuth, aus mancher Feldſchlacht kundig, erſchütterte die eiſernen Rotten des Sachſenheers. Böhmen und Lotharinger folgten aus behenden Roſſen der Baiern Vorgang[6]). Es hob ein neues Schlachten an. Der Sachſen Muth flößte Bewunderung und Schrecken ein. Durch ſie kam mancher muthige Degen von Allemannien und Baierland in Noth. Rudolf, der

6) — — Gens inclyta Bajoariorum
Quam toties domitis celebrat victoria Parthis
ſang der zeitgenöſſiſche Dichter de bello Saxonico.

Schwabenfürſt, obwohl vom ſtärkſten Harniſch umſchloſſen, ward von zahlloſen Schwerdſtößen gequetſcht; Ernſt, der Markgraf der Baiern, berühmt im ganzen römiſchen Reich, und ſonſt in vielen Streiten mit Ungarn ſiegreich geweſen, ward halbverblutet aus dem Getümmel getragen; ſtarb folgendes Tages.

So männlich aber Otto ſtritt, umringt von einer heldenſinnigen Jugend, welche ſich dem Siege oder Tode zugeſchworen, mußt' er dennoch weichen. Tag und Schlacht endeten zugleich. Der Fliehenden kam große Zahl in den Wellen der Unſtrut um. Ihr Lager voller Speiſen, koſtbarer Kleider, Teppiche, goldenen und ſilbernen Geſchirrs, ward der Ueberwinder Beute [7]). Als die Morgenſonne darauf das Schlachtfeld beleuchtete und die Todten gemuſtert wurden, entſtand im Heer der Sieger große Wehklage. Denn ſie ſahen, um wie blutigen Preis der Gewinnſt erkauft war. Jeder hatte einen Freund unter den Erſchlagenen. Im Volk ward eitel Jammers. Die Krieger murrten. Die Sachſen aber, ununterjocht, drohten nur verzweiflungsvoller.

König Heinrich der Vierte hielt nach dieſem einen Tag der Fürſten zu Gerſtungen an

7) Den größten Theil dieſes Gemäldes nach Angaben des *Lambertus* Schaffnab. in ſ. Chron. z. J. 1057.

der Werra, nicht ohne Hoffnung, die Feinde in neuen Angriffen zu bändigen. Viele der Großen blieben ihm aus. Auch Rudolf der Schwabe kam nicht; Herzog Welf nicht, und Berthold, vom Hause Zähringen, nicht, der ehemals zu Kärnthen Herzog, durch den König sein Leben wenige Jahre zuvor verloren hatte. Ihnen lag nichts daran, daß ein deutsches Land durch Königs Eigensinn erdrückt werde. Sie führten vielmehr Beschwerde: wie sie jammere, was Uebels durch Heinrichs Zorn geschehen sei; und wie weder die Thränen der Unglücklichen, noch der Blutstrom, welcher Thüringens Felder benetzte, seine Rache gesättigt habe.

Diese Sprache trieb den König in sich zurück. Er machte, seine Forderungen mäßigend, Frieden mit dem unbezwungenen Otto von Nordheim, und setzte ihn sogar über Sachsenland, ohne jedoch aufzuborren, dessen Freiheiten einzuengen. Ihn wurmte indessen seiner Fürsten Widerspenstigkeit; am meisten des Welfen Hilfsweigerung: denn diesen hatte er hochgehoben, wie nie ein Welf gestanden war. Darum ward sein Herz wider ihn voll Bitterkeit. Es ging selbst die Sage, wie er dem Herzoge heimlich nach dem Leben gestrebt habe [8]). Vielleicht war dies Gerücht auch nur

8) Bruno in Hist. bell. Saxonici und der Mönch von

durch Argwohn oder Schlauheit des Welfen verbreitet, um zu rechtfertigen, was er noch wider den Kaiser auszuführen gedachte.

2.

Herzog Welf wider den Kaiser.

Im J. 1076 — 1077.

Diese Spannung war unter den Fürsten der Deutschen; jeder von gleicher Lust und gleichem Muth entbrannt, für Macht ohne Schranken Alles zu wagen.

Heinrich der Vierte, König des Reichs, ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling, mit ungezügelten Begierden maßlos in Allem, aufbrausend, wollüstig zu Tisch und Bett, seit dreizehntem Jahre der Herrschaft gewohnt, und unbeugsam, traute Keinem, fürchtete Keinen. Er begehrte der alten Kaiser Alleingewalt. Die Herzoge alle standen ihm trotzig zuwider; Freiheit fordernd. Gegen der Herzoge Gewaltthätigkeit die Kirchenfürsten. Im Volke tausend getrennte Stimmen von Grafen und Markgrafen, Rittern und Edel-

---

Weingarten in s. Chron. sagen dies deutlich; aber diese Schriftsteller waren unversöhnte Feinde des Kaisers. Wer mag aus solchem gährungsreichen Zeitalter die Wahrheit der Beschuldigungen ergründen?

knechten, Freien und Bürgerschaften. Gereizte Leidenschaft, stürmisches Blut überall. Jeglicher, auch der Kleinste, nach Hab' und Herrlichkeit brünstig; sich bewußt, was Tapferkeit bringe; zu Krieg und Fehde seit Kindesbeinen eingeübt. Man that nicht das Erlaubte, sondern das Mögliche; freche Vermessenheit und schleichende Hinterlist hielten gleichen Schritt; der Sieg krönte Alles. Des Christenthums milde Vorschriften hatten ihren Einfluß auf die Gesinnungen verloren; Aernten der Ewigkeit keine Beziehung auf Thaten des Lebens. Denn die Kirche mit ihren Heiligen stand für Alles, als versöhnende Mittlerin, zwischen Erd' und Himmel. Ihr blieb anbetungsvolle Ehrfurcht; auch von denen, die selbst den Priester des Altars schändeten, der nur Mensch war.

In solchen Tagen war auf den päpstlichen Stuhl der Toskaner Hildebrand gestiegen, ein Mann, der das Zeitalter begriff, wie Keiner vor ihm aus allen Bischofen Roms. Er trug als Oberhaupt der Kirche den Namen Gregor VII. Durch ihn sollte die alte Roma noch einmal über Europa herrschend sein. Die Welt bot sich selbst zur Knechtschaft dar, in der Völker Gottesfurcht und Aberglauben, in der Großen Ehrgeiz, in der Priester Stolz, in der überall zerstreuten Mönche Thätigkeit.

Mit zwei großen Maßregeln entschied er seine

und seiner Nachfolger Hoheit. Er verbot allen Geistlichen die Ehe. Nun ward die Kirche ihr Vaterland; die Hochherrlichkeit derselben ihre einzige Liebe; der Papst ihr einiger Herr. — Er untersagte den Königen Belehnung der Bischöfe und Aebte mit Stab und Ring; weil nur geistliche Aemter ertheilen könne, welcher derselben Pflichtumfassung wisse. Wie die Ewigkeit über das Leben, rage die Kirche über die Welt. Eines Papstes Hand krönt den Kaiser, gleichwie die Sonne erst dem Monde Licht und Glanz ertheile. So Gregor. Da wurden die Bande der gesellschaftlichen Ordnungen, der Länder- und Blutsverwandtschaften gelöset, und die Kronen Europa's, nach unerhörtem Zwiespalt der Völker, dem Oberhirten der Christenheit zu Füßen gelegt.

Folgerecht, mit altrömischer Festigkeit, schleuderte Gregor bald nach diesem seinen Bann gegen Bischof Hermann von Bamberg und andere Freunde des deutschen Königs, welche des eigenmächtigen Verkaufs kirchlicher Würden bezüchtigt waren. Und da ihm der König verklagt ward, entbot er selbst diesen im Jahre 1076 auf Montag in der zweiten Fastenwoche gen Rom, bei Strafe des Kirchenbanns, daß er sich wegen angeschuldigter Verbrechen reinige.

Empört ob der Kühnheit des Priesters, der den Herrn der römischen Welt vor seinen Richter-

ſtuhl fordere, trieb Heinrich die Boten desſelben von ſeinem Hofe, rief in Worms eine Kirchenverſammlung, und entſetzte durch ſie den den Papſt ſeines Amtes 9). Gern mochten Biſchöfe, oft in gefährlichem Verhältniß zur Nebenbuhlerei der Herzoge, den Kaiſer begünſtigen, deſſen Nähe furchtbarer oder hilfreicher, als der Päpſte entfernter Zorn war.

Darauf, im Namen des allmächtigen Gottes, ſprach Gregor den Kirchenfluch über die feindſeligen Biſchöfe, wie über den König; verbot dieſem, als einem Aufrührer gegen der Kirche Majeſtät, die Reiche von Italien und Deutſchland, und entließ die Chriſtenheit des Eides, welchen ſie ihm geſchworen. Gregor kannte in Deutſchland die Stimmung der Fürſten, und in Italien, daß er durch die Stärke der Normannen, die ihre Eroberungen von ihm zum Lehen genommen, und durch die Macht der Gräfin Mathildis geborgen ſei, zwiſchen Tiber und Alpen gewaltig, welche ihren Länderreichthum gegen die Anſprüche eines Kaiſers nur mit dem Anſehn des päpſtlichen Stuhls ſicher ſah.

Allſogleich ſtanden die Sachſen freudig für Gregor auf. Mit ihnen Rudolf, Herzog von Schwaben, dem glänzte Hoffnung des König-

9) Im Jahre 1076.

Aber es iſt ein ſchweres Ding, das herkömmliche Recht in Zeit und Raum zu verſöhnen mit dem ewigen und allgemeinen Recht. Und dies iſt die Aufgabe der Weltweiſen auf den Thronen. Ich bewundere die Fürſten nicht, wenn ſie, zu Gunſten vom feſtern Wohl ihrer Unterthanen, freiwillig von althergeerbten Rechten und Willkühren aufopfern; aber ich bewundere ſie, wenn ſie ſich vom Geſchrei entgegenſtrebender Parteien nicht verwirren oder ermüden laſſen. Dies Geſchrei iſt die alte Diſſonanz zwiſchen Politik und Moral; ſie löſet ſich auch nirgends rein auf, als in der Religioſität des Gemüths.

Bei Thieren, thieriſchen und barbariſchen Menſchen iſt die Religioſität, das heißt, die Beziehung alles Seins auf Gott und Ewigkeit, nicht vor handen; nur Inſtinkt und Liſt oder Klugheit.

Bei Halbbarbaren gilt die Klugheit Alles in weltlichen Dingen, die Religion darin nichts, ſondern nur für das Leben nach dem Tode.

Bei Völkern, die auf höhern Bildungsſtufen ſtehen, ſogenannten ziviliſirten, ſtreiten Moral und Politik um den Vorrang, und die Religion wird ſchon zu Hilfe genommen. Doch dient ſie der Klugheit nur noch als Magd, bei Eiden, Verträgen, Friedens-, Kriegs- und Handesbünd-

thums; — nicht minder, aus gleicher Urſach, Welf von Baiern; wie dieſer, auch der Zähringer Berthold, wegen Kärnthens voll Rache; Markgraf Leopold im Oſterreich, Ottokar von Steyer; auch die Biſchöfe Gebhard von Salzburg und Altmann von Paſſau. Aber dem Papſte entgegen blieben zu Baiern und dem Könige treu, viele Grafen und Herren, auf des Welfen Macht voll Eiferſucht, wie die Gaugrafen im Engadin- und Vinſtgau, Adalbert und Gerung; auch die Biſchöfe Embrich zu Augsburg, Altwin zu Brixen, Ulrich zu Eichſtätt, Ellenhard zu Freiſing, deſſen Kirche der König immerdar reich bedacht hatte; desgleichen die vom päpſtlichen Bannſtrahl berührten Rupert zu Bamberg, Otto zu Regensburg. Noch viele andere Prieſter in Baiern, wie in den übrigen deutſchen Landen, welche verehelichte Männer waren [10]), ſtanden in Wort und That dem Könige zu.

---

10) In Baiern lebten noch viele Geiſtliche vermählt. Im Codice trad. Ebersberg. (Oefele 2, 28) in den Mon. boic. zerſtreut, geſchieht Erwähnung bald von einer uxore presbyteri, oder einer presbyterissa, bald von Prieſterkindern aus rechtmäßiger Ehe.

Welf, die Schwaben und Sachsen, weltlicher und geistlicher Herren große Menge, saaten inzwischen keck dem bisherigen Oberhaupt des Reichs ab; fanden auf Tagen zusammen, mahnten den König, Heer und Rath zu entlassen, den Schmuck der Reichsherrlichkeit abzuthun, die Kirchen zu meiden, still in Speyer zu wohnen, und des Papstes Ankunft nach Augsburg zu erwarten, wohin derselbe eingeladen worden, Gericht über ihn zu halten. Würd' er nicht Folge leisten, auch in Jahresfrist den kirchlichen Bann nicht mit Bußwerk abgethan haben, drohten sie, es müsse ein anderer König über Deutschland gewählt sein. Dies vernahm Heinrich. Er war plötzlich verlassen; sein Anhang erschrocken; von Gregors Vereinigung mit aufrührlustigen Fürsten das Aergste zu fürchten. Dies zu hindern, machte er sich wohlbedacht mitten im Winter selbst nach Italien auf, nur von wenigen Herren begleitet. Welf, argwöhnisch, hielt die Wege über das Hochgebirge bewacht. Der König aber wanderte heimlich durch das burgundische Land, wo ihn der Bischof von Lausanne, Burkard von Oltigen, bis Vivis am See beförderte. Hier von andern Getreuen empfangen, ward er ins welsche Land geführt. Der Winter war streng; das Alpgebirg tief in Schnee und Wolken. Ueber

Eis und Klüften bebte selbst der Wegweiser Herz [11]).

In der Markgräfin Mathildis festen Burg Canossa wohnte Gregor. Da, an des Schlosses Pforte, flehte der König der Deutschen unter freiem Himmel, barfuß und im Wollenhemd, drei Tag' und Winternächte, als reuevoller Büßer, um des Papstes Ablaß. Gregors Starrsinn und grausame Eitelkeit fühlten Sättigung. Er sprach den König vom Kirchenbanne frei, doch unter Beding, sich königlicher Macht, Einkünfte und Zeichen zu entschlagen, bis entschieden sei, ob und wie ihm die Krone zurückkomme.

Zu Baiern, wie in andern Ländern nordwärts der Alpen, ward inzwischen größes Toben unter den Völkern. Ein Theil rüstete wider den andern; nirgends Sicherheit. Bischof Rupert von Bamberg, des Königs treuester Rath, welcher seinem Herrn ins welsche Land nachzureisen gedachte, wurde durch Welfs Kriegsleute aufgefangen. Sie entkleideten ihn des bischöflichen Schmuckes, sandten diesen an die Kirche zu Bamberg zurück; den Mann selbst in ein festes Schloß, aus welchem ihn weder Geschenke noch Fürbitten erlösen konnten. Die Dreimänner von

11) So *Lambertus Schaffnab.*

Deutschland aber, Welf, der schwäbische Rudolf und der Zähringer Berthold, reichstageten zu Forchheim, und erkoren an Heinrichs Statt Herzog Rudolfen von Schwaben zum Oberhaupte [12]). Dem legte der Erzbischof von Mainz die königliche Krone auf das Haupt.

Plötzlich erfolgte unerwarteter Umschwung der Dinge. Wie König Heinrich Canossa verlassen, peinigten ihn Scham und Rache ob der beispiellosen Demüthigung. Er nahm die königlichen Kleider und Zeichen wieder. Viel Lombarden, dem Papste abhold, traten in Verona zu ihm. Von ihren Waffen umgeben zog er nach Ostern über die Alpen heim. Zu Aquileja ward Siegehard, der Patriarch gewornen, dem er die Grafschaften Friaul, Hisserreich und Krain verhieß. Fröhlich mit seinen Bannern begrüßte ihn Herzog Luitold von Kärnthen. Viel gegenwelfische Herren und Ritter strömten ihm aus Baiern entgegen, dessen Macht, von Gau zu Gau anschwellend, alle Guter verwüstete, die den Widersachern gehörten. So kam der Zug vor Regensburg. Hier öffnete der Bischof die Thore. Welf, vertrieben, seines Herzogenlehens entsetzt, floh

12) Am 15. März 1077. Aus Baiern waren mit Welfen nur die Bischöfe von Salzburg und Passau auf dem Reichstage.

nach Schwaben, der Gegenkönig Rudolf zu den Sachsen. Was sie gethan, ward nichtig geheißen; der Welfen Gut in Baiern verschenkt oder zerstört, daß auf dem Lechrain bei hundert Kirchen öde standen.

3.

Bürgerkrieg. Die Welfen und die Gräfin Mathildis.

Im Jahr 1078 — 1096.

Nun das weite Reich in Verwirrung; Fehde und Krieg von Land zu Land, von Burg zu Burg. Hier ward zum Papst, dort zum Kaiser geschworen. Welf führte Fehden mit den Bischöfen von Straßburg und Basel um sein schwäbisches Gut; König Heinrich an der Baiern Spitze um die Krone mit Rudolfen von Schwaben, dem die Sachsen und Herzog Otto mannlich zur Seite blieben. Selbst die blutige Schlacht an der Streu entschied zwischen den Nebenbuhlern nicht [13]).

In Baiern sprachen alle Bischöfe für Heinrich, nur Ellenhard zu Freising nicht [14]), und

---

13) Im Jahre 1078 bei Mellrichstadt in Franken.

14) Der jedoch die Partei des Kaisers nicht früher, als alle andere Bischöfe Deutschlands verließ. Melchelbek Hist. Fris. 1, 271. Im Anfange

nicht Altmann zu Paſſau. Dieſen aber zerriſſen faſt ſeine eigene Prieſter, da er ihnen des Papſtes Gebot verkündigte und ſie von ihren Weibern trennen wollte [15]). Auch Erzbiſchof Gebhard von Salzburg hing dem Papſte an [16]). Gebhard war ein frommer und weiſer Mann. Im Thal Admont, zwiſchen wilden Bergen an der Ens, hatte er vor Kurzem [17]) den Bau eines Kloſters

des achtzehnten Jahrhunderts ſuchte das Kollegiatſtift des heil. Andreas zu Freiſing die Heiligſprechung dieſes Biſchofs, ſeines Stifters, einzuleiten, in welchem Geſchäft der damalige Techant, Thomas Paſſauer, die Feder führte, dagegen Meichelbek als advocatus diaboli auftrat. Ellenhard hatte vom Kaiſer Heinrich IV. instinctu Adalberti Hamaburgensis archiepiscopi die Abtei Benediktbeurn zum Geſchenk erhalten. Die gegenſeitigen Schriften für und wider Ellenhards römiſche Rechtglaubigkeit lagen lange bei den Urkunden des Hochſtifts Freiſing.

15) Hanſiz Germ. sacra 1, 262.

16) Im ganzen deutſchen Reich nur fünf Biſchöfe: auſſer obigen dreien, noch die zu Metz und Würzburg. Praeter hos solos quinque in toto regno teutonico episcopus catholicus non invenire poterat, ſagt der ungenannte Lebensbeſchreiber bei Hanſiz 1, 180.

17) Im Jahre 1074.

begonnen; und als sein Bemühen, Papst und König zu versöhnen, eitel ward, seine Salzburg auf der Höhe, und die Schlösser Werfen und Friesach in Kärnthen befestigt. Gegen ihn zog der König, trieb ihn aus, und setzte Berthold den, einen Grafen von Moosburg, auf den Stuhl seiner Kirche. Das Heiligthum derselben wurde ausgeraubt, unter die Kriegsknechte zerstreut. Im ganzen Baierland ist kein Kloster zu dieser Zeit reicher an Büchern, goldenem und silbernem Altargeschire, Kleinodien und andern Schätzen gewesen, als Hrodberts Stiftung. So that der erzürnte König auch gegen Passau, gegen die widerspenstigen Markgrafen zu Osterreich an der Steyer, bis sie sich vor ihm demüthigten. Dem Grafen Eckbert zu Pütten zerstörte er am Inn die Neuburg, und machte ihn zum Flüchtling nach Ungarn.

Während König Heinrich der Vierte seine Gegner überwand, ungeachtet ihn der Papst verdammt hatte, aus allen Schlachten sieglos zu gehen; während er selbst dem Nebenbuhler Rudolf in den Feldern bei Wolfsheim an der Elster[18]) Sieg, Kron' und Leben entriß; auf der Kirchenversammlung zu Brixen[19]) Gregor den Siebenten

18) Den 15. Weinmonds 1080.

19) Im Sommer 1080.

des römischen Stuhls unwürdig erklärte, an dessen Statt den ravennischen Erzbischof Guibert ernannte, diesen, nun Clemens III. geheißen, mit bewaffneter Faust in das zwei Jahre lang belagerte Rom siegreich einführte und die Kaiserkrone auf sein Haupt nahm: zog Herzog Welf racheathmend durch Deutschland umher, züchtigte Heinrichs Anhang, half den Lützelburger Hermann zum neuen Gegenkönig wählen [20]) und stiftete großen Schaden. Wie er, so der Otto von Sachsen und Berthold von Zähringen.

Nur Friedrich, ein streitbarer Graf, der zu Schwaben auf seiner Burg Hohenstaufen im Remsthale mächtig war, widerstand ihnen allen am tapfersten, wenn gleich mit schwachen Kräften. Ihm hatte der Kaiser dankbar seine Tochter Agnes und die Herzogthümer von Schwaben und Franken gegeben. Und ward er gleich bei Hochstätt an der Donau vom Welf aufs Haupt geschlagen [21]), sank ihm der Muth doch nicht. Dreimal wurde Augsburg in diesen Fehden erobert und verloren.

Nun waren zwei Päpste in der Christenheit, zwei Könige in Deutschland, und in vielen Kirchen haderten doppelte Bischöfe, doppelte Aebte, die, wie das Waffenglück abwechselnd, sich ver-

20) Den 19. August 1081 zu Bamberg.

21) Am 12. August 1080.

drängten und in Bann thaten. So ſtand zu Augsburg Biſchof Sifrid kaiſeriſch, bis ihn der Welf vom Altar ſeiner Kirche hinweg mit Ketten beladen in die Ravensburg ſchleppte; und an ſeiner Statt einen Wegilolf ſetzte, der wieder vor dem Hohenſtaufer floh [22]). So hatten Paſſau und Salzburg ihre Doppelhäupter [23]), deren keines langer Dauer war.

So lange der Kaiſer in Italien wider Gregor und Mathildis, die Markgräfin, kriegte, hatte Welf die Oberhand diesſeits der Alpen. Zu ihm kamen hilfreich in vollem Aufruhr Biſchof Altmann von Paſſau und Leopold, Markgraf von Oſterreich, dem alle ſeine Dienſtmannen zu Tulln Treue gegen den Papſt, Haß gegen den Kaiſer ſchwören mußten. Heinrich aus der Ferne hatte nur Rache, nicht Hilfe. Er gab das ungetreue Oſterland an den Bruder des Böhmenherzogs, und befahl ihm die Eroberung. Nun zog dieſer, Konrad ſein Name, mit böhmiſchem und

22) Der Monachus Weingartensis und Arnpekh in ſeiner Chronik z. J. 1080.

23) Paſſau den Biſchof Altmann und den kaiſerlich geſinnten Hermann, Bruder Luitolds, des Herzogs zu Kärnthen; Salzburg den Gebhard und den kaiſerlichen Berthold von Meeburg; Freiſing nach Ellenhards Tode den kaiſerlichen Meginhard.

slaviſchem Volk durch Baiern, von wannen ihm der Regensburger Biſchof Otto Beiſtand brachte; verwüſtete Paſſau und die Oſtmark, bis er Leopolden fand, der ihn mit achttauſend Mann am Zuſammenfluß der Pulka und Teja beim Ort Muoribach erwartete. Da ließ er die Schlachthörner ſchallen; die Pfeile ſchwirren; dann zu Lanzen und Schwerdten greifen. Leopold wurde beſiegt; ſein Land mit unbarmherziger Wildheit zerſtört [24]).

Der Kaiſer, da in Deutſchland ſein Anhang immer muthloſer geworden, fand nöthiger, ſelber dahin zurückzueilen. Denn ſogar in Baiern hatten viele Herren, lang' ihm treu, endlich die Welfiſche Sache ergriffen; am ſtärkſten und thätigſten ſein eigener Pfalzgraf zu Baiern, Rapotho, Herr des Innthals. Derſelbe war in dieſen Tagen einer der reichſten Grafen deutſcher Lande. Es wird geſagt, daß er, von Böheim bis Rom reiſend, allezeit in eigenen Burgen herbergen konnte [25]).

---

24) Vita Altmanni (Pez Script. rer. Austr. 1, 116). Hanſiz 1, 272 ſucht das Jahr dieſes Treffens ſchwankend zwiſchen 1080 und 1083 auszumitteln.

25) Joſ. Moritz über den Pfalzgrafen Rapotho. (N. hiſt. Abh. bair. Ak. 4, 507 ff.)

niſſen, entweder zur Ergänzung der Förmlichkeiten, oder zur Blendung der Volker.

Wenn die heilige Beziehung der Volker und Fürſten zu Gott, wenn ein religiöſer Sinn dereinſt die Verträge und Bündniſſe ſ. ießt, und die Klugheit bloß, als Magd, dabei dient, dann wird die menſchliche Geſellſchaft einen Rieſenſchrit zur Selbſtvollendung und dauerhaften Glückſeligkeit gethan haben. Denn Klugheit hat auch die Beſtie; Religioſität allein der hohere Menſch, als unſterbliches Weſen. Das Gottliche iſt die Krone des Geiſterthums.

Die Lampe des Anaxagoras und die ruſſiſche Fürſtin.

Perikles beherrſchte Athen; Perikles, von dem die Dichter zu ſeiner Zeit ſangen: „Seine Lippen ſind der Thron der göttlichen Suada, und alles ihres Zaubers.“ Vierzig Jahre lang konnte er, ohne Waffengewalt, nur durch Uebermacht ſeiner Einſicht und Gaben, das freie Athen beherrſchen mit wahrhaft koniglicher Unbeſchränkt-

Als Welf von des Kaisers Ankunft hörte, und wie derselbe zu Regensburg prächtig empfangen worden, rückt' er gegen ihn aus; und nach mancherlei Glückswechsel belagerte er ihn in der Stadt. Dies fruchtlos, wandte er seine Waffen wieder gegen Würzburg. Sobald der Kaiser Zeit und Volk gewonnen, ging er mit zwanzigtausend Mann zu Fuß und Roß, Würzburg zu erlösen. Trotzig schritt ihm Welf entgegen. Bei Gleichfeld trafen sie auf einander. Als die Welfischen des kaiserlichen Heeres ansichtig wurden, fielen sie andachtsvoll auf die Knie; der Erzbischof von Magdeburg in ihrer Mitte flehte mit Thränen und Seufzern den Gott der Heerscharen um Sieg an. Dann schritten sie glaubensfest zum Kampf. Vor ihnen her ward ein Kreuz mit rother Fahne getragen, das sie, ein gutes Zeichen, unterwegs gefunden. Ihrem Ungestüm erlagen die Kaiserlichen. Heinrich selbst ergriff, einer der Ersten, die Flucht, und rettete sich verkleidet. Seines Volkes ward viel erschlagen; all' sein Gepäck der Sieger Beute; darunter viele Kasten mit königlichen und bischöflichen Gewändern und großen Kostbarkeiten [26]).

---

26) S. *Bertholdus* Constant. (Urstis Germ. hist. III. 1, 358), welcher Augenzeuge des Treffens vom 11. Aug. 1086 gewesen.

Inzwischen war Gregor der Siebente, ein Vertriebener aus Rom, zu Salerno im Elend [27] auch Hermann, der Afterkönig, gestorben [28]; die große Zwietracht nicht. Denn welcher Papst folgte, ererbte des Vorgängers Grundsätze; und unversöhnt furchtbar blieb der alte Welf.

Diesem verlieh ein Zufall neuen Glanz.

Mathildis, die toskanische Gräfin, Herrin des schönern Theils von Italien, der Städte Mantua, Parma, Piacenza, Lucca, Spoleto und aller Orte von Aquapendente bis Rom, auf dem Eilande Sardinien wie in Lombardien und Thuscien gebietend, trug dem achtzehnjährigen Sohne Welfs ihre Hand zur Vermählung an. Dazu ward sie theils durch den Papst Urban den Zweiten und ihre Räthe, theils durch Haß des Kaisers vermocht; vielleicht auch durch eigenen Geschmack. Also schrieb sie dem Jüngling: „Ich send' Euch diesen Brief nicht aus Leichtsinn oder Frechheit, sondern für meines Reiches Wohlfahrt. Habet Ihr ihn, so nehmet auch mich und das Gebiet gesammter Lombardei. Ich will Euch viele Städte, Burgen, prachtvolle Sitze, und Goldes und Silbers unermeßliche Schätze bringen; mehr denn

27) Am 25. Mai 1085.

28) Im Jahre 1088.

Alles, einen erlauchten Namen, wenn Ihr mich liebet. Heißet nicht schamlos, daß ich solchen Antrag thue. Wer will dem Weibe zum Verbrechen machen, einem Manne die Hand zu bieten? Gleichviel, wer zuerst die Saite der Liebe anschlägt [29]), wenn nur unauflösliche Verbindung erfolgt, der Herzen Einheit. Gehabt Euch wohl [30])!"

Der junge Welf, schon mit der Aussicht auf das Erbe des Hauses Este in Italien, ergriff das unerwartete Erbieten freudig. Ihm war nicht fremd, daß mancher Fürst, selbst der Königssohn von England [31]), um die reiche Wittwe geworben. Darum heimlich und eilig, in Pilgerkleider versteckt, schlich er über die Alpen [32]). Mit Pracht empfing ihn, mit mehr als königlicher Verschwendung vermählte sich ihm die Braut, deren veraltete Reize ihn weniger, als ihre Macht und

---

29) Lineam amoris tangat.

30) *Cosmas* Pragens. in s. Chron. B. 3 (Menken Script. rer. Germ. 1, 2025) liefert diesen Brief; sehr ungewiß, woher? doch war Cosmas lange in Italien gewesen.

31) Nämlich Robert, der älteste Sohn König Wilhelms des Eroberers.

32) *Albertus* Stadensis zum Jahre 1089.

Herrlichkeit feſſelten [33]). An ihrer Seite ſchaltete er nun, ein Herzog und Markgraf [34]) in Thuscien und Lombardien, und entfremdete dem Kaiſer alle welſche Lande.

Das bewog auch dieſen, ohne Säumen mit Heergewalt über das Gebirg zu gehen. Da ſtritt er wohl manches Jahr gegen die wachſende Welfenmacht am Po und Teſin. Dennoch brachten ihm ſeine Siege ſchlechte Frucht. Der junge Welf und Mathildis empörten ſein eigenes Blut wider ihn. Sie gewannen ſeinen Sohn Konrad, den ſchwachen, ehrgeizigen Jüngling, und krönten ihn zum König Italiens. Dieſer Abfall, der des Vaters Herz zerriß, und des alten Welfs Raſtloſigkeit, welche Baiern, Schwaben, Franken und Elſaß zu einem Bunde vereinte, führte des Kaiſers gänzlichen Untergang nahe. Nur ein unerwartetes Ereigniß, welches in der Weltgeſchichte nicht ſelten alle Berechnungen der Fürſten und Völker vereitelt, rettete ihn.

Mathildis entzweite ſich nach fünfjähriger kinderloſer Ehe mit ihrem jungen Gemahl und

33) Sie mochte damals vierundvierzig ſein.

34) Falkenſtein (Geſch. v. Baiern 2, 348) führt eine Urkunde umſtändlich an, worin er neben Mathildis, Dux und Marchio, den Mantuanern Freiheit ertheilte.

verschenkte ihr ganzes Besitzthum dem päpstlichen Stuhl [35]). Umsonst eilte der alte Welf erschrokken hin, Versöhnung zu stiften. Die Trennung geschah. Erbittert ob so schmählich getäuschten Hoffnungen ging der Herzog mit seinem Sohne nach Deutschland zurück, machte Frieden mit dem Kaiser, und bewog viele Herren und Fürsten, zu thun, wie er. Deß hocherfreut, belehnte ihn Heinrich feierlich wieder mit dem Baierlande, und sicherte dasselbe seinem Geschlecht. Dies geschah im Jahre 1095. Seitdem blieb ihm der Welf ergeben und pflegte des Landes im Frieden.

Doch nicht alle Fürsten und Herren änderten so schnell den Sinn, wie der Welf; am wenigsten Thiemo, Erzbischof zu Salzburg. Das Stift Hrodberts hatte diesen sich erkoren, weil es den vom Kaiser ernannten Erzbischof Berthold verschmähte. Thiemo behauptete sein Recht mit unbeugsamer Entschlossenheit; selbst noch, als ihn sein Nebenbuhler bei Salzdorf im Treffen (6. Christmonds 1095) überwunden, und Markgraf Ulrich von Kärnthen ihn am Tauern gefan-

35) Dies wohl der wahrscheinlichste Grund der Trennung. Cosmas hingegen, der die Heimlichkeiten des Ehebettes mit vieler Umständlichkeit aufdeckt, erzählt, Mathildis habe den jungen Welf nicht genugthuend gefunden.

gen hatte. Seine Standhaftigkeit ward ein Beispiel seiner Schlösser und Landschaften. Ulrich hatte die salzburgische Veste Freisach in Kärnthen schon fünf Jahre nach einander abwechselnd belagert. Nun er den Erzbischof gefangen hielt, stellte er diesen allezeit dahin, von wannen seinem Kriegsvolke durch die Belagerten mit Steinen und Pfeilen am meisten geschadet ward. Dennoch blieb sich Thiemo gleich; verweigerte auch seinen Vögten zu befehlen, die Burg zu räumen, denn, sprach Thiemo: sie ist nicht mein, sondern Hrodberts des Heiligen Gut." Die Mauer von Freisach ward gebrochen; nicht des Erzbischofs Sinn. Er war Zeuge, als die Befehlshaber der Veste enthauptet wurden, und kehrte vom Richtplatz stolz in sein Gefängniß zurück. Nur durch Bestechung des Kerkermeisters entkam er [36]).

4.

Wirkung der Unruhen auf der Menschen Denkart. Klosterleben.

Aber der blutige Hader der Großen um Kronen, und die mit Bannstrahlen wider sich selbst kriegende Kirche, verwirrten Glauben und Gemüth

36) Im Jahre 1100. Hanfiz 2, 194, und Hunds Metrop. 1, 39 ff.

alles Volks. Der Anblick schnell erhöhter und gestürzter Thronen, oder des Bluts zahlloser Schlachtfelder; der Jammer über geliebte Todten oder zerrissene Ehen; die Unsicherheit aller Habe; der jähe Wechsel aller Dinge mußten jede Leidenschaft in ihrer Tiefe aufstören. Denn nichts blieb unversehrt. Friede mit dem Himmel war, wie Fried' auf Erden, gebrochen.

Dazu wütheten zwischen Kriegsschrecken dieser Zeit noch Hunger und Pestseuchen. Zu Regensburg starben im Jahre 1093 binnen zwolf Wochen bei Tausend hin [37]). An vielen Orten fehlte den Kirchhöfen Raum, die Menge der Leichname zu beherbergen. Schweifsterne des Himmels, dem Haufen der Unkundigen göttliche Zuchtruthen, Nordlichter, die in wandelbaren Schimmern streitende Heere zu zeigen schienen, vermehrten das allgemeine Entsetzen. Es verbreitete sich unwiderstehlicher Glaube, der stürmische Ausgang vom ersten Jahrtausend nach des Heilandes Geburt sei nur Vorabend viel größerer Verhängnisse. Die ewige Ordnung der Welt schien zu wanken. Man erblickte Gespenster der Begrabenen nachtwandelnd. Man opferte in frommer Raserei Unglückliche, die eines Bundes mit dem Fürsten der Finsterniß beargwohnt waren, den Flammen. In dem Jahre,

37) Berthold Constant. z. J. 1093.

da die Gegenbischöfe Meginward und Hermann um den Stuhl von Freising haderten [35]), schleppten die Leute des Dorfes Betting, am Fuße des Stephansberges, drei Weiber, der Zauberkunst verdächtig, aus den Betten; bürzten sie, Händ' und Füße gebunden, zur Hexenprobe ins Wasser, rissen sie dann mit sich zur Stadt Freising, und verbrannten sie lebendig unter Zulauf und Geschrei des Volkes. Die Geistlichen von Weihenstephan, unfähig, die beklagenswürdigen Schlachtopfer zu retten, verscharrten wenigstens deren verkohlte Gebeine in geweihten Boden.

Dieses Gähren der Gemüther ward noch durch Priester und Mönche vergrößert, welche Buße und Bekehrung predigten. Da wurde neben der wildesten Weltverheerung die strengste Weltentsagung, neben allen Ausschweifungen der Ueppigkeit die grauenvollste Selbstreinigung geübet. Bis jetzt hatten viele Geistliche auch an Domstiftern in einer Gemeine gelebt, ohne sich ihres weltlichen Eigenthums zu entschlagen. Nun aber verließen ihrer nicht wenige alles Gut, gaben es Armen und Klöstern, lebten nach des heiligen Augustin Vorschrift, und nannten sich Chorherren

35) Nämlich im Jahre 1091; das folgende Beispiel des Aberglaubens berichtet Meichelbek 1, 281 ff.

von gestrenger Zucht (canonici regulares), um sich von ihrem weltlichen Gebrüder zu unterscheiden, welches noch irdisches Gut behielt [39]). Gar viele Laien, Männer und Weiber, ahmten den Mönchen nach; führten unter sich wieder der ersten Christen Gütergemeinschaft ein; dienten den Gotteshäusern mit Arbeit oder lebten unter der Klöster Leitung [40]). Aller Orten entsagten mannbare Jungfrauen den Freuden der Liebe und Ehe, und begaben sich als Mägde zu Priestern, wiewohl diese seltsame Wirkung weiblicher Andacht zuweilen mancherlei Aergerniß erregte. Bußfertige Christen wallfahrteten emsiger zu Altären berühmter Heiligen oder gen Rom, oder zum Grabe des Erlösers im Lande Palästina;

---

39) Daher neue Zwietracht. Dies erweckte den Probst Arno von Reichersberg, durch eine für damalige Zeit nützliche Schrift: Scutum Canonicorum, zur Eintracht zu mahnen, daß sich kein Theil über den andern erheben möge. Raymund Duellius, Chorherr zu St. Pölten, ließ das Scutum im ersten Band seiner Miscellan. abdrucken.

40) Berthold von Konstanz z. J. 1091 (*Urstisii* Germ. rer. hist. 1, 365) sagt, dies habe im südlichen Deutschland virorum et foeminarum innumerabilis multitudo gethan. Aus Baiern liefert Meichelbek 1, 288 Beispiele.

während Reichere die zerstörten Betzellen wieder aufrichteten, oder beraubten Münstern den erlittenen Schaden ersetzten oder neue Klöster gründeten.

Kaiser Heinrich der Vierte blieb mitten unter den Bannstrahlen der Kirche in Freigebigkeit gegen dieselbe ein Muster aller Fürsten seiner Zeit; auch der greise Welf unterließ nicht, noch in späten Tagen seines Lebens, den Tempeln von Augsburg und Freising zu vergüten, was ihnen seine Kriegshand vormals geschändet hatte. Er stiftete selbst mit glänzender Ausstattung ein neues Chorstift, Rattenbuch geheißen [41], am Amberfluß, im Thal von dunkeln Hochwäldern umschattet.

Manche alte Burg ward in Zell und Kirche verwandelt, wenn ein edles Geschlecht auf Schlachtfeldern erlosch. Die Grafen von Hohenwarth, Stammgenossen des uralten reichen Hauses von Andechs, schufen ihr Jagd- und Lusthaus, am Parsluß auf der Höhe lustig gelegen, in Klause und Kirchlein für weltverlängnende Jungfrauen um [42]. Als Kuno Graf von Rot horte, wie sein einziger Sohn unter Kaisers

41) Mon. boic. 8, 7 ff. Es geschah um's Jahr 1085.

42 Um's Jahr 1071. Mon. boic. 17, 97 ff.

heit. Man kannte damals keinen glücklichern und vortrefflichern Feldherrn, keinen gewandtern Staatsmann, keinen größern Redner, als ihn. „Und wenn ich ihn zu Boden würfe," sagte einst seiner Gegner einer, „und er den Zuschauern beweisen wollte, er liege nicht am Boden, die Zuschauer würden es ihm glauben."

Diese überlegene Geistesbildung dankte er berühmten Lehrern, die er in der Jugend gehabt, besonders dem Weltweisen Anaxagoras von Clazomene. Auch in spätern Jahren stand dem Perikles noch oft Anaxagoras in öffentlichen Händeln mit seinem Rath zur Seite. Daher geschah, als Perikles einst für kurze Zeit in die Ungunst der Athener fiel, und alle dessen Freunde verfolgt wurden, auch der weise Anaxagoras gleiches Schicksal dulden mußte. Er trug es mit der ihm eigenen Gemüthsruhe, die durch das, was irdisch und vergänglich ist, nie getrübt werden konnte.

Niemand konnte die Sitten, Niemand die Handlungen des Weltweisen schelten. Es fand keine Anklage gegen sein Herz und seinen Lebenswandel statt; also machte man ihm aus seinen Ueberzeugungen ein Verbrechen. Man beschuldigte ihn des Unglaubens, ihn, der zuerst das Dasein eines einzigen höchsten, unsichtbaren Wesens unter den Griechen lehrte; man beschuldigte ihn der Irreligiosität, weil er die Priesterlehren

Bannern den Heldentod gestorben sei (vielleicht am heißen Tage an der Unstrut), machte er betrübnißvoll sein hohes Bergschloß, ohnweit dem Inn, den Benediktinern zum Kloster, daß es den Namen seines Geschlechts zur Nachwelt tragen möge [43]). In seiner starken Veste Reichersberg (zwischen Braunau und Schärding), auf der Höhe, deren schroffe Felsenwand abendwärts der Inn umrauscht, trauerte kinderlos Graf Wernher. Des Zwistes seiner Verwandten verdrossen, welche schon über die künftige Hinterlassenschaft Hader trieben, setzte er, nächst Gott, den Erzengel Michael zum Erben seines Gutes, und überließ sein Schloß den Chorherren aus der strengen Zucht, darin für seine arme Seele zu bitten [44]). Das that auch Graf Arnold, da er erbenlos war, mit seiner Burg Lambach am Traunfluß, der Herren von Wels und Lambach uraltem Sitze [45]). Er räumte es München

43) Mon. boic. 1, 338. Doch wird neuern Untersuchungen zufolge dieser Urkunde Aechtheit verdächtig. Ueber die Herkunft der Grafen von Ror sehr ausführlich P. Schmid in Meßnerschiedens Beiträgen 1, 76.

44) Mon. boic. 3, 399.

45) Jos. Moriz Gesch. d. Grafen von Formbach, Lambach und Hütten. S. 13 ff.

ein [46]). Auch ein Graf von Dießen, genannt Arnulf, der in seiner Burg am Abendufer des Ammersees wohnte, gründete auf steiler Anhöhe, welche die Wellen des Inn und Attelbach umgeben, Kirch- und Zelle [47]); seitdem als Kloster Aerzel bekannt.

Manche andere Klöster mögen damals ihren Grundstein gelegt haben, wie Gars, wo schon zu Tassilo's des Agilolfingen Zeiten in rauher Einsamkeit, am Erguß der Ache zum Inn, ein gottseliger Klausner gewohnt haben soll; und Au, nicht sehr davon entfernt, im lieblichen Thalgrund am Fuße des Berges, der das Schloß der Grafen von Megling und Frontenhausen trug [48]).

Auch weiß man wohl, daß in denselben Zeiten Ottokar, der edle Markgraf an der Steyer, da wo dieser Fluß zur Ens kommt, das Kloster Garsten errichtet hat [49]). Ohnweit Murnau am Fuß des Alpengebirges richtete ein Graf Rotbert, der zu Chur im Hohenrhätien Bischof und

---

46) Ums Jahr 1083. Oefele 1, 710.

47) Ums Jahr 1080. Mon. boic. 1, 253 ff.

48) Diese übten auch etliche Schirmvogtei über das Kloster. Mon. boic. 1, 3. 77.

49) Ums Jahr 1050. Pez Script. rer. Austr 1, 151.

aus dem Gebüt der Hohenmarte entsprossen war, das Chorstift Hadach [50]). Das Schottenkloster Petersweih zu Regensburg, welches nachher durch Frömmigkeit der Grafen von Riedenburg, Laber und andere, wie durch Beistand gottseliger Bürger der Stadt, vor dem Röselnthor zum St. Jakobskloster, groß erweitert worden ist, hob durch acht wandernde fromme Schottländer an, welche (um dst Jahr 1070) in die vornehme Stadt an der Donau kamen, wo sie von der Aebtin des obern Münsters freundlich aufgenommen wurden [51]). Manches Jahrzehend älter war das Kloster St. Nikolai ob Passau, welches Altmann, dieser Stadt Bischof, gestiftet [52]); und Kloster Formbach, das reiche, zwischen Passau und Schärding, wo der schnelle Inn am Karpfenstein brandend den Schiffern schrecklich ist. Es wurde von einer Wittwe aus dem Hause Neuburg am Inn, der frommen Gräfin Himmeltrudis, gegründet; darum allezeit der Erstgeborne aus dem Neuburgischen Grafengeschlecht Vogtschaft über

---

50) Ums Jahr 1085. *Hundii* Metrop. 2, 266.

51) *Hundii* Metrop. 3, 60 ff.

52) Ums Jahr 1050. *Hundii* Metrop. 2, 363 und Mon. boic. 4, 215.

das Kloſter haben mußte [53]). Auch Fiſchpachau[54]), Dietramszell[55]), und manches andere Kirchlein und Bethaus, ſind dieſen ſtürmiſchen Zeitläuften entflammt.

5.

Von den Kreuzzügen und Herzogs Welf Tode.

Im J. 1097 — 1101.

Von allen Uebungen der Buße ward aber das Wallfahrten zum gelobten Lande am höchſten geachtet. Dahin zogen die Pilger bei Tauſenden, oft mit großer Pracht in kriegeriſcher Gemeinſchaft, durch der Ungarn Lande, die Donau hinab, über Konſtantinopel und die Meerengen. Es war gefahrvolles Reiſen wegen der grauſamen Völkerſchaften, die hinter dem Lande der Ungarn

---

53) Ums Jahr 1040. Mon. boic. 4, 11, und Joſ. Moritz Geſch. d. Grafen v. Formbach, S. 60 ff.

54) Conradi philosophi chron. Schyrense 61. Mon boic. 10, 437.

55) Nach einer Handſchrift auf Papier (Codex A. 53, aus dem funfzehnten Jahrhundert) im königlichen Bücherſchatz zu München hat das Kloſter Fiſchpachau ſeinen Anfang im Jahre 1077, und Dietramszell im Jahre 1085.

wohnten, ehe man zu den Griechen gelangte. Darum thät man sich heerweise zusammen.

Schon im Jahre eintausend vierundsechzig war ein grosser Zug auf diese Weise geschehen. Da hatten sich die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Passau, Utrecht und Mainz, viele Herren und Grafen, auch ein Ortulf von Hohenwart und Friedrich von Diessen, zusammengethan, und bei achttausend Pilger mit Tapferkeit und Andacht gen Palästina geführt. Der stattlichste Held unter allen war aber Graf Eckehard der Schyre gewesen, von dem gesagt wird, daß er, als das Banner mangelte, zwei Schuhe mit rothen Riemen zusammengebunden an den Speer befestiget und den Streitern vorgetragen ward. Davon ist er auch der Bundschuh genannt worden [56]).

So lange die Kalifen der Araber Herren des gelobten Landes gewesen, hatten sie, aufgeklärt und duldsam, die Pilgrime der Christenheit geschützt, welche nach Jerusalem wallfahrten mochten. Allein seitdem aus Turkestan Togrul Bey, vom Stamm Seldschucks, Bagdad erobert, und seine Macht über Syrien ausgedehnt [57]), kamen

---

56) *Vita* Ebersberg. chron. (Oefele 2, 712).

57) Im Jahre 1055.

die Pilger voll Entsetzens aus den Morgenländern zurück, und sprachen von den Gräueln der Türken. Zwar der Wesir des ägyptischen Sultans entriß mit altarabischer Kraft Jerusalem den Seldschucken wieder. Doch nicht minder ward in der abendländischen Christenheit der Ruf laut, daß die heilige Stadt nicht länger in der Ungläubigen Gewalt entweiht liegen dürfe. Es wanderte ein Mönch, genannt Peter der Einsiedler, das Kreuzbild in der Hand, von Land zu Land, und predigte von der Schmach Gottes durch die Heiden, und von der Pflicht, daß Jeglicher sich selbst verläugne, das Kreuz nehme, und zur Eroberung Sions eile, wo Christus zum Gericht der Welt zuerst erscheinen werde. Viel Volks, durch solche Reden entflammt, und von Sehnsucht nach heiligen Abentheuern, oder von Neugier und frommer Ehrfurcht getrieben, brach auf, das Grab des Erlösers zu befreien. Priesterschaften riefen, es sei der Wille des Höchsten; und Papst Urbanus selbst ermunterte die gährungsvolle Christenheit.

Nun ging ein großes und allgemeines Geschrei im ganzen deutschen Lande aus, das Ende der Zeit sei vorhanden, das Jahrtausend erfüllt,

von welchem die Offenbarung [53]) ſpricht, da Erd' und Himmel ſollen in Flammen zerſchmelzen. Begeiſterung oder Entſetzen ergriff Hunderttauſende. Sie ſtrömten zuſammen, nähten ein Kreuzlein auf ihr Gewand oder äßten das geheiligte Zeichen in ihr eigenes Fleiſch. Ritter und Knechte vermachten Klöſtern und Armen Hab' und Gut. Mönche, aus Andrunſt oder Langeweile, zogen den Kriegsrock an. Weiber vergaßen die Schwäche ihres Geſchlechts, und ſchloſſen ſich in Männerkleidern den Pilgerheeren an, die aus Franzien, aus deutſchen und welſchen Ländern unüberſehbar hervorwallten.

Als im Jahre eintauſend ſechsundneunzig dieſe betenden Kriegsſchaaren durch Baiern wanderten zu Pferd, zu Fuß, mit Weibern, Kindern, gen Ungarn und Morgenland, erſtaunte anfangs das Volk ob dem unerhörten Wahnſinn [54]). Doch bald entzündete die Macht eines ungeheuern Beiſpiels auch hier die große Menge. Viele Herren

---

53) Offenb. Johannis 20, 2. 3. 4.

54) Conrad Ursperg. z. J. 1069: quasi insaniae stultitiae deliramentes. Otto Freiſing B. 8, Kap. 2 ſagt, man habe, zu ſehr mit dem Streit inländiſcher Parteien beſchäftigt, anfangs daran keinen lebhaften Theil genommen; doch hätte es ſchon gegeben, qui falsa specie religionis mitgezogen wären.

und Edle mählten das Kreuz, reiseten mit; selbst Heinrich, der Burggraf von Regensburg, der zu Jerusalem nachher sein Grab gefunden. Und wo, vom Rhein zur Donau, Juden getroffen wurden, legten die streitbaren Pilger Hand an sie, zerstörten deren Schulen und drangen ihnen den Glauben der Christen oder den Tod auf. Umsonst baten Fürsten, selbst Bischöfe, für das Leben der Nachkommen Israels [60]). Tausende derselben in Regensburg und an andern Orten baierischen Landes wurden zur Ehre Gottes ermürgt, verjagt, aller Habschaft beraubt [61]). Manche der Unglückseligen, in Verzweiflung oder Treue an ihrem Gesetz, gaben sich einander selbst den Tod; und welche im ersten Schrecken den Glauben der Väter verläugneten, erwarteten nur Vorübergang der Gefahr, ihn mit verdoppelter Inbrunst wieder zu bekennen. Auch nahm sie der Kaiser, da er aus Italien nach Regensburg kam, feierlich in Schutz, und gestattete ihnen Recht, Gottesdienst nach ihrer Weise zu halten [62]).

60) *Berthold* Constant. zum Jahre 1096.

61) Aventin in seiner deutschen Chronik gibt, vielleicht übertrieben, die Zahl der umgekommenen Juden in Baiern auf 12,000 an.

62) Judaismi status concessus im Jahre 1097. Anonymi famago hist. rer. Ratisb. (Oefele 2, 502)

Die Begierde der abendländischen Christen, am heiligen Grabe zu beten, oder es gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, ward noch stürmischer, als im Jahr 1099 die frohe Mähr' erscholl, Jerusalem sei durch die Tapferkeit der Kreuzfahrer unter Gottfrieds von Bouillon Anführung erobert worden. Da nahm selbst der betagte Herzog Welf das Kreuz im ersten Jahr des zwölften Jahrhunderts, zur Zeit, als Herzog Wilhelm von Aquitanien mit hundertsechszigtausend Kreuzfahrern zum gelobten Lande reisete. Viele Ritter und Mönche folgten seinem Beispiel; auch andachtvolle Frauen schlossen sich dem großen Pilgerzuge an, wie Ida, die junge Wittwe Herzogs Leopold von Osterland. Von Salzburg ging Thiemo mit, der Erzbischof, ein kluger und vielerfahrner Mann, in schweren Schicksalen gehärtet. Seine Kunst, Gestalten von Stein zu gießen [63]), oder aus Holz zu schnitzen, war die Bewunderung der Zeitgenossen; sein fester Muth ein Schrecken seiner Feinde gewesen.

Durch Ungarland, über die glänzende Stadt Konstantinopel und den Hellespont hinaus, zogen die unübersehbaren Haufen der Wallfahrer. Dort

---

und besonders von Aretins Gesch. der Juden in Baiern, §. 13 ff.

63) Worunter vermuthlich Gipsgießer verstanden ist.

aber, irregeführt von Wegweisern, welche Kaiser Alexius von Griechenland mitgegeben, verloren sie sich abentheuernd nordwärts in sandige Wüsten, wo fast alle, welche nicht vom Pfeil und Säbel der Sarazenen starben, elend verschmachteten. Dort endete auch Thiemo seine schicksalvollen Tage. Er ward von den Ungläubigen gefangen und getödtet [64]. Desgleichen fiel die Büßerin Ida von Osterland in die Hände der Heiden. Ihr Loos ist dunkel geblieben. Viele versichern aus dem Munde heimkehrender Pilger, sie sei, statt zum heiligen Grabe, in das Harem eines edeln Turken gerathen [65].

Diesen Ausgang hatte der Kreuzzug. Von Hunderttausenden, welche mit trunkener Hoffnung ausgegangen waren, erblickten kaum tausend, abgezehrt durch Hunger, die heilige Stadt. Herzog Welf war unter ihnen; aber auf der Heimreise

64) Schon der vaterländige Otto Bisch. von Freising (Chron. L. 7, c. 7) bezweifelte die Märchen von Thiemo's Martirertode, welche Hanfiz und Hund an bewährten, und dem Thiemo die Ehre erwarben, unter den Heiligen der römischen Kirche zu prangen.

65) So der Monachus Weingartensis. Hingegen die tabulæ Claustro-Neoburgenses melden, sie wäre schon in Griechenland gestorben.

und ihre Götter verachtete. Seine Freunde zwangen ihn, zu fliehen. Er ging. Athen verurtheilte ihn in seiner Abwesenheit zum Tode. Anaxagoras sagte lächelnd: „Die Natur hat längst schon gegen mich, wie gegen meine Richter, dies Urtheil gesprochen!“

Er begab sich nach Lampsakos, einer Stadt am Hellespont. Hier lebte er noch mehrere Jahre vergessen und dürftig, und unterrichtete in der Weisheit. Oft mangelte ihm das Nothwendigste zum Lebensunterhalt. Er klagte nicht. Er entbehrte willig alle jene kleinen Bequemlichkeiten, welche ihm wohl die Beschwerden seines hohen Alters hätten erleichtern können. Perikles war in Athen längst wieder der Erste, der Angebetete, der Alleinmächtige geworden. Aber Perikles vergaß den dürftigen Lehrer, und dachte nicht daran, die letzten Tage des ehrwürdigen Greises dankbar zu versüßen. Erst, als er vernahm, daß Anaxagoras in der Fremde fast Hungers sterbe, der Mann, dem er die Bildung seines Geistes und Herzens, dem er das schuldig sei, wodurch er sich zur Beherrschung Athens hatte emporschwingen können, — erst da ging Perikles reuig in sich selbst. Er machte sich auf, er eilte selbst nach Lampsakos.

Perikles trat in die Wohnung des Weltweisen. Der sterbende Greis lag auf dem Bette

nach Europa erlag er zu Paphos, auf dem Eiland Cypern, von Anstrengungen erschöpft [66].

6.

Herzog Welf II., und was er gethan.

Im J. 1101 — 1119.

Als die Botschaft von seinem Tode nach Baiern kam, erfüllte Kaiser Heinrich der Vierte redlich, was er ihm am Versöhnungstage zugesagt hatte. Welf, des Verstorbenen Erstgeborner, der Markgräfin Mathildis geschiedener Hauswirth, unter den Fürsten zu Baiern der Andere seines Namens, erbte das große Herzogthum. Dieser war ein stattlicher Mann; sein Geschmack durch Pracht und feine Sitte italienischer Höfe gebildet; sein eigener Hof glänzender und edler angeordnet, als irgend einer im deutschen Reiche. Darum achteten es die ersten Geschlechter von Baiern ein Glück, ihm ihre Jugend in Dienst zu geben [67]. Vielleicht auch geschah es von ihnen um so lieber, da sie wußten, er sei nicht für den Kaiser. Welf hatte Heinrichs Grausamkeiten in

66) Er starb im J. 1101. Die Diener brachten seinen Leichnam übers Meer in das Welfische Erbbegräbniß nach Altorf. Monach. Weingart. c. 9.

67) Der Mönch von Weingarten. K. 9.

der Lombardei nie vergessen, und lebt, gleich allen Baiern, ein Aergerniß an dessen feiger Staatsklugheit, die den unversöhnbaren Sachsen, wie einem Stammvolke, den Franken, schmeichelnd entgegenging und alte Anhänger vernachlässigte.

Denn wie zu dieser Zeit der Kaiser auf Regensburg kam, Reichstag zu halten [68]), sah man ihn allein nur von sächsischen und fränkischen Herren umgeben, die, sammt ihrer Dienerschaft, Alles galten. Darüber murkten die Ritter aus Baiern; am lautesten Graf Sieghard von Burghausen, des Markgrafen Leopold von Oesterreich Schwager [69]). Er brachte viel Elelgeinde mit, und trieb hoffärtiges Wesen, den Fremden zum Verdruß und Hohn. Auch, sagt man, hab' er auf dem Reichstag sehr lebhaft gegen die Habsucht der Schirmvögte geredet, da die Domherren von Augsburg klagten. Darüber war eine Satzung ausgegangen: kein Schirmvogt, der zu Gericht ühe, soll alljährlich mehr empfangen, als zwei Mütt Weizen, zwei Schweine, drei Faß Wein und Meth, zehn Faß Bier und fünf Mütt Haser. Der Vogt eines Klosters das Drittheil der Geldbußen; der Vogt eines Bischofs, was

68) Im Jahr 1104.
69) Des sogenannten Leopold des Heiligen.

ihm des Letztern Gunst gewähre [70]). Diese Beschränkung verdroß die Dienstmannen, welche Vogteien hatten; am meisten die Sachsen. Es gab Händel zwischen ihnen und den Baiern, bis es zum vollen Raufen kam. Die Unzufriedenen suchten vor allen andern Sieghard en auf; sie forderten sein Blut. Von drei bis neun Uhr ward seine Herberge bestürmt. Umsonst erschien der junge König Heinrich, des Kaisers Sohn, den Zank zu schlichten. Nach erbrochenen Thüren ward der Graf von Burghausen herausgeschleppt, von einem Priester mit dem Heiligen versehen, und enthauptet [71]).

Der Kaiser hatte nicht den Muth, gerecht zu sein. Seine Gleichgültigkeit, welche solchen Frevel zu billigen schien, dünkte Sieghards Freunden abscheulicher, als der Mörder Ungestüm. Graf Beringer von Sulzbach, des Erschlagenen Enkel; Markgraf Theobald von Vohburg; auch Herzog Welf und sein Bruder, der schwarze Heinrich, nebst vielen Andern, denen Sieghard lieb, oder der Kaiser verhaßt war, schworen zusammen, dieser sei nicht länger werth, des Reiches Haupt zu heißen. Sie sandten an Heinrich,

---

70) Meichelbek T. 1. P. 2. Num. 572. S. 531.

71) *Anonymi* Farrago (bei Oefele 2, 502).

den Sohn den Kaisers, boten ihm die Kron-, auf welchem dreier Päpste Fluch ruhe; und erinnerten, sollte der Vater sterben, ohne des Kirchenbannes ledig zu sein, mochte leicht geschehen, daß die Stimmen des Reichs nicht den Sohn des Geächteten riefen. Dies und des jungen Königs eigene Herrschbegier bewogen ihn, den Empörten Gehör zu leihen. Er entwich in einer Winternacht des Jahres 1104 von seines Vaters Seite aus Mainz, begab sich zum Welf nach Regensburg, und begann des gesammten Deutschlands Aufruhr. Dem Vorgange Baierns folgten keck die Sachsen: auch Schwaben und Franken fehlten nicht. Die Kirche segnete das Verbrechen eines aufrührerischen Volkes und eines unwürdigen Sohnes.

Heinrich der Vierte unterlag nach zweijährigen Mühen um Aussöhnung oder Sieg; irrte flüchtig umher, schutzlos und verachtet oder bemitleidet. Der Tod gab ihm Ruhe [72]); aber die unversöhnte Kirche seinem Staube kein Grab. Fünf Jahre stand des Kaisers Leichnam im Gewölbe von Speier unbeerdigt, und unbesungen.

Der Sohn nahm ohne Widerspruch, als Heinrich der Fünfte, das Kaiserthum, und mit der Krone des Vaters zugleich dessen Trotz

72) Im Jahre 1106.

gegen der Päpste Anmaßungen. Paschalis saß auf Peters Stuhl, ein frommer Mann, doch auf Rechtsame eifersüchtig, welche von seinen Vorfahren behauptet worden, und derentwillen eines Kaisers Leichnam noch unbegraben moderte. Die Frage ward von neuem laut: wem gebühre, den Bischof mit Ring und Stab zu bekleiden, dem Kaiser oder Papste? — Heinrich der Fünfte trat anfangs leise auf, versuchte gütliche Uebereinkunft; rascher der Papst, welcher nach Troyes in Champagne eine große Kirchenversammlung ausschrieb, zu der er selbst ritt, die große Frage zu entscheiden. — Als der König davon hörte, trachtete er den Oberhirten der Kirche zu gewinnen, eh' die Versammlung von Troyes redete. Er sandte an ihn Herzog Welfen zur Unterhandlung, den die Bischöfe von Trier, Münster, Halberstadt und viele Ritter nach Frankreich begleiteten [73]).

Sie fanden den Papst zu Chalons an der Marne. Ihr glänzender, zahlreicher Einzug erregte Bewunderung; am meisten Welf, ein Mann von hoher Gestalt, stark, breitschultrig, der mehr gekommen schien, zu schrecken, als zu

---

73) Im Jahre 1107.

überreden [74]). Doch war er anmuthig und einschmeichelnd, und tanzte mit den Frauen zierlich nach Sitte des Landes [75]). Vor ihm her, wenn er erschien, trug ein Dienstmann das Schwerd. Er selbst trat jederzeit prachtvoll auf im Fürstenhut, den köstlichen Rock, mit weiten vorn ausgezackten offenen Aermeln, bis ans Knie ausgehend, um den Leib gegürtet; vom Gürtel nieder ein seidenes Säcklein hangend; um den Nacken über die breite Brust eine schwere goldene Kette [76]).

In der wichtigen Berathung führte der Erzbischof von Trier das Wort für des Kaisers Recht, und daß der Kirche weltliches Gut auch weltlicher Obrigkeit unterthan sei. Durch den Mund des Bischofs von Piacenza entgegnete der Papst: Die Kirche, welche Christus mit theurem Blute erloset, einst der Fürsten Magd, nun eine Freie, hab' allein, wie ihr Stifter, Fischerring und Hirtenstab zu geben. Da endlich nach langem Wortwechseln kein Theil von seiner Forderung

74) Magis terrendum quam ratiocinandum missi, sagt Abt Suger (bei Duchesne 4, 289).

75) Gallicano cothurno saltans. Suger ebendas.

76) Nach einer Abbildung in *Bucelini* Germ. sacra et prof. 2, 394 mit der Tracht in Siegeln dieses Zeitalters ziemlich übereinstimmend.

wich, ermüdete es den Herzog von Baiern, und er schlug zornig an sein Schwerd, rufend: „Macht's eure Zunge nicht hier ab, soll's das Eisen in Rom thun.“

Und so geschah. Im Jahr tausend einhundert eilf zog der Kaiser in Rom zur Krönung ein, nach alter Sitte. Mit ihm waren aus Baiern viele Großen; auch Herzog Welf, Heinrich der Eppensteiner, Herzog zu Kärnthen, Konrad der Erzbischof aus Salzburg, Pfalzgraf Otto der Schyre, Markgraf Theobald von Vohburg, die Grafen von Sulzbach, Véringer und Kuno, Engelbert von Kraiburg im Isengau, Sigbot der reiche Herr von Falkenstein, und Andere.

In der Peterskirche fanden Alle schon zur Krönung feyerlich versammelt, als sich neuer Wortwechsel über die Grenzen geistlicher und weltlicher Macht entspann. Den Einen schien unerlaubt, daß der Oberhirt der Christenheit die kaiserliche Krone auf das Haupt dessen setze, welcher der Kirche das Hoheitsrechts über die Bischöfe zu rauben gedenke; den Andern schimpflich, daß die Krone des Reichs um Bedingungen feil werden solle. Die Gemüther geriethen in Flammen. Nach vielem Gezänk rief der Kaiser die Leibwache herbei, den Papst zu verhaften. Dieser Entweihung des Tempels und der Würde widersetzte sich der Erzbischof Konrad von Salzburg mit Ernst. Er

trat mit ausgebreiteten Armen den Kriegsleuten entgegen. Ein baierischer Ritter, Heinrich Kopf von Kaufring am Lech, zuckte das Schwerd. Der Erzbischof aber streckte ihm unerschrocken den entblößten Hals dar und schrie: „Stoß zu, wenn du willst. Doch mein Schweigen soll diese Gewaltthat nicht rechtfertigen.“ Da hielt der Kaiser des Kaufringers Arm und sprach: „Gemach, Heinrich, gemach! noch ist's nicht an der Zeit!“ Wüthend fiel das römische Volk über die Deutschen her. Der Kaiser verließ Rom; aber den Papst nahm er gefangen mit sich, und hielt ihn im Schlosse Tribucco, bis er sich des Rechts begab, Bischöfe zu bestellen, und darauf die Krönung in althergebrachter Ordnung vollzog [77]).

Was hier Gewalt erzwungen hatte, verdammten die Stimmen der Kirchenversammlungen und Völker. Alle Siege auf Schlachtfeldern sind eitel gegen eines Zeitalters Glauben und Begierde. Empörungen und lange Kriege in Deutsch- und Welschland erschütterten den Thron des Reichs. Es mußte auch Kaiser Heinrich der Fünfte endlich, was er Paschalis dem Zweiten verweigert, dessen Nachfolger, Kalixtus dem Andern, ge-

77) Chron. Ursperg. z. J. 1111. Hanfiz 2, 224.

währen. Und man vereinigte sich: es sollten die Wahlen der Bischöfe und Aebte frei, ohne weltliches Zuthun, geistliche Belehnungen mit Ring und Stab durch den Papst, weltliche aber durch Kaisers Zepter geschehen. Dieser Vertrag, welcher die beinahe fünfzigjährige Spaltung des Reichs und der Kirche schloß, ward im Jahr eilfhundert zweiundzwanzig auf dem Tag zu Worms gestiftet.

Welf, welcher mit seinen Baiern dem Kaiser allezeit treu in jeden Krieg diesseits und jenseits der Alpen gefolgt war, erlebte jedoch die Aussöhnung nicht. Er war auf der Burg Kaufring am Lech zwei Jahre vorher gestorben, kinderlos.

7.

Herzog Heinrich IX., genannt der Schwarze.

Im J. 1120 — 1127.

Der schwarze Heinrich, sein Bruder, folgt' ihm als Erb' und als der Neunte seines Namens unter baierischen Herzogen. Er kam eilfertig von Italien, wo er über das väterliche Gut vom Hause Este gewaltet hatte [78]). Noch war, wie im ganzen Reiche, das Volk von Baiern in Wallung. Sie dauerte lange; zu groß war seither

78) Falkenstein bair. Gesch. 2, 357 macht dies durch Anziehung einiger Urkunden aus Italien erwiesen.

die Verwirrung der Rechtsame geworden zwischen kirchlichen und weltlichen Fürsten. Oft noch mußten Schwerder den Knoten lösen.

Es hatte der Herzog zu Kärnthen, Heinrich von Eppenstein, dort, wie im Friaul, viel Eigenthum des Bisthums Gurk zu dem Seinigen geschlagen, und mit gewaffneter Faust jeden Ansprecher abgewiesen. Noch lebte Erzbischof Konrad von Salzburg, welcher heldenmüthig in der Peterskirche zu Rom seine Tage für des Papstes Ehre gewagt; dann sieben Jahre lang vor des Kaisers Zorn flüchtig im Elend, oft in Wäldern und Höhlen gelebt hatte. Dieser nahm sich des bedrängten Gotteshauses an, und rückte mit tausend seiner Dienstmannen und Ritter verwüstend in das Gebirg aufwärts, bis ins Krapfeld, wo der Gurker Bischof zu ihm stieß. Da gerieth der Eppensteiner in Noth. Seine Freunde wichen; das Volk trug Scheu vor ihm, denn ihn belastete der Fluch der Kirche. Mit gebeugtem Stolze sandt'er zum Erzbischof und bat, die Waffen niederzulegen, dann woll' er folgendes Tages erscheinen, sich aus dem Kirchenbann zu lösen. Der Erzbischof erwiederte: „In Waffen geziemt es für Hrodberts Ehre dazusteh'n.“ Der Herzog sandte zum andernmal: So möge der Erzbischof als Friedenszeichen das aufgepflanzte Banner niederlegen. Der Priester antwortete und sprach: „Es

kraftlos; auf einem Tischchen brannte eine schlechte irdene Lampe, und verbreitete in der Dunkelheit einen falben Schimmer. Der Sterbende erkannte seinen Schüler; sein Lächeln begrüßte denselben. Perikles war trostlos. Er wünschte nichts, als das Leben des theuern Mannes nur noch einige Zeit verlängern zu können.

„Du kommst zu spät, Perikles," sagte Anaxagoras, der seinem Schüler mit Recht die geringe Aufmerksamkeit und Dankbarkeit gegen einen Lehrer zum Vorwurf machen konnte: „du kommst zu spät, Perikles; will man, daß das Licht der Lampe nicht erlösche, muß man nicht vergessen, Oel hinzuzugießen."

Kaum hatte Anaxagoras diese Worte gesprochen, erlosch das zitternde Flämmlein in der Lampe und zugleich die Lebensflamme des Weltweisen. Perikles überließ sich seinem Schmerze. Seine Reue kam zu spät. Er konnte nie wieder das letzte Wort seines Lehrers und dessen Lampe vergessen. Er that nun, nachdem er so lange das Nothwendige und Schuldige unterlassen hatte, das Ueberflüssige, wie es in der Welt häufig zu geschehen pflegt. Dem er im Leben nicht das nöthige Brod gegeben, gab er nach dem Tode Denksteine. Er errichtete über seinem Grabe zwei Altäre von parischem Marmor, den einen

ziemt sich wohl, daß ein Herzog unter Hrodberts Banner zu meinen Füßen gebeugt sei.“ Als endlich des Eppensteiners Boten zum drittenmal erschienen, wenigstens Schutz für ihren Herrn nur gegen Unglimpf der salzburgischen Ritter zu begehren, gestand ihm Konrad sicheres Geleit zu. Dann nahte der Eppensteiner über das Kronfeld demuthsvoll, barfuß in büßender Gestalt, im Wollenhemd, und empfing den Ablaß, um welchen er reuig flehte [79]). So wiederholte keck der Priester im Gebirg von Kärnthen an dem Herzoge desselben Landes jenes Schauspiel, welches der Welt durch Papst und Kaiser zu Canossa gegeben worden war, und bewies, wie hoch und siegerisch die Kirche alle weltliche Macht übertreffe.

Ohne Zweifel würd' ein Mann, so fest und stolz, wie dieser, auf Baiern und gesammtes Reich gewaltiger gewirkt haben, wär' er mit Klugheit kühn, und Eiferer mit Besonnenheit gewesen. Aber im Glauben jedes Schwärmers an eigene Unfehlbarkeit vergaß er Maß und Ziel; brachte durch Gewalt und Uebermuth, wie die Fürsten auch die Priester gegen sich auf, und schonte keines Fremden Recht, noch älterer Verträge und Gesetze. So steht geschrieben, daß er einen Bischof Hugo vom Stuhl der Kirche von

79) Pez Thesaur. anecd. nov. T. 2, pars 3, 242 ff.

Brixen vertrieben, weil derselbe Stab und Ring vom Kaiser, nicht vom Papst gehabt, und daß er Reginberten, einen Mönch aus Hrodberts Stifte, an dessen Statt geweiht habe, ohne, wie der Verein der Kirche und des Reichs zu Worms geboten, dessen weltliche Belehnung durch Kaisers Zepter abzuwarten. Gleich heftig schaltete er gegen die Bischöfe zu Regensburg und Freising [80]). Selbst Kaisern weigerte er den Lehneid mit Handschlag [81]). Immer war er bereit, den Priesterrock mit dem Harnisch zu vertauschen; sein Kriegsvolk allezeit rüstig; sein Land voll fester Burgen. Als die Ungarn mit ihm zerfielen, rief er die Bischöfe und Herren zum Beistand, trieb die Friedbrüchigen ab, zwang sie zum Frieden und sicherte seinen Sprengel für künftige Tage, indem er an der Sulm die Burg Liebniza, desgleichen die weite Reichenburg aufführte und das altzerfallene Schloß Dechowe wiederherstellte, alle in der

80) Daß er den Bischof Heinrich von Freising in den Kirchenbann gethan, und die von demselben geweihten Altäre umgeworfen habe, ist zwar seiner Denkart nicht unangemessen, doch auch nicht ganz erwiesen (Meichelbek 1, 300).

81) Dies hominium, wie man es nannte, versagte er dem König Lothar, Kaiser Heinrich V Nachfolger.

steierschen Mark [82]). So handelte ein Priester dieser Zeit: so Jeder, welcher Macht besaß. Wie groß die Kraft, so groß das Recht.

Heinrich der Schwarze, der sich Herzog der Baiern von Christus Gnaden hieß, setzte weder den Fehden der Priester noch Grafen Ziel; ließ Jeden frei in seinem Burgbann schalten. Er freute sich seiner hohen Würde im Reich; doch mehr seiner Pracht als Gewalt; führte, Königen gleich, sein Bild im Siegel, ritterlich zu Roß im langen Leibrock, mit Kurzschild und Speerfähnlein [83]); war hoch geachtet auf Fürstentagen, und überall glänzend, ohne groß zu sein, wie äusserer Reichthum ohne innern macht.

8.

Herzog Heinrich X. Ritterwesen.

Im J. 1126 — 1127.

Es übertraf ihn in beiderlei sein Sohn, welcher nach ihm [84]) als **Heinrich der Zehnte** Herzog zu Baiern ward.

---

82) Die Kriegshändel mit Ungarn mögen um das Jahr 1127 gewesen sein. Unbekannt ist ihre Veranlassung geblieben.

83) Nach Aventin das älteste Ritterssiegel baierischer Herzoge. T.-Urkunde vom J. 1125 und das in Kupfer gestochene Insiegel dazu in Mon. boic. 3, 314. Kupfertbl. 1, Zahl 2.

84) Am 28. Wintermonds 1126.

In dieſem vierundzwanzigjährigen Jüngling lebte des ganzen Welfengeſchlechts hoher Geiſt. Seine erſte That in Baiern ward, innere Ruhe und öffentliche Sicherheit herzuſtellen. Denn Gewalt und Unrecht hatten durch die Schlaffheit des letzten Fürſten überhand genommen. Kein Reiſender zog ohne Geleit mehr ſicher im Lande. Er rief die Großen des Herzogthums gen Regensburg, um, was noth ſei, mit ihnen auf gemeinem Tage zu berathen. Er ſelbſt kam, von kriegeriſchen Schaaren begleitet, entſchloſſen, Jedem Recht zu ſchaffen; hörte die Klagen der Bedrückten; was Uebermuth, Raubgier und Haß geſchadet; ließ Urtheil fällen ſonder Schonung, und alle Gegenwärtigen feierlich zum Landfrieden ſchworen. Dann zog er aus mit Kriegsmacht, des Landtags Sprüche zu vollſtrecken; ſtrafte die Weglagerer, zerſtörte ihre Raubveſten [55]); und, damit Ordnung und Recht auch in ſeiner Abweſenheit gehandhabt werde, ſetzte er zu Regensburg einen Burggrafen, der die Landklagen hören und richten ſollte [56]).

---

55) Nach dem Monach. Weigart. c. 10 (Leibnitz Script. rer. Brunsvic. 1, 736) als Hauptquelle zur Welfengeſchichte dieſer Zeit.

56) Der Burggrafen urſprüngliches Amt. *Hochwart* catalog. epp. Ratisb. (Oefele 1, 188) wo der

Dies vollbracht, und Ruhe weit umher, überließ er sich süßern Sorgen. Gertrude war seine Verlobte, die einzige Tochter Lothars, Grafen von Supplingenburg, welcher nach Absterben Kaiser Heinrichs V König der Deutschen geworden [57]). Eine prächtige Gesandtschaft holte die eilfjährige Braut aus Merseburg ab, und führte sie zur Hochzeit ins große Lechfeld, an der Schwaben und Baiern Grenzen. Hier stand im Blachland ohnweit Augsburg, an des Stromes linken Ufern, das Welfenschloß Gunzillen [58]), welches in spätern Tagen Einöde geworden [59]), nun ver-

---

Burggraf mit dem römischen Wort Prator bezeichnet wird.

57) Im Jahr 1125.

58) Nicht das alte Gunzenlech (concio legionum), sondern jenes Schloß, concio lechis (Gunz oder Gugg im Lech), welches in alten Urkunden (Oefele 2, 830) Cuncilla genannt wird. Die letzte Spur dieser Burg im Lechfeld schwäbischer Seits ist noch vom Jahr 1251 in einer Freisprechungsurkunde augsburgischer Bürger von verschiedenen Beschwerden (Handschriftliche Mittheilung des Herrn Rektor Beischlag).

59) Im J. 1281 wollte ein Ehunradt von Willen eine Einöde im schwäbischen Lechfeld (die ein zerstörtes Schloß war) anbauen. Vielleicht war dies wohl das

ſchwunden iſt. Daneben ein weites Luſtlager im Freien, geräumig zur Herberg' alles Adels aus Schwaben und Baiern, der zum Feſt geladen war. Aus beiden Landen erſchienen zahlreiche Gäſte ſammt Dienerſchaft in üppiger Pracht wetteifernd. Mit täglich neuen Spielen und Luſtbarkeiten ward die ganze Pfingſtwoche vollbracht, und ſoviel Herrlichkeit von allen Seiten ſchaugeſtellt, als man in deutſchen Ländern nie zuvor geſehen.

An hohen Zeiten wies der Adel gern verſchwenderiſche Pracht. Sitte war, vergoldete und verſilberte Harniſche zu tragen; darüber lange Seidenmäntel oder koſtbare farbige Waffenröcke, und allerlei Zeichen wunderſam daria ausgeſchnitten, durch welche der Harniſche Glanz ſchimmerte [90]); Kleider mit dem Blute der Purpurſchnecke gefärbt [91]), verbrämt mit Zottelſammet [92])

---

zertrümmerte Gunyillen (Handſch. Mitth. des Hrn. Rektor Beiſchlag).

90) *Dufresne* Dissert. 1 sur Joinville. Auch die älteſten Siegel geben dieſe Tracht an. Pallhauſen wies dieſe Sitte ſelbſt noch aus Zeughäuſern und Rüſtkammern ſpäterer Zeit nach (Garibald 66).

91) Rubeo murice tincta. So ſchildert die Pracht auch die Hist. et vita Henrici IV (*Urstisii* Hist. Germ. 1, 386).

92) Fadonas (Fadenzeug), lateiniſch pannus geheißen (Fiſchers Geſch. deutſch. Handels 1, 18).

oder Fuchs [93]). Im silbernen Wehrgehenk klirrten Dolch und Schwerd; am Fuß der goldene Sporn. Köstliches Geschmeide umwehte den Helm. Selbst des Ritters edler Gaul trug in dem mit Gold- und Silberstückchen belegten Geschirr, oder in golddurchwirkten Decken, die den Vorder- und Hintertheil des Thiers bekleideten, des Eigenthümers Reichthum und Geschmack zur Schau.

Der Frauen Tracht war nicht minder köstlich; im Ganzen zwar noch der Nonnenbekleidung nicht unähnlich, aber, nach dem erfinderischen Sinn der Schönen, mit reizender Abwechselung gestaltet. Ein langes weites Oberkleid ward vom köstlichen, buntgestickten Gürtel [94]) unter keuschverhülltem Busen zusammengeschlossen. Ein weites Schleiertuch, das Haupt bedeckend, fiel zum Rücken und auf die Achseln nieder, oder war unter dem Kinn zusammengeheftet. Oft schwebte um die ganze Gestalt ein seidener, golddurchwirk-

---

93) Albert. Aquens. Hist. Hierosol. 2, cap. 16, wo Kaiser Alexius die Pracht der im Jahr 1096 mit Herzog Gottfried von Lothringen gekommenen Ritter anstaunt.

94) Das Muster solches Gürtels kann derjenige sein, welchen Kaiserin Kunigunde dem heil. Gottschalk verfertigt haben soll. Mon. boic. 11, 21 im Kupferstich.

ter Mantel [95]; oft gab ihr des Kleides lange Schleppe mehr Erhabenheit. Das Haar wallte in leichten Locken um die Stirn, oder fiel in langen Flechten über den Rücken; oder ward von einem Netz umfangen; zuweilen auch von einer köstlichen Haube oder einem Hütlein bedeckt [96].

Ehemals hatte jeglicher Freie Eintritt in die Ritterschaft gehabt, welcher genug besaß, im Panzer zu Pferde zu erscheinen; nun aber forschte man schon nach der Zahl der Ahnen, die als Ritter gefochten. Reichere Grafen hießen jetzt Fürsten [97]) und von ihren Gebieten; geringere Edelleute von ihren Schlossern und Gütern [98]). Bei Fürsten, Bischofen und Aebten als Dienstmann zu stehen, ward, wegen der Einkunfte

95) Dies sind die auriftig'ata opera dieser Zeiten.

96) Meistens nach den Siegeln des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gezeichnet, worin weibliche Gestalten vorkommen; eben so nach den Zeichnungen der ehernen Pforte der (aus der Mitte des eilften Jahrhunderts stammenden) Domkirche zu Augsburg, einem in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Kunstwerk.

97) Principes heißen sie auch in Urkunden jener Zeit. Mon. boic. 2, 357; 3, 450. 451 u. s. w.

98) Dies der Ursprung des Wörtleins von, welches noch heut den Geburtsadel bezeichnen soll. Mon. boic. 11, 408. 409. 412 u. a. O.

und Rechtsame, Ehrensache selbst des vornehmen Adels [99]). Den niedrigen Dienst der Aufwartung bei Tisch, als Truchseß und Mundschenk, oder im Stall als Marschalk, versah der hohe Beamte nie, oder selten nur bei Festen. Ein großes Gefolge stattlicher Dienstmannen, Knappen und Schildträger [100]) war das unzweideutigste Zeugniß von Hoheit und Macht. Der Knappe oder Kriegslehrling mußte ritterlicher Abkunft sein. Keinen andern hätt' ein Fürst und Herr mit dem Schwerd umgürten, oder nach vollendeter Lehrzeit mit dem Ritterschlage freisprechen können. So entstand der Erbadel; so die mannigfaltige Abstufung der Würden nach den sieben Heerschilden.

Den ersten Heerschild des Adels führte der König; den zweiten der gefürstete Pfaff; den dritten der Laienfürst und Herzog; den vierten die freien Herren und Grafen zu Marken, Pfalzen, Gauen und Burgen; den fünften die Mittelfreien, des Reichs Lehenträger; den sechsten die Dienstmannen; den siebenten, wer, von ritterlicher Art geboren, Lehenrecht hatte.

---

99) Bei Unterzeichnung der Urkunden stand ihr Name ausgezeichnet vor bloßen Rittern. Mon. boic. 8, 516 und sonst häufig.

100) Scutiferi. Mon. boic. 3, 71.

9.

Die Hohenstaufen und Welfen.

Im J. 1127 — 1135.

Lange Zeit ist von den prächtigen Hochzeittagen im Lechfelde geredet, und Heinrich danach der Hochfahrtige geheißen worden, weil ihm kein Anderer an Reichthum, Glanz und stolzem Gemüth gleich thun konnte. Selbst das erlauchte Haus der Hohenstaufen in Schwaben, von Deutschland hochgeehrt wegen ritterlicher Tugend und Macht, ward durch der Welfen Größe lange verdunkelt.

Erst seit wenigen Jahrzehnten war es emporgekommen, als ein Friedrich Eidam Kaiser Heinrichs des Vierten und Herzog zu Schwaben geworden. Nach dessen Tode hatten seine Söhne den Ruhm ihres Namens erweitert. Der einäugige Friedrich war mit dem schwäbischen, sein Bruder Konrad mit dem fränkischen Herzogthum belehnt worden; jener sogar, da Kaiser Heinrich der Fünfte verblichen, zu dessen Nachfolge im Reich vorgeschlagen. Wie aber der Supplingenburger Lothar durch mancherlei Umtriebe die Krone gewann, war zwischen ihm und den Hohenstaufen nebenbuhlerische Feindschaft erwachsen, welche zu dieser Zeit offenen Krieg gebar.

der Wahrheit geweiht, den andern dem geſunden Menſchenverſtande.

Wahrlich, noch in unſern Zeiten ſollten manche Großen der Erde an die Lampe des Anaxagoras erinnert werden.

Wie ein ſchönes Gegenſtück aber zum Perikles in Athen und ſein Thun gegen Anaxagoras bildet Alexander, Kaiſer von Rußland, in unſern Tagen gegen ſeinen ehemaligen Lehrer, den ehrwürdigen Friedrich Cäſar Laharpe! Ich habe nicht nöthig, von der zärtlichen Dankbarkeit des großen Fürſten hier zu ſprechen. Die Welt kennt ſie. Ich wähle ſtatt dieſes Gegenſtücks ein anderes. Auch dieſes bietet mir der ruſſiſche Hof dar. Die Begebenheit wurde mir von einem achtbaren Manne gemeldet. Gern ſoll man der Welt ſolche zarte Züge tugendhaften Sinnes mittheilen, um ähnlichen Sinn in andern Gemüthern zu erwecken.

Ein ruſſiſches Fürſtenhaus vom erſten Range vertraute vor ſechszehn Jahren die Erziehung ſeiner Kinder einer geiſtvollen, edelſinnigen Schweizerin an. Dieſe gewann durch ihre Tugenden, welche ſie eben ſo ſchön zu lehren, als zu üben wußte, und durch die Anmuth ihres Betragens, allgemeine Achtung. Als ſie ſich nach mehrern Jahren endlich vermählte, offenbarte ſich ihr die Dankbarkeit der Fürſtin W— auf eine ſchöne

Es lag daher dem Kaiser doppelt an der Freundschaft des mächtigen Welfengeschlechts. Er sparte weder Geschenke noch Verheißungen. Nicht zufrieden, dem Fürsten das Vaterlandes die Tochter Gertrude, Erbin der Lande zu Sachsen, gegeben zu haben, belehnte er ihn zum voraus schon mit Anwartschaft auf das sächsische Herzogthum; desgleichen mit allen Afterlehen, welche ein Herzog daselbst von den Kirchen zu tragen pflegte; mit dem Schlosse Nürnberg und der Burg Gredingen, welche die Straße von Regensburg nach Nürnberg deckte. Das Alles that der Kaiser, auf daß er sich seinen Eidam eng verpflichte.

Nach vollbrachten Lustagen auf dem Lechfelde führte deswegen Herzog Heinrich seine Vermählte schleunig in die Sicherheit der Welfenveste Ravensburg; und sein Heer zur Hilfe des Kaisers vor Nürnberg. Hier lag Lothar mit den Böhmen vor den Mauern des Ortes, von welchen herab Konrad der Hohenstaufe männlich stritt. Acht Wochen Belagerung wurden fruchtlos verloren. Der Kaiser zog ab. Der Hohenstaufe, verwegen durch das erste Glück, warf sich nun gar zum Gegenkönig auf. Das erregte der Welfen Eifersucht. Es ward gekämpft mit Wuth und Ränken; lang' ohne Erfolg; manche Stadt verbrannt manches Gut verheert, bis der Staufen

und Welfen Eigenthum in Schwaben faſt wüſte geworden.

Von dieſen Thaten iſt der große Zorn zwiſchen beiden Heldengeſchlechtern entſprungen, welcher Jahrhunderte mit Unglück erfüllt hat. Sie achteten nicht, daß ſie blutsverwandt waren. Friedrich von Schwaben hatte des hochfährtigen Heinrichs Schweſter Jutta zum Weibe.

Als Heinrich ſah, daß Gewalt nichts verfing, verſucht' er Lift; lud Friedrichen eines Tages [101]) mit gleißneriſcher Freundlichkeit ins Kloſter Zwiefalten zum Geſpräch. Beider Schaaren ſtanden ohnweit dem Kloſter. Friedrich ohne Arg ſah den Schwager. Wie es aber Nacht geworden, bemerkt' er im dumpfen Geräuſch um ſein Schlafgemach Verrath; Wächter, die alle Ausgänge hüteten. Sein Tod war beſchloſſen. Er entſprang noch durch eine unbewachte Thür zur Kloſterkirche, und verbarg ſich im obern Theil des Thurms. Man fand ihn nicht. Die ganze Nacht ward er geſucht; keine Mönchszelle blieb undurchforſcht. Als Friedrich mit der Morgenfrühe einige ſeiner Ritter, die um ihn Angſt trugen, zum Kloſter reiten ſah, ſtieg er vom Thurm nieder; dann zum Herzog, warf demſelben die Heim-

101) Im Jahre 1130.

tücke vor, und verließ ihn mit unsterblichem Groll. Dafür mußten die Welfischen Städte, Memmingen, Altorf, Ravensburg, und andere Ortschaften in Flammen aufgehen.

Inzwischen war die Stärke der Hohenstaufen der überlegenen Gegenmacht nicht gewachsen. Des Kaisers Gewalt, des Reiches Acht, der Kirche Bannstrahl, der Welfen Grimm stritten zugleich wider ihr Haus. Nach zehnjährigem Hader baten sie Frieden, um ihr Letztes und die Hoffnung der Rache zu retten.

Sie kamen von den Schutthaufen ihrer Städte demüthig zu des Kaisers Füßen, und erflehten seine Gnade für ihre Verbrechen.

Neben der Erniedrigung der Hohenstaufen glänzte um so mehr des Welfischen Hauses Grösse. Herzog Heinrich, oft in des Kaisers Abwesenheit dessen Statthalter im Reich, galt ihm fast gleich. Ihn beneideten oder fürchteten alle Fürsten. Keiner war so mächtig, wie er. Selbst die Mathildischen Güter in Welschland wurden ihm vom römischen Stuhl zum Lehen gegeben, Mantua, Parma, Modena, Reggio und das ganze thuscische Gebiet.

10.

Des Herzogs Fehde mit Bogen und Wolfratshausen.

Im Jahr 1128 — 1131.

Weder im Kampf mit den Hohenstaufen, noch wenn er den Kaiser jenseits der Alpen begleitete, oder in deutschen Landen an dessen Statt reichsete, vergaß Heinrich die Angelegenheiten des Herzogthums, welches der Grundpfeiler seiner Größe blieb. Er kehrte oft nach Baiern zurück; mehrmals mit gewaffneter Faust, wenn die Widerspenstigkeit der Großen Empörung ward.

Es waren zu dieser Zeit die Grafen von Hohenbogen eines der gewaltigern Geschlechter im Lande. Ihre Burg, auf einem Berggipfel am linken Ufer der Donau, schaute weit über den fruchtbaren Donaugau hinab. Ihnen gehörten viele Schlösser und Herrschaften, Schirmvogteien über reiche Klöster, und der Strich am Baierwald von Regensburg bis Passau hinunter [102]). Graf Friedrich von Hohenbogen,

102) Scholiners Stemmatographia comitum de Bogen, hodie ab arcu. (N. hist. Abh. d. bair. Ak. 4, 289 ff.) Doch sehr zweifelhaft bleibt des Bogen Abstammung, wie der meisten alten Geschlechter.

einer der Übrigen, den nu'l verdrießen mochte, daß bald Sachsen, bald Schwaben über die alten Geschlechter zu Baiern herrschten, war damals Vogt des Domstifts zu Regensburg, ein rauher, gewaltthätiger Mann. Des Herzogs Burggraf, welcher den Straßen Sicherheit und den Waaren Geleit gab, die zum Markt geführt wurden, auch in Herzogs Namen Gericht pflog, hatte daher oft Streit mit ihm. Eines Tages ließ ihn Friedrich freundlich zu sich berufen, und raubte ihm heimtückisch das Leben.

Solchen Frevel wollte Herzog Heinrich, Andern zur Warnung, in Strenge rächen. Mit vielen Reisigen ritt er nach Regensburg, kam aber zu spät. Der Mörder war in sein starkes Bergschloß, genannt Falkenstein vor dem Wald, geflüchtet. Hier lag Heinrich viele Tage, ohne Frucht. Und da er nicht lange zögern durfte, weil der Kaiser ihn noch gegen die Hohenstaufen nöthig hatte, mußte er unverrichteter Dinge abziehen. Es war im Jahr 1128. So ging Friedrich frei aus, obgleich des Herzogs Schwester, Ida, Wittwe des Markgrafen an der Steyer, mit achthundert Gewaffneten gekommen war, die Rache zu vollbringen.

Drei Jahre nach diesem war zu Regensburg Bischof Kuno gestorben. Schnell ritt Friedrich von Bogen dahin, und betrieb, daß,

dem Herzoge zum Verdruß, Graf Heinrich von Wolfratshausen gewählt ward. Die Herren von Wolfratshausen, in ihrem hochgelegenen Schlosse an der Loisa und Isar, stammten aus dem uralten Hause Andechs, und waren den edelsten Geschlechtern von Baiern verbrüdert. Aber der Herzog war ihnen abgeneigt; auch des Grafen Uebermuth wollt' er nicht länger dulden, der sein Ansehen verspottet. So kam er rächend zur Fehde. Er wandte sich an Papst und Kaiser wider die Bischofswahl [103]), und als Regensburg sie behauptete, mit Kriegsvolk gegen die Stadt. Ihm wurden die Thore geschlossen. Er verbrannte die Vorstädte, und verwüstete des Bisthums Gut.

Von Regensburg hinweg erhebt sich nordwärts längs der Donau eine waldige Bergshöhe bis zum Böhmerwald; vor derselben, zwei Stun-

---

103) Abt Cöleſtin von St. Heimeran in seinem „Mauſoleum" ſagt: Weil die Abtei Heimeran wegen unterlaſſener Zahlung an Rom vom Papſt auf kurze Zeit in Bann gethan worden, und Biſchof Heinrich die Vollziehung des Banns gegen das Kloſter empfangen, habe dieſer daſſelbe grauſam behandelt, die alten Freiheitsbriefe verbrannt, die goldenen Kelche zerbrochen u. ſ. w. Dies zu rächen, habe Herzog Heinrich den Biſchof bekriegt.

den unterhalb Regensburg, auf einem Hügel, die bischöfliche Burgveste Donaustauf. Diese berannte Herzog Heinrich, nahm sie und legte Besatzung hinein. Er hatte aber nur wenige Ritter mit sich, und ging mehrere aufzubieten. Schnell kamen die Bischöflichen wieder, lagerten sich vor Donaustauf, und brachten die Besatzung in Hungersgefahr. Heinrich kehrte schnell zurück, trieb den Bischof ab, und versorgte die Veste. Dann ritt er mit kleiner Schaar gen Oberbaiern, der Isar zu. Dies hörte zu Wolfratshausen des Bischofs Vater, der alte Graf Ott. Der stieg von der Burg, lauerte mit seinen Dienstmannen dem Herzog auf, und war daran, ihn zu fangen, denn man kannte des Herzogs Roß. Dieser aber, mit einem seiner Knechte Gewand und Pferd tauschend, entrann; Ott erstach den Reisigen, welchen er für den Herzog hielt.

Nun rüsteten Friedrich von Bogen, Otti von Wolfratshausen und sein Sohn; der Bischof von Regensburg, mit aller Kraft; zogen viele edle Baiern an sich, auch Markgraf Leopolden von Oesterreich und Graf Albrechten von Windberg. Denn sie erfuhren, der Herzog habe furchtbare Macht berufen, auch seinen Bruder Welf aus Welschland mit vielen Kriegsknechten. So war es. Heinrich, mächtig genug, übte schwere Rache. Was dem Bisthum zu Regensburg, was

dem Geſchlecht von Wolfratshauſen gehörte, ward verwüſtet. Die Veſte Stauf an der Donau, und Omeras im Gebirg (vom Tirol) ausgebrannt; dann vor das Stammſchloß der Feinde am Loiſachfluß gerückt. Es war im Jahr 1131.

Eben hier hatten unter den Mauern von Wolfratshauſen die Freunde dieſes Hauſes ihre Stärke verſammelt. Ihnen entgegen lagerte ſich in weit größerer Menge das herzogliche Kriegsvolk; in demſelben war auch Otto der Schyre, Herr zu Kelheim, Wittelsbach und Wartenberg. Dieſer, ein biederer und verſtändiger Mann, deſſen Wort bei Freund' und Feinden Glauben genoß [124]), ging aus des Herzogs Lager und mahnte die Empörten, das Schwerd niederzulegen, um von ihren Häuptern ſchwerere Schickſale abzuwenden; des Herzogs Macht ſei zu groß, um ihre Beſiegung zu hoffen. Darüber verloren die Bundesgenoſſen den Muth und zogen, für ſich ſelbſt beſorgt, zurück. Friedrich von Bogen, als er ſeine Sache wanken ſah, eilte, der Erſte, ſich zu retten; trat frei-

---

124) Vir sapientia praeditus, cui ad utramque patrem accessus patuit, ſagt von ihm der Weingartenſche Mönch (*Canisii* lect. antiq. tom. 3. pars 2, S. 586), deſſen Zeitbeſchreibung die vornehmſte Quelle dieſer ganzen Erzählung iſt.

willig in das Welfische Feldlager, fiel dem Eidam des Kaisers zu Füßen und bat um Gnade. Darauf ergab sich auch Graf Ott mit seiner Burg. Diese ward verbrannt. Ott schwor Urfrieden und mußte mit Friedrich dem Bogen das Land meiden. Beide wurden nach Ravensburg gethan. Der Bischof von Regensburg aber, deswillen der Streit angehoben, mußte des Siegers Versöhnung mit der Grafschaft Hohenburg am Inn kaufen. So rächte Heinrich der Hochfährtige sein geschmähtes Ansehn.

11.

Die Brücken bei Regensburg und Passau.

Weit und groß, mit kostbaren Gebäuden, hohen Kirchen, Klöstern, Ringmauern und Streitthürmen, lag Regensburg an der Donau ausgebreitet, des baierischen Herzogthumes und des süddeutschen Waarenverkehres erste Stadt, aber noch immer, gleichwie zu der Agilolfingen Zeit, ohne Brücke über den Strom.

Es begab sich, daß im Sommer des tausend einhundert fünfunddreißigsten Jahres, da von großer Hitze ganze Wälder erbrannten, auch die Wasser der Donau gar seicht wurden. Dies bewog den Herzog, seinem Namen ein Denkmal

auf die spätesten Zeiten zu stiften. Er ließ, vereint mit der Bürgerschaft, eine steinerne Brücke erbauen. Es wurden im Bette des Flusses unter dem Wasser große Steinlagen mit Eichen, Eisen und Blei befestiget; über dieselben dann fünfzehn Schwibbogen von Marmor gewölbt; darüber die offene Brücke, dreißig Werkschuhe breit, eilfhundert einundzwanzig lang, von einem Ufer zum andern. Im eilften Jahr seit Anhebung des Werks stand es vollendet; von Allen gepriesen als Wunder der Kunst im deutschen Lande [105]). Vorher wurden Waaren, Menschen und Vieh nur auf bleibenden Fähren übergeschifft, dergleichen auch hin und wieder in andern Gegenden des Flusses zur Bequemlichkeit der Reisenden zu liegen pflegten [106]). Dem Beispiel des Herzogs ahmte loblich Bischof Reginbert in Passau nach. Auch er, sobald jener Bau zu Regensburg vollbracht war, legte bei Passau eine steinerne Brücke über

---

105) Aventin Orig. Ratisb. (Oefele 2, 758). Die Brücke über den Rang haben hernach die von Regensburg erbaut.

106) So empfing 1140 das Kloster Windberg ein eigenes Fährrecht durch die Grafen von Bogen, propter hiatum et alias necessitates. Mon. boic. 14, 36.

Weiſe. Die Fürſtin ſelbſt gab in ihrem Pallaſte das Feſt der Hochzeit, und zwar ſehr glänzend, und überhäufte die tugendhafte Lehrerin mit ihren Geſchenken.

Dieſe genoß das Glück des Lebens nicht lange. Es blieb ihr von ihrem erſten Wochenbette eine Schwermuth zurück, die ſich nicht zerſtreuen ließ, und welche ſelbſt die Geſundheit ihres zarten Körpers zu zerſtören drohte. Die Aerzte riethen endlich zur Luftveränderung, zur Rückkehr in die vaterländiſchen ſchönen Gebirgsthäler. Eine Anverwandtin der Kranken, welche eben im Begrif war, aus Rußland wieder nach der Schweiz zu reiſen, bot dazu die angemeſſenſte Gelegenheit.

Die Fürſtin trennte ſich ungern von der hochgeſchätzten leidenden Frau. In der rauhen Jahreszeit machte ſich voll zärtlicher Anhänglichkeit die Fürſtin auf, und begleitete ihre kranke Freundin in eigener Perſon ſechshundert Werſte weit, nur um unterwegs zu beobachten, welche Wirkung die Reiſe auf die Geſundheit derſelben machen werde. Dann endlich mußte ſie ſcheiden von der geliebten Erzieherin. Die Trennung war ein erſchütternder, ſchmerzhafter Augenblick für Beide. Selbſt ſpäterhin noch, ſo oft die edle Fürſtin dieſes Augenblicks gedachte, ſchwammen bei der Erzählung ihre Augen in Thränen.

den Inn [107]), dessen Tiefe und reissende Flut seit Jahrhunderten schon der Menschen und Waaren viel verschlungen hatte. Dafür nahm er keinen Zoll vom Reisenden; fügte vielmehr noch für Arme und Pilgerleute eine Herberge hinzu mit unentgeldlicher Pflege.

Unter allen Künsten edler Art, welche mit Freiheit und Tugend der Griechen und Römer untergegangen waren, hatte sich bei den deutschen Völkern die Baukunst wieder mit Kraft aufgerichtet. Dazu mochten, neben dem Reichthum der Klöster, oder mit der Prachtliebe ihrer Bewohner, jene erhabenen Trümmer des Alterthums als Vorbilder gewirkt haben, die noch in welschen Städten prangten. Spätere Eroberervölker aus Norden, welche nach dem Untergang der Gothen ihren Sinn an den Prachtwerken Italiens weideten, nannten dieselben gothischen Bau. Denn ihnen war der längstverschwundenen Römer Grösse so fremd oder deren Namen so verächtlich geblieben, daß sie auch keinen Scipio oder Cäsar mehr kannten, sondern nur einen Attila oder Theodorich von Verona oder Alboin zu preisen wußten. Dennoch hatten Gothen und Lombarden mehr zer-

107) Nihil nobis videbatur utilius, sagt der verständige Bischof in seiner darüber ausgestellten Urkunde. Hanslz 1, 307.

störet, als gebaut. Nur im Schoos des üppigen Konstantinopels war ein Schatten alter Kunst geblieben, noch Fertigkeit im Behauen und Fügen des Gesteins, aber ohne erfinderischen Geist, ohne Erkenntniß des Ebenmaßes und der alten reinen Verhältnisse. Baumeister von daher an die fränkischen, deutschen und welschen Höfe berufen, hatten die ärmliche und geschmacklose Kunst der jüngern Griechen im abendländischen Europa gemein gemacht; Kirchen meist rund und wie die Pfalzen hoch und einfach, aber mit den kahlen Wänden schmuckleer; die Decken der Prachtsäle und Tempel holzern, flach und bemalt, oder im Tonnengewölbe gesprengt.

Als nach diesem Wallfahrten und Kreuzzüge zu den Morgenländern Sitte geworden, brachten zahlreiche Pilger von dort Vorstellungen von der arabischen oder maurischen Bauart mit; kühn in der Anlage, gefällig in der Gestaltung, mannigfaltig und sinnvoll im Zierrath. Nun strebten bald die Tempel höher zu den Lüften; mehrere Pfeiler mit Knaufen von verschlungenem Blätterwerk, welches nie dasselbe, doch immer ähnlich blieb, trugen ein hohes Gewölbe des Innern; dämmerndes Licht sank durch weichgebogene Schwingungen der Fenster auf die glatten Wände, deren Nacktheit hin und wieder ein sinniges Schnitzwerk oder eine hervorragende Ge-

ſpalt unterbrach. Wie alle Bogen und Gewölbe, hufeiſenartig geſchweift, rundete ſich auch der Obertheil von der Hauptpforte des Eingangs, an welcher der Baumeiſter alle Pracht in bunter Mannigfaltigkeit von Blumen, Thürmen, Heiligen, Ungeheuern, Palmen, Löwen und Krokodilen verſchwendete; neben hochſtrebenden Hauptthürmen der Kirchen ſchoſſen, gleich ſchwächern Stängeln aus gleicher Wurzel, mehrere ſchlanke Thürmlein wuchernd auf, das Ganze zu verſchönen. So war die Bauart dieſer Zeit.

Als Denkmal derſelben ſteht ſeit dem eilfhundert eilften Jahr, eine Zierde Regensburgs, das Kloſter zum heil. Jakob. Es ward den Schotten erbaut, da ihnen das Peterskloſterlein vor der Stadt zu eng geworden und ſie erbaulichen Wandel führten. Burggraf Ott von Reittenburg, Graf Friedrich von Frontenhauſen, viel andere Herren und Frauen ſteuerten dazu mit voller Hand [103]).

---

103) Raſelius handſchr. Chronik. Bis zum eilften Jahrhundert ward meiſtens Alles im römiſchen und neugriechiſchen Geſchmack erbaut, per operarios graecos, wie Gobelinus Persona (Meibom Script. rer. Germ. 1, 257) von Kaiſer Karl I. und wieder vom Erzbiſchof Meinwerk, der 1036 ſtarb, ſagt. Es iſt inzwiſchen ſchwer, die herr-

12.

Erbauung vieler Klöster.

Theils jene Fortschritte der Kunst, theils des Zeitalters fromme Begeisterung vermochten, daß eine ungeheure Menge Kirchen und Kloster entweder kostbarer aufgeführt, oder ganz neu gegründet wurden. Es blühten allein zu Baiern binnen fünfzehn Jahren, wie nie vorher und nachher, fast eben soviel heilige Stiftungen auf.

Es darf wohl dieses Zeitalter die Jünglingszeit deutscher Menschheit genannt werden, welche, ein riesenhaftes Geschlecht, aus der Begattung nordischer Barbaren mit den Töchtern des überwundenen Süden entsprungen war. Die Fülle der Kraft gestattete keine Rast, und forderte das Schwerste in den Kampf. Das Ungeheure ward geliebt. Unmäßige Leidenschaften gebaren gleich große Tugenden und Laster. Die Einbildungskraft leuchtete, statt der Erfahrung. Man irrte zwischen Wundern. Jedes Ereigniß am Himmel, jede Erscheinung auf Erden, hatte Bedeutsam-

---

schende Bauart der Deutschen in einem Jahrhundert immer genau zu bezeichnen, da oft mehrere Jahrhunderte über den Bau einer einzigen Kirche verflossen, in welchen Baumeister Entwürfe und Geschmack änderten.

keit, galt einen Gotteswink; vergrößerte die Gährungen; trieb Tausende ins Wahlfeld gegen die Ungläubigen oder in Einsamkeiten der Klosterzwinger.

Am dritten Tage des Jahres 1117 gerieth ein großer Theil Deutschlands durch Erdbeben in Furcht. Es stürzten Mauern der Städte und Tempel; Berge ließen Felsen herabfallen; Bäume wurden vom wüthenden Sturm entwurzelt [109]). Noch allgemeineres Entsetzen verbreitete jene große Verfinsterung der Sonne, die im Jahr 1133 über Europa eintrat [110]). Solche und andere Begebenheiten der Natur, die Unruhen der ganzen Welt, der Streit des Morgen- und Abendlandes unter den Mauern von Jerusalem, die Fehden von Burg zu Burg, die Sehnsucht ohne Stillung, der Kampf ohne Ziel, reizten immer mehr Gemüther, sich dem Sturm des Lebens zu entziehn und in heiligen Einsamkeiten eine Ruhe zu suchen, die ihnen der Weltgeist versagte. So entstand in diesen Tagen die Menge der Gotteshäuser und Klöster, und mit ihnen zugleich in Baiern, was

---

109) Meichelbek 1, 301 führt die Nachricht von diesem weit verspürten Erdbeben aus einem weihenstephanischen Calendarium an.

110) Mon. boic. 7, 503.

das Geringſte ſchien und das Bedeutendſte ward, des Bodens reicherer Anbau.

Das Land zwiſchen dem Zuſammenfluß des Regen und der Donau war, ehe die Brücke von Regensburg ſtand, ſtille Wildniß. Schon während des Bruckenbau's ſtiftete dort Gebhard, ein Regensburgiſcher Chorherr, das Klöſterlein Stetten [111]), und eben ſo ſchnell blühte rings umher der Landbau auf, und Häuſer erfüllten die Gegend, welche noch vor Kurzem unwirthlich gelegen war. Die Gegend um den Wallerſee blieb eine Oede, nur wilden Thieren bekannt, bis im Jahr 1137 Biſchof Heinrich I. von Freiſing auf dem jetzt verfallenen Schloſſe Scoynburg (Schaumburg) bei Schlechdorf, noch heut die Veſte genannt, jene Wilde mit dem Kloſter Benediktbeurn theilte. Da ward der Wald ſchnell ausgerodet; das Feld urbar durch des Menſchen Hand [112]).

Aehnliche Verdienſte hatten mehr oder weniger auch die andern Stiftungen dieſes Zeitalters. Meiſtens wurde ihr Grundſtein in noch wenig bevölkerten Gegenden gelegt; wie auf den Hohen an der Loiſa ohnweit dem Wurmſee zum Kloſter-

111) Laurent. Hohenwart. (bei Oefele 1, 190), wo Stetten ad ripas heißt.

112) Meichelbek 1, 313.

welches die Herren von Iringi aus ihrem Schlosse Beurberg (Puriberg) bauten [113]); oder wie zu jenem, welches im dichten Walde Kolergrün (eine Meile von Eger) ein tapferer Jüngling, Gerwich von Wolmundstein, veranlaßte. Der hatte sich aus dem Getümmel des Lebens mit wundem Herzen dahin geflüchtet, und eine Bethütte zwischen Baumstämmen aufgeflochten. Als ihn daselbst eines Tages Theobald, der Markgraf von Vohburg, erblickte, und in ihm einen seiner liebsten Waffengenossen erkannte, gründete er, durch ihn gerührt, am Bach Wondera das Kloster Waldsassen [114]).

Dem Alpengebirg zu, auf dem Berge Matrona, ob der Veste Falkenstein, weihte die Andacht der Grafen zu Andechs und Dieffen dem h. Petrus eine Betstatt [115]). Diese Herren schalteten über die Landschaften an beiden Gestaden des Ammersees, und von der Isar hinauf bis Tölz. Sie wurden Herzoge von Dalmatien und

113) Um's Jahr 1100. *Hundii* Metrop. 2, 92, und Mon. boic. 6, 355.

114) Um's Jahr 1133. *Ottonis* Prioris Chron. Waldsassense; bei Oefele Script. rer. boic. 1, 51 ff.

115) Um's Jahr 1100. *Hundii* l. c. 3, 67.

Kroatien, auch Markgrafen geheißen von Histrien; herrschten dort und auf den Bergen von Tirol im Alpenlande, wie auch im Voigtlande. Selbst Dieſſen, ihrer Stammſchlöſſer eines, brachten ſie der Gottesmutter als Kloſter zum Geſchenk dar. Viele andere Stiftungen erfreuten ſich aus ihrer Hand. Vor Allen aber begeiſterte zu gottſeligen Thaten dieſer Art Otto, der glaubenseifrige Biſchof zu Bamberg, und Kreuzesverkünder des heidniſchen Pommern [116]). Durch ſein Ermuntern erſtand ohnweit Regensburg, wo die Nabe zur Donau fließt, Prüfening [117]); an der kleinen Laber Mallersdorf, welches die Grafen von Kirchberg aus ihrem Schloſſe ob Madilbartisdorf errichteten [118]); an der Abens Biburg, vorher der Grafen dieſes Namens Stammveſte [119]). Münchsmünſter und Oſterhofen, die uralten Geſtifte agilolfingiſcher Zeit, traten durch jenes Otto Frömmigkeit verjüngten Glanzes aus dem Schutte [120]); gleichwie Altaich das Obere [121]),

116) Wahrſcheinlich aus einem adelichen Geſchlechte von Schwaben.

117) Ums Jahr 1109. *Hundii* I. c. 3, 85.

118) Ums Jahr 1109. Mon. boic. 15, 218.

119) Hanſiz Germ. sacra 2, 215 ff.

120) Mon. boic. 12, 324.

121) Mon. boic. 12, 15.

und das oft zerstörte Schefflarn[122]) gänzlichem Verfall entrissen wurden, oder Schliers, das alte Klösterlein, welches in ein Chorstift umgestaltet ward[123]). Noch kann Dir von Otto's wirksamem Worte Aldersbach zeugen, im anmuthvollen Grunde des Vilsthales[124]); Aspach, aus einer frommen Wittwe Schärflein am Rothfluß gebaut[125]); Untersdorf im fröhlichen Thal, von der Glan bewässert, welches zur Sühne seiner Sünden Graf Otto der Schyre stiftete[126]), wie Ensdorf, die Abtei ohnweit der Nab[127]); Windberg[128]), vormals der Bogen altes Schloß ohnweit der Donau, dem Bohmerwald zu gelegen, nun von ihnen den Mönchen geöffnet, die nach der Vorschrift des Hauses Prämontré lebten.

Wie schon um das Jahr 1080 die Frömmigkeit des ersten Welf im Waldthal an der Amber die

---

122) Mon. boic. 8, 359 und 511.

123) Ums Jahr 1141. Joh. v. Obernberg histor. Abh. vom Chorstift Schliers (München 1504). S. 50.

124) Ums Jahr 1129. Mon. boic 5, 291.

125) Ums Jahr 1127. Mon. boic. 5, 102.

126) Ums Jahr 1124. Mon. boic. 10, 227 ff.

127) Adam Meilers Mundi miraculum seu chron. Ensdorf.

128) Ums Jahr 1135. Mon. boic. 14, 1 ff.

Klause von Raitenbuch für Chorherren aufgethan hatte [129]), stiftete ein späterer Welf, des Herzogs Heinrichs des Zehnten Bruder, kaum zwei Stunden davon entfernt, Steingaden für Prämonstraten [130]), eh' er mit den Kreuzherren ins Land Palästina fahrtete.

Die vielherrlichen Schyren blieben in heiligen Liebeswerken nicht saumselig gegen die Kirche, wie Untersdorf und Ensdorf lehrten. Sogar ihre altertümliche Stammburg zu Scheyern räumten sie, gaben sie den Mönchen, welche bisher auf dem Petersberg nach Benedikts Ordnungen gewandelt und Mangel an gesundem Wasser erduldet hatten [131]), und zogen auf ihre Schlösser Kelheim und Wittelsbach. Denn dem Himmel zu gefallen, war kein Opfer zu groß, das Bitterste zugleich das Süßeste. So mag es ein Graf Adelbert von Lengenfeld schmeichelhaft gefunden haben, „der Arme in Christo" zu heißen, indem er all sein irdisches Gut freudiglich dem Altar brachte, und zu Rohr, eine Meile vom Schlosse der Abensberger, das Stift der Chorherren baute [132]),

---

129) Mon. boic. 8, 1 ff.

130) Ums Jahr 1147. Mon. boic. 6, 477.

131) Ums Jahr 1112. Mon. boic. 10, 372.

132) Ums Jahr 1133. Mon. boic. 16, 91.

Die Wünſche der Fürſtin, ihre Seufzer für das theure Leben, blieben unerfüllt. Nach einem halben Jahre entſchlummerte die Kranke ſanft.

Der König von Akim.

An den abendlichen Küſten Afrika's breitet ſich unter der heißen Sonne, aber im Schatten von Mangobäumen, Palmen, Zedern, Wunderbäumen und Gummiwäldern, ein weites Land aus. Man nennt es Guinea. Die ſchwarzen Urbewohner deſſelben, die Neger, lebten darin von jeher, und heut noch, unter verſchiedenen Namen, und gaben ihren Reichen verſchiedene Namen. Die Europäer aber, die weit klüger ſind, bekümmerten ſich, als ſie das Land zum erſtenmal ſahen, wenig um die Geographie der Mohren, ſondern machten ſich auf der Stelle eine neue. Guinea, das Land, wo ſie den Goldſand zu ihren Guineen fanden, theilten ſie auf der Stelle in neue Bezirke, und gaben denſelben Namen nach den Gegenſtänden ihrer Habſucht, die dort Befriedigung ſuchte. So ſtehen die Namen noch heutiges Tages in den europäiſchen Karten von

um darin zu ſterben. Das Geſchlecht derer von Lengenfeld, von welchem er ſtammte, wohnte urſprünglich an der Nabe auf der Burg ihres Namens, verbreitete ſich aber fruchtbar in mehrere Zweige über die Grafſchaft zu Riedenburg, Talmünz, Stephaning, Velldurg, Lupurg und Rohr. Das Burggrafenthum von Regensburg iſt lange Zeit von Söhnen ihres Hauſes verwaltet. Auch das Kloſter Walderbach im lieblichen Thal am Regen [133]), wie das Münſter an der Altmühl ſind von ihnen gekommen [134]).

Wie die Welfen und Schyren und Lengerfelde haben die weltverbreiteten Sulzbacher gethan, welche aus dem erloſchenen Geſchlecht der Grafen zu Kaſtel, an der Lauter im Nordgau, hervorgegangen waren. Ihre Burg Kaſtel ſelbſt ward mit großer Ausſtattung zum Benediktinerſtift; früher ſchon hatten ſie aufwärts im Hochgebirg ob Salzburg Berchtesgaden [135]) gegründet zwiſchen Wäldern, Seen und geſalzenen Bergen; nachher auf ihren Gütern bei Auerbach

133) Heinrich und Otto von Riedenburg waren die Stifter.

134) *Hundii* Metrop. 2, 60.

135) Ums Jahr 1106. Abh. der bair. Ak. 3, 153. Hund I. c. 2, 105.

Michelfeld [136]) und wahrscheinlich auch die Abtei Weiſſenohe [137]). Selbſt Baumberg, das Kloſter des Chiemgau's, auf luſtiger Höhe, wo Traun und Alzach zuſammenfließen, ward von ihnen, wo nicht geſtiftet, doch vollendet [138]). Denn früher ſchon war deſſen Errichtung unter dem Schmerz der Lieb' und des Todes beſchloſſen worden. So geht die Sage:

Adelheide, des Grafen Kuno von Megling und Frontenhauſen Tochter, war die liebreizendſte von allen Jungfrauen weit umher [139]); ihr Vater ein ſtolzer und zorniger Mann. Darum wagte der ſchöne Graf Markohard nicht um ſie zu werben; er war nicht reich. Sein Schloß Marquartſtain lag auf hohem Berg an der Aha, wo ſie aus dem Gebirg zum Chiemſee rauſcht. Er ward des reichen Kuno Dienſt-

136) Ums Jahr 1119. Die Stiftungsurkunden von Michelfeld wie bei Kaſtel in *Bruschii* Chron. monast. S. 120. 306.

137) *Bruschius* l. c. 1, 13.

138) Seit 1144. Mon. boic. 2, 169.

139) Puellam mire pulchritudinis, inter electissimas predicte terre mulieres u. ſ. w., ſagt die Stiftungsgeſchichte in einer Urkunde des zwölften Jahrhunderts. Mon. boic. 2, 173.

mann; seinen schönsten Sold empfing er durch Adelheidens heimliche Gegenliebe. Als Beide den Sinn des alten Kuno nicht erweichen konnten, flüchteten sie auf Markobards hohes Schloß im Gebirg. Da vergaß Adelheide in seinem Arm den Fluch des Vaters, der sie enterbte. Zwei Monden nach der Hochzeit aber, als Markobard durch einen Wald jagte, ward er von zwei Jünglingen überfallen, Söhnen einer Edelfrau, mit welcher der Graf zuvor Buhlschaft getrieben. Eifersucht wollte verrathene Liebe rächen. Markobard fiel unter den Streichen der Jünglinge. Im Blute schwimmend fand ihn Adelheide; an ihrer Brust gab er den Geist auf. Sie gelobte dem Sterbenden zum Trost der Seelen aus seinem Gut ein Bethaus zu bauen. Allein Jahr und Tag nachher, in den Freuden folgender Ehen, blieb das Gelübde vergessen. Erst auf dem Sterbebett ereilte sie die Reue. Da mußte ihr dritter Gemahl, Beringer von Sulzbach, schworen, ihren Leichnam nicht zur Erde zu bestatten, bevor das Gelübde gelöset sei. Adelheidens Leib ist zwölf Jahre lang neben dem Bethäuslein unbegraben gestanden. Mit Gründung des Klosters Baumberg fand er Ruhe.

Im Ysenthale hatten die Leonsberger zu Leonsberg und Tungau ihren Sitz. Sie stifteten

St. Veit aus ihrem weitläufigen Besitzthum [140]). Die Grafen von Hirschberg, deren Ursprung sich in die Tage der Agilolfingen verliert, noch ward ihre alte Stammveste auf dem Berggipfel über dem Zusammenfluß der Sulz und Altmühl gesehen, bauten das Kloster der Prediger zu Eichstätt und Plankstätten.

Kaum ein einziges baierisches Adelsgeschlecht war vorhanden, welches nicht altbestandene Kirchen reich beschenkt, oder neue aufgeführt hätte. Bernried am Wurmsee ward von Graf Otto von Valey gebaut [141]), dessen Väter in Sundergau mächtig waren und sich sonst von Grube hießen, bis Otto die starke Burg Valey an der Mangfall am Fuß der Alpen bezog. Die Kirchen von Wenarn [142]) erhob der vielbegüterte Sigibot, Graf zu Neuburg und Falkenstein, ebenfalls am Ufer der Mangfall; Suben, das Kloster am Inn [143]), eine Gräfin von Neuburg und Formbach; Neuzell und Neustift, wo sich

140) Ums Jahr 1130. Mon. boic. 5, 229. Auch Niedern-Viebach an der Isar 1296.

141) Ums Jahr 1111. Mon. boic. 2, 167.

142) Ums Jahr 1133. Mon. boic. 7, 427.

143) Ums Jahr 1100. Mon. boic. 5, 510.

Mosach und Isar vereinen [144]), Otto, Bischof von Freising, aus dem Hause der Markgrafen von Oesterreich, der noch unsterblichern Namen durch die Geschichten empfing, welche er beschrieben; Pöhring wurde von drei Brüdern aus den gräflichen Stämmen derer zu Raning, Rottenburg und Mospurg gestiftet [145]); Ranshofen, auf geräumiger Ebene am Inn, von buschigten Hügeln umgeben, wo längst schon Kaiser Arnulf dem heil. Pancration ein Kirchlein geweiht hatte, durch Herzog Heinrich IX. prachtvoller aufgeführt [146]); Raitenhaslach, im engen gekrummten Thal von der Salzach durchwühlt [147]), durch Wolfbern von Tegernwang; Reichenhall, wo in karlingischen Jahrhunderten am Fuß des Gebirges dem heiligen Zeno eine Klausnerei geweiht gewesen sein mag [148]), durch Erzbischof Konrad von Salzburg, den großthätigen Mann, vollbracht.

---

144) Ums Jahr 1140. Meichelbek 1, 322. Mon. boic. 9, 527.

145) Ums Jahr 1143. Hund 3, 62.

146) Ums Jahr 1130. Hund 3, 138.

147) Ums Jahr 1143. Mon. boic. 3, 99.

148) Ums Jahr 1120. Mon. boic. 3, 521.

Noch wäre von vielen andern Stiftungen dieſer Tage zu erzählen, wie von Reichenbach [149], welches ein Graf des Hauſes Vohburg [150] baute, weil ſeine Mutter von ſchwerer Krankheit genas, nachdem ſie die Himmelskönigin im Traum geſehen; von Beiharting im obern Baiern an der Glon, dem Werke eines gottſeligen Geſchwiſters [151]; von Schambaupten an den Quellen des Schambachs ob Altmannſtein [152], der bußfertigen Wittwe Gertrudis Geſtift. Es iſt aber Zeit, daß ich wieder von den Schickſalen des hochfährtigen Herzogs Heinrich zu Baiern erzähle, und wie er um Anſehn und Leben gekommen.

13.

Herzog Heinrichs X. Sturz.

Im J. 1137 — 1139.

Nachdem Kaiſer Lothar nebſt ſeinem mächtigen Eidam Heinrich, Herzoge zu Baiern

149) Ums Jahr 1120. Mon. Reichenb. Oefele 1, 402

150) Markgraf Diebold, der auf die gleiche Stelle eine Stadt und Burg hatte bauen wollen, aber ſeiner Mutter Leuthardis nachgeben mußte, da ſie ihren Willen vor kaiſerlichem Gerichte geltend machte.

151) Ums Jahr 1130. Meichelbek 1, 311.

152) Ums Jahr 1139. Mon. boic. 1, 311.

und Markgrafen zu Thuscien, jenseits der Alpen die aufrührerischen Welschen gezähmt, und Alles bis Apulien und den äussersten Enden der Appenninen unterworfen hatten, geschah, daß er auf dem Heimweg ins deutsche Land tödtlich erkrankte. In einer elenden Bauerhütte des Dörfleins Bredowan im baierischen Gebirg [153]) starb der Kaiser am dritten Christmond des Jahres eilfhundert siebenunddreißig. Seinen Leichnam führte der Herzog zum Kloster Königsluther ins Sachsenland, und übernahm zugleich das sächsische Herzogthum, mit welchem ihn die Hand des Verstorbenen zehn Jahre zuvor belehnt hatte. Umsonst sprach es, als Erbe, der brandenburgische Markgraf Albrecht, der Bär genannt, an. Die Sachsen huldigten froh; schon sahen sie in Heinrich den künftigen Oberherrn gesammten Reichs.

Ihre Erwartungen wurden getäuscht. Die meisten Fürsten hatten den Herzog nicht lieb, dessen große Macht vom deutschen bis zum venedischen und thuscischen Meere ein Gegenstand ihrer Besorgniße wie ihres Neides war [154]). Oft mochte sein Stolz oder sein Gebot sie gedrückt haben,

153) Im heutigen Tirol, Breitenwang, oberhalb Hohenschwangau an der Landstraße von Italien, ohnweit dem Lechstrom. Lori chronol. Aucg. 1, 525.

154) Ottonis Friling. de gestis Friderici imp. c. 22.

wenn er an der Spitze des Heeres geſtanden, oder an Kaiſers Statt gereichſet hatte. Selbſt der Papſt, der zweite Innocenz, welchem doch Heinrichs tugendliches Schwerd in mancher Belagerung und Schlacht gedient, vergaß die Dankbarkeit über den Vortheil, den der römiſche Stuhl von einem ohnmächtigern Kaiſer ziehen konnte.

Heinrich, im Bewußtſein großer Uebermacht, ſchien dieſe Stimmung der Fürſten zu verachten oder nicht zu ahnen; am wenigſten aber zu fürchten, daß jemals ein Hohenſtaufe ſein Nebenbuhler werden könne. Und dennoch geſchah alſo. Der vom Kaiſer Lothar begnadigte Hohenſtaufe Konrad, Herzog von Franken, vereinigte die Stimmen der meiſten Fürſten und Geiſtlichen. Denn vom Unglück hatte er Leutſeligkeit und den Einfluß der Prieſter ehren gelernt. Darum ward er von ihnen geliebt; und die Schwäche ſeiner Hausmacht galt ihm nur als neues Verdienſt. Der Tag der Königswahl ward ausgeſchrieben, aber nicht abgewartet. Es traten die Hohenſtaufiſch-Geſinnten drei Monde früher zuſammen, ohne des hochfahrtigen Heinrichs Vorwiſſen, riefen Konraden um Petri Stuhlfeier des Jahres 1138 zum König aus und krönten ihn zu Aachen.

Solche Ungerechtigkeit und Argliſt empörte die Welfen und ihre Freunde. Sie verwarfen die falſche Wahl, kamen auch nicht gen Bamberg zur

Huldigung. Nun fürchtete König Konrad, genannt der Dritte, wiewohl Papst und Reich mit ihm waren, Heinrichs Zorn; that freundlich und stellte sich zur Versöhnung begierig. Auch gelang ihm damit, den Herzog zu bewegen, daß er auf den Tag zu Regensburg kam, und die Reichskleinodien, Krone, Kreuz und heilige Lanze übergab. Darauf ward das Weitere versucht, die Welfenmacht zu lähmen, und gesprochen, ein Fürst des Reichs dürfe nicht wohl viele Lehen des Reichs zu gleicher Zeit tragen; das könne Verwirrung oder der Freiheit des Reichs selbst Gefahr bringen. Als dies der mächtige Fürst gewahrte, verließ er Regensburg voll Grimmes, und da ein neuer Tag zu Augsburg gehalten werden sollte, erschien er mit zahlreicher Ritterschaft, die vor der Stadt lagerte. Da ward viel unterhandelt, weil Konrad und die Hohen des Reichs Sachsen, Nürnberg, Thuscien und andere welsche Lande Heinrichs wieder von ihm nehmen wollten. Allein Heinrich, welcher des Hohenstaufen Schalkheit erkannte, wollte nicht meiden, was er von der Reichshand empfangen, und trotzte männiglich, wer ihn zu berauben gedächte. Der König fing an von ihm und seinen Rittern Gewalt zu fürchten; und eines Abends, vom Nachtmahl aufgestanden, stellte er sich in sein' Schlafgemach zu gehen, entwich aber in der Stille mit wenigen

Vertrauten nach Würzburg. Hier ſetzte er den Reichstag fort, ließ Heinrichen zum Feind des Kaiſers und Reichs ausrufen, und, da derſelbe den Sinn nicht änderte, aller Fürſtenthümer verluſtig, in des Reiches Haß erklären [155]). Das Herzogthum Sachſen ward Albrechten von Brandenburg zugeſprochen, Nürnberg ihm ſtracks mit Gewalt genommen, Baiern dem Markgrafen Leopold in Oſterland, dem Halbbruder des Königs, ertheilt. Das war die Rache der Hohenſtaufen an den Welfen.

Nun, da die Achtbriefe angeſchlagen waren, daß den Herzog Keiner aufnehmen, Jeder ihn tödten dürfe, traten ſeines Hauſes Feinde kühner hervor; wer bisher gewankt, hielt zum König. Heinrich, vor wenigen Tagen noch gebieteriſch vom Eiderſtrom im Norden bis längs den Appenninen, ward alſo verlaſſen, daß er aus Baiern heimlich mit drei Vertrauten entweichen mußte. Er ging zu den Sachſen. Viele Grafen und Herren mit ihren Dienſtmannen aus Baiern zogen ihm in Pilgerkleidern nach. Dort ſammelte ſich muthiges Volk um ſein Feldzeichen. Bald ward er ſtark genug, den Brandenburger zu vertreiben, ſelbſt die Hohenſtaufen zu ſchrecken. Sie ſetzten

155) So geſchehen zu Goſlar um Weihnachten 1138.

Afrika, z. B. Pfefferküſte, Elfenbeinküſte, Sklavenküſte, Goldküſte u. ſ. w. Die krämernden Europäer hätten aus der ganzen Welt gern eine Krämerbude gemacht, und jeden Welttheil zu einer Wand ihres Kramladens, wo ſie die Länderküſten wie Waarenkiſten anſehen könnten.

Einen großen Theil der Goldküſte füllt das Königreich Akim aus. Es liegt zum Glück aber wohl ein halbes Hundert Meilen vom Seeufer. Daher konnten es die frommen und weiſen Europäer nicht ſo ſchnell verwüſten und elend machen.

Inzwiſchen hatte der König von Akim, Namens Frempung, von der Erſcheinung der weißen Seeungeheuer gehört. So nannten die unwiſſenden Neger ſehr unverſchämt uns liebenswürdige Europäer. Sie, die bekanntlich kohlſchwarz ſind, und ſtatt unſers langen braunen, ſchwarzen oder goldnen Haares nur krauſes, wolliges Haar à la Titus tragen, nannten uns Seeungeheuer! — Das iſt aber der Zauber der Gewohnheit. Für die ſchwarzen Herren und Damen in Guinea iſt nichts in der Welt ſo anmuthig, als eine feine ſammtne Haut, dunkel wie Ebenholz. Man weiß ja, wenn die reiſenden Engländer, Adanſon oder Mungo Park, durch afrikaniſche Dörfer wanderten, wo man noch die europäiſche Grazie nicht zu bewundern Gelegenheit

einen Tag zu Quedlinburg, als wollten sie freundschaftlich mit ihm Verständniß eröffnen. Aber Heinrich, kaum zur Stadt gekommen, ward plötzlich vom Tode hinweggerafft, mitten in der Fülle seines Lebens [156]). Viele sagen, und nicht unglaublich, es sei ihm Gift gegeben worden [157]).

14.

Herzog Leopold.

Im J. 1139 — 1141.

Inzwischen war Markgraf Leopold eilfertig aus Österreich mit Kriegsvolk aufgebrochen, von den baierischen Landen Besitz zu ergreifen, zu deren Herzog er erkoren war. Wer dem Kaiser anhing, huldigte. Auch Regensburg öffnete Leopolden die Thore. Hingegen blieben viele Grafen, Bischöfe und Aebte dem Österreicher abgeneigt; Einige, weil sie den Kaiser haßten, Andere, weil sie den Welfischen Stamm liebten. Sowohl des verstorbenen Herzogs zehnjähriges Söhnlein, Heinrich, nachmals der Löwe genannt, als dessen

156) Er starb am 20. Weinmonds 1139, siebenunddreißig Jahr alt.

157) Die meisten Zeitbeschreiber äußern es, ohne nähere Umstände anzugeben.

Oheim Welf von Altorf, konnten Baiern fordern; denn als ein Erblehen war es im J. 1095 durch Kaiser Heinrich IV. dem ersten Welf und seinem Geschlecht übergeben worden.

Besonders standen die Grafen Kuno und Otto von Valey [158]) dem neuen Herzog entgegen. Darum rückte der Österreicher mit ganzer Macht vor ihre Burg an der Mangfall [159]). Die Valeyer trieben ihn männiglich ab. Auch kam ihnen der Welf aus Schwaben zum Trost und schlug unter ihren Mauern in blutigem Treffen den Belagerer. Leopolds Volk floh; seine Tapfersten fielen. Unter denselben von Pfeilen durchbohrt auch Graf Albert von Bogen, und Heinrich, Graf von Naning [160]).

Während hier die Welfen obsiegten, verwüsteten Kaiser Konrad und Herzog Friedrich, die Hohenstaufer, deren Stammlande in Schwa-

---

158) So Aventin; hingegen Lori im chronol. Auszug nennt einen Gerard, statt des Otto.

159) Einige neuere sprechen von einer Belagerung von Wolfratshausen; diese war aber erst zehn Jahre vorher durch Herzog Heinrich X. abgebrannt worden. Aventin (Ann. L. VI.) beschreibt hingegen genau die Burg Valey.

160) Das Treffen geschah am 13. August 1140.

ben. Schnell wandte ſich der Altorfer gegen ſie. Da geſchah unter den Todfeinden ein mörderiſches Streiten bei Neresheim und Weinsberg. Und das Feldgeſchrei der Rotten, die in dieſen Schlachten gehört worden: „Hie Welf! Hie Giebling!“ ward von nun das Loſungswort der Völker deutſcher und welſcher Zungen, wie ſie entweder mit den Welfen oder Hohenſtaufen, mit dem Papſt oder dem Kaiſer hielten. Giebkingen iſt aber ein Ort im Hartfelde zwiſchen Hochburg und Neresheim, wo Herzog Friedrich von Schwaben von ſeiner Amme geſäugt und gepflegt worden war.

Das Unglück der Welfen in Schwaben erleichterte dem Herzog Leopold das Geſchäft ſeiner Rache in Baiern. Sonder Mannszucht, auf Raub und Mord erpicht, fuhr ſein Kriegsgeſind' über das Gebiet der Widerſacher, ohne des Gutes der Holdgeſinnten zu ſchonen. Die Ländereien von Freiſing, wo des Herzogs eigener Bruder Biſchof war, wurden mit gleicher Wildheit, wie der Welſiſche Lechrain, verheert [161]).

Solche Thaten verſöhnten kein Gemüth. Der Herzog ſchien mehr gekommen, ſein eignes Volk zu bekriegen, als gegen fremde Unbill zu ſchirmen.

---

161) Otto Frising. 7, 25.

Das Vertrauen floh ihn. Jeder sorgte für sich selber. Auch die Regensburger, vorher wohlgesinnt, zerfielen mit ihm, da ihr Handel ohne Sicherheit blieb.

Und eines Tages, da er bei ihnen war, ward der Aufruhr so groß [162]), daß Leopold und die Seinigen, um sich zu retten, Feuer anlegen mußten. Wie die Straßen brannten, entschlüpft' er aus den Stadtpforten; sammelte seine Kriegsleute; lagerte sich damit vor Regensburg, verwüstete dessen Gebiet, und trieb es also, bis ihn die Bürger mit schweren Geldbußen versöhnten.

Seit er gen Baiern gekommen, war ihm kein froher Tag geworden. Unter den Mühseligkeiten und Fehden erkrankt' er schwer. Da ward das friedlichere Osterland wieder seine Sehnsucht. Er reiſete mit ſiechem Leibe dahin, erreichte es aber nicht. Zu Niederaltaich athmete er den Geiſt aus [163]).

---

162) Otto von Freising, den Wittelsbachern nie hold, sagt: ex platini comitis importunitate.

163) Am 18. Weinmond 1141.

15.

Herzog Heinrich XI. Der Welfen und Giblingen Streit.

Im J. 1142—1150.

Alsbald belehnte der Hohenkauffsche Kaiser Konrad den Bruder des Verstorbenen mit dem Herzogthum. Dieser, auf beiden Seiten des Kalngebirgs Markgraf im Osterland, hieß Heinrich, in der baierischen Herzogenreihe der Eilfte seines Namens, von den Zeitgenossen aber, nach seinem Leibspruch, Ja so mir Gott (hilft) genannt. Und damit die Welfen auf ewige Zeiten von diesen Landen verdrängt oder die Herren zu Baiern von ihnen abwendig würden, wußte der Kaiser zu veranstalten, daß der neuerkorne Fürst Gertruden, die sechsundzwanzigjährige Wittwe Herzog Heinrichs des Hochfährtigen, eheligte. Sie mußte ihren unmündigen Sohn Heinrich, welcher nachher der Löwe genannt worden ist, zur Entsagung auf Baiern bewegen. Gertrude opferte dem Vergnügen, zum andermal Herzogin zu sein, leichtsinnig die Pflichten der Mutter auf. Die Freuden der Hochzeit währten in Frankfurt am Main zwei Wochen lang; aber neun Monden darauf lag Gertrud' im Grabe.

Unterdeſſen raſtete der Welfe von Altorf nicht. Auch die Edeln von Baiern ließen ſich nicht durch den Kunſtgriff der Hohenſtaufen irren. Jener brach mit Heergewalt auf, ſich Baierns zu bemächtigen; dieſe brachten ihm Hilfe offen und heimlich. Nun neues Blutbad zwiſchen Gieblingen und Welfen im ganzen ſüdlichen Deutſchland, von Ungarns bis Burgundiens Grenzen. Den Altorfer unterſtützten die Schyren, die Grafen von Dachau, von Wolfrathshauſen, Ottokar, der ſteieriſche Markgraf, viele Ritter, viele Aebte, das Volk zu Regensburg und Freiſing. Von Sizilien aus bot König Roger dem Welfen alljährlich tauſend Mark Silbers[164]) zu Kriegskoſten. Denn Rogern lag an Verlängerung deutſcher Unruhen, daß der Kaiſer gegen Italien keine Zeit gewänne. Nicht minder bot der ungariſche König Geyſa der Andere. Denn dieſer ſtritt in ſeiner Heimath um die Krone mit Borich, ſeinem Nebenbuhler, welcher des Kaiſers Beiſtand erwartete.

Der Altorfer, zwar ſiegreich in Baiern, hatte wieder Unglück durch die Gieblingen in Schwaben. Wie er ſeinem Hauslande Hilfe bringen

164) Singulis annis mille marcas. Monachus Weingartensis (Leibnig 1, 790).

wollte, ließ er Baiern der Rache des Hohenstaufischen Jasomirgott offen. Und dieser, sobald ihm der Kaiser Hilfsvölker gesandt, säumte nicht, den Welfischen schrecklich zu vergelten. Erst zog er vor Freising, wo man welfisch dachte, während der Bischof giblingisch war; plünderte Dörfer und Felder, Klöster und Kirchen, und riß die Mauern der Stadt nieder. Dann griff er auf dem Berg an der Amber die Burg Dachau an, welche mit aller Tapferkeit ihr Graf Konrad nicht vertheidigen konnte. Der gab sein Schloß der Verwüstung preis und flüchtete auf das neubefestigte Wolfrathshausen.

Inzwischen Heinrich Jasomirgott durch böhmische Schaaren verstärkt, Regensburg umlagerte und das Bisthum ausraubte, bis der Bischof [165]) mit Gold und Silber Frieden kaufte, rückte Friedrich von Schwaben, der edle Giblinge, über den Lech vor die Burg Wolfratshausen. Auf der einen Seite heben sich hier schroffe, trockne Sandfelsen, an deren Fuße die Loisa durch eine mäßige Ebene zur Isar hinabläuft. Da lagerte Friedrich mit seinen Rittern und Dienstmannen. Die Erstürmung der Burg

165) Heinrich, ein Bruder des Grafen von Wolfratshausen. Dies geschah im Jahr 1137.

ſtand unter der engen Burgpforte großes Gedränge. Nur Konrad, der Dachauer, ſchirmte mannlich den Rücken der Seinigen. Er ward gefangen. Friedrich, der edle Gieblinge, ſelbſt ein Tapferer, ehrte die Tapfern. Wiewohl man ihm zuſprach, ſchweres Löſungsgeld zu begehren, ließ er großmüthig den Dachauer frei [165]). Das gewann ihm mehr Sieg, als ſein Schwerd. Wolfratshauſen fiel in ſeine Gewalt.

Mittlerweile ward nicht minder in Oſtbaiern zwiſchen den Welfiſchen und Hohenſtaufiſchen gekriegt. Ottokar, Markgraf an der Steier, den Welfen blutsverwandt, rächte ſie; Ratpoto hingegen, gieblingiſch, that mit einer Schaar kühner Abentheurer Streitzüge in Ungarn, und ward, wiewohl nur für wenige Tage, ſogar Meiſter von der Presburg.

Dies brachte den König Geyſa in Waffen gegen ganz Baiern. Er ſammelte ſtarke Macht. König Roger von Sizilien ſchickte ihm bundesgenöſſiſche Hilfe. Doch Herzog Heirich Jaſomirgott erwartete die Ungarn nicht auf deutſchem Boden, ſondern zog ihnen in ihr Land entgegen bis Presburg. — Die Ungarn waren noch immer ein hartes Volk, wenn nicht eigne Zwie-

---

165) Ebenderſelbe de gestis Friderici I. 1, 25.

tracht ihre Kraft lähmte. Auf ſchlechtgebauten Feldern wohnten ſie lieber zur Zeit des Sommers und Herbſtes unter Schilfhütten, als in Häuſern von Stein und Holz. Ihr König hatte auf, wiewohl wankendem, Thron unbeſchränkte Macht. Wenn er gebot, waren jederzeit ſieben Achtel der Waffenfähigen ſeines Volkes zum Feldzug bereit; was zurückblieb, mußte den Andern das Land bauen [169]).

Geysa ſtand mit ſiebenzigtauſend Kriegern aller Gattung hinter der Leitha im Leerfelde, welches vor uralten Zeiten die boiſche Einode geheißen. Da erwartete er die deutſche Macht. Und als ſie kam, drang er ihr entgegen. Sein Vortrab beſtand aus ſizilianiſchen und boemiſchen Pfeilſchützen; der Kern ſeines Heers aus zwölftauſend ungariſchen Reitern. So rückte er über den Leithaſtrom. Da die Deutſchen den ſchnellen Anzug der Feinde aus den emporſteigenden Staubwolken und Rauchſaulen erkannten, befahl Herzog Heinrich, mehr kühn, als klug, dem Ungeſtüm der Kommenden ungeſtüm zu begegnen. Den Rath ſeiner Feldhauptleute verachtend, ſich hinter die

169) So Otto von Freiſing, der das Volk und deſſen Art, als Augenzeuge, ſchilderte.

gehabt hatte, daß die Kinder der Neger mit entsetzlichem Geheul und Schrecken auf den Gassen beim Anblick der weißhäutigen Reisenden davon rannten. Die Weiber des Maurenkönigs Ali, die den Mungo Park auch gern gesehen hätten — denn die Frauen und Mädchen in Afrika sind sehr neugierig —, ließen nicht nach zu bitten und zu quälen, bis ihnen Ali den Engländer vorstellte. Ali stellte sonst seinen Schönen nicht gern hübsche Männer vor; aber ihnen das weiße Seeungeheuer zu zeigen, machte ihm keine Eifersucht. Er bat sie nur, sich auf das Schauerlichste gefaßt zu machen, und nicht allzusehr zu erschrecken. Und doch, als die niedlichen schwarzen Mädchen den reisenden Engländer erblickten, waren einige derselben nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, gewiß aber nicht vor Entzücken. Denn auch die Herzhaftesten, so oft sie sich dem Mungo Park näher machen wollten, wurden immer von unwillkührlichem und unüberwindlichem Grausen zurückgedrängt. Wie würde es nun nicht erst werden, wenn eine unserer reizenden, blauäugigen Blondinen in den Palaß eines Monarchen der Neger träte? Ein Mädchen mit dicken Goldlocken, wie gekräuselte oder geflochtene Sonnenstrahlen, mit einer Stirn, mit einem Nacken, Hals und Busen, weiß wie frisch gefallener Schnee; mit Wangen, wie Rosengluth; mit Händen und Armen, wie Alabaster,

Ufer der Vischaha zurückzuziehn, eilte er vorwärts. Es war der dreizehnte Herbstmonds im Jahr eilfhundert sechsundvierzig. Der Streit begann. Bald waren die deutschen Schlachthaufen von allen Seiten durch die gewandten Heergeschwader der Feinde umzingelt. Während Heinrich im Vordertreffen fegte, floh sein Nachtrab zersprengt. Da gerieth er in große Gefahr. Siebentausend Deutsche fielen durch Pfeil und Schwerd; der Edeln eine große Zahl. Ratpoto, der tapfre Markgraf, welcher den Krieg zuerst anbod, ward Gefangener. Herzog Jasomirgott entkam nicht ohne Mühe, und ward von den Ungarn bis an die Vischaha verfolgt [170]). Von hier gingen die Sieger in ihr Land zurück; sie fürchteten einen ungeheuern Zug der Kreuzfahrer, von welchem sie gehört hatten.

16.

Der Kreuzzug der Baiern.

Im J. 1147 — 1150.

Es war von Rom durch die gesammte Christenheit der Abendlande Ruf und Gebot ergangen:

---

170) Nach Otto von Freising (Urstisius 1, 476).

das Kreuz zu ergreifen und die heiligen Lande zu retten, denn die Wuth der Ungläubigen sei groß. Schnell senkten sich ehrfurchtvoll alle Waffen, die in den Fehden der Menschen erhoben waren; nun galt es Gottes Sache. Die Schlachtfelder wurden leer, die Kirchen erfüllt; Todfeinde schlossen Bündnisse. Jeder vergaß, was er selbst gelitten, um an den Ungläubigen das Heiligthum aller Christen zu rächen.

Nach viel blutigen Kämpfen war nämlich von den Kreuzfahrern Palästina erobert, und Jerusalem Hauptstadt eines christlichen Königreichs geworden. Auf Sion erklangen wieder Davids Psalmen und auf Golgatha weinten die Fürsten der Welt. Allein die Atabecken, oder Statthalter der Seldschucken in Syrien, gestatteten den Christen keinen ruhigen Besitz. Ihre Tapferkeit entriß manche Eroberung wieder. Am furchtbarsten war Emaddin Zanghi[171], der syrische Atabeck von Musul und Haleb. In der Christnacht des Jahres 1144 hatte er die heimlich untergrabenen Mauern von Edessa niederstürzt und den europäischen Rittern diese wichtige Stadt, Jerusalems Vormauer, genommen.

171) Die damaligen Zeitbeschreiber nennen ihn in ihrem Latein gewöhnlich Sanguinus.

Edeſſa's Fall brachte Schrecken über die ganze Chriſtenheit. Wie einſt der Einſiedler Petrus, reiſete nun Bernhard, der beredſame Abt von Clairvaux, zu den Königen und Fürſten, ſie zum Kreuz ermahnend. Papſt Eugen, ſeines Namens der Dritte, weckte die Völker zum Aufbruch; gab den Kreuzfahrern Ablaß der Sünden, ihren Frauen und Gütern Schutz der Kirche, Freiheit von Verzinſung der Schulden, und Recht, ihre Lehen zu veräußern, wenn der Lehenherr kein Geld zum Feldzug leihen wolle oder könne. Da wurden viele Städte und Burgen leer; viele Weiber Wittwen. Achtzigtauſend tapfere Franzoſen [172]) mit ihrem König Ludwig und ſeiner Frau Eleonore bereiteten ſich, ins heilige Land zu gehen; ſelbſt Kaiſer Konrad der Dritte, Friedrich der edle Sieblinge, viele Herren aus rheiniſchen Landen nahmen am Hoftag zu Mainz, durch Bernhards Wort gerührt, das Kreuz. Auch der Altorfer Welf, da er es auf ſeiner Burg zu Biten (Peiting) im Ammergau hörte, wider-

172) Der Name Franzoſen war im zwölften Jahrhundert ſchon gemein. Eine gereimte Chronika des dreizehnten Jahrhunderts (Leibnitz Script. rer. Brunsw. 3, 58) ſagt:

Unde manich werde Franzoîre
Die man mit ine komen ſach.

ſtand nicht länger der heiligen Begier und beſeelte ſein Haus.

Im Hornung des Jahres eilfhundert Lebenundvierzig kam der Kaiſer mit großem Gefolg auf Regensburg, Landtag zu halten, damit nicht die Herren zu Sachſen und Baiern in ſeiner Abweſenheit friedbrüchig würden. Mit ihm war Adam, Abt des Würzburgiſchen Kloſters an der Ebrach, ein eifriger und redneriſcher Mann. Vor Eröffnung des Landtags zog der Kaiſer mit allen Fürſten und Ständen zur Kirche. Der Abt von Ebrach beſtieg die Kanzel, verlas das Sendſchreiben des Papſtes an die Mächte der Chriſtenheit, und das Wort Bernhards von Clairvaux an die Verſammelten. So ſprach dieſer: „Die Erde hat ſich bewegt und iſt entſetzt, weil Gott angefangen hat, ſein Land zu verlieren; ſein Land, in welchem er dreißig Jahre lang und mehr, ein Menſch unter Menſchen wandelte; das Land, welches er mit ſeinem Blute geweiht, mit den erſten Blüten der Auferſtehung geſchmückt hat. Allein durch unſere Schuld und Miſſethat gewaltig, haben die Feinde des Kreuzes ihr gotteſchänderiſches Schwerd gezuckt. Sie veröden den heiligen Boden. Der Tag iſt vor der Thür, da ſie, wenn niemand wehret, ſelbſt in die Stadt des lebendigen Gottes eindringen, die Werkſtätte unſerer Erlöſung umſtürzen und die hochheilige

Flur des unbefleckten Lammes blutroth färben. Was ſäumet ihr, tapfere Mannen und Helden! Was ſäumet ihr, Knechte des Kreuzes! Soll den Säuen die Perle, den Hunden das Heiligthum werden [173])?“ So lauteten Bernhards Worte. Der Abt von Ebrach redete dazu mit feurigen Zunge.

Alles Volk erhob ſich in Begeiſterung und forderte das Kreuz. In gleicher Stunde bezeichneten ſich mit demſelben drei Biſchöfe, Otto von Freiſing, Reginbert von Paſſau, Heinrich von Regensburg, unzählige Grafen und Ritter; ſelbſt Herzog Heinrich von Baiern und Ottokar, Markgraf an der Steier. Niemand wollte fehlen; es kamen Mönche und Krieger. Mörder auch und Wegelagerer ſtrömten aus allen Winkeln in unbeſchreiblicher Menge herbei [174]), ſich im Gut und Blut der Sarazenen zu entſündigen. Viele, ſchon an Heimkehr aus dem gelobten Lande verzweifelnd, verkauften ihr Gut den Klöſtern [175]).

---

173) Otto von Freiſing (bei Urſtiſ. 1, 430) gibt den vollſtändigen Brief.

174) Tanta etiam (mirum dictu) praedonum et latronum advolabat multitudo, ſagt Otto von Freiſing.

175) Eine Urkunde (Mon. boic. 3, 540), wo noch im Jahre 1159 von der Begierde zum heil. Lande als einem fervore nimio et inaudito geſprochen wird.

Und wie ſich nun die Scharen ſammelten, zählte man nur der Reiſigen bei ſiebenzigtauſend, all im Harniſch.

Wenige haben ihre Burgen wiedergeſehen. Tauſende kamen unterwegs durch Hunger und Durſt um; Tauſende, durch Verrätherei griechiſcher Wegweiſer irre geführt in den Wüſten des Taurus, oder durch das Schwerd des Sultans Maſud von Rum; Andere kämpften unter den Palmen des Morgenlandes. — Kaiſer Konrad brachte nach dem mißlungenen Zuge den Winter zu Konſtantinopel unter Schwelgereien und Luſtbarkeiten des griechiſchen Hofes hin. Da vermählte ſich der Baierherzog Heinrich mit Theodoren, der Nichte des morgenländiſchen Kaiſers Emanuel.

Der Altorfiſche Welf, in Paläſtina ſiech geworden, kehrte folgendes Jahres über Meer zurück. In Sizilien pflegte König Roger ſeiner aufs köſtlichſte, und beſchenkte ihn reichlich. Denn ihm war der Arm des Altorfers nöthig, den Kaiſer hinter den Alpen zu beſchäftigen, auf daß in Sizilien die Macht der Normannen befeſtigt werden könnte. Sobald Welf das Vaterland berührt hatte, nahm er wirklich die alte Fehde wieder auf. Es ward viel mit den Giebelingen geſchlagen, doch ohne Glück. Deſto leichter ließ ſich darauf der alte Welf durch Friedrich, Herzog

von Schwaben, bewegen, mit Kaiser Konraden Frieden einzugehen [176]).

Der Kaiser, gleichwie Herzog Heinrich Jasomirgott nebſt der Griechin Theodora, waren aus dem Morgenlande mit dem Altorfer faſt zu gleicher Zeit, doch auf andern Wegen zu Meer, über Jſtrien und die Alpen, in Deutſchland eingetroffen. Mit ihnen auch Otto, des Kaiſers Halbbruder, Biſchof zu Freiſing.

Dieſer, ein frommer und hochgelehrter Mann, hatte ſeinem Bisthum ſchon in vergangenen Jahren große Freiheiten und Rechtſame durch die Huld des Reichsoberherrn erworben; ſeinem Hof allein Münzrecht, ſeiner Stadt allein im ganzen Sprengel Marktfreiheit; ſeinen Dienſtmannen volle Gleichheit mit Dienſtmannen des Reichs, alſo, daß ſelbſt der Schirmvogt des Hochſtifts keine Gerichtsbarkeit über ſie führen ſollte. Pfalzgraf Otto der Schyre [177]), welcher in ſeiner Burg Kelheim links der Donau wohnte, wo die Altmühl zu dieſer fließt, hatte bisher über

176) Zu Speier im Jahr 1150. Welf empfing zur Schadloshaltung einige Gefälle, nebſt dem Meierhof Mörding, der dem Stift Paſſau ſeit 1144 gehört hatte, und endlich auch im J. 1153 den Wiederbeſitz der Mathildiſchen Güter.

177) In ſeinem Geſchlecht der Vierte des Namens.

die Freisingische Kirche Vogtschaft von seinen Vätern gehabt. Ihn verdroß, aus seinen Rechten verdrängt zu werden, und haderte viel mit dem Bischof.

Der Pfalzgraf hatte aber vier Söhne [178]). Diese, voll jugendlichen Feuers, wollten nicht Unrecht dulden; nahmen ihr Schwerd und befehdeten das Bisthum eigenmächtig mit großer Gewaltthat. Darüber erzürnte König Konrad, that zu Regensburg auf dem Landtage den greisen Pfalzgrafen in Reichsacht, daß er den Frevel geduldet, und verwüstete der Kelheimer Gut. Auch der Hof, welcher am Donauufer [179]), Regensburg gegenüber, am andern Ende der schönen Brücke gelegen war, mußte ihm zweiundfunfzig Talente zum Krieg steuern. Darnach machte er denselben ganz zum königlichen Eigenthum und gab ihm städtisches Recht, Wochenmarkt und eigenes Gericht [180]). So ist die Stadt am Hof entstanden. Der Pfalzgraf aber, da er nicht länger widerstehen konnte, bat

178) Sie hießen Otto der Aeltere, Friedrich der Bärtling, Kuno, Erzbischof zu Mainz und Salzburg, und Otto der Jüngere.

179) Praedium ripense damals in Urkunden.

180) Doch ohne Blutbann. *Hundii* Metrop. 2, 316.

um Frieden und lieferte zum Unterpfand treuen Sinnes den Aeltesten seiner Söhne, Namens Otto, in die Hand des Reichsherrn [151]). Damit endete die Kelheimer Fehde.

17.

Heinrich der Löwe begehrt und empfängt seines Vaters Erbe.

Im Jahr 1151 — 1156.

Indessen war Heinrich, Sohn Herzog Heinrichs des Hochfährtigen, den die Hohenstaufen aus Baiern verdrängt hatten, männlich geworden. Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling widerrief er die unlösliche That seiner Mutter Gertrude, welche ihn einst beredet, den Baiern zu entsagen, da er noch nicht mündig gewesen.

Die Sachsen hatten ihn immerdar treu geliebt, auch nicht verstoßen lassen, sondern sein Recht gegen den Brandenburger Albrecht muthig behauptet. Unter Waffengeräusch und Siegen gegen Wenden und Friesen war im deutschen Norden seine Jugend aufgeblüht; der Kampf

151) Voß (Abh. bair. Akad. 7, 97) macht ziemlich gewiß, daß diese Fehde im Jahr 1150 geschah. Brunner und Andere setzten sie ein Jahr früher; Lorl ein Jahr später.

ſein Spiel geweſen. Von edler Geſtalt, wenn gleich von mittlerer Größe, dunkeln Haares, ſeelenvollen Blicks aus großen ſchwarzen Augen, kamen ihm Wenige in Kraft und Schöne gleich. Wie der königliche Löwe, deſſen Bild er liebte, war er hohen Gemüths und mächtiger Leidenſchaft; dem Schwachen mild, dem Starken furchtbar. Ihn bändigte Keiner. Darum hießen ſie ihn den Leu.

Nun trat er vor; rügte der Hohenſtaufen Ungerechtigkeit und forderte das Land Baiern von Heinrich Jaſomirgott, ſeinem Stiefvater, zurück. Weder dieſer, noch das Haupt des Reichs mochten ihn hören. — Aber ein Tag verwandelte Alles. Kaiſer Konrad ſtarb, und Friedrich, von Schwaben Herzog, welchem der rothe Bart einen Zunamen gegeben, beſtieg den Thron des Reichs. Es war im Jahr 1152.

Friedrich hielt im Herzen den jungen Löwen hoch, und erkannte, wie demſelben Unbill gethan worden. Darum ſucht' er zwiſchen dem baieriſchen Herzog und deſſen Stiefſohn, beiden blutsverwandt, zu vermitteln. Jaſomirgott aber wich dem Begehren aus; erſchien nicht, wenn er eingeladen, oder erfand Schwierigkeiten, wenn er gekommen war. Fünf Reichstage unterhandelten vergebens. Zuletzt beredete in Goslar der König mit den Fürſten, wie der Welfenſohn Baiern

vom zarten blauen Geäder ſchattirt? — Hilf Himmel! dies Mädchen, welches man bei uns ohne Umſtände zu den Engeln zählen möchte, für das ſich unſere Siegwarte und Werther ohne Umſtände todtſchoſſen, auf welches Kling- und Klanggedichte zu Dutzenden und Hunderten gereimt würden — ich wette, die Neger lieſſen ſich beim Anblick dieſer Lilien- und Roſenfriſche nicht autreden, man habe dem armen Kinde bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen.

Zu dergleichen Hautabziehereien glauben uns die Neger in ihrer Unwiſſenheit übrigens ſehr fähig. Denn Einige halten uns geradezu für Menſchenfreſſer, und geben uns in ihrer ungebildeten Sprache einen Namen, der auf Deutſch ungefähr ſo viel wie fleiſchfreſſender Teufel heißt. Ich kann mir aber wohl erklären, woher dieſer abſcheuliche Name gekommen ſein mag. Wenn nämlich die aus dem Innern Afrika's auf die Europäerſchiffe geſchleppten ſchwarzen Sklaven unterſucht wurden, ob ſie geſund und welchen Preis ſie werth wären: ſo mochten die Unwiſſenden ſich natürlich wundern, daß man ihnen alle Glieder durchtaſtete und befühlte, was nach ihren rohen Begriffen für höchſt ſchamlos gelten konnte, und allenfalls einem Metzger beim Viehkauf erlaubt war. Folglich blieben ſie im Wahn, man habe ſie gekauft, um ſie zu ſchlachten und zu verzehren.

zurückempfangen könne, deſſen Stiefvater entſchädigt werden ſolle.

Die Vollziehung ward aber verſpätet. Denn der König war gedrängt, einen Zug ins welſche Land zu thun, wo die Mailänder widerſpenſtig, die Römer in Gährung, die Städte nach Freiheit dürſtig, alle in Auflöſung und Geſetzloſigkeit lebten. Er verſammelte das Reichsheer im Weinmond des Jahres 1153 auf den Ebenen des Lechfeldes. Dankbar erſchien dazu Heinrich der Leu, welcher ſich fortan Herzog zu Sachſen und Baiern hieß, mit Reiſigen an Pracht und Anzahl faſt denen des Königs gleich[152]). Auch Otto der Schyre fehlte nicht, des Pfalzgrafen zu Kelheim Sohn, welcher als Geiſel an König Konrads Hofe mit dem rothbärtigen Friedrich vertraute Freundſchaft geſchloſſen hatte. Dieſer edle Schyre, nach ſeiner Burg Wittelsbach beigenannt, war, wie Friedrichs, auch des Löwen Freund. Er trug, ein tapferer Held, dem Heer das Reichspanier vor, worin der Adler prangte[153]), an Adler und Siege altrömiſcher Legionen mahnend. Vom Lechfeld ging der Zug hinauf über

---

152) *Morena* ver Laudensis (Leibnitz 1, 811).

153) Otto von Freiſing de gest. Friderici I. L. 2 und der Radewicus de gest. ejusdem 1, 32.

das trientiſche Gebirg, am Gardaſee entlang, in die ronkaliſchen Gefilde.

Viel wäre hier zu erzählen von den Thaten der Deutſchen; vor allen aber von des Wittelsbachers Muth und des welfiſchen Löwen Treue. Der König zog mit ihnen in Rom ein, dem Volke zum Trotz; und Papſt Hadrian der Vierte legte ihm in der Peterskirche die Kaiſerkrone auf den Scheitel. Darüber erbittert, brachen die meuteriſchen Römer aus der Stadt hervor ins deutſche Lager zum Kampf. Tief in die Nacht ward gefochten. Im Gewühl des Streites ſtürzte der Kaiſer vom Roß; aber der Welfenſohn Heinrich deckte ihn gegen die Todesſtreiche; trieb die Römer in ihre Mauern zurück, daß auf der Flucht an der Tiberbrücke großes Gedränge und Morden entſtand. So kam der Löwe wieder in Friedrichs Zelt, mit blutigem Haupt, doch freudig. Sein Anblick bewegte den Kaiſer, der dem Retter das Blut vom Antlitz trocknete, das ihm aus der Wunde quoll, und ſprach: „Ich gedenk' es dir!" Auch gedachte er's ihm [184]).

Zurückgekommen aus Italien belehnte ihn Friedrich folgenden Jahres auf vollem Reichstag zu Regensburg mit dem Herzogthum Baiern,

184) Helmold Chron. 1, 80. *Bothonis* Chron. picturatum, Leibnitz 3, 345.

wiewohl Heinrich Jasomirgott, fern geblieben, nicht dazu gewilligt hatte. Die Bürger der Hauptstadt mußten Geiseln ihrer Ergebenheit stellen; die Stände Huldigung schwören.

Dem Kaiser that des Jasomirgott hartnäckiges Weigern weh; er mochte ihm doch nicht Gewalt zufügen, sondern so theure Verwandte in Liebe vergleichen. Es gelang ihm wohl endlich. Am dritten Pfingsttage des Jahres 1156, als er zu Regensburg hofhielt, kam Herzog Heinrich Jasomirgott. Der Kaiser ritt ihm freundlich vor den Thoren entgegen und gewann sein Herz durch viele Milde. Nun ward unter ihnen Vergleich beredet, aber geheim gehalten [185]), bis Reichstag sein würde. Dann schieden sie.

Noch gleiches Jahres versammelten sich die hohen Stände der Deutschen zu Regensburg im Herbstmond; und am achten Tag desselben erschien Kaiser Friedrich mit glänzendem Gefolg auf einer Ebene, zwei Meilen von der Stadt. Da befahl er prachtvolle Gezelte aufzuschlagen. Wie dies die Fürsten vernahmen, ritten sie alle hinaus. Nun verkündete Herzog Ladislaus von Böhmen ihnen den Willen des Reichsoberhauptes.

---

185) Quod jam diu secreto retentum celabatur, sagt Otto von Freising.

Es ſchritt Heinrich der Eilfte, genannt Jaſomirgott, durch den Kreis der Fürſten zum Stuhl des Herrn, und übergab die Lande Baiern, indem er ſinnbildlich ſieben Fähnlein reichte, das Herzogthum mit deſſen Markgrafſchaften andeutend. Der Kaiſer winkte darauf Heinrich dem Löwen, und belehnte ihn durch Zurückgabe derſelben Fahnen mit dem alten Erbe ſeiner Väter, alſo daß Heinrich nun ſeines Namens der Zwölfte unter den bairiſchen Herzogen ward. Aber von den Fähnlein ſtellte dieſer zwei zurück, das Land ob der Ens bedeutend, zum Zeichen, er entſage zu allen Zeiten für ſich und ſeine Erben den Anſprüchen darauf. Nun erhob Kaiſer Friedrich die Oſtmark und das Land ob der Ens, mit Einſtimmung geſammter deutſcher Fürſten, zum Herzogthum [186]), und belehnte damit Heinrich Jaſomirgott, indem er ihm, wie deſſen Gemahlin Theodore von Griechenland, die zurückempfangenen Fähnlein einhändigte, daß ſie und ihre Nachfahren, männlichen und weiblichen Geſchlechts, das neue Herzogthum beſitzen ſollten [187]). Auch wurde feſt-

186) Dies geſchah, damit Jaſomirgott nicht den dritten Herrſchild verlöre, den er als Herzog zu Baiern beſeſſen.

187) Die Feierlichkeit beſchreibt Otto von Freiſing.

geſetzt: ein Herzog zu Oſterreich ſolle unabhängig herrſchen in ſeinen Landen; allein richten und ſtrafen; jedem Reichsfürſten in Rechtſamen gleich ſtehen, und als ſolcher auf zu Pferd im Fürſtenkleide, den Stab in der Hand, den mit gezackter Krone umgebenen Herzogenhut auf dem Haupt, Lehen nehmen; nicht pflichtig ſein, ſich anderwärts, als in ſeinem eigenen Lande, vom Reich belehnen zu laſſen; keine Dienſte und Abgaben zu leiſten, ſondern, zum Zeichen, daß er Reichsfürſt ſei, nur in Kriegen des Königs gegen Ungarn vier Wochen lang zwölf Mann ſtellen; auf keinen Tagen erſcheinen, es geſchehe denn freiwillig, ſolle dann aber als einer von den Erzherzogen des Hofes gelten, in Sitz und Gang zu des Kaiſers Rechten, nach den vornehmſten Fürſten des Reichs, die den Kaiſer wählen können, in erſter Stelle [155]).

So ward, was Heinrich, genannt Jaſomirgott, an Umfang der Lehenlande einbüßte, reich durch ſeltene Ausdehnung fürſtlicher Freiheit und Hoheit vergolten. Jaſomirgott ging verſöhnt vom Stiefſohne; wählte Wien in anmuthsvoller Landſchaft an der Donau zur Haupt- und Hofſtadt; gründete da neue Paläſte und Tempel,

155) Die Urkunde des Vergleichs in Freherś Script. rer. Germ. 1, 510.

und belebte den Wohlſtand ſeines Volkes durch weiſe Ordnungen, durch Handel und Wandel [189]).

Baiern aber verlor alle Lande, welche am Teiaflus gegen Böheim und Mähren bis abwärts zur Heimburg, vom Leithaſtrom gegen Ungarn, von der oberſteieriſchen Bergkette und der Ens umgeben waren; dazu noch das ganze Gebiet an der Ens aufwärts bis zum Walde ohnweit Paſſau, die Salâth (Rotenſela) genannt [190]).

Dieſen Verluſt trug Heinrich der Löwe willig, weil ein Herzog zu Baiern und Sachſen groß und mächtig genug blieb. Gen Karnheim (bei Schärding) berief er Biſchöfe, Fürſten, Grafen und Edle, die Angelegenheiten Baierns zu

189) Er legte den Grund zur herrlichen Hauptkirche Wiens, und empfing Recht, Juden und Gewerbſchen zu halten, doch dem römiſchen Reich ſender Gefahrde.

190) Chron. aug. Steronis z. J. 1152 (bei Struve 1, 510). A. J. Lipowski (Abh. d. bair. Ak. 7, 260) zeigt Rotenſalath (in dem Chron. Rotenſela geheißen) zwiſchen dem bairiſchen Grenzort St. Wilhald und dem öſterreichiſchen Peperbach, wo bis zum Teſchner Frieden die Grenze beider Staaten war.

befeſtigen, den Landfrieden herzuſtellen, die Fehlbaren zu züchtigen [1]).

Im ganzen Reiche war zu dieſer Zeit keinem Fürſten größere Herrſchaft eigen, und Keiner derſelben würdiger. Den Gerechten lieb, den Ungerechten furchtbar, waltete des Löwen Geiſt gleich mächtig an der Oſtſee, wie an der Donau, als wär' er gegenwärtig aller Orten. Er ſchuf Sicherheit, daß der Kaufmann unbewaffnet reiſen, der Bauer Aernten hoffen konnte. Man ſah ihn im Umgang ernſt und beſcheiden, als Krieger rauh beherzt; als Herrſcher prächtig ohne Verſchwendung, Alles beachtend, Alles durchdringend. Sparſamkeit galt ihm erſte Fürſtentugend; denn er erfuhr an Andern, wie ohne Geld keine Macht mehr beſtehe und ſelbſt ein Kaiſer Vaſall des Reiches werde. Daher nahm er jederzeit auf Vermehrung ſeiner Einkünfte durch kluge Verbeſſerungen innern Haushaltes Bedacht; beförderte Verkehr und Gewerbe; beſchirmte den Landbau.

18.

Landbau, Gewerbe, Handel.

Der Kreuzzüge fortdauerndes Strömen ins Morgenland ſchien den Menſchenvorrath des

1) Nach Aventin. Ann. boic. L. VI.

abendländiſchen Europa's erſchöpfen, und die reichgebauteſten Fluren wieder in ehemalige Einöden verwandeln zu müſſen. Dennoch ward das Gegentheil ſichtbar; Handel, Kunſt und Reichthum der Völker lebendiger; der Anbau der Erde ſorgfältiger. Jener durch die Befahrten ins Morgenland vergrößerte Handel der ſich vorher fremden Völker mochte freilich auf Verbeſſerung auch des Ackerbau's und der Viehzucht wohlthätig zurückwirken; noch mehr aber, wenn gleich geräuſchloſer, das mildere Loos, welches aus Entvölkerung der Länder für die Menge des knechtiſchen Haufens erwuchs.

Denn Zahlloſe, die bisher im Joch der Leibeigenſchaft, oder im noch härtern der Armuth und grauſamer Willkühr ihrer Herren geſeufzet, retteten ſich unter die Banner der Kreuzheere. Ihre Flucht ſchützte theils der furchtbar fromme Eifer der wallfahrenden Haufen, theils die Kirche ſelbſt, oder die allgemeine Verwirrung. Das Seltenerwerden lasbarer Arbeiter ſteigerte ihren Werth; und die Beſorgniß, ihrer noch mehr zu verlieren, lehrte ihre Herren menſchlicher handeln.

Zwar der Leibeigenſchaft alte Ordnungen dauerten noch lange fort, mannigfaltig, wie der Völker Uebung und Sitte; aber man geſtattete den Dienſtbaren ſchon mancherlei Vortheile; gab ihnen Eigenthum oder verwandelte mit Nutzen

das harte Sklaventhum in bloße Zinsbarkeit; erlaubte selbst den Kindern der Angehörigen ein Erbrecht, und begnügte sich beim Todfall der Leibeigenen mit Bezug des besten Hausviehes, Gewandes oder Geräthes, zum Wahrzeichen ihrer Knechtschaft. Barschälke oder Brodknechte, die um bloße Kost dienten [192]), hatten zwar größere Freiheit [193]), doch nicht immer größern Wohlstand, als das leibangehörige Gesind. Viele von diesem kauften sich auch mit erworbenem oder geerbtem Gut frei, und gingen in Krieg [194]). Wenn gleich noch, wie vor Alters, Männer durch Verarmung und Verbrechen, Weiber durch Unzucht ihre Freiheit einbüßten, litten doch deren Kinder nicht mehr jederzeit das gleiche Loos. An einigen Orten folgten nur Söhne, an andern

192) Diese Brodknechte hießen auch parasiti. Mon. boic. 1, 12.

193) In einer Aspachschen Urkunde findet man noch den Unterschied der Barschalke und Leibeigenen bestimmt im Jahre 1166 ausgedrückt. Mon. boic. 5, 121.

194) Mit einer halben Hube Landes kauften sich zwei Brüder frei. Eine Urkunde vom Jahre 1135 in Mon. boic. 2, 287.

nur Töchter in die Sklaverei [195]). Und wenn auch wohl noch freie Aeltern sich oder ihre eignen Kinder zu ewiger Zins- und Dienstbarkeit an Kirchen opfern konnten, hatte doch bei Ehen ungleichen Standes der niedrigergeborne Vater keine Macht, die Tochter von einer Mutter höhern Standes, oder umgekehrt die Mutter einen Sohn des edlergebornen Vaters wegzugeben [196]).

Wie nun das Eigenthumsrecht auf größere Zahl der Landesbewohner vertheilt ward, stieg mit leichterm Erwerb der Lebensbedürfnisse die Bevölkerung. Man zog neben Getreide aller Art, besonders Hafer, Gerste und Waizen, auch Bohnen, Erbsen, Linsen; Mohn zu Oel, den man in ledernen Schläuchen zu fassen und zu versenden pflegte; Kohl, Rüben und andere Gartenfrüchte. Die Schweinzucht hatte starken Betrieb; es wurden große Ziegen- und Rinderheerden gehalten, um die Milch auf Käse zu benutzen, den

195) Im Kloster Gars waren die Weiber frei, die Manner dienstbar, im Kloster Ror das Gegentheil Uebung. Mon. boic. 1, 12.

196) Oder die Töchter hätten sich denn selbst durch Mißheirath erniedriget. Urkunde von 1160 in Mon. boic. 2, 287.

Um die Wahrheit zu ſagen, müſſen wir jedoch auch geſtehen, daß wir Europäer ehemals die ſchwarzen Leute ebenfalls nicht für rechte eigentliche Menſchen hielten, ſondern für eine Art Thier, das zwiſchen dem Affen- und dem Menſchengeſchlechte ſtehe. Unſere Gelehrten bewieſen uns ſchwarz auf weiß in unſterblichen Werken, mit Kupferſtichen verziert, daß die Schwarzen, ſchon wegen ihres Knochenbaues, weniger Verſtand hätten, als wir andern ehrlichen Leute. Seit aber Neger und Negermädchen recht artige Gedichte machten, die feinſten Berechnungen vollendeten, Predigten hielten, in europäiſchen Dienſten Feldherren europäiſcher Truppen wurden, ja auf der Inſel Hayti Republiken und Königreiche einrichteten, wo ſie Schulen, Fabriken, Schiffswerften, Kanonengieſſereien und ſogar Verfaſſungen und Geſetze haben, die ſich mancher geſcheute Mann ſogar in manches europäiſche Ländchen hineinwünſchen möchte, ſeitdem hat ſich die Meinung vom Verſtand der Neger etwas geändert, und die groſſen Gelehrten mit ihren unſterblichen Werken ſehen ſeitdem etwas unverſtändig aus.

Ich habe aber den König von Akim vergeſſen. Von ihm und ſeiner erſten Zuſammenkunft mit europäiſchen Geſichtern wollte ich erzählen.

Wie geſagt, der König hatte von den weißen

man gewöhnlich in kleinen Scheiben buck. Vom Federvieh sah man Gänse und Hühner am gemeinsten [197]). Annehmlichkeit und Kraft des Biers zu mehren, welches Jeder zu brauen Recht hatte [198]), erweiterte man die Anpflanzung der Hopfengärten [199]), ohne den Rebbau, wo ihn die Lage des Erdreichs begünstigte, zu versäumen. Denn der Wein war durch die Kirchen beim geheimnißvollen Nachtmahl der Christen frühes Bedürfniß geworden, und daher allgemein angebaut, selbst in Gegenden, wo heut keine Traube mehr reifen mag. Dort pflegte man den Rebstock im rauhern und größern Theil des Jahres zur Erde gebogen und bedeckt, unter tiefem Schnee des Winters gegen Frost zu bewahren, bis an der wiedergekehrten wärmern Sonne Laub und Blüthe mit wunderbarer Eil' hervorbrachen [200]). Doch

---

197) Merkwürdige Nachweisungen dazu, so wie über Werth des Getreides und Viehes Mon. boic. 7, 483; 11, 42 und an andern Orten.

198) Mon. boic 7, 444; 3, 455 u. a. O. m.

199) Baiern hatte schon im neunten Jahrhundert beträchtliche Bierbrauereien. Meichelbek Tom. 1 pars 2, num. 336 und dazu Hopfengarten, humolaria. Meichelbek Tom. 1 pars 2, num. 731.

200) Fischers Gesch. d. deutschen Handels 1, 486.

unterſchied man wohl die Lieblichkeit ſüdlichen Weins vom herben Gewächs kälterer Gegenden. Am meiſten ward in Baiern der Wein aus den Trauben von Bozen geſucht [201]). Auch iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Landmann, was ſelbſt in rauhern Strichen Deutſchlands geſchah, die Kermes- oder Scharlachſtauden zur Unterſtützung der Rothfärbereien baute [202]), da kermesrothe und ſcharlachene Sammete und Wollenzeuge einen beträchtlichen Zweig des Regensburger Handels ausgemacht haben.

Wie überhaupt die Klöſter das Meiſte zur Urbarmachung baieriſcher Einoden gethan, leiſteten ſie auch jetzt noch das Gleiche. Zwar hatten

---

201) Otto von Freiſing beim Urſtiſ. 1, 468. Mon. boic. 16, 109; 7, 439. 440. u. ſ. w.

202) Ich fand bisher davon in keiner baieriſchen Urkunde Spuren; doch iſt dies kein Beweis gegen den ſtattgefundenen Anbau ſolcher Farbekräuter, deren Pflege vergeſſen ward, ſeit Amerika anfing, in unverhältnißmäßigen geringern Preiſen die Cochenille zu liefern, welche an Farbeſtoff ſechszehn Mal reichhaltiger war, als die ſogenannte polniſche Kermesbeere (coccus polonicus) an den Wurzeln vom scleranthus perennis, oder von Rai's polygonum coccíferum oder Tournefort's alchemilla graminco folio, flore majori.

die Jünger Benedikts, lange zu Baiern die einzigen Mönche, durch Reichthum bequemer, die Handarbeit verlernt; allein sie verstanden die Kunst der Landwirthschaft, und leiteten dazu ihre Gotteshausleute an. Als aber die Mönchszucht des Klosters Cisterz in Burgund aufgekommen und in die Landschaften an der Donau verpflanzt war, zu Ebrach, Heilsbrunn, Waldsassen, Raitenhaslach und Allerspach, sah man wieder den Klostergeistlichen in ursprünglicher Einfalt Wälder ausroden, Haideland umbrechen und Moore trocken legen.

In Dörfern, Weilern, Klöstern und Städten mehrten sich die Handwerker. Nicht Leibeigene nur, auch Freie beschäftigten sich mit Verfertigung nützlicher Geräthe, Kleidungsstücke und Werkzeuge. Und nicht nur was des Lebens Nothdurft begehrte, ward bereitet; auch Kürschner gab es, Glockengießer, Teppichwirker, Bildhauer, Steinmetze, Maler, kunstvolle Schreiner, Gipser und andere dergleichen [203]). Die Gewerkschaft

---

203) In den Mon. boic. findet man in Urkunden dieser Zeit viele genannt. Die Gipser heißen da pisatores, die Böttcher chavvarii u. s. w. Nach der Stadtordnung Kaiser Friedrichs I. von 1156 waren damals zu Augsburg nur Bäcker, Metzger,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14364/042

der Goldschmiede, welche auch Gießkunst in allerlei Erzen übte, war in den Städten des oberländischen Deutschlands blühend. Als Denkmal ihrer Kunst wird noch das eherne Thor der Domkirche zu Augsburg betrachtet [204]), welches, wenn schon in roher Zeichnung, doch nicht ohne Kunstsinn, Helden, Centauren, Löwen und heilige Geschichten aus den Büchern des alten Bundes darstellt.

Vieles ward den Morgenländern abgelernt, von woher die Kreuzzüge zugleich den ägyptischen und asiatischen Handel vermehrten; über Venedig, Pisa und andere Städte Italiens ward viele Baumwolle, Seide und Spezerei aller Gattung auf Inn und Lech in die Donau gebracht. Gewürzhandel betrieben vorzüglich gewerbfleißige Lombarden, die von ihren Waaren Gewertschen genannt worden sind, auch gleich den Juden Verkehr und Wucher mit Geldwechsel und Zinsen führten. Auf den Märkten wachte der Graf des

---

Sülzer und Brauer gewerksmäßig vorhanden. Von Stetten Kunst-, Gewerbe- und Handwerksgesch. v. Augsburg. Einl. S. 3 ff.

204) Im Jahre 1070, von den Augsburgischen Münzgenossen herrührend. Von Stetten a. a. O. 459. 460.

Gaues, oder wen er nannte, mit Hilfe sieben bescheidener Männer, über rechtes Maas und Gewicht und billigen Preis.

19.

Münzen. München an der Isar. Bergwerke.

Der Waarenumsatz ward jetzt auch schon durch Vermehrung des Geldes erleichtert. Denn, wie vor Zeiten die Kaiser das Münzrecht ausschließlich besessen hatten, prägte nun ein Herzog zu Baiern in Regensburg und Cham, und jeder Bischof zu Regensburg, Salzburg, Passau, Freising, wo das Zusammenströmen des Volks bei Hochämtern und Wallfahrten starke Jahrmärkte begünstigte. Auch zu Neukirchen [205]), Brixen [206]), Freisach [207]), Krems [208]) und andern Orten, wurden, aus gleichen Ursachen, Münzstätten errichtet.

Des Geldes innerer Werth kam sich nicht überall gleich. Es scheint, die Kunst, das Gold

205) Im Jahr 1141 schon zu Neukirchen bekannt. Hansiz 1, 310.

206) Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Hunds Metrop. 1.

207) Mon. boic. 4, 528.

208) Mon. boic. 7, 591.

rein vom Silber auszuscheiden, war noch nicht vollkommen verstanden. Zur Zeit Heinrichs des Löwen galt ein Schilling dreißig Denare oder Pfennige. Acht Schillinge oder zweihundert und vierzig Pfennige machten ein Pfund [209]). Die Bezeichnung Marka, welche schon in andern deutschen Ländern üblich gewesen, kam jetzt auch in Baiern auf. Sie drückte ein Silbergewicht von sechszehn Loth aus, welches die Pfennige rücksichtlich ihrer Silberfeinheit gaben [210]).

Bis zum eilften Jahrhundert trugen die Münzen rohe Bezeichnungen von Kreuzen und Strichen. Die Welfen haben zuerst angefangen, nebst allerlei Sinnbildern ihr Bildniß, anfangs zu Fuß, dann zu Pferd, und den Löwen, mit geschmackvollerer Umfassung ins Gepräge zu setzen. Der Stempel der Kirchen blieb lange Zeit unvollkommener; meistens zeigt' er eine Bischofen- oder Heiligengestalt zwischen Rosen und Engelsköpfchen. Doch hinderte auch oft das dünne Blech der Pfennige

209) Insuper duodecim solidos probate monete quorum summa facit talentum et dimidium, sagt eine Urkunde von 1160 in Mon. boic. 5, 331. Talentum hieß um diese Zeit ein Pfund; Pfennige wurden ebensowohl denarii als nummi geheißen.

210) Westenrieders Beitr. 8, 5 ff.

vollkommenern Schlag [211]). Denn wie seit der Mitte des eilften Jahrhunderts die Münzstücke vergrößert waren, hatten sie an Dicke verloren. Der Ausdruck konnte daher nicht scharf sein, doch deutlicher, als auf den ältern Hohlpfennigen, bei denen der Stempel gewöhnlich nur in Holz geschnitten war. Auch in Baiern wurden meistens auf beiden Seiten geprägte, schwachgehöhlte Münzen geschlagen, wenig dicker, als die sonst üblichen Hohlpfennige. Man schnitt dazu das Silberblech selten rund, sondern nach Willkühr, wenn es nur das Gewicht gab. Bei zu schweren Stücken wurden dann die scharfen Ecken mit der Scheere verkürzt; bei Gewichtigen nur umgebogen.

Ueberhaupt war die Arbeit eben so mühsam, als unvollkommen. Zur Münzstatt gehörten oft über hundert Münzknechte [212]), um, zumal an Märkten und Zollplätzen, diejenigen bedienen zu können, welche rohes Silber zur Verprägung brachten. Dabei fehlte es auch nicht an Verfälschungen; noch an Mißbrauch, welchen die Großen

---

211) Abbildungen und Untersuchungen solcher Münzen in der „Nachricht von einigen Pfennigen mittlerer Zeiten" (N. hist. Abh. bair. Ak. 1, 217).

212) Obermayrs hist. Nachr. von bair. Münzen. S. 182 ff.

selbst zum Nachtheil öffentlichen Verkehrs wohl mit ihren Zoll- und Münzberechtigungen trieben.

Als Otto, der Bischof von Freising, im Jahr 1140 vom Kaiser Konrad, seinem Halbbruder, erhielt, daß im ganzen Umfange des Hochstiftes kein Markt, keine Münzstatt ausser Freising geduldet werden solle, machte er sich den beträchtlichen Theil des baierischen Handels mit eigennützigem Zwang zinsbar. Denn zu Böring, einer alten Ortschaft [213]), setzte er an die Brücke über die Isar Salzniederlagen und Zöllnerei. Dadurch mußten die Frachten des innern Landes, besonders die Salzfuhren von Reichenhall nach Franken, Schwaben und Burgund.

Herzog Heinrich der Löwe, welcher sich in seinem eigenen Gebiet nicht beengen lassen wollte, führte Beschwerden, und überfiel endlich in einer Nacht des Jahrs 1158 den Flecken, zerstörte ihn, brach die Brücke ab, und verlegte die Salzvorräthe eine Stunde Wegs aufwärts an der Isar. Da lag ein geringes Dörflein in rauher Ebene,

213) Unter den Agilolfingen schon ein herzoglicher Weiler (Meichelbek Tom. 1, pars 151) mit einer Kirche im Anfang des neunten Jahrhunderts (derf. 2, 229), durch K. Ludwig das Kind im Jahr 903 an Freising geschenkt.

genannt München [214]). In demselben stiftete der Herzog, dem Bischofe zum Trotz, Zöllnerei, Münzstatt und Markt. Vergebens klagte Otto die Gewaltthat dem Kaiser. Es ward nur verglichen, der Herzog solle den dritten Theil der Zolleinkünfte, wie des Schlagsatzes, als Entschädigung an Freising entrichten.

Seit diesen Tagen ist München von vielen neuen Ansiedlern bevölkert worden, welche wegen des Handels und der Münze dahingezogen waren, oder mit Salz Geschäft trieben. Das meiste Salz kam noch immer aus den niederliegenden Quellen von Reichenhall [215]), wiewohl auch schon am Gebirg zwischen der Salzach und Niederalbe im Berg Tuval [216]) zwischen mürben Felsen die glänzenden Salzadern entdeckt und angebrochen

---

214) Die erste, doch ziemlich dunkle Spur von diesem Ort ist ein Munihingas, welches ums Jahr 780 an das Kloster Schestlarn geschenkt worden. Meichelbek 1, 81.

215) Mon boic. 3, 536. 546 liefern beweisende Urkunden vom Jahr 1123.

216) Schon eine Urkunde vom Jahr 1123 (bei Ritter Koch-Sternfeld Salzburg und Berchtesgaden 2, 12) zeigt dies Salzwerk im Betrieb. Noch entdeckt man davon verfallene Stollen am Dürrenberg.

Seeungeheuern gehört, die über das Meer gekommen und aus einem großen hölzernen Kasten an's Ufer gekrochen wären. Reisende, welche diese Geschöpfe mit eigenen Augen gesehen hatten, behaupteten: die Ungeheuer hätten auffallende Aehnlichkeit mit Menschen, gingen aufrecht auf zwei Beinen, und hätten eine Stimme, mit der sie allerlei Töne machten, die vermuthen ließen, daß sie sich dadurch, gleich andern Thieren, verständlich zu machen wüßten. Sie wären aber unter einander nicht Alle gleichgestaltet, auch nicht Alle von gleicher Farbe; zwar im Gesicht von ekelhafter Weiße, aber am Leibe meistens bunt und zottig, Einige blau, Einige grün, Einige roth und so weiter. Wieder andere Reisende versicherten und beschworen, die an's Land gekrochenen Seegeschöpfe wären keine Menschen, sondern eine Art Seeteufel. Mehrere derselben hätten unter der Nase lange Haare. Sie tränken am liebsten ein Wasser, das kein Mensch genießen könne; denn wenige Tropfen davon in den Mund genommen, verursachten ein Brennen, wie Feuer. Auch hätten sie Keulen aus der Tiefe des Meeres mitgebracht, in welchen der Blitz und Donner läge. Richteten sie die Keule gegen einen Vogel in der Luft, so stürze der Vogel, wie von einem Pfeile getroffen, auf das Blitzen und Krachen der Keule todt zu Boden.

waren, so wie die zu Hall im Innthal [217]). Auf Galmei, Eisen und andere Erze und Erden waren ebenfalls Bergwerke versucht und betrieben [218]).

20.

Aufwand. Kunst und Wissenschaft.

Der lebendigere Gewerbsfleiß und Verkehr steigerten in gleichem Verhältniß die Prachtlust der Bischöfe, Aebte und Fürsten. Man hüllte sich in Seiden, Sammet und Gold, und ging allezeit von glänzender Dienerschaft umringt einher. So groß ward der Geistlichen Hochfahrt, daß Kirchenversammlungen einem Bischof untersagen mußten, auf dem Besuch des Sprengels nicht über fünfzig Rosse mit sich zu führen. Pfalzen, Kirchen und Klöster verjüngten sich in kühner und großer Bauart. Bei Gastmahlen er-

217) Abh. vom Staat des Erzst. Salzburg. S. 243. 265. 308 u. a. O. m. v. Hormayr Archiv für Süddeutschland 1, 377; 2, 53.

218) Kloster Benediktbeurn erhielt im Jahr 1135 vom Kaiser Friedrich I Bergfreiheit auf Erz; Berchtesgaden auf Salz und Erze; das Kloster St. Peter in Salzburg im J. 1159 auf Galmei (Chron. St. Petri 237). Admont im Jahr 1160 auf Salz und Eisen (Hanfiz 2, 260).

schienen zierlich gearbeitete goldene und silberne Humpen, Messer, Löffel und anderes Eßgeschirr von gleicher Köstlichkeit; Würfel-, Bret- und Schachspiel aus edelm Holz und Elfenbein geschnitzt [219]); auch Zitterschläger, Trommeter, Pauker, Tänzer und Gaukelspieler.

Man gewöhnte sich, die Reihe alter Ahnen dem ruhmlosen Enkel zum Verdienst zu rechnen, und aus dem Zufall, welcher die Stände geschieden, einen Glauben an höhere und tiefere Menschenwesen zu leiten, in welchen mit dem Geblüte Tugend oder Niederträchtigkeit der Vorfahren vererbe. Darum, was in den Kreuzzügen die Noth erfunden, daß man an den Zeichen der Waffen- oder Wappenröcke, Fahnen, Schilde, Siegelringe auf Schlachtfeldern unter den Gefallenen, oder im Kampf, oder auf dem Heerzuge, leichter erkannt werde, verwandelte die Eitelkeit in Sache der Geschlechtsauszeichnung. Wie die Welfen von da an den Löwen, führten die Schyren in ihren verschiedenen Geschlechtszweigen bald den Adler, bald den Sparren, die Bogen den Armbrust, die Ortenburger den Schrägbalken, als Mauerzinne; so nun bald jeder Fürst und Ritter seine Sinnbilder und Leibfarben,

219) Verzeichniß der Habe des Grafen Sigboto v. Falkenstein vom Jahr 1180. Mon. boic. 7, 502 ff.

die, wie man sich vermählte oder beerbte, vermischt wurden [220]). Dem höhern ahmte [illegible] niedere Adel nach, dessen Glieder entweder als Freiherren auf ihrem Eigenthum saßen, oder als Edelknechte auf dem Gut gestrenger Erb- und Halsherren, ohne Recht auf den eigenen Leib [221]). So gering der Edelknecht sein mochte, ward doch beobachtet, daß er nur Seinesgleichen aus Dienstleuten gleicher Herrschaft heirathe [222]). Kinder eines freien Edelmanns mit einer Edelknechtstochter erzeugt, verblieben meistens dem Stande der Leibeigenen [223]).

Aber auch das Loos des edeln Ingesindes ward hin und wieder groß erleichtert, zumal an

220) Die ältesten Geschlechtswappen, welche A. M. Lipowski in seiner Abh. vom Ursprung der bair. Wappen (Abh. der bair. Ak. 10, 193 ff.) kennt, sind der wittelsbachische Adler seit 1179, und der welfische Löwe seit 1146. Das Aufkommen der blau und weiß wechselnden Rauten scheint erst mit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts recht begonnen zu haben (Pallhausens Garibald, S. 52).

221) Mon. boic. 8, 31. Die Urkunden von 1256. Ebendas. und in vielen andern Urkunden, wo sie servi nobiles und ministeriales heißen.

222) Mon. boic. 7, 471 u. a. a. O. m.

223) Mon. boic. 6, 101 u. a. a. O. m.

Kösen mächtiger Aebte und Bischöfe, welche durch Hingebung weitläufiger Lehen ihre Dienstmannen stärkten, um durch sie desto kräftiger gewaltthätigen Vögten der Kirche zu begegnen. Denn viele von diesen, welche Schutzherren der Stifte sein sollten, waren durch Gewaltthat und Eigennutz oft furchtbarer, als fremde Feinde; betrachteten der Kirche Gut wie erbliche Nutznießung; wählten Untervögte, die in ihrem Namen schalteten und das von den Gotteshausleuten Erpreßte mit ihnen theilten [224]).

Neben Fülle und Pracht der Burgen und Klöster entfaltete sich aber auch in gleichem Verhältniß das Streben nach höhern Genüssen. Die Liebe der Wissenschaften gewann. Sie ward in mancher Klosterschule von den Lehrern der sieben freien Künste erweckt, welche ihr Gemüth durch des alten Roms Dichter und Weltweise erhoben. Die Pfarrherren, längst durch karlingische Reichsgesetze verpflichtet [225]), Psalmen, Gebet' und Predigten auswendig zu sagen, konnten sich nur durch Lesen fremder Muster bilden. Man schrieb

224) So klagte Niederaltaich über die Raubsucht seiner Vögte, den Grafen von Bogen; Tegernsee über die Wolfratshauser; Heimerans Kloster über die Kranzberger.

225) Capitulare I v. J. 789 und das Capitulare Salisb. v. J. 803.

daher die bessern Werke des Alterthums fleißig auf feinen, geglätteten Häuten ab, denn noch war Linnenpapier unerfunden; und verzierte die Schrift, besonders die Anfangsbuchstaben, mit kleinen Gemälden, deren Erfindung und Zeichnung weniger, als die Dauer der schönen Farben bewundernswerth ist. Wenige haben sich darin so großen Ruhm erworben, als Werinher, ein Mönch von Tegernsee, welcher sowohl in Gemäld' und Schrift, als in Verzierung der Buchdeckel mit Schmelzwerk, in Gold und Silber, Bern- und Edelstein, kaum Seinesgleichen kannte [226]); oder die Wessobrunner Nonne Diemode, deren zierliche Handschrift über allen Preis geschätzt ward [227]). Das Kloster vertheilte die Arbeiten zu Verfertigung der Bücher an mehrere Hände. Die Einen bereiteten Pergament vor; die Andern schrieben; Andere malten oder vergoldeten Buchstaben; Andere besorgten den Einband [228]). Durch solchen Fleiß wurden die Schätze aller Weisheit nachkommenden Geschlechtern bewahrt, und Bücher-

226) Er lebte ums Jahr 1087; wird auch zuweilen Wecil genannt. Mon. Tegerns. bei Pez Thesaur. anecd. Tom. 3. pars 4, 515.

227) Sie lebte ums J. 1130. *Lentner* Hist. mon. Wessofontani 1, 166 — 175.

228) Kaum leser, als der fleißige Bonarr (Gesch.

sammlungen von hohem Werth gebildet [229]). Tegernsee war durch sie berühmt. Es schenkte dem Kaiser Heinrich III schöngeschriebene, in Gold und Silber gebundene Werke, und ward dafür mit Landgütern belohnt [230]).

Vor dem zwölften Jahrhundert versuchten die Klostergeistlichen zu Baiern kaum mehr, als Jahrbücher, Todtenverzeichnisse und Urkundensammlungen ihrer Stifte, oder erbauliche Betrachtungen in Glaubensdingen und Leben der Heiligen zu verfassen. Doch auch diese sind zur Kenntniß der Zeiten, ihrer Denkarten und Schicksale nicht ohne Werth, und noch heut verdient Anamodus Dank, Unterhelfer der Kirche zu Regensburg, welcher in der andern Hälfte des neunten Jahrhunderts durch Auffammlung heimeränischer Schen-

---

des Kantons St. Gallen) hat dies klösterliche Gewerbe geschildert.

229) Sie enthielten meistens Abschriften griechischer und lateinischer Schriftsteller, der Bibel, der Kirchenväter, beliebter Erbauungsbücher, mathematischer und tonkünstlerischer Werke. Man sehe den Catalog. codicum monast. Benedictoburani in Pezens Thesaur. anecd. Tom. 3. pars 3, 614 ff.

230) Die Schenkung geschah im J. 1054, dafür bekam das Kloster zwei Güter in Unterholzing und Hettenbach zurück. Mon. Tegerns in Pez Thesaur. Tom. 3, pars 2, 512.

kungsbriefe der Geschichte des alten Baioariens großen Dienst leistete [231]); nicht minder Arnold, Graf zu Cham und Bohburg, Probst zu St. Heimeran, welcher um die Mitte des eilften Jahrhunderts in seinen zwei Büchern von den Wundern des heil. Heimeran, so wie in dem weitläufigen Verzeichniß aller Güter und Einkünfte seines Klosters schätzbare Sagen und Nachrichten der Vorzeit bewahrte [232]). Ohne ihn, und mag seine Sprache wohl rauh, seine Denkart vom Aberglauben befangen sein, wär' unsere Kunde der Sitten, Ortschaften und Begebenheiten aus agilolfingischen Tagen noch dürftiger geblieben.

Aber mit dem zwolften Jahrhundert erstanden schon gelehrtere Männer, durch Schrift heilsam auf Lebensgenossen wirkend. So Otto, der Sohn Markgrafs Leopold IV von Oesterreich, welcher die hohen Schulen zu Paris besucht hatte, dann als Bischof auf dem Stuhl zu Freising seit 1138 saß. Er ist der Erste gewesen, der Aristoteles Werke in griechischer Sprache aus Paris nach Deutschland trug [233]), und die Lehrart der Weisen von Stagyra in das Heiligthum christlichen

231) Pez Tom. I. Isagog. Diss. 82 und pars III. 192.

232) In *Canisii* Lect. antiqq. Tom. 3. pars 1, 103 zu finden.

233) *Radevicus* de gest. Friderici I. L. 2. c. 9.

Glaubens einführte. Er selbst schrieb mit Einsicht und Verstand ein Jahrbuch der Welt, von ihrer Erschaffung bis zu seiner Zeit, in acht Büchern [234]; und in zwei andern Büchern die Thaten seines Neffen, Kaiser Friedrichs des Rothbärtigen, umständlich und lehrreich [235]. Die Letztern setzte Radewich, sein Geheimschreiber, ein Chorherr zu Freising, mit gleichem Geiste fort [236]. Die Arbeit dieser Männer ist bleibendes Ruhmes würdig, besonders in dem, was sie von ihren Zeiten, wenn gleich nicht mit harmloser Gemüthsruhe, gemeldet haben. Doch wer in ihren sturmvollen Tagen war derselben mächtig? Auch Heinrich, Probst zu Berchtolsgaden, hatte sie nicht, der die Verwirrungen der salzburgischen Kirche unter dem vertriebenen Erzbischof Adelbert schilderte [237]; noch weniger Gerhoh, Probst zu Reichersberg im salzburgischen Sprengel. Dieser, ein frommer und eifriger Priester, die Geissel Irrgläubiger oder zuchtloser Geistlichen, war un-

234) Er starb im Jahr 1158. Die Jahrbücher gehen bis 1146. Das siebente Buch erst geht die Geschichten seines Zeitalters an; das achte enthält eine Herzenserleichterung über die Stadt Christi, des Gegenchrists Verfolgung, jüngstes Gericht u. s. w.

235) Sie gehen bis zum Jahr 1158.

236) Bis zum Jahr 1160.

237) Er starb im Jahr 1174. Hund 2, 133.

streitig einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts. Doch von seinen zahlreichen Werken, deren grösstes die goldene Auslegung der Psalmen, würde ihn heut das köstliche Jahrbuch seines Klosters am meisten ehren, wenn erwiesen wäre, daß er die Verfertigung desselben veranlaßt hätte [238]). Sein Leben der Aebte Berenger und Wirnto zu Formbach ist für die Geschichte von ungleich geringerm Preis, da ihn allzufeuriger Wunderglaube begeisterte.

Aus derselben Ursache würde auch sein Zeitgenoß Paul, Chorherr des Klosters Bernried am Wurmsee, längst vergessen sein, hätte er nichts, als das Leben Herluca's, einer Nonne zu Eppach, ohnweit Wessobrunn, beschrieben. Aber seine Erörterungen zur Geschichte Gregors VII, reich an Aufklärung über das Leben dieses großen Papstes, machten ihn spätern Tagen ehrenwerth [239]).

238) Er starb ums Jahr 1169. Verfasser des Jahrbuchs selbst, das bis 1194 geht, bei 1169 sein Leben und Sterben erzählt und ihn schon beim Jahr 1147 dominus nennt, ist er nicht. Die Schreibart Gerhoh's ist oft lebhaft und blühend, meistens handelte er von Gegenständen der Gottesgelahrtheit. Ein Verzeichniß seiner vielen Schriften weiset Pez (Tom. VI im Vorbericht) nach.

239) Oretser gab den Commentarium Pauli Bernie-

Es besaß Baiern in diesen Tagen noch manchen nennenswerthen Schriftsteller, wie Wilhelmen, Abt zu Hirschau, der das Leben des heil. Wolfgangs, doch mit allzumaßloser Leichtgläubigkeit erzählte [240]); oder Metellus, den Mönch zu Tegernsee, welcher die unsterblichen Gesänge des mantuanischen Schwans und des lebensweisen Horaz, in deren Sprach' und Silbenmaß, seltsam zu christlicher Erbauung verkehrt [241]); einen Alod von Pechlarn, einen Emicho von Mallersdorf, Ulrich von Ebersberg, Wenceslaus von Niederaltaich, die uns in ihren klösterlichen Zeitbüchern werthe Denkwürdigkeiten untergegangener Tage behielten.

Alle dachten und schrieben in der Sprache des ältern Roms. Die deutsche war noch arm und spröde, so süß darin auch schon zu Schwaben viele Minnesänger die Schönheit ihrer Frauen priesen. Dennoch offenbarte sich selbst in ihren unvollkommenen Tönen des deutschen Gemüthes

densis de gestis Gregorii VII u. s. w. im Jahr 1610 mit seinen Anmerkungen heraus.

240) Er starb im Jahr 1120.

241) Er schrieb sie um's Jahr 1160; die Meisten derselben dem heil. Quirin zu Ehren, darum Quirinalien geheißen. Man findet sie in *Canisii* Lect. antiqq. Tom. 3. pars 3.

Der König von Akim, ein ſehr verſtändiger und einſichtvoller Herr, war über alle dieſe Anzeigen ſehr verwundert. Vieles davon glaubte er nicht und hielt es für Lüge. Indeſſen wiederholten ſich die Nachrichten. Sein Erſtaunen erreichte den höchſten Grad, als endlich ein rechtſchaffener und wegen ſeiner Verſtändigkeit geſchätzter Mann ſeines Reiches von einer Reiſe zurückkam, die derſelbe in Handelsgeſchäften an der Küſte gemacht hatte. Auch dieſer hatte die Meergeburten mit eigenen Augen geſehen, und erklärte vor dem Könige, ſeinem Herrn: er halte beſtimmt jene Weſen für Menſchen aus einer andern Welt. Den Beweis führte er, ſehr einleuchtend, mit folgenden von ihm ſelbſt ſehr ſorgfältig beobachteten Thatſachen:

„Es gibt an der Küſte Einige unſers Geſchlechts, welche die Sprache jener Weſen gelernt haben, und ſogar mit ihnen reden können. Dieſe Erfahrung hat man noch nie an andern Thieren machen können; folglich müſſen es Menſchen ſein. Ob ſie von Gott aber Vernunft in dem Maaſe erhalten haben, wie wir, das weiß ich nicht; doch bezweifle ich's beinahe. Denn ſie können zwar zuweilen vernünftig ſcheinen, aber häufig zeigen ſie das Gegentheil. Ihre größte Luſt iſt, von dem brennenden Waſſer zu trinken; darauf werden ſie närriſch, lachen und ſchreien,

Kraft und Innigkeit herrlich, wie kein anderes Volk so gewiesen. Aber Vieles, was in deutscher Zunge von der Altvordern Thaten und Abenteuern gesungen worden, ist verloren gegangen [242]); und von vielen Liedern, welche behalten wurden, sind der Dichter Namen undankbar vergessen. In Klöstern und Burgen Baierns waren aber die deutschen Sänger deutscher Heldenzeit hochgehalten [243]; und daß auch hier schon früh die Muttersprache zur Schrift- und Dichtkunst geübt worden, dafür zeugt noch heut die Umschreibung der salomonischen Lieder der Liebe durch Abt Walram [244]), des gelehrten Lanfrancus Schüler,

---

242) Erbo et Boto — Illius Erbonis posteri, quem in venatu a bisonte bestia confossum vulgares adhuc cantilenae resonant. Chron Urspergense 257.

243) Zum Beispiel Graf Berthold von Andechs begehrte ums Jahr 1160 eine Abschrift des Gedichts Herzog Ernst, welches Rupert von Tegernsee besaß. Pez 2, 13.

244) Williram oder Walram, ursprünglich ein Mönch des Klosters Fulda, starb zu Ebersberg im Jahr 1085. Seine meisten Schriften sind unbekannt oder verloren. Ausser einer lateinischen Umschreibung des Hohenliedes in leonischen Versen, schrieb er eine deutsche. Marquard Freher veranstaltete davon zu Worms 1631 eine gedruckte Ausgabe.

der siebenunddreißig Jahre dem Kloster zu Ebersberg vorgestanden.

21.

Heinrichs XII Glück und Größe. Kirchengeist.

Im J. 1156 — 1171.

Das Volk der Baiern, immerdar der That gewogener, als dem Wort, nährte mehr Helden, als Sänger. Seines Herzogs, des Welfischen Löwen, Ruhm erfüllte die Welt. Ihn fürchtete Priester und Fürst [245]). Sein Arm führte auf den Thron der Dänen den herabgestoßenen König Sueno zurück; demüthigte empörte Völker; hob Lübeck, die handelreiche Stadt, aus der Asche, und schuf den Hafen Travemünde. Während er im Norden Städte und Kirchen gründete oder verschönte, schlug sein Schwerd im Mittag der Alpen die dem Kaiser abtrünnigen Lombarden, schleifte das eidbrüchige Crema und verließ nicht die Seite seines Freundes Friedrich, bis derselbe über den Schutt des aezüchtigten Mailand den Pflug ziehen und Salz streuen konnte.

245) Wie auch die Geistlichen seine Rechte ehrten, ersieht man aus dem Brief des Erzb. Eberhards von Salzburg an ihn, in den Mon. boic. 4, 419 aufbewahrt.

Als der Herzog im Jahr 1161 wieder nach Baiern gekommen war, und er Landtag zu Regensburg hielt, entstand mächtiges Zerwürfniß zwischen ihm und Bischof Hartwig daselbst, einem für Wohlleben sorglichen Manne, der mehr Lust an Jagdhunden und Rossen hatte, als an Beistand der Kirch' und Armuth. Heinrich wollt' ihn beschränken. Darüber stiftete der Priester das Volk auf. Heinrich, im Zorn, nahm die Veste Donaustauf und anderes Gut des Bisthums, bis von Salzburg der fromme Erzbischof Eberhard versöhnend zwischen die Streitenden trat und ausglich [246]). Doch Andere sagen: Heinrich, immer Geldes bedürftig zu Zügen nach Welschland, oder zu Kriegen gegen die nordischen Wenden, oder zum Aufbauen seiner Städte, habe das Unheil durch unmäßige Forderungen gestiftet, die ihm verweigert worden waren [247]). Es ist gewiß, daß dieser weise Fürst mit spätern Tagen verlernte, in rechter Stunde freigebig zu sein, und daß er durch Uebermaß haushälterischer

246) So Aventin, der in seiner deutschen Chronik auch meldet, der Bischof habe einen Löwen mit sich geführet.

247) Das Chron. Reichersperg., auch andere Zeitbücher jener Tage bezüchtigen Heinrich XII geradezu des Geizes.

Strenge Glück und Größe verspielte. So ging er, zur Unzeit karg, auch der reichen Erbschaft verlustig, die ihm Welf von Altorf, sein Oheim, zugedacht.

Dieser lebte, da ihm sein einziger Sohn in welschen Kriegen umgekommen, gute Tage, das Seine verprassend. Bald ward er durch Schwelgereien im Alter berühmter, als durch Ehrenthaten seiner Jugend. Von Gastmahlen und Festen, die er gegeben, ward viel erzählt. Gleich dem hochfährtigen Herzog Heinrich, der sein Beilager einst mit großer Pracht auf dem Lechfelde gefeiert, wiederholte der Welf in den Ebenen bei Augsburg das glänzende Schauspiel. Da bewirthete er allen Adel Baierns und Schwabens unter köstlichen Gezelten und ergötzte ihn Tage lang mit großen Lustbarkeiten. Seinem Aufwande zu genügen, verkauft' er dem Kaiser Sardinien, Thuscien, Spoleto und was er von den mathildischen Ländern besaß. Dem Herzog bestimmt' er die künftige Erbschaft des schwäbischen Hausgutes. Dafür begehrt' er aber Ersatz an Geld. Heinrich, ohnehin als Erbe der Nächste, verzögerte bedächtlich die Zahlungen. Deß ward der Altorfer ungeduldig, und gab dem Kaiser auch die reichen Stammgüter zu Schwaben um Gold und Silber hin. Das verdoppelte die Macht des Hauses Hohenstaufen. Heinrich bereute zu spät. Im

Herzen ward er dem Kaiser gram, der das Welfengut so begierig an sich gezogen.

Friedrich der Rothbärtige, durch Glück und große Eigenschaften den Glanz des hohenstaufischen Geschlechts über alle Namen von Deutschland erhöhend, wollt' auch in der Kaiserreihe keinem Vorfahren an Macht und Ruhm weichen. Nur einen ehrt' er, als Vorbild, über Alle, den ersten Karl, dessen Asche er zu Aachen erhob. Gleich ihm begehrt' er Herr zu sein in der Kirche, wie in der Welt. Nur als Gebieter sprach Friedrich mit Rom. Und da hier die ihm feindseligen Kardinäle, nach dem Tode Papst Hadrians IV. [245]), einen Mann im Geiste des siebenten Gregors, Alexander III., auf Peters Stuhl setzten, bewirkt' er, daß dem entgegen Victor IV., ein Papst mildes Sinnes, gewählt ward. Damit erneute sich der alte Zwiespalt gesammter Christenheit; Verwirrung und Krieg im Nord und Süd der Alpen.

Alexander, kühn, erklärte den Kaiser seiner Kronen verlustig. Unter feierlichem Gepränge, bei angezündeten Kerzen des Hochaltars in der Hauptkirche, gab er ihm nebst seinen Anhängern den Bannfluch, seinen Leib dem Teufel zum

245) Im Jahre 1159.

Eigenthum [249]). Friedrich schickte sein Kriegsheer vor Rom; trieb den Ohnmächtigen aus. Alle Höfe des Abendlandes wurden bewegt. Die Könige von Frankreich, England und Ungarn nahmen sich Alexanders an; die Rechte des Kaisers vertheidigten die Könige von Dänemark, Böheim und die meisten Fürsten des Reichs. Doppelte Päpste, entgegengesetzte Kirchenversammlungen verdammten einander. In Welschland haderten die lombardischen Städte für und wider die Gieblingen und den Papst.

Obwohl die Deutschen, vor Friedrichs Gewalt und Entschlossenheit schüchtern, nichts wider ihn wagten, hielten dennoch mehrere Kirchen mit Alexandern. In Baiern am muthigsten die Mönche von der Zucht des Klosters Cisterz; und besonders Eberhard, Erzbischof zu Salzburg. Zwar blickte der Kaiser nicht ohne Unwillen auf diesen; doch schonte er sein. Eberhard, ein sanftmüthiger, beredter Mann, war durch große Tugenden ehrwürdig.

Als derselbe aber im Jahr 1164 gestorben, und von den Feinden der Gieblingen Konrad,

---

249) Wie der Papst in seinem Schreiben dem Erzbischof Eberhard von Salzburg selber berichtete. Hansiz 2, 260.

des Kaisers eigener Oheim und doch sein Gegner, zu seinem Nachfolger erwählt war [250]), der Eberhards Grundsätze, aber nicht desselben Verdienste hatte, verwarf ihn Friedrich; Konrad versuchte Gegenwehr, und schleuderte den Bannstrahl gegen seinen Neffen und dessen Papst. — Das Oberhaupt des Reichs that ihn in Acht; gab des Bisthums Gut, selbst den Zehnten der Kirche, weltlichen Herren zum Lehen, und befahl, das Erzstift zu verwüsten. Es geschah. Pfalzgraf Otto der Wittelsbacher, die Gebrüder Leupold und Heinrich, Grafen zu Pleyen, auch der Herzog von Kärnthen vollstreckten mit bewaffneter Hand des Gebieters Willen. Hrodberts Sprengel ward mit Gräueln aller Art erfüllt. Raubgesindel flog herbei, stahl, mordete, zündete an. Die Kirchen standen verschlossen; die Glocken der Thürme wurden nicht mehr laut; die geweihten Kerzen erloschen auf den Altären; Säuglinge blieben ohne Taufe; Sterbende ohne Trost. Endlich loderte Salzburg selbst in Flammen auf [251]). Fünf Kirchen, drei Klöster, viele andere Gebäude

250) Er war des Herzogs von Oesterreich Bruder; vorher schon Bischof zu Passau.

251) Ungewiß ob absichtlich oder durch Zufall in Brand gesetzt. Radewig (beim Urstis. 1, 559) zweifelt selber.

wurden ein Raub der großen Brunst, in welcher die Hauptkirche mit all' ihrer Pracht in Asche sank, unter deren Glut Glocken zerschmolzen und der goldenen und silbernen Heiligthümer viele umkamen [252]).

Großes Jammers, doch ungebeugtes Sinnes, floh Erzbischof Konrad zur Einsamkeit von Admont, während die Geistlichkeit seines Stiftes, fest, wie er, den Gieblingen und den kaiserischen Papst verdammten [253]). Konrad starb zu Admont; sein Geist lebte in der Genossenschaft der Kirche von Salzburg fort. Sie wählte, ohne des Kaisers Genehmigung zu erwarten, den böhmischen Fürstensohn Adalbert [254]); wankte auch nicht, als Friedrich zweimal mit Heergewalt die Lande Hrodberts überzog, Adalberten entsetzte, von allen Dienstmannen des Erzstifts den Eid der Treu' nahm, und die Aebte von

252) Mon. boic. 14, 378. Es geschah im Jahr 1167.

253) Nach dem Tode Victors war im Jahr 1164 erst der Bischof von Crema, unter dem Namen Paschalis III., dann als dieser im Jahr 1168 starb, Calixt III. zum Gegenpapst der Gieblingischen Partei gewählt.

254) Konrad starb den 10. Herbstmonds 1168; Adalbert war sein Schwestersohn.

Scheyern, Weyhenbrunn, Benediktbeurn und Rattenbuch verließ, welche dem Papst Alexander anhingen [253]).

22.

Herzog Heinrichs des Löwen Sturz.

Im J. 1171 — 1180.

In der Fülle dieser Verwirrung beschloß Herzog Heinrich der Löwe, seiner Andacht ein Genüge zu thun, Wallfahrt ins heilige Land. Glaubensvoll, in göttlichen Dingen geschehe nichts zur Unzeit, trat er die Reise an; setzte zum Statthalter über Sachsenland den Erzbischof Wichmann; gab seiner Gemahlin Mechtildis [254]), des Königs von England Tochter, die braunschweigische Burg Dankwerode zum Hoflager; und kam dann nach Baiern. Hier berief er die Stände gen Moosburg [255]), dem alten Ort an der

253) Chronicon Reichersbergensis ad annum 1169, und Hanfiz 2, 288.

254) Die erste Gemahlin war Clementia, Herzog Konrads von Zähringen Tochter, von der er sich, unter Vorgeben allzunaher Verwandschaft, im J. 1162 hatte trennen lassen.

255) Den 29. Januers 1171.

Ysar, sich seiner Freunde Treue zu sichern; Ruhe zu stiften. Und auf dem Tag zu Moosburg ward mancher Spann gehoben; manches Entwendete an die beraubten Kirchen feiervoll über Gebeinen der Heiligen zurückgegeben, die zur Versammlung gebracht, ehrfurchtvoll begrüßt, und von den Zeugen umringt wurden, welche man beim Ohr zupfte [255]).

Als der Fürst Alles wohl bestellt hatte, zog er mit zweitausend Rittern gen Oesterland, wo ihn zu Neuburg Herzog Heinrich Jasomirgott, sein Stiefvater, freundlich empfing und zum Grabmal der Mutter Gertrude führte. Bei Wien lagen viele Schiffe bereit zur Fahrt, reich beladen mit Korn, Wein und andern Bedürfnissen zur langen Wanderung. Da reiseten die Herren auf der Donau gen Ungarn; die Knechte mit den Rossen zu Lande; wo die Schiffe über Nacht am Ufer blieben, fanden sich Alle zusammen.

Nun hört' ich viel zu sagen von ihren Abentheuern und Streiten unter wilden Serviern und Bulgaren; wie der Kaiser von Griechenland die Ritter herrlich empfangen und zu Konstantinopel

---

258) Pez Thes. anecd. Tom. 3. pars 3. S. 781. Die ganze Feierlichkeit umständlicher in Mon. boic. 5, 456 bezeichnet.

taumeln, können nicht aufrecht stehen, umarmen, schlagen und verwunden sich, hüpfen und springen, bis sie in Schlaf verfallen. Wenn sie erwachen, scheinen sie wieder verständig zu sein.

„Auch haben sie Sinn für den Tanz. Ich habe bemerkt, daß, wenn Einer unter ihnen mit einem haarigen Stecken über ein hohles Holz streicht, über das man kleine, zusammengedrehte und gedörrte Därme von Thieren gespannt hat, die Andern bei dem Gezirpe, das von den gestrichenen Därmen entsteht, ein Zucken in den Füßen bekommen, Andere mit abgemessenen Schritten umhergehen, Andere mit hüpfenden Schritten rechts und links fahren.

„Ferner habe ich bemerkt, daß sie eine Art bezauberter Zettel haben, mit denen sie sich viel zu schaffen machen. Es setzen sich zwei, drei bis vier Personen zusammen, nehmen die buntgemalten Zettel, die alle gleich groß sind, mischen sie durch einander und vertheilen sie unter sich. Dann starrt Jeder die Blättlein an und verwendet kein Auge davon. Plötzlich äussert der Zauber seine Wirkung. Denn Einige werden sehr ernsthaft und finster; Andere lachen mit abscheulicher Schadenfreude; Andere strahlen von Vergnügen, als wäre ihnen großes Heil widerfahren; Andere sehen finster und traurig, Manche

bewirthet; wie sie auf dem Meer Sturm erlitten, endlich das heilige Grab gesehen und verehrt haben [259]). Aber wichtiger ist, was der Löwe erfahren, als er nach Jahresfrist ins Vaterland zurückgekommen.

Da war die alte Entzweiung in Staat und Kirche noch nicht geendet; Baierland noch Raub alter Fehden; Adelbert, der salzburgische Bischof, mit dem Kaiser unversöhnt, und in heilloſem Hader mit Heinrich, Probſt von Berchtesgaden, der auf Hrodberts Stuhl gesetzt worden [260]). In Welschland lag durch Alexanders altrömische Festigkeit die Sache der Ghiblingen danieder, Friedrichs sieggewohnte Waffen blieben ohnmächtig gegen die Begeiſterung der lombardischen Städte. Darum hatt' er an alle deutsche Fürsten ein Aufgebot gerichtet, ihm zu Hilfe über die Alpen zu eilen. Aber Keiner derſelben kam. Auch Heinrich der Löwe stand fern und kalt, der am meiſten helfen konnte, die Ghiblingen um das Welfengut beneidend, das er verloren. Nur von Cöln und Magdeburg brachten die Erz-

259) *Arnoldi* Lubecens. supplem. Helmoldi, beim Leibnitz 2, 631.

260) Auf dem Tag zu Regensburg im 1174.

biſchöfe einige tauſend Wehren in Friedrichs Heerlager.

Nun unterlag der Kaiſer. Die Lombarden mit dem Hauptbanner des heil. Ambroſius von Mailand begegneten ihm in den Fildern von Lignano. Da geſchah im Mai des Jahres 1176 die entſcheidende Schlacht, welche dem deutſchen Kriegsvolk faſt gänzlichen Untergang brachte. Verzweiflungsvoll rief Friedrich ſeinen ungetreuen Freund Heinrich zu einer Unterredung nach Chiavenna. Er hoffte ihn zu verſöhnen und zu bewegen; denn dieſer Mächtigſte aus Deutſchland konnte ihn allein vor größerer Demüthigung bewahren. Und als Heinrich kam, eilte er ihm mit großen Freuden entgegen; liebkoſete ihn und ſuchte durch manches Schmeichelwort die alte Liebe aufzuwecken. Umſonſt. Der Welf blieb hart; verſagte ſeine Hilfe. Der Kaiſer, in verzweifelndem Schrecken, bat ſo flehentlich, daß er, ſo wird erzählt, im Uebermaß des Schmerzes dem Herzog ſchier zu Füßen fiel [261]). Umſonſt. Da trat voll hohen Unwillens des Kaiſers Gemahlin, Beatrix von Burgund, hinzu, und rief: „Stehet auf, mein Herr. Gott ſei dieſes Zuſtandes gedenk [262])!“ Auf ſolches

261) Ut videretur se demittere, ſagt der Abt v. Urſperg.
262) Otto de St. Blasio c. 23 (beim Urſiſ. 1, 209).

ſchien der Löwe in ſich zu geh'n; ſagte Beiſtand zu, forderte aber Goslar, Sachſens reichſte Stadt, zur Belohnung [263]). Der Kaiſer verſchmähte, das um Geſchenke zu haben, was ſeine Erniedrigung nicht hatte gewinnen können, und entließ den Herzog. Der alte Haß der Gieblingen und Welfen brannte wieder in heller Flamme. Des Kaiſers Entſchluß war genommen. Vor der Hauptkirche von Venedig verſöhnte ſich im achtzehnten Jahr der Trennung Friedrich mit Alexandern, dem er die Füße küßte. Ihn umarmte der Papſt.

Sorglos um des Hohenſtaufers Zorn war Heinrich ins deutſche Land zurückgekehrt, und verwaltete ſein Gebiet. Auf einen Tag zu Ens im Jahr 1177 glich er mit dem Herzogthum Oeſterreich ſtrittige Rechtſam' und Grenzzwiſt' aus, und hielt, da er dort am Sonntag Altare aus der Kirche kam, vor den Pforten derſelben niederſitzend, Gericht [264]). Inzwiſchen ſein Friede war von kurzer Dauer. Fürſten und Biſchof' im Norden, von des Kaiſers Zorn gegen ihn unterrichtet, überfielen Sachſenland. Viele haßten ihn, weil er ſich ſeiner Macht gegen ſie überhob; die

263) Goslariam ditissimam Saxoniæ civitatem jure beneficii expetiit, ſagt Otto v. St. Blaſien.

264) Mon. boic. 3, 463.

Pfaffen, weil er mit ihrem Gut und Recht ſtreng geſchaltet hatte.

Sobald der Kaiſer wieder in Deutſchland erſchien, klagten Alle gegen den Herzog; dieſer gegen Alle. Der Löwe, angefallen von ſo viel Feinden, die auf Tagen des Reiches eben ſo viel Richter über ihn waren, ließ ſich vergebens vor zwei Fürſtenverſammlungen rufen. Er wußte, ſie bewegte der Geiſt des Hohenſtaufen. Schon ſchwebte Reichsacht über ſeinem Haupt. Es geſchah noch einmal zwiſchen ihm und Friedrich beſondere Unterredung. Dieſer, als wollt' er den ehemaligen Freund nicht ganz verderben laſſen, nahm' ihm gütig zu Haldensleben; verſprach keine Mühe zu ſcheuen, die zürnenden Fürſten zu beſänftigen; forderte jedoch für ſich fünftauſend Mark Silbers zum Erſatz des ungeheuern Schadens, der ihm durch des Herzogs Hilfsweigerung in der Lombardei entſtanden wäre. Ob der harten Forderung erſchrack der ſparſame Fürſt und verwarf dieſelbe. Da ging Kaiſer Friedrich von dem Unbeugſamen. Die Achtbriefe gegen ihn wurden angeſchlagen; ſeine Land' und Würden ihm entzogen. Vergebens war des Löwen ſtarke und blutige Gegenwehr. Verwieſen aus den Gebieten des Reiches flod er endlich mit Weib und Kind nach England zu ſeinem Schwäher, König Heinrich dem Andern,

der gab ihm täglich fünfzig Pfund englisch; damit mußt' er sich und sein Hofgesind' erhalten.

So endete der Welfen Herrschaft in Baiern. Denn auch als Heinrich der Löwe des Kaisers Gnade wieder gewann, empfing er doch nichts zurück, als in Sachsen sein erbeigenes Hausgut.

Am neunundzwanzigsten Tag Brachmonds des Jahres 1180 trat Friedrich der Rothbärtige zu Regensburg in den Kreis der versammelten Stände von Baiern. Da erklärte er des geächteten Mannes Leben verfallen; das Herzogthum dem Reiche; Kirchengut jegliches seiner Lehensband. Sogar den Spruch wegen Zoll und Brücke bei Vöhring, den er selbst vor zweiundzwanzig Jahren im Streite zwischen Herzog und Bisthum Freising gethan, vernichtete er wieder durch einen zweiten, und sprach Alles dem Bischof im alten Stande zu [265]).

In denselben Tagen, da der Welfen Größe unterging, ward der Heerschild des kärnthenschen Markgrafen von Steier erhoben und sein Land zum Herzogthum. Denn Markgraf Ottokar, welcher, wie seine Vorfahren seit dem zehnten Jahrhundert, als Graf von Trungau den baierischen Landtagen beigesessen, hatte dem Kaiser alle-

265) In Falkensteins Gesch. von Baiern 2, 420 die Urkunden des seltsamen Machtspruchs.

zeit treue Dienste gethan [266]). Auch die Söhne des baierischen Hauses Andechs [267]), geschmückt mit Herzogen-Namen von Dalmatien, Hrowatien und Meranien [268]), sollen Theil vom Welfengut

---

266) Westenrieders Beiträge 1, 40 ff., wo gezeigt wird, daß Steiermark nicht erst im J. 1050 von Baiern abgekommen.

267) Erben des Geschlechts Dachau, eines Nebenzweiges vom Stamme Wittelsbach.

268) Erst durch die Bemühungen des vortrefflichen Geschichtforschers Hormayr ward (in verschiedenen Abhandlungen, im Tiroler Almanach vom J. 1803, im Archiv für Süddeutschland und, vermuthlich auch von ihm, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1819, fünfter Band) das hellste Licht über dies Titularherzogthum verbreitet. Im Hause Dachau erscheint dieser Herzogentitel zuerst im J. 1140 und dauert bis zum Tode des letzten Dachauers, Grafen Konrads III. († 8. Weinm. 1180); dann geht er an die Grafen von Andechs über, und verliert sich allmälig, je naher Venedigs und Ungarns Macht in Dalmatien aneinander rückt. Der Name Meran bezeichnete blos die dalmatische Seeküste, wo noch heut das venedische Marano. Hormayr macht sehr wahrscheinlich, daß dieser Herzogenname nur ein „Anspruchs- und Repressalientitel des römischen Reichs gegen Ungarn und Venedig" gewesen.

empfangen haben. Das Herzogthum an der Donau aber verlieh Kaiser Friedrich der Rothbärtige seinem Pfalzgraf und Waffengenossen, Otto von Wittelsbach, dem theuerwerthen Helden vom uralten Stamm der Schyren [269]). Also sah das Land Baiern nach zweihundert zweiunddreißig Jahren wieder einen Fürsten aus eigenem Volke über sich.

---

269) Hoc gestum est Altenpurch, 16 kal. Octobr. 1180. So der Cod. G. maj. membran. Fol. 25. Eine Handschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert im königl. Bücherschatz zu München befindlich.

Vierter Abſchnitt.

Die Wittelsbacher.

1.

Herzog Otto III., genannt der Aeltere.

Züge aus ſeinem frühern Leben.

Der Stamm der Schyren iſt uns wohlbekannt. Seit Jahrhunderten blühte derſelbe wunderbar kräftig im Innerſten baieriſchen Gebietes an der Ammer und Glon im Huoſigau [1]). Da war auf einem der Hügel die uralte Stammburg des Geſchlechtes, welches den Gau verwaltete ſeit undenklichen Zeiten. Das Volk freute ſich der Schyren und wußte viel von ihren Vätern. Denn allezeit hatten dieſe zuerſt das Schwerd gezuckt, wenn fremder Uebermuth dem Recht von Baiern Hohn geſprochen. Die Grafen und Herren von

1) In der ſchon angezogenen Denkſchrift bezeichnet K. H. Lang dieſen Gau ſehr beſtimmt.

Valey und Dachau waren aus ihrem Blute. Und als sie ihr altes Haus auf Scheyern zum Kloster geschaffen, saßen sie zu Kelheim und Wittelsbach. Denn diese Grafschaften in den Gauen an der Donau, wie auch die von Wartenberg im Erdingau und die Landschaft von Straubing und Ratternberg gehörten zu ihrem Erbgut; und viele Güter im Nordgau dazu [2]). Als Pfalzgrafen hatten sie auch Schirmrecht über die Güter des Reichs im Herzogthum [3]); daneben Vogtschaft über das Hochstift zu Freising, über die Abteien zu Obermünster, Scheftlarn, Ranshofen, Weihenstephan, Scheyern und andere. Daraus flossen ihnen an Gold und Früchten große Einkünfte.

Kaiser Friedrich, indem er seinem Pfalzgrafen Otto das Herzogthum verlieh, sah nicht den Glanz des Geschlechtes, sondern die Tugenden des Mannes an. Ihn hatt' er seit dreißig Jahren geliebt, da derselbe, ein wehrhafter Jüng-

---

2) Umständlicher das Verzeichniß der Wittelsbachischen Besitzungen in Langs Abhandlung von der Vereinigung des bair. Staates (Denkschr. d. bair. Ak. d. Wissensch. 1813).

3) Mon. boic. 13, 170.

ling [4]), an den kaiſerlichen Hof Konrad des Dritten, der Friedrichs Oheim geweſen, als Geiſel gekommen war, wie Dir erzählt worden iſt [5]). Otto war ein ſchöner Mann, gewandt, geiſtvoll [6]), unternehmend, raſch zum Schwerd, beharrlich im Vorſatz. Darum wählte ihn Friedrich auf ſeinem erſten Zuge gen Rom, daß er dem Heer das Banner vorträge. In des Helden Hand war es ſicher; vor Mailand und Tortona ſiegreich.

Otto ſah damals ſeines Freundes Haupt mit den lombardiſchen und römiſchen Kronen ſchmücken, und öffnete ihm nachdem die Veroner Klauſen an der Etſch zum Rückzug über das trientiſche Gebirg nach Deutſchland. Denn die feindſeligen Veroneſen gedachten den Kaiſer und ſein Volk in große Noth zu bringen, wenn ſie die Schluchten ſperrten, wo der Weg ſich eng zwiſchen dem reiſſenden Etſchſtrom und ſchroffen Bergwänden krümmte. Mit fünfhundert Kriegsknechten und Rittern hatte Alberich, ein Edler

4) Wehrhaft war er ſchon im Jahr 1140, denn in demſelben erſcheint er auch als gerichtlicher Zeuge. Mon. boic. 8, 412. 413.

5) In der 16. Abtheilung 3. Abſchnitts dieſes Buchs.

6) *Radewicus* de gest. Friderici I. L. 1. c. 18.

zuleht ſo verzweifelnd, als wäre ihnen das Liebſte in der Welt geſtorben.

„Ich läugne nicht, zuweilen kam mir auch vor, als hätten dieſe Wildmenſchen eine Art Religion, was man doch ſonſt nicht bei Thieren bemerkt. Ihre gottesdienſtlichen Gebräuche ſind aber, wie man leicht denken kann, ſehr roh. Man ſieht da Einen, der am Leibe zwar ſchwarz, übrigens aber geſtaltet iſt, wie die Andern. Den umringen Alle. Dann fangen ſie an insgeſammt mit lauter Stimme zu heulen, was viel Aehnliches mit unſerm Geſang hat. Haben ſie ſich müde geſchrien, redet der Schwarze wohl eine Stunde lang ganz allein, zeigt viel auf die Wolken, ficht mit den Händen hitzig umher, als ermunterte er ſie zur Schlacht, und ſchreit dabei ſo heftig, als wenn Alle taub wären. Die übrigen Leute ſitzen, knien oder ſtehen umher. Einige ſcheinen aufmerkſam auf das Geſchrei des Schwarzen zu horchen; Andere plaudern leiſe; Andere ſchlafen ſehr feſt; Andere weinen; Andere verdrehen die Augen ſtark im Kopfe, als müßten ſie auf der Stelle den Geiſt aufgeben. Wie der Schwarze zu erzählen aufhört, ſind Alle wieder munter, fangen ihr geſangartiges Geſchrei von neuem an, und gehen Einer am den Andern zum Schwarzen, der ihnen etwas zu eſſen und zu trinken gibt.“

der Stadt, die Höhen besetzt. Große Felsblöcke lagen bereit, Mann und Roß zu zerschmettern, die den Eingang berühren würden. Jedem deutschen Ritter ward Harnisch und Pferd abgefordert. Solche Vermessenheit empörte den Kaiser; Otto rächte sie. Mit zweihundert kühnen Degen umging er die Felsenwand; erklomm zwischen unwegsamem Gestüft die Höhen; ließ das sieggewohnte Banner weh'n und tödtete die bestürzten Veronesen mit dem Schwerd oder warf sie in den Abgrund.

Allezeit ward von da an der Wittelsbacher an des Kaisers Seite erblickt, im Schlachtfeld und auf Tagen. Auch in der Fürstenversammlung zu Bisanz in Burgund (Besançon), wo der große Streit Friedrichs mit dem römischen Stuhl Anfang nahm, fehlt' er nicht. Damals wagten zuerst des Papstes Boten auszusprechen, es sei das Reich ein Lehen aus der Hand der Kirche dem Kaiser gegeben. Im Unwillen erhoben die Fürsten alle ihr Haupt gegen den Hochmuth. Der römischen Gesandten einer, Kardinal Roland, fragte ihnen aber entgegen: „Von wem, wenn nicht vom Herrn Papst, hat der Kaiser das Reich?“ Da riß voll Jähzorns Pfalzgraf Otto sein Schwerd aus der Scheide. Friedrich hielt es mühsam von Rolands Haupt ab.

Von daher war die lange Trennung Friedrichs und des Papſtes entſprungen. Dieſem half das widerſpenſtige Italien. Der Kaiſer ging es zu zähmen. Vornan mit deutſcher Heldenſchaar noch einmal der Pfalzgraf, begleitet von des Kaiſers klugem Kanzler Rainald, Erzbiſchof von Köln, den Weg zu bahnen. Zuerſt bemächtigte ſich Otto der Veſte Rivola ob den veroniſchen Klauſen, für unüberwindlich gehalten. Dann, des Rückens ſicher, drang er über Verona, Mantua und Cremona in die ankoniſche Mark, und ſäuberte ſie von den Griechen, welche Kaiſer Paläolog mit verdächtiger Abſicht dahingeworfen hatte, Unruhen zu ſtiften. Erſchrocken heuchelte Papſt Hadrian IV. freundlichere Stimmung.

Als Friedrich nun ſelbſt mit großer Macht von den Alpen nach Italien niederſtieg, blieb nur die Lombardei zu züchtigen, wo Mailand mit ſechszigtauſend Streitern verzweiflungsvollen Widerſtand bot. Die lombardiſchen Orte wurden bezwungen; auch Mailand. Ferrara fiel durch des Wittelsbachers Fauſt, und manche andere Burg. Wo Ruhm und Gefahr, war Otto[7]).

7) Signiferum, quem Norica misit Othonem terra, virum magnis spectatum sarpe periclis, ſingt Gunther in ſeinem Ligurino L. 2 von ihm. Radewig und Otto von St. Blaſien liefern

Auch las ihn der Kaiser aus, da die Mailänder, voll unruhiger Freiheitslust, neue Empörungen brüteten, daß er ihnen einen Stadtvogt und Rath von gieblingischem Sinne sehe. Er und Rainald, der Kanzler, traten in die stürmische Stadt und riefen die Gemeinde zusammen. Das Volk aber hörte sie nicht, gerieth in Toben und rottete sich vor ihrer Herberge zusammen, daß Otto und Rainald kaum das Leben davon trugen. Die Mailänder hingen dem Papst an, dieser aber, durch den König von Sizilien ermuthiget, drohte offenen Bruch mit dem Kaiser.

Der Pfalzgraf ging nach Rom, zu vermitteln, und, als Hadrian in diesen Tagen starb, ihm einen Nachfolger zu schaffen, gieblingischer Denkart. Rath und Gemeinde zu Rom waren mit Otto. Ihm gelang, daß sieben Kardinäle Octavianen wählten, der als Victor der Dritte zum Kaiser hielt. Doch mit vierzehn Stimmen stieg auch Kardinal Roland auf Peters Stuhl, welcher, Alexander der Dritte geheißen, kühner als sein Gegner, gegen diesen und den Kaiser den glücklichen Bannstrahl der Kirche schleuderte. Damit ward die große Trennung vollendet; Blutvergießen durch ganz Welschland; des Krieges-

---

die meisten Züge zu des Pfalzgrafen früherer Geschichte; unsicherer ist Gunther.

fürſten Otto Name furchtbar von Rom bis zu den Alpen. Er verwüſtete Campanien; ſtürmte die ſtarken Mauern von Crema; ging über die Trümmer Mailands; verfocht des kaiſerlichen Freundes Rechtſame, bis die Schlacht von Lignano und Alexanders und Friedrichs Verſöhnung den Krieg in Italien endeten.

Dreißig Jahre lang war der Wittelsbacher als Geſandter in Unterhandlungen, als Feldhauptmann in Schlachten und Belagerungen, als Erſter im Rath der Fürſten des Kaiſers ſtarke Stütze, der deutſchen Lande Ruhm geweſen. Dankbarkeit erhob nun ſeinen Heerſchild und verlieh ihm das vaterländiſche Herzogthum.

2.

Seine Verwaltung.

Im J. 1180 — 1183.

Er empfing es in ohngefähr jenem Umfange, wie vor ihm Herzog Heinrich der Löwe; aber mit vorher unbekannten Rechten. Denn er und ſeine Nachfolger legten unwiderſprochen Zoll- und Münzſtätten an, wo ihren Zwecken gemäß ſchien; ſetzten ſelber Pfalzgrafen zu Baiern ein, welche die geringen Ueberbleibſel königlicher Einkünfte von Bergwerken und Gütern verwalteten; übten über Kirchen und Klöſter höchſte Vogtſchaft, und

zogen ungehindert, statt Kaisers und Reichs, jene Lehen zu ihrem Hausgut, deren Besitzer im männlichen Stamm ausstarben.

So lange zu Baiern die zahlreichen hohen Geschlechter blühten [8]), welche in ihren Marken und weitläufigen Gauen unabhängig von einander mit Fürstengewalt schalteten, war ein Herzog durch ihre Stärke beschränkt, wie es der König der Deutschen durch die Größe der Reichsfürsten war. Nur darin stand er über sie erhaben, daß sie in Kriegestagen auf sein Geheiß Heerfolge leisten und vor seinem Stuhl Recht in weltlichen Händeln suchen mußten; daß er im Reich zur Wahl eines deutschen Königs sprach und in Versammlungen der baierischen Stände, wenn über öffentliche Angelegenheiten berathen ward, Vorsitz

8) Die Mark- und Landgrafen von Meran, Kraiburg, Vohburg, Hohenburg, Ramsberg, Steffling, Leuchtenberg, die Burggrafen von Regensburg, die Grafen von Abensberg, Altendorf, Bogen, Dornberg, Eppan, Formbach, Frontenhausen, Hirschberg, Kiburg und Dillingen, Kirchberg, Kransberg, Lambach, Lechsgemünd, Lemberg und Leonberg, Liebenau, Moosburg, Neuburg und Falkenstein, Plain, Schauenburg, Tirol, Ulten und Altenburg, Wasserburg u. s. w.

führte nach alter Herzogenweise. In allem übrigen waren die Herren und Grafen, weltliche und geistliche, frei in ihren Erblanden wie die Herzoge; hießen sich Fürsten, und hielten Hof mit ihren Truchsessen, Kämmerern, Schenken und Marschälken [9]).

Gleich ihnen that die hohe Geistlichkeit; des Landes Erzbischof zu Salzburg und die acht Bischöfe zu Passau, Regensburg, Eichstätt, Bamberg, Freising, Augsburg, Brixen und Gurck nebst den Vorstehern reicher Kloster. Nicht Bischöfe allein [10]), auch Aebte und Aebtinnen hießen sich in offenen Briefen „von Gottes Gnaden [11]),“ wie vormals nur Kaiser gethan; verwalteten und gaben Lehen, nahmen Huldigungen ein, legten Zölle an, verordneten Beamte, trafen Käufe und Verkäufe, wobei ihnen das alte Recht wohl zu statten kam, welches sprach: Got-

9) Mehr zum Glanz, als Nutzen. Im Hausdienst waren besondere Küchenmeister, Unterkämmerer, Schaffner (dispensatores), Füller (impletores) u. s. w.

10) Z. B. der von Regensburg in Mon. boic. 14, 41.

11) Z. B. der Abt des Klosters Windberg. Mon. boic. 14, 49. Die Aebtin von Geisenfeld. Ebendaselbst 14, 255.

tesbäuser mögen geschlossenen Handel, der ihnen schadet, nach vier Jahren widerrufen [12]).

Der Herzog, nachdem er des Landes frohe Huldigung genossen, pflegte desselben mit väterlicher Liebe. Zwar sandt' er dem Kaiser Beistand zum Krieg in Sachsen wider den welfischen Löwen und wider Böhmen; er aber selbst zog die edlern Beschäftigungen des Friedens vor, und richtete das Gemeinwesen auf, welches von den welfischen Fehden und kirchlichen Trennungen zerrüttet lag. Seinem Bruder Otto gab er das Pfalzgrafenamt, Königs-Gefälle, meistens nur noch von den Berg- und Salzwerken [13]), zu beachten. Ein anderer seiner Brüder, Konrad, hatte den erzbischöflichen Sitz zu Salzburg [14]). So waren des Staates höchste Würden bei Söhnen des nämlichen Hauses. Dies erleichterte dem Herzoge die Pflege des Staates. Er ritt von Gau zu Gau. Da hielt er auf öffentlichen Plätzen und vor Kirchen Gericht. Und auf daß nicht das

12) Mon. boic. 8, 77.

13) Viele urkundliche Thatsachen sammelte dazu Zirngiebl (N. hist. Abh. d. bair. Ak. 3, 501).

14) Welcher die niedergebrannten Kirchen zu Salzburg prachtvoller aufrichtete, als sie vorher gewesen. Hansiz 2, 392.

Volk durch Verzögerung des Rechts leide, gab er niedere Gerichtsbarkeit auch an Herren und Klöster, welchen er günstig sein wollte. Nur Mord, Nothzucht und Raub zu strafen behielt er seiner Macht vor [15]); denn Blut zu vergiessen geziemte Geistlichen nicht. Klöster überantworteten den todeswürdigen Verbrecher, dessen Gut ihnen gewöhnlich zufiel, der weltlichen Obrigkeit also, daß sie ihn nackt und bloß, bis auf den Gürtel, der ihn, zur Bedeckung der Scham, umfing, dem Richter geben konnten [16]). Zu Regensburg aber sprach des Herzogs Burggraf Recht, dem ein Vizthum (vicedominus) untergeordnet wurde, zur Beziehung der Gefälle. Durch Untervögte, Schaffner und Zöllner wurden aller Orten die Einkünfte von Haus- und Lehen-

15) Mon. boic. 8, 519, wo solche Gerichtsbarkeit dem Kloster Scheftlarn ertheilt wird, mit Ausnahme von „Pogenpluot, Mortzogen et furtis."

16) Daher die häufig in Urkunden erscheinende Redensart: cingulotenus oder ut cingulum comprehendit, „als in die gürtel begriffen hat." An einigen Orten gehörten dem Kloster nur die Kleider und nicht das übrige Gut des Verbrechers; an andern Orten fand das Gegentheil statt. Mon. boic. 3, 135. 156. 180. u. a. a. O.

gütern, Zöllen, Münzen, Fischereien, Zehnten und Getreidediensten erhoben.

Mit weiser Sparsamkeit vermehrte in gleicher Zeit der Herzog sonder Gewaltthat und Unrecht sein Eigenthum, und legte damit festen Grund zu der Wittelsbacher dauernden Herrschaft. Als der letzte Graf von Dachau, Konrad, starb und mit ihm das Geschlecht erlosch, kaufte Otto von dessen Wittwe Uthilde die reiche Herrschaft an der Amber mit dem Bergschlosse der Dachauer und vielen Höfen um achtzehn Mark Goldes [17]); eben so den Raningau zwischen der großen und kleinen Laber, weiland durch die Grafen zu Raning und Rotenburg besessen.

Doch zu früh endete des edeln Herzogs Leben unter so rühmlichen Dingen. Im dritten Jahr der Herrschaft, als er gen Kostnitz an das Hoflager seines Jugendfreundes Friedrichs, des römischen Kaisers, gereiset war, erkrankte und starb er. Sein Leichnam ist mit großer Pracht in das Kloster auf Scheyern gebracht worden, begleitet von des Kaisers eigenen Söhnen und den meisten Fürsten des Landes, den Grafen zu Valey, Abens-

17) So Aventin. Doch mußten zu dem Verkauf sowohl der hochbetagte Oheim des Verstorbenen, Arnulf von Dachau, als sämmtliche hohe Dienstmannen vorher willigen.

berg, Moosburg, Dornberg und andern vielen[18]). Baiern trauerte. Denn Otto, als Jüngling durch Glück und Kühnheit groß, als Mann bedacht und starkmüthig, hatte immerdar Ruhm mehr als Gut, Gerechtigkeit mehr als Ruhm, das Vaterland über Alles geliebt.

3.

Herzog Ludwig I. Fehden von Rittern und Bischöfen.

Im Jahr 1183 — 1203.

Sein Sohn Ludwig war kaum neunzehnjährig. Otto's Brüder, der Pfalzgraf Ott, und Konrad, welcher das Erzstift von Salzburg mit dem zu Mainz vertauscht hatte, und Friedrich, der Mönch zu Ensdorf, übernahmen die Sorge für die Rechte des Unmündigen. Agnes von Wasserburg, die treue Mutter, zog ihn nach dem Vorbilde des edeln Vaters.

Es wurde aber bald verspürt, wie des kraftvollen Wittelsbachers Geist und Arm nicht mehr sei. Denn es begannen die hohen Grafen neue Fehden anzuregen; und die Kirchen neue Ansprüche.

---

18) Otto starb den 11. Heumonds 1183.

Der König von Akim schüttelte bei diesen Botschaften den Kopf, wie man bei sonderbaren oder unglaublichen Dingen, die man doch nicht ganz und gar verläugnen kann, zu thun pflegt. Seine Neugier war auf's höchste gespannt, eines der seltsamen Meergeschöpfe, wo möglich lebendig, zu sehen. Denn was man ihm alles gemeldet hatte, war voller Widersprüche.

Er berief seine erfahrensten und kenntnißreichsten Diener und Räthe zu sich, ihre Meinung zu vernehmen. Einige der Aeltesten unter denselben sprachen: „Fremyung, du gewaltiger König und großer Held, hüte dich, eine jener Mißgeburten der Natur in unser glückliches Land einzuführen. Denn mit Recht fürchten wir, Unglück davon zu erleben. Wäre es nicht der Stärke deiner Vorfahren, unserer Könige, wäre es nicht deiner eigenen Macht ein Leichtes gewesen, das Reich Akim bis an die Grenzen der bewohnten Erde auszudehnen? — Aber unsere Nation hütete sich wohl, ihr Gebiet bis an das große, unendliche Salzwasser zu erweitern, welches Gott den Ungeheuern zur Wohnung anwies. Möge dort die Sonne jeden Abend hinabsteigen, um sich zu reinigen und zu stärken, auf daß sie am Morgen kräftiger hinter den blauen Bergen zu uns emporsteigen könne: für uns ist dort kein Glück. Denn die Sonne schwängert das große Salzwasser mit

Bischof Otto, des Namens der Dritte, zu Freising hatte zwar seit Heinrichs des Löwen Untergang das Recht zum Zoll wieder an der Föringer Brücke, laut Kaisers Spruch. Doch mocht' er klug vermieden haben, dasselbe ernstlich gegen den großen Wittelsbacher zu üben, welcher schon als Jüngling den Freisingern unhold gewesen. Zoll und Brücke blieben zu München bestehend. Inzwischen war seitdem sorglich die Stadt Freising mit Bollwerken umzogen, und an der Moosach eine Veste aufgerichtet, nach des Bischofs Namen die Ottenburg geheißen. Nun ward Kriegsvolk hineingelegt, mit Gewalt die Wege zu verlagern, daß alle Salzfuhren, München meidend, über Föring ziehen sollten.

Agnes von Wasserburg befahl alsbald die Feindseligkeiten zu erwiedern. Viele Ritter kamen zum Beistand der hohen Frau. Des Stiftes Dörfer wurden verwüstet; die Burgen niedergerissen; Freising selbst erstürmt und den Flammen preisgegeben [19]).

Mitten in diesem Getümmel erschien Kaiser Friedrich der Rothbärtige, eine Kreuzfahrt ins heilige Land beginnend. Tausende folgten ihm. Jerusalem, die Stadt Gottes, war nicht mehr

19) Aventin Ann. 7.

in der Christen Gewalt [20]). Sultan Selaheddin mit den Kriegern aus Kurdistan hatte das Grab des Erlösers erobert.

Da verstummte plötzlich alle andere Fehde. Die Streiter wandten ihren Blick auf das Heiligthum des Morgenlandes. Mönche riefen zum Kreuz. Grafen und Herren traten versöhnt zur Christenschaar, welche dreißigtausend Mann stark bei Regensburg lagerte. Zahllose vermachten ihr Gut den Klöstern [21]), in welchen für sie alle Heiligen namentlich um Fürsprache angefleht wurden [22]); Andere verkauften ihre Habe für Reisegeld; Andere stifteten Siechenhäuser aus, die man ohnweit Klöstern und Städten an einsamen Orten zur Pflege erkrankter Kreuzfahrer baute, welche oft den Aussatz von den Morgenländern herüber brachten [23]).

---

20) Seit dem Jahr 1188.

21) Die Schenkungsurkunden einiger Kreuzfahrer dieser Zeit in Mon. boic. 4, 85.

22) Ein Beispiel so seltsamer Litanei in den Mon. Mallerstorfensibus. Mon. boic. 15, 433.

23) Zur Verpflegung derselben fingen die Klöster an, Laienbrüder, fratres de hospitali, aufzunehmen. Urk. von Gründung einer solchen Armenherberge in Mon. boic. 2, 391.

Und als der Kaiser, begleitet von den Herzogen Schwabens und Meraniens, von vielen Grafen, Bischofen und Aebten [24]), die Donau hinabfuhr gen Ungarn und Griechenland, war die Zahl des Kreuzheers zu sechsmalhunderttausend Mann angeschwollen, welches zu Land und Meer gen Palästina kam. Doch ward Jerusalem nicht wieder gewonnen. Denn Zwietracht und Eifersucht lähmte die Feldherren der Christen schon vor den Mauern von Aka (Ptolomais). Friedrich der Rothbärtige empfing, als er sich in den Wellen des Saleph badete, durch sie den Tod.

Fast in derselben Zeit, als Friedrichs Sohn, Heinrich, unter den römischen Kaisern der Sechste, nach des Vaters Tode das Reich übernahm, war Ludwig zu Baiern mündig geworden, und auf vollem Reichstag in Worms im Jahr 1191 mit Umgürtung des Schwertes, mit Schild und Speer, wehrhaft gemacht. Nun trat er selbst an des Herzogthums Verwaltung. Sie begann mit schwerem Kriegsunglück. Dies verursachte Adelbert, Graf zu Hohenbogen, Burggraf in Regensburg.

---

24) Auch Bischof Diepold von Passau ging mit. Tageno descript. exp. asiat. Struve 1, 407.

Es war Adelbert ein rauher Kriegsmann, voll Trotz und Stolz, der, keine Macht scheuend, kein Recht ehrend [25]), des Geldes nie genug hatte. Die Klöster unter seiner Schirmherrlichkeit drückte er mit unerhörten Steuern; setzte ihnen gewaltthätige Untervögte, von denen er den Zins nahm, und welche, solchen zu erschwingen, oder sich zu bereichern, abermals Landvögte oder Schaffner auf den verschiedenen Klostergütern hielten [26]). Nun war er wegen Grenzen, Jagd und Lehen des Klosters Niederaltaich mit den Ortenburger Grafen Heinrich und Rabpoto zerfallen, die zu Krainburg und im Rotthal mächtig saßen. Es hatten sich mit ihm Herzog Berthold der Andechser von Meranien, der böhmische Herzog Ottokar und Leopold, Herzog von Oesterreich und Steier [27]), verbündet.

Ludwig, den Hader zu schlichten, rief im Jahr 1193 eine Fürstenversammlung gen Laufen

25) Homo feros et bellicosus nennt ihn die Series advocatorum monasterii Niederaltac. (Mon. boic. 11, 12.)

26) Wie damals überhaupt Uebung ward. (M. bil. Abh. bair. Ak. 5, 1 ff. Zirngiebls treffliche Abh. vom Mundiburdium.)

27) Steier hat er im J. 1192 geerbt, da Ottokar von Steier am 22. April 1192 gestorben war.

zusammen. Vergebens. Man ging nur ergrimmter von einander. Alle griffen zu den Waffen. Adelbert von Bogen wüthete so grausam gegen die Ortenburger, daß man in ihren Gauen fast kein Vieh mehr fand und das Land vieler Orten unbewohnt wurde [28]). Von Böhmen herab brach Ottokar ein; von Osterland Herzog Leopold im Weinmond, neben den Bannern der Andechser. Die Ortenburger geriethen in Noth. Zu ihrem Trost kam Ludwig; aber wider die Menge zu schwach. Ottokar schlug ihn. Nun waren alle Dämme der Ordnung gebrochen; alle Lande zwischen Donau und Inn ein Raub umherschweifender Rotten; Kirchen und Klöster leer; die Heiligthümer der Altäre, die geweihten Priestergewänder zerstreut; die Güter der Armen beraubt; zuletzt durch die Wuth nicht mehr Alter und Geschlecht, nicht Freundes und Feindes Boden unterschieden [29]).

Den Gräuel zu enden, trat Kaiser Heinrich VI. zu Regensburg ein, und gebot Landfrieden. Er hielt Gericht. Adelbert der Wilde,

---

28) Mon. boic. 11, 94.

29) Das Chron. Reichersbergense schildert die Fehde so; auch Hermann von Altaich (Oefele 1, 661 und Staindels Chron. Oefele 1, 498).

welcher das Raubgesindel aus Böhmenland gerufen, ward noch im Christmond desselben Jahres mit Reichsacht belegt. Er mußte nach Apulien flüchten [30]). Der Böhme Ottokar verlor seine Würden [31]).

Bei diesen Fehden war auch das Bisthum von Passau durch die Ortenburger beschädigt, wiewohl das Stift, dessen Bischof Wolfger auf Wallfahrt zum heiligen Grabe gewesen, keinen Theil an den Händeln gehabt. Da nun folgendes Jahres Wolfger heim kam, und die Verödung sah, that er Pilgermantel und Wanderstab von sich, nahm Schwerd und Harnisch, und rächte die Unbill an der Ortenburger Gut. Er warf ihre Burgen nieder, belagerte lange ihr Schloß im Graben; zerstörte auch dieses, und baute dagegen zu seines Sprengels Sicherheit vier Meilen ob Passau am rechten Innufer die

---

30) Der Kaiser begnadigte ihn nachmals wieder, als er von demselben die erste Nachricht empfing, daß die Kaiserin einen Sohn geboren habe.

31) Auch Leopold von Österreich überlebte die Fehde nicht lange. Als er im Jahre 1195 zu Gratz Herrschaft hielt, stürzte er vom jagenden Rosse. Die Collecta historica (Mon. boic. 16, 584) verehren darin des Himmels Strafgerichte.

Veſte Oberenberg [32]). Das trugen ihm und ſeinem Hochſtift die Ortenburger lange nach [33]).

Ohngefähr um dieſelbe Zeit hatte auch Albert, Erzbiſchof von Salzburg, des Böhmenkönigs Ladislaw Sohn, mit ſeinen Gotteshausleuten Händel. Er war ein ſtreitfertiger Mann; lieber im Feld', als in der Kirche. Die zu Reichenhall züchtigte er wegen Ungehorſams; und da ſie ſeinen Forderungen nicht Gehör leiſteten, verbrannt' er ihre Häuſer und zerſtörte die Quellen ihres Erwerbs, die Salzwerke [34]). Die Widerſpenſtigen in Zaum zu halten, baut' er gegen ſie ein feſtes Schloß, Haldenberg (bei Vaging). Allein ſelbſt ſeine eigenen Dienſtmannen, die da auf Chunigesberg, Werven, Stetheim, Chalheim, Gebeningen, Hochſtein, Goldeck und anderer Orten ſaßen, haßten ihn. Seines Uebermuthes und gewaltthätigen Weſens verdroſſen, fingen ſie ihn eines Tages am kleinen Fluſſe Lamber, und ſperrten ihn im Schloſſe

---

32) Mon. boic. 15, 552; eben ſo *Hermanni* altah. chron. August. (bei Struve 1, 516).

33) Die Fehde war im Jahr 1212 zwiſchen den Ortenburgern gegen die Bogen und Paſſauer mit gleicher Schonungsloſigkeit erneuert.

34) Chron. Admontense ad annum 1196.

Werven ein. Da hielten sie ihn zwei Wochen lang gefangen, mußten ihn aber wohl entlaßen, weil von allen benachbarten Kirchen auf sie der Bannstrahl fiel [35]). Er starb wenige Jahre nach diesem [36]). Doch sein Nachfolger Eberhard, aus dem Geschlechte der Truchsen in Kärnthen, war so hart, wie er.

Die Einwohner der alten Salzstadt Reichenhall, gegen den Druck des Erzstiftes Schutz zu finden, suchten ihn bei Herzog Ludwig. Sie wollten sich ihm gern ergeben. Ohnehin hatte dieser schon Spann und Zwist mit dem Erzbischof, wegen Oetting. Hier, wo an der Stelle des längst von den Ungarn eingeäscherten Klosters Ludwig ein Chorstift zu gründen begehrte, behauptete Eberhard wider ihn Schirmvogteirecht. Und als zu gleicher Zeit Bischof Konrad von Regensburg, aus dem Geschlecht der Frontenhauser Grafen, mit dem Herzoge wegen gemeinschaftlicher Münzrechte, Zölle, Gelente und anderer Sachen, in offenen Bruch gekommen, verband sich daher der Erzbischof mit diesem. Sie griffen des Herzogs Land an, seine Orte, Burgen

35) Hansiz 2, 307. Chron. Aug. (Struve 1, 516.) Es geschah im Jahre 1198.

36) Im Jahre 1200.

und Kirchen, und wollten ihn zwingen, ihren Willen zu thun.

Ludwig eilte ihnen aber mannhaft entgegen, und trieb sie ab. Viel Elend ward im ganzen Lande. Die Bischöfe raubten des Herzogs Güter aus und alle Kirchen, welchen er Schirmvogt war. Schwer vergalt er den Ihrigen [37]).

Es endete das Blutvergiessen nicht, bis Kaiser Philipp kam, der nach dem Tode Heinrichs VI. herrschte. Er gebot Frieden [38]). Doch die Streitigkeiten selbst wurden erst nach langwierigen Unterhandlungen ausgeglichen [39]). Auch um Zoll und Brücke bei Vohring wurde der alte Zwist vom Kaiser gehoben, also, daß dem Freisinger Bischof aus Münchner Zoll und Geleit Drachmen Goldes siebenundfünfzig entrichtet werden mußten.

4.

Herzog Ludwigs und Ludmillens Liebe. Kaiser Philipps Ermordung.

Im J. 1204 — 1208.

Dieser Unruhe Ende gab dem Herzoge Raum, wohl einer lieblichern zu pflegen. Schon längst

37) Dies Alles im Jahre 1203.

38) Ohnehin starb Bischof Konrad im gleichen Jahre.

39) Mit Regensburg 1205 (*Hundii* Metrop. 1, 154, wo die Urkunde des Vertrags); und mit Salzburg im 1228 (Abh. v. d. Staat des Erzstiftes Salzburg von Fr. Thad. v. Kleinmayr. S. 252 ff.).

war er im Stillen einer schönen Frau mit Herz und Sinnen zugethan. Sie hieß Ludmilla; die junge Wittwe des wilden Aelbert von Bogen, der nach der Heimkunft aus dem apulischen Elend gestorben war [40]). An Holdseligkeit und Würde glichen wenige Frauen dieser Königstochter aus Böheim [41]). Oft ritt Ludwig hinauf gen Landau an der Isar, sie zu sehen. Aber züchtiglich widerstand sie seinem Ungestüm, bis er Ehe versprach.

Auf den Rath ihrer Diener, so wird in alten Sagen berichtet [42]), ließ sie drei Ritter auf einen Teppich malen; und wie sie eines Tages den Herzog herbeireiten sah, drei Ritter, als Zeugen, sich wohl unter dem Teppich verbergen. Da Ludwig nun in ihrer Kammer um den Sold treuer Minne flehte, wies die schöne Frau zum Bilde: „Gelobt mir fröhlich die Eh' vor diesen Rittern!" Deß säumt' er nicht. Nun aber die Zeugen hinter dem Umhang hervortraten, ward er voll Unmuths, daß sie ihm nicht allein

40) Er starb im Jahr 1198.

41) Sie war Tochter Wladislaus II. von Böhmen.

42) Arnpekh Chron. Bajoar. L. 6 cap. 17 bewahrte sie auf; eben so die Mon. boic. 12, 93 in einem alten deutschen Gedicht. Handschr. des funfzehnten Jahrhunderts.

ihrem Feuer. Von dort her gehen die Gewitter in finstern Wolken, die verwüstenden Stürme hervor, die Donner und die Feuerflammen der Regenzeit. Von dort her sind auch jene menschenartigen Ungeheuer hervorgegangen, welche in ihren Keulen den Blitz tragen und in Wassergestalt feurige Gluth saufen."

So sprachen die Aeltesten von den Räthen. Aber die Jüngern derselben, so neugierig wie der König selbst, meinten: „es gezieme doch einem Könige und seinem Rathe, Alles, was erscheine, genau zu untersuchen, ob es Schädliches oder Heilsames sei, um das Volk darüber belehren zu können. Vor allen Dingen käme es darauf an, daß man sich überzeugen müsse, ob iene Auswürklinge des großen Salzwassers in der That Menschen wären."

Wie es gewöhnlich in Europa an Höfen geht, so ging es auch am Hofe zu Akim. — Frempung erzählte, was im geheimen Rathe vorgefallen war, seiner Geliebten, einer niedlichen, kaum fünfzehnjährigen Mandingo. Diese ward nun auf der Stelle von der heftigsten Neugier geplagt, die wunderlichen Dinge aus dem Salzwasser zu beaugenscheinigen. Sie bat den König auf's schmeichelndste, davon kommen zu lassen.

Nach der Beschreibung, welche man uns von

geglaubt; begab ſich von hinnen, und kehrt' ein ganzes Jahr nicht wieder ein. Doch Liebe überwand gemach den Zorn, und führte ihn zur ſchönen Frau zurück. Er brachte Ludmillen als ſeine Hausfrau gen Kilheim [43]), und zeugte Söhne und Töchter mit ihr.

Inzwiſchen lag das Reich der Deutſchen durch doppelte Königswahlen in allgemeiner Verwirrung. Denn Heinrich VI. war zu Meſſina geſtorben, und Philipp, ſein Bruder, zum Oberhaupt erkoren. Andere aber hatten den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto den Welfen, ausgerufen. Darüber zehnjähriger Kampf der Gegenkönige. Herzog Ludwig hing Philippen an, dem er auch in der Wahl geholfen; und, wie Ludwig, ganz Baiern.

Von allen Fürſten aus dem Herzogthume ſtand jedoch Keiner tapferer an Philipps Seite, als Ludwigs Vetter, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein junger Ritter, heißes Bluts, zu Zorn und Liebe jäh, ſo furchtbar in der Schlacht wie am Gerichtstag [44]). Oft hatte der König des

43) Im J. 1204.

44) Wenn er als Pfalzgraf zu Gericht ritt, ſoll er ſelber Seile in ſeinen Gürtel geſteckt haben, um ſogleich jeden Dieb damit henken zu laſſen erzählt

Wittelsbachers Muth erprobt; und hielt ihn hoch, daß er selbst seine Tochter Kunigunde dem Pfalzgrafen zugedacht hatte. Dieser aber erschreckte mit zügelloser Wildheit die Verlobte, wie den Vater. Es wird gesagt, Otto hab' einen edeln Herrn des Reichs nichtiger Dinge willen ermordet [45]). Kunigunde ward des Böhmenkönigs Wenzeslaw Gemahlin. Da erlosch des Wittelsbachers Freundschaft zu seinem Herrn; und sie verkehrte sich zuletzt in tödtlichen Haß, der mit dem Morde Philipps endete. Die Ursachen dieser schwarzen That liegen verborgen. Es wird aber von den Alten versichert, der Pfalzgraf habe nach Kunigundens Untreue sein Herz einer Fürstin aus Polen zugewendet, und vom Könige ein Sendschreiben begehrt, ihn dem Vater derselben zu empfehlen. Als der König solches ausgestellt, sei es vom Pfalzgrafen voll Argwohns erbrochen und verleumderischen Inhalts gefunden worden. Darüber empört, hab' er des Königs Tod geschworen [46]).

Cæsarius (beim Leibnitz 2, 520). Aenpekh Chron. bav. 5, 7 weiß noch grausamere Dinge von ihm.

45) Einige sagen einen Pappenheimer; Andere einen Freund des Herzogs Ludwig; Alles unverbürgt.

46) In den Hauptsachen stimmten fast alle zeitgenössische Schriftsteller überein; doch was sie wissen, ist offen-

An einem Sommerabend des Jahres zwölfhundert acht [47]), da König Philipp zu Bamberg Hoflager hielt, ritt Otto hin zu dessen Pfalz. Mit ihm waren sechszehn seiner Dienstmannen. Er allein ging zum Hof, unbewaffnet, und ward eingelassen. Im Vorsaal standen Eckbert, Bischof von Bamberg, und dessen Bruder Heinrich von Andechs, Markgraf zu Histerreich; Beide seine Vertraute; vielleicht Mitwisser des verbrecherischen Gedankens [48]). Hier nahm er der Leibwacht das Schwerd, entblößt' es, und trat in des Königs Gemach.

Philipp, ein Mann edler Gestalt, blondhaarig, sanfter Gemüthsart, doch schwächliches Leibes [49]), saß da am Bretspiel mit seinem Kanzler, dem Bischof von Speier, und Heinrich

---

bar nur aus Gerüchten. Einige nennen eine polnische, Andere eine ungarische Fürstin, um die er werben wollte. Einige vermuthen, der König habe im Brief den Vater der Fürstin vor des Wittelsbachers Gemüthsart gewarnt; Andere, er habe geschrieben, der Wittelsbacher sei aussätzig u. s. w.

47) Am Sonnabend vor Johannis; den 21. Brachmonds.

48) Was noch nicht entschieden ist, wenn gleich wahrscheinlich.

49) *Viti* Prioris Eberab. chron. (bei Oefele 2, 714.)

von Waldburg, dem Truchseß. Er hatte sich diesen Tag eine Ader schlagen lassen; ihm war nicht wohl. Den Pfalzgraf gewahrend, der das entblößte Schwerd umherschwang, verwies er ihm solche Gaukelfechterei, zu welcher hier nicht Ort noch Zeit sei. „Wohl Ort und Zeit, Eure Untreu zu rächen!“ schrie Otto, stürzte gegen den König, und schlug demselben das Schwerd tief in den Hals, daß die Pulsader zerschnitten sprang. Mit Entsetzen verbarg sich vor dem Wüthenden der Kanzler. Der Truchseß von Waldburg hingegen suchte den Mörder habhaft zu werden, und rannte, die Thür zu schliessen. Ach versetzt' ihm der Pfalzgraf einen Schwerdstreich über das Antlitz und entsprang [50]).

Philipp starb [51]). Mit Abscheu vernahm die ganze Welt den Kaisermord. Selbst Otto, der Welfensohn und Gegenkönig, obwohl ihm durch den Tod des Hohenstaufen das Reich geworden, verfluchte die That und ihren Urheber mit Acht und Aberacht; daß, wer ihn fänd', ihn tödte. Herzog Ludwig, nicht minder durch den blutigen Frevel empört, vollstreckte des Reiches Spruch an des Mörders und seiner Mitschuldigen Burgen; zerstörte des Wittelsbachers Schloß am Parßuß;

50) So alle Zeitbeschreiber aus jenen Tagen einstimmig.
51) Den 29. Brachmonds 1208.

und auf der Höhe, nicht fern vom Ammersee, das alte Andechs, der meranischen Herzoge Stammhaus; auch Glaneck, Buchhorn und anderes Gut der Schuldigen. So rächte Ludwig die Ermordung seines Freundes und Königs, und seines eigenen Hauses Schmach. Es bracht' ihm großen Ruhm vor König Otto dem Welfen.

Es irrte der geächtete Pfalzgraf verborgen, sonder Fried' und Obdach. Endlich ward er dem Pappenheimer Heinrich Kalatin, des erschlagenen Philipp Marschalken, verrathen. Dieser umringte mit Kriegsknechten einen Meierhof, ohnweit Abach, den Mönchen von Ebrach gehörig [52]), worin der Flüchtling versteckt lag, zog ihn hervor, tödtete ihn mit vielen Wunden, und schleuderte das abgeschlagene Haupt in die Wellen der Donau. Neun Jahre lang blieb der Leichnam fern von seiner Altvordern Gruft [53]). Des Pfalzgrafen Schlösser, Lehen und Güter zu Baiern

52) Ann. *Godefredi* monachi ad ann. 1208 (Freher's Script. rer. Germ. 1, 278).

53) Die Marschalken von Kalatin, deren Güter um Neuburg an der Donau lagen, sollen, nach Kaiser Friedrichs II. Tode, die Rache der Wittelsbacher schwer empfunden haben, die ihr Gebiet mit Feuer und Schwerd verheerten. *Crusius* in Ann. Suev. P. 3. L. 2. c. 6. S. 72.

wurden dem Herzog Ludwig zum Erbe; das Pfalzgrafenamt dem Freunde desselben, Herrn Radpoto von Ortenburg, gegeben.

So furchtbar und edelsinnig der königliche Welfe die Ermordung seines Nebenbuhlers gerächt hatte [54]), so groß bewies er sich den übrigen Gliedern des Hauses Wittelsbach. Denn weit entfernt, daß er, der Sohn jenes aus Baiern vertriebenen Löwen, nun selbst des Reiches Haupt, das Herzogthum angesprochen hätte, verzichtete er für sich und seine Nachkommen darauf: schenkte sogar, was sein Vater Eignes in Baiern besessen, an Ludwig, Moringen und andere Besitzungen auf dem Lechrain; dazu noch die Lehen des Markgrafen von Histerreich in Baiern; alle Gerechtsamen im Forst Bazhard und Schloß Neuenburg, und am rechten Lechufer, was da seine Gemahlin Beatrix, des Ermordeten Tochter, hatte, von zweihundert Mark Silbers Einkünften [55]).

54) Auch die Andechser waren landflüchtig geworden. Doch weiß man, daß Eckbert, Bischof von Bamberg, wiewohl ihn Papst Innocenz III. seiner Würden entsetzt hatte, bald gerechtfertiget wieder in sein Bisthum eintrat; auch Graf Heinrich von Andechs wurde 1225 wieder begnadigt.

55) Die Schenkungsurkunde Frankfurt 15. Weinmonds 1208. Attenkhover Gesch. der Herzoge von Baiern. Beil. No. 1.

5.

Wie Herzog Ludwig seine Hauslande erweitert.

Im J. 1208 — 1216.

Dieser Zuwachs des wittelsbachischen Stammgebietes war kaum so bedeutend, wie ein früherer durch den Tod Heinrichs des letzten Burggrafen von Regensburg [56]). Denn derselbe hatte, als ein Graf von Lengenfeld, die Burg Lengenfeld und Kalmünz, Donaustauf, Wöhrd, Schmidmühlen, Rieden und anderes, — auch, von der Riedenburger Grafschaft, Riedenburg und Hemmau besessen. Das Alles war, als eröffnetes Leben, an Wittelsbach gekommen; nur Donaustauf nicht und Wöhrd, die damals dem Bischof von Regensburg zugefallen sein mögen.

Nicht minder ward der Wittelsbacher Uebergewicht gegen die andern mächtigen Landherren in Baiern durch das Aussterben vieler reichen Geschlechter gemehrt, deren Gut nach ihrem Ausgang in vieler Erben Hände zersplittert ging. So endete in demselben Jahre, da der letzte Burggraf von Regensburg begraben worden, auch das Haus der alten Grafen von Abensberg, mit

56) Er starb 1185.

Eberhard dem Letzten ihrer Söhne; und was sie besessen [57]), kam an ihre Verwandten, die Grafen von Rotteneck, die bei Wollnzach und Geissenfeld begütert waren, und sich dann wieder in mehrere Zweige vertheilten. Eben so starb in demselben Jahre Gebhard, der Letzte der Grafen von Sulzbach und Riedenburg. Diese sind ursprünglich auf den alten Stammgütern der Meglinge im Rotthal angesessen gewesen. Denn einer der Ihrigen wird dort früh schon, als ein Markgraf in Ostbaiern, genannt [58]); und noch heut ist ein Sulzbach und Riedenburg des Rotthals vorhanden [59]). Aber dieses Geschlechts Einer, Graf Ernst, mag, wie die Sagen überliefern, in den

57) Abensberg, Altmannstein, Randeck, Grafschaft Razenhofen mit der Hauptstadt Siegenburg, Schirmvogtei über das Stift Rohr und die Stiftsgüter von St. Heimeran.

58) Leopold I., der ums Jahr 994 starb.

59) Theils deswegen, theils weil die Ortenburger nach Gebhards Tode, als Erben, in diese Gegend kamen und den von ihnen gebauten neuen Burgen die Namen ihrer kärnthenschen Schlösser Kraiburg und Ortenburg gaben, muthmaßt Heinr. v. Lang (Jahrbücher von Baiern, S. 27) daß die Grafen von Sulzbach und Riedenburg ursprünglich im Rotthal gewohnt. Dies schließt jedoch nicht aus, daß von ihren Söhnen auch im Nordgau gehauset.

Nordgau gegangen sein, und dort, ohnweit Lauterhofen, auf dem Berg, wo drei Quellen entsprangen, das Kastel gegründet haben [60]); so wie seiner Söhne einer am Rosenbach auf der Heerstraße von Nürnberg gen Prag eine neue Burg Sulzbach aufrichtete [61]), um welches nachher die Stadt dieses Namens ward. Immer ist dieses Geschlecht, wie dunkel sein Stammen sein möge, hochangesehn zu seiner Zeit gewesen. Von dessen Töchtern hatte man auf den ersten Thronen der Welt gesehn. Graf Beringers [62]) Tochter, Gertrude, war des abendländischen Kaisers Konrad III., und Bertha, ihre Schwester, von den Griechen Irene geheißen, des morgenländischen Kaisers Manuel Weib gewesen. Wie nun Gebhard, der Letzte dieses Stammes, verstarb, zerfiel sein Besitzthum an die Markgrafen von Kraiburg und an die kärnthenschen Grafen von Ortenburg, seine Eidame.

Ludwig der Herzog, ohne Ländergier, schlechter Fürsten schlechteste Leidenschaft, bewahrte nur Rechte, so ihm gebührten, und verschmähte, durch Falschheit reicher zu werden. So berichtigte er,

60) Ums Jahr 1000.

61) Ums Jahr 1039.

62) Der im Jahr 1129 starb.

nach der Fehde mit dem Bischof von Regensburg, von der Dir oben erzählt worden, die hoheitlichen Befugnisse, welche er gemeinsam mit dem Stift in Sachen der Dienstmannen, des Zolls, Geleits, der Münze, und über die Burg Kufstein am Fuß der Alpen hatte. So nach dem Kampf mit Salzburg, um was blutig gestritten worden. Ihm blieb Reichenhall, der alte, gewerbfleißige Ort, nun vom Druck des Erzstifts frei; und Herrlichkeit über das Gebiet an beiden Ufern der Sala, des verwüsterischen Waldstroms, welcher aus dem Glemmthal hervorbricht. Von diesem bei Reichenhall bis zum Steinbach, ohnweit des Dörfleins Unken, behielt er sein Hoheitsrecht.

Es mag wohl in den gleichen Tagen geschehen sein, daß die fruchtbaren Landschaften an den beiden Labern vom Herzog erworben worden sind, doch ungewiß, ob durch Kauf oder Erbschaft [63]). Lange Zeit hatten die Grafen von Kirchberg an der kleinen, und von Eckmühl an der großen Laber geherrscht, die Urheber des Klosters Mallerstorf.

Gewisser ist, daß zwei Jahre nach dem Königsmorde das alte mächtige Geschlecht der Grafen zu

63) Zeßmales Gesch. von Baiern. S. 355.

dieser jungen Mandingo gegeben hat, muß sie eine wahre Neger-Venus gewesen sein. Die Farbe ihrer Haut war eine Mischung von Ebenholz und Rosen. Durch ihr klares und durchsichtiges Schwarz schimmerte ein süßes Roth, wie ein Morgenroth in finsterer Nacht, oder ein mildes Wetterleuchten durch düsteres Gewölk. Ihre großen, schönen Augen strahlten Liebe und Zärtlichkeit; ihr kleiner Mund, der beim leisesten Lächeln ein Paar Reihen glänzendweißer Zähne, wie zwei helle Perlenreihen, zeigte, schien nur Wollust zu athmen. Man denke sich dazu einen niedlichen, kleinen, eirund geformten Kopf, einen geraden, schönen Hals, die feinsten Umrisse der Schultern, des Rückens, des zart gewölbten Busens, und man wird es begreiflich finden, daß der König von Alim lieber gestorben wäre, als daß er die Bitte der liebenswürdigen Mandingo unerhört gelassen hätte.

Also schickte er von seinen tapfersten Kriegern eine ausgewählte Gesandtschaft zur Meeresküste, um die Söhne des Meeres, wenn sie wahrhafte mit Vernunft begabte Sterbliche wären, einzuladen, einen der Ihrigen an seinen Hof zu senden, oder, wenn es sich zeigen würde, daß es nur noch unbekannte Thiere wären, eins derselben lebendig einzufangen.

Die Gesandtschaft reisete ab, und fand die

Vohburg verschwand [64]), welche auch die Markgrafschaft Cham besaßen. Sie waren vorzeiten Markgrafen gegen die Hrowaten in Böheim gewesen. Ihr Gut und Lehen ward größtentheils zum baierischen Herzogthum geschlagen, die Macht des Hauses Wittelsbach zu stärken.

So erwuchs dieses schnell und verdoppelte sich im Zeitraum weniger Jahre. Das war Ludwigs weises Trachten. Wie die Kaiser ihr Reichsgut versplitterten, Freunde zu gewinnen, sammelten die Wittelsbacher. Wem das Meiste gehört, dem gehören die Meisten.

Aus diesem Grunde hielt Ludwig treu und dankbar an Kaiser Otto IV., dem Welfensohn. Er hatte ihn im Jahr 1209 zur feierlichen Krönung nach Rom begleitet; mit ihm auch im Frühling des dritten Jahres nachher zu Frankfurt ein Bündniß gegen den Papst geschlossen [65]), als dieser weigerte, die mathildischen Güter und

---

64) Im J. 1209 starb Berthold IV. Graf von Vohburg, Herzog Ludwigs Schwager, kinderlos. Aventin Ann. Boj. L. 7. c. 2.

65) Die Urkunde gegeben zu Frankfurt im J 1212, XIII. kal. Aprilis indictione XV. in Falkensteins Gesch. v. Baiern 3, 60 abgedruckt.

andere Reichslehen frei zu lassen. Papst Innocenz, ein geistreicher, aber gewaltsamer Mann, benutzte mit Glück und Kühnheit die furchtbaren Mittel seiner Vorgänger gegen widersetzliche Herrscher; belegte Otten mit dem Bann der Kirche; bewirkte den Abfall der Reichsfürsten, und daß sie Friedrich, den jungen König von Neapel und Sizilien, Sohn Kaiser Heinrichs VI., zum Herrn und König der Deutschen ausriefen.

So lang' eine Hoffnung war, daß der Welfe gegen den gieblingischen Nebenbuhler bestehen möge, hielt Ludwig treu am Bunde mit ihm. Als aber der Sohn Heinrichs des Löwen auf dem Schlachtfelde bei Bouvines gegen die Franzosen Sieg und Heer verloren und, von allen Deutschen verlassen, in seinem braunschweigischen Erbland verborgenes Leben erwählt hatte: wandte sich auch Ludwig dem Sieger zu, der als Friedrich II. unter den Kaisern großen Ruhm erworben hat.

Dieser edelherzige und tapfere Fürst schätzte des Wittelsbachers Biedersinn, Treu' und Vorsicht, darum achtete er, solchen Freund zu erwerben, nicht für geringen Gewinn. Und als auch des entsetzten Kaisers Bruder, der Welf Heinrich, aus der Pfalzgrafschaft am Rhein vertrieben worden war, gab er dieselbe dem Herzog zu Baiern und dessen Geschlecht erbeigen. Das ist

im Jahr zwölfhundert vierzig geschehen [66]); und die Rheinpfalz dem Hause Wittelsbach von da an viel hundert Jahre eigen geblieben.

Zu diesen Pfalzlanden gehörten beim Rheinstrom ein großer Theil der fruchtbaren Gefilde des Graichgaus, wo, zu Füßen des Gebirges, am Neckar die Stadt Heidelberg ruhte, mit zwei Vesten auf der Höhe, der Pfalzgrafen Sitz; ein Landstrich der alten Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacharach am Rheine mit der Burg Stalek und vielen getreid- und weinbauenden Dörfern [67]).

Vor Alters, wie die Pfalzgrafen noch in des Kaisers Burg zu Aachen hofhielten, hatten dieselben mit großer Gewalt Recht und Gericht über weitläufiges Königsgut am linken Rheinufer, an der Maas und Mosel bis über Lotharingen gehabt. Allein durch die Willkühr der Kaiser waren seit-

66) Falkenstein a. a. O. S. 70 führt eine ganze Urkunde von Ludwig an aus diesem Jahr, worin er schon als palatinus comes Reni spricht. Die feierliche Belehnung selbst geschah erst im J. 1215 auf dem Reichstag zu Regensburg.

67) *C. L. Tollneri* hist. palatina. S. 95. Der eigentliche Umfang der damaligen Pfalzlande und zerstückelten Rechtsame, ist weder von Freher, noch Paräus, noch Tollner hinlänglich erörtert, auch schwerlich mit Gewißheit zu bestimmen.

dem große Gebiete an Kirchen und benachbarte Fürſten vergabt, daß das Reichsgut ſehr geſchwunden blieb. Doch immer noch ſtand kein Pfalzgraf in andern Ländern ſo hoch angeſehen und gewaltig, als der Pfalzgraf beim Rhein; denn er herrſchte da eigenherrlich, von keinen Landſtänden beſchränkt; vertrat den König, wenn der Thron des Reichs ledig; verwahrte deſſelben Kleinodien für den künftigen Herrſcher, den er ſelbſt erküren half; hatte Wildfangsrecht oder Befugniß, ſich herrenloſe Leute anzueignen, und anderer hohen Freiheiten viel.

Als nun Ludwig auf dem Regenſburger Reichstag mit der erlauchten Würde belehnt worden, reiſet' er mit großem und prächtigem Gefolge von Rittern gen Heidelberg, die Lande in Beſitz zu nehmen. Dort aber hing viel Volks dem verſtoßenen Pfalzgrafen Heinrich, dem Welfen, an, und wollt' ihm Keiner huldigen. Die Dienſtmannen des Geächteten rotteten ſich zuſammen, nahmen den Herzog und ſeine Leute gefangen, und gaben ihn nicht frei, bis er ſich mit vielem Gelde löſete. Das ward aus Baiern hingeſandt, wo geiſtliches und weltliches Gut für ſeine Freiheit Steuern zahlte [45]). Noch war

45) Nur allein Kloſter Scheyern trug 100 Pfund Pfenninge dazu bei. Aventin Ann. boic. L. 7 c. 3.

Kaiser Friedrichs II Macht selber zu wenig befestigt, als daß er, oder Ludwig, gewagt hätten, die Widerspenstigen am Rhein mit Waffengewalt zu unterwerfen. Darum zog der Herzog gütliche Unterhandlung mit Pfalzgraf Heinrich dem Welfen vor; verlobte mit dessen Tochter Agnes seinen Sohn Otto [69]) und fügte zu dem Recht, welches ihm die königliche Belehnung auf die schönen Land' am Rhein gegeben, das mildere der Erbfolge [70]). So ward die Pfalz beim Rhein ein sicherer Besitz von Wittelsbach.

6.

Erbauung neuer Städte in Baiern.

Und wie Ludwig seinem Hause dort, durch Erweiterung des Erbgutes, Herrschaft sicherte, sann er, zu Baiern den trotzigen Uebermuth der Grafen und Bischöfe, und ihren räuberischen Fehdegeiß zu beschränken. Vergebens hatten bisher Gesetze und Beschwörungen des Landfriedens gewehret. Es wüthete noch im Jahr 1213 der alte Haß der Bogen und Ortenburger mit neuer Kraft, und verödete viel blühendes Land. Seit das

69) Im J. 1214. In der unter Anmerkung 58 angeführten Urkunde von 1214 wird Agnes schon sponsa filii nostri genannt.

70) Pfalzgraf Heinrich der Welfe starb im J. 1227.

baierische Pfalzgrafenthum jenen geworden, war keine Ruhe mehr unter ihnen gewesen. Albrecht von Bogen, des wilden Albrecht und Ludmillens Sohn, und Manegold, Bischof von Passau, waren zusammengetreten, die Lande des Pfalzgrafen Radpoto von Ortenburg zu überfallen. Das Kloster zu Aschbach, wohin die benachbarten Landleut' in Angst ihre bewegliche Habe geflüchtet, ward, da es seine Pforten den Bogenern verschlossen, mit Sturm genommen; dagegen Schloß Helinsberg vom Abt Poppo von Altaich und seinen Mönchen tapfer angefallen und zerstört [71]); denn Altaich hatte viel vom Ortenburger erlitten, als er den benachbarten Ort Liechtenwerde verbrannte, welchen Albrecht von Bogen von Kurzem erst mit Ringmauern befestiget [72]). Viel Oerter und heilige Wohnungen sanken in diesem grausamen Streit, ein Raub der Flammen [73]).

Darum sann Ludwig, wie er seine Lande beschirmen möge? Er sah an Regensburg, wie geborgen das Volk hinter festen Ringmauern gegen den Grimm fehdesüchtiger Ritter wohne. Zu Regensburg selbst aber besaß ein Herzog

71) Chron. Aug. z. J. 1213 (Struve 1, 518).
72) *Hermanni* Altah. abb. annales (Oefele 1, 668).
73) Hanfiz Germ. sacra 1, 357.

gar beſchränkte Macht. Da hatt' auch ein Biſchof Antheil an Strafgefällen, Münzen, Mauthen, Steuern und andern Dingen [74]), und, neben des Herzogs Burggrafen, des Biſchofs Thumvogt Gericht [75]). Nicht minder behauptete die Bürgerſchaft allerlei wohlhergebrachte Rechtſame, die ihr von Königen und Kaiſern beſtätigt oder erweitert wurden, wenn dieſelben in der Stadt Hoflager oder Zuflucht nahmen [76]). Sogar in der Fremde auf Märkten zu Steier und Oeſterreich genoſſen die Regensburger beträchtliche Freiheiten [77]). Sie wählten ſich ihren eigenen Hansegrafen, welcher befugt war über Alles, was auſſer, nicht innerhalb der Stadtmauer Markt- und Meßgeſchäfte anging, zu ordnen, Kaufleuten Hilfe zu leiſten, wo Noth, und ihre Streithändel mit zugezogenen erfahrnen Männern zu ſchlichten [78]). Viele bürgerliche Geſchlechter glänzten

74) Hunds Metrop. 1, 231 ff.

75) Tumvogt potestatum habet judicandi ex parte episcopi, et ex parte ducis Burkgravius. So K. Friedrichs II Urkunde vom Jahr 1230. Hunds Metrop. 1, 260.

76) Hund 1, 238, wo K. Friedrich I Befreiungsurkunde vom Jahr 1180.

77) Scheids Orig. Welf. 3, 30.

78) Hansgraſius, qui disponat et ordinet extra civi-

durch Reichthum, den ihnen weitläufiger Verkehr mit entfernten Völkern gebracht; oder durch Ansehn berühmter Vorfahren. So waren seit frühen Tagen hier vor Allen die Dollinger in Ehren gestanden. Noch ist lange ein Steinbild und Liedern auf die Nachkommen fortgepflanzt worden, wie schon zu Heinrichs, des gekrönten Finklers, Zeiten ein Heide gen Regensburg gekommen, dem Keiner angemocht. Da hab' ein Dollinger, der im Gefängniß gelegen, seine Freiheit und der Christen Ehre gerettet, weil er im Speerrennen „auf der Heyd" den Ungläubigen getödtet, mit dem Keiner hatte stechen wollen [79]). Der Regensburger Ansehn und Reichthum machte stolz und trotzig, daß sie oft Bischöfen und Herzogen nicht nachfragten, nur an den Königen hielten, ihre Unabhängigkeit mehrten, und trachteten des Reiches unmittelbare Stadt zu werden [80]).

---

tatem, non infra, et tantum, quæ respiciant negotia mundinarum. Eine Freiheit, die erst Friedrich II im Jahr 1230 gab. Hunds Metrop. 1, 60.

79) Rasels handschr. Chron. S. 87. Noch im Jahr 1500 war ein Dollinger an Kaiser Maximilians Hofe.

80) Noch hatten Bischof und Herzog aber wohl der Rechtsame zuviel in Regensburg, als daß sie schon Reichsstadt im vollen Sinn hätte genannt werden können, wie Aventin beim J. 1180 und nach

Ludwig wählte daher seine angesehensten Meierhöfe und wohlgelegenen Märkte; die umgab er nach städtischer Weise mit festen Mauern und Thoren. Schon hatte sein Vater, Herzog Otto, Kelheim, den Ort, gebaut und Landshut angefangen. Ludwig vollendete, und fügte noch dazu Straubing und Landau [31]), auch Braunau [32]). Alle befestigte er neu, gleichwie auch die Burg in Abach vor den Pforten der Regensburger, weil der Ort an der Donau zu Fried' und Fehde trefflich schien. Andere Herren folgten dem Beispiel Ludwigs. So umschloß zu derselben Zeit auch Heinrich, der Ortenburger Graf, seinen Markt Vilshofen mit Schutzgemäuer, und Herzog Leopold von Österland errichtete, mit Ludwigs Gutheißen, zu Schärding die Veste [33]).

München war schon längst durch Zoll und Münzstatt an der Isar blühend geworden. Um

ihm Pallhausen (Preisfrage: waren einst die sämmtlichen Reichsstänt' in Baiern baierische Vasallen? S. 162) u. a. m. behaupten, wogegen Birnbiebl (N. hist. Abhandlung d. bair. Ak. 3, 476) gründlich einwendete.

31) Jenes im J. 1218; dieses 1223 (bei Oefele 2, 336 und 503 ff.).

32) Im J. 1224. Chron. Ang. (Struve 1, 520).

33) Jenes im Jahr 1216, dieses im Jahr 1225.

die kleine Pfarrkirche standen Wohnungen der Münzer, Zöllner und herzoglichen Beamten [84]). Die Brücke über den Fluß, und die Marktfreiheit lockte viele gewerbsluſtige Anſiedler, während jenſeits das nebenbuhleriſche Böring des freiſingiſchen Stifts verarmte.

Inzwiſchen wohnten anfangs in dieſen neuen Städten meiſtens nur des Herzogs leibeigene Leute. Bald aber ſtiegen Bevölkerung und Wohlſtand durch Sicherheit des Verkehrs und Gewerbes. Es ſetzten ſich dahin freie Handelsleute aller Art; auch von edeln Geſchlechtern Söhne, die vielleicht keine eigenen Ritterburgen hatten. Es zogen die Edeln von Sendling, Maming, Püterich, Sconengau (Schongau), Barth und Andere gen München, Landshut und in die übrigen Volksburgen, wo ſie die vornehmen Geſchlechter der Städte bildeten und Häupter der Gemeinden wurden [85]). Neben einträglichem Erwerb inner den Ringmauern, übten ſie gegen räuberiſchen Landadel Lanz' und Schwerd für die Ruhe der

84) Wahrſcheinlich wo die nachmalige Heiligengeiſtkirche; denn ſchon im J. 1250 ward der Grund zum Heiligengeiſtſpital gelegt. Finauer v. Urſprung der Stadt München (Abh. baie. Ak. 7, 236).

85) Weſtenrieders Beitrag 5, 237 und ſeine lehrreichen Betrachtungen über Band XVIII der Mon boic.

Europäer an der Küſte in einem Dorfe freundlich und friedlich bei dortigen Negern In der Ferne ſah man auf dem Meere ein großes Schiff mit vielen Maſten und Wimpeln. Es waren Dänen, die da gekommen waren, an der Goldküſte im Königreich Akra eine Niederlaſſung für den Handel neu blühend zu machen. Dieſe hörten mit Vergnügen, daß ein König im Innern Afrika's wünſche, mit ihnen Bekanntſchaft anzuknüpfen. Ihrer Einbildungskraft ſpiegelten ſich ſogleich tauſend angenehme Möglichkeiten vor, Goldſtaub, Gummi, Elfenbein, Diamanten, auch andere Schätze, und Sklaven dazu, in Fülle zu bekommen. Der Buchhalter Kamy ward demnach auserſehen, in Begleitung der Geſandtſchaft, nebſt einem Dollmetſch, nach Akim zu reiſen.

Er gelangte ohne Schwierigkeit zur Hauptſtadt Frempungs, und ſchon den Tag nach ſeiner Ankunft ſollte er die Ehre haben, dem Monarchen vorgeſtellt zu werden. Der Herr Buchhalter Kamy, ein ehrbarer, verſtändiger Mann, kleidete ſich auf's beſte und ging.

Frempung, umringt von ſeinen Vornehmen allen, erwartete ihn, auf ſeinen Kiſſen ſitzend, nicht ohne Herzklopfen. Links und rechts ſtanden an den Seiten des Audienzſaals über hundert hübſche Negerinnen, begierig, das Ding aus dem Salzwaſſer zu ſehen. Endlich kam es herein.

Heimath. Doch stolz sahen dagegen die Herren und Ritter aus ihren Felsenschlössern auf diesen Stadtadel nieder, welcher Geschäfte trieb, die sonst nur Sache niedriger Freien oder selbst der Leibeigenen gewesen; und machten bald allein Anspruch auf Ritterschlag und Lehen an fremden Höfen, und scheuten Vermischung ihres Geblüts mit solchen Bürgerlichen [36]).

Wie nachmals die Herzoge zu Baiern das schnelle Aufkommen ihrer Städte gewahr wurden, ertheilten sie denselben allmälig Vorzüge, wie schon andere Städte in Deutschland genossen; oder befreiten jeden Einwohner von der Schmach der Leibeigenschaft [37]). Damit erweiterte sich zugleich das ursprüngliche Marktrecht der Orte zum grossern Burgrecht, mit Einkünften von Zoll- und Weggeldern, von Mühlen und Märkten, deren Ort und Zeit sie anwiesen. Es ward ihnen niedere Gerichtsbarkeit, wie Klöster hatten, zugestanden [38]). Die Gemeinde ernannte in ihrer

36) Die Stadtedeln empfingen nun den Namen milites castrenses, burgenses zum Unterschied von den militibus agrariis oder Landedelleuten.

37) Doch erst Ende des dreizehnten, Anfang des vierzehnten Jahrhunderts traten diese Befreiungen ein.

38) Dergleichen Rechtsame waren meistens auch schon mit dem bloßen Marktrecht verbunden, wie man aus dem Freiheitsbrief K. Friedrichs I deutlich

Mitte einen Ausschuß von geschwornen Männern; und an deren Spitze einen Richter. In wichtigen Angelegenheiten beriethen diese Vorsteher mit gesammter Bürgersame. Gebrach der Obrigkeit nöthige Kenntniß, ward ein Geistlicher, Schreibens kundig, erbeten, empfangene Briefe vorzulesen, oder aus lateinischer Sprache zu übersetzen und nach Gebühr zu beantworten [89]).

Noch lange Zeit verblieben jedoch Ackerbau und Viehzucht des Bürgers Hauptgeschäft; seine Wohnungen übertrafen an Bequemlichkeit oder Schönheit kaum die eines Dorfbewohners. Selbst München, obschon Waarenniederlagen, Münzen, Zölle und Handelsdurchgang lebhaften Verkehr schufen, glich lange nur einem armseligen, weitläufigen Flecken. Es lagen die Gassen, auf welchen man Flachs dörrte, ungepflastert; die größte Zahl der Häuser, neben Scheuern voller Stroh und Heu, aus Holz gebaut, ungestaltet und mit Scheiten oder Schindeln gedeckt. Die Werkstätten der Schmiede und anderer Feuerarbeiter, ohne

---

sieht, den er im J. 1179 an Brixen gegeben. Die Urkunde davon in Lünigs spicil. eccl. P. 2. c. 4. S. 1090.

89) Eine sehr unterrichtende Urkunde der Stadt München vom J. 1239 liefert Westenrieder in seinem Beitr. 5, 236.

Mauerwerk und Ziegel, brachten oft Alles in Gefahr [90]). Auch geschah zu diesen Zeiten durch Feuersbrünste häufiges Unglück der Städte. Nur Kirchen und Rathhäuser, und was gemeinem Wesen sonst zum Ruhm frommte, bauten die Altvordern mit größerer Pracht auf, zu vielhundertjähriger Dauer. Denn nicht was der Einzelne hatte und galt, sondern was die unvergängliche Gemeinde, lag jedem stolzen Herzen an. Deswegen erhöheten auch, nach Sitte der Zeit, die neuen Städte gar bald ihr öffentliches Wappen, wie München den auffliegenden Vogel, über den Stadtpforten, daß ihre Genossenschaft daran überall erkannt werden möge.

7.

Des Herzogs Wallfahrt und Ermordung.

Im Jahr 1220 — 1231.

So begründete der preiswürdige Schöpfer, Herzog Ludwig, in schweren Zeiten Freiheit und Gedeihen seines Volks für nachfolgende Jahr-

90) So noch bis zum J. 1370, da der Stadtrath von München verordnete, daß, wer's vermöge, sein Haus mit Ziegeln decke, wer nicht, da sei bei Schindeln „ein gevangen Dach gemaurt" (Münchner Rathsverordnung vom Jahr 1370 (Westenrieders Beitr. 6, 104).

tausende. Dann, nachdem er des Vaterlandes Ehre bedacht, rüstete er auch zu Gottes Ehren ein Werk zu thun; schied von Ludmillen, seiner theuern Hausfrau, und seinem unmündigen Sohn Otto; nahm im Jahr zwölfhundert zwanzig das Kreuz, und reisete mit vielen geistlichen und weltlichen Herren in das heilige Land hinaus, dasselbe von der Gewalt der Ungläubigen retten zu helfen. Dieses seufzte damals sammt Jerusalem fortwährend unter der ägyptischen Sultane Botmäßigkeit. Zwietracht der Christen hatte es verloren, und gewann es nicht wieder. Vertrieben von der gelobten Erde hatten sich die edeln Kreuzfahrer nun gen Aegyptenland aufgemacht, und dort seit Jahr und Tag des Sultans Hauptveste Damiata umlagert, endlich erobert.

Dahin schifte auch Ludwig mit seinem Gefolge. Sultan Meleddin bot den Christen für Damiata's Zurückgabe die heilige Stadt Jerusalem. Allein der päpstliche Botschafter Pelagius beim Heer verhinderte mit frommem Stolze jeden Friedensvorschlag. Da ließ der Sultan plötzlich alle Schleusen des Nils auf, überschwemmte das christliche Lager, und tödtete viele Menschen durch die Flut, wie durchs Schwerd. Damiata mußte sich ihm ergeben. Herzog Ludwig selbst entrann dem Ungläubigen kaum auf schneller Flucht mit

wenigen der Seinen [91]). Begleitet vom Paſſauer Biſchof Ulrich, ſchifft' er ſich zur Rückreiſe ein. Unterwegs ſtarb der Biſchof. In Sizilien ward von ihm gelandet. Dort hielt Kaiſer Friedrich II zu Meſſina Hof. Freundlich empfing dieſer ſeinen Pfalzgrafen, den weiſen ſtaatserfahrnen Mann, welchem er nie des Guten genug erweiſen zu können glaubte. Schon vor deſſen Kreuzfahrt hatt' er aus kaiſerlicher Huld ihm alle Bergwerke abgetreten, welche zu Baiern und Rheinpfalz auf edle und unedle Erze angebaut waren, oder noch jemals geöffnet werden möchten [92]).

Nachdem Vieles beredet worden, entließ ihn der Kaiſer, und vertraute ihm ſeinen jungen Sohn Heinrich, daß er ihn über die Alpen führe, und den deutſchen Fürſten zeig' und werth mache. Alſo that Ludwig, und durch ſein Wort bewogen wählten und krönten die Deutſchen den Kaiſerſohn Heinrich zu ihrem König. Ludwig, allzeit des Jünglings treuer Führer, leitete mit beſtem Rath die Sachen des Reichs, ohne im größern Wirkungskreiſe ſeines Baierlandes zu vergeſſen, noch der Pfalz am Rheine. Zum Verweſer in dieſer ernannt' er ſeinen Sohn Otto, nachdem er ihn

91) Ann. Henr. *Steronis Canisii* lect. ant. 4, 180.

92) Die Urkunde vom J. 1219 ſteht bei Freher orig. palatinis 2, 16).

im Jahr 1225 auf dem Landtag zu Straubing wehrhaft gemacht hatte. Da ist auch dessen Beilager mit der verlobten Agnes aus dem Welfenhaus in großer Pracht vollzogen worden. Viele Herren und Fürsten wohnten den Festen bei; desgleichen der junge König der Deutschen, Heinrich; die Herzoge von Osterland, Kärnthen und Meranien; dazu die Bischöfe von Salzburg, Würzburg, Regensburg, Bamberg, Passau, Seccon, Eichstädt, Chiemsee und Lavant [93]). Der Neuvermählte reisete alsbald gen Heidelberg, wo er mit seiner Ehefrau im alten Schlosse der Pfalzgrafen auf dem Jettenbühl am Geisberge hausete.

Inzwischen war Kaiser Friedrich II, der Enkel des Rothbärtigen, in Italien und Papst Gregor IX von Neuem in den alten Rechtsstreit ihrer Vorfahren verstrickt; besonders wegen der sizilianischen Bisthümer Besetzung. Gregors Zorn hatte zuletzt den mächtigen Fürsten mit dem

93) Die Ann. *Steronis* (beim *Canisius* 4, 184) geben dies Verzeichniß der Anwesenden, und nennen das Jahr 1223. Vermuthlich berechnete Tollner hist. pal. 381 daraus Otto's Geburtsjahr auf das J. 1206. Bei der Wehrhaftmachung hätte Otto also das Alter von 22 Jahren gehabt. Heinr. v. Lang (bair. Jahrb. S. 68), der aus Urkunden schöpfte, nennt als Hochzeittag Pfingsten im J. 1225.

Bann geſchlagen. Dieſe That weckte eine ruchloſere. Es fanden ſich Andere, welche den König Heinrich zu Nebenbühlerei und Empörung gegen ſeinen eigenen Vater reizten [94]). Nur allzuwohl gelang, eines ſchwachen Jünglings Hochmuth zu beſtechen. Vergebens warnte dieſen ſein Schutzengel, Herzog Ludwig. Es war zu ſpät. Der eitle König wandte ſein Antlitz von dem Redlichen, und verfolgte das vatermörderiſche Ziel. Da floh der Herzog von dem gährungsvollen Hof des Zöglings nach Baiern, und weihte ſich in der Burg zu Kelheim ſeinem Volke ganz; blieb dem vom Kirchenfluch beladenen Kaiſer treu; trug des undankbaren Heinrichs Haß mit Gleichmuth [95]), wie der Biſchöfe unheiligen Zorn, die des Papſtes Rechtſame vertheidigten.

Es gegab ſich aber, als Ludwig an einem Herbſtabend des Jahres 1231 mit ſeinem Hofgeſind'

94) Einige Schriftſteller behaupten, Papſt Gregor IX habe ſelbſt dazu ermahnt. Wenigſtens wußte Friedrich II davon nicht, als er dem König von Kaſtilien ſeines Sohnes Verbrechen meldete (*Petrus de vineis* in epp. 3, 26). Der Papſt ſelbſt verbot nachmals im Jahr 1235 der deutſchen Geiſtlichkeit dem Empörer Beiſtand zu leiſten. Vita anonym. Gregor IX in Muratori Script. rer. Ital. 3, 581.

95) Aventin erzählt, Heinrich habe ſogar einen verwüſtenden Zug durch Baiern gethan. L. 7. c. 3.

von der Burg herab an der nahen Donau lustwandelte, daß sich ihm ein unbekannter Stecher oder Meuchelmörder [96]) mit einem Briefe näherte. Wie der Herzog das Schreiben arglos öffnete, stieß ihm der böse Wicht das scharfe Eisen eines Dolches durch den Hals, daß der Fürst entgeistet zu Erden fiel. Da stürzten Alle voll Wuth auf den Verbrecher, und nach großen Qualen tödteten sie ihn mit zahllosen Wunden [97]). Die Zeitgenossen, als sie des herrlichen Pfalzgrafen Tod hörten, wälzten schweren Verdacht auf König Heinrich, den falschen Mann [98]). Und wahr-

96) Eine Handschrift im königlichen Bücherschatz zu München de antiquae Bavariae ducibus, die bis 1497 geht, deutsch, schreibt Stechar, im Lateinischen des gleichen Werks heißt es a quodam sicario. In andern Schriften steht auch Stockher, welches vermuthlich nur Schimpfwort war; denn Stock hieß der Galgen. Spätere schrieben fälschlich „Sprecher." Aventin machte daraus einen Zechter oder Possenspieler, morio.

97) So erzählt der unbekannte Verfasser des Fragm. hist. bei Urstis. 2, 90. Die schwarze That geschah den 16. Herbstmonds 1231.

98) Volkmar, der erste Abt zu Fürstenfeld, Herzog Ludwigs innerster Rath, schreibt, solches sei aus Anrichtung des jungen Königs Heinrich und des Papstes geschehen. Rasei Chron.

lich, dieſer war, wenn nicht des Gräuels ſchuldig, doch fähig.

So hat Ludwig, der hochedle Schyre, geendet, der tugendvoll ſeines Stammes Macht, wie Keiner vor ihm, vergrößert, friedlichen Gewerben und Künſten zuerſt Freiſtätten im Lande der Baiern gebaut, und den Anfang gemacht hat, unter denſelben Zerter ein Volk zu vereinen, das ſeit ſiebenhundert Jahren zu getrennten Gauen und verſchiedenen Fürſten gewohnt war.

Wegen Streites mit einigen Biſchöfen ſtand ſein Leichnam mehrere Tage unbeſungen. Als aber der erlauchte Sohn Otto, Pfalzgraf am Rhein, den Prieſtern mit frommen Gaben gütlich that, ward Ludwigs Leib mit großer Feierlichkeit im Erbbegräbniß zu Scheyern beigeſetzt, unter Gebet und Leid der Biſchöfe von Paſſau, Salzburg, Regensburg und Freiſing [99]). Desſelben Tages that Pfalzgraf und Herzog Otto alle Getreidekammern auf; denn im Lande war große Theurung; ein Scheffel Korn galt fünf Pfund Pfennige. Auch ward zu Kelheim ein Kirchlein dem Tode Ludwigs zum Denkmal [100]).

---

99) *Vita* Prioris Chron. (Oefele 2, 716).

100) Extat Kelhaimii aedicula, stipesque sacratus, hujus rei monumentum. Aventin L. 7. c. 3.

Frau Ludmilla beweinte ihren Hauswirth neun Jahre lang, und gründete, daß ſie einſt vor Gott nicht mit leeren Händen erſchiene [101]), auſſer den Thoren von Landshut für Schweſtern von Ciſterz das Kloſter Seligenthal [102]), welches auch ihre Aſche empfing.

8.

Herzog Otto IV. Zwiſt mit dem Könige. Krieg gegen Oeſterreich. Blick auf das Kriegsweſen.

Im J. 1231 — 1237.

Der undankbare Sohn Friedrichs II. hatt' aber auch nach Ludwigs Ermordung noch keine Ruhe. Er wußte wohl, der erlauchte Otto werd' am Kaiſer treulich hangen, wie Ludwig gethan. Darum ſucht' er dem neuen Herzog Etwas anzuhaben. Und als derſelbe die Landſtände zur Huldigung nach Regensburg beſcheiden

---

101) Ne vacua appaream in conspectu dei omnipotentis, ſagt ſie in dem Stiftungsbrief vom J. 1232, den Falkenſtein (baic. Geſch. 3, 70) aufhob.

102) Der Bau des Kloſters, auch Seldenthal geheiſſen, begann im Jahre 1232; die Stifterin erlebte aber deſſen Vollendung nicht. Mon. boic. 15, 549.

Als man den Herrn Buchhalter erblickte, in zierlichem Rocke, seidenen Strümpfen, schwarzen Schuhen mit silbernen Schnallen, auf dem Kopfe eine weiß gepuderte Zopfperüke — überfiel Alle ein Schauer. Zwar Jeder hatte sich vorher schon eine abentheuerliche Vorstellung von dem kleinen Unthier gemacht, aber so etwas Mißgestaltetes Niemand sich vorgestellt. Jeder und jede von den schlanken Negern und Negerinnen glaubte nämlich ganz treuherzig, Rock, Weste, Hosen und Strümpfe wären von Gott erschaffene Theile des buchhalterlichen Leibes, und ungefähr so, wie bei andern Thieren Fell und Feder, angewachsen.

Unter dieser Voraussetzung machte Herr Kamp in seinem dänischen Bratenrocke nun freilich neben den nackten, schlankgeformten, kräftigen Negergestalten ungefähr einen eben so komischen Abstich, wie ein französischer Tanzmeister neben der reizenden Götterbildung eines Apollino; oder wie ein Friedrich der Große, mit dreieckigem großen Hut, Soldatenrock mit Aufschlägen, verschrumpften Hosen, und Stiefeln über die Knie, neben einem Achille; oder wie ein kurzer, dicker, kleinhutiger Napoleon in Infanterieuniform neben der edeln Haltung eines Alexanders.

Dem Hofe von Akim aber verging bald das Lachen, wozu einige hübsche Mädchen, besonders die schöne Mandingo, Anfangs gute Lust hatten.

wollte, unterſagt' er den Bürgern, ihren Fürſten aufzunehmen, ſintemal die Stadt nicht des Herzogs ſei, ſondern des Reichs.

Otto ſchwieg. Er trat mit den Ständen in Landshut zuſammen, am Tag der heiligen drei Könige des Jahres 1232. Dazu waren faſt alle Grafen, Herren, Biſchöfe und Aebte des Landes herbeigeritten; die Biſchöfe von Regensburg, Freiſing, Paſſau, Brixen, Augsburg und Bamberg; Erzbiſchof Eberhard von Salzburg auch und mit ihm von drei neuen Bisthümern ſeines Sprengels die Häupter. Dieſe waren nämlich der Biſchof zu Chiemſee, deſſen Stuhl erſt vor kaum ſiebenzehn Jahren in der Kirche des Herrnwörths vom Papſt errichtet worden, um die Hut der Seelen in Hrodberts weitläufigem Sprengel zu erleichtern [103]); der Biſchof von Seccau, im untern Steierland ein Städtlein am Fluſſe Gayl, wo das Hochſtift vor dreizehn Jahren angelegt worden [104]); und der Biſchof zu Lavant oder

103) Die Errichtung war im Jahre 1215 geſchehen. Rudiger von Radeck war der erſte Biſchof. Hanſiz 2, 322 ff.

104) Im Jahre 1219 ward hier Karl, Probſt von Frieſach, der erſte Biſchof. Hanſiz 2, 223 ff.

St. Andreä am kärnthenschen Lavantfluß, seit sechs Jahren bestehend [105]).

Wie nun Alle in Landshut beisammen saßen und dem Herzog Otto nach altem Brauch Treu' und Frieden schworen, kam König Heinrich der Ungerathene mit starker Gewalt, lagerte bei Regensburg, that des Herzogs Gütern übel, und drohte noch größeres Leid. Die Baiern geriethen in Furcht, denn sie waren zum Streit nicht fertig; der König gar zu mächtig; und Kaiser Friedrich saß fern in Apulien. Also übernahm es Erzbischof Eberhard; begab sich in des Königs Lager, verhieß feierlich, Herzog Otto werd' ihm anhangen, nie im Reich widerstreben, noch dem Kaiser Friedrich Beistand leisten. Und da sich Otto sogar gefallen ließ, als Geisel und Bürgen des gegebenen Wortes seinen eigenen Sohn Ludwig [106]), ein Kindlein zartes Alters, auszuliefern, ward der mißtrauische König beschwich-

105) Im Jahre 1226. Der erste Bischof war Ulrich, ein Pfarrer von Huß. Pez Script. rer. Austr. 1, 352.

106) Nicht Heinrich, wie Einige sagen, der erst (Chron. Aug. Struve 1, 522) im Jahre 1235 geboren worden: hingegen Ludwig war geboren „idus Aprilis 1229." (Cod. 582 chartac. in fol. aus dem fünfzehnten Jahrhundert im königlichen Bücherschatz zu München.)

tigt, zog von Baiern ab, und gestattete dem Herzog wieder in Regensburg nach Weise der Altvordern zu tagen [107]).

Aber Otto, welcher der Ruhe seines Volkes ein großes Opfer gebracht, blieb im Herzen dem Kaiser Friedrich treu und sehnte sich nur nach dessen Wiederkunft aus Italien. Auch dacht' er, wie in Zukunft der unsichern Stadt Regensburg zu entbehren sei, und wählte darum Landshut, wo er den letzten Herrentag gehalten. Anmuthvoll lehnt sich dieser Ort vor einer stundenweiten Ebene an eine Kette von Wald- und Rebenhügeln. Die Isar breitet da ihre Doppelarme aus, fruchtbare Wiesen zu befrüchten. Hier baute sich der Herzog einen lustigen Sitz auf der Höhe; dazu schossen die Juden das Geld; denen gestattete er auch in der neuen Stadt zu wohnen [108]).

In gleichen Tagen war zu Österland ein streitbarer Fürst, genannt Friedrich, welcher mit allen Nachbarn Unfrieden hatte. Durch Waffengewalt suchte derselbe furchtbaren Namen und

107) Was schon im J. 1233 geschah, wo die Sprüche von Landshut bekräftiget wurden. Chron. Salisb. bei Hanfiz 2, 334.

108) „Als ein alter Brief zu Schefflarn bezeugt." Rasel. Chron. cap. 76.

große Schäze. Zuerst ward von ihm Kärnthen überfallen und bezwungen, dann mit den Ungarn und in Mähren mit König Wenzel von Böheim gestritten. Endlich streiften in den Herbsttagen des Jahres 1232 seine raublustigen Leute auch über den Inn durch die Lande der Baiern. Seiner Hauptleute einer, der Muringer Weser geheißen, frech, behend und grausam, warf sich in die Burg Schärding am Inn, plünderte das Kloster Varnbach und trieb die erschrockenen Mönche davon; raubte den Weilhardt und Neunkirchen und viele andere Ortschaften aus, und wo Märkte gehalten werden sollten, entführte er die Waaren und die Krämer dazu, welche sich mit schwerem Gelde freikaufen mußten. Kein Heiligthum, keine Landstraße war sicher.

Den Unfug zu enden rückte der erlauchte Otto mit anbrechendem Frühling des Jahres 1233 ins Feld; besezte alle Schlösser der Grenzgegend stärker, und befestigte zur Beruhigung der Unterthanen, im Chiemgau, wo der kleine Traunfluß in die Alz fällt, die alte Burg neu auf der Höhe, Trostberg genannt. Nachdem reiste er an den Landtag der Fürsten gen Oetting, wo dem Herzog Friedrich von Oesterland Krieg beschlossen und vom Herold verkündet ward. Schon fanden die Wehren der Kirchen und Grafen versammelt. Man zog gegen Oesterreich mit großer

Macht; vergalt mit Schwerd und Flamme; legte das Kloſter der Benediktiner zu Lambach in Aſche; erſtürmte die Veſte zu Schärding, und hauſete furchtbar bis Winters Anfang. Folgendes Jahres ward der Krieg an den Grenzen fortgeſetzt, auch das Kloſter zu Varnbach wieder genommen, und mit den vertriebenen Mönchen neu bevölkert. Die feindliche Beſatzung, ohngefähr vierzig Mann, ward niedergehauen oder aufgehenkt; alles Gefild in den Traungegenden öde.

Die Rache war geſättigt. Otto, feſthaft, begehrte Frieden. Die Stände, verſammelt in der aufblühenden Stadt München, willigten in des Herzogs Wunſch. Erzbiſchof Eberhard von Salzburg und Biſchof Eckbert von Bamberg reiſeten ſelbſt auf Wien, den ſtreitſüchtigen Friedrich zu bewegen, daß er vom verderblichen Kampf laſſe [109]).

Da kam durch die Schlünde der Alpen ein gewaltiges Heer von Italien herauf, über Aqui-

109) Die Geſchichte dieſes Krieges nach Aventin. Erzbiſchof Eberhard ſelbſt war nicht zu München auf dem Landtage geweſen. Sein Entſchuldigungsſchreiben bei Oefele 1, 791. Daß die Geſandten in Oeſterreich von Friedrich verhaftet worden waren, ſcheint Irrthum Aventins zu ſein (Hanſiz 2, 339).

Leja durch Oeſterreich. Es war Kaiſer Friedrich II., ſeine Macht gegen Deutſchland führend, den meuteriſchen Sohn Heinrich zu ſtrafen. Erſchrocken legte der Herzog von Oeſterreich die Waffen nieder, ſo lange der Herr des Reichs nahe ſtand. Bis Burghauſen eilte dieſem der erlauchte Otto voll freudiger Ehrerbietung entgegen; führt' ihn in das neue Schloß zu Landshut und bewirthete ihn herrlich. Da fand Friedrich großes Gefallen an des Herzogs ſechsjähriger Tochter Eliſabeth, und er verlobte dieſelbe ſeinem ſiebenjährigen Sohne Konrad, welcher König genannt ward von Jeruſalem und Syrien.

Nun nahm Alles im deutſchen Land' andere Geſtalt an. Der meuteriſche König Heinrich ward geächtet; ſeine Krone dem jungen Sohne Konrad gegeben. Und da Heinrich voll Heimtücke erſt Ergebung heuchelte, dann neuerer Umtriebe wider den Vater, ſelbſt der Giftmiſcherei verdächtig wurde, ließ ihn der erzürnte Kaiſer gefangen nehmen und dem erlauchten Otto überantworten. Dieſer, als Pfalzgraf beim Rhein, hielt den Ungerathenen auf der Burg zu Heidelberg in engem Gewahrſam; dann ſchickt' er ihn nach Apulien ins Elend [110]), auf Kaiſers Geheiß.

110) Wo er auch im Jahr 1242 ſtarb.

Auch über Friedrich zu Oesterreich, da er in Unruhen fortfuhr, aller Warnung spottend, wurden Achtbriefe angeschlagen. Herzog Otto, nebst dem Bischof zu Passau, zogen wider ihn aus. König Wenzel von Böheim verband sich mit Beiden, das Urtheil des Reichstages an dem Osterländer zu vollstrecken. Es war im J. 1236. Da bot der kriegerische Fürst von Wien, den nichts schreckte, seine ganze Macht auf, ein streitgeübtes, abgehärtetes Volk. Mit diesem schlug er muthig den Pfalzgrafen zurück, der Linz belagerte; den Bischof Konrad von Freising im Treffen ohnweit Neustadt in den Ebenen bei Steinfelden; den Bischof Rüdger von Passau, welchen er mit vielen Herren und Rittern gefangen machte; endlich auch den böhmischen König, den er bis Böheim trieb.

Als der Kaiser erfuhr, wie der Geächtete siegreich trotze, stellt' er sich selber folgendes Jahres an die Spitze eines großen Reichsheeres. Dazu kamen Baiern, Thüringer, Kärnthner, Böhmen und andere Völker. Zwar Oesterreich ward von der Uebermacht aller Scharen erdrückt und bezwungen. Der Kaiser konnt' im Siegesgepränge zu Wiens Thoren einziehen; das Land dem Reich heimgefallen erklären; unter Statthalter vertheilen; den Städten Freiheiten verleihen: jedoch der geächtete Fürst des Osterlandes höhnte hinter den

Felsenmauern seines Medlinger Schlosses der nichtigen Eroberung. Alle Burgen hatt' er mit dem Kern seiner Tapfern inne. Und da der Kaiser, welcher nirgends lange weilte, mit der größern Hälfte des Reichsheeres weiter zog, brachen aus allen Vesten die Besatzungen frisch hervor, vertrieben die Fremden, und bemächtigten sich unter ihrem streitbaren Gebieter des Landes wieder [111]). Der Herzog von Oesterreich behauptete auch trotz Acht und Bann seinen Staat; und Niemand wagte fürder ihn zu verdrängen. Das vermocht' er durch strenge Zucht und Uebung seiner Schaaren, die, jederzeit schlagfertig, im Winter nur ruheten, aber nicht auseinander gingen, wie die Kriegshaufen der Kaiser und anderer Fürsten.

Ueberhaupt war in diesen Tagen unendlicher Fehden das Heerwesen übler bestellt, als vormals. So fast immer bei Völkern, deren Rohheit der Krieg Bedürfniß und Hauptgeschäft ist. Die Kunst der Schlachten hat gewöhnlich den Gipfel ihrer Vollkommenheit erst dann bei den Völkern erreicht, wenn diese menschlich genug geworden sind, den Krieg wie das traurigste aller Uebel des Lebens zu verabscheuen. Die alten Heerbannordnungen lagen zerfallen, weil Rei-

111) Friedrich von Oesterreich besaß das Land auch bis zu seinem Tode.

terei, als den Haupttheil der Heerſcharen, zu ſtellen die Kräfte der meiſten Bannpflichtigen übertraf. Nicht Jeder folgte zum Krieg, der aufgeboten war; nicht Jeder brachte, was er ſollte. Die Unterhaltung der Reiſigen war köſtlich; ein einziger Feldzug erſchöpfte volle Schatzkammern. Fußvolk ſtand gering geachtet, und deſſen vortheilhafte Anwendung auf jedem Tummelplatz verkannt. Es ſtritt meiſtens mit Schleuder, Pfeil und Dolch; die Ritterſchaft mit Lanz' und Schwerd. Aber die Eiſenſchaaren derſelben taugten nicht im Gebirg, nicht in durchſchnittenen Erdſtrichen und vor Felſenburgen. Daher endeten viele Feldzüge fruchtlos; die Heerbewegungen wurden ſchwerfällig; große Schlachten ſelten; Rittergefechte, Mordbrennereien und Plünderungen am gemeinſten.

Die Errichtung zahlreicher Burgen und Städte mit dicken Ringmauern, Streitthürmen, tiefen Graben und Zugbrücken erſchwerte den Angriffskrieg noch mehr. Die Belagerungskunſt mußte erfunden werden, und neues Wurf- und Bohrgeſchoß. Lange hatte man ſich mit Sturmleitern, Steinſchleudern und Untergräbern begnügt, welche die Grundlagen der Stadt- und Schloßmauern aufwühlten, bis dieſe ſtürzten. Aber die Arbeit ward oft den Belagerern verderblicher, als den Belagerten. Man erſann die Katapulten der

Alten wieder, in anderer Gestalt; eine Art Mauerbrecher, Tribböcke geheißen [112]). Dazu fügte man verbesserte Steinschleudern mit thurmähnlichem Bau gegen die Vesten [113]). Von denselben wurden große Lasten gegen die Belagerten geschnellt.

Auf Schlachtfeldern bewegten sich die Schaaren in einzelnen, enggeschlossenen Gevierthaufen, die aber bald im wilden Gegeneinanderrennen zerbrachen. Dann stritt Mann gegen Mann. Eben so wanderten die Haufen im Zuge des Heers. Vornan Wegknechte, die Wege zu bahnen. An der Spitze der Heerschaaren wehten Banner und Feldzeichen, begleitet von Pfeifern, Hornbläsern und Trommlern [114]). Dann folgten im Harnisch

---

112) Der Tribbock (pribpus) soll zum erstenmal im J. 1212 von Kaiser Otto II. bei Belagerung der Burgen des Landgrafen Hermanns von Thüringen gebraucht sein. Fragm. hist. incerti autoris (beim Urstis. 2, 88).

113) Die damaligen Zeitbeschreiber, wie *Radewicus* 1, 32 (bei Urstis. 1, 496), nennen ihn in ihrem Latein magonellus.

114) Was Trommen man da hörte
Wo jeglicher seine Schaar forte?
Posaunen und Schalhorn.
Chron. rythm. aus dem dreizehnten Jahrhundert in Leibnitzens Script. rer. Brunsvic. 3, 64.

Denn das Ding aus dem Salzwasser ging geradezu auf den König los, dem dabei nicht ganz wohl zu Muthe ward.

Der ehrliche dänische Buchhalter, welcher in Europa für einen Mann gegolten, der sich auf gute Lebensart zu verstehen wisse, wollte am Hofe eines großen afrikanischen Königs nicht im guten Rufe zurückkommen. Sobald er zehn Schritte vom Monarche entfernt war, verbeugte er sich höflich, indem er einen langen Kratzfuß machte. Der König aber verstand das Manövre aus der französischen Tanzschule ganz unrecht. Wie er sah, daß sich das Ding aus dem Salzwasser so bückte und mit dem einen Fuße hinten ausfuhr, glaubte er, er wolle einen Satz machen und ihm auf den Kopf springen. Denn schon wie Herr Kamp hereingetreten war und sich links und rechts umgesehen hatte, war vom Könige der Zopf an der Perüke wahrgenommen worden. Frempung schloß daraus sogleich, das Geschöpf müsse zu einer unbekannten großen Gattung langgeschwänzter Affen gehören. So wie also Herr Kamp die obengemeldete Bewegung machte, streckte sich der König blitzschnell lang auf die Erde, in der Hoffnung, daß der Sprung des Buchhalters über ihn hinweggehen würde. Auch rief er seine Krieger zu Hilfe.

Der Däne muthmaßte gleich, daß hier ein unglückliches Mißverständniß obwalte. Er wandte

die Ritter. Beim nachrückenden Fußvolk befanden sich die Leibeigenen der einzelnen Heertheile mit Zug- und Lastvieh der Reisigen und deren Gepäck. Zuletzt, gehörig bewacht, der Heertroß mit Feldgeräth und Belagerungszeug. Hintennach der verworrene Haufe der Söldner und Krämer mit Lebensmitteln [115]). Auf den Zügen herrschte wenig Ordnung; im Feld wenig Zucht; doch fehlt' es nicht an Lagergesetzen in kaiserlichen Heeren.

Da ordnete und richtete der Kämmerer über Kriegs- und Mundvorräthe; über Streithändel, Anzündungen von Städten und Schlossern, der Marschalk. Streit im Lager war verboten; schlugen sich zwei, durft' ihnen kein Dritter beispringen, sondern nur im Harnisch, doch ohne andere Waffe, als mit dem Stock, sie trennen. Todschlag und Verwundung ward mit Enthauptung und Handabhauen bestraft; zwei Zeugen waren zur Erweisung der Schuld genug. Reinigte sich der Beklagte mit einem Eid, konnte der Kläger Zweikampf begehren. Wer von den Zankenden Hilfe der Kriegsgenossen bei seinem Fähnlein anrief, ward entwaffnet [116]) vom Heer verstoßen,

115) Meistens nach Radewigs Schilderung. (Urkis. 1, 496.)

116) Auferator ei omne suum Harnasch. Dies und

wie einer, welcher Meuterei trieb; desgleichen wer eine Hure unterhielt. Dem feilen Weibe aber ward die Nase abgeschnitten. Der Freie, welcher einen Kaufmann plünderte, mußte das Geraubte zweifach erstatten und schwören, den Geplünderten nicht gekannt zu haben. Aber Keiner durft' auch in Städten einkaufen, um mit der Waare im Lager zu wuchern. Stahl ein Leibeigener, ward er mit Stockschlägen bestraft, auf den Backen gebrandmarkt und kahl geschoren; Wiederholung des Verbrechens führt' ihn zum Strang.

9.

Baiern in Bann durch den Bischof zu Freising. Landesvergrößerung des Herzogs. Ritterschaft.

Im J. 1237 — 1240.

Kein Fürst, kein Volk war in diesen Tagen durch Kriegen reich und groß; wohl verarmte Könige und tapfere Geschlechter gingen aus. Darum ehrte der erlauchte Otto, im Geiste

folgendes nach den legibus castrensibus, welche K. Friedrich der Rothbart im J. 1158 bei Brescia dem deutschen Heer mit Einwilligung der Fürsten gab, und Radewig 1, 26 aufbewahrte.

seiner Väter, den Frieden über Alles, und im Dahinschwinden der Andern ward er mächtig. Demungeachtet fehlt' es ihm selbst nie an Fehden. Eine derselben, gegen das Hochstift Freising, ist, durch die Urtheile des Papstes und des Kaisers in derselben, merkwürdig geworden.

Gerold, Bischof zu Freising, durch übeln Haushalt oder Leichtsinn verleitet, hatte viel Gut seiner Kirche vergeudet und selbst die Stadt Freising dem Herzog zum Leben gegeben [117]). Sein Nachfolger Konrad suchte, was verloren, wieder zu erwerben. Darüber ward mit dem Hause Wittelsbach viel unterhandelt und gestritten, welches ohnehin dem Bisthum seit alten Zeiten gram gewesen. Und als der Herzog nicht weichen wollte, sondern Gewalt übte, soll Bischof Konrad ihn und das ganze Land mit dem Bann der Kirche geschlagen haben.

Es verklagte der Pfalzgraf und Herzog den zornmüthigen Priester vor dem Papst. Gregor der Neunte ließ den Handel von Abgeordneten prüfen; sprach dem Herzoge Recht zu, und vernichtete des Freisingers Kirchenfluch. Denn dem Papste, welcher mit dem Kaiser haderte, lag daran, deutsche Weltfürsten zu gewinnen. Ein Urtheil, wie dieses, gehörte zu den Seltenheiten

117) Meichelbek 2. 6.

des römischen Stuhls. Aber noch unerhörter war, daß ein Priester vom Oberhaupt der christlichen Kirche hinweg, zur Gerechtigkeit des Kaisers Zuflucht nahm. So that Bischof Konrad, der den Herrn des Reichs anrief, als hab' ein Papst weder Fug noch Macht, in deutschen Sachen zu richten [118]). Friedrich II. erkannte des Bischofs Klage billig, gegen des Papstes Entscheidung; auch mag durch ihn der Herzog bewogen worden sein, dem Bisthum Freising in einem Vergleich des Jahres 1240 zu Landshut achthundert Pfund Regensburger Münze Entschädigung zu gewähren [119]).

So spielte die zwiespaltige Staatsklugkeit der Päpste und Kaiser mit dem Recht. Herzog Otto aber, dem Grundsatz des Wittelsbachischen Hauses treu: weislich zwischen den Umständen einherzuschreiten, brachte willig ein Opfer, welches ihm zehnfach das Glück anderer Verhältnisse vergalt.

---

118) Adlzreiter Ann. boic. gentis 1, 630, und Brunner 3, 169 folgten in dieser Erzählung Aventinen L. 7. c. 4. Meichelbek 2, 15 aber scheint ein so unheiliges Betragen des Bischofs bezweifeln zu wollen.

119) Die Vertragsurkunde liefert Meichelbek 2, 17 ff.

Schon in frühern Tagen, als er noch zu Heidelberg geſeſſen, war ihm vom König Heinrich, Kaiſer Friedrichs des Zweiten Sohn, in dortiger Gegend Waldorf geſchenkt worden, welches zu der Karlingen Zeiten ein Jagdſchloß am Lußhardt im Graichgau geweſen [120]; dann hatt' er der alten Grafen dieſes Gaues ehemaligen Wohnort Sinzheim, als Pfand, erworben [121], und auf gleiche Weiſe Mosbach mit vielen Gütern [122]. Von jeher waren die Pfalzgrafen am Rhein Schirmvögte der altberühmten Abtei Lauresheim (Lorch) geweſen, bis der Erzbiſchof von Mainz das reiche Kloſter an ſich genommen. Nun kam Otto mit Ernſt, und ergriff, was ihm das Erzſtift in Güte verweigert hatte, gewaltſam [123]. Auch die halbe Grafſchaft Lattenmelibock (von ſpätern Lahneckbogen genannt) mit Burg und Ort Braubach am Rhein, Homberg an der Höhe, Umſtadt, Rheinheim

120) Im J. 1230. Tolner S. 36. 37.

121) Im J. 1231. Erſt ſein Sohn aber empfing Sinzheim zu vollem Beſitz.

122) Im J. 1232. Auch dies machte ſein Sohn im J. 1259 erſt zu vollem Eigenthum.

123) Es geſchah im J. 1238. Tolner S. 39.

und andere Ortschaften des obern Kattenmelibock fielen ihm anheim zur Rheinpfalz [124]).

In Baiern aber starb das Geschlecht derer von Valay aus, dem Stamme der Schyren verwandt. Als der letzte Graf an der Mangfall mit Helm und Schild begraben worden, kam sein Gebiet dem Herzog erblich zu [125]). Eben so Neuburg am Inn, Ried und Schärding mit vielem andern reichen Besitzthum nach dem Tode des letzten Herrn von Andechs [126]); auch Velburg an der Laber, und Kalmünz, den reichen Markt [127]); desgleichen, da die Herren zu Grünenberg und die zu Liebenau abgingen, ihre weitläufigen Güter [128]), zu denen auch Burghausen gehörte.

---

124) Vermuthlich erbschaftsweise durch seine Gemahlin Agnes; denn sie belehnte nachher die Grafen von Katzenelnbogen mit Braubach. Tolner S. 37.

125) Otto, der letzte Graf von Valay, starb erbenlos im J. 1238. Adzreiter Ann. boic. gentis 1, 630. Hunds Stammenbuch 1, 151.

126) Dieser, Rupert Otto, Herzog von Meranien, starb im J. 1248 zu Riesen. Siehe unten am Ende der Abtheilung 13 dieses Abschnitts.

127) Anonym. Farrago bei Oefele 2, 513.

128) Bernhard, der letzte Graf von „Lebnow",

Das Erlöschen der älteſten, glänzendſten und reichſten Geſchlechter der Baiern, wodurch, in einem kurzen Zeitraum, der Wittelsbacher Macht und des langgetrennten Volkes Verein erwuchs, war Gehorſam des Staubes unter dem ewigen Geſetz der Natur. Aber Zügelloſigkeit der Sitten, welche die Kraft der Geſundheit zerſtörte; frommer Glaubensdrang, mit welchem Viele in klöſterlichen Zellen unvermählt abſtarben; Wuth der Fehden und Kriege, durch welche viele edle Reiſer von alten Stämmen gebrochen wurden, beſchleunigten das Verſchwinden der herrlichen Namen.

Auch mögen die Kreuzzüge den Untergang manches altbaieriſchen Hauſes vollendet haben. Wenn gleich die Begierde zur Wiedereroberung Jeruſalems nach vielen glückloſen Wagſtücken erkaltete, lockte dagegen die Bekehrung näher wohnender Ungläubigen die ritterliche Bußfertigkeit an. Im angeſtammten Heidenthum wohnten noch die Preuſſen, ein ſlaviſcher Völkerzweig, an den Bernſteinküſten der Oſtſee, gutmüthig, doch unwiſſend, arm, aber frei zwiſchen unzugänglichen Mooren und Forſten. Sie kannten den Werth des Goldes noch nicht; für wollene Kittel tauſchten ſie freudig die edelſten Marder- und Zobel-

ſtarb 1238. Oefele 1, 518. Otto, der letzte Graf von Gruenbach, ſtarb 1247. Oefl. 2, 518.

pelze aus [129]). Diese Unschuld neben den Bernsteinschätzen gaben ohne Zweifel dem Bekehrungseifer neuen Reiz. Päpste, immer mit staatskluger Heiligkeit geschäftig, Gottes Reich zu verbreiten und Reiche christlicher Fürsten zu entvölkern, säumten nie, die deutschen Ritter zur Eroberung nordischer Heidenlande zu entflammen. So schrieb um diese Zeit Gregor IX. an Albert von Bogen, den Sohn Ludmillens: „Wir bitten und ermahnen dich im Herrn, und unter Vergebung deiner Sünden, hochedler Herr, ergreife Christus Waffen, zeichne dich mit dem Kreuz und kämpfe ritterlich in Preussens Feldern, ein Schirm der Gläubigen, auf daß Christus dich zum Miterben des himmlischen Reiches mache; Wie aber uns deiner Thaten wie deines Ruhmes freuen mögen [130])."

Auch dieser Albert, Graf von Hohenbogen, ist, der Letzte seines Stammes, im Jahr 1242 zu Oberaltaich begraben worden [131]). Herzog Otto zu Baiern, Halbbruder desselben, erbte gesammte Land' und Lehen des mächtigen Geschlechts, die

129) *Helmold* chron. Slav. 1, 1. (Leibnitz Script. Brunsv. 2, 538.)

130) Nobilitatem tuam — — Prussiæ partibus. Der Brief ist v. J. 1232, und in den Mon. boic. 14, 43 aufbewahrt.

131) Im J. 1242. Hunds Stammenbuch 1, 120 ff.

Burgen und Orte zu Falkenſtein, Mitterfels, Windberg, und Alles, was zwiſchen den Quellen des Regenſtroms bis Paſſau dem reichen Hauſe gehört hatte; desgleichen die Güter in Böheim, in Kärnthen, am rechten Donauufer und an der Iſar, wo der Bogen altes Schloß Iſenhofen ſtand; dazu noch viele Vogtſchaften über Kirchen und Klöſter mit ergiebigen Rechtſamen.

Neben den Verwüſtungen durch Fehden, Kreuzzüge, Kloſterleben und Völlerei mag ſelbſt der hohen Geſchlechter unmäßiger Ahnenſtolz die Fortpflanzung geſchwächt haben. Unterbrechliche Schranken ſchieden den hohen und niedern Adel. Zu jenem gehörten, wie vor Alters, die freien Herren; zu dieſem die freien Männer und unabhängigen Grundeigenthümer. Denen ſtanden die Dienſtmannen in Würden nach. Obſchon zwiſchen Dienſtmannen und Vaſallen der alte Unterſchied faſt verſchwunden war [132]; obſchon die Edelknechte, einſt leibangehörig, nun durch Kriege großbegütert, ihre Lehen in Erbthum verkehrt [133], und ſich Burgen

132) In einer Urkunde vom J. 1233 (Mon. boic. 4, 440) nennt ſich ein gewiſſer Karl von Gutrat: Salzb. ecclesiæ ministerialis vel vasallus.

133) Zumal als K. Konrad II. ſchon im J. 1037 in Italien geordnet hat, daß die Lehen erblich ſeien,

an schwererſteiglichen Höhen gebaut hatten: blieb dennoch zwiſchen ihnen und Fürſten und Grafen die alte, tiefe Kluft, wie in jenen Zeiten, da man noch das edle Ingeſind mit Gut, Weib und Kind verkaufen [134]) oder von Edelknechtstöchtern nur Leibeigene zeugen konnte [135]). Nur ſtrenger wachten die großen Geſchlechter über das Kleinod ihrer Geburt und das Heiligthum ihrer Wappen. Die Letztern, auch ſchon in Siegelringen gebräuchlich, erbten vom Vater zum Sohn. Bei des Vaters Lehen hatte gewöhnlich keines der Kinder das Recht zum Siegel; unter Brüdern nur der Aelteſte [136]).

Schon vor Alters ſchämte ſich der Hochadeliche des Zweikampfes mit Edeln geringerer Geburt; nun achtete man ſogar beim friedlichen Turnei und Speerbrechen die Ahnenprobe nöthig. Denn Spiele wie dieſe wurden häufig an Hofjagern der Fürſten

---

Edelknechte in Feldzügen Verpflegung haben, und in Lehenſachen nur von Ihresgleichen gerichtet werden ſollten.

134) Mon boic. 8, 181; 6, 95.

135) Ebendaſ. 7, 460. 363; 6, 95. 101.

136) Einen Beweis davon liefern die Mon. boic. 17, 307. Doch findet man auch Ausnahmen, wie z. B. in einer alten Urkunde vom J. 1233 in N. h. Abh. bair. Af. 2, 507.

ſich an den Dollmetſch, erfuhr des Königs Beſorgniß, und erwiederte unterthänigſt, daß das nur europäiſche Ehrenbezeugung habe ſein ſollen. Fremyung, froh, mit dem Schrecken davon gekommen zu ſein, befahl ſehr ernſt, ihm fortan mit dergleichen Ehrenbezeugungen vom Leibe zu bleiben.

Der Geſandte wollte nun die wiederhergeſtellte Ruhe benutzen, im Namen des königlich-däniſchen Gouverneurs von Chriſtiansborg die Wünſche der Kolonie zur Anknüpfung beiderſeitig erſprießlicher Handelsverbindungen vorzutragen. Er hatte ſich zu dem Ende auch einen Kaſten mit allerlei Geſchenken für den König in den Audienzſaal nachbringen laſſen. Ehe er aber die Geſchenke überreichte, begann er eine wohlſtudierte Rede, deren Inhalt der Dolmetſch nachher in die Negerſprache überſetzen ſollte. Er nahm dazu eine feierliche Miene an, und hob an mit vielem Anſtand von der Herrlichkeit und Macht Seiner däniſchen Majeſtät zu reden.

Er ward aber in ſeiner Oration auf ſehr ärgerliche Weiſe unterbrochen. Während nämlich der ganze Hofſtaat das wunderliche Ding aus dem Salzwaſſer aufmerkſam betrachtete, und das unverſtändliche Gequackel desſelben hörte, fiel einem der Rathsherren des Königs von Akim ein, zu verſuchen, ob das Wundergeſchöpf auch ernſthaft

mit großer Pracht begangen. Dazu pflegten nah und fern die Ritter zu reisen, innen den Schranken, vor des versammelten Volkes Augen, Riesenstärke oder Gewandtheit bewundern zu lassen, und aus schöner Hand einen Dank zu verdienen. Selbst von Städten wurden nicht selten Speerbrechen zur Lust veranstaltet, und dazu benachbarte Ritterschaft eingeladen [137]).

10.

Verwaltung. Gerechtigkeitspflege.

Die mächtige Erweiterung wittelsbachischer Hauslande in Baiern änderte mehr die bisherige Gestalt des Staates, als die der Verwaltung.

Zur Erhebung der Einkünfte von Gütern, Waldungen, Fischereien, Zollen, Münzen, Bergwerken, Jagden, Vogtgilten und Zinsen aller Art, vermehrte der Herzog nur die Zahl der Richter, Kastner und Forstmeister; der Vogtrichter und Nachvögte bei den Kirchen. Handwerker, Kaufleute und Künstler zahlten Schutzgeld [138]);

137) Anno 1222 Bozona civitas atque milites vicini indixerunt turnementa. *Hermanni* Altah. ann. (Oefele 1, 667).

138) Wir haben von Abgaben in jenen Jahrhunderten keine sichere Spuren, als die in Klosterurkunden (wie z. B. Mon. boic. 12, 311) hin und wieder angedeutet sind.

Leibeigene Steuern im Leben, Todfall im Sterben [139]). Wie sonst von Keinem Amtlehen veräußert werden durften, ohne kaiserliche Genehmigung, konnte nun das Gleiche Keiner aus des Herzogs Dienstmannen und Amtleuten, ohne seinen Willen [140]).

Mit der Auflösung alter Gauen verschwanden die ehemaligen Grafengerichte aus den Zeiten des Lehenwesens. Das Land war in fünfunddreißig Aemter eingetheilt [141]). Schon Herzog Ludwig

---

139) Steuras in vita, caducum in morte, Todtfall vulgariter. Mon. boic. 14, 300.

140) Dies Recht über die Güter der Dienstmannen erhellt z. B. sehr deutlich aus einem Schenkungsbrief vom J. 1185, in Mon. boic. 9, 244.

141) Aus dem ältesten Saalbuch, von Otto des Erlauchten Zeiten übrig, nennt sie Lang (bair. Jahrb. 284): Gastein, Laubig (vielleicht ein Vorwerk von Reichenhall), Halle (Reichenhall), Karlstein (bei Reichenhall), Burghausen, Oetting, Landau, Landshut (mit einundzwanzig untergeordneten Schergenämtern), Kirchberg, Preising, Jakofen, Falkenberg (bei Schwaben), Aibling, Haimburg, Kufstein, Weilheim, Dachau, Pfaffenhofen, Aichach, Tulling (Dilling bei Rain), Ingolstadt, Vohburg, Wörth (Rattersdörth an der Ilm), Abbach, Munderchingen (bei Haitau), Ellenbach (bei Mallersdorf), Straubing, Kam, Ratlingen (mit Eschelkam),

hatte in den Bezirken seiner Grundherrschaft Landrichter gesetzt, Recht zu sprechen und bürgerliche Ordnung zu handhaben [142]). Ohne Zweifel waren denselben Unterrichter, Pfleger und Schultheißen in Weilern, Höfen und Gemeinden [143]) zugeordnet.

Vor öffentlichen Schranken (Landschrannen) hielt der Landrichter den Frauhof oder das Gericht; in seiner Hand den großen Gerichtsstab, das äussere Kennzeichen von ihm bekleideter Würde. Sechs, neun, auch zwölf achtbare Männer der Landschaft, durch Erfahrung und Billigkeit bewährt, saßen ihm zur Seite. Kläger und Beklagte erschienen; für Weiber und Geistliche deren Vogt. Nach Uebung, Recht und Billigkeit ward entschieden; bei wichtigen Fällen das Urtheil mit des Richters angestammtem Insiegel ausgefertiget. Oft ward auch niedere Gerichtsbarkeit in Städ-

---

Regenstauf, Pettendorf (an der Nabe bei Stadt am Hof), Schwarzach, Schwankendorf (Schwandorf), Velburg und Riedenburg.

142) Das Stift zu Dieſſen betrachtete diese Einrichtung, Landrichter zu setzen (procuratores und judices provinciæ genannt) als eine Neuerung (invasio). Mon. boic. 8, 135.

143) Von welchen man jedoch erst später bestimmtere Nachrichten findet.

ten, Dörfern oder eingemarkten Höfen [144]) den Stadtobrigkeiten, oder Klöstern und Grundherren durch herzogliche Huld überlassen.

Noch galt, wie einst, das uralte bajoarische Gesetz [145]), obwohl den Verhältnissen dieser Zeiten nur selten angemessen. Neben demselben, Uebung und Herkommen, welches, wie das schriftliche Gesetz, noch Hurerei und Ehebruch mit Leibeigenschaft strafte [146]). Doch ward auch zuweilen schon das umständlichere Schwabenrecht [147]) befragt; selbst das römische angezogen [148]). Theils durch Sprüche der Kaiser, theils durch die Geistlichkeit, welche das theodosische Gesetzbuch

144) Oder die spätern Hofmarkgerichte.

145) Es ward noch Ende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts angerufen. Mon. boic. 6, 133.

146) Beispiele genug im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Z. B. Mon. boic. 1, 12.

147) Prout jus est Sweorum, heißt's in einem Richterspruch von 1228. Mon. boic. 6, 519.

148) Erst im sechszehnten Jahrhundert fing zwar das römische Recht eigentlich an in Baiern vielgültiger zu werden, wie Westenrieder (Betracht. über Band 18 der Mon. boic. S. 41) richtig bemerkt; doch einzeln angerufen ward es zum Theil schon früh; wie Lang (bair. Jahrb. S. 333) davon mehrere Beispiele seit dem J. 1147 gibt.

gern den mangelhaften Satzungen der Barbaren vorzuziehen pflegte [149]), war dieses beliebter geworden. Das Kirchenrecht, zwar schon stückweise seit dem neunten Jahrhundert zusammengetragen, verbreitete sich nur langsam bei den abendländischen Völkern; doch kannten es die baierischen Klöster auch schon in diesen Zeiten [150]).

Inzwischen blieb noch lange der Rechtsgang unbehilflich, dem wilden Geist des Jahrhunderts gemäß, und mancher Beklagte, Mangels besserer Beweise, gezwungen, den Streit mit Zweikampf oder Feuer- und Wasserproben zu enden. Als aber einmal der Ausweg gefunden worden, daß Klöster jeden freien Mann, der aus Haß, Furcht oder Gunst Ablegung von Kundschaft weigerte, zu gerichtlichem Zeugniß zwingen konnten, verschwand auch die Menge der Gottesurtheile [151]).

149) Muratori (antichità estens. 1, 78) führt mehrere Beispiele an, daß, wer in eine geistliche Verbindung trat, sich feierlich von den bürgerlichen Gesetzen des Landes, pro honnore ecclesiæ oder more sacerdotli, lossagte, um lege vivere romana.

150) So wird es schon in einer Urkunde von 1278 (Mon. boic. 5, 168) angerufen.

151) Wo denn oft zwanzig, sechzig und siebenzig Zeugen auftraten. Spuren dieses Vorrechts fanden sich auch in baierischen Klöstern dieses Zeitalters. S. B. Mon. boic. 16, 128. 134.

Eben so verlor sich die alterthümliche Feierlichkeit des Ohrzupfens der Zeugen, welche schon unter den ersten wittelsbachischen Herzogen zu Baiern Seltenheit geworden [152]).

Die einfachen Uebungen der Vorwelt mußten, zumal in Streitigkeiten über Eigenthumsrechte, immer ungenügender sein, je mehr Bevölkerung, Mannigfaltigkeit der Stände, Gewerb' und bürgerliche Verhältnisse zunahmen. Die Verpflegung derselben nöthigte zur Erfindung vieler neuer Vorsichtmittel bei Erwerbung und Besitz.

Eine der zweckmäßigsten Stiftungen, schon im zwölften Jahrhundert von den Baiern allgemein geübt, war die Anstellung von Salmännern, oder rechtlichen, erbetenen Ausfertigern eines Gutes. Wer von der Hand eines in der Gegend und selbst aus dem Stande freier Landleute genommenen Salmanns sein Eigenthum empfing [153]) und Jahr und Tag besaß, hatte Nutz und Gewähr ersessen, und keiner andern Zeugen oder Brief und Siegel darum nöthig. Zum Erweis übrigen Eigenthums hingegen wurden, ausser unbestritte-

152) Schon im zwölften Jahrhundert nicht mehr sehr gewöhnlich, nach dem J. 1270 aber geschieht in baierischen Urkunden keiner Erwähnung mehr davon.

153) Terra salica, Sal-Land; zinsfreies Eigenthum; frei ledig und eigen.

nem Beſitze von Jahr und Tag oft noch einundzwanzig Zeugen gefordert.

Die Beſtallung des Salmanns geſchah durch den Herzog ſelbſt, zu Pferde ſitzend. Ihm überreichte ehrerbietig der Salmann, zum Wahrzeichen der Reinheit ſeiner Hand, die künftig, laut Recht und Pflicht, Güter einſalen wollte, zwei weiße Handſchuh an einem weißen Stab. Denn, wenn eine Salung geſchah, ſaß der Salmann auf der Schrannen oder dem Gerichtsort, mit bedecktem Haupt, in ſeiner Linken den weißen Stab, und ertheilte das erbeigene Gut, als ſalmänniſch Eigen [154]). Die Handlung wurde nachher in die Salbücher eingetragen, rechtsgültiges Anſehns.

Der Salmann gab das erbeigene Gut mit der Hand; gleichwie der Richter mit dem Stabe, die Kirche mit dem Buch zu thun pflegte. Unſere Alten liebten, durch Sinnbildlichkeiten den Gedanken feierlicher Verträge zu erhöhen. So geſchah die Uebergabe eines Hauſes mit Darreichung eines Thürnagels, oder mit Betaſtung der vier Wände. Schwangere Frauen verzichteten für ſich und ihre Erben mit Hinbietung ihres Gürtels [155]);

154) A. J. Lipowsky's hiſt. Abh. v. ſalmänniſchen Eigen. (Abh. baier. Ak. 10, 285.)

155) In den Mon. boic. findet man häufig und auf verſchiedene Art ſolche mit ſinnbildlichen Handlungen begleiteten Uebergaben angeführt.

Kirchen und Bethäuser wurden vermittelst des Glockenseils überreicht [155]).

Noch zeugt von der Gewissenhaftigkeit des Zeitalters folgende Uebung. Schon früh war Sitte, daß ein Schuldner auch sich selbst verpfändete, und nach versäumter Zahlungsfrist sich dem Gläubiger leiblich in Verhaft gab, bis derselbe zufrieden gestellt war. Hartherzigkeit mißbrauchte wohl nicht selten das Recht über den Schuldner. Daher ward um die Mitte des zwölften Jahrhunderts der Schuldner oder dessen Bürge nur verpflichtet, an einem vom Gläubiger gewählten Ort, in gemeiner Herberge, so lange Einlager und Aufenthalt auf eigene Kosten zu nehmen, bis, was schuldig, geleistet worden. Hohen Personen, auch Geistlichen, ward gestattet, in ihren Namen einen annehmlichen Mann oder Diener in das Einlager zu stellen [157]).

---

156) Cum corda unde signum tangitur. Eine Urkunde aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts beim Meichelbek 2, 194.

157) Das Einlage- oder Leistungsrecht, obsagium, war bis zum sechzehnten Jahrhundert herrschender Gebrauch. Da ward' es, wegen großer Unfugen, im Reichsabschied 1577 verboten. Ein Beweis vom obsaginm zu Baiern in jener Zeit z. B. in Mon. boic. 1, 78.

Es pflegte Herzog Otto, der erlauchte Mann, Recht und Gerechtigkeit mit großer Streng' in seinem Gebiet. Oft bereiſete er das Land, und hielt, vor den Kirchen ſitzend, Gericht, wie sein Vater gethan, auf daß Jeglicher sein Recht empfange. An einem Tage ließ er fünfzig Räuber enthaupten [155]), die der Unterthanen Gut unsicher gemacht. Doch nur bei wichtigen Ereigniſſen, wenn an Hoftagen Beamte und Dienſtmannen um ihn verſammelt ſtanden, übt' er ſelber das hohe Richteramt.

Anders war es im Verhältniß zu den übrigen Grafen und Fürſten in Baiern. Seit mehr als eine Eigenherrlichkeit im Lande aufgekommen, galt des Herzogs Richterſpruch über die Hohen nicht mehr, ſondern allein Fauſtrecht. Daher die lange Reihe der Fehden, welche nur zuweilen durch Ehrfurcht vor heiligen Tagen oder durch Strenge der Wintermonde unterbrochen werden konnten. Bei hohen Feſten galt Gottesfrieden (Treuga); auch die Waffen mußten ruh'n. Die Kirche verfluchte den Sabbathſchänder. Als aber allmälig faſt jede Woche mit einem Feſt bereichert worden, welches den Fortgang kriegeriſcher Unter-

155) „Zu Werenbach" (Jahrenbach am Inn). Ekkehards Wipachers Chronik in Weſtenrieders Beiträgen 2, 97.

nehmungen zu häufig störte, durchbrach das Ungestüm der Leidenschaften auch diesen heiligen Damm. Es blieb zur Hut allgemeiner Ruhe nichts, als daß die Mehrheit der Mächtigen gegen jeden Friedbrüchigen den Landfrieden beschwor [159].

11.

Leibeigenschaft. Landbau. Gewerb und Handel. Prachtliebe.

Der milde Geist des Christenthums hatte das Loos der Angehörigen in vielen Gegenden erleichtert, und häufig wurden aus Frömmigkeit Unglückliche, die ihres eigenen Leibes nicht Herr waren, freigegeben, unter Verpflichtung, jährlich Zins von einigen Pfennigen irgend einem Kloster zu entrichten [160]. Auch Eigennutz wirkte dasselbe, weil Erfahrung überzeugte, wie größern Vortheil freie Leute gewährten, die für Schutz oder Land Zinsen zahlten und sich selber erhalten mußten.

Daher hörte man mit der Strenge vergange-

159) Noch im Jahr 1240 hielt Otto der Erlauchte Landtag zu Straubing, Landfrieden herzustellen.

160) Von der Vermehrung der Zinsleute (homines censuales) aus Leibeigenen geben die Mon. boic. zahlreiche Beispiele in diesen Tagen.

beiſſen könne, und was von dieſer Seite zu befürchten ſei. Er nahm alſo einen langen weißen hölzernen Stab, und hielt ihn gegen den Mund des beredſamen Buchhalters. Als dieſer ſich dadurch nicht ſtören ließ, war der Rathsherr, welcher ein guter Naturforſcher ſein mochte, ſchon dreiſter, zuckte mit dem Stabe her und hin, und ſagte, um ihn zum Beiſſen zu reizen: „Gnrr! Gnrr!“ Ja, da Herr Kamy im Preiſe der Hoheit ſeines Monarchen den Mund einmal zu weit öffnete, ſteckte ihm Jener den Stab in's Maul.

Dieſe Ungezogenheit brachte den Buchhalter ganz aus dem Texte. Doch faßte er ſich und ſagte zum Dollmetſch: er möge nur dem Könige kurz erklären, was er vorgetragen. Der König aber hörte darauf nicht, ſondern weil er nun geſehen hatte, daß das Ungeheuer gar nicht biſſig, ſondern zahm ſei, ging er ſelbſt zu ihm und befühlte ihn, oder vielmehr die Kleider. Am meiſten erregte der Zopf der Perücke ſein und des ganzen Hofſtaats Verwunderung. Denn der Hof glaubte, dies ſei ein der Mißgeſtalt im Nacken feſtgewachſener langer Schwanz, wie er andern Thieren ſonſt über dem Geſäße angewachſen ſei. Der Dollmetſch mochte verſichern, wie er wollte, der Schwanz ſei nicht feſtgewachſen, ſondern könne ſammt dem Haarputze abgenommen werden: Niemand glaubte ihm. Der König begehrte endlich,

ner Zeitalter auf, die Zahl der Leibeigenen zu vergrößern; beförderte vielmehr oft Loskauf zur Freiheit auf mancherlei Weise. Wer zu Niederaltaich von einer Angehörigen des Klosters ein Kebskind zeugte, mochte dasselbe in früher Jugend (da es die Firſt des Hauses sehen konnte) um fünf Pfennige befreien und erbfähig machen; war es schon zu einiger Arbeit tüchtig, um vierundzwanzig Pfennige. Geschah es nicht, ward das Kind, ohne Eigenthum, als wahrhaft leibeigen, in einen Hof gebracht, wohin der Abt wollte [161]).

Der Wohlstand vieler Leibeigenen und Zinsleute auf Gütern, welche sie zum Theil für eigenen, zum Theil für der Herrschaft Nutzen anbauten, machte den Unterschied zwischen ihnen und schlechtbegüterten Barschalken, Freigelassenen oder Freien, zuletzt kaum merklich. Da verlor sich auch allgemach unter denselben die ängstliche Berücksichtigung des Standes bei Schließung der Ehen. Edle und Unedle, Barschalke und Zinsleute, selbst wenn sie Angehörige verschiedener Herrschaft waren, heiratheten harmloser unter einander. Ihre Kinder waren der Hinterlassenschaft scherer, wie vor-

161) Mon. boic. 11, 48. Die Besorgung dieser Angelegenheiten gehörte im Kloster zum Lehen des „Chuntmeisters."

dem [162]). So löseten sich die barbarischen Stiftungen des Alterthums, eiserne Bande von ihrem eigenen Rost zerfressen. Und wie die Angehörigen den Freigelassenen, die freien Knechte und Mägde, durch Armuth, jenen näher traten, fing der Name der Barschalken an zu verschwinden, weil Freigeburt und Standesvorzug sie nicht mehr scharf von wirklichen Angehörigen unterscheiden konnte [163]).

Dadurch gewannen Bevölkerung und ämsigere Bewirthschaftung der Güter. Große Eigenthümer pflegten ihr Land am jährlichen Bauthäding, wenn Höfe und Huben [164]) neu ausgegeben wurden, auf einige Jahre [165]), höchstens auf Leib- und Lebenszeit [166]) zu verpachten; selten auf Erbpacht. Denn bei jener Art der Hingabe blieben dem Grundherrn Eigenthum, wie genaue Entrichtung des Zinses, gesicherter. Dieser bestand meistens im dritten Theil dessen, was der Pflug bauete,

162) Mon. boic. 7, 125; 5, 169 u. a. a. O. m.

163) Karl Kleker von den Barschalken (N. histor. Abh. bair. Ak. 5, 477).

164) Ein Hof war gleich zwei Huben; eine Hube hatte ohngefähr zwölf Juchart. Mon. boic. 11, 33. Die Juchart war wieder in zwölf Bifänge getheilt.

165) Nach dem Freisassenrecht (jure precario).

166) Vitalitium in den Urkunden.

und in verhältnißmäßiger Abgabe von den übrigen Erzeugnissen des Bodens und der Heerden [167]). Dabei pflegte den Freisassen und Leibsöldnern einbedungen zu werden, auf Pachtgütern die Gebäude in Ehren zu halten, Beherbergungen, Schanzwerke, Botengänge und andere Beschwerden zu übernehmen [168]). Doch in unfruchtbaren Jahrgängen, oder bei Hagel- und Kriegsschaden ward billig nachgelassen. Sachkundige schätzten den erlittenen Schaden [169]).

Wenige waren vermögend, ihren Zins in Geld zu entrichten, weil dessen Werth durch Seltenheit noch ungemein hoch war. Um einen Pfennig konnte damals Jedermann einen Tag Nahrung genug haben; mit zwölfen sich ein Jahr

---

167) Eier, Hühner, Schweine u. s. w., Rinder- und Pferdezucht scheint weniger betrieben worden zu sein. Man findet davon in Verzeichnissen vom Bestand der Güter zu diesen Zeiten seltener gedacht.

168) Mit trefflicher Klarheit über diese Verhältnisse der verdienstvolle Forscher Westenrieder (in s. Beyträgen unter Band 18 der Mon. boic.).

169) Ein Beispiel unter andern in Mon boic. 2, 209.

lang kleiden [170]), mit dreißigen, oder einem Schillinge [171]), ein Schlachtschwein kaufen.

Doch je nach den verschiedenen Münzstätten zu Regensburg, Cham und München war der innere Geldgehalt ungleich [172]). Die dünnen Blechmünzen, welche seit einiger Zeit gemein geworden, verminderten sich allmälig wieder unter der Wittelsbacher Herrschaft; man tadelte mit Recht ihre schlechte Dauer. Statt ihrer traten die Dickpfennige wieder zahlreicher in Umlauf [173]).

Regensburg, der alte Hauptmarkt aller Waaren des Morgenlandes und Indiens, mit Kiow und Nowgorod in regem Verkehr, wachte mit vorzüglichem Ernst über seiner Münzen herkömmlichen Werth, die laut Reichsverordnung [174])

---

170) Westenrieder (Beitr. 8 Th.), Fischer (Gesch. des Handels 1 Th.) Zirngiebl (Geschichte der Probstei Hainspach); Feßmaier (in der Gesch. von Baiern), u. a. m. liefern Beispiele genug von Waarenpreisen dieser Zeit.

171) Schon seit Mitte des zwölften Jahrhunderts, wie Westenrieder (Beitr. 8. 53) zeigt.

172) Daher in allen Urkunden bei Angabe des Geldes auch dessen Münzort genannt ward.

173) Unter dem erlauchten Otto wurden in Regensburg zwölfköthige Dickpfennige geschlagen.

174) Seit dem Jahre 1232.

bischöfliches Gepräge führen mußten. Schon im Jahr 1230 hatt' eine Gesellschaft wohlhabender Bürger der Stadt Schlagsatz, Münz- und Geldwechsel vom Herzog und Bischof in Erbpacht genommen. Von Zeit zu Zeit prüfte der Rath der Bürger den Gehalt der Münzen.

Gegen Ende seiner Tage ließ Herzog Otto, vielleicht den Kirchen zum Verdruß, auch in Landshut Pfennige schlagen; aber so geringen innern Werth, daß drei Landshuter einem Regensburger gleich kamen; dagegen die sogenannten langen oder guten Regensburger Pfennige verbieten, deren zweihundert und vierzig auf ein Loth Goldes gingen. Dies ward aber der Kaufmannschaft nicht minder verderblich, als den reichen Güterbesitzern und den Kirchen. Man führte laute Klage [175]). Schlechte Münz' ist Diebstahl an fremdem Gut und Recht.

Solche und ähnliche Störungen, obgleich häufig genug, waren inzwischen nicht mehr vermögend, das Leben des Handelsverkehrs zu tödten.

---

175) Wie viel Aufsehens dies Unternehmen gemacht, erhellt daraus, daß die Mönche selbst Volkssagen in ihre Zeitbücher aufnahmen, wie dem Herzoge deswegen eine Erscheinung geworden, die ihm den Tod verkündet habe. Chron. Aug. z. J. 1253.

Er lag zu Baiern meistens noch, wie vor Alters, in den Händen der Regensburger. Aber die Juden brachten ihn auch den übrigen Städten. Dies Volk, beladen mit dem Abscheu des allgemeinen Vorurtheils, rächte und vergrößerte seine Schmach mit gewissenlosem Wucher an den Feinden seines Glaubens [176]) machte sich aber durch Reichthum Fürsten [177]) und Geistlichen unentbehrlich [178]). Jede Art des Handels war in der Juden Gewalt; zu Baiern selbst viel Landeigenthum, welches sie als Pfand, oder in der Hoffnung vortheilhaften Wiederverkaufs besaßen [179]). Nicht minder groß war ihr Verkehr mit Salz, Holz, Wein und andern Erzeugnissen baierischen Bodens.

Die Salzwerke wurden schon in vieler Ordnung betrieben; doch immer noch, weil kunstvolle

---

176) In einer Urkunde von 1257 klagt ein Kloster, cum usuras immoderatas judeis solvere cogeremur. Mon. boic. 6, 545.

177) Der Jude Schlan war vom Herzog Leopold zu Wien über das officium monete gesetzt. Mon. boic. 4, 86.

178) Aebte versetzten bei ihnen oft Meßbuch, Kirchenleuchter, Rauchgefäße und Chorkleider. Birnginbis Abh. über den Exemptionsprozeß von St. Emmeram. St. 112.

179) Wie z. B. in Mon. boic. 4, 282 der Jude Bibar als Landbesitzer angeführt wird.

Hebzeuge unbekannt waren, süße und salzige Wasser von den Arbeitern in ledernen Eimern gefahen; Soolen in kleinen Eisenpfannen versotten [180]). Die Verwaltung der Werke zu Reichenhall, wie der damit verbundenen Gerichtsbarkeit, übte ein besonderer Hallgraf [181]). Nicht der Herzog allein, sondern auch der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Bamberg hatten hier an der Ausbeute Theil [182]); eben so das Kloster zum h. Zeno, welches Heinrich der Löwe mit einem Antheil beschenkt hatte [183]). Es kamen nach und nach die Sudwerke durch Freigebigkeit oder Geldbedürfniß der Eigenthumsgenossen an einzelne Klöster oder wohlhabliche Männer. Doch zu allen Zeiten vergabten die Herzoge ihren Antheil nur lehensweise und nutznießlich.

Der Wein aus den wärmern Thälern Tirols und Oesterreichs [184]) war längst schon dem herben

180) Matth. Flurls ältere Geschichte der Saline Reichenhall. S. 4 ff.

181) Schon in einer Urkunde von 1147 (Mon. boic. 1, 219) zeigen sich Spuren von Hallgrafen.

182) Mon. boic. 13, 344.

183) Mon. boic. 8, 547.

184) Die Küfer (chavrarii) des Klosters Niederaltaich holten z. B. ihren Wein aus Oesterreich und führten ihn die Donau aufwärts. Mon. boic. 11, 14.

Getränk inländischen Gewächses vorgezogen. Je mehr dort, in Franken und am Neckar, vergrößerter Absatz den Reben erweitert hatte, nahm er im Innern Baierns am linken Donauufer, an der Altmühl, Abens, Rabs, innern Laber und Isar ab, wo statt dessen Hopfengärten zur Veredlung des Biers vervielfacht wurden.

Holz aber wurde auf allen Strömen aus den weitläuftigen Waldungen in Flößen zur Donau geführt [135]), und wohin es gefordert ward.

Die Lebhaftigkeit des Verkehrs und des Gewerbes gab Muth und Freude zu Allem. Es stieg die Schwelgerei der Großen, die Pracht der Kirchen. Man ging in Sammet von allen Farben. Leuchter, Kreuzbilder, Kelche, Schüsseln, Rauchwannen und anderes Geräth der Kirchen strahlten von Gold und Silber; die Hirtenstäbe der Bischofe von Rubinen, Smaragden, Saffren und anderm Edelgestein [136]). Aus Sizilien ging die Kunst, Seidentücher zu weben, nach andern Gegenden. Lange waren die Griechen allein im Besitz dieses Geheimnisses gewesen, bis der sizilianische König

135) Congeries lignorum, vulgariter Floezz. Mon. boic. 17, 7.

136) Den Prachtaufwand der Klöster dieser Zeit findet man in *Conradi* episc. chron. mogunt. (Urstis. 1, 567 ff.) geschildert.

Roger Seidenwirker von Griechenland nach seinem Eiland mit sich geführt hatte [137]). Kunstreiche Teppiche wurden aus gefärbter Wolle und Leinenfäden auch in Baiern gewirkt [138]).

Die Pfalzen der Fürsten, die Rathhäuser der Städte, am meisten die Hauptkirchen des Landes erhoben sich in edlerm Geschmack. Die deutsche Baukunst ergriff mit kühner Gewalt jene herrliche Eigenthumlichkeit, welche noch heut der Enkel anstaunt. Ungeheure Thurmsäulen schwangen sich, wiewohl schweren Gesteins, doch durchsichtig und leicht, zu den Wolken auf; das Innere der Tempel, zu welchem hallenartige Pforten unter Gewirr von Steinbildern und Pfeilern führten, war von himmelanstrebenden Gewölben und sich durchkreuzenden Gurtbogen bedeckt, voll heiligen Halbdunkels, da der Strahl des Tages nur gebrochen durch gefärbte Glasscheiben hoher, langer Fenster eindrang. Die weichen Rundungen der maurischen Bauart verloren sich in vielwinklichtes Eckwerk; alle Wölbungen und Bogen in kühne, feste Aus-

137) Noch dem Seesieg über die Griechen im J. 1143. Fragm. hist. incerti autoris bei Urstis. 2, 85.

138) Ein Sibota Ehenich von Hohenmoos ums Jahr 1200 wirkte Teppiche mit Bildern aus der Offenbarung Johannis. Lang bair. Jahrb. S. 312.

ſpitzungen [189]). In der Mannigfaltigkeit des Schmucks von Säulen über Säulen, zwiſchen Blumen, Thieren, Heiligen und verflochtenem Schnitzwerk, worin das Auge verirrt, wehte der Geiſt ſtiller Erhabenheit und redete die rieſenhafte Denkart des Zeitalters [190]).

12.

Wiſſenſchaften. Klöſter.

Auch in anderer Weisheit und Kunſt, welche des Menſchen Seele den göttlichen Urſprüngen zuführt, ward das Beſſere gewagt; die Tonkunſt ſchon an feſtere Vorſchriften gebunden; die Wiſſenſchaft der Größenmeſſung fleißiger geübt; emſiger der Lauf himmliſcher Geſtirne beobachtet, denen der Glaube der Zeit geheimnißvolle Verbindung mit dem Schickſal der Sterblichen beimaß. Alles Wiſſen iſt aus dem Schoos des Irrthums hervorgeſtiegen. So entwand ſich aus den trüglichen Träumen der Sternbeuterei die Erkenntniß des unermeßlichen Weltgebäu's, und aus den Einbil-

189) Dies wohl das Eigenthümliche der altdeutſchen Baukunſt, welches erſt mit dem dreizehnten Jahrhundert ward.

190) Der alte Dom bei St. Peterskirch in Regensburg, wo vorher ein kleines Kirchlein geſtanden (Kaſel. Chron.), ſtammt vom Jahr 1275 her.

der Fremde solle den Versuch machen und sich enthaaren, wenn er könne.

Die Zumuthung kam dem dänischen Gesandten äusserst sonderbar vor und machte ihn fast verdrießlich. Er besann sich einen Augenblick, was zu thun sei, und nahm eine Prise. Mit Erstaunen beobachtete der Hofstaat, wie das Ding aus dem Salzwasser eine kleine Büchse öffnete, sehr pathetisch Staub daraus zwischen die Finger nahm und sich denselben in die Naselocher stopfte. Der ganze Hof erhob ein unmäßiges Gelächter; besonders die hübschen Negerinnen konnten gar nicht aufhören zu lachen. Sie fanden das ungemein possierlich an dem langgeschwänzten Affen, und hätten viel darum gegeben, wenn er das noch einmal gemacht hätte.

Der Buchhalter, dem es gar nicht in Sinn kam, daß diese Naturkinder über einen Akt seiner europäischen Kultur lachen möchten, hatte inzwischen überlegt und gefunden, daß sich zuweilen Gesandte an fremden Höfen viele Schwierigkeiten gefallen lassen müßten, um die Absichten der hohen Kommittenten zu erreichen. Er verstand sich demnach zu dem Punkte, welchen man in Betreff der Peruke von ihm verlangt hatte.

Wie er mit dem Daumen und Zeigefinger nun die gepuderte Haarwulst von oben ergriff und lüftete, entstand Todesstille im ganzen Saale.

dungen der Goldmacher die Gewalt der Scheidekunst, welche das Irdische in seine Urstoffe auflöset.

Unter den gelehrten Männern Baierns hat zu dieser Zeit besonders Hermann dauernden Namen erworben. Seit dem Jahre 1242 stand er dem Kloster Niederaltaich als Abt vor, über dreißig Jahre löblich waltend, bis er hochbetagt, von Krankheit verzehrt, seine Würde niederlegte [191]). Es wird seine kluge Herrschaft, sein frommer Sinn, seine Barmherzigkeit gepriesen. Den Enkeln blieb er werth durch treue Sorgfalt, mit welcher er, die Begebenheiten der Zeit beachtend, seine Jahrbücher aufzeichnete, die vom Jahr 1147 bis zum Jahr 1273 gehen, von da sie Heinrich Stero, sein Kaplan, bis zum Jahre 1300 fortsetzte.

Noch ausgebreitetern Ruhm erreichte der größte Vielwisser seines Jahrhunderts, Albert, geheißen der Große, aus dem Geschlecht derer von Bollstädt. Zu Lauingen an der bairischen Donau war er geboren [192]). Es beherrscht' ihn, seit

191) Er starb zwei Jahre darauf, 75 Jahre alt, im Jahr 1275. Oefele 1, 636 ff. Der unsterbliche Aventin zog zuerst Hermanns Jahrbücher aus der Vergessenheit hervor.

192) Noch ungewiß, ob im J. 1193 oder 1205.

zarter Jugend, unersättliche Begier alles Wissenswürdigen. Viel Reisen that er zu den berühmtesten Weisen seiner Zeit gen Padua, Rom und Paris. Im Jahr 1260 ward ihm das Bisthum Regensburg. Seiner Vorgänger Sorglosigkeit hatte hier das Hauswesen so verschlimmert, daß des Bisthums Schütten ohne Korn, die Keller ohne Wein waren. In zwanzig Monden stellt' er den alten Ueberfluß her. Ihm selber lag am Reichthum wenig. Sonder Stolz und Eigennutz, mäßig am Tisch, schlicht im Gewand, liebt' er die Erkenntniß der Welt als höchstes Gut. Ihr weiht' er geizend jeden Augenblick, und opfert' ihr selbst seine Würde. Schon im Jahr 1262 entsagt' er seiner Hoheit und flüchtete von den Zerstreuungen des Geschäftslebens in die Einsamkeit des Dominikanerklosters zu Köln. Da starb er hohes Alters, im Jahre 1280.

Klein von Gestalt, doch hochstrebenden Gemüths, umfaßt' er in zahllosen Schriften fast das ganze Gebiet damaligen Wissens [193]). Des Jahrhunderts Unwissenheit nannt' ihn oft Zauberer, und trug mährchenhafte Sagen von den Wirkungen

---

193) Peter Jammy sammelte die vollständigste Ausgabe seiner Werke zu Leiden 1651 in 21 große Bänden.

seiner geheimen Kunst umher, wie, zum Beispiel, er an strengem Wintertage zu Köln König Wilhelmen von Holland bewirthend, seinen Tisch mit des Sommers schönsten Blumen und Früchten geschmückt; oder eine menschliche Gestalt, Andere sagen, ein menschliches Haupt von zartem Erz gebildet, welches, deutliche Worte redend, von seinem eigenen Schüler Thomas von Aquino im ersten Entsetzen zerschlagen worden.

Durch Red' und Schrift hat er der Zeitgenossen Erkenntniß, der Nachkommen Geistesbegier geläutert und erhöht, daß er mit Recht als einer der Seltenen geehrt wird, die von der Dankbarkeit europäischer Menschheit einen ewigen Lorbeer verdient haben.

Obgleich schon viele Klöster ihren Ruhm in Gelehrsamkeit suchten, blieben ihrer noch mehrere, denen Abtödtung aller irdischen Begierde, Fasten und Gebet besser schien, denn alles Wissen. Auch wurden fort und fort in dieser Denkart, wenn gleich seltener, als von den Vätern, neue Stiftungen den frühern beigefügt; wie zu Landshut das Kloster der Mönche von Dominiks Zucht [194]); oder für Nonnen desselben Ordens das jungfräuliche Stift auf dem schönen Hügel

191) Im J. 1233.

Altenhohenau's am Inn, welches Konrad, Graf von Wasserburg, ohnweit dieser Veste gründete [195]; oder das Kloster für Schwestern von Cisterz in Schönfeld, wo der wilde Lech zur Donau flutet, das Graf Berthold von Graisbach und seine Gemahlin Adelheide stiftete [196].

Die Ruhe, von glaubenden Gemüthern oder glücksarmen Lebensgenossen hinter klösterlichen Zwingern gefunden, lockte zwar noch Zahllose aus der Welt in die Zellen. Doch neben dieser frommen Verachtung der Zeitlichkeit durfte zuweilen auch schon bürgerliche Ordnung und Menschlichkeit ihre Stimme erheben. So ward Recht und Sitte, daß kein Ehegenoß, ohne Einwilligung des Gemahls [197], kein Jüngling, keine Jungfrau unwiderruflicht Gelübd' aussprechen konnten [198], als im reifern Alter, da die Natur das Herz auch mit andern Forderungen vertraut gemacht hat. Der Genuß harmloser Freuden, auser geweihten Ringmauern, hieß keine Sünde. Klöster selbst bereiteten sich und ihren Schülern

195) Mon. boic. 17, 1 ff. Der Stiftungsbrief vom J. 1235.

196) Mon. boic. 16, 260. Die Bestätigung von Niederschönfeld ist vom J. 1241.

197) Mon. boic. 9, 473.

198) Mon. boic. 2, 356.

mancherlei Feste der Fröhlichkeit, die freilich dann und wann auch in gefährliche Ausgelassenheit entarteten.

Die Domschüler zu Regensburg pflegten am Weihnachtstage Bischofswahlen nachzuahmen, und dabei mancherlei Vermummung und Kurzweil zu treiben. Stieg die Freud' am höchsten, hielt der fröhliche Schwarm Umzüge durch die Stadt und zu benachbarten Klöstern. Da wurde die Freigebigkeit der Zellenbrüder versucht; die Mönchschaft weidlich geneckt; manche Pfort' eingesprengt und im Uebermuth wohl Pferd und Rind aus den Ställen entführt, wie es die Beispiele klösterlicher ebden lehrten. Das Spiel der Regensburger Jugend ward endlich zum Ernst, und endete nicht selten mit blutigen Händeln, daß sogar der Papst durch das Kloster Prüfening um Abstellung der Unfugen angerufen werden mußte [199]).

13.

Der päpstliche Gesandte Albert in Baiern.

Im J. 1240 — 1243.

Dies war der Zustand Baierns, als Alles durch den Streit des Kaisers mit dem römischen

199) Das Schreiben Papstes Innocenz des Vierten vom J. 1249 an den Bischof von Regensburg,

Stuhl in Verwirrung gerieth, furchtbarer, denn je zuvor.

Kaiser Friedrich II, von unbezwinglicher Festigkeit und seltener Hochkraft des Gemüths, bekämpfte die Anmaßungen der Kirche gleich heftig mit Waffenernst und Spott. So wenig achtete er geistliche Vorrechte, daß er strafbare Mönche ohne Gnade verschneiden und henken ließ, und auf seinen Feldzügen ohne Bedenken geweihte Kirchengefäße zum Küchengeschirr benutzte. Durch Ränk' und Stolz der Widersacher gereizter, als einem Fürsten zu sein geziemt, vergaß er im Hader mit den Priestern, daß dem Glauben einer Welt Hohn bieten, gleiche Gefahr und gleiches Verbrechen sei, wie ihn mit scheinheiliger Selbstsucht mißbrauchen.

Gregor IX, welcher als fünfundachtzigjähriger Greis den Thron des heil. Petrus bestiegen, behauptete vierzehn Jahre lang das Wort seiner Vorgänger mit Jugendkraft gegen Friedrichs Trotz. Am Palmsonntag des Jahres 1239 hatte er ihn feierlich aus der Gemeinschaft der Gläubigen ver-

---

diesen Mißbrauch abzuthun, steht in Mon. boic. 13, 214. Doch dauerten, der päpstlichen Bulle zum Trotz, diese Umzüge fort bis zum J. 1360, da ein Eherherr, Konrad von Braunau, dabei das Leben verlor. *Hockwart* (bei Oefele 1, 212).

ſtoßen, und gegen ihn, den höchſten Schirmherrn der chriſtlichen Kirche, einen Kreuzzug zu predigen anbefohlen. Dieſen Gewaltsmitteln Wirkſamkeit zu ſchaffen, ſandt' er drei Boten des heil. Stuhls nach Deutſchland; Einen derſelben, Namens Albert von Böheim, nach Baiern.

Dieſer, ehemals Erzhelfer zu Paſſau, hatte ſich hier ſchon einſt durch Streitſucht und ungezähmten Eifer für des Papſtes Hoheit ſo viel Feind' erworben, daß er ſeiner Einkünfte beraubt und aus der Stadt verwieſen worden war [200]). In Rom hatte ihn darauf des Papſtes Gunſt belohnt. Nun freut' er ſich, im Vaterland glänzendere Rollen zu ſpielen. Dazu fehlten ihm weder Kenntniß, Beredſamkeit, noch unternehmender Geiſt, aber Adel eines beſonnenen Gemüths. Frech, verſchmitzt und ſtarrſinnig, dazu bevollmächtigt, jeden Anhänger Friedrichs in Bann zu thun, Zehnten und Pfründen einzuziehen, Biſchöf' und Aebte vor ſich zu laden [201]), bedeckt' er Baiern mit Gräueln.

Otto, der Pfalzgraf und Herzog, dem Papſte

200) Hanſiz Germ. sacra 1, 377.

201) Struve liefert, als Anhang zum Chron. Augustense an den Erzhelfer Albert von Böheim und an Philipp von Aſſiſi, ſeinen andern Boten in Deutſchland; der dritte hieß Rainar.

gewogen, der ihm vor Jahren gegen die Forderungen des Bisthums Freising das Wort gesprochen, während ihn Friedrich zu Entschädigungen genöthiget hatte, nahm den Gesandten Georgs II mit Huld in Landshut auf. Unter dem Geläute aller Glocken, beim Schimmer brennender Kerzen, ward auf Alberts Geheiß in den Kirchen Baierns der römische Bannfluch gegen den Kaiser wiederholt. Es offenbarten sich die verschiedensten Wirkungen. Während vor einem Altar Flüche aufstiegen, ertönten vor dem andern Gebete für Glück und Leben Friedrichs. Entzweiungen aller Orten. Viele Aebte und Bischöfe, aus Verdruß gegen den Herzog oder gegen die Person des päpstlichen Machtboten, waren schon deswegen kaiserisch gesinnt. Jeder maß sich das Recht bei zu entscheiden, und folgte seinen Neigungen mit Entschlossenheit. Sogar Weiber mischten sich in den Streit. Frau Kunigunde, Wittwe Graf Bertholds von Vogen, that aus eigener Macht Abt Dietmarn von Niederaltaich in Kirchenbann, weil er, gleich den Bischöfen von Salzburg und Passau, öffentliche Gebete für den Kaiser hielt [202]).

Albert von Böheim, zufriedener Zuschauer

202) Im J. 1242. Aventins Excerpta ex Alberti Bohemi actis (Oefele 1, 793).

des aufgeregten Sturmes, verdammte nun Weltliche und Geiſtliche ohne Unterſchied, die Widerſetzung wagten. Sein Bannſtrahl traf die Hochſtifter von Salzburg, Paſſau, Regensburg und Eichſtätt, wie die Klauſenbewohner von Tegernſee, Schlechdorf, St. Veit, Aettl, Weiarn, Rot und andere. Zahlloſe Ritter, zahlloſe Pfarrer, Fürſten und Herren theilten gleiches Schickſal [203]). Ihm fehlten nicht beuteluſtige Gehilfen, bereit, die Gebote ſeines Zorns zu vollſtrecken. So thaten die Grafen Bernhard und Ulrich von Schaumburg, Konrad von Waſſerburg und Andere, wie ſie. Widerſpenſtige Kloſter wurden geleert, mit neuen Mönchen bevölkert; Pfarrer vertrieben, neue eingeſetzt; Schätze und Zehnten der Kirche zum Sold der Hilfsgenoſſen verſchleudert.

Herzog Friedrich von Oſterland, der ſtreitbare Fürſt, ſcheute ſich, mit dem kühnen Pfaffen gemeine Sache zu treiben. Albert von Böheim ſtrafte daher auch ihn mit dem Kirchenfluche. Vergebens. Es fanden ſich die Biſchöfe von Salzburg und Paſſau, welche ihn vom Banne freiſprachen. Albert, erboſet, daß Biſchöfe mit

203) Die ganze Aechtungsliſte, ſo weit ſie noch unbekannt iſt, in Aventins vorhin erwähnten Excerptis.

empörerischer Hand die Heiligkeit päpstlicher Macht anfochten, verdammte Beide. Der greise Erzbischof Eberhard zu Salzburg aber, als er den Bannbrief empfing, trat ihn voll Zorns mit Füßen; und Bischof Rüdiger von Passau vergalt dem Ueberbringer des Briefs die Mühe mit schmerzlichen Ohrfeigen. Jeder neue Versuch des päpstlichen Botschafters bracht' ihm neue Beweise allgemeiner Verachtung, bis er, von Feinden umzingelt, kaum Sicherheit des Lebens genoß. Im Gebirg zu Brixen und Salzburg ward Jedem aufgelauert und Jeder eingefangen, den er mit Briefen nach Italien schickte. Er mußte sich zuletzt einer alten Klosterfrau und eines unverdächtigen Knaben bedienen, sein Schicksal dem Papste zu hinterbringen [204]).

Friedrich II, römischer Kaiser, hatt' inzwischen mit Unwillen erfahren, wie sein Pfalzgraf und Herzog den Albert schirmte. Er mahnt' ihn an der deutschen Fürsten Würd' und Pflicht. „Haben mein Großvater und ich", schrieb der Kaiser, „nicht den Eurigen und Euch aus dem Stande der Niedrigkeit zum Gipfel der Groß' erhoben?" [205]).

---

204) Aventins Excerpta bei Oefele 1, 795.

205) Der Brief ist gegeben in obsidione Faventie 4 nonas Octobris 1240.

Alle ſtanden mit weit aufgeriſſenen Augen erwartungsvoll da, und ſahen das Unmöglichgeſchienene. Das Haar ließ vom Haupte und der lange Schwanz vom Nacken. Durch den Saal ſcholl ein „Ah!“ der höchſten Verwunderung.

Wie aber der Buchhalter nun ſich rings umſah, und folglich bewies, daß er noch lebendig ſei, erſcholl abermals ein Gelächter, ein ſo heftiges, anhaltendes, gellendes, dergleichen wohl in Afrika noch niemals erhört war.

Der König, welchen dies Schauſpiel ſehr beluſtigte, ließ das wunderbare Ungeſtüm aus dem Salzwaſſer inſtändig bitten, ſich auch noch die andere Hälfte des Kopfes, auch Arme und Beine abzunehmen. Denn Frempung hielt nun Alles für möglich. Der ehrſame Buchhalter gerieth bei dieſem Anſinnen in große Verlegenheit, beſonders als er bemerkte, man halte ihn wirklich für kein vernünftiges Geſchöpf Gottes, ſondern für eine höchſt merkwürdige Thierart. Bei ſo bewandten Umſtänden durfte er gar nicht einmal hoffen, einen Handelstraktat negoziren zu können.

Er gab ſich demnach alle Mühe, darzuthun, daß er allerdings ein Mitglied des menſchlichen Geſchlechtes ſei; daß er, mit Ausnahme der Farbe und der Haare, vollkommen geſtaltet ſei, wie ein Neger; daß er wohl die Kleider, mit denen ſein Körper bedeckt wäre, aber nicht ſeine koſtlichen,

Mehr als Friedrichs bitterer Vorwurf hatte den Herzog schon die ungeheure Unordnung betrübt, welche Alberts Alles zertretende Leidenschaft über Baiern gebracht. Er sehnte sich zur Wiederherstellung der Ruhe. Neue Gewitter dräueten. Friedrich, der streitbare Fürst zu Oesterreich, hob sein Banner für den Kaiser. Auch Wenzel, König von Böheim, sonst dem Papste hold, hatte sich zur Sache der Gieblingen geschlagen. Der Ausbruch eines Krieges war nahe, und bei innerer Zwietracht am gefahrvollsten.

Es ward zu Passau im Jahr 1913 getaget. Herzog Otto reisete gen Prag und holte selbst dazu den König Wenzel ein. Aus Osterland kam Herzog Friedrich herbei, von viertausend Reisigen begleitet. Da wurde viel beredet und ausgeglichen [206]. Und folgendes Jahres, auf einem Tag zu Regensburg, sagte Otto, vereint mit den Bischöfen von Salzburg, Passau, Regensburg, Eichstätt und vielen Grafen und Herren, dem Papste ab. Ueber den römischen Nunzius Albert von Böhmen wurde Landesacht ausgerufen [207].

Ohne Geld, ohne Gewalt floh dieser, vom

206) *Tollner* hist. pal. 393.
207) Hanfiz 2, 342.

Hasse des Volks verfolgt, von Spähern umlauert, in keiner Verborgenheit sicher. Er rettete sich auf die Burg Bärnstein an der Ilz, wo ihn aber sein eigener Vetter um zehntausend Mark Silbers verrathen wollte. Er entkam gen Thierberg; da lebt' er anderthalb Jahr' in großer Heimlichkeit. Dann, hier entdeckt, nahm er in die Wasserburg Zuflucht, wo Graf Konrad, der Treueste aller Anhänger des Papstes, wohnte. Dieser bewirthete den Pfaffen lang, und weigerte standhaft, ihn fahren zu lassen, und wankte nicht, als Kaiser und Reich auf ihn selbst Acht erkannten. Er rüstete tapfer und erwartete das Aeusserste. Herzog Otto der Erlauchte kam gegen ihn. Sein Gut ward erobert; die starke Wasserburg berennt. Albert, der Pfaff, als die Noth wuchs, entwischte gen Boheim; von da nach Frankreich, wo Papst Innocenz IV Kirchenversammlungen gegen Kaiser Friedrich veranstaltete [208]). Konrad der Wasserburger aber hielt fest. Hundert und neunzehn Tage ließ er sich hinter seinen Mauern belagern, und wie diese erstiegen wurden, floh er ins oesterreichische Gebirg.

Da Otto, die Frucht des Sieges zu ärnten, alle Lande des geflüchteten Wasserburgers in Besitz nehmen wollte — ihm gebührten sie auch durch

208) Zu Lyon im J. 1241.

Erbrecht [209]) — trat ein neuer Gegner hervor. Es war Graf Ott von Andechs, Pfalzgraf von Burgund, Herzog von Meranien. Dieser, dem römischen Stuhl ergeben, haßte den Kaiser, von welchem sein Haus einst wegen König Philipps Ermordung geächtet gewesen. Zudem hoffte er in den baierischen Verirrungen Gewinn zu machen. Darum erschien er mit Kriegsmacht aus Oberbaiern und bemächtigte sich der Grafschaft Hall und anderer wasserburgischen Land' im Inuthal.

Als Empörer wider Kaiser und Reich ward er abermals der Acht schuldig. Herzog Otto rückte gegen ihn ins Feld, die Strafe zu vollstrecken. Es erhob sich ein neuer Kampf. Große Landstriche wurden Wüsten, bei fünfzig Gotteshäuser erbrochen und ausgeraubt von allem, was in den Schutz der Altäre geflüchtet worden. Noch lange hätte die Fehde gewüthet, denn viele Herren in Baiern hingen dem Hause von Andechs an: wäre nicht durch unerwarteten Tod des Grafen Ott Alles schnell geändert. Dieser starb auf dem Bergschlosse Nießen, an einer Krankheit [210]).

209) Denn Graf Konrad war kinderlos und hatte schon vor Ausbruch der Fehde den Herzog Otto, als Enkel seiner Schwester, zum Erben eingesetzt (Mon. boic. 2, 204).

210) Im J. 1248. Spieß hat (Aufklärungen in der Geschichte und Diplomatik. S. 82 — 87) den Un-

Im Kloſter Langheim, auf dem vogtländiſchen Gebirg, mit Helm und Schild begraben, hinterließ er, der Letzte eines alten Stammes, ſeine weit umher zerſtreuten Lande Fremden. Was von ſeinem Gut vor dem Gebirg im obern Baiern und am Chiemſee gelegen war, ergriff Herzog Otto. Dem verlieh Kaiſer Friedrich dankbar auch die Grafſchaften von Schärding und Neuburg, welche bisher von den Andechſern zum Lehen getragen waren [211]). Dies Alles begab ſich im Jahr 1248; demſelbigen, in welchem die Regensburger an Graf Berthold von Lechsgemünd, dem Stifter des Jungfrauenkloſters von Niederſchönenfeld, Rache nahmen, weil er ihnen den Handel auf der Donau ſperren wollte. Sie rückten vor ſein Schloß am linken Donauufer, wo ſich demſelben gegenüber der Lech in die Donau ausmündet; erſtiegen und zerſtörten es [212]). Noch heutiges Tages werden ob Rain die zerſtörten Gemäuer Lechgemünds erkannt.

---

grund der herrſchend gewordenen, und auf neuere Schriftſteller übergangenen Sage von der Ermordung des letzten Andechſers unwiderſprechbar dargethan.

211) Abtleiter Ann. pars 1. L. 21.

212) Gmeiners regensburgiſche Chronik zum Jahr 1248. S. 365.

14.

Fortsetzung. Passau belagert. Krieg um Oesterreich.

Im Jahr 1249 — 1250.

Unterdessen hatte Papst Innocenz IV in allem Eifer seiner Vorfahren auch den Kirchenkrieg gegen Kaiser Friedrich fortgesetzt; ihm Gegenkönige erweckt, erst im Heinrich von Thüringen, und nach dessen schnellem Tod in Wilhelmen, dem unternehmenden Grafen von Holland; hatte Baiern, wegen Herzog Otto's Abtrünnigkeit, in Bann gethan [213]), und die Bischöfe von Regensburg, Freising, viele andere Aebte und Herren wieder zu sich gewonnen.

Nur Rüdiger, der alte kaisertreue Bischof zu Passau, widerstrebte dem römischen Stuhl mit unwandelbarer Festigkeit und heftiger als je, da auch Albert von Böheim von Neuem des Papstes Werkzeug in Baiern geworden. Dieser war zurückgekommen. Er bewirkte sofort, daß Rüdiger seines Bisthums verlustig gesprochen ward. Innocenz ernannte an desselben Stelle erst einen polnischen Fürstensohn, genannt Konrad, welcher aber wieder in sein Vaterland zurückeilte, weil er eines Weibes Liebe dem unruhigen Besitz

213) Schon im Jahr 1247.

des Bisthums vorzog [214]); darauf Bertholden, einen Bruder des damaligen Regensburger Bischofs Albert, aus dem Geschlecht der Grafen von Peting, Ziegenhain und Sigmaringen.

Das Stift zu Passau hing treulich dem greisen Rüdiger an, so lange er noch mit seinen Getreuen in Waffen war. Auch viele Bürger hielten zu ihm, und verschlossen dem sigmaringischen Berthold die Thore. Ihre Stadt war nicht mehr von den altrömischen Schanzen begrenzt, sondern abendwärts darüber hinausgewachsen und um die Hälfte erweitert. Diesen Anbau, heutiges Tages Neumarkt geheißen, hatte vor ungefähr vierzig Jahren schon Bischof Manegold Graf von Berg mit starken Mauern und tiefen Graben vom Inn zur Donau befestigt [215]). Am entgegenstehenden Ende der Stadt, morgenwärts, wo das Land zwischen dem Zusammenflusse der Donau und des Inns ausgeht, hütete ein Schlößlein, genannt am Orth, mit sieben Schuh dicken Mauern und hohem Thurmwerk, die Sicherheit der Wasserseite [216]). Und auf der Höhe des Georgenberges über Passau hatte Manegolds Nachfahr,

214) Hunds Metrop. 1, 211. Er ward im J. 1250 Bischof, ging aber nach fünfzehn Monaten wieder in Polen heim und vermählte sich.

215) Die Befestigung von Neumarkt geschah im J. 1209.

216) Noch jetzt erblickt man die Trümmer daselbst, so

Bischof Ulrich, die Burg Oberhaus auf Granitfelsen errichtet, welche ihre schrofen Wände, an der Nordseite der Donau, gegen Passau niedersenken [217]). So war die Stadt befestiget.

In ihrem Innern aber herrschte Zwietracht. Einige waren dem Kaiser zugethan, Einige dem Papst. Als daher der siegmaringische Berthold mit böhmischen und andern Rittern gekommen war und die Thore verschlossen fand, begab er sich in die Neuburg zwischen Passau und Schärding, am rechten Innufer. Hier spann er mit ihm gewogenen Bürgern und Dienstmannen zu Passau Unterhandlung an. Darauf in einer Herbstnacht, als Alles schlief, öffneten ihm seine Freunde ein verlornes Pförtlein der Stadtmauer, durch welches er in großer Stille mit seinem Volke einzog. Viele Reisigen seines Bruders, des Bischofs von Regensburg, waren dabei.

Wie des Morgens die Bürgerschaft die Stadt verrathen und in seiner Gewalt sah, widerstand Keiner mehr; auch das Stift unterwarf sich. Bischof Berthold mit großer Klugheit nahm an Keinem seiner Feinde Rache [218]). Damit

wie sich auch der Name bis zu unsern Tagen erhalten hat.

217) Bischof Ulrich hatte den Bau im J. 1219 angehoben.

218) Diese Geschichten nach Hunds Metrop. 1, 211,

machte er sich denen beliebt, die ihn noch hasten oder fürchteten. Er hatte andere Ziele — Vollstreckung des päpstlichen Fluches gegen die Giebelingen und den ihnen getreuen Herzog der Baiern. Dafür rannten ihm willig streitfertige Ritter und Edelknechte zum Beistand, denen an Papst und Kaiser minder, als am Raub in neuen Fehden lag. Auch seine Brüder, der Graf von Sigmaringen und der Bischof Albert aus Regensburg, kamen. So ward ein Zug in Otto's des Erlauchten Gebiet versucht. Albert von Böheim mangelte dazu nicht.

Sie zogen am Inn aufwärts durch den Mattiggau. Da dehnt sich ein bergiges Waldland aus, der Weilhardt genannt, von vielen Höfen und Dorfschaften bevölkert. Hier ward geraubt, was in Haus und Stall. Bei anderthalbtausend Stück Vieh trieben die Bischöflichen hinweg. Das Landvolk, ein kräftiger Menschenschlag, erhob aber großes Geschrei, lief mit ländlichen Waffen zusammen, und tapfere Männer des Herzogs aus der Nachbarschaft, wie Alram von Uttendorf, Ortlieb von Wald und Heinrich von Rohr

---

und Hansiz Germ. sacra 1, 390, der aus Schritwins, des osterhofischen Zeitbeschreibers, Angaben das meiste Licht zu diesen verworrenen Handeln brachte.

übernahmen die Anführung. St. Ulrichs Fahn in der Kirche von Neunkirchen ward ihr Banner. Die Bischöflichen wurden stracks verfolgt, und als sie kaum über die Ufer der Marchlippe gekommen, vom Volk umzingelt, geschlagen, aller Beute quitt; Viele, wie der Graf von Sigmaringen, gefangen, und in die Veste Burghausen geschleppt, bis sie sich löseten.

Auch Herzog Otto säumte nicht; drang mit bewaffneter Faust gegen Passau, nahm die Stadt und trieb den Bischof aus. Der setzte sich in seine starke Burg Oberhaus. Das Schloß am Orth vertheidigte Albert von Böheim. Otto berannte die Mauern dieser Stadtveste, deren Burgvogt sich ihm bald ergab; legte darauf von seiner Mannschaft hinein und gab ihr den Pfaffen in Verwahr. Dann, von andern Röthen gerufen, eilt' er mit dem übrigen Kriegsvolk wieder ins Land aufwärts.

Als Bischof Berthold den Abzug Otto's gesehen, stieg er mit seinen Wehren von der Höhe nieder; durchzog die Stadt, umringte das Schloß am Orth; sperrte alle Aus- und Eingänge, und lag davor, bis sich die Besatzung überlieferte, weil sie Mangel an Wasser litt, ungeachtet es unter ihren Thürmen über des Inn- und Donaubettes Kiesel rauschte. So ward auch Albert von Böheim befreit. Das Loos dieses unru-

bigen und kühnen Priesters ist von da an unbekannt geblieben [219]).

Während dies Alles zu Passau geschah, dauerten in den übrigen Landen zu Baiern die Unruhen fort. Vergebens war schon im Jahr 129 zu Mühldorf am Inn, im Zusammentritt der Bischöfe und des Herzogs, Herstellung des Friedens versucht worden. Der Wittelsbacher mich vom Kaiser nicht; die Kirchenfürsten standen fest für die Sache Roms. Des Papstes Fluch ging fortan über Baierland mit neuer Gewalt. Er hieß die Tempel Gottes schließen; die geweihten Glocken schweigen; Sterbende ohne letzten Trost des Todes bleiben, wenn sie nicht den Kaiser und den Fürsten ihres Landes gehaßt zu haben [220]) bezeugten. Im Schutz des Herzogs fuhren aber viele Pfarrer fort, Gottesdienst zu halten. Die Gesetzlosigkeit des kirchlichen Reichs war so groß, daß jeder Priester ohne Scheu Päpsten und Bi-

219) Aventin erzählt, er sei von Herzog Otto gefangen, nach Regensburg geführt und hingerichtet; Andere, er sei lebendig geschunden worden; Andere, wie Hansiz 1, 391, zeigen, an Allem sei keine Wahrheit, sondern Albert habe zu Passau in Ehren und Ansehen gestanden, und selbst in des Passauer Bischofs Abwesenheit dessen Sprengel verwaltet.

220) Arnpekh Chron. Bav. L. 4. c. 18.

vom Schöpfer empfangenen Gliedmaßen ablegen könne.

Frempung ſchien noch zu zweifeln. Er verlangte, Herr Kamp ſolle, den Beweis vollſtändig zu leiſten, die Kleider ablegen und in menſchlicher Geſtalt erſcheinen. Kamp ſchickte ſich in die Zeitſchlug es aber rund ab, ſich in Gegenwart von mehr denn hundert hübſchen Frauenzimmern auszukleiden; das ſei ein Verſtoß gegen alle gute Lebensart. Die Negerinnen konnten das nicht begreifen, und waren recht böſe, daß er ſie nicht zu Zeugen des Kunſtſtücks machen wollte, ſich, wie eine alte Schlange, die Haut vom Leibe zu ſtreifen. Wenn er ein wahrhafter Menſch wäre, meinten ſie, ſollte er nicht ſcheu ſein. Es wäre vielmehr höchſt lächerlich, daß er kein Bedenken trüge, ſich ihnen zu zeigen, wie er gar nicht beſchaffen ſei; hingegen von guter Lebensart rede, und Einwendungen mache, ſich zu zeigen, wie er in der That geſtaltet ſei, da er denn doch ſchwerlich anders ſein würde, als ſie und die andern Perſonen im Saal.

Herr Kamp aber, der darin viel zu viel Zartgefühl und feinen Ton hatte, lehnte die Zumuthungen der unſchuldigen und treuherzigen ſchwarzen Schonen in den verbindlichſten Ausdrucken beharrlich ab. — Frempung entſchied. Ein Wink und die Frauenzimmer entfernten ſich.

schöfen Trotz bot; und ein Chorherr von Speier, Meister Heinrich genannt, freies Antriebs alle Baiern und ihren Gebieter vom Bann lösete; umgekehrt denselben gegen die Bischöfe schleuderte, welche dem Kaiser weigerten, was des Kaisers [221]).

Unter allen diesen Stürmen bewahrte der erlauchte Otto ein festes, ruhiges Gemüth; schirmte sein Volk, in Rath und Waffen hilfreich. Durch weisen Haushalt, die beste Säule jeder Macht, war er jederzeit reich genug, tapfere Streiter zu belohnen. Widerspenstige Klöster mußten die Kriegskosten zahlen. Nur was ihm der Sprengel von Freising an Geld, Früchten, Vieh, Schaarwerken und persönlichen Leistungen gegeben, ward bei zwanzigtausend Pfund Silbers Werth geschätzt [222]). Darum mochte der hartbedrängte Bischof Konrad auf Corbinians Stuhl sich nicht erwehren, Papst Innocenzens Bannstrahl durch den seinigen zu verdoppeln, daß den

221) Papst Innocenz, dem damit in sein hohes Strafamt gegriffen ward, achtete diese Kühnheit wichtig genug, daß er den baierischen Bischöfen schrieb, wenn sie den Meister Heinrich fangen könnten, ihn in einen ewigen Kerker zu sperren. Meichelbek Tom 2, p. 31.

222) Meichelbek 2, 36. Um deren Wiedererstattung der Bischof vergebens beim Papste klagte.

Todten selbst das Grab verboten ward. Allein so lange die Lebenden des eiteln Kirchenbannes spotteten, fanden die Verstorbenen ihre Gruft.

15.

Krieg um Oesterreich. Versuchter Königsmord.

Im J. 1230 — 1251.

Im Kreise der Seinigen auf der Burg zu Landshut genoß Herzog Otto ein Glück, welches ihm Priesterrache nicht rauben konnte. Um ihn blühte ein hoffnungsvolles Geschlecht auf; eine Tochter, Elisabeth geheißen, und zwei Söhne: Ludwig, in dessen Adern der alten Wittelsbacher Feuer glühte, und Heinrich [223]). Durch diese verknüpft' er staatsklug den ehrwürdigen Stamm der Schyren mit den Zweigen der mächtigsten Fürstengeschlechter. Elisabeth ward Gemahlin [224]) von Kaiser Friedrich des Zweiten Sohne, Konraden, der schon die königliche Krone der Deutschen trug, und das Reich verwaltete, während der Vater in Italien seines Hauses Rechte vertheidigte. Heinrich empfing die Hand der Tochter Bela's IV., Königs von

223) Geboren im J. 1235.
224) Im J. 1216.

Ungarn, Elisabeth[225]). Ludwig aber, der wilde Jüngling, im Waffengewühl erwachsen, zog das Spiel der Schlachten den Freuden der Minne vor. Er begleitete den erlauchten Otto zu allen Fehden. Er war auch einer von denen gewesen, welche die W.-ferburg mit erobernder Faust erstiegen hatten; und des feindseligen Bischofs Albert von Regensburg Schloß Teisbach war von ihm durch Ueberfall genommen und geschleift worden.

Bald kam ein Tag, der ihm zu größern Unternehmungen Hoffnung bot. Im Jahr 1246 war nämlich zu Oſterland der streitbare Herzog Friedrich im Kampf gegen die Ungarn gefallen, und drei Jahre nachher sein Erbe, Markgraf Hermann von Baden, kinderlos aus der Welt geschieden. Nun richtete der Herzog von Baiern sein Aug' auf das Land, welches vormals Baioariens Eigen gewesen, bis es Heinrich der Löwe eingebüßt. Mit Heermacht sandt' er den jungen Ludwig dahin aus. Viel der Edeln und Herren in jenem Lande mögen ihm hold gewesen sein[226]).

---

225) Im Herbſt 1246 ward das Beilager im Schloß Bohburg gehalten. Langs bair. Jahrb. S. 119

226) Aventin L. 7. c. 6, dem in der Erzählung dieſer Begebenheiten beſonders gefolgt ward, und Pruenhuber in Ann. Styrens. 2, 111, verſichern es ausdrücklich.

Die Gebiete an der Ens, Linz an der Donau [227]), im Gebirg, was zur Steiermark gehörte, unterwarfen sich [228]). Es geschah im Jahr 1250.

Aber mit größern Ansprüchen und größerer Macht kam von Böheim Przesmysl Ottokar, Oesterreich fordernd. Von Ungarn trat König Bela vor, der unter mancherlei Rechtsvormänden die alte Mark an der Steier begehrte. Herzog Otto, dessen Kraft in ewigen Fehden fast aufgezehrt war, vermied behutsam gegen solche Nebenbuhler Krieg, und zog Unterhandlung vor. Zwei Jahre verstrichen fruchtlos. Die Stände der Steiermark, des Zustandes müde, sandten wiederholt Boten gen Landshut. Sie hätten lieber, als der Ungarn Herrschaft, einen eigenen Fürsten aus Wittelsbachischem Blut gesehen. Dazu schien ihnen Keiner vortrefflicher, denn Heinrich, der Erdam König Bela's.

Der Herzog hielt einen Tag zu Oetting. Da macht' er, nach alter Sitte, seine Söhne wehrhaft [229]). Heinrich, seinem Jüngern, den die Steirer liebten, übertrug er den Befehl über wohlgerüstete Schaaren. Diese sollt' er durch

227) Das Chron. Salisb. in Pez Script. rer. Austr. 2, 77 bezeugt es.

228) Der oben genannte Pruenhuber 2, 111.

229) Chron. Aug. z. J. 1253.

Oesterreich zum Beistand König Bela's führen, mit seinem Schwiegervater gemeine Sache zu machen. Doch früher, als der junge Schyre, war Przesmysl Ottokar gekommen, und hatte mit den Böhmen das Land eingenommen, alle Eingänge des Gebirgs gesperrt. Die Baiern, zu schwach, zogen durch Tirol, wo Graf Meinhard und Dietmar von Weißeneck ihre Haufen verstärkten, über wilde Taurn gen Histrien und Ungarn.

Bela und Ottokar, nach kurzem Kampfe, stifteten Vergleich. Der Ungarkönig behielt die Steiermark. Ottokar das Uebrige. An Baiern soll, so wird gesagt, das Land ob der Ens gekommen sein [230]).

Weder zu diesen noch ähnlichen Kriegen und Fehden konnte sich Otto großen Beistandes von seinem Eidam erfreuen, dem römischen König Konrad. Denn derselbe, geächtet und gleich seinem kaiserlichen Vater umringt von Feinden, hatte Müh', im allgemeinen Sturm sich selbst und seine Erblande zu behaupten, wozu ihm mehr

230) Der Gewährsmann ist Adlzreiter Ann. boic. gentis 1, 637; doch sehr zweifelhaft, da Andere schweigen. Westenrieder (Gesch. v. Baiern 2, 210) vermuthet, das Land ob der Ens sei im Jahr 1258 wieder an Oesterreich zurückgefallen.

denn einmal des Herzogs Arm und Geld half[231]). Die Wuth der Giblingenfeinde war so grenzenlos, daß selbst sein Leben unsicher ward. Als er im Jahr 1251 mit Herzog Otto Weihnachten zu Regensburg feiern wollte, rettete ihn nur ein Zufall vom Dolch der Meuchelmörder.

Albert, Bischof zu Regensburg, der Sigmaringe, hatte tödtlichen Haß auf die Giblingen; am meisten gegen das Haupt derselben, den König, welcher, gleich dem Fürst zu Baiern, ihn oft hart verfolgt und dem Bisthum viel Schaden gestiftet. Nicht minder haßt' er die Regensburger, die dem König mehr, als ihm, zugethan waren. Bei ihnen zu wohnen, wagte er nicht, sondern hielt in Donaustauf Hof, und kränkte die Stadt, so oft die Gelegenheit hold schien. Eines Tages ließ er fünfundvierzig der achtbarsten Bürger fangen und in Ketten auf seiner Burg schmachten[232]).

Als ihm gemeldet worden, wie der König zu Regensburg Weihnachten begehe, ward Blutrache gerüstet. Kurt von Hohenfels, des Bischofs Dienstmann, und viele Spießgenossen begaben sich

231) Otto stand ihm in der Belagerung von Dornberg im J. 1249 bei. Zu einer andern Zeit lieh er ihm 128,000 Goldgülden, wofür er schwäbisch Wörth, Moringen, Schwabeck und Schongau unterpfändlich erhielt. Eben so Parkstein im Nordgau.

232) Davon berichtet Aventin a. a. O.

zur Stadt. Da herbergeten Otto und sein königlicher Eidam bei den Mönchen des Klosters Heimeran. Kurt erfuhr Konrads Schlafgemach, und daß der König in demselben nur von vier Dienern bewacht werde. Nachts, nach dem Fest der unschuldigen Kindlein, drang er mit Mördern in die Kammer des Königs. Bischof Albert wartete draußen mit vielen Bewaffneten vor den Mauern der Stadt den Ausgang der Ding' ab. Im Dunkel des Schlafgemachs wurden zwei Menschen ermordet, drei gefangen herausgeschleppt. Kurt wähnte seine ruchlose That gelungen. Er irrte. Fünf Diener waren im Gemach gelegen; diesen das Unglück geschehen; König Konrad, unter einer Bank verborgen, wunderbar dem Mordanschlag entkommen [233]).

Ueber Bischof Albert, wie über Ulrich, Abt vom Heimeranskloster, und alle ihre Gehilfen erging rächend die Reichsacht. Das Kloster wurde, obschon die Mönche schuldlos gefunden werden mochten, hundert und fünfzig Pfund Silbers zu zahlen verdammt [234]); der Kirche manches Kleinod

233) Das Chronicon Augustense z. J. 1251 wohl die erste und sicherste Quelle. Spätere walten die Begebenheit nach Willkühr aus.

234) Hunds Metrop. Salisb. 1, 153 enthält die den

noch entführt [235]); das Gebäude selbst, das Hochverrath und Menschenblut entweiht hatten, niedergerissen.

16.

Des erlauchten Otto Tod.

Im J. 1252 — 1253.

Um dieselbe Zeit, da durch der Prießer gewissenlosen Eifer die Tage des Königs gefährdet wurden, hatte Kaiser Friedrich II. die seinigen in Apulien geschlossen [236]). Darum war Konrad ungesäumt aufgebrochen, die ererbten Kronen von Neapel und Sizilien in Besitz zu nehmen. Seine Gemahlin Elisabeth, Otto's Tochter, Königin von Jerusalem, wagte die Mühseligkeiten der Reise nicht; denn sie war schwangeres Leibes. Gepflegt zu Landshut von der Aeltern Zärtlichkeit, gebar sie Konradinen, den Letzten der edeln Hohenstaufen [237]).

München des Klosters gewährte Lossprechungsurkunde, auch vom Herzog Otto unterzeichnet.

235) Aventin Ann. L. 7. c. 6, und Adlzreiter Ann. 1, 636. Ein silbernes Rauchgefäß, 67 Pfund schwer, und aus der Büchersammlung des Klosters bei 500 Handschriften seltenen Werthes wurden weggenommen.

236) Er starb den 13. Christm. 1250.

237) In die annuntiationis S. Mariae 1252 (den 25. Mai). Chron. Aug.

Wohlgemuth wohnte Pfalzgraf und Herzog Otto mit Gemahlin und Kindern in seiner Burg; waltete väterlich über das Volk; belebte seine Städte; baute neue an, wie Dingolfing [238]), welches er mit Ringmauer und Veste aus den Steinen der Burg Teisbach versah, die Ludwig, sein Sohn, dem Regensburger Bisthum zerstört hatte; hielt die Unholden mit Schrecken, die Getreuen mit Liebe; und war, durch gerechtes Maß in allen Dingen, seines Stammes Preis, der Baiern Stolz, der Fremden Bewunderung. Da, nach einem heiter vollbrachten Abend des Andreastages, überraschte ihn in den Armen seiner Lieben mit Schlagfluß der Tod, den er nie gefürchtet [239]). Es war im zwölfhundert dreiundfünfzigsten Jahre unserer Zeitrechnung; im siebenundvierzigsten seines Lebens. Zur Asche der Vorältern, der ruhmreichen Schyren, ward in das Gewölbe von Scheyrn die seinige gethan. Des Kirchenfluches ohnmächtiger Donner frevelte vergebens an seiner Ruh, wie an seinem Ruhm [240]).

238) Staindels Chron. bei Oefele 1, 506. Der Anfang geschah im J. 1251.

239) Den 29. Wintermonds 1253. Chron. Aug.

240) Er starb im Bann, den er seit sieben Jahren getragen; doch ward er begraben. Zehn Jahre nach seinem Tode wurde noch auf Anregung des

Und mit des erlauchten Mannes Tode begann in des baterischen Volkes Schicksalen eine neue Zeit. Die meisten Heldengeschlechter der Fehdezeit waren verschwunden; viele Fesseln des Lehenthums gebrochen; die meisten Gauen einem einzigen Zepter zugethan [241]). Nur Fürstenmacht der Bischöfe bestand noch neben der Hoheit von Wittelsbach in stolzer Größe. Nun kamen die Tage, welche der Menschheit ein neues Weltalter vorbereiteten, zu edlern Ordnungen bürgerlichen Lebens Saat streuten; jugendlicher Städte erste Kraft entfalteten und des Faustrechts empörende Willkühr banden. Von diesem, von der Gieblingen blutigem Ausgang; von Wittelsbachs Glück und Schmach durch Hauszwiß; von Ludwigs des Baiern hohen Werken redet Dir das dritte Buch dieser Geschichten.

Papstes Klemens untersucht, ob er hoffertiger Neue Spuren gegeben. Man nahm die Stiftung einer Krankenherberge zum heil. Geist in München vom Jahr 1231 von ihm dafür an. Adlzreiter 1, 638.

241) Noch bestanden die von Rotenek, Abensberg, Mosburg, Neuburg und Falkenstein, Plain, Dorn, Lemsberg, Schawenburg, Hohenburg, Leuchtenberg, Hirschberg.

Der Buchhalter hielt nun Wort und zog ſich aus. Der König betrachtete die Operation mit wachſendem Erſtaunen. Zuletzt ſah er ſtatt des Ungeheuers einen weißen Menſchen vor ſich ſtehen. Mit Furcht und Grauſen betaſtete er eins um das andere von deſſen Gliedern, ſah immer mit einer Art Ekel oder Widerwillen deſſen Hautfarbe an, und brach zuletzt in die Worte aus: „Es iſt wahr, ein Menſch biſt Du. Aber Du biſt weiß, wie der Teufel!“

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Einunddreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Drittes Buch.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Der Baierischen Geschichten

Drittes Buch.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Invia virtuti nulla est via.

(Aus einem Schreiben des Verfassers *) an Herrn Geheimerath Joseph von Itzner, Gesandten des Großherzogs von Baden bei der schweizerischen Eidsgenossenschaft.)

Aarau, 2. Jänner 1815.

— — Es gibt, so scheint mir's, theurer Freund, eine doppelte Weise, den Lebenden das Vergangene zu melden; entweder wie sich dasselbe in eigenthümlicher Gemüthsart des Erzählers lebendig wieder gestaltet, oder wie es die ungefärbte Wirklichkeit dem Gedächtniß überträgt. In

*) Veranlaßt durch einen freundschaftlichen Streit über den Vorzug der Alten und Neuen in der Geschichtschreibung.

iener Art sind die ersten Sagen der Völker, in dieser die trockenen Jahrbücher der Mönche des Mittelalters entsprungen, beides rohe Anfänge geschichtlicher Kunst. Dort steht der Erzähler von den Schicksalen der Sterblichen und eigenen Urbildern bewegt, selbstthätiger; hier in kalter Beschauung.

In der ersten Weise haben die mehrsten von den alten Geschichtschreibern, in der andern die Neuern berichtet. Denn Jene schöpften das Meiste aus mündlichen Ueberlieferungen, und noch konnten nicht zahllose Aufzeichner sie geschichtlicher Irrthümer zeihen, während die Neuern für Treue der Darstellung durch eine unübersehbare Reihe aufbewahrter Urkunden verantwortlich wurden. So sind die Geschichten des Herodot wie des göttlichen Tacitus zur Vollendung gesteigerte Sagen; ihnen war der Mensch und sein Inneres, und die geheime Verknüpfung der Schicksalsfaden wichtiger, als deren todte Umgebung. Dazu kalf in freien Staaten die Oeffentlichkeit der bürgerlichen Verhandlungen. So sind die Geschichten

des Hume oder Johannes Müller die Gipfel vollendeter Zeitbeschreibung, treue Bilder der Wirklichkeit, ihrer Menschen und Verhängnisse. Deswegen ergreifen die Gemälde der großen Alten so sehr unser Gemüth, da sie aus hohen Gemüthern hervortraten; inzwischen die Erzählungen der Neuern nur durch strenge Ordnung und Ueberzeugung des Verstandes befriedigen. Deswegen haben die Versuche derer mißfallen, welche in jüngern Zeiten den Mustern der Alten nachahmen wollten. Nur in Denkschriften von zeitgenössischen Dingen wird verziehen, wenn davon in der Weise des Alterthums geredet wird. Denn was der einzelne Mann, seiner Eigenthümlichkeit nach, von der Welt spricht, die ihn umgibt, ist selbst nur Sage.

Mit unzufriedenem Erstaunen betrachtete einst Johannes Müller seine eidsgenössischen Geschichten, die er, begeistert von den Edelsten der Alten, in ihrem Geist zu schreiben vorhatte. Er sah sie, wider sein Verhoffen, in ein Zeitbuch verwandelt, dessen Inhalt treu und wahr, nur

dem Verstand' entsprach, ohn' ein anderes Gemüth erwärmen zu konnen, als das Herz der Enkel, von deren Vätern er geredet. Aehnlich war meine Selbsttäuschung, als ich die Geschichten der Baiern anhub, und meine Entzauberung, wie eine andere Gestalt hervorging, als ich zu bilden gemeint hatte. Genesen vom allzureizenden Irrthum, anerkannt' ich die Ehrwürdigkeit jener engern Schranken, welche selbst der mächtige Gibbon nicht ungestraft zu verletzen wagte.

So habe ich das einfache Bild baierischer Alterthümer, der Menschen, ihrer Denkarten, Verrichtungen, Gebräuche, ihres häuslichen und öffentlichen Lebens und der allmäligen Auseinanderfaltung ihrer bürgerlichen Ordnung gegeben. Vielleicht nur schlägt das vaterlandsliebende Herz des Eingebornen vor diesem Bildniß höher, wenn er die Tugenden und Schwächen seiner Altvordern überzählt. Doch ganz ungerührt, ich hoff' es', soll kein Deutscher es betrachten; denn er begegnet überall geschlechtsverwandten Gesichtszügen seiner eigenen Ahnen.

Wie man zu Florenz und Rom zarte Gemälde aus zahllosen bunten Steinchen zusammensetzt und schleift: so ist die Kunst heutiger Geschichtschreibung; leicht der Irrthum in der Wahl tausendfacher Angaben. Keiner Schwäche geständig sein wollen, ist die größte. Ich habe nicht um Lob geschrieben, darum schmerzt mich der Tadel nicht. Daß aber meine Bücher von Baiern auch in den Händen des ungelehrten Bürgers, des Kriegsmanns, selbst vaterländischer Frauen an den Ufern der Isar und des Lech gefunden werden; daß mir dadurch das Herz vieler weisen und edeln Baiern zugewandt wurde: dies ist mein Stolz und meine Lust.

Möcht' uns beiden bald die Gunst des Schicksals jene Einsamkeiten zurückgeben, Theurer, da wir auf den Vorhügeln am Jura in Betrachtung des Erdballes und des Auf- und Unterganges der Völker, uns über dem Vergänglichen in der Liebe des Unvergänglichen vereinigten. Das ist zuletzt aller Geschichte edelste Frucht; nicht die geschärftere Staatsklugheit, und verfeinerte Herr-

scherlist. Wer für den Augenblick lebt, geht mit dem Augenblick unter; nur das Gerechte leuchtet und wirkt ewig. Darum sind auch, nicht die Fürsten der Länder, sondern die Fürsten der Geister, die Großen dieser Welt. Und alles Leben der Menschheit ist, bei den tausend Verirrungen unwürdiger Begierden, in Schlachtfeldern, auf Scheiterhaufen oder Foltern, ein einziges, großes Loswinden des Göttlichen vom Irdischen. —

— — — — — —

Die Dunkers.

Bekanntlich haben die vereinigten Freistaaten Nordamerika's die Billigkeit, Jeden durch seinen ihm beliebigen, alleinseligmachenden Glauben selig werden zu lassen, ohne ihn wegen des Himmels gottesfürchtig auf Erden zu verfolgen. Da sieht man denn auch die mannigfaltigsten Religionen und Sekten. Merkwürdig sind die Dunkers, die man in unserm Europa kaum dem Namen nach kennt. Larochefaucauld-Liancourt, in seiner Reisebeschreibung vom Jahr 1795, gibt uns von diesen seltsamen Glaubigen Nachricht. Er fand sie in einer ihrer Niederlassungen, bald nach seiner Abreise von Philadelphia, zwischen Reading und Lancaster. Am besten, ich lasse ihn selbst erzählen.

Wir verweilten unterwegs, sagt er, in Ephrata, wo wir die Dunkers, eine Art Mönche, besuchten, welche in Amerika durch ihr einsames Leben bekannt, aber wenig zahlreich sind. Wir hatten an das Oberhaupt dieser Gesellschaft, den Pater Miller, einen Brief. Die Wohnung dieser Einsiedler ist ein Haus, schlecht von Steinen erbaut und mit schlechten Brettern gedeckt. Von den Einwoh-

Drittes Buch.

Die Urſprünge baieriſcher Volksfreiheiten.

Erſter Abſchnitt.

Des geſtrengen Ludwig Zeiten.

1.

Wie die jungen Herzoge Ludwig II. und Heinrich XIII. ihr väterliches Erbe theilen.

Im J 1253 — 1255.

Als in der landshutiſchen Fürſtenburg Pfalzgraf und Herzog Otto, der erlauchte Herr, die Augen ſchloß, war von ſeinen Söhnen nur der Erſtgeborne, Ludwig, am väterlichen Sterbelager; der Jüngere, genannt Heinrich, noch im Land Ungarn an ſeines Schwähers Bela königlichem

Hofe. Weit umher in Ebenen und Gebirgen Baierns lag vom langen Kriegen das Land erschöpft; der Klöster und Burgen, Städte und Dörfer eine große Zahl in Asche und Schutt oder menschenarm; Alles in des römischen Papstes oder der Bischofe Bann.

Dies bewegte Ludwigs Gemüth, und er entschloß sich, noch vor des Bruders Heimkunft vollen Land- und Kirchenfrieden herzustellen. Er lud daher die klaghaften Feinde seines Vaters zu einem Tag nach Straubing. Sie erschienen; von Regensburg Bischof Albert; von Passau Otto; auch Philippus, der streitbare salzburgische Erzhirt. Desgleichen kam von Bamberg Bischof Heinrich, als Vermittler, dieses Amtes würdig durch den Ruhm der Klugheit, den er in stürmischen Tagen behauptete.

Es ward schnell verglichen. Die Kirchenhäupter kannten aus den letzten Feldzügen wohl des fünfundzwanzigjährigen Herzogs Glücksstern und unerschrocknen Geist: sie hatten schwere Wunden davon getragen. Darum schien ihnen Uebung christlicher Sanftmuth so räthlich, als seine Mäßigung preiswürdig. Es versprach der Fürst die bösen Landshuter Pfennige seines Vaters abzuthun; die hohe Priesterschaft, den Bannfluch abzulösen. Selbst Bischof Konrad von Freising,

obwohl am Tage des Vertrages abwesend [1]), pflichtete, doch schweres Herzens, bei. Keiner Kirche hatte weiland Otto's Kriegszorn größern Schaden gebracht, als der von Freising. Noch lange forderte darum der Bischof für den heiligen Corbinian fruchtlos Entschädigungen [2]).

Bald nach diesem [3]) kam Herzog Heinrich vom ungarischen Hoflager zu seinem Bruder. Beide übernahmen gemeinsam das Herzogthum. Erstgeburt gab zur Herrschaft noch keinen Vorzug. Allein der Brüder gleiches Recht bei ungleichem Gemüth entzweite sie in wenigen Tagen. Ludwig, wie ein Kriegsmann, rauh und bieder, von großem Verstand, ward allzuoft ein Raub seines Jähzorns; Heinrich hatte, neben der

1) Kirchliche Geschäfte in Kärnthen, darauf König Ottokars von Böheim Hochzeit mit Margarethen von Oesterreich, hielten ihn zurück. Er begleitete nachher den Herzog Heinrich auf der Heimreise von Ungarn nach Landshut. Hansiz Germ. sacra 2, 349.

2) Endlich befahl ihm Papst Innocenz IV. verträgliche Klugheit pro evitando ipsius ecclesie periculo, da der Bischof selbst beim Papst um Erlaubniß angesucht hatte, sich mit Otto dem Erlauchten in Vergleich einlassen zu dürfen. Meichelbeck Hist. Frising. 2, 240.

3) Im Herbst 1254.

Eifersucht des jüngern Bruders, das reizbare Mißtrauen, welches gern dem Gefühl der Schwäche anhängt. Sie verstanden sich nicht. Sogar was von dem Einen zu Straubing abgeredet worden, verwarf der Andere; denn es war ohne ihn gethan. So kamen Tage bittern Haders, bis Beide Rathes wurden, von einander zu scheiden, nachdem jeglicher zuvor aus der Erbschaft des Vaters seinen Theil zu eigner Nutznießung und Verwaltung erhalten habe. Sie zogen die Markung. An Heinrich fiel die väterliche Burg Landshut; ihr südwärts der Erding- und Isengau, worin Oetting und Burghausen. Nordwärts lief seine Grenzung hinab bis Regensburg, wo er der Herzoge Hof und Rechtsame behielt; weiter, jenseits der Donau, über Kelheim und Sulzbach. Was von diesem Strich, und von den Marken Böheims wie Oesterreichs umfangen wurde, der schönste Theil von Baierns getreidereichen Ebenen, gehörte ihm, und hieß fortan das niedere Baiern. Alles andere, diesem abendwärts im obern Lande, war Ludwigs Gut; dazu empfing derselbe in Regensburg die Burggrafenrechtsame [4]); desgleichen links der Donau Ingolstadt, Regenstauf, Lengen-

4) Friedgericht daselbst, Kammer- und Schultheißenamt, sammt Brauschaft und Rechten an Münzstatt und Zöllen.

feld, und viele andere Herrschaften; und am Rhein das zerstreut liegende Pfalzgebiet.

So theilten sie Gewalt und Nutzen des Landes. Doch gegen die Fremden soll, sprachen sie, Baiern ewiglich ein ungetheiltes Ganzes, jeder von den Brüdern Herzog zu Baiern sein, und die altbajoarischen blau und weiß wechselnden Rauten in Banner, Schild und Siegel führen; daneben Ludwig noch den goldnen Löwen im schwarzen Feld, der rheinischen Pfalz wegen [5])

Um Ostern des Jahres zwölfhundert fünfundfünfzig zogen die Söhne Otto's des Erlauchten von einander. Ludwig reisete hinauf gen München. Hier baute er sich und seinen Nachkömmlingen einen neuen Fürstensitz [6]).

München lag noch gering und dürftig in ersem Umfang an der Isar. Durch die Ring-

---

5) Den Inhalt des vermuthlich verlornen Theilungsbriefes lehren dessen Wirkungen. Uebrigens unterschied man schon im Jahr 1037 ein Ober- und Niederbaiern in örtlicher Hinsicht. Mon. boic. 11, 272.

6) Wahrscheinlich in der heutigen Fürstenfelder Straße zu München. Finauer Urspr. der Stadt München (Abh. bair. Ak. 7, 246).

mauer leiteten vier überthürmte Pforten [7]) zu ungepflasterten engen Gassen und hölzernen Häuserreihen. Mit der großen Hofhaltung kehrte aber regeres Leben ein. Die Menge des Volkes wuchs. Bald ward ihr die einzig vorhandene Peterskirche zu klein. Von Freising mußte Bischof Konrad kommen und ein Bethaus, der Mutter Gottes heilig, zur neuen Pfarre verwandeln [8]). Die große Salzstraße von Reichenhall, die Geleitsstraße von Augsburg, der italienische Handelsweg über Innsbruck und Rosenheim, führten dazu fortwährend viele Kaufleute an die Pfarrbrücke. Darum ward, ohnfern dem Städtlein, auf dem Gasteig, das Sondersiechenhaus gebaut, Aussatz und böse Seuchen zu bannen. Eine Krankenherberg zum heiligen Geist bestand schon durch des erlauchten Otto Stiftung.

---

7) Der Wildrechts- und Roth-, der Blauenten- oder Kunni- und der schöne Thurm.

8) Daraus im J. 1271 die Pfarrkirche zu U. L. Fr. ward. In demselben Jahre erhob der freisingische Bischof die alte Kapelle der heil. Katharina zur Spital-Pfarrkirche des heil. Geistes. Bergmanns beurk. Gesch. Münchens. S. 16 f. und No. 20. 21. 22. 28. 29. Meichelbek Hist. Fris. 2, 77 ff.

2.

Hinrichtung Maria's von Brabant. Kloſter Fürſtenfeld. Landskrone.

Im J. 1256 — 1255.

In dieſer Zeit, da die herzoglichen Brüder ihre getrennten Haushaltungen einrichteten, ſtellte das deutſche Reich, aufgelöſet unter den Schwächen des Kaiſerthums, das Schauſpiel eines ungeheuern Leichnams dar, deſſen Verweſung neues Leben gebar und geſtaltete. Selbherrlich ſchalteten Fürſten in allen Landen; ſelbherrlich Grafen und Baronen am Rhein, wie zu Franken und Schwaben, wo kein Mächtigerer ſie verſchlang. Jeglicher hielt ſtreitſames Volk; ritt aus zu Fehd' und Beute; legte Mauthen und Zölle an, und ſchuf ſich Recht und Gut nach Willkühr und Vermögen. Nirgends ſah man Strom und Straße vor Räubern geheuer, die aus Bergſchlöſſern Wandersleuten auflauerten.

In dieſem Krieg Aller mit Allen ſtand eine vorher unbekannte Macht auf in den unabhängigen Städten des Reichs. Die Bürger derſelben, ihrer Waffen gewohnt, lernten ſolche nun zum Schutz der Kaufahrten wider den ritterlichen Freibeuter mit Glück tragen. Im Bunde fühlten ſie ſich auch Mächtigern gewachſen. Umſonſt ſprach ihnen ein

Reichstag der Fürsten [9]) ab, unter sich Bündniß zu halten. Durch Reichthum stark, und um gleiche Sache in gleicher Gefahr, thaten sie, was jene nicht wehren konnten. Im Norden ward der Name der deutschen Hansa berühmt, bei welcher bald achtzig Gemeinden, von London bis Nowgorod, blühten. Und Walpode, der kluge Vorsteher mainzischer Bürgerschaft, knüpfte am Rhein einen zweiten Waffenverein, zu welchem schnell nicht nur die großen Orte von der Mündung des Mainz traten bis zum Fuß der helvetischen Alpen, sondern selbst Fürsten und Grafen. Auch Herzog Ludwig in München, Pfalzgraf des heiligen Reichs, ward ihm zugethan. Ihn rief der Bund, daß er zur Wahrung des Landfriedens widerspenstige Gewaltsherren zähme, rechtlose Zölle, wider des Reiches Gutheißen gestiftet, vernichte und Raubburgen niederbreche.

Der Pfalzgraf begab sich von München in sein rheinisches Land. Seine junge Gemahlin, Maria, des Herzogs von Brabant Tochter [10]), ihm kaum seit zwei Jahren vermählt, führte er zuvor in

9) Der Tag zu Worms schon im Jahr 1231.

10) Heinrichs des Großmuthigen, und mütterlicher Seits Eskelin König Philipps des Schwaben. Sie ward mit Ludwig im J. 1254 vermält. Pollaueri Hist. pal. 418.

die Sicherheit der Veſte Mangoldſtein zu Donauwörth [11]). Die war ihr Leibgeding. Dort blieb auch, daß ſie nicht einſam wohne, Eliſabeth, des Pfalzgrafen Schweſter, die Königin von Jeruſalem, nun Wittwe, ſeit König Konrad in Behauptung welſcher Erblande geſtorben war.

Im Gefolge Ludwigs reiſete zum Rhein Heinrich von Hirſchau [12]), ſein Feldhauptmann, ein edler Wild- und Raugraf [13]). Dem glichen in Tapferkeit, Leibeskraft und geſelliger Anmuth wenige Männer. Der Pfalzgraf hielt ihn werth; desgleichen die Fürſtin, mit der er

11) Nach einer alten handſchriftlichen Chronik des Kloſters zum heil. Kreuz in Donauwörth von Georg Bek, Prior daſelbſt (S. 53), beſaß Ludwig die Veſte Wörth unterpfändlich für die zur Einlöſung andern verpfändeten Güter dem Koncatin von Schwaben vorgeſtreckten Summen.

12) So Aventin. Das kleine Jahrbuch des Eſaias Wipacher (abgedr. in Weſtenrieders Beitr. 2, 102 nach einer Handſchr. des ſechzehnten Jahrhunderts) ſagt, er ſei, auch nach Einiger Dafürhalten, ein Ottinger geweſen.

13) „Dieſer war ein Graf aus Bayern, welchem Markgraf Leopold V. in Oeſterreich, ſonſt der Schön genannt, ſein Tochter gab, darzue die Grafſchaft Peylſtain.“ So die Chronik des Kloſters zum heil. Kreuz. Handſchrift.

zur Kurzweil manchmal den Schachzabel zog. Es wird erzählt, daß er beim Spiel einst die holdselige Frau gebeten, ihn als ihren eignen Ritter zu duzen, wie sie auch wohl andern hohen Unterthanen gepflegt; aber sie hab' es gemieden [14].

Das Jahr verstrich, der Winter kam. Die Pfalzgräfin sehnte sich nach dem allzulang entfernten Gemahl. In zärtlichen Zeilen flehte sie um seine Heimkehr. Auch dem Raugrafen schrieb sie, wenn er den Herrn bewege, wolle sie ihm das gewähren, was er einst von ihr gebeten. Sie siegelte dem Herzoge mit rothem Wachs; schwarz dem Ritter, damit die Schreiben nicht verwechselt würden. Denn der Bote war des Lesens unkundig. Dennoch gerieth der falsche Brief in Ludwigs Hand.

Mit Neugier erbrach der Herzog den Brief an den Raugrafen; mit Bestürzung las er die zweideutigen Worte; mit schrecklichem Argwohn deutete er ihren Sinn. Vom Wahnsinn der Eifersucht jählings verwirrt, gab er dem Ueberbringer, statt Botenlohns, mit eigner Faust den Tod.

---

14) Die Chronik des Klosters zum heil. Kreuz meldet, daß des Pfalzgrafen Marschalk, welcher Marien geliebt, und voller Eifersucht gegen Graf Heinrich gewesen, schon früher wider diesen den Argwohn Ludwigs gereizt habe.

nern iſt nur ein geringes Ueberbleibſel noch vorhanden. Vor vierzig Jahren lebten deren hier bei ſechzig. Wenige Schritte weiter ſteht das Schweſternhaus desſelben Ordens; zehn bis zwölf Schweſtern leben hier noch, und unter denſelben Befehlen.

Der ehrwürdige Pater Miller war der erſte Mönch, welchen wir fanden. Er war allein zu Hauſe; die übrigen Brüder waren zur Erheiterung ausgegangen, um ſich des Sabbaths zu erfreuen; denn die Dunkers feiern den Sabbath. Pater Miller, ein beinahe achtzigjähriger Greis, hat noch eine lebendige Phantaſie und viel Feuer im Blick. Wir erkundigten uns neugierig um Stiftung und Lehre des Ordens. Pater Miller that unſern Wünſchen mit größerer Ausführlichkeit Genüge, als wir begehrten. Das Geringſte des Lehrbegriffs, das Einzelnſte aus der Geſchichte der Dunkers mußten wir anhören. Dieſe Geſchichte iſt eine Kette von Thorheiten, wie die aller Mönche, welche ſich aus Ehrgeiz oder frommer Begeiſterung dem Staate entziehen wollten.

Ein Deutſcher, Namens Konrad Peiſel, ſtiftete die Dunkers in Ephrata. Er aber nebſt ihnen ſah bald ein, daß das Einſiedlerleben weder das lieblichſte noch das nützlichſte ſei. Er vereinigte ſie in eine Geſellſchaft und führte ſie hin, wo jetzt Pittsburg ſteht. Peiſels Nachfolger im

und im jähen Zorn jagt' er auf schnellen Rossen gen Donauwörth. Dort trat ehrerbietig aus den Pforten der hohen Burg Mangoldstein der Schloßvogt; den rannte er mit gezücktem Dolch zu Boden, als schlechten Hüter fürstlicher Ehre; stieg hinauf, wo Helika, Erhards von Brennberg Tochter, ein Edelfräulein der Pfalzgräfin, ihn auf den Stufen begrüßte. Der Gegengruß ward ihr Tod aus seiner Hand. Vier andere Jungfrauen ließ er von den Zinnen des Schlosses stürzen. Geschrei des Entsetzens füllte die Hallen der Burg. Er hatte noch nicht vollendet. Einem Knechte geschah Befehl, die Pfalzgrafin hinauszuführen, und zu enthaupten. Umsonst der stumme Jammer der reinen Fürstin; umsonst Elisabeths Verzweifeln. Es fiel Maria's Haupt [15]).

Nun, von der Raserei genesend, vernahm er durch unverwerfliche Zeugen die unbefleckte Treue der Gemahlin; erkannte sie aus ihren Briefen und aus des Raugrafen lauter Anklage vor den Reichsfürsten. Er ging, zu spät, in Schmerz und

15) Am 18. Hornung 1256. Sie ward in der alten Kapelle, zu U. L. Fr. genannt, jetzt die alte Bibliothek geheißen, begraben; auf dem erhöhten Grabstein diese Worte: Anno D. MCCLVI. kalendas Februarii in castro Werd Dna Maria Ducissa Bauariae filia Ducis de Brauuant.

Neue unter. Es sprach das Volk, Gram hab' in einer Nacht sein Haar entfärbt. Seine Seele fand keine Ruhe, bis er die Thränen des Büßers geweint, und Papst Alexander ihn von der Blutschuld losgesprochen. Doch ward ihm aufgelegt, zur Sühne von Maria's Schatten ein Kloster für Karthäuser zu bauen, deren fromme Selbstmarter der Himmel ihm zum Bußwerk anrechnen könne [16]). So that er, und stiftete mit zerknirschtem Herzen Brüdern von Cisterz (denn in Baiern mangelten Söhne von Bruno's harter Zucht) ein Klösterlein im Dorfe Taal [17]). Dies, bald nachher gen Fürstenfeld versetzt, hat lange Zeit geblüht [18]). Die Kirche war versöhnt; aber die Nachwelt darf der Fürsten Verbrechen nicht vergessen, auf daß sie Richter finden.

In Tagen so großer Gesetzlosigkeit und Willkuhr floß das Blut der Tochter von Brabant ohne

16) Mit tausend Rittermäßigen zu Hilfe des heiligen Landes über Meer zu ziehen, wie ihm zu allererst aufg legt war, verbat er, als zuviel beschwerlich. Urk. v. 1266 bei Aettenkhover Nr. 25.

17) Um's Jahr 1258. Mon. boic.

18) Der volle Stiftungsbrief ist vom J. 1166 (Mon. boic. 9, 90). Doch findet man darin jedes Andenken des Verbrechens, selbst Mariens Namen, gemieden.

Rächer. Europa hatte seit dem Tode des zweiten Friedrichs keinen Kaiser, Germanien keinen König, dem Gewalt oder Frist gelieben wäre, die Zucht des Reiches zu erneuern. Eroberungssucht großer, Nothwehr kleiner Herren, oder Uebermuth unabhängiger, in Wohlstand aufstrebender Städte führten in ununterbrochener Reihe Fehden, Aufrühre und Kriege herbei, welche für alles Edlere die Luft schwächten, und auch ein Quell mannigfaltiger Zerstreuungen für das Gemüth des Herzogs Ludwig wurden.

Zwei jener Städte des Reichs, durch Volkszahl, Verfassung, Handel und Bündnisse schon die angesehensten in obern deutschen Landen, erhoben sich hart an den Grenzen seines Gebiets: nordwärts Regensburg, westwärts Augsburg. Ihrer Bürgerschaften trotzige Freiheitsliebe versagte bald Bischöfen, die inner ihren Mauern wohnten, bald benachbarten Fürsten alt gewohnte Ehrfurcht. Größern Kühnheiten wollte Pfalzgraf Ludwig Schranken stellen. Darum ließ er, den Augsburgern gegenüber, auf der Höhe, welche von Morgen her die Ebenen des Lechs beherrscht, Friedberg, den offenen Ort und die Burg daneben [19]) mit neuen Mauern und Streit-

19) Um's Jahr 1258; erst neulich von Konradin von Schwaben erworben. *Achillis Pirminii Gasseri*

thürmen von gebrannten Steinen umgürten: und den Regensburgern zum Schrecken, am linken Donauufer, auf dem Rücken des Geiers- (heut Dreifaltigkeits-) Berges, von dem man ihre Stadt zu Füßen sieht, eine Veste, Landskrone, bauen. Auf dem rechten Ufer bemächtigte er sich des Schlößleins Höfling, ohnweit der Stadtmauer. So ward er Meister der Regensburgischen Straßen und aller Aus- und Einfuhr. Als Rath und Gemeinde die Gefahr erkannten, ruheten sie nicht, bis Geldspenden und gute Verheißungen den Pfalzgrafen bewogen, den bedrohlichen Bau wieder abzuwerfen [20]). Dazu half ihnen nicht wenig das vermittelnde Wort seines Bruders Heinrich, welchem zu eben der Zeit an der Freundschaft von Regensburg sehr gelegen war.

3.

Heinrich's Feldzüge gegen König Ottokar und Salzburg.

Im Jahr 1258 — 1267.

Es hatte Heinrich, der Herzog von Niederbaiern, durch Elisabeths, seiner klugen Gemahlin,

annales civitatis Augustburgensis z. J. 1258. Ich bediente mich der Handschrift, die vermuthlich Gasser selbst dem Rath von Augsburg zum Geschenk gemacht.

20) Der Vergleich im März 1259. Karl Theodor

Rath und Liebe geleitet, seit der Trennung vom Bruder, weislich den Frieden gehütet; auch längst schon die bösen Landshuter Pfennige, der Geistlichen großes Aergerniß, in seinem Gebiet abgerufen [21]). Nun war unerwartete Gefahr über ihn gekommen.

Przesmysl Ottokar, der junge ruhmbegierige König von Böheim, im Vertrauen auf Kriegsmacht, glaubte sich der glänzendsten Unternehmungen gleich fähig und würdig. Mehr eiteln, als großen Gemüths, tapfer, doch unbeständig, sann er Entwürfen nach, ein furchtbares Reich um seinen Thron hin zu gründen. Schon gehörte ihm Oesterreich; um die Steiermark haderte er mit Ungarns König; vom Eidam desselben, Herzog Heinrich, den er schon dieser Verwandtschaft willen haßte [22]), forderte er Neuburg am Inn und Schärding zurück, mit denen nach der Andechser Tode das Haus Wittelsbach belehnt worden war. Dem Könige, der mit einem Heer von sechszigtausend Mann einen Kreuzzug in das

---

Gmeiners Regensburgische Chronik 1, 382 ff. das Muster städtischer Jahrbücher.

21) Der Schiedspruch vom 30. Aug. 1255. Gmeiner 1, 373.

22) Diesen Grund äussert der incerti autoris Chron. Bavar. (in Pezens Script. rer. Austr. 2, 78).

ungläubige Preussen gethan, und an der Spitze von hunderttausend die Madscharen erschreckt hatte, schien leichtes Spiel, einen Herzog von Baiern zu unterjochen. Er sandte ihm die Feindesbriefe.

Ohne Zaudern brach er an der Spitze zahlreicher Schlachthaufen hervor [23]). Mit Salzburg und Passau war er einverstanden. Seine Völker durchschwärmten verheerend den fruchtbaren Vilsgau. Schärding, Neuburg und andere Orte, übel bewacht, wurden genommen oder ausgebrannt. Baiern schien ohne Widerstand zu fallen. Der König, mit jugendlicher Prahlerei, verhieß seinen Feldhauptleuten nach wenigen Tagen die Erstürmung Landshuts.

Aber er vergaß, daß Unbarmherzigkeit des Eroberers die Nackten bewaffnet, und daß ein Volk, in welchem Glaube an sich selbst lebt, nicht unter Schwerdstreichen feindseligen Uebermuths stirbt. Es gingen die Sturmglocken in Thälern und Höhen. Wer Waffen tragen konnte, rannte zu des Herzogs Bannern. Wenige Tage warben diesem ein starkes Heer. Auch Pfalzgraf Ludwig, von Heinrichs Noth belehrt, flog mit versuchten Schaaren zu seiner Hilfe. Alles so eilig, daß Ottokar, der überraschen wollte, der Ueber-

23) Im Jahr 1258. Das Chron. August. erzählt diesen Krieg am umständlichsten.

raſchte ward. Denn als er, noch wenige Stunden von Landshut, auf der Berghöhe des Schloſſes Fraunhofen erſchien, erblickte er vor ſich die vereinte Macht der Brüder, hinter ſich den rächeriſchen Aufſtand aller Baiern. Scheu zwiſchen ſo großen Gefahren beſchloß er den Rückzug. Dieſen zu verheimlichen, ſandte er am Vorabend des Bartholomäusfeſtes in das Lager der Herzoge, Heeresſtille für den heiligen Tag zu fordern. Des Nachts zog er ab.

Die Baiern, vom verrätheriſchen Getöſe geweckt, folgten den Böhmen auf den Ferſen, und verwandelten in ſtürmiſchen Angriffen den Rückzug der Feinde zur verworrenen Flucht gen Mühldorf. Hier über die hölzerne Brücke retteten ſich zuerſt jenſeits des Inns Ottokar und ſeine Edelſten; ihnen nach drangten die dichten Schwärme ihrer Streithaufen, daß unter der Laſt die Balken der Brücke wankten, die Pfeiler wichen, und Zahlloſe in den Strom ſtürzten. Die zum Ufer ſchwammen, wurden mit vorgehaltenen Spießen in die Fluten zurückgeſtoßen oder vom Pfeil der Armbrüſte erlegt; die Gebäude der Vorſtadt, angefüllt von ihnen, umzingelt und verbrannt; Mühldorf ſelbſt belagert. Wie die Herzoge hörten, Ottokar ſei der großen Niederlage entkommen, geſtatteten ſie am neunten Tage auch den Ueberbleibſeln ſeiner Macht freien Abzug.

So tief war der Uebermuth des Königs gedemüthigt, daß er nicht nur die flüchtigen Eroberungen vergaß, sondern, Niederbaiern zu entschädigen, auch Neumarkt abtrat und die Stadt Schüttenhofen im böhmischen Waldthal, bekannt durch ihr Goldwäschen am Fluß Wottawa.

Herzog Heinrich, von Ottokars unruhigem Geist schwer gewarnt, benutzte den Frieden, die Grenzen gegen Oesterreich durch eine starke Veste zu sichern. Dazu erkor er Braunau, die alte Burg aus ersten Ungarkriegen, vorzeiten eigner Herren Sitz [24]). Sie erhob sich auf steiler Höhe, deren Felsen abendwärts aus dem Inn steigen. Gegen Mittag dehnte sich daneben unübersehbar dicker Wald, reich an Wildpret. Hier führte der Herzog neue Mauern und Werke auf, desgleichen unten am Berg um das Städtlein, welches er durch eine Brücke über den Strom wichtig machte, und mit begüterten Landleuten aus der Nachbarschaft bevölkerte. Solche Vorsorge ward ihm bald heilsam.

Denn zu derselben Zeit war auch die Kirche von Salzburg voll Zwiespalt. Es hatte der streitbare Erzbischof Philippus seit zehn Jahren Hrodberts Stuhl, ohne priesterliche Weihe je

24) Oefele 1, 679. Hunds Stammenbuch 1, 363. Mon. boic. 3, 216 u. a. O.

empfangen noch begehrt zu haben. Als Rom darüber erzürnt seien, glaubten Stiftsherren und mächtige Dienstmannen, der strengen Herrschaft ihres Hauptes entsagen zu können, und wählten statt seiner Ulrich, den Bischof von Seccow. Philippus, ein starkmüthiger kühner Mann, der Keinem wich, von seinem Bruder, Herzog Ulrich in Kärnthen, und vom König Ottokar unterstützt, behauptete jedoch seine Würde mit Gewalt und Glück. Es standen die Erzbischöfe lange wider einander in Waffen. Endlich siegte Philippus über den Nebenbuhler.

Dieser suchte und fand Zuflucht bei Herzog Heinrich, dem wohl gefiel, daß ihm des Seccowers Anhänger die Schlösser überantworteten, welche sie als Vasallen des Erzstiftes inne hatten. Zu ihrer Stimmung bot er ungesäumt Kriegsvolk auf; machte Herrn Wydeck, einen der Ersten des Salzburgischen Adels, zum Feldobersten, und rückte zur Eroberung von Salzburg aus. Erzbischof Ulrich ritt vor dem Heer der Baiern. Was von der Stadt am rechten Salza-Ufer stand, ward Raub und Flamme; dann ging das Kriegsvolk über den Waldstrom gegen die Ringmauern. Hier begab sich, daß am heitern Tag himmlisches Feuer niederfuhr. Abergläubiges Entsetzen raubte den Baiern Muth und Glück, als fritte St. Hrodbert selbst für seine heilige Stätte.

Obgleich sich der Herzog von Niederbaiern dadurch gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben, setzte er doch folgendes Jahres den Krieg fort und mit größerm Glück. Er eroberte Salzburg und führte seinen Schützling auf Hrodberts Stuhl. Der neue Erzbischof aber, besserer Beter, als Fürst, wußte der errungenen Ueberlegenheit keine Dauer zu schaffen. Seine Schwäche flößte den Feinden Muth, den Anhängern Verachtung ein. Niemand mochte für ihn bald weiter wagen. Da er endlich sogar die Gelder nicht auftreiben konnte, welche Rom für seine Erhöhung begehrte, ward er vom Boten des heil. Stuhls, dem Bischof von Squillace, in Bann gethan. Nach wenigen Monden legte Erzbischof Ulrich, verlassen von Allen, seine Würde nieder, und zog sich in Dunkelheit zurück [25]).

Solcher Ausgang des Pfaffenhandels entriß den Baiern nicht nur alle Frucht der Anstrengungen, sondern brachte auch neues Verderben. Salzburg athmete Rache, ohne in seiner Erschöpfung furchtbar zu sein. Desto bereitwilliger war König Ottokar, der die Schmach noch nicht vergessen, dem Zorn des Philippus zu dienen. Passau

25) Diese Unruhen, welche vom Jahr 1202 — 1264 dauerten, beschrieben das Chron. Salisb. (in Canisii Lect. antiq. 6, 485) und Hansiz ausführlich.

Vorſteheramt wollte ſeine Mönche entweder zu ſtreng behandeln oder an ein wanderndes Leben gewöhnen. Sie zankten und lärmten ein paar Jahre mit einander, zerſtreuten ſich dann, und vereinigten ſich dann wieder an ihrem Stiftungsorte.

Der greiſe Pater ſagte uns, ihre Regel ſei ungemein hart, ihre Lebensart höchſt einfach, ihr Gut gemeinſam; ſie hätten weder Herren noch Diener unter ſich, oder andern Unterſchied. Er ſelbſt gehe, ſagte er, allnächtlich um zwölf Uhr zur Kirche. Sie haben das Gelübde der Armuth und Keuſchheit. Doch geſchieht es, daß ſich zuweilen Einige verheirathen, das Haus verlaſſen und mit ihren Weibern im Lande zerſtreut wohnen; Andere verlaſſen auch wohl das Haus, ohne ſich zu verheirathen. Dieſe aber handeln gegen ihren Eid; man kann ſie jedoch, wegen Mangel des Geſetzes, nicht beſtrafen. Sie kleiden ſich in einen langen Rock, der Winters von grauem Tuch, des Sommers von Leinwand iſt, um den Leib mit einem ledernen Gürtel befeſtigt. Sie tragen einen langen Bart, und ſchlafen auf harter Bank immerdar, bis ſie, ſpricht mein Pater, im Grabe ſchlafen.

Inzwiſchen iſt weder der Geiſt des Zeitalters, noch das Land, das die Dunkers bewohnen, dem Mönchsleben hold. Pater Miller ſieht daher mit Kummer den Ausgang ſeines Ordens herannahen,

trat ebenfalls hinzu, und Regensburg ging zehnjährigen Schutzbund mit ihm gegen Baierns Fürsten ein [26]).

Im Sommer des Jahres 1266 griff er demnach Baiern gleichzeitig auf entgegengesetzten Seiten an. Von Oesterreich aus ließ er die Bergveste Ried berennen; aus dem böhmischen Waldgebirg mit verwüstender Faust die Städte und Ortschaften des Nordgau's. Der Burgstall von Regenstauf ward zertrümmert; Nietenau verbrannt, sechzig Menschen starben in den Flammen; weit herum ward Alles öde; Weiting, das Städtlein, und manches reiche Dorf ward auf immer vertilgt. So kam er bis Regensburg. Da ruhete er von seinen Thaten. Aber so grausam hatte sein Volk gewüthet, daß er zuletzt vom Mangel der Lebensmittel nach Böheim zurückgetrieben ward. Dazin verfolgte Heinrich von Landshut die Fliehenden mit vergeltendem Zorn; die Flammen der Stadt Eger bezeugten es. Dann richtete derselbe sein Schwerd abwärts gegen die Mündung des Inn, wo der böhmische Feldhauptmann Preusel mit achtzig Rittern von Passau hinweg die ganze Landschaft bis Braunau verödet hatte. Ranshofen, das Kloster, war durch ihn niedergebrannt, der Weil

26) Im Jahr 1266. Gmeiner 1, 388.

hard zur Einöde geworden, daß vieler Orte Spuren und Namen auf ewig erloschen sind.

Noch vor Winter erschien der Herzog vor Passau [27]). Mit Nachschlüsseln, die ihm ein Bürger der Stadt gegeben, wurde nächtlicher Weile eine der Stadtpforten aufgethan. Das Kriegsvolk drängte hinein, durch den neuen Markt, bis zur alten Römerwehr. Begieriger zu Raub als Eroberung, zerstreuten sich die Sieger sengend und brennend in den Häusern. Darüber wurden die Böhmischen rüstig; viele der zerstreuten Baiern einzeln erschlagen; die übrigen mit Tagesanbruch zur Flucht genöthigt [28]). Von Passau sandte der Herzog seinen tapfern Getreuen, Albrecht von Hals, dessen Stammburg im rauhen Waldthal an der Ilz lag, hinüber in die österreichischen Gebiete. Während derselbe dort das Städtlein Velde und andere Orte plündern oder auflodern ließ, mußte eine andere Rotte den Flecken Neumarkt zerstören, der des Böhmen Gut war.

Die gegenseitige Rachsucht Heinrichs und Ottokars schien mit so schrecklichen Opfern gesättigt. Sie schlossen einen Frieden, welchem auch die

---

27) Am 29. Weinmonds 1266. Joseph Lenz histor. Beschreibung von Passau 1, 71.

28) *Hermanni* Altah. abb. annales (bei Oefele 1, 682). Auch Hanfiz 1, 409.

Bischöfe von Passau und Regensburg beitraten [29]). Doch sein Inhalt ist, wie meistens von den zahllosen Fehden jener Zeiten, Anlaß oder Ausgang, vergessen worden, so wie auch von jenem Kriege, welchen fast in gleichen Jahren Herzog Ludwig von München mit den Pappenheimern [30]) führte. Ihrem Geschlechte, dem die Grafen von Rechberg entsprungen sind, gehörte an der Donau um Neuburg und im Nordgau großes Gut. Damals wurde Weissenburg, die den Pappenheimern holde Stadt, damals das Stift der Benediktiner zu Wülzburg verbrannt, geschleift, ausgeraubt [31]), ohne daß wir von den Ursachen [32]) solcher Härte wissen.

---

29) Im J. 1267 die Ann. Steronis.

30) Es war im Jahr 1262.

31) Falkenstein meldet diese Umstände (bair. Gesch. 3, 179) aus einem Chron. Weissenburgense.

32) Was Crusius (Ann. Svev. P. 3. L. 2. c. 6) muthmaßt, es sei noch Rache gewesen wegen des Marschalken Heinrich Kalatin That, welcher vor mehr denn fünfzig Jahren Otten von Wittelsbach, den Königsmörder, erschlagen, ist nicht genügend.

4.

Konradins von Schwaben Tod und Erbschaft.

Im J. 1268 — 1269.

Noch lebte nach Mariens Tode an Ludwigs Hofe seine Schwester Elisabeth, König Konrads Wittwe, seit acht Jahren Meinharden vermählt [33]), dem reichen Grafen von Görz, Erben der Häuser Meran und Tirol. Mit sorgsamer Pflege erzog sie ihren einzigen Sohn erster Ehe, Konradin, des Hohenstaufischen Stammes letzten Sprossen, den Erben beider Kronen von Neapel und Sizilien. Freilich diese Kronen waren ungewisses Gut. Erst hatte Manfred, Kaiser Friedrichs Bastard, der sie dem edeln Kinde bewahren sollte, sich ihrer treulos bemächtigt; diesem sie dann wieder, sammt dem Leben, auf des Papstes Anstiften, Karl, Graf von Anjou, entrissen, des Königs von Frankreich Bruder. Aber die Gieblingen in allen welschen Landen haßten den zweiten Anmaßer, wie sie das Andenken des ersten verfluchten; und mehrmals hatten sie schon, jedoch

33) Die Hochzeit war am 6. Weinm. im J. 1259 in Trumsen begangen.

vergebens, den zarten Konradin von der Mutter begehrt, ihn mit gewaffneter Faust auf seinen Thron zu heben.

Nun er das sechszehnte Jahr angetreten, kamen neue Botschafter über die Alpen, Galvano und Federigo Lancia, Conrado und Marino Capece. Die forderten sehnsuchtvoll ihren König und Herrn. Im Namen Siziliens und Neapels trauerten sie vor Pfalzgraf Ludwig und Elisabeth. Am rührendsten sprachen sie vor Konradin selber, vom verbrecherischen Uebermuth der Franzosen, denen Altar und Richterstuhl, Manneswort und weibliche Sittsamkeit Spott sei; von der Länder großer Begier, den rechtmäßigen Thronerben zu begrüßen, und für ihn, alles Parteihasses vergessend, das Theuerste zu wagen. Es kamen Boten von vielen lombardischen Herren und Städten, mit jenen vereint zu bitten. Pisa und Siena schossen hunderttausend Gulden dar, die ersten Kriegswerbungen zum Sturz Karls von Anjou zu betreiben, des Unterdrückers von Italien. Da glühte Konradins königliches Gemüth auf; und Mutter und Oheim widerstanden nicht länger, den Jüngling ziehen zu lassen, wohin Schicksal und Ehre riefen.

Bevor er vom deutschen Vaterlande schied, stiftete er ein Denkmal seiner Dankbarkeit gegen

beide Brüder seiner Mutter [34]). Er setzte dieselben, sollt' er ohne Nachkommen sterben, zu Erben all seines Eigens und Lehens in lateinischen wie in deutschen Landen. Schon sieben Monate früher hatt' er Herzog Ludwigen viel Guts am Lech und in Schwaben verpfändet, Laugingen, Höchstett, Möringen, Bietengau und Schongau, Schwabek, Ammergau und Füssen; auch schwäbisch Wörth [35]), die uralte Stadt auf der Halbinsel der Donau und Wernitz, schon in Agilolfingen-Tagen ein Weiler, unter den Karlingen ein Städtlein, von dillingischen Grafen erst verwaltet, dann besessen [36]). Desgleichen, was

---

34) Quod nos fideliter educarunt et adhuc quasi patris unicum filium ulnis benevolentie favoraliter amplectantur. Die Urkunde ist zu Augsburg Kal. Novembris 1266 ausgestellt; eine ähnliche andere hatte er schon im J. 1263 im Kloster Valentin (Wilfau) erlassen, zu Gunsten Ludwigs allein. Lori Lechrain-Geschichte 2, 8 ff.

35) Um 2000 Mark reines Silbers. Augsburg 1266. Lori Lechrain-Geschichte 2, 9. Doch Schwabek kommt erst im spätern Verfasbrief d. d. Verona 10. Jänner 1267 vor.

36) Joh. v. Sartori Gesch. der Stadt Donauwörth aus Reichs- und Kreishandlungen, S. 1. ff.

er als Truchseß vom Hochstift Bamberg zum Lehen trug [37]), gab er an Baiern [38]).

Alles vollendet, trat er den Weg über die Alpen an. Oheim Ludwig und der Stiefvater Meinhard von Görz begleiteten ihn mit kriegerischem Gepräge bis Verona. An der Spitze von fünfunddreißighundert Wohlbewaffneten reiste er von da durch die Lombardei, seinen Jugendfreund Friedrich von Baden an der Seite, dem Przesmysl Ottokar das Herzogthum Oesterreich entwandt hatte. Alle Gieblingen vergaßen beim Anblick des Enkels Kaiser Friedrichs die Furcht und folgten ihm freudiges Angesichts. Sizilien erhob für ihn die Fahne des Aufruhrs; die Stadt Rom schloß mit ihm Bundniß, näh-

37) Nebst der Burg Hohenstein die Vogtschaft über Heerdbruck, Land und Leute von Bilsek, Erdendorf, Auerbach, Pegenz und Velden.

38) Pfandweise um 2200 Mark Silbers; noch Konradins Tode empfing sie Herzog Ludwig sämmtlich durch den Bischof Berthold von Bamberg zum Lehen (Urk. v. 1269 in J. A. Fattenkhovers Gesch. der Herzoge von Baiern. Beilage Nr. 16). Nur Bilsek behielt der Bischof zum Nutzen der Kirche zurück; dagegen verlieh er, nach Absterben der Grafen von Hohenburg, Amberg und die Vogtrechte von Rietenau.

rend Papst Klemens IV. vergebens seinen Bannstrahl gegen ihn schleuderte. Als der Zug an Viterbo's Mauern vorüber kam, wohin Klemens geflüchtet war, entfaltete Konradin vor ihm prangend seine Heeresmacht. „Nur Opferthiere!“ rief der heilige Vater seinen erschrockenen Höflingen zu: „sie wandern zur Schlachtbank!“

Die böse Weissagung ward in der Ebene von Tagliacozzo am Tage vor St. Bartholomäi erfüllt [39]). Mehr durch List, als Tapferkeit, ging nach blutiger Schlacht dies muthige Heer zu Grunde. Konradin selbst entrann mit Noth zum Meer. Da, nach Sizilien überfahrend, ereilte ihn ein feindliches Schiff. Gefangen stand er vor Karl von Anjou. Dieser, zitternd vor des Volkes Glauben an den rechtmäßigen Thronerben, beschloß dessen Tod, und stiftete ein eigenes Gericht, die Mordlust mit dem Schein der Gerechtigkeit zu bemänteln. Nur ein einziger Richter hatte die Frechheit, den Tod auszusprechen; die übrigen hofften ihr Verbrechen durch feiges Verstummen zu mildern. Konradin vernahm sein Loos unbetroffen beim Schachspiel. Auf dem Marktplatz Neapels an der Meeresküste bestieg er das Blutgerüst; Karl mit seinem ganzen Hofe war

39) Den 23. August 1268.

Zuſchauer. Derſelbe Richter, welcher den Tod geſtimmt, las das Urtheil. Und aus der ganzen Verſammlung nur Einer, Robert von Flandern, Karls eigner Eidam, richtete ſich voll Wehmuth und Unwillens auf; ſtieß dem feilen Richter das kurze Schwerd durchs Herz, zu den Füßen ſeines Königs, und ſchrie: „Elender, dir geht nicht an, ſolch edelm Herrn den Tod zu ſprechen.“

Konradin auf der Blutbühne warf den Mantel ab; rief nach vollendetem Gebet: „Mutter, Mutter! welch ein Schmerz durchbohrt dir die Bruſt, wenn du deines Sohnes Schickſal hörſt!“ ſchleuderte ſeinen Handſchuh unter das weinende Volk und legte ſein Haupt auf den Todesblock. Wie er, ſtarben ſein Jugendfreund Friedrich und viele andere treue Herren [40]).

So gingen die Hohenſtaufen unter, die über hundert Jahre der Deutſchen Kronen getragen.

In Baiern ward Konradins letzter Wille über ſein Gut vollzogen. Als Ludwig und Heinrich um daſſelbe nicht eins werden mochten,

40) Nach Simonde-Simondi's Geſch. der ital. Freiſtaaten Th. 3. Kap. 21, der die beſten Quellen benutzte. Vierzehn Jahre ſpäter ward die ſizilianiſche Veſper ſchreckliche Vergelterin des Mordes.

nannten ſie acht Sprecher aus den edelſten Männern ihres Landes, daß ſie ſchlichteten. So war der alten Fürſten von Deutſchland Sitte, nicht jeden Streit vor Kaiſer und Reich zu tragen, ſondern durch erkorne Schiedsrichter aus ihren der benachbarten Landen beilegen zu laſſen [41]). An Ludwig ward, nebſt dem Bambergiſchen Truchſeßamt und damit verknüpften Lehen [42]), Was gegeben, was vom Konradiniſchen Gut zwiſchen Donau, Wertach und Gebirg lag [43]). Heinrich empfing das Uebrige [44]). Der ſchwäbiſchen Herzoge Rechtſame in den Städten Augsburg [45]),

41) Daraus das ſogenannte Austrägalrecht entſtand. Darauf bezog ſich auch der Freibrief, welchen Kaiſer Sigmund Münch. nach St. Georg 1417 an Baiern gab, davon die ſpätern ähnlichen nur Beſtätigungen ſind. Reb. Gottfr. v. Krenner Abh. v. bair. Staatsrecht. Handſchr.

42) Auf einem Felde zwiſchen Kaſtenburg und Neuſtadt huldigte er, als Lehnsherr, dem Biſchof Berthold von Bamberg. *Ludwig Script. rer. Bamb.* 172

43) Urkunde von Aufhauſen. 1269 in Lori Lechrain-Geſch. 2, 11.

44) Aleß, Parkſtein, Weiden, Weinburg u. ſ. w

45) Schon im Jahr 1270 hat Pfalzgraf Ludwig mit Biſchof Hartmann von Augsburg daſelbſt Vertrag wegen Vogterechte über Bisthum und Stift ge-

welcher auch noch in einigen andern Gegenden Penſylvaniens Niederlaſſungen hat.

Das Alleralbernſte, was irgend in Schulen der Wiedertäufer, Univerſaliſten, Kalviniſten, Lutheraner und Katholiken, Juden, Methodiſten u. ſ. w. gelehrt wird, iſt im Lehrgebäude der Dunkers ſeltſam vereinigt. Sie beweinen den Fall Adams, der lieber ein fleiſchliches Geſchöpf, Eva genannt, zur Frau, als von der himmliſchen Sophia, einem reingöttlichen Weſen, ein Kind haben wollte. Die himmliſche Sophia nämlich würde ſich in Adams geiſtige Natur eingeſenkt und ein Geſchlecht erzeugt haben, das ganz heilig und ohne irdiſchen Stoff geweſen wäre. Sie beklagen die Nachſicht Gottes, der dem Verlangen des erſten Menſchen Genüge gethan, nach Art der Thiere zu ſein. Doch die Zeit der Gnade wird wieder erſcheinen. Nach der Auferſtehung der Todten wird ſich die göttliche Sophia in Jeden von uns verſenken. Das Alles iſt ſo ſonnenklar, wie das Hohelied Salomons.

Wir verloren beinahe zwei volle Stunden über das theoſophiſche Geſchwätz des alten Mönchs, der ganz Feuer ward, beſonders wenn ihm einfiel, daß ſich die göttliche Sophia auch in ihn verſenken werde.

Ein anderer Ordensbruder, dem wir begegneten, ein Mann von dreißig Jahren, machte ſich,

Nürnberg [46]), Nördlingen und Lauingen blieben anfangs ungetheilt, zuletzt versäumt und todter Anspruch.

5.

Herzog Heinrich und König Ottokar gegen Ludwig und König Rudolf.

Im J. 1270—1278.

Pfalzgraf Ludwig in München war einer der Tugendlichsten unter Deutschlands Fürsten, nachdem schmerzhafte Erfahrung oder reiferes Alter den natürlichen Ungestüm seines Blutes gemäßigt hatten. Seine Völker hütet' er in Recht und Frieden; Keinem furchtbar, als den Feinden ihrer Ruhe. Fünfzig Raubritter sammt ihren Knechten ließ er, wie erzählt wird, an einem einzigen Tag enthaupten. Es hieß ihn Jeder den Strengen; der Gerechte hätt' er zu heißen verdient. Weltliche Herren, wie geistliche, forderten und ehrten vertrauensvoll seinen Schiedspruch in

---

schlossen. Ann. Augsb. in Menkens Script. rer. Germ. 1, 1456.

46) Besonders weil sie hier die Burggrafen aus dem Haus Hohenzollern seit achtzig Jahren zum Lehen gehabt, und nachher 1278 K. Rudolf von Habsburg den Burggrafen Friedrich erblich damit zu Aachen belehnte, gingen die Rechte für Baiern verloren.

ihrem Händeln [47]). Als Pfalzgraf am Rhein führt' er Jahre lang, da in Deutſchland kein König war [48]), ruhmreich die Verwaltung, bis die Kurfürſten zuſammentraten, einen neuen zu wählen. Es geſchah zu Frankfurt im Jahr 1273.

Sie blieben lange uneins, wem das Reich zu geben ſei. Sie fürchteten des Schwachen Ohnmacht, des Mächtigen Stärke. Mancher ward empfohlen, Mancher ward für ſich; König Ottokars von Böheim Ehrgeiz nährte die ſolzeſte Hoffnung. Keiner gefiel Allen genug, ſogar Rudolf nicht, Graf zu Habsburg und Kyburg, ſeiner Zeit mannlichſter Held. Dieſen ſchonte auch Pfalzgraf Ludwig heimlich. Denn das unſchuldige Blut Maria's von Brabant forderte noch zum Gericht.

Unter den Fürſten zu Frankfurt war auch Burggraf Friedrich von Nürnberg, Rudolfs naher Vetter; in Staatsgeſchäften wohlgewandt. Dieſer ging zum Pfalzgrafen, forſchend, warum er dem Herrn von Habsburg zuwider ſei; redete ihm alle Furcht aus, und ſprach: „Rudolf iſt von ſechs Töchtern Vater; ſo Ihr wol-

47) So erbaten damalen die Bischöfe von Freising und Regensburg, nachdem ſie ſich durch lange Fehden geſchadet. Meichelbek 2, 75.

48) Seit König Richards Tod im J. 1271.

let, empfanget Ihr derselben eine zur Gemahlin [49]).“ Das gewann des Pfalzgrafen Herz [50]). Und da die Kurfürsten den Grafen von Habsburg endlich erkoren, verkündete Pfalzgraf Ludwig die geschehene Wahl in offener Feierlichkeit.

Rudolf von Habsburg kam. Alle huldigten dem biderben Mann, der bei geringer Hausmacht, durch seines Gemüthes Kraft gewaltiger war, denn die Mächtigsten. In seiner hohen Gestalt, im Ernst des blassen Antlitzes, welchen jene Freundlichkeit milderte, die den Scherz vertraulicher Kreise belebt; in der Nüchternheit und Einfalt seines häuslichen, in der Maßlosigkeit seines öffentlichen Lebens, in der Klarheit und Größe seiner Ansichten und Entwürfe schien der weltgebieterische Geist Karls des Großen wieder zu kommen. Er gab, wie der Burggraf von Nürnberg verheißen, seine älteste Tochter, Mechtildis, dem Pfalzgrafen Ludwig zur Ehe. Mit seiner Krönung in Aachen ward zugleich die Ver-

49) Schon im J. 1260 hatte sich Herzog Ludwig wieder mit Annen, der Tochter des Herzogs von Glogau vermahlt, die aber im Jahr 1271 gestorben war. Aettenkhover 31.

50) M. *Alberti* argentinensis chronicon (in *Urstisii* Germ. hist. 2, 100) meldet diese Unterredung.

mählung gefeiert [51]). Auch bestätigte er dem Eidam durch Brief und Siegel allen Besitz aus konradinischem Nachlaß wider fremde Ansprüche, woher sie kommen möchten [52]).

Nur Ottokar von Böheim, welcher sich der deutschen Krone selber würdig gehalten, verschmähte die Anerkennung Rudolfs von Habsburg, und um so mehr, weil bei dessen Erwählung seine Gesandte nicht einmal stimmfähig gehalten worden waren. Ihm, der jetzt zu Böheim und Mähren die Lande von Oesterreich, Steiermark und Kärnthen vereinigt hatte, schien ein Geringes, des Habsburgers Wahl wieder zu vernichten. Er sohnte sich alsbald mit seinem alten Feinde, dem Herzoge Heinrich in Landshut aus, den Zweck leichter zu erreichen.

Heinrich, mißgünstig gegen seines Bruders Ansehn im Reich, unzufrieden mit der Theilung

---

51) Zur Morgengab' empfing Mechtildis die Schlösser Wolfsperch und Winzingen, desgleichen Neustadt mit Zubehör. Auf Abschlag des Zugeldes gab der König dem Ehepaar die von den Herrn von Weinsberg um 1100 Mark Silber erkaufte Burg Wachenheim. Urk. vom J. 1274 (in Abh. bair. Akf. 3, 115 abgedruckt).

52) Die Urk. v. 27 Horn. 1274 in Falkensteins bair Gesch. 3, 188.

des konradinischen Erbes [53]), davon ihm das kleinere Loos gefallen war, ließ sich leicht durch Ottokars Reden gewinnen. Schon lebte Elisabeth, Bela's Tochter, nicht mehr, die fromme, kluge Frau, welche manche Uebereilung zu verhindern gewußt hatte [54]). Es schworen sich Heinrich und Ottokar wechselseitigen Beistand. Der böhmische König entsagte allen Ansprüchen auf Schärding, und schickte Wagen voll Geldes nach Baiern [55]), seinem Bundesgenossen den früher gestifteten Schaden zu vergüten, oder gemeinschaftliche Kriegsrüstungen zu erleichtern. — Keiner von Beiden erschien, so oft auch geboten war, zum Reichstag, um, was er vom Reich zum Lehen trug, alter Uebung gemäß, aus des Königs Hand zu empfahn. Ottokar vielmehr begehrte

53) Daher ohne Zweifel, daß sich Ludwig sein Erbtheil aus Konradins Gut besonders bestätigen ließ; und jene Fehden, von deren Schlichtung die Urkunde in Fischers Erbfolgegesch. von Baiern S. 239, 249 reden.

54) Sie starb im J. 1271, femina virtuosa et omni bonitate præclara (Ann. Steron. ad annum 1271), von da an auch beginnen Heinrichs Unbesonnenheiten.

55) Der Verfasser des Chron. de gestis principum (Oefele 2, 531) sah selbst onustum plaustrum cum argento nach Straubing fahren.

Ungültigkeit von Rudolfs Wahl, und Anerkennung des böhmischen Kurrechts; der Herzog von Niederbaiern gleichermaßen, auch, daß Ludwig, sein Bruder, hinfort auf den Namen eines Herzogs zu Baiern und das Stimmrecht bei Königswahlen verzichte [56]). Ihm möge, sprach er, Pfalzgrafenwürde genügen. Weder Glimpf noch Ernst nöthigten den Trotz der beiden Fürsten. So ward die Reichsacht über sie ausgerufen. König Rudolf selber, an der Spitze eines starken Heers, vollstreckte sie; auch Pfalzgraf Ludwig stieß mit seinen Bannern zu ihm [57]). Niederbaiern ward zuerst mit solcher Uebermacht angefallen, daß Heinrich bald, von Ottokar schlecht unterstützt, Gnade forderte. Sein Bruder half versöhnen. Der Herzog von Baiern entschlug sich des Bundes mit Ottokar und aller Bezehren, die er gethan; auch streckt er dem Könige 40,000 Goldgulden vor [58]). Dieser dagegen gab seine Tochter Katharina an Otto, Heinrichs ältesten Sohn,

---

56) Chron. Salisb. ad annum 1275 (in Pez Script. rer. Austr. 1, 374).

57) Im J. 1276.

58) Vermuthlich empfing er dafür unterpfändlich mehrere Städte jenseits des Inn, wie Linz, Wels u. s. w., von denen das Chron. Salisb. (*Canisii* Lect. antiq. 6, 487) beim Jahr 1278 spricht.

die aufrichtige Versöhnung mit Banden des Bluts zu befestigen.

Folgendes Jahres ging das Reichsherr gegen Ottokar ins Feld; Graf Meinhard von Görz über Kärnthen und Steiermark durchs Gebirg; König Rudolf, an seiner Seite der treue Pfalzgraf, durch Baiern nach Oesterreich; vor ihren Schaaren her Franziskaner und Dominikaner, den Kirchenbann über Alle verkündigend, welche Widerstand wagten. Enesburg, Tulln und andere Städte öffneten dem Könige die Thore. Nur Neuburg, vertheidigt vom böhmischen Kriegsvolk unter Befehl des Bischofs von Ollmütz, widerstand allein.

In der Stille zog Pfalzgraf Ludwig mit dreihundert Tapfern seines Rheingebietes vor diese Stadt, und barg sich in nahen Wäldern. Er hoffte den Ollmützer Bischof aufzufangen, wenn er abreisen würde; doch entkam derselbe gewarnt und glücklich auf Abwegen. Dann gewann der Fürst, nach Rath eines seiner Ritter, die Stadt durch List. Zwei Kriegsknechte wanderten gen Neuburg, mit heller Stimme singend; denen folgten vier andere in mäßiger Entfernung; diesen zehn andere; ihnen wieder vierzig; zuletzt der ganze Gewaltshaufe. Die ersten gaben sich für treue Leute König Ottokars an. Die getäuschten Böhmen ließen ihre Fallbrücke nieder und öffneten

das Thor. Noch thaten sie so den vieren; die zehn wurden verdächtig, doch eingelassen. Viel Fragens und Streits gab es unter der Stadtpforte, bis die vierzig nahe waren. Alsbald zuckten die Pfälzer das Schwerd, stießen die Wachten nieder, und Herzog Ludwig kam herbei. Seine Herolde verkündeten auf den Gassen Sicherheit an Leib und Gut; nur die Böhmen wurden in Gefangenschaft abgeführt [59]).

Das königliche Heer erreichte Wien. Die Stadt widerstand fünfunddreißig Tage lang. Am linken Donauufer lag Ottokars Macht. Im Reichsheer erhob sich Meuterei. Rudolf war ohne Geld und konnte den Kriegern nicht zahlen. Einen Augenblick wankte des Königs Glück; sieg Ottokars Trotz. Wie aber die Bischöfe von Salzburg, Bamberg, Trient, Regensburg und Freising von ihren Gütern in diesen Landen Gelder aufbrachten, das Kriegsvolk befriedigten und Wien sich ergab, ward Ottokar kleinmüthig. Er gab Oesterreich, Kärnthen, Steiermark und Krain an das Reich zurück, und verhieß wegen Böheim den Lehenseid. Er kam über die Donau in königlicher Tracht, von Gold und Purpur leuchtend, zu Rudolfs Gezelt. Da schwor er auf seinen Knien

59) Nach den Ann. Colmar. erzählt. Urstis. 2, 43.

vor dem Thron, im Angesicht des ganzen Heers, Unterwerfung.

Diese Demüthigung aber und seiner Gemahlin stolzer Unwillen empörten ihn so tief, daß er, des Eides vergessend, bald wieder größere Macht, als er vorher gehabt, rüstete. Auch Heinrich in Landshut gab heimliche Hilfe dazu. Noch einmal drangen die Böhmen bis Wien. Doch in verzweiflungsvoller Schlacht, ohnweit der Stadt, auf dem Gansfeld, verlor Ottokar Sieg, Krone und Leben [60]). Es wollte König Rudolf darauf die Untreue des Herzogs von Niederbaiern strafen, der wider gegebenes Wort dem Feinde beigestanden. Aber auch diesesmal ging Sühne vor Gewalt. Heinrich gelobte dem Reiche fortan in allen böhmischen Kriegen Beistand, und entsagte dem Land zwischen Donau und Ens, welches er, für sein Darlehn, vom Könige zum Pfand hatte [61]). Auch mit seinem Bruder Ludwig vertrug er sich auf einem Tage zu Wilshofen: Zweiundzwanzig Jahre lang sollte über Herzogenwürde und kurfürstliche Rechtsame kein

60) Den 26. Aug. 1278. Unter den Todten fand man seinen Leichnam halbnackt mit achtzehn Wunden.

61) Chron. Salisb. z. J. 1278 (*Canisius* 6, 487).

Streit mehr erhoben werden [62]). Dagegen verzichtete seinerseits der König zu Gunsten Niederbaierns auf Neuburg, Schärding, Freistadt in Oesterreich, Ried und die Schlösser und Güter der Nachbarschaft bis Linz [63]). Alles gab er zur Ausstattung seiner Tochter Katharina, die an Otto, den Sohn Heinrichs, vermählt war.

6.

Beide Herzoge vermehren ihre Hauslande.

Sowohl Heinrich, als Ludwig erwarteten, nach Erledigung der Lande Oesterreich, den Heimfall dieses uraltbaierischen Gutes an ihr Herzogthum. Darum begaben sie sich, begleitet von ihren Söhnen, im Herbstmond des Jahres 1282 auf den zu Augsburg versammelten Reichstag. König Rudolf aber, den Stamm Habsburg in Deutschland mächtiger zu machen, sprach für seine Söhne die Lehen an, welche er dem Reiche

62) Der Vertrag vom Jahr 1278 (Urk. in Fischers Erbfolgegeschichte S. 261) ward zu Bilshofen abgeschlossen; die kais. Bestätigung ist vom 29. Brachmonat 1281.

63) Irenting Ann. L. 7. Dazu gehören Muthusen, Klingenberg in der österreich. Grafschaft Machland u. s. w.

wie es schien, weniger aus dieser Hoffnung, obgleich er schon seit dreizehn Jahren in diesem Hause wohnte. Er sagte, die Ordensregel wäre bei weitem so scharf nicht, wie der Alte vorgegeben habe; die Dunkers theilten nur den Ertrag ihrer Arbeit unter einander, wenn sie Lust hätten; lebten nach Gutdünken; tränken auch Kaffee und Thee. Auf unsere Frage, ob sich viele Brüder verheiratheten, und ob das nicht ein Verbrechen sei, erwiederte er: viele thäten es, und wie er meinte, thäten sie recht daran; denn die Frauenzimmer wären auch liebenswürdig.

Ehe wir den alten Vater verliessen, dessen Redlichkeit in den frommen Berichten uns der junge Mönch schon etwas verdächtig gemacht hatte, überzeugten wir uns mit eigenen Augen, daß es doch mit der harten, einfachen Lebensart so gar genau nicht genommen werde. Denn wir erblickten in einem an das seinige stoßenden Zimmer ein recht schönes Federbett, in welchem er, wie der junge Dunker behauptete, alle Nächte schläft. Der Alte gestand uns selbst, daß er bisweilen darin ruhe. Wir erblickten in der Kirche einen ausgeschmückten Platz, wie ihn irgend nur der Prior eines Benediktinerklosters haben kann. Die Mönche sind sich überall gleich: überall Menschen, die sich durch Täuschung Anderer ein behagliches Leben machen wollen. Ueberall, in Amerika wie in Eu-

nicht ohne viel Blut und Schweiß zurückgenommen; und der Reichstag gewährte. Pfalzgraf Ludwig, ohne Recht, ohne Macht, ohne Mißgunst gegen den königlichen Schwäher, traten von allen Ansprüchen zurück [64]).

Ein Jahr nach diesem geschah, daß Herzog Heinrichs Schnur, Katharina, kinderlos starb. Alsbald begehrte auch der neue Herr von Oesterreich, Herzog Albrecht, König Rudolfs Sohn, die Morgengabe zurück, die ihr der König ertheilt hatte. Weil Heinrich weigerte, griff jener, mit Beistand des Erzbischofs von Salzburg, zu Waffen. Albrecht zog mit Heeresmacht vor die Burg Ried; Heinrich lagerte ihm bei Zell gegenüber, während Otto, sein Sohn, von Schärding aus, die Landschaften jenseits der Ens mit Feuer und Schwerd heimsuchte. Zu guter Stunde erschien Graf Meinhard von Görz, Beiden verwandt, und beredete sie, mit Hilfe der Bischöfe von Passau und Regensburg, Frieden zu halten [65]). Das

64) Er unterschrieb nicht nur den Belehnungsbrief, als Zeuge, sondern stellte eine besondere Einwilligungsurkunde (gegeben zu Boppard X Kal. Octobris 1282) aus (abgedruckt in Falkensteins bair. Gesch. 3, 199).

65) Adlzreiter 1, 656 und Hanfiz 1, 426. Wer zuerst den Frieden bräche, solle 1000 Pf. Pfennige

Land von Niederbaiern, durch unglückliche Feldzüge, unfruchtbare Jahre [66]), und durch seuchenhafte Krankheiten geschlagen, war der Erholung sehr bedürftig. Nur Heinrich, mit allen Nachbarn hadernd, fand selten Ruhe. Bald nach dem sah man ihn wieder mit den Salzburgern in zweijähriger Fehde [67]), die eben so mörderisch geführt, als gewinnlos geendet ward [68]). Er war in Eroberungen nie glücklich, weil er sie selten mit Gerechtigkeit unternahm.

Strafe zahlen. Die Urk. von Starchenberg XIV Kal Oct. 1283 entschied, daß Herzog Heinrich auf die als Katharinens Heirathsgut empfangenen Güter verzichte, wofür er 3000 Wiener Mark Silbers erhielt (Handschriftliche Mittheilung des Königlichen Reichsarchivars Karl Heinrich Lang).

66) So war das Jahr 1280 ein Nothjahr. Am 17. Juli fiel noch zu Freising Schnee. Der Boden blieb lange gefroren. Viele Menschen wanderten zur Stillung ihres Hungers nach Ungarn aus; viele starben an schlechter Nahrung. Adlzreiter 1, 687.

67) Aventin und Adlzreiter muthmaßen, er habe durch Erzbischof Rudolf die Vogtei über Salzburg empfangen und mißbraucht.

68) Durch Vermittlung des Pfalzgrafen Ludwig im Jahr 1286. Heinrich hatte sich der Stadt Mühldorf bemächtigt, und mußte sie wieder zurückgeben. Erst folgendes Jahres hob der Reichstag zu Augsburg den Zwist vollkommen auf. Hanfiz 2, 397.

Geſichertere Mehrung ſeiner Lande ward ihm, als Konrad, der letzte Graf von Mosburg und Rottenburg, mit Helm und Schild begraben wurde. Da empfing er durch Freiſing zum Lehen, was von Mosburg Gut der Kirche war [69]); von den Erben erkauft' er Rottenburg und Kaning dazu [70]). Auch Bilshofen, ſammt dem Roththale, Marquartſtein und Kraiburg gewann er durch Kauf von den Erben Pfalzgraf Rudolfs von Baiern, der ohne männliche Nachkommen verſchieden war. Die alte Würd' und Ehre eines Pfalzgrafen in Baiern war zu dieſen Zeiten ein gar nichtiges Gut; denn die Kaiſer hatten in Baiern kaum noch Einkünfte. Doch Heinrichs Eitelkeit ließ die todte Würde nicht fallen, ſondern nahm ſie, gleichwie in das Wappen von Niederbaiern deswegen den Panther, auf [71]). Erklecklichen

69) Mosburg war zum Theil freiſingiſches, zum Theil Reichslehen. Den freiſingiſchen Lehenſchein führt Meichelbek 2, 93 an. Adlzreiter beruft ſich auf einen kaiſerlichen Brief von Nürnberg 10 Kal. Oct. 1282, durch welchen K. Rudolf die Grafſchaft, als ein dem Reich verfallenes Lehen, an Ludwig gegeben.

70) Nämlich von Hrn. Ulrich zu Stein und Biburg. Hunds Stammenb. 1, 114.

71) Hunds Stammenbuch 2, 23 ff.

ward es, als Gebiete und Rechte der Herren von Landau, der Grafen von Biburg an der größern Vils [72], und ſpäterhin derer von Wald an der Alza [73] erbſchaftlich zum niedern Baiern geriethen.

Weit bedeutender erweiterte Herzog Ludwig ſeinen Länderſchatz im obern Baiern. Hier ſtarben die Herren zu Landsberg aus, deren Schloß, ſechs Meilen von Augsburg, auf luſtiger Höhe das Lechfeld überſchaute; die von Ehrenichsberg an der Amber [74]; die reichen Grafen von Falkenſtein [75] und andere. Ihre Eigen und Leben kamen an ihn. Andere kaufte er hinzu, wie die Grafſchaft Rotenek, Train und Räzhofen [76], oder wie die Güter der Grafen von

72) Köhlers Münzbelustigungen 15, 43.

73) Ortlieb von Wald überlebte den Herzog bis zum J. 1309. Hunds Stammenb. 1, 347.

74) Feßmaier Geſch. v. Baiern 634, hier Aventinen und Andere berichtigend.

75) Als Sigbot von Falkenſtein, ſeines Namens der Fünfte, ohne Lehenserben ſtarb, empfing der Herzog durch Biſchof Egno von Trient die Grafſchaft Hardemarcberg im J. 1263 zum Laben; ſo wie vom Biſchof zu Freiſing das alte Falkenſtein am Inn mit der Vogtſchaft über Aibling. Hund und Meichelbek.

76) Im J. 1277. Der Herzog kaufte ſie von Heinrich

Ortenburg, deren Schloß Murach, den Markt Viechtach, Alles, was zwischen den Städten Amberg, Hirschau, Nabburg und Lengfeld, auch was zwischen der Nabe, Vils und Ehrenbach, oder zwischen Donau und Böhmerwald von ihrem Eigenthum lag [77]). Den Landgrafen von Leuchtenburg [78]), welche ihre Wohnsitze zwischen der Nabe und Pfreimtsch hatten, kaufte er die Grafschaft Pruggen ab, sammt Gericht und Geleit [79]) und viele andere Dörfer, Güter und Vogteien ihrer Gebiete [80]).

---

von Rotenek, Bischof von Regensburg; wegen Geldmangels versetzte der Käufer dem Bischof damals seine Rechtsame in Regensburg. Mans. Emm. 1, 314.

77) Der Kauf geschah immer theilweise von den drei Grafen Gebhard, Rabpot und Diepold in den Jahren 1268, 1271 und 1272. Die Urk. bei Aettenkhover No. 15, 18, 19.

78) Damals Leukenberg geheißen. Jeßmaier Gesch. von Baiern 436 ff. versuchte ihre verworrene Stammordnung zu berichtigen.

79) Um 190 Pf. Regensb. Pfennige. Aettenkhover No. 22.

80) Selbst die Landgrafschaft von Leuchtenburg mit allen Rechten, Ehren und Würden um 1200 Pf. Regensb. Pfennig, im J. 1283. Aettenkhover

So mit mancherlei Erbe, Ankauf, Lehen und Nutzung [81]), die ich Dir nicht alle nenne, mehrte Ludwig sein angestammtes Hausgut im obern Baiern. Doch mag auch Vieles, was erbschaftweise an das Herzogthum fiel, nutznießlich zwischen den Brüdern getheilt worden sein [82]); was oft neue Zwiste nachzog. Deswegen übergab Ludwig seine Besitzungen dem Kaiser Rudolf also, daß er sie als Lehen von demselben zurück empfing, um seines Eigenthums geborgener zu bleiben [83]).

Gleichzeitig hat er mit weiser Haushaltung sein Gut in den Pfalzlanden am Rhein bereichert; durch Kauf Schloß, Ort, Güter und Leute von Merkelingen [84]) an sich gebracht; Wisenloch im Ladenburger Gau [85]), Lindenfels im Odenwald, einen uralten Burgsitz [86]); Bret-

---

No. 20. Von Regensburg seit 1281 ein jährliches Schirmgeld von 120 Pf. Silbers. Mans. Emm. 1, 317.

82) Daher oft Einem zugeschrieben wird, was dem Andern.

83) Die Urk. von Nürnberg 1821, bei Oefele 2, 104.

84) Im J. 1276 um 300 Mark reinen Silbers vom Grafen Simon von Eberstein und Zweibrücken. Die Urkunde bei Tollner Hist. palat. dipl. S. 74.

85) Im J. 1277 von den Herren von Minsberg. Tollner 41.

86) Um 5030 Mark Silbers vom Markgrafen zu Baden.

ten, welches aus einer Klausnerei im Graichgau zur Grafschaft geworden [87]); Musloch im Graichgau [88]); Reutlingen, Hekenheim, Werschau [89]), auch das Städtlein Chaub [90]) und viel anderes Gut, wozu er noch der Grafen von Altzei, weiland Erbtruchseßen der Pfalz, fruchtbares Gebiet erbte.

7.

Wie die Herzoge ihre Landesverwaltung einrichten.

In diesen neuen und alten Ländern allen bewahrten die Fürsten treulich herkommliche Rechte, Gebräuche, Verwaltungen und Gerichte der Vorwelt. Nur die Noth, selten gewaltthätiger Eigennutz, brachte Neuerungen. Sie selber reiseten jeweilen von Burg zu Burg, Recht zu sprechen, oder die Treue ihrer Amtleute zu würdigen.

Das obere Baiern, von der Donau in zwei faß gleiche Hälften geschieden, ward in eben so

87) Ebenfalls von Baden angekauft.

88) Vom Grafen von Lichtenau im J. 1256; sie hatten es ihm vorher schon verpfändet.

89) Um 600 Pf. Heller vom Bischof zu Speier im J. 1286.

90) Im J. 1829 vom Grafen Werner von Münzenberg um 2100 Mark Silbers. Tollner.

viel Vizthumämter getheilt. Der Vizthum des rechten Donauufers saß zu München; doch waren ihm auch Kelheim und Ingolstadt zugegeben. Der vom linken wohnte auf der Burg zu Lengenfeld [91]). Gleicherweise war auch Niederbaiern in zwei Vizthumschaften getheilt; Straubing und Rotthal [92]).

91) Feßmaier (dipl. Skizze v. d. Vizthumamt Lengenfeld. S. 7) fand den ersten urkundlich genannten Vizthum im Jahre 1272.

92) Die Vizthumämter München und Rotthal hießen auch die obern; hingegen Lengenfeld und Straubing die niedern. Das Salbuch vom J. 1278 ordnet die Vizthumämter folgender Gestalt: Oberbaiern hatte im Vizthumamt München die Aemter Wohburg, Ebenhausen, Ingolstadt, Dünzelhausen, Rotenek, Donau-Neuburg, Rain, Aichach, Mittelsbach, Möringen, Ettringen an der Wertach, Schwabek, Menchingen bei Möring, Landsberg, Wolfratshausen, Tölz, Aibling, Heimburg, Falkenberg, Wasserburg, Kufstein, Auerdorf, Dachau, Kirchheim, Stadt München, Pael, Andorf, Neufahren, fliegende Grafschaft (aus bloß einzelnen Lehen und Gefällen der Aemter Pael, Andorf und Neufahren gebildet), Ebersingen (oberhalb Weilheim) Pfaffenhofen, Hochstadt, Lauing, Druisheim, Donauwörth, Mardingen bei Donauwörth, Gundelfingen, Schloß Reichen, Ammergau und Pietengau; im Vizthumamt Len-

Ein Vizthum oder Statthalter der Herzoge, allezeit aus vornehmem Geschlecht, der Fürsten Rath und Feldhauptmann, oft Vollmächtiger in auswärtigen Händeln, war immer der oberste

genfeld: Berngau, Pyren, Schloß Lauf bei Nürnberg, Hohenstein (Heresbruck und Velden), Riedenburg, Velburg, Lenzmanstein, Rentamt Regensburg, Regenstauff, Rittenau, Wetterfeld, Lengenfeld, Schmidmühle, Schwandorf, Auerbach, Altendorf (bei Neuenburg an der Schwarzach), Schwarzach (bei Nabburg), Nabburg, murachische Güter, Schloß Murach, Amberg, Hambach (bei Sulzbach), Vilsek, Eschenbach (zwischen Lumbach und Kreussenfluß), Turndorf, Schloß Störnstein (bei Weiden), Neustadt (bei Weiden), Eslarn an der böhm. Grenze, Weidhausen und Schloß Waldek. — Niederbaiern hatte im Vizthumamt Straubing die Gerichte zu Eham, Eschelkam, Waldmünchen, Viechtach, Mitterfels, Deggendorf, Hengersberg, Vilshofen, Landau, Straubing, Haidau, Elnbach (bei Pfaffenberg), Abbach, und die Rechte in Regensburg (Gülten, Zinse, Zoll, Herzogshof). Im Vizthumamt des Rotthales (zu Pfarrkirchen) den Weilhard, Gericht Rosenheim, Dingolfing, Vilsbiburg, Kraiburg, Trostberg, Oetting, Marquartstein, Reichenhall, Kransberg, Moosburg, Rotenburg, Erding, Gericht bei der Rot und Griesbach. Lang in den bair. Jahrb. S. 284 gibt die untergeordneten Aemter ausführlich aus dem Salbuch an.

Richter seines Amtskreises. Unter ihm standen im Lande die Pfleger der Gerechtigkeit. Die richteten des Herrn Willen aus, oder nach dem Gesetz. Sie wurden vom Herzog aus den Vortrefflichsten seines Adels erkoren; in vielen Dingen der Vizthume Stellvertreter. Ihnen war gestattet, untergeordnete Landrichter [93]) oder Pflegverweser anzustellen [94]); deren Befehle die Schergen [95]) vollzogen.

Pfleger oder Landrichter, kamen sie an offenen Schrannen zu Gericht, den Gewaltsstab in der Hand, waren nach löblicher Weise der Alten von sechs bis zwölf achtbaren Männern umgeben, die der Landschaft Satzungen, Gesetze und Bräuche kannten, und bei ihrem Eide sprachen. Es erschienen Klagende und Beklagte, oder deren Anwälde und Zeugen, von den Frohnboten berufen. Das versammelte Volk hörte, und lernte von den

93) Es kam schon im vierzehnten Jahrhundert auf, daß die vornehmen Pfleger sich die Würde behielten, aber die Bürde erleichterten. Zirngiebls Gesch. der Probstei Hainspach. S. 37, 44, 100.

94) „Ich Landrichter zu Klingberg, da ich saß anstatt des edeln und strengen Ritters Herrn Wolfgang von Preysing, der Zeit Pfleger zu Klingberg, an offener Schrannen.“ Mon. boic. 1, 245.

95) Scriones, schon in einer Urk. v. 1162. Mon. boic. 12, 316, und ums J. 1160. Mon. boic. 1, 30 ff.

ropa, werden die Menſchen jederzeit dieſelben ſein, wenn man ſie in dasſelbe Verhältniß ſetzt. Das Haus ſieht wie ein Kapuzinerkloſter aus, wenn man auf das Aeuſſere und das Geräth ſieht; doch neben der prahlenden Armuth blickt halbverborgen ein bequemes Federbettchen hervor.

Das Gebäude der Nonnen beſuchten wir nicht; wir würden da nur dieſelben Thorheiten, dieſelbe Unreinlichkeit wiedergefunden haben. Wir gingen vorbei, weil dieſe Töchter der Heiligkeit alt ſind, weil ſie unſere Neugier wenig ankirrten, weil wir die ganze Dunkerei ſchon auswendig wußten. Uebrigens ſind es gute Leute. Sie ernähren ſich vom Ertrag eines dreihundert Acres großen Gutes, und thun keinem Menſchen etwas zu Leide. Man lacht ſie im Lande aus, hat ſie aber doch nicht ungern.

Sprechern, was Zucht, Ordnung und Recht. Doch Keiner durfte in Waffen kommen, weder mit Speer, noch Armbruß, noch Pekelhaube. Wer da Schwerd oder Messer zuckte, verlor die Hand; wer verwundete, das Leben [96]). Den Richtern war große Gewalt [97]). Doch Verurtheilten blieb unverwehrt, in wichtigen Dingen auch des Herzogs Hof anzurufen [98]). Diese Landschrannen haben sich in Baiern erhalten bis zu unsern Tagen [99]).

Daneben wurden alljährlich mit Sorgfalt Ehehaftgerichte [100]) gepflogen, wo, was von

96) So ein Vertrag der Herzoge Ludwig und Heinrich vom J. 1285 (Scheid's Bibl. hist. Goettingensis 1, 214) eigentlich nur Erneuerung der karlingischen Ordnung.

97) Sie konnten selbst ächten, „daß solche niemand sol husen, noch hofen, zu essend, noch zu trinkend geben sol." Mon. boic. 6, 625.

98) Wi zu allen Zeiten. Das hieß ein Urtheil „gen Hof gewertigen." Mon. boic. 4, 499.

99) In einigen Landgerichten noch bis zum J. 1803. Der Landrichter von Wolfratshausen mußte z. B. alle sieben Wochen nach Perlach und daselbst Landschrannen halten. Zeßmaier Gesch. v. Baiern. S. 633.

100) Von Ae, im Angelsächsischen: Gesetz, Vorschrift; Rechtsame; daher ächt. Die Ehe, Bündniß.

alten Rechtſamen auf Grund und Boden, Gebäuden oder Leuten haftete, zwiſchen Eigenthümern oder Grundherren und deren Pflichtſchuldigen oder Grundholden Erörterung fand [101]). Denn in Tagen, da Höfe, Schwaigen, Solden, noch ſelten in Gemeinheiten oder Dorfern beiſammen [102]), ſondern zerſtreut lagen, auch nicht alle Verträge ſogleich in Schrift gebracht wurden, war nothwendig, daß Jeglicher von den Rechtſamen und Laßen des Bodens hörte, den er anbaute, oder zu bauen auslieh [103]). Gerin-

101) Schon in einer St. Mangiſchen Urkunde von 1156 geſchieht der Ehehaften Erwähnung.

102) Worin wohl vornämlich des alten Baierns reicherer Anbau und größere Bevölkerung beruhen mochte. Zu einem Hof rechnete man wenigſtens zwei Huben Landes, jede zu zwölf Juchart. Mon. boic. 12, 33; Schwaige hieß ein Viehhof oder die Sennerei, wo die Kühe und Bereitung der Käſe Hauptgeſchäft waren; Sölde Haus und Boden ſolcher, die, ohne Grundeigenthum, fremdes bauten.

103) Diſe grundherrlichen Uebungsgerichte wurden nachher meiſtens in die Hofmark- und Dorfgerichte aufgenommen; aber viele auch, noch bis zum achtzehnten Jahrhundert, beſonders gehalten. Karl von Bacchieri Rede über die Ehehaften und Ehehaftgerichte in Baiern.

gern Streit um Mein und Dein in des Dorfes Ettern[104]) ſchlichteten, wie vor Alters, Schultheiße, auch Dorfrichter[105]).

Des Herzogs Amtleute und deren Schreiber, ſo wie die Befehlshaber der Wachten in Schlöſſern und Städten, die Burghüter, die Zöllner, die Kaſtner oder Einnehmer von Kloſtergefällen, die Umgeltner, welche die mittelbaren Abgaben erhoben, beſonders vom Wein, der in öffentlichen Trinkhäuſern[106]) ausgeſchenkt ward, empfingen zum Lohn keine feſte Beſoldung, oder Geld aus der fürſtlichen Kammer[107]), ſondern einen beſtimmten Antheil von erhobenen Gefällen, oder Anweiſung auf Feldfrüchte und andere Nutzungen.

---

104) Etter, d. i. Zaun, Umfang.

105) Auch die Klöſter und Edelleute beſaßen ſchon hin und wieder eigene Dorfgerichte, die ſie beſetzten. Oefele 2, 119. Mon. boic. 5, 426.

106) Ihr älteſter Name in Urkunden immer Tafern, oder Tabernen. Dies einer fremden Sprache abgeborgte Wort ſcheint zu bezeugen, daß die Sache ſelbſt durch die Klöſter zuerſt eingeführt ward.

107) Selbſt die Bizthume nicht. Z. B. der Bizthum von Straubing bezog vom Kloſter Niederaltaich von der Malenſteuer acht Pfund und von der Herbſtſteuer (Herbſtiur) eben ſo viel; hingegen der ihm zugeordnete Schreiber von jeder Steuer zwei Pfund. Mon. boic. 11, 285.

Bei Saumseligkeit in Pflichten wurden sie, wenn nicht um Amt und Ehren, um baares Geld gestraft [108]).

Noch ganz, wie zu ihrer Väter Zeiten, genossen die Fürsten keine andere Einkünfte, als welche sie vom Ertrag ihrer eigenthümlichen Höfe und der Aemter, deren Ertrag gewöhnlich Edelleuten verpachtet ward, oder den altüblichen Mai- und Herbststeuern der Freien und eigenen Leute, von Bußen, Münzen [109]), Mauthen oder Ausfuhrabgaben, Zöllen oder Eingangsgebühren, Lehen, Bergwerken und andern wohlhergebrachten Rechten bezogen; dazu Todfall von Leibeigenen, auch Vogtgilten oder Dienstleistungen und Zehnten von Klöstern und Schirmleuten aller Art. Davon wurden alle öffentliche Ausgaben bestritten. Schulden zu tilgen, wurden auch von geistlichen Stiftungen und den Unterthanen der Klöster und Edelleute Steuern erhoben. Auf Reisen und Jagen fanden die Fürsten und ihre Beamten in Schlos-

108) Wie z. B. in einer Urk. v. 1295 (Mon. boic. 3, 180) gesagt wird, wenn Richter oder Schergen das Gotteshaus Kaltenhaslach beschweren, „soll uns der Richter geben ze Puezze zehen Pfund, der Scherg funfen."

109) Es waren damals in Baiern vier Münzstädte. Denn weil die Burgerschaft von Regensburg ihren

fern, noch öfter in Klöſtern, unentgeldliche Herberg und Koſt [110]).

Die rheiniſche Pfalz hatte ähnliche Einrichtungen. Heidelberg, das Schloß, zu deſſen Füßen das Städtlein mit Mauern und Pforten umſchloſſen ruhte, war des Landes Hauptort. Da kamen des Pfalzgrafen Dienſtmannen [111]), wenn

---

Münze Einheit und Güte verſchlechterte, und die Warnung der Fürſten nicht achtete, ließ Herzog Ludwig in München prägen, Heinrich in Straubing, der Biſchof von Regensburg in Werde, die Burgerſchaft aber in ihrer Stadt. Lori bair. Munzrecht, die Urk. S. 12, 14.

110) Die Klöſter litten durch dieſe Pflicht oft ſehr. Daher war es großer Gewinn, vom Herbergrecht (jus albergariae) befreit zu werden, wenigſtens daß ſie nicht ſchuldig waren, „Nachtfelden" zu geben, das heißt, die Beamten, Jäger u. ſ. w. der Herzoge zu bewirthen. Auch in den Befreiungen der Klöſter machten dennoch die Fürſten gern für ſich Ausnahme: „Wenn wir mit unſers ſelbers Leiben dahin chömen." Mon. boic. 3, 371.

111) Es waren die Ritter von Hirzhorn Erbtruchſeſſe, wie vormals die Herren von Alzei geweſen, die Herren von Erbach Erbmundſchenken; die Rheingrafen Erbmarſchalle. Marquardi *Freheri* orig. palat. 1, 82 ff.

er erſchien, zuſammen, ihre Erbämter auf der Pfalz zu verwalten. Da wohnte der Burghauptmann[112], der die Beſatzung befehligte, gleichwie andere, auf andern Burgen, in des Pfalzgrafen Treuen lebten[113]. Sein Stellvertreter war auch hier über alle ein Vitzthum[114]. Das Gebiet war in Vogteien getheilt[115]. Unter Landvögten ſtanden Schultheißen zu Stadt und Land[116].

8.

Mönchsweſen. Geißler. Juden.

Die Herzoge walteten über ihr Eigenthum, wie Grundherren, frei; nicht von Ständen, nur durch die Heiligkeit des Eigenthums, der Uebungen und Befugniſſe ihrer Unterthanen und Schirm-

---

112) Die Herren von Dürn Burghauptleute. Freher.

113) Zu Weinheim an der Bergſtraße machte Ludwig im J. 1283 den Heinr. v. Reichenbach zum Burgvogt; zu Guttenberg im J. 1287 den Grafen Adolf v. Naſſau. Tollner Cod. dipl. 76.

114) „Gottfried der Perler, unſer Vitzthum zu Beyern und an dem Rin." Urk. v. 1313. Tollner 82.

115) Praefecturae; wie Stromberg, Simmen, Stalek, Alzei u. a. m.

116) In den Rechtsbriefen der Pfalzgrafen wird ihrer oft gedacht: „universis advocatis, scultetis et aliis officiatis nostris." Selbſt zu Heidelberg war außer

leute beschränkt. Das fortwährende Erlöschen jener alten Grafengeschlechter, von denen ein großer Theil der Klöster gegründet worden, mehrte daneben auch der Landesfürsten Vogtherrlichkeit über die Gotteshäuser; ihren Einfluß auf Besetzung und Haushalt der Abteien, welche in weltlichen Dingen nicht nur vor Landrichtern, sondern selbst vor dem Dorfgericht Recht nehmen mußten [117].

Die goldenen Zeiten der Klöster gingen schon zur Neige. Man stiftete seltener; beschenkte kärglicher. Sie waren den Herzogen zinsbar; zinsbar dem römischen Stuhl, welcher die Abgaben geistlicher Stifter durch Bischöfe oder eigene Boten einsammelte [118]. Pabst Alexander IV, immer-

---

dem Vogt noch ein Schultheiß. *Dan. Pareus* in seiner Hist. bavarico-palatina (Ausgabe des Joannis S. 353) zeigt schon in einer Urk. von 1262 einem Vogt von Heidelberg nach.

117) Befreiung von der Pflicht, vor Dorfgerichten zu stehen, war bloße Gunstsache, wie man z. B. aus einer Urk. vom J. 1332 (Mans. Emm. lib. prob. S. 361) zum Vortheil des Abts zu St. Heimeran sieht.

118) Wegen Schirm, Rechtsame und Freiheiten von Päpsten bewilligt, wofür den Klöstern in den Urkunden immer die jährliche Zahlung nach Rom einbedungen ward; wie z. B. dem Kloster Ror im J. 1142. Mon. boic. 1, 357.

bar verschwenderisch und arm, ließ durch seinen Gesandten Johannes de Cera in Deutschland und Ungarn den oft vergessenen Romerzins herstellen, und durch besonders ernannte Eintreiber beziehen[119]). Auch mangelt' es den Kirchen sonst nicht an außerordentlichen Steuern[120]), die unter mancherlei Namen[121]) nach Rom flossen. Daneben mußten Abteien und Pfarreien ihren eigenen Bischofen steuern; wenigstens einmal jedem zur Lösung des romischen Bestatigungsbriefes[122]) seiner Wahl.

Doch haben sie es wohl vermocht. Viele schwelgten im Ueberfluß, welchen sie der Gottesfurcht einer freigebigern Vorwelt dankten. Die Strenge der Gelubde war schon häufig neben vollen Bechern erschlafft, und die Prediger der Keuschheit lauerten nicht selten, als gefährliche Versucher, der Unschuld auf. Schon hieß es ein

119) Johannes de Cera machte im J. 1260 den Abt Konrad von Ast zum collector census romani im Freisinger Sprengel. Mon. boic. 1, 394.

120) Die ordentlichen betrugen gewöhnlich 10 — 20 Byzantinen oder Goldgulden.

121) Z. B. In subsidium terrae sanctae im J. 1282, wo Kloster Ragenhofen zahlte 5 Pf. Regensburger und 6 Pf. Salzburger Pfennige. Mon. boic. 3, 345.

122) Die nachher unter dem Namen „Infulsteuer" bekannte Leistung. Mon. boic. 1, 85.

ſchweres Werk, entartete Stiftungen zur urſprünglichen Einfalt heimzuführen. Da dies der fromme Abt Volkmar in Niederaltaich verſuchte, ſah man ſein ganzes Kloſter in Aufruhr. Die Pfaffen erbrachen des Abtes Speicher und Keller, verkauften der Kirche Kleinodien, ſelbſt die Glocken von den Thürmen, und lieſſen Volkmarn, als er an einem Maitag über die Donaubrücke gen Werd ritt, mit Pfeilen tödten und in den Strom werfen[123]).

Die Ruchloſigkeit einzelner Prieſter konnte jedoch nie den Glauben der Menſchen an die überirdiſche Hoheit der Kirche ſchwächen. Einer Ohrfeige willen, die einſt der Diener des Grafen von Hartenberg einem freiſingiſchen Gotteshäusler gab, gelobte der Herr alle ſeine Lehen dem Hochſtift verfallen, ſollte je einer der Seinigen wieder ſolche Mißhandlung wagen[124]).

Neuen Eifer ſtrenger Zucht brachten ſpäter errichtete Mönchsverbrüderungen um dieſe Zeiten in die chriſtlichen Länder. Allein denſelben ſchien

123) Es geſchah im J. 1281. Herzog Heinrich ließ ſechs Mörder, der Pfaffen Verwandte, verhaften; zwei derſelben erhenken, zwei enthaupten, zwei rädern. *Henr. Stero* (*Canis.* Lect. antiq. 7, 206).

124) Die Genugthuungsurkunde wegen einer Ohrfeige v. J. 1270 hat Meichelbek 2, 73 aufbehalten.

angelegener, die Macht des heiligen Stuhls, denn des heiligen Sinnes zu verbreiten. So die schnell aufwuchernden Schwärme der Bettelmönche, welche Almosen von Haus zu Haus sammelten. Kaum hatte Alexander IV Augustins klosterliche Ordnung erneut, ward solchen Einsiedlern schon zu Regensburg eine neuerbaute Kirche geöffnet[125]; und der Erzhelfer Seemann daselbst, ritterlichen Herkommens, baute ihnen in Niederbaiern ein eigenes Kloster[126]. Von der gleichen Stadt kamen sie nach München, wo ihnen ausser den Ringmauern auf dem Haberfeld Raum gegeben ward[127]; und wenige Jahre darauf fingen auch Augustinernonnen an der Isar zu Biebbach, wo ihnen Graf Berengar von Leonsberg sein Jagdhaus auf der Anhöhe zum Bethaus einräumte[128].

Früher noch, als sie, hatten die Jünger des glaubenseifrigen Spaniers, Dominik de Guzman, bleibende Stätten zu Baiern. In ewiger Armuth, allem Eigenthum abschwörend, gelobten dieselben ihr Leben, nach dem Beispiel des Leh-

125) Im J. 1269. Mon. Emm. 1, 307 ff.

126) Die Stiftung des Klosters Seemannshausen fällt ins Jahr 1261. Hunds Metrop. Salisb. 3, 235.

127) Im J. 1291. Mon. Emm. 1, 318.

128) Im J. 1296. Hunds Metrop. 3, 285.

Die kanadiſchen Indianer am Lorenzoſtrom und den großen Seen.

Man muß ſich die ſogenannten Wilden eben nicht ſo wild denken. Mancher Europäer durchreiſete ſchon, wie Makintoſh oder Long, die einſamen Wälder oder grasreichen Ebenen derſelben, ohne alle Gefahr, von Straßenräubern und Mördern umgebracht und geplündert, oder auch nur, wie zuweilen in europäiſchen Wirthshäuſern, geprellt zu werden. Noch immer ziehen bei ihnen die engliſchen Pelzhändler herum. Die Wilden verlangen nur, nach Billigkeit, man ſolle ihre Landesſitten und Geſetze achten, und ſich darnach richten; und ungefähr eben ſo viel würden wir wohl auch von einem Nadoweſſier, Thippenayer oder Irokeſen verlangen, wenn er eine Luſt- oder Entdeckungsreiſe durch Europa machen wollte. Man hat bei ihnen noch den Vortheil, daß man nicht aller Orten von Zöllnern und Sündern, Bettlern, Mauthbedienten, Polizeibeamten, Paß- und Thorſchreibern und andern Leuten geplagt wird, die das Reiſen in europäiſchen Staaten manchmal zur Qual machen. Sie leben der Natur näher,

rers, der Ausrottung falſchen Glaubens. Der Truchſeß von Ekmühl war es, der ihnen zuerſt in Regensburg eine heilige Wohnung gebaut[129]). Hier hielten ſie zur Reinhaltung des Glaubens, für Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, eine Schule[130]). Dieſe frommen Predigermönche zur Austilgung der Ketzereien kräftiglich zu unterſtützen, war allen Amtleuten in Baiern ſchon vom erlauchten Fürſten Otto geboten worden; und Herzog Heinrich, deſſen Sohn, ſtand nicht an, ihnen zu Landshut ein eigenes Kloſter aufzurichten[131]).

Faſt gleichzeitig mit den Dominikanern hatte ſich nebenbuhlleriſch die Geſellſchaft der Minderbrüder aufgethan. Schon im Todesjahr ihres Urhebers, Franz von Aſſiſi, beſaß ſie im kloſterreichen Regensburg Heimath und Kirche[132]). Als aber einer der Ihrigen von da, Berthold genannt, beredt und kühn, gleich einem begeiſter-

129) Im J. 1216. Biſchof Siegfried erweiterte nachmals das Kloſter und gab ihnen die St. Blaſienkirche auf dem Jakobshofe ein.

130) Im J. 1230. Mann Emm. 1, 299. Biſchof Albertus Magnus ſelbſt ſtand hier zwei Jahre dem Unterrichte vor.

131) Im J. 1271.

132) Im J. 1226 durch Biſchof Konrad.

ten Seher, Zeichen und Wunder vor vielen tausend entzückten Zuhörern predigte, umgab weit höherer Glanz die seraphische Brüderschaft in Baiern. Zahlloses Volk, selbst aus Böheim und Ungarn, wallfahrtete zu seinem Grabe[133]), und es erhoben sich seinen Brüdern und Schwestern, den bescheidenen Seelnonnen[134]), Wohnstätten zu Ingolstadt[135]), Landshut[136]) und München[137]).

Diese mannigfaltigen, mönchischen Verbindungen, von schwärmerischer Andrunst gestiftet, durch frommen Ehrgeiz erweitert, von des Papstes Staatsklugheit geleitet, wurden schnell eben so viele Kämpfer für Gewalt und Herrlichkeit des römischen Stuhls. Denn Jesu Reich war nicht

133) Er starb im J. 1272 zu Regensburg, als Wunderthäter verehrt. Mon. Boic. 1, 297 ff.

134) Sie trugen weltliche Tracht von aschgrauer Farbe; erwarben ihr Brod mit Arbeiten; pflegten der Kranken und Sterbenden; konnten auch ihr Haus verlassen, erben, vererben und heirathen.

135) Im J. 1275.

136) Im J. 1280.

137) Im J. 1284 am Anger in München von den Sendlinzern gestiftet; das Büttricher Schwesternhaus im gleichen Jahr vom Geschlecht der Büttriche; und im J. 1295 das Riedlerhaus von Heinrich Riedler, einem Münchner Bürger.

mehr des Papstes Reich; des Urchristenthumes Einfalt verlernt; der Glaube Gegenstand spitzfindiger Streitsucht; des Glaubens Frucht kalte Werkseligkeit oder Ausbruch andächtigwilder Gefühle, die sich in schauderhaften Büßungen verloren. Von solcher Art ist die Raserei der Geißler gewesen, die zuerst aus Italien gekommen sind, wo heißeres Blut die Leidenschaften leichter entflammte.

Zu Hunderten und Tausenden erschienen Männer und Weiber, fahrend von Land zu Land, ohne Eigenthum, ohne Rast; in Ställen, Wäldern und Höhlen übernachtend. Sie zogen durch Dörfer, Märkte, Städte; in keiner Pfarrei über einen Tag weilend; alle paarweise, mit brennenden Kerzen und Kreuzbildern. Auf Scheidewegen oder öffentlichen Plätzen, wo des Volkes viel zusammenrannte, stellten sie sich in weitem Kreise, nackt bis zum Nabel, das Angesicht mit schwarzem Tuch verhüllt, daß es Keiner kenne. Dann, unter Bußgesängen, schlugen sie mit Geißeln voller Knoten und Nägel Rücken und Rippen, bis sie ohnmächtig zur Erde fielen. Richteten sie sich wieder empor, streckten sie heulend auf den Knien ihre zerfleischten Arme gen Himmel, oder schlugen mit blutigen Fäusten die Brust. Nicht Regen, nicht Sonnenhitze, [illegible]ht des Winters Schnee und

Frost unterbrach die gräßlichen Bußthaten [138]). Arme und Reiche, von eignem Triebe, oder dem Beispiel der Geißler gerührt, mehrten deren Zahl. Jeder Hinzukommende mußte dreiunddreißig und einen halben Tag lang bluten [139]), dem Richter der Sünden zu versöhnen. Keiner nahm Almosen für sich, sondern für das Bedürfniß des gesammten Haufens, welcher, beständig ab- und zunehmend, täglich von anderer Gestalt war [140]). Aber unter dem Abbüßen alter Seelenschulden wurden, im langen und allzuvertraulichen Beisammensein beider Geschlechter, wohl manche neue gestiftet, und die Andacht lieh auch hier der Liebe den Schleier. Es eiferten, wiewohl lange vergebens, die Päpste wider den heiligen Unfug, und in Baiern wies das herzogliche Gebrüder die

---

138) Erat modus ipsius poenitentiae ad patiendum durus horribilis et miserabilis ad videndum, sagt der zeitgenössische Verfasser des Chron. Augustensis, beim J. 1260.

139) Weil Christus 33½ Jahre auf Erden gewandelt.

140) Die Schilderung zum Theil nach dem Chron. Aug., zum Theil nach Alberti Chron. argent. (Urstis. 2, 149 ff.). Die Schwärmerei währte ein Jahrhundert; und die Gebräuche waren bei den Geißlern wohl nicht überall ganz dieselben.

Geißler über die Landesgrenzen zurück[141]). Ihr Erscheinen ward besonders aller Orten den Juden[142]) ein Schrecken, die ohnehin durch ihren Glauben und Geldwucher seit alter Zeit der Christen Abscheu waren. Die erbitterten Völker gegen sie aufzuregen, war kaum die blutige Feierlichkeit der Geißler vonnöthen; jedes böswillige Gerücht vermocht' es. Wüthende Hungersnoth im Lande, tödtliche Seuch' in den Städten, führte der Wind Heuschreckenschwärme in die Felder — Alles ward der Hebräer Verbrechen.

Es erzählen die Jahrbücher dieser Tage von schauderhaften Gräueln, welche der Aberglaube des Pöbels, besonders in fränkischen Städten, den Israeliten andichtete und rächte. So groß war oft die Verzweiflung der Verfolgten, daß sie, in Schlösser und feste Gebäude geflüchtet,

141) So das Chron. Aug. zum J. 1260. Nach Aventin (Ann. boj. L. 7) waren sie bis in den Freisinger Sprengel gekommen.

142) Henr. Rebdorf in s. Ann. beim Jahr 1349 (Frehers Germ. rer. script. 1, 440) erzählt, als eine Schaar Geißler in ein bambergisches Städtlein gekommen, hätten die daselbst zahlreich wohnenden Juden in der Verzweiflung die Waffen gegen sie ergriffen, einige Bürger getödtet, welche die Geißler in Schutz nahmen, endlich den Ort angezündet.

nach hartnäckiger Gegenwehr, mit eigener Faust ihre Kinder erwürgten, und sich sammt ihren Schätzen lieber freiwilligem Flammentode, als den Christen gaben. Auch zu Regensburg wohnten von den ältesten Zeiten her viel Israeliten. Sie hatten daselbst stattliche Häuser, großen Reichthum, eigene Schule, und beim Dörflein Saler am Regen ihre und der Väter Grabstätten. In der allgemeinen Verfolgung ward ihrer doch hier geschont. Rath und Bürgerschaft von Regensburg, menschenfreundlicher, als ihre Nachbarn, untersagten willkührliche Mißhandlung der Bekenner Mosis: kein Sterblicher solle dem Rathschlusse Gottes vorgreifen [143]). München hingegen brachte ihnen ein entsetzliches Loos. Hier lief eines Tages das Gerücht, sie hätten einem alten Weib ein Christenkind abgekauft, und in unterirdischen Kellern mit Nadelstichen in langsamer Qual getödtet. Genug, des Pobels Wuth zu entflammen. Man schleppte die Alte zu Folter und Tod; plünderte und schleifte die israelitischen Wohnungen. Umsonst eilte Pfalzgraf Ludwig selbst herbei mit seinen Beamten, die Verfolgten zu retten, welche alle in ihre Schulen geflüchtet

143) Nur vor Gerichten seien sie im Recht zu belangen. *Henr. Siero* ann.

waren[144]. Die Chriſten warfen Feuerbrände hinein; das Heiligthum mit allen Lebendigen darin ward Aſche[145]. Anderthalbhundert Iſraeliten jedes Alters und Geſchlechts ſind, als Opfer der frommen Wuth, umgekommen[146].

9.

Heinrichs XIII. Tod. Seine Söhne Otto III., Ludwig III. und Stephan I.

Im J. 1279 — 1290.

Der geſtrenge Pfalzgraf, immer an der Seite ſeines edeln Schwähers und Freundes, Kaiſer Rudolfs, genoß großer Ehren im Reich, auf den Tagen wie in den Kriegen desſelben. Nur ſein Bruder zu Landshut hatte beſtändig wider ihn Sache. Um Grenzen, um Gerichtsbarkeit, um Geleite, um viel nichtigere Dinge hob derſelbe

144) Aventin ſagt (ann. boj. L. 7), auf Ludwigs Rath hätten ſie ſich dahin begeben. Es geſchah im J. 1382.

145) Die Stätte hieß nachher die Gruft; da ward der heil. Jungfrau eine Kirche gebaut. Meichelbek 2, 94.

146) Noch im achtzehnten Jahrhundert erzählten der Jeſuit Rader (in ſ. Bavaria sancta) und ſelbſt Falkenſtein dieſe Lamarmazen mit frommem Wohlbehagen.

Händel gegen ihn an, und was ihm nicht zu Willen geschah, erpocht' er mit Trotz. Da kam es oft zu Mord und Brand zwischen Beider Leuten [147]). Heinrich, von stolzer Eifersucht verzehrt, blieb gehässig bis an das Ende seiner Tage.

Im Anfang jenes fruchtbaren Wunderjahrs 1290, da Getreid' und Wein in Ueberfluß waren [148]), und der Zänner Felder und Gärten mit Blumen schmückte, wohnte Heinrich auf seinem Bergschlosse Burghausen an der vorüberrauschenden Salzach. Da erkrankt' er zum Sterben. Unter den Gebeten der Priester ward er, durch reiche Spenden, bei Kirchen und Klöstern um des Himmels Gunst; doch lieset man nicht, daß er seines Bruders freundlicher gedacht habe. So schied er aus der Welt [149]).

Er hatte drei Söhn' am Leben. Der Aelteste derselben, Otto, seines Namens der Dritte

147) Rudolf von Habsburg sah sich endlich genöthigt, diese Gezänke zu schlichten im J. 1287. Die darüber ausgestellte Handveste und der schiedsrichterliche Spruch sind bei Oefele 2, 105 ff. abgedruckt.

148) Doch folgte der wohlfeilen Zeit bald Theurung. Gmeiner 1, 427.

149) Den 4. Hornung 1290. Sein Leichnam ward nach Landshut geführt; in der Gruft von Seligenthal beigesetzt.

unter den baieriſchen Herzogen, war ein Herr von dreißig Jahren; an Gemüthsart ſeinem Vater nicht unähnlich; großer Dinge allzeit begierig, doch groß nur im Kleinen. Ihm auch hatte Heinrich im letzten Willen übertragen, vier Jahre die öffentliche Geſchäfte allein zu führen; ſei es, weil er den Leichtſinn der Jüngern fürchtete, oder die Brüder an Eintracht gewöhnen wollte, deren Glück ihm im Leben gemangelt. Der andere Sohn, Ludwig, hatte einundzwanzig Jahre, und Stephan, der Jüngſte, neunzehn. Den Letzten hätte der Vater gern noch auf dem Stuhl des Erzſtifts zu Salzburg geſehen, als dieſer ein Jahr vor ſeinem Tode leer geworden. Der Adel von Salzburg, ihm willfahrend, hatte auch die geiſtlichen Herren des Stiftes aufgefordert, den jungen Fürſten zu wählen, um Baierns ſtarken Schuz gegen Oeſterreich zu haben. Allein die Stiftsherren tadelten Stephans unreifes Alter, und daß er ohne Wiſſenſchaft und Laie wäre. Streit zu meiden, ward die Sache dem Payſt heimgeſtellt. Dieſer ließ, wie erzählt wird, Kundſchafter gen Landshut reiſen, den Jüngling zu prüfen, der allerdings in Jagd, Spiel und ritterlichen Werken erfahrner, als in der Schrift war. Als ſie ihn das erſtemal ſahen, fanden ſie ihn im Linnenkittel wohlgemuth zwiſchen ſeinen muntern Geſellen mit dem Armbruſt nach der Scheibe zielend.

Bedächtlich verfagte der heilige Vater die Bestätigung der Wahl, und gab Hrodberts Stuhl an Konrad, den Bischof von Lavant [150]).

10.

Otto's III. Händel mit Oberbaiern und Oesterreich.

Im J. 1290 — 1293.

Der feindselige Geist, welcher die Söhne des erlauchten Otto seit siebenunddreißig Jahren entzweit gehalten, war nach und nach selbst in die Gemüther des Volks gedrungen. Die Baiern der hohen und niedern Lande schienen zu vergessen, daß sie Zweige gleiches Stammes wären. Vizthume und Pfleger redeten gegenseitig die trotzige Sprache ihrer Herren; begünstigten die Selbstrache der Unterthanen; nahmen geringer Ursache wegen von einander Gefangene und Geiseln; oder gaben Landflüchtigen Schirm. Zu Kelheim, wie zu Neustadt an der Donau, erschwerte man den Verkehr mit unbilligen Zöllen. Baiern war voll

150) Eberdorfer v. Hafelbach, der im fünfzehnten Jahrhundert Namens der hohen Schule Wiens der Konstanzer Kirchenversammlung beiwohnte, in seinem Chron. Austr. (bei Pez Script. 2, 772) und Lanfiz 2.

unnützen Kriegsgesindels, welches stehlend umherzog, weil es keinem Herrn diente und ohne Sold war [151]).

Das Alles bewog, gleich nach Heinrichs Tode, den gestrengen Ludwig, zu des Landes Trost Ausgleichung mit dem Neffen Otto zu versuchen. Bischof Heinrich von Regensburg ward zum Richten und Schlichten erbeten. Dieser war ein sinnreicher, wohldenkender Mann, welchem Liebe zu Wissenschaft und Kunst ein sanftes Gemüth gegeben [152]). Er richtete auch, vereint mit beider Herzoge Räthen, zu Freising Alles nach Minne und Recht aus; wußt' alle Spänn' und Anstöße zu heben, und wo Blutruche schrie, sühnt' er sie

151) Aus den verschiedenen Richtbriefen von 1290 bis 1293 im Specimine diplomatarii bojoarici bei Oefele 2, 111 ff.

152) Der gleiche, welcher zur Löschung der Bisthumsschulden seine Grafschaft Rotenek an Ludwig verkauft hatte. Er vollendete den Bau des Domes in Regensburg, welchen sein Vorfahr Leo begonnen; führte auch zuerst mit Hilfe zweier gelehrten Sänger von Heilbronn den gerechten Chorgesang ein, welcher bisher kunstlos nur nach dem Gehör verrichtet worden, und ließ Noten zu den Worten setzen. Freher (rer. Germ. script. 1, 400).

wohl an Brautaltären aus, wie bei den Starzhausern und Leutenbeken geschah. Dies waren zwei große Geschlechter, reich an Eigen und Lehen, jenes im obern, dieses im niedern Baiern. Sie lebten in bitterer Todfeindschaft. Ein Leutenbek hatte Herrn Ulrich von Starzenhausen erschlagen; der Pfalzgraf Genugthuung für den Mord seines Getreuen begehrt. Der Bischof aber schlichtete folgendermaßen: Herzog Otto soll des Leutenbeken ältesten Sohn dem Pfalzgrafen zu eigen geben, und auf daß alle Feindschaft ende, müsse dieser Jüngling die Tochter des Erschlagenen zum Altar führen; des Starzenhausers Sohn aber die jüngste Tochter des Leutenbeken. Kinder dieser Ehen sollten dann zwischen beiden Herzogen getheilt sein [153]).

So wacker der alte Bischof gethaidigt hatte, war doch Otto in seinem Herzen dem Hause zu München mißhold, wie es sein Vater gewesen. Das offenbarte er früh.

Es war, bald nach diesem, Rudolf von Habsburg, Deutschlands edler König, zu Germersheim in seines Freundes Ludwig Armen gestorben [154]). Der Pfalzgraf, um den Geschäften

153) Im Specim. dipl. Oefele 2, 111 ff. Die Urk. ist v. J. 1290.

154) Im Comm. 1. 91.

des Reichs freier obzuliegen, hatte darauf die Verwaltung Oberbaierns in die Hand seines siebenzehnjährigen Sohnes [155]) gegeben, welcher, gleich dem kaiserlichen Großvater, Rudolf hieß [156]). Der junge Herzog that alsbald den Willen seines Vaters, des Pfalzgrafen, Allen kund, denen es nöthig zu wissen; auch der Stadt Augsburg, um der Schirmherrn-Rechte willen, die Baiern daselbst, wo nicht übte, doch ansprach [157]). Dessen wurden aber die Augsburger

155) Er war den 4. Weinmonds 1274 geboren. Kettenhover.

156) Einen ältern Sohn aus der Ehe mit Anna von Glogau hatte Ludwig im Jahr 1289 beim Turnieren zu Nurnberg verloren. Er hieß Ludwig. Ein Hr. Crato von Hohenlohe rannt' ihm den Speer durch die Kehle. *Andreas Presb.* Chron. (Pez Thes. anecdot. 4, 546).

157) Nämlich Konradin von Schwaben hatte die „advocatiam civitatis nostræ in Augusta" schon zu Verona den 10. Jänner 1267 an Herzog Ludwig verpfändet gehabt. Die Urk. bei Kettenhover S. 181. Daher scheinen mir Gasser und nach ihm Paul v. Stetten (Gesch. der Stadt Augsburg. S. 82) im Irrthum, wenn sie glaubten, daß Rudolf begehrt habe, sie sollten seinen Vater als Reichsstellvertreter für ihren Schutzherrn ansehen.

unwillig, denn sie mochten, als Freie des Reichs, dem mächtigen Nachbar kein Recht über sich zugestehen. Sie riefen stracks den Markgrafen Heinrich von Burgau herbei, der den Baiern allezeigt abgeneigt, daneben ein kluger, tapferer Ritter war. Den machten sie zu ihrem Hauptmann. Weil das Reich ohne König war, glaubten sie, sei es an der Zeit, ihrer Freiheit zu pflegen. Ihr Stadtwesen hatte schon gute, feste Gewalt unter Leitung eines Raths von Zwölfen aus ältesten Geschlechtern, deren Beschlüsse zwei Stadtpfleger vollstrecken mußten [158]). An Geld mangelte es nicht. Sie bewaffneten eigene Bürger [159]), und warben Söldner.

Der junge Fürst, eingedenk wie sein Vater einst das stolze Regensburg mit der Veste Landskrone geschreckt hatte, spottete der kriegslustigen Kaufleut' und befahl stracks eine Veste am Lechstrom aufzurichten [160]), damit ohne seine Gunst

158) Gasser z. J. 1286.

159) Man fing jetzt schon an sparsamer in Aufnahme neuer Bürger zu werden. Das Bürgerbuch, worin die Namen der Bürger eingetragen wurden, begann im Jahr 1288. Gasser.

160) Einige sagen bei Füssen; nennen die Burg Gelsberg, Kutzenberg; Andere setzen sie nach Hattenberg, oder nach Kaltenberg, ohnweit der Paarquellen.

kein Schiff zu ihnen abwärts könne. Kaum begonnen, erschienen aber die Augsburger davor, eroberten und schleiften den Bau. Im hohen Zorn rüstete der junge Herr ein Heer, und versprach Plünderung der reichen Stadt Jedem, der mitzöge. Eh' er jedoch die Rüstung vollendete, kamen unerwartet Boten von Landshut herauf, in Herzog Otto's Namen, welcher ebenfalls die Zeiten des Zwischenraums zu benutzen gedachte. Sie forderten, Rudolf und sein Vater müsse sich baierischer Herzogenwürd' entschlagen, und genügen lassen am Pfalzthum. So wäre billig. Wo nicht, Krieg

Rudolf, überrascht, und von zwei Seiten bedroht, meldete eilfertig dem Vater am Rhein das Geschehene; verbarg in gütlichen Unterhandlungen den Augsburgern seinen Verdruß, während er zur Vertheidigung gegen Niederbaiern rüstete. Der gestrenge Pfalzgraf Ludwig kam schnell nach München. Er sprach zu den Neffen in Landshut: „Als ich mit euerm Vater theilte, haben wir den Genuß des Wittelsbachischen Erbes, nicht die Würde, nicht das Herzogthum getheilt. Noch besteht der Spruch von Bilshofen, daß zweiundzwanzig Jahre darum nicht gehadert werde. Wollet ihr ihn brechen, will ich ihn mit Waffen decken kräftiglich [161]).“

161) Nach Aventins Ann. boj. L. 7.

Da die Neffen nun verſtummten, knüpfte der Herzog auch mit den Augsburgern wieder friedliche Nachbarſchaft an; verhieß, es ſolle ihnen keine Burg zum Schaden am Lech ſtehn; ſie dagegen erkannten ſeine Rechtſame als Schirmvogt über Bisthum und Stadt [162]). So kehrt' er an den Rhein zurück, und ging wieder den Geſchäften der Königswahl nach. Was noch zwiſchen dem obern und niedern Baiern abzuthun war, richtete abermals der wackere Biſchof Henrich von Regensburg dem Lande zu Frommen und Frieden aus; daß die Pfaffheit ihr Recht behielt, die Landſtraße Sicherheit; hingegen Strolchen und Brennern Herberg [163]), und Jedem heimliches Gewehr [164]) verſagt ward [165]).

---

162) Denique ipsus Ludwichus Palatinus advocati immo interregis muris per totam Augustanam diocesin ac per civitatem Augustburgensem jure suo perfungetur. Gaſſer.

163) „Wund' ein Bauer oder andrer armer Mann von ſolchem Brenner gezwungen bei Nacht, daß er ihn unter Dach nehmen müßte, ſoll er im Dorfe Hilfe rufen, oder morgens ſeinen Nachbarn und dem Richter melden."

164) „Pickelhauben, geſpitzt Schwerd, Purdaun und alle verbergene Harnaſch."

165) Der Sonderſatzungsentſcheid vom Jahr 1293 bei Oefele 2, 117. Die Herzoge verbanden ſich, ihn

Herzog Otto zu Landshut, nun er es gegen den Oheim nicht wagen konnte, wollte mit dem geworbenen Volk gegen Albrecht von Oesterreich, den er wegen Verlustes der Enslande haßte. Die Gelegenheit schien hold. Albrecht lag im Felde gegen Ungarn. Viele von desselben Dienstmannen in der Steiermark, unzufrieden mit seiner Strenge, wünschten Veränderung der Herrschaft. Erzbischof Konrad von Salzburg, gleichfalls mit Habsburg zerfallen, entbot dem Herzog von Niederbaiern, nicht lange zu säumen; der erste Schritt in die Steiermark werd' ihm allen Adel dort zuführen.' Nun Boten her und hin. Wirklich begann Aufruhr an der Steier. Die Pfannenberger, die Stubenberger, am meisten der mächtige Hartnid zu Wildon an der Mur, riefen Otto's Schutz, boten ihm ihre Schlösser [166]).

Also brach Otto, reicher Beute lüstern, mit

---

wenigstens ein Jahr zu halten; wenn Ludwig dagegen fehlen würde, sollten seine Söhne mit vier ihrer geschwornen Räthe nach Dachau fahren und da leisten und keine Nacht von dannen sein; wenn Herzog Otto, so sollten seine beiden Brüder, und ihres geschwornen Raths mit ihnen vier nach Mosburg und daselbst Einlager halten, bis der Fehl verbessert wäre.

166) Dies alles geschah noch im Jahr 1290.

verlaſſen, rettete ſich mit Verdruß und Schmach über die obern Tauern hinaus. Er ruhte nicht, bis er durch die Schlünde des Lutz wieder vaterländiſchen Boden ſah.

So ſchimpflich endete das Unternehmen. Schlimmere Folgen verhütete Pfalzgraf Ludwig, der, immer wach für Wittelsbach, zu Linz Ausſöhnung herſtellte [168]). Die Urkunde der Freundſchaft ward geſchrieben; aber Haß blieb in Allen.

11.

Des geſtrengen Ludwigs Tod.

Im J. 1290.

Der Herzog von Oeſterreich beſaß Muth, Herrſchermitz und Güte, aber nicht ſeines Vaters Leutſeligkeit, welche Herzen bezwingt. Dies hatte ihm den Adel der ſteieriſchen Mark, dies das Gemüth der Reichsfürſten entfremdet. Daher ward bei der Königswahl nicht ihm, ſondern dem Grafen Adolf von Naſſau der Deutſchen Thron gegeben. Nur allein Pfalzgraf Ludwig hatte, in alter Liebe zum Hauſe Habsburg, das er gehoben, für Albrecht auf dem Tage zu Frankfurt geſtimmt; war auch nicht bei den Feierlichkeiten

168) Der Friede ward noch im J. 1293 abgeſchloſſen. So die Historia Austrialis (Freher Rer. Germ. scriptt. 1, 337), der ich in Vielem nachging.

von Adolfs Krönung; sondern unterdessen zu Linz Mittler zwischen Oesterreich und seinen Neffen gewesen.

Solches deutete ihm der neue König ungünstig; dazu traf ein anderer Unfall. Die Adolf sammt den Kurfürsten zur Krönung gen Köln auf dem Rhein hinab gereiset, waren sie am pfalzgräflichen Schloß Fürstenberg vorbeigekommen, wo die Schiffe immer zu laden pflegten, den Zoll zu entrichten. Aber das Königsschiff hatte nicht angehalten, obwohl von den Zöllnern gerufen worden. Von den Wachten war deswegen mit Armbrüsten herabgeschossen, unwissend, wer auf dem Schiffe sei, und ein Mann an des Königs Seite verwundet.

Der Pfalzgraf entschuldigte das Geschehene, und erwies seine Unschuld; doch rottete er in Adolfs Gemüth den bösen Verdacht nicht aus. Der schlaue Erzbischof von Mainz, Gerhard, steigerte den Zufall sogar geflissentlich zum Verbrechen, vielleicht in Hoffnung, ein gutes Stück der Pfalzlande zu erbeuten, wenn Ludwig in die Acht fiele. Dieser aber, wohl auf der Hut, schloß im Stillen mit Oesterreich, Straßburg und Andern Bündniß, und bemannte sorgfältig seine Städte und Burgen längs dem Rhein. Die Achtung, welche man seiner Unschuld verweigert, mußte man seiner Entschlossenheit und Stärke

zollen. Wer keine Furcht kennt, erregt sie. Der neue König ward milder, bot ihm freundliche Hand; durch ihn auch den Habsburgern; und lu ihn zu sich ein. Gern reisete der Pfalzgraf zu ihm, von München an den Rhein. Unterwegs aber, in der Burg auf Heidelberg, erkrankt' er plötzlich. Eine Geschwulst der Schamtheile, zu lange verheimlicht, ward ihm tödtlich. Da wandt' er alle Gedanken auf das Ewige; ersetzte Kirchen und Klöst rn erlittenen Schaden; that andern wohl, daß ihre Dankbarkeit inbrünstiger für seine Seele bete, und wo sein Gewissen sorgte, er habe zu streng gerichtet, ertheilt' er Gnade. Diesen letzten Willen [169]) und seinen Trauring [170]) sandt' er an Mechtilden, seine Gemahlin, ihr anheimstellend, welches Seelgeräth ste für ihn bestimmen werde.

Am Blasiusta e [171]) des zwölfhundert vierundneunzigsten Jahres schloß er nach zweiundvierzigjähriger Herrschaft die Augen; man sagt, in demselben Kämmerlein, wo er sie vor sechsund-

169) Unterschrieben von seinem Arzt, Meister Friedrich, und seinem Beichtvater Berthold Etzelingen; in Scheids Bibl. Gotting. S. 212 ff.

170) Nach Aventin (Ann. boj.).

171) Das ist den 3. Hornungs, wie G. C. Crollius (Abh. bair. Ak. 3, 49) ausmittelte.

des Lebens." Bilder haben und machen ſie nicht von ihm.

Doch am obern See im britiſchen Kanada, welcher wunderbar genug iſt, weil über vierzig große Flüſſe ſich in ihn ergieſſen, während bei ſeinem Abfluß unweit St. Maria kaum der zehnte Theil Waſſers wieder von ihm hinwegſtrömt, befindet ſich ein hoher, gewaltiger Felſen. Dieſer hat eine, freilich ſehr entfernte, Aehnlichkeit mit einer menſchlichen Geſtalt. Darum glauben ſie, der „unſichtbare Herr des Lebens" habe ihn ſelbſt dahin geſtellt zu ſeinem Gedächtniß. Und ſo oft Chippeway-Indianer da vorüber gehen, opfern ſie dankbar für das von Gott empfangene Gute, was ſie Koſtbares bei ſich haben. Das heißt, ſie werfen von ihrem Tabak, ihrem Schmuck betend in die Wellen.

Der Sinn für das Schöne iſt, wie religiöſer Sinn, allen Völkern des Erdbodens gemein. Wahrlich, man vermißt ihn auch nicht bei den Indianern in den kanadiſchen Wäldern. Sie lieben Muſik, Dichtkunſt und Tanz. Schiller hat uns die nadoweſiſche Todtenklage gegeben, recht treu im Geiſte des Volkes, wahrſcheinlich nach einem überlieferten Texte in irgend einer Reiſebeſchreibung gebildet. Long in ſeiner Reiſebeſchreibung hat uns ein Liebeslied der Nipegon-Indianer aufbehalten, und zwar in der Urſprache, die er

ſechzig Jahren dem Licht der Welt zum erſtenmal geoffnet. Aus den Rheinlanden nahm ein Trauerzug den Leichnam gen Baiern. Das Kloſter Fürſtenfeld empfing ihn, das er zum immerwährenden Begräbniß der Fürſten ſeines Stammes geſtiftet hatte.

Zweiter Abschnitt.
Jugend Ludwigs des Baiern.

1.

Herzog Rudolf I.; seine Fehde gegen Augsburg. Der Wildenrothe und Rohrbeke Streit.

Im J. 1294 — 1296.

Rudolf, der Aelteste von den Söhnen des Gestrengen, übernahm alsbald das Herzogthum im obern Baiern und die Pfalz am Rhein; denn sein jüngerer Sohn, Ludwig genannt, war kaum dreizehnjährig [1]). Die Erziehung desselben blieb der Mutter Mechtildis. Ihr ward zu Genuß und freier Verwaltung manche Burg und Stadt

1) Crollius hat aus angeführten Urkunden (Abh. bair. Ak. 3, 52 ff.) wohlerwiesen, daß Ludwig der Baier schon im J. 1282 geboren war.

an den Donauufern wie am Lech eingegeben [2]). Frei aber wollte Rudolf im Uebrigen schalten. Sein herrisches Gemüth ertrug ungern Widerspruch. Auch schien er deswegen die Nähe der Mutter zu meiden, in welcher der thätige Geist der Habsburger lebte. Sie wählte sich Ingolstadt zum Sitz.

Darauf ging er und warb um König Adolfs Tochter, Mathilden von Nassau, die ganze Huld des Reichsherrn zu fesseln, welche sein Vater verloren. Noch im Todesjahre des Vaters [3]) feiert' er die Hochzeit mit großer Pracht zu Nürnberg.

Des ersten, wessen sich der zwanzigjährige Herrscher erinnerte [4]), war jener Hohn, mit welchem die Augsburger vor wenigen Jahren die Burg am Lech zerstört hatten, die er gegen sie

---

2) Ingolstadt, Lengenfeld, Riedenburg, Neustadt an der Donau, Vohburg, Aicha, Landsberg u. s. w. Als eine wirkliche Theilung zwischen den Brüdern kann dies zum anständigen Unterhalt der herzoglichen Wittwe und des jungen Bruders ausgesetzte Gebiet nicht angesehen werden.

3) Den 1. Weinmonds 1290.

4) Seine Reckereien mit Augsburg haben schon im J. 1290 an.

gebaut. Es war ihm viel zu ſüß, die ſtolze Stadt zu züchtigen und zu zähmen.

An der Spitze eines muthigen Haufens ſchickt' er ſeinen Feldhauptmann, Konrad von Haltenberg, vor der Augsburger Schlößlein Mergenthau, ob dem Lechfeld an der Paar. Es ward mit nächtlichem Ueberfall erſtiegen [5]). Als die Nachricht gen Augsburg ſcholl, lief Alles mit großem Geſchrei zu den Waffen. Die Bürgerſchaft berannte das verlorne Schloß vergebens. Darauf fengt: und brennte ſie weit und breit baieriſches Gut. Rudolf vergalt. Es entſtand viel Ungemachs, bis König Adolf Waffenſtille gebot, und bei ihm Recht zu nehmen. Der junge Pfalzgraf fürchtete aber, es könne der König den reichen Augsburgern zu lieb das genommene Schloß zurückverlangen, und befahl ſogleich die Mauern deſſelben umzuwerfen, bis alles davon dem Erdboden gleiche. Deſto erbitterter fielen, nach verfloſſenem Stillſtand, die Bürger aus der Stadt hervor. Heinrich von Burgau, ihr Hauptmann, desgleichen ein Graf von Zollern, in ihrem Sold, plünderten Oberthalen; nahmen den herzoglichen Pfleger Kumerger gefangen, und ließen von dem Orte, welchen der Herzog erſt gekauft hatte, nichts als die Aſche.

5) Im Frühſommer des Jahres 1295.

Sie stürmten auch gegen die Veste Friedberg, die sie nicht zwangen, und richteten an vielen Orten großes Unglück an, mit Mord und Brand. Rudolf dagegen forderte seinen Vetter Stephan aus Niederbaiern zu Hilfe und machte der Stadt einen blutigen Krieg. Zum andernmal gebot der König Waffenruhe [6]).

Kaum war auch diese verstrichen, kamen die Augsburger wieder und legten den Flecken Bychelen [7]) in Asche. Er gehörte Herrn Kurt von Wildenroth, welcher des gestrengen Ludwigs Marschalk und getreuer Rath gewesen, und in seiner Burg an der Amber [8]) über viel Gut Gewalt hatte. Die Wildenrothe aber argwöhnten, ihnen wäre solches Unglück durch die reichen Herren von Rohrbek, ihre Nebenbuhler und Erbfeinde, angerichtet, deren Schloß, ohnweit Pfaffenhofen, an der Ilm prangte. Die Rohrbeke hatten damals großes Ansehen, und saßen in wichtigen Aemtern [9]). Alle Wildenrothe schnoben Rache; Kon-

---

6) Dies und folgendes nach Aventin. Der Waffenstillstand endete im Jänner 1291.

7) Vielleicht Buchloe.

8) Castrum in Wildenrod. Oefele 1, 781. Von Karls Aemtern, Oefele 2, 104; 113; 121.

9) Sie werden in den Urkunden auch Rohrbache geheißen. Ihre Güter lagen an der Ilm.

rad von Haltenberg, des Herzogs Feldhauptmann, ihr Verwandter, dachte wie ſie.

Eines Tages, da ſie in Landsberg, wegen des Augsburger Krieges, zur Unterredung beiſammen ſaßen, war auch Wynhard von Rohrdek, Herzog Rudolfs Rath [10]), zugegen. Der Haltenberger nebſt ſeinen Geſellen mäßigte ſich länger nicht. Er ging gezucktes Schwerds auf Wynharden zu, und tödtete ihn nach vielen Streichen. Kurt von Wildenroth hatte die Gräuelthat mißrathen und vergeblich abgewehrt. Sobald Herzog Rudolf davon hörte, forderte er die Mörder ſeines Rathes vor Gericht. Die Wildenrothe flüchteten voll böſes Gewiſſens über die Alpen nach Verona. Nur Kurt, ſeiner Unſchuld bewußt, blieb; doch ſcheu vor Rudolfs Zorn, wollt' er nicht gen München, als der Tag erſchien. Hingegen die Rohrbeke kamen, begleitet von ihren zahlreichen Freunden. Sie breiteten das blutige Gewand Wynhards vor den Richtern aus, und flehten deren Rache an. Die Wildenrothe wurden darauf alles ihres Habes verluſtig geſprochen; Kurt Landes verwieſen [11]). Und die ihnen angehangen,

10) Oefele 7, 104.

11) Kaltenberg, 22 Pfund jährlichen Zollgeldes und

sind noch viele Jahre nachher durch der mächtigen Rohrbeke Anstiften von den Beamten geplagt worden, daß sie theils auswandern, theils Bürgerrecht in Städten nehmen mußten, sicher zu sein.

So entstand unter den achtbaren Geschlechtern des Landes langes Unheil und Verderben, welches der Fehde mit Augsburg ganz fremd war. Diese hatte König Adolf endlich mit Ernst abgethan.

2.

Mechtildis und Otto Krondorfer. Fehde mit Regensburg.

Im Jahr 1296 — 1298.

Frau Mechtildis, die Herzogin Wittwe, wohnte unterdessen an der Donau, bald zu Neuburg, bald zu Ingolstadt. Die Hoffnung und den Stolz ihres Lebens, Ludwig, ihren jüngern Sohn, hatte sie an Herzog Albrechts, ihres Bruders, Hof gegeben. Zu Wien war durch Gunst weiser Fürsten unter allen Stürmen des Zeitalters Künsten und Wissenschaften eine Freistatt

---

Lichtberg, welch's er pfandweise besessen, mußte er dem Herzog geben.

geblieben [12]). Am Hofe der Habsburger herrschten Anstand und adeliche Sitte. Da, in Gesellschaft mit seinen jungen Vettern, war Ludwig ihrer Spiele und Unterweisungen wetteifernder Theilnehmer; da schloß er besonders mit Friedrich, Albrechts Sohn, einem lieblichen Knaben, jene Freundschaft, welche seinem Leben den größten Ruhm und Schmerz gebracht. Mechtildis verwaltete unterdessen in der Heimath die ihr und ihrem Kinde zum Genuß angewiesenen Lande mit männlich-weisem Geist; schirmte das Recht; und ehrte frommen Sinnes die Kirche in Freigebigkeit, oder Wachsamkeit über deren oft unwürdige Diener. Als Propst Friedrich das reiche Kloster zu Dietfen durch zweijährige Verschwendungen zu Grunde gerichtet hatte — immer lebten bei fünfzig Ritter mit ihm in Saus und Braus — reisete sie selbst dahin, rettete es durch kluge Einrichtungen vom Abgrund [13]), und gab die Verwaltung dem redlichsten Manne des alten Stiftes,

12) Schon seit dem J. 1237 war hier durch K. Friedrich II. eine berühmte Schule.

13) Der Probst, Verantwortung furchtend, floh Nachts davon und ging nach Schaumburgen zurück, wo er vorher Chorherr gewesen. Mon. Diessensia (bei Oefele 2, 650).

dem Schulmeiſter Berthold, deſſen Treue ſie nachher würdig zu belohnen wußte [14]).

Gern hätte ſie in der ganzen Haushaltung Baierns gleiche Ordnung, Sparſamkeit und Liebe des Gerechten geſehen. Doch wagte ſie kaum, ihren Sohn Rudolf an das, was Noth ſei, zu mahnen. Den Fürſten, wie das Land, beherrſchte damals die Selbſtſucht eines Günſtlings. Der war Otto Krondorfer, des Herzogs vertrauter und erſter Rath, von niedriger Herkunft, aber feinem Verſtande. In verworrenen Geſchäften gewandt und hell, und im ſchmeichelnden Einklang zu jeder Stimmung ſeines Herrn, wußt' er denſelben unmerklich zu lenken. Er hatte kein Ziel, als in Willkühr zu gebieten, oder in Fülle zu praſſen; Edleres nichts. Liebe des Guten und Gerechten vertritt in vielen Dingen den Mangel großer Einſicht, aber die glänzendſte Geiſtesgabe niemals den Mangel redlichen Gemüths. Krondorfer, die Feigen durch Furcht, die Feilen durch Gaben unterjochend, konnte Mechtilden weder gewinnen noch ſchrecken. Darum mußte er ſie fürchten

14) Sie machte ihn erſt zum Probſt von Dieſſen, dann nahm ſie den klugen und wackern Mann an ihren Hof, wo er ihr Oberkaplan und Geheimſchreiber, endlich oberſter Hofmeiſter ward. Er ſtarb 1316. (Die Mon. Diessensia.)

und verbannen. Er ſtreute Zwietracht zwiſchen Söhne und Mutter. Lange trennte er ſie Beide, bis die kluge Fürſtin den Höfling überliſtete und ſeine Verbrechen an den Tag brachte. Da ließ der enttäuſchte Pfalzgraf den falſchen Diener ergreifen, gen Dachau ſchleppen, und die Befehle des Zorns an ihm vollſtrecken. Ihm wurden die Augen durchbohrt, die Zunge ausgeſchnitten [15]).

Die Grauſamkeit dieſer Strafe, welche Genugthuung für die beleidigte Fürſtin und Mutter zu ſein ſchien, war vielleicht mehr noch wilder Ausbruch eines Gemüths, deſſen argwöhniſcher Stolz nichts heftiger, als fremde Ueberlegenheit und Leitung ſcheute. Rudolf, Naſſau's Eidam, liebte ohnehin die Mutter und ihr Haus nicht. Wie er, haßten auch ſeine Vettern in Landshut das aufblühende Habsburg. Nur deswegen hielten ſie freundſchaftlicher mit ihm, und dem König Adolf, deſſen Tugenden es nicht verdienten. Adolf iſt der Erſte geweſen, welcher deutſches Blut um engliſche Hilfsgelder gegen Frankreich verkaufte. Auch von den Baiern miethete er dafür Kriegsvolk [16]), und machte den Herzogen

15) Nach Aventin.

16) Für 100 verdachte Pferde mit 60 Speerknappen und eben ſo vielen Schützen zahlte er 2000 Mark Silbers baar und Anweiſungen auf die Reichs-

ſehr wohl verſtand, weil er Kaufmann und weſtindiſcher Dolmetſch war. An der Urſprache iſt uns hier nicht viel gelegen. Aber das Liedchen, wie es ihm eine junge, neuvermählte Frau gefällig für ein Gläschen Rum vorſang, mag hier ſtehen.

Ihn nur lieb' ich, es iſt wahr!
Denn er iſt mir ſüß und klar,
Wie der Saft des Zuckerbaumes.
Ihn nur lieb' ich, es iſt wahr!
Denn er iſt mir ſüß und klar,
Wie der helle Thau am Halme.
Wie das zarte Laub der Palme
Immer lebt und immer zittert,
Lebt und zittert
Er für mich, und immerdar.

Das Liedchen der Nipegonerin, man kann es nicht läugnen, iſt ein Aushauch ſo zarter Empfindungen, als irgend je die Bruſt einer ſchönen Europäerin bewegt haben mögen. Die Chippeways haben viele Lieder. Zu allen ihren Tänzen ſingen ſie, und zu allen ihren großen Begebenheiten und Handlungen im Leben tanzen ſie. Wir ſind bei uns zu Lande nicht halb ſo äſthetiſch, wie die Kinder der Natur in den Forſten Kanada's. Der Tanz war auch überhaupt bei allen Nationen des Alterthums bedeutſamer, als bei uns, weil ſie der Natur näher ſtanden und ihre Gefühle auf eine verſchönerte Weiſe auszudrücken ſtrebten.

beträchtliche Zahlung in Glaubbriefen auf die Judenschaft zu Regensburg; denn Geldes waren sie immer bedürftig [17]). Daraus entstand aber den Herren zu Landshut großer Verdruß.

Denn als sie ihre Räthe [18]) zur reichen Stadt schickten, die Summen zu heben, erhoben sich Zweifel, Weigerung und Streit. Das Volk vergaß der altgewohnten Ehrerbietung [19]) gegen die Herzoge, und mißhandelte deren Diener, die nur mit Noth entkamen. Deshalb untersagten die beleidigten Fürsten allen Handel und Wandel mit

---

ſtener von Memmingen. Bibl. hist. Goetting S. 221.

17) Noch im Jahr 1293 waren die Herzoge Ludwig und Stephan schuldenhalber im Einlager zu Regensburg.

18) Gebhard von Hirschberg und Ulrich von Abensberg; im Jahr 1296.

19) Wohnten die Fürsten von Baiern in ihrem Herzogenhofe (am Kornmarkt zu Regensburg), ward vor demselben kein Wochenmarkt gehalten. Der Burggraf (schon übte dies Amt ein herzoglicher Beamter) durchritt die Straßen, den rechtgemessenen Speer vor sich über den Sattelbogen gelegt. So weit der Speer reichte, mußte links und rechts die Straße dem Herzoge frei sein. Gmeiner 1, 435.

Regensburg und sperrten sogar die Zufuhr der Lebensmittel. Die Bürgerschaft duldete es nicht gelassen. Sie zogen in bewaffneter Menge aus, und plünderten und verbrannten den Flecken Abach und anderes benachbartes Gut der Fürsten. So begann offener Krieg. Ein baierisches Heer umlagerte die Stadt. Dieselbe war jetzt fester denn jemals; auch größern Umfangs, seit die Vorstadt, worin die Klöster zum heil. Kreuz und St. Jakob lagen, in die Ringmauern aufgenommen waren [20]). Viel Uebles geschah; noch mehr drohte, hätte nicht Bischof Konrad zu Regensburg vermittelt. Regensburg mußte den Frieden mit vielem Gelde lösen [21]).

---

20) Seit dem Jahr 1293. Zwischen Geistlichkeit und Bürgerschaft darum viel Streits, weil jene nicht zu den Kosten des Baues helfen wollten. Mans. Emm. 1, 319.

21) Die Juden mußten den Herzogen, gegen König Adolfs Quittbriefe, 2000 Pfund, die Regensburger 1000 Pfund zahlen, als Entschädigung, und sich sonst noch wegen weitern Schadenersatzes mit ihnen abfinden. Dagegen verhießen die Herzoge, in Zukunft keinen Krieg gegen die Stadt zu beginnen, ohne Aufkündigung des Friedens vierzehn Tage vorher. Gmeiner 1, S. 446.

3.

Rudolf gegen Albrecht von Oeſterreich und Mechtilden.

Im Jahr 1293 — 1307.

Bald darauf verwickelte Naſſau's und Habsburgs gegenſeitiger Haß die Baiern in weit gefährlichern Handel. König Adolf, ohne angeerbten Reichthum, trachtete, nicht immer auf billige Weiſe, ſein Hausgut groß zu machen. Darüber büßte er die Zuneigung der Städte wie der Fürſten ein. Als von Letztern viele zu Prag, beim Krönungsfeſte des Königs Wenzeslaus von Böheim, beiſammen waren, beredeten ſie die Entthronung Adolfs. Albrecht von Oeſterreich war an ihrer Spitze; auch der Erſte gegen Adolf ins Feld. Der bedrohte König rief ſeine Freunde, die Baiern. Und Herzog Otto in Landshut hatte zwar für ihn gerüſtet; dennoch geſtattete er den Oeſterreichern ungehemmten Durchzug [22]), weil er ſich durch Uebermacht ſchrecken, oder mit Geld beſchwichtigen ließ [23]). Albrecht rückte aus Niederbaiern gegen München. Herzog Rudolf hier ſuchte zu vermitteln. Nach eitler Mühe

22) Cum favore Ottonis ducis transivit Bavariam. Steeo zum Jahr 1297.

23) Aventin ſagt, um 16,000 Gulden rhein.

ſprach er: „So deutet zum Beſten, wenn der Eidam den Schwäher in der Noth nicht verläßt.“ — Der Herzog von Oeſterreich erwiederte: „Thut, was euch gut dünkt, mein Bruder; ich bin ſtark genug gegen ihn und euch!“ „Aber wahret euch,“ ſetzte der Graf von Haigerloch, Albrechts Mutterbruder, hinzu, „wenn ihr in Schwaben über mein Feld zieht, wagt ihr einen harten Strauß [24])!“ Albrecht zog ab. Dann ihm nach brachen auch die Herzoge von Baiern auf, dem König Hilfe zu bringen; Otto von Landshut voran. Graf Albrecht von Haigerloch hielt Wort. Mit überlegener Stärke verlagerte er bei Oberndorf in Schwaben den Weg. Das Glück war mit Otto. Beim erſten Angriff [25]) ward der Graf ſelbſt erlegt, nebſt vielen Hundert von den Seinigen. Frohlockend empfing König Adolf, eben das Städtlein Ruffach belagernd, die Baiern. Auch waren ſie es, welche am entſcheidenden Tag in den Gefilden von Gelheim die Schlacht gegen den übermächtigen Feind eröffneten [26]). Ihren wankenden Fahnen kam

24) Das Geſpräch im Chron. Colmar. (Urſiſ. 2, 58.)

25) In primo congressu occisus est. *Henr. Rebdorf.* Das Treffen geſchah im April 1298.

26) Am 12. Heumonat 1298.

König Adolf zu Hilfe. Er war ein unerschrockener Mann. Mit abgeworfenem Helm stürzte er ins Gefecht, Albrecht suchend. Da fand er einen Tod, ehrenreicher, als sein Leben. Das Heer erschrocken wich; auch Herzog Otto mit drei Wunden und Pfalzgraf Rudolf gen Worms. In dieser Stadt war mit Adolfs Glück die Treue der Bürger am Ende. Der Herzoge Gefolge ward entwaffnet. Sie selbst entrannen unter großer Gefahr nach Heidelberg. Ihres Adels blieb viel erschlagen [27]).

Rudolf, gleich andern Ue' erwundenen, beugte sich nun vor dem Sieger, der sein Haupt mit der königlichen Krone von Deutschland bedeckte, und begleitete ihn zu Hof- und Reichstagen, den Grimm tief im Herzen verbergend. Albrecht liebkosete die Fürsten, so lang er ihrer nöthig hatte; aber befestigt auf seinem Thron, führte er andere Sprache; fragte den Gütern des Reichs, den schönen Burgen, den einträglichen Zöllen am Rhein [28]) nach, welche durch König Adolfs Armuth oder Schlafheit in fremde Hände gekommen waren. Er forderte sie, als dem Reich ent-

27) Wenige kamen nach Baiern heim. Oefele 2, 537.

28) Ihre Ergiebigkeit ward zum Sprichwort: „Her' ich de Zol am Rhein!" Aventin Ann. boj. 7, 589. Gloſſe.

wandt, mit Güte und Drohen zurück [29]). Das machte faſt die ganze Fürſtenſchaft aufſäßig. Es ward Rede, man ſolle das Reich einem Andern geben; der Pfalzgraf ſein Amt über den Herzog von Oeſterreich verwalten, der mit eigener Hand ſeinen Herrn und König erſchlagen habe [30]). Sie rüſteten, und Rudolf froh mit ihnen. Doch Albrecht, früher auf, als Alle, überraſchte und überwand ſie einzeln; am erſten den Pfalzgrafen. Dem nahm er die Veſte Schwabek, die Stadt Schongau und Donauwörth, welches er dem heiligen Reiche einverleibte [31]). Rudolf, nach hartnäckigem Kampfe beſiegt, ſah ſich bald von allen Bundesgenoſſen getrennt. Sogar ſeine Vettern in Landshut, mit dem Könige ausgeſöhnt, ſahen ſeinem Verderben gleichgültig zu, und feierten wohlgemuth in ihrer Stadt prächtige Turniere und Freudenſpiele [32]), während er in großer Noth verging. Es blieb ihm keine Rettung, als in bitterer Selbſtverläugnung Mechtildens, ſeiner Mutter, Fürſprache. So erhielt

29) So das Chron. Colmar. (Urſtiſ. 2, 61) und de gestis principum (bei Oefele 2, 538).

30) So *Henr. Rebdorf* z. J. 1300.

31) Aventins Ann. boj. L. 7.

32) Beinahe zweihundert Ritter ihres Landes waren dabei.

er Frieden, einen theuern. Denn auſſer groſſer Menge Goldes, die er dem König zu zahlen übernahm, mußte er noch an seiner Herrschaft in Baiern von nun an dem jüngern Bruder Ludwig wirklichen Theil geben.

Dieſer war jetzt kaum zwanzigjährig; aber ein wohlgebildeter Jüngling, voll Wittelsbachiſcher Glut, verwegen auf der Jagd und im Treffen. Keiner leitete ſo gewandt und keck Schiffe, Roſſe, Wagen, wie er [33]); keiner ſeiner Altersgenoſſen übertraf ihn in Künſten, die den Rittern wohl ziemen [34]). Er hatte seinem Oheim, dem neuen König, in den Waffenzügen am Rhein und in Eroberung mancher Stadt gedient. Nun blieb er bei seiner Mutter, welche durch ihn auf das zerrüttete Baiern wohlthätigen Einfluß zu üben gedachte.

Aber eben dieſen Einfluß haßte Rudolf, seit Jahren gewohnt, allein zu gebieten. Nie zärtlich gegen eine Mutter [35]), deren Hoheit er längſt

33) Johannes Vitoduranus (*Eccardi* corp. historicum medii aevi 1, 1867).

34) Ut super alios coaetaneos suos excelluit (bei Oefele 2, 650).

35) Das bewies er, als er eigenwillig einſt zu ihres Kränkung die Marktfreiheit vernichtete, welche ſie dem Kloſter Dieſſen gegeben. Mon. boic. 8. Oefele 2, 651.

entwachſen ſein wollte, ward ihm ihre überlegene Klugheit bald, wie der Habsburgiſche Stolz, unerträglich, mit dem ſie ſich weiblich-eitel in öffentlichen Briefen nannte „des weiland groß-mächtigen Kaiſers und Königs Rudolf Tochter, und Schweſter Albrechts, römiſchen Königs [36])." Es war in ſeinem Herzen beſchloſſen, ſich ihres Zwanges zu entladen; nur der Augenblick erwartet.

Wenn ein Fürſt Böſes tichtet, hat er Helfershelfer wohlfeil. Gibt er ihnen unbillige Wünſche preis, brüten ſie Verbrechen heraus. Frau Mechtildis wohnte im Sommer des Jahres 1303 auf dem Schloſſe Schiltberg bei Aicha. Sie hatte ihren vertrauten Rath, Herrn Conrad den Oettlinger, bei ſich, Burghauptmann von Mühlhauſen, einen klugen, erfahrnen Mann; auch ihren Sohn, den jungen Herzog Ludwig.

Da trat zum Pfalzgrafen einer ſeiner Pfleger und Räthe, Kurt Schluder, welcher ſich in des Herrn Gunſt aufſchwingen wollte, und rieth, die geſammte Hofhaltung von Schiltberg gefänglich nach München zu führen; hier mit der Herzogin Wittwe zu rechten; den Oettlinger aber als einen gefährlichen Mann aus dem Wege zu räumen. Der Pfalzgraf ließ es geſchehn. Der

36) So Aventin.

den Rath gegeben, vollzog ihn knechtisch-roh und herzlos. Er brachte die mißhandelte Fürstin und Mutter dem gefühllosen Sohn [37]). Die Gewaltthat zu beschönigen, wurden Gerüchte ausgestreut, wie die Herzogin mit strafbaren Anschlägen umgegangen [38]), oder wie die betagte Frau mit ihrem Rathe unerlaubte Vertraulichkeit gepflogen [39]). Der Oettlinger ward enthauptet [40]).

Bischof Enich von Freising und Herzog Otto von Landshut wurden alsbald nach München eingeladen, zwischen Sohn und Mutter zu theidigen. Schon von jenem gewonnen, oder größerm Unglück zu wehren, tierben sie dieser, alle Schlösser und Gebiete zurückzugeben, welche sie bisher zur eigenen

---

37) Schluder gab Schillberg seinen Kriegsknechten zum Plündern preis. Er selbst ward nachher von Mechtildens oder Herzog Ludwigs Leuten erschlagen, da er, angeklagt vor dem König, zu demselben reisete. Aventin.

38) So die Ann. Austr. des Gerard von Roo.

39) Die meisten Zeitbeschreiber.

40) Das necrologium Diessense (bei Oefele 2, 661) sagt unterm Monat Julius: Chunradus de Oetlingen 4 Idus 1302 (den 12. Heumonds). Einige setzen die Enthauptung vor, andere nach Abfluß des folgenden Vergleichs, als Mechtild's denselben wieder verwerfen hatte.

Haushaltung gehabt, und ſich mit jährlich tauſend Pfund Münchner Pfennigen nebſt anſehnlicher Einnahme von Wein und Käſe zu begnügen. Die ſchlaue Fürſtin, welche verzagter ſchien, als war, willigte in Alles. Sogar erbot ſie ſich, ihren königlichen Bruder ſelbſt zu bewegen, den Vertrag zu genehmigen. Jeden täuſchte ihre geheuchelte Ergebung. Der Pfalzgraf ließ ſie frei nach Nördlingen reiſen, wo König Albrecht Hof hielt. Kaum aber hatte ſie den baieriſchen Boden verlaſſen, ſtellte ſie öffentliche Klage wegen widerfahrner Gewalt an, und widerrief den erzwungenen Vertrag. Der König gab ſeiner Schweſter zurück, was ihr hatte entriſſen werden ſollen [41]); den Pfalzgrafen nöthigte er, mit ihm in den Krieg nach Böheim zu ziehen. Inzwiſchen wurden, mit Einſtimmung beider Herzoge von Oberbaiern [42]), die öffentlichen Einnahmen des Landes,

41) Sie überlebte indeſſen die Mißhandlung ihrer Ehre nicht lange. Sie ſtarb, vom Gram genommen, im Sommer 1304; wie Ziengibl in der „Lebensbeſchreibung Ludwigs des Baiern“ S. 26 ausfindig macht, nach dem 29. Mai und vor dem 22. Heumonds. Ihre Aſche ruht neben der ihres Gemahls zu Fürſtenfeld.

42) Von nun an ſieht man auch zuweilen den Namen Ludwigs vor Rudolfs Namen in Urkunden, wie Falkenſtein (bair. Geſch. 3, 215) Beiſpiel gibt.

Man denke nur daran, daß noch König David, der Held, vor der Bundeslade her tanzte, recht religiös tanzte! Welcher König könnte noch so in heiligem Entzücken vor seinem Volke, ja, nur welcher Generallieutenant vor seinen Regimentern, welcher Pfarrer vor seiner christlichen Gemeinde tanzen? Man würde es sehr albern und unanständig finden. Man sagt: unsere Sitten sind ganz verschieden von den Sitten jener Nationen des Alterthums und Naturthums. Ich glaube es wohl. Der Tanz aber ist so wenig bloße Sitte, als die Musik, als die Poesie, als die Beredsamkeit, als die Baukunst. Nur die Anwendung der Künste hängt von der Sitte ab, und die Schuld und Unschuld der Sitte entspringt aus der Schuld und Unschuld der volkischen Gemüthsweise. Nachdem Rom verabscheuungswürdiger geworden, als es je bewundernswürdig vorher gewesen, sangen und tanzten die Kaiser zur Ergötzung des römischen Janhagels auf der öffentlichen Schaubühne. David aber tanzte im heiligen Entzücken vor der Bundeslade.

Bei uns ist der Tanz nur zur Freudenäusserung der liebelustigen Jünglinge und Mädchen, jungen Frauen und jungen Männer in Walzer, Polonaisen, Ecossaisen, Françaisen, Anglaisen und dergleichen zusammengeschrumpft. Bei den Naturkindern in den Hainen am Lorenzostrom,

zur Tilgung der angeschwollenen Schulden, besonderer Verwaltung übergeben [43]), und an die Spitze des Rathes zur Verweisung des Herzogthums jener vom Pfalzgrafen verbannte, vom König aber aus dem Elend zurückgerufene Kurt von Wildenroth gesetzt [44]), welchen die Rohrbeke vor sechs Jahren vertrieben hatten.

4.

Staatsschulden. Das Erbe von Dirschberg.

Im J. 1303 — 1305.

Ohne Zweifel war diese königliche Verfügung über Oberbaiern Mechtildens Werk, da sie den durch Rudolfs Verschwendungen zerrütteten Vermögenszustand der Herzoge am meisten kannte, oder beklagte. Albrecht zeigte sich ihrem Wunsch um so geneigter, da ihm der Pfalzgraf sogar die

---

43) Aventin nennt das Haupt der Verwaltung Wigleis von Trauf.

44) Nach Aventins Zeugniß. Der fleißige Sammler Hirngibl (Lebensgesch. Ludwigs d. Baiern), der in den von ihm aufgefundenen öffentlichen Urkunden der Zeit Rudolfs und seines Bruders Namen gewöhnlich freundlich gepaart sah, folgerte daraus die fast ununterbrochenes Einverständniß bis zum 26. Wintermonds 1308.

Zahlungen nicht leisten konnte, zu welchen denselben der neuliche Friedensvertrag verpflichtet hatte.

Schon vom gestrengen Ludwig waren ansehnliche Schulden hinterlassen, und dafür viele Einkünfte verpfändet worden. Rudolf hatte jene vermehrt, und sich auf ähnliche Weise geholfen [45]). Das Uebel wuchs, mit der Menge der Zinsen [46]), neben steigendem Aufwand. Der alten Fürsten geheime Kunst, die Schatzkammern zu füllen: Sparsamkeit am einfachen Hofe, war verloren. An Kriegen konnt' es, an Wohlleben sollt' es nie mangeln. Kaum berechnet mochte sein, was des Fürsten, was des Landes Haushalt bedürfe. Die Feldzüge, seit Abgang des Heerbanns kostspieliger, nicht menschlicher, machten durch Raub und Mordbrand weite Landstriche Jahre lang unfähig, alltägliche Gaben zu entrichten. Die Einnahmen von Zöllen minderten sich mit dem verschüchterten Handel. Auch Mißwachs zuweilen

45) Rudolf verpfändete z. B. die Steuern des Kastens Rot, um jährlich 100 Pf. Münchner Pfennige, Mon. boic. 1, 417, so wie die Einkünfte des Landgerichts Klingenberg. Mon. boic. 1, 419 u. a. m.

46) Man zahlte auch zehn vom Hundert. Mon. boic. 11, 256.

und Theurung zwangen, den Städten [47]), Klöstern, Dörfern die schuldigen Leistungen nachzulassen.

In dieser Verlegenheit ward an außerordentliche Besteuerung des Landes gedacht [48]). Weil aber ein Fürst zu Baiern, nur insofern er Grundherr war, von Gütern und Landen herkömmliche Abgaben beziehen konnte; die Rechte anderer grundherrlichen Eigenthümer nicht minder heilig, als die eines Herzogs waren: ließ sich keine Besteurung derselben denken, sie mußte denn ein Darlehn oder Geschenk, oder eine abschlägige Zahlung sein. Immer gehörte dazu Einwilligung derer, welche geben sollten. So geschah jetzt. Es findet sich Spur [49]), daß Grafen, Edle und Städte zusammengetreten sind, und den Herzogen eine Abgabe vom Vieh gewähreten, doch unter Bedingung, daß Rudolf und Ludwig nie wieder

---

47) Zu den Stadtsteuern trugen jährlich die Eigenthümer von Gebäuden und Grundstücken bei. Amberg z. B. zahlte zur Mai- und Herbststeuer jedesmal 20 Pf. Regensburger Pfennige. Oefele 2, III. Jeßmaier (in s. diplomat. Skizze) gibt sie auch von Radburg und Sulzach, Bergmann (in s. Beitr. z. Münchn. S. 9) im J. 1291 von München an.

48) Es war im Jahre 1302.

49) Eine Urkunde gegeben Schnaitach, ohnweit Aich, im J. 1302 (bei Bergmann, Urk. S. 37).

dergleichen verlangen ſollten. Denn es ſei nicht an den Fürſten, nach Willkühr vom Eigenthum der Unterthanen zu nehmen, als wär' es öffentliches Gut.

Indeſſen ward der Noth damit kein Ziel geſetzt. Dafür zeugt, daß die Herzoge wenige Jahre nachher abermals eine Viehſteuer[50]) begehren mußten, wogegen ſie aber ihre Münzſtätten zu Ingolſtadt und München an die vereinten Prälaten, Grafen, Freie, Dienſtmannen, rittermäßige Bürger und Bauleute gaben[51]).

Deſto ſchmerzlicher mocht' ihnen fallen, daß ſie zu derſelben Zeit eines großen Erbes verluſtig gingen, auf welches ſie gerechte Hoffnung hatten. Es ſtarb nämlich Graf Gebhard von Hirſchberg[52]), der Letzte ſeines uralten Geſchlechtes, welches ſchon in den Tagen der Agilolfingen geblüht. Seine weitläufigen Beſitzungen lagen an

---

50) In den Urkunden „Maßteur" oder Klauenſteuer geheißen.

51) Die Urkunde hat Bergmann S. 38. Die Stadt München gab aus ihrem Vermögen 1000 Pf. dazu.

52) Im J. 1305. Sein Bild mit umgewandtem Wappenſchild zeigte noch im achtzehnten Jahrhundert die Kirche der Chorherren zu St. Johann in Ahldorf. Mich. Steins Abh. v. Gebhard u. ſ. w. (Neue hiſt. Abh. d. bair. Ak. 1, 465).

beiden Ufern der Altmühl, ausgedehnt über Greding, Dollnstein und Dietfurt die Stadt; dazu gehörte die feste Sulzburg und Kreglingen, die Grafschaft an der Glan. Das Bistum zu Eichstätt, die uralte Stiftung des Ahnherrn Suitger, das Predigerkloster daselbst und Plankstetten standen unter der Grafen vogtlichem Schirm. Von jeher waren sie bei den baierischen Herzogen zu Lehen gegangen. Aber Gebhard, der Letzte, deß uneingedenk, vergab all sein Gut [53]) an das Bisthum. Nichts als die hirschbergischen Lehen, mit der Vogtei über das Kloster zu Bergen, dem Landgericht der Grafschaft Hirschberg [54]), der Grafschaft Sulzach, Ammerthal und Anderm [55]) kam durch schiedsrichterliches Urtheil [56]) an Oberbaiern zurück.

---

53) Datum Millbach juxta oppidum nostrum Dietfurt. 1304.

54) Als man späterhin versäumte, die Landschranne zu Gammersheim und Beilngries zu besitzen, ging auch hier Baierns Landeshoheit verloren. Jetzmairr.

55) Pfaffenhofen, Werdenstein, die Burg Rosenberg bei Sulzach, ein Reichslehen u. s. w.

56) Sieben Schiedsrichter von beiden Theilen sprachen zu Unterfall bei Gammersheim.

5.

Wie Herzog Otto III die Krone von Ungarn empfängt und verliert.

J. J. 1305 — 1308.

Der Fürſten zu Niederbaiern Staatshaushalt war nicht minder zerrüttet; der Aufwand im Krieg und Frieden über alle Einkünfte. Wie Herzog Heinrich, ihr Vater, ehemals [57]), halfen auch ſie ſich nur mit Verkäufen und Verpfändungen [58]). Beſonders aber ſchöpfte Otto's leichtſinnige Ehrgeiz alle Hilfsquellen ſo tief aus, daß er, eitler Entwürfe willen, ſogar einen Theil der herzoglichen Gewalt an das Volk veräuſſern, und mit eigener Hand die Freiheiten des Landes begründen mußte. Dies wichtige Ereigniß, welches

57) Der unter andern auch die reichen Einkünfte der Vogtei von Niederaltaich verpfändete. Mon. boic. 11, 255.

58) Der Zoll zu Regensburg wurde um 1400 Pf. an dier dortige Bürger erlaſſen. Die Grafſchaft Gaſtein, ſchon im J. 1211 an das Erzſtift Salzburg um 184 Mark Silbers verpfändet, ward nun 1297 um 200 Mark Silbers salzb. Gewichts und 600 Pf. Regensburger Pfennige ganz an das Stift verkauft. Juvavia. S. 368. So auch Vogtei und Gericht in Velden, Taisbach u. ſ. w. Hunds Metrop. Salisb. 1, 136.

die ganze Geſtalt der alten baieriſchen Staatsordnung verwandelte, ward vorbereitet, da Otto die Hand nach der ungariſchen Königskrone ſtreckte.

Es hatte ſich nämlich begeben, daß im erſten Jahre des vierzehnten Jahrhunderts der Stamm Arpad's in Ungarn mit König Andreas III ausgegangen war. Nun zerrüttet das Reich der Madſcharen in Zwietracht. Fremde Häuſer werben um die ungariſche Krone; am dringendſten König Albrecht für ſeinen Schweſterſohn Karl Robert aus dem zu Neapel herrſchenden Hauſe Anjou. Für dieſen ſprach ſelbſt der Papſt. Doch Viele von den Großen des Landes, auf freie Uebung ihres Wahlrechts ſtolz, riefen den dreizehnjährigen Wenzeslaw herbei, Sohn des Königs von Böheim. Vier Jahre lang war derſelbe auf dem Thron ohnmächtiger Augenzeuge der bürgerlichen Unruhen; dann nahm ihn ſein Vater zurück nach Böheim. Neue Spaltungen. Karl Roberts Anhang war ſchon ſeinem Siege nah, als unerwartet eine Gegenpartei den Herzog Otto von Niederbaiern forderte, deſſen Haß gegen Oeſterreich ſie kannte[59]. Man bot ihm Thron und Reich, ſobald er das Kleinod Ungarns, die Krone des

59) Auch war er ein Enkel König Bela's IV, deſſen Tochter Elisbeth ſeine Mutter geweſen.

heiligen Stephan, bringen würde, welche Wenzeslaw nach Prag entführt hatte.

Des Herzogs Eitelkeit, berauſcht von der Hoffnung, in Ungarn glänzenden Erſatz für das zu finden, was ihm vor dreizehn Jahren in der Steiermark mißlungen war, reiſete gen Prag. Die Krone ward ihm von Wenzeslaw gegeben. Damit zog er hinab in das berühmte Land, begleitet von einigen getreuen Räthen[60]). Die Geſchäfte Niederbaierns überließ er ſeinem Bruder Stephan zu Landshut[61]).

Otto zog unter Glückwünſchen zu Stuhlweißenburg ein, der Hauptſtadt ſeines künftigen Königreichs. Die Biſchöfe von Tſchanad und Veſprun[62]) krönten ihn. Nun aber plötzlich aus der Stille des kleinen vaterländiſchen Staates in den Sturm eines weitläuftigen fremden Reiches verſetzt, verlor er Ruhe, Haltung und Glück. Denn weder ſtark genug, das zwieträchtige Volk unter ſeines Zepters Gewalt zu vereinen, noch ſchlau genug, in der Trennung eiferſüchtiger Großen ſeine Hoheit zu gründen, ward er das

60) Albert Grafen von Hals dem Jüngern und Gottlieb von Puechberg.

61) Schon im J. 1296 war ihr anderer Bruder Ludwig geſtorben.

62) Im J. 1305.

Spiel aller Parteien, welche er beherrschen sollte. Man zwang ihn, die aus Baiern mitgebrachten Räthe zu entfernen[63]), weil Einfluß der Fremden gehaßt ward. Er gehorchte, und verlor in denselben die letzten Stützen. Schwankend, mißtrauisch in sich und Andere, großer Entschließungen unfähig, sucht' er in kleinlichen Mitteln Rettung[64]). Er reiste durch die vornehmsten Städte des Reichs mit prächtiger Begleitung, die Krone Stephans allezeit auf dem Haupt. Er wähnte durch glanzvolle Umgebungen eine Ehrfurcht zu erwecken, welche nur innerm Verdienste freiwillig zu folgen pflegt. Es war vergebens. Die Ungarn fanden ihn bald weder ihrer Furcht noch Liebe würdig. Für Karl Robert von Anjou wurden die Stimmen zahlreicher; für diesen schleuderte der Papst den Bann gegen Otto, als wär' er nur Anmaßer. Der zaghafte Fürst, in großer Verlegenheit, wandte das Auge zu den

---

63) Sie kehrten unter großen Gefahren, unstät abenteuernd, durch Kärnthen nach Baiern zurück. *Henrici* Praepositi Ottenb. Chron. Bav. z. J. 1307 (bei Oefele 1, 691).

64) Kurz, doch etwas leidenschaftlich, bezeichnet ihn *Bonfinius* (rer. Hungar. dec. 2 L. IX) als virum utriquaque rem gloriosum, futilem et consilii parum compotem.

Töchtern des Landes, um ſich durch Vermählung neuen Anhang zu bilden. Er reiſete in das waldige Bergland Erdely [65]), wo der mächtige Woiewode Ladislaw herrſchte, welcher bisher den Händeln der Ungarn fern geblieben. Um deſſen Tochter ward er. Ladislaw aber, als er die Krone Stephans erblickte, welche der König wie ein wunderthätiges Schutzbild ſeiner Würde bei ſich führte, ward nach dem Beſitz derſelben lüſterner, als nach der Ehre, ſeine Tochter auf einen ſchwankenden Thron zu heben. Er nahm den Brautwerber gefangen und ihm die Krone.

Kaum ward Otto's Unglück ruchbar, ſo gen Eilboten nach Welſchland, den Nebenbuhler Robert zu rufen. Auch König Albrecht in Deutſchland freute ſich des Ereigniſſes, weil er, unbeſorgter vor den Ungarn, nun Otto's Bruder fangen konnte, der mit Heinrich von Kärnthen ihn gehindert, ſeinem Geſchlecht das ſilberreiche Boheim zu gewinnen [66]). Ueber Neuburg am Inn,

65) Der alte, ungariſche Name des heutigen Siebenbürgens. Die Reiſe dahin geſchah im J. 1307.

66) Nach dem Tode Wenzeslaws III von Böheim, mit dem der alte ſlawiſche Herrſcherſtamm daſelbſt ausſtarb, hatte Stephan von Niederbaiern den Herzog Heinrich von Kärnthen mit Kriegsvolk zur Erlangung der böhmiſchen Krone gegen Albrechten unterſtützt.

am Ontario und wo der Niagara donnert, iſt der Tanz noch etwas Ernſtvolleres, Sinnigeres. John Long konnte ſelbſt eilf Tänze mittanzen. Schon die Namen ſagen, was das für Tänze ſind, z. B. der Opfertanz, der Hochzeittanz, der Lanzentanz, der Heimkehrtanz, der Kriegstanz, der Gefangenentanz, der Todtentanz, der Tanz des kriegeriſchen Aufbruchs, der Skalpirtanz, der Kalumettanz zur Friedenspfeife, der Oberhauptanz u. ſ. w.

Bei einigen dieſer Feſttänze kann uns ſchon der Name Grauſen erregen, wie zum Beiſpiel der Skalpirtanz. Ich glaube ſelbſt, daß es im Ganzen für Leute von geiſtiger Ausbildung bei jenen wilden Naturkindern und ihren wilden Tugenden wenig behaglich ſein mag. Daher rede ich auch Niemandem zu, ſich bei ihnen anzuſiedeln.

Barbaren aus Mangel an Bildung und Barbarei aus üppiger Ueberbildung ſind gleich ekelhaft. Bei den amerikaniſchen Indianern findet man nur jene, in Europa beide. Darum iſt es in Europa bequemer. Wir haben bei uns alle Stufen der Kultur, vom blutſaufenden Krokeſen bis zum Sibariten. Man hat die Auswahl, ſich zu Leuten derjenigen Stufe geſellen zu können, wohin man ſelbſt gehört. Man findet überall ſeines Gleichen.

welches die Oeſterreicher beſetzt hielten, drang Albrechts Heer in Niederbaiern. Herzog Stephan lag krank zu Landshut. Die Seinigen leiſteten umſonſt den tapferſten Widerſtand. Das Land ward nicht von Feinden leer, bis es weit verwüſtet war.

Mittlerweile hatte Otto in Siebenbürgen durch Beiſtand des Grafen Emmerich Sereny, nach langer Gefangenſchaft, die Freiheit wieder erhalten[67]); Kron' und Reich aber auf immer verloren. Mit Lebensgefahr ſtahl er ſich verkleidet aus dem Land, in welchem er wenige Jahre geglänzt hatte. Durch weite Umwege, in kläglicher Geſtalt[68]), gelangt' er nach Breslau, einer Stadt an der Oder, wo der glogauiſche Herzog Heinrich III herrſchte. Dieſer, vielleicht dem Ungarn lieb zu werden, hielt abermals deren flüchtigen König feſt. Otto, neuer Schmach gewärtig, rettete ſich durch Mitleiden oder Liebe der herzoglichen Tochter Agnes. Als Braut führt' er ſie

---

67) Ea adjecta lege ut Hungaria illico excederet, ſagt *Petr. Ranzanus* (in *Matth. Aeäi* script. rer. Hungar. 1, 375).

68) Durch vere Land Walachey, Reiſſen und Polen als ain armer Frembder. So Ebran v. Wildenberg Chron. Bav. (bei Oefele 1, 307).

Univ. Bibl.

nach Baiern[69]), wo das feſtliche Beilager auf der Burg zu Straubing gehalten ward[70]).

6.

Otto's Rache an Oeſterreich.

Im Jahr 1305 — 1311.

Nichts war ihm von dem ſchmählichen Abenteuer, als der königliche Name[71]), geblieben, um ſich über den Verluſt einer Krone zu tröſten, die Karl Robert würdiger zu tragen verſtand. Sein ganzer Zorn wandte ſich nur gegen den deutſchen König, der den Robert am meiſten unterſtützt hatte. Dieſes ſtolze Haupt Habsburgs haßten Herzog Stephan und Pfalzgraf Rudolf zu München eben ſo ſehr. In allen Baiern war Rache gegen Oeſterreich, welches das Land mit Grauſamkeit, die Herzoge mit Uebermuth behandelt hatte.

Als nun Albrecht in dieſen Tagen durch die

---

69) Im Sommer 1308.

70) Andr. Presbyter Chron. Ratisb. zum J. 1309; eben ſo das Chron. Salisb. zum J. 1309 (in Pezens Script. rer. Austr.)

71) Im Siegel hatte er die Gewohnheit der alten ungariſchen Könige behalten, ſeine Abkunft von denſelben zu bezeugen, in der Umſchrift: S. primi Ottonis regis Ungariae, nepotis quarti Belae.

Hand seines eigenen Neffen Johann, bei Windisch im helvetischen Aargau, ermordet worden, traten sie Alle dem Hause Luxemburg zu, daß aus diesem Deutschlands König genommen, Habsburg gedemüthigt werde. Heinrich VII von Luxemburg ward erkoren, ein tapferer Ritter, aus den Turnieren vieler Länder berühmt. Gleich den Tag nach seiner Wahl verlobte Pfalzgraf Rudolf mit dessen vierjährigem Töchterlein Maria seinen Erstgebornen[72]), damit Blutsbande eine ewige Freundschaft knüpften. Ihn freute, wie eigener Gewinn, das Wachsthum luxemburgischer Macht, zumal als die Böhmen dem Sohne des siebenten Heinrichs die Krone auch ihres Landes boten, welche Friedrich von Oesterreich nicht erringen, der schwache Heinrich von Kärnthen nicht behaupten konnte. Rudolf selbst führte da mit Waffen den jungen Johannes von Luxemburg gen Prag, und leitete ihn durch das Getümmel der Parteien zum Thron.

Dieser Augenblick schien den Herzogen zu Landshut der bequemste, eine längstgewünschte

72) Maria empfing 16000 Mark löthigen Silbers zur Morgengabe, wogegen der Pfalzgraf ein Aehnliches durch Güter am Rhein für seinen Sohn thun, oder „die Morgengab wiederlegen" sollte, wie es damals hieß. Specim. dipl. Bojarici (Oefele 2, 125).

Rache gegen Oesterreich zu vollziehen, und Habsburg ganz zu beugen. Während Friedrich, der Sohn des ermordeten Albrecht, am Rhein lebte, wo der König lange zauderte, denselben mit des Vaters Land zu belehnen, rüsteten sie. Die Baiern standen willig auf. Herzog Otto führte sie, ungeachtet eines schneereichen Winters[73], gegen die Veste Neuburg am Inn. Sie war mit starken Mauern, hohen Thürmen, tiefen Graben versehen, und Friedrichs Feldhauptmann Lamberg darin ein tapferer Mann. Zu seiner Hilfe sammelte sich am andern Ufer des Stroms eine österreichische Macht. Otto setzte über, und zerstreute diese. Aber Lamberg hielt dennoch, neunzehn Wochen lang, bis die Mauern, unterwühlt von des Herzogs Bergleuten[74], zusammenbrachen. Da zündete der Tapfere die Burg an, und floh mit mehr denn sechzig der Seinigen auf das Schif. Die baierischen Schlachtschützen bedrohten das Fahrzeug. Den Fliehenden blieb nur noch Wahl des Todes durch Welle oder Pfeil. In dieser Gefahr erblickten sie den Herzog, der zum Ufer ritt, und breiteten die Arme gegen ihn aus und schrien um Gnade. Otto sprach zu seinem Volk: „Lasset

73) Ende Jahres 1309.

74) Per sonoros argentarios. Henr. v. Oettings Chron. Bav. z. J. 1310 (Oefele 1, 691).

von diesen Männern, die ihrem Herrn so treulich gedient. Treue iſt auch am Feinde ehrenwerth[75])!“ Sie zogen frei in ihr Land. Nach diesem vermittelte das Erzſtift von Paſſau Waffenruhe, bis Herzog Friedrich vom Rhein kommen würde[76]).

Dieſer kam, nicht aber zum Frieden, ſondern zum blutigen Vergelten. Er brachte ein Heer auf, fünfzehntauſend Mann ſtark; viel Ungarn dabei; auch die Banner des Erzbiſchofs Konrad von Salzburg. Herrn Ulrich von Walſee, dem Beſten ſeiner Kriegsobersten, übergab er die Führung. Schnell ward Ried berannt, welches, wenn ſchon nur von Holz gebaut[77]), vierzehn Tage widerſtand; dann Schärding. Es war im Herbſtmond des Jahres 1310.

Otto und Stephan mit aller Kraft auf zum Inn. Bei fünfzehnhundert Reiſige bildeten den Kern ihrer Macht; dazu hatten die Grafen von Truheding und Hohenlohe viele aus Franken und Schwaben gebracht. Das baieriſche Landvolk ſtand in Menge da, mit mannigfaltiger Waffe, aber furchtbarer noch durch den Geiſt fürs Vaterland.

---

75) So ein zeitgenöſſiſches Chron. de ducibus Bavariae (bei Oefele 1, 40).

76) Henr. v. Oetting zum J. 1310.

77) Rod. Ilgeum Uguinum Henr. v. Oetting.

Als Oeſterreichs Feldherr die unerwartete Größe ſeiner Feinde, ihrer bei ſechszigtauſend, ſah, erſchrack er gewaltig; um ſo mehr, weil Froſt, Hunger und tödtliche Seuche ſein Kriegsvolk ſehr geſchwächt hatten [78]). Den beſten Schuz gab ihm der reiſſende Inn, hinter welchem er gelagert war. Doch Hartlieb von Puechberg, mit dem Vortrab der Baiern, ließ nächtlicher Weil eine Brücke werfen. Vor Tagen Anbruch [79]) fand er drüben. Die Oeſterreicher, in ſtürmiſchem Schrecken fliehend, ließen den Siegern das ganze Lager zur Beute. Da ward großer Raub gemacht; allerlei Rüſtzeug und Gezelt, Kleider, Wein, Tiſche noch mit den Speiſen beladen. Viel ward zerſtört, verbrannt, um Spottgeld feilgeboten; das köſtliche Zelt des Erzbiſchofs von Salzburg, zwanzig Mark Silbers werth, um vier Regensburger Pfund verkauft [80]).

Das Sterben aber, welches den Oeſterreichern ſchrecklicher, als das baieriſche Schwerd geweſen,

---

78) Nur auf dem Kirchhof von Litmaning wurden vom Martinstag bis Mariä Reinigung über 1300 Menſchen begraben. Chron. Salisb. (*Canisius* 6, 490).

79) Aventin (Ann. Boj.) IX. calendas Januarii 1311; hingegen Henr. v. Oetting III non. Novembr. 1310.

80) Henr. v. Oetting.

verbreitete sich nun pesta-tig über ganz Deutschland [51]). Selbst Herzog Steyhan wurde davon hinweggerafft [52]). Die Allgemeinheit der Trauer und des Unglücks mäßigte die Lust am Sieg, wie den Durst nach Rache. Niemand weigerte die Hand zum Frieden. Elisabeth von Oesterreich, Friedrichs Mutter, leitete ihn ein. Sie selbst mit ihrem Sohn, und Herzog Heinrich von Kärnthen, reiseten nach Passau, wohin auch Herzog Otto, Pfalzgraf Rudolf, und dessen Bruder, Herzog Ludwig, nebst vielen baierischen Herren, und den Bischofen von Salzburg, Gurk und Brixen gekommen waren. Herzog Ludwig von München aber ward Schiedsmann zwischen Friedrich und Otto, seinen Vettern; Neuburg, das feste Haus auf dem Berge, den Oesterreichern mit allen Rechten wiedergegeben; und aller Grenzstreit binnen Mondesfrist durch achtzehn ehrbare Mannen, neun von jedem Theil, berichtigt [53]).

---

51) Und in den folgenden Jahren durch ganz Deutschland und Holland, Frankreich, Italien. Cantors Gesch. der merkwürdigsten Naturbegebenheiten 2, 219 ff.

52) Am 12. Christm. 1310.

53) Den 24. März 1311. Die Urk. in Falkensteins baier. Gesch. 3, 119.

7.

Ein Blick auf Landbau und Leibeigenschaft dieser Zeiten.

Die Baiern waren des Friedens bedürftig; doch dem kräftigen Volk genügte eine kleine Ruhe zu frischem Aufleben. Denn sein Reichthum, wenn schon vom Krieg vertilgt, stieg immerdar bald und verjüngt aus den wohlgebauten Feldern wieder hervor. Betriebsame Hand in fruchtbarem Boden ist nicht zu verderben.

In den volkreichen Fluren beider Donauufer bis zum Alpenfuß, und vom Inn herauf zum Lech, blühte der Landbau in üppiger Fülle. Des Ackergeräthes Mängel ersetzten hinlänglich Fleiß und Zahl der Arbeiter. Hülsenfrucht, Rüben, Gemüs und Getreid aller Art ward in Ueberfluß gebaut; besonders Haber, sorgfältig mit Sicheln geschnitten [84]). Die wachsende Ausdehnung urbar gemachter Gründe steigerte anderseits, zumal im

84) Gute Nachrichten zur Geschichte damaliger Landwirthschaft liefern die Klosterrechnungen, welche uns Wessobrunner (Beitr. 8, 118.) aufbewahrte, und Langs Bruchstück einer bair. Handelsgeschichte.

flachen Land, den Werth der Waldungen, daß man dieselben schonend in Bann legte und gegen Frevler [85]) durch besoldete Förster [86]) hütete. Ausser Jagd, Holz und Waidgang, brachten sie Honiggeld ein [87]), welches die Zeidler vom Ausbeuten wilder Bienenstöcke zahlten.

Längs der Donau, an den Hügeln ihres linken Ufers, von Niederaltaich [88]) bis über Regensburg [89]) hinweg, an der Altmühl, Abens und

---

85) Ein Beispiel davon in der Urk. vom Jahr 1318 (Mon. boic. 15, 457). Der Frevler zahlte 2 Pf. Regensk. Pfennige Buße.

86) Kloster Heimeran gab seinem Förster ausser dem Gehalt noch einen Rock, 36 Pfennige werth; im J. 1315.

87) Aus großen Forsten war es oft bedeutend. Kaiser Karl IV. verpfändete z. B. das Honiggeld vom Reichsforst bei Nürnberg im Jahr 1358 um 200 Mark löthigen Silbers. Falkenstein liefert die Urkunde (in d. Nordg. Alterth. 4, 152). Zu Regensburg und Reichenhall befanden sich Honigsiedereien im Großen.

88) Mon. boic. 11, 277, eine Urkunde vom J. 1320. Am Spitz bei Diernstein hatte die Abtei besonders vorzügliche Weingärten. Mon. boic. 2, 213.

89) Der Ueberfluß des Baierweines brachte im Jahr 1315 zu Regensburg den Werth des Eimers auf 30 bis 32 Pfund hinab. Ein Eimer hielt 17 Kan-

Nahe, auch im Innern des Landes [90]), ward Weinbau noch emſig betrieben. Man trug gutes Erdreich in Körben auf die Felſen [91]). Daneben wurden Obſt- und Hopfengärten nicht vergeſſen, die ſchon das Alterthum geliebt hatte; nicht die Viehzucht [92]), zu deren Gunſten die Koppelweide als wohlhergebrachtes Recht beibehalten, und auch da oft eingeführt ward, wo ſie vorzeiten von Ort zu Ort nicht beſtanden [93]).

Die Lebensbedürfniſſe waren daher gewöhnlich wohlfeil, und der Handel machte ſelbſt Nah-

---

nen (craterres); 32 Eimer machten ein Fuder (karrada). Weſtenrieders Beitr. 8, 118.

90) Z. B. bei Landshut. Mon. boic. 15, 489 ff. Eine Urk. vom Ende des vierzehnten Jahrh. Auch zu Eugenbach, Aiterf; im Unterland zu Griesbach, St. Jörgen im Oettinger Gericht. K. H. v. Lang Bruchſtück einer bair. Handelsgeſch. 18.

91) Weſtenrieder. Beitr. 8, 126.

92) Ein guter Zugochs koſtete im Jahr 1333 nur 90 Pfennige, ein gemeines Pferd 1½ Pfund Pfennige, hingegen ein ungariſches 6 Pfund Regensb. Pfennige.

93) So gab Ludwig der Geſtrenge im Jahr 1266 den Pollingiſchen Kloſterleuten zu Anſtetten Waidgangsrecht mit denen von Aſchiringen. Mon. boic. 10, 56.

Die Fürſtenmenge in Gruſien.

Ein alter preuſſiſcher General fluchte einſt mörderlich, als er hörte, zwei Deſerteurs ſeines Regiments, beides gemeine Soldaten, wären polniſche Edelleute. „Straf' mich Gott!“ ſchrie er: „Jeder Schlingel iſt auch heut zu Tage ein Edelmann.“ Er wußte nicht, was er ſagte.

Das Schlimme iſt, daß man heutiges Tages den Werth und Adel der Nationen nicht mehr nach der Anzahl ihrer Adelichen berechnet.

Vielleicht wenn ein Monarch bei guter Laune einmal ſein ganzes Volk adelte, wäre Allem geholfen, der Unterſchied verſchwände, die Eiferſucht hörte auf. Moriz von Kotzebue in ſeiner Reiſe nach Perſien mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft im Jahre 1817 erzählt, daß die Kaiſerin Katharina die Gnade gehabt, einem jeden Edelmanne in Gruſien den Fürſtentitel beizulegen, ſo daß es da an manchem Orte beinahe mehr Fürſten als Bauern gebe. Der Reiſebeſchreiber gibt nebenbei zu verſtehen, hätte die Kaiſerin die allergnädigſte Promotion unterlaſſen, würde Rußland auch einmal einige Tauſend Für-

rungsmittel ferner Weltgegenden, Heringe aus der Oſtſee [94]), Baumöl und Feigen, Roſinlein und Safran, der alten Baiern Lieblingswürze, die feinen Pelzwerke des Norden, die Seidenwaaren und Gewürze Indiens, ſehr gemein. Ueber Kiow, dem alten Sitz der ruſſiſchen Czaren am Dnepr, über Breslau und Prag kamen die köſtlichen Waaren des Morgenlandes gen Regensburg, und vertheilten ſich hier in das ſüdliche Deutſchland. Oeſterreich und Italien, Rhein und Neckar ſandten ihre Weine, Böheim Wolle und Erz, Ungarn Häute, Flandern feine Tücher, Tirol ſein Obſt. Mit Getreide, Salz, Holz, Eiſen und Leinwand bezahlte Baiern die Fremde [95]). Hungerjahre wurden allmälig ſeltener, wenn auch Brand

---

94) Bis zum dreizehnten Jahrhundert nahmen ſie ihren Zug gegen die pommeriſchen, nachher gegen die ſchoonenſchen Küſten. Dort verkaufte man ums Jahr 1120 ein Fuder friſcher Heringe um 1 Pfennig. Fiſchers Geſch. d. deutſchen Handels 1, 404.

95) Beiſpiele davon in den heimeramiſchen Kloſterrechnungen; die Handelsſtraßen, Zölle, Brücken, Maße und Gewichte damaliger Zeit lehrt uns der ſcharfſinnige Alterthumsforſcher H. H. Lang in ſ. Bruchſtück einer bair. Handelsgeſchichte kennen.

im Waizen [96]), oder Heuschreckenschwärme [97]), oder ungewöhnliche Witterung eintraten, wie im Jahr 1289, da im schneelosen Winter um Neujahr die Bäume grünten, im Hornung die Erdbeeren reiften, Vögel brüteten, im April Trauben blühten, bis der Mai mit spätem Schnee das voreilige Pflanzenleben tödtete [98]).

Der Menschen leichte Mühe sich zu nähren, beförderte die Ehen; mehrte das Volk. Weitläufige Grundstücke der Vorfahren zerfielen in kleinere Höfe und wurden darum fleißiger genutzt, der Pächter mochte sie von der Herrschaft in Erb-

---

96) Zwar fand ich die erste sichere Nachricht vom Brand im Getreid' erst beim Jahr 1451 (Mans. Conc. 1, 360), doch herrschte dies Uebel gewiß schon früher, und zur Zeit jener Frankfurter Kirchenversammlung im Jahr 794 (dieser Geschichten erstes Buch Abschnitt 3, 49).

97) Wie noch im J. 1238, der von Osten kam und in Baiern großen Schaden stiftete.

98) Dennoch blieben die Preise der Lebensmittel mäßig. Der Scheffel Roggen galt im gleichen Jahr in Schwaben 12 Pfennige, Korn 10, Habre 8 Pfennige, ein Eimer Weins 5 Schilling; ein Taglöhner im Feld 4 Pfennige, gab man ihm zu essen, nur 2 Pfennige. Steinhofers würtemberg. Chron. S. 31.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14365/643

pacht, oder auf Lebenszeit, oder auf unbestimmte Reihe von Jahren nach freier Gunst des Eigenthümers haben, oder den Pacht neu stiften mit Antritt neuer Grundherren. Gern verlieh man die Güter besonders leibeigenen Leuten in Erbpacht, um dieselben durch eigenen Vortheil stärker an die Scholle zu binden [99]); erleichterte ihnen auch Frohnen und Schaarwerke. Denn seit die Städte in Aufnahme gekommen, rettete sich mancher Hörige aus dem Zwang seines Herrn in die Freiheit von jenen und fand dort freundliche Aufnahme [100]); oder ließ sich unter die Fahnen kriegender Fürsten werben. Aus dieser Ursache verpflichteten Herren und Klöster ihre Leute, sich ihnen nicht in Städte, Bannmarkte, noch hinter gewaltige Herrschaft zu entfremden [101]), nahmen, sicherer zu sein, deren Eigenthum zum Unterpfand, oder ließen sie dem Burgrecht abschwören. In Städten aber Gewerb zu treiben, oder sonst

99) Z. B. Mon. boic. 8, 560, wo Ludwig der Baier den Leuten zu Oberammergau dieses Erbrecht verlieh.

100) So entliefen dem Kloster Scheftlarn Gotteshausleute nach München. Mon. boic. 8, 552. Zuletzt, wie im Jahr 1398, mußten die Herzoge den Städten endlich aufs strengste verbieten, Leibeigene aufzunehmen. Mon. boic. 13, 253.

101) Mon. boic. 2, 10.

manches Jahr in der Fremde zu verweilen, wehrten sie ihnen nicht, wenn sie sich nach Frist des Urlaubes wieder stellten [102]).

Ueberhaupt, in dem Maß sich die Herrschaft des römischen Rechts verbreitete, welches altleibeigene Knechte wie mehr oder minder freie Dienst- und Zinsmannen, Hintersassen [103]), Gotteshausleute und andere Unterthanen in die große Zahl der Angehörigen warf, war von der Leibeigenschaft die erste schreckhafte Gestalt sehr gewichen. Und wenn auch hörige Leute noch immer, sie mochten edler oder unedler Abkunft sein, als Waare betrachtet, von ihren Eigenthümern verschenkt [104]) oder verkauft [105]) und gezwungen wurden, wollten sie ihren Wohnort ändern, oder sich auch nur verheirathen [106]), der Herrschaft Genehmigung anzusuchen: genossen sie doch in allen übrigen Verhältnissen des bürger-

102) „Als ander aigen Leute." Mon. boic. 2, 28.

103) Dies waren Tagwerker ohne Gut und Land. Sie hatten nur Häuser. Ihre Zahl war auf den Höfen beschränkt.

104) Z. B. im J. 1312 eine Edeltochter aus dem Hause Leonsberg. Mon. boic. 5, 251.

105) Z. B. im J. 1311 einen Eigenen, sammt Weib und Kindern um 300 Pfennige Regensb. Mon. boic. 8, 260.

106) Mon. boic. 3, 560.

lichen Lebens Freiheit und Fähigkeit, Würden, Ehren und Reichthümer zu sammeln.

Es blieben die Kinder der Leibeigenen ihrer Herrschaft eigen [107]), und wurden, wie vorzeiten, getheilt, wenn ihre Aeltern verschiedenen Herren gehörten [108]).

Mochte immerhin der edle Knecht, gleich dem unedeln, in fremden Dienst geliehen, verkauft oder verschenkt werden können; ohne seines Gebieters Willen nicht das Land verlassen, noch Heirath schliessen dürfen: dies hinderte ihn nicht, zu Richter-, Raths- und Vitzthumsstellen, oder Feldhauptmannswürden emporzusteigen, und den Vornehmsten des Landes in Ansehen und Vermögen gleich zu werden. Und diese Art Leibeigenschaft ist den Unterthanen vieler Fürsten Europens bis zu unsern Tagen geblieben, wenn gleich unter milderm Namen.

Als Fürsten und Könige anfingen, Krieger in beständigen Sold, und bleibende Steuern ohne Unterschied von allen Bewohnern ihres Landes zu nehmen, wurden Alle die Leibeigenen des Staates. Nur Einer blieb frei an Leib und Eigenthum, der auf dem Thron. Allgemeinheit der Dienstbarkeit vermischte die scharfgezogenen Grenz-

---

107) Urk. v. J. 1354 in Mon. boic. 2, 7.

108) Meichelbek T. 2, ars 2, 60. Mon. boic. 7, 125.

lien des Alterthums zwiſchen Freien und Knechten. Schon im dreizehnten Jahrhundert war zu Baiern der Unterſchied von Barſchalken und gemeinen Angehörigen oder eigenen Knechten, bis auf matte Spur, der Name ganz verſchwunden [109]).

8.

Otto's Handveſte. Sein Tod.

Im J. 1311 — 1312.

Erdrückt von der Laſt großer Schulden, ſann Herzog Otto zu Landshut, Geld zu gewinnen [110]). Viehſteuern genügten nicht mehr, ſein in verſchwenderiſchen Unternehmungen zerrüttetes Vermögen herzuſtellen. Er verſammelte daher die großen Gutsherren ſeines Landes, um von Klö-

109) Der Barſchalken Name erſcheint zum letztenmal in einer Urkunde, ums Jahr 1200 ausgeſtellt, in Mon. boic. 2, 367. Karl Kloker in ſ. Abh. v. d. Barſchalken (N. hiſtor. Abh. bair. Af. 5, 499 ff.) machte ſehr einleuchtend, daß noch im achtzehnten Jahrhundert unter den baieriſchen Landleuten die ſogenannten „Erbrechter, Freibauern, Freimänner" u. ſ. w. wie die alten Barſchalksverhältniſſe trugen.

110) Einige Geſchichtſchreiber glaubten, doch ohne Grund, er habe noch einen Krieg gegen Ungarn machen wollen.

stern, Burgen und Städten Rath zu begehren, wie ihm zu helfen.

Schon hatten einige Bisthümer, Abteien und Grafen, durch Gunst der Könige und Herzoge, niedere Gerichtsbarkeit über ihre Leute. Nun bot Otto dieselbe und Steuerbefreiung allen Bischöfen, Chorherren, Klöstern und andern Pfaffen, Grafen, Freiherren, Rittern, Knechten und Städten feil, für eine einzige reiche Abgabe [111]) von ihrem Hab und Gut.

Um so kostbaren Preis dünkte Viele auch das Schwerste leicht. Es traten adeliche Geschlechter [112]), desgleichen auch Städt' und Märkte

111) Vom Schaff Weizen 80 Pfennig, vom Roggen 60, vom Gersten 40, vom Haber 30, alles Geld zur Frohnkost für die Schweine, allen Zins vom ausgeordneten Land, von allen Schweigen die Hälfte des Ertrags. Pfaffen sollten nur die Grundstücke der Kirche (den Widum) versteuern; Grunduntertha nen (Bauleute) den achten Theil ihrer Aernte zahlen, nach Abzug dessen, was sie für ihr eigenes Haus brauchten.

112) J. N. G. v. Kremer (Anleit. z. Kenntniß der kais. Landtage S. 14 f.) erwies mit hoher Klarheit, daß die v. Aventin angegebene Urk. mit Unterzeichnung von siebenzig adelichen Geschlechtern und neunzehn Gemeinden des Niederlandes nicht die ottonische erste Handveste, sondern der Bundbrief vom 1317 gewesen sei.

sogleich hinzu, das Recht zu erkaufen, in ihren Höfen und Marken über Alles zu richten, was nicht Todesverbrechen war [113]), oder Eigen und Lehen anging. Viele sahen den unzweideutigen Gewinn vorher, welcher ihrem Ansehen, wie ihrem Vermögen aus solcher Gewalt entsproß.

Am Veitstag des dreizehnhundert eilften Jahres, da in Landshut Herzog Otto den beschwornen Kaufbrief der niedern Gerichte, als ewige Handveste, überreichte, ahnete ihm nicht, daß er, mit Veräusserung dieses Theiles fürstlicher Hoheit, den Grundstein bisheriger Verfassung hinwegriß. Denn die Buchstaben der Handveste wurden Keime neuer Ordnungen, neuer Freiheiten, neuer Stände. Die großen Grundeigenthümer selber erkannten anfangs den Umfang der ihnen gegebenen Macht nicht. Erst allmälig schloß sich der Kreis aller Einzelnen zur Verwahrung ihrer Rechte. Frei von Steuerauflagen, und sogar im Genuß vormals herzoglicher Geldquellen, beschränkte ihre Eintracht die Selbstherrlichkeit des Landesherrn; das Maß ihrer Freigebigkeit das Maß seiner Unternehmungen. So entsprangen die Stände der Landschaft, in deren Kammern die Wünsche des Volkes eine Sprache fanden, und die Einfälle

113) Nämlich Todtschlag, Nothzucht, Straßenraub, großer Diebstahl.

fürstlicher Willkühr Gebundenheit. Wohl langsam entfalteten sich diese Keime, doch sicher; aber neben dem Guten auch das Verderbliche. Leicht verkehrten böswillige Gutsherren, kraft ihres Gerichtsstabes, sich fortan in Zwingherren der Grundholden, welche vormals bei Vitzthumen und Pflegern, oder im Spruch unparteiischer Nachbarn, Schirm hatten gegen des Mächtigern hartes Gemüth. Frohndienst und mancherlei Zwangfal armer Leute konnte straflos vermehrt', der Leibeigenschaft letztes Ueberbleibsel fester gehalten, und selbst das freie Eigenthumsrecht der Gerichtsunterthanen durch Selbstsucht der Herren Gefahr leiden [114]). Die Stände der Landschaft, schon durch ihren Ursprung, nicht als des Volkes, sondern eigener Vorrechte Wortführer, dem Thron gegenüber, vertheidigten oder vergaßen jenes, wie diese bedroht oder geschmeichelt waren. Nur Herrlichkeit eigener Rechtsame, nicht des Fürsten, nicht des Volkes Vortheil, forderte und leitete ihre Stimmen in der öffentlichen Gesetzgebung: und die weisen Entwürfe edler Fürsten, wie die Wohl-

114) So bewirkte z. B. die Abtei Chiemsee im Jahr 1337, daß keiner ihrer Leute sein freies Grundstück einem Fremden verkaufen dürfe, wenn ihr jenes nicht vorher angeboten worden, oder dieser ihr nicht anständig wäre. Mon. boic. 2, 184.

den weniger haben. — Was hat denn aber Rußland daran verloren, daß es einmal auch einige Tausend Fürsten zu viel hat?

Gesetz und Befehl.

Es hat irgendwo ein Schriftsteller, ich weiß nicht welcher, die Bemerkung gemacht, daß in unsern meisten heutigen Monarchien das Volk nicht mehr gehörig Gesetze von Befehlen und Vollziehungsverordnungen unterscheiden könne, sondern diese ganz verschiedenen Dinge, wie gleichbedeutende, mit einander verwechsele.

In England, wo sich der gesunde Menschen- oder Volksverstand länger als in vielen andern Gegenden aufrecht erhielt, wußte man auch weit länger, das heißt weit früher und weit später, als anderer Orten, was ein Gesetz sei, und wie dem Gesetze selbst Fürsten unterworfen sind.

Prinz Heinrich (nachmals König Heinrich V.), Sohn des Königs Heinrich IV., hatte einen Bedienten, Kammerjunker oder desgleichen, der ihm trotz mancher Kammerjunkerstreiche sehr lieb war. Der Junker ward eines Tages vor dem höchsten

fahrt von Millionen der Mitunterthanen wurden gleich abhängig von dem, was einer geringen Zahl bevorrechteter Grundherren ersprießlich kam.

Dies alles lag, als Herzog Otto die große Freiheitsurkunde in Niederbaiern ausgab, dem Blick der Zeitgenossen verborgen. Dennoch erregte sein Verkaufen der untern Gerichte und Steuerbefreiungen großen Unwillen im Lande, zumal den hohen Geistlichen. Viele derselben fürchteten wohl, daß nach Entlassung der reichen Eigenthümer von Abgaben, diese auf Gotteshausleuten drückender lasten, oder weltliche Herren und Gemeinden bei Händeln mit Klöstern Richter in eigener Sache werden, oder die neuen Rechtsame landesverderblichen Fehden neue Quellen öffnen dürften. Auch den Stolz mochte verdrießen, daß geringen Abteien, Edeln und Bürgersamen gemein worden sei, was vorher nur großer Grafengeschlechter, Hochstifte und ausgezeichneter Klöster Vorzug gewesen. Des Erzbischofs von Salzburg Unwille drohte sogar mit dem Strahl des heiligen Banns.

Noch gleiches Jahres trat deswillen der Herzog zu Niederbaiern in Regensburg mit den Unzufriedenen zusammen und beschwichtigte ihre Sorgen. Den Erwerb des Vorrechts ließ er auch denen offen, welche Anfangs daran ohne Theil

geblieben. Der Bischof von Regensburg stellte sich bald selbst in die Reihe der Käufer [115]).

Otto aber erfreute sich der Erfindung nicht lange, die ihn der Geldverlegenheit entheben sollte. Er erkrankte nach wenigen Monaten tödtlich. Eine Sage ging [116]), man hab' ihm Gift beigebracht. Und die Gelder mochten weder alle erhoben, noch die Freiheiten gegeben werden.

9.

Herzog Ludwig IV wider seinen Bruder Rudolf.

Im J. 1311 — 1313.

Als er sein Ende herannahen sah, ward er betrübt um den Säugling, den ihm seine Gemahlin, die glogauische Fürstentochter, vor einigen Tagen geboren hatte. Das Kindlein hieß Heinrich, nachmals von dem Schlosse, wo es erzogen ward, der Ratternberger beigenannt. Auch die Söhne seines verstorbenen Bruders Stephan waren noch unmündig; ein älterer Heinrich,

115) Otto's Werk wurde von spätern Fürsten sowohl im niedern als obern Baiern nachgeahmt. So erschienen nach der ottonischen Handveste noch 63 andere Freiungs- oder Bestätigungsbriefe.

116) Aus einer alten weihenstephanischen Handschrift gedenkt ihrer Meichelbek 2, 118.

jetzt erst achtjährig, und ein Otto, kaum fünfjährig. Er kannte nur zu wohl die ehrgeizige Richtung der Priesterschaft, wie des Adels im Lande, und ward bekümmert, daß diese während der Unmündigkeit der jungen Fürsten ungebührende Gewalt erstreben, oder das ihm verhaßte Oesterreich zur Vogtschaft über die Seinigen rufen möchten.

Dem vorzubeugen und die Rechte der Erben Niederbaierns kräftig zu halten, berief er im Stillen von den Städten Landshut und Straubing die achtbarsten Bürger vor sein Sterbebett. Diese mußten theures Eides geloben, die drei fürstlichen Waisen und die Pflege des Herzogthums Keinem zu überantworten, als Herrn Ludwig, dem Herzog zu Oberbaiern, welcher um diese Zeit seiner Gemahlin jüngere Schwester, Beatricen von Glogau, gerichtet hatte [117]). Sie schworen.

Herzog Ludwig verdiente dies Vertrauen des Sterbenden sowohl wegen der neuen Verwandtschaft, als seiner Tugenden. Er war ein schöner, leutseliger Herr, von feinen Sitten, großem Verstande und unüberwindlicher Rechtlichkeit in allen Dingen, dabei tapfer und jugendlich-reizbar.

117) Diese erscheint schon in einer Urkunde v. 21 Brachm. 1313 (bei Falkenstein Gesch. v. Baiern 3, 223) als Ludwigs Gemahlin.

Neben solcher Gemüthsart stand das verschlossene Wesen und die mürrische Selbstsucht seines Bruders, des Pfalzgrafen Rudolf, übel, mit dem gemeinschaftlich er schon einige Jahre die Regierung führte. In Ludwigs Gedächtniß lebte noch immer, wie Rudolf seine Jugend, und die letzten Tage einer verehrten Mutter verbittert hatte. Er war Zeuge von Rudolfs stillem Hasse gegen die Habsburger, bei denen Ludwig erzogen, und mit denen er in traulicher Freundschaft erwachsen war. Seit, nach König Albrechts Ermordung durch Johann von Schwaben, Heinrich von Luxemburg Oberhaupt des Reichs geworden, hing Rudolf nur an diesem, und schien unter dessen Schutze selbst gegen Ludwig mehr wagen zu dürfen [118]).

Das Alles ertrug der feurige Jüngling nicht länger. Er begehrte, weil laut Herkommen und väterlicher Stiftung [119]) jeder von ihnen gleiches Recht geerbt, daß sie durch Nutztheilung des Landes vollkommen geschieden würden, wie sich ihr Vater einst von seinem Bruder Heinrich gesondert

118) So wies Rudolf, ohne Einwilligung und Vorwissen seines Bruders, Städte und Güter am Rhein an zur Wiederlegung der Morgengabe für seine künftige Schnur, König Heinrichs VII Tochter, der er seinen Sohn verlobt hatte.

119) Urk. v. J. 1281 (in der Gesch. des Hausvertrags v. Pavia. Urkundenbuch No. 1).

hatte, und schon die Lande jenseits der Donau getheilt waren. Es wurden Schiedsrichter berufen, und die beiden Isarufer zur Grenze zwischen ihren Besitzungen in Oberbaiern gemacht [120]). München behielt Rudolf: aber Ingolstadt nebst allem Lande links der Isar kam an Ludwig. Ungetheilt blieb beiden die Pfalz am Rhein gemein. Sei es, daß Unkunde der Schiedsrichter über Lage, Rechtsame und Einkünfte der verschiedenen Ortschaften, Ungleichheit des Vortheils, Hader brachte, oder wenn Burgmänner und Landsassen vor verschiedene Schrannen gezogen wurden: Ludwig griff zum Schwerd, da er seinen Bruder zu keiner Nachgiebigkeit geneigt fand. Er verheerte mit unbändiger Wildheit dessen Güter. Es wird erzählt, er habe mit eigener Faust in eins von Rudolfs Dörfern den Feuerbrand geschleudert [121]). Zwei Jahre lang wütheten die Brüder gegen einander. Mancher blühende Ort, manches reiche Kloster ward arm [122]). Aber Ludwig gewann dabei nicht,

120) Der Theilungsbrief in Scheids Cod. dipl. Bav. (bibl. Goetting. 223 ff.).

121) Das Chron. de gestis principum (Oefele 2, 510) setzt das factum hinzu.

122) Im Kloster Fürstenfeld wurden alle Scheuren und Ställe leer, alle Vorräthe geraubt. Obiges Chron.

so thätig ihm auch der Bischof von Eichstätt mit Geld und Leuten half [123]). Bald fühlt' er sich so erschöpft, daß er seine besten Kostbarkeiten den Augsburgern verpfänden mußte.

In dieser Lage und durch den Anblick der fruchtlosen Verwüstungen gerührt, ging er in sich. Er trug seinem Bruder Versöhnung an und Aufhebung des unglücklichen Theilungsvertrags. Man schloß Waffenstillstand [124]). Zu solchem bot Rudolf um so lieber die Hand, da er den König auf seinem Zuge nach Rom zu begleiten wünschte, um sich in desselben Huld für jede Zukunft zu befestigen. Auch Ludwig war zur Mitreise eingeladen; ging aber nicht [125]); er hatte gegen diesen König von jeher Widerwillen. Rudolf aber zog wirklich mit vielen Rittern und Mannen über das Hochgebirg dem König zu [126]); führte ihn siegend

123) Daher ward diesem, beim nachmaligen Frieden der Brüder, ganz besonders Rudolfs Verzeihung anbedungen.

124) Die Zehde begann 1311, und war im Anfang am heftigsten; dauerte zwei Jahre (Oefele 2, 540); folglich fiel die Waffenruhe in das Ende des Jahres 1312.

125) Ex quodam aegra voluntate sibi servire nolait (Chron. de gest. princ.)

126) Zu diesem Behuf verpfändete vermuthlich Rudolf die Burg Stremberg mit allen dazu gehörigen

durch die Pfeile der Apulier und Welfen auf dem Ponte Molle über die Tiber in das unruhige Rom ein [127]) und sah ihn in der Kirche zum heil. Johann vom Lateran die Kaiserkrone empfahn. Doch bald kehrt' er nach Baiern, und ohne Einwilligung des Kaisers, zurück. Denn dieser war ohne Geld. Der Pfalzgraf hatte Aufopferungen gethan, ohne Ersatz zu sehen; zudem war sein ältester Sohn gestorben, der des Kaisers Eidam zu werden bestimmt gewesen.

Gleich nach der Heimkunft war auch zwischen den entzweiten Brüdern in der Nähe von München, auf dem Jagdhause zu Alach, verglichen; die Gemeinherrschaft wieder hergestellt in allen Landen zu Baiern, zu Oesterreich, Schwaben und am Rhein; Rudolfen lebenslänglich die Wahl bei der Kur des Reichs gelaßen, die nach beider Brüder Tode jederzeit an den Aeltesten ihrer beider Söhne kommen sollte [128]).

Gütern in der Pfalz um 2000 Pf. Heller an Graf Simon von Spanheim zu Kreuznach. Die Urk. v. 21 Weinmonds 1311 zu Heidelberg in den Abh. bair. Ak. 3, 119 abgedruckt.

127) Das Chron. de gestis principum und andere gleichzeitige Schriftsteller bezeugen Rudolfs vorzüglichen Antheil bei den dort stattgefundenen Gefechten.

128) Die Urk. v. 21 Brachm. 1313 in der Gesch. des Hausvertr. v. Pavia. No. 15.

10.

Ludwig streitet für die unmündigen Fürsten von Niederbaiern. Sieg bei Gamelsdorf.

Im J. 1313.

Noch während der Dauer dieser Unterhandlungen kam gen München die Botschaft vom Absterben Otto's [129]), weiland Königs in Ungarn. Mit Vertrauen und Furcht richteten die niederbaierischen Städte ihren Blick auf Herrn Ludwig. Der Adel des Landes, ausgeschlossen von Rath und Pflege der fürstlichen Waisen, war durch das Mistrauen des Verblichenen, durch jenen nie erhörten Vorzug, welcher niedrigen Bürgersamen eingeräumt worden, bis zum Aufstand empört.

Seit dem, nach Erlöschung der mächtigen Grafengeschlechter der Vorzeit, Söhne des jüngern und niedern Adels zu Vizthumen, Pflegern und Kriegsämtern erhoben worden waren, hatten diese den Stolz der untergegangenen angenommen. Sie suchten den Pfad wieder, der jene im Alterthum zur Größe geführt hatte; hielten auf adeliches Geblüt, und zogen hervor, wer ihres Namens und Helms war. Von den hohen ländlichen Burgen herab warfen sie verächtliche Blicke auf

129) Er war den 9. Herbstmonat 1312 gestorben.

die Menschen in den Volksburgen und deren Gewerbe, sonst nur leibeigener Knechte Beruf. Sie glänzten gern an Höfen der Fürsten und bei Turnieren; oder führten daheim wildes Wohlleben; zogen zu Fehden aus, oder umringt von Hunden, Jägern und Weidknechten zu Jagd der Bären und Wildschweine [130]), gingen allezeit prächtig einher in Panzerkleidern, oder in golddurchwirkten Wämsern und Hosen, mit Federhut, goldenen Gürteln und Spornen, goldenen Ringen an den Händen und köstlich ausgelegten Dolchen im Gürtel [131]). Der Aufwand, welche sie ihrer Herkunft schuldig glaubten, brachte Viele in Dürftigkeit. Daher sah man ihre erb- oder lehnbaren Schlösser häufig durch Kauf und Verkauf wechseln [132]), ihre Töchter in Klöstern, ihre Söhn' auf fernen Schlachtfeldern.

Daß Otto seinen letzten Willen den Bürgern von Landshut und Straubing vertraut, schien allem Adel des Niederlandes ein Bruch seiner Rechte. Man trat zusammen. An der Spitze der Unzufriedenen erhoben sich die reichen Herren von Hals, Albrecht und Adelram, deren Burg-

130) Sweingejayd, Perngejayd. Mon. boic. 8, 563.

131) Mon. boic. 7, 239.

132) Gesch. der Probstei Hainspach S. 20, wo Zirngibl den Wechsel der Vogtherren bemerkt.

ſtall ob Paſſau am Fuß einer der waldigen Bergwände lag, welche tief den Ilzſtrom umfaſſen. Kaiſer Rudolf, der Habsburger, hatt' ihrem Vater wegen ſeiner Mannhaftigkeit die Grafenwürde gegeben [133]). Zu ihnen thaten ſich der Vizthum Ebran von Deggenberg, deſſen Schloß und Herrſchaft im holzreichen Bergthal ob dem Kloſter Windberg gegen den Baierwald ausgebreitet lag; Hartlieb Puechberger, der in der Burg Winzer hauſete, niedwärts Altaich an der Donau; Albert von Schönſtein, deſſen Geſchlecht ſchon ſeit einem Jahrhundert in der Winzerer Nachbarſchaft blühte, und andere Freiherren, Ritter und Dienſtmannen. Sie, die Herzoginnen Wittwen, der jungen Fürſten Mütter, mit ihnen [134]), wurden eins, die Herzoge von Oeſterreich Friedrich und Leopold aufzumahnen, als Schwäher des Aelteſten von den Unmündigen [135]),

133) Ums J. 1280 (Oefele 1, 363; 655; 2, 339).

134) Zu vergleichen die Urkunde No. 14 in Franz Kurz's Oeſterreich unter K. Friedrich dem Schönen.

135) Urk. v. 13. Winterm. 1312 zu Linz (Auguſtin Kölners Antiq. 1, 223). Vermuthlich war erſt hier vom niederländiſchen Adel mit den Herzogen v. Oeſterreich eine Verlobung Heinrichs, des ältern Sohns Herzog Stephans, mit einer Schweſter beredet worden.

Gerichtshofe (court of Kings-Bench) angeklagt, und ohne Umstände verhaftet. Prinz Heinrich ärgerte sich, daß man so wenig Rücksicht auf Leute nehme, die zum Dienste seiner eigenen hohen Person gehörten; flog straks zum Gerichtssaal, und befahl, seinen Diener auf der Stelle in Freiheit zu setzen.

Sir William Gascoigne war Präsident des Gerichtshofes, und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurtheilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König, denn das Gesetz gibt dem Könige das Begnadigungsrecht."

Prinz Heinrich wollte den feinen Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen, beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungeberdig, schimpfte und drohte.

„Halt!" rief der Lord Präsident: „Prinz, Sie sind strafbar, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Souveräns, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir doppelten Gehorsam schuldig, Prinz! Ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen, und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Und wegen Verletzung dieser Ehrfurcht werden Sie sich den Augenblick in Gefangenschaft begeben, wo Sie so lange zu

deren Pflegschaft zu übernehmen. In Linz traten sie mit denselben zusammen, und schlossen Bund.

Sobald Herzog Ludwig die Umtriebe der Ritterschaft vernahm, eilt' er, in Landshut die fürstlichen Kinder zu warnen [136]); und gen Landau, um Herzog Friedrich von Oesterreich, den Freund seiner Jugend, in freundlicher Beredung von den Entwürfen der Mißvergnügten zu trennen. Der schöne Friedrich aber bestand darauf, Vogtschaft und Pflege Niederbaierns zu behaupten, wie sie ihm von den Ersten des Landes gegeben worden. Des Todten letzten Willen achtet' er nicht. Darüber geriethen die Fürsten zu harten Worten. Ludwig vergaß, im Gefühl so großer Unbilligkeit, der alten Liebe, und fuhr mit der Hand zum Dolch. Die Anwesenden traten dazwischen. Friedrich wandt' ihm den Rücken, und murmelte zwischen den Zähnen, daß er ihm wohl von Haus und Land treiben, und es vor seinen Augen besitzen wolle. Damit verließ er die Burg zu Landau, ritt hinauf gen Schwabenland, und erzählte seinem Bruder Leopold, wie Ludwig ihm gethan. Leopold, ein kriegerischer Jüngling, schwor in

136) So das Chron. de gest. princip., nach welchem und dem zeitgenössischen Chron. de ducibus (beide bei Oefele) ich vorzüglich diesen Streit mit Oesterreich schildere.

erſter Glut, die Schmach mit des Baiern Untergang zu tilgen.

Nun rannten Eilboten. Volks ward in Oeſterreich und Schwaben gerüſtet; von den Ungarn und Slaven geworben. Es brachen beutelüſtig die niederbaieriſchen Ritter aus ihren Schlöſſern hervor und plünderten der Städte Gut. Dieſe vergalten ihnen durch wohlbewaffnete Bürgerſchaaren, und riefen der Herzoge von Oberbaiern gelobten Schirm an [137]).

Ludwig ſäumte nicht. In den Feldern am Feldelbach, der in die Glon fällt [138]), ſammelt' er ſeine getreuen Ritter und Mannen; dazu ſtießen die muthigen Banner der Städte, und die Heere aus Franken und Schwabenland, mit freundnachbarlicher Hilfe. Der ganze Sommer verging über das Rüſten.

Durch das Vilsthal herauf kam endlich Oeſterreichs Heer. Ulrich von Walſee, ein wohlerfahrner Kriegsbauptmann, deſſen Eidam, Ulrich der Pfannberger und Leopold von Haunberg führten die Macht. Dazu kamen die Ritter

137) Richter, Rath und Gemeinde von Landshut hatte ſich ſchon Anfang des Jahrs 1313 in den Schuz beider Herzoge begeben. Eben ſo Straubing. Die Urk. bei Oefele 2, 127 ff.

138) Aventin ſagt bei München.

von Niederbaiern mit ihren Knechten. Bei Mosburg gingen sie über die Isar und Amber. Auf den grünen Höhen zwischen Isarek und Gamelsdorf lagerten sie, und schlugen auf einer alten überraseten Römerschanze die Wagenburg [139]). Hier gedachten sie aus Schwaben den Zuzug der Herzoge Friedrich und Leopold zu erwarten, und durch Zögern Ludwigs Heer zu ermüden. Denn der Winter war vor der Thür.

Ludwig versammelte seine Tapferſten um sich; Herrn Berthold von Graisbach, Berthold von Reyffen; Wiganden von Trausnih, die Hügelberger, die Schenken von Bibrach, die Schlüſſelberger und Andere. Sie sollten entscheiden, ob ausharren oder angreifen, ehe Winterſtrenge das mühsam geworbene Kriegsvolk wieder zerſtreue. Alle für den Angriff, brach er in großer Heimlichkeit mit vierhundert seiner kühnſten Degen auf. Das übrige Heer ließ er im Lager, die öſterreichiſchen

139) Nach einer Zeichnung des Schlachtfeldes aus dem sechszehnten Jahrhunderts, deren treue Nachbildung (von der Hand des Herrn Pfarrer Anton Nagel in Wasserburg) mir durch Herrn J. J. Lipowsky mitgetheilt ward, den sein Volk wegen rühmlicher Geschichtforschung und vaterländiſchen Herzens ehrt.

Herzoge jenseits des Lech zu beobachten, oder zu täuschen. Niemand vernahm, wohin er mit den Rittern gezogen. Sie kamen gen Mosburg. Da harrte schönes Fußvolk der Bürgerschaften von Mosburg, Landshut, Ingolstadt und Straubing. Still ging's bis Gamelsdorf vor die Wagenburg. Es war ein trüber neblichter Tag des Wintermonds [140]). Der Feind hatte nichts wahrgenommen. Erst der Baiern Kriegsgeschrei forderte ihn heraus. Er kam hervor mit überlegener Macht, sonder Furcht. Die Schlachthaufen entfalteten sich. Gebete stiegen zum Gott der Heerschaaren. Dann donnerte der gewohnte Schlachtgesang [141]), und der Kampf hob an.

Mittag war schon vorüber. Es fiel mancher streithafte Mann. Wie fochten die Landshuter ritterlich; wie liefen Mosburg und Ingolstadt muthig in den Streit! Straubing blieb nicht zurück. Aus den Reihen Oesterreichs wichen die Miethlinge von Ungarn zuerst, die nur Beute, nicht Wunden suchten. Aber tapfer hielt Ulrich von Walsee, bis der Tag sich neigte. Da

140) Den 9. Winterm. 1313. So die Compilat. chron. rer. boic. und das Chron. de ducibus (Oefele 2, 40; 311). Andere setzen den 5. und 8.

141) Incipientes cantum suum consuetum ante pugnam. Chron. de gestis principum.

winkte Herzog Ludwig; und es machten sich die Herren von Swezzelberg hervor hinter Gebüschen mit geruhter Kraft, und stürzten das Schwerd in den müden Feind. Er widerstand nicht länger. Viele wurden erschlagen; Viele kamen in der Sempta um, als, unter dem Ungestüm ihrer Flucht, bei Volkmansdorf die schwache Brücke zerriß. Bei viertehalbhundert Herren und Edle aus Oesterreich, Kärnthen, Mähren, Steiermark, dazu große Zahl vom Adel des baierischen Niederlandes wurden gefangen, auf Rossen und Wagen gebunden in die Gewahrsame der Schlösser und Städte gethan; Andere um ihr Ehrenwort freigelassen. Das ganze Lager, mit zahllosen Wagengroßen Schätzen, kostbaren Kleidern, Gold, Silber und allerlei Kleinodien ward der Sieger Gewinn; das Meiste denen von Mosburg und Landshut zu Theil. Davon sind Viele reich geworden. Den Heldenmuth der Ingolstädter ewig zu rühmen, setzte Herzog Ludwig in ihr Schild den blauen feuerspeienden Panther; auch Straubing und Mosburg ehrt' er; vor Allen aber gab er den tapfern Landshutern, statt der drei Pekelhauben, drei Helme in ihrer Stadt Wappen, zum Angedenken des Tages, da sie, gleich Rittern, für ihre drei jungen Fürsten gestritten [142]).

142) Viel Lehrreiches über die Entstehung dieser Wappen

Pfalzgraf Rudolf, der an dem Kriege kaum Theil hatte nehmen mögen, hörte zu München mit Verdruß den großen Sieg seines Bruders [143]). Rudolf, der die Habsburger lange gehaßt, ward ihnen geneigter, da sie Ludwigs Feinde geworden. Nun mochte er den Anblick des Sieggekrönten nicht ertragen, seinen Einzug in München nicht sehen, machte sich auf, und reisete stracks mit dem ganzen Hof nach Heidelberg. Nicht Herzog Friedrich, da er die Niederlage der Seinigen erfuhr, war so unwillig. Aber Friedrich trachtete in diesen Augenblicken schon höhern Dingen, als der Pflegschaft von Niederbaiern nach; und fürchtete minder Ludwigs Waffen, als dessen Ruhm, der vom Wahlplatz bei Gamelsdorf Deutschland durchflog.

11.

Wie Herzog Ludwig König der Deutschen wird.

Im Jahr 1314.

Von Welschland nämlich war Nachricht gekommen, wie Kaiser Heinrich VII. im Dorfstein

J. F. Lipowsky (in seinem Bürgermilitär-Almanach Jahrg. 1809 S. 56 u. 60. Jahrg. 1810 S. 81. Im siebenten Jahrg. S. 85 ff. Sein Nat. Garde-Almanach Jahrg. 1811 S. 136).

143) Das Chron. de gest. princip. (Oefele 2, 543).

Bonconvento ohnweit Siena plötzlich verschieden sei. Er hatte sich von Rom, mit der Krone, zugleich den Tod genommen. Eine Pestbeule oben am Knie, ein unzeitiges Bad, machten ihm so schnellen Ausgang [144]), daß gesagt ward, ein Predigermönch habe ihn im heil. Nachtmahl vergiftet; bemerkenswerth, nicht wegen der Glaubwürdigkeit, sondern welcher Ruchlosigkeit damals Pfaffen fähig gehalten wurden.

Das Unerwartete bewegte Italien wie Deutschland. Alle Fürsten richteten das Auge auf die verwaiſete Krone; am begierigen Herzog Friedrich, um sie wieder an Habsburg zu bringen. Er verzieh Ludwigen den Sieg, damit er den Mann versöhne und gewinne, der ihm jetzt der furchtbarste werden konnte; trug eilfertig Frieden an und mündliche Unterredung. Ludwig war bereitwillig; Erzbischof Weikard von Salzburg trat als Mittler zwischen Beide.

Mit diesem kam Friedrich Ende Winters zum Kloſter Ranshofe am Inn, in geräumiger Ebene, von buschigten Hügeln umfangen; dahin, von Braunau, Ludwig, an der Spitze seiner Krieger, alle paarweise, daß die letzten noch aus den Thoren von Braunau zogen, als die ersten

144) Am 24. Aug. 1313. Simonde-Sismondi Gesch. d. ital. Freiſt. 4, 502 nach guten Quellen.

ſchon ins Kloſter [145]). Weil Friedrich ſogleich allem Anſpruch auf Niederbaierns Pflege entſagte, ward ſchnell geeinigt. Die Verſöhnten ritten nach Salzburg, das Begonnene zu vollenden. Friedrich ſchwor, Otto's letzten Willen zu ehren; Ludwig, alle Kriegsgefangenen frei zu geben [146]); die Grafen von Hals, mit zwölf ihrer Mannen: nie mehr gegen die drei Kinder und Ludwig, deren Vormund, zu handeln. So mußten auch viele andere Herren zu den Heiligen die Finger heben; und Vizthume, Burggrafen und Landrichter an den Grenzen Bewahrung der Sühne mit feierlichem Eide geloben [147]). Die drei unmündigen Herzoge, vereint mit den Getreuen des Landes, entſchädigten ihren Vertheidiger dankbar für die Kriegskoſten [148]). So

145) Vita Ludovici IV. in Pezens Script. rer. Austr. 2, 418.

146) Das Chron. de gestis princip. klagt bitterlich über Ludwigs Nachgiebigkeit: O quantum profecisset, si aliquos decapitasset, aliosque usque ad ultimum quadrantem depecuniasset; profecto hodie esset potentissimus imperator! Man erkennt darin die Anſicht der Dinge vom Zeitgenoſſen.

147) Die Urk. v. 17. April 1314 (bei Oefele 2, 129).

148) Durch eine Klauenſteuer, bewilligt von „Landherren, Dienſtleuten, Ritterleuten, Bürgern und

ward Niederbaiern durch Ludwigs starken Willen gegen die Anmaßungen einer stolzen Ritterschaft gerettet.

Friedrich gewann das Herz des Jugendfreundes vollkommen zurück; ganz hatte er es nie verloren. Sie waren zu Salzburg, wie weiland in Wien, die harmlosen Gespielen und Brüder; vergaßen des vergangenen Bösen; und schliefen des Nachts, wie in den Kindertagen, wieder beisammen in gleichem Bett. Da ward zu traulicher Stunde Manches besprochen, was fremde Ohren nicht hören sollten; auch das Reich und die Kaiserkrone. Der schöne Friedrich lauschte, ob dem Freunde danach gelüste. Dieser aber, in reiner Bescheidenheit, hielt sich solcher Hoheit unwürdig; meinte, der edlere Friedrich sei werther, und verhieß brüderlichen Beistand dazu [149]). Ludwig war zu offen, um zu heucheln; zu herzgut und rechtlich, um dem Zwang einer gefühllosen Staatskunst sein mildes Gemüth zu opfern; nicht ehrgeizig genug, um den stillern Genuß des väterlichen Erbes mit den Unruhen eines weiten gährenden Reiches zu vertauschen; zu gemächlich selbst, um

allen Städten." Urk. Regensburg 22. Brachm. 1315 (Oefele 2. 131).

149) Der anonymus Leobensis (in Pez rer. Austr. 1, 910).

in beharrlichen Anstrengungen riesenhafte Entwürfe zu verfolgen, welche seinem Wesen nicht zusagten [150]). Anders aber urtheilten die meisten Fürsten des Reichs. Zu seinem Sieg über Oesterreich frohlockte die allgemeine Eifersucht gegen Habsburgs schnell gewachsene Macht. Die Wünsche Deutschlands wandten sich dem glücklichen Sohn der edeln Schyren zu. Vergebens ward Friedrich; nur Wenige sprachen für ihn; unter den Wenigen aber auch Pfalzgraf Rudolf; und dieser am heftigsten [151]). Rudolfs mürrischer Stolz mochte nicht ertragen, seinen jüngern Bruder, den er nie lieben gelernt, als seinen Heren zu verehren. Immerdar spältig mit ihm in der Gemeinherrschaft zu Baiern [152]), dazu noch

---

150) So schilderten ihn die Zeitgenossen, selbst seine Anhänger: „Quietus, indulgentiosus, tardus ad laborem" u. s. w.

151) Noch am Georgentag 1314 schrieb er aus Speier dem Herzog Friedrich, selbst wenn derselbe vor der Wahl stürbe, würde er die Stimme seinem Bruder Leopold, nicht Ludwigen geben (Falkensteins Gesch. v. Baiern 3, 225).

152) Ludwig hatte um diese Zeit ohne Rudolfs Zustimmung dem Erzbischof von Mainz die Stadt Weinsperg, nebst dem Dorf Laudenbach und halb Hemmersbach verpfändet.

bleiben haben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird."

Seine königliche Hoheit stand vor der gesetzlichen Hoheit des Richters so verblüfft, daß er an die Umstehenden seinen Degen abgab, eine tiefe Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort weiter zu sagen, in den Verhaft führen ließ.

Der König erfuhr den Vorfall. Die Höflinge waren im heiligen Zorn gegen die Anmaßungen des Richters. König Heinrich aber hob Hände und Augen gen Himmel und rief, wie im Entzücken: „O gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich nicht fürchtet, streng gerecht zu sein; und gabst mir einen Sohn, der nicht nur zu gehorchen versteht, sondern seinen Zorn selbst für die Pflicht des Gehorsams aufopfert!"

Nun standen die Höflinge verblüfft um den König; faßten sich aber bald, und konnten die Rechtlichkeit ihres Herrn, die sie eine göttliche Gemüthshoheit nannten, nicht genug vergöttern.

---

durch Friedrichs schmeichelnde Freigebigkeit gewonnen [153]), vergaß er den langen Haß wider Habsburg, um nicht auf dem Thron des heiligen Reichs Ludwig sehen zu müssen.

Dieser lebte unbekümmert seinem Hauswesen. Da erschienen in München die Machtboten von der Mehrheit zu Frankfurt versammelter Kurfürsten. Sie trugen ihm den Thron des Reichs an. Ludwig hörte sie mit Bestürzung. Dann erwiederte er ihnen ohngefähr Folgendes: „Danket den Fürsten in meinem Namen; saget ihnen: nichts sei mir zu schwer für das Reich, als dessen Zepter. Der Würdigste nehm' ihn. Der Ruf oder euer Wohlwollen will mich tapfer nennen; aber Tapferkeit ist aller Deutschen Gemeingut. Ein König der Deutschen soll an Weisheit und Macht der Vortrefflichste sein unter allen, daß sie ihn mit Furcht und Liebe sehen. Ich habe weder Hausmacht noch Schätze gleich Andern. Und ohne Geld kein Heer; ohne Heer keine Wehr! — Warum wendet ihr euch von Friedrich hinweg,

153) So versichern die Zeitgenössischen. *Johannes Vitoduranus* berichtet, auch Ludwig hätte Geschenke von Friedrich erhalten, welches, wie die Sachen waren, sehr überflüssig und unwahrscheinlich.

dem Herzoge zu Oesterreich? Er ist ein Erbe so großer Tugenden, als Mittel. Viele im Reich erklären sich für ihn. Auch ich gab ihm Hand und Wort. Sollte ich nun in Wortbruch und im Blut deutschen Bürgerkriegs mir zum Thron den Weg bahnen? Das sei ferne. Gehet hin zum Herzog Friedrich [154]).“

Die Abgeordneten erstaunten. Keiner schien ihnen der ersten Krone der Welt würdiger, als der sie so edel verachten konnte. Darum drangen sie in ihn: Auch Heinrich VII. sei wohl an Macht und Mitteln klein gewesen, und doch Allen hochehrwürdig geworden. Der Geist allein bewege das Todte; Gold und Eisen sei ihm unterthan. Friedrich werde als tapfer und mächtig, aber Ludwig als dessen Ueberwinder gepriesen. Und habe er an Friedrich sein Wort gegeben, in dem Wort seien nicht die Stimmen der Kurfürsten. So wohl ihm anstehe, eigenen Werth über fremden zu vergessen, eben so sehr den Wahlfürsten, das höhere Verdienst zu erkennen. Nicht vergessen solle Ludwig, daß, schlüg' er die Krone aus, Deutschlands Zwietracht und Unglück wohl gemehrt, nicht gemindert werde; daß er, indem seine Bescheidenheit das Uebel keineswegs ver-

154) *Nicolaus Burgundus* hist. bavarica S. 6. Joh. eben s das Chron. de gest. princip.

hüte, das unvermeidlichste sein eigenes Haus treffen würde, sowohl durch Eifersucht seiner Feinde, die er nicht mehr versöhnen könne, als durch Unwillen seiner Freunde, deren Wünsche er verstoße.

Lange ward unterhandelt; Ludwig überzeugt, die Ruhe seiner Tage sei unwiederbringlich verloren. Er folgte einem Schicksal, das er nicht den Stolz gehabt zu fordern, aber dem auszuweichen er auch nicht die Feigheit besaß. Und zu den Boten sprach er: „Saget euern Herrn, ich sei in ihrer Macht; ich werde kommen."

Er ritt gen Frankfurt, begleitet von Beatricen, seiner Gemahlin, und großem Gefolge. Da fand er auf der Frankenerde, dem alten Wahlfelde vor der Stadt [155]), die Fürsten des Reichs versammelt, Alle die für ihn waren; den weisen Kurfürsten Aichspalter von Mainz; Kurfürsten Balduin von Trier mit viertausend Helmen; von Boheim den König Johannes, des letzten Kaisers Sohn, mit allem, was dem alten Geschlechte Luxemburg zugethan oder dem emporkommenden Habsburg abgeneigt war; von Sachsen und Brandenburg die Kurfürsten, in glänzenden Umgebungen ihrer Heerleute.

155) Oelenschlägers Staatsgesch. des römischen Kaiserthums 83 ff.

Aber jenseits der Stadt, zu Sachsenhausen, lagerten Friedrichs von Oesterreich Freunde; Pfalzgraf Rudolf unter ihnen. Viel ward her und hin geredet; die Vereinigung der Kurherren nicht bewirkt. Da wählte deren Minderzahl bei Sachsenhausen den Herzog Friedrich von Oesterreich mit großem Freudengeschrei zum Herrn des Reichs; dann folgendes Morgens die Mehrheit auf dem alten Wahlfeld Herzog Ludwig den Baier. Es war am zwanzigsten des Wintermonds, im dreizehnhundert vierzehnten Jahre. Beide Wahlhaufen frohlockten; Deutschland zitterte vor den kommenden Tagen.

Die Bürgerschaft von Frankfurt sah von ihren Mauern herab die Wahl. Die Stadtpforten, die für Friedrich verschlossen blieben, öffneten sich willig für Ludwig. Es öffnete sich dem feierlichen Zuge die Bartholomäuskirche, wo nach altem Brauche der erkorne König auf den Hochaltar erhoben ward. Das tausendstimmige Jauchzen des Volks umringte den Eingesegneten. Er war von stattlicher Gestalt, breiter Brust, starken Gliedern; in Geberden voll Güte und Hoheit. Dunkelbraunes, dünnes Haar umgab krauslockig sein Haupt und die helle Stirn. Freundlichkeit schwebte um den Mund, zu welchem sich spitz die etwas flache Nase senkte. Aus den glänzenden

Augen unter schattigen Brauen sprach ein leutseliger Geist [156]).

Am achten Tage nach diesem zog er, von viertausend Rittern umgeben, gen Aachen, die heilige Krone aufzulegen. Zwar der Erzbischof von Köln fehlte, das Krönungswerk zu vollbringen; Pfalzgraf Rudolf weigerte, des Reichs Kleinodien zu geben. Aber herzhaft verrichtete Erzbischof Aichspalter das Amt, mit neuem Schmuck und altdeutschem Gemüth.

Unterdessen stand Friedrich noch immer vergebens vor Frankfurt, wo die Bürgerschaft ihm den Eingang versagte. Da er drohend ward, sperrten ihm die Mainzer alle Zufuhr der Lebensmittel. Müde dessen, zerstreute sich sein Kriegsvolk. Er selbst eilte endlich in einer finstern Sturmnacht mit dreißig Rittern nach Bonn, wo ihn der Erzbischof von Köln, der Mächtigste seiner Anhänger, in freiem Felde krönte. Trauriges Gepränge umgab ihn; eine Tonne ward sein Thron [157]).

156) So schildern ihn, die ihn sahen; *Mussatus* (hist. hav 784) Staturam, quam ipsi vidimus; der Verf. des Chron. Ludovici IV. (Pez Script. rer. 2, 418); *Herm. Corner.* (Eccard. 2, 1072). Parum calvus et aliquantulum simus.

157) Coronatur ibi in campo super uno dolio Chron. Ludov. IV. (Pez 2, 420.)

So ſtanden Friedrich und Ludwig, die Jugendfreunde, einander feindſelig gegenüber, durch Macht ihrer Verhängniſſe. Das Reich war zerriſſen. Das Schwerd mußte Entſcheidung bringen.

Dritter Abſchnitt.

Die Tage Ludwigs des Baiern.

1.

Europens Zuſtand.

Als der Fürſt vom Stamm der Schyren auf den Thron des heiligen Reichs ſtieg, war für die abendländiſche Welt ein neues Zeitalter im Aufgang. Die mannigfaltigen Volker Europens, ſonſt einzeln fremd zu einander, traten nun immer näher zuſammen, wie Glieder einer einzigen ungeheuern Bundesſchaft. Nur der Nord und Oſt war noch unzuſammenhängender, in Sitten wilder, in Verfaſſungen wandelbarer. Da ſah man am ſchwarzen Meer Konſtantinopel, das lehte Trümmerſtück des morgenländiſchen Reichs, von den Waffen der Osmanen bedräut, deren kluge und glückliche Sultane ſiegreich über die griechiſche Erde gingen, begeiſtert durch die Verheißungen des Propheten von Mekka.

Vor diesen kühnen Eroberern zitterte selbst Ungarn, ohnmächtig durch innere Entzweiungen. Dagegen erhob und gestaltete sich aus vielen kleinen Fürstenthümern an der Weichsel Polen zu einem einzigen, starken Reich. Das war besonders des unternehmenden Wladislaw Lokietek Werk. Die Wildnisse Rußlands, meist unter mongolischer Herrschaft, mit unbekannten Völkerstämmen und Gebietern, waren keinem gefährlich, wo nicht den Schwerdtbrüdern, welche Livland, oder den eroberungslustigen deutschen Rittern, welche Preussen zu eigenen Staaten umschufen. Die skandinavischen Reiche der Normänner, Dänen, Schweden, wo König Birger seine Brüder im Kerker verhungern ließ, zerfleischten sich mit unversöhnlicher Grausamkeit.

Engerer Verband hielt die Fürsten und Völker des Abendlandes. Dazu hatten zwei Dinge groß gewirkt: Kaiserthum und Kirche. Beider Heiligthum war Rom, welches in der Kraft eines zweitausendjährigen Namens dem Gebieter des Reichs wie der Kirche Weihe und Majestät verlieh. Immer von diesem Mittelpunkt der christlichen Welt ging derselben Glück und Verderben aus. Italien lag bei der Kaiser und Päpste hundertjährigem Zweikampf, vom erblichen Todeshaß der Gieblingen und Welfen zerstückelt, aufgelöset zu allerlei Herrschaften. Viele Städte hatten hier

durch Handel, Reichthum und Größe, durch Huld oder Schwäche der Kaiser, Freiheit gewonnen. So blühten Venedig und Genua am Meere, Florenz, Siena und Pisa im Innern. Andere hatten Unabhängigkeit und Ruhm wieder an einzelne übermächtige Mitbürger verloren. Diese behaupteten sich gleich selbstherrlichen Fürsten, indem sie schlau den entfernten Oberhäuptern der Kirche oder des Reichs Unterthänigkeit heuchelten. So herrschten zu Mailand die Visconti, in Mantua die Gonzaga's, die mächtigen Scaliger zu Verona. Am berühmtesten von allen ward Castruccio Castracani zu Lucca, seiner Zeit erster Kriegshauptmann. Neapels und Siziliens hatte sich durch päpstliche Belehnung das Haus Anjou bleibend bemeistert; den Besitz durch Konradins von Schwaben Ermordung befestigt, bis die sizilianische Vesper das Verbrechen übermüthiger Grausamkeit rächte. Da fiel Sizilien ab, geleitet von dem edeln Helden Johann von Procida, dem Todfeinde Frankreichs.

In Frankreich herrschten seit viertehalb Jahrhunderten die Capetingen, lange schwach; doch im glücklichen Kampf mit den Vasallen ihrer Krone erstarkend. Jetzt ward ihnen vortheilhaft, daß ein Papst, Rom vergessend, seinen Thron in Avignon aufschlug. Zwischen ihren Ländern und Waffen ward das Haupt der christlichen Kirche

welches den Kaisern Hohn bot, oft der Könige Unterthan. Dennoch blieb Frankreich, noch in sich selbst nicht fest, für Deutschland ungefährlich. Denn es mochte sich kaum der Angriffe von den Völkern erwehren, die jenseits der Pyrenäen unter einem arabischen und vier christlichen Königen wohnten; noch weniger der siegreichen Waffen der Engländer, die mit abwechselndem Glück auf den französischen Nordküsten herrschten, und den Thron des Staats ansprachen, welchen sie oft erschütterten.

Deutschland, durch Menge und kriegerischen Muth seiner Bewohner allen Nachbarn überlegen, war mit seiner unerschöpfbaren Kraft Niemandem furchtbarer, als sich selber. Zerfallen in Fürstenthümer und Herrschaften ohne Zahl, empfanden alle Völkerschaften die Unentbehrlichkeit eines einzigen Oberhauptes; aber alle zugleich den Trieb, dessen Gewalt immer wieder zu vernichten. Erbliches Königthum ward Keinem gestattet. So wurde die Reichskrone des Ehrgeizes höchstes Ziel, oft des Gewinners Verderben, immer das Spiel feiler Ränke, und zuletzt, wer sie trug, mehr einer Partei, als des Reiches Haupt. Dadurch kam Manches vom engern Verband mit den Deutschen, und konnte gelingen, daß ein bisher unbemerktes Hirtenvolk im Schooße der Alpen einen neuen Staat stiftete, welcher bald unter dem

Die vernagelten Canonen.

Ich liebe die Kriegsliſten, die weltlichen wie die geiſtlichen. Denn weil die Kirche Krieg führt, muß ſie auch Kriegsliſten haben. Die weltlichen Herren haben Kanonen, die geiſtlichen Herren Canonen; das iſt der ganze Unterſchied. Die weltlichen vernageln, wenn es ihr Vortheil will, ihre Kanonen; die geiſtlichen können das auch. Wie denn? — Ich will ein Beiſpiel erzählen.

Alberoni, der berühmte Miniſter und Kardinal, wollte Biſchof werden, aber kein Biſchof in partibus, ſondern er liebte, als geſcheuter Mann, die Realitäten. Eine ſolche Realität war das Bisthum von Malaga, denn es trug neunzigtauſend Livres Renten ein. Dafür kann man ſich ſchon gefallen laſſen, den Hirtenſtab zu tragen. Der Papſt ſchlug ihn alſo im Konſiſtorium vor, und Alberoni ward Biſchof.

Allein Alberoni hatte zwar Luſt zu den neunzigtauſend Livres jährlich, doch nicht die mindeſte, ſeine Miniſterial-Allmacht in Madrid dafür aufzugeben, und ſich in Malaga mit Langeweile zu plagen. Er verlangte demnach von Sr. Heilig-

Namen der Schweiz berühmt ward. Hier hatten seit Jahrhunderten die unerschrockenen Leute am See der Waldstätte im Glücke unabhängiger Armuth gelebt, mit freien Verfassungen, einfach, wie sie Natur gab. Ueber ihre heimathlichen Felsen und Quellen hinaus trachteten sie nie. Ohne Herren über sich, als Gott, genossen sie den unmittelbaren Schutz des Reichs. Als König Albert, Sohn Rudolfs von Habsburg, lüstern ward, sie seinen Hauslanden einzuverleiben, vertrieben sie seine Vögte. Die Orte Uri, Schwyz und Unterwalden schlossen, wie die deutschen Städte unter sich gethan, für ihre Rechtsame einen ewigen Bund. Der ist geblieben.

So war Europa's Beschaffenheit, als Ludwig der Baier auf den deutschen Königsthron gehoben ward, um in die Schicksale des Welttheils einzugreifen.

Aber ein starker Nebenbuhler focht die Krone an; Ludwig sollte sie mit dem Schwerd retten. Klein war sein ererbtes Landgebiet, arm, verschuldet; andere Fürsten überragten ihn in Macht und Einkünften, am meisten das Haus Habsburg, oder das über Böheim herrschende Luxemburg: Ludwig sollte ihnen gleich werden durch Vergrößerung der Hausmacht. — Das Gut des Reichs war zersplittert. Einige Dörfer und Wälder am Rhein, im Elsaß, in Franken und Schwaben;

rheinische Zölle, Abgaben willkührlich von den Juden erhoben, boten dem Glanz eines Kaiserthums nur dürftige Mittel. Beträchtlicher waren, aber ungewiß, jährliche oder ausserordentliche Steuern der Reichsstädte, wie ihr Beistand in Waffen. Das Land jenseits der Alpen fehlte ganz: Ludwig sollte des Reichs gesunkene Würde aufrichten, Italien wieder zur deutschen Krone nehmen. Das waren die Aufgaben seines Lebens geworden, als er das Reich übernahm.

2.

Anfang vom Streit der Gegenkönige.

Im J 1314 — 1315.

Von Aachen, bald nach der Krönung, zog er den Rhein hinauf in die Pfalz gen Oppenheim. Freudig regten sich für ihn Westphalen, Franken, Meißen, Thüringen; alle Städte des Reichs von Köln bis Augsburg. Nur im Elsaß, am obern Rhein und in einigen schwäbischen Orten, was von österreichischen Gütern umfangen lag, erhoben sich die Stimmen für König Friedrich. So groß war von Ludwigs Widersachern der Grimm, daß sie selbst seinem Leben nachtrachteten. Täglich nahm er, vor den Speisen, Gegengift. Zu Oppenheim umschlich ihn Heinrich von Alzey, Oesterreichs Vasall, des rheinischen

Pfalzgrafen Truchseß; der trug unter dem Mantel einen kleinen Bogen von Stahl mit vergiftetem Pfeile. Gegen ihn kamen von Heidelberg Warnbriefe. Der Truchseß mit der meuchelmörderischen Waffe ward verhaftet; nachmals am Pferdeschweif zum Richtplatz geschleift und mit dem Rade getödtet. Der König begab sich von Oppenheim hinweg zu andern Städten, ihre Treue zu beleben oder mit Freiungsbriefen zu belohnen. Am Ausgang des Winters nahm ihn Speier auf. Mit allen seinen Schaaren eilte des Gegenkönigs kriegerischer Bruder Leopold herbei, und forderte den Sieger von Gamelsdorf ins Schlachtfeld. Ludwig, ihm an Muth, nicht an Zahl der Streiter gewachsen, mied, das Glück des Reichs dem ungewissen Ausgang eines Treffens zu vertrauen. Er verschanzte sich im Judenkirchhof vor der Stadt, stark genug, daß Leopold, vom Mangel der Nahrung geschwächt, ohne Gewinn zurückging. Der König begab sich in das heimathliche Baiern.

Hier hatte Pfalzgraf Rudolf mit unbrüderlichem Hasse für Oesterreich geworben; auch versucht, die Augsburger dem Gegenkönig zu gewinnen. Sie hatten aber Ludwig gehuldigt; ihm verblieben sie treu. Er besiegelte ihre Freiheiten neu und schloß mit ihnen einen vierjährigen Bund. So kam er vor die Thore von München.

Der Pfalzgraf ward voll Schreckens. Doch sammt Adel und Bürgerschaft ging er in heuchlerischer Ergebung seinem Bruder entgegen, und stellte das wider denselben gesammelte Kriegsvolk zu seinen Ehren in Prachtreihen. Ludwig kannte Rudolfs Schalkheit; inzwischen schonte er sein. Aber die Häuser Etlicher zu München, die wider ihn, ihren Herzog und König, am schwersten gesündigt, ließ er niederreissen, Andern zur Warnung [1]). Scheu entfernte sich Rudolf mit seinem Hofgesind' und ging in die Veste Wolfratshausen.

Nun kam Herr Konrad, Bischof von Freising, die Herzen der Brüder lieblich zu vereinen. Auch bracht' ers schiedlich dahin, daß alle Irrung in Bestellung von Aemtern und Lehen vernichtet ward, und die Herrschaft zu Baiern, wie am Rhein, desgleichen die Pflege der unmündigen Fürsten zu Landshut, gemeinsam blieben. Dafür schwor Rudolf einen feierlichen Eid zu den Heiligen: seinem lieben Herrn und Bruder beholfen zu sein mit Leib und Gut, und sich nimmermehr von ihm zu wenden [2]); nahm auch die Lehen von ihm. Hingegen der Bischof, schlau und ängstlich,

1) Bergmanns Gesch. v. München. S. 23.

2) Die Urk. v. J. 1315, München den 6. Mai, in der Gesch. des Hausvertrags von Pavia. Urk. Buch. S. 39.

bat zum Lohn des Mittlerdienstes, daß der König ihn nicht zwingen wolle, aus seiner Hand die Lehen zu empfahn, bis der Krieg um das Reich geendet sei. Denn Oesterreich, wo viel Eigenthum des heiligen Corbinians, möcht' es rächen. Dieser Bischof war ein Baier, vom Geschlecht der zu München verbürgerten Sentlinger, der nicht Muth hatte, öffentlich einen Herrn zu bekennen, welchen der größte Theil Deutschlands verehrte [3]).

Alles vollendet, Baiern in Ruhe, riethen sie dem König, seine Schaaren zu entlassen. Er that es, zur Sparung des Aufwandes. Kaum geschehn, hatte der Feind die Nachricht. Herzog Leopold kam schnell; stand am Lech [4]), als Ludwig erst sein Ausrücken vernahm. Er bot um München die Baiern auf. Von ihren treuen Schilden umgeben, warf er sich in die Grenzveste Friedberg, dem Feind entgegen. Die Augsburger wähnten ihn in der kleinen Burg nicht sicher, kamen, und führten in dunkler Nacht beim Glanz der Fackeln den edeln Herrn frohlockend in ihre Stadt. Sein Heer ward zahlreich unter den Mauern derselben; bald Leo-

3) Ludwig gewährte ihm den Wunsch. Meichelbek 2, 126.

4) Ohne Zweifel im April und Mai; denn am Pfingstfest 1315 war Herzog Leopold schon zu Baden im Aargau, wo er und Friedrich ihre Hochzeit feierten.

voldens Haufen überlegen. — Diesen hatte der Widerstand des Schlosses Landsberg lange versäumt; rachevoll brannt' er das Städtlein unter demselben ab, und suchte mit Feuer und Schwerd die Augsburgischen Orte heim, bis Buchloh (Bücheln). Hier verschanzt' er sich unweit der Wertach hinter Flüssen, Wällen und Graben. Doch nicht diese retteten ihn vor Ludwigs nachdringender Macht; aber anhaltende Regengüsse und das Uebertreten des Stroms beim Schmelzen des Gebirgs-Schnees. Die Rosse an den Krippen standen tief im Wasser. So entkam Leopold zum Rhein, unverfolgt, und in das Schweizerland. Da litt er auf den Höhen von Morgarten, im Treffen mit freien Bergvölkern, blutige Niederlage. Im Kriege der Könige aber geschah lange nichts Großes mehr.

3.

Vom Kriegswesen in dieser Zeit.

So begannen und endeten gewöhnlich die Feldzüge dieser Jahrhunderte. Von langwierigen Belagerungen ward selten, noch seltener von großen Schlachten gehört. Die Heere, bunt in Waffen und Kleidern, weder ungeheuer, noch von langer Dauer, schadeten mehr durch Raub- und Brand, als durch Tapferkeit.

War Volks vonnöthen, wurden Vizthume und

Pfleger aufgeboten, zu ſtellen, ſo viel nöthig. Es mangelte nicht. Gerichte und Städte hatten ihre Banner; alle Burgen Rüſtkammern, zur Bewaffnung des Volks [5]). Mit Pfeil und Bogen oder Armbruſt war faſt Jedermann verſehen; kein Herr und kein Pfaff reiſete ohne bewehrte Dienerſchaft [6]). Bei Gefahr und Ueberfall hörte man die Sturmglocken; darauf achteten in entfernten Gemeinden eigene Wächter Tags und Nachts [7]). Dann eilte die Mannſchaft zu beſtimmten Sammelplätzen; das Volk jeder Fahne ward in Rotten getheilt. Fuhrwerk mit Lebensmitteln und Kriegsgeräth lieferten die Gemeinden und Klöſter.

Des Heeres eigentlichen Kern machten nach einer halbtauſendjährigen Uebung die ſchwergeharniſchten Ritter in Kronhelmen, mit langem Speer und großem Schlachtſchwerd, welches von

5) Noch hat Meichelbek ein Verzeichniß des beim Pfleger in Weidhofen befindlichen Waffenvorrathes vom Jahr 1313 aufbewahrt.

6) Aus den Kloſterrechnungen jener Zeit bemerkt Zirngibl (in Weſtenrieders Beitr. 8, 111), daß die Ausbeſſerung der Armbrüſte beſonders koſtſpielig war, vermuthlich wegen der Stahlarbeit daran.

7) Andr. Bayner de bello Bav. (bei Oefele 2, 533).

beiden Händen geschwungen werden mußte. Sie verschrieben sich mit ihren Mannen den Fürsten um Geldsummen für einen oder mehrere Feldzüge. Wie sie, waren ihre hohen, starknochigen Kampfrosse in Eisenschuppen gekleidet. Eine leichtere Reiterei wurde gewöhnlich vor jedem Feldzug aus allerlei Volks geworben. Wer den meisten Sold zahlte, hatte diese reisigen Knechte, die, im Frieden gefährlich wie im Krieg, denselben aus Liebe des Raubes trieben. Einige dienten mit Spieß, Schwerd und Streitkolben; Andere als Schlachtschützen mit Armbruß und Köcher. Das Fußvolk hatte dieselben Waffen; einen Leibrock von Wildshaut, oder dickgesteppetem Tuch; darüber das aus Drathringen zusammengesellte Panzerhemd, oder den leichten Blechharnisch, zuweilen auch einen Kurzschild. Den Kopf schützte die Pekelhaube.

Oertlichkeiten entschieden über die Gestalt der Schlachtordnung. Bald rückten die festgeschlossenen gevierten Streithaufen in langen Reihen neben einander vor; bald, um den Schwächern zu umzingeln, im halben Mond; bald keilgestaltig zum Durchbrechen der feindlichen Menge; immer die Tapfersten im Vordertreffen, des Gegners ersten Ungestüm zu vereiteln. Ein Rückhalt blieb gern ausser dem Treffen für den Augenblick der Noth oder Entscheidung.

Wenn das Heer lagerte, deckt' es sich rings

mit aufgeworfenen Wällen und Graben; am liebſten nahe bei einem Waſſer, und lieber auf Hohen, als am Fuß eines Berges, von welchem herab das Lager bedroht werden konnte.

Zum Angriff feſter Städt' und Burgen war mancherlei Wurfgeſchütz und Belagerungszeug erdacht. Mit Tummlern ſchleuderten ſie Feuerbalken in die Veſten, oder zermalmende Steinlaſſen. Die Schleuder ſelbſt ſchwebte an der Spitze eines Schnellbalkens, der hinterhalb Säcke voller Sand und Steine zum Gegengewicht hatte, vorn eingeklemmt und leicht loszulaſſen war; oder ein Gewicht bog den Vordertheil des Balkens nieder, der, plötzlich befreit, kräftig aufſprang; oder Männer zogen mit Seilen den Schneller abwärts und ließen ihn jählings fahren. Immer ward die zu werfende Laſt vorher gewogen, um nach ihrer Schwere den Wurf zu ſichern [8]). Bei langwierigen Belagerungen wurden auch Wandelthürme, mit naſſen Häuten bedeckt, gegen die Ringmauern

8) Der zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebende Schüler des Thomas von Aquino, Erzbiſchof Aegidius Romanus, gibt in ſeinem Buche de re militari (in *S. F. Hahnii* collectione monumentorum veterum Tom. 1) von der damaligen Kriegskunſt die beſtimmteſte Anſicht. Auch iſt er hier mein vorzüglicher Führer.

geschoben. Aus ihnen warfen die Kriegsknechte Stein' und Pechbrände in die Stadt, oder sprangen über niedergelassene Fallbrücken plötzlich auf die Mauer, deren Höhe nach ihrem Schatten, oder mit einem am Faden gebundenen Pfeil ermessen war, den man hinaufschoß.

Zur Zerstörung der Mauern selbst wurden noch immer Sturmböcke, vorn mit Eisen beschlagene Balken, nützlich gefunden. In einer Schwebe hangend, trieb man sie mit Gewalt gegen das Gemäuer. Oder Schanzgräber bahnten einen unterirdischen Weg, dessen Mundloch Gezelte oder Gebäude verhehlten [9]); unterwühlten die Mauern, in beträchtlichen Strecken; unterstützten die Hohlungen mit Holz und zündeten dasselbe an, wenn zum Einsturz alles bereit war.

Wie viele Vesten nur von Erdwällen und starkem Balkenwerk umgeben waren [10]), genügte zur Zerstörung derselben, daß die Belagerer unter

---

9) Cuniculi hießen diese Gräber im Latein des Mittelalters.

10) Auch Wilshofen war nur ein solches castrum ligneum, wozu der Abt von Altaichach das Holz lieferte, bis er im Jahr 1360 statt dessen Mauerwerk aufführte. Mon. boic. 5, 417. Die Befestigung von Aibling mit Holz lag bis zum J. 1182 vorzüglich der Aebte Tegernsee ob. Mon. boic. 6, 317.

keit dem Papſte Dispenſation von der Pflicht, in Malaga reſidiren zu müſſen.

Nun aber eine ſolche Dispenſation zu ertheilen, war keinem gewiſſenhaften Manne, noch weniger dem Gebieter des Gewiſſensreiches, möglich zu geben. Jedes mit Seelſorge verbundene geiſtliche Amt, wie ein Bisthum, eine Pfarrei, legt die Verpflichtung auf, am Orte des Amtes zu wohnen, um des Amtes zu pflegen. Die Mehrheit der heiligen Väter auf der tridentiniſchen Kirchenverſammlung hatte geurtheilt, die biſchöflichen Pflichten wären durch göttliches Recht geboten, und hatte daher geradezu erklärt: „daß Biſchöfe, die nicht in ihren Sprengeln wohnen, eine Todſünde begehen, und gehalten ſeien, die Früchte ihres Bisthums (z. B. neunzigtauſend Livres) zurückzuerſtatten im Verhältniſſe zur Länge ihrer Abweſenheit.“

Das war nun dem Papſte, der es mit dem gewaltigen Miniſter Alberoni doch gar nicht gern verderben wollte, ein bitteres Ding. Er war jedoch viel zu gewiſſenhaft.

Folglich ſchlug er es dem Kardinal Alberoni rund ab, und ſagte: daß er deſſen angebrachte Gründe nicht zureichend gefunden habe; daß er aus Liebe zu demſelben ſchon ſo viel Noth und Trübſal erduldet habe, beſonders wegen deſſen Erhebung zur Kardinalswürde, daß er um keinen

Katzen, oder acht Schuhe langen, sechszehnten breiten Sturmdächern von Holz, gegen oben herabgeworfene Feuerbrände mit rohen Häuten gesichert, anrückten.

Also war das Heerwesen dieser Zeit beschaffen.

4.

Pfalzgraf Rudolfs Auswanderung und Tod. — Was König Ludwig für Baiern thut. — Handel.

Im Jahr 1316 — 1319.

Von der Verfolgung Leopolds kam Ludwig zurück nach München. Gefährlicher, als der Herzog von Oesterreich und der Gegenkönig, war ihm seines Bruders Heimtücke. Dieser, zum Schein versöhnt, behielt feindselige Stellung; eigene Kriegsleute in festen Plätzen am Rhein, wie im obern Baiern; auch, als Mitvogt der Unmündigen zu Landshut, drei Burgen im Niederland; Alles zu eigener Sicherheit[11]). Aber es herrschte Verdacht wider ihn, um Leopolds Ueberfall gewußt haben. Seine Falschheit blieb kein langes Geheimniß.

Denn während Ludwig im folgenden Jahr einen Streifzug nach Franken that, Graf Kraf-

11) In Niederbaiern Rosenheim, Mitterfels und Kransberg, laut Vertrag zu Regensburg v. 22. Brachm. 1315. Oefele 2, 131.

ten von Hohenloh, Friedrichs Anhänger, zu züchtigen, der ihm aus der Nähe trotzte, ihn einst sogar durch Mordbrand in Gefahr des Lebens gebracht hatte [12]), und während Ludwig nun dessen Burgen und Orte eroberte [13]), brachen Rudolf und dessen Freunde Treu' und Eid [14]). Stracks griff der König ihre Burgen an, und nahm sie alle siegreich; die alte starke Podburg zuerst, zuletzt Wolfratshausen, von mannen der Pfalzgraf mit bösem Gewissen entrann.

Und als derselbe nach Jahr und Tag begnadigt zurückkam ins Land, war er krank und schwach. Darum übergab er dem Könige, so lange der Krieg gegen Friedrich währte, die Alleinherrschaft der Lande, beides zu Baiern und am Rhein; gelobt' auch, sollt' er wieder genesen, dem Bruder zu dienen um Sold [15]). Nichts behielt er sich vor,

12) Er soll, als Ludwig nach der Krönung vom Rhein gen Baiern zog, in finsterer Nacht bis zu des Königs Hütte geschlichen sein und Feuer angelegt haben. Chron. de gest. principum.

13) Das Felsenschloß Schillingsfürst, die Stadt Herrieden, laut dort im Lager gegebenen Urkunden im März 1316, und Schieß Wahrberg im April des gleichen Jahres.

14) Sibi rebelles, sagt Chron. de gest. princip.

15) „Der solle uns Kost geben, darnach er uns haben will, daß wir ehrlich mit ihme gefahren mögen."

als den Bann, und Leben und Kirchensatz zu verleihen; so wie, in Gemeinschaft mit Ludwig, den gewalthabenden Amtmann zu ernennen. Zum Unterhalt empfing er alljährlich fünftausend Pfund Münchner Pfennige, dreitausend Käse, zwölf Fuder Weins. War er im Lande, mußt' ihm der Bruder fünfzig Mann verpflegen, und der Pfalzgrafin hundert. Sobald dieser auch ein Witthum ausgesetzt worden [16]), entband der Pfalzgraf alle Unterthanen des ihm geleisteten Eides. So that Rudolf, überzeugt, gleiche Gefahr bring' es, er halte mit Friedrich oder Ludwig; kenn welcher von Beiden Obsieger wäre, würd' ihn als Feind verderben.

Sieches Leibes, und um viel Mißlungenes grämlich, begab sich Rudolf in die Dunkelheit des Stilllebens. Man erfuhr nach einigen Jahren seinen Tod [17]). Wo er gestorben, ist nicht aufgezeichnet [18]).

Die Versöhnungsurkunde, München 26. Hornung 1317, in Gewold's Defensione Ludovici IV. 2, 48 ff.

16) Weinheim und Lindenfels; durch Spruch von fünf Schiedsrichtern, zu Heidelberg den 3. Mai 1317. Oefele 2, 135.

17) Er starb im J. 1319. Heinrich v. Rebdorf.

18) Wahrscheinlich in Oesterreich bei seinen Freunden, für die er so viel geduldet. Der anonymus Leobens (bei Pez Script. rer. Austr. 1, 915).

Nun ungebunden, weihte der König seine Sorge der bessern Einrichtung seiner Staaten an der Donau, wie am Rhein; wählte sicheres Blicks die Vortrefflichsten zu Bizthumen und Pflegern, welche das Land nach seinem Willen verwalteten; stellte in Baiern und im ganzen Reich Faustrecht und Straßenraub ab [19]), und offenbarte in einer langen Reihe wohlthätiger Verfügungen, unter Zerstreuungen der Reichstage und Feldzüge, eine Größe des Geistes, welche ihn den preiswürdigsten Fürsten beigesellt.

Vorzüglich sann er der Belebung des Handels nach, dieser Goldquelle der ärmsten Staaten. Es reiseten unter seinem Schutz die großen Banden der Kaufleute sicher, wenn sie mit ihren Gütern und Käufer anlockenden Spielleuten Märkte besuchten, oder ihre kostbaren Frachten vom Mittelmeer zur Nordsee führten [20]). Die grausame Uebung des Grundruhrrechts ward aufgehoben, daß Keiner sich ferner der Ladung von Fuhren, Maulthieren oder Schiffen bemächtigen konnte, wenn auf der Landstraß' ein Wagen brach, oder

19) Den Anfang macht' er schon im Jahr 1316.

20) Einen seiner Sicherheitsbriefe für 200 Ballen Waare, die durch welsche Kaufleute von Venedig nach Brügge geführt wurden im Jahr 1340, behielten uns die Mon. boic. 8, 516 auf.

die Thiere fielen, oder Floß und Frachtschiff strandend auf des Wassers Grund rührten [21]).

Der Verkehr über die Alpen, von Italien zum Norden, ward seit dem Handelsverfall Konstantinopels, wie der slavischen Städt' an der Ostsee, stark. In Jahren der Theurung brachte man selbst Getreid' aus Sizilien über die Alpen [22]). Der venedische Spezereihandel durch Tirol und die Erzeugnisse des Morgenlandes bereicherten das südliche Deutschland und vergrößerten deren Kunstfleiß.

Jetzt fing Nürnberg an in die Fremde zu handeln [23]), schon vom Kaiser Friedrich II., wegen unfruchtbarens Bodens, zu Gewerben begünstigt; ein Stapelort oberdeutschen Waarenvertriebs. Bald ging Nürnberger Hand durch alles Land. Könige, Fürsten, Städte gaben ihr in Böheim, Polen, Ungarn und Niederlanden stattliche Freiheit. Ihre Rechte bestätigte und mehrte König

21) Das Verbot ist vom Jahr 1316. Westenrieder (Beitr. 6, 166). Aber noch im Jahre 1447 dauerte in einigen Gegenden, wie bei Donauwörth, das Grundruhrecht. Lori Lechraingesch. 2, 155.

22) Wie z. B. im Jahr 1313. Steinhofers wüetend. Chron. S. 38.

23) Nämlich ums J. 1300. *Ludwig* Script. rer. Bambergens. 181.

Ludwig; auch die viermöchige Meſſe [24]) erhielten die Nürnberger von ihm. Mit Reichs- und andern Städten, bei ſiebenzig an der Zahl, hatten ſie gegenſeitige Zollfreiheit geſtiftet. Dafür brachte Jeglicher, welcher der Erſte mit ſeiner Waar' in einen der befreundeten Orte kam, der Obrigkeit zur Liebesgab' ein Pfund Pfeffer und zwei weiße Handſchuhe am weißen Stäblein [25]).

Aber Regensburg hatte in denſelben Tagen den Wendepunkt ſeines Glanzes erreicht. Der mächtigen Stadt, vierundzwanzig neue Streitthürme mußten ihre Ringmauern krönen [26]), waren Kaiſer und Könige verpflichtet, Herzoge und Fürſten Schuldner. Hier feierte des ganzen Nordgau's Adel ſeine Stechſpiele; hier fand ganz Baiern die Bedürfniſſe ſeiner Ueppigkeit und Noth. Das Getümmel der Herren und Pfaffen, der Gewerbe und Fremden füllte die Straßen; den Landungsplatz am Ufer bedeckten Fuhrleute, Schiffer und Flößer [27]). Ein einziger Bürger war reich genug, aus ſeinem Geld für Ausſätzige Siechenhaus und Kirche zu bauen und zu bega-

---

24) Vierzehn Tage nach Oſtern.

25) Fiſchers Geſch. d. deutſchen Handels 2, 299.

26) Der Anfang ward im J. 1320 gemacht. Mans. ♂ Emm. 1, 319.

27) „Fluderer" wurden die letztern geheißen.

den [25]); oder an Fürsten Summen Goldes zu leihen und mit Burgen zu handeln.

Die Kaufleute machten nebst den ansehnlichsten Bürgern die vornehmste Zunft; Handwerker die übrigen dreizehn. Hier wurden der Stadt Angelegenheiten berathen; durch die Vierer Einfluß auf Wahl der Bürgermeister geübt. Zuweilen gelang dem Ehrgeiz edler Geschlechter, die höchste Gewalt an sich zu reissen; doch nie lange. Noch war die Liebe der Freiheit in der Gemeinde groß. Am stolzesten hatten derselben die reichen Auer gehohnt, als sie, erst durch List, dann mit Trotz, die Alleinverwaltung an sich gerissen. Lehnleute und andere Anhängige waren ihnen eine Leibwacht geworden. Oft trat ein Auer, von mehr denn vierzig Mundmannen ehrerbietig begleitet, zur Kirche. Zuletzt murrte das Volk gegen dies schnöde Wesen; der Handwerker über Mißbrauch der Gewalt. Parteien rotteten sich und reisten zu Verschwörungen. Das Geschlecht der Auer, ein Opfer des öffentlichen Zorns, ward nach Jahren endlich gestürzt und vertrieben; von der Gemeinde

---

25) Heinrich Zonn (Deus); solch ein Name verdient der Nachwelt behalten zu sein. Er kaufte ums Jahr 1280 vor dem Jakobsthor oder auf der Steingrube. Mon. Emm. 1, 320.

beschlossen [29]), kein Eingeborner solle fürbas der Stadt Bürgermeister sein, weil große Blutsverwandtschaft unter Einheimischen immer der Freiheit oder Gerechtigkeit Gefahr bringe [30]).

Wetteifernd erhob sich daneben Augsburg, fast in allen Städten des Reichs zollfrei; über Füssen in mächtigem Verkehr mit Venedig. Seit undenklichen Zeiten schon war ein Arm des Lech in die gewerbsame Stadt geleitet; der beförderte nun rüstige Mühlwerke und Hämmer. Die Leinwebereien, immerdar bedeutend, erreichten nun ihre volle Blute [31]). Und nicht geringen Gewinn schuf der Verkehr mit baierischem Salz.

Salz war das Haupterzeugniß Baierns zum Handel. Gruben und Siedereien standen unter der Herzoge Oberaufsicht, deren Pfleger die damit verknüpften Rechtsame, deren Salzmeister den guten Betrieb der Werke besorgten. Die Quellen von Reichenhall, im gezimmerten Brunnen-

---

29) Wie schon in den italienischen Freist. dieses Zeitalters oft.

30) Gmeiner (zu den J. 1316 — 1331) ungemein lichtvoll und belehrend über der Auer Hoffart und Sturz, der im Jahr 1331 erfolgte.

31) Besonders seit 1320. Von Stetten (Kunst-, Gewerb- und Handwerksgeschichte von Augsburg. S. 207).

schacht aufgefaßt, wurden noch wie vor Alters mit ledernen Eimern von mehr denn sechzig Faßern geschöpft, durch Kern und Schrecken gestärkt [32]), und gesotten in kleinen, eisernen Pfannen [33]).

5.

Der Städte Freiheiten und Aufblühn.

Allen Salzhandel des baierischen Oberlandes gab König Ludwig an die Stadt München. Seinen Hauptsitz wollte er reich und groß sehen. Schon der Pfalzgraf, sein Bruder, hatte die Burger herrlich gefreit, daß sie über Heirath ihrer Kinder [34]) und Vererbung ihres Gutes verfügen, von der Schmach der Pfandbarkeit ledig [35]), Gemeinwesen und Steuern unter sich selbst anord-

---

32) Kern hieß das zuletzt in der Pfanne, und Schrecken das nach dem Sud am Boden gebliebene Salz.

33) Das Salz in Stöcken ward dann in gewölbten Kammern der Harthäuser bei Flammen von Buchenholz getrocknet, bis es beim Anschlagen klang. Fluris ältere Gesch. der Saline Reichenhall. 10 ff.

34) Schon im J. 1294. Oergmann.

35) In den Jahren 1301 und 1315.

nen, und eigenes Gericht haben konnten [36]). Die großen Angelegenheiten der Stadt wurden nicht mehr vor gesammte Gemeinde, sondern einen äussern Rath, den Ausschuß der achtbarsten Männer, gebracht. Ein innerer Rath, von zwölf Gliedern, an dessen Spitze der Richter, aus der Mitte der Bürgerschaft gewählt, führte die Verwaltung [37]). Von liegenden Gründen, Zöllen, Umgeldern [38]), flossen die ersten Einkünfte [39]).

---

36) Ehemals setzten die Herzoge den Richter und Kastner zu München. Urk. von 1265 (in Bergmanns Gesch. von München S. 11 Nr. 13).

37) Pfalzgraf Rudolf verlieh der Stadt im J. 1294 das Recht, sich einen Richter zu wählen. Bergmann S. 12. Gericht über große Verbrechen und das Pfändungsrecht blieben aber dem Herzog. Der äussere Rath schwor dem innern, der innere dem Herzog Treue.

38) Sein Umgeld bei dem obern und untern Stadtthor gab Pfalzgraf Rudolf im J. 1301. Wessenrieder (Beitr. 6, 165).

39) Des Bischofs von Freising Recht am Münchner Zoll war gering. Noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden vom Stadtoberrichteramt jährlich 45 fl. 42 kr. 4 hl., vom kurfürstlichen Großzollamt 34 fl. 17 kr. und von der Stadtkammer 54 fl. 51 kr. 3 hl. an das Kastenamt Freising gezahlt. Bergmann.

Preis mehr ſein Gewiſſen beängſtigen laſſen wolle. Jedoch Alles, was er noch für ihn thun könne, wäre das Einzige: er wolle dem Kardinal Alberoni geſtatten, ſich jedes Jahr ſechs Monate lang aus ſeinem Bisthumsſprengel zu entfernen. Da nun die Canones der Kirchenverſammlungen einem Biſchofe ebenfalls erlauben, ſechs ihm gefällige Monate abweſend zu ſein: ſo machen das zuſammen zwölf aus, wenn man ſie gehörig vertheile.

„C'est bien enclouer les canons!" (das heißt recht die Kanonen vernageln!) ſagte der franzöſiſche Geſandte am Madrider Hofe.

Was der Pfalzgraf begonnen, führte Ludwig in königlicher Milde fort; erweiterte München über den alten Umfang der Mauern hinaus, um mehr, als die Hälfte [40]). Und damit der Marktplatz, dem er schöne Gerechtigkeiten verlieh, Herren, Bürgern und Gästen gemächlicher und lußsamer werde, verbot er, denselben mit neuen Gebäuden zu beengen [41]). Nicht mehr von Holz ward gebaut, auch mit Steinen; das Dach von Ziegeln [42]). In Feuersgefahr gab die Sturmglocke das Zeichen, hatten alle Bürger ihre angewiesene Stellung zur Rettung; die Bader mit den Badschaufeln, die Umgeldner mit ihren Zubern; Zimmerer und Maurer, Salz- und Kornmesser, Scheffler, Salzlader und Andere liefen mit ihren Werkzeugen herzu.

Die Handwerker ließ der König, nach Sitte der Reichsstädte, in Zünfte zusammentreten, daß die Gewerbe, sonst von Leibeigenen getrieben, ehrenhaft und vollkommen, Fuscher ausgestoßen würden. Jegliche Zunft hielt auf gute Zucht und

40) Pfalzgraf Rudolf umgab schon im J. 1301 die erweiterte Stadt mit den noch stehenden Mauern und einem neuen Graben. Bergmann.

41) Im J. 1315. Westenrieder (Beitr. 6, 165).

42) Zumal nach der großen Feuersbrunst vom J. 1327; da ward dies obrigkeitlich geboten.

Kunst; gestattete nicht Unehrlichen, nicht Leibeigenen Zutritt [43]), noch wer in der Stadt weder Haus noch Rauch, oder ehelichs Weib hatte; beschränkte die Menge der Meister; dem Meister die Zahl der Gesellen, damit Jedermann sich wohl nähren und gute Waare liefern könne. Müller und Kupferschmiede hatten sogar eigenen Richter [44]); Bäcker [45]) obrigkeitliche Vorschrift [46]) gleichwie Weinschenken [47]) und andere Handwerker [48]), auf daß die Bürgerschaft von ihnen

---

43) Aber welcher Leibeigene ein Jahr lang in der Stadt gewohnt, ohne von seiner Herrschaft zurückgefordert zu sein, konnte sich verbürgern und war dann frei.

44) Die Müller empfingen den Hoffassner zum Richter; die Kupferschmiede einen ihres Gewerks.

45) Es gab „süzzpekhen und sawrpekh“

46) Zu „Prezen und Semeln“ vom besten Weizenmehl nehmen, das sie haben mögen. Polizeiordnung v. J. 1370. Westenrieder Beitr. 6, 146.

47) „Es soll auch niemt dheinen melt o'den“ (färben). Polizeiordnung 1370.

48) Darunter neben Ziegelbrennern, Fleischhackern, Leinwebern, auch Goldschmiede, Bleicher, Zinngießer, Tuchscheerer, Huter (Hutmacher), Köche, Murfler und Ringler.

wohl bedient werde [49]). Einrichtungen dieser Art verwischten das Schimpfliche des Handgewerks, weckten bürgerliche Ehre, steigerten den Kunstfleiß, und mit ihm öffentlichen Wohlstand. Das Münchner Kaufgewerbe besaß mit eigenen Gütern zu Waser und zu Land Freiheiten, den Regensburgern gleich [50]).

So ging die Stadt, noch vor sechszig Jahren ein geringer Ort, durch die Vorliebe ihrer Fürsten bald in Umfang, Bevölkerung und Reichthum allen andern des gesammten Herzogthums vor. Die Burger prangten mit stattlichen Wohnungen und kleideten sich nicht blos in Tüchern, zu Nürnberg, Eichstätt oder Boheim gewoben, sondern in die köstlichsten und feinsten von Brüssel, Mastricht, Mecheln und Löwen [51]). Wämser und

---

49) Regensburg hatte ähnliche Stadt- und Handwerkszucht, Gmeiner 1, 512 ff. zum J. 1320, und diente wohl den Münchnern zum Muster.

50) Kaiser Rudolf beschenkte München damit im J. 1280. Salzburg hatte diese Handelsgerechtsame schon im J. 1244. Bergmann S. 11. Nr. 10.

51) Davon die Elle 50 Pfennige kostete. Emmeran Klosterrechnung des vierzehnten Jahrh. (Westenrieder Beitr. 8, 138.)

Mäntel der Männer und Frauen waren von Seiden; zum leichten Hauskleide dienten Linnen und Sarsch [52]), neben ländlichen Wollenzeugen. Besonders an Ehrentagen, Hochzeiten, wenn der Bräutigam, oft von siebenzig Gästen begleitet, die Braut zur Kirche und mehrtägigen Festen abholte; oder bei Kindtaufen, wenn zehn bis zwanzig Frauen im schönsten Putz den Säugling begleiteten [53]), offenbarte sich der Münchnerinnen Pracht und Geschmack. Da sah man sie in Gewändern von Goldzeug mit Steinen verziert; bald mit langen, bald mit offenen Aermeln, und weit nachrauschenden Schleppen [54]), mit Silberketten oder goldenen Schaustücken auf dem Busen oder am Gür-

---

52) Heinrichs von Nördlingen Schreiben an Schwester Ebner vom Jahr 1347 erwähnt der „Sergp." *Hermanni op. scoln.* S. 394.

53) Im reichern Regensburg herrschte dieser Aufwand, dem man auch späterhin zu München mit strengen Gesetzen wehren mußte, ähnlich und früher. Gmeiner 1, 515.

54) Im J. 1405 ward verboten, daß eine Bürgerin mehr denn anderthalb Mark Silbers zugleich an ihrem Leib, und Mantel oder Rock länger, denn zwei Querfinger auf der Erde nachziehend, haben solle. Weberlieder Beitr. 6.

tel; die Haare von Perlenbändern und Perlenkränzen durchflochten. Bei großen Gastmahlen flossen neben Baier-, Neckar- und welschem Wein, auch romanischer, griechischer und Malvasier [55]).

Es sah der König mit Wohlgefallen das Emporkommen seiner Stadt, welche, nun als bleibendes Hoflager eines Königs der Deutschen, immerdar von reichen Gästen ohne Zahl, aus nahen und fernen Gegenden, erfüllt war. Zu Spiel und Freuden fehlte es nirgends an Oertern; wie zur Pflege der Gesundheit an zahlreichen Bädern für Einheimische und Fremde [56]). Gute Stadtzucht wachte über Ordnung und Sicherheit. Beim Schall der Weinglocke schlossen sich die Schenken; nach der Bierglocke durfte Niemand ohne Leuchte in den Straßen wandeln; zu nächtlicher Weile Keiner, war er arm oder

---

55) „Khriechel und Malafaser"

56) Die Bäder, seit der Aussatz von den Morgenländern gekommen, waren in Städten und Märkten häufig; ihre Errichtung geschah aber, wie die der „Tavernen", nur mit landesherrlicher Bewilligung. So, als der Abt von Fürstenzell ein „Faltrad" im Dorf Aichsprechtsheim anlegen wollte. Mon. boic. 5, 66.

reich, Waffen tragen [57]), auſſer des Richters Knecht [58]).

Wie seinen Hauptsitz bedachte der König auch die übrigen Städte seines Gebiets. Der Fleiß und bedere Geist ihrer Bewohner erfreute ihn mehr, als der Klösterlinge Müßiggang und Wohlleben, oder des Landadels wilde Luſt. Mit Erweiterung städtischer Freiheiten schuf er im Volk einen neuen kräftigen Stand, neue Vaterlandsliebe, neue Sitten. So mehrte er die Rechtsame von Amberg, das er, auf beide Bilsufer ausgedehnt, mit neuen gewaltigen Mauern und Zwingern umschloß [59]). Hier sprach er Rath und Gemeinde der Bürger auf immer von auſserordentlichen

---

57) Obgleich diese und ähnliche Ordnungen erst im Jahr 1370 schriftlich zusammengetragen oder erneuert wurden (Wetzenrieder ließ sie in seinen Beitragen S. 6 abdrucken), haben sie doch gewiß schon manches Jahrzehend früher in Uebung bestanden.

58) In andern Orten, wie zu Freising, war dem Büttel, zur Bezeichnung seiner Gewalt, nur das Brodmesser und einen Stab zu haben gestattet. Ruprechts Rechtbuch.

59) Mit 97 Thürmen und Basteien. J. K. v. Wilmaisters kurpfalz. Chronik 11.

Steuern [60]), von fremder Gerichtsbarkeit [61]) und der Gefahr frei, für die Landesherrschaft verpfändet zu werden; gründete hier, wie zu München [62]) und Ingolstadt [63]), mit weiser Wohlthätigkeit den Armen ein öffentliches Krankenhaus und gab den Bürgern viele andere nützliche Rechte [64]). Den Landsbergern, durch Leopolds von Oesterreich Zorn verarmt, erließ er zur Ersetzung ihres großen Schadens Umgeld und Stadtsteuer [65]), vermehrte ihnen dazu einen Salzpfennig [66]); den Schongauern, oft von

60) Die ordentliche Mai- und Herbststeuer betrug jede 90 Pfund Regensburger Pfennige. Urk. vom J. 1323. Oefele 2, 141.

61) Man mußte Recht gegen sie suchen vor der Landschranne bei Amberg, an der eichenen Staude. Urkunde von 1325. Oefele 2, 149.

62) Er bereicherte zu München das Krankenhaus. Bergmann S. 26. 36. ff.

63) Stiftung vom Jahr 1319 am St. Jakobstage. Die Urkunde bei Oefele 2, 136.

64) Vielleicht auch in eben der Zeit, wie den Münchnern, das Stadtgesetzbuch. Feßmaier Gesch. von Baiern 656.

65) Jenes im J. 1315, dieses im J. 1321.

66) Im J. 1320.

den Mönchen zu Rotenbuch gedrückt [67]), gab er, daß sie nicht mehr für ihren Vogt oder Pfarrer pfandmäßig sein sollten [68]); denen zu Rain, nebst mancherlei edeln Freiungen, ein Stadtrecht [69]). Gleicherweise war er denen zu Aicha [70]), Chamb und andern Orten hold; schenkte selbst großen Marktflecken [71]) städtische Rechtsame und niedere Gerichtsbarkeit [72]).

Der Adel in den Burgen des Landes sah schweigend, doch ungern, das Aufkommen der Städte, die ihm Einfluß und Ansehn schmälerten. Eben so die Priesterschaft. Passau, die Alte, rang lange, blutig und fruchtlos, um Unabhängigkeit. Als sie einst gewagt hatte, das Zeichen der bürgerlichen Freiheit, die Rathsglocke, aufzuhängen, sich eigenes Insiegel zu machen und Rath und Richter zu wählen, war der erzürnte

67) Rotenbuch verhinderte zum Vortheil der Klostermühle, daß Schengau diese nicht umgehen, noch eine eigene bauen durfte. Mon. boic. 8, 69; 133.

68) Im J. 1331. Lori Lechrain-Gesch. S. 42.

69) Im J. 1332.

70) Lori Lechrain-Gesch. Die Urkunde vom J. 1317. S. 59 ff.

71) Wie dem Markt Kötzing im J. 1344. Mon. boic. 1, 415.

72) Bergmann Gesch. von München S. 43.

Bischof mit aller Geistlichkeit hinausgegangen, hatte die Empörte in Bann gethan und sie vom Georgenberg herab mit Wurfgeschoß bekriegt. Auch hat er glücklich sein Recht behauptet, welches ein Bischof, schon seit den Tagen der Agilolfingen, über die Stadt geübt [73]). Mehrmals, selten glücklicher, hat die Stadt den wichtigen Streit [74]) erneuert.

---

73) Es war im J. 1298 am St. Andreastage, da König Albrecht zu Gunsten Bischof Bernhards, von per formam judicii sed per arbitrium, entschied (Annales Eberhardi alb. in *Canisii* lect. antiq. 7, 226). Die Bürgerschaft mußte dem Bischof Glocken und Siegel ausliefern, 2000 Passauer Pfund zahlen und Gehorsam schwören. Des Königs und des Bischofs Bernhard Spruch in Jos. Lenz hist. Beschr. von Passau 1, 85 ff. abgedruckt.

74) Einen Aufruhr darum legte ein Herzog von Baiern im J. 1338 bei; einen andern, blutigen, im J. 1667 der Herzog von Oesterreich; dabei empfingen die Passauer zwar eigenes Stadtsiegel und das Recht, Rath und Bürgermeister zu wählen, doch des Bischofs Gutheißen vorbehalten; ein dritter Aufstand geschah ohne Erfolg im J. 1387, wo Bischof Georg, der die Passauische Innstadt zuerst mit Mauern umgab, obsiegte. Hansiz 1, 459; 474; 485.

Je größer die Vorrechte, je steigender die Bevölkerung der Städte. Nicht die gemeinern Handwerke nur, auch Künstler jeder Art, Maler, Bildhauer, Giesser, liessen sich daselbst nieder; und die Künste, deren einfache Wiege vormals die Klöster gewesen, fanden inner den Ringmauern reicher Handelsplätze glänzendern Lohn und freiere Spielräume. Edle und Knechte warben um das Bürgerrecht. Die Städte gewährten gern; selbst denen, die unter fremder Herrschaft wohnten und blieben. Um geringes Bürgergeld, jährliche Schatzung und Beistand in Fehden, genossen solche, lebten sie auch nicht in der Stadt selbst, den Schutz von deren Wall und Pfahl, und den Vortheil städtischer Befreiungen in der Fremde. Weil aber die Zahl dieser Pfahlbürger groß ward, und oftmals ihren alten Grund- und Halsherren nicht Steuern und Frohnen mehr leisten wollten, noch vor deren Gericht erschienen: kam es zu mancherlei Verwirrung und Feindschaft. Daher verbot auch der König, wie schon Fürsten und Reichstage vor ihm gethan, Pfahlbürger anzunehmen, wohl hingegen Ausbürger, welche die Vortheile der Städte genossen, ohne älterer Pflichten Verletzung.

Merkwürdige Uebung.

Wenn in Venedig die einundvierzig Wahlherren, die nach dem Tode eines Dogen das neue Oberhaupt der Republik zu erwählen hatten, in den Saal eingeschlossen waren, durften sie das Conclave nicht eher verlassen, bis die Wahl vollendet war. Da wurden sie köstlich bewirthet auf Kosten des Freistaates; Alles, was sie begehrten, ward ihnen gegeben, und was Einer von ihnen verlangte, ward ohne Unterschied Allen ertheilt.

Die Herren hatten dann mitunter auch seltsame Gelüste. So erzählt z. B. Leopold Curti, in seinen Denkwürdigkeiten von Venedig, daß eines Tages einer von den Wahlherren einen Rosenkranz forderte, und man brachte sogleich einundvierzig; ein andermal verlangte einer Aesops Fabeln, und man mußte die ganze Stadt durchlaufen, um einundvierzig Exemplare aufzutreiben.

6.

Gesetzgebung. Gerechtigkeitspflege.

Die alten einfachen Gesetze aus Agilolfingischen Tagen, obschon langst dem Geist verwandelter Zeiten und dem Reichthum neu entstandener Verhältnisse und Sitten zu arm, waren dennoch dem Volke ehrwürdig geblieben, neben vielen im Lauf der Jahrhunderte aufgekommenen Uebungen. Im zerstörenden Widerspruch mit deutscher Art und Weise hatte sich das romische Recht erhoben, von Königen und Priestern mit unmäßiger Vorliebe des Alterthums begünstigt. Doch Roms Geist und Sprache sagte den Volkern diesseits der Alpen nicht zu. Darum hatte schon der gestrenge Ludwig den Schwabenspiegel hervorgezogen, diese Sammlung teutscher Satzungen [75]), und vor seinen Gerichtshofen die Sprache des Vaterlandes geboten [76]). In seine Fußstapfen trat der Sohn, König Ludwig. Er befahl die Ordnungen und Rechte der Baiern zu sammeln, unvermischt mit römischer Satzung,

---

75) Chr. Fr. Pfeffel vom ehemaligen Gebrauch des Schwabenspiegels in Baiern. S. 14 ff.

76) J. F. Lipowsky Gesch. des bair. Kriminalrechts. S. 28.

und gab das große Rechtbuch seinem Volke [77]), in dessen Mundart geschrieben. Damit bewahrte er der Deutschen Eigenthümlichkeit in Sitten, Gebräuchen und Sinnesweise. Andere folgten seinem Beispiel [78]). Späterhin fügte er noch Anweisung für die Vitzthume bei, was sie bei Anstellung von Amtleuten, Richtern und Schergen, und in Pflege des Rechts beobachten sollten [79]).

77) Es war im Jahr 1329 für Oberbaiern verfaßt. Seine Söhne gaben es im Jahr 1346 vermehrt. *Heumanni* opusc. S. 24 ff. Wahrscheinlich war dies auch das sogenannte Stadtbuch, welches, nach der Meinung einiger, denen von München gegeben worden. Bergmann S. 43.

78) Wie Ruprecht, Fürsprech von Freising, der sechsunddreißig Jahre lang seines Vaterlandes Satzungen kennen lernte und sie sammelte im J. 1332. Es gehört zu Westenrieders Verdiensten um sein Vaterland, das Rechtbuch des Ruprecht von Freising zuerst (Beitr. 7, 1 ff.) aus der Vergessenheit gerettet zu haben. Das eigentliche, vom Ruprechtischen ganz verschiedene, Stadtrechtbuch von Freising ist vom J. 1341, und kam mit den handschriftlichen Werken des Klosters Tegernsee zum Königl. Bücherschatz nach München. Aretins Beitr. 1803, 2. Heft, S. 67.

79) Die sogenannte Gerichtsordnung für Niederbaiern vom J. 1346. In J. J. Lipowsky's Gesch. bair. Kriminalrechts.

Nach der Väter Weise ward noch Alles öffentlich verhandelt, daß das Volk die Gesetze lerne und fürchte. Wer vor Gericht gerufen ward, mußte erscheinen; nur Gefangenschaft, Siechthum, Fürstensache, Wassernoth und Abwesenheit jenseits der vier Wälder [50]) mochten entschuldigen. Kläger und Beklagte warben daheim einen Fürsprecher, oder forderten ihn vom Richter. Drei Beweisarten galten: Brief und Siegel, Eid, Zeugen. Den Spruch des Gerichts unterschrieben und besiegelten die Zeugen, als Bürgen seiner Gerechtigkeit gegen Zeit und Nachzeit. Der Weiber Zeugniß galt nur bei Sterbender Vermächtniß, bei Nothzucht und Heirath. So vor Ehehaft- und Dorfgerichten [51]), Landschrannen, und den Gerichten bürgerlicher Räthe in Städten, oder Hofmarken [52]), wenn Edelherr, Kloster oder

---

50) „Der Durgner (Thüringer), pehaimer, schwarz und scharenzer (scharnitzer) Wald."

51) Dorfgerichte sprachen höchstens über den Werth von 72 Pfennigen ab, und nahmen keine höhere Buße, als 12 Pf. K. Ludwigs Rechtsbuch.

52) Dies der üblich werdende Name für niedere Gerichtsbarkeit. In Oberbaiern hatte sie Kloster Scheyern schon im J. 1315, Kloster Beihartinz im J. 1319, Kloster Formbach im J. 1343, die Stadt München im J. 1347.

Stadt niedere Gerichtsbarkeit gewannen [83]). In Minne ward viel vor Schiedsrichtern und Vermittlern [84]) abgethan, welche sich zum Ernst ihres Geschäfts allezeit mit Gebet und Fasten vorbereiteten; nicht selten auch, unter Rittern, durch Gottesurtheil im Zweikampf, wie vor Alters. Da einst Hektor von Trautmannsdorf, König Ludwigs tapferer Kammermeister, mit dem Ritter Seyfried zerfiel, sprach der König selbst: „Sie mögen kämpfen; wer unterliegt, soll dem Siegbaften mit Leib und Wappen heimfallen [85])!" Todesverbrechen richtete allein der Vizthum, oder wer den Blutbann vom Landesherrn trug.

Der peinliche Rechtsgang war kurz. Verdacht zog Gefängniß und Folter, Geständniß den Tod herbei; dieser ausgesprochen, ward um die Art desselben ein freier Mann befragt, seine Meinung vollzogen, und über Alles ein Brief

---

83) Auch die alten Sittengerichte, „Rügung" geheißen, galten zwar noch in Baiern, wurden aber schon im Jahr 1365 vom Herzog Albrecht abgeschafft. (Eilfter Freiheitsbrief.)

84) „Tayding" in der Urkundensprache genannt.

85) Dieser Kampf begab sich im Jahr 1336. Hektor siegte, behielt aber Seyfrieden nicht leibeigen, sondern ließ ihn unter Bedingungen frei.

des Gerichts ausgefertigt. Verletzung der Ehre oder des Leibes büßte der Thäter, nach älteſter Uebung, in Geld, oder im Empfang voller Wiedervergeltung; Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Brachten Wunden[86]) in Jahresfriſt Tod, wurde der Urheber darum angegangen. Doch machte Nothwehr, ſelbſt gegen Prieſter, nicht ſchuldig[87]). Wer aber eine Schwangere ſtieß, daß das Kind ſtarb, einen Leibeigenen erſchlug oder einen Juden, verwirkte ſein Leben, als hätte er einen Freien oder Chriſten getödtet. Nur den Ehebrecher, geiſtlichen oder weltlichen Standes, konnte der Mann, fand er ihn in der Schande mit ſeinem Weib, ungeſtraft ermorden. Sonſt verſchuldete, wer ſeine Gattin tödtete, die Strafe des Mords; eben ſo die Mörderin des Gatten. Schon Blut am Ehebett, oder darin gefundene Waffen, waren bei eines Ehemanns Ermordung genügende Zeugen wider das Weib. Es ward als des Bettes Hüterin angeſehen. Der Vater-, Mutter-, Bruder-Mörder ſtarb an einen Pfahl geſchmiedet; oder

86) Man unterſchied in Rechten: „Beg-Wunden", die ohne ärztliche Hilfe nicht heilbar; „fließende", die Blut zeigten, und „trockene" Schläge. *Heumanni* opuscula. 239.

87) Falls aber ein Jude einen Chriſten tödtete, mußte er für ſeine Nothwehr chriſtliche Zeugen bringen.

am Pferdeschweif geschleift, unter dem Rade. Wer den Fremden tödtete, der bei ihm einkehrte, starb wieder. Das Haus, in welchem die Gastfreundschaft verletzt worden, ward niedergerissen; alles Gut des Missethäters weggenommen, Weib und Kindern nur so viel gelassen, daß sie des andern Tages noch zu essen hatten. Sonst fiel eines Mörders Eigen und Leben erblich den Verwandten zu; die fahrende Habe in des Herrn Hand.

Wer des Todschlags angeklagt war, doch weder geständig, noch überführbar: wider denselben rief man Gottes Macht. Im Ring des Volks vor den Schrannen mußte er auf den Knien um den Leichnam des Erschlagenen ziehn, ihn küssen, bei Namen rufen und dreimal sprechen: „Ich zeug' an dir und an Gott, daß ich deines Todes unschuldig bin!" Veränderten sich darauf die Wunden — sie waren zuvor mit Wein gewaschen und getrocknet — daß sie blutend wurden, galt er der Mordthat schuldig [53]).

Falschmünzer wurden in kochendem Wasser versotten; Geldbeschneider gehenkt; desgleichen wer Wallfahrende oder Feldgeräth um mehr, denn

53) Sowohl die vorhergegangenen als nachfolgenden Züge sind theils aus K. Ludwigs, theils aus Ruprechts von Freising Rechtbuch erhoben.

zwölf Pfennige Werth bestahl, oder Menschen raubte. Andere Diebe ließ man, um mehr als zweiunddreißig Pfennige Gestohlnes, an den Schragen schlagen; um das Doppelte durch die Zähne brennen; den Gebrandmarkten aber, stahl er nachher auch nur um vier Pfennige, seines Lebens berauben. Auf That ertappte Holzfrevler in Bannwäldern büßten mit schwerem Geld oder Verlust der Hand [89]); wer eines Andern Obstbaum umschlug, mußt' ihm einen neuen setzen, und zwölf Jahre lang den Werth der jährlichen Früchte des gefällten Baumes zahlen. Dem Fischdieb aus eines Herrn Teich soll man, sprach das Gesetz, Haut und Haare abschlagen [90]). So stieg die Strafe meistlich mit des Verbrechens leichter Ausführbarkeit. Daher führte selbst ein Raub von Getreid' oder Gras, zwölf Pfennige Werth von offenem Feld, zum Galgen. Doch seinem müden Rosse mochte der Reisende wohl gestatten, mit beiden Vorderfüßen im Kornfeld zu stehen, um sich zu erlaben [91]). Vergrabene Schatze gehörten

89) Bracht' ein Frevler aber das Holz unvermerkt aus dem Wald, war er frei.

90) Er ward gepeitscht und kahl geschoren.

91) Denn „jeglicher Biedermann sein Pferd gern mit ihm heimbringt."

je zum dritten Theil dem Finder, dem Grundherrn und Fürsten.

Am furchtbarsten richtete das Gesetz das Verbrechen der Nothzucht. Auch des Alterthums blutige Strenge war nicht stark genug gewesen, des Mannes wilde Begier und Gewalt zu zähmen. In dem Hause, wo man beim Hilfgeschrei einer Mißhandelten taub blieb, während es draußen gehört ward, sollte Alles getödtet werden, was Lebendiges darin gewesen, Mensch oder Vieh. Die Entehrte mußte, wollte sie Recht finden, ohne Versäumen, wie sie war, in flatterndem Haar und zerrissenem Gewand zum Richter eilen [92]). Doch mocht' es zuweilen schwer sein, eine Anklage zu erweisen, welcher die Zeugen gewöhnlich mangelten. Dann entschied Zweikampf seltsamer Art. Der Beklagte bis an den Nabel in ein Loch des Erdbodens gestellt [93]), worin er sich mühsam wenden konnte, die linke Hand auf den Rücken gebunden, empfing in der Rechten einen Kampfkolben. Ihm gegenüber stand die Klägerin,

92) „Mit prochem Leib und zerrissen Gepent" soll sie ihr „Laster" weinend und schreiend klagen. K. Ludwigs Rechtbuch. Die Klage, bis zum dritten Tag verzögert, ward ungültig.

93) „also daz zwischen vnd der erd ein wagenseil vngen mag."

in der Hand ein hangendes Tuch, worin ein pfundschwerer Stein, der, ließ sie die Waffe hangen, handhoch über der Erde schwebte. Ein Ring von Stroh ward um den Beklagten gestreut, so weit, daß er die Klägerin erreichen konnte. Grieswärtel wachten über Ordnung in Platz und Waffe. Siegte das Weib, ward der Mann enthauptet; oder sobald die Siegerin durch ihr Gewand verlorne Jungfrauschaft bewiesen, lebendig verbrannt. Ward aber die Kämpferin selbst nach Kampfes Recht besiegt, verlor sie die Hand. — Unzucht mit Vieh oder Leuten jüdischen Glaubens büßt' in den Flammen des Scheiterhaufens; nicht minder Blutschande.

Verwandtschaft bis zum siebenten Grade blieb zur Ehe noch immer verboten; zur Erbschaft nothwendig [94]). Enkel erbten von ihrem Großvater

94) Des Ruprecht Rechtbuch stellt die Verwandtschaftsfolg' in Erbfallen also: Mann und Weib sind das Haupt. Die erste Sippe hefret sich an die Achseln an, das sind Geschwister; die andere dem Ellnbogen, Geschwisterkinder; die dritte dem Handgelenk, Geschwisters Kinderkinder oder Enkel; die vierte dem untern Glied des Mittelfingers, Enkelkinder; die fünfte dem Mittelglied des Mittelfingers, Enkel-Kinderkinder; die sechste dem äussersten Glied des Mittelfingers, Urenkel; die siebente

den Theil ihres verstorbenen Vaters, wie dessen noch lebende Geschwister. Vollständige Gütergemeinschaft in der Ehe galt erst, als thätigerer Handelsgeist Geld oder Zutrauen nöthiger machten. Seit alten Tagen blieben die weiblichen Vorrechte des Witthums, der Morgengab' und Vertrauung im Werth. Morgengab' erhielt nur die Jungfrau [95]; die Wittwe, in eine andere Ehe tretend, Vertrauung. Verzichtete das Weib auf die Morgengabe, mußt' es vor dem Volk auf offener Straße geschehen [96]. Eine Jungfrau wagt' Enterbung, wenn sie sich vor dem vierundzwanzigsten Jahre ohne des Vaters Willen vermählte.

7.

Von kirchlichen Dingen.

Nach Kaiser Justinians Beispiel, hatt' auch unter den Päpsten der neunte Gregor vor hundert Jahren durch Raimund von Pennaforti die Beschlüsse seiner Vorgänger gesammelt, welche nun „Decretalen" genannt, in der Fürsten Gewalt und Glück, wie in der Staaten Leben nu-

---

dem Nagel, und heißen daher Verwandte aus der entferntesten Sippe „Nagelmagen."

95) „und die höchste ere, die Gott ie ze geben hat."

96) Ein Beispiel liefert die Urk. v. J. 1341 in Mon. boic. 1, 115.

Spanien im Jahre 1520 und 1820.

Aehnliche Urſachen, ähnliche Wirkungen. Robertſon in ſeiner Geſchichte Karls V. erzählt mit andern Namen ungefähr daſſelbe Schickſal Spaniens aus dem ſechszehnten Jahrhundert, was das neunzehnte wiedererblickt hat. Damals war Don Juan de Padilla der große Märtir de la libertad. Er endete unglücklich und würde von ſeinen Landsleuten längſt vergeſſen worden ſein, hätte nicht zu Toledo bei der Martinsbrücke noch die alte Schandſäule an ihn erinnert, welche auf der Stelle des geſchleiften Pallaſtes errichtet worden war, wo er und ſeine wahrhaft heldenſinnige Gemahlin Maria Pacheco gewohnt hatten. Dreihundert Jahre nachher fiel es den Einwohnern von Toledo wieder ein, ſtolz auf ihn zu werden, a quel Heroe castellano, que foé el primero que intentó derrocar el despotismo, y dar libertad á su patria. Man erlaubte ihnen den Stolz jedoch nur vier Jahre lang, und die neue Ehrenſäule mußte der Schandſäule noch einmal Platz machen.

Doch zur Sache.

Die Königin Johanna hatte den Verſtand verloren. Ihr Sohn Karl, damals noch ſehr

chenisch eingewurzelt waren [97]). Die Macht der Geistlichkeit war dadurch, wo nicht erweitert, doch mit der Würde alterthümlichen Rechts geheiligt worden. Der Kirche blieb wenig mehr zu erobern, wohl das Errungene zu behaupten, übrig. Nur kam, wie zwischen Kaisern und Päpsten, Streit zwischen Aebten und Vizthumen, was vor geistlichen, was vor weltlichen Richterstuhl gehöre. Ueber Mönche und Weltpriester übten Bischof und Aebte längst schon ausschließlich Gericht und peinliches Strafamt.

Mit dem letzten Jahrhundert waren zwar die meisten Vogteien der Klöster und Kirchen an die Herzoge gefallen, aber schon früher [98]) vielen Vogten die unmittelbare Verwaltung heiligen Guts abgenommen, und geistlicher Hand übergeben worden. So geschah, daß in dieser Zeit nun die meisten ehemaligen Verrichtungen und Einkünfte der Kirchenvogte verschwanden, ob ihnen gleich die Einkünfte davon gelassen werden mußten. Und auch diese wurden allgemach durch

97) Auch Ruprecht von Freising zieht die „Beschlüsse der Päpste" in seinem Rechtsbuch § 130 an.

98) Zum Theil schon im zwölften Jahrhundert, wie Zirngiebl in seiner Abh. v. Mundiburdium (Hist. Abh. bair. Ak. 5, 345) zeigte.

fromme Entsagung, oder Abtausch, oder andere Verträge gemindert [99]).

Indem die Geistlichkeit ihr unabhängiges Seln mehrte, überließ sie sich ungebundener den Begierden nach guten Tagen. Die Sittenlosigkeit der Klöster wuchs. Pfaffen- und Nonnenkinder waren keine Seltenheit [100]). Ein Bischof von Augsburg schändete sogar die Tochter seines Gastes gewaltsam [101]). Beischläferinnen hatten die meisten jungen Geistlichen; im spätern Lebensalter wechselten sie die Neigungen der Wollust gegen die des Ehrgeizes und Geldgewinnes aus; Herrschsucht fühlten sie immer. In allen Dingen war der heilige Bannstrahl, zu Schutz und Trutz, ihre leichteste und schwerste Waffe. Sie schleuderten ihn, sobald Fürsten sie bedrängten, oder auch wo Mann oder Weib sich der ehelichen Pflicht

---

99) Wie die Mon. boic. dazu zahllose Belege liefern.

100) Sie erscheinen auch in Urkunden, wie z. B. (bei Oefele 1, 776), wo K. Ludwig einen Ritter von Grafenberg rechtmäßig erklärt, dessen Vater ein Unterheister, dessen Mutter eine Nonne gewesen.

101) Johann von Winterthur (*Eccardi* corp. hist. 1358) entschuldigt jedoch den Bischof damit, es sei cum consensu virginis geschehen.

weigerten [102]), und um weit geringerer Dinge willen.

Als eines Tages zu Regensburg ein Bäcker, zur Strafe wegen allzuleichter Brode, herkömmlicher Sitte gemäß, in eine von den großen Pfützen der noch ungepflasterten Straßen [103]) geworfen worden, hatte derselbe einen Bürger, welcher ihn beim Hervorkriechen in den Schlamm zurückgestoßen, nachher auf der Straße erschlagen, während das Allerheiligste der Kirche vorüberging. Der Rath der Stadt, empört ob der Gräuelthat in des Gekreuzigten Nähe, ließ den geflüchteten Mörder aus des bischöflichen Hofes Freiung hervorschleppen und hinrichten. Darum that alsbald der Bischof, verdrossener um sein als des Gekreuzigten Ansehen, die ganze Stadt in Bann, daß weit umher ihren Bürgern die Kirchen verschlossen wurden.

König Ludwig, aus reiner Ehrfurcht für die Kirche, oder aus angeborner Neigung zur Freigebigkeit, that den Klöstern viel zu lieb [104]),

102) Ein solcher kirchlicher Richterspruch in Mon. boic. 1, 109.

103) Die Pfütze oder „Hüle" (Güße, wie noch heut in der Schweiz) für die Bäcker hieß zu Regensburg der „Beckenpreng." Gmeiner 1, 519.

104) So wurde im J. 1133 die ehrsame Aebtin von Obermünster „mit allen ihren Convent, Pfaffen, Schrei-

befreite viele von der Herbergerpflicht [105]), viele von Steuern; vielen gab er niedere Gerichtsbarkeit [106]). Immer lagen sie ihm bettelnd an; immer gewährt' er gern [107]). Doch ernst schirmt' er auch seine Städte gegen ihre nimmersatte Habsucht mit weisen Gesetzen [108]).

---

bern und Gesellen" in das Hofgesind, das „täglich in unserm Hof ist," aufgenommen. Mon. boic. 2, 481.

105) Sein Schreiben an Bisthum Heinrich v. Gumpenberg im J. 1329. Mon. boic. 7, 162.

106) Wie dem Kloster Raitenbuch im J. 1326; den Klöstern im obern Vitzthumamt (nämlich Tegernsee, Benrn, Ebersberg, Seon, Ror, Scheyern, Steingaden, Schäftlarn, Wegtreut, Wessobrunn, Buch, Diessen, Zell, Attl, Polling, Unterdorf, Bernriedt, Beibarting); dem Kloster Niederschönfeld im J. 1315; und Thierhaupten im J. 1311. Lori 2, 47; 48; 55; 56.

107) Keiner besser und ämsiger, als der vaterländische Feßmaier (Gesch. v. Baiern) spurte der Bereicherungssucht der Klöster nach.

108) So schnitt er den Geistlichen allen Zuwachs unbeweglicher Güter von Seiten der Münchner Bürger ab, als er im J. 1345 verfügte, daß diesen, was sie Gotteshäusern vergabt hatten, in Jahresfrist zurückzukaufen gestattet sei. Bergmann No. 88.

8.

Der Krieg der Gegenkönige. — Sieg bei Ampfing.

Im Jahr 1315 — 1322.

Indessen war der Kampf um Deutschlands Krone noch immer gegen seinen Nebenbuhler Friedrich unbeendet. Den Krieg schnell abzuthun, mangelten dem Könige Geld, herzhafter Beistand von Fürsten, und Freud' an dem, um was gefochten ward. Nicht ohne Mühe behauptete er den Glanz einer Würde, die er nie begehrt hatte, und veräusserte dafür viele seiner Einkünfte und Güter [109]). Selbst, daß seine Vettern zu Landshut ihm zweijährige Waffenhilfe nur inner den baierischen Grenzen zusagen wollten, mußt' er mit achttausend Mark Silbers erkaufen [110]).

König Friedrich, sein Feind aus Oesterreich, war von der andern Seite nicht minder durch ähnliche Noth gelähmt [111]), hatte noch weniger

109) Eine Reihe solcher Veräusserungen bezeichnet das regestum vetus diplomaticum des Berthold von Tuttlingen (Oefele 1, 710 ff), die jedoch nur zum Theil das Jahr 1315, dann die Jahre 1322 bis 1327 angehn.

110) Die Urk. v. 1 Mai 1319 (Oefele 2, 134; 136).

111) Erst im J. 1336 fing Oesterreich an die Kopfsteuer einzuführen und im J. 1337 den zehnten Pfennig

Freund' im deutschen Reich, und sah Leopolden, seinen kriegerischen Bruder, geschwächt durch jenen blutigen Tag auf Morgarten, wo ihn die freien Eidsgenossen der helvetischen Alpen besiegten, welche Habsburgs Oberherrschaft verschmähten. Der Sieg der Hirtenvölker vom See der vier Waldstätte war auch Sieg für König Ludwig, der ihre Heldenthat pries, ihre Freiheit bestätigte, und ihnen mit kaiserlicher Gnade zugethan blieb, so lang' er lebte.

Dies Alles, und die gebrechliche Art der Kriegsführung selbst mit kleinen Heerhaufen, fertiger zu Raub und Brand, als Schlachten, verzögerte die Entscheidung des großen Streites. Keine einzige Waffenthat in sieben Feldzügen wäre nennenswerth, wenn nicht gleich Anfangs mehr der Zufall, als die Absicht, ein blutiges Gefecht ohnweit Eßlingen, der Reichsstadt, veranlaßt hätte. Diese, gleichwie Heilbronn und manche andere Stadt in Schwaben ward von den Oesterreichern bedrängt. Zu ihrer Rettung kam Ludwig. Die feindlichen Heere lagerten einander gegenüber auf den Neckarufern. Acht Tage so. Eines Abends entstand aus leichten Gefechten der Vormachten,

---

Grundsteuer nach Schätzung des Ertrags aller Weinberge. Chron. Mellicense (Pez Script. rer. Austr. 1, 216).

denen immer mehr Haufen zur Unterſtützung geſandt wurden, ein verworrenes Treffen [112]). Viele Menſchen und Roſſe wurden erſchlagen. Man ſtritt bis in die Nacht; ging aber auseinander, Keiner mit dem Sieg.

Denkwürdiger, als das Treffen ſelber, war in demſelben zweier Männer Kampf und Biderbheit. Ein Ritter von Oeſterreich, Heinrich Schweinkenriſt, warf ſich fechtend gegen den Mannlichſten der Baiern, und verwundet' ihn mit harten Streichen, daß ihm das Blut den Panzer überfloß. Der Baier, unerſchrocken, ſtieß den Gaul des Ritters nieder, entwaffnete den Feind und macht' ihn zum Gefangenen. Da ſtürmten andere herzu, den Oeſterreicher zu todten. Der Baier aber ſchützt' ihn mit eigenem Schwerd, gab ihm ſein eigenes Schlachtroß, hob ihn hinauf, und ließ ihn gegen Wort und Handſchlag von dannen ziehen, daß er ſich wieder einſtellen wolle, ſeine Freiheit zu löſen. Dieſer Baier iſt Stephan von Gumpenberg geweſen, deſſen

112) Aenpekh (Pez Thesaur. anecd. 3, 321) ſetzt dies Treffen in das Jahr 1318, und ſo, wie auch Mannert (Kaiſer Ludwig IV S. 138) anmerkte, wahrſcheinlicher, als Crollius (Abh. bair. Akt. 3, 79), der aus einer Urkunde vermuthete, es ſei ſchon im J. 1316 geliefert worden.

Geschlecht, noch bis zu meinen Tagen an biedern Mannen reich, schon damals unter den edelsten seines Vaterlandes ehrenwerth blühte [113]). Und zur bestimmten Frist erschien der Ritter aus Oesterreich mit Roß und Waffen, dem großmüthigen Ueberwinder das Lösegeld zu zahlen; d' h Gumpenberg sprach: „deß hab' ich nicht Noth!" und erließ ihm die Schuld [114]).

Treu und Redlichkeit aber sind auch in jenen Tagen nicht allezeit das Erb' und Eigen glänzender Namen gewesen. Das bewies Graf Ludwig von Oetting, des Landgrafen Friedrich von Oetting Bruder [115]). Er, des Königs innerster Rath und Geheimschreiber, in manchem Feldstreit sein tapferer Gefährte, verließ, von Oesterreich gewonnen, seinen Herrn, und verrieth dessen geheime Entwürfe, Hoffnungen und Sorgen dem Gegenkönige [116]). Auch Mathilde, Pfalzgraf

113) Ein Marschalk Hildebrand von Gumpenberg lebte schon ums J. 1282; dessen Sohn Heinrich war K. Ludwigs Vitzthum in Oberbaiern, und Rath.

114) Aventin (Ann. boj. L. 7) bewahrte den schönen Zug auf.

115) Ueber die Person dieses Grafen gab J. P. Lang zuerst (Histor. Abh. bair. Ak. 1, 479 ff.) urkundlich die besten Aufschlüsse.

116) Nämlich im J. 1419. J. P. Lang l. c. S. 486.

Rudolfs Wittwe, fiel öffentlich den Oeſterreichern zu und verband ſich mit Ludwigs Feinden wider ihn. Ihren Sohn Adolf vermählte ſie mit Irmengarden, der Tochter des treuloſen Oettingers; und dieſem ſelbſt, ſo lieb und wichtig war der Verräther, gab Friedrich von Oeſterreich die Hand ſeiner eigenen Schweſter Jutta. Der Graf von Oetting, in des Königs Geheimniſſe eingeweiht, ſchien nun die Seele aller Entwürfe wider denſelben geworden. Es ward beſchloſſen, den König im Herzen ſeiner eigenen Hauslande zu überwältigen. Dazu ward manches Einverſtändniß mit unzufriedenen Rittern angeſponnen. Die kannte alle der Graf von Oetting wohl; Mathilde alle, die weiland ihrem Gemahl Rudolf angehangen waren. Von Schwaben her zum Lech eilte Herzog Leopold, der Kriegeriſche, mit achthundert Rittern. Landsberg opferte er da noch einmal den Flammen. Mit weit größerer Macht kam Friedrich zum Inn, durch Salzburg, welches Erzbiſchof Konrad ihm offen hielt.

Ludwig, beim Anblick der Gefahr, begegnet' ihr unverzagt. Schnell gerüſtet ſtand er am Inn, bei Mühldorf auf den Höhen, dem Feinde gegenüber. Mit ihm, dem Schutzbündniſſe getreu, auch Herzog Heinrich von Landshut, der ſechszehnjährige Sohn Stephans. Da reifte neuer Verrath, oder Zufall und Leichtgläubigkeit ſtif-

teten ein in den Geschichten der Kriege kaum erhörtes Schicksal. Es ging ein dumpfes Gerücht durchs Lager von Verschwörungen wider des Königs Leben [117]). Und in einer Nacht sprach man, es sei gewiß, Ludwig schon wirklich von seinen Obersten gemordet, das ganze Heer an Oesterreich verkauft [118]). Einer verkündet' es erschrocken dem Andern. Die Allgemeinheit der Rede vergrößerte ihre Glaublichkeit, und die Finsterniß der Nacht den bangen Muth. Keiner erwartete den Morgen. Hohe und Niedere verließen still und eilfertig ihre Gezelte, flohen zitternd und zerstreuten sich, als wäre kein Leben mehr geborgen. Selbst Herzog Heinrich mit den Niederbaiern jagte davon. Als der König, von einigen Ge-

---

117) In dem Chron. de gest. princip wird behauptet, es seien wirklich Verschworne vorhanden gewesen. Die Begebenheit fällt noch ins Jahr 1319, wie Ziengibl (Ludw. d. Baiern Lebensgesch. 134) oder früh ins Jahr 1320, wie Andere behaupten.

118) On disoit que ce prince venoit d'être tué par les siens même, et que les traitres devoient livrer toute l'armée aux ennemis. Eines Ungenannten Hist. de l'empereur Louis de Bavière; eine Handschrift aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, im öffentlichen Bücherschatz des Kantons Aargau.

jung, nachmals als Kaiser Karl V. berühmt geworden, verfuhr sehr eigenmächtig. Er war meistens von Flamändern umgeben, die ihn und durch ihn Spanien regierten. Mit Widerwillen ertrugen die Eingebornen die Herrschaft der Fremdlinge. Niemand konnte sich leicht dem Könige nahen ohne ihre Erlaubniß, noch mit ihm ohne ihre Gegenwart sprechen. Die zu Valladolid versammelten Cortes hatte er genöthigt, ihm eine freiwillige Gabe von 600,000 Dukaten binnen drei Jahren zu zahlen: eine Summe, die man nie vorher so stark einem kastilischen Könige bewilligt hatte. Fester widerstanden daher die Cortes von Aragonien und Katalonien seinen unmäßigen Geldbegehren. Ueberall brachte man ihm Klagen wegen Vermehrung der Auflagen, wegen Anstellung von Ausländern und wegen Wegführung des baaren Geldes in die Fremde. Der König achtete darauf gar nicht. Er ward in derselben Zeit, da er noch zu Barcelona mit den Ständen unterhandelte, von den deutschen Kurfürsten zum Kaiser erwählt. Die Spanier sahen dies für ihr Vaterland als ein öffentliches Unglück an. Sie brachten den Muth der Cortes von Kastilien in Erinnerung, die einst dem König Alphonso dem Weisen untersagt hatten, das Reich zu verlassen, um sich in Deutschland zum Kaiser krönen zu lassen. Karl aber, vom Ehrgeiz berauscht, kümmerte sich wenig

treuen aus dem Schlaf geweckt, hinaustrat, sah er das ganze Feldlager öd' und leer; sich den Feinden bloß gestellt. Er rettete sich nach München, wohin nun Leopold ihn zu belagern kam. Verwüsterisch zog Friedrich über Baiern, vom Inn bis Regensburg. Die Stadt verschloß ihm ihre Mauern. Er rächt' es mit Schwerd und Feuer rings umher, und an ihren Kaufleuten, deren Gewölb' in Wien er plündern ließ. Erst nach zehn Wochen kehrt' er mit großer Beute über den Inn zurück; Leopold aber, den der unerschrockene König von Münchens Mauern an den Lech zurückwarf, ging in die rheinischen Lande.

Der Bundesgenossen unsichere Treue, der Getreuen Kleinmuthigkeit, der Feinde Uebermuth, des Volkes Unglück beugten den König. Ihn schmerzte so viel Uebels um eine Krone, die er nie geliebt. Er würde sie hingegeben haben ohne Reue; aber die Ehre nicht [119]). Darum ermannt' er sich, sammelte neue Macht, und spielte den Krieg ins Elsaß, wo sich ihm Straßburg öffnete, dem er die alten Freiheiten bestätigte.

---

119) Nach dem Chron. de gestis princip. eröffnete wirklich der König seinen ausländischen Räthen den Gedanken, der Krone zu entsagen. Nic. Burgundus läßt ihn seiner Gewohnheit nach dazu eine zierliche Rede halten.

Auch hier verfolgte den König, an dessen Besiegung die Uebermacht feindlicher Waffen schon verzweifelte, heimtückischer Hochverrath. Einige von den Ersten der Stadt Straßburg hielten zu Oesterreich. In einer Mitternachtsstunde wollten sie durch eine unbewachte Pforte seines Hauses in die königlichen Gemächer dringen und sich seiner bemächtigen. Aber der Wirth offenbarte ihm die mörderischen Anschläge, und entzog ihn denselben durch schnelle Abreise.

Friedrich von Oesterreich, der entscheidungslosen Versuche müde, sammelte endlich alle seine Kraft, den langen siebenjährigen Kampf siegreich zu enden. Von seinen Rüstungen ward weit umher gehört. Ihm sandte König Karl von Ungarn bei fünftausend Reiter, auf schnellen Rossen, mit langen Bärten und Zöpfen, furchtbar selbst in der Flucht mit ferntreffenden langen Pfeilen. Darunter sah man viel kumanische Tataren, ein raubluftiges Volk, von grausamen, unmenschlichen Sitten [120]). Erzbischof Friedrich in Salzburg, Bischof Albert von Passau und der von Lavant steuerten Geldes und Mannschaft

120) Sie fraßen Hund' und Katzen, commiserunt multas abominationes et scelera, quæ melius est silentio præterire, quam scribere. Chron. de gest. prine.

die Menge. Auf den Erbgütern von Koburg und Habsburg, im Aargau, Thurgau, am Rhein, in Schwaben warb Leopold zahlreiche Haufen zu Fuß, und anderthalbtausend Geharnischte zu Roß. Selbst die Regensburger, mit feiger Undankbarkeit, bielten ihren Wohlthäter verloren, unterhandelten mit Friedrich und erkannten ihn heimlich als ihr und des Reiches Oberhaupt an.

Solcher Macht zu begegnen, ward ganz Baiern rege. Es kam die tapfere Ritterschaft; es kamen die treuen Stände des obern und niedern Landes mit ihren Bannern zum Könige; vom Nordgau aller Adel, der sich ihm auf vier Jahre verschrieben hatte; aus Böheim der vollkommenste Ritter seiner Zeit, König Johannes, mit starkem Zuzug; neben ihm Herzog Heinrich XIV. von Niederbaiern, sein Eidam [121]); aus Frankenland Burggraf Friedrich von Nürnberg, in Rath und Schlacht vortrefflich, mit vierhundert Rittern; aus Schwaben auch viel Adel, Wilhelm von

121) K. Ludwig hatte den achtzehnjährigen Heinrich am 29. Jänner 1322 zu Straubing mündig erklärt, und ihm, wie seinem Bruder Otto IV., die Herrschaft von Niederbaiern, wie die Vormundschaft über Heinrichs den Natternburger übergeben. Heinrich XIV. hatte sich zugleich mit König Johannes von Böheim Tochter Margarethen vermählt.

Montfort, die Grafen von Hohenlohe, Oettingen, Schlüsselburg, Henneberg und andere mehr. Selbst Erzbischof Balduin von Trier sandte Hilfsvolk.

Ein ganzer Sommer verstrich über die großen Rüstungen. Am ersten war der schöne Friedrich von Oesterreich schlagfertig. Mit ohngefähr dreißigtausend Mann, worunter wohl zweiundzwanzighundert schwergeharnischte Ritter, kam er über Salzburg gegen Baiern. Als davon der König, welcher sein Heer in den Gegenden des alten Schlosses Dachau sammelte, Kundschaft empfing, vergaß er, wie viele ihm noch fehlten, und rückte dem Feind' entgegen, dessen Vordringen zu hindern. Schon waren die Oesterreicher über die Mühldorfer Innbrücke gegangen. Sie breiteten sich vor diesem Städtlein auf den leichten Anhöhen aus, von welchen man in die Wiesen des Dorfes Ampfing hinabgeht. Da begegneten sich die Schlachtschaaren der Gegenkönige.

Als Johannes von Böheim die überlegene Macht Oesterreichs ersah, deren linken Flügel der Inn, deren rechten die Höhen am Isenfluß deckten, welcher unter Mühldorf zum Inn kommt, sprach er zu Ludwig: „Mein, wie mag unser Häuflein solcher Gewalt obsiegen? Ludwig antwortete: „Mit Gott, mit Gott, nur getroß!“ und ließ nicht merken, wie übel ihm

sei; hatte kaum eilf Pfund Häller im Säckel, und Noth dazu an Lebensmitteln im Heer. Dennoch sprach er den Zaghaften Muth ein; that heiter in großer Gefahr; schützte das Lager gegen Ueberfall, und jeder Tag Aufschub brachte ihm Gewinn. Denn es stießen der Zurückgebliebenen noch viele zum Heer. Auch Friedrich erwartete aus Schwaben her seinen Bruder Leopold zur Verstärkung. Er sandte ihm mit großer Ungeduld Eilboten. Aber bei dem Kloßer Fürstenfeld kamen die Boten um ihre Rosse und wurden verspätet. Dies rettete König Ludwigs Glück. Denn allseitig strömten seinem Lager bei Ampfing Tag um Tag Kriegsschaaren herbei, daß er bald der Stärke des Gegners gewachsen ward. Auch Ritter Seyfried Schweppermann kam, den er vier Tage lang mit Ungeduld erwartet hatte [122]). Derselbe, obwohl b tagt, und von unansehnlicher Gestalt, aber ein erfahrner Feldhauptmann, war von Ludwig ausgewählt, an seiner Seite den Gang der Schlacht zu leiten.

122) Bei Hersbruck und Altorf ohnweit Nürnberg waren seine Güter; er selbst in letzter Stadt verburgert. Er starb im J. 1337; sein Staub liegt im Kloster Kastel. Seine Grabschrift dort haben uns Zeßmaier u. a. m. bewahrt.

Der schöne Friedrich von Oesterreich bereute die verlorne Zeit, welche nur den Feinden Vortheil brachte. An Leopolds Kommen verzweifelnd, beschloß er schleunigen Angriff. Die Sterndeuter in seinem Gefolge wurden befragt; sie weissagten Unglück. Die Bischöfe und Feldobersten warnten: eines Treffens Glück wäre zweifelhaft; beim Unfall ein Rückzug des Heers, eingeklemmt zwischen zwei Flüssen, ohnfehlbares Verderben desselben; die einzige Brücke bei Mühldorf schlechter Trost für eine geschlagene Macht. Dennoch beharrte Friedrich. Selbst die Schwierigkeit der Flucht erhöhete seine Hoffnung zum Sieg, den, wenn nicht Muth, Verzweiflung ertrotzen werde. Alles ward zum Angriff bereitet. Der Erzbischof von Salzburg schlug vor den versammelten Schaaren dreiundzwanzig Edle zu Rittern.

Am achtundzwanzigsten Tag Herbstmonds im Jahr dreizehnhundert zweiundzwanzig rückten beide Heere in die weite Gebenwiese bei Ampfing zur Entscheidungsschlacht gegen einander. Die Macht Oesterreichs in vier Gewalthaufen. König Friedrich der Schöne selbst in vergoldeter Rüstung schimmernd, auf prächtigem Streitrosse, der Tapferste unter den Tapfern, in der Heermitte unter dem Reichsbanner. Diesen Haufen befehligte das Gebrüder Ulrich und Heinrich von Waldsee. Die Heerschaar zur Linken führte der Ery-

bischof von Salzburg; rechts dem Könige sein Bruder Heinrich von Oesterreich, unter Oesterreichs Banner von Dieterich von Pilichdorf getragen. Ungarn und Heiden schwärmten verworren am Berg. — Die Baiern gingen über den Isenfluß ins Wahlfeld; ihre Heerfahne trug der Graf von Schlüsselburg. Dem Banner von Oesterreich gegenüber trat König Johann; hinter ihm Herzog Heinrich von Niederbaiern; in der Mitte des Heers alle Ritterschaft Baierns und des Reichs, an ihrer Spitze der Pfleger von Neustadt, Albrecht Rindsmaul, ein mannlicher Held; rechts, den Salzburgern entgegen, Kurt von Baierbrunn. Zum Rückhalt blieb der Burggraf von Nürnberg jenseits des Isen, dem Feinde hinter Anhöhen verborgen. So ordnete der fromme Schweppermann die Haufen zum Kampf. König Ludwig, im schlichten blauen Wappenrock, auf einem guten Rennen sitzend, beobachtete von der Heermitt' aus die Bewegungen der Menge, ohne selbst in den Streit zu gehen.

Mit dem Tage begann die Schlacht. Die Haufen stießen gegen einander [123]). Langes, blu-

123) „Da dew Herren zu einander prasten, da sah man Heldenwerch." Anonymi narratio de proelio etc. (Pez script. rer. austr. 1, 1000). Die

tiges Streiten. Es fochten die Böhmen unter Pfeilwolken, umschwärmt von den leichten Geschwadern der Ungarn, überrannt von den österreichischen Rittern. Fünfhundert waren umzingelt; ihr König Johannes selbst auf die Erde gebracht. Ein feindlicher Ritter half ihm auf, als er unter den Hufen des Rosses vom Marschalk von Pilichdorf lag. Schweppermann, vom König gerufen, stellte die Ordnung her, indem er eine Schaar Geharnischter von den Pferden steigen und mit gefällten Speeren gegen die Bogenschützen dringen ließ. Die ehernen Reihen brachen durch.

Lange wankte der Sieg. Die Sonne stand hoch; und begann sich schon zu neigen, als die Kräfte der Streiter allgemach ermüdeten. Da winkte Schweppermann. Friedrich von Nürnberg mit dem Rückhalt kam über das Wasser, den Oesterreichern in die Seite. Sie meinten, es sei Herzog Leopold, und jauchzten. Aber diese gerastete Schaar fiel vernichtend in die Betrogenen. Verzweiflung, Tod oder Flucht in ungeheurer Verwirrung. Oesterreichs Banner ward umringt; der Marschalk von Pilichdorf ließ es nicht fahren. Herzog Heinrich von Oester-

---

Schlacht ist von Zeitgenossen und Neuern vielfältig beschrieben; es wäre überflüssig, sie alle zu nennen.

reich, in großer Lebensnoth dabei, riß es ihm aus der Faust und gab sich damit überwunden [121]). Wie Alles wankte und wich, stand noch der schöne Friedrich unerschüttert im Getümmel. Ihm setzte der Pfleger von Neustadt hart zu; der erkannt' ihn am Wappenrock seines Hauses. Getödtet fiel des Königs Roß; der König selbst gefangen. Er gab sein tugendliches Schwerd dem Burggrafen von Nürnberg, welcher ihn aus dem Gedränge führte. Nun ward Oesterreichs Niederlag' allgemein; den Fliehenden das Gedränge nach dem Inn zum Rückzug und Streiten beschwerlich. Bei dreizehnhundert des Adels von Oesterreich und der Steyer, und bei hundert des Salzburgischen wurden gefangen [123]). Vermun-

121) So die Hist. de l'emp. Louis IV. Handschr.

123) Als Erzbischof Friedrich sie nachmals auszulösen zu arm war, nahm er von des Gotteshauses Dienstmannen, Rittern und Knechten, durch deren Gunst eine Schatzsteuer von ihren Leuten, Vogt- und Lehenleuten in seinem Gebiet, darüber gab er ihnen (St. Agatha 1327) einen Schadlosbrief, welcher als der salzburgischen Landschaft erste Freiheitsurkunde anzusehen ist, „daß das fürbas nicht mehr soll geschehen von Uns und unsern Nachkommen."

dete und Erschlagene bedeckten den Wahlplatz von einem Strome zum andern [126]).

9.

Folgen der Schlacht. — Gewinn der Mark Brandenburg.

Im J. 1322 — 1324.

Das Heer, vom zehnstündigen Tagwerk ermattet, übernachtete auf dem Schlachtfelde. Ludwig, als er den gefangenen Gegenkönig erblickte, begrüßt' ihn holdselig ohne Uebermuth und sprach: „Es freut mich Oheim, Euch zu sehen." Aber Friedrich, vom Schicksal gebeugt, heftete die Augen betrübt an den Boden. Er selber hatte gewähnt, es sei Ludwig im Gefecht getödtet worden. Auch geht noch die Sage, wie Ludwig, in den Kampf verflochten, große Gefahr gehabt, doch hätten die Bürger von München, am tapfersten die Bäckerknechte, seinen Leib geschützt [127]).

---

126) Adlzreiter (ann. 2, 11. S. 16) bemerkte, daß die Landleute dort noch zu seiner Zeit Waffen und Menschengebeine aus der Erde gruben.

127) „Unglück ret ob den Kaiser schweben,
Der Feind hett ihn gar hart umgeben.
Da solchet die Bechen Knecht erschen
theten sie sich den Kaiser machen."
Melchelbek. T. 2. pars 2, 164.

um das Murren des Volks. Papſt Leo hatte ihm, zur Führung eines Türkenkriegs, den Zehnten von allen Einkünften der Geiſtlichkeit Kaſtiliens bewilligt. Die Geiſtlichkeit verweigerte dem römiſchen Stuhle Gehorſam. Leo that ſie in Bann. Aber ſein Interdikt war ſo fruchtlos, daß Karl den Papſt ſelbſt erſuchen mußte, das Interdikt wieder aufzuheben.

Er verließ Spanien (1519) und ging nach Deutſchland, ungeachtet der valencianiſche Adel erklärte, laut Grundgeſetzen der Verfaſſung keinen abweſenden König anerkennen zu dürfen; ungeachtet der lauten Unzufriedenheit der kaſtiliſchen Provinzen, da er ſich in der Verſammlung der Cortes in Compoſtella abermals Subſidien hatte bewilligen laſſen, ehe noch die erſten abgezahlt waren. Er ernannte über Valencia, Aragonien und Kaſtilien Vizekönige, in ſeiner Abweſenheit dieſe Reiche zu verwalten. Ueber Kaſtilien ſetzte er den Kardinal Adrian von Utrecht.

Sobald die Nation erfuhr, daß die Cortes zu Compoſtella dem Könige abermals Geld bewilligt hatten, ohne daß den mannigfachen Beſchwerden der Nation auch nur im mindeſten Abhülfe geſchehen war, brachen Unruhen aus. In Valencia ſtand das Volk, ohnehin gegen die Willkühr ſeiner Adelichen erbittert, unter dem Namen einer Verbrüderung (germanada) für ſeine Freiheiten

Der Mangel der Lebensmittel war im Lager der Sieger sehr groß. Der König und seine Großen fanden zu einem Nachtmahl kaum Eier genug. Ludwig vertheilte die wenigen und sprach: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei.“ Und folgendes Morgens zog er aus, mit dem Heer in die Umgebungen von Oetting.

Herzog Leopold, schon über den Lech bis zum Kloster Fürstenfeld vorgerückt, vernahm daselbst mit Schrecken die Niederlage Oesterreichs und seiner Brüder Gefangenschaft. Er wandte sich eilfertig zurück; seine meisten Krieger zerstreuten sich, als wären auch sie bei Ampfing geschlagen worden. Daher ließ der König, aller Gefahr enthoben, bei des Winters Nähe seine Schaaren von einander. Er war arm; dazu theuere Zeit [128]). Doch seine Tapfern königlich zu lohnen, fehlt' es ihm nie. Dankbar beschenkt' er die Fürsten und Herren, welche ihm geholfen, mit Lehen und Rechten, verpfändeten Steuern und Oertern [129]). Dem Könige aus Boheim überließ er, nebst Entschädigung

128) „Das 1 Scheffel Korn galt 5 Pf. Regensburger Pfennige“ Ebran v. Wildenberg (Oefele 1. 306).

129) Großes Fleißes sammelte Mannert (in s. Kaiser Ludwig d. Baier. 166 ff.) das Verzeichniß seiner wichtigsten Zahlungen und Geschenke.

aller Kriegskosten, den gefangenen Herzog Heinrich von Oesterreich; dem Burggrafen von Nürnberg, nebst viel anderm Gut, alle gefangenen Ritter aus Oesterreich, daß sie sich bei ihm lösten. Er selbst behielt nur die salzburgischen Gefangenen, und den überwundenen Nebenbuhler.

Es eilten die Fürsten siegesfroh in großer Pracht von Oetting auf Landshut und Regensburg. Als unterwegs, ohnweit Görzen an der Vils, das Roß des Königs hart auf die Knie schoß, und sich kaum aufheben mochte, gedachte fromm sein Marschalk von Sporneck: daß hier nicht übel der Ort sei, der göttlichen Mutter dankbar für den Siegestag einen Altar zu bauen. Also that Ludwig. Dort ward das schöne Bethaus Sattarn errichtet [130]). Zu Regensburg wurden die Sieger von Geistlichkeit und Volk mit Gesang und Frohlocken empfangen; der gefangene Gegenkönig aber dem Bisthum von Leitgenfeld, Herrn Weiglin, überantwortet. Der führt' ihn in die Gewahrsame seines festen Schlosses, im Thal an der Pfreimt, ohnweit Nabburg. Als Friedrich das Schloß erblickte, in welchem er wohnen sollte, und dessen Namen Trausitz

130) Ganz im Geist der Zeit. Die Sage, nachher mönchisch mährchenhaft entstellt, bei Nic. Burgundus 1, 57 auf.

hörte, seufzt' er: „Es heißt billig Trau's nit, weil ich sein nicht enttraut hätte, daß ich in solcher Maaß sollt' hergeführt werden" [131]).

Ganz Deutschland ward vom Ruhm des Tages bei Ampfing erfüllt. Des Reiches Städte und Fürsten ehrten von nun an den Ueberwinder Oesterreichs als einigen Herrn und König in unbestrittener Hoheit. Die Pfalzgräfin Mathilde, Rudolfs Wittwe, verzweifelnd, daß Habsburg ihrem Sohne Adolf früher, als nach Recht [132]), zum väterlichen Erbe helfen konne, floh in die Einsamkeit und starb [133]). Adolf aber, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren [134]), begab sich nebst seinen jüngern Brüdern in des königlichen Oheims Gnad' und Obhut. Jenseits der Alpen,

131) So Veit Arnpekh.

132) Nämlich laut Vertrag K. Ludwigs mit seinem Bruder vom 26. Hornung 1317 blieb dem Könige die Landesverwaltung allein, bis nach Beendigung des Krieges mit dem Hause Habsburg.

133) Vermuthlich schon im Jahr 1323, da sie in einer Urkunde vom Anfang folgenden Jahres (Oefele 1, 746) schon als verstorben bezeichnet ist.

134) Geboren den 27. Herbstm. 1300 zu Wolfratshausen (compilat. chronol. Oefele 2, 310); wo aber Rupertus statt Adolfus sieht, wie Crollius Abh. bair. Akt. 3, 85 berichtigte.

wo in alter blutiger Fehde mit den Welfen und des Pabſtes Machtboten die Gibelingen ſtritten, richteten dieſe nun muthiger ihr Haupt empor. Sie, durch den Fluch der Kirche, als Ketzer, noch mehr durch welfiſches Waffenglück gebeugt, erflehten vom beglückten Oberhaupt des Reiches Schutz. Ludwig ordnete alsbald mit achthundert Rittern eine Geſandtſchaft in die Lombardei ab [135]), des Reiches Recht zu handhaben.

Und im Frühjahr nach der Schlacht verſammelt' er zu Nürnberg einen Reichstag; ſtellte die ſchweren Fälle ab, die den Handel drückten, und den oft gebrochenen Landfrieden und Ordnung her im ganzen Reich. Ein groſſes Lehen der deutſchen Krone, die Mark Brandenburg, war erledigt durch Waldemars von Askanien Tod [136]). Viele Fürſten hofften, es aus des Königs Händen zu empfahn: die von Anhalt, von Sachſen, ſelbſt Johannes von Böheim. Allein Ludwig, zur Mehrung ſeiner Hausmacht neben den gewaltigen Geſchlechtern Luxemburgs und Habsburgs, verlieh

135) Nämlich den Grafen von Truhendingen, von Graisbach ſeinen geheimen Rath, und von Reuſſen, den er beſonders liebte, fortehin auch zu ſeinem Schatzmeiſter machte. (*Johann. Vitodur.* p. 1843.) Sie kamen im April 1323 in Italien an.

136) Im Spätſommer 1319.

Brandenburg seinem eigenen, kaum zwölfjährigen Sohne, der mit ihm gleichen Namen trug: dazu ihm alle, meist abtrünnige, Reichslehen an der Ostsee und in Polen, sammt der Lausitz und Anwartschaft auf Anhalt.

Die brandenburgische Mark, ein weitläufiges ebenes Land, von abwechselnden Sandöden, fruchtbaren Niederungen, Mooren, kleinen Seen und großen Wäldern durchschnitten, an den weidereichen Ufern der Elbe, Havel und Spree, war in ältesten Zeiten ein Sitz der Wenden gewesen. Nachdem König Heinrich der Finkler ihren Fürst Tukmir geschlagen, ist sie eine Mark des heiligen Reichs geworden; anfangs verschiedener Grafen Lehen, endlich derer von Askanien erbliches. Diese haben der Wenden Stätten, von hundertjährigen Kriegen öde geworden, mit Ansiedlern aus allerlei deutschen Landen neu bevölkert, und der Städte, Dörfer, Klöster viel gebaut.

Fast in derselben Zeit, da König Ludwig dieses große Gebiet dem Stamme der Schyren zubrachte, vermählt' er sich, weil Beatrix von Glogau gestorben [137]), mit Margarethen, Tochter und Erbin des mächtigen Grafen Wilhelm von Holland, Seeland, Friesland und Hen-

137) Am Bartholomäustag 1313 zu München.

negau [138]), und seinen jungen Sohn Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg, mit der Tochter des Königes von Dänemark [139]). Das waren die Siegesfrüchte von Amyfing.

Diese Vergrößerungen, diese glänzenden Verbindungen sahen seine Feinde mit Furcht, seine Freunde mit Neid. Selbst Johannes von Böheim, dessen Eifersucht auf Habsburg dem Könige einst die Krone des Reichs zugewandt, und in den Gefilden von Amyfing geschirmt hatte, begann nun, in den Hoffnungen auf die askanischen Leben betrogen, den unternehmenden Schyren argwöhnischer zu beobachten. Denn er hatte wohl einen Herrn des Reichs gewollt, welchen Gefühl der Schwäche oder Dankbarkeit an Luxemburg fesseln müßte, nicht aber einen Nebenbuhler. Herzog Leopold hingegen, der Kriegerische, Ludwigs großer Feind, that plötzlich freundlich; übermachte dem Könige der Deutschen die zurückgehaltenen Kleinodien des Reichs, und bot Lösegelder um die Befreiung seines Bruders aus der Traunitz. Doch Ludwig, sich selber getreu, blieb gütig den einen, ernst den andern, vorsichtig gegen alle. Und weil der Herzog von Oesterreich weder die

---

138) Im J. 1323 zu Köln. Aettenkhover.

139) Margarethen Tochter König Eberhards II. Eigentlich geschah im J. 1323 nur die Verlobung.

Ansprüche seines Bruders auf das Königthum fallen, noch die durch ihn besetzten Städte des Reichs in Schwaben und Elsaß frei lassen wollte, kam keine Versöhnung. Der Krieg dauerte fort. Leopold, in großer Erbitterung und unbegünstigt von den Deutschen, wandte sich nun zum Sturz seines Feindes an den Hof von Frankreich und an die Hoheit des Pabstes.

10.

Des Königes und Pabstes Streit.

Im J. 1322 — 1324.

In den dunkelsten Winkeln Roms hatte vor zwölfhundert Jahren ein armer frommer Priester einigen Heiden und Juden, die Jesum von Nazareth glaubten, Lehre und Trost gegeben unter dem Druck gewaltthätiger Weltbeherrscher. Nun standt an dessen Statt ein Mann, erhabener, als alle Herrscher des Abendlandes, dreifache Kronen auf dem Haupt, die himmlischen Bind- und Löseschlüssel in der Hand. Er ward von den Völkern heilig geheißen, der nächste an Gott unter den Menschen, sein Stellvertreter unter dem Monde. Dies war der Pabst; jetzt Johannes XXII, aus Frankreich gebürtig, darum seinem Vaterlande anhängig, und lieber in Avignon, als in Rom wohnend, wo die Gährungen der italienischen Parteien seiner eigenen Würde drohten. Kein

König hatte reichere Einkünfte, oder einen glanzvollern Hof, als er.

Von der Wahl der Doppelkönige in Deutschland unterrichtet, hatte er staatsklug gemieden, einen derselben zu bestätigen oder zu verwerfen. Denn, sprach er, bis nach getilgtem Zwist gebühret dem heiligen Vater der Christenheit die Verwesung des hauptlosen Reiches. Wohlgefällig empfing er die Huldigungen Ludwigs von Baiern, wie Friedrichs von Oesterreich. Sie aber Beide zu versöhnen, schien er so wenig Beruf zu haben, als Vortheil, wenn Einer Oberhand gewönne. Ihr langes Kriegen um die Krone hatte seinen Anschlägen, ganz Italien dem Stuhl des heiligen Petrus zu unterwerfen, Zeit und Kraft zum Reifen gegeben. Denen, die sich in welschen Landen kaiserliche Stellvertreter geheißen, ward von ihm geboten worden, den Namen abzuthun. Von Rom bis zu den Alpen habe Keiner das Reich und die Herrlichkeit, als Roms Haupt. Geschmeidig hatten die Welfischgesinnten für ihn, trotzig die Gibellinen gegen ihn die Fahnen ins Feld geführt. Jede der Parteien kämpft' im bürgerlichen Kriege für eigene Obergewalt, doch im angenommenen Namen der Kirche, oder des Kaisers. Johannes XXII. schalt die Gibelingen Ketzer. Sie waren von seinen Bannstrahlen verfolgt. Doch leichter spotteten sie dieser, als seiner Heere, die

sein Sohn oder Neffe Kardinal Bertrand du Pojet gegen sie befehligte. Schon waren alle lombardische Gibelingen, und ihr mächtiges Haupt Galeazzo Visconti dem Untergang nah, als die Schlacht von Ampfing geschah. Da hatten sie sich Schuz fordernd zum Sieger gewendet.

Ludwig sandte seine gewaffneten Botschafter, welche, zwar die Sache der Kirche ehrend, des Reiches Rechte schirmen sollten. Schnell flohen Muth und Glück von den Welfen. Bald hatte Bertrand du Pojet, ohne eine Feldschlacht verloren zu haben, kaum noch Kriegsvolk mehr.

Diese unerwartete Wendung des Glücks in Italien, blos durch Ansehen und Spruch eines deutschen Fürsten, überraschte und beleidigte den Stolz des Papstes. Johannes XXII., obschon nur unansehnlich, mager und klein von Gestalt, fühlte die ganze Größe seiner Würde, und hatte, sie zu behaupten, Muth, Verschlagenheit und starken Willen genug. Schon die Hastigkeit seiner kreischenden Stimme im Gespräch verrieth, wie reizbar und gebieterisch durchfahrend er war. Noch da Ludwig ihm den Sieg von Ampfing gemeldet, hatte er dessen Weisheit, Demuth und edle Menschlichkeit gegen den überwundenen Nebenbuhler gelobt, auch mit zweideutiger Friedensliebe Aussöhnung zwischen ihm und dem unglücklichen Gegenkönig gewünscht. Nun aber ließ er gegen

ihn, wie einen verächtlichen Anmaßer, an die Pforten seiner avignonischen Hauptkirche eine Bulle schlagen [140]): Nur dem Statthalter des Herrn stehe zu, zwischen Bewerbern um die Reichskrone zu entscheiden. Ludwig der Baier müsse unter Strafe des Bannes binnen drei Monden der Herrschaft des Reichs, müsse jeder Verfügung entsagen, die er als römischer König zu machen gewagt. Denn er habe Gott beleidigt, habe das Königthum ergriffen, ohne der römischen Kirche Genehmigung, habe sogar deren Feinde, besonders Galeazzo Visconti und dessen Brüder, in Schutz genommen. Und schnell durch Mund und Feder zahlloser Mönche und Prieſter flog, was an der Kirchthür von Avignon hing, durch alle Länder Europens.

Den Papſt zu besänftigen oder zu belehren, sandte der König drei Männer seines Rathes, weltlicher und geistlicher Rechte wohl erfahren, nach Avignon. Zugleich aber that er der Welt, seiner Würde zum Schutz, in offener Schrift kund, wie ungerecht des heiligen Vaters Anklage, wie gefährlich dessen Eingriff in des deutschen Volkes uraltes Recht sei. „Wir (sprach er), angethan mit dem Kleid der Gerechtigkeit und dem Mantel der Wahrheit, erklären, daß ein König

140) Am 8. Merzmonds 1323.

in Waffen. Die Bürger von Toledo, die sich kraft ihrer alten Rechtsame als Schirmhalter von den Gemeindsfreiheiten Kastiliens ansahen, ergriffen ebenfalls die Waffen, weil zu Compostella auf die Vorstellungen ihrer Abgeordneten, der Verfassung und den Gesetzen entgegen, gar keine Rücksicht genommen war. Der Eidbruch eines Königs löset den Schwur des Volks auf. Sie bemächtigten sich der Stadtthore und stürmten das Schloß so gewaltig, daß sich der Gouverneur ergeben mußte. Sie setzten alle verdächtige Obrigkeiten ab, wählten neue, und machten den Sohn des ehemaligen Befehlshabers von Kastilien, einen jungen, feurigen, geistvollen Mann, Namens Don Juan de Padilla, zum Landeshauptmann.

In Segovia gings nicht besser. Der Abgeordnete dieser Stadt, Tordesillas, hatte zu Compostella zur Geldbewilligung für den König gestimmt. Er wollte sich deswegen in der Kathedralkirche vor seinen Kommittenten rechtfertigen. Die Bürger aber sprengten die Kirchthüren und schleppten den unglücklichen Tordesillas bei den Füßen heraus, durch die Straßen zum Richtplatz. Vergebens erschienen Dekan und Chorherren in Prozession mit dem Allerheiligsten, um das Volk zu besänftigen; vergebens fielen die Mönche, welche von ungefähr auf den Straßen dazu kamen, auf die Knie, um für das Leben des Abgeordne-

der Römer, hatten ihn die Fürsten des Reichs erkoren, von Alters her ein König der Römer gewesen. Seit zehn Jahren in der Rechtmäßigkeit unserer Würde vom Papst anerkannt, möchte er sie heut bezweifeln. Weil wir in Italien die Rechte des heiligen Reiches schirmten, nennt er uns einen Vertheidiger der Ketzer. Wir aber wollen vor allgemeiner Kirchenversammlung erweisen, daß er selber, welcher den höchsten Schirmvogt der christlichen Kirche zu verderben trachtet, und schweigt, wenn die Gesellschaft der Minderbrüder das Geheimniß des Beichtstuhls verräth, Gönner der Ketzerei sei [141]).“

Johannes zu Avignon hatte indeß, noch ehe er von diesem gehört, die königlichen Abgeordneten hoch und kalt empfangen; gleiches Tages lasen sie seine Antwort angeschlagen an der großen Pforte der Hauptkirche [142]). Er gewährte Ludwig dem Baiern — so, nicht König mehr nannte er ihn — nur eine zweimondliche Bedenkzeit zur Besserung. Sie verfloß. Da verstieß er ihn feierlich von der Gemeinschaft aller Gläubigen, gestattete ihm jedoch, väterlichen Erbarmens voll, abermals Frist eines Vierteljahrs, daß er reuig gen Avignon

141) Den 16. Christm. 1323.

142) Den 7. Januer 1324.

kommen möge, ſich zu rechtfertigen [143]). Und als er nicht kam, ſandte er die Verdammungsurkunde aus an die Fürſten des Welttheils, kraft welcher Ludwig der Baier ewiglich der Reichskrone unfähig, und jeder in Bann erklärt ward, der dem ſtrafwürdigen Sünder gehorche [144]).

Aber es waren nicht mehr die Tage Gregors VII. Das deutſche Blut regte ſich. Die Verbrechen der Päpſte hatten an ihre Heiligkeit den Glauben der Völker geſchwächt. Nur wo noch Oeſterreichs Einfluß galt, nirgends ſonſt in deutſchen Landen, wurden die Bannbriefe des Papſtes geduldet. Die Bürger der Reichsſtädte, die meiſten Fürſten, verſpotteten des heiligen Vaters wiederholten Kirchenfluch [145]); wer ihn von Pfaffen anzuſchlagen wagte, ward vertrieben, oft getödtet.

König Ludwig, nun unausweichlich in den ſchwerſten Kampf hineingeriſſen, entfaltete, ihn ruhmvoll zu beſtehn, die ganze Kraft ſeines Geiſtes; entlarvte ſchonungslos die heimtückiſche Staatskunſt jenes „ſich“ Papſt nennenden“ Johannes; und rief, ihn ſchwerer Vergehungen wider

143) März 1324.

144) Im Heumond deſſelben Jahrs.

145) Welcher in alter Rechtsgeſtalt erſt im Weinmond 1324 erſchien.

Reich und Kirche zeihend, eine allgemeine Versammlung geistlicher Häupter als Richterin an. Erweckt durch ihn, sprachen Deutschlands Fürsten auf ihren Tagen: es sei des Königes, deutsche Freiheit und Rechtsame gegen fremden Eingriff zu bewahren; der päpstliche Bannstrahl ungerecht, darum nichtig; wer ihn verkünde, als Feind des Vaterlandes in des Reiches Acht. Ermuntert durch ihn zur Freiheit des Geistes standen Gelehrte auf, des Papstes Schritte zu richten, die schon von den hohen Schulen zu Paris und Bologna Mißbilligung erfahren hatten. Nun schrieben Marsilio von Padua, des Königs Leibarzt, nun Johann von Gent, seiner Räthe einer, nun Wilhelm Occam, der scharfsinnige Britte, und Andere mehr für Ludwigs gerechte Sache. Unwill' und Spott scholl dem Papste von allen Gegenden zu. Die ihm getreuen Dominikaner trieb Straßburg aus, sperrte Regensburg ein, bis sie den Sinn änderten. Ihren Erzbischof verjagten die Magdeburger; ihren Bischof Konrad von Klingenberg die Freisinger [146]). Den widerspenstigen Erzbischof Friedrich zu Salzburg verfolgte die Acht. Sein Schloß Titmaning ward ihm durch des Königs Waffen genommen [147]).

---

146) Hunds metrop. 1, 114.

147) Im J. 1324. Wulfing von Goldeck, selbst ein

Erstaunt und erbos't fühlte Papst Johannes durch Ludwigs Muth und Geist die Stützen des heiligen Stuhls wanken, und die Völker deutscher Zungen freveln am bisher unentweihbaren Heiligthum der abendländischen Christenheit. Da, was noch nie gelungen, nie versucht worden, es bekämpfte Ludwig der Baier die Herrlichkeit des Papstthums mit den gleichen Waffen, deren sonst sich nur Petrus Nachfolger gegen die Könige bedient hatten. Gleichwie sie durch schlaue Trennung der Fürsten von jeher eines Kaisers Macht gelähmt hatten, ergriff Ludwigs Staatsklugheit den damaligen Streit ehrgeiziger Mönchsorden, die Stärke des heiligen Stuhls in dessen festesten Grundsäulen zu erschüttern.

11.

Wissenschaftliche Bildung. Volksaberglauben.

Die Predigermönche und Minderbrüder, gleichzeitigen Ursprungs und gleichstrengen Armuthsgelübdes, hatten sich nebenbuhlerisch im Lauf eines

---

hochstiftischer Dienstmann, war zu Tittmoning königlicher Burgvogt. Erst nach kostspieligen, verwüstenden Kämpfen ward die Veste im J. 1327 an Salzburg zurückgegeben. Hunds metrop 1, 16.

Jahrhunderts mit unglaublicher Menge durch alle Länder verbreitet. Beide, voll wechselseitiger Eifersucht, wollten in der Gnade der Päpste und Fürsten die Ersten sein; beide in den Wissenschaften des Zeitalters den Vorrang behaupten. Der mißverstandene Scharfsinn des edeln Griechen Aristoteles hatte unter ihnen eine finstere Schulweisheit erzeugt. Spitzfindige Zerspaltung von Begriffen ward der Erforschung des Wirklichen, und der blendende Trugschluß rednerischer Streitkunst dem Wahren vorgezogen. Ob den reinen Begriffen der Vernunft ein Etwas in der Wirklichkeit entspreche? die Frage füllte damals alle Schulen mit blutigen Verfolgungen. Träume einer rechthaberischen Weltweisheit wurden sogar in das Heiligthum der Gottesgelahrtheit verpflanzt. Die Minderbrüder voll maßlosen Eifers für das Gelübde ihrer Armuth behaupteten: Christus sei in den Tagen seiner Menschheit alles Eigenthums entblößt gewesen, darum sollten wahre Nachfolger des Herrn nicht ihr eigen nennen den Bissen selbst, der sie nähre, oder das Kleid, das ihre Scham decke; denn Genuß sei nicht Eigenthum. Darüber neues Ergrimmen zwischen den Schülern des heil. Franz von Assisi und den Jüngern Dominiks. Die Päpste konnten ohne Erröthen die Strenge jener Lehre nicht billigen, während sie die Hand nach Kronen der Könige ausstreckten, und ihr

Hof in aller Ueppigkeit der Fürsten dieser Welt prangte. Johannes XXII. sprach das Verdammungsurtheil aus. Im Zorn ließ er einige der Kühnsten von den Minderbrüdern verbrennen, und dem Orden alle Güter nehmen, ihm in der That die gepriesene Armuth zu geben.

König Ludwig, die Thorheiten des Schulwitzes verlachend, verachtete doch nicht die Vortheile, welche der heilige Zank darbot. In eben jener feierlichen Anrufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, daß sie richte zwischen ihm und dem Papst, wandte er die Waffen der Gottesgelahrten wider den Statthalter Jesu und sprach: „Er, nicht zufrieden, weltliche Fürsten zu schänden, entweiht selbst den Herrn aller Herrn, Jesum Christum, aller Könige König; vergiftet dessen göttliche Lehre und spricht: der Messias und seine Jünger hätten auf Erden nie in tiefster Armuth gelebt[143])." Dies Wort gewann ihm die gesammte Mönchsschaft des heil. Franz. Alle Minderbrüder wurden dankbare Verfechter auch seines Rechtes gegen den Stuhl zu Avignon. Die Vortrefflichsten des Ordens, geistreiche Männer, wohnten an seinem Hofe, wie Wilhelm Occam, Michael von Cesena,

143) Oefenschläger Urk. Nr. 43.

Bonagratia von Bergamo [149]). Ihre Wissenschaft, wie ihr Muth, gewann solchen Glanz, daß alle deutsche Fürsten um die Gesellschaft und den Rath berühmter Glieder dieser Brüderschaft warben. Aus den Finsternissen unwissender Zeitalter war die Macht des Papstthums riesenhaft hervorgestiegen; das Licht allein konnte die Welt entzaubern. Ludwig ehrte die Wissenschaften; es ist keine Größe ohne Liebe der Weisheit. Seine innersten Räthe selbst waren jederzeit die vorurtheilosesten und gelehrtesten. So Meister Ulrich Hangenor, sein Geheimschreiber, aus einem achtbaren Geschlecht von Augs-

149) Die Asche des Michael von Cesena, der 1343 starb, Occams, der im J. 1347 starb, und Bonagratia's ruhte unter dem Chor der damaligen Mineriten-Kirche zu München. Westenrieders Gesch. der Ak. von München 2, 186. Bei der Niederreissung der Franziskaner-Kirche zu München im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ließ der damalige Polizeidirektor Baumgartner vor dem Hochaltar, wo ein pierechter Stein Occams Grabstätte bezeichnete, nachgraben, und fand noch wenige Ueberbleibsel von Gebeinen, welche der königlichen Akademie zu München eingeliefert wurden. Baumgartners Polizeiübersicht von München vom Dez. 1804 bis April 1805. Nr. 12.

burg, welches in Rath und Feld allezeit treffliche Männer gestellt hat [150]).

Mit dem Aufwande von Witz und Scharfsinn gelehrter Mönche verband sich zugleich für Ludwig die stille Schwärmerei jener Frommen, welche in Sehnsucht nach dem Höchsten des Lebens für innere Anschauung göttlicher Dinge glühten. Ihre Zahl war nicht gering. Wie sonst Thomas von Aquino, war nun der berühmte Prediger Tauler ihr Licht. Sie erkannten, in den Augenblicken heiliger Entzückungen, des Papstes Ruchlosigkeit, und Schwester Margaretha Ebner, aus altem Nürnbergischem Geschlecht [151]), offen-

150) Noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bekleideten die Hangenor zu Augsburg Bürgermeisterstellen. Weberchronik. Handsch. Ulrich starb im J. 1346. Er verlangte nicht einmal in geweihter Erde begraben zu sein. Dennoch ließ der Bischof von Augsburg neun Jahre nachher seine Gebeine in der Hauptkirche beisetzen.

151) Nonne im Jungfrauenkloster Maria ohnweit Dillingen; geboren 1291. Einen Theil ihres Briefwechsels bewahrt Heumann in seinen opusculis auf, so wie den ihres Freundes Heinrich, in dessen Gemüth sich, wie bei Glaubensschwärmern gewöhnlich, die himmlische und irdische Liebe seltsam mischten; wie er denn einst einen ihrer Schlafröcke for-

barte ohne Hehl des Königs Unſchuld in himmliſchen Geſichten [152]). Solches wirkte unmittelbarer, als die Stimme der Schule, auf die Menge.

Das Volk ſelbſt hatte angefangen, geiſtigem Genuſſe und freierer Denkart holder zu werden. Dazu trug, neben dem weitläuftigen Handel und Reichthum der Städte, nicht wenig bei, daß die Mutterſprache, in Schrift übergehend, ſchon mit lebendiger Macht gegen die todte entſtellte Zunge des alten Roms trat [153]). Freilich mengte auch jetzt ſchon Unbeholfenheit der Schreiber oft fremde Worter ohne Noth in die Rede, und beſudelte die Keuſchheit einer Sprache, deren Fülle, Kraft und Gefügigkeit keines ausländiſchen Reizes bedurftig war.

Darf ich glauben, daß in jenen Tagen das Wort geſchrieben worden, wie es lautete: muß

---

derte, damit er von „Berirde ihres keuſchen heiligen Rocks gereinigt werde an leib und an ſel."

152) Das Jeſuskind erſchien ihr einſt und ſagte: „ich will ihn nimmer verlaſſen, denn er hat lieb zu mir, das entbeut ihm." Heumann S. 340.

153) Die erſte Urkunde, deutſch, in den Freiſingiſchen Sammlungen iſt vom Jahr 1274. Meichelbek 2, 81.

die Sprache der Baiern lispelnder [154]), weicher [155]), minder von breiten Tönen gedehnt gewesen sein [156]), als des Volkes spätere Mundart. Noch lebten viele uralte Nachklänge aus heidnischen Zeiten in gemeiner Rede, viel reinteutscher Abkunft [157]), nun vergessen. Doch auch

154) Statt des Zischlautes sch ward gewöhnlich damals nur ein s gesetzt; z. B. swigen, Snitzer, Gesworen, statt schweigen, Schnitzer, geschworen; oft noch ein S vor dem W im Wortanfang; z. B. Swen, swellichlay, swaz, statt wenn, welcherlei, was.

155) Statt K gewöhnlich Ch, chrich, chomen, statt Krieg, Kommen; das W oft Zue- und Beiwörtern angehängt nach dem e; z. B. ihrew, verbotenew, allew, statt ihre, verbotene, alle; für G oft nur das hauchende H; z. B. vahen, statt fangen; träht, shläht, statt trägt, schlägt.

156) Wie in der heutigen Volkssprache Broat, Gloat, Goaß, statt Brei, Gleis, Geiß. Auch nannten sich die alten Baiern wohl schwerlich, wie heut, Boarn, und ihr Land Boarland, da wir in der ältesten Wessobrunnischen Urkunde (Mon. boic. 7, 376) aus dem achten Jahrhundert den Namen schon Peigirolant und Peigira geschrieben finden.

157) Wie Cone, Conschaft, Muendior, michel, Magen, Antlaztag für Frau, Ehe, Sodomit, viel, Verwandter, Gründonnerstag.

ten oder wenigſtens um ſo viel Friſt zu bitten, daß er beichten und Abſolution empfangen könne. Die Menge ſchrie: „Nur der Henker muß den abſolviren, der das Vaterland verrathen hat.“ Er ſtarb unter ihren Händen. Dieſelbe Volkswuth herrſchte zu Burgos, zu Zamora u. ſ. w. Man ſchleifte dort die Häuſer der Repräſentanten, die ſich flüchtig gemacht hatten, auf den Grund und verbrannte ihre Habſchaften.

Kardinal Adrian, als Regent von Spanien, ſchickte den königlichen Richter Ronquillo mit einem Heerhaufen nach Segovia, Tordeſillas Tod zu rächen. Die Stadt aber hatte 12,000 Mann auf den Beinen und verſchloß die Thore. Ronquillo hob die Belagerung an. Die Segovier vertheidigten ſich muthig, und da ſie von Toledo Hilfe bekommen hatten, ſchlugen ſie den Ronquillo ſo furchtbar, daß er ſich mit Verluſt ſeines Gepäcks und der Kriegskaſſe zurückziehen mußte. Als dies Adrian vernahm, gab er dem königlichen Oberfeldherrn Antonio Fonſeca Befehl, ein Heer zuſammenzuziehen und Segovia zu nehmen. Allein die Einwohner von Medina del Campo, wo der Kardinal große Vorräthe von Kriegsbedürfniſſen angelegt hatte, wollten dieſe nicht herausgeben und ſie zum Verderben ihrer Mitbürger gebrauchen laſſen. Fonſeca griff die Stadt

heute noch verbürget Dir der alterthümlichen Ausdrücke Menge, nun andern Deutschen gleich alten Sitten fremd geworden [158]), daß die Baiern ihre Eigenthümlichkeit am festesten gehalten im Strom der Zeiten, gleich Völkerschaften, welche durch hohe Felsgebirge von fremder Denkart, Sitte und Sprache geschieden waren [159]).

Doch in die Arbeiten der Gelehrten ging die deutsche Sprache nur noch selten über. Ihnen blieb die lateinische die geweihte, deren ursprüngliche Schönheit aber mit der Hochachtung für die Meisterwerke des römischen Alterthums verschwunden war. Wunderbare Geschichten von Heiligen, oder Erbauungsbücher ersetzten den frömmelnden Mönchen die Geisteswunder eines Horatius, Cicero oder Tacitus. Die meisten Klostergeistlichen scheuten das Lernen, wie das Lehren [160]). Nur die verschiedenen Gattungen der Bettelmönche, noch im ersten Eifer ihres Entstehens, und durch ihre

158) Der Erichtag, der Pfinztag, der Gerhab u. s. w. für Dienstag, Donnerstag, Vermund.

159) Man findet daher in Baiern eine große Zahl Wörter, die ausserdem nur noch in den schweizerischen Alpenthälern leben.

160) Selbst das Schreiben ward so versäumt in den Klöstern, daß die Handschriften dieses Zeitalters immer schlechter wurden.

Pflichten dem Umgange der Welt näher, waren für Wissenschaft thätiger. Grösserntheils besetzten sie der hohen Schulen Lehrstühle, und diejenigen bei Klöstern, Pfarreien oder in Städten [161]). Wo ein berühmter Meister, dahin zogen die Schüler. Jene wanderten umher von Ort zu Ort, und unterrichteten um Geld; und der fahrenden Schüler, die aus Armuth von Schule zu Schule reiseten, entstand bald so große Zahl, daß sie dem verdächtigen Gesindel gleich wurden, welches sich unter sie mischte.

Auch diese Tage brachten in Baiern nennenswürdige Gelehrte und Schriftsteller hervor. Die meisten lebten für die Geschichte. Ein Volk, groß oder klein, von seinem Werth erfüllt, hat immerdar Liebe zu den Thaten seiner Väter, ihnen gleich zu werden. Also zeichnete Eberhard, von Niederaltaich gebürtig, Erzhelfer zu Regensburg, getreulich auf, was er von denkwürdigen Begebenheiten des Vaterlandes, seit Rudolfs von Habsburg Erwählung, erfahren konnte [162]). Noch manzeln uns die Jahrbücher Volkmars,

161) Seb. (Günthner Gesch. d. lit. Anstalten in Baiern 1, 251) nennt schon mehrere Namen städtischer Schulmeister seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

162) Die Erzählung geht bis 1305. *Canisius* 7, 216.

der dem Kloſter Fürſtenfeld als kluger und ſorgſamer Abt vorgeſtanden [163]). Dafür iſt das „Zeitbuch von der Fürſten Thaten“ [164]) erhalten worden, ein koſtliches Ueberbleibſel dieſer Zeiten, niedergeſchrieben von einem andern Mönche des Kloſters Fürſtenfeld. Dieſer, vielleicht Grimold, war des Stiftes Kaſtner, in Straubing erzogen, in der Schule zu Prag gebildet. Er beſchrieb mit warmem, vaterländiſchem Gemüth die Schickſale der Großen, ſeit Rudolf dem Habsburger bis zum dreizehnten Jahr von Ludwigs des Baiern Herrſchaft; manches als Augenzeuge, manches als Theilnehmer; zwar oft redneriſch wortreich, aber

163) Seit 1234. Er ſtarb, nach Aventins Angabe, im J. 1314. Wirklich führen ihn die Mon. boic. 9, 151 im J. 1321 unter den Todten an. Er beſchrieb die Geſchichten ſeines Volks ſeit deſſen Erſcheinung bis zum eigenen Sterbejahr, wie Aventin (ann. L. 7) meldet, der vermuthlich Volkmars Handſchr. vor ſich hatte. Chron. de gestis principum, welches Oefele unter Volkmars Namen (verleitet durch Adlzreiter) bekannt machte, iſt mehr als wahrſcheinlich von einem andern Verfaſſer, wie Anton v. Lipowsky in ſ. akad. Rede vom Nutzen der Geſch. und Kenntniß der Geſchichtſchreiber im J. 1775 zeigte.

164) Das oben erwähnte Chron. de gest. princ.

daneben viele zarte Züge der Zeiten und Menschen auffassend.

Andere haben dem Sammeln oder Erläutern geistlicher oder weltlicher Rechte Sorgfalt geweiht, wie Wolfgang von Niederaltaich, Bischof Bernhards von Passau Rath, ein feiner scharfsinniger Geist [165]); oder Ruprecht, der Fürsprecher von Freising, dessen Rechtbuch eines der kostbarsten Denkmale altdeutscher Uebung und Zunge geworden [166]).

Nicht der Geistliche allein, auch mancher wakkere Rittersmann, mußte neben dem Schwerd die Feder wohl zu führen. Ein Zeugniß ist uns Rudolf von Frauenberg geblieben [167]), der nebst seinem Diener eine Andachtsfahrt ins heilige Land gethan [168]). Solche Reise hat er den wiß-

165) Wie er sich in seinem noch vorhandenen Briefwechsel mit Bischof Bernhard (Pez im cod. dipl. 2, 173 ff.) verkündet. Er war Ludwigs des Baiern Zeitgenoß.

166) Siehe Anmerkung 75 im andern Abschnitt dieses Buches.

167) In dem Abdruck bei Canisius (7, 216) heißt er Frawenpsberg; ich vermuthe durch falsche Abschrift. Frauenberg ist in der Nachbarschaft von Landshut.

168) Im Jahr 1316. Dazu nahm er von Landshut 350 Gulden mit, von denen er noch vier zurückbrachte.

begierigen Landsleuten [469]) treu und einfältig beſchrieben, ohne ſeines Zeitalters frommen Aberglauben zu verbergen.

Denn dieſer, frühern Jahrhunderten entſprungen, von ſpäterer Einbildungskraft geſchmückt oder erweitert, beherrſchte noch lange fortdauernd die innere Welt der Hohen und Geringen. Das ſchaurige Weſen ſchwarzer Kunſt, Hexenzaubers, umherwandelnder Geſpenſter, bedeutſamer Träume, weiſſagender Geſtirne, wunderbarer Kräfte in Pflanzen und Thieren ſchreckte und ſchmeichelte das Gemüth. Allezeit iſt Glaub' an verborgene Mächte der Erſtlingsverſuch des menſchlichen Geiſtes an den Räthſeln der Natur geweſen. Die Urkunde des großen Haufens in natürlichen und göttlichen Dingen hatte treue Pflege in der Geiſtesarmuth der Pfaffen. Oft aber mag dieſen auch fromme Täuſchung des Volks wohl heilſamer als Wahrheit, oder ihren Kloſtern erſprießlicher geſchienen, oder nicht übel gedient haben, wenn verbotenes Gelüſt in fremdeſt Gehegen zu ſtillen war [470]);

469) Darum vergleicht er gern Gegenſtände des Morgenlandes mit baieriſchen; Gaza iſt etwas größer, denn Landshut; der Berg Moſis dreimal höher, als der Bogenberg; der Fluß bei Babilon ſo breit, wie die Iſar bei Landshut u. ſ. w.

470) Der Dæmon incubus trieb jezt beſonders bei jungen Wittwen und einſamen Töchtern ſein Spiel

am verzeihlichsten immer, wenn der heilige Betrug eine Verfolgung der Juden bezweckte [171]). Zu Deggendorf, einem Städtlein an der Donau und dem Fuße des baierischen Waldgebirgs, wurden alle Israeliten auf das bloße Gerücht hin ermordet, sie hätten nächtlicher Weil' ein geweihetes Abendmahlsbrod des Altars mit Nadeln zerstochen, und wunderbar sei das Blut des Gekreuzigten daraus gequollen [172]). Dafür loderten ihnen, wie hier, auch zu Straubing und in andern süddeutschen Städten Scheiterhaufen.

Der Abscheu der Christen gegen das Volk, das eben so sehr durch seinen Glauben, als durch

---

in Nachstunden. Heinrich v. Rebdorf gibt z. B. bei dem Jahr 1318 ein verdachterregendes Beispiel aus dem bambergischen Kirchensprengel.

171) So erzählt Joh. v. Winterthur (*Excerpt copp. hist.* 1, 1833), wie ein Priester einst ein heiliges Brod selbst mit Blut besprengt, dann bei Juden versteckt und diese darauf angeklagt habe.

172) Im Spätjahr 1337. Aretins Gesch. der Juden in Baiern S. 21 ff. Noch im achtzehnten Jahrhundert wallfahrteten darum zur Verehrung des entweiheten Heiligthums jährlich, wie Jeßmaier (Gesch. von Baiern 55) sagt, in den Tagen der Gnade 50,000 Menschen zur Stadt der Deggendorfer.

erbliche Sucht der Wucherei [173]) und sinkende Unreinigkeit [174]) beleidigte, schien mit den Zeiten zu wachsen. In Städten mußten die Hebräer aller Orten abgesonderte Straßen bewohnen; an Tagen der Kreuzigungsfeier hinter dicht verschlossenen Fenstern und Thüren dem Anblick der Christen entfliehen. Diesen untersagte selbst das bürgerliche Gesetz, mit Juden zu speisen, zu trinken, zu baden; bei Strafe des Kirchenbannes in ihrem Lohn und Dienst zu leben. Schwor ein Hebräer vor dem Richter, geschah es auf einer Sauhaut, in abentheuerlichen schauderhaften Worten [175]). Mitleid gegen alle Menschen war Pflicht, aber gegen Moses Bekenner entehrend; und lebensgefährlich, wenn einer Israelitin schöne Augen

173) Kloster Heimeran mußt' einem Hebräer für entliehene 50 Pfund binnen einem Vierteljahr 3 Pfund weniger 20 Pfennige, einem andern für 24 Pfund auf 25 Wochen 3½ Pfund Zins zahlen. Westenrieder (Beitr. 6, 144).

174) Anonymi farrago hist. rer. Ratisbon. (Oefele 2, 516).

175) „vñ so du müst dich allñ bescheizen, als der Chunch von Babilonia tet. vñ so daz swebel vñ daz pech. auf deinen hals müzze regen, daz vber Sodoma vñ gomora regent, so daz selbe pech. dich vberrinnen muzze." Ruprechts Rechtbuch.

mehr als Mitleid in des christlichen Mannes Brust erregten. Er, wie sie, hatte gleicher Naturreiz ihnen die Verschiedenheit des Glaubens in unberathener Stunde verdunkelt, wurden, übereinander gebunden, verbrannt [176]).

Ludwig, der König, obgleich der Zeitgenossen Vorurtheil schonend, dessen selber nicht ganz frei, liebte doch mehr, als dies, was menschlich und recht war. Es lief einst in München die Sage, eines Christen Kind wäre durch Juden getödtet. Der König prüft' und verwarf die falsche Anklage. Alsbald verbreiteten Priester, Ludwig möge vom Geld der Hebräer bestochen sein. Wunder und Zeichen aber geschähen nun bei des Kindleins Grabe. Mancher Beter ging dahin; bald Wallfahrt um Wallfahrt. Ein Kreuz erhob sich über dem heiligen Orte. Hütten und Herbergen richteten sich darum her. Der König, der geistlichen Schalkheit kundig, ließ Kreuz und Hütten abbrechen, die Pilgerschaften untersagen, und die widerspenstigen Beter mit Gewalt vertreiben [177]). So schützt' er oftmals die Juden gegen Mord und Beraubung. Menschlichkeit gebot es so

176) Nach Ruprechts Rechtbuch. §. 129 — 131.

177) Joh. v. Winterthur ereifert sich bei dem Jahr 1346 nicht wenig darüber. Iste nefarius actus Caesaris suam gloriam non modicum obfuscavit.

sehr, wie Vortheil. Denn sie waren als der Könige Leibeigene angesehen [178]), und ihre erwucherten Schätze vielmals der Herren Trost. Auch Ludwig trug kein Bedenken, seine lieben Kammerknechte allzumal mit Hab und Gut zu verpfänden, wenn er in Geldesnoth gerieth [179]).

12.

Der Herzoge zu Landshut Schuldenwesen; Wirkungen desselben.

Im J. 1324.

Und diese Noth beugt' ihn nicht selten, da zur Bestreitung königlicher Bedürfnisse und Unternehmungen der Ertrag öffentlicher Einkünfte und seines Hausgutes allzugering blieb. Noch war, wie vor Alters, in aller Deutschen Gemüth: es sei der Staat, als Schirmverband von Kräften, nur Mittel; des Freien Recht und Gut zu schüz-

178) „Die mit Leib und Gut in unsre Kammer gehören, und in unsre Gewalt sind, daß wir damit kund thun und lassen mögen, was wir wollen. Urk. Karls IV. vom Jahr 1347 (Falkenstein antiqq. nordgov. 4, 141).

179) Im J. 1330 versetzt' er die Juden zu Augsburg um 300 Mark Silbers an Petern von Hohenek; sie mußten dafür jährlich 80 Pfund Augsburger zahlen. Diplomatorium Lud. Bav. (Oefele 176).

zen aber Zweck der Verfassungen. Bei allen Lükken der Gesetzgebung gab es ein Gefühl, welches keine Gewaltsherrschaften aufkommen ließ, das Eigenthum des Geistlichen und Laien heiligte, und den Fürsten wehrte, des Unterthanen Gut nach Willkühr zu beschatzen. Nie ward ohne Gefahr großer Unruhen dagegen gefrevelt.

Dies erfuhren die jungen Herzoge von Niederbaiern, welche in lebenslustiger Jugend unsparliche Haushaltung trieben. Die Kriege des Königes, die Vermählung Herzog Heinrichs des Aeltern mit einer Böhmenfürstin, die Verlobung seines Bruders Otto mit Gräfin Richarda von Jülich, die Aussteuer der Schwestern [130]), der sorglose Aufwand Aller, häufte die Schulden dieser Fürsten so sehr, daß ihnen kaum blieb, das Nöthigste zu bestreiten.

Darum wandten sie sich an ihre Räthe, Ritter und Städte, daß ihnen dieselben mit einer Klauensteuer gütig wären. Dafür bestätigten sie nicht nur die Handveste Otto's in allen Theilen, und daß nie wieder eine Steuer begehrt werden solle, sondern beurkundeten auch, daß künftig jeder Herzog zu Niederbaiern die Freibriefe und Rechtsame

130) Die eine, Beatrix, ward mit Graf Heinrich von Görz, Elisabeth mit Herzog Otto von Oesterreich, dem Kühnen, vermählt.

mit Gewalt an; man vertheidigte sich tapfer. Er ließ in einige Häuser Feuer werfen. Das vermehrte die Wuth der Bürger. Sie ließen hinter sich die Stadt brennen, rannten gegen Fonseca's Heer und schlugen es in die Flucht. Medina war damals eine der bedeutendsten Städte Spaniens, die Waarenniederlage vieler andern. Fast ganz war sie in Asche verwandelt. Dies machte Fonseca's Namen zum Abscheu in ganz Kastilien. Selbst zu Valladolid, wo der Kardinal Adrian residirte, erklärte nun das Volk, nicht länger gleichgültig bleiben zu können, schleifte Fonseca's Pallast; wählte neue Obrigkeiten und nahm zu eigenem Schutz die Waffen. Adrian, erschrocken, verabschiedete die Truppen; ohnedem war kein Geld im Schatz, die Armee zu besolden, denn die Flamänder hatten den Schatz geleert, und Vorschüsse von den großen Städten des Reichs zu begehren, daran war jetzt nicht zu denken.

Der Aufstand der Gemeinden zielte besonders auf Abschaffung vieler eingeschlichenen Mißbräuche. Die Bürgerschaften in den spanischen Städten hatten damals noch beträchtliche Rechtsame und Freiheiten, die ihnen in spätern Zeiten fast gänzlich durch die Ränke des Hofes entrissen wurden. Es war in diesen Bürgerschaften ein heiterer, republikanischer Geist, den man nie am Hofe liebte.

des Landes beſchwören müſſe, bevor man ihm Huldigung leiſte [181]). Die Auflage [182]), auch von den Gotteshausleuten der Hochſtifte erhoben, erzürnte zumal die Biſchöfe von Freiſing, Regensburg, Salzburg, Chiemſee und Paſſau, wie Friedensbruch und Kirchenraub. Alle ſchleuderten gleichzeitig ihre Bannblitze gegen die Fürſten und das Land. Die Geiſtlichkeit aller Orten diente gern dazu, denn für ihre Sache galt der Streit. Im Volk fanden die Herzoge keine Fürſprache; denn der gemeine Mann am meiſten duldete von der Steuer. Die Kirchen wurden geſchloſſen; Geſäng' und Glocken ſchwiegen. Der Säugling blieb ohne Taufe, der Sterbende ohne Losſprechung von Sünden. Alle Gemüther gährten. Die Herzoge waren gezwungen, demuthvoll um Aufhebung des Banns zu flehen [183]), und König Ludwig trat zu Regensburg vermittelnd zwiſchen ſie und die Geiſtlichkeit. Als ſie gelobten, nie wieder ſolche

---

181) Die Urkunde iſt gegeben zu Straubing, 23. Jän. 1322.

182) Vom Pferd oder Zugochſen 20 Pfund, von Rind und Kuh 15 Pfund, von Schwein, Schaf und Geiß 4 Regensburger Pfennige.

183) „nach unſerer Vordrung, die wir in diemuetlichlich haben getan."

ungerechte Steuer zu begehren [184]), zog jene ihren Fluch zurück.

Dennoch war dem eigentlichen Uebel nicht abgeholfen. Jene Abgabe, für den gewohnten Aufwand zu gering- oder nachläſſig bezogen, endete keineswegs der Fürſten Dürftigkeit. Sie legten neue Zölle an, ſteigerten bisherige; verlangten noch an längſt veräuſſerten Gerichtsbarkeiten Nutzen; hatten aller Enden Streit; zuletzt unter ſich ſelber. Einer warf dem Andern Verſchwendung vor. Jeder wälzte die Schuld auf die Räthe. Man ſchlug vor, Niederbaiern zu theilen. Jeglicher ſolle ſein angewieſenes Gebiet ſelbſt verwalten. Dabei mehrte ſich der Unmuth des Volks. Geiſtlichkeit, Ritter und Bürger der Städte traten zuſammen. Schon der letzte Freibrief hatt' ihnen Befugniſſe eingeräumt, unbilligen Eingriffen in ihre Rechtſame zu widerſtehen. Sie kamen mit ernſten Vorſtellungen. Die entzweiten Herzoge machten ihnen ſelber Muth, indem ſie Anhang bei den Mißvergnügten ſuchten.

Endlich verſammelten ſich die Ausgeſchoſſenen der Ritterſchaft und Städte am erſten Weinmond des Jahrs dreizehnhundert vierundzwanzig in Landshut. Man beſprach, wie größerm Ungemach

184) „die unpillig iſt oder der wir nit Recht haben." Die Urk. v. J. 1323 (bei Oefele 2, 140).

zu wehren sei. Der Fürsten schlimme Räthe wurden abgesetzt; dafür ihnen ein gemeiner Rath von zwölf Herren [135]) zugeordnet, ohne deren Einwilligung weder Gnade noch Strafe ertheilt, noch Bündniß, Krieg und Sühne beschlossen werden sollte. Auch wurde den Zwölfen aufgegeben, den Herzogen einen obersten Geheimschreiber und zwei Vitzthume vorzuschlagen, anstatt der Entlassenen, deren Amtsführung untersucht ward; desgleichen alle Freibriefe Niederbaierns zu prüfen, mit Zutzug von ihnen selbst erwählter vier geschworner Räthe der Fürsten, und über die Amtleute zu wachen, denen bei ihrem Eid geboten ward, die ottonische Handveste zu ehren [136]). Den Herzogen empfahl die Versammlung, die Verschwendung des Hofes zu beschränken; ihre Zwiste durch fünfzehn Schiedsrichter zu beseitigen; vor achtundzwanzig Monden keine Trennung Niederbaierns durch Nutztheilung zu fordern, und fürder nichts gegen der Ritter und Städte wohlerworbene Rechte zu be-

135) Ulram von Hals, Graf Heinrich von Ortenberg, Heinrich von Preising, Siegfried von Puechberg, Bernhard der Granfer, Ebran von Lauterbar, Konrad der Frauenberger, Adelhard Fraunhofer, Arnold Massenhauser, Ulrich Leibelfinger, Heinrich Ramsberger, und Albrecht Rustorfer.

136) Pfleger bei 30 und Richter bei 10 Pfund Buße.

ginnen, widrigenfalls alles Volk von Niederbaiern, edel oder unedel, arm oder reich, Gewalt habe, sich, des Gehorsams entbunden, zur Hut seiner Rechte zu vereinigen. So sprach die Versammlung.

Die Fürsten aber, vom Gefühl eigenes Unrechts gebunden, durch ihren Zwiespalt kraftlos neben der Eintracht der Ausgeschossenen, genehmigten den Vertrag, welchen, ausser dem Rath der Zwölfe, achtzehn anwesende Herren und die vier Städte, Landshut, Straubing, Cham und Burghausen, unterschrieben [187]). So ward, zur Rettung der Fürsten, zum Schutz des Landes wider Ausschweifungen der Gewalt, ein festes Verhältniß gegründet, mäßig, rechtlich, auf nicht längere Dauer, mit nicht größerer Strenge, als nöthig.

13.

König Friedrich wird aus dem Gefängnisse befreit.

Im Jahre 1324 — 1326.

Indeß saß König Friedrich der Gefangene auf Herrn Weiglins Burg zu Trausnitz in großer Traurigkeit. Er hieß, doch war nicht mehr, der Schöne; ließ Bart und Haupthaar wachsen,

187) Die Urkunde bei Oefele 2, 145.

und schnitzte Pfeile, die Stunden zu verkürzen. Desgleichen klagte seine Gemahlin, die Königstochter von Aragonia, bitterlich; that viel Wallfahrten, mit Fasten und Kasteiung großes Uebel an ihrem Leib, und ward vom Weinen blind. Sein Bruder, Herzog Leopold, hätt ihn gern erlöset; doch wollt' es nicht gelingen. Selbst List schlug fehl, ihn zu entführen.

Bei finsterer Nacht erstieg einst ein kühner Mann, in Gestalt eines fahrenden Schülers, die Mauern der Trausnitz, pochte draußen ans Fensterlein, und mahnte den gefangenen König, herbeizukommen und mit ihm herunterzufahren. „Wer bist du?" fragte voll Entsetzens Friedrich; denn ein Menschenkind schien ihm solches Werkes nicht fähig. „Frag' nicht, wer ich sei, willst du anders entkommen; und behend thu, was ich dir heiße" [138]). Den König überlief bazges Grausen, wie die Wächter, welche ihn hüteten. Sie alle schlugen ein Kreuz,

138) Diese Begebenheit erzählt umständlich jene handschriftliche Chronik, die auch Paul von Stetten zu seiner Gesch. von Augsburg benutzte und mit ihren Anfangsworten: „Nun wollen wir in dem Namen Gottes" bezeichnete. Ich will sie, die wegen ihren Urkunden eine der besten von Augsburg ist, das große Augsburger Zeitbuch nennen. Sie beginnt mit dem Anfange der Stadt, bis 1548.

als erblickten sie den bösen Geist am Fensterlein hangend, und mit lautem Geschrei vertrieben sie denselben [189]). Darum lief im Volk lange die Rede, es hab' ein Meister schwarzer Kunst Leopolden verheißen, seinen Bruder durch den Teufel entführen zu lassen.

Weil nun der tapfere Fürst von Oesterreich erkannte, daß weder freundliches Unterhandeln, noch kriegerisches Pochen den König bewege, Friedrichen auf freien Fuß zu stellen, versucht' er das Aeusserste. Er plagte die Städte des Reichs mit verdoppeltem Zorn; streute zahlreicher des Papstes Bannbriefe wider den König aus; schloß engere Freundschaft mit König Johann von Böheim, und rief den König von Frankreich, Deutschland mit großer Macht zu überziehen. Er forderte von diesem nur 30,000 Mark Silbers, gleichwie der heilige Stuhl ihm schon den Zehnten von geistlichem Gut zu Oesterreich gestattet habe; dafür wolle er eine große Kriegesmacht aufbringen. Es müsse die Krone der Deutschen auf des Königs von Frankreich Haupt.

---

189) Albertus Argent. (Urstis. 2, 123) sagt, daß Friedrich, als er nachmals diesen fahrenden Schüler wieder gesehen, ausgerufen habe: hic fuit daemon qui voluit me eduxisse!

Umsonst die Verschwörung. Sie zerfiel durch Mißtrauen und Selbstsucht ihrer Glieder, wie durch des Baiern unerschrockene Tugend. Er weckte den deutschen Vaterlandsgeist, und ward gewaltig. Balduin, der staatskluge Erzbischof von Trier, vernichtete die päpstlichen Umtriebe, das Reich zu verwirren. Berthold von Bucheck, ein Gebietiger des Deutschordens, sprach zu Rense vor den versammelten Widersachern Ludwigs des Baiern laut und herzlich für des Vaterlandes Ehren und Freiheiten gegen französische Herrschsucht. Das traf Alle tief. Leopolden blieb nichts als die Schmach, deutscher Ehre Unwürdiges gewollt zu haben; und der geringe Trost, sich im kleinen, verwüstenden Raubkrieg zu rächen.

An der Mündel, zwischen Augsburg und Ulm, saß ein tapferer Hauptmann, Burkard Herlbach, mit auserwähltem Volk auf der starken Veste Burgau. Der ängstigte von da herab die nahgelegenen Städte des Reichs, wie Baierns Grenzen. Dem Könige wurden die Klagen zu laut; er legte sich noch im strengen Winter vor die gefährliche Burg [190]). Die Stärke und Höhe ihrer Mauern, und die verzweifelte Entschlossenheit des Volks hinter denselben, mißrieth aber

190) Im Wintermond 1324 hat er sein Heer bei Donauwörth gemustert. Adlzreiter.

das Wagstück eines Sturmes. Gewisser, wenn auch langsamer, schien sie durch Hunger, oder Schrecken des Feuers, fallen zu müssen. Aus den nahen Wäldern ward viel Holz herbeigeschleppt, und in Scheiterhaufen um die Veste aufgethürmt. Darüber kamen die Weihnachten. Es gingen viele Bürger aus dem Heer heim, die heilige Zeit bei den Ihrigen zu feiern. Nur der König mit geringem Häuflein blieb zurück, das Belagerungszeug zu decken [191]). Herlbach sah es. Eilfertig sandte er an Herzog Leopold [192]): er möge kommen; dreihundert Helme wären genug, den König zu fangen. Leopold, hocherfreut, säumte nicht, mit seinen Rittern, die edle Beute zu machen. Doch war zu der Zeit Burggraf Friedrich von Nürenberg bei ihm, Ludwigs Vielgetreuer. Dieser, wie er den Anschlag erfuhr, ritt sporenstreichs bei Nacht und Nebel gen Burgau, seinen Herrn zu warnen. Der König gab die Belagerung auf, zog in Eil nach Lauingen, und vereitelte Leopolds Hoffnungen.

Wie nach diesem der König wieder in München Hof hielt, trat vor ihn Gottfried, Prior der

191) Noch am 5. Jänner 1325 fertigte er in castris ante Burgowe eine Urkunde (Oefele 1, 750) aus.

192) Er war in superioribus partibus Suevise apud Lemannum, sagt das Chron. de gest. princip.

Karthause zu Maurbach, des gefangenen Friedrichs Beichtiger, und redete zur Versöhnung. Was nicht Leopolds Trotz, nicht des Papstes Fluch vermocht, gewann Frömmigkeit, alte Jugendliebe und Glaube an das menschliche Herz. In des Winters letzten Tagen ritt Ludwig mit seinen Edeln zur Trausnitz. Hocherschrocken empfing ihn der Gefangene; aber des Königs Milde stillte seine Sorge. Großmuth und Dankbarkeit schlossen den Bund. Friedrich ohne Lösegeld ward frei. Er aber entsagte der Reichskrone; Oesterreichs Fürsten sollten, was sie dem Reich entrissen, zurückstellen, vereint mit Ludwig, Fürsten, Pfaffen und Laien zwingen, den einzigen König anzuerkennen, und dessen Feinden Trotz zu bieten, selbst jenem, „der sich Papst nennt“ Das verhieß Herzog Friedrich von Oesterreich, und, zur Bekräftigung der Sühne, seiner Tochter Elisabeth Hand dem Sohne Ludwigs, Stephan; dazu noch: könn' er sein gegebenes Wort nicht erfüllen, woll' er aus freien Stücken bis Johannis zur Sonnenwende selben Jahres in das Gefängniß von Trausnitz zurückgehn. Friedrich beschwor feierlich die Urkunde der Versöhnung [193]) mit Ludwig. In der

193) Ausgefertigt vom Grafen Berthold von Henneberg und Dietrich dem Pilichdorfer, Marschalk zu Oesterreich, auf der Trausnitz, den 6. März 1325.

Kirche, wo der Prior von Maurbach das Hochamt beging, nahmen beide aus seiner Hand am Altar den geweihten Leib. Da, tiefbewegt, fielen sie sich um den Hals, und küßeten einander vor allem Volk [194]).

Die Welt erstaunte. Ludwigs gefährliche Zuversicht, die den gewaltigen Nebenbuhler in Freiheit setzte, machte von neuem Deutschlands Frieden und Krone zweifelhaft. Viele nannten schon den König feig und schwach; Viele ihn unklug; Viele ihn hinterlistig. Am meisten erschreckte den Papst zu Avignon die wunderbare Botschaft von der Gegenkönige Eintracht. Er mahnte besonders Herzog Leopolden, solcher Sühne nie zu trauen. „Bewahre", rief er ihm zu, „bewahre der Kirche theuerwerthe Huld; baue nicht auf Feindes Bosheit; sie ist Grünspan in kupfernem Geschirr. Deinem Bruder selbst vertraue nicht. Meide die Fallstricke der Argen; harre aus!" Dann, mit doppelzüngiger Staatsklugheit Alles in ungeheurer Zwietracht aufzurühren, erklärte er wieder, nur Friedrichs von Oesterreich Erwählung zum Königreich sei gültig; hingegen in vertrauten Briefen an Bischöfe, sie sei zweifelhaft. Er munterte König Karl IV. von Frankreich zu

194) Nach dem zeitgenössischen Continuator Martini Poloni (in *Eccardi* corp. historico 1, 1445).

Ihre Repräsentanten in den Cortes widerstanden von jeher mit gleicher Festigkeit den Anmaßungen des Adels, wie den Willkühren des Königs.

Padilla und die übrigen Häupter des Aufstandes glaubten jetzt die Zeit gekommen, die Freiheiten der spanischen Nation fester zu begründen. Sie versammelten von allen Städten, die das Recht hatten, die Cortes zu beschicken, Abgeordnete zu Avila. Diese nahmen die Benennung der heiligen Liga an, schworen für den Dienst des Königs und für die Vertheidigung ihrer Freiheiten Gut und Blut zu opfern, berathschlagten über den Zustand der Nation und über die Abstellung verfassungswidriger Mißbräuche. Zu diesen gehörte auch die Wahl von Ausländern zu den ersten Staatsmännern. Sie sandten also auch dem Kardinal Adrian die Botschaft, daß sie ihn nicht mehr als Regenten anerkennen würden.

Schon früher hatte sich Padilla, nachdem er, von Toledo aus, Segovia befreit hatte, gegen die Stadt Tordesillas gewandt. Hier wohnte, seit dem Tode ihres Gemahls, die wahnsinnige Königin Johanna. Mit Hilfe der Bürger drang Padilla in die Stadt und bemächtigte er sich der Königin. Er näherte sich ihr mit der tiefsten Unterwürfigkeit, und erstattete ihr einen Bericht über den unglückseligen Zustand Kastiliens und

den Waffen gegen Deutschland auf; ein neuer Thron sei zu gewinnen. Zu den Waffen wider Ludwig rief er den tapfern Wladislaw Lokietik an der Weichsel; sprach ihm Polens königliche Krone zu, und derselben Unabhängigkeit vom deutschen Reich. In den brandenburgischen Marken löste er den Eid des Volkes, den es dem Sohne Ludwigs geschworen; ermahnte es zu offener Empörung wider einen Markgrafen aus dem Blute der Schoren, und bedräuete dessen Getreue mit der Kirche schwerstem Fluch. Endlich bot der Vater der Christenheit selbst die heidnischen Letten an der Ostsee und die Russen auf; sie sollten herbeiziehen; er gebe ihnen die Marken an der Oder und Elbe preis.

Den halben Welttheil erschütterte der Zorn des ergrimmten Papstes, nur den einzigen Mann nicht, welcher am leichtesten gegen den König der Deutschen bewegt werden zu können schien, weil er dessen Nebenbuhler gewesen. Friedrich von Oesterreich, ohne auf Johannes XXII. Ansinnungen zu achten, hielt treu und deutsch am redlich gegebenen Wort; sandte seine Tochter Elisabeth zur Verlobung nach München; that in offenen Briefen auf des Reiches Thron Verzicht; mahnte Leopolden zum Frieden, versuchte selbst den Papst mit Ludwig auszusöhnen. Und da er seine Mühen eitel sah, kam er nach vier Monden wieder zum

Könige gen München, wie er gelobet, sein Gefangener zu sein. Herzlich empfing Ludwig den edln Jugendfreund, und theilte fortan Tisch und Bett mit ihm. Beide, größer als ein Zeitalter, welches ihre Tugend nicht begriff, beklagten die Härte eines Schicksals, welches von ihnen Trennung oder gemeinsamen Untergang zu heischen schien.

In Brandenburg war unterdessen Markgraf Ludwig, des Königs Sohn, in große Gefahr gekommen. Die Heiden aus Litthauen zogen in wilden Schwärmen durch sein Land; ihr Schwerd schonte nicht wehrlose Greise, Säuglinge und Weiber. Viele christliche Tempel loderten in Flammen. Der König hört' es, sammelte seine Macht, und sandte dem Sohne Rettung. Er selber wollte dahin. Darum, eh' er aus Baiern schied, nahm er Friedrichen, den treuen Freund, und vertraute ihm Gemahlin, Kinder, und des ganzen Herzogthums Pflege [195]). Nicht Griechenland, das Vielgepriesene, nicht Roms Geschichten, bewahren ein ähnliches Denkmal argloser Treue. Am undegreiflichsten war der Deutschen hohes

195) Friedrich that es in offenen Briefen den Baiern kund. Westenrieder (Beitr. 5, 240) bewahrte uns dies Andenken des Vertrauens der beiden Fürsten, gegeben zu München am Egidiustag 1325.

Gemüth dem erſtaunten Papſte. Er witterte nur Spiel verſchmitzter Ränke, wo in ſchlichter Einfalt Biederleute handelten. Vor dem Abſchiede gingen noch einmal ihre Herzen in einander über. Ludwig machte ſeinen Freund, den er als Nebenbuhler überwunden, freiwillig an ſeiner Seite zum Mitherrn des Reichs, daß ſie Brüder und gemein ſein wollten in Allem; eng verflochten, bis auf die verſchlungenen Namenszüge in beider königlichen Siegelringen [196]). Zehn Zeugen hörten den Schwur der Freunde. Alles ward geheim gehalten, bis Deutſchlands Fürſten gewonnen ſein würden. Nach dieſem brach er auf von München, und ging über die Donau in den Nordgau; doch vollendete er die Reiſe zu den brandenburgiſchen Marken nicht [197]). Schon waren dieſe gerettet;

196) „Und in unſrm Chunig Ludowigs inſiegel ſoll Chuniges Friedrichs name vorſten. Alſ am in unſrm Chunig Friedrich inſigel ſol Chunigs Ludwigs name vorſten.“ Urk. gegeben zu München, 5 Herbſtm. 1325. Selbſt dieſe gegenſeitige zarte Aufmerkſamkeit verdient beachtet zu werden.

197) Denn er war Anfang Weinmonds in Amberg (laut Urk. in Oefele 1, 751), denſelben Monat noch beim Fürſtentag zu Nürnberg, und Anfang Wintermonds ſchon wieder in München (Mon. boic.

die Heiden, vom Schwert der Verzweifelnden, oder dem Anzuge des Winters gezwungen, in ihre Heimathen zurückzukehren, und den großen Raub ins Sichre zu bringen.

Mittlerweile war aber ruchbar geworden, was er mit Friedrich beredet hatte. Dies erregte großen Unmuth überall; die Kürfürsten insgesammt sträubten sich wider den Gedanken der Zweiheit im Königthum. Am heftigsten schalt Johannes XXII. Nur Herzog Leopold, besänftigt durch Oesterreichs gerettete Ehre, hob die Waffen nicht mehr gegen Ludwig auf; und bald starb er eines jähen Todes. Der unbesiegbare Widerwille aller Fürsten gegen eine doppelte Königschaft im Reiche änderte Ludwigs Entschluß. Er unterdrückte das ausgegangene Gerücht, welches ihm und seinem Freund die Huld des deutschen Volkes zu rauben drohete. Aber bald erscholl ein neues: Ludwig werde Italien und zu Rom die kaiserliche Krone nehmen; Friedrich dann römischer König sein. Nicht unwahrscheinlich, daß die erlauchten Freunde durch einen zweiten Vertrag die Unerfüllbarkeit des ersten ersetzen wollten.

---

336). Daß Ludwig selber den Kriegszug gegen die Letten mitgemacht, ist durch keine Urkunde erweislich, sondern Muthmaßung Einiger.

14.

Ludwigs Römerzug.

Im Jahr 1326 — 1329.

In der That ward bald darauf von Rüſtungen des Königes gehört, über die Alpen zu gehen, Welſchland wieder ans Reich zu bringen und die Krone des Kaiſerthums, nach der Vorfahren Sitte, zu Rom auf ſein Haupt zu ſetzen. Deutſchland war beruhigt; der Zorn des Papſtes ohnmächtig. Man vergaß ihm nicht, daß er die Heiden von der Oſtſee gerufen hatte, die Kirchen deutſcher Chriſten zu verbrennen. Zwar die Biſchöfe ermahnten den König, ſich zuvor mit dem heiligen Stuhl zu vergleichen, eh' er Italien berühre. Aber Ludwig hatte ſchon vergebens Alles dafür gethan, was ſeine Würde erlaubte, und der Stolz Johannes XXII neulich noch die Geſandten zurückgewieſen, die zum Unterhandeln nach Avignon gekommen waren. Ein Zug der Deutſchen durchs welſche Land ſollte auch hier der Gewalt des unverſöhnbaren Prieſters Schranken geben. Laut riefen den König darum die Häupter der Gibelingen an. In der Lombardei mächtig und längs den Appenninen bis zum Kirchenſtaat, hofften ſie von ſeinem Erſcheinen die Befeſtigung ihres Uebergewichts gegen die Welfen.

Im März des Jahrs 1326 reiſete der König,

von hundert Rittern begleitet, durch Tirol gen Trient, dort mit vielen gibelingischen Hohen, geistlichen und weltlichen Standes, Abrede zu nehmen, und den Heerzug vorzubereiten. In Trient begrüßten ihn die Machtboten der Herren und Städte Italiens, als Retter. Alle, entflammt wider Johannes XXII, der öffentlich der Ketzerei schuldig, und des Bannes würdig geheißen ward, boten sie dem Könige hundert- und fünfzigtausend Goldgulden, sobald er Mailand betreten haben würde.

Zurückgekehrt nach Deutschland [198]), veranstaltete er, was das Glück des Romerzugs, oder Deutschlands Frieden in seiner Abwesenheit sichern könnez bot Streiter auf; trieb Gelder ein, und befestigte seiner Erblande Ordnung [199]). So

198) Im April 1326. Zirngibl (Leben Ludw. d. Baiern S. 226) welcher vom 28 März bis 19 April keine von Ludwig ausgestellte Urkunde verfand, glaubte, der König habe vielleicht in diesen zwanzig Tagen den kriegerischen Zug in die brandenburgische Mark gethan, während *Henricus Rebdorf* und Villani bestimmt von des Königs trientischen Verhandlungen mit den Italienern in dieser Zeit reden.

199) Zu München ward die Vermählung Herzog Heinrichs von Niederbaiern mit einer von Friedrichs von Oesterreich Töchtern (Gewold nennt sie Anna)

verfloß das Jahr. Alles war zum Zug ins welsche Land bereit. Da begab er sich noch einmal in den ersten Tagen des neuen Jahrs gen Innsbruck, wo Friedrich von Oesterreich Hof hielt. Die Freunde sahen sich zum letztenmale. Ihre Unterredung blieb Geheimniß, nicht aber die Kälte, in welcher sie von einander gingen [200]). Dann mit den ersten Lenztagen reisete der König an der Spitze von sechshundert stattlichen Rittern, über das wilde Gebirg des Splügen im hohen Rhätien gen Como. Zahlreiches Kriegsvolk kam ihm von Teutschland nach, als ruchbar ward, wie Italien reichlich solde. An der Seite Margarethens von Holland, seiner Gemahlin, hielt er prachtvollen Einzug in die Thore von Mailand. Die Fürsten von Este, Ferrara, Mantua, Verona bildeten sein glänzendes Gefolge. Er empfing

---

gefeiert, wie Zirngibl a. a. O. S. 231 in emmeramischen Klosterrechnungen beim J. 1326 fand.

200) *Henr. Rebdorf* meldet davon: vielleicht war Friedrich unzufrieden, daß keiner von den Entwürfen gelingen wollte, ihm die römische Königswürde in der That zu schaffen. Ludwig war im Jänner 1327 zu Innsbruck. Urkunde bei Oefele 1, 755. Die ihn von da nach Trient und von Trient nach Como reisen lassen, zwingen ihn zu einem Weg, den man damals so wenig, als heutiges Tages, wählen konnte, um nach Mailand zu gelangen.

die eiserne Krone der Lombarden; das Haupt der Königin schmückte eine goldene.

Als er nun die verheißenen Goldsummen begehrte, mangelten sie. Ohne dieselben konnte er weder den Aufwand der Krönungen noch des Heerzuges bestreiten. Seine Verlegenheit ergötzte innerlich den tückischen Oberherrn von Mailand, Galeazzo Visconti. Eben so grausam als hinterlistig, hatte sich dieser Mann, aus einem der edeln Geschlechter seiner Vaterstadt, zum Alleingebieter derselben aufgeschwungen. Oeffentlich war er des Königs Anhänger, der Gibelingen Vorfechter; heimlich Alles, was herrschsüchtige Klugheit gebot. Wie er den König ohne Geld sah, und an Kriegsmacht schwächer als sich selbst, schien ihm ein Leichtes, das Oberhaupt des Reichs selbst zum Diener des eigenen Ehrgeizes zu machen. Auch mit Avignon briefwechselte er. So von denen geschmeichelt, welche der Christenheit höchste Würden trugen baute sein Stolz vermessene Entwürfe. Galeazzo's Zweideutigkeit blieb nicht lange verborgen. Mailand bezeugte, es sei die lombardische Steuer an Visconti entrichtet; kühn läugnete dieser. Anklagen erhoben sich lauter gegen den Gewaltsherrn. In offener Versammlung richtete Ludwig die Heimtücke desselben, ließ ihn plötzlich verhaften und nebst den Seinen in die abscheulichen Kerker von Monza führen, die er

ſelber den Schlachtopfern ſeines Hochmuths errichtet hatte.

Ludwig fand in Italien eine ganz andere Welt, ein anderes Gemüth, als jenſeits der Alpenwand: wankelmüthige Völker, argliſtige Fürſten; Städte nach Freiheit durſtig und im Verderbniß der Sitten immer zur Knechtſchaft willig; Unterthanen, die Geſetzloſigkeit, Gebieter, die Willkühr ſuchten; Treu und Glauben von gewiſſenloſer Schlauheit verhöhnt; Waffen, geſchickter zu Meuchelmord, als zu offener Feldſchlacht; wilde Rührigkeit überall, Beharrlichkeit ſelten. Die ganze Halbinſel war noch, wie vor Jahrhunderten, durch Gibelingen und Welfen getheilt; jetzt an der Spitze von jenen Caſtruccio Caſtracani, ſeiner Zeit berühmteſter Feldhauptmann, Gewaltsherr von Lucca; an der Spitze von dieſen König Robert von Neapel, an Geiſt und Macht der größte Fürſt Italiens.

Sobald ſich der König aller Veſten Galeazzo's verſichert, den Mailändern das Schattenbild ehemaliger Freiheit zurückgegeben hatte, ſetzte er ſeinen Zug fort, reich durch die Steuern der Kriegsſchaaren. Zu Orci im Brescianiſchen rechtfertigte er ſeine Strenge gegen Galeazzo. Er wies der Verſammlung gibelingiſcher Fürſten und Herren — ſchon hatten ſie Mißtrauen — des Verräthers ſelbſtgeſchriebene Briefe an den Papſt. Dann

nahte er den toscanischen Grenzen, begierig sich mit Castruccio Castracani zu verbinden.

Von fünfhundert Reitern begleitet, kam ihm der Findling und Pflegsohn Dianora Tenami's, der Bürgerin von Lucca, ehrfurchtvoll entgegen; ein lebhafter, hagerer Mann von sechsunddreißig Jahren, blassen, doch einnehmenden Gesichts, um welches kastanienbraunes, kurzgeschnittenes Haar hing. Der König nahm den Helden der Ghibelingen gütig auf, dessen Ruf weit über die Alpen gedrungen war. Die gefällige Anmuth seines Umgangs, die Fülle seiner sinnreichen Scherze bezauberten jeden, und verbargen die finstere, stolze Gemüthsart des Mannes, der geschmeidig und grausam für Gewalt und Hoheit kein Verbrechen und keine Gefahr scheute [201]). Ludwig erhob ihn, als Herzog von Lucca, zum Fürsten des Reichs und setzte zum Gedächtniß seiner Hochachtung in dessen Wappenschild die blau- und weißen baierischen Rauten. Sie zogen vor Pisa. Es fiel. Endlich mit den ersten Tagen des neuen Jahres in Rom ein [202]).

Seit die Päpste in Avignon Hof hielten, war Rom, gleich jeder italienischen Stadt, Raub der

201) So schildert selbst Machiavelli seinen Helden in dessen Lebensbeschreibung.

202) Den 7. Jänner 1328.

über die Urſachen, warum das Volk für Beſchirmung verfaſſungsmäßiger Rechte die Waffen habe ergreifen müſſen.

Die Königin ſchien bei dieſer Erzählung wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und ſagte zu Padilla: ſie habe bisher weder vom Tode ihres Vaters, noch von den Bedrückungen ihres Volkes etwas gehört; ſie wollte ſich aber unverzüglich damit beſchäftigen; „und", fügte ſie hinzu, „tragen Sie Sorge für Alles, was dem Gemeinen Beſten dienen könne." — Padilla nahm dieſe unerwartete Geiſtesanweſenheit der Königin für eine vollſtändige Rückkehr ihres Verſtandes, und lud die Liga ein, ihre Verſammlungen in Tordeſillas zu halten. Die Abgeordneten begaben ſich wirklich ſogleich dahin. Die Königin nahm die Bitte derſelben wohlwollend auf, die Leitung der Staatsgeſchäfte ſelbſt wieder führen zu wollen. Denn nicht nur gehörten, nach den Geſetzen Spaniens, die Kronen von Kaſtilien und Aragonien ausſchließlich Johannen, und man hatte Karls Entſchluß, ſich dieſe Krone zuzueignen, als eine Verletzung der beſtehenden Reichsordnungen angeſehen, ſondern die Cortes hatten ihm auch die königliche Würde nur unter der Bedingung zugeſtanden, daß der Name Johannens in allen öffentlichen Verhandlungsſtücken voran ſtehen müſſe, und daß, wenn die Königin je wieder geſunden Geiſtes würde, ſie

Parteienwuth, bald unterjocht, bald ohne Herrn und Geſetz. Abwechſelnd hatten die welfiſchen Orſini, unterſtützt von Neapel und dem Papſt, oder die gibelingiſchen Savelli Oberhand, die ſich des Volks Freiheit Vertheidiger nannten. Als Ludwig kam, floh Napoleon Orſini, der Welfen Häuptling, mit ſeinem Anhang gen Avignon.

In der Kirche St. Peters mit aller Pracht empfing der König die kaiſerliche Krone, zehn Tage nach ſeinem Einzug in die ehemalige Hauptſtadt der Welt. An des Papſtes Statt ſegneten ihn die Biſchöfe von Caſtello und Aleria, welche Johannes XXII. entſetzt hatte. Unter jauchzendem Zuruf gab ihm das Volk die Würde eines Senators. Auch Margarethe ward gekrönt, die wenige Tage nachher einen Sohn gebar [203]). Dieſer im Purpur Geborne ward darum Ludwig der Römer geheißen.

Unter Feſten und Freuden verſtrich in verderblicher Thatenloſigkeit ein halbes Jahr. Während im Lateran der Kaiſer unter eitelm Gepränge den Papſt aller Würden verluſtig, ſogar zum Tode verdammte, an deſſen Statt den frommen Minderbruder Peter von Corvara, nun Nikolaus IV. genannt, auf den heiligen Stuhl

203) Den 27. oder 28. Jänner.

erhob, predigte Johannes XXII. in Avignon den Kreuzzug und setzte ganz Italien in Flammen. Castruccio mußte Rom verlassen, weil ihm die Welfen schon Pistoja entrissen hatten. Die Entfernung des Helden lähmte alle Unternehmungen des Kaisers. Ludwig, zu bequem oder schüchtern, verlor durch Unentschlossenheit die Ehrfurcht der Feinde und Freunde. Die Kriegsrotten König Roberts von Neapel streiften höhnend und ungestraft bis zu den Ufern der Tiber. Castruccio selbst, bekannt mit des Kaisers Verlegenheit und Schwäche, achtete dessen Befehle nicht mehr, und bemeisterte sich der Stadt Pisa, die Ludwig im Namen des Reichs behalten und dem Grafen von Oettingen anvertraut hatte. Ludwigs Gefahr stieg, als er, durch glänzenden Aufwand entkräftet, den Römern weder mehr Feste, noch den eigenen Kriegern Sold geben konnte; als er Steuern von der Stadt fordern mußte, welcher die Neapolitaner alle Zufuhr der Lebensmittel abschnitten; als Castruccio erkrankte und starb, dessen Name allein die Welfen mehr, denn des Kaisers Schwerd geschreckt hatte. — Von Meuterei und Empörung umringt, ermannte er sich zur alten Kraft, und beschloß das gährende Rom zu verlassen [204]). Mit Fluch und Spott

204) Den 6. Aug. 1328 geschah sein Auszug.

verfolgte ihn das Volk; mit Steinwürfen schied es von seinem Nachzug. Auch Nikolaus IV., sein Papst, fand nur Sicherheit, indem er das niedergeschlagene Gefolge vermehrte.

Ludwig durchschritt Italien mit einem Heere, das wegen Mangel an Sold gleich Räuberbanden hauste, bald sich zuchtlos umherwarf, bald sich rottenweise Meistbietenden verkaufte. Dennoch verlor er nicht Geistesgegenwart und Muth. Das Glück fand ihn zuweilen, das Unglück nie schwach. Sein Zug war langsam und trotzig. Er konnte das Land nicht, noch aber seine Würde, behaupten. Von Feinden umschwärmt, von Freunden geschmeichelt und betrogen, zeigte er unerschrocken jenen die Stirn, diesen gleiche Staatsklugheit; besetzte Pisa, ohne es behaupten zu wollen; belagerte Florenz, ohne es besiegen zu können; versprach, ohne zu erfüllen; ward Anhänger, ohne sie zu schützen [205]).

So erreichte er mit dem Frühling des Jahres 1329 die Lombardei und kam gen Pavia.

---

205) Fast alle italienischen Geschichtschreiber stimmen darin überein, von Giovanni Villani an bis zum jüngsten derselben, Simonde-Sismondi. Selbst Petrarca, der Dichter, feielte in seinem Gesang: Italia mia, noch auf Ludwigs Undank und Wortbrüchigkeit an.

15.

Vertrag von Pavia. Rückkehr nach Deutschland. Kloster Ettal.

Im J. 1329 — 1330.

Während er in der Hauptstadt der alten Longobardenkönige auf deutscher Kriegsvölker Ankunft wartete, verglich er sich mit den Söhnen seines verstorbenen Bruders um ihr Erbtheil. Denn nun er den Kampf mit Oesterreich seit Jahr und Tagen geendet, traten sie, laut Vertrag, in ihr Recht ein. Adolf, der älteste von ihnen, lebte nicht mehr; nur Rudolf noch und Ruprecht. Beide waren in seinem Gefolge. Schon zu Rom im Krönungsjahr hatte er sich mit den Jünglingen verstanden, daß er und sie die Erblande in Baiern und am Rhein, in Schwaben, Franken und Oesterreich, so lang ihnen genehe, gemeinsam verwalten, aber, auch einst getheilt, nichts von denselben an Fremde veräussern wollten. Der Schyren Hausgut, im Geschlecht derselben vererbend, sollte ewig unzersplittert bleiben [206]). Genuß und Herr-

206) Die zu Rom im Jahr 1328 ausgestellte Urkunde dieses Vertrags in der Geschichte des Hausvertrags von Pavia. S. 73.

schaft in der Rheinpfalz [207]) hatte er ihnen früher schon gegeben.

Sie theilten. Ruprecht, vielleicht geschreckt durch des Oheims unglücklichen Rückzug von Rom, oder durch die Einflüsterungen des Kardinals Bertrand du Poiet, wankelmüthig [208]), mochte die Trennung zuerst begehrt haben [209]). Er, und Rudolf, sein Bruder, auch ihres gestorbenen Bruders Adolf Kind, Ruprecht der Jüngere, empfingen, was vormals ihr Vater besessen, die Pfalzlande am Rhein, und vom alten Nordgau den größern Theil des Bizthumamtes Lengenfeld [210]). Das Bizthumamt München und alles Uebrige [211]) behielt der Kaiser. Aber bestätigt

---

207) Seit einigen Jahren. Geschichte des Hausvertrags von Pavia.

208) Eine Spur davon erscheint in dem Brief Papst Johannes XXII. an ihn, geschrieben im J. 1329. Bei Rainald ann. eccles. §. 16, 420.

209) Rudolf II. wohl kaum; dem vertraute der Kaiser noch im J. 1329 die Statthalterschaft über Baiern. Mon. boic. 8, 64. 65.

210) Burg Hippolitstein, Heresbruck, Velden, Kemnat, Auerbach, Mitenau, Neumarkt, Amberg, Raabburg, Stephaning u. s. w.

211) Die Stadt Lengenfeld, die Burggrafenrechte zu Regensburg, die Märkte Regenstauf, Kalmünz,

ward von allen zugleich das Wort des römischen Vertrags: ewige Unveräusserlichkeit Wittelsbachischen Guts an Fremde; dazu Wechsel der Kurwürde zwischen beiden Häusern zu Pfalz und Baiern. Zum erstenmal sollte Pfalzgraf Rudolf die Kur des Reichs üben.

Der Kaiser und seine Neffen beschworen, die Fürsten Deutschlands, in folgenden Jahren, bekräftigten den Hausvertrag [212]).

Noch bis zum Winter behauptete sich Ludwig in der Lombardei, standhaft, glücklich. Dann reisete er nach Trient, mit deutschen Fürsten wegen frischer Hilfsvölker Abrede zu nehmen. Dort vernahm er den Tod Friedrichs des Schönen [213]), wie auch daß die Brüder desselben, Albrecht und Otto von Oesterreich, dem Papst ergeben, drohend wider Baiern rüsteten. Dies entschied seine Rückkehr über die Alpen. Mit

---

Schmidmüln, Weichs, Velburg, Leuthmannstein, die Stadt Hemau, Rietenburg, Tachenstein, Egersberg, Altmannstein, Holnstein, Viehhausen und Schwainkendorf. Hingegen das Schloß in Wasserthüdingen, Erankheim, Hönert, Borstopfenheim, Leerpaur und Wachau in Oesterreich blieben gemein.

212) Er ward zu Pavia den 4. August 1329 geschlossen.

213) Er starb den 13. Jänner 1330 an einer Hautkrankheit im Schloß Gutenstein.

Schmerz verließ er Italien, wo er das Begonnene [214]) nicht vollenden, seine Freunde nicht retten, seine Ehre nicht vom schimpflichen Andenken reinigen konnte, der Gewalt des Augenblicks oft Recht und Treue geopfert zu haben. Wie er verschwand, drang unaufhaltsames Verderben mit der Rache der Welfen über die Häupter der Gibelingen. Selbst Nikolaus IV., den er zum Papst erhoben, fand keine sichere Stätte; irrte lange in den einsamen Thälern der Appenninen umher, bis ihn sein letzter Beschirmer Graf Bonifacio von Ripelli an Johannes XXII. gen Avignon auslieferte. Da, zu dessen Füßen, demüthig, den Strick um den Hals, hingesunken, büßte er mit lebenslanger Gefangenschaft sein allzublindes Vertrauen auf Ludwigs Wort und Macht.

Der Rückblick auf dies, die Dunkelheit des künftigen Schicksals, Freude an besiegten, Sorge vor kommenden Gefahren, bewegten des Kaisers Gemüth, als er über das Hochgebirge auf der alten schon den Römern und Vindelechen bekannten Straße nach Deutschland niederstieg. Da ergriff ihn ein heiliges Gefühl. Und wo der

214) Was Ludwigs Entwürfe gewesen sein mögen, legt Mannert in der Lebensbeschreibung dieses Kaisers S. 302 ff. mit vieler Wahrscheinlichkeit auseinander.

Wald der Schyren ſich zwiſchen wilden Felſenbergen ohnweit den Quellen des Amberſtroms am finſterſten zuſammenſchloß, gelobte er der Gottesmutter [215]) ein neues Kloſter zu weihen [216]). Das war vielleicht jene Oede des Ambergaues, wo vor einem halben Jahrtauſend ſchon Ethiko der Welfe ſich eine Klauſe im ſtolzen Gram gebaut, weil ſein Sohn einem Kaiſer zu Lehen ging. Noch hieß die Wildniß Ettal [217]), und ſo das

---

215) Das durch den Kaiſer von Rom mitgebrachte Muttergottesbildchen, 18 Zoll hoch, iſt ächtes, altrömiſches Kunſtwerk; eine Juno (Lucina), an der man den ſchönen Buſen zum Theil weggemeiſſelt hat. Aber der ungemein liebliche Kopf blieb unverletzt.

216) Laut der alten, noch lebenden Sage, hat ein unbekannter Mönch dem Kaiſer in Rom ein ſchönes Muttergottesbild von Marmor gegeben, mit der Bitte, zu Ampferang (Amberanfang) ein Kloſter zu erbauen. Der Kaiſer in Partheukirchen angekommen, erfuhr von einem Jäger die Stelle. Der Kaiſer ließ die Gegend lichten, die vormals am uralten Uebergang aus dem Loiſachthal in den Ambergau durch Räubereien gefährlich zu bereiſen war. In den Höhlen fand man viele Leichname.

217) Ethiko's Thal (?).

neue Kloſter [218]), für zwanzig Mönche aus Benedictus Orden und dreizehn im Kriege wohlverdiente Ritter ſammt deren Frauen, auch für ſechs Wittwen tapferer Männer. Dankbar gedachte er, hier unvermögenden Streitgenoſſen ein ſorgloſes Alter, als Belohnung treuer Dienſte, zu bereiten. Den Rittern ſollte ein Meiſter, eine Meiſterin den Frauen vorſtehen. Sie empfingen Vorſchrift einer ſtrengen Zucht. Den Frauen, alle in blauer Tracht, war Tanz verboten; den Männern, grau und blau gekleidet, Spiel um Geld, doch nicht die Luſt am Armbruſtſchießen, Pürſchen, Baizen, Jagen. Zu ihrer Bedienung waren den Wittwen insgemein zwo Mägde, den Rittern aber ſammt ihren Ehefrauen jedem ein Knecht, eine Dirne und ein Heizer gegeben. Nur der Meiſter, welcher über das Kloſter wachte, und deſſen Amtleute wählte, hatte vier Roſſe, einen Koch, zween Junker, einen Schreiber, einen Jäger mit zwolf Hunden, und einen Falkner mit zween laufenden Knechten. Den übrigen Rittern wurden gemein-

218) Dem ſchenkte er aus ſeinem Gut reichlich, Burg und Dorf Möring, Pittingau, ſtatt dieſes nachher Ammergau und Anderes. Die Schenkungsbriefe von 1311 bis 1318 in Lori Beſch. 2, 57. 61. und Mon. boic. 7, 232.

schaftlich acht Roſſe gehalten. Wittwern war geſtattet, ſich auch im Kloſter wieder zu vermählen [219]).

Der Gedanke dieſer Stiftung, neu in ſeiner Art, zeugte gleich ſehr von des Kaiſers großem Sinn, kloſterliche Anſtalten dem Vaterlande nützlicher zu machen, ſo wie von der ungeheuchelten Gottesfurcht ſeines Herzens. Mochte ihn auch vom Stuhl zu Avignon herab der Fluch verfolgen: er erſchien nicht minder voll Andacht in den Tempeln des Herrn. Oft ging er von ſeiner Hofburg zu München im verborgenen Wege zur Franziskanerkirche, und wohnte, ungeſehen vom Volke, als ein Gebannter, der Meſſe bei. Da war das Fenſter ſeines Stuhls vom Bilde eines Heiligen bedeckt, deſſen durchbrochener Strahlenkranz einen Blick zum Hochaltar gewährte [220]). Den Klöſtern ſeines Landes that er wohl; wenn nicht mit Gut und Geld, doch Rechtſamen und niedern Gerichtsbarkeiten über Zins- und Gottes-

---

219) Die vollſtändige Einrichtung ward erſt im J. 1332 feſtgeſetzt (in Mon. boic. 7, 235). Nach Ludwigs Tode aber zogen deſſen Söhne den größten Theil der Einkünfte dieſes Ritterſtiftes wieder an ſich. Nur die Mönche blieben aller Noth zum Trotz darin und behaupteten ſich.

220) Bergmann in ſeiner Geſch. v. München. S. 46.

ausschließlich und allein die königliche Gewalt auszuüben habe.

Ganz Spanien war entzückt, als man Johannens plötzliche Genesung vernahm. Das Ereigniß ward für ein Wunder des Himmels gehalten. Die Königin ließ die Abgeordneten zum feierlichen Handkuß. Sie wohnte einem öffentlichen Stiergefechte bei, das ihr zu Ehren gegeben wurde und woran sie viel Vergnügen zu finden schien. Allein bald sank sie in den vorigen Zustand ihrer Schwermuth zurück, und alle Bitten, alle Gründe waren von da an vergebens, sie zu bewegen, irgend einer Ausfertigung ihrer Unterschrift zu ertheilen. Inzwischen hielt man den Rückfall der Königin so geheim, als möglich.

Der Kaiser befand sich in Flandern. Er war von Allem unterrichtet. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er an so vielem Unglück, an so vielen Verwirrungen die meiste Schuld habe. Er beschloß, Alles so gut als möglich wieder ins Geleis zurückzuführen, erst mit gütlichen Vergleichen, oder, wenn diese fruchtlos sein würden, mit Waffengewalt. Er ernannte zu dem Ende, neben dem Kardinal Adrian, noch zwei Männer von vielem Ansehen und Verdienst in die Regentschaft, den Admiral Fadrique Henriquez und Don Inigo de Velasco. Er gab ihnen zur Herstellung des königlichen Ansehens jede Vollmacht.

hausleute [221]); so wie der Abtei St. Heimerans, welche um diese Zeit [222]) gegen das Bisthum Regensburg nach dreihundert einunddreißigjährigem Streite vor dem Papste siegreich geworden und von aller bischöflichen und erzbischöflichen Gerichtsbarkeit losgeknüpft war.

16.

Des Kaisers letzte Kämpfe mit Papst Johann XXII. König Johann von Böheim.

Im J. 1330 — 1334.

Nicht diese Frömmigkeit forderte das schwerbeleidigte Oberhaupt der Kirche vom Oberhaupt des Reichs. Ludwig sollte vom Throne steigen und in Avignon zerknirschtes Herzens zu Johannes Füßen Gnade erflehen, wie weiland Kaiser Hein-

221) Achtzehn Klöstern im obern Vithumamt zu Baiern verlieh oder bestätigte er, im gleichen Jahre 1330, die Hofmarksgerichtbarkeit dankbar, da sie ihm, bei seiner Rückkehr aus Italien, mit beträchtlichen Geldsummen geholfen hatten. Mon. boic. 1, 296. Urk. Nr. 33.

222) Nämlich im Jahr 1325. Zirngiebls Abhandl. über den Exemptionsprozeß des Gotteshauses St. Emmeran. S. 170 f.

rich zu Canossa vor Papst Gregor. Der edle Baier, jedes Opfers für den Frieden der Welt fähig, erröthete aber, des Reiches Herrlichkeit auf immer zu beflecken. Darum, kaum auf deutschem Boden angekommen, griff er zu den Waffen, von treuen Fürsten unterstützt, und eilte Herzog Otten von Oesterreich, des Papstes Freund, zu züchtigen, welcher Colmar feindselig bedrängte. Die Reichsstadt war gerettet. Man rückte zur entscheidenden Schlacht gegen den Herzog. Da erschien König Johann von Böheim, immer auf Reisen, und vermittelte. Ludwig opferte viel, um Habsburg vom Papst abzuziehen. Aber viel verhieß auch König Johann. Er, die Fürsten von Oesterreich, auch Kurfürst Balduin von Trier, unternahmen vereint den Versuch, den alten Zorn des Statthalters Jesu zu besänftigen. Ludwig entsagte, zur Beschleunigung des Werkes, sowohl dem Ansehen des unglücklichen Gegenpapstes Nikolaus, als einer richtenden Versammlung. Vergebens. „Kann ich", erwiederte der Unerbittliche zu Avignon, „kann ich dem Manne Glauben schenken, dessen Hof alle Ketzer, diese faulen von der Kirche gerissenen Glieder, aufnimmt? dem Manne, welcher Reue heuchelt und Genugthuung verweigert? Er verlasse den Thron, den er ohne Recht besitzt! Er thue Buße, ohne welche keine Vergebung der Sünden."

Keinem mochte der Starrsinn des greisen Papstes betrübender scheinen und willkommener sein, als dem Könige Johann von Böheim. Seinen stolzen und verborgenen Wünschen war weder des Kaisers gänzliche Gefahrlosigkeit, noch Niederlage gelegen. Aber ihn in ewiger Spannung und Schwäche hinzuhalten, damit Luxemburg das Haus Wittelsbach nie zu fürchten, dennoch zum großen Beistand gegen Habsburgs Aufstreben habe, war immer der Wille, oft das Werk Johanns. Darum hatte er einst am meisten gethan, die Krone des Reiches an Ludwig zu bringen; darum für Ludwig in den Feldern von Ampfing gefochten; darum geschäftig des Königs Römerzug befördert, ohne dessen Gefahren theilen, noch durch zeitigen Beistand abwenden zu wollen. Während der Kaiser jenseits der Alpen stritt, erweiterte Johann ungestörter seine Macht rings um Böheim. Als Frucht des Sieges bei Ampfing hatte er schon Eger und einige Bezirke des untern Oesterreichs; im Norden darauf das Land von Görlitz und Bautzen wiedergewonnen; nun sich die meisten der kleinen, ohnmächtigen Fürsten Schlesiens lehnbar gemacht, die seinen Schutz gegen Polens Gewalt suchten; endlich selbst die Lande von Tirol, Kärnthen und Krain durch Erbschaftsverträge an Luxemburg geknüpft, da er seinen fünfjährigen Sohn Hans mit Mar-

garethen, des Herzogs von Kärnthen Tochter, verloben konnte.

Ludwig sah den stufenweisen Anwachs der böhmischen Macht, ohne wehren zu können. Wiewohl Böheim von jeher dem Reiche zu Lehen ging, hatte doch Johanns Stolz noch nie dem Kaiser die gewohnte Huldigung geleistet; und dieser nicht den Muth gehabt, sie ernstlich abzufordern. Mit so vielen Verbindlichkeiten für gewährte Dienste, oder Hoffnungen künftiger, wußte der staatskluge Sohn Luxemburgs das Oberhaupt des Reichs zu umstricken, daß er ohne Waffengewalt jene Selbstherrlichkeit und Uebermacht zu erreichen ging, nach welcher der Trotz Ottokars, seines Vorfahren, vergebens gegen Rudolf von Habsburg gerungen hatte. Aber auch keiner von allen Fürsten damaliger Zeit war so reich an mannigfaltigen und blendenden Eigenschaften, als er. Sprößling eines uralten Geschlechtes, welches die Sage des Volkes von der schönen Melusina der Vorzeit herzählte, Gebieter eines großen Staates, vereinigte er in sich alle Liebenswürdigkeiten des gewandten Höflings, alle Künste der Verstellung und Beredsamkeit des Staatsmannes, allen Muth und Ruhmdurst des Ritters auf Turnieren und Schlachtfeldern. In eitler Selbstgefälligkeit und immer geschäftiger Beweglichkeit, selten zu Luxemburg, noch seltener in Böheim, reisete er von Hof zu

Hof, wo Händel zu entspinnen oder zu entwirren waren, um überall nothwendig und die Bewunderung eines Jeden zu sein. Er liebte Frankreich; verdarb es mit Oesterreich nicht; schmeichelte dem Papste und hielt freundlich zum Kaiser. Lange war die glänzende Schönheit seiner Tochter Judith das Zaubermittel, viele Fürsten zu fesseln [223]). So hoffte er, des Geheimnisses aller Höfe mächtig, unsichtbarer Lenker ihrer Angelegenheiten, und ohne Schwerdstreich Beherrscher der abendländischen Staatenverkettung zu werden.

Kaum hatte Johann sich der Anwartschaft auf Krain, Kärnthen und Tirol versichert, betrachtete er diese Pforten Italiens schon wie festes Gut, und durch sie den offenen Weg zur lombardischen Herrschaft, vielleicht zur Krönung im St. Peter von Rom mit dem höchsten Machtschmuck der christlichen Reiche. Schnell waren Verbindungen mit den Parteien der Gibelingen und Welfen gemacht. Von ihnen gerufen, trat er an der Spitze ansehnlichen Kriegsvolkes unter sie; gebot

223) Erst verhieß er sie dem Sohne des Königs von Polen, darauf dem Markgraf von Meißen, dann dem Sohne des Grafen von Bar, hernach einem Sohne Ludwigs, spätterhin Herzog Otten von Oesterreich, endlich dem Sohne Philipps, Königes von Frankreich.

Ruhe: führte den Welfen die Sprache eines Vollmächtigen des heiligen Stuhls, den Gibelingen die Sprache des kaiserlichen Reichsverwesers; nahm, Beide überlistend, Geld und Städte von Beiden, bis er, beinahe Meister jeder Partei, allen verdächtig ward. Die Welfen riefen zum Papst, die Gibelingen zum Kaiser. Johannes XXII. und Ludwig der Baier, beide durch des Königs Zweideutigkeit beleidigt, widersprachen und vereitelten gleichzeitig, was er gethan. Er ging zurück, verbarg den Unwillen, oder äusserte ihn nur, wie Einer, den Undank kränkt. Denn nun hatte er nichts für sich, alles für Andere gewollt. Zu Philipp von Frankreich sprach er: Ihm hätte er Italien zuwenden mögen. Und wieder zu Ludwig: Für das Reich habe er gearbeitet, und darum sogar den Papst beleidigt. Jeden wußte er zu beruhigen. Philipp besänftigte den Verdruß des heiligen Vaters; und in vertraulichen Unterredungen auf dem Regensburgischen Wörth stillte Johann den Argwohn des Kaisers.

Er kannte des Kaisers Herz, und dessen Sehnsucht, endlich wieder eins zu werden mit der Kirche. Immer regte er diesen Wunsch an; immer schmeichelte er schlau mit Möglichkeiten und Hoffnungen, und machte sich wichtig damit. Oft war dies der Botschaften oder Gespräche ein-

ziger Gegenstand. Ludwig betheuerte sogar, daß auch sein Thron ihm nicht zu theuer wäre, der Welt und sich den Frieden zu kaufen.

Dies war genug, die halb erloschenen stolzen Hoffnungen Johanns lebendiger denn je zu entzünden, und seiner ganzen Thätigkeit neue Richtung zu geben. Er forschte, verlangte Erklärungen, berieth, machte Vorschläge. Ludwig bezeugte unverholen, er konne die Krone niederlegen, aber frei und ungezwungen, nicht dem Reiche zur Schmach. Es müsse der Papst ihn zuvor freisprechen vom Banne, dann werde auch er das Seine thun.

Mehr konnte der König von Böheim, mehr Johannes zu Avignon selber nicht hoffen und fordern. Die Sache schien entschieden. Das Fernere ward verabredet, des Königs Eidam, Heinrich von Niederbaiern, in das Geheimniß gezogen; diesem des Kaisers wichtige Erklärung, als Verwahrer derselben, übergeben; doch mußte er mit eigenhändiger Schrift Verschwiegenheit über Alles geloben, bis der heilige Vater den Bann der Kirche vom Kaiser genommen haben würde [224]). Er gelobte Alles. Es

224) Heinrichs Gegenversicherung, gegeben am St. Elsbethentag (19. Winterm.) 1333 zu Rotenburg, abgedruckt bei Oefele 2, 163 ff.

spiegelte ihm der schlaue Schwiegervater Wahrscheinlichkeiten von Erlangung der Reichsverweserwürde, vielleicht der königlichen Krone selbst, vor. Allein einerseits der ungeschmeidige Stolz des Papstes, dann die redselige Eitelkeit Herzog Heinrichs vereitelten alle Künste des klugen Königs von Böheim, da er eben seinem Ziele am nächsten zu stehen glaubte. Denn Johannes XXII. wollte keine Lossprechung gewähren, es habe denn Ludwig vorher auf offenem Reichstage seinen Thronen ensagt. Der Herzog von Niederbaiern aber ließ das Geheimniß früher, als er sollte, entschlüpfen; reisete her und hin; warb schon um der Kurfürsten Huld [225]); unterhandelte schon mit dem Papst [226]) und veranlaßte ein Gerücht, der Kaiser wolle zu Gunsten seiner die Krone der Deutschen abgeben. Deß murrten die Fürsten. Ludwig, nun offene Erklärung schuldig, empört und beleidigt von Allen, zerriß das Gewebe der Ränke; behandelte die Sache als grundloses Gerücht und erschien wieder in gewohnter Würde und Macht kaiserlicher Majestät.

---

225) Herzog Rudolf von Sachsen erwies sich ihm schon günstig. Scheids biblioth. goetting. S. 242.

226) Er schickte den Domherrn Ludwig Märler von Regensburg gen Avignon. Gmeiner 2, 8.

Sein grauer Feind zu Avignon, unter gebrochenen Hoffnungen entrüsteter, denn je, schleuderte von neuem Bann und Fluch gegen ihn, versuchte Italiens Abfall, Deutschlands Empörung. Aber mit gewaltiger Hand behauptete der Schwe sein Recht und des deutschen Volkes Frieden; verbot, dem römischen Stuhl Zehnten und Steuern zu entrichten, die unter Vorwand eines Kreuzzuges wider die Ungläubigen gefordert waren, und ließ die geistlichen Fremdlinge austreiben, welchen Johannes XXII. zum Nutzen seiner Schatzkammer deutsche Pfründen verliehen hatte.

Da starb mit unversöhntem Herzen der neunzigjährige Papst im Jahre 1331. Er hinterließ einen Schatz von achtzehn Millionen Goldgulden und sieben Millionen werthen Kostbarkeiten [227]).

17.

Herzog Heinrich XIV. in Landshut und seine Brüder. Krieg des Kaisers gegen Johann von Böheim.

Im J. 1331 — 1337.

Niemand war unzufriedener, als der um den Traum von der Kaiserkrone betrogene Herzog

227) Daneben ein Büchlein de contemtu mundi, setzt spottend Aug. v. Kotzebue (in seiner Gesch. Kaiser Ludwigs IV.) hinzu.

Heinrich in Landshut. Voll herrischer Heftigkeit und stolzer Meinung von sich, hatte er früher schon Alleinherrschaft in Niederbaiern gewollt und mit Otto, seinem Bruder, wie mit seinem Vetter Heinrich dem Natternberger viele Händel gehabt. Das ganze Land war darüber in Verwirrung gekommen. Denn jeder von den drei Fürsten hatte sich der Vesten und Städte bemeistert, so viel er mochte, und Anhang nicht immer mit den weisesten Mitteln geworben [228]: bis der Kaiser endlich, angerufen von den beiden jüngern Fürsten, zu Regensburg den verderblichen Zank endete. Jeglicher empfing damals seinen Nutztheil; der ältere Heinrich, oder der Vierzehnte seines Namens, zu seinem Wohnsitze Landshut [229], Otto Burghausen, das Stammschloß längst erloschener Grafen auf dem Felshügel an der Salzach, zu dessen Fuß die Stadt [230] lag [231];

228) Wie aus den Urkunden des specim. diplomat. (bei Oefele 2, 157) erkannt wird.

229) Nebst Schärding, Pfarrkirchen und dazu gehörigen Gebieten. Es war im Jahr 1331.

230) Sie hatte schon als solche den Namen, auch Richter und Rath zu dieser Zeit. (Oefele 2, 157. 172.)

231) Dazu noch Braunau, Oetting, Traunstein, Reichenhall und was im Land vor dem Gebirge zu den Bezirken dieser Städte gezählt ward.

Was der Kaiſer zu bewilligen geneigt war, würde ohne Zweifel genügt haben, Spanien zufrieden zu ſtellen, wenn er's im Anfang angeboten hätte. Jetzt aber machte die Liga höhere Anſprüche. Sie wollte eine feſtere Verfaſſung, um auf immer alle Willkühr des Hofes und der Großen zu verbannen. Sie wollte die alten Rechtſame der Nation wieder hergeſtellt, die von den Königen nach und nach unterdrückt worden waren. Sie wollte, was ſie ſchon früher genoſſen, und was ſie unverändert noch dreihundert Jahre nachher wollte.

Die Forderungen, welche Spanien im Jahr 1520 an Kaiſer Karl V. ſtellte, zeugen von einer Größe und Klarheit ſtaatsthümlicher Ideen, zu denen, wie Robertſon ſelbſt ſagt, die Engländer erſt ein volles Jahrhundert ſpäter gelangten, Frankreich in unſern Tagen nur zum Theil Schritte that, die übrigen Nationen Europa's nie ſich erhoben. Es iſt der Mühe werth, das näher kennen zu lernen, was damals die Liga als Grundgeſetz des Reichs vorſchlug.

Nach einer langen Vorrede über die mannigfaltige Noth, unter welcher die Nation ſeufzte, über die Fehler und Verderbtheiten der Regierung, denen man alle dieſe Uebel zuſchrieb, ließ man die beiſpielloſe Geduld bemerken, mit welcher das Volk jedes Elend trug, bis es endlich ſeiner

der jüngere Heinrich, auch der Natternberger geheißen, Deggendorf [232]). Wie nun aber die Theilung vollzogen werden sollte, traute keiner dem Andern, und niemand wollte die früher an sich gerissenen Schlösser dem Andern öffnen, ehe er die ihm neu zugesprochenen in Besitz hatte. Am meisten war Heinrich seines schmalen Landtheils unvergnügt; hingegen Otto und der Natternberger hielten zusammen gegen ihn. Die Ritterschaft parteiete sich für und wider. Viele Monden lang [233]) währte die allgemeine Fehde. Mancher Ehrenmann ward erschlagen, manche Burg gebrochen, bis der Kaiser, von den jüngern Fürsten gerufen, noch einmal erschien. Aber eigensinnig oder mißtrauisch mochte Heinrich von keiner Einmischung fremder Gewalt hören. Ludwig war gezwungen, Kriegsvolk aufzubieten und ihn in Straubing belagern zu lassen [234]).

---

232) Dazu noch Dingolfing, Landau, Vilshofen, Cham und Bogen mit allem Zugehör. Andr. Presbyter.

233) Von Aschermittwoch bis tief in den Sommer des Jahrs 1332. Der junge Natternberger nahm oder zerstörte zwanzig Schlösser und Ortschaften allein dem Grafen Ulram von Hals, der es mit Heinrich XIV. hielt.

234) Ludwig schlug dazu eine Brücke juxta oppidum quod dicitur chabers. Mon. boic. 11, 108. Ob

König Johann von Böheim rettete seinen Eidam auch hier durch Vermittelung noch in guter Zeit [235]).

Was der Herzog von Landshut nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, ward ihm bald unerwartet durch den Tod seiner blutsverwandten Gegner gewährt. Zuerst starb sein Vetter, der jüngere Heinrich. Dieser, dem Ruhe theurer, als Herrschaft über das kleine, tieferschöpfte Gebiet war [236]), hatte daſſelbe wieder mit dem von Landshut freiwillig vereinigt [237]); zum Wohnſitz aber, fern von dem unruhigen Heinrich, die Burg auf Natternberg gewählt, wo er seine frühern schönen Tage genossen. Hier brach er eines Abends, da er Kurzweil trieb, im Springen das Bein, und

---

der Kaiser selbſt bei der Belagerung gewesen, ist zweifelhaft (durch die Bemerkung im Direktorium der Ludwicianischen Akt. im Anhang von Zirngibls Gesch. Ludwig des Baiern. S. 598).

235) Die Urkunden gegeben zu Paſſau und Nürnberg, vom J. 1332 bei Oefele 2, 160 ff.

236) Schon am 6. Christm. 1331 hatte er seinen Unterthanen für eine von ihnen bezogene Klauenſteuer einen neuen Freiheitsbrief ausgestellt.

237) Die Urk. Landshut am St. Lienhardstage 1332, bei Oefele 1, 259.

die versäumte Wunde raubt' ihm nach wenigen Tagen in seiner Blüte das Leben [238]).

Drittehalb Jahre nach ihm starb, kinderlos wie er, auch Herzog Otto zu Burghausen [239]). Im Vorgefühl des Todes, und dem habsüchtigen Bruder gram, hatte er, Kraft eines letzten Willens, den Kaiser zum Pfleger sowohl seines Landes als seiner Wittwe, Frau Richarda von Jülich, gesetzt, und nach deren Abgang, zum Erben [240]). Herzog Heinrich XIV aber verwarf den Willen des Verstorbenen, ergriff gewaltsam Besitz von dessen Landtheil, und ward auf solche Weise Alleinherr des gesammten Niederbaierns. Der Kaiser achtete die Ruhe des Landes und die Erbschaftsrechte eines Bruders höher, als den Gewinn. Er that, was Klugheit und Großmuth forderten, und mied den Streit. Ohnehin war er in bedeutendere Händel verstrickt.

In demselben Jahre nämlich waren Kärnthen, Krain und Tirol durch den Tod ihres Fürsten

238) Am 18. Brachm. 1333. Mon. boic. 15, 526.

239) Den 14. Christm. 1335. Mon boic. 15, 517.

240) Als Landesverweser und Vormund sollte Ludwig von jedem Pfund Einkommens einen Pfenning beziehn. Im Fall Frau Richarda ihm das ganze Land einst abtreten wollte, sollte er sie mit 20,000 Pf. Regensb. Pfennige entschädigen.

dem Reiche erledigte Lehen geworden [241]). Der letzte Herzog von Kärnthen hatte nur eine einzige Tochter hinterlassen, Margarethen, ein schönes Fräulein [242]), die reiche Erbin all' seines Gutes. Weil ein Weib aber nicht in die Lehen des Reiches, laut Gesetzen desselben, folgen konnte, ohne kaiserlicher Majestät Einstimmung, hatt' ihr Vater schon vier Jahre vor seinem Tode bewirkt, daß er über seiner Länder Erbe nach Wohlgefallen verfügen möge. So hatt' ihm Ludwig gewährt, doch sich vorbehalten, daß, welcher zum Erben gewählt werde, seiner besondern Genehmigung bedürfe [243]). Weil diese nie gefordert worden, er-

241) Es starb nämlich Herzog Heinrich von Kärnthen den 4. April 1335.

242) Nimis pulcra nennt sie Joh. Vitodur (*Eccards* corp. hist. 2, 1564); als puella tam pulcra bezeichnet sie das Chron. Hermanni Corneri (*Eccardi* 1, 1052.) Die baierischen Zeitbeschreiber, wie Veit Arnpekh, Ebran von Wildenstein u. a., ihr ohnehin unhold, schilderten sie mißgestalter, wahrscheinlich durch den Zunamen Margarethens verleitet, der Maultasch hieß, welchen andere von einem Schloß herleiten, das zwischen Bozen und Meran gelegen gewesen.

243) Die Urkunde gegeben Meran, am (4. Hornung) Erichtag nach unserer Frauentag zu Lichtmeß 1330, in Steyerers hist. Alberti II. S. 78. ff.

klärte der Kaiser die Lehen des Reichs offen, und ertheilte Kärnthen den Schwestersohnen des verstorbenen Fürsten, den Herzogen zu Oesterreich; schloß auch Bündniß mit denselben zu Schutz und Trutz [111]). Dies alles aber war gegen die Vergrößerung des Hauses Luxemburg und wider des Königs von Böheim Habsucht gerichtet, welcher seinen unmündigen Sohn Hans mit Margarethen vermählt hatte, um das schöne Gebirgsland zu gewinnen, wie Dir schon erzählt worden ist.

König Johann lag krank zu Paris an Wunden, die er aus einem Turnier davon getragen. Als er des Kaisers Verfügungen über die Lande in den Alpen hörte, und alle Entwürfe plötzlich zerstört sah, die er mit so großer Klugheit angelegt zu haben glaubte, ward er voll Zorns ausser sich. Er bot seine Freunde insgesammt, Polen, Ungarn, Sachsen, zum Krieg auf. Demüthigen wollt' er Habsburg, aber das Gewicht seiner ganzen Rache sollte auf Ludwig fallen. Ja er gelobte dem Tahst, diesen Menschen, der sich noch Kaiser nenne, wie er sich ausdrückte, in Jahresfrist todt

111) Die Urk. vom 2. Mai 1335 gegeben zu Linz. Steperer S. 83. Auch Tirol ward ihnen gegeben, doch sollte an Ludwig den Römer, den Sohn des Kaisers, ein Theil desselben fallen. Steperer S. 85 ff.

oder lebendig gen Avignon zu liefern. Sobald er genesen war, verließ er Paris, um den Feldzug gegen Baiern und Oesterreich durch seine Gegenwart zu beleben. Sein Eidam, Heinrich XIV, stieß zu ihm. Sein älterer Sohn Karl, Markgraf von Mähren, drang ins Tirol zur Vertheidigung des Bruders und Margarethens, die Beide daselbst wohnten.

Der Kaiser fürchtete des Böhmen Macht und Zorn nicht. Die Feindschaft eines Wankelmüthigen ist nicht so furchtbar, als seine Freundschaft. Er ging ihm mit auserlesenen Schaaren entgegen, an der Spitze von sechs- bis siebentausend Kronhelmen; befreite am Inn Neuburg, welches belagert worden; deckte Oesterreich, dessen Herzoge schon wankten, und zwang in Niederbaiern Heinrich XIV zum Frieden [245]).

Der König von Böheim empfand bald, daß er im Felde nicht Alles vermöge. Darum wandt' er sein Spiel, vertrug sich mit den Fürsten zu Oesterreich; ließ ihnen Kärnthen, und behielt aus der Erbschaft allein Tirol für Margarethen, und deren Gemahl, seinen Sohn [246]). Da sich die

245) Urk. vom St. Georgentag 1336. Oefele 1, 166.

246) Der Friede ward im J. 1337 geschlossen. Mehrere Umstände dieses Kriegs erzählt der Continuator Martini Poloni (bei Eccard 1, 1452).

Hauptkreiter also verglichen, blieb dem Kaiser nichts, als das Schwerd zu senken, welches er für Bundesgenossen gezuckt, die selbst wegen ihm schuldiger Kriegskosten Schwierigkeit erhoben. Er ging mit dem Könige von Böheim Frieden ein; doch mußte Johann, was er beherrschte, nun von ihm, als des Reiches einigem Herrn und Haupt, zum Lehen nehmen, seinen prahlenden Uebermuth zum Spott. Auch Heinrich von Niederbaiern, welcher während der Fehde ohne Schonung des Papstes Bannbriefe hatte gegen Ludwig verkünden lassen, ward in des Kaisers Gnade wieder aufgenommen [147]); desgleichen Regensburg. In dieser Stadt hatten die Mönche, vom Herzog ermuntert, während des Krieges gewagt, wie zu Landshut, den Kirchenbann zu verlesen. Ludwig zog mit seinem Kriegsvolk gegen die ungetreue Reichsstadt gerückt, sie zu strafen. Mit ihm zogen die aus Regensburg verbannten Auer: sie hatten noch viele Freunde in der Stadt. Durch ihre Anhänger ließen sie heimlich vom Burggrafenhof, neben der Ringmauer gelegen, unter diesen einen verborgenen Gang hinausgraben. So sollte des Kai-

147) Bei diesem Anlaß geschah, zur Bekräftigung der neuen Eintracht, die Verlobung Elisabeths der kaiserlichen Tochter mit Herzog Heinrichs XIV einzigem, noch unmündigem Sohn, Johann. Aventin.

sers Heer, welches zwischen Kefering und Galkofen lagerte, ohne Mühe hereinkommen. Allein die Regensburger entdeckten die Verrätherei und liessen ein Paar der ertappten Arbeiter an die Zinnen der Stadtmauer hinaus henken [248]).

18.

Unterhandlungen mit Avignon. Ober- und Niederbaiern wieder vereinigt.

Im J. 1338 — 1341.

Der Kaiser sah mit Vergnügen das Ende dieses Krieges. Lebhafter, denn je, beschäftigte ihn der Gedanke des Friedens mit der Kirche. Nach dem Tode Johannes XXII, des alten schrecklichen Widersachers, trug Benedikt XII die dreifache Krone, ein weiser, gerechter Mann. Dieser ehrte im Stillen eben so sehr des Kaisers Klugheit, als Unschuld, und nannt' ihn wohl selber den vortrefflichsten Herrn auf Erden. Nicht also den König von Frankreich, dessen Botmäßigkeit er sich gern entzogen hätte. Er trachtete aus der französischen Unterthanenschaft nach Rom zu kommen, um dort in freier Selbstständigkeit zu walten, wie einem Haupte der gesammten Christenheit gebühre; that auch die ersten Schritte, sich dem Kaiser wieder zu nähern.

248) Gmeiner zum J. 1337.

Allein Philipp von Valois, König von Frankreich, lüſtern nach Italien und dem Kaiſerthum, widerſtrebte einer Verſöhnung, die ſich mit ſeinen Wünſchen übel paarte. Er beherrſchte durch die Mehrheit der Kardinäle, die franzöſiſcher Herkunft war, den Willen des Papſtes. Umſonſt bot Ludwig der Kirche jede Genugthuung; umſonſt ſchmeichelte er ſelbſt Philippen; umſonſt mahnte Benedikt XII. dieſen zur Freundſchaft mit dem hohen Deutſchen. Drei und vier Jahre gingen in eiteln Unterhandlungen verloren.

Als ſieben Geſandtſchaften gen Avignon fruchtlos geweſen, erkannten der Kaiſer und alle Fürſten Deutſchlands, daß Philipp von Valois allein Verſöhnung Ludwigs und der Kirche hindere. Der öffentliche Unwille ward laut; Ludwig ſtark durch ihn. Es wurde zur Demüthigung Philipps mit deſſen Erbfeinde, dem tapfern Eduard, König von England, ein Bündniß geſchloſſen; dieſer an den franzöſiſchen Grenzen in den Niederlanden zum Reichsverweſer ernannt; und mit deutſchen Völkern zum Kriege gegen Philipp unterſtützt [249]). Dann auf offenem Reichstage trat Ludwig in vollem Kaiſerſchmuck vor die

249) Auch Ludwig, Markgraf von Brandenburg, des Kaiſers Sohn, kam dazu mit zweitauſend Helmen.

Versammlung der Deutschen [250]), sprach, bewegtes Herzens, doch mit Nachdruck und Würde, was er gethan, die Kirche auszusöhnen, und die vom Fluch derselben getroffenen Völker von der bang'n Unruhe des Gewissens zu erlösen.

Die Versammlung, einträchtig, in edler Begeisterung, erklärte: es habe der Kaiser genug gethan; von nun an des Papstes Bannstrahl keine Kraft mehr. Und zu Rense schworen die Herren feierlichen, ewigen Verein, des heiligen Reiches Recht zu schirmen. Wen der Kurfürsten Mehrzahl erkoren, der sei König oder Kaiser, anderer Bestätigung nicht bedürftig; denn von Gott allein stamme kaiserliche Hoheit und Gewalt. Eines Papstes Ausschreiben im Reich, ohne der Erzbischöfe Beistimmung, sei kraftlos; und bei Erledigung des heiligen Thrones kein anderer Reichsverweser anzuerkennen, als ein Pfalzgraf am Rhein. — Das war die Majestät des Reichs, welche, sich selber rettend, mit gewaltiger Stimme sprach. Die Geistlichen, welche des Papstes Fluch verkündet hatten, flohen vertrieben.

Nun erhob sich gegen Philipp von Frankreich der Krieg zur Unterstützung Eduards von England. Durch Philipps Entkraftung allein konnte der Papst frei genug werden, seiner Achtung für Lud-

250) Im Heumonat 1338.

Selbſterhaltung willen und durch Rückſicht deſſen, was man dem Vaterlande ſchuldig ſei, genöthigt worden wäre, ſich zu verſammeln, um auf geſetzliche Weiſe für ſeine Sicherheit und für die ſeiner Verfaſſung Sorge zu tragen. In Folge deſſen ward verlangt, der König möge in ſeine Staaten zurückkehren, ſich ohne Bewilligung der Cortes nicht aus denſelben entfernen; ohne Genehmigung derſelben ſich nicht vermählen; unter keiner Bedingung fremdes Kriegsvolk nach Spanien ziehen, noch Ausländern eine geiſtliche oder weltliche Stelle anvertrauen.

Jede Stadt ſoll in Zukunft zur Verſammlung der Cortes drei Abgeordnete ſenden, einen aus der Geiſtlichkeit, einen aus dem Adel, einen vom Bürgerſtand, jeder von ſeinen Standesgenoſſen erwählt. Der Hof müſſe ſich weder mittelbar noch unmittelbar in die Wahl dieſer Abgeordneten miſchen; kein Mitglied der Cortes könne, ſo lange es in den Cortes iſt, unter Todesſtrafe oder Konfiskation ſeines Vermögens, eine Stelle oder einen Gehalt vom König annehmen, weder für ſich, noch für Jemanden aus ſeiner Familie. Jede Stadt oder Gemeinde habe ihrem Stellvertreter in den Cortes einen beliebigen Gehalt anzuſetzen. Die Cortes ſollen ſich wenigſtens alle drei Jahre einmal verſammeln, der König möge ſie einberufen oder nicht; da hätten ſie über die Angelegen-

wigs Tugenden Genüge zu leiſten. Ludwig ſelbſt hatte verheißen, an der Spitze von zweitauſend Helmen in den Kampf zu ziehn, ſobald Eduard Hilfsgelder geben würde. Doch die Hilfsgelder blieben zurück, oder wurden zu ſpät oder zu kärglich geboten, als daß der Kaiſer hätte von ihnen Gebrauch machen können [251]).

Philipp, welcher bei ſeinen Schmeichlern der Beglückte hieß, aber ſelten war, fürchtete den wider ihn aufgeſtandenen Bund. Er unterhandelte mit Ludwig; erkannt' ihn als Kaiſer an; verſprach ihm ſeine guten Dienſte beim heiligen Stuhl; alles, damit er ihn von thätigerer Unterſtützung der Engländer entferne. Eduard von England, zu früh erſchöpft [252]), unterhandelte ſchon nach zwei Feldzügen Waffenſtillſtände. So gewann Philipp von Valois durch Schlauheit, was er gewollt. Kaiſer Ludwig fühlte ſich gezwungen, mit Frankreich in Frieden zu treten, ohne deſſen König anderes Sinnes zu machen.

---

251) Mannert (Kaiſer Ludwig IV. S. 408) zeigt mit vielem Scharfſinn, wie Ludwig eben ſo klug, als rechtlich handelte, daß er vielleicht wider ſeine eigene Neigung keinen größern Theil an dieſem Kriege nahm.

252) Er war ſogar zur Verpfändung ſeiner königlichen Kleinodien gezwungen.

Die Eintracht des Reiches und der Kirche blieb nichtiger Wunsch.

Noch während dieser Begebenheiten verließ Herzog Heinrich XIV. von Niederbaiern das Leben [253]). Derselbe hatte nur einen zehnjährigen Sohn, Johannes, als Erben hinterlassen. Der Kaiser übernahm dessen Pflege, wie die Verwaltung der Niederlande, und ließ das Schuldenwesen derselben durch seinen Bizthum Heinrich den Ramsberger untersuchen und ordnen.

Folgendes Jahres aber starb nicht nur der unmündige Fürst [254]), sondern bald nach ihm auch seine Mutter, Margarethe, des Königs Johann von Boheim Tochter [255]). König Johann hatte noch gehofft, die junge Wittwe Kasimirn, dem Könige von Polen, zu vermählen. Der Bräutigam war auch zu ihrem Krankenbett gekommen. Als sie ihn aber sah, erschrack sie vor seiner unbekannten Tracht und Gestalt, richtete das Antlitz gegen die Wand und erblich [256]).

---

253) In den ersten Tagen des Herbstmonds 1339. Mon boic. 15, 534.

254) Den 22. Christmonds 1310. Arnpekh u. Adlzreiter.

255) Den 10. Heumonds 1341.

256) *Albertus* Argentinensis (Urstis. 2, 129) bewahrte diesen Zug.

Alsbald forderten die Stände des verwaiseten Landes, daß Ludwig beiderlei Baiern, nach fast hundertjähriger Trennung, wieder unter seine Herrschaft vereine. Zu Dezgendorf nahm er ihre Huldigung an. Nur schüchtern machten die österreichischen Fürsten einen grundlosen Anspruch auf Erbschaft wagen, wegen Verwandtschaft mit Elisabeth, Herzog Stephans Tochter[257]). Denn Vertrag und Uebung im Hause Wittelsbach verschlossen die Erbfolge weiblicher Seite, so lange noch männliche, rechte Erben vorhanden waren. Schwieg doch selbst bei großen Rechten, Pfalzgraf Rudolf II. am Rhein, der Nachkomme der Ottonen, sei es aus Ehrfurcht für den erhabenen Oheim, oder aus Klugheit, welche den Glanz des beneideten Wittelsbach durch Zwiespalt nicht schwächen wollte.

Also wurden die Lande von Ober- und Niederbaiern nach sechsundachtzig Jahren wieder ein eigened Land. Und Kaiser Ludwig, eingedenk der großen innern Entkräftungen, der vielen blutigen Händel, welche aus Theilungen entsprungen waren, beschloß: Baiern soll fürdas und ungetheilt bleiben ewiglich; möcht' es jedoch nicht ohne Gefährde geschehen, dürfe vor dem zwanzigsten Jahre

257) Mit dieser Schwester Heinrichs XIV. war nämlich Herzog Otto von Oesterreich vermählt.

nach seinem Tode nicht getheilt werden. Welcher seiner Söhne es früher begehre, sei erblos [258]).

19.

Tirol an Baiern. Papst Clemens VI. wider den Kaiser.

Im Jahr 1341 — 1344.

Diese unerwartete Verdoppelung seiner Hausmacht, das Gefühl eigener Selbstständigkeit erhöhend, verjüngte seinen Muth, den alten Kampf des Kaiserthums und der Kirche würdig zu bestehen, und den Stamm der Schyren auf lange Zeiten in Deutschland groß zu machen. Noch waren Luxemburg und Habsburg in ihrem Erbgut reicher, denn Wittelsbach. Ihnen überlegen oder gleich zu werden, wurde nun sein lebendigstes Verlangen. Da mag auch der Gedanke in ihm aufgestiegen sein, zu Schwaben wieder ein Herzogthum herzustellen, wie dort vorzeiten lange geblühet. Viele Städt' und Herrschaften, einst der Hohenstaufen Gebiet, nun des Reiches, schienen die Ausführung eines Kaisertraums zu erleichtern, den vor ihm auch Rudolf von Habsburg schon genossen. Er begann damit, den jungen Herzog Stephan, seinen Sohn aus erster Ehe

248) Die Urkunde vom 10. Jänner 1311, gegeben zu Deggendorf, bei Oefele 2, 168.

von Beatrix von Glogau [259]), als Reichsvogt und Herzog in Schwaben, nach Ravensburg zu ſehen, daſelbſt des Kaiſers und Reiches Recht zu verwalten.

Das Glück bot ihm aber bald ſchnellern und wichtigern Zuwachs an.

Es lebte nämlich zu dieſer Zeit Markgraf Hans, der böhmiſche Königsſohn, mit Frau Margarethen von Tirol, ſeiner ſchönen und feurigen Hauswirthin, in ehelichem Unfrieden. Sie klagte, ſeit zehn Jahren an ſeiner Seite jungfräulich zu ſein [260]); er, daß er durch ihre Zauberei ohne Kraft und Hoffnung bleibe, Kinder ſeines Geblüts zu ſehen [261]). Darum viel Hausſtreit. Als er die Gemahlin mißhandelte, und gleich einer Gefangenen hielt, erbarmten ſich die getreuen Tiroler gern ihrer Fürſtin. Eines Tages

---

259) Geboren den 22. Chriſtmonds 1311.

260) Ihre Jungfräulichkeit ward freilich durch K. Karls IV. Worte in ſeiner Lebensbeſchreibung (*Freher. script. rer. bohem.* S. 103): Albertus, filius naturalis uxoris fratris mei, etwas verdächtigt.

261) In der Urk. vom J. 1349 (Steyerers Albertus II. S. 631) worin Markgraf Hans Eheſcheidung vom Papſt fordert, meldet er ſo.

von der Jagd heimkehrend, fand er die Burg für sich verschlossen. Er mußt' aus dem unsichern Lande nach Böheim entweichen. Nun flehte die Fürstin den Kaiser um Schutz an. Dessen Sohn, Markgraf Ludwig von Brandenburg, in der Fülle des Lebens Wittwer, schien ihr würdiger, ihre Hand und Tirol zu besitzen.

Dies Gebirgsland im Innern der Alpen, das Thor Italiens, Bajoariens uraltes Eigenthum, wieder an Wittelsbach zu bringen, däuchte den Kaiser ein hoher Gewinn. In den Zeiten der Reichsschwäche und des Faustrechts war es verloren gegangen. Seitdem wohnten nun dort auf Reichslehen oder Alloden in großer Freiheit vielerlei Grafen und Herren: die Bischöfe von Trient und Brixen hatten neben ihnen weitläufige Gebiete und Rechte. Am mächtigsten waren, seit dem Verderben der alten Meraner, die Grafen von Tirol, nach ihnen durch Erbschaft die Grafen von Görz geworden, deren Enkelin Margarethe war.

Nur aus kindlichem Gehorsam, doch voll Widerwillens trat der Markgraf von Brandenburg in die Wünsche seines Vaters ein. Allein die Hoffnung fehlte, daß der Papst, zu Gunsten eines im Kirchenbann schmachtenden Hauses, Margarethens erste Ehe auflösen oder eine zweite genehmigen sollte, in welcher Blutsver-

wandte verbunden werden sollten [262]). Da entschied Ludwig in kaiserlicher Machtvollkommenheit. Nun einmal in offener Entzweiung mit dem heiligen Stuhl, schonte er weder dessen Vorrechte, noch der durch Jahrhunderte ehrwürdig gewordenen Uebungen und Vorurtheile. Er selbst sprach, als höchster Richter, die Ehescheidung aus, und erklärte feierlich, daß die Verwandtschaft des Markgrafen von Brandenburg mit Margarethen, Herzogin von Kärnthen, Gräfin von Tirol, kein Hinderniß ihrer Vermählung sei. Denn wäre Ehe solcher Verwandten göttliches Verbot, würde auch kein Papst dasselbe, wie doch bisher immer geschehen, aufheben können [263]).

Auf dem Schlosse Tirol ward die Hochzeit mit vieler Pracht vollzogen [264]), in Anwesenheit hoher Geistlichen und zahlreichen Adels von Deutsch- und Welschland. Aus des Vaters kaiserlicher Hand empfing Markgraf Ludwig von Brandenburg das

---

262) Markgraf Ludwig und Margarethe, deren Großältern Geschwister gewesen, standen im dritten Gliede der Verwandtschaft zu einander.

263) Keiner lichtvoller, als Mannert (in s. Kaiser Ludwig IV. S. 426) entwirrte den Streit der Schriftsteller über diesen, für damalige Zeiten mehr als kühnen Schritt des Kaisers.

264) Im Hornung des J. 1342.

Land zum Lehen, dem jener die altherkommlichen Freiheiten und Rechtsame bestätigte [265]). Schon blühten hier vom mehrhundertjährigen Fleiße der Anbauer alle Thäler hoch an den Bergen hinauf. Droben sind diese noch mit Waldungen und Wiesen bis zu dem ewigen Schnee der Ferner bekleidet, wo Steinbock, Gems und Murmelthier in der Nachbarschaft des Aars wohnen. Salz und Erze, edler und unedler Gattung, wurden aus den Gebirgen hervorgegraben; in den mittägigen Thälern die süßesten Weine gezogen. Längs den zahlreichen Strömen und Bachen lagen viel Märkte, Dörfer und Weiler. Schon hatte sich Innsbruck, noch im zehnten Jahrhundert ein geringes Dörflein zu St. Jakob in der Aue, am Fuße des Höttigerberges, im zwölften Jahrhundert ein Marktflecken [266]), auf der schönen Ebene am Innufer städtisch ausgebreitet. Der Grund der

---

265) „Dhein vngewenlich Stuir nicht uflegen, on der Landlutt Rat," und die Grafschaft zu Tirol behandeln „nach der Besten Rat, die darinne gesezzen sint." Urk. München nach U. L. Fr. Tag 1342 (in J. N. G. v. Kreuners Anleit. zur Kenntniß Baier. Landt. S. 80.).

266) „Forum trans pontem" mit einer Zollstätte. Jos. Nägel Urkundensammlung (im Sammler für Tirol. 4r Bd. 3s St. S. 225 ff.

Stadt ſtand dem uralten Kloſter Wiltin zu [267]); ſo wie die meiſten Einkünfte des Landes frommen Stiftungen oder dem Adel gehörten, deſſen Burgen an den Felſenhalden der Thäler umherhingen. Daher klagte Markgraf Ludwig ſeinem Vater bald: er hab' ihm ein berühmtes doch karges Land gegeben [268]).

Dem Kaiſer jedoch, der immer noch nicht Italiens vergeſſen hatte, war weniger der Ertrag dieſer Grafſchaft, als ihre Lage an Welſchlands Schwellen, ihre Umgrenzung Oeſterreichs, ihre natürliche Feſtigkeit und ihres Volkes Tapferkeit wichtig. Er freute ſich der großen Erwerbung und behauptete ſie unverzagtes Sinnes, obwohl durch ſie, und die Art, wie er ſie gewonnen, der größere Theil von Deutſchlands Fürſten, Prieſtern und Völkerſchaften erſchreckt oder erbittert worden war. Denn daß ein Kaiſer aus weltlicher Macht Ehen trennen konnte, Blutsverwandte vermälte, den Rechtſamen der Kirche, dem Glauben des Volks und vielhundertjähriger Gewohnheit Trotz bot, erſchütterte Vertrauen und Neigung der Menge. Was die Kloſterlinge bisher vergebens

267) Herzog Otto v. Meranien erhob im J. 1231 den Markt zur Stadt und gab ihr Richter und Rath.

268) Terram famosam sine fructu. Anonym. Leob. (Pez script. rer. austr. 1, 961).

wider Ludwig gelästert, empfing den Schein der Glaubwürdigkeit beim Volk. Die Fürsten argwöhnten, den Kaiser plage Ländergeiz. Markgraf Hans schrie heftig über Unrecht und Gewaltthat; nicht minder dessen Bruder, Karl, Markgraf von Mähren, der Ländergierige; am lautesten beider Vater, König Johann von Böheim, den Vergrößerungssucht verzehrte. Denn wer sich gern Alles erlaubt, gestattet Andern selbst das Erlaubte ungern. Mit ihnen Allen verband sich auch Herzog Albrecht von Oesterreich, der nun für Kärnthens Besitz zitterte, da die Herren von Tirol herkömmlich auch den Namen kärnthischer Herzoge trugen.

Dies alles gab dem Grimm des päpstlichen Hofes neue Kraft wider den Mann, der, wie keiner vor ihm, die Majestät des heiligen Stuhls in Gefahr gebracht und unter allen Bannstrahlen der Kirche unversehrte Hoheit behauptet hatte. In demselben Jahr, da Tirol an Wittelsbach kam, war Benedikt XII. gestorben, und Clemens VI. an seine Stelle getreten, ein Fürst von großen Gaben; im Hause wollüstig, auf dem Throne kühn und herrisch. Den Luxemburgern hold, in deren Kreise er angenehme Tage als Lehrer Markgrafen Karls von Mähren genossen, hatt' er ihren Haß gegen Ludwig den Baier eingesogen. Nun an der Spitze von dessen Feinden,

heiten des Staates zu berathen, und zu unterſuchen, ob die Artikel gegenwärtiger Remonſtranz genau beobachtet wären. Den Richtern ſolle ein feſtes Einkommen und durchaus kein Antheil mehr an den Strafgeldern oder konfiszirten Gütern der Verurtheilten gegeben werden. Jedes Privilegium, welches der Adel zum Nachtheil der Gemeinden irgend zu einer Zeit empfangen habe, ſolle aufgehoben ſein; die Güter des Adels ſollen eben ſowohl, als die der Bürger, nach gleichem Fuß beſteuert werden; keinem Adelichen ſolle ferner das Gouvernement einer Stadt übertragen ſein. Die Wirthſchaft derer, welche ſeit Ferdinands Thronbeſteigung das königliche Erbgut verwaltet haben, ſolle unterſucht werden, und wenn der König zu dieſer Unterſuchung nicht binnen dreißig Tagen die Perſonen ernannt habe, ſollte das Ernennungsrecht den Cortes zuſtehen. Ohne vorherige Prüfung der Gründe und ohne Genehmigung der Cortes dürfen keine Indulgenzen mehr gepredigt oder ausgetheilt werden; alles daraus fließende Geld müſſe keiner andern Beſtimmung, als dem Kriege wider die Ungläubigen, geweiht ſein. Prälaten, welche nicht ſechs Monate in ihrem Kirchſprengel wohnhaft wären, ſollten die Einkünfte für die ganze Zeit ihrer Abweſenheit verlieren. Die geiſtlichen Richter und Gerichtsbeamte ſollen

und der christlichen Kirche, schienen Kampf und Sieg leichtes Werk. Er schleuderte bald, gleichgültig gegen des Kaisers Friedensboten, seinen schwersten Bann wider ihn, und erklärte laut vor dem ganzen Welttheil, nie wolle die Kirche den Baier gnadenvoll in ihren Mutterschoos aufnehmen, würd' er nicht reuig, mit abgelegten Würden und Kronen, binnen drei Monden als Büßer in Avignon erscheinen, sein wohlverdientes Strafurtheil anzuhören [269]). Der Kaiser erwiederte: So lang' ich athme, geschieht das nicht! — Auch erfuhr Clemens bald, daß ihm sein Gegner gewachsen sei, den er früh verachtete. England war damals zu neuen Angriffen gegen Frankreich bereit. Eine einzige drohende Sendung Ludwigs an König Philipp in Paris war genug, diesen zu erschrecken, und durch ihn den abhängigen Hof von Avignon, wo nicht zur Versöhnung, doch zur Anknüpfung dienstfreundlicher Unterhandlungen zu nöthigen.

Sei es aus eigenem Bedürfnisse frommen Gemüthes, sei es, den Völkern den lang ersehnten

269) Die Bulle Clemens VI., am grünen Donnerstage des Jahres 1343.

Frieden mit der Kirche zu gewähren: gern war Ludwig bereit, jede Genugthuung als Mensch darzubringen. Selbst des kaiserlichen Namens wollt' er sich entschlagen, bis er die Krönung, nach der Alten Weise, vom heiligen Vater selber empfangen haben würde. Aber widerrufen, was er als Oberhaupt des Reiches in weltlichen Dingen verfügt, des Reiches Ehren und Würden einem Papste opfern, und ihm zu Füßen die königliche Krone legen, die er durch freie Wahl deutscher Fürsten empfangen; Tirol feig an Luxemburg ausliefern und andere seiner Hoheit ungeziemende Demüthigung dulden: dies wollt' und konnt' er nicht. Selbst die Fürsten des heiligen Reiches, mocht' ihre Mehrzahl im Herzen auch wider ihn sein: die Entehrung der Reichsherrlichkeit mochten sie nie gestatten.

So, der Umstände immer Meister, behauptete Kaiser Ludwig seine unverletzte Größe, glücklicher und würdiger, als weiland in ähnlichen Kämpfen seine Vorfahren Heinrich IV. oder Friedrich der Rothbart. Auch, wenn der Augenblick forderte, fand ihn keiner saumselig in Waffen. Als in Deutschland ein Geschrei ging, es habe der Papst fünf Kurfürsten gewonnen, die mit vereinter Heeresstärke zu Frankfurt die Krone des Reichs von Ludwigs Haupt nehmen würden:

erschien der Kaiser plötzlich, von seinen vier Söhnen, von dreitausend Kronhelmen umringt, an der Spitze von zwanzigtausend Mann, und gebot Ehrfurcht. Zur rechten Stund' ein unerschrockenes Herz, spart Schlachten und bringt doch Siege. Alle Städte waffneten für ihn [270]). König Johann von Böheim dräuete ein Jahr später, für Luxemburgs Glanz das Schwerd noch einmal zu zucken; ein Wink Ludwigs genügte, Böheim von allen Seiten mit Feinden zu umringen. Brandenburger, Polen, Oesterreicher, griffen mit dem Kaiser gleichzeitig den König an, der nach kurzem Feldzuge Frieden bat, und gegen mäßige Entschädigung auf den Besitz Tirols verzichtete [271]).

20.

Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an Baiern.

Im J. 1345.

Mit der Fürsten mißgünstiger Eifersucht schien sich die Gunst des Glücks für Ludwig den Baier

---

270) Im J. 1344. Joh. v. Winterthur.

271) Krieg und Frieden im J. 1345. Johann empfing Görlitz und Bautzen; dazu 20,000 Mark Silbers.

zu mehren. In demselben Jahr, da Johann von Böheim gedemüthigt ward, kam Wilhelm, Graf von Holland, Seeland, Friesland, und Hennegau, im Kampf gegen die empörten Friesen ums Leben. Seine Schwester Margaréthe war des Kaisers Gemahlin, und durch Recht der Erstgeburt wie der Niederlande Willen Erbin. Ihr und ihren Kindern verlieh der Gemahl das uralte Reichslehn. Dann begab sie sich selbst dahin, Huldigung einzunehmen. Ihrem Sohn Wilhelm [272]) aber übertrug sie das große Erbe zu verwalten.

Es hatten vor Zeiten in jenen Niederungen deutschen Landes, wo sich die Ströme des Rheins, der Maas, Schelde, Weser und andere Flüsse in die Nordsee ausmünden, mancherlei wilde, tapfere Völkerschaften gewohnt. Sie sind Bataver geheißen und nie gänzlich vom alten weltbezwingerischen Rom unterjocht worden. Als dieses selbst die Freiheit verlor, haben sich die schon Unterjochten schnell hervorgethan; die Friesen zuerst, furchtbare Bogenschützen, an den nördlichsten Gestaden, welche mit gleicher Kraft ihren Boden

272) Vermuthlich im J. 1330 oder 1331 geboren; der Erstgeborne war Ludwig, genannt der Römer.

gegen Meeresfluthen, wie gegen fremde Unterdrücker vertheidigten. Nach diesem ist viel vom Streiten der Niederländer gegen Kaiser Karl I gehört worden, welcher die Hälfte ihres Volks vertilgen mußte, um die andere Hälfte zu zähmen, und zum Glauben zu bekehren. Dazu setzte er mächtige Grafen in das Land, und den Bischof von Utrecht mit großer Gewalt. Doch Bischof und Grafen wurden oft wieder verjagt, oder erschlagen. Denn das Volk schätzte, höher als Gut und Leben, die Freiheit, ohne welche der vaterländische Moorgrund, dem Meere mühsam abgerungen, zuweilen niedriger als dieses, unwerth war, bewohnt zu sein. Was zur Nothdurft oder Verschönerung des Lebens gehört, und der Boden versagte, mußte Fleiß erringen. Noth war hier, wie immer, die Erzieherin des Menschengeschlechts, und Gefahr machte es erfinderisch und kühn. Darum glichen die Leute der Niederlande, in Kraft und Muth und Liebe der Freiheit, den gebirgischen Völkern, so lange sie ihnen in Armuth und Einfalt der Sitten gleich blieben. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sah man die holländischen Städte mit großen Rechtsamen aufblühend; die Grafen, zwar Kaiser und Reich untergeben, doch erblich in ihren Würden; die Ufer des Meers und der Flüsse vom

Gewerbsfleiß und Handel mit kleinen Fahrzeugen belebt.

Als im zwölfhundert und neunundneunzigsten Jahr das alte Geschlecht der Grafen von Holland und Seeland ausgestorben, hatte Johann von Hennegau, den die Holländer begehrten, diese Lande vom Reiche zum Leben empfangen. Sein Enkel, Graf Wilhelm, der die Friesen zum Gehorsam treiben wollte, ward von ihnen überfallen und erschlagen [274]). So kam durch seinen Tod das deutsche Niederland an Margarethen, Ludwigs Gemahlin, und durch sie an die Kinder des Hauses Wittelsbach.

Auch in Baiern hatte Kaiser Ludwig durch mancherlei Erbschaft und Kauf das Stammgut der Schoren vermehrt; wie nach dem Erlöschen der Grafen von Lechgemünd und Graisbach [274]), der Grafen von Leonsberg und Schaumberg, derer von Eschenloh [275]) und Weilheim, Pfaffenhausen,

---

273) Im J. 1315.

274) Sie starben mit Berthold dem Reichen schon im J. 1323 aus. Ihnen hatten auch Mauerstetten, Weissenhorn, Burgeck u. s. w. angehört.

275) Schon vor Erlöschen des auch im Tirol reich be-

Oſenloh, Belau und anderer in Niederbaiern mit ihren Ländereien, Herrſchaften und Rechten.

31.

Der Gegenkönig Karl IV.

Im J. 1346 — 1347.

So grünte der Stamm der Schyren zwiſchen den Ungewittern der Zeit. Seine Zweige ſchirmten das Alpengebirge wie die Niederlande, die Fruchtgefilde der Donau, wie die Ufer der Elbe und Oder. Ohnmächtig ſah die Eiferſucht deutſcher Fürſten Ludwigs Große. Seine Weisheit zähmte ſie alle. Die erſten Mächte des Welttheils hielten mit Liebe oder Furcht zu ihm. Nur eins noch blieb ihm zu vollenden übrig — nie hatt' er

---

güterten Geſchlechts der Grafen von Eſchenloh, verkaufte Graf Berthold von der baieriſchen Grafſchaft Eſchenloh: Partenkirchen und Mittenwald mit allen Zugehörungen an Biſchof Engelbo zu Freiſing. Meichelbek II 1, 99 ff. Eſchenloh, Murnau, Staffelſee, Hugolfingen u. ſ. w wurden an das Hochſtift Augsburg verkauft. Erſt von dieſem brachte ſie Kaiſer Ludwig zur Ausſtattung des Kloſters Ettal kaufloh an ſich. Mon. boic. 7, 233 ff.

es vergeſſen! — die Wiedervereinigung Italiens zum heiligen Reiche.

Als aber König Robert von Neapel in dieſen Tagen geſtorben war [276]) des Papſtes mächtigſter Schirm in den welſchen Gegenden, erwachte noch einmal in des betagten Kaiſers Bruſt die Sehnſucht, jene ſchöne Halbinſel wieder zu gewinnen, und dort, vielleicht auf immer, der Päpſte Hoheit zu brechen. Dazu rief ihn die Rache des Königs Ludwig von Ungarn auf, deſſen Bruder von Johannen, Roberts von Neapel Enkelin, ermordet worden [277]); dazu bot Sizilien Beiſtand, voll Haſſes gegen das Haus Anjou; dafür regte ſich wieder mit verjüngtem Grimme die lang' unterdrückte Kraft aller Gibelingen vom Fuß der Alpen bis Kalabrien.

Papſt Clemens zu Avignon, von des Kaiſers Abſichten belehrt, ſelbſt gelüſtend nach ſeinem Vaſallenlande Neapel; in Verzweiflung, wenn Ludwig, dem er Vernichtung geſchworen, unter allen Bannſtrahlen der Kirche höher und ruhmreicher würde, forderte in verzweifelndem Zorne die Mächte der Erde und des Himmels auf, das

276) Im J. 1343.

277) Sie ließ ihren Gemahl im J. 1345 ermürgen.

Glück des Baiern zu zertrümmern. — Er verkündete der gesammten Christenheit mit seinem Fluche das ewige Verdammungsurtheil des Kaisers. „Wir flehen“, sprach er, „im Staube flehen wir zur Allmacht Gottes, diesen Sünder, zu Boden geschmettert, den Händen seiner Verfolger zu überantworten. Verflucht sei sein Ein- und Ausgang! Die Hand des Unendlichen schlag' ihn mit Wahnwitz, Blindheit, Raserei! unter ihm spalte sich der Boden! Es verschwinde sein Geschlecht und sein Name von der Oberfläche des Erdbodens! Mit eigenen Augen seh' er das Verderben seiner Kinder! [278])“

Dann forderte er die Fürsten auf, dem verwaiseten Reich einen neuen König zu wählen, an Ludwigs Statt. Alles Volk entband er des Eides und Gehorsams gegen den Feind Gottes. Seine Boten und Briefe durchflogen das deutsche Land. Viele Fürsten wankten, manche aus Ehrfurcht für den heiligen Stuhl, mehrere noch aus Eifersucht gegen Wittelsbach. Und weil der alte Erzbischof von Mainz, Heinrich von Virneburg, treu an Kaiser und Reich, verweigerte, die Kurfürsten

---

278) Die Bulle vom Ostertage des Jahres 1346, an die Kirche von Avignon geschlagen.

zur Gegenkönigswahl zu versammeln, entsetzt ihn Clemens, als des geistlichen Amtes unwürdig, und ernannte einen kaum zwanzigjährigen Jüngling, Grafen Gerlach von Nassau, an seine Statt. Dieser, wiewohl er durch Waffengewalt nur Meister eines geringen Theiles vom Erzstift ward, rief doch die dem Papste geneigten Herren gen Rense; alle geistlichen Kurfürsten, und die beiden von Böheim und Sachsen. Sie wählten Markgrafen Karl von Mähren, den Sohn König Johanns, den Zögling des heiligen Vaters. Sachsen stimmte für ihn um zweitausend, Köln um achttausend Mark Silbers.

Das Alles begab sich in Geheimniß und großer Eil, während Kaiser Ludwig, in Berathung mit dem Könige von Ungarn und den lombardischen Häuptern wegen des Feldzugs nach Italien, zu Trient weilte. Hier von der Wahl des Gegenkönigs belehrt, brach er schnell auf nach Deutschland, Ordnung zu stiften. Mit raschen und geübten Kriegshaufen kam er nach Frankfurt. Aber der Pfaffenkönig war furchtsam entflohen; jeder der Wahlfürsten beimgeeilt. Jenem schlossen die Städte des Reichs die Pforten; die Bürger von Lüttich zerbrachen ihm das Reichsbanner; Margaretha verschloß ihm die Niederlande. Als Flücht-

nicht mehr Bezahlung fordern, als die weltlichen Gerichtshöfe.

Am Schluſse, denn wir übergehen viele einzelne, auf damalige Zeitumſtände Bezug habende Artikel, verlangen die Cortes: der König habe dieſe Artikel zu ratifiziren und ſie eben ſo wohl für ſich, als für die Nation vortheilhaft zu achten; Verzeihung über alle vorgefallenen Unordnungen auszuſprechen, welche von den Städten im allzugroßen Eifer für die gerechte Sache begangen worden ſein könnten; er habe auf eine feierliche Weiſe zu verſprechen und zu ſchwören, dieſe Grundſätze gewiſſenhaft zu halten, keinen Anlaß zu ſuchen oder zu benutzen, ſie zu umgehen oder zu widerrufen, und niemals, weder beim Papſt, noch einem andern Prälaten, um Dispenſation oder Abſolution von dieſem Verſprechen und Eidſchwur anzuhalten.

Dies ungefähr waren die Hauptzüge von dem, was Spanien damals verlangte. Man wird darin die auffallende Verwandtſchaft der Grundſätze mit denen der Cortes von Cadiz im Jahr 1812 nicht verkennen; ein Beweis, daß die Wünſche der Spanier eben ſo wenig im Jahr 1820, als im Jahr 1520 durch das Leſen ſtaatswiſſenſchaftlicher Werke, durch hohle Schultheorien u. ſ. w. ihre eigenthümliche Geſtaltung annahmen.

ling 1093 er, von wenigem Kriegsvolk begleitet, nach Frankreich, wo König Philipp gegen Kaiser Ludwigs Schwager, Eduarden von England, unglücklich stritt. Auch König Johann von Böheim war hier und fand am blutigen Tage bei Cressy seinen Tod. Denn obschon blind, wollt' er im Kampfe nicht fehlen: ließ seinen Gaul zwischen die Rosse zweier Deutschen binden, und sich so in das Getümmel führen.

Ludwig versammelte inzwischen die Fürsten und Stände des Reichs zu Speier. Nicht eine einzige deutsche Stadt sprach für Karl. Seine Ernennung ward ungültig erklärt, machte sie auch der Papst feierlich dergleichen, und der Erzbischof von Coln ihn zu Bonn krönen. Mehr einem Abenteurer, als einem Könige gleich, kam der Sohn Johanns von Böheim auf weiten Umwegen nach Prag zurück, das väterliche Erbe in Besitz zu nehmen. Ludwig aber, unangefochtener Alleinherr, von der Ehrfurcht der Deutschen umgeben, setzte zu München seine Unterhandlungen wegen des Feldzugs nach Italien fort.

Da Clemens nun zerrissen sah, wovon er das Meiste gehofft, versucht' er noch Aufruhr, wie in Deutschland, so in Welschland; dort stiftete er den schwäbischen Adel auf, hier versöhnt' er

ſich mit allen ſeinen Gegnern. Mit ungeheuern Koſten ließ er Kriegsvolk in der Lombardei werben; dann bot er Karln auf, an der Spitze dieſer Söldner Tirol, den Schlüſſel Italiens, zu erobern durch plötzlichen Ueberfall. Wohlfeiles Kaufs ſchien die Beute. Denn Markgraf Ludwig unterhandelte im fernen Norden mit dem Könige von Polen und den deutſchen Rittern in Preußen wegen Sicherheit ſeiner brandenburgiſchen Mark.

Unköniglich, verkleidet als Kauffahrer, von wenigen Leibdienern begleitet, ſchlich Karl über die Berge nach Welſchland. Von hier aus griff er mit den Haufen lombardiſcher Miethlinge Tirol an, und drang in das ſchlechtbeſetzte Vinſgau herauf. Zu gleicher Zeit ſollte ein böhmiſches Heer von zweitauſend Helmen das wehrloſe Niederbaiern überfallen, und der ganze Adel Schwabens empöreriſch aufſtehen. Dieſer Anſchlag, bedächtig erfunden, raſch und kühn vollſtreckt, ſchien Wittelsbachs Größe in einem Streich zertrümmern zu müſſen.

Noch war im kaiſerlichen Greiſe Jugendkraft. Die Gefahr fand ihn nie erſchrocken. Seine Heere fanden fertig. Im Gebirge vertheidigte ſich Gräfin Margarethe voll männliches Muthes hinter den Mauern des Schloſſes Tirol.

Bald kam ihr Gemahl, der Markgraf aus Brandenburg. Er vertrieb die welschen Banden [279]). Karl rettete ſich mit groſſem Glück nach Böheim, wenn Fluch und Schmach Glück zu heiſſen ſind. — Im Nordgau ſtreifte mit unmenſchlichen Gräueln ſein böhmiſches Heer; doch nur eine einzige Burg ward von ihm erobert und nur durch Verrath [280]). Des Kaiſers Kriegsvolk, die Baierſchaaren, rannten ſtark und ſiegreich wider den Feind. Achtzehn mächtige Grafen in Schwaben hatten für Karl zuſammengeſchworen, und die wilde Sitte des Fauſtrechts erneut. Allein Herzog Stephan, der kaiſerliche Sohn und Reichsvogt zu Ravensburg, ſtark durch den Beiſtand der getreuen Städte, ſtrafte ſie furchtbar. Mit einem Heere von dreiſſigtauſend Mann berannte er ihre Burgen; nahm deren mehrere; zerſchlug ihr Bündniß; zwang alle zu neuer Unterwürfigkeit.

So vereitelte ein Sommerfeldzug von wenigen Monden die Berechnungen des ſchlauen Gegen-

---

279) Im Mai des Jahres 1317.

280) Burg Haiſtain, mit Hilfe des Dienſtmannen Kamerauer; im Heumend 1317. Ath. Argent. (Urſtiſ. 2, 140) und Henr. Rebdorf.

königs, die Anstrengungen des erbitterten Papstes. Ludwigs Macht und Thron, seit mehr denn dreißig Jahren tief gegründet in Ehrfurcht und Zuversicht deutscher Städte und Fürsten, blieb unerschüttert durch Muth, Gerechtigkeit und Glück.

22.

Ludwigs des Baiern Tod.

Im Jahre 1347.

Karls Vermegenheit nun im Schosse von dessen Erblande, und des Papstes Gewaltsamkeiten durch einen Zug in Italien zu strafen, hatte für den Kaiser großen Reiz. Gestärkt, nicht ermüdet, vom lebenslangen Kampf mit dem Schicksale, fühlte er keine Last der Jahre. Ihn erquickte in allerlei Unfällen fröhlicher Muth, reines Gewissen, Vertrauen zu Gott. Er lebte zu München ein thätiges, kaiserliches Leben; die Gedanken und Werke der Könige prüfend; Hohe und Niedere, Jeglichen nach Bedürfniß, lohnend oder schreckend; von den Gestaden der nordischen Meere bis zum Garigliano das Getümmel der Völker überschauend. Der Abendlande seines

Hauses pflegte er mit zärtlichem Vatersinn. Immer hatte er Herren von Flandern und Niederlanden mit sich; Tirol besuchte er oft; der Mark Brandenburg wandte er allein die reichen Steuern zu, die ihm jährlich des deutschen Nordens größte Stadt, der Hansa Haupt, Lübeck, zahlte. Sicherheit und Recht handhabte er weit umher im Reich. Fürstenzwiste entschied sein Hofgericht. Zum Landfrieden, des Rheinbundes edeln Zweck, ließ er Schwaben, Franken, Baiern schwören; dafür überall besondere Richter setzen. So verherrlichte er eine Krone, die er nie geliebt. Und unter dem Drange kaiserlicher Sorgen blieb ihm dennoch Baiern das theuerste Gut. Hier als Fürst, Gesetzgeber, Richter, Vater, ward er zeitgenossischen Herrschern ein Vorbild. Ausgestoßen von der Kirche blieb er ihr frömmster Pfleger. Immer in Kriegen wehrte er derselben Gräuel von seinem Volke ab. Ein Vierteljahrhundert lang betrat kein feindlicher Fuß die altbaierische Erde. Der Adel lernte die Macht des Gesetzes. Es schlossen sich in allen Städten die Blüthen des Fleißes und Handels freudiglich auf. Der Landmann hatte seinen Fürsprecher auf dem Throne. Immer stand diesem der Weiseste, Tapferste und Gerechteste am nächsten. Tort fand

die Bosheit ihren Rächer, das Gemeinnützige seine Belohnung [281]).

Im Herbst desselben Jahres, da König Karl von Böheim gedemüthigt worden war, lebte Kaiser Ludwig nach seiner Gewohnheit zu München. Bei ihm wohnte zum freundlichen Besuch die Burggräfin von Nürnberg, deren heitere Gesellschaft er gern genoß. Auch Johanna, Herzog Albrechts von Oesterreich Gemahlin, war, auf einer Heimreise aus Schwaben, zu ihm gekommen.

Eines Tages beim fröhlichen Gastmahl — es liebte Ludwig, obgleich mäßig im Genuß des Weins, die Freuden des Tisches [282]) —, über-

---

281) Als die Donau bei Oberaltaich verheerend das Ufer wegfraß, und der Abt zur Schonung des Landes dem Strome ein festeres Bette graben ließ (im J. 1344), lehnte es der Kaiser dem Kloster mit Schenkung einträglicher Güter; den Abt nahm er in sein Hofgesinde auf, und gewährte ihm zu ehrenvoller Auszeichnung, daß er mit vier oder sechs Begleitern in die kaiserliche Hofstatt einreiten konnte. Mon. boic. 12, 131. 137.

282) Herrmann. Corner. (In *Eccardi* corp. hist. 2, 1072.)

fielen ihn Schmerzen der Eingeweide. Sie zu mildern durch Bewegung, beſtieg er das Roß und ritt hinaus zur Bärenjagd, die ihn oft ergötzte. Als er in der Gegend des Kloſters Fürſtenfeld über einen Anger trabte, ſah man ihn plötzlich auf ſeinem Roſſe ſchwanken, und von demſelben niederſinken. Erſchroc'en eilten die Landleute aus der Nähe um den erlauchten Greis zuſammen. Das Gefolge ſtürzte herbei. Mit brechendem Auge ſtarrte der ſterbende Kaiſer zum Himmel: „Vergib, Allmächtiger, was ich geſündigt!“ ſtammelte er: „Ich habe viel gefehlt; doch Treue Dir gehalten in Herz und Glauben!“ Und es wich der edle Geiſt von ſeinem Leichnam. Es war am eilften Weinmonds des dreizehnhundert ſiebenundvierzigſten Jahres, im dreiunddreißigſten ſeiner Beherrſchung des Reichs [253]). Zum Gedächtniß dieſer Begebenheit wird der Anger noch in dieſen Tagen die Kaiſerwieſe geheißen [254]).

---

253) Daß er vergiftet worden ſei, ging in die Zeitbücher nur aus grundloſen Volksſagen über.

254) König Maximilian Joſeph errichtete noch im Jahr 1808 auf der Stätte, wo Ludwig ſtarb, eine hohe Steinſäule von Ettaler Marmor.

In der Kirche unserer lieben Frauen zu München, neben dem Leichnam Beatricens von Glogau, empfing die Asche des erlauchten Todten ihre Ruhestatt [285]). Dort wird noch heute in Erz und Marmor ein Denkmal bewundert, welches ihm die Hand eines seiner spätern Enkel weihete [286]).

So endete der Schyre. Er war zu groß und gut, als Mensch, um größer noch als Fürst zu sein. Dennoch kam von allen Herrschern seiner Zeit ihm keiner gleich an Adel und Stärke des Gemüthes. Zu helles Geistes für der Zeiten Finsterniß, zu frommes Sinnes für die Ruchlosigkeit seines Jahrhunderts, ward ihm das beneidenswürdige Unglück aller hohen Seelen, vom eigenen Zeitalter verkannt zu werden. Noch in die stille Gruft folgte ihm der Päpste thörichter Zorn [287]);

---

285) Die Augustiner zu München, deren Kloster Pfalzgraf Rudolf und Ludwig selbst gegründet hatten, weigerten dem im Bann Gestorbenen mit frommer Undankbarkeit das Grab bei sich.

286) Kurfürst Maximilian I. im J. 1622.

287) Nach zwölf Jahren noch war der päpstliche Bann nicht aufgehoben, und der Bischof von Freising

der Geistlichen Groll [288]). Aber Ludwig der Baier war es gewesen, der zuerst den Grundstein päpstlicher Allgewalt gebrochen hatte, die nun unaufhaltsam im Laufe der Jahrhunderte zusammenstürzte.

---

hätte gern, wäre er nicht durch des Kaisers Söhne verhindert worden, Ludwigs Gebeine wieder ausgraben lassen. Henr. Rebdorf.

288) In einer Freisprechung des Klosters Rot vom Bann, in welchem es Ludwigs willen (wegen des casus bavarinus) bis zum Jahr 1359 geblieben war, nennt Bischof Paul von Freising den Kaiser quendam Ludovicum de Bavaria, qui pro romanorum Imperatorem, dum viveret, se gessit. Mon. boic. 2, 13.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Zweiunddreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Viertes Buch.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Der ſpaniſche Adel hatte bis dahin mit dem Volke gemeine Sache gemacht. Nun aber, da er bemerkte, daß die Cortes zu Tordeſillas eben ſo unmittelbar auf Einſchränkung der Adelsvorrechte, als auf Beſchränkung der Miniſterialwillkühr zielten, zog er ſich zurück und ſchloß ſich an die königliche Regentſchaft an. Dies ward dem Gange der Volksſache gefährlich; der Hof empfing eine unerwartete Stütze im Innern des Reichs ſelbſt.

Die Abgeſandten der Liga nach Deutſchland, welche dem Kaiſer die obigen Artikel überbringen ſollten, vernahmen ſchon unterwegs und wiederholt, ſie ſollten, wenn ſie nicht ihre Köpfe wagen wollten, ſich auf keine Weiſe unterſtehen, vor dem Kaiſer zu erſcheinen. Als ſie davon Anzeige nach Spanien ſchickten, geriethen die Verbündeten in Wuth. Daß ein König von Kaſtilien verweigerte, ſeinen Unterthanen Gehör zu geben und ihre demüthigen Vorſtellungen zu empfangen, war in ihren Augen ein Despotismus ohne Beiſpiel. Schon ſah das Volk ſich den Adel zum Kampf rüſten und ſeine Vaſallen zuſammenziehen; ſchon ſah es die kriegeriſchen Anſtalten der Regentſchaft. Alſo ward zum Schwert gegriffen. Ein Volksheer von 20,000 Mann zog ſich aus allen Provinzen zuſammen. Padilla zwar war der Liebling des Volks und der Soldaten; aber

A D
FIBL UNIV.
MÜNCH.

Universitäts
Münchner
Bibliothek

Der Baierischen Geschichten

Viertes Buch.

Viertes Buch.

Die Bruderkriege der Schyrer.

Erster Abschnitt.

Verfall der baierischen Macht.

1.

Eingang. — Erdbeben. Pestilenz.

Im J. 1348.

Von den Ursprüngen des Nabstromes am Fichtelberg und von Eger am böhmischen Gebirge bis über den ewigen Schnee der tirolischen Ferner hinab zur Lombardei dehnte sich das alte Stamm- und Hauptland zwischen Inn, Salzach und Lech. Links lehterm Strome, in Schwaben, auch Franken, mehrten viel hohenstaufensche Güter den Schatz von Wittelsbach. Die blühenden Pfalzlande am Rhein; Hennegaus, Hollands, Seelands, Frieslands weite Niederungen an der Nordsee, und die

Marken von Brandenburg, nahe der Ostsee, an beiden Ufern der Oder bis zur Elbe — das alles war der Schyren Erbe.

Mit dem Leben des Kaisers aber gingen Macht und Glanz eines Hauses plötzlich unter, dessen Bestimmung geschienen, eines der gewaltigsten im Welttheil zu werden. Was des Vaters weise Kraft gesammelt, zersplitterte der Söhne zwieträchtige Selbstsucht. Verloren ward das Zepter des Reiches; verloren Tirol, Brandenburg und das Niederland am Meere — mehr denn Alles, Ruhm und Frieden in eigener Heimath. Brudermörderische Kriege besudelten den Boden des Vaterlandes mit dem Blute treuer Baiern. Des Fluches Erfüllung schien zu nahen, welchen der wahnsinnige Zorn eines Pabstes über Ludwigs Geschlecht gerufen. Von solchen Trübsalen der Fürsten und des Volks, und wie dann im Geiste des größten seiner Ahnherrn der staatskluge Albrecht Baierns Selbstständigkeit und Würde gerettet, erzähle Dir das vierte Buch der Geschichten.

Vor diesen traurigen Verhängnissen gingen ausserordentliche Naturerscheinungen her. Ein Erdbeben, wie seit Jahrhunderten nie erhört worden, erschütterte mit wechselnden Stößen vierzig Tage lang die Länder der Menschen an beiden Seiten der Alpen. Italien, Dalmatien, Ungarn, Süddeutschland, das Innere der Alpen erzitterten.

Berge fielen und begruben mit ihrem Schutte die Thäler. Viele tausend Unglückliche wurden von ihren Wohnungen erschlagen [1]). Die Mauern in mehr denn zwanzig Städten und Schlössern des obern Baierns stürzten zusammen [2]).

Dann strich von Mittag her die morgenländische Pestilenz über den Welttheil [3]). Es kam also, daß der Mensch eine Drüse gewann; danach starb er am dritten Tage [4]). Sie trugen aus den Thoren von Passau in einem Tage bei dreihundert, aus Wien bei zwölfhundert Leichname [5]). An vielen Orten waren in den Häusern mehr Todte als Lebendige, in den Zellen der Mönche das Sterben am schrecklichsten [6]). Vier Jahre wüthete die Seuche der Beulen. Es war der Welt bange.

---

1) Das Erdbeben begann im J. 1348 und dauerte noch folgendes Jahres in Italien fort. Zu Villach und in andern kärnthenschen Orten kamen bei 5000 Menschen um. So Henr. *Rebdorf.*

2) Wie Aventin meldet.

3) Quae in Asia apud Indos incipiens. *Staindelii* Chron. Oefele 1, 52. Zu Baiern wüthete sie im J. 1349 am heftigsten.

4) So beschreibt sie der Anonymus bei Oefele 2, 507.

5) So Hanfiz 1, 463.

6) Nur von der unreinlichen Schaar der Barfüßer Mönche sollen überhaupt 124,434 Personen gestor-

Noch fuhren Heuschreckenschwärme über das Meer, verzehrten die jungen Saaten, und brachten Hunger [7]). Die Kirchen erklangen von Bußgebeten. In den erschrockenen Städten wurden wieder die Geißler gesehn, halb entblößt, blutig und kläglich bei Bußgesang [8]). Endlich predigte ein würtemberger Geistlicher, Balduin von St. Veit, die Sterbensnoth komme aus Vergiftung der Brunnen durch Juden. Schauderhaft war die Pest; schauderhafter noch die Wirkung des Aberglaubens. Eine Stadt sagte es der andern wieder. In frommer Raserei mordete aller Orten das Volk. Bei Tausenden wurden die zerstreuten Nachkommen Israels erschlagen, gepfählt, verbrannt, ersäuft, geröstet; bei Tausenden starben sie auf Flucht in Wäldern und Einöden Hungers. Menschlich schön hat Regensburg vor vielen Städten und Fürsten gethan. Es beschirmte die Verklagten, welche

---

den sein (Nachr. von der Stadt Ulm S. 19), was doch wahrscheinlich übertrieben ist.

7) Chronik von Augsburg vom Bruder Sigmund Meysterlin, Handschrift auf Pergament S. 100. Sie geht vom Anfang der Stadt bis zum J. 1457, da sie geschrieben ward; weitläufig und mährchenreich in den ältern, sehr kurz in den neuern Zeiten.

8) Gmeiner regensb. Chronik 2, 54.

inner ſeinen Mauern wohnten, ungeachtet der Rede, die wider ſie ging [9]).

2.

König Karl IV wider Baiern. Des Landes Vertheilung.

Im J. 1348 — 1352.

Wie in den deutſchen Landen der Tod des Kaiſers ruchbar ward, erhob ſich König Karl von Böheim muthiger. Er, erzogen am franzöſiſchen Hof, gewandt, regſam und prachtliebend, wie ſein Vater Johann geweſen, aber feſteres Willens, als dieſer, nahm Glanz für Ruhm an, Untreue für Klugheit, Gewalt für Größe. Luxemburg wollt' er über alle Nebenbuhler heben. Luxemburgs willen ſchwächt' er das Reich; des Reichs willen die Fürſten. Am meiſten haßt' oder fürchtet' er von dieſen die Söhne Ludwigs, des großen Baiern. Ohne Wittelsbachs Erniedrigung ſchien ihm Luxemburg klein.

Sonder Nebenbuhler glaubt' er ſich des deutſchen Thrones ſicher. Von Avignon flog durch das Reich das Wort des heiligen Vaters, ihm das römiſche Königthum zu beſtätigen. Er ſelber noch in Waffen gegen Baiern — mit neuer Gewalt war er ins Nordgau eingedrungen — ließ ſein

9) Gmeiner z. J. 1349.

Heer vor Regensburg in der Ebene von Weichs lagern, und zwang da den Rath der Stadt, ihn anzuerkennen; mit Drohung und Huld, ihm wider die Söhne von Wittelsbach beizustehen[10]). Und in gleicher Zeit [11]) belehnt' er eigenmächtig Herzog Rudolfen von Sachsen, seinen Freund, der Baiern Feind, mit der alten brandenburgischen Mark; sprach die dazu gehörige Lausitz sich selber zu, die Fürsten von Meklenburg von ihrer Lehenspflicht gegen Brandenburg wegen des Stargarder Landes, los. Mehr noch that er, sich Freunde zu gewinnen mit Spende ungerechtes Gutes; alles wider die Söhne des Helden aus Wittelsbach.

Diese, in Erkennung ihrer Gefahr, traten alsbald gegen den regen Erbfeind zusammen; mit ihnen der greise Heinrich von Virneburg, Erzbischof zu Mainz; auch Herzog Erich von Sachsenlauenburg. Sie wählten dem Reich ein anderes Oberhaupt. Weil König Eduard von England Bedenken trug, die gefährliche Krone zu

---

10) Karl verlieh der Stadt, während seines mehrtägigen Aufenthalts in derselben, acht Bestätigungs-Urkunden ihrer Rechtsame; alle gegeben zu Regensburg den 9. und 10. kal. Nov. 1347. Gmeiner.

11) Den 7. Wintermonds 1347. Westenrieders Betrachtungen über Ludwig den Brandenburger. Seite 17.

empfangen; Markgraf Friedrich von Meiſſen ihr, um 10,000 Mark Silbers, welche Karl gab, entſagte: reichten ſie dieſelbe einem klugen und tapfern Herrn, den nie Gold und Frucht geblendet, dem Grafen Gunther von Schwarzburg. Nun empfand König Karl, dem vereinten Wittelsbach ſei ſchwer widerſtehen; er müſſe es durch Trennung ſchwächen. Und freundlich wendete er ſich zum Pfalzgraf Rudolf am Rhein, und warb um deſſen Tochter Anna. Rudolf, welcher ihm die Krone des Reichs verſagt hatte, war nicht ſtark genug, ihm die Hand ſeiner Tochter zu verweigern.

Während dieſer wankelmüthig König Günthern und Wittelsbachs Glanz über eigenen Vortheil vergaß, war Karl geſchäftig, durch ein ſeltenes Abenteuer den Markgraf Ludwig aus der brandenburgiſchen Mark zu treiben. Denn von allen Söhnen des Kaiſers ſchien ihm dieſer durch Kraft, Geradſinn und Klugheit der gefahrvollſte.

Ludwig hatte eigentlich nie ſein Land geliebt [12]). Des Bodens Kargheit, des Volkes ungefälliges Weſen, des Adels ſpröder Sinn mahn-

12) Jam dudum sollicitus fui, qualiter de illa gente terrisque despicabilibus convenienti modo me subtraherem. Chron. *Hermanni Corneri* (bei Eccard 2, 1073, 1074).

dennoch gab man den Oberbefehl nicht ihm, sondern an Don Pedro Giron, ältesten Sohn des Grafen von Urnena, einen jungen Mann ohne Kraft und ohne besondere Gaben. Der Grund mochte wohl theils eine kleine Eifersucht gegen Padilla, theils Rücksicht auf die vornehme Herkunft Don Pedro's sein. Diesen großen Fehler aber büßten die Aufständischen schwer. Denn während Don Pedro ungewiß mit seinem Kriegshaufen umherschwankte, warf sich Graf Haro, welcher das königliche Heer anführte, plötzlich gegen das schwachbesetzte Tordesillas, drang nach hartnäckigem Widerstande in die Stadt, versicherte sich der Person der Königin, nahm mehrere Mitglieder der Liga gefangen und bemächtigte sich des großen Stadtsiegels, so wie mehrerer Zeichen der königlichen Autorität.

Durch diesen Streich büßte die Liga viel von ihrem Ansehen und ihrem Vertrauen ein. Sie konnte nicht mehr im Namen der Königin handeln. Wer noch unter den Adelichen bisher unentschlossen gewesen, schlug sich zur Partei der Regentschaft.

Die aus Tordesillas entronnenen Mitglieder der Liga versammelten sich in Valladolid; da man keine Wahlen, zur Ergänzung der gefangenen Mitglieder, Zeit hatte zu veranstalten, wurde nur aus den noch Vorhandenen eine oberste

ten ihn oft an die heitere Heimath, wo jugendlich aufblühende Städte, reiche, lebenslustige Ritterschaft und mancher glänzende Hof eine dem Norden fast fremde Anmuth zeigten. Wollt' er sich ergehen, ritt er gen Lübeck, wo neben dem Ueberfluß der großen Hansastadt feinere Sitten und Genüsse angetroffen wurden. Die Bewohner Brandenburgs hingegen, vielgeplagt von Scharwerken, Steuern und Lasten aller Art, den Folgen ewiger Kriege mit Nachbarn, liebten auch ihren Fürsten wenig, und trauerten immer noch um den Tod Waldemars, des letzten Herrn aus askanischem Geschlecht.

Plötzlich ging's von Mund zu Munde: Waldemar sei nicht gestorben; er lebe; habe lange auf Wallfahrten zugebracht, nun seinen Weg zurück in die Mark und Heimath genommen, weil er den Tod Agnesens, seiner Gemahlin, erfahren. Denn weil er ihr zu nahe verwandt gewesen, hab' er vor vielen Jahren unter seinem Namen eine fremde Leiche begraben lassen, und Hof und Vaterland gemieden. Das Gerücht fand Glauben; es klang gar zu wunderbar. Es zeigte sich ein Mann, dem verstorbenen Waldemar in Gestalt und Geberde nicht unähnlich, und sagte den Leuten, er sei der Fürst. Allererst erkannte denselben Herzog Rudolf von Sachsen mit großem Eifer an; bald auch König Karl von Böheim; dann jeder Herr zu Pom-

mern, Meklenburg, Anhalt, und wer den Markgrafen Ludwig, oder wer Wittelsbach haßte. Alle griffen für den vom Tod erſtandenen Waldemar zum Schwerd; vierzehn Fürſten, jeder begierig, aus dieſem Abenteuer gute Beute zu löſen. Ihre Argliſt blieb nicht lange unverrathen. Der neue Waldemar war ein Müller, ſonſt Hans Rehbock geheißen, ein verſchmitzter Geſell; äußerlich in vielem dem verſtorbenen Kurfürſten Waldemar gleichend, dazu wohlvertraut mit deſſen Hof und Geſind, vielleicht vom Herzog von Sachſen ſelbſt zum falſchen Spiele abgerichtet [13]). Markgraf Ludwig rief ſeine Getreuen zur Gegenwehr, Aber viel Städt' und Herren in den Marken waren ihm abtrünnig. Er mußte ſich in die Stadt Frankfurt an der Oder werfen. Sie ward von Feinden ohne Zahl umringt. Doch alle trieb er ſiegreich ab. Sie fochten um Raub mit Betrug; er um Recht mit Ehre. Ganz Deutſchland war erregt. Günther von Schwarzburg drohete ſchreckend gegen Luxemburg. Für König Günthern war der größte Theil des Reichs.

Wie Karl den Sieg zweifelhaft, die eigene Gefahr gewiß ſah, änderte er ſchlau und eilfer-

13) Mit Zuverſicht ſagt dies der zeitgenöſſiſche Fortſezer des Anon. leobiensis (bei Pez script. rer. austr. 1, 969).

tig sein Spiel, stieß den Müller Rebbock als unbrauchbares Werkzeug in die vorige Dunkelheit zurück, erkannte Ludwigen als rechtmäßigen Kurfürsten und Markgrafen zu Brandenburg an; entschlug sich jedes Anspruchs auf Tirol; verhieß vom Pabst den Segen für Ludwigs und Margarethens Eheband und Aufhebung des Kirchenbannes, der noch auf Baiern lastete [14]). Dies, und bald darauf König Günthers allzuschneller Tod [15]), vermochten den Markgrafen, daß er dem Feind des Hauses Wittelsbach als des Reiches König und Herrn huldigte, und schwieg, daß Pfalzgraf Rudolf am Rhein demselben, als Erbam, für schuldige Mitgift, wittelsbachisches Gut verpfändet hatte [16]).

---

14) Der Friedensvertrag ward zu Ellefeld im Rheingau, (Eltewil) den 26. Mai 1319 zwischen K. Karl IV und Markgraf Ludwig geschlossen und folgendes Jahrs den 15. Herrung zu Bautzen durch Pfalzgraf Ruprecht vom Rhein neubekräftigt und berichtigt.

15) Den 11. Heumonds 1319. Wahrscheinlich kam Gunther um durch Gift.

16) Für 6000 Mark lothigen Silbers Hardenstein, Auerbach, Belden, Plech und Reidenstein im Nordgau, doch mit Bedingung des Rückfalls dieser Orte an Baiern, stürbe des Pfalzgrafen Tochter kinder-

So gelangte König Karl zu unbeſtrittener Herrſchaft im Reich. Dem Hauſe der Schyren war er blutsverwandt geworden, um der Krone ſicher zu werden. Der Krone wollt' er ſicher ſein, um Wittelsbach zu beugen. Sorgloſigkeit und Eigenſucht der Kinder desſelben erleichterten die Anſchläge ſeiner eiferſuchtigen Erbbegierde. Wohlgefällig ward er der Zuſchauer ihrer Mißhelligkeiten und Theilungen.

Ungewarnt durch die Unglückstage, als noch Ober- und Niederbaiern zween Herren diente; ungewarnt durch ihres Vaters ſorgſames Gebot, daß zwanzig Jahre nach ſeinem Tode keine Theilung ſeines Erbes geſchehe; ungewarnt durch König Karls Tücke — waren alle zu ſchneller Landes-Trennung eilig.

Sie geſchah zu Landsberg am Sonntag vor Maria's Geburt im Herbſtmond des Jahres eintauſend dreihundert neunundvierzig. Beinahe zwei Jahrhunderte voll Unheils und Schmach ſind von dieſem einzigen Tag über Baiern ausgegangen.

Von den ſechs Söhnen Kaiſer Ludwigs des Vierten waren Markgraf Ludwig von Brandenburg und Herzog Stephan die älteſten, erzeugt von Beatricen von Glogau. Jedem derſelben

---

los. Die Urk. vom J. 1349, in der Vorlegung fideicommiſſariſcher Rechte. Seite 201.

wurden zwei jüngere Bruder, Kinder Margarethens von Hennegau, beigegeben.

Zum Markgraf von Brandenburg vereinigten ſich der in Rom geborne Ludwig, genannt der Römer, ſeines Namens der ſechſte von baieriſchen Herzogen, und Herzog Otto der Fünfte. Ihnen ward mit der Mark Brandenburg und der Lauſz das alte Oberbaiern gegeben, nebſt der Grafſchaft Graisbach und viel andern Städten, Veſten und Rechten [17]). — — Dem Herzog Stephan aber, welcher lange als Reichsvogt zu Ravensburg geſeſſen war, wurden die beiden andern Jüngern zugeſellt, Wilhelm und Albrecht.

---

17) Die Veſte Huetingen, der Markt Burgheim und Reichertshofen, Weiſſenhorn, die Stadt Buch, die Veſte Neuburg, welche der von Swenningen gebaut hat, Burg und Markt Hohentrudingen; auch Donauwerth die Stadt, auf welche Baiern nie verzichtete, wenn gleich K. Karl IV. abermals ihre Unveräuſerlichkeit vom Reich beſiegelte (Urk. vom J. 1348. Lori Lechr. Geſch. 2, 60); Hächſtatt, Lauingen, Gundelfingen, die Veſte Hagel; desgleichen die unterpfändlich an Wittelsbach gedieknen Vogteien über Ulm, Kempten, Wangen und Leutkirchen; noch Giengen, Holnſtein und Heidenheim, die Weinzehnten von Heilbronn, die Liegenſchaften in Franken und was die Herrn von Lader im Rieß oder zu Schwaben beſeſſen.

Die nahmen die Herrschaft von Niederbaiern, mit Hennau, der Stadt auf dem Tangrindel; dazu die Herrschaften Hennegau, Holland, Seeland und Friesland. Weil nun auch Rudolf, der Pfalzgraf am Rhein, gerechte Begehren an Niederbaiern that, wo ihn weiland Kaiser Ludwig vom Erbe ausgeschlossen hatte, ward ihm Herzog Stephan dafür sechszigtausend Gulden, und Markgraf Ludwig daneben der kaiserlichen Wittwe und Mutter sechstausend Mark Silbers schuldig, als Entschädigung für das, so ihr vom Kaiser ausgesetzt worden war [18]).

Aber auch diese Theilung wieder genügte den Brüdern nicht. Alle, die je drei verbunden waren, trennten sich abermals. Markgraf Ludwig, welcher sich den Gehorsam seiner Lande im Norden gegen empörte Unterthanen mit den Waffen in der Faust hatte erzwingen müssen, überließ Brandenburg, die Lausitz sammt der Kurwürde freiwillig seinen jüngern Theilungsgenossen, Ludwig dem Römer und Otto dem Fünf-

18) Aettenkhover S. 265, und Oefele 2, 176, geben die Theilungsurkunde, Landsberg 1338, am Sonntag vor Mariä Geburt, ausführlich

ten [19]); dagegen behielt er ſich ausſchließlich das obere Baiern, und was dazu gehörte [20]), ſo wie Tirol, welches er mit Margarethens Hand erworben hatte. Und zwei Jahre ſpäter folgten die drei übrigen Brüder in Niederbaiern dem Beiſpiel. Herzog Stephan, ſeines Namens der ſechste, behielt nur Landshut und das geſammte baieriſche Unterland, auſſer Straubing und einunddreißig andern Städten, Veſten und Märkten an beiden Donauufern [21]). Dieſe, gleichwie die Herrſchaft in den Gebieten an der Nordſee, empfingen die

19) Otto war noch ſehr jung; erſt im J. 1360 ward er von K. Karl IV. mit der Kur und Mark Brandenburg belehnt. Von da an herrſchten die Brüder dort gemeinſam.

20) Auch den Rückfall der Mark ſo wie einſtimmige Mitwirkung bei Ausübung des Kur-Rechts bedang er ſich.

21) Schärding, Vilshofen, Neuhaus, Hilgersberg, Tuttling, Hengersberg, Deggendorf, Natternberg, Viechtach, Linden, Cham, Eschelkamm, Furt, Neukirchen, Kezing, Waldmünchen, Schwarzenberg, Retz, Falkenſtein, Saulburg, Mitterfels, Bogen, Haidau, Kelheim, Abach, Arnsberg, Sulzbach, Dietfurt, Geiſelhöring, Pfaffenberg, Kirchberg, Tingolfing, Landau, Ahausen, Schönberg, die Gilt zu Regensburg, und Vogtei zu Niederaltaich.

jüngern Brüder Albrecht und Wilhelm [22]). Darauf zog der letztere in die entfernten Niederlande; jener schlug seinen herzoglichen Hof zu Straubing auf.

So ward die Macht des Hauses Wittelsbach in fünf und mehr kleine Theile zersplittert. Denn auch die Fürsten in der Pfalz am Rhein hatten sich, und früher schon, getrennt. Nachdem dort Rudolf und Rupert der Aeltere die Neffen, und Rupert der Jüngere, Adolfs Sohn, der Großneffe Kaiser Ludwigs, neun Jahre gemeinsam geherrscht hatten [23]), empfing der älteste von ihnen seinen besondern Nutztheil, sammt der Kurwürde [24]). Noch behielten die zwei jüngern Pfalzgrafen ihren Antheil gemein [25]), wie in den Landen der Rheinpfalz, so im Nordgau, wo Amberg die Hauptstadt und der Wohnsitz Ruperts des

22) Die Theilungsurk. bei Aettenkhover S. 239 bis 247, 272 — 281.

23) Bis zum J. 1338. Jeßmaier Staatsgesch. der Oberpfalz. 1, 26.

24) Immer sollte der Aelteste des pfälzischen Hauses die Kurwürde führen: daher empfing sie Pfalzgraf Rudolf II. jetzt. Aber nach diesem kam sie durch Stiftung der goldenen Bulle Karls IV. immer an den Erstgebornen.

25) Nach Rudolfs II. Tode wurde im J. 1353 abermals und so in folgenden Zeiten öfters getheilt.

Jüngern in denjenigen Gebieten ward, welche nachher die obern Pfalzlande geheißen worden sind.

3.

Wie Herzog Ludwig V. in Oberbaiern waltet. Städte. Münzen. Bergwesen.

Im J. 1352 — 1361.

Die öffentliche Meinung ist des Zeitalters selbstgeschaffener Gott, welcher die Völker unwiderstehbar im Ringe seiner Begriffe und Gewohnheiten hält. Wenn auch kühne Geister wagen, den Zauberkreis zu überschreiten, werden sie gemeiniglich als Umwälzer aller Ordnungen des Lebens, Opfer ihrer großmüthigen Verwegenheit. Kaiser Ludwig der Baier, von der befangenen Menge nicht begriffen, als Umstürzer göttlichen Heiligthums gelästert, hatte vergeblich die Ländertheilung seines Hauses zu verhüten oder zu entfernen getrebt. Mächtiger, als die Kraft seines letzten Wortes, wirkte das Vorurtheil der Zeit wider ihn selbst; die Ehrfurcht vor römischem Recht; die Selbstsucht der Söhne. Sogar am feierlichen Hausvertrag von Pavia ward von denen gefrevelt, die ihn beschworen hatten, um Wittelsbacher Gut, unveräußerlich sollt' es sein, nicht

nur in fremde Hand, ſondern ſelbſt dem Erbfeind von Wittelsbach hingegeben [26]).

Und als am Rhein Pfalzgraf Rudolf ſtarb [27]), und die Kurwürde, laut raviſchem Vertrag, an Baiern heimkehren ſollte, forderte Pfalzgraf Ruprecht I. dieſelbe ohne Scheu, ſammt des Reichs oberſtem Truchſeſſenamt, als Eigenthum nur ſeines Geſchlechtszweiges. Vergebens erinnerten die Herzoge zu München und Landshut, Karln IV., des Kaiſers ſei, Heiligkeit der Verträge zu ſchirmen. Er entriß ſchadenfroh den Fürſten zu Baiern die Kur des Reichs, welche ihnen, als Häuptern eines der fünf alten Hauptvölker Deutſchlands, von jeher eigen geweſen [28]); und verewigte die Ungerechtigkeit ſeines Willens in jenem Reichsgeſetz über Wahl und Krönungsordnung eines deutſchen Königes, welches von daran gehängter goldener Bulle den Namen empfangen hat [29]).

---

26) Die Pfalzgrafen am Rhein hatten zu verſchiedenen Zeiten an K. Karl IV. von ihren Städten, Märkten und Burgen im Nordgau veräuſſert, die er dann mit Böheim vereinigte. Adlzreiter P. 3. L. 13. n. 1 — 4. Ihre Einwilligung mußten dazu die Herzoge von Baiern ertheilen.

27) Im J. 1353.

28) *Tollneri* Hist. Pal Urk. n. 139.

29) Auf den Tag zu Metz, um Weihnachten 1356.

Staatsverwaltung ernannt, und an Don Pedro's Stelle Padilla zum Befehlshaber des Heeres erkoren. Die Hauptverlegenheit war, woher Geld nehmen, um das Kriegsvolk zu besolden, das aus allen Gegenden von Spanien ankam, um die Freiheit der Nation zu vertheidigen. Denn der König und die Flamänder hatten das meiste baare Geld mit sich aus Spanien weggenommen. Auflagen zu machen, war weder unter diesen Umständen rathsam, noch Zeit genug. Aus dieser Noth half die Gemahlin Padilla's durch einen kühnen und seltsamen Einfall. Dieses Frauenzimmer, Donna Maria Pacheco, von edler Abkunft und erhaben über den Aberglauben der Menge, schlug vor, sich des reichen und großen Schatzes der Hauptkirche von Toledo zu bemächtigen. Um aber allen Schein von Gottlosigkeit zu meiden, der das Volk hätte beleidigen können, begab sie sich, begleitet von allen Personen ihres Hauses, in feierlicher Prozession zur Kirche. In tiefe Trauergewänder gehüllt, die Augen voller Thränen, die Hände ringend und seufzend warf sie sich mit ihren Begleitern vor den Altären der Heiligen nieder, bat um deren Schatz und Schmuck für die Noth des Vaterlandes und um Verzeihung, daß sie Gold, Silber und Edelsteine nehmen müsse, was sie denn auch that. Das Volk erstaunte freilich;

So ohnmächtig, wie jetzt schon die Söhne Ludwigs des Baiern waren, konnten sie nicht mehr, gleich ihm, Päpsten furchtbar sein, die gern den Niedrigen erhoben, um seiner Dankbarkeit oder Eifersucht gegen Stärkere gewiß zu sein. In der That gern bewilligte Clemens VI., daß nun von ihnen der kirchliche Fluch genommen würde, der doppelt gegen Herzog Ludwig zu München traf, als Sohn des gebannten Kaisers und als Gemahl der ihm blutsverwandten Fürstin von Tirol.

Es ritten Bischof Paul von Freising und Abt Peter von St. Lambert, salzburgisches Sprengels, gen München. Ein feierliches Hochamt in der Kirche unserer lieben Frauen eröffnete das Siegesfest päpstlicher Große über dem Grabe Ludwigs des Baiern. Die Bande der Ehe zwischen Herzog Ludwig und Margarethen von Tirol, gegen die Ordnungen der Kirche geknüpft, wurden zerrissen, und mit des heiligen Stuhls Genehmigung neu geschlungen; dann unter Frohlocken des gläubigen Volkes Fürsten und Land vom vielfachen Banne losgesprochen — nur nicht die Asche des großen Todten [30]).

30) Im J. 1359. Die Freisprechung Oberbaierns bei Meichelbek 2, 156. Urk. S. 177 ff. im Anhang; Niederbaierns Oefele 2, 151.

Herzog Ludwig in Oberbaiern hatte von den Tugenden ſeines Vaters die köſtlichſten geerbt, biderben Sinn für Treu und Recht und friedfertiges Gemüth. Seines kleinen Landtheils väterlich zu pflegen, entſprach beſcheidenen Neigungen mehr, denn geräuſchvolle Theilnahme an Welthändeln. Den Adel hielt er zu Ehrerbietung; ſeine Dienſtmannen ſprach er los von der Pflicht, ſich von ihrem Herren mit Leib und Gut verpfänden zu laſſen [31]); die Geiſtlichen freigebig. Vielen beſtätigte er alte Freiheiten [32]), Andere ſchmückt' er mit neuen [33]), oder ſchirmte ſchirmte ſie gegen Habſucht der Fremden [34]).

---

31) Im Jahr 1358 durch den neunten Freiheitsbrief. Aehnliches war für die Dienſtmannen und Mitterleute zu Niederbaiern ſchon im J. 1355 durch den achten Freiheitsbrief geſchehen.

32) Den Gotteshäuſern zu Ilmünſter, Aglay (Aquilegia), Trient, Brixen u. a. m. Oefele 2, 173. 174. 244.

33) Dem Probſt zu Pelling im J. 1349 (Oefele 2, 175); dem zu Raitenbuch (Mon. boic. 8, 74); dem Fürſtabt zu Oberaltaich. Als Fürſt erſcheint dieſer Abt in den Urk. v. 1348 genannt. (Mon. boic. 12, 150)

34) So Oberaltaich, Reichenbach, Meten, Ror, Parſingen, auch St. Jakob, Obermünſter und die Chor-

Am willigſten half er den Städten. Sie hatten an ſeinem Vater bewieſen, daß in Tagen der Noth Bürgertreue über Pfaffenſegen und Ritterſchwur gehe. Er half die größern verſchönern, die geringern erweitern; dehnte Ingolſtadt aus, bevölkerte Rain [35]), gab den Landsbergern Handel [36]). München, von ihm mit Frohnwage, Markt- und Salzzoll und andern Einkünften bereichert, gewann davon Kraft, ſogar mit großern Städten des Reichs in nützlichen oder zierlichen Einrichtungen zu wetteifern [37]). Schon

herrn von Alten-Cappel in Regensburg, unter ſeiner Hoheit gegen unbefugte Steuerforderung Friedrichs, des Parsbergers, Biſchofen zu Regensburg. Mon. boic. 12, 190.

35) Gab der Stadt Rain zweien Jahrmärkte, und Jedem Bürgerrecht, wer ſich binnen zehn Jahren darin niederließ. Urk. v. 1359. Lori Lechr. 2, 63. Fünf Jahre ſpäter verlieh ihr Herzog Stephan I. auch das Recht zu pfänden. Lori 2, 66. Von Erweiterung Ingolſtadts die Urk. 13 in Weſtenrieders Berichtigung der Regierungsgeſchichte Herzogs Mainhards.

36) Im Jahr 1353 Salzniederlage und Steuerfreiheit. Stephan I. theilte ihr zehn Jahre nachher alle Freiheiten mit, die München beſaß. Lori 62.

37) „daz ſi die Stat beſſerbaz gebezzern und gepawen mugen.“ Urk. No. 7. in Weſtenrieders Ludwig d. Brandenb. vom J. 1368.

über die alten, engen Grenzen hinausgewachsen [38]), entfernte es nun bald aus dem Innern lärmende oder unsaubere Gewerbe; führte, wider Feuersbrünste zur Sicherheit, Ziegelbedachung ein, oder umfing Dächer von Scheiten und Schindeln mit hohem Mauerwerk, und riß die hölzernen Lauben, Stiegen und die vorragenden Kellerhälse ab [39]), von welchen bisher die Aussenseiten der Wohnungen verunstaltet, die Straßen verengt und verfinstert waren [40]).

Es ist des Herzogs Liebe zur Gerechtigkeit gepriesen worden. Noch zeuget ein Rechtbuch, das er den Städten gegeben [41]); nicht minder wie er dem Aufkommen des vaterländischen Handels hold war, und sich mit seinen Brüdern ver-

---

38) Der ehemalige Stadtgraben hieß nun schon der innere. Urk. 1347. Bergmanns Gesch. von München. S. 9.

39) Gleiche Maßregel gegen die Kellerhälse ergriff Augsburg (später als München) im Jahr 1386. Paul v. Stetten. Kunstgesch. 187.

40) Zu solcher Stadtordnung verbanden sich im Jahr 1370 innerer und äusserer Rath und ganze Gemeinde. Ein Ausschuß von sechsunddreißig Burgern ward angestellt, über die Bauten zu wachen. Westenrieders Beitr. 6, 95 ff.

41) Aufbewahrt von Bergmann S. 109.

band, ſchlechte Geldarten abzuſchaffen. Denn durch Unterſchleif oder Eigenmächtigkeit der Münzſtätten war in dieſen Zeiten des Geldes Werth höchſt ungleich und wechſelnd; Schrot und Korn ſo übel, daß man die Gulden wog. Nur Regensburg behauptete unwandelbar den guten Ruf ſeines Schlages. Viel half, daß daſelbſt die Verwaltung des Münzamtes erbliches Gut geworden [42]; viel die Strenge des Geſetzes. Als ein Meiſter einſt zwei Knechte der Falſchmünzerei bezüchtigt, und drei Zeugen geſchworen hatten, des Meiſters Eid ſei rein und nicht main, wurden die Knechte ohne Erbarmen in ſiedendem Oel getödtet [43]. Am üblichſten ward nach Regensburger Pfunden [44], rheiniſchen Gulden [45] und ungariſchen [46], wenn

42) Herzog Heinrich XIV. verſprach (Landshut im Jahr 1339), keinem in Regensburg das Münzamt zu leihen, als der ein erbliches Recht dazu habe. Bergmann 2, 283. 103.

43) Im J. 1358 geſchah es.

44) Ein Pfund Regensburger Pfennige hatte acht Schilling; der lange Schilling 30 Pfennige. Urk. von 1356. Mon. boic. 2, 11.

45) Ein Quittbrief vom J. 1362. Mon. boic. 2, 496. Der Gulden ward zu 60 Pfennigen gerechnet.

46) Oder „Dukaten.“ Urk. von 1402. Mon. boic. 2, 503.

ſie die Goldwage wohl hielten, gezählt. Die Dickpfennige des dreizehnten Jahrhunderts, wie die unſichern Häller [47]), liefen als Scheidemünze. Salzburger, Berner (Veroneſer) und Meraner Pfennige [48]), glatte Kreuzer [49]), Zwanziger [50]) und andere Münzarten ſetzte der Verkehr mit der Nachbarſchaft in Umlauf; ſo wie die Rechnungsweiſe nach Morabots und Byzanzern [51]) aus der Steuer üblich ward, welche Klöſter zum Kriege gegen Türken und Heiden für die päpſtliche Kammer entrichteten.

Großer Prachtaufwand von goldenem und ſilbernem Geſchmeide an Höfen, in Städten, in ritterlichen Burgen, daneben des Bergbaues noch immer unvollkommener Betrieb, mochten nicht wenig zum fortdauernden Mangel des Geldes

47) Zwei Münchner Häller (Halblinge) machten einen Münchner Pfennig; drei und oft über vier Häller gingen hingegen auf einen guten Regensburger Pfennig.

48) Durch den Verkehr mit Tirol. Urk. von 1395 in den Mon. boic. 2, 17.

49) „14 Mark glatter Chreuzer Meraner Münz.“ Mon. boic. 2, 497.

50) Urk. von 1314 in Mon boic. 2, 218.

51) Morabotinus und Byzantinus, an Werth zween Goldgulden gleich. Mon. boic. 2, 33.

wirken. Daher der Waaren scheinbare Wohlfeilheit, die wachsende Begier dem Schoos der Erde neue Erze abzugewinnen, und die frühe Ausbildung von Gewerkschaften und Bergwerksordnungen [52]). Gold und Silber wurden längst schon in der Rheinpfalz ausgebeutet [53]); um diese Zeit [54]) aber auch die Goldadern von Kronach aufgeschlossen.

Freundlich und friedlich hat Herzog Ludwig zu München manches Jahr das Glück seines Volks gehegt. Ritter und Bürger halfen, ward er geldarm, gern mit einer Klauensteuer. Niemand empfand das Dasein der mächtigen Hand, welche wohlthätig leise Alles in festen Ordnungen bewegte. Es kam eine Reihe jener seltenen, glückseligen Tage auf Baiern, die man erst wahr-

---

52) Bischof Friedrich von Trient gab schon im J. 1208 eine gute Bergwerksordnung. Sperges tirol. Bergwerksgesch. S. 267 ff. Lori bezeichnet (in seiner Gesch. des bair. Bergrechts) schon aus dem zwölften Jahrhundert schriftliche Spuren davon. Im dreizehnten Jahrhundert erscheinen Bergmeister und Steiger häufig in Urkunden als Zeugen. z. B. Mon. boic. 4, 168.

53) Bei Wissenloch Silbererz seit 1094, bei Heidelberg Golderz seit 1292. (Ann. Colmar. Urstis. 2, 27.)

54) Im J. 1265.

nimmt, wenn ſie nicht mehr ſind; von welchen die Geſchichten nichts zu erzählen haben, während in Allem Wohlſein unbemerkt Großes und Kleines freudig aufblüht. So unbeachtet war des Herzogs häusliches Leben und Weſen, daß Tag und Ort und Weiſe ſeines Todes kaum Aufzeichner fand [55]). Kloſter Seldenthal empfing ſeine Aſche [56]). Nur ein einziger Sohn, Mainhard, den ihm Margarethe von Tirol geboren, trauerte an ſeiner Gruft.

4.

Herzog Mainhard. Des Adels Aufſtreben.

Im J. 1361 — 1362.

Dieſer unerfahrne Jüngling von achtzehn Jahren [57]), ſchwach und reizbar, froher Kurzweil

---

55) Er ſtarb im Spätjahr 1361 (Aventin und Henr. Rebdorf) zu Zorneding ohnweit München (ſagt Aventin). Eine leere Volksſage (Oefele 2, 566) ließ ihn an einem Schlaftrunk umkommen, den ihm ſeine Gemahlin beigebracht haben ſoll.

56) Mon. boic. 15, 537.

57) Vermählt ſeit 1359 mit Albrechts II. von Oeſterreich Tochter.

holder, als dem Ernst der Fürstenpflicht [58]), überließ sich dem Rathe von Lieblingen, denen behaglicher war zu herrschen, als beherrscht zu sein. Auf dem Landtage zu Meran, da er die Erbhuldigung nahm [59]), setzte er Heinrich den Rottenburger und Ulrich von Matsch zu Landeshauptleuten in Tirol. In Baiern aber war Herr Ulrich von Abensberg einer seiner ersten Räthe, der Abach und andere Vesten, als Pfleger, inne hatte [60]): desgleichen Hilpolt von Stein und Konrad von Frauenberg, der des verstorbenen Herrn Hofmeister gewesen [61]); auch Ulrich von der Laber, ein reichbegüterter Herr [62]). Diese standen im Herzogthum

58) Die Fürsten zu Baiern hatten mehrere Jagdhäuser für sich, Grünenwald aber und Wolfstain „zue Gejaid und anderer Kurzweil", mit der Königin Mutter gemeinschaftlich. Spec. diplomat. bei Oefele 2, 175.

59) Im Weinmond 1361.

60) Spec. diplomat. Oefele 2, 158.

61) Compilatio chronol. Oefele 2, 243.

62) Es wird gefunden (Oefele 2, 315), daß die Herzoge selbst von ihm Geld entlehnten. In Schwaben und im Rieß hatten die Herren von der Laber viele Schlösser und Güter gehabt (Oefele 2, 176). Ihr Schloß an der Laber verkauften sie erst im J. 1346 den Herzogen v. Baiern. Oefele 1, 535.

bald, nicht wie Räthe, ſondern gleich Vormündern des Fürſten; ſetzten Günſtlinge in Aemter; verdrängten, wer ihnen mißfiel; machten Wohlleben aus fremdem Gut, und aus des Herzogs Namen Deckmäntel ihrer Schuld. Solches erweckte im Lande viel Neid, Unfrieden und Klage. Sie aber, und die übrigen Ritter, welche zu ihnen gehörten, errichteten für ihre Gesellt einen Bund, und verpflichteten ſich, ſiebenundfünfzig an der Zahl, nach Rath von Vienn, Alle für Einen, Einer für Alle zu ſtehen. Es hieß, das ſei zu Herzog Mainhards Schutz und Ehren. Sie trugen auch insgeſammt Wamms und Kappe von gleichen Farben. Jährlich einmal wollten ſie ſich bei Seelmeſſe und Turnier verſammeln.

Es war dieſer Tage zu Baiern eine zahlreiche Ritterſchaft, welche ſich durch Witz und Schwerd zum Theil ſchon aus alter Dienſtbarkeit in den Stand freier Herren erhoben hatte, oder der Gunſt und Eitelkeit der Fürſten unabhängiges Daſein dankte. Immer noch waren edele Dienſtleute bisher für Eigene ihrer Herren gehalten worden, und ihr Stand ſo tief, daß, wer eines Edelknechtes Tochter ehelichte, Freiheit verlor und Edelknecht ward. Wie aber die Fürſten eigenes Anſehen vergrößert hatten, achteten ſie ihrer Würde gemäß, ihre Dienſtmannen oder Ritter-

fand aber die Sache und den Beiſtand der Heiligen nicht anders als billig.

Uneinigkeit unter den Gliedern der Liga und langweilige Unterhandlungen mit dem Adel bewirkten einen trägen Gang der Geſchäfte. Es ging eine koſtbare Zeit verloren. Padilla, ungeduldig, griff endlich das königliche Kriegsvolk an, eroberte nach tapferm Widerſtande den wichtigen Platz Torrelobato (3. März 1521) mit Sturm und wandte ſich darauf gegen Tordeſillas. Er hätte der königlichen Macht hier mit ſeinem ſiegentflammten und an Zahl überlegenen Kriegsvolk unfehlbar den Todesſtreich verſetzt, wenn nicht die Liga ihn abermals durch neuangeſponnene Unterhandlungen mit der Regentſchaft gehindert hätte. Dies Stilliegen ſchwächte den Eifer des Volks, das an keine Kriegszucht gewöhnt war und ſich zum Theil zerſtreute, zum Theil aus Padilla's Lager mit der zu Torrelobato gemachten Beute nach Hauſe begab. Nachdem endlich die Verhandlung mit der Regentſchaft abermals fruchtlos abgelaufen und der Waffenſtillſtand aufgehoben war, konnte Padilla mit ſeinem allzuſehr geſchwächten Heere keine Schlacht mehr wagen. Das wußte ſein Gegner, Graf Haro, ſehr wohl zu benutzen. Er überfiel ihn (am 21. April 1521) bei Villalar und ſiegte. Padilla ſtürzte ſich, das Schwert in der Fauſt,

leute [63]) nicht geringer zu ſehen, als diejenigen des Kaiſers oder der Erzſtifte waren, in deren Leben und Dienſte Herzoge ſelbſt keine Erniedrigung fanden. Doch behielten die Dienſtmannen des Fürſten, wie des Reiches, bis ſie freigeſprochen wurden, die Eigenſchaft des Knechtthums an ſich [64]). Daneben waren ſie aber Ritter, gleich Fürſten, Grafen und Freiherrn; wie denn auch Bürger den Ritterſchlag empfangen konnten.

Die Liebe ſchöner Frauen, die feinere Lebensweiſe der Höfe und reichen Städte, ſo wie die Ordnungen der Turniere hatten den rohen Geiſt des alten Ritterthums längſt gemildert. Ehre und Tapferkeit waren höchſtes Gebot. Keinem, der nicht adeliches Abkommen erwies, oder nicht rein war von Meineid, Straßen- und Jungfrauenraub, Ehebruch, Unzucht, Gotteslaſterung, falſchem Zeugniß und Wucher, ward geſtattet, in die Stechbahn des Turniers mit dem ſchweren Speer [65])

---

63) Miniſterialien und Mitterleute erſcheinen in Urkunden gleichbedeutend. Oefele 2, 132.

64) So gab Kaiſer Ludwig IV. dem feſten Ritter Hartmann von Kronberg am Rhein, der ein Dienſtmann des römiſchen Reichs war, die Freilaſſung. Oefele 1, 762. 765.

65) Marx Walter, der Augsburger, führte auf dem Turnier im Jahr 1389 einen ſo ſchweren Speer,

einzureiten. Da, wo rings um die Schranken auf köſtlich bedeckten Gerüſten die Ritter, die Schönſten der Frauen, das Volk Zeugen der Stärke und Gewandtheit wurden, galt ein Sieg dem glänzendſten auf dem Schlachtfelde gleich [66]). So Alle durch einerlei Sitte und Geſetz verbunden, in Aemtern und Heeren der Fürſten die Erſten, bildeten die Ritter einen Stand, deſſen Anſehen neben der Geiſtlichkeit unerſchütterlich war. Doch nicht mehr Fürſten, Prieſter und Krieger allein machten, wie vor Alters, das Volk aus. Es hatten auch die Städte ihre Rechte und Stimmen, und bewachten mit eiferſüchtigen Blicken des Adels Wege.

Daher waren München, Landsberg und Waſſerburg die erſten, welche wider den mainhardiſchen Burg murrten. Alle vom oberbaieriſchen Adel, die deſſen Genoſſen nicht waren, traten ihnen bei. Einen guten Gönner fanden ſie an

daß ihn zween Männer nur mit Mühe zur Rennbahn ſchleppten. Paul v. Stetten des jüngern Einleit. zur Geſch. v. Augsburg. S. 55.

66) Beſiegt zu ſein, war keine Schmach. Den aus dem Sattel Geworfenen haben ſeine Narren (junge Leute aus guten Häuſern, in bunter Tracht mit Schellenkappen) wieder auf.

Herzog Stephan II. in Landshut. Denn einer von den drei Sohnen desselben, Friedrich, ein kräftiger, gemüthlicher Jüngling, nach Thaten und Abentheuern begehrlich, hatte sich wider des Vaters Willen in die Gesellschaft der Siebenundfünfzig gegeben.

Herzog Stephan, dem sein Volk hold war, manche Klauenfeuer bewilligte [97]) und den Beinamen des Herzogs mit den „Hasten", von den vielen oder köstlichen Spangen seiner Kleider, gab, war ein ordnungsliebender, verständiger und entschlossener Herr. Er kannte die Neigung seines niederbaierischen Adels zur Selbstherrlichkeit ehemaliger Grafengeschlechter. Noch war der Tag von Gamelsdorf in zu frischer Erinnerung, an welchem Hochmuth und Aufstand der Ritterschaft blutig getilgt werden mußte. Er selber hatte schon Erfahrung gemacht, wie unsicher derselben Treue war, und wie gern sie um Gunst und Gnaden des Reichsoberhauptes buhlte, in Hoffnung, damit größere Unabhängigkeit im Lande zu verdienen.

Es war nämlich vor Jahren geschehen, daß sein Bruder Albrecht, Herzog zu Straubing, als derselbe einmal nach Holland reisen wollte,

97) In den Jahren 1355 und 1358, wogegen er die alten Freibriefe bestätigte und mehrte.

seinen Vizthum, den Elker, der Stelle entsetzt und die Statthalterschaft über Baiern-Straubing dem Landgrafen Johann von Leuchtenberg übertragen hatte. Solches kam dem Herrn Peter von Ek empfindlich, welcher im Lande einer der reichsten Männer [68]), unternehmend und stolz war. Von da an lauerte er nur einer Gelegenheit auf, sich zu rächen; und sie blieb nicht aus. Die Herzoge von Straubing hatten ihre Burg Donaustauf dem Hochstift Regensburg verpfändet, und König Karl IV., begierig das feste Schloß an böhmischer Grenze zu besitzen, vom Hochstift dasselbe an sich gehandelt. Allein der reiche Rüdiger von Regensburg, welcher dort Burgvogt war [69]), weigerte sich Donaustauf an Böheim zu geben, denn er hatte geschworen, die Veste keinem auszuliefern, ohne des Hochstiftes und der Herzoge Willen. Da er inzwischen erkrankte, empfahl er sterbend und ohne Arg die Burg dem Herrn von Ek. Dieser öffnete sie behend aus Rache

68) Herzog Albrecht, um den Pfalzgrafen am Rhein die Entschädigung für ihre Ansprüche auf Niederbaiern mit 60,000 Gulden abzuzahlen, borgte dazu vom Elker den vierten Theil und verpfändete ihm dafür die Grafschaft Cham. Oefele 2. 178. 138.

69) Er hatte selbst die Pfandsumme vorgeschossen.

gegen Baiern dem Kaiser [70]). — Als nach einigen Jahren [71]) Herzog Albrecht wieder in das Land gekommen war, schwor derselbe dem Ekker für so viel Falschheit eine schwere Züchtigung zu. Er legte sich mit Herzog Stephan ungesäumt vor Rätternberg, wo sich der Herr von Ek im Schloß mit mehreren niederbaierischen Rittern tapfer wehrte. Nach langem Widerstand suchte der Belagerte Verzeihung. Albrecht jedoch ließ sich nicht erweichen, obwohl die betagte Mutter und die Kinder des Ekkers zu ihm in das Lager kamen, und zu seinen Füßen hingeworfen, Gnade flehten. — Des Ekkers letzter Tag schien nahe. Unverhofft aber ward ihm Hilfe. Der Kaiser selbst eilte aus Boheim daher, über die Brücke von Donauwörth gegen Rattenberg. Und zu selbiger Stunde erklärten alle Ritter im baierischen Heer, daß sie gegen des Reiches Oberhaupt nicht fechten würden. Dies verdroß die Herzoge sehr. Sie waren durch die Weigerung der Ritter gezwungen, einen Hand- und Landfrieden einzugehen [72]), in dessen

---

70) So Laurentius Hochwart. Oefele 2, 180.

71) Im Jahr 1357.

72) Vermittelt durch den anwesenden Bischof Dietrich von Minden. Urkunde Stauf. 1357. Oefele 2, 180.

Folge Peter von Ek mit Leib und Gut Sicherheit empfing [73]).

Herzog Albrecht baute nach diesem ein festeres Schloß zu Straubing; vertrug sich mit allen Nachbarn [74]); vertraute die Verwaltung abermals dem Landgrafen von Leuchtenberg, seine Kleinodien dem Ritter Albrecht von Neuen-Nußberg [75]), und reisete wieder nach den Niederlanden zurück, von den dortigen Ständen gerufen, weil sein Bruder Wilhelm wahnsinnig geworden. Neun Jahre lang kam er nicht wieder.

Herzog Stephan aber vergaß seitdem nicht, den Adel mit geschärfterer Aufmerksamkeit zu beobachten. Dessen Schalten und Walten in Oberbaiern blieb ihm nicht gleichgültig, und nicht,

---

73) Doch hatte er durch die Belagerung so viel Noth erlitten, daß er bald darauf starb. *Andr. Presbyt.* Chron. bav. S. 36.

74) Mit Bischof Gottfried von Passau (der Friedbrief von 1360); mit Ludwig dem Römer (im J. 1361) Oefele 2, 182. 183.

75) Die sämmtlichen Kleinodien waren: „ein guldein Kreu, ein guldein Kanel (Kanne), ein guldein Kopf (Trinkgeschirr), ein guldein Adlar, und ein guldein Hafftel mit gutem edeln Gestain von vain Berln.“ Der Brief des Nußbergers v. J. 1360 im Spec. dipl. bei Oefele 2, 182.

wie der jugendliche Mainhard von ihm gegängelt ward. Er nahm in der Stille Abrede mit den rheinischen Pfalzgrafen, mit der übrigen Ritterschaft des Landes und den Städten Oberbaierns, wie man des Fürsten Unabhängigkeit herstellen wolle.

Eines Tages, da Herzog Mainhard bei Ulrich dem Abensberger auf der Burg Rittersword [76]) an der Ilm war, ohnweit Geisenfeld dem Kloster, erschien Stephan mit seinen Tapfern jählings vor dem Schlosse, umringt' es, und forderte des jungen Herzogs Freiheit. Es war vergebens. Mainhard selbst weigerte sich herauszukommen. Nach wenigen Tagen ritt Friedrich, Stephans eigener Sohn, an der Spitze vieler Ritter und Knechte heran, gewann den Eingang zur Burg, und brachte die darin waren in Sicherheit [77]). Mainhard und Friedrich flohen, und suchten Nürnberg zu erreichen, um daselbst des Burggrafen, ihres Vetters, Beistand oder Vermittelung zu haben. Wie sie bei Vohburg über die Donau gehen wollten, kam ihnen

76) So der Ritter Ehran v. Wildenberg. Oefele 1, 522. Staindel und Onforg (Oefele 1, 366. 522) nennen es Ehottigweird; vermuthlich die ältere Name des Schlosses.

77) Ehran v. Wildenberg so. Staindel und Onforg weichen in der Erzählung von ihm ab.

der Bischof von Eichstätt entgegen, und rieth: lieber im tirolischen Gebirge Schutz und Hilfe zu suchen.

Inzwischen war Lärmen und Geschrei im ganzen Oberbaiern geworden; Alles für Herzog Stephan gegen den herrscherischen Ritterbund. Die fürstlichen Fluchtlinge fanden nirgends Sicherheit. Herzog Stephan folgte ihnen immer auf den Fersen. Die Bauern selbst standen auf. Von Dorf zu Dorf schwoll ihre Zahl [75]), Alle weitumher die Fürsten suchend. Mainhard ward endlich entdeckt, umringt und nach Ingolstadt geführt. Dahin reisete auch Stephan. Nun ward verglichen. Städt' und Adel Oberbaierns erklärten einmüthig, keinen andern Herrn, denn ihren lieben Herrn Herzog Mainhard zu erkennen und keine Vögte ferner über ihn dulden zu wollen [76]). Es ward der Ritterbund gesprengt; der Adel gedemüthigt.

Mainhard, dem ausgesprochenen Willen seines Landes folgsam, wohnte darauf wieder in München; reisete auch zu seinen Städten, als

---

75) Ad modum nivis descendentis milites lectos fuisse. Joh. Staindel.

76) Westenrieders Berichtigungen der Regierungsgesch. Herz. Mainhards. Beil. 6. Eben so äusserte sich ungefähr auch Tirol. Gmeiner 2, 128.

wär' ihm ihre treue Liebe sehr werth; ward ihnen und den Klöstern ein freigebiger Fürst [80]). Aber getrennt von den alten Freunden, ihrer Viele wohnten im Tirol am Hofe seiner Mutter, ward ihm sein Zustand zuletzt unerträglich. Er sah im Herzoge nur einen gewaltthätigen Zuchtmeister; in Baiern nur ein weites Gefängniß; in jedem seiner Räthe, in jedem Bürger, in jedem Landmann einen eifersüchtigen Hüter seiner Schritte. Dieses zwangvollen Lebens bald müde, sehnt' er sich hinweg von München. Ihn freuete keineswegs die Liebe eines Volkes, welches seinen Neigungen Schranken gesetzt, und ihm dabei Herz und Ehre verwundet hatte. Eines Tages reisete er in aller Stille davon. Nur wenige seiner alten Getreuen waren mit ihm [81]). Er kam zu seiner Mutter auf die Burg Tirol, und überließ sich wieder den frohen Tagen. Nur wenige Monden genoß er ihrer. Als er einmal, vom Tanze erhitzt, einen Trunk aus der Hand seiner Mutter begehrte, reicht' ihm die Unvorsichtige allzukaltendes Getränk. Es bracht' ihm den Tod [82]).

80) Urkunde von Ingolstadt und Landsberg im J. 1362 in Mon. boic. 8, 74. 10, 511; andere in Westenrieders Berichtigungen.

81) Nach St. Michaeletag 1362.

82) Er starb den 13 Jänner 1363. Das gab zur Rede Anlaß, die Mutter hab' ihn vergiftet.

5.

Tirol verloren.

Im J. 1363 — 1369.

Sogleich versammelte Grä1n Margarethe von Tirol ihren Rath um sich, neun Herren aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes, und gelobte, nichts zu thun, ohne deren Rath und Willen [83]). Bei Oesterreich suchte sie Schutz. An Oesterreich wollte sie in freier Schenkung all' ihre Land' und Leute in der Grafschaft, im Gebiete von Görz, zwischen Etsch und Inn, wie in Baiern übergeben Durch Eilboten rief sie die Söhne Habsburg herbei. Ihren eigenen Räthen gab sie verschwenderisch, Lehen und Kauf, Güter und Rechtsame in Fülle [84]), sich noch einen Schatz zu sammeln oder die Treue der Männer zu bestechen und zu belohnen. Nur ihr Hofnarr soll gesagt haben: „Gibst du dein Gut an Baiern, bleibst du Frau; an Oesterreich, wirst du Magd!“ [85]) Schnell ritten die Fürsten von

83) Den 17 Jänner zu Meran.

84) Alles in den ersten zehn Tagen nach Mainhards Tod. Dr. Gottfr. Primisser über Heinr. den letzten Rottenburger. (Im Sammler für Tirol 1 B. 3 St. S. 272.)

85) Nach Veit Arnpekh Chron. bav. 5, 48.

mitten unter die Feinde, um den Tod zu ſuchen, weil er die Freiheit Spaniens nicht mehr retten konnte; ward aber verwundet, zu Boden geworfen und gefangen. Dies Schickſal hatten auch einige ſeiner Hauptleute.

Folgenden Tags ſtellte man ihn vor ein Kriegsgericht und verurtheilte ihn zum Tode. Als ſich einer ſeiner Schickſalsgefährten, weil man ihn Verräther nannte, wild und unbändig gebehrdete, ſagte Padilla ruhig: „Geſtern war's an uns, Muth des Kriegsmannes zu zeigen; heute iſt's an uns, mit Sanftmuth des Chriſten zu ſterben."

Man erlaubte ihm noch, an ſeine Gemahlin und an die Gemeinde von Toledo, deren Mitbürger er war, zu ſchreiben. Wir theilen dieſe Briefe mit, wie ſie uns Robertſon aus ältern Schriftſtellern aufbewahrt hat. Noch ſind Porliers Briefe, die er vor ſeiner Hinrichtung ſchrieb, da er für die nämliche Sache in Spanien ſtarb, in friſchem Andenken. Folgendes ſchrieb Padilla an ſeine Gattin:

„Schmerzte mich Dein Kummer nicht mehr, als mein Tod, ich fühlte mich vollkommen glücklich. Man muß einmal zu leben aufhören, das iſt aller Menſchen Loos. Aber meinen Tod betrachte ich als eine beſondere Gnade des Allmäch-

Oesterreich herbei. Kaum dreizehn Tage nach Mainhards jähem Tode übergab ihnen Margarethe die Herrschaft, und behielt sich nur lebenslangen Genuß der Einkünfte vor [86]).

Herzog Stephan, nun Erb' und Herr des ganzen baierischen Oberlandes, gehuldigt von Geistlichen, Rittern, Städten [87]), denen er die alten Rechte mit Brief und Siegel bestärkte [88]), ward durch den Abfall Tirols, noch mehr dadurch empört, daß Margarethe, über Mainhards Erbe schaltend, selbst ihre baierischen Besitzungen Wasserburg, Klingen, Rattenberg, Kufstein und

---

86) Am 26 Jänner 1363 zu Botzen, durch ein Vermächtniß unter Lebendigen, auf ihren Todesfall. Schon am 2. Herbstmonat 1359 aber hatte Margarethe, im Falle ihres oder Mainhards erbloſen Todesfalls, ein Vermächtniß zu Gunſten der Herzoge Rudolf, Friedrich, Albrecht und Leopold Gebrüder, „ihre lieben Oheime, Vatermagen, Geſippten und Lidmagen" gemacht.

87) Auf einen Tag zu Freising im März 1363. Der Geistlichkeit wurden die Rechtsame am Andreastage zu Landshut bestätigt.

88) Weder Rath noch Aemter mit Fremden zu beſetzen, noch etwas von dem Lande zu veräuſſern, auch „kein Viehſteuer, Urbarſteuer noch kein ungerechte Steuer" zu fordern. *Heumanni* opuscula S. 166.

Kitzbühel an Oesterreich gegeben [89]). Er nahm das Schwerd und drang in das Innthal bis Landeck und über den Brenner bis Sterzingen [90]). Die Grafen von Orlamünde, Schwarzburg und Nassau, auch von Nurnberg der Burggraf, alle seine Freunde, brachten ihm ihre Banner zum Beistand. Bis in das zweite Jahr ward blutig mit wechselndem Glück des Gebirgs wegen gestritten. Graus, der baierische Bisthum, mit den Fahnen von Braunau und Burghausen, verödete das obere Oesterreich. Auch Mühldorf, die salzburgische Stadt, war berennt, weil der Erzbischof Ortolf den Habsburgern half. Doch weder Schwerd noch Hunger zwang das Städtlein zu schneller Uebergabe. Tapfer hielt sich hinter dessen Mauern Ulrich von Weiffeneck mit wenigem Volk; und die benachbarten Burgvögte in Baiern selbst liessen den Einwohnern Lebensmittel zu [91]). Nicht glücklicher ward gegen Schärding gestritten, welches Oesterreich pfandweise von Baiern hatte. Die Einwohner selbst umgaben den Markt-

89) Am 26. Jänner 1363 Beyen.

90) J. G. Zeßmairs gründliche Arbeit: Stephan der Aeltere u. s. w. gegen Johann Muller vertheidigt. München 1817. S. 112 ff.

91) Chron. de ducibus Bav. (Oefele 1, 143.)

flecken mit Pfahlwerk [92]), wohinter sie, unterstützt von Rittern und Knechten, wie auch von denen auf der Burg, ihr Eigenthum gegen die eigenen Landsleute vertheidigten [93]). Dagegen nahmen die Oesterreicher die Burg Ried sammt dem Markte, verbrannten beides und flohen in ihr Land zurück, als Herzog Stephan gegen sie rückte [94]). Unterhandlungen führten darauf eine jahrlange Waffenstille herbei [95]).

Weil sich aber die Fürsten von Oesterreich im Besitz des Gebirges behaupteten, heimlich von Kaiser Karl IV begünstigt, raffte Herzog Stephan die letzte Kraft zusammen, zog mit grosser Heeresgewalt durch das Gebirge erobernd und zerstörend bis an die steierischen Grenzen. Da begegnet' er den vereinigten Bannern seiner Feinde.

---

92) „mit einem flechten, unwerlichen Zayne" Urk. v. 1361. Oefele 2, 189.

93) Erzherzog Rudolf von Oesterreich gab für diese That den Schärdingern Stadtrecht, wie andere Städte im Lande an der Ens hatten.

94) Oefele 2, 189.

95) Papst Urban V um deutsche Hilfsvölker gegen die Mailander bekommen zu können, ließ durch Botschafter den Kaiser Karl IV und den König von Ungarn bewegen, die Kriegsführenden zu beruhigen. Hanfiz Germ. sacr. 2, 456.

Doch fürcht.t' er sie nicht. Sein Volk war voll Muthes, und zählte der tapfern Helden viele; vor allen die starken Granse und den freudigen Fraunberger, dessen Arm aus vielen Speerbrechen weit berühmt war [96]). Tag und Wahlfeld zur Schlacht waren schon erkoren. Plötzlich trat wieder Kaiser Karl IV vermittelnd und voll Ernstes ein, daß der Streit glimpflich beigelegt werde. Neue Waffenruhe. Drei Jahre lang wurden Baierns und Oesterreichs Ansprüche erwogen. Karl, der Gelegenheit froh, Wittelsbach zu schwächen, hatt' im Herzen den Ausgang schon entschieden; ohnehin war Albrecht von Oesterreich sein Eidam geworden. Er nannte zwei Schiedsrichter, Beide ihm und Habsburg hold: seinen ältern Eidam, Pfalzgraf Ruprecht am Rhein, und den neuen Erzbischof Pilgrim von Salzburg, aus dem Geschlechte derer von Puchheim, die seit langer Zeit bei den Oesterreichern Truchsesse gewesen [97]).

Am Tage Michaels im dreizehnhundert neunundsechszigsten Jahre geschah zu Schärding der Spruch. Das Land Tirol fiel an Oesterreich; dieses hinwieder entschädigte Baiern mit einkun-

96) Das Volk hieß ihn „freudig", weil er gar stattlich und kühn war.

97) Hanfiz 2, 458.

dert- und sechszehntausend Gulden; mit dem Pfandbrief von Schärding; den Veßen Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg im Gebirg', nebst andern dazu gehörigen Ortschaften; gleich wie mit Weissenhorn, Buchloe und Gütern am Lech [93].

So ward das tirolische Hochland zum andern Male von Baiern getrennt. — Das war der Wille Kaiser Karls IV.

6.

Die Mark Brandenburg verloren.

Im Jahr 1370 — 1372.

Dieser schlaue und thätige Fürst der Deutschen brütete aber in derselben Zeit noch über andere Entwürfe zum Verderben von Wittelsbach. Nie konnt' er die brandenburgischen Marken vergessen, denen sein Vater, wie er, vergebens nachgetrachtet hatte. Der Zustand von Kraftlosigkeit, in welchem er die getrennten Fürsten des Hauses Baiern sah, ihre gegenseitige kleinliche Eifersucht und Gehässigkeit, noch mehr, der Mangel aller Herrschertugend, welcher Einige von ihnen auszeichnete, reizte seine unverjährten Hoffnungen von

---

93) Die Urkunden an mehrern Orten abgedruckt; auch bei Falkenstein (Gesch. d. Königr. Baiern) 3, 351. Dazu die bei Oefele 2, 132.

Neuem. Wittelsbach selber schien sich seiner Vergrößerungslust freiwillig zum Opfer darzubieten.

Seit ihm gelungen war, den mannlichen Ludwig von Brandenburg durch den falschen Waldemar so viel Unruhen zu erwecken, daß derselbe die Marken seinen Brüdern überließ, hatten Herzog Ludwig der Sechste oder der Römer und Otto der Fünfte das Land in Eintracht beherrscht [99]). Eigentlich führte Ludwig, als der Aeltere und Thätigere, die Leitung der öffentlichen Geschäfte beinahe allein, während Otto mit unfürstlicher Weichlichkeit nur den Freuden seines jugendlichen Alters nachschweifte.

Karl flocht sich in den traulichsten Verhältnissen an Beide. Ihnen schien die Gunst des Hauses Luxemburg durch die Nähe und Stärke von dessen Besitzungen wichtiger, als das entkräftete, für schnellen Beistand in Noth entlegene Baiern. In diesen Ansichten stifteten sie mit Böheim sogar Erbvereinigung, daß, im Falle sie kinderlos abgingen, ihre Marken an Böheim fallen sollten. Vergessen ward von ihnen jener alte Vertrag, welcher, sollt' ihr Stamm ausgehen,

---

99) Ludwig VI bis 1360 allein, dann mit Otto gemeinsam, der in diesem Jahre vom Kaiser mit der Mark belehnt wurde.

das Land wieder an die Erben des ältern Bruders in Baiern verhieß.

Kinderlos starb Ludwig der Römer in Berlin [100]). Otts beherrschte Brandenburg allein. Ihn aufs engste zu fesseln, gab ihm der Kaiser seine Tochter Anna zur Gemahlin. Dadurch erwarb Karl Befugniß oder Vorwand, seine Hand in die Geschäfte von Brandenburg zu legen. Indessen hütete sich der verschmitzte König wohl, dem harmlosen und trägen Schwiegersohne ruhige Zeiten zu schaffen. Als der Herzog von Pommern die Marken mit krieg überzog, war es Karl von Boheim, welcher den verjagten Otto mit kalter Staatsklugheit seinem Schicksale überließ. Vermuthlich berechnete er, großes Ungemach werde den schwachen Fürsten bald ermüden und bewegen, die Marken von Brandenburg desto früher an Boheim zu geben.

Nur Herzog Steyban in München durchsah die Absichten des Kaisers, von welchem Gunst so gefährlich als Haß war. Unwillig und wachsam für Baierns Ehre, schickt' er seinen geistvollen, kriegerischen Sohn Friedrich an der Spitze zahlreicher Ritterschaft dem bedrängten Otto zur Hilfe. Dieser, erfreut und gerettet durch des wackern Neffen Kraft, erhob ihn zu seinem Statt-

100) Im J. 1365.

halter; ließ ihn von allen Städten der Neumark huldigen, und gab ihm und dem Herzoge Stephan die Priegnitz und alte Mark unterpfändlich [101]).

Der Kaiser betrachtete argwöhnisches Blickes diese widerwärtige Erscheinung. Allen seinen Anschlägen und Aussichten drohte neue Gefahr. Er faßte den raschen Entschluß, durch einen Gewaltschritt zu entscheiden. An Vorwand gebricht es dem Stärkern nie, der den Vortheil, nicht das Recht will. Er verwarf und vernichtete Markgraf Otto's sämmtliche Verfügungen, als den Verträgen mit Luxemburg widerstreitend, und überzog und besetzte die Lande von Brandenburg mit überlegener Macht, ehe Widerstand bereitet werden konnte. In schimpflicher Unterhandlung endete Otto seine Herrschaft. Um eine Summe, mit der, wie das Volk spottete, kaum die Glockenseile der märkischen Kirchen bezahlt waren [102]), ver-

101) Die Huldigung im J. 1371.

102) Um 200,000 ungarische Gulden, jährlich mit 10,000 Gulden zu verzinsen. Die Reichsstädte Dinkelsbühl, Nördlingen, Bopfingen, Donauwörth wollte Karl IV. dafür zum Pfande geben; Donauwörth war aber erst im J. 1350 durch feierlichen Schiedspruch (Lori 2, 62) für eine Stadt der Baiern erklärt worden; Karl hatte sie trotz dem als Reichs-

kauft' er sein Land an des Kaisers Sohn Wenzeslaw. Friedrich mußte allen Ansprüchen auf die Mark absagen [103]). Und so ward diese im dreizehnhundert dreiundsiebenzigsten Jahre dem Geschlechte der Schyren wieder entwandt, dem sie ein halbes Jahrhundert lang und darüber angehört hatte.

An der Isar, eine Meile unterhalb Landshut, beschloß Ludwig seine unrühmlichen Tage, vergessen von der Welt, auf dem Schlosse Wolfstein. Dort am Flusse, unter der Burg, wohnte ein junges Weib, dessen Reize seine Begierden

---

stadt behandelt und geehrt (Lori 2, 67. 71). Als sich die Reichsstädte weigerten, verpfändet zu sein, verhieß Karl IV. einen Theil jener Orte zu geben, die er vom Kurfürst Rupert I. von der Pfalz im Nordgau gekauft hatte. So kam auch selbst Donaustauf wieder an Baiern. Gmeiner 2, 168. (Urk. Fürstenwalde 1373 bei Kettenkhover 250, 255.) Die Zinsen wurden bis zum Tode des Kaisers richtig bezahlt; dann hörten sie auf. Von der Hauptschuld wurden nur 4000 ungarische Gulden abgetragen. Die Herzoge von Baiern brachten noch lange die Schuldforderung bei ihren Vererbungen unnütz in Rechnung.

103) Er soll 60,000 Gulden Entschädigung bekommen haben, sagt Burkard Zink von Memmingen in s. Chron. Augustana.

feſſelten. Noch lange erzählten die Landleute der Nachbarſchaft von der Gretelmühle und des Fürſten ſchimpflicher Buhlſchaft [104]).

Baiern, genug erniedrigt, geſchieden von der Pfalz am Rhein, ohne Kurwürde, ohne Einfluß auf das Reich, umgrenzt von großen und feindſeligen Staaten, die durch Raub an Wittelsbach mächtig geworden: es konnte für Karl IV. kein Gegenſtand mehr, weder des Neides noch der Furcht, ſein. Mit geſättigtem Stolze gab er die urkundliche Verſicherung für ſich und ſeine Nachkommen, ferner auf der Schyren Gut keine Forderung zu haben [105]). Denn ſchon erſchreckte ſeine Habſucht die übrigen Fürſten des Reichs.

7.

Der Städte und Ritter Fehden. Regensburg. Augsburg. Stephans I. Tod.

Im J. 1373 — 1375.

Nachdem von allen Anſtrengungen Kaiſer Ludwigs der Gewinn zerſtreut und verſäumt war, blieb dem Herzogthume nur das Gefühl fruchtloſer

104) Ladislaus Suntheimius (Oefele 2, 573), Füterer, Aenpekh und Aventin behielten die Sage. Otto ſtarb nach wenigen Jahren (im J. 1379).

105) Auf dem Tage zu Nürnberg 1374.

tigen für mich; er muß Gott wohl gefallen, wie beweinenswürdig er auch den Menschen scheinen mag. Ich habe zu wenig Zeit, um Dir zu schreiben, was Dich trösten könnte. Meine Feinde gönnen mir die Frist nicht, und ich mag nicht zögern, die Krone zu gewinnen, die ich verdient zu haben glaube. Beweine immerhin den Verlust, den Du leidest, aber nicht meine Todesart; sie ist für mich zu ehrenvoll. Ich hinterlasse Dir meinen Geist, das einzige Gut, was mir bleibt, und das einzige, was Du in der Welt am höchsten schätzest. Ich schreibe meinem Vater Pero Lopez nicht; ich wage es nicht. Ob ich mich gleich werth zeigte, sein Sohn zu sein, indem ich mein Leben opferte, hatte ich doch nicht sein Glück. Damit genug. Ich will die Geduld des Henkers nicht ermüden, der schon auf mich wartet, und den Brief nicht verlängern, um nicht den Schein zu haben, damit mein Leben verlängern zu wollen. Sosia, mein Diener, Augenzeuge von Allem, und dem ich meine geheimsten Gedanken vertraut habe, wird dir mittheilen, was ich nicht schreiben kann. Mit diesen Gesinnungen erwarte ich nun den Todesstreich, der Dich betrüben, mich befreunden wird."

An die Stadt Toledo schrieb er folgenden Brief!

„Dir, du Krone Spaniens, du Licht der

Erschöpfung. Der schnelle Wechsel, wie die Kraftlosigkeit der neuen Herrscher liessen die Bande gewohnter Ordnung und Zucht erschlaffen, und Verarmung lähmte selbst den bessern Willen. Denn, neben vielfach versiegten Quellen landesherrlichen Vermögens, schwellte ein ungemessener häuslicher und öffentlicher Aufwand der Fürsten die ererbten Schuldenlasten mit neuen an. Schon war es nichts Ungewohnliches, zu sehen, daß die Herzoge oder ihre Kinder zu den Pächtern gingen, um einige Pfunde Geldes zu entlehnen [106]; oder daß sie ihre Edelleute um Bürgschaft ansprachen [107], wenn sie Schuldverschreibungen ausstellen mußten. In größten Nothen, und auch dann selten ohne Aufopferung, empfingen sie vom Land eine Bieh-

---

106) Der reiche Rüdiger in Regensburg mußte den Söhnen Kaiser Ludwigs oft 20 und 30 Pfund „zur Kost" darleihen. Gmeiner 2, 43. Herzog Stephan II. versetzte im J. 1373 fünf Ringe und einen perlenen Rock bei den Kaufleuten von Regensburg, um Geld zu haben. Gmeiner 2, 169.

107) Als Stephan II. im J. 1369 die Veste Regensburg vom Peter dem Komerauer um 2000 schwere Gulden und 200 Pf. Pfennige einlösen, und aus Mangel des Geldes eine Schuldverschreibung geben wollte, mußte er zehn Bürgen für sich stellen. Gmeiner 2, 154.

steuer, welche meistens schlecht bezogen und in sich selbst schon dem öffentlichen Wohlstande eine gefährliche Abgabe ward. Denn was nicht des Volkes Nutzen, das ist der Fürsten Schaden.

Diese Entkräftung hinderte alle Verbesserungen der Kriegszucht und des Heerwesens, für äussere und innere Ruhe. Schaaren, in Eil bei Gefahr aufgeboten, liefen eben so schnell aus einander, als sie zusammengekommen waren. Ohne hinreichende Kraft im Innern des Landes, mußten die Fürsten nicht selten Zuschauer gesetzloser Gewaltthätigkeit sein, und Rittern und Bürgern gestatten, sich in Vesten und Städten mit eigener Faust zu schirmen. Weil nun Jedermann trachtete, seine Rechtsame zu behaupten oder zu erweitern, konnte nicht fehlen, daß Mannigfaltigkeit oder Widerspruch, Urkunde oder willkührliche Auslegung derselben, vielem Streit Ursprung gaben.

Den meisten Stoff zu Fehden bot das unaufhaltsame Emporkommen der Städte. Ihre den vorigen Jahrhunderten fremd gewesene Größe verwundete fortwährend die Eitelkeit des hohen Adels. Er beneidete den Reichthum der Bürger, dessen Quelle, den Handel, er verachtete. Die Bewohner der Städte, gewaltig durch Gold, kühn durch Freiheit, wichen aber weder dem Adel an Tapferkeit, noch den Fürstenhöfen an Glanz.

Dieser Kampf des Bürgerthums gegen Kriegerwillkühr und Ahnenstolz war der Kampf der menschlichen Freiheit und Gesittung gegen die Anmaßungen roher Gewalt und Denkart.

Regensburg, noch immerdar Süddeutschlands reichste Stadt, umringt vom Gebiet der baierischen Fürsten und des zahlreichen Adels, sah sich von Jahr zu Jahr in neuen und weitläufigen Streit verwickelt. Beharrlich auf ihr Recht, stark genug es zu handhaben, widersprach die Reichsstadt nicht selten sogar unbehaglichen Anmuthungen der Herzoge. Zur Vergeltung duldeten es diese dann wieder gleichgültig oder schadenfroh, wenn die verarmende Ritterschaft, wenn die gewaltigern Abensberger, oder die Paulsdorfer, die Pärbinger und andere Nachbarn, der reichen Freistadt Kaufmannsgut freibeuterisch wegnahmen; Regensburger Frachten und Schiffe nach Grundruhrrecht mißhandelten; oder wenn die in bürgerlichen Unruhen aus der Stadt getriebenen Geschlechtern durch Pfleger und Richter Waaren in Beschlag nehmen ließen, Rache oder Unterpfand für eigenes Gut zu haben, das in der Gegner Gewalt lag [108]). Alles dies reizte dann die Ge-

108) Die vor vierzig Jahren verbannten Auer waren seitdem in der Stadt Nachbarschaft mächtiger geworden, als jemals. Die altburggräfl. Stamm-

meinde zu empfindlicher Erwiederung. An Mitteln gebrach es in einer Stadt nicht, wo mancher Bürger Krone, Zepter, Schmuck und Ehre der Fürsten [109]), oder Städt' und Vesten [110]) unterpfändlich besaß. In den unendlichen Raufereien ward manches Dorf angezündet, manche Heerde geraubt, mancher Mann niedergestochen.

Nicht an Muth und Willen, nur an Kraft gebrach es den Bürgern von Passau, ihre Freiheit vom gebieterischen Hochstift [111]) zu erringen. Wie schon einmal, so nun wieder, begannen sie Aufstand und Kampf. Achthundert stark waren sie

---

güter, die Vesten Rietenburg, Steckenfels, Prennberg, Stephaning u. s. w. waren in ihren Händen. — Von den zahlreichen regensburgischen Streiten und Irrungen gibt Gmeiner ausführlichen Bericht.

109) Gmeiner beim J. 1363 gibt ein Beispiel.

110) So besaß Hans Zenger, wegen seines Reichthums der Goldene genannt, die Stadt am Hof, auch Nedburg.

111) Passau's Freiheiten, welche vom Kaiser Ludwig dem Baiern gegeben waren, hatte K. Karl IV. zu Gunsten des Stifts wieder durch einen Spruch zu Linz 1348 vernichtet. Jos. Lenz a. a. O., Thl. 1, S. 110 ff.

in Harnischen. Aber gegen des Bischofs und Oesterreichs vereinigte Uebermacht unterlagen sie [112]).

Anders gedieh Augsburg. Jeder Einwohner war hier zugleich Krieger für sein und der Stadt Recht; Selbsthilfe kaum verwehrt; ein Todtschlag nur mit zwanzig Pfund Buße und fünfjähriger Verbannung gestraft [113]).

Lange hatte der ansässige Adel in Augsburg dem Gemeinwesen allein vorgestanden [114]). Des wurden die Bürger aber, bei wachsendem Wohlstand, unzufrieden. Es sei billig, sagten sie; daß, wem das Gut, auch die Verwaltung gehöre; die Stadt sei nicht einiger Geschlechter Eigen. Man müsse dem Beispiele Zürichs, Straßburgs und anderer freien Städte

---

112) Im Jahr 1367 die Urkunden von Jos. Lenz 1, 116. Sehr bezeichnend ist über die Unterdrückung Passaus durch den Spruch Oesterreichs zu Gunsten des Bischofs der Reim einer alten Chronik:

Keine Krähe der andern die Augen aushackt,
Der Herr ist mehr, als der Knecht,
Oft mehr durch Gewalt, als durch Recht.

113) *Gassari* ann. z. J. 1379.

114) Anfänglich waren der Rathsherren 12, dann im J. 1310 deren 24, wovon jährlich die Hälfte erneuert wurde. *Gassari* ann. z. J. 1310. Wer in fremdem Dienst lebte, konnte nicht des Rathes sein. P. v. Stetten Gesch. d. Augsburg S. 98.

folgen, deren Bürger, vertheilt in Zünfte, über gemeine Angelegenheiten stimmen und beschliessen. Lange ward berathen und gehadert. Der Adel wich nicht. Da schritt man gegen ihn zum Werk. In der Nacht, die dem einundzwanzigsten Weinmonds folgt, im dreizehnhundert achtundsechzigsten Jahre, erhoben alle Handwerksleute die Waffen, durchzogen die Straßen und besetzten die Thore. Am Morgen des Severinstages versammelten sie sich auf dem Perlachplatz mit neunzehn Fähnlein. Man läutete die Rathsglocke. Die Vorsteher der Stadt kamen auf dem Rathhause zusammen. Das Volk besetzte die Thüren und wählte durch offenes Hand-Mehr sechs Männer, das Begehren der Bürgerschaft vorzutragen. Einer derselben, ein kluger und beredter Mann, Hans Wyß, welchen man nur den witzigen Weber nannte, führte in aller Namen das Wort; forderte dem erschrockenen Rathe Uebergabe von Rathhaus, Schatzkammer, Stadtbuch, Siegel und Schlüssel zur Sturmglocke ab, vor allem aber, daß die Gemeinde, in Zünfte geordnet, das gemeine Wesen selbst verwalte [115]). Die Geschlechter, übermannt, gehorchten, nicht ohne Murren. Es wurden

115) Nach dem großen Zeitbuch von Augsburg. Handschr. S. 92.

die Bürger in siebenzehn Zünfte getheilt [116]), deren jede ihren Zunftmeister und zwölf von sich im großen Rathe hatte. Fünfzehn aus den Geschlechtern und neunundzwanzig aus den Zünften bildeten den innern Rath [117]). Viele des Adels, unzufrieden, wanderten aus, und wurden der Stadt Feinde. Deß achteten die Bürger wenig. Sie thaten sich in Rotten zusammen unter ihre Hauptleute. Jeglicher mußte mit Sturmhaube, Harnisch und Eisenhandschuh versehen sein.

Die Augsburger, ein reizbares, keckes Völklein, waren zur Selbsthilfe um so fertiger, je schwerer bei verwilderten Zeiten, Recht vor Richtern zu finden. Mit aller nachbarlichen Schadenlust führten oftmals Einzelne gegen Einzelne Krieg. Bald zogen von Baiern gegen Augsburg, bald von der Stadt gegen Baiern Banden aus, legten Dör-

116) Den alten adelichen Geschlechtern, deren zu dieser Zeit 53 waren, ward vergönnt, eine eigene Zunft zu bilden.

117) Mit zween Bürgermeistern, wovon Einer aus den Geschlechtern, der Andere aus den Zünften war. Auch Hans Wyß, der Weber, ward in den innern Rath befördert und einer von den sechs Steuerherren der Stadt. Weberchronik Seite 51. Karl IV bestätigte diese Zunftverfassung Montag nach heil. Christtag 1374.

fer und Weiler in Asche, entführten Heerden und Waaren oder erschlugen einzelne Menschen. Mancher Feuerzeugen wegen führte die Stadt selbst offenen Krieg mit Herzog Stephan von Baiern. Johann, der jüngste von den Söhnen desselben, hatte einer ihm geschehenen Beleidigung willen [115]) den augsburgischen Ort Achingen abgebrannt. Schnell liefen die aus der Stadt vor Schwabeck, eroberten die Burg mit stürmender Faust [116]), verbrannten sie und in einem Thurm des Schlosses sechzehn Baiern lebendig. Die Märkte Schongau und Friedberg hatten gleiches Loos. Dann kamen wieder die drei Söhne des Herzogs mit vielem Volke rächend über den Lech, verwandelten dreizehn augsburgische Dörfer in Aschenhügel und rückten selbst vor die Stadt. Sie war nur übel befestigt; ihre Ringmauer an manchem Ort gar niedrig, und der wasserlose Graben davor oft so verschüttet, daß ein Mann hinüberspringen konnte. Die Vorstadt am Straßinger Thor hatte keine andere Wehr, als zu beiden Seiten des Thores eine Mauer von zehn Klaftern Länge; daran einen Zaun mit einem vergrafeten Grädlein, von sechs

115) Es soll in einem Brief von Augsburg viel Schimpfliches von ihm gesagt worden sein.

116) Am Katharinen-Abend des J. 1372. Gr. Zeitbuch.

Schuh Tiefe. Dennoch blieben die Bürger unverzagt mit ihren sieben Hauptleuten und ihrem tapfern Kriegsobersten, dem Herzoge Friedrich von Teck [120]). Aber von ihrer Mauer herab schossen sie auch schon mit zwanzig ehernen Donnerbüchsen auf die Feinde [121]). Es war das erstemal, daß die kriegerische Reichsstadt sich der noch seltenen Waffe bediente [122]). Die Kunst Schießpulver zu bereiten, den Morgenländern längst kein Geheimniß, war den Deutschen kaum bekannt geworden, als sie mit Eifer überall anzuwandt [123]), und zur Zerstörung des menschlichen Geschlechtes benutzt wurde [124]). Die Büchsen, zwar kunst-

120) Welchem sie 600 Gulden Sold zahlten, wie Burkhardt Zingk erzählt. Ich benutze von seinem in derbem, treuherzigem Ton geschriebenen Zeitbuch (v. J. 1368 bis 1468 gehend) eine Handschrift, welche wahrscheinlich dieselbe ist, deren sich Oefele (1, 743) bediente.

121) „kosten 50 pfenig." Weberchronik.

122) Dies Jahr hat man zu dem Eisen mit den bizen kriegt und geschossen. Weberchronik.

123) Schon ums Jahr 1353 verfertigte ein Jude Albfiess zu Augsburg Pulver. P. v. Stetten Erläuterungen zur G. sch. v. Augsburg. S. 65.

124) Die ersten Aufgaben für Pulver und Donnerbüchsen gibt das Stadtbuch von Nürnberg beim Jahre 1356 an.

voll gearbeitet, waren jedoch noch von unbehilflicher Größe und Schwere; die Kugeln nur von Maurern aus Stein gebauet; selbst die zur Ladung und Richtung der Stücke nöthigen Kenntnisse nicht gemein [125]). Auch zwang weniger die Wirkung des Geschützes, als die Nähe des Winters die Baiern, Augsburgs Belagerung aufzugeben. Kaum hatten sich die Fürsten entfernt, streiften wieder die Augsburger zum Sengen und Brennen durch Baiern, den neuen Fahnen Ruhm zu bringen, die der Rath den rüstigen Zünften verehrt hatte [126]). Als ihnen aber eines Tages beim Dorf Mühlhausen auf der schwarzen Erde in Baiern durch Franz Waller, der mit fünfundsiebenzig Spießen kam, einhundert und vierzig Mann erstochen und fünfzig gefangen und verwundet wurden [127]), war ganz Augsburg in Trauer.

---

125) Ein Johann von Aarau (Gaffer zum J. 1378) soll dreien Rathsherrn von Augsburg diese geheime Kenntniß um Geld offenbart haben. P. v. Stetten (Kunstgeschichte 2, 10) fand in der Stadtrechnung beim J. 1378 einen Büchsenmeister Walther genannt.

126) Es hat ain Rath allen Zünften Seydin zu den fanen geben, vnnd der Statt Sigil mit wachs darauff gesetzt. Ueberschrift z. J. 1372.

127) Das große Zeitbuch von Augsb. Handschr.

ganzen Welt, Dir, die Du ſchon zur Zeit der mächtigen Gothen eine Freie warſt, und Dir und den Nachbarſtädten die Freiheit eroberteſt, indem Du das Blut der Fremden und der Deinigen vergoſſeſt, Dir meldet Dein eingeborner Sohn, Juan de Padilla, wie Du durch das Blut ſeiner Adern Deine alten Siege verjüngen müſſeſt. Konnen meine Thaten nicht den beglückten und ruhmreichen Werken anderer Deiner Kinder angereiht werden, ſo lag es nicht an meinem Willen, fordern an meinem böſen Geſchick. Ich bitte Dich, wie meine Mutter, nimm von mir das Leben an, das ich nun zu verlieren im Begrif bin, weil mir Gott nichts Koſtlicheres für Dich zu verlieren gab. Ich ſchätze Deine Achtung unendlich höher, als mein Leben. Die Umſchwünge des wandelbaren Glücks ſind mannigfaltig. Was mir aber den beſten Troſt heut, iſt, daß ich, der letzte Deiner Söhne, für Dich den Tod leiden darf und daß Du andere an Deiner Bruſt nährſt, die im Stande ſind, mich zu rächen. Mehrere Zungen werden die Todesart berichten, die mir beſtimmt iſt und die ich noch nicht kenne; was ich weiß, iſt, mein Ende iſt nahe, und da werde ich beweiſen, wie lieb mir's iſt. Ich empfehle Dir meine Seele, wie der Schutzherrin der Chriſtenheit. Von meinem Leibe rede ich nicht; er gehört mir nicht. Ich kann nicht mehr ſchreiben. Denn in

Um so leichter ward Friede zwischen der Stadt und den Herzogen vermittelt [125]). Die Zügellosigkeit der Selbstrache trieg endlich auch im Innern Baierns zu solcher Höhe, daß Herzog Stephan, wie seine Ritter und Bürger, die Nothwendigkeit fühlten, in kräftigem Verein dem ungeheuern Wesen entgegen zu arbeiten. Denn des Mordens und Brennens war kein Ende: alles Eigenthum unsicher; die feige Hand eines einzigen Bösewichts genug, zahllose Unschuldige in Armuth und Verzweifeln zu bringen. Sechs Herzoge in Baiern, hundert und zehn Herren des Adels, neun Städte, funfzehn Marktflecken, schworen feierlich zu den Heiligen Gottes einen großen Landfrieden: Räuber und Norddrenner sollte Jeder Recht haben einzufangen und ihnen zu nehmen, was sie mit sich führten; kein Heiligthum, keine Freistätte sollte sie schützen können [126]).

Das war des wackern Fürsten Stephan letztes Werk für seines Landes Wohlfahrt. Wenige Monden nachher, in demselben Jahre, da das alte

---

125) Erst Waffenstillstand durch Burggraf Friedrich von Nürnberg; dann Friede durch des Patriarchen von Aquileja Schiedsspruch vom 23. Heum. im J. 1373 zu Hochstadt.

126) Der zweite Landfriedensbrief v. J. 1374.

Haus der Grafen von Hals verging [130]), legte Herzog Stephan sein Haupt zur Ruhe. [131]).

8.

Die Herzoge Friedrich, Stephan II und Johann. Krieg mit Böheim und den Reichsstädten.

Im J. 1376 — 1389.

Die drei Söhne, welche ihm Elisabeth von Sizilien geboren [132]), nun Erben des Herzogthums, waren von sehr verschiedener Gemüthsart. Friedrich [133]) übertraf Alle an fürstlichem Gemüth. Feuriges Blutes, klug, bereit, zur Arbeit unverdrossen, galt ihm der alte Ruhm der Schweizen über Alles. Stephan sein Bruder, und der Aeltreste von den Dreien, ein Herr von kleiner Gestalt, gern gerüstet, darum er nur der Knäufel

---

130) Mit Grafen Leopold von Hals (Oefele 1, 729. 2, 311). Die Landgrafen von Leuchtenberg erbten alle hinterlassenen Reichslehen, und nannten sich auch von Gottes Gnaden Grafen zu Hals. Hunds metrop. 3, 39.

131) Den 10. Mai 1375.

132) Königs Friedrich II von Sizilien und Margel Tochter, vermählt im J. 1328. Aventinhover 53.

133) Auch war er es, dessen sich der Vater zuerst in öffentlichen Geschäften bediente.

hieß[134]), gefiel sich im Geist und Weben des schönen, alten Ritterthums; zog kriegerischen Abentheuern und denen der Minne bei holden Frauen mit gleicher Lust nach; fehlte nie bei Turnieren und übte Freigebigkeit bis zur Verschwendung[135]). Der jüngste von den Brüdern, Johann, zwar tapfer und verständig, wie die übrigen, doch rauh und schlicht, pflegte des Weidwerks mit fast unmäßiger Begier. Sein Hof wimmelte von Jägern, Falknern und Hunden.

Ungeachtet dieser Ungleichheit hielten sie fest und brüderlich zusammen; alle im Gefühl, daß, zumal in solchen Tagen, Trennung Untergang bringen könne. Zwar Kaiser Karl IV hatte nochmals feierlich all' ihre Hoheitsrechte und ältern Lehenbriefe bestätigt[136]), auch sonst sich ihnen

---

134) Vermuthlich von dem Worte Knauf, um seine kleine zierliche Gestalt zu bezeichnen. Die Alten schrieben Knopfel; andere, wahrscheinlich Schreibfehler, Kneigl.

135) So schildert ihn Ladislaus Suntheimus in familia ducum. Oefele 2, 568.

136) Frankfurt am Main, Freitag nach St. Johannis des Täufers 1376. Der kaiserliche Lehenbrief ist dadurch merkwürdig, weil er zum erstenmal alle Hoheiten und Rechtsame von Baiern einzeln benennt.

huldreich erzeigt, doch nur in der Absicht, die Macht seines Hauses von Oesterreichs bis Pommerns Grenzen, sammt Deutschlands königlicher Krone, desto unangefochtener auf seinen Sohn Wenzeslaw zu vererben. Er erreichte den Zweck. Dafür verschwendete er aber an die Kurfürsten große Geschenke und die Rheinzölle des Reiches. Die Geldsummen aufzubieten, bedrängte er mit schweren Steuern die Reichsstädte; andere verkauft' oder verpfändet' er, wie an Baiern die Stadt Donauwörth [137]). Darüber waren die übrigen erschrocken und empört. Ihrer Viele in Schwaben und am Rhein schworen zusammen.

König Wenzeslaw fürchtete jedoch nach seines Vaters Tode [138]) die Städte weniger, als die Stärke und Eifersucht der Fürsten. Er schmeichelte Jenen, machte ihnen diese verdächtig, und brachte Zwietracht ins Reich, um Allen überlegen zu bleiben.

Die Herzoge zu Baiern hatten an Böheim noch die Schuldforderung für Brandenburgs Verlust. Nach Karls Tod zahlte Wenzeslaw selbst die

137) Um 60,000 Gulden „die man nennt von Florenz". Lori Lechr. 2, 75. Der Verpfandbrief ist vom J. 1376.

138) Der im J. 1378.

Zinsen nicht mehr. Die Pfalzgrafen am Rhein, denen durch Böheim mancherlei Gut und Recht entzogen, und selbst das Billigste verweigert blieb, hatten nicht minder Ursache zum Klagen. Vor sechsundzwanzig Jahren, da Pfalzgraf Rudolf II gestorben und ihm sein Sohn Rupert I in der Kurwürde gefolgt war, hatte von ihm Kaiser Karl IV, als Eidam des Verstorbenen, Theil am Erbe gefordert, unter diesem und anderm Vorwande [139]) fast die Hälfte der im Nordgau gelegenen obern Pfalz an sich gebracht, und durch Zukauf die Grenzen Böheims bis eine Stunde von der Stadt Nürnberg Thoren vorgerückt. Eine Säule mit zwei Kreuzen bei Erlasegen bezeichnete seitdem die Marken Böheims und des heiligen deutschen Reichs. Kurfürst Rupert I am Rhein, und seines Bruders Adolf Sohn,

139) Für seinen Erbtheil begehrte er an Land und Leuten den Gleichwerth von 6000 Mark löthigen Goldes, als Brautschatz seiner Gemahlin Anna; 12,000 Mark für das Lösungsgeld, mit welchem er Pfalzgrafen Rupert II aus der sächsischen Gefangenschaft befreit hatte, in die derselbe gefallen war, als er dem Markgraf Ludwig von Brandenburg im Krieg wegen des falschen Waldemar geholfen; 20,000 Mark, die er dem verstorbenen Rudolf geliehen haben wollte. Jeßmaers Gesch. d. Oberpfalz 1, 36.

Rupert II, der mit seinem hoffnungsreichen Sohn Rupert III, oder dem Kleinen [140], zu Neumarkt in der Oberpfalz wohnte, betrauerten schweigend den Verlust so vielen wittelsbachischen Gutes, welches die Urkunde von Pavia vergebens unveräusserlich erklärt hatte.

In die spätere Reue der Schwaben stimmte der dumpfe Mißmuth anderer Fürsten gegen Luxemburg. Doch Wenzeslaw spottete ihrer.

Weil die Städte des Reiches von übermächtigen Landesherren Noth, vom Kaiser schlechten Schutz befürchteten, schlossen sie, siebenzig an der Zahl, einen neuen rheinischen Bund unter sich. Sogleich begünstigte denselben Wenzeslaw gegen die Fürsten. Dies machte Alle besorgt. Man wußte, was er gethan, nicht, was er noch wolle. Es verbanden sich sofort die Pfalzgrafen am Rhein mit den Herzogen von Baiern für ihre Sicherheit im engern Verein. Schnell kamen viele andere Fürsten und Herren dazu: Herzog Albrecht von Oesterreich, der tapfere Graf von

140) Burkhard Zingk nennt ihn Herzog Clain. Die handschriftliche Chronik des Johannes Kilchau, Scholaris in Landberg (sie ist ums Jahr 505 geschrieben, gehr aber nur bis 1352) nennt ihn beim J. 1384 Herzog Kleins. Durch falsches Abschreiben entstand daraus vermuthlich der unverständliche Beiname Clem, was man nachher für Clemens hielt.

Würtemberg, der Markgraf von Baden, der Burggraf von Nürnberg, die Bischöfe von Mainz, Worms, Straßburg, Bamberg, Augsburg, Regensburg und andern Orten. Es entstand gegen den Rheinbund der Städte ein neuer der Fürsten, welcher Bildniß und Namen des Löwen trug. Die Löwler schworen, Alle für Einen, Einer für Alle zu sein. Nun hoben zwischen Städten und Fürsten viel Neckereien und Fehden an [141].

Der ganze Süden Deutschlands regte sich wider einander in Waffen. Es ward unterhandelt, gerüstet, geworben, entzweit, versöhnt. König Wenzeslaw schmeichelte und drohte abwechselnd, wie Hoffnung oder Furcht geboten.

In diesen drohenden Gährungen traten die Linder Wittelsbachs vom Rhein und aus Baiern einträchtig in der Stadt Amberg zusammen, ihre Sicherheit gegen den König zu bereden [142]. Ihr Beschluß lautete, daß hinfort nichts mehr vom Gesammtgut des Hauses veräußert, und schon Veräußertes, so wie, was zum Ersatz für Bran-

141) Herzog Friedrich von Baiern gegen Regensburg, weil die Stadt ihm abschlug die dortigen Juden zu beschatzen, wofür ihm erst Wenzeslaw Vollmacht gegeben. Durch Verwendung des städtischen Bundes in Schwaben mußt' er aber von seiner Sache abstehen. Gmelner p. J. 1381.

142) Im J. 1381.

denburg längſt verpfändet, nie eingeräumt war, von der Krone Boheim zurückgefordert werden ſollte. Wenzeslaw verwarf das Anſinnen. Die Fürſten von Baiern und Pfalz, ihrem Vorſatze getreu, griffen mit verbundener Macht an, eroberten und theilten unter ſich, worauf ihr Anſpruch ging [143]), und dranzen verwüſtend durch das böhmiſche Gebirge hinauf. Sbinco, Erzbiſchof von Prag, und Propſt Sulco von Chotieſchow hemmten dort erſt mit blutigem Widerſtand ihre Fortſchritte.

Wenzeslaw, der ſich mit unköniglicher Schlafſucht in ſeinen Erblanden hatte überraſchen laſſen, bot die ganze Eidsgenoſſenſchaft deutſcher Städte gegen Wittelsbach auf. Vom Rhein bis Boheim ward Mord und Brand. Graf von Helfenſtein war der Städte Heerführer; voll Haſſes gegen Baiern auch Erzbiſchof Pilgram von Salzburg bei ihnen. Jahrelang dauerte die verderbliche groſe Fehde von Land gegen Land, von Burg gegen Burg. Nicht immer wuſte man, wer Feind, wer Freund ſei. Die Kauffahrtei der Reichsſtädte erlag unter Plünderungen und Zöllen. Im ganzen Umfang Baierns wurden

143) Salzbach, Heersbruck, Laufen, Laufen und Halkenreiden kam davon an Baiern, das übrige an die Pfalz beim Rhein. Aventin L. 7, 22.

ihnen die Märkte geschlossen [144]). Aber viel Ritter hielten zu ihnen und gegen die Herzoge, und thaten denselben weh. Von Salzburg sandte der Erzbischof Mordbrennerschaaren durch die baierischen Landschaften. Die Herzoge hielten sengend und brennend in seinem Gebiete Gegenrecht.

Es begab sich eines Tages, da Herzog Stephan der Knäufel und Erzbischof Piligram im Kloster Haitenbuslach zusammengeritten waren [145]), Frieden zu bereden, aber nicht eins wurden, daß Pfalzgraf Ruprecht mit einem grossen Zug dazu kam. So groß war sein Zorn gegen den gehaunischten Priester, daß er weder die Ursache, welche denselben hierher geführet, noch die Heiligkeit des Ortes ansah. Er nahm ihn gefangen und ließ ihn im Schlosse von Burghausen verwahren [146]). Diese unredliche That empörte den ganzen Rheinbund und was zu ihm hielt. Gleichzeitig erschollen von Augsburg laute Klagen gegen Herzog Stephan, der sicheres Geleit abgeschlagen, und reisende Augsburger in seine Kerker geworfen hatte. Alle Städte, auf dem Bundestag zu Ulm versammelt,

144) Gmelner zum Jahr 1386.

145) Im J. 1387 vor St. Niklastag. Das große Zeitbuch v. Augsburg.

146) Piligram entwischte einige Zeit nachher.

schworen schwere Rache [147]). Unter Ulrich von Helfenstein, der Städte Kriegsoberster, versammelte sich ihre Macht bei Augsburg [148]); ging über den Lech und wütten im Winter verheerend durch Baiern bis Regensburg. Nirgends begegnete Widerstand. Ueber die Donau ging verwüstend der Rächerzug durch Franken heim.

Deß nicht zufrieden, machten sich auch die streitbaren Augsburger besonders auf, mit ihren ehrbaren und gemeinen Knechten und Schlachtschützen [149]). Sie hatten derselben viel in Sold; dazu schon von neuester Erfindung bei dreißig Feuerröhre, welche auf Hacken gelegt, mit brennenden Lunten abgeschossen wurden. Vor die Burg Moringen zuerst ging der Zug. Hier hatte der Pfleger, zeitig gewarnt, sich hinaus

147) Auch König Wenzeslaw sandte den Herzogen einen Absagebrief vom 5 Horn. 1388. Jeßmaier über das Entstehen und Aufblühen des oberdeutschen Städtebundes und dessen Bekämpfung und Vernichtung durch Friedrich von Landshut. S. 41.

148) Den vierten Tag nach St. Agnes oder 25 Jänner 1388.

149) Gemeine Knechte hatten nur Spieße; theurer im Sold standen die Schützen; Ehrbare waren die von den Städten in Sold genommenen Ritter.

diesem Augenblicke fühle ich das Messer nahe an meinem Herzen, mehr gerührt durch Dein, als mein Leiden."

Nachdem er dies geschrieben, ging er stolz und heiter zum Tode.

Die Niederlage der Aufständischen bei Villalar, der Tod des heldenmüthigen Padilla, die kluge Milde, mit welcher die Regentschaft Alle aufnahm, welche zum Gehorsam gegen den König zurückkehrten, löseten die Liga auf. Die Bewaffneten kehrten in ihre Provinzen zurück. Nur Donna Maria Pacheco, die Wittwe Padilla's, ergab sich nicht. Sie hielt den Muth Toledo's aufrecht und vertheidigte die Stadt noch lange, was ihr um so leichter war, da die Regentschaft den Kern des Heeres in Navarra gebrauchte, wo die Franzosen eingedrungen waren. Sie hoffte, Toledo's tapferer und langer Widerstand werde endlich ganz Spanien wieder ermuntern, für die Sache der Freiheit sich noch einmal zu erheben.

Donna Maria genoß in Toledo einer fast unbeschränkten Gewalt. Die Achtung für ihr Geschlecht, mehr noch die Bewunderung, welche ihr Muth, ihre großen Eigenschaften einflößten, die allgemeine Liebe des Volks für ihren unglücklichen Gemahl, für den Märtirer der Freiheit und der

begeben, des Volks zu rufen. Während er noch zu Berg, im Dorflein, mit anderthalbhundert Reisigen und vielen Bauern lag, kamen die Augsburger vor das Schloß und warfen eine Brücke auf leeren Weinfässern über den Wassergraben. Weil vom Thurme herab Niemand wehrte, stiegen sie an den Leitern hinauf zur Thür. Zwei Kriegsknechte, die von innen öffneten, wurden erschlagen. Man drang mit Geschrei hinein. Des Pflegers von Möringen Frau, fromm und schön, und ihre Jungfrauen saßen, des Todes gewärtig, in großem Jammer da. Ihnen geschah aber kein Leid, sondern ward gestattet, mit Gewand und Kleinodien abzuziehen. Alles übrige Geräth, Silber- und Zinngeschirr, viel Bettgewand und Kleidung ward aus der Burg entführt, wie aus der Kirche, wohin die Landleute ihr Bestes geflüchtet hatten; dann Schloß und Dorf den Flammen geopfert.

Rächend fuhren ihnen die Baiern nach über den Lech; Herzog Stephan selber. Um Augsburg loderten in großem Umkreise die schönsten Dörfer und Höfe gen Himmel auf. Dies vollbracht ward umgekehrt. Nun brachen wieder die Augsburger mit vergelterischer Wuth aus. Sie schleiften sogar die Häuser und Münzschmieden ihres eigenen Bischofs Burkhard, weil er mit Herzog Stephan viele Waare der Stadt, welche

über das Gebirge gekommen war, zu Füssen [150]) aufgefangen und getheilt hatte.

Die von Kaufbeuern im Algau waren den Augsburgern hilfreich gewesen. Deswegen gingen die Herren von Baiern mit starker Macht vor diese Reichsstadt und beschossen ihre Mauern sieben Tage lang aus großen Büchsen. Doch was sie des Tages niedergeworfen, ward von den Bürgern des Nachts wieder aufgemauert. Noch waren die Büchsenmeister ihrer Kunst sehr unkundig, und thaten manchen Fehlschuß. Mehr denn sechsunddreißigmal im Tage konnte keines der Stücke abgefeuert werden; eine Hauptbüchse, welche mit der Kraft eines halben Zentners Pulvers einen Zentnerstein warf [151]), nur vierzehnmal. Es galt, daß eine Büchse so viel Pfund Eisens schoß, als sie Zentner wog [152]).

---

150) Buckh. Zingk und Hektor Mülich. Die Jahrgeschichten des letztern, Hdschr., gehen von 1348 bis 1487.

151) Das Pfund Pulver galt einen Schilling.

152) Eine Scharfmetze wog 100, ein Basilisk 75, ein Mordthier oder Böller 50 Zentner. Zum kleinern Geschütz gehörten die Drachen oder Nothschlangen, die 16 Pfund Eisen, und die Falkaunen, die zwei Pfund schossen. — Zu 55 Stück waren 100 Büchsenmeister, ungefähr 200 Stückschützen und über 500 Rosse nöthig. Aus handschr. Nachrichten erhob

Der muthige Widerstand von Kaufbeuern, nicht minder die Hilfe, welche Augsburg den Bedrängten bereitete, zwang die Herzoge zum schleunigen Rückzug [153]). Die Wertach abwärts, über Augsburger Grund mit Feuer und Schwerd, kehrten sie in die Heimath.

So ward hin und her viel gebrannt, geraubt, gemordet. Fruchtlose Soldnerrotten, ohne Tapferkeit, durchschwärmten die Länder; verzagt vor entschlossener Gegenwehr, gräßlich durch Gräuel an Wehrlosen. Grausamkeit ist immer der Feigen Muth.

Inzwischen schlug Pfalzgraf Rupert II die Eidsgenossenschaft der Städte bei Speier; Graf Eberhard von Würtemberg sie bei Weil. Regensburg konnte den Besiegten nicht beistehen. Es war von den Fürsten der Baiern umringt und beschossen. Herzog Albrecht von Straubing und Pfalzgraf Rupert der Kleine lagen am linken, Stephan und Friedrich am rechten Ufer der Donau. Stauf, die Veste, ward bestürmt. Die Regensburger, unermüdet auf

---

diese Angaben Jos. Anton Eisenmann (Kriegsgesch. d. Baiern 1, 135).

153) Das chron. Norimb. (Oefele 1, 325) sagt: Herzog Friedrich habe drei Bollwerke mit vielem Belagerungszeug vor der Stadt im Stich gelassen.

Zinnen und Thürmen ihrer Mauer, hielten aber wacker. Ihr kluger Bürgermeiſter Hans von Steinach wachte mit gleicher Vorſicht über innere Ordnung und äuſſere Vertheidigung. Nie gebrachs an Lebensmitteln, wie an muthigen Kämpfern, oder Vorräthen von Blei und Eiſen zu den ehernen Büchſen. Reich und arm trug Waffen. Parzifal Zenger, und Hans der goldene, ſtritten ritterhaft an der Seite ihrer Mitbürger. Die Stadt am Hof äſcherten ſie ſelber ein, den Baiern darin feſten Fuß zu wehren [154]). Die Belagerer riſſen im Grimm ſogar die Reben aus dem Boden. Eines Tages rückte Herzog Albrecht mit hundert und ſechzig Helmen gegen das Burgthor zu St. Paul; ihm entgegen der Stadt Banner mit fünfhundert Spießen. Lange trieben ſich die Streithaufen ab und an, bis Hans von Steinach, der kluge Bürgermeiſter, durch ein anderes Thor friſches Volk ausziehn und die Baiern umgehen ließ. Da wurden am Erzleberg über dreißig der edelſten Ritter erſtochen, noch mehr gefangen, die übrigen zerſprengt. Eine gröſſere Niederlage hatten die Herren in dieſem Kriege nie erlitten [155]).

154) So die Farrago historica ror. Ratisb. Oefele 2, 509.

155) „Lange noch war St. Briccitag ein Volksfeſt und

Solche Unfälle und des Winters Eintritt bewogen, den Feldzug zu enden. Bei der Waffenruhe ward unterhandelt. König Wenzeslaws furchtsame Klugheit neigte sich wieder den Fürsten zu, besonders gewonnen durch des Herzogs Friedrich Klugheit [156]); er gebot sechszehnjährigen Landfrieden [157]), hob den Bund der Städte auf, und befahl Jeglichem, sich mit dem Gegner friedlich zu versöhnen. Er selbst trat an Wittelsbach die von Pfälzern und Baiern eroberten Orte ab [158]). Regensburg gab die Stadt am Hof und Neuburg zurück, und zahlte den Zengern die darauf haftende Schuld der baierischen Herzoge [159]). Augsburg entschädigte die nämlichen mit zehntausend, seinen Bischof mit siebentausend Gulden [160]). Es hoben dagegen die Fürsten [illegible]

der Sieg ward durch eine Messe in der alten Kapelle begangen." Gmeiner z. J. 1388.

156) Im April 1389.

157) Jeßmaler über das Entstehen und Aufblühen des deutschen Städtebundes u. s. w. S. 49.

158) Zur Erhaltung der Eintracht vermählte er sich vier Jahre nachher mit Sophien, Herzog Johanns zu Munchen Tochter.

159) Oefele 1, 216.

160) Sprudbrief Jod. v. Leuchtenberg. Ingolstadt 1389. Lori Lechr. 2, 85.

neuen Zölle auf und gaben Handel und Wandel wieder frei.

Immer, wenn die Schaar der Reichsſtädte mit weit zerſtreuten Kräften, vielfachen Meinungen und Häuptern, gegen die zuſammengehaltenere Macht großer Landesherren kriegeriſch auftrat, war es ein Kampf mit ungleichen Waffen; ſelbſt im Siege verderbenvoll. Denn wie Gewerb' und Kauffahrtei gehemmt ward, ſtockten Muth und Leben der großen Gemeinden.

9.

Verarmung der Fürſten. Stephans Heerzug nach Italien. Gnadenjahr zu München. Landestheilungen.

Im J. 1389 — 1392.

Doch litten die Fürſten dabei nicht minder. Der Raub des Krieges erſetzte ſelten deſſen Unkoſten. Der Juden ungezähmter Wucher [161]), wie der Hang zu ungemeſſenem Aufwand, mehrten die Armuth der Herren. Herzog Friedrich gerieth in ſolche Noth, daß er ſeiner Gemahlin

161) Sie nahmen vom Pfund die Woche zween Pfennige; zehn vom hundert war immer noch ganz üblicher Zins. Gmeiner 2, 116. Weſtenrieder Beitr. 6, 111.

Magdalena Visconti [162]) Geschmeide angriff und versetzte. Da König Wenzeslaw endlich im Reich die Hebräer zwang, Hauptsumme und Zins ihrer christlichen Schuldner zu streichen, wenn diese seiner kaiserlichen Kammer fünfzehn vom hundert ihrer Schuld entrichteten [163]), ward allein Herzog Friedrich von seinem Lande dem Kaiser 15000 Gulden schuldig [164]). Mancher Fürstenschmuck lag in den Truhen reicher Wucherer zu Nürnberg, Regensburg und Augsburg, wie aus Baiern, so von andern Höfen. Neue Auflagen im Volk brachten Emporung. Die Burger von Bamberg verjagten deswegen ihren eigenen Bischof. Nicht einmal der Anblick von den Gebeinen des heiligen Heinrich, die er aus der Gruft erheben ließ, schützte ihn. Er mußte die Stadt erst mit stürmender Faust wieder ero-

---

162) Nachdem seine erste Frau Anna, des v. Reuffen Tochter, im J. 1350 gestorben war, hatte er sich mit dieser zu Mailand im J. 1382 vermahlt.

163) Gewissenlose Staatskunst gegen Schelmerei; der Rauber züchtigte den Dieb. Doch machte der schandliche Beschluß große Freude. Aretin Gesch. d. Juden. S. 31.

164) Im Jahr 1390. Anon. Chron. Norimberg. Oefele 1, 327.

bern [165]). Einschmelzung guter, Ausprägung schlechter Münze mehrte mit der Menge nicht den Werth des Geldes [166]), sondern Verarmung und öffentliches Mißtrauen. Das Uebel, tief in das Leben des gemeinen Verkehrs eingreifend, einmal gestiftet, war schwer zu heilen. Dann fruchtete wenig, daß alles Geld geprüft, schlechtes verrufen, oder von Münzschauern zerschnitten ward; wenig, daß die Fürsten von Baiern, mit Bischof und Rath Regensburgs vereint, fremdes ausser Umlauf setzten, und nur die in den eigenen Münzstätten [167]) unter obrigkeitlicher Aufsicht geschlagenen schwarzen Pfennige [168]) gelten liessen.

Geldbedürfniß und Hoffnung goldenen Lohns vermochten sogar Herzog Stephan den Knäufel

---

165) Es war im Jahr 1379, da dem Bischof Lambert von Bamberg sein Entwurf aufs Geldmachen mißlang. Jäk Geschichte von Bamberg. 73.

166) Die Münze war so leicht, daß man endlich kaum einen ungarischen Gulden für 5 Pfund Pfennige geben mochte. Westenrieder Beitr. 8, 104 ff.

167) München, Ingelstadt, Landshut, in der Oberpfalz auch Amberg.

168) Ungefottene, nur auf einer Seite geprägte. Zween waren an Werth gleich einem Regensburger. Der Vertrag ward im J. 1379 gemacht.

zu einem Kriegszug in die Lombardei. Er hatte die Tochter Barnabo Visconti's zur Gemahlin, des Herzogs von Mailand [169]). Dieser war von seinem eigenen Neffen, Johann Galeazzo, Grafen von Vertus, im Kerker hingerichtet worden [170]). Erst einige Jahre nach der Ermordung kam Franz von Carrano, Fürst von Padua, gen München, um Stephan und Friedrich zu bewegen, den Schatten ihres Schwiegervaters zu rächen. Aber der Herr von Padua selbst war durch Galeazzo aus seinem Fürstenthum verstoßen worden. Auch Florenz und Bologna, die Freistaaten, zitterten vor dem Gewaltsherrn, dem Tugend wie Verbrechen in Abwägung seines Vortheils gleich schwer wogen. Franz von Carrara, beredt durch Haß, bot den Herzogen achtzigtausend Gulden im Namen der bedrängten Freistaaten für ein Hilfsheer von zwölftausend Reisigen; dazu freie Verpflegung desselben jenseits der Alpen [171]).

---

169) Er war mit Taddea Visconti um's Jahr 1364 vermahlt; sie die Schwester von Herzog Friedrichs seines Bruders Frau.

170) Durch Vergiftung schon in den letzten Tagen des Jahrs 1385.

171) Es war im Jahr 1389. Die italienischen Botschafter kamen in gleichem Jahr mehrmals nach

Stephan, mit edlerm Vorwand, als Zweck, übernahm den Zug. Brachte er schon nur die Hälfte der verlangten Schaaren auf, war doch seine Ankunft vor Padua entscheidend [172]). Vereint mit den Florentinern, setzte er Franzen von Carrara wieder auf den Thron seiner Väter. Er schlug Galeazzo's Feldherrn von den Grenzen Toscana's zurück und drang in das Gebiet von Mailand. Diente er gleich nur um den Sold der welschen Fürsten, erregte ihm doch der Anblick ihrer glänzenden und grausamen Herrschaft Abscheu; und ihr ewig wachsames Mißtrauen gegen alle Umgebungen ein Hochgefühl des bessern Gewissens. Darum konnte er sich wohl in ihrem Kreise rühmen: „Ich wenigstens darf furchtlos im Schoose jedes meiner Unterthanen schlafen [173])."

Baiern. Simonde-Sismondi (Gesch. der ital. Freistaaten 7, 575. 287.) nach den Angaben der historia Padovana von Andrea Gataro.

172) Am 1. Heumonds 1390 kam er mit sechstausend Pferden zu Padua an.

173) *Andr. Presbyteri* Chron. bav. S. 42. Er soll sich eigentlich schon früher so am Hofe seines Schwagers geäußert haben.

Vaterlandsrechte, — dies Alles übertrug auf ſie daſſelbe Anſehen, welches Padilla ſelbſt genoſſen hatte. Ihre Klugheit, ihr Muth rechtfertigten das allgemeine Zutrauen. Sie wandte ſich an den franzöſiſchen Feldherrn in Navarra, munterte ihn zum Vordringen auf, verſprach ihm mächtige Unterſtützung. Sie ſchrieb Briefe, um die geſunkenen Hoffnungen der andern Städte wieder zu entzünden; ſchickte ihre Leute nach allen Richtungen aus; warb Soldaten; forderte von der Geiſtlichkeit große Geldſummen, das Kriegsvolk zu beſolden; und verſäumte nichts, das Volk in Begeiſterung zu erhalten. Statt der Fahnen ließ ſie vor den Heerbanden das Kreuz hertragen, als wäre der Krieg ein Kampf gegen die Ungläubigen. Sie ritt auf einem Maulthier durch die Straßen Toledo's, ihren kleinen Sohn auf dem Arm tragend, ganz in Trauer gekleidet; vor ihr her trug man ein Fähnlein, worin Padilla's Märtirertod abgebildet war. Durch ſolche und ähnliche Handlungen hielt ſie die Gemüther der Toledaner in beſtändiger Spannung.

So lange das ſpaniſche Heer in Navarra beſchäftigt war, konnte die Regentſchaft nichts gegen Toledo ausrichten. Sie begnügte ſich, das Anſehen der Donna Maria beim Volk zu verkleinern, oder ſie ſelbſt mit Verſprechungen zur Nachgiebig-

Er ſelbſt war bald Gegenſtand des Mißtrauens für diejenigen, welche ihn berufen hatten. Immerdar freigebig und glänzend, zumal unter den Schönen Padua's [174]) war der Vorrath ſeiner Gelder früh genug erſchöpft. Sein Begehren neuer Vorſchüſſe fand ungeneigtes Gehör. Hinter jenen weitläuftigen Waſſerleitungen gelagert, welche, unter dem Namen der Brentellen, einen Theil der lombardiſchen Ebenen durchſchneiden und befruchten, hielt er verdroſſen ſeine kriegeriſchen Fortſchritte auf. Da entſtand Kälte zwiſchen ihm und den Verbündeten. Aus Furcht, ihn liebe Galeazzo, ihr Todfeind, mit Geſchenken gewonnen [175]), entließen ſie ihn ſeiner Verpflichtungen. Darüber kam er in Drangſal. Unfähig, ſeinen Leuten Sold zu zahlen, geſtattete er ihnen heimzuziehn, wie ſie könnten, größerm Ungemach zu entrinnen [176]). Er aber begab ſich mit wenigen Leuten nach Rom. Dort verweilte er drei

---

174) „kept wol und frid groß huorey mit ſchönen Frauen, und was ihm der Herr von Padaw gab, das verzert er doelich.“ Burk. Zingk z. J. 1389.

175) Ziemlich einmüthig, doch ohne allen Grund, glaube ich auch die Mehrzahl der italieniſchen Geſchichtſchreiber.

176) „ſy verzerten yr Roß und Harnitſch und kam ein tayl zu fues wieder haym.“ Burk. Zingk.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
2SCHOKKE,J.A.D.

3-598-53279-2
FN. 14386/044

Monden lang, bis er von der Noth weggetrieben, in unfürstlichem Aufzug, ohne Ruhm und Geld nach Baiern zurückreiſete [177]).

Inzwiſchen hatte er vielleicht in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt und am Beiſpiel des heiligen Vaters [178]) gelernt, wie in geringer Zeit groſſer Reichthum aus der frommen Freigebigkeit des Volks zu ärnten ſei. Ein Minderbruder, Jakob Dachauer genannt, verbreitete, daß, als er am Hochaltar zu Andechs Meſſe leſend geſtanden, eine Maus das Verzeichniß vieler in den alten Ungarkriegen vergrabenen Heiligthümer herbeigeſchleppt habe. Zweihundert achtundachtzig theure Ueberbleibſel, ſelbſt Milchtropfen aus Maria's jungfräulicher Bruſt, wurden dann aus dem Boden an das Licht des Tages und zur Verehrung der Gläubigen gebracht. Der Schatz mußte in München aufgeſtellt werden. Die alte

177) „mit 8 Pferden, als ein picherer, wan der bet kain zerung und furcht er wurde gefangen." Burk. Zingk. Sehr irrig erzählt Sismondi (7, 288), er habe ſeinen Rückzug nach Baiern auf Unkoſten ſeiner Ehre, aber mit Geld beladen, angetreten.

178) Papſt Bonifaz IX., dem um Geld alles feil war, den die Römer nur den Wucherer hießen.

Klosterkirche von Andechs ward dem Gedränge der Wallfahrer bald zu klein.

Es mochte diese wunderbare Begebenheit dem Herzog Stephan römisch genug, und vortheilhaft scheinen, sie für die fürstlichen Einnahmen zu benuzen. Mit seinem Rath [179]) baten und empfingen daher die Herzoge Baierns vom heiligen Stuhl zu dem köstlichsten Fund ein Gnadenjahr. Doch die Hälfte der Einkünfte vom Ablaß der Sünden sollte dankbar dem Haupt der Kirche geweiht bleiben. So entstand und währte zu München von Ostern bis Jakobitag fünf Monden lang das große Gnadenfeß des Jahres 1392. Von allen deutschen Landen strömten der Pilgerschaaren soviel heran, daß München nicht Raumes genug hatte. Wer eine Woche lang viermal täglich zur Kirche zog und schweres Almosen hinterließ, trug für alle Sünden, Todschlag ausgenommen, Vergebung davon. Den Ablaß zu spenden, sah man vierzig Geistliche ohne Unterlaß in Arbeit; Tanz und Spiel, feile Dirnen, Mönche, Gebet und Buße in allen Gassen. Der Menschen Andacht und Leichtfertigkeit fand gleiche Befriedigung. Da ward viel Geldes gewonnen [180]). Kaufmann-

179) Nach Burkh. Zingk war Stephan in dieser Angelegenheit die Hauptperson.

180) „Es war alles nur um das geld zethun; man

schaft, Abenteurer, Spielleute und Gaukler fehlten nicht [151]). Und die jährliche Wiederholung des Festes gab dem großen Jahrmarkte zu München das Dasein, welcher bis zu unsern Zeiten fortdauert [152]).

Die Verschlimmerung der fürstlichen Vermögensumstände führte noch ganz andere Wirkungen herbei. Es hatten die drei Brüder bisher in fünfzehnjähriger Eintracht geherrscht; Friedrich und Stephan am thätigsten und vielleicht auch für sich selbst mit meistem Genuß. Denn Herzog Johann, ihr jüngster Bruder, genügsam, den Ergötzlichkeiten des Weidwerks treu, ließ sich lange gefallen, wenn ihm das Nothdürftige gewährt ward. Endlich aber Gatte [153]) und Vater ge-

---

sagt für war, daß kain tag von Pfingsten bis Jacobi was, es wer ein Augsburger mez Regensburger da gelassen worden, dann jedermann wolt gen hymmel." Burkh. Zingk.

151) Gaukler und Spielleute begleiteten gewöhnlich hohe Herrschaften auf Reisen, Kaufleute zu den Märkten; ihrer war in diesen Zeiten eine große Zahl überall. Schon im J. 1308 eiferte Regensburg wider sie. Gmeiner 1, 467.

152) Unter dem Namen Jakobi-Dult (indultum).

153) Mit Katharina von Görz, Graf Meinhards Tochter vermählt. Sie hatte während ihres Lebens den

worden, begehrt' er, in Verwaltung des Landes, den Brüdern an Recht, Gewalt und Nutzen gleich zu stehen. Diese, denen schwer ward, sich gewohntem Vortheile zu entziehen, weigerten und zögerten, bis Johann voll Ungeduld sich mit Gewalt in ein Recht setzte, welches ihm nicht versagt werden konnte. Die Bürger von München halfen ihm dazu redlich. Sie waren im Herzen gegen die andern Fürsten, denen sie noch immer einen Schimpf nicht vergessen konnten, welcher ihnen von denselben angethan worden war.

Vor ungefähr acht Jahren [184]) nämlich hatte der Rath der Stadt einen Bürger [185]) enthaupten lassen, der den Herzogen lieb oder ihrer willen feilbar gewesen. Als wäre ihre eigene Würde zu rächen, rüsteten die Fürsten schwere Strafe gegen die Stadt, und ließen sich nicht zur Gnad' erweichen, bis einhundert der achtbarsten Einwohner, demüthig, ohne Wehr und Waffe, zu ihnen gen Dachau kamen, und auf den Knien Schonung erflehten. Wie die Herren darnach gen München

---

Genuß vom dritten Theil der Grafschaft Görz. Hunds Stammenb. 1, 81.

184) Einige setzen die Begebenheit ins Jahr 1383, Andere in das folgende.

185 Hans Impler wird er im großen Zeitbuch v. Augsburg genannt, beim J. 1384.

ritten, mußten alle Bürger ihnen vor dem Thor entgegen gehn, fußfällig der Stadt Schlüssel überreichen, den Herzogen eine alte beträchtliche Geldschuld erlassen [186], und reiche Geschenke dazufügen [187]. Dann ward die neue Veste in München gebaut, also, daß die Herren bei Tag und Nacht zur Stadt ein- und ausreiten konnten, was vordem nie geschehen.

Durch alles dies erbittert, schlug sich jetzt die hartgekränkte Bürgerschaft sogleich zum Herzog Johann, bereit ihm mit Leib und Gut zu dienen. Er nahm von allem herzoglichen Eigenthum Besitz. Da seine Brüder solches erfuhren, wagten sie doch nicht offene Fehde. Man kam überein, die Sache minniglich abzuthun. Jedem sollte in Weise der Altvordern zu eigener Pflege ein Nutztheil von Oberbaiern gegeben werden. Es geschah nach Rath und Spruch von vierundzwanzig Rittern und Knechten und sechszehn Männern der Städte [188].

Johann und Stephan empfingen Oberbaiern. Das getreue München blieb dem Herzog

---

186) „galt (trug Zins) alle jahr 2000 Guldin." Burkh. Zingk.

187) Den Herzogen 6000, und ihren Räthen 2000 Gulden.

188) Die Theilungsurkunde vom 21. Winterm. 1392 bei Aettenkhover 282.

Johann, sammt den Gauen ringsumher zwischen dem Lechrain und der Isar, und vom Fuß des Hochgebirges bei Weilheim bis Regensburg [139]; dazu jenseits der Donau die Burgen, Märkte und Landschaften von Riedenburg, Hemau und über Kalmünz, Lengenfeld, Schwandorf bis zur Oberpfalz.

Stephans Landesabschnitt umspannte Herzog Hansens Gebiet in weitem Bogen, von Kufstein, Kitzbühl, Rattenberg im Gebirge zum Lech; und von Friedberg hinab über Aicha in den Nordgau. Dazu gehörten Donauwörth, Lauingen und alles Wittelsbacher Recht und Land in Schwaben.

Den größern und schönern Strich behielt Herzog Friedrich, als der Aeltere und zum Herrschen durch Klugheit und Erfahrung Geweihtere. Ihm ward Landshut und Wasserburg, und das gesammte fruchtbare Niederbaiern gegeben, was nicht zum Theil von Straubing gehörte. Denn über diesen waltete immer noch Herzog Albrecht, in Holland lebend, durch seinen weisen Statthalter, Landgraf Johann von Leuchtenberg. Die beiden jüngern Brüder jedoch nicht allzusehr zu be-

139) Hier in der Reichsstadt genoß er Schultheißen-Amt, Zoll, die Riedenburgischen Burggrafenrechte, Stadt am Hof und die Wörthe zwischen beiden Städten in der Donau.

einträchtigen, verpflichtete sich Friedrich, ihnen jährlich achttausend Gulden Entschädigung zu zahlen.

Diese Trennung der Fürsten, von gleichen Ursachen herbeigerufen, wie jede frühere, mußte die gleichen Uebel gebären, von denen die Geschichte vergangener Zeiten klagte. Wo aber Leidenschaft meistert, verliert die Wahrheit das Recht, die Geschichte den Segen. Und die ewige Thorheit des blöden Geschlechts verjüngt das alte Elend, als hätte nie eine Vorwelt geblutet. Die Herzoge ginzen unbrüderlich auseinander, kalt, mit feindlichen Wünschen.

Je mehr Zwiespalt sie nun schwächte, je mehr erstärkte daneben in Freiheit das Volk. Mit der Pfaffheit, die nur, was sie schon hatte, sorglich hütete, that sich mächtiger die Ritterschaft auf, mehrten Städte und Märkte ihr Recht [190]). Schon

190) So empfing Altomünster im J. 1391 Stadtfreiheiten. Lori Lechr. 2, 87. Die ewigen Gelder, welche Landsberg von seinem Stadt- und Bürgereigenthum Gotteshäusern zahlen mußte, wurden loskäuflich erklärt im Jahr 1392. Lori 2, 88. Schon im J. 1376 hatte die gleiche Stadt volles Salzhandelrecht. Lori 2, 75. Viele und mannigfaltige solcher Befreiungen und Befugnisse erwarben die Ortschaften allmälig.

war angenommen, daß die Landesherren keine Theilung, kein Erbe thun, keine Huldigung fordern könnten, sie hätten denn zuvor d s Volkes Gerechtigkeiten bekräftigt, oder gelobet, keine Stellen mit Fremdlingen zu beſetzen, keiner Unterthanen Leib und Eigenthum zu verpfänden, keine Auflagen eigenmächtig auszuſchreiben. Das betheuerten auch diesmal die Herzoge. Ja ſie bevollmächtigten durch Brief und Siegel die gefreiten Stände des Landes, ſollten je dieſelben an ihren Rechten verkümmert werden, ſich deſſen zu wehren [191]; aus Ober- und Niederbaiern durch Ausſchüſſe zuſammen zu kommen, ſo oft als nothia, und mit einander der Herrſchaft und des Landes Bedürfniß zu berathen. Selbſt Krieg und Frieden ſollte nicht mehr ohne ihr Einwilligen ſtatt finden.

Da ſtand wieder, wie vor ſechs Jahrhunderten, die herzogliche Gewalt zu Baiern von Ständen des Landes rechtlich umſchränkt. Noch waren es nicht achtzig Jahre, als der dritte Otto, der die ungariſche Krone getragen, Pfaffen, Rittern und Städten die Handveſte gegeben. Das Samenkörnlein war erronnen; die zarte Pflanze ſchloß ihre erſte Blume auf.

---

191) Der ſechszehnte Freiheitsbrief v. J. 1393 ſpricht: „Daran thun ſie nicht wider Uns.“

keit zu verſuchen, oder ſich an ihren Bruder, den Marquis von Mondejar, zu wenden. Aber nichts erſchütterte das feſtentſchloſſene Weib. Nachdem die Franzoſen endlich aus Navarra verjagt und beträchtliche Abtheilungen des kaſtiliſchen Heeres vor Toledo zuſammengezogen waren, blieb ſich Donna Maria gleich. Sie vertheidigte die Stadt mit Glück; die Königlichen wurden in mehrern Ausfällen geſchlagen; die Belagerer ſahen ihre Arbeiten um nichts vorrücken.

Plötzlich aber erklärte ſich, nach dem Tode des Erzbiſchofs von Toledo, die Geiſtlichkeit gegen ſie. Der Erzbiſchof war ein Ausländer geweſen, und das der Hauptgrund von der bisherigen Widerſetzlichkeit der Prieſter. Nun Karl V. aber an die Stelle des Verſtorbenen einen Kaſtilianer ernannte, fiel die Urſache der längern Unzufriedenheit hinweg. Nun fingen die Geiſtlichen an, ihre verlornen Schätze zu beklagen. Nun machten ſie dem Volke die kühne Frau verdächtig, ſagten, ſie danke ihr ganzes Anſehen im Volke nur gottloſen Zauberkünſten; ſie habe einen Spiritus familiaris, der ihr in Geſtalt einer Negerin überall folge, und dieſer böſe Geiſt flüſtere ihr alle Rathſchläge ein. Das wirkte, und um ſo mehr, da das Volk von der Länge der Belagerung ermüdet war und keine Ausſicht auf Beiſtand von den andern Städ-

10.

Ingolstadt. Blutige Entzweiung der Fürsten.

Im J. 1392 — 1396.

Friedrich begab sich von München mit seinem Hofwesen nach Landshut. Der Wohnsitz Stephans war Ingolstadt.

Dieser uralte Weiler des Nordgau's, der schon des letzten Agilolfingen Lehen, der Abtei Niederaltaich Eigenthum gewesen [192], hatte sich in der Stille mit den Jahrhunderten erweitert und gehoben. Seine bequeme Lage am Donauufer, und

192) Abt Gotwald empfing Ingolstadt, das er schon zum Lehen hatte, im J. 850 von K. Ludwig dem Deutschen zum Eigen und gab es in folgendem Jahre an sein Kloster Niederaltaich. Damals bestand Ingolstadt aus dem herrschaftlichen Hof sammt Gebäuden mit 130 Juchart Aeckern, 400 Fudern Wiesmad, 22 Knechten und Mägden, eben so vielen Dienstbuden (mansi serviles), zwölf Sölden um den Hof liegend, und zwo Kirchen mit allem Zehend. Ignaz Hübners Merkwürdigkeiten der Stadt Ingolstadt 1, 23 liefern die Schenkungsurkunde.

die Brücke über den Strom [193]), machten ihn zur Waarenniederlage des Handels benachbarter Städte. Bald ward er selbst städtisch mit Mauern und Graben von den Herzogen umgürtet; das Volk darin vom Schimpf bisheriger Leibeigenschaft frei, und befugt zu eigenem Rath und Verwaltung seines Gemeinwesens [194]). Große Jahrmärkte [195]) beförderten des Platzes Nährlichkeit; und der Bürger kluge Milde gegen die Juden bewog diese, an allen öffentlichen Arbeiten dankbare Theilnahme zu erbieten [196]). Verständige Haushaltung und guter Herren Gunst dehnte der jungen Stadt Gebiet über benachbarte Felder und

193) Sie gehörte sonst den Herzogen. K. Ludwig IV. überließ sie im Jahr 1342 der Stadt um 40 Pf. münchner Pfennige Zins. Hübner 1, 94.

194) Durch K. Ludwig IV., der die Bürger auch von der Beschwerde freisprach (im J. 1316), Holz in die königliche Küche zu führen, oder (im J. 1317) verpfändet werden zu können. Hübner.

195) K. Ludwig IV. hatte der Stadt schon im J. 1323 einen ewigen freien Markt gegeben. Die Herzoge Stephan und Friedrich verlangerten im Jahr 1384 die beiden Jahrmärkte von Ingolstadt auf acht Tage. Hübner 1, 37.

196) „es sey graben, mauern, zimmern oder mit welcherlei gedresten das sey." Urkunde von 1322 bei Hübner.

Forste aus [197]), und bei anwachsender Menge der Einwohner selbst die alten Ringmauern [198]).

Bisher war in der Stadt, Namens der Landesfürsten, nur ein Richter gesessen. Nun aber Herzog Seephan dahin kam, wollt' er einen zierlichen Wohnsitz. Die Straßen mußten, geräumt von Kellern, Stegen, hölzernen Lauben und allerlei Vorbau, heiter und offen sein, am Boden gepflastert [199]); auch mancherlei Verschönerungen oder Bequemlichkeiten hinzugefügt werden. Doch sorgt' er väterlich, daß so großer Aufwand nicht die Kraft des Stadtvermögens erschopfe [200]).

Bei ihm wohnte zu Ingolstadt sein Sohn Ludwig, ein witziger, schöner, gewandter Jüng-

197) Gegen billigen Bodenzins gab Ludwig, der Brandenburger, im J. 1357 das „Newgehay", einen 3352 Tagwerke großen Forst, an die Stadt.

198) Herzog Meinhard (Urk. vom J. 1363) begann die Erweiterung mit Graben, Mauern, Thürmen. Herzog Stephan der Knäufel vollendete. Urk. bei Hübner 85, 86, 93.

199) Noch waren die Straßen nur weniger Städte in Deutschland gepflastert. Auch in München ward mit dem Straßenpflaster erst im J. 1394 der Anfang gemacht. Westenrieders Beitr. 6, 174.

200) Er gab ihr Recht, billigen Zoll von allerlei Kaufmannsgut zu beziehen, um das Straßenpflaster zu

ling — sein kräftiger Bartwuchs ward ihm im Volk zum Beinamen. Einen Fehler zeigt' er früh, unruhigen Stolz; verderblicher ward ihm ein anderer, starrsinniger Trotz, der Uebereilungen treu blieb.

Auch eine Tochter besaß Stephan. Sie hieß Isabelle. Von ihrer Schönheit war selbst am französischen Hofe gesprochen, und eine Partei bewogen worden, sie dem Könige zur Gemahlin zu wünschen. Unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach St. Johann von Amiens war sie in Karls VI. Nähe gebracht. Der König, von ihren Reizen gefangen, — am ganzen Leibe war sie ohne Fehl — [201]) hatte den Thron mit ihr getheilt [202]).

Es schmeichelte Herzog Stephans Eitelkeit,

---

unterhalten. Urk. v. J. 1391. Ohne des Rathes Willen solle der herzogl. Richter kein Geleit geben. Urk. v. 1395 bei Hubner.

201) Il est d'usage en France, quelque dame ou fille de haut seigneur que ce soit, qu'il convient qu'elle soit regardée et avisée toute nue par les dames, pour savoir, s'elle est propre et formée pour porter enfans. Jean Froissard. Isabelle mußte sich die unzarte Prüfung auch gefallen lassen. Aretins Nachr. zur bair. Gesch. 1, 19.

202) Im J. 1389.

Vater einer Königin zu ſein. Bald konnte ſich auch Herzog Johann zu München gleich glänzender Verbindung rühmen. König Wenzeslaw warb um deſſen Tochter Sophie. Mit fürſtlichem Gepränge führte ihr eigener Oheim Friedrich von Landshut die Braut zur Vermählung nach Prag [203]). Doch krank kam dieſer von den Feſten aus Böheim zurück, und genas nicht wieder.

Sein Tod [204]) wurde der erſte Anlaß zum Ausbruch des mißhelligen Geiſtes zwiſchen Ingolſtadt und München. Stephan, als Aelteſter des Geſchlechtes, und durch Vereinigung mit den landshutiſchen Baiern der Mächtigere zu ſein, maßte ſich ausſchließlich die Bevogtung von Friedrichs unmündigem Sohne Heinrich an. Die Ritterſchaft von Niederbaiern, allezeit wachſam für ihr Anſehen, geſchmeichelt von Stephan, unterſtützte dieſen. Umſonſt wollte Herzog Johann das Recht Magdalenens, der Mutter des jungen Heinrich, umſonſt, als Mit-Oheim, ſein Recht zur Vogtſchaft gültig machen. Man geſtattete ihm von dieſer nur den werthloſen Namen. Stephan, einig mit der niederbaieriſchen Ritterſchaft, behauptete ſich. Gern ließ er dem

203) Im Sommer des J. 1393.
204) Den 4. Chriſtm. 1393.

Adel die Landesverwaltung und ſicherte ſich dafür deſſen dankbare Anhänglichkeit zu.

Wie hier, fand der beiden Brüder gegenſeitige Abneigung, entſprungen aus der Theilung des väterlichen Erbes, noch in vielen unentwickelten Verhältniſſen desſelben tägliche Nahrung. Johann in München fürchtete Stephans Ueberlegenheit, ſeit auch Niederbaiern zu deſſen Willen war. Für jeden Fall ſchloß er deswegen Schutzbündniſſe mit den Herzogen von Oeſterreich; mit Galeazzo Visconti zu Mailand, deſſen Nichte Elisa Gemahlin ſeines Sohnes Ernſt ward [205]; und mit Biſchof Berthold zu Freiſing [206].

Zu derſelben Zeit that Herzog Stephan eine Reiſe an den Hof ſeiner Tochter Iſabelle, Königin von Frankreich [207]. Er übergab ſeinem

---

205) Der Vermählungsvertrag vom 25. Jänner 1395 bei Aettenkhover 291.

206) Die Urkunde des Schutzbündniſſes mit Freiſing gegen Stephan im J. 1394, wozu auch im J. 1395 die Stadt München mit beſonderm Verſprechen der Hilfsleiſtung für Freiſing trat, bei Meichelbek Tom. 2. P. 2. S. 205.

207) Mit dem entfernten Frankreich ein Bündniß gegen ſeinen Bruder zu ſchlieſſen, wofür ohnehin keine Spur redet, iſt eine ſehr unwahrſcheinliche Muthmaßung.

Sohne inzwiſchen die Gewalt. Der junge Fürſt, thatenluſtig, gedachte ſich in des Vaters Abweſenheit einen Namen zu ſtiften. Johanns Verbindungen, gegen Ingolſtadt gerichtet, nahm er als Feindſeligkeiten. Er rüſtete. Am erſten wandte ſich der bärtige Ludwig gegen den nächſten und ſchwächſten von ſeines Oheims Bundesgenoſſen, den Biſchof von Freiſing. Die Stadt desſelben hoffte er ohne Schwerdtreich zu nehmen. Schon einverſtanden mit dem biſchöflichen Stadthauptmann Stephan Weyman, ſollte ihm derſelbe die Thore in der Chriſtnacht öffnen, wenn das Volk in den Tempeln beten würde. Zu beſtimmter Zeit machte er ſich dahin mit der Ritterſchaar. Allein unterwegs vernahm er, der Anſchlag ſei verrathen, Weyman im Kerker [208]) und Herzog Johann mit ſtarker Beſatzung in Freiſing. Mehr gereizt durch den Unfall, als geſchreckt, ſammelte er noch ſtärkere Macht, und fiel, wenige Wochen

208) Er ward auf dem Marktplatze enthauptet; ſeiner Mitſchuldigen einer geviertheilt. Weinmayer heißt er bei Einigen. Im Auszuge aber eines Catalogi Episcoporum Frising. Handſchr. aus dem Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts, höchſt wahrſcheinlich aus einer frühern abgeſchriebenen, wird er Weyman genannt.

nach diesem, Herzog Johanns Lande selbst an. Am Dreikönigsabend überrumpelte er Neustadt an der Donau, während des Gottesdienstes. Die Bürger eilten zur Gegenwehr aus der Kirche. Uebermacht bezwang, zerstreute oder tödtete sie und plünderte ihre Wohnungen. Die Kriegsknechte theilten, so wird gesagt, Geld und Kleinodien, mit Pekelhauben gemessen; auf vielen Wagen zog großer Raub nach Ingolstadt [209]).

Johann und sein Sohn Ernst, ein wackerer Jüngling, rückten sogleich ins Feld. Zweimal stürmten sie die Mauern von Aicha vergeblich; aber in der Verwüstung und Plünderung von Friedberg rächten sie die unglücklichen Bewohner Neustadts. Nun dauerten Jahr und Tag wechselweise Raub und Brand, bis Herzog Stephan aus Frankreich zurückkehrte. Er kam an der Seite des Herzogs von Burgund [210]). Dieser ging an der Spitze großer Kriegsmacht durch Baiern, um in Frankreichs Namen den Ungarn gegen die Gewalt der Türken und des furchtbaren Bajazet beizustehen [211]). Den Fürsten zu Baiern

209) Im Jänner 1365. Aventin.

210) Johanns des Unerschrockenen, Grafen von Nevers.

211) Auch viele tapfere Baiern schlossen sich an den Zug gegen die Ungläubigen; selbst der junge Pfalzgraf Rupert, genannt Pipan, Kurfürst Ruperts II.

blutsverwandt [212]) stiftete er zwischen ihnen Ruhe. Landestheilung war die Quelle aller Uebel gewesen — man hob sie auf [213]). Nur dem jungen Herzog Ernst blieb ausschließlicher Genuß der Einkünfte von einigen Städten [214]), die er aus dem Heirathsgute [215]) seiner reichen Gemahlin eingelöset hatte.

Der Fürsten Gebiet war wieder eins; nicht ihr Gemüth. Grollend wohnten Stephan und Ludwig zu Ingolstadt; Johann entfernt von ihnen mit seinen Söhnen, wie vormals, zu Mün-

---

Enkel, der aus diesem Kriege arm und elend fast allein zurückkam, und bald darauf in Amberg (Zeßmaier Gesch. der Oberpfalz 1, 51) gestorben ist *Andr. Presbyt.* zum J. 1394.

212) Er war Gemahl von Margarethen, Herzog Albrechts von Straubing Tochter.

213) Es geschah im Spätjahr 1395, wie Georg von Sutner (Berichtigung der Unruhen beim Regierungsantritte Ernsts und Wilhelms) darthat, dessen Scharfsinn die Stadtbücher und Kammerrechnungen von München zur Aufklärung dieses verwirrungsvollen Zeitraums lehrreich machte.

214) Landsberg, Pfaffenhofen, Dachau, Weilheim, Wolfratshausen u. a. m. Oefele 2, 201. 204.

215) Sie soll ihm einen Schatz von 75,000 ungarischen Gulden zugebracht haben.

chen. Der Hausfriede ward, wenigstens öffentlich, nicht gebrochen, so lange Herzog Johann lebte.

11.

Die Herzoge Ernst und Wilhelm in München. Fortsetzung der Unruhen.

Im J. 1397 — 1403.

Kaum aber war derselbe nach wenigen Jahren zu seinen Vätern versammelt [216]), bewiesen die Fürsten zu Ingolstadt minder Schonung gegen seine Söhne Ernst und Wilhelm. Auch diese trugen kein freundliches Herz zu ihnen. Mit heimlichem Unwillen sahen sie schon lange, wenn ihr gewandter Vetter, der bärtige Ludwig, gen München kam, wie er sich durch gesprächige Herablassung die Gunst der Bürger zu gewinnen trachtete; wie er gern mit ihnen beim Weine saß, oder ihre Frauen und Töchter zum Tanz führte [217]). Denn die schönste Stadt Oberbaierns zum Wohnsitz zu haben, war Stephans wie Ludwigs unverhohlener Wunsch. Daher kam es bald zu neuem Bruch. Ein Zufall beschleunigte ihn.

---

216) Den 8. August 1397.

217) Sutner, der neben Adlzreiter mein besonderer Führer in diesem Zeitraum ward.

ten hatte. Es entſtand Aufruhr. Donna Maria mußte ſich aus der Stadt in die Zitadelle zurückziehen. Auch hier vertheidigte ſie ſich mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit noch vier ganze Monate, bis ſie aufs Aeuſſerſte gebracht war. Dann ließ ſie die Feſtung übergeben; ſie ſelbſt aber entfloh verkleidet nach Portugal, wo ſie noch Verwandte hatte, und entkam glücklich.

So endete der Aufſtand Spaniens im Jahre 1521. Und daß er gerade ſo endete, während er doch nicht die Wirkung einzelner Mißvergnugten, nicht das Machwerk einer Faktion, ſondern eine furchtbare Aeuſſerung der allgemeinen Mißſtimmung des Volks geweſen war, beweiſet, daß Unfähigkeit der Führer, oder Zwietracht derſelben, oder irgend ein ähnlicher Grund der Sache verderblich ward. — Uebrigens hatte dieſer Verſuch der Nation, die unmäßige Gewalt des Hofes und den Miniſterial-Despotismus zu beſchränken, diejenigen Folgen, welche alle dergleichen Verſuche, wenn ſie mißlingen, zu haben pflegen. Er diente nämlich nur dazu, die Rechte des Volks noch mehr zu ſchmälern und die Willkühren der Miniſter zu vergroſſern. Die Cortes dauerten zwar noch fort, aber nur zu Geldbewilligungen, wenn ſie der König nothig hatte. Die Freiheiten der Städte wurden immer mehr beſchränkt, und damit nahmen Glanz,

Herzog Stephan hatte einen Rath und Günstling, Herrn Warmund von Pienzenau. Das Geschlecht der Pienzenauer genoß in Oberbaiern hundertjährige Achtung. Als Vizthume, Pfleger, Räthe und Kriegshauptleute waren sie den Fürsten werth. Ihre Stammgüter lagen am Fuße des Hochgebirges, wo die Ausflüsse des Schlier- und Tegernsees zusammenrinnen [218]). Ihnen war der Abtei Tegernsee Kämmereramt [219]) und großer Reichthum. Herr Warmund, der sich schon bei Ernstens Verlobung mit Elisa von Mailand, als Bevollmächtigter zu Pavia [220]), diesem wichtig gemacht, konnte doch seiner Freundschaft nie theilhaftig werden. Denn er war auch Stephans Vertrauter, von dem er, wegen Darlehens, den Markt Kitzbühel besaß. Stephan, ihn zu begünstigen, gab ihm, statt Kitzbühels, das einträglichere Rattenberg. Darob ärgerte sich Ernst, schalt den Pienzenauer einen Schmarotzer und Vergeuder fürstlichen Hausgutes. Es kam zum Wortwechsel zwischen Beiden. Ernst, nicht mehr selbstmächtig, riß das Schwerd hervor, und hieb ihm eine

218) Hunds Stammenbuch 2, 223 ff.

219) Nach dem Ausgang der Edeln von Warngau. Oefele 2, 67.

220) Oefele 2, 201.

Wunde. Der Ritter eilte mit tödtlichem Haß klagend zu den Herzogen in Ingolstadt. Diese machten des beleidigten Günstlings Sache zur eigenen, und den Vorfall zur Gelegenheit, die Ansprüche ihres Aelter-Rechts laut zu thun. Sie begehrten, denn Stephan sei Oheim, und Erster unter den Fürsten in Baiern, München zu ihrem Wohnsitz, und drohten, bis die Burg der Hauptstadt geräumt sei, die Herzoge Ernst und Wilhelm von allem Theil an der Herrschaft auszuschliessen [221]). Noch im Todesjahre Johanns lagen beide Parteien feindselig wider einander zu Felde. Der junge Heinrich in Landshut hielt mit Ernst und Wilhelm gegen Stephan. Auch er hatte, während der unmündigen Jahre, manches von Stephans Anmaßungen erlitten, und allen Haß seiner gekränkten Mutter Magdalens gegen ihn eingesogen.

Ritter und Städte des Herzogthums, dem Lande grosses Verderben abzuwenden, schritten vermittelnd dazwischen, und bewirkten, daß sich die streitenden Fürsten einem Schiedsspruch von zwanzig ehrbaren Männern untergaben [222]), also,

---

221) Wie aus dem nachmaligen schiedsrichterlichen Spruch erhellet.

222) Freising den 10. und 21. März 1308. Adlzreiter.

daß, welcher Theil dem Spruche nicht Genüge thun würde, ſeine Hauptſtadt an den Andern verlieren ſollte [223]). Inzwiſchen ward München, an welchen Beiden gelegen war, Herrn Konrad von Preiſing in Verwahr gegeben, einem Biedermanne, dem Jeglicher vertraute. Die Preiſinger, deren Stammſchlöſſer zu Preiſing, Kopfsberg und Wollnzach lagen, reich und ſparſam [224]), waren wegen des vaterländiſchen Gemüths geehrt. In allen hohen Aemtern, und wo um Baierns Frieden und Ehre der Handel ging, ward ein Preiſing genannt [225]). — Der Spruch geſchah [226]). Was Einer dem Andern entreiſſen, ward erſtattet, und Ernſt und Wilhelm in das väterliche Erbe und Recht eingeſetzt. Die jungen Fürſten betheuerten des Volkes Freiheiten. Die Stände huldigten. Nur allein München nicht. Denn die Herzoge, vielleicht gekränkt, daß die

223) Aicha, den 6. April. Sutner S. 14 und 51.

224) Roſenheim und Erantsberg war ihnen von den Herzogen verpfändet. In Kirchen und Klöſtern ſtifteten ſie, nach Sitte der Zeit, viel, und wurden dankbar genannt. Oefele 2, 131. 204. 235.

225) Schon im Jahr 1332 half ein Preiſing Ludwig den Baier mit Herzog Heinrich XIV. verſöhnen. Oefele 2, 159.

226) Göpping am St. Ulrichstage 1398.

Mehrheit der Bürgerschaft den bärtigen Ludwig lieber gesehen, als sie, nahmen Anstand, desselben alte Freibriefe und Gnaden zu bestätigen.

Das brachte die Hauptstadt in Unwillen und große Gährung. Sie erinnerte an die Treue, mit welcher sie dem Herzog Johann beigestanden, dessen Söhne nun mit Bösem vergalten. Man parteiete sich. Noch erhoben viele Bürger aus achtbaren Geschlechtern in den Versammlungen ihre Stimme für die Fürsten; rechtfertigten oder entschuldigten sie; riethen zur Eintracht. Andere, den Vornehmern gehässig, mahnten die Gemeinde, standhaft das theure alte Recht zu beschützen; nicht die Fürsten zu fürchten, sondern deren Soldner im Stadtrath, welche die wohlhergebrachte Freiheit von München verkaufen möchten. Der alte Herr Herzog zu Ingolstadt, noch weniger sein Sohn, der freudige Fürst, würden die Stadt in der Noth versäumen. Solche Reden berauschten das Volk, und brachten es in Zorn gegen Alle, die es mit den Fürsten wohlmeinten. Fünf Männer aus den Ersten des Raths wurden deswegen von der Stadt verbannt, ihre Güter eingezogen; Andere um schwere Geldsummen gebüßt, keines Verbrechens überwiesen. In bürgerlichen Unruhen ist oft gefährlicher, verdächtig zu sein, als schuldig. Viele entgingen größern Verfolgungen durch Flucht. Was seit dem Ursprunge der Stadt zu

allen Zeiten die Büttrich und Riedler, die Sendlinger und Ebner ihrer Vaterstadt zum Nutzen oder Glanz gestiftet, vergaß, beim Anblick noch stehender Denkmale, die Leidenschaft der aufgewiegelten Menge.

Diese lärmerischen Ereignisse vergrößerten Ernsts und Wilhelms Unwillen gegen München. Schmeichelnder kam dagegen Herzog Ludwig; ermahnte, beruhigte, gewann die Unentschlossenen in der Stadt, und gelobte, sie gegen jede unbillige Anfechtung zu schirmen. Ihrerseits verdießen ihm die Bürger [227]) Beistand mit Blut und Gut nach all ihrem Vermögen.

Zu Ingolstadt versammelten sich Ritterschaft und Städte des Oberlandes, den Streit beizulegen, und übergaben es einem Schiedsspruch von zwölf Unparteiischen, deren Obmann der Bischtum Konrad von Preising ward. Zwar der bärtige Ludwig schwor, eher wolle er des Todes sein, denn die Münchner an Ehre und Freiheit schmälern lassen; zwar Ernst sprach: „Herzog Ludwig habe immer Leute, die können schwarz weiß machen!“ Temungeachtet, nach langem Zögern, geschah der Spruch. Ernst und Wilhelm

227) „Als getreue Biederleute zu ihrem rechten Erbherrn.“ Urk. von Dienstag nach Mariä Geburt 1398, bei Sutner.

mußten der Stadt Briefe und Siegel ehren; die Münchner beiden Herzogen huldigen [228]). Aber die Liebe kam nicht zurück. In Herzog Ernsts Städten zu Landsberg, Dachau, Weilheim und andern lebten die Verbannten, denen München seine Thore kraft des Rechtes aller Städte und Märkte zu Baiern, die Übrigen zu strafen, verschloß. Fehde gab es her und hin; Selbstrache aller Orten. Die Fürsten blieben wider einander erbittert. Ihre gemeinsame Verwaltung Oberbaierns ward ein unversiegbarer Quell des Streites. Den Herzogen Ernst und Wilhelm leistete der junge Heinrich zu Landshut unter der Hand manchen Vorschub. Vergebens bemühte sich Pfalzgraf Rupert der Dritte, genannt der Kleine, ein weiser und gerechter Herr, die zwistigen Vettern zu versöhnen. Rupert war nach dem Tode seines Vetters [229]) Alleinherr aller Pfalzlande am Rhein und im Nordgau geworden; kurz darauf erwarben ihm seine Tugenden selbst die königliche Krone von Deutschland [230]).

Obwohl Ernst und Wilhelm mit der Gemeinde München Vergleich und Frieden hatten,

228) Die Bestätigungsurkunde ist vom St. Philipps- und Jakobstag 1399. Sutner S. 25.

229) Rupert II. war im J. 1398 gestorben.

230) Am 21. Aug. 1400.

mieden ſie doch die Stadt; wohnten nur ſelten dort in ihrer Burg; lieber zu Wolfratshauſen. In München gebar eine Gährung die andere, und Parteien gingen aus Parteien hervor. Das ſind immer unter den Blüten der Freiheit ihre Dornen. Endlich wurden ſogar gegen der Gemeinde alte Ordnungen Umtriebe geführt. Thomas Haidfolkh, Konrad Trienet und Ulrich Stromaier ſtanden an der Spitze mehrerer Verſchwornen. Sie kamen oft geheim auf der alten Veſte zuſammen, den Sturz gegenwärtiger Obrigkeit und Verfaſſung zu bereden. Als ſie aber zu den Handwerkern umhergingen, die Helfershelfer zu werben, wurden ſie verrathen, und am offenen Gericht im Rathhaus, vor Richter, und äuſſerm und innerm großem geſchwornen Rath der Dreihundert, mit Leib und Gut der Stadt verfallen, zum Schwerd verurtheilt[231]). War innere Ruhe hergeſtellt, ward die Fehde mit den Verbannten fortgeſetzt; daneben jedoch Freundlichkeit mit des Landes getrennten Fürſten gepflogen; bald aus Wolfratshauſen Ernſt und Wilhelm zu feſtlichen

231) So nach der von Sutner aufbewahrten Urkunde (Montag vor St. Martinstag 1400), welche vermuthlich Aventinen und Andere zuerſt veranlaßte, einen Aufruhr zu glauben, der die Herzoge Ernſt und Wilhelm aus der Stadt getrieben.

Ergötzungen und Turnieren eingeladen; bald aus Ingolstadt Herzog Stephan, welcher gern nebst seiner Gemahlin und allem Frauenzimmer zur höflichen Gewirthung herüber kam, und mit den Bürgerinnen auf dem Markt tanzte [232]).

Im Herzen aber blieben die Münchner doch dem Herzog Stephan am meisten zugethan. Er war leutselig; beim Kaiser Rupert in großen Gnaden [233]); der dürftige Ludwig hatte diesen selbst auf dem Zuge nach Italien begleitet [234]). Von beiden hoffte und genoß München den sichersten Schutz, so lange alle vier Herzoge über die Angelegenheiten Oberbaierns gleiches Befugniß hatten. Daher entstand kein geringes Schrecken in der Stadt, als die gemeinschaftliche Landesverwaltung der zwei Fürstenhäuser unerwartet aufgehoben wurde. Die Streitigkeiten derselben hatten, nach des Kaisers Rückkunft aus Welschland, manchen Land- und Rechtstag verursacht; und kein Mittel hatte Kraft gehabt, sie zu vergleichen [235]). Es waren zuletzt beide Theile,

232) „Bei dem Sundentower." Sutner.

233) Der ihn auch zu seinem Landvogt in Augsburg machte. Weberchronik zum J. 1410.

234) Im Herbst 1401.

235) Besonders auf dem Landtage zu Ingolstadt, im Jahr 1402.

unter Beiſtand der Landſchaft oder Stände Oberbaierns, Rathes geworden, ſich gänzlich zu ſcheiden, und die alte aufgehobene Nutztheilung herzuſtellen [236]). Damit fiel auch München wieder unter Ernſts und Wilhelms alleinige Botmäßigkeit. Das fürchteten alle Einwohner. Die ehemaligen Beſorgniſſe und Gährungen hoben nun von neuem an. Alle, welche ſich, nach Vertreibung der angeſehenſten Geſchlechter, deren Stellen und Würden bemächtigt hatten, fürchteten die Wiederkunft der Verbannten. Nun wiegelten ſie das Volk zum Widerſtande auf; weigerten abermals Schwur und Huldigung, lieſſen Boten um Boten an Herzog Ludwig gehn, welcher in Paris am Hofe ſeiner Schweſter, der Königin Iſabelle, lebte, und riefen die Vermittelung bald des Kaiſers, bald des Burggrafen von Nürnberg an.

Als ſich aber die Landſchaft des Oberlandes feierlich verband, die ausgeſprochene Theilung zu handhaben, und mit allen Kräften, alſo daß München den neuen Erbherren unterthan ſein müſſe [237]); als ſelbſt Herzog Stephan in offenen Briefen die beſchloſſene Theilung anerkannte: ergriffen die Bürger von ihren verzweifelten Vorſehern empört,

236) Im Chriſtmond 1402, zu Freiſing.

237) Im Anfang des Jahres 1403. Der vierundzwanzigſte Freiheitsbrief.

die Waffen, zogen Graben um die Stadt: leiteten das Isarwasser hinein; besetzten Brustwehren und Thürme mit Mannschaft und Donnerbüchsen, und forderten, laut geschlossenen Bünden, der Städte Ingolstadt, Bohburg, Pfaffenhofen, Neustadt und Nürnberg Beistand. Zu ihrer großen Freude traf auch Herzog Ludwig von Paris ein mit großer Eil, treu seinem Wort; erneuete den Bund vorriger Zeit, und verhiesse, München nicht zu verlassen, bis alles wohl abgethan sei, mit Güte oder Schwerd.

Bürgerkrieg schien unvermeidlich. Denn Ernst und Wilhelm, verbunden mit Herzog Heinrich von Landshut, wären mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt gerückt, und hatten sich am Gasteigberg auf der einen, bei Pasing auf der andern Seite Münchens gelagert; mit ihnen alle von der Stadt Geächtete und Verbannte[235]). Gefahr, Hoffnung und Angst der Einwohner stiegen hoch. Viele wußten ihre Väter, Brüder und Geliebten, viele ihre Todfeinde vor den Thoren.

Inzwischen wurden ämsig her und hin Unterhandlungen getrieben. Größerm Unheil wehrte die Weisheit Burggraf Friedrichs von Nürnberg. Dem Urtheile dieses gerechten Herrn ver-

---

235) Im März 1403 bis zu Ende Mai's.

Reichthum und Handel ab. Armuth ward allgemeiner. Nur der Hof und die Klöſter befanden ſich im Ueberfluß. Die Wiſſenſchaften und Künſte kränkelten. Ein finſterer Mönchsgeiſt herrſchte mit den Schrecken der Kirche neben der Willkühr der Miniſter und Statthalter.

trauten zuletzt alle Parteien ihre Sache. Am Donnerstage vor Pfingsten, im Jahre vierzehnhundert und drei, zu Freising, sprach er: es soll München die herzoglichen Brüder aufnehmen und huldigen; der Stadt das Recht unbeschränkt bestätigt, alles Vergangene vergessen werden [239]). Und Tages nach dieser Entscheidung des langen Haders ritten die Herzoge, begleitet vom weisen Burzgraf und dem Herzog Heinrich von Landshut, aus Freising hinüber in die Stadt München. Sie huldigte und bewirthete die Herren mit großer Freude. Da kamen auch die Geächteten zu den Thoren herein, und lagen wieder an der Brust ihrer Verwandten und Freunde. Dadurch ward erst das Entzücken allgemein und die große Versöhnung wahr. Und wie nach herkömmlicher Sitte am St. Stephanstage zu neuer Besetzung des innern Rathes und zum Bürgereid [240]) geschritten ward, erhob man dankbar die Verbannten in ihre Würden; strafte deren Feinde, die unterdessen mit dem Gemeindegut übel gehauset hatten, und

239) Die Urkunde gibt uns Sutner.

240) „Der Eid, der heut zu Tage abgelegt wird, kommt mit den nämlichen Ausdrücken schon 1363 vor." Sutner.

verbeſſerte, zu Bewahrung künftigen Friedens, Wahlart und Stadtverfaſſung [241]).

So ward Ruhe. Herzog Stephan vergnügte ſich mit Verwaltung des ihm beſchiedenen Landtheils, und ſein Sohn Ludwig kehrte, nachdem er ſich noch den Seinigen durch allerlei Gnaden lieb gemacht [242], zu ſeiner königlichen Schweſter in Frankreich zurück.

12.

Die Herzoge gegen Augsburg und Oeſterreich. Landshuter Unruhen unter Herzog Heinrich XVI.

Im J. 1404 — 1413.

Zu München herrſchten nun die fürſtlichen Brüder in großer Friedſeligkeit und wurden bald allem Volk lieb. Doch wenig fehlte, ein nichtswürdiger Zufall hätte ſie in ſchwere Fehde mit

241) Entwürfe dazu waren ſchon 1370 gemacht. Durch den ſogenannten Wahlbrief (St. Bartholomäi 1403) beſtätigten die Herzoge die neue Wahlordnung.

242) So freiete er den Ort Friedberg von Frohnen und Fuhren für die Burg und gab ihm Stadtrecht zu jährlicher Wahl eines eigenen geſchworenen Rathes. Urk. Ingolſtadt Montag nach Oſtern 1401. Lori Lechr. 2, 95.

Augsburg gebracht. Ein Chorherr am Domstift daselbst, Anselm der Nenninger, welcher nach dem Bisthum gestrebt und mit der Stadt übel war, hatte auf der Ringmauer, an die seine Wohnung stieß [243]), ein Lusthaus gebaut mit einem Erker. Das warf ihm die Stadt ab, und setzte statt dessen einen Thurm hin. Erbost eilte der Chorherr gen München, klagte es den Herzogen, in deren Hofgesind er war, als müßt' er ihrer willen von den Augsburgern Haß leiden. Die Fürsten, ihn zu entschädigen oder zu rächen, hoben den Augsburgern sechsundzwanzig Ballen Waaren auf. Doch ward der Zwiespalt bald beigelegt; und versöhnt ritten die Fürsten nach der reichen Stadt, wo mancher Bürger mehr Einkünfte besaß [244]), denn mancher Graf. Da ward ihnen prächtiges Turnier gehalten auf dem Frohnhof. Herzog Wilhelm erntete großen Ruhm im Stechen, bis ihn einer vom Pferde rannte, dessen Helm ein schwarzer Stier krönte. Wie beim Vertheilen des Dankes dem Herzog der erste Preis, eine Perlenschnur gereicht ward, sprach er bescheiden:

243) An der Aegidien-Kapelle. Die Augsburger Zeitbücher, auch Adlzreiter, gedenken dieses Handels, der ins Jahr 1307 fiel, umständlicher.

244) Zum Beispiel der reiche Egen oder Argen, welcher jährlich 2600 Gulden einnahm.

den: „Der gebührt dem schwarzen Stier, der sich so mannlich gehalten!“ Das war Georg Rem, der Augsburger, der ehemals sein größter Feind gewesen.

Zu derselben Zeit wohnte im Lande an der Etsch ein starker und streitbarer Mann, Heinrich von Rottenburg. Er war einer der mächtigsten Freiherren im tirolischen Gebirge, hatte vierundzwanzig Burgen, und hieß nur der Hauptmann von Caltarn nach seinem Wohnschlosse am See. Mit Herzog Friedrich von Oesterreich, seinem Herrn, dem in der Theilung des väterlichen Erbes Tirol geworden war, hatt' er vielen Streit. Zuletzt wollt' er demselben im Zorn das ganze Land entreissen. Beispiel und Glück der schweizerischen Eidsgenossen gegen Oesterreich ermuthigte ihn, und Viele, die ihm gleich dachten. Er reisete nach München und Ingolstadt, und bot den Herzogen die Grafschaft an; leicht sei die Eroberung, glänzend der Gewinn.

Wittelsbach konnte nie Tirols vergessen. Den Herzogen zu Baiern, geblendet von einer Hoffnung, die schon viel edles Blut gekostet, diente mancher Spann mit Oesterreich zur Beschönigung des Entschlusses, Empörern die Hand zu bieten, und auf das Gebirge Ansprüche zu erneuen, denen ihre Vater offenkundig entsagt hatten.

Im Jahr eintausend vierhundert und zehn ward der Zug nach Tirol versucht. Dazu sah man die Herzoge, welche sich lange gehaßt hatten, einträchtig an der Spitze eines zahlreichen Heeres. Sie rückten hinauf am Inn bis Rattenberg. Hier kehrte Herzog Ernst nach München um; Stephan aber und Wilhelm zogen weiter aufwärts gegen Hall. Bei Volters angekommen, fanden sie die Brücke, welche zur Salzstadt über den Strom führt, abgebrochen. Dies zwang sie, den Weg nach Rattenberg zurückzumachen. Sie griffen das feste Schloß Matzen an, welches dort an der Straße lag. Es gehörte Herrn Ulrich von Freuntsberg, einem tapfern Ritter, mit Herzog Friedrich im Bund. Durch sieben Wochen langen Widerstand ermüdete er die Baiern, und achtete nicht des großen Schadens, welchen ihm ihr Geschütz stiftete. Unterdessen kamen Bischof Georg von Passau und andere Herren und redeten zum Frieden. Die Herzoge ließen sich zweijährige Waffenruhe gefallen, da sie die Schwierigkeit der Unternehmung erkannten. Doch nach Verlauf der Frist erschien Herzog Stephan zum andernmal; nicht die Fürsten von München mit ihm. Stephan besetzte Rattenberg. Seine Kriegsmacht bestand nur aus weniger Ritterschaft und einigen hundert schlecht bewaffneten Soldnern. Bandenweise streiften diese durch das Ge-

birge am Inn und an der Etsch; brannten Dörfer nieder oder beraubten das Volk. Auch das Salzwerk von Hall wurde von den Zerstörern öde. Endlich rotteten sich aus Thälern und von Bergen die Bauern mit Wuth gegen sie zusammen. Nach vielen und blutigen Raufereien ward abermals Friede vermittelt. Stephan kehrte nach Ingolstadt von einem Unternehmen zurück, welches so ruhmlos geendet, als ungerecht begonnen war [245]).

An allen diesen Begebenheiten hatte Herzog **Heinrich zu Landshut** keinen Theil. Er lebte in Pracht und Freuden, reisete Festen und Turnieren nach, unbekümmert um die Mittel zur Befriedigung der Verschwendungen. Auch seine Räthe und Hofdiener waren alle während seiner unmündigen Zeit reich geworden. Das fürstliche Gut aber lag mit ungeheuern Schulden beladen. Weil es endlich bei solchem Haushalt an Geld gebrach, wurden von den reichen Bürgern der Stadt Landshut Steuern gefordert. Sie zeigten ihre vielbeschworenen Briefe. Keiner achtete derselben. Sie flehten demüthig des Kaisers Gerechtigkeit und Schirm an. Der Adel, immerdar den Städtern auffässig, nannte diesen Schritt Hoch-

245) Veith Arnpekh (Pez script. rer. austr. I, 1275) beschreibt diesen Feldzug ins Tirol, der an sich ohne Folgen blieb.

verrath. Der Bürgermeiſter der Stadt, mit ihm viele angeſehene Männer, wurden auf das Schloß gefordert, und dort unter ſchmählichen Vorwürfen verhaftet. Bei vierzig Bürger mußten ihre Freiheit mit gewichtigen Geldbußen löſen: vier Andere, ſämmtlich des Rathes, das Land meiden mit Verluſt alles Gutes. [246]).

Solche Härte verbreitete in der Stadt tiefe Beſtürzung; die Ungerechtigkeit allgemeinen Ingrimm. Man ging heimlich zuſammen: beſprach ſich, wie man die Burg erſteigen, die böſen Diener des Fürſten ſtürzen [247]), und den jungen Herrn mit weiſen Männern umgeben wolle. Allein die Sache der Verſchwornen endete traurig. Am Charfreitag des vierzehnhundert achten Jahres waren ſie im Hauſe ihres Freundes Dietrich Röggl Abends beiſammen. Zu gleicher Stunde ſprach bei deſſen jungen Frau Ulrich Ebran von Wildenberg zu, von des Herzogs Höflingen Einer. Sie zeigte ihrem Buhlen die Verſammelten durch einen Spalt der geſchloſſenen Thür. Sogleich eilte Ebran davon, zur Burg

246) Es geſchah im J. 1407. Die vier Verbannten waren: Friedr. Pelchinger, Mart. Aſch, Leonh. Kettner, Johann Mosburger.

247) Kasp. Fraunhofer, Erasmus Preiſinger, Hs. Elsner, Sigm. Affenthaler, Georg Aheimer.

hinauf, was er erfahren, anzuzeigen. Alle droben eilten in Waffen herab zur Stadt, umzingelten das Haus und drangen hinein. Wer von den Ueberraſchten nicht über die nahe Stadtmauer entſprang, ward erſchlagen oder gefangen. Leichtfertig ritt nach dieſem der junge Herzog zum Turnier gen Regensburg, während ſeine Räthe daheim die Verſchwornen grauſam richteten, einigen die Augen ausſtechen, andere enthaupten, andere aus der Stadt treiben und ihres Vermögens berauben lieſſen [248]).

Mitleidig beklagten die Städte von Baiern das Schickſal Landshuts. Selbſt die Fürſten empörte des niederländiſchen Adels gewiſſenloſe Blut- und Geldgier, ſo wie des Herzogs Leichtſinn dabei [249]). Da ging dieſer in ſich, und prüfte die Werke ſeiner Räthe und Diener. Und er erſchrack, wie er ſeine Geldruhen und Kornkammern leer, ſeine Einkünfte insgeſammt verpfändet, ſeinen Namen ohne öffentliches Vertrauen ſah. Und

---

248) Aventin, Arnpekh, Adlzreiter, Stainhel (Oefele 1, 527) und Andere erzählen von dieſem ſehr gleichlautend.

249) Der dürftige Ludwig hieß ihn noch lange nachher einen Bluthund.

zur Stunde verwandelte ſich ſein ganzes Inneres. Er mied alle Freuden, entließ den Troß ſeiner Luſtgeſellen, und ſchwor, von ſeinen herzoglichen Einkünften keinen Pfennig zu nehmen, bis die letzte Schuld getilgt ſein würde. Er trieb die ungetreuen Räthe aus. Die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben übertrug er einem verſtändigen Manne geiſtlichen Standes [250]). Dann verließ er Baiern, und trat in den Dienſt der Ritter vom deutſchen Orden. Er focht um ihren Sold mehrere Jahre lang an Preußens Grenzen wider die Letten und Pohlen.

Als er wieder nach Landshut kam, und daſelbſt mit Margarethen von Oeſterreich ſeine Hochzeit feierte [251]), hatte der treue und kluge Prieſter, deſſen Namen undankbar die Geſchichte vergeſſen hat, die Schulden bezahlt, und das Verpfändete eingelöſet. Nun unter Gefahren und Entbehrungen im rauhen Norden abge-

250) Zeßmaier meint (Geſchichte v. Baiern S. 670), es könne Niclaus de la Scala geweſen ſein, der nachmals (im J. 1421) als Biſchof von Freiſing Beweiſe guter Staatshaushaltung gegeben.

251) Im J. 1412. Sie war die Tochter Herzog Albrechts IV von Oeſterreich, Schweſter Kaiſers Albrechts II.

härtet, ward ihm Zucht und Häuslichkeit lieb. Er hielt kein zahlreiches Hofgesinde mehr, wie andere Fürsten; selbst keinen Kanzler. Hatt' er Rath nöthig, ließ er gelehrte Geistliche von Regensburg, Freising oder Passau kommen. Was er selber verrichten konnte, lehnt' er nicht von sich. Jedem klagenden Unterthan gab er Gehör. Recht mußte mit Ernst und Schnelligkeit gehandhabt sein. Die Weglagerer ließ er henken. So sicher wurden die Straßen, daß der Kaufahrer ohne Geleit reisen, und ein Kindlein, wie das Volk sprach, mit vollem Geldsäckel sonder Gefahr durch das Land wandern könnte. Kurzweil, Rennen, Stechen und Turniere achtete er wenig; nur Jagd blieb seine Erholung [152]).

So hatte Noth und Ueberlegung die Gemüthsart dieses Fürsten verwandelt, der bald durch strenges Haushalten einer der reichsten von allen Nachbarn ward, und einer der vortrefflichsten geworden sein würde, hätt' er in der Tugend Maß halten können.

---

152) Die meisten dieser Züge Herzog Heinrichs, so wie mancher andern in spätern Jahren, sind nach Ebrans von Wildenberg (Oefele 1, 312) Verzeichnung.

Heinrich Zſchokke's

ausgewählte Schriften.

Vierter Theil.

Die Sorge der edlern Menſchheit für ihre Würde in unſern Tagen.
Ueber Große und Untergang des Freiſtaats Venedig.
Hollands Schickſal.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

13.

Herzog Ludwigs VII, oder des Bärtigen, Streit mit Heinrich XIV von Landshut und allen Fürsten zu Baiern und Pfalz.

Im J. 1413 — 1417.

Ganz andern Geistes, als er, erschien, bald nach ihm, auch der bärtige Ludwig wieder in Baiern, als dessen Vater, **Stephan der Andere**, gestorben war [253]).

Ludwig hatte sich während eines zehnjährigen Aufenthaltes am üppigen und unruhigen Hofe Isabellens all' das Geschliffene und Blendende des Aeussern, gepaart mit leidenschaftlicher Heftigkeit des Gemüthes, und die Kunst feiner Umtrieb' und Ränke, vereint mit ritterlicher Tapferkeit, angeeignet, worin der französische Adel das Urbild männlicher Grösse erblickte. Vermählt mit einer Tochter des Hauses Bourbon [254]), trug er auch unter den Deutschen gern den Namen der

---

253) Im J. 1413 zu Schönfeld. Das Frauenmünster, von ihm in Ingolstadt gebaut, zeigt noch heute sein Grabmal, welches ihm Ludwig sein Sohn dankbar errichtete.

254) Anna von Bourbon, Tochter des Joh. de la Marche, Wittwe des Grafen Montpensier.

normandiſchen Grafſchaft Mortain zur Schau, die ihm in der Ausſteuer ſeiner Gemahlin geworden. Der verſchwenderiſchen Freigebigkeit der Königin, ſeiner Schweſter, dankt' er daneben einen Reichthum von Kleinodien und Schätzen, deren Menge ſelbſt das Volk von Paris empört hatte. Als er Frankreich verlaſſen wollte, war er deswegen von meuteriſchen Haufen der Hauptſtadt umringt und zu den Kerkern geſchleppt worden. Einer der Hohen des Reiches aber hatte ihn von der Wuth des Volkes gerettet, indem er geſprochen: „Es wäre der Krone von Frankreich große Schmach, dieſen Herrn gefangen zu legen, weil er vom König und der Königin reiche Gaben genommen. Er ſei ein armer Fürſt und darum nach Frankreich gefahren, Gut zu verdienen [255]."

Angelangt zu Ingolſtadt, umringt er ſich mit geräuſchvollem, glänzendem Hofſtaat. Bei ſechshundert Grafen, Freiherren und Ritter vermehrten ſein Gepränge. An Spielen und Jagden durfte kein Mangel ſein. Alle Kloſter und geiſtlichen Güter waren mit Jägern und Falknern überlegt. Mild gegen Arme, leutſelig gegen Niedere, wies

255) So Chran von Wildenberg. Vermuthlich kamen die Nachrichten von dieſem Vorfalle durch des Herzogs eigene Diener nach Deutſchland, „die ſich verſahen, er wurd mit leben aus der gefanknis nit komen." Oefele I, 311.

Univ. Bibl.

er Stolz nur gegen seines Gleichen [256]). Unter den Fürsten zu Baiern der Aeltere, dünkt er sich ihnen an Würde überlegen; bewandert in den Staats'ünsten des Pariser Hofes, Erfahrung und Geist genug zu haben, sie nach seinen Wünschen zu meistern. Binnen kurzer Zeit war er ringsumher in Händel verflochten, die unausweichlich zu Feindseligkeiten führten.

Noch gelüstete ihn immer nach dem schönen Fürstensitze zu München. Er bildete neue Anstinnen an die Herzoge daselbst, wegen zu verbessernder Nutztheilung. — Als vor mehr denn zwanzig Jahren die nun bestehende zuerst entworfen worden war, hatte sich damals Herzog Friedrich für seinen schönen Theil von Niederbaiern zu einer jährlichen Entschädigung von achttausend Gulden verpflichtet. Sie war niemals entrichtet worden. Ludwig mahnte den sparsamen Heinrich zu Landshut. — Die Mark Brandenburg ward dem Kaiser Sigmund feil, dem Sohn Kaiser Karls IV. Ludwig sprach das nähere Kaufrecht zu diesem

256) Wie ihn Ladislaus Suntheimus schildert, der auch (Oefele, 2, 568) von den aus Frankreich mitgebrachten goldenen und silbernen Heiligenbildern bemerkt, daß er viele derselben durch Diebstahl an sich gebracht haben möge, was aber Oefele schon im Indica T. 2. calumnia nennt.

einſt verwahrloſeten Gute Wittelsbachs an. Sigmund aber gab die Mark dem weiſen Friedrich von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, um vierhunderttauſend ungariſche Gulden.

Getäuſcht oder zurückgewieſen in allen Erwartungen und Begehren, blickte der Graf von Mortain mit Eiferſucht auf München, mit Neid auf Friedrich von Hohenzollern, der einſt in Würden geringer, nun als Kurfürſt des Reiches höher denn er, ihm ein verächtlicher Emporkömmling hieß [257]). Sein größter Zorn aber richtete ſich gegen deſſen Schwager, Heinrich von Landshut, welcher ihm ſogar die Zahlung einer heiligen Schuld abſchlug. Dieſer hingegen machte mit dem Fürſten zu München gemeine Sache und Verein gegen Ludwigs gefährliche Thätigkeit. Auch die Pfalzgrafen beim Rhein, die vier Söhne Ruperts [258]) ſtanden dazu: Kurfürſt Ludwig in der Rheinpfalz; ſein Bruder Hans, welcher den größten Theil der Oberpfalz beſaß; Pfalzgraf Stephan, der Simmern und Zweibrücken, und Otto, der Mosbach hatte. Vielleicht beſorgten dieſe, der Graf von Mortain könne ſelbſt ihr ausſchließliches Recht zur Kurwürde anfechten, wie es Karl IV. gewährt hatte, und den Wechſel der-

257) Er nannte ihn nur den „Neu Edel.“

258) Der im J. 1410 geſtorben war.

ſelben zwiſchen Pfalz und Baiern wieder fordern [259]). Zu Konſtanz kamen ſie Alle, verbunden mit Friedrich, dem neuen Kurfürſten von Brandenburg, zuſammen, verſprachen einander in ihrem und ihrer Erben Namen gegenſeitigen Beiſtand gegen Herzog Ludwig, wenn er ihre Rechte jemals gewaltſam antaſten wurde [260]).

Dieſer, einzeln ſtehend, hütete ſich vor dem ungleichen Kampfe. Aber ihm war der allgemeine Mißmuth niederbaieriſcher Ritterſchaft gegen ihren Erbherrn Heinrich wohl bekannt. Und darauf baute ſeine Staatsklugheit Hoffnungen. Heinrichs feſtes Handhaben fürſtlicher Macht und Hoheit demüthigte nicht ſelten die Anmaßungen des aufſtrebenden Adels. Allein ſeine Strenge ſchweifte dabei oft in unbillige Härte, ſeine Haushältigkeit in gewinnſüchtigen Geiz über. Nicht ohne Grund waren viele Beſchwerden der Ritter gegen ihn um vielfach bedrängte Vorzüge und Rechtſame erhoben. Sein Karzheit dannte ſie vom Hofe, und kamen ſie, wich er ihren Klagen ungroßmüthig

259) Vorſichtig ließen ſie den 8. Wintermonds 1414 durch Kaiſer Sigmund ihrem Hauſe das Kurrecht beſtätigen.

260) Am Kiliantage 1415 zu Konſtanz. Späterhin (im J. 1419) traten auch die Biſchöfe von Eichſtatt und Regensburg hinzu.

aus. Weil er sie nicht hören wollte, schlugen sie Hand in Hand, selber ihre Freiheit aufrecht zu halten, laut Brief und Siegel der alten Fürsten. Da waren die biderben Törringer, Kaspar und Wilhelm, die reichen Pienzenauer und Mazelrainer, die Fraunberger, die Laiminger, die Gaiskircher und viele Andere, durch Gut und Muth im Lande groß geachtet, die zusammenschworen. An ihrer aller Spitze stand der Mannlichste und Unerschrockenste, Herr Kaspar der Törringer [261]), dessen uraltes Geschlecht [262]) auf den Burgen zu Törring und Yetenbach seit Jahrhunderten durch Gottes-

---

261) Er wohnte zu Törring; sein Bruder Wilhelm zu Yetenbach. Im ersten Bundesbrief vom J. 1416 erscheint Caspar zwar noch nicht als Bundeshauptmann ausdrücklich genannt; erst später im J. 1420.

262) Der Stammbaum des heutigen törringischen Geschlechts steigt in das Zeitalter des zweiten Tassilo hinab, begründet auf eine Mönchssage von der Stiftung des Klosters Wessobrunn im Jahr 753. Diese Sage ward im eilften Jahrhundert aufgeschrieben (Mon. boic. 7, 372) und einer von Tassilo's Jägern Thoringer genannt. Im eilften und zwölften Jahrhundert erscheinen die Törringer schon öfter in den Urkunden.

furcht [263]) und Heldentugend bekannt war, und heut noch, vielleicht das Aelteste im Lande Baiern, blüht. Sie luden zu sich Edle und Unedle, Städt' und Märkte, mit ihnen wider Gewaltherrschaft Gewalt zu setzen. Der Landfriede ward gebrochen, die Straße fortan unsicher, Fehde und Mordbrand ringsum. Der Graf von Mortain ermunterte oder unterstützte schadenfreudig den kriegerischen Aufstand der Ritter, und ward bald die Seele ihres Bundes. Wen Herzog Heinrich verfolgte oder austrieb, der fand zu Ingolstadt beim bärtigen Ludwig Schutz [264]). Das ganze Land gerieth in Bewegung durch den gegenseitigen Haß seiner Fürsten.

Zu derselben Zeit waren auch Reich und Kirche durch ungewöhnliche Ereignisse verwirrt. Drei Könige hatten um jenes, drei Päpste um den Stuhl des heil. Petrus gehadert. Und von Böheim ging eine neue Lehre in die Welt aus, als müsse Glauben und Kirche der Christen vom Anfang spät erfundener Lehren gereinigt sein.

263) Von ihren Schenkungen an Kirchen und Klöster sammelte Zeßmaier (Geschichte v. Baiern 627) mehrere ältere Beispiele.

264) Wie den Georg von Gundelfing, welchem er die Burg von Wolfstein an der Ilar einraumte, um von da aus ßhere Fehde zu treiben. Aventin.

Seit Kaiser Ludwig der Bater einmal die untrügliche Rechtgläubigkeit der Päpste zweifelhaft gemacht hatte, schritten mehrere Männer mit Muth und Kenntniß in seinen Fußstapfen einher. In England hatte der gelehrte Wiclef mit dem Lichte der Vernunft in das finstere, von Jahrhunderten aufgethürmte Lehrgebäu der Kirche geleuchtet. Seine Urtheile verbreiteten sich wunderschnell über Deutschland, begierig vom gesunden Menschenverstand eingesogen. Augsburg, Donauwörth und andere größere und kleinere Städte des obern Deutschlands zählten schon Gemeinden solcher Neugläubigen [265]), welche die Weihbrunnen, Fegefeuer, Ablaß, Palm- und Kräuterweihen, als Erfindungen geistlichen Golddurstes verachteten [266]), oft aber das blutige Opfer der Priesterrache wurden [267]). Nun stand

---

265) Besonders waren darunter immer viele Handwerker, welche sitzende Lebensart führten, wie die Leinweber. Burkh. Zingk.

266) Nach Hector Mühlichs Chron. Handsch. zum Jahr 1393.

267) In Donauwörth wurden fünf Männer und einundfünfzig Frauen wegen ihrer Irrlehre getödtet und in Augsburg zweihundert und vierzig Wiclefische auf Anstiftung eines Geistlichen von Bamberg gefangen; die nicht widerriefen, verbrannt oder ge-

Johann Huß auf, und lehrte an der hohen Schule zu Prag im Geiste Wiclefs, aber gewaltiger als er, zahlreiche Jünglinge aus Böheim, Deutschland, Ungarn und Polen.

Nachdem einmal König Sigmund die Krone des heiligen Reiches auf seinem Haupte befestigt sah, wollt' er, daß auch Frieden in der von Neulehrern und Gegenpäpsten zerrissenen Kirche walte. Er rief eine allgemeine Versammlung der christlichen Welt, dargestellt in Bischöfen, Priestern und Gesandten aller Völker, gen Konstanz am Bodensee. Dahin reisete er selbst. Neben geistlichen Dingen behandelte er dort auf Fürstentagen auch die Zerwürfnisse weltlicher Herren.

Die Herzoge von Baiern, alle wider den Grafen von Mortain gereizt, begaben sich nach Konstanz, ihre Sache vor den Kaiser zu bringen. Hier, als auch der bärt'ge Ludwig gegenwärtig war, trat eines Tages [263]) Kurfürst Friedrich von Brandenburg in den Ring der Reichsgroßen, und klagte im Namen Heinrichs von Landshut, seines Schwagers, gegen Herzog Ludwig: es habe derselbe den Landfrieden gebrochen

brandmarkt. Burkh. Zingk zum J. 1394 und Gasser zum J. 1393.

263) Den 16. Aug. 1418.

ungeachtet kaiſerlicher Abmahnung, und damit des Reiches Acht verdient. Vergebens erwiederte der Betroffene, er ſtehe zu Paris als des Königs von Frankreich Geſandter, deſſen Vaſall er ſei. Die Fürſten widerredeten ſolcher Ausflucht: er wäre auch des Reiches Vaſall und ihm mit Huld und Pflicht angehörig. Endlich ward dem Beſchuldigten zur Rechtfertigung eine Friſt geſtattet, da er ſie begehrte; nur mußt' er ſchwören, die neue Tagfahrt nicht aus Argliſt geſucht zu haben. Beim Nachſprechen des Eides aber ſtockte ſeine Zunge, und die zum kaiſerlichen Throne aufgehobenen Schwörfinger zog er zurück, als ſei der Eid ungeziemend und mit böſem Sinne abgefaßt. Darüber murrte lauter Unwille aller Fürſten. Sie forderten Genugthuung. Das Antlitz des Grafen von Mortain entfärbte ſich oft. Beſtürzung und Wuth wechſelten in ihm. Sein ganzer Zorn kehrte ſich wider Heinrich von Landshut, den Urheber dieſes erſchütternden Augenblickes. Er erhob endlich donnernd die Stimme gegen ihn, und ohne Achtung für die Feierlichkeit des Ortes überhäuft' er ihn mit Vorwürfen und Schmähreden, wie ſie der entfeſſelte Grimm eingab. — Heinrich, in Ehrerbietung vor des Kaiſers und der Verſammlung Majeſtät, ſchwieg. Stürmiſch gingen die Fürſten auseinander.

Am Abend, als Ludwig vom Gaſtmahl des

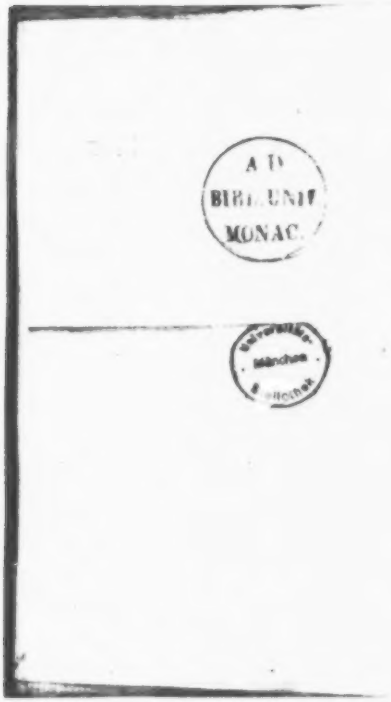
A D
BIBL. UNIV
MONAC.
Universität
München

Biſchofs von Paſſau heimritt, ſprengt' ihm Heinrich wild entgegen. Er forderte Widerruf jener Beſchimpfungen oder blutige Genugthuung. Der Graf von Mortain würdigt' ihn keiner Antwort. Jener zuckte ohne Säumen das Schwerd und verſetzt' ihm einige Streiche, daß er vom Roſſe ſank. Es entſtand Auflauf. Der Blutende ward von ſeinen Dienern in ein Haus getragen. Heinrich entfloh aus der Stadt, begleitet von ſeinen Getreuen, Georg von Burgau und Kurt von Reiſchach. Die erſchrockenen Väter der Kirchenverſammlung klagten ihn als Verletzer öffentlicher Sicherheit, als Entweiher des geheiligten Ortes an. Kaiſer und Fürſten ſprachen die Acht wider ihn aus.

Nur Kurfürſt Friedrich hatte allein den Muth, für ſeinen Schwager zu reden, welchen, ſo ſprach er, zum König Sigmund, Gerechtigkeit nicht unerhört verdammen dürfe. Heinrichs That auf den Straßen der Stadt, ohne tödtliche Wirkung, ſei kein Landfriedensbruch, ſondern perſönlicher Streit zweier Fürſten; keine Gefährdung der heiligen Kirchenverſammlung, denn Herzog Ludwig ſei nicht ihr Mitglied. Aber Reichsacht in ſo gährungsvollen Tagen gegen einen Fürſten, der Vielen lieb wäre, und zu Gunſten eines Andern ſie erkennen, der Allen verhaßt wäre, dies ſei bedenklicher, als der Vorfall ſelber.

Mochte Sigmund auch dem reichen Herzog von Baiern-Ingolstadt, dessen Geldschuldner er unter Kurfürst Friedrichs Verbürgung geworden [269]), wohlwollen, konnt' er doch jenen und vielen andern Gründen des Kurfürsten Friedrich nicht widerstehen. Er zog die Achtbriefe zurück [270]) Ludwig rief vergebens des Kaisers Rache, und fußfällig Papst Martins V. heiligen Zorn an.

14.

Fortsetzung der innern Kriege. Das Vehmgericht.

Im Jahr 1413 — 1422.

Als ihm Keiner half, wollt' er seinem tödtlichen Hasse selber genug thun. Er reisete heim nach Ingolstadt. Dort trat er in offenen Bund mit Kaspars des Törringers mißvergnügten Rittern und Freunden, befestigte seine Schlosser, warb Volks und ließ gegen Heinrichs von Landshut Land und Leute streifen. Dieser, dessen ge-

269) Um 20,000 ungarische Goldgulden oder Dukaten, den 4. Mai 1417; während ihm Heinrich v. Landshut Geldvorschusse verweigert hatte.

270) Aventin und Adlzreiter sehr umständlich in dieser Begebenheit; eben so Eberhard Windek in der Historia Sigismundi imp. (Menken script. rer. germ. 1, 1420).

märtig, vergalt Gleiches mit Gleichem, griff Ludwigs Stadt und Burgen an, doch nicht immer mit Glück. Vor der Wasserburg lag er vier Wochen, und konnte sie nicht nehmen [271]).

Dem Grafen von Mortain war Heinrich kaum verhaßter, als dessen glücklicher Vertheidiger, Kurfürst Friedrich. Er forderte denselben zum Zweikampf. Die Antwort lautete: mit einem doppelt Meineidigen könne sich Niemand ritterlich schlagen. Dem erbitterten Fürsten blieb zur Rache nichts, als seines Feindes Gut und Recht zu verderben. Am nächsten lag ihm des Burggrafthums Nürnberg Landgericht. Dies war seit Jahrhunderten den Herren von Zollern und Burggrafen zu Nürnberg von vielen Kaisern verliehen worden, im Namen derselben Zwiste der Unterthanen und Fürsten zu richten und Königsbann zu üben. Deß achtete nun der Herzog von Ingolstadt nicht. Er zog des Burggrafen geistliche und weltliche Leute vor seine eigenen Schrannen von Graisbach, und hielt ihm Geschoß, Gült und Unterthanen zurück. Wegen solches Frevels an des heiligen Reiches

271) Mitte Augusts 1418. Es wurden bei der Belagerung eintausend dreihundert und sechzig steinerne Kugeln in die Stadt geschossen. Abr. Kerns von Wasserburg Tagebuch. (Westenrieders Beitr. 1, 146.)

Ordnungen verdammt' ihn der Kaiser zu einer Buße von zweimalhunderttausend Mark löthigen Goldes. Und da Ludwig, aufgebracht gegen Sigmunds Urtheil, vom Kaiser, als seinem Schuldner und dessen Bürgen, Kurfürsten Friedrich, die geborgten Geldsummen zurückforderte, sprach Letzterer höhnend: „wir ziehen sie nur von der Summe Euerer Buße ab!"

Der Graf von Mortain öffnete seinen Schatz, kaufte Waffen, ward Kriegssoldner, schloß sich enger an die niederbaierische Ritterschaft und siegelte zu ihren Gunsten einen neuen Freiheitsbrief [272]). In bittern und heftigen Ausdrücken schrieb er dem Kurfürsten Friedrich offene Absage, der hinwieder mit beinahe vierzig Herzogen, Fürsten, Bischöfen, Grafen und Herren und acht Städten, Bund gegen ihn machte [273]). Und mit Anfange des vierzehnhundert und zwanzigsten Jahres loderte die Kriegsflamme weit umher, wie in Baiern dies- und jenseits der Donau, so in Franken und Schwaben. Herzog Ludwig

272) Im J. 1420; der achtundzwanzigste unter den Freiheitsbriefen.

273) Ihr Verzeichniß in Abr. Kerns Tagebuch. Darunter waren ausser allen Pfalzlanden beim Rhein und Herzogen von Baiern, auch der Erzbischof von Magdeburg, Herzog Karl von Lothringen u. s. w.

wüthete brennend und raubend durch das nürnbergische Burggrafengebiet; Christof von Leiningen, sein Pfleger zu Lauf, überfiel nächtlicher Weile, als die Nürnberger auf dem Rathhause tanzten [274]), die fürstliche Burg an ihrer Stadt und ließ sie im Feuer aufgehen. Eine andere Rotte legte ohnweit Abensberg Neustadt in Asche, welches den Herzogen zu München gehörte. Doch gering war der ungeheure Schaden, den der Graf von Mortain stiftete, neben dem, welchen ihm die Uebermacht seiner Feinde brachte.

An der Spitze der Verbündeten brach Pfalzgraf Hans von Amberg hervor gegen Ludwigs Burgen und Städte im Nordgau; nahm Weiden, Freistadt, Laufen und andere; plünderte alle, zerstörte viele. Von München zogen Ernst und und Wilhelm ins Feld; zündeten ohnweit ihrer Hauptstadt Bayhrunn an, des Grafen von Mortain Schlößlein; eroberten die Burg Schwaben, Rahhofen, Lichtenberg und nach halbjähriger Belagerung auch die Veste Friedberg. Von Landshut rückte Herzog Heinrich aus, die niederbaierischen Ritter zu strafen, vor Allen den mannlichen Törringer; dessen Stammburg auf der

274) Nachts vor Simon Judäatag 1420, wie Falkenstein (Gesch. v. Baiern 3, 389) aus einem nürnberg. Zeitbuch anführet.

Felshöhe unweit dem stillen Tachensee nahm er nach hartem Widerstand, riß ihre Mauern nieder, und ließ selbst die Steine davon wegschleppen in das benachbarte Burghausen [275]). Dann fiel er in Ludwigs schwäbische Landschaften ein; brannte ihm Rotenek aus, nahm Reichertshofen, vier Stunden von Ingolstadt, und erfüllte die Gegend mit schauderhaften Zeugen seines Zorns [276]). Wer aber möchte die Verwüstungen alle beschreiben, oder sie lesen?

Wiewohl Kaiser Sigmund im folgenden Jahre, bis zu dessen Ausgang, Waffenstille herstellte [277]), war's doch ein eitler Versuch, den ungesättigten Haß der Feinde auf den Tagen zu Nürnberg durch Vorschläge, Beschwörungen und Warnungen zu mäßigen. Nach verstrichener Frist stand Alles wieder in Waffen. Burggraf und Kurfürst Friedrich, und Pfalzgraf Hans bemächtigten sich zahlreicher Orte im Nordgau, so tapfer Ludwig auch wehrte. Mit dem Schwerd in der Faust erstürmte der Pfalzgraf den starken Parkstein. Der Graf von Mortain aber übte

275) Um sie nämlich zur Erweiterung von Gebäuden und Befestigungswerken daselbst zu benutzen.

276) Aventin, Adlzreiter und Staindel (bei Oefele 1, 530).

277) Vom Montag nach Kreuzeserhöhung bis Weihnachten 1421.

furchtbare Vergeltung gegen Beide; nicht minder gegen die Fürſten zu München. Seinen Zug gegen dieſe Hauptſtadt, die noch großtentheils von einer Feuersbrunſt in Aſche lag [278]), beleuchteten die Flammen einer langen Reihe von Dörfern [279]).

Als Ernſt und Wilhelm von den Zinnen ihres Schloſſes den Gräuel erblickten, eilten ſie mit geſammtem Kriegsvolke hinaus. Bei Alling wurden die Schaaren Ludwigs erreicht, und mit Ungeſtüm angefallen [280]). Es geſchah ein blutiges Treffen. Albrecht, Herzog Ernſts Sohn [281]), ein ſechsundzwanzigjähriger Jüngling, gab an dieſem mörderiſchen Tage die erſten Blüthen ſeiner Tapferkeit. Doch brachte ihn wilde Siegesbegier dem Tode nahe. Einen der dichteſten Feindeshaufen durchbrechend, ward er bald einzig den Schwerdern deſſelben Preis gegeben. Noch entdeckte ihn im glücklichen Augenblicke ſein Vater. Dieſer flog mit geſchwungenem Streitkolben ins Gemenge, und wandte den Todesſtreich ab. Das erneuete umher die Wuth des Gefechtes. Lud-

278) Seit dem 22 April 1418.

279) Acking, Germaning, Gauting, Aubing, Paſing u. ſ. w.

280) Am Matthäitag 1422.

281) Geboren im Jahre 1394 zu München von Eliſabeth von Mailand.

wigs Söldner wankten, wichen. Große Haufen derselben, unter ihnen der Reißgen allein zweihundert, wurden gefangen nach München geführt [252]). Dem Andenken des Tages, dem Vergessenheit würdiger gewesen wäre, baute Herzog Ernst ein Bethkirchlein zu Hoflach, ohnweit Eitingen, auf der Wahlstatt, wo Baiern der Baiern Blut vergossen.

Nicht den Grafen von Mortain, aber seine Bundesgenossen und selbst Unterthanen, erschreckte das widrige Glück. Donauwörth, der Freiheit wieder gelüstig, öffnete den Feinden seines Landesherrn die Thore, huldigte dem Kaiser, welcher der Stadt verschollene Rechtsame erneuerte, und sandte Absagebriefe an Ingolstadt [253]). Die Bundesgenossenschaft niederbaierischer Ritter ward gleichfalls verzagt und suchte die Gnade des Fürsten wieder, den sie befehdet hatte. Nur Kaspar von Törring, auch verlassen noch stolz, verlor mit dem Glück nicht den Glauben an das Recht. Da ihm Waffen eitel wurden, und selbst Deutschlands Kaiser dem Unterdrücker holder, als dem

---

252) Dies erzählt Vitus, Prior Ebersbergensis, dessen Großvater beim Treffen war. (Oefele 2, 729.)

253) Lori Lehr. 2, 107. Graf Ludwig von Oetting nahm zu Donauwörth im Namen des Kaisers die Huldigung ein.

Unterdrückten ſchien, rief er gegen Herzog Heinrichs von Landshut Ungerechtigkeit den Freiſtuhl der Vehme an.

Es ſteht geſchrieben, Karl, der erſte Kaiſer dieſes Namens, habe dieſes Gericht nach Unterjochung des deutſchen Nordens eingeſetzt, Ketzerei, Raub und Diebſtahl abzuthun [234]). Doch iſt gewiſſer, daß das heimliche Ding in den Tagen der großen Verwilderung Urſprung und Geſtalt gewonnen, da das Reich unter ſchwachen Königen zerfallen, und Gewalt mächtiger, als das Geſetz war [235]). Anfangs ſah man die ſtillen Stühle im Lande Weſtphalen errichtet; Keinen über ſie, als den römiſchen König. In geheimnißvoller Dunkelheit walteten Stuhlherren, Freigrafen und Schöffen, überall zerſtreut, unerkannt, als unſichtbare Rächer. Ihr Geſetz war mit Blut geſchrieben; ihrem Spruche folgte Vollſtreckung in ſtrenger Eile. Wen ſie vorluden, wer nicht kam, ſeines Rechtes zu warten [236]), brach ſich ſelber

234) Die alte weſtphäliſche Gerichtsordnung im S. J. Hahn collectione monument. vet. 2, 598.

235) Mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ward das heimliche Gericht in Baiern durch Uebung bekannt.

236) Die Schöffen luden unter Königsbann den Angeklagten ein, entweder durch die Landesherren, oder durch Verkündigung an den vier Enden des Lan-

den Stab; hatt' oft jähen Tod davon. Daher war im Volke großes Schrecken vor dem Geheimniß und Ernst der Vehme. Selbst Fürsten zitterten [287]). Niemand wußte wie weit sich die dunkle Macht der Freistühle in obern und niedern Landen der Deutschen ausbreitete [288]). Herzog Heinrich von Landshut, als ihn der Törringer durch die Schöffen der Vehme geboten, versäumte nicht, zu erscheinen. Er ritt nach Westphalen, von seinem Schwager, dem Kurfürsten zu Brandenburg, und tapferer Mannschaft begleitet. Am Tage der Vehme fehlte Kaspar von Törring vor dem heimlichen Stuhle. Nun ward der Verklagte Kläger; der Abwesende, als Meineidiger, zum Strange verdammt. Niemand hat wieder von ihm gehört [289]). Kurfürst Fried-

des, oder unmittelbar, indem dabei zum Wahrzeichen drei Spane aus dem Schloßthor des Gerufenen geschlagen wurden.

287) „Denn kam er nicht, das mögt' ihm gar sehr hochfallen," sagt ein Schreiben der Herzoge von München wegen Heinrich von Landshut. Franz v. Krenners bair. Landtagshandlungen 1, 47.

288) Zu Augsburg waren um diese Zeit zweiundzwanzig Schöffen und Richter der Vehme. Gaffer Handschr. zum J. 1437.

289) Finsterwalds erläuterte Germania princeps, im Buch von Baiern S. 1135. Doch seinen Kin-

Die
Sorge der edlern Menschheit
für
ihre Würde
in
unsern Tagen.

Ein Beitrag zur Geschichte geselliger Vereine in verschiedenen Ländern.

---

rich aber und der Herzog traten, als Wissende, in des Reiches heimliches Gericht.

Der bärtige Ludwig zu Ingolstadt sah sich von Feinden übermannt, von allen Freunden verlassen, einen Theil seines Gebiets verloren, den andern verwüstet. Er gab die Hoffnungen des Sieges, nicht der Rache, auf. Es gelang dem festen Einschritte Kaiser Sigmunds auf Fürstenversammlungen zu Nürnberg und Regensburg, einen allgemeinen Landfrieden in Baiern zu besiegeln [290]). Ludwig ließ seinen glücklichen Vettern die von ihnen eroberten Orte; sein Land zu verwalten den Vögten, welche des Landfriedens Handhabung geschworen. Er selbst begab sich an Sigmunds Hof, ihm zu dienen.

15.

Anfang der Hussitenkriege. Zigeuner.

Im J. 1422 — 1425.

Dieser König, auf dessen Verheißung sicherer Heimkehr die böhmischen Lehrer Huß und Hieronymus zur Kirchenversammlung gekommen waren, brachte durch Wortbruch großen Jammer über Deutschland. Die in Konstanz übenden Bä-

dern ward nachmals ihr väterliches Gut wiedergegeben. Hunds Stammenbuch 2, 321.

290) Im Jahr 1422.

ter der Kirche verdammten jene Eiferer für Reinigung christlichen Glaubens zum Scheiterhaufen. Huß starb mit Seelengröße betend in den Flammen. Seine Jünger zu Böheim nahmen das Schwerd, den Opfertod ihres frommen Meisters zu rächen. Die begeisternde Kraft des Glaubens und Rechtes erweckte neue Helden. Bald zitterten Sachsen, Baiern und Oesterreich vor dem Schwerd des Ziska und Procop Rasa. Wenn alle Weissagung täuscht, doch die nicht, daß Ungerechtigkeit nie dem Fluche des Verhängnisses entrinnt.

Zwar die Geistlichkeit der Deutschen war geschäftig, dem Volke von der irrigen Lehre der Hussiten und ihrem ruchlosen Wandel zu predigen; wie sie Weibergemeinschaft hielten, Bildnisse der Heiligen zerschlügen, auf dem Markte zu Prag vor dem Fürsten der Hölle unter der Gestalt einer weißen Gans kniebeugeten und anbeteten [291]). Dennoch drang die Wahrheit durch den Nebel. Man kannte vieler Geistlichen heiligen Rath und unheilige That, ihren Geldwucher,

291) Album aucam exercerent. So Joh. Tittenport in seiner Chronica vom J. 1352 bis 1421. (Hahns collect. mon. vet. 1, 403); doch fügt er, indem er das abhominabile nephandum et mortalissimum peccatum erzählt, bedachtig das ut asseritur hinzu.

ihre Beischläferinnen und die Gefahren jungfräulicher Unschuld vor ihrer Lüsternheit [292]). Der böhmischen Neuerung hingen dagegen viele fromme Leute an. Auch in Baiern zählte Huß geheime und öffentliche Bekenner seiner Lehre, oder Unschuld. Bald nach seinem Tode baute Regensburg schon einen Ketzerthurm [293]), und ließ alle Einwohner, waren sie über zwölf Jahre, schwören, hussitischer Meinung feind zu sein, und Jeden, ihrer verdächtig, Mann oder Weib, vor Amtleuten zu rügen [294]). Das erste Opfer der Glaubenswuth ward Ulrich Gruensleder von Vohenstrauß, ein frommer Geistlicher, der wie Huß lehrte, und, wie er, freudig in den Flammen den Geist aufgab [295]). Sein Tod rief andere. Bald lehrten und starben gleich ihm Peter von

---

292) Ein Beispiel erzählt uns der fromme *Andreas Presbyter* in seinem Diarium Sexennale (Oefele 1, 20), das er zwar selbst wieder zurücknimmt; aber es ist hierbei auch an das von dem Nürnberger Mönch Colman angeführte Sprichwort: Uxor amissa in monasterio Scotorum quaeri debet (Oefele 1, 312, 6) zu erinnern.

293) Im J. 1419, beim Pulverthürlein. Gmelner.

294) Im J. 1421.

295) Er wurde unter Bischof Albert III verbrannt. *Laurentius Hochwart* bei Oefele 2, 217.

Draesen [296]) und Heinrich Rathgeb von Gotha [297]). Selbst Herzog Ernsts zu München Schwester, Sophie, König Wenzeslaws von Böheim Wittwe, ward der Hussitischen muthige Freundin. Als Herzog Ernst sie auf einem Besuche zu Prag davon abmahnte, schwor sie mit Begeisterung, in diesem Glauben zu sterben. Den Herzog entrüstete es so sehr, daß er ihr voll heiligen Unwillens einen Backenstreich versetzte, und davon eilte [298]).

Allenthalben in Berg und Thal zu Böheim wehten Fahnen des Aufruhrs. Sigmund sah die Krone seines Erblandes verloren. In großen Rotten strömten die hussitischen Krieger aus den Waldschluchten gegen das feindselige Deutschland an, und zerstörten, was sie berührten. Lange widerstand Pfalzgraf Hans zu Amberg ihrer zügellosen Tapferkeit; trieb sie von Teinitz ab,

---

296) Er ward unter Bischof Johannes II entweihet und verbrannt.

297) Im J. 1423. Schon bei diesen Anläffen klagt Abt Cöleſtin (in seinem Mans. Emmerani 1, 351) wie der Religionseifer bei den Regensburgern angefangen habe abzunehmen und „mit der Religion auch der Stadt Aufnehmen.“

298) So berichtet Ebran v. Wildenberg (Oefele 1, 343.)

wo von den Stadtmauern ſelbſt Prieſter gegen ſie ſtritten [299]); und von Karlſtein, das ſie mit Geſchütz und Sturm bedrängten [300]). Aber Rabburg ward ihr Raub; Michelfelden das Kloſter Aſche. Ihre Macht wuchs zu Tauſenden.

Nun riefen Papſt und Kaiſer die geſammte deutſche Chriſtenheit zum Feldzuge gegen die Abtrünnigen. Sigmund, mit vielen Fürſten des Reiches, mit allen Herzogen Baierns, rückte gegen ſie. Ein Herr von zweimalhunderttauſend geſegneten Streitern, das Zeichen des Kreuzes auf den Kleidern, bewegte ſich unter geweihten Bannern gegen das gährungsvolle Hochland. Aber der Wille eines von Recht und Freiheit entflammten Volkes bricht wunderthätig die Werke der kühnſten Berechnung oder ſicherſten Uebermacht. In fünf Feldzügen waren die Streitkräfte der Deutſchen zerſchlagen. Sie flohen, mit Hinter-

299) Im Jahr 1420.

300) Die Huſſiten thaten aus fünf „Bleyden“ 9032 Würfe mit Steinen, 1822 mit Faſſern „voll Geſtank“, 22 mit Feuerbränden. Ihre große Büchſe Prazka zerſprang nach dem ſechſten Schuß; die Büchſe Jarmän ſchoß ſiebenmal, Rachlize oder die Schnelle zweiunddreißigmal. Die Belagerung geſchah im Jahr 1422.

lassung ihres Gepäckes und Geschützes, aus Böheim auch die Tapfersten, wie von einem fürchterlichen Schicksale verfolgt [301]). Ein unbeschreibliches Schrecken kam mit ihnen. Viele hielten der Hussitischen Waffenglück für himmlisches Strafgericht, Andere für Beweis ihrer Gerechtigkeit. So groß war die Furcht, daß die Regensburger das Aussenende ihrer Donaubrücke mit Graben und Mauer verschanzten; alles Volk täglich zu einem „Hußgebet" mit dem Läuten der Abendglocke versammelten und den Gotteshäusern Stiftungen dafür machten [302]).

In der That strömten die Böhmen nun siegreich und rächend nach allen Richtungen in die angrenzenden Länder. Grausam waren sie von ihren Feinden behandelt worden; noch grausamer vergalten sie in Dörfern, Flecken und Städten der Deutschen. Nonnen wurden am Altar ge-

301) Turpiter terga, nescio quo fata iniquo, vertimus, schrieb Herzog Heinrich von Landshut, der diese Zeldzüge mitmachte, seinem Vizthum Albrecht von Preising.

302) Noch im achtzehnten Jahrhundert läutete man in der Regensburgischen Domkirche, Winterszeit Abends um sieben Uhr „Huß-aus." Mans. Emm. 1, 558. Eben so in der Freisinger Domkirche Abends acht Uhr.

ſchändet, Mönche lebendig in ihren Heiligthumen verbrannt. Von Jahr zu Jahr kamen immer neue Banden, ſengend, mordend in die Gebiete der baieriſchen Herzoge; entführten große Heerden, oder den Reichthum der Städte und Kirchen. Viele Orte äſcherten ſich ein; wie Schwarzenhofen, das Kloſter der Jungfrauen, welches Ortenbergiſche Grafen in einem ſtillen Thale vor dem Böheimer Wald gegründet hatten[303]). Die Baiern unter ihren Herzogen fochten verzweiflungsvoll, oft glücklich wider ſie [304]).

---

303) Das Stiftungsjahr dieſes Kloſters iſt unbekannt. Vermuthlich ward zur Gründung deſſelben Anlaß, daß Heinrich Graf von Ortenberg im Jahr 1237 dem Kloſter zum heiligen Kreuz in Regensburg Schwarzenhof mit allem Zubehör ſchenkte. Ferd. v. Lipowsky über Entſtehung und Schickſale des oberpfalziſchen Nonnenkloſters Schwarzenhofen. Handſchr. Es war ſchon einmal im Jahr 1286, vielleicht nur auf kurze Zeit, eingegangen. Gmeiner 1, 422.

304) So die Pfalzgrafen Hans und Otto zu Amberg (Andr. Presbyter bei Oefele 1, 1 ff.). Bei Dachau wurden die Huſſiten 1426 geſchlagen. Die Herzoge Ernſt und Wilhelm machten wieder im J. 1429 einen glücklichen Streifzug in Böheim. Adlzreiter P. 2, L. 7, 156.

Inzwischen blieb das ganze Land eben so sehr durch diese Kriege, wie die Entzweiung der eigenen Fürsten, Schauplatz des Elendes und immerwährender Unsicherheit. Zucht zu halten, gebrach es an Kraft. Jeder that wie er konnte. Herrenlose Knechte, fahrende Schüler, feile Dirnen strichen zur Gefahr friedlicher Eigenthümer ungestraft durch Dörfer und Städte. Der ärmere Adel lebte wieder aus dem Stegreif, und fand Schlupfwinkel, wohin er seinen Raub in Sicherheit bringen konnte. Auf Abensberg ward die alte Veste dadurch weit umher berüchtigt; mit Schrecken sah der Wandersmann und Kauffahrer ihre Thürme von fern. Die Herzoge zu Landshut und München würden (gelobt hatten sie's) die Burg Hansens von Abensberg, das Stammhaus so vieler Tugenden, in einen Steinhaufen verwandelt haben, hätte nicht Abt Peter von Rohr so demüthig um Schonung gefleht, und sein verbürgendes Wort eingelegt.

Noch anderes Gesindel, das zuvor nie gesehen war, ist um diese Zeit in die Länder eingewandert. Es waren unsaubere Banden von Männern, Weibern, Kindern, immer je zwanzig und dreißig unter einem Haupt, alle von starker, doch geschmeidiger Gestalt, schwarzglänzendes Haars, erdgelber Haut. Niemand verstand die Sprache und Herkunft dieser unbekannten Leute. Sie kamen

von Morgenland durch Ungarn; wurden Zigeuner geheißen, und hatten keine bleibende Stätte. Die Städte lieſſen ſie nicht ein, denn ſie wurden als Ausſpäher des Landes gefürchtet; mit gröſſerm Rechte noch als liſtige Diebe. Sie wohnten immerdar in Zelten unter freiem Himmel. Ihr Hauptmann oder Wojewode Ladislaw hatte vom König Sigmund ſelbſt einen Freibrief an die Städte und Herren des Reiches [305]: Jeder ſolle ſie laſſen ziehen, und hätten ſie Zanks unter ſich, habe ihr Hauptmann zu richten.

16.

Holland für Baiern verloren.

Im J. 1425 — 1429.

Das Schauſpiel ewigen Haſſes, bürgerlicher Kriege, und elender Herrſchaft, welches ſeit faſt einem Jahrhundert die Nachkommen Ludwigs des Baiern in ihrem Vaterlande gaben, war kaum empörender, als jenes in den deutſchen Nieder-

305) König Sigmunds Brief iſt gegeben zu Sepus in Ungarn, Sonntag vor St. Georg 1424. Getreue Abſchrift davon gibt Andreas Presbyter. (Oefele 1, 21.) In den Zeitbüchern der Schweizer wird ihr Anführer Michel von Aegyptenland geheißen. Johannes Müllers Geſchichte ſchweiz. Eidsgen. 3, 118.

landen, das in diesen Tagen mit Untergang und Aussterben der Herzoge von Baiern-Straubing endete.

Seit die weitläufigen Grafschaften an der Nordsee durch Kaiserin Margarethe an das Haus der Schyren gekommen waren, hatten die Fürsten daselbst nie ruhigen Besitz. Aber auch keiner von ihnen wußte desselben durch Tugenden würdig zu sein. Schon Herzog Wilhelm I., dem seine kaiserliche Mutter die Herrschaft übergeben, während sie sich jährlich zehntausend Dukaten Einkünfte vorbehielt, öffnete mit schnöder Unbesonnenheit allem Verderben die Thore. Sei es, daß ihm jene Summe für die Haltung einer Wittwe, oder für die Bedürfnisse des Staates unmäßig schien, er schlug es bald ab, sie nach ihrem Umfange zu entrichten. Margarethe schalt die Undankbarkeit eines Sohnes, der den Vertrag brach, welcher ihm die Herrschaft der Niederlande verschafft hatte. Wilhelm, dagegen ohne kindliche Ehrfurcht, redete die Sprache des Gewalthabers. Viele Große, alle Unzufriedenen des Landes standen zur Seite der Mutter. Größern Anhang sicherte jedoch Besitz der Macht dem Sohne zu. Das Volk parteiete sich, wie besonderer Haß und Vortheil, oder Rechtsgefühl die Gemüther stimmte. Haufen standen gegen Haufen. Spottnamen, von gegenseitiger Erbitterung erfun-

den, verwandelte der Trotz der gereizten Menge in ehrenhafte Benennung und Feldgeschrei. Schautragen äußerer Kennzeichen steigerte den Stolz und die Schwärmerei der Meinungsverwandten. Kabeliaue hießen die Anhänger Wilhelms nach dem gefräßigen Raubfisch, der die Kleinern verschlingt; Angelhaken nannten sich die Vertheidiger Margarethens [306]). Einzelne Bürger, reich und arm, Geschlechter, Städte, Landschaften theilten sich unter diesen Namen; einen grauen Hut trugen die Kabeljaue, einen rothen die Haken. Gewalt ward gegen Gewalt gesetzt. Man hörte von Raufereien, von Fehden; bald von Treffen und Schlachten zu Land und zu Wasser und Zerstörungen vieler Schlösser. Margarethe, verzagend, brachte ihre Ansprüche endlich dem Frieden zum Opfer, und begnügte sich mit lebenslänglicher Nutznießung der Grafschaft Hennegau [307]).

---

306) Vom Ursprung dieser Namen erzählen die niederländischen Geschichtschreiber: es hätte ein Schiff von Margarethens Partei ein anderes von Wilhelms Anhangern besetztes verfolgt. Als diese riefen: wir suchen Kabeljaue! entgegnete man von jener Seite: die seid ihr selbst, aber wir sind die Haken für euch.

307) Im Jahr 1352. Die Urkunde in Jonathan

Ruhe und Ordnung aber, einmal verbannt, kehrten nicht wieder. Der Parteigeiſt lebte noch, unerſtickt, von tauſend empfangenen Wunden grimmiger. Wilhelm, zu ohnmächtig, das Ungeheuer zu zähmen, welches er in blinder Leidenſchaft gepflegt, ward deſſen Spiel. Zwei Jahre nach dem Tode ſeiner Mutter [308]) verlor er den Verſtand und verbrachte den übrigen Theil ſeines Lebens in kläglicher Raſerei [309]). Sein Bruder Herzog Albrecht I. zu Straubing, welcher Namens des Wahnſinnigen anfangs [310]) die Statthalterſchaft in den Niederlanden führte, war deſſen Erbe, und ließ inzwiſchen ſeinen Sohn Albrecht II. als Landesverweſer in Straubing zurück [311]); einen ältern Sohn Wilhelm führte er mit ſich.

Der neue Herrſcher war ſchwach genug, zu vergeſſen, daß er eines Volkes, nicht einer Partei

---

Iſchers novissima scriptorum et monumentorum rer. germ. collectio 2, 19.

308) Sie ſtarb im Jahr 1356 und ward zu Valenciennes begraben.

309) Neunzehn Jahre lang, bis er im Jahr 1377 zu Quesnoy im Hennegau den Geiſt aufgab.

310) Nämlich im Jahr 1358, da Wilhelms Wahnſinn eintrat.

311) Er ſtarb ſchon um's Jahr 1399 unvermählt.

Haupt sei. So entsagte er selber dem Recht der Tausende, die in ihm nur den Feind, nicht den Fürsten kannten. Der reiche Johann von Arkel, die Egmonte, die Hemskerke und andere Kabeljaue, bemeisterten sich seines Willens, die Haken zu verfolgen, mit denen die Städte Amsterdam und Leiden, die großen Geschlechter der Herren von Brederode, Leke und Binkhorst hielten. Ein schönes Mädchen, Aleide von Pölgeest im Haag, berauschte sein Herz. In ihren Armen überließ er sich sorglos den Wollüsten; seinen Lieblingen das Wichtigste der Staatsführung. Dieses würdelose Fürstenleben empörte selbst Wilhelmen, seinen Sohn, einen Jüngling stolzer und heftiger Art. Diesem ward der schimpfliche Einfluß einer Buhlerin unerträglich, welchen die Verschmitztheit der Kabeljaue unterhielt und benutzte. Wilhelm, den Zauber zu vernichten, der seinen Vater entehrte, schlug sich zu den Haken. Er ward freudig empfangen. Den ersten Beweis ihrer Ergebenheit gaben sie ihm durch Ermordung Aleidens von Pölgeest [312]). Der Schmerz um die Geliebte brachte den Fürsten zu allen Ausschweifungen einer unersättlichen Rache. Vierundfünfzig von den edelsten Geschlechtern des Landes mußten ihr Leben in Flucht und Elend

312) Im Jahr 1392.

retten, ihre Schlösser zertrümmert, ihre Güter verkauft werden. Nur kaum entging Wilhelm einem schauderhaften Tode. Sein wütender Vater war bereit, ihn lebendig in dem Hause zu verbrennen, in das er geflüchtet war. Er irrte drei Jahre in der Fremde, ehe sich Albrecht versöhnen ließ, und glich seine Schuld erst durch die Tapferkeit aus, mit welcher er die aufrührerischen Friesen wieder unterwarf.

Nach seines Vaters Tode [313]) erbte Wilhelm die niederländischen Grafschaften. Sein jüngerer Bruder Johann, erwählter Bischof zu Lüttich, wohnte inzwischen als Herzog zu Straubing [314]). Die erste von Wilhelms II. Herrscherthaten war Belohnung und Erhebung der Hakenvertreibung der Kabeljaue aus allen Aemtern. Es ward der mächtige Herr von Arkel gestürzt und ins Elend gejagt. Egmont, der angesehenste Mann der Partei, vertheidigte sich lange Zeit auf seinem Schloß Vsselstein mit Hartnäckigkeit eines Verzweifelnden. Er unterlag und wandte noch geschworner Urfehde allen seinen Reichthümern und Gütern den Rücken. Zahllose wie er.

---

313) Im J. 1404, den 14. Christmonds.

314) Er war geboren im J. 1374. Als Herzog zu Straubing stellte er den Ständen seines Gebiets im J. 1399 und 1409 Freibriefe aus.

Der Sieg der Haken war weder dauerhaft, noch ihre Herrschaft ruhig. Der stumme Zorn zertretener Widersacher ward unter Verfolgungen nur behutsamer und inniger. Man pries unter Wilhelms Herrschaft einige Jahre lang den Segen scheinbaren Friedens. Aber dem Lande Wehe, wo das Glück des Volkes nicht in Paarung seiner Natur mit den öffentlichen Ordnungen, sondern im Odemzuge eines einzigen Sterblichen lebt, der die Macht hat. Sobald Wilhelm nach dreizehnjähriger Hoheit seine Tage schloß [315]), kamen alle Gräuel bürgerlicher Zwietracht zurück. Jakobea, ein sechszehnjähriges Fräulein, Wilhelms einzige Tochter, war Erbin aller seiner Herrschaften. Die Kabeliaue forderten ihr einen Vormund, und riefen dazu den Bruder des Verstorbenen, den kriegerischen und klugen Bischof Johann von Lüttich.

Johann, schon als Knabe von siebenzehn Jahren mit päpstlicher Bestätigung, doch ohne priesterliche Weihe, zum Bischof gewählt, hatte, nachdem er Straubing verlassen, in den Verschwörungen und blutigen Aufständen seines niederländischen Hochstiftes alle Gewandtheit und Kühnheit eines Parteihauptes erworben. Begieriger zum Thron, als Betaltar, eilte er gen

315) Im J. 1417.

Dordrecht; ward Vogt seiner jungen Nichte; Verweser der niederländischen Grafschaften, und legte die bischöflichen Kleider ab [316]). Er wollte herrschen. Beleidigt durch Widerstand und Anmaßung der Haken, stürzte er diese und erhob ihre Gegner. Die Haken inzwischen hatten, ihrer Sache Meister zu bleiben, die junge Gräfin schleunig mit Johann, Herzoge von Brabant und Grafen zu Limburg, vermählt. So erklärten sie keck die Vogtschaft eines Oheims entbehrlich. Der Gemahl und der Oheim Jakobeens, Beide an der Spitze zwo wüthender Parteien, bekriegten sich mit aller der Grausamkeit, die nur bürgerlicher Haß hervorbringt. Zuletzt mußte dem Oheim dennoch gestattet werden [317]), noch drei Jahre lang die Grafschaften zu verwalten, und Besitzer von Südholland, nebst den Städten und Gebieten von Arkel, Leerdam und Rotterdam zu bleiben, welche er von der Gräfin zum Lehen empfangen.

Der Vergleich zwischen Jakobeens Gemahl mit dem gewesenen Bischof, welcher nun Würd' und Namen eines Herzogs zu Baiern trug, war

316) Er vermählte sich sogar im J. 1418 mit Elisabeth, Markgraf Hansens von Brandenburg Tochter, König Wenzeslaws Nichte.

317) Im Vertrag zu Gorcum 1419.

wider der Haken Gesinnung. Sie allein wurden das Opfer solcher Versöhnung, und sannen auf Rache gegen den Mann, der sie nach treuen Diensten vergaß. Wohlunterrichtet, daß Jakobea den Gatten nicht liebe, welchem sie in unerfahrner Jugend und wider Willen vermählt worden, riethen sie ihr, die ehelichen Bande wieder zu trennen. Der Fürstin Wunsch war kein anderer; allzunahe Verwandtschaft mit dem Herzog von Brabant, und allzuzartes Gewissen wegen Blutschande ihre Rechtfertigung [318]). Die Sache ward vor den Papst gebracht. Doch Jakobea wartete den Spruch des heiligen Vater nicht ab, dessen Untrüglichkeit ihr schon früher verdächtig geworden [319]). Sie entfloh nach England, entsagte ihrem Gemahl, und bot Humfreden, dem Herzog von Glocester, des Königes von England

---

318) Sie war Geschwisterkind mit dem Herzoge von Brabant.

319) Papst Martin hatte nämlich im Jänner des Jahrs 1417 zu Konstanz durch eine Bulle die Bewilligung zur Ehe mit dem blutsverwandten Herzog von Brabant ertheilt; auf Anstiften der Gegenpartei sie aber noch zu Konstanz im April desselben Jahres widerrufen, und endlich im gleichen Jahr, im Brachmond, zu Florenz, den Widerruf widerrufen.

Bruder, Hand und Krone [320]). Vereint mit ihm, schiffte sie nach den Niederlanden zurück. Allein dem frühern Gemahl blieb das Glück der Waffen treuer. Humfred, geschlagen, vergaß Weib und Krone. Er flüchtete in sein väterländisches Erland; Jakoba in den Schutz ihres Vetters Philipp, des Herzogs von Burgund.

In diesen Unruhen war ihr Oheim, Johann von Baiern-Straubing, man sagt durch Gift, umgekommen [321]). Bald nach ihm verlor auch ihr erster Gemahl, Herzog Johann von Brabant, in Frankreich das Leben. Sogleich reiseten einige der kühnsten Haken nach Gent in Flandern, wo Philipp von Burgund eifersüchtig die Fürstin der Niederlande, gleich einer Gefangenen, hütete, um Herr ihrer Ansprüche und Thronrechte zu sein. Zur Nachtzeit, in männlichen Kleidern, entkam sie aus Gent. Vor den Stadtthoren warteten Pferde. Sie entrann glücklich nach Holland, wo das Volk die rechtmäßige Erbin mit Jauchzen aufnahm. Philipp, um Hoffnung en betrogen, die er nicht aufopfern wollte, begann den Nieder-

---

Die Urkunden in Jonathan Fischers nov. collect. script. 2, 157 ff.

320) Im J. 1423.

321) Von seinem Hofmeister Hans von Blet; den 6. Januer 1425.

ländern einen blutigen Krig. Erſt als ihn großes Unglück geſchwächt, und Jakobea ihm verheißen hatte, ohne ſeinen Willen ſich nicht zu vermählen — denn das Erbe der Niederlande wollt' er ſeinem Haus ſichern — ging er Frieden ein [322]).

Aber die kaum dreißigjährige Wittwe, uneingedenk des Gelübdes, verſagte ſich nicht die Freuden verſtohlner Lieb' und Ehe in den Armen ihres Feldhauptmanns Frank von Borſelen. Die geheime Heirath ward vom Herzog von Burgund ausgekundſchaftet. Wie zu freundlichem Beſuch kam er nach Haag an den Hof der Gräfin. Hier ließ er den beglückten Krieger wegfangen, ins feſte Schloß von Niblemont führen, und Jakobea die Wahl, auf ihre Erblande oder den Geliebten zu verzichten [323]). Mehr Weib als Fürſtin, folgte ſie den Eingebungen des Herzens. Mit Hinopferung ihrer Kronen erlöſete ſie den Geliebten aus dem Kerker des pikardiſchen Schloſſes, und begnügte ſich mit den Einkünften der kleinen Grafſchaft Oſtermund, während Philipp Beiß von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland ergrif [324]).

---

322) Im Delft im J. 1428.
323) Im J. 1433.
324) Sie ſtarb, wie es heißt, ihres Schrittes reuig am neunten Weinmonds 1436.

17.

Streit um das Erbe von Straubing.

Im J. 1425 — 1429.

Keiner der Fürſten vom Stamme Wittelsbach hatte Macht oder Muth, als Urenkel Ludwigs des Baiern, den Blick zum Wiedergewinn dieſer ſchönen Grafſchaften zu erheben. Nur Straubing war der Gegenſtand ihrer ſtreitigen Wünſche, als Johann von Cortenbach, Statthalter daſelbſt, den Tod ſeines Herrn, Herzogs Johann, ehemaligen Biſchofs von Lüttich, verkündete. Alles für ſich, als Aelteſter, forderte zu Ingolſtadt der bärtige Ludwig, welcher von Sigmunds Hof aus Ungarn, mit nicht geringem Vertrauen auf des Königs Gunſt [325]), zurückkam; Heinrich aber zu Landshut für jeden der drei Geſchlechtszweige von München, Landshut und Ingolſtadt ein Drittheil; Ernſt und Wilhelm zu München hingegen, nach der Zahl der vier Erben, jedem den vierten Theil. Unfähig zur Vereinigung riefen alle zugleich des Kaiſers Machtſpruch an.

---

325) Andr. Presbyter, Diar. serennale, ſagt ſogar, Sigmund habe ihm die Belehnung vom ganzen Niederbaiern ſchon verſprochen gehabt.

1.

Von der Bedeutſamkeit der geſelligen Vereine unter den Völkern.

Ich muß den gegenwärtigen Abhandlungen ein Vorwort an die Spitze ſtellen, wenn zuletzt auch nur, um ihre *Ueberſchrift* zu rechtfertigen, die vielleicht Manchem etwas geſucht ſcheinen konnte, während ſie in der That nur den Hauptinhalt des Ganzen ſehr einfach ausſpricht.

Man wird vielleicht fragen: was denn die *edlere Menſchheit* ſei? Und gerade dieſe Frage, wie gutmüthig oder ſpöttiſch ſie gethan werde, beweiſet die Nothwendigkeit einer Erklärung zwiſchen Verfaſſer und Leſern dieſer kleinen geſchichtlichen Darſtellungen.

Je weniger ein Menſch für ſein *thieriſches Bedürfniß*, und je mehr er hingegen für irgend eine *Idee* lebt, die ihn beſeelt, je höher ſteht er auf der Stufenleiter der Menſchheit. Das Thier lebt für keine Idee. Es will Futter und Genuß und läßet ſich damit begnügen. Je größer, je göttlicher der Gedanke iſt, dem der Menſch ſich weiht, dem er Zeit, Kräfte, Vermögen und Bedensbequem-

Sigmund, welcher die Kronen von Deutschland, Ungarn, Dalmatien, Böheim, Mähren, Bosnien und Schlesien trug, begehrte nicht minder nach dem Besitze Baierns. Er hob damit an, den Herzogen zu bedeuten, daß sie sich nicht Straubings nur, sondern gesammter baierischen Lande längst verlustig gemacht hätten. Denn es wären von ihnen, ohne des Konigs, als des obersten Lehensherrn, Wissen und Willen, Kriege, Frieden, Verträge und Landtheilungen unternommen, und damit die Reichsordnungen schmählich übertreten, folglich die Lehenrechte aufgehoben worden. So sprach er. Auch Herzog Albrecht von Oesterreich, sein Eidam, trat lauschend als Schwestersohn des verstorbenen Johann hervor.

Lange ward gerechnet. Doch entsagte, im Gefühl des Unrechts, Sigmund zuerst seinen Ansprüchen; auch Albrecht von Oesterreich seinen Hoffnungen, weil laut wittelsbachischen Hausverträgen kein Gut auf Fürstinnen erben mochte, so lange ein Mannsstamm grünete. Nach drei Jahren entschied unter kaiserlichem Vorsitz das Reichsgericht zu Preßburg, daß Jedem der vier gleichverwandten Fürsten zu Baiern gleicher Theil von der Erbschaft gebühre. Und am Tage St. Peters und Pauls im Jahre vierzehnhundert neunundzwanzig ward zu Straubing der Spruch von fünf-

undzwanzig erwählten Männern vollzogen [326]). Herzog Ludwig, Graf von Mortain, empfing die Veſten Schärding, Königſtein, Neuhaus, Dingolfing, die Stadt, und andere Orte [327]); Ernſt die Stadt und Veſte von Straubing, Mitterfels, Bogen [328]); ſein Bruder Wilhelm Abach, Kelheim, Falkenſtein, Fürth, Deggendorf [329]); Heinrich von Landshut endlich Vils-

---

326) Die Urkunde in Kreenners Landtagt-Handlungen 2, 1 ff. Von nun an wird dieſes mit Einſicht, Fleiß und muſterhafter Ordnung verfaßte Werk Hauptquelle zur Geſchichte von Baiern. Sie ſtrömt lauter, reichlich, ſtatig, ein großes Denkmal von Kreenners vaterlandsliebendem Geiſte.

327) Nämlich auch. Neuhauſen, Tiefenſtein, Dieſenſtein, Drittel, Kirchberg, die Juden in Regensburg, die Löſung von Schwarzenburg, Waldmünchen und Katz.

328) Dazu noch Heidau, den Herzogenhof und die Münze zu Regensburg, ſammt übrigen Rechten der Fürſten in dieſer Stadt.

329) Auch Dietfurt, Wildenſtein, die Löſung von Arnsberg, Schönberg, Siegenſtein, Saulburg, Linden, Viechtach, Regen, Peilſtein, Neukirchen, Köging, die Veſte und Herrſchaft Werde, die Veſte am Aigen mit Furth, Eichelkam und Neuenkirchen u. ſ. w.

hofen, Natternberg, Landau nebſt mehrern Orten und Rechten [330]).

So ward getheilt. Aber mit dem Verluſte der niederländiſchen Grafſchaften war das Letzte verloren, was weiland Ludwig der Baier erworben hatte, den Stamm der Schyren in Europa groß-mächtig zu ſehen.

330) Die Veſte Hilkersberg, Landgericht Hengersberg, Vogtei zu Niederaltaich, die Veſte zu Winzer, Abaufen, Plattling u. ſ. w.

Zweiter Abschnitt.

Der innerlichen Unruhen Fortgang.

1.

Hussitenkrieg. Blick auf das Heerwesen dieser Zeiten.

Im Jahr 1430 — 1432.

Die Glaubensgährung von Böheim erschütterte oder vernichtete den Frieden aller angrenzenden Länder. Dort hatte das Volk in vieljährigem Krieg Uebung und Gewandtheit in Waffen, durch eine Reihe von Siegen Zuversicht und Uebermuth erhalten. Mit der Erstlings-Glut frommer Schwärmer bot es im Kreise seiner Waldgebirge der Macht aller Welt Hohn. Von Jahr zu Jahr wiederholten die hussitschen Brüder ihre Ausfälle. Bald wurden sie den Nachbarn wieder so schrecklich, wie vor mehr denn tausend Jahren einst ihre Altvordern, die Markmannen, gewesen waren.

König Sigmund, dem die Sicherheit des heiligen Reichs, noch mehr die böhmische Krone,

Sorgen machte, ermahnte noch einmal die Deutſchen zur Rache und verſöhnte, wo Fürſten, uneingedenk der allgemeinen Gefahr, haderten. Konnt' er gleich zwiſchen dem Grafen von Mortain und Heinrich von Landshut den unauslöſchlichen Haß nicht tilgen, bewegte er ſie doch wenigſtens zu vierjähriger Einſtellung aller Feindſeligkeiten [1]), um ihre Waffen mit den Waffen der übrigen Deutſchen gegen Böheim zu verbinden.

Von Rom kam Juliano, der Hauptprieſter, und predigte wider die Huſſiſchen das Kreuz. Der heilige Vater that allgemeines Gebot, jeder Menſch ſolle einen Groſchen zur Hilfe der Chriſtenheit wider die verdammten Ketzer entrichten [2]). Alle Fürſten warben. Die Größe der Heeresmacht verbürgte den Sieg und ermannte die Muthloſen. Keiner der baieriſchen Herzoge ſandte von ſeiner geharniſchten Reiterei minder, denn zehn Gleven, oder Lanzen mit Zubehör; Heinrich, ſonſt karg iſt Allem, zwanzig. An Stein- und Handbüchſen, Pulver, Pfeilen und andern Kriegsbedürfniſſen ward Ueberfluß zugeführt [3]). Es zogen mehr denn

1) Nürnberg 1429.

2) Der Groſchen ward im Jahr 1429 auch in Baiern erhoben. Krenners Landt. Handb. 1, 23 ff.

3) Die Herzoge ſandten 4 Steinbüchſen, 22 Handbüchſen, 10,000 Pfeile, 1100 Feuerpfeile, dazu

hunderttausend Deutsche in das böhmische Gebirg hinauf. Die Weisheit des Oberherrn, Friedrichs von Brandenburg, noch mehr der unmittelbare Beistand aller Heiligen des Himmels, welchen der päpstliche Hauptpriester verkündigte, gaben dem Kriegsvolke große Zuversicht. Aber ein Tag des Entsetzens vernichtete Alles. Es kamen die Böhmen, an ihrer Spitze der geschorene Prokop, ihr vielerfahrner Feldhauptmann und Priester. Sie kamen und stritten mit dem kriegerischen Entzücken der Begeisterten, denen Tod oder Sieg gleichen Reiz haben. Ihr Ungestüm zersprengte die Schlachthaufen der Deutschen, welche mit Hinterlassung alles Gepäcks und weggeworfener Waffen Rettung suchten [4]). Tausende starben auf der Flucht.

Deutschland vernahm den Untergang seines Heeres und sah mit Furcht und Zittern der Hussen

---

Stein, Pulver, und Geszugs in Nothdurft; auch theen Buchsenmeister. Eberh. Windels Hist. Sigism. imp. (Menken script. 1, 1137).

4) Im August 1430. Albrecht, der Sohn Herzog Ernsts in München, welcher dem Zuge beiwohnte, kam dabei in so großen Schaden, daß er Alles verlor und daheim bei den Juden Geld suchen mußte; er empfing von ihnen aber nur 200 fl. Krenner 1, 68.

Ankunft und Rache entgegen. Auch die entferntern Städte beſſerten ihre Ringmauern und Wälle aus. Die ſtreifenden Rotten der Sieger fanden kaum Widerſtand; der Schrecken ihres Namens entwaffnete.

Eine der Banden, zweitauſend Mann ſtark, drang im Spätſommer des Jahres 1433 von Pilſen und Cham herab durch die Gebiete der Oberpfalz bis Walderbach, der Ciſterzer Abtei am Regen. Klöſter und Dörfer wurden Aſche, Weiber geſchändet, Greiſe und Kinder niedergemacht. Herzog Hans, König Ruperts Sohn, hörte zu Neuburg den Jammer ſeines Volks. Er bewaffnete die Landleute; ſammelte zweihundert Reiſige, und übergab ſeinem Feldoberſten Heinrich Pflug von Schwarzenberg die Anführung Aller. Er ſelbſt mit ſeinem Sohn Chriſtoph fehlten zum Kampfe nicht. Beim Dorfe Hiltersried wurden die Böhmen überfallen am ſechszehnten Tag des Herbſtmonds. Da erhob ſich ein grauſames Schlachten. Gnade ward keinem gegeben. Es ſtritten die Baiern mit lebensverachtender Wuth für das Glück ihres Herdes. Hans Zenger, ein ſiebenzigjähriger Kriegesmann, ſchwang das Schwerd, allen Jünglingen zum Meiſter. Von Pfeilen blutend trug Wilhelm Paulsdorfer ehrenvoll ſein Banner ins dichteſte Gewühl. Die

Hussiſchen flohen erſt, als vierzehnhundert von den Leichen der ihrigen die Wahlſtatt bedeckten [5]).

Schon dieſer kleine Sieg, über die Sieggewohnten errungen, erfüllte Alles mit unglaublicher Freude. Regensburg feierte dem Gott der Heerſchaaren in ſeinen Tempeln Dankfeſte [6]); und Pfalzgraf Hans, der tapfere und fromme Herr [7]), ſtiftete zu ewiger Erinnerung des Heldenwerks einen Jahrtag zu Neuburg [8]).

Das Kriegsglück der Böhmen war eben ſo ſehr die Wirkung ihres verbeſſerten Heerweſens, als ihres Glaubenseifers geweſen. In zwanzigjährigen Feldzügen hatte ihre Mannſchaft die Gefügigkeit und Abhärtung und äuſſere Geſtalt eines ſtehenden Heeres gefunden. In Wäldern, Schluchten und Thälern bewieſen ſie, wie ſchon

---

5) Staindels Chron. bei Oefele 1, 571, und Feßmaiers Geſch. d. Oberpfalz 1, 68.

6) Hochwarts Catal. Epp. ratisb. Oefele 1, 221.

7) Er iſt der Stifter des Frauenkloſters, eine Stunde von Altorf, geweſen. Er ſtarb im Jahr 1443. Mon. boic. 13, 140.

8) Beim Umzug am St. Ruperttag mußte immer ein Nachkömmling von den Rittern, die bei Hilterdried gefochten, die Fahne vortragen, unter welcher geſiegt worden. Veit Arnpekh.

die Schweizer in ihren Gebirgen, den Vorzug leichtbewegten Fußvolks, welches, von keiner Oertlichkeit beengt, in enggeschlossenen Haufen mit vorgestreckten Speeren, den Anfall der Reiterei abstieß. Mit Sehtartschen, oder an Ketten zusammenhängenden Schildern, unten mit spitzigen Eisen versehen, welche in die Erde gestoßen wurden [9]), deckten sie die offenen Reihen der Schlachthaufen. Das war eherne Brustwehr, zugleich gegen Handgeschoß und Anprallen der Reisigen.

Weder die Vortheile, welche das Fußvolk zeigte, noch die furchtbaren Wirkungen des Schießpulvers konnten anfangs unter den Deutschen das alte Vorurtheil brechen, mit dem sie die schwergeharnischte Ritterschaft, als Kern ihrer Heere, betrachteten. Doch ward auch häufiger schon den Ungarn das leichte Volk berittener Schützen nachgeahmt, die mit Pfeil und Bogen oder Armbrüsten aus der Ferne, mit Schwerd und Streitkolben in der Nähe fochten. Nur die Gemeinen und ärmsten Leute dienten zu Fuß. Es gab deren bei Tausende, welche aus dem Kriege Gewerb machten, und ihre Tapferkeit kriegful renden Herren

9) Von den Böhmen „Pavzan" geheißen. Die Deutschen nahmen diese Erfindung von ihnen an; es waren zur Handhabung der „Pavesen" eigene Mannschaften, Pavesner.

um Sold feil boten [10]). Man hieß sie die Landsknechte. Des freibeuterischen Lebens gewohnt, wurden sie eine Plage der Staaten [11]), wenn sie entweder nach beendigtem Feldzug entlassen wurden, oder während desselben auseinander gingen, sobald der Sold unrichtig floß [12]).

Die kostspielige Verpflegung der Landsknechte, wie die unsichere Treue derselben, zwang die Fürsten, die Kraft ihrer Heere aus dem eigenen Volk zu bilden. Ohnehin hatte, wie der Rittersmann, auch der Bürger wohlversehene Rüstkammern. Jedes Landgericht besaß seine eigene Fahne, nach welcher das Volk bezeichnet ward. Immer für zehn Höfe, oder ein Dorf war gewöhnlich ein Hauptmann, über vier und mehr Hauptleute ein Oberster [13]). Wer als gemeiner

10) Der nach verschiedenem Werth der Waffen verschieden war. Der gewöhnliche Lohn eines gemeinen Söldners war monatlich 4 fl. Eisenmanns Kriegsgesch. der Baiern 1, 150.

11) Ganz wie die Condottieri in Italien zu dieser Zeit.

12) Noch Kaiser Maximilian, da er 1490 gegen Ofen ziehen wollte, mußte den Feldzug aufgeben, weil ihn die schlechtbezahlten Landsknechte verliessen. *Unresti* Chron. austr.

13) Krenner 7, 8 ff. Die Eintheilung hing aber meistens von der Willkühr der Pfleger ab.

lichkeiten hinopfert, deſto edler iſt der Menſch. Und die Idee, welche ihn begeiſtert, iſt um ſo groſſer und göttlicher, je weniger dieſelbe durch irgend einen geheimen Faden mit der feinern Selbſtſucht zuſammenhängt, je minder er von ihrer Erfüllung irgend einen irdiſchen Nutzen erwarten darf, je reiner er für ſie nur ihrer eigenen Wahrheit, Rechtlichkeit und Liebenswürdigkeit willen entzündet iſt.

Wie mit einzelnen Menſchen, ſo iſt es mit Nationen. Hier finden wir einen Maasſtab für die Grade ihrer Geſittung.

Am tiefſten unſtreitig ſteht der Wilde in den Indien, und mit ihm auch häufig der bildungsloſe europäiſche Bauer, ja Mancher aus dem vornehmern Pöbelſtande in Paläſten, trotz ſeines Vermögens oder ſeiner chriſtlichen Religion, der durchaus für nichts zu leben weiß, als für leibliches Bedürfniß, für nichts ſorgt, als eben nur für Erhaltung, Nahrung, Sicherheit und Bequemlichkeit ſeiner und der Seinigen. Denn andern Zweck, andere Arbeit und Sorge hat auch das Vieh nicht. Die erlernte Kunſt und Religion und der erworbene oder ererbte Reichthum ſind für die europäiſchen Wilden, was Pfeil und Bogen, oder die Furcht vor dem groſſen Geiſt bei Erdbeben und Gewittern für die indianiſchen Wilden ſind. Es ſind menſchliche Anlagen und Mittel,

Kriegsmann auszog, hatte Mundvorrath auf halben oder ganzen Monat, langen Spieß oder Helmparte, Armbruſt oder Büchſe; an ſeiner Seite ein gutes langes Meſſer; unter dem Gürtel einen Wurfpfeil, auch, wenn er's vermochte, auf dem Kopfe einen Eiſenhut [14]). Schweres Geſchütz ward in den Veſten aufbewahrt, dazu Vorrath von Waffen aller Art; Pfeile zu Tauſenden [15]) und Feuerpfeile zum Anzünden feindlicher Orte [16]). Gute Büchſenmeiſter galten viel, denn ſie waren ſelten [17]).

---

14) Krenner 7, 237.

15) Das Tauſend „Hauspfeile" koſtete bei den Schmieden im Jahr 1486 nur ein Pfund Regensburger Pfennige.

16) Sie hatten unter der Spitze eine mit Werg umwundene blecherne Büchſe voll Pech, Schwefel und andern leicht entzündlichen Stoffen. Paul von Stetten (Kunſtgeſch. 2, 109) ſah noch in einem Pulverthurm zu Augsburg von dieſen congreviſchen Brandpfeilen des Mittelalters.

17) Zu Salzburg Meiſter Eberhard der Stückgießer. Krenner 7, 234. Herzog Heinrich von Landshut bat den Grafen Ulrich von Würtemberg dringend und doch vergebens, ihm einen geſchickten Büchſenmeiſter zu ſenden. Krenner 3, 288.

Bei unsichern Läufen wurden Wächter zu den Sturmglocken gestellt, das Zeichen der Gefahr zu geben; und die Hausväter aufgemahnt, immer einige Säcke gemahlenen Getreides zur Besorgung des Heerzuges bereit zu halten [18]). Vizthume, Pfleger und Richter besorgten, nach alter Uebung, Harnisch- und Wehrschau [19]) und sandten den Bericht der Musterungen ein [20]). Daraus ward der Anschlag entworfen, wieviel der wehrlichen Mannen, Schützen, Bauern und Heerwagen [21]) die Orte, Städte, Ritter und Klöster der Gerichte ins Feld bringen sollten [22]).

---

18) Burkh. Zingk zum Jahr 1458: „und nit verzeren, es solt alles der rais warten."

19) Krenner 5, 796.

20) Eine solche „Ordnung der Muster" vom J. 1450 behielt uns Krenner 7, 8 auf.

21) Zu einem Heerwagen gehörten gewöhnlich ein Fuhrmann, ein Knecht, zwei eiserne Schaufeln, zwei eiserne Hauen, zwei Laken. Krenner 7, 82.

22) So hatte Heinrich von Landshut im Jahr 1431 in seinem Landestheil 578 gereisige Pferde, 1412 Schützen und Wehrliche, 11000 Bauern und 1400 Fuhrleute. Krenner 4, 23. Im J. 1479 ward der achte Mann in „Anschlag" gebracht. Krenner 8, 409.

Auch bei Friedenszeiten verſäumte man nie eine gewiſſe Zahl junger Mannſchaft in Handhabung der Waffen zu üben, oder ſich in Reihe und Glied der Rotten zu bewegen. Die Städte, welche gewöhnlich zum Heere die Schützen ſtellten, veranſtalteten der Bürgerſchaft glänzende Freiſchießen [23]). Von nah und fern zogen dazu rüſtige Nebenbuhler mit Armbruſt und Büchſe. Denn die Ehre des beſten Schuſſes war nicht gering; auch lockend der Preis, welchen die Stadt oder der Landesherr zur Verherrlichung des Feſtes ausſetzte [24]).

2.

Herzog Ludwig II. in Acht und Bann. Wilhelms II. Tod. — Ueppigkeit der Sitten.

Im J. 1433 — 1535.

Während der Kämpfe mit den unzähmbaren Huſſiten, und in der Waffenſtille, welche König

23) In Augsburg lockte das Büchſenſchieſſen am Roſenauberge ſchon ſeit dem J. 1392 oft bei 900 Schützen herbei. P. v. Stetten Kunſtgeſch. 2, 69.

24) Bei „dem großen Schieſſet" zu Landshut im Jahr 1492 ſetzte der Stadtrath für die Armbruſtſchützen 110 Gulden aus; für die Büchſenſchützen der Herzog eben ſo viel. Joh. *Vetteri* fasti consulares. (Oefele 1, 775.)

Sigmund für das Innere Baierns geſtiftet, ſaß der bärtige Ludwig düſter und mürriſch, bald zu Neuburg, bald zu Ingolſtadt. Kränkungen, denen die Rache, Gerichtsthätigkeit, welcher Beſchäftigung, Eigenliebe, welcher Genugthuung fehlte, machten mit den zunehmenden Jahren des Alters ſeine Gemüthsart menſchenfeindlich. Selbſt jene Leutſeligkeit gegen Niedere verſchwand, durch welche ſeine Jugend liebenswürdig geworden war. Die Zeit verkürzte er mit Weidwerk, oder böswilligen Neckereien der Nachbarn. In ſeinem Lande ſah er lachend dem Treiben der Raubritter zu, wenn ſie die Straßen fremder Gebiete unſicher machten und Beute holten [25]). Der Geiſtlichkeit Güter beſchwerte er mit Jägern, Falknern und Hunden ſo lange, bis ſich die hart geplagten Bauern zu ſeiner Vogtei einſchreiben lieſſen. Einige Höfe machte er auf ſolche Weiſe ganz öde; dann eignete er ſich das herrenloſe Land zu; oder er zwang, welche Lehen von ihm hatten, zu größern Verſchreibungen [26]).

---

25) Wie die Raninger, Egerer u. a. m. Etliche dieſer Raubritter waren ſeine Diener. Krenners Landt. Handl. 1, 87. 90.

26) Die Klagen über ihn, auch wie er willkührlich die Salzſtraßen änderte, in Krenners Landt. Handl. 1, 86. 91.

Er kannte Niemanden, den er liebte, als seinen natürlichen Sohn Wieland, den er mit Fräulein Caneten von Freiberg gezeugt hatte. Dieser, ein schöner Jüngling, mußte ihm, als sein Kammermeister, beständig nah sein. Er überhäuft' ihn mit Geschenken [27]; und zog ihn selbst seinem ehelichen Sohn Ludwig vor, welchen Anna von Bourbon schon in Frankreich geboren hatte. Diesen sah er nicht gern um sich, den ein kurzer Rumpf, lange Beine und ein ausgewachsener Rücken entstellten. Der junge Fürst konnte oder wollte auch diese äussern Mängel durch keine innern Vorzüge ersetzen. Zwar geistvoll und unternehmend war er, doch argwöhnisch, empfindlich und anmaßend; Alles vielleicht erst durch den Schmerz unverschuldeter Zurücksetzung geworden. Darum blieb er gern vom Hof weg, und suchte für die Kälte eines unväterlichen Herzens im Umgang derer Entschädigung oder Trost, die mit dem Herzog zu Ingolstadt so mißvergnügt waren, als er selbst.

Die Zahl derselben war nie klein, und des Haders kein Ende zwischen dem Grafen von Mor-

27) Als er ihn mit Omelien, Gräfin von Wertheim, vermälte, gab er ihr 10,000 fl.; ihm nebst dem Schloß Hohenstein 20,000 fl. ungarische. Krenner 1, 135.

tain und den Herzogen zu München und Landshut, mit dem Kurfürsten Friedrich zu Brandenburg, den Grafen von Oetting, den Bischöfen von Regensburg, Passau, Eichstädt, mit zahllosen Herren und Rittern, Klöstern und Pfaffen, wie in Baiern, so in Schwaben. Alle diese, der langen Plage müde, verbanden sich endlich, ihre Beschwerden insgesammt vor den Kaiser zu bringen. Die Bischöfe traten vor die zu Basel erneuerte Kirchenversammlung. Sie klagten, wie der Graf von Mortain weder Recht mehr, noch Erbarmen gebe, sondern das heilige Gut mit seinem Jagdtroß vollkommen verwüste und aussauge [28]).

Ludwig achtete weder der Kirchenversammlung frommes Abmahnen, noch des Kaisers Sprüche [29]). Die zu Basel versammelten Väter riefen daher den Kirchen-Bann über den Frevler. Selbst Herzog Wilhelm von München, ein sonst milder, gerechter und verständiger Fürst, zu Basel an Kaisers Statt, und der Kirchenversammlung

---

28) Das Klageschreiben der Bischöfe (Freising 24. Hornung 1433) bei Meichelbek II. 1, 213 ff.

29) Ein Spruch K. Sigmunds zum Schutz des Klosters Geißenfeld vom J. 1434 in Mon. boic. 14, 286.

Schirmhalter [30]), duldete die Züchtigung seines unruhigen Vetters, ohne seinen mächtigen Einfluß für ihn verwenden zu wollen. Dieser jedoch, in bitterm Verdruß verhärtet, hörte den Beschluß der heiligen Versammlung so gleichgültig, als des Kaisers Drohen mit der Acht. Sigmund, welcher zu Ulm vergebens des Herzogs Gehorsam erwartete, verlor zuletzt Geduld und Gleichmuth, und schwor, nicht länger es anzusehen. „Und bin ich einmal über die Donaubrücke geritten", sprach er: „will ich nicht mehr richten lassen, sondern dem störrischen Manne Land und Leute abgewinnen [31])!" Unbiegsam aber blieb Ludwigs Sinn. Nur sein Sohn, aus gerechter Furcht, durch des Vaters Halsstarrigkeit könne sein Erbtheil verloren gehen, ritt schleunig zum Kaiser, warf sich zu desselben Füßen und erhielt dessen Gnade. Doch mußte der Graf von Mortain zur Buße alle Rechte auf Donauwörth, als des Reiches Stadt, fahren lassen [32]), so wie auf des Kaisers Schuldbriefe,

30) Der Kaiser lohnte ihn dafür mit der Landvogtei in Schwaben und 23,000 Goldgulden. Adjzreiser.

31) Burkh. Zingk zum J. 1434.

32) Dankbar löseten dafür die Donauwörther dem Kaiser

von achtzigtausend Gulden Werth; vielmehr noch dreizehntausend Gulden dazu legen. So lösete er sich von des Reichsoberhauptes Ungnade [33]).

Ein Jahr nach diesem starb Herzog Wilhelm [34]), der edle Herr, den alles Volk liebte, dessen Weisheit das Reich hochehrte [35]), dessen freigebige Frömmigkeit manches Hochstift pries [36]). Von seinen Söhnen, die vor ihm starben, konnte ihn keiner beerben [37]).

---

sein Silbergeschirre und Kleinod ein, das er in Geldnoth zu Basel um 5140 rheinische Gulden verpfändet hatte. Sigmunds Quittung vom Jahre 1435 bei Lori 2, 131.

33) Den 12. August 1434. Burkh. Zingk.

34) Am 11. Herbstm. 1435.

35) Adlzreiter weiß sogar, ihm hätten viele Fürsten die Reichskrone zugedacht gehabt, im Falle Sigmund gestorben wäre. Ann. P. 2. L. 7.

36) Das Schloß Werde, vom Bischof von Regensburg an Baiern um 35,000 Fl. verpfändet, gab er dem Bisthum besser ausgebaut und mit Nachlaß von 10,000 Fl. zurück. Hunds metrop. 1, 142. Eben so dem Bisthume Freising die Grafschaft Werdenfels mit 500 Fl. Nachlaß am Pfandschilling. Meichelbek II. 1, 203. II. 226.

37) Sein Sohn Adolf, geboren 1434 von Margarethe von Cleve, mit der er sich im J. 1532 zu Basel

Demnach fiel die Herrschaft von München-Baiern gänzlich an seinen Bruder Herzog Ernst. Dieser war seinem Volk ein strenger und doch freundlicher Vater. Ernst that für öffentliche Zucht und Ordnung viel Löbliches im Lande. Wie er den Adel durch Huld und frohe Feste gewann — noch im Todesjahr des Bruders hielt er zu Straubing den edelsten Rittern von Schwaben und Baiern ein prächtiges Speerrennen: — so machte er sich mit Leutseligkeit die Herzen der Städte eigen. Noch lange haben die Bürger von Landsberg ihren Kindern erzählt, wie eines Tages der Herzog, von Gestalt ein großer, stattlicher Herr, mit ihren Töchtern und Frauen auf dem Rathhause getanzt, und dann hinab in die Trinkstube gekommen sei, sich beim Wein zu erlaben. Da habe man unter dem Rathhaus einen hellen Wasserborn springen lassen zu anmuthiger Kühlung. Dies hat den Fürsten also ergötzt, daß er seinen Hoffischern befohlen, dem Rath von Landsberg alljährlich und zu ewigen Zeiten drei der schönsten Goldforellen aus dem Würmsee zu bringen [35]). Eine andere Stiftung in gleicher Stadt

---

vermählt hatte, starb im J. 1437. Ein anderer Sohn, der nach seinem Tode zur Welt kam, starb bald nach der Geburt.

35) „Dy sollen sy dan durch unsern Willen auf der

ehrte noch höher sein fürstliches Gemüth. Er widmete von Landsberg die Steuer zu jährlicher Ausstattung vier armer Mädchen, damit Dürftigkeit nicht ihrer Unschuld Gefahr brächte [39]). Denn es war besonders in Städten die Ausgelassenheit der Sitten sehr groß. Zahlreich sah man Eheleute, ohne geschieden zu sein, getrennte Haushaltung führen, um freier zu leben [40]). Der unehelichen Kinder gab es die Menge [41]). Geistliche selbst, statt der Unzucht zu wehren, stellten in den Armen junger Kellnerinnen übles Beispiel auf.

Trinkstube essen und unsers Dangs dabei gedenken. Wir achten auch nit, was sy mer dabei verzeren." Urkunde von München, Mittiken nach St. Anthonitag 1434. Oefele 2, 218.

39) „Daß oft ains frommen armen Manns Tochter in Unlauterkeit falle, und ir jungfreuliche Ern verließe, darumb, daß Vater und Mutter so arm sind." Urkunde von 1437. Lori 2, 115. Und wie der Rath und die Gemeinde zu Landsberg heimliche Ehen verhinderten. Lori 2, 65.

40) Urkunde von 1364 bei Oefele 2, 245.

41) Augsburg errichtete im J. 1471 ein Findelhaus. Vorher gab man, die Findelkinder zu erziehen, armen Frauen in der Stadt. Weberchronik zum J. 1471.

wodurch der Mensch sich eben über die gänzliche Vernunftlosigkeit des Thieres stellt.

Der Wilde tritt in den Rang der Barbaren, sobald er das, was bloß für rohen Sinnengenuß vorhanden ist, dem nachsetzt, was anmuthsvoll, schön, Ansehen bringend, Ruhm bereitend ist, oder Macht und Gewalt über Andere verschafft. Völker können in der That noch Barbaren sein, wenn alle Künste der Lebensbequemlichkeit, wenn Handel, Gewerbe und Wissenschaften, welche Reichthum, Ehre und feinern Sinnengenuß bereiten, bei ihnen in voller Blüthe stehen. Sie sind in der That nur Barbaren, so lange sie nichts Besseres verlangen und wissen, als Geld, Ruhm, Gewalt und Kunstgenuß, Jeder für sich und seine Familie. Die asiatischen Barbaren, trotz ihrer Reichthümer, ihrer Pracht, ihrer Ueppigkeit, ihrer Ruhmsucht, ihrer Kriegs- und Heldenthaten, ihrer Künste, Gewerbe und Handelsverkehre, sind doch nur Barbaren, und jeder gesittungsreichere Europäer fühlt sich über sie erhaben. Denn bei ihnen ist und hat Jeder, was er ist und hat, nur für sich selbst und seine Familie. Die übrige Menschheit und die höhern Interessen derselben sind ihm gleichgiltig. Daher herrscht in barbarischen Ländern Despotismus, welchen eben so sehr stolze Selbstsucht der Herrscher, als feige Selbstsucht der Beherrschten festhält.

Theils der Reichthum, welchen Kunſtfleiß in die Hand der Bürger brachte, theils das wüſte Treiben und Bedürfen des umherziehenden, müßigen Kriegsvolkes, oder fahrender Kaufleut' und Abenteurer aus der Fremde, machten die Liebe roher Wolluſte, Glücksſpiele und unbändiger Zechgelage gemein. Feile Dirnen, oft köſtlicher als ehrbare Frauen geſchmückt [42]), übten ihre ehrloſe Kunſt bei hellem Tag' ohne Scheu. Man hielt ſie in öffentlichen Frauenhäuſern zahlreich, daß ſie der Fremdlinge Begierden ſtillten, und die Keuſchheit ſittiger Jungfrauen minder gefährdet werde [43]). Da lebten die Buhlerinnen unter öffentlicher Aufſicht des beeidigten Frauenmeiſters, welcher von ihrem Verdienſt einen Theil zog, wie er denn ſelbſt der Stadt ſein unſauberes Gewerbe zu verzinſen hatte. Gleich Leibeigenen konnt' er ſie ſtrafen, verpfänden, ſogar verkaufen; nur ihnen nicht nehmen, was ſie zum Geſchenk empfingen, oder verweigern

42) In Augsburg unterſagte der Rath „den heimlichen Frauen und Töchtern" Seidenzeug und korallene Roſenkränze. An ihren Schleiern mußten ſie zur Auszeichnung einen zwei Finger breiten grünen Strich tragen. Weberchronik z. J. 1537.

43) „daß dadurch vil obls an frawen vnd junkfrawen underſtanden (verhindert) werde." Weſtenrieder Beitr. 6, 185. Obrigkeitl. Verordnung.

Kirch' und Meſſe zu beſuchen. Bürgern und deren Söhnen war verboten, der Frauenhäuſer Schwellen zu überſchreiten [44]).

Ob Herzog Ernſt gleich die geſelligen Freuden ſeiner Unterthanen ehrte — nur das zufriedene Volk iſt immer ein gutes — ſorgte er doch, mit Nachdruck die thörichten oder gefährlichen Verirrungen zu mindern, denen ſich bei Wohlſtand und Ueberfluß der leichtfertige Hauſe gern hingibt. Nie waren, wie in den Tagen ſeiner Herrſchaft, ſoviel Geſetze und Verordnungen gegen die Raſerei des Spiels mit Karten, Würfeln, Kugeln [45]), oder gegen den verſchwenderiſchen Hochmuth bei häuslichen Feſten, bei Kindtaufen, Hochzeiten, gegen die vieltägigen, ungeheuren Gaſtmahle, gegen den Aufwand in Kleidern [46]), wie gegen die Eitelkeit erſchienen, welche unmäßige

---

44) Obrigkeitliche Verordnung über das Frauenhaus zu München vom Jahr 1433. Weſtenrieder Beitr. 6, 185.

45) Die Herzoge Ernſt und Wilhelm verboten 1433 in der Stadt und dem Burgfrieden von München Spiel um Geld an öffentlichen Orten. Und wo es geſtattet war, ſollte niemand in Tag und Nacht mehr, als vierundzwanzig Münchner Pfennige verlieren können. Weſtenrieder Beitr. 6, 180 f.

46) Die Sittengeſetze und Kleiderordnungen von München im J. 1405 reden davon.

Opfer zu Meſſen und Jahrestagen [47]) auf den Altar legte. Konnte des Fürſten wohlmeinender Sinn nicht mehr die alte Einfalt der Sitten retten, wollt' er doch wachen, daß äuſſerlicher Anſtand, als der ſchwachen Tugend Gängelband, unverletzt bleibe. Verſehrung deſſelben kraft' er oft unerbittlicher, als das Laſter ſelbſt. Das ſchreckhafteſte Beiſpiel gab er an Albrecht, ſeinem eigenen Sohn.

3.

Agnes Bernauer und Albrechts Liebe. Herzog Ernſts Tod.

Im J. 1435—1435.

Dieſer hoffnungsvolle Fürſt, deſſen Jugend in ritterlichen oder gottesfürchtigen Uebungen [48]), zum Theil am Hofe ſeiner Muhme, der böhmiſchen Königin Sophie, verfloſſen war [49]), wohnte,

47) „Die die geſchehn mehr durch Hochvart dann durch gots willn." Eine ſpätere Münchner Verordnung v. J. 1483 in Weſtenrieders Beitr. 6, 123.

48) Noch haben wir geiſtliche Betrachtungen, von Johannes Decanus zu Inderſorf verfaßt, die ihm während der Mahlzeiten vorgeleſen werden mußten, frommen, erwecklichen Inhalts. Weſtenrieder Beitr. 5, 53.

49) Dort erlernte er auch die böhmiſche Sprache, die er fertig zu reden wußte.

als Statthalter ſeines Vaters, gewöhnlich auf der Burg zu Straubing [50]), ſeit dieſer Strich Niederbaierns an München gekommen. Voll tiefer Gemüthlichkeit Alles inbrünſtig erfaſſend, darum in guten und böſen Tagen ſich ſelbſt nicht gleich, war er meiſtens gütig und mild, und mehr dem friedlichen Stillleben, als dem Geräuſch der Höfe oder Schlachtfelder zugethan. Jedem Bittenden ſtand ſein Haus gern offen. Was gerecht und billig, ehrt' er auch am Niedrigſten. Als er einſt, während ein armer Mann klagte, gleichgültig zum Fenſter hinaus ſah, dieſer aber empfindlich ſprach: „Gnädiger Herr, euer Auslugen iſt mein großes Verderben, wann ihr doch ſolltet merken meine Klage, die ich eurer Gnaden thue, daß mir geholfen werde!" wand' er ſich lächelnd zu ihm, zürnte des ſtrafenden Wortes nicht; ſah auch nie wieder zum Fenſter, wenn arme Leute vor ihn kamen [51]). Die Zukunft verſchonte ſeine

---

50) Nämlich ſeit 1133. Urkunde vom Jänner dieſes Jahres in den Landt. Handl. 2, 41.

51) „Vnd dy Rat lobtn den pawrn, daz er dem furſten dy wahrhait het geſagt." Alte Handſch. eines Zeitgenoſſen, abgedruckt in Weſtenrieders Beitr. 1, 209.

einſamen Stunden; er ſelbſt war Meiſter in ihr [52]). Nicht minder ergötzt' ihn die Jagd. Oft trieb er im Muthwillen das Jazen tief in die Bezirke des Herzogs Heinrich von Landshut hinein, und pürſchte demſelben die allerſchönſten Hindinnen und Hirſche hinweg, dem knauſernden Herrn zum großen Aerger [53]). Denn Heinrichs zunehmender Geiz, vielen läſtig, war noch mehreren ein reicher Stoff der Beluſtigung.

Schon hatte Albrecht ein Alter von achtundzwanzig Jahren [54]), ohne vermählt zu ſein. Er liebte die Weiber [55]); weniger die Ehe. Sein Vater verlobte ihn zwar mit Eliſabeth von Würtemberg. Doch das junge Fräulein, heimlich dem Grafen Johann von Werdenberg hold, hätte auch den Kaiſerthron verachtet; entwich mit ihrem Geliebten und ward deſſen Gat-

52) Seit durch Guido's von Arezzo Erfindungen die Singkunſt erleichtert ward, mehrte und veredelte ſich in allen Klöſtern der Sinn dafür.

53) Darüber klagte denn Heinrich immer bitterlich beim Herzog Ernſt und ſelbſt bei den Ständen der Landſchaft. Kremer 2, 72.

54) Er war im J. 1401 geboren. Sutners Berichtigungen. S. 25.

55) Amator mulierum nennt ihn Ladislaus Suntheimus.

tin. Wenig um die Flucht der Braut bekümmert, beluſtigte ſich Albrecht zu Augsburg, wo ihm zu Ehren die Adelgeſchlechter Speerrennen, Gaſtmähler und Tänze gaben [56]). Da erſchienen die edeln Töchter der Stadt in aller Lieblichkeit ihres Reizes, gehoben durch Schmuck und Reichthum der Gewänder; ihre Haare mit Perlenſchnüren oder Ketten umhängt, oder unter perlendurchflochtenen Neben, oder goldenen Hauben, oder Hüten mit Federn, oder kleinen Bireten von Sammet; den Buſen ſittig verhüllt, eine große Halskrauſe mit koſtbaren Spitzen unter dem Kinn zuſammengeſchloſſen; über die reichen, ſeidenen Röcke ein ſchwarzes, faltiges Obergewand, ohne Aermel; Ringe, Gürtel von edeln Steinen blizend [57]).

Aber Albrecht hatte eine Jungfrau erblickt, von niedriger Herkunft und arm, doch in Schönheit und Tugend ſtrahlender, denn Alle. Die friſche Blüte ihrer Jugend, ihrer Glieder feines Ebenmaß und der Goldglanz ihrer langen Haare

---

56) Faſtnacht 1428. Gaſſer zu dieſem Jahre.

57) Die Männer trugen Haar und Bart lang, ſchwarze Ehrenkleider, eng' am Leibe, darüber ein ſchwarzes mantelartiges Oberkleid mit edelm Pelz verbrämt, bis an die Waden reichend; Strümpf und Schuh aus einem Stuck. So noch in Gemälden aus jener Zeit.

mochte die Bewunderung Vieler sein; noch edler als der Leib, war ihr Gemüth. Sie hieß Agnes, die Tochter des Baders Kaspar Bernauer [58]). In der Stadt nannte man sie den Engel [59]). Süße Leidenschaft bethörte den Fürsten, als er sie erblickte; und Agnes konnte, bei den Anbetungen des liebenswürdigen Herrn, ihre Gleichgültigkeit nicht bewahren. Zu fromm und stolz aber, Buhlerin zu sein, ließ sie Albrechts Liebe unerhört, bis er die strengen Gesetze seines Standes dem Besitze so vieler Holdseligkeit opferte. Er führte die ihm heimlich Anvermählte auf sein Schloß Vohburg, welches er aus dem Vermächtnisse seiner Mutter Elisabeth von Mailand besaß [60]). Da wollt' er in verborgener Liebe glücklich sein, bis er sie einst, vielleicht nach seines Vaters Hinscheiden, offenbaren könnte.

Herzog Ernst, welchem des Sohnes Leidenschaft eine der vorübergehenden schien, deren er

58) Agnes Bernauerin, historisch geschildert von J. J. Lipowski, eine wohlgeordnete Zusammenstellung der Thatsachen, diente mir hier als werthvolle Vorarbeit.

59) Agnes vulgo Angelam appellabant Bernaueria venustissima filia. Gaffer.

60) Sie hatte die Grafschaft Vohburg um 9500 ungarische Gulden von den Seibeltsdorfern eingelöst. Spec. dipl. bei Oefele 2, 201.

selbſt nicht frei geweſen [61]), entwarf nach einigen Jahren die Vermählung desſelben mit Annen, Herzog Erichs von Braunſchweig Tochter. Jetzt erſt belehrt' ihn Albrechts beharrlicher Widerſpruch, daß die Liebe desſelben zur Augsburgerin ſtärker, als alle Ehrfurcht vor dem väterlichen Willen und dem Urtheil der Welt ſei. Und erſchreckt von dem Gedanken, eines unehrlichen Baders Tochter könne jemals den Thron der Schyren beſteigen [62]), trug er kein Bedenken, auch das ſchmerzlichſte Mittel zur Heilung des verblendeten Sohnes zu wählen.

Alſo ward ein Speerbrechen zu Regensburg veranſtaltet [63]). Es kamen die Fürſten und Ritter aus Pfalz- und Vaterlanden, auch Albrecht zum Feſte. Ihm aber verſchloſſen ſie die Schranken, als einem, der wider Turnierordnung mit einer Jungfrau in Unzucht lebe. Er ſchwor, Agnes

---

61) Er hatte zwei uneheliche Söhne mit Kaſparn der Münzerin gehabt und eine Tochter. Spec. dipl. bei Oefele 2, 228 ff., wo er ihnen ein Vermögen ſchenkt.

62) K. Wenzeslaw hatte den bisher gleich Schäfern und Schindern für unehelich gehaltenen Badern erſt im J. 1406 Freibrief und Wappen gegeben, daß ſie für ehrlich geachtet werden ſollten.

63) Am Clemenstage 1431.

sei seine Gemahlin. Er ward zurückgestoßen. Entrüstet kehrt' er um; ließ fortan Agnesen als Herzogin von Baiern öffentlich ehren, gab ihr Dienerschaft zu, und Frauenzimmer, gleich einer Fürstin; und die Burg von Straubing zum Wohnsitz. Sie, voll schwermüthiger Ahnung eines finstern Schicksals, stiftete sich hier im Kreuzgang bei den Brüdern von Carmel 64) Betgewölb' und Grabstätte. Doch so lange Albrechts Oheim, Herzog Wilhelm, noch am Leben war, geschah ihr kein Weh. Denn Wilhelm liebte Albrechten sehr.

Nach seines Bruders Tode aber zähmte Herzog Ernst den väterlichen Zorn nicht länger. In Albrechts Abwesenheit ward dessen Geliebte verhaftet. Die schöne Frau, mit Stolz vor den Richtern, wies deren Fragen ab: sie sei ihres Herrn fürstliches Weib. Ernst befahl schleunige Hinrichtung. Dem Volke wurde gesagt, sie hab' es dem Sohne des Landesherrn mit Liebestränken angethan, der sei darum der Tage nimmer froh; und Herzog Wilhelms Kindlein habe sie mit Gift aus dem Leben getrieben. Gebunden, von Henkersknechten zur Donaubrücke geschleppt, ward sie, vor allem Volk, hinab in den Strom gewor-

64) Das Kloster der aus Regensburg hierher gewanderten Carmel nönche war im J. 1317 durch Albrecht Steinhaus von Straubing gestiftet.

fen. Die Fluten trugen ſie ſchwimmend wieder ans Ufer. Man hörte ihr Geſchrei. Der Henker einer rannte hin, erfaßte mit langer Stang' ihr goldenes Haar und drückte ſie damit unter die Wellen nieder. So ward der grauſame Mord vollbracht [65]), welchen der Stolz fürſtlichen Vorurtheils begehrte.

Albrecht, durch die Botſchaft ſinnlos zu Boden geſtürzt, ermannte ſich nur zum Schwur, ſein Haupt nicht ruhig zu legen, bis er Agneſens theurem Schatten ſchreckliche Genugthuung geleiſtet habe. Er floh aus dem befleckten Straubing zum bürtigen Ludwig nach Ingolſtadt, und macht' ihn zum Geſellen ſeiner Rache. Wiewohl der Graf von Mortain zu dieſer Zeit blutige Fehde gegen Biſchof und Rath von Paſſau führte, deren Gebiet er, von ſeinen Burgen zu Schärding und Königſtein aus, mit Raub und Brand heimſuchte [66]), war er doch ſchnell bereit,

---

65) Mittwoch den 12. Weinmonds 1435. Der Leichnam wurde auf dem Peters-Kirchhof in der Altſtadt zu Straubing beerdigt.

66) Aber die Paſſauer vergalten mit Zerſtörung der Ortſchaften um Schärding. *Staindelii* Chron. zum J. 1435 (Oefele 1, 534). — Königſtein war erſt vor kurzem gegen die Paſſauer durch Bizthum Heinrich Rothhaft erbaut.

Der Barbar betritt die erſte Stufe höherer Geſittung, ſobald in ihm Theilnahme am Glück der übrigen Menſchheit rege wird, und er nicht mehr Alles, was iſt, mit thieriſcher Selbſtſucht auf ſich bezieht. Dann ſcheidet er vom Stande des Thieres (denn das Thier iſt rein ſelbſtſüchtig), und wird erſt menſchlich (human, wie ſie es in den Schulen nennen). Bei Völkern auf dieſer Stufe verſchwindet der wüſte Despotismus, der Alles nur für ſich und nach ſeinem Gefallen will. Eine freundlichere Geſetzgebung räumt auch Andern Recht ein, ſchirmt ſie bei demſelben und beſchränkt zügelloſe Gewalt durch Freiheiten der Andern. Bei ſolchen Völkern regt ſich ſchon Gemeingeiſt und bringt dem Gemeinweſen freiwillige Opfer dar. Da findet man ſchon Bürger, welche ihr Vermögen, ihre Bequemlichkeit, ſelbſt ihre Sicherheit über die Wohlfahrt ihrer Stadt vergeſſen. Da findet man ſchon eine Liebe zum Vaterlande, welche für den Ruhm desſelben den eigenen, für die Freiheit desſelben die eigene vergeſſen, und den Tod für das Leben der Landesgenoſſen ſüß finden kann. Hier iſt ſchon Auflöſung des einzelnen Menſchen in die Intereſſen eines größern Theils der Menſchheit; ein Leben und Leiden, nicht für ſich, ſondern für Andere. Je mehr dabei noch die Begierde des eigenen Ruhms oder Vortheils

die Empörung des ergrimmten Sohnes gegen den Vater zu unterſtützen. Von ihm geholfen, zog Albrecht würgend durch die Lande ſeines Vaters. Deſſen Dörfer mußten zum Sühnopfer aufflammen; er raſete mit Feuer Schwerd, als wollt' er im wahnſinnigen Schmerz ſein eigenes Erbtheil vertilgen. Vergebens ſchonte Herzog Ernſt und ſuchte den Sohn mit Bitten zu erweichen. Boten um Boten flogen aus München zu ihm, wie zu Kaiſer Sigmund, daß dieſer dem Wüthenden gebiete, zur Pflicht und Ehre zurückzukehren.

Erſt die alles heilenden Stunden, auch der weiche Zauber der Tonkunſt, milderten Albrechts Schmerz. Des Vaters Kummer, des Kaiſers Mahnungen, der Freunde Bitten beſiegten ihn. Albrecht ging nach München zurück [67]), wo ihn Ernſt mit Rührung empfing. Sei es, die verlorne Liebe des Sohnes wieder zu finden, oder aus aufrichtiger Reue um den Mord der ſchuldloſen Agnes, Herzog Ernſt ſelbſt befahl über dem Grabe der Unglückſeligen ein Betkirchlein aufzubauen [68]).

67) Der Geleitsbrief, welchen ihm dazu die Stadt München ausſtellte, iſt gegeben Donnerstag nach dem Feſte des heiligen Andreas 1435. Lipowski a. a. O.

68) Auch Albrecht ſtiftete ihr, in ihrem Todesjahre noch, tägliche Meſſen und einen Jahrestag bei den Carmelitenmönchen zu Straubing.

Nun weich und gehorsam gab Albrecht dem Wunsche seines Vaters, dem Gebot seines Herkommens nach. Er ließ sich mit Annen von Braunschweig vermählen [69]); leben konnt' er sie nicht. Oft sucht' er in den Armen fremder Weiber vergebens das verlorne Glück [70]). Noch zwölf Jahre nach Agnesens Ermordung erneuerte er an ihrem Namenstage feierlich die Stiftung ihres Jahrestages und ewigen Lichtes in der Altar-Zelle [71]); ließ auch die Gebeine der „ehrsamen Frau" [72]) in die von ihr einst ersehene Ruhstätte tragen, und mit marmornem Grabstein decken [73]). Lange sang das Volk von Albrechts und Agnesens unglücklicher Liebe [74]).

---

69) Im J. 1436 nach Lipowski, oder 1437 nach Aettenkhover S. 330.

70) So pflog er eine Zeit lang mit einer Münchner Kürschnerfrau, Ursula, Liebschaft.

71) Den 21. Jänner 1457. Die Stiftungsbriefe sowohl Ernsts als Albrechts bei Oefele 2, 223. 225.

72) So nennt er sie selbst in der Urkunde.

73) Dessen Abbildung Lipowski in seinem obengenannten Werk aufbewahrte.

74) De qua cantatur adhuc hodie pulchrum carmen, schrieb Ladislaus Sunthemius im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Vollständig, oder kaum ganz acht, ist dieses Lied in J. G. Bü-

Herzog Ernſt, der Verſöhnung froh, ſehnte ſich nach einem ruhigen Alter. Er mahnte nun den Grafen von Mortain, nun den Herzog zu Landshut, die immer zankenden alten Todfeinde, zur Eintracht, und um ſo dringender, als auch Albrecht, ſein Sohn, in ihren Streit verwickelt ward. Während nämlich vor Dingolfing, der Stadt des Grafen von Mortain, Heinrich als Belagerer ſtand, hatten deſſen Kriegshauptleute zu Neuſtadt ein Schiff mit Gütern des Herzogs Ludwig von Ingolſtadt weggenommen, ohne Achtung für Albrecht, der das Schiff begleitete [75]). Dieſer, gereizt und noch immer dankbar-freundlich dem bärtigen Ludwig verpflichtet, zog alsbald zu deſſen Beiſtand: berannte Neuſtadt [76]), wo ihm die Kränkung geſchehen war, nahm es, und that den Landshutern mancherlei Schaden. Hingegen fiel Dingolfing in der Landshuter Gewalt. Die Veſte Rotenek brannten ſie an[illegible], die Burgen am Kirch-

ſchings wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte u. ſ. w. des Mittelalters, zweiter Jahrgang. Brachm. S. 409, enthalten.

75) Aventin ann. L. 7. c. 25. Adlzreiter P. 3. L. 7. 162.

76) Neuſtadt gehörte zum Münchner Theil, war aber an Heinrich verpfändet. Veit Arnpekh.

berg und Thurnſtein erſtürmten ſie in kurzer Friſt [77]). Da rief Ernſt das Anſehen der heiligen Verſammlung von Baſel an, den Unverſöhnten die brudermörderiſchen Schwerder aus der Hand zu nehmen. Es kamen die Boten der frommen Väter nach Regensburg [78]), und ſtifteten wenigſtens — denn Verſöhnung war unter Fürſten unmöglich, die im gegenſeitigen Haſſe ergraut waren — eine vierjährige Ruhe der Waffen [79]).

Deſſen erfreut, beſchloß Ernſt ſeine letzten Jahre unter löblichen Werken der Frömmigkeit und des Friedens. Vereint mit den Ständen ſeiner Landſchaft beredete er, alle Rache und Selbſthülfe müſſe in ſeinen Gebieten aufhören und jeder ſein Recht vor Gerichten ſuchen [80]). Und jene heiligen Kleinodien und Wunder des Alterthums, die einſt auf dem Berge Andechs gefunden wor-

77) Staindels Chron. z. J. 1436.

78) Nikolaus von Cuſa und Biſchof Johann von Lübeck.

79) Albrecht behielt zu ſeiner Entſchädigung Neuſtadt; auf Verlangen der Paſſauer mußte der ihnen zum Trotz gebaute Königſtein wieder geſchleift werden. In dieſen Waffenſtillſtand wurden auch alle Bundesgenoſſen von Landshut eingeſchloſſen, deren langes Verzeichniß Staindel (bei Oefele 1, 535) gibt.

80) Die Urkunde dieſes zehnjährigen Landfriedens vom J. 1437 bei Krenner 2, 55.

den, ſandt' er von München wieder dahin zurück und ſtiftete ſechs Chorherren mit einem Propſte daſelbſt, ſie zur öffentlichen Verehrung zu bewahren. Dies geſchah im Jahr vierzehnhundert achtunddreißig; und im gleichen ſtarb er [81]).

4.

Der Krieg Herzog Ludwigs VII gegen ſeinen Sohn Ludwig VIII. Beider Tod.

Im J. 1439 — 1447.

Während darauf Albrecht, der Sohn Ernſts, von den Herzogen der Baiern der Dritte, die Huldigung der Landſchaften einnahm, ihnen nach der Väter Weiſe wohlhergebrachte Freiheiten beſtätigte und beſſere Pflege ſeiner Gebiete vorbereitete, war das Haus Herzog Ludwigs zu Ingolſtadt voller Zwieſpalt und Fluch. Es gingen darüber im Volke böſe Gerüchte. Bald ward erzählt, es habe Konrad Freiberger, beigenannt der Fidelbogen, ein böſer Edelmann, den jungen Fürſten Ludwig, deſſen Rath er geweſen, wider ſeinen alten Vater aufgewiegelt, und deswegen Baiern räumen müſſen [82]); bald, es habe der Sohn mit

---

81) Am erſten Heumonds. Aettenkhover.

82) Er machte ſich nach Ulm, und nahm daſelbſt Bürgerrecht. Zinſerwald a. a. O. S. 1407.

der Geliebten seines Vaters, Frau Taneten von Freiberg, heimliche Bublschaft gepflogen [83]). Gewiß aber ist, der Graf von Mortain, eigenwillig und hart, ohne Neigung zu dem mißgestalteten Sohne, und dieser, der, früh verkannt oder zurückgestoßen, nie kindliche Liebe gefühlt, trennten sich auf immer. Jener warf dem Sohne Ungehorsam und Widerspenstigkeit, dieser dem Vater unbilliges Begegnen und des Landes Verderben vor, und fürchtete damit selbst Verkümmerung seiner Erbschaft. Deswegen stiftete der junge Fürst aus Vorsicht Freundschaft mit des Herzogs Feinden, besonders mit Kurfürst Friedrich von Brandenburg; ward sogar dessen Eidam [84]), und gewann mit Frau Margarethen alle Städte, Schlösser und Ortschaften zurück, die sein Vater in den letzten Kriegen an den Kurfürsten verloren hatte [85]). Darunter war auch die Grafschaft

---

83) Burkh. Zingk versichert dieses gar bestimmt: „was sicher eine unpillliche und teuffelspetliche Lieb.“

84) Dazu war ihm Herzog Albrecht behelfen, der ritt mit ihm zum Markgrafen Friedrich. Joh. Kischaw's Cron. von Augsburg. Handschr. zum J. 1438, in welchem am Allerheiligentage das Beilager gehalten ward.

85) Nämlich seit 1427; ausser Graisbach gehörten auch

Graisbach, von welcher er sofort den Namen trug.

Diese Verbindung mit der Tochter eines Erbfeindes [86]) trieb den Groll des alten Herzogs auf das höchste. Er versagte dem Grafen von Graisbach sein Land und seine Schlösser [87]); wandte alle Freigebigkeit und Liebe allein Wielanden zu, dem Kinde Cancteus [88]); und schien nur zu sinnen, wie er seine Schätze verschwenden möge, daß sie nicht einst in die Hand des Bucklichten geriethen. Er baute zu Ingolstadt eine hohe Pfarrkirche die nannt' er zur schönen Maria; seinem Vater Stephan ein marmornes Grabmal darin [89]). Würd' er einst selbst nicht mehr am Leben sein, sollten alltäglich über seinem Grabe

---

Wehenstraus, Hipolistein, Wekenhausen, Weredorf und Zudeber dazu.

86) Herzog Ludwig nannte die Gemahlin seines Sohnes, in seiner gewöhnlichen bittern Laune, nur schlechtweg „das neue Gretel."

87) Daß er als ein ausgestoßener armer Herr mußt' umherirren und bei den Fremden ohne Trost wohnen. Schreiben des Grafen v. Graisbach vom 16. März 1439. Kremer 1, 136.

88) Er setzt' ihm im Vermächtniß an Kleinodien einen Schatz von 60,000 fl. Werthes aus. Aventin.

89) Die Asche seines im Kloster Schönfeld begrabenen Vaters ließ er dahin bringen.

sechszehn Sänger ohne Unterlaß singen, immer je vier, sechs Stunden lang. Dazu gründete er ein Bruderhaus für sechszehn Brüder und zwo Beischwestern, zu deren Erhaltung er siebenundneunzigtausend Gulden weihte; diesem wie der Kirche vermacht' er aus seinem fahrenden Habe Kleinode und Juwelen, goldene Engels- und Marienbilder mit edelm Gestein verziert, was er alles, wie er sagte, vor Zeiten mit Sünden gewonnen. Noch auf viel andere Weise verwendet' er seinen Reichthum [90]).

Alles dies vernahm der verstoßene Sohn, welcher unterdessen von Hof zu Hof reisete, Bundesgenossen zu werben, damit sein Erb' und Eigenthum sicher bliebe. Er schloß Bündniß mit seinem Schwager, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, und mit Herzog Heinrich in Landshut, dem grauen Erbfeinde seines Vaters. Herzog Albrechten in München sucht' er durch dessen Gemahlin zu gewinnen, deren Eitelkeit er aus dem Nachlaß seiner Mutter Anna von Bourbon mit einem kostbaren Kleinod von Perlen und Edelsteinen besuch [91]). — Dann ergriff er ohne Scheu

90) Er machte z. B. an seinem Hofe die Stiftung, daß täglich tausend Arme gespeiset werden sollten.

91) Der Verein ward wirklich am 4. Herbstmonds 1438 abgeschlossen, daß Einer dem Andern in Nothfällen

die Waffen, und begann den offenen, ruchlosen Krieg eines Sohnes wider den Vater. Zuerst wandt' er sich gegen Ingolstadt, wo ihm die Bürgerschaft das Thor öffnete. Da erbrach er, wider sein der Stadt gegebenes Wort, im Schlosse die Kammern und Truhen des Vaters, nahm alles Gewand, Brief und Schriften, und aus dem erbrochenen Thurm alles Geld und Kleinod [92]). Dann lagert' er sich in dem Ort Friedberg vor die Veste [93]), welche der Pfleger, Georg von Schwangau, lange mit muthiger Treu wider ihn vertheidigte. Sie erobert, zog er weiter, wechselndes Glücks, von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß.

Mit Unwillen sahen Fürsten und Völker den unnatürlichen Kampf; doch Friede war nicht mehr zu vermitteln; ihn konnte nur Untergang des Vaters oder Sohnes gründen. Vergebens mahnte König Albert, der Eidam Sigmunds, und des-

mit einhundert und fünfzig gerüsten Pferden und Gewaffneten beistehen solle, nach Rath von fünf oder sieben edeln geschwornen Räthen des um Hilfe angerufenen Theiles. Landtagshandl. 1, 123.

92) Ohne Zweifel im Anfange des Jahrs 1439 geschah es; denn Herzog Ludwig klagte dieses schon in einem Schreiben vom 6. März desselben Jahrs. Landt. Handl. 1, 130.

93) Im August 1439.

ſen römiſcher Thronfolger, zu Herſtellung der Ruhe [94]); vergebens flehte die Landſchaft an der Donau und auf dem Gebirge am Inn zum alten gnädigen Herrn, auf liebliche Weiſe abzuthun [95]). Der Graf Mortain ſchrie wider Empörung und Meineid. „Es hat“ ſprach er [96]) „der ungehorſame Sohn ſolche Uebel an uns begangen, als ſeit Chriſtus Geburt nie erhört iſt, daß ein Sohn ſolches an ſeinem Vater je gethan habe. Und hätt' er ſich noch unſers Leibes mögen gewältigen, er würde ſich ungehörter Unthaten an uns unterſtanden haben. Hat je ein Fürſt von Baiern ſeinem Sohn väterlich gethan und gegeben: Wir haben unſerm Sohn noch väterlicher gethan und viel mehr gegeben, denn je ein Fürſt von Baiern bei ſeinem Leben einem Sohn gethan hat, ſeit hundert Jahren!“

So klagte der erzürnte Greis. Dennoch wandte ſich der größere Theil des Adels dem Glück des Sohnes zu; desgleichen die Prieſterſchaft [97]).

94) Des Königs Schreiben, Wien vom 10. April 1439. Landt. Handl. 3, 56.

95) In den Landtags-Handlungen 3, 52.

96) In ſeinem Brief an die zu München verſammelte Landſchaft. Gegeben zu Neuburg am 6. März 1439.

97) Auch ſein natürlicher Sohn Wieland ſtarb bald darauf, ums Jahr 1439 noch Adlzreiter; nicht ohne Verdacht der Vergiftung.

im Spiel iſt, je mehr klebt der ſcheinbar edelſten That noch Barbaren-Schmutz an.

Auf dieſer Ausbildungsſtufe zum Reinmenſchlichen ſtehen zum Theil ſchon mehrere unſerer heutigen Völker Europens und Amerika's. Was bei dem Barbaren bloß Intereſſe für ſich und ſeine Familie iſt, dehnt ſich hier auf den weitern Kreis einer ganzen Gemeinde oder eines ganzen Vaterlandes aus. Aber auch nicht weiter. Für die Intereſſen und Rechte anderer Nationen, oder der geſammten Menſchheit handeln, aufopfern, leiden, — das liegt noch auſſer dem Horizont unſerer Nationen. Sie können dieſe Idee ſo wenig faſſen, als der Barbar begreifen mag, wie man aus uneigennütziger Bewegung einen Tod für das Vaterland ſterben kann. Sie nennen das Schwärmerei, ſie beſpötteln das als Weltburgerthum. Sie warnen wohl ſogar im vollen Ernſt davor. Weder die alten Griechen, noch die Römer in ihren ſchönſten Zeiten ſtanden viel höher, einzelne Herrliche ausgenommen.

Daß aber ein höherer Grad der Völkergeſittung möglich ſei, wo Nationen ſich ſelbſt für das Glück anderer Nationen vergeſſen, wo ſie in allen übrigen ihres Gleichen ſehen, wo ſie in den beſtehenden oder verletzten Rechten der Andern ihre eigenen Rechte geehrt oder geſchändet finden, wo ſie ſich verpflichtet fühlen, für die Wurde

Und nach beinahe fünfjährigen Unruhen, eiteln Rechtstagen, Verhandlungen und Kriegen, blieb dem von Feinden übermannten, von der Kirche gebannten Greiſe nichts, als Neuburg an der Donau, wohin er ſich mit ſeinen Räthen geflüchtet hatte. Der Graf von Graisbach aber, unterſtützt durch Albrecht von Brandenburg und Heinrich von Landshut, griff ihn auch in ſeiner letzten Fluchtſtätte an. Achtzehn Wochen lang widerſtand die Veſte; darauf ging ſie mit Sturm [98]) oder Verrätherei über. Die Beſatzung auf den Mauern wehrte ſich nur ſchwach [99]). Als die Sieger in das Schloß drangen, fanden ſie den alten Herrn darin. Ihren Schwerdten ging er, ohne Scheu, voll ſtolzen Zornes entgegen. Seine Schätze wurden ihm entriſſen; ſeine Räthe und Diener [100]) weggeführt, im Thurm von Fried-

98) So ſchreibt es der Graf von Graisbach den Tag nach der Eroberung an Herzog Albrecht von München, aus Neuburg, den 5. Herbſtm. 1473. Landt. Handl. 3, 78.

99) „Sie thaten keinen Schuß heraus.“ Burkh. Zingk.

100) Oswald Ottlinger, Pfleger von Ingolſtadt, Jakob Beham, Reichard Kargel, die Marſchalken Heinrich und Leonhard von Pappenheim, der Burghauptmann Michael Rider, und der Geheimſchreiber Heinrich Gerzinger.

berg verwahrt [101]); er selbſt, als ein Gefangener, auf des Markgrafen Albrecht Schloß gethan am Holzbach [102]), ohnfern deſſen Erguſſes in die Rezat, damit die Welt nicht klage, es ſchmachte ein deutſcher Fürſt und Vater in den Kerkern ſeines eigenen Kindes.

So ward der Graf von Graisbach Allein-herr des ingolſtädtiſchen Baierns, der achte Herzog ſeines Namens, doch des Siegs nicht lange froh. Schon nach neunzehn Monaten raft' ihn ein jäher Tod hinweg; mitten aus der Freude [103]. Es blieb von ihm, auſſer einer jungen Tochter [104]), kein männlicher Erbe.

Dieſe unerwartete Wendung des Schickſals verbreitete Beſtürzung und Verlegenheit. Die Feinde des Grafen von Mortain zitterten vor ſeiner Befreiung und Rache. Die Stände des Landes hingegen begehrten ihres rechtmäßigen Erb-

101) Ein Jahr lang: dann zu Kesling, bis nach des buckligen Ludwig Tode.

102) Onolzbach, heut Anſpach, wo in der Mitte des achten Jahrhunderts Graf Gumprecht im Radenzgau ein Kloſter der Benediktiner in der Wildniß geſtiftet hatte, war 1157 noch ein Weiler, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eine Stadt mit Ringmauern.

103) Am 7. April 1445.

104) Krenners Landt. Handl. 3, 82.

herrn und Fürſten Loslaſſung. Markgraf Albrecht, der ihn gefangen hielt, verlangte vollen Erſatz ſeiner Kriegsunkoſten, Sicherſtellung ſeiner Schweſter, der verwittweten Gräfin von Graisbach, um ihr Gut und Witthum, und Verſorgung ihrer Tochter, wie einem Kinde aus dem Hauſe Baiern gezieme. Nicht geringere Schuldforderungen für den Aufwand im Kriege ſtellte Herzog Heinrich von Landshut. Aber der Graf von Mortain willigte in kein Löſegeld ſeiner Freiheit; lieber wollt' er in den Kerkern von Onolzbach verſchmachten. Als der Markgraf eines Tages [105]) zu ihm trat und ihn anfuhr: „Ihr müſſet mir Geld geben; oder in meiner Gewalt ſterben!“ ſchrie der alte Fürſt: „Nimm ein Schwerd in deine Hand, und ſtoß es mir durch den Leib, und ſprich: Ich will Geld von euch! eben ſo oft werd' ich ſagen, bis mir die Seele ausfährt: Nein, du haſt weder Recht noch Glimpf zu meinem Leib und Gut!“

Viel und vergebens ward auf Landtagen von Ritterſchaft, Städten, Prälaten und Fürſten gehandelt. Der gefangene Greis, bitter und ſtorriſch, unterſagte der Landſchaft, für ſeine Befreiung

105) So erzählt Ebran v. Wildenberg. Oefele 1, 312.

weder vom herzoglichen Gut anzurühren, noch Steuern zu erheben [105]). Nichts wollt' er mit den Feinden. Nur der Gerechtigkeit des römischen Königs übergab er unwiderrufliche Gewalt und Macht, über eigen Leib, Geld und Gut zu entscheiden [107]).

Friedrich, Herzog von Oesterreich, welcher, nach König Albrechts kurzer Herrschaft, die Krone der Deutschen trug, redlich und klug, sandte seine Räthe zur Entwirrung des Handels. Sie waren nicht glücklicher. Markgraf Albrecht und seine Schwester Margarethe, des Grafen von Graisbach Wittwe, fanden sich zuletzt in einem besondern Vertrage mit Herzog Heinrich von Landshut, den König Friedrich bevollmächtigte, wegen ihrer Forderungen ab [108]). Der Wittwe wurden um sechszigtausend Gulden neun Schlösser, Städt' und Märkte verschrieben [109]), auch die Hälfte

---

106) Landt. Handlungen 3, 147.

107) In seinem Schreiben an des Königs Räthe vom 1. Christm. 1445. Landt. Handl. 3, 156.

108) Zu Regensburg den 13. Heumonds 1446. Der Vertrag in den Landt. Handl. 3, 190.

109) Wegen Morgengabe, Heirathgut und Widerlegung, doch gegen ew'ge Wiederlesung: Friedberg, Aichach, Rain, Graisbach, Schrobenhausen, Kösching, Gaimersheim, Neuburg und Geroltingen.

alles fahrenden Habes des Grafen von Graisbach, Betten, Silbergeschirr, Umhänge, Banktücher und dergleichen gegeben; an sich genommene Kleinodien aber mußte sie zurückstellen[110]. Markgraf Albrecht ward mit dreißigtausend Gulden befriedigt. Des jungen Fräuleins, der Enkelin Herzog Ludwigs, wegen ward festgesetzt, wenn es mannbar geworden, soll' es mit einem ehrbaren Heirathsgut, nach löblichem Herkommen des Hauses Baiern, ausgestattet werden.

Damit änderte sich nicht das Loos, nur das Gefängniß des Grafen von Mortain. Denn dieser, wie er den Vertrag hörte, rief spottend: „So halten sie mich theurer, als den Herrn Christus, der seinen Feinden nur um dreißig Silberlinge verkauft ward!"[111]. Zur Erstattung der Summen macht' ihn keiner bewegen. Darum blieb er in seines Erbfeindes Heinrich von Landshut Gewalt, welcher jenes Vertrags Bürge geworden. Ihm ward er bei Ingolstadt an der Sunderbrücke übergeben, und von dreihundert Reitern bewacht, auf die Burg

110) Zum Beispiel die Krone vom Tag, den großen Pallaß, unser Frauenbild, das perlene Kreuz, die zwanzig Ringe mit Demanten u. s. w.

111) Veit Arnpekh.

von Landshut geführt [112]). Nichts war fähig, des Greises Trotz und Löwengrimm zu brechen. „Nehmet meinen letzten Blutstropfen," rief er oft: „aber meiner Feinde Geldhunger vergnügt' ich mit keinem Pfennig!" Nie stand er, wenn Heinrich ihn besuchte, von seinem Stuhle auf; und erwiederte dessen Gruß weder mit Wort noch mit Kopfnicken. Darauf ward er nach Burghausen gebracht.

Sein unbeugsamer Sinn, sein hohes Alter, sein herbes Schicksal erregten gleich sehr Bewunderung und Mitleiden. Die Landschaft, viele Fürsten des Reichs, der römische König und selbst der französische Hof verwandten sich um seine Befreiung. Aber zu spät. Er ward krank und geschwollen. Die Boten seiner eben zu Neuenötting versammelten Landstände konnten nicht mehr vor ihn gelassen werden. Er starb am ersten Tage des Maimonds 1447, dem einundachtzigsten seines unruhvollen Lebens, mit ungeändertem Sinn, ohne Beicht' und Buß', im Bann. Kloster Raitenhaslach empfing seine unbesungene Asche.

---

112) Im August 1446, doch nur auf wenige Tage

3.

Herzog Albrecht II. in München. Staatsverwaltung und Denkart. Die Landschaft.

Im J. 1447 — 1459.

Herzog **Albrecht** zu **München**, welcher in jenem vaterländischen Kriege reine Hand bewahrte [113]), hatte von Zeit zu Zeit nur die schwache Stimme eines Versöhners gegen die Fürsten erhoben: immer aber mit fast ängstlicher Behutsamkeit gemieden, mehr auf die Seite des einen, als des andern zu treten. Sein ganzes Wirken auf Pflege des ihm gewordenen Landes beschränkend, schien ihm die Hut eines beglückenden Friedens die beste Heldenthat; und Gerechtigkeit der höchste Ruhm des Fürsten. Es hatte daher selbst der Thron der Böhmen keinen Reiz für ihn, als ihm solcher nach Königs Albrecht Tode von den in Prag versammelten Ständen angeboten war [114]).

---

113) Er hatte dem Grafen von Graisbach nur einige Büchsen, nie aber Mannschaft leihen wollen, worüber dieser ihm Vorwürfe machte. Landtags-Handl. 3, 79.

114) Im J. 1440. Zur Unterhandlung ward Ulrich von Rosen von den Böhmen nach München gesandt.

Er fühlte, wie diese an Einkünften arme Krone, ohne Verschwendung von Blut und Gold, nicht behauptet, daß die hussitische Lehre des Volkes, ohne Widerspruch mit seinem Glauben, geschirmt werden könne. Auch lebte noch ein wahrer Erbe Albrechts, des Königs, der Säugling Ladislaw. „Und billig soll man Waisen beschützen, nicht aber berauben!“ sprach er zu den Abgesandten der Böhmen.

Mit gleicher Mäßigung, wie er die Erwerbung eines größern Reiches ausschlug, wollt' er nach Herzog Ludwigs von Ingolstadt Tode lieber eigene Verdrängung von der Erbschaft dulden, als Erneuerung des Bruderkriegs. Denn Heinrich von Landshut, erpicht auf Geld und Land, nahm gleich nach dem letzten Athemzuge des Grafen von Mortain, als nächster gepfropfter Erbe, Besitz von dessen Gebiet [115]), und wollte auch nicht das Geringste davon herausgeben.

Albrecht, umgeben von tugendhaften Räthen, freute es mehr, die öffentliche Glückseligkeit, als den Umfang seiner Landes-Grenze zu vergrößern. Er reinigte die verschiedenen Verwaltungszweige

115) Mit Ausnahme des Landgerichts Schwaben, welches Ludwig Graf von Graisbach schon im Jahr 1339 dem Herzog Albrecht um 14,750 fl. rhn. verpfändet hatte. Landt. Handl. 1, 190 ff. 3, 291.

des Staats von ihren Mängeln oder eingetretenen Mißbrauchen; begünstigte die Verschonerung seiner Städte [116]); führte Maß und Gewicht von München in seinem ganzen Gebiet ein; wehrte dem Fürkauf des Getreides und Viehes, welcher die Zolle minderte und den Markt der Städte verschlechterte [117]); war burgerlicher Zucht und Ehrbarkeit hold; den Spielen, Gotteslästerungen und jüdischem Wucher feind [118]); schaffte der Ritter Leben aus dem Stegreif ab, ohne ihnen zu wehren, in fremder Herren Kriegsdienst ehrlichen Sold zu verdienen [119]); nahm wider sie den bablichen Landmann in Schuz und Schirm,

116) „hat vil schöne päw getan an seinen schlösin." Westenrieders Beitr. 4, 208. Schongau, welches seine Straßen pflastern wollte, empfing den Pflasterzoll. Urk. v. 1441. Lori Lechr. 2, 153.

117) Die Fürkäufer (die man heißt „Bellschlosser;" Landr. Handl. 2, 186) bestachen die Amtleute und konnten dann frei einkaufen, die Mauthen umgehen u. s. w.

118) Daher trieb er 1442 die Juden aus München; ihr Bethaus gab er seinem Arzt Johann Hartlieb. Adlzreiter ann. P. 2. L. 8, 170.

119) „wann er d'gindat seinem Rittern vnd knechten zu in umb den sold zu Reitten." Westenriebers Beitr. 4, 209.

welchen ſie oft trieben und klagten, bis er ihr Mundmann ward [120]), und unterſtützte verarmten Adel mit Pfründen an ſeinem Hof, damit Noth nicht zu böſem Gewerbe reize [121]). Seit er die räuberiſchen Landherren vor dem Wald, die Sattelbogner, die Kammerauer, die Zenger ſchwer gezüchtigt, bei fünfzig freibeuternde Edelleute hatte fangen, henken, erſäufen oder enthaupten laſſen [122]), wagte niemand ferner an der Sicherheit der Straßen zu freveln.

Vorzüglich war in den ununterbrochenen Unruhen der Länder die Gerechtigkeitspflege verwildert. Oft ward mit Siegelgeldern, Fürſprecherlohn, Zahlung der Frohnboten und andern Koſten das halbe Gut derer verzehrt, die, vor Schranken, des Spruchs gerädig waren [123]); zuweilen eine ganze Stadt durch Habſucht gewiſſenloſer Amtleute arm [124]). Der Herzog ſetzte mäßige

120) Landt. Handl. 2, 218.

121) Zum Beiſpiel die „Starchmberchr (Starenberger?) Adelshauſer und vil andern.“ Weſtenrieder a. a. O.

122) Im J. 1445. So der Zeitgenoß bei Weſtenrieder a. a. O. Andere melden auf 50 ſogar 500.

123) Bittere Klagen darüber in den Landt. Handl. 2, 71.

124) Schon im J. 1437 ſchrieb die Bürgerſchaft von Furth an Albrecht, er möge ſich bei ſeinem Vater

der Menschheit überhaupt thätig zu sein, — daß ein solcher Gesittungsgrad möglich sei für Nationen, welcher gebildete Christ wird es bezweifeln? — Das ist die Höhe, zu welcher empor Christus die Völker der Erde zuerst gerissen hat. Er, selber im Licht der Gottheit, winkte die Menschheit zu ihrer Vergöttlichung heran.

Und warum sollte das, was der Barbar oder der Halbzivilisirte nicht begreifen kann, nicht möglich sein? Sind nicht alle Menschen Vernunftwesen? und steigen sie nicht, eben weil sie dies sind, fast unwillkührlich, aus der Thierheit ins Wildenleben, vom Wildenleben in die Barbarei, aus der Barbarei in die Zivilisation über? Was möglich ist bei Einzelnen, ist es nicht endlich bei Vielen, zuletzt bei Völkern möglich? Wissen wir nicht, daß auch der Wilde, auch der Barbar, eben weil sie Vernunftwesen sind, für eine Idee leben und Alles dafür, das Leben selbst, opfern können, wie ungestalt und barbarisch die Idee auch noch sein möge, und wie verwandt das Göttliche in ihr auch noch mit dem Eigennutz der Individuen sein möge? Wissen wir nicht, daß ganze Völker schon, für solche Ideen entflammt, ihren eigenen Untergang wagten?

Religiöse oder politische Ideen sind es, durch welche die Völker am leichtesten entzündet werden,

Gerichtsgebühren fest [125]), und mit unbarmherziger Strenge strafte er beflecklichen Eigennutz oder Schlaffheit seiner Diener. Als eines Tages eine Wittwe seine Hilfe gegen die Habsucht eines Richters anflehte, dem sie noch mit allen Geschenken kein Genüge gethan [126]), entsetzte er den Pfleger seines Amtes, der solchen Richter unter sich an offener Schrannen geduldet hatte; dem Richter aber ließ er die ungetreue Hand abhauen.

Beispiele dieses Ernstes wirkten mit wohlthätigem Schrecken. Die Unterrichter in den Dörfern, die Land- und Stadtrichter, die Pfleger, die Hauptleute in den Vesten, wo sie mit des Herzogs Räthen, Landschreibern und andern Biederleuten Gerichtstage hielten [127]), wetteiferten fortan in Pflichttreue. Die Landgebote und Verordnungen wurden, wie vor Alters, vor

---

vorwenden, ihr statt des Pflegers Kamerauer einen andern zu setzen: „mag das nicht gesyn, so erbarm das Gott, daß wir eines Pflegers halber also an Leib und Gut verderben müssen und von unserm Erb ziehn.“ Landr. Handl. 2, 71.

125) Landr. Handl. 1, 159 ff.

126) Er hatte von ihr schon einen halben Scheffel Haber und einen Hafen voll Schmalzes. — Doch milderte der Herzog nachher sein Urtheil. Weßenrieder Beitr. 4, 206.

127) Urk. v. 1430 in den Mon. boic. 2, 21[illegible].

allen Kirchthüren und Schrannen dem Volke verkündet [128]), und jeglichem sein Recht und Eigen, salmannisches oder Lehen [129]), mit Eifer geschirmt. Wem der Spruch des Richters nicht genügte, der konnte das Hofgericht angehn. Dasselbe war aus des Herzogs Räthen, Marschalken und Kanzler zusammengesetzt [130]), an deren Spitze jederzeit des Fürsten erster Staatsdiener, Hofmeister, geheißen, gestellt [131]). Dagegen wurde mit Schärfe untersagt, fremde Hoheit oder Vehmgerichte in Rechtssachen anzurufen [132]).

Von der Wirkung seiner Verfügungen, oder

128) Landr. Handl. 5, 199.

129) Das Einfalen der Güter war zwar noch üblich, doch der Begriff vom Werth dieser Handlung schon dunkel geworden, daher sich Herzog Heinrich von Landshut im J. 1442 darüber erkundigen mußte. A. J. Lipowsky in den Abh. bair. Ak. 10, 297.

130) Urk. von 1455 in Mon. boic. 2, 251. Es gibt uns Zirngibl (Geschichte der Propstei Hainspach S. 182) von der Zusammensetzung des Hofgerichts zu Straubing im J. 1411 Nachricht.

131) Landr. Handl. 5, 181.

132) Noch im J. 1456 verklagte Ulr Ebehardt, genannt Paur, den Herzog Albrecht vor den westphälischen Gerichten. Das Hofgericht erklärte die Ladung für nichtig, „weil der von Cölln nicht des Herzogs Oberer, sondern der römisch Kaiser sei." Mon. boic. 9, 283.

von einschleichenden Uebeln der Verwaltung empfing der Landesherr, wenn auch sonst nicht, doch gewiß eben so oft genaue Kunde, als er eine Versammlung der Stände erlaubte, oder berief: denn nie traf eine treffliche Landschaft von Prälaten, Ritterschaft und Städten zusammen, ohne ihre Vorstellungen und Klagen[133]) vor den Stuhl des Fürsten zu bringen. Waren sie gleich nicht Stellvertreter des gesammten Volks, sondern nur Hüter ihrer besondern Rechtsame, die ihnen jeder neue Fürst betheuerte, erwarben sie doch sowohl durch die Ausdehnung derselben, als durch die Menge und durch den Reichthum ihrer Glieder, große Bedeutsamkeit. Denn sollte ein Krieg erhoben, ein Landfriede gestiftet werden, war ihr williger Beistand entscheidend; so wie zur Ausschreibung einer Steuer ihr Wort allein bevollmächtigend, weil sie den größten Theil der Steuern, aber nur freiwillig, gaben. Sowohl durch diese Vorrechte, als auch durch mancherlei Selbstbeschränkungen, welche sich die Landesherren zum Vortheil der Landschaft gegeben[134]), ward

133) In den Urkunden „Beten" geheißen.

134) Z. B. daß keine Fremde in öffentlichen Aemtern angestellt, nicht Land, nicht Leute für der Fürsten Schulden verpfändet werden sollten u. s. w. Vergleiche, was von frühern Freiheitsbriefen gesagt worden; auch den sogenannten zwölften v. J. 1251.

derſelben Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten begründet. Jede Veränderung in denſelben berührte auch ihre Beſorgniſſe. In den Zwiſten der Herzoge unter einander, da bald Rath, bald Vermittlung gefordert ward, reifte ihr Anſehen dergeſtalt, daß ſelbſt das Oberhaupt des Reichs ihr Erkenntniß werth hielt. Es geſchah nicht ſelten, daß ſie aus den verſchiedenen Landtheilen Baierns zu gemeinſchaftlicher Beredung zuſammentraten. Die Vervielfältigung ihrer Verſammlung führte bald beſtimmtere Ordnungen im Behandeln der Geſchäfte, bald Stiftung einer eigenen Landtagskiſte zur Beſtreitung der gemeinſamen Bedürfniſſe ein. Und ſo geſtalteten ſich allgemach die Stände des Herzogthumes, in jedes Fürſten Gebiet, zu einem bleibenden Körper; zu einem Rathe, welcher durch Bemerkungen oder Beſchwerden die Geſetzgebung leitete, und Fürſprecher des baieriſchen Volkes ward, deſſen Würde, Reichthum, Kraft und Willen ſich im Kreiſe ſeiner edelſten, begüterſten und gebildetſten Glieder dargeſtellt ſah.

6.

Geſetzgebung. Geiſtlichkeit. Volksglauben.

Das war die Wirkung jenes alten ottonischen Freiheitsbriefes, wider welchen Anfangs die Geiſt-

lichen ſo argwöhniſch geſcholten hatten. Belehrt aber von den Vortheilen, welche der Ritterſchaft und den Städten damit erwuchſen, waren ſie nachher am eifrigſten hinzugetreten; hatten ſich Hofmarksgerichte gewonnen, daß ſie Amtleute, Weinſchenken, Bäcker, Bader und andere Handwerker im Umfang ihrer Kloſtergebiete eigenmächtig ſetzen, über Maß und Gewicht Aufſicht halten, und alle Frevel richten konnten, mit Ausnahme der drei großen Todesverbrechen. Damit hatten ſie auch Zug und Recht, mit Ritterſchaft, Städten und Flecken vereint auf Landtagen zu ſitzen [135]).

Wiewohl die Prälaten zu Baiern weltlichen Herren gleich thaten, viele ſich auch gefürſtete hießen, erkannten ſie doch ehrerbietig der Herzoge Gewalt in weltlichen Dingen an, und waren ihnen als oberſten Vogten und Schirmherren unterthänig [136]). Daneben war ihnen behagliches Leben werther, als mit eigener Hand Einöden anzubauen, wie die Alten gethan, oder Wälder auszuroden. Höchſtens bevölkerten ſie ihre Seen und Teiche mit neuen Fiſcharten für die Lüſternheit

135) Die erſte Spur eines Vereins aller drei Stände gibt Bergmann (Geſch. von München) in einer Urkunde v. J. 1307.

136) Mon. boic. 9, 285. Urk. v. J. 1456.

des Gaumens [137]), oder wachten mit Sorgfalt ob ihrer Klostergüter reichlichen Ertrag, Genüsse und Rechte. Sie waren es auch, welche die Banden der Leibeigenen am engsten geknüpft hielten, und mit Strenge hinderten, daß Gotteshausleute nicht in Städten der Fürsten, oder des Reichs Bürgerrecht nahmen [138]). Wenn dennoch Sklaverei milder ward, Kinder ihre Aeltern beerbten, junge Leute sich ungezwungen verehlichen, durch Minderung der Frohntage Zeit zur Bestellung ihres eigenen Gutes erübrigen, und vor Dorf- und Landgerichten Schutz gegen unmäßige Forderungen ihrer Herrschaften finden konnten [139]); oder wenn Klostern untersagt ward, ihre Angehörigen mit bisher ungewohnlichen Arbeiten zu beschweren [140]), oder den Gotteshausleuten noth-

137) So verpflanzte der Abt Narcissus von Benediktbeurn im Jahr 1503 die ersten 64 Salmlinge aus dem Tegernsee in den zwei Stunden langen Wahlensee, wie vor ihm der Abt Wilhelm mit den Renchen aus dem Kochelsee gethan hatte. Meichelbeck 2, 286.

138) Das liessen sie sich von ihren Angehörigen oft verbriefen; z. B. Steingaden im J. 1399. Mon. boic. 6, 603.

139) Mon. boic 10, 114.

140) Wie z. B. mit der Garnspinnerei versucht ward. Mon. boic. 6, 616 ff. Urk. v. J. 1423.

ges Heu und Getreide Fremden zu verkaufen: war dies und anderes ein Werk, nicht der Priester und Mönche, sondern mehr der Menschlichkeit und Klugheit von Fürsten, welche die Freiheit des Armen begünstigten, dem Boden mehr Anbauer, dem Kriegsheer mehr Streiter zu schaffen. Nichts bezeuzte der Geistlichen gewissenlosen Eigennutz damals aber auffallender, als daß manche sogar die aus mancherlei Ablaß für die Kirchenversammlung von Basel gelöseten Gelder unterschlugen [141]).

Der Geistlichen Ausschweifungen inner und ausser Klostern beleidigten durch Schamlosigkeit selbst das Auge der Laien. Alte Zucht war den meisten ein Spott, Schwelgerei, Unzucht und unnatürliche Wollust [142]) gemein. Man sah Pfar-

141) Die bittere Klage der Kirchenversammlung darüber, v. J. 1439, ist in Falkensteins Gesch. v. Baiern 3, 464 abgedruckt.

142) Zu Augsburg wurden auf Befehl des Rathes vier Priester und ein Laie im J. 1409 wegen Knabenschänderei, am Perlachthurm in einem hölzernen Käfig, gebunden an Händen und Füßen, aufgehangt, bis sie verhungerten. Gasser Handschr. zum Jahr 1409. Sie lebten zum Theil bis den neunten Tag. Hektor Mülichs Chronik v. Augsb. Handschr. zum J. 1408.

rer Weinschenken halten [143]); Klosterherren in Wirthshäusern bei Karten und Würfeln, beim Bier von Eger und Kemnat [144]) verkehren; Chorherren mit Jagdhornern und Vögeln in den Chor kommen [145]); Weltgeistliche in grünen, in rothen, in gestreiften Kleidern, Schnabelschuhen, goldenen und silbernen Schnüren oder Haften an Bireten oder Mänteln, umherwandeln und in ihren Häusern ohne Scheu mit verführten Jungfrauen und von ihnen erzeugten Kindern leben [146]).

Herzog Albrecht, durchdrungen von frommen Gefühlen, beobachtete der Geistlichkeit aus-

143) Herzog Albrecht schrieb im J. 1442 dem Pfarrer von Pfaffenhofen: „Es ziemt euch viel besser, ihr wartet eurer Pfarr' und geistlichen Sach' ob, dazu ihr geordnet seid, denn daß ihr ein Weinschenk dazu wollt seyn, dadurch uns auch unser Umgeld abgebrochen und geschmälert wird." Landt. Handl. 1, 144.

144) Diese und andere fremde Biere waren zu derselben Zeit in Baiern beliebter als inländisches. Landt. Handl. 2, 230.

145) In den Satzungen des Kollegiatstiftes Habach v. J. 1452 ward dies ausdrücklich verboten. Oefele 2, 237.

146) Schon in der Priesterversammlung zu Regensburg im J. 1377 war dagegen, doch fruchtlos, genug geeifert. Mon. boic. 15, 569 ff.

gelaſſenes Weſen nicht gleichgültig. Er, immer der erſte, in Gottesfurcht vorzuleuchten [147]), bat und empfing von den, in Baſel verſammelten Vätern der Kirche Vollgewalt, die Kloſter ſeines Landes zu alter Ordnung und rechtem Weſen zu bringen. Er ſelbſt ging von Kloſter zu Kloſter; mahnte zu Abſtellung vieljährigen ärgerlichen Wandels, und führte die vergeſſene Zucht wieder ein, zumal bei den Chorherren von St. Auguſtin, deren viele im Lande geweſen ſind. So ſehr begeiſterte ihn dieſes Werk, daß es das Lieblingsgeſchäft ſeiner Tage, der Traum ſeiner Nächte ward [148]). Darum iſt ihm von den Geſchichtſchreibern der wohlverdiente Beiname des Frommen gegeben worden; auch hat er ihn durch Erbauung eines geräumigen Kloſters auf dem heiligen Berge von Andechs verdient [149]). Denn alljährlich

147) Am heil. Palmabend 1437 ging er mit ſeiner Gemahlin Anna und allem Hofgeſinde gen Unterdorf, beichtete über ſeinen ganzen Lebenslauf, empfing das Abendmahl und vollen Ablaß, und ließ ſich dann mit ſeinem Hofgeſinde in die Brüderſchaft des dortigen Kloſters aufnehmen. Weſtenrieders Beitr. 5, 52.

148) Wie er ſelbſt in einem Briefe vom Jahr 1451 erzählt. Weſtenriebers Beitr. 5, 43.

149) Papſt Nicolaus IV ließ ihm dazu 3000 fl. Unterſtützung zufließen. Veit Arnpekh. L. 5. c. 15.

zogen dahin zu den Heilthümern Tausende von Wallfahrern in Andacht und Buße. Die Kirche schmückt' er mit Kleinodien von edelm Geſtein, Gold und Silber; in die Zellen ließ er, ſtatt der weltlichen Chorherren, die er mit andern Pfründen verſorgte, Brüder von St Benedikts Ordnung einziehen [150]).

Wenn ſchon durch die Verwilderung vergangener Weltalter den chriſtlichen Völkern das Göttliche ihres Glaubens faſt fremd geworden, mit prachterfüllten Tempeln, Heiligengeſtalten und Opfern ein neues Heidenthum erwachſen war: blieb doch allen Gemüthern Ahnung des Höhern, während kirchliche Uebung die innere Heiligkeit, und das Geſchöpf den Schöpfer vertrat. Nie ſtirbt im Sterblichen die Sehnſucht nach dem Ueberirdiſchen. Und als faſt Alles, was von göttlicher Furcht und Hoffnung der Menſch im Innern getragen, nun hinausgeſtaltet ins äußere Leben, kirchlich verkörpert worden war, hatte man wieder eine neue unſichtbare Welt zum Erſatz der verlornen erfunden. Darin regten ſich geheimnißvolle

---

Andere Klöſter des Oberlandes wußten dazu Holz und Steine scharwerken, worüber ſie bitterlich ſeufzten. Landt. Handl. 1, 240.

150) Sie kamen von Tegernſee. Die feierliche Einweihung geſchah am 17. Mai 1455.

weil eben dieſe Idee mit dem Eigennutz der Individuen am leichteſten zuſammengeknüpft werden können, ungeachtet immer Göttliches darin verborgen liegt. Mit welcher Begeiſterung und Lebensverachtung kämpften einſt die Barbaren Aſiens für [illegible] hauptung oder Ausbreitung des muhamedaniſchen Glaubens! Es war eine Ueberzeugung, neben welcher ſie alles Irdiſche vergaßen. Aber ihrer Selbſtſucht ſpiegelte ſich damit zugleich, nicht nur die Eroberung von Beute, Wohlleben und Ruhm, ſondern auch die Eroberung ewiger Luſt im Paradieſe vor. Ward nicht auf ähnliche Weiſe einſt ganz Europa zu den Kreuzzügen nach dem gelobten Lande und zur Vertilgung der Ungläubigen entflammt? Ich möchte darum nicht ſagen, weder daß die aſiatiſchen noch die europäiſchen Barbaren dabei die Würde der Menſchheit und die Rechte derſelben im Auge hatten. Das kann nur bei Nationen von höherer Geſittung der Fall ſein, nur da, wo Eigennutz und Selbſtſucht der Individuen gar keine Hoffnungen für ſich bildet, und die Liebe des Reinmenſchlichen, des Gottwürdigen vorherrſchend wird.

Und dieſer Fall iſt in unſern Tagen nicht mehr ungewöhnlich. Er wird mit der fortſchreitenden Aufklärung und Vermenſchlichung der Völker gewöhnlicher werden. Zwar ſind noch nicht ganze Nationen, losgeſchält von ſelbſtſüchtigen Intereſſen,

Wesen wunderbar; wandelten die Schatten der Todten, gaukelten die Gespenster der Nacht, kämpften gute und böse Engel [151]) um menschliche Seelen; sprachen die Sterne in das Schicksal der Lebendigen, und gewann durch Weih' und Segen auch das Todte übernatürliche Macht. Wer hätte den Umgang mit Geistern [152]), wer der Hexen [153]) gräuelhaftes Verständniß mit Teufeln in Zweifel ziehen mögen? Und wenn die Kirche den Aberglauben des Volkes verdammte, welchen sie selber glaubte: war es nicht der Irrthum, sondern die Rückkehr zum Götzendienst [154]), die

151) „Allen fürsten söllich Engel in muter leib zu geordnet werden" sie zu leiten; spricht der Zeitgenoß in Herzog Albrechts Lobtugenden. Westenrieders Beitr. 5, 41.

152) In Regensburg setzte 1371 geraume Zeit ein Geist (vermuthlich ein Bauchredner), der unsichtbar, doch deutlich redete, in ehrfurchtvolles Entsetzen. Andreas Presbyter erzählt ganze Gespräche mit diesem Geiste.

153) Die Stadt Abensberg war besonders im Ruf, fruchtbar an Hexen zu sein, wie (in Mon. boic. 16, 248) eine Urk. v. 1499 bezeugt.

154) Die Entdeckung eines Gesundbrunnens am Laberberg, dahin Hohe und Niedere zu ihrer Heilung reiseten, setzte den Bischof Friedrich von Regensburg ums J. 1453 in solche Furcht, es könne zur

Anbetung des Satans [155]), der Abfall von Gott, was sie erschreckte.

Noch wurden auch Viele gefunden, welche mit Selbstverläugnung und freiwilliger Armuth, oder mit gottseligen Stiftungen in der Weise der Alten, nach Heiligkeit und Gnade strebten. Zu Mattighofen gründeten, dieser Gesinnung voll, die Brüder Hans und Konrad die Kuchler von Friedberg, Erblandmarschalle des Hochstiftes Salzburg, ein neues Haus für weltliche Chorherren von des heiligen Augustins Ordnung [156]). Solches thaten sie zu Trost und Hilf' ihrer Väter und aller Vorvordern, wie zum Heil ihrer selbst und aller ihrer Nachkommen. Aber weit mehrere lebten, deren inbrünstigem Ringen nach Seelenfrieden das todte Gepränge der Kirche kein Genüge that; oder deren Urbilde von des Christenthumes ursprünglichem Wesen die werkselige Lehre wie der ruchlose Verkehr gemeiner Sterblichkeit

---

Abgötterei verleiten, daß er ihn verschütten ließ, und gegen Hinreisende den Bann verkundete. Adlzreiter P. 2. L. 7. S. 179.

155) Wie sich in den Erklärungen der Bischöfe gegen Zauberer und Ketzer, in den J. 1193 und 1197, ihre Vorstellungsart deutlich genug ausspricht. Mon. boic. 16, 243 ff.

156) Im J. 1132. Die Stiftungsurkunde in den Mon. boic. 5, 313.

mißfiel. Sie gaben sich, von dunkeln Gefühlen gezogen, betrachtendem Leben hin; oder ergriffen begierig, was fromme gelehrte Leute unter Todesgefahren zur Läuterung des Glaubens gepredigt hatten. Während die baierischen Waffen das Volk Hussens bestritten, wurden im Vaterlande selbst nicht wenige Herzen seiner Lehre zugethan [157]).

Herzog Albrecht zu München, als ein gottesfürchtiger Fürst, hoffte, wie Viele seiner Zeit, daß eine Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern genügen werde, allem Uebel zu wehren. Dafür arbeitete er bis zu seinen spätern Tagen. Er selber ward den Seinigen ein Beispiel in frommen Andachtsübungen, und zuletzt, da die Jahre kamen, und seine Kränklichkeit zunahm — ihn quälte das Zipperlein — mehr Mönch und Beter, als Fürst.

7.

Heinrichs XVI Tod. Herzog Ludwig IX, genannt der Reiche. Seine Verdienste um Staatsverwaltung. Landbau. Bergwerke. Münzwesen.

Im J. 1450 — 1457.

Anders wirkten die Tage des Alters auf Her-

157) Zu Augsburg räumte man den Hussiten zu ihrem Gottesdienst den Kreuzgang bei St. Ulri ein. Gasser z. J. 1451.

zog Heinrich zu Landshut. Sparſamkeit und die Erbung der ingolſtädtiſchen Schätze hatten ihn zum reichſten Fürſten Baierns und vielleicht aller deutſchen Lande gemacht. Gewohnheit ſtrengen Haushaltens aber, und täglicher Anblick des Gewinns erzeugten in ihm die Leidenſchaft ſelbſt darbender, unmittheilender Kargheit, welche ihn zur Plage und zum Spott ſeines Volkes machten. Die langen weiten Aermel ſeines Rockes trug' er nur deswillen, hieß es, daß er bequemlich alles Gold und Silber einſtecken möge. Jagd in wohlgenährten Wildbahnen und Geldzahlen waren ſeine einzige Wolluſt geworden. Juden, die ihm ſchwere Steuern zahlten, wie Rothwild, welches die Saaten zerſtörte [158]), wurden des Landes Noth. Hofgeſind' und Gepränge duldet' er wenig um ſich. Seine Gemahlin, wie ſein Sohn Ludwig [159]), einen Jüngling von trefflichen Anlagen, hielt er fern von ſich, auf dem Schloſſe Burghauſen. Dieſes mit gewaltigen Mauern, hohen Thurmen, Wällen und Baſteien umgeben, voll weitläufiger Gebäude, Paläſten gleich, und geräumiger Plätze, ſchien mehr eine Stadt, denn eine Burg. Zu den Füßen des Berges lag mit

158) Nach Ebran von Wildenberg. Oefele 1, 312.
159) Geboren im J. 1117.

engen Gaſſen und Häuſern von Holz und Tuffſtein das gewerbfleißige Städtlein [160]).

Hier lebte ſein Sohn, einem Gefangenen ähnlicher, denn einem künftigen Herrſcher; hatte oft Mangel an Geld, kaum das nothdürftige Gewand und die Roſſe zu ritterlicher Uebung [161]). In Knabenzeit ward mit ihm hier zugleich der junge Markgraf Albrecht von Brandenburg, Heinrichs Schweſterſohn, erzogen worden, der nachher durch Tapferkeit den Zunamen des deutſchen Achilles gewonnen. Sie hatten des Nachts nur ein gemeinſames Bett, des Tags viel Balgens. Ritter Wilhelm von Rechberg, der ihren Händeln oft zugeſehn, ſoll ihnen damals weiſſagend gerufen haben: „Ihr Herren, ihr traget einen Korb voll Unglück feil; Gott weiß, wo ihr ihn werdet ausſchütten!“ [162]).

In dieſer Einſamkeit war der junge Ludwig erwachſen, ohne andere Unterweiſung, als das Schwerd zu führen und mit der Lanze zu rennen.

160) Daher brannte auch im Wintermonat 1504 ganz ab. *Angeli Rumpleri* lib. calamitatum. Oefele 1, 128.

161) Aventin.

162) Wie Falkenſtein (Geſch. d. Baiern 3, 411) nach ältern Angaben berichtet.

Doch trug er in ſich ein friſches, kräftiges Gemüth, immerdar voll zärtlicher Ehrfurcht gegen den harten Vater. Dieſe verläugnete er ſelbſt im dreißigjährigen Mannsalter nicht, da er noch immer des Alten unwürdige Behandlung duldete. „Das ſei ferne, daß ich meinen Vater verlaſſe!“ erwiederte er denen, die ihm riethen, ſeine Freiheit zu ſuchen und nach Wien zu gehen: „Ich möchte ihm mit keinem Blicke meines Auges weh' thun!“ Ein Fürſt, der ſo zu gehorchen verſtand, verkündete, wie würdig er einſt den Befehl führen werde. Er täuſchte nicht.

Herzog Heinrich erkrankte und ſtarb im Jahre 1450 [163]). Sogleich eilte Ludwig hinweg von Burghauſen an das Sterbebett des Greiſes, und ehrte ihn durch prächtiges Begräbniß in Seldenthal. Prieſter und Fremde waren bei viertauſend herbeigeeilt. Der neue Herzog weihte den erſten Tag ſeiner Herrſchaft mit dem Gebot, alle Armen von Landshut auf ſeine Koſten zu ſpeiſen.

Er hatte lange genug in der Stille ſeines bisherigen Wohnortes, fern vom Hofe, belehrt durch des Landes Urtheile und Wünſche, die Mängel der öffentlichen Verwaltung kennen gelernt; von manchem edeln Manne die Wahrheit

163) Am Pfinztag nach Jacobi. *Vetteri* fasti cons. Oefele 2, 765.

und guter Fürſten Pflichten vernommen. „Ihr, gnädiger Herr, ſeid für das Volk, nicht das Volk iſt euretwillen!“ ſagte einſt zu ihm der freimüthige und-beredte Mann Wolfgang von Aheim: „das Volk iſt auch Volk ohne euch; aber ihr ſeid ohne Volk kein Herr! [164])“

Sein Erſtes war, des Landes lauteſte Beſchwerden zu ſtillen. Er reinigte Wälder und Felder von der verderblichen Menge des Hochwildes; und trieb die Juden fort, nachdem er ihnen einen guten Theil des Gewinns abgenommen, welchen unmäßiger Wucher vom Volke erpreßt hatte. Sie ſaßen in allen Städten und hatten darin die beſten Häuſer. An einem einzigen Tage ließ er die Hebräer insgeſammt verhaften, und jeden ſeine Schuld an ſie, doch mit Abzug deſſen ſchon daran entrichteten Zinſen, zahlen. Seine Räthe und das Hofgeſinde ſprach er gegen ſie ganz frei. Ihr Hausgeräth, und die Bücher, welche ſie in Schulen hatten, wurden ihnen zugeſtellt; ihre Kleinodien, Pfänder und Baarſchaften,

164) *Angel. Rumpler* lib. colomit. Oefele I, 116. „Tu, inquit, dux ad provinciales tuos attinere dignosceris, non ipsi ad te. Jure hereditario obtines principatum: sed qui esses, si subditos non haberes?“

bei dreißigtausend Gulden, mußten sie ausliefern, dann das Land meiden [165]). Mit ähnlicher Strenge rügte er den Wucher der Christen; das wüste Leben der Geistlichen und ihrer Kellnerinnen, der Spieler und Ehebrecher [166]). In gleicher Zeit suchte er die Freundschaft des frommen Albrecht zu München. Die Herrschaft Schwaben, welche Albrecht pfandweise, und manche andere Besitzung, die derselbe unter andern Namen aus Ingolstädtischem Gut erworben [167]), ließ er ihm willig, und streckte

165) Die Kastl consulires Landshut. — Auch Kaiser Friedrich befahl am Montag vor St. Andreastag 1463 dem Freisinglichen Bischof Johann IV., des Kaisers und Reichs Juden und Kammerknechte vor sich zu fordern, die Klagen wegen ihres Wuchers zu untersuchen, zu bestrafen und für die Zukunft den Wucher bei Acht und Aberacht abzustellen. Melchelbek II. 1, 258. Die Vorladung an die „Judishait" zu Bittingen ist gegeben, Freising am Montag nach Lätare 1464.

166) Eine scharfe Verordnung gegen der Geistlichen und Laien Sittenlosigkeit (Oefele 2, 245) ließ er im J. 1463 von den Kanzeln ablesen.

16.) Wie Lichtenberg und Bairbrunn, welche die Herzoge zu München, gegen ewige Wiederlesung, kaufsweise seit 1439 um 15,200 Fl. rhein. besaßen (Landt. Handl. 1, 190). Auch Deggendorf, desgleichen Spitz und Schwalnbach in der österreichi.

ihm zur Einlösung verpfändeter Städte und Vesten Geldsummen vor [168]). Sonst trat er nichts von allem ab, was an Landen, Gütern und Schätzen des Grafen von Mortain seinem Hause angefallen war. Das machte ihn in Deutschland zu einem der reichsten Fürsten; in Baiern zum mächtigsten. Sein blühendes Gebiet allein umfaßte dreiundachtzig Landgerichte und Herrschaften, fünfunddreißig Städte, dreiundfünfzig Märkte, achtundvierzig Klöster und Stifte [169]). Landshut, wo er Hof hielt, hatte seit hundert Jahren den alten Umfang und die Volksmenge verdoppelt [170]), die Straßen gepflastert [171]), und mit schönern Gebäuden geziert, unter welchen das neue Rathhaus, bequem und einfach, doch groß hervor-

---

schen Wasau. Ephemerides belli palat. bohem. Oefele 2, 476.

168) Nämlich 32,000 rhein. Gulden, die Stadt Hembaur, die Vesten Lengenfeld, Calmünz und Velburg mit dabei gelegenen Märkten einzulösen. Die Urkunde bei Oefele 2, 355.

169) Aus dem allgemeinen Steueranschlag vom J. 1460 erhoben. Landt. Handl. 7, 52.

170) Schon im Jahr 1338 ward die neue Stadt angefangen neben der Altstadt, und seit 1369 die Gemeinde in zwo Pfarreien getheilt.

171) Die erste Meldung davon geschieht um's J. 1401.

stieg [172]). An seinen Hof kehrte die einem Fürsten anständige Pracht zurück, welche neben seines Vaters Geiz verschwunden war. Als er in vierzehntägigen Festen zu Landshut seine Hochzeit mit Amelen von Sachsen feierte [173]), sah man in großer Zahl weltliche und geistliche Fürsten von nah' und fern dazu reiten; am zwei Tage langen Turnier, auf dem Platze der Altstadt, über hundert Ritter im höchsten Schmuck, und schöne Frauen und Jungfrauen in unübersehbarer Menge versammelt [174]). Männiglich ward auf seine Kosten verpflegt. Man nannte ihn Ludwig den Reichen.

Doch sehr entfernt, in maßloser Freigebigkeit Schätze zu verschwenden, war sein erstes Bemühen, dieselben mit weiser Staatshaushaltung zu vergrößern oder zu erhalten. Wie bisher mußten die Rentmeister, unter welchen Einnehmer mehrerer Landgerichte standen, die öffentlichen Gefälle beziehen, ohne wegen derselben mit den Unterthanen unmittelbar zu verkehren. Was von Gilten,

172) Erst seit dem J. 1446.

173) Tochter Kurfürst Friedrichs II. von Sachsen im Jahr 1451.

174) Alle Nacht wurden neuntausend Pferde gefüttert. Fasti consulares Landshut.

für die Sache und Würde der Menſchheit thätig geworden; aber doch ſchon große, einzelne Theile in Nationen, die ſich für Angelegenheiten der geſammten Menſchheit, oder einzelner fremder und unbekannter Völker, in geſellſchaftliche Vereine zuſammenzogen.

Dergleichen Vereine, welche nicht bloß Vortheil und Würde ihres Vaterlandes bezwecken (denn ſolcher gibt es auch in minder ziviliſirten Völkern), ſondern welche Vortheil und Würde des menſchlichen Geſchlechts bezielen, ſind die wahren Blüthen der höhern Weltgeſittung, die ehrwürdigſten Zeugen von dem Fortſchreiten der Menſchheit in ihrer Entwickelung. Ihre Erſcheinung verdient in der Geſchichte unſers Zeitalters beachtet zu werden; frühere Zeitalter kannten ſolche nicht, oder nicht in ſolcher Reinheit der Zwecke. Zwar man könnte die längſtbeſtandenen Miſſionsanſtalten zur Verbreitung der einen oder der andern kirchlichen Lehre anführen. Auch ſie bewieſen eine Theilnahme geſittungsreicherer Nationen an der Veredlung und Vergöttlichung unſeres Geſchlechts in fernen Weltgegenden. Und allerdings ſind ſie ehrwürdig. Sie beſtehen noch und mit weit größerer Ausdehnung und zweckmäßigerer Thätigkeit, denn ehemals. Aber ſchwer iſt's bei ihnen auszumitteln geweſen, ob ſie in ihrer Frömmigkeit mehr „zur Ehre

Renten, Zöllen, Mauthen, Fischereien [175], Vogelweiden [176] und andern Abgaben einkam, lieferten vierteljährlich Pfleger und Richter ab. Ihnen wurden weder Rückstände nachgesehen, noch Entschädigungen geleistet. Sie genossen Gehalte und Taggelder. Der Rentmeister gab dem Herzoge Rechenschaft mit Belegen über alle Einnahmen und deren Verwendung; hielt unter seiner Aufsicht alle Zollner und Mauther, denen Sorge für Unterhaltung der Straßen oblag; desselbigengleichen alle Kastner, welche Abgaben von Früchten und andern Erzeugnissen bezogen, vorwiesen und verrechneten. Ihm war der Jägermeister verantwortlich, daß Forster und Uebereiter in Schonung der Waldungen, in richtiger Verwerthung des Holzes, bestehende Vorschriften erfüllten. Hatte ein Landtag Steuern bewilligt, und deren Größe bestimmt, leitete der Rentmeister ihren Bezug durch die Steurer, nach entworfenem Anschlage [177].

---

175) Die Fischerei in der Donau, in andern Flüssen und Seen ward sorgfältig gehegt; Prälaten, Rittern, Knechten in Lehen gegeben. Fischereiordnungen. Landt. Handl 8, 335.

176) Es bestanden ausdrückliche Verbote gegen Ausnehmen der Vogelnester.

177) Der Maßstab zu einer Steuer war gewöhnlich

Aehnliche Festigkeit trachtete Ludwig dem Gerichtsgange zu geben, und jeder Behörde ihren Wirkungskreis [178]). In den Schrannen eines Landgerichts durften fortan nicht weniger denn fünfzehn, nicht mehr denn einundvierzig Rechtsprecher sitzen; dazu ein Schreiber und zween beeidigte Fürsprecher. Vor den Stuhl des Vizthumsgerichtes gehörten Mord, Hochverrath, Störung des Landfriedens, Meineid, Nothzucht, Mordbrand, Briefverfälschung und Falschmünzerei. Das Anrufen des Hochgerichts, welches sich im Jahr nur viermal versammelte, aber jedes einkommene Urtheil binnen sechs Wochen erledigen mußte, ward den Händelsüchtigen durch Steigerung der Unkosten erschwert.

Auch Märkte [179]) und Dörfer brachten in

---

verschieden, und hing vom Willen des Landtags ab. Im J. 1163 ward der zwanzigste Pfennig bewilligt. Landt. Handl. 7, 115. Die Einrichtung der Staatshaushaltung ist aus Krenners vortrefflichen Sammlungen der Landtagshandlungen 6, 67; 7, 116. 215. u. s. w. ersichtlich.

178) Durch die sogenannte Landesordnung, die freilich erst im Jahre 1474, nach langer Berathung mit den Landständen, erschien.

179) Sie waren oft sehr arm und beschwert; z. B. der Markt Falkenstein nur mit armen Gesellen und

Aufrechthaltung ihrer gewohnten Ehehaften und Rechtsame über Benutzung und Wald, Weide und Feld, Kauf und Verkauf, größere Ordnung. Schon hatten viele angefangen, ihre Dorfrechte schriftlich abzufassen [150]). Dann wurden sie jährlich einmal dem versammelten Volke vorgelesen, daß sie Jedermann kenne. Viele Güter, vormals von Edeln besessen, waren durch deren Verarmung an Bürger und Bauern gefallen. Frei von Abgaben und Schaarwerken brachten sie, Sedelhöfe geheißen, den neuen Eigenthümern nicht geringen Vortheil; eben so jene zinsfreien herrschaftlichen Güter, welche von Klöstern und Herren den Anbauern auf Erbrecht überlassen wurden, und noch in spätern Tagen von ihrem Ursprung den Namen Amtshöfe führten [151]).

Taglwerkern besetzt, die weder Felder noch Wiesen hatten; diese waren nur Lehen, welche den Herzogen zu München jährlich mit sechzig Pfund Pfennige, sechzig Eimern und zwei Pfennig Kufe verzinset werden mußten. Landt. Handl. 1, 209.

150) Als Beispiel kann das von dem vortrefflichen Forscher Anton Nagel bekannt gemachte Dorfrecht von Langenpreising dienen. Westenrieder Beitr. 7, 320.

151) Verpachtung auf Lebenszeit, oder eine unbestimmte Reihe von Jahren, um ein Drittel, oder mehr oder

Dies und die Erleichterung des Schicksals der eigenen Leute [182]), ihrer Ehen und Erbfolgen; die Abtheilung der Güter, die Trennung und Urbarmachung der Gründe, mehrten Bevölkerung und Anbau des Bodens. Große Moore wurden trocken gelegt; viel überflüssiger Wald ausgerottet und angesäet; die Dreifelder-Wirthschaft allgemeiner [183]); Pferde und Schafzucht mit Vorliebe getrieben [184]). Die Fürsten zu Baiern, vor allem Ludwig, begünstigten den Landbau nach Kräften. Denn nicht, was durch Kunst oder Raub der Mensch auf die Erdscholle zusammenkäuft, die er bewohnt, sondern was sie dankbar dem Fleiße aus eigener Kraft verzinset, ist des Landes wahrhafter Reichthum. Noth aber weckt, Freiheit stärkt, Bedürfniß lenkt den Ge-

---

weniger des Ertrags, war jedoch am üblichsten. Mon. boic. 18, 531. 587.

182) Sie wurden zwar nicht einzeln, wohl aber sammt den Gütern verkauft, die sie bewohnten. Mon. boic. 18, 311. Urkunde von 1118.

183) „Jedes Feld hat vierzig Joch Aecker. Urkunde von 1449. Mon. boic. 18, 458 und 506.

184) „Die vielen Rosse, daß ein großer Landschaden sei.“ Landt. Handl. Herzog Georg verbot im Jahr 1489 die Schafereien, wo solche wider altes Herkommen gehalten wurden. Landt. Handl. 12, 281.

werbfleiß glücklicher, als alle Klugheit des Herrschers. Mancherlei Verordnungen der Herzoge beurkundeten ihren Eifer; doch mag er auch wohl oft, wenn er das innere Getriebe ländlicher Haushaltungen antaſtete [135]), oder einzelner Beſchwerden willen allgemeine Verfügungen ſchuf [136]), zerſtört haben, wo er bauen wollte. Ein Fürſt ſoll mächtig, doch unfühlbar walten, wie Gott. Keine ſchönere Gnade mag er gewähren, keine belohnt ſich glänzender, als Freilaſſung aller Kräfte inner den Schranken der Gerechtigkeit.

Dadurch, wie faſt aller Orten in Deutſchland, ward zu dieſen Zeiten auch in Baiern der Bergbau gehobener. Es thaten ſich neue Gewerkſchaften zuſammen; ſie mutheten Gruben, empfingen Belehnung [137]), hatten Bergrecht, und

135) So verbot Herzog Albrecht, daß zu einem Hof von zehn Joch Ackers in einem Felde nicht mehr, als fünf Roſſe und ein Fülen gehalten werden ſollten, und ſo nach Verhältniß des Landes mehr oder weniger.

136) Mehrmals ward die Getreide-Ausfuhr verboten, ſo triftig auch die Gegenvorſtellungen der großen Landwirthe dagegen waren.

137) Wie z. B. da im J. 1364 Silbererze am Leberg in der Probſtei Kötzing erſchürft worden. Mon. boic. 2, 94.

zahlten den Zehnten von der Ausbeute dem Landesherrn [188], welchem, gleichwie vergrabene Funde und Schätze [189], Gesteine und Erze in ihren natürlichen Lagerstätten zustanden. Besonders wurden die Werke von Kitzbühl und Rattenberg im Gebirge des Innthals wichtig [190]; auch die alten Salzwerke Reichenhalls mit größerer Kunst betrieben. Die sonst mühsam in Eimern geschöpfte Sole hob jetzt ein Kettengeschöpf mit ledernen Pauschen von selbst [191]; und durch des Werkmeisters von München Kunst [192] wurden die süßen Wasser sorgfältiger von den salzigen geschieden.

---

188) Der ihn oft den Klöstern überließ. So empfing ihn Kloster Scheyern durch die Herzoge Ernst und Wilhelm von den Erzgruben zu Tischpachau im J. 1415. Mon. boic. 10, 541.

189) Kremners L. H. 7, 477.

190) Herzog Ludwig ertheilte ihnen viele Begünstigungen. Lori Bergrecht §. 2.

191) Erhard Zann von Zabern, Salzburgischer Büchsenmeister, hatte im J. 1437 dazu den ersten Entwurf gegeben.

192) Er hieß Hans Kurst. Die Vervollkommnung geschah im J. 1451. Bald darauf im J. 1452 hatten die hiesigen Salzsiedereien eine eigene Suborduung. Lori S. 29. Flurl ältere Gesch. der Saline Reichenhall, S. 12.

Minder erträglich oder nützlich mochte in den Gewässern vor und in dem Walde des Niederlandes zu Baiern die Fischerei der edeln Perlen sein. Dennoch fanden sich zu derselben Pächter [193]). Ihre Waare galt theuer, und ward der köstlichste Schmuck fürstlichen Gewandes.

Nur die Schlechtigkeit des Geldes, täglich vermehrt durch Betrug der Münzmeister oder Eigennutz der Fürsten, blieb, wie seit Alters [194]). Man brachte ganze Fässer voll jener elenden Häller ins Land, die seit hundert Jahren in Umlauf gekommen waren; oder ungefettete schwarze Pfennige, nur auf einer Seite kenntlich geprägt [195]). Niemand wollte mehr von dem übeln Gelde nehmen. Endlich ließ Kaiser Friedrich dazu noch Weißpfennige schlagen, siebenmal schlechter, als die schwarzen. Ihm ahmten die Hochstifte von Salzburg und Passau nach, selbst Herzog Ludwig

193) Besonders ward im Regen und in der Teyschnach nach Perlen gefischt. Im J. 1437 pachtete Franz Zaler die Fischerei der „rein Perl" auf sechs Jahre. Oefele 2, 227.

194) Mehrmals wurden von den Fürsten darüber Vereine geschlossen, doch vergebens.

195) Zwei Schwarzpfennige galten einem Regensburger Pfennig oder vier Hällern gleich.

zu Landshut, daß laute Klage ward. Das Volk hieß die schändliche Waare nur Schinderlinge.

Bei allem diesem aber blühte in Städten und Dörfern Wohlstand, wie nie vorher. Man sah den hablichen Landmann, gleich Bürgern, in feine Tücher gekleidet, mit silbernen Ketten, seidenen Binden; Mantel und Kappe mit Stickereien, das Hemd mit Flittern geziert. Auch Bäuerinnen trugen Sammet und Seidenbramen, kostbare Brusttücher, Pelzwerk von Zobel, Hermelin oder Marder zu Futter und Hauben, Schleier mit goldenem Einschlag, Gold und Perlen in Haarbändern. In Märkten und Städten stieg, neben reicherm Erwerb, auch Prachtaufwand. Selbst reisige Knechte gingen in gestickten, seiden-verbrämten Kleidern einher von theuerm Tuch und Schamlot; Wamms und Hose, nach Sitte der Zeit, kurz, daß sie einander nicht berührten; Brusttuch und Kappe mit Gold und Silber besetzt, das Hemd gefältelt. Schwer mochte man sie vom Edelmanne unterscheiden [196]. Und Frauen und Töchter des Bürgers prunkten in Sammet, Atlas, Damast, Taffent und Scharlach; Mäntel und Röcke schleiften am Boden nach; die Mieder, ob dem Gürtel offen, oder um den Busen tief aus-

196) Landr. Handl. 9, 512 ff.

geschnitten, gefielen oft mehr dem lüsternen Auge des Wüstlings, als sittiger Verschämtheit [197]).

Noth ist die große Tugendmutter der Völker; aber Wohlfahrt löset mit der Rauheit der Sitten die edeln Bande der Zucht. Die Ehrfurcht der keuschen Vorwelt vor jungfräulicher Unschuld ward immer seltener; Ehebruch schon nicht mehr als Todesverbrechen vor dem Stuhl des Vizthums gerüget [198]). Der Tanz, ausgelassener und üppiger, selbst in heiligen Zeiten unversagt. Eine Hochzeit, eine Kindtaufe oder ein Kirchgang versammelte ganze Nachbarschaften zu schwelgerischen Mahlen. Spiel um Geld in Karten und Würfeln, Brett und Schach, Zechgelage, da durch Zutrinken mit Bechern und Kannen in den Wettstreit geboten ward [199]), gehörten zu alltäglichern Belustigungen des gemeinen Volks. Selbst Dienstboten und Taglöhner forderten ihren Theil an diesen Genüssen. Viele arbeiteten im Sommer ausser Landes, zogen größerm Verdienst nach ins

197) Verbot von 1501. Landt. Handl. 13, 326.

198) Sondern mit 20 Pfund Pfennigen abgebüßt. Landt. Handl. 13, 329.

199) Verbot gegen das Zutrinken und die Trinkgewette von Herzog Albrecht. Landt. Handl. 9, 428 ff., 436 ff., 443 ff., und noch im Jahr 1500 vom Herzog Georg dem Reichen. Landt. Handl.

Gebirg' und gen Oesterreich, kamen im Winter heim, und lagen in den Trinkhäusern und spielten und zehrten [200]).

8.

Herzog Ludwig des Reichen Krieg um Donauwörth.

Im Jahr 1457 — 1460.

Der reiche Herzog zu Landshut hatte seinen blühenden Staat sechs Jahre lang weise verwaltet. Kein Geräusch der Waffen störte den Frieden. Er liebte ihn, ohne den Krieg zu fürchten. Für sein Recht stand er immer geharnischt, und bereit, die kleinste Unbill zu rächen. Als einst die Reichsstadt Dinkelsbühl, im schwäbischen Lande an der Wernitz, eigenmächtig zwei Leute, Diebstahls wegen, vom baierischen Boden fangen, wegschleppen und henken ließ, überfielen seine Schaaren die Stadt so plötzlich, daß, vor seinem Zorn erschrocken, die Dinkelsbühler ihre Diebe vom Galgen nahmen, nach Baiern brachten, daselbst noch einmal henkten, und gelobten, zehn Jahre lang nicht wider Baiern zu sein, und

200) Forderten darum auch mehr Lohn; „wollten für ein Tagwerk 10 — 12 Pfennige", klagte im Jahr 1499 die Ritterschaft. Landt. Handl. 13, 31.

Gottes", oder auch nur zur Ehre und Verherrlichung einer Kirchenpartei, oder einer Sekte, oder zuletzt nur eines Ordens — oder absichtlich und mehr zur Ehre der Menschheit und ihrer Würde vorhanden waren. — Eben so könnte der weltbürgerliche, reinmenschliche Zweck des Maurerthums angeführt werden, in welchem sich Menschen mit Menschen ohne Rücksicht auf Stand, Religion und Vaterland vereinten, wenn das heilige Ziel selbst nicht schon früh, in den meisten Logen, mit Geheimnißkrämerei, gewöhnlicher Wohlthätigkeit, oder gar mit religiösen u. s. politischen Nebendingen u. s. w. verwechselt worden wäre. Und doch bemerkt man auch erst in neuern Zeiten, wie die Freimaurerei sich wieder von dem, was ihr ursprünglich ganz fremd, ja ihrem Wesen widersprechend ist, zu reinigen anstrebt.

Die Selbstthätigkeit der Nationen im Gefühl des ewigen Rechts und der unverletzbaren Würde der Menschheit offenbarte sich in unsern Tagen aber auf eine weit mannigfaltigere und unzweideutigere Weise. Ich darf nur an die Opfer der über drei Welttheile verbreiteten zahllosen Bibelgesellschaften erinnern, welche wilden und barbarischen Völkern entfernter Himmelsstriche, in deren Sprache noch nie geschrieben worden, das heilige Buch vom Leben und Lehren Jesu zum ersten Geschenk machen, und, damit sie es lesen

in dieſer Friſt dem Herzog alljährlich zu Weihnachten durch zwei Räthe hundert Gulden, als Neujahrsgeſchenk, in Landshut zu überreichen [201]).

Ludwig hatte ſo wenig, als ſein Vater Herzog Heinrich, Wittelsbachs Anſprüche auf Donauwörth fallen laſſen, welches ſeit Altem zu Baiern gehört, und ſich durch König Sigmunds Hilfe, vor mehr denn zwanzig Jahren, vom Hauſe der Schyren getrennt hatte. Seitdem war Wörth in Schwaben eine freie Stadt des heiligen Reichs geheißen. Er trachtete immer, die Abtrünnige wieder anzulocken, durch Glimpf oder Ernſt, und nährte freundliches Einverſtändniß mit ihren Bürgern. Da ihm endlich viele derſelben geneigt wurden, auch Herr Gundelwein von Lauingen, ihr Bürgermeiſter, beſchloß er die Stadt wieder an ſich zu nehmen. Die meiſten Fürſten des Reichs, denen er oft Geld auf Land geliehen, wollten ihm wohl. Nur vom Kaiſer Friedrich hatte er Widerſpruch zu fürchten. Deswegen ſchloß er in aller Stille Bündniß mit Grafen und Edeln, und dreizehn Fürſten des Reichs, daß ſie ihm im Nothfalle Hilfe leiſteten.

201) Im Jahr 1456, wie Hektor Mülichs handſchriftliches Zeitbuch zu dieſem Jahr erzählt.

Unter denselben stand auch Markgraf Albrecht von Brandenburg, sein Jugendfreund und ehemaliger Bett- und Spielgenoß. Der hatte nun hohes Ansehen im ganzen Reiche. Man nannte ihn, wegen unüberwindlicher Stärke des Leibes und Gemüthes, den Achilles. Im Turnier hob ihn keines Sterblichen Kraft aus dem Sattel. Desgleichen trat zu ihm Pfalzgraf Friedrich am Rhein, der Kurfürst und Enkel Kaiser Ruprechts, ein sieghafter Fürst, von hohem Geist, durch Lesung alter Geschichten und Dichter gebildet. Dieser hielt zuerst stehende Heere im Sold; daher kam seiner Reiterei an Gewandtheit keine in Deutschland gleich. Auch verstand er sich bei Belagerungen meisterhaft gegen des Geschützes Gewalt mit neuerfundenen Schanzkörben und Wällen. Diesem Fürsten hätte die Kurwürde wohl nicht gehört, sondern Philippen, dem Sohne seines Bruders [202]). Aber als Vormund desselben hatte er die Würde an sich genommen, und daß er sie nach dessen Volljährigkeit nicht verlöre, sich den Neffen angekindet, also, daß dieser einst Erbe aller seiner Lande wie der Kurschaft werden sollte. Darüber war der Kaiser zwar unzufrieden geworden, und man-

202) Pfalzgraf Ludwigs des Sanften, der im J. 1449 gestorben war.

cher Fürſt neidiſch. Doch wider Alle behauptete er ſich im Schlachtfeld mit Tapferkeit und Glück. Und da ihm die Oberpfalz Huldigung verweigern wollte, weil Pfalzgraf Philipp eigentlich rechter Erbe ſei, und ſie ſogar ſeine Räthe in Kerker geworfen, hatte er die Widerſpenſtigen mit dem Schwerd gedemüthigt, Amberg mit Gewalt genommen und vor allem Volk fünf Rathsherren auf dem Markt enthaupten laſſen. Jeder hatte nun Furcht vor dem gewaltigen Kurfürſten, den man im Lande nur den böſen Fritz hieß[203]).

Herzog Ludwig, durch ſolche Verbündete herzhafter, rüſtete nun heimlich, Donauwörth zu nehmen und zu behaupten. In dieſer Stadt war damals Marſchalk Heinrich von Pappenheim, des Kaiſers Hauptmann und des Reiches Pfleger. Derſelbe, von dumpfen Gerüchten gewarnt, ritt gen Landshut und ſprach zum Herzog: „Haben die von Wörth gegen eure Gnaden gefehlt, will ich Recht ſchaffen vor Kaiſer und Fürſtenrath.“ Aber der Herzog verſchob einen ganzen Tag die Antwort zu geben. Da fand es der Marſchalk nicht geheuer; ſagte, die Antwort währe ſeinem armen Volk zu lang; ritt in der Nacht

203) Kreenners Geſch. Friedrichs I. in der Pfalz ſehr umſtändlich.

davon und mahnte eilfertig die Städte Augsburg und Nürnberg zur Hilfe [204]).

Länger säumte auch der Herzog nicht. Er ließ seine Kriegsvölker aufbrechen. Georg Aheimer und Oswald der Törringer voran mit fünfhundert Pferden [205]), dann er selbst nach mit zwölftausend Fußgängern und dreitausend Reißgen. Am Morgen des zwanzigsten im Weinmond des Jahres 1458 lagerte er vor Donauwörth, und schlug eine Wagenburg. Die Büchsen wurden auf die Stadt gerichtet, doch geschahen nur zwei Schüsse. Der Fürst ließ ein weißes Fähnlein wehen, Unterredung zu begehren: denn er hoffte freundliche Uebergabe. Inner den Mauern tobten Verwirrung, Schrecken und Zwiespalt. Der Marschalk von Pappenheim wollte keine Unterhandlung; allein ein großer Theil der Gemeinde und Gundelwein stellten die weiße Fahne aus, sandten in das Lager der Baiern, und wurden mit dem Herzog einig, ihm die Stadt zu geben. Der Marschalk schalt sie Verräther und Feige; die Bürger erwiederten: „Herr Marschalk, ihr habt wohl allweg

204) Sie sandten auch sogleich Pulver, Büchsenschützen und andere Mannschaft. Hector Mülich z. B. 1458.

205) Sie nahmen erst Mördingen ein. Burkh. Zingk.

zu essen; hingegen uns und unsern Kindern bliebe, beim Widerstand, nur das Unglück." So ließ man ihn mit den Seinigen zum Thor ausziehen. Der Herzog ritt an der Spitze von vierhundert Edeln in die Stadt, nahm Huldigung an, schlug das Wappen Baierns an die Stelle des abgerissenen Reichsadlers, und entließ nach gelungenem Werk sein Heer [206]).

Die Begebenheit erregte großes Aufsehen, zumal unter den Städten des Reichs. Umsonst versuchte Herzog Ludwig seine Rechtfertigung. Des Reiches und des Kaisers Hoheit schienen gleich sehr beleidigt. Es ward zu Eßlingen ein Tag gehalten, und die Fürstenschaft wider den Störer des öffentlichen Friedens aufgemahnt. Mehrere der Großen nahmen sich des Herzogs an; mehrere gaben dem Zorn Kaiser Friedrichs Beifall, je nachdem es Haß oder Liebe und eigener Nutzen mit sich brachten. Zu Ludwigs Feinden trat auch Markgraf Albrecht von Brandenburg über. Er hatte mit demselben schon über Befugniß des kaiserlichen Landgerichts zu Nürnberg Verdruß. Kraft vom Reichsoberhaupt empfangenen Freibriefs nämlich forderte der Markgraf baierische, wie andere deutsche Unterthanen, vor

206) Zuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich 2, 656.

die Schrannen des Landgerichtes, und erlaubte sich Einspruch in die dem Herzoge altzuständige Vogtei des Bisthums Eichstädt. Ludwig, beharrlich auf sein Recht, verwarf die Anmaßungen, und verband sich zu größerm Schutz noch enger mit dem sieghaften Pfalzgrafen Friedrich am Rhein, wie mit dem tapfern Georg von Podiebrad, der Böhmen Könige.

Das gesammte Reich der Deutschen war getrennt, und bereit zum großen Kriege, in welchem noch viel anderer Streit auszufechten war. Doch beschwor von Rom aus die Stimme des heiligen Vaters noch einmal den Sturm. Diesem lag daran, daß die Christen des Abendlandes ihre Schwerde wider die Fortschritte der ungläubigen Türken vereinigen sollten. Schon seit einem Jahrhundert hatte dies unerschrockene asiatische Volk, von Muhameds Lehren begeistert, den Hellespont überschritten, Europa angegriffen. Das heilige Land galt längst unwiederbringlich an sie verloren. Durch ihre Siege war das weiland großmächtige Kaiserthum der Griechen auf den engen Stadtbezirk Konstantinopels beschränkt; zuletzt mit Erstürmung Konstantinopels vernichtet [207]). Nun drängten die beglückten Waffen der Osmanen gegen Ungarn. Italien erzitterte. Die Päbste riefen die

207) Im J. 1453.

Könige der chriſtlichen Welt zum Kreuzzug. Bruder Hans, von Capiſtrano in Abruzzo, ein frommer Barfüßer, beredt und unermüdſam, hatte, wie ehemals der Einſiedler Peter, Welſch- und Deutſchland und Ungarn durchzogen[208]), Völker und Fürſten in den Kampf mit dem grauſamen Widerchriſt zu rufen. Doch weder die Tugend ſeines ſtrengen Lebens, noch die Salbung ſeiner Rede, begeiſterte für das heilige Ziel. Er that Zeichen und Wunder an Blinden und Lahmen, wie das Volk ſagte, und konnte die Todten erwecken, aber nicht mehr den alten erſtorbenen Heldeneifer der Chriſtenheit wider die Ungläubigen.

Durch Verwendung des heiligen Vaters im Streit um Donauwörth ward jedoch ſoviel bewirkt, daß kein Fürſt das Schwerd zuckte, ſondern die Stadt den Biſchöfen von Augsburg und Eichſtädt eingeantwortet ward, bis ſchiedsrichterlich darüber geſprochen ſein würde[209]).

Zu Nürnberg, wo die Fürſten zuſammen kamen, ward entſchieden[210]), indem Biſchof Johannes von Eichſtädt, dem Kaiſer wie Mark-

208) Wie *Vetteri* Fasti consul. (Oefele 2, 766) melden, war er ſchon im Jahr 1451 in Baiern. (Mans. Emm. 1, 362)

209) Lori Lechr. Geſch. 2, 173 ff.

210) Den 29. Herbſtm. 1459.

grafen Albrecht hold, ohne Ludwigs Recht zu prüfen, die Stadt blindlings dem Reich zuerkannte. Nun trat auch der Markgraf kühner hervor, und zeigte dem Herzog den kaiserlichen Gnadenbrief wegen Hoheit des Landgerichtes zu Nürnberg. Aber Ludwig im Unwillen nahm den Brief und riß ihn in Stücken [211]).

Alsbald ward wieder zum Kriege geworben von allen Seiten. Heinrich, Marschalk von Pappenheim, nahm inzwischen Donauwörth für das Reich in Beſitz, und Kaiser Friedrich erwies ſich den Bürgern daſelbſt holdſelig [212]), während er Acht ausrief über Ludwig von Baiern. Dieſer aber verwarf darum nicht minder den Schiedsſpruch von Nürnberg. Er zog ein großes Heer zuſammen [213]), dazu aus Böheim viel Volks, denn er gab reichlichen Sold [214]). Mit den erſten

---

211) Adlzreiters ann. P. 2, L. 8.

212) Er gab ihnen auch nachher noch vermehrte Freiheiten, im J. 1465. Lori Lechr. 2, 183.

213) Wieviel an Pferden, Schützen, Heerwagen, Geldſteuern, das obere und niedere Land dazu lieferte, zeigen die Anſchläge in Landt. Handl. 7, 36 ff.

214) *Unresti* Chron. anstr. (Hahns collect. mon. 1, 612.)

milden Tagen des Jahres vierzehnhundert sechszig wandt' er sich zu allererst rächend gegen Eichstädt. Mit dreizehntausend Mann berannt' er die Hauptstadt des Bisthums; legte ihre Vorstädte in Asche und nahm sie am Abend vor Ostern ein. Uebel ward an der Rednitz gehauset; Landeck, Stauf, Schönberg erobert, auch das Städtlein Roth, alles Markgraf Albrechts Eigen. Hieher warf sich an der Spitze des Reichsheeres Albrecht. Der kleine Fluß, welcher dem Städtchen vorüber, mit dem Namen desselben, zur Rednitz fleußt, schied die Schaaren beider Theile. Man erwartete die Stunde der entscheidenden Schlacht.

Doch Peter, Bischof von Augsburg, einer der römischen Hauptpriester, wandte mit gründlicher Beredsamkeit eines Staatsmannes das Blutvergiessen noch einmal ab. Er besuchte beide Feldlager, und vermittelte Waffenstillstand, in dessen Folge selbst Vorschläge zum Frieden, aber fruchtlos, versucht wurden [215]).

---

215) Herzog Wilhelm von Sachsen, welcher beim Reichsheer war, entwarf einen Friedensvergleich zu Nürnberg, am St. Peters- und Paulstag 1460 (Menkens script. rer. germ. 1, 797), den Markgraf Albrecht aber nicht annahm, weil dadurch Ludwigs Unterthanen vom Landgericht zu Nürnberg frei sein sollten.

9.

Fortsetzung. Kampf mit Kaiser und Reich.

Im J. 1461 — 1462.

Denn Markgraf Albrecht, der Achilles, hatte durch Ludwigs schnelle Heerbewegungen zu viel eingebüßt, und wollte einem Herzog von Baiern auch im Kleinsten nicht weichen. Und Kaiser Friedrich klagte über neue Beleidigungen, die ihm von Ludwig geschehn waren.

Es hatte der Kaiser nämlich den Herzog nach Gräz eingeladen, um mit ihm über Strafen und Entschädigungen zu reden, welche der Nürnberger Schiedspruch wegen Besetzung von Donauwörth verhängt hatte. Ludwig, der den kaiserlichen Brief im Wildbade des Thales Gastein empfing, wo er seiner Gesundheit pflegte, begnügte sich, einige des Rathes nach Gräz zu senden. Nach vollendeter Badezeit aber reisete er hinab gen Ingolstadt, wo ihn sein Schwager Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, erwartete, der mit seinem leiblichen Bruder, dem Kaiser, in Hausstreit wegen Herrschaft zu Oesterreich lebte. Er hatte dem Erzherzog Beistand ertheilt.

Darüber empört, schrieb Kaiser Friedrich dem Herzoge den Absagebrief. „Vergebens haben wir Dich gemahnet," sprach er: „Dich mit uns

können, ihnen Schulen gründen. Ich darf nur an die zahlreichen Vereine in Amerika, Asien, England, Frankreich u. s. w. erinnern, deren Ziel die Verbesserung des Jugendunterrichts in den ärmern Volksklassen ist. Ich darf nur an das rührende Erbarmen erinnern, mit welchem in Süddeutschland, in der Schweiz, in England eine Menge von Vereinen zusammenstand, um den Griechen in ihrem Kampf für Religion, gesetzliche Ordnung und Zivilisation Hilfe oder Ermunterung gegen den orientalischen Despotismus zu geben. Völker, die einander vormals unbekannt oder fremd waren — Völker, die mit einander kein gemeinsames Verhältniß haben, als daß sie beiderseits Genossen des menschlichen Geschlechts und seiner Würde sind — Völker, die schwerlich oder nie mit einander in nähere Berührung kommen — empfinden für sich die gegenseitige Theilnahme, äussern sich auf die uneigennützigste, thätigste Weise, bringen einander mit nicht geringem Aufwande von Zeit, Arbeit und Vermögen Geschenke, welche nur die Veredlung der menschlichen Natur durch Aufklärung, Religiosität, Sittlichkeit und Freiheit zu befördern bestimmt sind. Die Darbringer dieser Geschenke haben davon für sich selbst keinen Gewinn, zählen auf keinen Gewinn. Ihrem höhern Sinne erscheint das menschliche Geschlecht als eine ein-

zu vereinen, welches Du aus Deinem tollen Gemüthe verächtlich abgeschlagen. Statt dessen hast Du wider uns, dem Du mit Leben, Pflicht, Ehr' und Eide verbunden bist, sowohl unserm Bruder, als andern unsern Feinden, mit Geld und allem Vorrath gedient, hast uns und andere des heiligen Reiches Fürsten, wider aufgerichteten Landfrieden, freventlich überzogen. Da wir nun beschlossen haben, als oberster Vogt des Reiches, unsers kaiserlichen Amtes halber, solche grobe, schmähliche und ungewohnte Handlungen zu strafen: so haben wir, zur Erhaltung des heiligen Reiches Recht und Obrigkeit, uns, mit Hilf' und Beistand unserer Kur- und Fürsten, Grafen und Freien, Herren, Ritterschaft und Städten, die Strafe gegen Dich ernstlich fürzunehmen, unterfangen [216])."

Ihm erwiederte klug und bescheiden der Herzog: „Im Bad zu Gastein, fern von meinen Räthen, konnt' ich nicht antworten. Da ich meine Vertrauten nach Grätz sandte, ward an ihnen nichts begehrt. Meinem Schwager hab' ich Beistand gethan gegen seinen Bruder, nicht in Sachen des Reiches, nicht gegen den Oberherren des Reiches, sondern gegen den Herzog zu Oesterreich.

216) Grätz, Montag nach Margarethen 1461 (20. Heumonds) abgedruckt in Juggers Ehrenspiegel.

Gegen den Kaiser nehm' ich keinen Krieg an; darum gehe der Feindsbrief zurück [217]."

Inzwischen täuschte sich der von Feinden umringte Fürst nicht mit eitler Hoffnung. Er rüstete in tiefer Stille; fing Friedrichs geschworne Boten auf; erbrach ihre Briefe und vernahm aus denselben die Vorbereitungen seines Untergangs. Dem Markgrafen Albrecht hatte der Kaiser, als seinem obersten Feldhauptmann, des Reiches Banner übergeben. Es waren gegen Baiern Markgraf Karl von Baden, dessen Bruder Bischof Georg zu Metz, Herzog Wilhelm zu Sachsen, Markgraf Friedrich zu Brandenburg in der Mark, die Bischöfe von Mainz, Speier, Bamberg, Eichstädt, auch Pfalzgraf Ludwig, Graf zu Veldenz, die Grafen von Würtemberg, Leiningen, Nassau, Oettingen, Werthheim, Henneberg und viele andere, sammt zweiunddreißig Reichsstädten, im Aufgebot. — Ludwig forderte eilfertig auch seine Freunde auf, den sieghaften Pfalzgrafen am Rhein, den Landgrafen von Hessen, den Erzherzog Albrecht, des Kaisers Bruder, auch Sigmunden von Oesterreich, der zu Innsbruck Hof hielt: die Bischöfe von Salzburg, Freising, Pas-

217) Gegeben Ingolstadt. Mariä Himmelfahrt 1461. Zugger und Lori von Ludwig dem Reichen in Abh. baier. Ak. 7, 266 ff.

sau und Würzburg; nicht minder seine Vettern, die Herzoge zu München [218]), und andere Grafen und Herren.

Ganz Deutschland erscholl von kriegerischen Vorkehrungen. Markgraf **Albrecht, der Achilles**, schrieb wider Ludwig und dessen Bundesgenossen offene Briefe aus, die er umher sandte, oder mit großer Schrift an das Rathhaus der Stadt Nürnberg schlagen ließ. Darin mahnte er als oberster Feldhauptmann zum Aufbruch gegen die Friedensstörer, die das Haupt des heiligen römischen Reichs gemindert und gebeugt sehen wollten. „Denn," so schrieb er, „dadurch wird alle Ordnung verkehrt, die That frei, Gerechtigkeit aus dem Lande verjagt. Wo würde, so man solches duldete, Emporhaltung alles Adels sein, Glaub' im Handel, Frieden bei Kaufleuten und denen die das Feld bauen? Zerstörung des heiligen Reiches wäre die Folge, Verlust alles Ruhmes deutschen Volkes, den unsere Vordern mit

---

218) Die ihm aber, weil sie dem römischen Kaiser verschrieben, so wenig Beistand ausserhalb Landes leisten wollten, daß sie ihm folgendes Jahres sogar vierhundert Wagen abschlugen, um die er bat, Mundvorrath abzuholen. Landt. Handl. 7, 112 ff.

ihrem tugendlichen geführten Leben und Blutvergießen herrlich erobert haben!“

Solchen Schmähungen widersprach in Kraft und Wahrheit Herzog Ludwig mit Briefen und angeschlagenen Verkündigungen [319]). Doch ließ er es nicht bei Worten. Plötzlich, während Markgraf Albrecht noch unvollständig gerüstet im verschanzten Lager vor Schwabach stand, rückte er schon mit fünfzehnhundert Reitern, drittehalbtausend Heerwagen, und vielem Geschoß in seines Feindes Land ein [320]). Thann, des Markgrafen Schloß, wenige Stunden von Nürnberg gelegen, ward zuerst berannt. Der Burgvogt, erschrocken vor so großer Gewalt, zog heimlich mit den Seinen zur Nachtzeit ab, und ließ im Schlosse allen Vorrath von Pulver, Lebensmitteln und Geräthen verderben oder durch einander werfen. Als andern Tages ein Haufe böhmischer Brüder hineindrang und das gestreute Pulver Feuer fing, gerieth alles in Brand und verloren viele das Leben. Darauf ließ der Herzog die benachbarten Schlösser der Edeln angreifen, welche dem Markgrafen gehorchten; nahm Erlang ein, und Neu-

319) Die Urkunden sämmtlich in Falkensteins nordgav. A. 371 ff.

320) Ende Augusts 1161.

ſtadt an der Aiſch, worin er Martin von Sattelbogen zum Hauptmann ſetzte; erſtieg bei Windsheim die feſte Burg **Hohnek**, und bei Schwabach den ſtarken **Kammerſtein**. Das Städtlein **Windsbach**, manches Dorf und Schloß ward verbrannt [221]).

Auch der Kurfürſt **Friedrich** in der Pfalz am Rhein blieb nicht ſaumſelig. Deſſen Bitzthum zu Amberg ging mit ſtreitbarem Volke aus der Stadt Kemnat in Albrechts von Brandenburg Gebiet und nahm Neuſtadt am Kulm, Königsberg, Kreuſſen und andere Städte und Burgen. Da ward viel gemordet, geraubt und mit Sengen und Brennen verwüſtet. Die Strenge des Winters erzwang kaum eine Waffenruhe von vier Wochen [222]), welche Ludwig benutzte, neue Hilfvolker aus Böheim von König Georg zu ziehen.

Darüber ging Albrechts Wehklage durchs ganze deutſche Land an die zögernden Bundesgenoſſen. Sie eilten in Ulm zuſammen, und ſandten alle an Herzog Ludwig den Abſagebrief [223]). Er aber antwortete ihnen: „Ich bin mit nichten des Kaiſers noch des Reiches Feind. Doch weil

221) Nach *Schedelii* Chron. bei Oefele 1, 397.

222) **Krenners** Geſch. des Kurfürſten Friedrich I v. d. Pfalz. S. 212 ff.

223) Den 15. Januar 1523.

ihr mir absaget, will ich, mit Gottes und der Meinen Hilfe, mich mannlich wehren, und meine Ehr' hüten."

Seine Waffenvorräthe hielt er zu Neuburg, Ingolstadt und Landshut: hier und im Schlosse Burghausen seine Geldkammern; bei Nain den Sammelplatz der Kriegsvölker. Die Grenzstädte gegen Schwaben, Nain, Aicha, Friedberg, Lauingen, Landsberg und Hochstätt, wurden mit starken Besatzungen gedeckt; denen gab er tapfere Befehlshaber, die Fraunberger, Pinzenauer, Gumpenberger, welche in Raub und Brand den kleinen Krieg führen sollten. Mit den Verbündeten wurde der neue Feldzug verabredet. Oesterreichs Erzherzoge sollten den Kaiser in dessen Erblanden angreifen; die tapfern Böhmen in die Marken von Brandenburg fallen; der sieghafte Pfalzgraf am Rhein und der hessische Landgraf Baden, Veldenz, Metz und Würtemberg schrecken. Herzog Ludwig aber allein wollt' es gegen Albrecht Achilles und die übrige Heermacht des Reiches aufnehmen.

Diese hatte sich unter den Mauern von Donauwerth versammelt, bald mit überlegener Stärke. Denn auch der Graf von Würtemberg war bei ihnen mit seinem Volk und das Banner vieler mächtiger Städte aus Schwaben bis zum Rhein. Nur Augsburg allein hatte fünfhundert streitbare

Märner von den Zünften der Stadt beim Heere, nebſt einhundert und fünfzig Reiſigen, geführt von Wilhelm dem Rechberger, einem unerſchrockenen Mann; dazu noch achthundert Schweizer, das tapferſte Fußvolk [224]), im Sold. Es war kein Mangel an Handbüchſen und Karrenbüchſen; noch an Wagen, wohlbeſchlagen, mit eiſernen Ketten umhängt, zur Wagenburg, jeder mit zween Schlachtſchützen beſetzt.

Als der oberſte Feldhauptmann ſein Heer gezählt, wollt' er die Baiern übermannen, ehe ihnen Hilfe vom Rhein würde. Er rückte zuerſt mit fünfzehntauſend Mann vor das Städtlein Monnheim, nur von zweihundert Reiſigen vertheidigt. Es ward genommen, verbrannt, ſeine Mauer faſt ganz umgeworfen; dann die Veſte Graisbach berennt, welche noch minder widerſtand. Denn Kurt von Helfenſtein, daß er mit ſeinen Geſellen frei abziehen könne, übergab ſie feigerweiſe; eben ſo, als des Reiches offenes Schloß, die Burg Schwabheim, und ſchwor dazu, nicht wider das Reich zu dienen, ſo lange der Krieg währe. Graisbach ward bis auf den

224) „Es iſt je wiſſen, daß die Bair die Schweyzer ſo übel verchten, das ain wunder iſt, die Schweyzer ſchlagen ſy all ze Tod.“ Burkh. Zingk.

Grund niedergebrochen. Binnen weniger Zeit war Alles wieder in Albrechts Gewalt, was er im letzten Feldzuge verloren hatte. Der kleine Krieg, welchen die Baiern aus ihren Grenzstädten führten, hemmte die Fortschritte des Markgrafen nicht.

Die Gefahr näherte sich schon von jeder Seite den Landen Herzog Ludwigs. Er zog auf der Straße gegen Ulm, die Donau hinauf. Albrecht warf sich ihm rasch entgegen an die Brenz [225]), wo noch die Stadt Gundelfingen treu an Baiern hielt. Muthig fochten die Bürger von ihren Mauern gegen das Reichsheer [226]). Ludwig lagerte neben der Stadt, von einer Wagenburg umschanzt, dem wachsamen Feinde gegenüber. Es ritten die Kaiserlichen hohnend heran, und forderten zum Streite: „Gute Klosterfrauen seid ihr Baiern; könnt' in beschlossenen Zellen den baierischen Psalter wohl beten!" — Des vierten Tages in erster Morgenröthe fiel Herzog Ludwig mit zween Haufen zu Fuß und zu Pferd aus,

225) Den 27. März 1462; zehntausend Mann stark.

226) Dankbar ehrte der Herzog ihre Tapferkeit, und setzte auf die Brust vom Löwen ihres Stadtwappens sieben blau und weiß wechselnde Rauten, den dritten Theil des baierischen. Pallhausen (Garibald ff.) führt die Urk. Landshut 1162 an.

seinen Feind im Schlafe zu überrumpeln. Doch stand der Markgraf in gedoppelter Wagenburg wohl bedeckt; wo sie offen war, machten blinde Graben und Schanzen dahinter den Zugang gefährlich. Viele baierische Reiter stürzten mit verhängtem Zügel in die Fallgruben. Das Getümmel weckte Alles im Lager. Dennoch drang Ludwig hindurch, verbrannte die Schirm' an den Schanzgräben, vernagelte etliche Stückbüchsen, und entführte eine derselben [227]), zweiundzwanzig Zentner schwer, in die Stadt.

So geschahen viele blutige Gefechte vor Gundelfingen, und Ausfälle, welche nichts entschieden. Ludwig, aus Furcht vor Ueberfall und Gundelfingens Schwäche, zog sich eine Stunde Weges zurück an das haltbarere Lauingen.

Schon rüstete sich Albrecht, die Stadt an der Brenz zu stürmen, als Botschaft kam, der sieghafte Pfalzgraf vom Rhein sei in des Würtembergers Land eingefallen. Da ward großes Schrekken. Der Graf von Würtemberg eilte fortan mit dreihundert Reißzen den Seinen zum Beistand. Die Städte Frankfurt, Heilbronn, Hall, Rothenburg und andere, zogen ihre Banner für eigene Sicherheit zurück. Markgraf Albrecht, zu sehr geschwächt, während Ludwigs Macht bei Lauingen

227) Die dem Grafen v. Würtemberg gehörte. Fugger.

täglich wuchs, ließ austrommeten zum Rückzug und räumte das Feld. Was nicht in Eil fortzubringen war, wurde zerstört.

Nun drang Ludwig freier durch Schwaben, äscherte den Ulmern über dreißig Ortschaften ein; nahm und verbrannte Raum, nach zweimal mißlungenem Sturm; durchzog das Nieß; gewann Neresheim, und verbreitete ein solches Schrecken, daß zu Augsburg selbst die Geistlichen und Chorherren zur Stadt schworen, im Harnisch auf die Mauern zu laufen. Die Städte und Grafen des Reichs wehrten sich verzweiflungsvoll, einzeln. Viel ward her und hin geraubt und gebrannt; Kirchen und Klöster hatten kein geborgenes Heiligthum. Lose Gesellen, die nichts hatten, thaten sich zusammen, und plünderten, in mordbrennerischer Banden herumstreichend, feindliches und freundliches Gebiet.

Pfalzgraf Friedrich hatte inzwischen den Krieg mächtig vom Rhein her ausgeführt. Bei Seckenheim, nahe am Neckar, vertilgt' er in blutiger Schlacht seine Feinde [225]). Unter den Gefangenen fand er selbst den Grafen von Würtemberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz. Die Botschaft solches Sieges gab dem ganzen Reiche Furcht; dem Herzog Lud-

225) Den 30. Brachmonds 1462.

zige Gottesfamilie; ſie erfüllen gegen dieſe Familie eine Pflicht, zu der ſie Niemand zwingt, als ihr Bewußtſein, göttlichen Geſchlechts zu ſein.

Es iſt aber zu bemerken, daß weitaus die meiſten ſolcher Vereine für reinmenſchliche Zwecke nur bei den ziviliſirten Nationen heutiger Zeit entſtanden ſind oder beſtehen; und noch mehr, daß nur in Staaten, welche verfaſſungmäßige Freiheit genieſſen, wie England, Frankreich, die Schweiz und Süddeutſchland, hier beſonders Würtemberg, ihre wahren Heimathen und Vaterlande ſind, weil ſich der menſchliche Geiſt nur da in ſeiner ganzen Würdigkeit offenbaren kann, wo er frei ſein darf.

Die Sorge der edlern und beſſern Menſchheit für ihre Würde in unſern Tagen wird immer regſamer. Die Vereine in den Nationen für Beförderung der Weltgeſittung erſcheinen in ihrer Zahl immer größer, in ihren beſondern Bildungen und Beſtimmungen immer mannigfaltiger. In nachfolgenden Darſtellungen will ich verſuchen, mehrere zu ſchildern.

nig neuen Muth. Hellenstein das Schloß, und Heidenheim die Stadt im Brenzgau, die Albrecht ihm entrissen hatte, kamen wieder in seine Gewalt [229]).

Kaiser und Reich, größere Unfälle fürchtend, wünschten den Frieden zurück. König Georgs von Böheim Mittelwort stiftete glücklich genug Waffenstillstände zwischen den Kämpfern, und ein Tag zu Nürnberg sollte gütlich schlichten [230]). Allein die Gemüther, theils vom Siegesglück trunken, theils vom Durst der Rache erhitzt, waren sich allzuentfernt. Besonders Albrecht der Achilles mochte nicht ruhen, ohne in einem großen Siege den Schimpf seiner Bundesgenossen bei Seckenheim getilgt zu haben. Unter den Mauern von Ulm hatt' er eine neue Macht gesammelt. Mit dieser legt' er sich sogleich

229) Die Geschichte dieses Kriegs, und der Schlacht bei Giengen, nach Zingks und Hektor Mülichs Zeitbüchern. Tort (Abh. hist. Ak. 7, 284) und Eisenmann (Kriegsgesch. 1, 213) leisteten viel zur Ordnung der Thatsachen. Lipowski's Fleiß (im Nationalgarde-Jahrbuch von 1811. S. 151) sammelte auch hier einige schätzbare, minder beachtet gewesene Züge.

230) Die Urk. von den Waffenstillständen und Verhandlungen in Falkensteins Antiqq. nordgav. 3, 375 ff.

vor Heidenheim, die Stadt wieder zu nehmen. Aber die Baiern darin leisteten trotzige Gegenwehr, und sandten ihrem Herzoge Eilboten, der im Lager bei Lauingen stand. Ludwig brach auf. Albrecht hört' es, rückt' ihm entgegen bis zur Reichsstadt Giengen, und beeilte sich die Höhen vor derselben zu besetzen.

10.

Schlacht bei Giengen. Friede.

Im J. 1462 — 1463.

Er gewann sie. Sein Heer war sechstausend zu Fuß, sechshundert zu Roß stark [231]); dabei der junge Graf von Würtemberg mit dreihundert Reisigen und tausend Fußgängern. Zehn schwere Karrenbüchsen bildeten die Stärke des Geschützes. Alsbald ward eine Wagenburg geschlagen von vierhundert Wagen, denn die Baiern rückten zu gleicher Zeit heran.

An Zahl fühlte sich Ludwig seinem Feinde nur wenig überlegen; mehr am Muth der Seinigen und wohlgeübter Reiterei. Denn im Reichsheer war viel unerfahrnes Volk und aus den Handwerkern der Städte ein großer Theil der Reiter.

231) So gibt er seine Stärke selbst in dem Schreiben an, welches er nach der Schlacht auf Augsburg schickte. Falkenstein antiqq. 4, 391.

Dies mußte der Herzog. Deswegen pflegt' er Raths mit seinen Hauptleuten und beschloß den Angriff, ehe noch droben die Wagenburg vollendet wäre.

Inzwischen das Heer ausruhete, und das Zeug zum Gefecht gerüstet ward [232]), sammelte er die Tapfersten um sich, und schlug bei vierzig Herren des Adels zu Rittern. Die hat man Wagenritter geheißen. Er selbst empfing den Ritterschlag von seinem Pfleger zu Krantsberg, Herrn Thoman den Preisinger. Dann ward in die Trommeten gestoßen; das Feldzeichen [233]) ein Eichenzweig; die Losung „heilige Marie!", und „Baierland!" das Geschrei. Es war am Morgen des neunzehnten Heumondes im Jahr vierzehnhundert zweiundsechszig.

Voran mit den Rennfähnlein, an der Spitze von fünfhundert Reisigen, Heinrich von Gumpenberg. Mit tausend Reitern folgte das Hauptpanier, angeführt von Georg dem Törringer, Friedrich von Pienzenau, Heinrich dem Moroltinger und Ritter Hans Ebran.

Herzog Ludwig selbst führte seine Baiern ins Treffen. Wolfgang von Chamer trug

232) „enhalb Gussenberg und des Wassers auf der Loe." Oefele 1, 398.

233) „seines Heers heimliche Kraiden." Zugger.

die herzogliche Fahne vor ihm her. Seinen Leib schützten die biderben Preisinger, Fraunberger und Fronhofer. Als sie ihren edeln Herrn baten, an sicherm Ort seines Lebens zu schonen, rief er: „Heut, lebendig oder todt, bleib' ich bei meinem Volk!“ Da stürmten die Reiter entflammt voraus; das Fußvolk von den Seiten mit Schlachtgesang [231]) gegen die Wagenburg auf; die böhmische Brüder-Schaar, viertausend stark, brachte Wolfgang von Schaumburg ins Gefecht.

Albrecht der Achilles sah den Anzug. Noch war die Wagenburg nicht geschlossen. Er rief den Seinen, mannhaft zu streiten. Sie rückten aus. „Römisch Reich!“ war ihr Feldgeschrei; „St. Wilhelm!“ ihre heimliche Losung.

Gleich im ersten Stoß brach der Ungestüm der Baiern die reisigen Schaaren des Reichs. Zuerst wankte das Banner von Tübingen; bald wich es vor Ludwigs Rittern; bald folgte die gesammte Reiterei den Fliehenden in Eil. Kaum über hundert wurden gefangen oder erschlagen. Furcht überlief das Fußvolk bei diesem Anblick.

---

231) „Wer heut nit wohl schießen kann,
der ist meinem Herrn ein unnütz Mann!“
Aus dem Bericht eines Augenzeugen oder Zeitgenossen. Oefele 1, 398.

Ein Haufen nach dem andern wankte. Albrecht erblickte voll Schmerzes die unabwendbare Schmach; wandte das Roß und rief den Fußknechten zu: „Lieben Söhne, fliehet Giengen zu!“ — Aber zweihundert Schweizer ſtanden beim Banner von Augsburg, und fochten unerſchütterlich. Sie ſchrien zum Markgrafen: „Ach nicht, gnädiger Herr! Laßt uns mannlich wehren. Stehet nur, und laſſet uns machen!“ Der Muth der unerſchrockenen Alpenſöhne war umſonſt. Der Strom allgemeiner Flucht riß ſie wider Willen mit ſich. Deß zornig, verſchmäheten ſie fortan der Augsburger Sold und zogen bald in ihre Heimath zurück [235]).

Noch wars nicht Mittag und ſchon das Fliehen ohne Maß. Viele verletzten ſich an ihrem eigenen Gewehr; viele ſtürzten den Berg hinab; viele in die Brenz. Kaum dreihundert Fußknecht' und hundert Reiſige bedeckten mit ihren Leichnamen den Wahlplatz [236]). Die Niederlage würde größer

---

235) Der Sold war vier Gulden des Monats; aber 28 Tage mußten ihnen einen Monat gelten. Hektor Mülich.

236) So nach eigener Angabe eines Briefes an Augsburg vom Markgrafen „geben eilends zu Ulm, Zinſtag zue Nacht vor Maria Magdalene.“ In einem Schreiben vom gleichen Tage an ſeine Räthe

an der Zahl zu Lauingen. Die erbeuteten Banner, als Siegeszeichen, zogen durchs Land nach Burghausen.

Der Herzog begab sich darauf mit dem Heer vor Augsburg, die feindselige Stadt zu strafen. Als sie ihn sahen, erklangen die Sturmglocken; die Bürger stiegen auf die Mauern, und fochten heldenmüthig. Zweimal täglich ließ der Herzog die Thore berennen. Alle Abend sandt' er aber einen Trommeter mit silbernen Flaschen in die Stadt, den Rath zu bitten, ihm solche mit Malvaser oder sonst gutem Wein zu füllen. Und sie gewährten jedesmal höflich. Da er nun wider sie nichts vermochte, denn er litt großen Schaden von ihren Ausfällen, zog er ab, und verwüstete ihre Schlosser und Dörfer. Auch vor die Burg von Hainhofen kam er, die dem Bürgermeister Leonhard Langenmantel gehörte, dessen Geschlecht zu Augsburg seit Jahrhunderten hochgeehrt lebte. Im Schlosse wohnte des Bürgermeisters Frau. Sie ward voll großer Angst und sandte dem Fürsten entgegen, daß er ihr Gnade gönne, denn Hainhofen sei ihr Witthum; ließ ihm auch ein Kranzlein überreichen, mit Perlen umwunden, als Siegeskranz. Der Herzog nahm es freundlich auf und ging schonend an Hainhofen vorüber.

Unterdessen war zu Nürnberg von den krieg-

führenden Häuptern neuer Waffenstillstand beredet worden [238]). Zu Prag stiftete König Georg zwischen dem Kaiser und Herzog von Baiern Vergleich [239]). Alle Theile waren des Kampfes müde, in welchem Sieger und Besiegte Großes eingebüßt hatten. Darauf entließ mit Winters Anbruch der Herzog seine Schaaren. Doch währten zwischen ihm und Markgrafen Albrecht noch lange einzelne und blutige Neckereien fort. Beide warfen sich in Briefen [240]) mit ungemessenen Ausdrücken Hochmuth und Falschheit vor. Die Schmach bei Giengen hatte des deutschen Achilles Herz tief verwundet.

Ludwig, des entschiedenen Willens seiner Bundesgenossen zum Frieden überzeugt [241]) wagte allein nicht, allen zu widerstehen. Nicht ohne Ruhm ging er aus dem Kampf: doch ohne Donauwörth. Es ward im Friedensschluß weder dieser Stadt [242]), noch des Streites, wegen nürn-

---

238) Von Marid-Magdalend-Tag 1462 bis 6. August 1463.

239) Falkensteins antiqq. nordgav. 4, 380 die Urk.

240) Merkwürdig zu lesen. Falkenstein bewahrte sie in seinen antiqq. nordgav. 4, 390 ff. auf.

241) Im Hornung 1463 bei einer Zusammenkunft mit ihnen zu Burghausen.

242) Der Friedensvertrag am Montag vor St. Bar-

bergiſcher Landesgerichtshoheit gedacht; Alles blieb, wie vor begonnenem Kriege; auch Roth, Stauf, Landek, Tann und Schönberg, Ludwigs Eroberungen, fielen dem Markgrafen Albrecht zurück.

Die Lorbeern von Giengen waren für ſo viel blutige Opfer und Anſtrengungen ſchlechter Lohn. Das Volk von Baiern aber liebte ſeinen tapfern Herzog und erſetzte ihm mit einer reichlichen Steuer [243]) den verlornen Aufwand.

11.

Herzog Albrecht III in München ſtirbt. Von der Gemüthsart ſeiner Söhne: Johannes III, Sigmund und Albrecht IV.

Im J. 1460 — 1467.

Den größten Theil dieſer Begebenheiten erlebte der fromme Herzog Albrecht in München

---

tholomäus 1463, geſchloſſen zu Prag, wo ihn König Georgs von Böheim Fleiß zu Stande brachte, in Falkenſteins antiqq. nordg. 4, 393. Nur einer Summe von 75,000 Fl. geſchieht Erwähnung, die den Vorfahren Ludwigs auf dieſe Stadt verſchrieben geweſen ſein ſoll (vielleicht eine Anregung der alten Schuldforderung für die vor neunzig Jahren verkaufte Mark Brandenburg); doch ihre Zahlung ward unentſchieden gelaſſen.

243) Im J. 1404. Die Steuer von allen Landgerich-

nicht mehr. Er hatte noch Ludwigs Beginnen vor Donauwörth geſehen, ohne in Verſuchung zu gerathen, deſſen Bunde wider Kaiſer und Reich beizutreten. Kränklich, vom Zipperlein geplagt, ohnehin weiches Gemüthes, ward er mit zunehmender Betagtheit aller Welthändel ſatt. Nur geiſtliche Dinge blieben ihm theuer. Schon ſein Aeuſſeres, die feinen Züge des einſten, blaſſen Antlitzes, bezeichneten den müden, gottergebenen Mann. Zuletzt, nur in Gebet und Einſamkeit glücklich, entſchlug er ſich ſchier aller irdiſchen Sorge, und überließ die Leitung des Staates den Händen ſeiner Gemahlin Anna von Braunſchweig.

Dieſe, welche ihm nie die Liebe der unglückſeligen Agnes Bernauer erſetzt hatte, nahm mit Begier die Herrſchaft, welche weiblichem Stolze ſchmeichelte. Indeß ſcheint es, daß ſie mehr eigenmächtig, als gerecht, und in Anwendung von Gunſt oder Mißtrauen mehr wandelbaren Launen als kluger Vorſicht geneigt war.

---

ten, Prälaten, Rittern, Klöſtern, Städten und Märkten betrug 123,838 Pfund 3 Schilling 15 Pfennig; oder an rheiniſchem Geld, je einen Gulden fur ſieben Schilling gerechnet, 141,529 Gulden 4 Schilling 15 Pfennig. Landt. Handl. 7, 116 ff.

2.

Die Friedensgesellschaft von Massachusett.

Zu derselben Zeit, als die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preussen, nach ihren entscheidenden Siegen über Napoleons Macht, in frommer und dankbarer Stimmung den heiligen Bund schlossen, und die Nachricht von diesem Vereine und diesem Zwecke in die vereinigten Freistaaten Nordamerika's gelangte, verbanden sich in der Provinz Massachusett, zu Boston, mehrere einsichtsvolle und tugendhafte Männer zu einem Zweck, der allen Europäern zwar sehr löblich, vielen oder den meisten aber ungeheuer, abentheuerlich und sogar lächerlich scheinen dürfte.

Es war ihnen um nichts Geringeres zu thun, als dahin zu wirken, daß die empörendste Schmach und die furchtbarste Geissel des menschlichen Geschlechts, der Krieg, von der Erde verschwinde und ein allgemeiner und ewiger Friede unter den Staaten herrschend werde. Darum nannten sie ihre Verbindung die Massachusetter Friedensgesellschaft (the Massachusetts Peace Society).

Ein Unternehmen dieser Art muß dem Europäer allerdings um so mehr auffallen, da es von einigen Privatleuten ausging, welche keinen

Mancher litt unverdient. Der Herzog war gezwungen, sich selber des Staates anzunehmen; doch that er es unter Beistand seiner ältern Sohne Johannes und Sigmund. Die gekränkte Eigenliebe der Fürstin konnte diesen Schimpf kaum ertragen. Sie war im Begriff, mit ihren Kleinodien [244]) eines Nachts den Hof und Baiern heimlich zu verlassen. Es ward ausgebracht. Ihr Sohn Johann führte sie wieder ins Schloß zurück.

Wenige Jahre nach diesem gab Herzog Albrecht, umringt von seinen Söhnen, den Geist auf [245]). Seine Asche ward auf den heiligen Berg getragen. Noch vor seinem Scheiden hatte er gestiftet, daß nie wieder das Erbe durch verderbliche Nutztheilung zersplittert, sondern nach seinem Tode je von den zwei ältesten Söhnen zugleich verwaltet werden sollte.

Sein Erstgeborner war Johann, dieses Namens unter den Herzogen der Dritte, ein lebhafter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren [246]), zwar klein und hager von Gestalt, doch geistvoll und von edeln Grundsätzen. In den Zügen seines

244) An St. Ulrichs Kirchweih im J. 1456 „und hat mit sich genommen wohl 100,000 Fl. Kleinodien.“ Hektor Mulich.

245) Am Freitag nach Aschermittwoch 1460.

246) Geboren im J. 1437.

bräunlichen Gesichts, von einer gebogenen Habichtsnase geziert, und langhängendem, schwarzem Haar umflossen, verkündeten sich Biedersinn und Muth [247]). Er nahm sich alsbald der Geschäfte mit Ernst an; denn sein Bruder Sigmund, zufrieden einen fröhlichen Tag zu leben, macht' ihm die Thronsorgen nie streitig, ging lieber den Zerstreuungen der Jagd und heitern Liebeshändeln nach [248]). Er war übrigens ein gefälliger, gutmüthiger Jüngling, dem das krause, dunkelbraune Haar des Hauptes und ein immer fröhliches Wesen wohlstand.

Der erste Blick des jungen Herzogs Johann war auf die von seinem Vater versäumten Ansprüche auf die Ingolstädter Erbschaft gerichtet. Der karge Heinrich von Landshut hatte sich derselben nach dem Tode des Grafen von Mortain ganz bemächtigt; und dessen Sohn nachher von billiger Theilung nie hören mogen. Johann rich-

---

247) Die Zeichnung nach Ladislaus Sunthemius: „Fuit dictus probus et veridicus." Oefele 2, 571.

248) Einer Schönen zu gefallen trug er lebenslang ihre Farben, wovon gesungen ward:

In dieser Farb schwarz, roth und weiß
Mit aamyem Fleiß u. s. w.

Oefele 1, 175

tete nun seine Forderungen an diesen, und schlug, als Bitten nicht fruchteten, darum Zweikampf vor; denn Bürgerblut sollte in ihrem Zwist nicht fließen. Herzog Ludwig, damals noch im Kampf mit Albrecht Achilles, beachtete kaum des Jünglings ritterliches Ansinnen. Dann trat ein Ereigniß anderer Art dazwischen.

Die naßkalte Witterung des Jahres 1463 erzeugte Ruhren und bösartige Fieber in solcher Gewalt, daß durch ganz Deutschland ein großes Sterben war. Städte und Dörfer wurden voller Leichname [249]), und hielten Bethfahrten zu allen Heiligen, deren Hilfe anzuflehen [250]). Man flüchtete vom Land in die Städte, von den Städten aufs Land. Herzog Johann, aus Furcht vor der Seuche, verließ München. Aber auch in der Einsamkeit des Dorfes Haidhausen, nahe bei dieser Stadt, fand ihn der Tod [251]).

249) In Augsburg starben vom St. Jakobs- bis St. Lucientag bei 9000 Menschen. Hektor. Mülich z. J. 1463.

250) Aus München zogen in einem Tag 5000 Personen, weinenden Auges, zum heiligen Berg und zur Gottesmutter auf Freising. Bruchstück eines Zeitbuchs von München in Westenrieders Beitr. 5. 195 aufbehalten.

251) Den 18. Wintermonds 1463.

Nur ungern entsagte sein Bruder, Herzog Sigmund, den Belustigungen des Waidwerks oder Vogelherdes für die trockenen Mühen der Landesverwaltung. Nach zwei Jahren entbürdete er sich derselben, indem er, väterlicher Ordnung getreu, seinem nachältesten Bruder daran Theil gab.

Derselbe, Namens Albrecht, der Vierte sogenannt unter den Herzogen, hatte zwar nur ein Alter von achtzehn Jahren [252]; aber die Geistesreife des Mannes; zur Herrschaft Trieb; und Selbstgefühl ihrer werth zu sein. An den hohen Schulen Pavia's, Siena's und Roms erzogen [253], gebrauchte er die Sprachen des alten und neuen Italiens mit gleicher Leichtigkeit; mit gleicher Gewandtheit Feder und Schwerd. Die alten Geschichten seines Vaterlandes, und die Thaten der Gesetzgeber und Helden fremder Völker hatten in seinem Gemüth die Begierden eines ruhmwürdigen Daseins entzündet.

Also übertrug ihm Herzog Sigmund feierlich die Mitherrschaft [254]. In altüblicher Ordnung

---

252) Er war geboren im J. 1447.

253) Wie Ladisl. Suntheim. erzählt.

254) Am Erichtag nach Maria Geburt 1465. Landt. Handl. 5, 137. Nachfolgende Schilderung der gewöhnlichen Feierlichkeiten bei den alten Landta-

zogen unter dem Geläute der Landtagsglocken die vereinten Stände des Herzogthums vor das Fürſtenſchloß die Landesherren zur kirchlichen Andacht, und vom Hochamt auf das Rathhaus zu begleiten. Vor den Fürſten her zu Roß, in aller Pracht, die edle Ritterſchaft; ihnen folgend die hochwürdige Schaar der Geiſtlichkeit und die beſcheidenen Botſchafter der Städte, Märkt' und Flecken. Im weiten Rathsſaal beſtieg Sigmund den erhabenen fürſtlichen Stuhl, umgeben von den Großen des Landes in Verrichtung ihrer Erbämter [255]). Da hielt der Erbhofmeiſter, rechts dem Thron, auf deſſelben oberſten Stufe, den Machtſtab in der Hand [256]); ihm zur Seite eine Stufe tiefer der Erbmarſchalk des Fürſten

---

gen zum Theil nach Hunds baier. Stammenbuch, und noch mehr nach handſchriftlicher Abhandlung von Anton Lipowski.

255) Durch die lange Trennung des Ober- und Niederlandes waren in Baiern die Erbamter doppelt beſetzt und blieben es auch nachmals, da man die Landtage abwechſelnd in München und Landshut hielt.

256) Schon ſeit 1329 wars immer ein Freiherr von Degenberg, der dies Erbamt, mit dem Geleit über Kloſters Tegernſees Wein „von Oeſterreich herauf,“ zum Lehen trug. Hunds Stammenb. 2, 57.

Schwerd [257]). Man ſah voran in den feierlichen Reihen den Erblandjägermeiſter [258]), den Erbſchenken, Kämmerer, Truchſes und Pannerherrn [259]).

Darauf trat Albrecht vor den Thron ehrerbietig und ſprach: „Lieber Bruder, wir bit-

---

257) Auch führte er oft den Vorſitz im Hofgerichte; dazu gewöhnlich bei Landtagen, wenn der Fürſt ſich entfernte, um die freie Berathung nicht durch ſeine Gegenwart zu unterbrechen, die Leitung der landtäglichen Verhandlungen. In Oberbaiern war dies Lehen von den Ortenburgern an die Herrn von Hals (im J. 1293), von dieſen an das Geſchlecht von Maſſenhauſen, und dann (1399, da Wilhelm von Maſſenhauſen, der letzte ſeines Stammes, ſtarb) an die edeln Sumpenberger gekommen; ſo wie in Niederbaiern zuerſt von den Lanzenbergern an die von Pfäffing, die dem Kaiſer Ludwig ſo mannlich am Tage von Ampfing beigeſtanden. Auf Straubingiſchen Landtagen waren waren (ſeit 1360) die Rusberger Erbmarſchalke.

258) Immer ein Törring ſeit 1356, da das Erbamt von den Harskirchern abkam.

259) Die beiden letztern Erbämter gingen nachmals ein. Die Ortenburger und Törringer ſprachen beide die Erbpannerwürde an. In Niederbaiern hatte das Geſchlecht von Tollheim lange das Erbjägeramt.

ten euch brüderlich und freundlich, ihr wollet uns zu euch in die Mitherrschaft nehmen, so wollen wir uns brüderlich und freundlich gegen euch halten, als euer freundlicher Bruder, und ohne euern Willen und Wissen nichts handeln." Ihm entgegnete Herzog Sigmund: „Auf solch euer brüderlich und freundlich Bitten und glaublich Zusagen, auch unsern lieben Brüdern Vettern und unserer gemeinen obern und niedern getreuen Landschaft zu sonderen Gnaden und Gefallen, wollen wir euch zu uns, als der älteste Bruder, in die Herrschaft aufnehmen." Nach dieser Feierlichkeit wurden die Stände ihrer Gelübde und Eide gegen Sigmund entlassen, um sie in gleicher Kraft beiden Landesherren zu erneuern.

Zwei Jahren herrschten die Brüder neben einander. Sigmund, weniger um die Geschäfte des Staates, als um seine Freude besorgt, erkannte den überlegenen Geist des Bruders ohne Eifersucht. Er ließ sich gefallen, durch förmlichen Vertrag ihm allein den Ruhm und die Sorgen des Herrschers zu übergeben [260]). Darauf zog er in

260) Den 3. Herbstm 1467. Er hatte inzwischen seinem Bruder durch mancherlei eigenmächtige Verfügungen, durch Handel über Wildbahnen, Lustschlösser u. s. w. und durch eine binnen wenigen

den Genuß des Stillebens zurück, und behielt sich nur einige Rechtsame, so wie zur Bestreitung seiner Bedürfnisse, die nöthigen Einkünfte vor [261]). Von da an wohnte Sigmund lange auf dem alten Schlosse Dachau; nachher in der anmuthigen Einsamkeit von Grünwald an der Isar; oder zu Neuenhof; oder zu Menzingen an der Würm, ob München. Dort, im Umgang mit selbsterkornen Freunden, in der Liebe schöner Frauen [262]), unter Zerstreuung der Jagd, oder den Genüssen der Tonkunst, in welcher er selbst viel Geschicklichkeit erworben [263]), war ihm die mühenreiche Hoheit eines Ländergebieters nicht länger beneidenswerth. Künstler und Gelehrte fanden bei

---

Jahren verschwenderisch angehäufte Schuldenlaß von 22000 Gulden manchen Verdruß gemacht, so daß ein Landtag unter Vorsitz des Herzogs Ludwig von Landshut den Streit schiedsrichterlich abthun mußte. Landt. Handl. 5, 165.

261) Das Recht die geistlichen Lehen zu verleihen und dazu 4000 Fl. jährliche Einnahme, nebst andern Vortheilen. Landt. Handl. 5, 227.

262) Er hatte mehrere unehliche Kinder. Karl von Hellersberg über den Regierungsverzicht Herz. Sigmunds.

263) Musica instrumenta scite ipse suo manu tractabat. Adlzreiter.

ihm gaſtfreundlichen Empfang; Dürftige Beiſtand. Die Vorhöfe ſeiner ländlichen Wohnung waren immer mit ſeltenen Thieren des Auslands, mit weißen Tauben, Pfauen und anderm Geflügel bevölkert. Von Zeit zu Zeit beſucht' er München, wo ihn die ganze Bürgerſchaft gern ſah. Er baute ihr auch dankbar eine neue Hauptkirche unſerer lieben Frauen, nach großgedachtem Entwurf, und legte feſtlich mit eigenen Händen dazu den erſten Grundſtein. Noch pranget ſie heut, ihm unter den Enkeln zum Gedächtniß.

Nun führte Herzog Albrecht die Gewalt, mit muthiger Kraft eines Jünglings, mit bedachtſamem Ernſt eines Greiſen. Langſam, doch unwiderſtehlich, ſchritt er ſeinen Zwecken zu, und erregte durch Klugheit, wie folgerechten Willen, der alle Widerſpenſtigkeit der Menſchen und Umſtände zähmte, die Hochachtung oder das Erſtaunen ſeiner Anhänger und Widerſacher.

Albrechts heller Geiſt erkannte die dunkeln Quellen, aus welchen ſeit Jahrhundert ſeines Landes Verderben kam: der Geiſtlichkeit Sitten, des Adels Trotz, der öffentlichen Einkünfte verworrene Verwaltung und vor allem die Länderzerſplitterung unter eiferſüchtigen Erben. Er wollte Wittelsbachs Kraft verjüngen, und ihm gelang es. Denn, unbeugſam im Entſchluſſe, das Große umſpannend, das Kleinſte beachtend, den Blick

unverwandt auf das Ziel, scharfsinnig im Entdecken, gewandt im Handhaben des Augenblickes, furchtbar oder gütig zur rechten Stunde, riß er seine Umgebungen mit sich, und überwältigte, was entgegen stand.

Einfluß auf Staatenverhältniſſe hatten oder anſprachen, und in einem Lande, welches das Weltmeer von demjenigen Welttheil getrennt hat, in dem der Krieg ſeit Jahrtauſenden einheimiſcher und kunſtreicher getrieben iſt, als irgendwo auf dem Erdball. Allein die Sache wird weniger befremdend, wenn man bedenkt, daß jene Männer Genoſſen eines Landes ſind, in welchem die einfachen Grundſätze des geſunden Menſchenverſtandes mehr zu Hauſe und in Uebung ſind, als in Europa; wenn man bedenkt, daß dieſe Männer Genoſſen eines großen und friedlichen Staatenvereins ſind, der noch nie den innern Krieg erlebt hat, wie verſchieden auch oft die Intereſſen der Staaten einander begegneten. Die Idee von der Verabſcheuungswürdigkeit des Krieges an ſich iſt auſſerdem in den amerikaniſchen Provinzen durch mehrere religiöſe Sekten, die ſehr verbreitet ſind, wie die Quäker, die mähriſchen Brüder u. ſ. w., weit allgemeiner, als in Europa. Ja, man hat in Pennſylvanien die Erfahrung gemacht, daß die ernſte Feſthaltung des Friedens mit der Politik einer Regierung allerdings, ſelbſt gegen die kriegsluſtigen Stämme der wilden Indianer, vereinbar geweſen ſei. Als der edle Wilhelm Penn den Zügel der pennſylvaniſchen Regierung übernahm, fing er damit an, den Indianern ſeine Grundſätze in Bezug auf Krieg und ſeinen unwi-

Dritter Abſchnitt.
Die Wiederherſtellung von Baierns Einheit.

1.
Wie Albrecht Alleinherrſchaft in München behauptet.

Im Jahr 1467 — 1472.

Der Herzog hatte noch zwei jüngere Brüder, Chriſtoph und Wolfgang [1]). Sie glaubten, da Sigmund zurückgetreten war, einem von ihnen Beiden gebühre Mitherrſchaft, laut Willen des Vaters. Wolfgang zwar, als der jüngſte, vergnügt bei ſchönen Roſſen und Dirnen [2]), vollen Humpen und lärmenden Jagden, forderte nichts;

1) Jener geboren den 5. Brachm. 1449; dieſer im J. 1451.

2) Et virginum rurallum stuprator, nennt ihn Ladislaus Sunthemius.

doch unterſtützte er den Ehrgeiz Chriſtophs. Dieſer, ein ruhmbegieriger, feuervoller Jüngling, war durch Freigebigkeit und ritterlichen Sinn vielen Männern des Adels willkommener, als Albrecht, den ſie fürchteten. Gern waren ſie an ſeiner Seite im luſtigen Leben umher zu Feſten, fröhlichen Abenteuern und Speerrennen. Bei allen Wagſtücken ſtand Chriſtoph voran. So unſcheinbar und hager er von Geſtalt war, kam ihm doch keiner an Leibesſtärke und Behendigkeit bei. Im Sprunge ſchlug er mit dem Fuß einen Nagel, zwölf Schuh über dem Boden, aus der Wand [3], und Steine, drei Zentner ſchwer, ſchleuderte er in der Fauſt fort [4]. Beim Wettlauf, Ringen, Lanzenbrechen und Tanz hieß er Meiſter.

Dieſe Tugenden, ſo ſehr ſie Preis und Bewunderung erregten, ſchienen dem Herzog Albrecht

---

3) Bekanntlich gehörte noch damals das Springen zu den ritterlichen und fürſtlichen Leibesübungen. Vom König Heinrich II. von Frankreich wird gerühmt, daß er der beſte Springer am Hofe geweſen ſei, und im vollen Satz ſeine 23 bis 24 große Fuß gemacht habe, wie der geſchwätzige Brantome in ſeinen hommes illustres meldet.

4) Die Wahrzeichen wurden noch im achtzehnten Jahrhundert in München vorgewieſen. Falkenſtein Geſch. v. Baiern 3, 476.

weder Recht noch Würdigkeit zur Theilnahme am Herzogthum zu beweisen. Gewarnt durch alle aus Gemeinherrschaft entsprungene Unruhen der Vorzeit, und vertraut mit Christophs unbesonnener Raschheit, lehnte er dessen Anmuthung ab. Auch lag es also in Wort und Sinn der väterlichen Verordnung, welche nur, im Todesfall eines der zwei Brüder auf dem Throne, dessen Ersetzung durch einen andern gebot. Weil aber Sigmund, welcher ihm sein Recht übertragen hatte, noch vorhanden war, konnte der Zutritt eines dritten nicht statt finden.

So überzeugend Albrecht redete, von Sigmund selbst und seinen einsichtvollsten Räthen [5]) unterstützt, konnte dies alles nicht die beleidigte Selbstliebe Christophs beschwichtigen. Seine Vertrauten, besonders Ritter Gewolf von Degenberg und Hans der Rusberger, ermunterten ihn, die widerrechtliche Alleinherrschaft seines Bruders mit offener Gewalt zu enden. Es fehlte nicht an Mißvergnügten im Lande, besonders unter dem Adel des Niederlandes bei Straubing und vor dem Wald, wo von jeher ein trotziger

5) Darunter besonders Domherr Ulrich Uesinger, Pfarrer zu St. Peter, Peter Schluders und Balth. Riedler, Bürgermeister in München. Fugger.

Geiſt für Eigenmacht und Freiheit heimiſch geweſen. Sie vereinten ſich zu einem Bund, Geſellſchaft der Böckler des Einhorns geheißen, und ſchworen ihm Treue. Chriſtoph bildete aus ihnen einen Hof; nahm Marſchälle an, Hofmeiſter, Kämmerer, Trommeter, Köche, anderes Geſinde, und that in Allem dem Landesherrn gleich [6]). Albrechts Befehle wurden von den Rittern des Böcklerbundes verſchmäht. Hans Gewolf von Degenberg nannte Albrechten verächtlich nur den Federhelden und Schulmeiſter [7]), den Niemand fürchten müſſe. Jeder verließ ſich auf ſein gutes Schwerd.

Sie irrten. Kaum verſpürte der Fürſt die unruhigen Bewegungen im Nordgau und Niederlande, befahl er Städten, Pflegern und Amtleuten daſelbſt getreues Aufſehen, und weder Chriſtophen, noch Jemanden in deſſen Namen zu empfangen [8]). Auf ſeinen Wink ſtanden die ſechsundviertzig Gerichte und Pflegämter des obern und niedern Baierns mit Leuten und Gezeug bereit,

---

6) Aventin Chron. Bav. 5, 446.

7) „Scolarem seu scriptorem vocavit.“ Ladislaus Sunthemius.

8) Im Herbſtmond des Jahr 1467. Landt. Handl. 6, 93 ff.

in das Feld zu rücken, wo es Noth thun würde [9]). Und plötzlich griff er die Ritter des Bundes an, deſſen Häupter oder Stifter am erſten und ſchwerſten gebeugt wurden, da ſie vom Herzog ſolches unvermutheten Schrittes am wenigſten gewärtig waren. Dem übermüthigen Hans Gewolf wurden ſeine Schlöſſer Degenberg, Altenberg und Weißenſtein, dem Rusberger ſeine Burgen auf Kalmberg und Rusberg entriſſen und verwüſtet [10]); der Bund der Böckler des Einhorns, als huſitiſcher Ketzerei verdächtig [11]), aufgelöſet. Dies alles war das Werk weniger Wochen.

Die öffentliche Ruhe ſtand geſchirmt. Chriſtoph aber führte bittere Beſchwerden vor den Ständen des Landes und auswärtigen Fürſten, wie Albrecht ihn mit Gewalt verſtoße. Man hörte ihn geneigt. Vorurtheil gegen die Gerechtigkeit des Stärkern, oder Mitleid gegen den

9) Als Urſache zu dieſen Rüſtungen ſpiegelte Albrecht die „Laufe von den Böhmen wegen“ vor. Landt. Handl. 6, 110 ff.

10) Hans von Rusberg rettete ſich nur durch die Flucht nach Böheim. Anonymi farrago. Oefele 2, 515.

11) So Jeſemaier nach einer mir unbekannten Handſchrift (Geſch. von Baiern 615). Schon Anfang Wintermonds 1467 war dieſer Böcklerbund, nach kurzer Dauer, vernichtet. Landt. Handl. 6, 106.

Schwächern, macht die Menſchen immer dem Beſiegten hold. Albrecht empfand es. Er begehrte nicht den Sieg der Uebermacht, ſondern des Rechtes für die Ruhe des Herzogthums, und überließ Schiedsrichtern das Urtheil.

Die Fürſten ritten demnach zu einem Tage gen Landshut, zu Herzog Ludwig dem Sieger von Giengen; Chriſtoph und Wolfgang mit ſtattlichem Gepränge von zweihundert Rittern; Albrecht einfach, ohne Geräuſch. Da ſaßen neben Ludwig die Pfalzgrafen bei Rhein, Herr Philipp, Kurfürſt Friedrichs des Sieghaften Neffe, und Herr Otto von Neumarkt; der Biſchof Matthias von Speier, die Grafen von Werdenberg und Hanau mit ihren und des Herzogs Räthen und Zugeordneten aus oberer und niederer Landſchaft Baierns.

Sei es, daß ihnen Albrechts erklärtes Recht zweideutig, oder den Fürſten des Hauſes Wittelsbach die uralte Uebung der Erbtheilungen ehrwürdiger war, als der letzte Wille eines neulich verſtorbenen Herzogs: ſie entſchieden zu Chriſtophs Gunſten [12]). Dieſem ward Theil an der Herrſchaft zuerkannt, neben Sigmund und Albrecht,

12) Der Spruch war den 16. Hornung 1463 gethan. Landt. Handl. 5, 253.

sobald das begonnene Jahr abgelaufen sein würde [13]).

Albrecht gehorchte dem Spruch, welcher sein Recht beschränkte, aber des Herzogthums innern Frieden gefährdete. Inzwischen benutzte er die übrige Frist seiner Alleingewalt, durch gütliches Unterhandeln von den Brüdern zu erhalten, was der Tag zu Landshut vernichtet hatte. Am ersten gewann er Wolfgangen, dessen Hang zu harmloser Behaglichkeit den Ehrgeiz überwog. Dieser verzichtete zwölf Jahre lang auf allen Theil an der Herrschaft, und bedang sich dafür, ausser dem Genusse von Schloß und Zugehörungen von Greifenberg, und einem Hause in München [14]), ein Jahrgeld von ohngefähr dreitausend rheinischen Gulden aus [15]). Solches Beispiel, Leichtsinn und Lust zur Ungebundenheit, lockten endlich auch Christophen zur

13) Nämlich das J. 1468 bis U. L. Fr. Lichtmeß 1469.

14) „am Kindermarkt, darin unser lieber Bruder (Albrecht) jetzt ist."

15) Die ersten sechs Jahre betrug das Geldganze über 2400, in den letzten sechs Jahren volle 3000 Fl. rhein. Der Vertrag wurde schon sechs bis sieben Wochen nach dem Landshuter Spruch, nämlich am 28. März 1468, zu München geschlossen. Landt. Handl. 5, 304.

Nachfolge, ehe das Jahr verstrich. Um noch vortheilhaftere Bedingungen [16]), die ihm Albrecht gewährte, überließ er demselben für einen Zeitraum von fünf Jahren [17]) Macht und Gewalt, allein über Land und Leute zu gebieten [18]).

Diese merkwürdige Ausgleichung zwischen den Brüdern, in welcher sich Albrechts Beharrlichkeit und Schlauheit, neben der Uebrigen leichtem Blute offenbarte, gewährte dem Hausfrieden zwar nur kurze, dem Alleingebieter aber hinlängliche Frist, seine Hoheit zu befestigen. Bald, und doch zu spät, schien es Christoph zu erkennen und zu bereuen. Selbst die Zerstreuungen einer Lustreise in das anmuthige Welschland, an den mantuanischen Hof, zur Herrlichkeit Roms, wohin Albrecht, bald nach geschlossenem Vertrage, die Brüder mit sich nahm [19]), konnten Christophs Verdruß nicht mildern.

---

16) 3000 Fl. rhein. Jahrgeld, Schloß und Nutzungen von Paal, sechszehn Fuder Heu, hundert Fuder Brennholz u. s. w.

17) Eigentlich bis U. L. Frauentag zu Lichtmeß 1475.

18) Eine darauf Bezug habende Urkunde vom 6. Mai 1469 bewahrte Kremer in seiner trefflichen Sammlung der Landt. Handl. 5, 380 auf.

19) In der andern Jahreshälfte von 1469. Gelegentlich hoffte Albrecht vom Papst für Wolfgangen.

Er trennte ſich von Albrecht. Er hörte die Vorwürfe ſeiner alten Freunde, und ihre aufwieglerischen Rathſchläge. Er verſuchte die Stände des Landes, aber fand weder Anhänglichkeit noch Gehorſam [20]). Ueberall im ſchmerzlichen Gefühle der Unterthänigkeit gegen den Bruder, überall von deſſen wachſamem Blick bewacht, wollte er bald freiwillig das Land meiden [21]), bald durch einen Gewaltsſtreich ſein Anſehen im Herzogthum herſtellen.

In der Faſtnacht des Jahres 1471 ward zu München ein großes Stechen und Rennen gehalten. Dazu kam auch Chriſtoph, mit ihm Wolfgang, und eine große Zahl ihrer vertrauten Freunde. Es wurden mancherlei Anſchläge gegen Albrecht geredet, und übel bewahrt. Im Volk liefen böſe Gerüchte, der Herzog ſolle überfallen, in Gefangenſchaft oder vom Leben zum Tode gebracht werden. Er ward von treuen Bürgern, ſelbſt von Frauen mehrmals gewarnt [22]).

---

der zum geiſtlichen Stand nicht ungeneigt war, eine Gunſt zu erhalten. Landt. Handl. 8, 18.

20) Landt. Handl. 8, 13.

21) Und ſich zum Herzog von Burgund verfügen.

22) Dies alles aus dem eigenen Rechtfertigungsſchreiben

Mochten dieſe finſtern Sagen nun gegründet oder übertrieben ſein: ſie bewogen den bedrohten Fürſten, eigene Sicherheit zu bedenken. Als Chriſtoph eines Tages [23]) im Bade ſaß, traten Graf Niklaus von Abensberg, Burkhard Rohrbek und mehrere Ritter zu ihm herein, und nahmen ihn auf Befehl des Herren in Verhaft. Gleichzeitig wurden andere ſeiner Freunde gefangen. Wolfgang flüchtete erſchrocken mit wenigen Dienern aus der Stadt nach Augsburg, wo man ihn gaſtfreundlich aufnahm; denn die Augsburger hatten immerdar Irrungen mit Albrecht, und trugen Mitleid zum jungen Fürſten [24]).

Dieſes Ereigniß verurſachte großes Geräuſch. Albrecht ſuchte die Strenge ſeines Verfahrens

---

Albrechts an ſeinen Bruder Wolfgang vom 18. Mai 1471. Landt. Handl. 8, 15.

23) Am 23. Hornung 1471.

24) Sie verhießen ihm Beiſtand in Rechten und mochten ihm Geld vorſchüſſe. Wegen Wald, Wuhr, Wildbann und anderm hatten ſie mit Albrecht manchen Spann gehabt, der, um ſie zu zwingen, ihnen ſogar einmal den Lech verpfählen, die Wertach ſperren, und Handel und Wandel beſchränken ließ. S. dr oft, zuletzt noch 1470 zu Ingolſtadt, wurde deswegen getheidigt. Paul v. Stetten Geſch ren Augsburg 207.

derruſſiſchen Willen zu erklären, ununterbrochenen Frieden zu handhaben. Und in der That, ſo lange die Regierung unter ſeiner und nachmals unter Leitung der Quäker ſtand, das heißt, in einem Zeitraum von mehr denn ſiebenzig Jahren, wurde das gute Einverſtändniß mit den Wilden nicht ein einzigesmal unterbrochen.

Die Stiftung einer Geſellſchaft zur Beförderung des allgemeinen Friedens konnte daher in Amerika nichts Auffallendes haben. Die Löblichkeit der Abſicht und die Unſchuld der dazu beſtimmten Mittel erwarb ihr bald nicht nur viele Mitglieder, ſondern auch in andern Gegenden der vereinigten Staaten Schweſter-Geſellſchaften. Eine derſelben bildete ſich zu New-York.

Die von Boſton wandte ſich in einem Schreiben (vom 9. April 1817) an den Kaiſer aller Reuſſen, lediglich um ihn von ihrem Daſein und Wirken zu unterrichten, welches ihm, als dem Urheber des heiligen Bundes, nicht gleichgültig ſein könne. Der Kaiſer bezeugte ihr in ſeiner Antwort (vom 4. Juli 1817) diejenige Theilnahme und Ermunterung, welche eine Geſellſchaft von ſo frommen Zielen allerdings verdiente. Eben ſo ſchrieb ſie dem Fürſten Alexander Galitzin, Präſidenten der ruſſiſchen Bibelgeſellſchaft, und bat ihn um Erlaubniß, ſeinen

in einem Ausschreiben an die Fürsten zu rechtfertigen; vor allem aber Wolfgangs Zuneigung und Vertrauen wieder zu erlangen [25]). Allein dieser, nur um Chrisophs Schicksal bekümmert, ging im schlechten Kittel eines Verbannten einher, und ließ das Haar seines Bartes nach Weise der Trauernden wachsen. So trat er vor den Reichstag zu Regensburg auf, den Kaiser Friedrich selbigen Jahres versammelte, und klagte mit beredsamen Thränen und Worten Albrechts Ungerechtigkeit und Härte an. Der Schein zeugte wider den Herzog, der einen seiner Brüder im Kerker seufzen, den andern im Elend wandern ließ. Das bewog den Beschuldigten, Regensburg, wohin auch er geritten war, wieder zu verlassen, ohne eine Vertheidigung anzubeben, die, öffentlich gethan, Wittelsbachs Schimpf offenkundig machen mußte.

Als ihm aber der Reichstag Boten sandte, ihn zur Freistellung Chrisophs zu bereden, enthüllte er ihnen, mit dem Geheimniß der Ursachen, die Gerechtigkeit seines Verfahrens. So anders

25) „Befremdet uns nicht unbillig, daß Ihr Euch durch etliche Buben, die Euch und uns weder Ehren noch Gutes gönnen, verbegen lasset!" schrieb er Wolfgang II unterm 18. Mai 1471. Landr. Landl. 5, 16.

waren sie Sinnes geworden, daß sie fortan selbst vor Kaiser und Reich Schutzredner des Angeklagten wurden. Auf gleiche Weise verwandelt, kehrte eine zweite Gesandtschaft der Fürsten von München zurück. Kaiser Friedrich, noch ungläubig, lud den Herzog zum vertraulichen Gespräch ein. Sie sahen sich im Kloster Prüfling bei Regensburg. Auch der Kaiser billigte Albrechts Strenge.

Christoph im Kerker hatte keinen treuern Freund, als den Pfalzgrafen Otto zu Neumarkt. Diesen jammerte das Schicksal des Gefangenen, und er beschloß dasselbe mit List und Gewalt zu ändern, da es Güte oder Recht nicht vermochten. Er kam in dunkler Nachtstunde mit hundert Rittern von München, das Gefängniß aufzusprengen und den Fürsten davon zu führen. Wie sie aber Pfähle einschlugen, über den Stadtgraben einen Steg zu werfen, schüchterten sie die Schwäne auf. Das Geräusch lockte die Wachten herbei und vereitelte den Anschlag [26]). Der mißlungene Versuch hatte sorgfältigere Hütung des Gefangenen und drohende Rüstungen gegen den Pfalzgrafen zur Folge [27]).

---

26) Nach Aventin und Adlzreiter.

27) Otto, indem er sein Unternehmen, in einem Umlaufschreiben an die baierischen Städte und Märkte, zu rechtfertigen bemüht war, sind sie ein, dem Her-

Nur nach langem Bitten der gesammten Verwandtschaft des Hauses [28]), und erst als sechsunddreißig Edle für Christophs friedsames Verhalten Bürgschaft geleistet hatten, ließ sich Albrecht den Spruch vermittelnder Herren [29]) gefallen. Der Bruder des Fürsten und seine Mitgefangenen, nach geschworner alter, ehrbarer Urphede, wurden des Verhaftes entlassen.

Am wenigsten von allen war Christoph gesinnt, Wort zu halten. Kaum genoß er, nach beinahe zwanzig Monden, wieder die Freiheit, begann er das alte Spiel. Er verließ, persönlicher Sicherheit willen, Albrechts Gebiet. Und alsbald warb er um neuen Anhang unter den Rittern, die aber das Schicksal der Böckler erschreckt hatte. Er forderte Entschädigung wegen seines Gefängnisses, und Wiederherstellung seines Rechtes zur Mitherrschaft im Herzogthum. Er versuchte

---

zoge Hilfe gegen ihn zu versagen. Statt dessen schickten die Städte selbst seine Briefe an Albrecht. Landt. Handl. 8, 50. 57.

28) Besonders Herzogs Ludwig zu Landshut. Auch die Landstände hatten sich schon dringend für Christophs Befreiung verwendet. Landt. Handl. 8, 27.

29) Unter Vorsitz Herzogs Ludwig von Landshut am 9. Weinmonds 1472 zu Regensburg. Landt. Handl. 8, 67.

Städte und Märkte zum Ungehorsam, wenn Albrecht Steuern forderte [30]). Doch des Volkes große Treue und des Fürsten Weisheit entkräfteten seine Bestrebungen.

2.

Herzog Ludwigs Händel mit Augsburg. Stiftung der hohen Schule zu Ingolstadt. — Wissenschaftlicher Zustand.

Im J. 1467 — 1472.

Zu dem traurigen Zwist der Brüder von München stand der gute und reiche Ludwig von Landshut nur als Mittler. Er bewahrte die Ruhe seines Volkes. Noch trugen Kaiser Friedrich, und der Brandenburgische Achilles dem Sieger von Giengen Groll nach [31]). Auch mit den Augsburgern war keine aufrichtige Liebe hergestellt, denn sie hatten den Baiern durch Rauben und Brennen groß geschadet. Den Haß vermehrten böse Leute mit falschen Worten.

---

30) In einem Ausschreiben, welches er unter dem 9. Brachm. 1473 von Neumarkt erließ; aber Klöster, Ritter und Städte übersandten die Briefe Herzog Albrechten. Landt. Handl. 8, 120. 127.

31) Ihn und Pfalzgraf Friedrichen wollten sie nicht einmal in den zu Augsburg 1466 vorgeschlagenen Landfrieden aufnehmen. Burkh. Zingk.

Eines Tages [32]) waren drei Räuber eingefangen, die zu Ingolstadt geſtohlene Kleinodien verkaufen wollten. Der eine war ein Krämer, der andere ein Reiter, der dritte, Ochſenfuß genannt, Kaſtner und Zöllner zu Rain; dazu hatte ihn der Herzog ſelbſt gemacht, wegen manches kecken Streichs im Kriege. Die ſprachen im Kerker, vielleicht ihr armes Leben zu retten: es wären die Augsburger und ihr Feldhauptmann, Ulrich Graf von Oettingen, heimliches Sinnes, Rain und Neuburg zu überfallen, beide Städte zu plündern, auszubrennen und alle männliche Geburt, über zwölf Jahre alt, zu erwürgen. — Wohl widerrief der Zöllner von Rain auf dem Richtplatze, doch löſchte er den einmal entzündeten Argwohn nicht leicht wieder im Herzog, oder im Volke. Handel und Wandel von Baiern ward gegen Augsburg geſperrt. Wenige Zeit nach dieſem erzählte ein anderer Elender im Landshuter Kerker, die Augsburger hätten ihm ein Fäßlein vergifteten Weins vertraut, ſolches dem Zöllner von Rain für die Küche des Herzogs zuzuführen. Das alles war dem Volk in Baiern öffentlich kund gethan und nährte die nachbarliche Feindſchaft. Ludwig wußte auch die reiche und trotzige Stadt zu beengen und zu drängen, bis ſie, was ſeit Jahr und

32) Ebenfalls noch im Jahr 1166. Burkh. Zingk.

Tag gegen ihn gefehlt worden, mit Nachlaß seiner Geldschulden [33]) und andern Entschädigungen [34]) abbüßte, und zur Beförderung guter Eintracht zehnjährigen Bund schloß [35]).

Diese Händel hatten jedoch nie den öffentlichen Frieden unterbrochen. Ludwig nährte und bewachte ernst das Glück seiner Unterthanen. Und daß einst, was er rühmlich begonnen, rühmlich dauere, erzog er voll zärtlichen Ernstes seinen einzigen Sohn Georg, einen hoffnungsreichen Knaben. Bis in das zwölfte Jahr hatte er denselben zu Burghausen der Zucht von dessen Mutter Amelia überlassen; dann, ihn seinen Bestimmungen zu weihen, holte er ihn an seinen Hof. Das war den Landshutern ein großer Freuden-

33) Er war der Stadt 3500 Fl. (die Weberchronik sagt 8000) schuldig. „Darumb", sagt Hektor Mülich zum Jahr 1468: „sol man den Herren nichts leyhen, man kaufft Veindschaft darumb."

34) Darunter werden auch 8000 Fl. rhein. in Geld gerechnet; vielleicht sind sie aber eins mit der obigen Schuld.

35) Der Vertrag wurde 1470 in Friedberg geschlossen unter Vermittelung Bischofs Wilhelm von Eichstädt und Bischofs Johannes von Augsburg; befindlich im großen Zeitbuch von Augsburg und Lori Lechr. Gesch. 2, 195. 197. 201. 203.

tag, als sie das edle Kind an seines Vaters Seite daher reiten sahen. Sie eilten ihm im langen Feierzug entgegen aus den Stadtthoren: voran die Geistlichkeit mit dem Heiligthum; Rath und Zünfte der Bürgersame; die Edeln des Landes; Frauen und Jungfrauen, alle in Feierkleidern, mit brennenden Kerzen in der Hand, und die Schüler der Stadt groß und klein, jeder ein Fähnlein vom Baierland schwingend. Dabei ließen sich Posaunen und Pfeifen lustig hören. In der St. Martinskirche erscholl des Volkes „Herr Gott, dich loben wir!“ unter dem Klange der Orgel [36]).

Der Herzog fühlte, wie seine eigene Jugendzeit unter des Vaters Kargheit versäumt sei, und Fürstenhut und Hermelin nicht die Blößen eines dürftigen Geistes bedecken. Seinem Erben hielt er Meister in allerlei Wissenschaft und Kenntniß. Er selber ehrte die Gelehrsamkeit, und stiftete seiner Liebe für die Wissenschaften, ohne welche

36) So die fasti consulares Landshut. Daß aber die Landstände zur Huldigung dabei gewesen, wie spätere Geschichtschreiber, durch eine Zweideutigkeit Aventins (Pez thes. anecd. 3, 406) verleitet, sagten, davon wissen wir nicht. Auch fand Kreuners geübter Blick keine Spur davon in den Urkunden. Landt. Handl. 7, 225.

kein Land blühend, kein Fürſt groß iſt, ein bleibendes Denkmal, das ſeinen Namen verherrlichte.

Bisher nämlich pflegte die Jugend von Baiern auf fremde Schulen zu ziehen [37]). Herzog Ludwig gründete eine eigene, nach dem Vorbilde der von Wien. Mitten im Waffengeräuſch des Donauwörther Krieges hatt' er den Gedanken gewonnen, und ſein hochgelahrter Kanzler Martin Meyer ihn im Entwurf geleitet [38]). Es geſchah die Stiftung im vierzehnhundert zweiundſiebenzigſten Jahre zu Ingolſtadt, wo ſchon mancher Meiſter aus eigenem Triebe in der Weltweisheit unterrichtete [39]). Dahin rief der Fürſt auch Lehrer der Gottesgelahrtheit, der Heilkunde, nebſt Meiſtern der freien Künſte. Er gab ihnen ſtattliche Freiheiten, Vorzüge und Ehren, wie vor Alters die Weiſen zu Athen, und noch zu Bologna und Wien beſaßen [40]). Ein Kanzler hütete der hohen

37) In Prag bildeten die Jünglinge Baierns eine eigene Landsmannſchaft (natio).

38) Schon im J. 1459 genehmigte Papſt Pius II. der Schule zu Ingolſtadt Stiftung. Hunds metrop. Salisb. 2, 290. Der Herzog beſtimmte dazu die vom dortigen Ludwig verſchwenderiſch geſtifteten Pfründen, Einkünfte der zwölf Chorherren u. ſ. w.

39) Weſtenrieders Beſch. d. bair. Ak. 2, 187.

40) So druckte er ſich ſelbſt in der Stiftungsurkunde vom 2. Januer 1472 aus. „Am Mittwochen nach

Schule Rechtſame und Ordnungen; auch ertheilt er die Würden der Gelahrtheit [41]). Denen, die unterwieſen, ward ein Oberälteſter (decanus) vorgeſetzt, ihre Amtsführung, wie Gang und Wirkung des öffentlichen Unterrichts zu beobachten. Der Oberſte der Schule (rector) aber, halbjährig von Lehrern und Meiſtern aus ihrer Mitte erkoren, nahm die Schüler in Verzeichniß, Eid und Leitung. Es wohnten die Lehrer [42]) im Pfründhauſe, bei gemeinſamer Koſt [43]); die Schüler ebenfalls in eilf beſondern Herbergen oder Burſen [44]) beiſammen unter eines Meiſters Augen. Zu Aller

---

Oeuſi wurden die erſten Lehren geleſen im Collegio." Merkwürdigkeiten von Ingolſtadt 1, 20.

41) Jeder Biſchof von Eichſtadt war beſtändiger Kanzler. Mederer 4, 47.

42) Anfangs waren nur einer der Gottesgelahrtheit, einer des weltlichen, zwei des geiſtlichen Rechtes, einer der Heilkunde, ſechs der Weltweisheit und freien Künſte. Hund l. c.

43) Der Gehalt keines Einzigen ſtieg jährlich über 130 fl. Hund l. c.

44) Die Hausgenoſſen hießen darum Burſchen, burscii. Mederer (in annal. Ingolstad 1, 33) nennt die Namen aller eilf Burſen.

Nutzen ward bald eine öffentliche Büchersammlung errichtet [45]).

Das Heiligthum der Wissenschaft, vorzeiten der Priester Alleingut, ward nun vielfältig'lich auch den Laien aufgethan, und die Menge der Mittel vergrößert, Kenntnisse zu verbreiten. Nicht mehr Klöster allein, auch größere und kleinere Städte stifteten oder verbesserten ihre Schulen [46]), wo der lateinischen Sprache Erlernung Hauptgegenstand des Unterrichts ward, und die Jugend von Zeit zu Zeit mit Aufführung erbaulicher Schauspiele in altrömischer Zunge [47]) ihre Fertigkeit kund gab. Die Erfindung des anfangs aus Italien eingeführten [48]), dann von Deutschen

---

45) Johann von der Grün und Christoph Salmair legten dazu mit dem Vermächtnisse ihrer Sammlungen im J. 1195 den ersten Grund.

46) An Stadtschulen unterrichteten auch weltliche Lehrer. Günthers Gesch. der lit. Anstalten in Baiern 2, 70.

47) Paul v. Stetten (Kunstgesch. 2, 313) führt eines *J. G. Boiardi* comedi utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes an, die 1497 zu Augsburg gedruckt und aufgeführt wurden.

48) Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war es Baumwollenpapier.

Namen denen der Friedensfreunde beigeſellen zu dürfen *).

Mehr iſt bis jetzt von ihren Verhandlungen mit europäiſchen Fürſten und Staatsmännern

*) Wir ſügen dieſen kurzen Briefwechſel, der vielleicht für manchen Leſer nicht ohne Intereſſe iſt, hier bei. Folgendes iſt das Schreiben des korreſpondirenden Sekretärs der Geſellſchaft an den ruſſiſchen Kaiſer:

Brighton, near Boston, April 9. 1815.

Sir! The friendly disposition which you have manifested in favour of the Christian religion, and the peace of the world, has encouraged this address. The very week in which the Holy League of the three Sovereigns was officially announced in Russia, a Society was formed in Boston by the name of the *Massachusetts Peace Society*; the object of which is to disseminate the very principles avowed in the wonderful alliance, and tho do whatever may lawfully be done to prevent the recurrence of war, and to promote peace on earth, and goodwill among men.

I take the liberty to present a copy of all the Publications which have been circulated by the Society. From these you may obtain information of the state of the society, the number of its members, at the close of the first year,

selbſt in Menge bereiteten Papiers [49]), verdrängte durch wohlfeilern Preis das zur Abfaſſung der Schriften bisher unentbehrlich geweſene Pergament, zu welchem ſelbſt des benachbarten Ungarns große Schafheerden nicht Stoff genug liefern konnten. Eben damit ward erſt die kaum [50]) erfundene Kunſt der Buchdruckerei hochwichtig. Obwohl ſolche anfangs der Eigennutz als koſtbares Geheimniß verhehlen wollte, ſah man ihre Werkſtätten doch ſchon nach wenigen Jahrzehnden zu Augsburg [51]), Nürnberg [51]), Bamberg [51]),

---

49) Die erſte Papiermühle in Nürnberg im J. 1390 wurde von Italienern betrieben. Pfiſters Geſch. von Schwaben. 332.

50) Ums J. 1440.

51) Hier druckte man ſchon um das J. 1448. Hans Bæmler war es, der die Kunſt dahin brachte. Gunther Zainer von Reutlingen vervollkommnete ſie. Er gab ſchon im Jahr 1471 eine Legenda Sanctorum mit lateiniſchen Buchſtaben und Holzſchnitten heraus.

52) Johannes Senfenſchmidt machte ſich hier ums Jahr 1472 durch ſeine Buchdruckerei bekannt.

53) Schon im fünften Zehend des Jahrhunderts druckte Albrecht Pfiſter zu Bamberg die ganze Bibel, und im J. 1461 Bonets Fabeln.

Paſſau, München [54]), und in andern hochdeutſchen Städten offen.

Bis zu dieſer Zeit ſind meiſtens die koſtbaren Bücherſchätze der Fürſten und Klöſter, an Zahl und Werth aufbewahrter Handſchriften, klein, von Beſitzern wenig benutzt, Fremdlingen ſelten aufgethan geweſen. Nicht alle Abteien hatten daran einen Reichthum, wie St. Heimerans Stift [55]); oder einen Eifer um Wiſſenſchaft, wie Te ernſee [56]). Es gab wohl der großen Gottesgelahrten manche ohne Bibel, und Lehrer römiſcher oder deutſcher Rechte, ohne deren Sammlungen.

---

54) Konrad Stöbel, Benedikt Mayr und Johann Halfkraw waren ums Jahr 1482 die erſten Buchdrucker zu Paſſau; in München druckte Hans Schauer 1482 die mirabilia urbis Romæ.

55) Im J. 1500 beſtand der heimeraniſche Bücherſchatz aus ſechshundert ältern Handſchriften auf Pergament, ungerechnet die vielen ſpätern auf Papier und einige Druckſchriften. Mons. Eccm. 1, 387.

56) Abt Caſpar machte in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Tegernſee zu einem wahren Tempel der Muſen; jeden ſeiner Mönche zu einem Prieſter der Wiſſenſchaft. Sein Nachfolger Abt Konrad achtete die damals ſeltene Summe von 1100 Pf. Pfennigen nicht zu groß, den klöſterlichen Bücherſaal mit einigen hundert neuen Handſchriften zu bereichern.

Nun aber machte die ſinnreiche Kunſt des Schriftdruckes wunderſam ſchnell zum edelſten Gemeingut der Völker, was vergangene Weltalter erfahren und geleiſtet, gedacht und empfunden hatten, und ſtifteten eine heilige Gemeinſchaft verwandter Geiſter aller Jahrtauſende auf Erden. Darum iſt in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes die Buchdruckerpreſſe der Grenzſtein gegen die jüngern Zeiten. Denn durch ſie ward das Wort des unbeachteten Weiſen gewaltiger, als Banngtrahl und Schlachtſchwerd; Ruhm und Schmach der Zeitgenoſſenſchaft folgenden Geſchlechtern zum Gericht überantwortet, und der öffentlichen Meinung eine Zunge verliehen, vor welcher auch der gekrönte Gewaltthäter zittern lernte. Auch Irrthum oder Bosheit haben ſich wohl des wunderbaren Werkzeuges bemeiſtert. Aber ihre Thaten vergehen. Das Unkraut welkt alljährlich am Fuß der edeln Eichen, die mit den Jahrhunderten ſteigen.

Noch war, wie in den Tagen Ludwigs des Baiern, todtes Gedächtnißwerk, träumeriſches Ahnen und ſtreitfertige Spitzfindigkeit ein Stolz der Gelehrten, die Kunſt des Schönen geſchmacklos, und der Horſaal der Weltweiſen voll ärgerlichen Gezänkes um die Weſenheit abgezogener oder reiner Begriffe. Selbſt zu Ingolſtadt, kaum ſechs Jahre nach der hohen Schule Stiftung,

parteieten ſich noch Meiſter und Hünger in ſo großer Erbitterung [57]) um fruchtloſes Wortſpielen und Meinen, daß mehr denn einmal der Ernſt des Landesherrn die Weiſen, wie an ihre Würde, ſo an den Zweck der Anſtalt erinnern mußte [58]), der ſie gehörten.

Von gelehrten Männern, weltlichen und geiſtlichen Standes, beſaß Baiern manchen, deſſen Name eines Andenkens würdig iſt, wenn ſchon nur wenige dem augsburgiſchen Stadtſchreiber Konrad Peutinger [59]) an Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe oder Heilmittel gleichkamen. Denn Peutingers Bücherſammlung galt im geſammten obern Deutſchland als eine der köſtlichſten, und ſein Name ziert heute noch mit Recht den älteſten

57) Es wählten ſich die geleheten Parteien jede einen eigenen Oberälteſten und Rath (decanum et senatum); ſelbſt die Einkünfte wollten ſie theilen.

58) Die Unverträglichkeit der weiſen Meiſter zu Ingolſtadt verurſachte noch in den Jahren 1496 und 1507 wiederholte Unruhen und herzogliche Verordnungen dagegen.

59) Geboren den 15. Weinmonds 1465. Sein Töchterlein Juliane bewillkommnete im J. 1504 den Kaiſer Maximilian auf dem Rathhauſe zu Augsburg, Namens der Stadt, in zierlicher lateiniſcher Anrede.

Riß von den Kriegsstraßen des römischen Reiches, den er der Verwesung entzog [60].

Es sind noch die Arbeiten Vieler vorhanden, welche zur Bewunderung frommen Wandels, oder zur Erklärung heiliger Schriften thätig waren; auch einiger solcher schon, die ihre Erfahrungen im weiten Umfange der Naturkunde sammelten. Unter diesen hatte Johannes Engel von Aicha durch Kenntniß des gestirnten Himmels großen Ruf. Er verbreitete dieselbe vom Lehrstuhl zu Wien herab und in verschiedenen Schriften [61]. Freilich war sein und seiner Wissenschaft höchster Zweck noch kein anderer, als die Schicksale der

60) Mannert schreibt diesen Riß dem Zeitalter des Kaisers Theodosius zu. Günther 1, 298 sucht etwas mühsam wahrscheinlich zu machen, er sei von dem bekannten Konrad Celtes im Kloster Tegernsee gefunden, und die Arbeit eines baierischen Mönches Werinher aus dem zwölften Jahrhundert.

61) Sein astrolabium planum in tabulis ascendens, continens qualibet hora atque minuto equationes domorum coeli etc. ist 1494 zu Venedig in Viertelbogengröße von Emmerich von Speier gedruckt; so wie seine Abumasaris L. VIII. de magnis conjunctionibus etc. zu Augsburg 1489.

Sterblichen den Sternen abzufragen [62]; ſo wie überhaupt die Kunde der Erſcheinungen der Natur ſehr begrenzt. Ein Beiſpiel iſt, was der baieriſche Arzt Ortolf Megdenberger [63] in ſeinem Arzneibuch [64] von dem Wiſſenswürdigſten damaliger Heilkunſt aufbewahrte. Nachdem er der Dinge Urbeſtandtheile beſchrieben, und wie eines jeglichen Menſchen Natur zu erkennen ſei, lehrte er in dürftigen Zeilen, wie die Geſundheit behütet und dem Siechen geholfen werden müſſe. Ein Kind des Landmannes iſt in unſern Tagen mit größerer Pflanzenzahl vertraut, als damals ein Arzt und Lehrer der Heilkunde war.

---

62) Inzwiſchen verdiente dennoch theils aus ſternbeuterischen, theils aus Zeitbüchern des Mittelalters noch vieles zur Geſchichte des Himmels geſammelt zu werden. Manche Beobachtungen ſind ziemlich genau angegeben, wie z. B. die des Schweifſterns von 1457, welche Thomas Ebendorfer von Haſelbach in ſein Zeitbuch eintrug. (Pez script. rer. austr. 2, 883.)

63) Wahrſcheinlich lebte er ſchon im vierzehnten Jahrhundert. Günthner 1, 330.

64) „Darumb will ich Ortolff von Bayerland Doctor der erzeney ein arzbuch machen zu deutſch.“ Es iſt 1477 zu Nürnberg fünfundachtzig Blatter ſtark, in Bogengröße gedruckt.

Unterrichtender ſind uns diejenigen Werke geblieben, welche Schickſale, Thaten und Verirrungen der Zeitgenoſſen aufzeichneten. Als bleibender Spiegel ihrer Zeiten, werden ſie durch Wahrheiten und Irrthümer gleich lehrreich. Jedoch kaum einer gab mit ſo lebendiger Kraft und kindlicher Treue, was er erlebt und geſehen, als Burkhard Zingk von Memmingen [65]). Reich an Mutterwitz und wohlgeſchult, einen großen Theil des Lebens in Handelsgeſchäften oder öffentlichen der Stadt Augsburg auf Reiſen und Botſchaften zu fernen Städten und Eilanden, ſchrieb er bis in ſein ſiebenzigſtes Jahr und ſpäter die Begebenheiten des obern Deutſchlandes, inſofern ſie mehr oder weniger Augsburg anrührten. Ihm in Verdienſt nicht unähnlich lebte Veit Arenpekh, Prieſter und Kaplan in ſeiner Vaterſtadt Landshut, ein frommer und fleißiger Sammler der Geſchichten. Seine Zeitbücher von Oeſterreich wie von Baiern [66]), mährchenhaft über das Alter-

65) Daſelbſt im J. 1396 geboren. Er ſchrieb nur bis zum J. 1468. Von da an fanden ſeine Jahrbücher einige Fortſetzer.

66) Letzteres überreichte er am Neujahrstage 1495 dem Biſchof Sirtus von Freiſing. Er ſchrieb außerdem noch ein Buch von der Kloſter Stiftung in Baiern, ein anderes von den Thaten der Biſchöfe zu Frei-

thum, zuverläſſiger in zeitgenöſiſchen Dingen, ſind ſchmucklos nach Ordnung der Jahre in lateiniſcher Sprache verfaßt. Gleiche Tugend, aber gleicher Mangel war dem Bruder Andreas eigen, einem regensburgiſchen Prieſter [67]), erzogen zu Straubing und mit den hohen Alten vertraut. Sein kleines ſechsjähriges Jahrbuch der Welt, noch mehr das Jahrbuch von den Herzogen zu Baiern [68]), welches er mit redlichem Fleiß, gemahnt vom bärtigen Ludwig, dem Grafen von Mortain, geſchrieben, machen ihn, trotz roher Schreibart, dem Forſcher lieb. Ein ähnliches entwarf in deutſcher Mutterrede Ritter Hans Ebran von Wildenberg, Schloßhauptmann zu Burghauſen [69]). Durch treues Aufheben einzelner zarten Züge von der Fürſten Art und Weſen entſchädigt dieſer biderbe Mann, der ſo wacker

---

fing. Letzteres ward aufgefunden, konnte aber wegen Mangels an Unterſtützung nicht gedruckt werden.

67) Im Magnuskloſter daſelbſt. Von ſeinem Leben und den übrigen Schriften Oefele 1, 1. Aretin lit. Handb. 2, 137.

68) Seit früheſten Zeiten bis zum J. 1439.

69) Er machte im J. 1480 eine Wallfahrt zum heiligen Grabe. Seine Arbeit beginnt, wo Baiern das Eigenthum der Schoren geworden, und endet mit den Zeiten der Herzoge Ernſt und Wilhelm.

mit Schwerd als Feder des Vaterlandes Ruhm gefördert hat, für die Kürze seines Werks. Auch iſt lieblich zu leſen, was Ulrich Fürer, der Maler von Landshut, in ſeinem Zeitbuche von den Dichtungen und Sagen baieriſcher Vorwelt mit gläubiger Liebe geſammelt [70]). Er ſchrieb aus des Volkes Mund und Gemüth, dem Erabzlichen holder, als dem Wahren. Veit Stopfer von Weſſobrunn, des Kloſters zu Ebersberg Vorſteher [71]); Bruder Johannes Staindel, zu Paſſau Prieſter [72]), und viele Andere [73]), die mit wundergläubiger Treuherzigkeit berichten,

70) Auſſer der „Chronik von Baierd", die noch ungedruckt iſt, und bis zum J. 1489 geht, ſammelt er auch viele Lieder der Alten, von denen der ſcharfſinnige und fleiſſige Forſcher J. C. v. Aretin in ſ. Beitr. zur Geſch. und Lit. 1, 92, Nachrichten gibt.

71) Er ſtarb ums Jahr 1512. Das vierte Buch ſeiner Chronica gibt manches Denkwürdige ſeiner Zeit.

72) Das Zeitbuch, welches er ums J. 1486 verfertigte, geht vom Weltanfang bis zu ſeinen Tagen.

73) Z. B. Otto, Prior des Kloſters Waldſaſſen, deſſen Geſchichte er beſchrieb (er ſtarb ums Jahr 1508 Oefele 1, 50); Jakob Parfus, Verfaſſer einer Geſchichte des Kloſters Engelberg (bis zum J. 1420), wo er Mönch war. Oefele 1, 579.

was vor ihrer Geburt geschah, haben zur Schilderung der Zeiten und ihrer Sitten manch werthes Schärflein gemacht. Sie alle übertraf an Gelehrsamkeit und Geist Angelus Rumpler, des Klosters Formbach dreiunddreißigster Abt [74]). In seinen geistlichen Reden und Schriften gemüthlich fromm, in seinen Gedichten oft wortselig, doch nicht immer ohne Erhebung, ist er in seinem Gemälde von Baierns Leiden, welche der Krieg um Herzog Georgs Erbschaft herbeigeführt hat, mehr Redner, denn Erzähler. Aber auch übermannt vom vaterländischen Gefühl bleibt er noch ein aufrichtiger Darsteller der Begebenheiten und Dinge, deren Zeuge er war.

3.

Die Brüder von München versöhnen sich. Herzog Georgs Hochzeit. Der reiche Ludwig stirbt.

Im Jahr 1473 — 1479.

Fürstlicher konnte Herzog Ludwig mit seinen Schätzen nicht wuchern, als daß er aus einem Theil derselben den Wissenschaften Tempel und

74) Er war 1462 in Baiern geboren, starb am 6. Hornung im J. 1513. Von seinen sechs Büchern Calamitatum Bavariæ (bis zum J. 1506 gehend) gibt das erste nur kurze Uebersicht der ältern Geschichte.

nicht bekannt. Auch liegt wirklich unmittelbares Einwirken auf Höfe oder auf Leitungen der öffentlichen Angelegenheiten ganz auſſer ihrem Plan. Sie will ihren Zweck durch bloßes Allgemein-

---

and its prospects. The first Annual Report, and the list of officers and members, are contained in the 7th Number of the Friend of Peace. Many members have since been added. A new society has been formed in the state of New York. At least four Peace Societies have been organized in the United States: others are about forming. Besides these, we have in our country nearly one thousand congregations of Friends or Quakers, which we regard as so many peace societies in profession and practice.

The pamphlets your Majesty will be pleased to accept, as a token of the veneration and esteem in wich your character is held by the friends of peace in this country.

In behalf of the Massachusetts peace Society,
NOAH WORCESTER, Cor. Sec.

Die Antwort des Kaisers lautet:

Sir! Your letter in behalf of the Massachusetts Peace Society, with the books accompanying it, were received. The object which this philantropic institution has in view, the dissemination of the principles of peace and amity among men, meets my cordial approbation. My endeavours to procure peace and good-will among

Altar baute. Dafür ward ihm die Liebe des Landes, die Achtung der Fremde, das Lob der Nachwelt. Sein Hof galt daneben weit und breit als einer der glänzendſten in Deutſchland. Prachtaufwand adelte ſich an demſelben durch Geſchmack, und der Genuß des Ueberfluſſes durch feine Sitten.

Die ganze Fülle ſeines Reichthums ſtrahlte beſonders in den Vermählungsfeſten ſeines Sohnes Georg mit Fräulein Hedwig, Kaſimirs des Dritten von Polen königlicher Tochter [75]). Es kamen eingeladen dazu des Reiches vornehmſte Fürſten, die Abgeſandten entfernter Könige und Städte, und aus Franken, Schwaben, Oeſterreich, Baiern, Polen eine ſo große Zahl weltlicher und geiſtlicher Herren, daß ihrer Roſſe über neuntauſend gezählt wurden und ein achttägiger Aufwand die Summe von ſiebenzigtauſend ſiebenhundert Dukaten überſtieg [76]). Zugleich ward dieſes Beilager, deſſen Herrlichkeit noch lange in

75) Im Wintermond 1475.

76) Laut Kammerrechnung wurden bei dieſen Feſten verzehrt dreihundert ungariſche Ochſen, zweiundſechzigtauſend Hühner, funftauſend Gänſe, fünfundſiebenzigtauſend Krebſe, funfundſiebenzig Wildſchweine, hundert und zweiundſechzig Hirſche, zweihundert Faß fremden, ſiebenzig Faß welſchen Weins, tauſend ſiebenhundert und zweiundſiebenzig Scheffel Habers u. ſ. w.

den Ländern umher mit Bewunderung gepriesen worden ist, eine Versöhnungsfeier vieler Fürsten. Auch Kaiser Friedrich erschien mit seinem Sohn Maximilian, desgleichen Albrecht der Achilles, die alten Feinde des Herzogs. Nicht minder kam von München Herzog Albrecht, in schöner Eintracht mit seinen Brüdern Sigmund, Christoph und Wolfgang.

Es war in demselben Jahre eintausend vierhundert fünfundsiebenzig, daß Christoph, laut erstem Vertrage, zu seinem Bruder Albrecht hätte in Mitherrschaft treten sollen. Aber bewogen durch das Wort der Andern, oder durch eigene Neigung, und Wahrnehmung, wie fest und sicher Albrecht in des Landes Vertrauen geworden, hatt' er ein freundliches Verhältniß vorgezogen [77]) und an Albrecht wieder eine zehnjährige Alleinherrschaft überlassen. Dagegen waren ihm zum Genuß für gleichen Zeitraum Schloß und Stadt Weilheim mit allen Renten, Zinsen, Gilten und Zugehör angewiesen, doch ohne landesfürstliche Hoheit und Gericht; überdem noch alljährliche vierzehnhundert rheinische Gulden baaren Geldes.

Um so harmloser überliessen sich die herzogli-

77) Herzog Sigmund mit sechzehn Rechtsprechern trugen die Sache durch einen Spruch zu Straubing aus, am 20. März 1475. Landr. Handl. 8, 100.

chen Brüder von München den Freuden der großen Hochzeit zu Landshut. Nie hatte man in Baiern so viel Ueberfluß und Pracht beisammen erblickt. Die Fürsten schimmerten in Gold, Hermelin und Purpur, oder köstlichen Perlenröcken [78]); vor allen das edle Brautpaar. Der enge, geschlitzte Leibrock des Bräutigams funkelte von Rubinen und Saphiren; ein Kranz von Perlen und edeln Steinen umfaßte seinen Hut, von welchem herab ein schneeweißer Reigerbusch wogte. Dazu stand des Jünglings hohe Gestalt wohl, und das angenehme Gesicht mit dem lichtbraunen Barte. Die Braut, eine wunderschon aufblühende Jungfrau, von kaum vierzehn Jahren, mit einer blendenden Krone von großen Perlen und Steinen auf dem Haupt, trug sich nach Sitte ihres Vaterlandes; das Haar in einfachen Zopf gewunden, das polnische Kleid ganz von Goldstoff. Bei hundert Trommeter und Pfeifer bliesen, wie in der Kirche, so bei dem Freudenmahl, wo Fürsten und Grafen Speisen auftrugen.

Kaiser Friedrich selbst führte die Braut zum

78) Die Perlenröcke der Fürsten gehörten zu ihren größten Köstlichkeiten, so daß sie einer vom andern ererbte und trug. So fiel, zum Beispiel, dem Herzog Sigmund, nach dem Tode seines Bruders Johann, dessen Perlenrock aus der Erbschaft zu, laut Rechtsspruch 1466. Landr. Handl. 5, 189.

Altar und zum erſten Tanz auf dem Rathhauſe. Da waren die Sitze mit goldgeſtickten Sammet- und Seidenteppichen umhängt. Beim majeſtätiſchen Klange der Zinken und Poſaunen bewegten ſich in langen Reihen die Paare hin, ſanft um einander ſchwebend. Es waren die Tänze damaliger Zeit einfach und voller Würde [79]). Anmuth und Leben gab ihnen nur die Schönheit der Frauen und das zärtliche Gefühl derer, die ihr huldigten.

Als Krone adlicher Beluſtigung blieb das Turnier in Ehren. Der Bräutigam ſelber eröffnete mit ſcharfen Spießen das Rennen gegen Hans von Bodman. Die Gewandtheit und Stärke der Ritter entzückte die Zuſchauer nicht minder, als die Pracht ihrer Rüſtungen. Selbſt das Riemenwerk der Roſſe ſchimmerte von Perlen und Silber; die Decken waren Damaſt oder Sammet; hohe Reigerfedern wankten auf dem Haupt der ſtolzen Streithengſte [80]). Ein ſeltſamer Vorfall

79) Wie ſchon der erſte Klang der dabei gebrauchten Tonwerkzeuge angibt. Eine Probe der Tanzmuſik aus dem J. 1522 hat P. v. Stetten der jüngere in ſeinen Erläuterungen zur Geſch. v. Augsb. aufbewahrt. Man druckte damals ſchon Noten mit geſchnittenen Holzſtöcken. P. v. Stetten Kunſtgeſch. 1, 42.

80) Eine vollſtändige Beſchreibung der berühmten Hoch-

schien jählings die Luſt des Turniers zu unterbrechen. Es ritt ein breitſchultriger Woiwode von Lublin im reichſten Schmuck herbei; ſelbſt die Hufen ſeines Gauls waren ſilbern beſchlagen. Er ſpottete des Speerbrechens der Deutſchen, als eines kindiſchen Spiels, und ſetzte tauſend Gulden ins Gewett, wenn einer es mit ihm im ſcharfen Rennen aufnehmen würde. Die rieſenhafte Geſtalt des Polen erſchreckte alle. Der Kaiſer beklagte ſchon der deutſchen Ritter Ehre. Da ſprang Herzog Chriſtoph von München auf und nahm Wette und Kampf an. Sie ritten in die Schranken. Die Furcht der Anweſenden ward hier plötzlich durch die Entdeckung zum Gelächter, daß ſich der übermüthige Woiwode mit dicken Riemen an den Sattel ſeines Pferdes geſchnürt hatte; und ward zum lauten Frohlocken, als an Chriſtophs Bruſt die Lanze des Polen zerſplitterte, während dieſer durch des Fürſten rauhen Stoß zwei Mannslängen weit über ſein Roß in den Sand flog. „Ohne Teufels Hilfe", rief er mit ſterbenden Lippen, „hätte mir der magere, ſchwarze Herr das Herz nicht entzwei geſtoßen!" Nun umringte glückwünſchendes Jauchzen den

---

zeit hinterließ der damalige Kloſterſchreiber von Seligenthal, Hans Seybold von Hochſtetten; abgedruckt in Weſtenrieders Beitr. 2, 105.

Sieger, welchem der reiche Ludwig hocherfreut den Preis des Stechens verdoppelte [81]).

Die lustvollen Tage dieses Beilagers waren vielleicht die schönsten in Georgs ganzer Ehe. Denn so fromm und lieblich seine Gemahlin war, hatt' er doch wenig Neigung zu ihr. Lieber, als an ihrer Seite, lebt' er bei Jagd, Vogelsang und Lanzenbrechen [82]). Von den wilden Zerstreuungen riefen ihn bald aber ernstere Pflichten ab, da, drei Jahre nach diesem, sein Vater erkrankt' und starb [83]). Mit Pracht, wie der reiche Ludwig gelebt, geschah seine Beerdigung. Der Leichnam auf der Bahre, mit einem Sammettuch bedeckt, von vielen Windlichtern umstrahlt, wurde von den meisten Söhnen des Hauses Wittelsbach, von sieben Bischofen des Baierlandes, achtzehn Aebten und zahllosem Adel und Volk zur Ruhe begleitet. Als man ihn aber ins Grab that, brachen sie die Bahre von ihm ab, und schütteten Kalk und Erdreich auf sein Gebein [84]).

---

81) Der Pole starb einige Tage nach dem Sturze. Adlzreiter.

82) Wie uns Ladislaus Suntheims meldet.

83) Den 17. Jänner 1479.

84) Aventh Chron. boj. a. 65 und Liti consulares p. J. 1470 und Meichelbeck 2, 265.

4.

Verbesserung der Kirchenzucht. Die Türken an Baierns Grenzen.

Im Jahr 1479 — 1481.

Seiner letzten Wünsche einer war gewesen, die Ausschweifungen der Geistlichkeit, die Unordnungen der Klöster zu beschränken. Denn Mönche, wie Weltpriester, wetteiferten vielmals schamlos in den Künsten der Völlerei. In Zellen Gott geweihter Jungfrauen kannte man nur zu oft die verbotene Süßigkeit irdischer Liebe. Mit sklaffer Behaglichkeit lebten viele Obern; sie übten kirchliche Pflicht als vorgeschriebenes Tagewerk, zogen gemächlich Renten, Zinsen und Gaben ein, und geizten nebenein nach kleinlichen Vorzügen, mocht' es auch nur die Ehre sein, mit rothem oder grünem Wachs zu siegeln [85]). Verfall der Sitten schien ihnen minder bedenklich, als Verfall des kirchlichen Glaubens, weil dieser ihrem Ansehen Gefahr drohte. Geschäftig verfolgten sie deswegen die leiseste Spur neuerungssüchtiger Ketzer [86]), inzwischen sie den Lastern der Mönche

85) So empfing der Probst von Polling im J. 1174 vom Kaiser das Recht, sich zum Siegel des rothen, das Stift aber sich des grünen Wachses bedienen zu dürfen. Mon. boic. 10, 95.

86) Bischof Heinrich von Regensburg stellte Wolfgang

Nachsicht schenkten. Schon hatte Papst Sixtus VII, auf Herzog Ludwigs Begehren, den Bischof zu Freising und die Aebte von Ebersberg und Tegernsee bevollmächtigt, die Zucht des frommen Alterthums in Pfarreien und Klöstern zu erneuern [87]). Der Tod zerriß Ludwigs Entwürfe.

Herzog Georg, sein Sohn, beim Antritt der Herrschaft [88]), vom Strom mannigfaltiger Zerstreuungen und Geschäfte überwältigt, widmete jener Sache weniger Aufmerksamkeit. Desto mehr Herzog Albrecht in München. Ein verworrenes, immer lauter werdendes Drängen und Sehnen der Völker nach Reinigung des Glaubens oder Neugestaltung der Kirche in Haupt und Gliedern, ergriff auch ihn. Die Ursachen der großen Gährung lagen ihm unverborgen in der Abtrünnigkeit der Kirche von ihrer eigenen Würde. Anstößiger Wandel der Geistlichkeit vergrößerte durch Abscheu oder Leichtsinn die Zahl der Ketzer, und rechtfertigte deren Haß oder Hohn gegen

---

Heimstöckeln, nachmaligen Vorsteher des Klosters Rebdorf, im J. 1491 zum Aufforscher und Richter gegen Ketzer und Zauberer in Baiern an. Mon. boic 16, 241.

87) Die Bulle vom 13. Hornung 1479 bei Oefele 2, 253.

88) Die Erbhuldigung der Stände ward am 21. April 1479 geleistet. Landr. Handl. 12, 2.

Glauben und Altar. Albrecht kannte das heilige Alterthum, und forderte es zurück.

Die meiſten frommen Stiftungen, in Beobachtung einer zu glimpflichen Vorſchrift kaum noch von weltlichen Häuſern verſchieden, taugten dem Jahrhundert nicht mehr. Sie mußten verſchwinden, oder wieder ſein, was ſie geweſen: Herbergen reinen Sinnes für das Himmliſche; Vorbilder der Weltverachtung; Selbſtopferungen am Altar Gottes. Je ſchlaffer oder üppiger Grundſatz und Sitte des Volks, je erhabener ſollte das Gegenbild von Strenge und heiligem Ernſt in kloſterlichen Einſamkeiten ſtehen, damit die geſunkene Menſchheit habe, woran ſie ſich wieder zum Göttlichen aufrichten könne. In dieſen Geſinnungen war Herzog Albrecht; darum ihm nicht genug, Kloſterzucht herzuſtellen. Er verwarf ſelbſt die gemilderten Ordnungen und gebot Einführung der härteſten Zucht, heiliges Leben in Armuth, Gehorſam, Keuſchheit und Verläugnung der Welt. Die ſich des weigerten, wurden von ihm verjagt [85]), und Beobachter ſtrengerer Gelübde

85) Die Minderbrüder, man nannte ſie nur die fratres gaudentes, verließen, weil ſie ſich keiner ſtrengern Vorſchrift unterziehen mochten, im J. 1480 ſammtlich München. Viele der Nonnen thaten eben ſo. Weſtenrieders Betrachtungen über den XVIII. Bd. der Mon. boic.

in die leeren Zellen gepflanzt [90]). Der Herzog selbst, wie ehmals sein Vater, ging zu München von Kloster zu Kloster, seinem Willen Nachdruck zu geben.

Indem Albrecht das Höchste forderte, vergaß er jedoch die Gebrechlichkeit menschlicher Kraft. Sein Befehl rief an die Stelle geistlicher Trägheit nicht den gottseligen Wandel erster Christen, sondern den düstern Geist jenes Mönchthums zurück, welcher einen ewigen Krieg mit Natur und Bestimmung der Sterblichen führt. Wieder verjüngt in klösterlichen Zellen, erfüllte sie derselbe mit dem finstern Weltalter todter Werkheiligkeit und Ertödtung alles Edeln im Menschen; betäubte er das Volk mit knechtisch-frommer Furcht und blinder Allgläubigkeit; bereitete er dem Ehrgeiz und Eigennutz schlauer Priester wieder Spielräume, in welchem auch Fürsten ihre Majestät verloren.

Diese Wirkungen ahnete der Herzog nicht. Seinen Urbildern folgend, war er doch selbst über jeden Einfluß der Priesterschaft erhaben. Ohne ihres Geschreies zu achten, nahm er große Steuern von Klöstern, damit dem Staate nütze, was hier

90) Besonders die sogenannten Franziskaner strictioris observantiae.

machen des Abſcheues gegen den Krieg, durch möglichſte Verbreitung vernünftiger und chriſtlich-religiöſer Grundſätze erreichen. In der Zuverſicht, daß die Welt nur durch Ueberzeugungen

---

nations are already known; and the power and influence which Almighty God has committed to me, shall ever be employd, I trust, in striving to secure to the nations the blessings of that peace wich they now enjoy.

Considering the object of your Society, the promotion of peace among mankind, as one so eminently congenial to the spirit of the Gospel of Jesus Christ, I have judged it proper to express these my sentiments respecting your labours, in answer to your communication to me on this subject.

St. Petersburgh, July 4, 1817.

ALEXANDER.

To Rev. Noah Worcester, Secretary of Mass. Peace Society.

Schreiben an den Fürſten Gallitzin.

Brighton, near Boston, April 9, 1817.

Sir! Your name is known and revered in America, as President of the Russian Bible Society. The confidence which your excellent official letters have inspired, induces me to send for your perusal all the Publications which have been circulated by the Massachusetts Peace Society.

eitel verpraßt wurde. Hinwieder führte er beſſere Verwaltung des Kirchengutes ein. Die Verweſer deſſelben und die Pfarrer mußten von nun an jährlich im Beiſein achtbarer Gemeindsleute Rechnung ablegen; und ohne des Landesfürſten Einwilligung alle großern Ausgaben vermeiden [91]).

Es war aber die chriſtliche Kirche nicht nur vom innern Verfall und Zwieſpalt, ſondern auch von ſiegreichen Waffen eines äuſſern Feindes gefährdet, welcher ihren Untergang geſchworen zu haben ſchien. Die Türken, nachdem ihrer Gewalt die Mauer Konſtantinopels, der letzte Denkſtein des morgenländiſchen Kaiſerthums, gewichen war, rückten unaufhaltſam in die Abendländer ein. Tapferkeit, von Glaubenswuth erhöht, Kriegskunſt und Herſchertugend ihrer Sultane gaben den Sieg in ihre Hände. Während Muhameds Flotten die Küſten Neapels bedrängten, überwältigten ſeine Janitſcharen die Moldau und Servien. Sie drangen in wilden Schwarmen gegen das krainiſche Gebirg' und herüber nach Kärnthen, längs den Ufern der Mur in die untere Steiermark. Zahlloſe Chriſten wurden in Sklaverei wegge-

91) Das darauf Bezug habende Landgebot vom J. 1488 in den Landr. Handl. 8, 529.

führt [92]). Salzburg zitterte. Erzbiſchof Bernhard in dieſer Stadt, ein ſchwacher Mann, Wohllebens gewohnt, mit Kaiſer Friedrich in Händeln, wider welchen er die Ungarn aufwiegelte, rief in großer Angſt Baierns Hilfe.

Albrecht, längſt auf den Einbruch des Erbfeinds der Chriſtenheit vorbereitet [93]), befahl, daß ſich Edle und Nichtedle rüſteten mit Harnaſch und allem Nöthigen zur Wehre. Die Türken ſtreiften nur drei bis vier Meilen von den baieriſchen Grenzen [94]). Es ſammelten ſich alsbald die Banner des Herzogs. Die Schaaren wurden gemuſtert und zogen den Salzburgern zum Beiſtand [95]). Doch mit dem Rückzug der Osmanen verſchwand die Gefahr.

5.

Neue Unruhen. Der Tod des letzten Abensbergers. Chriſtoph entſagt aller Mitherrſchaft.

Im J. 1482 — 1485.

Eine andere drohete der Ruhe von Baiern. Die Friſt des zehnjährigen Vertrages zwiſchen

92) Darunter nur den Prieſtern allein gegen 500. Es war im Sommer des J. 1480. Hanſiz 2, 527.

93) Schon im Jahr 1476 fing er die Mahnung an. Landt. Handl. 8, 289.

94) Wie Albrecht ſelbſt ſchrieb. Landt. Handl. 8, 302.

95) Landt. Handl. 8, 307.

Albrecht und seinem Bruder Christoph wegen der Herrschaft war dem Ende nah. Das ganze Land empfand die Wohlthat und Nothwendigkeit eines einzigen Gebieters. Wolfgang, der jüngste von den fürstlichen Brüdern, hatte in diesem Gefühl schon seit einigen Jahren dem Beispiel Sigmunds nachgeahmt, und gegen billige Abfindung [96]) sich aller Ansprüche auf Mitherrschaft gänzlich begeben. Nur Christoph weigerte sich noch.

Nicht ohne Besorgniß sah Albrecht dem stürmischen Augenblick entgegen, in welchem Christoph seine Rechte fordern würde. Entschlossen, Baierns Untheilbarkeit zu behaupten, bereitete er sich mit Ernst zu einem schweren Kampf vor, unterhandelte in der Stille mit dem Kaiser und warb um die Treue der gesammten Landschaft. Diese war schon durch seine Tugend gewonnen. In einer fünfzehnjährigen Alleinverwaltung des Fürstenthums hatte die Ueberlegenheit seines Geistes, die unwandelbare Gerechtigkeit seines Gemüthes offenbart, wie keiner würdiger, als er,

96) Die Schlösser Hegnenberg, Greifenberg und Planeck; dazu jährlich 2820 fl. rhein. nebst gewissen Wildbannen, Jagden u. s. w. Urk. vom 21. Mai 1477. Landr. Handl. 8, 263.

zum Thron der Schoren sei. Christoph hingegen, so ritterlich kühn, beredsam und liebenswürdig er sein mochte, verscherzte mit Leichtsinn und ungebundenem Leben das öffentliche Vertrauen. Immer ein anderer oder anderswo, von Launen geleitet, freigebig bis zur Verschwendung, heute reich, morgen arm, drückte er die Seinigen oft mit unbilligen Beschwerden und beleidigte eigenwillig die Rechte selbst der Wenigen, die er zu schirmen hatte. Deswegen waren vor Herzog Albrecht viele Klagen wider ihn eingelaufen. Albrecht aber schwieg, bis, nach abgelaufenem Vertrage, seines Bruders Gewalt über die Städte, Schlösser und Güter erlöse, welche demselben auf zehn Jahre übergeben waren. Und kaum war die Frist verstrichen, sandten vierundsechzig Grafen, Ritter und Edle aus Baiern an Christoph den Absagebrief, also, daß wenn sie durch Herzog Albrecht wider ihn aufgeboten werden sollten, sie nur diesem folgen würden [97]).

Am Abend St. Mathias des Zwölfboten im vierzehnhundert fünfundachzigsten Jahre [98]), ritt

---

97) Der Absagebrief von Albrechts Dienstmannen ist vom 20. Hornung 1485 in Landt. Handl.

98) Den 24. Hornung. Dies und größtentheils Folgendes nach Juggers Erzählung.

Herzog Albrecht mit dreihundert und fünfzig Pferden und sechshundert Fußknechten, die eine Feldschlange und vier andere Stück groben Geschützes führten, in Landsberg, seines Bruders Stadt, ein. Er hatte vernommen, daß Christoph zum Widerstand bei hundert Pferde und tausend Fußknechte im Allgau und am Bodensee werbe. Der Pfleger des Landsberger Schlosses überantwortete dasselbe dem Herzog bei erster Aufforderung; Christoph selbst, welcher, ohne Geld und für Gegenwehr zu schwach, nach Augsburg gegangen war, hatte dem Pfleger die Uebergabe befohlen [99]). Nachdem Albrecht hinreichende Besatzung zurückgelassen, kehrte er nach München heim, und entließ sein übriges Kriegsvolk.

Christoph hatte in Augsburg keine Rast. Sein heftiges Gemüth forderte blutige Genugthuungen. Mit dem Bruder wollte er vor den Fürsten, vor der Landschaft, vor Kaiser und Reich rechten. Aber gegen die Ritter, welche ihm Absagebriefe geschickt hatten, wollt' er's mit eigener, ritterlicher Faust abthun. Unter denselben befand sich auch Niklaus von Absberg, den er am innigsten von allen haßte; eben jener, der ihn

99) Wie Herzog Albrecht in seinem Umlaufschreiben am 8. April 1485 (Landr. Handl. 8, 117) meldet.

einſt im Bade zu München zu verbaſten den Muth gehabt. Er ſchwor ihm den Tod. Er forſchte nach, wann derſelbe München wieder verlaſſen wurde, wohin er den Herzog begleitet hatte. Und als er Tag und Stund' erfuhr, ließ er ſchnell aufſatteln, und ritt mit ſechszig guten Reiſigen von Adel nach Freiſing, ſeinem Feinde den Weg zu verrennen. Unterwegs kehrt' er bei dem Pfleger zu Kranzsberg ein und ſprach ihn um ein Reitermahl an. So arm war er, daß er's nicht zahlen konnte [100]), ſo eilfertig, daß er und ſeine Reiter dazu kaum niederſaßen. Während ſie noch auf und abgingen, kam Botſchaft, Niklaus der der Abensberger, Burkhard Rohrbeck, auch andere des Adels, wären mit vierundſechszig Pferden nur noch zwei Meilen fern. Sogleich ſaßen alle auf, und ritten gegen die Stadt Freiſing. Hier befahl der Fürſt ſeinen Begleitern, hinter einem Holz zu warten; er ſelbſt eilte zum Stift Weihenſtephan hinauf, ſetzte ſich lauerſam auf St. Jakobs Kirch-

100) Er ſagte zum Pfleger Oswald Schönbichler: „Lieber Geſell Oswald, thue ſowohl und gib mir und den Meinigen zu eſſen, denn ich habe wahrlich nicht mehr als drei Gulden und mein Schwerd mit Silber beſchlagen, und glaube gewiß, daß ich dir ſolches vergelten und bezahlen will, als fromm ich ein Fürſt von Baiern bin." Jugger.

mauer und überschaute vom Hügel herab das Land. Als er von weitem die Erwarteten des Weges herkommen sah, fiel er auf die Knie, dankte Gott und empfahl sich seiner Allmacht. Dann trabte er zu den Seinigen zurück und rief: „Liebe Mitbrüder von Adel, und sonst ihr mannlichen Reiter, weil euer ritterliches Gemüth mir wohl bekannt, brauch' ich nicht Worte. Allein ich thu euch aus getreuem, fürstlichem Gemüth anzeigen und klagen, daß der große Bosewicht von Abensberg mit den Rohrbecken und Bognern nicht weit von uns sind. Die haben mich, ihren natürlichen Herrn und Fürsten von Baiern, und zuvor wider Gott Ehr' und Recht zu München im Bad gefangen, und nun meinen Bruder, Herzog Albrecht, dahin gebracht, meine Erbschaft, die Stadt Landsberg, einzunehmen und die Meinigen zu vertreiben. Nun will ich mich als ein frommer redlicher Fürst mit der Hilfe Gottes auf diesen Tag rächen und der bewiesenen Untreu mit meiner Faust gute Bezahlung geben! Deshalb, liebe Reiter von Adel und andere, die solche redliche That mit mir vollbringen helfen, will ich anzeigen, wie wir einander erkennen mögen." Damit ritt er zu einem Eichenbaum, brach einen Zweig und steckte denselben auf seinen Sturmhut. Die andern thaten desgleichen.

Sie sprengten mit einander durch die Gassen von Freising. Als sie jenseits der Stadt auf dem Anger [101]) ihre Feinde daher reiten sahen, richtete Herzog Christoph den Zug an; er selbst voraus, zwei hinter ihm, nach diesen vier, und also immer die Glieder verdoppelt. So ritt der Fürst trotzig neben des Abensbergers Leuten hin bis zur Hälfte ihres Zuges. Dann schrie er mit gewaltiger Stimme seinem Trommeter zu: „Nun blase auf mir Schall!"

Und alle warfen sich jählings auf die reisende Schaar. Pfleger Diesser rannte den von Abensberg vom Gaul, daß er sich gefangen gab. Christoph stach Herrn Burkhard von Rohrbeck nieder und Lorenz Bognern von Kelheim. Erschrocken flüchteten die Ueberfallenen in die Stadt, den Feind auf den Fersen. Seitz von Fraunberg, Christophs Diener, welcher um die Gefangennehmung des Herrn von Abensberg nicht wußte, stieß diesem den Dolch unterhalb des Panzers in den Leib. Als Christoph vom Verfolgen der andern zurückkam und auf der Wahlstatt seine drei Feinde neben einander erblaßt liegen sah, hat er seine Hände gen Himmel gestreckt und gerufen: „Wollte Gott, so geschähe

---

101) „Die Münchner Anger" geheißen.

allen Falſchen des Adels und welche durch untreuen Rath die Fürſten wider einander bringen!“

So ſtarb Herr Niklaus von Abensberg, der letzte ſeines uralten Heldenſtammes[102]. Der Biſchof von Freiſing ließ die Todten aufnehmen und in die St. Georgen-Kirche tragen[103]. Sieben von den Abensbergiſchen waren erſchlagen, vierunddreißig verwundet. Von Chriſtophs Leuten bluteten nur ſieben Mann.

Aber niemand hieß die That des Fürſten gut. Der ſchmähliche Bruch des Landfriedens erfüllte ganz Baiern mit Unwillen. Es ward Wehklagens bei Hohen und Niedern um die Erſchlagenen, am lauteſten, daß das hochedle Geſchlecht von Abensberg ſo traurig unterging. Auf die Stätte, wo Niklaus fiel, iſt ein Denkmal von Marmor gebaut worden.

Chriſtoph war vom Wahlplatz alsbald gen Landshut geeilt. Von hier aus rechtfertigt' er ſeine That, wie er konnte, und forderte ſein Recht

---

102) Am 28. Hornung 1485.

103) Der Biſchof, bange vor den Folgen, ſchrieb ſogleich an Herzog Albrecht, wie unſchuldig und ohne Theilnahme er an der Begebenheit geweſen. Meichelbek 2, 270.

an der Herrschaft in Baiern[104]). Da überreichte ihm Johann Pöringer, öffentlicher Richter und Ausfertiger[105]), den Befehl Friedrichs, römischen Kaisers[106]), daß er sich bei schwerer Ungnade enthalten solle, des Herzogthums Theilung zu begehren, es sei solches Theilen durch geistliche und weltliche Gesetze verboten[107]), weil des heil. Reiches Abnehmen und der fürstlichen Stände Schwächung daher gekommen.

---

104) Daß ihn die That nachher reute, und er deswegen um Sündenablaß nach Rom geschickt, auch auf den Berg Andechs gewallfahrtet habe, zeigt J. J. Lipowsky (Herzog Christoph von Baiern oder der Kampf um die Mitregierung S. 71 ff.) aus Aenpeck nach.

105) So hieß damals ein Notarius publicus.

106) Gegeben zu Linz am 13. Christm. 1484 (Landt. Handl. 8, 403). Albrecht hatte diesen Befehl also schon zeitig ausgewirkt und in Handen; Christoph empfing ihn aber erst jetzt am 31. März 1485.

107) Sogar die goldene Bulle ward angerufen, das Recht des Aeltern, und jener Spruch Kaiser Sigmunds zu Preßburg, welcher ganz Baiern dem Reich verfallen erklärte, nach Herzog Johanns von Straubing-Holland Tode, weil die Fürsten zu Baiern, ohne des Kaisers, ihres rechten Lehenherrn, Wissen und Willen, getheilt hatten. Landt. Handl. 8, 452.

beherrscht wird, zweifelt sie nicht, daß das, was Religion und Vernunft als unauflösliche Wahrheit billigen, endlich die allgemeinste und lebendigste Ueberzeugung der gesammten Mensch-

---

Similar copies will accompany these, for your worthy Emperor. The noble ground which he has taken in the Holy League, has greatly encouraged the hearts of the friends of peace in this countri. As the pamplets will give you information of the prospects of the Peace Society, I shall only express the hope which is entertained, that your name will be enrolled among the avowed friends of peace, and there shine with as great lustre as it has done among the Presidents of National Bible Societies.

NOAH WORCESTER, Cor. Sec. M.P.S.

His Excellency Prince Alexander Gallitzin.

Folgendes iſt die Antwort des Fürſten:

Sir! I received your letter of the 9th of April, with the Numbers of the Friend of Peace accompanying it, by the hands of Mr. Parsons; for which I retourn you my hearty thanks. The object which your Society has in view is of great importance to the well being and happiness of the human race. Indeed, it seems to me to be almost the same as that of Bible Societies; for it is only in proportion as the divine and peaceable principles of the Gospel of Jesus Christ

Zur Beilegung des Haders ward Vermittlung von vierundſechszig Schiedsmännern aus der Landſchaft genommen. Während dieſe noch zu München im Rath beiſammen ſaßen, lud Albrecht den Herzog Chriſtoph zu ſich ins Schloß. Hier beſprachen ſie ſich brüderlich und wurden wieder ein Herz [108]). Chriſtoph trat ſeinen Antheil der Herrſchaft auf Lebenszeit und unwiderruflich ab, gegen reichliche Entſchädigung [109]). Das bekräftigte der Spruch der Schiedsrichter [110]).

Und des erſchlagenen Abensbergers Gut [111]) nahm Albrecht, als Landesfürſt, zum Herzogthum, wie es zu allen Zeiten gehalten worden, wenn eines der alten baieriſchen Geſchlechter ohne männliche Erben ausging. Zwar hatte Niklaus von Abensberg Graf Hanſen von Montfort als ſeinen Sohn erzogen und geliebt, und noch beim letzten Abſchied ihm befohlen, das Schloß inne

---

108) Nach Fuggers Meldung.

109) Nutznießung von den Schlöſſern Paal und Rauhenlechsberg, Stadt und Schloß Schongau und Stadt Weilheim, doch ohne Hoheit und Gericht.

110) München am 17. Brachmond 1485. Landtag-Handl. 8, 477.

111) Stadt und Schloß Abensberg, die Städte und Märkte Randeck und Altmannſtein.

zu behalten. Doch tilgte der Fürſt deſſen Anſprüche lieblich mit Geld und anderm Gut aus [112]).

Herzog Georg in Landshut redete zu allen dieſen Händeln nicht; denn ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte damals eine eigene Fehde, welche er aus ſchlechter Urſach und ohne Lorbeern gegen die Reichsſtadt Nördlingen führte [113]).

6.

Regensburg gebt an Baiern über. Augsburg rettet eigene Freiheit.

Im J. 1455 — 1457.

Nach errungener Alleinherrſchaft wandte Albrecht ſeine Gedanken freier auf Wiederherſtellung der alten Größe ſeines Hauſes. Zu reich an Rechtlichkeit, zu arm an Mitteln, Eroberer zu werden, ſah er Holland, Brandenburg, Tirol und vieles

112) Montfort empfing 5,000 Gulden rhein.; alles Silbergeſchirr, die perlenen Kleider, Kleinodien, Roſſe und Harniſche des Abensbergers. Landt. Handl. 8, 415 ff. u. 420.

113) Die Nördlinger hatten einen ihrer Feinde auf den Grenzen der Grafſchaft Kirchberg (die Georg im J. 1480 gekauft) gefangen und hingerichtet; Georg bekriegte deswegen die Stadt mit einem kleinen Heer von 5,200 Mann, lag ſechs Wochen davor, beſchoß ſie, und ließ ſich endlich mit Geld abfinden.

andere auf immer verloren, was der Schyren Gut gewesen. Vergebens hatte er ſich mit dem reichen Ludwig zu Landshut vereint, noch einmal das Erbe der Niederlande anzuſprechen, da deren Herr, der kühne Karl von Burgund, bei Nancy wider die Schweizer umgekommen war [114]). Aber Nebenbuhler, ſtärker an Waffen oder Recht, Erzherzog Maximilian, des Burgundiſchen Herzogs Eidam, und Friedrichs, des Kaiſers Sohn, dann der König von Frankreich, vereitelten ſeine letzte Hoffnung. Vermocht' er nicht das Größere, wollt' er das Kleinere nicht verſäumen.

Die Stadt am Hof, den Regensburgern verpfändet, war von denſelben längſt wie eine ihrer Vorſtädte betrachtet worden. Albrecht hatte ſie wieder eingelöſet (ums Jahr 1481) und ihr einen Bürgermeiſter und Rath und erkleckliche Vorrechte gegeben, daß ſie neben der Reichsſtadt aufblühen möchte. Dieſe, ſeit ſie von Baiern abgekommen, hatte ihre Freiheit immer mit großer Mühe in mancherlei Anfechtungen behauptet. Doch ſank gemach ihr Anſehen. Neben ihr waren Augsburg, Nürnberg und andere Städte durch Gewerbfleiß, München durch Gunſt und Liebe der Herzoge groß geworden. Nur ſelten noch ſah man die

114) Am 6. Januer 1477.

Kaiser in Regensburg hofen und tagen. Aufwand für des Reiches Kriege, Steuern und Auflagen dauerten inzwischen fort; bürgerlicher Unfriede verdrängte manchen reichen Mann. So wanderte nach und nach der alte Wohlstand aus; die Noth ein. Noch war großes Einkommen, aber auch große Schuld, und der Stadtsäckel zuweilen nicht vermögend, die Zinsen, ewigen Gelder und Leibgedinge zu zahlen. Darüber entstand in der Gemeinde oftmals Gezänk und Geschrei. Unzufriedene Bürger sagten: Regensburg habe als des heiligen Reiches Freistadt im Wappen die Schlüssel, aber die Kornkammern seien in Baiern. So lange man unter den Herzogen gestanden, wo Hofstaat und Fremde viel Geld gebracht, hätte die Stadt wohl gedeiren mögen; nun sei Elend eingekehrt, des Steuerns kein Ende, des Erwerbs täglich minder und der ärmere Bürgersmann vom Stolz oder Eigennutz der Vorgesetzten geplagt. Viele riefen: Besser einen Herzog, als einen Kaiser; Jener macht reich, das Reich macht arm!

Von dieser Stimmung belehrt, befahl Albrecht seinen Amtleuten, die Stadt am Hof mit noch größerer Güte zu halten, auf daß die Regensburger aus ihren Häusern das Glück derer sähen, die zu seiner Herrschaft gehörten. Dabei erwies sich auch ihnen selbst der Kluge Fürst in allen Stücken hold, besonders denen, die für Baiern

das Wort redeten [115]). Die Zahl derselben nahm immer zu, zumal als selbst Rath und Adelsgeschlechter in der Stadt uneinig wurden. Es geschah mancherlei Zusammenrottung, und eines Tages [116]) so wuthender Auflauf wegen Armuth des Stadtsäckels, daß die Bürgermeister, ihr Leben zu retten, in die Kirche zum Altar flüchten mußten. Die Bürger schrien: laßt uns baierisch werden! — Bischof Heinrich, aus dem Hause Absberg, ein dreiundsiebenzigjähriger, frommer Greis, trat auf die Straßen hinaus unter das aufgebrachte Volk. Er ermahnte die Leute, das von den Vätern ererbte Kleinod der Freiheit nicht um schnödes Wohlleben fahren zu lassen. Wer sich selbst angehöre, habe zum Reichthum Alles. Freiheit sei eine ewig gute Mutter; Fürstengunst eine wetterwendische Freundin. Regensburg, das so manchem Sturm widerstanden, könne noch lange blühen. Ein Stadtwesen, wie ein ganzes Volk, gehe nicht leicht durch äussere Umstände zu Grunde, es sei denn schon in sich selbst zu Grunde gegangen. Allein sie höreten ihn nicht an; der Muth der Edlern verstummte; die Feigen wurden beredt

115) Vorzüglich war der Stadtkämmerer Schuchsteiner des Herzogs öffentlicher Lobredner. Adlzreiter.

116) Am Erchtag vor St. Lorenzenfeß 1183.

und trotzig. Mit Thränen wandte sich der Bischof ab [117]).

Von diesem Tage an gingen viel Boten auf und ab, zwischen München und Regensburg, mit dem Herzoge zu handeln. Seine Räthe, die Aheimer, Pienzenauer und Andere, ritten zur Stadt, und verhießen gute Bedingung. Der Vertrag ward wirklich abgeschlossen. Regensburg entsagte freiwillig und feierlich dem Reiche [118]), überaab sich sammt der Veste Donaustauf zu Herzog Albrechts Eigen, und ertheilte ihm Gewalt, ein Schloß in der Stadt zu bauen [119]). Am sechsten Tag Augusts des vierzehnhundert sechsundachtzigsten Jahres zog der Fürst von Baiern, als Gebieter, in Regensburg mit prächtigem Gefolge ein. Frohlockend wallte ihm das Volk entgegen und huldigte einem fremden Herrn, weil es zur alten Freiheit nicht mehr die alte Tugend hatte.

Anderer Geist waltete irner den Mauern von Augsburg, der Nebenbuhlerin Regensburgs. Hier gab das stolze Gefühl der Unabhängigkeit

---

117) Laurent. Hochwart bei Oefele 1, 223.

118) „Ist vor ain frey Stadt gewesen, nun ist sie ein Sclavin geworden", klagte der freie Augsburger Hector Mulich z. J. 1485.

119) Es wurde auch beim Praeputaner Thor angefangen, doch nicht vollendet. Maus. Lmm. 1, 372.

Muth, der Muth Kraft, die Kraft Reichthum. Fleiß und Handel der Bürger, zumal der reichen Fugger, deren Geſchlecht ſeit hundert Jahren groß geworden [120]), hatte ſich durch Deutſchland, Polen, Ungarn, Italien, Niederland und über die Meere ausgedehnt. Glück machte nicht ſicher; Wohlſtand nicht träge. Um Freiheit ließ Jeder Alles fahren, weil ſie Alles wiederbringen konnte. Und die, welche fremden Feinden unerſchrocken auf den Stadtmauern oder im Felde zu begegnen gewohnt waren, duldeten noch weniger Unterjochung von ihres Gleichen. Das Schickſal des Bürgermeiſters Schwarz ward allen Gewaltluſtigen ein ſchreckhaftes Beiſpiel.

Ulrich Schwarz, eines Zimmermanns Sohn [121]), hatte durch Klugheit ſeiner Rathſchläge großes Vertrauen in der Gemeinde. Ver-

120) Hans Fugger zog zuerſt im Jahr 1370 aus dem Dorf Graben bei Augsburg in die Stadt. Jugger 2, 782.

121) Geboren 1422, wie das „Geheimbuch“ anzeigt, deſſen Verfaſſer Wilh. Rehm die Geſchichte von Augsburg bis zum Jahr 1545 führt. Paul von Stetten hat dieſe Handſchrift (in ſ. Geſch. von Augsburg) zuweilen unter dem Namen der Langenmantelſchen Chronik angeführt.

schmitzt, ohne es zu scheinen, wußt' er zu reden, wie jedermann lieb hatte, und mit bescheidenem ehrbarem Wesen, das dem gemeinen Mann wohlthut, seinen Ehrgeiz zu bedecken. Was er unternahm, gelang ihm; mit leichter Hand wandte er die schwersten Dinge. Deshalb ward er in den Rath gehoben, wo er immer als der Zünfte beredter Fürsprecher gegen die adelichen Geschlechter stand.

Nachdem er durch Gunst der Stadt eines ihrer Häupter geworden, schwächt' er erst die Zahl der Geschlechter, deren Ansehen und Einsicht er fürchtete, im geheimen und innern Rath [122]). Weil er statt ihrer den gemeinen Bürger in Aemter zog, halfen die Zünfte eine kluge Verfassung verderben. Nach einmal gebrochenen Schranken, und von seinen Geschöpfen unterstützt, maßte sich Schwarz ungebührendes Ansehen gegen alle an. Das Bürgermeisterthum erwarb er siebenmal; zum Amtsgenossen sucht' er immer einen furchtsamen, oder bequemen Mann, am liebsten Josepb

122) In den geheimen Rath ließ er noch acht aus der Gemeinde treten, wo sonst nur dreizehn gesessen waren, und in den innern Rath noch achtzehn von den Zunften, wahrend er die Zahl von funfzehn Geschlechtern (Patrizern) auf zwölf darin verminderte.

Ohnsorg, der beides war. Widersetzlichkeiten gegen seinen Willen ward jedesmal hart, nicht selten mit dem Tode gebüßt. Uebermuth, dann böses Gemüth, machten ihn zuletzt grausam. Dreizehn achtbare Burger wurden unter seiner Gewaltschaft hingerichtet. Zween angesehene Männer der Stadt, Hans und Leonhard Vittel, ließ er enthaupten, weil sie seine Verwaltung zu schelten gewagt. Des Erstern Gattin und schwangere Tochter fielen ihm vergebens auf dem Rathhause zu Füßen. Da rief Hans Vittel auf dem Richtplatz: „Mag es Gott erbarmen, daß wir um die Wahrheit sterben müssen! Aber, Schwarz, du bist ein Dieb am Rath, und an Armen und Reichen. Eh' ein Jahr umgeht, verdirbst du am Galgen!"

Des Bürgermeisters unbeschränkte Herrschaft wurde den Männern von Augsburg bald so unerträglich, als seines Weibes Hochmuth und fürstliche Pracht den Frauen [123]). Man redete heim-

123) Man sang nachher in Spottliedern von Schwanns und seines Weibes Stolz:

So schweig, so schweig, mein Fräulein,
Bis du eine Kaiserin,
So will ich Kaiser sein.

Das ganze Lied im großen Zeitbuch von Augsburg. Handschr. S. 203.

lich zusammen, wie dem Unheil zu wehren; Alles müsse gewagt sein; wer nicht für Unabhängigkeit sterben könne, sei nicht werth, in ihr zu leben. So redete man. Furcht vor Spähern und Horchern, gewöhnlichen Hilfsmitteln und Zeugen böser Obrigkeit, verschwand immer mehr, je sicherer und stärker sich jeglicher durch Gesinnung und Entschlossenheit Aller wußte. Selbst der kaiserliche Landvogt in der Stadt ward gewonnen.

Also trat eines Morgens Georg Ott, der Stadtvogt, in Panzer und Harnisch, mit Schwerd und Streitaxt, an der Spitze bewaffneter Bürger in den versammelten Rath. Er erklärte den Bürgermeister auf Befehl des Kaisers und eines ehrsamen Rathes gefangen, riß ihn zählings vom Sitz auf, und zum Saal hinaus in den Kerker. Seine Mitbeiser wurden verhaftet, wie er. Ulrich Schwarz bekannte unter der Pein der Folter vielleicht mehr Verbrechen, als er geübt [124]; doch verdächtigte ihn der schnell gewonnene Reich-

124) Z. B. er habe die Stadt und das Spital zum Theil. Geiß um großes Geld betrogen, Aemter verkauft, sogar wollen die Geistlichen und die Geschlechter plündern und hinrichten lassen. Geheimnuch.

heit werden könne und müſſe, und daß in Folge dieſer Ueberzeugungen endlich das Recht an die Stelle des Bajonets, der geſunde Menſchenverſtand an die Stelle des barbariſchen Wahnſinns

---

prevail in the hearts of men, that lasting and universal peace can be expected. A blessed period is promised in the word of God, when men shall learn the art of war no more. This period I understand to be the same as that in which it is prophesied, that all men shall know the Lord, even from the least unto the greatest, and that the earth shall be full of the knowledge of the Lord. These latter promises seem to be daily fulfilling in every quarter of the world, by the exertion of Bible and other Christian Societies, to disseminate among men the saving and pacific principles of Jesus Christ. They are preparing the why for your Society's gaining its object — peace — universal peace, when men shall learn the art of war no more. Most earnestly praying for every blessing to accompany your labour, in promoting peace on earth and goodwill among men, I shall reckon it a peculiar honour to be among the members of such a humane Society.

I remain, Sir, your most obedient Servant,

Prince Alex. Gallitzin.

thum und die Menge köſtlichen Hausgeräths [125]). Am achtzehnten April des Jahres 1478 ward er in ſeinem ſchwarz ſammtnen, pelzverbrämten Rathsehrenkleide, auf dem Haupte das perlenumwundene Sammetbaret, an den Galgen gehenkt, welchen er ſelber erſt hatte ausbeſſern laſſen. Seinen Mitbürgermeiſter, Joſeph Ohnſorg, fand man einige Tage darnach todt auf der Gaſſe [126]). Augsburg feierte Luſtfeſte um wieder gerettete Freiheit.

7.

Albrecht vermählt ſich Kunigunden. Des Kaiſers Zorn.

Im J. 1487 — 1489.

Regensburg hingegen tröſtete ſich um den Verluſt der Unabhängigkeit in Herzog Albrechts großmüthiger Gunſt. Er ließ der Stadt nicht nur die hergebrachten Einrichtungen und Rechte zur Beſetzung der Obrigkeit, auch Steuer und Umgeld;

125) Man fand in Schwarzens Haus und Vermögen baar fünfzehntauſend Gulden, dreihundert kleine ſilberne Becher, gegen funfzig Stück vergoldeten Silbergeſchirrs. Geheimbuch S. 262.

126) Es ging die Sage „man hab' ihm einen Johannis-Segen gegeben." Sigmund Meyſterlins Jahrbuch. Hdſchr.

ſondern gab ihr dazu einträgliche Wein- und Salzzölle, nebſt der Stadt am Hof, dem Wörth, ſammt allen Fiſchern und Leuten oberhalb der ſteinernen Brücke; dazu die Herrſchaft mit den drei Schrannen und Gerichten und allen ihren Einwohnern zu Wintzer, Pfaffelſtein und Regen, zu einem ewigen Burgfrieden, da ſie nie vorher einen gehabt [127]). Nichts verſäumt' er zur Aufrichtung alten Lebens und Wohlſtandes. Vom Papſte erwirkt' er der Stadt noch ein Feſt aller Heiligthümer. Alljährlich wurden dieſe von nun an der Verehrung der Gläubigen, mit Ablaß der Sünden, auf eine Bühne vor der Domkirche ausgeſtellt.

Während dieſer Beſchäftigungen reiſete er öfters zu ſeinem Freunde Erzherzog Sigmund von Oeſterreich, der zu Innsbruck wohnte. Er hatte an deſſen Hofe die ſchöne und einzige Tochter des Kaiſers geſehen. Dahin zog ihn ſein Herz. Er liebte die reizende Fürſtin, und Kunigunde gewährt' im Stillen Gegenliebe. Ihr Verſtändniß hielten ſie geheim. Nur Sigmund, Kunigundens Vetter, und ihr Bruder Maximilian durften darum wiſſen. Denn der Kaiſer, welcher ihre

127) Ausſchreiben der Stadt Regensburg, wie ſie ſich an Baiern ubergeben habe. Samſtag nach St. Gilgtag 1486. Maus. Mem. 1, 376.

Hand ſchon Königen verweigert hatte, würde ſie keinem Herzoge zu Baiern gegeben haben, dem er aus mancherlei Urſache übel an war. Albrecht aber ruhte nicht, bis die Geliebte ſeine Gemahlin ward. Sigmund, ſeinem Vetter, dem Kaiſer, längſt ſchon abhold, begünſtigte ſeine Wünſche. Auch Maximilian, des Kaiſers Sohn, ward gewonnen; der Ehevertrag entworfen [128]), und die Vermählung der Glücklichen ohne Einwilligung des Vaters auf dem Schloſſe von Innsbruck vollzogen [129]). Albrecht führte die liebenswürdige Erzfürſtin von Oeſterreich als Herzogin von Baiern nach München. Ihr Beſitz gewährte ihm ſelbſt Hoffnung auf den Wiedergewinn Tirols; denn der kinderloſe Sigmund dachte daſſelbe nach ſeinem Tode Kunigunden zu [130]).

---

128) Inſpruk am Mitichen nach St. Auguſtinstage 1486. Aettenkhover 374.

129) In den erſten Tagen des Jahres 1487. Biſchof Wilhelm von Eichſtätt ſegnete die Ehe ein. Arnpekh. Chron. bajoar. L. 5.

130) Sigmund, wenn er ohne männliche Erben abgehen würde, verſchrieb Albrechten eine Million mit der Verſicherung auf ſeine Lande, den 28. Jän. 1487. Aber die tiroliſchen Landſtande erklärten ſich laut dagegen. Daß Maximilian, der Sohn des Kaiſers, um dieſelbe Zeit, aus Liebe zu ſeiner Schwe

Inzwiſchen Albrecht, ſeines Looſes froh, mit Georg von Landshut, zu Ehren Kunigundens prunkvolle Turniere auf dem Kornmarkt Regensburgs hielt[131]), erfuhr Friedrich, der Kaiſer, das Geſchehene. Dieſer ſtand damals mit unbeglückten Waffen im Felde wider König Matthias von Ungarn, den klugen und tapfern Helden. Schon war Friedrich wegen der Trennung Regensburgs vom Reiche, auch wegen der Abensbergiſchen Lehen, gegen Albrecht aufgebracht, die dieſer an ſich gezogen, ohne dabei des Reiches zu gedenken. Kunigundens Vermählung machte das Maß ſeines Zornes voll. Er erklärte alle Eheverträge ungültig; ungültig die Beſitznahme des Lehen von Abensberg und den Abfall Regensburgs. Verlaſſen von ſeinem gewohnten Gleichmuth würde er ſogleich ſeine Macht gegen Albrecht gewandt haben, hätten es die ſiegeriſchen Fortſchritte der Ungarn geſtattet.

Nicht Kunigundens, nicht Maximilians zärtliche Bitten beſänftigten den gekränkten Greis; nicht daß Albrecht nachher zur Rettung König

---

ſter, auf Tirol Verzicht geleiſtet haben ſolle, wird von öſterreichiſchen Geſchichtforſchern beſtimmt geläugnet.

131) Am Sonntag nach U. L. Fr. Tag zur Lichtmeſſe. Dabei erſchienen zweihundert und dreißig Helme.

Maximilians ein Kriegsheer in die Niederlande ſchickte, wo denſelben die flanderiſchen Stände in Brügge gefangen hielten [132]). Friedrich ſtiftete die Fürſten und Städte des Reiches auf, daß ſie zu Eßlingen für des Landfriedens Aufrechthaltung den Bund beſchworen, welcher ſich nachmals unter dem Namen des ſchwäbiſchen bekannt machte, und der in des Kaiſers Hand ein Rachſchwerd gegen die Fürſten Baierns werden ſollte. Nicht Albrecht allein, auch Herzog Georg hatte ſeinen Haß theils wegen der Markgrafſchaft Burgau verſchuldet, die derſelbe an ſich gezogen [133]), theils wegen einer neulichen Biſchofswahl zu Paſſau.

---

132) Im J. 1488. Die Herzoge Chriſtoph und Wolfgang ſelbſt führten das baieriſche Hilfsvolk. Adlzreiter.

133) Sie war ein altöſterreichiſches, von Erzherzog Sigmund dem Bisthum Augsburg verpfändet geweſenes Gut, welches Herzog Georg, mit Sigmunds Genehmigung, gegen Zahlung der Pfandſumme von 32,000 Goldgulden, am 28. Wintermon. 1486 an ſich nahm. Achilles Pirm. Gaffers Jahrbücher. Aber unterm 12. Heum. 1487 ſchickte Sigmund, erſchrocken vor des Kaiſers Zorn, an Friedrich die vernichteten Kaufbriefe Albrechts und Georgs um die Vorlande. Am 1. Horn. 1488 bezeugte K. Friedrich auch förmlich die geſchehene

Das Bisthum zu Passau war eines der älte-
ſten und herrlichſten im ganzen deutſchen Lande.
Zwiſchen Böheim und Ungarn verbreitete ſich das
fruchtbare Gebiet mit großen Einkünften, mit
mehr denn dreißig feſten Burgen, vielen Dörfern
und Städten. Paſſau, die Stadt, durch eine
hölzerne Brücke von ſechszehn Jochen mit der
Innſtadt, dem Viodorum des Alterthums, ver-
bunden, bildete einen vortrefflichen Sitz. Schon
ſtieg damals in ihrer Mitte die Stephanskirche
maieſtätiſch auf, doch in ihrem Bau noch unvoll-
endet; in der Nähe dieſer die weitläufige Reihe
der pallaſtähnlichen Gebäude des Hochſtiftes. Die
Pracht der mit goldgewirkten Teppichen behange-
nen Zimmer und Säle war ſo groß, daß ſie in
königlichen Wohnungen nicht übertroffen werden
mochte [134]).

Als hier Biſchof Ulrich geſtorben war [135]),
hatte der Kaiſer ſeinen vertrauten Rath, den
römiſchen Hauptprieſter Georg Häßler, zu
deſſen Nachfolger beſtimmt; der Herzog von Nie-

Vernichtung der oben erwähnten Verſchreibung
Sigmunds auf eine Million an Albrecht.

134) Aeneas Sylvius Ep. 170 beſchrieb während
ſeines Aufenthaltes zu Paſſau im J. 1441 ſo die
Stadt.

135) Im J. 1479.

derbaiern aber, als des Bisthums Vogt, seinen Kanzler Friedrich Maurkircher. In der spältigen Wahl stimmten die meißen für Letztern; hingegen den Erstern bestätigte der Papst. Wer von den Chorherren für Häßler gestimmt hatte, ward heftig verfolgt. Keiner derselben war lebenssicher. Der Kaiser ließ den greisen Häßler an der Spitze von dreihundert Rittern in das Bisthum einrücken. Das Stift, auf seine Rechte trotzend, ward dagegen Reisige und Fußvolk; Böheim gab dreihundert Mann zur Hilfe; Herzog Georg, des Bisthums Schirmvogt, warf starke Besatzung in die Veste Oberhaus, welche hoch auf jähem Felsen nur durch die Donau von der Stadt geschieden ist, und in das starke Schloß Ebersberg. Dieses von dreifachen Ringmauern umgürtet, mit sechsröhrigem Marmorbrunnen im Schloßplatze, lag an Bayerns und Oesterreichs Grenze, prachtvoll in anmuthiger, obstreicher Gegend auf einem Felsen an der Traun [136]). Vergebens wünschte die Bürgerschaft zu Passau in diesen stürmischen Händeln ohne Theilnahme zu bleiben. Von des Kaisers Acht bedroht, mußte Ze dem Bischof Häßler die Thore ihrer Stadt aufschliessen. Aber von Oberhaus herab schossen

136) Aeneas Sylvius in seinem einhundert- und siebenzigsten Brief.

die Baiern aus ihren Stücken so unaufhörlich, daß alle Gegenwehr der Bürger eitel blieb, die ganze Ilystadt in Flammen gerieth, der Bischof in großer Noth Vergleich einging und nach Wien zurückreisete [137]). Diese Kränkung hatte der Kaiser dem Fürsten zu Landshut noch nicht vergessen [138]).

Sowohl Georg als Albrecht, ohne Rüstungen für Sicherheit zu versäumen [139], suchten inzwischen die verlorne Huld des Reichsoberhauptes auf alle Weise wieder zu gewinnen. Albrecht reisete sogar gen Linz, dem erhabenen Schwäher seine Ehrfurcht zu bezeugen. Es war umsonst.

---

137) Er empfing das bischöfliche Haus zu Wien, das Schloß Ebersberg und 2000 Gulden jährlich. Hanfiz 1, 574 ff. beschreibt diesen Vorfall ausführlich.

138) Auch im J. 1486 gab es ähnlichen Streit, als Bischof Johannes II. zu Augsburg gestorben war. Herzog Georg empfahl den Augsburgischen Domprobst Johann, Pfalzgraf beim Rhein, seinen Vetter, unterstützt von den übrigen Verwandten des Hauses Wittelsbach, zum Nachfolger: der Kaiser den Grafen Friedrich von Zollern. Diesmal siegte der Kaiser.

139) Albrecht hielt seine Kriegsleute fast beständig im Aufgebot und Georg warb ein beseldetes, ständiges Heer. Landt. Handl. 12, 214.

Friedrich beharrte hartnäckig in seinen Forderungen; lud, unter Androhung der Reichsacht, die Regensburger vor seinen Stuhl, sich wegen der Abtrünnigkeit zu rechtfertigen [140]), und als er hörte, wie Albrecht die Stadt neu befestige, rief er: „Ob man sie auch ganz zumauere, will ich dennoch ein, und sollt' ich durch ein Spältlein schlüpfen! [141])" Jeder hieß ihm willkommen, der gegen die Herzoge Klagen brachte. Deswegen fanden auch Albrechts unzufriedene Brüder bei ihm freundliche Aufnahme und Gehör. Christophs Hoffnungen zur Herrschaft, der er selbst entsagt hatte, belebten sich wieder, da er des Kaisers Stimmung sah; und Wolfgang unterstützte Christophs ungerechte Ansprüche, weil er seit einiger Zeit mit Albrecht, geringer Ursachen willen, in offenem Bruch lebte.

Es war nämlich geschehen [142]), daß von Wolfgangs Leuten einige im Zank den Paul von Freiberg, Albrechts Dienstmann, erschlugen. Die Wittwe des Ermordeten hatte Gerechtigkeit gesucht, ohne dieselbe zu finden. Nun

140) Alles im J. 1489.

141) Laur. Hochwart bei Oefele 1, 223.

142) Schon im J. 1487. Kremer gibt uns den nachfolgenden Vorfall eine urkundliche Darstellung in seinen Landr. Handl. 9, 28 ff. 18, 239 ff.

sprengten ihre Gegner aus, sie trachte durch gedungene Knechte nach Wolfgangs Leben, wenn er auf die Jagd, Kirchweihtänze, oder Buhlschaft ausreite. Allzu leichtgläubig ließ Wolfgang eines Tages Knechte der Wittwe, wiewohl sie nicht unter seiner Gerichtsbarkeit standen, aus der Pfarrkirche zu Münster, während des Gottesdienstes, auf sein Schloß Lichtenberg schleppen, und ohne das Recht des Blutbanns zu haben, der Folter unterwerfen. In der Qual bekannten sich die Gepeinigten zu jeder Schuld. Sie ließen sogar glauben, daß nicht nur ein Dienstmann Albrechts, sondern dieser Fürst selbst um meuchelmörderische Anschläge wissen möge [143]).

Herzog Wolfgang sandte mit dem peinlichen Verhör seinen Pfleger von Greifenberg, Ehrhard Versaller, nach München. Aber Albrecht, unwillig über seines Bruders Eingriff in landesherrliches Hoheitsrecht, befahl die Entlassung der gefolterten Knechte, und behielt so lange Versallern zum Geisel. Wolfgang, gekränkt, statt des theilnehmenden Bruders nur den gebietenden Fürsten zu haben, wandte sein ganzes

143) Einer von diesen Zeugen entsprang nachher aus dem Kerker und erklärte in München, wie ihm nur die Schmerzen der Folter das Zeugniß gegen die Unthat abgezwungen haben.

und der bleibende Friede an die Stelle jener kunstmäßig getriebenen Menschenmörderei treten werde, die man Krieg nennt.

Diese Ideen zum Gedanken alles Volks zu machen, streute sie dieselben in allerlei kleinen Flugschriften aus, und es erschien daneben in Boston noch ihre Zeitschrift „der Friedensfreund" (Friend of peace) in gleicher Absicht. Sie bemühte sich, in den nordamerikanischen Staaten ähnlichgesinnte Gesellschaften zu vervielfältigen und dieselben auch in Europa zu gründen, alle mit dem Ziel, die Grundsätze der Vernunft und des Christenthums gegen den Krieg geltender zu machen.

In England, und zwar zu London zuerst, trat im Jahre 1820 und 1821, nach dem Vorbilde der amerikanischen, eine „Gesellschaft zur Beförderung immerwährenden und allgemeinen Friedens" (Society for the Promotion of Permanent and Universal Peace), unter dem Vorsitze des Sir Robert Marsden, in Thätigkeit. Auch sie stiftete in verschiedenen Theilen Großbritanniens mit ihr verwandte Vereine, und ließ zur Erreichung ihrer Zwecke Flugschriften in englischer Sprache ausgehen, die sie nachher, ins Französische übersetzt und 1822 zu London gedruckt, in Frankreich verbreiten ließ.*)

*) Die vier ersten erschienenen Flugschriften sind: A Solemn Review of the Custom of war (ver-

Herz von ihm; erhob laute Klage im Lande, vor auswärtigen Höfen und vor dem Throne des Kaisers [144]). Und seit der Zeit hielt er es wieder mit Christoph und allen Mißvergnügten im Lande.

8.

Der Bund der Löwenritter wider Albrecht.

Im J. 1489 — 1492.

Die Anzahl Unzufriedener war besonders bei dem turnierfähigen Adel groß. Der Stolz desselben, welchen schon verdrießen konnte, wenn nur ein niederer Ritter sich Turnierhelms, oder hochadlicher Sinnzeichen in Siegeln und Grabsteinen bediente, oder einen Sohn aus höherm Geschlecht duzte [145]), fürchtete weit mehr, als jede Anmaßung der Geringeren, Albrechts Herrscherkunst, Geistesgegenwart, Willensstärke, und daraus entspringende Gewalt. Denn umstrickt von seiner Klugheit und eingebannt in die Schranken gesetzlicher Ordnung, sahen die Freiherren zu Baiern mit Unruhe und Erstaunen

144) Mehrere Jahre lang ward darüber hin und her geschrieben, gesprochen und gehandelt.

145) Sie brachten wirklich über dergleichen Dinge Klagen vor den Herzog Albrecht im Jahr 1506. Landr. Handl. 15, 401.

ihre gewohnte Wichtigkeit und Größe verschwunden, ohne Gewaltthat erfahren zu haben. Immer innen den Grenzen seines Rechtes, aber dessen im ganzen Umfange kundig und mächtig, stand der Fürst unantastbar. Aus der Stärke seiner Selbstbeherrschung erwuchs ihm Herrschaft über Alle. Meister fremder Schwächen, bewachte er in heller Besonnenheit die eigenen, daß ihn weder Schmeichelei noch Schrecken, weder List noch Trotz verwirrten.

In denselben Tagen hatte ihm die Landschaft bewilligt, eine Steuer zu heben [146]). Weil er vermittelst derselben ein ständiges Heer werben und solden wollte [147]), damit Bürger und Bauern bei Weib und Kind bleiben konnten, legte er die Steuer auf Geistliches und Weltliches. Niemand ward ausgenommen, als einstweilen fremde Geistlichkeit, und wer in Hofmarchen wirklich auf des Gerichtsherrn Gut saß, nicht aber, wer im Umfange der Hofmarch nur fremder Grundherren Feld baute.

---

146) Im Sommer des Jahres 1488.

147) Solche Söldneranlagen machte er nachmals öfter, wie im Jahr 1501 um stehendes Kriegsvolk gegen Streifereien der Böhmen zu haben. Landr. Handl. II, 536.

Diese Verfügung schien dem niederländischen Adel in den Gegenden von Straubing wirkliche Verletzung aller Freibriefe. Sogleich in den ersten zehn Tagen nach der Steuerer Ausschreiben kamen mehrere der hohen Ritterschaft zusammen. Bernhardin von Stauf, Herr zu Ehrenfels, des Herzogs Vitthum von Straubing, gesellte sich zu ihnen. Durch Ansehen, Thätigkeit und Einsicht war er der vorzüglichste unter ihnen. Es wurden die alten Urkunden und Handvesten geprüft, und ihr oft dunkler Sinn dem Adel günstig gefunden. Vierundzwanzig Ritter, an ihrer Spitze Bernhardin der Vitthum, sandten dem Herzoge schriftliche Bitte, seinen Befehl zu beschränken [148]). Sie meinten von solcher Beschwerde durch der alten Fürsten zu Baiern Gnade gefreiet zu sein; und weil sie mit ihren Leuten in Kriegstagen den Herzogen persönlichen Beistand zu leisten hatten, erwarteten sie, daß nicht nur die, welche ihnen ihre Güter bauten, sondern auch andere Vogt- und Lehenleute, in Hofmarchen seßhaft, steuerledig sein sollten.

Der Herzog wies diese Auslegung der Freibriefe als grundlos zurück, und bemerkte, daß unter den vierundzwanzig widersetzlichen Rittern

148) Gegeben am 25. Weinmonds 1488.

wohl wenige sein möchten, deren Ahnherren zur Zeit der ottonischen Handveste schon im Lande gewesen wären. — Es ward darauf des Hin- und Wiederschreibens und Reisens viel. Die Ritterschaft beschloß, nicht zu wanken. Man las und las wieder die Urkunden der Befreiungen, und wollte immer mehr und mehr der gebrochenen alten Zusagen entdecken. Albrecht, ohnehin mit dem Kaiser und seinen Brüdern im Zerwürfniß, sah ungern, daß sich die Gemüther erhitzten. Innere Ruhe ging über Alles. Er befahl einstweilen die Erhebung der Steuer von den Hofmarchleuten zu verschieben, bis nach voller Aufklärung des Geschäfts. Auch wo irgend sonst Anstände um zweifelhaftes Recht obwalten mochten, trachtete er, sie gütlich zu beseitigen.

Diese Mäßigung des Herzogs schien den Rittern ein Selbstgeständniß seiner Schuld oder Furcht; der Augenblick schien ihnen zu günstig, um bloß bei dem Begonnenen still zu stehen. Man machte Gerausch; ward Freunde. „Laßt uns nicht feiern!“ hieß es, „sondern kramen, dieweil uns der Markt vor der Thür steht!“ Man knüpfte Unterhandlungen und Verbindungen mit dem Bischof von Regensburg an, mit Pfalzgraf Otto zu Neumarkt in der obern Pfalz, mit Allen, die nicht des Herzogs Freunde waren. Bernhardin

von Stauf, freier wirksam zu sein, legte seine Vizthumstelle nieder[149]).

Alle diese Bewegungen verkündigten sich als Vorboten eines gewaltsamen Versuchs, dem Herzoge abzutrotzen, was er willig einzuzeben keine Neigung zeigte. Er ward ernster. Dieser Ernst erschreckte die, welche schon frohlockt hatten. Keiner von Allen, die gegen ihn waren, konnte sich der Furcht bei Erinnerung an die Uebermacht seines Geistes erwehren. Man beobachtete jeden seiner Schritte; deutete jeden seiner Winke. Feige Bosheit erfand beängstigende Gerüchte. Man raunte einander zu, Albrecht werde einigen die Köpfe abschlagen lassen. So verschwand alle Hoffnung gütlicher Ausgleichung.

Am vierzehnten Tag Heumonds des Jahres 1189 versammelten sich die Unzufriedenen, sechsundvierzig an der Zahl, in Cham. Sie schworen zum Schirm ihrer Freiheiten wider ungerechte Gewalt einen offenen Bund, und gaben ihm den Namen der Gesellschaft des Löwen[150]).

---

149) Den 3. Hornung 1189.

150) Der um seines Vaterlandes Geschichte hochverdiente Kremer hat zuerst und vollständig (Landshut. Handl. Band 10 und 11) die Geschichte des bairischen Löwenbundes, mit Versammlung keiner erheb-

Denn das Zeichen des Bundes war ein silberner Löwe, den die Ritter ganz, die Edelknechte nur an Klauen und Schweif-Ende, vergoldet, auf Hut und Kappe, oder als Halskette von gliedweise aneinander gehängten Löwen trug. Vorn an der Kette hing eine in Silber gedruckte Lilie. Dem Bunde ward ein Hauptmann vorgesetzt, Sebastian Pflug, Herr zum Rabenstein zu Schwarzenburg, der mit Beizug einiger Räthe die Geschäfte leiten, und so man Geldes bedürftig wäre, die Mitglieder dafür anlegen könnte. Im Spann unter Genossen, nur wegen Erb, Eigen und Lehen nicht, gelobte die Gesellschaft ihr Vermitteln; in gerechten Dingen wider fremden Uebermuth Beistand, aufgenommen wider den Papst nicht, und nicht wider römischen Kaiser oder König und deren Nachkommen am Reich [151]). So war der Vertrag des Bundes. Noch am Stiftungstage trat ihm auch Pfalzgraf Otto von Neumarkt bei, aus alter Gehässigkeit gegen Albrecht von Baiern.

---

lichen Urkunde, aneinander gesetzt. Seine große Arbeit war die Grundlage meiner Darstellung.

151) Noch enthält der Bundesbrief (Landt. Handl. 10, 173) einige andere Anordnungen über Haltung von Seelmessen und Jahrtagen für verstorbene Mitglieder und dergl.

Es lief in damaligen Zeiten nicht wider Gesetz doch Gewohnheit, wenn freie Fürsten, Herren und Städte, eigener Sicherheit willen, Eidsgenossenschaften bildeten. Solcher waren schon mehrere im Reich. Albrecht aber erkannte in den meisten Gliedern der Löwengesellschaft nicht reichsfreie Herren, sondern abtrunnige Unterthanen, welche zum Theil seines Hauses Diener und Amtleute gewesen, die in ihrem Streben nicht Sicherung eigenen Rechtes, sondern Schwächung seiner fürstlichen Macht beabsichtigten. Sie warben um Gunst und Beistand beim Könige von Böheim, bei der fränkischen Ritterschaft, bei dem Bunde in Schwaben und den des Einhorns am Rhein, so wie bei Herzog Georg in Landshut, und dessen Edeln. Der Herzog warf ihnen überall Hindernisse entgegen. Sein stilles kriegerisches Rüsten drohte schwer. Dennoch mehrte sich ihre Anzahl. Man wußte des Kaisers Gesinnung; man schmeichelte sich, aus einem gefahrlosen Spiele mit großem Gewinn zu gehen. Die herzoglichen Pfleger von Donauwerth, Abensberg und Lengfeld legten ihre Stellen nieder, und traten zu den Löwenrittern; selbst Christoph und Wolfgang, seine eigenen Brüder, schworen sich ihnen zu [152]).

152) Im Christm. 1489.

Die Trennung im Lande wuchs mit den Tagen. Kurfürst Philipp in der Rheinpfalz und Herzog Georg zu Landshut kamen, zwischen Albrecht und dem abtrünnigen Theil seiner Ritterschaft Aussöhnung herzustellen. Aber weder Philipp noch Georg konnten der Macht der Wahrheit widerstehen, mit welcher Albrecht sein heiliges Fürstenrecht, und der Löwler meuterisches Unterfangen einfach darstellte [153]). Sie selbst versprachen ihm mit Waffen beizustehen, wenn die Ritter auswärtige Verbindungen zu offenem Widerstand schlossen. Diese Erklärung brachte Furcht unter viele der Bundesverwandten. Pfalzgraf Otto von Neumarkt, ihr Schirmherr, war Einer der Ersten, welcher, bang' um Folgen, seine Genossen warnte. Diese aber, vom vorübergehenden Schreck genesen, fanden in der Wankelmüthigkeit ihres Schutzherrn den mächtigsten Beweggrund, sollte ihre Sache nicht unterliegen, in fremder Kraft bessern Trost zu suchen. Sie gewannen den König Wladislaw von Böheim, dem sie sagten, wie sie bei achtzig Schlösser hätten und Leute des tapfersten Volkes. Er verhieß

153) Albrechts Briefe, ruhig und würdevoll, sind in ihrer Art meisterhaft. Seine Kanzlei war von geistvollen Männern besetzt; an ihrer Spitze damals der Kanzler Neuhauser.

Hilfe und Schirm ſo lang' er lebte, und nach ſeinem Tode noch fünfzehn Jahre; dagegen verſprachen ſie ihm Beiſtand in Baiern und allen böhmiſchen Landen gegen ſeine Feinde [154]). Nicht minder glücklich ward mit den Hauptleuten und Herren des ſchwäbiſchen Bundes Unterhandlung gepflogen.

Von nun an traten die Löwenritter kecker gegen ihre Fürſten auf. Maximilian, der römiſche König, bemühte ſich durch glimpfliches Einreden [155]) Kriegen und Aufrühren vorzubeugen. Die Löwler aber, ſtolz und muthig, hatten am Kaiſer Friedrich einen mächtvollen Gönner, der gegen Herzog Albrecht und gegen Regensburg ihres Arms bald froh zu werden hoffte. Auch erklärte der Kaiſer in offenen Briefen über Regensburg die Acht [156]), beſtätigte den Bund der Löwler [157]) und deſſen Vertrag mit dem ſchwäbiſchen [158]).

154) Der Schutzbrief Wladislaws iſt vom 2. Weinmonds 1490.

155) Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1491 im Mai.

156) Linz, den 1. Weinmonds 1491. Landr. Handl. 10, 412.

157) Linz, den 3. Wintermonds deſſelben Jahres, und gleiches Tages auch die alten Freiheiten der Landſchaft zu Baiern.

158) Letzteres geſchah früher (Nürnberg 6. Heumonds

Betroffen von diesem Gang der Ereignisse, befahl Herzog Albrecht seinen getreuen Rittern und Städten, auf der Hut zu sein. Schon früher hatte er mit dem Kurfürsten Philipp in der rheinischen Pfalz, mit Herzog Georg zu Landshut, und mit der Reichsstadt Nürnberg Einung geschlossen zu gegenseitigem Beistand. Selbst Pfalzgraf Otto war, theils durch Philipps mächtigen Einfluß, theils durch die Entzweiung mit den Lewlern [159]), bewogen, sich dem Bündnisse der Fürsten seines Hauses anzuschliessen. Ausser dieser dieser Hilfe und eigenen Landes Kraft, hatte Albrecht fremde Edelherren auf mehrere Jahre in Sold genommen, daß sie bei erstem Wink mit Reisigen und Fußknechten zum Dienst erscheinen mußten [160]). Er nannte sie seine „Diener vom Haus aus." Es waren meistens reiche böhmische

1491) und nicht unmittelbar vom Kaiser, sondern durch Maximilian den römischen König, welcher, aller Freundschaft für Albrecht ungeachtet, theils den schwäbischen Bund zu seinen fernern Absichten begünstigen, theils Regensburg wieder zum Reich wollte.

159) Weil sie sich wider seinen Willen und Rath in des Königs von Böheim Schirm begeben und dem schwäbischen Bund verschrieben hatten. Otto's Schreiben vom 31. Jänner 1491 in den Landt. Handl. 10, 340.

160) Ein solcher, wie z. B. Stenko, Herr von Tenitz.

Man ſollte faſt allerdings mit jenen wohlwollenden Friedensfreunden glauben, daß nur ein gewiſſer Grad von Verſtandesmächtigkeit bei den Nationen, ein lebendigeres Chriſtenthum walten ſollte, um den Krieg unter ihnen auszurotten, weil Keiner das wollen könnte, was die göttliche Würde unſerer Natur ſo ſcheußlich entweiht und den Menſchen in Reih' und Glied mit den wilden Beſtien ſetzt. Es iſt auch keineswegs zu läugnen, daß die Beſtrebung jener Geſellſchaften Achtung verdient, weil ſie mehr oder weniger mitwirken werden, die Menſchen menſchlicher zu machen. Dennoch aber dürfte die Hauptſache ſchwerlich erreicht werden, und man könnte ihnen ungefähr bemerken, was der Kardinal Fleury dem weiſen und tugendhaften Abbé de St. Pierre bei Zuſendung von deſſen Projet de paix universelle

muthlich von Noé Worcester). — War inconsistent with the Doctrine and Example of Jesus Christ, by *John Scott*, Esqu. — An Essay on the Doctrines and Practice of the early Christians as they relate to war, by *Thos. Clarkson*, Esqu. M. A. — Extracts from *Erasmus*. Dieſe Auszüge aus den Werken des Erasmus enthalten eine Stelle, worin das Vernunftwidrige und Religionverletzende alles Krieges dargethan wird; und der Auszug eines von Erasmus im Jahre 1523 an König Franz I. gerichteten Briefes von ungefähr nämlichem Inhalte.

Herren. Denn in derselben Freiheiten, welche kein König ändern konnte, lag, daß sie sich mit ihren Leuten in Sold und Kriegsdienst begeben mochten, zu wem sie wollten. Ganz Baiern erscholl vom Geräusch der Waffen.

Die Männer des Löwenbundes fürchteten mit Recht Albrechts Stärke, Schnelligkeit und kluge Maßnahmen. Viele unter ihnen waren schon damals zaghaft geworden, als Pfalzgraf Ott wankte. Viele hatten weder mit Böheim, noch dem Georgenschild in Schwaben, Verbindung gefordert, um nicht die Herzoge von Baiern allzusehr zu erbittern. Manche hatten sogar ihre treue Anhänglichkeit am rechtmäßigen Landesherrn ohne Hehl ausgesprochen, und nur friedsames Ahthun ihrer Beschwerden verlangt. Diese Verschiedenheit der Gesinnungen, die entfernte Hilfe aus Böheim, der zweifelhafte Zuzug des schwäbischen Bundes lähmten der Löwler Zuversicht und Thätigkeit. Als Kaiser Friedrich den Bernhardin von Stauf zur Vollziehung der Reichsacht gegen Regensburg mahnte [161]), regte sich daher lange niemand.

empfing jährlich hundert Gulden rhein. Gehalt; im Kriege aber für jedes Roß wöchentlich ein Pf. Münchner Pfennige, für einen Pafeßner einen Gulden, für einen Schützen einen halben Gulden. Landt. Handl. 10, 463.

161) Den 21. Winterm. 1491.

Nur Herzog Wolfgang, des Zauderns satt, rief mit Ungestüm zum Angriff: „Gar mancher ißt gelustig von der Acht zu genieſſen!“ Vorsichtig mahnte zwar der Bundeshauptmann ab: es sei noch zu früh! Die Feurigsten stimmten doch Wolfgangen bei und begannen Feindseligkeiten [162]). Bernhardin von Stauf und sein Bruder Hieronimus, jener vom Schloſse Ehrenfels, dieser von Köfering aus, die Degenberger, die Parsberger und Andere, drangen hervor, fingen der Regensburger Leute und Gut auf; überfielen des Herzogs Dorfer, und hauseten grausam. Die raubbegierigen Knechte, ohne Zucht und Menschlichkeit, entblößten arme Frauen ihrer Kleider; peinigten und brannten sie um Geld; und hielten die Kindlein derselben, statt Schildes, gegen Speer und Geschoß der verzweifelnden Väter vor sich her.

Also das Schwert mußte schlichten. Der Herzog in München stand bereit. Seine Boten flogen umher. Seine Krieger strömten zusammen. München allein stellte hundert Fußknechte auf eigene Kosten.

Am einundzwanzigsten des Christmonds im Jahre vierzehnhundert einundneunzig rückte Albrecht aus von München; erst nach Regensburg,

162) In der Nacht vom 12. zum 13. Christmonds.

von da plötzlich [163]) in tiefer Stille, mit Sturmeseil hinaus vor die Burg von Köfering. Der Donner seines Geschützes schlug die Mauern. Hieronimus stritt von innen herab mit Verzweiflung. Sie stürzten, wurden erstiegen; Hieronimus mit achtzig Landsknechten gefangen [164]). Köfering ward zerstört bis auf den Grund; dann wenige Tage darauf, auch Trifting, eine andere Veste des Staufers. Jedes Dorf der Löwler, wo hindurch der Zug kam, mußte der Rache geopfert sein. Vor Flugelsberg, der Parsberger hohen Veste, erschien das Heer. Von den Zinnen des Schlosses wehte noch stolz die Fahne des Löwen. Albrecht befahl Sturm. Am sechsten Tage des neuen Jahres, mit Einbruch der Nacht, drangen seine Tapfern in die Burg. Die Parsberger, Hans und Georg, und wer von ihren Leuten blieb, wanderten in die Gefangenschaft. Gleich folgenden Morgens ward Berarshausen, ein Marktflecken der Staufer, heimgesucht, und der Wuth des Kriegsvolkes preisgegeben. Der Löwler erste Gräuel sind daselbst mit größern

163) In vigilia sacratissima Natalis Domini, dum in monasterio nostro sub collatione lectioni vacabamus, ab urbe Ratisbona cum maxima bellatorum copia etc. exivit. Oefele 1, 565.

164) Den 26. Christmonds 1491.

vergolten, die Einwohner geplündert, Greise mißhandelt, ehrbarer Männer Frauen geschändet worden. Ohnweit dem Markte, nahe am Taberstrom, lag auf der Anhöhe Bernhardins von Stauf fester Sitz, Ehrenfels. Er ward berannt, umschlossen, und nach achttägigem Widerstande genommen [165]). Bernhardin war abwesend, zum schwäbischen Bund; bleich und zitternd warf sich sein Weib zu des Herzogs Füßen. Er ließ die unglückliche mit ihren Kleidern und Kleinodien von sich hinweggehen; die ganze Besatzung kriegsgefangen machen. Dann zog er zurück nach München.

So hatte er in einem Winterfeldzuge von dreißig Tagen die Schuldigsten der Empörten furchtbar gezüchtigt, und des gesammten Löwenbundes Muth und Stärke gebrochen. So schnell und gewaltig hatt' er es vollbracht, daß seinen Feinden weder zu Gegenwehr noch Versöhnung Zeit geblieben war. Einige, durch Schrecken überwältigt, suchten heimlich des Herzogs Gnade; Andere, rachesschnaubend, schickten Eilboten zum Kaiser gen Linz: es habe Albrecht die Löwler mit Krieg überzogen, weil sie, in treuem Gehorsam, des Kaisers Acht gegen Regensburg vollzogen.

---

165) Am 22. Jänner 1192.

Friedrich, der unversöhnliche Greis, seiner beleidigten Würde, wie seinem Hasse des Eidams Genüge zu thun, erklärte ihn verfallen in des heiligen Reiches Acht [166]). Und der Erste, welcher sie wider Albrecht zu vollziehen brannte, war dessen eigener Bruder Wolfgang. Er fiel mit seinen Rittern und Knechten vom Schlosse Lichtenberg aus in die Dorfschaften des landsbergischen Gerichts; ließ sie plündern, die Klöster mißhandeln, die Kirchen erbrechen, die Kostbarkeiten hinwegschleppen. Sein unrühmliches Glück war von kurzer Dauer. Albrecht kannte seines Bruders Unzuverlässigkeit und hatte Vorsorge gethan. Plötzlich stand das ganze Land am Lech in Waffen. Hegneberg und Geifenberg, Wolfgangs Schlösser, wurden binnen drei Tagen erstürmt; er selbst in seiner letzten Burg bedroht. Angstvoll rief er der Löwler Hilfe. Die Löwler riefen Böheim und den schwäbischen Georgenschild.

König Wladislaw zu Prag hatte inzwischen unternommen, den weitaussehenden Streit in freundlicher Weise auszutragen. Auch Albrechts Freund, Maximilian, war eilfertig vom Etschlande nach Augsburg gereiset, durch Friedensworte großerm Unglück zu wehren. Die Unterhandlun-

166) Linz, den 23. Jänner 1492.

gen, wenn gleich fruchtlos, brachten wenigstens kurze Waffenruhe.

9.

Regensburg wieder von Baiern getrennt. Der Löwenbund aufgelöset. Christophs Tod.

Im J. 1492 — 1493.

Diese Frist wurde von Albrechts Feinden, wie von ihm selbst weit emsiger benuzt, den Krieg mit Nachdruck zu eröffnen, als zu beenden. Das gesammte obere Deutschland bewegte sich in Waffnungen. Des schwäbischen Bundes und des Reichsheeres Banner zogen nach Augsburg, die Acht gegen Baiern und Regensburg zu vollstrecken. Ueber alle führte Markgraf Friedrich von Brandenburg, des Achilles Sohn, vom Kaiser den Oberbefehl.

Herzog Albrecht, unverzagt, musterte und übte seine Heerschaaren; deckte seine Städte und Schlösser; schrieb Fürsten und Städten des Reiches seine Rechtfertigung und Bitte, nicht wider ihn und das Haus Baiern zu kriegen, und unterhandelte mit den Pfalzgrafen am Rhein, mit Herzog Georg von Landshut, mit andern weltlichen und geistlichen Herren um hilfreichen Zuzug. Nur wenige besaßen Muth, mit ihm wider Kaiser und Reich zu stehen.

Am stärksten baute Albrecht auf Herzogs Georgs Treue. Nicht nur beständen mit ihm und dem rhei-

niſchen Pfalzgrafen enge Bündniſſe, das löbliche Haus von Baiern in Herkommen, Ehren und Würden emporzuhalten[167]), ſondern die kaiſerlichen Waffen waren auch unmittelbar wider dieſen gerichtet, wegen verweigerter Rückgabe von Burgau. Georg hatte ſich lange mit eitler Hoffnung auf des Kaiſers Dankbarkeit geſchmeichelt. Er hatte demſelben im Kriege gegen Ungarn auf eigene Koſten beträchtliches Volk zugeführt und zur Eroberung Stuhlweiſſenburgs und Ofens geholfen[168]). Der greiſe Friedrich beharrte nicht minder auf Burgau.

Nun Waffen entſcheiden ſollten, trug Georg Bedenken, für den Beſitz der Markgrafſchaft in Schwaben ſein Niederbaiern allen Verheerungen Preis zu geben. Er ließ ſich König Maximilians Vermittlung gefallen, Burgau an Oeſterreich abzutreten, ſobald ihm dafür die entrichtete Pfandſumme erſtattet ſein würde.

Georgs Nachgiebigkeit überraſchte Albrechten, aber entriß ihm nicht den Muth. Faſt einzig nur auf eigene Kraft geſtützt, that er, was Ehre gebot. Er rückte an der Spitze der Baiern zum Lech.

---

167) Das Bündniß war ſchon im J. 1487 geſchloſſen und 1490 wieder zu Amberg erneuert worden. Geſch. d. Hausverträge von Pavia. Urk. 37 u. 38.

168) Im J. 1490. Arnpeck 5, 66.

Alsbald ließ auch Markgraf Friedrich das Reichspanier wehen und zum Aufbruch blasen. In langen Schaaren entfaltete sich die Macht des Reiches und des schwäbischen Bundes. Es wurden zweitausend einhundert und fünfzig Reisige, achtzehntausend Fußknechte, und sechszehnhundert freie Reiter und Knechte gezählt [169]). Sie zogen das Lechfeld hinauf, bis Stadel, wo die Herzoge Christoph und Wolfgang mit zweihundert Pferden und einigen hundert Mann Fußvolkes zu ihnen stießen. Dort ward eine Brücke geschlagen; das Heer über den Lech geführt und bei Kaufring gelagert.

In diesem Augenblick trat noch einmal König Maximilian in Albrechts Lager, und redete ihm zu, lieber des Kaisers Begehren zu erfüllen, als grosses Blutvergiessen zu stiften. Der Herzog blieb lange unbeweglich. Doch was weder Maximilians beredter Mund, noch der Anblick feindlicher Uebermacht bewirkte, vermochte die Erinnerung an Kunigundens Trauer und Sehnsucht, mit dem Vater versöhnt zu sein, so wie an seines Landes Erschöpfung und Hungersgefahr. Denn in des vorigen Jahres Trockenheit war alles Getreide im Keimen und Schossen verdorrt und der nachgefolgte

169) Ausserdem vierzehnhundert Wagen und siebenund funfzig Feldstücke. Zugger 2, 1057.

Winter so strenge gewesen, daß viele Mühlen feiern mußten, Reisende auf den Straßen erfroren und Wölfe zu den Wohnungen der Menschen gekommen waren [170]). Albrecht reichte Maximilianen zum Frieden die Hand [171]). Er gab Regensburg zurück, mit Vorbehalt der von Baiern daselbst früher besessenen Rechte; gelobte die Herrschaft Abensberg als Lehen des heiligen Reiches frei zu lassen, sobald ihm an Kunigundens Heirathsgut zweiunddreißigtausend ungarische Gulden entrichtet sein würden; und that auf alle Verschreibungen und Vermächtnisse Verzicht, die er vom Erzherzog Sigmund auf des Hauses Oesterreich Schlösser, Städte, Land und Leute empfangen. — Die schlachtfertigen Heerschaaren zogen fröhlich von einander. Regensburg schwor von neuem dem Kaiser und Reich. Da wurde von den Freunden

170) Die Theurung hatte schon seit dem J. 1489 begonnen, wie die fasti consul. Landshut. melden; am größten war die Noth im Jahr 1491 gewesen. Oefele 2, 519. Desgleichen Arnpekh: Scalis Sigilinis 3 flor. Landshutensis memoria vendebatur. Georg öffnete seine Kornspeicher und verkaufte seinen Unterthanen das Getreide in mäßigen Preisen.

171) Der fertigte demzufolge seinen Spruch vom 25. Mai 1492 zu Augsburg aus. Landt. Handl. 10, 385.

der Freiheit der alte Rath verstoßen, welcher dem Herzoge gedient, und mancher, der ihm angehangen, mußte im Gefängnisse büßen, oder in das Elend flüchten.

So ward Kaiser Friedrichs langer Groll getilgt. Zum erstenmal begrüßte er seinen Eidam herzlich, als derselbe, nach Unterzeichnung jener Verträge, mit Kunigunden und seinen drei jungen Töchtern zu ihm nach Linz kam. Der Anblick rührte den hohen Greis. Er schloß mit tiefer Bewegung die immer theuer gebliebene Tochter und die zarten Enkelinnen an sein Herz. Ein schöneres Siegesfest hatte König Maximilian nie genossen.

Auch zwischen Albrecht und seinen Brüdern ward Frieden. Was ihnen in den blutigen Händeln entwehrt worden, erhielten sie Einer vom Andern, soviel vorhanden war, zurück. Nur die Löwler blieben unzufrieden. Sie wollten ihrer Freiheiten eine starke Gewährschaft gegen den Landesfürsten haben. In diesem Geiste hatte die erkornen Rechtsprecher zu Glattau in Böheim [172]) entschieden: wenn die Löwler sich anders hielten, als getreue Unterthanen ihrem Herrn zu thun schuldig wären, oder der Herzog ihre wohlher-

---

172) Den 7. Brachm. 1479.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14331/009

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHOKKE,J.H.D. FN. 14367/645

gebrachten Rechte verwundete, sollten der König von Ungarn und Böheim und Kurfürst Philipp von der Pfalz schlichten und richten. „Mit nichten!“ erwiederte der Herzog: „Wenn von ihnen Trotz, Abfall und Ungehorsam geschähe, sollten Wir uns dadurch alweg die Hände beschlossen haben, daß Wir zur Handhabung Unserer fürstlichen Obrigkeit und zur Strafe ires Ungehorsams nicht handeln möchten?“ — Viel ward nun fruchtlos darum auf Tagen zu Nördlingen und Ulm geredet.

Die Ritter des Bundes, unter sich selber selten offen, einig und fest, nicht mehr vom Kaiser, noch von den Brüdern Albrechts unterstützt, verliessen sich endlich selber, traten einzeln mit dem Herzog in Unterhandlung [173]), und unterwarfen sich dem Landesfürsten, welcher dagegen gemeine Freiheiten der Ritterschaft unverletzt zu bewahren gelobte, und eines Jeglichen Beschwerde besonders austrug. Alle nahm er wieder in seine Gnade; Viele sogar in sein engeres Vertrauen auf. Damit loseten sich die Bande eines Bundes, der mit vereitelтem Zweck auf immer sein Dasein verlor.

---

173) Vor einem Ausschuß der Landschaft in München von 15. Augusts bis 2. Weinmonds 1493. Landt. Handl. II, 431 ff.

Dies war der Ausgang eines Streites, der ganz Baiern mit Verwüstung, ganz Deutschland mit Kriegen zu füllen drohte. Mußte gleich Albrecht, welchen von außen des Kaisers und Reiches gesammte Macht, von innen Aufruhr der Ritter, Feindschaft eigener Bruder und Wankelmuth der Verbündeten dem Untergange zu weihen schienen, von seinen ersten Entschlüssen abstehen: geschah es doch mit der Würde des Mannes, dem Klugheit und Muth, auch ungekrönt vom Glück, Hochachtung erwecken. Er opferte dem Frieden Baierns, den Thränen Kunigundens, den Bitten Maximilians nur, was er vorher nicht besessen; behauptete aber seine fürstliche Hoheit gegen die Anmaßungen eines vermessenen Adels und das Recht der Alleinherrschaft gegen wortbrüchige Bruder.

Herzog Christoph, welcher zuerst wieder mit ihm Freund war, verließ bald darauf sein Vaterland, und verband sich mit einer Gesellschaft von mehrern deutschen Fürsten, Grafen und Herren zur Wallfahrt in das gelobte Land. Und als er zu Venedig ankam, und das weite Meer erblickte, gedacht' er der Heimath und wie viel Noth er seinem Bruder Albrecht gestiftet. Da ergriff ihn ein frommes Bereuen; und am Auffahrtstage des Herrn schrieb er, für den Fall seines Todes, die

Worte des letzten Willens nieder [174]). Er vergabte sein ganzes Erbe Albrechten und dessen männlichen Nachkommen, als Wiedervergeltung und Ergötzung für des Bruders Liebe, Treue und Freundschaft. Dann schifft' er zufriedenen Gemüthes über das Meer gen Asien, sah das heilige Grab [175]), aber sein deutsches Vaterland nicht wieder. Auf der Heimkehr erkrankt, landete er zu Rhodis, wo die tapfern St. Johannisritter auf dem kleinen Eilande, seit ihrer Vertreibung von Jerusalem, beisammen wohnten. Ihr Großmeister, ein edler Deutscher aus dem Hause Werdenberg, pflegte sein mit Sorgfalt und Liebe. Sterbend zog Christoph sein köstliches Armband ab, sandt' es seiner Schwägerin Kunigunde zum Andenken und gab den Geist auf. Mit Pracht bestatteten die Johanniter seinen Leichnam in der St. Antonskirche ihrer Stadt zur Ruhe [176]).

---

174) Gegeben Venedig, am 16. Mai 1493. Abgedruckt in den Landt. Handl. 9, 286. Es ist daher wohl irrig, wenn Veit Arnpekh in s. Chron. Baj. (Pez Thes. anr. tom. 3. pars 3 S. 470) meldet, Christoph habe sein Vermächtniß schon zu München gemacht, und beim Stadtrath von Schongau hinterlegt.

175) Am 27. Heumonds 1493.

176) Er starb den 15. August 1493. Adlzreiter P. 2. L. 9. S. 207.

10

Albrechts Verbesserung der Landespflege. Tonkunst. Arzneikunde. Forsten, Bergwerke u. s. w.

Dieser Tod und der fast gleichzeitige des Kaisers Friedrich III.[177]; dann daß Maximilian, Kunigundens Bruder, Albrechts geprüfter Freund[178], die Krone des heiligen Reiches auf sein Haupt nahm, schienen für Baierns Ruhe eben so viele Zusagen des Schicksals zu sein.

Mit gesteigerter Hoheit war Albrecht aus dem Kampfe getreten, den die Verschwörung der Fremden und Einheimischen gegen ihn erhoben. Immerdar gleichen Gemüthes im ungleichen Glück, hatte er sie mehr durch Stärke des Geistes, als der Waffen bezwungen. Unwillkührliche Ehrfurcht, der natürliche Widerglanz großer Tugend, umgab ihn. Ihm gehorchten fortan in Unterthänigkeit der Graf, in weltlichen Dingen der gefürstete

177) Den 19. August 1493.

178) Den Maximilian gern öffentlich ehrte. Er machte ihn auch, als zur Erhaltung des ewigen Landfriedens in Deutschland das sogenannte „Reichsregiment" errichtet wurde, zu des Reiches oberstem Hauptmann bei denselben.

Abt [179]). Sein Aeuſſeres, wenn gleich einfach, war Abbild der innern Kraft: eine hohe, ſtarke Leibesgeſtalt, breitgeſchultert, voller Würde; ernſte Ruhe im hagern Antlitz; ein durchdringender Blick der großen Augen. Das rundgeſchorne Haupthaar, auf die Achſeln niederhängend, bedeckte ein ſchmuckloſes Sammetbaret; eine goldene, ſchwere Halskette hing über dem mit Pelz verbrämten Fürſtenrock. Er war, ungeachtet eines ſchadhaften Fußes, ein ſchöner Jüngling geweſen [180]). Pracht liebt' er nur, in ſo fern ſie dem Haupte ſeines Staates geziemt; ſonſt Einfalt in Allem. Den Wiſſenſchaften und Künſten, die er in Italien liebgewonnen, blieb er zugethan als Mann. Sie erheiterten und veredelten ſein Leben; vor allen die Tonkunſt. Er ſelbſt übte dieſe in einſamen Stunden. Sie hatte ſich aus der erſten Unvollkommenheit aufgeſchwungen. Ihr Umfang war nicht mehr, wie vor Alters, von vier Tonarten begrenzt, oder der Geſang mit vierundzwanzig Buchſtaben über den Wörtern bezeichnet [181]).

179) Dergleichen ehrerbietige Erklärungen von dem Grafen Ortenberg, von den erſten Aebten in den Mon. boic. 9, 321. 1, 287 u. a. a. O. zu leſen.

180) Nach Angaben zeitgenöſſiſcher Jahrbücher.

181) Chron Gottwicense 1, 52. Eine Handſchrift von *Enchiriadis Fortunatiani* über de musica aus

Lautenschläger, Harfner, Fidler oder Geiger [132]), Telcharner oder Hornbläser, Kunstpfeifer und andere Spielleute wohnten häufig in größern und kleinern Städten, dienten an Höfen der Großen oder zogen mit Sängern und Sängerinnen, begleitet von Schalksnarren, zu Lustbarkeiten und Jahrmärkten [133]).

Albrecht besaß in seinem Hofgesinde nicht nur Trommeter, Posauner, Paukenschläger [134]), wie sie zum geräuschvollen Glanz jedes fürstlichen Hauses gehörten, sondern aus Nähe und Ferne angesehene Meister der Kunst. Auch Ritter Kon-

---

dem zwölften Jahrhunderte, sonst in der St. Emmeramischen Bücherſammlung, jetzt vielleicht in München, könnte wahrscheinlich noch wesentliche Beiträge zur Geschichte der Tonkunst im Mittelalter geben.

132) Die Fidler (vigellatores) waren immer Sänger zugleich; des deutschen Mittelalters Barden. So in dem Nibelungenliede; auch im vierzehnten Jahrhunderte, Westenriedters Beitr. 9, 237 f.

133) Sie wurden, wegen ihrer Menge und der öffentlichen Sicherheit gefährlichen Lebensart, in spätern Zeiten endlich mit anderm losen Gesindel aus dem Lande verbannt.

134) Ihre Besoldungen und andere Ausgaben für sie finden wir in Westenriedters Beitr. 5, 213. 6, 209 u. a. a. O. bemerkt.

rad Paulmann von Nürnberg war unter denselben [185]), welchen Italien vergebens mit Würden und Geschenken zu schmeicheln und zu fesseln gesucht hatte [186]). Dieser blindgeborne Meister, der im Bau der Orgeln, Lauten, Zithern, Geigen, Pfeifen und Hörner kaum Einen, in ihrem Spiele Keinen seines Gleichen hatte, ward mit Fug als Wunder seiner Zeit [187]) verehrt.

Den reinsten Genuß gewährte jedoch dem fürstlichen Gemüthe Albrechts die Glückseligkeit seines Landes. Ihr war der bessere Theil seiner Stunden heilig. Er säuberte nach gestilltem Kriegsgetümmel seine Gebiete [188]) von eingeschlichenen

185) Der Herzog gab ihm achtzig rheinische Gulden jährlich Gehalt.

186) Er empfing in Italien die Ritterwürde (Chron. salisb. in *Canisii* lect. antiqq. Tom. 3. p. 2. S. 493). Der Herzog von Mantua beschenkte ihn mit einem goldverbrämten Rock, einer goldenen Halskette und einem Ritterschwerd mit vergoldetem Gürtel; der Fürst von Ferrara ihn mit einem golddurchwirkten Mantel. Oefele 1, 539 aus alten Handschriften.

187) Er starb 1473 und wurde in der Stiftskirche von München begraben.

188) Schon im J. 1488 hatte er in dieser Hinsicht zweckmäßige Einrichtungen getroffen (Westenrieders Beitr. 8, 285) und mit Herzog Georg Jagen

Zigeunerbanden, Gaunern und Bettlern; oder von Reißgen, armen Schlachtschützen und andern herrnlosen Knechten, die nach jedem Kriege im wüsten Leben umherfuhren, bis sie wieder einer Trommel nachziehen konnten. Geschah durch solche ein Brand, hörte man auf des Herzogs Geheiß Sturmglock' und Landgeschrei weit umher. Die Einen eilten zum Löschen, die Andern den Mordbrennern nach, oder zur Bewachung von Brücken und Furthen der Flüsse. Nachts wurden nicht nur die Thore der Städte, sondern auch Märkt' und Dörfer mit Pforten und starken Schrankbäumen geschlossen.

Immer bereitwillig die Beschwerden der Unterthanen zu mildern, ihre Ergötzungen zu mehren, war der Fürst gegen Ausschweifungen in Pracht und Ueppigkeit strenge. Ohne äussere Zucht keine innere; ohne Haß der Weichlichkeit keine Manneskraft. Daneben, was Handel, Gewerb und Wohlstand blühend machte, war ihm am meisten am Herzen. Im Anbau des Bodens, in wirthschaftlicher Ordnung mußten die Hausgüter des Herzogs der andern Muster sein; Forstmeister und

---

und Streifzüge gegen die Landstreicher auf den gleichen Tag veranstaltet. Landt. Handl. 8, 517. 12, 185.

Förster [189]), für Wildes und Waldes Schutz, sorgfältiger Aufsicht pflegen [190]). Der Wälder Ansaat und Pflanzung war der Natur, sparsamer Haushalt aber des Menschen Sache: dies die ganze Forstkunst der Alten. Da den meisten Gerichtsleuten die Bedürfnisse zum Bauen oder Brennen aus den Gehölzen der Gutsherren oder Landesfürsten bestritten wurden, hatten Jene eine Nutznieſsung ohne Eigenthumsrecht [191]) und jede Beschränkung der Holzverschwendung wurde öffentlicher Gewinn.

Am wohlthätigsten ward derselbe den Bergwerken, deren Anzahl und Ertrag den Fürsten immer bedeutender wurde. Auf dem Meisberg bei Amberg sah man alltäglich bei tausend Knappen geschäftig, und kaum minder in den vielen

---

189) Förster hatte man freilich schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert (Mon. boic. 1, 293), aber die erste Urkunde, worin eines Forstmeisters über ein ganzes Landgericht gedacht wird, fand ich erst beim Jahre 1432. Oefele 2, 217. Der Forstmeister hatte zugleich in seinem Amte die Frevel zu strafen.

190) Im J. 1491 verbot Albrecht das übermäſsige Holzen und das Weiden der Ziegen in Waldern.

191) Landt. Handl 9, 19.

entre les potentats de l'Europe antwortete: „Sie haben, als Präliminar-Artikel, vergessen, damit anzufangen, man müsse den Fürsten eine Heerschaar Missionäre schicken, um sie zur Friedensliebe zu stimmen.“

Die Gesellschaften zur Beförderung eines allgemeinen Friedens scheinen sich bloß auf die Verbreitung von Grundsätzen christlicher Moral und Religion beschränken zu wollen, um den Krieg aus der Welt zu verbannen. Aber sie scheinen daneben die Macht der Leidenschaften vergessen zu haben, die im menschlichen Geschlechte nie ganz aussterben, nie ganz unterjocht werden wird; vergessen zu haben, daß Staaten zu Staaten, in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, als gedankenbildliche Personen erscheinen, die zum Schutze ihrer natürlichen oder erworbenen Rechte Zwangsmittel zu wählen Pflicht haben; daß es Verletzung des Allerheiligsten, Verbrechen gegen Majestät und Würde der Menschheit sei, das ewige Recht der Menschheit unvertheidigt unter der Tücke wilder Gewalthaber zerreissen zu lassen.

Die Friedensgesellschaften gehen zum Theil so weit, daß sie, aus lauter Liebe zum Frieden, alle Barbareien der Neronen und Robespierres, den Triumph jedes Unrechts über das Recht, gestatten würden. „Wenn“, sagt eine der obenerwähnten Flugschriften, „wenn eine gewaltthätige

Eisenhämmern der Gegend [192]). Die Gewerkschaften und Hütten von Rattenberg, Kitzbühl und Kufstein entrichteten von ihrer Ausbeute an Silber, Blei und Kupfer reichliche Zehnten [193]); eben so die, welche am Pilgrimsberg zwischen Gebendorf und Hausen im Landsberger Gericht, oder im Erlach am Weissenstein des obern Ammergaues auf Silbererze [194]), und anderswo, bauten. Freilich so reich lohnten keine Gruben weit und breit, als die des Thales Gastein, welches aber nun längst nicht mehr der Herzoge von Baiern Eigenthum war [195]). Dort hatten die Goldadern am Rathhausberg in der Erzwiese dem sinnreichen Bergmann Christoph

192) Schon seit dem J. 1350 in Thätigkeit. Wilkmeisters churpfalz. Chron. 205 und 601.

193) Im J. 1488 ertheilte ihnen Herzog Georg neue Bergwerksfreiheiten. Landt. Handl 12, 256.

194) Entdeckt wurden sie im J. 1133 (advers hoic. Oefele 2, 319). Am Weissenstein bauten Meister Valentin der Bergmeister und seine Gesellen, gegen Abgabe vom zehnten Kübel Erz an die Herrschaft zu München. (Spec. diplom. bojoar.) Oefele 2, 217.

195) Seit dem Jahre 1297, da Herzog Otto und Stephan die ganze Grafschaft Gastein an den Salzburger Erzbischof Konrad von Breitenstein um sechshundert Mark Silbers Salzburger Gewichtes und sechshundert Regensb. Pfenn. verkauft hatten.

Weitmoser zu solchem Gut geholfen, daß Grafen und Ritter um seine Töchter [196]), Fürsten um seine Freundschaft warben. Er, vorher so arm, daß er, ein Osterlamm zu essen, den Brautschleier seiner Frau verkaufte, hinterließ seinen drei Söhnen über eine Million. Noch erzählt man sich im Thale, wie die übermüthigen Bergknappen damals mit silbernen Platten zum Ziele geschossen [197]).

Der reiche Herzog Georg zu Landshut scheuete keinen Aufwand für die edeln Salzbrunnen von Reichenhall. Er kaufte alle Sudwerke an sich [198]), und verschrieb selbst aus Italien Wasserbaumeister, das fortwährende Eindringen süßer Gewässer zu den gesalzenen abzuwehren [199]).

---

196) Ein Graf von Preising heirathete seine jüngste Tochter, andere Ritter und Edle nahmen die andern; jede empfing 80,000 fl. aus seinem Erbe.

197) Vierthalers Reise durch Salzburg 248. Auch die Brüder von Rosenberg, die Kaxbek und andere besaßen in Gastein ansehnliche Gewerbe.

198) Im Jahr 1493 bis auf zwei, die er 1501 an sich zog. Zturl.

199) Das vermochte erst im J. 1507 der Münchner Steinmetz und Werkmeister Erasmus Grasser durch den sechsundvierzig Fuß tiefen, aus Marmorstücken gehauenen Schacht und Verbesserung der Schöpfwerke.

Seit Kaiser Ludwigs des Baiern ruhmwürdigen Tagen war dessen Rechtbuch die Grundlage fernerer Gesetze und die Richtschnur der Gerichte gewesen [200]). Im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte hatten die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft aber ihre Gestalt wieder sehr gewechselt. Albrecht, vereint mit Herzog Georg, unternahm die Schöpfung eines neuen Landrechts [201]). Doch dies Werk, Frucht tiefer Betrachtung und Kenntniß von Uebungen und Eigenthümlichkeiten, Gemüth und Bildung des Volkes, konnte erst nach Jahren reifen. Albrecht erlebte die Vollendung nicht [202]). Inzwischen war die Gerechtigkeitspflege in seinen Gebieten voller Ernst, Und-Rechtlichkeit und Kraft; Anrufen fremder Gerichte Verbrechen; die westphälischen zu suchen mit Aechtung verpönt. Den Blutbann übt' er

200) Dies Rechtbuch von 1346 war aber doch nicht allgemein in Baiern, sondern nur im Oberlande des Herzogs Albrecht und im Ingelstadter Oberlande üblich.

201) Ums J. 1487 schon waren die Räthe Albrechts und Georgs zu diesem Zweck in Erding zusammengetreten. Der sorgfältige Krenner hat uns ihre ersten Entwurfe der verbesserten Landesordnung bewahrt. Landt. Handl. 12, 60.

202) Die Verbesserung des baierischen Landrechts ward erst im J. 1518 vollendet und offenkundig.

selber, oder durch seine Vizthume und Pfleger, wo ihn nicht schon andere Fürsten veräussert hatten [203]). Der peinliche Rechtsgang, begleitet von der Folter, war blutdürstiger in Reichsstädten, als in seinem Herzogthum [204]).

Mitten im Frieden hielt er den Krieg gerüstet; die streitbare Mannschaft der Landgerichte immer aufgezeichnet; Harnasch-Schau mehrmals im Jahr, wie Musterung des Geschützes, der Heer- und Rüstwagen. Ohne des Fürsten Erlaubniß war keinem Burgvogt und Beamten Entfernung vom Wohnsitze gestattet, damit Jeder in jedem Augenblick des Herrn Befehle vollzöge.

Das Beispiel seiner Ordnungsliebe wirkte auf Hohe und Niedere. Was er im Großen, suchte Jeder im engern Kreise. Die Ritterschaft

---

203) Albrecht war mit Vergebung von diesem Hoheitsrechte karg. Ingolstadt hatte den Blutbann seit 1368; Albrecht bestätigte ihn zwar 1507, doch nur „bis auf unser Widerrufen.“ Georg verkaufte ihn noch in und mit Herrschaft Wilden im J. 1501.

204) Weil denselben genugsame Kerker und Strafmittel gegen Verbrechen mangelten. Als man den 18. Hern. 1471 zu Augsburg die Galgen räumte, fand man zweihundert und funfzig Häupter daran. Hector Mülich. Im J. 1 09 fand man daran einhundert sechsundvierzig Häupter. Weberchronik.

verachtete nicht länger feinere Bildung und Wissenschaft. Die Geistlichkeit trachtete äusserer Ehrbarkeit nach. Die Städte vollendeten ihre Haushaltung und Zierde. Fehler, welche ein Fürst geschehen läßt, sind seine Vergehungen; aber auch werden ihm billig Tugenden angerechnet, welche sein Geist im Volk erwecket.

Die meisten Städte hatten innern und äussern Rath, unmittelbar von ihnen, oder vom Landesherrn erwählt. Ein Richter, den zuweilen der Fürst, oder ein Bürgermeister oder Stadtkämmerer, welchen Rath oder Gemeinde ernannte [205]), stand für ein Jahr an des gemeinen Wesens Spitze, doch wieder wählbar [206]). Die Straßen wurden reinlicher gehalten, fast aller Orten nach dem Beispiel von München und Ingolstadt gepflastert; den Handwerkern bestimmtere Ordnungen ertheilt [207]); den Zünften die Rechtsame vermehrt,

---

205) Die fasti consul. Landshut. nennen zum erstenmal im J. 1492 ihren Bürgermeister zu Landshut.

206) Am bleibendsten war immer der Stadtschreiber in seinem Amte.

207) Im J. 1494 waren noch nicht alle Straßen von Landshut gepflastert. Die Ordnungen für Handwerker galten besonders zu Nutzen und Bequemlichkeit der Bürgersame. So z. B. die Ordnungen vom J. 1427, 1468 u. s. w. für Bäcker, Metzger,

Fuscherei zu wehren, oder angesessenen Handwerkern den Erwerb zu sichern [208]); in Weinschenken und Bierhäusern schärfere Zucht gehalten. Man baute häufiger mit Backsteinen [209]). Thürme, Kirchen, öffentliche Gebäude und Wohnungen reicher Bürger gefiel man sich von aussen mit großen Gemälden auf Kalk zu schmücken. Maler, Bildhauer und Bildschnitzer fehlten nicht leicht in einer mäßig volkreichen Stadt [210]). Statt der Sonnenuhren des Alterthums wurden Kunst- und Schlaguhren Tags und Nachts die Verkün-

Weinschenken u. s. w. Westenrieder Beitr. 6, 146.

208) Keiner könnte fortan feil haben in der Stadt, er wär denn Ehemann, Witwer, Burger der Stadt und hatte eigenen Rauch und Haus.

209) München hatte schon im J. 1489 eine gute Bauordnung, zur Verschönerung der Stadt, und daß Jeder seine Rechte und Pflichten kenne.

210) Und waren zünftig. In München war des Malers Meisterstuck, welches er vor Rath und vieren des Handwerks aufstellen mußte, ein Marienbild, „die Veldung von seinem Golde.“ Des Schnitzers Meisterwerk dasselbe Bild sauber aus Holz oder Stein, das des Glasers aus gefärbtem Glase geschnitten. Die „Malersatz“ vom Jahre 1458 in Westenrieders Beitr. 6, 159.

der der Stunden und Zierrath von Kirchen und Rathhäusern [211]). Die Erfindungen des Jahrhunderts mehrten sich zur Vermannigfaltigung der Lebensbequemlichkeit und Anmuth oder Sicherheit. Nur die einsamen Burgen behielten finstere Gestalt, und die Dörfer noch ursprüngliche Armuth und rohe Einfalt, mit Hütten von Holz und Leim, die ein einziger Funke oder ein Windstoß von der Erde vertilgte [212]).

Am unvollkommensten ist die öffentliche Gesundheitspflege geblieben Bäder, Spitäler, Siechen- und Sonderhäuser fehlten zwar keiner Stadt; auch Arzneiläden wurden gemein [213]). Dagegen

---

211) Schon im J. 1364 hatte der Perlachthurm zu Augsburg eine Uhr (Here genannt), welche die Stunden schlug. P. v. Stetten Kunstgesch. v. Augsburg 2, 63.

212) Am 28. Brachm. 1490 warf der Sturmwind bloß in den benachbarten Dörfern von München bei zweihundert Häuser und Mauern um. Anon. monacensis breve Chron. Oefele 1, 48.

213) Zu Augsburg sollen schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts Arzneiladen gewesen sein, wenigstens „Apotheker" dem Namen nach. P. v. Stetten Kunstgesch. 1, 241. Regensburg hatte in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wirklich Arzneiladen und Ende desselben Jahrhunderts auch obrig-

lag die Heilkunst selbst in der Wiege. Kenntniß von den innern Theilen des menschlichen Körpers, ihren Gebrechen und deren Erscheinungsart war wenigen Aerzten gegeben. Fast jede Seuche hieß Pest. Alte Weiber, Juden, Scharfrichter, Hirten und Bader reichten vielen Kranken wirkliche oder eingebildete Hilfsmittel. Eben so oft ersetzten wunderwirkende Besprechungen, oder geheimnißvolle Worte auf Zetteln, an Wohnungen der Menschen und Thiere geklebt [214]), dem Aberglauben die Stelle anderer Arznei. Der Kalender bestimmte nach dem Gang der Gestirne die Tage des Aderlasses und der Reinigung [215]).

Diese Unkunde zu einer Zeit, da die Menschen schon ihrer frühern Einfalt in Nahrung und Lebensweise immer entwöhnter wurden, verursachte nicht selten furchtbares, allgemeines Sterben [216]), ohne daß man die Ursachen der Ver-

---

keitliche Verordnungen für dieselben. Gmeiner 2, 104. 336.

214) Bischof Heinrich von Regensburg verbot diesen Unfug schon ernsthaft im J. 1491 (Mon. boic. 16, 241), welchen noch heutiges Tages katholische Fürsten dulden.

215) Ein augsburgischer Kalender vom J. 1477 (abgedruckt in Westenrieders Beitr. 2, 254) zeuget davon.

216) Angst, oder Liebe des Wunderbaren, übertrieben

beerung entdeckte [217]). Die ehemalige Volksmenge nahm ab, und kehrte nicht wieder, weil manches Uebels Gift in nachfolgenden Geschlechtern vererbte und unter andern Krankheitsgestalten die alten Verwüstungen erneuerte. So begann in diesen Tagen die Scheußlichkeit der Lustseuche, Frucht und Geissel viehischer Ausschweifung. Aus Welschland, von den Franzosen, brachten die Landsknechte sie den Deutschen. Lange Zeit hat sie nur als ein neues Gebilde morgenländischer Pestilenz [218]) gegolten.

---

ohne Zweifel oft die Zahl der Verstorbenen; doch ist ihre Richtigkeit nicht immer zu bezweifeln. Im Sommer 1495 starben allein im Burgfrieden von Landshut über dreitausend Menschen schnell hin (die fasti cons. Landsh. zu diesem Jahr). Herzog Albrecht konnte wegen dieser Seuchlichkeit nicht einmal den Landtag wegen beschlossener Reichshilfe und gemeinen Pfennigs versammeln. Landr. Handl. 9, 361.

217) Im nördlichen Deutschland wüthete in diesen Zeiten der Scharbock lange, ehe man Natur und Namen dieser Krankheit kannte. Kantors Gesch. der Naturbegebenheiten 2, 275.

218) Zu Augsburg empfingen die an der Lustseuche Erkrankten ein eigenes Pesthaus im J. 1495 (Gasser und Zingk). Die fasti consulares Landshutani erwähnen dieser Krankheit „Mala Fran-

11.

Des reichen Georg Werke, letzter Wille und Tod.

Im J. 1494 — 1503.

Während im obern Baiern Albrecht, der Selbherrscher, mit durchgreifender Kraft wirkte, waltete still und bedächtlich Herzog Georg zu Landshut. Er mied, was nicht ohne Gefahr und Unruh sein konnte; bereicherte die hohe Schule von Ingolstadt mit wohlthätiger Stiftung, um seinen Namen den Enkeln zu bringen [219]), und strebte durch Handhabung strengerer Klosterzucht [220]) dem Ruhm eines frommen, durch Aus-

---

zosen" beim J. 1497: „gros Warzen und Platern auch daß etlich Personen gros Löcher am Leib eingebrochen sein. Welcher sich zu früe daran schmieren ließ, der gewan sich wieder." Und beim J. 1503 wird bemerkt, daß Viele, die sich hatten salben lassen, „waren unbesinnt und arbeden werden."

219) Die georgische Stiftung (Collegium georgianum) vom J. 1497, wo eilf der Wissenschaften beflissene Jünglinge, die von eilf verschiedenen Städten empfohlen werden konnten, als Dürftige unentgeldlich erhalten wurden.

220) So ließ er z. B. den wüsten Abt Leonhard (Straffer) zu Formbach im J. 1494 vier Wochen lang zur

Regierung tirannisch die Rechte und Freiheiten eines ganzen Volks vernichtet, dann erhebe sich der wahre Christ, betheure mit großsinnigem Muthe sein Recht gegen das Verbrechen der Tirannei, und dann — strecke er seine Hand den Ketten und Banden hin. Das ist das Betragen des Kämpfers Jesu Christi!" — Diesemnach wäre es ganz im Geiste des Christenthums, wenn ein neuer Attila und Muhammed vom Orient, oder sonst woher, mit seinen Horden Europa überzöge, alle bürgerliche Ordnungen, alle Kunst und Wissenschaft, alle Gesittung, ja das Christenthum selber, unvertheidigt ausrotten und Finsterniß und Barbarei wieder herrschen zu lassen.

Der Krieg wird nie aus dem menschlichen Geschlechte verbannt, wohl aber zwischen gesittungsreichen Nationen seltener werden können. Und schon würde zur Ehre der Menschheit viel erreicht sein, wäre dies erreicht. Dazu aber müssen sich die christlichen Mächte nothwendig vorher über die Präliminar- und Definitiv-Artikel einverstehen, welche der Weltweise von Königsberg im Jahre 1795 zum Behuf eines ewigen Friedens vorschlug. Vielleicht hätte Kant, was er damals schrieb, dreißig Jahre später, aus Furcht, Demagog, Ultraliberaler oder Carbonaro zu heißen, ungeschrieben gelassen. Und doch sind die Grundsätze, die er aussprach, nur die Grund-

beſſerung der Gerichtsordnung und gute Pflege der Geſetze dem Ruhm eines gerechten Fürſten nach.

Doch war es eben dies, was den bitterſten Tadel beſonders der Ritterſchaft erweckte. Denn weil er durch ſeine Richter, ohn' Anſehn der Perſon, ſelbſt Edelleute verhaften ließ, erhoben ſie großes Geſchrei über Beſchimpfung des Adels und Kränkung alter Vorrechte. Auch gefiel ihnen ſchlecht, daß er den Frauen, die in Unfrieden von ihren Männern zogen [221]), allzuwilliges Gehör lieh. Manchem geſtrengen Ritter kam ſein Weib nicht wieder. Hingegen ermahnten ſie ihn, und oft nicht unbillig, lieber alt bewährter Sitte treu zu bleiben, als ungeprüfter Neuerung zu folgen. „Uns verdrießt," ſprachen ſie [222]), „die

---

Strafe in Verhaft ſetzen, den Abt Rumpler, ſein Nachfolger (B. Petz Thes. anecd. noviss. 1, 85), als ein fettes, gefräßiges, tückiſches, rachſüchtiges Unthier ſchildert: Magnum habebat caput, magnam nasum, magnas aures, quae non ut ceteris assolent capiti conjungebantur, sed erant pendulae. Mentum in altum perrigebatur et medio scindebatur. Magnam etiam mala et pinguis genas tegebat. Toto corpore pinguis et obesus, ut membra vix videri possent.

221) „Und es iſt keiner von Adel gefeirt, ihm möchte ein ſolches widerfahren." Landt. Handl. 3, 27.

222) Im J. 1499. Landt. Handl. 13, 7 ff.

Besetzung der Stellen; wenig Edle nimmt man zu Pflegern und Richtern, vielmehr Lehrer römischen Rechts. Weil nun nach alten Rechten und Uebungen der Baiern soll gerichtet werden, dessen Ausländer nicht kundig sind, erstehen neue Rechte, die bei unsern Vorvordern nicht gehört und gemeinen unsern Landrechten widerwärtig sind. Fürsprecher und Frohnboten verschlingen mehr Geld, als oft der Gegenstand des Streites werth sein mag. Auch kaufen wohl Sachwalter die Rechtshändel. Also ist es bei Euerer fürstlichen Gnaden Vater nicht gehalten worden! Obrigkeiten sehen unmündigen Waisen, statt der Verwandten, Fremde zu Vormündern. Arme Leute müssen Pflegern und Schreibern schweres Geld um Briefe zahlen. Frohnboten, Schergen und Umreiter werden nicht selten aus ruchlosem Gesindel bestellt. So war's vor Alters nicht, da man immer die Redlichsten wählte!"

Georg war den Seinen billig; erhörte gern gerechte Wünsche, wies unziemliche schonend ab und erhielt sich friedliche Tage. Wie er aber älter wurde und kränklich, that's ihm oft weh im Herzen, wenn er sein schönes Land ansah, seine Hausgüter, Schätze und Kleinode[223]). Er

223) Ihr Werth wurde auf 1,335,456 Fl. geschätzt; ihr Verzeichniß bei Oefele 2, 477. Kilian

hatte keine Hoffnung, sie einem Sohne hinterlassen zu können. Der einzige, welchen ihm seine Gemahlin Hedwig geboren, war in der Wiege gestorben.

Vor manchem Jahr schon hatte Albrecht zu München, da auch er noch kinderlos lebte, im Fall er ohne männliche Nachkommenschaft abgehen sollte, Herzog Georgen zum Erben seiner Herrschaft ernannt. „Denn wenn das Fürstenthum zu Baiern" sprach der staatskluge Albrecht, „in eines einzigen Fürsten Hand und Gewalt ist, wird solches dem Hause Baiern mehr Würde, Ehre und Aufnahme bringen [224])." Georg, ohne Gleiches mit Gleichem zu erwiedern, genehmigte damals gern ein Vermächtniß, welches ihm Aussicht gewährte, das gesammte Herzogthum zu besitzen. Wie inzwischen Albrecht nachher Vater zween blühender Söhne ward [225]), verflog der

---

Leib, Vorsteher des Klosters Rebdorf (annales historiarum sui temporis ab Anno 1502 — 1548, abgedruckt in Aretins Beiträgen zur Gesch. und Lit. 1806. Eilftes Stück S. 549), zählte in Georgs Gebiet sechsunddreißig Städte, siebenundfünfzig Märkte, siebenundsechzig Schlösser, vierundsechzig Klöster.

224) Urk. v. 14. Heumond 1485. Landt. Handl. 8, 489.

225) Nämlich Wilhelms, geboren am 10. Wintermond 1493, und Ludwigs, geboren am 18. Herbstmonds 1495.

Traum, und Georg mußte erwarten, daß, Wittelsbachischem Hausvertrage gemäß, sogar Niederbaiern sammt Ingolstadt dem Stamm von München anheim fallen werde.

Von zwo Töchtern, die er besaß, hatte die jüngere, Namens Margarethe, im Kloster Altenhohenau den Schleier genommen. Die ältere, Fräulein Elisabeth, wohnte bei ihm. Sie trug in weiblicher Brust ein unerschrockenes, männliches Herz. Der Vater beklagte vielmal, daß sie kein Jüngling sei. Sollt' er sie nun, ihres Geschlechts willen, vom Erbe stoßen lassen? Sollt' er für fremde Hand gesammelt haben? Der Lieblingsgedanke, sein Fürstenthum an die Tochter bringen zu können, ward innerste Sehnsucht, die Sehnsucht Hoffnung, die Hoffnung Entwurf und diesen theilte er insgeheim dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz mit: Ruprecht, dessen herrlicher Sohn, müsse der reichen, muthigen Fürstin Gemahl, ihrer Erbherrschaft Schirmherr werden; und stürbe Elisabeth kinderlos, müsse Alles der Pfalz am Rhein zufallen [226].

Jeder seiner Räthe, dem er solches anvertraucte, weissagte ihm Böses: Ein Weib könne nie der Baiern Herrin sein; der rechts- und

226) Urkunde vom 19. Herbstmond 1496 in den Landt. Handl. 14, 63.

blutsverwandte Geschlechtszweig von München nimmer hintangesetzt werden. Er achtete der Warnungen nicht. Keiner aber redete gegen den Fürsten standhafter, als der weise und vaterländische Mann, Graf Wolfgang von Kolberg. Dieser, eines Schulmeisters Sohn, den Wissenschaft und Tugend aus Armuth in Reichthum, vom Kanzelschreiber zum Kanzler gehoben hatten, wollte lieber allen wohlerworbenen Lohn seiner Rechtschaffenheit selbst einbüßen. Weder Güte noch Drohung vermochten ihn, in des Herzogs gefährliches Werk zu willigen. Darüber gerieth Georg in solchen Grimm, daß er, aus Furcht, Wolfgang möchte ihn an Albrecht verrathen [227]), befahl, den Kanzler lebenslänglich in den Kerker von Winkelhofen zu sperren [228]).

---

227) Andere vermuthen oder glauben, er habe das Geheimniß wirklich an Hansen von Paulstorf eröffnet. Juggers Ehrenspiegel, Band 6, 1144. Oefele 2, 490 h.

228) Der Kanzler ward am Ostertage 1502 gefangen genommen, seines gesammten Vermögens und Gutes verlustig erklärt, nach Neuburg geführt und ins Gefängniß gebracht. Ob er daselbst gestorben, oder nachher wieder befreit worden, ist selbst bei Zeitgenossen unentschieden gewesen. Ueber das Jahr 1508 hinaus hat er nicht gelebt.

Elisabeths Vermählung mit Ruprecht, Philipps Sohn, ward darauf vollzogen [229]). Er war der reichen Erbin würdig; ein junger ritterlicher Held, zu Zorn und Sühne schnell, des Goldes Verächter, des Ruhms begierig. Der Adel pries sein tapferes, redliches Gemüth; sein leutseliges Wesen der Bürgersmann [230]).

Alles wohl zu sichern, wurden die Könige von Böheim und Frankreich, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Eichstätt in den Bund des Vertrauens gezogen [231]); auch Kaiser Maximilian erbeten, das wohlersonnene Vorhaben mit seiner Huld zu krönen. Nur dieser allein weigerte. Herzog Albrecht in München hatte, mit dem unbestreitbaren Rechte, schon des Kaisers Wort [232]).

229) Im Jahr 1500.

230) Oefele 1, 112. Er war 1495 dem geistlichen Stande im Bisthum Freising bestimmt, zog sich aber 1499 mit päpstlicher Gestattung davon wieder zurück. Darum sagte das Volk nachher: das Elslein von Landshut habe er lieber gehabt, als den St. Corbinian.

231) Bischof Laurentius von Würzburg war selbst zu einem der ersten Vollstrecker des georgischen Vermächtnisses erwählt, das meistens nur von pfalzischen Herren besiegelt und unterschrieben war.

232) Albrecht hatte darüber schon im Jahr 1497 Mari-

Darum, im Fall der Noth Gewalt wider Gewalt zu stellen, ordnete Georg eilige Aufrüstung seiner Burgen an, Söldnerordnung, und Aufmahnung der Städte, keinem andern bereinst als seinem Eidam Ruprecht, Erbhuldigung zu leisten. Einen großen Theil der Ritterschaft hatte er zwar schon gewonnen; doch andere trauerten mit den treuen Städten im Stillen [233]). Ganz Baiern lag in banger Sorge.

Des Herzogs Kränklichkeit [234]) nahm zu. Er fühlte es. Deswegen setzte er seinen Eidam zum Statthalter über Lauingen, Donau-Neuburg und viele andere Städte, um ihm festen Fuß in Baiern, und Gelegenheit zu geben, das Herz des Volkes an sich zu ziehen. Ihm gab er Gewalt in dem Schlosse von Landshut, und in dem starken Burghausen, wo der Schätze größter Theil in feuerfestem Gewölbe lag. Dieses Schloß hatte er in den Tagen, da Kaiser Friedrich gegen Baiern

---

milians eigenhändige Verschreibung. Urkunde vom 23. Mai in Landt. Handl. 9, 382.

233) Andr. Zaynер de bello bavarico (Oefele 2, 350 ff.) schildert die Niedergeschlagenheit der Ingolstadter.

234) „Vielleicht aus seinem Zutrinken oder Rennen und Stechen, als die Doctores gesagt haben." Andr. Zaynер.

drohete, mit ungeheuerm Aufwand neu befestigt [235]). Durchs Land erging das Aufgebot der Streitbaren [236]).

Unter diesen Veranstaltungen und Sorgen erschwachte er schneller. Noch wollt' er Genesung im Wildbad zu Baden suchen, und fuhr im Rollwagen über Ingolstadt dahin. Er kam aber nur bis Lauingen. Entkräftung und Schmerzen trieben ihn zurück nach Ingolstadt. Seine letzte Sehnsucht war, den Eidam zu sehen. Ruprecht flog herbei. Freudig segnete ihn der Sterbende. Auch Albrecht sandte Boten von München ab, freundliche Theilnahme zu beweisen. Man fürchtete sie als Späher und versagte ihnen den Zutritt. Des Herzogs letzte Augenblicke waren theuer. Es mußten bei tausend Briefe ausgefertigt werden allen Amtleuten, Rittern, Geistlichen, Städten und Märkten, ihnen zu verkündigen, Herzog Ruprecht sei Erbe. Doch vor Vollendung der Arbeit [237]) athmete Georg, im Sessel sitzend,

---

235) Täglich waren bei viertausend Menschen mit Aufrichtung frischer Werke beschäftigt gewesen. Arnpekh Chron. bajoar. 5, 66.

236) Das Aufgebot vom 30. April 1503. Landt. Handl. 13, 335.

237) Wilhelm der Rohrbek, ein treuer Vater, dem Herzog Albrecht hold, soll mit Fleiß durch vieles

den Geist aus. Es war der erste Tag Christmonds von fünfzehnhundert dritten Jahr.

12.

Unruhen um das Landshutische Erbe.

Im J. 1503 — 1504.

Der wichtige Tod blieb auf der neuen Burg zu Ingolstadt ein viertägiges Geheimniß. Ruprecht verücherte sich in dieser Frist der vornehmsten Schlösser des Landes, ihrer korngefüllten Speicher, und des alten Schatzes zu Burghausen. Da lagen noch wohlverwahrt und unberührt die goldenen und silbernen Platten und Geräthe, die Kleinodien und Juwelen, in den Thürmen die Kisten voll Geldes, was vorzeiten der Graf von Mortain aus Paris entführt, oder der karge Fürst Heinrich in langen Jahren zusammengescharrt hatte [233]). Das alles ward auf siebenzig sechsspännigen Wagen hinweggeführt von Burghausen nach Neuburg an der Donau. Dann erst ward das Ableben Herzog Georgs dem Volke

---

Aendern in Abfassung der Briefe deren Ausfertigung verzögert haben. Adlzreiter.

233) Es ist viel, doch Ungewisses, von diesen Kostbarkeiten erzählt, unter welchen z. B. auch die Zwölfboten in Lebensgröße von Silber gewesen sein sollen. Adlzreiter.

kund; sein Eingeweide, in bleiernem Gefäß von Herzgestalt, in der Pfarrkirche begraben; sein Leichnam mit feierlichem Gepränge [239]) der Fürstengruft von Seligenthal zugeführt.

Bis dahin hatte Albrecht geschwiegen [240]), um weder unzartes Verlangen nach Georgs Abscheiden zu verrathen, noch durch voreilige Aengstlichkeit sein eigenes Recht verdächtig zu machen. Nun ritt er eilends mit Wolfgang seinem jüngern Bruder gen Ulm, wo in denselben Tagen der Kaiser die Häupter des schwäbischen Bundes um sich versammelt hatte. Maximilian, eingedenk gegebenen Wortes, ertheilte, als des Reiches oberster Lehenherr, seinem Freunde und dessen Bruder die Belehnung mit dem erledigten Theil des Herzogthums Baiern [241]), welcher ihnen, keinem andern, kraft Wort und Siegel des Hausvertrags von Pavia zustand; untersagte Pfalz-

239) Ein Augenzeuge beschrieb es in mühsamer Umständlichkeit. Westenrieders Beitr. 2, 222.

240) Ohne jedoch die nöthigen Schritte zur Verwahrung seiner Rechte sowohl beim Kaiser, als dem Rath von Ingolstadt zu versäumen. Landt. Handl. 13, 367 ff.

241) Am 5. Christm. 1503. Der ältere Bruder, Herzog Sigmund, war schon seit beinahe zwei Jahren (1. Herm. 1501) gestorben.

sähe des gesunden Menschenverstandes, welche freilich mit den Erscheinungen und Grundsätzen des Tages zuweilen in merkwürdigem Widerspruche stehen.

Kant wird in unserer Zeit mehr genannt und gepriesen, als gelesen. Es mag also erlaubt sein, die Idee dieses großen Denkers hier in ihren Hauptsätzen zusammenzustellen, da sie manchem unserer Leser unbekannt sein dürfen.

Als Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden schlägt er den Staaten folgende vor: Es soll kein Friedensschluß für solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden; denn sonst wäre es nur Waffenstillstand. — Es soll kein für sich bestehender Staat, klein oder groß, von einem andern Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können. Denn ein Staat ist keine Habe; Menschen sind keine vererbliche oder verkaufbare Sachen. — Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören, und es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden. Denn die Leichtigkeit, Kriege anzufangen, befördert diese, und nöthigt alle Staaten, immerdar im Harnisch zu stehen. — Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen. — Es soll sich kein Staat im Kriege mit

grafen Ruprecht jede Verletzung der Reichs- und Lehensordnungen, und gebot der Landschaft von Niederbaiern danach zu thun.

Diese saß zu Landshut versammelt [242]) und hörte nicht ohne Verlegenheit die Boten des Kaisers, Herzogs Albrecht und Pfalzgrafen Ruprecht; Aller Begehren in schwer auflöslichem Widerspruch [243]). Nach sorgsamer Berathung erklärten die vereinigten Stände, wie sie, Keines Recht zu verletzen, und Krieg und Aufruhr des Landes zu verhüten, den gütlichen Austrag der Sachen erwarten und bis dahin das Land wohlverwahren wollten. Dazu erwählten sie einen Ausschuß von ihrer Mitte [244]), der in Landshut

---

242) Georg selbst hatte sie dahin auf den 10. Christm. 1503 einberufen, ohne die Eröffnung ihrer Sitzungen erlebt zu haben.

243) Was Angelius Rumpler, als Augenzeuge, was Andreas Zapner, der Stadtschreiber von Ingolstadt, damaliger Zeit über diese Verhandlungen und Begebenheiten gesammelt, hat Kremer, vereint mit neuen Urkunden, lichtvoll im vierzehnten Bande seiner baier. Landtags-Handlungen zusammengeordnet.

244) Am 13. Christm. 1503. Der Ausschuß bestand aus sechszehn der hohen Geistlichkeit, zweiunddreißig des Adels, und sechszehn von Städte und Märkten.

bleiben, Amtleute und Pfleger in Pflicht nehmen, Städte und Schlösser in treuer Hut halten, und gemeine Angelegenheiten leiten solle; zum Kanzler setzten sie dem Lande den recht gekehrten Peter Baumgärtner.

Solchen Schritt der Landschaft, voll vaterländischen Geistes, hatte Ruprecht nicht erwartet. Er beschwor sie vergebens, das Vermächtniß ihres letzten Herzogs zu ehren. Sie beharrte im Entschluß; empfahl ihm, sich mit Albrecht gütlich, oder vor dem Thron des Kaisers in Rechten zu vertragen, und erklärte feierlich, vor solcher Entscheidung, keinem der ansprechenden Fürsten Erbhuldigung zu leisten. Würde aber, fügte sie hinzu, einer derselben nicht Glimpf noch Recht erkennen, sondern den andern mit Krieg überziehen, sei sie festes Entschlusses, dem, der mit Aufruhr überzogen werde, Rath und Beistand zu thun. In diesem Grundsatz bestellte sie aus sich zur Verwaltung und Handhabung öffentlicher Ordnung im Herzogthum einen vollmächtigen Rath von sechszehn Landesverwesern [245]).

245) Am 29. Christm. 1503. Es waren von diesen Verwesern, oder, wie man sie auch hieß, „Regenten", acht aus dem Adel, vier der Geistlichkeit, und vier von Städten und Märkten.

Unterdessen hatte auch Kaiser Maximilian stille Entwürfe gemacht, aus diesem Erbschaftsstreite Vortheil zu ziehn. In dem Augenblick, da ihm angelegen schien, die hadernden Fürsten auszugleichen, stellte er sich schlau zwischen beide, und verstand sich mit jedem besonders, und versprach dem einen wie dem andern. Von einer Seite hatte er Albrechten, gegen Versicherung seines Beistandes, schon vor der Belehnung zur geheimen Bedingung gemacht, nicht zuwider zu sein, wenn er für sich und das Haus Oesterreich Kitzbühel, Kufstein, Rattenberg, das Grafenthal und andere Orte an sich zoge, als dem Tirol wohlgelegen, desgleichen die Grafschaften und Herrschaften Kirchberg, Weissenhorn und Mauerstätten, die Herzog Georg erst erkauft hatte, als zu Burgau wohlgelegen; ferner die Landvogteien zu Hagenau und Ortenau im Elsaß, die Kaiser Sigmund den Pfalzgrafen am Rhein verpfändet hatte. Von der andern Seite mußte ihm Ruprecht geloben, ohne sein Vorwissen sich weder mit Albrecht noch der Landschaft abzufinden, und sicherte ihm dagegen heimlich wenigstens ein Drittel des Landes und die Hälfte von Georgs köstbarer fahrender Habe zu [246]).

246) Die Urk. von den geheimen Versprechungen vom 6. Januar 1501 abgedruckt in Landt. Handl. 14, 153.

Albrecht, wie Ruprecht, durch des Kaisers eigennützige Doppelzüngigkeit getäuscht, traten nun auf einem Tag zu Augsburg vor seinen Stuhl [247]). Da trugen sie durch beredte, rechtsgelehrte Anwälde die Gründe ihrer Ansprüche vor. Für das Recht Albrechts redete mit Klarheit der würtembergische Kanzler Georg Lamparter, welcher die Heiligkeit der Gesetze und Verträge im Reich und im Hause Wittelsbach anrief. Leonhard Eglofstein, Domherr von Bamberg, wies mit Nachdruck auf den letzten Willen Georgs zu Gunsten Pfalzgrafen Ruprechts, der des Verstorbenen Schwestersohn und Tochtermann sei. Maximilian aber, weniger um den Werth dieser Gründe, als um seinen Vortheil bekümmert, ließ beide Redner für ihre Sache Witz und Scharfsinn verschwenden, und unterhandelte indessen vertraulich mit jedem Fürsten besonders, wie des Geschäftes Knoten zu lösen wäre. Doch keiner seiner Anschläge und Sprüche gefiel. Begünstigung des Einen ward Kränkung des Andern. In dieser schwierigen Lage schien es dem Kaiser klug gethan, vor allem aus erst seinen eigenen Vortheil von der Erbschaft sicher zu stellen. Er machte den beiden Fürsten, wie der zu Aicha einberufenen Landschaft, seinen Anspruch und Vorbe-

247) Im Herbst 1501.

halt kund [245]). Er forderte denselben zur gerechten Entschädigung für mancherlei Aufwand und Mühen, die er wegen Baierns schon beim Aufstand des Löwlerbundes, beim Kriegszug am Lech wegen Regensburgs, so wie für Versäumniß auf vielen Tagen zu Nürnberg und Augsburg und wieder im gegenwärtigen Handel gehabt und noch haben werde.

Die Landschaft hatte Anfangs Muth genug zu erklären, daß in ihrer Macht nicht sei, etwas vom Land' hinweg zu geben; bald aber, größern Uebeln vorzubeugen, die durch Verzögerung einer

---

245) Am 29. Hornung. Es befand dieser Vorbehalt, oder wie es genannt wurde „kaiserliches Interesse", in folgenden Stücken: Rattenberg, Zillerthal, Kufstein, Grafschaft Kirchberg, Stadt und Herrschaft Weissenhorn, Obernhausen, Pfaffenhofen bei Ulm, die Juden zu Regensburg, Kloster Königsbronn, Schloß Neuburg am Inn, Schloß Rennarigl an der Donau, Mauerstatten und Puch, Schloß Smichen jenseits des Lechs, Wälder und Hölzer in der Herrschaft Kitzbüchel, soviel davon zu den kaiserlichen Bergwerken im Tirol nöthig; Gerechtigkeit auf Ellerbach, Vogtei über die Hochstifte Salzburg und Passau, über die Klöster Formbach am Inn und Königsbrunn bei Gangen, Jagd und alle fürstliche Obrigkeit in der Markgrafschaft Burgau und in der Herrschaft Soicz, dazu noch für

festen Ordnung der Dinge oder durch Krieg entspringen könnten, willigte sie, nicht ohne Schmerz, in den kaiserlichen Vortheil [249]). Darauf thaten auch Herzog Albrecht und Wolfgang aus gleichen Ursachen Gleiches [250]).

Nun begann Maximilian wieder neue Vorschläge. Jedem wollt' er Genüge thun, Albrechten als Schwager und Freund, Ruprechten um dessen Vaters Kurfürst Philipps willen. Sein Bemühen blieb eitel, so mannigfaltig er auch die Entwürfe bildete und gestaltete. Darüber verrückten Tage und Wochen. Darüber büßte der junge feurige Pfalzgraf zuerst die Geduld ein. Dieser verließ endlich Augsburg plötzlich und entschlossen, erst mit bewaffneter Hand von der Erbschaft Besitz zu nehmen, dann über das Weitere zu unterhandeln. Wer hat, gilt besser, als wer begehrt. Lange genug hatte er darauf hin heimlich Volk geworben. Alles war zur Ausführung eines entscheidenden Streichs bereit.

100,000 Gulden Getreide, 100,000 Gulden Steuergelder, Nachlaß aller Schulden des Kaisers beim verstorbenen Herzog Georg und andere Nutzungen mehr.

249) Am 30. März 1504.

250) Den 2 April.

Am Morgen des siebenzehnten Aprils saßen im Rath zu Landshut die Landesverweser beisammen, als ein Herold der Pfalzgräfin Elisabeth vor ihnen erschien. Er gab ihnen den Befehl der Fürstin, daß sie verdächtig durch kriegerische Werbungen und noch nicht vollzogene Uebergabe der Stadt, Angesichts des Briefes Landshut verlassen müßten. Noch lasen sie, als schon gemeldet wurde, pfälzische Kriegsknechte zögen, bei tausend stark, vom Schloßberg herab, die Stadt zu besetzen. Ritter Georg von Rosenberg aus dem Frankenlande mit einer starken Schaar, voran viel Schützen, gegen die alte, Georg von Wisbek, der tapfere Salzburger [351]), auf anderer Seite gegen die neue Stadt. Eiligst sprangen die erschrockenen oder erzürnten Verweser auseinander, ihren Wohnungen zu, Waffen zu ergreifen. In allen Straßen rannten Bürger, ihre Banner oder Rettung zu finden; Andere in die Neustadt, zu den Pfalzern über. Weiße Armbinden waren das Kennzeichen. Vor dem Rathhause gingen die Fußknechte der Verweserschaft in banger Verwirrung durcheinander

351) Bei Hallein, am rechten Ufer der Salzach, erinnert noch das Schloß Wisbach im Biesthale an die ältere Stammveste dieses Geschlechts salzburgischer Dienstmannen, von denen Georg in baierischen Dienst getreten war.

und schrien nach ihren Hauptleuten. Schon hörte man hie und da Schüsse in den Gassen; droben den Donner der schweren Stücke aus den Scharten der Schloßmauer.

Wie die Verweser bewaffnet zum Platz vor dem Rathhause zurückkamen, fanden sie den größten Theil ihrer Fußknechte zerstreut; dagegen in großer Ordnung und Anzahl den Feind. Sie wichen hoffnungslos; einige in das Kloster der Barfüßer; die meisten hinaus zum Thor. Nur Einer ihrer, Bürgermeister Scharfacher, trat mit dem Stadtpanier seines Viertels auf den Platz, und leistete als Biedermann ehrliche Gegenwehr, bis er übermannt wurde. Dann folgte Stille der Betäubung. Die Rathsglocke ward gezogen; die Gemeinde versammelt. Mit großem Gepränge kam die Pfalzgräfin zum Rathhause und nahm Huldigung der bestürzten Menge an.

Desselbigen Tages besetzte Sigmund von Thüngen in Ruprechts Namen die Stadt Burghausen. Georg Wisbek aber brach auf von Landshut mit auserwählten Schaaren, und bemeisterte sich Oettings, Kraiburgs, Teisbachs und anderer Orte. Ueberall hin mußten ihn vier Bürger des Rathes und acht Bürger von Landshut begleiten, vor den Thoren der Städte und Burgen zu bezeugen, Landshut habe sich schon der Pfalzgräfin gegeben. Ruprecht selbst, welcher

inzwischen zu Aicha gelegen war, rückte mit sechshundert Reitern und einigem Fußvolk nach Neumarkt und Amberg.

Kaiser Maximilian saß bei Tische, als er die Nachricht von der Einnahme Landshuts hörte. „Es thut mir leid um den guten Fürsten!“ seufzte er und dachte an Kurfürst Philipp, welcher ihm lieb war, und durch seines Sohnes Ungestüm zu Gefahr und Schaden kam. Wenige Tage darauf that er in kaiserlicher Macht den Spruch: Ruprecht, welcher weder zu dem Rechtstage erschienen war, noch den kaiserlichen Vorbehalt genehmigt hatte, sei seiner Ansprüche verlustig, und wegen Bruch des Landfriedens sammt allen seinen Helfern in die Acht geworfen; Herzog Albrecht und Wolfgang aber des Erbes allein berechtigt [252]).

Die vertriebenen Landesverweser hatten sich erst zu Dingolfing, dann zu Schärding gesammelt. Sie wußten in großer Noth nicht, welchen Theil ergreifen? Einige, die sie aus ihrer Mitte nach Landshut schickten, um besseres Verständniß einzuleiten, wurden lange nicht eingelassen, und empfingen endlich von Georg von Rosenberg den trotzigen Bescheid: „Gehet von hinnen! Der Herr Pfalzgraf und Herzog hat gezlaubt, ihr wäret anhergekom-

252) Am 23. April 1504.

men, Namens der Landschaft zu huldigen; und anderes begehrt er von euch nicht zu hören!“ Inzwischen erfuhren die übrigen zu Schärding den kaiserlichen Rechtsspruch. Weil nun das baierische Niederland dadurch seine Herren empfangen, entsagten sie ohne Säumen der gefährlichen Würde des Verweserthums [253]).

13.

Landshutischer Erbfolgekrieg. Ruprechts und Elisabeths Tod.

Im J. 1405.

Der wilde Gang der Dinge überraschte Herzog Albrechten nicht. Des großen Augenblickes gewärtig, hatt' er nicht nur seine Kriegsmacht eingerichtet, sondern in tiefem Geheimnisse mit mehrern Fürsten des Reiches Hilfsverträge geschlossen. Er griff zum Schwerd und mahnte die andern auf. Binnen wenigen Wochen ward Krieg und Kriegesgeschrei vom Fuße der Alpen bis zum Böhmerwald und vom Böhmerwald bis zum Rheine. Zehn verschiedene Heere rückten gleichzeitig gegen Ruprecht und dessen Vater Kurfürst Philipp, wie gegen die mit ihnen verbündeten Bischöfe von Würzburg, Eichstätt und Bamberg, in das Feld. In

253) In einem Schreiben an Albrecht und Wolfgang vom 8. Mai 1504.

einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Vertrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Meuchelmord, Giftmischerei, Brechung der Kapitulation, Anstiftung des Verrathes in dem bisherigen Lande u. s. w.

Seine Definitiv-Artikel zum ewigen Frieden sind: Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein. Republikanisch ist aber jede Verfassung, in welcher die vollziehende Gewalt (die Regierung) nicht zugleich auch die gesetzgebende, sondern von dieser abgesondert ist. Alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform, weil der Gesetzgeber in einer und derselben Person zugleich Vollstrecker seines Willens sein kann. (Es sind dies, wie Alles droben, Kants eigene Worte.) — Das Volkerrecht soll auf einen Foderalism freier Staaten gegründet sein. — Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität oder Gastfreundschaft eingeschränkt sein.

3.

Die britische Gesellschaft zur Versittlichung der Gefangenen.

Das Motto, welches der Verfasser eines neulich zu Paris erschienenen Werkes über die Ge-

die Pfalzlande am Rhein drang Landgraf Wilhelm von Hessen [254]) durch den Odenwald bis vor Heidelberg; Herzog Ulrich von Würtemberg [255]), über Maulbrunn, gegen Brettlingen; Herzog Alexander von Zweibrücken [256]) durch die Grafschaft Sponheim. Dazu kam noch Markgraf Christoph von Baden, Kaiser Maximilians Heeresmacht und die des schwäbischen Bundes. Gegen die Gebiete der Pfalzgrafen im Nordgau rückten Markgraf Friedrich von Brandenburg, Herzog Erich von Braunschweig, Herzog Georg von Sachsen, und von der andern Seite die Bürger- und Söldnerschaaren der Stadt Nürnberg [257]). In Baiern selbst stand Albrechts

254) Mit dem sich Albrecht am 1. Jänner 1504 verbündet hatte, und welchem er für die Angriffe gegen die Pfalz 50,000 Gulden zu zahlen verhieß.

255) Welcher schon Albrechts bestimmter Eidam war und nachher wirklich ward. Der Kriegsvertrag mit ihm war zu Ulm am 15. Christm. 1503 gestiftet worden.

256) Er trat gern zum Kampf gegen die Pfalz, um einige früher verlorene Landschaften seines Gebietes bei diesem Anlaß zu erobern.

257) Albrecht hatte mit Nürnberg den Kriegsvertrag am 2. Hornung 1504 errichtet. Die Stadt, Gewinn aus dem Streit zu ziehen, stellte statt des von ihr zur Reichshilfe begehrten Zuzugs von achtund-

Heer, aus dem Kern seines Volkes und den Rotten der Soldner gebildet, die alle in einerlei Farbe gekleidet waren [258]). Schon zwei Tage vor erlassenem Rechtsspruche des Kaisers hatte der Herzog Augsburg verlassen, seine Gewaltshaufen in den Ebenen von München zu mustern.

Ruprecht erschrack nicht vor diesem Aufruhre Deutschlands um ihn her. Er spottete seiner Feinde in Truhreimen [259]), die er auf dem Rittervande

---

achtzig Rossen und achthundert achtundsiebenzig Mann Fußvolks beinahe vierkausend Mann.

258) Erste Spur vom Heergewand (nachmals Uniformen geheißen) in Baiern. Landt. Handl. 9, 177.

159) Sie werden von vielen angeführt und heißen:

„Bund heb stark und brich nit.
Röm. König, du hast es nit.
Albrecht hats in den Taschen nit.
Landgraf von Hessen schadt mir nit.
Würtemberg fleugt von mir nit.
Nürnberg übergibt uns nit.
Brandenburg vermag es nit.
Ich will bleiben Pfalzgraw am Rhein,
Und widerstehen allen Feinden mein.
Landgraf von Hessen du kannst nit.
Alexander der gesiehet es nit.
Boheim nimm zum Gehilfen ich.
Henneberg verlaß nit mich.
Leuchtenberg das lobe ich.

von schwarzem Glas eingeschmolzen trug; zog vor Neuburg an der Donau und vor Rain; nahm die Städte [250]), gab ihnen starke Besatzung und rief um reichen Sold die streitfertigen Böhmen in Menge. Ihm gleich an Heldenmuth war Elisabeth, seine geistvolle Gemahlin. Sie selber ritt im Waffenschmuck, den Streitkolben in zarter Hand, durch alle Feldlager und begeisterte die Kämpfer. Dieser waren für Georgs Schätze vollauf, zehntausend zu Fuß, dreitausend zu Roß, und Kriegshauptleute unter den Fahnen des siegreichen Pfalzgrafen Friedrich erzogen. Im Isengau standen bei tausend Bauern auf; ihre Banden hießen der Knittelbund. Von Böheim kamen über zweitausend Mann. Es war ein ungeheurer Raubkrieg, Dorf gegen Dorf, Bruder gegen Bruder, Ort um Ort mißhandelt von Feind und Freund. Denn Ruprecht, der sein Heil nicht im Glücksspiel einer Feldschlacht wagen mochte, hielt die Seinigen in den Schlossern stark und ließ sie, von da aus,

---

Pfalzgraf Ruprecht bleibe ich.
Eine neue Münz vermag ich.
Der ganze Bund steht wider mich
Dawider streit' ich ritterlich.[a]

250) Schon den 1. Mai hatte er sie. In der Zeitrechnung befolg' ich die Ephemerides belli palatino-boici. Oefele 2, 480.

durch das offene Land schwärmen, zum Brandschatzen, oder übelbewahrte Plätze wegzunehmen.

So gewann er auch Wasserburg. Die Bürger zwar hatten Albrechten gehuldigt; und sein Hauptmann Wilhelm Abeimer lag hier mit fünfzig Mann. Allein Georg der Preisinger, Pfleger daselbst, weiland Herzog Georgs vertrauter Rath, Mitbesiegeler seines letzten Willens, hielt heimlich zu Ruprecht; vielleicht auch, weil seine Hausfrau vom Rhein war. Sein Wort hatte viel Gewicht, und so geschah, daß dem Pfalzgrafen die Thore aufgeschlossen wurden, sobald er davor mit fünfzehn Reitern und vierhundert Fußknechten erschien [261]).

Mittlerweile hatte sich auch Herzog Albrecht, dessen Hauptleute schon mehrere Städte genommen, in das Feld begeben. Ihn begleitete Wolfgang, sein Bruder. Achttausend Fußknechte, tausend Reisige, zweitausend Rüstwagen folgten ihren Bannern, über Reichertshofen zur Donau gen Ingolstadt [262]). Hier kamen ihnen frohlockend Rath, Priesterschaft und Volk aus den Thoren entgegen, und Albrecht lohnte ihre Anhänglichkeit

261) Den 4. Mai.

262) Den 21 — 24. Mai.

mit großen Freiheiten [263]). Des Herzogs Absicht bei diesem Zuge war aber vornehmlich seine Vereinigung mit den Kriegsvölkern von Brandenburg und Sachsen. Sie geschah zu Donauwörth. Dann ging es über Pfaffenhofen zurück nach München, und nach kurzer Rast hinab in das Niederland, erobernd über Ampfing bis Braunau. Da fand Albrecht zehntausend Gulden heiliges Gutes, von den Klöstern der Nachbarschaft in die Stadt geflüchtet. Er nahm sie [264]) und bestritt damit den Sold seiner Schaaren, daß sie fröhlicher gegen die Veste Landau reiseten.

Hier stand Ruprechts tapferer Hauptmann Georg von Rosenberg mit tausend Mann. Die Stadt an der Isar, von Graben und Mauern umzogen, das Schloß befestigt, doch schwach und leicht ersteigbar, schienen nicht lange widerstehen zu können. Dennoch behauptete sich Rosenberg zehn Tage; er schoß mit eisernen Kugeln aus den Stücken, die großen Schaden thaten [265]). Nach-

263) Das sich selber einen Richter zu wählen, obrigkeitliche Gewalt über die Dörfer im Burgeding, u. a. m. Die Urk. bei Oefele 2, 439.

264) Doch nachmals wurden sie aus Kunigundens Heirathgut wieder erstattet. Ephem. belli Pal. boic.

265) Ibi primum emissi sunt ex tormentis globi ferrei. Ephemerides belli etc.

dem aber Albrechts Geschütz, welches von einem Hügel Stadt und Schloß bestrich, den größten Theil der Mauer, selbst den Thurm der Hauptkirche niedergeschlagen hatte, zogen die Vertheidiger in einer dunkeln Nacht mit sämmtlichen Bürgern ab. Jeder nahm mit sich das Beste, was er tragen konnte. Albrecht rückte ein; an der Ostseite brannte die Stadt; die fremden Kriegsknechte, um den Sturmsold lärmend, plünderten die Häuser [266]).

In den Nordgau hinaus waren die Nürnberger gezogen mit einunddreißig Feldschlangen und viertausend Mann. Jany Stüber, ein böhmischer Ritter, war zu ihnen gestoßen mit zweihundert Fußgängern, alle in rothen Wämsern, mit rothen und weißen Sparren auf den Aermeln. Da ward übel gehauset mit Raub, Nothzucht und Brand, gegen Altorf, Heersbruck, Neumarkt. Lauf ging im Sturm über. Es fielen die Schlösser Reicheneck, Behnstein, Grimesberg. Die Klöster Engelthal und Weißenoh wurden erbrochen, auch Gnadenberg, eine Stunde von Altorf, auf dem Eichelberg, frommer Jungfrauen

266) Viel Geräth und Kostbarkeit ward davon nach Schärding und Passau verkauft. *Angel. Rumpler* bei Oefele 2, 439. Landau ging den 2. Heumonds über.

Zuflucht. Noch viele andere Ortschaften sind öde gelegt worden.

Das alles focht den freudigen Ruprecht nicht an. Frische Kriegsleute von Böheim machten ihm frisches Herz. Er ließ aus seines Schatzes Silbergeräth Geld prägen, die Knabenmünzen; denn zwei Knäblein sah man darauf, einem Löwen den Rachen aufreissend. Von Frieden mocht' er nie hören, so kläglich auch sein hartbedrängter Vater am Rheine darnach seufzte. Auch dem Kaiser war es darum kein Ernst. Der wollte sich erst die Landvogtei Hagenau, die Ortenau und andere pfälzische Besitzungen erobern [267]). Und Herzog Albrecht schlug Anstand und Frieden aus, man räume ihm denn zuvor Landshut, Burghausen, Wasserburg und Neuburg. Allein Ruprecht antwortete: „Ich lasse mich nicht aus diesen Vesten bringen, man ziehe mich denn beim Kopf heraus."

267) „Uns dünkt" schrieb Maximilian an seinen Hofmeister Itel Fritz Graf von Zollern eigenhändig: „daß der alt und junge Pfalzgraf genug gepupt und gewergelt werden; darum so rieth ich einen Beistand lieber, als einen Frieden; denn in mir kann ich nicht finden, nachdem der Parteien im Kriege und Gewinner . . seien, daß es bald ehrlich mag gerichtet werden und nützlich." Landt. Handl. 14, 722.

Die Baiern, nachdem sie sich Landau's bemeistert, zogen über Pöring und Hermannsdorf nach Moosburg. Von hier bedrohten sie Landshut selber. Der Pfalzgraf, ihrer Stärke kundig, brach hervor und griff an, während er einige Gewaltshaufen zwischen Seligenthal und Altorf in den Rücken des baierischen Heeres warf. Da ward auf dem Grabweg ein blutiges Kämpfen. Von der Stadt und dem Schlosse her donnerte das Geschüh. Die Baiern wurden Meister. Schon wankten die Banner der Pfalz. Doch zur rechten Zeit drang der ausgesandte Hinterhalt hervor und entriß den Siegern das Glück. Langsam und fechtend gingen die Baiern vom Wahlplatz zurück und lagerten sich zwischen Moosburg und Ysareck [268]). Viele tapfere Männer waren beiderseits gefallen; andere bluteten an schweren Wunden, wie Götz von Berlichingen, der ritterliche Held, der seine linke Hand im Kampf durch einen Schuß verlor. Einst war er Ruprechts, nun der gerechtern Sache und Albrechts Freund. Der Pfalzgraf nahm darum den tapfern Mann nicht minder in Landshut auf, als derselbe, ohne Ruhe und Pflege im Lager, von ihm begehrte, seinen Schaden in der Stadt heilen zu lassen.

268) Das Treffen geschah am 13. Heumonds.

Inzwischen Albrecht mit seinem Heere weiter zog (Landshut war ihm zu stark verwahrt), und über Pfaffenhofen nach Ingolstadt ging, Neuburg an der Donau vergebens beschoß, — ließ Ruprecht sengend und brennend rechts und links durch Oberbaiern streifen bis vor die Thore Münchens [269]); desgleichen von Burghausen her durch Niederbaiern nach allen Richtungen.

Nicht des Sommers ungesunde rauhe Witterung, und der Regen, welcher in Strömen fiel, nicht das namenlose Elend rings herum, mäßigte die Wuth des Streites. Binnen wenigen Monden lagen längs dem Rheine bei dreihundert Dörfer eingeäschert. In Baiern entstand Hungersnoth. Weiber und Kinder, bleich und zerlumpt, bettelten vom Kriegsknechte das Brod, als ein Almosen, was ihnen geraubt war. „Gleichviel, wer unser Herr sei!" heulten sie: „Wär' es nur einer erst! [270])" Nun brach noch die Seuche der Ruhr aus. Sie raffte viele Menschen hinweg. Selbst Pfalzgraf Ruprecht erkrankte daran zu Landshut [271]). Niemand beschreibt das Schrek-

269) „Usque zu dem Irrenmann." Ephem. belli pal. boici.

270) Audivi matres sparsis crinibus cum parvulis ad spoliatores (id) dixisse. Sagt Angel. Rumpler.

271) Schon am 6. Aug. war er krank, wie Krenner zeigt. Landt. Handl. 14, 734.

ken, als plötzlich die Botschaft vom Tode des vierundzwanzigjährigen Fürsten laut ward [272]). Edle und Unedle beweinten seinen Verlust, so lieb war er Allen durch tapferes, feurigebiges, leutseliges Wesen geworden [273]). Nicht wenige Leute glaubten, man hab' ihn mit Gift aus dem Leben geschafft: Andere bezweifelten lange, daß er gestorben sei. Doch den Gang des Krieges störte dieses Ereigniß keineswegs. Ruprechts Schaaren fochten mit verdoppeltem Muthe. Die in Burghausen begingen seine Todesfeier durch Eroberung Braunau's. Sie kamen und umzingelten die Veste, brachen die Innbrücke ab, und sperrten die Stadt von der andern Seite durch das Lager bei Simbach. Graf Jörg von Helfenstein, Albrechts Burghauptmann zu Braunau, hielt sich zwölf Tage, bis Thürm' und Mauern stürzten. Dann zog er mit allem Gepäck ab [274]) und ließ die Stadt dem Feinde. Die Pfälzer drohten darauf gegen Schärding, weil es zum Herzoge geschworen. Hier hatten Bierbrauereien, Salz- und

272) Seine Wittwe Elisabeth machte den Todesfall erst am 21. Aug. kund, als wär' er den Tag vorher geschehn; Zapner hingegen behauptet, man habe ihn acht Tage lang verhehlt gehabt.

273) Mon. boic. 15, 533.

274) Den 28. Augusts. Ephem. belli pal.

fängnisse an die Spitze desselben stellte: „Als Verirrter geht man hinein, als Schuldiger wieder heraus!“ liesse sich noch über zahllose Gefängnisse, Zuchthäuser und Strafanstalten setzen.

Seit der edelsinnige John Howard durch seine Reisen und Schriften die Regierungen der Europäer auf den gewöhnlichen schauderhaften, Gesundheit und Sittlichkeit mordenden Zustand der Kerker, der Gefangenschafts- und Zuchtanstalten aufmerksam gemacht hat, ist wenigstens zur menschlichen Behandlung der Sträflinge, und besonders rücksichtlich der Gesundheitspflege derselben, viel Löbliches gethan worden. Es ist nur zu bedauern, daß erst ein Privatmann aus England kommen und Regierungen zivilisirter Nationen auf eine ihrer Pflichten hindeuten mußte, die sie, bei ihrem Anspruche auf Weisheit, Menschlichkeit und Religiosität, ohne fremde Mahnung hätten kennen und üben sollen.

Mit der physischen Verbesserung der Gefangenen, Züchtlinge oder Sträflinge hat aber die moralische nicht gleichen Schritt gehalten, sogar in England nicht; und gerade der Zweck aller Strafe, die Besserung der Fehlbaren, wird meistens nirgends mehr, als in den Strafanstalten selbst, zu Grunde gerichtet. So widersinnig

Weinhandel den Bürgern ansehnlichen Wohlstand gebracht. Aber die Gewaltshaufen zogen ohne ernsten Angriff vorbei. Denn das Schloß lag gewaltig auf der Felshöhe, von zweifachen Graben mit Brücken, Thürmen, Wällen und Vorwerken umgürtet; und mitten aus dem Platze stieg ein viereckiger Thurm von ausserordentlicher Höhe, zur Bewahrung von Gefangenen oder Waffen, oder weit herum das Land zu beobachten [275]). Darum zogen die Pfälzer ab, leichtern Eroberungen nach. Andere ihrer Schaaren, vereint mit böhmischen Völkern, suchten den Nordgau heim und die brandenburgischen Besitzungen. Albrecht zu Donauwerth, Maximilian bei Marchsheim, vereinigten sich mit den geringen Heerhaufen, die längs dem großen Flusse lagen, ihnen entgegen zu gehen. Dennoch blieben sie zu schwach, weil ihre Kriegsvolker auf unzähligen Punkten des ungeheuern Kampfplatzes zerstreut fochten. Wie aber der brandenburgische Markgraf Friedrich mit seinen beiden Söhnen Kasimir und Georg, dann Herzog Erich von Braunschweig, endlich auch von Nürnberg zweihundert Reisige zu ihnen stießen, zauderten sie nicht länger. Mit viertausend zu Fuß und zweyhundert Pferden

275) Nach Rumplers Schilderung vom damaligen Zustand Schardings.

ginzen ſie über Heman und den Regenſtrom gegen den Feind. Er ſtand auf dem Haferreuter Felde bei dem Schloſſe Schönberg, zwo Stunden ob Regensburg. Es waren dreitauſend aus Böheim; die Pfälzer hatten ſich ſchon von ihnen getrennt.

Die böhmiſchen Hauptleute beſchten ſogleich die dortigen Höhen; deckten die Stirnſeite ihres Lagers mit verketteten Sektarſchen [276], den Rükken mit einer Wagenburg, und erwarteten furchtlos den Angriff. Ihn begann der junge Kaſimir von Brandenburg mit vierhundert Reiſigen und acht Nürnberger Feldſchlangen. Die geſchloſſenen Speerhaufen der Böhmen warfen ihn keck zurück, mit großem Verluſt an Reitern und Geſchüz. Es hatten ſich während des Vorgefechtes die übrigen Heerſäulen gebildet. Mit geſenkten Spießen, Hellebarden und Büchſen ihre Fahnen in der Mitte, rückten ſie gegen die Höhe. Auf den Flügeln fochten an der Reiterei Maximilian und Albrecht. Der Kaiſer ſchonte ſeines Lebens nicht. Er drang ritterlich in das Kampfgetümmel. Durch einen Streitkolben auf den Rücken getroffen, ſtürzt' er vom Roſſe. Das Gewühl ging über ihn. Herzog Erich erſah es, drang hinein mit ſchon durchſchoſ-

276) Oder Parzan, wie die Böhmen ſie hießen und ich ſie ſchon beſchrieben.

ſenem Arm, und durchbohrtem Schenkel, und rettete das Oberhaupt des Reiches.

Als die Sonne am höchſten ſtand, zerſprengte endlich der Baiern Kraft die eiſernen Reihen der böhmiſchen Brüder. Aber auch umher auf den Feldern zerſtreut ſtritten dieſe noch, immer je vier die Rücken zuſammenlegend, einzeln. Ueber anderthalb tauſend Farben, ihres kriegeriſchen Ruhmes würdig, auf dem Wahlplatze [277]; nur ſiebenhundert wurden gefangen; die Andern entkamen. Ihre Wagenburg, ihr Gepäck ward der Sieger Raub, welche verhältnißmäßig geringen Verluſt gehabt. Dieſes geſchah am zwölften Herbſtmonds des Jahres fünfzehnhundert und vier.

Und am zweiten Tage nach dieſer Schlacht ſtarb auch Ruprechts Wittwe, die edle Pfalzgräfin Eliſabeth zu Landshut [278].

---

277) „Sind in neun Gruben begraben und eingezählt worden. Eigentlich eintauſend ſechshundert zwei und zwanzig Todte waren es; ſo Zayner, hier am genaueſten; damit verglichen Herzog Albrechts Brief, den er am Abend des Schlachttages aus Regensburg ſchrieb. (Oefele 2, 419.)

278) „Um zwei Uhr nach Mitternacht“ in der Nacht vom 14. zum 15. Herbſtm. So Krenner (Landt. Handl. 14, 737), der beſſere Quellen, als ſeine Vorgänger benutzte.

14.

Fortſetzung des Krieges. Friedensſchluß.

Im J. 1504 — 1505.

Die Fürſten hörten zu Regensburg, wo ſie mit feſtlichem Siegesgerkuſch Einzug gehalten den Tod der Tochter Georgs, ohne die weitern Unternehmungen einzuſtellen. Schon nach Ruprechts Abſcheiden waren die Stände des landshutiſchen Baierns zur Unterwerfung aufgefordert worden [279]) und Albrecht hatte erfahren müſſen, daß ſein Wort eitel ſei ohne vollendeten Sieg im Felde. Den pfalzgräflichen Räthen und Hauptleuten in Landshut lag nun Beſchützung der Anſprüche von Ruprechts unmündigen Waiſen, Otto Heinrich und Philipp, und Verantwortlichkeit ob, gegen deren Großvater, den Kurfürſten von der Pfalz. Zwar verhehlte Maximilian in vertraulicher Unterredung dem Herzoge nicht, daß der Kurfürſt wirklich unter harten Bedingungen Frieden annehmen wolle [280]); doch ſetzte weder Albrecht darauf

279) Das Ausſchreiben vom 24. Auguſt in den Landt. Handl. 14, 731.

280) In der That hatte Maximilian damals ſchon, ohne

Werth, noch war dem Kaiser am allzuschnellen Aussöhnen gelegen. Ihm schien dringender, am tirolischen Gebirge noch jene Plätze zu erobern, die er zu seinem Vorbehalt ersehen.

Er reiste dahin, die Bergveſtung auf dem Kufſtein zu berennen. Er hatte ſie ſchon im Anfange des Krieges gewonnen gehabt, und durch Untreue des Mannes wieder verloren, dem ſie von ihm ſelbſt anvertraut worden war. Derſelbe hieß Hans Pienzenauer, ein wackerer Kriegsgeſelle, den ſchon Herzog Georg über den Kufſtein geſetzt hatte. Ihn mochte verdroſſen haben, dieſes ſtarke Grenzwerk in Oeſterreichs Gewalt zu ſehen. Lieber wollt' er es den Pfälzern gönnen, denn auch ſie ſtammten aus der Schyren Blut.

Maximilian, zu welchem über Rosenheim auch Herzog Albrecht ſtieß, hatte bald mit ſeinem Geſchütz die Mauern der kleinen Stadt am Fuße des Berges gebrochen. Aber ſtolz auf der Felſenhöhe trotzte oben das Schloß, als hätt' ihm die Natur Unüberwindlichkeit gegeben. Pienzenauer ließ die Mauern nur mit Beſen fegen, wenn der Kaiser ſie den ganzen Tag aus ſieben Stückſchanzen beſchoſſen hatte. Hohn und Uebermuth ſchwanden, ſobald von Innsbruck gröberes

es dem Herzog zugeſtehen, einen vorläufigen Vertrag mit dem Kurfürſten genehmigt. Krenner.

Geſchütz herbeigeführt war [281]). Die Wälle wurden davon zermalmt. Der Schloßhauptmann, vorher allen Anträgen taub, ſandte nun ſelber zween junge Edelknaben in weißen Kleidern, mit weißen Stäben, zum Lager des erzürnten Kaiſers, ſeine Gnade zu erbitten. Sie ward ihm nicht. Da er mit den Seinen als Gefangener herab kam [282]), vergaß Maximilian die fürſtlichſte der Tugenden, Großmuth, und befahl die Enthauptung der Ueberwundenen. Pienzenauer, ein ſchöner Mann von ſechsunddreißig Jahren, der nie den Tod gefürchtet, gab den Gefährten ſeiner Tapferkeit und ſeines Unglückes das letzte Beiſpiel des Muthes. Er forderte noch einen Becher Weins und bot dann unverzagt dem Schwerd des Henkers den Nacken. Vierundzwanzig Andere hatten ſein Schickſal. So befleckte Maximilian vor Kufſtein durch Grauſamkeit den Ruhm ſeiner Thaten.

Nach dieſem ward Rattenberg und Schwaz, dann das ſchlecht befeſtigte Traunſtein und Kitzbühel genommen [283]). Die Kriegsoberſten der

281) „Ain Buchs, heißt Burlabaus," eine andere „Wek auf Oeſterreich." Zapner.

282) Den 17. Weinmonds. Die Belagerung hatte ſechszehn Tage gewährt.

283) Vom 29. Weinmonds bis 5. Wintermonds.

Pfälzer durchschwärmten indessen fortwährend das obere und niedere Baiern mit ihren Streifrotten. Georg Wisbek wagte sich bis München, und beschoß mit einer Feldschlange von einem Hügel an der Isar die Stadt. Auf dem Rückzug' ereilt' ihn Herr Weisdorf, des Schlosses Schwaben Burghauptmann, und nahm ihm viel Gepäck, Geschütz [284]) und Gefangene. Nicht glücklicher war Wisbek vor Vilshofen. Mit sechstausend Mann berannt' er das volkreiche Städtlein, welches von der Vils und Donau umflossen, und von Mauern, Streitthürmen und Bollwerken geschützt war. Tags und Nachts donnerte sein Geschütz. Aber fünfhundert Baiern in der Stadt leisteten mannliche Gegenwehr, Hieronimus von Stauf an ihrer Spitze. Die Bürger selbst warfen Feuer in ihre beiden Vorstädte, als sie dieselben verloren sahen. Wisbek ließ Sturmleitern an die sechszig Schuh weit zerschossenen Mauern führen; er ging, der Erste voran, die Seinigen zu ermuthigen. Mit blutigem Verluste sah er sich zurückgetrieben [285]).

Tief war es im Winter. Der Schnee lag

284) „Ain groß Carthone daran dreizehn Pferde zogen, dazu zehn Zentner Pulver und ein mit Büchsensteinen." Zayner.

285) Mitte Christmonds.

hoch. Da endeten Kaiser und Herzog den Feldzug mit allgemeiner Säuberung des Landes vom böhmischen Raubgesindel, dessen ausgelassene Wildheit allen Parteien entgegen war. Nachdem die Städt' und Orte im Gebirg' von Innsbruck bis Reichenhall und Traunstein gesichert waren, machte der Feldhauptmann Reinprecht von Reichenberg den Kehr ab durch die Thäler der Roth und Vils. Nichts im offenen Lande widerstand. Die Böhmen baten und empfingen freien Abzug in ihr Land.

Dies war der Augenblick, welcher dem Kaiser bequem däuchtete, auf des Kurfürsten Philipp wiederholte Friedensbitten zu hören. Viele deutsche Fürsten, die Eroberungen gemacht, und sie im Friedensschlusse bewahrt sehen wollten, boten die Hand. Auch Herzog Albrecht weigerte nicht länger. Ein Reichstag sollte schlichten. Mit den ersten Frühlingstagen des neuen Jahres nahm der Waffenstillstand Anfang. Frohe Hoffnung belebte das tieferschöpfte Land; nur die Getreuen zitterten, welche fürchteten, von Baiern losgerissen und den Pfalzgrafen gegeben zu werden. Man sagte, des Kaisers Gedanke sei, die Pfalz am linken Donauufer zu entschädigen [256]), wo

256) Wie wirklich in Maximilians ersten Vorschlägen

unter der Vitzthumschaft von Straubing jener reiche und mächtige Adel wohnte, welcher einst im Löwlerbund gestanden war. Ritter, Rechte, Städt' und Märkte beschworen den Herzog, sie nicht fahren zu lassen [257]).

Zu Köln am Rhein im Sommer trat der Reichstag zusammen. Der Spruch geschah [258]). Die Waisen Ruprechts, deren Vormund ihr Oheim, Pfalzgraf Friedrich, Philipps Sohn, war, empfingen aus Georgs, ihres Großvaters, Erbe, ausser den zu Landshut und Burghausen noch vorhandenen Kleinodien und Geräthschaften und ausser dem halben Theil der Krieges- und Getreidevorräthe, einen Strich Landes an der Donau und Naab, der vierundzwanzigtausend rheinische Gulden jährlichen Nutzens bringen sollte. Also ward ihnen der fruchtbare Landstrich an der Donau und im Nordgau eingeräumt, welcher Neuburg und Sulzbach umschloß, und fortan den Namen

gewesen, die er auf den Tagen zu Augsburg und Aicha gethan hatte, vor Ausbruch des Krieges.

257) Noch im Christmond des J. 1504. Albrecht war durch die Bitte sehr gerührt und versprach, „wenn indert möglich", sie zu behalten, und „Leib und Gut nicht mit ihnen versparen zu wollen". Landt. Handl. 16, 761.

258) Den 30. Hennonds 1505. Vollständig in den Landt. Handl. 15, 111 abgedruckt.

der jungen Pfalz trug [289]). Maximilian behielt, was er zu eigenem Nutzen im Kriege erobert hatte [290]). Den übrigen Fürsten und Städten [291]), die am Kriege Theil genommen

289) Aus Georgs Verlassenschaft: Schloß und Amt Neuburg, Höchstatt, Lauingen, Gundelfingen, Wenheim, Hilpoltstein, Heydek, Weiden, Burgheim, Reicherzhofen, Laber, Allersberg, Floß, Bobenstrauß, Endorf, Kornbrunn, Hainsberg, Graisbach und Burgstein; aus Albrechts Landen dazu: Sulzbach, Lengfeld, Regenstauf, Velburg, Kalmunz, Veldorf, Schweigendorf, Schmidmühl und Hembauer.

290) Er forderte, als Nachtrag, zu seinem Vortheil noch Kitzbühl, Monster und Schloß Wildeneck, die Albrecht endlich, als Entschädigung für Maximilians auf 200,000 fl. angeschlagene Kriegskosten, den 15. Jänner 1506 abtrat, so lange er sich dessen auch, bis Drohungen erfolgten, geweigert hatte. Landt. Handl. 16, 75.

291) Besonders ward Nürnberg reich. Es behielt Heerbruck, Lauf, Altorf, Velden, acht Schlösser und dazu Vogtschaft über drei Klöster. Die Stadt sicherte sich die Eroberungen sogleich durch K. Maximilian (Augsburg 7. Heum. 1504) zusichern, und um ihres Besitzes noch gewisser zu bleiben, nahm sie dieselben im Jahr 1506 von der Krone Böheim zum Lehen, welche Lehensabhängigkeit Maximilian (Kaufbeurn 15. Marz 1508) bestätigte.

sind noch immerdar viele Einrichtungen in unsern Staaten, die sich mit ihrer Gesittung brüsten.

Es war abermals eine Person britischer Herkunft, und wiederum eine Person aus dem religiösen Vereine der Quäker, dessen fromme Grundsätze verhältnißmäßig mehr, denn die aller andern Kirchen, zur thätigen, opferreichen Tugend im bürgerlichen Leben zu begeistern scheinen — es war ein Frauenzimmer, welches in unsern Tagen die allgemeinere Aufmerksamkeit auf moralische Verbesserung der Gefangenen hinleitete.

Frau Elisabeth Fry ließ es schon seit mehrern Jahren ihre liebste Beschäftigung sein, die weiblichen Gefangenen in dem großen Londner Gefängnisse Newgate zu besuchen und die sittliche Verdorbenheit derselben durch religiöse Belehrungen zu heilen *). Sie benahm sich bei dieser Arbeit mit ungemeiner Menschenkenntniß und Vorsicht, und brachte in den verwilderten Gemüthern so ausserordentliche Sinnesänderungen hervor, daß die Art ihres Verfahrens und Lebens

*) Umständlichere Nachrichten von dieser edeln Frau findet man in der „Histoire de la Secte des Amis (der Quäker), suivie d'une notice sur Mad. Fry et la prison de Newgate à Londres, par Mad. Adèle du Thou. A Londres, Paris et Strasbourg, chez Treuttel et Würz.

wurde der Aufwand für die Feldzüge durch Abtretung von Ländereien, Städten und Herrschaften, am meiſten in der Rheinpfalz, erſetzt. Alles Uebrige von Herzog Georgs Hinterlaſſenſchaft iſt den Fürſten zu München gegeben worden.

Ueber die Vollziehung des Spruches von Köln, Theilung des Gutes, Abſchätzung des Werthes und Ertrags, über zahlloſe andere Gegenſtände, erhoben ſich aber der Behauptungen, Zweifel und Widerſprüche ſo viele, daß mehr als einmal die Hand zum Schwerd fuhr, den verworrenen Knoten zu loſen, welchen die Finger der ſtaatsklugen Unterhändler immer enger zu ſchürzen mußten. Jahre verſtrichen über dieſes Gezänk, welches ſelbſt Kaiſer Maximilians Machtſpruch auf dem Reichstage zu Konſtanz nur unvollkommen endete [292]).

Dieſen Ausgang nahm ein Krieg, welchen ein Fürſt in ſeiner Todesſtunde entzündete, da er ſein Kind mehr, als das Vaterland liebte. Blühende Landſchaften des Hauſes von Wittelsbach, durch der Ahnen kluge Mühen oder tapferes Schwerd erworben, mußten Ausländern die Zerſtörung

---

292) Konſtanz am 2. Heum. 1507. Vollſtändig in Landt. Handl. 16, 200 abgedruckt. Die Zwiſte dauerten ungeachtet dieſes Spruchs und ſeiner Nachträge noch bis zum Jahr 1512 fort.

Baierns lohnen; und der Haß der Brüder, welcher den heimathlichen Boden mit ihrem eigenen Blut gefärbt hatte, vererbte sich in die Geschlechter nachkommender Jahrhunderte. Denn die Bewohner der pfälzischen Gebiete im Nordgau wurden von da an kaum noch geachtet, Baiern zu sein.

15.

Albrecht stiftet die Untheilbarkeit Baierns. Seine letzten Werke. Sein Tod.

Im J. 1505 — 1508.

Seit mehr denn anderthalbhundert Jahren, so lange schlief schon Kaiser Ludwigs des Baiern Asche, war Albrecht wieder der Erste, welcher mit beharrlichem Geist, durch Glück gekrönt, alle Baiern von den Alpen zum Donaustrand, vom Lech zum Inn, zu einem Volke verband. Als er am neunten Hornungstage des fünfzehnhundert fünften Jahres unserer Zeitrechnung zu München, unter dem Geläute der Glocken, in den großen Saal des Landtages trat, und seinen Thron die Stände des gesammten Vaterlandes, von München wie von Landshut, von Straubing wie von Ingolstadt, ehrfurchtvoll umringten: mag dieser Anblick der süßeste Lohn der großen Anstrengungen seines Lebens gewesen sein. Das Werk empfing folgendes Jahres die letzte Vollendung, als Wolf-

gang, sein Bruder, auf alle Mitherrschaft auch in dem ererbten Theile des Herzogthums Verzicht that.

Wolfgang, ein starker wohlbeleibter Herr von fünfundfünfzig Jahren, unvermählt, war auf seinem Schlosse Lichtenberg an das Glück gemächlichen Stilllebens gewöhnt. Doppelherrschaft, die Jahrhunderte hatten es beurkundet, blieben des Vaterlandes Verderben. Dieses bewog ihn, freiwillig seinem Rechte zu entsagen, wohlvergnügt mit reichlicher Ausstattung von Einkünften, die ihm sein Bruder dafür auswarf [293]).

Und durch die gleiche Urkunde, welche Albrechten zum Alleinherrn machte, stiftete dieser für ewige Tage die Einheit und Ungetrenntheit des Landes Baiern, und das Recht der Erstgeburt von Sohn zu Sohn in der Erbfolge zum Herzogthum. Nachgebornen sollten selbst nicht Ehren oder Namen eines Herzogs, nur Grafenwürd' und zur Unterhaltung ihres Standes viertausend rheinische Gulden gegeben werden, so-

293) Auſser den drei Schlöſsern Hegnenberg, Lichtenberg und Greifenbrg jährlich 12,000 fl. rhein.; lebenslänglichen Beſitz, geiſtliche Lehen, Genuß, hohe und niedere Gerichte, Wildbann, Fischerei u. ſ. w. von Aichach, Friedberg sammt dem Zolle am Lech, Möring, Landsberg, Rauhenlechsberg, Schongau, Werdenfels und Pal.

bald ſie mit dem achtzehnten Jahre Mündigkeit haben würden [294]).

Die übrigen Tage ſeines Lebens weihete der Fürſt der ſchönen Sorge um Wiederaufrichtung des zerſtörten Volksglückes. Die Landſchaft bewilligte ihm eine Steuer, die aus dem Feldzuge erwachſenen Schulden zu tilgen, und die Haushaltung des Staates wieder herzuſtellen [295]). Er beſtätigte des Landes alte Freiheiten; ordnete und erläuterte dieſelben mit Beiſtand des Adels, der Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft von Städten und Märkten auf vielen Tagen zu München, Ingolſtadt und Landshut; erneuerte die alte Sicherheit und Ordnung, und mit des Rechtes treuer Pflege die Ehrerbietung Aller vor dem Geſetz.

Dann von ſeinen Werken müde, entſchlummerte der tugendliche Fürſt heiteres Muthes am

294) Die Urkunde vom 8. Heumond 1506. Landt. Handl. 15, 325.

295) Die Steuer, bewilligt auf dem Landtage zu Ingolſtadt 1507, betrug von den Rentmeiſterämtern zu München, Landshut, Burghauſen und Straubing 121,743 fl. 3 ß. 17 hell., dazu nicht gerechnet die Steuer des obern und untern Waldes, die ohngefähr 7,000 fl. betragen mochte. Landt. Handl. 16, 317 ff.

Morgen des achtzehnten Märzes [296]) im Jahre fünfzehnhundert und acht, dem dreiundſechszigſten ſeines Lebens, dem dreiundvierzigſten ſeiner Herrſchaft zu Baiern.

Das geſammte Volk wehklagte. Selbſt welche, ſo lang' er lebte, ihn fürchten oder tadeln mochten, erkannten ſeine Größe aus der weiten Leere des von ihm verlaſſenen Wirkungskreiſes. Die Fremde pries ihn hoch; die Geſchichtſchreiber nannten ihn den erſten Staatsmann ſeiner Zeit [297]). Kaiſer Maximilian befahl mit Rührung in allen ſeinen Gebieten und Landen vor den Altären Gebete für die Seele des herrlichen Fürſten; und Albrechts Kindern verhieß er ein neuer Vater zu werden.

Dem großen Leichenzuge, feſtlicher durch den allgemeinen Schmerz noch, als durch Gepränge [298]),

296) Anzeige vom Tode Albrechts durch Herzog Wilhelm. Landt. Handl. 14, 423.

297) Inter sui temporis principes prudentissimus habitus, ſagt Kilian Leib, ſein Zeitgenoſſe (ann. hist. sui temp. z. J. 1508.

298) Der Kaiſer, die mehrſten Fürſten des ſüdlichen Deutſchlands, der ſchwäbiſche Bund u. ſ. w. begleiteten nebſt den meiſten Biſchöfen des Landes den Leichnam. Hofordnung bei dem Leichengepränge Herzog Albrechts IV in Weſtenrieders Beitr. 2, 239.

folgte auch Kunigunde weinend zur Gruft. Und da die geliebte Aſche der Erde gegeben und beſungen war, ging die Betrübte zu den Zellen des Frauenkloſters Püttrich in München. Hier weihete ſie in zwölfjähriger Andacht [299]) das Leben gottſeligen Uebungen und der Glückspflege ihrer Kinder.

Dieſes ſind die Schickſale der Schyren und ihres Volkes, ſeit Ludwig dem hochherzigen Baiern. Und bald nach dieſem iſt in der Welt großer Schmerz laut geworden, als des Kirchenthums alte Majeſtät verging und unter den Trümmern des tauſendjährigen Gebäu's das Blut des ganzen Welttheiles floß. Von dem, und was Baiern erfahren hat, bis noch einmal die Krone des heiligen Reichs das Haupt eines Schyren geſchmückt, ſagt Dir mein fünftes Buch.

299) Sie ſtarb am 5. Aug. 1520.

Neue Verlagsbücher,

welche

bei H. R. Sauerländer in Aarau

im Jahr 1827 erschienen sind.

Abellino. Schauspiel in fünf Aufzügen von H. Zschokke, neu bearbeitet; in Taschenformat auf weißem Papier 1 fl. oder 16 gr. — auf ord. Pap. 45 kr. oder 12 gr.

Der Verfasser hoffte, daß endlich das Vergessenswerthe der frühern Ausgabe nothwendig vergessen werden würde; aber auch nach dreißig Jahren trat der Bandit selbst auf größern Bühnen neuerdings hervor. Dies bewog ihn, diese neuere Bearbeitung erscheinen zu lassen, und glaubte darin zum mindesten den alten verzeichneten Holzschnittfiguren menschlichere Gestaltung und Haltung gegeben zu haben. Und wir glauben, daß diese neuere Bearbeitung sich nun noch mancher dreißig Jahre auf den Bühnen ferners erhalten werde, so wohlgelungen scheint sie uns zu sein. Das Publikum wird entscheiden, und meisterhafte Künstler durch gelungene Darstellung es bewirken.

Mein Besuch Amerika's im Sommer 1824. Ein Flug durch die Vereinstaaten Maryland, Pensylvanien, New-York, zum Niagarafall und durch die Staaten Ohio, Indiana, Kentuky und Virginien zurück. Nach der franz. Handschrift des Herrn S. v. N. geh. 1 fl. 30 kr. — 1 thlr.

Der Verfasser sagt: meine Reise ging wie ein Traum, und mein Besuch der neuen Welt hat mir hohen Genuß gewährt, und freut mich in den Bildern der Erinnerung noch heut. Der Leser wird durch den interessanten Inhalt dieses ungemein anziehenden Reise-

berichts auf eine belehrende Weise sich angenehm unterhalten finden, und eine geschickte Hand nicht verkennen, die hierbei die Feder geführt.

Erheiterungen; herausgegeben von Heinrich Zschokke. 17ter Jahrgang 1827. 8 fl. 15 kr. 4 thlr. 20 gr.

Die ganze Sammlung, welche mit diesem Jahrgang nun beschlossen wird, ist noch vollständig im herabgesetzten Preis zu haben.

Interessante Züge aus dem Jugendleben berühmter Künstler, Gelehrten, Kraftgenies und anderer merkwürdiger Personen. Zur Nacheiferung für die heranreifende Jugend, von Pfarrer J. Friedr. Franz. 8. broschirt. 1 fl. — 16 gr.

Dieses lehrreiche Lesebuch ist hauptsächlich zum Gebrauche in Schulen geeignet, da bekanntlich gute Beispiele zur Nacheiferung einen bleibenden Eindruck auf Gemüth und Geist der Jugend machen. Auch durch die Wohlfeilheit dieses Buches wird die Anschaffung sehr erleichtert.

Deutsche Sprachlehre für Schulen von M. W. Göhinger. Erster Theil: Theorie der Sprache. Zweiter Theil: Praktische Aufgaben zur Einleitung der deutschen Sprachlehre. 8 Thle. gr. 8. 1 fl. 30 kr. — 1 thlr. auf halbweißem Druckpapier 2 fl. — 1 thlr. 8 gr.

In der Vorrede sagt der Herr Verfasser: „Trotz der ungeheuern Menge von Sprachlehren für Schulen ist ausser denen von Schmitthenner und Bernhard keine einzige, die dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft Genuge leisten könnte. Ein Lesebuch für höhere Klassen, in welchem der Lehrstoff in Verbindung mit Aufgaben stünde, die den höheren Forderungen schon etwas ver-

geschrittener Schüler entsprachen, ist noch gar nicht vorhanden." Es wird diese neue Erscheinung alle Aufmerksamkeit der Sprachforscher erregen, und sie verdient, sich damit ganz vertraut zu machen. Korrekter Druck, starkes Papier und ein äusserst billiger Preis werden überdies diesem trefflichen Schulbuche allenthalben Eingang verschaffen.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Neue, gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeile Taschenausgabe, mit dem Bildniß des Verewigten.
1 fl. od. 16 gr. weiß Pap. 45 kr. od. 12 gr ord Pap.

Unter allen Büchern deutscher Zunge wird der gemüthliche Sänger immer allgemeiner beliebt, und er wird unübertreffbar als deutscher Nationaldichter auch bei den nachkommenden spätesten Geschlechtern fortleben, und wahrhaft klassisch bleiben. Jeder Versuch in Uebersetzungen rein deutscher Mundart ist bisher völlig erfolglos geblieben, denn man hat ihn in allemannischer Sprache nun allenthalben verstehen gelernt, und ihn nur in dieser ganz gefühlt, und folglich origineller und trefflicher gefunden.

Neue praktische französische Grammatik von C. Hirzel. Vierte verm. Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 54 kr. — 15 gr.

Diese neue Auflage ist nun durch unermüdete Sorgfalt des Herrn von Orell zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß im Voraus versichert werden darf, es werde in den folgenden neuen Auflagen keine hauptsächliche Umarbeitung mehr statt finden. Auch ist diese neue Ausgabe mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und als eins der gründlichsten Lehrbücher in vielen Schulen in Frankreich, Deutschland und der Schweiz eingeführt worden. Mit dem dazu gehörigen neuen französischen Lese- und Uebersetzungsbuch, das wegen seiner geschickten Auswahl von Aufgaben

und wegen seines eben so wohlfeilen Preises zu 45 kr. — 12 gr. auch eine sehr günstige Aufnahme bereits gefunden und nebst dem neu erschienenen französischen Schulwörterbuch in beiden Sprachen und in zwei Abtheilungen, welches in einem Bänd um den wohlfeilsten Preis zu 1 fl. 36 kr. — 22 gr. verkauft wird, bilden nun diese drei Jahrbücher: Grammatik, Lesebuch und Wörterbuch, ein zum vollständigen Unterricht in der französischen Sprache erforderliches Ganzes. Dabei haben diese drei Schulbücher gleiches Format, starkes Papier und korrekten Druck, und kosten also zusammen 3 fl. 15 kr. — 2 thlr.; ein für die gesammte Schuljugend möglichst billiger Preis.

Katholikon. — Für Alle in jeder Form das Eine. Zweite verb. Aufl. Zwei Theile, auf weißem Papier 2 fl. oder 1 thlr. 8 gr. — auf ord. Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

In unsern Tagen ist dieses Buch gewiß eine der wichtigsten und heilbringendsten Erscheinungen, da leider so vieler ultramontanischer Unfug wieder getrieben wird. Man lese, erbaue und erquicke sich darin, und ein gesundes geistiges Wohlsein wird erfolgen, das über allen Wirrwarr erhebet, der heute wieder in kirchlichen Dingen erregt worden, und gegen den sich alle Vernünftige unter allen Religionsparteien mit allem Ernst vereinigen sollten. Diese neue Ausgabe ist um die Hälfte wohlfeiler und sauber gedruckt.

Lutz, M., vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. Ein geographisch-statistisches Handlexikon über alle in gesammter Eidsgenossenschaft befindlichen Kantone, Bezirke, Kreise, Aemter, Städte, Schlösser, Dörfer, Klöster, Alpen, Gletscher, Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche, Bäder. Nach alphabetischer Ordnung. Zweite, durchaus umgearbei-

unter den Gefangenen endlich Gegenstand allgemeinerer Aufmerksamkeit und Bewunderung werden mußte. Sie erschien unter den weiblichen Gefangenen, wie die liebende, harmvolle, doch nicht hoffnungslose Mutter unter fehlbaren Kindern, und zog durch ihre Liebe die Herzen dieser Unglücklichen und deren Vertrauen so innig an sich, daß sie über die Gemüther wunderbare Gewalt üben konnte.

Die Menschenfreundin blieb nicht lange allein. Sie nahm Gehilfinnen, und vertheilte die Arbeit unter dieselben, um den Wirkungskreis ihrer Liebe erweitern zu können. Sie ließ es nicht bei den Gefangenen, während des Aufenthalts derselben in Newgate, bewenden, sondern setzte die Verbindung mit denselben, wenn sie nach Botany-Bay gebracht, oder der bürgerlichen Welt zurückgegeben wurden, liebreich fort. Sie machte mit ihrem Bruder Joseph Gurney eine Reise durch England und Schottland, einzig um die Gefängnisse und Straf-Anstalten zu besichtigen. Sie stiftete in jeder Stadt, wohin sie kam, Frauenvereine, um die weiblichen Gefangenen zu besuchen und zu bessern. Diese Vereine dauern noch fort und leisten sehr viel Gutes.

Als sich im Februar 1818 das Unterhaus des Parlaments mit dem Zustande der Gefängnisse beschäftigte, fand man es nöthig, nicht nur, sich

tete und viel verm. Ausg. in 3 Oktavbänden, geh. 5 fl. 30 kr. oder 3 thlr. 16 gr. Auf feinem weißem Druckpap. 8 fl. 15 kr. oder 5 thlr. 12 gr.

Rychner, J. J., Versuch durch mehrere Vorschläge mittelbar dem Wesen der Hundswuth näher zu kommen. Mit einigen Zeichnungen in Steindruck. gr. 8. geh. 24 kr. — 6 gr.

Es enthält diese Schrift eine Beantwortung der von der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft in Zürich aufgestellten Preisaufgabe über Hundswuth, und sie wurde von derselben als preiswürdig anerkannt.

Zur künftigen Ostermesse 1823 werden folgende neue Werke erscheinen:

Bronner, X., abentheuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen, Anführers eines großen Räuberheeres in Italien, nebst einer kurzen Geschichte der Herzoge von Urslingen im Schwarzwalde, nach gleichzeitigen Schriftstellern treu geschildert.

— — ausführliches Rechenbuch, sowohl die Grundlehren mit ihren Beweisen, als deren mannigfaltige Anwendung in den Geschäften des Lebens, umfassend, mit vielen ganz neu bearbeiteten Beispielen und mit vergleichenden Tafeln einheimischer und fremder Maße, Gewichte und Münzen.

Trozler, Dr., die Logik, oder Wissenschaft und Kunstlehre des menschlichen Erkennens.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Dreiunddreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Fünftes Buch.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Der Baierischen Geschichten

Fünftes Buch.

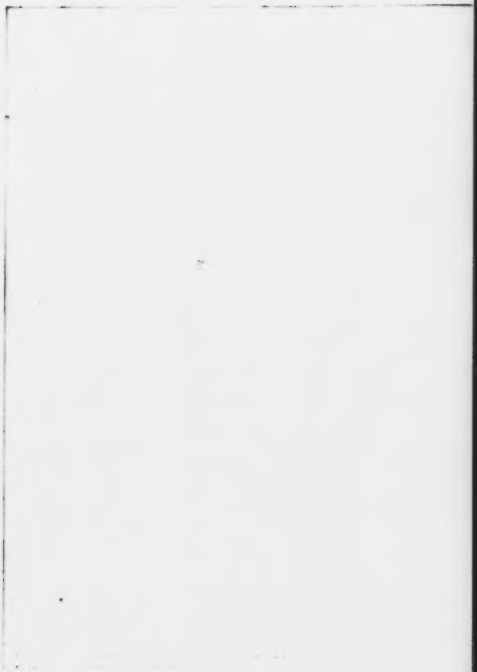

Vorrede.

Quidquid delirant reges plectuntur Achivi.

(Aus einem Briefe des Verfassers an Herrn Oberamtsrichter Heinrich von Orell in Zurich.)

Aarau, 15. April 1816.

— — Als ich am Ostertag, gestern, den letzten Federzug im Fünften Buch der baierischen Geschichten gethan, befiel mich eine große Wehmuth, der ähnlich, als ich an Guido's Sarge stand. Ich richtete über das Welträthsel eine vermessene Frage an das Verhängniß, und doch mit trauriger Verzichtung, die lösende Antwort zu vernehmen. Daß aber die Gottheit dem Menschengeiste zu solcher Frage Licht und Macht gegeben, ist von allen Urkunden unserer hohen Würde eine der höchsten und eine zugleich trostreiche Verheißung. Wir wandeln [illegible] im Schauen.

Daß doch die Sterblichen ihr Zeitalter und ihre Stellung zu demselben so selten begreifen! Geblendet vom vergänglichen Spiel der Erscheinungen, verkennen sie die ewige Macht, welche hinter denselben geheimnißvoll und weise waltet. Sie beten kindisch das nichtige Todte an, statt des Lebens darin. Nur wer in Gott ist, und in der Wahrheit, die ewiglich ist, begreift alle Zeitalter und ist allen gerecht. Unsere Tage sind von den Jahrhunderten halbthierischer Verwilderung kaum um einige Minuten getrennt.

Ich weiß es wohl, daß viele sein werden, welchen meine Geschichte der Baiern immer tadelhafter erscheinen wird, je näher sie unsern Zeiten rückt. Denn wo sie Stärke verehrten, sah ich auch Schwäche; und ich preise Vieles, was sie verachteten. Aber das soll uns nicht irren. Möge Dich beim Lesen des fünften Buches die Erscheinung Maximilians erquicken, wie sie mich erquickte. Es ist kaum einer von den deutschen Geschichtschreibern gewesen, welcher nicht Gustav Adolf, den schwedischen König, über ihn und alle Helden und Könige des dreißigjährigen Krieges erhoben

hätte. Und doch war Maximilian der Deutsche ein größerer Held und Fürst, als der Schwede; und im höhern Sinn des Wortes. Daß ohne seine Willensstärke, mit der er den Schicksalen so groß begegnete, heut vielleicht auf Deutschlands Boden keine katholische Kirche mehr stände, ist nicht das Größeste von ihm. Das war der Gottheit Werk.

Andere werden in der Darstellung vom großen Aufstand des baierischen Volkes einen Stein des Anstoßes finden. Denn selbst viele der würdigsten einheimischen Geschichtschreiber von Baiern gingen eilig, und wie mit gesenktem Blicke, durch diese Gegend vaterländischer Begebenheiten, als schämte sich der Stolz ihrer Vaterlandsliebe dieser Jahre des Unglücks. Und doch sind diese es gewesen, in welchen das baierische Volk das rührendste und ruhmwürdigste Zeugniß, wie nie vorher, von seiner Fürstentreue und Begeisterung für Freiheit und Vaterland gegeben. Mancher Wallenstein, Tilly und Wrangel alter und neuer Zeit wäre der Vergessenheit würdiger, als Plinganser von Pfarrkirchen gewesen. — Vielleicht ist es

gut, daß der Bürger eines Freistaates die Geschichten eines Fürstenstaates beschrieben; denn ihm ist natürlich, zuweilen über dem Volk den Fürsten zu vergessen.

Auch wird es an denen nicht fehlen, die da beklagen, daß ich Dinge, an welchen der Schulgelahrtheit mehr, als der Nachwelt gelegen ist, nur kurz berühre; dagegen der Zeiten Art und Sitte, der Menschen Gestalten und Trachten mit Wohlgefallen schildere; oder bei der Fürsten Schwäche verweile, und ihren Tugenden Schatten beigselle, die besser zu verschleiern gewesen wären. Mein Urbild der Geschichte steht aber höher, als der Stuhl des gewohnlichen Kunstrichters, und als jede vergängliche Rücksicht desselben. Auch mag ich's wohl leiden, daß mich andere der Ziererei beschuldigen, wenn ich das übliche Undeutsch fahren lasse, und gleich dem Erzvater aller deutschen Geschichte, Johannes Turmayr, des Glaubens bin, die Geschichten eines deutschen Volkes sollen in der lautern Sprache desselben geschrieben sein. Unsere Sprache ist zu reich, um des Borgens von Fremdlingen zu bedürfen, oder der Erfindung neuer

Namen und Wörter, die man erſt in's Lateiniſche und Franzöſiſche überſetzen muß, um verſtanden zu werden. Deutſches, welches der Deutſche nicht verſteht, iſt kein Deutſch.

Ich ſage das aber Dir, Lieber, damit Du in Deiner Freundſchaft nicht glaubeſt, es könne mich je betrüben, wenn ich für das, was die Luſt und Mühe vom vierten Theil meiner bisherigen Lebensjahre geweſen, endlich Unzufriedenheit ärnte. Ich habe ja geliebt und genoſſen, indem ich für die Nachwelt ſchrieb. Und das Leben hat, wie die Liebe und Tugend, ſeinen Lohn nicht auſſer ſich. Das aber ſagt mir eine Ahnung: Mein Wort wird bleiben, und bei aller ſeiner wirklichen Unvollkommenheit manch edles Gemüth erfriſchen und erwecken in meinem geliebten Baiern, wie im geſammten deutſchen Lande.

Nun ordne ich die reichen Vorräthe zum großen Bilde des achtzehnten Jahrhunderts. Dies erfüllet das ſechſte Buch. Ich werde von Zeitverwandten reden, als träumten mich Jahrhunderte von denſelben; gleichwie ich von den Todten geſprochen habe, als wandelten ſie lebendig vor mir. Von

über das Streben der Frau Fry zu unterrichten, sondern sie selber vor einen Ausschuß des Unterhauses zu berufen, um ihre Meinung über die Beschaffenheit von Newgate zu vernehmen. — In Irland haben sich, nach dem Muster der englischen, ähnliche Vereine zur Verfittlichung der Gefangenen gebildet. Eben so in Rußland, wo zu diesem Zwecke der erste Frauenverein in Petersburg zusammengetreten iß, und Frauen vom ersten Range, wie die wohlthätige Fürstin Meschersky, sich's zur Ehre rechnen, Mitglieder zu sein, und die Gefangenen ihres Geschlechts persönlich zu besuchen. Derselbe Fall findet in Turin statt.

Am 4. Juni 1821 ward in London die erste allgemeine Versammlung der dort befindlichen Mitglieder des Frauenvereins gehalten. Die Gesellschaft gab sich hier die Benennung British Society, eine feste innere Ordnung und Gestalt, sowohl zu ihrem Zwecke, Verfittlichung weiblicher Gefangenen, als zu ihrer Verbindung mit den inländischen und ausländischen Vereinen gleichen Zweckes. Die zweite allgemeine Versammlung wurde am 21. Mai 1822 in der „Kapelle der Freunde," Bishopsgate-Street, Nachmittags um 4 Uhr gehalten.

Es iß nicht ganz gleichgültig, im Allgemeinen den Gang zu kennen, welchen jene wohlthätigen Verbindungen zu wählen pflegen, um ihre

dem, was unter unsern Augen geschah, werde ich nur Andeutungen geben; nicht aus Furcht vor der Welt, sondern aus Furcht vor der Nachwelt. Denn die Wahrheit setzt sich erst auf den Sarg der Fürsten und ihrer Diener, und alle Geschichte des Lebens ist wie das Leben selbst: ein Lichtstrahl, der aus der Finsterniß hervorblitzt, und in einer andern Finsterniß endet. —

— — —

Fünftes Buch.

Die Zeiten der Glaubenskriege.

Erſter Abſchnitt.

Anfang und Fortgang der groſſen Kirchentrennung.

1.

Die Herzoge Wilhelm IV und Ludwig IX in Baiern entzweien und verſöhnen ſich.

Im J. 1508 — 1516.

Von den Söhnen des ruhmreichen Albrecht hatte der Aelteſte, genannt Wilhelm, kaum ein fünfzehnjähriges Alter [1]). Darum mußte Herzog Wolfgang, Bruder des verſtorbenen Fürſten, einſtweilen die Sorgen der Staatsführung übernehmen, die er immer gemieden hatte. Mit ſechs beigeordneten Räthen aus den Ständen vom obern

1) Er war den 23. Wintermonat 1493 geboren.

und niedern Baiern führte er die Verweserschaft des Herzogthums, als Vormund des minderjährigen Neffen [2]). Er empfing für diesen und sich Erbhuldigung von Landschaft, Städten, Märkten und Gerichtsleuten [3]); glich alle Zwiste freundlich aus [4]), und half dem Volke väterlich, das im Kriege um die Einheit Baierns durch Raub, Hunger, Schwerd und Flamme viel gelitten hatte. Manches schöne Gut stand ungebaut; Arbeit, Waare und Lebensmittel im schlechten Preise, weil Käufer mangelten. Zu allen Uebeln war noch die Plage der Lustseuche gekommen [5]), welche schon seit mehr denn zwölf Jahren die Wurzel des Volkes vergiftete.

2) Laut Albrechts letztem Willen, gegeben München, Freitag nach St. Jakobstage 1506. Aretenkhover 392.

3) Noch im J. 1509 wurde die besondere Erbhuldigung in den verschiedenen Landesgegenden eingenommen. Die Vormundschaftsräthe hatten sich zu dem Ende in Bereisung der Gebiete vertheilt. Landt. Handl. 17, 184.

4) So die Ehrensache zwischen Wasserburg und Burghausen um Vorzug auf Landtagen; des Kaisers Klage wegen verweigerter Reichshilfe; Streitigkeit um Vollziehung des Kölner Spruches u. s. w. Landt. Handl. 17, 204. 208. 223 ff.

5) „Hat die Krankheit Malafranzesen in diesem Lande ob fünfzehn Jahren gewahrt und viele Menschen

Recht gnädig waltete Wolfgang, damit sich das Land wieder in langem Frieden erquicke. Er wandte glücklich des Kaisers hartes Ansinnen ab, der den jungen Fürsten Wilhelm persönlich mit ganzer Macht aus Baiern wider die Venediger begehrte[6]); und pflog ringsum freundlicher Nachbarschaft. Als er einst mit seinen edeln Mündeln gen Augsburg ritt, gab ihm die reiche Stadt ein Ehrenschiessen, wie an Pracht, Menge und Kunst der Büchsen- und Armbrustschützen so herrlich keines noch gesehen worden war[7]). Zu Ingolstadt knüpfte er, beim Zusammentritte des Hauses Wittelsbach von Baiern und Rheins[8]), das zerrissene Vertrauen zwischen Allen wieder an. Da

---

an Leib und Gut verderbt"; klagte gemeine Landschaft noch im Sommer 1510. Landt. Handl. 18, 47.

6) Oder wenigstens mit hundert und fünfzig Reitern und einem Hauptmanne. Einer der Mitvormünder und Räthe, Johann von der Leitre (della scala) „Herr zu Vern und Vincenz" war deswegen im März 1511 zum Kaiser abgeschickt. Landt. Handl. 18, 293.

7) Es erschien dazu fünfhundert und fünfzehn Schützen mit Armbrüsten, und neunhundert und neunzehn mit Büchsen. D. C. Peutingers Beschreibung des 1508 gehaltenen Schiessens zu Augsburg.

8) Dazu waren aus Baiern acht Räthe und eben so viel aus der Pfalz gezogen worden.

ward Sibille, des verstorbenen Herzogs Tochter, dem Pfalzgrafen Ludwig, Kurfürsten Philipps Sohn, als Braut gegeben [9]), und folgendes Jahres zu München ihm vermählt.

Inmitten dieses löblichen Strebens um Sühne und Ruhe, genoß der gute Fürst doch selbst des Friedens nicht. Ihn verfolgte in das späte Alter der finstere Schatten einer That aus Jugendtagen. Wolf und Sebastian, die Söhne des einst von Wolfgangs Knechten erschlagenen Freibergers, waren herangewachsen. Sie forderten Genugthuung für ihres Vaters Blut. Sie sagten vor aller Welt, auf Wolfgangs Anstiften sei vor zwanzig Jahren Paul von Freiberg bei dem Weidwerk auf den Wäldern meuchlings entleibt worden [10]). Sie schworen mit allen ihres Geschlechtes Blutrache; fingen von des Fürsten Leuten und Knechten auf; schleppten dieselben in Kerker; zerstörten Egkofs von Knöringen Sitz, zu Hohenraunau auf schwäbischer Erde, weil er Wolfgangs

9) Sie war 1489 geboren. Früher schon war dem gleichen Fürsten ihre Schwester Sidonia als zweijähriges Kind versprochen gewesen, aber vor der Vermählung im J. 1506 an den Folgen der Pocken gestorben. Sibillens Vermählung geschah am Pfingstag nach Erasmi 1510.

10) Siehe dieser Geschichten Buch 4. Abschn. 3, 7.

Getreuer war; und verachteten im Taumel ihres Zornes selbst die Gefahr von Kaisers Rechtsgebot, Acht und Aberacht. Das brachte dem Herzoge großen Kummer. Denn es fehlte nicht an Leuten, welche den Grimm der Jünglinge ehrten, weil ihn kindliche Liebe zu heiligen schien. Nach manchem Jahre erst ist der verdrußvolle Streit gütlich durch Wilhelms Rath und Vormünder niedergelegt worden [11]).

In diesen Geschäften verfloß die Zeit von Herzog Wilhelms Minderjährigkeit, und der junge Fürst trat nach erreichtem achtzehnten Jahre die Herrschaft selbst an [12]), von weiser und erfahrner Männer [13]) Rath würdig geleitet. Nichts durfte des Herzogthums innern und äussern Frieden unterbrechen. Wenn das Erzstift Salzburg die weitläufigen Schwarzwälder unmäßig schwendete, welche den Salzwerken von Reichenhall den unentbehrlichen Brennstoff lieferten [14]); oder wenn Sachsen

11) München am 22. Aug. 1511. Landt. Handl. 18, 285.

12) Am 13. Wintermonat 1511.

13) Darunter sein Kanzler Neuhauser, Herzog Ernsts natürlicher Sohn, ein in Staatshändeln geübter Zögling aus Albrechts Schule, Dietrich Reisacher, Meister beider Rechte, und Andere.

14) Schon Albrecht IV hatte 1507 deswegen Beschwerden geführet, weil Reichenhall, welches noch dazu

gegen Baiern die Ehre des Vorsitzes auf der Fürstenbank forderte[15]) am Reichstag zu Köln[16]); oder wenn irgend Mißverständniß und Zwiespalt laut werden wollten: Alles mußte im Guten geschlichtet sein.

Hingegen entspann sich im herzoglichen Hause selber nach Jahr und Tag ein Zank, welcher nicht schien ohne Gewalt und Unglück beendet werden zu können. Wihelm hatte noch zween jüngere Brüder, Ludwig[17]) und Ernst[18]). Beide waren

---

um diese Zeit abgebrannt war, (im J 1515, zweihundert Menschen kamen bei dieser Brunst um das Leben, Oefele 1, 391) Gefahr lief, gänzlich Holzmangel zu leiden. Krenner Landt. Handl. 18, 367 ff.

15) Diese Ehre ward nachmals den Baiern nicht länger streitig gemacht. Sachsen verzichtete 1582 vollständig darauf. Brandenburg hatte sie nie angesprochen. Gleichen Vorzug behauptete Baiern gegen Savoien späterhin (1574) bei dem päpstlichen Hofe.

16) Im J. 1512. Herzog Wilhelm beschickte ihn durch seinen Gesandten Dietrich von Pleiningen. Er selbst hatte Ende desselben Jahres die Kinderpocken sehr heftig. Landt. Handl. 18, 363.

17) Geboren am 18. Herbstm. 1495.

18) Geb. am 13. Brachm. 1500; ward 1515 schon Bischof zu Passau, 1540 Erzbischof zu Salzburg, legte 1554 seine Würde ab, und starb 1560.

dem geistlichen Stande bestimmt. Der erste aber, ein siebenzehnjähriger Jüngling, von Rittern und Höflingen geschmeichelt, an Geistesgaben dem ältern Bruder überlegen, fand seiner Neigung den Priesterrock so wenig gemäß, als seiner Herkunft den kärglich ausgesetzten Unterhalt oder die Grafenwürde, laut Vaters Beschluß. Er verlangte keck und fest, daß, nach mehrhundertjährigen Uebungen Wittelsbachs, Nutztheilung des Gebietes unter Brüdern beibehalten werde.

Kunigunde, die Fürstenmutter, begünstigte mit Wohlgefallen den Wunsch des zweiten Sohnes. In der Einsamkeit hatte sie die stolze Erinnerung nicht verloren, Tochter und Schwester von Kaisern zu sein. Sie war eine geistvolle Frau; fromm, doch ohne Aberglauben. Man weiß von ihr, wie sie jene Anna Laimintel, welche zu Augsburg vor Volk und Fürsten durch Entsagung aller leiblichen Speisen zum Ruf wunderbarer Heiligkeit gekommen, unter Vorwand großer Verehrung in ihr Kloster gelockt, und sie mit lauersamem Blick bewachend im Betruge ertappt hat[19]). Gleich der herzoglichen Wittwe dachten auch Viele

19) Die Heuchlerin ward Landes verwiesen (Kilian Leib zum J. 1514), und nachmals zu Freiburg im Uechtlande wegen anderer losen Streiche ertränkt.

aus der Landschaft, zumal ritterlichen Standes, über die Sache der Fürsten. Denn nicht neben Alleingewalt eines Einzigen, nur in Trennung der Herren konnte das Ansehen von Adel und Priesterschaft groß sein, oder größer werden. Selbst Herzog Ulrich von Würtemberg nahm sich, als Schwager der jungen Fürstin, deren Schwester Sabine seine Gemahlin geworden[20]), der Forderungen Ludwigs kräftig an.

Die Stände des Herzogthums wurden deswegen versammelt[21]). Da trat Wilhelm auf und sprach gegen seines Bruders ungebührliches Verlangen. Er mahnte feierliches Ernstes an die Heiligkeit eines letzten Vaterwillens, welcher von gemeiner Landschaft selber besiegelt worden; an der goldenen Bulle Satzung: des Reiches Herzogthum sei, bei Verlust desselben, untheilbar; an Kaiser Ludwigs des großen Ahnherrn Tage, da Baiern hochmächtig aufgegangen, und nachmals durch unweise Zerstückelung den Feinden Spiel und Spott geworden sei; er mahnte an die bedrohlichen Warnungen der alten Kaiser Sigmund und Friedrich;

---

20) Albrechts IV dritte Tochter. Die Vermählung war 1511 geschehen.

21) Der Landtag vom Jahr 1514. S. 48 ff. Aus den Urkunden dieses Tages ist auch nachfolgende Erzählung vom Zwiste der Brüder geschöpft.

selbst noch an Herzog Wolfgangs großmüthige Verzichtung auf Mitherrschaft zum Besten von Baierns Einheit. Auch Kaiser Maximilian schwieg keineswegs, der Albrechts Anordnung der Erbfolge gebilligt hatte. Er erklärte Wilhelms Rechte gültig. Jedoch seiner Schwester gefällig zu thun, empfahl er, dereinst nach Wolfgangs Abscheiden, dessen abgesonderten Landestheil dem jungen Ludwig, und bis dahin ihm sechstausend Gulden Jahrgeldes zu gestatten.

Das befriedigte aber Ludwigs Ehrgeiz schlecht. Er schrie, wie vormals Christoph der Springer, über ungerechte Verkümmerung in seinem Erbtheile. Kunigunde beschwor ihren Erstgebornen um brüderliche Nachgiebigkeit. Die Landschaft selbst in großer Mehrheit rieth, die Erbfolge in alt üblichem Herkommen zu lassen, wie die alten Fürsten zu Baiern gethan.

Herzog Wilhelm, ohne die Gemüthsfestigkeit seines Vaters, bestürmt von allen Seiten, voll zärtlicher Ehrfurcht gegen die Bitten der Mutter, verließ nach schwachem Sträuben den ersten Vorsatz und sein unzweifelhaftes Recht. Das verdroß den Kaiser, so wie, daß die Stände jene von ihnen selbst geheiligte Ordnung Albrechts brechen halfen; einen rechtmäßigen Fürsten aus der Alleinherrschaft drängten und eigenmächtig mancherlei vormals unerhörte Befugnisse zur Gefahr landes-

Absicht zu erreichen. Nachdem sie sich mit den betreffenden Behörden darüber in Einverständniß gesetzt haben, schaffen sie, durch gesammelte Beiträge, Stoff und Werkzeuge zur Verarbeitung desselben an, um den weiblichen Gefangenen anhaltende und nützliche Beschäftigung zu geben. Sie unterrichten dieselben in der Arbeit, und führen eine strenge Tagesordnung ein. „Eine solche Ordnung, bei unordentlichen Weibern und Mädchen dieser Art, einzuführen," schrieb die Marquise Colbert de Barol aus Turin an die britische Gesellschaft im Jahr 1822, „war hier und ist wohl überall das Schwierigste, und für dergleichen Personen einer harten Strafe gleich. Doch jetzt führen sie sich schon gut auf; sie sehen mich schon gern kommen, und bezeigen mir eine Art Zuneigung."

Die Arbeitsstunden sind festgestellt. Es wird bei den Arbeiten Todtenstille beobachtet. Täglich, Morgens, Mittags und Abends, werden, wo nicht gleich anfangs mit Andacht, doch mit Beobachtung äussern Anstandes, auserwählte rührende Gebete und Betrachtungen über religiöse Wahrheiten vorgelesen, oder frei, und auf die Verhältnisse oder Begebenheiten unter den Gefangenen Bezug habend, vorgetragen. Die Bessern empfangen kleine Vorzüge und Vortheile; die

fürstlicher Hoheit an sich nahmen. Er schickte ungesäumt Botschafter gen München; an derselben Spitze den Bischof Gabriel von Eichstätt. Die versammelte Landschaft hörte mit der Verlegenheit eines schuldbewußten Gewissens des Kaisers Ungnade. Doch Kunigunde sprach zum Bischof: „Herr von Eichstätt, ich bin geborne Fürstin von Oesterreich, dem Herzoge von Baiern vermählt gewesen, und habe junge Fürsten, nicht Grafen oder Bankerts, zur Welt geboren. So lebe ich der Zuversicht, kaiserliche Majestät, unser Herr und Bruder, kann mir solche Schmach nicht gönnen. Gemeine Landschaft hat billig, ehrbarlich und aufrichtig meinen Söhnen und Landen und Leuten zu Nutz und Nothdurft gehandelt. Ich werde aber meinem Bruder selber schreiben."

Ihre Antwort ermuthigte die Stände, welche von nun an jederzeit Verordnete aus ihrer Mitte[22]) in München unterhielten. Herzog Wilhelm dagegen, von des Kaisers Gesinnung erfreut, durch seinen Hofmeister Hieronimus von Stauf ermuntert, versicherte sich wieder der ausschließlichen Herrschaft. Treulich stand ihm sein betagter Oheim gegen die Anmaßungen der Landschaft und ihres gebieterischen Ausschusses bei. Allein

22) Vier des Ober- und eben so viel des Unterlandes. Im J. 1514.

der Tod Herzog Wolfgangs während dieser Händel[23]) lähmte Wilhelms Entschlossenheit von neuem. Auch Kaiser Maximilian, bewegt durch Kunigundens schwesterliche Bitten, ließ von seiner ersten Strenge.

Unterdessen das Oberhaupt des Reiches zu einem Richtspruch aufgerufen ward, parteiete sich das Volk in den Städten, und Gährung ward von einem Ende des Landes zum andern. Ludwig, verbunden mit dem landschaftlichen Ausschuß, that zu kriegerischer Waffnung Aufgebote[24]), um seines Zweckes durch Gewalt sicher zu werden; hinwieder erließ Wilhelm drohende Gegenbefehle. Schon glimmte bürgerlicher Krieg an, als zu Innsbruck, wo der Kaiser Hof hielt und die Brüder mit ihrer Mutter vor ihm erschienen waren, sein Spruch geschah: Ludwig sollte, statt des begehrten Drittheils, den vierten Theil des Gebietes, und der jüngste von den Brüdern standesmäßigen Unterhalt empfangen[25]).

Auch diese Entscheidung genügte weder Ludwigs noch Kunigundens, noch des ständischen Aus-

23) Den 25. Mai 1514.

24) Im August und Herbstmond 1514. Kriegsbewegungen im Reiche mußten den Rustungen zum Vorwande dienen.

25) Innsbruck am 24. Herbstm. 1514.

schusses Erwartungen. Noch weniger entsprach solche Willkühr dem Sinne Herzog Wilhelms, welcher Gerechtigkeit begehrt hatte, nicht Ausgleichung, um die der Kaiser nie angegangen war. Herr Hieronimus von Stauf mahnte ihn mit treuem Rath, nur tapfer zu seiner Sache zu stehen, und sich weder von Drohung oder Schmeichelei eines mißgünstigen Bruders, noch durch Rath einer wankelmüthigen, selbstsüchtigen Landschaft anfechten zu lassen. Die gegenseitige Spannung der Fürsten während des Aufenthaltes zu Innsbruck wuchs mit jedem Tage; und in Baiern die Verwirrung. Der Augenblick schien gekommen, daß den Knoten Schwerdtes-Gewalt lösen sollte.

Ludwig versuchte noch Manches beim Kaiser. Als er aber denselben unbeweglich fand, ward er unwillig, und beschloß beim Bruder die Liebe zu versuchen. Er kannte dessen Gutmüthigkeit. Nur mußte der Herr von Stauf nicht die Hand in das Spiel legen. Desselben Gedankens war Kunigunde. Sie lud ihre Söhne zu sich. Da redeten sie vertraulich beisammen von des Kaisers Spruch; und wie derselbe tauglicher zur Zwietracht, als zur Versöhnung sei. Man ließ Argwohn erwachen, ob nicht Maximilians Vergrößerungssucht vielleicht den Bruderzwist wünsche, um wieder dabei, wie im Kriege um das Landshuter Erbe, Beute für

Oeſterreich zu machen[26]). Würde Wilhelm dem Hausfrieden nur ein geringes Opfer bringen, über den vierten Theil hinaus einige Städte und Orte mehr noch an Ludwig geben: ſo wären auf immer Einigkeit und Frieden hergeſtellt. Beſſer dieſe doch, als Landesunruhen. Wilhelm fühlte ſich durch ſolche Gründe eben ſo ſehr, als durch ſeines Bruders Freundlichkeit und der Mutter beredſame Güte gerührt. Und in derſelben Stunde geſchah Verſöhnung. Das Verkommniß ward abgeſchloſſen; abgeredet: weder der Kaiſer noch Hieronimus von Stauf ſollten um den wahren Handel wiſſen; Maximilians Entſcheidungen nur zum Schein angenommen, dem jüngern Bruder aber der dritte Theil des Landes, die Rentmeiſterämter Burghauſen und Landshut gegeben werden, und in der Burg ob Landshut eigene Hofhaltung[27]). Zu München machten ſie nachher den Vertrag vollſtändig; erſt für drei[28]), dann für fünf Jahre[29]) gültig. Und wie die Brüder nun ohne Dazwiſchen-

26) Wie aus Ludwigs Schreiben an den Ausſchuß in München (Aibling. Mont. St. Gallentag 1514) hervorleuchtet, worum er ſich, ohne Ausſchuſſes Vorwiſſen, mit ſeinem Bruder verglichen habe.

27) Geſchehen am 14. Weinmonds 1514.

28) Urk. vom 20. Winterm. 1514. Aettenkhover 403.

29) München am 12. Horn. 1516. Aettenkhover 417.

kunft fremder Unterhändler zu einander sprachen, erhob sich ihr Vertrauen täglich mehr, daß sie zuletzt Hand in Hand schlugen, ungetrennt gemeinsame Herrschaft und Hofhaltung zu haben, Einer dem Andern gleich in Hoheit, Macht, Gewinn und Schaden zehn Jahre lang [30]).

Von diesem Augenblicke an trennte nichts mehr die Herzen Beider [31]). Ihre Eintracht ward Baierns bestes Schild gegen Maximilians zweideutige Staatsklugheit, gegen der Stände steigende Anmaßung und gegen höfische Ränke von Zwischenträgern, die aus der Herren Zwiespalt für sich Nutzen suchten.

2.

Tod des Hieronimus von Stauf. Die Geschwister der Herzoge. Krieg gegen Würtemberg.

Im J. 1516 — 1519.

Hieronimus von Stauf, der Herr von Ehrenfels, Herzog Wilhelms erster Rath und Hof-

30) Der Vertrag den 7. April 1516 den Ständen vorgebracht, abgedruckt in den Landt. Handl. von 1515 und 1516. S. 347.

31) Zwar in obigem Vertrage ward vorgesehen, daß, wenn er nach verflossenem Jahrzehend mißfiele, Ludwig sein Landesdrittheil erhalten solle, aber nie davon Gebrauch gemacht.

meiſter, war längſt zu dieſen Gefährlichen gezählt worden. Die Feſtigkeit, mit welcher er das Recht ſeines Fürſten verfochten, hatte ihn der Herzogin-Mutter, den herrſchbegierigen Ständen und allen Anhängern Ludwigs verhaßt gemacht. Ludwig ſelbſt haßte ihn perſönlich ſeit dem ſtürmiſchen Landtage, an welchem zum erſtenmal wegen Nutztheilung des Herzogthums gehandelt worden war, und Hieronimus von Stauf ihm im vollen Zorne Dienſt und Pflicht aufgekündet hatte. Auf dem Tanzhauſe, im Schloſſe zu München, waren ſie damals Beide mit harten Worten an einander gerathen.

So lange Herzog Wilhelm den Herrn von Stauf als ſeine Stütze gehalten, hatte Niemand Muth gehabt, demſelben nahe zu treten. In Erfahrung, Geſchäftskunde und ritterlicher Unerſchrockenheit, die dieſer Mann ſchon im Löwenbunde und auf den Mauern der Stadt Vilshofen bewieſen, that er es faſt Allen zuvor. Sobald aber der Fürſten Ausſöhnung zu Stande gekommen, blieb ſein Untergang entſchieden. Hieronimus hatte dieſes wohl vorausgeſehen, und berechnet, ſein Anſehen werde nicht länger beſtehen, als Wilhelms Alleingewalt im Herzogthum. Darum war er immer geſchäftig geweſen, die Gemüther der Fürſten von einander zu halten; gegenſeitiges

Mißtrauen zu reizen, als trachte wohl gar Einer nach des Andern Leben, oder als gingen die Stände mit Entwürfen um, sich der Person des Herzogs Wilhelm gewaltsam zu bemächtigen. Allein durch diese Mittel, welche sein Verderben abwehren sollten, ward er desselben erst würdig.

Mit der Stunde, da die Versöhnung des fürstlichen Gebrüders kundbar wurde, erhoben alle Feinde des Staufers ihr Haupt. In einem offenen Warnbriefe, an die Kirchthüre zu Landshut geschlagen[32]), erklärte ihn der Rath gemeiner Landschaft ausgeschlossen von den Tagen, bis er das Schloß Falkenstein dem Hause Baiern zurückgegeben haben würde, welches er aus fürstlicher Mildigkeit, ohne der Stände Wissen und Willen, an sich gebracht[33]). Kunigunde forderte in offenem Schreiben seine Entsetzung von hofmeisterlicher Würde; er habe sich derselben durch böse Umtriebe unwerth bewiesen[34]). Kläger um Kläger

---

32) Den 10. Wintern. 1515. Der Zettel ist abgedruckt in den Landt. Handl. v. 1515. u. 1516. S. 585.

33) Herzog Wilhelm hatte ihm die Schenkung Mittwoch nach Matth. 1514 gemacht.

34) Schreiben der Herzogin (München, Montag in den Osterfeiertagen 1516) an Graf Wolfgang v. Hag zu Handen gemeiner Landschaft. Abgedruckt in den Landt. Handl. 1515 u. 1516. S. 299.

wurden nun wider ihn laut, mit und ohne Recht. Wenn einmal ein Biedermann fällt, springen feige Schelmen aus allen Winkeln und schreien ihr schadenfrohes Zeter, um sich ehrlich zu machen.

Wirklich ward Hieronimus von Stauf zu Ingolstadt auf herzoglichen Befehl verhaftet und ohne Aufschub peinlich verhört. Jedes Wörtlein, das er in zorniger oder prahlerischer Uebereilung ausgestoßen, gestaltete sich seinen bösmüthigen Richtern zum Verbrechen [35]), ihn des Tod's schuldig zu finden. Vergebens heischten seine Verdienste um Baiern Gnade. Vergebens flehten seine Vettern, ihm das Leben zu fristen, Stammen und Namen der Herren von Stauf zu Liebe. Zu spät kamen des Kaisers Räthe mit ernstlicher Erinnerung: Hieronimus sei des heiligen Reiches Verwandter und Glied. Die Feinde des Mannes fürchteten seine Begnadigung und künftige Rache. Schon den siebenten Tag nach der Gefangenführung desselben eilten sie mit ihm zum Blutgerüste auf dem Salzmarkt von Ingolstadt; fünfhundert Bürger im Harnisch schlossen den Kreis um ihn. Hier ward er mit dem Schwerd vom Leben zum Tode

35) Staufens Urgicht (Landt. Handl. 1515. 1516. S. 330) beweiset, wie man seine Todeswürdigkeit so geflissentlich suchte.

gebracht [36]), mehr ein Opfer des Neides und Hasses, als seiner erwiesenen Schuld.

Kunigunde sah nun voll mütterliches Wohlgefallens Ludwigs Glück geborgen, und beider Fürsten vertrauliche Freundschaft. Der jüngere Bruder derselben, Ernst, in mancherlei Wissenschaft, in Meß- und Scheidekunst wohlerfahren, und auf Reisen durch Deutschland und Frankreich ausgebildet, betrat, bald nach jenen Ereignissen, als siebenzehnjähriger Jüngling den bischöflichen Stuhl zu Passau [37]). Da hat er durch Milde die Liebe der Bürgerschaft, und durch kluge Haushaltung den Ruhm des Hochstiftes an sich gewonnen, indem er der Kirche abgenommene Güter einlösete und prächtige Gebäude aufrichtete [38]).

Und ein Jahr nach seiner Erwählung haben die drei Brüder von Baiern ihre Schwester Susanna gen Augsburg begleitet, zur Hochzeit mit Markgraf Kasimir von Brandenburg [39]). Im

36) Am 8. April 1516. Sein Leichnam ward ob Erden besungen; darauf nach Pertolzhausen, oder Ehrenfels, gebracht.

37) Im J. 1517.

38) Den bischöflichen Pallast, die Georgenkirche u. s. w. Adlzreiter P. 2. L. 10, 239.

39) Aettenkhover vermuthet zwar vom Ausstellungsjahr der Quittbriefe über Heirathsgut, Morgengabe u. s. w., es sei die Hochzeit im J. 1519 gewesen.

ganz vergoldeten Wagen, dem sechs andere mit edeln Frauen und Jungfrauen folgten, fuhr die fünfzehnjährige Braut im köstlichen Schmuck und Geschmeide. Zweihundert reich gezierte Ritter, voran die drei Herzoge in rothen Prachtkleidern, vergrößerten das Gepränge des Zuges. Vor der Stadt auf der Lechbrücke kam ihnen Kaiser Maximilian nebst allen Herren und Fürsten des eben versammelten Reichstages entgegen geritten. Auch war er es, der seine zarte Nichte zum Hochaltar, wie zum Tanz führte. Vieltägige Feste folgten; Wettrennen, Gesellenschießen mit dem Armbrust [40], Gastmahle, Speerbrechen. Da tummelte Herzog Wilhelm weidlich sein gutes Roß; denn in ritterlichen Spielen lag sein höchstes Ergötzen [41].

Weit prachtvoller war sechs Jahre vorher das

Das große Zeitbuch von Augsburg aber (Hdschr. S. 397) gibt bestimmt das Jahr 1518, und den „nechsten Tag nach Sant Bartlomestag" als den Tag des Einzugs zu Augsburg an.

40) Dabei waren hundert neunundsechzig Schützen. „Kaiser Maximilian gab zu solichem schiessen darvor ain verguldete schepre für 35 Gulden — thatt selber drey schuß," desgleichen auch thaten die Herzoge. Das große Zeitbuch v. Augsburg. Hdschr. S. 100.

41) Im herzogl. Bücherſaal zu Gotha befindet sich in Handschrift (mit Bildern von H. Osdentarffer gemalt) die Beschreibung aller Turniere, denen

Schlechtern, bei jedem Vergehen, eine zweckmäßige Strafe.

Der reine Gewinn von den verarbeiteten Waaren gehört wenigstens zum Drittel, oder zur Hälfte, den Gefangenen; ein Theil des Gewinns wird ihnen für die Zeit aufbewahrt, wo sie das Recht haben, die Anstalt zu verlassen. Es ist aber dabei Grundgesetz, daß die von den Gefangenen gelieferten Arbeiten nicht in einem so niedrigen Preise verkauft werden, der dem Gewerbsfleiß der Armen in der Nachbarschaft schädlich werden konnte.

Jede der Gefangenen muß eine Handarbeit erlernen, durch die sie sich dereinst, wenn der Tag der Befreiung erscheint, zur Noth selbst erhalten kann. Ausserdem wird regelmäßig alle Tage eine gewisse Zeit zum Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen geweiht.

Gegenwärtig ist nun auch in Frankreich der Anfang zur Gründung solcher Vereine zur Versittlichung weiblicher Gefangenen gemacht. Frau Adele du Thon wandte sich dafür vor allen an die „barmherzigen Schwestern" (sœurs de charité), deren Bestimmung schon so viel Verwandtschaft mit den Zwecken des britischen Frauenvereins hat. Sie gab auch in Frankreich die ersten nähern Nachrichten über die fromme Thätigkeit der edeln Elisabeth Fry.

Beilager Sabinens, der dritten Tochter Kunigundens, mit Herzog Ulrich von Würtemberg zu Stuttgart gefeiert worden[42]; allein die Freude bald in Leid verkehrt. Denn Herzog Ulrich, ein brausender, leidenschaftlicher Herr, den Haus und Land fürchteten, hatte Lieb' und Treu nur allzubald vergessen, und ohne Scham mit seines Schloßhauptmannes, Thum von Neuburg, Tochter Unzucht getrieben. Sabinens Vorwürfen und Thränen begegnete er mit Fußtritten und Schlägen. Als man seine Buhlin heimlich mit Hans von Hutten vermählte, ließ er diesen im Weiblinger Forst erschießen, und seinen Leichnam henken. Sabine mußte, ihr eigenes armes Leben zu retten, mitten im Winter nach München flüchten[43], wo die betrübte Mutter ihre beste Trösterin und Fürsprecherin ward[44].

Herzog Wilhelm in Deutschland beigewohnt hat, beschrieben von Hs. Schenk, der sein Fußmeister von 1510 bis 1555 gewesen ist, jetzt von Antonin Schlichtegroll in Steindruck herausgegeben (München 1817).

42) Im J. 1511. Adlzreiter.

43) Januario mense 1516 monachium rediit. *Chiliani Lexbii* Historiarum sui temporis annales. (In Aretins Beitr. zur Gesch. zwölftes St. vom Jahr 1806. S. 631.

44) Ihr eigenhändiges Schreiben für dieselbe an ge-

Der baierischen Fürsten Warnen, des Kaisers Dräuen, die ausgesprochene Acht, nichts änderte Ulrichs unbändigen Sinn. Seine knechtisch feilen Höflinge lästerten Sabinens fräuliche Ehren, während er des ermordeten Hutten Weib zu sich nahm. Der Reichsacht höhnend, zumal da Kaiser Maximilian Todes verblich, fiel er selber eine Stadt des Reiches, Reutlingen, feindselig an. Darauf aber brach der ganze Bund von Schwaben wider ihn auf; an dessen Spitze, Sabinens Ehre rächend, Herzog Wilhelm. Unter den Mauern von Ulm versammelte derselbe die Völker [45]). Das Heerwesen zu Baiern war noch aus Albrechts Zeiten trefflich; jederzeit der zwanzigste Mann von den Leuten des Landgerichtes, bei allen Städten, Märkten und Schlössern gerüstet, im Frieden als Landmacht gegen unsicheres Gesindel, im Kriege zum Heerzug. Jeglicher trug Hut oder Hirnhublein, Krebs, Armschienen, Schulterlein, Goller und einen kurzen Rock von gleicher Farbe. Vorrath der Heerkleidung und Waffe lag in den Hauptorten aller Gerichte. Von zehn Mann war ein Zehner der Führer, von hundert ein Rottenmeister, von tausend ein Hauptmann, Jeder kennbar durch

meine Landschaft zu Baiern in Landt. Handl. von 1513. u. 1516. S. 321.

45) Im J. 1518.

Auszeichnung in seiner Tracht[46]). Die Gemeinden mußten ohne Entzeld für die in das Feld Gezogenen Haus und Feld bestellen.

Mit löblicher Mannszucht, nur dem einzigen Feinde schrecklich, führte Wilhelm seine Schaaren durch dessen Land vor Würtemberg, brannte das Schloß aus, und jagte den bösen Herrn desselben in das Elend. Als Ulrich folgendes Jahres wieder kam, trieben ihn die Verbündeten abermals hinweg. Sie verkauften sein Land Herzog Ferdinanden von Oesterreich, und dessen Bruder Karl, der als Nachfolger unter den römischen Kaisern einen berühmten Namen erworben[47]).

So rächte Herzog Wilhelm die Schmach der Schwester. Sie kehrte erst spät nach Würtemberg zurück, als ihr Sohn Christoph daselbst wieder Herr geworden, und mit Kindesliebe ihrem hohen Alter vergüten konnte, was ihre Jugend erlitten hatte[48]).

---

46) Ein gemeiner Fußknecht hatte monatlich 3 Pf. Pfennige im Felde. Landt. Handl. 18, 407 ff. 435 ff.

47) Ulrich, vom Landgrafen Philipp von Hessen unterstützt, fiel im J. 1533 abermals in sein Land ein und gelangte endlich, nach einer glücklichen Schlacht bei Lauffen wider Oesterreich, zum Besitz desselben durch Vertrag mit König Ferdinand im J. 1534.

48) Sie starb, über 73 Jahre alt, auf dem Schloß Kurtingen den 30. August 1564. Ueber Sabinens

3.

Staatshaushaltung. Gewalt der Landschaft.

Diese Heerwaffnungen und Kriegszüge, jene Feierlichkeiten und reichen Ausstattungen der Fürstinnen[49]) verursachten dem Herzogthum großen Aufwand. Kein Landtag ward eingerufen, auf welchem die Fürsten nicht, ihre Armuth klagend, neue Steuern begehrten. Die Geschichte von Auf- und Abnahme der Staatskräfte ist die Offenbarung des Geheimnisses vom innern Leben und äussern Erscheinen der Völker und Reiche.

Alles baare Einnehmen aus den vier Rentmeisterthümern zu Baiern hatte, bei Wilhelms Antritt der Herrschaft, kaum einundneunzigtausend Gulden, das Ausgeben aber gemeiniglich weit über hundert- und einzausend Gulden betragen, ungerechnet die Schuldenlast von beinahe einer halben Million[50]). Die Unzulänglichkeit der ge-

Geschichte von Bells Abh. in der Zeitschrift für Baiern 2 Bd.

49) Meistens ward in dieser Zeit einer Fürstin von Baiern 32,000 Gulden Heirathsgut und eine Morgengabe von 10,000 Gulden gegeben.

50) Die Schuld im J. 1511 betrug eigentlich 451,250 Gulden. Die nähern Angaben sind in den Landt. Handl. 18, 309 befindlich.

wöhnlichen Einkünfte zwang daher, sogar in friedlichen Zeitläuften, entweder die öffentliche Schuld zu vergrößern[51]), oder das Kammergut durch Verpfändung und Verkauf zu schmälern, oder Abgaben auszuschreiben. Jedes dieser Mittel wirkte gleich nachtheilig. Denn die jährlich wiederkehrenden Landsteuern drückten am schwersten den gewerbsamen Volkstheil und sichtbar den allgemeinen Wohlstand. Besonders die Städte und Märkte litten, welche den Herzogen beträchtliche Jahressteuern zahlten, während Fürkäufer oder Handwerksleute, die in Dörfern wohlfeil arbeiteten, oder Kriegszeiten das bürgerliche Gewerbe schwächten. Die gefreieten Herren der Landschaft hingegen entbanden sich, wie sie konnten, der Verpflichtung zu den öffentlichen Beiträgen. Lieber willigten sie in gemeine Landsteuern, und belasteten damit die Unterthanen in ihren Gerichten und Hofmarken. Selten gaben sie aus dem Eigenen, wenn schon die Fürsten mit löblichem Beispiel vorangingen und ihres Hausgutes nicht schonten; achteten es auch wenig, wenn die Herzoge schalten und ihnen vorwarfen[52]), wie gar erschrecklich die

51) In den Jahren 1510 und 1511 mußte die Vormundschaft sogar den Beitrag der kleinern Reichshilfe (ungefähr 556 Gulden monatlich) nur mit geborgtem Gelde zahlen. Landt. Handl. 18, 292.

52) Wie auf dem Landtag zu Landshut im J. 1519.

armen Leute belaſtet wären, daß ihr Geſchrei zum allmächtigen Gott Unglück über Land und Stände herabziehen müſſe.

Nicht minder mangelhaft war die Bezugsart der Steuern, es mochten dieſelben auf Vieh- oder Gut, oder auf das bei dem Eide angegebene Geſammtvermögen vertheilt ſein. Denn es fehlte nicht an Edelleuten und Geiſtlichen, welche zu eigenem Nutzen größere Summen erhoben, als ſie den fürſtlichen Steuern einzuliefern hatten. Die Steurer hinwieder nahmen mehr, als ſie verrechneten. Viel Geldes ward dazu in allerlei Nebenunkoſten verſplittert. Damit vereinte ſich die beſchwerliche Münzverwirrung, daß manche gangbare Geldarten nicht in der Steuer angenommen wurden [53]). Solches kam Wucherern und Wechslern zu gut.

Ueberhaupt duldete das Volk viel von geldbegieriger Beamten gewiſſenloſen Erpreſſungen, beſonders richterlicher Behörden. Denſelben mußte jeder Federzug theuer bezahlt werden. Wegen Nichtswürdigkeiten munterten ſie zu Rechtshändeln

53) Aus der Steuer-Ordnung im J. 1510 erſichtlich. Die weißen Heller z. B. wurden gar nicht, andere geringe Münzarten nur unter Bedingung, der rheiniſche Gulden für ſieben Schilling ſchwarzer Münze Landeswährung, der ungariſche Gulden zu dreiundachtzig Kreuzer angenommen.

auf, die, einmal begonnen, Jahre lang fortgesponnen wurden. Diese Blutsaugerei verstanden Alle meisterhaft, vom schlechtesten der Schergen bis hinauf zum Rentmeister, der alljährlich in seinem Amte drei- und viermal mit zahlreicher Begleitung kostspielige Umritte hielt, Vizthumhändel zu untersuchen [54]).

Auf ähnliche Art bereicherten sich andere Amtleute häufig in Bewirthschaftung des herzoglichen Haus- und Kammergutes. Damit ward dessen Ertrag sehr geschwächt, ungezählt den Schaden, welchen Kriege durch Brand der Höfe und Verwüstung der Forste anrichteten. Die letztern hatten im Landshuter Erbfolgekriege vieler Orten so gelitten, daß sie fast ganz erhauen waren [55]). Deswegen mußte, bei der starken Bevölkerung Baierns, mehr denn je, die Schonung der Gehölze bedacht, die Frevelstrafe geschärft [56]) und der Weidgang in jungen Schlägen beschränkt werden.

Das Wichtige einer verbesserten Staatswirth-

54) Was Herzog Wilhelm in seiner Weisung an die Rentmeister vom J. 1512 (Landt. Handl. 18, 316 ff.) ausdrücklich untersagte und beschränkte.

55) Landt. Handl. 18, 335.

56) Wer einen Baum verstümmelt, zahlt einen Schilling Buße; das Doppelte, wer einen „pernandn" (Beeren tragenden) Baum abschlägt u. s. w. Hochheimer Forstordnung vom J. 1508. Landt. Handl. 17, 166 ff.

schaft empfand Herzog Wilhelm so lebhaft, als die Nothwendigkeit einer Besteuerungsweise, welche in gleichem Maße Bedürfnissen, wie Kräften des Staates entsprach. Aber es blieb ihm, wie noch lange allen übrigen Fürsten, Geheimniß, welchergestalt vom jährlichen Zuwachs des Landesreichthums der Ueberschuß erkannt und abgeschopft werden könne, ohne die hervorbringende Kraft zu verwunden. Er ließ Erkundigung von den üblichen Auflagen fremder Länder einziehen[57]), ohne damit getröstet zu sein. Nur das bewirkte der gesteigerte öffentliche Bedarf, welchem der Fürsten Kammergut allein nicht mehr gewachsen war, besonders seit Einführung ständigen Kriegsvolkes, daß bleibende Landsteuern zur üblichen Ordnung wurden[58]).

Weil aber dieselben nicht ohne Einwilligung der Stände erhoben werden konnten, hatten diese immerdar das Mittel, den Fürsten neue Gnaden abzudrängen. Schon war durch Albrechts des IV.

57) Ende Jahres 1513 schon. In der Pfalz wurde von 100 Gulden Werth alle „Quatember" ein Gulden, von armen Dienstleuten nur drei Albus gezahlt; nachher diese „Quatembersteuer" zur Erleichterung in Wochensteuer verwandelt. Im Württembergischen zahlte man vom Gulden Werth einen württembergischen Pfennig. Landt. Handl. 18, 478.

58) Seit 1516.

Freibrief die uralte ottische Handveste, ursprünglich nur dem Niederlande gegeben, dem gesammten Baiern gemein worden[59]). Und die vereinigte Landschaft des Herzogthums führte, von dem Augenblicke an, zur Begrenzung fürstlichen oder Erweiterung eigenen Vortheils nur eine Stimme. Nicht mehr genügsam mit niederer Gerichtsbarkeit im Umfang der Hofmarken, trachtete man dieselbe über des Dorfes Etter hinaus, und auf Adliche zu verbreiten, welche in ihren Sitzen und dabei gelegenen Sedelhöfen noch ohne Hofmarksrecht wohnten[60]). So weit war neben den Geistlichen die Ritterschaft im Laufe der Jahrhunderte, unvermerkt, durch Stätigkeit des Ehrgeizes und Umgreifens, zu Macht erwachsen.

Als sich vor Zeiten aus des Landes Gemein-

59) Auf dem Landtage des Jahres 1506.

60) Im Jahr 1516; „daß sie es, wo es dazu käme, wohl verdienen müßten, auch nun in viel Landschaften gehorsamlich erschienen und merklichen Unkosten erlitten hätten." Die Landtage vom J. 1515, 1516 S. 361. Doch gelang der Versuch diesmal noch nicht. Die Herzoge weigerten, so viel hinzugeben; und der Kaiser, im Grundsatz, daß herzogliche Macht ein Eigenthum und Lehen vom ganzen Reich sei, verbot solches Begehren der Landschaft zu erfüllen, unter schwerer Ungnade, Acht und Aberacht.

freien ein neuer Adel aufgethan hatte, welcher den Fürsten kriegspflichtig, und dafür mit Rechten und Gütern belehnt war, hatte derselbe ursprünglich nur Gerichtsbarkeit um nicht todeswürdige Vergehen über Leibeigene gehabt, die auf den Gründen um seine Burgen wohnten. Dann war von ihm gesucht worden, seine Hörigen von der öffentlichen Frohnpflicht zu lösen, gleichwie es begünstigte Klöster hatten; oder seine eigenen Güter von landesherrlichen Schaarwerken zu befreien[61]) Als der Adel einmal aller Selbstleistung der Frohnen auf fürstlichen Hof- und Kammergütern entbunden war, zwang er seine Grundholden, die Arbeiten, welche sie den Landesfürsten verrichteten, den edelherrlichen Schlössern und Gütern zu leisten. So gewannen immer die einzelnen Adelsgeschlechter. Das Volk blieb in Knechtschaft. Auch haftete das durch Fürstengunst erworbene Vorrecht nicht auf Grund und Boden der Güter, sondern am Stamme der Geschlechter. Das ist im Lande Baiern die „Edelmannsfreiheit" geheißen worden. Jeder andere Erwerber eines Gutes, ohne diese Freiheit, war dem Fürsten frohnbar.

61) Wie jener Dienstadel, so machte auch vieler Orten ein adelicher Dorfrichter sich in seinen Rechten erbeigen; daher geschah, daß mehrere Dorfgerichte zuletzt in ihrer Unabhängigkeit zu vollkommenen Hofmarken aufwuchsen.

Um noch den Geist dieses achtungswürdigen Frauenzimmers zu bezeichnen, theilen wir zum Schluß einen seiner an Frau du Thon gerichteten Briefe mit:

„Plaschethouse, den 30. des 8. Monats 18..."

„Ich höre, meine liebe Freundin, man will in Paris etwas von unsern Anstalten in Newgate bekannt machen. Wäre es wahr, so würde es mir höchst wichtig sein, weil ich denke, das wäre ein Mittel, die Aufmerksamkeit auf die Gefangenen bei einer so mächtigen und gewandten Nation zu ziehen, die dann den Nachbarvölkern zum Vorbild dienen konnte, damit auch diese endlich die Gefangenschaften und Strafanstalten zu Besserungshäusern der Verbrecher machten, folglich mit Verminderung der Verbrecher selbst die öffentliche Sicherheit vermehrten.

„Wir haben nun bei uns die Erfahrung, daß man in dieser Hinsicht mehr leisten kann, als man anfangs glaubt, ja selbst bei den verstocktesten Verbrechern. Wir müssen daher recht lebhaft wünschen, daß man auch in andern Ländern, zumal in dem durch seine Lage so bedeutsamen Frankreich, dieselben Mittel anwende, wie wir. Aber mir wäre doch lieb, daß man mich, in Allem, was man etwa darüber schreiben mochte, nicht zu sehr hervorzoge. Man hat mir schon zu viel Gutes zugeschrieben, das ich nicht gethan.

Gleicherweise hatte der Adel die Nachgiebigkeit der Herzoge benuzt, bald sein Jagdrecht von den eigenthümlichen Waldungen auf die landesfürstlichen, und vom kleinen Wildpret auf das große auszudehnen[62]; bald sämmtliche Freiheiten von seinen eigenen Erbgütern auf solche zu übertragen, deren Eigenthümer ihm nur zinsbar waren, oder wo er nur Vogtsrechte besaß. Nun richtete sich endlich seine Begier dahin, niedere Gerichtsbarkeit über alles und jedes eigene Gut, wo es nur immer gelegen sein mochte, und selbst über Lehen und Pfandschaften, zu gewinnen.

Gelang ihm solches auch jezt noch nicht, blieb ihm doch die Hoffnung dazu durch seinen Einfluß auf versammelte Landschaft, und durch immer größer werdenden Gewaltkreis derselben gewährleistet. Die Stände, befugt ihre Freiheiten gegen Landesherren zu schützen, nahmen Ton und Stellung einer gesetzgebenden, mitherrschenden Landesbehörde an; bestätigten oder verwarfen Schenkungen oder Verkäufe aus herzoglichem Gute, weil mit Ab- oder Zunahme desselben die Größe der Landessteuern sank oder stieg; setzten den jungen Herzogen Räthe, ohne deren Zustimmung nichts beschlossen werden sollte, und verlängerten der

62) Nur einige Bannförste behielten sich die Herzoge am Ende noch ausschließlich zu ihrem Vergnügen vor.

Fürsten Minderjährigkeit bis in das vierundzwanzigste Jahr des Alters[63]). Ihr Ausschuß, zu München, an des Herzogs Seite[64]), übte ununterbrochene Aufsicht über öffentliche Verfügungen; ergänzte sie von Zeit und Zeit selbst; ließ gesammte Freiheitsurkunden gemeiner Landschaft neu sammeln, und durch den Druck verkünden[65]), damit Jedermann ihr Recht kenne.

Dieser stille, seit Jahrhunderten fortgesetzte Kampf baierischer Landschaft gegen landesfürstliche Selbherrlichkeit, wenn auch Eigennutz oder Ehrgeiz zuweilen die Stelle reiner Vaterlandsliebe vertraten, mußte, wie in der Natur alles Ringen der Kräfte, ersprießlich für gemeine Wohlfahrt wirken. Die Abgeordneten der gefreiten Klöster, Adelsgeschlechter, Städte und Märkte, obwohl nur Schutzredner eigener Gerechtigkeiten, führten doch oft die kühne, nicht selten glückliche und

63) Verschreibungsbrief Herzog Wilhelms. Landt. Handl. von 1514. S. 197.

64) Seit 1514, und seitdem beginnt in den Urkundenkammern auch die Reihe der sogenannten „Postulatshandlungen“ oder des Schriftwechsels der Fürsten mit dem Ausschusse.

65) Deren vierunddreißig an der Zahl. Sie wurden in Bogengröße zu München 1514 gedruckt.

würdige Sprache geborner Stellvertreter des baierischen Volkes; erhielten der Wahrheit mitten durch die Reihen knechtischer Fürsten-Schmeichler offenen Zutritt am Hofe; hegten und pflegten den Keim jener allgemeinen höhern Freiheit, die, mit der menschlichen Würde eins, nur Zierde der weisesten und edelsten Völker des Erdbodens ist; und leiteten mit ihren Klagen zu immer vollendeterer Gesetzgebung und Einrichtung der Gerechtigkeitspflege[66]), wie der öffentlichen Zucht[67]).

66) Die „Erklärung der Landsfreyhait des Hertzogsthumbs Bayren u. s. w geben zu Landshut am Montag Nativitatis Mariæ 1508" wurde noch im nämlichen Jahre gedruckt (bei Hans Schobsser in München). Panzers Annalen der ältern deutschen Lit. S. 294 ff. Erneuerungen dieser Erklärung, „Ingolstat an sant Jörgentag 1516," dann „München Montag nach der heiligen drey Königtag 1553" sind ebenfalls in Abdrücken erschienen; auch die „Ordnung über gemainer Landtschaft in Bayern auffgerichte Hanndtvesst 1516" (am Erichtag nach dem Sonntag Misericordiæ Domini) zu Ingolstadt beschlossen. Panzer a. a. O. S. 391.

67) Schon im J. 1516 ward unter dem Namen: „Buch der gemeinen Landpot" eine vollständigere Sammlung der Landgebote zur Handhabung des Landfriedens, der bestehenden Rechte und Gebräuche, oder der öffentlichen Zucht, herausgegeben.

4.

Anblick des Zeitalters.

In derselben Zeit aber ließ sich das erste Weben jenes ungeheuern Sturmes verspüren, der bald unwiderstehbar den ganzen Welttheil ergriff; die allgemeine Kirche bis auf den Grund spaltete; die Verhältnisse der Reiche zerriß, und endlich auch Baiern mit allem Gräuel der Verwüstung füllte. Wenige von den Genossen des Jahrhunderts mochten ahnen, von wannen er komme, wohin er fahre.

Langsam hatten sich aus der Ordnungslosigkeit finsterer Zeitalter, die einst dem Untergange des alten Römerreichs gefolgt waren, neue Staaten gestaltet; aus Vermischung der Ueberwinder und Ueberwundenen neue Sprachen und Sitten; aus ihren Bedürfnissen neue Gesetze, aus den Verhältnissen ihrer Stände neue Verfassungen. Ein Jahrtausend war über diese allmälige Entfaltung verstrichen, als plötzlich einige Ereignisse, geringen Ursprungs, unglaublichen Wechsel der Dinge hervorbrachten.

Ein sinniger Schiffer aus Montferrat, welchen Genua als Träumer, der Pöbel auf den Gassen Madrids als Irrenhäusler verspottet hatte, wagte sich mit gebrechlichen Fahrzeugen über nie befegelte Meere, und entdeckte die neue Welt. Dem ersten Erstaunen folgte die wilde Begier des

Gewinnes. Fürſten rüſteten Flotten zur Beſchiffung der wundergebärenden See. Abentheurer, zu Tauſenden, von der Liebe des Goldes und Ruhmes entflammt, ſchifften zu entfernten, nie geſehenen Küſten und Völkern. Aber nicht die Goldbarren, welche ſie heimbrachten, ſondern die unermeßliche Erweiterung menſchlichen Wiſſens, Kunſtfleißes und Handels war dieſer zahlreichen Seezüge edelſte Ausbeute.

Konſtantinopels Fall unter den Schwerdſtreichen der Türken trieb aus dem Morgenlande viele der weiſeſten Griechen über das Meer in das Abendland. Sie flüchteten mit ihren Bücherſchätzen nach Italien, wo ſie unter der Huld großſinniger Fürſten neue Heimath, neuen Ruhm fanden. Schon war die Kunſt der Buchdruckerei gemein worden. So wurden die Geiſteskleinodien einer erleuchtetern Vorwelt noch einmal Zierden der Menſchheit, und wichtiger, denn alles, was Chriſtoph Colomb unter fernen Himmelsſtrichen gezeigt hatte. Im Lichte des Alterthums entzündete ſich ein edleres Leben der Welt; der Geiſt flieg ſiegend über das thieriſche Treiben der Völker hinaus, und weltliche Weisheit, ſonſt von Kloſtern als Thorheit oder Sünde geſchmäht, ſammelte wieder Verehrer. Nun ward ein wunderbares Aufblühen aller Kunſt und Weisheit geſehen, und ein unerhörter Wetteifer in Gründung

hoher und niederer Schulen. Nicht der einsame Mönch mehr, auch der Geschäftsmann in Städten und an Höfen, drängte sich zur Erkenntniß des Wahren; und der Ritter, seit die Kraft des Schießpulvers Panzer und Schwerd entwerthet hatte, suchte in Meisterwürden der Gelahrtheit den Ruhm und die reichen Pfründen wieder, die er nicht ausschließlich mehr auf Schlachtfeldern erzielen konnte. Schon hatten zum Theil die Aernten vermehrten Gewerbfleißes jene Kluft ausgefüllt, welche den Adel vom Bürger schieden; nun vollendeten die Wissenschaften Annäherung und Ausgleichung der Stände. Die Menschheit ward ihrer selbst würdiger, das Volk freier.

Auch in Baiern, wie überall im deutschen Lande, regte sich um Wissenschaft großer Eifer. Am Hofe der Fürsten zu München, in den freien Nachbarstädten Augsburg und Regensburg lebten geistreiche Forscher des Alterthums, der Sprachen, der Rechte, der Geschichten. Vor allen ward Ingolstadt, die hohe Schule, weltberühmt[68]. Hier weihte Aventinus in Wesen und Kunst altrömischer[69], hier Johannes Reuchlin, wel-

68) Schon damals wurden jährlich bei der Schule zwei- bis dreihundert Neueingeschriebener gezählt.

69) Seine lateinische Sprachlehre kam 1512 zu München das erstemal in Druck.

chen Herzog Wilhelm aus dem eroberten Würtemberg als die edelste Beute mit sich genommen[70]), in den Geist hebräischer und griechischer Rede ein. Hier glänzte Peter Apian von Leisnik in der Großenlehre[71]); hier Lorenz Hochwart von Tirschenreut an der Nab, als emsiger und glücklicher Aufzeichner fremder und vaterländischer Begebenheiten[72]). Eine schöne Begeisterung vereinte die Gelehrtesten des Landes in einen Kämpferbund wider alte Unwissenheit. Ihre Gesellschaft zur Ausbreitung nützlicher Kenntniß blühte lange zu Ingolstadt. Ihnen gehörte der Name eines Johann Turmayr, genannt Aventinus, an, des Allvaters deutscher Geschichtschreibung; eines Leonhard Fuchs, des Wiederherstellers wissenschaftlicher Arzneikunde, und manches andern[73]), der

70) Im Jahr 1519. Aber die im J. 1521 herrschende Pestseuche entfernte diesen großen Gelehrten bald wieder aus Baiern.

71) Er starb zu Ingolstadt im J. 1552.

72) Von ihm hat uns Oefele den Catal. episcoporum Ratisb. aufbehalten. Mehrere seiner Schriften sind nie gedruckt worden, unter welchen sein Bellum sociale smalcaldicum, als Aussage eines Zeitgenossen, vielleicht noch für unsere Zeiten werthvoll wäre. Er starb zu Regensburg Ende Jahres 1569 oder in den ersten Tagen des folgenden.

73) Kurze Nachrichten von ihnen gab J. C. Lippert (in den Abh. bair. Ak. 1, 13 ff.)

seinen Lebensgenossen wohlthuend ward, ohne von der Nachwelt den Lorbeer des Schriftstellers zu empfahn. Ihrer Aller Haupt und Beschirmer war Leonhard von Eck, Herr zu Randeck, Wolfseck und Eisenhofen[74]), ein Mann von vielseitiger Bildung, tiefer Kenntniß, Liebe des Rechts und der seltenen Gabe, jedem Augenblick des Lebens an Muth und Mitteln gewachsen zu sein. Herzog Wilhelm machte denselben zu seinem Rath, Kanzler, vertrauten Freund, und ließ ihn nie von seiner Seite.

Dies allgemeine Sehnen der Menschen nach Licht und Freiheit der Erkenntniß, immer gereizt oder genährt von neuen Entdeckungen und Erfindungen; jene Umwälzungen in der Kriegskunst, im Handelsverkehr, in dem innern Leben der Reiche, trafen mit den großen Gährungen zusammen, von denen schon seit Jahrhunderten die Grundvesten der Kirchen erzitterten. Das Streben gesammter geistiger Macht vereinte sich im Mittelpunkt dessen, was dem Sterblichen über Alles das Wichtigste hieß, seit ihm sein Glaube eine Hoffnung der Ewigkeit schenkte. Der Mönchsorden streitsame Nebenbuhlerei, der Geistlichkeit freches Laster, des römischen Hofes Wollust, Stolz und Golddurst, der Fürsten Unwille gegen Besteue-

74) Geb. 1480; gest. 1550.

rung der Völker von Päpsten, der Widerstand besserer Einsicht gegen Satzungen der Kirche, die als Frucht heidnischer oder Erfindung barbarischer Zeiten angesehen wurden, die geheime oder offene nie geschlossene Fehde des Kaiserthums gegen des heiligen Stuhls weltliche Macht, der Kirchenversammlungen von Konstanz und Basel kühner Ernst gegen die Statthalter Christi auf Erden, der geistvolle Spott freisinniger Männer gegen der Priester Aberwitz und Heuchelwesen, der gottselige Abscheu derer, die nach innerer Erleuchtung rangen, gegen todte Werkheiligkeit, die Verbreitung von des Christenthums heiligen Urkunden in deutscher Muttersprache[75]): Alles schien zu einem endlichen und ewigen Bruch in der Kirche zusammen zu schwören.

Und in keinem Lande dies so sehr, als im deutschen, wo die Menschen, gemüths- und kraftvoller, schon durch ihren Himmelsstrich ein Uebergewicht des urtheilenden Verstandes gegen den Zauber der Einbildungskraft südlicher Völker haben; wo die Menge selbstständiger Fürsten eine

75) Die zu Mainz 1462 bei Joh. Faust gedruckte älteste vollständige deutsche Bibel, welche binnen fünf Jahrzehenden in vierzehn verschiedenen Ausgaben erschien, ward nur zu Augsburg allein achtmal nachgedruckt.

allgemeine Freiheit aufrecht hielt, daß Keiner alles fesseln, und der vertriebenen Wahrheit immerdar andere Zufluchtsstätten offen lassen mußte; wo erst Wiklefs, dann Hussens Zeugnisse, während sie bestritten wurden, stilles Nachdenken erweckt hatten. Schon längst begrüßten sich die Bauern am Rhein mit der Losung: „Was ist das für ein Wesen?“ Antwort: „Mögen vor Pfaffen nicht genesen.“

5.

Luthers Lehre. Ihre Wirkungen in Baiern.

J. J. 1519 — 1523.

Zu dieser Zeit war Karl V, Maximilians Enkel, erwählter römischer Kaiser; Erbe der Kronen vom Niederland und Hochburgund, Oesterreich und Böheim, Kastilien, Arragonien, Neapel, Sizilien, Sardinien, der mächtigste aller abendländischen Gebieter der alten, der einzige der neuen Welt. Doch verlieh ihm der ungeheure Wirkungskreis und der Glanz seiner Umgebungen mehr den Schein, als die Wirklichkeit überlegener Größe. Denn Mangel an Kriegszucht in den Heeren, Mangel des Geldes im öffentlichen Schatz und Eifersucht aller Fürsten, hemmten vielfältig die Unternehmungen seines versteckten und unersättlichen Ehrgeizes. Er selbst kalt, verschlossen,

Denn sobald ich in Newgate zugelassen wurde, unterstützte mich sogleich ein Verein von Frauen, die in mehrern Hinsichten weit fähiger zu diesem wichtigen Geschäft waren, als ich.

„Uebrigens rührt mich's tief, den Segen zu sehen, welchen der Herr über unsere Bemühungen hat verbreiten wollen, und ohne welchen wir niemals so viel geleistet haben würden. Ich mochte also, wenn denn etwa Lob gespendet werden soll, daß es nicht uns, die wir es gewiß nicht verdienen, sondern einzig ihm gegeben werde, dem es allein gebührt.

„Grüße herzlich unsere Freunde zu Thornhouse, und halte mich, liebe Adele, für Deine dich wahrhaft liebende Freundin

Elisabeth Fry."

4.

Die Gesellschaft zu Vernichtung des Negerhandels.

Wenn der Mensch, auf die heilige Gesetzgebung der Vernunft und des Gewissens verzichtend, nur schlaues Thier sein und die Macht seines Verstandes den regierenden Begierden, als Werkzeug, unterordnen will: dann wird er die gräßlichste der Bestien, neben welcher Boa-Schlange, Hyäne

Meiſter in Verſtellungskunſt, ſchüchtern im Ergreifen, hartnäckig im Vollſtrecken ſeiner Entwürfe, war, ohne innere Hoheit, oft fähig zu Mitteln, welche keinem Fürſten von ſolcher Macht geziemen. Er kannte die Feigheit und Tücke des menſchlichen Herzens, jede Leidenſchaft und Schwäche, an denen der gemeine Haufe der Sterblichen zu gängeln iſt; aber eine begeiſternde Ueberzeugung, welche Gold und Leben verachtet, eine Tugend, deren Heldenſinn jeglicher Gewalt widerſteht, ahnete er kaum.

Zu Rom, auf dem Stuhl Peters, ſaß der zehnte Leo, ein Fürſt von Geiſt und Kunſtſinn; leicht in Grundſätzen, ſchlaff in Sitten; im ſtolzen Gefühl der Hoheit allzuſorglos um die aufrühreriſchen Stimmen des Zeitgeiſtes. Ohne ernſtern Blick auf dieſen, verſchlang die Veranmuthigung ſeines Hoflebens, und der Petersklrche wunderreicher Bau, ſeine volle Aufmerkſamkeit. Dafür ſammelte er aus Ländern nah und fern Steuern, und ließ, Marktwaaren gleich, Vergebung der Sünden feil tragen. Die Fürſten empörte das Hinwegſtrömen ihrer Landesreichthümer; jeden edeln Mann die Schamloſigkeit, mit welcher dem Menſchenverſtande und frommen Glauben Hohn geboten ward.

In den Thälern der Schweiz zürnte Ulrich Zwingli, Pfarrer am Stift Einſiedeln im Alpen-

gebirg, wider die ruchlose Krämerei des Ablasses; bald, noch mit größerm Nachdruck, der Augustinermönch, Martin Luther, der Gottesgelahrtheit Lehrer an sächsischer Hochschule zu Wittenberg. Später reihete sich an sie auch Johann Calvin, von Noyon in der Picardie, als Lehrer zu Genf, ein heftiger Streiter der Wahrheit.

Weniger die Neuheit ihrer Lehre, als der Muth dieser Männer, den Gedanken vieler tausend Zeitgenossen auszusprechen, erregte Aufsehen und Beifall. Luther, dem schlichter Mutterwitz neben warmer Einbildungskraft die Mängel größerer Gelehrsamkeit ersetzte, vereinte, mit der Furchtlosigkeit eines von seiner Ueberzeugung begeisterten Gemüths, alle Gewalt, welche Stärke und Klarheit des Ausdrucks in der Muttersprache über das Volk gewähren. Sein reizbarer Ungestüm, durch der Widersacher Drohen mehr entflammt als erschreckt, schlug stufenweise Mißbrauch um Mißbrauch der Kirche; bald, gleich Wiklef und Huß, die Satzungen vom Meßopfer, Heiligenverehrung, Fegfeuer, Abendmahl und priesterlicher Ehelosigkeit; bald des Papstes Hoheit und Untrüglichkeit selber. Leo's Bulle und das römische Kirchenrecht loderten zuletzt in den Flammen des Scheiterhaufens auf dem Markte zu Wittenberg. Von Mund zu Mund gingen Luthers Worte. Die Kühnheit des Einzigen machte den Glauben

und Zweifel von Millionen laut. Binnen zwölf Monden hatte die Hälfte Deutschlands ein Kirchenthum zerstört, zu dessen Bau fast eben so viele Jahrhunderte nothig gewesen waren. Aber die Zeit war reif. Und wäre kein Luther gekommen, so hätt's ein Andrer vollbracht.

In München, in Landshut, in Augsburg, in andern Städten des obern Deutschlands wurden zahlreich die Schriften des muthigen Kirchenherstellers gedruckt und gelesen[76]). Es sammelten sich kleine Gemeinden, denen die heiligen Bücher der Christenheit einziger Grund des Glaubens, und Luthers Bekennermuth Winke der Nachfolge wurden. Viele traten aus Eigennutz, Dünkel oder Gefallen an Neuerung hinzu; mehrere noch aus redlichfrommem Sinn. Zu Oetting, beim wunderthätigen Gnadenbild Mariens, predigte Wolfgang Nuß wider der Wallfahrten Eitelkeit, zu Freising, über St. Corbinians Gebeinen, Martin Reckenhofer gegen Opfer und Ablaß; zu Augsburg der beredsame Barfüßer Johann Schilling; zu Regensburg wider Bilderdienst, Einzeltaltigkeit des Abendmahls und andere kirchliche Satzungen Stephan

76) In München zuerst, im Jahr 1519, ward die Predigt Luthers von Betracht des Leidens Christi nachgedruckt.

Kastenbauer, Wolfgang Schauer und Melanchthons Freund Arsazius Seehofer[77]). Von Jahr zu Jahr ward die Lust an Kirchenänderung reger unter Hohen und Gemeinen. Manche hatten Luthern selbst gesehen und gehört, als er zu Augsburg vor dem römischen Hauptpriester Thomas Vio von Gaeta Rechtfertigung seiner Thaten unternommen hatte. Damals rührte seine Standhaftigkeit und Rede viele achtbare Männer der Stadt, viele fremde Zeugen. Damals ward ihm auch das Herz des Kämmerers Hans Portner und des Reichshauptmanns Thomas Fuchs, beide von Regensburg, gewonnen, deren Einfluß auf die Bürgerschaft, deren Ansehen bei den Fürsten groß war. Noch erzählt man, wie der Edle von Freiberg Luthern, da derselbe von Augsburg entweichen mußte, auf sein Schloß Hohenaschau, zwischen dem Chiemsee und Gebirg, verborgen gehalten und von da in die Sicherheit

77) Dieser, eines Bürgers von München Sohn, wurde, nachdem er am 7. Herbstmonat 1523 zu Ingolstadt Widerruf gethan, ins Kloster Ettal gesperrt. Hier entsprungen, kam er durch Luthers Empfehlung zum Hoch- und Deutschmeister nach Preussen, dann im J. 1535 als Lehrer an die St. Annenschule nach Augsburg; eine wenige Jahre später, als Pfarrer, ins Würtembergische. F. J. Lipowski Argula von Grumbach. 18 u. Beil. 14.

nach Sachsen geführt habe[78]). Und zu Salzburg wohnte der gelehrte Abt zu St. Peter[79]), Johann Staupitz, Luthers gelehrter und frommer, doch schüchterner Freund.

Vergebens ergoß sich der Eifer der Geistlichkeit gegen die neuen Lehren; hieß sie die Ausgeburt der untersten Hölle; Luthern einen andern Muhamed, welcher Prasserei und Wollust predige, Altäre, Klöster, Kirchen zerstöre, das Allerheiligste ruchlos beflecke und die göttliche Jungfrau mit gemeinen Töchtern des Staubes gleich stelle[80]). Wider sie selbst aber redete ihr leichtsinniger Wandel, wie der Bischöfe Uebermuth und Ueberpracht, für die Kirchenverbesserung das Wort. Fast in allen Hochstiftern von Baiern war Zank und Zorn zwischen Volk und Kirchenhäuptern.

78) Noch wird im Schlosse das Gemach gezeigt, wo Luther heimlich gewohnt haben soll.

79) Seit 2. August 1522. Er starb 1524 am unschuldigen Kindleintag. „Hat etlich Wägen schwer ketzerische Bücher und Handschriften Lutheri mit sich in das Kloster gebracht, welche hernach Abt Martin aus Engzwilliger Forcht, daß er ihrentwegen in Bann fallen möchte, alle verbrennen lassen.“ Franz Dukhers Salzburgsche Chronika. S. 242.

80) Ut alter Machumet — quod vestri libuerit — absque delectu, admisit. *Christ. Erythrop. Tubertini* (Hofmann von Rothenburg an der Tauber) hist. episcoporum ratisb. Oefele I, 570.

Zu Salzburg seufzte die Bürgerschaft gegen des Erzbischofs Leonhard von Leutschach Goldburst, Verschwendung und Härte. Der Herrlichkeit seines Stiftes, das er von Schulden befreite, und mit Ankauf neuer Herrschaften und Rechtsame bereicherte, opferte er der Unterthanen Gut und Ruhe. Viele Schlösser baute er neu auf; viele vom Alter zerfallene stellte er her. Um die hohe Salzburg zog er einen Graben tief und breit, ganz in Felsen gehauen. Die Weiher der hochgelegenen Radstatt, und der Weg von da über das Gebirg, daß man über die Taurn mit Roß und Wagen fahren konnte, waren seine Schöpfung. Die Straße von Hirschfurt gen Rauris und Tätzenbach, die Werke an der wilden Salzach von Hallein bis Titmaning und andere königlich-große Unternehmungen vollbrachte der rastlose Herr. Allein das Volk erlag unter der Menge der schweren Lasten, und die Unzufriedenen murrten. Der Erzbischof, welchen fürstlicher Stolz nicht an eigenes Unrecht glauben ließ, hoffte die Gemeinen zu schrecken, wenn er ihre Häupter schlüge. An einem Wintertag [81]) lud er Bürgermeister und Rath von Salzburg zum Gastmahl ins Schloß. Wie die Arglosen kamen, sperrte er hinter ihnen heimtückisch die Pforte; befahl, Alle, ihrer bei zwan-

81) Zwischen Weihnacht und Lichtmeß im Jahr 1511. Dukher 225.

zig, zu greifen, paarweise, Rücken an Rücken gebunden, hinter der Burg durch den Weingarten ins Nonnthal hinunter zu laſſen, und vom Scharfrichter begleitet nach Radſtatt zu ſchleppen. Als die Salzburger das Unglück ihrer Obrigkeit hörten, liefen ſie gleich Raſenden zu Waffen, und drohten, keines Lebens, keines Heiligthums zu ſchonen. Der Erzbiſchof, den zugleich die Stände, beſonders Abt Wolfgang zu St. Peter und der Biſchof von Chiemſee, zu kluger Milde mahnten, ward genöthigt, die zum Tode geweihten Rathsherren wieder frei zu laſſen. Aber viele derſelben, weil ſie nur in leichten Kleidern und geſchlitzten Schuhen zur Mahlzeit gekommen und entführt waren, hatten vom Schrecken und winterlichen Froſt den Tod.

Gleicherweiſe haderte ununterbrochen **Augsburg**, bald um Münzgerechtigkeit, bald um anderes mit ſeinem Biſchof **Chriſtoph**. Ihm zum Verdruß nahm daher der Rath die in Schuß, welche von den Kanzeln nach Luthers Beiſpiel die heilige Schrift auslegten. **Regensburg** ſtand nicht beſſer mit ſeinem Hochſtift. Hier hatten ſeit beinahe anderthalb tauſend Jahren die Juden gewohnt, große Reichthümer erworben, zierliche Wohnungen in den lebhafteſten Stadtvierteln, und eine Menge Volkes, an Zahl ſchier den chriſtlichen Einwohnern gleich. Da regte ſich in der

verarmenden Bürgerschaft Neid wider die begüterten Israeliten. Man klagte dieselben heimlichen Mordes von sieben unschuldigen Christenkindlein an. Man zeigte in ihren Kellern den blutbesprengten, steinernen Tisch. Man warf sie auf Folterbänke: ersann grausenhafte Gefängnisse; überfiel ihre Wohnungen; verwüstete ihre Schulen; zerstörte ihre Grabstätten. Geistliche und Weltliche, Hohe und Niedere, legten Hand an. Kein Hebräer durfte fortan inner den Mauern der Stadt bleiben[82]). Ueber dem Schutt der Judenschule ließ der Stadtrath ein hölzernes Bethkirchlein in unserer lieben Frauen Ehre aufrichten. Das daselbst aufgestellte Bild der „zarten und schönen Maria" zog gar bald eine unglaubliche Menge der Verehrer und Wallfahrer herbei[83]); keiner wußte, wie es kam. Man sprach von Zeichen und Wundern: mancher glaubte, es sei Verzauberung. Der Stadtrath aber, des großen Zulaufs und der reichen Opfer froh, beschloß, aus denselben eine

82) Die Zerstörung geschah im Jahr 1519.

83) „Daß oft auf einemmahl 50,000 Kirchfahrter hie gewesen." Mus. Emm. I, 428. Man streit damals lange selbst in Flugschriften, ob dies unerhörte Wallfahren nicht Wirkung der Zauberei sei, da zuweilen Menschen plötzlich von ihrer Arbeit, noch mit dem Werkzeug in der Hand, wegliefen, um vor der schönen Maria ihre Andacht zu verrichten.

prächtige Kirche zu bauen. Es war ihm nicht ohne große Kosten bei Kaiser und Reich gelungen, die Juden auf ewig aus der Stadt zu vertreiben; darum glaubte er ein Recht zu haben über die Gaben der Andacht zum Preis der Hochgelobten und zur Zierde der Stadt. Allein plötzlich trat der Bischof hervor, und sprach die Opfer auf Mariens Altar, als heiliges Gut, für sein Hochstift an. Der Zank wurde her und hin mit großer Erbitterung geführt[84]). Das machte viele Bürger dem Bisthum, der alten Kirche, und ihren Priestern feind. Sie wandten sich zu Luthers Wort, und verachteten des Papstes dräuende Bulle, so feierlich sie auch Johannes, Verweser des Hochstifts, im Druck und von allen Kanzeln verkünden ließ[85]).

6.

Der Herzoge von Baiern Eifer dagegen. Der Bauernkrieg.

Im J. 1523 — 1529.

Herzog Wilhelm zu München, eben damals mit Marie Jakobea, Markgraf Philipps von Baden Tochter, vermählt[86]), und sein Bruder

84) Vor Papst und Kaiser gebracht, erst 1522 durch Vertrag beseitigt.

85) Im Jahr 1521.

86) Im Jahr 1522.

Ludwig, betrachteten die groſſe Glaubensgährung wie ein vorübergehendes Getöſe. Feſt in den Grundſätzen der Kirche, von der ſie erzogen waren, würdigten ſie anfangs die neuen Meinungen kaum einer ernſten Prüfung, ſondern begnügten ſich, derſelben Eindringen zu wehren, und öffentliche Ordnung zu halten. Mit Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich und andern weltlichen und geiſtlichen Herren errichteten ſie zu Regensburg ein Verkommniß: das kaiſerliche Machtgebot von Worms, zum Schutz alter Lehre, in ihren Landen kräftig zu handhaben; Druckſchriften und Reden lutheriſchen Sinns zu verbieten; die Söhne des Landes von der Wittenberger Hochſchule, dem Herde der Ketzerei, abzurufen, und Ehen abtrünniger Prieſter, oder der Mönche und Nonnen zu ſtrafen [37]).

Das thaten die Fürſten; es ſchien ihnen genug. In Baiern aber ging, von keinem Fürſten geſehen, von keinem Prieſter belauſcht, das Wort des neuen Glaubens ſtill zu Stadt und Dorf, vom Nachbar in das Nachbarhaus. Es trieb Niemand damit Gepränge, noch wollte Einer öffentlichen Bruch. Aber, wie ſonſt zu meilenweiten Wallfahrten, zogen nun wohl viel fromme Verwandtſchaften

37) Das Bündniß vom 6. Heum. 1524 iſt im Maus. Emm. und in Adlzreiters Ann. abgedruckt.

und Tiger liebenswürdig stehen. Der dreihundertjährige Handel europäischer Christen mit Menschenfleisch, mit verrathenen Afrikanern, die ihren Heimathen, ihren Hütten, ihren Aeltern, ihren Schwestern, ihren Kindern entrissen, in Schiffe über einander geschichtet, unter einander wimmernd, erkrankend, sterbend, faulend, fernen Weltgegenden zugeschleppt, dort, als Vieh, verkauft wurden — dieser Handel findet an Abscheulichkeit kaum in den Gräueln ein Gegenstück, welche die Wuth bürgerlicher Parteien in Revolutionen, oder die finstere Raserei des religiösen Fanatismus, oder die Gewaltsamkeit und Tücke der Tirannei zur Schau bieten konnte.

Fast dreihundert Jahre lang währte das ruchlose Gewerbe; fast an sechszig bis siebenzig Millionen uns Gleichgeschaffener ward die Würde der menschlichen Natur von Bekennern Jesu geschändet, ehe der schmutzige Eigennutz vierhundert Prozent Gewinn fahren lassen wollte, um das Recht der Menschheit in Seinesgleichen anzuerkennen.

Es war abermals die ehrwürdige Kirchpartei der Quäker, welche zuerst Ermahnung und Beispiel zur Abschaffung der empörenden Menschenverkäuferei gab. Längst thaten es diese Familien „der Freunde“ in ihren pensylvanischen Kolonien freiwillig; dann vernichteten sie den Sklavenhandel

zu den Bekennern in nahen Reichsstädten, um das Abendmahl des Herrn unter beiderlei Gestalt zu nehmen, gleich den allerersten Christen.

Denn zu Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Ulm bekannten die freien Bürgerschaften kühn und laut ihren Sinn. Da wurden die Neugläubigen bald den Altgläubigen an Zahl eben oder überlegen; da ward der Obrigkeiten Gebot minder geachtet, den Pfarrern auf der Kanzel von den Stimmen der Zuhörer widersprochen, der öffentliche Gottesdienst oft unter wildem Lärmen geendet[88]), und eine Menge von Spottbildern gegen den Papst verfertigt und ausgetragen, worin das sichtbare Oberhaupt der allgemeinen Kirche, als Widerchrist und Thier der Offenbarung, gesehen wurde.

In derselben Zeit standen die Bauern an der schwäbischen Donau gegen die grausame Willkühr ihrer Zwingherren auf, unerträgliches Leiden zu enden. Diese Unglücklichen, denen von alter Zeit

88) Zu Regensburg geriethen einst zween Bürger mit dem Domprediger Augustin Marius, während er predigte, in offenen Wortwechsel. (Gmeiners aus urkundlichen Schriften gesammelte Geschichte der Kirchenreformation in Regensburg. S. 16). Zu Augsburg, da ein Priester das Wasser in der Kirche weihen wollte, warf ihm ein Bürger das Gebetbuch hinein. (P. v. Stetten Chron. von Augsburg. 295.)

der Name „der armen Leut“ anhing, hatten sich weder sichern Leibes noch Gutes zu freuen, und vor Niemand Recht. Im Kriege von Söldnern und Landsknechten geplündert, im Frieden von ihren Herren mißhandelt; nicht von der Kirche, die nur Gehorsam und Opfer forderte, nicht von den Reichsgerichten geschützt, die zu neu, fern oder kostlich waren; nicht von Landständen geschirmt, zu denen kein armer Mann gehörte; unterdrückt von allen, fanden sie bloß in den Worten des neuen Glaubens Trost, in der Lehre von menschlicher Gleichheit vor Gott, oder in der Bruderliebe des Urchristenthums, die Anerkennung ihres Rechts und Menschenthums. In diesem Gefühl erhoben sich die Leute wider ihre Herren. Ihrem Beispiel folgte schnell der Landmann am Bodensee, im Algau und längs dem Rhein hinab. Wenn ein Volk sein Eins und Alles in das Wagspiel blutiger Auflehnungen wirft, muß der Jammer des Friedens wahrlich unerträglicher, als aller Kriegsgräuel sein. Denn Niemand, als der Verzweifelnde, loset leicht die Fesseln natürlicher Trägheit und Gewohnheit, in denen die Menschen, mißtrauisch auf eigene Kraft, dienstbar einher zu schleichen pflegen.

Mit kindlich-ehrerbietigem Sinn, fremdes Recht schätzend, forderten die Männer des Aufstandes im Anfang Schonung eigenen Rechtes. Als aber einmal Gewalt an die Stelle der Billig-

keit gedrungen war, nahm blinde Wuth den Richtstuhl ein. Da fuhren die Schlosser der Edelleute in Flammen auf; die Keller und Schätze der reichen Klöster wurden erbrochen; die fürstlichen Söldnerschaaren von wilden Aufruhrrotten geschlagen.

Während der Geist der Empörung durch das ganze obere Deutschland und tief hinab in das niedere wüthete, hielten die Herzoge zu Baiern ohne Mühe bei sich die Ordnung empor. Sie zeigten ihrem Volke kein Mißtrauen, hatten deß auch nicht Ursach. Wo in Landgerichten gerechte Klage war, thaten sie billige Wendung, wie immer. Wenn in gefahrvollen Tagen Throne schwanken, sind es die Völker, welche das Verdienst ihrer Fürsten, mehr als fürstlich, zu belohnen wissen. Als ganz Schwaben schon in Verwirrungen unterging, die Bauern von daher in zügellosen Schwärmen zum Lech kamen, und den baierischen Landmann aufboten, gesellten sich nur wenige, aus Zwang oder Armuth, den Raubbanden bei. Viele der Lechgemeinden brachten vielmehr ihre Weiber, Kinder, und fahrende Habe gen Landsberg und Schongau in Sicherheit, und widerstanden aus eigenem Trieb, treu den Herzogen, den verwüstenden Aufrührern, wie sie konnten.

Herzog Ludwig schlug alsbald ein Heerlager am Lechstrom, und deckte mit entschlossener Mannschaft von Adel, Städten und Markten das Ufer

von Baiern. Die erschrockene Geistlichkeit zollte willig zur Vertheidigung des alten Glaubens und und Wohlstandes die ausgeschriebenen Steuern[89]). Aber rasender stürmten die Bauern aus Schwaben vor. Des Herzogs an sie gesandte Botschaften wurden von ihnen, wider gegebenes Wort, gefänglich im Lande herum geschleppt. Bei vierzehntausend setzten endlich, nah' am Gebirg', über den Lech, plünderten und zündeten Kloster Steingaden an, dann die benachbarten Zellen von Raitenbuch. Sie forderten, unter Androhung von Schwerd und Flamme, Gotteshausleute und anderes Landvolk zum Beitritte. Diese aber schworen, bei ihrem Landesfürsten bis in den Tod zu verharren; thaten sich, ihrer mehrere Hundert, auf dem hohen Peissenberg mit guten Wehren zusammen, entschlossen, daselbst zu sterben oder zu genesen; Andere auf andern Bergen. Als das schwäbische Volk so große Treue sah, wandte es sich um und zog aus Baiern zurück[90]).

89) Papst Hadrian hatte am 1. Brachmonat 1523 den Zunftheil aller Einkünfte baierischen Kirchenguts, eigentlich wegen der Turkengefahr, für ein Jahr bewilligt; was Clemens VII unterm 15 Jänner des folgenden Jahrs bestätigte. Oefele 2, 278. 282.

90) Nach einem offenen, von den Kanzeln verlesenen herzoglichen Ausschreiben. (Westenrieders Beitr. 6, 230.) vom Montag nach Pfingsten 1525 erzählt.

Böseres Loos traf ringsum die Nachbarstaaten. Im Bisthum Eichstätt gelobten zehntausend Bauern und mehr, den Tod ihrer alten geistlichen und weltlichen Unterdrücker. Sie nahmen viele Burgen und raubten Abteien und Kirchen aus. In den kleinen Städten setzten Bürgerschaften ihre Obrigkeiten ab, neue an. Der bedrängte Bischof Gabriel von Eyb schrie um Hilfe zu den Fürsten von Baiern und Pfalz.

Es waltete aber damals über die obere Pfalz Friedrich, der Sohn Philipps; sein Bruder, Kurfürst Ludwig, hatte die rheinische [91]). Friedrich war ein schöner und lebhafter Herr, im Schlachtfelde und bei den Weibern glücklich, vor Kaiser Karl V angesehen, dessen Erziehung er einige Zeit an Maximilians Hofe geleitet hatte [92]). Immer auf Reisen, in Staatsgeschäften und Unterhandlungen, ward er von seinem Lande selten gesehen. Doch verschönerte er sein Gebiet mit

91) Nach Kurfürst Philipps Tod hatte Ludwig erst gesammte Pfalzen fünf Jahre allein beherrscht, dann mit Friedrich seit 1513 gemeinsam, doch so, daß dieser die obere Pfalz zu besonderm Aufenthalt und Pflege nahm.

92) Doch nicht lange; seine Liebschaft mit Eleonoren, Karls Schwester, und Neid und Ränke des Herzogs von Ehievres, Wilhelm von Croy, entfernten ihn bald wieder.

verſchwenderiſcher Prachtliebe, wie er gern denn in Allem köſtlich und groß that [93]). Sein maaßloſer Aufwand hatte ihn aber auch in ein Meer von Schulden geworfen, was den Nürnbergern [94]) wohl zu Nutz gekommen war. In Geldnoth, übelberathen [95]) und leichtſinnig, hatte er ihnen ſein unerloſchenes Recht [96]) auf die Eroberungen, welche

93) Das im Jahr 1520 abgebrannte Wohnſchloß zu Neumarkt baute er mit ungeheuern Koſten auf; eben ſo aus ihren Trümmern die Schlöſſer Haimburg, Deinſchwang und Dachſolder, den Sitz ehemaliger Grafen; artige Jagdſchlöſſer zu Lauterhofen, beim Kloſter Walderbach (das Schloß Fürſtenwald) und eine Meile von Amberg im Hirſchwald. Hub. Thom. Leodius in ſeinen vierzehn Büchern de rebus gestis Friderici II, elect. pal. erzählt von der Pracht und den Feſten dieſes verſchwenderiſchen Herrn mit großem Lob.

94) Da er 1521 zu Nürnberg mit ſeinem Bruder Ludwig als Reichsſtatthalter wohnte.

95) Die Schuld wird gemeinlich auf Johann Landgraf von Leuchtenberg, Joh. v. Zuchſtein, Friedrichs Kanzler, und Florentin von Venningen, Ludwigs Kanzler, geworfen, als wären des Kaiſers Reichsſtatthalter in eigenen Dingen unmündig und ohne Einſicht geweſen.

96) Die Unveräuſſerlichkeit fürſtlichen Stammgutes laut pfalzbaieriſchen Hausverträgen und Reichsgeſetzen

sie im Landshuter Erbfolgekrieg gemacht, um Spottgeld [97]) verkauft [98]).

Der Aufstand des eichstättischen Landvolkes bedrohte sein eigenes Gebiet und die Pracht in seinen zahlreichen Schlössern. Mit drittehalb hundert Reitern und wenigem Fußvolke eilte er in das Bisthum, wo bei Freistadt mehr denn achttausend von den Empörern gelagert waren. Die verworrene Menge derselben, ihren eigenen Anführern nicht trauend, lief beim Anblick des Pfalz-

erkannte Nürnberg selbst an, weil es sich im Besitz der Eroberung weder durch Friedensschlüsse, noch dadurch gedorgen hielt, daß es das gewonnene Gut von Böheim als Lehen genommen.

97) Um 32,000 Gulden mit Bedingung ewigen Vorkaufsrechtes für Kurpfalz. Nur die Schlösser Haimburg und Deinschwang mit den Gerichten, Sindelbach und Berg, Freistadt mit Zugehör, die Gültunterthanen zu Haimburg und Pfaffenhofen, Zell zu Haimburg und Grevenbusch, Wilddann und Geleit im Amt Altorf, Kloster Gnadenberg, Schirmvogtei über Kloster Weissenohe nebst 1000 Gulden für zwei Stück Geschütz wurden an Pfalz zurückgestellt. Der Vertrag ist vom 23. Christm. 1521.

98) Trotz dem ward Nürnberg, als wäre Gut und Land ewig unveräusserlich, noch in allen folgenden Jahrhunderten (wie in den Jahren 1574, 1587 bis 1590, 1596, 1614, 1629, 1660, 1722 und 1791) darum bedrängt.

orafen verzagt auseinander; und binnen wenigen Tagen war das ganze Land wieder dem Bischof untergeben.

In nicht geringerer Noth hatte Bischof Weigand von Bamberg geschwebt. Geflüchtet vor dem Grimme seiner Unterthanen, sah er jammernd von der Altenburg herab die Verwüstung heiligen und adelichen Besitzes, und die Flammen und Rauchwolken seiner Schlösser[99]). Hier mußte die Empörung blutig durch das Schwerd des schwäbischen Bundes getilgt werden.

Aber am gefährlichsten wurden die im Lande Salzburg ausgebrochenen Unruhen. Ein Priester, dem alten Glauben abtrünnig, war, zum ewigen Kerker verdammt, nach Mitterfil geführt worden. Unterwegs, da seine Wächter, ins Wirthshaus zu St. Leonhard eingekehrt, beim Trunk saßen, hatte er das zusammengelaufene Volk beweglich angeredet; die Ketten gezeigt, mit denen er an das Roß gebunden hing, und wie er des lautern, göttlichen Worts willen leiden und elendiglich sterben müsse. Solches rührte der Leute Herz. Sie zerbrachen des Priesters Banden und trieben die Wächter mit Schlägen und Steinwürfen hinweg. Erzbischof Matthäus Lang, ein

99) Der gestiftete Schaden ist über 300,000 Gulden groß geschätzt worden. Jäks Geschichte von Bamberg.

klager, doch zornmüthiger Herr, ließ alsbald einen der Thäter fangen, auf die hohe Salzburg schleppen, ohne Urtheil und Gericht, vom Schlosse durch den Weingarten in die Peterwiese hinab thun, und daselbst enthaupten[100]).

Dieser That entsetzte sich das ganze Land, im Gefühl, daß da auch das Leben des Schuldlosen unsicher steht, wo der Landesfürst in Bestrafung der Schuldigen die Gesetze und ihre schirmenden Umgebungen mit Füßen tritt. Sie zu hüten, nicht zu zerreissen, ist er gewaltig und Fürst. Viele andere Klagen und Beschwerden des Landes waren noch, denen Matthäus kein Ohr gelieben. Nun wurden sie alle genannt. Es zogen die Bürger der Stadt beim Schalle der Trommel zusammen, ihr Recht zu suchen. Die Landleute des Thales traten ihnen bei. Pinzgau und Rauris, Pongau und Gastein schlugen Sturm an die Glokken. Vom Gebirge hernieder kamen die Haufen kecker Bergknappen. Alle umgaben den Erzbischof belagernd in seiner Burg[101]). Den Landeshauptmann der Steiermark, **Christoph von Dietrichstein**, welcher mit fünftausend Mann zum Entsatz heraneilen wollte, schlugen sie zurück.

---

100) Es geschah im J. 1521. Der Hingerichtete hieß Stöckel.

101) Vom Ende Maies bis Ausgang Augusts im J. 1525.

Sie wollten nichts mehr von Priesterherrschaft hören; beschworen unter sich dreißig Hauptsätze; hießen darin den Papst Widerchrist, seinen Hof zu Rom die Vorhölle, seine Hauptpriester und Bischöfe Boten des Teufels. Mit grober Wuth entehrten sie Kirchenverordnungen, Mönche, Heiligenbilder, spotteten der Fasten und Weihen und erklärten allen Feinden Luthers ihre Feindschaft.

Erzbischof Matthäus behauptete mit großer Standhaftigkeit seine eng umschlossene Burg, bis der angerufene Beistand Baierns und des Schwabenbundes erschien. Herzog Ludwig führte denselben, achttausend Mann stark, vor Salzburg. Er lagerte sich beim Dörflein zu St. Maximilian. Die Aufständischen hatten alle Felshöhen und Berge rings um das Schloß in der Gewalt und wohlbesetzt. Wie der Erzhirt vom Söller der Burg herab die baierischen Haufen und fliegenden Fahnen ersah, erhob sich froh wieder sein banges Herz. Er ließ oben ein Fähnlein herauswehen; unten fingen die Baiern an Freudenspiel zu blasen beim Donner der Heerpauken. Da wurde mit grobem Geschütz in die Stadt herabgeschossen; das that auch der Herzog nicht minder gegen das Lager der Bauern. Diese aber achteten deß wenigfügten den Baiern und Bundesvölkern größern Schaden zu, als sie selber litten. Wie der Herzog wahrnahm, daß wenig auszurichten sei, suchte

in ihren Gebieten (1751) gesetzlich. Und von da an hörten sie, wie in Amerika, so in Europa nicht auf, den Mitchristen anderer Kirchparteien das Gebot der Menschlichkeit zuzurufen.

Fast ein halbes Jahrhundert dauerte es, daß die Sache zur Sprache gebracht war, ehe sie in der öffentlichen Meinung so weit gedieh, um im wirklichen Leben Erfolg zu haben. Der edle Clarkson stiftete zu diesem Zweck den thätigen Verein der Menschenfreunde, bekannt unter dem Namen der „afrikanischen Anstalt" (African Institution). Lange kämpften, und vergebens, dafür in den britischen Parlamenten mit ihrer Beredsamkeit die Grandville Sharps, die Foxe, Wilberforce u. a. m. Lange war das Höchste, so zu Gunsten der schwarzen Menschen gewonnen werden konnte, mildere Behandlung in den Kolonien selber.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika waren es endlich, welche den ersten Schritt zum großen Ziel thaten. Am 22. März 1794 verbot der Kongreß allen Einwohnern, am Schwarzenhandel zu Gunsten irgend einer europäischen Kolonie Theil zu nehmen; nur zur Ergänzung der Neger-Bevölkerung in den vereinigten Staaten selbst war die Einfuhr der Afrikaner einstweilen noch gestattet. Die Beschränkung wurde durch spätere Gesetze immer enger gezogen, und

er durch freundliche Unterhandlung, was mit Waffen ungewiß zu erzwingen war; hörte und beseitigte die Beschwerden des Volkes, und stiftete mit großer Einsicht zwischen dem Erzbischof und seinen Unterthanen, daß keiner fortan etwas an dem andern rächen solle[102]). Darauf ließen die Bauern ihren Herrn frei; ihre Haufen zerlöseten sich, und Ludwig kehrte gen München zurück[103]).

Fast gleichzeitig wurden Schwaben, Franken, Thüringen und die Ufer des Rheins unter den Empörungen des gemeinen Volkes die Bühne unmenschlichen Gräuels. Deutschland hatte niemals einen ausgedehntern Aufstand erfahren, nie einen blutigern. Dieser Aufruhr war ein gräßlicher Naturschrei der Menschheit aus den tiefsten Ständen gegen die Unbarmherzigkeit der Unterjocher, welche, gering an Zahl, bisher den Namen des Volks und die Wohlthaten der bürgerlichen Verfassung allein genossen hatten. Solcher Ausbruch

102) Doch mußte die Landschaft 100,000 Gulden Kriegskosten und die Rädelsführer geben. Joh. Bapt. Fiklers salzb. Chronik Hdschr. im kön. Bücherschatz zu München. Sie geht bis zum Jahr 1589.

103) Als im Mai 1526 die Rädelsführer mit Gewalt eingezogen werden sollten, geschah neuer Auflauf. Viele Edelleute kamen dabei um. Doch diesmal wurden die Bauern mit Uebermacht geschlagen. Hanfiz germ. sacra 2, 592. Dukher 236.

des Schmerzes mußte in der Scheidestunde des Mittelalters von neuer Zeit laut werden, da in der Brust, auch des leibeigenen Knechts, das Gefühl ewigen Rechts und menschlicher Würde wach ward. Jahrtausende lang war es dem Eigennutz der Machthaber gelungen, jenes Gefühl zu betäuben; vertilgen konnten sie es nie. Und wäre damals an die Spitze der empörten Millionen ein mächtiger Geist getreten, welcher, die dunkeln Wünsche Aller umfassend, sich der Gährung bemeistert, ihre wilden Kräfte gelenkt hätte: es würde Deutschland, vielleicht das ganze Abendland umgestaltet worden sein. Er fehlte. Gott wollte so. Blutwege führen nicht ins Heiligthum. Der Volkszorn kehrte verzweifelnd in sich selber zurück. Es zerfleischte der wahnsinnige Riese den eigenen Leib, und verschied zuletzt in schauderhaften Zuckungen auf Blutgerüsten unter Henkershänden.

Als in denselben Tagen Sultan Solimans des Andern Waffen über Ungarn siegreich gegen Deutschland zogen; bei Mohacz Ungarns und Böheims König, Ludwig, umringt von der Blüthe seines Adels, gefallen war[104]); die Schwärme der Spahi's schon herauf gegen die Thäler von Krain und Steiermark streiften; zu Nürnberg die kaiserlichen Statthalter eiliges Aufgebot befahlen

104) Die Schlacht bei Mohacz den 3. Aug. 1526.

zu Ehr und Hut des heiligen Reichs: regte sich in den Deutschen wenig Begier wider den alten Erbfeind der Christenheit. Das nahe grose Schauspiel des Bauernkrieges und der kirchlichen Umwälzungen fesselte die Furcht und Hofnung Aller.

Auch die beiden Herzoge von Baiern versammelten ihre Landschaft zu Ingolstadt; forderten eine Türkensteuer, von welcher selbst ihr Fürsten- und Hausgut nicht verschont bleiben solle, und erboten, daß einer von ihnen mit zwanzigtausend Mann nach Ungarn ziehen wolle. Denn besser sei, der Feind werde in fremder Gegend bekriegt, als nach Oesterreichs, dieser Vormauer, Sturz, auf heimathlicher Erde[105]). Aber die Stände lehnten das Ansinnen ab. Von daher dünkte sie nicht die gröste Gefahr zu drohen. Den meisten, ohnehin zum Geben ungelenk, schien unbillig, daß Baiern sich für Oesterreich opfere, oder allezeit im Reich das erste Beispiel grosser Anstrengungen aufstelle[106]). Andern mochte ein zusammenge-

105) In eben diesem Jahr 1526 war in Böheim und Ungarn Rede, die Kronen dieser Reiche an Herzog Wilhelm zu geben. Adlzreiter P. II. L. 10; doch Stimmenmehrheit brachte sie an Herzog Ferdinand von Oesterreich, Kaiser Karls V Bruder.

106) Aehnlich ward schon im J. 1522 und 1523 und auch in den Jahren 1529, 1532, 1541, 1542 1543 bis 1550, und wenn sonst von Türkensteuer,

steuerter Schatz in der Herzoge Hand bedenklicher als der Osmannen Sieg bei Mohacz vorkommen.

Unter dem gewaltigen Gang des Kirchenschicksals änderten inzwischen weit umher Angelegenheiten, Verhältnisse und Richtungen der Staaten. Große Reichsfürsten traten der neuen Lehre bei; Kurfürst Johann von Sachsen mit seinem ganzen Volk; Landgraf Philipp von Hessen; der Hochmeister deutschen Ordens, welcher sein geistliches Fürstenthum verweltlichte; viele andere thaten so. Da ward der uralte Verband der Länder mit Rom zerrissen; neue Feindschaft, neue Freundschaft der Kronen herbeigeführt; der innere Bau des deutschen Reichskörpers verrückt und selbst der Stand des Herrschers zu den Beherrschten ein anderer.

Die Fürsten zu Baiern und ihr staatskluger Freund, Leonhard von Eck, sahen voll bosen Ahnens das Kreisen der Zeit; in den Grausamkeiten des Bauernkrieges die Frucht der Glaubensneuerung und das Vorspiel schrecklicher Begebenheiten. Darum thaten sie Vorsorge, daß ihr Volk vor Abtrünnigkeit behütet werde, um vor innern Zerrüttungen und äussern Stürmen ge-

---

Rede war, geurtheilt; zuletzt immer den Herzogen wohl das Unverweigerlichste gewährt, nie doch ohne Sträuben.

borgen zu bleiben. Es war hohe Zeit. Schon wurden die Bücher der fremden Lehrer häufig im Lande gelesen; viele Zellen, wie zu Biburg und Ensdorf, von Mönchen leer, die, ihres Gelübdes brüchig, in die Freiheit auswanderten. Es ermahnten nun die Herzoge die Landesgeistlichkeit zu frömmerm Wandel; alle Vorsteher von Baierns zweiundsiebenzig Klöstern[107]) zu vermehrter Zucht; alle Bischöfe zu geschärfter Wachsamkeit über Glaubensreinigkeit bei Priestern und Pfarrern ihrer Sprengel. Und auf daß die fürstliche Ermahnung, von Rom aus, Nachdruck empfange, hatten die Herzoge den feurigsten und beredtesten Gottesgelehrten der hohen Schule zu Ingolstadt an Papst Hadrian gesandt[108]). Dieser Gottesgelehrte war Johann Maier, von seinem Geburts-Dörflein Eck im Algau auch Eccius und Eck genannt[109]); ein Mann, welcher weniger durch

107) Soviel zählen Aplans baier. Landtafeln. Taf. 12.

108) Schon im J. 1521.

109) Geboren zu Eck den 13. Wintermonat 1486. Bekanntlich hielt er zu Leipzig mit Luthern selbst öffentliche Streitreden, und der Ausgang dieses, wie jedes ähnlichen Wortgefechts, mehrte mit gelehrter Grobheit die gegenseitige Erbitterung. Die Opera contra Lutherum dieses Schriftgelehrten, zusammengedruckt im J. 1531, sind schon zu seiner Zeit von geringer Wirkung gewesen. Er starb den 8. Hornung 1543.

Scharfsinn des Urtheils, als Reichthum des Gedächtnisses unter seines Gleichen hoch, und in vielen Streitreden und Schriften wider Luther im Rufe stand, dessen größter Gegner zu sein. Er trug der allgemeinen Kirche Klage wider Luther, und die Bitte der baierischen Herzoge, vor St. Peters Stuhl. Papst Hadrian säumte nicht, dem Verlangen der glaubenstreuen Fürsten zu entsprechen. Er gebot Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten strenges Wachen wider die Seuche der großen Ketzerei; befahl Verbesserung der Klosterzucht[110]); stellte zur Abwendung der Irrlehre eine vollmächtige Behörde aus Landesgeistlichen auf[111]), und sandte mit Würde und Namen eines Ketzerrichters und Boten des heiligen Stuhls den Mann von Algau über die Alpen zurück. Die päpstlichen Ermahnungen, veranlaßt durch die Sendung weltlicher Herren, verwundeten zwar sehr die Eigenliebe der baierischen Kirchenhäupter,

110) Die Bulle vom 12. Brachmonat 1523 an Salzburg, Passau, Regensburg, Freising und Augsburg die Hochstifte, auch an die Abteien Tegernsee, Wessobrunn, Raitenhaslach, Weihenstephan, Prüfening und Niederaltaich, bei Oefele 2, 276.

111) Dazu gehörten die Aebte von Niederaltaich, Tegernsee, Fürstenfeld, Allersbach und Polling; an ihrer Spitze stand der Kanzler der Ingolstädter Hochschule. Oefele 2, 273.

denn als Saumselige in ihrer Pflicht wollten sie zu Rom nicht verdächtig stehen[112]; doch mußten sie Gehorsam leisten, den Ketzereien nachspüren und wehren. So ward die Absicht der Herzoge erfüllt.

Diese selbst umrangten sich nur mit Männern ihres Sinnes; ordneten einige der eifervollsten zu besonderer Reinigkeit der Lehre an[113]; ließen von Dorf zu Dorf die Pfarrhöfe untersuchen, die heimlich gelesenen Schriften Luthers und seiner Anhänger wegführen[114], und an den Grenzen den Unterthanen bei schwerer Ungnade verbieten, zu Augsburg, Regensburg oder andern Orten dem Gottesdienste der Abtrünnigen beizuwohnen. Selbst mit Kerker und Tod ward gedroht, als eine Nothwehr der Kirche wie des Staates, für beider Ruhe. Kanzler Leonhard von Eck leitete Alles mit großer Klugheit und furchtbarem Ernst. Er

112) Wie sich denn der Herzoge Bruder, Bischof Ernst von Passau, hart darum beklagte. Oefele 2, 275.

113) Vor allen den Kanzler Leonhard von Eck, unter ihm den Grafen Christoph von Schwarzenburg, den Augustin Lösch und Franz Burkard.

114) Im J. 1527. Die Pfarrer entschuldigten den Besitz solcher Bücher mit dem Mangel guter Predigten und Erbauungsschriften in deutscher Sprache. Johannes Eck empfing daher Auftrag, dergleichen zu verfertigen.

wollte die erſten Funken tilgen, um Feuersbrunſt zu erſparen. Ueberzeugt, Niemand könne für irdiſche Obrigkeit Ehrfurcht empfinden, der ſie den Heiligen Gottes weigere; überzeugt, kein edlerer Schatz ſtehe in der Fürſten Obhut, als ihrer Unterthanen Glaub' und Seelenruhe: befahl er, ohne Bedenklichkeit, die Verfolgung der Irrlehrer.

So groß auch ſchon die Zahl der neuen Bekenner in Baiern ſein mochte, war ſie doch im Verhältniſſe zur glaubensfeſten Menge des Volks eben ſo ſehr, als durch ihre Zerſtreuung, ſchwach. Widerſetzung wagte Niemand. Aber viele gaben lieber Freiheit, Vaterland und Leben als ihr Gewiſſen dahin. Zu München ſtarb Georg, der Wagner, freudiges Todes in der Gluth des Scheiterhaufens[115]). Mühſam entrann dieſem Loose Meiſter Michael Keller, der aus Baiern auf des Bürgermeiſters Ulrich Nehlinger von Augsburg Schloß zu Leder floh. Auch da noch fand er nicht Sicherheit. Denn Herzog Wilhelm ſelbſt ſcheute die Mühe nicht, plötzlich in einer Morgenfrühe das Schloß mit Kriegsvolk zu umzingeln, als ſuche er ſeine Feinde darin[116]). Früh gewarnt,

115) Er ward den 8. Hornung 1527 verbrannt.

116) Mit fünfzig Mann zu Pferd, hundert und fünfunddreißig zu Fuß und zwei Falkaunen. Es war im Jahr 1528. Weberchronik.

entkam Keller den Nachſtellungen, erſt in einer Bauerhütte verborgen, dann in das freie Augsburg. Stephan Kaſtenbauer, welcher zu Regensburg muthig gelehrt, drei Jahre in den Kerkern von Mühldorf geſchmachtet, nie verläugnet hatte, ſollte in einen Thurm der ſalzburgiſchen Stadtmauer geſperrt, mit demſelben in die Luft geſprengt werden. Das Pulver ging zu früh an; ſo rettete er, vom Volk begünſtigt, ſein Leben[117]). Nicht ſo glücklich ward Lienhard Kaiſer. Dieſer, nachdem er ſieben Jahre lang Pfarrhelfer zu Waizenkirchen geweſen, und freier Grundſätze willen vom paſſauiſchen Domherrn Berger, ſeinem Pfarrherrn, angeklagt worden, war nach Wittenberg zu Luthern geflüchtet. Kindliche Liebe hatte ihn aber an das Sterbebett ſeines Vaters in die Heimath zurückgeführt. Hier verrathen, brachte man ihn in die Veſte Oberhaus ob Paſſau. Zehn Wochen lag er im Unflath des Kerkers unverhört. Dann ward er ſeinen Richtern vorgeſtellt, um zum Tode verdammt zu werden. Vergebens weinten ſeine Brüder und eine hochbetagte Mutter zu den Füßen des Ketzerrichters Johannes Maier von Eck; vergebens baten Grafen und Für-

117) Chr. v. Aretin Abh. von den älteſten Denkmälern der Buchdruckerkunſt in Baiern. S. 23.

ſien für des guten Mannes Tage[118]). Den Glauben, welchem er unter den Qualen der Folter treu geblieben, verläugnete er auch nicht, als er gefeſſelt vor die offenen Schrannen geführt ward, wo Biſchof Ernſt, umringt von Weih-Biſchöfen, Aebten und zahlloſem Volke, ſaß, das Urtheil zu ſprechen. Es ſchrie ihn der Biſchof an: „Widerrufe!“ — Beſche'den und feſt ſprach Lienhard: „Alles, nur nicht was Gottes Wort ſagt!“ Da riſſen ſie ihm das prieſterliche Gewand ab, ſchoren ſein Haupt, deckten daſſelbe mit zerfetztem Baretlein, und ſeinen Leib mit ſchlechten Lumpen. Alſo überantworteten ſie ihn dem weltlichen Arm des Landrichters von Schärding. Lienhard Kaiſer ging heiteres Antlitzes den Todesgang, ſchied tröſtend von Mutter und Brüdern, legte ſich auf den Holzſtoß und betete für ſeine grauſamen Richter. Noch ſein Schmerzensſchrei in der Flamme war Gebet[119]).

---

118) So die Grafen von Schaumburg, Schwarzenberg und Grafenberg, Markgraf Kaſimir von Brandenburg, Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen, deſſen Bittſchreiben im Morgenblatt für alle Stände, Jahrgang 1813. S. 787 abgedruckt ſteht.

119) Er ſtarb zu Schärding auf dem Gries, den 16. Aug. 1527. Luther beſchreib das Leiden und Sterben ſeines Schülers mit Wehmuth. Johann Maier

am 26. März 1804 die Einfuhr schwarzer Sklaven in die neuen Staaten Mississippi und Louisiana ganz untersagt.

England folgte diesem Beispiele im Jahre 1806, und verbot allen Briten, für Rechnung und Vortheil fremder Mächte, Hand im Sklavenhandel zu haben. Diese Beschränkungen waren nur Vorbereitungen zum letzten Schritt. Auch er ward zur Ehre der Menschheit gethan. Die zwei großen, das Weltmeer beherrschenden Seemächte, Nordamerika und England, hoben die Einfuhr der Schwarzen in ihren Gebieten gänzlich auf. In demselben Jahre, in demselben Monate (März 1807) wurde, wie in London, so in Washington, die Abschaffung des Sklavenhandels gesetzlich verkündet.

Von nun an bewies sich Großbritannien, als Königin des Ozeans, thätiger, denn jedes andere Reich, für die der Menschheit heilige Sache. Damals, wo das Napoleonische Kontinentalsystem England in feindselige Stellung gegen das ganze Festland brachte, durfte keine Seemacht Schifffahrt wagen, als Portugal, Englands Bundesgenoß; folglich konnte auch nur dieses den Negerhandel fortsetzen. Doch die britische Regierung führte auch hier, vermittelst des Vertrages vom 19. Februar 1810, mit dem Prinz-Regenten von Portugal die Beschränkung ein, daß die

So litten und ſtarben noch Viele. Dieſes Verfolgen der Meinungen ſteigerte, wie immer, den Werth derſelben und die Macht der Begeiſterung für ſie. Beharrlich hinwieder, wie die neuen Bekenner, ſchritten auch Leonhard von Eck und die Herzoge in Vertilgung derſelben fort. Prieſen jene ſich ſelig, Blutzeugen der Wahrheit zu heißen, freuten ſich dieſe, zur Verherrlichung Gottes zu wirken, und um ſo eifriger ward ihr Thun, da nicht abzuſehen war, wo endlich die Umwälzungen in Kirche und Glauben aufhören würden. Denn ſeit des heiligen Vaters Unfehlbarkeit und die Sprüche des frommen Alterthums verſchmäht, die heiligen Schriften als einziger Glaubensgrund jedem geöffnet waren, maßte ſich auch ſchwärmeriſche Unwiſſenheit des Auslegeramtes und der Weiſſagung an. Da erhoben ſich aller Enden neue Parteien und Rotten, daß zuletzt die Neugläubigen ſelber in mannigfacher Spaltung einander kaum mehr erkannten.

Beſonders ward die Menge derer in obern und niedern deutſchen Landen groß, welche ſich zur Wiederherſtellung erſter Einfalt des Urchriſtenthums vereinigten, brüderliche Liebe und Gleichheit lehrten, geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit

---

von Eck erwiederte es mit rohen Schmähblättern gegen Luther.

wenig achteten, da ſie durch das Chriſtenthum den Geiſt der Kindſchaft Gottes, nicht der Knechtſchaft zu haben vermeinten, Gemeinſchaft der Güter, Liebesmahler, Verabſcheuung des Eidſchwurs und aller Kirchenſatzung predigten; wo jeglicher des göttlichen Wortes Ausleger und Verkünder ſein, und ohne Furcht vor Erbſünde und Gnadenwohl durch fromme Nachfolge des Herrn den Weg zum Himmel finden wollte. Weil ſie nur Erwachſenen das Bad der Wiedergeburt ertheilten, nach Weiſe der erſten Chriſten, ſind ſie Wiedertäufer geheißen worden. Vorzüglich that die Einfalt und Freiheit ihrer Lehre dem gemeinen Volke wohl, und viele von den Häuptern des Bauernkrieges waren derſelben zugethan geweſen. In Baiern hatte ihnen längſt ſchon mancher heimlich beigeſtimmt, wie der gelehrte Balthaſar Huebmaier von Friedberg, welchem darum ſein Vaterland geraubt [120]), und

120) Er war einige Jahre daſelbſt Lehrer geweſen, dann nach Regensburg gegangen, hier ſeiner Glaubensmeinungen willen verjagt, gen Waldshut und in die Schweiz gezogen, als Haupt der Wiedertäufer lange umſtat, bis er nebſt ſeiner Frau gefangen, den 10. März 1528 zu Wien verbrannt wurde. In dem traurigen Denkmal, welches ihm die Lehrerſchaft zu Ingolſtadt, noch vor Bekannt-

von der Ingolſtädter Hochſchule ein ſchmachvolles Denkmal geſetzt worden[121]). Nach Dämpfung jener Empörungen hatten ſich Tauſende von Beſiegten zerſtreut. Als heimathloſe Taglöhner und gartende Knechte zogen ſie auch im Baierland umher, lehrten bei Feld- und Gartenbau die Genoſſen des Hauſes, dem ſie dienten, oder predigten und tauften nächtlich in Scheuern der Hirten und Ackerleute, in Wildniſſen der Berge und alten Haine. Ihre Zahl wuchs ſtill verborgen und ſchnell. Sie hießen ſich das auserwählte, im Geiſte verſammelte, Volk Gottes. Aber ohne Erbarmen rächte der herzogliche Zorn die Ehre der alten Kirche an ihnen mit Schwerd, Erſäufung und Brandpfahl. München ſah binnen Jahresfriſt die Hinrichtung von neunundzwanzig dieſer Unglücklichen, Landsberg von neun andern. Menſchlicher begnügten ſich Anfangs die Städte

werdung ſeines Schickſals, ſetzte, und Mederer (ann. acad. ingolstad. 197) als Weiſſagung mit einiger behaglichen Wichtigkeit anhebt, erſcheint unter andern der gottesgelahrte Fluch: Deus tradat eum in interitum carnis, ut spiritus salvus fiat. Amen.

121) Im J. 1529. Regensb. Reform. Geſch. S. 56. Auf Verlangen der Herzoge von Baiern mußte der wiedertäuferiſche Schulweiſter Auguſtin Wieſelburger, wegen Verführung vieler Baiern, enthauptet werden.

des Reiches, sie aus ihren Thoren zu verbannen. In Regensburg lebten sie lange bei Hunderten. In Augsburg schienen die Rathsglieder alten Glaubens sie mit arglistiger Schonung zu dulden, um einst zu gleicher Zeit sammt ihnen alle Lutherischen verderben zu können. Weil aber der Wiedertäuferischen bald zu Viele wurden, schritt man auch hier zu ihrer Ausrottung. Dazu boten Neu- und Altgläubige die Hand. Einige der Hauptlehrer wurden enthauptet, andere Jahre lang eingekerkert, andere strich man mit Ruthen. Eisen und Pranger wurde nie von ihnen leer. Doch litten sie alle Schmach geduldig, predigten noch vom Schandpfahl herab Buße, und sangen unter Staupenschlägen Davids Psalmen freudiglich[122]).

7.

Johannes Turmayr, genannt **Aventinus**.

In des Volkes höhern Ständen ward der Gedanke der Glaubensfreiheit und Kirchenherstellung mit nicht minderer Wärme, doch edler gehalten. Eine reifere Bildung aus Schulen und das Lesen großer Denker und Dichter der Vorwelt in ihren Ursprachen gab dem Geist jene Selbstthätigkeit zurück, in der er vor aller Verkehrtheit

122) **Winters** Gesch. der baierischen Wiedertäufer im sechszehnten Jahrhundert.

der Begriffe, spitzfindiger Wortsyalterei und geschmacklosem Pfaffenwitz edle Scheu fühlt. Denn nichts stärket reinmenschlichen Sinn so belebend, als die Einfalt, Klarheit und Kraft der alten Weisen, dieser Zöglinge der ewigen Natur. Damals aber ward noch von Greisen wie Jünglingen, Hohen wie Geringen, die Wissenschaft wegen eigener Herrlichkeit, nicht Amtes und Brodes willen, geliebt.

Herr Bernhardin von Stauf, Freiherr zu Ehrenfels, dessen unglückseliger Bruder enthauptet worden, hatte den Anhängern der neuen Kirche nicht nur sein Haus zu Regensburg, sondern auch sein Landgut Berezhausen zu gottesdienstlichen Uebungen geöffnet. Argula, seine Tochter, behielt auch nach seinem Tode, am Hofe zu München, wo sie erzogen ward, und als Gemahlin Friedrichs von Grumbach, eines fränkischen Freiherrn, die erste Liebe zur Läuterung des Glaubens. Sie war so geistvoll als schön, mit Luthern briefwechselnd. In frommer Schwärmerei forderte sie mit Rede und Schrift auf, das göttliche Wort allein als den Quell der Weisheit und des Trostes zu ergreifen, ward des achtzehnjährigen Jünglings Arsazius Seehofer beherzte Fürsprecherin, da derselbe freyer Meinung halber vor der Ingolstädter Hochschule Verfolgung

litt[123]), und ließ ſich durch des Johannes Eck holzen Spott nicht ſchrecken, welcher ihr eines Tages den Spinnrocken ſandte, als ſie ihn zum öffentlichen Kampfgeſpräch über Glaubenswahrheiten gefordert hatte. Die kühne baieriſche Frau ward des Herzogthums verwieſen[124]). Freiwillig aber hatte ſie ſich ſchon aus einem Vaterlande verbannt, welches dem freien Gewiſſen nur Folterbänke und Kerker wies.

Schonte doch unduldſamer Glaubenseifer auch des weiſeſten und ruhmreichſten Mannes von Baiern nicht, welcher, ſeiner Zeiten Zierde, heute noch geſammten deutſchen Volkes Stolz iſt. Auch Johannes Turmayer, der Aventinus geheißen, war von prieſterlicher Tücke in die Gefängniſſe geſtoßen. Dieſer, eines Bürgers zu Abensberg Sohn[125]), war einſt durch Konrad

123) „Mich erbarmen unſere Fürſten," ſchrieb ſie an die hohe Schule zu Ingolſtadt: „daß ihr ſie ſo jämmerlich verführet und betrüget.

124) Sie ſtarb zu Zeyerheim in Franken im J. 1551. Was von ihrem Leben Denkwürdiges vorhanden, ſammelte J. J. Lipowsky in ſeiner reichhaltigen Schrift: Argula von Grumbach.

125) Am St. Ulrichstage 1477 geboren, oder wahrſcheinlicher nach der ältern allgemeinen Meinung 1466. *Hieron. Ziegleri* vita Aventini annalibus præmiſſa.

Celtes, einen der großen Wiederherſteller der Wiſſenſchaften, in Sprache und Weisheit Roms und Griechenlands eingeweiht, dann auf den Schulen von Paris und Wien vollendet worden. Nachdem er acht Jahre lang zu den Füßen trefflicher Meiſter geſeſſen, hatte er ſelber über Latiums Schriftſteller auf vaterländiſcher Hochſchule gelehrt[125]); daſelbſt die jungen Herzoge Ludwig und Ernſt als Zöglinge empfangen, und mit Letzterm die Städte und Höfe Italiens und die heiligen Trümmer Altroms beſucht[127]). Eine ehrenvolle Muße, welche der Fürſten Erkenntlichkeit gewährte[128]), widmete er darauf der Erforſchung und Beſchreibung der Geſchichten ſeines Volkes. Zwanzig Jahre und länger hat er aus Urkunden, erloſchenen Schriften, verſchollenen Sagen, Liedern, Münzen, Grabmalen, und was über des Vaterlandes Alterthum von Vorfahren je hinter-

---

125) Im J. 1509. Er kam dahin von Krakau in Polen, wo er in den griechiſchen Schriftſtellern unterrichtet hatte.

127) Die Reiſe geſchah in den Jahren 1515 und 1516.

128) Sie gaben ihm, neben andern Geſchenken, jährlich hundert Gulden Unterhalt. Er reiſete auf ihre Koſten und mit ihren offenen Befehlen in Baiern umher, daß ihm alle Alterthümer der Stifte und Städte, der Kloſter Bücherſale und Urkunden geöffnet wurden.

laſſen oder von Fremdlingen je gemeldet worden, aufgeſammelt. Was ſein nimmer müder Fleiß gefunden, ſchrieb er treu und mit hohem Sinne für die Ewigkeit nieder, wenn er entweder im einſamen Gartenhauſe zu Abensberg, oder bei Erasmus Brims, dem Chorherrn in Regensburg, lebte[129]), dem er voll zärtlicher Freundſchaft angehörte.

In acht Büchern zeichnete er mit Aufrichtigkeit kindlichen Gemüths, mit Gediegenheit männlicher Kraft und ernſter Weltanſicht eines Greiſen des alten Hauſes Baiern Herkommen und Geſchichten auf[130]). Immer verknüpfte er dieſelben

129) Einſt auf der Heimkehr von Wien nach Abensberg ward er zu Regensburg hilfreich von Andreas Brims, einem Bürger daſelbſt, aufgenommen und verpflegt. Dankbar behielt der Geneſene deſſen Sohn Erasmus, als ſeinen Schüler, bei ſich, da er wieder nach Wien und ſpäterhin nach Krakau ging. Billig werden die Namen von Männern aufbewahrt, welche ſolch einem Manne wohlthätig, oder die würdig geweſen ſind, von ihm geliebt zu werden.

130) Die Annales Bojorum, zuerſt 1522 im Auszuge bekannt gemacht, wurden 1554 zu Ingolſtadt gedruckt, nachdem ein öffentlicher Lehrer der Dichtkunſt daſelbſt, Namens Hier. Ziegler, auf herzoglichen Befehl mehrere der Geiſtlichkeit widrige

Gestalt[132]). Die Herzoge, als sie des theuerwerthen Mannes Verhaftung hörten, geboten zwar sogleich seine Loslassung. Doch kehrte seine Heiterkeit nicht mehr zurück. Sonst harmlos, gutmüthig und offen im Umgange, ward er schüchtern und still. Das rohe Wesen seiner zänkischen Gattin, die er erwählt hatte, um bei ihr die verlorne Freudigkeit wieder zu finden[133]), vergrößerte sein Unglück und Leiden. Daneben hatte er mit Dürftigkeit zu kämpfen. Ein herzoglicher Hoftrommeter empfing größern Sold, als der Mann, welcher dem Vergessenen unsterbliches Gedächtniß, und den Thaten alter Baiern unvergänglichen Ruhm gegeben[134]). Erst da ihm Leonhard von Eck, der Kanzler, seinen Sohn Oswald und Leitung von dessen Unterricht an der hohen Schule vertraute, genoß er nach drei schweren Jahren wieder das sorgenlose Dasein, welches

132) Er trug einen rothen Bart, den er unter dem Kinn wachsen ließ. Vacchieri Bavaria docta Hdsch. im königl. Büchersaal zu München.

133) Im J. 1530. Sie war aus Schwaben. Von seinen Kindern überlebte ihn nur seine Tochter Gisula; ein Knabe, Karl, starb früh hin.

134) Und doch rühmte der bescheidene und genügsame Mann in seiner Zueignungsschrift an die Herzoge Wilhelm, Ludwig und Ernst, er sei „liberali perpetuoque stipendio condonatus."

Portugiesen ſich nur auf ihren ſelbſtgebauten Schiffen und aus ihren eigenen afrikaniſchen Pflanzſtätten mit Negern für ihre amerikaniſchen Kolonien verſehen konnten. Das geſchah faſt zu derſelben Zeit, als, in der Nachbarſchaft dieſer Kolonien, die Junta des neuen Freiſtaates Caraccas die vollkommene Aufhebung des Sklavenhandels erklärte, wie ſolches bald darauf (3. Mai 1812) auch die republikaniſche Regierung vom La Plata zu Buenos-Ayres that. — Dann folgte Schweden den rühmlichen Vorgängern. Als es von Großbritannien die Inſel Guadeloupe empfing, machte es ſich durch den Vertrag vom 3. Mai 1813 verbindlich, die Einfuhr von Sklaven, ſowohl in dieſer neuen, als in allen ſeinen andern weſtindiſchen Beſitzungen, ganz und gar abzuſtellen.

Schon war viel gethan. Als aber Napoleons Macht gebrochen, und mit dem Jahre 1814 ſämmtlichen Seemächten der Ozean wieder geöffnet war, drohte von allen Seiten die Wiederkehr des verruchten Menſchenhandels. Darum ſchritt England mit Nachdruck ein.

Schon im Jahre 1794 hatte König Chriſtian VII. von Dänemark verordnet, der Sklavenhandel ſolle mit dem Schluſſe des Jahres 1803 in ſeinen Kolonien enden. Aber im Kieler Frieden vom 14. Februar 1814 machte ſich Däne-

die Wissenschaften zu ihrer Pflege begehren. Um dasselbe mit den Seinigen zu theilen, reisete er gen Regensburg, sie zu sich zu führen. Aber der achtundsechszigjährige Greis starb, von Erkältung hinweggerafft, in der Stadt seines Freundes Erasmus Brims[135]). Die Klosterkirche zu St. Heimeran bewahrt seine Asche. Johannes Tezlenk, einer des Rathes von Straubing, setzte ihm ein Grabmal von weißem Marmor über die Gruft; kein Fürst.

9.

Sorge der Herzoge um Landeszucht und Ordnung.

Je höher in den benachbarten Landen mit den kirchlichen Gährungen die Unruhen und Verwirrungen der Völker stiegen, um so eifriger ward in Baiern zur Behauptung öffentlicher Ruhe die in frühern Landtagen verbesserte Gesetzgebung benutzt. Gleich den wiedertäuferischen Flüchtlingen und Auswanderern wies man alles fremde Gesindel über die Grenzen, welches unter mancherlei

135) Den 9. Jänner 1531. Lehrreich und würdig feierte C. T. Breyer in seiner Rede über Aventin, als Geschichtschreiber, das Andenken desselben bei der ersten öffentlichen Sitzung des königlichen Gelehrtenvereins zu München im J. 1807.

Gestalt und Namen umherstrich[136]). Zigeuner waren vogelfrei, denn sie wurden für Ausspäher in der Christenheit geachtet[137]). Bei Hochzeiten, Jahrmärkten, Kirchentagen und Tänzen war das Tragen jeder Waffe, da und bei Kindmählern oder Todtenbegängnissen unmäßiger Aufwand verboten. Gotteslästerung, Spiel und Zutrinken hatten schwere Strafen. Neue Wein- und Bierschenken oder Brauereien zu eröffnen, stand ohne höchste Erlaubniß Keinem, und Pfarrern niemals frei.

Es war ein weises Gebot der Herzoge, fremde Bettler zu verjagen, einheimische in ihr Landgericht einzubannen und derselben Kinder mit Gewalt bei Handwerkern und Bauern zu nützlicher Thätigkeit anzubringen. Auch Augsburg hob in dieser Zeit den Gassenbettel auf, und gab des Almosens Bedürftigen Bettelzeichen[138]). Dies aber dämmte den Strom nur, die Quellen des Unheils rannen unversiegt. Die Bevölkerung, einer ge-

136) „Singer, Pfeiffer, Lautenschläger, Geiger, Sprecher, Schalksnarren, Zigeuner, Stationirer, Kerwestirer u. dgl.“ Das folgende Sittengemälde ist größtentheils aus dem Buch der gemeinen Landbot von 1516, Reform. des baier. Landrechts von 1518 und der Gerichtsordnung von 1520 erhoben.

137) Von den Türken ausgesandt.

138) Almosenordnung von Augsburg im J. 1522. Der Anstalt waren sechs Seckelherren vorgesetzt. Gasser.

werbthätigern Zeit entſtammt, ſing gegenwärtig ſchon an, aus dem richtigen Verhältniſſe zum beſtehenden Wohlſtande zu fallen. Den Städten entging ſchon vom alten reichlichen Verkehr[139]). Die Dörfer wimmelten von abgedankten, der Feldarbeit entwöhnten Kriegsknechten. Zahlreiche Feſttage und Wallfahrten unterſtützten dabei des Volkes Müßiggang und Leichtſinn; und aus beſſern Tagen erbte der Hang zu Völlerei und Aufwand fort, welchem der Haufe unwiſſender, lebensluſtiger Pfarrer durch Beiſpiel und Lehre ſchlecht entgegen kämpfte. So mußte mit verſchwindendem Gleichgewicht des Fleißes und Genuſſes, der Mittel und Unterhaltsbedürftigen, den Geſetzen zum Spott, ein allmäliges Verarmen entſtehen. Abteien und Klöſter, Pflegemütter träger Bettelei, halfen dazu nicht wenig mit der prangenden Wohlthätigkeit ihrer Spenden. Alljährlich wurden am lehten Feiertag der Pfingſten die wohlgemeinten Landgebote gegen Bettelſchaft öffentlich verleſen; doch alte Gewohnheit iſt tauben Ohrs.[140]).

139) Daß das hauſiren auf dem Lande verboten, oder auſſer Jahrmärkten nur in Städten erlaubt ward, Tuch ellenweiſe zu verkaufen u. dgl. waren ſchwachliche Rettungsmittel.

140) Man lernt dieſes aus den in den Jahren 1553,

Gleich schwierig war neben diesem die allgemeine Einführung des Landrechtes. Viele Landsassen hat es bisher nie gebraucht, so wohlthuend es auch sein mochte. Ihm gemäß konnten Dorfgerichte nur über Werth von höchstens zweiundsiebenzig Pfenningen sprechen; mit mehr nicht, als zwölf Pfenningen, strafen. Von niedern Gerichten blieb, binnen dreißig Tagen nach gefälltem Urtheil, der Gang zum Vitzthum und fürstlichen Hofgericht, von obern Gerichten zum kaiserlichen Kammergerichte offen[141]). Frauen stand zu, ihr Recht in eigener Sache selbst, oder durch den Mann zu vertreten, nie aber des Ehemannes Recht; sie konnten bei peinlichen Fällen, in Ermangelung des Bessern, Zeugniß leisten, niemals aber Anwälde sein, so wenig als Geistliche, Gebannte, Geächtete oder Minderjährige.

Jedermann ward, uralter Sitte treu, nur vor seinem Gericht gesucht; ohne genügende Anzeigen nicht zu Gefangenschaft und Folter geführt. Ueber Anwendung der letztern entschied in zweifelhaftem Falle der Herzog nur, oder sein Hofge-

1554, 1557 u. s. w. immer wieder erneuerten und immer kraftlos gefundenen Landgeboten.

141) Zuvor aber hatte das Hofgericht zu entscheiden, ob hinreichender Grund zur Anrufung (Dingung) des kaiserlichen Gerichts vorhanden sei.

richt, eben so über Mäßigung des Strafurtheils. Die peinlichen Händel: Todtschlag, Landfriedensbruch, Falschmünzerei, Nothzucht, Unkeuschheit wider Natur, Meineid, Zauberei, grober Diebstahl, Frauen- und Kinderraub und Markenverrückung gehörten dem Vizthum; alles andere dem Land- oder Hofmarkgericht, doch letzterm auch nicht Streit um liegendes Gut, wohl Gant und Zank um fahrende Habe, oder Schuld.

Todtschlag, Nothzucht, Straßenraub, strafte das Schwerd, Blutschande die Lebendigvergrabung, Kirchenraub und Unzucht mit Thieren die Ersäufung im Sack, Ermordung der Gattin das Rad, jede andere Verwundung eine Geldbuße und Ersatz für Heilkosten und Zeitversäumniß. Diebstahl von mehr denn achtzig Pfennigen zog Ruthenstreiche zu; Diebstahl von beinahe einem Pfund, Verweisung hinter die vier Wälder; Entwendung von mehr denn einem Pfund, doch unter zehn Schilling, Verlust beider Ohren; über zehn Schilling und dreimal wiederholt, Verlust des Lebens. Waldfrevler leisteten doppelten Ersatz. Urkunden- und Briefverfälschern ward die rechte Hand abgehauen[142]). Am gemeinen Mann strafte das Gesetz

142) Als im J. 1518 Alexander von Gumpenberg, der ungerathene Sohn Ritter Georgs, in einem Rechtsstreit mit seinen Vettern wegen einiger hundert

erſt den dritten Ehebruch peinlich, den erſten aber mit vierwöchentlicher Gefangenſchaft bei Brod und Waſſer, nebſt dreiſonntägiger Ausſtellung mit brennenden Kerzen an der Kirchenthür, den zweiten mit Landesverweiſung. Reichere Leute zahlten zur Büßung desſelben Verbrechens fünfzig bis hundert Pfund Pfennige an fromme Stiftungen. Edelleute thaten dafür auf eigene Koſten einen fünfmonatlichen Feldzug gegen die Türken, oder im Dienſte des Landesherrn; Edelfrauen wurden ihrer Ehrenkleider beraubt, aus aller guten Geſellſchaft verſtoßen, auch wohl lebenslänglich, mit fürſtlicher Bewilligung, in das Burgverließ eingemauert.

Kinder konnten wegen Gewaltthat oder Frevelwort an Aeltern, oder wegen Blutſchande, enterbt werden; eben ſo Söhne, die ſich nicht für gefangene Aeltern verbürgen wollten, und Töchter, die in Unzucht lebten, obgleich die Aeltern ihrer Verheirathung nicht entgegen geweſen. Aus ähnlichen Gründen hatten Kinder Recht, ihre

---

Gulden ſich zu Ingolſtadt falſches Siegel zu einem falſchen Brief hatte ſtechen laſſen, ward ihm die rechte Hand abgeſchlagen, dieſe ſammt dem unrichtigen Brief öffentlich verbrannt; er ſelbſt lebenslang in ſein Haus eingebannt. Das große Zeitbuch von Augsburg. Handſchr. S. 386.

Aeltern zu enterben. Ohne der letztern Willen durfte der Sohn sich nicht vor seinem dreißigsten, die Tochter nicht vor dem fünfundzwanzigsten Jahre eigenmächtig vermählen, bei Verlust von Heirathsgut und Heimsteuer. Verwaiste Knaben hatten bis zum vierzehnten, Mädchen bis zum zwölften Jahr Vormünder; dann bis zum achtzehnten Jahr Treu'sträger, oder Pfleger ihres Guts und Rechts. Auch Müttern ward gestattet, Vormünderinnen ihrer Kinder zu sein.

9.

Handel. Sitten. Künste.

Im Ganzen gewährte das Herzogthum einen vortreflichen Anblick, und ward in Deutschland mit Recht als eines der glücklichsten gepriesen, sowohl wegen seiner Verfassungen und Gesetze, als wegen der Stärke seines Volks, der Fülle seines Anbaues und des Reichthums seiner Edeln und Klöster. Noch dauerte die Wirkung des großen Verkehrs über Venedig mit Ostindien fort. Augsburg hatte den Wendepunkt seines Glanzes erstiegen, Nürnberg rang wetteifernd nach. Schon hatte Martin Behaim, einer von Nürnbergs Bürgern[143], unter Seefahrern großen Ruhm;

143) Vermuthlich 1436 geboren, vom Geschlechte der Behaime von Schwarzbach zu Nurnberg. Unter dem portugiesischen Admiral Diego Can machte er

ja gesagt wird von ihm, er habe die neue Welt gesehen, ehe Colomb, und diesem den Wink zur Entdeckung Westindiens gegeben[144]). Der oberdeutschen Städte Handel ward so mächtig, daß daneben sogar der Hansa Ruhm schwand. Im engen Umfange von neuntausend Schritten wohnten zu Augsburg[145]) die reichsten Kaufleute Deutschlands beisammen, welche, mit Nürnbergern, Florentinern und Genuesen verbunden, auf eigenen Schiffen den ostindischen Handel, neben den Portugiesen, trieben[146]). Die Flotten der goldenen Fugger zogen über alle Meere[147]). Sie

1484, als Erdbeschreiber, die afrikanische Entdekkungsreise mit. Er starb zu Lissabon den 29. Heum. 1506. v. Murrs diplomat. Geschichte des port. Ritters Martin Behaim.

144) Eine von ihm gezeichnete Karte, worin ein Theil Amerika's schon angedeutet war, soll in Colombs Hand gefallen sein.

145) So groß wird in damaligen Zeitbüchern der Stadtmauern Umfang angegeben.

146) Im J. 1509 kamen drei Schiffe, deren Ausrüstung 66,000 hungar. Gulden gekostet hatte, aus Ostindien zurück. Der Gewinn betrug 175 vom Hundert. Stetten Gesch. von Augsburg. S. 260.

147) Die Hansa ließ ihnen einst zwanzig mit Kupfer befrachtete Schiffe im baltischen Meere wegfangen. Fischer Handelsgesch. 2, 648.

hatten zu Antwerpen ihre Niederlagen und Häuser. Auch konnte nur ein Fugger einſt, Kaiſer Karl den V bewirthend, die Flamme des Kamins ihm mit duftendem Zimmetholz und Schuldverſchreibungen von Geldern, zur Unternehmung gegen Afrika vorgeſchoſſen, nähren; ein Fugger nur in ſeiner Vaterſtadt den Armen hundert und ſechs Verſorgungshäuſer bauen. Den reichen Welſern gehörte unterpfändlich Stadt und Gebiet Venezuela in Amerika[148]) und eine ihrer Töchter, die ſchöne und tugendhafte Philippine, ward Erzherzog Ferdinands, des römiſchen Königsſohns, Gemahlin[149]).

Baiern genoß zwar nur die Nebenvortheile, welche die Nähe der großen Handelsſtädte gewährte. Fortſchaffung der Waaren zu Land und zu Waſſer, Spinnen und Weben von Leinwand, Barchent,

148) Im J. 1528 ſchickten ſie aus Spanien eine Flotte dahin, verwüſteten das ihnen von den Eingebornen beſtrittene Land, und nachdem ſie vierhundert Meilen zur Einöde gemacht hatten, mußten ſie den Beſitz wieder aufgeben.

149) Sie war Franz Welſers Tochter. Die Vermählung geſchah zwar heimlich im J. 1550, ward aber 1558 auch vom Kaiſer gültig erkannt. Die Söhne aus dieſer Ehe hießen Markgrafen von Burgau. Selten iſt ein Grabmal ſeiner ſelbſt willen ſo ſehenswerth, als das der ſchönen Philippine zu Innsbruck.

Kölſch und Zwillich[150]), Gewinn von Mauthen und Zöllen, wie leichter Abſatz eigener Erzeugniſſe, brachten aber großes Geld. Getreide, Flachs, Bier und Meth gab das Land in Ueberfluß[151]). Auch ward des baieriſchen Weines viel ausgeführt, der von fünfzehn Ortſchaften um Landshut, von zweiundzwanzig im Gericht Teisbach, von eben ſo vielen bei Straubing, Deggendorf, Dingolfing und Landau, von mehr als vierundzwanzig Ortſchaften in den Umgebungen Kelheims, der Stadt am Hof, und Donauſtaufs gebaut wurde[152]). Holz nicht minder. Immer ſorglicher mußte mit den Waldungen gewirthſchaftet, das Harzreiſſen

150) Jährlich wurden zu Augsburg über 35,000 Stück Barchent zur obrigkeitlichen Schau gebracht, über 70,000 Stück Leinwand zur Bleiche, daneben über 60,000 Stück Zitze verfertigt. Noch im J. 1610 waren in der Stadt 6000 Weber und es wurden 457,184 Stück Barchent gemacht. Stetten.

151) Doch immer brachten Fehljahre noch Hungersnoth. In den Jahren 1530 und 1531 war, wie im übrigen Deutſchland, der Mangel ſo groß, daß zu Regensburg der Scheffel Waizen zehn Gulden koſtete, der gemeine Mann aus gemahlenen Haſelnuſſen, oder Saubohnen mit Kleie vermiſcht, ſein Brod buk. Oefele 1, 578.

152) Nach einer „Aufſchlags-Inſtruktion," den Baierwein betreffend, v. J. 1513. Landr. 1543.

mark gegen Großbritannien feierlich anheischig, keinem seiner Unterthanen irgend einen Antheil an dem ehrlosen Gewerbe zu gestatten. Auf Englands Einwirken erließ auch der neue König der Niederlande das Verbot (vom 15. Juni 1814) des Neger-Kaufs und Verkaufs. Nicht so rasch folgten Frankreich und Spanien. Jenes (im Vertrag vom 30. Mai 1814 mit England) verpflichtete sich, den Sklavenhandel erst nach fünf Jahren, und dieses (15. Juli 1814), ihn erst nach acht Jahren völlig abzuthun; bis dahin aber sich bloß auf Einfuhr der Schwarzen nur in ihren Kolonien zu beschränken. Endlich erschien noch die Erklärung des Wiener Kongresses, in welcher sich (8. Februar 1815) die vereinigten Mächte Europens auf die kräftigste und feierlichste Weise gegen den Negerhandel aussprachen. Schon hatte Portugal (22. Januar 1815) durch einen neuen Vertrag mit Großbritannien diesem Gewerbe nordwärts dem Aequator gänzlich entsagt, und ihn für die Gegenden der südlichen Halbkugel abzuthun verheißen lassen.

Das Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich bewirkte auch in dieser Angelegenheit des menschlichen Geschlechts Entschiedenes. Eine der ersten Verordnungen Napoleons war die vollkommene Abschaffung des Sklavenhandels, und König Ludwig XVIII., bei seiner Rückkehr nach Paris,

beſchränkt und der Weidgang in jungen Tannenhauen vor dem dritten Jahr, in Laubholz vor dem vierten unterſagt werden[153]). Jene Forſten an dem ſalzburgiſchen Gebirge, den Herzogen für die Salzpfannen Reichenhalls unentbehrlich, oft zwiſchen Erzſtift und Baiern ein Stoß des Zwiſtes, wurden damals ausgemarkt und beſchrieben[154]); und zur Ableitung des ſüßen Waſſers, welche keine Brunnenſchacht mehr gewältigen mochte, Röschen und Stollen getrieben bei dreizehntauſend Schuh weit ins Unterirdiſche[155]).

Aber an kühnen Handelsunternehmungen und Großgewerben aller Art, wie dergleichen in hoch- und niederdeutſchen Reichsſtädten erblickt wurden, mangelte es, wie von Alters her, den Städten des Herzogthums. Das verſchuldete nicht die oft wiederkehrende Noth räuberhaft geführter Kriege, nicht der Zwang von Mauthen, Zöllen und man-

153) Baier. Landerdnung im J. 1553.

154) Es geſchah im J. 1525.

155) Der Stollen hat die Länge von 7510 Fuß 4 Zoll, davon 6440 Fuß mit gehauenen Steinen ausgemauert ſind; iſt 6 Fuß 2 Zoll weit, und 5 Fuß 1 Zoll im Lichten hoch. Die Reiche, oder der offene Graben bis zur Salach betragt dazu noch 5779 Fuß. Dieſer koſtbare Bau, im J. 1521 angefangen, ward 1532 beendet. Zinri Geſch. der Saline von Reichenhall. S. 22.

nigfaltigen Abgaben. Unter gleichen Hinderniſſen waren dennoch viele Städte Deutſchlands zu Macht und Glanz erſtanden. Auch hinderte nicht Mangel der Einſicht, des Vermögens oder jenes perſönlichen Muthes, welcher für großen Zweck große Gefahr auf weiten Reiſen verachtet. Denn es blüheten reiche Geſchlechter in den Hauptſtädten; Baierns Söhne wallfahrteten zum heiligen Grab[155]), und ſchifften über das Weltmeer zu unbekannten Ländern, wie Ulrich Schmiedel von Straubing, welcher das wundervolle Braſilien und den ungeheuern La Plata-Strom ſah[157]). Aber das fehlte, was allen Reichthum der Erkenntniß, des Muthes und Vermögens erſt zum gewaltigen Werkzeug der Sterblichen macht: Freiheit der bürgerlichen Verfaſſung, weiter Spielraum der Kräfte. Denn auch Silber und Gold und Alles, was der Staub Glänzendes gebiert, gen'gt zuletzt dem menſchlichen Gemüth nicht. Der Geiſt ſucht das Geiſtige, weil er ſelber das Allerherrlichſte

---

156) Bei der Reiſegeſellſchaft, die im J. 1561 nach Syrien und Paläſtina ging, befand ſich auch ein Kaspar Rothaft von Hohenburg und ein Adam von Töring.

157) Die Reiſe dauerte von 1534 bis 1551. Sie ward zuerſt in deutſcher, und 1599 zu Nürnberg mit Kupfern, in lateiniſcher Sprache gedruckt.

auf Erden iſt: Selbſtentfaltung, Einwirkung auf die Welt, die ihn umringt, Anerkennung ſeiner Vortrefflichkeit. Daher war in freien Städten des Reichs allezeit, ſo lange die Freiheit ſelbſt beſtand, größere Regſamkeit; und das ſtolze Gefühl des Bürgers hatte dem Zufall weniger, als eigener Kraft zu danken. Hingegen im ſtrengen Gefüg' eines fürſtlichen Staatsgebäu's galt der Menſch weniger durch das, wozu ihm von der Natur Macht und Geſchick verliehen war, als durch das, wozu ihm Geburt und Rang Befugniß zugemeſſen hatten. Der Geiſtvollſte, der Begütertſte und der Tapferſte blieben in die unzerbrechlichen Schranken ihres Standes eingezwängt. Tonnen Goldes beſtachen ſelten oder nie das Vorurtheil vom edeln oder unedeln Geblüt; und zu des Vaterlandes höchſten Ehrenſtufen oder Wirkungskreiſen ſchloß ſeltener des Mannes innerer Werth, als das Glücksſpiel der Herkunft und Fürſtengunſt die Thore auf. Der Menſchen ehrgeiziges Emporſtreben aber mangelte darum nicht. Wo Kraft ſteht, ringet ſie zu gelten. War nun der Unterſchied zwiſchen Bürgern gleiches Staates nicht durch Beſitzthum, Verdienſt und Tugend zu heben, trachtete man wenigſtens durch äuſſern Schein die ſcharfgezeichneten Scheidelinien zu verdunkeln. Der Geringe that es aus der Fülle ſeines Wohlſtandes dem Hohen an Pracht und Auf-

wand gleich, oder zuvor. Das Beiſpiel der Ueppigkeit lockte andere nach. Die Nebenbuhlerei verſchwenderiſcher Eitelkeit untergrub viel häusliches Glück; dieſes bedrohete das öffentliche mit Verderben.

Die Herzoge geboten deshalb Einſchränkung, beſonders in Köſtlichkeit der Kleider und deren immerwechſelnden Form. Es iſt gut, daß die Geſetze auch über Anſtand und gute Sitten wachen, auf daß hinwieder die Sitten Schirmhalterinnen des Geſetzes werden. Nur Rittern und ihnen, durch Rechtslehrerwürde, gleichſtehenden Adelichen war das Tragen einer goldenen Halskette, hundert Gulden werth, einer Mütze mit zwo Unzen Goldes geſchmückt, und ſeidener Kleider, mit Sammet oder Marder gefüttert, erlaubt. Gemeine Edelleute hingegen, und Bürgerliche mit Rechtslehrerwürde, durften ihre Goldkette nur zur Hälfte ſo koſtbar, und Frauen und Töchter von ihnen nicht mehr als hundert Gulden Werthes in Perlen, Edelſteinen oder Goldſchmuck am Leibe führen, daneben jedoch goldene Umgürtung und Verbrämung des ſeidenen Gewandes unter dem Buſen. Achtbaren Bürgerfrauen ward zum ſammet-verbrämten Seidenwamms jedes Zuweel, ihren Männern ſowohl Seide als Scharlach verboten; nur wer zum Hofgeſind oder zu ſtädtiſchen Geſchlechtern gezählt ward, konnte ſich wohl im Anzuge

Silbergeſchmeides bedienen [159]). Die Männer haben damals angefangen, das Haupthaar auf burgundiſche Art kurz, den Bart lang zu tragen; den Kopf, nach ſpaniſcher Sitte, mit linnenem Bareklein bedeckt [160]); die Aermel des Wammes wie auch die Schube geſchlitzt. Bald ſind dazu auch die weiten Pumphoſen beliebt worden [161]). Nur der ärmere Bauer ging in alter Tracht aus grobem Leinenzeug [162]) von eigener Hand geſponnen und gewebt.

Gleich wie der gemeine Mann bei wildem Weingelage, Würfel und Karte, der Handwerksgeſell in wüſten Taumeln des „guten Montags“, der junge Bauer auf nächtlichen Kunkel- oder Rocken-Reiſen zu ſeiner Schönen [163]) die Lebensfreude fand: ſuchte der reichere Städter ſie im Ballſpiel, Tanz- und Schützenhauſe oder in feinern Ergötzungen der Künſte. Nirgends gebrach es an Gewerken, welche der Ueppigkeit und Prunkliebe frohnten. Auch in kleinern Städten hatten ſich Bildhauer, Maler und Baukünſtler, oft bei

159) Die Kleiderordnung vom J. 1526.

160) Ums J. 1522. Gaſſer.

161) Erſt ums J. 1540. Gaſſer.

162) Genannt „Dirndey“. Baier. Landerdnung v. 1553.

163) Die Landerdnung von 1553 verbot dieſe Liebesfahrten, ohne beglückten Erfolg.

welschen Meistern erzogen, niedergelassen; Tanz- und Tonkunst ihr zauberreiches Gebiet erweitert; und in den größern Städten sangen Meistersänger, nach selbsterfundenen Tonweisen, von heidnischen Fabeln und geistlichen Dingen dem Volk. Der alten Sprecher und Singer freie, oft zuchtlose Kunst, jetzt zünftisch geschlossen, erhob sich in die Reihe ehrbarer Gewerbe[163]). Da wurden in ihren Kron- und Festschulen deutsche Lieder in seltsam verketteten Reimen gehört, und des Siegers Schmuck, die goldene Krone, versungen[164]). Zuweilen auch führten sie wohl Schauspiele auf, aus

163) D. E. Beyschlag (Beitr. zur Gesch. der Meistersänger) zeigt, daß die Zunftverfassung der augsburgischen Meistersänger ums Jahr 1534 begann, und von da an auch die schriftliche Abfassung ihrer Lieder. Von ihren Singschulen, Satzungen, Strafen lehrt Beyschlag manche das Zeitalter bezeichnende Merkwürdigkeit kennen.

164) Der Sieger im Wettgesang empfing eine goldene Halskette mit anhängenden Wappenschildern und einer Ziermünze daran, den König David darauf geprägt. Dies war die Krone. Damit das Kleinod nicht zu den Juden wandere, mußte der Besitzer zween Bürgen stellen. In einer folgenden Kronschule gab der Besitzer die Krone wieder zu versingen, denn sie blieb Eigenthum der Zunft. Der nächste Preis war ein Kranz. Beyschlag.

heiligen Geſchichten geſchöpft, oder aus weltlichen Haupt- und Staatshandlungen [165]). Doch ihre Kunſt, arm an ſchöpferiſchem Geiſt, blieb gemein und knechtiſch im ſchnörkelhaften Vers- und Reimgeflecht behangen.

Edler hatte ſich, ſeit Vergeſſung der hehren altdeutſchen Baukunſt, in Italien eine neue ausgebildet und nach Deutſchland übergetragen. Vor allem war Augsburg am Meiſtern reich. Einer derſelben baute dem Herzog Ludwig das neue Schloß in Landshut zum Wohnſitz [166]). München ward unter Deutſchlands Städten die Schöne; voller Gebäude, Palaſten ähnlich. Im Innern derſelben waltete auch bei reichen Kaufherren und Edelleuten eine Zierlichkeit, die ſonſt kaum bei Fürſten angetroffen ward. Da waren Kamine von welſcher Art; Fenſter mit Glasmalerei blendend; Zimmerdecken, Thüren, Geſimſe, Tiſche, Schreine, Stühle aus köſtlichem Holz voll Schnitzwerks; Säle mit Bildern von Meiſterhänden ausgeſchmückt, oder Aehmalereien auf Kalk; das Speiſegeräth

165) Im J. 1540 führten ſie zu Augsburg das erſte Schauſpiel, genannt die fünf Betrachtungen, auf in der St. Martins-Schule. Stettens Erläuterungen. 114.

166) Im J. 1536. Der neue Bau zu Landshut war das Werk Bernhard Zwirgels.

ſilbern, reich vergoldet; die großen Trinkgeſchirre bewundernswürdig durch geſchnittene Arbeit; die Badſtuben zur Bequemlichkeit oder Wolluſt erfinderiſch verſorgt. Derſelbe Aufwand ward in den Landhäuſern und Gärten geſehen. Doch ſchönere hatte München nicht, als das überreiche Augsburg. Hier ſchlang ſich ein bunter Kranz von Luſthäuſern und reizenden Anlagen [167]) weit um die Stadt hin. Weltberühmt waren der Fugger Gärten. Die königlichen in Frankreich kamen ihnen nicht an Kunſt und Koſtbarkeit gleich. Es blüheten die ſeltenen Pflanzen des Südens hier in geräumigen, anmuthig gezeichneten Beeten, deren Ebenmaß dem Auge gefiel [168]); Bildſäulen von Göttern und Halbgöttern aus Marmor oder gegoſſenem Erz ſchimmerten im Schatten fremder Bäume. Aus mehr denn hundert Röhren fuhren ſtrahlend von den Springbrunnen Waſſerſtröme empor und bildeten nach ihrem Falle bald Teiche, bald Bäche. Weitläufige Irrgänge von lebendigen Hägen, hoch und geſchoren, ſparten dem Luſtwandler anmuthige Ueberraſchungen auf.

167) Scherzweiſe hießen ſie bei den Augsburgern damals „Freßgütlein“.

168) Auch wurden die Tulipanen, von denen 1557 die erſten Zwiebeln aus Konſtantinopel kamen, von den augsburgiſchen Gärtnern über ganz Deutſchland verbreitet.

Die Herzoge zu Baiern gaben ihrem Volke das Beiſpiel der Einſchränkung und Mäßigkeit. Ihre Hofhaltung war, bei zahlreichem Hofgeſinde, ſparſam. Dadurch erübrigten ſie für den Nothfall, und konnten ſie zuweilen verpfändetes Gut einlöſen, wie die Herrſchaft Schwabeck[167]; oder neues, wie die Grafſchaft Hals[170], ankaufen. Sie lebten einfältig, ohne Gepränge. Nur bei

169) Die im J. 1194 von Herzog Albrecht um 8700 Goldgulden an Augsburg verſetzt war. Die Einlöſung geſchah im Heumond 1528. Stetten Geſch. v. Augsb. 308.

170) Nach Leopolds Tode, des letzten Grafen von Hals, im J. 1375, hatten die Landgrafen von Leuchtenberg das Gebiet zum Lehen vom Reich. Nur die Herrſchaften Leonberg, Baumgarten, Thann, Jarbach, Genkofen an der Vinna und Hof und Zehend zu Memmingen waren durch Vergleich (1379) und 1399) an die Grafen von Ortenburg gekommen, deren einer, Heinrich, des Grafen Abraham von Hals Tochter Agnes zur Gemahlin hatte. Schuldenhalber gaben die Leuchtenberger nachher (1485) die Grafſchaft Hals an ihre Glaubiger Wilhelm und Johann v. Aichberg um 10,000 Gulden, von denen ſie durch Erbſchaft an des letztern Eidam, Hans von Degenberg, überging. Dieſer war es, der endlich die Grafſchaft im Jahr 1517 den Herzogen verkaufte.

auſſerordentlichen Anläſſen gaben ſie die Fülle ihres Reichthums zur Schau, wie in jenen Tagen [171]), da Kaiſer Karl V, zum Reichstag nach Augsburg ziehend, gen München kam.

Da ritten ſie ihm mit prächtigem Gefolge bis Kufſtein entgegen. Als der Kaiſer ihrer Hauptſtadt nahte, begegnete ihm eine halbe Stunde vor derſelben in ausgewähltem Schmuck der Adel von Baierland, hundert und funfzig zu Roß; dazu ſechszehnhundert Gerüſtete zu Fuß; Bürger und Landvolk, mit ohngefähr hundert Stück Feldgeſchütz [172]). Eine hölzerne Burg, auf freiem Platz vor dem Thor errichtet, ward dem Reichsoberhaupt zum Ergötzen vom Kriegsvolk vertheidigt und mit ſtürmender Fauſt erobert. Ein künſtlicher Drache flieg in die Lüfte, das Ende dieſes Schauſpiels und den Einzug des Kaiſers in die Hauptſtadt zu verkünden. Hier erwarteten ihn neue Spiele. Auf dem Marktplatz erhob ſich ein zierliches Schloß von Leinwand aufgeſpannt, welches in Flammen lodern mußte. Dann erſt ward der hohe Gaſt in die herzogliche Veſte eingeführt, wo ihn Glanz und Ueberfluß begrüßten. Nach

171) In der Pfingſtwoche 1530.

172) Eines dieſer Stücke, von Holz, achtzehn Schuh lang, mit Eiſenringen umſchlagen, war den ſalzburgiſchen Bauern der Kabſtatt abgenommen worden.

blieb dem Beſchluß des Kaiſers getreu, und beſtätigte denſelben förmlich im Vertrag mit England vom 20. November 1815. Auch der König von Spanien machte ſich darauf gegen Großbritannien (23. September 1817) verbindlich, den Sklavenhandel nordwärts dem Aequator ſogleich, und ſüdwärts vom 30. Mai 1820 an, abzuſtellen.

So iſt demnach gegenwärtig Wegſchleppung und Verkauf der Schwarzen aus ihrem Vaterlande nicht nur auf der nördlichen, ſondern (ſeit dem Jahre 1823, als bis dahin die Portugieſen noch aus ihren afrikaniſchen Beſitzungen ſich Sklaven holen konnten) auch auf der ſüdlichen Halbkugel geſetzlich unterſagt.

Allein die rohe Habgier der Menſchenhändler entwöhnt ſich nicht ſo leicht von dem Gewinn, der ihr entriſſen werden ſoll. Nur zu gewiß iſt es, daß der Menſchenraub an den afrikaniſchen Küſten fortdauerte, wenn gleich verſtohlen, unter ſpaniſcher, holländiſcher und portugieſiſcher Flagge, noch mehr unter franzöſiſcher. Denn die Strafen, welche England, die vereinigten Staaten Nordamerika's, Portugal, Spanien und Niederland gegen die Uebertreter des Geſetzes verhängt haben, ſind ungleich ſtrenger, als diejenigen Frankreichs.

Britiſche Unterthanen, die am Negerhandel Theil genommen, mit Ausnahme der Unteroffi-

viertägigen Festlichkeiten begleitete ihn das fürstliche Gebräder zum Reichstag von Augsburg.

10.

Fortschreiten der Kirchenänderung in Regensburg, Augsburg und der obern Pfalz.

Im J. 1530 — 1542.

Zu diesem Reichstag erschien der Kaiser, festes Willens die Glaubensgährung der Deutschen durch gütliche Beredung zu dämpfen. Das gegenseitige Mißtrauen der Großen war zu gefährlicher Höhe gestiegen. Es hatte, zum Beispiel, wenig gefehlt, und ein bloßer unerwiesener Verdacht, den Otto von Pack seinem Herrn, dem Landgrafen Philipp von Hessen, erregt hatte, würde genügt haben, ein allgemeines Kriegsfeuer anzuzünden. Der hessische Staatsdiener hatte nämlich seinem Gebieter vorgespiegelt, die katholischen Fürsten wären wider ihn und den Kurfürsten Johann von Sachsen und zur Ausrottung lutherischen Glaubens verschworen [173]). Schon hatten sich die neugläubigen Stände dem Beschluß eines zu Speier gehaltenen Reichstags, der alles Neuern in kirchlichen Dingen verbot, in feierlicher Verwahrung und Glau-

173) Es war im Jahr 1528 gewesen. Der Landgraf rüstete schon ein starkes Heer.

bensbekenntniß widersetzt [174]); sie wurden daher auch Protestanten und Gegenbekenner geheißen.

Die verlorne Eintracht führte nun auch der Tag von Augsburg nicht zurück. Denn das von den Anhängern Luther's und Zwingli's überreichte Glaubensbekenntniß fruchtete beim Kaiser schlecht. Er wiederholte nur sein Verlot jeder Neuerung und gab Bedenkzeit, ob sich die Fürsten neuen Glaubens mit den Altgläubigen wegen kirchlicher Angelegenheiten vergleichen wollten. Jene aber fürchteten sein Drohen nicht. Zu Schmalkalden hatten sie unter einander schon wider jede Gewalt ihren festen Bund gemacht. Und die Verwirrungen mehrten sich.

In die Sache des Glaubens, die nur im Volksgemüth edel und rein wohnte, mischten die Fürsten zugleich Entwürfe des Ehrgeizes und der Eifersucht. Indem durch Umwälzung des Kirchenthums große Abteien verschwanden, heilige Güter den Schatz der Landesherren mehrten, uralte Ordnungen des Reichs aus gewohnten Fugen wichen und Staatsklugheit die Verhältnisse der Stände unter sich und zum Reichsoberhaupt verwandelten: ward gedenkbar, daß nicht immer ein katholischer, sondern auch ein lutherischer oder kalvinischer Kaiser gewählt werden konne. Vor dieser

174) J. J. 1529.

Möglichkeit zitterte die gesammte päpstliche Geistlichkeit und das altgläubige Volk. Eben jetzt forderte Kaiser Karl V für seinen Bruder Ferdinand die römische Königskrone. Wer von den Verehrern der alten Kirche hätte sie einem ketzerischen Haupte gegönnt? Ferdinand von Oesterreich, als der Katholischen Schutz und Vorstand, war ihrer würdig. Aber selbst die, welche ihm des Glaubens wegen gewogen waren, zauderten, ihm die Stimme zu geben, damit die Krone der Deutschen nicht Habsburgs Erbeigenthum werde. Schon war dieses Haus, durch Karls V Uebermächtigkeit, der deutschen Freiheit allzufurchtbar. Für diese zitterten alt- und neugläubige Stände nicht minder, wie für die Freiheit ihrer Kirchen. Dennoch erreichte Karl das Ziel seines Willens. „Ich bin nicht gemeint," sprach er stolz, „einen andern, denn meinen Bruder, neben mir zu dulden!" Und seine Schlauheit und Macht gewannen dem Bruder die Krone.

Voll Furcht und Mißtrauens wandten sich selbst die Herzoge Baierns eine Weile von Oesterreich ab, und näherten sich den Fürsten des schmalkaldischen Bundes; suchten in ausländischer Macht das Schild vaterländischer Freiheit. Wie Hessen und Sachsen, schlossen auch sie mit König Franz I von Frankreich, dem Erbfeinde Karls, heimliches Schutzbündniß, und Franz verhieß, in Baiern

hunderttausend Sonnenthaler, als Hilfe für unvorhergesehene Fälle, niederzulegen [175]). Doch schon nach wenigen Jahren überwand das Besorgniß für die schwer bedrohte alte Kirche bei den Herzogen wieder alle Bedenklichkeiten ihrer Staatsklugheit. Mit König Ferdinand befreundeter, je drohender für die römisch-christliche Kirche die Stellung der neugläubigen Reichsstände ward, traten auch sie zu jenem heiligen Bund, welcher in Nürnberg dem schmalkaldischen entgegengestellt ward [176]).

Die Lehre Luthers, Zwingli's und Calvins drang inzwischen, was auch Kaiser, König und Reichstage bräueten, mit Gewalt und Beredung weiter umher. Zu Regensburg waren die meisten Mönchszellen öde worden; die Zuhörer nicht selten in den Kirchen mit ihren Priestern und Meßpfaffen in offenem Wortwechsel. Wenn hier,

175) Der Bund ward zu Scheyern am 26 Mai 1531 abgeschlossen. Doch ging Baiern davon schon wieder im Jahr 1534 zurück. Urkundlich genau und ausführlich hat S. A. Stumpf in „Baierns politischer Geschichte" (Zeitschrift für Baiern 5 Heft, 1816, S. 200) die ganze Kette der Verhandlungen auseinandergelegt.

176) Im J. 1538 für eilf Jahre geltend.

von Luthers Geiſt erfüllt, ein Kalmünzer, oder Georg Teſchler, genannt Veradinus, predigten, ward jeder Tempel zu klein. Wie vormals das benachbarte Landvolk herbeiſtrömte, der Heiligen Wunder zu preiſen, kam es nun Meilen weit aus Nordgau und Baiern, den Troſt der Seligkeit von den Lippen der neuen Bekenner zu empfahen. Das Auguſtinerkloſter verwandelte ſich in eine Schule, die Jugend Regensburgs nach göttlichem Wort in reiner Lehre zu erziehen [177]). Vergeblich fluchte der Biſchof den Abtrünnigen ſeiner Heerde; vergebens zürnten die baieriſchen Herzoge den Bürgern. Man ſpottete des ohnmächtigen Biſchofs, und trug das Geſchütz auf die Wälle, wo täglich zweihundert geharniſchte Söldner gegen Baiern Wacht hielten [178]). Mit Nachdruck erzwang endlich Ferdinands königliches Gebot vom Stadtrathe zwar die Entfernung der lutheriſchen Prediger; aber die Mehrheit der Gemeinde ließ ihren Glauben nicht fahren, und härmte ſich wenig, wenn ihren Todten das gewohnte Begräbniß auf Kirchhöfen von den Geiſtlichen verſagt ward.

---

177) Die Anſtalt, nachher ſehr blühend, begann 1530. Durch Melanchthons Empfehlung ward darin Andreas Denzel der erſte Lehrer.

178) Im J. 1531. Die regensburg Reform. Geſchichte von Gmeiner. S. 82 ff.

Manche altherkömmliche Andacht ging aus; auch in der Kirche zu schönen Maria das gesungene Amt; und was frommer Aberglaube hier, seit wenigen Jahren erst, als Frucht seiner Gelübde aufgehängt hatte, verschwand: Wachsbilder, Sicheln, Sensen und anderes Geräth. Selbst ein Reichstag, der hier gehalten war [179]), konnte durch seine Würde die Einwohner nicht bewegen, ihre Gesinnung zu verbergen, oder ihren Eifer zu mäßigen. Kein Stadtrath ging, wie sonst, dem päpstlichen Machtboten Contareni zum Empfang bewillkommend entgegen. Frech höhnte unter des Kaisers Augen der Pobel die Feierlichkeit des Fußwaschens und der Messe; und in der Kreuzwoche wagte keine Nonne dem Umgang beizuwohnen, aus Furcht vor Spott und Aergerniß. So oft hingegen der Landgraf von Hessen in seiner Wohnung durch den Hofprediger Gottesdienst hielt, war die Menge hinzudrängender Leute nicht zu zählen, und bei fünfzig aus dem Rath und der Gemeinde nahmen dabei Brod und Kelch des Abendmahls [180]).

Noch rascher fuhren die Augsburger zu. Die meisten im Rath und in der Bürgerschaft waren

179) Im J. 1544.

180) Bald nachher erhielt die Stadt an Erasmus Zollner wieder einen lutherischen Prediger. Gmeiner.

lutherisch gesinnt. Die Kirchen, welche nicht unmittelbar unter dem Bischof standen, wurden dem katholischen Gebrauch entzogen [131]). Es wanderten die Brüder von Karmel bei St. Annen aus, wo sie seit zweihundert und dreizehn Jahren gewohnt hatten, und ihr Haus ward zur Schule neuen Bekenntnisses, welche, von da an bis heute ruhmvoll blühend, dem gemeinen Wesen der Stadt viel würdige Männer gezogen hat [132]). Bald folgten den Karmelbrüdern die Jünger Dominiks, bald die gesammte Geistlichkeit des alten Glaubens, aus Furcht vor dem wilden Eifer des Volks [133]). Den Katholischen ward verboten, fremder Orten Messe zu hören. Die Heiligenbilder wurden ausgethan, und von der Faust der rohen Menge manch kostbares Bild oder Denkmal des Alterthums zerstört. Die Reichsstadt scheute es sogar nicht, dem schmalkaldischen Bunde öffentlich beizutreten [134]).

In denselbigen Tagen ward auch in gesammter

---

131) Laut Rathbeschluß im J. 1534. Gaffer.

132) Trophii Erzählung von den Schicksalen des Gymnasii zu St. Anna.

133) Im J. 1537. Die Benediktiner zogen von St. Ulrich nach Wittelsbach, die Chorherren bei St. Moriz nach Landsberg.

134) Die Aufnahm-Urkunde soll vom 30. Herbstm. 1536 sein. Stetten Gesch. von Augsb. 340.

obern Pfalz die kirchliche Umwälzung vollbracht. Hier waltete noch Pfalzgraf Friedrich II, welcher den Bauernaufruhr im Bisthum Eichstätt gestillt hatte, mit Kurfürst Ludwig von der Pfalz, seinem Bruder. Ihr Gebiet zählte neben sechszehn stattlichen Klöstern eben so viel Städte und siebenundzwanzig Marktflecken. Ihre Berg- und Eisenstädte Amberg und Sulzbach, auch Erbendorf, hatten durch den Bau auf Eisenerze tief gegründeten Wohlstand und Ruhm. Die Thätigkeit von fünfundachtzig Hammerwerken versah einen großen Theil Deutschlands, Italiens, Frankreichs, der Schweiz und Niederlande mit allen Gattungen von Eisen und Blech. Dies Gebiet hatten die Pfalzgrafen noch durch Ankauf der Städte Waldmünchen und Röh, der Herrschaft Schwarzenberg und des Schlosses Treffelstein erweitert [135]). Ihr Vizthum stand den Geschäften des Landes vor. Das Recht handhabten die Pfleger in den Gerichtskreisen, oder die Stände in eigenen Hofmarken [136]). In vielen Stücken waren Verfassung, Uebungen und Gesetze geblieben, wie sie in den Tagen gewesen, ehe der kleine Staat vom Herzogthum losgerissen war. Auch nach der Tren-

135) Im J. 1516 von Heinrich von Guttenberg und Schwarzenberg.

136) Amberg hatte seit Altem ein eigenes Rechtbuch.

nung hatten die Stände, welche sonst die Landtage von München, Landshut und Ingolstadt besuchten, ihre Rechtsame behalten [137]), und zu Amberg oder Neumarkt ihre Versammlung, wenn gemeine Landschaft, Geistlichkeit, Ritter, Städte und Märkte, über Auflagen, Beschwerden und Landgebote berathen sollten.

Sonder Anstoß hatte sich in den Ortschaften der obern Pfalz die neue Lehre neben der alten ausgebreitet. Als aber die Zahl der Gegenbekenner derjenigen der Altgläubigen fast gleichkam, forderten die Bürger von Amberg zuerst, bald auch die sieben andern Bezirksstädte [138]), Erlaubniß, lutherischen Gottesdienst und Prediger nach unverfälschtem Wort Gottes zu halten. Kurfürst Ludwig, obwohl der allgemeinen Kirche getreu, wehrte doch seinen Städten der obern Pfalz nicht, sich anderer Ueberzeugung zu erfreuen. Und als, nach seinem Tode, Pfalzgraf Friedrich II, nebst der Kur am

137) Kurfürst Ludwig selber hatte ihnen noch im Jahr 1527 ihre Rechtsame bestätigt. J. J. Oberndergers Abh. von Freiheiten des landsässigen Adels der Oberpfalz. S. 26 ff.

138) Neumarkt, Cham, Nabburg, Weiden, Neuburg, Auerbach und Kemnat, im Jahr 1538 und 1539. Feßmaier Gesch. der Oberpfalz 1, 200.

Rhein, Alleingewalt empfing[189]), nahm er selber Luthers Lehre an, und ließ ſie öffentlich bekennen.

Ohne Zweifel hatte zu dieſem Entſchluß und Werk Friedrichs der beredſame Eifer des Pfalzgrafen Ott-Heinrichs nicht wenig beigetragen, des Sohnes Ruprechts und Enkels vom reichen Herzog Georg von Landshut. Ott-Heinrich zu Neuburg, in der jungen Pfalz, liebte die Umgeſtaltung der Kirchenſchaft mit leidenſchaftlicher Wärme. In ſeinem Umgang und Vertrauen ſah man die berühmteſten Gottesgelehrten der Gegenbekenner. Ihre Einſicht nährte ſeine Begeiſterung. Schon hatte er alle Unterthanen von Zahlung der Abgaben an das Erzſtift Regensburg losgeſprochen, welche geiſtlicher Güter und Rechtſame wegen dahin zu leiſten waren[190]). Und nicht an ihm fehlte es, wenn er dem Schmalkalder Bunde nicht längſt beigeſellt ward. Er hatte um Aufnahme in denſelben durch ſeinen Marſchall Kaſpar von Seckendorf und Rentmeiſter Gabriel Arnold geworben. Die Bundesgenoſſen forderten zuvor aber ſeines Landes öffentlichen Beitritt zur neuen Lehre. Dieſen erzwang er endlich. Er ließ ein gedrucktes Gebot an die Geiſtlichkeit der jungen Pfalz ausgehen, das „göttliche Wort“ anzunehmen, und

189) Im J. 1544.
190) Im J. 1532.

ziere und Matrosen, werden zu ein- bis fünfjähriger öffentlicher Strafarbeit, oder zu ein- bis vierzehnjähriger Deportation, die Unteroffiziere und Matrosen auf einem Negerschiffe zu ein- bis zweijähriger Gefangenschaft verdammt.

Der Kongreß zu Washington hingegen hat jeden amerikanischen Bürger, der zur Bemannung eines für den Negerhandel bestimmten Schiffes gehört, oder für dessen Rechnung ein solches Schiff ging, mit Todesstrafe belegt.

Der König von Portugal läßt den Kapitän, Subrecargo und Piloten jedes straffälligen portugiesischen Schiffs auf fünf Jahre lang nach der Küste von Mazambique deportiren, und die Versicherer eines solchen Schiffes den dreifachen Werth vom Betrage der Versicherungssumme zahlen.

Kraft eines Beschlusses vom König von Spanien wird jeder Ausrüster, Kapitän, Hochbootsmann und Steuermann eines spanischen Negererschiffes zu zehnjähriger Deportation nach den philippinischen Inseln verurtheilt.

Laut königlich niederländischen Verordnungen wird ohne Ausnahme Jedermann, der an einem Negerhandel, unter welchem Namen es sei, irgend Antheil nimmt, nicht nur zehn Jahre lang eingesperrt, sondern muß, nach Umständen, auch noch fünftausend Gulden Buße zahlen.

den „falſchen Glauben“ zu verlaſſen[191]). Danach gab er ſeinem Herzogthume eine neue Kirchenordnung[192]). Das Volk gehorchte; vieles aus Furcht, vieles aus Luſt. Die Aebtin Euphemia, nebſt fünfundzwanzig Jungfrauen, entwich aus ihrem Kloſter Perzen nach Eichſtädt[193]). Andere Klöſter folgten dem Beiſpiel.

11.

Herzog Ludwigs Tod. Schmalkaldiſcher Krieg. Augsburgs Unfall und Verderben. Herzog Wilhelms Tod.

Im J. 1542 bis 1550.

Voll Unwillens und Beſorgniſſes ſahen in München die herzoglichen Brüder den Umſturz der alten Heiligthümer rings um Baiern. Ihr einziges und höchſtes Trachten ward, nur das eigene Volk vor der Fluth der ſiegreichen Ketzerei zu ſchirmen. Das alt beſtandene freundnachbarliche Verhältniß mit Augsburg wurde aufgehoben, aller Verkehr mit Regensburg abgebrochen. Der Fuß keines Baiern ſollte die Stadt wieder betreten, wo öffentlich der alten Kirche Brauch und Glauben zerſtört[194]), die Verehrung der Heiligen

191) Den 22. Brachm. 1542.

192) Verfaßt durch den gelehrten Brentius. 1543.

193) Im J. 1544.

194) Am 15. Weinmonds 1542 geſchah zu Regensburg

verſchwunden, und der Mönch, nach gebrochenen Gelubden, Ehemann war. Baieriſche Wachten hart vor Regensburg, in den Klöſtern Prül und Prüfening, wieſen jeden Bauer zurück, der zur Stadt ging[195]). Auch gegen den Pfalzgrafen Ott-Heinrich verläugnete man eine feindſelige Kälte nicht, und manche begonnene Unterhandlung ward darum unvollbracht aufgehoben[196]).

Gleicher Zwieſpalt aus gleichen Urſachen trieb im ganzen Reiche die Spannung zwiſchen den Fürſten auf das Aeuſſerſte. Der Kaiſer rüſtete für ſein und der Kirche wankendes Anſehen. Es rüſtete der Bund von Schmalkalden für des Reiches und des Glaubens bedrohete Freiheit. Man fürchtete und trohte einander, man ſprach vom Frieden und bereitete ſich zum Kriege; Jeder hielt

der erſte öffentliche Gottesdienſt nach lutheriſchem Glaubensbekenntniß.

195) Die Sperre dauerte Jahre lang. Dadurch, wie wegen Glaubenshändeln, wurden viele Leute zur Auswanderung aus Regensburg bewogen. Seit dem Anfange der Kirchenänderung bis zum Jahr 1518 (ſagt Gmeiner Reg. Ref. 179) hat die Burgerſchaft um achthundert Mann abgenommen.

196) So zerſchlug ſich die Unterhandlung wegen Ankaufs einiger pfalziſchen Stadte und Flecken und Heimfalls der jungen Pfalz an Baiern, wenn Ott-Heinrich erbenlos ſtürbe. Landt. Handl. v. 1542.

ſich für den erwählten Streiter Gottes und ſann argliſtig auf des Andern Untergang. Einer begegnete dem andern mit ausſchweifenden Forderungen. Der Kaiſer gebot, als läge Deutſchland zu ſeinen Füßen; die Fürſten ſcholteten, als wäre kein Kaiſer. Dieſer berief einen Tag nach Regensburg, es kam kein ſchmalkaldiſcher Genoſſe. Er that ſie in die Acht. Sie zuckten das Schwerd. Das Heer der Gegenbekenner zählte bei achtzigtauſend Mann, kaum halb ſo viel brachte nach großer Mühe der Kaiſer auf. Schon längſt war der von Oeſterreich verſäumte ſchwäbiſche Bund nicht mehr vorhanden[197]), ein furchtbares Werkzeug in der Kaiſerhand.

Univ. Bibl. München

Während der gegenſeitigen Waffnungen ſtarb Herzog Ludwig[198]), kaum 50 Jahre alt, in Landshut, wo er zu wohnen pflegte. Er war ein frommer, leutſeliger Herr geweſen. Wilhelm wurde ſowohl vom Kaiſer, als den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen angerufen. Staatsklugheit rieth, letztere gegen Oeſterreichs gefährliche Ueberlegenheit zu unterſtützen, aber der Glaube, ſich wider ſie zu bewaffnen. Gern hätte Wilhelm an Karls des V Seite für die heilige Kirche gefoch-

197) Schon ſeit 1531 aufgelöſet.

198) Den 21. April 1545; begraben im Kloſter Seldenthal.

ten, aber mit Oeſterreichs Sieg verzweifelte die deutſche Freiheit. So ſchwankte er zwiſchen den Parteien, jede im Herzen begünſtigend und haſſend. Doch an Habsburg ward er in dieſer Zeit durch blutsverwandtſchaftliche Bande geflochten; ſein achtzehnjähriger Sohn Albrecht[199], Ferdinands, des römiſchen Königs Eidam, und Gemahl Annens von Oeſterreich[200]. Deswegen vermehrte er, als der Krieg ausbrach, des Kaiſers Völkern nicht den Zug durch ſein Land, auch nicht die Beſetzung von Rain und Ingolſtadt.

Seit einigen Jahren war Ingolſtadt durch eine Reihe neuer Werke die ſtärkſte Grenzfeſtung Baierns geworden[201]. Das kaiſerliche Heer lagerte vor derſelben auf dem rothen Gries hinter Schanzen. Gegenüber ſchlagfertig ſtand die Ge-

199) Am 29. Hornung 1528 geboren.

200) Das Beilager geſchah zu Regensburg den 4. Heum. 1546. Im Ehevertrag ward Annen und ihrem Gemahl oder Nachkommen, im Fall König Ferdinand ohne männliche Erben ſtürbe, der Beſitz von Böheim, Schleſien und Mähren, und nach Erlöſchung beider übrigen erzherzoglichen Stammen von Oeſterreich, nämlich derer in Spanien und Deutſchland, auch die Kronen Ungarns und deutſcher Erblande zugeſichert. Aettenkhover 479. 506.

201) Die baieriſche Landſchaft hatte im J. 1539 dazu vom Steuergelde 100,000 fl. bewilligt.

walt des schmalkaldischen Bundes. Beider Vormachten trennte nur die Schutter, ein Mühlbach. Der Kaiser selbst blieb zu Landshut. Sowohl die feste Stellung der Seinigen, als die thatenlose Unentschlossenheit der Gegner gewannen ihm Frist, Verstärkungen zu sammeln. Inzwischen klagten und drohten die Häupter des schmalkaldischen Bundes, Kurfürst Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, gegen das Betragen Herzog Wilhelms. Wollte er unparteisam stehen, sprachen sie: sollte er entweder die kaiserliche Besatzung aus Ingolstadt weisen, oder auch von den übrigen darin aufnehmen; ihnen, wie ihrem Feinde, Lebensmittel und den Zug durch sein Land gewähren. Das forderten sie[202]). Der Herzog dagegen bat, ihn nicht zu ihren Feinden zu zählen. Was er dem Kaiser gestattet habe, sei Wirkung nicht freien Willens, sondern der Nothwendigkeit gewesen, dem Stärkern zu weichen. Dieser Antwort unzufrieden, schlug Kurfürst Friedrich vor, ohne Säumen gen Baiern aufzubrechen; der Landgraf hinwieder mahnte von einem Schritt ab, welcher einen neuen, nicht verächtlichen Feind erwecken würde. Während sie darüber haderten, und ob man das verschanzte Lager der Kaiserlichen

202) Schreiben an den Herzog Wilhelm, Donauwerth am 3. Aug. 1546.

ſtürmen ſolle, — klug und entſchloſſen begehrte es der Landgraf, halsſtarrig widerſetzte ſich der Kurfürſt — trafen zu Landshut die Verſtärkungen ein, welche der heilige Stuhl dem Oberhaupt des Reiches ſandte. Herzog Wilhelm nahm in der That zwar keinen offenen Theil am Kriege, doch bei ſiebenhundert des baierischen Adels begaben ſich in das kaiſerliche Feldlager vor Ingolſtadt, und unter ihnen auch des Herzogs eigner unehelicher Sohn Georg[203]). Nun, aber zu ſpät, richteten die Schaaren der Schmalkaldiſchen ihre Bewegungen und Angriffe gegen den wohlverſchanzten Feind. Karl, an Stärke ihnen gewachſen, Meiſter der Donau, vereitelte alle Verſuche. Sie zogen gen Neuburg zurück, mehr auf eigene Vertheidigung bedacht, als dem Kaiſer gefährlich zu ſein.

Entſchloſſener hatte bisher der Kriegsoberſt der zum ſchmalkaldiſchen Bunde gehörenden Reichsſtädte gehandelt. Dieſer war Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach[204]), welcher in welſchen

203) So Adlzreiter. Von dieſes Georgs Nachkommen, welche Hegnenberg, Taſſingen u. ſ. w. beſaßen, alſo daß je der älteſte von ihnen den Zunamen „genannt Dux“ führte, leben noch, als gräfliches Geſchlecht.

204) Er hatte von Herzog Wilhelm die ſechs Höfe zu Burtenbach zum Lehen; den Marktflecken ſelbſt,

und ungarischen Feldzügen das Kriegshandwerk gelernt, und schönes Gut damit gewonnen hatte. Denn, wenn Städte oder Fürsten ihn im Felde nöthig hatten, vermiethete er denselben seine Faust, ward Volks und führte es immer mit Kühnheit und Glück. An der Spitze von vierundzwanzig Fähnlein war er über Füssen gegen das Gebirge gezogen; Kirchen und Klöster fühlten, daß er es war. Er hatte die Ehrenberger Klause im Tirol überwältigt, drohete nun dem Kaiser die Wege von Italien zu sperren, und machte die frommen Väter erzittern, welche zu Trient beisammen in einer Kirchenversammlung saßen. Immitten seiner Unternehmungen rief ihn aber der hündische Kriegsrath zurück, der vor den Kaiserlichen in Noth war. Der wackere Bastian, ohne Zögern, eilte über Günzburg zur Donau, nahm Donauwörth mit Sturm[205]) und stieß zu den schmalkaldischen Bundesfürsten. Auch dieses war zu spät; des Kaisers Volk überall zu mächtig. die Bundesschaft uneinig, theilweise schon geschlagen. Donauwörth

---

wegen erlangter ritterlicher Würde, im J. 1532 angekauft. Lebensbeschreibung des berühmten Ritters Seb. Schärtlin S 37.

205) Das Kloster zum heiligen Kreuz litt bei der Plünderung einen Schaden von 20,000 fl. P. nen Stetten.

ging wieder verloren, ſo eine Stadt um die andere. Den Augsburgern ward bange um ſich ſelber. Sie riefen den tapfern Schärtlin zur Vertheidigung ihrer Mauern, die mit neuen Rundwerken und Baſteien zu befeſtigen angefangen worden waren [205]). Er kam, ging nächtlicher Weile verwegen mit vierzehn augsburgiſchen Fähnlein bei Lauingen mitten durch das feindliche Lager, und ſonder großen Verluſt nach Augsburg, wo man ſchon zu flüchten begonnen. Denn die Kaiſerlichen ſtreiften von der Donau mordend und plündernd herauf. Vom Lech drohte ein baieriſches Beobachtungsheer. Doch ſobald Schärtlin erſchien, nahm alles wieder friſchen Muth. Die Lechbrücken wurden abgeworfen, die zahlreichen Bürger der Zünfte zu ihren Bannern geſammelt [207]).

Wie aber Karls Waffen nach dem Siege bei Mühlberg an der Elbe [208]) das ſchmalkaldiſche Heer zerſtreut, den Kurfürſten Friedrich von Sachſen ſeiner Lande beraubt, den überlisteten Landgrafen Philipp von Heſſen in Gefangenſchaft ge-

206) Seit 1542. Man hatte dazu Werkleute aus Heſſen verſchrieben.

207) Im J. 1536 befanden ſich in allen ſiebenzehn Zünften 3501 Glieder. Am ſtärkſten war die Weberzunft mit 1451 Genoſſen. Gaſſer.

208) Den 24. April 1547.

führt, Würtemberg und die meisten Reichsstädte Schwabens und am Rhein unterworfen hatten, erfüllten die Augsburger in große Angst. Denn der Alleingewaltige in Deutschland war nun Karl, welcher als Ueberwinder Feinden und Freunden Gesetz gab, und keinen Eingedungen, als denen der Rache oder des Vortheils, folgte. Der Deutschen Freiheit, alte Verfassung und Glaube, ward in seine Hand gegeben. Zitternd sandten die Augsburger [309] der Fugger und Peutinger [309]) nach Ulm, zu seinen Füßen Gnade auf den Knien zu erflehen. Er schien glimpflicher, als man erwartet hatte. Eine Strafe von hundert fünfzig tausend Gulden nebst „wolf Stück schweren Geschützes aus dem Zeughause der Stadt, desgleichen Entsagung aller Verbindungen, die nicht den Kaiser und römischen König mit eingeschlossen, schien sehr erträglich. Aber das Schwerere folgte.

Auch Herzog Wilhelm kam aus Baiern und

---

309) Diese waren, nebst den Remen, Bittelin, Hallern, Pfistern und andern ansehnlichen Bürgern erst am 21. Christm. 1538 in die Würde der augsburgischen Geschlechter aufgenommen worden. Denn in demselben Jahre fand man die einundfünfzig alten Geschlechter bis auf acht (deren Seelenzahl 122 Personen betrug), ausgestorben. Große Zeitbuch Hdschr. 561 ff.

verlangte von der reichen Stadt Entschädigung wegen Aufstellung seines Beobachtungsheeres. Widerspruch war vergebens. Man schätzte sich glücklich, den Herzog mit zwanzigtausend Gulden abzufinden [210]). Darauf rückte kaiserliche Besatzung in die Stadt, und mit ihr der vertriebene Augsburger Bischof Otto an der Spitze gesammter katholischen Geistlichkeit. Diese forderten das ihnen Geraubte zurück, Ersatz für alles Verlorne, Genugthuung für alles Vergangene. Die Ansprüche der Priesterschaft waren ungeheuer. Die Stadt, nach allem, was sie schon geleistet, sah sich ausser Stand, Begehrungen zu befriedigen, welche alles um das Doppelte übertrafen, was schon dem Kaiser und dem Herzog gegeben war [211]). Aber mit stolzer, Rache athmender Hartnäckigkeit beharrte die Priesterschaft. Endlich trat Herzog Wilhelm vermittelnd dazwischen. Kraft seines Spruchs muß-

210) Wegen vielerlei einzelner kleiner Schaden, auch wegen abgeworfener Lechbrücken, Beschränkung seiner Hoheitsrechte u. s. w. forderte der Herzog anfangs 50,000 Gulden. P von Stetten Gesch. v. Augsb. 409 ff.

211) Dieselben beliefen sich auf 100,000 fl. Des Herzogs Spruch geschah zu Augsburg den 14. Christmonat 1547.

Nordamerika, Großbritannien und Portugal geben außerdem noch dem Entdecker und Anzeiger eines Negererschiffes beträchtliche Belohnungen, entweder nach der Anzahl der dadurch befreiten Neger, oder überhaupt die Hälfte vom ganzen Betrag der Konfiskation. Noch zweckmäßiger verfährt die britische Regierung, um das Einbringen eines neuen Sklaven in ihre eigenen Kolonien unmöglich zu machen. Sie läßt in ihren Pflanzstätten jährlich die genauesten Aufzeichnungen der darin vorhandenen Neger, deren Geburten, Todesfälle u. s. w. machen, sie amtlich einregistriren, und eben so jede Veränderung, die in den Zwischenzeiten durch Geburt, Tod, Kauf, Tausch u. s. w. bei den zu jedem Hause gehörenden Negern eintritt, obrigkeitlich bescheinigt, in die Register eintragen. In London selbst befindet sich das Zentral-Bureau aller einzelnen Einschreibungen, die hier ein Ganzes von gesammten Kolonien bilden. Durch diese Maasregel wird mit der vollständigsten Uebersicht der Schwarzen-Bevölkerung zugleich die genaueste Kontrolle jeder indischen Haushaltung, ihre Neger betreffend, geführt.

Aber alle diese Verfügungen reichten beiweitem noch nicht aus, der grausamen und gewissenlosen Gewinnsucht der Menschenhändler ein Ende zu machen. Sämmtliche Seemächte, die wir oben benannten, auch Frankreich dazu, hielten auf

ten die Bürger den Geiſtlichen fünfundneunzigtauſend Gulden zahlen.

Nach dieſem fuhr der Kaiſer ſelber mit ſiegeriſchem Gepränge durch die Thore von Augsburg ein. Hier redete er zur Reichsverſammlung die demüthigende Sprache des Alleinherrſchers; belohnte, dankbar für geleiſteten Dienſt [212]), den ſchlauen und tapfern Sachſenherzog Moriz auf offenem Weinmarkt mit der ſächſiſchen Kur, daß aus ſeinen Fenſtern der gefangene Kurfürſt Friedrich Zuſchauer der ſeltſamen und kränkenden Feierlichkeit ſein konnte; befahl den bezwungenen Ständen des heiligen Reiches, Geſandte zur trientiſchen Kirchenverſammlung zu ſchicken; und bis dieſe Verſammlung über die ſtrittigen Glaubensdinge erkannt haben würde, ſtellte er ſelber aus kaiſerlicher Hochgewalt Satzungen für einſtweilen auf, wie in Kirchenſachen verfahren werden müſſe. Dieſes kaiſerliche „Einſtweilen", indem es ohne Sachkunde und Klugheit, einerſeits das römiſche Kirchenthum wiederherſtellen, und was deutſcher

212) Auch Herzog Wilhelm fuhrte des Kaiſers Dankbarkeit mit dem Verlangen in Verſuchung, daß die Kurwürde laut paviſchem Vertrage zwiſchen Pfalz und Baiern wechſele. Karl aber, welcher nachher die Fürſten von der Pfalz geneigt behalten wollte, ſchmeichelte mit leeren Worten.

Rath deutscher Gewissensfreiheit errungen, mit einem Federzuge vernichten wollte, anderseits wieder den Gegenbekennern Beichtrede und Abendmahl in beiderlei Gestalt erlauben wollte, empörte beide Parteien gleich heftig. Der Papst verwarf das thörichte Einstweilen, und das neugläubige Magdeburg, wie Konstanz, lehnten sich dawider auf.

Dieses gethan, der Reichstag beendet, kam die Reihe noch einmal an Augsburg. Um sich dieser Stadt zu versichern, und den Einfluß der widerspenstigen Zünfte auf immer zu tödten, beschloß Karl durch Machtstreich die Verfassung des gemeinen Wesens abzuändern. Es ist nicht unwahrscheinlich, den Gedanken gab ihm sein Kanzler Georg Sigmund Seld ein. Derselbe war eines augsburgischen Goldschmiedes Sohn und mit den reichen Adelgeschlechtern seiner Vaterstadt im Verständnisse.

Am dritten Tage im August des fünfzehnhundert achtundvierzigsten Jahres wurden auf des Kaisers Befehl die Thore gesperrt; großer und kleiner Rath der Stadt, sammt den achtbarsten Bürgern versammelt, und diesen die Eröffnungen gethan: Es sehe kaiserliche Majestät mit Leidwesen der Stadt Unglück und Verfall, worin sie jüngster Tagen durch Ungehorsam und Rath unkluger Vorsteher gestürzt worden. Zu Wiederaufrichtung vormaligen Wohlstandes müsse die uralte Verfassung

erneut, die alleinige Herrschaft der Geschlechter hergestellt, die zünftische Gewalt abgethan werden. Denn schwerlich sei der Stadt Aufnahme zu hoffen, wenn, wie bisher, unzeschickte Leute in den Rath gesetzt würden, welche viel besser ihre Handarbeit, als Fürsehung gemeinen Nutzens verständen. Nach diesem Eingange nannten des Kaisers Abgeordnete sogleich einunddreißig Namen von den Geschlechtern, drei von der mehrern Gesellschaft, und sieben aus der Gemeinde. Diese sollten hinfort allein des Rathes sein. Zunfthäuser und Zünfte wurden abgeschafft, denselben die Briefe und Gelder abgenommen, zween Stadtpfleger Vorsteher des Rathes, und Verwahrer aller Urkunden, Geheimnisse und Gelder; mit funfzig Geheimen bildeten dieselben den geheimen Rath. Sechs Bürgermeister, je immer zwei ein Vierteljahr lang im Amt, konnten mit Gutheißen der Stadtpfleger den Rath berufen; hatten die Stadtdiener bei sich und beschieden die Parteien. Sowohl diese Stellen, als das Bau- und Einnehmeramt waren aus den Geschlechtern zu besetzen.

Die ganze Umwälzung des kleinen Freistaates vollendete ein einziger Tag. Die Bürgerschaft schwor unter den Schrecken der kaiserlichen Macht. So ging eine Verfassung unter, durch welche Augsburg seit hundert achtzig Jahren die reichste Stadt im obern, der erste Handelsplatz im gesamm-

ten Deutschland geworden war. Es kehrte nie die ehemalige Größe und Kraft zurück [213]). Muth und Thätigkeit und edle Nebenbuhlerei der Bürger starben mit dem Recht ab, durch eigenes Verdienst alles zu gelten. Zwar spätere Unglücksfälle durch Krieg und Pest, bürgerliche Glaubenszwietracht im Innern, und veränderte Richtung des ostindischen Handelsverkehrs haben der Stadt Abnahme vollendet. Aber mit der bürgerlichen Freiheit war die Wurzel des Glückes zerrissen; der feste Stamm schwankte von da an haltungslos im Sturm, ohne Vermögen, neue Zweige, statt der abgeschlagenen, zu treiben. Das war das Werk eines Fürsten, der, ohne Sinn für Höheres, die Wohlfahrt der herrlichsten Gemeinde gleichgültig dem Vortheil eines seiner Augenblicke aufopferte.

Das Verderben von Augsburg war auch das Verderben für Baierns Wohlstand und Gewerbsfleiß. Herzog Wilhelm aber sah dieses nicht,

213) Der für Augsburg durch den schmalkaldischen Krieg erwachsene Schaden an Gut ward von einigen auf 1,200,000 Gulden geschätzt, von Andern auf drei Millionen. „Dieses aber ist gewiß," sagt P. von Stetten (in seiner Gesch. v. Augsb. S. 405) „daß die Stadt Augsburg damalen so erschöpft worden, daß sie sich seit dieser Zeit nicht mehr hat erholen können."

sondern nur in Karls Siegen den Triumph seiner eisenen Grundsätze und ein groß ausgesprochenes Gottesurtheil für die heilige Kirche gegen das Unrecht der Abgefallenen. Nun ward der fromme Stolz in ihm eifriger, denn je, sein Herzogthum das reinste von aller Ketzerschaft zu wissen. Strengere Befehle gingen aus. Allen freimüthige Lehrer mußten in Elend und Kerker [214]). Doch angeborne Güte wehrte, grausam zu sein. Wilhelm liebte sein Volk, und ward von demselben geliebt. Er verdiente es. Denn er war leutselig, schlicht und billig. Es konnte ihm Jeder zuversichtlich nahen, wie einem Vater. Nur eins mangelte ihm: entschlossenes Gemüth. Seit Kindesbeinen voll blöden Vertrauens auf sich selbst, blieb er bis in das Alter fremder Einsicht gewogener, als eigener, erfinderisch in Bedenklichkeiten, ängstlich im Handeln.

Dadurch wurde seine Staatsführung friedsam, aber arm an Thaten; seine Verwaltung gnadig, aber durch Verirrung nachtheilig; der Ernst des Gesetzes mild, aber ohne Nachdruck; der Ehrgeiz der Stände herrischer; der Beamte willkührlicher; der Unterthan geplagter. Jeglicher bereicherte sich

214) Wie der Pfarrer zu Falkenberg, oder der aufgeklärte Carmeliterbruder Wolfgang Weinbrenner zu Straubing im Jahre 1517.

am gemeinen Mann mit unmäßigen Gebühren. Der Landmann zitterte eben so sehr vor der Härte und Geldgier der Jägermeister, Ueberreiter und Forstknechte, als vor den verwüstenden Rudeln des Schwarz- und Rothwildes, gegen die er seine Felder umzäunte, oder allnächtlich bewachte. Neue Steuern wurden immer neue Beschränkungen des Gewerbsfleißes [215]); Klagen genug erhoben, Verheißungen genug gegeben, Abhilfe nie [216]).

Kanzler Leonhard von Eck, ohne welchen Wilhelm nichts that, hatte seine Aufmerksamkeit weniger auf die Sorgen um die innern, als äussern Angelegenheiten gerichtet. Geschworner Feind jeder Kirchenneuerung, setzte er den Ruhm seines Lebens nur in Bekämpfung derselben. Durch scharfsinnigen Rath und unwandelbare Beharrlichkeit machte er sich, wie in Baiern, auch am kaiserlichen Hof und auf Reichstagen zum gefährlichsten Widersacher der Gegenbekenner, und erwarb er sogar seinem Fürsten den Ehrennamen des Standhaften.

215) Im J. 1543 wurden zum erstenmal Belegung von Wein, Bier, Branntewein, Meth u. s. w. aufgeschrieben, was nachmals im welschen Deutsch „Accise" hieß.

216) Davon überzeugen die Landtagsurkunden v. 1543 sattsam.

Der Wittenberger Hochschule, von welcher das verzehrende Feuer des Glaubensstreites ausgegangen war, stellte er die Schule von Ingolstadt entgegen. Diese sollte der allgemeinen Kirche erstes, wissenschaftliches Bollwerk sein. Der schmalkaldische Krieg aber hatte sie, zu seinem großen Betrüben, fast ganz aufgelöset. Denn bei Besetzung der Stadt durch kaiserliche Völker, und bei der Annäherung feindlicher Heerschaaren, hatten sich die meisten Gottesgelehrten behutsam entfernt.

Damals aber war vor kurzer Zeit eine neue Mönchsverbrüderung emporgekommen, die, unter dem Namen der Gesellschaft Jesu, ganz vorzüglich geeignet schien, ein Damm zu werden wider den Strom der Irrlehren. Nur Männer von ausgezeichneter Kenntniß und Wissenschaft, oder Jünglinge von vielverheißenden Gaben wurden in diese fromme Verbrüderung aufgenommen. Ihr war so viel Berührung mit der Welt gegeben, als erforderlich schien, mit Nachdruck in derselben die bedrohte Hoheit der päpstlichen Kirche und des alleinseligmachenden Glaubens zu retten. Ein spanischer Edelmann, Ignaz Loyola, war ihr Stifter gewesen. In der katalonischen Wildniß auf Montserrat hatte er aus den Schriften des Ximenez, eines gottseligen Abtes, das Urbild geistlichen Lebens für dieses Zeitalter erhoben. In nächt-

lichen Geſichten fühlte er ſein glaubenentzündetes Gemüth durch die Königin des Himmels zur Vollbringung des Werkes geſtärkt. Er verließ die Einöde und gründete den Orden, deſſen urſprüngliche Verfaſſung kunſtlos, nur den Feinden der Kirche widerwärtig war. — Auf dieſen nun richtete Kanzler Leonhard von Eck ſeinen Blick bei Herſtellung der baieriſchen Hochſchule. Perſönliche Bekanntſchaft mit Jüngern Ignazens, welche kurze Zeit zu Ingolſtadt gelehrt hatten [217]), war hinreichend geweſen, ihn mit Ehrfurcht für ihre Geſellſchaft zu erfüllen. Auf ſeinen Rath ſchrieb Herzog Wilhelm an den Papſt, daß ihm derſelbe einige Lehrer aus Loyola's Schule ſende. Paul III, auf St. Peters Stuhl, ſäumte nicht. Auf ſein Geheiß kamen ſofort drei gelehrte Männer nach Baiern, der Savoiarde Claudius Jayus, der Spanier Alfons Salmeron und der Niederländer Peter Canisius. Schmeichelhaft in München empfangen, eröffneten ſie ſogleich ihre Lehrvorträge zu Ingolſtadt. Schon war daſelbſt ihrem Orden der Bau eines neuen Hauſes beſchloſſen, und dafür alles geiſtliche Gut zu Baiern auf drei Jahre gezehndet. Doch die Erfüllung hinderte der Tod des zweiundſiebenzigjährigen Kanz-

217) Die erſten nach Baiern und Deutſchland gekommenen hießen Peter Faber, Claude Jay und Bobadilla.

lers[219]). Herzog Wilhelm war demselben, ohne welchen, wie er oft gesagt hatte, ihm das Leben öde schien, zwölf Tage früher in andere Welt vorangegangen, am sechsten des Märzes vom tausend fünfhundert fünfzigsten Jahr[219]).

12.

Herzog Albrecht V. Der Zug des Kurfürsten Moriz von Sachsen durch Hochdeutschland. Passauer Vertrag.

Im J. 1550 — 1553.

Der Tod dieses Fürsten und seines klugen Rathes änderte in Baiern mancherlei. Sein Sohn Albrecht, dem schon im Ehevertrage mit der goldlockigen Anna von Oesterreich, laut des vierten Albrechts weiser Satzung, Alleinherrschaft über Baiern gestiftet worden[220]), empfing nun dieselbe ohne Widerspruch. Auch lebte keiner seiner Brüder mehr[221]).

---

218) Er starb zu München den 17. März 1550. Sein Sohn Oswald stiftete ihm in der Franziskanerkirche über dem Grabe ein Denkmal von Hans Mielich auf Holz gemalt.

219) Seine Asche ward in der Stiftskirche niedergelegt.

220) Die schon erwähnte Urkunde bei Aettenkhover 487 ff.

221) Ein älterer, Namens Theodo, geboren am 10. Horn. 1526, war im J. 1533, und ein jüngerer,

Die herzgewinnende, offene Miene des jungen Herzogs, sein Wohlwollen und verständiges Beurtheilen der Geschäfte, erweckte das ganze Land zu heitern Erwartungen. Jene Strenge unduldsamer Grundsätze, in denen er erzogen war, wurde durch die natürliche Milde seines Gemüthes bestritten und gemäßigt. Lange hieß Jagd die Leidenschaft des lebhaften Jünglings; länger noch, bei seinem zarten Sinn für alles Schöne, der Zauber edler Kunst. Gleich den florentinischen Medicäern seiner Tage hätt' er Hof und Stadt zum Sammelplatze aller Kunstherrlichkeiten machen mögen. Nur die stürmischen Ereignisse, welche sogleich in den ersten Zeiten seines Waltens das obere Deutschland verwirrten, hemmten ihn, sich der ruhmwürdigen Neigung ganz zu ergeben.

Es hatte nämlich Kurfürst Moriz von Sachsen, der aus kaiserlichem Auftrag Magdeburg zu Paaren treiben sollte, welches sich gegen Annahme des kirchlichen Einsweilen auflehnte, die langwierige Belagerung dieser niedersächsischen Stadt be-

---

Namens Wilhelm, geboren im J. 1529, schon im J. 1530 gestorben. Eine Schwester Mechtilde nur lebte noch, die den 14. Brachm. 1532 geboren, im J. 1556 an Markgraf Philibert von Baden vermählt wurde und den 2. Winterm. 1565 im Kindbette starb.

verschiedenen Punkten eigene Schiffe mit der Bestimmung, auf Negererfahrzeuge Jagd zu machen. Und weil in Friedenszeiten keine Macht eigentlich das Recht hat, andere, als ihre eigenen Schiffe der Untersuchung zu unterwerfen, die Negerer aber, sobald sie sich auf dem Meere verfolgt sahen, sogleich fremde Flagge aufzogen und unter derselben sicher mit ihrer Beute entkommen konnten: gestanden sich England, Portugal, Spanien und Niederland das Recht gegenseitiger Schiffsuntersuchung unter gewissen Breiten und in bestimmten Gewässern zu, und zwar also, daß der auf Schleichhandel betroffene Schiffahrer dann von einem Gericht aus Personen beider Nationen beurtheilt werden sollte. Diese Uebereinkunft der vier Seemächte war schon in den Jahren 1817 und 1818 getroffen.

Wenn die vereinigten Staaten Nordamerika's dieser Maasregel nicht sogleich beitraten, geschah es, weil der Präsident fand, daß sie mit den Verhältnissen und Gesetzen Nordamerika's ausser Einklang war. Denn die vereinigten Staaten besitzen weder an den afrikanischen Küsten, noch in Westindien Kolonien, wohin ein strafbares Schiff geführt werden könnte, um dessen Konfiskation zu begehren. Andererseits hielt sich die amerikanische Regierung, in Gemäßheit ihrer Verfassung, nicht befugt, ihre vaterländischen

nuht, eine Kriegsmacht zu bilden, stark und wohlgeübt. Warmer Freund lutherischer Lehre, mehr noch deutscher Freiheit, wollte er weder die Unterdrückung eines Glaubens, den er bekannte, noch den Uebermuth eines Kaisers unterstützen, welcher, im Glück unmäßig, seinen eigenen Anhängern drückend und verhaßt ward. Während er, schlauer als Karl, dessen argwohnische Staatsklugheit einschläferte, machte er mit Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach, mit Hessen und dem französischen Hof geheime Verträge. Dann, da in Ungarn der türkische Krieg, in Trient die Kirchenversammlung den Kaiser beschäftigten, brach er jählings aus Thüringen, zur Demüthigung desselben, hervor, über die Donau nach Schwaben.

Schon am ersten Apriltag des funfzehnhundert einundfünfzigsten Jahres stand Moriz vor den Thoren von Augsburg, und forderte durch Trommeter die Uebergabe; nicht, wie er verkündete, einem Stande des Reichs Abbruch zu thun, sondern das unterdrückte Wort Gottes, wie es Luther gelehrt, desgleichen auch die freie Verfassung der Gemeinde herzustellen. Dem ersten allgemeinen Schrecken folgte der Stadt Frohlocken. Nur Bischof, Geistlichkeit und Adelsgeschlechter auf ihren abermals wankenden Stühlen zitterten. Die Handwerker liefen gewaffnet und lärmend durch die Gassen; Stadtpfleger und Bürgermeister

waren des Lebens nicht mehr ſicher. Man mußte in aller Eile unterhandeln und den Sachſen das Thor öffnen[222]). Da ward ſchnell die geſtürzte Zunftordnung wieder aufgerichtet; der Geſchlechterrath entlaſſen; ein neuer von vierzig aus den Zünften und fünfzehn aus den Geſchlechtern erwählt; die vertriebene lutheriſche Geiſtlichkeit heimgerufen, und der altgläubigen geboten, den Gottesdienſt im Stillen, ohne beleidigendes Gepränge, zu halten. Dieſer Umſchwung der Dinge, zu Augsburg ſo unerwartet als gewaltig, ſchien allen ein Traum. Es geſchah aber ohne rückwirkende Rache, in edelmüthiger Vergeſſung des Vergangenen, würdig einer Gemeinde, welche noch der Freiheit gewohnt war. Nur Biſchof Otto, der päpſtliche Hauptprieſter, flüchtete ängſtlich nach Rom, inzwiſchen ſeine Geiſtlichen ungekränkt am Altar dienten.

Während noch die Kirchen Augsburgs von Siegesliedern klangen, athmeten auch die übrigen Städte des Reiches freier. Regensburg hatte das verhaßte Einsweilen der Glaubensſachen nur mit Widerwillen angenommen, und ſich dem Zwange des Schickſals mehr mit ſcheinbarer, als aufrichtiger Ergebung unterworfen. Es trug die Bürde des fremden Jochs, um den lutheriſchen Gottesdienſt nicht ganz, oder die gute Schulanſtalt ein-

222) Am 6. April 1551.

zubüßen, welche auch von vielen Söhnen baierischen Adels besucht ward[223]). Fehlten gleich die verjagten Prediger, traten doch junge Handwerksburſche auf die Kanzel und laſen Luthers Auslegungen der heiligen Schrift vor. Das war dem Hochſtift allezeit großes Aergerniß geweſen. Nun aber das Geſchrei von Moritzens Heer und Zug kam, widerſetzte ſich der Biſchof keinen Augenblick den Wünſchen der Bürgerſchaft länger. Mit ängſtlicher Freundlichkeit ließ er geſchehen, was nicht zu hindern war. Doch Zeuge des ketzeriſchen Zubels mochte er nicht ſein. Inzwiſchen die lutheriſchen Prediger, auch Pfarrer Zollner, der Liebling der Stadt, zurückkehrten, zog er, voll Grimmes in der Bruſt, mit vielen ſchwer beladenen Wagen von dannen. Auch der Kaiſer ward durch die Wendung des Glücks liebreicher, denn jemals; gewährte den Regensburgern, ſich ihrer Treue zu verſichern, Gottesdienſt nach beliebiger Weiſe aber legte dafür inner ihren Mauern ſiebentauſend Mann Beſatzung ein. Graf Philipp von Eberſtein, derſelben Befehlshaber, warf ringsum neue Bollwerke auf; manches uralte Bethkirchlein ward eingeriſſen, damit es nicht an Steinen fehle[224]) Auch

223) Gmeiners regensb. Referat. G.ſch. 240 ff.

224) Z. B. das zu St. Otto, zu St. Margareth, zu St. Alban. „Hatten unſere Voreltern nicht ſoviel

Kloſter Weih St. Peter, welches vor beinahe einem halben Jahrtauſend die Aebtin des Münſters den ausgewanderten Mönchen von Schottland gegeben hatte[225]), verſchwand in dieſem Sturme.

Ganz Baiern ward voll Furcht vor Kurfürſt Moritzens raſchem Kriegesgang. Dieſer aber wandte ſich von Augsburg gen Innsbruck, wo der Kaiſer Hof hielt. Durch Baiern bis zu der tiroliſchen Klauſen ward übel gehauſet; der Reichthum des Klöſter zu Rotenbuch, Benediktbeurn, Ettal und des Chorſtifts zu Habach geplündert; manch koſtbares Heilthum in den Staub getreten. Die mißhandelten Mönche retteten ſich ins Gebirg[226]). Zur Vertheidigung unbereit, blieb dem jungen Herzog Albrecht nichts übrig, als mit Moriz und deſſen Bundesgenoſſen aus Norddeutſchland, wegen Frieden und Schonung, zu unterhandeln. Er trug eben ſo ſehr Bedenken, die gefährdete Sache

---

Kapellen gebaut," ſagt der eheliche Leonh. Widmann (in ſeiner handſchriftlichen Chronica), „ſo hätte man zu den Paſteien jetzt am Predrunn, Oſtner Thor u. ſ. w. nicht genug Steine."

225) Nämlich im J. 1074. Thomas Ried verfaßte noch im Jahre 1813 aus Urkunden eine „hiſtor. Nachr. von dem im J. 1552 demolirten Schottenkloſter."

226) Adlzreiter P. 2. L. 11.

des Kaisers zu ergreifen, als sich dem noch zweifelhaften Glücke der neuen Obsieger anzuvertrauen. Diese entsprachen inzwischen seinen Wünschen und gestatteten ihm in ihrem Streit mit dem Reichshaupt eine Unparteisamkeit, welche, so verletzt sie schon war, auch den Regensburgern Vortheil brachte. Denn der Markgraf von Brandenburg, gegen die Reichsstadt im Anzug, stand wieder ab, weil er sie nicht, ohne Verwüstung baierischen Gebietes, belagern konnte. Albrecht, durch die Stellung, welche er genommen, konnte zum Nutzen jedes Theiles wirksam erscheinen; am meisten zur Herstellung des Friedens auf den Tag zu Passau. Dort ward er's auch. Er war in der Fürstenversammlung daselbst einer der Thätigsten, unter Vermittelung seines Schwähers Ferdinand, des römischen Königs, jenen berühmten Vertrag zu Stande zu bringen, in welchem der Kaiser versprach: „keinen des augsburgischen Glaubensbekenntnisses verwandten Stand, des Glaubens halb, zu vergewaltigen," sondern einen jeden, bis zum Entscheid einer allgemeinen Kirchenversammlung, in gottesdienstlichen Dingen ungetrübt zu lassen [227]).

Moritzens vom Glück gekrönte Kühnheit, und der Passauer Vertrag erfüllten alle Gegenbekenner in Deutschland mit unglaublicher Freude. Nur

227) Der Passauer Vertrag vom 2. Aug. 1552.

Augsburg schauderte, als es hörte, Karl V komme nun wieder, und voll Zorns, aus Tirol herab. Nicht ohne Verlegenheit empfing ihn die Stadt. Viele entwichen, die zu voreilig und heftig über sein gestürztes Gewaltthum gejauchzt hatten[228]). Hingegen verkündete auf den Gesichtern der Geschlechter eine schadenfrohe Heiterkeit dem kaum wieder verjüngten Zunftwesen nahes Ende. In der That wurden schon am fünften Morgen[229]) nach der Ankunft des Kaisers der große Rath, die Geschlechter und Alle auf dem Rathhaus versammelt, welche mit Erscheinen des Kurfürsten von Sachsen ihrer Aemter und Rechte verlustig geworden waren. Graf Hugo von Montfort, im Namen des Kaisers, trat unter sie hin und sprach: „Es sollen des Reiches Städte, laut Passauer Vergleich, allerdings unangetastet in kirchlichen Angelegenheiten verbleiben, nicht also in bürgerlichen. Und obwohl in jener Friedenshandlung die Kurfürsten und Fürsten zweimal begehrt, daß man die Städte bei den Verfassungen, die sie geändert,

228) Sie mußten nachher, laut Karls ausdrücklichem Willen, verbannt bleiben, und ihr Hab und Gut binnen Jahresfrist verkaufen. P. v. Stetten Gesch. v. Augsb. 412.

229) Den 25. Aug. 1552.

halten solle: sei doch solche Forderung eben so oft durchgestrichen. Derowegen sei kaiserlicher Majestät ernstlicher Wille und Gedanke, weil ihr allein zustehe, Städten des Reichs Maas und Ordnung zu geben, daß alles wieder, wie es vor jüngster Umschaffung gewesen, eingerichtet werde."

Und zur selbigen Stunde wurden Rath und Zunftfreiheiten abgethan, und die Aemter wieder aus den Geschlechtern bestellt, wie zwei Jahre vor dem.

13.

Herzog Albrecht sorget für äussere und innere Sicherung seines Gebietes.

Im J. 1553 — 1557.

Durch das Verkommniß der Fürsten zu Passau war die Glaubenstrennung der Deutschen rechtskräftig beurkundet. Alles ward wenige Jahre nachher im großen Kirchenfrieden gesammter Stände Deutschlands zu Augsburg [230]) bestätigt. Die neue Kirche stand von da an nicht mehr als empörte Verbrecherin, sondern wie eine jüngere Schwester der alten, ihr gleich in Rechten. Nichts desto minder haderten Argwohn und Gehässigkeit in beiden Parteien fort. Man sprach wohl von einer allgemeinen Kirchenversammlung, von einer durch sie wiederzubringenden Glaubenseintracht; aber

230) Im J. 1555.

niemand dachte im Ernſt an die Möglichkeit der letztern. Darum fuhren alle fort, in wechſelſeitiger Erbitterung, heimlich einer des andern Sturz- oder eigene Nothwehr zu bereiten.

In dieſen Umſtänden ſchlug Herzog Albrecht, mit ſeinem königlichen Schwäher Ferdinand vereint, im ſüdlichen Deutſchland ein Bündniß zu gegenſeitiger Beſchirmung öffentlichen Friedens vor. Man trat in der Stadt Landsberg zuſammen. Man verband ſich, ohne Rückſicht auf kirchliche Verſchiedenheit, einer für alle, alle für einen zum Schutz, keinem zum Trutz [231]). Dieſe Verpflichtung gingen zuerſt, nebſt dem römiſchen König und dem Herzog von Baiern, Erzbiſchof Michael von Salzburg, die Biſchöfe von Regensburg, Paſſau, Freiſing, Eichſtätt und Augsburg ein; nachher auch, von Albrecht eingeladen, die Städte Nürnberg und Augsburg [232]). Der tapfere Kämpe Sebaſtian Schärtlin wurde, als Oberſt über alle Haufen zu Fuß und Roß, für dieſes Friedensbundes Dienſt gedungen [233]).

---

231) Im J. 1556.

232) Die zwei letztern Städte im Brachmond deſſelben Jahrs.

233) Dafür erhielt er achthundert Gulden Jahrgehalt, und ſo er in das Feld ziehen würde, monatlich ſechshundert Gulden; dazu (wie er ſelbſt in ſeiner

Solche Befreundung der Nachbarschaften war in denselben Tagen nicht allein der Kriege willen wichtig, die jählings aus der Asche alten Grimmes hervorgehen konnten, sondern auch wegen der herrnlosen Rotten, die in großen Haufen für eigene Rechnung freibeuteten. Man sah weit um die Länder voll verabschiedeter Söldner, Landsknechte und andern Gesindels, welche, ehrlichem Erwerb entwohnt, auf Krieg und Werbung warteten; insgesammt verwegene, zuchtlose Gesellen von allerlei Sprache, Volk und Glauben; wild und schreckhaft in Geberde, Wort und Leben; vom Hunger zusammengeführt, ohne Besitzthum, als ihre Waffe. Da König Ferdinand Donauwörth zum Musterplatz machte, etwa dreitausend Mann nach Ungarn zu sammeln, liefen bei zwölftausend in wenigen Wochen zusammen, daß allen benachbarten Städten bang um sich selber ward [233]).

Die zahllosen Fürsendefehle zur Verbannung dieses müßig umherfahrenden Volkes waren in Baiern eitel gewesen. Es hatte sich mit dem

---

Lebensbeschr. S. 255 erzählt) „sechs Wagen, vierundzwanzig Trabanten, sechs Trommeter, sechs Boten und so viel Pferd ich bringen würde, zu bezahlen."

233) Augsburg ließ deswegen vier Wochen lang ein Lager in der Rosenau von 3500 Mann machen.

Bauernkriege, mit den Glaubensverfolgungen, mit Karls V. Feldzügen vermehrt, kehrte rottenweise in Dörfer und Marktflecken ein, erzwang Herberge, schreckte mit Mordbrand und grausamer Rache an Menschen und Vieh, raubte und stahl, verkaufte Diebsgut wohlfeil und schwelgte und zechte in Schenken und abgelegenen Kneipen. Das müßige, lustige Leben lockte arbeitsscheue Bursche zum Mitmachen, die dann Abenteuern und fremden Kriegsdiensten nachzogen[235]).

Daher war eine der ersten Beschäftigungen Herzog Albrechts gewesen, die Gebote über Ordnung und Landeszucht zu verbessern, zu schärfen, und in gedruckten Auszügen dem gemeinen Manne bekannt zu machen[236]). Es wurden wieder streifende Schaaren gegen Landstreicher, und bei Gefahr von ihnen, Lärmschüsse aus den Schlössern angeordnet; Wirthen verboten, auch dem wohlhabendsten Bauer nicht über vier Gulden in Essen und Trinken auf Borg zu geben, damit Schwelgerei und Verarmung nicht die Menge der

235) Verbote, fremde Kriegsdienste zu nehmen, erschienen vielfach wiederholt den 23. Herbstm. 1553, 26. Mai 1554, 25. Aug. 1562, 9. Wintertm. 1563, 25. Wintertm. 1567 u. s. w.

236) Baierische Landesordnung u. s. w. vom 18. April 1553.

Strafgesetze auſſer dem Gebiet der vereinigten Staaten, und von einem gemischten Gericht vollziehen zu laſſen, worin die fremden Beiſitzer, ſobald ſie ſich des Vertrauens unwürdig machen, nicht abgeſetzt werden konnen. — Demungeachtet bevollmächtigte (im Jahr 1821) der Kongreß den Präſidenten, mit England über dieſen Gegenſtand zu unterhandeln, und Uebereinkunft auszumitteln.

Die franzöſiſche Regierung ſcheint bisher von allen diejenige geweſen zu ſein, welche zur Vernichtung des menſchenräuberiſchen Gewerbs den wenigſten Ernſt bewies und beweiſen wollte. Unter andern politiſchen Verhältniſſen, als diejenigen, die im Jahre 1815 eintraten, hätte Frankreich vielleicht kaum eine ſo baldige Abſchaffung des Negerhandels bewilligt. So fremd iſt noch europäiſche Politik und Staatsverwaltung zuweilen den ewigen Grundſätzen des Menſchenrechts, der Religion und einfachen Sittenlehre. Auch wird jenes abſcheuliche Gewerbe, wie man hört, am meiſten von franzöſiſchen Schleichhändlern getrieben. Wenigſtens iſt bekannt, daß, ſobald England an Frankreich im Jänner 1817 die franzöſiſchen Kolonien auf der afrikaniſchen Küſte zurückgeſtellt hatte, ſogleich der verruchte Verkehr wieder vorgenommen wurde. Sowohl die britiſche, als die franzöſiſche Regierung erhielten beſtimmte Kenntniß, daß mehrere Schiffe, la Reine Karo-

Strolchen mehre; den Juden Wandel und Handel im Land, den Christen höherer Zins, als fünf vom Hundert untersagt. Landshuter Elle und Wiener Gewicht sollten im ganzen Herzogthum allein gelten; Inländer schon durch fünfjährigen, Ausländer erst durch zehnjährigen Besitz eines Gutes gegen andere Rechtsansprüche gesichert sein.

Viel anderes Löbliche ward geheißen; allein nicht bedacht, daß des Gesetzes Kraft aus des Volkes Sittlichkeit hervorgehe. Albrechts neue Landesordnungen, kaum erschienen, wurden getadelt; oft sogar, als unausführbar, beseitigt. Umsonst wiederholte der Fürst seinen Amtleuten und Obrigkeiten geschärfte Vollziehungsbefehle[237]. Der Strom der Gewohnheit herrschte mächtiger. So wenig fruchteten die fast jährlich wiederkehrenden Gebote[238] gegen Bettler und Gartknechte, Strolchen, Landsknechte und Wanderer ohne Geleitsbrief oder Reiseschein[239], daß das Gesindel

---

237) Schon am 10. Aug. 1553; dann wieder in den Jahren 1554. 1555. 1556. 1557.

238) Ich zählte deren im Jahr 1565 vier; dann eins im Jahr 1567, 1568, drei im J. 1569; eben so viel im J. 1570, eins 1571. 1572. 1574. 1577. 1578. 1579.

239) Was man schon damals anfing Passe-port zu nennen.

in hellen Haufen umzog und raubte[240]), sogar ganze Dorfschaften wegbrannte[241]). Streifzügen von Jahr zu Jahr, endlich fast alle Monate; Verschickung der Eingefangenen auf die Galeeren, Aufknüpfen derselben an Bäumen; selbst, daß jeder, ohne Verantwortung, widersetzliche Gauner niedermachen konnte, frommte nichts. Die Freibeuter flohen den Streifern aus dem Weg, hatten ihre Schlupfwinkel und Hehler, Landsknechtväter geheißen[242]); und kehrten nach verschwundener Gefahr zurück. Waren doch selbst der Amtsknechte viele aus dem liederlichen Gesindel genommen, traulich mit ihm, oder ihm ähnlich, daß sie nicht selten vom Wein berauscht lagen, wenn Noth war[243]). Verzweiflung an Vertilg-

240) Es wurden beständig Beschreibungen von Raubbanden bekannt gemacht.

241) In den Landgerichten Pfaffenhofen und Schrobenhausen vier schöne Dörfer in einem Jahre. Daher ward unterm 16. Heum. 1563 Befehl bekannt gemacht, über Nacht keine Garben auf dem Felde zu lassen, beständige Wache zu halten und Wasservorräthe bei den Häusern.

242) Albrecht befahl unterm 20. Christm. die „Landknechtsväter" wie Gauner selbst zu behandeln.

243) Unterm 8. April 1567 erging daher an die Amtleute geschärfter Befehl, Acht zu haben, daß die

barkeit dieses landesverderblichen Geschmeißes, oft Furcht, oft Eigennutz, machte die Beamten selber fahrlässig. Nicht minder begünstigte auch die niedere Gerichtsbarkeit, von so vielen Märkten, Städten, Edeln und Abteien geübt, der Wüstlinge schädliches Gewerbe. Denn häufig ward sie, bloß um Geld zu gewinnen, verwaltet; der Freyler ging mit Leib und Leben frei aus, und sah den Bizthum nicht, vor dessen Stuhl ehemals nur vier, jetzt zwanzig todeswürdige Verbrechen [244]) gezogen werden sollten.

Der Verfall des Glaubens, der Gottesfurcht

Amtsknechte in „ihren heuslichen Wonungen bleiben und sich nicht verweinen" sollten.

244) Mord und Meineid gegen den eigenen Herrn, Verrath wider Obrigkeit und Landfrieden, Friedens- und Geleitsbruch gegen den Herzog und dessen erste Beamte, Erwerbung von Ehegenossen und Aeltern, Selbstmord aus Furcht vor Strafe (Selbstmörders Gut fiel dem Staat zu), Mordbrand, gewaltthätige Selbstrache, jeder Todtschlag und Kindermord, Geld-, Brief- und Edelsteinverfälschung, Nothzucht, widernatürliche Wollust, falscher Eid, Zauberei, Diebstahl über den Werth von 32 Regensb. oder 80 schwarzen Pfennigen, Straßen- und Kirchenraub, gewaltsame Menschenentführung, nächtlicher Angriff mit Verletzung, Verrückung des Marksteins. Landtag von 1553.

und der Sitten, entsprungen aus Verschlimmerung der Geistlichkeit[245]), hatte des Landes unheilbares Verderben erzeugt. Darum sah Albrecht sein ganzes Leben hindurch den Wunsch um bessere Landeszucht nicht erfüllt. Seine Mittel waren dem ungeheuern Uebel nicht gewachsen. Dazu kam noch, daß er, verschwenderisch für seine Vergnügungen, arm für das Unentbehrliche blieb, und ohne ständiges Kriegsvolk, die öffentliche Sicherheit zu handhaben. Beinah alljährlich ging er die Landschaft im obern und niedern Baiern um ordentliche oder außerordentliche Steuern an[246]). Er ward dabei nicht reicher, das Volk aber ärmer; die gefreite Menge der Priester- und Adelschaft allein gewann. Sie, in deren vielen

245) „Wir Italiener" sagt Machiavelli (in s. Abh. über die erste Decade des Titus Livius 1, 12), „haben der Kirche und ihren Priestern vor allem aus das zu danken, daß wir im Grunde verdorbene, sittenlose Menschen wurden."

246) Zu einer ganzen Steuer zahlte der geistliche Stand 21,258 fl. 24 kr.; der Ritterstand 9531 fl. 50 kr.; der Bürgerstand 40,360 fl. 30 kr. 2 pf. Das Rentamt München 129,217 fl. 13 kr.; Rentamt Landshut 127,686 fl.; Rentamt Straubing 64,549 fl. 17 kr.; Rentamt Burghausen 70,041 fl. 10 kr. Der Ertrag einer Steuer betrug also gewöhnlich 456,375 fl. 24 kr. 2 pf.

Hofmarken [247]) ein großer Theil der niedern Gerichtsbarkeit lag und die das Frohnrecht auf Hofmarksboden und ausser des Dorfes Ettern übte, empfing durch Albrechts Gute [248]) auch noch niedern Gerichtsstab und Frohndienst selbst auf sogenannten „einschichtigen" Gütern [249]), das heißt auf landgerichtischen Sitzen, Sedelhöfen, Schen-

247) Nach der Landtafel vom J. 1557 zählten die vier Rentamter München, Burghausen, Landshut und Straubing: 57 Städte, 148 Märkte, 132 Klöster, 280 Schlosser, 1407 Hofmarken, 664 Sitze, 242 Sedelhöfe, 21 Herrschaften, 4 Komthureien, ungerechnet die gefreiten Häuser, Höfe, Stifte u. s. w. In demselbigen Jahre gehörten dem geistlichen Stande 350 Hofmarken, 30 Sitze und Sedelhöfe und ohngefähr 11,000 Unterthanen; dem Ritterstande 900 Hofmarken, 224 Sitze und Sedelhöfe. Der Bürgerstand in Städten und Märkten zählte 16,720 Bürger.

248) Für eine ihm bewilligte Steuer von 80,000 Fl. Dafür der sogenannte sechszigste Freiheitsbrief im J. 1557.

249) Nicht auf Lehen-, Vogt- und gemeinen Gütern. Wenn aber solche Güter aus den Händen von Adelichen, deren Ahnen vorzeiten turnierfähig gewesen, an Bürger, Bauern oder Geistliche übergingen, fiel die Gerichtsbarkeit wieder an den Landesfürsten heim.

ken und andern Gründen, ſo ihr mit Stift und Eigenthum gehörten [250]).

Mit allen dieſen lähmenden Gebrechen paarte ſich ein Geiſt ſtiller Unzufriedenheit, welchen die Glaubensgährung gebar. Das Verlangen nach Kirchenverbeſſerung ward allen beſſern Menſchen gemein. Und wie ernſt auch die Prieſterſchaft für ihr Heiligthum eifern, der Landesfürſt daſſelbe mit ſeiner Macht ſtützen, oder die Verwegenheit der neuen Lehre anfangs die fromme Altgläubigkeit der Baiern ſchrecken mochte: im Tagsgeſpräch ward das Unbekannte bekannt, und das Gefürchtete verlor mit ſeiner Neuheit die Furchtbarkeit. Mochte vieles vielen verwerflich dünken, aber manches überwältigte auch durch unbeſiegbare Wahrheit. Eine kleine Lücke in den Ueberzeugungen bringt Unhaltbarkeit in Alle.

14.

Stiller Kampf um Kirchenverbeſſerung in Baiern. Trientiſche Kirchenverſammlung.

Im J. 1535 — 1566.

Schon, als nach Moritzens Siegen die Fürſten und Biſchofe zu Paſſau beiſammenſaßen,

250) Die Zinsgüter verſchwanden bald und die ſogenannte Edelmannsfreiheit wurde auch auf ſie aus-

singen daselbst die Domschüler an, Luthers Lieder und Lob auf den Gassen umher und vor den Häusern der Stadt mit lauter Stimme zu singen; und durch ganz Baiern offenbarte sich die lange verschwiegene Sehnsucht nach einem reinern Glauben in Tausenden des Volkes heller; zuweilen mit Ungestüm. Im Gericht Mermosen zerbrachen die Landleute Kreuze und heilige Bilder, vor denen sich ihr Knie gebeugt hatte, und der Pfarrer ward gezwungen, das Abendmahl in beider Gestalt zu reichen [251]). Zu Landshut und München auf den Landtagen [252]) nahmen Städte und Ritter öffentlich das Wort gegen die Priesterschaft, ihre Unwissenheit und schamloses Leben. Auf bloße Sage hin, der Herzog werde peinliche Ketzergerichte aufstellen [253]), ward ohne Rückhalt erklärt, solch ein schauderhaftes Mittel

gedehnt. Schon im J. 1557 brachte es der Adel dahin, daß ihm die Gerichtsbarkeit über nichtlandesfürstliches Lehengut von einem Landtag zum andern gestattet wurde.

251) Matthias Seidennatter, ein dem Kloster entflohener Mönch, hatte daselbst gegen den alten Glauben gepredigt. Landt. von 1553.

252) Im J. 1553 und 1556.

253) Er läugnete die Wahrheit des Gerüchtes bestimmt ab.

müſſe das friedſame Baiern zu Verzweiflung und Aufruhr treiben. Es iſt, ſprach man, das Schreien ſo vieler frommen Leute im Lande nicht eitel. Die Kirche iſt von den Mißbräuchen der Jahrhunderte verunſäubert; aber ſie ſoll heilig ſein. Der Geiſtliche iſt vielmals ruchloſer, denn der Laie; aber der Lehrer ſoll weiſer thun, denn der Hörer. Auf Kanzeln wird viel verkündet von Heiligen und ihren Wundern: aber Chriſten wollen Chriſtum hören und das Gotteswort lauter und rein, wie er es gebracht. Das Abendmahl iſt mit Darreichung des Brodes und Weines eingeſetzt, ſo zur Zeit der Zwölfboten und Blutzeugen gefeiert: warum ward den gläubigen Gemeinden der Kelch entzogen? Und will man am Faſttag nicht den Genuß des Fleiſches geſtatten, müſſen die Handwerker verderben, weil ihre Geſellen in die Fremde zurückkehren.

Einmuthig ſtritten Kirchenpröpſte und Aebte wider der Märkte, Städte und Ritter freventliches Begehren, und verwahrten ſich feierlich gegen die Folgen. Der Herzog ſchwankte lange zwiſchen beiden. Ihm lag der alte Glaube theuer am Herzen; nicht minder, da er ſtets Geldes vonnöthen war, die Gefälligkeit der weltlichen Stände. Er erinnerte dieſe oft, daß er noch keinen wegen verletzter Faſten oder um den Genuß des Nachtmahlleiches verfolgt habe. Aber ſtand-

haster und dringlicher baten sie um offene Zusicherung, daß niemand deswegen strafbar zu achten sei. Zuletzt gab er eine Erklärung von sich, in welcher er eben sowohl seinen Vortheil und der Stände Beruhigung, als eine geheime innere Ueberzeugung, mit der Ehre der Kirche zu vereinbaren sann.

Es ward nämlich im Herzogthum verkündet: Niemand sei strafbar, der zur Beruhigung beängsteten Gewissens, doch ohne Aergerniß oder Verdammung altkirchlichen Brauchs, das Abendmahl unter beider Gestalt, oder wer am verbotenen Tage, der Gesundheit willen, Fleisch genösse. Alles dies bis zum Entscheid allgemeinen Kirchvergleichs. Doch solle weder ein Priester gezwungen werden, den Kelch zu reichen, noch ihm erlaubt sein, darwider zu lästern. An übrigen Einsetzungen und Uebungen der Kirche werde inzwischen kein Aendern geduldet [254]).

Von allen Freunden der neuen Lehre ward diese Nachgiebigkeit des Herzogs, als Sieg der Wahrheit oder öffentlichen Meinung, mit Frohlocken gerühmt. Nun ward auch, wer bisher geschwiegen, laut; an manchen Orten lutherischer Gottesdienst ganz, an andern zum Theil eingeführt; hier ein widerspenstiger Priester verdrängt,

254) Ausschreiben vom 31. Aug. 1556.

dort ein anderer, ohne Prieſterweihe, erwählt[255]). Endlich geriethen aber die begeiſterten Gemeinden wider einander ſelbſt in Harniſch, da ſie bald bemerkten, wie ſie in Grundſatz und Verbeſſerung keineswegs auf gleicher Höhe ſtanden. Viele hatten ſich dem augsburgiſchen Bekenntniß kühner, viele zurückhaltender angenähert; viele traten mit ganz neuen Anſichten auf. Es folgten gegenſeitige Vorwürfe und Verdammungen. Man haderte mit jener Unduldſamkeit, die in Abweichung nahverwandter Meinungen immer am ſchreiendſten zu ſein pflegt, wie der Mißton in verſchwiſterten Farben und Klängen.

Nicht ohne heimlich bereuenden Unwillen war Albrecht Zeuge von den Wirkungen ſeiner Nachſicht. Doch hielt er weder eines Fürſten würdig, gegebenes Wort zu brechen, noch einen Rückſchritt nützlich, der, wie er nicht zweifelte, früh oder ſpät vergeblich ſein würde. Denn bei aller Ehrfurcht für die Kirche mochte er ſich nicht verhehlen, daß in vielen Klagen der Abtrünnigen Wahrheit liege; auch daß, ohne dies freimüthige Eingeſtändniß, der abendländiſchen Chriſtenheit Trennung unheilbar bleiben müſſe. Noch dachten andere, dem römiſchen Stuhl treugebliebene Für-

255) Wie aus einem ſpätern Erlaß des Herzogs vom 31. Weinmonds 1565 erſehen wird.

line, Elisa, Astrie, Solyhe, eine andere Elisa und la Marie, am Senegal vom 25. Jänner 1817 bis zum 15. Juli 1818 schwarze Sklaven weggeführt hatten, und daß man besonders in der französischen Kolonie Gorea den Negerhandel ohne Scheu und mit verdoppeltem Eifer getrieben habe.

Zwar, als späterhin einige auf der That ergriffene französische Händler von ihren Obrigkeiten abgestraft waren, bewirkte Furcht, wie es scheint, kurzen Stillstand in dem gräßlichen Verkehr, aber endete ihn nicht. Man gebrauchte nur größere Vorsicht, um der Entdeckung auszuweichen. Trotz dem wurden mehrere solcher Menschenraube nachher bekannt; manche noch blieben vielleicht ganz verborgen. Und die schauderhafte Geschichte des französischen Schiffes Le Rodeur wäre vielleicht nie, ohne ein wunderliches Zusammentreffen der Umstände, zur öffentlichen Kunde gelangt. Drei französische Aerzte führten sie nämlich sehr beiläufig in einem von ihnen herausgegebenen reinwissenschaftlichen Werke an (Bibliothèque ophtalmologique ou Recueil d'observations sur les maladies des yeux, faites à la clinique de l'institution royale des jeunes aveugles), wo man sie am wenigsten gesucht hätte. Man machte aber von irgend einer Seite her die Herausgeber darauf aufmerksam, zog die erste Ausgabe sogleich zurück, und veranstaltete eine zweite, in welcher jene schreckliche

sten, wie er; selbst sein königlicher Schwäher Ferdinand, der, seit Karl V nach freiwillig abgelegten Kronen in einem estremadurischen Kloster wohnte, die kaiserliche Würde angenommen. Dieser hatte sogar seinen Unterthanen vom Papst schon Gestattung des Kelchs im Abendmahl erbeten, und Hoffnung, auch noch die Ehelosigkeit der Geistlichen aufgehoben zu sehen.

So willig inzwischen der Herzog dem, was unvermeidlich schien, Hand bot, widerstand er eben so fest völliger Umwälzung des alten Kirchenthums, wie sie schwärmerischer Haß begehrte. Und überzeugt, nicht Schwerdt noch Bannstrahl, sondern Macht der Wahrheit aus beredtem Munde allein könne glückhaft die Macht des berauschenden Irrthums überwinden, schrieb er dem Stifter der Gesellschaft Jesu nach Rom, gottesgelahrte Männer seiner Zucht zur Dämpfung aufwuchernder Ketzerei gen Baiern zu senden [256]). Ignaz Loyola, geschmeichelt von des deutschen Herzogs Vertrauen, sandte ihm derselben, noch in seinem Todesjahr, achtzehn. Sie gingen nach

256) Im J. 1556. Er sandte seinen Geheimschreiber Heinrich Schweikhardt nach Rom. Die Briefe des Herzogs und Ignazens in Mederers Ann. ac. Ingolstad. 4, 286 ff.

Ingolstadt [257]), wo sie, nebst der Seelsorge, die Lehrstühle der Gottesgelahrtheit übernahmen. Zu gleicher Zeit stellte der Herzog einen Rath über Glaubens- und Kirchensachen auf [258]), welcher für Nichtüberschreitung seiner gegebenen Verordnungen und gegen Einbruch fremder Lehren wachen sollte.

Zu Trient begannen endlich in der großen Marienkirche die Sitzungen der Kirchenversammlung wieder [259]), welche durch Moritzens von Sachsen Kriegszug zersprengt worden war. Albrecht sandte zu ihr seinen Rath Augustin Baumgärtner, begleitet vom Jesuiten Cavillon. Baumgärtner war ein aufgeklärter Mann, kräftigen Gemüths und nicht gemeiner Rednergabe. Er trat unerschrockenes Herzens in den Kreis der hochwürdigen Stellvertreter abendländischer Christenheit. Es war am siebenundzwanzigsten Brachmonds, im Jahr fünfzehnhundert zweiundsechzig.

257) Sie kamen den 7. Heum, 1557 dahin. Ihre Namen gibt, wie die Nachricht von ihren ersten Einrichtungen in Baiern, J. F. Lipowsky Gesch. der Jesuiten in Baiern 1, 74 ff. umständlich.

258) Unterm 3. Weinmonds 1557. Die Urk. in der zwölften Beilage zu Lipowsky's Arg. von Grumbach.

259) Im Jänner 1562.

Nach den ersten schmeichelhaften Begrüßungen der Väter erhob er aus Auftrag seines Herrn die Wehklage um der heiligen Kirche und Baierns Unglück, und wie die giftige Pestseuche der Glaubensneuerung nicht gemeines Volk nur, sondern auch Adel und Bürgerschaft angefallen habe. Mit frommem Abscheu schilderte er die Gestalten der Verirrungen, dann aber auch die Urquellen des Unheils.

„Die Grundsäulen der Kirche zittern vor der Empörung der Abtrünnigen, sprach er: doch leichtfertig bleibt die große Zahl der Geistlichen beim Anblick des Aufruhrs. Ihre Laster selber bieten vielmehr zur Zerstörung eines Heiligthums auf, dessen Hüter sie sein sollten. Ohne Furcht vor den Himmlischen, ohne Scheu vor den Sterblichen, wälzt sich ihre Menge schamlos in Wollüsten, und sinkt zu den ekelhaften Hefen des Volkes nieder. Mit frecher Stirn trägt der Priester Gottes die Schande seiner Verderbtheit zur Schau. Das entsetzet den Laien. Kein weltlicher Fürst duldet, daß der Unterthanen einer öffentlich mit unzüchtigen Weibern Buhlschaft treibe. Und die, welche der Keuschheit ewige Gelübde schwören, tragen deß kein Bedenken! Unter hundert Pfarrern der baierischen Kirchen sind, bei jüngster Untersuchung, kaum drei oder vier ohne Beischläferin gefunden worden. Manche sind ver-

eblicht, einige öffentlich, andere insgeheim. Das erzürnt das Volk. Darum wird das Prieſterthum ſammt den Prieſtern, die Lehre ſammt den Lehrern abſcheulich; und die Gemüther wenden ſich lieber falſcher Schwärmerei, als einer Kirche zu, in welcher die Tugend bis auf den Namen vertilgt zu werden droht."

„Andere fallen von der Mutterkirche ab, weil ſie das heilige Abendmahl dem Volke nicht gewährt, wie es göttlich eingeſetzt, wie es von den erſten Chriſten lange, lange ſelbſt von den Gliedern römiſcher Kirche genoſſen worden, und bis heut noch die morgenländiſche Chriſtenheit hat. Papſt Paulus der Dritte geſtattete mehrern Biſchöfen in Deutſchland, den Kelch an die Laien zu reichen. Iſt er dieſen nicht ſündlich, warum wird er andern verſagt? warum den Baiern? Dieſe klagen, doch unbillig, meinen gnädigen Fürſten und Herrn an, daß er ihnen mißgönne, das Mahl des Herrn nach hellem und lauterm Wort Gottes zu empfahen, wie Chriſtus daſſelbe eingeſetzt. Darüber ſteigt des Volkes Unruhe auf. Der große Haufe dräut Unglück. Schafft nun die heilige Verſammlung von Trient nicht Rath mit Eile, ſo weiß mein Fürſt und Herr, unverhohlen ſei es geſagt, das Land nicht länger im ſchuldigen Gehorſam, oder den römiſch-chriſtlichen Glauben aufrecht zu halten."

„Deroholben iſt ehrſamer, gelehrter und frommer Männer Rath, daß, ſollen Kirche und Glauben feſt, gröſſere Spaltungen gemieden, die Abtrünnigen zuruck gelockt werden, drei Dinge müſſen vollbracht ſein. Abgeſtellt muß der Geiſtlichkeit ſchnödes Leben ſein; ihr Unterricht vollkommener in gebeſſerten Schulen werden; aufgehoben muß das Verbot der Prieſterehe werden, und das Mahl des Herrn in beiderlei Geſtalt allem Volk geſtattet.“

„Solches habe ich aus Befehl meines gnädigen Herrn darum vorgebracht, auf daß des deutſchen Landes Mängel und Beſchwerden fleißiger bedacht und erwogen werden [260]).

Schon früher hatten in gleichem Sinne die Geſandten Kaiſer Ferdinands geredet. Es erhob ſich unter den Vätern der heiligen Verſammlung ſtürmiſcher Streit. Fünfzig, ihrer die einſichtvollſten, ſtimmten dem Verlangen des Reichsoberhauptes, wie des Herzogs von Baiern bei, ſelbſt Herkules von Gonzaga, welcher den Vorſitz führte. Die übrigen römiſchen Haupt-

260) Die Rede Baumgärtners, lateiniſch, ward ſchon 1562 beſonders, dann auch unter andern in *Georgii Wicelii* via regia S. 208 ff. und in deutſcher Ueberſetzung ſchon im J. 1563 zu Augsburg beſonders abgedruckt.

prieſter aber, und faſt eifriger, denn ſie, aus Spanien alle Biſchöfe, widerſprachen, ſtolz und halsſtarrig, jeder Annäherung zu den Neugläubigen, wie einer verbrecheriſchen Schwäche. Denn die verſchwundene Hoheit des Prieſterthums in den Ländern der Gegenbekenner, das eingezogene Kirchengut, die aufgehobenen Klöſter deuteten dem geiſtlichen Stande und der Kirche, würden ſie mit Empörern unterhandeln, auf grauenvolle Zukunft. Darum ſollte Vernichtungskampf ſein. Es galt nicht des Chriſtenthums, ſondern des Prieſterthums Rettung. Verſöhnung ward unmöglich, und der ruchloſe Grundſatz geheiligt: Ungläubigen ſei kein Glaube zu ſchenken, keine Treue zu halten.

Die trientiſche Verſammlung löſete ſich auf, ohne den Wünſchen der Deutſchen entſprochen zu haben. Die Kirchenſpaltung war verewigt.

Der Herzog von Baiern hörte es mit Betrübniß. Nun blieb ihm nichts, als entweder offen in die Reihen der Gegenbekenner überzutreten, oder entſchieden und rein die Sache des alten Kirchenthums zu nehmen. Das Volk war zu keinem ganz reif, ſondern getrennt in den Meinungen. Er ſelber aber wankte nicht länger, und blieb im Glauben ſeiner Väter.

Der Auszug der trientiſchen Verſammlung brachte Schrecken über viele Tauſende zu Baiern.

Sie zitterten für die Freiheit ihrer Gewissen. Bald erfuhr man, aller fremdartige Gottesdienst sei unbeschränkt.

In allem glimpflich [261]), aber beharrlich und unbeugsam für seinen Zweck, schritt Albrecht demselben langsam um so sicherer zu. Denn auch sein letztes, jedentliches Schreiben, in welchem er noch einmal den Papst zu mäßigerm Sinn zu bewegen versucht hatte [262]), war fruchtlos geblieben. Nachsichtvoll gegen die Gewissen derer, welche schon andern Glauben umarmt hatten, beschränkte er anfangs nur die Uebungen ihres Gottesdienstes, und wehrte er unerbittlich der Verbreitung ihrer Grundsätze. Er selbst zog in seinen Rath Männer von unbezweifelter Rechtgläubigkeit und Liebe der allgemeinen Kirche;

261) Auf Fürbitte der Landschaft im J. 1563 erhielten neun lutherische Bürger von Straubing, vier von Stadt am Hof, und drei Gerichtssassen von da, die schon Landes verwiesen waren, Erlaubniß zu bleiben. Selbst noch im Jahre 1570 erklärte es der Herzog als falsches Gerücht, und daß es sein Wille nicht gewesen, Leute, die zu Straubing, Kraiburg und in den Gerichten Schwaben und Mermosen das Abendmahl in beider Gestalt genommen, Landes zu verweisen.

262) Schreiben des Herzogs d. d. novis Febr. 1564 in *Wiedemann via regia*. S. 251.

verbannte von ſeinem Hof, wer anders dachte, und traf es ſchon die Erſten des Adels, oder die er am meiſten geſchätzt hatte. Den Verkauf geiſtlicher Bücher, waren ſie nicht zu Ingolſtadt oder München gedruckt [263]), den Beſuch hoher und niederer Schulen, waren ſie nicht im reinſten Ruf römiſch-chriſtlicher Lehre, ſelbſt das Leſen heiliger Schrift in deutſcher Sprache, war ſie nicht von glaubensfeſten Männern überſetzt [264]), verbot er. Sein Hofmeiſter, Graf von Schwarzenberg, begleitet von Cavillon dem Jeſuiten, reiſete im Land umher, der Pfarrer Leben und Lehre zu erforſchen. Deren und der Kloſter Bücherſammlungen wurden neu unterſucht; verdächtige Werke weggenommen [265]); lockere Geiſtliche ge-

263) Auch waren ſie von wenigen Druckorten des Auslandes geſtattet. Verordn. v. 1. März 1565.

264) Von Dietenberger, Eck oder Emſer. Verordn. vom 30. Herbſtm 1569.

265) Auf herzoglichen Befehl erſchien 1569 bei Adam Berg zu München ein Catalogus librorum autorumque prohibitorum, welchem ein Index selectissimorum autorum, ex quibus integra bibliotheca institui recte potest angehängt iſt. Schon im J. 1566 wurde ein „Catalogus der Bucher vnnd Schriften vnſer Heilige Religion vnnd Geiſtliche ſachen belangendt, welche im Lande zu Bayrn offentlich fayl zu haben vnd zu verkauffen erlaubt ſeindt.

ſtraft; ihre Beiſchläferinnen entfernt[265]); über Beſuch des Gottesdienſtes der Meſſen, Jahrtäge und Erfüllung anderer Kirchenpflichten Berichte gefordert; ſogar über Handwerksburſche aus Baiern, wanderten ſie in die Fremde, noch im Auslande ſtrenge Aufſicht fortgeſetzt[267]). Ein geiſtlicher Rath von mehrern Gliedern, an ihrer Spitze der Kanzler von Burghauſen, Eck, ein harter Eiferer, leitete das große Geſchäft der Bewahrung und Reinigung alten Glaubens; hielt in Klöſtern, Stiftern und Pfarreien aller Rentämter getreue Späher, und waltete ſtreng über geſammtes Kirchenweſen in geiſtlichen und zeitlichen Sachen desſelben[268]).

Gedruckt zu München bey Adam Berg" herausgegeben.

266) Schon im J. 1539 war damit angefangen, aber noch unter dem 20. Brachm. 1570 ward auf das Halten einer Beiſchlaferin 500 G. Strafe geſetzt. Treuberzig bat ein Theil der Geiſtlichkeit die prieſterliche Verſammlung zu Salzburg im J. 1549 in ehrerbietiger Vorſtellung, daß man den Geiſtlichen die Beiſchläferinnen laſſen wolle. (M. A. Winter Geſch. der evangel. Lehre in Baiern 2, 160.)

267) Verordnung vom 31. März 1569.

268) „Weil die Cloſter vnſer Camergut ſo ſollen darumen in temporalibus die ChamerRath disponiren. Verordnung vom 5. Weinmonds 1573.

Würdigere Diener des Altars zu bilden, befahl der Herzog die Schulanstalten des Landes ernster zu beaufsichtigen [269]) und zu bessern; auf gabenreiche Jünglinge Acht zu haben; ihre Namen an die Behörden nach München zu melden, und sie vor allen, waren sie armer Leute Kinder, aus Vermächtnissen zum Fleiße in Wissenschaften zu begünstigen. Dem althergebrachten Gottesdienste gab er erhöhten Glanz; wo es an Mitteln dazu gebrach, Geschenke mit freigebiger Hand. So wollte er die erloschene Begeisterung der Altgläubigen neu entzünden. Mit seinem jüngsten Sohne Ernest, Bischof zu Freising, vereint, erwarb er ein Jubeljahr vom römischen Stuhl. Drei Monden lang im fünfzehnhundert sechsundsiebenzigsten Jahr sah man vollen Ablaß der Sünden gespendet, und die Gebeine des heiligen Benno von Meissen, nach München geführt, zur Verehrung ausgestellt [270]). Obwohl dieser

269) Selbst in Klosterschulen hatte man zuweilen lutherische Lehrbücher gebraucht. Verordn. v. 30. Herbstm. 1569. Ein Auszug aus der Schulordnung von 1569 befindet sich in A. v. Buchers, durch Joseph v. Kleffing herausgegebenen Werken 1, 34.

270) Vier Jahre lang wurden sie im herzoglichen Schloß, dann erst 1580 in der Liebfrauenkirche zu München aufbewahrt.

Thatsache weggelassen war. Zufällig jedoch kam ein Exemplar der ersten Ausgabe in die Hände des Herzogs von Broglie, und dieser flocht die unterdrückte Erzählung des grausamen Vorfalls in seine treffliche Rede ein, die er am 28. März 1822 vor der Pairskammer wegen des Negerhandels hielt.

Die Geschichte ist folgende: Das Schiff, der Rodeur, von zweihundert Tonnen, segelte den 24. Jänner 1819 vom Havre nach der afrikanischen Küste, und erreichte den 14. März seinen Bestimmungsort. Das Schiff legte vor Bonny, im Fluß Kalabar, an, um Neger zu kaufen. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus zweiundzwanzig Personen, die unterwegs und während ihres Aufenthaltes zu Bonny, der bis zum 6. April dauerte, die beste Gesundheit genoß. Man bemerkte unter den Küstenbewohnern keine Spur von Augenkrankheit. Erst als das Schiff auf der Rückkehr schon fünfzehn Tage unterwegs und beinahe unter der Linie war, empfand man die ersten Anfälle jenes Uebels.

Man bemerkte, daß die Neger, welche an der Zahl einhundert und sechszig, im untersten Schiffsraum und im Zwischendeck liegend, über einander geschichtet waren, eine bedeutende Entzündung und Röthe der Augen bekommen hatten,

alte Slavenbekehrer und Bischof des eilften Jahrhunderts, während seines Lebens, nie Baierland gesehen, ward er doch desselben erwählter Schirmheiliger wider Hungersnoth und Pestilenz, die alten immer wiederkehrenden Plagen des Baierlandes. Das erwarb ihm große Andacht und Inbrunst. Denn noch erzählte man sich mit Grausen von jenen mörderischen Entkräftungen des englischen Schweißes[271]); oder dem schweren Erbrechen, welches die Gräber der Kirchhöfe verdoppelte[272]); oder den Seuchen[273]) und bösen Witterungen des Jahres eintausend fünfhundert und vierundsechszig, dem so strenger Winter gefolgt war, daß die Vögel aus der Luft fielen und Last-

271) Im J. 1529. Zu Augsburg, weniger als anderer Orten, starben von dreitausend Personen nur sechshundert an der Schweißkrankheit.

272) In den Jahren 1562 und 1563 starben am Brechen über zweitausend Menschen zu Regensburg, bei bessern Vorsichtsanstalten zu Augsburg, wo ein eigenes Brechhaus errichtet ward, von zweitausend sechshundert und siebenzig Personen nur achthundert neunundsiebenzig. Weil Schrobenhausen verpestet war, durften die Bader von daher kein Brod nach Augsburg bringen.

273) Zu Augsburg, wo immer sorgfältiger als in kleinen Städten Baierns aufgezeichnet ward, starben im J. 1564 in allem 2524 Personen.

wagen über das Eis der Donau fuhren, bis dann unter plötzlichem Thauwind hervorbrechende Waſſerfluthen Menſchen, Vieh und Hütten davon riſſen[274]). Darum ſetzte der Sterbliche ſeine Hoffnung freudig auf eines neuen Heiligen überirdiſche Kraft, weil weder die gebrechliche Kunſt der Aerzte, und die Schätze der Arzneiläden[275]) in Sterbensnöthen, noch landesfürſtliche Fürſorgen oder himmliſche Kornregen in Hungerzeiten tröſteten[276]).

Dieſes behutſame, doch tiefwirkende und wohlberechnete Verfahren des Herzogs feſſelte viele

---

274) Adlzreiter meldet davon. Der Spätfroſt tödtete viele Obſtbäume.

275) Der Preis der Arzneien war obrigkeitlich beſtimmt und von Zeit zu Zeit wurden die Waaren unterſucht. Manche derſelben, zum Beiſpiel gefärbter Ingwer und geſtoßenes Gewürz, durften, wegen möglicher Verfälſchung, gar nicht in Baiern eingeführet werden. Baier. Landordnung v. 1553. Augsburg hatte dergleichen Einrichtung ſchon im J. 1512.

276) Am 8. Brachm. 1570 regnete es in Baiern an den Grenzen von Salzburg (wie Hund Metrop. 1, 24 meldet) Korn oder etwas demſelben Aehnliches, vielleicht vom Sturm oder einer ſogenannten Waſſerhoſe irgendwo Entführtes.

Wankelmüthige von neuem an die alte Kirche, führte manchen Abgefallenen zurück, stärkte die Beharrlichkeit der übrigen und lähmte ohne Gewaltthätigkeit die geringe Zahl der Lutherischgesinnten bis zur Ohnmacht. Wie im Herzogthum, bewies der Fürst sich, folgerecht, auch in auswärtigen Verhältnissen, auf Reichstagen und an fremden Höfen für die Sache seines Glaubens. Als er, nach seines Schwagers Markgraf Philiberts von Baden Tode, die Vormundschaft über dessen Sohn Philipp empfing, sandte er den Grafen von Schwarzenberg und Georg Sorich, den Jesuiten, dahin, den jungen Fürsten im Lehrbegriff der römischen Kirche zu erziehen, und diesen wieder im Lande zu verbreiten[277]). Der rastlose Eifer, wie die Feinheit der Maasregeln verrieth, welchen Einfluß die staatsklugen Mitglieder der Ge-

277) Adlzreiter, oder Verdeaur der Jesuit vielmehr, immer gegen Ketzer predigend, macht eben damit vieles, was er dem Herzog in Mund und Feder legt, verdächtig; z. B. daß Albrecht auf einer Reise in die wurtembergischen Wildbaden Geistliche im freien Felde predigen und Zuhörer durch Spielleute anlocken ließ; daß er der niederländischen Statthalterin von Parma gesagt, Ketzerei müsse mit scharfem Messer, wie ein Krebsschaden aufgeschnitten werden, u. m. dgl.

sellschaft Jesu an seinem Hofe hatten [278]). Er erreichte sein Ziel.

15.

Landesnoth. Des Herzogs Aufwand und Hofleben.

Im J. 1566 — 1579.

Die, welche noch andere Ueberzeugungen festhielten, lebten damit in schüchterner Verborgenheit; wanderten freiwillig aus [279]); oder wurden auch wohl ohne Schonung hinweggewiesen [280]). Der alte Glaube stand geborgen. Doch viele andere Noth drückte das Land. Mit Abnahme des Handels in den benachbarten großen Reichsstädten verlor sich der alte Waarenverkehr immer empfindlicher, während Auflagen und Steuern wuchsen. Daneben wurde aus übelberathener Staatswirthschaft der freie Umsatz von Erzeugnissen des eige-

278) Schon lebten mehrere derselben in München und in vertrauter Nähe des Fürsten.

279) Unterm 14. Christm. 1570 klagte der Stadtrath von München, daß bereits viele vermögliche Bürger aufgewandert, andere dazu noch entschlossen wären, meistens Handelsleute; daß viele Häuser feil und werthlos und über 100,000 Gulden aus der jährlichen Stadtsteuer gekommen wären.

280) Das gewöhnliche Strafurtheil über die der Ketzerei angeklagten Personen.

nen Bodens bald willkührlich gehemmt, bald nach Entwürfen des Hofes geleitet, und Muth und Selbstthätigkeit gewerbsamer Unterthanen gestört. Es ward bald Vorkauf, bald Ausfuhr des Getreides untersagt [281]), bald wieder gestattet; oder, zur Begünstigung inländischer Tuchmacherei, Ausführung der Wolle verhindert [282]), während Schafzucht gesetzlich niedergehalten wurde [283]); zuweilen Landwirthen sogar vorgeschrieben, wie viel Stück ihres Viehes sie verkaufen sollten [284]). Es maßten sich endlich auch wohl Herrschaften gewaltsamen Abkauf der Feldfrüchte von ihren Hintersassen an [285]). Dieses alles mußte dem innern Verkehr hochschädlich werden. Wer groß will walten, soll nicht in das Kleinste hineinhorchen. Der Staatskörper erträgt leichter von außen die rauhesten Stoße, als das leiseste Zim-

281) Z. B. in den Jahren 1570—1578.

282) Z. B. in den Jahren 1567. 1569. 1574. 1579.

283) Ein Hof durfte nur vierundzwanzig, eine Hube nur zwölf, ein Pachter nur acht Schafe halten. Buch der gem. Landgebot v. 1516.

284) Z. B. die Verordnung vom 20. Brachm. 1580, zwei Drittel Viehes zu verkaufen, wegen Theurung des Fleisches.

285) Erst am 6. Jänner 1579 ward diesem Unfug ein Ende gemacht.

mern am innern Getriebe und Spiel ſeiner Kräfte. Daher kränkelten Landbau und Gewerbe immer ſichtbarer, die man vergebens durch Kunſt in ein Wachsthum treiben wollte, welches allein aus der Freiheit hervorgeht. München freilich nahm mit jedem Jahr durch die Nähe des Hofes an Pracht und Herrlichkeit zu. Es ſtieg wie ein zweites Palmira auf, in unfruchtbarer Sandgegend und rauher Luft, Suddeutſchlands ſchönſte Stadt. Allein von den übrigen Landſtädten und Märkten des Herzogthums wich der altgewohnte Wohlſtand deſto merklicher [256]).

Was Herzog Albrecht für ſein Volk that, wenn es auch oft die Abſicht verfehlte, geſchah in wohlgemeinter Geſinnung. Er war ein gutiger Herr in allem. Nur in zwei Dingen brachte er ſeinem Lande viel Unheil: durch ausſchweifende Liebe zur Jagd und leidenſchaftlichen Hang zur Pracht. Sein Hegen des Wildes grenzte oft an Unmenſchlichkeit. Nur Haſen, Füchſe und fliegendes Wildpret konnten Edelleute und Geſchlechter

256) Auf eine Anlage von 20,000 fl. hatte im J. 1569 München allein 3000 fl. zu zahlen, Landshut nur 1205, Straubing 1125, Ingelſtadt 912 u. ſ. w. Dieſes kann einigermaßen das Verhältniß des Reichthums unter den Städten bezeichnen. Landt. von 1568. S. 233 ff.

aus den Städten schiessen oder fangen [287]). Wohl eben so sehr zur Mehrung des Weidwerks, als zur Erzielung des Holzes wurden durch allgemeine Forstordnungen zweckmäßige Mittel zur Aeufnung erödeter Waldungen angewandt [288]). Aber dem Landmann lag ob, die Fruchtfelder mit großen Kosten gegen das Wild zu umhagen. Er mußte die Aernten seines Fleißes, davon er Herrengilt und Landsteuer entrichten sollte, gegen die Waldthiere bewachen, ohne sie beschädigen zu dürfen. Zum Besten der Hirsche und Rehe befahl Albrecht sogar die allzuhohen Zäune mit spitzen Pfählen an den Aeckern niederzureissen [289]). So opferte er seiner Leidenschaft den armen Landmann auf. Hingegen ordnete er zum Schutz der Saaten in

---

287) Landesordnung von 1553.

288) Den Förstern wurden Windfälle und Abholz nicht mehr gelassen. Die Wälder mußten vierteljährlich von Kastnern, Mauthnern und Förstern bereitten werden, um zu sehen, ob ungebührliche Abschwendung statt gefunden. Alle zehn Jahre Waldumgänge von alten und jungen Leuten der Gemeinden zur Herstellung der Marchsteine. Alle funfzig Schritte mußte beim Abholzen ein Samenbaum, und immer gegen den Abendwind ein Waldsaum übergehalten werden. Baier. Forstordnung vom 1. Wintersm. 1568.

289) Verordn. vom 24. Weinm. 1567.

allen Kirchen Gebete wider die Feldmäuse an[290]). Die schwerste Buße traf den Bauer, der ein Wild erlegte; im Wiederholungsfall ward er, wie der Käufer, Landes verwiesen oder gehenkt[291]). Albrecht hatte den Landleuten früher schon, mit Ausnahme der Grenzdorfer, das Schießpulver nehmen lassen[292]). Diese Entwaffnung zu Gunsten des Wildprets geschah in Zeiten, da das offene Land von Räubern, gartenden Knechten und Strolchen aller Art wimmelte. Es war dahin gekommen, daß wegen des Wildes Uebermenge viele Leute das Feld nicht mehr zum Winter anbauten; andere ihre Güter auffagten, und dieselben den Grundherren heimschlagen[293]). Zerstorten einmal Reif, Mehlthau, Erdmäuse, oder regnerische Witterung die Hoffnung der Saaten: so waren viele Menschen genothigt, wegen Hungersnoth auszuwandern; andere mußten Brod von Baumrinden essen[294]). Den Sinn des Herzogs änderte das aber nicht[295]).

290) Verordn. vom 15. Christm. 1571.

291) Verordn. vom 14. Weinm. 1567.

292) Es mußte wiederholt geboten werden; z. B. 10. Brachm. 1562; 5. Horn. 1564.

293) Landt. v. J. 1568. S. 123.

294) Landt. v. 1570.

295) „Da S. Fürst. Gnaden ihren fürstlichen Gejaidluß

Während so großen Ungemachs schimmerte sein Hof von königlichem Aufwand und Ueberfluß. Die Hauptstadt, gleichwie die Schlösser zu Landshut, Dachau, Ysareck, Starenberg, wohin er zu kommen pflegte, verschönten sich mit neuen Gebäuden, Anlagen, Thiergärten [296], Bildsäulen und Gemälden. Da wetteiferten Natur, Einbildungskraft und Kunst um den Preis der schönsten Schöpfungen. Den Würmsee bei Starenberg belebte er mit einer Luftflotte, darunter eine königliche Fregatte, drei Schiffe von Lerchenholz mit eichenen Säulen darauf, Gondeln nach venedischer Art, alles zierlich geschnitzt, bemalt und vergoldet. Gern täuschte er sich auf den Wellen des kleinen Landsees, als hätte er das Meer; und litt auch wohl dessen Gefahren [297].

---

nicht gar begeben und verlieren wölln." Landt. v. 1598. S. 139.

296) „Für die Thärnthirschen zu grunwaldt ein garten zugericht per 632 fl. 2 ß. 9 dn." Wessenriedes Beitr. 3, 72.

297) „Ist 1575 das gros Hagelwetter zu Starnberg gewest, ist der Herzog grad auf der See gefahren, hat die leudt vnd das Schiff jämmerlich abklopft, aber dem Herzog gottlob nichts geschehen. Ist seine liebe Gemalin nebst andern Frauenzimmern mehr

Nie erschien er, ohne vom Prunk reichen Gefolges umgeben zu sein. Wie in seinen Gemächern herrschte Zierlichkeit in seinem Aeussern. Er hatte eine edle, volle Gestalt, rundes Gesicht voll Ernst und Hoheit, schwarzen spannenlangen Kinn- und Knebelbart, dicken Glatzkopf sein Fürstengewand jederzeit mit Edelstein, Gold und Ketten geschmückt. In ähnlicher Pracht pflegte sich seine Gemahlin, Anna, zu zeigen; Unterkleid und Obergewand von Seiden oder Sammet, an den Achseln die bauschigten Aermel aufgeschlizt, von Juwelen behängt, um den Hals die zartesten Spitzenkrausen; das aufgeschlagene Goldhaar gewohnlich von einem kronenartigen güldenen Reif umspannt.

Albrecht war ein Mann von Geist, Geschmack und lebhaftem Gefühl; menschlich von Natur, aber streng in dem, was er fürstlicher Würde schuldig zu sein glaubte; großer Freund des Glanzes und Anstandes, oft um die Formen sorglicher, als um das Wesen der Sache. Ungerechnet die Summen, welche von Zeit zu Zeit die Landschaft ausserordentlich theils zur Bestreitung kriegerischer Rüstungen, theils zum Ankauf feil gewordener Herr-

---

dabei gewest, haben gebetet und verzaget, daß der Herzog Trost zusprechen mussen." Weckenrieder Beitr. 3, 84.

die ſich mit großer Geſchwindigkeit von einem dem andern mittheilte. Man widmete der Krankheit ſogleich alle Aufmerkſamkeit und vermuthete, ſie rühre durch Mangel friſcher Luft im vollgepfropften Schiffsraum, und durch Mangel an friſchem Waſſer her. Denn letzterer ward ſo groß, daß man zuletzt täglich nur ein halbes Glas voll austheilen konnte.

Dem Rath des Schiffswundarztes Maignian zufolge, lies man die Neger partienweiſe aus dem Schiffsraum hinaufſteigen, um reine Luft zu athmen. Allein man mußte davon bald wieder abſtehen, denn der Schiffskapitän fand dabei ſchlechten Vortheil. Die unglückſeligen Schwarzen, wenn ſie über das weite Meer umherblickten, und vergebens nach ihrem Vaterlande ſuchten, geriethen in ſchmerzvolle Verzweiflung, umarmten ſich und ſtürzten ſich über Bord ins Meer, um nur ſterben zu können. Die Krankheit riß aber bei den Afrikanern furchtbarer ein, ward für alle anſteckend, und bedrohte endlich ſelbſt die Schiffsmannſchaft. Die Gefahr der Seuche wurde noch durch einen heftigen Durchfall vermehrt, den man dem Gebrauch des Regenwaſſers zuſchrieb. Erſt ward davon ein Matroſe angegriffen, der unterm Verdeck, dicht bei einem Gitter lag, welches mit dem untern Schiffsraum Verbindung gab. In den drei folgenden Tagen

ſchaften, wie der Grafſchaft Haag [298]) oder Hohenſchwangau's [299]), aufbringen mußte, erforderte mehr noch die Koſtbarkeit ſeiner Hofhaltung, und die vergrößerte Zahl der Gebäude, Schlöſſer, Zeughäuſer, Befeſtigungen und Beſatzungen. Seit des trefflichen Albrechts IV Tode war kein Jahr mehr ohne Steuerentrichtung verfloſſen, und Gewohnheit oder Noth hatten dieſelbe zur geltenden

298) Sie war 1566 durch des letzten Grafen Ladislaus Tod offenes Leben geworden; und weil Baiern darauf im Jahr 1535 von Karl V Anwartſchaft erhalten hatte, (Aettenkhover S. 464, die Urk.) empfing ſie Albrecht V gegen Erlegung von mehr denn 30,000 Gulden.

299) Im J. 1567 um 170,000 Gulden. Die Landſchaft bewilligte zum Ankauf dieſer verpfändet geweſenen Reichsherrſchaft, wie die Grafſchaft Haag, und zur Tilgung dabei aufgelaufener Unkoſten 213,872 Gulden. Landt. 1568 S. 119.

In demſelben Jahr 1567 löſeten die Stände von Böheim die Grafſchaft Glatz wieder an ſich ein, die Herzog Albrecht V von ſeinem im J. 1560 verſtorbenen Oheim Ernſt geerbt, der erſt Biſchof von Paſſau, dann Erzbiſchof von Salzburg geweſen war, und Glatz kauflich beſeſſen hatte.

Auſſerdem erhielt Albrecht V vom Kaiſer im J. 1562 Anwartſchaft auf die Wolfſteinischen Reichslehen (Sulzburg, Pyrbaum u. ſ. w.) in der Oberpfalz und 1571 auf die Reichsgrafſchaft Ortenburg.

Uebung gemacht. Aber der Druck der Abgaben fiel endlich so schwer, daß viele Dienstboten brodlos wurden; Bürger sich aus Städten und Märkten entfernten, und sogar mehrere Schlösser des Adels feil wurden [300]). Manche Auflage, für das Bedürfniß des Augenblicks erfunden, verwandelte sich von selbst oder mit Zwang [301]) in beständige; und bei Verbesserung herzoglichen Kammerguts blieb auch der Stände von Ober- und Niederbaiern altes Recht und Einkommen nicht gebürgen [302]). Die erhöhten Aufschläge von Bier, Fleisch und andern unentbehrlichen Mitteln des Lebens, vertheuerten die ersten Nothwendigkeiten und steiger-

300) So klagte die Landschaft im J. 1570, während der Herzog zur Bestreitung nur des Hofstaates seiner Söhne jährlich 50,000 Gulden forderte.

301) Schon im J. 1545 hatte sich der Hof einen Freiheitsbrief vom Kaiser erwirkt, kraft welches die die Aufschläge, auch wenn der Zweck erfüllt war, der sie veranlaßt hatte, von der Landschaft nicht wieder aufgehoben werden konnten. Diese Freiheit ward dem Herzog Albrecht V im J. 1566 bestätigt, mit dem Beisatz, nicht nur der Landschaft die Aufschlags-Einnahmen entziehen, sondern sie auch über das Festgesetzte erhöhen zu können.

302) Die kaiserliche Gestattung des Getränkaufschlags an Herzog Albrecht v. 7. Hornung 1566 abgedruckt im Landt. 1568. S. 29 ff.

ten den Lohn der Arbeiter. Man verminderte die Zahl derselben und schwächte dadurch, mit dem Anbau, zugleich den Werth der Güter. Die verderbliche Rückwirkung der Lasten, welche den erwerbenden Volkstheil beugten, wurde bald in den höhern Ständen gleich tief empfunden. Es fehlte nicht an lauten Klagen, zumal wegen des doppelten Aufschlages auf das Getränk. Der Herzog aber sprach: „Wer Wein trinken will, dem wird er fürwahr mit dem einigen Pfennig nicht erleidet, den er mehr zahlen muß. In andern Ländern ist auch Getränksteuer, mehr, denn hier; das mindert Gewerbe, Handthierung und Reisen nicht“ [303]).

Die Stände, für ihr und des geplagten Volkes Recht kämpfend, redeten also zu ihm: „Obwohl die Zeiten jetzt beschwerlicher sind, denn ehmals, zweifelt doch Niemand, Ew. fürstlichen Gnaden Einkünfte werden hinreichen, allen nöthigen Aufwand zu bestreiten, und wäre der ewige vervierfachte Druck der Steuern nicht noth, der uns aufgeladen wird und unsern armen Unterthanen. Aber Mäßigkeit und Ordnung sollten in allen Dingen und in ganzer fürstlicher Hofhaltung gelten, und der Ueberfluß beschränkt sein, welcher bei Ew. fürstlichen Gnaden Vorvordern nie gewe-

303) Landt. v. 1568. S. 135.

sen, auch jetziger Zeit, ohne Verletzung Ew. fürstlichen Gnaden Ansehen, zu sparen wäre."

„Nicht auf übermäßiger Pracht und Zier beruhet fürstliches Ansehen, sondern auf fürstlichen Tugenden — mit welchen Ew. fürstliche Gnaden vor andern ohne das von Gott hoch begabt sind! — und auf dem Segen des Allmächtigen. Aber dieser kann nicht sein bei den großen Plagen und Beschwerden der Unterthanen, dieweil das Klagen und Seufzen der armen Untergedrückten gen Himmel schreit und gewißlich erhört wird. Also haben wir Beispiele vor Augen, daß bei vielen Auflagen Fürsten ihren Glanz einbüßten, deren Vorvordern bei geringem Einkommen und sparsamem Wesen reich waren und männiglich hochgehalten!"

So sprachen die Glieder der Landschaft. Drohend ließ ihnen der Herzog erwiedern: „Wollen die Stände nicht gutwillig: alsdann sollen sie seiner fürstlichen Gnaden nicht für ungut halten, daß dieselben, was sie begehren, selbst ins Werk stellen" 304).

Dies einzige Wort machte allen Werth der ständischen Verfassung im Herzogthum zu leerem Schattenwerk und feierlichem Nichts. Der Fürst war in der That plötzlich, sobald er es nur sein

304) Gemeiner Landschaft Antwort u. s. w. Landt. v. 1568. S. 49. 100.

wollte, der Alleinmächtige; und in eben dem Augenblick jeder Versuch einer Widersetzlichkeit hochsträflicher Landfriedensbruch. Die Priesterschaft sah im Herzog ihren einzigen Schutzherrn wider des Ketzerthums Faust, und gehorchte schweigend. Der Ritterstand, nicht mehr, wie vor Alters, von Kaisern unterstützt, oder im Schlachtfeld mit seiner Faust unentbehrlich, mußte sich geduldig fügen lernen; zufrieden, daß man ihm den Stolz auf die Zahl seiner Ahnen ließ, deren Bedeutsamkeit er verloren hatte.

Das erkannte und wußte Herzog Albrecht gar wohl. Machte er Schulden fortan: mußte das Land sie zahlen, oder verzinsen. Für seines Sohnes Wilhelm Ausstattung und Vermählung hatte er hundert neunzig tausend Gulden nöthig. Es lag der Landschaft ob, sie zu gewähren [305]). Selbst des reichen Herzogs Georg berühmte Hochzeit war einst nicht mit größerer Verschwendung begangen worden, als die Hochzeit Wilhelms. Schon lange vor den Festen zogen die Boten gen Wien und Florenz, gen Rom und Spanien, und durch das ganze deutsche Land, Papst, Kaiser, Könige und Fürsten einzuladen. Die Menge der Herren, die

305) Dafür lud er sie auch bei der Hochzeit sammt und sonders zu Gast. Das Beilager ward den 22. Horn. 1568 in München gefeiert.

da kamen, ihrer Abgeordneten und deren Gesindes war kaum zu übersehen; ein Tag glanz- und lußreicher, als der andere. Die Ring- und Scharfrennen, die Kron- und Kübelstechen, die Tänze und Feuerwerke nahmen schier kein Ende. Nebenbuhlerisch kämpften alle Künste um den Preis. Selbst die Väter der Gesellschaft Jesu thaten sich hervor und führten den starken Samson im Trauerspiel zur Schau. Noch ist in vielen Ländern lange von der Pracht des Turniers gesprochen [306]); wie der mannliche Kaspar Rothhaft von Achalming [307]) den Preis erwarb, und wie er, das

306) Belehrend über den dabei getriebenen Aufwand ist die alte verworrene Ausgabensammlung, die uns der verdienstvolle Westenrieder (Beitr. 3, 76 ff.) bewahrte. Umständliche Beschreibungen von den Festen erschienen im gleichen Jahr von Hans Wagner mit vielen Holzschnitten; von Heinr. Wirre, Oberstpritschenmeister in Oesterreich, in Knittelreimen; von Wilh. Pet. Zimmermann mit elenden Kupfern; von dem Kunstlanger Massimo Trojano in italienischer Sprache.

307) Einer des wackern Stammes, von dem die baierischen Turnierspruche ruhmen:

Von Werdenberg der Rothhaft
Die bleiben billig ungestraft,
In Schranken nieden und oben,
Hab ich sie allweg hören loben.

schöne Fräulein Lösch von Hirgartshausen liebend, ihr Gebild auf seinem siegerischen Helm geführt. Oder vom scherzvollen Kübelstechen, wo die Ritter, in dicker Unzahl ausgestopft, sich auf ungegürteten Sätteln in weiter Bahn tummelten, von Blumenschnüren umsponnen. Wie sie dann, statt Helms, den Kopf in wundersam gemalten Kübeln, die auf den Achseln ruhten, mit stumpfen Lanzen rannten und einander zum großen Gelächter der Zuschauer zum leichten Fall brachten. Da sah man die Kraft deutscher Mannheit, den Liebreiz deutscher Frauen, und die Pracht der Kleidersitten im blendenden Verein.

Die Männer erschienen zu dieser Zeit gewöhnlich in Wamms, vielfaltigen Plunderhosen und kurzen, spanischen Mänteln, welche sammetverbrämt oder mit kostbarem Rauchwerk ausgeschlagen, ihre leeren Aermel seitwärts hangen ließen; das Haupthaar kurz geschoren; Knebel-, Kinn- und Backenbart zierlich. Der lange Degen durfte nie an der Seite, auch beim Tanz nicht mangeln; doch Baret oder befiederten Hut hielt der Tänzer anständig in der Linken. Die Frauenzimmer mit geflochtenen oder lockigen Haaren, oder in Schleierhauben, oder mit Federn, trugen den Busen allezeit keusch bis zum Hals bedeckt, um welchen hoch der vielgefältelte Spitzenkragen ragte. Das Oberkleid mit langen anschliessenden Aermeln,

an den Schultern bauſchig geſchlizt, ſteif und ſchleppend hinten, zeigte, vorn auseinanderfallend, die Pracht des Rocks darunter von anderer Farbe. Fürſtinnen führten an Feiertagen in Haaren und Gewand oft den Werth einer halben Million.

Albrechts Hofleben glich einer fortwährenden Verkettung von Feſten. Wenn er Gäſte hatte, wenn er wallfahrtete, wenn er Kirchen beſuchte, in Allem verjüngte ſich ſeine Prachtliebe. Häufig zog er nach Augsburg, in Ergözung von Speerbrechen, Ehrenſchieſſen und Freudenmahlen[303]) wechſelnden Genuß zu ſuchen. Seine Paläſte, ganz München wimmelte von Dienern des Aufwandes und der Freude; von Malern, Bildhauern, Spielleuten, Tänzern, Sprachmachern, Diamant- und Kriſtallſchneidern, Puz- und Federmachern, Seidenſtickern, Teppichwirkern, Goldſchmieden und Juwelenhändlern. Jeder pries ſeinen ſinnreichen Geiſt, jeder die Zartheit ſeines Kunſtſinnes, die Vielſeitigkeit ſeiner Einſichten. Dichter und Schriftſteller vergötterten ihn, und er belohnte ihren bettleriſchen Weihrauch, der die

303) Beim Ehrenſchieſſen vom J. 1567 zogen vor einer Schaar von beinahe dreihundert Schuzen ſechzig der vornehmſten Jünglinge mit Fahnen her, alle in weißen Kleidern, mit goldenen Ketten und Blumenkränzen geſchmückt. P. v. Stetten Kunſtgeſch. 199.

Majestät der Wissenschaft entweiht, mit gleicher Großmuth, wie die Sprünge der Gaukler, die vor ihm tanzten[309]) Man nannte ihn den Vater der Musen, den Prächtigen, den Goldbrunnen, welcher alle Gebiete der Wissenschaft überströmend befruchte, inzwischen seine Lande verarmten.

16.

Pflege der Künste und Wissenschaften in Baiern.

In der That, nur wenige Fürsten seiner Zeit sind ihm in der edeln Leidenschaft für das Anmuthige und Schöne der Kunst, wie für das Erhebende der Wissenschaft gleich gekommen. Dem florentinischen Lorenzo von Medicis ähnlich, welchem diese Liebe unsterblichen Nachruhm gegeben, machte er die Hauptstadt seines Herzogthums zur Hauptstadt der Künste in Deutschland. Er selbst war in vielen geschmackvoller Kenner, vom beständigen Umgang geistreicher Männer und treff-

309) Im schon erwähnten alten Ausgabenverzeichniß des herzoglichen Hofes findet sich unter andern beim Jahr 1572: „Magistro Valentino Professer zu Ingolstadt von wegen macherei eines Buchs und dessen Dedizierei 20 Gulden.“ (Es war dies Valentin Rotwar, dem wir eine gute Geschichte der Hochschule von Ingolstadt danken.) Und beim J. 1594: „Item einem Buffon oder narreteyen Kurzweiler umb seine narreteytreibung 15 Gulden.“

licher Meiſter gebildet. Aus den Gelehrteſten des Landes ſaßen in ſeinem Rath; wie Erasmus Vend, Urkundenkämmerer, Wiguleus Hund, des Hofraths Vorſteher, und Simon Eck, der Kanzler. Die Stunden der Muße führten ihn zu den Werken der Maler und Bildner. In Deutſchland, vielleicht in Europa, war kein Tonſaal von großern Meiſtern beſetzt, als der ſeinige.

Damals galten noch die gewerb- und kunſtreichen Niederlande als Hauptſitz des Geſchmacks und Vollendeten in der Tonkunſt. Von daher berief der Herzog ſeine meiſten Sänger und Spieler, auch den berühmteſten von allen, Orlando Laſſo[310]), Orpheus ſeiner Zeit genannt, welchen er den übrigen[311]) vorſetzte. Nicht daß es

310) Geboren zu Bergen im Hennegau 1532, kam er 1557 an Albrechts Hof und ward er 1562, mit 400 Gulden Gehalt, deſſen Kapellmeiſter. Von Kaiſer Maximilian geadelt, ſtarb er 1594. Das Magnum opus musicum Orlandi de Lasso gaben ſeine Söhne heraus, deren drei einen Theil ſeiner Kunſtergaben erbten, der vierte, als baieriſcher Mauthner zu Regensburg, ſein Geſchlecht fortpflanzte. Lipowski baier. Muſiklexikon; unter Laſſo.

311) Unterkapellmeiſter Johann a Joſſa, Orgelſchläger Joſeph de Lucca, dazu eilf Poſaunen, neun Trommeter, ein Pauker, ſieben Geiger, ſieben Sänger

wurden der Kapitän und der größte Theil der Mannschaft von der Seuche angefallen.

Die Leiden und Schmerzen stiegen, so wie die Zahl der Erblindenden zunahm. Die Bemannung des Schiffes gerieth in Furcht, daß sich die Neger empören könnten, oder daß noch der letzte Matrose, welcher nicht angegriffen war, und auf dessen Gesundheit die letzten Hoffnungen beruhten, auch aufhören möchte zu sehen. Dann wäre Niemand mehr gewesen, um dem Schiffe die Richtung nach den Antillen zu geben. Ein ähnliches Mißgeschick war am Bord eines spanischen Schiffes, Leon, begegnet, welches vor dem Rodeur umherkreuzte. Die gesammte Mannschaft des Leon war blind geworden, konnte das Schiff nicht mehr leiten und flehte das Mitleiden des Rodeurs an, der faß eben so elend war. Allein die Seeleute auf diesem Schiffe konnten natürlich, wegen ihrer Negerladung, weder ihr Fahrzeug verlassen und auf das spanische steigen, noch die Spanier bei sich aufnehmen.

Der Rodeur kam endlich den 21. Juni in Guadeloupe an, die Mannschaft im erbärmlichsten Zustande. Von den Negern waren neunanddreißig Personen vollkommen blind geworden, und die warf man, als unverkäufliche Waare, ins Meer; zwölf konnten noch

in Baiern an Sinn und Gaben, oder an Meistern der Tonkunst gefehlt hätte, — auch Frauenzimmer übten Gesang und Lautenschlag, und neben Orlando's Kunst ist Adam Gumpelzheimers von Trosburg Verdienst geblieben, der eben so kernhafte als gefühlvolle Tonstücke setzte[312]). Aber der Wohlklang italienischer Zunge und Dichtung, der Welschen gefälligere Tonweise, ihrer verschnittenen Sänger süße, geschmeidige Laute übertrafen noch alles, was deutsche Kunst hervorzubringen fähig war. In ihrer Sprache wurden am Hofe geistliche Singspiele gegeben, meistens von Simone Gatti und Maffini Trojano erfunden und gesetzt, die selber darin auftraten und sangen[313]). Stumme Geberdenspiele, mit Tanz vermischt, sah man auf gleichen Bühnen zuweilen von wandernden Italienern[314]).

---

für die tiefe, eben so viel für die Mittelstimme und drei für die hohe, waren in beständigem Solde. Weltenrieder Beitr. 3, 85.

312) Er ward nicht am Hofe, sondern 1581 als Sänger bei St. Anna in Augsburg angestellt. Prasch ausgab. Grabschriften 2, 216 ff. Auch schrieb er eine gute Anleitung zur Setzkunst, die viele Auflagen erlebte.

313) Lipowski Musiklexikon 1, 89. 352.

314) Der Herzog ließ sie von Hans Bocksberger an die

Der alten Griechen und Römer nie übertroffene Werke des Meiſſels, Bilder der Götter und Helden in Marmor und Erz, wurden von der Tiber herbei, über Venedig und die Tauru nach München geführt; dazu von geſchnittenen Steinen, köſtlichen Gemälden und Zeichnungen ein Schatz, desgleichen in wenigen Ländern diesſeits der Alpen gekannt ward. Die Erſcheinungen ſolcher Wunder des Alterthums weckten den Geiſt in baieriſchen Jünglingen, und lockten die Andacht fremder Meiſter herbei, an der Iſar ein neues Vaterland zu ſuchen. Die eben ſo groß gedachten als edel ausgeführten Gemälde eines Chriſtoph Schwarz[315]), oder die Kraft und Wahrheit in Hans Mielichs[316]) Bildern und anderer Meiſter aus Baierland ſind noch heut der Stolz der deutſchen Schule und ein vaterländiſcher Ruhm.

Alles das däuchte noch dem Herzog gering. Aus entfernten Welttheilen wilde Thiere ſeltſamer und ſchreckhafter Art, Löwen und Pardel, zähmte er in ſeinen Zwingern[317]). Was Natur

Zimmerdecke im Schloß Trauenitz bei Landshut malen. Lipowski a. a. O. 1. 39.

315) Er ſtarb 1594.

316) Geſtorben 1572.

317) Von einem zahmen Löwen, der den Herzog in ſeinen Zimmern begleitet hat, erzählten mehrere.

und Kunst Ausserordentliches hervorgebracht, verwahrte die Kunstkammer in kaum zu schildernder Menge[318]). Darin sah man die köstlichen Sammlungen von Münzen des hohen Alterthums, welche der augsburgische Domherr Johann Aegolf von Knöringen auf seinen Reisen, oder der salzburgischen Erzbischöfe geistlicher Rath, Johann Fikler, in Italien und Deutschland, mühsam erworben hatten und Andere viel[319]). Auch entstand durch herzogliche Freigebigkeit in denselben Tagen jener reiche Bücherschatz, welcher noch in unsern Zeiten einer der vorzüglichsten gesammten Deutschlandes ist. Albrecht erkaufte dazu, als erste Grundlage, die Sammlungen des nürn-

Noch im Jahr 1592 findet man im alten Ausgabenverzeichniß bei Westenrieder (Beitr. 3, 108) einen Leopardenmeister Guido Perentino.

318) Als im J. 1596 ein Verzeichniß der Kostbarkeiten gemacht ward, bestanden dieselben aus 3349 Stücken.

319) In der Kunstkammer befanden sich dreißig Bände mit 9000 meisterhaften Zeichnungen seltener Münzen von Jak. Strada's Hand ums J. 1550 auf Hans Jak. Fuggers Kosten gemalt, der für jede Zeichnung einen Goldgulden bezahlt haben soll. Auch dies, wie manche andere Kostbarkeit, ging im dreißigjährigen Krieg verloren. S. J. Strobers Versuch einer Geschichte des königl. Münzkabinets in den Denkschriften baier. Ak. von 1808.

bergiſchen Arztes und Sprachforſchers Hartmann Schedel, mehr denn dreihundert handſchriftliche und fünfhundert gedruckte Werke in morgenländiſchen Sprachen; und des berühmten Hans Jakob Fugger von Augsburg Sammlung, damals in Deutſchland der geprieſenſten eine, ſchätzbar durch die Menge ihrer griechiſchen Handſchriften[320]). Ich ſoll billig dieſe Thaten Albrechts dem ſpäten Enkel rühmen, weil ſie zu den unvergänglichen ſeines Lebens gehören. Wiſſenſchaft bleibt der ewige Born des Heils, darin der Wilde ſich vom Schlamme der Thierheit rein badet, und die Völker des Erdbodens Wohlſein und Vollendung ſchöpfen. Gut und Pflege dieſes göttlichen Quells ſind eine heilige Schuld von Fürſten und Völkern gegen das menſchliche Geſchlecht.

Und Albrecht in Baiern trug ſie rühmlich ab. Sein Beiſpiel erwärmte zur Liebe des weiſen Alterthums[321]) und der Erkenntniß des

320) Gedoh. Steigenbergers Rede am Stiftungstag der Münchner Akk. 28. März 1784 von Entſtehung und Aufnahme der kurf. Bibliothek.

321) Es gab damals der Alterthumsforſcher und Münzkenner viele, die ſchöne Sammlungen bildeten, wie Wiguleus Hund, Joh. Jautner zu Landshut, Ludwig Schrenk in München, Oswald v. Eck in

Wahrhaften und Nützlichen. Er baute zu München den Söhnen des Adels eine Schule [322]); eine andere noch Jünglingen, die ohne Vermögen, reich an Geistesgaben, daselbst unentgeldlichen Unterricht genossen [323]). In der Hauptstadt, wie in den übrigen Städten des Landes, waren öffentliche und besondere [324]) Anstalten, in denen die Jugend mit den Meisterwerken altrömischer Schriftsteller vertraut, und im Glauben der Väter rein bewahrt wurde. Kein ungeprüfter Lehrer betrat daselbst den Stuhl. Auf den Knien, züchtig überlaut betend ward in den Schulen der Tag, nach des Herzogs Willen, begonnen; des Canisius Büchlein von christlicher Lehre Grundlage des Glaubensunterrichts; Zweifelhaftes behutsam umgangen [325]).

Kelheim, Andreas v. Gumppenberg, Dompropst zu Eichstadt. Streber.

322) Im J. 1578 das sogenannte Contubernium St. Michaelis.

323) Das Collegium Gregorianum im J. 1574.

324) Dergleichen standen unter Aufsicht der Ortsobrigkeit. Von Einrichtung einer damaligen sogenannten „Poetenschule" des Gabriel Eastner zu München ums J. 1560 finden wir in Westenrieders Beitr. 5, 214 ff. ein Muster.

325) „Sie sollen wissen, daß es mit unserer heiligen Religion mehr um demüthige Einfalt, als freche,

Es war ein großer Gedanke, welchem Albrecht hochſinnig Tonnen Goldes opferte: der Baiern kraftvolles Volk in Wiſſenſchaft und Kunſt zu einem der erſten des heiligen Reiches zu machen. Aber ſein Wille und ſein Gold blieben eitel, weil er dem Geiſtesleben das entzog, was mehr als beides gilt. Die unſichtbare Welt, wie tief da geforſcht, wie hoch da geflogen wird, hat nichts gemein mit dem, was der bürgerlichen Welt im Wandel der Zeiten und Umſtände gefallen oder widerſprechen mag.

In Baiern nämlich blieb die Wiſſenſchaft unter vormundſchaftlicher Hut der Kirche, und jeder Gedanke verbrecheriſch, welcher über den engen Begriff der vorgeſchriebenen Glaubenslehren, oder über die Anſichten einer argwöhniſchen Prieſterſchaft hinausſtrebte.

Dieſes war die Rückwirkung der großen Erſchütterungen, welche der ſtürmiſche Eifer der Neulehrer unter den abendländiſchen Völkern hervorbrachte. Der Anblick ihrer Unruhen, Empörungen, Trennungen, Zerſtörungen erregte Abſcheu vor dem Wagſtück kirchiſcher Verbeſſerung, und machte die Wahrheit ſelbſt verdächtig, weil

---

ſpitzfindige und vermeinte Wiſſenſchaft zu thun ſei." Heißt es in der Schulordnung für Baiern vom J. 1560.

man vor den Ausschweifungen des Irrthums und der Schwärmerei in ihrem Gefolge zitterte. Diese ängstliche Stimmung der Fürsten und vieler Edeln des Volkes ward den Priestern des alten Glaubens ein Trost und kräftiges Mittel, ihr herkömmliches, schwer bedrohtes Ansehen und Wesen empor zu halten, und begünstigte besonders das Aufkommen und die Wirksamkeit der Jesuiten. Denn von allen vorhandenen Mönchsschaften war keine, ihrer Natur nach, geeigneter und thätiger, als Streiter der allgemeinen Kirche und päpstlichen Macht, wider die Glaubensneuerungen das ehrwürdige Alte zu beschirmen, denn Loyola's Orden.

Es hatte derselbe von seinem Stifter die unduldsame Feindschaft alles dessen behalten, was hergebrachtem Glauben und Papstthum widersprach. Dazu gaben ihm nun Loyola's Nachfolger, Lainez und Aquaviva, jene tiefgedachte, staatskluge Verfassung, durch die er in der Geschichte der Menschheit eine der merkwürdigsten Erscheinungen geblieben ist. Die Urgestalt christlicher Kirche in erster Einfalt herzustellen, darum die Geistlichkeit in zweckmäßigen Pflanzschulen zu veredeln, der Bischöfe weltliches Wesen, des Mönchthums üppige Entartungen zu brechen, die Besserung des menschlichen Geschlechts durch Besserung der Jugend zu beginnen und zu vollenden

und die siegreichen Fortschritte des Ketzerthums mit dessen eigenen Waffen, wie sie der Geist der Zeit gab, zu hemmen: das war des Ordens grosser Zweck [325]). Nur Jünglinge, nur Männer von ausgezeichneten Geistesgaben wurden zu dieser frommen Gemeinschaft auserkoren, und derselben erst nach sattsamer Prüfung einverleibt. Dann hörten sie auf, in der Welt Vater, Mutter, Geschwister, Vaterland und Fürst zu haben; hörten auf, eigenen Willen, eigene Neigungen zu besitzen. Sondern mit stummem Gehorsam, und Verzichtung auf selbstständige Persönlichkeit, erfüllten sie, ohne Nebengedanken, ohne Deuteley, ohne vorwitzige Muthmaßung, das Geheiß ihrer unmittelbaren Vorsteher, gleich wie diese das Beispiel unbedingten Gehorchens gegen die Hohern in der Gesellschaft gaben. Die Seele eines einzigen Oberhauptes war die Seele des gesammten Ordens; sein Gedanke das Gesetz von vielen tausend Geistern, die sich zur frommen Sklaverei geweiht hatten. Nie hatte die Welt vorher ein

326) Wie ihn sinnreich und aus den Schriften der Jesuiten jener Zeit klar der Ritter v. Lang in seiner Geschichte der Jesuiten in Baiern dargestellt hat. „Selbst der General Lainez ist bei der Inquisition denuncirt worden, daß seine Einsichtungen und Sätze nach dem Lutherthum röchen."

ähnliches Schauspiel von Herrschaft und Unterwürfigkeit erblickt. Der Orden, auf solche Weise in sich selber abgeschlossen, von allen Umgebungen geschieden, ein Staat in den Staaten, ein vereinzeltes Ganze im Lebensspiel gesammter Menschheit, der seinen Jüngern den Zweck und Werth ihres Daseins vergeben und ihn nur in seinem eigenen Zweck und Werth wieder finden ließ, war mit Recht als das furchtbarste Werkzeug wider diejenigen anzusehen, welche die bestehenden Ordnungen der bürgerlichen Welt mit Geistesmacht antasteten. Denn in kühn und glücklich berechneter Mischung verband er für seine Genossen mit glaubens- und willensbefangenem Klosterſinn freien Genuß des Irdischen. Und jedes Mittel, wodurch auf Sterbliche groß gewirkt wird, Gold und Ruhm, Glanz und Einfluß, Gelehrsamkeit und List, Schönheit und Gottesfurcht, ward durch Hand und Absicht der Gesellschaft Jesu geheiligt. Der Jünger Loyola's ward fortan Weltmönch; allen Alles; Lehrer der Jugend, Staatsmann, Priester, Kaufmann, Schauspieler, Seefahrer, Künstler, Heidenbekehrer, Schriftgelehrter — doch nichts für sich, alles für den Orden. Er leitete den Rath der Fürsten, die Angelegenheit großer Reiche und Zwist und Versöhnung in der Haushaltung eines Handwerkers.

In kurzer Zeit hatten die Jesuiten zu Baiern

den Hof durch leutſeliges Weſen, die Prieſterſchaft durch Glaubenseifer, die Gelehrten durch den Reichthum ihrer Kenntniſſe gewonnen. Zu Ingolſtadt und München und andern Orten wohnten ſie. Graf Schweikhardt von Helfenſtein, der Pfleger, baute ihnen ein Haus zu Landsberg, auf der Hohe[327]). Vor allem bemächtigten ſie ſich zuerſt des öffentlichen Unterrichts; durch ihn mußte ihr Anſehen in den nachwachſenden Geſchlechtern, ihr künftiger Einfluß auf das Leben des Staats vorbereitet werden. Bald kamen neben den Schulen die der freiſinnigen Männer alle übrigen in Verfall[328]). Mit dem Ernſt der Unterweiſung verknüpften ſie von Zeit zu Zeit buntes Gepränge öffentlicher Prüfungen und Schauſpiele in lateiniſcher Sprache, begleitet vom vollen Zauber der Tonkunſt und Bühnenmalerei. So erregten ſie bei der leicht geblendeten Menge Aufſehen, Bewunderung und Anhänglichkeit. Immer war der Stoff ihrer Darſtellungen geiſtlichen Geſchichten entlehnt, doch in der Ausführung arm an Geiſt und Adel, geſchmackloſes Gemiſch fader

327) Schon im J. 1578 nahmen ſie daſelbſt die erſten Jünglinge ins Probejahr auf.

328) Bitterliche Klage darum beim Stadtrath von München im J. 1564 ſchon. Weſtenrieder Beitr. 5, 227.

mit einem Auge sehen; vierzehn hatten mehr oder weniger beträchtliche Flecken auf der Hornhaut u. s. w.

Faß noch empörender ist nachfolgende Begebenheit, welche nach England amtlich einberichtet und dort der Kammer der Gemeinen vorgetragen wurde. Sie betrift das französische Fahrzeug la jeune Estelle, welches von Engländern aufgefangen, untersucht und nach der Sierra Leona geführt wurde.

Die Schaluppen des englischen Schiffes, der Tartar, hatten nach langem Verfolgen am 4. März 1820 ein verdächtiges Schiff eingeholt. Es war die durch Sklavenhandel berüchtigte jeune Estelle von Martinique, unter Befehl des Olympe Sanguines. Sobald die Engländer zu diesem aufs Schiff kamen, erklärte er ohne Umstände, daß er schon einmal angehalten, und aller Neger beraubt worden sei, die er am Bord gehabt hätte. Man möge ihn also gehen lassen. Indessen erregte doch die Bewegung und Aengstlichkeit, die man an den Schiffleuten bemerkte, Verdacht, und man schritt zur Untersuchung. Während derselben klopfte einer von den brittischen Matrosen sehr zufällig an ein Faß, das sorgfältig verschlossen zu sein schien, und es kam ihm ein Ton entgegen, der wie das Stöhnen eines Sterbenden klang. Auf der Stelle ward

Posse mit Heiligem; scheinbar jedoch Alles zur höhern Verherrlichung Gottes[329])

Die hohe Schule zu Ingolstadt hatte den Gipfel ihres Ruhms erreicht. Lehrer, in allerlei Wissenschaft groß, bildeten da dem altgläubigen Deutschland vorzügliche Männer. Die Hörsäle waren von Söhnen bürgerlicher, adelicher und fürstlicher Geschlechter gefüllt. Als aber auch hier unter Einfluß von Loyola's Jüngern die Lehrer gezwungen wurden, vorgelegte Glaubensbekenntnisse zu beschwören[330]), und der Vortrag der Weltweisheit wie der Gottesgelahrtheit den Jesuiten gegeben wurde[331]): entfloh der unbefangene Geist, der Forschung und mit ihm Glanz und Würde der hohen Anstalt. Es ward fortan

329) Von den ersten Schau- und Singspielen der Jesuiten (die erste Meldung sind' ich beim Jahr 1585) handelt Lipowski (Rot. Garb. Almanach von 1811 S. 11.) Der Teufel spielt immer eine wesentliche, abgeschmackte Rolle neben den geistlichen Heiligen.

330) Am 23. März 1563 war des Papst Pius IV Kirchengebot wegen Bekenntnis des Glaubens feierlich auf der Hochschule verkündet. Mederer ann. Ingolstad. ac. I, 313

331) Herzog Albrechts Schreiben an Franz Borgia, Oberhaupt der Gesellschaft Jesu, bei Mederer I, 324, unter dem Jahre 1571.

der Gedanke knechtisch in die Fessel kirchlicher Satzung geschlagen; und die Erkenntniß des Wahren ein zweideutiges, oft lebensgefährliches Gut. Was in andern Ländern lebendig und freiwillig aus der Tiefe des Gemüths hervorstieg, mußte in Baiern mit mönchischer Erkünstelung gezeugt werden. Weil die argwöhnische Kirche das Recht der Prüfung verdammte, verschloß jede Wissenschaft ihr innerstes Heiligthum, und die schönen Aufschwünge der Einbildungskraft wurden so bedenklich, als ein scharfsinniger Zweifel.

Baiern besaß allerdings gebildete Männer, sowohl fremde, welche in Dienst des freigebigen Herzogs traten, als einheimische. Allein die vortrefflichsten derselben flohen vor der Unduldsamkeit der Geistlichkeit, oder welche blieben, verloren zur Fülle ihrer Kraft den Muth, dieselbe geltend zu machen. Franken und Schwaben, Brandenburg, der Rheinstrom, Sachsen, Helvetien, alle brachten sie, nach Wiederherstellung der Wissenschaften, unsterbliche Weltweise, Dichter, Forscher und Eroberer in jedem Gebiete menschlicher Erkenntniß hervor; nur Baiern blieb Jahrhunderte lang an großen Namen verwaiset und gab der Welt nicht einen, welcher aller Deutschen Stolz oder der Menschheit ewige Zierde geblieben. Philipp Apian von Ingolstadt, welcher in Meßkunst und Größenlehre unter den Deut-

ſchen kaum Nebenbuhler ſeines Ruhmes ſah, und auf Albrechts Geheiß Vermeſſung, Beſchreibung und Abzeichnung geſammten Herzogthums Baiern vollbracht hatte [332]), mußte, lutheriſcher Grundſätze willen, Freundſchaft, Vaterland und gemächliches Einkommen verlieren. Er zog gen Würtemberg. Dahin war ſchon vor ihm, gleicher Urſache willen, der gelehrte Arzt Leonhard Fuchs ausgewandert. Dieſer helle Kopf, den ſein Verdienſt um die Wiſſenſchaft mehr, als Karls V ſchmeichelhafte Urkunde adelte, der, ein Wiederherſteller geſunder hippokratiſcher Grundſätze, die Heilkunde von Irrthümern und Schwärmereien arabiſcher Aerzte reinigte, die Kenntniß der Pflanzen erweiterte und neu ordnete, ward von der Prieſterſchaft zu Ingolſtadt, wo er lehrte, ketzeriſcher Ueberzeugungen ſchuldig, verfolgt und ausgetrieben [333]).

334) Er war der Sohn Peter Apians, Lehrers an der Hochſchule zu Ingolſtadt, geb. 14. Herbſtm. 1531. Schon 1561 gab er auf einem Blatte die Karte von Baiern heraus, und 1566 die bekannten baieriſchen „Landtafeln" in vierundzwanzig Blättern. Er ſtarb zu Tubingen 1589. Aretins lit. Handb. für die baier. Geſch. 1, 99 ff.

333) Er war 1501 zu Wemding geboren, und ſtarb den 10. Mai 1566 zu Tubingen. Seine Historia Stirpium mit Abbildungen der Pflanzen begleitet,

Von allen übrigen jener Zeit, die in Baiern durch Schrift für Zeitgenoſſen und Nachwelt lebten, iſt kaum noch einer hier würdig genannt zu ſein, wäre es nicht der gelehrte Geſchichtforſcher und emſige Sammler, Wiguleus Hund zu Sulzenmoos, Lenting und Steinau, Pfleger zu Dachau und Herzog Albrechts Rath. Denn mühſam und lehrreich zeichnete er, wie die Schickſale der Kirche von Salzburg, der alten und neuen Adelsgeſchlechter von Baiern verworrene Verzweigungen, ihr Aufblühn und Abſterben, nieder[334]). Auch darf ich den edeln Sohn Augsburgs, Hans Jak. Fugger nennen, welchen

ſo wie ſeine Ueberſetzungen und Anmerkungen zu Galen und Hippokrates und andere Werke (die vollſtändige Ausgabe von Emmanuel Stupanus 1618) erweiterten die Arzneikunde ſein.r Zeit beträchtlich.

334) Geboren ward er 1514. Ein tiefer Kenner vaterländiſcher Rechte und Ordnungen wußte, er dieſe von aller Vermengung ausländiſcher Begriffe lauter zu erhalten. Seit 1552 war er Mitglied des geheimen Rathes und Vorſteher des Hofrathes. Er ſtarb ehrwürdig und wohlverdient um Vaterland und Nachkommen, als funfundſiebenzigjähriger Greis, den 18. Horn. 1588. Daß er vom Herzog, als Rath, 400 Gulden bezog, erfahren wir aus dem alten Ausgabenverzeichniß.

die Betrachtung des Alterthums, und auf vielen Reisen, die Welt frei und groß gebildet hatte. Er war der Kämmerer Albrechts. Sein Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich verkündet, in alterthümlicher Einfalt und Anmuth, der Fürsten zu Oesterreich und anderer Helden löbliche Thaten [335]).

17.

Herzog Wilhelm V. Seine Prachtliebe und Frömmigkeit.

Im J. 1579 — 1587.

Nie hatte vor Herzog Albrecht ein Fürst zu Baiern für den Glanz der Gelehrsamkeit und Kunst Größeres gethan. Noch mehr wollte er vollbringen. Aber der Tod unterbrach ihn. Mit den Vorgefühlen desselben war er eines Tages von Augsburg in die neue Veste zu München heimgekommen. Als Philipp Menzel, der Leibarzt, seinen erlöschenden Kräften die Hoffnung absprach, beklagte er gegen seinen Sohn Wilhelm nur, viele Entwürfe unbegonnen, viel Begonnenes unvollendet zu hinterlassen. Auch Ludwig dem Baier ein des herrlichen Kaisers würdiges Denkmal zu bauen, war von seinen Wünschen gewesen. Aber

335) Seit 1564 des Herzogs geheimer Rath und Kämmerer, starb er zu München, 59 Jahr alt, 1575.

über Alles empfahl er dem Erben des Herzogthums festzuhalten an dem Gott und dem Glauben der Väter. Dann verschied er am vierundzwanzigsten des Weinmonds im fünfzehnhundert neunundsiebenzigsten Jahre [336]).

Herzog Wilhelm hatte damals schon das männliche Alter von einunddreißig Jahren [337]). Von seinen noch lebenden Geschwistern [338]) war eine Schwester, Maria, mit Erzherzog Karl von Oesterreich, Kaiser Maximilians Bruder, vermählt [339]); eine jüngere, Namens Maximiliane [340]), und ein Bruder Ferdinand [341]) lebten noch bei ihm am Hofe. Der jüngste von allen, Ernst, welcher schon im dreizehnten Jahr Bischof von Freising geworden, hatte nun auch

336) Abends zwischen 7 und 8 Uhr, im 51. Jahr seines Lebens. Er ward in U. L. Fr. Kirche begraben.

337) Geb. den 29. Herbstm. 1548 zu Landshut.

338) Ein älterer Bruder Karl, geb. zu Stavenberg 7. Herbstm. 1547, war, kaum ein Vierteljahr alt, und eben so ein andrer Namens Friedrich, geb. 1551, bald nach der Geburt gestorben.

339) Seit 26. August 1571. Sie war 21. März 1551 geboren, und starb 30. April 1608.

340) Maria Maximiliane, geb. 3. Heum. 1552, starb unvermählt im J. 1614.

341) Geb. 19. Jänner 1550 zu Landshut, starb den 30. Jänner 1608 zu München.

das Hochstift Hildesheim empfangen, und ward in der Folge, als kölnischer Erzbischof, einer der Kurfürsten des Reichs [342]).

Die edle Leibesgestalt des neuen Gebieters und die Würde seines Antlitzes verhießen eine Kraft, die nicht in ihm wohnte. Stark von Knochenbau, die Augen hell und groß, die Nase groß und wohlgebildet, in seinem ganzen Wesen viel Hoheit, trug er das Haupt kahl geschoren, den schwarzbraunen Zwickel- und Kinnbart stark. Dennoch war er zarter, schwächlicher Natur. Dies sowohl, als mönchisch-fromme Erziehung, die ihm geworden, machten sein Gemüth einem klösterlich-heiligen Leben geneigter, denn der Verrichtung fürstlicher Großthaten. Die köstlichsten Stunden des Tages lag er unermüdsam dem Gebet ob. Seine Räthe versahen den Staat. Die Glieder der Gesellschaft Jesu leiteten sein Gewissen. Ihn schmückte alle Demuth des Christen, alle Milde des gütigen Hausvaters; den Fürsten aber verkündete nur der Sinn für Pracht, in deren Umgebungen er aufgewachsen war. Früher

342) Geb. den 17. Christmonds 1551 zu München, 1566 Bischof zu Freising, dann 1573 zu Hildesheim, hernach 1580 zu Lüttich, endlich 1583 Erzbischof zu Köln, starb er den 27. Horn. 1612 zu Arnsberg.

hing er der Luſt des Weidwerks und Ballſpiels[343]) an; ſpäter entſagte er auch dieſer. Am längſten behauptete der Zauber des Schönen in der Kunſt Gewalt über ſein weltlichen Dingen abholdes Gemüth. Die Zahl ſeiner Hofſänger und Tonkünſtler, unter Orlando Laſſo's Leitung, war nicht minder auserleſen, ſelbſt größer, denn vordem[344]). Zur Mehrung ſeiner Gemäldeſammlungen ſetzte er jährlich feſte Summen aus[345]); junge Künſtler ſandte er zu ihrer Vollendung ins Ausland; berühmte Maler rief er aus der Fremde[346]). Kriſtall- und Rubinſchneider, Bildhauer, Schnitzer und Gießer, Perlenfiſcher[347]) Feuerwerker, Baumeiſter, Seidenſticker und andere Diener des Prachtlebens fanden allezeit reichen Erwerb am Hof.

Und erſchien er öffentlich, zumal in feierlichen Handlungen, ward nichts Koſtlicheres geſehen, als

343) „Einſtmahl 80 baare Fl. ſauber verſpielt hat" Sagt das alte Ausgabenverzeichniß bei Weſtenrieder (Beitr. 3, 91).

344) Die Zahl der „Cantoreipersonen" vom J. 1593 findet ſich im alten Ausgabenverzeichniß genannt; die meiſten Sänger waren Italiener; darunter befanden ſich auch ſechs „kaſtrirte Buben".

345) Jährlich 400 fl. Doch blieb es dabei ſelten.

346) So den Maler Anton Maria Viviani von Urbino.

347) Zu Kaltenegg u. a. O.

ſein Hofſtaat; wie damals, als Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich ihn zu Landshut unter großem Gepränge Namens königlicher Majeſtät aus Spanien, mit dreimaliger Schwerdberührung der linken Achſel, zum Ritter des goldenen Vließes ſchlug [348]); oder als er ſeine Wallfahrt nach Loretto that [349]). Zwar nur vier Perſonen begleiteten ihn auf dem Pilgerweg über die Alpen nach Italien; aber königlich-groß waren die Geſchenke, welche er an die weltberühmte Andachtsſtätte vorausſandte; darunter jener vierundzwanzigarmige Hangeleuchter aus achtzig Pfunden Silbers von bewundernswürdiger Arbeit, welcher noch Jahrhunderte nachher die Finſterniß der heiligen Hütte blendend erleuchten half; die Flucht Joſephs aus Aegypten von Ebenholz und Silber; eine Auferſtehung des Herrn von Gold und Diamanten und viele andere.

Immer war er zur Verſchönerung der Kirchen am freigebigſten; vielen ſchenkte er Altarblätter von den erſten Meiſtern; andere baute er neu auf,

348) Die Beſchreibung der großen Feierlichkeit im J. 1585 am Frohnleichnamstag, welche des Herzogs Hofmeiſter, Freiherr von Leuchtenberg, an die Herzogin Renata ſandte, hat Aettenkhover S. 512 aufbewahrt.

349) Sie geſchah im J. 1585. Adlzreiter.

wie die von St. Sebaſtian zu München[350]); andere, desgleichen die Spitäler, bereicherte er mit großen Gaben. Am meiſten genoſſen aber die Jeſuiten von ſeiner Gnade. Sie waren nicht minder die Lieblinge des Volkes, als die ſeinigen; denn Alles, auch das Kleinſte, wußten ſie mit glänzender, geräuſchvoller Demuth zu thun, daß es die Welt vernahm und dennoch ihre Heiligkeit bewunderte. Wenn ſie aus einem jungen Mädchen den Teufel trieben[351]), einen Ketzer in den Schoos der heiligen Kirche zurück, oder wohl gar einen Türken zur Taufe führten[352]), umgaben ſie ſich mit jenem erbaulichen Prunk, welcher mehr das Anſehen, als den Werth der That, erhöhte. Wilhelm baute ihnen zu Regensburg[353]) und

350) Sie wurde 1588 vollendet.

351) Der Jeſuit Ignaz Agricola (Hist. provinciae soc. Jesu Germaniae superioris 1, 119) erzählt ein Paar Beiſpiele davon mit frömmelnd ſchlauer Aufrichtigkeit.

352) Ein in Ungarn gefangener türkiſcher Jüngling lebte zu München am Hofe und diente als Sklav, immer die Ketten tragend. Nachdem er mit großer Feierlichkeit getauft war, ſchenkte ihm der Herzog (Albrecht V im J. 1576) die Freiheit. Hist. prov. soc. Jesu 1, 165.

353) Als hier 1589 der Bau begann, verweigerte die

das Faß geöffnet, man fand darinnen zwei junge Negerinnen, von ungefähr zehn bis vierzehn Jahren, zusammengedrückt, und im äußersten Augenblick des Erstickens. So wurde das Paar noch zur rechten Zeit von der entsetzlichsten Todesart gerettet.

Sobald die beiden Unglücklichen an Bord des Tartar gebracht worden waren, wurden sie von einer Person erkannt, die auf einem andern Negerschiff gefangen gewesen. Sie hatten einem Kapitän Richards, Kommandant des Schooners the Swift von Neu-York, angehört. Bei näherm Nachforschen kam heraus, daß dieser Richards ein amerikanischer Schleichhändler, an einem Orte, Namens Trade-Town, an der Küste Afrika's, gestorben sei, und vierzehn Sklaven hinterlassen habe, unter denen sich auch die beiden jungen Negerinnen befunden hatten. Nach dem Tode Richards war Sanguines mit seinen Leuten ans Land gestiegen, mit Säbeln und Pistolen bewaffnet, hatte sich der vierzehn Sklaven bemächtigt, und sie auf sein Schiff la jeune Estelle gebracht.

Diese Nachrichten blieben dem britischen Befehlshaber des Tartar, Herrn Georges Collier, nicht gleichgültig. Er ließ auf der Stelle das Schiff des Schleichhändlers Sanguines noch einmal durchsuchen, um zu wissen, ob die zwölf

Altenötting[354]) Häuſer; räumte ihnen das von Mönchen faſt verlaſſene Benediktinerſtift zu Ebersberg[355]), und die Kloſter von Biburg von Münchsmünſter ein[356]).

Alles jedoch war gering neben der Herrlichkeit zu achten, mit welcher er den Vätern der Geſellſchaft Jeſu Haus und Kirche zu München[357]) aufrichtete. Sogar der Palaſt, welchen er für ſich in der Hauptſtadt gebaut hatte, und der lange ſeinen Namen trug[358]), ſchien arm daneben. Die Höhe und Weitläufigkeit der Mauern, von achthundert Fenſtern durchbrochen; die weiten Säle und unzähligen Zimmer, alle geſchmackvoll und einfach; die langen marmorgepflaſterten Gänge;

Bürgerſchaft Steine, Holz und Arbeiter, ſogar um Bezahlung. Die Kirche der Jeſuiten ward 1591 angefangen. Maus. Emm. 1, 466.

354) Im J. 1592. Nach Ingolſtadt zu den Jeſuiten ſandte der Herzog auch nachmals ſeine Söhne in die Schule.

355) Im J. 1596. Zu den geiſtlichen Reichthümern dieſes Kloſters gehörte unter andern auch der Schädel St. Sebaſtians.

356) Beide ſchon im J. 1589.

357) Der Bau ward im J. 1582 angefangen und 1597 ganz vollendet.

358) Nachmals hieß er der Mariſche Palaſt. Er war 1578 zu bauen angehoben.

die Herrlichkeit des Tempels nach italienischer Bauart, dessen Estrich mit blauen und weißem Marmor gewürfelt; Wände und Altäre von Meisterwerken der Kunst geziert; die hohen Marmorbilder, die Köstlichkeit goldenen und silbernen Kirchengeräths, der Meßgewänder Pracht — Alles verkündete mehr die Wohnung eines mächtigen Königes, als die Behausung demuthvoller Nachfolger Jesu [359]). Nur jenseits der pyrenäischen Gebirge hatten Reisende von neuern Gebäuden eines gesehen, welches an Glanz und Größe dieses übertraf, den Escurial in Spanien. Aber weit um im ganzen Welttheil war das Haus der Jesuiten zu München ihr prachtvollstes.

An dem Tage des Herrn, da diese heiligen Gebäude die erste Weihung empfingen [360]), be-

359) Zur Unterhaltung des Gottesdienstes wurden vom Herzog die reichen Zehnden von Aidling und Ebenhausen an der Aicha nebst andern Einkünften bestimmt. Man schätzte den jährlichen Werth der Zehnden auf 3000 fl.; die Einnahmen aus andern Quellen auf 2675 fl. Das alte Ausgabenverzeichniß bemerkt zu den Unkosten des Baues nur von den Jahren 1587 — 1597 die Summe von 131,311 fl.

360) Den 6 Heum. 1596. Schon im Jahr 1590 war der Hauptbau größtentheils vollendet; aber der Thurm stürzte und zerschlug einen großen Theil des Kirchengewölbes.

wegte ſich die geſammte Hauptſtadt in feſtlicher Pracht. Aus weiter Ferne Fremde, Fürſten, Biſchöfe, Prieſter und Hauptpriеſter, drängten ſich mit glänzendem Gefolge zur Feier des Gottesdienſtes. Bei zweitauſend Perſonen wurden öffentlich geſpeiſet. Die Fürſten hörten an den Tiſchen, wo ſie ſelber aßen, nicht nur die Fülle preiſender Gedichte, ſondern ihr Lob ſogar in griechiſcher und hebräiſcher Sprache von den Lippen jeſuitiſchen Schulſtolzes klingen. An einem der folgenden Tage ſtellten die Zöglinge der ehrwürdigen Väter in großem Geſangſpiel des Erzengels Michael Kampf mit Luzifer dar, in unerhörter Pracht [361]). Die Schaubühne ſtand auf offenem Platz, vor allem Volk; das große Gemälde täuſchend; der Reichthum der Gewänder blendend; der Geſang berauſchend und erſchütternd. Neunhundert Stimmen ſchollen oft zugleich im Chor. Mit Schauder und Entzücken ſah die Menge den Herabſturz der Engel in die aufwallenden Flammen des Höllengrundes.

Unter dieſen und ähnlichen Beſchäftigungen

---

361) Georg Victorin, Vorſteher der Muſik bei den Jeſuiten, hatte das Stück geſetzt, welches Lipowsky (Bair. Garde-Almanach auf 1814 S. 11) überhaupt als das erſte große Singſpiel betrachtet, da das der Italiener erſt im folgenden Jahrhundert zur Vollkommenheit reifte.

einer prachtvollen Frömmigkeit verflossen Wilhelms Jahre. Sein friedfertiger Sinn floh den Krieg. Die Waffen der Baiern wären gerostet, hätte der Herzog sie nicht unter Befehl seines Bruders Ferdinand einmal dem jüngern Bruder Ernst zu Hilfe senden müssen, solchen in das Erzstift von Koln einzuführen [362]). Denn dort wollte Erzbischof Gebhard nicht weichen, obwohl derselbe, mehr noch von den Reizen der jungen Gräfin Agnes von Mansfeld, als von den Wahrheiten des neuen Glaubens bezaubert, in Zwingli's Kirche übergetreten war, um das geliebte Chorfräulein zu ehlichen. Zuweilen auch gab es wohl einen kriegerisch strafenden Zug gegen störrische Gemeinden im Lande, wie gegen die Neugläubigen zu Miesbach [363]), welche Lebens und Gutes lieber, als des Abendmahlleiches verlustig gehen wollten. Sanften Sinnes gegen alle, erschien der Herzog nur gegen Glaubensabtrünnige unerbittlich. Er drohte mit Qualen und Todesstrafen [364]). Viele hundert guter Unterthanen stahlen sich heimlich über die Gren-

362) Im J. 1583.

363) Im J. 1583.

364) Erlaß gegen Wiedertäufer, „hutterische Brüder" u. s. w. vom 20. Herbstm. 1584. Auf Entdeckung eines solchen wurden 40 bis 50 fl. Belohnung geboten.

zen [365]), um ihrem Gewissen eine Freistatt auf fremder Erde zu suchen. Dafür ward der gotteifrige Fürst von gesammten Kirchenfürsten in und um Baiern, als des alten, wahren Glaubens Schirm und Hort, zum Himmel erhoben. Und geriethen ihre Rechtsame, wie sich oft begab, mit den Befugnissen herzoglicher Kirchen-, Glaubens- und Gewissensräthe [366]) in Verwickelung: zogen sie freundliches Schlichten allem Streit vor. Salzburg, Passau, Regensburg und Freising, die Hochstifter, schlossen mit Wilhelm unter Vermittelung des päpstlichen Boten Felician Ninguarda für alle kunftige Zeiten einen Kirchenvergleich über Grenzen geistlicher und weltlicher Macht in Verleihung der Abteien, Probsteien und Pfründen, in Untersuchung kirchlicher Angelegenheiten, Verwaltung heiligen Guts, in Ehesachen, in persönlichen oder Vermögensverhältnissen und letzten Willensordnungen der Geistlichen, so wie in der-

365) Aus dem Erlaß vom 28. Horn. 1587 erfährt man, daß allein im Jahr vorher bei sechshundert Personen jedes Alters und Geschlechts von Baiern ausgewandert waren.

366) Seit 1484 war ein Gewissensrath, ein Ausschuß für Kirchenangelegenheiten seit 1524; ein Glaubensrath seit 1557; ein geistlicher Lehenrath seit 1570; ein eigentlicher umfassender, geistlicher Rath seit 1580.

ſelben Vergehen und Strafen. Dem geiſtlichen Richter blieb dabei zwar auch ferner die Beſtimmung der Bußen; aber die Ausübung des Strafamtes dem weltlichen [367]), wie vor Alters, ehe ſich die Biſchofe der geſetzlichen Oberherrlichkeit des Landesfürſten entzogen hatten.

Herzog Wilhelm war auch unter den Ständen des deutſchen Reichs der früheſten einer, die neue Zeitberechnung und Jahrordnung einzuführen [368]), welche der römiſche Sternkundige Aloiſio Lilio entworfen und Papſt Gregor XIII den chriſtlichen Ländern anempfohlen hatte. Denn ſeitdem einſt, vor mehr denn anderthalb tauſend Jahren, Julius Cäſar mit Hilfe des Alexandriers Soſigenes die Länge des Jahres beinahe um einer Stunde Fünftheil zu groß geſetzt hatte [369]), war im Laufe der Zeiten ſolcher Uebelſtand erwachſen, daß die Oſtern nicht mehr in der Zeit zu feiern waren, welche vor zwölfhundert Jahren durch die nicäiſche Kirchenverſammlung angewieſen worden.

367) Der Kirchenvergleich vom 5. Herbſtm. 1583.

368) Der Befehl dazu erging unterm 28. Chriſtm. 1582.

369) Eigentlich um eilf Minuten, vierzehn Sekunden, dreißig Tertien.

18.

Augsburgs Abnahme. Gang des Kirchenwesens in der obern Pfalz.

Die glaubenstreuen Baiern nahmen Gregors verbesserte Zeitordnung ohne Sträuben an. Desto heftiger lärmte in andern Ländern das Vorurtheil der argwöhnischen Gegenbekenner. Sie scheuten Roms Gaben; wollten nicht Fest- und Feiertage ihrer Kirche verrücken; hießen des Kaisers Anmuthung offenen Bruch des Kirchenfriedens, und erkannten in des Papstes Werk ein Malzeichen des Widerchristes, von welchem die Weissagung spricht: „Er wird sich unterstehen Zeit und Gesetz zu ändern“ 370).

Zu Augsburg tobte gewaltig in Schrift und Predigt der Pfarrer zu St. Annen, Georg Müller. Er war ein rüstiger Streiter seiner Zeit für den Buchladen Martin Luthers, und wies des Teufels Fallstrick im päpstischen Kalender sonnenklar. Darüber kam der Rath mit der Gemeinde in Zerwürfniß und unter sich selbst. Denn die Mehrheit des Rathes war des alten, die Mehrheit der Gemeinde des neuen Glaubens. Der Streit brachte große Erbitterung. Vier Rathsglieder wurden zuletzt gewaltthätig ausgestoßen, und Georg

370) Daniel 7, 25.

Müller vom Gebiet der Stadt verwiesen. Als er in der Kutsche fortgeführt ward zum Göggingen Thor, jammerte sein hochschwangeres Weib mit lauter Stimme am Fenster und starb vom ersten Schrecken. Das Volk rannte aufgebracht zusammen. Handwerksbursche hielten den Wagen an, zerschnitten die Stränge und befreiten den Gefangenen. Georgs von Stetten Wittwe ließ ihn verkleidet auf Bocksberg, ihres Sohnes Schloß, führen. So entkam er heimlich den Feinden. Der Rath versammelte sich. Die Bürger liefen ins Gewehr. Stadtvogt Auguſtin Weiß mit der Schaarwacht kam ins Gedränge. Er ließ auf die Haufen feuern, und ward von den Gegnern selber durch den Arm geſchoſſen [371]). Es drohte dem gemeinen Wesen neue Zerſtörung. Nur durch fromme Ermahnung und Zuſpruch ihrer herbeigerufenen Prediger wurde der Grimm der Bürger geſtillt. Aber noch acht Jahre lang, seit diesem Tage, währte in der Stadt der Streit um Gregors Kalender fort [372]).

371) Der Auflauf geſchah den 4. Brachm. 1584. Müller beſchrieb sein Schickſal (in seiner Schrift „Augsburgische Handel") ausführliche und leidenſchaftlich. Den augsburgischen Stadtpfleger Rhelinger weihte er darin der Rache Gottes wegen des unſchuldigen Blutes seines Weibes und Kindes.

372) Er war endlich zwiſchen Rath und Burgerſchaft

Die Augsburger waren noch jederzeit die trotzigen, kecken Alten, nun für Glaubensfreiheit wie einſt für bürgerliches Recht. Aber die Gewerbſamkeit voriger Zeiten kehrte nicht wieder. Neue Wunden ſchlugen dem Handel die niederländiſchen Unruhen [373]), die kirchlichen Bürgerkriege in Frankreich, Deutſchland und England. Viele der erſten Kaufleute, deren Gelder in der Fremde ausſtanden, gingen zu Grunde [374]). Doch hinderte dies nicht an Fortſetzung gewohnter Ueppigkeit und Ueberpracht. Die Söhne praſſeten noch von den Aernten aus der goldenen Zeit ihrer Väter, und beſchleunigten mit leichtſinnigem Hochmuth den Verfall ihrer Häuſer, welchen ſie fremden Augen verheimlichen wollten [375]).

durch Vergleich beigelegt. P. v. Stetten Geſch. v. Augsb. 666 ff.

373) Einem einzigen Kaufmann gingen allein über 50,000 fl. Werth an Pfefferladungen auf ſpaniſchen und portugieſiſchen Schiffen durch die Niederländer zu Grunde Gaſſer p. J. 1572.

374) Im J 1572 ward Georg Neumair mit 200,000 fl. und 1574 das Haus Manlich mit 700,000 fl. zahlhaftig.

375) „Die Kaufleute fingen an guldene Ketten zu tragen, wider altes Herkommen, dawider ſich die Geſchlechter beſchwerten (1572), als ſei ſolches ein nur ihnen zukommendes Recht.“ P. v. Stetten.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14368/646

andern Sklaven nicht ebenfalls darauf versteckt wären. Die Untersuchung hatte zur Folge, daß wirklich noch ein Schwarzer entdeckt und dem gewissen Tode entrissen wurde. Indessen gehörte dieser Unglückliche nicht zu jenen Zwölfen. Man hatte ihn in der traurigsten Lage gefunden. Ueber den Wasserfässern im Schiff hatte man nämlich einen Raum gelassen, etwa drei und zwanzig Zoll hoch, wie ein Zwischendeck. In diesem Raum hätten die beklagenswürdigen Schlachtopfer der Habsucht eingepreßt werden sollen, die Sanguines sich von der afrikanischen Küste zu verschaffen gedacht hatte. Hier nun ward auch der arme Neger gefunden, den Leib bedeckt von einer der Dielen, und übrigens zwischen zwei Tonnen eingeklemmt, so daß man ihn kaum bemerken konnte. Man erschrack, als man seiner gewahr ward, und erstaunte, ihn noch lebend zu finden. — Sanguines wies sich nun förmlich aus, daß er diesen armen Schwarzen wirklich für acht Dollars, die er in Eisen und Branntewein gezahlt, angekauft habe.

Es blieb noch immer die Frage: wo die von Trade-Town weggeschleppten Sklaven hingekommen wären? Man empfing darüber keine bestimmte Auskunft. Sanguines betheuerte, sie wären ihm alle von einem spanischen Kreuzer weggenommen worden. Aber da erinnerten sich nun die Offiziere

Gregors Kalender verursachte in der obern Pfalz nicht geringere Unruhen und Sorgen. Die Pfalzgrafen hatten in ihren Staaten Luthers Lehre mit derselben Inbrunst ausgebreitet, als sie von den Herzogen zu Baiern verfolgt worden war. Dazu hatte, nach Kurfürst Friedrichs II Tode, sein Erbe Ott-Heinrich von Pfalz-Neuburg am eifrigsten beigetragen; und schon vorher, als ihn Kaiser Karl V im schmalkaldischen Krieg aus seinem Gebiet vertrieben hatte[376]). Mit der Schwärmerei und Rache eines sieghaften Glaubenshelden hatte er nachher die Bilder aus den Kirchen geworfen, die Altäre der Heiligen zertrümmert, die altgläubige Geistlichkeit vertrieben; Klostergut zur Hand genommen; die Leitung alles Kirchen- und Schulwesens einem lutherischen Kirchenrath übergeben. Sein Vetter Herzog Wolfgang von Zweibrücken[377]) war mit ihm in Glaubensdingen

376) Im J. 1546. Er floh damals nach Heidelberg und bewog den Kurfürsten Friedrich II zum öffentlichen Bekenntniß der lutherischen Lehre. Kurfürst Friedrich starb im J. 1556.

377) Folgendes ist sein Abstammen: Es ist Herzog Stephan, fünfter Sohn des Pfalzgrafen und Kaiser Ruprechts III der erste Herzog von Zweibrücken gewesen, und 1459 gestorben. Ihm ist Ludwig I oder der Schwarze, Stifter des ältern zweibrückischen

eines Herzens. An diesen, welcher der Stammvater des heutigen Königsgeschlechtes der Baiern geworden[378]), trug er seine junge Pfalz über[379]). Ein anderer seiner Vettern, Pfalzgraf Friedrich zu Simmern[380]), führte den Rodegau zum lutherischen Bekenntniß; blieb auch diesem, als er nach Ott-Heinrichs Tode[381]) Erbe der Kur- und Rheinpfalz geworden, noch einige Jahre getreu. Es

---

Geschlechtszweiges, gefolgt bis 1489; diesem sein Sohn Alexander bis 1514; diesem Ludwig II, welcher Herzog Wolfgangs Vater war.

378) Wolfgang war Vater von fünf Söhnen. Zweyen derselben gingen ohne männliche Erben ab. Durch den Sohn Philipp Ludwig ward er hingegen Stifter des neuburgischen, durch Johann I Stifter des jüngern zweibrücklischen, und durch Karl Stifter des birkenfeldischen Geschlechtszweiges, von dem die Könige von Baiern kommen. Franz Ign Streebers Erinnerung an Pfalzgraf Karl, Stifter der birkenfeldischen Linie S. 3.

379) Theils als Geschenk, theils käuflich. Mosers Staatsr. 13, 27 ff.

380) Er stammte von Kaiser Ruprechts III drittem Sohn, Stephan, der 1459 starb, dem bis 1480 Friedrich, diesem bis 1509 Johann I, diesem bis 1557 Johann II gefolgt war, dessen Erbe obiger Friedrich wurde.

381) Im J. 1559.

war aber geſchehen, daß die Gottesgelahrten der neuen Kirchen unter ſich ſelbſt über den Sinn der Einſetzungsworte vom Abendmahl, über die Lehre von der Gnadenwahl und anderes uneinig geworden. Die einen ſchworen zu Luthers Worten, die andern zu der Meinung Zwingli's und des gelehrten Pikarden Johann Calvin. Beide Theile, in rechthaberiſcher Bitterkeit, entflammten durch die Dauer des Gezänkes gegen einander zu unverſöhnlichem Zorn. Solches hatte in Friedrichs Gemüth viel Bedenklichkeit und Argwohn erregt gegen Luthers Weisheit. Und da ſelbſt deſſen Freund Melanchthon ihm die Zweifel übel löſete, hatte er ſich vom augsburgiſchen Glaubensbekenntniß getrennt und Herz und Sinn zu Calvin gewendet. Bekümmert für ſeiner Unterthanen Seelenheil befahl er denſelben, ihm zu folgen [382]). Die am Rhein gehorchten gutmüthig. Aber ſtörriſcher war das Gewiſſen der Oberpfälzer. Sie hatten auch an Friedrichs eigenem Sohne, Ludwig, welcher als Statthalter zu Amberg wohnte, wenn gleich heimlichen, doch thätigen Beiſtand.

Ludwig, ein begeiſterter Verehrer Martin Luthers, ſah mit verbiſſenem Grimm auf jeden, der für Calvin dem Lutherthum entſagte. Und

382) Der Befehl erging im J. 1561.

ſobald er, nach ſeines Vaters Abſterben [383]), Erbe der Pfalzen am Rhein und an der Donau geworden, mußten tauſend und tauſend Menſchen auf ewig Eigenthum und Vaterland meiden. Er hätte viel lieber mit Heiden und Türken Liebe gepflogen, als mit den Calviniſchen. Dieſen hingegen kam das lutheriſche Wort im Abendmahl, oder der Bilderſchmuck in Kirchen ſeelengefährlicher vor, als alles Papſtthum. Mit ihrem Gewerbsfleiß, ihren Lehrern, flohen ſie in die gaſtfreundlichen Thäler der Schweiz und in duldſamere Gegenden Deutſchlandes. Seines Sieges froh, hatte dieſer Kurfürſt noch vom Sterbebette [384]) ewige Emporhaltung des augsburgiſchen Bekenntniſſes in allen ſeinen Staaten anbefohlen.

Der letzte Seufzer war aber auch ihm unerhört geblieben. Denn ſeines unmündigen Söhnleins Vormund ward Pfalzgrafen Kaſimir zu Lautern, Oheim desſelben. Und dieſer hatte längſt ſchon für die kalviniſchen Kirchen herzhaft und blutig unter den Niederländer-Fahnen gegen Frankreich gefochten. Nicht nur entriß er binnen achtjähriger Staatsführung den Lutheriſchen an der Donau wie am Rhein, Gewalt, Vorzug, Lehrer und Kirchen; ſondern ſelbſt alle Hoffnung

383) Im J. 1576.

384) In ſeinem letzten Willen. Er ſtarb 1583.

beſſerer Zukunft. Seine Grundſätze ſog auch ſein Mündel, Kurfürſt Friedrich IV, ein, und fruchtlos war Ambergs verzweiflungsvolle Widerſpenſtigkeit, die mehr als einmal in Aufruhrflammen zu entbrennen drohte. So hatten die Fürſten in den Pfalzen ihre Unterthanen gezwungen, binnen ſechs Jahrzehenden Luthers Lehre zweimal anzunehmen und zweimal abzuſchwören [385]).

19.

Volk und Hof in Baiern.

Im J. 1587 — 1595.

Dieſe Anſtrengungen für Glauben und Gewiſſen ringender Parteien, dieſe wechſelnden Siege und Leiden, hatten in den pfälziſchen Gebieten, gleichwie in andern Ländern neuen Kirchenthums, mit der Selbſtthätigkeit des Verſtandes eine vorherrſchende Gewalt deſſelben, mit der Freiheit des Denkens eine Hartnäckigkeit der Meinungen, und mit dem Ernſt der Grundſätze eine Sittenſprödigkeit entwickelt, welche lange als Eigenthümlichkeit gegenbekenneriſcher Völkerſchaften bemerkt worden ſind.

385) Den Wechſel der Kämpfe ſtellte Jeßmaier (Geſch. d. obern Pfalz 1, 199) aus Handſchriften, Landtagshandlungen und Geſchichtſammlern wohlgeordnet an das Licht.

In Baiern dagegen blieb das Volk unverwandelt, wie in seinem Glauben, so in seiner Gemüthsweise. Frohsinnig, behaglichem Leben hold, mehr vom Gefühl gezogen, als vom Gedanken, gaben ihm sinnliche Genüsse den Ersatz für Verzichtung auf gefährliche, wenn gleich edlere Vergnügungen des Selbstprüfens. Ihm blieb die Reihe kirchlicher Feiertage eine bunte Kette eben so vieler Volksfeste, vom Schmuck erfindsamer Kunst verschönt, während in den Kirchen der Neugläubigen solche Tage mit Entsagung und schwermüthiger Buße begangen wurden. Jedes Städtchen, jedes Dorf, jedes Haus kannte hier seinen Schutzheiligen; jede Lebensbeschäftigung ihren waltenden Engel, welchem Gelübde und Feste mit Gesängen, Blumen, prächtigen Umgängen und Lustbarkeiten zu verrichten waren[336]). Herzog Wilhelm selber achtete es keineswegs unter seiner Würde, das Gepränge auch nur eines Frohnleichnamstages zu entwerfen[337]). Da muß-

336) Bischof Heinrich von Augsburg ordnete unterm 16. Heumonat 1605 in seinem ganzen Kirchsprengel ausdrücklich den Engeln der Landschaften, den himmlischen Vorstehern der Oerter und den Schutzgeistern der Menschen einen jährlichen Festtag an. Placidus Braun Gesch. der Bischöfe v. Augsburg. 4, 111.

337) Wie man ein Beispiel davon in Westenrieders

ten beim geräuschvollen Feierzug, welcher durch die Gassen der Hauptstadt wandelte, alle Heiligen alten und neuen Bundes erscheinen, von verkleideten Männern vorgestellt; Adam und Eva scheinbar nackt; St. Augustin mit einem Knebelbärtchen[388]), sechszehn Marien, deren die letzte und schönste im Gewölk fahrend, den Fuß auf Mondschein, fein sittsam, doch fröhlich, auszusehen hatte; Gott Vater selbst[389]) und der ewige Sohn,

Beitr. 5, 83 ff. aufbehalten findet, ein ungemein bezeichnungsvolles Bild von der Zeiten Geschmack und Weise.

388) „St. Augustinus soll (heißt es in der Vorschrift des Festes) ein langer, zimblich faister, molscheter Mann sein, der gar khein part oder nur ein wenig khnebelpartle — vnd fast ein gestalt hat, wie der Ainhoffer gaistgeb."

389) Dazu war vorgeschrieben: „Erstlich persona dei patris Soll eine lange, gerade, Starkhe, wohlformirte person sein, welche einen ziemlichen langen, dicken, graven Bart, vnd vnter dem angesicht schöne rosfarbe Farb hat vnd nit gelb, kupferfarb oder pfinnig aussicht, Sonder glatt vnder dem Angesicht sey, fast einer solchen gestalt, wie der alt Dr. Doctor Sixt seligen ausgeben." Ihm ward auch anbefohlen, er solle „sein einen steten gang an sich nemen, wenig vmbsehen, vnd nit sauer auch nit lacherlich, sondern fein sittsam aussehen."

sammt Pharisäern, Schriftgelehrten, Göttern des Olimps, Henkersknechten, Hirten, Riesen und Pharaonen. Und alle Zünfte mit ihren Fahnen, alle Brüderschaften in ihren Farben, Rotten gepanzter Kriegsleute, eröffneten und schlossen den Zug in langen Reihen mit Bannern, Kreuzstäben, Zweigen, brennenden Lichtern, Blumen und Rosenkränzen.

Neben der heitern Andacht aber dauerte auch jene Lockerheit der Sitten, welche die Frucht rohen Wohllebens und gemächlicher Zeiten war. Nicht Gesetz, nicht Predigt, nicht was Strafgericht göttlichen Zorns hieß: Pestilenz, Hungersnoth und Türkengewalt, konnte Hohe und Niedere von den Ausschweifungen des Leichtsinns und wüster Ueppigkeit entwöhnen. Die Aufwands-Gesetze lagen im Staube. Weiber und Kinder lernten, bei den Weinen von Oesterreich und Welschland, gleich Männern zechen[390]). Schwur und Fluch und Gotteslästerung waren im Munde der Reichen und Armen gängige Redensart, mochten auch besoldete Horcher, mochten Prangerstätten, Kerker und Schwerd drohen[391]). Um-

390) Wie man aus den Verboten vom 19. April 1566 und 16. Christmond 1570 erfahrt.

391) „Einschlagung in eiserne Springer, Abschneidung etlicher Glieder, Austreissung und Durchbrennung

sonst wurden die öffentlichen Frauenhäuser der Städte aufgehoben[392]; Unzucht baute der Wollust heimliche Tempel genug. Spiel und Völlerei blieben Hauptstoff geselliger Freuden, so mäßig auch der Aufwand im Alltäglichen des Hauslebens war, von der einfachen Morgensuppe bis zum Spatessen. Jede Jahreszeit brachte neue Ergötzungen, welche durch Brauch und Herkommen geweiht, auch wenn sie lästig fielen, beibehalten sein wollten. Von Alters her pflegten, zum Beispiel, der Stadtrath zu München und die Geschlechter im Jänner, am Sonntag nach Dreikönigen, Schlittenfahrt zu veranstalten. Dazu waren allezeit die Beamten des Hofes eingeladen worden; und beim nachfolgenden Schmause mangelten Landesherrn und Fürstensohne nicht. Herzog Wilhelm hielt die Ehrung dieses guten Ge-

der Zunge u. s. w." Erlaß vom 13. März 1598. Noch in einem Befehl vom 9. Herbstm. 1626 ward erklärt, „wie wohl die auf das Sacramentiren und Fluchen gesetzte Strafe nur poena civilis ist und infamiam juris nicht nach sich ziehe, sollte doch deswegen ein Meister seiner Meisterschaft verlustig gehen.

392) Bei Aufhebung des Hurenhauses zu München gingen von den Lustdirnen sieben ins Kloster. Herzog Wilhelm hielt sie freigebig, daß sie nicht zur alten Sünde heimkehrten. Adlzreiter.

brauchs so werth, daß er die Schlittenfahrt befahl, selbst wenn der Stadtrath unterthänig erinnerte, es seien die meisten Hausfrauen schwanger und die Gassen ohne Schnee [393]).

Diesen Hang zur Lebenslust begleitete und mäßigte nur das finstere Heer abergläubiger Schrecken, dem der Fürst, wie der ärmste Knecht unterworfen lag. Seit mit Verbannung der Juden das Grausen vor Brunnenvergiftungen und Morden entwandter Christenkinder gewichen, brachten Hexen und Zauberer, Gespenster, Kobolde, und abgeschiedene Seelen der Selbstmörder den Menschen Sorge und Furcht [394]). Es ward aller Orten gemeines Schauspiel, Weiber, denen Alter unliebliches Ansehen, oder Krankheit der Nerven ungewöhnliche Kräfte und Einbildungen gegeben,

393) Der Herzog befahl aber unter harter Bedrohung des Raths, herumzufahren, „es schnepe oder nit.“ (Westenrieder Beitr. 7. 285.) Erst Herzog Maximilian entband im Jahre 1608 den Stadtrath von der beschwerlichen Schuldigkeit.

394) Als sich 1626 im Wasserburger Landgericht „ein bedrichte Weibsperson erhenkte, ward ihr Leichnam auf des Pflegers Befehl in ein Faß geschlagen und in den Fluß geworfen. Abrahams Lerns Tagebuch. (Westenrieders Beitr. 1, 172.)

vom Tartar mit einer Art Grausen, daß, als sie angefangen hatten, auf die Estelle Jagd zu machen, sie hinter sich mehrere schwimmende Fässer von der Art gesehen, wie das, worin die zwei Negerinnen gefunden worden waren. Ihr Argwohn mag wohl nicht ganz grundlos gewesen sein, daß jedes der ins Meer geworfenen Fässer einen oder einige der Unglücklichen, die man suchte, enthalten habe, und deren sich Sanguines vielleicht entledigt hatte, um keine Beweise der begangenen Seeräuberei vorfinden zu lassen. Unglücklicherweise hatten sich die Schaluppen, beim Nachsetzen der Estelle, so weit unter den Wind entfernt, daß es nicht mehr möglich war, die Fässer aufzusuchen. Schwer würde es gewesen sein, gegen den Wind zurückkehrend, die Fässer, und wenn Menschen darin gewesen wären, sie noch lebendig zu finden. Sanguines gab freilich vor, man hätte, um das Schiff leichter zu machen, Wassertonnen ins Meer geworfen. Aber wenn er sich hatte von jenen zwölf Sklaven losmachen wollen, mußte er sie nothwendig auch in Fässer packen, weil sonst auf den Wellen schwimmende Leichname nicht nur leicht den Seeräuber, sondern auch den unbarmherzigen Mörder verrathen haben würden.

Als der britische Befehlshaber des Tartar dem Sanguines vorwarf: er habe die Gesetze seines Landes schwer verletzt, erwiederte der Nichtswür-

als Verdächtige ſchwarzer Kunſt auf Blutgerüſten und Scheiterhaufen ſterben zu ſehen [395]) Nichts war leichter zu gewinnen, denn der Ruf des Teufelsbanners, Geiſterbeſchwörers oder Goldmachers; und mehr als ein verſchmitzter Kopf zog von der allgemeinen Leichtgläubigkeit fetten Gewinn. Aus Italien kam Marco Bragadino, genannt Mamugna, nach München. Dieſer ſchlaue Glücksjäger, von Candia gebürtig, hatte in allerlei Verkleidung, bald als Kapuziner, bald als Ritter, die Welt durchſtrichen, und zu Venedig

395) „Item (ſagt das ofterwähnte Ausgabenverzeichniß beim J. 1590) zu Schongau einige Heren verbrannt, ſo viel gewaint und gelamentirt unndt aber ſich gut gricht haben.“ Und 1591: „Item die zwai Heren zu Weilhaimb verbrandt, haben ſich gar ſchön gricht ghabbt.“ In den J.hren 1590 und 1591 wurden zu Garmiſch, dem Hauptorte der damals freiſingiſchen, zwiſchen Baiern und Tirol gelegenen Grafſchaft Werdenfels, achtundvierzig Heren verbrannt, ungerechnet Andere, die in den Gefängniſſen ſtarben, oder entlaſſen wurden. Endlich mußte die Unterſuchung abgebrochen werden, weil, wie der Pfleger Kaſpar Poiſſl zu Ahrenzell, im Berichte vom 18. Jänner 1592, treuherzig bemerkt, bei ihrer Fortſetzung wenige Weiber der Folter und Verbrennung entgangen ſein würden. Hdſchr.

und Padua als Schwarzkünstler und Goldmacher Betrug getrieben. Zu München lebte er fast ein Jahr lang, fürstlich wie ein Graf, mit einem Gefolge von sechsunddreißig Dienern, selbst bei Hof angesehen. Nachdem er diesem große Summen abgelockt, seine geheime Wissenschaft, Quecksilber in Goldstangen zu verwandeln, aber verdächtigt hatte, ward er verhaftet und öffentlich enthauptet[396]). Man tödtete mit Büchsenschüssen zugleich zween große schwarze Hunde, die ihn begleiteten, weil sie beargwohnt wurden, verlarvte Höllengeister zu sein.

Wenn gewöhnlich die Höfe angeklagt werden, dem Volke das Beispiel schlimmer Sitten zu geben, war in Baiern vielleicht der Palast des Herzogs das einzige Haus, wo sittsames Wesen und Gottesfurcht in höchster Reinheit erblickt wurden. Hier blieben Trunk und Spiel und jeder Ausbruch roher Leidenschaft fremd. Die Tage verstrichen unter Prachtfesten und Bußübungen. An allem

396) *Thuani* hist. sui temporis beim Jahr 1590. Abraham Kern in seinem Tagebuche bemerkt bei der Hinrichtung des Mamugna (den er Manugnatro nennt) am 26. April 1591, daß neben dem Blutgerüst ein roth angestrichener Galgen war, „daran ein guldener Strick gehangen, auch er Bragadin mit vergolden Stricken gehangen werden."

hatten die Jesuiten ihren großen Theil. Ihr Wort leitete die Wahl der Vergnügungen, die Gewissen und die Erziehung der Fürstensöhne.

Herzog Wilhelm unter seinen Kindern war ein heiterer, zärtlicher Vater[397]); doch herb und mönchisch in ihrer Zucht. Kniend in Gebet ward ihr Tagewerk eröffnet und beschlossen; Predigt, Messe, Wallfahrt nicht versäumt; Rosenkranz und Gotteslamm fleißig gebraucht; das Leben der Heiligen, als der Christlichkeit Urbilder, oft gelesen, und des Canisius Hauptstücke christlicher Lehre, neben dem täglichen Brod, als geistliche Speise genossen! Die Schriftsteller des alten Roms waren untersagt, denn sie beleidigten den zarten Frommsinn mit Begriffen heidnischer Träumerei, Götzen- und Buhlwerks; nur der Jesuiten Schulbücher anständig geachtet. Jovius und Natalis mußten des Livius sinnvolle Geschichten, Sadolet oder Bembo den lebenswarmen Sallust verdrängen, und ein Prudentius, Sanazar oder Vida alle Dichter Latiums. Den Erholungsstunden war ritterliche Uebung, Rosse tummeln, Ball-,

397) „Sei gottesfürchtig und fleißig" schrieb er am 6. Wintermonds 1596 seinem zwölfjährigen Sohn Albrecht nach Ingolstadt: „und studire daß ehracht und das mans bis gen München hören künde." Der Brief in Westenrieders Beitr. 1, 143.

Kugel- und Schachspiel gestattet, nie aber Springen und Schwimmen, oder Würfel und Karte[398]. So wurde die fürstliche Jugend erzogen, selbst der Erbe des Herzogthums, Maximilian, von den Söhnen Wilhelms der älteste. Die andern weihte der Aeltern Frömmigkeit früh dem Altar. Philipp wurde schon im dritten Lebensjahre erwählter Bischof von Regensburg[399]; Ferdinand Nachfolger seines Oheims, des Kurfürsten Ernst auf dem Stuhl des Erzstiftes Köln[400]. Bloß der Jüngste von Allen[401],

398) Herzog Wilhelms „Bevelch und Instruction“ vom 3. Jänner 1584, abgedruckt in Westenrieders Beitr. 3, 146.

399) Geb. den 22. Herbstm. 1576. Er empfing von Papst Clemens VIII Hut und Kreuzmantel der Hauptpriesterwürde und starb, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, den 18. Mai 1598 an der Schwindsucht.

400) Geb. den 6. Weinm. 1577, starb am 14. Herbstm. 1650, als Erzbischof und Kurfürst von Köln.

401) Ein Erstgeborner, Christoph, war gleich nach der Geburt, den 23. Jänner 1571, eine Tochter Christina (geb. den 23. Herbstm 1572), den 27. April 1580, gestorben. Mit dem Geburtstag der Letztern (nach Aettenkhover S. 103 angegeben) kommt in Widerspruch der Glückwunsch, den Erasmus Vendius „5. Januarii anno LXXII“ in seiner Bavaria laeta bei Adam Berg in München drucken

Albrecht [402]), blieb dem weltlichen Leben gelassen.

Des Herzogs gottselige Strenge konnte an seinem Hofe nicht alle Verirrungen hindern; doch wußte Wilhelm immer Uebel glimpflich zu mil-

---

ließ und dem Herzog Wilhelm weihte, wegen der Geburt von dessen Tochter „Ebristerna". Es ist wahrscheinlicher, daß Aettenhover durch das Verzeichniß der fürstlichen Geburtstage in einen Irrthum geleitet worden, als daß diese Ebristerna von obiger Christina eine verschiedene Tochter gewesen sei. Eine andere, Eleonore Magdalene (geb. am 7. Weinm. 1578), war den 18. April 1579, und ein Knabe Karl (geb. den 30. März 1580) am 27. Weinm 1587 gestorben. Von Herzog Wilhelms Töchtern wurde Maria Anna (geb. den 8. Christm. 1574) im J. 1600 mit Erzherzog Ferdinand, nachmaligem römischen Kaiser vermählt, und starb den 8. März 1616. Eine Andere, Magdalene (geb. den 4 Heum. 1587), welche 1613 Pfalzgraf Wolfgang Philipps zu Neuburg Gemahlin wurde, starb 1628.

402) Geb. am 18 April 1584, vermählt den 12. Hornung 1612 Markgräfin Mechtilden von Leuchtenberg, dadurch Erbe der Landgrafschaft Leuchtenberg nach ihres Bruderssohns Max. Adams Tode im J. 1646, vertauschte dieses Gebiet bald darauf an seinen Bruder Maximilian um die Grafschaft Haag, und starb am 5. Brachm. 1666.

dern, welchen nicht abzuwehren war. An seinem Bruder Ferdinand gab er das löblichste Beispiel. Dieser, ein lebhafter Herr, dem schönen Geschlecht gewogen, lange unvermählt, fühlte sich endlich von den Reizen eines tugendhaften Mädchens auf immer gebunden. Maria war die Tochter des Landrichters zum Haag [403], Herrn Georg Petenbeks, dessen Geschlecht, bei mäßigen Glücksumständen, seit mehr denn hundert Jahren kleine Aemter in landesfürstlichen Diensten verwaltet hatte [404]. Ferdinands Leidenschaft erschrack keineswegs vor der Kluft, welche der Unterschied des Standes zwischen ihm und der Geliebten schuf. Er, ohne Erbfolgerecht auf den Thron, verachtete, den Vorurtheilen der Eitelkeit das Glück ehelicher Zärtlichkeit zu opfern. Weder der widerstrebende Stolz seiner Mutter, Anna von Oesterreich, noch seines Bruders, des Landesherrn, Bedenklichkeiten, waren seiner gewaltigen Lei-

403) So bezeichnet ihn in seinem Tagebuche Abraham Kern, der ihn persönlich kannte und bisweilen in seinem Hause bewirthete.

404) Ein Ulrich Petendek war 1485 herzoglicher Umgeiter zu Dachau. Vielleicht kam das Geschlecht aus Petenbach, welches vorzeiten der Ort war, wo nachher Schefflarn gebaut worden. Oefele 2, 295, 333.

denſchaft gewachſen. Die Pflegerstochter wurde des Herzogs in Baiern Gemahlin[405]), und Kinder und Kindeskinder aus dieſer beglückten Verbindung lebten anderthalbhundert Jahre lang, als Grafen von Wartenberg[406]), wegen ihres erlauchten Abſtammens[407]) hochgeehrt.

---

405) Am 26. Herbſtm. 1588. Ferdinand entſagte für ſich und ſeine Nachkommen allen Anſprüchen auf Baiern, bis vom Wilhelmiſchen Stamm der letzte Nachkömmling vergangen ſein würde. Oberpfalz aber und die Kurwürde waren auf jeden Fall durch den weſtphäliſchen Frieden von einer künftigen Erbſchaft für die Wartenberge ausgenommen. Seinen Kindern ſind 6000 fl. Jahrgeld und zwei Rittergüter zum Genuß gegeben worden.

406) Ihr Geſchlecht ſtarb mit Graf Maximilian im J. 1736 aus, der auf der Ritterſchule zu Ettal an einem Pfirſichkern erſtickte.

407) Doch hielt der Münchner Hof jederzeit wachſam darüber, daß ihnen nicht der Name vom Hauſe Baiern würde. So empfand es z. B. nachmals Herzog Wilhelms Enkel, Ferdinand Maria, auf einen grundloſen Bericht hin, ſehr übel, daß man zu Rom dem päpſtlichen Hauptprieſter Wartenberg den „titolo di Baviera" geben wollte. Schriftliche Relation des baieriſchen Geſandten Mayr, 23. Chriſtm. 1660 über ſeine letzte Unterredung mit Papſt Alexander VII. Heſchr.

Am liebsten blickte Wilhelms väterlicher Stolz auf seinen künftigen Erben Maximilian, die große Hoffnung aller Baiern. Mit seltenem Gedächtnisse und kräftigem Mutterwitz paarte der zarte Knabe stillen, festen Fleiß; der aufblühende Jüngling Liebe des Ruhms und ernster Geschäfte. Er redete früh die Sprachen des alten und neuen Roms, Frankreichs und Spaniens. Malerei füllte die Augenblicke seiner Muße. Auf der vaterländischen Hochschule beschäftigten ihn Xenophon, Cicero, Tacitus, Weltweisheit, Geschichte und Rechtskunde. Die reinen Anschauungen der Größenlehre, den Scharfsinn reizend, mäßigten die Macht der Einbildungskraft. Nachdem sollte er sich auf Reisen in Betrachtung fremder Völker, ihrer Bedürfnisse, Vorzüge, Gesetze und Sitten vollenden. Sein Vater weihte ihn deswegen mit dem achtzehnten Jahr [408]) in die Geheimnisse der Staatsführung ein, damit er durch Vergleichung heimathlicher Verfassungen und Verwaltungen den Werth ausländischer würdigen lerne. Dann, nach zweijähriger Vorbileung, sandte ihn Herzog Wilhelm an den kaiserlichen Hof Ru-

408) Im Jahr 1591. Denn Maximilian war den 17. April 1573 und zwar im Schlosse zu München (Westenrieders Beitr. 3, 83) geboren.

dolfs II. gen Prag [409]). Da erblickte er einen Fürſten, bei ungeheuern Machtmitteln ohnmächtig, welcher die Kunſt, ein Reich zu ordnen, über Goldmacherträume verſäumte, und die Geſtirne um ein Schickſal befragte, welches er ſich nicht ſelber zu bereiten verſtand. Von dort reiſete der Jüngling über München und Innsbruck nach Italien. Er ſah Mantua's und Piſa's Wohlleben; die Zügelloſigkeiten Roms, wider welche der Staatsmann Papſt Clemens VIII ſich müde rang; Neapels Anmuth und Ueppigkeit. Zu Loretto betete er in der heiligen Hütte, mit reiner Andacht eines nie verdorbenen Jünglings; eben ſo in Meinrads Klauſe an den Alpen, im wilden Schweizerthal von Einſiedeln. Er wandte ſich nach dieſem abwärts gen Nancy, wo ſeiner Mutter Bruder, Herzog Karl von Lothringen, Hof hielt. Hier ſah er deſſen zarte Tochter, Eliſabeth, gleichen Alters mit ihm. Beider Neigungen begegneten ſich.

Nach faſt jahrlanger Abweſenheit kehrte er in das vaterliche Land zurück [410]).

---

409) Im Hornung 1593. Aettenkhover 529.

410) Er kam den 4. Heumonds wieder nach München.

20.

Wirkungen der zerrütteten Staatshaushaltung. Herzog Wilhelm übergibt seinem Sohne Maximilian die Herrschaft.

Im J. 1595 – 1598.

Das verschwenderische Hofwesen zu München; die kostspieligen Reisen der herzoglichen Söhne [411]); des Erbfürsten Vermählungsfeier im Palast von Nancy mit Elisabeth von Lothringen [412]); eine lange Reihe leichtmüthig ersonnener Bedürfnisse, ausser Verhältniß mit den öffentlichen Einkünften, und die Unordnung in der Haushaltung des Hofes, hatten über Baiern eine unerhörte Schuldenmenge gehäuft.

Sie war schon groß gewesen beim Tode Herzog Albrechts V, dessen Kunstgeschmack und verschwenderischen Glanz der Haufe der Schmeichler

411) Als Maximilian im Mai des J. 1594 den Regensburger Reichstag besuchte, begleitete ihn ein Gefolge von nicht weniger als vierhundert achtundachtzig Personen dahin. Ihr umständliches Verzeichniß bei Aettenkhover 539.

412) Am 6. Hornung 1595 war das Beilager gehalten. Das alte Ausgabenverzeichniß bemerkt dazu: „Item, auf die hin und her Raise erlossen ist 51,413 fl. 57 kr. 1 pf."

dige trocken: „Wenn ich strafbar bin, so sind es mehr als vierzig Schiffshauptleute unter französischer Flagge eben so gut, als ich, und mit mir in gleichem Falle.“

Der menschenfreundliche Herzog von Broglie führt in seiner Rede über diesen Gegenstand eine Reihe von Thatsachen an, welche die Fortsetzung des Menschenhandels durch Franzosen beweisen, und zeigt, daß nur die gelinden Bestrafungen das Verbrechen gegen die Würde der Menschheit begünstigen. „Was will der Inhalt aller unserer Strafgesetze sagen?“ rief er in der Pairskammer mit Unwillen: „Nichts anderes, als: Ihr Handelsleute von Frankreich, es ist euch verboten, bei 500 Fr. Buße, Spekulationen zu machen, die euch 20,000 Fr. Gewinn eintragen!“

Ein Korrespondent „der afrikanischen Gesellschaft zu London“ thut dar, daß an der Küste von Afrika ein Neger, den man nach Handwerksausdruck bloß une pièce d'Inde nennt, 300 bis 370 Fr. kostet, und in den französischen Kolonien wieder um 1500 bis 1800 Fr. verkauft wird. In der Subskriptionsliste zur Ausrüstung eines Schiffes von Havre de Grace, worin man den Namen Neger unter dem Wort mulet verbirgt, beträgt der Ankaufspreis von einem mulet ungefähr 500 Fr.; der nachherige Verkaufspreis ungefähr 2700 Fr. Ein ähnlicher Prospektus, der noch im Jahr 1822

vergöttert, das Volk beklagt hatte. Sechsmalhundert und sechszehntausend Gulden waren damals unbezahlt: ungerechnet, was des Verstorbenen Wittwe und beide andere Söhne zu ihrem Unterhalt gefordert hatten [413]). Nun ward seitdem das Uebel nicht gemindert. Schon im achten Jahr von Herzog Wilhelms Herrschaft mußten sich die Stände des Landes zur Uebernahme und Verzinsung von einer Million und zweiundneunzigtausend Gulden bequemen [414]). Fünf Jahre später war die Schuld zu anderthalb vollen Millionen erwachsen [415]). Dazu kamen immer erneute Geldbegehren der herzoglichen Brüder. Von diesen hatte allein Ferdinand binnen zehn Jahren bei fünf Tonnen Goldes zur Bestreitung seines Aufwandes empfangen [416]).

413) Die herzogliche Wittwe verlangte zu ihrer Hofhaltung 15,000 fl.; Albrechts Bruder, Herzog Ferdinand 35,000 fl., und zur Schuldabtragung 22,000 fl.; Albrechts anderer Bruder, Ernst, Bischof zu Freising und Hildesheim, 150,000 fl. zu seiner Abfindung und 12,000 fl. zum Unterhalt. Die Landschaft übernahm einen großen Theil der Schulden zu bezahlen und zu verzinsen. Landt. v. 1579. Hdschr.

414) Landtag von 1588.

415) Landtag von 1593.

416) Im J. 1583 übernahmen die Stände von Her-

Der Herzog sah mit traurigem Gemüth dem Verschwinden des Landreichthums und der eigenen Verlegenheit kein Ende. Bald versuchte er das Glück der Schatzgräberei, bald der Goldmacherkunst [417]), bald Hilfe bei den Jesuiten. Er beschwichtigte den hohen Adel durch Nachsicht, wenn dieser seine edelmännischen Freiheiten nicht nur über eigene Güter und landesfürstliche Lehen, sondern auch über solche Lehen ausdehnte, welche von anderer Hand waren. Durch die fortgesetzten Gerichtsbarkeitsverleihungen wurden freilich die dem Staat gehörigen Gefälle immer mehr geschwächt [418]); dagegen aber nöthigte man auch

zog Ferdinands Schulden 38,000 fl. Im J. 1586 wieder 118,000 fl. (Er hatte damals überhaupt 220,000 fl. Schulden). Im Jahr 1593 übernahmen sie 292,000 fl.; und dem Erzbischof Ernst wurden 25,000 fl. bewilligt.

417) Theodor Biebekh, Stammvater des Geschlechts der Grafen von Haimhausen, war Theilhaber des Geheimnisses. Spivanus Haine, ein Benediktiner von Ottobeurn, nach Tegernsee versetzt, wurde dabei viel gebraucht. Hdsch.

418) Karl Heller von Hellersberg zählt (Beitr. zur neuern Gesch. der Patrimonialgerichtsbarkeit in Baiern S. 27. ff.) vom Jahr 1514—1748 bei drittehalb hundert durch Schenkung, Kauf oder Tausch gemachte Gerichtsbarkeitsverleihungen auf.

die Stände, von Zeit zu Zeit das herzogliche Kammergut mit außerordentlichen Beiträgen auszubessern[419]). Man schrieb Landsteuern um Landsteuern aus, und belegte die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse mit erhöhten Abgaben, während die Bürgerschaft in Städten und Märkten ihrem Verkehr kein neues Aufkommen sah, das sorglich gehegte Wild des Landmanns Saat verwüstete[420]), und Strolchen und Räuberbanden die Sicherheit des Eigenthums fortdauernd gefährdeten[421]). Düster stach neben dem Glanz des Hofes die Noth des armen Landmannes ab, der nur geboren zu sein schien, mit der Frucht seines Schweißes den

419) Im J. 1579 wurde das Kammergut mit jährlich 60,000 fl. ausgebessert; im J. 1583 wurden für die nächsten vier Jahre dazu 70,000 fl. bestimmt; im J 1593, bis zur Abzahlung der landschaftlichen Schuldenmenge jährlich 50,000 fl.

420) Wie die ewigen ständischen Klagen und anderseits die immer erneuten Verbote des Wildpretschießens, Befehle zur Hegung des Wildes, und daß man den Bauerhunden Prügel anlege, lehren.

421) Befehl vom 6. Mai 1581, das Gesindel aufzufangen und auf die Galeeren zu schicken. Unterm 18. Horn. 1588, 10. Brachmond 1589, 16. März 1590, 25. August 1593 ähnliche Gebote, oder Beschreibungen großer Rauberrotten.

Ueberfluß derer anzuhäufen, welche den Beruf hatten, ihn zu beglücken.

Die treuen Baiern trugen indessen ihr Schicksal mit schweigendem Gehorsam. Nur in der Grafschaft Haag zuckte einmal öffentlicher Unwille der Vielgeplagten. Mitten im Winter[422]) versammelten sich auf dem Kirchdorfer Felde bei zweitausend Bauern, zu berathen, wie sie dem Herzog ihre Klage wegen unerhörter Abgaben vorzulegen hätten. Landrichter Georg Petenbek, dessen Eidam Herzog Ferdinand geworden, berichtete darüber voll großen Schreckens nach München. Zu derselben Zeit war aber in Oesterreich wiederholter Aufstand der Dörfer, theils wegen verfolgten Lutherthums, theils wegen Auflagen und Wegführung der jungen Mannschaft zum Türkenkrieg[423]). Dies verschlimmerte die Ansicht vom Zusammentritt des Haager Volkes. Vielleicht mit zu schwarzen Farben schilderte der Landrichter das Beginnen[424]). An der Spitze

422) Am 5. Jänner 1596.

423) Schon unterm 19. Weinm. und 22. Wintermonds 1595 ergingen deswillen von München aus Befehle zu Rüstung und Wachsamkeit gegen den österreichischen Bauernaufstand, und noch den 12. Christm. 1597 Verbote, Waffen dahin zu verkaufen.

424) „Etwas zu gäh und Scharf nach München berichtet" sagt Abraham Kern selber in seinem Tagebuch.

von einhundert dreißig Bürgern zu Fuß und vierzig Reitern erschienen eilig Freiherr Eustach von Törring-Seefeld, der Herr von Fraunberg, und Hauptmann Blankenmaier, im Namen des Herzogs strenge Untersuchung zu halten. Viele Bauern warden eingekerkert; einigen der Fehlbaren die Vorderglieder von den Fingern abgeschnitten; andere auf andere Weise bestraft; alle mit Schrecken vor ähnlichen Versuchen zurückgescheucht.

Wilhelm, welcher die Beschwerden der Staatsführung nie, nur das Gepränge derselben geliebt, ward auch dessen bald satt; seine Sehnsucht allein eine stille Zurückgezogenheit, sorgenfrei den Uebungen der Andacht obzuliegen. Aehnliche fromme Begier, dem Geräusche der Welt abzuscheiden, wohnte in seiner Gemahlin Renata, von deren Bett er sich, nachdem sie ihm eilf Kinder geboren, mit freiwilligem Gelübde getrennt hatte [425]). Und dieser Wünsche Erfüllung reifte, da er seines Sohnes Maximilian Einsicht und Kraft zur Staatsführung erkannte. Mit Anfang des fünfzehnhundert achtundneunzigsten Jahres übergab er demselben die Herrschaft [426]).

425) Damals ohngefähr 39 Jahre alt. Adlzreiter 3, 143. z. J. 1626.

426) Ausschreiben deshalb an die Stände, Behörden und Amtleute des Landes vom 4. Hornung 1598.

Von dem Augenblicke an zog sich Wilhelm mit Renaten in den Palaſt zurück, welchen er neben dem Jesuiterhause hatte bauen laſſen. Beide erschienen forlan selten öffentlich und führten ein wahrhaft klöſterliches Leben. Sie, wie ihre sämmtlichen Hofbediente, schwarz gekleidet, glichen in ihrer Tracht Chorherren und Nonnen. Auf den Tischen schimmerte weder Gold noch Silber. Sie speiseten nur von irdenem Geschirr, auch wenn fürſtliche Gäſte kamen [427]). Und öfter, als Fürſten, saßen arme, unvermögende Leute an Wilhelms Tisch, Bettler, die er von der Straße aufnahm. Ihnen gab er den Ehrenplatz. Alltäglich wurden zwölf Dürftige, nach Anzahl der Zwölfboten, von ihm gespeiſet und getränket. Die be-

Daß er schon einige Jahre früher, nämlich mit Anfang des Jahres 1595, seinen Sohn Maximilian förmlich zum Mitherrſcher in Baiern gemacht, die eigene landesfürſtliche Gewalt aber darum noch nicht ganz abgelegt hatte, erhellt aus der Urkunde, welche Peter Phil. Wolf in seiner Geſchichte Maximilians I, 1, 183, anführt.

427) Nach Beſchreibung von Wilhelms Lebensweiſe, die der Leibarzt Herzogs Maximilians, Thomas Fyens, in einem Brief an Juſtus Lipſius machte, und Lipowski (in f. Burgermilitar-Almanach v. 1810) aus *Burmanni* sylloge epistolarum 2, 79 aufnahm.

diente er selber. Und zweiundsiebenzig Männer, und eben so viel Weiber, nach Zahl der Jünger des Herrn, kleidete er jährlich. Im Pilgerhause, das er zu München hatte aufrichten lassen, bewirthete er jeden Vorfahrer drei Tage lang, trug ihm die Speisen auf, wusch ihm die Füße, und gleich wie er ihn mit einem Kusse empfangen, entließ er ihn wieder mit reichlichem Zehrpfennig [428]). Nicht selten sah man den Herzog in dem von ihm gestifteten Siechenhause, oder in Spitälern oder Wohnungen der Armuth, die ekelhaftesten Kranken mit frommer Selbstüberwindung abwarten, ihnen Trost einsprechen und vorbeten. Arzt und Arzneien hielt er auf eigene Kosten, und ihren Leichenbegängnissen wohnte er demuthvoll in eigener Person bei. Oft besuchte er das Waisen- und Findelhaus. Auch dieses war ein Werk seiner Milde. Hier segnete und nährte er väterlich viele verlassene Kleinen [429]).

428) Nur dafür allein gebrauchte er jährlich mehrere tausend Gulden. Er hatte sich schon im J. 1595 zum jährlichen Unterhalt 52,000 fl. baaren Geldes, und in Naturerzeugnissen aller Art für ohngefähr 8000 fl. Werths ausbedungen.

429) In Schilderung dieses klosterheiligen Lebens ist Adlzreiter, oder vielmehr der Jesuit Verveaux, mit wortseliger Selbstgefälligkeit gar ausführlich.

Häufig begab er sich auf Wallfahrten zu heiligen Orten seines Landes, und den Altären Maria's. Die Verehrung der himmlischen Jungfrau, besonders durch die Andacht der Jünger Loyola's erhoben, war in der römischen Kirche zu keiner Zeit größer, und nirgends allgemeiner und inniger, als in Baiern. Hier zählte sie ihre tausend Tempel, Altäre und Bethäuser. Ihr Bildniß prangte in allen Zimmern, an den Häusern und Thoren der Städte, in den Fahnen, in den Schildern der Großen. Ihren Namen trugen Söhne und Töchter der Fürsten und Unterthanen. Unter den frommen Bruderschaften des Landes waren die mit Mariens Namen immer die zahlreichsten; auch Fürsten wurden in denselben gesehen [430]). Weltberühmt stand ihr Gnadenbild im alten Oetting; gepriesen die wunderreiche Mutter zu Ingolstadt; oder die hochmächtige Jungfrau zu Duntenhausen [431]), im Klosterspreugel von Beiharting,

430) Die Jesuiten, welche München das deutsche Rom hießen, rühmten daher: wenn die heilige Jungfrau nochmals ein irdisches Vaterland wählen sollte, Baiern käme gewiß in die Wahl.

431) Bischof Gerold von Freising schenkte die Kirche dieses schon im zwölften Jahrhundert gestandenen Ortes im J. 1221 an Kloster Beiharting. Meichelbek I 1, 398 ff.

an Gaben und Gnaden unerschöpflich [432]). Allzufuß vermählte ſich, in entzückter Betrachtung oder Anbetung weiblicher Schönheit und göttlicher Huld, das Sinnliche zum Ueberirdiſchen. Darum die liebkoſendſten Benennungen auf allen Lippen. Sie hieß in den Seufzern der Inbrunſt das Zimmetrohr, die Morgenröthe, die Lilie, die Sonne der Seelen.

Zu Fuß, in ſchlichter Kleidung, einen hölzernen Pilgerſtab in der Hand, wallte Herzog Wilhelm oft zu den Gnadenörtern der Hochgelobten. Es kannte ihn kaum einer derer, die ihm begegneten. Zu München, wie bei dem Kloſter Priel, hatte er ſich einſame Zellen gebaut, desgleichen auf der Schwaige von Schleisheim, woſelbſt er ein einfaches kleines Luſtſchloß, mehr dem Gebet als Vergnügen heilig, angelegt hatte. Dahin wandelte er gern, von Niemand begleitet, in der Zeit der Faſten, ſchmerzlicher Andacht zu pflegen. Da faſtete er Tage lang, geiſſelte ſich wund und blu-

---

432) J. J. v. Klöckl (in ſeiner kleinen lehrreichen Schrift: Die Wallfahrtskirche zu Duntenhauſen) fand daſelbſt 1145 Wunderthaten Mariens im Lauf von 300 Jahren angezeichnet. Im ſiebenzehnten Jahrhundert war die Virgo potens mit Wundern am freigebigſten; ſchon in der erſten Hälfte des achtzehnten begann ſie daran allmälig zu verarmen.

tig, und auf ſeinem Leib trug er grobhärnes Kleid. So lebte er, in frommer Schwärmerei ehrwürdig, ganz nach dem Urbilde kirchlicher Heiligen, ihres Namens werth, ohne ihren Ruhm zu empfangen. Seine Gemahlin theilte mit ihm Neigung und Lebensart. Jede Stunde hatte ihre Beſtimmung. Der Tag ward in Gebeten und Liebeswerken vollbracht. Bei dieſer harten doch regelmäßigen Lebensweiſe erreichten Beide ein hohes Alter [433]).

Mit reiner oder ſcheinheiliger Verehrung legten die Mönche dem Herzog Wilhelm den Namen des Frommen bei; denn er füllte die Wünſche ihrer Eitelkeit oder Habſucht, und übertraf ſie oft an Demuth und Gottergebenheit. Ihn ſchmückten alle Tugenden eines bürgerlichen Hausvaters; keine von den höhern Eigenſchaften des Selbſtherrſchers [434]). Auch der Muße eines langen Friedens

---

433) Herzog Wilhelm ſtarb den 7. Hern. 1626 (nach der Hdſchr. eines zeitgenöſſiſchen Jeſuiten, den 10. Hern., 77 Jahre, 4 Monate, 9 Tage alt): und Renata ſeine Gemahlin am 22. Mai 1602.

434) Einer der Enkel des Herzogs, nämlich Ferdinand Wilhelm (geb. 1620, geſt. 1650), den man wegen ſeiner Lebhaftigkeit nur die „Unruh, das Queckſilber" nannte, rief beim Tode ſeines Großvaters: „Es iſt wohl ein frommer Furſt geweſen! man ſagt, er ſei gar gehorſamb geweſen, hab alzeit gethan,

in französischen Handelsstädten herumgeboten ward, schlägt die Ankaufskosten für zweihundert und fünfzig Neger auf 35,000 Fr. an, also im Durchschnitt 140 Fr. für eine Person, und den Preis einer jeden beim Verkauf im Durchschnitt auf 2000 Fr. Die Ungleichheit der Preise beim Kauf und Verkauf hängt von der Unsicherheit des Handels selbst, vom größern oder geringern Vorrath verkaufbarer Neger an der afrikanischen Küste, und von der mehrern oder mindern Nachfrage in den Kolonien ab.

Inzwischen ist zu hoffen, daß durch die strenge Wachsamkeit der übrigen Mächte, und besonders Englands und Nordamerika's, den Gräueln der Menschenhändler, die jetzt schon ungemein beschränkt sind, gänzliches Ende gemacht werde.

Das Loos der den Negerern entrissenen Schwarzen ist, nach ihrer Erlösung aus den Händen des Räubers, sehr verschieden. England erklärt sie auf der Stelle frei. Da es manchmal fast unmöglich ist, ihre Herkunft und Heimath zu wissen, und ihnen selbst oft unmöglich, ihre väterlichen Hütten im Innern Afrika's wieder zu finden, nimmt man sie im Kriegs- oder Seedienst auf, wenn sie fähig dazu sind. Hier erhalten sie ungefähr den nämlichen Sold, wie geborene Engländer. Taugen sie nichts dafür, gibt man sie auf kürzere oder längere Zeit bei Handwerkern und

wußte er keinen Segen zum Aufblühen ſeines Staates abzugewinnen.

---

was man ihn geheißen hatt.“ Ita ex ore infantium Deus famuli sui Guilhelmi laudem produxit. — So eine Relatio de felici obitu Guilhelmi etc. Die Relatio iſt von Gregor Aichingers Hand abſchriftlich vorhanden, ein Beweis, daß Aichinger noch im J. 1627 lebte, und nicht ſchon 1620 (Kobolt's baieriſches Gel. Lex. S. 19. 20.) geſtorben ſei.

Zweiter Abschnitt.

Die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs.

1.

Herzog Maximilian. Er verbessert die Staatsverwaltung.

Im J. 1593 — 1606.

Ein Jüngling von kaum fünfundzwanzig Jahren bestieg Maximilian den alten Thron der Schyren, doch mit zuversichtvoller Haltung eines Mannes, welcher, zur Größe oder Ferne des Ziels, das Maß der Kraft in sich genugthuend fühlte. Er war vom ersten Tag an Fürst; eben so sehr das Erstaunen des Fremden, als des Höflings. Allezeit sich selber gleich; nie von Leidenschaften oder liebenswürdigen Thorheiten seines Alters überrascht; klar in Ansichten, unbeweglich in Grundsätzen, groß in Entwürfen, stand er vom Einfluß der Umgebungen abgerissen, selbständig, geborner Herrscher unter gebornen Dienern. Es lag in seinem Aussern viel Einnehmendes, und mit dem Gefälligen Würde gepaart. Er war von Ge-

kalt nur mittlerer Größe, aber gedrängten, fest-gemuskelten Gliederbaues, an den Beinen im Verhältniß faſt zu mager; ſeine Stirne hoch und hell; die Naſe etwas erhaben; der Blick der blauen, ernſten Augen in der Nähe durchdringend, nicht in die Ferne tragend [1]). Strenge ſeiner Sitten, Lebendigkeit ſeiner Gottesfurcht wurden des ganzen Hofes Geſetz. Er liebte geſellige Freude, ohne von ihr gefeſſelt zu werden, und anſtändige Pracht, mehr aus Gewohnheit, als Bedürfniß. In einem kleinen, ſchmuckloſen Gemach fand ihn der größte Theil des Tages, oft die Mitternacht, bei Geſchäften. Er ſelber las, prüfte, entſchied, was dem Lande und dem geringſten Unterthan noth war [2]); hielt wachſamen Blick auf alle Behörden und drang in die Tiefe der Einzelnheiten, ohne Zeit und Kraft in kleinlichen Dingen zu vergeuden. Immer blieb ihm die Geſammtheit des Staatsganzen und ſeiner Bedürfniſſe klar vor der Seele.

Dieſe Denkart und Selbſtmächtigkeit des jungen Fürſten, Vielen ein Räthſel, weder Nach-

1) So ſchildert ihn der ſchon erwähnte Thomas Ivens im Jahr 1601.

2) Aus den Bemerkungen, die er auf den Rand eingekommener Briefe und Vorſtellungen zu ſchreiben pflegte, erkennt man ſeinen treffenden Witz, neben geſundem Urtheil und Sachkunde.

ahmung fremder Vorbilder, noch Frucht verborgener Ruhmſucht, ging aus der Fülle eines frommen Gemüthes hervor, welchem, was himmliſch iſt, über alles Irdiſche gilt. Glauben und Andacht, die erſten Rührungen ſeiner Kindheit, das Beiſpiel ſeiner Aeltern, das letzte Ziel ſeiner Erziehung, hatten ſein ganzes Weſen mit unvertilgbarer Stärke durchdrungen. Er begann die Laufbahn des Herrſchers mit Wallfahrt zu Fuß, in Geſellſchaft ſeiner Gemahlin, zum Altar der Gottesmutter zu Altenötting[3]). Dort that er ſein Gelübde für das Leben. Als Menſch wollte er innere Heiligung, als Fürſt Macht und Gerechtigkeit. Darin lag ihm der Umfang aller Pflicht gegen Himmel und Welt.

In dieſem Sinn betrachtete er das Zeitalter, die Glaubenszweiung der Völker, die Gefahren der allgemeinen Kirche, die Spannung der deut-

3) Noch kurz vor ſeinem Tode ließ er ein dahin geſchenktes, ſilbernes Tabernakel zu ſich bringen, legte einen Zettel hinein, und ſandte es, vom Goldſchmied vorher zugelöthet, wieder zurück. Als es ſeine Gemahlin öffnen ließ, fand ſich auf dem Blättchen von ſeiner Hand und mit ſeinem Blut geſchrieben: In mancipium tuum me tibi dedico consecroque, virgo Maria, hoc teste cruore atque chirographo. Maximilianus peccatorum coryphæus. Adlzreiter.

ſchen Fürſten, die drohenden Verhängniſſe. Allem zu begegnen, forderte er drei Dinge: Geld, Waffen, feſte Ordnung im Innern des Herzogthums. Jedes mangelte.

Ohne die übliche Pracht ſeines Hofes zu ſchwächen, beſchränkte er den Ueberfluß. Tonkunſt und Malerei erquickten ihn in den Augenblicken der Erholung. Er vergrößerte die Gemäldeſammlungen mit neuen Meiſterwerken. Der fleißige und zarte Pinſel des Niederländers Peter de Witte, genannt Candito [4]), ſchmückte ſinnvoll dichtend ſeine Paläſte. „Viel gewann er durch Einführung wirthſchaftlichern Haushaltens am Hofe. Die alten Unordnungen ſtellte er ab. Aber ſeine Räthe und Diener beſoldete er reichlich; hinwieder forderte er reichlich von ihrem Pflichteifer [5]). Karger Lohn bringt kargen Dienſt und ſchlechte Treue; dem Fürſten Schimpf, dem Lande Schaden.

Es waren Schulden. Die Stände übernahmen eine Million. Neue verſprach er nie zu machen. Sie mußten die Gefälle ſeiner Kammer mit hun-

4) Geboren zu Brügge 1548; in Italien überſetzte er ſeinen Namen ins Italieniſche. Maximilian gab ihm jährlich 500 fl. Gehalt. Er ſtarb zu München 1628.

5) Der Hofſtaat beſtand im J. 1600 aus 540 Perſonen, mit einer Beſoldung von 67,094 fl. 5 kr. Wolf Geſchichte Maximilians 1, 218.

dert und fünfzigtausend Gulden verbessern, und zur Vertheidigung des Landes fünf Tonnen Goldes für die Ausrüstung fester Plätze bewilligen. Dies war der Erfolg des ersten Landtags, den er versammelte. Widerspruch duldete er kaum. Was war, was werden sollte, kannte nur er. Alle Schwierigkeiten, welche die Landschaft ihm entgegensetzte, hob er mit der Drohung, daß er wissen werde Mittel zu ergreifen, sich bei Land und Leuten und in fürstlichem Stand zu erhalten [6]). Sieben Jahre später berief er noch einmal die Stände; dann, als wegen der Bedürfnisse des Staats auf ein Jahrzehend hinaus Vorsorge gethan war, während seines Lebens nie wieder. Denn er behielt die angewiesenen Steuern, Gefälle und Auflagen für die ganze Dauer seiner Herrschaft bei, weil sie genügten. Ihm schien die Versammlung der Landschaft todte Feierlichkeit, ihre Berathung Zeitversplittern, ihr Vortrag von Beschwerden mehr Sprache des Eigennutzes als der Vaterlandsliebe im Namen alles Volkes. Zu den bestehenden Auflagen machte er noch eine auf Fleisch, auf Gold- und Seidenwaaren. Daneben beschränkte er die Unmäßigkeit der Ritterschaft in Ausdehnung der

6) Dafür schaffte er den Salzaufschlag ab und ließ den Ständen eine erhöhte Auflage vom Bier zu. Landtag von 1605.

Gerichtsfälle. Mit dem baierischen-Salz, welches er für eigene Rechnung sieden und verkaufen ließ, wie mit dem Weißbier, dessen Brauung er den gefreiten Ständen untersagte, trieb er Alleinhandel, im Grundsatz der Alten, daß jeder das eigene Gut, also auch ein Landesherr das Seine, selber bewirthschaften solle. Und also ward er vermögend, durch weise Sparsamkeit, bei Abgaben, welche nicht drückender waren, als die gewohnten, und Kriegssteuern, die Keinen entkräfteten[7]), allen Aufwand zu bestreiten, welchen große Unternehmungen, zahlreiche Feldzüge und glänzende Hofhaltung forderten. Das Geheimniß seiner Staatswirthschaft lag in Einfachheit der Verwaltung, glücklicher Wahl und scharfer Beobachtung der höchsten und niedrigsten Beamten. Jeden stellte er auf den rechten Platz. Seine geheimen Räthe, Kämmerer, Hofkammerräthe und Hofräthe auf Ritter- und Gelehrtenbank[8]) waren sammethaft

7) In 30 Jahren forderte er nur 24 Steuern, und als Kriegsbeitrag in mehrern Jahren nur 22 fl. vom Hofe. Feßmaier (Geschichte von Baiern) nach Steuertabellen der Landschaftskanzlei.

8) Das alte Ausgabenverzeichniß nennt ihre Namen. Im J. 1602 waren fünf geheime Räthe, neun Kämmerer, eben so viele Hofkammerräthe und neunzehn Hofräthe. Die Eintheilung des Hofraths in

Männer von Kenntniß, Rechtlichkeit und Eifer. Dem, was angeordnet worden, mußte schweigender Gehorsam folgen. Er selbst gab allezeit erstes Beispiel desselben. Der hat keine Ehre, Fürst zu sein, welcher nicht Unterthan seines eigenen Throns sein möchte.

Es wurden die lange versäumten Landstraßen[9]) wieder hergestellt, oder neue gebaut, um den Verkehr des Landes in sich selber und die Verbreitung der Befehle nach allen Gegenden zu beschleunigen. Dazu standen von Ort zu Ort reitende Boten und Postläufer Tag und Nacht bereit. Schon vor ohngefähr hundert Jahren hatte Franz von Taxis, ein welscher Edelmann, dem Kaiser zur Beflügelung der Nachrichten zwischen Wien und den Niederlanden Anstellung wechselnder Eilboten in bestimmten Zwischenräumen vorgeschlagen und um dabei abfallenden Gewinn ausgeführt[10]). Die Einrichtung hatte Beifall, ward verbessert, zuletzt ordentliches Hofamt, in welchem die Taxis lange Zeit, als niederländische Oberpostmeister, besoldete

die Ritter- und Gelehrtenbank fand ich beim J. 1599 zum erstenmal.

9) Die Stände führten auf dem Landtag 1612 über die Straßenvernachlässigung Klage.

10) Im J. 1516. Im Frankreich war solche Einrichtung schon um ein halbes Jahrhundert früher bekannt.

Diener des Kaisers waren. Nachher in den Freiherrenstand erhoben, sind sie mit dem Postwesen für das Reich belehnt worden. Doch neben ihren Anstalten errichteten mehrere Stände Deutschlands nachahmend ähnliche[11]). So bestanden auch in Baiern ausser den Taxischen Reichsposten, die dem Hof unentgeldlich dienen mußten, Landesposten. Für reitende Boten des Herzogs waren Städte und Märkte gehalten, Pferde zu liefern[12]).

Indem Maximilian zur Bestreitung der Ausgaben die Einkünfte feststellte, blieb ihm das schwankende Verhältniß des öffentlichen Wohlstandes unverborgen. Mit demselben sanken und stiegen die Kräfte und Mittel des Staats. Durch die niederländischen Unruhen war der Handel süddeutscher Städte über Antwerpen, und durch Vasco de Gama's Umschiffung von Afrika der

11) Wie z. B. Kursachsen im J. 1574, Würtemberg im J. 1581. Auch die österreichischen Erblande, Tirol und Steiermark, hatten um die gleiche Zeit eigene Postanstalten und einen Erbland- oder Oberpostmeister.

12) Vorweisung eines Scheins vom herzoglichen Boten und Befehl des Pflegers waren genug zur Herbeischaffung der Rosse. Diese Belastigung der Städte und Flecken ward oft mißbraucht; daher die Beschwerden beim Landtag 1583 und 1605 S. 348.

oſtindiſche Warenverkehr über Venedig zu Grunde gerichtet. Nothwendig erhöhte dies den Preis der vom Ausland bezogenen Bedürfniſſe, gegen deren Koſtbarkeit und Menge die Ausfuhr baieriſcher Erzeugniſſe[13] das Gleichgewicht verlor. Dieſes durch Verbot ohne Vertheuerung fremder Waaren und Aufhelfung inländiſcher Gewerbſamkeit wieder herzuſtellen, war ſchon lange die ſchwerſte Aufgabe, und um ſo mehr bei einem Volke geweſen, welches im Wohlleben auf Einfalt der Sitten Verzicht geleiſtet hatte. Leichtfertige Gewohnheit ſpottete der zahlloſen und ſtrengen Aufwandsgeſetze. Ein Federſtrich ändert die Natur der Menſchen nicht. Wein-, Meth- und Bierhäuſer wimmelten noch immer Tags und Nachts von Zechern[14]; die Spieltiſche wurden nicht von Spielern leer[15]; die Verſchwendungen einer

13) Die Ausfuhr beſtand nur in Getreide, Vieh, Salz, Pferden, Leinwand, Barchent, Loden (grobe Wollenwaaren), Federvieh und einigen andern geringern Erzeugniſſen. Gemeiner Landſchaft Bilanza. Landtag 1612. S. 99.

14) Wie der Erlaß vom 15. Heumonat 1605 ſagt. Die Gaſt- und Wirthsordnungen wurden beinahe alle zehn Jahre mit ſchwachem Erfolg erneut.

15) Das „Paſchen, Tradeln, Glückshafen“ u. ſ. w. Verbot vom 12. Mai 1623. Auch Verbote dieſer Art wurden lange eben ſo fruchtlos wiederholt.

Kaufleuten in die Lehre, oder schickt sie in die Schulanstalten der Sierra Leona, bestimmt, die Gesittung Afrika's zu befördern.

Ein anderes Verfahren beobachten die vereinigten Staaten Nordamerika's. Die den Schiffen der Schleichhändler entrissenen Neger sind vom Kongreß dem Präsidenten zur Verfügung gegeben; er ist beauftragt, für sie zu sorgen und sie wieder nach Afrika bringen zu lassen, wo die vereinigten Staaten zu dem Ende einen Strich Landes erworben haben. Von da aus werden sie, wenn es immer möglich ist, denjenigen Gegenden wieder zugesendet, in welchen ihre Völkerstämme wohnen.

Die Niederlande, Portugal und Spanien haben in ihren Verträgen mit England festgesetzt, daß die durch Urtheil der zusammengesetzten Gerichtsbehörden den Schleichhändlern entzogenen Neger eine Zeitlang auf Kosten der Regierung, in deren Gebiet das Urtheil gefällt ward, in Lehre und Unterricht ausgegeben werden sollen, damit sie der bürgerlichen Gesellschaft nützen und sich selber erhalten lernen. Nach Verfluß der bestimmten Lehrzeit genießen sie das volle Recht der Freiheit.

So ward von Allen für das Loos der befreiten Schwarzen menschenfreundlich Bedacht genommen. Nur Frankreich blieb auch hier zurück. Man

Hochzeit ſo unmäßig, daß der erſte Tag der neuen Ehe oft über ihre ganze Dauer Armuth und Schulden führte[16]). Bauern und Bäuerinnen geſielen ſich in ausländiſchen Tüchern, an Farbe zuweilen theurer, als Stoff; gebrämten Röcken, feinen Hemden mit Stickerei und Spitzen; Hüten von zarteſtem Filz. Handwerker und Krämer gebrauchten Sammet, Seiden und Halbſeiden, Kamelot, engliſche Boie, Zeuge aus Italien und Frankreich, Schuhe von Korduan, halb- und ganz-ſeidene Strümpfe, Hoſenbänder und Schuhroſen von Taffent, Dolche und Degen mit Gold und Silber beſchlagen; ihre Tochter und Frauen köſtliche, faltenreiche Kleider und Stickereien bewundernswürdig durch die Mühſamkeit und Zartheit ihrer Kunſt; Hauben von Atlas, Sammet oder Goldſtoff; Armbänder und Ringe mit Edelſteinen, im Haar Perlenſchnüre[17]). Nachtheiliger noch, als der Aufwand, war oft aber die Scham-

16) Noch unterm 29. Brachm. 1617 befahl Herzog Maximilian, daß zu keiner Hochzeit über funfzig Perſonen eingeladen werden ſollten. Schon unterm 26. März 1599 hatte er für Hochzeit des Adels einen Aufwand von mehr denn 2000 fl. verboten.

17) Die Kleiderordnungen des ſechszehnten Jahrhunderts vermehrte Herzog Maximilian mit einer neuen, am 20. Brachmond 1625.

losigkeit weiblicher Tracht in kurzen Röcken, mit entblößten Achseln, offenem Rücken und Busen[18]).

Diese Sucht, in ausländischen Erzeugnissen und Waaren zu prunken, stürzte die Gewerbe der baierischen Städte und Märkte eben so sehr, und mehr noch in Verfall, als ihn Mauthen und Zölle erdrückten, oder Kleinhändler und Handwerker auch in Dörfern hausetem[19]), oder von neu aufgehenden Gewerbszweigen sogleich Abgaben begehrt[20]), oder die Zünfte mit Meistern übersetzt waren, welche einander den Gewinn schmälerten. In der Verarmung der Handwerker verlor sich die Achtung ihres Standes. Nur Kinder ohne Vermögen wurden demselben geweiht, denen nachmals die Mittel gebrachen, ihr Geschäft zu erweitern. Jeder strebte höher aufwärts. Der reichere Bürger wollte dem Adel gleich stehen[21]); Weltliche und Geistliche buhlten um höhere Titel[22]).

18) Unterm 19. Hardsm. 1631 und 2. Brachm. 1653. Verbote französischer Tracht.

19) „Farber, Schreiner, Hafner, Glaser." Landtag 1612 S. 363.

20) Klage der Landschaft in ihrer Bilanz von 1612.

21) Verbot vom 14. Hornung 1626 (und wiederholt unterm 7. August 1651) des häufigen Gebrauchs der Benennung „Eure Gnaden."

22) Kloster Scheyern erbat im J. 1607 die Erlaubniß, Grafschaft zu heißen. Mon. boic. 10, 590.

Allerdings war vielen Unterthanen durch Maximilians Alleinhandel mit Weißbier und Salz von ehemaliger Nahrung entzogen. Der Salzhandel ging sonst meistens nur durch die Hand der Städte. Aber des Herzogs Grundsatz blieb: daß, beim Wandel der Zeiten und Umstände, Gewerbe auf- und abkommen, neue Verhältnisse, neue Nahrungszweige hervortreiben; und jedem überlassen sein müsse, die Kraft zu versuchen. Noth lehre besser als Gebot. Die Natur sei nie zu träge, zu geben; nur der Mensch, zu nehmen[23]). Darum schritt der Fürst ungern in das Treiben der Kaufleute und Handwerker ein, und überließ den Dörfern die Vervollkommnung des Ackerbaues und der Viehzucht ohne Vorschrift. Freie Hand wirdt am besten. Auch Leibeigenschaft, sonst Fessel des Fleißes, war schon so milde, daß sie oft nur noch an der Abgabe erkannt ward, welche unter dem Namen des Todtfalls von der Verstorbenen Hinterlassenschaft genommen wurde. Ja, dieser Leibrsenning schien zuweilen mehr dem Grund und Boden, als der Person anzuhaften.

23) „Es hat", sprach Maximilian zu den klagenden Städten, „nit in Mangel der Landesgelegenheit, sonndern an Personnen vnd Leithen, welche sich einer Handthierung vndernommen, gemangelt." Landt. 1612. S. 396.

Man forderte ihn auch wohl dem Freien ab, der auf das Gut zog, wo sonst ein Leibeigner saß[24]). Doch nur durch Mißbrauch.

Inzwischen sah man den Herzog zur Ermunterung vaterländischer Gewerbsamkeit nicht saumselig. Er stellte einen eigenen Handelsrath, und sachkundige Männer an, die wochentlich, was des baierischen Kunstfleißes Aufnahme befördern möge, berathen mußten[25]). Zur Mehrung des einheimischen Tuch- und Tripsammetvandels streckte er ansehnliche Geldsummen vor; untersagte zum Vortheil inländischer Tuchmachereien Einfuhr fremder, besonders meißnischer Tücher; nöthigte den Hof, sich in baierische Zeuge zu kleiden, und erreichte, daß wirklich binnen einem Jahrzehend dieser Gewerbszweig scheinbar blühend aufging[26]).

---

24) Der fürstliche Beamte bezog gewöhnlich von allem Gut des Verstorbenen funf vom Hundert; die Herrschaft ausserdem sogenannte Herrforderung und Anfall. Landtag 1612. S. 214.

25) Unterm 25. April 1616. Der Handelsrath war aber schon im J. 1613.

26) Schon um das Jahr 1626 zählte man zu München einhundert und vierzehn Meister, wo sonst nur vierzig saßen; in Landshut funfundzwanzig, wo sonst nur funf; in Erding sechszig, wo sonst nur zwanzig u. s. w.

Aber mit Nachlaſſung der Zwangmittel gegen die Fremde welkte derſelbe wieder hin, unfähig, aus eigener Kraft ausländiſchen gleich zu ſtehen. Denn die Tuchweber, nicht reich genug, ſelber nach Böheim zum Ankauf ſeiner Wolle zu reiſen, mußten dieſelbe aus der Zwiſchenhändler Vorräthen beziehen; konnten nicht, wie Nürnberger, auf halbjährigen Borg Waare ausgeben, und blieben mithin auf Bereitung groben und Mittelzeuges beſchränkt, während der gemeine Mann lieber meißniſches, böhmiſches oder engliſches Tuch forderte.

Es iſt auch bekannt, daß Maximilian die Ausgrabung unterirdiſcher Naturſchätze durch mancherlei Begünſtigungen ermunterte, wie, da man Steinkohlen am Peiſſenberg zum Kalkbrennen verſuchte[27]); oder am wilden, zerriſſenen Kalkgebirg des hohen Stauffen und Rauſchenberg die aufgefundenen Spuren von Blei und Galmei verfolgte[28]). Die bergmänniſche Kunſt war jedoch

27) Es geſchah dergleichen ſchon im J. 1602. Das alte Ausgabenverzeichniß. Unterm 27. Wintermonat 1603 erging ein allgemeines Landgebot zur Nachforſchung der im Lande verborgenen Bergwerke. Lori Samml. baier. Bergrechts. S. 429. 439.

28) Am Stauffen waren ſchon im J. 1585 bergmänniſche Verſuchbaue; 1636 auch am Rauſchenberg.

zu mangelhaft, und die unterirdische Gebirgskunde faſt gar nicht vorhanden, als daß der Bau in die geheimnißvollen Tiefen mit Zuverſicht hätte getrieben werden können. Selbſt die Eiſenſteingruben des traunſteiniſchen Kreſſenberges blieben lange undankbar[29]).

2.

Die Geſetzgebung. Leben und peinliches Recht.

Das wachſende Mißverhältniß einheimiſcher Betriebſamkeit gegen die vom Ausland bezogenen Bedürfniſſe ſchwächten nothwendig den Hauptſtock des öffentlichen Vermögens; und der träge, lie-

Im J. 1670 brachte man die Bleiförderung auf eintauſend zweihundert und zweiundſechszig Zentner; erſt in den Jahren 1682 bis 1686 am Rauſchenberg die Ausbeute am höchſten. Von da an wurden dieſe Werke mit ſchwindendem Vortheil bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts betrieben. Matth. Flurl in der phyſ. Abh. baier. Ak. von 1802 bis 1805. S. 52.

29) Ein Münchner Goldſchmied erhielt darauf 1585 ſchon Belehnung. Von da an wurde der Bau bis zu unſern Zeiten fortgeſetzt. Matth. Flurl erzählt die Geſchichte deſſelben a. a. O. ſehr gründlich.

derliche Haufe von zahllosen Bettlern, die im Land als Pilger, Luxbrüder, Kleinkrämer, gartende Knechte, Seiltänzer, Taglöhner, Gaukler, Staarstecher, Pfannenflicker, Rosenkranz- und Bandhändler umherstrichen, zehrte thätig an der Masse des allgemeinen Gutes mit, ohne es durch seinen Fleiß mehren zu wollen. Der Herzog gebot zwar wegen Niederlassung der Fremden strengere Vorsicht; ließ fremdes Gesindel über die Grenze jagen, zum Bau neuer Zuchthäuser[30]) und Festungswerke zwingen, oder zum Schrecken Aller an den nächsten Baum aufknüpfen[31]). Er setzte jedoch damit der fortschreitenden Verarmung so wenig Schranken, als durch das Verbot leichtfertiger Ehen junger Leute, die sich nicht zu nähren wußten[32]); oder daß er gesunde Bettler aufgreifen ließ, zu öffentlichen Arbeiten verdammte[33]), und nur hilflosen Kindern, Krüp-

30) Befehl vom 22. Christm. 1618.

31) Nachdem vorher dem Hofe über die Umstände Bericht gegeben, und das Urtheil bestätigt war. Verordnung vom 13. Brachm. 1608.

32) Wollte sich ein „Auersohn" (Bewohner der Münchner Vorstadt in der Au) vermalen, mußte er vier Bürgen stellen, daß er nie mit Weibern und Kindern betteln werde. Verordn. v. 8. Winterm. 1625.

33) Verordnung vom 13. Brachm. 1680. Landrecht von 1627. Landgebot 1627 und 1630.

peln, Greisen, mit Armuthsscheinen versehen[34]), Almosen zu suchen gestattete. Alle diese Mittel, zum Theil schon früher versucht, waren eitel geblieben; retteten auch jetzt nicht. Die Quellen des Unheils flossen aus der Tiefe des Sittenverderbnisses; und wurden durch Klosterbarmherzigkeit und Feiertagsmüßiggang ewig offene Wunden.

Allerdings mochte auch die Menge seit einem Jahrhundert erlassener landesfürstlicher Verordnungen nachtheilig wirken. Oft unter sich im Widerspruch, von verschiedenen Anlässen hervorgerufen, verwirrte selbst ihre Zahl das Gedächtniß. Herzog Maximilian fühlte den Uebelstand. Schon beim ersten Landtag, welchen er zusammenberufen, mußte ein Ausschuß erfahrner Geschäftsmänner die Gesammtheit vorhandener Landgebote und Ordnungen mustern, und mit Rücksicht auf Zeitbedürfniß zu einem neuen Ganzen bilden; der Entwurf ward den höhern Behörden des Staats zur Prüfung überwiesen; darauf von auserwählten Rechtsgelehrten noch einmal überarbeitet. So entstand Maximilians Gesetzbuch. Bürgerliches und peinliches Recht, Gerichtsgang, Landeszucht, Forst- und Jagdwesen wurden vollständiger und in leichterer Uebersicht darin zusammengestellt;

34) Hofmarkische Bettler mußten Zeichen tragen. Befehl vom 12. August 1611.

dazu die erklärte Landesfreiheit[35]). Indem dies Werk nur das Brauchbare des Alterthums mit dem Bessern der Gegenwart, und deren Bedürfen gemäß, verband, konnte es weder umfassend und erschopfend werden, noch auf einen nicht leicht vergänglichen Werth zählen: aber um so getreuer bewahrte es das Eigenthümliche hergebrachter Uebungen und vaterländischen Geistes.

Bisher waren das alte römische und das Kirchenrecht in Deutschland als die heiligen Brunnen angesehen worden, in welchen sich allein die rohe Gesetzgebung der Völker läutern konne. Nur wenige Geister hatten, wie Hugo Grotius, frei von knechtischer Anbetung des Ueberlieferten, Muth genug, in den Tiefen menschlicher Natur und gesellschaftlicher Verhältnisse den Urquellen alles Rechtes nachzugehen. Und denen, die gingen, folgte lange der schüchterne Haufe nicht. Kaiser Karls V Halsgerichtsordnung zeichnete in den meisten Ländern des Reichs den Rechtsgang bei Verbrechen und Strafen vor. Herzog Maximilian hörte sie zur Ergänzung an, wo der Baiern Uebungen schwiegen. Aber auch fortan sprachen diese menschlicher, denn jene. Maximilian stellte grausame Todesarten, Ertränken und Lebendigverbrennung ab; beraubte die unschuldigen Nach-

35) Die Kundmachung geschah unterm 24. Jänner 1617.

kommen der Hingerichteten ihres Erbes nicht; und beschränkte die Anwendung der Folter, daß sie hinfort nie härter, als die Strafe des beargwohnten Verbrechens selbst sein dürfte; Kindern, Kranken und säugenden Müttern aber ward sie nie gegeben. Dieser Geist der Mäßigung und Billigkeit ist in der maximilianischen Gesetzgebung mit Fug als das Rühmlichste gepriesen worden.

Früher schon hatte auf ältern Landtagen das Lehenrecht der Baiern feste Gestalt gewonnen. Um so weniger wagte Maximilian die Hand an sie zu legen, da sie aus einem langen, vielseitigen Kampf einheimischer Sitten und lombardischer Lehngrundsätze um weibliches Erbfolgerecht hervorgegangen war.

In alten Zeiten sind alle von höherer Hand bedingungsweise ausgeliehene Güter oder Lehen nur verdienten Kriegern und Dienern der Fürsten und deren männlichen Abkömmlingen gegeben worden [36]). Fiel das Lehen einem andern Stamme zu, überreichte der neue Dienstmann, als Sinnbild der Pflicht und Treue, seinem Herrn Bogen und Pfeil [37]). Erst im dreizehnten und vierzehnten

36) Doch bestanden wohl auch geringere Bau- und Zinslehen, in welchen der Grundherr gegen Bedingungen Güter zum Anbau zinlieh.

37) Das Heergewede (Heregewum) des Alten. Statt

darf kaum seinen Augen trauen, wenn man das lieset, was der Herzog von Broglie vor der Pairskammer aus Auguſt Belliards Zeugnissen (Voyages aux colonies orientales) anführt: „Die königliche Ordonnanz vom 8. November 1819 verfügt, daß die Regierung die von den Schleichhändlern losgemachten Neger in Beſitz nimmt, und ſie zu Zwangsarbeiten in den Kolonien gebraucht.“ Ferner, was Belliard meldet: „Um zu verhüten, daß jene Unglücklichen nicht wieder, als gewöhnliche Sklaven, in den Handel kommen, werden ſie mit einem glühenden Eiſen durch ein Brandmal gezeichnet.“ — Jede Bemerkung über ein ſolches Verfahren würde überflüſſig ſein.

Was der thätigen und endlichen Vernichtung des Negerhandels hin und wieder ſtark widerſtrebt, iſt nicht bloß die Gewinnſucht der Menſchenhändler, ſondern ein Vorurtheil ſowohl der Koloniſten, als der Staatsmänner. Dieſe nämlich ſtehen im Wahne, daß Pflanzungen, ohne von Sklaven bearbeitet zu werden, zu Grunde gehen müſſen, oder doch ſchlechten Vortheil bringen; daß England, indem es Abſchaffung des Negerhandels betreibt, nur die Kolonien anderer Mächte verderben wolle; daß es durch Verbot der Negereinfuhr ſich ſelber weniger benachtheilige, weil es früher darauf vorbereitet geweſen ſei.

Jahrhundert sind auch Weibern und Unedeln Erbleben ertheilt worden. Sie, denen Stand oder Geschlecht ritterlichen Dienst untersagte, vergalten mit Geldleistung. Aenderten Lehenstücke dieser Art durch Tod oder Kauf, ward mit dem Beutel in der Hand der Lehenreich vergnüget [38]). Wie aber die Zeiten kamen, wo mit Verwandlung des Heerwesens ritterlicher Waffendienst gering ward, drohten alle Ritterlehen in Beutellehen zu entarten [39]). Damals gewannen die Herren zu Baiern: Lehen in adlicher Hand müsse und solle jederzeit rechtes und ritterliches verbleiben.

Bogen und Pfeil ward nachher das „Schießzeug" gereicht, und zuletzt Geldabgabe von 7 fl. 1½ kr. eingeführt. J. N. G. v. Kremer über gemischte und folgende Weiberlehen. Anh. §. 2.

38) Beim Kauf wurden vier vom hundert der Kaufsumme, bei Aenderung durch Todesfall so viel entrichtet, als das Lehen jährliche Gilt ertrug. Albrechts V Lehn-Hof-Anweisung v. J. 1550. Jene Abgabe mochte das sogenannte Laudemium und diese hingegen das Relevium sein

39) Schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Klagen des Ritterstandes gegen Entrichtung des Relevium. In den Jahren 1570 und 1572 ward gewissermaßen gesetzlich, daß Lehen in adlicher Hand nicht zahlen, aber, in unadeliche Hand fallend, wieder Beutellehen sein sollten.

Manches rechte und ritterliche war aber schon im vierzehnten Jahrhundert durch Uebereinkunft oder Schweigen, wie an Sohne, auch an Tochter vererbt worden. Der Stolz der edeln Stammen sträubte sich bald wider eine Uebung, welche von ihren Häusern große Besitzthume fremden Sippschaften zuwandte. Ihnen kamen die Lehnbegriffe der lombardischen Rechtsschulen zum Beistand, welche nur Mannsleben als rechte erkannten und weibliche Erbfolge erst nach voller Erlöschung des männlichen Stammes gestatteten. Darüber lange Irrungen und Streiten vor herzoglichen Lehenhöfen und auf Landtagen. Der Zwist löste sich endlich in bleibenden Bestimmungen auf: das zwar, wie vor Alters, Leben männlichen und weiblichen Erben zugleich und neben einander [illegible] gegeben werden konnten, wo ältere Briefe solche Erbfolge deutlich beurkundeten; aber sobald sie des Weibes nicht gedenken, bleibe es rechtes Mannleben; und wo das Weib ursprünglich allein belehnt worden, sei das Gut zu betrachten, wie eines, zu welchem das Weib erst Erbrecht nach Abgang der männlichen Nachkommen gewonnen habe [40]).

40) Auf dem Landtage von 1588 erst hatte sich in Baiern die Bestimmung von rechten, gemischten und nachfolgenden Weiberlehen fester gestaltet.

3.

Das Heerweſen.

Neben dieſen Einrichtungen öffentlicher Einkünfte und geſetzlicher Ordnung verweilte Maximilians Sorge am liebſten bei Verbeſſerung des Heerweſens. Denn es war eine eiſerne Zeit; die abendländiſche Hälfte des Welttheils in Glaubensſachen zerriſſen; die Morgenhälfte von den Waffen der vordringenden Osmanen erſchüttert. Kirchlicher Haß deutſcher Völkerſchaften weiſſagte nahen, allgemeinen Vertilgungskrieg. Der Herzog wollte dem großen Augenblick gewachſen ſtehen.

Auch ihm diente das Schrecken des türkiſchen Namens, wie ſeit hundert Jahren ſeinen Vorältern, zum Anlaß oder Vorwand der Rüſtungen, als gelte es Sicherheit des Vaterlandes wider den chriſtlichen Erbfeind. Gegen dieſen ertönten unaufhörlich in den Kirchen Baierns Gebete; wurden Faſten gehalten; Opferſtöcke zum Troſt der verunglückten Chriſten ausgeſtellt. Die verwüſtenden Kriege der aſiatiſchen Eroberer, ihre Unmenſchlichkeit in Einäſcherung zahlloſer Schlöſſer, Hütten, Städte und Flecken, ihr Wegſchleppen gefangener Chriſten in ewige Sklaverei, mußten fortwährend Furcht oder Zorn des Volkes zur Gegenwehr reizen, und auch das Beſchwerliche erleichtern.

Das Herzogthum hatte kein stehendes Heer. Wie vormals wurde jetzt noch die waffenfähige Mannschaft von Zeit zu Zeit auf Musterplätzen gemustert, und von dreißig Dienstpflichtigen ein Drittheil oder weniger und mehr genommen, je nach dem Bedürfniß. Zuweilen genügte der dreißigste oder zehnte Mann; oft traf es auch wohl den fünften und dritten [41]). Die Ausgehobenen wurden, vor begonnener oder nach vollendeter Feldarbeit, auch an Feiertagen, im Gebrauch der Waffen in Bewegung und Zügen geübt. Dies war gemeine Landwehr. Maximilian bildete aus ihr einen Kern beständig besoldeter Kriegsmannschaft, welche den Namen der „Ausgewählten“ führte, auch nicht unter bürgerlichen Gerichten,

41) Der dreißigste Mann war von den Dienstverpflichteten Dreißigen einer. Wurden von den übrig bleibenden neunundzwanzig Mann aber noch zwei ernannt, so hießen alle die Zehnten. Wurden von den übrig gebliebenen siebenundzwanzig Mann noch drei genommen, nannte man sämmtliche Ausgehobene die Fünfer. Wurden aber von den übrigen vierundzwanzig Mann abermals vier aufgehoben, hießen sie die Dreier, und sie machten mit den andern Ausgehobenen von dreißig Mann den dritten.

ſondern unter dem Spruch ihrer Hauptleute ſtand [42]).

Wer zum Muſterplatz kam, hatte Pflicht, Säbel oder Langmeſſer und Sturmhaube zu tragen. Die Landleute erſchienen meiſtens mit Spießen, die Bürger von Märkten und Städten mit Streitkolben, Armbrüſten, Hakenbüchſen und Handröhren oder Flinten bewaffnet. Im Verhältniſſe zählte man der Schlachtſchützen noch wenig. Ihre Anzahl zu mehren, wurden Schützengilden geſtiftet, Schießſtätten errichtet, und ihnen ſtattliche Freiheiten zuerkannt. Keiner unter funfzig Jahren empfing das Bürgerrecht, oder ein junger Geſell zur Hochzeit Erlaubniß, welcher nicht Handhabung des Gewehrs verſtand. Es wog dieſe Waffe noch ſchwer; ward zum Schuß auf Gabeln geſtützt und mit brennender Lunte abgefeuert.

Zur Reiterei blieb ſeit alter Zeit der Lehenadel pflichtig; ihm nun aber geſattet, weil Feuergeſchoß die geharniſchte Ritterſchaft entbehrlich gemacht, ſich perſönlichem Dienſt zu entziehen, wenn er andere Reiſige ſtellte. Maximilian ſchuf neue Landreiterei [43]). Dazu mußten Städte,

42) Verordn. vom 11. Herbſtm. 1605.

43) Landtag von 1605. S. 6. Ein gerüſtetes Pferd ward zu 10 fl. Löhnung monatlich angeſchlagen.

Märkte und Dörfer berittene Mannschaft [44]), der Ritterstand aber unentgeldlich [45]), im Nothfall auch Klöster und Pfarrer gegen Bezahlung [46]), Pferde geben. Roß und Reiter wurden zum Kriegsdienst nach Vorschrift eingeübt [47]).

Zehn Mann Fußvolkes machten gewöhnlich eine Rotte; drei- bis fünfhundert ein Fähnlein oder eine Heerbande; zehn Fähnlein eine Schaar. Die Schaar zerfiel zu bequemerer Leitung in zwei oder drei Schlachthaufen; die Reiterei in Geschwader [48]). Die verschiedenen Abtheilungen der Schaaren hatten besondere Ober- und Unterbefehlshaber; diese bestimmten Dienstkreis, vom Gefreiten, Rottmeister, Feldweibel, Wachtmeister, Obermann, Fähnrich, Statthalter, Hauptmann, Oberstwachtmeister, Oberststatthalter und Obersten aufwärts bis zum Feldmarschall hinauf. Ueber alle gebot der Feldhauptmann [49]).

44) Die obenerwähnte Verordnung von 1605. Aber erst im J. 1615 ward die baierische Reiterei vollkommener eingerichtet. Verordn. vom 30. Christm 1615.

45) Im J. 1605 forderte Maximilian von ihm wenigstens zweitausend Pferde. Landt. 1605, S. 18.

46) Befehl vom 31. Jänner 1620.

47) Verordn. vom 7. Brachm. 1616.

48) Das Geschwader war gewöhnlich einhundert Mann stark.

49) Schon jetzt schlichen aus französischer Sprache hin

Wie das Fußvolk, ſah man auch die Reiterei der Städte mit Handröhren, die aus den Dörfern mit Spießen bewaffnet. Fehlten ſolche, gab ſie der Herzog. Sturmhut und Bruſtpanzer trugen ſie insgeſammt [50]). Wer auf eigene Koſten volle Rüſtung brachte, hieß Doppelſoldner, denn er empfing ſtärkere Löhnung [51]).

---

und wieder undeutſche Benennungen ein, z. B. für Heerband oder Fahnlein Compagnie, für Schlachthaufen Bataillon (die Schweizer behielten ihr gutes Deutſch länger als die Deutſchen), für Schaar Régiment.

50) Beim Aufgebot vom 14. Weinm. 1529 hatte der gemeine Mann täglich vierzehn Pfennige. Im J. 1546 zahlte Herzog Wilhelm „Dienern vom Haus aus", welche Reiſige in Fürſtendienſt brachten, monatlich zwölf Gulden auf jedes Pferd. Wilhelms Ausſchreiben zum Landauſſig vom 11. Heumonat 1546.

51) Eine Heerſchaar von dreitauſend Mann koſtete, ungerechnet den Oberſten und ſeinen Stab, damals im Monat wenigſtens 30,850 fl.; bei einer Schaar Fußvolks befanden ſich gewöhnlich zehn Hauptleute, jeder monatlich zu 250 fl. Sold; zehn Fahnriche, jeder zu 70 fl.; zehn Statthalter (Luogotenenti oder Lieutenants) zu 45 fl.; zehn Feldweibel zu 35 fl.; vierzig gemeine Befehlshaber (vermuthlich Unterhauptleute, Sous-officiers) und zehn Feldſcheerer zu 20 fl.; vierzig Trommler und Pfeifer zu

Weil Jedlicher sich kleidete und waffnete, wie er mochte, ward Gleichheit in Waffe und Kriegestracht lange vermißt. Maximilian forderte sie kaum: wohl aber von allen Bauern im Lande eine Bekleidungsart, die im Frieden ehrbar, im Kriege bequem war: statt kurzer Wämser und kurzer, knapper Beinkleider, weites, warmes, den Leib bedeckendes Gewand. Nur bei dem Prunk festlicher Aufzüge erschien die herzogliche Leibwacht gleichförmig; auf dem Haupte Sammtbarete, geschmückt von blau und weißen Federn; das Geschwader rettender Schützen in schwarzwollenen, sammetgebrämten Leibröcken, mit langen Aermeln und Schurzen, Seitengewehr und Rohr an breitem Riemen über die Achsel; Stulphüten von Filz mit gelben Schnüren und Federn, der Hauptmann aber im Sammetrock und Sammetmut; die Burgerwachten zu Fuß in schwarzen Rocken mit schwarz und gelbem Gefranzel, schwarz und gelben Baretlein, bewaffnet mit Hellebarden; die Hakenschützen

---

8 ß; ein Obertrommelschläger zu 10 fl.; sechzig Wachtmeister (Caporalen) zu 15 fl.; funfzig Rottmeister zu 14 fl. Der zu einem Heere von zwanzigtausend Mann gehörige Oberstab wurde monatlich mit 17,025 fl in Anschlag gebracht, wovon allein auf den Oberfeldherrn 4500 fl. Monatsold kamen. Eisenmann Kriegsgeschichte der Baiern 2, 28.

mit blau und weißen Hutfedern [52]). Erst in der Folge, als das baierische Kriegsvolk auf jahrelangen und entfernten Feldzügen abwesend lebte, ward dasselbe vom Herzoge in gleichfarbiges Heergewand eingekleidet [53]).

Minder äussere Schönheit, als Muth, Gewandtheit, gute Zucht und Waffe der Schaaren forderte Maximilian. Die Musterrodel oder Verzeichnisse der dienstfähigen und aufgebotenen Mannschaft mußten in ununterbrochener Ordnung geführt, die Rotten in Städten und Märkten fleißig geübt, die Waffen der Landgerichte von umhergesandten Platnern in brauchbarem Stande erhalten werden.

Das Zeughaus von München war mit schwerem Geschütz zur Genüge versehen [54]). Maximilian befahl viele neue Stücke zu gießen [55]).

---

52) Wilhelms V Anordnung des Frohnleichnams-Festes. Westenrieders Beitr. 5, 174.

53) Die Schweden fanden im dreißigjährigen Kriege zu München achttausend fertige Heerkleider.

54) Als Kaiser Karl V im J. 1530 nach München kam, sah er schon einhundert Stück groben Geschützes im Zeughause an der Kuhestraße. Lipowski Rat. Garde-Alm. sechster Jahrg. S. 251.

55) Zu einem Heere von 20,000 Mann nahm man gewöhnlich 25 Stücke, darunter 6 Fünfundzwanzig-

Zur Bedienung desselben wählte er auch aus Dörfern fähige Jünglinge. Pulvermühlen lagen ohnweit der Hauptstadt; Salpetereien an mehrern Orten im Lande.

Ingolstadt, welches, bei einem Umfang von fünftausend Schritten, der Strasburger Kriegsbaumeister Daniel Speckle schon auf Wilhelms V Geheiß mit vielen Werken verstärkt hatte, ließ der Herzog neu befestigen [56]; eben so Scharding und manchen andern Ort. Auch zur Umgebung von München mit Wällen und Bollwerken ward der Anfang gemacht, diese Hauptstadt, im Mittelpunkte des Landes sammt allen ihren Kostbarkeiten, Schätzen, Zeughäusern und Urkundengewölben vor feindlicher Hand zu schirmen [57].

pfündner. Dazu gehörten 895 Zentner Pulver, 8200 eiserne Kugeln, 500 Zentner Lunten, 300 Zentner Blei, 223 Heer- oder Lastwagen, 1186 Pferde. Eisenmann 2, 29.

56) Weil Ingolstadt zu einer Zeit „gepauen worden, da vil ain ander Manier zu kheigen gewest". Wie sich der Herzog im J. 1612 in seinem Schreiben an die Stände ausdrückte.

57) Den ersten Antrag machte Maximilian dazu dem Landtage von 1612.

Hingegen ist in den englischen Niederlassungen nun schon seit fünfzehn Jahren thatsächlich erwiesen: daß die Hand der Freien mehr und besser arbeitet, als die Hand des mißhandelten, dem Vieh gleich gehaltenen Sklaven; daß der Vortheil von Pflanzungen größer ist, wenn man, statt der vielen Menschenhände zum Anbau der Erde, sich des Pfluges, der Säemaschinen und anderer Arbeit sparenden Werkzeuge bedient. Diese Wahrheit, auch schon in der europäischen Landwirthschaft und da bestätigt, wo der Leibeigene und der Frohnbauer dienen müssen, hat sich in den brittischen Niederlassungen von Jahr zu Jahr heller erwiesen.

Es kömmt nun darauf an, solche Vorurtheile zu zerstreuen, die den Gesetzen und Verträgen entgegenhandelnden Regerer zu beobachten, ihre Verbrechen an das Licht des Tages zu ziehen, und endlich einmal die Grundsätze des ewigen Rechts zur öffentlichen Meinung zu machen. Dies kann weniger durch Regierungen selbst, leichter durch wohlwollende Vereine von Privatleuten geschehen, denen die Würde der Menschheit heilig ist.

Und auch an diesen Vereinen mangelt es nicht. Die Gesellschaft für christliche Moral in Paris bildete im April 1822 in ihrer Mitte einen besondern Ausschuß für Vernichtung

4.

Feldzüge gegen Donauwörth und Salzburg. Solenleitung von Reichenhall.

Im J. 1607 — 1617.

Ehe noch Maximilian Heereskraft und Waffe seines Volkes neu gebildet hatte, bot ihn des heiligen Reiches Oberhaupt schon zu deren Gebrauch auf.

In Donauwörth, der alten Reichsstadt, hatte Luthers Glaube seit mehr denn sechszig Jahren bei Rath und Mehrheit der Gemeinde obgesiegt. Nur allein die Benediktiner der Abtei zum heiligen Kreuz[58]) hielten standhaft den alten Glauben inner der Stadt Ringmauer fest, und das Herz der Wenigen aufrecht, die nicht abwendig geworden. Zwischen Bürgerschaft und Kloster nahm seitdem feindselige Neckerei kein Ende. Der Rath verbot, um die Zahl der katholischen Bürger zu schwächen, Verheirathung der Bürgertöchter an Fremde, Kinderunterricht im Kloster, und beschränkte zuletzt alle öffentlichen Feierlichkeiten und Umgänge der Päpstischen[59]). Darüber erhob der

58) Vom Grafen Mangold von Wörth und Dillingen im J. 1100 gestiftet.

59) Schon im J. 1567 geschah der Anfang, als den Benediktinern verboten wurde, mit feierlichem Bet-

Abt zum heiligen Kreuz, Leonard, vereint mit seinem Beschüher, dem augsburgischen Bischof Heinrich von Knöringen, wehmüthige Klage vor des Kaisers Thron. Während nun der Streit vor dem Reichshofrath schwebte, faßte der Abt neuen Muth. Als hätte er Spiel gewonnen, rüstete er mit vielem Geräusch wieder zu des Klosters großem Festtag.

Es war uralte Sitte, daß alljährlich der Abt am St. Markustag aus dem Kloster ging, begleitet von den Reihen der Mönche nebst viel betendem Volk, mit Kreuzen und Fahnen, im langen Zug durch die Stadt in das benachbarte Dorf Ochsesheim. Da pflegte er die Messe zu lesen, dann auf gleichem Weg mit derselben Feierlichkeit in das Kloster zurückzukehren.

Als nun der Tag wiedergekommen war [60]), that er mit altüblichem Gepränge, Spielleute voran, den Donauwörthern und ihrem warnenden Verbot zum Aerger, den Umgang. Auf der Rückkehr traten aber Bürgermeister Wurmb, Stadtammann Hindenach und zween Einunger an der Donaubrücke dem Zug entgegen, ihm des Rathes Unwillen zu bezeugen. Es rannten viele Menschen

zug die Sterbenden zu besuchen. Jos. v. Sartori Gesch. d. Stadt Donauwörth. S. 13.

60) Der 11. April 1606.

herzu mit Prügeln und Steinen; manche mit Spießen und Büchsen; durchbrachen den Zug; zerriſſen die Fahnen; ſchlugen Spielleute und Mönche mit großem Geſchrei auseinander, alſo, daß der Abt und die Geiſtlichen froh wurden, längs der Stadtmauer, am Wernizthor und Hezenberg vorbei, durch enge, unfläthige Gaſſen in ihre Kirche zu entkommen, dem lärmeriſchen Pöbel zu großer Beluſtigung.

Dieſer ſchmähliche Handel verſchlimmerte den Rechtsſtreit der Donauwörther ſehr vor dem Kaiſer. Der Reichshofrath rief ſie, wegen verletzten Kirchen- und Landfriedens, abermals vor ſich. Die Bürgerſchaft dagegen pochte auf ihr Recht; vertheidigte ſich vor glaubensgenoſſiſchen Fürſten und Städten; und als kundbar ward, der Herzog von Baiern ſei auf Kaiſer Rudolphs Verlangen bereit, künftig die gottesdienſtliche Uebung des Kloſters zu ſchirmen, ſchworen die Bürger, Leib und Gut daran zu ſetzen, aber den Kreuzgang nicht zu dulden. Im folgenden Frühjahr erſchienen wirklich die baieriſchen Räthe Alexander von Haslang und Otto Forſtenhauſer, ſich der Sache des Abtes freundlich anzunehmen. Ihre Rede war eitel; des Volkes Ungeſtüm ſo groß, daß die Geſandten ſicherheitshalben die Stadt verlaſſen und in das nahliegende Städtchen Rain eilen mußten. Auf ſolches ward Donauwörth mit

der Acht bedroht; die Vollziehung derselben dem Herzoge von Baiern übertragen, welcher alsbald Aufhebung aller in Donauwörth wider römische Kirche ergangenen Beschlüsse forderte [61]). Rath und Gemeinde weigerten, zögerten, und auf Beistand glaubensgenossischer Stände vertrauend, suchten sie Zeit zu gewinnen, bis der Reichstag zu Regensburg eröffnet sein würde. Ehe aber der Reichstag zusammentrat, war schon zu ihrem Verderben geeilt, und die Acht über Donauwörth wirklich ausgerufen. Denn Herzog Maximilian, sowohl aus Haß gegen die Neugläubigen, als in Hoffnung, eine Stadt wieder an Baiern zu gewinnen, die vorzeiten in Wittelsbachs Gut gehört hatte, drang mit ungeduldiger Begier auf Züchtigung.

Nun in Bestürzung, des Geschehenen reuig, begab sich der Rath in das Kloster zum Abt, überreichte ihm Brief und Siegel, daß nicht nur hinfort der Umgang der Kreuzwoche, und römisch-christlicher Gottesdienst unangefochten, sondern auch keiner von des ehemaligen Unfugs Hauptstiftern ungestraft bleiben solle. Vergebliche Reue. Herzog Maximilian stand schon gerüstet. Zwar Herzog Friedrich von Würtemberg und

61) Er ließ dem Rath eine Erklärung vom 8 Wintermonds 1607 zur Unterschrift überreichen. Sartori.

Pfalzgraf Philipp Ludwig zu Neuburg machten zu Gunsten ihrer Glaubensverwandten kriegerische Bewegungen [62]). Wie sie aber die baierische Macht sahen, überließen sie Donauwörth seinem Schicksale, gegebenen Wortes uneingedenk, nach Weise kleiner Staaten, die, furchtsam und unzuverlässig, mehr dem Gebot der Nothwendigkeit als der Ueberzeugung und Pflicht folgen.

Am sechszehnten Tage Christmonds im Jahr tausend sechshundert sieben stand der baierische Feldoberst, Alexander von Haslang, mit zwanzig Fähnlein Fußvolks und sechs Geschwadern Reiterei [63]) vor der geächteten Stadt. Die erschrockenen Bürger, in sich entzweit, übel vorbereitet, ohne Hoffnung des Beistandes, übersandten, nach vergeblichen Unterhandlungen, folgenden Tages dem Obersten die Schlüssel. Die Baiern rückten im Morgenreif durch die beschneiten, ausgestorbenen Gassen ein; besetzten die Thore; räumten die Stadtkirche den Altgläubigen ein, und machten einen neuen Stadtrath, dessen Glieder alle bis auf vier, zur römischen Kirche gehörten. Alle, die sich beim Sturm gegen den

62) Der Pfalzgraf war schon bis zum Schellenberg vorgerückt.

63) Das Fähnlein dreihundert Mann, das Reitergeschwader einhundert Mann stark.

Kreuz-Umgang hervorgethan hatten, wurden aus der Stadt vertrieben, oder nach langer Gefangenschaft [64]) ihres Vermögens ganz und zum Theil verlustig. Unter mancherlei Vorwand ward alsbald der lutherische Gottesdienst gehemmt, und von den Jesuiten Bekehrung gepredigt, obgleich schlechten Erfolgs. Donauwörth selbst blieb dem Hause Baiern verhaftet, bis denselben die Unkosten der Achtvollziehung, drei Tonnen Goldes, ersetzt sein würden.

Von dieser Zeit ist die Stadt an Baiern verblieben, und ihrer Freiheit durch Pobelgetobe und unzeitigen Trotz verlustig gegangen. Es waren einhundert und neunundvierzig Jahre, seitdem der reiche Herzog Ludwig ihrentwillen das Schwerd vergebens gezuckt hatte.

Donauwörths Schicksal erregte unter den gegenbekennerischen Ständen des Reiches großes Aufsehen und Unwillen. Einige klagten, wie man mit Vollstreckung der Acht, um keinen Reichstag zu hören, geflissentlich geeilt, und sie, alten Uebungen entgegen, nicht einmal dem schwäbischen Kreisobersten übertragen habe. Andere warfen vor, daß die Strafe von keinem Tage oder Gericht des Reiches verhängt worden sei, son-

64) Die Strafurtheile wurden erst am 11. Wintermond 1609 erlassen. Sartori 58.

dern allein von einem Reichshofrath, deſſen Glieder, willkührlich vom Kaiſer ernannt, urſprünglich vorhanden nären, denſelben nur in Dingen zu berathen, welche ihm ſchon durch Reichsgeſetze zugeſtanden ſeien. Alles ſei unerhörte Anmaßung, welche die geſammte Freiheit deutſcher Stände zum Spiel kaiſerlicher Eigenmacht und Laune mache [65]).

Die Fruchtloſigkeit ſolcher Beſchwerden ſteigerte den Argwohn gegen des Kaiſers und ſeiner Anhänger Gewalt, Parteilichkeit und Haß der neuen Kirche. Es traten lutheriſch- und zwingliſch-geſinnte Stände bald darauf [66]) zu Ahauſen am Odenwalde zuſammen; ſchloſſen zur Vertheidigung ihres Glaubens und Landes einen großen Verein, und wählten zum Haupte deſſelben den jungen Kurfürſten Friedrich IV von der Pfalz am Rheine.

Dieſe Erſcheinung, und der oft wiederholte Zuſammentritt der Vereinsgenoſſen, erweckte beſonders unter den ſüddeutſchen Kirchenhäuptern Furcht und Mißtrauen. Biſchof Julius von Würzburg ermahnte, dem gefährlichen Werke ein

65) Ausſchreiben des ſchwäb. Kreiſes vom 10. Mai 1607, und Beſchwerden der Stände am Regensb. Reichstag 1611.

66) Am 4. Mai 1608.

anderes Bündniß entgegenzustellen. Bischof Heinrich von Augsburg, welcher unter den Glaubenserneuerungen fast die Hälfte seiner Einkünfte eingebüßt hatte, lebte in Aengsten für das, was ihm noch geblieben. Niemand war eifriger, denn er[67]). Gern ließen sich Andere bereden. Willig und staatsklug trat auch Herzog Maximilian in die Gemeinschaft der Priesterfürsten. Er hatte schon lange solches Bundes Errichtung betrieben. Und ein Jahr nach dem Ahaufer Verein[68]) wurde zu München zwischen Maximilian, den Bischofen von Würzburg, Konstanz, Augsburg, Straßburg, Passau, Regensburg, dem Propste von Ellwangen und Abte zu Kempten ein heiliger Bund gestiftet. Er sollte gelten zur Handhabung und Vertheidigung von des Reiches Satzungen, des heilsamen und hochbetheuerten Welt- und Kirchenfriedens und anderer zu recht löblichem Alter hergebrachten Gewohnheiten. Eintracht und gegenseitige Hilfeleistung wurde darin festgesetzt; zum Bundesobersten Herzog Maximilian gewählt; ihm ein Rath zugegeben, nebst

67) Er verwendete, nach Placidus Brauns (Geschichte der Bischöfe von Augsburg 4, 126) beurkundetem Zeugnisse für diesen Bund vom Jahr 1609—1630 über eine Million Gulden.

68) Den 10. Heum. 1609.

Macht und Fug, des Bundes innere Ordnung und äuſserliche Sicherheit zu behaupten. Das Alles gelobten ſie, neun Jahre lang zu halten und in gelegener Zeit auch kaiſerlicher Majeſtät zu berichten [69]).

Bald ſchloſſen ſich die drei geiſtlichen Kurfürſten am Rheine dem heiligen Bunde an, und für die rheiniſchen Mitglieder war die Leitung des Geſchäftsganges dem ſtaatsklugen Erzbiſchof Schweikard von Mainz übertragen, wie ſie Maximilian für die oberländiſchen in Franken, Schwaben und Baiern bedielt. Feldherr und Haupt geſammter Bundesſchaft blieb der Herzog.

Gleichwie Frankreich mit feindſeliger Klugheit die gegenbekennerischen Vereinsverwandten wider Spanien und Oeſterreich begünſtigte, ſo ſuchten dieſe Mächte hinwieder die Stärke des heiligen Bundes zu ihrem Vortheil. Mancherlei Umtriebe wurden in demſelben geſpielt; bald die erſten Zwecke über perſönliche Verhältniſſe vergeſſen; Freiheit und Verfaſſung des Reiches oder Gefahr der allgemeinen Kirche blieben zuletzt nur

---

69) Der Stiftungsbrief neu abgedruckt in Beilage 1. von (Stumpfs) „diplomatiſcher Geſchichte der deutſchen Liga", einer höchſt ſorgfältigen Bearbeitung geſammter Verhandlungen des heiligen Bundes.

Beschönigungen des Eigennutzes. Der Erzbischof von Mainz, eben so Erzherzog Max in Tirol, sahen mißgünstig das große Machtmittel in der Hand eines Herzogs zu Baiern, dessen Klugheit und unternehmender Muth nicht verkannt waren. Kälte schlich unter die Mitglieder. Viele verzögerten mit ihren Geldbeiträgen zum Bunde. Demselben laut entgegen war sogar Wolf Dietrich, Erzbischof von Salzburg, weil er das Haupt des Bundes haßte.

Dietrich von Reitenau, Erzbischof von Salzburg, war ein geistvoller, doch gewaltthätiger Herr; lebte, wie ihm wohlgefiel; hatte eine Beischläferin und zehn Kinder[70]). Wer von seinen Unterthanen lutherisch geworden, mußte das Land verlassen, und Hab und Gut binnen Monatsfrist ihm, oder einem ihm Gefälligen verkaufen; wer sich bekehrte, mit brennender Kerze schimpfliche Kirchenbuße thun[71]). In Aufrichtung köstlicher Gebäude verschwendete er ungeheure Summen, oft auf unsinnige Weise. Seinem Bruder Jakob Hannibal hatte er einen stattlichen Pallast, über achtzigtausend Gulden werth, erbauen, und wieder, bloßen Wortwechsels willen

70) Seine schöne Freundin hieß Salome Alin.

71) Die Urk. vom 30. Herbstm. 1588 In Duthers Ehren, von Salzburg. S. 218.

des Negerhandels. Kaum war dies und der Zweck der Gesellschaft bekannt, erfolgten von allen Seiten freiwillige, zahlreiche Unterschriften und Beiträge zur Beförderung der edeln Sache. Es blieb nicht nur bei dem ersten oben erwähnten Zwecke; die Gesellschaft ging weiter. Sie beschloß auch, auf alle Weise an der afrikanischen Küste menschenfreundliche Anstalten zur Zivilisation der Neger begründen oder unterstützen zu helfen, so wie zur Verbesserung des Schicksals der Sklaven in den Kolonien, und des Unterrichts der Negerkinder, mitzuwirken. Sie setzte sich zu dem Ende mit der afrikanischen Gesellschaft in London, so wie mit andern Vereinen und Personen in Europa und andern Welttheilen, für ihr Unternehmen in Verbindung. An der Spitze des erwähnten Ausschusses stehen der Baron von Türkheim, Mitglied der Deputirtenkammer, und der Graf Lasteyrie. Jährlich gibt der Ausschuß von seinen Leistungen öffentliche Rechenschaft. Eine der jüngsten öffentlichen Handlungen dieser Gesellschaft (August 1823) stand in der Aussetzung eines Preises von tausend Franken für die gelungenste Denkschrift zu Gunsten der Vernichtung des Negerhandels, mit besonderer Rücksicht auf Frankreichs Interessen und Verhältnisse.

In demselben Jahre, als dieser Verein zu Paris sich die Aufgabe wählte, trat ein anderer

mit ihm, auf den Grund niederreiſſen laſſen. Da einſt der altherrliche Dom in Brand gerieth, hörte er gelaſſen die dreimalige Anzeige der Brunſt, und befahl, den Flammen ihr Spiel zu gonnen. Die Burgerſchaft rettete zwar die inwendige Kirche; er aber ließ die Mauern dennoch abbrechen, damit er einen neuen Bau anheben konne. Viele alterthümliche Denkmale ſind dabei vernichtet worden[72]). Geld zu machen, war ihm Leichtes. Neben dem Umgelde führte er Erbſteuer ein; ſechs Schillinge jährlich vom Hundert. Wer ſein Vermögen nicht treulich angab, verlor das ganze. Als das Volk darüber meuteriſch ward, zwang er es mit blutiger Gewalt zur Ruhe; ließ einkerkern, verbannen, enthaupten. Den Burgern von Hallein entzog er die Salzausfertigung; aber die damit verknupften Laſten ließ er denſelben.

Da vor ungefähr zehn Jahren der alte Propſt zu Berchtesgaden, Jakob Püttrich, ſich einen Nachfolger zuordnen wollte, hoffte Dietrich die alte Propſtei mit Jakobs Schätzen an ſich zu brin-

72) Der Brand geſchah am 11. Chriſtm. 1598. Dukher. Die verdienſtvollſte That ſeiner Baulucht war wohl im halleiniſchen Salzberg der unterſte Stollen, ſiebenhundert und einundfunfzig Lachter lang, über vierhundert Lachter im harten Fels gehauen.

gen. Viele Stiftsherren waren ihm zugethan. Jakob aber, mit den meisten, erkoren den Bruder Herzogs Maximilian, den jungen Ferdinand[73], der schon des kölnischen Erzstiftes Anwarter war. So ward dieser zu Dietrichs Verdruß in Berchtesgaden Propst, als Jakob nach wenigen Monden starb. Und von daher aller Zorn des Erzbischofs gegen Baiern. Er verfagte den Jesuiten Niederlassung im Salzburgischen Lande, weil Maximilian sie empfahl; und war wider den heiligen Bund, weil Maximilian an der Spitze desselben stand. Die Leidenschaftlichkeit Dietrichs brachte zwischen Baiern und dem Erzstifte immer größere Spannung. Der Herzog, empfindlich, beschränkte dagegen, durch Erhöhung der Zölle, mit kaiserlicher Genehmhaltung gethan, den Verschleiß des Halleiner Salzes. Es pflegten von demselben jährlich über dreimalhunderttausend Scheiben nach Baiern zu gehen, die von hier aus mit Gewinn nach Böheim und über die Donau verkauft wurden. Aber alljährlich flossen dafür auch mehr denn zweimalhunderttausend Gulden in den hochstiftischen Schatz. Maximilian, durch ältere Verträge gebunden[74], wollte sich derse-

73) Mit Clemens VIII Genehmigung geschah die Wahl den 14. Brachm. 1593.

74) Ein Vertrag vom 22. Winterm. des J. 1594, durch welchen sich Baiern zur jährlichen Abnahme

den entledigen, um das Salz in wohlfeilern Bedingungen zu erhalten. Denn bisher war Baiern verpflichtet, jedes Jahr eine bestimmte Zahl Salzlieferungen zu empfangen, oder dem Erzstifte für jede nicht geschehene Hallfahrt einundzwanzigtausend Gulden Entschädigung zu zahlen.

Der Erzbischof, als er sah, Maximilian suche Verkommnisse zu brechen, die ihm lästig sein mochten, sperrte die vertragsmäßige Holzausfuhr von seinem Gebirge. Reichenhall gerieth darüber in Verlegenheit, die Sole zu versieden. Des Salzes Theurung stieg. Harte Vorwürfe flogen her und hin. Maximilian drohte. Dietrich hielt seinen Grimm nicht länger an, griff zu den Waffen und besetzte Berchtesgaden [75]), um auch die Abfuhr Berchtesgadner Salzes nach Baiern zu hindern. Weder die Bischofe von Bamberg und Regensburg, noch die Erzherzoge von Oesterreich

mit einer gewissen Menge Salzes, oder Entschädigung dafür anheischig gemacht, ist in den zwischen Salzburg und Baiern über die Salz-Innungen in den J. 1759—1761 gewechselten sechs Schriften (Salzburgische Klagschrift Lit M. Beilagen S. 22—27; und in der baierischen Antwort Nro. 17 Beilagen S. 31—36), die 1761 gedruckt wurden, enthalten.

75) Im Sommer 1611.

konnten den öffentlichen Ausbruch einer lange genährten Feindschaft hindern.

Als nun Maximilian die letzte Hoffnung gütlicher Ausgleichung verschwunden sah, versammelte er zehntausend Baiern unter den Mauern von Burghausen. Er selber führte sein Heer an; Oberst Alexander von Haslang den Vortrab. Man betrat das Gebiet St. Hrodberts[76]). Die schwachbefestigte Grenzstadt Titmaning leistete keinen, das Schloß auf der Höhe nur eintägigen Widerstand. Ein Hauptmann starb getroffen an des Herzogs Seite; aber die Kugel des Schützen hatte dem Herzog gegolten. Abends zog der Schloßhauptmann Ehrenreich Schneeweis daraus, mit Besatzung und Gepäck frei ab. Alles Volk im Lande gönnte dem Erzbischof Unglück. Keiner wollte für den herzlosen Unterdrücker bluten. Nun schickte er Eilboten, Unterhändler und Kapuziner zum Herzog. Sie wurden nicht angehört. Er raffte, vom Schreck verwirrt, seine und der Kirche Kleinode und Baarschaft zusammen, und floh bei finsterer Nacht weltlich gekleidet in das Lungau. Ueber Laufen rückte Herzog Maximilian vor, und schon am fünften Tage des unblutigen Feldzuges in die Hauptstadt ein. Nicht wenig schmeichelte ihn das Glück seiner

76) Den 22. Weinm. 1611.

ersten Waffenthat[77]). Zwei Tage später wurde der flüchtige Erzbischof Dietrich von fünf baierischen Kriegsleuten ohnweit Gemünd im Gebirge entdeckt[78]), sein Schatz nach Salzburg geführt, seiner Beischläferin und ihren Kindern die Freiheit gegeben. Er selbst mußte auf seine Würde für immer Verzicht thun[79]); das Erzstift hundert funfzigtausend Gulden für die Kosten des Feldzuges zahlen, mit Baiern günstige Verträge wegen des Salzes eingehen[80]) und dem heiligen Bunde beitreten. Dann wählte das Stift auf Hrodberts Stuhl einen andern Erzhirten, doch

77) „Jetzt wohne ich", schrieb er seinem Bruder Albrecht nach München, „in denselben Zimmern, aus welchen vorher ein mächtiger Furst mir und der ganzen Welt Trotz geboten." P. Phil. Wolf Gesch. Maxim. I 3, 100. Nach Hdschr.

78) Ihre Namen bewahrte Ferd. Reindl von München in seinem Tagebuch. Westenrieders Beitr. 1, 175.

79) Er ward auf der Veste Hohen-Salzburg bis zu seinem Tode mit ungeziemlicher Harte (den 12. Jänner 1617) behalten.

80) Bei dem Mangel des Absatzes zahlte Baiern künftig keine Entschädigung mehr und behielt sonst in vielen Dingen freie Hand. Der Vertrag, abgeschlossen den 22. Christm. 1611, in Wolfs Gesch. Maxim. 3, 104 abgedruckt.

keinen vom Hause Baiern, wie Maximilian erwartete, sondern frei, zur Bewahrung der Unabhängigkeit, aus eigener Mitte, den Domherrn Marx Sittich, Grafen von Hohenems, Vaduz und Galera

Aus Tietrichs Demüthigung zog den größten Gewinn das herzogliche Salzgewerde zu Reichenhall. Noch war hier ein neuer Quell aufgeschlossen, und der Sole so viel geworden, daß, sie zu versieden, der Reichthum aller benachbarten Wälder nicht hinreichte. Aber einer von Maximilians Hofkammerräthen, Oswald Schuß, gab den kühnen Rath, durch Druckwerke in bleiernen Röhren die gesalzenen Wasser mehr denn achthundert Schuh hoch über alle Höhen bis Siegsdorf im waldreichen Landgerichte Marquardstein zu treiben. Der Herzog, von den Vortheilen des Entwurfs überzeugt, befahl dessen Ausführung. Simon Reifenstuhl, ein Mann von erfinderischer Kunstgabe, Maximilians Hofbaumeister, übernahm und vollbrachte das Werk. Deutschland hatte nie ein Aehnliches gesehen. Erst ward es bis Siegsdorf, dann größerer Bequemlichkeit der Sudhäuser willen, bis in die Au vom Städtlein Traunstein geführt. Binnen zwei Jahren war es vollendet [84]). In neuntau-

84) Der Bau nahm eigentlich im J. 1617 den Anfang

send Dänkeln strömten die Solen über Berg und Thal, drei Meilen weit. Noch heute ist, durch Segen des Landes, dieser Bau ein ruhmvolles Denkmal Maximilians und Reifenstuhls[82], wie dessen, der den großen Gedanken zuerst faßte.

5.

Anfang des dreißigjährigen Krieges. Der Böhmen Aufstand. Friedrich von der Pfalz ihr König.

Im J. 1613 — 1619.

Des Herzogs Züge gegen Donauwörth und Salzburg, Schnelligkeit und Glück aller seiner Unternehmungen, Vergrößerung seiner Heere, Verstärkung seiner Festungen, sein Ruf als des Kaisers Freund, als der neuen Kirchen Feind, der heiligen Bundesschaft Kriegshaupt — alles warf Furcht und Unruhe unter die Glieder des gegenbekennerischen Vereins. Sie ritten zusammen. Sie veranstalteten Kriegsrüstungen. Maximilian hinwieder verdoppelte die seinigen. Man verlangte einander Erklärung ab. Es be-

82) Bald nach Vollendung des Werkes starb den 8. Hornung 1620 der Künstler, erst fünfundvierzig Jahre alt. Die königl. Urkundenkammer zu München bewahrt noch heute dankbar sein Bildniß, welches vor Matthias Zturls älterer Geschichte der Saline Reichenhall in Steindruck zu sehen ist.

gann lebhaftes Briefwechseln, nicht ohne Bitterkeit. Jeder Theil behauptete, nur für eigene Sicherheit zu wachen. Bei Allen forderte der Haß, scheute die Furcht den Krieg. Man verständigte sich endlich, es sei nicht auf Feindseligkeiten abgesehen. Aber Argwohn treibt tiefe, forosige Wurzeln.

Kaum Einem von Allen war jedoch Erhaltung des Friedens einzige Sache, als dem Herzog von Baiern selbst. Denn er am besten kannte die Schwäche der Partei, zu welcher er gezählt wurde, besonders die Gebrechlichkeit der heiligen Bundschaft. Die Vermehrung derselben durch neue Genossen hatte fremdartige Zwecke mit ihr verknüpft; Selbstsucht der Einen, neidischer Stolz der Andern; Wesen und Einheit des Ganzen gebrachen. Die Meisten im Bunde begehrten, die Wenigsten brachten Opfer. Neben dem rheinischen und oberländischen war auch bald ein österreichischer Bundesbezirk gestiftet worden; dann sichtbar, daß Oesterreich den Zusammenhang Aller, je nach Umständen, lösen oder zu seinem Vortheil leiten wollte. Wiewohl auch der neue Bundesbezirk den Herzog von Baiern als Oberhaupt der Gesammtheit anerkannte, entsagte dieser dennoch feierlich einer Würde [83]), die gegen ihn sowohl den Haß

83) Anfang des J. 1616.

der Feinde, als die Mißgunst oder den Argwohn der Freunde lenkte. Ein Bund für Reichsfreiheit sollte, seines Dafürhaltens, in keines Kaisers Gewalt, und ein Bund für das Heiligthum des Glaubens im Dienste keiner staatsschlauen Nebenabsichten stehen. Indem Maximilian sich absonderte, verhieß er jedoch nachbarlichen Beistand in der Noth. Dagegen schloß er nun, um nicht vereinzelt zu bleiben, mit den Bischofen von Bamberg, Würzburg, Eichstätt und dem Propste zu Ellwangen, einen vierjährigen Schutzvertrag[34]), desgleichen ihres Reichthums willen, mit der Stadt Augsburg[35]). So erwartete er in nüchterner Fassung die Entwirrung der unübersehbaren Verwickelungen, in welche durch Glaubenshaß, Ehrsucht und Ländergeiz, Deutschlands Volker und Fursten gerathen waren.

Nach dem Tode des schwachen Kaisers Ru-

34) Urk. München vom 27. Mai 1617 (in Stumpfs Gesch. der Liga, Beil. V). Das Bundniß beruhte ganz auf den Grundsatzen des ersten vom J. 1609. Maximilian war dessen Vorstand und Haupt.

35) Den 18. Mai 1619 auf sechsjährige Dauer. Der Herzog versprach der Stadt, auf ihre Kosten, mit zwei- bis dreitausend Mann zu dienen; sie ihm 50,000 fl. vorzustrecken, ein Jahr zinslos.

dolf II [86]) war mit den Kronen von Oeſterreich, Ungarn und Böheim der Zepter des heiligen Reiches an ſeinen Bruder Matthias gekommen. Dieſer, ein kränklicher, unentſchloſſener Herr, mied ſorgfältig, ſobald er den Gipfel der höchſten Ehre erſtiegen hatte, jeden Gewaltſchritt zweifelhaften Erfolges. Selbſt der zahlreichen Bekenner des neuen Glaubens in ſeinen Staaten ſchonte er vorſichtig. Er kannte ihre verzweifelte Entſchloſſenheit, und erinnerte ſich ihres Beiſtandes in der Zeit, da er, noch während ſein Bruder lebte, deſſen Throne zu beſitzen wünſchte.

Doch nicht dieſe müßige Friedfertigkeit gefiel den Vornehmſten ſeines Hauſes. Niemals ſchien ein günſtigerer Augenblick gekommen, als jetzt, Oeſterreichs Uebermacht auf immer zu begründen; mit Niederdrückung der neugläubigen Reichsſtände die Kaiſergewalt unbeſchränkter, und die Krone der römiſchen Welt zum Erbthum des Hauſes Habsburg zu machen, in welchem ſie nun ſeit zweihundert Jahren wie Eigengut lag [87]). Die Stärke des Vereins von Ahauſen ſchien keinem

86) Er war den 10. Jänner 1612 geſtorben.

87) Erzherzog Maximilians Bedenken über die römiſche Königswahl. Mofers bift. Beluſtigungen 1, 368. 373. 386. ff.

in England und zwar in Liverpool zusammen, zur Beförderung einer stufenweisen Milderung und endlichen Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien. Denn darin stimmen, nach gemachten Erfahrungen, auch die eifrigsten Freunde der Menschheit überein, daß die Befreiung der Sklaven nicht plötzlich geschehen dürfe, sondern stufenweise und, durch Unterricht dieser dem Vieh gleich gehaltenen Menschenklassen, vorbereitet. Eines der edelsten Gesetze, dessen Wirksamkeit entscheidend ist, erließ unlängst die junge Republik Columbia. Sie erklärte: daß alle auf dem Boden des Freistaates geborne Kinder der Sklaven Freie sein sollen.

Man hätte erwarten sollen, daß im Zeitraume von fünfzehn Jahren, seitdem England den Negerhandel abgeschafft hatte, die Eigenthümer in den Kolonien selber die ersten Schritte gethan haben würden, ihre Schwarzen menschlicher und zu allerlei Geschäften brauchbarer zu bilden. Allein übelrechnender Eigennutz und Abgestumpftheit des Gefühls verhinderten es. Das Loos der Sklaven ward darum nicht besser, daß ihre Anzahl nach und nach kleiner wurde. Selbst von Seiten der örtlichen Gesetzgebungen ward nicht nachgeholfen. Eine bei diesem Anlasse gemachte auffallende Bemerkung verdient ausgehoben zu werden, daß nämlich im Allgemeinen die Banden der Sklaverei

furchtbar. Das Haupt derſelben, Kurfürſt Friedrich V von der Pfalz, war ein harmloſer, zwanzigjähriger Jüngling, den Vergnügungen ergeben. Sachſen und Brandenburg haderten entzweit wegen jülichſcher, die Häuſer von Heſſen in ſich ſelber wegen marburgiſcher Erbſchaften. Dazu kam noch zwiſchen Luthers und Kalvins Bekennern wachſender Streit und Haß. Sie wären leichter mit Papſt und Türken, als unter ſich ſelbſt zu verſöhnen geweſen. So lagen Alle reif zur muhloſen Uebermältigung da. Zu ihren Gunſten war nie weniger Einmiſchung fremder Mächte zu beſorgen, als in dieſem Zeitpunkte. Denn die erhabene Eliſabeth von England hatte einen blöden Nachfolger hinterlaſſen, welcher von Lieblingen geführt, ſeinem eigenen Volke verächtlich ward; Frankreich, ſeit der große Heinrich ermordet worden, trug bürgerlicher Unruhen die Fülle; und die Gefahr für Oeſterreich von türkiſchen Waffen hatte ein erneuter Waffenſtillſtand entfernt.

Bei ſo entſchiedener Gunſt der Umſtände fehlte dem Haus von Habsburg nur ein Gebieter, reich an Willenskraft und unternehmendem Sinn. Man kannte den Thrones-Werthen wohl. Es war der Erzherzog Ferdinand, Enkel des erſten Kaiſers dieſes Namens. Er, der ſchon mit der Muttermilch Haß der Neugläubigen eingeſogen, verband mit anmuthigen Eigenſchaften im häus-

lichen Leben, Scharfsinn geschmeidiger Klugheit, und eiserne Festigkeit des Grundsatzes. Eins war er zu Ingolstadt auf der Hochschule Herzog Maximilians Jugendgefährte gewesen. Dort gebildet von den Jesuiten, den unermüdlichen Verfolgern der Gegenbekenner, und auch nachher beständig von ihnen umringt, war seine einzige und höchste Begier, die Brut der Ketzerei von der Erde zu vertilgen und die gesammte Christenheit wieder unter einen Hirten zu bringen. Noch mit sterbender Lippe hatte ihn darum seine Mutter beschworen. So war Ferdinand. Ihn zu heben, und Habsburg durch ihn, thaten des Kaisers Bruder Verzicht auf die deutschen Erblande. Ferdinand wurde wirklich zum Konige Boheims und Ungarns voraus bestimmt und gekront.

Alsbald durchwehte ein anderer Geist das Innerste des Hauses und der Staaten, alles einem einzigen Ziele zu. Matthias, der Kaiser, sank zum beherrschten Werkzeug herab. Die Bekenner der neuen Glaubenslehren fühlten sich plötzlich allseitig befangen und eingeengt; in Boheim ihrer durch Kaiser Rudolfs Freiheitsbrief gesicherten Rechte, in Oesterreich sogar ihres Daseins ungewiß. Aller Orten entsprang Gährung. Mähren, das Land unter der Ens, fast alle Stände von Oesterreich, milder Beherrschung gewohnt, versagten einem Herrn Huldigung, welcher gewalt-

thätige Eigenmacht, statt des Heiligthums altverbriefeter Rechte geltend sehen wollte. Diese Widerwillfährigkeit aber erhöhte Ferdinands Zorn. Er lehrte mit Flamme und Schwerd Gehorsam. Selbst das untere Oesterreich, seit anderthalb hundert Jahren durch friedlichen Anbau und Freigebigkeit seiner Fürsten blühend, ward durch ihn, als er noch nicht einmal mit Zustimmung der Landschaft, weder durch anerkannte Bevollmächtigung noch durch rechtmäßige Uebergabe, Erbe oder Gebieter des Landes geworden, binnen zwei Jahren so öde und arm, daß kaum hundertjähriger Friede den zertretenen Wohlstand wieder herstellen konnte[88]). Die Stadt Prag gerieth in Aufruhr[89]), ganz Böheim folgte. Das Königreich stand in Waffen auf; Graf Heinrich Matthes von Thurn ungestüm und ruhmbegierig an die Spitze der Empörten. Von deutschen Glaubensverwandten kam Hilfe. Graf Ernst von Mansfeld, ein vielversuchter Kriegsmann, führte sie. Kaiser Matthias meinte umsonst den ausgebrochenen Sturm mit Glimpf und Ernst zu beschwören; seine Feldherren flohen geschlagen. Auch Schlesien und die

88) So die Klage der österreichischen Stände vor Europa im J. 1619. Die Urkunde in den Beilagen zu Fischers Geschichte des Despotismus S. 282.

89) Im J. 1618.

Lauſitz erhoben ſich für der Böhmen Sache. Die ſiegbeglückten Empörer drangen in das Herz der öſterreichiſchen Lande, wo ihre Glaubens- und Leidensgenoſſen, gleich ihnen, das Schwerd wider Kaiſer Matthias ergriffen. Dieſen rettete der Tod von gröſſerer Noth [90]).

Unerſchrockenen Herzens faßte nun Ferdinand die Zügel der Staatsführung. Daß ſeiner Unterthanen gröſſter Theil im Aufſtande war; Ungarn vom tapfern Siebenbürgenfürſten Bethlen Gabor bedroht, wankte, Mähren abfiel, Thurn gegen Wiens Mauern zog, erſchütterte ihn nicht. Vom wechſelnden Glücke des Tages unangefochten, hielt er mit kaltblütiger Beharrlichkeit das Ziel feſt im Auge. Ein einziger Sieg ſeines Feldherrn Bucquoi über Graf Mansfeld befreite Wien, gab ihm die gebietende Stellung zurück, und ſicherte ihm ſelbſt die kaiſerliche Krone zu, deren Verzögerung lang zweifelhaft geweſen.

Anfangs hatte man ſie dem Beherrſcher von Baiern zugedacht [91]). Kurfürſt Friedrich V von

90) Am 20. März 1619.

91) Köln, Pfalz und Brandenburg waren unter ſich darüber ſchon entſchieden; von Frankreich war man der Unterſtützung ſicher. „Verzeichnuß etlicher Puncten, welche unnſer gnedigſter herr bey dem herzogen in Bayern in acht nemmen und mit Sr. F. D. davon unterredung pflegen mechte.“ Hdſchr.

der Pfalz war darum selbst gen München gekommen [92]). Maximilian aber hatte sie mit fester Entschiedenheit abgelehnt [93]). Klugheit und Edelmuth untersagten ihm, die Ruhe Baierns für den Thron eines gährenden, in sich zerfallenden Reiches zu opfern; oder die unfehlbare Feindschaft Oesterreichs für die ungewisse Freundschaft jener deutschen Fürsten zu nehmen, von welchen ihn die Kirche und Glauben entfernt hielten. Ferdinand empfing die Krone der Deutschen; aber Böheim entzog ihm die seinige und bot sie dem Haupte des deutschen Vereins an, Pfalzgrafen Friedrich V am Rheine.

Dieser junge Kurfürst befand sich eben zu Amberg auf dem Schlosse, wo er vor dreiundzwanzig Jahren zuerst das Licht der Welt erblickt hatte [94]), als ihn aus Böheim die Nachricht überraschte [95]).

92) Vom 3. bis 8 Hornung 1618. Worauf er antragen sollte, falls sich Maximilian zur Annahme der Kaiserkrone verstehen würde, war dem Pfalzgrafen im obenerwähnten „Verzeichnuß etlicher Puncten" u. s. w. ausgefertigt Amberg, den „16. January Anno 1618" nach München mitgegeben.

93) Sutners München, während des dreißigjährigen Kriegs S. 7.

94) Nämlich am 16. Aug. 1596.

95) Unterm 19. August 1619 meldete er es in angenehmer Bestürzung sogleich seiner Gemahlin nach Hei-

Er hatte vorher schon mit widerstreitenden Empfindungen dergleichen gewünscht und gefürchtet. „Mein Gott!“ sprach er kurz zuvor zu Christian, Fürst von Anhalt, welcher sich bei ihm befand, „wenn sie mich etwa erwählen möchten, was wollte ich doch immer thun?“ Fürst Christian hatte erwiedert: „Mein Herr, auf solchen Fall würde die Zeit Rath bringen.“ Da nun der Antrag kam, war der Pfalzgraf sehr erschrocken, und geneigt, ihn abzuweisen. Doch Fürst Christian redete ihm zu und sprach: „Eure Liebden setzen sich nur in den Stuhl, wer will Dieselben sobald wiederum heraustreiben?“ [96]). Er zitterte lange [97]), die Hand nach einer Krone auszustrecken, deren Schimmer sein jugendliches Gemüth eben so sehr schmeichelte, als durch die mit ihr verflochtenen Ver-

---

delberg: „Croyées que je suis bien en peine à quoy me resoudre.“ Samml. noch ungedruckter Briefe des Kurf. Friedrich V in Aretins Beitr. 1806. 8tes St.

96) Ein handschriftlicher Aufsatz vom Geheimschreiber Mauritius: „Acta wegen der von der Kurpfalz ambirten böhm. Chronik Relat. de 1618 und 1619.“ In den Handschriften des königl. Bücherschatzes zu München. Jol. bezeichnet U. 39.

97) „Wie diejenigen wohl wissen, welche umb und bey Ihrer Churf. Drchlt. gewesen.“ Hdschr. U. 39.

hängniſſe zurückſchreckte. Bisher hatten ihn nur die wichtigen Tändeleien eines friedſamen Hofes beſchäftigt, an welchem er durch gefällige Sitte und heitern Witz der Liebenswürdigſte, wie durch Rang der Erſte geweſen war. Seine Gemahlin, Eliſabeth von England, erſtaunte, ihn bedenklich zu finden. „Weſſen Hand eine Königstochter heimführte, dem ſollte kein Königsthron zu hoch ſein!“ ſprach ſie. In gleichem Geiſte redete der franzöſiſche Botſchafter, Marſchall von Boullon, aus Groll gegen Oeſterreich. Nicht anders ſein glaubenseifriger Hofprediger und Beichtvater, Abraham Scultetus, welcher die Annahme Böhmens, als Gewiſſensſache und Pflicht gegen den wahren und reinen Glauben, predigte.

König Jakob von England hingegen, des Kurfürſten Schwäher, und Juliane, ſeine eigene Mutter, warnten ihn vor dem gefahrvollen Beginnen. Juliane liebte und kannte ihren Sohn, wie ihn ſonſt Niemand. Sie zeigte ihm das ſichere Glück, ein mäßiges Land blühend zu machen, und das vermeſſene Unterfangen, Alles für ein meuteriſches Königreich gegen die Macht Oeſterreichs, Spaniens und geſammten altkirchiſchen Deutſchlands in das Spiel zu werfen. Friedrich, zwiſchen Widerſprüchen wankend, wollte noch die Ge-

ſinnung Herzog Maximilians von Baiern erforſchen, deſſen Klugheit, Stärke und Einfluß ihm vor allen andern hochwichtig werden mußten, er mochte am Ende deſſen Rath annehmen oder verachten.

Maximilian aber, dem die Majeſtät des alten Glaubens heiliger, denn aller Glanz des blutsverwandten Hauſes war, ſah ungern Böheim im engen Verbande mit lutheriſch-kalviniſchen Mächten. Ernſtvoll erinnerte er den erhabenen Jüngling am Scheidewege, nicht Stimmen der Empörer zu hören, und nicht dem rechtmäßigen Erben einen Thron entreiſſen zu helfen, auf welchen derſelbe feierlich geſetzt, und von des heiligen Reiches geſammter Fürſtenheit anerkannt worden ſei. Ewig werde öffentliches Unglück der Schatten ſein, welcher öffentlicher Ungerechtigkeit nachſchleiche. So ſei vorauszuſehen, wie Friedrichs Gang nach Böheim ihn und Böheim verderben müſſe [95]).

Friedrich erblickte den Abgrund. Aber leichter Sinn, Zauber und Schmeichelei, und Liebko-

95) Der Briefwechſel des Pfalzgrafen und des Herzogs erſchien zwei Jahre nachher zu München im Druck, betitelt: Grundliche Anzeige, was zwiſchen Kurpfalz und Baiern in jetziger böhmiſchen betrubten Unruhe u. ſ. w. vorgefallen.

ſungen einer angebeteten Gemahlin zogen ihn hinab. Noch ſträubte es ſich in ihm, als er unterſchreiben ſollte. Er thats. Seine Mutter Juliane erblaßte und ward krank aufs Bett getragen. Als er abreiſete, ſeufzte ſie: „Da zieht die Pfalz gen Böheim!“ Er warf ſich betäubt und mit zerriſſenem Herzen aufs Pferd. Ein wilder Ritt von achtzehn Stunden brachte ihn aus Heidelberg nach Amberg. Das Roß ſtürzte todt auf die Schloßbrücke. Es war am Ende Herbſtmonds. Und am einundzwanzigſten Weinmonds, im Jahr ſechszehnhundert und neunzehn, hielt er den prunkvollen Einzug in Prag. Da ward ihm, in großer Feierlichkeit, des böhmiſchen Reiches Krone und Schwerd, Ring, Zepter und güldener Apfel überreicht, während im Schloß zu München ſchon an denſelben Tagen ſein Untergang vorbereitet ward.

Kaiſer Ferdinand, dem Herzoge von Baiern durch Jugendtage und Verſchwägerung, mehr noch durch gleiche Begeiſterung für den Glauben der Alten verwandt, kam auf der Heimreiſe von der Kaiſerwahl ſelber nach München, und näherte ſich dem Freunde mit rührend-inniger Bitte, ihm gegen die Macht der Ketzerei und wider Böheims Untreue beizuſtehen[99]). Dazu müſſe der erloſchene

99) Ferdinand war mit Maximilians Schweſter Maria Anna vermählt geweſen, die im J. 1616 geſtorben

heilige Bund in aller Stärke wieder aufgerichtet, Herzog Maximilian deſſen unbeſchränktes Haupt werden. Der Freundſchaft ward ein glänzender Lohn, den Kriegskoſten volle Entſchädigung, allem zu größerer Sicherheit ein reiches Unterpfand, und überdies Ausſicht auf die pfälziſche Kurwürde verheißen, wenn der Pfalzgraf nicht gutwillig die böhmiſche Krone fahren ließe. Der Sieg könne nicht fehlen. Spanien habe ſeine Heere aus den Niederlanden, und der Papſt ſeine Schätze [100]) angeboten. Sogar ein lutheriſcher Kurfürſt, Georg von Sachſen, ſei bereit, mit dem Kaiſer gemeine Sache wider Frankreich und Böheim zu machen; um ſo weniger werde Baiern anſtehen, im Augenblick großer Noth dem Reichsoberhaupt beizuſpringen, welches gegenwärtig zu gleicher Stunde von böhmiſchen Heeren, von Bethlen Gabors Fahnen, und Aufruhren im Innern der Erblande bedrängt ſei.

In der That ſah Maximilian weder für ſich, noch für das Heil der römiſchen Kirche auf deutſchem Boden Sicherheit, ſobald einmal Oeſterreich unter den Schwerdſtreichen der Empörer und

war. Er blieb acht Tage lang zu München; es war im Anfang Weinmonds 1619.

100) Er machte ſich monatlich zur Zahlung von 29,000 Goldgulden anheiſchig.

in gleichem Verhältnisse enger und fester geschmiedet sind, einer je grossern politischen Freiheit die Herren der Kolonien geniessen; und umgekehrt, daß der Zustand der Sklaverei in Kolonien erträglicher ist, die absoluten Monarchen, als in denen, die Freistaaten gehören. Während zum Beispiel in den holländischen und britischen Pflanzungen sich das Gesetz fast gar nicht des Negersklaven annahm, bewilligte das spanische Gesetz ihm einen gewissen Theil der Zeit zu seinem eigenen Vortheil, und das Recht, sich durch den Gewinn seiner Arbeit allmälig die Freilassung zu erkaufen. — Fast jedes Jahr erlebte man das traurige Schauspiel von Verschwörungen und Aufständen der Sklaven, die mit wilder Grausamkeit gegen eine barbarische Gesetzgebung ankämpfen, durch welche sie aus dem Range der Menschheit verstoßen waren; und dennoch vermochten alle diese Warnungen nichts, allmälige Verbesserung des Sklavenloses herbeizuführen.

Darum ist der Zusammentritt jener Gesellschaft von Liverpool um so beifallswürdiger. Daß sie eben in Liverpool ihr Entstehen nahm, ist allerdings ein Gegenstand der Verwunderung geworden. Denn gerade diese Stadt war ehedem wahre Hauptstadt aller im Negerhandel gemachten Geschäfte; hier waren es die Kaufleute

Ketzergläubigen gefallen war. Darum gedachte er nicht künftiger Gefahren, die dem Hause Baiern durch Habsburgs dauernde Uebermacht und Vergrößerungssucht erwachsen könnten; nicht daß Pfalzgraf Friedrich in Böheim ein Sohn Wittelsbachs, und dessen Krone eine Zierde des Gesammthauses aller Schoren sei. Er kannte keinen Verwandten, als den Glaubensgenossen; keine Staatsklugheit, als Gerechtigkeit; keine höhere Pflicht des Fürsten, als Treue gegen den Himmel und die Kirche. So dachte Maximilian. Und das Verkommniß zwischen Ferdinand und ihm ward errichtet[101]); keiner von beiden sollte aus eigener Macht mit gemeinsamen Feinden Friedensunterhandlung und Waffenstillstand anheben; von des Kaisers Oberfeldherrn keiner, ohne Einverständniß mit dem Herzog, handeln; dieser für alle Unkosten, Aufopferungen und Verluste Sicherheit und Entschädigung empfahn.

Aus den großen Bewegungen der Höfe hatte damals der kluge Erzbischof Schweikard von Mainz schon früh offenen Friedensbruch vorausgesehen, und deshalb wiederum die Glieder seines ehemaligen Bundesbezirks nach Oberwesel zur Be-

101) München am 8 Weinmond 1619. In Brepers Gesch des dreißigjährigen Krieges 1, 256 und Beil. 3 abgedruckt.

rathung eingeladen [102]). Dort war es ihm gelungen, sie noch einmal für die gemeinschaftliche Sache zu entflammen. Der heilige Bund erstand zum erstenmal am Rhein, auf sechsjährige Dauer. Alsbald waren auch freundschaftliche Verständnisse mit dem Herzoge von Baiern eröffnet, und ihm Macht und Ehre eines freien Oberhauptes angetragen worden. Er lehnte es nicht mehr ab, da er nun den Bund vor Oesterreichs herrschsüchtigem Einfluß geborgen wußte. Vereint mit Schweikard schrieb er allgemeine Versammlung der verwandten Stände gen Würzburg aus [103]), und die zerrissene Einheit des Ganzen ging mit den letzten Tagen des sechszehnhundert und neunzehnten Jahres neu hervor.

6.

Feldzug im obern Oesterreich und in Böheim. Die Schlacht auf dem weißen Berge.

Im J. 1620.

Unter allgemeinen Kriegsrüstungen kam und verstrich der Winter. Der deutsche Norden erklang

---

102) Den 29. Jänner 1619.

103) Im Christmond 1619. C. W. J. Breyer in seiner gehaltreichen Geschichte des dreißigjährigen Krieges, nach ungedruckten Papieren 1, 183 ff. u.

von der Oder bis zur Weser im Waffengetöse. Es galt dort die Freiheit des Glaubens und die Selbſtſtändigkeit deutſcher Volkerſchaften, auch der kleinſten, wider einen Kaiſer, welcher an eigenen Unterthanen bewieſen, wie wenig er Fremder zu ſchonen geſonnen ſei. Nur Kurfürſt Georg von Sachſen war nicht mit den Fürſten des deutſchen Vereins. Sein Eigennutz oder Lutherthum hieß ihn den kalviniſch denkenden Pfalzgrafen Friedrich um ſo eifriger haſſen, ſeit derſelbe König zu Böheim und Nachbar geworden.

Der heilige Bund dagegen ſtellte, wie am Tage zu Würzburg beredet war, eine Heermacht auf von einundzwanzigtauſend Fußgängern und viertauſend Reitern; alle zum Befehl Herzog Maximilians von Baiern, der Bundesſchaft Oberfeldherrn. Und wie in Baiern, ſo in Franken, Schwaben Elſaß und Lothringen, wurden mit Trommeln gerührt für die Werbungen des Herzogs. Aus den Niederlanden herbei kamen erfahrne Hauptleute, in Alba's Kriegsſchule erzogen, um unter Maximilians Fahnen zu dienen.

Von da ſtammte auch Johann Tſcherklaes Freiherr von Tilly, Sohn eines alten Geſchlechts in Brabant, der in ſpaniſchen und öſterreichiſchen

252 ff. 279 ff. beſchreibt die Wiederverjüngung des heiligen Bundes ſo grundlich, als ausführlich.

Kriegen ergraut, nun, als des Herzogs Oberſt-feldſtatthalter, in deſſen Heer und Kriegsrath der Erſte ward [104]). Dieſer Soldat, welchem lange Uebung leicht gemacht hatte, Heere zu bilden und zu führen, beſaß neben den rauhen Tugenden eines Kriegers richtigen Blick in Staatshändeln und beſcheidenes Gemüth voll Gottesfurcht. Verſchlangen Geſchäfte den Tag, gehörte die Nacht dem Gebet. Sein kaltes Blut in Gefahren der Schlacht war minder zu bewundern, als ſeine Enthaltſamkeit unter den Verſuchungen und Ausgelaſſenheiten des Lagers. Er hatte nie ein Weib berührt, noch den Rauſch ſtarken Getränkes erfahren.

Schon mit den erſten Frühlingstagen verſammelte ſich das Heer des feindlichen Vereins in der Ebene des Donauthals bei Ulm; die Macht des heiligen Bundes weiter abwärts bei Dillingen. Beide verharrten lange in ihren Stellungen ſich beobachtend. Dieſe Friſt benutzte Karl von Valois, Herzog von Angouleme, der franzöſiſche Botſchafter, welcher zufällig in Ulm war.

---

104) Er diente vorher als Oberſt einer Wallonenſchaar zu Fuß in Ungarn; kam ſchon im J. 1609 in Maximilians Dienſte, der ihn ſogleich an die Spitze ſeines Kriegsrathes ſtellte, und im J. 1619 zu ſeinem Oberſtfeldſtatthalter (oder im Welſch-Deutſch General-Lieutenant) ernannte.

Er ſuchte den pfälziſchen Erbſtaaten Friedrichs am Rhein Schonung zu bewirken. Es ſei, ſprach er, nur Krieg Oeſterreichs, nicht Kaiſers und Reichs; nur Böheims, nicht Deutſchlands wegen; darum billig, daß die Sache in Böheim ausgefochten, aber deutſches Reichsland unverſehrt gelaſſen werde. Dieſer Rath ſchien allen gleich vortheilhaft, jedem für die eigenen Beſitzungen. Zudem waren die Fahnen des Vereins dringend an den Rhein gerufen, wo ein ſpaniſches Heer aus den Niederlanden heraufzog; und Maximilians Gegenwart wurde im obern Oeſterreich nöthiger, welches in hellem Aufruhr dem Kaiſer Gehorſam abſchlug. Alſo traten die Vollmächtigen beider Theile zuſammen. In Ulm ward verglichen: Der Krieg ſolle Böheim allein angehen, und die Ruhe keiner Reichslande ſtören [105]). Dann brachen die geſammten feindlichen Kriegsvölker nach entgegengeſetzten Richtungen auf; die des Vereins an den Rhein, Spinola's Spaniern entgegen, welche der Pfalz drohten; die des heiligen Bundes an den Inn, gegen den Aufſtand des obern Oeſterreichs. Denn bevor dieſer gedämpft worden, mochte gegen Böheim kein ſicheres Unternehmen anzufahn ſein.

Der Herzog ſelber führte das Heer. Bis

105) Die Vergleichsurkunde, Ulm 3. Heumonds 1620, in Falkenſteins antiq. nordgav. 4, 666.

Schärding begleitete ihn seine Gemahlin voll banger Zärtlichkeit. Dann rückte er in das Land ob der Ens ein, sechsundzwanzigtausend fünfhundert Mann zu Fuß, fünftausend fünfhundert zu Pferde stark. Alexander von Haslang, Oberstfeldwachtmeister, mit dem Vortrab voran; Tscherklaes von Tilly folgend sammt dem Kern der Heermacht. Vor dem Herzog wurde das Hauptbanner mit dem Muttergottesbilde getragen, welches auf Feindesboden der fromme Oberst der Carmelbrüder, Dominik aus Spanien, des Papstes Abgeordneter, feierlich einsegnete [105]).

Alles Volk im Land ob der Ens stand damals gegen seinen Erbherrn und Landesfürsten in Waffen; hielt die vornehmsten Zugänge verschanzt, den Donaustrom gesperrt und hauste grausam im Erzherzogthum unter der Ens, wo Klöster, Städte und Schlösser beschossen oder geplündert wurden. Vor Maximilians Uebermacht wich jeder Widerstand zurück. Die Flammen des Aufruhrs wurden mit Blut gelöscht. Zu Linz empfing der Herzog, als kaiserlicher Majestät Vollmächtiger, von den oberösterreichischen Ständen den Eid des Gehor-

105) Ihre Beschreibung gibt die merkwürdige Vie du vén. père Dominique de Jésus Maria, Général des Carmes dechaussez, baron Aretin (Nachrichten zur baier. Geschichte 3, 29) Auszuge lieferte.

sams [107]); ihr Kriegsvolk zu seinem Heer. Darauf wandte er sich gegen Böheim. Im entwaffneten Land ob der Ens ließ er, mit starken Besatzungen, den Obersten Graf Adam von Herbenstorf als Hüter zurück.

Bevor er ins böhmische Gebirg hinaufzog, hatte er noch einmal, jedoch vergeblich, den Pfalzgrafen Friedrich aufgefordert, vom Kronenraub abzustehen: und die Stände in Böheim, unter den Zeyter ihres gekrönten, gesalbten, ordentlichen Königs zurückzukehren [108]). Auf dieses drang er in die Wälder und Berge vor, und bei Neu-Pölla mit Bucquoi's kaiserlichen Völkern vereint, bis Pilsen [109]). Hier stand Friedrich V mit dem größern Theil seiner Macht.

Dieser hatte zur Befestigung eines unsichern Thrones die kostbare Frist von zwölf Monden verloren, und während seine Feinde rüsteten, in vollen Zügen die Freuden der königlichen Würde genossen, ohne ihre Sorgen. Dem Starken geht Herrschaft über Krone und Purpur; dem Schwächling gilt Krone und Purpur für Herrschaft. Eine Perlenschnur, eine neue Schmuckfeder, die Lie-

107) Am 20. Aug. 1620.

108) Beide Ausschreiben lauten vom gleichen Tage, Freistadt im Mahland, den 25. Aug. 1620.

109) Den 29. Herbstm. 1620.

besangelegenheit eines Höflings, oder die Pracht eines Festes[110]) beschäftigten ihn lebhafter, als die ganze Macht des Kaisers, des heiligen Bundes und Georgs von Sachsen, welche sein Königreich in immer engern Kreisen umklammerten. Das unbesonnene Eifern seines Hofpredigers Scultetus, den er, wie andern Geistlichen, nicht wehrte, Altäre und Heiligenbilder zu zerstören, entfremdete ihm das Herz der Unterthanen alter Kirche, welche, Duldung zu fordern, Recht hatten. Und daß er den obersten Heerbefehl, an des wackern Mansfeld Stelle, dem Fürsten Christian von Anhalt gab, säete Mißhelligkeit unter die Feldherrn. Im Kriegsrath mangelte Eintracht; bei den Ständen Betriebsamkeit für das Nothwendige; im Lager oft unentbehrliches Kriegsgeräth.

Vor Pilsen begannen mörderische Gefechte. Diese wurden jedoch den Deutschen minder gefährlich, als die Seuchen der ungesunden Jahreszeit[111]). Tausende erkrankten an Ruhr und Fie-

110) So stellt er sich in den Briefen an seine Gemahlin selbst dar. Aretins Beitr. a. a. O.

111) Nach einem handschr. „Verzeichnuß derer im baier. Lager verstorbnen Hofgesinde in Behemb 1620" waren, ungerechnet Jesuiten und Bediente, gegen funfzig Personen allein vom Gefolge des Herzogs gestorben; darunter auch ein Graf Albrecht von

bern; auch der tapfere Oberstfeldwachmeister Haslang. Als Maximilian denselben in einer Sänfte nach Baiern zurücksandte, fingen ihn die ungarischen Reiter, und schleppten ihn nackt ausgeplundert ins böhmische Lager. Da gab der treue Held seinen Geist auf[112]).

Nachdem der Herzog noch dreitausend Mann des Bischofs von Wurzburg, den spanischen Oberst Verdugo an der Spitze der Wallonen, und diejenigen Schaaren zur Verstärkung an sich gezogen, welche er gegen Mansfelds Streifzüge auf den baierischen Grenzen zurückgelassen hatte, war sein Sinn, nicht länger bei Pilsen zu weilen. Er beschloß sofort den Feinden, mit ihrer Hauptstadt, Herz und Stützpunkt ihrer Stärke zu entreissen. Aus seinen Bewegungen aber errieth die böhmischen Feldherren den gefährlichen Entwurf. Sie eilten mit ihrem Heer, unablässig fechtend, über Rakonitz, die ersten bei Prag zu sein.

Wartenberg, ein Graf von Zollern Bizthum zu Strauding, ein Wilhelm von Rechberg zu Dürkheim, ein Preising Truchseß, ein Georg und Ben. Freiherrn von Gumppenberg u. s. w.

112) Am 21. Weinmonds 1620. Maximilian hätte ihn gern noch ausgelöset, aber der böhmische König entschuldigte sich, weil Haslang Gefangener der Ungarn sei. Julii Belli Laurea austriaca, sive de bello germanico. 374.

Es dehnt ſich bei dieſer Stadt eine Stunde lang die weite, hügliche Fläche des weißen Berges aus. Abendwärts ſinkt ſie zu den Ufern der Moldau nieder, morgenwärts lehnt ſie an den waldigen Königsgarten; vorn hat ſie auf drei Seiten ſteile Abhänge. Hier lagerten die Böhmen, kaum zwanzigtauſend Mann ſtark. Den Mangel von Anzahl oder Uebung ihres Volkes mußte Vortheil der Stellung erſetzen. Die abſchüſſigen Berghalden deckten ſie mit Schanzen und Geſchütz. Aber eine Brücke über den Strom hatten ſie auſſer Acht gelaſſen. Derſelben bemeiſterten ſich eilends die Bundesſchaaren, auch auf der andern Seite einiger Höhen, kaum fünfhundert Schritte vom böhmiſchen Lager.

Es war winterlich rauhes Wetter. Schnee- und Regenſchauer, Froſt und Hunger verfolgten und entkräfteten das verbündete Heer. Die Todten deſſelben wurden auf Feldern und Wegen geſehen, über welche der Zug gegangen war[115]).

115) Nach Zeugniß des Feldarztes Tobias Geiger, welcher den Feldzug durch das Land ob der Ens bis Prag mitgemacht, hatte allein „die baierſche Armada bis in die zwanzigtauſend Menſchen verloren" gehabt. Weſtenrieders Beitr. 4, 106. Feldmarſchall Tilly riß ſelber dem Karmelitenobern Dominik einen Apfel aus der Hand, indem er ſagte: „Ich ſterbe Hungers." Aretins Nachr. 4, 63.

und die Eigenthümer und Ausrüster der Negererschiffe, welche am hartnäckigsten und bis auf den letzten Augenblick gegen die Abschaffung kämpften. Hörte man damals ihre Bittschriften, mit denen sie das britische Parlament bestürmten, so hätte man glauben sollen, ihre ganze Marine würde zu Grunde gerichtet, ihr gesammter Wohlstand vernichtet, Liverpool müsse zur öden Stadt werden. — Was ist erfolgt? Ein ehrlicher, rechtlicher Handelsverkehr trat, ohne gewaltsame Erschütterung, an die Stelle schändlichen Gewerbes; die Kapitalien haben sich seitdem verdoppelt; die Bevölkerung ist in der Stadt rasch angewachsen; alle Arten Reichthums haben sich angehäuft, und Liverpool gibt der Welt neuen Beweis für die Wahrheit, daß die Grundsätze des ewigen Rechts durchaus nicht so sehr mit der Glückseligkeit und dem Wohlstande der Länder im Widerspruche leben, als es ehemals und immer die Lobredner des Herkommens und Schlendrians glauben machen wollen.

Die Gesellschaft von Liverpool, welche gegen Ende des Jahres 1822 entstanden, fand, daß ihr Ziel vielleicht schwieriger zu erreichen ist, als es das allgemeine Abschaffen des Negerhandels selbst war. Noch wird in vielen Kolonien die Freilassung der Sklaven mit einer belästigenden Abgabe ver-

Im Lager wohnte Elend bis zur Verzweiflung. Bucquoi, des Kaisers Feldherr, schon bei Rakonitz durch einen Schuß im Schenkel verwundet, rieth ängstlich ab, einen ausgeruhten, wohlgenährten Feind in so starker Stellung mit abgemattetem, hungrigem Volk anzugreifen. Er gab den Anschlag, die Böhmen zu umgehen, Prag zu nehmen, und den Kampf um die Krone einem bessern Augenblick aufzubaren.

Der Herzog hörte im versammelten Kriegsrath unwillig Bucquoi's Worte. Verzweiflung, meinte er, sei doch ein grimmiger Mitreiter; Hunger und Noth ein gröserer Feind, als die böhmische Macht; jeder versäumte Tag eine Niederlage des Bundesheeres. So sprach auch Tilly, und so Wilhelm Verduzo, der tapfere Spanier, in freien Künsten wie im Kriegswerk wohlerfahren. Darauf erhob sich an des Herzogs Seite Vater Dominik, der unbeschuhten Karmelbrüder Oberster. Am Knopf seines Stabes trug der Greis ein Kreuzbild; auf seiner Brust das Bild der göttlichen Jungfrau. Mit der Stimme des begeisterten Sehers rief er: „Wankt ihr, Söhne der heiligen Kirche, in dem Augenblick, da der Allmächtige seine Feinde euern Händen überantwortet? Weg zaudern, weg Sagen; gesegnet ist die Sache des Herrn! Vor uns her schreitet

siegreich Jesus Christus, die Schänder des Allerheiligsten zu verderben, welche die verruchte Hand selbst, — o schaut her! — an seine hochgelobte Mutter frevelnd gelegt haben." Er zeigte dem Kreise der frommen Krieger das Marienbildniß vor seiner Brust, welches er auf dem Zuge nach Prag zufällig im Schutt des verwüsteten Schlosses Rakonitz gefunden hatte, und dem die Augen ausgebohrt waren[114]).

Des grauen Mönches Beredsamkeit, mehr noch Herzog Maximilians unwandelbarer Wille, und die Begierde des Kriegsvolks, alles Leiden im Sieg oder Tod zu beenden, riefen den einmüthigen Entschluß zur Schlacht hervor. Die Befehle durchflogen das Lager. Die Anfalten wurden getroffen. Es war in der Morgenfrühe eines Sonntags, am achten des Wintermonds. Mit düsterer Erwartung blickte jeder auf das Geheimniß der nahen Blutstunden. „Heilige Maria!" war des Herzogs gegebenes Feldgeschrei. Sein Hauptbanner, mit dem Bilde der ewigen Jung-

114) So mönchisch sehr auch Pater Dominiks Leben geschrieben ist, enthält es doch die Menge kleiner Züge, denen man schon wegen der Farbe selbst, die sie tragen, wie wegen ihres vollen Zusammenhanges mit den bekannten, nicht allen Glauben verweigern darf.

frau, wehte über dem Heer. Zwölf eherne Feuerschlünde, nach den zwölf Boten genannt, riefen donnernd zum Aufbruch.

Die Verbündeten, an Zahl den Böhmen weit überlegen[115]), falteten ihre Schlachtordnung im Viereck auseinander; zwischen die Haufen des Fußvolks Reiterei eingelegt; Bucquoi's Kaiserliche auf dem rechten Flügel; die Gewalt des heiligen Bunds auf dem linken, unter Tilly's Befehl. Drei Schaaren Fußvolks, eben so viel Reiterei, standen im Nachzug, den Vordern zur Stütze.

Um Mittagszeit erhob sich allgemeiner Angriff; halbstündiges Feuer auf der weiten Kampflinie. Jählings brach aber von böhmischer Seite der Fürst von Anhalt mit ungarischen Reitern hervor, warf in Wetterschnelle einige Geschwader des verbündeten Heeres, nahm deren Anführer Breuner gefangen, und schreckte mit Siegesgeschrei den ganzen linken Flügel. Wilhelm Verdugo's Wallonen hielten mauerfest, bis Oberst Krah, Graf von Scharfenstein, der tapfere Rheinländer, auf

115) Laut einem vom Fürsten von Anhalt selbst entworfenen Verzeichniß über die Stärke des böhmischen Heeres, betrug es nicht über 15,000 Mann Fußvolk und Reiterei, nebst 6000 Ungarn. Hösche. II. 39.

Tilly's Gebot, mit fünf baierischen Geschwadern, nach einem halbstündigen Gefecht das Gleichgewicht des Treffens herstellte. Die Ungarn wichen dem Stoß. Umsonst wehrte Fürst Christian, der heldenmüthige Jüngling von Anhalt, ihrer Flucht. Er stürzte blutend vom Roß in der Wallonen Hände. Inzwischen hatte Karl Spinello sich einer böhmischen Schanze bemeistert, und die zwei Stücke derselben auf die nächsten Haufen der Feinde gerichtet. Das brachte Tod und Verwirrung in ihre Glieder. Er drang hindurch; entriß den Böhmen den gefangenen Breuner wieder und drei verlorne Fahnen. Da wurden von allen Seiten die Höhen erstiegen; die Schanzen erstürmt. Noch standen die Königischen. Aber die Thurnische Schaar, unter ihnen die älteste, auf welche die übrigen alle sahen, wandte, von unbegreiflichem Schrecken befallen, plötzlich den Rücken, da sie vom Feinde nur noch dreihundert Schritte war. Ihrer Flucht entsetzten sich die übrigen. In verworrenem Getümmel zerloseten sich plötzlich die böhmischen Schlachthaufen, fliehend, die Waffen weggeworfen. Die Reiterei zerstob entschwadert. Nur wenige wurden gefangen; aber bei viertausend ihrer Todten bedeckten das Wahlfeld[115]).

115) Im Schreiben des Herzogs Maximilian, Prag den 12. Wintermonds, an den Papst, werden nur 500 Gefangene angegeben. Adlzreiter.

Die Schlacht hatte kaum drei Stunden Dauer gehabt. Zehn Stück groben Geschoßes und gegen hundert Fahnen waren des Sieges Ehrenzeichen.

Erblassend vernahm Pfalzgraf Friedrich im Schlosse zu Prag den Untergang der Seinigen. Er saß während des Treffens beim Gastmahl. Wir sind geschlagen! rief ihm der alte Fürst von Anhalt zu: Auf zur Flucht! Bestürzung raubte allen die Besinnung. Jeder dachte zitternd an eigene Rettung, statt an letzte Vertheidigung. Noch lagen in Prag siebenzehn Schlachthaufen Fußvolks. Alle Bürger sah man zur Vertheidigung ihrer Mauern willig. Achttausend Ungarn wußte man noch in vollem Anzug; und der kühne, vielversuchte Mansfeld spielte keck im Rücken des baierischen Heeres. Dennoch ward ein achtstündiger Waffenstillstand, welchen Maximilian bewilligte, als Glück angesehen und benutzt, den König Friedrich, dessen Gemahlin und Kinder, nach Schlesien zu retten. Entblößt, verspottet und entthront, suchte Friedrich eine Zuflucht in weiter Ferne. Das Volk nannte ihn nur den Winterkönig [117]).

Schon am Abend des Schlachttages erschien Maximilians Heer vor der Hauptstadt, und die

117) Er begab sich nach dem Haag, wo ihm die Staaten jährlich 150,000 brabantische Gulden reichen liessen.

Wallonen legten mit Anbruch folgenden Morgens Sturmleitern an die Mauern. Da begehrten die Burger der Stadt Gnade und Uebergabe.

Der Herzog ritt ohne ſiegreiches Gepränge in Prag ein, zur königlichen Burg. In der Kirche der Kapuziner dankte er inbrünſtig dem Gott der Heerſchaaren für verliehenen Sieg. Es erklang das „Herr Gott, dich loben wir!“ unter dem Donner des Geſchützes. Böheims Unterwerfung zu vollenden, übergab Maximilian ſeinem Feldmarſchall Tilly den Oberbefehl des Kriegsvolks, und dem Fürſten Karl von Lichtenſtein unterkönigliche Gewalt. Er ſelbſt aber reiſete, begleitet von zweitauſend Mann zu Fuß, zwoſhundert Reitern, und einem Gefolge von funfzehnhundert beutebeladenen Wagen [118]), nach München zurück [119]). Als ihn hier der Jubel ſeines Volkes auf den Gaſſen begrüßte, begab er ſich in die Hauptkirche zum Gebet; dann erſt freudig zu ſeinem neuem Palaſt [120]), welchen er auf derſelben Stätte gebaut hatte, wo vordem Albrechts IV neue Veſte geſtanden war.

---

115) Wie Julius Bellus S. 380 erzählt.

119) Den 25. Wintermonds 1620 traf er daſelbſt ein.

120) Der Bau war im J. 1616 vollendet worden.

7.

Maximilian beſetzt die Oberpfalz und erwirbt, nebſt der Kurwürde, auch dieſe.

Im J. 1621 — 1623.

Sobald Kaiſer Ferdinand zu Wien den Sieg bei Trag, die Unterjochung Böheims, die Flucht des Nebenbuhlers vernahm, entblößte er ohne Scheu die langſt geſponnenen Entwürfe ſeines Stolzes und ſeiner Rache. Mit eigener Hand zerſchnitt er lachend den Majeſtätsbrief der Böhmen, und warf das Siegel deſſelben in die Flamme. Den Streit ſeines Erzhauſes um den böhmiſchen Thron erhob er, ohne des Reichs Einſtimmung zu begehren, zur Sache geſammten Reichs. Ankläger und Richter zugleich, erklärte er eigenmächtig den rheinpfälziſchen Kurfürſten und deſſen Freunde, ohne Vorladung oder angehörte Vertheidigung derſelben, und mit Verachtung kaiſerlicher Wahlbedingungen, mit Hintanſetzung von des heiligen Reiches Kammergerichtsordnung, in die Acht [121]). Die Vollſtreckung derſelben übertrug er dem Spanier Spinola in der untern, dem Herzog Maximilian in der obern Pfalz.

---

121) Wien den 22. Jänner 1621.

Der Herzog, welcher mit Blut und Leben vieler tausend getreuer Baiern Oesterreichs wankende Größe gegen Friedrichs Thronanmaßung gerettet hatte, zog das Schwerd auch zur Erniedrigung des ihm erbverwandten Hauses. Denn von seiner Lieblingsdofnung hingerissen, das abgefallene Deutschland in den Gehorsam der alten Kirche zurücktreiben zu können, bemerkte er kaum, oder wollte ers nicht sehen, wie er das Werkzeug fremder Herrschsucht werden mußte.

An den Grenzen Boheims und der Oberpfalz behauptete sich noch der unerschrockene Mansfeld nach dem Unglück Friedrichs V. Indem Maximilian dem Kriegsheer befahl, die Pfalzstaaten zu besetzen, forderte er die Stände in denselben auf, keinesweges den Feldherrn Friedrichs zu unterstützen, den er angreifen werde [122]). Neumarkt, Amberg und alle Städte wurden darauf ohne Widerstand eingenommen. Nur Cham, treu einem unglücklichen Herrn und einem bedroheten Glauben, leistete zehntägige Gegenwehr, blutig und fruchtlos [123]). Die nach Amberg versammelten Stände des Landes mußten in die Hand der baierischen Vollmächtigen, Wilhelm Fuggers und Joachims von Tausberg, dem Kaiser

122) Straubing den 8. Herbstm. 1621.

123) Es ward den 25. Herbstmonds eingenommen.

gleich wie dem Herzoge Gehorſam geloben. Herzogliche Bizthume übernahmen die Verwaltung. Starke Beſatzungen hielten die Städte im Zaum [124]). Mansfeld aber rettete ſich mit ſeinem Heer, verlaſſen vom Glück, nie vom Muth, durch Franken in die pfälziſchen Rheinlande, wohin ihm Tilly nacheilte.

Nun ernannte mit dankbarem Sinn Kaiſer Ferdinand auf dem Regensburger Reichstag, anſtatt des geächteten Friedrich, ſeinen Freund Maximilian zum Kurfürſten und Truchſeß des heiligen römiſchen Reiches, weil derſelbe des Reiches Wohlfahrt und anderer gehorſamen Stände Rettung, mehr als ſein eigenes Haus, treuherziger Weiſe in Acht genommen hatte [125]). Doch ward ihm die Würde nur auf Lebenszeit gewährt, unbeſchadet den Rechten und Anſprüchen von Pfalzgrafen Friedrichs Erbfolgern [126]). Und am ſechsten des Märzes im ſechszehnhundert dreiundzwanzigſten Jahr leiſtete der Herzog von Baiern kniend vor den Stufen des

124) In Amberg allein blieben 1000 Mann. Eghers Geſch. der Landſchaft in der Oberpfalz. S. 57.

125) Eigene treuherzige Worte im Vortrag des Kaiſers beim Reichstag.

126) So beſagt es der zu Regensburg unterm 25. Hornung 1623 ausgeſtellte Lehenbrief über die Kur und das Erztruchſeſſenamt.

Kaiserthrones den Eid: legte Kurhut und Mantel an: kußte mit Erkenntlichkeit Ferdinands Schwerd und Hand, und trug ehrerbietig als Truchseß bei der kaiserlichen Mahlzeit die erste Schüssel auf [127]).

Umrauscht von Glückwünschen kehrte der neue Kurfürst nach München zurück. „In deiner erhabenen Würde", schrieb ihm der heilige Vater aus Rom, „erkennt die allgemeine Kirche ihr eigenes Siegsgepränge. So möge denn nun die Tochter Sion Sack und Asche der Betrübniß abwerfen, und das Feierkleid der Fröhlichkeit anlegen! Wahrlich, es haben Uns deine Briefe dergestalt erquickt, daß Unser Herz beim Lesen vom Manna des Himmels und Strom der Wollust überschwemmt zu werden schien" [128]). Der Kurfürst hinwieder vergalt die schmeichelnden Zeilen des irdischen Statthalters Christi mit einem Geschenk, dessen Kostbarkeit Deutschland und die Wissenschaften Jahrhunderte lang beklagt haben. Der päpstliche Machtbote Karl Caraffa nämlich, bei Uebertragung der Kurwürde zu Regensburg gegenwärtig, hatte

127) Zwei Tage später (Ausschreiben v. 8. März 1623) wurde den Baiern die Standeserhöhung ihres Fürsten nebst den Namen der neuen Würden öffentlich verkündet.

128) Adlzreiter gibt den schwülstigen Glückwunsch Gregors XV.

bunden. Noch ist in allen Kolonien das Zeugniß keines Sklaven vor Gericht in Zivil- und Kriminalfällen rechtsgültig, sobald es Personen freier Herkunft betrift. Selbst in Streitfällen über Freiheit eines Losgelassenen und seiner ganzen Nachkommenschaft muß der Schwarze den Beweis leisten, daß er wirklich frei sei; nicht der Weiße, der es läugnet, ist gehalten, Beweise über seine Behauptung zu bringen. Nirgends sind Ehen der Sklaven durch gesetzliche Sanktion gewährleistet, und ihr Unterricht, selbst in religiösen Dingen, ist, mit wenigen Ausnahmen, dem bloßen Zufall überlassen. Noch werden diese Unglückseligen, wie es ihrem Herrn gefällt, verkauft; ohne Rücksicht auf Gesundheit, Familienverhältnisse u. s. w. weggerissen von Weib und Kind, und in entlegene Kolonien versetzt. Noch führt man sie in Haufen, mit der Peitsche, wie eine Heerde Vieh. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ist es noch weit schlimmer. Da scheinen mehrere jener Grausamkeiten hin verpflanzt worden zu sein, die ehemals den Kauf und Verkauf der Afrikaner an der Sklavenküste zu begleiten pflegten; die Barbareien werden bis unter den Mauern des Senates verübt, unter welchen die Stellvertreter eines freien Volkes rathschlagen. Tausende von Sklaven werden alljährlich von den virginischen Tabakspflanzungen zu den Ufern des Mississippi geschleppt, um

ſchon damals den Herzog um den koſtbaren Bücherſchatz der Heidelberger Hochſchule angeſprochen [129]). Es war derſelbe durch Freigebigkeit vieler Fürſten und großmüthiger Gelehrten der berühmteſte und reichſte Europens zu jener Zeit [130]). Sobald Tilly die rheiniſche Pfalz erobert hatte, wurde die Sammlung von mehr denn hundert belaſteten Maulthieren über die Alpen getragen [131]).

Die Pfalzgebiete am Rhein, abwechſelnd von Spaniern und Baiern verwüſtet, waren ſchnelle

---

129) *Car. Caraffa* comment. de Germania sacra restaurata S. 50. Caraffa ſagt an dieſem Orte von ihr: quæ et copia librorum et raritate manuscriptorum omnibus aliis in Germania et forsan in Europa bibliothecis antecellebat. Er wußte beſſer, um was er bat, als Maximilian, was er gab.

130) Joſ. Scaliger ſchätzte ſie höher, als die vatikaniſche. Von dieſer ſandte der Papſt den Veſtiſcher Leo Allatius, die heidelbergiſche einzupacken. Da war die ſeltenſte Menge arabiſcher, indiſcher, lateiniſcher, ſpaniſcher, altdeutſcher und anderer Handſchriften. Nur der Werth der hebräiſchen und griechiſchen wurde auf 22,000 Goldgulden berechnet.

131) Es geſchah im J. 1623. Jeder Maulefel trug eine Tafel mit der Inſchrift: Sum de bibliotheca, quam Heidelberga capta spolium fecit et Pontifici maximo Gregorio XV trophæum misit Maximilianus utrisque Bavariæ Dux, S. R. I. Elector.

Beute der Sieger gewesen. Der Leichtsinn ihres unglücklichen Herrn hatte sie ohne hinlängliche Mittel der Vertheidigung, die Schahkammern ohne Geld, die Landwehren ohne erfahrene Anführer, die Beamten ohne Muth hinterlassen [132]). Es rettete nichts, daß Herzog Christian von Braunschweig, oder Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für ihren geächteten Freund mit Tapferkeit fochten. Tilli's Glück demüthigte beide; und Graf Ernst von Mansfeld mußte mehrmals ohne Geld, ohne Heer, als Abenteurer umherziehen. Kein besseres Schicksal erfuhr der König von Dänemark, Christian IV, als Niedersachsen denselben um Hilfe anrief. Auch ihn beugte Tilly, dessen Feldherrnthaten der Kaiser mit Grafenwürde lohnte [133]), der Papst in schmeichelhaftem Briefe

132) Viel Wahres mag an den „dreyßig wahrhaften Ursachen des vhein Zustandes der Pfalz, von einem uffrichtigen Deutschen an Tag gegeben. 1621." gewesen sein.

133) „Den 21. July 1622 hat sich Thylli das erstemahl als Graf vnderschrieben." So im fünften Theil der achthundert in der Landesurkundenkammer zu München befindlichen Bande über den dreißigjährigen Krieg, von welchen im königlichen Bücherschatz ein handschriftlicher wesentlicher Auszug von der Hand des Geheimschreibers Sonnenleutner verhanden liegt.

ſegnete. Tilly's Siege begünſtigte aber mehr, als Alles, jene Schwäche der neugläubigen Stände Deutſchlands, welche aus unkluger Trennung ihrer beſondern Vortheile und kirchlichen Begriffe entſprungen war. Heſſen-Darmſtadt, dem augsburgiſchen Bekenntniß zugethan, diente dem Kaiſer, um ſich an Heſſen-Kaſſel zu bereichern, welches kalviniſch dachte. Hans Georg, Kurfürſt von Sachſen, obgleich lutheriſch, ſtand dem Kaiſer bei, in Hoffnung, ſeine Staaten zu vergrößern, Georg Wilhelm, Brandenburgs Kurfürſt, hinwieder aus Furcht, die ſeinigen zu verlieren.

Es iſt aber kleinern Staaten eben ſo gefährlich, dem Eroberungsgeiſt eines Größern feig und dienſtbar zu helfen, als ihm vereinzelt zu trotzen. Je ſiegreicher die Heere des heiligen Bundes den deutſchen Norden durchzogen, je herriſcher gebot Ferdinand aus ſeiner Burg von Wien, und je höher ſtiegen ſeine Ziele: Vertilgung aller neuen Kirchen, verewigter Beſitz der Reichskrone im Erzhauſe, freies Schalten im Reich. Nur der heilige Bund ſelber noch, das Werkzeug ſeiner Größe, konnte ihm Beſorgniß wegen des Gelingens ſeiner ungeheuern Anſchläge erregen. Es mußte des Kaiſers Wunſch werden, im Nothfall unabhängig vom Bunde, auch dieſem ſelber das Geſetz ſchreiben zu können. Aber dazu mangelte die Heermacht und

zu derselben das Geld [134]). Da trat vor den Kaiser ein reicher und ehrgeiziger Edelmann aus Böheim, der in den Ungar- und Türkenkriegen seltene Erfahrung in Staats- und Kriegssachen, Muth zu Allem erworben hatte. Dieser, genannt Albrecht von Wallenstein, erbot dem Erzhause, ohne dessen Kosten, ein zahlreiches Kriegsvolk zu werben und zu nähren, wurde man ihm freien Oberbefehl und Anstellung der Hauptleute überlassen. Es ward gewährt. Und binnen wenigen Monden standen mit Wallenstein bei dreißigtausend Soldaten in Niedersachsen; ein wildes verbrecherisches Gezücht, aus allerlei Volk und Glauben zusammengerafft. Brandschatzung in Freundes und Feindes Gebiet mußte dies neue Heer kleiden, nähren, besolden. So schritt es, einer ungeheuren Räuberbande gleich, mit des Kaisers Fahnen, verderbend über das Feld der Bundesgenossen, wie des Geächteten, wohin es Wallenstein führte. Nichts widerstand diesem Manne, der hartherzig vollzog, was er verwegen beschloß.

134) „Die thrälische Armada hat damahls monatlich 265,000 Reichsthaller Unterhalt erfordert." Fünfter Theil S. 90 der obengenannten achthundert Bande. Ein Inhaltsverzeichniß dieser achthundert Bände ließ Chr. Frhr. von Aretin „über die älteste Sammlung der westphälischen Friedensakten", München 1803, abdrucken.

Unterdessen nun Ferdinands und des heiligen Bundes Heerschaaren Nieder-Deutschland, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, siegerisch beherrschten, wurde Oesterreich und zum Theil Baiern durch einen Aufruhr erschreckt, welcher alle Gräuel der Verwüstung auch über Hochdeutschland zu verbreiten drohte.

Für den unbezahlten Aufwand von dreizehn Millionen, welchen Maximilian zur Dämpfung des oberösterreichischen und böhmischen Aufstandes gemacht hatte, war ihm Oberösterreich vom Kaiser unterpfändlich gelassen worden. Graf Adam von Herberstorf hatte bisher zu Linz, als Statthalter des Kurfürsten daselbst, dessen Gebote vollstreckt; keine mit größerer Lust, als die zur Bekehrung abtrunniger Ketzer. Der lutherische Beamte war verdrängt worden. Der Kläger mußte vor dem Richterstuhl sein Recht erst mit dem Glaubensbekenntniß beurkunden. Jener Freibrief, welchen vorzeiten Kaiser Maximilian II Herren, Ritter und sieben landesfürstlichen Städten im Land ob der Ens für ihren Gottesdienst ausgestellt hatte, lag verachtet und ungültig. Endlich war von Wien sogar offenes Geheiß gekommen, jedermann müsse, bei Strafe der Landesverweisung, in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren. — Alle Plagereien konnten jedoch die fromme Halsstarrigkeit des Volkes nicht zwingen,

den Nachtmahlkelch zu vergeſſen. Der Bekehrer Unklugheit, wie die rohe Härte der baieriſchen Amtleute, machte bald ihre Verwaltung, wie ihren Glauben, verhaßt. Zuletzt hörten die gequälten Leute auf zu gehorchen, und erwiederten Gewalt mit Gewalt [135]). Herberſtorf, an ſeiner Seite der Henker [136]), ging mit einem Theil der ſchwachen Beſatzungen den gereizten Volkshaufen entgegen; ward aber durch die Menge und Begeiſterung derſelben übermannt. Achtzigtauſend Menſchen ſtanden plötzlich unter Waffen, Kinder und Greiſe. Die Inſchrift ihrer Fahnen [137]) ſprach das Flehen ihres Herzens aus. Unter ihnen ſelbſt herrſchte wunderbare Mannszucht, Ordnung und Gleichheit. Faſt alle gingen in ſchwarzen Landeskitteln. Der Bart war bei allen gleich geſchoren, das Haupthaar bei allen gleich geflochten. Verſtändige Handwerker wurden Feldherrn, eroberten Städte, und warfen feſte Burgen nieder. Herberſtorf büßte Mannſchaft und Geſchütz ein, und ward zuletzt, abgeſchnitten von Baiern, durch achtunddreißigtauſend Mann in Linz belagert. Dreißig-

135) Im Mai 1626.

136) Adjuncto sibi carnifice, meldet Caraffa in ſeinen Commentariis S. 253.

137) „Weil es gilt Seel und Blut,
Geb' uns Gott Heldenmuth.“

tausend andere rückten gegen den Inn, wider Baiern die Grenze zu decken, oder sich dort mit allen ihren bedrängten Glaubensbrüdern gegen der weltlichen Herren Gewissenszwang zu verbinden [135]).

Jeden Tag wuchs die Gefahr. Schon schlugen die Flammen des Aufruhrs in das entzündliche Böheim hinüber. Die baierischen Obersten, Lindeloo und Hübner, welche Kurfürst Maximilian gegen Linz sandte, wurden mit blutigem Verlust zurückgetrieben, gleichwie die Schaaren des Kaisers. Der Aufstand gewann Frist, sich zu befestigen. Baiern, von Kriegsmacht entblößt, sah sich in seinem Innern bedroht [137]). Da erschien noch in glücklicher Stunde Heinrich von Pappenheim, einer von den Feldherren des heiligen Bundes, an der Spitze wohlgeübter baierischer Kriegshaufen. Er ließ alsbald eine

135) Alles dieses im Anfang des Jahres 1626. Maximilian benutzte diesen Aufruhr mit Glück, durch seine Gesandten bei der spanischen Infantin in den Niederlanden neue Hilfsvölker für die Sache des heiligen Bundes zu erwirken. Tagebuch der nach Brüssel im Jahr 1626 abgeordneten Gesandten. Hdschr.

137) Unterm 26. Herbstm. 1626 Befehl in Baiern zum allgemeinen Aufbruch und Widerstand im Fall eines Einfalls der Aufständischen.

große Menge Schiffe in der Donau verſammeln, als wolle er mit allen ſeinen Schaaren nach Linz hinab fahren. Während die Aufſtändiſchen, von dieſen Anſtalten betrogen, den Strom an acht Orten mit Seilen und Ketten ſperrten, ſetzte Pappenheim plötzlich und nächtlicher Weile über den minder gebüteten Inn, und drang in Eilzügen bis Linz, wo ihn der unerſchütterliche Herberſtorf freudig empfing [140]). Nachdem er ſich mit den kaiſerlichen Kriegsvölkern vereinigt hatte, eröffnete er mitten im Winter den Feldzug. Wechſelndes Glück ward geſchlagen, und die ſoldatiſche Waffengewandtheit oft an der Verzweiflung des Volkes zu Schanden [141]). Erſt nach langem und ſchrecklichem Blutvergieſſen gelang es, die Banden des Aufruhrs zu zerſtören, denen es nur an erfahrnen Hauptleuten, nicht an Tapferkeit gebrach. Von den Vornehmſten der Empörung entflohen viele nach Mähren und

140) Am 4. Winterm. 1626.

141) Sie haben „gleich als Raſende vnd Wiettende Hundt angefallen," ſchreib Pappenheim ſelbſt unterm 22. Winterm. 1626 aus Wolfseck: „Auf meine Seiten, mit was Valor ſich auch meine Reuter erzeigen, kundten ſie doch den beſtialiſchen Impetum des Feinds, welcher auß Ihrer Teuffliſchen Einbildung vnd verführeriſchen Zauberei den Todt verachten, nie genugſam zurückhalten."

Böheim; viele büßten in Kerkern und auf Rabensteinen. Das weite Hügelland ob der Ens glich nach wenigen Monden einer schauervollen Wüste voller Brandstätten und Blutfelder. Den Bewohnern derselben, von unmenschlichen Kriegsknechten ausgeplündert und mißhandelt, blieb nichts, als ein unaussprechlicher ohnmächtiger Fluch gegen die Grausamkeit der Unterdrücker.

Dies und der Gedanke, wie unsicher früh oder spät der Besitz solches von Oesterreich gewonnenen Landes in spätern Zeiten einmal gegen Habsburgs Uebermacht zu behaupten sein würde, machten den Kurfürsten zu Baiern dem Vorschlag geneigter, statt jenes Unterpfandes, die Oberpfalz als Eigenthum und Ersatz für des Kaisers Schuld anzunehmen. Schon war die Schuld über vierzehn Millionen guter rheinischer Gulden erwachsen [142]) Ferdinand betrachtete die

142) Hauptschuld und Zins betrug, als man sich darum den 28. Christm. 1623 zu Regensburg verglich, in allem 13 Millionen; dazu wurden noch alle seitdem für Kriegskosten aufgelaufene Schulden des Kaisers, die aber im Kaufvertrag vom 22. Horn. 1628 nicht ausgesetzt sind, geschlagen. Die „13 Millionen Gulden rhein. guter Reichsmünz“ wurden als der „wirklich ausgelegte Kaufschilling“ im förmlich zu Prag den 4. März 1628 ausg-

Pfalz als ſein erobertes Land. Und Maximilian ſeinerſeits trug um ſo minder Bedenken, altwittelsbachiſches Gut an ſich zu ziehen, da er es auf dieſe Weiſe fremder Hand entriß und es als Siegesfrucht empfing.

Am zweiundzwanzigſten des Hornungs im Jahr eintauſend ſechshundert achtundzwanzig ward zu München der Kauf um die Oberpfalz [143]) ge-

---

fertigten Kaufbrief für die Oberpfalz angeſehen; und ein Schutz-, Schadlos- und Gewahrſchaftsbrief, den der Kaiſer am gleichen Tag (4. März 1628) ausſtellte, beſtimmt, daß, vor Zurückzahlung der Summe durch den Kaiſer, Baiern nicht ſchuldig ſei, die ihm abgetretenen Pfalzlande zurückzugeben. Aus dem Eingang des letztgenannten Gewahrſchaftsbriefs erſieht man auch, daß ſchon im Jahr 1623 die Summe bei der Abrechnung, „über gethanen Nachlaß," in der Hauptſchuld zwölf und an „ſeithero verfallenen und zurückſtandigen Zinſen auf zwo, und in allem alſo gegen vierzehn Millionen" ausmachte.

143) Mit Ausnahme der großen böhmiſchen Lehen (nämlich der Stadte und Schlöſſer, welche Pfalzgraf Otto II von Neumarkt im J. 1465 an Böheim zum Lehen übertragen hatte). Doch auch dieſe erhielt Maximilian ſpaterhin (Prag 25. März 1631) noch vom Kaiſer dazu. Ebenſo waren im Kauf ausgenommen jene Ortſchaften und Schlöſſer, (Kreußadt, Hollnſtein, Hohenfels u. ſ. w.) mit de-

ſie zum gewinnreichern Anbau des Zuckerrohres zu verwenden *).

5.

Die Geſellſchaft für chriſtliche Moral in Paris.

Eine in ihrer Art merkwürdige Erſcheinung iſt die ſeit einigen Jahren zu Paris gegründete Geſellſchaft für chriſtliche Moral (la société de la morale chrétienne). Sie beſteht größtentheils aus Mitgliedern der evangeliſchen Kirche. Ihrem Namen nach ſollte man ſie faſt für einen Verein frommer Geiſtlichen halten. Aber ſie iſt nichts weniger, als das, ſondern aus Männern aller Stände zuſammengeſetzt. Man findet darin evangeliſche und katholiſche Geiſtliche, Kaufleute, Gelehrte, Kriegsmänner, Herzoge, Grafen u. ſ. w., in bunter Vermiſchung; unter andern den Grafen de Laſteyrie, den Grafen Löwenhielm, bevollmächtigten ſchwediſchen Miniſter in Paris, Auguſt und Karl de Staël, Degerando, Baron von Türkheim, Albrecht Stapfer, ehemaligen helvetiſchen Miniſter in

*) Prospectus de la société formée à Liverpool pour l'adoucissement et l'abolition graduelle de l'esclavage.

ſchloſſen[144]). Dazu erhielt Maximilian noch eins von den vier Aemtern der rheiniſchen Pfalz, mit den Städten Heidelberg und Mannheim; ferner die Kurwürde erblich in ſeinem Geſchlecht; und fünfzehnjährige Sicherheit um Entſchädigung für Alles, was Baiern vielleicht in künftigen Friedensſchlüſſen wieder herauszugeben genöthiget werden konnte[145]). Denn was Ferdinand durch das Recht des Stärkern beſaß und veräuſſerte, hatte ihm ſelber noch kein Vertrag zugeſichert und gewährleiſtet.

So iſt die obere Pfalz wieder an das Haus Baiern gekommen, nach einer Trennung von zweihundert und neunzig Jahren.

8.

Die Gan-Erben. — Maximilian löſet die Stände der Oberpfalz auf und führt das Volk zur römiſchen Kirche zurück. Mönchswesen im alten Baiern.

Zu Amberg, in voller Verſammlung der Landſaſſen, Landrichter, Schultheiſſen, Pfleger

nen der Kaiſer ſchon im J. 1624 den Tilly belehnt hatte.

144) Zwiſchen dem kaiſerlichen Geſandten Max von Trautmannsdorf und dem kurfürſtlichen Geheimenrath Chriſtoph Freiherrn von Preiſing.

145) Darum wurden dem Kurfürſten auch alle seine

und andern Amtleute der Städte, Märkte und Gerichte, geschah durch Ferdinands Vollmächtige die feierliche Uebergabe des Landes an das Haus Baiern [146]). Stände und Vorsteher huldigten mit theuerm Eide dem Kurfürsten und Herzog zu Baiern, als ihrem einigen, rechtmäßigen Landes- und Erbfürsten. Nur die Hauptstadt der Pfalz zweifelte einen Augenblick, ob sie Treue schwören solle, ehe der neue Herr, altüblichem Herkommen gemäß, jenen Freiheiten Schutz und Schirm angelobt habe, welche ihr von Kaisern, Königen und Pfalzgrafen für Besetzung eigener Obrigkeit, für Handel, Steuern, Wild- und Blutbann, Rechtspflege im weiten Burgfrieden und andere Dinge gegeben waren. — Auch die Ganerben des Rothenbergs fehlten im Kreise der Versammlung. Denn obwohl ihre Besitzungen in Mitte der obern Pfalz lagen, wollten sie doch nicht derselben Landsassen geheißen sein.

Vor hundert und fünfzig Jahren, als Deutschland, zum erstenmal vom türkischen Namen erschreckt, die Wiederkehr jener Gräuel fürchtete, welche von morgenländischen Völkerschwärmen oft schon über den Welttheil gebracht worden wa-

Rechte auf Oberösterreich vorbehalten. Urk. München 22. Hornung 1628.

146) Am 30. April 1628.

ren, hatten ſich fünfundvierzig mannliche Ritter aus Frankenland verbunden, eine unuberwindliche Veſte zu bauen. Dazu war von ihnen das Haus auf dem rothen Berge auserſehen worden, welcher drei Meilen von Nürnberg ſeine Gipfel zu den Wolken erüreckt. In ganz alten Zeiten hatte das Haus oben eigene Herren gehabt, ehe es durch Kauf an die Kaiſer, durch Leben an die Pfalzgrafen gekommen war. Den Berg und die Burg auf der Hohe, mit dem umliegenden Gebiet ſammt dem Markte Schnaitach, hatten die funfundvierzig Franken alsbald um ſchweres Geld vom Pfalzgrafen Otto dem Zweiten erſtanden [147], und das Haus mit tiefem Graben, hohem Walle, zwo Baſteien und vier hervorragenden Rundthürmen umgürtet. Nachdem waren von ihnen Geſetze für die Haushaltung eingeführt, einfach und verſtändig; Hut, Pflege und Ordnung des Gemein- oder Ganerbes aber einem Vorſteher, Burggraf geheißen, anvertraut, welchem Baumeiſter und Erkorne zugeſellt ſtanden. Dieſe Einrichtung hatte ſich anderthalb hundert Jahre forterhalten.

147) Urkunde Lichtmeß 1478 (in Falkenſteins Analectis nordgav. S. 333 und 429 ff.) Doch behielt der Pfalzgraf ſich Landeshoheit vor, Oeffnung der Veſte, Geleitsrecht durch das Gebiet, Handlehen und Vogtei uber Kloſter Weiſſenohe.

Wie nun dem Kurfürſten zu Baiern die Nachricht gebracht ward, daß die Ganerben weigerten, in ihm ihren Herren zu erkennen, befahl er, das Bergſchloß zu umzingeln und zu erſtürmen. Der rothe Berg ward berannt. Solcher Gewalt nicht gewachſen, zogen die Ganerben ehrenvolle Bedingungen der Unterwürfigkeit gänzlichem Untergange vor. So retteten ſie, nebſt dem Eigenthum, ihre Verfaſſung; ſchworen dem Kurfürſten Treue, und öfneten ihm das Haus, welches ſie, an Seiten ſeiner Kriegsleute, beſetzt hielten[148]).

Nachdem dies alles vollbracht war, löſete Maximilian die landſchaftliche Verfaſſung der Oberpfalz auf, die ſeit Jahrhunderten[149]), oft den Fürſten zu Ruh, nie dem Lande zum Verderben[150]), beſtanden geweſen. Denn ſein ſelbſt-

148) Die Uebergabe geſchah am 26. Herbſtm. 1628. Falkenſtein a. a. O. S. 344.

149) Der älteſte urkundliche Beweis von der landſchaftlichen Verfaſſung der Oberpfalz iſt vom Jahre 1388. Ludwig Freiherr von Egkher Geſch. der vormaligen Landſchaft der Oberpfalz. S 11.

150) Zeßmaier Staatsgeſch. der Oberpfalz 2, 14. Dieſer Schriftſteller hält den oberpfälzigen Landſtanden eine Grabrede, die Alles umfaßt, was zum Lobe der Landſchaften aus dem Mittelalter geſagt werden konnte: Sie mehrten und hüteten ihr Recht, ohne des Landes Verderben und Noth.

thätiger Herrſchergeiſt haßte Beſchränkung, und ſein geheimer Entwurf, das neue Gebiet zur römiſch-chriſtlichen Kirche zurückzuführen, ſcheute den Widerſpruch der Stände[151]). Dieſe hatten, wie im alten Baiern, auch hier allezeit wichtigen Einfluß auf die Geſetzgebung geübt, und längſt, doch nicht unbeſtritten, behauptet, im Recht der alten ottonischen Handveſte zu ſtehen[152]). Niemand aber wußte genau zu ſagen, wie ſie im Laufe der Zeit ihre Freiheiten und Rechtſame erworben haben mochten. Inzwiſchen waren die Pfleger und Aemter, desgleichen zu Amberg die fürſtliche Verwaltung, immer vorzugsweiſe mit Landleuten von Adel beſetzt geweſen; ihr Vergehen nur von den Pfalzgrafen oder unmittelba-

151) Er hatte ihnen ſogar den Beiſtand zum Vorwurf machen wollen, welchen ſie, als getreue Diener, ihrem Herrn, dem Pfalzgrafen Friedrich V in Böheim geleiſtet hatten. Sie antworteten ihm edel: Wir haben nichts gethan, als was treuen Unterthanen geziemt. Jeßmair nach Landt. Verhandl. v. J. 1626.

152) So geſchah es im J. 1545, als ſie Beſtätigung der ottonischen Handveſte begehrten. Mit Recht ward ihnen erwiedert, wenn ſie ſolche von jeher gehabt, warum ſie derſelben in allen vormaligen Landtagen nie erwähnt hätten? J. N. G. B. Krenners Anleit. zu den baier. Landt. S 164.

ren Stellvertretern beurtheilt; ihre Mißhelligkeiten mit der Herrschaft nur von freigewählten Schiedsrichtern ausgetragen worden; ihre Güter ursprünglich von Lasten und Steuern ledig, auch dann noch, wenn sie solche, in ungefreite Hand gekommen, aus derselben zurückgekauft hatten. Sie führten von ihrem selbst ausgegebenen Handleben allein Besiegelung; auf ihren Hofmarken, sogar einzelnen Höfen, den niedern Gerichtszwang; auf landgerichtlichem Boden kleines Weidwerk, und viele andere Vorzüge[153]. Maximilian gestattete den Landsassen fernerhin unverletzt die wohlverbrieften Rechtsame: aber ihr ständisches Verhältniß und Befugniß hob er für alle Zeiten auf. Es geschah sonder Widerstand[154].

Dieser Gebiete Besitz war dem Kurfürsten ein werthvoller Zuwachs an Macht und Mitteln. Denn ungerechnet die gemeine, jährliche Steuer des wohlbevölkerten Landes[155], empfing Maxi-

153) Umständlich hat dieselben J. J. Obernberger in s. hist. Abh. von den Freiheiten und Privilegien des landsässigen Adels in der Oberpfalz entwickelt.

154) Denn auch der Kaiser hatte sie, beim Verkauf der Pfalz, verlassen und der Gnade des Kurfursten heimgestellt.

155) Im J. 1615 hatte (laut einer Handschrift in den Miscell Nro. 153 im königl. Bücherſaal zu München)

milian auch durch Gnade des päbstlichen Stuhls[156]) den Genuß von zwei Dritteln aller Einkünfte[157]) sämmtlicher zehn Klöster des Fürstenthums, in sieben nacheinander folgenden Jahren. Darum wurde, was Laien vom Gut der aufgehobenen Münster besaßen, mit Recht oder Unrecht wieder an die Kirche zurückgenommen. Ein Drittheil der geistlichen Gefälle verblieb jedoch der Unter-

die Stadt Amberg allein 2009 Hausgesessene und 877 Herbergleute und Ehehalten. Die gesammte Oberpfalz 25,959 Hausgesessene, jährlich steuernd 72,225 fl. 7428 Herbergleute, steuernd 4111 fl. 13¼ kr.

156) Unterm 23. Heumonat 1628 hatte der Papst dem Kaiser die Klostergefälle auf zwölf Jahre gewähret. Der Kaiser, laut drittem Hauptsatz der Abtretungsurkunde der Pfalz, hatte sich in Rom verwendet, daß dieser Genuß dem Kurfürsten zufließe. Es kam die Genehmigung in der Bulle vom 16. Brachmonat 1629.

157) Als man im J. 1623 die geistlichen Gefälle der obern Pfalz in einem Durchschnitte von fünf Jahren berechnete, beliefen sich dieselben jährlich auf 115,523 fl. Doch war alten Dienern wohlbekannt, daß die Amts- und Klostereinkünfte, sammt der Steuer, jährlich bei 300,000 fl. abgeworfen hatten. Hdschr. Miscell Nro. 153 in dem königlichen Bücherschatz zu München.

haltung des hergeſtellten römiſch-kirchlichen Gottesdienſtes.

Schon bei dem erſten Eintritt der Baiern in die donauiſchen Pfalzlande waren die Jeſuiten mit den Beſatzungen zugleich in die Städte eingerückt. Ohne Unterlaß hatten ſie Buße gepredigt, und Rückkehr der verirrten Seelen zum altchriſtlichen Gehorſam. Aber ein ſeit drei Menſchenaltern tief gewurzelter Abſcheu vor Papſtthum konnte weder ſo leicht durch ſüßliche Wohlrednerei, noch durch Ausſchweifungen der Kriegsknechte gemindert werden, von deren Waffen die Weltmönche begleitet erſchienen. Die mit Abſicht ungleich vertheilten Laſten des Krieges, welche großentheils den Haushaltungen der Gegenbekenner aufgebürdet wurden, bewieſen weniger die Wahrheit des alten Glaubens, als die gefühlloſe Ungerechtigkeit derjenigen, die dem Himmel gefälliger zu ſein wähnten.

Nachdem alle Mühen eitel geweſen, den neuen Glauben zu vertilgen, war des Kaiſers Gebot über die Pfalz ergangen: daß nur die alleinſeligmachende römiſch-chriſtliche Kirche die herrſchende ſein, jedes landesfürſtliche Amt einzig mit derſelben Bekennern beſetzt werden, und kein Prediger, Schullehrer oder Landſaß im Gebiete der obern Pfalz geduldet bleiben ſolle, welcher den Irrthü-

meen Luthers, Zwingli's oder Calvins nicht feierlich entsagt habe[15*])

Kurfürst Maximilian, sobald er durch den Münchner Kaufvertrag dieser Gebiete Herr geworden, betrieb die Bekehrung der neuen Unterthanen mit verfolgerischem Eifer. Es kehrten auf seinen Wink die weiland verjagten Minderbrüder wieder siegjauchzend in ihr seit vierundsechszig Jahren verlassenes Kloster ein. Der Orden der Mindesten, Paulaner geheißen, faßte im Städtlein Neuburg vor dem Walde Fuß, wo ihm das Pfarrhaus mit reichen Einkünften geöffnet ward. Die Jesuiten bemächtigten sich mit gottseliger Begierde allmälig der reichsten Pfründen. Bald gewannen sie den Pfarrhof der ambergischen Georgenkirche zum Priesterhause und zur Stiftung einer Adelsschule; bald das leere Kloster der alten

15*) Seit 1624. Den Landsassen wurden im Jahre nur wenige Wochen zum Besuch ihrer Güter und deren Verwaltung gestattet, endlich (Beschluß vom 23. Weinm. 1648) auch diese schwachen Vortheile vernichtet, und ihnen alleinige Verwaltung aufgedrungen. So weit ging die Strenge, daß die lutherische Gemahlin eines Herrn Hans Gottfried von Murach, welcher der römischen Kirche treu geblieben, von ihrem Gatten gerissen und Landes verwiesen wurde. Jeßmaier Gesch. d. obern Pfalz 2, 18.

Benediktinerabtei Kaſtel mit den beträchtlichen Gütern und Zinſen[159]; bald andere Niederlaſſungen und Vortheile. Mit den Mönchen kehrte auch zu heiligen Bildern übernatürliche Macht zurück, und Zeichen und Wunder wurden wieder geſehen, welche längſt, nebſt dem Glauben an ſie, verſchwunden waren. Die Biſchöfe von Bamberg, Regensburg und Eichſtädt lieſſen es daneben keineswegs an Geſchäftigkeit fehlen, ihr verlornes Reich herrlich in den alten Sprengeln herzuſtellen.

Der Kurfürſt ſah voll glaubensfroher Zufriedenheit ſein Werk gedeihen. Die Kirche prangte in neuer Verklärung, aber das Land trauerte arm und entvölkert. Tauſend redliche Unterthanen wurden von Heimath und väterlichem Erbe verſtoſſen. Die altberühmten Hammerwerke ſtanden ſtill; das reiche Goldbergwerk Alberent[160], die Bleiwerke zu Freihung, die ambergiſchen Eiſenerzgruben am Fichtelberg, und viele andere wurden öde und ſtürzten zuſammen. Gewerb und Verkehr flohen vor eines Fürſten hartherziger Frömmigkeit, welche, von der Prieſterſchaft billig vergöttert, hunderttauſend arbeitſa-

159) Im Jahr 1636.

160) Dieſes, ſchon im J. 1574 eröffnet, hatte ſogleich binnen neun Monden 9 Mark 10 Loth Ausbeute geliefert.

Frankreich, den Herzog von Broglie u. s. w. Es ist eben so wenig auch eine eigentliche gelehrte Gesellschaft, deren Zweck die Läuterung oder Bearbeitung der christlichen Moral wäre, sondern eine Verbindung, um die Grundsätze ächtchristlicher Gesittung nicht nur auf alle Weise verbreiten zu helfen, durch Lehre und Schrift, sondern sie auch so viel als möglich, in der bürgerlichen Gesellschaft, und so viel es Privatleuten zusteht, in öffentlichen Verhältnissen geltend zu machen. Im Allgemeinen ist also ihre Aufgabe, mitzuwirken, um die Würde des menschlichen Geschlechtes, wo sie irgend verkannt und entweiht ist, durch Belehrung, Ueberzeugung und Verbreitung eines tugendhaften Sinnes emporzuheben. Daher begnügt sie sich nicht bloß mit Abfassung oder Unterstützung solcher Druckschriften, welche ihrem Zwecke entsprechen: sondern sie bietet thätige Hand zur Abschaffung des Negerhandels (wie wir schon erwähnt haben), zur Milderung der Sklaverei, zur Verbesserung des Jugend-Unterrichts in den Volksschulen, zur Versittlichung gefangener Verbrecher u. dgl. m.

Es scheint, daß der Zweck der Gesellschaft nicht ganz ohne Mißdeutung geblieben sei; daß man wenigstens — wie dies wohl der Fall bei manchen Theologen sein kann — Bedenken ge-

Im alten Baiern, aus welchem seit manchem Jahre schon alle Glaubensabtrünnige verwiesen waren [162]), waltete Maximilians lebendiger Eifer für Gottes Ehre und Kirche in noch freierer Größe. Kaum einer von allen seinen fürstlichen Ahnvordern, selbst nicht in der äußersten Zeit der Welfen, hat ihn in maßloser Verschwendung übertroffen, Klöster zu stiften oder zu bereichern. Den Jesuiten, seinen Lieblingen, baute er Häuser zu Burghausen, Straubing und Heidelberg. So that er auch zu Mindelheim im Allgau, vormals derer von Tek Herrschaft, die er gekauft hatte, nachdem ihrentwillen ein zweiunddreißigjähriger Erbschaftsstreit zwischen den Grafen von Marcelrain und den Fuggern geführt worden war [163]). Den Kapuzinern, deren Gesellschaft vor kaum hundert Jahren der Minderbruder Matthäus von Basio nach Franzens von Assisi strengern Grundsätzen gestiftet hatte, errichtete er zu München, Landshut und Straubing neue Zellen. Diese Bettelmönche, unreinliche

162) Seit dem J. 1605.

163) Als die Marcelraine bemerkten, der Rechtsstreit neige zu Gunsten der Fugger, traten sie 1614 ihre Ansprüche an Maximilian ab, der mit Drohung und Geld im J. 1618 auch die Fugger nachgiebig machte.

Gesellen des gemeinen Volkes, mit dessen Vorurtheilen und Schwächen einverstanden, wurden, was Loyola's Jünger den höhern Ständen waren, den untern. In Dörfern und Städten bettelnd, betend, predigend, schmeichelnd, drangen sie als Vertraute, Rathgeber, Schiedsrichter in die Heimlichkeiten der Haushaltungen und Ehen. Mit Erneuerung öffentlicher, schmerzensvoller Selbstgeisselungen in Kirchen[164]), mit vierzigstündiger Anbetung in der Leidenswoche[165]), brachten sie sich allmälig in den Ruf nicht gemeiner Frommheit. Es blendete die Menge ihr volksgemäßer Witz in der Predigt, oder die Keckheit, mit welcher sie zuweilen wundersame Geheimnisse der Hölle oder des Himmels und des Fegfeuers von der Kanzel herab verkundeten[166]).

164) Als dergleichen zum erstenmal in Wasserburg geschen ward; (sagt der redliche Abr. Kern in s. Tageb. 1624): ist viel Volks „zugloffen, wenig Andacht geweft.“

165) Zum erstenmal im J. 1626, wobei Maximilian und seine Gemahlin nicht fehlten. Lipowski Gesch. des Kapuzinerordens in Baiern S 16.

166) Um dem Volke das Fegfeuer zu beweisen, zeigte Peter Stephan zu Wasserburg wahrend der Predigt die Abbildung einer schwarzen Hand, wie sie einem burgundischen Schneider geworden, da ihn

Daß ſie für den ausgeſäeten Samen des Geiſtes nicht Früchte des Fleiſches einzuärnten verſchmähten[167]), machte dem irdiſchen Gemüth des geringſten Bauers und Taglohners den Anblick ihrer Heiligkeit erträglicher. Es fanden ſich Städte, Aebte, reiche Bürger, die, nach dem Beiſpiel des Landesfürſten, ihnen Kirchen und Klöſter zu Regensburg[165]), Roſenheim[169]) Braunau[170]), Landshut[171]), Waſſerburg[172]), Deggendorf[173]) ſtifteten; wie auch zu Schärding[174]) Donauwörth[175]), Neumarkt[176]),

eine arme Seele, zum Wahrzeichen ihrer Pein im Fegfeuer, mit der Hand berührte. Abr. Kern ſ. J. 1626.

167) Seraphiſche Anrede an die Ordensbrüder. Lipowsky a. a. O.

168) Im J. 1613 auf Betrieb des Biſchofes Albrecht von Törring.

169) Durch einen Bürger Papin im J. 1606.

170) Durch Magdalena Haunſperg auf Schwindet im Jahr 1621.

171) Eliſabeth Thuner von Peukberg ſtiftete das Kloſter der Kapuzinerinnen im J. 1623.

172) Stadt und Bürgerſchaft im J. 1623.

173) Beſonders durch Abt Heinrich von Niederaltaich 1629.

174) Auf Koſten der Stadt im J. 1635.

175) Die Kapuziner wurden durch Maximilian ſelbſt hierher verpflanzt im J. 1630.

176) Ebenfalls auf Betrieb Maximilians im J. 1628.

Mühldorf[177]), Ried[178]), Vilshofen[179]), und andern Orten[180]). Aber nicht ſie allein, auch die Minderbrüder, jene ältern Söhne des heiligen Franz von Aſſiſi, verjüngten in neun neuen Klöſtern ihren alten Glanz[181]); faſt in gleichem Maße die Junger des heiligen Franz von Paula[182], ſammt den Brüdern von Karmel[183]).

177) Durch Hilfe der Bürger und des ſalzburgiſchen Erzbiſchofs Paris Graf zu Lodron im J. 1639.

178) Auf Verlangen der Einwohner im J. 1641.

179) Durch die Bürgerſchaft im J. 1641.

180) Nach dem erſten halben Jahrhundert ihres Daſeins in der ſogenannten baieriſch-tiroliſch-fränkiſchen „Kapuzinerprovinz“ (die tiroliſche ſonderte ſich 1668 von der baieriſchen ab) zählten die Kapuziner im J. 1650 überhaupt ſchon 32 Klöſter, 8 Hoſpitia, und darin 528 Mönche. Lipowsky a. a. O. S. 41.

181) Fortunat Huber zählt ſie in ſeiner Geſchichte der drei Orden des heil. Franz in Baiern ausführlich auf.

182) Maximilian, deſſen Gemahlin lange unfruchtbar geblieben (deswillen mußte ſich ſein Bruder Albrecht im J. 1612 vermählen, damit der Stamm nicht vergehe), that dem heiligen Franz von Paula das Gelübde, wurde er aus ſeiner Ehe einen männlichen Erben erzielen, ihm ein Kloſter zu errichten. Er erfüllte es 1638 zu Neuburg. Das Kloſter ward nachher gen Amberg verſetzt. Fort. Huber.

183) Die im J. 1629 von Prag nach München gekom-

Von ſo vielen hilfreichen Mönchsſchaaren thätig unterſtützt, konnte dem Kurfürſten wohl endlich gelingen, ſo weit ſeine gewaltige Hand reichte, den letzten Wurzelſprößling ihm verhaßter Ketzerei zu vertilgen. Jeder ſeiner Unterthanen war gehalten, jährlich den öſterlichen Beichtzettel aufzuweiſen[184]), und mußte, verbotener Bücher willen, plötzlicher Hausunterſuchungen gewärtig ſein[185]). Nicht ſo leicht ward ihm, das ſchamloſe Sittenverderben der meiſten Weltprieſter zu mindern. Wenn ſie als Trunkenbolde, Spieler und Wucherer lebten, Beiſchläferinnen hielten, mit Weibern Ehebruch trieben, Nonnen verführten, Kirchen und Altäre zu Schlupfwinkeln ihrer Wolluſt machten: immer fanden ſie bei ihren geiſtlichen Obern gegen den weltlichen Arm Schutz.

Meine Hand würde ermüden, ſollte ſie Dir

---

menen Väter der „reformirten Karmeliter" ſtattete Maximilian im J. 1631 mit einem Geſchenk von 60,000 fl. aus.

184) Einen ſeiner ehemaligen Unterthanen ließ er deswegen ſogar aus Augsburg gefänglich nach München holen. Paul v. Stetten Augsb. Chron. S. 823.

185) Abr. Kern beſchreibt beim J. 1608 eine ſolche tief in die Nacht geſchehene Hausunterſuchung. Beſonders ſcharfes Verbot erging unterm 21. Chriſtm. 1621 gegen die Secreta secretorum.

aufzeichnen, was Maximilian zur Emporhebung seines Glaubens oder guter Sitten in Baiern alles gethan; oder was er Klöstern, Kirchen, geistlichen Brüderschaften, Armenhäusern und andern frommen Stiftungen vergabt hat. Dafür, und zur Verbreitung des Christenthums selbst in entfernten Gegenden der Erde, wandte er während seines Lebens Millionen auf[186]). Und beinahe unzählbar sind die Altäre, Bildsäulen, Bethäuser, welche seine Andacht der göttlichen Jungfrau aufrichtete. Wenn er bei diesem Allen noch dem Kaiser Ludwig dem Baier, jenem ersten und furchtbaren Erschütterer päbstlicher Hoheit, ein prachtvolles Denkmal von Erz und Marmor, nach Peter de Witte's Entwurf, in unserer lieben Frauen Kirche zu München erbaute[187]), bewies er, wie der heilige Glaube seines Gemüths nichts mit unterwürfiger Anerkennung weltlicher Gewalt von St. Peters Nachfolgern gemein hatte. Gleich Ludwig dem Baier war er als Mensch voll frommer Ehrerbietung, als Fürst voll selbstständigen Ernstes gegen die Kirche. Auch befahl er seinem

18) Den Jesuiten schenkte er zum Bekehrungsgeschäft in China über 30,000 fl. Adlzreiter.

187) Im J. 1622 Die Gestalten, lebensgroß, sind von Joh. Krumpter in Erz gegossen. Westenrieder Beschreibung von München, 142 ff.

eigenen Kanzler Herwart von Hohenburg die Vertheidigung des großen Ahnherrn zu schreiben, da ein polnischer Geistlicher dessen Andenken mit lügnerischem Hasse verunglimpfte[188]). Denn was eines ganzen Landes Stolz und Ruhm ist, soll kein Fürst gleichgültig zertreten lassen. Und oft geschieht, daß sich ein Volk aus großer Noth nur im begeisternden Andenken seiner Vorwelt herrlich aufrichtet. Ein Fürst aber ist der Schirmhalter öffentlicher Ehre; darum selber geehrt.

In diesem Gefühle lohnte Maximilian es dankbar auch dem geehrten Stadtpfleger Marcus Welser[189]), der so zierlich als gelehrt, in fünf

---

188) Maximilian gab den Befehl am 9. März 1618; Joh. Georg Herwart schrieb dem zufolge seinen Ludovicus quartus imperator defensus gegen des Dominikaners Abr. Bzovius Fortsetzung des Annales eccles. Baronii. Damit nicht zufrieden, forderte Maximilian den römischen Hof auf, den lästernden Dominikaner zum öffentlichen Widerruf zu zwingen, und wollte der Papst nicht des Kurfürsten Freundschaft gänzlich einbüßen, mußte er das Begehren erfüllen. Bzovius that den Widerruf, wobei freilich weder die Wahrheit, noch Ludwigs des Baiern Ruhm gewann.

189) Geb. den 20. Brachm. 1558, gest den 23. Brachm. 1614. Seine fünf Bücher der rerum boicarum erschienen im J. 1602. Unter dem gleichen Jahre

Büchern Herkommen, Fahrten und Schicksale der Bajoaren bis zum Untergange des zweiten Tassilo beschrieben. Und ermuntert von ihm, ergriffen die gelehrten Jünger Loyola's, Brunner von Hall im Tirol, und Matthäus Rader, dessen Landsmann, die Feder zur Verherrlichung Baierns. Beide mit seltener Gewandtheit in Latiums Sprache, schrieben, jener der alten Bojen preiswürdige Thaten bis auf die Tage Ludwigs des Baiern[190]), dieser das heilige Baiern, und das fromme[191]), zur Mehrung vaterländischer Tugenden.

---

sagt das alte Ausgabenverzeichniß gar drollig: „Item Marco Wilsero für seine baierische Historienmacherei 300 fl. jährlich."

190) Andreas Brunner, der im J. 1650 starb, führte seine Annales virtutis et fortunæ Bojorum bis zum J. 1314. Der Schluß seines Werkes läßt deutlich genug ahnen, daß er, aus Furcht vor Roms Zorn, nicht des im Bann gestorbenen Kaisers Ruhm zu verkunden gewagt hat.

191) Die Bavaria sancta und pia des gelehrten Rader, der im J. 1634 starb, beinahe ohne geschichtliches Verdienst, haben mehr fromme Erweckung des Gemüths zum Ziel, in unsern Zeiten wohl den meisten Werth noch von den darin befindlichen herrlichen Kupferstichen Raphaels Sadeler, nach Matthias Kagers Zeichnungen.

Ihre Werke wurden bald aber an Reichthum des Inhalts und Umfangs von den Jahrbüchern des baierischen Volkes übertroffen, welche, gleich Welsers Buch in lateinischer Sprache verfaßt, uns unter Adlzreiters Namen geblieben sind. Johannes Adlzreiter von Tettenweis, Maximilians geheimer Kanzler[192]), sammelte mit redlichem Ernst aus Urkundenkammern den Stoff zu seines Vaterlandes Geschichten, am meisten, als Zeitgenoß, zur Geschichte seines Herrn. Dem, was er gegeben, lieh Verveaux, ein Jesuit aus Lothringen und Beichtvater der Kurfürstin Elisabeth, die blühende Schreibart und mönchische Wohlredenheit, in welcher jedoch die Geschichte oft zur feilen Schmeichlerin der Fürsten, oft zur klösterlich erbauenden Heiligensage entartete[193]).

192) Er war geboren zu Rosenheim am Lichtmeßabend 1596; trat 1625 in Maximilians Dienste als Hofkammerrath, empfing 1638 die Aufsicht der kurfürstlichen Urkundenkammer, und 1649 das Amt des Unterkanzlers im geheimen Rath, mit 1875 fl. Besoldung. Er starb den 11. Mai 1662, und wurde im Karmelitenkloster zu München begraben.

193) Wohl richtig ist das von Falkenstein (baier. Gesch. 3, 589) angeführte Urtheil eines Unbekannten: „Hätte Adlzreiter das Werk selbst verfaßt, so würde das Latein wohl nicht so zierlich,

tragen, ob man die christlichen oder vielmehr kirchlichen Glaubenslehren absondern könne, ohne einerseits den Vorwurf des Deismus zu verdienen, oder anderseits Gefahr zu laufen, gegen die Dogmen einer oder der andern Kirchenpartei zu fehlen.

Mit Geist und Klarheit begegnete der ehrwürdige Albrecht Stapfer diesen Bedenklichkeiten in einer kleinen Abhandlung, die er der Gesellschaft vorlas, und welche sie des Druckes mit Recht würdig fand *). Die Dogmen des Christenthums, sagt er, dienen, um den Gesetzen der Moral ihre heilsame Wirkung auf die Gemüther zu bereiten. Die Gesellschaft muß sich auf den Wunsch beschränken, daß der Unterricht der Religionsdiener in den verschiedenen Verzweigungen der großen christlichen Familie diese Wirkung hervorbringe, ohne daß sie sich erlauben kann, selber an diesem Unterricht thätig mitzuwirken. Die christliche Moral, getrennt gedacht von allen kirchlichen Dogmen, ist darum nicht minder christliche Moral, und keineswegs auf bloße sogenannte natürliche Religion oder Deismus begründet. Freilich sie steht mit den Gesetzen der Natur und Vernunft im allereinsten Einklang; ihre Grundlage war immerdar

*) Quelques réflexions sur les devoirs que la société de la morale chrétienne s'est imposés, à l'égard des discussions de dogme.

9.

Fortgang des deutſchen Glaubenskrieges. — König Guſtav Adolph von Schweden. Der heilige Bund zerreißt.

Im J. 1629 – 1631.

Seit dem Tage, da Tilly, Maximilians Feldherr, den däniſchen König bei Lutter am Barenberge aufs Haupt geſchlagen[194], und vom deutſchen Bodengetrieben hatte: ſeit Mansfeld, durch Wallenſtein über Ungarn hinaus verfolgt, ſeinen unbeugſamen Heldengeiſt in einem elenden Dorfe Dalmatiens ausgehaucht hatte[195], ſchien Deutſchland rettungslos an die Rache und Alleingewalt Kaiſer Ferdinands überantwortet zu ſein. Die Fahnen Oeſterreichs und des heiligen Bundes wehten ſiegreich auf und ab von der Donau bis zu den Geſtaden der Nord- und Oſtſee. Ernſten Widerſtand wagte kaum einer. Nur ihrer furchtſamen Staatsklugheit hatten die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen erträglicheres Loos zu danken, indem ſie dem Kaiſer wider ihre eigenen Glaubensgenoſſen halfen.

---

die Arbeit aber deſto deutſcher, der Wahrheit gemäßer gerathen ſein.

194) Den 27. Auguſt 1626.

195) Den 20. Winterm. 1626.

Ferdinand nahm von der Hand des Glücks das gefährliche Befugniß, die Schranken billigen Edelmuthes und alles deſſen zu verachten, was die Natur geſellſchaftlicher Ordnungen unter Völkern heilig nennt. — Die widerſpenſtigen Fürſten, einmal gebeugt, ſollten, ſo war ſein Wille, nie wieder aufrecht ſtehen. Er zerriß ihre Gebiete und verſchenkte der Ueberwundenen Land und Leute an ſeine Feldherren, um deren Treue zu feſſeln, ohne ihre Macht fürchten zu müſſen. An Tilly gab er Wolfenbüttel und Kalenberg; an ſeinen Oberfeldhauptmann[196]) Wallenſtein, nebſt Reichsfürſtenwürde, das fruchtbare Gebiet der geächteten Herzoge von Mecklenburg. Auch zum Herzog von Friedland und Sagan erhob er ihn. Er befahl demſelben, ſich zum Herrn der Oſtſee zu machen, und, damit des Kaiſers Heer ein bleibendes Schrecken werde, eine Macht von hundert ſechszigtauſend Mann zu bilden. Die Städte der deutſchen Oſtſeeküſte wurden beſetzt; die Mauern Stralſunds belagert; neue Kriegsvolker geworben, und aus Erpreſſungen in bezwungenen Landſtrichen beſoldet, gekleidet, ernährt.

Dann erließ er über Deutſchland den erſchütternden Befehl, welcher den Kalviniſchen alle

196) So betitelt ihn der Kaiſer ſelber in Briefen, zu dieſer Zeit an Kurfürſt Maximilian geſchrieben.

Glaubensübung unterſagte, und den Lutheriſchen die Rückſtellung aller ſeit dem Paſſauer Vertrag eingezogenen Stifter und Kirchen gebot[197]). Es waren unter letztern zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer. Selbſt die Glieder des heiligen Bundes, zumal die ſchwächern, wurden von ihm nur mit verächtlichem Uebermuth gebieteriſch behandelt. Vergeſſen ward ihr Eifer, mit welchem ſie zu Oeſterreichs Rettung und zu allen Siegen beigetragen, deren Früchte Ferdinand allein verſchlang. Wallenſteiniſche und ſpaniſche Soldaten hauſeten mit unbarmherziger Wildheit auf bundsverwandtem Boden der Kirchenfürſten wie auf feindlichem. Vergebens trugen ſie die Klage vor des Kaiſers Thron. „Man muß doch den geiſtlichen Herren die Röcke ein wenig kürzer ſchneiden, die ihnen allzu lang geworden!“ ſagte der ſpaniſche Botſchafter ſpottiſch am Wiener Hof.

Wallenſteins Glück und Gewalt reizte Tilly's Neid; Wallenſteins herriſche Sprache und ſeines Kriegsvolkes Zuchtloſigkeit den Unwillen Maximilians; des Kaiſers alleserdrückende Uebermacht den Argwohn des heiligen Bundes; jenes Ferdinandiſche Rückſtellungsgebot die ganze Verzweiflung der Gegenbekenner und ſelbſt Brandenburgs und

197) Das Rückſtellungsgebot erſchien am 6. März 1629.

Sachsens Widerſetzlichkeit. Der Himmel ſchenkt Siege; doch die Weisheit des Menſchen muß ſie vollenden. Im Unglück erhaben, im Glück demüthig ſein, iſt das Geheimniß und die Kraft wahrhafter Große. Ferdinand kannte ſie nicht. Darum zerfiel ſeine Gewalt, wie immer, auf dem Gipfel ihrer Höhe.

Er berief im Sommer des Jahres eintauſend ſechshundert und dreißig gen Regensburg einen Reichstag, auf daß ſein Sohn Ferdinand zum römiſchen König erwählt werde. Hier zum erſtenmal begegnete dem Kaiſer Kälte und Mißtrauen von den eigenen Glaubens- und Bundesgenoſſen. Statt ſeinem Verlangen von blinder Ehrfurcht gehuldiget zu ſehen, mußte er den Willen Anderer hören. Selbſt Kurfürſt Maximilian, der mächtigſte unter den verſammelten Fürſten des Reiches, Oberſter im heiligen Bunde, redete im Sinne aller derer, welche gegen des Kaiſers unmäßige Kriegsmacht, den Hochmuth Wallenſteins, die Zügelloſigkeit der Heerbanden, und das alleszerſtörende Rückſtellungsgebot Klage führten. Die Erwählung des Sohnes konnte Ferdinand nicht erlangen; wegen Vollziehung des Rückſtellungsgebotes räumte er einen Tag zu gütlicher Abrede ein; mit kluger Nachgiebigkeit bei ſo unerwartetem Sturm entließ er einen Theil ſeiner Kriegsvölker; entfernte er den Herzog von Friedland vom Heere

und übergab er den Oberbefehl deſſelben an Tilly, den Feldherrn Maximilians.

Die Gefügigkeit des kaiſerlichen Stolzes ſchien Vielen zwar ein Sieg zur Rettung deutſcher Fürſtenunabhängigkeit; aber in dieſem Augenblick ward ſie die Urheberin neuen und großen Verderbens über alle. Denn es trat eine widerliche Spannung zwiſchen die, welche bisher feſt zuſammen geſtanden waren. Kaiſer Ferdinand ſelber ward von nun an Feiler Gegner des heiligen Bundes; kaltſinnig gegen Maximilian, eiferſüchtig auf deſſen Einfluß. Und dies Alles, und die Entlaſſung Wallenſteins, wie die Verminderung der Heeresmacht, geſchah, da eben ein neuer und fremder Feind aus Norden gerüſtet kam, in den großen Glaubenskrieg der Deutſchen einzuſchreiten. Sein Erſcheinen, und die Beſorgniß, nicht nur Sachſen und Brandenburg, ſondern auch ſogar Glieder des heiligen Bundes könnten mit ihm gemeine Sache wider Oeſterreich machen, hatte ſehr wahrſcheinlich nicht wenig beigetragen, des Kaiſers allgebieteriſches Weſen zu mäßigen.

Im Brachmond des Jahres eintauſend ſechshundert und dreißig war König Guſtav Adolf von Schweden mit fünfzehntauſend geübten Streitern über den Belt an das deutſche Ufer geſegelt. Er ſei gekommen, ſprach er, das Flehen vertriebener oder unterdrückter Fürſten evangeliſchen

Glaubens zu erhören und Genugthuung von Oesterreich zu fordern, welches die Polen wider ihn unterstützt, den nordischen Handel durch Stralsunds Belagerung bedroht, und die schwedischen Gesandten schimpflich abgewiesen habe, da zu Lübeck mit dem überwundenen Dänemark Frieden verhandelt werden sollte. Es sprach er. Doch wohl nicht dies führte den jungen König an das deutsche Ufer, sondern Oesterreichs furchtbare Grösse, deren Ausdehnung an den Ostseeküsten schreckte; mehr noch Ruhmbegier und fromme Liebe eines mit Untergang bedrohten Glaubens, dem er gemüthlich anhing. Anfangs fürchtete ihn Niemand. Die Höflinge zu Wien nannten ihn scherzweise den Schneekönig. Unter den Deutschen zählte er nicht einen Verbündeten. Siebenfach stand ihm die Gesammtmacht des Kaisers und heiligen Bundes überlegen; und Niemand war im weiten römischen Reich, welcher nicht, freiwillig oder gezwungen, kaiserlicher Majestät Freund und Bundesgenosse hätte heißen wollen.

Doch eben diese durch Furcht herbeigeführte zwangvolle Stellung der deutschen Fürsten leistete dem Unternehmen Gustav Adolfs geheime Bürgschaft, daß es gelingen müsse. Offene Unterjochung ist allezeit erträglicher, als die, welche, mit Namen der Freundschaft beschönigt, den Schimpf freiwilliger Knechtschaft führt. Die Ver-

zweiflung der Völker, durch Ausgelassenheit der Soldaten vom Siegesheer und durch demüthigenden Uebermuth golddurstiger Feldherren gereizt, erwartete von jedem Wechsel des Zustandes ein besseres Loos. Hohe und Niedere, ohne Sicherheit des Eigenthums, des Lebens, des Glaubens, begrüßten in ihrem Herzen den nordischen König als Erretter und Rächer, während sie ihre Waffen wider ihn wenden mußten. Auf diese starke, unsichtbare Bundesgenossenschaft der öffentlichen Meinung zählte Gustav Adolf. Frankreich, aus Erbhaß gegen Oesterreich-Spanien, sandte ihm Hilfsgelder. Er nahm Stettin. Pommern fiel ihm zu. Meklenburg und Brandenburg wurden leicht überwältigt.

Die Kaiserlichen eroberten und zerstörten inzwischen das lange belagerte Magdeburg. Den Gräuel an dieser schönen, uralten, mächtigen Stadt, welchen Tilly im Siegertaumel nicht hatte hindern können oder wollen[195]), berechnete

195) Tilly, in seinem Briefe an den Kurfürsten Maximilian, vom 21. Mai 1631, freute sich der Eroberung, setzte aber hinzu, daß dem gemeinen Wesen damit noch nicht geholfen sein möge. (Der 300 Bde. v. dreißigjähr. Kriege 17. Bd S. 445.) Pappenheim, welcher bei der Bestürmung am meisten that, schrieb dem Kurfürsten frohlockend:

der Feldherr zu spät. Er hatte sich eines haltbaren Stützpunktes beraubt und den Fluch Deutschlands an seinen Namen geheftet. Die Gewaltthätigkeiten und Räubereien seiner Kriegsknechte im Sachsenlande entfernten den Kurfürsten Hans Georg vom Kaiser. Sachsen verband sich mit Gustav Adolf.

So hatte binnen zwölf Monden der schwedische König in fremden Ländern eine Macht unter seine Fahnen versammelt, welche der feindlichen an Zahl und Uebung gleich, an innerer Stärke überlegen war durch Kriegszucht und Glaubenseifer.

Maximilian in München vernahm nicht ohne Unruhe die Nachrichten vom fortschreitenden Abfall und Aufstand der Niederdeutschen; von Gustav Adolfs glücklichen Unternehmungen und dessen wachsender Heeresgewalt. Schon war zwischen Baiern und Oesterreich, seit jenem Tage zu

---

„Als nun die Grausamkeit der Soldateska schon aufgehört, hat der gerechte Zorn und Straff Gottes erst angefangen. Was sich nun an Menschen in die Keller und auff die böden verstekht, das ist alles verbrunnen. Ich halt es seyen über zwanzigtausend Seelen darunter gegangen, vnnd es ist gewiß seith der Zerstörung Jerusalems kein greulicher Werk vnd Straff Gottes gesehn worden. All vnsere Soldaten seint Reich geworden." (Dreißigjähr. Kriegsacta. Bd. 22. S. 350. Teil. Handsch.

Regensburg, das ehemalige traurliche Verhältniß geändert. Der Kurfürst fühlte keine Verpflichtung, sich unberufen in den Hader Oesterreichs und Schwedens zu mengen. Seine und des heiligen Bundes Sache war Schutz und Rettung der allgemeinen Kirche und des alten Glaubens. Vorsichtig schied er die große Angelegenheit von den besondern Staatsrücksichten des Wiener Hofes. Er näherte sich dem französischen Hofe; schloß mit demselben sogar achtjähriges Schutzbündniß [199]) und kehrte sich so durch Schwedens Bundesverwandten wenigstens mittelbar in freundlichere Berührung mit jener furchtbar werdenden Macht.

Aber dieser Schritt der Staatsklugheit führte ihn in eine gefährliche Stellung zwischen zween Feinden, von denen ihn keiner als unparteisamen Zuschauer, noch weniger als Verbündeten ansehen konnte. Denn wiewohl der Kurfürst im Vertrage mit Frankreich seine Verpflichtungen gegen Kaiser und Reich vorbehalten hatte, mußte doch schon ein bloßer Vertrag mit Habsburgs altem Erbfeinde das bisherige Mißtrauen in Ferdinands Brust durch neuen Argwohn vergrößern. Hinwieder fand Gustav Adolf im Kurfürsten Maximilian nicht nur

199) Den 23. Mai 1631. Frankreich versprach darin dem Hause Baiern die Kurwürde zu erhalten. Adlzreiter.

des Kaisers Glaubens-, sondern auch Waffengenossen. Denn er erblickte sowohl die Baiern, wie die Völker des heiligen Bundes, fortdauernd, unter Tilly's Oberbefehl, den schwedischen Heeren gegenüber.

Der König traf bei Leipzig auf Tilly. Es kam zur blutigen Entscheidung über Deutschlands Recht und Glaubensfreiheit. Tilly, der Sieger von sechsunddreißig Feldschlachten, verlor seine Lorbeeren [209].

Alles verwandelte die Gestalt. Entsetzen ward unter den bisherigen Gebietern; Frohlocken bei den Unterdrückten; Gustav Adolfs Name so glänzend durch Freundes Lob, als Feindes Furcht. Die fromme Schwärmerei erloseter Dulder, die Rachsucht ausgeplünderter Völker, der feile Wankelsinn Staatsklugen, die Raublust losen Gesindels, alles Edle, alles Schlechte, schien nun sein Heil unter dem schwedischen Panier suchen zu müssen. Abermals in den Grundvesten erbebte das Haus Habsburg und die römisch-christliche Kirche auf deutschem Boden; und kurfürst Maximilian, lange treuer Kämpfer für beide, sah nun kaum noch Mittel, sie oder sich selbst gegen die erste Wuth eines glücklichen Siegers zu retten. Von der Macht des heiligen Bundes waren nach dem Tage bei Leipzig kaum noch fünftausend gesunde

[209] Den 7. Herbstm. 1631.

tief im Gemüth der Sterblichen; aber der Mensch hatte nöthig, über seine eigenen Mysterien erleuchtet zu werden, und eine mächtige Hilfe zu empfangen, um die Tiefen seines Wesens zu ergründen. Christus brachte die Offenbarung. Er stellte uns das ewige Gesetz Gottes authentisch, in göttlicher Klarheit, in einer erhabenen, nothwendigen Allgemeinheit für jede Zeit und Zone, dar, unangreifbar durch die Zweifel der Vernunft, in vollständiger Anwendbarkeit auf jedes Verhältniß des Menschen zum Schöpfer und Geschöpf, wie sein eigenes Leben beurkundete. Die Moral hat eben durch die Offenbarung erst ihr wahres Sein und Leben empfangen; sie ist dadurch eine ächte Verkündung des Gottesgesetzes, ohne menschlichen oder nationalen Zusatz, ohne alle Lücke geworden, und eine wahre Erhebung durch Christum zum Vater. Sie ist nicht mehr jenes irre Schwanken, jenes dunkle, unsichere Tasten des Alterthums. Sie ist eine helle unvernichtbare Gewißheit.

„Will man", sagt Stapfer schön, „will man den Abstand recht lebendig fühlen, der zwischen den Grundsätzen des Christenthums und jenem Moralsystem besteht, welches der Menschenvernunft das Edelste schien: so werfe man den Blick auf das Schauspiel, welches fast in gleicher Zeit die Ebenen von Philippi und der Hügel von Golgatha darbieten. Dort auf dem Schlacht-

Streiter übrig geblieben [201]); und sogar für diese Wenigen die bisherigen Quellen des Unterhaltes versiegt. Maximilian wollte mit den Verwandten des heiligen Bundes zu Ingolstadt berathen [202]), wie die einbrechende Gefahr zu bekämpfen oder zu mindern sei; allein die Wenigsten erschienen. Fast alle waren sie entweder von Furcht gefesselt, oder schon aus ihren Ländern entflohen, bekümmerter um ihrer Personen, als Heerschaaren Unterhalt.

Die meiste Beruhigung schöpfte der Kurfürst aus dem Schutzbündnisse mit der französischen Krone. Wirklich erschien, als Gesandter derselben, Freiherr von Charmace bei ihm [203]). Frankreich bot dem Oberhaupt des heiligen Bundes in Deutschland die Hand, aber half mit der andern den siegreichen Schweden; beides, um Oesterreichs Sturz zu vollenden, und, sollte einst Gustav Adolf im Uebermuth des Glückes zu weit vorschreiten, wider ihn ein Werkzeug an Baiern zu behalten.

In diesem Geiste redete Charmace: Baiern

201) Wie die Geschichte der Liga aus einem Schreiben der baierischen geheimen Kanzlei vom 27. Wintermond 1631 darthut.

202) Am 14. Christm. 1631.

203) Im Wintermond 1631.

müsse im Kriege zwischen Oesterreich und Schweden unparteisam bleiben; doch keineswegs die Bundesheere auflosen. Nur unter geehrten Waffen sei Ruhe, nur in der Ruhe das Genesen zu neuer Kraft. Mit erschöpftem Vermögen für Oesterreichs Sache streiten, hieße, sich muthwillig der schwedischen Uebermacht preisgeben. Baiern würde dabei untergehen, ohne Nutzen für Kaiser und Kirche. Moge Gustav Adolf seinen Handel mit Habsburg auskämpfen; er selber werde endlich im Streite ermüden, an seinen Siegen verbluten. Dann dürfte wohl dermaleinst die Stunde schlagen, in welcher Baiern, mit neugeschopfter Kraft, schiedsrichterlich einschreiten und den Ausschlag geben könne, es erkläre sich, für wen es wolle.

Dieser Vortrag des Gesandten vermehrte des Kurfürsten Verlegenheit. Er war weder feig genug, sich, ohne für eine theuerwerthe Sache das Letzte gewagt zu haben, muthloser Verzweiflung zu überlassen; noch verblendet genug, die Große seiner Gefahr zu verkennen. Schweden, durch Glück zu Allem ermuntert, von der Rachgier des halben Deutschlands begleitet, hatte auch Englands, Hollands und Dänemarks Waffen und Schätze zu seinem Beistand. Was konnte Baiern entgegenbieten? Die Heermacht des heiligen Bundes lag zertrummert, ohne genugsame Sammelplätze zu neuen Werbungen, ohne Zuverlicht beim Volke, ohne

Geldzuschüsse von den Ständen, deren Lande zum Theil schon von den Feinden besetzt waren. Oesterreich, im Innern voll empörungslustiger Landschaften, in Schlesien und Böhmen von zahlreichen Feinden angefallen, hatte die meisten Schaaren zu eigener Rettung zurückgerufen, und das ganze Reich seinem Schicksal übergeben. — Sollte Baiern sich für Alle opfern und vermessen der vereinten Macht vier große Reiche und der Wuth des gesammten gegenbekennerischen Deutschlands entgegentreten? — — So schien Charmace's Rath der einzige, den Klugheit geben konnte, keine Partei zu wählen, sondern sich vor eigenem Untergang zu wahren. Durch Baierns und des gesammten deutschen Bundes Unparteisamkeit konnte nicht nur ein weiter Strich der österreichischen Gebiete vor feindlichem Einbruch gedeckt, sondern selbst die Vermittelung eines billigen Friedens erleichtert werden.

Aber Recht und höhere Pflicht bestritten andererseits die ängstlichen Erwägungen, welche des Augenblicks Drangsal lehrte. Die Ehre verbot am Tage der Noth das Reichsoberhaupt zu verlassen; das Gewissen errothete vor Meineiden. Auf den Bundestagen zu Regensburg, zu Würzburg, zu Mergentheim war aufs feierlichste dem Kaiser treue Hilfe gelobt worden. Wann berechtigt den Biedermann die Abtrünnigkeit des Glückes zur Ab-

trünnigkeit am Wort? Oesterreich, von allen verlaßen, war seines Unterganges gewiß. Dies geschehen, war es in Deutschland auf immer um altchristlichen Glauben und Kirche gethan. Ketzerei und Irrlehre führten den Zepter, und der größte, wie der kleinste von den Fursten im Reiche mußte schweigend das Gesetz von der Gnade eines kühnen Fremdlings nehmen.

Solches waren Maximilians Gedanken[204]). Er setzte seine Rustungen fort[205]); verstärkte eilfertig die Befestigungen von Main, Ingolstadt, Burghausen und Wasserburg[206]), ohne jedoch Unterhandlungen abzubrechen, welche ihm im Fall äusserster Noth ehrenhaften Ruckweg vom Kampfplatz offen halten sollten.

Gustav Adolf hingegen blieb in seinem Sinn durchaus abgeneigt, irgend einem Genossen des heiligen Bundes die unparteiame Stellung zu gestatten. Denn beim leichtesten Umschwung des Glucks hatte er ausgeruhte Feinde zu befurchten. Jezt aber war ein Theil derselben schon überwun-

204) Aus den Schreiben Maximilians an seinen Bruder, Kurfursten Ferdinand von Köln, gezogen. Diplomat. Gesch. d. Liga S. 301 ff.

205) Ausschreiben vom 24. Januer 1632.

206) Befehl vom 17. Horn. 1632. Alle Landstreichen mußten zum Festungsbau aufgetrieben werden.

den, der andere nicht mehr furchtbar. Er konnte aus ihren Ländern sein Kriegsvolk erhalten, zahlen, bewaffnen. Räumte er die Länder, fiel er erschöpften Freunden zur Last und erkältete deren Eifer. Gegen Kaiser Ferdinand entrüstete ihn persönlicher Haß [207]; gegen alle dessen ehemalige Anhänger unauslöschliches Mißtrauen.

Eines Tages, da er mit mehrern deutschen Fürsten seines Gefolges zu Tische saß, sprach er: „Ich wünsche den Frieden, aber sehe ihn unmöglich." Der hochbetagte, eisgraue Pfalzgraf Georg Gustav von Lautereck sagte: „Möglich wäre er wohl, hätten die Päpstlichen nur den Grundsatz nicht: Ketzern keine Treue!" Rasch fiel der König ein: „Wir müssen dasselbe thun, und fest zu unserer Sache stehen. Ich für meine Person bin also gesonnen, daß, so Gott mir ferner Gnade gönnt, wie ich ihm nicht genugsam danken kann, ich sie alle wohl aus der Welt, so es möglich, jagen möchte. Denn ich mir so viel zu Stockholm einbilden kann in meinem Reich zu sein, als der Kaiser zu Wien. Fragt er nichts nach mir, so frag' ich nichts nach ihm." Er wandte sich dann

207) Man hatte ihm hinterbracht, der Kaiser rede ganz verachtlich über ihn und habe einst gesagt: „Ich frage nichts nach dem Schwedenkönige." Hdschr. u. 39. Jahr 1631 bis 1635.

plötzlich zum Landgrafen von Darmstadt und sagte: „Eure Liebden können ihm das wohl wieder melden. Denn ich wohl weiß, daß Sie gut kaiserisch sind.“ Als sich der Landgraf entschuldigen wollte, versetzte der König: „Wer noch ungefähr dreißigtausend Thaler zu Geschenken bekommt, kann wohl gut kaiserisch sein.“ Der Landgraf entfärbte sich und schwieg bei diesen Worten [205]), welche des Königs innere Erbitterung gegen den Kaiser und dessen öffentliche oder geheimen Freunde verriethen. Daher gingen auch die Unterhandlungen wegen Unparteisamkeit des heiligen Bundes trägen Schritt; und ein Zufall hemmte sie endlich ganz.

Ein aufgefangener Brief Maximilians an Payrenheim belehrte den König, wie der Kurfürst seinem Feldherrn Muth einsprach und baldige Geldhilfe verhieß. Dies war genug, Gustav Adolfs Verdacht aufs höchste zu treiben. In Allem nur Hinterlist wittrend, daß man Zeit gewinnen und die schwedischen Waffen immitten der Siegesbahn aufhalten wolle, verwarf er alle Vorschläge und fruchtlos blieb Frankreichs Verwenden.

Da zerriß der heilige Bund in Schrecken und vereinigte sich nie wieder. Die Glieder desselben

---

205) Im königl. Bücherschatz zu München die Hdschr. u. 39. J. 1631 — 1635.

retteten sich, wie sie konnten. Maximilian mochte mit Schmerz ihn zerfallen sehen, welchen er so lange und mit schweren Opfern aufrecht gehalten. Das Unglück änderte viele Herzen; das seine blieb sich selbst getreu, und fest sein Wort: Lieber das Aug' im Sarge schliessen, als falsche Lehre und fremde Gewalt über Deutschland sehen. Er trat dem Kaiser wieder näher. Dieser, durch Tilly's Niederlage und Maximilians zweideutiges Unterhandeln mit Frankreich und Schweden auf sich selbst beschränkt, rief nunmehr den verstoßenen Wallenstein wieder aus seiner Dunkelheit hervor. Derselbe hatte bisher auf seinen böhmischen Schlossern den tiefgekränkten Ehrgeiz mit dem Glanze wahrhaft königlicher Pracht getröstet. Voll schadenfroher Wohlgefallens hatte er Tilly's Unglück, Maximilians getäuschte Hoffnungen auf französische Hilfe, die Gefahr des kaiserlichen Thrones vernommen. Es schmeichelte den Diener, seinen Herrn bittend zu erblicken. Er übernahm noch einmal den Heerbefehl der österreichischen Hausmacht, doch nur erst, als Ferdinand, den verwundeten Stolz Wallensteins auszusöhnen, ihm schrankenlose Gewalt und Vollmacht zur Führung des Krieges eingeräumt hatte.

10.

Gustav Adolf von Schweden dringt in Baiern ein.

Im J. 1631.

Mit wunderbarer Schnelligkeit war Gustav Adolf nach dem Siege bei Leipzig durch Thüringen und Franken in die Rheinlande geflogen, jedes Schrittes seine Macht verdoppelnd. Während er am Rhein focht, und Frankreich und der heilige Bund noch mit ihm Unterhandlungen pflogen, hatte er seinen Feldherrn Horn in Franken zurückgelassen. Diesen wußte der schlaue Bischof von Bamberg, Johann Georg Fuchs von Dornberg, so lange mit schönen Worten zu versäumen, bis Tilly die Trümmer seines Heeres wieder gesammelt hatte und herbeikam. Die Schaaren trafen erbittert aufeinander. Horn ward geschlagen [209]).

Belehrt von dieser Niederlage brach der König eilends aus der Rheinpfalz auf. Viele deutsche Fürsten vergrößerten sein Gefolge: auch Pfalzgraf Friedrich V, der geächtete König von Böheim. Mit ungefähr vierzigtausend Mann stand er plötzlich vor Donauwörth. Die Besatzung that von Wällen und Mauern heldenmüthige Ge-

209) Den 8. März 1632.

genwehr. Die Bürgerschaft hingegen frohlockte dem König zu, als Erlöser von des Glaubenszwanges Banden, und erleichterte ihm die Einnahme der Stadt [210]). Von dort rückte er schnell an den Lech.

Hier stand Tilly's Heer am rechten Ufer, von Rain bis Kloster Thierhaupten, zwischen dem Lech und der Aitha. Vom schmelzenden Schnee des Gebirges und gefallenen Regengüssen ging das Wasser hochgeschwollen. Alle Brücken waren abgebrochen. Die Schweden, im Kriegsrath versammelt, trugen Bedenken, einen Angriff zu wagen. „Wie?" rief der König: „wir haben den Belt, wir haben die großesten Ströme Deutschlands überschritten, und dieser Bach wär' uns zu breit?"

Da wo sich der Lechstrom um eine mit Gebüschen bewachsene Halbinsel in auswärts gehendem Bogen krümmt, bildeten die Schanzen des kaiserlich-baierischen Lagers die Sehne desselben. Gustav's glücklicher Blick erkannte sogleich seine Vortheile. Er führte den Seiten der Halbinsel gegenüber sein Geschütz auf; unter dem Schirm desselben schwammen die Muthigsten seiner Soldaten durch den Lech, und warfen, hinter dem Rauch nasser angezündeter Reiser, Erdwälle auf. Zweiundsiebenzig Feuerschlünde donnerten von beiden

210) Am 2. April 1632.

Seiten des Flusses ununterbrochen wider einander. Dies hinderte die Schweden nicht, drei Bockbrücken zu schlagen, eine zur Vorderspitze der Halbinsel, zwei andere seitwärts. Alles war das Werk von achtundvierzig Stunden.

Kurfürst Maximilian, welcher, auf die erste Nachricht vom Anrücken des Königes, München verlassen und sich zum Lager begeben hatte, schien mit Tilly einverstanden, gegen die Ueberlegenheit der Feindesmacht keine Feldschlacht zu wagen; aber entschlossen, einen Theil der Schweden über den Fluß setzen zu lassen und dann zwischen sich und dem Strom zu erdrücken. Das Volk im Lager hatte frohen Muth und vertraute dem Glücksstern Tilly's. Der dreiundsiebenzigjährige Held ordnete in gewohnter Thätigkeit und unerloschener Jugendwärme alles selbst. Die Soldaten sahen mit abergläubiger Zuversicht den kleinen, hagern Greis, wenn er auf dem weißen Klepper daher ritt, im grünatlassenen Wamms mit Schlitzärmeln; die lange rothe Feder vom kleinen, viereckigen Hütlein bis zur Hüfte niederhangend; ein Pistol im Sattel, das ungeheure Schlachtschwerd zur Seite; zu dem allen das ernste, faltenvolle Gesicht mit der breiten Stirn, und dem mächtigen Knebelbart unter einer großen Nase.

Der graue Feldmarschall ritt hinaus, während des Gefechts die feindlichen Werke zu beaugen-

felde gibt sich ein Mann, den uns seine Mitbürger und die Schüler Zeno's als Muster der reinsten Tugend und sittlichen Hoheit darstellen, an menschlichen Dingen verzweifelnd, selber den Tod, weil die politische Partei, von der er das Bessere der Zukunft erwartete, im Kampf gegen die feindliche Faktion unterlegen war. — Hinwieder auf Golgatha, verlassen von seinen Freunden, unter den Schaudern einer schmachvollen Hinrichtung, bereit, ein Leben fahren zu lassen, das, wie es schien, ganz vergebens aufgeopfert war, um die Menschen mit sich selber und mit der Gottheit zu versöhnen, und durch wechselseitige Liebe diese Welt in einen Himmel zu verwandeln, verkündet der Stifter des Christenthums, er sei vom Erfolg seiner Sendung überzeugt, und erklärt er, den Willen seines Vaters nun vollbracht zu haben." So Stapfer.

Christus offenbarte ein von der Sittenlehre der Schulen oder Nationen wesentlich Verschiedenes. Ist es gleich mit der Vernunft durchaus Eins, scheint es doch, als habe sich, ohne höhere Hilfe, die menschliche Vernunft nicht zurecht finden können. Es hatte daher von jeher nicht nur Nationalreligionen, sondern auch Nationalmoralen. Und man muß erstaunen, bis zu welchem Grade vernünftige Wesen, ich möchte sagen, von sich selber abfallen und fremdgöttisch werden können. Fast nirgends erscheint diese Abtrünnigkeit der

ſcheinigen. Da zerſchmetterte ihm die Kugel einer Falkaune den rechten Schenkel, hart über dem Knie. Faſt in derſelben Zeit ward auch der kaiſerliche Feldzeugmeiſter Aldringer am Haupt verwundet. Das Kriegsvolk hob an zu verzagen. Der Kurfürſt, nicht mehr fähig, den Uebergang des Feindes zu vereiteln, brach in der Nacht aus dem mit Verhacken geſperrten Lager auf, und eilte mit dem Heer nach Ingolſtadt.

Ohne Widerſtand zog folgendes Tages Guſtav Adolf über den Lech, erſtaunt, das Lager öde und Baiern vor ſich offen zu ſehen. Nun ihm das Schwerſte gelungen, ſicherte er beide Lechufer. Dann, freien Rücken zu haben, wandte er ſich mit einer Abtheilung der Kriegsmacht gegen Augsburg, wo baieriſche Beſatzung lag.

Die Abgeordneten der Stadt kamen um Schonung flehend zu ihm ins Lager von Lechhauſen. Er forderte ungeſäumten Abzug der Beſatzung, und Reinigung des Rathes von den Päpſtiſchen. Gegenwehr, ohne Hoffnung einigen Erfolges, ſchien kaum rathſam. Die Baiern verlieſſen Augsburg in aller Stille[211]), und der König hielt feſtlichen

211) Am 18. April: vierzehn Fahnen zu Fuß und ein Geſchwader unter ihrem kaiſerlichen Befehlshaber de Treberes. Augsb. Kirchenhiſtorie oder Chronik de 1517 ad 1635. Hdſchr. S. 184.

Einzug in die reiche Stadt. Die lutherischen Einwohner begrüßten und umringten ihn mit schwärmerischem Entzücken; nannten ihn den Befreier der Deutschen und brachten ihm große Geschenke. Sein Bildniß ward überall gesehen. Frauen und Jungfrauen trugen es in Gold und Schmelzwerk auf der Brust. Man kleidete sich sogar schwedisch; Wamms und Mantel mit schwarzen Spitzen besäumt, Kragen und Aermel mit Stickerei. Der Rath wurde mit Lutherischen besetzt, und da derselben unter den Geschlechtern zu wenige waren, schritt man schnell zur Erwählung neuer Geschlechter. Man entwaffnete die unterdrückte, altgläubige Bürgerschaft; die befreite übte sich kriegerisch. Die Mönche, sammt dem größern Theil bischöflicher Geistlichkeit, weil sie nicht huldigen wollten, gingen aus der Stadt und überließen dem Sieger ihr Gut.

Von den Feüen des freudetrunkenen Augsburgs eilte der König zum Lech zurück und mit dem Heer gegen Ingolstadt, während sein Feldherr Horn weiter den Zug nach Regensburg nahm. Auch in dieser Stadt hofften die lutherischen Einwohner nahe Befreiung; doch stimmten sie das Hosanna allzuvoreilig an. Maximilian sandte unter Befehl des Obersten von Salis kaiserliches Volk zur Besatzung dahin. Die Stadt weigerte sich ihrer Aufnahme, und ward mit List

überrumpelt. Die Soldaten drangen ein, plünderten, fahlen, trieben Nothzucht und verübten großen Gräuel.

In den Tagen, da Tilly unter den Schmerzen seiner Wunden den Geist zu Ingolstadt aufgab [212]), erschien das schwedische Heer in der Ebene vor dieser Veste [213]). Maximilians Lager stand an dem linken Ufer der Donau; auf den Wällen der Stadt herzhafte Besatzung. Der bisherige Befehlshaber derselben, Graf Farnsbach, verrätherischer Umtriebe verdächtig, war gefesselt nach Regensburg geschickt worden, wo er, schuldig befunden, enthauptet wurde, allen Feigen zum Schrecken [214]).

Als der Kurfürst die schwedische Macht auf baierischem Boden erblickte, welchen seit mehr denn hundert Jahren kein Feind betreten hatte, ward

212) Am 30. April. Man fand bei seiner Entkleidung, daß er, ausser der Todeswunde, schon Narben von sieben andern am Leibe hatte, drei am linken Arm, zwei am Rücken, zwei am linken Bein. Obsidio Ingolstadiensis. Odschr.

213) Den 29. April.

214) Den 17. Mai 1632. Wie ihm das Haupt abgeschlagen werden sollte, sprang er vom Blutgerüste und suchte im Volksgewühl zu entkommen; ward aber ergriffen und mit vielen Wunden getödtet. Mans. Emm. 1, 499.

sein Gemüth voll großer Betrübniß. Nun glaubte er, der Selbsterhaltung willen, seiner Pflichten gegen Kaiser und Reich wohl enthoben zu sein, und forderte durch Frankreichs Vermittelung und Bund Frieden. Der französische Geschäftsträger am Münchner Hof, Herr von St. Etienne, begab sich zu dem Ende ins königliche Lager vor Ingolstadt [215]). Gustav Adolf hörte ungläubig das Anerbieten eines Vertrages mit Baiern. „Wie mag's dem Herzog damit Ernst sein," sprach er, „da Tilly's Angriff bei Bamberg, da aufgefangene Briefe und des Kaisers Versprechen, den Baiern unter Friedlands Befehl fünfzigtausend Mann Hilfe zu schicken, das Gegentheil aller freundlichen Gesinnung darthun?" St. Etienne behauptete dagegen, Tilly habe ohne Befehl des Kurfürsten angegriffen. Er schilderte Maximilians edle Denkart und dessen Hochachtung für den König von Schweden. Unfreundlich erwiederte Gustav: „Ich kenne den Herzog von Baiern und seinen Pfaffenschwarm wohl. Er setzt mir leichtfertiger und betrüglicher Weise an; trägt eine gedoppelte Kassake

215) Die nachfolgende Unterredung zum Theil nach der in Aretins Nachrichten 4, 82 abgedruckten „Wahrhaften Relation" zum Theil nach einer im J. 1632 herausgekommenen Flugschrift: „Erpaltene vor Ingolstadt Audienz."

und wendet bald heraus das Blaue, bald das Rothe. Wenn man eine Laus loben will, kann man wohl zwanzigerlei sagen, was es für ein getreues oder dem Menschen nützliches Thier sei, welches ihm das böse Blut aus dem Leib sauge. Allein diesmal soll er mich nicht betrügen." Der Geschäftsträger wollte widerlegen; aber der König hieß ihn zornig schweigen: „Ihr braucht Euch im Reden der französischen Freiheit gar viel. Deß bin ich ungewohnt. Ihr solltet Euch zu Gemüth führen, mit wem und wo Ihr redet? Euer König schickt Euch nicht; Ihr habt keinen Glaubbrief. Der Herzog will mit dem Schwerd in der Faust unterhandeln. Soll ich sein Land verschonen, so leg' er die Waffen ab, schwöre drei Jahre nicht wider mich zu dienen, stelle meinen Freunden zu, was er ihnen abgenommen; und öffne mir den Paß von Ingolstadt, daß ich meine Feinde verfolgen könne." St. Etienne bemerkte: Wenn auch der Kurfürst geneigt wäre, sein eigenes Kriegsvolk abzudanken, stände es nicht in seiner Willkühr, das Gleiche mit den Völkern des Kaisers und der Bundesgenossen zu thun. „O ich sehe wohl," rief der König entrüstet, „mit diesen Unterscheidungen ists nur auf Argliſt abgesehen! Geht der Herzog nicht morgenden Tages die Bedingungen ein, und vermeint er mich zu halten, bis der Friedländer kommt, will ich mich in Baiern mit

Sengen und Brennen, Ausplündern und Morden also erzeigen, daß der Herzog in Baiern erfahren muß, er habe mit seinem Feind zu thun.

St. Etienne hinterbrachte dem Kurfürsten die Unterredung. Maximilian verwarf des Königs stolzes Gesetz. Es steht wohl in des Verhängnisses Macht, Völkern und Fürsten Unglück zu senden; aber das Heiligthum der Ehre wider den Zorn des Schicksals zu schirmen, liegt in des Menschen höherer Gewalt. Unglück ist keine Schmach; aber Schmach ist Unglück. Ingolstadt vertheidigte sich mannhaft gegen der Schweden Stürme. Die Wälle spieen Flammen. Ein Kugel schlug dem König das Roß zu Boden, daß er einige Tage vom Fall desselben hinkend blieb. Markgraf Christian von Durlach fand unter den Mauern der Stadt den Tod[216]); manches Hundert tapferer Schweden mit ihm. Es erscholl Kunde, Wallen-

216) Eine Kugel fuhr ihm durch die Stirn, da er bei der Brücke, zwischen beiden Donau-Armen, die Werke der Belagerten, wie sehr es ihm auch der König abgerathen hatte, erforschen wollte. Es war am 30. April. Obsidio Ingostadiensis; eine (jesuitische) gleichzeitige Handschrift, und eine (schwedisch-gesinnte) gedruckte Flugschrift vom J. 1632 „außführliche Beschreibung deß Orts vnd Gelegenheit Ingol-Stadt" u. s. w.

stein sei im Anzug aus Böheim; Maximilian werde zu demselben stoßen.

Dies zu hindern, bot Gustav Adolf die Belagerung zahlings auf[217]), und schlug mit seinem Heer die Straße nach Regensburg ein. Um den Kurfürsten noch gewisser von Ingolstadt abzuziehen, änderte er unterwegs den Sinn, und wandte sich gegen das Innere von Baiern. Vor ihm her floh alles Volk in die Wälder. Der Soldat raubte die menschenlosen Dörfer aus und zündete sie an. Aus München wurden eilfertig alle kurfürstliche Schätze nach Salzburg und Werfen geflüchtet. Viele vom Adel mit ihren Frauen retteten sich nach Tirol und Italien. Die Gemahlin Maximilians, Elisabeth von Lothringen, begleitet von Herzog Albrecht, verließ weinend den Palast und die Hauptstadt[218]) und reisete nach Salzburg. Auf ihrer Flucht nahm sie das wunderthätige Marienbild von Altenotting mit sich, ihm Schutz gewährend, statt ihn von der Himmlischen empfangend. Unterwegs verlor Her-

417) Den 4. Mai.

418) „Am grünen Donnerstag den 18. April" Gewisser Bericht vnd Verkhundt des entstandnen Bdels und Vnruhe in München 1632. Westenrieder Beitr. 7, 307.

zog Albrecht seine erkrankte Gemahlin Mechtildis. Sie starb zu Laufen in seinen Armen[219]). — Gastfreundlich empfing der edle Erzbischof Graf Paris von Lodron die erlauchten Auswanderer. Es war ein weiser, gerechter, menschenfreundlicher Herr; in richtiger Haushaltungskunst vielleicht der größte Fürst, den Salzburg je vor ihm gehabt[220]). In Zeitstürmen stark zu bleiben, hatte er sich vor allem, durch Recht und Milde, des Volkes Herz erworben; und der fast abgekommenen Landschaft von Prälaten, Rittern und Bürgern ihre Freiheiten wieder zugestellt[221]).

---

219) Vielleicht zum Andenken dieser schweren Zeit ward die goldene Denkmünze mit seinem Bilde geprägt, auf deren Kehrseite ein in Meereswellen Sinkender den Arm hinauf streckt, mit der Umschrift: Operi manuum tuarum porriges dexteram. Fr. Ignaz Streber über diese Münze in den Abh. baier. Akad. von 1807.

220) Er bestieg Hrodberts Stuhl den 13. März 1619.

221) Im J. 1620. Aus dem Schadlosbrief Erzbischofs Friedrich von Salzburg, welchen er am St. Agathe-Tag 1327 seiner Ritterschaft wegen erhobener Landsteuer ausstellte (in Dukhers salzb. Chron. S. 186 Nachr. von Juvavia S. 574 und J. N. G. von Krenners Anleit. zur Kenntniß der baier. Landtage des Mittelalters S. 79 abgedruckt) ergibt sich daß des salzburgischen Gotteshauses Dienstmannen

Damit erſt waren ſein hohes Felſenſchloß, wie die Hauptſtadt, die er mit neuen Werken befeſtigte, recht ſtark, und die Päſſe gegen Steiermark und Kärnthen, die er neu verſchanzte, wohl verwahrt worden. An Kriegs- und Lebensmitteln ſah man bei ihm nie Mangel. Das Volk ſtand jederzeit bewaffnet, als müßte es täglich wider den Feind. Dennoch hatte er gleich im Beginn der Kriegsunruhen ſeine Unparteiſamkeit erklärt, auch nie ſich in den heiligen Bund begeben, ſo ſehr ihm Kaiſer, Papſt und Baiern darum zürnen mochten. Das machte ihn nun im allgemeinen Unglück ſicher, und ſein Land zur guten Zufluchtsſtätte[222]).

Ritter und Knechte ſchon damals im Beſitz bedeutender Freiheit, vielleicht ſchon einer Art ſtändiſcher, waren. Die Erneuerung derſelben im J. 1403 am Sonntag vor unſers Herrn Auffahrtstag beurkundet das hohe Alter noch mehr. Sie war auch hier, theils aus dem Verhältniß der Dienſtmannen zum Landesfürſt, als deſſen gebornen Räthen, theils aus den in den frühern Reichsverwirrungen und Fauſtrechtstagen entſtandenen Bundesſchaften des Adels für Eigenthum und Sicherheit (Erbföderationen der adlichen Güterbeſitzer, wie ſie Krenner treffend nennt) allmälig hervorgegangen.

222) Er ſtarb den 22. Chriſtm. 1653. Noch heute iſt das Sommerſchloß und der Garten von Mirabell vor Salzburg, ſein Werk und Andenken, vorhanden.

Die Schweden zogen unterdessen den Isar-Ufern zu, gen Landshut. Hier standen einige Haufen baierischer Reiter. Als man aber das ganze schwedische Heer unter den Bergen an der Isar herankommen sah[223]), blieben die Geschwader nicht länger. Feldmarschall Horn legte sich mit seinem Volk in die Stadt, und in Lagern vor derselben auf den Angern am Flusse. Zween Tage später kam der König selbst von Moosburg her, den Pfalzgrafen Friedrich in seinem Gefolge. Gesammte Geistlichkeit, Adel und Rath gingen dem Sieger vor der Judenpforte entgegen. Fußfällig, den greisen Bürgermeister Spielsberger an ihrer Spitze, flehten sie seine Gnade an. „Stehet auf, betet Gott an! ist besser!" rief Gustav finster und ritt weiter. Neben seinem Roß gehend, setzte der Bürgermeister das Flehen für die Stadt fort. „Wenn ich der Gräuel gedenke," sagte der König, „die ihr meinen Soldaten angethan, weiß ich schier nicht, ob ihr Menschen oder reissende Thiere seid. Ihr schneidet ihnen Nase und Ohren ab, verstümmelt ihnen Arme und Beine. Wie möget ihr Barmherzigkeit verlangen?" Spielsberger erwiederte: „Doch ist Landshut an diesen Gräueln ohne Schuld, und hat keinem

223) Den 8. Mai. Der Bericht eines Augenzeugen in den europäischen Fama 2, 568.

Menschheit von sich selber heutiges Tages auffallender, als bei den Hindus.

Alexander Fraser Tytler in seinen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Indiens (London 1816) führt aus den heiligen Büchern von dort Stellen an, die überall, nur bei den frommen Hindus nicht, Entsetzen erregen; z. B. „Derjenige Bramine, welcher die Rig-Veda's auswendig weiß, ist unsträflich, wenn er auch die Bewohner der drei Welttheile tödtet. — Er kann sogar die Götter verfluchen, wenn er sie nur in vorgeschriebener Form verwünscht.“ — Ein Hindu von den untern Kasten, der einen Brahminen bestiehlt, wird lebendig verbrannt; hingegen ist's nur ein geringer Fehler, wenn der Bramine einen Sudder bestiehlt.

Nach den Berechnungen des Missionärs Schröter, der zu Tirulva an den Grenzen Tibets wohnt, betrug im Jahre 1820 die Anzahl der indischen Wittwen, welche auf Scheiterhaufen verbrannt wurden — und gewöhnlich ist's der Erstgeborne des unglücklichen Schlachtopfers, welcher anzündet — über dreißigtausend auf der gesammten Halbinsel *). Schröter nahm zur

*) Aus den auf Befehl des englischen Unterhauses gedruckten Listen geht hervor, daß sich im Jahr 1815 in Bengalen 839, im Jahr 1819 630, und im Jahr

Schweden je Uebels gethan.“ Darauf der König abermals: „Das iſt nicht euerm guten Willen, ſondern unſerm Glück zu danken. Ich hätte dem Baierfürſt in ſeinem Lande kein Waſſer getrübt. Warum hat er mich tückiſch bei Bamberg überfallen, dieweil er mit mir unterhandelte? Wenn ich ſchon den Steinhaufen eurer Stadt erhalte, was wird mir dafür?“ Der Bürgermeiſter wiederholte: „Was Boſes ergangen, iſt nicht Landsduts Schuld!“ Guſtav verſetzte: „Quicquid deliquant reges, plectuntur Achivi!“ und redete nicht mehr. Die Bürgerſchaft folgte zitternd dem Könige, der ernſtes Antlitzes und meiſtens die Augen aufwärts gerichtet, zur Stadt einritt, und vor dem herzoglichen Schloſſe, dem neuen Bau, abſtieg.

Es war der zehnte Mai, derſelbe Tag, an welchem ein Jahr vorher Magdeburgs grauſenhafte Zerſtörung geſchehen war. Vielleicht beſchlich den König einen Augenblick lang der ſchwarze Gedanke, auf baieriſcher Erde das Vergeltungsopfer anzuzünden. Als er aber, zur hohen Burg hinaufgeſtiegen, vom Erkerſaal herab über die Stadt ſah, unter ſeinen Füßen die menſchenvollen, geräumigen Gaſſen; vor ſich rieſenhaft, höher als Fels und Burg, den Thurm der Martinskirche, und weit herum die blühende Ebene, freundlich von Hügeln und Dorfern um-

fangen, ward sein Herz erschüttert. Ihn jammerte der freundlichen Stadt. Doch mußte sie hunderttausend Thaler Lösegeld erlegen; die Hälfte sogleich; Geiseln für das Uebrige stellen.

Längs den Hügeln und Ufern zog das Schwedenvolk durch grüne Auen und Saaten auf Freising. Da wurden Bischof Veit Adams Keller und Vorrathskammern neidisch ausgeleert [224]). München zitterte. Die Abgeordneten der Hauptstadt [225]), begleitet vom französischen Gesandten St. Etienne, kamen nach Freising. Der König ließ sie lange nicht vor sich. Endlich hörte er zu seinen Füßen ihr Flehen und verzieh der Stadt Gnade. Froh kehrten sie zurück. Denn München war wehrlos; der schon seit vierzehn Jahren vor dem Schwabinger Thor angehobene Bau der Festungswerke noch unbeendet; ausser der bewaffneten Bürgerschaft kein Kriegs-

224) Der Bischof hatte sich schon nach Tirol geflüchtet mit seinen besten Schätzen. Die Stadt mußte 30,000 Gulden zahlen. Meichelbek 2, 384.

225) Der kurfürstl. Rath Küttner, die beiden Bürgermeister und Paul Paarsterfer, des Raths. Schon zu Mosburg hatte Gustav eine Absendung der Münchner erwartet. St. Etienne schickte daher vom Freising Eilboten in der Nacht ab, die Stadt sollte sich beeilen. Sutners München im dreißigjährigen Kriege.

volk da. Nur die Landfahnen von Dachau und Wolfrathshausen, tausend Mann stark, hatte Julius Burggraf, der Befehlshaber, in die Stadt genommen.

An einem Sonntage, den siebenzehnten Tag des Mai's, rückten die Schweden, voran ihr Feldmarschall Horn, mit kriegerischem Gepränge in die Hauptstadt von Baiern. Nie seit Erbauung derselben war ein fremdes Heer feindselig inner ihren Ringmauern erblickt worden. München sah mit Schaudern den endlosen Zug der wilden, berühmten Krieger, die in mancherlei Waffe, Tracht und Sprache daherschritten, und gewohnt waren, das Heerlager als Heimath, die Welt als Raub anzusehen; nur unter ihren Fahnen gehorsam bis zum Tode, sonst ohne Furcht und Scheu vor Menschlichem und Göttlichem. Abends kam Gustav Adolf selbst, und stieg in der neuen Veste ab. Pfalzgraf Friedrich an seiner Seite genoß das traurige Vergnügen der Rache, als Sieger eine Zeit lang in den Zimmern Maximilians zu wohnen, der ihm Böheims königliche Krone, und Land und Würden genommen.

Den nordischen König überraschte in der rauhen, sandigen Ebene die Schönheit der Stadt, die er scherzend einem goldenen Sattel auf magerm Gaule verglichen haben soll. Er befahl ihre Schonung. Das Kriegsvolk bezog Lager vor der

Stadt; nur wenige Schaaren blieben in derselben zurück. Den öffentlichen Gebäuden wurden Schutzwachen gegeben; alle Gewaltthaten untersagt; die Lager vor den Thoren von den Bürgern mit den Bedürfnissen versehen; ein anderes jederzeit baar bezahlt. Welcher der Kriegsknechte stahl oder Ungebühr that, ward auf öffentlichem Markt an den Galgen gehenkt. Den schwedischen Kriegsknecht, als er über das Meer gekommen war, hatte Ruhm seines Namens mehr, als Reiz der Beute tapfer gemacht; aber in der Länge der Feldzüge entwich dieser Geist vom Heer, je mehr dasselbe durch Fremdlinge vergrößert, oder die Anzahl alter Krieger von neuen Ankömmlingen ergänzt wurde.

Die Hauptstadt mußte ihre Verschonung mit einer Brandschatzung von dreimalhunderttausend Reichsthalern vergelten. Reich und arm trugen das baare Geld zusammen; Hausväter brachten ihr kostbarstes Geräth und goldene Becher; Weiber ihre silbernen Gürtel und edles Geschmeide; Priester goldene und silberne Leuchter und bei zweihundert Kelche [226]). Dennoch ward, auch

226) In einer schwedischer Seits 1632 erschienenen gedruckten Flugschrift, „Königl. Mayestatt zu Schweden Einritts in München," u. s. w. heißt es merkwürdig genug: „doch sind in allen Orten deß

beim Nachlaß von hunderttausend Goldgulden an der ungeheuern Summe, kaum die Hälfte derselben aufgebracht. Seit vielen Jahren hatten Geldmangel und Theurung geherrscht, immerfort gesteigert durch der Aufwechsler gewissenloses Spiel, welche gegen geringhaltiges Geld die guten groben Munzarten einzogen [227]). Damit waren die Preise aller Waaren in die Höhe getrieben; und keine Verordnungen halfen dem Uebel ab. Und da Maximilian den Werth großer und kleiner Münzen zur Hälfte und zum Drittel herabgesetzt hatte [228]), war durch die gewaltsame Maasregel die allgemeine Noth nur schwerer geworden.

Was noch Köstliches in des Kurfürsten Palästen, und Verrathenes entdeckt wurde, bei hundert und vierzig Stück schweren Geschützes, unter

---

Baylands in den verocerdirten Punkten die Geistlichen, noch zur Zeit, mit begriffen, Durch welches Sie gleichsam im Zaum gehalten, darmit kein Bosheit durch ihre anstiftung, an ihr Mayst. vand dero zugehörigen verübt möchte werden."

227) Im J. 1622 war die gute Münze so selten schon geworden, daß ein Goldgulden 15 fl., ein Reichsthaler 10 fl; ein Zwölfbazner 1 fl. 30 kr. galt.

228) Verordnung v. 23. Herbstm. 1622 und 29. April 1623.

der Erde verscharrt, die verrathen wurden[229]), ließ der König nach Augsburg entführen; die Salzvorräthe verkaufen. Gern hätte er noch, wie gesagt wird, das prachtvolle Schloß selber auf Walzen gen Stockholm versetzt, wäre es möglich gewesen. Dann, nach drei Wochen, verließ er mit seinem Heer die Stadt[230]). Mit sich führete er zweiundvierzig Geiseln für den Rückstand der Brandschatzung nach Augsburg, Weltliche und Geistliche[231]), Männer aus den besten Geschlechtern der Stadt. Weder die Ehrwürdigkeit ihres Standes, Herkommens und Alters, noch selbst ihres Unglücks, bewahrte sie vor beschimpfendem Gespötte eines gefühllosen Feindes. Düstere Stille, Gewerblosigkeit und Armuth blieben in München

229) Es befanden sich darunter fünfzig Zünfundsiebenzigpfunder, auch die sogenannten zwölf Apostel, welche, ihrer Schwere wegen in Augsburg liegen geblieben, den Baiern nachher in die Hände fielen. Adlzreiter. Ein anderes, genannt das Schwein, fand sich mit 30,000 Goldgulden angefüllt. Pufendorf de rebus suecicis. S. 40.

230) Am 7. Brachmond. Sutner, aus dessen kleiner, gehaltreichen Schrift: „München im dreißigjährigen Krieg“ mancher werthe Zug von mir benutzt ward.

231) Sie sahen ihre Vaterstadt erst nach dreijährigen Drangsalen wieder.

zurück. Die Felder weit umher lagen mit Leichnamen von Menschen bedeckt [232]).

In dieser Zeit war Kurfürst Maximilian bei Regensburg gelagert gewesen, und hatte durch neue Unterhandlungen gesucht, Frieden, oder zur Vereinigung mit Wallensteins Heer Frist zu gewinnen. Gustav aber, des alten Mißtrauens voll, ließ sich durch jene nicht binden, und der Herzog von Friedland sah mit Schadenluß die schwedischen Verwüster in Baiern. Das war seine Rache an Maximilian, der ihn einst gestürzt hatte. Absichtlich verzögerte er müßig in Böheim. Des Kaisers Wünsche konnten ihn nicht bewegen; des Kurfürsten Flehen kitzelte nur, aber versöhnte nicht seinen Stolz. Maximilian mußte sich bequemen, dem Herzog die Heerführung allein zu lassen, und von seinem Ansehen im Lager nichts, als das Recht zu behalten, die Seinigen zu bestrafen oder zu belohnen. Nach diesem erst kam Wallenstein bei Eger hervor, an der Spitze von hundert und fünfzig Geschwadern Reiterei und hundert neunundzwanzig Heerbanden zu Fuß. Zu ihm stieß der Kurfürst mit neunundachtzig Geschwadern und zweiundsiebenzig Heerbanden [233]).

232) Daß dreißig Menschen zwei Tage lang mit dem Begraben zu thun hatten.

233) Zusammen 11,340 Mann zu Pferd, 30,150 Mann

Vor den Schlachthaufen her ritt in wahrhaft königlichem Prunk der Herzog. Er war ein langer, starknochiger, magerer Mann, röthlichen Haares. Die starren, finstern Züge eines bleichgelben Antlitzes belebte nur der Feuerblick seiner kleinen Augen. Er, wie der Kurfürst, als sie sich erblickten, stiegen vom Pferde. Beide umarmten sich im Angesicht der Heere: Maximilian mit verbissenem Schmerz, Wallenstein mit befriedigtem Stolz.

Sobald Gustav Adolf ihre Vereinigung hörte, eilte er ihnen über Donauwörth und Weissenburg entgegen. In verschanzten Lagern an der Rednitz bei Nürnberg standen einander die feindlichen Mächte acht Wochen lang gegenüber. Ungeduldig, ohne Vortheil, stürmte Gustav [234]). Dann wandte er sich nach Baiern, über Rain gegen Landsberg zurück, um seinem Heer in unerschöpften Gegenden Lebensmittel zu finden, und Wallenstein aus den unerobertlichen Schanzen nachzulocken. Der Herzog von Friedland aber nahm den Weg nach Sachsen, um Baierns Schicksal unbekummert. Sein unverhohlener roher Groll hatte sich dem ganzen Kriegsvolk mitge-

zu Fuß Gleichzeitige handschr. Nachrichten. U. 39. in der königl Bücherſammlung.

231) Am 31. August 1632.

theilt. Daher unaufhörliche Zwietracht und Reibung zwischen den Baiern und Wallensteinischen; die geringsten Soldaten haßten oder verachteten sich mit grobem, oft blutdürstigem Ingrimm. Der Kurfürst verließ den Unversöhnlichen bei Koburg, und ging mit einem Heertheil zum Schutz seines Volkes.

Von des Friedländers Zug in den Norden belehrt, ließ der König von Schweden eine beträchtliche Macht in Baiern zurück, und eilte mit den übrigen Schaaren hinweg, seinen furchtbaren Feind zu suchen. Er sah diese Gegenden nie wieder. Bei Lützen fand er Wallenstein, schlug ihn, und starb den Tod der Helden. Gustav Adolph von Schweden und Maximilian von Baiern, beide durch ihrer Gemüther Adel würdig, Freunde zu sein, hatte des Schicksals Hand an die Spitze großer, unvereinbarer Parteien feindselig wider einander gestellt, auch hier noch einer des andern würdig. Jeder von ihnen war aus Herzensgrund bereit, für den Sieg seiner Kirche eine Welt zu vernichten; jeder voll hohes Geistes und Gottesfurcht; jeder an Klugheit, Muth und Festigkeit dem andern gewachsen. Zwar größerer Ruhm und Glanz blieb dem nordischen Helden, welcher nicht Staatsmann allein, auch Krieger, und dem Baier um so viel überlegener war, als es Freiheit des Gedankens dem

Geiſt mönchiſcher Erziehung iſt. Neben dem Könige ſtand die Macht und Meinung des Zeitalters und das Glück der Schlachtfelder. Wer er geweſen, wiſſen wir; nicht, wer er auf längerer Bahn geworden ſein würde. So ſehr liebte ihn das Glück, daß es ihn unter den Blüthen ſeiner Siege ſterben ließ. Er hatte die Gunſt deſſelben ohne Uebermuth, nicht immer ohne Trunkenheit, genoſſen. Auch den Weiſen berauſcht wohl zuweilen das Lächeln der Göttin; nur den Niederträchtigen macht es ſchamlos. Maximilian von Baiern aber iſt darum nicht kleiner, weil er an Mitteln ſchwächer, vom Zufall minder geliebkoſet ward. Glück iſt nicht Größe. Unwandelbar ſeinem heiligen Ziel ergeben[235]); unüberwunden vom Schickſal, das mit ihm rang; ohne Herrſchſucht, Ländergeiz und frevelnden Uebermuth, ein untadelicher Fürſt bis zur letzten Stufe des höchſten Menſchenalters: hat er den Nebenbuhler ſeines Zwecks und Ruhms an Seelenſtärke und Willenshoheit übertroffen.

Neben dem Feldherrn Banner befehligte, nach des Königs Abreiſe, Pfalzgraf Chriſtian

235) Die Sache des Glaubens iſt ihm immer das Höchſte geweſen, gering daneben irdiſcher Gewinn oder Schaden. Aber dem König Guſtav Adolf ordnete ſich bald Glaube und Kirche den veränderlichen Abſichten der Staatsklugheit unter.

Grundlage seiner Berechnungen die mäßigsten Angaben. Neuntausend Kinder waren jährlich ausgesetzt und den Krallen der Raubvögel hingeliefert; viele Kranke lebendig begraben, viele Menschenopfer dem Ganges gebracht.

Wir kehren aber zur Schilderung des Strebens und Lebens der Gesellschaft für christliche Moral zurück. Von ihren Verhandlungen gibt sie selber in einer eigenen Zeitschrift (Jonrnal de la société de la morale chrétienne) Rechenschaft. Da es ihr darum zu thun sein muß, viele Hilfsmittel und einen ausgedehnten Wirkungskreis zu erhalten, erleichtert sie die Bedingungen sehr, um zu ihr als Mitglied Zutritt zu empfangen. Jeder wird es, der von zwei Gliedern des Vereins vorgeschlagen ist, und einen jährlichen Beitrag von wenigstens 25 Francs zahlt. Sie zählt nicht nur korrespondirende Mitglieder in Frankreich, Deutschland, Schweiz, England u. s. w., sondern es ist auch Hoffnung, daß sich nächstens in London eine Schwestergesellschaft nach ähnlichen Grundsätzen bilden werde.

Und betrachten wir den sittlichen Zustand des heutigen Europa's, so sollte man recht innig allen

1820 597 Frauen mit ihren verstorbenen Ehemännern haben lebendig verbrennen lassen. Unter dieser Anzahl waren im Jahr 1819 112 von 60 — 70, 69 von 70 — 80, und 2 von 90 — 100.

von Birkenfeld in Schwaben und Baiern die schwedischen Völker. Dieser Pfalzgraf, obwohl einem Nebenzweige des vielarmigten Schyren-Stammes entsprossen, verwüstete die Heimath seiner Ahnen mit unbarmherziger Wildheit [236]). In einem weiten Kreise um München her, von Augsburg und Landsberg bis Landshut machte er Dorfer und Märkte öde [237]). Da wurden jene Grausamkeiten wiederholt, welche den schwedischen Namen in deutschen Ländern zum Entsetzen und ewigen Sprichwort gemacht haben, wo man den Leuten, Schätze oder Geständniß vergrabener abzufoltern, Unflath in den Hals goß [238]); Daumschrauben anlegte, bis das Blut unter den Nägeln hervorspritzte; oder den Hals drosselte, daß die Augen aus dem Haupte quollen. Mit Verzweiflung vergalt das Landvolk Gräßliches mit Gräßlicherm; überfiel einzelne Kriegsknechte,

236) Er war Pfalzgraf Karls zu Birkenfeld Sohn, geboren 24. Aug. 1598, starb 27. Aug. 1654 in Bischweiler, wo er sich ein Schloß gebaut, nachdem er, seit der Schlacht bei Nördlingen, dem Kriegsleben entsagt hatte.

237) Sutner (München während des dreißigjährigen Krieges) bemerkt, daß damals Güter, die sonst 10,000 bis 20,000 fl. galten, um 70 bis 80 fl. feil waren.

238) Daher die Redensart „schwedische Tränke."

tödtete viele mit großer Qual, verstümmelte andere, stach ihnen die Augen aus, oder schickte sie mit gebrochenen Händen, abgeschnittenen Nasen und Ohren in ihr Lager. Ergrimmt zur Raserei wiesen sich die Soldaten so unersättlich in Gegenrache, als unerschöpflich in Erfindungen des Unmenschlichen. Bei hundert Dorfschaften wurden weggebrannt.

Der Kurfürst war verurtheilt, Zeuge von dem ungeheuern Elend seines Volkes zu sein, ohne Rettung bringen zu können. Die Stärke der Schweden war ihm überlegen. Wallenstein versprach Hilfe, ohne Ernst, sie zu senden. Endlich, doch spät genug, erschien dieselbe, vom kaiserlichen Feldherrn Aldringer herbeigeführt. Da ward schnell angegriffen; Landshut, Aicha, der größte Theil Baierns vom Feinde befreit; bis die Strenge der Jahreszeit dem Kampfe ein Ende machte. Die baierischen Kriegsvölker, wie die kaiserlichen, nahmen ihre Winterleger in Städten und Dorfern. Der Kurfürst mit seiner Gemahlin erwartete den Frühling auf dem Schlosse zu Braunau.

So endete das Jahr 1632.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Vierunddreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Fünftes Buch.
Beschluß.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. REIT.
MONAC.

Der Baierischen Geschichten

Fünftes Buch. Beschluß.

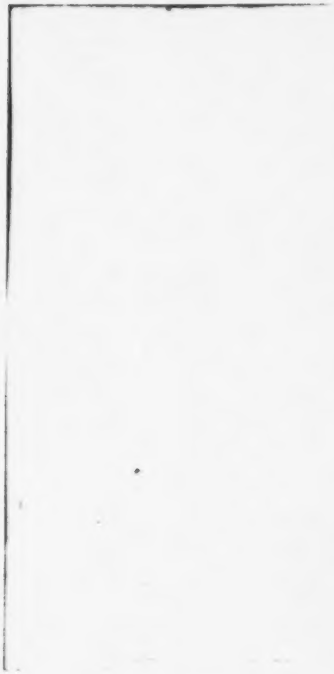

11.

Bernhard von Weimar und Gustav Horn verheeren das Land. Aufstand der Bauern zwischen Isar und Inn.

Im J. 1633 — 1634.

Die Botschaft vom Sieg und Tode [239]) Gustav Adolfs, des Königes, hatte in allen Reichen ein banges oder frohes Schrecken verbreitet. Als sie Pfalzgraf Friedrich V, der unglückselige König von Böheim, vernahm, der zu Mainz wohnte, schwand dem Verzagten die letzte Hoffnung. Er fiel in Fieber und starb dem siegreichen Freunde schnell nach [240]). Die Völker erwarteten nahen Frieden. In der That wurden Unterhandlungen angesponnen, doch die Gemüther zur Sühne nicht reif gefunden. Die Schweden blieben in Deutschland. Ihr Reichskanzler Axel von Oxenstierna führte mit kluger Hand das Staatsgeschäft; die Menge unter Gustavs Fah-

239) Die Schlacht bei Lützen war am 1. Wintermonds 1632 vorgefallen.

240) Er starb den 19. Wintermonds 1632.

nen gebildeter Feldherrn den Krieg. Man sah ihre fast immer vom Sieg begleiteten Waffen am Rhein, wie in Schlesien, in Westphalen, wie in Schwaben.

Kurfürst Maximilian eröffnete den Feldzug früh, um seine Baiern von den letzten schwedischen Völkern zu befreien. Sein Feldherr Johann von Werth, ein Niederländer, den Tapferkeit vom gemeinen Reiter zum Oberst einer Heerschaar gehoben hatte[241]), vollbrachte das Werk binnen wenigen Wochen glücklich, durch Aldringers Kaiserliche unterstützt. Dann ging er über die Donau, in die Oberpfalz und das Bisthum Eichstädt; Aldringer zum Bodensee, dort zum spanischen Kriegsvolk zu stoßen, welches der Herzog von Feria aus Italien herbeiführte.

Aber Bernhard von Sachsen-Weimar, der Sieger bei Lützen, von diesen Bewegungen unterrichtet, zog schnell die Feldherren Torstenson und Horn an sich, und drang mit der schwedischen Macht über Donauwörth und Rain gegen das schwach bewehrte Baiern vor. Fast wäre ihm gelungen, Ingolstadt durch Ueber-

241) Im Herbstm. 1631 war er noch Oberstwachtmeister; am 31. Jänner 1632 hatte ihm der Kurfürst die Schaar des Oberst Münch gegeben. Westenrieder Beitr. 3, 184.

rumpelung zu nehmen. Die Schweden hatten nämlich einen Brief des baierischen Befehlshabers, Kratz Graf von Scharfenstein, an Aldringer aufgefangen, worin dieser, der noch nicht allzuweit entfernt war, um schleunigen Beistand der Festung angesprochen worden. In einer Mainacht zogen die Schweden an die Stadt. Trommeter voraus verkündeten die Ankunft der verlangten kaiserlichen Völker. Die Schildwachten auf den Wällen aber wurden des Betruges inne, machten Lärmen und die verrathenen Feinde zogen zurück. Durch diese Begebenheit war selbst der Ruf des Grafen von Scharfenstein verdächtigt worden. Er forderte gekränkt seine Entlassung, und weil sie ihm versagt ward, ging er aufgebracht und verrätherisch zu den Schweden über[242]).

Indessen war Aldringer zeitig genug umgekehrt, auch Johann von Werth zu ihm gestoßen, die Hauptstadt Baierns zu decken. Die Schweden hingegen theilten ihre Haufen. Gustav Freiherr von Horn richtete sich gegen die obere Pfalz, Leonhard Torstenson, Graf zu Ortala, den Lech aufwärts, gegen Landsberg.

242) Johann Philipp Kratz von Scharfenstein wurde von den Kaiserlichen nachher in der Schlacht bei Nördlingen gefangen, nach Wien geführt und daselbst im J. 1635 zur Strafe enthauptet.

In dieser Stadt lagen nur vierhundert Baiern. Als der schwedische Trommeter Uebergabe forderte, schworen die Bürger, bis auf den letzten Mann zu fechten. Und alle stritten und standen heldenmüthig im Kugelregen, der ihre Tempel und Wohnungen zerschmetterte. Allein nach mehrern Tagen waren ihre Pulvervorräthe erschöpft. Sie erboten dem schwedischen Feldherrn Uebergabe gegen ehrenhafte Bedinge, wie sie ihre Tapferkeit wohl verdient hatte. Torstenſohn hingegen, erbittert durch den Widerstand der kleinen Stadt und der geringen Zahl Streiter, welche seinem Heere großes Verderben gebracht hatten, befahl Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da ergriffen die Landsberger von neuem das Gewehr, entschlossen, unter den Trümmern ihrer Stadt zu vergehen. Einer des Rathes aber sprach zur Gemeinde: „Wir haben gefochten, wie Baiern sollen, für Gott und Fürst und Vaterland. Unser Schwerd ist gebrochen; die Ehre gerettet. Der Feind raubt sie uns nicht; er gibt sie uns nicht. Unkluger Trotz kann unser Unglück vergrößern, nicht abwehren. Wir haben gefochten, wie Baiern; ergeben wir uns in das Schicksal, wie Christen!“ Seine Rede milderte die allgemeine Verzweiflung. Man war entschlossen, die Waffen abzulegen; die Nacht vor der Thür.

In diesen Augenblicken brachen die Schweden

Ländern ähnliche Vereine wünschen, um den Sieg der christlichen Moral zu befördern, die beinettem noch nicht die gesammten politischen, kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, in denen wir leben müssen, durchdrungen hat. Gibt es nicht sogar noch viele Geistliche in allerlei Kirchen, deren Begriffe von der Lehre Jesu verworren sind, daß sie die Moralität mit einer bloß äussern Ehrbarkeit verwechseln, und den Glauben höher, als alles sittliche Leben stellen; oder daß sie der Erfüllung kirchlicher Vorschriften höhern Werth, als der Beobachtung des ewigen Sittengesetzes beilegen?

6.

Die Traktatengesellschaft zu Paris.

Im Wein berauscht nicht das Wasser darin, sondern der flüchtige Geist; und in der Schwärmerei irgend einer Art nicht das Recht, die Wahrheit, oder Schönheit, wofür geschwärmt wird, sondern die Phantasie und der betäubende Reiz des Gefühls, womit man schwärmt. Wie im guten Wein das Wasser immer nur den geringsten Bestandtheil ausmacht, ist auch in der politischen oder religiosen Schwärmerei das Vernunftgemäße weitaus das Wenigste. Ganz fehlen darf es

durch die ſchlecht bewachten Pforten. Beſatzung und Bürgerſchaft eilten ſogleich dem Feinde in wilder Unordnung mit Schwerd und Speer entgegen. Gefecht von Gaſſe zu Gaſſe, bis der Morgen dämmerte. Die Menge des Feindes wuchs. Jede Kirche, jedes Haus ward zum Kampfplatz. Töchter und Mütter ſtarben an der Seite ihrer Geliebten, bis die ganze Stadt von ſchwediſchen Kriegern angefüllt war. Dann überlieſſen ſich die rohen Sieger zügellos viehiſcher Wuth. Sie mordeten den Greis, und verſchonten nicht den Säugling an der mütterlichen Bruſt. Die Wohnungen wurden geplündert, die Geräthe zerſchlagen, die Altäre mit Blut beſudelt, die Weiber geſchändet. Tugendhafte Jungfrauen retteten ſich auf die Höhe des Berges, und zogen, über den Fels herabſtürzend, freiwilligen Tod einem entehrten Leben vor. Vier Tage lang währten Raub und Mord [243]).

Guſtav Horn hatte indeſſen die obern Pfalzlande erreicht. Als er vor die Stadt Neumarkt gekommen, wo von der Heerſchaar Montecuculi's lag, ſah er vom Kirchthurm die Blutfahne wehen. Aus dem Holz Perſer hervor

243) Ende Mai's 1633. „Kurzer Bericht, wie die Stadt Landsberg u. ſ. w." Handſchr. vermuthlich gleichzeitig. Damit Adlzreiter übereinſtimmend.

drangen und breiteten ſeine Völker um das Städtlein hin. Drei Tage lang leiſtete es Gegenwehr. Wie aber der Schaden zu groß ward, bat die Bürgerſchaft den Befehlshaber, zu unterhandeln. Die Beſatzung empfing freien Abzug, ohne Fahnen und Obergewehr. Da ſie ausrückte, wurden die Soldaten von den Schweden umringt; viele gezwungen, bei ihnen Dienſte zu nehmen, andere ihres Gepäckes beraubt; die meiſten im daraus entſprungenen Streite niedergehauen. Selbſt in der Stadt noch wurden, gegen Vertrag, mehrere Häuſer geplündert, obwohl die ſchwediſchen Hauptleute ihrem Volke mit bloßen Degen wehrten [244]).

Zwei Stunden von der Stadt ſprengte die Pforten des Schloſſes Heimburg ein bloßes Drohwort der Schweden auf. Dieſe ergoſſen ſich darauf plündernd und mordend über das Land von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Nur Amberg, von drei kaiſerlichen Schaaren beſetzt, und durch Aldringers Stellung an der Raab gedeckt, blieb verſchont. Aldringer regte ſich nicht. Kurfürſt Maximilian beſchwor ihn um-

244) Den 29. Brachm. 1633. Glaubwürdiger Bericht vnd außführliche Beſchreibung welcher Geſtalt das Schwediſche vnd Weimariſche Volk die Stadt Neuenmarkt eingenommen u. ſ. w. Eine gedruckte Flugſchrift deſſelben Jahres.

ſonſt; umſonſt den Herzog von Friedland, zur Rettung Baierns thätig zu werden. Wallenſtein aber hatte einſt nicht vergebens geſprochen: „Ich denke, der Baierfürſt ſoll noch klein werden, wie der ſchlechteſte Edelmann.“ Aldringer mußte auf und zum Herzog von Feria; Baiern offen bleiben. Das lockte Bernharden von Weimar, nachdem er Schwaben übel zugerichtet, an der Donau abwärts zu gehen, und Regensburg zu berennen. Anderthalbtauſend Baiern reichten kaum hin, die Wälle dieſer Stadt zu vertheidigen. Ihr Befehlshaber Oberſt Trabrey ward bald ſelbſt von einer feindlichen Kugel getroffen. Um den Schweden von der Donauſeite den Uebergang zu erſchweren, hatte der Kurfürſt mehrmals den Entſchluß gefaßt, die ſteinerne Brücke zu zerſtören; jedesmal ließ er ſich wieder durch Bitten der Stadt und des Kaiſers davon zurückhalten[245]). Inzwiſchen ſandte er dem Herzog von Friedland ſieben Eilboten nach, Hilfe zu rufen für die bedrängte Stadt, welche nicht nur Baierns, ſondern auch der kaiſerlichen Erblande Thor ſei. Wallenſtein verhieß den Feldherren Gallas zu ſenden;

245) Schon unterm 14. Heum. 1632 und wieder den 9. Auguſt 1633 bat der Kaiſer den Kurfürſt, die ſteinerne Brücke, „ein ſo ſtark und fürtreffliches Gebau“, zu verſchonen. Briefwechſel Ferdinands und Maximilians. Handſch.

doch heimtückisch gebot er demselben, nicht von der Stelle zu rücken. So ging Regensburg nach zehntägiger Belagerung in schwedische Gewalt über[246]). Stifte und Klöster mußten den Siegern hunderttausend Reichsthaler Brandschatzung erlegen; graue Priester, deren Verbrechen ein treuer Glaube war, harte Mißhandlung dulden; die Klosterfrauen auf St. Klarens Anger unziemlichen Muthwillen leiden. Es wurden St. Heimerians Bücherschätze zerstreut, entführt; die köstlichen Sammlungen weiser Aebte seit vielen Jahrhunderten. Es wurden die Kirchen ausgeraubt; die stillen Gewölbe der Todten gesprengt und vom Goldhunger ihre Asche durchwühlt.

Links und rechts zogen die Schweden an beiden Donauufern nach Beute aus. Cham, Burglengenfeld, Velburg ergaben sich ohne Kampf; Straubing, nachdem die Vorstädte eingeäschert, die Graben ausgefüllt, die Leitern zum Sturm bereit waren[247]). Bald auch Deggendorf[248]). Nur die Strenge des Winters, nicht minder die plötzliche Erscheinung Johannes von Werth hemmte die Fortschritte der Eroberer. Johann von Werth, als ihn Berhard von Weimar am wenigsten in

246) Den 14. Wintermt. 1633.
247) Den 23. Wintermonds.
248) Den 15. Christmonds.

der Nähe vermuthete, warf sich den Schweden bei Vilshofen und Landau mit kaum viertausend Baiern muthvoll entgegen[249]). Wie der Freiherr von Horn Schwaben, so verheerte Bernhard von Weimar Baiern. Donauauf, das feste Schloß, sprengte er in die Luft[250]). Der Pfalzgraf von Birkenfeld hauste gräuelhaft in der obern Pfalz. Mit ungewissem Glück fochten tapfer die baierischen Heerführer und Aldringer gegen den Feind, machten Kehlheim und Straubing wieder frei, und gewannen und verloren Städte und Schlösser. Den Feldherren wuchsen Lorbeeren und Gold aus Blut und Gut der verwüsteten Landstriche; das Volk aber gerieth in Verzweiflung. Muthwillig zündete der Kriegsknecht Häuser und Scheuern an; nährte die Flamme seiner Wachtfeuer mit dem Ackergeräth, mit Stroh, Hanf- und Flachsvorräthen des Landmanns; zertrümmerte Kisten und Kasten der Wohnungen; mißhandelte, um Geld zu erpressen, schwangere Weiber, hing vor den Augen der Mütter unmündige Kinder an den Füßen auf; knüpfte Männer an

249) Hat der Herzog, sag berichts vom 27. Nov. 1633, hinübergeruffen: ob dann der Teuffel den schwartzen, Ihne Wörth meynent, sobald aller orthen hinfahre?" Westenrieder Beitr. 8, 135.

250) Den 11. Jänner 1634 hatte es erobert; im Hornung ließ es sprengen. Mem. Emm. 1, 506.

den Schweif des Pferdes und ſchleifte ſie zu Tode; ſchonte in grauſamer Goldgier ſelbſt der Sterbenden nicht und der Kranken.

In den Gerichten Traunſtein und Riesbach, bei Waſſerburg und andern Orten zwiſchen Inn und Iſar, ſprachen die Landleute unter einander: „Kann uns der Kurfürſt nicht ſchützen, müſſen wir es ſelber. Iſt ein Gut oder Heiligthum ſicher? Hunger und Seuchen wollen uns aufreiben. Die Keuſchheit unſerer Töchter und Weiber iſt ohne Schutz. Der Bauer hat keinen Freund, ihn mißhandelt der baieriſche Soldat und der Kaiſerliche, wie der Schwede. Drum Gewalt wider Gewalt, und jeden Kriegsknecht zurückgetrieben, der unſern Boden berührt!“ — Bei fünfzehntauſend Bauern ſammelten ſich, bildeten Heerbanden, Schlachthaufen, Scharen, wählten Anführer, beſetzten alle feſten Stellungen, Uebergänge, Anhöhen und Wälder, und ſchworen, keinem Soldaten, keinem Heer, nicht feindlichem noch freundlichem, in ihren Gemeinden Durchzug oder Winterlager zu erlauben. Binnen zween Tagen mitten im Winter war, unter dem Geheul der Sturmglocken, ganz Oberbaiern in fürmlicher Gährung. Vereinzelte Abtheilungen kaiſerlichen Volkes wurden angegriffen und geſchlagen.

Der Kurfürſt, während der rauhen Jahreszeit im Schloſſe Braunau, erfuhr mit Unwillen der

Empörung ſeiner eigenen Unterthanen. Von ſchwediſchen Waffen bedrängt, von Bundesgenoſſen verrathen oder ſchwach unterſtützt, mangelte nichts als der Aufſtand ſeines Volkes, ſeinen Untergang zu vollenden. Noch lebten in ſchrecklicher Erinnerung die Gräuel des alten Bauernkrieges, und wie ſchnell ſich derſelbe weit über die Hälfte Deutſchlands verbreitet hatte; zu neuem war die Verzweiflung der Menſchen abermals reif. Maximilian ließ an die Ungehorſamen anfangs väterlich abmahnende Warnung, dann, als er ſeine Milde verſchmäht ſah, einen drohenden Ruf zur Unterwerfung ergehen[251]). Dem Oberſten der Reiterei Lindlo übertrug er, den Aufſtand mit der Schärfe des Schwerdes niederzuſchlagen.

Lange hatte kaum Einer den Muth, den Empörten das Wort des Landesherrn zu überbringen und vorzuleſen. Die Landſtraßen waren von ihnen unſicher. In großen Haufen ſtanden ſie verſchiedener Orten verſchanzt, alle mit Morgenſternen und Senſen und Gabeln bewaffnet. Schießgewehr

251) Unterm 2. Jänner 1633. Die „Mahnungspatente“ ſind in J. C. Irhen. von Aretin Beitr. zur Geſch. u. Lit. 1804, 3. St. S. 70 ff. Der Aufſtand begann in den waſſerburgiſchen Dorfſchaften ſchon am 1. Chriſtm. 1633.

trugen nur die aufgestellten Wachten. Von Rosenheim bis Grafing hatten sie alle Durchgänge besetzt. Einlagerung von Kriegsvolk ward überall abgewiesen, oder mit blutiger Gewalt zurückgetrieben. Die Beamten schwebten in Todesgefahren. Endlich machte sich der Kapuziner Romanus von Ingolstadt, Vorsteher seines Klosters zu Wasserburg, auf, und wanderte hinaus in die unruhigen Bezirke. Im Winterfrost und Schneegestöber am Dreikönigstag fand er das bewaffnete Landvolk in den Wäldern. Hier redete er die ihn umringenden Tausende gar traulich an, bot ihnen den Glückwunsch des neuen Jahres, und erhob darauf seine Stimme in wehklagender Weissagung über die armen Schafe, welche ohne Hirten, in Frost und Elend den Zorn der himmlischen Mächte durch Widersetzung und Aufruhr über sich und Wasserburg herabriefen. Er las ihnen den Befehl des Fürsten und ermahnte im Namen Gottes zum Gehorsam. Die Menge hörte sein salbungsreiches Wort mit Andacht, jedoch unbeweglichen Sinnes. Vater Romanus begab sich betrübten Herzens von ihnen hinweg zum Obersten Lindlo; meldete was er gethan und gesehen; die verzweifelte Entschlossenheit des Volkes und dessen furchtbare Anzahl; ging dann nach Braunau und unterrichtete den Kurfürsten.

Der versammelte Kriegsrath[252]) beschloß sogleich, den Obersten von Werth mit dreißigtausend Schützen und einiger Reiterei wider die Mißvergnügten auszuschicken. Allein es bat der menschenfreundliche Vater Romanus beweglich für das Volk, und klüger, als die Klügsten im Rathe, sprach er zum Fürsten: „Flamme und Schwerd vermögen viel; sie säen Asche und Blut, und bringen den Fluch zur Erndte. Aber mehr vermag die weise Rede eines achtbaren Mannes im Volke; er gewinnt und bewahrt den Segen.“ Da sandte Maximilian seinen Rath Sedelmayer zu den Verirrten; entbot ihnen, sie gegen Erlegung einer Geldsumme und Lieferung von Getreide und Futter der Einlagerung von Soldaten zu entheben; und es geschah, wie Romanus gesagt. Sie gingen gerührt und ergeben in ihre Hütten zurück[253]).

Hartnäckiger blieben die Landleute zur linken Seite des Inn. Bei dem alten Kloster Ebers-

251) Darin waren unter Vorsitz des Fürsten von Hohenzollern Graf von Wolkenstein, Hr. von Rottenau, von Donnersberg, Kammerrath Mändl und Rath Peringer. Lipowsky (Gesch. des Kapuzinerordens aus den handschr. annal. seraph. fratr. capucin.

253) Am 11. Jänner 1634.

berg ſtanden ihrer gegen ſiebenhundert mit Stangen, Morgenſternen, Aexten, Senſen und Gabeln bewaffnet. Ihnen aber fehlte ein Menſchenfreund Romanus. Von München ging ein Haufe Kriegsvolk gegen ſie aus. Das Erſcheinen deſſelben und der Donner der Feldſtücke war genug, die Unglücklichen zu zerſtreuen. Wider Maximilians milde Vorſchrift jagten ihnen die mordluſtigen Kriegsgeſellen nach, ſprengten ſie in die Sümpfe, ſchoſſen und hieben ſie nieder, raubten ihre Dörfer aus und ſteckten die leeren Hütten in Brand[254]).

So begannen die Frühlingstage. Der Feldzug des ſechszehnten Kriegesjahres ward eröffnet. Des überſolzen Herzogs von Friedland, auf Kaiſers Geheiß, geſchehene Ermordung im Schloſſe zu Eger[255]) hatte den ſchrecklichen Gang der Ereigniſſe unverändert gelaſſen. Aber Maximilian wünſchte ſich und dem Kaiſer Glück, der Gewalt dieſes fürchterlichen und ſtolzen Feldherrn entledigt zu ſein[256]). Den Oberbefehl der öſter-

254) Im Hornung.

255) Den 25. Hornung.

256) „Daß der Allmächtige den Meineid und die Bosheit des Friedlands und deſſen Anhang mit ihrem endlichen Untergang ſo augenſcheinlich geſtraft," ſchrieb der Kurfürſt dem Kaiſer am 5. März 1634

aber doch nicht: sonst haben wir Wahnsinnige oder Rasende. Hingegen mit der Vernunft allein richten wir unterm Monde wenig aus; sie läßt nüchtern. Der Thron dieser Königin steht unbeweglich auf ewig festem Grunde. Soll er zum Triumphwagen werden, müssen wir ihn mit den Hippogryphen der Phantasie und des Gefühls bespannen.

Denkende Männer, im Besitz der tiefsten Wahrheiten, sind nie Schwärmer, selten nur Begeisterte. Sie denken mehr, als sie handeln. Der Begeisterte, der Schwärmer hingegen will handeln, obgleich er weniger denkt, und er wirkt damit um sich her aufs Leben ein. Religiöse Schwärmer sind von jeher thätiger gewesen, als religiöse Weltweise, was billig zu beklagen ist. Wäre nicht, zum Glück, die Schwärmerei ein Rausch, der nicht dauert und sich verschlafen läßt, wie ein anderer: es stände wahrhaftig übel um die Menschheit.

Man kennt die Thätigkeit jener frommen Sekten, welche in verschiedenen Ländern, durch Ausstreuung kleiner Schriften oder Traktaten, ihre gemüthliche oder aberglaubige Andächtelei im Volk allgemeiner machen mögten. Aber minder bekannt, und eine seltene Merkwürdigkeit ist ein Verein christlicher Weltweisen, der zu Paris (1822) zusammentrat, um mit ähnlichen Mitteln einen ganz andern Zweck im Volk zu betreiben.

reichiſchen Hausheere nahm, an Wallenſteins Statt, der junge ungariſche König Ferdinand. Dieſer, einig mit dem Kurfürſten, beſchloß vor allen Dingen Regensburgs Wiedereroberung. Die Baiern unter Aldringers, die Kaiſerlichen unter Gallas Anführung, ließen im Nordgau zuſammen und rückten vor die Stadt. Bernhard von Weimar hatte viertauſend ſeiner Tapfern darin gelaſſen. Er hoffte durch Verheerung Frankens die Fürſten von der Belagerung abzulocken, deren Anfang er nicht hatte wehren können.

In dieſer Erwartung jedoch getäuſcht, fiel er vereint mit Guſtav Horn, Mitte Sommers, wieder Baiern an. Sengend und brennend ſchritt er über Aicha, Freiſing und Mosburg vor Landshut[257]). Hier verwarf die Beſatzung des Schloſſes, wie die Bürgerſchaft, das Anſinnen feiger Uebergabe, und wankte nicht, als der Schweden Geſchütz, vom Thiergarten und vom Feld oberhalb des Judenthors her, die Mauern der Stadt und Burg erſchütterte. Maximilian ſandte ſchleunig den Muthigen Hilfe. Aldringer erſchien

„erfreue ich mich mit. E. K. Mayt. von getreuem Herzen und iſt Gott billig dafür Ehr und Lob zu ſagen.“ Briefwechſel Ferdinands und Maximilians, Hdſchr.

257) Am 20. Heumonds forderte er die Stadt auf.

von Regenßburg mit zwölftausend; warf einen Theil derselben in die Stadt, lagerte mit den Uebrigen an der Isar. Die Schweden wichen nicht. Sie griffen mit wilderm Ungestüm an. Die Schloßmauer ward bald von ihrem Geschosse zertrümmert. Im Sturmschritt drangen die Belagerer durch den Bruch; aber niederschmetterndes Gehälk und Kugelregen trieb sie noch einmal zurück. Da fuhren jählings hart an der Mauer schwarze Dampfwolken auf. Pulvervorräthe waren in Brand gerathen. Die sprengten donnernd dem Feinde neuen Eingang. Er stürzte hindurch; sein Schwerd würgte. Die Vertheidiger der Burg, übermannt, von Schwerd und Flamme umtobt, retteten sich gegen die Stadt herab, verfolgt, zerstreut, blutend. Entsetzen herrschte in den Gassen. Alles flüchtete zur Isarbrücke. Dahin wüthete der Tod. Nichts rührte die Würger, kein Alter, kein Geschlecht, nicht Tapferkeit, nicht Wehrlosigkeit, nicht Schönheit, nicht Krankenbett. So viel durch schwedisches Eisen, so viel kam auf der Brücke im wilden Gedränge um, erschossen, zertreten, ins Wasser stürzend. Hier war es auch, wo der herzhafte Luxemburger Aldringer das Leben verlor, da er ritterlich focht. Er sank, von Schüssen durchbohrt. So fand er einen Tod, seiner Tapferkeit würdig, die dem Sohn armer Aeltern zum Oberfeldmarschallstab und unermeßlichem

Reichthum geholfen hatte. In Landshut währte der ſoldatiſche Gräuel zwölf Tage lang nach der Eroberung. Die Goldgier grauſamer Krieger erfand alle Qualen, den Einwohnern das Entdecken verheimlichter Schätze abzufoltern.

Indeſſen ward auch die Belagerung Regensburgs fortgeſetzt. Tag und Nacht brüllten von beiden Seiten der Donau hundert Stück ſchweren Geſchützes gegen die Stadt; dreißig vom Hügel bei der Kumpfmühle[258]). Lars Kagge, der ſchwediſche Befehlshaber, that unzählige Ausfälle; ſchlug ſieben Stürme ab, und behauptete ſich, bis nach acht Wochen all ſein Kriegsvorrath erſchöpft und Pferdefleiſch zu den Leckerbiſſen gezählt ward. Dann nahm er Unterhandlungen an[259]).

Mit der Uebergabe der wichtigen Stadt und

---

258) Es wurden überhaupt 15,000 Schüſſe aus großem Geſchütz in die Stadt gethan, 2000 Grenaden und Feuerkugeln, einige anderthalb Zentner ſchwer, hineingeworfen.

259) Den 26. Heum. 1633. „Gott ſei es gedankt, der mir dieſe gnad verliehen, daß ich dieſen Feind alſo geſchlagen, daß ich wohl mit davor halt, Er könne etwas zuſammenbringen.“ Schrieb nach dem Siege der junge kaiſerliche Fürſt Ferdinand mit hoher Freudigkeit aus dem Hauptlager bei Nördlingen an Kurfürſt Maximilian. Briefwechſel Ferdinands und Maximilians. Hdſchr.

dem Anſchwellen kaiſerlicher Heermacht, entfernten ſich die Schweden nach Schwaben und Franken. Ihnen nach, voll vertilgender Rache, eilte König Ferdinand mit den Völkern ſeines Hauſes, und an der Spitze der Baiern des Kurfürſten Schwager, Herzog Karl von Lothringen.

Im Ries an den wieſenreichen Ufern des Egerfüßleins liegt die alte Stadt Nördlingen, die, wie Sagen lehren, aus den Trümmern der römiſchen Ara Flavia entſprungen, ein königlicher Meierhof der Karlingen geweſen, und als fromme Gabe an das Kloſter des heiligen Heimeran gekommen. Um das tauſendſte Jahr unſerer Zeitrechnung ſoll ſie zum Reich gefügt, und lange zur Vogtei und Veſte Nürnberg gezählt worden ſein. Als Stadt des Reiches hat ſie ſich großer Gunſt von Kaiſern und Königen erfreut, bis auch ſie der alten Kirche abtrünnig wurde. Hier lagerten die Schweden unter den Wällen und Mauern Nördlingens, die ſie beſetzt hatten; hier geſchah die große Schlacht wider ſie, worin mehr denn die Hälfte ihres Volkes unterging[250]). Guſtav Horn, ihr Feldherr, ſelbſt fiel in der Baiern Gefangenſchaft und ward nach Burghauſen geführt.

250) Den 7. Herbſtm. 1634.

12.

Augsburgs Sperrung. Baierns Erschöpfung. Des Krieges Fortgang.

Im J. 1634 — 1641.

Der Tag bei Nördlingen rettete Baiern und das gesammte deutsche Hochland von der Gewalt des unmenschlichen Feindes, welcher, an die pommerschen Küsten zurückgetrieben, selbst von den Sachsen verlassen ward, die lange und treu an seiner Seite gefochten hatten.

Nur in Augsburg hielt sich der schwedische Befehlshaber, Hans Georg aus dem Winkel, mit schauderhafter Standhaftigkeit. Der Kurfürst ließ die Stadt von seinem Obersten Wahl umzingeln und sperren sieben Monden lang, bis Hungersnoth und Seuchen entsetzlicher, als Kugel und Schwerd mordeten. Man schoß den Vogel aus der Luft, welcher zur Stadt flog. Bauern, welche heimlich Lebensmittel einbringen wollten, wurden an den nächsten Baum gehenkt; Kindern Nase und Ohren abgeschnitten. Als drinnen alle gewöhnliche Nahrung verzehrt war, verkaufte man auf öffentlichen Fleischbänken von Pferden, Hunden, Katzen. Den Armen wurde auch dies zu köstlich[261]), sie kochten Leder, speiseten Ratzen und

261) Ein halbes Nösel Pferdeblut kostete 10 Kreuzer.

Mäuse. Der wüthende Reiz des Hungers vertilgte zuletzt den Schauder vor faulendem Aas, und die Gier verschmähte das Fleisch menschlicher Leichname nicht. Es wandelten lebendige Gerippe in verblichener Menschengestalt auf den Gassen, und priesen das Glück der Todten. Manchen Tag starben hundert und mehr jedes Alters. Die unbegrabenen Leichen in Häusern und Straßen verpesteten die Luft. Unbeklagt starb der Vater unter verschmachteten Kindern, und die Mutter legte ohne Thräne den verhungerten Säugling von der Brust in die Erde. Als bei sechszigtausend Menschen umgekommen[262]), und die Soldaten zu matt waren, auf den Wällen zu kämpfen, übergab der Schwede die Stadt[263]).

Die Thore wurden geöffnet. Baiern und Kaiserliche zogen ein; mit ihnen neues Unglück der Gemeinde durch Entfesselung des Glaubenshasses, welchen selbst die Größe des allgemeinen Leidens

262) „Da der Zeit, als der König in Schweden sich der Stadt bemächtigt, gegen 80,000 Menschen zu Augsburg gewesen, nunmehro kaum 18,000 übrig geblieben." Stetten Gesch. v. Augsb. 2, 369. Die Augsburgischen Jahrbücher stimmen in der Schilderung des Elends zusammen, und melden, daß man auch Aeltern gefunden, die ihre gestorbenen Kinder verzehrten.

263) Den 18. März 1635.

nicht verſöhnt hatte. Die Lutheriſchen wurden nun wieder aus Rath und Aemtern verſtoßen; aller Kirchen beraubt; entwaffnet. Millionen hatte der Aufenthalt der Schweden gekoſtet. Achtzigtauſend Gulden begehrte nun Kurfürſt Maximilian für den Aufwand der Belagerung; hunderttauſend als Strafe von der Stadt; zweimal hunderttauſend der Kaiſer. Viele Tonnen Goldes erforderte die Einlagerung und Pflege der baieriſchen und kaiſerlichen Volker[264]) Alle dieſe Zahlungen, Plagen und Laſten wurden den Häuſern lutheriſcher Bürger zugewendet. Die getreuen Freunde des Papſtthums feierten in ihrer Stadt den Sieg deſſelben mit tückiſcher Sättigung ihres Eigennutzes.

Es vergingen die reichen Handlungshäuſer. Die Gewerbe ſtarben ab. Prachtvolle Paläſte wurden Wohnſitze des Kummers; koſtbare Kunſtſammlungen für Geld und Brod verſchleudert. Weiland babliche Haushaltungen bettelten, oder zogen weinend aus den Thoren der Vaterſtadt hinweg. Das Elend war groß; alles Elendes Gipfel aber der Menſchen Ruchloſigkeit. Zwiſchen verlaſſenen oder zertrümmerten Häuſern erſcholl das freche Jauchzen der obſiegenden Partei; das Geräuſch

264) Nur vom 28. März bis 23. Mai 1634 koſtete die Verpflegung nur der Soldaten 85,144 fl. 14 kr. P. v. Stetten.

ſchwelgeriſcher Zechgelage über den Gräbern der Tauſende. Hartherzige Ueppigkeit erneute die wilden Gaſtmahle einer glücklichern Zeit; und zu Hunderten ſaß man wieder an Hochzeittiſchen [265]). Gefühllos ſpottend ſahen die Chriſten römiſcher Kirche vierzehn Jahre lang ihre lutheriſchen Mitbürger auf den Gaſſen Gottesdienſt halten, und den Pfarrer auf dem Fenſter eines Hauſes predigen, weil ſie keinen eigenen Tempel beſaßen, noch Vermögen genug, ſolchen zu bauen.

In denſelben Tagen war ganz Baiern, wenn auch vom Feinde geräumt, die Bühne unerhörten Jammers. Das Schwerd würgte nicht mehr; nun aber die peſtilenziſche Seuche, das Kind der Kriegesſchrecken. Ein froſtiges Schütteln bei innerer Fiebergluth mit Kopfweh ergriff und ermattete, bei verſchiedenen Blutergieſſungen, die Menſchen. Dann traten, als Vorboten des Todes, Peſtflecken und Beulen an den Leibern hervor. Das Uebel war ſchnell und heftig, kein Mittel rettete; alle

265) An einem Tage ſoud man dreihundert und fünfzig Augsburger zechend auf dem ſogenannten baieriſchen Jagerhäuslein beiſammen. P. v. Stetten. Der Rath erließ mehrere Verbote des wüſten Treibens. Er bewirkte damit nichts, denn erzwungenen Schein der Ehrbarkeit ohne ehrbaren Sinn.

Vorsicht schirmte nicht gegen Ansteckung[266]). Kurfürst Maximilian floh mit seiner Gemahlin Elisabeth von Lothringen in die Einsamkeit des Klosters Ranshofen, und weinte hier über ihrem Leichnam[267]). Zu München raffte die Krankheit in der kurzen Frist eines Jahres fünfzehntausend[268]) Einwohner hin. Das weiland blühende Eichstätt, nebst seinen Vorstädten größtentheils Trümmer[269]), glich mit seinem Gebiete einer Wüste. Da lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer noch lebte, stillte den Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen, Gewürmen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Getreidefluren Baierns

---

266) Diese Krankheit äusserte ihre Verheerung schon im J. 1632, am gewaltigsten in den J. 1634 und 1635. Im Spätjahr war die Seuche immer am gemeinsten; im Frühling und Sommer starb fast Niemand daran. Sutner S. 35.

267) Sie starb den 11. Jänner 1635. Ihr Leichnam ward nach München gebracht; in der St. Michaeliskirche der Jesuiten beigesetzt. Aettenkhover.

268) Andere sagen: nur vierkausend fünfhundert.

269) Im Hornung 1634 vertheidigte hier Joh. v. Werth das Schloß gegen die Schweden; dabei wurden 414 Häuser, 7 Kirchen und das Jesuitenkloster eingeäschert; im Herbst wieder 44 Häuser. Im J. 1635 kostete ein Hühnerei 12 Kr. Lipowsky nach gleichzeitigen Nachrichten. (Kal.-Garde-Almanach 3, 99.)

lagen ungebaut, voller Disteln und Dornen [270]). Es setzte sich Wald über den Acker, weil ihn kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich Wölfe und reißende Thiere. Sie zogen furchtlos aus den finstern Schlupfwinkeln zu den Brandstätten ehemaliger Dörfer und wühlten in der Erde nach den Leichnamen [271]). Zigeuner, Strolchen und Gauner aller Gattung schwärmten bandenweise im Lande frei umher. Wollte der Kurfürsten befahrten, mußte er vorher zur eigenen Sicherheit Streifen gegen das Gesindel anordnen, die Straße zu säubern [272]). Zahllose Klöster lagen öde, nachdem manche den Werth von Millionen verloren hatten; noch mehr

270) Im Bisthum Freising z. B. war die Verödung so groß, „daß im ganzen Landt, wo sonst in einem Dorf 400 Personen geweßt, khaum 20 Personen gefunden werden. Der Ursachen halber dann ein guet oder hoff, welliches vorhero ein 2000 fl. werdt gewesen, p. 70 oder 80 fl. hat mögen erkhaufft werden.“ So die Handschrift des Georg Philipp Finkh, damals Kammerdiener des Bischofs Veit Adam.

271) Noch im J. 1643 erschien den 26. Winterm. ein kurfürstlicher Befehl zur Ausrottung der Wölfe; schon frühere waren ohne Wirkung ergangen.

272) Wie, da er im Mai 1640 nach Altötting reisen wollte, sein Befehl vom 15. Mai beweiset.

Ehe ich von denjenigen merkwürdigen Eigenthümlichkeiten rede, wodurch sie sich von ähnlichen Vereinen unterscheidet, die in England, Deutschland und der Schweiz bestehen, oder schon längst bestanden, kann ich mich nicht erwehren, auf die wahrscheinliche Veranlassung ihres Ursprungs zu deuten.

Eine dergleichen wahrscheinliche und zwar sehr natürliche Veranlassung ist ohne Zweifel wohl auch der fromm-thätige Sinn derer gewesen, welche jene Verbindungen gründeten. Es befänden sich darunter, wenigstens unter denen, welche die Verwaltungsausschüsse dieser Gesellschaft, mithin die leitende Behörde derselben zusammensetzen, viele evangelische Geistliche, denen pflichtmäßig mehr, als allen andern daran gelegen sein muß, die Worte der Wahrheit, welche sie von geheiligter Stätte verkünden, in bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen ihrer Glaubensgenossen wirksam und fruchtbringend zu sehen. Man würde sich aber sehr irren, zu glauben, daß diese Männer irgend einer jener Kirchenparteien angehören, die sich durch Auswahl strengerer Grundsätze, und rücksichtlosere oder schwärmerische Anwendung derselben in der wirklichen Welt auszeichnen. Sie sind weder Quäker, noch Pietisten, noch Herrnhuther, sondern Männer von Welt, wissenschaftlich gebildete Köpfe, geistvolle und aufgeklärte,

Dörfer waren Schutthügel. Viele Eheleute fürchteten das Glück, Kinder zu haben; und entsagten den Pflichten und Freuden ihres Standes, um nicht die Zahl der Unglückseligen zu vergrößern [273]).

Maximilian sah mit düsterm Schmerz Baierns Leiden. Es zu mildern, lag ausser menschlicher Kraft. Der große Kampf um das Heiligste, das er kannte, und welches den vergänglichen Werth des Irdischen weit überwog, mußte durchgekämpft sein bis zum Ende. Vieles erschütterte, nichts änderte seinen Sinn. Er schloß sich dem

273) Verbot der freiwilligen Enthaltung des Beischlafes der Eheleute vom 8. Wintermonds 1614. Dies Verbot, wie mancher andere von mir angeführte landesherrliche Befehl, ist nicht gedruckt, sondern nur handschriftlich vorhanden. Die Kenntniß derselben danke ich der Güte des Herrn J. J. v. Klökl in Rosenheim, welcher mir seine reiche Sammlung eines „Codex diplomaticus zur Geschichte der Staatsverwaltung in Baiern“ zum Gebrauch öffnete. Sie reicht vom J. 1501 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Diese Sammlung, sowohl durch große Vollständigkeit als treffliche Ordnung eine Seltenheit ihrer Art und ein noch lange unerschöpfter Schatz für deutsche Geschichtschreiber, Sittenmaler, Staatsverwalter, Weltweise, verdient wahrlich auf irgend eine Weise der Welt öffentlich mitgetheilt zu werden.

Kaiser Ferdinand enger an, und vermählte sich mit dessen Tochter Maria Anna[274]), noch im Todesjahr der ersten Gemahlin, die unfruchtbar gewesen.

Seine herrschende Sorge während des langen Krieges blieben Geld und Waffen zur Fortsetzung des Kampfes und Emporhaltung guter Zucht und Sitte und reinen Glaubens während verwildernder Zeitläufe. Er hatte an Oesterreich beträchtliche Geldforderungen. Der Kaiser, unvermögend, bei längst erschöpftem Schatze die ungeheure Schuld zu tilgen, gab dem Eidam dagegen Anwartschaft auf das italienische Herzogthum Mirandola und die Markgrafschaft Concordia, und belehnte ihn damit im Falle von deren künftiger Entledigung[275]). Aber die Hoffnungen entfernten Reichthums befriedigten das Gebot der nahen Bedürfnisse schlecht; kaum reichten dazu die jährlich ausgeschriebenen Kriegssteuern und Pferdelieferungen

274) Die Vermählung geschah am 17. Heum. 1635 zu Wien, von wo die Neuverehlichten sogleich nach München reiseten.

275) Im J. 1638. Theatrum europ. 3, 1022. In den Friedensschlüssen zu Utrecht 1713, Baden 1714 und zu Wien 1721, ferner noch in einem von Kaiser Karl VI im J. 1726, wurde dem Hause Baiern das Recht auf Mirandola noch nachher bestätigt.

für Reiterei und Geſchüz. Den Mangel baaren, oder von Kippern und Wippern verfälſchten Geldes mußten kurfürſtliche Schuldſcheine erſezen. Dieſe verloren, bald nach ihrer Erſcheinung, die Hälfte des Werthes, welchen ſie bezeichneten. Maximilian erzwang für Augenblicke dem Papiergeld einen Umlauf im vollen Nennwerth, ohne ihn gegen das öffentliche Mißtrauen behaupten zu können [276]).

Der Druck gemeiner Laſten ruhte meiſtens, wie ſonſt, auch jezt, auf den Schultern des gewerbigen Mannes in Städten, Märkten und Dörfern. Die Klöſter wußten ſich demſelben in aller Frömmigkeit, wo nicht ganz, doch theilweiſe zu entziehen; mehr noch die Adlichen. Dieſe, hinter ſogenannter Edelmannsfreiheit geborgen, wieſen die Abgaben von ſich, während ſie kein Bedenken trugen, ihre Rechtſame zur Schmälerung altlandesfürſtlicher Einkünfte auszuweitern. Immer hatten ſich beim Ausſterben alter gefreiter Geſchlechter neue, adeliche oder bürgerliche, in die Stelle der vergangenen einzuſchieben verſucht. Dem Unweſen Grenzen zu ſezen, ließ der Kurfürſt alle Geſchlech-

276) Schon unterm 14. Winterm. 1641 klagt ein kurfürſtlicher Befehl ſehr darüber. Die Schuldſcheine waren aber erſt ſeit dem 9. Winterm. 1640 in Umlauf geſezt worden.

ter und Güter aufzeichnen [277]), welche die edelmännische Freiheit zu erweisen fähig waren [278]), und beschränkte die Ertheilung derselben für kommende Zeiten nur auf bloße Mannsleben, auf bestimmte Personen, auf benannte Güterschaften und Rechtsame [279]).

Die Unterhaltung eines zahlreichen Heers, beständiger Ergänzungen bedürftig, und die Verbesserungen vorhandener, oder Anlagen neuer Festungen, wie die von München [280]) und Straubing [281]), erschöpften unaufhörlich wieder die

277) Im J. 1640.

278) Nach der Landtafel von 1557 besaßen 387 Geschlechter adeliches Gut. In die Namens-Urkunde der Edelmannsfreien vom J. 1640 sind hingegen nur 125 ohne Bedingung eingetragen, und 17 Geschlechter bedingt. Ihr Verzeichniß gibt Im. Nidler in s. Abh. uber „Edelmannsfreiheit in der Provinz Baiern.“ S. 142 ff.

279) Erklarung des sechzigsten Freiheitsbriefes. Vom 1. März 1641.

280) Schon 1619 begonnen, dann mehrmals unterbrochen bis 1645, mit einem Aufwand von beinahe zwei Millionen fortgesetzt.

281) Im J. 1644 umzog er Straubing mit einem neuen Graben; alle auf dreihundert Schritte von der Stadt liegende Häuser wurden deswegen abgebrochen, selbst das Kloster der Kapuziner, denen er aber gleich folgenden Jahres Kirche und Kloster neu baute.

Schatzkammern von zugeströmten Steuern und Brandschatzungen. Aber nichts machte ihn zaghaft. Der Gott, welcher ihm zwanzig schwere Jahre tragen geholfen, war sein Trost [282]). Mitleidig widmete er seine Sorge den Waisen, die der Krieg vaterlos gemacht hatte [283]), und den Klöstern, die beraubt und von ihren frommen Bewohnern verlassen standen. Nur ein gottesfürchtiges Volk, das war seine Zuversicht, ist in widerwärtigen Schicksalen groß, alles zu tragen und zu vermögen; nur ein glaubensvoller Beter ist ein unbezwingbarer Streiter. Darum befahl er unablässig die Liebe des Himmlischen; beständiges Tragen geweihter Dinge und Rosenkränze [284]); Besuch des Gottesdienstes und heiliger Orte. In den Tempeln mußten unaufhörliche Gebete um Rettung des Glaubens, wie um Frieden zum ewigen Gebieter der Schicksale geschehen [285]). Er untersagte Tanz, Spiel und Lustbarkeiten, als eine dem Ernst der Zeiten unwürdige Leichtfertigkeit [286]);

282) Wie er sich selbst auf ähnliche Weise in einem Brief an Kaiser Ferdinand II ausdrückte.

283) Sein schöner Befehl vom 4. März 1639.

284) Befehl vom 23. Horn. 1640.

285) Befehl vom 12. Brachm. 1645.

286) Es sind mehrere dieser Verbote und immer erneute

strenger und wiederholter noch das scheußliche Fluchen und Gotteslästern. Fort und fort strebte er, mitten im Kriege, dessen schrecklichster Frucht, der Entsittlichung des Volkes, entgegen zu wirken. Obrigkeiten machte er für Zucht und Ehrbarkeit aller Hausväter, diese für den tadellosen Wandel ihrer Kinder und des Gesindes, verantwortlich. Selbst die uralte Uebung der ländlichen Jünglinge, ihre Schönen an der Kunkel oder bei dem nächtlichen Fensterlein zu besuchen, und das Auslaufen der Liebenden in die Haingarten reihte er, mit verdoppelten Strafen, an die schwersten Verschuldungen [287]).

Wachsam, wie über der Sitten, war er über des Glaubens Reinheit, der sein Gemüth im Trübsal erhob, und in welchem seine und des gesammten Volkes Vorvordern mit freudiger Hoffnung entschlafen waren. Längst gesäubert stand ganz

gegeben worden, die, wie man aus dem Erlaß vom 19. Wintermond 1613 ersieht, selten lange beobachtet und somit jene Laster genährt worden, „wodurch bey diesen bedrüebten Leiffen vnd Zeiten der liebe Gott je mehr vnnd mehr beleidigt vnnd zur Straff bewegt wird."

287) Die Verordnung vom 10. Herbstm. 1635 setzte dem Angeber der Fehlbaren, mit Verschwiegenhaltung seines Namens, den dritten Theil der fallenden Strafgelder zur Belohnung aus.

Baiern von fremder Lehre. Ihr Wiedereindringen zur Gefahr der Gewiſſen fürchtete der Kurfürſt nicht ſo ſehr von Heeren lutheriſcher Fürſten, und Läſterungen widerpäpſtiſcher Kriegsknechte, als von Erſchlaffung der alten Geſetzesſtrenge wider Ketzerthum, und dem Einſchleichen verführeriſcher Schriften. Jene erneuerte er. Keinem Unterthan war mehr geſtattet, Kinder, Mündel oder befreundete Jugend, eines Handwerkes oder der Schule wegen, an fremde Orte zu ſenden, wo der Glaube der allgemeinen Kirche nicht unverwehrt und öffentlich bekannt werden mochte [238]). Wider das Einfälſchen gefährlicher Bücher verordnete er die ängſtlichſten Aufſichtsanſtalten [239]).

Das war Maximilians Staatsführung, während im niedern Deutſchland und längs dem Rhein der Krieg blutiger fortſchritt. Zur ſchwediſchen Heeresmacht hatten ſich dort noch Frank-

238) Verordnung vom 20. Chriſtm. 1644.

239) Hielten die Buchhändler auf den Märkten feil, mußten ihre Kiſten und Faſſer oft plötzlich unterſucht werden, eben ſo die Laden derjenigen Kaufleute, welche Papier ballenweiſe ins Land brachten, ob ſie darunter verbotene Schriften hatten, oder dieſelben als Einſchlagpapier mit andern Waaren einſchwärzen wollten. Befehl vom 7. April 1644 und *Mederer* annal. ingolst. 2, 399.

reichs Waffen gesellt. Kaiser Ferdinand, mehr durch Sorge und Leidenschaft, als durch das Maß der Jahre, Greis geworden, starb [290]). Sein Sohn und Kronenerbe, Kaiser Ferdinand III, menschlicher als sein Vater, konnte doch dem unübersehbaren Elend der Welt nicht wehren. Er mußte Herrschaften verpfänden und verkaufen, er mußte seine Kleinodien versetzen [291]), um Mittel zu finden, den Feinden seines Glaubens und Throns zu widerstehen.

Sechs Jahre lang glückte es den Feldherren des Kaisers und des Kurfürsten, die feindlichen Heere in entfernten Gegenden Deutschlands zu beschäftigen. Die Baiern fochten überall mit Muth und Ehre, wenn auch nicht immer vom Glück gekrönt. An jenem blutvollen Tage bei Rheinfelden [292]), da das kaiserlich-baierische Heer beinahe die Hälfte aller seiner Befehlshaber einbüßte, ward auch der tapfere Johann von Werth Gefangener der Franzosen. Bei Wittenweyer im Breisgau besiegte Graf von Gorz mit seinen vierzehntausend Baiern fruchtlos die Schwe-

290) Im J. 1637.

291) Wie er (von Wien den 20. März 1639) dem Kurfürsten klagend schrieb. Briefwechsel Ferdinands und Maximilians. Handschr.

292) Den 3. März 1638.

den [293]), weil Savelli an ſeiner Seite mit den kaiſerlichen Fahnen wich. Oberſt Trukmüller ſtürmte vergebens die Felſenburg Hohentwiel im Lande Würtemberg [294]); Rauſchenbergs verzweiflungsvoller Muth in Niederſachſen, die mörderiſchen Gefechte bei Steindruck und Wolfenbüttel, waren vergebliche Anſtrengungen. Denn das Glück lächelte wiederum auf Deuſchlands Feinde günſtig herab.

Schon in den erſten Tagen des Jahres ſechszehnhundert einundvierzig wurden die ſchwediſchen Heerſchaaren abermals an den bajeriſchen Grenzen erblickt. Feldherr Banner befehligte ſie. Mit ihm waren viele franzöſiſche Schlachthaufen, die Guebriant führte. Banner drang in die obere Pfalz. Indeſſen hier ſein Unterfeldherr Graf von Königsmark im Treffen bei Hahnbach Maximilians Oberſte, Kolb und Trukmüller, zurückdrängte, ſtreifte er ſelbſt über Vilseck und Burglengenfeld bis Regenſtauf. Fünfhundert ſeiner Reiter ſetzten keck über das Eis der gefrornen Donau, und brachten Furcht über ganz Baiern.

Zu Regensburg ſaß in dieſer Zeit der Kaiſer mit vielen Fürſten des Reiches, die Herſtellung des Friedens zu bereden. Nun drohte eine Bela-

293) 30 Brachm. 1638.

294) Im J. 1640.

gerung der Stadt. Doch plötzliches Aufthauen der Donau und Guebriants Trennung von Banner, schwächten und hinderten diesen, die alte Reichsstadt anzugreifen. So wandte sich der Schwede wieder aufwärts; nahm Cham, und im Baierwald Winterrast, während welcher er das Schloß Kötzting beschürmen und den Flecken Falkenstein berennen ließ. Unterdessen war in Eilzügen ein baierisches Heer zur Donau gekommen. Dies führte der kluge und muthvolle Merci, ein Lothringer, welcher seit kurzem aus Oesterreichs in Kurfürst Maximilians Dienst getreten war [295]). Zu ihm stießen sogleich mit beträchtlicher Macht die kaiserlichen Feldherren. Unter denselben entwarf Piccolomini den Anschlag, die Schweden von verschiedenen Seiten in ihren Winterlagern zu überfallen, und ehe sie sich sammeln konnten, zu verderben [296]). Rasch und heimlich brach Alles auf über Donau und Nabstrom.

---

295) Seit dem Heum. 1638.

296) „Um diesen Vorschlag weiß kein Mensch," schrieb unterm 3. März 1641 aus Regensburg Kaiser Ferdinand an den Kurfürsten, „als ich, der Trautmannsdorf, Schlick, Piccolomini und Merci, welchem es Piccolomini auch gestern zu Krems communicirt." Briefwechsel Ferdinands und Maximilians. Handschr.

darum aber nicht minder begeisterte Freunde des Christenthums.

So auffallend dies Vielen sein mag, muß es fast noch mehr auffallen, daß ihnen das protestantische Frankreich so willig entgegenkömmt, und sich ihnen anschließt, da man vorher, seit einem Jahrhundert und länger, selten oder nie von dergleichen höhern religiösen Stimmung unter den Franzosen vernahm. Pietisten, Herrnhuther, Quäker, Mennoniten u. s. w. konnten überall in der Welt, nur nicht in Frankreich gedeihen, wo der weit über das Gefühl vorherrschende Verstand und Witz, leichter Sinn und Lebensluß dem religiösen Schwärmer eine unempfängliche Denk- und Gemüthsart entgegenstellte.

Es hat oft mit der frommen Stimmung der Nationen dasselbe Bewandtniß, wie mit der Stimmung einzelner Personen. Man kann sich nicht immer darüber Rechenschaft geben. Indessen am geneigtesten wird der Mensch gewöhnlich göttlichen Dingen, je weniger ihm die irdischen zusagen. Der Blick der Greise oder der Unglücklichen wendet sich am liebsten dem Himmel zu.

In Frankreich scheint bei den Bekennern der evangelischen Kirche ein ähnlicher Fall einzutreten. Die königliche Charte gab ihnen allerdings volles Glaubensrecht. Aber sie waren schon Zeugen, wie man unter eintretenden Umständen die Worte der

Zwölf- bis dreizehntausend Mann Reiterei warfen ſich, den Säbel in der Fauſt, zwiſchen die feindliche Schaaren, ehe dieſe von der Nähe einer überlegenen Macht wußten. Banner zog mit Schrecken durch die böhmiſchen Wälder und Gebirge gen Zwickau. Nur die bewunderungswürdige Tapferkeit ſeines Oberſten Erich Slange rettete das ſchwediſche Heer vom Untergange. Zu Neuburg vorm Wald, hinter ſchlechten Mauern, mit wenigem Volk, hielt dieſer Kriegsmann drei Tage lang die vereinte Macht Ferdinands und Maximilians auf, bis er nach drei abgeſchlagenen Stürmen, erſchöpft an Kräften, ſich ergab.

13.

Blick auf das Heerweſen. Einbruch der Schweden und Franzoſen in Baiern. Maximilian ſchließt den Ulmer Waffenſtillſtand.

Im J. 1642 — 1647.

So ward die Fackel des Krieges wieder aus Baiern entfernt, von ihren Flammen dagegen Schwaben, das Rheinufer, Sachſen, Schleſien voll. Der Kurfürſt ließ die Sicherheit ſeiner Lande nicht unbenutzt, ſeine geſchwächte Heermacht zu ergänzen. Fortwährend hielt er bei dreißig Schaaren Baiern im Kampf, jede derſelben wenigſtens

tausend Mann stark. Johann von Werth, aus französischer Gefangenschaft gegen Graf Horn ausgewechselt [297]), war der Reiterei vorgesetzt. Er und der Oberfeldmarschall Mercy machten fortan den baierischen Kriegsnamen wieder auf vielen Schlachtfeldern berühmt. Bei Duttlingen in mörderischer Schlacht [298]) wurden die Franzosen besiegt. Selbst Turenne, der große Kriegsfürst, erkaufte, trotz seiner Uebermacht, bei Freiburg [299]), nur mit schwerem Verlust einen nutzlosen Sieg. Bei Herbsthausen, zwo Stunden von Mergentheim [300]), mußte er vor Mercy weichen, der für Baierns Waffenruhm zu früh gegen seinen großen Gegner endlich im Schlachtfelde von Allersheim Sieg und Leben verlor [301]). Hier hatte Turenne den rechten Flügel geschlagen, meistens aus kaiserlichen Völkern zusammengesetzt; Johann von Werth aber den linken des Feindes überwunden, welchen Marschall Grammont befehligte. Dieser selbst ward gefangen. So hoch stieg die Wuth der Soldaten um den Tod Mercy's, der gleich mit Beginn des Treffens gefallen

297) Im J. 1642.
298) Den 24. Winterm. 1643.
299) Den 24. u 26. Heum. 1644.
300) Den 25. April 1645.
301) Den 3. August 1645.

war, daß Grammont zweimal Gefahr lief, von den Kriegern ermordet zu werden, als ſie ihres Feldherrn Leichnam blutig, nackt und entſtellt auf einem Karren im Dorfe liegen ſahen [302]).

Im langen Kampf der Mächte hatten Erfahrung und Noth die Geſtalt der Kriegskunſt und des Heerweſens bedeutend verwandelt. Die geworbenen Schaaren zerſtreuten ſich nicht mehr, wie vor Alters, am Ende jedes Feldzuges in ihre Heimathen, ſondern blieben, als ſtehende Heere, in den Winterlagern beſtändig beiſammen. Der Oberſt ward ſein Volk, ihm zahlte der Fürſt dafür, der auch Kleidung, Lebensmittel, Waffen und anderes Kriegsgeräth zu geben pflegte. Die Mannſchaft erſchien mehr oder minder gleichförmig bekleidet, in weiten wollenen Rocken mit kurzen Schoßen. Hauptleute trugen dergleichen auch von Kamelot, feinen Tüchern, Elens- und andern Häuten, mit Sammet gefüttert; das Leibchen mit Gold, Silber oder Flittern verbrämt, eben ſo die weiten doch kurzen Hoſen, auf den Näthten mit ſeidenen Schnüren oder Goldbändern beſetzt. Von der Sammetkappe oder dem Filzhut mit breiten Rändern, einfach aufgekrämpt, wehte ein Federbuſch. Die Reiterei trug weite Stiefel, mit

302) Mercy's Leiche ward nach Ingelſtadt geführet und dort mit vielen Ehrenbezeugungen begraben.

großen offenen Stulpen und mächtigen Sporen. Der Säbel hing am breiten Riemen über die Schulter. Knebel- und Zwickelbart an Oberlippe und Kinn gaben keckes Ansehen.

Anfangs pflegte man lange in Bildung der Schlachtordnungen die Reihen der Schlachthaufen mit dazwischen gestellten Geschwadern zu vermischen, um auf allen Punkten des Treffens keinerlei Waffenart zu entbehren. Bald aber ward gelernt, daß die Beschaffenheit des Wahlfeldes mehr, denn alle andere Rücksicht die Stellung der Waffenarten entscheiden müsse, und die Mengung des Fußvolkes mit Reiterei nicht selten Wirksamkeit oder Verbindung beider erschwere. So fand die Reiterei zuletzt ihre gewöhnlichste Stellung auf den Flügeln der Heer-Reihen, welchen, nebst Deckung, die meiste Beweglichkeit zugehörte.

Beim Anfange des Krieges waren die Schlachthaufen noch, alter Weise getreu, geschlossen und gewiert ins Treffen gerückt: die Fahnen und Spieße in jedes Haufens Innerm; die Schützen in den Vordergliedern und an den Seiten. Mit Vermehrung des Feuergewehrs und Vervollkommnung des groben Geschützes entfalteten sich die gedrängten Vierecke, welche jeder feindlichen Kugel zu fürchterliche Wirkung gaben, in lange Reihen, mehrfach hintereinander aufgestellt.

So hatte vieljährige Uebung auf Schlachtfel-

dern die Kunſt des Krieges verbeſſert. Aber die Heere glichen, von langem Gebrauch, abgenutzten Werkzeugen. Unter Feldherren und Stabshauptleuten herrſchte Rangſtreit, Zuchtloſigkeit und Trotz unter Soldaten; Verluſt des alten kriegeriſchen Ehrenſinnes unter den meiſten Schaaren. Den Zügen folgte ungeheurer Troß, der, ohne Sold, das Leben vom Raub und Diebſtahl friſtete. Schlecht war die Heerpflege. Bald mangelte Einfachheit in der großen Verwaltung, bald Treue, eben ſo oft den Fürſten das Geld [303]). Es war nichts Seltenes, ganze Heere in zerriſſenen Kleidern, halbnackt zu ſehen, wochenlang ohne Brod, monden-lang ohne Sold, in Meuterei und Räuberei ausſchweifend, oder einen großen Theil der Reiter ohne Pferde [304]). Dadurch ward die Thätigkeit der baieriſchen Völker in den Feldzügen nicht ſel-

303) Der Unterhalt von einem Oberſtfeldwachtmeiſter (der mit funfunddreißig Pferden monatlich 695 fl. Sold hatte), drei Staabsoberſten, zwo Schaaren Panzerreitern, und einer Schaar Hakenſchützen koſtete monatlich 71,282 fl. 12 kr. Nach einer „Verpflegungsordonnanz vom J. 1641." Handſchr.

304) So klagte Joh. von Werth unterm 9. Aug. 1642, als er aus der Kriegsgefangenſchaft von Nancy kam, daß er beim Heer der Baiern 2000 Reiter und Dragoner zu Fuß gefunden habe. Weſſenrieder Beitr. 8, 193.

ten gelähmt. Maximilian scheute keinen Aufwand, seine Tapfern zu unterstützen. Deso öfter war von Seiten Oesterreichs der Unterhalt des Kurfürsten versäumt, indem bald die schon bewilligten Römermonate vermindert, bald ganze Reichskreise, oder Theile derselben von den Geldbeiträgen ledig gesprochen wurden. Kaiser Ferdinand III, mehr durch seine Räthe, die es so oft übel wählte, als durch eigenes Verschulden unglücklich, zog auf diese Art auch den treuesten Bundesgenossen in sein Verderben. Denn was Ferdinand zuweilen schon entschieden hatte, wußten seine Staatsbediente wieder zu verzögern.

Aufgebracht erklärte ihm Maximilian: „Entweder will man meine Reichsvölker durch Entziehung der Mittel zu Boden richten, oder mich zwingen, aus meinem Eigenen Alles zum Nutzen Anderer aufzuopfern. Sollte es bei solcher Bewandtniß zu einem Bruch kommen, werde ich mich und die Meinigen zu rechter Zeit in Acht nehmen. Aber ich will mich alles Nachtheils daraus hiermit vor Gott und der ganzen ehrbaren Welt verwahrt haben und nicht die Verantwortung tragen [305]).

---

305) Schreiben Maximilians an den Kaiser, München 16. Jan. 1642. Ohser. In einem andern Brief vom 29. Brachm. 1642, wiederholte er dieß, und daß er sein Aeusserstes gethan, „indeme ich nur

In der That ward seine Besorgniß erfüllt. Im achtundzwanzigsten Jahr des Krieges verbanden sich die Schweden unter Wrangels, die Franzosen unter Turenne's Befehl zu einem großen, entscheidenden Angriff. Die geschwächte Heermacht Ferdinands und Maximilians mußte vor ihnen weichen. Während Johann von Werth in der obern Pfalz neue Streitkräfte zu sammeln suchte [306]), rückten die Feinde bei schönem Herbstwetter unangefochten, in drei Heersäulen vertheilt, gegen die Donau.

Nach leichtem Widerstand fiel Donauwörth und die Brücke in ihre Gewalt. Vor dem festen Platze Rain, von hundert fünfzig Kriegsknechten, sechshundert Bauern und siebenhundert Wildschützen besetzt, ließ Wrangel hinlängliche Belagerungsmacht; das stärkere Ingolstadt unange-

---

heuer in kurzer Zeit her an truknem gelt 400,000 Gulden so ich mit höchster Müh vnnd Bearbeitung auf Credit da vnnd dort aufgebracht, hingegeben habe." Handschr.

306) Unterm 20. Weinm. 1646 schrieb Werth aus Burglengenfeld an den Kurfürsten, wie nun erfolge, wovor er oft gewarnt. Der Feind zöge thatige Hilfe zu: „mit dem Kayl. Succurs gehe es alles so langsamb vnd schlaffrig her vnd mit dem Feundt derffe man sich in keine Action einlassen."

fochten; von vielfach getheilten Schaaren hingegen Baierland durchschwärmen, austrauben, brennen. Seine Reiterei wandte sich Lechaufwärts und Landsberg mußte sich preisgeben. Gegen Schrobenhausen streiften einige schwedische Banden; sie wurden von den herzhaften Bürgern blutig abgewiesen. Stärkere überfielen das Städtlein Pfaffenhofen, plünderten, mordeten und schändeten die Weiber im Heiligthum der Kirchen. München blieb von den fahrenden Haufen unberührt; hier waren alle Wälle von verzweiflungsvollen Bürgern, hergeflüchteten Landleuten und sechshundert Soldaten wohl besetzt. Der tapfere Oberst Pucher, dessen Geschlecht der Kurfürst erst seiner Tugenden willen, geadelt hatte[307]), führte den Kriegsbefehl in der Hauptstadt. Aber gegen Freising lenkten der schwedischen Streifrotten mehrere zugleich. In dunkler, regnerischer Herbstnacht legten sie aus den Dorfschaften mitgenommene Leitern an die Mauern[308]); der Verwegensten einige stiegen ein, gingen zum St. Veitsthor, stießen in die Trommeten, schossen die Bürgermacht nieder, hieben das Thor auf und ließen die andern ein. Die verbreiteten sich mit

307) Unterm 26. Mai 1642.

308) Am 15. Herbstmond 1646, Nachts 11 Uhr. Europ. Fama 5, 926.

Geſchrei durch die Gaſſen. Häuſer und Tempel färbte das Blut der Ermordeten. Das erſchroknene Volk flüchtete über die Iſarbrücke. Hier wurden die Schweden, als ſie über den Fluß wollten, von vierzig muthigen Wildſchützen zurückgetrieben. Mit großer Beute zogen jene ab. Da folgenden Tages einige Schaaren des Kaiſers in die Stadt einrückten, fanden ſie alle Häuſer offen, kaum fünfzehn Männer darin. Was der Feind nicht geraubt hatte, nahm noch der Freund.

Rain hielt das ſchwediſche Heer mehrere Wochen mit ruhmvollem Widerſtand auf. Das war dem Lande Baiern großes Glück. Die Stadt ergab ſich erſt, nachdem der Feind eines der Auſſenwerke erobert, und in die Stadtmauer mehrere Brüche geſchoſſen hatte, durch welche Sturm zu laufen war. Unter ehrenvollen Bedingungen zog die kleine Beſatzung nach Ingolſtadt ab[309]), mit Sack und Pack, fliegendem Fähnlein, klingendem Spiel, brennender Lunte, Kugel im Munde.

Ganz Baiern war voll unglaublichen Schreckens; Verwirrung und Flucht nach allen Seiten. Man ſah auf Wegen und Straßen tauſend Wagen, eilende Viehheerden, ſchreiende Weiber und

309) Am 22. Herbſtm. 1646. Die Uebergabebedingungen in der Europ. Fama 5, 927.

Kinder, Männer mit ihrer Habe. Der Kurfürst selbst nebst seiner Gemahlin und zween jungen Söhnen war gen Wasserburg geflohen. Ehe er das Schloß bezog, mußte geraume Zeit ein gemeines Wirthshaus seine Hofstatt sein.

Plötzlich schwenkten sich alle Streithaufen der Franzosen und Schweden von der Isar ab zum Lech; das ganze Heer von Main gegen Augsburg [310]). Hier führte der wackere Oberst Royer den Befehl über die Besatzung. Wrangel schien auf die Hilfe der niedergedrückten lutherischen Augsburger zu rechnen [311]). Aber diese, eingedenk, wie zweideutig der Schweden Glück und schmeichelndes Wort sei, nahmen insgesammt die Waffen zur gemeinsamen Vertheidigung. Neunzehn Tage lang widerstanden sie herzhaft, während die Stadt mit Bomben und Granaten geängstigt, und das schwäbische und baierische Lechufer weit und breit von streifenden Parteien ausgeplündert ward. Dann erschien Hilfe. Feldmarschall Gottfried Freiherr von Geleen, der seit Kriegsbeginn allezeit tapfer

310) Den 23. Herbstm. 1626.

311) Wirklich machte der Rath denselben, aus Besorgniß, und selbst von Kurfürsten Maximilian dazu ermahnt, Vorschläge zu freundlicher Ausgleichung. Doch verschob man das Endliche bis zum allgemeinen Frieden.

Charte verſchieden auslegen konnte. Sie mußten im ſüdlichen Frankreich die Wirkungen des Pöbelfanatismus, den Prieſter und Miſſionarien weckten, ungeſtraft empfinden. Es gab auch in andern Provinzen Verſchwörungen gegen den politiſchen Zuſtand der Dinge ſeit Herſtellung des Thrones der Bourbonen, aber in ſchwerere Verſuchungen wurde keine der Provinzen geführt, als das proteſtantiſche Elſaß. Und wiewohl in keiner der Verſchwörungen und theilweiſen Aufſtände Proteſtanten zum Vorſchein kamen, und wiewohl dieſe jederzeit den geſetzlichen Weg mit Feſtigkeit gingen, wickelten ſie ſich darum doch nicht von dem Verdacht ihrer heimlichen Gegner los.

Dies Alles mag mehr oder weniger in den franzöſiſchen Proteſtanten das Gefühl erzeugt haben, als wäre ihre Kirche wieder die bedrohte, wiewohl die Staatsverfaſſung ſie in ihren bürgerlichen und politiſchen Rechten den katholiſchen Mituntertha-nen gleichſtellt. Die Ahnungen gemeinſamer Gefahr zog ſie enger zuſammen, und machte ſie für Behauptung oder Emporhaltung ihres Glaubens entſchloſſener und thätiger. Einige neuere Beiſpiele des unbeſonnenen Bekehrungseifers katholiſcher Prieſter trugen mehr, als zu jeder andern Zeit, bei, daß ſie nach Mitteln griffen, die das Geſetz erlaubte, um ihre Kirche zu verwahren. Alle dieſe öffentlichen oder heimlichen Beſorgniſſe ſchei-

unter Maximilians Fahnen gestritten, nun der Baiern Oberfeldherr, war bei Regensburg zu den Kaiserlichen gestoßen, welche Erzherzog Leopold Wilhelm herbeiführte. Sie rückten hervor, in Schwaben ein. Wrangel, ohne den Verlust rächen zu können, den er unter Augsburgs Mauern erlitten, hob die Belagerung auf, und zog mit Anfang der rauhen Witterung an den Bodensee und auf das linke Donauufer. Am rechten winterlagerten die Baiern neben den Völkern des Kaisers.

Schon vielmals waren Unterhandlungen zwischen den kriegenden Kronen angehoben worden, wie dem langwierigen Elende der Länder Ziel zu setzen. Mit dem Glücksspiel der Siege und Niederlagen wechselten Verachtung und Liebe des Friedens. Seit der Mitte des Jahres sechszehnhundert fünfundvierzig befanden sich in Osnabrück und Münster die Abgesandten der Mächte[312]. Aber minder die großen Weltangelegenheiten, als vielmehr nichtswürdige Kleinlichkeiten, selbstsüchtige Rücksichten und Hader um Vorrang beschäftigte die eitein Unterhändler mit langweili-

312) Von Baiern waren Georg Christoph Frhr. von Haslang, und der rechtsgelehrte Joh. Adolf Krebs dabei.

gen Schriftwechseln. Unterdessen röthete fort und fort das Blut der Schlachten die Länder. Ein allgemeiner Waffenstillstand, der vorgeschlagen ward, kam eben so wenig zu Stande. Es thaten sich der Hindernisse zu viel in der Natur der Gemüther wie in den Vortheilen und Nachtheilen der Kriegsverhältnisse hervor.

Von allen Fürsten der Deutschen begehrte vielleicht keiner so sehnsuchtig, als Maximilian von Baiern, die Ruhe der Völker wieder zu sehen. Sein Baiern war eine große Brand- und Blutstätte geworden; seine Hoffnung verloren, die heilige Kirche siegreich im ganzen deutschen Lande zu erblicken. Es galt der Streit kaum noch um Glaubensdinge. Nur um Länder, Grenzen, Titel, Entschädigungen, Anwartschaften galt er. Des furchtbaren Uebels Ursprung schien vergessen; jeder nur noch zu sinnen, dem allgemeinen Unglück mit Gewinn oder unbeschädigt zu entkommen.

Darum setzte der Kurfürst auch gern die mit den französischen und schwedischen Feldherren angebahnten Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes fort, und suchte seinen kaiserlichen Schwager dafür zu gewinnen. Ferdinand war desselben wohl zufrieden, doch nur auf vier Monate Frist. Denn, sprach er, Waffenstillstand bis zum Abschlusse eines noch ungewissen Friedens würde Alles vernichten, was schon zu Osnabruck

gewonnen worden. Die ausländischen Kriegsvölker würden sich auf deutschem Boden, der sie nähren müßte, wie einem eroberten Lande fester annisten, und keinen schließlichen Friedensvertrag fordern oder begünstigen, weil ein Waffenstillstand ins Unendliche ihnen mehr, denn jeder Friede nützen könnte[313]). So sprach Ferdinand.

Maximilian hingegen, nicht ohne Argwohn, daß die spanischen Ränke den Kaiser vom Frieden zurückzögen, erwiederte warnend: „Des Feindes Macht wächst täglich drohender an; sein eroberndes Fortschreiten ist unvermeidlich, und durch unsere großen im letzten Feldzug begangenen Fehler begünstigt. Er hat seine Heereskraft in den Winterlagern eng beisammen, versehen mit dem Nothigen; wir haben im Mangel des Unterhaltes die Unsrigen weitläufig auseinander legen müssen. Will er Baiern überfallen, er wird da sein, ehe wir noch die Unsrigen gesammelt haben. So bleibt, dem größten Unglück zu wehren, keine andere Rettung, denn ein Still-

313) „Es würden die kriegende Partheyen zweiffels ohne von den Friedenstractaten uf ein unendliches armistitium fallen, vnd alle andere tractaten diesem leichtlich nachsetzen, als von welchem Sie weit ein mehres als von allen andern zuegewarten haben würden." Schreiben Kaiser Ferdinands an den Kurfürsten Maximilian. Preßburg 15 Jan. 1617. Hdschr.

stand der Waffen. Auserdem ist die Gefahr so unabwendbar, und meines Volkes Uebelstand so unaussprechlich [314]), daß ich, um Baiern vom Untergang zu bewahren, Waffenruhe, und finde ich diese nicht, jeden andern Ausweg suchen muß [315]). Und wollten und könnten wir Baiern mit gesammter Macht vertheidigen; wahrlich, es wäre schon verloren durch den für unsere Heere nothwendigen Aufwand."

So sprach Maximilian Unbeweglich blieb der Kaiser. Da gab der Kurfürst seinen Abgeordneten [316]) in Ulm Befehl, den Waffenstillstand

314) „Wegen denen ein zeit her von Feindten und Freunden ausgestandnen wie vnd sonderlich auch deren von den kais. Völkern darin verübten vnd Ew. Kais. Maj. sowohl, als dero Bruders L. öfters gelangten grossen Exorbitantien halber in einem solchen erbärmlichen Ybelstand."

315) „Wie ich mich, mein Land vnd Leith durch das Armistitium oder wenn dasselb nit zu erhalten wer, in ander weeg bis zu erlangung des Friedens so guet, als immer möglich vor genglichen Vntergang versichern vnd erhalten mög." Maximilians Schreiben an den Kaiser. Wasserburg den 25. Jänner 1647. Handschr.

316) Der kurfürstliche Kriegsrath Küttner von Künig, Oberstfeldzeugmeister J. von Rauschenberg, Hans Bartholem. Schaffer, Oberstbeerpfleger, oder im Franzosendeutsch Generalkriegskommissar.

mit Wrangel und Turenne für Baiern abzuſchlieſſen. Es geſchah am vierzehnten Märzes ſechshundert ſiebenundvierzig. Maximilian räumte ihnen das von ſeinem Kriegsvolk beſetzte Memmingen und Ueberlingen ein; ihm ward Windelheim, Wemdingen, Donauwörth und Rain zurückgeſtellt. Augsburg ſollte zwiſchen beiden unparteiſam gehalten ſein. Alles dieſes bis zum Friedensſchluſſe, und vorläufig feſtgeſtellt, bis aus Schweden der Königin Chriſtina Beſtätigung erfolgen würde.

Der Hof zu Wien gerieth bei dieſer Nachricht in Beſtürzung und Zorn. Denn damit war aller Fluch des Krieges über das Land und Haus Oeſterreich gewälzt: das kaiſerliche Heer, auf zwölftauſend Mann zuſammengeſchmolzen, keines Widerſtandes fähig; jeder von des Kaiſers Räthen um Mittel verlegen, der ungeheuern Gefahr Stich zu bieten. In dieſer Verzweiflung war nun auch das Ungerechteſte billig gefunden, und Maximilians Feldherrnſchaft durch kaiſerliche Briefe aufgefordert, mit ihren baieriſchen und Reichsvölkern den Kurfürſten zu verlaſſen, um dem Hauſe Habsburg zu dienen. Gleichzeitig mußte Graf Franz Adolf Khevenhüller nach München eilen, den Kurfürſten entweder durch neue Beweggründe der Staatsklugheit oder durch Drohungen umzuſtimmen.

Maximilian hörte den Abgesandten mit kalter Gelassenheit, und erwiederte dann mit steigender Wärme: „Hätte ich Land und Leute nächstens verlassen, den feindlichen Kriegsheeren Baiern ohne Schwerdtstreich preisgeben, ihnen den kürzesten Weg in die Erbstaaten Eures Herrn aufthun, alles was in den Friedenshandlungen zu Westphalen schon gewonnen worden, vereiteln wollen: so mußte ich freilich keinen Waffenstillstand schliessen. Aber was würde ich, als Fürst ohne Land, dem Kaiser und Reich haben dienen können? Jetzt vermag ichs noch. Daß ich durch einseitigen Vertrag den allgemeinen Frieden entferne, kann ich nicht befinden. Er hängt nicht von mir, nein, von ganz andern Dingen ab. Leicht wäre zu helfen, wenn man gemeiner Wohlfahrt willen persönliche Leidenschaften mäßigte. Der Feind gewann Oberhand durch Uneinigkeit der Mächte alten Glaubens. Das ist den Gegenbekennern wohlbekommen, und kaß kein Wunder, wenn sie halsstarrig ihr übersponnenes Fordern mit Gewalt durchzudrucken begehren. Spanien muß man und Frankreich zum Frieden bewegen, weil von diesen beiden Kronen die deutsche Ruhe nicht wenig abhängt. Die spanische Neigung, den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen, scheint nicht groß; dennoch verzögern eben die

ſpaniſchen Geſandten, daß ein Friede zum Abſchluß komme. Frankreich dagegen hat im Lauf des Winters zu Land und zu Waſſer große Rüſtungen betrieben. Seine Heere rücken gegen Catalonien und die Niederlande."

„Kann mir der Kaiſer Gewährſchaft leiſten, daß ich dieſen Sommer nicht unterliegen, daß mein von feindlichen und ſelbſt kaiſerlichen Völkern verwüſtetes Land nicht ganz zertreten werde, wenn ich an ſeiner Seite auf dem Kampfplatz bleibe? — Das kann er nicht. So trete ich ab. Ich behalte inzwiſchen meine Kriegsvölker beiſammen zu meiner Lande und des römiſch-chriſtlichen Glaubens größerer Sicherheit."

„Nichts aber betrübt mich ſo ſehr, als daß der Kaiſer, nachdem ich dem Erzhauſe und der Kirche achtundzwanzig Jahre bis zur letzten Kraft beiſtand, ſich wider mich von friedhäſſigen Leuten einnehmen ließ; daß er meine Feldherren und Kriegshauptleute zu Untreu und Abfall aufbot. Zwar der Treue meiner Leute bin ich ſicher; aber kein römiſcher Kaiſer hat je mir ſo gethan. Meine tapfern und erſprießlichen faſt der ganzen Welt bekannten Dienſte, die ich ſeiner Majeſtät und ſeinem in Gott ruhenden Herrn Vater chriſtſeligſten Andenkens erwieſen, hätte wohl andere Betrachtung verdient. Bin ich feindſelig gewe-

sen? Habe ich den Kaiser nicht Schritt vor Schritt von meinem Thun unterrichtet[317])?"

Mit dieser Antwort ging Khevenhüller nach Wien zurück, von wo aus nun Alles versucht ward, die baierischen Kriegsvölker zu verführen und in des Kaisers Dienst zu ziehen. An der Seithe derselben stand in dieser Zeit der zum Feldmarschall erhobene Graf von Rauschenberg; denn Geleen hatte früher schon Entlassung genommen, um in des Kaisers Sold zu gehen. Johann von Werth war der Reiterei vorgesetzt, und Oberst Royer zum Oberstfeldzeugmeister ernannt worden.

Johann von Werth, welcher den Waffenstillstand, noch mehr einen Frieden ungern sah, der ihn vom Schauplatz des Ruhms entfernen sollte, fühlte sich durch die an ihn gerichteten Einladungen des Kaisers geschmeichelt. Doch sandte er dessen Briefe, vom Kurfürsten aufgefordert, urschriftlich diesem, mit allen Betheuerungen seiner Anhänglichkeit. Die Hoffnung einer glänzendern Zukunft unter Oesterreichs Fahnen ward ihm aber bald in Gesprächen zu Landshut

317) Fast wörtlich nach dem „Bescheid für den kaiserl. Abgesandten grafen Khevenhüller". Ddsche. Der Kurfürst gab ihn erst mundlich; dann unterm 16. Mai 1647 auch schriftlich.

mit seinen Obersten Spork, Guschenitz, Kreuz und Schoch mächtiger, als der Reiz der Ehre und Pflicht. Sie redeten heimlich ab, das Heer bei Vilshofen zu sammeln, und dem Kaiser zuzuführen. Mit diesen Entwürfen beschäftigt, hörte Werth, daß der Kurfürst den Oberstheerpfleger Schäffer, wegen mancherlei den abgeschlossenen Waffenstillstand betreffender Dinge, an ihn absenden werde. Es erschrack sein Gewissen. Aus Furcht verrathen zu sein, und verhaftet zu werden, gab er Befehl, den Kommenden nebst seinem Gefolge noch auf der Landstraße aufzufangen, ehe er Landshut erreichen würde. Schäffer aber hatte sich auf der Isar eingeschifft, ohne um die Anschläge des treulosen Feldherrn zu wissen. Als er zu Landshut aus Ufer stieg[318]), vernahm er, was wider ihn verhängt gewesen; daß seine Fahrt zu Wasser den Argwohn der Verschwornen bestärkt, und Werth früh bei Sonnenaufgang, in Gesellschaft seiner Anhänger, die Flucht genommen habe.

Alsbald wurden Eilboten an das gesammte Heer[319]) mit Aufmahnungen zur Treue ausge-

318) Am 2. Heumonds 1647.

319) Da es in der Mitte Brachmonds bei Regensburg gemustert worden, fand es sich noch 1500 Mann stark.

ſandt. Johann von Werth hatte inzwiſchen ſchon ſieben Schaaren Reiterei, drei zu Fuß, bei Vilshofen über die Donau geführt, und den Soldaten, ſie zu gewinnen, in den Dörfern allen Unfug nachgeſehen. Als jedoch im Lager die wahre Abſicht des Feldherrn ruchbar wurde, geriethen die Kriegsleute in zornige Bewegung; die getreuen Baiern zuerſt. Eine Schaar rief es der andern zu: Wer will an Max Verräther ſein? Sie rotteten ſich. Sie liefen zu den Waffen. Sie ſchrien den Tod über Werth. Sie rannten in wilden Haufen zum Hauptlager des Feldherrn.

Einer der Hauptleute meldete dieſem den Aufſtand geſammten Kriegsvolkes. Johann von Werth und ſeine Anhänger machten ſich erſchrocken zu ihren Roſſen und entflohen der Wuth der Soldaten; einer hier, der andere dorthin. Ein ſpaniſcher Rittmeiſter, Wehling, als er keine Rettung ſah, erſchoß ſich ſelber.

Maximilian ſetzte den Preis von zehntauſend Thalern auf Werths Kopf, tauſend auf den Kopf eines jeden Oberſten. Jeder von den Verräthern ward ehrlos erklärt; Werths Gut, Bodenſtein, eingezogen. An den Kaiſer aber gingen vorwurfvolle Beſchwerden, wegen ſeines feindſinnigen Handelns. Dem entgegnete Ferdinand: Dieſe Völker ſeien nur für Reichsvölker angeſehen, im Reich geworben, mit Luſt und

nen die Bildung mehrerer jener Gesellschaften begünstigt zu haben, deren Zwecke religiöser Art sind.

Vom Lebendigerwerden des religiösen Sinnes im protestantischen Frankreich offenbarten sich schon seit geraumer Zeit unverwerfliche Zeugnisse. Es wurden mehrere neue Kirchen gebaut, und neue Kirchgemeinden traten zusammen. Es wurde wiederholt eine größere Anzahl von Pfarrern in verschiedenen Gegenden begehrt; der öffentliche Gottesdienst ward in Städten und Dörfern öfter als jemals besucht, und mit wärmerer Andacht gefeiert. Wie in andern europäischen Ländern traten auch in Frankreich Bibelgesellschaften zusammen, und die reine Erkenntnißquelle des christlichen Glaubens wurde, wie nie zuvor, im protestantischen Frankreich beim Volke verbreitet.

Die Einwürfe, welche man den Bibelgesellschaften gewöhnlich wegen ihrer Thätigkeit macht, mögen nicht ganz ungegründet sein. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß der gemeine Mann, wenn er sich selber zur Bibel setzt, sie oft widersinnig auslegt. Aber der die schlichte Sprache der Bibel nicht begreift, versteht wohl auch die Worte seines Pfarrers eben so falsch. Der Irrthum des Einzelnen schadet im Allgemeinen dem Reich der Wahrheit so wenig, als der ungerechte Urtheilsspruch eines einzelnen Tribunals die Justizpflege in einem

Brandſchatzung der Reichskreiſe unterhalten; ſo ſolle der Kurfürſt zu Baiern ihm dieſelben ungehindert folgen laſſen, und ſeine Maasnahmen wider Johann von Werth einſtellen, der nun des Kaiſers Feldherr ſei[320]). Auch ward zweimal unter Trommelſchlag zu Regensburg der Befehl des Reichsoberhauptes kund gethan: was von Reichsvölkern in baieriſchem Dienſt lebe, habe ſich unter Kaiſers Fahne zu begeben. Maximilian aber ſandte fünfundſechzigtauſend Gulden nach Amberg. Die wurden den Soldaten vertheilt, und ſo des Kaiſers Gebote eitel.

14.

Turenne's und Wrangels Heer in Baiern.

Im J. 1647—1648.

Wrangel war mittlerweile in Böheim eingedrungen und hatte Eger genommen. Des Kaiſers Erblande ſchwebten in großer Gefahr. Die Schweden trieben ihre Forderungen an Oeſterreich höher als je, trotziger durch Ferdinands Entkräftung. Der Friede ward ungedenkbar anders, als in gänzlicher Demüthigung von Habsburg. Nur dieſe, nichts anderes, ſchien Schweden

320) So Ferdinands III Schreiben, Pilſen d. 14. Heum. 1647. Theatrum europaeum 6, 60.

zu begehren, um dann alleinherrlich den Deutschen das Gesetz schreiben zu können. Fiel aber Oesterreich, war allerdings zu befürchten, daß weder die obere Pfalz noch die Kurwürde für Baiern geborgen blieben; denn beide hatte nur der Kaiser, sonst keiner, gewährleistet. Und schaltete Schweden mit Allgewalt, konnte es selbst im Innern Baierns den Lutherischen die Glaubensfreiheit bedingen. Wer sollte es verhindern? Das waren Wirkungen des Ulmer Waffenstillstandes. Frankreich und Schweden zeigten sich noch keineswegs als Maximilians versöhnte Feinde, der Kaiser aber war ein verlorner Freund geworden. Baiern selbst hatte nicht einmal dabei den Vortheil gewonnen, des Krieges Ungemachs enthoben zu sein. Denn das Land ward nun von den eigenen Heeren ausgesogen, weil sie ihre bisherigen Winterlager im Fränkischen den Schweden und Franzosen hatten einräumen müssen.

Die Betrachtungen erfüllten den Kurfürsten mit traurigen Gefühlen. Er hatte sich andere Früchte vom Ulmer Vertrag verheißen. Schon deßelben halb verdrossen, mehrten noch die glaubensverwandten Reichsstände, zuletzt sogar seine eigenen Gesandten in Westphalen, seine Reue. Denn sie bestätigten, was er besorgte, daß sein Waffenstillstand den Frieden verzögere, statt ihn heranzuführen.

Er hatte bisher die feierliche Genehmigung des Waffenstillstandes nicht ausgefertigt, weil zuvor die von der Hand der schwedischen Königin Christina erwartet ward. Dies gab ihm, ohne entehrenden Wortbruch, zum Rückweg Freiheit. Er hörte unter solchen Verhältnissen Kaiser Ferdinands freundliche Mahnungen geneigter an. Und als aus Stockholm die königliche Beistimmung zum Ulmer Vertrag wirklich erschien, zögerte er mit der seinigen und sprach: noch mangle die Bestätigung desselben von der Landgräfin von Hessen-Kassel; auch noch des Erzstiftes Köln Erklärung, dem die Waffenstillstandsbedingungen übel wären gehalten worden [321]). Wrangel widerlegte gründlich und mit Würde jede der schwankenden Einwendungen des Kurfürsten, welche dessen Sinnesänderung deutlich durchblicken liessen. Der Briefwechsel ward ernster, bald bitterer; der Waffenstillstand zwischen Baiern und Schweden aufgekündigt [322]); hingegen von Maximilian mit den Franzosen beibehalten, die, auf Wrangels Waffenglück eifersüchtig, dem Kurfürsten hold schienen.

Sofort befahl Maximilian allen Kriegsvölkern, aufzubrechen, dem Kaiser zur Hilfe. Den

321) Maximilians Schreiben an Wrangel, München 9. Aug 1647 im Theatr. europ. 6, 57.

322) Den 14. Herbstm. 1647.

größern Theil derselben führte Oberfeldmarschall Joß Maximilian Graf von Gronsfeld nach Böheim. Dieser, ein Schüler von Tilly's Zucht, in vielen Feldzügen Maximilians und des heiligen Bundes gebildet, war als Staatsmann und Kriegsmann ausgezeichnet. Ihn hatte der Kurfürst noch kurz zuvor, als seinen Unterhändler, an den französischen Hof gesandt, daselbst für Baiern freundschaftliche Gesinnungen zu erwirken. Während derselbe jetzt, vereint mit den Kaiserlichen, die Schweden aus Böheim und durch Deutschland trieb, bis er in Hessen die Winterlager nahm, führte Adrian Freiherr von Enkevoert eine andere Heerabtheilung der Baiern vor Memmingen. Die Schweden vertheidigten die Stadt neun Wochen lang heldenhaft, bis es an Kraut und Loth gebrach. Dann zogen sie frei, in wohlverdienten Ehren ab, mit allem Gepäck, zu Roß und zu Fuß[333]). Enkevoert aber nahm die Winterlager im Frankenland.

Wrangels Macht in Deutschland war daran, in diesem Feldzug gänzlich vernichtet zu werden, hätte auf anderer Seite der kaiserliche Oberbefehlshaber in Böheim, Graf von Holzapfel, seine Siege mit größerer Klugheit verfolgt. Dieser Feldherr, sonst Melander geheißen, ein geistreicher,

333) Den 25. Winterm. 1647.

gelehrter Mann [324]), war vormals in Dienſten der heſſiſchen Landgräfin geſtanden. Er hatte dieſe, ſo wie den neuen Glauben, einer Maulſchelle willen verlaſſen, die er von der Fürſtin Hand empfangen. Statt dem geſchlagenen Wrangel nach Niederſachſen zu folgen, warf er ſich rachſüchtig gegen die Lande ſeiner ehemaligen Gebieterin, und ließ dort ſein zuchtloſes, ſelten beſoldetes Heer ungezähmt rauben und morden [325]).

So viel Unglück hatte Wrangels Herz gegen den Wankelſinn des Kurfürſten Maximilian aufs höchſte erbittert. Um ſich freier an Baiern rächen zu können, bot er ſogar dem Kaiſer einen Waffenſtillſtand an. Doch Ferdinand verwarf ſolchen aus denſelben Gründen, derentwillen ihn Maximilian aufgekündet hatte. Dagegen ward von den Schwe-

324) Er haßte alles Undeutſche. In ſeinen Schreiben mied er jede Einmiſchung von Wörtern fremder Sprachen.

325) Die ſchlechte Kriegszucht, welche er ſelbſt auf befreundetem Boden hielt, brachte ſogar einige Spannung zwiſchen Maximilian und Ferdinand. „Ei, ſagte eines Tages der kaiſerliche Oberſtheerpfleger von Traun zu Schäffer, dem baieriſchen: der Kaiſer und Kurfurſt werden doch des ſauren Holzapfels willen nicht miteinander zerfallen!“ Sonnenleutners Denkwürdigkeiten. Handſchr. im königl. Bücherſaal zu München.

den Frankreich gewonnen, welches zwar die Niederlagen des ſchwediſchen Heers mit Schadenfreude geſehen, doch keineswegs des Kaiſers Uebermacht in Deutſchland hergeſtellt wiſſen wollte. Es ſagte nun ebenfalls dem Kurfürſten den Waffenſtillſtand auf[325]), und Turenne und Wrangel, ſonſt keine Freunde, vereinten ſich, ihrem Gegner gewachſen zu ſein.

Mit den erſten Frühlingstagen des Jahres ſechszehnhundert achtundvierzig drangen ſie, vierundzwanzigtauſend Mann ſtark, durch Franken und Schwaben, während der ſchwediſche Feldherr Königsmark verwüſtetiſch durch die obere Pfalz in das Herz von Böheim einbrach. Holzapfel ſtand bei Zusmarshauſen, einem Flecken des Hochſtifts Augsburg. Da ward er angegriffen, in neun Stunden langem Treffen überwältigt, ſein Heer zerſchlagen, er ſelber getödtet[327]). Von den kaiſerlichen Völkern waren kaum noch achttauſend Mann dienſtfähig, von den baieriſchen kaum ſiebentauſend übrig geblieben, die ohne Ordnung und Mannszucht flohen[328]).

---

326) Im Wintermond 1647.

327) Am 17. Mai 1648.

328) Vor der Schlacht beſtanden beide Heere (wie Grandfeld ſelbſt unterm 31. März 1648 dem Kurfürſten ſchrieb, der ihm wegen ſchlechter Kriegszucht Vor-

Der Graf von Gronsfeld sammelte von diesen fünftausend; von den Kaiserlichen fünftausend und fünfhundert zu Fuß, und zweitausend Reiter, mit denen er sich hinter dem Lech aufstellte. Mit neuntausend Fußgängern und vierzehntausend Reitern folgte ihm der Feind auf den Fersen.

Beim Kloster Schönfeld setzten Franzosen und Schweden über den Lech; tapfer, doch vergebens, bestritten fünf baierische Schaaren ihnen den Uebergang. Der Fluß war seicht. Die feindlichen Reiter schwammen an vielen Orten hindurch. Gronsfeld verlor Muth und Geistesgegenwart im Unglück; floh mit schimpflicher Verwirrung, ohne das Aeusserste für das Land zu wagen, dem er diente. In den Schanzen am Lech auf und ab

---

würfe gemacht hatte) aus ohngefähr 40,000 Mann, „haben aber einen Troß von 100,000 Menschen bei sich, Weibern, Kindern, Zuhcknechten, Jungen, die sowohl als die Soldaten leben wollen. Nun gibt man zwar den Soldaten für vierundzwanzig Stunden zu leben, aber wovon soll es der Troß? Um Geld ist nichts zu kaufen. So geschieht das Rauben aus lauter Hunger.“ Der dreißigjähr. Kriegsacta 67. Bd. Handschr. Den Zustand des Heeres nach der Schlacht, mit den Entschuldigungen seines Rückzugs, meldete Gronsfeld aus dem Hauptlager zu Scheuring vom 24. Mai 1648.

ſtanden noch viele baieriſche Krieger, ohne vom Rückzug ihres Feldherrn zu wiſſen, der ſie ungewarnt in Feindes Hand fallen ließ. Der Rückzug ging bis zur Iſar, in Hoffnung, da ſich hinter dem tiefen Strom zu halten. Aus Städten und Dörfern flüchtete abermals alles Volk mit Heerden und beweglichem Habe. Vom Jammer der Weiber und Kinder ertönten die Straßen. Viele Menſchen ſuchten im Tiefſten der undurchdringlichen Wälder Rettung; andere hinter der Iſar; andere jenſeits des Innſtroms. Der Kurfürſt nebſt ſeinem Hofe verließ München; lebte unſtät zu Waſſerburg, zu Braunau; nahm endlich Zuflucht nach Salzburg. Den Befehl über die Trümmer ſeiner Kriegsmacht vertraute er, an Gronfelds Stelle, dem Oberſtfeldzeugmeiſter Grafen von Hunoldſtein. Dieſer aber fand an der Iſar kein Heer, ſondern wilde verworrene Haufen, ohne Vorräthe, ohne Waffen, ohne Gehorſam, Räuberhorden ähnlich; Alles in Auflöſung. Unfähig, mit ſolchem Volk einen ſieghaften Feind aufzuhalten, ſetzte er den allgemeinen Rückzug bis hinter den Inn fort.

Ohne Widerſtand, in weit ausgebreiteten Schaaren, zog Turenne's und Wrangels Macht durch das offene Baiern bis zur Iſar. Der Soldat hauſete dabei, wie ihn der Muthwille trieb. Wrangel wollte Rache. Wenn wehrloſe Greiſe zu

Tode gequält, Säuglinge zertreten, tugendhafte Weiber geſchändet, dann verſtümmelt wurden — auch das Unmenſchlichſte hörte jetzt auf, dem Kriegsknecht Verbrechen zu heißen. Aber meine Hand weigert ſich, Dir die Gräuel niederzuzeichnen, welche den Namen der Schweden zum Fluch im Munde des deutſchen Volkes verwandelt haben. Es iſt gut, daß der Nachwelt das Gräßlichſte verſchwiegen bleibe, damit ihre Böſewichter ſich nicht tröſten können, in der Vorwelt von noch größern Ungeheuern übertroffen worden zu ſein.

Freiſing ward von den Feinden blutig erſtürmt[329]); auch Landshut. Als dieſe unglückliche Stadt die Brandſchatzung von zwanzigtauſend Gulden nicht erſchwingen konnte, loderten die Flammen in ihren Vorſtädten. Wrangel ſandte nach Salzburg, und forderte vom Kurfürſten zwo Millionen Goldes. Dafür wollte er des Landes ſchonen. Die Unterhandlung mit dem unzuverläſſigen Sieger zerſchlug ſich.

Ueber Erding und Haag ging der verderbende Heerſchwarm über menſchenarme Dörfer und Flecken von der Iſar zum Inn. Hunoldſtein hatte hier einige Schaaren Fußvolks und wenige Geſchwader gebildet. Männlich machte er mit dieſen den Uebergang des Feindes bei Waſſerburg

329) Den 2. Brachmonds 1648.

ſtreitig, welches in Eil feſter umſchanzt worden war. Baieriſche Jäger und Wildſchützen, zwiſchen Kraiburg und Oetting verſchanzt, vereitelten durch ihren Muth den Bau einer Brücke, davon ſchon drei Joche geſchlagen waren. So ward bei Roſenheim, ſo bei Mühldorf gefochten; jeder Verſuch des Feindes mit Floßen, Brücken, Schimmern fruchtlos, bis die Baiern ein ſtärkeres Kriegsheer verſammelt hatten. Den Befehl desſelben übergab der Kurfürſt dem Freiherrn von Enkevoert. Zu ihm ſtießen bald auch friſche kaiſerliche Völker unter des Feldherrn Piccolomini Anführung.

Mit einer Macht von vierundzwanzigtauſend Mann ſetzten dieſe insgeſammt bei Vilsbofen über die Donau, angriffsweiſe gegen Franzoſen und Schweden. Turenne und Wrangel verlieſſen zwar den Innſtrom [330]), aber Baiern nicht. Mit bewundernswürdiger Kunſt in täuſchenden Zügen oder drohenden Stellungen, wußten ſie immer einer Schlacht auszuweichen, um Baiern nur länger verwüſten zu können. Sie bewegten ſich gegen die Iſar; ſie lagerten bei Dingolfing; die Baiern und Kaiſerlichen in der Umgegend Landau's. Beide Theile verſchanzten ſich; beide ſchlugen Brücken über die Iſar, beide neckten ſich in täglichen Schar-

330) Den 6. Heumonds 1648.

ganzen Lande verdächtig oder entbehrlich machen kann. Ohne das Dasein jener Urkunden hätten wir nur Priestersagen, und kein Christenthum mehr. Die Meinungen und Begriffe der Jahrhunderte wechselten auf mancherlei Weise in religiöser Hinsicht; aber das schriftliche Wort blieb fest und vereinte immerdar wieder die Auseinandergewichenen zum Geist des Urchristenthums. Die Bibel wird in unsern Tagen nichts Anderes wirken, als was sie in Europa seit achtzehnhundert Jahren gewirkt hat; und diese Erfahrung sollte uns mehr als die Warnung gelten, mit der uns die Klugheit des Einzelnen erschrecken möchte.

Viele haben gerathen gehalten, statt der Bibel, andere zweckmäßige Erbauungsschriften ins Volk zu geben. Ueber das, was die Bibel ist, und seit achtzehn Jahrhunderten leistete, sind Alle einig; über Ton oder Meinung, die in einer Erbauungsschrift neuerer Zeit walten, nicht Alle, ja, die Wenigsten.

Es haben sich in England, Deutschland und der Schweiz eigene Gesellschaften gegründet, um durch Ausbreitung kleiner Schriften, welche Erbauung und Belehrung bezwecken, auf den religiösen Sinn des Volks zu wirken. Quäker, Pietisten, Herrnhuther u. s. w. waren darin besonders thätig. Sie nannten dergleichen kleine Schriften „Traktätlein", und sich daher gewöhnlich Trak-

mühseln, bis rings umher alle Lebensmittel abzugehen begannen. Dann rückten die Schweden über Landshut nach Moosburg, und zogerten abermals in festen Lagern, bis der Hunger sie aus denselben trieb. Sie faßten neue Stellung bei Dachau. Das Land ward zur Wüste. Die Menschen zehrten von Baumrinden und Eicheln. Enkevoert strebte vergebens zur Schlacht. Es blieb bei einzelnen Gefechten, bis eines derselben dem schwedischen Feldherrn schwere Gefahr brachte.

Als Wrangel nämlich eines Tages im begonnenen Weinmond [331]) mit seinen Obersten in den Dachauer Forsten großes Jagen hielt, und nur von viertausend Mann bedeckt, das Wildpret frohlich verfolgte, überfiel ihn Enkevoert mit seinen Baiern plötzlich in der Luft. Feuer und tödtliches Blei von allen Seiten ringsum aus allen Gebüschen. Mit großer Noth nur entkam Wrangel durch Sumpf und Moor zu den Seinigen. Mehrere hundert schwedische Reiter und Oberste wurden gefangen. Dieser Unfall beschleunigte seinen Rückzug. Er vollzog ihn; aber mit grauenhafter Wuth. Eine Rache hatte er am Kurfürsten genommen, welche das menschliche Gefühl in allen Jahrhunderten empört, ohne damit Maximilians hohes Gemüth besiegt zu haben. Er eilte zum Lech, ehe

331) Den 6. Weinmonds 1648.

thm Piccolomini und Enkevoert den Rückweg verrammelten. Denn so ausgeraubt und öde war alles Land zwischen Inn und Lech, Donau und Alpen, daß es ihm selber zum Winteraufenthalt seines Heeres zu schlecht dunkte. Bei Scheuring und zwischen den Schlössern Lichtenberg und Haltenberg, ging der feldherrliche Würger über den Strom nach Schwaben zurück[332]). Fast in derselben Zeit ward in Westphalen zu Münster und Osnabrück der Friede der kriegführenden Kronen geschlossen, und zur Freude der Länder verkündet[333]).

15.

Der westphälische Friede. Des Landes Zustand.

Im J. 1648 — 1650.

Die Ehre der kurfürstlichen Würde, und der bleibende Besitz der obern Pfalz sammt der Grafschaft Cham, womit kaum die Hälfte des Aufwandes bestritten war, welchen einst der Zug nach Böheim und ins Land ob der Ens gekostet hatte[334]),

332) Den 10. Weinmonds.

333) Der Friede ward den 4. Wintermonds 1648 verkündet.

334) Der Krieg in Oesterreich hatte bei 17 Millionen, der Feldzug nach Böheim bei 30 Millionen gekostet. Sutners München im dreyßigjähr. Krieg. S. 56.

mußte als der einzige Gewinn angesehen werden, welchen Maximilian aus dem dreißigjährigen Kriege davon trug. Die Pfalz am Rhein, mit neu gestifteter achten Kurwürde, ward dem jungen Karl Ludwig, des unglücklichen Friedrichs V Sohn, zurückgegeben; Rechtsgleichheit der sämmtlichen Kirchen, der alten wie der neuen, im Reich anerkannt, und dabei festgestellt: daß Gottesdienst und geistliche Ordnung in den Staaten verbleiben sollten, wie sie im sechszehnhundert vierundzwanzigsten Jahr gewesen waren[335]. Wer seitdem den Glauben geändert, empfing, ward ihm vom Landesherrn Duldung versagt, wenigstens fünfjährige Frist, liegende Güter veräußern, und auswandern zu können. So feuten die Kirchen des neuen Glaubens ob, mochten Spanien und der römische Hof auch zürnen. Der Kaiser, wie Kurfürst Maximilian, erschöpft an Kräften, unterzeichneten diesen Frieden, größern Verlusten zu entgehen.

In Wuth des Glaubens und wechselseitiger Eifersucht hatten die Deutschen ihres Vaterlandes vergessen, und Fremdlinge auf den Boden des heiligen Reichs gerufen, welche mit dem Schwerde, in deutsches Blut getaucht, Friedensgesetze schrieben. Auch nur diese Fremdlinge traten mit der reichsten Beute und den glänzendsten Lorbeeren

335) In der Rheinpfalz aber, wie seit 1619.

aus dem unseligen Streit. Frankreich und Schweden wurden mit deutschen Ländern belohnt; Schweden dazu ein deutscher Reichsstand.

Den Frieden, welchen die Fremden gegeben, wollten sie in seiner Vollziehung sichern. Ihre Heere blieben, bis das Letzte erfüllt ward; auch Jahre lang noch in der nordwestlichen Hälfte der obern Pfalz

Maximilian entsagte seinen Eroberungen am Rhein, sobald dort der neue Kurfürst Karl Ludwig feierlich auf die Pfalz an der Donau, Kur und Erztruchsessenamt, wie seine Vorfahren gehabt, verzichtet hatte[336]). Maximilian beseitigte die Beschwerden, welche von den Landsassen in der Oberpfalz und Grafschaft Cham wegen gewaltthätig entrissener Rechtsame, oder Güter, oder wegen Geldsummen erhoben wurden, die den ehemaligen Pfalzgrafen durch das Land vorgestreckt worden waren. Ueberall erzeigte er sich großmüthig und nachgiebig[337]). Aber in Einem blieb er

336) Diese Verzichtung ward von Karl Ludwig zu Weinsheim den 4. Wintermon. 1648 ausgestellt. Darauf räumte Maximilian die Rheinpfalz, Memmingen und Schwäbisch-Sulzbach, welches er noch besetzt gehalten; die Schweden dagegen verliessen in der obern Pfalz Neumarkt, Sulzbach, Vilseck, Waldeck, Falkenberg und Weiden.

337) Doch die ihm zugemuthete Zahlung der Hälfte von

unbeugſam: kein anderer Glaube, als der römiſch-chriſtliche in der obern Pfalz! Lieber wollte er Land, Leib und Leben daran ſetzen, als in ſeinen Gebieten den leichteſten Schimmer vom Siege der Gegenbekenner dulden. Es ſprachen Royer und Johann Georg Dechsle, ſeine Abgeordneten, vor dem wegen Friedensvollziehung verſammelten Fürſtenrath zu Nurnberg: „Der Buchſtabe des weſtphäliſchen Friedens gewährt unſerm Herrn den Beſitz der obern Pfalz und Chamer Grafſchaft in allen Rechten wie bisher. Wie bisher! da iſt kein Unterſchied im Geiſtlichen und Weltlichen. Nie hat Baiern einen andern Sinn gehabt und ausgeſprochen. Wie bisher! Selbſt keiner von den neugläubigen Ständen des Reichs hat dawider geſtimmt. Nicht einmal eine Gemeinde hat in der obern Pfalz wider die bisherige Uebung der römiſchen Kirche geredet. Nur einzelne Perſonen machten ſich laut. Sollen dieſe dem Kurfürſten und ganzen Lande das Geſetz geben?“ —

So feſt beharrte Maximilian auf ſeinem Willen, daß die Stände des Reichs dieſen Gegen-

---

der zur Entſchädigung Schwedens auf die Rheinpfalz gelegten Summe, nämlich 117,225 fl., ſchlug er ab, weil die obere nicht zur rheiniſchen Pfalz und nicht einmal zu einem der ſieben Reichskreiſe gehöre.

ſtand lieber mit Stillſchweigen umgingen, damit nicht das gänzliche Friedenswerk zerſtört werde[338]). Am neunten Herbſtmond des Jahres ſechszehnhundert und fünfzig zogen dann die letzten ſchwediſchen Haufen aus der obern Pfalz ab. Auch der Kurfürſt hatte die fremden Reichsvölker von ſeinem Dienſt entlaſſen. Es war nicht ohne Unordnung geſchehen. An mehrern Orten ward Meuterei unter den Soldaten, als man ihnen den Sold verkürzen wollte. Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher als Oberſtfeldwachtmeiſter im baieriſchen Heer gedient hatte, nahm die meiſten von den Abgedankten mit ſich unter die franziſchen Fahnen.

Als nun Maximilian wieder von Salzburg in ſein Schloß zu München heimgekehrt war, empfand er, vom unermeslichen Elend ſeines Volkes umringt, die Unmöglichkeit, ſo großes Leiden zu mildern. Das Herzogthum, welches er in Jünglingstagen aus des Vaters Hand, in üppiger Fülle blühend, empfangen hatte, ſah er nun, ein ſechsundſiebenzigjähriger Greis, zur traurigen Wüſte geworden. Peſtilenz und Hunger, Flamme und

338) Die Acta pacis westphalicae executionis von Meiern Th. 1 geben weitläufige Kunde von den Schwierigkeiten, welche Maximilian der Friedensvollziehung entgegenſetzte.

Schwerd hatten ſich während eines Menſchenalters zur Vertilgung vereint. Noch waren kaum zwei Drittheile ehemaliger Bevölkerung vorhanden. Dies- und jenſeits der Donau lagen Gewerb und Handel todt, die reichſten Dorfſchaften öde, große Höfe unbewohnt, die Aecker mit Geſtrüch überwuchert, die Wälder voll reiſſender Thiere, die Städte voller Brandſtätten, viele Klöſter in die urſprüngliche Armuth ihres erſten Daſeins zurückgefallen[339]). Schuldner waren unfähig zu zahlen, Gläubiger ohne Macht zu fodern, Pfarrer ſo arm, daß ſie ſich kaum die nöthigſten Lebensbedürfniſſe ſchaffen, oder Geſellprieſter halten konnten, die Pflichten der Seelſorge gewiſſenhaft zu üben[340]). Bettler, Landſtreicher und Räuber

339) Der Schaden, welcher allein dem Kloſter Steingaden, ſeinen Unterthanen und dem Markte Schongau vom J. 1632 — 1648 geſchah, betrug 200,672 fl. 2 kr. Weſtenrieder Beitr. 2, 423. Maximilian befahl unterm 6. Herbſtmond 1650 allgemeine Aufzeichnung der Kriegesſchaden.

340) In des Freiherrn von Löwenthal Geſchichte der Stadt Amberg, S. 343, folgender Zug vom Elend eines evangeliſchen Pfarrers zu Siegenhofen, der ſo unverträglich ward, daß er als Hochzeitlader mit den Brautleuten ſeiner Pfarre herumging, darauf ihnen die Hochzeitſchuhe machte, das Paar in der Kirche einſegnete, und als Muſikant

aus Verzweiflung ſtrichen durchs Land in hellen Haufen [341]).

Selbſt München, ſo ſchonend der Würgengel des Kriegs an den Mauern der Hauptſtadt vorübergegangen war, hatte einen großen Theil der ehemaligen Volkszahl und mehr als die Hälfte ſeines Wohlſtandes eingebüßt [342]). Viele Handwerker waren ganz, die unentbehrlichſten faſt zur Hälfte verſchwunden [343]). Noch beklagenswürdiger ſtand Augsburg da. Von achtzigtauſend ehemaligen Einwohnern zählte es nicht mehr dreißigtauſend. Zwar der Friede gab den Lutheriſchen hier die ihnen entriſſenen Kirchen und geiſtlichen Güter zurück, auch halben Antheil in Beſetzung

---

die Hochzeittänze aufſpielte. Nebendem war er auch der Bartſcheerer im Ort.

341) So klagt der Erlaß vom 24. März 1650.

342) Die Münchner Stadtkammer allein hatte, unzerechnet Brandſchatzungen, Kriegsſteuern und andere Ausgaben und Verluſte der Bürgerſchaft, der Krieg bei 300,000 fl. gekoſtet. Sutner.

343) Zum Beiſpiel: im J. 1618 befanden ſich in München 161 Lein- und Zeugweber, 116 Leder, 11 Tuchſcheerer; im J. 1648 waren von den erſten nur noch 82, von den den zweiten 46, von den letztern 6 vorhanden. Sutner.

des Rathes und der Aemter[344]), aber nicht die entflohene Eintracht. Weder das Trübsal des vergangenen, noch die Ruhe des folgenden Jahrhunderts konnten den Groll und Mißtrauen in Gemüthern tilgen, welche der Glaube geschieden hatte[345]).

16.

Von Maximilians Ländererwerbungen und seinen letzten Tagen.

Im J. 1651.

Der Kurfürst war unter diesen langen Aengsten, Kriegen und Thaten ein hochbetagter Greis, sein Haar ülbern geworden. Er sah den Ausgang eines unter fruchtlosen Sorgen verstrichenen Lebens kommen. Die Welt war ihm ohne Lust; nur sein inniger Glaube erhielt ihn unter so herben Schikkungen aufrecht und getröstet. Inbrünstiger wei-

---

344) Am 8. und 9. März 1649 geschah in diesem Sinn die erste Erwählung.

345) Als Paul von Stetten der Jüngere im J. 1765 seine Erläuterungen zur Gesch. v. Augsburg schrieb, klagte er noch (S. 160): „Wollte Gott, daß nicht noch dergleichen Dinge vorfielen, sondern man ein oder den andern in seinem Glauben und den damit verbundenen Rechten und Freiheiten ungekränkt lassen möchte!“

bete er ſich den ſtillen Verrichtungen der Andacht. Die Kloſterzellen wieder zu bevolkern lag ihm faſt mehr an, als die verlaſſenen Dörfer; und die aus der Hand der glaubensabtrunnigen Bremer Bürgerſchaft geretteten Schädel St. Damians und Cosmas in ſeiner Hauptſtadt zur Verehrung auszuſtellen, erquickte ihn tiefer, als Entdeckung reichſtrömender Gewerbsquellen [346]). Die Jeſuiten, welche ſeine Kindheit geleitet hatten, blieben Begleiter und Rathgeber ſeines ſpäten Alters.

Maximilian iſt nichts deſto weniger den größten Fürſten ſeines Zeitalters mit Recht beigezählt worden. Seine Mängel ſind die Mängel des Jahrhunderts geweſen. Bewundernswürdig, wie ſein ſtarkmüthiger Geiſt unter allen Verhängniſſen, iſt die Kraft, mit welcher er ſich bei widrigem Glück vom Anbeginn bis Ende des unzebeuern Volkerkampfes behauptet hat. Nie gebrach es ihm ganz an Mitteln. Ein Geiſt, wie der ſeine, konnte nicht verarmen. Immer hatte er noch, neben Unterhaltung des langen Krieges, übrig zur

346) Die Feierlichkeit bei Ankunft der heiligen Gebeine zu München im J. 1649 nebſt deren Wunderwirkungen beſchreiben die obligeitarſchen Jahrbücher mit einer Ausführlichkeit, welche man ſehr bei dem vermißt, was Maximilian zur Wiederherſtellung des öffentlichen Wohlſtandes gethan.

tatengesellschaft. Ich möchte nicht entscheiden, was sie Gutes oder Uebles gewirkt haben. Aber das läßt sich mit Zuverlässigkeit sagen, daß eine große Zahl dieser frommgemeinten Flugschriften Erzeugnisse trüber Schwärmerei, verworrener Vorstellungen und abergläubiger Einfalt sind.

Ein ganz anderer Geiß scheint diejenige Traktatengesellschaft zu beleben, welche sich (unter dem Namen Société des traités religieux) seit wenigen Jahren in Paris zusammengethan hat. Auch sie will, gleich ihren ältern Schwestern, kleine religiöse Schriften für Leser aus allen Ständen drucken lassen und verbreiten, bald als kurze Lebensbeschreibungen, bald als Gespräche, oder Abhandlungen, bald als Anekdoten, oder als Auslegungen der heil. Schrift. Aber nie sollen darin andere Grundsätze und Wahrheiten erscheinen, als diejenigen, in welchen alle christlichen Kirchparteien einmüthig zusammenstimmen, und welche daher der Katholik, wie der Protestant, mit gleicher Erbauung lesen kann.

Erbauung oder Bereicherung von Kirchen, Klöſtern und milden Stiftungen; zur Genugthuung ſeiner verſchwenderiſchen Begierde, Armen zu geben; oder das Gut ſeines Hauſes mit großen Ankäufen zu mehren. Denn er war ein unvergleichlicher Haushalter; ſparſam ohne Kargheit. Seine Einkünfte wurden durch den Salz- und Weißbierhandel, durch den Genuß der zwei Drittel des oberpfälziſchen Kloſtergutes, durch Geldbußen ſelbſt von Mördern und Ehebrechern [347]), durch mancherlei andere Hilfsmittel, beträchtlicher als ſie je unter vormaligen Staatsführungen geweſen. Schon vor Ausbruch des Krieges hatte er große Schätze zurückgelegt [348]). Seine Heere warb und unterhielt er meiſtens auf Koſten der Länder, die ſie beſetzten. Zum Bau ſeiner Feſtungen ließ er Landſtreicher mit Gewalt ſchleppen, in der Noth auch Bauern unter Androhung des Galgens [349]). Von

347) In der Amterechnung des Rentmeiſters von München vom J. 1605 kommen über dreihundert uneheliche Kinder vor. Davon waren die Strafgefälle bedeutend. Reiche Leute wurden eines Verbrechens willen mit vier- und ſechstauſend Gulden geſtraft. Wolfs Geſch. Maximilians 1, 222.

348) Wie er ſich ſelbſt gegen Vertraute geäuſſert, Adlzreiter.

349) Solchen Befehl gab er dem Hunoldſtein, als es im J. 1618 um Vertheidigung des Inn zu thun war.

Brandschatzungen in feindlichen Ländern bestritt er einen großen Theil der Kriegsbedürfnisse. Landsteuern, Aufschlagsgefälle, außerordentliche Kriegshilfen forderte er ununterbrochen, selbst in Jahren, da Baiern von Feinden überschwemmt war. Neben diesem allem zwang er seinem Volke noch Papiergeld auf. Dennoch waren die Schulden des Staates wieder zu furchtbarer Größe angeschwollen [350]).

Damit löset sich das Wunderhafte, wie diesem Fürsten vieles mitten in Kriegen möglich gewesen, was andere nicht im Schoose des Friedens vermochten. Die Herrschaft Mattighofen erkaufte er von den Grafen von Ortenburg [351]), dazu das Gut Haltenberg [352]) und den größten Theil der Herrschaft Wiesensteig [353]). Das alles kostete ihn noch nicht anderthalb Tonnen Goldes. Durch Erbschaft gewann er Degenberg, als

350) Beim Landtag 1669 übernahm die Landschaft davon die Summe von 1,340,000 fl.

351) Schon im J. 1602 um 102,000 fl. Aettenkhover 549.

352) Von Christoph Khelingers Wittwe im J. 1612 um 19,000 fl. Aettenkhover.

353) Von den Erben der Grafen von Helfenberg zwei Drittel der Herrschaft Wiesensteig und Trachenstein im J. 1613.

die Freiherren dieſes Namens im Baierwald ausſtarben [354]). Die Stadt Völklabruk, den Markt Engelhartszell und den Aufſchlag zu Linz brachte er, als Pfand, an ſein Haus [355]); und als Reichslehen die Landgrafſchaft Leuchtenberg, welche ſein Bruder Albrecht von der Gemahlin geerbt und ihm gegen lebenslänglichen Genuß der Grafſchaft Haag überlaſſen hatte [356]). Es war aber der alte, hochedle Stamm der Leuchtenberge mit Maximilian Adam am vierten Wintermonds 1646 ausgegangen. Schon im zwölften Jahrhunderte hatte derſelbe auf der uralten Lukenburg vor dem Böheimerwald im Nordgau geblüht [357]). Die Landgrafen führten königlichen Bann, auch in ihren Gauen Aufſicht über die Königsgefälle, und nannten ſich, gleich hohen Fürſten, von Gottes Gnaden. Obwohl ihr Haus, von unbekannten Mißgeſchicken verfolgt, am Ende des dreizehnten Jahrhunderts ſo tief verfallen war,

354) Im J. 1600.

355) Im J. 1644. Oeſterreich löſete aber das Pfand wieder im J. 1690 ein.

356) Im J. 1650.

357) Schon im J. 1155 erſcheint ein Graf Gebhard von Leutenberg, der mit Weib und Söhnen im Kloſter Ensdorf begraben liegt. Oefele 1, 583.

daß es Eigenes und was es vom Reich und den baierischen Herzogen zum Lehen hatte, an Baiern verkaufen und den Lehengütern vom Eichstätter Bisthum entsagen mußte: war es doch hernach wieder durch seiner Söhne Tugenden in der Kaiser, Könige und baierischen Herzoge Gnade kräftiger aufgestiegen, durch Belehnung und Erbschaft reicher an Würden und Gütern [353]).

Still und gottergeben sah der greise Maximilian das Ziel seiner Tage. Von allen Königen und Helden, die beim Beginn des dreißigjährigen Krieges für oder wider ihn gestritten, lebte Keiner mehr. Das Irdische lag für ihn reizlos; sein vieljähriges, mühevolles Streben ungekrönt. Doch ein Trost blieb ihm: ohne seines Willens Stärke wäre vielleicht der alte Glaube allgemeiner Kirche gänzlich von Deutschland gewichen; das Haus Habsburg zertrümmert. Noch eine Hoffnung hatte er für sein armes Volk. Sie blühte in den sanften Tugenden Ferdinand Maria's, seines erstge-

353) Sie hatten und erwarben aus dem Erbe der Grafschaft Hals viele Grafschaft mit Osterhofen, Haidenburg, Gottersdorf u. s. w. Sonst gehörte ihnen schon Leuchtenberg, Pfreimdt halb, die Veste zum Stein, Stiberg, Tirschenreut; auch Pleystein die Stadt und Burg, Markt Schönsee, die Vesten Reichenstein, Grafenwerth, Neuhaus, und viele andere Lehen, Geleite und Gerichte.

bornen Sohnes. Er hatte denselben erzogen, ein weiser Freund und Vater Baierns zu werden. Schon da derselbe noch als dreijähriger Knabe die Lehren nicht begriff, welche Maximilian aus der Fülle großer Lebenserfahrungen gehoben hatte, schrieb dieser mit eigener Hand nieder, was er Gott, sich selber und den Unterthanen schuldig sei. Da empfahl er ihm Gebet, als den Quell innerer Gottseligkeit und herrlichen Muthes; tadellosen Wandel, als des Glaubens goldene Frucht; Scheue vor den Irrlehren, aus welchen Verschwörung und Aufruhr kommen; Huld und Ehrfurcht gegen die Gottgeweihten. Beherrschung des Innern, Abhärtung des Aeussern sei, schrieb er dem Sohne, das Geheimniß von des Menschen Wunderkraft; Weichlichkeit der Tod alles Guten. Er lehrte ihn Gerechtigkeit und Güte gegen das Volk. Der Krieg, welchen Herrschsucht und Ehrgeiz rathen, sei das Scheußlichste, was der Mensch aussprechen und wollen konne. Aber kein Fürst dürfe ihn meiden, wenn es gelte für Gott, die Kirche, des Kaisers Recht, der Bundesgenossen Trost, des Vaterlandes Freiheit und der Unterthanen Sicherheit [359]).

359) Wie in den ablzreiterischen Jahrbuchern die Monita paterna erschienen, mögen sie wohl von der Feder des Jesuiten Devreaux ausgeschmückt sein.

Es war im neunundsiebenzigsten Jahr seines Alters. Da wandelte ihn Sehnsucht an, noch einmal Ingolstadt zu sehen, die Stadt, in der er der Jugend schönste Stunden genossen; den Ort, welchen nie der Fuß eines siegerischen Feindes entheiligt hatte. Dahin reisete er im Herbstmond mit seiner Gemahlin und den Söhnen. Das Frohlocken der gerührten Bürgerschaft begrüßte den hohen silberlockigen Greis unter dem Hall des Geschützes von allen Wällen.

Er besuchte noch einmal in wehmuthvoller Erinnerung die Stellen, welche ihm aus glücklichern Tagen theure Denkmale geblieben waren: am liebsten die Tempel, in ihnen der letzten Andacht zu pflegen; das Haus der Väter der Gesellschaft Jesu, mit den Bildnissen aller seiner Vorältern geschmückt.

Erkältung in regnerischer Herbstluft warf den geschwächten Greis auf's Sterbelager. Am sechsten Tage des Erkrankens gab er sanft und müde in den Armen des Grafen Kurz, seines vertrautesten Rathes, den Geist auf. Es war am Morgen des siebenundzwanzigsten Herbstmondes im sechszehnhundert einundfünfzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, im dreiundfünfzigsten seiner Herrschaft zu Baiern. Sein Leichnam ward, wie er es selbst

angeordnet [340], ohne Gepränge zu München in der Kirche der Jesuiten, neben der Asche seiner Aeltern und seiner ersten Gemahlin, begraben.

340) Den Predigern empfahl er, ihre Zuhörer Namens seiner um Verzeihung zu bitten, falls er einen oder den andern derselben beleidigt oder geärgert hätte, und alle um ihr Gebet für ihn anzusuchen, „mit dem Erbieten, daß ich hinwieder, da ich das Angesicht Gottes durch seine unendliche Güte und Barmherzigkeit theilhaftig würde, solches zu thun nit unterlassen will." — — „Mein Madensak soll man nit lang auff Erden lassen, noch vil Grandezza vnd Ceremonie, sondern die Spesa auff die Armen wenden vnd keinen Pomp machen." — So Maximilians eigenhändig geschriebener Befehl.

Dritter Abschnitt.

Die ersten Zeiten nach den Glaubenskriegen.

1.

Ferdinand Maria tritt die Herrschaft an. Seine Gemuthsart. Adelheit von Savoien. Der Hof.

Im J. 1651 — 1656.

Achtzehn Monden schon vor dem Gang aus dem Leben hatte der erlauchte Greis seinem Sohn und Thronerben Ferdinand Maria[1] auf dem Rathhause der Hauptstadt, dann in den beiden Baiern und der obern Pfalz, als künftigem Landesfürsten huldigen lassen[2]; in väterlicher Fürsorge ihm sogar, wiewohl derselbe noch nicht zu mündigen Jahren gekommen, eine Gemahlin aus-

1) Sein vollständiger Name: Ferdinand, Maria, Franz, Ignaz, Wolfgang.

2) Zu München geschah diese Huldigung den 9. April 1650.

erkoren. Die Wahl war auf Adelheid gefallen [3]), Tochter Herzogs Viktor Amadeus von Savoien, Enkelin des guten und großsinnigen Heinrichs IV, Königs von Frankreich. Bei den Friedensverhandlungen in Westphalen war diese Verbindung zuerst, bald nachher noch zu St. Gallen von den Gesandten beredet, in Turin endlich der Ehevertrag abgeschlossen worden [4]). Eben hier war zugleich die Anvermählung vor dem Altar der Domkirche durch Stellvertreter vollbracht. Aber die Freude, seines Sohnes Gemahlin zu sehen, ward dem fürstlichen Greise nicht.

Ferdinand zählte fünfzehn Jahre beim Tode des Vaters [5]); sein jüngerer Bruder Maximilian Philipp, der nachher auf dem Schlosse zu Pfreimdt den Genuß der Leuchtenbergischen Landschaft gehabt hat, kaum dreizehn [6]). Darum führte

3) Sie war den 6. Winterm. 1636 geboren.

4) Das Instrumentum dotale vom 3. Christm. 1650 bei Aettenkhover 610.

5) Er ward den 31. Weinm. 1636 zu München geboren.

6) Geb. am 30. Herbstm. 1639. Er lebte den Wissenschaften und den Freuden der Jagd; vermählte sich auf dem Schlosse Thierry in Frankreich den 15. April 1668 mit Maurizia Febronia de la Tour d'Auvergne, genannt Jungfrau von Evreux, Tochter des Friedrich Moritz de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouil-

der Oheim, Herzog Albrecht, nebst Maria Anna, der Wittwe des Verstorbenen, im Namen des unmündigen Fürsten die Verwaltung der Kur und des Herzogthums [7]). Es war Großes zu thun; die Haushaltung des Staates mit dem öffentlichen Wohlstand zerrüttet; das Band gesetzlicher Ordnung im Lande schlaff; die Sitte des Volkes verwildert. Der große Hause hatte in dreißigjährige Kriegesläufen den Sinn für häusliches Glück und stillen Genuß des Erwerbens und Sparens verloren. Er suchte Vergessenheit des Unglücks im Rausche der Ausschweifungen. Umgang und tägliches Beispiel roher Kriegsgesellen hatte Lastern aller Art, auch den ekelhaftesten, das Anstorige entzogen. Armuth schreckte viele von der Ehe, nicht von den sträflichen Genüssen wilder Liebe zurück; und Aberglaube geldlustiger Bettler suchte in schwarzer Kunst und in Teufelsbündnissen Gewinn von Schätzen, die man nicht mit dem Schweiße redlichen Fleißes zu erkaufen Lust hatte.

Herzog Albrecht, der Oheim, fromm, wohlwollend, verständig, kannte besser, denn Einer,

---

lon, und starb den 20. März 1705 zu Türkheim; seine Gemahlin den 2. Brachm. folgenden Jahres.

7) Die landesfürstlichen Befehle sind aber immer bloß unter dem Namen der Kurfürstin Maria Anna ausgefertigt.

7.

Ueber den jetzigen Zuſtand der Juden in den kultivirteſten Ländern Europa's.

Ein Blick im Allgemeinen über die Schickſale der Juden.

Die Geſchichte von den Schickſalen der Anhänger des moſaiſchen Geſetzes iſt die Geſchichte von der Schmach des menſchlichen Geſchlechts. Wer ſie mit Würde und gründlicher Ausführung ſchreiben wollte, muß, wenn er kein Menſchenfeind iſt, über die Arbeit zum Menſchenfeind werden. Denn welcher Mann von Gefühl könnte ſein ganzes Leben Unterſuchungen und Darſtellungen einer Geſchichte weihen, die einen Zeitraum von mehr denn vier Jahrtauſenden, die Schickſale von hundert noch vorhandenen oder längſt verſchwundenen Nationen dreier Welttheile, und alles Ekelhafte und Grauſenvolle umfaßt, was menſchlicher Aberglaube, Vorurtheil, Glaubenswuth und die Barbarei der Prieſter, Fürſten und des Pöbels jemals von Verbrechen übten?

Die moſaiſche Religion iſt vielleicht die älteſte des Menſchengeſchlechts, und zugleich die verfolgteſte von allen. Chriſten und Türken ſchöpften aus ihren Quellen, und haßten deren Bekenner mit der beiſpielloſeſten Unverſöhnlichkeit. Die

den ganzen Umfang öffentlichen Verderbens, welcher alles Krieges Nachgeburt iſt. Geldnoth, Brandſtätten und Dornen auf Fruchtfeldern ſind leicht heilbare Uebel, wenn Herz und Denkweiſe des Volkes rein und friſch aus den Zeiten der Gräuel hervortritt. Deshalb nahmen die Kurfürſtin Mutter und der Herzog früher auf Befeſtigung der erſchütterten Geſetze und Sitten Bedacht, als auf Erneuerung des bürgerlichen Wohlſtandes. Sie beſchränkten das Tanzen und nächtliche Schwärmen, wie die Zahl der Freudentage; trieben die bettelnden Müßiggänger zur Arbeit; züchtigten die Anſegner, Wahrſager, Schatzgräber, und wer ſonſt abergläubiges Gewerb beging [8]; verboten den Weibern franzöſiſche Kleidertracht und ſchamloſe Entblößungen [9]; ſtraften Hurer und Ehebrecher mit Landes-Verweiſung, entehrte Mädchen und deren Kinder mit öffentlichem Schimpf [10]. Viel anderes Löbliche wurde verrichtet.

8) „Dergleichen abergläubiſches und zauberiſches Weſen ſo ſehr überhandt genommen und gmain werden, daß nit allein khein ermahn, warn, vnd beſtrafung mehr ergeben, ſonder mann ſolche Laſter faſt für khein ſundt mehr halten will.“ Befehl vom 3. Aug 1653.

9) Unterm 5. Auguſt 1653; aber ſchon im April 1651 hatte Maximilian ein ähnliches Verbot erlaſſen.

10) Unterm 21. Mai 1651. Dem früheſten Alterthum

Inzwischen kam nun über die Alpen Henriette Adelheid von Savoien, des Kurfürsten junge Gemahlin. Graf Kurz, der Oberhofmarschall, mit glänzender Begleitung von dreihundert und sechzig Personen, hatte sie aus Turin abgeholt. Bei Kufstein betrat sie zum erstenmal den Boden von ihrer neuen Heimath [11]). Dahin eilte ihr der Hofmarschall, Freiherr von Metternich, entgegen, sie im Namen der Kurfürstin Mutter zu begrüßen. In zahlreichem Gefolge desselben befand sich auch der junge Kurfürst, der anvermählten Schönen unerkannt nahe zu sein, wie vorzeiten der königliche Longobarde Authar, als er um Theodolinden warb. Wie er ihr aber einen Brief des Gemahls nebst dessen eingeschlossenem Bildnisse überreichte, ward er schnell verrathen und erkannt. Mit keuschem Erröthen lohnte sie ihm die Ueberraschung süß.

Die sechszehnjährige Adelheide war eine der Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes. Die zarten Züge ihres Gesichtes verkündeten ein ungemein reizbares, des eigenen Werthes sich bewußtes, stillverschlossenes Gemüth. Vor sorgfältig gebilde-

war es entflammt, daß eine Gefallene nicht im bräutlichen Kranz prangen, oder ein uneheliches Kind ehrliches Handwerk treiben konnte.

11) Den 17. Brachm. 1652.

der Geiſt ſchien zum Herrſchen geweiht; doch in geſelliger Unterhaltung bezaubernd. Sie ſang angenehm und ſchlug die Laute lieblich [12]). Ferdinand, ihr an Jahren gleich, ein braunlockiger Jüngling, in ſeiner Haltung wohl etwas gezwungen, doch einnehmend und gütig gegen Jedermann, empfand ohne Verdruß jene Geiſtesüberlegenheit, welche Adelheid von der Natur, wie durch frühere Reife ihres Geſchlechtes beſaß. Seine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe [13]), neben unbegrenzter Demuth gegen die Kirche, dankte er den Jeſuiten, die ihn erzogen hatten. In Geſchäften der Staatsführung hatte ihn des Vaters Weisheit angeleitet. Und von da an ſtets gewöhnt, erfahrner Männer Rath zu ehren, blieb ihm das ganze Leben hindurch Schüchternheit eigen, ſich leicht zu entſchlieſſen. Nur in drei Dingen war er unwandelbar: im Wort, das er gegeben, in der Liebe des Friedens, in frommer Ehrfurcht für den Glauben der Väter.

---

12) So ſchildern ſie die Mémoires du Maréchal de *Grammont* und beſſer noch Chapuzeau in ſeiner Relation de l'état présent de la maison électorale et de la cour de Bavière. S. 73.

13) Er ſprach mit Leichtigkeit franzöſiſch und italieniſch. Il entend particulièrement la fortification, rühmte von ihm Chapuzeau.

Noch erlangter Volljährigkeit trat er die Führung des Staates an[14]). Sein Rath war noch aus den Männern zusammengesetzt, welche der erlauchte Maximilian in den Stürmen des Krieges für große Angelegenheiten auserwählt hatte. Hier saß noch der ehrwürdige Kanzler des geheimen Rathes, Adlzreiter, dem an gründlicher Einsicht und strenger Haltung des Rechtes nur wenige gleichkamen, in Kunde alter und neuer Vaterlandsverhältnisse nicht einer. Hier Johann von Mandl aus Schwaben, der als Jüngling die Prager Schlacht gesehen, dann, als vielthätiger Staatsmann, Zuversicht und Geheimniß seines Herrn in den wichtigsten Angelegenheiten gehabt hatte[15]). Hier Graf Philipp von Kurz, weiland Maximilians Vertrauter, Oberkammerherr und Oberhofmarschall, ein gewandter und thätiger Geschäftsmann[16]). Hier Freiherr Georg Christoph von Haslang, der für Baiern den westphälischen Frieden unterhandelt hatte, einer der gewissenhaftesten

14) Im Winterm. 1651.

15) Maximilian bestimmte ihn auch zuletzt noch zum Vormundschafts- und Verwaltungsrath seines Kurerben. Lang's Archivb. S. 184.

16) Er starb 1622. Sein Geschlecht ist unter dem Namen der Kurze von Senftenau und Toblach aus dem Pusterthal herstammend.

Männer jener Zeit, und Neffe Alexanders, der im Kampfe gegen die Böhmen fiare, ehe der Siegerfärber bei Prag gebrochen ward. Es iſt der Haslange uraltes Stammhaus zwiſchen Schrobenhauſen und Altmünſter geweſen und ihr Sitz lange Zeit zu Rattenburg am Amberſtrome [17]). Auch die edeln Rechberge, die Pienzenauer, die Törringer und andere ſaßen im Rath des Fürſten, welche durch den Ruhm ihrer Ahnen, weit mehr noch durch eigenes Verdienſt, Zierden ihres Vaterlandes hießen. Letztere wohl auch nicht ſelten die Meinung einer klugen und liebenswürdigen Gemahlin [18]), oder des Beichtvaters Verveaux Beredſamkeit, die Geſinnung des Kurfürſten: in wichtigen Dingen folgte er bewährten Staatsleuten; der jungen Kurfürſtin überließ er das Hofweſen, den Jeſuiten das Gewiſſen.

---

17) Eine Barbara von Haslang ſoll ſchon im J. 942 beim Turnier von Rothenburg den Dank angetheilt haben.

18) Si elle eut été née pour régner seule, elle n'auroit pas fait moins de bruit au monde qu'une Elisabeth, et l'Electeur est souvent très-aise d'écouter ses sentiments. Chapuzeau 75.

2.

Streit um die Reichsvermeserschaft. Ferdinand lehnt die kaiserliche Würde ab.

Im J. 1637.

Vom ruhmreichen Leben Maximilians, welches den Zeitraum beinahe eines Jahrhunderts erfüllt hatte, von der altberühmten Pracht des Münchner Hofes, und den Verzweigungen des Stammes der Schoren über einen großen Theil Europens, war dem Hause Baiern ein Ansehen gegründet worden, welches die Größe und innere Stärke des Herzogthums weit überstieg. Es waren die Enkel der Schoren, welche, wie in grauer Vorzeit, noch immer über beide Baiern, über beide Pfalzen, über die Lande Leuchtenberg, Zweibrücken, Veldenz und Jülich herrschten, und das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich, Hildesheim, Freising inne hatten. Selbst im Norden auf dem schwedischen Königsthron saß ein Wittelsbacher [15]). Sie hatten im Rath der Kurfürsten drei, im Rath der Reichsfürsten neun oder zehn Stimmen; Bündnisse mit den Kronen Frankreich, Spanien, England, Po-

15) Karl Gustav nämlich, Pfalzgraf zu Zweibrücken, König Gustav Adolfs Schwestersohn, der, nach Christinens Entsagung im J. 1654, den schwedischen Thron erhielt.

len, Schweden, Dänemark, und Verwandtschaft mit den mächtigsten Fürstengeschlechtern des Welttheils.

Daher warfen mehrere Kurfürsten den Blick auf Ferdinand Maria, als der Thron des heiligen Reiches abermals erledigt war. Niemand zweifelte, er werde ihn mit Begierde besteigen. Schon die Würde eines Reichsverwesers hatte er mit besonderer Heftigkeit erstrebt.

Da nämlich Kaiser Ferdinand III im April des Jahres sechszehnhundert siebenundfünfzig mit Tod abgegangen, verkündigte sich der junge Kurfürst sogleich den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Landen in offenen Briefen als Verweser des Reiches. Die Briefe hatte er zu dem Endzweck schon, bis auf Ausfüllung der Tageszahl, im Vorrath bereit gehalten, damit Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, ihm nicht, wie er befürchten konnte, zuvorkommen möge. In der That sprach auch dieser die Verweserschaft, als auf den pfälzischen Kurlanden haftend, mit Ungestüm an; ließ, so weit sein Gebiet reichte, die baierischen Verkündungen abreissen, die seinigen anschlagen, und die Schlüsse der Kammer zu Speier, unter baierischem Verweserschaftssiegel ausgegangen, ungültig erklären. Darüber erhob sich in weitläuftigem Schriftwechsel Streit über Streit. Ferdinand wich von Behauptung eines

Rechtes nicht, welches, sammt dem Erztruchsessenamt, durch den westphälischen Frieden dem Hause Baiern zu Theil geworden war. So ernstlich nahm er es, daß er dem brandenburgischen Abgesandten, weil in seinem Glaubbrief der Reichsvicekanzlername mangelte, Zutritt am Hof versagte [20]). Glückselige Zeiten der Völker, wenn die Eitelkeit der Fürsten um ein glänzendes Nichts hadert, weil es am Gewichtigern fehlt!

Obwohl die Mehrheit der Reichsstände für Ferdinand sprach, gab Karl Ludwig von der Pfalz keineswegs nach. Desto willkommener erschien jenem ein unerwarteter Anlaß, diesem die Amtsgewalt mit Nachdruck zu bewähren. Karl Ludwig hatte, kraft westphälischen Friedens, seinen halben Theil an der Stadt Weiden und dem Schlosse Parkstein wieder eingenommen. Es gehörte aber die andere Hälfte dem Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach. Mancherlei Spannung, aus dieser allzunahen Nachbarschaft erwachsen, war endlich durch den Spruch beigelegt [21]), daß Karl Ludwig seinen Theil an Sulzbach um zweimal hunderttausend Gulden hingeben, ihn aber, bis zum Empfang der Zahlung pfandweise behalten sollte. Der Pfalzgraf von Sulz-

20) Den 21. Heum. 1657.

21) Vergleich Prag den 17. Heum. 1652.

hach, in die römiſche Kirche zurückgetreten, hatte alſobald Bürgermeiſter und Rath der Stadt mit Männern des alten Glaubens beſetzt, weil er die erworbene, wenn gleich nicht bezahlte, Hälfte ſchon als Eigenthum betrachtete. Der Kurfürſt am Rhein dagegen hatte im Zorn Kriegsvolk einrücken, und die bisherige Ordnung wieder herſtellen laſſen, auch dem Kaiſer Gehorſam abgeſchlagen, welcher den Abzug der Soldaten befohlen. Nun wiederholte, auf Sulzbachs Verlangen, Kurfürſt Ferdinand Maria, in reichserzmeſterlicher Würde, das kaiſerliche Gebot. Dies verachtet, beſetzte er die ſtrittigen Ortſchaften mit einigen tauſend Mann. Ohne Gegenwehr zogen die Pfälzer ab [32]). Als in derſelben Zeit am Rhein mehrere Reichsſtände wider Karl Ludwig klagten, er erkläre ihrer Unterthanen viele in gemeinſchaftlichen und Grenzörtern für eigenen Vortheil zu Wildfängen oder Leibeigenen: ſprach Ferdinand ihm auch dies Befugniß ab [33]), weil daſſelbe vormaligen Pfalzgrafen am Rhein nur in ſo fern zugeſtanden, als ſie des Reiches Erztruchſeſſe und Verweſer geweſen, Aemter und Ehren, die nun an Baiern gekommen.

32) Im Heumond 1657.
33) Den 16. Heum. 1657.

Alles dies reizte die Erbitterung des pfälzischen Kurfürsten zum Uebermaß. Die Fürsten der Deutschen waren manchen Tag versammelt, zu prüfen und zu entscheiden, wem von beiden Ansprechern die Verweſung des Reiches gebühre. Ferdinands Geſandter, der rechtsgelehrte Oechsle, ein biederer, doch heftiger Mann, ſprach vor ihnen mit Nachdruck die Gründe des Hauſes Baiern aus. Doch wie er einſt[24]) in der Rede einen kränkenden Rückblick auf jene Zeiten richtete, in welchen Pfalzgraf Friedrich V., Böheims wegen, Land und Würden verwirkt hatte — unter den Zuhörern ſaß der Sohn desſelben, Karl Ludwig, der Kurfürſt ſelbſt — ſprang dieſer ergrimmt auf, und ſchleuderte dem Redner das volle Dintenfaß an. Neues Unheil, neuer Lärmen, neue Unmöglichkeit einer Verſöhnung. Dem Reichstag koſtete nicht wenig Arbeit, der Beleidigung eines Geſandten Genugthuung zu ſchaffen[25]), ehe Gefährlicheres erfolgte. Schon wurden, aus Furcht vor baieriſchem Ueberfall, die Städte der Oberpfalz kriegeriſch befeſtigt. Unter beiden entzweiten

24) Den 17. Mai 1658.

25) Durch glimpfliche Ehrenerklärung, die von Seiten des Kurfürſten Karl Ludwig unterm 2. Aug. 1658 ausgeſtellt wurde. Falkenſtein baier. Geſch. 3, 730.

sonst berühmten Hauptverfolgungen der Christen waren nur Spielerei gegen die Verfolgungen der Juden, welche sie vorzüglich durch Christen durch alle Jahrhunderte erduldeten.

Und was war das Verbrechen dieser Unglücklichen? — Daß sie der ältesten Religion des Menschengeschlechts, dem Glauben ihrer Väter, getreu blieben, ohne Andere zwingen zu wollen, diesen Glauben anzunehmen; — daß in ihrer Hauptstadt einst, durch den Richterspruch eines Fremden, der Stifter des Christenthums zum Tode verurtheilt ward; eine That, an der das ganze jüdische Volk, damals aus etwa sechs Millionen Seelen bestehend, weder Theil nahm, noch Theil nehmen konnte; — daß sich dies Volk nicht unter Roms Weltherrnjoch sklavisch beugen wollte, sondern für seine Freiheit so lange mit heldenmüthiger Verzweiflung kämpfte, bis seine meisten Städte und das ewige Jerusalem selbst in Schutthaufen verwandelt, und die Einwohner derselben auf den Marktplätzen von Terebinth und Gaza um den Preis, wie Pferde, in alle Welt verkauft waren. Ueberwinden ließ sich dies kleine Volk nicht von den damaligen Welteroberern, den Römern: — es mußte zerstreut, es mußte gleichsam mit den Wurzeln aus seinem vaterländischen Boden gerissen und in alle Welttheile auseinander geworfen werden. Und doch ward es nicht vernichtet.

Fürſten aber geſchah nachher nie wahre Verſöhnung. Karl Ludwig konnte dem Hauſe Baiern den neu erworbenen Glanz nicht verzeihen, welcher das alte Anſehen der Kurpfalz zu verdunkeln drohte. Er war ohnedem ein raſcher und feuriger Herr, jeden ſeiner Wünſche mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm verfolgend. Berühmter, als durch Großthaten, hat ihn ſeine Liebe gemacht, in der er zur ſchönen und geiſtreichen Maria Suſanna Freiin von Degenfeld entbrannte. Sie war, als Hoffräulein im Gefolge ſeiner Gemahlin Charlotte von Heſſen-Kaſſel, ſeiner Ruhe gefährlich geworden. Und die Anmuth ihres Leibes und Gemüthes feſſelte ihn ſo mächtig, daß er nicht ruhete, bis ihm, mit Trennung von der Gemahlin, zu Heidelberg der lutheriſche Prediger Hiskias Eleazar Heiland die Geliebte zur linken Hand angetraut hatte [16]).

Mittlerweile hatte, gleich nach dem Tode des Kaiſers, Frankreich, voll ewiger Eiferſucht wider

16) Die Vermählung geſchah im J. 1657. Das Fräulein gebar ihm vierzehn Kinder, und ſtarb den 8. März 1677. La vie et les amours de Charles Louis, elect. pal., ſind zu romanhaft, um glaubwürdig zu ſein. Ueber den bekannten Briefwechſel Karl Ludwigs mit der Geliebten findet man in J. C. Freiherrn von Aretin Beitr. zur Geſch. u. Lit. 1801 3. St. unterrichtende Aufſätze angeg.

Oesterreichs Größe, Entwürfe gesponnen, wie dem Hause Habsburg die Krone der Deutschen zu entwinden sei. Den königlichen Hof zu Paris und ganz Frankreich leitete damals der Hauptpriester Mazarini, welcher, mit geschmeidiger Klugheit, unter dem bescheidenen Namen eines ersten Staatsdieners, als schrankenloser Selbstherrscher zwischen Rhein und Pyrenäen schaltete. Seine Staatskunst war beharrliches, tuckisch-schlaues Erlauern und schnelles Greifen des gewogenen Augenblickes; seine Leidenschaft, sich Alles zu unterjochen. Frankreich schien seinem Ehrgeiz noch ein zu kleiner Spielraum; er verlangte die Angelegenheiten des gesammten Welttheils in seine Hand. Anfangs dachte er den römischen Kaiserthron seinem eigenen Könige zu, Ludwig XIV, einem zwanzigjährigen Jüngling, in den Freuden des wollustigen Hofes ertrunken, doch eitel genug, sich jeder Hoheit werth zu glauben. Aber der Deutschen sprober Stolz verwarf es, einem Fremdling ihre höchste Würde, wie ihr höchstes Gut, Unabhängigkeit, zu unterjochen. Vielmehr gefiel manchen Ferdinand Maria, welcher, eins mit ihnen, stark genug zur Beschränkung österreichischer Uebermacht, für sich allein zu schwach war, der Reichsfreiheit gefährlich zu sein. Auch diesen Gedanken ergriff Mazarini begierig, zufrieden, wenn die kaiser-

liche Krone nur dem Hause Habsburg, nach zweihundertjährigem Besitz, verloren ging.

Es lebte zu Paris ein gewisser Atto Melani, ein verschnittener Sänger von Pistoja, der neben seiner Kunst, die ihm viel Goldes gebracht, sehr verschmitzt, in höfischen Ränken vielerfahren war. Er hatte ehemals in München gesungen, und war daher der Kurfürstin wohlbekannt. Diesen Schlaukopf las Mazarini aus, um den Kurfürsten vorläufig zur Annahme des Kaiserthums zu stimmen. Der Aufenthalt eines Sängers zu München konnte fremden Höfen keinen Argwohn machen. Atto, in der Hauptstadt von Baiern angekommen, wo kein Ausländer ohne Erlaubniß über drei Tage bleiben durfte, stellte sich krank, um Zeit zu gewinnen, daß er der Kurfürstin wissen lasse, seine Reise habe höhern Zweck. Es gelang. Die Zusammenkunft ward veranstaltet. Der Verschnittene eröffnete die Anträge des Pariser Hofes. Ludwig XIV, hieß es, würde keine Mittel scheuen, die Kaiserwürde an Baiern zu bringen. Ein engerer Bund mit Frankreich, Unterstützung an Geld und Waffen, auch Schwedens und Dänemarks Beistand, sollten die erworbene Krone wider alle Anfechtungen sichern.

Sechs Wochen lang ward mit dem Sänger über die Angelegenheiten Europens gehandelt. Adelheide, geblendet von der Hoffnung, Kaise-

rin zu heißen, lehnte den Antrag nicht ab. Der Kurfürſt aber zauderte lange Zeit und ſchwankte verlegen. Er befürchtete in der Annahme der Krone unfehlbaren Krieg mit Oeſterreich. Denn Erzherzog Leopold, König von Ungarn und Böheim, ſprach die Würde ſeines verſtorbenen Vaters an, und zählte viele Freunde im Reiche. Auch mochte es ſich der Kurfürſt ſelber, und ſeiner Gemahlin wie dem Sänger nicht verhehlen, daß der Chriſtenheit höchſte Würde keineswegs demjenigen ehrenvoll ſei, welcher ſie gewiſſermaßen als Schützling und Soldner fremder Macht tragen müſſe. Ihn dunkte ruhmlicher, im friedlich blühenden deutſchen Reiche der Zweite zu heißen, denn über deſſen Trümmern der Erſte [27]).

Dieſe Unterredungen wurden inzwiſchen in tiefſter Heimlichkeit gepflogen. Weder der Wiener Hof durfte von den Entwürfen das mindeſte ahnen, noch anfangs ſelbſt des Kurfürſten vertrauteſter Rath, Graf Kurz. Denn man kannte den feſten Sinn dieſes einſichtvollen Staatsmannes, dem Ruhe und Frieden über Alles ging. Auch zeigte es ſich bald, als man ihn endlich doch in das Geheimniß zog, wie groß, und gar nicht Frankreichs Abſichten gemäß, ſein Einfluß auf Ferdinand war.

---

27) Sein Fr. Wagners Hist. Leopoldi Caesaris 1, 33. Auch in Aretins Nachr. 1, 91.

Dieſer lehnte die ſchmeichelhaften Erbietungen gänzlich ab. Demungeachtet verloren Frankreich, Schweden, Mainz und Köln darum nicht alle Hoffnung. Es ward ein neuer Verſuch gemacht. Was der Beredſamkeit des Verſchnittenen mißlungen war, glaubte man leichter durch die Vorſtellungen eines feinen Höflings zu erreichen, den man ſchon als manchem glücklichen Unterhändlergeſchäft kannte. Dies war der Domherr, Franz Egon, Graf von Fürſtenberg, welcher beim Reichstage zu Frankfurt als Geſandter Kur-Kölns angeſtellt lebte. Er mußte alſo nach München reiſen, unter dem Vorwand, daſelbſt ſeinen Bruder Herrmann Egon zu beſuchen, welcher im kurfürſtlichen Rathe ſaß. Allein die Meinung des Oberhofmarſchalls Kurz fügte auch gegen ihn, ſo geneigt für ihn immerhin Adelheide ſich äuſſern mochte. Der Domherr kehrte unverrichteter Dinge nach Frankfurt zurück. Weil es aber ſeine Eitelkeit nicht gern Wort haben wollte, ganz unglücklich geweſen zu ſein, blieben Mazarini's Hoffnungen lebendig; und in Frankfurt ſelbſt ward es ruchbar, Kurfürſt Ferdinand ſei zur Annahme der kaiſerlichen Krone nicht ganz ungeneigt. Das Gerücht davon kam auch zur Kenntniß des baieriſchen Geſandten Oechsle. Dieſer nahm aber gar keinen Anſtand, in voller Reichstagsverſammlung laut zu erklären: „Wenn alle Kurfürſten meinen Herrn krönen, will

ich ihm den Kopf kütteln, bis die Krone wieder zu seinen Füßen fällt.“ Es war ein hartes Wort. Man ließ sich jedoch durch die Rede des brausenden Mannes nicht schrecken. Marschall Grammont, einer der französischen Gesandten zu Frankfurt, begab sich selbst nach München. Es war eben derjenige, welcher einst bei der Schlacht von Nördlingen in die Hand der Baiern gefallen, und lange Zeit Maximilians Kriegsgefangener gewesen war. Seitdem hatte er mit Grafen Kurz Freundschaft und Briefwechsel unterhalten. Auch die Kurfürstin schmeichelte sich, Grammonts Ankunft könne den Gemahl nach ihren Wünschen entscheiden.

Sie irrte. Die Kunst des Höflings glückte nicht, weder beim Kurfürsten, noch beim Grafen Kurz. Jener blieb in immer erneuten Bedenklichkeiten verstrickt; dieser fest bei seiner ersten Erklärung: er werde nie beistimmen, und zwar aus Gründen, welche, dürfte er sie verrathen, jeden zum Schweigen bringen würden. Der Marschall, als er verlorene Mühe sah, beurlaubte sich. Der Kurfürst, immer unentschlossen, hätte ihn gern noch zurückgehalten; die Kurfürstin überließ sich ihrem Verdruß um die vereitelte Hoffnung auf eine kaiserliche Krone [25]).

25) Sa douleur fut telle qu'on la peut imaginer, quand

Nun brachte Frankreich den Hoch- und Deutſchmeiſter Erzherzog Wilhelm, Biſchof von Straßburg und Paſſau, nach dieſem den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg in Vorſchlag [29]). Keiner von Allen war vielleicht durch Tugend und Klugheit der erſten Krone Europens werther als dieſer. Von ſeinem Vater Wolfgang Wilhelm [30]) hatte er Neuburg, dazu noch die fruchtbaren Herzogthümer Jülich und Berg, nebſt der Grafſchaft Ravensberg aus dem reichen Erbe von Teiſterbant [31]) empfangen, um welche mit Brandenburg [32]) über ein halbes Jahrhundert Streit ge-

elle apprit qu'il n'y avoit rien à faire pour un homme qui étoit inventif à ſe ſervir d'obſtacle à lui même. Grammont.

29) Geb. den 5 Wintermond 1615. Nachher empfing er auch im J. 1685 die Kur und Pfalz am Rhein. Er ſtarb den 12. Herbſtm. 1690 zu Wien.

30) Der, geboren den 29. Weinm. 1578, und 1613 mit Herzog Wilhelms V von Baiern Tochter Magdalene vermählt, den 10. Marz 1653 geſtorben war.

31) Die Nachkommen der alten Grafen von Teiſterbant hatten in Weſtphalen nach und nach Cleve, Jülich, Berg und die Grafſchaft Mark durch Eroberung, Heirath und Pfandſchaft geſammelt, bis ihr Geſchlecht mit dem wahnſinnigen Herzog Johann Wilhelm im J. 1609 vergangen war.

32) Des Kurfürſten Johann Sigmunds von Branden-

wesen war [33]). Doch weder der Erzherzog noch der Pfalzgraf entsprachen den Feinden Habsburgs; und König Leopold wurde einhellig zum Oberhaupte des Reiches erkoren und gekrönt [34]).

3.

Veränderung geistlicher und weltlicher Verhältnisse in der obern Pfalz.

Im J. 1657 — 1669.

Die weisen Männer, welche den Kurfürsten umgaben, und ihn vor einer Krone warnten, deren Besitz, ohne des Vaterlandes Verderben, weder errungen noch behauptet werden konnte, zeigten seinem Ehrgeiz ruhmlichere Ziele. Königlich han-

burg Gemahlin war eine Tochter von der ältesten Schwester des verstorbenen Herzogs von Julich; hingegen dessen jüngere Schwester war noch am Leben und Mutter des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelms zu Neuburg.

33) Dieser Streit war eine der auf den Gang des dreißigjährigen Krieges wichtig mitwirkenden Ursachen gewesen; hatte schon im J. 1609 angehoben, und erst im J. 1666 durch Vertrag sein Ende. Dadurch empfing Pfalzneuburg die Herzogthümer Julich und Berg sammt den Herrschaften Winnenthal und Beeskeland.

34) Den 18. Heum. 1658.

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHORKE,J.A.D. FN. 1438?/84?$

deln iſt mehr, denn König ſein. Noch war Baiern aus der Verwüſtung aufzurichten und beſonders die neu erworbene Oberpfalz zu ordnen. Denn die Biſchöfe von Bamberg, Eichſtätt und Regensburg, deren Sprengel ſich über die oberpfälziſchen Landſchaften erſtreckten, wiederholten immer und immer die alten Klagen und Forderungen wegen Rechtſame in kirchlichen Dingen, Verwaltung und Verwendung heiligen Gutes, und Grenzen geiſtlicher Gerichtsbarkeit. Was darüber ſchon ſeit Einnahme des Landes durch Maximilian mit ihnen gehandelt worden, hatte Keinem Genüge gethan [35]). Sie forderten Abgabenbefreiung, und Alles unter ihren Krummſtab, was Pfarreien, Prieſterſchulen, fromme Stiftungen jeder Art und Hinterlaſſenſchaft der Geiſtlichen anging; dazu noch richterliche Befugniß in der Laien Eheſtandsſachen bis zum Heirathsgut. Jede neue Unterhandlung, welche Ferdinands Räthe mit zarteſter Behutſamkeit anknüpften, landeshoheitliches Recht gegen des Prieſterthums Eingriffe zu decken, zerſchlug ſich wieder. Denn die Biſchöfe hatten am päpſtlichen Machtboten zu Wien, und in Rom am Hofe des Papſtes ſelber guten Rückhalt.

35) Ein im J. 1630 zu Amberg entworfener Vertrag war ohne der Biſchöfe Genehmigung geblieben. Zeſſmaier Geſch. der Oberpfalz 2, 25.

Es blieb ein Volk, ohne Vaterland, ohne Oberhaupt und Staatsgesetz; lebte Jahrtausende als Fremdling unter den verschiedensten Nationen, ohne sein Blut mit denselben, ohne Sitte, Sprache und Glauben mit ihnen zu vermengen, rein, selbstständig, standhaft. Alle Schandflecke der europäischen Völkergeschichte, alle Gräuel der Religions- und Bürgerkriege, Bluthochzeiten, Dragonaden, Sizilianische Vespern, Füsilladen, Noyaden, Guillotinaden, findet man in der Geschichte des wehrlosen jüdischen Volks unter andern Namen wieder beisammen. Und doch bestand dies Volk unaustilgbar, einzig in seiner Art, bis auf den heutigen Tag. Die ganze Weltgeschichte kennt kein Beispiel, diesem Völker-Wunder gleich.

In jenem Zeitpunkte, da das jüdische Volk im Orient den Gipfel seiner Größe erreicht hatte, unter David und Salomo; in jener Zeit, da es erobernde Heere bis Aegypten sandte, Eigenthümer aller Kenntniß der uns bekannten ältesten Welt war, also, wie Schlözer es hieß, ein mächtiges, ein kultivirtes, ein Hauptvolk der Welt war, bestand es aus nicht mehr denn etwa fünf Millionen Seelen. Die jetzt unter mancherlei Druck in vier Welttheilen zerstreuten Juden machen gewiß zusammen eine Bevölkerung von beinahe acht Millionen Seelen aus.

Der Kurfürst genoß unterdessen fortwährend durch Gunst verjüngter päpstlicher Bullen zwei Drittheile von den Einkünften aller oberpfälzischen Klöster, wie ehemals Maximilian, sein Vater. Seine Schatzkammern wurden binnen sechszehn Jahren damit ansehnlich gefüllt. Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl hinderte ihn, diese Goldquellen länger zum Segen des tieferschöpften Landes rinnen zu lassen, um Dörfer und Städte zu beleben, oder Großgewerbe und Landbau zu erfrischen. Papst Alexander VII schon hatte sich einmal schwierig bewiesen, ihm die Zeit des Genusses vom klösterlichen Vermögen auf mehrere folgende Jahre auszudehnen [36]). Länger wollte Ferdinand daher die Hand nicht über heiliges Gut ausstrecken. Und

36) Der Kurfürst hatte nämlich deswegen seinen geheimen Rath Mayr im J. 1660 nach Rom geschickt. Der Papst wollte nichts entscheiden, sondern die Sache zuvor seinem Gesandten zu Wien überwiesen wissen. Als Mayr vorstellte, dieser könne, gegen Baiern eingenommen, einseitig berichten, fertigte ihn der Papst mit den Worten ab: troveranno una tavola rasa. Auch nach allen schon bei den Deutschen gemachten Erfahrungen hörten die Päpste nicht auf, die ihnen treu gebliebenen Fürsten in demüthiger Abhängigkeit zu erhalten. Schriftlicher Bericht über die letzte Unterredung Mayrs mit Papst Alexander VII den 23. Christm. 1660. Hdschr.

zum gottſeligen Ergötzen des Papſtes Clemens IX, wie aller Biſchöfe und Aebte des Landes, ließ der Kurfürſt von Baiern am ſiebenzehnten Tage Heumonds im Jahr tauſend ſechshundert neunundſechzig die Wiederherſtellung der oberpfälziſchen Kloſterſchaft, durch Verzichtleiſtung auf ihre Einkünfte, verkünden [37]). Die Prieſter, alleſammt im Kanzleiſaal zu Amberg verſammelt, erwiederten, wie billig, die frohe Botſchaft mit prunkvollen Lobreden. Doch mochte ſich nebenbei der geiſtliche Stolz nicht erwehren, in der ſchriftlichen Dankſagung unbehutſam laut werden zu laſſen wie man das, was längſt ſchon hätte geſchehen ſollen, als Werk päpſtlicher Heiligkeit ehren müſſe. Herr Matthäus Marquard, Pfleger zu Dingolfing

37) Dem verſchuldeten Hochſtift Regensburg aber mußten die baieriſchen Aebte, welche die leeren Klöſter zu bevölkern übernahmen, in drei Friſten 800,000 fl. und dem Bisthum Eichſtätt 10,000 fl. aus den Kloſtergefällen entrichten, auf Verlangen des Kurfürſten. Die Aebte, welche die Klöſter, bis noch Abtragung der Summe, nur dürftig für einsweilen einrichteten, befanden ſich ſo wohl dabei, daß ſie auch nach geſchehener Abzahlung die jährlichen Kloſtereinkünfte noch immer fort genoſſen. Noch Maximilian Emanuel, der Kurfürſt, mußte deßhalb bei dem Papſt einkommen. Inſtruktion wegen oberpfalz. Klöſter v. 15. Weinm. 1681.

und Reisbach, der landesherrliche Bevollmächtigte, ereiferte sich der undankbaren Bemerkung willen nicht wenig. In so starken Zorn gerieth er, daß alles Geschehene vernichtet zu werden Gefahr lief[38]), hätten nicht sämmtliche Aebte erschrocken und wiederholt erklärt, es sei nichts, denn des Kurfürsten lautere hohe Gnade, welcher sie verpflichtet wären.

So erstanden nun wieder die Klöster Reichenbach, Ensdorf, Weissenohe, Michelfelden, von Benedikt Jüngern bevölkert; Waldsassen und Walderbach für die Brüder von Cisterz; Speinshard für die, welche nach Vorschrift des Hauses Prämontree lebten, und Schönthal für augustinische Einsiedler. Von den Gefällen des ehemaligen Brigittenklosters Gnadenthal aber und vielen Einkünften des Klosters Seeligenpforten ward zu München eine neue Stiftung für andächtige Jungfrauen gegründet, welche sich in Weise und Vorschrift des heiligen Franz von Sales dem Himmel weihten[39]).

---

38) „Sintemalen nit ihr Päpstl. Heyligkeit, sondern Ihr Churfurstl. Durchl. und zwar freywillig ohne einige schuldigkeit, (die Klöster) aushendigen lassen." Extr. aus dem Instrumento publico über die Anno 1669 vorgegangene Introduction der Oberpfalz. Klöster. Hdschr.

39) Im J. 1675. Dem Stift Schäftlarn kamen aber für

Das war des Kurfürsten frommer Betrieb, der auch den Ursulinerinnen ein Klosterhaus in Landshut ausstattete [40]).

Ueberhaupt ging den Mönchen wieder ein goldenes Zeitalter auf, da Ferdinands Frömmigkeit keiner der Vorfahren nachstand. Durch seine Huld faßten die Kapuziner im Klösterlein außerhalb Amberg [41]), und zu Burghausen [42]) festern Fuß. Sie waren vor allen des Volkes erkorne Liedlinge; schlichen freundlich von Hütte zu Hütte; thaten gar gemein und doch heilig; kannten Kräuter und Wurzeln segnen, und in Säckchen genäht, als unfehlbare Schutzmittel wider Hexerei, Viehkrankheit und anderes Unheil verkaufen [43]); verstanden die Kunst, Heirathen zu stiften, Dienst-

---

bene aufgehobene Klöster 14,773 fl Entschädigung zu. Maas Fasti, 549.

40) Die Schenkungsurk. vom J. 1668 und 1672 bei Aettenkhover. 625.

41) Im J. 1673.

42) Im J. 1654 schon. Der Kurfürst ertheilte dazu seine Bewilligung ungleich gutwilliger, als selbst der Erzbischof von Salzburg.

43) Der Papst hatte ihnen dazu durch den Bischof Veit Adam von Freising im Jahre 1652 alle Vollmacht ertheilt. Lipowsky Gesch. d. Kapuz. S. 51.

mägde zu verdingen [44]), Kobolde zu bannen [45]), und andere Geheimnisse, die ihnen großes Ansehen machten. Noch hätten sie gern zu Altenötting, dem weitberühmten Wallfahrtsort, ihre Zellen angebaut, wären ihnen nicht die Franziskaner zuvorgekommen [46]), ihre verhaßten und glücklichen Nebenbuhler, die ihnen immer manch fettes Almosen wegbaschten.

Den barfüßigen Karmelbrüdern, die schon Maximilian in seine Hauptstadt berufen, als ihn einst Vater Dominik, ihr Oberster, in die Prager Schlacht begleitet hatte, errichtete Ferdinand zu München Wohnung und Tempel mit großer

44) Doch in der Kapuzinerversammlung vom J. 1669 wurden den Beichtvatern dergleichen weltliche Geschäfte untersagt. Lipowski.

45) Als es aber 1670 in ihrem eigenen Kloster zu Straubing Spuk gab, wollte es ihnen nicht gelingen. „Bei denen Novitzen hat die nachtliche Unruh kein endt, sie klagen immerzue, man hat ihre Zellen ausgeraucht, auch allen Teufflegaisseln angemacht, will dennoch nichts helfen, was es ist, kan ich nicht wissen.“ Lipowsky S. 56.

46) Im J. 1651. Franz Wilhelm, Bischof von Regensburg, als Propst zu Altenötting, nahm sich der Franziskaner nicht nur gegen die Kapuziner, sondern auch gegen die Jesuiten lebhaft an.

Pracht.[47]). Noch köſtlicher baute er den Theatinern Kirch' und Kloſter[48]), ein Gelübde zu löſen, als ihm Adelheide nach achtjähriger Unfruchtbarkeit das erſte Kind gebar[49]). Denn der Kurfür-

47) Im J. 1654. Aetzenkhover.

48) Die Stiftungsurkunde vom J. 1669 bei Aetzenkhover.

49) Maria Anna, geboren den 7. Weinm. 1660, nachmals (1680) mit Ludwigs XIV von Frankreich Sohn und Kronerben vermählt, und den 2. April 1690 geſtorben. Doch ſoll zur Fruchtbarkeit Adelheidens der heilige Cajetan weniger, als die Kunſt ihres Leibarztes Simeoni, der ihr Liebling war, beigetragen haben, wenn man den etwas boshaften Winken der Chorherrn Eliſabeth von Orleans (Aretins Nachr. 1, 123) trauen darf. Auch Maximilian Emanuel ſelbſt, der nachmalige Kurfürſt, wurde von Vielen dem Verdienſt Simeoni's zugeſchrieben. In der Theatinerkirche von München, wo zu Ehren der Geburt Maximilian Emanuels ein Altarblatt zu ſehen war, auf dem die Engel den Aeltern den langerſehnten Sohn darbringen, hatte die Kurfürſtin Adelheide ihren Leibarzt ohne anders unter den Geſtalten dankbar mitaufnehmen laſſen, was freilich zu ſeltſamen Auslegungen Stoff gab. Eine Tochter Simeoni's heirathete einen Minuzzi, und zog dieſes italieniſche Geſchlecht nach Baiern.

ſein Schirmheiliger war der heilige Cajetan, Graf von Thiene, des Ordens von Theate Stifter [50]).

Von Ferdinands Wallfahrten und Liebeswerken [51]), von ſeiner zarten Andacht zur jungfräulichen Königin der Himmel, von ſeiner Verehrung des heiligen Leibes und Blutes im Abendmahl, der er aus Laien beiderlei Geſchlechtes eigene Bruderſchaft errichtete [52]), haben die Mönche ſeiner Zeit viel geruhmt. Sie nannten ihn darum den gottesfürchtigſten aller Fürſten, der eines Davids Tugenden, ohne deſſen Sünden, beſaße. Ketzeriſche Bücher, Bilder, Geſänge, ihm ein Gräuel, wurden unter ſchweren Bußen wieder verboten [53]); und hätte nicht für die einzelnen Neugläubigen in der Oberpfalz Markgraf von Kulmbach ſo tapfer und entſchloſſen das Wort geführt, als gegen Verletzung weſtphäliſchen Friedens: keiner derſelben würde geduldet worden ſein.

Während der Kurfürſt den Glanz des Kloſterthums in den oberpfälziſchen Bezirken aufſriſchte,

50) Ferdinand hatte ihn auch zum S.i.rigen erwählt.

51) Jahrlich gab er bei funfzigtauſend Gulden Almoſen. Mans. Emm. 1, 550.

52) Clemens X beſtätigte in erbaulicher Bulle unter ſeinem Fiſchering dieſe confraternitas adorationis perpetuae. Rom am 7. Heum. 1674.

53) Den 1. Horn. 1655.

waren ſeine Räthe nicht minder bemüht, die bürgerlichen Ordnungen und Verhältniſſe dieſer Landſchaften zu verbeſſern. Es wurden daſelbſt die mannigfaltigen alten Landgebote und Satzungen aus der Pfalzgrafen Tagen, den ſpätern Bedürfniſſen angemeſſen, mit den baieriſchen Geſetzen übereinſtimmender, und als ein Ganzes dem Fürſtenthum kund gemacht [54]). Dies neue Landrecht, dem maximilianiſchen Geſetzbuch für Altbaiern ähnlich gebildet, übertraf daſſelbe an Vollſtändigkeit und edler Milde [55]).

Des Fürſtenthums Hauptſtadt blieb Amberg; hier der Stuhl des Vizthums, welcher die Geſetze kund that und vollſtreckte, die Pflichttreue der Beamten bewachte, und mit Beigeordneten peinliche Verbrechen richtete. Bürgerliche Händel wurden immer zuerſt vor Land- und Hofmarksgerichte oder ſtädtiſche Obrigkeiten gebracht. Wenige Herrſchaften führten den peinlichen Stab. — Seit Maximilians Machtſpruch die Landſtände hatte verſchwinden heißen, ſtand es beim Fürſten allein, Große und Erhebungsart ordentlicher Steuern zu

54) Landrecht u. ſ. w. des Fürſtenthums der obern Pfalz vom J. 1657.

55) Von Leibeigenſchaft, Zehnden u. ſ. w. ſind darin keine eigene Abſchnitte mehr; von Schaarwerken nur wenige Sätze voller Billigkeit.

bestimmen [56]). Ungewöhnliche Zeiten brachten ausserordentliche. Das Umgeld blieb, wie vor Alters. Der Aufschlag am Bier und Meth war mäßig; am ausländischen verdoppelt; am Wein noch stärker; und an gebrannten Wassern zum schweren. Nur die geistlichen Herren ließ Ferdinands Güte gefreit für ihren Trunk [57]), auch die Kloster mit ihrem Gesinde. Ausserdem floß von mancherlei Hofanlagen, Mauthen, Zollen und andern alten Gerechtsamen Erkleckliches in den landesfürstlichen Seckel; dahin auch der schimpfliche Gewinn vom Vermögen Unehlichgeborner, deren Hab und Gut, starben sie ohne Leibeserben oder letzten Willen, dem Staat zufiel [58]).

4.

Staatshaushaltung. Gesetzgebung. Adel. Der letzte Landtag.

Im J. 1669.

Diese Einkünfte aus dem Fürstenthum am linken Donauufer, verbunden mit denen in den

---

56) Kurfürsten Ferdinand Maria's Steuerordnung vom J. 1661.

57) Zur drei Maas täglich auf den Mann.

58) Das Recht, den sogenannten „Bastardfall" zu beziehen, war den pfalzischen Fürsten durch Kaiser Maximilian (Augsburg, den 3. Herbstm. 1518) ge-

altbaierischen Rentmeisterschaften, stellten in wenigen Jahren nicht nur den Glanz und Ueberfluß des Hofes her, sondern machten auch die kurfürstliche Schatzkammer reich. Das weite Land blieb aber nichts desto weniger arm und verheert. Den Bürgern in Städten mangelte das erforderliche Vermögen, um zu namhafter Handthierung und Handelschaft Vorrath und Verlag anzuschaffen. Die Wollentuchwebereien, ehemals bedeutend geworden, waren wieder so ganz vernichtet, daß selbst gemeine Tücher vom Auslande bezogen werden mußten [59]). Die Bergwerke und Hämmer lagen verschüttet und verlassen; es fanden sich kaum Pächter [60]). Baierns weiland berühmter Flachs-

---

geben worden. Zu dem Ende wurde immer das Vermögen des Vaters gerichtlich geschätzt, und nach Maaßgabe desselben davon des unehelichen Kindes Antheil bestimmt.

59) „Allainig in Bayern bei 70,000 Stück jährlich, ohne der Montur für die Soldatesca vonnöthen," sagt ein Sachkundiger jener Zeit. Westenrieder Beitr. 5, 340.

60) Im J. 1658 ward das Bergwerk Gottesgab in der Oberpfalz um 350 fl. auf acht Jahre verpachtet; das Hammergut Ober- und Niederlind auf Afterbestand ausgethan. Im J. 1670 erkaufte einer aus Altmannshausen den öden Hammer zu Ebnat, und im J. 1674 den zu Niederlind sammt den niedern

Und von dem Augenblick ihrer Zerstreuung an wurden diese beklagenswürdigen Fremdlinge, wohin sie auch kamen, von allen Nationen als unverbesserliche Andersgläubige gehaßt, wie Sklaven verachtet und zurückgestoßen. Umsonst sprach für sie die Stimme der Menschlichkeit und das hohe Gebot der Liebe aus Christus Munde; umsonst waren in ihrer Mitte Talente, Tugenden, Wissenschaften und Reichthümer — was sie umfaßten, schien den fanatischen Völkern glanzlos und entheiligt zu seyn. Bald mußten sie, um kenntlich erkannt zu werden, gelbe Hüte tragen, bald einen gelben Ring von Tuch an dem Obertheil des Kleides, bald ein Horn an ihrer Mütze, bald ein anderes entehrendes Kennzeichen.

Der Stand einer zweitausendjährigen Erniedrigung und Verworfenheit konnte endlich seine Wirkung nicht verfehlen. Die zur Sklaverei Herabgewürdigten mußten Sklaven-Denkart annehmen, und dadurch Gegenstände des Ekels und der Verachtung werden. Erst nachdem die Anhänger des Evangeliums und des Korans dies Volk verkrüppelt hatten, betrachteten sie es als eine Abart des Menschengeschlechts. Selbst Voltaire, der so gern mit seiner Duldung prunkte, und sich auf philosophische Paradoxie viel zu gute that, versank in die Vorurtheile des Pöbels und seines Jahrhunderts. Die Päbste selbst waren duldsamer, als er.

und Hanfbau hatte faſt aufgehört. Die großen Obſt- und Hopfengärten, die zahlreichen Weinberge lagen zerſtört und verwildert. Die Zucht der Heerden und der Bienen verging aus Mangel verſtändiger Pflege. Der Anbau der Felder war nur auf Erzielung des Unentbehrlichen berechnet, denn es fehlten die Menſchen; und der Mangel baaren Geldes machte den Erzeugniſſen des Bodens und der Viehzucht ſchlechten Preis; den Landmann daher arm; Klöſter und Grundherren, die von des Landmannes Zinſen leben ſollten, wahrhaft dürftig.

Dem Hofe war dieſe Noth kein Geheimniß. Dennoch wurden den Gewerben der Städte und Dörfer keine Geldvorſchüſſe von den landesfürſtlichen Kammern geleiſtet; nicht einmal den Ackersleuten die Mittel erleichtert, ihr Feld zu beſtellen, oder auch nur zu ihren Gunſten die Verheerungen des Roth- und Schwarzwildes beſchränkt. Wenn Hirſche, Rehe, Wildſchweine die Saaten verwüſteten, war erlaubt, ſie mit Geſchrei, allenfalls mit Hunden wegzutreiben; aber ſie zu todten, blieb bei Kettenſtrafe und Landesverweiſung

---

Gerichten. Bei Waldſaſſen entdeckte Hans Hüllmann eine Siegelerde am Glasberg und empfing unterm 10. Weinm. 1688 vom Kurfürſten Erlaubniß, ſie gegen Entrichtung des Zehnten zu graben.

unterſagt. Wer in fremden Hölzern und Gründen Wild ſchoß, ward das erſtemal zur Schanzarbeit in Ketten, beim wiederholten Vergehen zum Verluſt der rechten Hand verdammt, endlich auf offener Straße gehenkt. Jeder verrufene Wildſchütz, oder auch nur wer ſich Ueberreitern, Förſtern und Jägern [61]) widerſetzte, hatte zu erwarten, ohne Gnade mit dem Schwerde enthauptet zu werden [62]). Nur Adeliche, welche edelmänniſche Freiheit und Hofmarken im Lande beſaßen, genoſſen auf eigenen und fremden Gründen [63]) Recht zum kleinen Weidwerk; hingegen daſſelbe nur inner ihren Hofmarken, ſobald ſie keiner Edelmannsfreiheit fähig waren. Bürgerliche, wenn ſie nicht adelgleiches Ranges waren, mußten darauf gänzlich Verzicht thun, mochten ſie auch Edelſitze und Hofmarken an ſich gebracht haben [64]). Die Menge der Verordnungen, welche das Jagdweſen in Baiern berühren, thut neben den wenigen, welche gemeinnützigere Gegenſtände angingen, urkundlich

61) „Wäre vielleicht beſſer, wenn wir weniger Jäger und mehrere Förſter hätten," ſagte der obengedachte Sachkundige. Weſtenrieder Beitr. 5, 316.

62) Verordnung vom 28. März 1663.

63) Mit Ausnahme der Vorhölzer, Bannforſte und Auen.

64) Beſchluß vom 29. Chriſtmonat 1657.

dar, wie hochwichtig die Sache eines fürſtlichen Vergnügens über dasjenige galt, was des geſammten Volkes Genuß und Wohlfahrt ſein mochte.

Seit die Fürſten von Gottes Gnaden hießen, und an Macht und Reichthum in gleichem Maaſe geſtiegen, wie Adel und Geiſtlichkeit unter Kriegsdrangſal gefallen waren, hatte ſich an ihren Höfen der Grundſatz und Glaube befeſtigt und ausgebildet, daß ſie dem Himmel Alles, ihren Völkern nichts ſchuldig wären. Was einſt vor langer Zeit der weiſe Wolfgang von Abeim dem reichen Herzog Ludwig von Baiern geredet: „Ihr ſeid für das Volk da, nicht das Volk iſt für euch vorhanden[65])!“ wagte kein Höfling mehr auszuſprechen. Die Fürſten des Jahrhunderts, im Gegenſatz mit ihren Unterthanen wie auserkorne Lieblinge des Schickſals gegen Weſen niederer Art, betrachteten ſich als wahrhafte Eigenthümer der Völker, und dieſe lediglich zu ihrem Dienſt geſchaffen. Allerdings ſah man die leibeigenen Knechte freier, aber die ehemals freien Stände knechtiſcher geworden, alſo, daß über Alle einerlei Joch mit abwechſelnden Milderungen lag. Was der Unterthan leiſtete, hieß nur Pflicht. Das Fordern ſtand am Fürſten. Was er gab, war nur Gnade und Almoſen. Selbſt zur Freiheit des Gewiſſens behielt

65) Siehe dieſer Geſchichten 4. Bds. 2. Abſchn. S. 388.

der Unterthan kein Recht. Des Landesherrn Willkühr entschied, was zu glauben gezieme. Er gab das Gesetz, nicht als Diener der öffentlichen Glückseligkeit, sondern als Eigenthümer und Gebieter über Grund und Boden, Gut und Blut, Geisteskräfte und Gewissen; Alles zu seinem Vortheil, um die Menge seiner Leute in einer gewissen Ordnung zu halten, die ihm gefällig schien. War das Land arm, mochten die Menschen für sich sorgen. Der Fürst bedachte sein Hauswesen und ließ sich darin nicht beengen. Der Herrscher, in diesen Grundsätzen erzogen, lernte ihre Richtigkeit nie bezweifeln, da er sie täglich um sich her aus dem Munde knechtischer Furcht und Schmeichelei bestätigt hörte.

Wenn daher Ferdinand Maria Schätze sammelte, aber zur Emporbringung bürgerlichen Wohlstandes keine Geldsummen gab; wenn er die Pracht des Hofes erneute, während die Städte Noth litten; oder er das Wildpret in den Forsten heate, während der Ackersmann hungerte: gereichte ihm solches kaum so sehr zum Vorwurf, als es seiner Herzensgüte zum Lob gereichte, wenn er Frohndienst und Schaarwerk in mäßige Geldleistungen, Hofanlagen genannt, verwandelte; oder in Mißjahren den Landmann barmherzig mit Getreide aus seinen gefüllten Speichern unter-

stürzte[66]); oder in den ersten achtzehn Jahren seiner Staatsführung, ausser geringen Beiträgen zur Landesvertheidigung, nur siebenzehn Steuern erhob[67]). Mit Recht ist er darum ein gnädiger Fürst geheißen worden. Jeder ist nach dem Gesetz zu richten, welches der Geist seines Zeitalters geschrieben hat.

Als ihm eines Tages von einem Mann geredet wurde, der das Geheimniß wisse, durch besondere Einrichtungen im Lande nicht nur alle Bedürfnisse des Hofes, des Staates und des Heeres, ohne Beziehung von Abgaben, zu bestreiten, sondern daneben sogar den kurfürstlichen Schatz mit Gold hoch anzufüllen: ward derselbe schnell hervorgezogen. Es war sein Leibarzt Johann Joachim Becher von Speier[68]), ein Mann von allerdings mannigfaltigen, aber seichten Kenntnissen; dabei prahlhaft, zuversichtlich, unruhig, immer voll neuer Vorhaben. Dieser

Univ. Bibl. München

66) Zum Beispiel die Befehle vom 21. März 1662; eben so wieder vom 4. Hornung und 24. Heumond im Jahr 1676.

67) Da sonst in einem Jahre zwei und drei Steuern genommen wurden.

68) Der im J. 1664 in Dienst des Kurfürsten getreten war, und auch andern Höfen schon ähnliche Entwürfe, Reichthum zu gewinnen, vorgespiegelt hatte.

schlug mit überredsamen Worten Entwürfe vor zu allerlei Großgewerben, zumal für Seidenbau und Seidenwebereien. Mit diesen sollte der Landesherr, der sie auf eigene Kosten anlegen müsse, auch den Alleinhandel führen[69]). Graf Egon von Fürstenberg, seit dem Tode des Grafen Kurz, als Obersthofmeister und Vorsteher des geheimen Rathes, von bedeutendem Einfluß, ward bald für die Sache gewonnen; nicht minder Kurfürstin Adelheide. Becher hatte derselben auch den Erwerb ungeheuern Reichthums durch Anlegung einer Pflanzstätte im amerikanischen Guiana vorgespiegelt[70]). Nur Kaspar Schmid, der Unterkanzler, verwarf muthig die Vorschläge des großrednerischen Leibarztes, wie verderbliche Hirngespinnste; sprach: es sei genug am Selbsthandel, welchen der Landesherr schon mit Salz und Weißbier treibe. Wo der Fürst Kaufmann sei, müsse das Land verderben, weil diesem nur das Verzehren, jenem allein der Gewinn bleibe.

69) Er übergab den Plan am 10. Jänner 1665.

70) Schon im August 1664 soll (wie Adelung in s. Gesch. d. menschl. Narrheit 1, 146 wissen will) Becher wirklich, Namens der Kurfürstin, mit der westindischen Gesellschaft in Holland um ein beträchtliches Stück Land in Amerika gehandelt haben.

Ein armes Volk aber mache zuletzt wieder arme Fürsten; hingegen reiche Unterthanen füllen den Schatz mit reichern Abgaben. So urtheilte der Unterkanzler. Auch die gesammte Kaufmannschaft, als sie um den Zustand des Handels befragt ward, redete in diesem Sinn; und Bechers zweideutiger Lebenswandel und Glaube[71]) brachte zuletzt die Geistlichkeit wider ihn auf. Dies Alles, neben der Unhaltbarkeit seiner Luftgebäude und der stolzen Unverträglichkeit seines Wesens[72]), entfernte ihn bald wieder aus Baiern.

Gleichwie der Oberherr des Landes mehr auf eigenen, als des Volkes Wohlstand bedacht war: so nahm jeder von den Unterthanen wieder, in weitern oder engern Kreisen, nur auf sich selbst Rücksicht. Damit wurde der Gemeinsinn, diese höhere Lebenskraft des Staates, ohne welche nichts Großes gedeiht, erstickt; eine Alles auflösende Selbstsucht genährt, und das Streben Aller gegen Alle, Geist und Handlungsweise der Gesammtheit. Am schlimmsten dabei stand der Adel. Seinen

71) Er war vom Lutherthum zur römischen Kirche übergetreten. Die Pfarrer zu München predigten auf den Kanzeln gegen ihn.

72) Er mußte wegen dieser Unverträglichkeit aus einer zu München errichteten Seidenweberei, an der er Theil hatte, wieder austreten.

altererbten Reichthum hatten die ſtille Gewalt der Zeiten, unhäusliche Wirthſchaft, Krieg und andere Unglücksfälle ſehr geſchwächt, ohne Hoffnung, denſelben durch Gewerbsfleiß und Handelſchaft wieder emporgebracht zu ſehen. Viele alte Edelſitze und Hofmarken waren allmälig ſchon von der Ritterſchaft abgekommen. Nur der perſönliche Vorzug der Edelmannsfreiheit[73]), welcher in den damit begabten Geſchlechtern forterbte, hielt dieſe noch einigermaßen aufrecht. Denn die nichtgefreiten Eigenthümer von Hofmarken, wenn ſie auch die dem Boden anhaftenden Rechtſame beſaßen, konnten doch nicht über jedes ihrer einſchichtigen Güter gerichtsherrliche Befugniſſe anſprechen. Damit war zugleich von ſelbſt ein ſcharfer Unterſchied zwiſchen Adlichen und Edelgutsbeſitzern eingetreten, der zu mancherlei Eiferſucht und Rangſtreit führte. Es kam ſogar einmal zur Frage: Ob ungefreite Hofmarksherren gleich gefreiten Edelleuten auf Landtagen Sitz und

73) Zur Edelmannsfreiheit gehörte nämlich das Recht, von den Grundholden Frohndienſt zu nehmen, Niedergerichtsbarkeit über einſchichtige Güter, kleines Weidwerk in landgerichtiſchen Gebieten, Erbvorrecht des Mannſtammes und Einſtandsrecht, damit adliche Güter beim Stamm, oder doch bei Edelmannsfreien verblieben.

Stimme haben könnten[74])? Auch wollte nur der alte Adel ausschließlich „wohledel und gestreng“ heißen, und seinen Töchtern allein den Namen „Fräulein“ vorbehalten[75]).

In der Furcht, allen Werth, vielleicht sein ganzes Dasein, einzubüßen, drängte er sich um die Güte des Kurfürsten und flehte um Aufrechthaltung eines ritterlichen Ansehens, welchem die Zeit den Stab zu brechen drohte. Ferdinand Maria, dem durch damaligen Stand des Heerwesens, der Wissenschaften und des veränderten Wohlstandes die Ritterschaft des Alterthums hätte gleichgültig sein mögen, glaubte doch, daß eine reiche und glänzende Adelschaft die Zierde des Landes und Verherrlichung des Fürsten sei. Er half bereitwillig, die Güter derselben zu ewigem Gut rittermäßiger Geschlechter machen. Anfangs verordnete er nur, daß, wenn Hofmarks- oder Adelsgut in ungefreite Hand käme, der Verkäufer

74) Im großen Ausschuß, ehe der Landtag von 1669 zusammen kam, behauptete der Landschaftskanzler, daß nur den Edelmannischfreien als Standen, den Ungefreiten bloß als Hofmarksinhabern, zum Landtag geboten werden müsse. Hdschr.

75) Wirklich machte Ferdinand diese Betitelungen des alten Adels durch sein Gebot vom 22. Wintermond 1669 gesetzlich.

oder deſſen Verwandtſchaft es, wie Herkommens war, binnen Jahresfriſt an ſich ziehen, daß im zweiten Jahr aber noch jeder Edelmännſchfreie ſolches thun könne[76]). Nachmals endlich verwandelte Ferdinand das gefreite Rittergut in vollkommen unveräuſſerliches Geſchlechtseigenthum, welches, dem gemeinen Verkehr entzogen, ſelbſt den gefreiten Töchtern des Hauſes verſagt, ungetheiltes Beſitzthum eines einzigen Stammgliedes ſein mußte, damit daſſelbe den Glanz ſeines Hauſes zu behaupten vermögend genug bliebe[77]).

Alſo geſtaltete ſich der Adel auf eine Weiſe aus, welche ſeinem erſten Urſprunge fremd, nicht aus der Natur der bürgerlichen Verhältniſſe als Nothwendigkeit hervorgetreten, und daher Unbill gegen die übrigen Genoſſen des Staates war. In den Vorzeiten ſind die kleinen Häuptlinge kriegeriſcher Horden, die Tapferſten oder Weiſeſten im Volk, als deſſen Edelſte betrachtet worden. Demjenigen, welchen ſie unter ſich zum Oberhaupt Aller wählten, dienten ſie mit ihren Stämmen und beſchränkten ſie die Willkuhr durch ihr eigenthümliches Recht. Nach ihnen ſind andere gekom-

76) Das Geſetz vom 20. Horn. 1669, als Folge eines Antrages, vom Ritterſtand beim Landtag deſſelben Jahres.

77) Verordn. vom 20. April 1672.

Als Ferdinand der Katholische mit abscheulicher Frömmigkeit im März 1492 durch einen einzigen Federzug 70,000 südische Familien und einen Reichthum von dreißig Millionen Dukaten aus Spanien vertrieb, öffnete Pabst Alexander VI ihnen seine Staaten. Klemens VI machte Avignon zu ihrem Asyl, als sie in allen Gegenden Europa's mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Viele andere Päbste mahnten Regenten und Völker von den Grausamkeiten gegen die Juden ab, und manche nannten sich öffentlich Schutzherren der Israeliten in der christlichen Welt.

Freilich dieser Edelmann war nicht das Ebenbild aller Priester. Als Philipp III, König von Spanien, so erzählt man, einem Auto-da-Fe beiwohnen mußte, konnte er sich der Thränen nicht enthalten, da er eine junge Jüdin und einen maurischen Knaben, fünfzehn oder sechszehn Jahre alt, zum Scheiterhaufen wanken sah. Der Großinquisitor aber machte die schöne Thräne des Mitleids auf der Wange eines Königs zum Verbrechen, das nur mit dem königlichen Blute auszusöhnen war. Dem Monarchen mußte zur Ader gelassen werden, und dann ward das Blut — verbrannt.

Selbst der Reformator Martin Luther, mit unaussprechlichem Haß gegen die Juden erfüllt, wiegelte die Fürsten gegen sie auf, predigte, daß der Christ nächst dem Teufel keinen erbostern

men, welche durch große Gemüthsgaben die Vortrefflichsten wurden, und durch die Tugend ihres Geistes oder Schwertes über die Menge hervorragten. Sie wurden der alten Fürsten Kriegshauptleute und Räthe; die Verwalter, Richter und Anführer des Volks in eroberten Gauen. Das sind sie geworden durch ihre Würdigkeit, und von der Hand der Natur geadelt. Ihre Söhne sind durch Reichthum und Namen der Väter, oft durch Tugenden, lange achtbar geblieben, bis im Umschwung der Jahrhunderte die spätern Enkel fast nichts mehr, als die leeren Namen der Alten trugen. Nun aber stieg durch Fürstengunst eine bevorrechtete Gattung von Unterthanen auf, deren Erhebung weder eigenes Verdienst, noch Gefahr oder Vortheil des Staatskörpers rechtfertigte; die, kraft ihrer Geburt, einen großen Theil der Güter dem öffentlichen Verkehr entzogen; statt ebenmäßige Vertheilung des Landesvermögens, als Grundlage allgemeinen Wohlseins, zu befordern, unmäßigen Reichthum neben großer Armuth herstellten; und ohne Geistesvorzug die nächsten am Thron, die Ersten in den Aemtern des Staates wurden.

Seit siebenundfünfzig Jahren war in Baiern kein Landtag mehr gehalten worden; nur ein landschaftlicher Ausschuß in der Hauptstadt geblieben. Kurfürst Ferdinand, wie schon sein erlauchter

Vater, fühlte, nachdem einmal jährliche Landsteuern üblich hießen, die Entbehrlichkeit von Versammlungen, deren Glieder den eigenen Nutzen gern zum Maßstab des gemeinen machten. Freiheit, Reichthum, Geistesbildung, war nicht mehr, wie in alten Tagen, der Ritterschaft und Geistlichkeit Alleingut, daher in den Versammlungen der Stände weniger, denn ehemals, des Volkes Würde und Wesen ausgedrückt. Auch mochten die Fürsten, Sieger mit Hilfe der Zeiten über die Stände, lieber selbherrlich schalten, als freiwillig die morschen Schranken um sich dulden.

Nur nach wiederholten Bitten des Ausschusses berief der Kurfürst noch einmal die Stände vom obern und niedern Baiern gen München. Es war im Anfang des sechszehnhundert neunundsechszigsten Jahres. Viele erschienen nicht. Er hörte die Beschwerden der andern. Die Verbesserung des Steuerfußes, die Tilgung oder Verzinsung der Landesschulden und die Mehrung der landesherrlichen Einnahme waren Hauptsache. Von den Schulden übernahm die Landschaft eine Million, dreimalhundert und fünfzigtausend Gulden; sie trug zur Verzinsung des Uebrigen hunderttausend, zur Aufbesserung des Kammergutes jährlich hundert und fünfzigtausend, eben so ansehnlich zur Unterhaltung von Gesandtschaften, Reichshilfen

und Kriegsbesatzungen der Städte bei. Für die bewilligten Summen überließ der Kurfürst den Ständen vom Getränk und Fleisch den Aufschlag. Zur Mehrung landesfürstlichen Einnehmens ward jetzt auch der Tabak werthvoll, dessen Gebrauch mit wunderbarer Schnelligkeit seit dem dreißigjährigen Kriege durch Baiern gemein geworden. Das seltsame Gelüst, den Rauch eines angezündeten Krautes in den Mund zu ziehen und wieder hinweg zu dampfen, erregte allererst Grausen, bald Gefallen, endlich Nachahmung. Obrigkeitliche Verbote[78]) erhöheten nur den Reiz. Und obwohl ein König wider den Tabak geschrieben,

78) Das erste allgemeine Verbot des „Tabaktrinkens" gab Ferdinand unterm 30. Herbstm. 1656; als besondern Beweggrund dazu die Feuersgefahr. Aber unterm 28. Brachm. 1669 legte er schon Einfuhrgebühren auf den Tabak, und da sie einträglich zu werden versprachen, gestattete er unterm 31. März 1670 den Rauchern ihr Vergnügen, doch mit einigen Einschränkungen. Nun wurden die Tabakspflanzen im Lande bald selbst angebaut. Der Kurfürst verpachtete den gesammten Verschleiß des Tabaks zum Schnupfen und Rauchen, selbst der Pfeifen, an den Handelsmann Pietro Bignami (Verkündung vom 2. Christm. 1675), darauf an Leonhard Pistrich und Georg Pirkenauer und andere. (Verkündung vom 3. Aug. 1676 u. a. m.)

zwei Päpste ihn mit ihrem Fluch geschlagen hatten, war Nicots Pflanze nach wenigen Jahrzehnten dem Volke eine Quelle neuen Lebensgenusses, und neuer Einkünfte dem Staat [79]).

Nach Auflösung des Landtages blieben, wie gewohnt, zwanzig Verordnete zurück, das Steuergeschäft, und was sonst vonnöthen, zu vollziehen. Es war auf neun Jahre hinaus, selbst für ausserordentliche Zeiten Vorsorge gethan, daß, auch ohne Einberufung der Stände, dem gemeinen Wesen geholfen bliebe.

Und seitdem fühlten weder die Glieder der Landschaft Neigung, sich zu versammeln — was vermochten sie wider landesherrlichen Machtspruch? — noch die Beherrscher von Baiern Bedürfniß, jene zu rufen. Steuern begehrte fortan jeglicher Fürst von den Verordneten der Landschaft [80]), die er an sein Hoflager beschied; dagegen stellte er

79) „Der Mönch Roman Pamr, Christoph Colons Gefährte, machte in Baiern im siebenzehnten Jahrhundert Tabakliebhaber, im achtzehnten Jahrhundert Handelsleute, im gegenwärtigen Fabrikanten, und trägt ausserdem noch bei, unsere Bevölkerung zu berechnen." Aretin lit. Handbuch für die baier. Gesch. 2, 40.

80) Daher die sogenannten „Postulatshandlungen", die in den landesfürstlichen Urkundenkammern mit dem Jahr 1514 beginnen.

Versicherung aus, ihre Bewilligung solle den Rechtsamen und Freiheiten gemeiner Landschaft ohne Gefährde sein. Starben Glieder der Verordneten, ergänzten sie sich durch Wahl anderer, nach dem Alter oder nach des Fürsten Wünschen. Leichter handelte dieser mit wenigen Männern, als mit einer Versammlung von Hunderten, und war der Erfüllung seiner Begehren um so sicherer, da eines Ausschusses Glieder mit geringerm Aufwand durch fürstliche Gnaden zu gewinnen waren.

So verschwanden die Landtage, und mit ihnen auf lange Zeit die gesetzlich freien Stimmen der Baiern über ihrer Fürsten Walten.

5.

Ferdinands Reichthum und Hofpracht. Kunstwesen.

Alles Land wohnte in großer Friedensfülle. Das war der schönste Segen, welchen Ferdinand Maria seinem Volke gab. Nicht Glaubenszorn, nicht falscher Ehrgeiz, noch andere Leidenschaft konnte ihn den Grundsätzen friedfertiger Mäßigung entziehen. Hatte nicht Ludwigs XIV von Frankreich eroberungssüchtiger Hochmuth, oder manche Unruhe im Reich von Zeit zu Zeit Gefahr gedroht: er würde, bis auf eine geringe Schaar, sein gesammtes Kriegesvolk entlassen ha-

ben[81]). Aber Friede wohnt nur unter dem Obdach des Schwerdes geborgen. Jederzeit ſtanden wohlgeübte Schlachthaufen zum Aufbruch bereit. Das Zeughaus von München galt in Deutſchland als eines der erſten. Dreißigtauſend Mann waren daraus zu bewaffnen, ohne es zu erſchöpfen. Die Städte Braunau und Ingolſtadt wurden durch Anlage neuer Werke feſter, denn vorher. Dem Vaterlande erfahrene Kriegesleute zu bilden, lieh der Kurfürſt gern von ſeinen Fahnen im fremde Feldzüge, entweder zum Beiſtand wider den unruhigen Erbfeind der Chriſtenheit, oder zur Hilfe bedrängter Verwandten ſeines Hauſes. Er ſandte acht Fahnen zu den chriſtlichen Heeren gegen die Türken[82]). Am blutigen Tage an der Raab beim St. Gotthardskloſter erneuten die Baiern ihren alten Kriegerruhm in Montecuculi's Heer bei der Niederlage des Großweſirs Kiuperli[83]). Als des Kurfürſten Schwager, der Herzog von Savoien, wider die Genueſen in Noth war, ließ er bei zwei-

81) Sein Gedanke war einmal, das ganze Heer bis auf 1400 Mann zu Fuß und 300 zu Pferd zu entlaſſen, deren Unterhalt monatlich 8,922 fl gekoſtet haben würde. Landt. Verh. 1669. Ofchr.

82) Im J. 1661 unter ſeinem Oberſtfeldwachtmeiſter, Freiherrn von Buch, 1100 Mann.

83) 1. Auguſt 1664.

tausend seiner Tapfern dahin über die Alpen gehen [84]). Deutschlands Ruhe, fort und fort durch Frankreichs Umtriebe und Waffen erschüttert, selbst durch den Frieden zu Niemägen nicht gerettet, den Ludwig XIV wie einen Waffenstillstand unterzeichnete [85]), verband sich Ferdinand mit Sachsen, gegenseitige Sicherheit zu handhaben; jeder sollte im Nothfall ein Heer von zwanzigtausend Streitern stellen [86]).

So bewahrte Ferdinand das Glück Baierns. Eine fast dreißigjährige Ruhe genügte, die Wunden des Staates zu vernarben; sie aus der Tiefe zu heilen, wäre auch ein Jahrhundert zu kurz gewesen. Die niedergebrannten Dörfer stiegen aus der Asche auf; städtischer Gewerbsfleiß fing wieder an sich zu regen. Der Fremdling sah die letzte Spur kriegerischer Verwüstung verschwunden; aber im Innern der Haushaltungen fühlte der Einge-

84) Unter Oberst Peltin 1200 Mann, und unter dem Ritter La Perouse, Hauptmann der Leibwacht, 500. Ende Weinmonds 1672. „Je les vids en marche traverser la Suabe, l'on n'auroit pû souhaitter des meilleurs hommes, la plus part ayant servi dans les guerres passées." Chapuzeau a. a. O. S. 28.

85) Im J. 1678.

86) Im März 1679. Falkenstein baier. Gesch. 3, 743 ff.

borne den verborgenen Schaden. Man pries den Sohn des erlauchten Maximilian als einen der beneidenswürdigſten Fürſten unter den Deutſchen, und mit Recht, wenn ſchon die Fülle ſeiner Reichthümer und die verjüngte Pracht ſeines Hofes allzugünſtige Vorurtheile vom ſchnellgenеſenen Wohlſtand der Lande veranlaſſen mochte, die er beherrſchte. Es gehorchten ihm vom Fuß der Alpen bis zum Fichtelgebirge zweiundfünfzig Städte, fünfundneunzig Marktflecken und eine ungezählte Menge von Dörfern, Weilern, Höfen. Das Land, von ſchiffbaren Flüſſen, befruchtenden Strömen und Bächen, und fiſchreichen Seen durchſchnitten, war von ſeinen Kornfeldern berühmt. Die weitläufigen Waldungen wimmelten von allerlei Wildpret; rudelweiſe ſchwärmten die Hirſche umher. Aus den ewigen Salzquellen ſtrömte täglicher Reichthum. Ein wackeres, kernhaftes Volk, darunter ſechstauſend des Adels, an Tapferkeit keinem weichend, belebte dieſe Landſchaften. Unter den Städten wurden zwo zu den ſchönern Deutſchlands gezählt. Landshut kam zwar nicht dem Umfange Münchens gleich, wetteiferte aber noch mit der Hauptſtadt an Zierlichkeit. Die Schweden ſelbſt, ſchon mit der Brandfackel in der Fauſt, waren durch die Anmuth der Städte gerührt worden, und hatten ſo vieler Zierden geſchont. München aber, mit der Pracht ſeiner Paläſte, Tempel,

Klöster und bürgerlichen Gebäude, entzückte selbst des Fremdlings Auge, der größere oder reichere Städte gesehen.

Das Schloß des Kurfürsten, seines Vaters Werk, verkündigte minder durch Kunstpracht der Aussenseiten, als durch Weitläufigkeit, Vollendung, Bequemlichkeit und Verzierung des Innern, die Wohnung eines mächtigen und geschmackvollen Herrschers[57]. Drei große geschlossene Höfe gaben von innen den verschiedenen Abtheilungen des ausgedehnten Gebäudes Heiterkeit. Mehrere kleinere bildeten niedliche Blumengärten, wie jenen, der an den prächtigen Saal der Alterthümer stieß. Dieser Saal, hoch gewölbt, lang und weit, im Sommer voll erfrischender Kühle, mit schönen Deckengewölben auf Kalk von de Witte's sinnigem Pinsel, ringsum mit Brustbildern denkwürdiger Männer alter Welt und andern Kostbarkeiten der Kunst geschmückt, überraschte in wunderlieblichem Eindruck[58]. Die große Stiege von rothem Mar-

57) Eine italienische Beschreibung des Schlosses von einem Marchese Pallavicini ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Hingegen lieferte sie Chapuzeau, der Zeitgenoß und Augenzeuge, umständlich genug.

58) König Maximilian ließ diesen Saal wieder herstellen, welcher vielleicht ursprünglich bestimmt sein mochte, darin die Stände des Herzogthums un

mor, mit hohen Säulen und riesenhaften Marmorgestalten, führte zu einer langen Reihe von Zimmern und Sälen, deren seidene und goldgestickte Wandteppiche durch Zeichnung und Farbenglanz bezauberten. In einem der Säle, nah an den Gemächern des Kurfürsten, wurden die Heldenwerke Otto's von Wittelsbach in großen Schildereien bewundert.

Am gefälligsten sprachen die Zimmer der Kurfürstin Adelheide das Auge an. Vergoldungen, Gypsereien, Spiegel, Krystallenleuchter und Geräthe, köstlich und im neuern Geschmack, gesellten zur stillen Anmuth die Pracht. Die Wände waren von Meistergemälden italienischer und flammändischer Schulen bedeckt. Den größten Reichthum umschloß aber ein kleines Zimmer nah am Schlafgemach des Kurfürsten. In fünf Schreinen ruhte da der Werth von Millionen. Einer der Schränke zeigte Blumenkrüge, Becken, Gußkannen, zierliche Gefäße aller Gattung, sämmtlich aus den größten Krystallen geschnitten; ein anderer, morgenländische Agathe, in Gold und Edelstein gefaßt, von mannigfaltigem Wechsel; ein dritter, goldenes Tischgeschirr, säulenhaft aufgethürmt, in

---

ihren Fürsten zu versammeln, wie Schlichtegroll glaubt, der der Rettung dieses edeln Denkmals der Kunst besondern Eifer widmete.

Feind habe, als den rechten Juden, und gab sogar den fanatischen Rath, „daß man ihre Synagogen mit Feuer anstecke, und was nicht verbrennen wolle, mit Erde überhäufe und beschütte, daß kein Mensch einen Stein oder Schlacken davon sehe ewiglich."

Die Verfolgungen der Juden dauerten noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da sie im Jahre 1744 ohne Ursache, vermuthlich bloß in gottseligem Eifer, aus Böhmen vertrieben wurden. Die Regierung erkannte inzwischen ihre Unschuld, bereute die barbarische Handlung, und rief die Verbannten schon im folgenden Jahre wieder zurück.

Jetziger Zustand der Juden in England, Frankreich und Oesterreich.

Erst unser Zeitalter, wahrhaftig sonst nicht als das menschlichste zu preisen, begann menschlicher gegen das unglückliche Volk zu denken und zu handeln. England gab den übrigen Nationen das erste Beispiel. Eine Parlamentsakte vom Jahre 1753 gewährte den Juden das Bürgerrecht, doch nicht das Recht zu allen Staatsämtern. Sie gestattete ihnen freien Handel und das Recht, Ländereien zu kaufen.

Frankreich folgte. Ludwig XVI befreite

alterthümlichem Geschmack; von neuerer Arbeit wies solches ein vierter; fünf Wasserbecken sah man darunter, so groß und schwer, daß ein Mann sie nicht ohne Mühe wenige Augenblicke mit beiden Armen emporhielt. Ein fünfter blendete von allerlei wunderbarem Geräth aus Gold und Schmelzwerk; da wurden Perlen erblickt von unschätzbarem Preise, Diamanten von vierzig bis fünfzig Karat; ein tiefgrüner Smaragd von Hühnereies Größe; viel anderes edeles Gestein, durch Farbe und Feuer und Größe merkwürdig.

In diesen prunkvollen Umgebungen lebte Ferdinand sehr einfach und mäßig. Sein Hofstaat war beschränkt. Gewöhnlich speisete er im vertraulichen Kreise seiner Kinder mit der Gemahlin allein. Ihm kam niemand nahe, der ihn nicht mit einem Herzen voller Liebe verließ. Er war ein schöner Herr, von stattlicher Gestalt. Sein großes Auge voll stillen Wohlwollens, sein gesammtes Wesen verkündete angeborne Gutmüthigkeit. Die mäßige Fülle und Harmlosigkeit seines Gesichts, um welches das schwarze, feingescheitelte Haupthaar auf die Achseln niederfiel, die gebogene Nase, das fleischige Kinn, die weichen Züge des Antlitzes alle, verkündeten eine milde Sinnlichkeit.

Nur wenn er fürstliche Fremde bewirthete, oder ihn feierliche Tage aufforderten, war er von aller Herrlichkeit seines Reichthums umstrahlt. Da

wurden dann seine Marställe bewundert, von den edelsten Rossen, von Arabern und Castilianern, Engländern und Tataren, Polen und Neapolitanern angefüllt; da die mit Karmesinsammet und Goldgewirken umhängten Prachtwagen; da der Schmuck der Kurfürstin, welche den einen Tag im milden Schimmer ihrer Perlen, den andern von Rubinen, den dritten von Diamanten strahlend, jeden Tag anders, jeden prächtiger, erschien.

Im Sommertagen suchte man gern die Ergötzungen des Starenbergersees. Dieser legt seinen Spiegel zwischen grünen Hügeln und Wäldern aus, fünf Stunden in der Länge, anderthalb in der Breite. Die hohen Gäste, vom Geschütz des Schlosses begrüßt, nahm da ein Lustschiff auf, welches dem venetischen Bucentaur weder an Größe noch Schönheit wich. Vom vordern Schnabel auf welchem ein riesenhafter Neptun den Dreizack schwang, bis zum Hintertheil war der Rumpf vergoldet; vergoldet waren die Reihen der zierlich geschnitzten Ruder, von anderthalb hundert Schiffleuten bewegt. Vor dem Eingang des Hintergebäu's, welches einen großen Saal mit zwei Nebengemächern faßte, sprudelte ein künstlicher Brunnen. Zween Löwen unterstützten eine hohe Leuchte für Nachtfahrten. Dann belustigte Fischfang; oder Jagd, wenn die Hirsche von den verfolgenden Hunden in des Sees Wellen gesprengt waren.

Der fürstlichen Lustschlösser war nah und fern kein Mangel. Adelheide erbaute ohnweit der Hauptstadt ein neues, Nymfenburg genannt[89]). Sie mehr, als ihr Gemahl, begünstigte Künstler. Die Säle von Schleisheim wurden berühmt durch die Gemälde der größten Meister. Die prachtreichen Gesangspiele italienischer Tonsetzer brachte sie zuerst auf die Bühne von München, welche eine der größten und schönsten damaliger Zeit[90]), das Werk der geschicktesten Baumeister und Bühnenmaler Italiens war. Ferdinands Kämmerer, Graf Peter Paul Bissari, der Geheimschreiber Gisberti, der kurfürstliche Rath Ludwig Orlandi und andere[91]) schrieben und dichteten für sie in welscher Sprache.

Auch in deutscher wurden zu diesen Tagen schon einige, doch rohe, Anfänge der Schauspielkunst gewagt. Am ersten hatten damit die Meistersänger der schwäbischen Städte begonnen. Sie

[89]) Im J. 1663 wurden die Grundsteine gelegt.

[90]) Das Schauspielhaus, dem von Vicenza nachgebildet, ward im J. 1658 hinter der Salvatorkirche gebaut (erst 1802 abgebrochen). Lipowsky Rat. Garde Almanach. 1814. S. 18.

[91]) Bissari war Verf. der Federa incoronata, der Medea vendicata; Gisberti schrieb den Otone in Italia, la gloria dell' amarsi, amor tiranno u. a. Lipowsky.

gaben biblische Stücke, mit den Einfällen des Hanswurst gewürzt. Bald zogen sich wandernde Schauspielergesellschaften aus Schülern und müßigen Handwerkern zusammen[92]), die in den Städten und Märkten von Baiern umher reiseten. Ein Münchner Bürger baute ihnen endlich sogar eine bleibende Bühne im Hintergrund seines Brauhauses[93]), deren derber Volkswitz oft mehr erfreuen mochte, als der frömmelnde Ton oder frostige Spaß in den Schau- und Singspielen der Jesuiten.

6.

Brand des Schlosses zu München. Adelheidens und Ferdinands Tod.

J. J. 1670 — 1679.

Wie in Baiern wieder das alte, gemüthliche Leben froh ward, plagte und verheerte Ludwigs XIV Länderſucht alle Frankreich begrenzende Reiche. Seine Siege gegen die Spanier, in der burgundischen Freigrafschaft und in den Niederlanden erweckten das Besorgniß der freien Staaten von Holland. Ihr Bund mit England und Schweden, den Ruhmdürstigen zu zähmen, reizte

92) Besonders Webern, daher ihre Darstellungen nur gemeiniglich „Weberspiele" hießen.

93) An der Sendlingergasse. Lipowsky.

nur seinen Zorn. Nachdem er schlau, Briten wie Schweden, wieder von ihnen getrennt, viele Fürsten deutschen Reichs in seinen Vortheil gezogen, fiel er mit einer Macht, wie man nie so stark und wohlgeübt erblickt hatte, den niederländischen Bundesstaat an[94]). Binnen drei Monden war ein großer Theil desselben erobert. Da eilten Spanien und Oesterreich den Holländern zu Hilfe; und wider Ludwigs Bundesgenossen, die Schweden, brach von Brandenburg Friedrich Wilhelm, genannt der große Kurfürst, sammt den Dänen und andern auf. Die Kriegsflamme drohte abermals den halben Welttheil zu entzünden. Wiederholt rief Friedrich Wilhelm, der Sieger bei Fehrbellin, den Kurfürsten von Baiern zum Beitritt in den Bund gegen Frankreich[95]). Ludwig der Vierzehnte hinwieder sandte den Herzog von Vitry an den Münchner Hof; Kaiser Leopold dagegen den Grafen von Königseck. Alle warben um Ferdinands Gunst, ihn für sich zu gewinnen, oder von der gegnerischen Seite abzuhalten.

Der Kurfürst, in Verträgen mit dem Hofe zu Paris, ehrte diese; mehr noch seiner Staaten

---

94) Frühjahr 1672.

95) Pufendorf de rebus gestis Frid. Wilhelmi, Elect. S. 650.

Glück. Er bot, statt des Schwerdes, nur sein friedlich vermittelndes Wort[96]). Zwischen übermächtigen und eifersüchtigen Nachbarn bringt Parteinehmen immerdar eigenes Verderben zum Besten des Andern. Da wird kein Schwerd mit Vortheil und Ehren, als für Selbsterhaltung gezuckt. So dachte Ferdinand Maria. Anders, und zu seinem Schaden, Karl Ludwig, Kurfürst in der rheinischen Pfalz, der vor Kurzem auch das Fürstenthum Simmern ererbt hatte[97]). Dieser schloß sich dem Kriegsverein gegen Frankreich an, und sah darüber sein Gebiet, noch vom dreißigjährigen Kriege blutig, aufs neue verheert[98]).

96) Sein Schreiben an den Kaiser (Schleisheim den 6. Brachm. 1673) worin er ihn bittet, „wegen der hochmüthigen Holländer, die es weder um Kaiserl. Majestät noch um das Reich verdient haben, den Friedens- und Ruhestand eines geliebten Vaterlandes“ nicht zerfallen zu lassen, befindet sich im Theatro europ. 11, 322 abgedruckt.

97) Im J. 1673, nach dem erbenlosen Abgang Pfalzgrafs Ludwig Heinrich, seines Oheims. Indessen sprach Kurmainz noch das Amt Bökelheim als ein Lehen an, welches abermals weitläuftigen Streit veranlaßte.

98) Die Franzosen hauseten daselbst Jahre lang mit Feuer und Schwerd. Besonders zeichnete sich die französische Besatzung von Philippsburg durch Raub und Ruchlosigkeit aus.

Er war ein aufgeklärter Herr von trefflichen Gaben; aber leidenschaftlich, unruhig, immerfort verwickelt in Händeln; zu Haus ohne Frieden. Seit jenem Streit um die Reichsverweserwürde blieb er Ferdinands unversöhnbarer Widersacher. Aus beider Fürsten gespannten Verhältnissen erwuchs ihnen mancher neue Verdruß. Der Erzbischof von Köln, Kurfürst Maximilian Heinrich, vermittelte zwar bei einem Zusammentritt in Ulm[99]) unter ihnen vielerlei, erneute auch die Hausverträge voriger Zeiten; aber daß Baiern die Verweserschaft des Reiches an sich gerissen, vergab Karl Ludwig nie.

Das trübte Ferdinands ruhige Tage wenig. Doch bald kam anderes Unglück über sein Haus, und es entschwanden ihm Freude und Kraft des Lebens. Eines Abends, um die Zeit des Schlafengehens, brach im Schlosse durch Unbehutsamkeit ein plötzliches Feuer aus[100]). Die Flammen

99) Derselbe geschah im Jänner 1673.

100) Den 9. April 1674. Fräulein von La Perouse, erstes Kammerfräulein der Kurfürstin, war im Bett über ihre Gebete bei einer brennenden Wachskerze eingeschlafen, welche die Umhänge ergriffen hatte. Mémoire du Marquis de *Beauveau* pour servir à l'histoire de Charles IV, Duc de Lorraine et Bar. S. 425. Dieser Beauveau war im

fraßen ſo ſchnell und gewaltig von Gemach zu Gemach hinauf zu den Giebeln, daß die Kurfürſtin mit ihren Kindern und Kammerfrauen, halb bekleidet, kaum durch den bedeckten Laubengang flüchten konnte, welcher das Schloß mit der Wohnung der Theatinermönche verband. Der Kurfürſt war Tags zuvor nach Braunau gereiſet, die neuangelegten Werke zu beſichtigen. Dünere Gluth rothete den Himmel; und Dampfwolken fuhren weit über die Stadt hin. Ein heftiger Sturmwind drohte ganz München in Flammen zu begraben. Aengſtlich hüteten die Bürger ihre Häuſer. Vom Lande war keine Hilfe, denn die Wachten weigerten, ohne Befehl des Bürgermeiſters, die geſchloſſenen Stadtthore zu öffnen. So verſtrichen anderthalb Stunden, ohne Anſtalt zur Löſchung. Wilder loderte inzwiſchen der Palaſt. Die Prieſterſchaft eilte mit dem Allerheiligſten des Altars herbei und trug es betend dreimal um die Gluth, ohne das Uebel zu enden. Da gingen Koſtbarkeiten von unermeßlichem Werthe zu Grunde, die Bildniſſe der alten Fürſten von Baiern und ihrer Gemahlinnen, viele Kunſtwerke großer Meiſter. Theils eine ſtarke Quermauer

Schloſſe und des jungen Erbfürſten Maximilian Emanuel Erzieher und Aufſeher.

am sogenannten Kaisersaal, theils die Besonnenheit eines welschen Baumeisters, welcher die Verbindung mit den Vorzimmern zerriß[101]), setzte der ungeheuern Brunst Schranken, daß nicht der gesammte Palaß Asche ward. Ferdinand, durch Eilboten gerufen, kam und sah im Schutt ehemaliger Pracht die Eitelkeit des Irdischherrlichen, ohne seinen Gleichmuth einzubüßen. Vielmehr tröstete er, wie auch Adelheide, die verzweifelnde Urheberin so großen Schadens, eines der Hoffräulein, welches bei brennender Kerze mitten in der Abendandacht entschlummert war.

Der Schreck hatte jedoch Adelheidens zarte Gesundheit tief erschüttert. Sie genas nur langsam. Vierzehn Monate später traf sie ein schmerzlicherer Streich des Schicksals. Trauerboten erschienen aus dem väterlichen Hause aus Turin. Ihr Bruder, den sie zärtlich seit erster Kindheit geliebt, Herzog Karl Emanuel II von Savoien, war jählings durch ein bösartiges Fieber hingerafft. Von seinem Sterbebette sandte er der Schwester die vierundvierzig schönen Ringe, welche er gern getragen[102]). Ihr Jammer blieb

101) Et en partie, setzt Beauveau fromm hinzu: miraculeusement quatre scapulaires et des *Agnus Dei*, qu'on jetta dans le feu.

102) So Beauveau. Karl Emanuel II starb den 12. Brachmond 1675.

lange thränenlos und stumm. Nach überwundenem ersten Schmerz nagte es ihr still und tief im Herzen. Und ehe ein Jahr verstrich, trug man ihre Leiche zur Fürstengruft bei den Theatinern[103]).

Für den Gemahl verschied mit ihr der Reiz Daseins. Die Welt ward ihm eine Fremde. Er mied den todten Prunk des Hofes; floh in Einsamkeiten, wo Andacht und Gebet seinem Kummer den Trost Gottes gaben. Am liebsten wohnte er zu Schleisheim, dem stillen Lustschlosse, welches schon der fromme Herzog Wilhelm einst zu seiner Ruhe ersehen. Noch standen am Wege von München dahin die sieben Bergzellen in gleichweiten Entfernungen, die sich Wilhelm zu Weilern für die Andacht errichtet hatte.

Hier wohnte Kurfürst Ferdinand. Die Stille der hohen, weiten Schattengänge, die Einsamkeit der weiten Gärten voller Bildsäulen, wo das Spiel der springenden Wasser das große Schweigen nur fühlbarer machte, der schleichende Wellenzug des breiten Kunstgrabens, welchen er von Dachau hieher geführt, die Grasfluren zu erfrischen; das Dunkel naher, hoher Waldung — alles in dieser schönen, feierlichen Einode stimmte

103) Sie starb den 18. März 1676. Beauveau sagt ausdrücklich, daß die aufeinander folgenden Unglücksfälle ihre Tage verkürzten.

im Jahre 1784 die Juden von der Entrichtung des schändlichen Leibzolls, welcher die Bekenner Mosis mit dem Vieh in eine Klasse setzt und die Menschheit erniedrigt. Napoleon aber that mehr. Am 28 Juli 1806 versammelte sich zu Paris auf sein Geheiß der große Sanhedrin, unter dem Vorsitz des ehrwürdigen portugiesischen Juden Furtado von Bordeaux. Seitdem genießen die Israeliten des französischen Reichs, die nützliche Gewerbe treiben, völliges Bürgerrecht. Viele Juden bekleiden in verschiedenen Fächern öffentliche Aemter; sie dienen als Soldaten und Offiziere bei der Armee, und werden, ohne Rücksicht auf ihre Religion, zu höhern Stellen im Heere befördert, wenn Talente und Tapferkeit sie dazu eignen.

Früher noch, als Ludwig XVI und Napoleon in Frankreich, verbesserte der edelmüthige Kaiser Joseph II das Schicksal des jüdischen Volks in den österreichischen Staaten. Ohne Rücksicht auf ihre Religion machte er die Verehrer des mosaischen Gesetzes zu Bürgern seines Reichs durch Dekrete vom Jahr 1781. Er befreite sie von allen besondern Abgaben, die sie auf herabwürdigende Weise von christlichen Insassen unterschied; nahm ihnen ihre besondere Gerichtsbarkeit, gab ihnen Schulen unter Aufsicht der christlichen Schuldirektion; gestattete ihnen eigene Buchdruckereien; öffnete ihnen alle inländische Hochschulen zum Stu-

zu seiner Schwermuth. Hier betete er; hier litt er aus. Am sechsundzwanzigsten des Maien, im sechszehnhundert neunundsiebenzigsten Jahre, gab er den Geist auf.

7.

Kurfürst Maximilian Emanuel. Seine Feldzüge für Oesterreich gegen die Türken.

Im J. 1679 — 1688.

In den ersten vierzehn Monden nach seinem Tode stand sein Bruder, Herzog Maximilian Philipp, den Geschäften der Staatsführung vor. Denn Fernands Sohn und Erbe, Maximilian Maria Emanuel[104], obgleich der Aelteste des verwaiseten Geschwisters[105], hatte

104) Sein vollständiger Name war eigentlich Maximilian Maria Emanuel Cajetan Ludwig Franz Ignaz Anton Joseph Felix Nicolaus Pius.

105) Seine ältere Schwester Maria Anne Christine, geb. am 7. Wintermond 1660, ward 1680 den 7. März mit Ludwigs XIV von Frankreich Kronerben, Ludwig dem Allerheiligen, vermählt und starb am 2. April 1690. — Von seinen jüngern Geschwistern war Ludovike Margarethe (geb. den 18. Herbstm. 1663) schon den 18. Winterm. 1665, — ein Bruder Ludwig Amadeus (geb. 6. April 1665, in der Wiege, ein anderer gleich nach der

das achtzehnte Jahr noch nicht erreicht[106]). Es war dieser ein lebenvoller Jüngling; gewandt im Fechten, Tanzen, Reiten; und mehrerer Sprachen, besonders der französischen, mächtig, welche die allgemeine in Deutschland zu werden begann. Als Kind hatte er durch Wißbegierde, Folgsamkeit und ein gewisses gesetztes Wesen angenehme Erwartungen erregt. Seinen Unterricht dankte er dem französischen Markgrafen von Beauveau, einem Manne, der im Felde und an Höfen während den lothringischen Unruhen viele Erfahrungen gesammelt. In Behandlung öffentlicher Geschäfte war er vom Vorsteher des geheimen Rathes,

Geburt (den 4. Aug. 1666), ein dritter, Cajetan Maria (geb. den 2. Mai 1670) sieben Monden alt gestorben. Hingegen sein jüngster Bruder Joseph Clemens Cajetan (geb. den 5. Christm. 1671) als vierzehnjähriger Knabe schon Bischof zu Freising und Regensburg, im siebenzehnten (1688) Erzbischof zu Köln, dann im J. 1694 Bischof zu Lüttich, im J. 1714 auch Bischof zu Hildesheim, starb erst den 12. Wintermond 1723. Und seine jüngste Schwester, Violanta Beatrix, (geb. den 23. Jänner 1673) Gemahlin des florentinischen Erbfürsten Ferdinands III (seit 1689), starb den 29. Mai 1731 zu Siena.

106) Er war den 11. Heum. 1662 zu München geboren.

Freiherr von Prielmaier, angeleitet worden, einem fleißigen, pünktlichen und redlichen Staatsmanne. Dieser, um dem jungen Kurfürsten Geschmack am Selbstlesen eingehender Schriften beizubringen, hatte sogar Befehl ausgewirkt, daß alle Beamte sich, bei Verlust ihrer Stellen, einer schönern Handschrift befleißigen mußten[107]).

Indessen blieb der Eindruck unverkennbar, welchen die Grundsätze des französischen Erziehers auf das Gemüth des fürstlichen Jünglings hinterlassen hatten. Frankreich war damals durch die glänzende Ueppigkeit seiner Heere und Feldherren, durch den Geist seiner Schriftsteller, die Bewunderung des übrigen Europa geworden. Die Fürsten, um sich den Verwilderungen des dreißigjährigen Krieges zu entziehen, wetteiferten in Nachahmung der gefälligen und schlüpfrigen Sitten der Hauptstadt an der Seine, wie ihnen ehemels der feierlichsteife Prunk des spanischen Sto'.es am würdigsten geschienen. Kleidertrachten und

107) Dazu empfingen die Kanzleien des Landes in Kupfer gestochene Vorschriften; überall wurden deswegen Schreibmeister angestellt. Noch unter Karl Albrechts Staatsführung zeichnete sich, wie Westenrieder (Beitr. 1, 332) versichert, die baierische Kanzleischrift durch Klarheit und gleichförmige Züge aus.

Tänze, Hausgeräthe und Küche, Bildung der Jugend, Einrichtung der Heere, alles, selbst die Sprache, ward von den Franzosen erborgt. Damit verschwand in den höhern Ständen die alte, schöne Eigenthümlichkeit deutscher Natur. Statt Tiefe des Gefühls, Ausdauer, Reinheit der Sitten, Herzlichkeit des Glaubens, Kraft und Klarsinn, ward trügerische Oberflächlichkeit in allem, ward fade Abgeschliffenheit, freches Gewitzel, Erstorbenheit in Treu und Glauben, flatternde Buhlerei, Verspottung höherer Tugend, Grundsatzlosigkeit und all' jenes schale Wesen gemein, welches in folgenden Jahrhunderten die Deutschen sich selbst unkenntlich machte.

Sobald Maximilian Emanuel eigener Herr geworden, entwickelte sich, unter den Schmeicheleien der Höflinge, der volle Ungestüm jugendlicher Leidenschaften, welcher sein Leben mit Unruhen, Baiern mit Unglück erfüllte. Durst nach Vergnügungen und Begier des Ruhmes beherrschten ein allzu erregbares Gemüth. Vom Schimmer des Glückes zu oft schwereren Dingen entflammt, als seiner Kraft entsprachen; und eben so leicht wieder vom Unstern niedergeschlagen: sah man ihn zuweilen mit unglaublicher Schnelligkeit aus der vollesten Freude in maaslosen Schmerz übergehen. Weich und gutmüthig, aber auffodernd und unbeständig, verlegen in der

Wahl, aber mit ganzer Seele in der That, gehörte er unter ewigen Selbsttäuschungen dem Wechsel der äussern Eindrücke an. Mit Ahnungen einer glänzenden Zukunft fand er, kaum zum Jüngling gereift, vor sich die offenen Schranken einer Laufbahn, welche seinen kühnen Begierden unermeßliche Spielräume wies. Ein in dreißig Friedensjahren aufgeblühtes Land[108]), angefüllte Zeughäuser, geübte Kriegsvölker, volle Schatzkammern berechtigten zu großen Entwürfen. Der junge Fürst schien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, seiner Stellung und Macht würdig zu gelten.

Es war die Zeit, da Frankreichs Uebergewicht in den Schalen der europäischen Mächte den halben Welttheil mitten im Frieden in kriegerischer Spannung hielt. Bei Spaniens Ohnmacht und Oesterreichs Entkräftung erlaubte sich Ludwigs

108) Nach Angabe der Landtafel vom J. 1680 (im königlichen Bücherschatze zu München, Hdschr. Kal. Misc. 19, 15) hatte Baiern zu der Zeit, ungerechnet die Oberpfalz, 34 Städte, 44 Märkte, 74 Klöster, 720 Schlösser, 4700 Dörfer, 4888 Kirchen, 4 00 Einöden (einzelne Höfe), 5 schiffbare Wasser, 100 Seen, 3,361,000 Unterthanen. Die Angabe ist wohl schwerlich überall richtig, in Rücksicht der Seelen offenbar übertrieben, da sie sich auf ohngefähre Schätzung, nicht auf Zählung gründete.

XIV Gebietersstolz jede Gewaltthat. Kaiser Leopold, mit seinen eigenen Unterthanen in Ungarn zerfallen, mußte unthätiger Zuschauer vom Uebermuth der Franzosen sein, in welchem sie Deutschlands Rechtsame über Lothringen und Elsaß verspotteten. Er setzte ihrem eigenmächtigen Schalten nur fruchtlose Unterhandlungen entgegen, oder Werbungen um Bündnisse. Auch dem jungen Kurfürsten von Baiern trug er den Bund zu Schutz und Trutz an. Ludwig XIV dagegen überhäufte denselben in gleicher Zeit mit Schmeicheleien und Geschenken, und wählte dessen zwanzigjährige Schwester Marie Anna zur Gemahlin seines Thronerben. Ihn noch enger an Frankreichs Sache zu fechten, denn Baierns Streitkräfte und Lage gegen Oesterreich waren dem Pariser Hofe zu bedeutend, ward ihm Vermählung mit dem Fräulein von Blois, des Königs unehelicher Tochter, und, weil der Flecken der Geburt alle Schönheit ihrer Gestalt verdunkelte, Verbindung mit Annen, des Herzogs von Orleans Tochter und Schwester der spanischen Königin, angetragen[109]). Aber seine Räthe, die edeln vaterländischen Rechberge, Törringer, Preisinge[110]), warnten ihn vor Frankreichs Lieb-

109) La France sans bornes, in Aretins Nachr. 1, 139.

110) Ein Freiherr von Rechberg war Oberhofmeister,

losungen, deren Ziel Deutschlands Knechtschaft und Habsburgs Untergang sei. Von allen am heftigsten rieth Oheim Maximilian Philipp, in diesen Tagen, für des Reiches Ehre und Wohlfahrt, Oesterreichs Sache zu ergreifen.

Der Kurfürst schwankte lange, bis eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser über ihn entschied. Leopold that von Linz aus Bethfahrt gen Altötting, zum Gnadenbild der Gottesmutter, dem berühmtesten neben denen zu Loretto und Einsiedeln. Dies Bildniß war, nach der Priester Sage, in uralter Zeit, von St. Hrodbert einst selber dort aufgestellt worden. Dahin wallfahrteten seit Jahrhunderten alljährlich aus Böheim und ganz Hochdeutschland zahllose Menschen, Fürsten wie Bettler. Auf freiem Platze des Städtleins erhebt sich das bescheidene, altertümliche Kirchlein; sein Inneres von der Zeit dunkel gebräunt, voller Weihbilder. Goldene Lampen senden ihren Schimmer durch die Finsterniß. Der Tag dringt kaum durch die engen Fenster. Hieher eilte nun auch Maximilian Emanuel, um dem frommen Oberhaupt des Reiches seine Verehrung zu bezeugen. Leopold, welchen

---

Graf Maximilian Ferdinand von Törring Oberstkammerherr, Graf Maximilian Johann Franz von Preising Oberhofmarschall.

Staatsklugheit nicht minder, als Andacht zur heiligen Stätte geführt hatte, bewies gegen den jungen Kurfürsten überzärtliche Güte. Er beschenkte ihn mit einem kostbaren Degen, der diamantreiche Griff daran dreitausend Thaler werth[111]; und äusserte schon damals Verlangen an der Hoffnung, ihn als Eidam und Gemahl seiner Tochter Antonia umarmen zu können[112].

Von diesem Tag an athmete Maximilian Emanuel nur für Oesterreich. Es ward mit demselben enger Bund geschlossen; ein Heer aufgeboten zu dessen Schutz. Das geschah im Jahr sechszehnhundert dreiundachtzig, demselben, da Kara Mustafa, der Großvesir, die türkische Macht bis vor die Mauern Wiens brachte. Der Fuß der morgenländischen Eroberer auf deutschem Boden und an den Thoren der Kaiserstadt warf Furcht ins ganze Reich. Schon manches hundert Jahr erschollen die Kirchen der Christenheit von Gebeten wider den Erbfeind ihres Namens, und hatte Deutschland ungeheure Summen zum Kriege gegen Muhameds Bekenner geopfert. Alle diese Steuern der Glaubens- und Vaterlandsliebe waren größtentheils entweder am kaiserlichen Hoflager wieder verschwunden, oder in schimpflicher

111) Theatrum europ. 12, 288.

112) Meichelbek 2, 413.

Zinsbarkeit von Gesandten nach Konstantinopel getragen worden, welche, römischer Kaiserwürde zur Schmach, des Großsultans auf die Erde hangende Kaftansärmel küssen, und Waffenstillstände erkaufen mußten. Wiens Gefahr war groß. Doch der heldenmüthige Johannes Sobiesky, König von Polen, der sein eigenes Vaterland schon vom Joch der Moslemin gerettet, erlöste auch Oesterreich. Zu ihm stießen viele Fürsten von Deutschland mit ihren Völkern. Maximilian Emanuel, mit großem Gefolge baierischen Adels, führte ihm persönlich achtundsiebenzig hundert Fußgänger und dreitausend fünfhundert Reiter zu. Er selbst wich dem Helden nie von der Seite; auch am Blutage der großen Entscheidungsschlacht nicht, da die Kaiserstadt befreiet wurde[113]). Und als die fürchterliche Niederlage und Flucht der Osmanen nun nach schwerem Kampf nicht mehr zweifelhaft war, warf sich Maximilian mit Freudenthränen, wie ein Trunkener, an Sobiesky's Brust; und als Kaiser Leopold wieder durch die Pforten Wiens einzog, rief er demselben mit Entzücken zu: „Dies Schwerd, von Eurer Majestät Hand trage ich's, bleibe der Vertilgung aller

113) Den 20. Herbstm. 1683.

Feinde des Christennamens und Eurer Majestät ewiglich geweiht[114]!"

Treu diesem Wort sandte er folgendes Jahres, theils zu Lande, theils auf hundert und fünfzig Donauschiffen, Kriegsvolk und Geschütz nach Ungarn[115]. Er selbst begab sich dahin zum Heere. Auch die reichen Klöster von Baiern hatten, vom Papst ermahnt, zu den Kriegskosten zahlen müssen. Doch nur wenige Monate sah er der langwierigen Belagerung Ofens zu. Er eilte wieder nach München zurück[116], größere Rüstungen betreiben zu können. Dem Hause Oesterreich weihte er sich mit so grenzenloser Hingebung, wie kaum der Sache des eigenen Vaterlandes.

Wohlgefällig sah Kaiser Leopold den Feuereifer des jungen Fürsten. Er lohnte denselben mit der Hand Marien Antoniens seiner Tochter. Die Vermählung ward in der kaiserlichen Burg mit einem Aufwand vollzogen[117], welcher

114) Theatrum europ. 12, 552, 554.

115) Es waren zweiunddreißig Stück Geschützes und achtundsechzig sechsspännige Wagen mit Kriegsbedürfnissen. Der Kurfürst reisete den 21. August 1684 von München ab.

116) Wo er am 24. Christm. ankam.

117) Am 15. Hornm. 1685.

dium jedes Zweiges der Gelehrsamkeit; gab ihnen frei alle Künste und Handwerke, alle Arten des Handels und der Fabriken, eben so auch den Ackerbau zu treiben; doch mußten sie sich überall jüdischer Glaubensgenossen zu Arbeitern bedienen, so viel als möglich.

Durch diesen Beschluß traten drittehalbhunderttausend Seelen aus der politischen Sklaverei in die bürgerliche Freiheit über, und der Erfolg bewies, daß die Hirngespinnste und Vorurtheile des Pöbels gegen die Juden — Hirngespinnst und Vorurtheil waren. Freilich, der Geist, welchen ein mehrtausendjähriges Joch tief niedergebeugt hatte, konnte sich nicht eben so schnell zur Veredlung erheben, als dies Joch durch die Hand des philosophischen Kaisers zerschmettert war — aber wenige Jahrzehende reichten hin, um zu beweisen, daß der Mensch in seiner Freiheit tapfer, redlich, weise und arbeitsam sein könne, er möge das Gesetz Mosis oder Christi verehren. In allen Gegenden der österreichischen Monarchie zeichneten sich jüdische Bürger vortheilhaft aus. Moses von Hönig ward in den Freiherrnstand erhoben — wer hätte vormals an einen jüdischen Baron gedacht? — Die Leinwand-, Cotton- und Zitzmanufakturen der Juden in Böhmen gehörten bald zu den ausgezeichnetsten des Landes, und die ersten Fabrikarbeiter, als Kolo-

der Prachtliebe Maximilians[118]) und den Aussichten angemessen war, die ihm diese Verbindung selbst auf den spanischen Thron in der Ferne öffnete. Antonia war nämlich mütterlicher Seits die Enkelin Karls II, Königs von Spanien, der damals keine nähern Erben besaß[119]). Freilich hatte Antonie in geheimen Verträgen feierlich ihren Rechten an die spanischen Reiche, zu Gunsten Kaiser Leopolds und dessen männlicher Nachkommen, entsagen müssen. Doch war ihr und ihren einstigen Söhnen aus dem großen Erbe nicht nur der Besitz der spanischen Niederlande verheißen, sondern auch, sollte Leopolds Mannsstamm ausgehen, selbst die spanische Krone[120]).

118) Er war mit einem Gefolge von fünfhundert dreiundvierzig Personen und achthundert und sechzig Pferden nach Wien gereiset. Aus dem Testament politique de Charles Duc de Lorraine (Auszug auch in Aretins Nachr. 1, 132) ersieht man, daß er zu derselben Zeit von den Ingolstädter Jesuiten eine große Summe Geldes lieh, welche sie kurz zuvor aus der venedischen Bank zurückgezogen hatten.

119) Weil die jüngst verstorbene Königin von Frankreich, Marie Thereſia, die Schwester Karls II für sich und ihre Nachkommen auf die spanischen Kronen verzichtet hatte.

120) Urkunde. Wien den 12. April 1655. Arkenholz S. 630.

Wenige Tage nach den Hochzeitfreuden riß sich der Kurfürst aus den Armen einer jungen und zärtlichen Gattin los[121]), um noch ein Paar Monate dem türkischen Feldzuge beiwohnen zu können. Erst die rauhe Jahreszeit führte ihn wieder nach Wien zurück, und mit der Kaisertochter nach München[122]). Nur Krieg erfüllte sein Gemüth. Soldaten und Hauptleute bewunderten sein kaltes Blut in Gefahren, seine Geistesgegenwart, seine Rastlosigkeit.

Zween Feldzüge that er noch in Ungarn unter dem Oberbefehl Herzogs Karl von Lothringen, eines der besten Kriegshauptleute seiner Zeit. Und da dieser erkrankte, that der Kurfürst den dritten als Oberfeldherr aller kaiserlichen und Reichsheere. Er sah die lange belagerte Veste von Ofen fallen, deren Schloß er an der Spitze seiner Baiern erstürmte; sah den blutigen Tag von Mohacz und Siklos, an welchem Großvesier Soliman Pascha sein gewaltiges Heer verlor, und dessen kostbares Lager Beute der Baiern ward. Maximilian Emanuel selber leitete Belagerung und Sturm der starken Belgrad, deren

121) Am 26. Heumonds. Seine Leibwacht mit dem Gepäck und zweitausend Mann Fußvolks waren schon nach Neuhausel voran.

122) Im Weinm. 1685.

Einnahme die Unterwerfung von Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien und andern, türkischer Botmäßigkeit entrissenen, Gebieten für Oesterreich vollendete oder andahnte. Mochte ihm auch im Rath der Feldherren Unschlüssigkeit, in Grundsätzen und Neigungen Wankelsinn, oder eine maaklose und verschwenderische Liebe der Freuden[123]) vorgeworfen werden: auf dem Schlachtfelde, im dichtesten Kugelregen, fand man allezeit wieder das unerschrockene wittelsbachische Heldenherz[124]). Sein höchster Stolz war, Ritter oder Rächer Oesterreichs und Deutschlands gegen die seit Jahrhunderten fürchterliche Macht der Pforte zu sein, und als beglückter Nebenbuhler Karls von Lothringen, den Ruhm dieses Feldherrn zu erreichen, oder zu übertreffen. Dafür verschwendete er, ohne Vergeltung und Reue, Ferdinand Maria's hinterlassene Schätze; das Blut von dreißigtausend Baiern. So seine Kraft erschöpfend,

---

133) Die Winter widmete er gewöhnlich den Lustbarkeiten. So sah man ihn im Winter 1687 zu Venedig, wo er während der Fastnachtsherrlichkeiten ungemessenen Aufwand trieb. Theatr. europ. 13, 217.

134) Irrésolu au cabinet, mais décidé aux coups de fusil, solide au conseil de guerre et ferme au jour de bataille, urtheilte Fürst Ludwig von Baden über ihn. Aretin Nachr. 1, 273.

hielt er Oeſterreichs ſchwer erſchütterte Größe aufrecht, die keinem je gefährlicher werden konnte, als ihm ſelber. Wien zahlte ſeine Anſtrengungen und Auslagen mit Schmeicheleien, und Baiern hatte von den Lorbeeren ſeines Fürſten kaum andern Genuß, als von Zeit zu Zeit den einer geſtillten Neugier, wenn einige gefangene Janitſcharen, Spahi's und Paſcha's im Siegsgepränge durchs Land auf die Feſtungen geführt wurden[125]).

8.

Der Krieg mit Frankreich wegen der Pfalz und Köln. Maximilian Emanuel übernimmt die Statthalterſchaft der ſpaniſchen Niederlande.

Im J. 1688 — 1692.

Noch beſtand zwiſchen Deutſchland und Frankreich, ſeit letztem Kriege beider, ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand[126]), von welchem kaum fünf Jahre verfloſſen waren. Dieſer gerieth plötzlich durch König Ludwigs XIV Vergrößerungsſucht

125) So wurden z. B. im Jahr 1686 nach Baiern achthundert und vierzig gefangene Türken geführt. Man bediente ſich derſelben zu Arbeiten an Kunſtgraben. Daher der Turkengraben bei München.

126) Geſchloſſen den 15. Auguſt 1684.

und Uebermuth zum Bruch. Zween dem Hause Baiern nahe gehende Todesfälle gaben den Anlaß.

Schon vor acht Jahren hatte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrichs Sohn, in hohem Alter seine Tage beschlossen[127]). Seine Tochter Charlotte war mit Herzog Philipp von Orleans vermählt; sein Sohn Karl, ein frommer und gelehrter Fürst, Nachfolger in der Kur und Pfalz geworden. Als auch dieser nach fünfjähriger Herrschaft kinderlos aus der Welt gegangen, und mit ihm der Geschlechtszweig Pfalzsimmern gestorben war[128]), hatte das verwandte Fürstenhaus Neuburg an der Donau das nächste Anrecht zu den Pfalzlanden am Rhein. Wirklich trat Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu Neuburg, in den Besitz derselben, Erbfolgegesetzen gemäß. Allein sowohl diesen, als allen Reichsordnungen, widersprach der König von Frankreich, indem er den größern Theil der rheinischen Pfalz für Charlotte von Orleans, des Verstorbenen Schwester, forderte. So ward der Streit nicht nur Philipp Wilhelms, sondern des deutschen Reiches Sache. Die drohenden Bewegungen der Franzosen bewogen den Kaiser, mit den meisten Kurfürsten

127) Den 28. August 1680.

128) Den 16. Mai 1685.

und Kreisen des Reiches, auch mit Schweden und Spanien, ein Bündniß zur Aufrechthaltung jener Staatenverträge zu schließen, die seit dem westphälischen Frieden errichtet waren. Nach und nach wurde die volle Hälfte Europens in diese Verbindung gegen Frankreich gezogen.

Am dritten des Heumonds im Jahre sechszehnhundert achtundachtzig starb hochbetagt Maximilian Heinrich, Kurfürst und Erzbischof von Köln, Enkel des frommen Herzogs Wilhelm von Baiern. Von vierundzwanzig versammelten Domherren des Erzstiftes bezeichneten dreizehn den römischen Hauptwerber und Straßburger Bischof, Hermann Egon von Fürstenberg, in die Nachfolge. Deutschland aber warf demselben vor, er habe, deutschen Herkommens unwürdig, der Krone Frankreich allezeit mehr, als seinem Vaterlande angehangen. Dagegen wählten neun Stimmen den Bischof von Freising und Regensburg, Joseph Clemens, des Kurfürsten Maximilian Emanuel jüngern Bruder. Diesen erkannten sofort Kaiser und Reich an, und bestätigte der Pabst. König Ludwig XIV, überzeugt, nur seinetwillen sei Egons Wahl verworfen worden, und noch immer mit seinen Forderungen für Charlotte von Orleans unbefriedigt, nahm die Waffen, sich selber genug zu thun. Er gab sie seinem zwanzigjährigen Sohn, stellte ihn an die Spitze des

Heeres, und sprach: „Geh, zeige den Mächten Europens, daß man bei meinem Tode einst nicht wahrnehmen werde, der Konig sei gestorben!“

Ehe noch der Krieg erklärt, Deutschland gerüstet war, drang seine Macht früh im Jahr hervor und überwältigte Städte und Lande des Reiches und der Pfalz am Rhein, von Basel bis Koblenz. Den Einwohnern ward der Befehl des allerchristlichsten Königes kund gethan, auszuziehen in andere Gegenden; ihre Wohnstätten sollten abgebrannt, ihre Felder Wüsten um Frankreichs Grenzen werden. — Und von Weilern, Dorfern, Märkten, Städten stießen die Flammen des Mordbrands auf. Worms die Ehrwurdige, Heidelberg die Schone, Speier die Alterthümliche, sahen ihre Mauern fallen. Zwölfhundert Städte und Dorfer standen zur Vernichtung aufgeschrieben. Mit Flintenschüssen wurden Bewohnerschaften ganzer Dorfer in Schnee und Frost halbnackt ausgetrieben; Töchter in Gegenwart der Eltern, Weiber unter den Augen der Gatten viehischer Wuth geopfert, Schwangern der Leib aufgerissen, Greise todt gequält, Kinder in die Lohe brennender Häuser geschleudert, die Lebendenden alle verjagt, erwurgt, die Todten in den Sargen geplündert[129]).

129) Procédé étrange à regarder le fait en lui-même, mais autorisé par les exemples et justifié par la

Maximilian Emanuel, ſo eben von den Siegesfeldern aus Ungarn heimgekehrt nach München [130]), ließ den Tag nach der Rückkunft den franzöſiſchen Geſandten Markgrafen von **Villars** vor ſich. Dieſer, im Namen ſeines Königs, empfahl hohes Ernſtes dem Kurfürſten, im ausbrechenden Kriege keine Partei zu ergreifen. Der Kurfürſt antwortete dem Geſandten mit dem Befehl: binnen vierundzwanzig Stunden die Hauptſtadt und das Land zu verlaſſen. Alsbald ließ er ſeine Kriegsvolker zu den übrigen Deutſchen ſtoßen. Dieſe aber verſammelten ſich nur langſam, unvollkommen, und zauderten noch unſchlüſſig über ihre Unternehmungen, während der Feind längs dem Rhein mit geſchäftiger Grauſamkeit vorſchritt. Die meiſten von Deutſchlands mächtigern Fürſten hielten zwar ſtehende Heere. Längſt [131]) hatten ſich die zehn Kreiſe des Reiches anheiſchig gemacht, bei Gefahr gemeinen Vaterlandes vierzig-, acht-

---

necessité. So rechtfertigt ein Franzoſe (in den Mém. pour servir à l'histoire univ. de l'Europe 5, 513) Gräuel, die an aſiatiſchen Verwüſtern verflucht worden ſind. Es gibt keinen ſo großen Böſewicht oder Querkopf, der nicht noch einen größern zu ſeiner Lobrede fände.

130) Am 18. Weinm. 1688.

131) Schon im J. 1681.

zig-, in dringender Noth auch hundert- und zwanzigtausend Mann ins Feld zu stellen [132]). Aber im Augenblick der Noth sprach gewöhnlich engherzige Selbstsucht beredsamer, als vor demselben Vaterlandsliede. Ueber Nebenzweige traten die Höfe aus einander, während man sich mit schwerfälligen Berathungen auf Reichstagen schleppte. Hier haderten die Gesandten der Stände nicht selten mit großer Wichtigkeit um kleinliche Ehrensachen, und ob der oder dieser auf rothem oder grünem Stuhl sitzen, seinen Fuß auf den Teppich oder nur auf dessen Franzen setzen dürfe, während draußen mit verlorne Stunden große Landstriche verloren gingen. Darum war Deutschland unglücklich.

Der Krieg am Rhein ward träg geführt, in

132) Der baierische Kreis hatte dreitausend vierhundert und dreiundsiebenzig Mann Fußvolk zu geben. Zu ihm gehörten zwanzig Stände, nämlich zur geistlichen Bank: Erzstift Salzburg, Bisthum Freising, Regensburg, Passau, die Abteien Berchtesgaden, St. Heimeran, Nieder- und Obermünster in Regensburg; — zur weltlichen Bank: das Herzogthum Baiern, Herzogthum Neuburg nebst Sulzbach, Landgrafschaft Leuchtenberg, Grafschaft Sternheim, Haag und Ortenburg, die Herrschaften Ehrenfels, Sulzburg und Pyrbaum, Hohenwaldeck, Breiteneck und die Reichsstadt Regensburg.

einzelne Gefechte und langwierige Belagerungen ausgedehnt. Selbſt Maximilian Emanuel ſchien ihn mehr wie fürſtliche Zerſtreuung, denn wie heilige Sache ſeines Hauſes, zu nehmen. Einige Monate wohnte er der Belagerung von Mainz bei [133]); dann ging er nach Augsburg zu den Freudenfeſten, welche der Krönung von Kaiſer Leopolds Gemahlin, und der Erwählung von deſſen Sohn Joſeph zum römiſchen Königthum, vorangingen oder folgten. Großer Prunk war hier von den verſammelten Fürſten entfaltet; aber jeder von der geſchmackvollen Prächtigkeit Maximilians übertroffen. Eine Begleitung und Dienerſchaft von vier- bis fünfhundert Perſonen umſchwärmte ihn. Fuhr er im ganz vergoldeten, von innen mit den reichſten Stickereien verzierten Wagen, von ſechs Roſſen, auserleſenen Goldfalken, gezogen: ſo hingen zwölf ſchöne Edelknaben herum, oder liefen nebenher, alle in Blau mit Silber gekleidet; große weiße Straußfedern auf den Hüten. Ueber ein halbes Hundert Hatſchiere trabte voraus, nicht minder reich gekleidet; weiße Federn vom Treſſenhut wehend, die Krempen deſſelben mit rothen Bändern beſäumt; in der Hand breite, gewaltige Hufſenmeſſer, mit eingeätztem Wappen von Baiern.

133) Sie währte von der Mitte Heumonds bis den 11. Herbſtmond 1689.

rissen, Modelstecher u. s. w. waren Juden. Alle diese Manufakturen aber sind erst lange nach Josephs Detreten entstanden. Die Juden wurden seitdem beim Militar, wie im Zivilwesen, angestellt, und konnen ohne Ausnahme alle bürgerliche Gewerbe treiben, selbst Freiherren, Grafen und Landstände werden.

Ihr Zustand im nördlichen Deutschland. — Preussen. — Sachsen.

Oesterreich hat also unter den polizirten Staaten Europens den Ruhm, der erste gewesen zu sein, welcher in Rücksicht der jüdischen Religionsgenossen richtige Grundsatze, wie Vernunft, Menschlichkeit und Klugheit sie gebieten, aufgestellt und geübt hat. Joseph that nicht weniger, als Napoleon nach ihm. Joseph hatte zu seiner Zeit mit grössern Schwierigkeiten zu kämpfen, und handelte, vielleicht gerade aus dieser Ursache, geräuschloser als Napoleon, aber darum nicht minder durchgreifend und wohlthätig. Der Israelit im osterreichischen Kaiserstaat freut sich einer milden Regierung, wie jeder Burger, freut sich zahlreicher Unterrichtsanstalten, und zu Prag, wie zu Lemberg in Gallizien, seiner Hochschulen zur Bildung von Rabbinern.

Eben so viel Leibwächter in großem Putz, mit ihrem Oberſten, folgten.[134]) Auf der Heimkehr von Augsburg nach Wien bewirthete er dann mehrere Tage[135]) den Kaiſer, deſſen ganzen Hof, alle Fürſten und Fürſtinnen mit einer Herrlichkeit, welche beinahe übertraf, was München je in frühern Zeiten geſehen. Er veranſtaltete Tourniere, wenn Spiegelfechtereien den Namen verdienen, welche nicht Wettkämpfe ritterlicher Stärke, ſondern der Zierlichkeit von Menſchen und Roſſen waren.[136]) Es wurden Bühnenſtücke gegeben, bei welchen der Kaiſer, der römiſche König, alle Fürſten und Fürſtinnen als Zuſchauer, in altdeutſche und andere Trachten vermummt, einander ein lächerlicheres Schauſpiel gewährten, als auf der Bühne gegeben ward.

Hinweg von den Feſten eilte Maximilian wieder zum Reichsheer; führte einen Theil deſſelben ohne denkwürdige Thaten, nicht ohne perſönlichen Muth; bis der überlegene Feldherrngeiſt des Marſchalls von Luxemburg, durch Niederlage der

---

134) Theatr. europ. 13, 1117.

135) Im Hornung 1690.

136) Der Kurfürſt ſelbſt führete darin achtzehn Grafen und Herren an: ihm entgegen, zum blinden Gefecht, Landgraf Karl von Heſſen-Kaſſel mit nicht geringerer Zahl.

Verbündeten in den Ebenen von Fleurus[137]), alle Anſtrengungen des Reiches vereitelte. Der Kurfürſt flog nach Baiern zurück[138]); forderte neue Opfer von ſeinem Volk, und bot, während ſeine Schaaren in den Winterlagern am Rhein ſtanden, im Lande zu deſſen Bedeckung den dritten Mann auf. Dann, da er König Wilhelms von England Ankunft in den Niederlanden vernahm, eilte er[139]) dahin, den größten Staatsmann ſeiner Zeit zu begrüßen; nahm an den Entwürfen der verſammelten Fürſten im Haag wider Frankreich Theil, und zog in Folge hier gefaßter Beſchlüſſe zur Rettung Savoiens, an der Spitze der Hilfsvölker[140]) nach Italien. Mailand und Turin[141]) bewunderten eben ſo ſehr ſeine Pracht und Güte, als die Soldaten am Po ſein heldenhaftes Verachten der Gefahren. Man kennt die Antwort, welche er bei der Belagerung Carmagno-

137) Den 1. Heum. 1690.

138) Im Herbſtm. 1690.

139) Im Hornung 1691.

140) Im Auguſt 1691. Er gab dazu fünf Schaaren; eine ſechste überließ er dem Kaiſer gegen die Türken.

141) Relation von glücklicher Einholung Sr. Churf. Durchl. von Turin. Dieſe kleine Druckſchrift beſchreibt die Feierlichkeiten.

la's dem Befehlshaber der Festung gab. Als dieser fragte, wo des Kurfürsten Zelt sei, um es von Kugeln zu verschonen, erwiederte Maximilian die Höflichkeit ritterhaft: „Aller Orten im Lager!"

So viel Geschäftigkeit, so viel Glanz, so viel Tapferkeit eines der ersten und reichsten Fürsten Deutschlands mußte ihm den Ruf eines vorzüglichen Staats- und Kriegsmannes gewinnen. Sein Name ward an Höfen und in den Lagern eben so oft, als in den Liebeshändeln der Weiber genannt. Er war ein schöner Mann, von gefälligem Wuchs; sein längliches Gesicht, mit länglicher, sanft gebogener Nase, lieblich geformt, voll feiner, doch männlicher Züge; sein Auge schmeichelnd; seine Gestalt eine von jenen, die beim ersten Anblick einnehmen, weil sie Leidenschaft, Geist und Zartgefühl verkünden. Immer war dabei sein Anzug mit Sorgfalt gewählt, ungeachtet scheinbarer Nachlässigkeit: vom Scheitel über Achseln, Brust und Rücken niederwallendes lockenreiches Gekräusel von Falschhaar, im Geschmack damaliger Zeit; Rock und Weste reich, die Schöße bis zum Knie; die Halsbinde vorn mit langen Enden von zarten Spitzen, dazu ein kleiner dreieckiger Hut; ein leichter Schmuckdegen an der Seite. Muthig, schön, freigebig, dem Vergnügen hold, konnte es ihm

an Eroberungen nicht fehlen, wo Leidenschaft, Jugend und Reichthum den Sieg erleichterten [142]).

Er befand sich zu Venedig, um während des Winters von den Mühseligkeiten des piemontesischen Feldzuges zu ruhen [143]), als Eilboten von Madrid ihn suchten. König Karl II von Spanien übertrug ihm die Statthalterschaft seiner Niederlande mit unbeschränkter Vollmacht und monatlichem Gehalt von fünfundsiebenzigtausend Thalern. Der selbherrliche Herzog beider Baiern und Kurfürst des heiligen Reiches säumte keinen Augenblick, die glänzende Bedienung im Sold eines fremden Königs zu übernehmen. Mit den ersten Tagen des sechszehnhundert zweiundneunzigsten Jahres eilte er über die beschneiten Gebirge gen München, verweilte hier so lange als nöthig war, Verwaltung und Pflege seines Landes zu bestellen, und schon mit den letzten Tagen des Märzes hielt er, begrüßt von den Ständen Flanderns und Brabants, unter dem Getöse des Ge-

142) Eine Zeitlang war er, wie die Mémoires sur les campagnes du Prince Louis de Bade versichern, Anbeter einer gewissen Gräfin von Kaunitz. Il ne sentit diminuer son attachement pour la cour de Vienne, qu'à mesure que diminuoient les charmes de cette jolie femme.

143) Im Christm. 1691.

schühes und der Glocken, seinen feierlichen Einzug in Brüssel. Der Menge des neugierigen Volkes wurden goldene und silberne Münzen zugeworfen; den Gefangenen in den Kerkern des Trauerberges die Freiheit geschenkt; den Gläubigern die Rechnung verhafteter Schuldner bezahlt; und dreißigtausend Gulden, die ihm der Stadtrath in vergoldetem Prunkwagen zum Willkommen zuführte, den Soldaten der Besatzung gespendet. Jeder vergötterte ihn.

9.

Fortsetzung. Baierns Zustand.

Im J. 1692 — 1696.

Ohne Zweifel sah der Kurfürst schon damals in geheimer Hoffnung die niederländische Statthalterschaft nur als erste Stufe zur Erreichung der spanischen Krone und Herrschaft der beiden Indien an. Zwar starb, nachdem er kaum acht Monate in Brüssel gelebt, seine Gemahlin Antonia, Karls II Enkelin, in der kaiserlichen Burg ihres Vaters zu Wien[144]). Dieser Tod aber zerriß keineswegs jene Hoffnung, die ihm ihre Hand gegeben. Sie hinterließ ihm einen Sohn, Jo-

144) Vermuthlich an versäumten Folgen ihrer Niederkunft, den 24. Christm. 1692.

seyh Leopold[145]), den der römische König selbst, und der königliche Urgroßvater in Spanien, durch seinen Großbotschafter hatten aus der Taufe heben lassen.' Dieses Kindes Wiege umschloß nun alle Wünsche von Maximilians Ehrgeiz, und wenn nicht alle Wahrscheinlichkeit trog, das Schicksal von Millionen Bewohnern dreier Welttheile.

Mittlerweile dauerte der Krieg am Rhein, in den Niederlanden, in Savoien, Spanien und auf allen Weltmeeren fort. Catinats, Luxemburgs und Noailles Siege gaben den französischen Waffen Oberhand. Nur Menge und Beharrlichkeit der Verbündeten verhinderten den König Frankreichs, von so viel Schlachtfeldern reichere Früchte zu ärnten. Maximilian Emanuel fehlte nicht bei den Heeren. Er begleitete den König Wilhelm von England in dessen flanderische Feldzüge, und focht als Held in der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden[146]). Da hier schon alles verloren in

145) Joseph Ferdinand Leopold Anton Franz Cajetan Simon Thaddäus Ignaz Joachim Gabriel war sein vollständiger Name; zu Wien der 28. Weinm. 1692 der Tag seiner Geburt. Zween seiner ältern Brüder, der eine Namens Leopold Ferdinand (geb. 22. Mai 1689), wie der andere (geb. 18. Wintermon. 1690) waren wenige Tage nach ihrer Geburt gestorben.

146) Den 29. Heum. 1693.

Tod und Flucht lag, ſtand er noch mit ſeinen Fahnen von Baiern allein auf der blutigen Wahlſtatt und wankte nicht. Seine Verzweiflung wollte den Sieg wiederrufen. Erſt als alle Feldherren ihn beſchworen, erſt als ſchon hinter ihm die feindlichen Geſchwader und Schlachthaufen weggezogen, den fliehenden Britten nach, befahl er Rückzug [147]). Gleiche Unerſchrockenheit bewies er bei Wiedereroberung der Veſte Huy [148]), und zu aller Zeit, wo Ruhm winkte.

Während winterlicher Waffenruhe pflegte er ſich für die Entbehrungen und Trangſale der Feldlager in den Ergötzungen von Brüſſel zu entſchädigen. Sein Hofleben war voll königlichen Aufwandes; mehr als königlich ſeine Freigebigkeit. Die Künſte eines jungen Bühnenkünſtlers mit einer Handvoll Goldes, oder, ohne zu handeln, die Arbeit eines Malers mit hunderttauſend Pfund zu lohnen [149]), fiel ihm nicht ſchwer. Zuweilen ſah

147) Bericht über die Schlacht im Theatr. europ. 14, 465.

148) Den 28. Herbſtm. 1694.

149) Die gehaltreichen, aber oft ſehr romanhaften Mémoires du Marquis D***, ou la guerre d'Espagne, de Baviére et de Flandres 1, 177 (ihr Verfaſſer iſt der franz. Markgraf von Saſſenage, Marſchall Tallards Eidam; ein Auszug davon auch in Aretins Beytr. 1, 250) geben die glaubhaften Belege dazu.

man ihn im Spiel, das er leidenschaftlich liebte, tausend Ludwigsgolden an einem Abend verlieren [150]). Mehr noch verschlangen die Gunstbezeugungen feiler Bühnensängerinnen [151]). Seine Liebeshändel mit den Brüsseler Schönen waren kein Geheimniß. Daneben warf er unmäßige Summen für Verzierung seiner Lustschlösser in Baiern aus. Hier führte er zu Schleisheim, dem ältern Schloßgebäude gegenüber, einen größern Palast auf, mit weitläuftigen Gärten [152]). Seine Vermählung, zwei Jahre nach Antonia's Tode, mit Thereſien [153]), Tochter des tapfern Polen-Königs Sobiesky, war keine geringe Ursache, die Reihe prächtiger Verschwendungen zu vergrößern [154]).

150) Ein junger Kriegsmann Dussarsen gewann dem Kurfürsten in einem Abend drei Hutköpfe voll Gold ab, und ward vor Ende Winters durch sein Glück in der Karte ein reicher Mann. Saffenage 1, 178.

151) Eine derselben, ihm schon ungetreu, während er sie unterhielt, führte eine Art Tagebuch über alle seine Liebesabenteuer und plauderte sie lachend aus. Derselbe.

152) In den J. 1684 — 1700. Es scheint noch Entwurf gewesen zu sein, denn Schlesser durch Nebengebäude in ein großes Gevierk zu verbinden.

153) Geb. den 4. März 1676.

154) Die Heirathsverträge wurden schon am 19. Mai 1694 auf der königlichen Burg zu Zolkiew in Roth.

Es ward Sprichwort des Volks: in Brüssel gehts zu, wie im ewigen Leben.

Weder die reichen Einkünfte der niederländischen Statthalterschaft, noch die gemeinen Auflagen und Einnahmen der baierischen Erblande reichten zu so ungeheuern Ausgaben. Diese stürzten ihn in einen Abgrund von Schulden. Dazu kam, daß Spanien nicht einmal die Gelder zum Unterhalt der Kriegsvölker in gehöriger Ordnung auszahlen ließ, und die brabantischen Stände Bedenken trugen, ihm Summen zu entrichten, wie sie sonst wohl seinen Vorfahren in der Statthalterschaft bewilligt hatten. So groß ward seine Verlegenheit, daß er den Kaufleuten von Amsterdam einen Schatz von Juwelen und selbst die kurfürstlichen Kleinodien verpfänden mußte[155]), ungeachtet der Millionen, welche ihm Baiern gab.

Zu München war die Staatsverwaltung fast ausschließlich nur mit der Sorge beschäftigt, den Geldbedürfnissen des Fürsten Genüge zu leisten.

---

reussen geschlossen. Aettenkhover 655. Die Feierlichkeit der Antrauung geschah zu Warschau den 15. August gleichen Jahres unter kurfürstlicher Stellvertretung; das Beilager erst den 2. Jänner 1695 zu Wesel. In *Zaluskv* Epp. eine ausführliche Geschichte der Heirathsunterhandlungen.

155) Saffenage 258.

„Der Kurfürſt drockt den Niederländern ſeine Baiern ein!“ hieß es überall im Lande. Man verdoppelte noch, neben den Kriegsanlagen, die jährlichen Steuern; gab der Landmünze gezwungenen Mehrwerth [156]); führte Abgabe des Stempelpapiers ein [157]), und verkaufte niedere Gerichtsbarkeit ſelbſt über einſchichtige kurfürſtliche Lehengüter [158]) an den Adel, der, wie vorzeiten immer, auch jetzt noch aus Zerrüttung landesherrlichen Haushalts den bleibendſten Vortheil zu gewinnen wußte.

Die Anzahl der Goldquellen für den Hof zu mehren, ſann man vorzüglich auf Belebung des Verkehrs und Gewerbes. Es mußte ein neuer

156) Am 30. Herbſtm. 1690 erſchien ein doppelter Befehl, ſowohl wegen Erhöhung des Baiergeldes auf 3 kr., als daß man weder Gold- noch Silbermünzen einſchmelzen laſſen ſolle.

157) Das Gebot zum Gebrauch des „Siegelpapiers“ nebſt Erläuterungen vom 15. Brachm. 1690. Unterm 20. März 1691 erſchien neue Einſchärfung dieſes Befehls, und im J. 1691 abermalige Wiederholung.

158) Heller von Hellersberg (Beitr. zur Geſchichte der Patrimonial-Gerichtsbarkeit S. 91 ff.) zählt im Zeitraum von zehn Jahren (1677—1687) über ſechzig ſolcher Verkäufe.

Im nördlichen Deutschland, wo man von jeher gewohnt war, mehr zu klügeln, als zu handeln, oder vielmehr wo die Arbeiten großer Schriftsteller den wenigsten Einfluß auf die Fürsten und den Geist ihres Kabinets hatten, fand sich lange kein einziger Fürst, der Josephs Beispiel nachzuahmen Großsinn genug gehabt hätte. Und doch war in der neuern Weltgeschichte kein Land, welches einen so seltenen Reichthum ausgezeichneter Gelehrten und Künstler jüdischer Religion aufzuweisen hatte. Nicht England, nicht Frankreich, nicht Oesterreich prangte mit so berühmten Namen, als Preussen. Dort lebte kein Mendelssohn, kein Bendavid, kein Markus Herz, kein Salomon Maymon u. s. w. Umsonst erhoben ein Schlözer, ein Dohm, ein Herder, und zahllose andere der vortrefflichsten Geister, ihre Stimmen für die Freiheit der mosaischen Religionsgenossen. Das Höchste, so erreicht ward, war die Aufhebung des schändlichen Leibzolls, den Preussen, Braunschweig, Mecklenburg, Hannover, Anhalt, Baden, Würtemberg, Salzburg u. a. m. vernichteten.

Dies ist die ungeheure Gewalt des mit Muttermilch eingesogenen Vorurtheils, und der Gewohnheit, daß auch Fürsten, die den glänzenden Ruhm der Aufklärung genossen oder liebten,

Handlungsrath errichtet[159]), der Straßenbau verbessert; neben den Taxischen Reichsposten ein eigenes Landpostwesen aufgestellt werden[160]). Es ward zum Betrieb aller Bergwerke, oder zum Aufschürfen neuer Erzspuren[161]), zum Bau der Tabakspflanze[162]), Muth gemacht, desgleichen zum emsigen Fang der baierischen Perlen[163]), die,

159) Wie schon im J. 1613 bestanden. Die Vorschrift für das neu gestiftete „Commerz-Collegium" erschien am 22. Mai 1690; aber unterm 23. März 1699 ward es schon wieder aufgehoben.

160) Beschluß vom 1. Aug. 1691. Zum Erb-Landpostmeister wurde der Hofrathsvorsteher Franz Ferdinand von Haimhausen ernannt. Kaiser Leopold mahnte in seinen Briefen vom 6. Weinmond 1691 und 11. Brachm. 1692, zu Gunsten der Taxischen Posten, den Kurfürsten davon ab, der jedoch weder hierauf, noch auf die unmittelbaren Beschwerden des Fürsten von Taxis (vom 15. Mai 1694) etwas anderes verfügte.

161) Erlaß vom 3. Horn 1691 zur Beförderung der Bergwerke.

162) Eine umständliche Aufforderung dazu vom 18. Weinm. 1696 scheint wenig gefruchtet zu haben. Sie ward im J. 1698 erneuert, und Einfuhr fremden Tabaks den 15. Herbstm. 1700 verboten.

163) Unterm 11. Brachm 1700. Zur Sicherheit der Unternehmer wurden Perlendiebe und deren Hehler mit Galgenstrafe bedroht.

obwohl den ruſſiſchen und indiſchen an Weiße weichend, doch Glanz und Größe der ſchottiſchen übertrafen. Man dachte wieder auf Emporbringung verfallener Tuchmachereien [164]); ermunterte und unterſtützte die Verfertigung der Wollenwaaren, der Bot- und Futtertücher [165]); verbot Einfuhr fremder, befahl allgemeines Tragen inländiſcher Zeuge [166]). Nichts ward verſäumt, verſchwundenen Wohlſtand und Gewerbfleiß wieder zu erkünſteln, während der Krieg die Zahl der Arbeiter, der Abgabendruck den Vermögensſtock der Unternehmer ſchwächte, und dem Lande oft die unentbehrlichſten und natürlichſten Erzeugniſſe des Bodens fehlten. In denſelben Jahren, da man Entwürfe und Vorſchläge zur Anlegung von Großgewerben betrieb und die Pflanzung des Tabaks empfahl, mußten die Landleute aus den öffentlichen Getreide-Vorräthen mit Korn unterſtützt [167]), und

164) Zu München waren im J. 1689 nur noch fünf Tuchmachereien, Weſtenrieder.

165) Unterm 29. Aug. 1689 ward Verfertigung und Verlag des Landtuchs einer Geſellſchaft verpachtet. Unterm 7. Brachmond 1690, 25. Jänner 1691 und 29. Jän 1693 zur Tuchweberei, beſonders der Bote und Flanelle, ermahnt.

166) Laut Befehl vom 14. Aug. 1691 ſollte man allgemein vom J. 1692 an Landtuch tragen.

167) Wie laut Verordnung vom 27. Marz 1692.

Mehl- und Fruchtsperren verhängt werden[168]), um Hungersnoth zu verhüten. Tausende von Bettlern durchstrichen Städte und Dörfer, und verminderten mitzehrend die Masse gemeinen Gutes, zu dessen Vergrößerung sie nicht beitrugen. Fast jährlich wider sie ausgehende Verbote geschahen vergebens[169]), weil die Ursachen der Verarmung nicht endeten; so wie alle Verbote und Strafen wider fleischliche Verbrechen und Blutschande das Laster nicht zähmten[170]), da dem dürftigen Volk des Heirathen erschwert oder untersagt ward[171]). Noch schlichen dazu fremde Landstreicher und Weglagerer zahlreich herein, die Unsicherheit des er-

168) Gebotene Getreidesperren unterm 11. März und 21. Herbstm. 1692; 2. Mai und 18. Weinm. 1696; 13. Wintrm. 1698; 9. Herbstm. und 10. Wintrm. 1699.

169) In einem Jahrzehend von 1693—1702 zählte ich deren sieben.

170) Unterm 22. Herbstm. 1682 wurden die Strafen gegen fleischliche Verbrechen geschärft; im J. 1692 strengere Aufsicht befohl. n. Unterm 3. August 1700 führte man die oberpfälzischen landgerichtischen Strafen gegen Blutschande ein, weil sie schärfer waren, und das Verbrechen in auf- und absteigender Linie begangen mit Feuertod, zwischen Geschwisterkindern mit ewiger Verbannung belegten.

171) Wie in den Verboten vom J. 1694, 1699, 1702 u. s. f.

werbenden Volkstheils zu vergrößern, von deſſen Fleiß Hof und Adel, Geiſtlichkeit, Bettler und Gauner genährt ſein wollten. Weder der Staupbeſen auf des Zigeuners Rücken, noch die Wegſchleppung der Strolchen auf venediſche Galeeren, noch die Reihe der Warnungstafeln längs Wegen und Stegen, mit Rad und Galgen bemalt, ſchreckte jenes luſtige, freche Geſindel. Das Zuchthaus [172]), welches den muthwilligen Lungerer ſtrafend beſſern ſollte, ward die Pflanzſchule neuer Laſterbolde. Denn der Arbeitsſcheue, hier mit Schelmen vermiſcht, ſah ſich, nach der Befreiung, auch ſeines letzten Gutes, der Ehre, beraubt, und gezwungen, für Selbſterhaltung Kunſtſtücke anzuwenden, welche er von Diebesmeiſtern erfahren hatte.

10.

Die ſpaniſche Thronfolge. Maximilian Emanuels Bund mit Frankreich und Rückkehr nach Baiern.

Im J. 1696 — 1701.

In Brüſſel empfing der Kurfürſt von Zeit zu Zeit über die Angelegenheiten ſeiner Erblande Bericht. Wichtige Fälle entſchied er ſelbſt. Da-

172) Es war zu München ſchon im J. 1682 dergleichen errichtet.

durch ward der Geschäftsgang aber schwankend, gedehnt und gelähmt; und dies in allen Zweigen der Verwaltung, beim reinsten Willen der Beamten, fühlbar.

Seine größte Aufmerksamkeit verschlangen die Bewegungen der Heere, die Belagerungen und Gefechte, oder die fröhlichen Zerstreuungen der Winterzeiten, oder seines Ehrgeizes stille Träume. Im Felde geschah nichts Großes. Man bedrängte sich mit Zügen und Gegenzügen. König Wilhelm und Maximilian Emanuel belagerten und nahmen Namur; die Franzosen hinwieder beschossen selbst Brüssel [173]).

Aller im Feld errungenen Vortheile ungeachtet, trat Ludwig XIV dennoch der Erste mit Friedenswünschen hervor. Frankreichs Kräfte waren der Ruhe bedürftig; die alten Krieger endlich meistens aufgerieben; Unruhen des Innern zu befürchten. Was aber alles überwog: Karls II Königs von Spanien Tage standen ihrem Ende nahe; und auf dessen Kronen waren Ludwigs lüsterne Blicke geheftet. Als Haupt der wider Frankreich verbündeten Mächte galt König Wilhelm von England. Ludwig mußte erst diesen versöhnen, und deswegen den Freund desselben, den Kurfürsten von Baiern, gewinnen. Er sandte an Maximilian

173) Im J. 1695.

Emanuel einen Vertrauten; eröffnete ihm seine Wünsche für den Frieden der Welt; seine Bereitwilligkeit zu großen Aufopferungen; seine unbegrenzte Erkenntlichkeit, wenn der Kurfürst den englischen König geneigt machen würde, die Friedensvorschläge zu genehmigen[174]).

Die Unterhandlungen wurden in der That angeknüpft. Ihren Fortgang begünstigte bei den meisten Kriegführenden besonders die heimliche Unruhe aller wegen der Erbschaft Spaniens. Gleichwie Kaiser Leopold den Besitz derselben von Rechtswegen erwartete, und sich Ludwig XIV ihn vermöge seiner Macht und Nähe an Madrid, versprach; Maximilian Emanuel hinwieder schmeichelnde Möglichkeiten für seinen Sohn Joseph, als Urenkel Karls II, ahnete: machte auch Victor Amadeus, Herzog von Savoien, gültig, daß seine Aeltermutter eine Tochter des fra-

17a) Daß Frankreich dem Kurfürsten für seine nachdrückliche Verwendung beim König Wilhelm, wenn er denselben zur Annahme der französischen Vorschläge bewegen würde, das Geschenk von einer Million französischer Pfunde, dann noch Gewahrschaft für ihm verbleibenden Besitz der spanischen Niederlande nach Karls II Tode, und Größeres versprochen haben solle, wie französische Schriftsteller wissen wollen, ist unerwiesen und unwahrscheinlich.

niſchen Königes Philipp II geweſen. Die übrigen Höfe, welche auf die reichſte Erbſchaft im Welttheil weder Recht noch Hoffnung beſaßen, waren wegen derſelben nicht minder in peinlicher Spannung. Ihnen konnte unmöglich gleichgültig bleiben, ſo ungeheure Macht in Oeſterreichs oder Frankreichs Hand fallen zu ſehen. In Spanien ſelbſt ſträubte ſich der Stolz vieler Großen, Unterthanen im Nebenlande einer fremden Krone zu werden. Keiner ſchien ihnen zum Nachfolger ihres Königs würdiger und vortheilhafter, als deſſen Urenkel, Joſeph. Für dieſen vereinigten ſich bald auch die Wünſche Englands und anderer Mächte.

Ausſichten, wie dieſe, entſchädigten den Kurfürſten um alle Sorgen, welche die Laſt ſeiner Schulden, oder der widerſpenſtige Geiſt der Niederlande verurſachen mochten. Selbſt als nach ſeines Schwähers Sobiesky Tode[175]) die polniſche Königskrone für ihn leicht erreichbar lag, ſtreckte er die Hand nicht aus nach ihr. In Polen war der Ruhm ſeiner Thaten gegen die Türken noch unvergeſſen, ſein Name in Europa glänzend, den Polen als der eines Eidams ihres Sobiesky doppelt werth. Die königliche Wittwe zu Warſchau wünſchte nicht minder, ihre Tochter auf dem

175) Den 17. Brachm. 1696.

Thron der Piaſten zu ſehen, um ſich ſelber bei gewohntem königlichen Glanz zu erhalten. Dies alles bemerkte Abt Scarlati, welchen der Kurfürſt nach Warſchau geſandt hatte, der Mutter ſeiner Gemahlin gebührendes Beileid zu bezeugen. Auch ſäumte der Abt nicht, ſeinen Herrn von der Stimmung der Königin und vieler polniſchen Großen zu belehren. Maximilian, einen Augenblick ſchwankend, zog aber den ſichern Beſitz der Niederlande, und für ſeinen Sohn die Herrſchaft Spaniens und beider Indien, dem unſichern und beſchränkten Gut eines gährungsvollen Wahlreiches vor.

In der That ſchloſſen ſich für ihn in den gegenſeitigen Verhältniſſen der europäiſchen Mächte immer herrlichere Verheißungen auf. Der Friede zu Ryswik ward bald von allen kriegführenden Parteien willig unterzeichnet [176]). Ludwig XIV, ſeine Kraft größern Dingen aufſparend, entſagte den meiſten Anmaßungen und ließ ſelbſt dem Hauſe Wittelsbach die rheiniſchen Pfalzlande frei [177]).

176) Den 30. Weinm. 1697. Im Namen des Kurfürſten waren dabei ſeine drei Bevollmächtigten, Freiherr von Prielmaier, Ignaz Anton Otten und Georg Wilhelm Moll erſchienen.

177) Ludwig XIV überließ die Entſcheidung dem Papſt Alexander VIII; und dieſer entſchied, Kurfürſt Phi-

Auf Spanien allein war der Blick Aller gerichtet. Doch was Ehrgeiz oder Furcht der Könige am meiſten beſchäftigte, ward von ihnen am wenigſten laut beſprochen, nur im Geheimen behandelt. König Wilhelm von England, dem der europäiſchen Staatskräfte Gleichgewicht, ohne welches kein dauerhafter Friede, kein Völkerrecht geborgen ſteht, zum theuerſten anlag, ſtimmte, nebſt den vereinigten Niederlanden, weder zu Oeſterreichs noch Frankreichs Machterweiterung. Er erklärte ſich entſchieden, daß das ſpaniſche Reich dem jungen Joſeph von Baiern werden müſſe, welchen ſelbſt weiland König Philipp IV ſchon zur Nachfolge auf Kaſtiliens Thron beſtimmt gehabt hatte, im Falle Karl II kinderlos abſterben ſollte. Sobald Ludwig XIV dieſe Geſinnung der Seemächte wahrnahm, änderte er ſchlau die Sprache und machte ſelber den Vorſchlag, allen Streit durch einen Theilungsvertrag zu ſchlichten. Man trat im Haag zuſammen und ſchloß die Uebereinkunft ab [178]). Dem franzöſiſchen Thronerben wurden von den ſpaniſchen Beſitzungen Neapel, Sicilien und andere Landſchaften des untern Italiens, dem Erzherzog Karl von Oeſterreich die Lombardei zu-

lipp Wilhelm ſolle für die Anſprüche des Herzogs von Orleans 300,000 Scudi entrichten.

178) Den 11. Weinm. 1698.

gedacht: für Joſeph von Baiern ſollten Krone und übrige Beſitzungen Spaniens in Europa und den entfernten Indien bleiben.

Zu Madrid hörte der kranke König Karl mit bitterbeleidigter Eigenliebe von den Verfügungen fremder Mächte über das künftige Schickſal ſeiner Reiche. In ſeinem Palaſte hatten ſchon lange Parteien für Frankreich und Oeſterreich ihre Umtriebe geſpielt. Zwiſchen denſelben war eine baieriſche aufgeſtiegen, an deren Spitze des Königs eigene Mutter Marie Anna von Pfalz-Neuburg, und der Graf von Oropeza ſtanden. Dieſe, ſeitdem vergrößert durch Beitritt des ſchlauen und einflußreichen Hauptprieſters von Puertocarrero und des Staatsſchreibers Urraca, ward nun die alleingewaltige. Zween Dominikaner, Diaz und Moretta, machten es dem krankhaften, ſchwachen Könige zur Sache des Gewiſſens, das Näherrecht des Urenkels zu ehren, für welchen auch des bologneſiſchen Rechtsgelehrten Leonardo Pepoli Gutachten ſprach, das Puertocarrero gefordert hatte. Karl II, alle Entwürfe der europäiſchen Höfe zu zerreiſſen, unterſchrieb ſeinen letzten Willen und ſetzte durch denſelben den unmündigen Sohn Maximilian Emanuels zum Alleinerben der geſammten ſpaniſchen Reiche ein.

Joſeph, ein zarter Knabe von ſechs Jahren, war bisher mit ſchonendſter Sorgfalt im Palaſte

weder menschlich genug sein konnten, einer durch die Barbarei der fanatischen Vorwelt verdammten Klasse ihrer Unterthanen die Rechte der Menschheit und freier Unterthanen zuzugestehen, noch klug genug sein mochten, von den Talenten und Kräften eines Theils ihrer Unterthanen den höchsten Gewinn für den Staat zu ziehen. Sogar heutiges Tages noch streiten deutsche Schriftsteller für und wider die bürgerliche Freiheit der Juden, nachdem Joseph der Zweite und Napoleon schon Ideen verwirklicht haben, an deren Ausführbarkeit die Engherzigkeit noch zweifelt.

In den preussischen Ländern ist das Loos der Unterthanen mosaischer Religion durch die Menschlichkeit des Königs Friedrich Wilhelm III. (seit 1811) entschieden und den übrigen Unterthanen in bürgerlichen Rechten gleichgestellt worden.

Im Königreiche Sachsen sind sie noch von bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen, und im entehrendsten Druck. Sie müssen die schwersten Abgaben zahlen, und dürfen sich ohne kostbare Pässe von keiner Stadt des Landes zur andern bewegen. Ausländische Juden, die ausser den Meßzeiten Sachsen zu durchreisen genöthigt sind, müssen jeden Tag die Luft verzinsen, die sie einathmen. Sachsen ist wahrscheinlich noch das

zu München [179]) erzogen worden, als Liebling des Vaters [180]), als Träger von den stolzesten Hoffnungen desselben. Sobald die Eilboten von Madrid den königlichen Brief überbrachten und Josephs Erhebung zum Fürsten von Asturien verkündeten, flog der Befehl nach Baiern, den jungen Erben des größesten aller Reiche der Welt in die Niederlande zu führen. Die wichtige Botschaft verbreitete sich über den Welttheil. In der Burg zu Wien erschütterte sie, wie Donnerschlag. Kaiser Leopold hatte die Thronen von Spanien und Indien seinem Sohne Karl zugedacht. Als er einst seine Tochter Antonia dem Kurfürsten von Baiern gegeben, hatte Maximilian Emanuel ihm in den geheimen Verträgen feierliche Zusage leisten müssen, Namens seiner, seiner Erben und Nachkommen, nichts von den spanischen Königreichen und Ländern anzunehmen, unter welchem Vorwand es ihm, seiner Gemahlin oder deren Kinder jemals

179) Wohin er von Wien, nach dem Tode seiner Mutter, gebracht worden war, den 7. Brachm 1693.

180) Einen Brief des Kurfürsten (den Brüssel 22. Wintermond 1697) an den jungen Joseph, worin er diesem, der für die Begnadigung einer „zu well verdienter Straff einer abgedanckten Compagi darschier" gebeten, und deswegen den ersten Brief in seinem Leben geschrieben hatte, die Bitte bewilligt, hat Westenrieder (Beitr. 1, 144) aufbehalten.

angetragen oder übergeben werden würde[151]), ſondern Alles dem Kaiſer oder deſſen männlicher Nachkommenſchaft, ſo lange dieſelbe währe, zukommen zu laſſen, und dazu beförderlich und getreulich helfen zu wollen. — Jetzt brach der Kurfürſt das feierlich ausgeſtellte Wort. Der erzürnte Kaiſer klagte ihn ſchwerer Treuloſigkeit an. Maximilian Emanuel dagegen hielt ſich keineswegs durch einen Nebenvertrag gebunden, während der Kaiſer ſelbſt ſeit vierzehn Jahren noch nicht einmal geſammte Bedingungen des abgeſchloſſenen Haupt- und Ehevertrags zu erfüllen gut gefunden, und keineswegs das Heirathsgut ſeiner verſtorbenen Tochter ausgehändigt hatte. Unter ſolchen Verhältniſſen, und da Oeſterreich dem Hauſe Baiern für alle Opfer von Gut und Blut, die zur Erhaltung habsburgiſcher Größe gebracht worden waren, nicht die mäßigſte Entſchädigung dargeboten hatte, ſondern allezeit nur auf eigene Bereicherung bedacht geweſen war: ſchien einem Vater verzeihlich zu ſein, daß er nicht ſelber ſeinem Kinde eine

151) Per tractatum oder ſonſten, es ſeye von denen Königreichen oder Landern ſelbſten oder von welchen es immer wolle, ultro, sub prætextu invalidæ renuntiationis aut quocunque alio.“ So die Worte des geheimen Vertrags vom J. 1685. Aktenkhover. 613.

Krone vom Haupte riß, um sie großmüthig an dasselbe Oesterreich zu geben.

Brüssel war voll geräuschvollen Lebens, als der junge Fürst von Asturien in die Arme des beglückten Vaters geführt ward. Tausend und tausend Hände sah man mit prachtvollen Vorbereitungen zur Abreise Josephs nach Madrid beschäftigt. Vierundzwanzig hochgewimpelte Kriegsschiffe lagen segelfertig vor Amsterdam, den gepriesenen Thronerben an die spanischen Küsten hinüberzutragen.

Unerwartet erkrankte das edle Kind; anfangs dem Scheine nach gefahrlos, bald tödtlich. Schon am siebenten Tage seines Leidens hauchte es unter Verzuckungen und Ohnmachten den Geist aus [182]).

182) Er starb den 5. Hern. 1699. Nicht ohne Vermuthung, daß er durch Anstiften des Fürsten Eugen vergiftet worden sei. Die Aufschlüsse, welche neuere Geschichtschreiber über Eugens Aufenthalt und meuchelmörderische Umtriebe in London gegeben haben, sein deswegen mit Zinzendorf geführter Briefwechsel, lassen fast fürchten, daß er eines so großlichen Staatsstreichs nicht ganz unfähig war, davon des gewichtige St. Simon in seinen Denkschriften ganz unzweideutig spricht, und dessen der Kurfürst in seinem nachmaligen „Manifest" den kaiserlichen Hof geradezu beschuldigte. De Saffenage sagt bloß: er überlasse den Sterndeutern zu erforschen, ob der junge Kurprinz eines natürlichen oder gewalt-

Und alle Träume der Glückſeligkeit und Größe, in die ſich Maximilian ſeit Jahren gewiegt hatte, verflogen mit Joſephs letztem Seufzer. Der Fürſt zerriß in Verzweiflung ſeine Kleider, und vom Haupt das Falſchhaar, und ſchrie: „Nimm mich aus der Welt, Gott, und erhalte meinen Sohn [183])!“ Ohnmächtig ward er von der Leiche hinweggenommen, und ſeinen Schmerz zu zerſtreuen, aus Brüſſel nach dem Schloſſe Beurne geführt.

Alles ſtand jählings rings umher verwandelt. Spanien war hinfort kein Gedanke mehr für Maximilian, kaum noch der Niederlande Erwerbung; Kaiſer Leopold durch Bruch des Vertrages zum rachſüchtigen Haß gegen ihn gereizt; eine unüberſehbare Menge von Schulden gehäuft, während die noch rückſtändige Auszahlung von Antoniens Heirathsgut in Wien nun eben ſo zweifelhaft ward, als in Madrid die Erſtattung von vier Millionen Thalern, welche der Kurfürſt in Verwaltung der Niederlande für Spanien aufgeopfert hatte. Maximilian ſandte den Grafen von Monaſterole nach Madrid, die Schuld einzufordern. Es glimmte noch ſchwache Hoffnung, Karl II

ſamen Todes ſtarb. La cour de France en sçait le secret peutêtre mieux que personne.

183) Theatrum europ. 15, 548.

dürfte ſie mit Abtretung der Niederlande oder eines Theils derſelben freundlich tilgen.

Zu Madrid hatte die Botſchaft vom Tode Joſephs die Kämpfe und Umtriebe der Hofparteien von neuem belebt. Die franzöſiſche ſiegte dort nun ohne Mühe ob und ließ den ſterbenskranken König ein Vermächtniß unterzeichnen, welches den Enkel Ludwigs XIV, Herzog Philipp von Anjou, zum Alleinerben ernannte. Und am erſten Tag des Wintermondes im ſiebenzehnhundertſten Jahr erfolgte der längſt erwartete und gefürchtete Tod des Königs. Ludwigs XIV Schiffe füllten ſogleich alle Hafen von Spanien an; ſeine Kriegsvölker drängten gegen die Pyrenäen; Philipp von Anjou eilte nach Madrid, den ſtrittigen Thron zu beſteigen. Oeſterreich, entfernt, ſchwach gerüſtet, ohne Geld, mit neuen Unruhen in Ungarn beſchäftigt, drohte nur, und waffnete.

Unter dieſen Umſtänden erſchien am Hofe zu Brüſſel der franzöſiſche Geſandte Herr von Puiſegur. Maximilian, ſchon als Statthalter der Niederlande, mehr noch als einer der erſten Fürſten des Reiches, und durch Einfluß auf das ſüdliche Deutſchland wichtig, mußte für die Partei Frankreichs gegen Oeſterreich gewonnen werden. Puiſegur erinnerte, wie ſeit den älteſten Zeiten das Haus Habsburg befliſſen geweſen, Baiern niederzudrücken und in Ohnmacht zu erhalten, das-

ſelbe Baiern, welches, mit Verſchwendung ſeines Goldes und Blutes, mehr als einmal den Thron von Oeſterreich gerettet, oder vergeltungslos bereichert hatte. Er erinnerte an die vieljährigen unvergoltenen Anſtrengungen des Kurfürſten im letzten türkiſchen Kriege für Oeſterreich, an Maximilians unbelohnten Aufwand von zweiunddreißig Millionen Thalern, an den Tod ſo vieler tauſend Tapfern aus Baiern, und nun an Leopolds Undank und Haß, weil es zween Königen von Spanien gefallen, ihre Krone einem Kinde von Wittelsbach, keinem Erzherzog an habsburgiſchem Geſchlecht zuzudenken. Baierns natürlichſter Bundesverwandte gegen eine übermächtige und gebieteriſche Nachbarſchaft könne nur Frankreich ſein. Ein Bourbon auf Spaniens Thron ſei auch Baierns Gewinn; Oeſterreichs Schwäche Baierns Stärke. Dies zu entſcheiden, wäre nun die Zeit gekommen; der Krieg um Spanien unvermeidlich. Er könne langwierig, aber nicht zweifelhaftes Ausgangs ſein, und in der Dauer verkürzt werden, ſobald der Kurfürſt Frankreichs unüberwindliche Sache begünſtige. Ludwig XIV wiſſe Bundesfreunden glänzender zu vergelten, als Oeſterreichs ſtaatskluge Kargheit je vermöge. So ſprach Puiſegur, und eröffnete mit den geheimen Wünſchen ſeines Königes zugleich deſſen goldene Verheißungen. Ma-

ximilian, gedrückt von des Kaisers feindsinniger Stimmung, von der Last der Schulden, von der Ungefälligkeit der vereinigten Niederlande, welche weder neue Darlehen machen, noch von der Stadt Amsterdam den kurfürstlichen Schmuck auslösen wollten, war schon durch diese Umstände unwillkührlich den Wünschen Ludwigs XIV entgegengeführt. Er schien nur noch zu widerstreben, um seinen Beitritt theuer geben zu können [184]).

Er sandte den Markgrafen von Bedmar nach Paris, einen verschlagenen Höfling, der sein ganzes Vertrauen besaß. Dieser sollte dort den Vertrag unterhandeln. Man forderte des Kurfürsten entschiedene Erklärung für die Sache der Bourbonen; Auslieferung der spanischen Niederlande an französische Besatzungen; im Fall des Kriegesausbruchs Baierns bewaffnete Hilfe; Verwendung bei den Reichsfürsten, den neuen König von Spanien, Philipp von Anjou, anzuerkennen. Verheißen wurde hinwieder, im Fall Frankreich obsiege, sollten die Niederlande an Maximilian ge-

184) De Saffenage in s. Mémoires 1, 180 versichert, Puisegur habe mit dem Kurfürsten einen geheimen Vertrag wirklich abgeschlossen, der dem Könige Millionen gekostet, ungerechnet die Geschenke, um Maximilians weibliche Umgebungen zu bestechen. Es fehlt alle Wahrscheinlichkeit.

hören; wenn Leopold ende, müſſe Maximilian den kaiſerlichen Thron einnehmen; in jedem Falle aber volle Entſchädigung für Kriegskoſten geleiſtet werden. Auſſerdem ſollten dem Kurfürſten von Baiern vierteljährige Hilfsgelder wie dem von Köln, ſeinem Bruder, gezahlt werden, deſſen förtiſches Erzſtift Köln und Bisthum Lüttich der König zu Paaren zu treiben ſich verpflichtete. Alles dieſes und anderes war in ſtrenger Heimlichkeit verhandelt. Dies groſze Geſchäft abzuſchlieſſen, begab ſich der Kurfürſt ſelbſt von Brüſſel nach Verſailles, unter fremdem Namen, in einfachen Jagdkleidern [135]). Niemand hat vom Inhalt ſeiner Geſpräche mit Ludwig XIV erfahren. Er kehrte in Verborgenheit nach Brüſſel zurück. Hier offenbarte ſich in den Wirkungen, was zu Verſailles entworfen worden.

In einer und derſelben Stunde des Nachts [136]) erſchienen unerwartet vor allen feſten Plätzen der ſpaniſchen Niederlande franzöſiſche Kriegsvölker.

---

135) In den erſten Tagen des J. 1701, wenige Tage nach der Abreiſe des Herzogs Philipp von Anjou nach Spanien. Auch hier war die Hauptſache wohl kein Bundniſz mit Spanien und Frankreich, ſondern nur die Auslieferung der niederländiſchen Feſtungen.

136) Den 7. Hornung 1701.

Die Thore von Nieuport, Oudenarde, Ath, Mons, Charleroi, Namur und Luxemburg wurden ihnen ohne Widerstand geöffnet. Die holländischen Besatzungen, zweiundzwanzig Schlachthaufen, zogen ab. Mit großer Feierlichkeit ward in allen Städten der Herzog von Anjou, als Philipp V König von Spanien, ausgerufen. Und nachdem also die Frucht aller ehemaligen Siege und des rswickischen Friedens mit einem Schlage in Frankreichs Schoos geworfen worden, übergab Maximilian Emanuel die Verwaltung des spanischen Niederlandes dem Markgrafen von Bedmar [187]); verließ Brüssel [188]), und reisete über Bonn, wo er seinen Bruder Clemens Joseph, Kurfürsten zu Köln, in das Geheimniß der Zeit einweihte, nach München [189]). Seine Gemahlin mit den Kindern und dem ganzen Hofe folgten ihm nach.

11.

Anfang des spanischen Erbfolgekrieges. Maximilian rüstet sich. Er besetzt Ulm.

Im J. 1701 — 1702.

Der Würfel lag geworden. — Nach menschlicher Berechnung mußten Glück und Gewinn auf

187) „Ad interim", in Folge eines Handschreibens von Ludwig XIV vom 19. März 1701.

188) Den 22. März.

189) Er kam daselbst am 7. April an.

Frankreichs Seite fallen. Heere und Feldherren desſelben, welche man noch vor kurzem dem halben Welttheil ſiegreich widerſtehen ſah, flößten Zuverſicht ein. Im ganzen Umfang der ſpaniſchen Reiche ſtand Philipp V ſchon als König erkannt; England und die vereinten Freiſtaaten der Niederlande ſchienen nicht wider ihn auftreten zu wollen. Savoien, Mantua und die Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel erklärten ſich, aus Furcht oder Hoffnung, für ihn. Im obern Deutſchland hatten der ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis offen ihre Unparteiſamkeit ausgeſprochen [190]); zur Aufrechthaltung des Ruheſtandes in ihrem Innern einander Wort gegeben, und andere Kreiſe eingeladen, ihrer Geſellung beizutreten. Der Kur- und oberrheiniſche Kreis ſchloß ſich an. Der baieriſche Kreis zeigte getrennte Meinungen; nur darin gröſſere Einmüthigkeit, daß zu gemeinſchaftlicher Beſchützung Kriegsvolk aufgeboten werden müſſe [191]).

Maximilian Emanuel erſchien zu München öffentlich mit der friedfertigſten Stimmung. Es konnte ihm, als der ſpaniſchen Niederlande

190) Am 23. Winterm 1700, nach der ſogenannten zu Heidenheim errichteten Association beider Kreiſe.

191) Auf dem baieriſchen zu Waſſerburg gehaltenen Kreistag (Abſchied vom 27. Brachm. 1701). Nur Salzburg war gegen Aufſtellung von Kriegsvolk.

einzige Land in Europa, wo der für die Bekenner der mosäischen Religion kränkende, für den Staat schimpfliche Leibzoll entrichtet werden muß! — Erst auf Verwendung des Kasseler Hofes wurden westphälische Unterthanen jüdischer Religion, wenn sie die Leipziger oder Naumburger Messen bereiseten, aber auch nur diese, von Entrichtung des Leibzolles frei.

Verhältniß der Juden in Baiern, Baden und andern deutschen Ländern.

Nur die verderblichen, alles Gute im Keim verderbenden Kriege hinderten lange die Vollziehung menschenfreundlicher Entwürfe für die jüdischen Unterthanen des Königreichs Baiern. Schon ein kurfürstliches Edikt vom 26. Jänner 1802 bereitete auf die Verbesserung ihres Schicksals vor; nachmals ward ihnen zu Fürth eine Akademie für Rabbiner gegründet.

Der Großherzog von Baden hatte schon durch ein Reskript vom 20. Jänner 1804 alle einheimische und fremde Juden von Leibzoll, Judengeleit, Passiergeleit und ähnlichen Erfindungen ehemaliger frommer Finanzmänner befreit; und durch die Verordnung vom 4. Juli 1808 wurden die badenschen Unterthanen mosaischer Religion zu erbfreien Staatsbürgern erklärt. Jeder

Statthalter, nicht getadelt werden, demjenigen, welcher durch königliches Vermächtniß und Waffenmacht und Eil zuerſt auf den Thron Karls II geſtiegen war, Glückwünſche zugeſandt[192]) und ihm gehorſam ſeine Veſten geöffnet zu haben. Aber als des deutſchen Reiches Fürſt wollte er von der Theilnahme an Kriegshändeln frei, vor den Folgen derſelben geborgen ſtehen. Darum trat er in die Vergeſellung des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſes, und erbot auf dem Tage zu Heilbronn zur gemeinſamen Beſchirmung fünfzehntauſend Mann für ſich und den Kreis von Baiern[193]).

Kaiſer Leopold, welcher ſein Recht auf die ſpaniſchen Kronen feierlich verwahrt hatte, ohne Bundesgenoſſen, und im Innern ſeiner Lande durch Auflehnung und Unruhen der Ungarn be-

192) Doch ward es ihm nochmals mit Rückblick auf den geheimen Wiener Vertrag vom Kaiſer zum großen Vorwurf gemacht, daß er, unter allen deutſchen Fürſten der Erſte, dem Herzog von Anjou durch ſeinen Geſandten Grafen von Monasterole habe zur Thronbeſteigung Glück wünſchen laſſen.

193) Einigen Kreisſtänden zu Heilbronn, die mehr auf Oeſterreichs Seite überneigten, war dies große Anerbieten verdächtig, ſie lehnten es ab; Andere wollten den baieriſchen Kreis nicht bloß durch Maximilians Perſon dargeſtellt, ſondern die Stände des baieriſchen Kreiſes ſelber in ihrer Mitte ſehen.

ſchränkt, ließ dennoch ſeine Heere nach Italien ziehen, was ihm gebühre mit den Waffen zu behaupten. Dem bisher zu Regensburg am Reichstage geſeſſenen Geſandten Spaniens, Heinrich von Neuveforge, welcher daſelbſt im Namen des Herzogs von Anjou auftreten wollte, befahl er, die Stadt zu verlaſſen. Binnen drei Tagen mußte dieſer Geſandte Regensburg meiden. Er nahm ſeine Zuflucht an den Münchner Hof [194]), wo der Statthalter der Niederlande ihm freundliche Aufnahme, Schutz und Fürſprache gewährte.

Seit jenem Tage, da der Kurfürſt von Baiern über das Glück ſeines Kindes das an Oeſterreich gegebene Wort vergeſſen hatte, war wider ihn in Leopolds Bruſt Unbill und Argwohn. Maximilians geheimer Verkehr mit dem Hof zu Verſailles, die Auslieferung der Niederlande, Neuveforge's Aufnahme, ſteigerten den Verdacht. Die Dringlichkeit Baierns, die Vergeſellung oberdeutſcher Kreiſe beizutreten und, zur Aufrechthaltung unparteiſamer Stellung derſelben, größere Macht anzutragen, als verlangt ward, ſchien nur Vorwand und Mittel, gegen Oeſterreich ein Kriegsheer aufzubieten, oder Deutſchland vom Kaiſer abziehen, und dieſen in ſeinen Kräften ſchwächen zu können. Leopold betrachtete den Kurfürſten als ſeinen Feind;

194) Im Auguſt 1701.

beobachtete seine Bewegungen, ohne öffentlich mit ihm zu brechen. Schlau trug er darauf an, auch den österreichischen Kreis in die Vergesellung der hochdeutschen Kreise zu empfangen. Es konnte nicht abgelehnt werden. Damit hatte er das Mittel, diese Verbindung allmälig für seine Angelegenheit zu gewinnen, oder doch unschädlich zu machen. Nach diesem, da England und Holland, beleidigt durch Ludwigs XIV unvorsichtigen Uebermuth, den Krieg wider Frankreich erklärt hatten, und mit Habsburg in Bund getreten waren, forderte Leopold auch die vereinten oberdeutschen Kreise auf, sich diesem großen Verein gegen Frankreich anzuschließen. Maximilian Emanuel eiferte vergebens wider Alles, was die Ruhe des südlichen Deutschlands gefährden werde. Die meisten Stände, dem Kaiser ergeben, und geschreckt durch Frankreichs Eroberungsgeist, neigten sich Leopolds Wünschen entgegen. In diesen Augenblicken [195]) erschien der Graf von Schlick, als Abgeordneter Leopolds, am Hofe zu München, und forderte auch den Kurfürsten auf, in gemeiner Sache mit Oesterreich, England und Holland, den Krieg gegen Frankreich zu erklären, und den kaiserlichen Kriegsvolkern Durchgang zu gestatten.

---

195) Am 27. Herbstm. 1701.

Es erwiederte Maximilian Emanuel: Er habe als Herzog von Baiern keinen Grund, ſich zu Frankreichs Feinden zu geſellen; auch nicht als Kurfürſt, denn Frankreich ſei nicht wie Reichsfeind angeſehen, oder erklärt; auch nicht als Statthalter der Niederlande, weil er derſelben mit erſter Feindſeligkeit gegen Frankreich verluſtig gehen würde. Und welchen Erſatz könnte der Kaiſer dafür bieten? Derowegen wollte er unparteiſam den Frieden ſeines Volkes bewahren, und er müſſe den Durchzug öſterreichiſcher Völker ablehnen, nicht nur, weil ein ſolcher Zug allezeit dem Lande große Laſt bringe, ſondern auch, damit Frankreich ohne Vorwand zur Klage bleibe. So begehre er Achtung für ſeine friedliche Stellung, die zu bewahren er feſt entſchloſſen ſei, und Niemand ihm zu entreiſſen das Recht habe. Um jedoch dem Kaiſer einen Beweis der Ergebenheit zu zeigen, wolle er ſich geneigt finden laſſen, demſelben zehn- bis zwölftauſend Mann zur Beſetzung der ungariſchen Feſtungen zu leihen, welches dem Wiener Hof erleichtern würde, um ſoviel ungariſcher Mannſchaft mehr an den Rhein zu ſchicken.

Leopolds Mißtrauen fand in dieſen Weigerungen wie in den trüglichen Anerbietungen neue Nahrung, während es dem Kurfürſten in der That ernſtlicher denn je um Beibehaltung des Friedens zu thun ſein mochte. Denn wenn ihn

auch Frankreichs Verſprechungen [196]) lockten, drohte ihm doch jeder Schritt unvermeidliche Gefahr. Rings um Baiern war alles für Oeſterreich; ſein Bruder, der Kurfürſt von Köln, zwar unzweideutig für Frankreich, aber ihm zu entfernt.

Die Verlegenheit wuchs, als ſich, ſeiner Abmahnungen ungeachtet, Schwaben und Franken mit dem Kaiſer verbanden; als das nördliche Deutſchland Gleiches that; der Krieg wider Ludwig XIV Reichskrieg zu werden anfing; Braunſchweig-Wolfenbüttel ſogar mit Gewalt gezwungen wurde, der Freundſchaft mit Frankreich zu entſagen [197]), und ſchon von Drohungen im Reich gegen Baierns zweideutige Stellung Rede ging. Kaum war für den Kurfürſten noch Feſthaltung des Friedens gedenkbar; Frankreich nicht minder argwöhniſch gegen ihn [198]), als Oeſterreich; — Gefahr von jeder Seite.

---

196) Wie er denn immer im Herzen der Sache Frankreichs ergeben war, wofür ſeine eigenhändigen, Ende Jahres 1701 an den Grafen von Monaſterolo geſchriebenen geheimen Briefe zeugen (in Wilhelms Misc. Tom. II. im königlichen Bücherſchatz zu München befindlich).

197) Im April 1702.

198) Wie man aus den Briefen des Kurfürſten (in Wilhelms Misc. II. Hdſchr.) wahrnimmt, der

Seiner Unentſchloſſenheit machte plötzlich ein Geſandter Ludwigs XIV Ende. Dieſer, Namens Ricourt [199], ein feiner, beredter Mann, wiederholte mit großen Vollmachten alle Verheißungen ſeines Königs, im Fall der Kurfürſt ſich für denſelben zu erklären den Muth habe; ſicherte ihm Genuß von den Niederlanden, Erſatz aller Kriegskoſten, reiche Hilfsgelder, und von den gemeinſchaftlichen Eroberungen in Deutſchland großlohnenden Antheil zu. Er beruhigte ihn ſelbſt für den Fall des größten, gedenkbaren Unglücks, wenn Oeſterreich vollſtändig obſiegen, ſogar Baiern erobern und behalten würde. Frankreich und Spanien verpflichteten ſich, dem Kurfürſten alsdann das Herzogthum Luxemburg oder den burgundiſchen Kreis zu vollem Eigenthum und Erſatz, in aller Selbſtherrlichkeit abzutreten, und mit den Rechten, wie er Baiern habe [200]. Welch einen Ausgang alſo der Krieg nehmen möge, Maximi-

in den Unterhandlungen bloß auf Zuſicherung der „Perpetuität" der niederländiſchen Statthalterſchaft, endlich in einem Schreiben vom 11. April 1702 an Monaſterolo in Paris, auf Beſitz der Niederlande oder Mailändiſchen drang.

199) In den eigenhändigen Briefen Maximilians Emanuels heißt er Ricouffe.

200) Umſtändlicher in den Mémoires de Mr. de la Colonie, Maréchal de camp des armées de l'Elec-

lian Emanuel sollte bei demselben nur gewinnen, nie verlieren können.

Diese Anerbietungen entschieden über die Wahl des Kurfürsten, dessen Selbstgefühl gleich sehr durch die drohenden Stimmen im Reich, als durch des Kaisers Handlungsweise gegen ihn beleidigt worden war. Er schloß den geheimen Vertrag mit den Kronen von Frankreich und Spanien ab. Beredet wurde, welche Unternehmungen nun zuerst ausgeführt werden sollten. Den Vorwand zu Feindseligkeiten gab das Drohen des Reichs gegen Baierns Sicherheit; die Untreue Frankens und Schwabens, welche den Kurfürsten erst zur Beschirmung gemeinen Ruheſtandes aufgefordert, dann verlassen hatten. Ulm, als Vormauer und Bollwerk des schwäbischen Kreises, sollte zuerst genommen, von da aus die Verbindung der Baiern mit dem französischen Heer bewerkstelligt werden, welches über den Rhein und Schwarzwald hervordringen müsse.

Alles verabredet, versammelte der Kurfürst noch im Herbstmond des siebzehnhundert zweiten Jahres zwanzigtausend Mann auf dem Lechfeld. Daß niemand Böses ahne, ward geflissentliche Rede verbreitet, Oesterreich und Baiern wären im

---

teur de Bavière. (Ebenfalls in Arretins Nachr. 1, 156 ausgezogen.)

freundlichſten Einverſtändniß. Man erinnerte ſich, daß Jahrs zuvor der Kurfürſt über keine geringere Anzahl Kriegsvolks im Luſtlager bei München und Schwabing Heerſchau gehalten [201]).

Schon in den erſten Monden nach ſeiner Rückkunft aus den Niederlanden hatte er ſechs neue Schaaren [202]) aufgerichtet, und dem Heere weſentliche Verbeſſerungen gegeben. Die Kriegseinrichtung der Franzoſen galt damals für die vollkommenſte. Sie ward auch von den Deutſchen in allen Stücken, ſelbſt in Benennung der verſchiedenen Abtheilungen, Waffenarten und Anführer, knechtiſch nachgebildet [203]). Denn aus den Deutſchen wich immer mehr Selbſtheit und

201) Vom 9. bis zum 22. Weinmonds 1701. Nach Beſchluß der Heerſchau wurde ein prächtiges Feuerwerk, 14,000 fl. werth, abgebrannt. Theatrum europ. 16, 100.

202) Eine Schaar Fußgänger hatte gewöhnlich eintauſend vierhundert Mann, eine Schaar Reiterei ſechshundert, ein Geſchwader hundert und fünfzig Mann. Die Oberſten und ihre Hauptleute pflegten die Mannſchaft ſelbſt zu werben; Kleidung, Waffe und Geld gab der Furſt. Mit Ausnahme der Oberſten kauften die übrigen Hauptleute ihre Stellen.

203) Schon ſeit dem dreißigjährigen Kriege. Doch Raimund von Montecuculi und Wallenſtein ſind noch in Kaiſers Befehlen Feldhauptleute geheißen worden.

Eigenthümlichkeit, seit die Ueppigkeit ihrer Fürsten angefangen hatte, des Landes edle Sprache und der Vorwelt Sitten gering zu achten. Der Reichen Großthuerei, des Adels Stolz, der Schriftgeller Gefallsucht, und wer sich vom Gemeinen loszählen wollte, äffte der Höfe Thorheit nach. Des deutschen Gemüthes angestammte Kraft und Herrlichkeit ward mit jedem Tag allgemeiner gegen Leichtfertigkeit ausländischer Blendnerei vertauscht. Aus der Leichtfertigkeit aber kamen Schalkheit, Wortbruch, Unglauben, Ränke, Verrath, zuletzt Knechtschaft und Mißhandlung von der Hand der Lehrer. Nur in der treuen Brust der Bürgerschaften und Landleute bewahrte sich rein und ehrlich altdeutsches Gemüth und Wesen. Und aus diesem Heiligthum ging darum auch wieder am Tag der Gefahr die Rettung vaterländischen Sinnes und Freithums siegreich hervor.

Der Kurfürst reisete von München in das Schloß Lichtenberg zu seinem Heere auf dem Lechfeld. Er zählte daselbst, ohne die Landfahnen, sieben Schaaren Fußvolks, sechshundert Grenadenwerfer zu Fuß, drei Schaaren Dragoner, zwo Schaaren Panzerreiter, ein Geschwader berittener Grenadenwerfer, sein prachtiges Leibgeschwader, und zehn Banden freimüthiger Tapfern. Die Schlachthaufen, sonst zur Hälfte aus Spießträgern, zur Hälfte aus Buchsenschützen zusammen-

gesetzt, hatten alle die bequemern Flinten empfangen. Die Kriegstracht jeder Schaar unterschied sich von der andern in Schnitt, Verbändelung und Farbe; bei den meisten war sie grau, bei den Dragonern gewöhnlich roth und blau. An der Spitze der Heertheile standen erfahrene Feldherren und Oberste, Baptista von Arco, Maffei, Wolframsdorf, Tattenbach, Santini, Monasterole, Weichel, Fels, Hazthausen, Taufkirchen, Lüpeldurg, Spielberg und andere.

Nur die vertrautesten Räthe, Maximilian Graf von Preising, Markus Christoph von Mayr und Mühlknecht, die ihm nie auf Reisen und Feldzügen von der Seite wichen, wußten um die Gedanken des Fürsten. Als er aber sein Kriegsvolk in vortrefflichem Zustand sah, berief er die Grafen Fels und Monasterole nebst dem Ritter Santini zu sich, und befahl ihnen, mit ihrer Reiterei in grosser Heimlichkeit und Schnelle aufzubrechen, die Stadt Ulm zu umzingeln und zu besetzen. Das Schwierigste des Wagstucks empfing der Oberstlatthalter bei der kurfürstlichen Leibschaar zu Fuß, Namens Pechmann[204]). Dieser begab sich mit vierzig Andern voraus; sandte

204) Dieser Oberstlatthalter (im damaligen Deutschwelsch Oberstlieutenant) wird auch zuweilen Pek-

Jude, welcher sich ausweisen konnte, daß er eine mit den Christen gleichformige Nahrungsart treib:, erhielt das Ortsburgerrecht; so lange iß er nur Schutzbürger.

Der weise und gute Karl von Dalberg, einß Furß-Primas von Deutschland, half nicht minder das Weise und Gute in dieser Hinsicht befördern. Er vernichtete dies Ueberbleibsel eines barbarischen Zeitgeißes schon im Jahr 1804, und gab seitdem auch der Judenschaft von Frankfurt am Main, die sich daselbß im Jahr 1807, mit Einschluß fremder Mägde und Bediente, auf 4270 Seelen belief, eine edlere Organisation, die zum Theil Aehnlichkeit mit den Napoleonischen Verfügungen hat, aber durch Lokalverhältniße eigene Beschränkungen empfing.

Im ehemaligen Königreich Westphalen wurden Napoleons menschliche und staatskluge Grundsätze in Betreff der Bekenner des mosaischen Gesetzes ohne Widerrede ins Leben eingeführt.

„Es iß mein und der Konstitution meines Landes Wille," sagte zu den Deputirten der Judenschaft Hieronymus König von Westphalen, „keinen Unterschied zu machen unter allen meinen Unterthanen, sie seien von welcher Religion sie wollen."

Durch ein Dekret vom 27. Jänner 1808 gab er den jüdischen Bewohnern seines Reichs alle Rechte

Einige derſelben in bürgerlicher Kleidung in die Stadt, um zu beobachten, was darin vorgehe; mit den Andern lezte er ſich Nachts, vor Ausführung des Anſchlages, in die Nähe von Ulm. Mit der Morgenfrühe [205]) gingen ſie, wie Landleute jener Gegend, die jüngern als Bauerweiber verkleidet, mit Körben voller Gemüſe und Früchte, mit Leinwand, Lämmern und andern Waaren zur Stadt. Sie trugen verborgene Piſtolen, Bajonette; Jeder zwo Grenaden. Angekommen beim Gänſethor, wo hinein die Landleute mit den Marktwaaren zu gehen pflegten, erblickten ſie ſchon einen von den Ihrigen [206]). Das Tragen ſeines Hutes auf verabredete Weiſe verkündete, die Stadt argwohnte nichts. Pechmann ließ die Axt fallen, des Angriffs Zeichen. Die Verkleideten überrannten und entwaffneten die Thorwacht, ſperrten ſie ein. Von den Ulmiſchen einer ward niedergeſtochen, den andern zum Schreck. Zach ſprengten ſechshundert Dragoner von Fels

---

mann und Beckmann geſchrieben. Nach blutet dieſes freiherrliche Geſchlecht.

205) Am 8. Herbſtm. 1702. Ich ſchöpfte die Erzählung aus verſchiedenen deutſchen und franzöſiſchen Flugblättern, welche gleich nach der Begebenheit erſchienen.

206) Es waren derſelben zehn zwei Tage früher in die Stadt gegangen und in den Wirthshäuſern gelegen.

heran. Am Gebüsch zwischen der Bleiche und Papiermühle waren sie versteckt gelegen. Ihnen folgten, entfernter gestanden, Dragoner von Monasterole und Santini. Dicker Nebel begünstigte alle. Sie bemächtigten sich mit Wetterschnelle des Walles, nebst fünf Basteien; dazu des Zeughauses. Die Besatzung der Stadt, als sie ausrückte, ward übermannt zersprengt. Achtzehn Schaarbanden der Bürgerschaft, jede zweihundert Mann stark, selbst die Weiber auf mannigfaltige Weise bewaffnet, rannten herbei, ihrer Vaterstadt Ehre zu retten. Pechmann ward einer der ersten, welcher beim Angriff tödtlich verwundet sank [207]). Aber die Uebermenge nachdrückender Baiern endete den Kampf schnell. Größerm Uebel zu entgehen, unterwarf sich die Stadt; empfing sechstausend Mann Besatzung und Sicherheit ihrer Rechtsame.

Mit Ungeduld harrte der Kurfürst auf dem Schlosse zu Lichtenberg des Ausgangs der Sache. Wie der Eilbote heransprengte, rief Maximilian demselben schon aus dem Schloßfenster zu; wandte sich frohmüthig zu denen, die im Saal bei ihm versammelt waren, und sprach: „Ihr Herren, die Stadt Ulm ist unser, und meine

207) Er starb eine Viertelstunde nach der Verwundung.

Leute haben sich solcher bemächtigt!“ Allen war das Wort überraschend. Die Kriegsleute wurden freudig. Aber die Staatsräthe konnten ihre traurige Bestürzung kaum verbergen. Alsbald ertheilte er Befehl, in Ulm große Vorräthe von Lebensmitteln zu sammeln; und dem Feldmarschall Johann Baptista Graf von Arco: mit zehntausend Mann gegen Hüningen am Rhein zu rücken, das französische Heer zu empfangen, welches zu ihm stoßen sollte. Er selbst machte sich mit einem Theil des Kriegsvolks auf nach Ulm. An vielen der neuen Fahnen wurden bedeutungsvolle Bilder und lateinische Inschriften gesehen; ein Bär, mit den Worten: „In Wunden grausamer;“ ein anderer mit den Worten: „Vom Blut nicht gesättigt;“ eine Krone, mit den Worten: „Krone oder Untergang;“ ein Schweifstern, mit den Worten: „Mich schreckt er nicht.“

Umgeben von seinen Feldherren und Leibwachen, alle prächtig gekleidet, er selbst in rothem Kleide von goldenen Borten schimmernd, ritt er unter dem donnernden Gruß der Wälle[208]) in

---

208) Da einige Stücke aus Versehen scharf geladen geblieben, verloren bei dieser Festlichkeit einige Menschen das Leben.

feindseligen Anschlägen belehrt war. „Nie habe ich vermuthet, die Zeit zu erleben," schrieb ihm Leopold, „daß ich von meinem Eidam und so nahen Verwandten angegriffen werden sollte. Eure Liebden kennt die Beschlüsse des Reichs. Ehe das Aeußerste geschieht, laß' ich diese väterlich warnende Mahnung vorangehen, Ihr Vaterland nicht ins Verderben zu stürzen, sondern Ulm in vorigen Stand zurückzustellen. Ich weiß die Ihnen von Frankreich versprochenen Belohnungen. Ob es Ihnen aber bei Zeitgenossen und Nachwelt zum Ruhm gereichen werde, derentwillen das Reich in innerliche Unruhe, Ihr Volk ins Unglück zu stürzen; ob Ihnen die Krone Frankreich treuer Wort halten werde, als es andere und größere Mächte gethan haben würden, lehre die Zeit [212])."

Dem entgegnete Maximilian Emanuel: Ihm sei unverborgen, wie man sein Ansehen und seine Freiheit herabzubringen gedenke. Nicht nur habe man schon die schwäbischen und fränkischen Kreisstände von ihm getrennt, sondern auch die baierischen zur Abwendigkeit gereizt. Dies alles,

---

offenkundig gemacht, auch im Theatrum europ. 16, 713 ff. abgedruckt.

212) Das Schreiben ist vom 18. Herbstm. 1702; abgedruckt in Falkensteins baier. Gesch. 3. 800.

um ihn gewaltsam in einen Krieg zu verwickeln, der, Baierns Angelegenheiten unverwandt, jeder Billigkeit zuwider, keines dritten Unparteisamkeit gestatten wolle. Darum sei Ulms Besetzung weder zur Beleidigung kaiserlicher Hoheit, noch anderer Stände Gefahr, sondern für eigene Sicherheit geschehen[213]). So antwortete Maximilian Emanuel. Auch mahnte er in offenen Briefen Fürsten und Städte in Franken und Schwaben, die ehemaligen unparteilichen Grundsätze wieder aufzunehmen, widrigenfalls er Ruhe und Wohlfahrt seiner eigenen Lande zu schirmen, härtere Mittel ergreifen müsse[214]). Wirklich ließ er alsbald auch Memmingen, die schwach besetzte Reichsstadt, trotz ihrer tapfern Gegenwehr, nehmen[215]). Dadurch ward er des ganzen Illerstroms und Oberschwabens Meister. Er ließ die alten Werke dieser Stadt erhöhen und sie mit neuen befestigen.

In Baiern war, während dieser Ereignisse, großes Schrecken. Jeder fürchtete Wiederkunft der Gräuel, die in den Tagen des dreißigjährigen Krieges das Land verödet hatten. Der Ausschluß der Stände bat flehentlich und demuthvoll, einen

213) Karthause Buxheimb den 30. Herbstm. 1702.

214) Monatl. Staatsspiegel. Herbstm. 1702.

215) Den 1. Weinmonds, nachdem sie aus Mörsern beschossen und die Laufgraben eröffnet worden.

Krieg zu meiden, deſſen verderbliche Folgen nicht zu berechnen wären. Schon die bloßen Rüſtungen zur Vertheidigung erdrückten das Land; Städte und Dörfer wären verarmt; die Klöſter tief verſchuldet; öffentliche Schätze leer; viele Menſchen fingen an, ihr vornehmſtes Habe in Sicherheit zu flüchten. Hilfe aus Frankreich tröſte keinen, weil jeder ſähe, Baiern müſſe wieder des Krieges Bühne, und der Raub von Freunden und Feinden werden[216]). Der Kurfürſt aber ſprach den Ständen Muth zu, und betheuerte: nicht muthwillig beginne er Krieg, ſondern zum Schutz ſeiner Freiheit und Ehre, weil man ihm das Recht nicht gewähre, ſeiner friedlichen Unparteiſamkeit zu genieſſen. „Mit Ausſetzung Leibes und Bluts", ſchrieb er ihnen, „werden wir, bis auf den letzten Athemzug, wie es einem theuern Landesfürſten zuſtehet, für und bei Euch leben und ſterben[217])!"

Nun ergingen des Kaiſers Befehle an Oeſterreichs Angehörige: den baieriſchen Dienſt zu verlaſſen; an des Reichs getreue Stände und Unterthanen: dem Kurfürſten nicht beizuſtehen, ſo lange er gegen Kaiſer und Reich in Ungehorſam und Auflehnung ſei; an die baieriſchen Unterthanen:

---

216) München den 19. Weinm., und wiederholt den 22. Wintermon. 1702.

217) Hauptgelager Ehingen den 30. Wintermon.

daß er sie alle von Eid und Pflicht entbinde, Gehorsam und Abgaben zu leisten[218]).

Das getreue Volk zu Baiern schauderte vor einer finstern Zukunft, aber verachtete Kaiser Leopolds Ermahnungen zum Meineid. Die Baiern haben zu allen Zeiten in der größten Noth den stärksten Muth bewiesen: Gottes, ihrer Pflicht und ihres Fürsten zu vergessen, hat sie kein Schicksal zwingen können.

Obwohl seit zwanzig Jahren die Kriege in Ungarn und am Rhein unermeßliche Summen Baierns verschlungen hatten, und man seit zwölf Monden dreifache Steuern ausgeschrieben[219]), Pferde aufgekauft hatte, ohne sie zu bezahlen; Städte und Märkte die Mannschaft der Landfahnen hatten kleiden, arme Dörfer das durchziehende Kriegsvolk beherbergen und nähren, hausbäbliche Unterthanen ohne einigen Lohn bei den

---

218) Wien den 19. Winterm. Den Tag vorher hatte der Kaiser einen ähnlichen Beschluß gegen Joseph Clemens, Erzbischof von Köln, erlassen. Zu gleicher Zeit ward der baierische Geschäftsträger von Mörmann aus Wien verwiesen.

219) Jeder Hof war ausserdem noch mit vier Gulden wegen des rauhen Futters angelegt. Schreiben von gemeiner Landschaft in Baiern Verordneten, München den 22. Winterm. 1702.

Feſtungen oder an den Grenzen Schanzen aufwerfen und Päſſe verhauen müſſen; obwohl, wer Getreide baute, gehalten ward, Korn und Haſer an die obrigkeitlichen Kaſten zu liefern, ohne Zahlung zu empfangen[220]): vermochte doch dies Alles nicht, des biedern Volkes Treue zu erſchüttern.

Deſſen vertrauensvoll ſchritt der Kurfürſt auf ſeiner begonnenen Bahn vor, ohne Furcht vor den kaiſerlichen Heeren, welche ſich, wie die fränkiſchen Kreisvolker, längs der obern Pfalz, drohend auch an den böhmiſchen und öſterreichiſchen Grenzen, ſammelten. Eine zahlreiche Abtheilung Reiterei, welche vom Rhein der die Donau abwärts kam, geführt vom kaiſerlichen Feldherrn Palfi, bemächtigte ſich zwar der Furthen und Päſſe bei Dillingen und Lauingen, befeſtigte dieſelben und

220) Dazu ward noch auf jeden Scheffel aller Art Getreides ein Aufſchlag von dreißig Kreuzern gemacht. Verordnung vom 26. Weinm. 1702. Von den Klöſtern forderte der Kurfürſt, weil der Krieg auch zur Vertheidigung der Kirche und ihres Gutes ſei, ſtarke Vorſchüſſe, (Ausſchreiben München den 12. Jänner 1703) und früher ſchon von Adel und Lehenleute, ſtatt Leiſtung perſönlicher Dienſtpflicht oder eines ſtatt derſelben zu ſtellenden Pferdes, achtzig Gulden für's Pferd. Schreiben des Kurfürſten an die Hofkammer vom 23. Herbſtm. 1702.

streifte raubend über Donau und Lech. Aber Maximilian Emanuel, um des Flusses Meister zu bleiben, ging mit ohngefähr achttausend Mann dem Feinde entgegen, überrumpelte und nahm Günzburg[221]), machte Lauingen und Dillingen frei; schlug Palfi's Streifschaaren bei Wemdingen, und würde durch eine Abtheilung Reiterei selbst Nördlingen überrascht haben, wäre Palfi nicht der Stadt mit seiner ganzen Kraft zeitig zu Hilfe geeilt. Dann befahl der Kurfürst, alle Brücken über den Strom in diesen Gegenden abzubrechen. Nur bei Ulm und Lauingen behielt er sich Uebergänge.

Aus Frankreich kamen inzwischen vertragsmäßige reiche Sendungen Geldes[222]); doch begieriger noch erwartete er die Erscheinung des französischen Hilfsheeres, welches Marschall Villars über den Rhein und Schwarzwald führen sollte. Dahin war Arco mit seinen Baiern schon gedrungen. Aber mancherlei Unfälle, am meisten Unsicherheit des Briefwechsels, erschwerten die

221) Den 17. Weinm 1702.

222) Den 4 Jänner 1703 kamen siebenzehn Maulesel mit Goldfässern beladen aus Paris nach München (Theatr. europ. 16, 200); daneben große Wechsel, auf Augsburg gestellt. Schon in sein Hauptlager Ehingen im Wintermond sollen ihm aus Frankreich 50,000 Ludwigsgolden zugeführt worden sein.

und Freiheiten, deren die christlichen Unterthanen genieſſen, ohne Bedingung, ohne Einschränkung. Einer der achtungswürdigſten Israeliten Deutschlands, Hr. Jacobſon von Braunschweig, geheimer Finanzrath, ward Präſident des weſtphäliſchen Konſiſtoriums moſaiſcher Religion.

Beim Einſchreiben der jungen Leute in die Konſkriptionsliſte fand ſich die ſämmtliche waffenfähige Mannſchaft der Juden pünktlich ein. Viele andere erlernten Handwerke und Künſte bei chriſtlichen Meiſtern. Ein jüdiſcher Einwohner von Minden, Hr. Iſaak Levi Lindenheim, ward zum Kriminalrath ernannt; ja der Oberſt der königlichen Gardes du Corps ſelbſt war ein Jude und ſchon als franzöſiſch-kaiſerlicher Offizier rühmlich ausgezeichnet.

Und in Schweden, Dänemark, Rußland.

Selbſt im nördlichen Europa ſind die Iſraeliten nicht mehr, wie einſt, Heloten der Chriſtenheit. Schweden begünſtigt ſchon ſeit geraumer Zeit die Juden, fordert ihnen keinen Leibzoll ab, und räumt ihnen große Freiheiten ein. In Dänemark iſt dies der gleiche Fall, und am 16. September 1803 wurde auch in den deutſchen Staaten des Königs von Dänemark der Leibzoll für ewige Zeiten abgeſchafft. Sie haben hier Erlaubniß, alle bürgerliche Handwerke und Gewerbe zu

Vereinigung beider Heere[223]). Später vereitelte sie die eintretende Gewalt des Winters. Arco zog ins Innere Schwabens zurück. Alles ward dem folgenden Feldzug aufgespart.

Maximilian Emanuel bereitete zu diesem Heer und Land vor; trieb Geldsummen ein; mehrte seine Streitkräfte. Ungerechnet die aufgebotenen Landfahnen, zählte er über dreißigtausend Mann geübten Kriegsvolkes[224]). In die Festungen legte er stärkere Besatzungen; dazu be-

223) „Kömmt es zur Conjunction, schrieb der Kurfürst in einem der aufgefangenen Briefe (abgedruckt Theatr. europ. 16, 722), so kann ich dem ganzen Reich Gesetze vorschreiben. Nichts kann auf der Welt mir angenehmer sein und mehr Ruhm erwerben, als eben dieses. Jedoch versichere ich Euch, daß ich dabei als ein Politicus handle und euerm Rath treulich folgen werde; denn eben anjetzt thut man mir neue Vorschläge, wodurch die Furcht des Kaisers genug bestärket wird. Und obwohl diese Anerbietungen nur mittelmäßig seynd: so seynd sie doch so beschaffen, daß sie, wenns schlimm gehen sollte, mich wohl vergnügen könnten, um aus der Weitläuftigkeit zu kommen; und solchergestalt hoff ich wenigstens nichts zu verlieren, wenn ich gleich nichts gewinnen kann."

224) Nämlich zwölf Schaaren zu Fuß, vier Schaaren Panzerreiter, drei Schaaren Dragoner, ein Schlachthaufe Grenadenwerfer, drei Geschwader Leibwacht,

setzte er die Schlösser von Alt- und Neu-Ortenburg zwischen Vilshofen und Passau; auch das Städtlein Weiden, an der Straße von Eger nach Regensburg. Längs den fränkischen, pfälzischen, böhmischen und österreichischen Grenzen waren auf seinen Befehl weitläufige Verhaue und Schanzlinien aufgeworfen, mit Landfahnen bedeckt; alle Uebergänge der Donau und von Ulm bis Regensburg in seiner Gewalt, nur die Brücke von Neuburg nicht. Er forderte auch diese. Da sie ihm verweigert ward, schickte er den Oberstfeldwachtmeister von Tättenbach dahin mit acht Schaaren, sich der Stadt zu bemächtigen. Hier wohnte Elisabeth Amalie, die Wittwe Kurfürst Wilhelms von der Pfalz[225]), der ihr Neuburg zum Wittwensitz hinterlassen. Tättenbach bat sie vergebens, sich zurückzuziehen. Sie ertrug standhaft die Schrecken der Belagerung. Der Befehlshaber in der Stadt, Oberst Isselbach, mit zwölfhundert Tapfern, vertheidigte sich, bis in die Mauern Bruch geschossen und er gezwungen ward, sich auf Gnade zu ergeben[226]).

Während Maximilian Emanuel mitten

---

ein Geschwader Husaren, der ungarischen leichten Reiterei nachgebildet.

225) Der am 2. Herbstm. 1690 gestorben war.

226) Die Uebergabe geschah den 4. Heum. 1703.

im Winter die Vertheidigungsanſtalten lebhaft betrieb, wurden die Unterhandlungen zwiſchen ihm und Kaiſer und Reich fortgeſetzt; von beiden Seiten ohne Ernſt und Hoffnung. Der Kurfürſt betheuerte, Frieden zu wollen; was bisher geſchehen, ſei allein Nothwehr. Als Beweis ſeiner guten Geſinnungen gab er die Schonung der von ihm beſetzten Landſtriche, wo er keineswegs, wie bei offenem Kriege, mit Plündern und Brandſchatzen verfahre. Ungleich feindſeliger habe ſchon der Kaiſer gegen ihn gehandelt, in Baiern einſtreifen und plündern laſſen, die ihm zuſtändigen Gefälle aus den öſterreichiſchen Erblanden in Beſchlag genommen, das Schloß Neuburg am Inn, desgleichen Paſſau beſetzt, das zum baieriſchen Kreiſe gehöre[227]). Dem Reiche ſolle alles zurückgeſtellt werden, was von Baiern für eigene Sicherheit gewaltſam genommen worden, ſobald der Kaiſer und ſeine Bundesgenoſſen ihm und dem ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe die entriſſene Unparteiſamkeit unverletzlich erkläre.

Doch nicht darauf allein beſchränkten ſich die Forderungen des Kurfürſten an den Kaiſer. Auch den Brautſchatz und das übrige mütterliche Vermögen Antoniens, ſeiner erſten Gemahlin, verlangte er heraus; jene zweiunddreißig Millionen

227) Monatl. Staatsſpiegel. Jänner 1703. S. 33. 37.

Gulden, die er in den Ungarkriegen für Oesterreich aufgeopfert; Genugthuung um seine Ansprüche auf die Grafschaft Burgau, und was vorzeiten durch Oesterreich von der Oberpfalz und dem Herzogthum Baiern getrennt worden; endlich über alles hin noch, nicht nur Wiedereinsetzung des Kurfürsten Clemens von Köln, seines Bruders, in Land und Würden, sondern auch im Fall er selber seine Verbindung mit Frankreich verliesse, für die dann verlorene Statthalterschaft der Niederlande Ersatz von dreimal hunderttausend Gulden jährlich[228]).

Kaiser Leopold, zu karg und stolz, einem schwächern Fürsten den Frieden so theuer zu zahlen, verweigerte auch das Billige; und Kurfürst Maximilian, mit Frankreich des Sieges zu gewiß, beharrte auf Erfüllung von Begehren, die mäßig neben den Vortheilen erschienen, welche das Glück der Waffen mit größerm Ruhm herbeiführen konnte. Leopold haßte in Maximilian einen abtrünnigen Eidam; dieser in Jenem die Undankbarkeit eines Uebermüthigen[229]).

228) Finks Leben Kaiser Leopolds 4, 616.

229) In den Mémoires sur la campagne du prince Louis de Bade wird angeführet, nichts habe den Kurfürsten so sehr gegen den Kaiser aufgebracht, als dessen, durch einen Brief des Grafen Schlick an den Erzbischof von Salzburg verrathene Aeusse-

12.

Krieg von Kaiser und Reich gegen Baiern. Maximilian Emanuels erste Siege.

Im J. 1703.

Dreißigtausend Mann kaiserlichen und Reichsvolks standen hart an Baierns Grenzen, zum Einbruch bereit. Es war Leopolds Befehl, den Kurfürsten und seine Macht zu verderben, ehe ihm von Frankreich Hilfe werden könne. Mit den ersten Märztagen des siebenzehnhundert dritten Jahres ward der Feldzug eröffnet.

Des Kaisers Oberfeldmarschall, Hermann Otto Graf von Styrum, drang mit neuntausend Kriegern in die obere Pfalz. Bei Dietfurt, wo die Laaber zur Altmühl kommt, griff er einen Haufen von drittehalbtausend Baiern in kaum begonnenen Verschanzungen an. Vor seiner Uebermacht erschrocken, ergriffen sechs Geschwader Reiterei sogleich die Flucht. Aber tausend Fußgänger auf waldiger Höhe, angeführt vom Feldherrn Wolframdorf, widerstanden mit verwegenem Muthe Styrums gesammter Macht. Der Markgraf von Ansbach, Georg Friedrich, stürmte mehrmals, immer fruchtlos, wider sie ein.

---

rungen: der Kurfürst werde endlich noch des Kaisers Pferde striegeln müssen.

Sie stritten, bis ihrer die Hälfte Leichen waren. Dann ergaben sich die übrigen. Zornig fuhr der Markgraf von Ansbach einen der gefangenen Hauptleute an: „Wie unterfanget Ihr Euch, wider kaiserliche Majestät zu dienen?“ Der Gefangene erwiederte mit edelm Trotz: „Bin ich des Kaisers Unterthan? Der Kurfürst ist mein Herr; dem danke ich meine Ehre. Ich bin ein Baier[230].“

Nach diesem theuer erworbenen Siege rückte Styrum tiefer in die Oberpfalz ein. Das Städtlein Freystadt ward genommen, ein pfälzisches Lehen der Grafen Tilly. Neumarkt an der Sulz, in fruchtbarer Ebene, fiel nach fünftägiger Gegenwehr[231]. Die tapfere Besatzung zog ehrenhaft nach Ingolstadt.

In denselben Tagen war auch der kaiserliche Feldherr, Graf von Schlick, bei Passau mit zwanzigtausend Mann über den Inn gegangen. Bei ihm standen die Sachsen. Fast ohne Wider-

---

230) Ausführliche Historie des jetzigen baierischen Krieges u. s. w. beschrieben durch *Caesarem Aquilinum* 1, 492. Der Verfasser dieses Buches, gut kaiserisch, gegen Baiern parteiisch, wie die meisten Schriftsteller des Tages damals, zeigt neben genauer Sachkunde einen feinen Geist.

231) Den 17. März 1703.

ſtand durchbrach er die an den Grenzen aufgeworfenen Linien, meiſtens von Landwehrbanden beſetzt. Er entwaffnete dieſe, ſandte ſie in ihre Heimathen zurück, und drang, indem ſeine ausgebreiteten Haufen Ried, Aurolzheim, Zell und St Martin nahmen, vor die Veſte Schärding. Hier befehligte Lüpelburg die Baiern.

Im Lande weit umher ging großes Schrecken. Die Kurfürſtin ſelber glaubte ſich in München unſicher und eilte mit ihrem Hof nach Ingolſtadt. Maximilian Emanuel, ſo frühen Angriffes kaum gewärtig, ſandte Eilboten nach Paris und unterhandelte mit den Ständen von Schwaben und Franken. Zeit zu gewinnen, trug er ihnen Waffenſtillſtand an; wiederholte ſeine Wünſche, in Frieden zu leben; ſeine Verheißungen, die von ihm beſetzten Städte zurückzugeben, ſobald der Regensburger Reichstag ſeine Vorſchläge annehmen würde. Die Kreiſe aber, mißtrauiſch, verwarfen alle Anbietungen; zumal, als ſie von Schlicks und Styrums Fortſchritten hörten.

Die baieriſche Hauptmacht ſtand in den Lagern von Braunau verſammelt. Dahin begab ſich Maximilian Emanuel von München [232]). Viele ſeiner Räthe vermehrten ſein glänzendes Gefolge. An Pracht und Lebensbequemlichkeit durfte es ihm

232) Den 5. März.

ſelbſt im Feldlager nicht mangeln; ſogar an Gefährtinnen nicht, abgerichtet in den Künſten der Liebe und der Erheiterung unter den Mühſeligkeiten des Krieges [233]). Seine Liebſchaften waren der Kurfürſtin Thereſia kein Geheimniß; ihm dagegen zuweilen auch nicht die ihrigen, in welchen ſie ſich um ſeinen Leichtſinn tröſtete. Abwechſelnd quälten ſie ſich gegenſeitig mit Untreue und Eiferſucht [234]). Nach gehaltener Heerſchau brach er ſchnell auf, mit drohender Wendung gegen Paſſau. Schlick, um dieſen wichtigen Platz und ſeinen Rückzug beſorgt, warf ſogleich den beſten Theil ſeines Fußvolks dahin, und ließ die übrigen Schaaren bei Schärding und Eifenbirn unter Befehl des Feldherrn Pleß.

Von der Trennung der feindlichen Kräfte unterrichtet, ging Maximilian ohne Zögern mit

233) Damals hatte er ein Mädchen aus Franken und eine ihm aus Brüſſel nachgereiſete Bühnentänzerin bei ſich, deren gegenſeitige Eiferſucht ihm oft mehr Verdruß, als Beluſtigung gewährte. Von ihren Händeln erzählt de Saffenage ausführlich.

234) Die Lüftergeſchichtchen aus jener Zeit nennen verſchiedene Lieblinge Thereſiens; vorzüglich zuletzt den Jeſuiten Theodor Schmaker aus Luttich. Die damalige Sittenloſigkeit der Höfe macht viel Unglaubliches wahrſcheinlich.

achttausend Mann in stiller Nacht bei Braunau über den Inn[235]), und überfiel die ersten kaiserlichen Haufen so jählings im Dorfe Schärdingberg, daß die Reiterei derselben kaum Zeit hatte, sich aufs Roß zu werfen. Feldmarschall Arco hielt das Dorf umringt. Es war den Oesterreichern unmöglich, eine Schlachtordnung zu bilden. Sie wurden in den Gassen und Häusern erschlagen, oder gefangen. Dann zogen die Baiern auf Eisenbirn, zwo Stunden weiter, wo vier Schaaren sächsischer Reiter mit einigen kaiserlichen Geschwadern standen. Es war ein trüber Tag, das Feld mit Schnee bedeckt, der unaufhörlich fiel. In der zweiten Stunde nach Mittag traten die Baiern aus einem großen Wald in die geräumige Ebene, welche sich gegen den Fuß des Gebirges erweitert. In des Blachfeldes Mitte lag das Dorf. Eilfertig stellten sich die Sachsen und Kaiserlichen hinter einer Wagenburg auf, den linken Flügel an das Dorf, den rechten an ein Wäldchen gestützt; vor der Stirnseite die unwegsame Ebene, von Dreiviertel-Karthaunen mit heftigem Feuer bestrichen. Oberst Emanuel von Arco, des Feldmarschalls Bruder, bestürmte das Dorf; es ging in Flammen auf. Der Kurfürst führte persönlich seine Geschwader gegen die feindlichen Rei-

235) In der Nacht vom 11. zum 12. März.

ben. Der mächtige Stoß der Baiern warf dieſe. Sie flohen mit Hinterlaſſung vielen Geſchützes und meiſten Gepäckes nach Paſſau. Der Kurfürſt überließ mitleidig den größern Theil der Beute den geplünderten Landleuten; befahl Menſchlichkeit gegen die Gefangenen[236]; und ließ am Inn Neuburg berennen und nehmen, von da aus des Feindes Bewegungen zu bewachen. Schlick aber verſchanzte ſich furchtſam bei Paſſau.

Dann wandte ſich der Kurfürſt gegen die obere Pfalz, wo der Graf von Styrum im feſten Lager zwiſchen Neumarkt und Amberg ſtand, dieſer Hauptſtadt des Fürſtenthums drohend. Feldmarſchall Arco mit einigen Reiterſchaaren flog voran zur Naab und pfälziſchen Vils und beſetzte Kalmünz und Schmidmühlen. Als Styrum von der Baiern Anzug hörte, ſchickte er den Markgrafen von Ansbach mit achthundert Reitern und einem Schlachthaufen Fußvolks zur Vils, den Uebergang zu wehren. Auf hoher Ebene, zwiſchen Gebüſchen, beim Dorf Embofen erſchien Arco[237]. Tief im Thal rauſcht der Strom zwiſchen Bergen eingeengt. Die Brücke über demſelben war vom

236) Er wohnte dem Verband der verwundeten Feinde ſelber bei, und ſorgte für ſie, wie für die Seinigen. *Cæs. Aquilinus* 1, 505.

237) Den 27. März.

treiben. Es bildete sich zu Kopenhagen eine Prämiengesellschaft zur Unterbringung der jüdischen Jugend bei Handwerkern und Künstlern. Mit nicht geringerm Edelmuth nahm sich Alexander von Rußland der israelitischen Familien seines Reiches an; ohne Rücksicht auf ihre Religion gewährte er ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers. Nicht mehr als Verstoßene, sondern als freie Theilnehmer an der öffentlichen Glückseligkeit, tragen sie zur Vermehrung des Wohlstandes in diesem unermeßlichen Reiche bei.

Desgleichen in der Schweiz.

Man fand die Israeliten im dreizehnten Jahrhundert noch in allen Hauptstädten der Schweiz, in Bern, Zürich, Schafhausen, Basel u. s. w.; eben so waren sie in den Munizipalstädten Winterthur, Zofingen u. s. w. ansäßig, bis sie unter den gräßlichsten Verfolgungen, durch Aufwiegelung der Geistlichen, überall verschwanden. Nur in zwei Gemeinden des Kantons Aargau blieb ein kleiner Ueberrest, der in allem gegenwärtig 600 — 700 Seelen betragen mag.

Schon im Jahre 1798 trugen einige aufgeklärte und menschenfreundliche Mitglieder der gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik an, ihnen

Markgrafen ſchon beſetzt; dieſer mit ſeinem Kriegsvolk hinter derſelben, vor ihr eine Hut von achtzig Mann. Ein Tag verſtrich. Inzwiſchen rückte auch der Kurfurſt mit ſtärkerer Macht herbei. Beim erſten Morgengrauen des achtundzwanzigſten Märzes ließ er von den Anhöhen herab das Dorf mit ſechs Stücken beſchieſſen, die Brücke, zum Theil ſchon abgebrochen, ſtürmen. Sie ward genommen, der Uebergang erzwungen, jenſeits des Stroms gefochten, der Feind übermannt. Der Markgraf von Ansbach, ein tapferer hoffnungsvoller Fürſt, ſtürzte, tödtlich getroffen, vom Roß [238]). Sein Volk floh bis Velburg.

Maximilian war im Begriff, den Marſchall Styrum aufzuſuchen, und aus der Oberpfalz zu ſchlagen, als er vernahm, Schlick habe, von neuen Schaaren verſtärkt, Paſſau verlaſſen [239]), Schärding berannt, und ziehe auf Vilshofen. Sogleich beſchloß er, wider dieſen umzukehren. Doch, daß Styrum ihm nicht im Rücken bei Regensburg über die Donau gehe, forderte er die Geſandten beim Reichstage auf, ihrem frühern Beſchluſſe [240]) Gewähr zu leiſten: kein Kriegsvolk weder in der Reichsſtadt aufzunehmen, noch durchziehen zu laſſen.

238) Er ſtarb folgenden Tages im Dorf Kittenſee.
239) Den 2. April.
240) Vom 2. März.

Zu dem Ende gab er Frist, deswegen vom Feldherrn Styrum durch Eilboten beruhigende Antwort und Zusage einzuholen. Das Heer der Baiern verharrte inzwischen beim Schlosse Weichs, im Angesicht der Stadt. Die Zeit verstrich unter Berathschlagungen, bei welchen das Wichtigste vergessen ward, die Eilboten abzusenden. Darauf legten sich die Baiern hart vor die Mauern von Regensburg [241]). Hier ward große Angst, die Bürgerschaft aufgeboten, Wall und Thor besetzt, Geschütz auf die Mauern geführt. Nachts brannten Pechpfannen in allen Gassen. Die Gesandten des Reiches saßen noch spät nach Mitternacht beisammen, und wußten keinen Rath.

Wie nun der Ostermorgen dämmerte, ward man erst gewahr, daß die Bürgerschaft zu schwach, und zweihundert Mann Besatzung zu gering waren, Gegenwehr zu thun; daß die Baiern schon in den Gärten, hinter den Stiftsgebäuden von St. Heimeran, Stückbetten aufgeworfen, und schweres Geschütz und Mörser eingeführt hatten. Also mußte Uebergabe unterhandelt und dem Kurfürsten die Donaubrücke, sammt dem innern Thor eingeräumt werden, wie er verlangte. Er besetzte dieselben mit zween Schlachthaufen und verhieß, sie wieder zu verlassen, wenn der Kaiser Versicherung geben

241) Am 7. April.

würde, den Reichsschluß wegen Regensburgs Unverletzbarkeit zu halten [242]).

Noch desselben Tages schiffte er seines Kriegsvolkes einen Theil auf der Donau ein, fuhr damit abwärts nach Straubing und sammelte daselbst das ganze Heer. Schlick, überrascht, verließ eilfertig Vilshofen, nachdem er fünfzehntausend Gulden Brandschatzung vom Städtlein erhoben, und die Vorstadt geplündert hatte. Er zog sich in die festverwahrten Stellungen Passau's [243]).

In diesen Augenblicken empfing Maximilian ein Schreiben des Marschalls von Villars. Dieser, nach langem Kampf gegen das kaiserliche Heer unter Fürst Ludwig von Baden, über den Rhein durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal vorgedrungen, verkündete seinen Eintritt in Deutschland. Da ward des Kurfürsten höchster Wunsch erfüllt, seine Freude unaussprechlich. Sie-

242) Leopold achtete es unter seiner Würde, den Beschluß zu genehmigen, so lange Maximilian die Donaubrücke besetzt hielt.

243) Die Campagne du Maréchal de Villars et de Maximilian-Emanuel en 1703 von Charles de la Roziere enthält über diesen Feldzug die genauesten Angaben, welche freilich mit den unsichern Zeitungsberichten damaliger Zeit nicht überall zusammenstimmen. Doch athmet auch in ihnen oft Parteilichkeit.

ger zwar auf jeder Seite, aber die Grenzen Baierns noch immer ringsum bedräut, fürchtete er endlich größerer Macht unterliegen zu müſſen, wenn ſeine Heere durch Treffen und Eilmärſche ermüdet wären. Er ſandte dem Marſchall ſogleich einige tauſend Mann entgegen, ihm die bei Ulm geſammelten Lebensmittel zuzuführen [244]). Er ſelbſt, ſobald er die Donau geborgen, den Inn gedeckt ſah, brach mit mehrern Schaaren eilfertig auf, ſich mit Villars zu vereinigen. Bei Duttlingen trafen ſich die Vortrabe beider Heere [245]), ohnfern Riedlingen einander der Kurfürſt und der Marſchall [246]). „Sie haben mich, die Meinigen, Sie haben meine Ehre, mein Land gerettet!“ rief Maximilian Emanuel, und drückte den Feldherrn mit heftiger Rührung an ſeine Bruſt [247]). Das Heer zog vorüber, ein lebenvoller reiſamer Menſchenſchlag, keck und abgehärtet, in Kleidern ſchlecht und zerlumpt, aber gutes Schießgewehr

244) Nur Ulms Umgebungen allein hatten 3031 Malter Roggen, 16,830 Viertel Haber, 8455 Zentner Heu, 39,750 Bund Streh und 2911 Klafter Holz liefern müſſen.

245) Den 6 Mai.

246) Den 10. Mai.

247) Schreiben des Marſchalls an ſeinen König, vom 16. Mai 1703 bei Charlet de la Rozière.

und ſehr lange Spieße führend. Neunundvierzig Schlachthaufen zu Fuß, neunundfünfzig Reitergeſchwader mit einigen hundert Huſaren, in allem achtundzwanzigtauſend fünfhundert Mann, zogen vorüber, nebſt vierzig Feuerſchlünden.

Nun aber entſtand Zwiſt, wem beim Heer oberſter Befehl gebühre. Der Kurfürſt, Herr einer größern Macht, als ihm Villars zuführte, verwarf ſchlechthin, unter oder neben eines Bundesgenoſſen Feldherrn zu ſtehen. Der Marſchall von Frankreich hinwieder, ein ſtolzer Feuergeiſt von glücklichem Blick, Soldat von Kindheit, war unbeſchränkten Heerbefehls gewohnt, nur darin ſeiner Unternehmungen ſicher. Er forderte noch dazu Ulm, Ingolſtadt und Braunau als feſte Punkte für ſein Kriegsvolk auf fremdem Boden, wie immer auch das Loos der Schlachten fallen möge. Ludwig XIV, um Entſcheidung angerufen, überließ den höchſten Befehl des Heeres an Maximilian; nur in deſſen Abweſenheit ſei Villars der erſte, übrigens vollmächtiger Geſandter des Königes bei ſeinem Bundesverwandten.

Nach dieſem Zwieſpalt anderer. Des Marſchalls Sinn war, ohne Verzug gegen Prag, oder beſſer noch gegen Wien vorzudringen, den Kaiſer im Herzen ſeines Landes zu überwältigen. Dies ſchien dem Kurfürſten allzuwaghaft, Baiern bloßſtellend; ihm ſicherer und entſcheidender, mit einem

Heertheil ins Tirol zu geben, den kaiſerlichen Völkern jenſeits der Alpen im Rücken, dort dem franzöſiſchen Marſchall Vendome in Italien die Hand zu bieten und nach allgemeiner Heervereinigung, eins das andere ſtützend, Leopolds Erbland zu erobern. Eilboten flogen mit dem Doppelentwurf abermals nach Paris, des Königes Willen zu hören.

Villars lagerte inzwiſchen längs der Donau; brandſchatzte Schwaben, und murrte, den Kurfürſten zu ſelten entſchloſſen, von ſeinen Umgebungen geleitet, daher auch manches Geheimniß vor der Reiſe auskommen zu ſehen. Maximilian hinwieder begab ſich nach München, ließ fünf franzöſiſche Schlachthaufen vereint mit ſeinem Kriegsvolk die Donau hinabfahren, den feindlichen Grenzen näher zu ſtehen, und ſchickte den Oberſtfeldwachtmeiſter Maffei mit viertauſend in die obere Pfalz, das Schloß auf dem rothen Berge zu befreien. Dies war ſeit einigen Tagen[243]) vom Freiherrn von Janus, Anführer der fränkiſchen Kreisvölker, umzingelt und belagert. Ohnfern dem Städlein Auerbach, beim Dorf Krottenſee, ſtieß Maffei auf den Feind. Die Baiern, obwohl meiſtens nur aus Landfahnen beſtehend, warfen ſich wild gegen die Franken, deren

243) Seit dem 8. Mai.

Schlachtordnung in weiter Ebene entfaltet ſtand. Ihr Feldherr Janus ſtürzte, einer der erſten verwundet, mit zerſchmettertem Schenkel zur Erde. Maffei glaubte ſich ſchon des Sieges ſicher, als die Fuhrleute beim Geſchütz, geſchreckt durch das Schauſpiel der Schlacht, mit ihren Pferden davon flohen. Dies brachte Noth unter die Stuckſchützen, größtentheils amberaiſche Burger, weil ſie ihr Geſchoß nicht mehr, wohin es nöthig war, führen, oder es in Gefahr retten konnten. Viele rannten davon. Das plötzliche Schweigen der Feuerſchlünde brachte allgemeines Beſorgniß unter die Baiern. Sie wichen. Maffei ſammelte ſie zunächſt dem Wald, im Dorf. Der verfolgende Feind ſteckte dies in Brand. Da war der Baiern Flucht nicht mehr zu bändigen. Alles Gepäck fiel in der Sieger Gewalt, die, grauſamer als tapfer, die Weiber, Zeltkrämerinnen und Kinder mißhandelten, welche beim Wagentroß geblieben waren[249]).

So unwichtig auch der Verluſt des Treffens ſein mochte, erbitterte oder reinigte er doch den Kurfürſten ſehr. Denn derſelbe beſorgte, dieſer Vorfall werde den Muth der Kreisvölker zu küh-

249) Sie ergriffen kleine Kinder bei den Füßen und hieben ſie durch. Maffei's Bericht im Staatsſpiegel, Buchmond S 3 f. Das Gefecht begann mit Anbruch des 24. Maitages.

nern Unternehmungen reizen. Er sandte Massei mit größerer Macht gegen sie, ließ den Rothenberg entsetzen, und die Gegend um Nürnberg verwüsten. Wider diese Stadt war sein Zorn besonders groß, weil sie mit ihrem Gelde Grundstütze der fränkischen Kreismacht gegen ihn war. Ja, da er von des Briten Marlborough Siegen am Rhein hörte, und fürchtete, Fürst Ludwig von Baden werde bald von daher gegen Villars größere Macht sammeln, schien er nicht ungeneigt, einen ernsten Versuch zur Wegnahme Nürnbergs zu machen, und den Krieg in das Innere Deutschlands hinaus zu spielen. Dies dünkte ihm nun minder gefährlich, als durch einen Zug ins Tirol die Gesammtmacht vertheidigungsweise zu schwächen.

Aber schon waren von Frankreich Befehle an Marschall Vendome nach Italien ergangen, gegen Tirol zu streben, um Vereinigung mit dem Kurfürsten zu suchen. Auch bat Villars Ziesen, von zweckloser Belagerung Nürnbergs abzustehen und einen entscheidenden Angriff gegen Oesterreich vorzuziehen. Also sammelte Maximilian seine Heerhaufen zur Vollstreckung des ersten Entwurfes, während Villars, zwischen Lauingen und Gundelfingen gelagert, der obern und niedern Donau Meister, die Kaiserlichen beobachten und die Eingänge Baierns decken sollte. Zehn Geschwader baierischer Reiterei verblieben bei des Marschalls

Heer. Der Kurfürſt aber rückte mit ſechzehntauſend Baiern und Franzoſen ins Hochzebirge hinauf [250]) über Roſenheim; nachdem er in offener Kriegserklärung [251]) der Welt verkündet hatte, daß er nur ungern, aber als Selbſtvertheidiger die Waffen wider das Erzhaus ergreife, welches ihn überfallen, in ſeinem Lande mit unerhörten Unbilden verfolgt, und deutſcher Stände Freiheit gewaltthätig vernichtet habe.

13.

Der Zug Maximilian Emanuels in Tirol.

Im J. 1703.

Hoch auf ſteilem Felſen am Inn, wo dieſer aus dem tiroliſchen Gebirge hervorſtrömt, liegt das Schloß genannt Geroldseck, darunter die Stadt Kufſtein. Davon wird der enge Bergſchlund und Eingang in das Land verrammelt. Die baieriſchen Heerhaufen bewegten ſich längs dem Strome, dieſer Veſte entgegen. Noch ehe ſie deſelbe erreicht hatten, erblickten ſie in felſiger Wildniß Winshaufen, einen viereckten Thurm, mit Schanzpfählen umgeben, ihnen den Weg zu verſperren. Der Thurm, ſchwach beſetzt, ward mit

250) Den 17. Brachmond.

251) Gegeben München am 1. Brachm.

leichter Mühe genommen, und noch selbiges Tages Stadt und Veste des Kufsteins berannt [252]).

Graf Peter von Wolkenstein, im Schlosse befehligend, gebot beim Anblick der Baiern sogleich die unbewehrten Vorstädte anzuzünden, damit sie den Feinden nicht Schlupfwinkel würden. Dampfsäulen und Feuerstrahlen stiegen ringsumher auf. Es erhob sich aber ein starker Wind, und trieb die helle Lohe über die Stadt, daß alle Gassen von der Brunst ergriffen wurden. Da rannten die Einwohner zu den Thoren, sich aus der Glut zu retten, und fanden die Pforten geschlossen. Sie flüchteten in Keller und Kirchen. Viele verbrannten mit entsetzlichem Geschrei, Andere entkamen durch die gesprengten Thore, oder in Wald und Gebirg am Schloßberg [253]). Der Kurfürst hatte den Befehlshaber zu schleuniger Uebergabe auffordern lassen, Wolkenstein aber Bedingungen angetragen, welche verworfen wurden.

Inzwischen war der große Brand über alle

252) Den 18. Brachm.

253) So die „Nutz- und lusterweckende Gesellschaft der vertrauten Nachbarn am Isarstrom" u. s. w. 4, 209. Die damaligen Zeitungsberichte, daß alle Einwohner verbrannten, weil sie nicht entfliehen konnten, sind übertrieben.

das schweizerische Bürgerrecht einzuräumen; aber das Vorurtheil der Menge siegte, und sie blieben wie Fremdlinge im Schuze des Staates. Ihr Loos war niemals hart; selbst vor der Revolution der Schweiz schon hatten sie weit geringere Abgaben, als andere Landleute ihrer Nachbarschaft, damals Unterthanen der Stände Zürich, Bern und Glarus. Für Erneuerung eines Schutzbriefes zahlten sie alle sechszehn Jahre vierhundert Gulden, und von jedem Hause jährlich zehn Gulden Abgabe, die den Aermsten sogar noch immer erlassen ward. In allem waren sie den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, so daß auch ihre Rechnungen, Anleihen u. dgl. vor christlichen Beamten gefertigt werden mußten. Man kann leicht glauben, ihr Zustand verschlimmerte sich seitdem nicht, wiewohl sie nicht als Schweizerbürger angesehen und behandelt werden.

Doch eben daß ihnen die Rechte des Staatsbürgers nicht gewährt sind, daß sie sich im Verhältniß ihrer Anzahl auf einen engen Wirkungskreis ohne Handwerke, Künste und Landbau, nur mit Handel und Schacherei, beschränken mußten, zwang sie, in sittlicher Verwilderung zu bleiben, und alle Untugenden der Armuth und Noth zu treiben.

Theile der Stadt verbreitet, auch des hölzernen Ganges Meiſter geworden, welcher aus der Stadt, ohnweit der Kirche, zur Feſtung hinaufführte. So fand die Flamme den Weg zur Felſenhöhe, und droben in die Pulverthürme. Unter fürchterlichem Krachen flogen dieſe in die Luft, und mit ihnen ſchwärmend entzündete Feuerkugeln, gefüllte Bomben und platzende Grenaden. Die ganze Nacht rothete Glut Gebirg' und Himmel.

In der Frühe folgenden Tages kletterten kühn zwei Hauptleute mit drei Grenadieren der Baiern an den Felſen empor bis zur Hauptpforte des Schloſſes. Ihnen folgten keck andere entſchloſſene Krieger. Als die erſten neben der Hauptpforte das Fenſter offen fanden, durch welches ſonſt der Beſatzung das Brod gereicht zu werden pflegte, ſtiegen ſie hinein. Es war alles ſtill im Innern der Feſtung; Graf Wolkenſtein ſchon mit dem größten Theil der Mannſchaft in der Nacht gegen Ratenberg abgezogen, nur ein Hauptmann nebſt hundert Soldaten zurückgeblieben. Mit bloßem Degen überrannten die fünf Baiern eine vom Rundelle entfernte Schildwacht. Die übrigen Baiern folgten. Alle ſtürmten nach des Hauptmannes Wohnung, der umſonſt das Schwerd ergriff. Er ward entwaffnet, ſammt ſeinen Leuten gefangen. Vergebens bat er in der Raſerei ſeines Schmerzes um Tod. Auſſer ſiebenzig Stück

Geschützes wurden noch in den Kellern und Felsgewölben viele Kriegsvorräthe und geflüchtete Kostbarkeiten gefunden. Was in der entvölkerten Stadt vom Feuer verschont geblieben, ward des Kriegsknechtes Raub.

Nachdem dieser Engpaß überwältigt worden, setzte das Heer den Weg durch die offenen Thäler fort, gegen Ratenberg, wohin sich Wolkenstein zum kaiserlichen Oberbefehlshaber des Tirolerlandes, dem Feldherrn Gschwind, gerettet hatte. Beide verließen mit ihrem wenigen Kriegsvolk vor der anrückenden Macht die Stadt, und eilten, von den Landleuten als Verräther gehaßt und verfolgt, über das hohe Gebirg nach Brixen. Maximilian Emanuel zog ungehindert durch Ratenberg, Schwaz und Hall, durch das weite schöne Thal des Inns bis Innsbruck und ohne Schwerdtstreich in die Hauptstadt des ganzen Landes ein[254]).

Von hier aus begaben sich verschiedene Heerabtheilungen weiter, die übrigen Zugänge Tirols gegen Deutschland einzunehmen. Feldherr Lüdelburg schlug den Weg nach der Ehrenberger Klause ein; bemeisterte sich ohne Verlust des starken Fernsteins am Wege; besetzte ihn mit siebenzig Franzosen und kam vor das Schloß Ehrenberg.

254) Am 25. Brachmonds.

Hier führte Freiherr von Roſt den Befehl. Er hatte neben wenigen kaiſerlichen Soldaten meiſtens Bauern der benachbarten Ortſchaft Reuti. Als Lützelburg dieſen drohte, ihre Wohnungen zu verbrennen, wofern ſie widerſtänden, geriethen ſie in Angſt, und ſchworen, den Befehlshaber aus den Fenſtern zu ſtürzen, wenn er das Schloß nicht öffne. So ward die Klauſe am Lech übergeben, da Lützelburg ſchon an ihrer Eroberung verzweifelte[255]). Faſt zu gleicher Zeit ward die Scharnitz, ohne Angriff, eingenommen, die, nur gegen Baierland ſtark befeſtigt, im Rücken gefaßt ſchwach war. Dem Befehlshaber der Veſte wurden Befehle der tiroliſchen Landesverwaltung von Innsbruck zur Uebergabe gebracht.

Im Lande Tirol wohnt ein kräftiger deutſcher Menſchenſchlag, alten Sitten und ſeinem Fürſten treu um der Rechtſame willen, die er dem Volke ſchützen ſoll. Dabei iſt dies Volk rauh und tapfer, und ſtolz auf ſein Gebirg, das ihm zur Armuth

255) Villars meldete ſehr boshaft ſeinem Könige unterm 28. Heumond aus Dillingen: Freiherr von Lützelburg, der mit funfzehnhundert Fußgängern, fünfhundert Reitern und hinlänglichem Geſchütz die Klauſe angreifen ſollte, habe ſich von derſelben ſchon wieder zurückziehen wollen, als ihn der Befehlshaber in Ehrenberg gebeten, zu warten, weil er ſich ergeben wolle

große Freiheit, und gegen fremde Kriegsgewalt Sicherheit bringt. In Thälern und auf Höhen war beim Eindringen der Baiern Bestürzung. Als aber des Kaisers Soldaten flohen, rannten die Landleute zusammen, bewaffneten sich und gelobten ihr Land zu befreien. Ihrer zweitausend nahmen noch an demselben Tage den Fernstein wieder, da er verloren gegangen war[256]), und die darauf befindlichen Franzosen zu Gefangenen. Maximilian Emanuel lud in öffentlichen Verkündungen das Volk ein, die Waffen abzulegen und in die verlassenen Wohnungen heimzukehren[257]). Seinem Heere befahl er strenge Mannszucht. Plünderer und Brenner wurden mit dem Tode bestraft. Nichts durfte ohne baare Zahlung genommen werden. Die Behörden blieben unverändert; kein Beamter ward verdrängt; doch wer seine Stelle nicht abgab, mußte dem neuen Herrn schwören. Des Kurfürsten erster Staatsdiener, Freiherr von Prielmaier, an der Spitze öffentlicher Verwaltung, strebte mit kluger Glimpflichkeit nach Vertrauen und Ergebenheit. Allein das Volk sah mit unverhehltem

256) Den 2. Heumonds.

257) Hauptgelager Mühla bei Innsbruck den 19. Brachm.

Schmerz in ſeinen Hütten die Feinde des Erzhauſes und verharrte in ſtörriſcher Erbitterung.

Maximilian, binnen vierzehn Tagen mit größerm Glück, als er ſelber erwartet, Meiſter alles Landes diesſeits des Brennergebirges, wünſchte nun dem franzöſiſchen Heere jenſeits der Alpen die Hand zu reichen. Noch wußte er nicht, wo Vendome ſtand; dieſer nicht von den Fortſchritten des Kurfürſten. Der Oberſtfeldwachtmeiſter Markgraf von Rouvion empfing den Auftrag, von Innsbruck über Finſtermünz nach Italien zu reiſen, den Marſchall zu berichten. Anderthalb hundert Grenadiere und fünfzig Dragoner mußten ihn zur Sicherheit begleiten. Es war bei der Unruhe des tiroliſchen Volkes ein gefahrvoller Gang.

Rouvion zog durch Zirl auf den Bergſtraßen in das ſtille Wieſenthal von Naſſereith; an klüftigen, verwitterten Kalkbergen entlang; durch die Lerchenwälder vom Imbſt hinauf in das liebliche Thalgelände von Landeck. Hier ſteigen rings in weitem Kreiſe um den Inn hohe Gebirge zum Himmel, nackt, von den Stürmen und Regenfluthen der Jahrtauſende gewaſchen; andere von Wieſen und Wäldern umgrünt. Die alten Schlöſſer von Kraiburg und Schrofenſtein hangen hoch am Felſen und beleben das reizend-wilde Bild. Kein Fremdling ſieht dieſe Wunderwelt ohne Graun und Vergnügen. Da, wo vom Arl-

berg durch ſtundenlange Waldſchlucht her die Roſanna ihre ſilbergrüne Flut in den Inn ſtürzt, am Fuß des finſtern Fuchsberges, der ewigen Schnee trägt, ſteht das Dorf Landeck; darüber auf ebener Höhe mächtig und breit die Burg. Der gevierte Wartthurm ſchaut ſeitwärts in ein enges Thalgekläft, zwiſchen ſchroffen Felswänden, deren Wälder Lauinen und Waſſerfälle verwüſten. Unten rauſcht in der Tiefe der Inn hervor. Dahin wandten ſich auf ſchmalem Pfad die Baiern. Sie reiſeten am Inn aufwärts bis Pontelaz. Hier ſoden ſie mit Beſtürzung die Brücke abgeworfen, welche über das tobende Waſſer führt, am jenſeitigen Ufer eine Bruſtwehr, dahinter zahlreiche Scharfſchützen, deren Feuerröhre, geübt in Gemſen- und Bärenjagd, ihres Mannes nicht fehlten. Der Pfleger zu Landeck, Martin Andreas Sterdinger, hatte das Volk der benachbarten Gerichte aufgeboten.

Indem Rouvion berathſchlagte, wie über den Strom zu kommen, ward es plötzlich hinter ihm und über ihm lebendig und laut an den Felſen und in den Gebüſchen. Schuß auf Schuß fiel aus den Hinterhalten; jeder traf. Ohne Nutzen vergalten Franzoſen und Baiern das Feuer gegen einen unſichtbaren Feind. Felſentrümmer und Baumſtämme rollten und ſprangen zerſchellend von den Anhöhen, und verrammelten den Rück-

weg. Nichts blieb zur Rettung, als ſchleuniges Umkehren. Man machte ſich auf ohne Zaudern. Schon lag die Hälfte der Mannſchaft todt oder verwundet hingeſtreckt. Als die übrigen voll Schreckens an die Brücke von Zams gelangten, fanden ſie auch dieſe abgebrochen, das Ufer von den Schützen aus Landeck beſetzt. Rouvion, der Graf von Taufkirchen und Andere wurden gefangen; ein Graf von Portia mit Haken ermordet; Viele vom Inn verſchlungen, die ihn zu durchſchwimmen verſuchten [255]).

Indeſſen hoffte Maximilian ungeduldig auf Nachricht von Vendome's Anrücken. Zu dem Ende hatte er aus Innsbruck vier Schlachthaufen, bald nach von drei andern verſtärkt, über Matray ausgeſchickt, ſich der Höhen des Brennergebirges zu verſichern und der Straße nach Trient. Aber droben waren von den Schützen aus Meran die Berggipfel beſetzt, jenſeits die Zaufen verhauen. Das erſchwerte jedes Vordringen. In einer Ferne von drei- bis vierhundert Schritten war kein Leben vor dem Geſchoſſe der Bergſäger ſicher, mit dem ſie das Wild in den höchſten Alpen zu verfolgen gewohnt waren. — Getäuſcht durch falſche

255) Die *Mémoires* des Villars und Maffei übereinſtimmend mit andern gleichzeitigen Berichten.

Botſchaft, Vendome ziehe ſchon über Trient herauf, beſchloß der Kurfürſt dennoch, ihm entgegen zu gehen. Mit dem größten Theil ſeines Heeres und Geſchützes nahm er den Weg in das Gebirg hinauf. Zur Hut des Feldlagers bei Innsbruck ließ er den Oberſten ſeiner Panzerreiter, Grafen Berita, nebſt drei Schlachthaufen und einigen Geſchwadern zurück. Er gab ihm Befehl, auch Hall zu befeſtigen. — Das Heer ſtieg den felſigen Weg am Gebirg hinauf; mühſam, anfangs zwiſchen Wäldern unter dem Brauſen der Waſſerfälle, bis in der Höhe die Bäume abſtarben, und ringsum von oden Felſen hoch aus den Lüften nieder das ewige Eis der Ferner blinkte. Am Fuße des kahlen Brenner-Rückens lagen die vorangeſchickten Schaaren hinter Schanzen und Pfahlwerk eingegraben.

Kaum war unten in den bewohnten Thälern der Zug des Kurfürſten ruchbar geworden, erhob ſich hinter ihm das ganze Land. Die Tiroler hatten den einundzwanzigſten Tag des Heumondes dem Verderben ihrer Feinde geweiht. An demſelben Tage waren einige tauſend Bauern zum Bau der Schanzen bei Hall befehligt. Sie kamen in erſter Frühe des Morgens zum Inn, aber bewaffnet alle. Sie zerſtörten zugleich die Schiffe, welche die Kotbarkeiten Innsbrucks und des Schloſſes Ambras, auch das Geſchütz aus dem

Zeughause der Hauptſtadt, nach Baiern entführen ſollten. Kriegsvolk, welches von Hall aus gegen ſie rückte, wurde mit Uebermacht zurück bis an das Thor geſchlagen. Schon in der Nacht vorher hatte Oberſt Berita zu Innsbruck von Bewegungen und Anſchlägen des Volkes murmeln hören, und ſich mit dreihundert Fußgängern und hundert zwanzig Dragonern gen Hall begeben. Bei ſeiner Ankunft war alles im Gefecht. Er drang in die Stadt, mit ihm zugleich Haufen um Haufen der Tiroler. Man ließ nun die Fallgatter des Thores nieder. Franzoſen und Baiern draußen, von den Scharfſchützen bedrängt, von den Mauern durch die Haller beſchoſſen, zerſtreuten ſich in Felder und Wälder. Ihrer wenige nur entrannen dem Tode, und brachten die Nachricht des Unglücks in das Lager von Innsbruck. In der Stadt ward auf Straßen und in Häuſern gefochten, von der Bürgerſchaft mit gleicher Wuth[259]), wie von den Landleuten; die baieriſche Beſatzung nach rieſenhafter Vertheidigung niedergemacht; Oberſt Berita auf dem Markte erſchlagen, und mit abgehauenen Händen und Füßen zur Schau liegen gelaſſen.

259) Die Erbitterung der Bürger hatte ein franzöſiſcher Hauptmann erregt, der im Uebermuth und Zorn einen Einwohner der Stadt beim Wortwechſel niedergeſtochen. Cäſar Aquilinus 2, 63.

An demſelben Tage war auch Ratenberg überwältigt. Der baieriſche Befehlshaber daſelbſt, welcher mit achtundzwanzig Mann zur Beſichtigung der Schanzarbeiten an der Zillerbrücke ausgeritten war, fand unerwartet den Rückweg durch Schützen des Zillerthales verlegt. Gezwungen, Zuflucht in das Schloß Kropfberg zu nehmen, vertheidigte er ſich hier mit Schüſſen und Steinwürfen. Die Bauern erſtiegen an Leitern und Seilen das Gemäuer. Da öffnete man den übrigen gutwillig das Thor, um Gnade zu finden. Nun begann Unterhandeln. Weil aber während des Geſpräches ein Bauer ſein Beil über dem Haupte des baieriſchen Befehlshabers ſchwang, ſchoß dieſer ihn nieder. Sofort gaben ſeine Soldaten Feuer gegen alle. Die ergrimmte Menge des Volkes ſtürmte herein, bis das Schloß voll war, und ermordete, bis auf wenige, ſämmtliche Kriegsleute. Das Leben des Befehlshabers rettete der Anführer des Volkes nur, indem er dafür hundert Thaler bot. Dann ging der Haufe in der Nacht vor Ratenberg. Die Bürger des Städtleins hieben von innen mit Aexten das Peipleger Thor auf; zugleich überwältigten ſie die Wacht des Brückenthores, um die draußen harrenden Präntenberger einzulaſſen. Alle vereint ſtiegen in der Finſterniß zum Schloſſe auf, wo die Beſatzung tapfer wehrte, bis ihr in des Vol-

Ueberſicht der in den meiſten Ländern zur Nationaliſirung der Juden angewandten Mittel.

Alle Verbrechen, alle Laſter, welche man, oft nicht mit Unrecht, der Mehrheit des jüdiſchen Volkes anrechnete, Meineid, Betrug, Diebereі, Wucher, Vorurtheil, Unfläthigkeit, Chriſtenhaß, waren Wirkungen der vernunftloſen Behandlung dieſer Unglücklichen. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß alle dieſe Laſter auch die Mehrheit des Chriſtenvolkes bezeichnen würden, wenn es zerſtreut und unter ähnlichen Verhältniſſen, wie die Iſraeliten, unter andern Nationen ſeit zwei Jahrtauſenden hatte Sklavenleben führen müſſen.

Daß endlich die Reiche unſers Welttheils zur Menſchlichkeit gegen die Anhänger der älteſten Religion zurückkehren, ihnen die Rechte der Menſchheit in der bürgerlichen Geſellſchaft zurückgeben, gehört zu den glänzendſten Fügen unſers Zeitalters, die der Geſchichtſchreiber dem Beifall der Nachwelt überliefert.

Wahr iſt es, daß plötzliches, unvorbereitetes Freimachen eines in langer Sklaverei entarteten Volkshaufens manchem Staat nachtheilige Wirkungen bringen konnte. Aber faſt überall bemerken wir, daß die Weisheit der Geſetzgeber den Gefahren glücklich wehrte, indem ſie, wie nach ſchweigender

les Gewalt befindlicher Befehlshaber schriftlich Einstellung der Feindseligkeiten und Uebergabe der Burg gebot.

Auch die Scharnitz fiel in denselben Stunden. Ein kaiserlicher Oberstwachtmeister, Heindel genannt, war mit einigen Heerbanden Fußvolkes aus dem Gebirg über Landeck hervorgekommen. In den Gemeinden, durch welche er zog, wurden die streitbaren Männer aufgeboten; ringsum die Ausgänge aller Nebenthäler besetzt und verschanzt. Nachdem er so bis Luitasch gekommen, wo er fünfzig Baiern überfiel und entwaffnete, griff er in der Morgenfrühe des Aufruhrtages die Scharnitz selbst mit vielem Volk an. Von allen Höhen links und rechts zielte das Rohr der Bergjäger auf die Stuckschützen inner den Wällen herab, während Heindel an der Spitze unerschrockener Grenadiere die Vorschanze erstürmte. Unter dem Donner aller Stücke erhob sich jählings ein betäubendes Krachen, daß die Gebirge zu erbeben schienen. Dem folgte dumpfe Stille. Das Pulverhaus der Veste war gesprengt. Die Besatzung überließ diese den Feinden und zog zurück.

So ward aller Orten gefochten; überall ein tapferes Volk in wilder Menge gegen die Baiern. Von hundertundvierzig der Letztern bei Zirl entrannen nur achtzehn Mann. In sämmtlichen

Thälern auf und ab heulten die Sturmglocken. Innsbruck selbst war bedroht.

Kurfürst Maximilian Emanuel empfing spät Abends die schrecklichen Botschaften. Noch in der Nacht brach er mit dem ganzen Heer auf und zurück nach Innsbruck. Nur am Fuße der letzten Brennerhöhen und zu Matrey ließ er einige Schlachthaufen stehen. Angekommen am Morgen in der Hauptstadt, hörte er von den einzelnen Niederlagen seiner Tapfern, und von der Entschlossenheit der Tiroler, ihn mit seinem ganzen Heer in den Thälern einzuschließen und zu vernichten. Von der einen Seite befestigten sie Hall, bauten daselbst Schanzen an Schanzen vom Innufer bis zum Gebirg, und besetzten dieselben mit dem Geschütz, das nach Baiern geführt zu werden bestimmt und von ihnen wieder erbeutet war. Auf der andern Seite, wo der Weg zur Scharnitz und nach Baiern zwischen Innsbruck und Zirl vom Inn und dem mauersteilen Felsen der Martinswand eng beschlossen ist, verrammelten Steinblocke und Schanzen den Durchgang. Hundert und fünfzig kaiserliche Soldaten und achthundert Landleute hielten ihn besetzt. Am andern Ufer des Flusses, der Wand gegenüber, in den Wiesen beim schwarzen Kreuz, lagen vierhundert Scharfschützen hinter schnell aufgeworfenen Erdwällen.

Der Kurfürſt ſandte Trompeter nach Hall, ließ den Aufſtändiſchen ſeine Gnade erbieten und Vergeſſenheit des Vergangenen, wenn ſie friedlich auseinander zögen. Alle antworteten, und ſchworen, bis auf den letzten Mann gegen ihn fechten zu wollen. Darauf befahl er, zur Herſtellung der Verbindung mit Baiern und Villars, die Straße nach der Scharnitz wieder zu erobern. Eine Abtheilung Kriegsvolks rückte gegen die Schanzen beim ſchwarzen Kreuz, eine andere gegen die Tiroler an der Martinswand. Er ſelbſt folgte der letztern. Als er dem ſenkrecht über hundert Klafter aufſteigenden Felſen nahe kam, ſah er den ſchmalen Fahrweg mit ungeheuern Gebirgstrümmern geſchloſſen, von einem Verhau bedeckt, und abwärts bis zum Inn eine Reihe von Steinwällen. Es geſchah Angriff um Angriff, jeder ward blutig abgetrieben. Drei Stunden dauerte ein fruchtloſer Kampf, bis am rechten Ufer des Inns die Verſchanzung der vierhundert Scharfſchützen genommen war, und von drüben herüber die ſchweren Stücke den Feinden in Seite und Rücken donnerten. Da flohen die Tiroler. Die Baiern richteten im Verfolgen großes Gemetzel an. Zirl ward genommen und eingeäſchert. Links und rechts dem Inn brannten die Dörfer. Am grauſamſten wüthete die Rache der Franzoſen wider Schuldige und Unſchuldige. Blut und

Brand bezeichnete den Weg bis zur Scharnitz. Sie ward erstürmt, was darin lebte, niedergehauen, oder gefangen nach Baiern geschleppt.

Als von den Schanzen an der Martinswand der Kurfürst hinweg nach Zirl ritt, geschah es, daß er einen Fußweg nehmen mußte, der zwischen dem Strom und Berg hinfädelte. Der Ort heißt die reissende Wand. Ein Tiroler Schütz[260]) lag hier lauernd im Gebüsch, mit Hoffnung, den Fürsten zu erlegen. Er kannte denselben nicht, doch glaubte er, der sei es, welcher am prächtigsten geschmückt sein würde. Er ließ einige Herren vorüber. Dann erblickte er den Grafen Ferdinand von Arco, Maximilians Kammerherrn, im goldgestickten Kleide. Zween junge italienische Läufer, die gewöhnlich vor dem Kurfürsten herzugehen pflegten, fanden sich hier zufällig vor dem Rosse des Grafen. Hinter demselben ritt im einfachen Rocke der Kurfürst[261]). Der Schuß geschah. Der Graf stürzte leblos vom Pferde[262]). Der Tiroler entrann und verbreitete überall im

260) Er wird Martin Zeller genannt.

261) Seinen goldenen Vliesorden trug er eingeknöpft. Mémoires de Mr. *de la Colonie*, 1, 70.

262) Daß Arco den Fürsten inständig gebeten, dessen Person vorstellen und ihm zur Rechten reiten zu dürfen, da doch Tiroler Bauern schwerlich von

Lande, er habe den Kurfürſten getödtet[263]). Das Gerücht lief ſelbſt durch Deutſchland und ward lange Zeit geglaubt. Tirol war voll Frohlockens.

Nach Befreiung der Martinswand und Scharnitz begab ſich Maximilian Emanuel gen Innsbruck zurück. Die Bürgerſchaft der Stadt ließ er voll gerechten Mißtrauens entwaffnen. Noch verweilte er einige Tage hier, ſehnſuchtsvoll auf Botſchaft von Vendome harrend. Aber mit dem Aufſtand des Volkes wuchs ſtündlich die Gefahr ſeines Heeres. Landleute und kaiſerliche

ſolchen Höflichkeiten wußten, iſt wohl nur eine Sage, aber ehrenvoll für den Unglücklichen. Uebereinſtimmend, doch minder genau, als Matſei (Mémoires 1, 157) berichtet de la Colonie (1, 284 ff. Dieſer will auch wiſſen, der Wiener Hof habe den Schützen mit einer Goldkette belohnt, ein Irrthum, vermuthlich daher entſtanden, daß zwei Anführer der Bauern, Poſtmeiſter Johann Auffchneider und der Bauer Chriſtel Will vom Jochberg, als ſie im Herbſtmond nach Wien abgeordnet wurden, für das verheerte Tirol Unterſtützung zu erflehen, jeder mit einer Denkmünze an goldener Kette beſchenkt worden ſind.

263) Es gereicht dem Kurfürſten zur Ehre, daß er dem Mörder nachmals, da derſelbe die Kühnheit hatte, zu einem Schießen nach München zu kommen, durch zeitige heimliche Entfernung das Leben rettete. Pallhauſen Bolc. arca celtica.

Soldaten vermischt, schnitten die Zufuhr der Lebensmittel ab, verrammelten die Engwege, fingen Boten und Absendungen auf und besetzten jede Höhe. Weiber wälzten Steine von den Bergen; Kinder trugen Vätern die Gewehre. Ausgebohrte Baumstämme, von Eisenringen umschmiedet, leisteten den Dienst schweren Geschützes. Von Italien und Deutschland her nahete noch dazu dem Gebirg kaiserliche Hilfe.

Dies alles bewog den Kurfürsten, die Kriegshaufen, welche den Brenner und die Straße dahin besetzt hielten, an sich zu ziehen, und Innsbruck zu verlassen[264]). Er wußte nicht, daß Vendome wirklich in derselben Zeit schon den trientischen Thälern nahte, und die Bergschlünde und Schlösser stürmte, welche den Eingang ins südliche Tirol bewahren[265]). Also zogen Franzosen und Baiern über Seefeld, durch die Scharnitz bis Mittewald, ringsum in Bergen und Wäldern von Scharfschützen umschwärmt. Bei Mittewald, dem ersten Ort in Baiern, in der freisingischen Grafschaft Werdenfels, ward das Lager geschlagen; aber die Scharnitz behalten; in blutigen Gefechten

264) Den 25. Heumonds.

265) Vendome, als er vom Kurfürsten nichts vernahm, zog sich nach blutigen Kämpfen ohne Glück wieder zurück.

die Stellung von Seefeld behauptet, und die Vormacht rückwärts bis zum Zirler Schloß ausgestellt. Streifparteien schwärmten bis in die Ebenen gegen Innsbruck, um den Weg zur Rückkehr offen zu halten, wenn Vendome vordringen würde. Auch der Kufstein hielt noch; aber die Klause von Ehrenberg ging durch ihres Befehlshabers Feigheit verloren.

Ueber das Brennergebirg war, nach Maximilians Abzug, der kaiserliche Feldherr Guttenstein mit ohngefähr tausend Mann gekommen. Dieser befahl dem Hauptmann Koppenhagen, von der würtemberger Schaar, Ehrenberg eng einzuschließen. Hier befehligte der baierische Oberstwachtmeister, Freiherr von Heydon. In einem schmalen Thal zwischen rauhen Bergen erhoben sich an beiden Seiten zwei Schlösser, quer durch des Thales Mitte von Mauern und Wällen verbunden. Die Besatzung bestand aus einigen hundert Mann; aber Mund- und Schießvorrath war für dreitausend auf ein volles Jahr vorhanden. Dennoch ward Heydon verzagt, als er sah, wie die Tiroler auf einen für unwegsam gehaltenen Berg, der Schloßkopf genannt, Feuerschlünde brachten, und die Scharfschützen von oben herab seine Leute an den Schießscharten tödteten. Wie er dazu noch vom Abzug des Kurfürsten hörte, glaubte er sich gänzlich verlassen;

übergab die Klauſe[266]) und ging mit der Beſatzung frei davon ins Lager von Mittewald. Der Kurfürſt gerieth in heftigen Unwillen. Ein Kriegsgericht verurtheilte den feigen Befehlshaber zum Tode. Auf hoher Bühne im Lager ward er enthauptet, ungeachtet der Fürbitten ſeines Bruders, des Propſtes Patritius zu Rohr, und vieler Feldherren. Fünf andern Hauptleuten brach der Henker den Degen. Sie wurden mit Schanden aus dem Lager verjagt.

Indeſſen Maximilian Emanuel noch immer von Vendome's Herannahen Nachricht erwartete, erfuhr er, daß der kaiſerliche Feldzeugmeiſter Graf von Heiſter mit beträchtlichen Schaaren über Brixen ins Innthal anrücke. Da gab er alle Hoffnung auf; zog ſein Kriegsvolk an ſich; ließ die Scharnitz ſprengen; nur bei Partenkirch in Verſchanzungen eine ſtarke Beſatzung zur Hut der Grenzen, und begab ſich mit dem Heer wieder in die Ebenen von Baiern und Schwaben.

So endete der Kriegeszug im Tirol. Viel tapfern Baiervolks hat da ſein Grab gefunden.

---

266) Am 9. Auguſt.

11.

Die Schlacht bei Höchstädt. Altbaiern leer von Feinden.

Im J. 1703.

Es war im hohen Sommer; Baiern in diesen Augenblicken von feindlichen Heeren umzingelt; der Kurfürst in bedenklicher Lage.

Zu München angekommen, ließ er alsbald ein allgemeines Aufgebot ergehen, und starke Steuern an Geld, Getreid' und Futter eintreiben[267]). Selbst Klöster und Weltgeistliche mußten beitragen. Es war um Schutz und Schirm auch heiligen Gutes gegen feindliche Mächte zu thun, unter deren Fahnen viele fremdgläubige Schaaren fochten. Dann begab er sich wieder zum Heer, welches er dem Marschall Villars näher führte, der immer noch in seinen Schanzen an der Donau zwischen Lauingen und Dillingen stand.

Maximilians Emanuels Rückzug aus Tirol hatte plötzlich alle kaiserliche Heere an den Grenzen Baierns in Bewegung gesetzt. Von Böheim her war Graf von Herbeville in das schwachbesetzte Fürstenthum der obern Pfalz eingefallen. Mit dem Degen in der Faust nahm dieser das Städtlein Furth, wo der Oelbach

267) Aufschreiben vom 29 August.

in das Waſſer Chamb fließt; berannte dann Cham, die Stadt, welche tapfer wehrte, bis er aus Böheim Belagerungsgeſchütz vor die Mauern brachte; brandſchatzte die wackere Bürgerſchaft; zog plündernd durch das Land und legte den Flecken Bogen in Aſche.

Von Paſſau her, wo Feldherr Reventlau Schlicks Stelle einnommen, drangen die Kaiſerlichen, verſtärkt mit däniſchen Schaaren, in aller Stille durch den Neuburger Wald; überfielen und brachen die ſorglos nur von ſechshundert Mann beſetzte Schanzenkette[258]); beſchoſſen und eroberten Inn-Neuburg, während ihrer ein anderer Haufen, vom Oberſt Arnan angeführt, die einzelnen Wachtſtellungen der Baiern längs der Donau überrumpelte. Reventlau ging vor Schärding. Hier aber fand er in ſtark befeſtigter Stadt die alten Baiern wieder unter Graf Tättenbachs Befehl, das Volk entſchloſſen bis zum Tode. Er beſchoß die Stadt; warf vierundzwanzig Stunden lang Bomben hinein. Fünfzig Häuſer wurden Aſche; viele Einwohner büßten das Leben ein. Dennoch ſtand die Bürgerſchaft von Schärding kalt und unerſchrocken auf den Wällen, Gefahr verhohnend; ihrer Ehre und dem Landesfürſten

258) Den 18. Auguſt.

Verabredung, faſt überall die gleichen Maasregeln wählten.

Es iſt lehrreich, die vorzüglichſten derſelben kennen zu lernen.

1. Jeder jüdiſche Familienvater muß, wie z. B. im ehemaligen Königreich Weſtphalen, in den primatiſchen Ländern u. ſ. w. dem Namen, unter welchem er bekannt iſt, einen andern Namen beifügen, der, wie bei den Chriſten, der unterſcheidende Familienname wird. Die Vornamen der Juden dienen künftig, wie bei Chriſten, nur zur Bezeichnung der Individuen der Familie. Doch dürfen ſie keinen Namen von einer Stadt, oder einer ſchon bekannten Familie wählen. Mit dieſem Geſchlechtsnamen werden ſie öffentlich behandelt; ſie müſſen ihn bei Unterſchriften gebrauchen; er erbt auf ihre Kinder u. ſ. w.

2. Die Juden ſind ohne alle eigene Gerichtsbarkeit, ſondern ſtehen mit den Chriſten unter gleichem Geſetz, vor gleichem Tribunal. Sie können ihren religiöſen Glauben für ſich haben, aber dürfen kein beſonderes Volk, kein Staat im Staat ſein. Ihr Rabbi hat keine richterliche Fragen mehr zu entſcheiden; ihr Geſetz, ihr Talmud, ihre Traditionen und Gebräuche haben keinen bürgerlichen Rechtswerth. Ohne Vorzeigung eines bürgerlichen Erlaubnißſcheins darf kein Rabbi irgend eine Ehe einſegnen. Ohne vorherige An-

treu. Reventlau gab voll Mißmuths Schärding auf, und streifte brandschatzend, plündernd bis Deggendorf und Landau und zur Isar.

Aus dem tirolischen Gebirg hervor brach der kaiserliche Feldherr, Graf Siegbert v. Heister, mit Kriegsvolk und Landsturm; über Mittewald gegen die Schanzen von Partenkirch. Neunhundert Baiern, meistens Landfahnen, stritten da, vier Stunden lang, gegen überlegene Macht mit Ruhm. Vor ihnen erlagen der Tiroler Schützen viele. Endlich wichen sie. Dann ergossen sich die Schwärme der Sieger raubend über die wehrlose Gegend; mit unmenschlicher Rache vergeltend, was sie durch Franzosen und Baiern in ihren Thälern gelitten hatten. Murnau, der schöne Marktflecken ohnweit dem Staffelsee, Eschenloch, Schweig-Anger und andere Ortschaften wurden in Schutt und Asche verkehrt; große Viehheerden hinweg ins Tirol getrieben und die reichen Klöster bedrängt und gebrandschatzt [269]). Nur die Botschaft von Vendome's Sturm gegen Südtirol zwang die Plünderer, vom weitern Vordringen abzustehen.

Am meißen schien Maximilian Emanuel

---

269) Benediktbeurn mußte 36,000 fl. entrichten; Tegernsee 30,000 fl.; Polling 24,000; in gleichem Verhältnisse Ettal, Steingaden und Kaltenbuch.

beſorgt, Herbeville und Reventlau würden durch Wegnahme Regensburgs zuſammenſtoßen. Daher gab er Befehl, ſich dieſer Stadt ganz zu bemächtigen. In eines Sonntags Frühe [270]) rückte Ritter Suntini an der Spitze ſeines Schlachthaufens und einiger Dragonergeſchwader aus der Stadt am Hof über die Brücke; beſetzte das Zeughaus und alle Plätze und Thore der Stadt. Das Volk in den Kirchen, vom kriegeriſchen Getöſe erſchreckt, eilte auf die Gaſſen. Die Bürgerſchaft wüthete, verweigerte des Zeughauſes Schlüſſel und ſtieß ſchreckliche Drohungen aus. Suntini aber traf Anſtalten, ſich mit Gewalt Achtung zu ſchaffen. Da baten die Reichstagsgeſandten ängſtlich die Einwohner, den vergeblichen Widerſtand aufzugeben. Die Schlüſſel wurden geliefert; die Bürger entwaffnet.

Nicht minder wichtig ſchien auch, für die Sicherheit des Lechſtroms, Beſitznahme von Augsburg, und um ſo dringender, da vom Rhein der kluge Kriegsheld Markgraf Ludwig von Baden mit ſtarker Macht in das ſchwäbiſche Land kam. Allein es beſtanden noch Maximilian Emanuels unerloſchene Verträge mit der Stadt, die derſelben während des Kriegs volle Unparteiſamkeit gewährten. Dieſe rief der Rath von Augs-

270) Den 28. Auguſt.

burg feierlich an, als mit einem abgesendeten Heerhaufen der Graf von Arco vor den Thoren erschien, und Einlaß begehrte. Zweimal forderte er die Stadt auf; zweimal versagte dieselbe. Während des Handeln und Umhersendens erreichte der Markgraf von Baden mit seinem Heer die Wertach. Arco ging unter blutigen Gefechten zurück bis auf die Höhen von Friedberg. Nun verlangte der Markgraf drohend von Augsburg, was den Baiern nicht gestattet worden war; und mit Aufpflanzung groben Geschützes machte er allem Sträuben schleunige Endschaft. So ward ihm das Gogginer Thor eingeräumt, und er jedes Falles der wichtigen Stadt Meißer [271]).

Nie war Maximilian Emanuel von größern Gefahren umringt gewesen. Feinde auf allen Seiten. Fünf verschiedene Heere drängten zu gleicher Zeit gegen Baiern, des Landes Untergang zu vollenden; Heister von Tirol, Reventlau vom Inn; Herbeville in der obern Pfalz, wo zugleich fränkische Kreisvölker den Rothenberg umlagerten; Feldherr Styrum an der Donau im festen Lager bei Haunsheim dem Marschall Villars gegenüber, dessen Bewegungen bewachend; Markgraf Ludwig gegen den

271) Den 5. Herbstmonat forderte der Markgraf die Stadt auf.

ſchwach beſchirmten Lech. Jeder verlorne Tag ward feindlicher Gewinn. Das Schwerd mußte ſchnelle Rettung bringen. Nach war die franzöſiſch-baieriſche Macht jedem der vereinzelten Feindesheere gewachſen oder überlegen; aber dieſe vereint, glücklicher Widerſtand kaum gedenkbar. Der Entſchluß, Alles zu wagen, mußte unter der ſchrecklichen Nothwendigkeit zur Reife wachſen, den Heeren Lebensmittel zu bringen. Denn Ludwig von Baden ſchnitt ihnen die letzten Zufuhren ab.

Villars und der Kurfürſt verſammelten daher ihre Kräfte, verließen die Donau und rückten eilfertig gegen Fürſt Ludwig von Baden an die Wertach [272]), ihn zur Schlacht zu zwingen. Im Lager von Dillingen blieb inzwiſchen der franzöſiſche Markgraf von Uſſon, mit neunzehn Schlachthaufen und fünfzehn Geſchwadern, gegen Sturm zur Wacht. Als vor Augsburg Fürſt Ludwig das franzöſiſch-baieriſche Heer erblickte, entfaltete er hinter Schanzhügeln ſeine Schaaren; legte den rechten Flügel ſeiner Schlachtordnung an der Wertach auseinander, den linken an den Lech. Im Rücken behielt er die Stadt. So blieb er, unbeweglich. Keine Verſuchungen ſeiner Feinde lockten ihn zur Schlacht hervor, oder eine Stel-

272) Am 8. Herbſtmonds.

lung zu ändern, welche jene nicht ohne schwere Gefahr angreifen mochten. Der schlaue Zauderer erreichte seinen Zweck. Der Kurfürst und Villars, Wartens müde, wandten sich nach mehrmals gebotener nie angenommener Schlacht wieder zur Donau; Arco nach Friedberg. Diese kaum entfernt, breiteten sich Ludwigs Völker wieder hinter ihnen streifend, raubend, durch Schwaben und Baiern aus. Sogar Friedberg, da Arco hier seine Stellung unhaltbar sah, ward berannt; nach tapferer Gegenwehr der Baiern genommen [273]), und die Befestigung mit Wällen und Mauern niedergerissen.

Ehe noch dies geschehen war, hatte der Feldherr Styrum die Bewegung der Baiern und Franzosen gegen Augsburg erfahren, sogleich das Lager von Haunheim mit zwanzigtausend Mann verlassen und seine Richtung gegen Donauwörth genommen. Alles lag ihm daran, diesen Platz zu überrumpeln, und die Donau zu überschreiten, um entweder zu Ludwig von Baden zu stoßen, oder dem Kurfürsten Maximilian und Villars in den Rücken zu gehen.

Schon war er bis Schweningen gekommen, wenige Stunden nur von Donauwörth, als er jenseits des Stromes das Heer des Kurfürsten

273) Den 22. Herbstmond.

sah, von Augsburg zurückkehrend. Sofort ließ Styrum ein Lager, und beim Dorf Grimheim Schiffbrücken über einen Arm des Flusses schlagen, mit schlauer Verstellung, als wolle er hinübersetzen. Eine kleine Insel in der Donau ward sogleich von seinen Leuten bevölkert. Alle diese Zurüstungen verkündeten täuschend genug die Nähe seines Ueberganges. Maximilian aber, dem von hinten Fürst Ludwigs Geschwader bis Norndorf lauernd nachstreiften, betrog seine Feinde vor und hinter sich. Rasch schwang er sich rechts, über Donauwörth aufs jenseitige Ufer gegen Styrum, ehe dieser den Uebergang zu veranstalten Zeit gewann. Von der andern Seite überbrachten Eilboten ins Lager von Dillingen Befehl: Usson solle mit seiner Macht hervor, dem kaiserlichen Feldherrn im Rücken. Am zwanzigsten des Herbstmonds wollte der Kurfürst Styrums Lager angreifen, von Donauwörth her; ein dreimaliger Stückschuß sollte das Zeichen für Usson sein, thätig zu werden.

Der Heerzug über Donauwörth geschah in Eil und finsterer Nacht: über die Wernitz und Donau langsam, wegen der Brücken. Styrum, noch ehe er das baierische Heer gewahr ward, bemerkte in der Frühe des Morgens schon Ussons Anrücken hinter sich. Durch drei Stückschüsse ließ er alsbald die zerstreuten Futtersammler

einrufen und ſtellte ſich mit fünfundzwanzig Schlachthaufen nebſt fünfundvierzig Geſchwadern in Schlachtordnung. Der Markgraf von Uſſon, durch die Löſung des Geſchützes irre geführt, erwiederte das trügliche Zeichen, wie verabredet, mit ſechs Schüſſen, und griff an, unangeſehen ſeiner geringern Stärke. Zu ſpät, als ſchon des Feindes ungetheilte Macht ihn überwältigte und erdrückte, ward er ſeines Irrthums gewahr. Kämpfend wich er, in ungebrochener Ordnung, über Hochſtädt zurück, in die Schanzenreihen bei Dillingen.

Erſt um die zehnte Stunde Morgens langten Maximilian und Villars an. Ihr Kriegsvolk hatte ſieben Stunden Wegs gemacht. Als ſie Styrums anſichtig wurden, der, ſchon Sieger, hinter dem Bach von Grimheim zwei lange Treffen bildete, ſtellten ſie ihr Heer zum Kampf fertig. Es ſtützte den rechten Flügel an den Fuß der Berge aufwärts, den linken donauwärts gegen das Schloß Schweningen, worin noch hundert Kaiſerliche lagen. Hier befehligte Marſchall Graf von Arco; dort Villars. Der Kurfürſt leitete den Gang der Schlacht. Mit Siegerſtolz fochten Styrums Schaaren, vor allen die preußiſchen in ſeinem Heere, gegen die Uebergewalt von dreißig Schlachthaufen und fünfundfünfzig Geſchwadern. Nur langſam, Schritt um Schritt vertheidigend, wich Styrum, immer von Marſchall Arco's Reite-

rei kühn und glücklich überflügelt. Durch das kaiserliche Feldlager, mitten durch das Gepäck ging der schwere, blutige Zug der Schlacht. Kalt gegen den Anblick der Beute, schritt voll Manneszucht das baierische Fußvolk, ohne zu plündern, durch Gezelte, Troß, und Menge belasteter Wagen, nur den Feind im Auge und ihn verfolgend. So kam der Abend, mit ihm Ermattung und Verworrenheit in Styrums Krieger. Und zu derselben Zeit befahl Maximilian den Seinigen, nach weise gesparter Kraft, den ungestümsten Angriff. Der sprengte des Feindes Macht. Die Besiegten flohen zerstreut in Gehölze und Felder, fort und fort verfolgt. Die ganze Nacht hindurch währte das Gemetzel. Erst gegen Morgen sammelten sich die Ueberbleibsel des kaiserlichen Volks wieder unter den Mauern von Nördlingen um ihren Feldherrn. Viele aber waren in die Wälder, viele bis Heidenheim und Nürnberg verirrt [274]).

Ganz Franken zitterte nach diesem Schlage. Leicht wäre dem Kurfürsten geworden, seinen Sieg verfolgend, die letzten Trümmer von Styrums Heer aufzureiben, Nördlingen zu nehmen, und des gesammten Frankenlandes Meister zu wer-

274) Wie Styrum selbst in seinem Schreiben den Tag nach der Schlacht (den 21. Herbstm.) aus dem Hauptlager von Nördlingen schrieb.

den. Allein er hörte, Fürſt Ludwig habe Augsburg wirklich verlaſſen, um der Donau nahe zu kommen. Maximilian Emanuel eilte vom Siegesfeld bei Höchſtädt ihm entgegen. Doch der Markgraf von Baden, von der Niederlage der Kaiſerlichen belehrt, zog ab, ſtill und ſchlau zur ſtarken Stellung bei Augsburg heim, und regte ſich nicht, ſo oft auch Maximilian, zwiſchen Gerſthofen und Nordorf gelagert, Schlacht bot. Dieſe anzunehmen, wollte Ludwig ſtärker ſein. Darum forderte er von Styrums Heer die Sachſen unter Feldherrn Schulenburgs Anführung. Als dieſe von Nördlingen aufbrachen, ſuchte Maximilian ihnen zu begegnen. Schulenburg aber ging die Donau aufwärts; erſt bei Riedlingen über; und verſchanzte ſich dort vortheilhaft. Maximilian nahm Stellungen an der Mindel, zwiſchen Schulenburg und dem Markgrafen von Baden, beider Vereinigung zu hindern, und brandſchatzte weit und breit das Land.

Endlich, als der Winter nahte, die Lebensmittel gebrachen, erhob ſich Fürſt Ludwig auch von Augsburg. In künſtlichen, wohlberechneten Zügen zog er durch Schwaben, dem Kurfürſten immer ausweichend, und entkam unerreicht zum Schwarzwald. So entſchlüpfte dieſer ſchlaue Feldherr, während er Maximilians Aufmerkſamkeit beſtändig zu feſſeln gewußt, um dem geſchlagenen Styrum

Frist zu schaffen, bei Nördlingen ein neues Heer zu sammeln.

Alles dies verdroß den Marschall Villars, welcher, des Oberbefehls gewohnt, meistens nur den Zuschauer spielen mußte, sich vom Kurfürsten bald hintergangen, bald in Gesellschaft und bei Tische zurückgesetzt glaubte [275]), und in ewigem Widerspruch mit ihm lebte. Der Marschall klagte bei seinem Könige, wie Maximilian, aus Sorge um Baiern, die herrlichsten Entwürfe versäume, dem Feind zu schaden; wie das französische Hilfsheer ohne Stützpunkt und Waffenplatz in fremden Landen dastehe, dem Feind ein unfehlbares Opfer, sobald dem Kurfürsten gefiele, mit dem Kaiser eins zu sein. Maximilian hinwieder beschwerte sich über des Marschalls Stolz und Eigensinn und Argwohn. Selbst daß die französischen Völker in Ulm und in andere baierisch besetzte Schwabenstädte aufgenommen worden, habe das Mißtrauen nicht schwächen können; daneben sei ungerecht, daß Villars in Franken wie in Schwaben große Brandschatzungen eingetrieben, ohne dem Kriegsschatz des baierischen Heeres gebührenden Antheil auszurichten. Die Folge dieser gegenseitigen Unzufriedenheit ward, daß der Marschall beim Könige

275) Wie sich die Eitelkeit des Marschalls in den Campagnes du Maréchal de Villars, 1, 201 spiegelt.

zeige bei der christlichen obrigkeitlichen Behörde darf keine Beschneidung vorgenommen werden. Es darf Niemand beschneiden, ohne vom Kreisphysikus geprüft und beeidigt zu sein. Alle Kontrakte, Handlungsbücher und Schriften, die jemals vor Obrigkeiten in Prozessen u. s. w. erscheinen können, müssen deutsch oder in Landessprache geschrieben sein; das Hebräische oder Jüdisch-Deutsche hat vor Gerichten keine Rechtsgültigkeit. In Frankfurt hat die jüdische Gemeinde einen Verwaltungsrath für ihre äussern und innern Angelegenheiten. Sie wählt denselben aus zwölf ihrer achtbarsten Familienväter; und die Obrigkeit fügt zu diesem einen Kommissarius und einen Gemeindsschreiber, beide christlicher Religion. Der letztere ist zugleich einziger Notarius der jüdischen Gemeinde und führt in den Versammlungen das Protokoll.

3. Die Schulen stehen unter der Aufsicht des christlichen Schulraths; sie werden in Rücksicht der Methode und Einrichtungen den besten christlichen Schulen gleich gemacht. In Oesterreich sind sie vollkommen wie die dortigen Normalschulen eingerichtet. Alle Schulbücher müssen, wie bei den Christen, deutsch abgefaßt sein. Nur in Religionsbüchern, so wie in den Synagogen, ist das Hebräische geduldet. Doch selbst religiöse

seine Entlassung forderte, und Ludwig XIV. statt seiner den Grafen von Marsin sandte. Villars und Maximilian schieden mit so großer Kälte von einander, als sie sich mit Inbrunst einst bei der Vereinigung ihrer Heere umarmt hatten.

Nun eilte der Kurfürst, als letzte Siegesfrucht, Baiern von aller feindlichen Gefahr zu befreien. Das Fürstenthum der obern Pfalz aber war mit diesem Feldzug nicht mehr zu retten; die Veste Rothenberg schon den Tag nach der Schlacht bei Hochstädt gefallen. Dreiundzwanzig Wochen lang hatte der baierische Befehlshaber, Graf Bonifacio, das Schloß als ein treuer tapferer Streiter gehalten; in unterirdischen Gewölben und hinter Felsenmauern des Bombenhagels gespottet, den ihm die Belagerer sandten, und diesen durch sein Feuer Tags und Nachts schweren Schaden zugefügt. Erst als die Lebensmittel im Hause zur Neige gegangen waren, hatte Bonifacio ehrenvoll seinem Feinde, dem Oberstfeldmarschallstatthalter Grafen von Aufseeß, den Berg übergeben. Und als sein Volk mit Ober- und Untergewehr, Kugel im Mund, fliegender Fahne, klingendem Spiel von der Höhe herabzog, waren die Einwohner aller Nachbargegenden in unzähliger Menge versammelt, dies Schauspiel und die Helden zu sehen. Graf Aufseeß hatte die Unverletztheit der alten Felsen-

burg, des fränkiſchen Kreiſes Schrecken, nur zweideutig im Vertrag verbürgt. Sie ward bis auf den Grund geſchleift, ſo feierlich dagegen auch Unterſtatthalter, Kanzler, Anwälde und Räthe der baieriſchen Landesverwaltung zu Amberg die Rechtſame ihres Kurfürſten verwahrten [276]). Bonifacio erneuerte auf den Wällen der pfälziſchen Hauptſtadt noch einmal ſeinen Kriegerruhm, da er ſie dreißig Tage lang gegen Graf Herbeville vertheidigte [277]). Als Maximilian Emanuel aber keine Hilfe in die obere Pfalz ſandte, ging Stadt um Stadt, und Burg um Burg daſelbſt in die Hand ſeiner Feinde. Am letzten von allen das ſtarke Bergſchloß Waldeck, ohnweit Kemnat, auf einem der Vorhügel des Fichtelgebirgs. Ein Jahr lang und darüber trotzte dort Hauptmann Remetha mit ſeinen Baiern den Völkern des fränkiſchen Kreiſes, bis ſein Geſchütz unbrauchbar und der größte Theil ſeiner Leute geſtorben war [278]). Am dringendſten

276) Rechtsverwahrung von Amberg den 2. Weinmond 1702.

277) Amberg ergab ſich den 28. Wintermond.

278) Er hatte bei der Uebergabe des Schloſſes am 17. Herbſtm. 1704 nur noch ſiebenundfünfzig Mann. Das Schloß ſelbſt ward darauf zerſtört.

forderten die Gegenden längs den Tiroler Bergen, die Landschaften am Inn und Lech, Schutz. Im Norden beschirmte der große Grenzstrom das alte Herzogthum sattsam. Darum sandte Maximilian zuerst mit aller Eil mehrere Schlachthaufen gegen den Kufstein. Diesen, sammt dem Schutt der verbrannten Stadt, hatte lange schon der Freiherr von Seefeld [279]) mit bewundernswürdigem Muthe gegen Grafen Siegbert von Heister vertheidigt. Das Schloß lag voller Todten und Verwundeten, unter Blut und Trümmern einer Mördergruft gleich [280]). Täglich erbebte der Felsengrund vom unaufhörlichen Donner des Belagerungsgeschützes. Als der baierische Befehlshaber jede Aufforderung abwies, befahl Heister, die Stadt zu stürmen. Die Herzhaftesten wurden erlesen; die Leitern ausgetheilt. In finsterer Nacht, ein dicker Herbstnebel bedeckte das Thal [281]),

279) Vermuthlich ein Törring. Er ward noch in demselben Jahr, da er Kitzbühl überrumpeln wollte, tödtlich verwundet.

280) So drückt sich das Schreiben des Oberaufsehers der Festung, Benedikt von Wurmb, an den Kurfürsten (Kufstein den 19. Weinmond 1703) aus. *Cæsar Aquilinus* 2, 429.

281) Am 29. Weinmonds.

rückten die Belagerer schweigend in drei Säulen zum Sturm, längs dem Inn, am Felsen herum gegen den alten Pulverthurm, gegen das obere Stadtthor, und unterhalb der Brücke bei der Wasserbastei. Es herrschte Todesstille. Plötzlich Mordgeschrei. Die Mauern waren erstiegen. Langer Kampf in der Finsterniß, vom Wetterleuchten der Feuerschlünde erhellt. Aber bald durch die Faust der Baiern wieder über die Mauern zurückgestürzt, verzweifelten die Belagerer. Es jauchzten die Baiern Sieg. Inzwischen stand ein Pförtlein, durch welches die Besatzung Wasser zu holen pflegte, bei diesem Getümmel vergessen. Es ward von den Stürmenden gefunden, aufgesprengt; die Stadt plötzlich von Feinden angefüllt. Darauf eilten die Baiern von den Mauern hinweg, dem Schloßweg zu; viele zu spät. Die obere Fallbrücke der Burg war schon aufgezogen. Sie fochten draussen um ihr Leben mit vergeblichem Muth. Ihrer mehrere kamen um; einige hundert wurden gefangen. In den folgenden Tagen ward der Kufstein mit neuer Wuth beschossen. Doch widerstanden die Baiern, bis ihnen die vom Kurfürsten gesendete Hilfe erschien. Da ward Heißer gezwungen, eiligst die Belagerung aufzuheben. Er floh mit Hinterlassung der Mörser und des Gepäcks nach dem Innern des Hochlandes.

Faſt in derſelben Zeit rückte der Kurfürſt, begleitet vom Marſchall Marſin, vor Augsburg[282]). Fürſt Ludwig hatte bei ſeinem Abzuge eine Beſatzung von ohngefähr ſiebentauſend Mann in der Stadt zurückgelaſſen, unter Befehl des kaiſerlichen Feldmarſchallſtatthalters, Johann Ernſt Freiherrn von Vibra. Dieſer, unterſtützt von den Bürgern, beſonders lutheriſchen Glaubens, hatte zur Gegenwehr die furchtbarſten Anſtalten getroffen; außer der Stadt die Gebäude, Mühlen, Kirchen weggebrannt, und mit Durchſtechung eines vom Lech geleiteten Kunſtgrabens ringsum Alles unter Waſſer geſetzt, vom rothen Thor bis zum Halbleter Thürlein. Der Kurfürſt aber lagerte vor dem Göggінger Thor, und forderte Bürgermeiſter, Rath und Gemeinde der Stadt auf, die Beſatzung ungeſäumt zum Abzug zu bewegen. Nur unter dieſer Bedingung geſtand er Gnade zu wegen des ſchmälig gebrochenen Vertrages, für welchen die Geiſeln noch in ſeiner Gewalt waren[283]). Nach abſchlägiger Antwort ließ er ſofort, begünſtigt von anhaltenden Nebeln, Laufgräben vor dem Klingenthor eröffnen. Ein Regen feuriger Kugeln fiel über die Stadt

282) Am 5. Chriſtmonds.

283) Schreiben des Kurfürſten im Hauptgelager Göggingen den 6. Chriſtm. 1703.

herab. Die Flammen stiegen auf. Mehr denn hundert Gebäude wurden, vom Stephlinger bis zum Göggінger Thor, Trümmer und Asche. Während das Volk zum Löschen eilte, stahlen die kaiserlichen Kriegsknechte umher in den Häusern. Doch verloren die Augsburger den Muth nicht. Aber ohne ihr Wissen unterhandelte schon der Freiherr von Vibra die Uebergabe der Stadt, gegen freien Abzug mit seinem Kriegsvolk; und am achten Tage der Belagerung öffnete er die Thore[284]). Der Kurfürst, an der Seite Theresiens, seiner Gemahlin, hielt Einzug als Sieger[285]), und gab der Stadt mit starker französischer Besatzung den Marschall Marsin zum Oberbefehlshaber.

Er selber eilte zum Inn, gen Passau, sich dieses wichtigen Platzes noch in Mitte des Winters zu bemeistern. Feldmarschall Arco war dahin schon mit einem Heerhaufen voraus, zehn- bis zwölftausend Mann stark. An Reventlau's Stelle stand der kaiserliche Feldherr Johann Franz Graf von Bronchorst-Gronsfeld mit

284) Den 14. Christmond.

285) Er begab sich in die Domkirche, das Te Deum laudamus zu hören; dann wieder nach Göggingen zurück.

kaum sechszehnhundert Mann zu Passau[286]); dazu kamen noch einige hundert bewaffnete Leute vom Lande; die besoldeten Jäger des Hochstifts, und aus der Stadt kaum dreihundert Bürger[287]). Die Veste des Oberhauses, nur mit wenigem Volk besetzt, war keines Widerstandes fähig; nach alter Art gebaut; von aussen mit einem Mantel und einigen neu angelegten, noch unvollendeten Werken umgeben; im Innern des Schloßgebäu's und der Wohnungen voll Holzwerks. Der Fürst-Bischof und römische Hauptpriester, Johannes Philippus Graf von Lamberg, sah mit Furcht die Schrecken der Belagerung und die Schwäche der Vertheidiger an. Daher zwischen ihm und Gronsfeld[288]) Verdruß und Widerspruch. Jeder wollte befehlen. Mittlerweile forderte der Kurfürst die Uebergabe, und

286) Das meiste Kriegsvolk war von hier dem Grafen Heudeville in die Oberpfalz zugeschickt worden.

287) Ansteckende Nervenfieber hatten in der Stadt viel Sterbens verursacht. Staatsspiegel Jan. 1704. S. 14.

288) „Entdeckte Defension des passauischen Schlosses Oberhaus. Anno 1704.“ Es wurden noch nachher zwischen dem Hauptpriester von Lamberg und Feldherr Gronsfeld, wegen der Uebergabe von Passau, viele Streitschriften voll bitterer gegenseitiger Vorwürfe gewechselt.

ließ zwanzig Stunden lang die Innstadt und Paſſau beſchießen[289]). Gronsfeld trug Unterhandlungen an. Maximilian erwiederte kurz: „Binnen Tag und Nacht iſt die Stadt mein, oder ein Steinhaufen.“ Gronsfeld, im Zorn gegen den Hauptſtürmer, behang ſich freien Abzug. Die Baiern rückten ein[290]); dann von hier aus plündernd, verwüſtend ſogleich ins obere Oeſterreich, wo unerſchwingliche Brandſchatzung ausgeſchrieben ward[291]). Was kaiſerliches Volk je Grauſames in Baiern getrieben, ward nun unter Tättenbachs Anführung dort mit Brand und Raub und Mord ſchrecklich vergolten, bis ſich verzweiflungsvoll alles Volk erhob, und die ſtreifenden Banden zurückſchlug.

So endete der Feldzug des ſiebenzehnhundert und dritten Jahres. Die Baiern lagerten ringsum, als Sieger, mit den Franzoſen, ihren Bundes-

289) Den 8. Jänner 1704.

290) „Species facti betreffend die Beſetzung der Stadt Paſſau. 15. Jan. 1704.“ 4.

291) Geſammte oberöſterreichiſche Landſchaft, Unterthanen geiſtlichen und weltlichen Standes, ſollten binnen zehn Tagen 60,000 fl. baar nach Paſſau zahlen, dazu 30,000 Zentner Mehl, 100,000 Metzen Haſer, 50,000 Zentner Heu. Ausſchreiben vom kurfürſtl. Hauptgeloger Zell. 14. Jan. 1704. *Caes. Aquilinus* 3, 723.

genossen, auf fremdem Boden. Nur noch das Fürstenthum jenseits der Donau war in Feindes Gewalt.

15.

Treffen am Schellenberg. Schlacht bei Blindheim. Maximilian Emanuels Flucht über den Rhein.

Im J. 1704.

Die Waffenstille in rauher Jahreszeit benutzte Maximilian Emanuel thätig, seine Schaaren zu ergänzen, Kriegsvorräthe zu bereiten[292]) und Summen aufzutreiben, den folgenden Feldzug mit Nachdruck zu führen. Alle Hilfsgelder aus Frankreich, alle Brandschatzungen reichten für des Heeres ungeheure Bedürfnisse nicht hin, noch für den Aufwand einer allzuglänzenden und freige-

292) Nach einem in den Camp. de Marsin 1, 147 stehenden Verzeichniß befanden sich Ende Märzes 1704 in Baiern an schwerem Geschütz fünfunddreißig Vierundzwanzigpfündner, siebenzehn Zwanzigpfündner, sechsundsiebenzig Zehn- und Zwölfpfündner, siebenundachtzig Sechspfündner, fünf Mörser von hundert Pfund, achtzehn von sechzig, vier von vierzig, vierzig von siebenunddreißig Pfund.

bigen Hofhaltung[293]). Dreifache Auflagen zahlte Baiern, und so weit durch Schwaben die baierische Waffe reichte, mußten, wie zwischen Lech und Inn, Abgaben von Tabak, Getreide und Stempelpapier entrichtet werden. Die Noth der schwäbischen Städte und Dörfer stieg dadurch und unter den Ausschweifungen und gewaltsamen Forderungen des Kriegsvolkes zu solcher Höhe, daß der gesammte Reichskreis, doch vergebens, um Wiederherstellung seiner Unparteisamkeit bat[294]). Am schwersten ward Augsburg gedrückt; hier, zur Strafe gebrochenen Wortes, der alte Rath ausgestoßen, ein neuer von vierundzwanzig Personen, halb aus altgläubigen, halb aus lutherischen Bürgern ernannt und an die Spitze desselben Maximilian Freiherr von Schrenk von Notzingen, ehemaliger Statthalter von Amberg,

293) Ein Herr von Bombarde, der dem Kurfürsten 100,000 franz. Pfund im Spiel abgewonnen, sprach die Bezahlung derselben aus den franz. Hilfsgeldern und Brandschatzungssummen an. Camp. de Villars en Allemagne. 1, 143.

294) Der Kurfürst hoffte anfangs, doch umsonst, den Herzog von Wurtemberg vom Kaiser ab und auf französische Seite zu bringen Camp. de Marsin en Allemagne 1, 93 ff. 114. 154.

Bücher der Juden stehen in so fern unter Zensur, daß darin nichts Abergläubiges und den Forderungen der gesunden Vernunft Widerstrebendes enthalten sein darf.

4. Alle bürgerlichen Gewerbe, Handwerke, Künste stehen den Juden frei zu treiben; christliche Meister sind gehalten, sie in die Lehre zu nehmen. Sie sind dabei im Oesterreichischen keinen andern Gebräuchen unterworfen, als die Christen. Nach überstandener Lehrzeit erhält der Ausgelernte einen ordentlichen Lehrbrief vom Handwerk. In Dänemark wird diese Ausdehnung des Gewerbfleißes der Juden durch die schon erwähnte Prämiengesellschaft befördert. Wer Lust hat, Landbau zu treiben, darf es, aber er muß sich überall jüdischer Arbeiter bedienen, keiner christlichen. In Oesterreich hat er jedoch das Recht, in den ersten Paar Jahren zum Anlehren der jüdischen Arbeiter christliche in Dienst zu nehmen. — Kein Jude ist vom Militärdienst ausgeschlossen; Talent und Tapferkeit befördert ihn, wie den Christen.

5. Alle entehrende Gebräuche und Anordnungen für die Juden sind abgeschafft. Der Jude, welcher höhere Militärstellen bekleidet, oder eine Manufaktur, eine Fabrik, oder auf eigene Rechnung ein besonderes Handwerk, eine Kunst betreibt, hat unverweigerliche Ansprüche auf Orts- und Staats-

gesetzt, mit einigen Zugeordneten[275]). Französisches und baierisches Kriegsvolk wetteiferte in Beschränkung der Einwohner, höhnte weiblicher Sittsamkeit schamlos vor den Augen von Aeltern und Gatten, verwandelte reiche Prunkzimmer in Pferdeställe, und war Geld zu erpressen unermüdlich[276]). Viele Bürger verließen ihre Häuser, Viele die verzweifelnde Stadt[277]). Die Ringmauern derselben, Wälle und Basteien wurden abgetragen und gesprengt[278]), daß Augsburg nie wieder furchtbar, sondern ein offener, ohnmächtiger Ort bleibe. Minder zur Vertheidigung, als Zäh-

---

275) Diese waren der Hofrath und Hofkammerrath Joh. Mich. v. Reichwein und Franz Hannibal von Mettmann. Befehl des Kurfürsten an Augsburg, gegeben München 25. Hornung 1707.

276) P. v. Stetten des Jüngern Erläuterungen u. s. w. 196.

277) Vom 16. Christm. 1703 bis 21. Hornung 1704 betrugen die von Augsburg entrichteten Gelder zusammen 917,204 fl., von denen der Kurfürst für sich selbst nur 128,000 fl., Marsin 98,000 fl. empfing. *Corn. Aquilinius* 2, 654.

278) Der Anfang dazu ward mit den ersten Märztagen 1704 gemacht; der Vorwand: es sei der Stadt zu Lieb und Nutzen, daß sie nicht bei jedem Krieg ein Waffenplatz, zum Schaden ihres Handels, werde.

mung der Stadt, ward dagegen eine Sternschanze vor den Thoren [299]).

Die Niederlage Styrums in den Feldern von Höchstädt, Kufsteins Entsatz, Regensburgs, Passau's und Augsburgs Besetzung, die französischen Siege am Rhein, die Empörung Ungarns — Alles schien in gleichem Verhältnisse Maximilians Hoffnungen einer noch glänzendern Zukunft zu bestätigen, wie es den Muth Kaiser Leopolds herabstimmte. Fürst Ragoczy, dessen Streifschaaren schon durch das niedere Oesterreich bis vor Wiens Mauern schwärmten, schloß sich enger an den Sieger von Höchstädt, und hielt ihm aus der Ferne schlau und lockend die Krone von Ungarn entgegen [300]). Frankreich verhieß neue Summen und mit dem Frühling nicht nur volle Ergänzung von Marsins Kriegsvolk, sondern ein zweites Hilfsheer unter Marschall Tallards Befehl.

Neben Anerbietungen und Aussichten, wie

---

299) An dem Sessinger Kirchhof.

300) Ragoczy's Anträge geschahen im Jänner 1704 durch Markgraf von Ussen. Der Kurfürst trat darüber gar nicht ein, ließ den Fürsten Ragoczy nur zur Fortsetzung des Krieges ermuntern, und hoffen, daß er sich im bevorstehenden Feldzug mit ihm verbinden werde. So Ussens Brief an Hrn. von Chamillard in den Camp. de *Marsin* 1, 167.

diese, waren die wiederholten Ermahnungen oder Anträge Kaiser Leopolds ohne Wirkung, den Kurfürsten von französischen Bündnisse zu trennen; noch eitler die Mühe, welche sich dafür König Friedrich I von Preußen bei ihm gab. Der Frühling kam, mit ihm des neuen Feldzuges Eröfnung. Maximilian Emanuel verließ in den ersten Maitagen seine Hauptstadt, um an der Spitze des bei Donauwörth versammelten Heerhaufens den Verstärkungen von Martins Schaaren entgegen zu gehen, die aus dem Elsaße über den Schwarzwald mitten durch die feindlichen Winterlager herbeikamen. Bei Duttlingen und Villingen wurden sie gefunden [301]), in allem aber kaum zwölftausend Mann, ermüdet von der langen gefahrvollen Reise, größtentheils neu geworben, unerfahren. Sie erst zu ordnen und zu erquicken, mußte in den Umgebungen Ulms Lager bezogen werden.

Indessen sah man die ganze Gewalt aller wider Frankreich verbündeten Mächte aufgeboten, entscheidende Streiche zu führen. Und bald war es zweifellos, daß es Maximilian Emanuel war, gegen welchen sich in diesem Jahr die Hauptkraft sämmtlicher Feinde vereinen sollte. Gegen ihn bewegten sich vom Rhein daher die geübtesten

301) Den 19. Mai 1701. Mém. du Maréchal de Tallard en Allemagne 1, 165 ff. 197.

Kriegsſchaaren, angeführt von den größten Feldherren der Zeit. Es kam Ludwig von Baden, mit den Reichsvölkern; es kam Herzog Marlborough mit dreißigtauſend Briten, Holländern, Preußen und Heſſen. Ihnen ſollte Fürſt Eugen von Savoien mit den kaiſerlichen Heerhaufen nachfolgen. Während dieſelben anrückten, ſtrich vom Tirol aus der kaiſerliche Feldherr Heindel mit drei- bis viertauſend Mann raubend und brandſchatzend durch Baiern über Schongau bis Weilheim, mit doppelt ſo vieler Mannſchaft Feldmarſchall Herbeville durch die obere Pfalz bis Kelheim, dieſen Platz am Ausfluſſe der Altmühl in die Donau zu nehmen, und Ueberzang in Altbaiern zu gewinnen[302]). Die Stadt Kelheim focht tapfer, und fügte ihren Belagerern nicht geringen Schaden von dem Hügel des Franziskanerkloſters zu, neben welchem ein Blockhaus gebaut ſtand. Nachdem aber der fränkiſche Oberſtfeldwachtmeiſter, Graf von Hohenzollern, dieſes erſtürmt hatte, zitterte die treue Stadt. Noch zur glücklichen Stunde ſandten von Ingolſtadt der wachſame Lützelburg, und von Paſſau der thätige Tättenbach friſches Kriegsvolk, den hochwichtigen Punkt an der Donau zu behaupten. Herbeville, in Gefahr, zwiſchen den Bergen

302) Anfang Brachmonds 1704.

und zween Flüſſen, woraus nur ein Schmalpfad leitete, eingeſperrt zu werden, entfernte ſich eilends in finſterer Nacht [303]).

Der Kürfürſt ließ durch dieſen kleinen Krieg ſein Auge nicht von der groſſern Gefahr ableiten, die ihn vom Rhein immer näher bedrohte. Seine Eilboten flogen nach Frankreich, ſchleunigen und mächtigen Beiſtand zu rufen. Er bezog unterdeſſen, dieſen in Sicherheit zu erwarten, nebſt Marſin das feſte Lager bei Lauingen, an den Brenzufern. Der Graf von Arco dagegen, mit ſechszehn baieriſchen, fünf franzöſiſchen Geſchwadern, mußte ſich auf dem Schellenberge bei Donauwörth verſchanzen.

Ehe noch Arco hier ſein weitläufiges Vertheidigungswerk [304]) vollenden konnte, fanden Marlborough und Ludwig von Baden vor ihm. Es war am zweiten Tage des Heumonds, da ihre Heerſäulen gegen den Berg drängten. Die Sonne neigte ſich ſchon, dennoch war das Zeichen zum Angriff gegeben, damit nicht Maximilian Zeit gewönne, Hilfe herbeizuführen. Ludwig ſtürmte den rechten, Marlborough den linken Flügel. Ganze Schlachthaufen kletterten an den jähen Halden gekrümmt, Reiſigbündel auf dem Rücken,

303) Am 16. Brachmond.

304) Es hatte die Ausdehnung einer halben Stunde; für die Zahl der damaligen Beſatzung viel zu groß.

ohne einen Schuß thun zu können, gegen die Schanzen empor. Hinter ihnen donnerte von den Baſteien der Stadt Donauwörth das grobe Geſchüz, und von den Wällen brachten die Bürger mit gezogenen Rohren manchem Tapfern den Tod [305]). Vor ihnen rauſchte das Feuer der Baiern und Franzoſen über die Bruſtwehren. Das Andringen, wie das Fliehen war gefährlich. Die Briten zuerſt kamen auf die Höhe, aber ihnen entgegen ſtürmiſch die Baiern, deren Fauſt ein großes Blutbad anrichtete. Die Briten wichen. Der holländiſche Feldzeugmeiſter Goor verlor beim erſten Angriff das Leben, Styrum ſank todtlich verwundet [306]). Der Sieg ſchien noch einmal Maximilians Fahnen zu gehören.

Aber auf dem andern Flügel waren indeſſen die Angreifer durch einen vom Befehlshaber zu Donauwörth vergeſſenen Engpaß vorgedrungen, nach ausgefüllten Gräben muthig über die Leichen ihrer Gefährten zu den Wällen gegangen, und hatten dieſelben unter dem mörderiſchen Platzen geworfener Grenaden erſtiegen. Das erſchütterte Alles. Ein Theil der Baiern und Franzoſen floh,

305) Ein Bürger, Lorenz Schwemmer, Lederhändler, erſchoß allein zween kaiſerliche Anführer und mehrere Gemeine. Lipowsky Bai. Garde Alm. 5, 100.

306) Er ſtarb wenige Tage nachher zu Nördlingen.

ein Theil wehrte. Uebermacht bezwang die Tapferkeit. Die Arco's, die Törringe, die Maffei's und Ludelburge blieben fechtend am letzten auf dem Schlachtgefild mit ihren Baiern ſtehen [307]). Abends acht Uhr aber ſah man alle Schanzen verlaſſen, Muth und Ordnung unter den Fliehenden verſchwunden. Dieſe ſtürmten abwärts nach Donauwörth und dort über die Brücke. Den Befehl, ſolche abzubrennen, hatte keiner zu vollziehen Zeit; der Feind ſchon die Vorſtadte.

Der Kampf von wenigen Stunden hatte mehr Blut, als mancher Schlachttag gekoſtet. Fürſt Ludwig von Baden, ſelber am Fuß verwundet, ſprach beim Anblick von den Leichen der Seinigen: „So möchte ich ſchier lieber überwunden, denn Ueberwinder ſein [308])."

Die Kunde vom ruhmvollen Unglück der Baiern am Schellenberg flog ſchnell über Deutſchland. Wien jauchzte. Leopold in der Fülle der Dankbarkeit erhob den Sieger Marlborough zum Stand deutſcher Reichsfürſten. Deſto tiefer gebeugt, dem Verzweifeln nahe, ſtand Maximilian Emanuel [309]).

307) So die Mémoires du Marquis *Maffei* 1, Vorrede S. 18.

308) Der Todten und Verwundeten zählten die Sieger nach eigenen Berichten über drittehalb tauſend.

309) Als Graf Arco zum Kurfürſten ins Lager kam, fand er denſelben unerſchüttlich. Maffei.

Er gab hoffnungslos die Stellung bei Lauingen auf, und verlegte sein Heer nach Augsburg, hinter Schanzen, um dem Lech näher zu sein. Diese Bewegung, Frucht des ersten Verzagens am ganzen Glück des Feldzuges, opferte die Donau auf, und rettete Baiern nicht. Mit Donauwörth gingen Neuburg, Rain, Dillingen an die Sieger. Der Besitz von Regensburg schien nun dem Kurfürsten minder wichtig, als die Verstärkung seines Heeres mit der darin liegenden Besatzung. Er rief diese zu sich, und gab der Reichsstadt eine lang begehrte Unparteisamkeit wieder[310], welche, von ihm selber verletzt, nun seinen Feinden keiner Achtung mehr würdig schien. Diese streiften mit Schwerd und Flamme auch von Salzburg und Tirol herab bis Reichenhall und Burghausen, nahmen dort das feste Schloß Hohenaschau[311], trieben die Viehheerden hinweg, ungeheure Brandschatzungen ein. Die Landfahnen Baierns standen überall wider sie zu schwach. Nur der Muth der Bürger von Rosenheim schirmte männlich ihre Innbrücke, und von dieser Seite alles Land bis zur Isar. Aber über Lech und Donau breitete sich deutelüsternes Kriegsvolk über baierischem Boden aus mit Sengen und Brennen. Der landschart-

310) Unterm 11. Heumonds.
311) Am 23. Heumonds.

liche Ausschuß zu München sandte Abgeordnete an Marlborough, daß den Grausamkeiten Einhalt geschehe, und erbot Brandschatzungen zu zahlen. Aber der Feldherr antwortete ihnen: „Ich bin nicht gekommen, Geld zu sammeln, sondern Euern Fürsten anders Sinnes zu machen!“ Mehr denn fünfzig Dörfer gingen in Flammen auf[312]). Am Lech verließen die Landleute ihre Dörfer, zogen in die Wälder und schossen viel kaiserlichen Volkes nieder, wo sie dasselbe übermannen konnten[313]).

Während solcher mit gräßlicher Staatsklugheit angeordneten Verwüstung eines unschuldigen Landes nahte sich des Kaisers Bevollmächtigter, Graf Wratislaw, dem Kurfürsten; beschwor ihn im Namen seines Herrn, Frankreichs Bund zu verlassen, und trug ihm, nebst Frieden, die Markgrafschaft Burgau und Pfalz-Neuburg als

312) So de Saffenage Mém. de Marquis D[illegible] 2, 231. Eisenmann 2, 115 bringt aus Handschriften ein umständliches Verzeichniß aller verheerten Gebäude im Bezirk Aichach und dem Hofmarkgerichte Rhain bei. Die Zahl der nur hier verbrannten und zerstörten Gebäude betrug über 3000.

313) Phil. Jak. Crophius wahrhafte Erzählung, was sich bei Belagerung der Stadt Augsburg zugetragen. S. 89.

Erſatz für die niederländiſche Statthalterſchaft an[314]). Weinend kam die Kurfürſtin Thereſia ins Lager von Augsburg, ihn anzuflehen, daß er ſein Haus und Herzogthum nicht der unglückſeligen Treue für Frankreich hinopferte. Es kamen ſeine weiſen, vaterländiſchen Räthe, ſchilderten ihm die Verzweiflung des leidenden Volkes und baten demuthvoll, ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen.

Marſin aber und die übrigen franzöſiſchen Feldherren ſprachen ihm neues Herz zu: den Unfall am Schellenberg könne ein einziger Sieg verbeſſern, entſchieden ſei nichts, Marſchall Tallard mit großer Heermacht zur Hilfe auf dem Wege, Marſchall Villeroi demſelben mit einem andern Heer folgend, der Kaiſer ſelbſt ohne Vertrauen auf die errungenen Vortheile, weil er mit Friedensanträgen ſo dringend wäre. Niemand könne auf des Glückes beſtändige Gunſt zählen, aber darauf, daß ein ſtarker Wille endlich das widerſpenſtige Schickſal zähme. — In dieſem Geiſte redeten auch ſeine Heerführer, die Grafen Monaſterole und Arco[315]). Er wankte, knüpfte

314) Campagne de *Tallard* 2, 49 ff. 59.

315) Sowohl Tallard als Marſin prieſen ihrem Könige beſtändig die treue Anhänglichkeit dieſer beiden an Frankreichs Sache. Aber Arco genoß

bürgerrecht; er steht den Christen dann in Allem gleich. Nur wer den gewöhnlichen jüdischen Kleinhandel und das Hausiren treibt, ist in einigen Ländern vom Bürgerrechte ausgeschlossen; ist bloß Schutzjude, einem Fremden gleichgehalten.

8.

Die Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile.

Die Erfindung und ihr Werth.

Seit der britische Geistliche Andreas Bell in Ostindien, durch Mangel tauglicher Lehrer und genugsamer Unterstützung gezwungen, die Kunst erfand, die schon von mehr als einer Mutter erfunden war, lernende Kinder zu Lehrern zu machen, hat seine Einrichtung des wechselseitigen Unterrichts in allen Welttheilen die schnellste Verbreitung gewonnen. Er begann bei Madras, in Egmore, mit einigen Hundert Kindern im Jahre 1790, und nach dreißig Jahren bestanden schon viele Tausend Volksschulen dieser Art, nicht nur in Asien, Europa und Amerika, sondern selbst an den Küsten Afrika's und Neuhollands.

Unterhandlungen an, Zeit zu gewinnen, um jeden Falls geſichert zu ſein, wenn Tallard entweder käme, oder unüberwindliche Hinderniſſe fände, zu ihm zu ſtoßen.

Dieſer aber rückte in Eilzügen über Ulm durch Schwaben, an der Spitze von achtundvierzig Schlachthaufen Fußvolkes und ſechzig Geſchwadern zu Pferde. Sein Erſcheinen bei Augsburg[316]) zerſtreute allen Kummer Maximilians. Der Marſchall ward mit Jubel empfangen. Stolz und prächtig ritt er vor ſeinem Heere auf ſchneeweißem Schimmel dem Kurfürſten entgegen, im weißen, goldverbrämten Kleide mit dem Ordenszeichen des heiligen Geiſtes, und weißen Federn über den Hut wehend; hinter ihm ſein Mohr und Beichtvater reitend, dann die franzöſiſche Feldherrnſchaft folgend, in Goldſtickerei prunkend. „Ich habe die Ehre, ſprach er zum Kurfürſten, auf das Heer deutend: Eurer Durchlaucht die unüberwindlichſten Schaaren des Erdballes vorzuſtellen.“

Mit dieſem Augenblicke wurden Leopolds Friedensvorſchläge ſchlechthin verworfen. Theresia,

auch ſchon ſeit dem April 1704 einen königlichen Gnadengehalt von 18000 franz. Pfunden, und war daher kein freier Mann. Tallard 1. 109 ff.

316) Am 3. Auguſt.

die Kurfürstin, reisete betrübt nach München zurück, und bat unter bangen Ahnungen den Erzbischof von Salzburg um eine Zuflucht in der Noth. „Alles that ich,“ schrieb sie demselben, „Alles, um den Krieg von diesem schönen Lande zu entfernen, um den Kurfürsten, meinen Gemahl, durch zärtliche Bitten von des französischen Hofes Sache zu trennen, welche das Verderben unsers Hauses und theuern Vaterlandes herbeiführt: aber die ihn umgebenden Feldherren Frankreichs lenken ihn seinem Unglück zu[317].“

Die vereinigte Kriegsmacht Frankreichs und Baierns war stark genug, der gesammten Feindesmacht Stirn zu bieten, auch wenn zu derselben noch Furst Eugen von Savoien stieß. Dieser, vom Rhein herziehend, hatte vergeblich Tallard's Verbindung mit Maximilian zu verhindern gestrebt. Nun ward beschlossen, daß man ihn aufsuchen und einzeln schlagen wolle, da Marlborough von ihm getrennt, und Ludwig von Baden belagernd vor Ingolstadt stand. Schleunig wurden die Werke bei Augsburg niedergerissen, und die Heere bei Lauingen über die Donau gen Höchstädt geführt.

Aber Eugen hatte sich indessen zum Schel,

317) Mém. du Marquis D** 2, 132.

lenberg bewegt, da mit Marlborough verbunden[318]) und nebſt ihm den Entſchluß genommen, keinen Augenblick zu zögern, ſondern die Gegner anzugreifen. Denn durch die Nähe derſelben war Zufuhr der Lebensmittel von Nürnberg und Nördlingen und damit ein längeres Verbleiben an der Donau unmöglich. Die Vorräthe, weit umher aufgezehrt, reichten nur noch für wenig Tage hin. Alſo brachen ſie auf, mit hundert achtundſiebenzig Geſchwadern, ſechsundſechzig Schlachthaufen und eben ſo vielen Feuerſchlünden[319]). Bald wurden ſie des Feindes vor dem Städtlein Höchſtädt anſichtig.

Hier breiteten ſich die Franzoſen und Baiern in langen Treffen mit ſechsundſiebenzig Schlachthaufen und hundert und vierzig Geſchwadern auf auf der Höhe; links den Flügel an die Waldhügel beim Dorfe Lutzingen, rechts an das Dorf Blindheim ohnweit der Donau gelehnt; vor der

318) Den 11. Auguſt.

319) So das „Diarium oder Nachricht was" u. ſ. w. ein von den Setzern deutſch im Druck herausgegebener Schlachtbericht von zween Bogen. Hingegen *Caes. Aquitanus* 3, 980 gibt ihnen hundert einundachtzig Geſchwader. In den Camp. de *Marsin* 2, 85 werden ihnen ſiebenzig Schlachthaufen und hundert zweiundneunzig Geſchwader zugeſchrieben.

Stirnseite des Lagers niedere Ebenen, durch welche einzelne Bäche im Sumpfboden zur Donau flossen. In dieser Stellung, von neunzig Stücken groben Geschützes gedeckt, fürchteten weder Soldaten noch Heerführer einen Angriff[320]). Auch war ihnen noch unbewußt, daß Marlborough zu Eugen gekommen.

In der Frühe des dreizehnten Augusttages, vor Sonnenaufgang, hörte man aus der Ferne vom feindlichen Lager das Getöse der Trommeln schallen[321]). Man sah die langen, beweglichen Schaaren von Eugen's und Marlborough's Völkern zwischen den Mooren und Gebüschen durchfädeln und herannahen. Jetzt erst war ein Angriff wahrscheinlich, die Schlachtordnung bereitet, eine Reihe von Ortschaften[322]), Mühlen und

320) J'espère que vous ne ferez pas lever terre, sagte Abends vor der Schlacht der Kurfürst zu Tallard, als dieser doch gegen einen Weg Schanzen aufwerfen lassen wollte. Camp. de *Marsin* 2, 28.

321) Noch am Schlachttag bei Tagesanbruch schrieb Tallard seinem Könige: Les ennemis ont battu la générale à deux heures — Suivant les apparences ils marcheront aujourd'hui; le bruit du pays est, qu'ils vont à Nordlingue. Camp. de *Tallard* 2, 140. So übel unterrichtet war er!

322) Unterklau, Wolpertstadt, Willer, Bergbausen, Schweningen.

Höfen in Brand gesteckt, daß sie den Feinden unhaltbar würden, die Uebergänge des Nebelbaches, bisher unvertheidigt gelassen, nun beschlossen. Aber das Geschütz stand zu hoch, konnte die Niederungen nicht streifen. Eugen's achtundvierzig Schlachthaufen und sechsundachtzig Geschwader drangen durch und empor gegen den linken Flügel, wo Kurfürst Maximilian und Marsin befehligten. Die Sonne stand schon hoch, das Gefecht erglomm. Weit später gelangte Marlborough durch Moräste und Bäche zum Anfall des rechten Flügels. Hier hatte Tallard das Dorf Blindheim, seinen Stützpunkt, so wie links gegen Lutzingen hinauf das Dorf Oberklau, mit dem größern Theil seines Fußvolkes besetzt, also, daß von da bis zu den Baiern die Heermitte beinahe nur aus Reiterei bestand. Der britische Feldherr, als er diese Schlachtordnung, so unbehilflich zum Angriff wie zur Vertheidigung, erkannte, benutzte ihre Mängel. Mit seiner ganzen Macht, das Fußvolk in zwei Treffen, von mehrern Reihen der Geschwader unterstützt, warf er sich gegen Tallard's Reiter. Schnell durch die ersten Stöße von beiden Dörfern und dem Fußvolke darin abgerissen, wurden die französischen Geschwader mit Ungestüm zurückgeworfen. Die gebrochene Linie der Heermitte bog sich seitwärts, zum Theil gegen die Donau.

Marschall Tallard, während dies geschah, war nicht einmal bei den Seinigen, sondern gen Lutzingen hinaufgeritten, wo zuerst die Schlacht begonnen. Wie ihn der Donner des Geschützes mit dem Gepraſſel des Rottenfeuers zum rechten Flügel zurückrief, sprengte er hinweg, und gerieth mitten unter Marlboroughs Reiter, die er für die Seinigen hielt, denn er war kurzes Gesichts. Er nun gefangen, sein Volk ohne Oberbefehl, ward Verwirrung unvermeidlich, die Flucht der Franzosen bald allgemein.

Mit Ruhm und Glück hatten bei Lutzingen inzwischen die Baiern gestritten. Maximilian Emanuel wurde da abwechselnd als Feldherr und Soldat gesehen, oft im blutigsten Getümmel fechtend mit seinem fast handbreiten Ungarsäbel. Dreimal stob Fürst Eugen, überwältigt, zum Nebelbach zurück. Einmal schien desselben Niederlage schon unabhelfbar vollendet. Der Kurfürst, umgeben von den Grenadieren seiner Leibschaar, und andern baierischen Schlachthaufen, fiel den Reichsvölkern zerstörend in die Seite und rollte ihre Treffen vor sich auf. Nur die Preußen verhinderten mit Wundern der Tapferkeit, angeführt vom Oberfeldstatthalter Fürst von Anhalt-Dessau gänzlichen Untergang. Dieser junge Kriegsheld eroberte mit eigener Faust eine verlorne Fahn-

wieder, und hielt sie, seine Schaaren zu ermuthigen, fest den Baiern entgegen.

In diesem Augenblick gewahrte der Kurfürst plötzlich an seiner Seite, so weit sein Blick reichte, die Flucht von Tallards gesprengten Geschwadern; weiterhin die Dörfer Oberklau und Blindheim vom Feinde umzingelt; sah sich mit Marschall Marsin allein im Wahlfeld gegen Eugen und Marlborough. Durch kühne Wendung eines Heertheiles die feindliche Reiterei neben sich in die Seite zu fassen; mit jenen Dörfern, in denen noch siebenundzwanzig auserwählte Schlachthaufen und zwölf Dragonergeschwader verzweifelt fochten, wieder Verbindung zu eröffnen — dies war das Einzige zu thun, die Wagschaalen der Schlacht ins Gleichgewicht zu rücken. Es ward nicht versucht. Hingegen Eugen von Savoien stürmte zum viertenmal an. Maximilian Emanuel, mit verlorener Zuversicht, sprach den Befehl zum Rückzug aus. Die französische Reiterei machte nun selbst nicht den letzten Versuch mehr, ihre Ordnung herzustellen, und das Fußvolk in beiden Dörfern zu befreien. Alles floh. Langsam, immer noch fechtend, voll Grimmes in der Brust, schritten die Baiern vom Wahlfeld hinweg, das ihr Siegesfeld gewesen. Eugen wagte sie nicht weiter zu verfolgen, denn bis an das Ende des Gehölzes hinter Lutzingen. Die verlassenen Schaa-

ren in Blindheim und Oberklau, umgeben von Marlborough's Gewalt, streckten muthlos die Waffen vor einem Feinde, der sie noch nicht überwunden hatte. Alle waren Franzosen [323]), unter ihnen kein Baier. Andere, welche sich auf der Flucht in Höchstädt hineingeworfen hatten, wo ein Schloß mit hohen Ringmauern stand, ergaben sich erst nach tief in die Nacht währendem Kampfe, Holländern und Briten. Mehr denn fünfundzwanzig tausend Mann, meistens Franzosen, wurden gefangen; gegen zwanzigtausend Todte oder Verwundete bedeckten den Schlachtraum. Das ganze Lager, alle Vorräthe an Geld und Lebensmitteln wurden der Siegen Raub [324]). Ringsum loderten viele Dörfer über den Leichen des Blutfeldes zum Himmel auf.

Die Geschlagenen sammelten sich unter den Mauern von Ulm. Hieher beschied Maximilian sämmtliche Besatzungen, die von seinem Kriegsvolk in den Städten Schwabens zerstreut

323) In dem „Diarium oder Nachricht u. s. w." sind die Schaaren namentlich aufgeführt. Der Verlust der Sieger wird darin auf 4485 Todte und 7323 Verwundete und Vermißte angegeben.

324) Verglichen die Berichte mehrerer Augenzeugen der Schlacht in der Camp. de *Marsin* 1, 301. 342 ff. 2, 22 ff. mit den treffenden Beleuchtungen in den Mém. du Marquis de *Feuquiere* 3, 357 ff.

lagen; auch jene von Augsburg, welches den alten Rath herſtellte und Freudenfeſte beging[325]). Er ſah dem Unglück keine Grenzen. Ihm blieb nichts, als ſich der Gnade und Ungnade ſeines rachedürſtigen Feindes Leopold ſchweigend zu unterwerfen, oder mit den Trümmern des franzöſiſchen Heeres aus Deutſchland über den Rhein zu flüchten. Das Letzte wählte er. Die fürſtliche Ehre wollte er eigener Willenskraft, das Wiederſehen ſeiner Staaten einem gewogenern Augenblick des Schickſales danken. Von Waiblingen, dem Städtchen an der Rems, ſandte er am vierten Tage nach der Schlacht ſeinem Rath zu München Befehl, hinfort der Kurfürſtin Thereſia zu gehorchen, welcher er die Staatsführung überlaſſen[326]).

---

325) Beim Abzug der baierischen Beamten aus Augsburg nahmen ſie vier Geiſeln mit, die erſt in Straßburg mit Wechſelbriefen von 500,000 Rthlrn. ausgelöſet wurden. Erophius S. 108. Nach obrigkeitlicher Schatzung betrug Augsburgs Schade ſeit franzöſiſcher Beſetzung der Stadt in vierzehn und einem halben Monat 4,075,500 Gulden. Der Werth weggeführter Waffen u. ſ. w. 534,200 Gulden 48 kr. *Caes. Aquilinus* 3, 1192. Erophius S. 123.

326) Der Beſchluß iſt vom 17 Auguſt 1704. Erſt am 10. Herbſtm. geſchah die feierliche Uebergabe der Staatsführung an die Kurfürſtin.

Theresia selbst aber, mit ihren Kindern und Kostbarkeiten, war zu ihm nach Memmingen geeilt, entschlossen, mit ihm sein Loos im Elend zu theilen. Ihr schien an des Gatten Seite das schwerste Verhängniß reizender, als allein zu stehen, umringt vom Geräusch feindlicher Waffen, ein Spott beglückten Uebermuthes. Doch Maximilian Emanuel gedachte seines verlassenen Volkes, und bat sie, in der Mitte desselben verharrend, des Landes Schutzengel zu werden. Die Unschuld ihrer Verhältnisse, die Würde ihres Geschlechtes und Standes, wären ihr und der fürstlichen Kinder Schild. Wenn sie den erzürnten Kaiser um Baierns Schonung anrufe, werde Leopold der Tochter des großen Sobiesky, der ihm Wien rettete, nicht verweigern, was er stolz dem überwundenen Gegner versagen könne. So schieden sie von einander, Vater, Mutter, Kinder, in dem schmerzvollen Augenblick selbst ohne Hoffnung des Wiedersehens [327]). — Maximilian Emanuel folgte mit seinem Kriegsvolke den Ueberbleibseln der französischen Heere über den Rhein. Nur in Ulm ließ er unter dem tapfern Befehlshaber Bettendorf eine schwache Besatzung, deren Muth sich von dem belagernden Feinde die Freiheit erkämpfte, einem theuern Lan-

327) *Caesar Aquilinus.*

Es iſt bekannt, daß der Quäker Joſeph Lancaſter ſie zuerſt auf europäiſchem Boden, im Jahre 1798, und zwar in einer Armenſchule zu London, heimiſch machte. Die glücklichen Wirkungen dieſer Unterrichtsart, da er als einziger Lehrer unter ſechs- bis achthundert Kindern ſtand, und ſie alle ſchneller und freudiger fortführte, als es ſogar in beſſern Volksſchulen möglich geweſen, mußte Aufmerkſamkeit erregen. Indeſſen blieb ſie nicht gegen Anfechtungen vom Vorurtheile frei.

Allerdings muß das Weſen des wechſelſeitigen Unterrichts, wenn man es aus Beſchreibungen, nicht aus ſeinen Wirkungen erkennt, als widerlicher, geiſtloſer Zwang, als mechaniſches Abrichten der Jugend, als wahres engliſches Spinnmaſchinengeſchäft erſcheinen, als wirklicher Gegenſatz von Allem, was zur ächten Volksbildung gehört. Es muß dann ſcheinen, daß es nur auf gedankenlos eingeübte Fertigkeit im Leſen, Schreiben und Rechnen hinauslauft, wo die Eigenthümlichkeit des kindlichen Gemüths, wo alle Veredlung des Herzens, alle freie Bildung des Geiſtes unter todten Formen und Kommando's verloren gehen müſſe, und ſelbſt der religiöſe Unterricht zum Gedächtnißwerke hinabſinkt. Auch iſt es kein Wunder, wenn in Deutſchland freiſinnig ſein wollende Erziehungsſchriftſteller, mit einem ihnen

desfürſten in die Fremde folgen zu können[328]). Er aber begab ſich nach Brüſſel in Brabant[329]), dem Sitz niederländiſcher Statthalterſchaft, welches Ludwig XIV dem unglücklichen Bundesgenoſſen einräumte, bis der allgemeine Friede demſelben ein beſſeres Loos bringen würde[330]).

16.

Baiern wird vom Kaiſer Leopold beſetzt.

Im J. 1704 — 1705.

Eben ſo groß als einſt des Kaiſers Furcht im Augenblick der Gefahr geweſen, ward nun beim Obſiegen deſſen Begierde nach Rache. Noch feuriger lebte dieſelbe in der Bruſt ſeines Sohnes Joſeph, des römiſchen Königes. Dieſem ſchien das Haus Wittelsbach ewiger Vernichtung ſchuldig. In beider Herzen war Baierns Schickſal abgethan. Dem ſiebenzigjährigen Freiherrn von Zindt, Reichstagsgeſandten Maximilians, als wäre dieſer kein deutſcher Stand mehr, ward

328) Die Belagerung der Stadt Ulm dauerte bis zum 11. Herbſtmond.

329) Wo er den 3. Weinmonds ankam.

330) Dieſen Treſt ließ Ludwig XIV ſchon in ſeinem Schreiben vom 21. Auguſt an Marſchall Marſin dem Kurfürſten wiſſen.

durch bloße Kanzleibedienten des Reichsmarschallamtes der kaiserliche Befehl gegeben[331]): binnen drei Tagen Regensburg, binnen vierzehn das Reich zu verlassen. Schon solche eigenmächtige That Leopolds, ohne des Reiches Rath und Willen, in einer Angelegenheit, die nicht das Reich, sondern allein das Haus- und Erbrecht Habsburg anging, verkündete, wie wenig der Kaiser, bei Macht und Glück, Gerechtigkeit ehre, und was Baiern selbst von seinem Zorn erwarten müsse.

Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden hatten sich, nach dem Siege bei Blindheim, wieder zum Kampf am Rhein gegen die französischen Grenzen begeben, und in Schwaben nur einen Theil des Reichsheeres zurückgelassen. Dieses, vereint mit den noch übrigen kaiserlichen Fahnen, schien genug, ein offenes, von seinem Fürsten verlassenes Land zu übermannen. Der Lech stand von den Baiern unbedeckt, schwach beschirmt der Inn, selbst in Regensburg schon kaiserliches Volk. Denn sobald kund geworden war, daß der Kurfürst nach dem Tage am Schellenberg die Unparteisamkeit Regensburgs anerkannt, und seine Besatzung zurückgezogen habe, war Feldherr Herbeville sogleich mit seinen Schaaren in die obere Pfalz aufgebrochen, die freie Reichsstadt zu besetzen. Aber

331) Den 7. Herbstmond.

die Baiern in der Stadt am Hof, durch deren Thore er allein zur Donaubrücke von Regensburg gelangen konnte, hatten seine Aufforderung abgeschlagen [332]), und die rothe Blutfahne von Thürmen und Häusern wehen laſſen. Darauf war er in der Nacht zwiſchen dem Steinweg und Regenſtrom näher gerückt, und unter dem Feuer ſeiner Feldſtücke und Mörſer mit ſtürmender Fauſt beim Grieß, bei der St. Magnuskirche und den Gebäuden der Reformaten gegen die Mauern gelaufen [333]). Dieſe waren ſchnell erſtiegen worden, weil dem Ringgraben Tiefe gebrach. Die Eingedrungenen hatten darauf alle Gaſſen mit Geſchrei und Mord erfüllt. Die Dragoner, abgeſeſſen, jeder mit einer Brandfackel in der Linken, in der Rechten das bloße Schwerd, im Gürtel ein Paar Piſtolen, waren in die Häuſer gedrungen, und hatten in Blutvergieſſen und Nothzüchtigen abermals den ſchauderhaften Beweis geleiſtet, daß das reiſſende Thier nicht ſo ſcheußlich, als der Menſch in viehiſcher Verwilderung ſei. Nach dieſem war Herbeville in Regensburg eingezogen, ſo ernſt auch mehrere Reichstagsgeſandte dawider ſprechen und ſich vor allen Folgen ſolches Gewaltſchrittes verwahren mochten.

---

332) Am 11. Auguſt.

333) Den 12. Auguſt, Nachts um die zehnte Stunde.

Also fielen nun von allen Seiten streifende Feindesschaaren in Baiern ein, ohne Furcht vor den Kriegsleuten, die noch in Festungen und Grenzorten unter Maffei's, Lützelburgs, Weichels, Delacolonie's und anderer Obersten Befehl zerstreut lagen. Diese aber, durch des Glückes Wechsel nicht erschrocken, beugten mehrmals mit tapferer Faust den rohen Siegerstolz der Raublustigen. Sie schlugen den Grafen von Auffeeß, welcher nach Ludwigs von Baden Abzuge Ingolstadt einschliessen sollte, so furchtbar bei Pänz an der Altmühl, daß er selbst kaum, von wenigen Reitern begleitet, entrann [334]). Oberstfeldmarschall-Statthalter Weichel drang mit den Baiern in Franken ein, plünderte die Bisthumslande von Eichstädt aus und machte Regensburg von neuem zittern.

Als die Befehlshaber der Besatzungen aber hörten, die Kurfürstin sei geneigt, sich der Gnade des Kaisers hinzugeben, sandten sie aus ihrer Mitte Abgeordnete nach München. Sie priesen ihr und dem versammelten geheimen Rathe Treue und Entschlossenheit aller Krieger; auch daß vortheilhafter und rühmlicher sei, mit den Waffen Ehrfurcht, als in feiger Unterwerfung Gnade zu gewinnen. Denn der Kaiser, welchen Vertrag er eingehe, würde sich durch kein Papier fesseln lassen,

334) Am 21. Herbstmonds.

er, welcher im Reich der Alleingewaltige, keinen Hof und keine Macht des Reiches fürchte. Das Volk möge viel gelitten haben, aber das sei gefährliches Erbarmen, solch ein getreues Volk an Oesterreichs Willkühr auszuliefern. Zu spät werde man einsehen, es hätte eine große Heeresmacht zur Vertheidigung des Vaterlandes mit der Hälfte dessen aufgestellt werden können, was Oesterreich an Menschen, Geld, Waffen und Lieferungen fordern würde, den Krieg wider des kurfürstlichen Hauses einzigen Freund und Verbündeten zu führen. Leopold, überzeugt, daß Baiern früh oder spät seinem rechtmäßigen Gebieter zurückgegeben sein müsse, werde das Land entmarken und ausleeren, daß nichts übrig bleibe, als die Erde mit Bettlern. Woher Kriegsvolks genug? fragt man. Noch ist das inländische Heer, welches nie verzagte, stark und wohlversehen. Ein Wink, und alle Baiern brennen, den nimmersatten Nachbar abzutreiben, ein Wink, und zwanzigtausend Baiern erheben sich in Waffen. Woher Kriegskosten? fragt man. Soll des Volkes geschont werden, fordere man Abteien, Klöstern, Kirchen den goldenen und silbernen Ueberfluß ihrer Geräthe ab. Man schmelze Blocken ein, man schlage Münzen. Das Land hat Reichthum an Getreide und Heerden. Durch Ausschreibungen in den offenen Gegenden von Salzburg und Passau bis Linz kommen Goldquellen für den Schatz geöff-

net werden. Das Heer wird ſich halbes Solds begnügen, hält man ihm für die andere Hälfte nur treue Rechnung. Und Frankreich, ſieht es der Baiern hochherzige Anſtrengung, wahrlich auch die letzte Kraft wird es aufbieten, dies edle Volk mit neuen Hilfsheeren zu unterſtützen. Was immerhin erfolgen möge, eins bleibe gewiß: nie wird dem Muthvollen mit verächtlicher Willkühr, nie dem Feigen mit ſchonender Erfurcht begegnet[335])!

So redeten die Befehlshaber; anderes Sinnes die Räthe zur Kurfürſtin: „Alles Volk iſt verarmt, es beſteht den Krieg nicht länger. Man kann von ihm das Letzte, nicht das Unmögliche fordern. Unzeitiger Trotz wird ſelbſt diejenigen Fürſten des Reiches wider Baiern erzürnen, welche heut noch für uns das Wort führen möchten. Und ſind wir, niemand läugnet's, jetzt ſchon unvermögend, den rückſtändigen Sold der Kriegsleute zu zahlen, woher ihn denn nehmen nach Monats- und Jahresfriſt, wenn alles zu Grunde gerichtet worden? Man räth zur Fortſetzung des Krieges. Kann friedliches Ergeben in ein ſchweres Schickſal ver-

335) In den Mémoires de Mr. de la Colonie findet man dieſe Beweggründe, wie die Gegengründe und die Geſchichte der nachmaligen Unruhen der Soldaten bei ihrer Entlaſſung, aufführlich dargeſtellt.

derbenreicher werden, als gegen überlegene Gewalt ein Kampf mit Aussicht auf unvermeidlichen Untergang? Wer räth zum Kriege? Es sind Fremdlinge, die für eines fremden Staates Vortheil unser Land ohne Kummer Preis geben. Es sind Kriegsleute, die mit Auflösung des Heeres ihre Stell a zu verlieren fürchten. Für diese sollen wir die heiligen Geräthe der Kirche einschmelzen, und nachdem wir das Glück des Erdenlebens verloren haben, auch freuelnd die Gunst der Himmlischen von uns entfernen?"

Ganz im Geiste der Räthe sprach noch der Jesuit Theodor Schmaker, aus Lüttich, der Kurfürstin Beichtvater und Günstling. Seine Beredsamkeit vermochte Großes auf ihr Gemüth. Und Theresia, mit welchem Herzen den verzweiflungsvollen Trotz der Krieger verabscheuend, nährte größern Glauben, als sie alle, an die Menschheit. Sie schickte ihren Bevollmächtigten, Mörmann, nach Wien, der schon ehedem Maximilians Gesandter am kaiserlichen Hof gewesen. Er sollte Frieden unterhandeln. Allein an Oesterreichs Grenzen ward er zurückgewiesen: man anerkenne keinen Kurfürsten von Baiern mehr. Darauf sandte sie ihn zum römischen König Joseph ins Feldlager vor Landau am Rhein. Man wies ihn auch hier ab, weil seine Glaubbriefe noch den Namen des Kurfürsten von Baiern trugen. Eilboten so-

gen nach München, die Briefe zu ändern. Dann erſt ward der Abgeordnete vorgelaſſen, nicht wie ein Unterhändler, ſondern wie ein Bittſteller.

Im Schloſſe Ilbersheim am Neckar begannen zwiſchen den Räthen des römiſchen Königes und Mörmann die gegenſeitigen Erklärungen. Jene ſprachen das harte Gebot unbedingter Unterwerfung aus, geſammtes Vaterland als Eroberung an. Es war kein Unterhandeln; ſondern nur dem ſiegesſtolzen Verdammungsurtheil ein demuthvolles Flehen entgegengeſtellt. Thereſia, mit Ergebung in ihr Verhängniß, bat, daß ihr wenigſtens die Hälfte ihrer Lande gelaſſen werde. Es ward verweigert. Sie beſchwor des Königs Gnade nur um des Landes Drittheil; es ward verworfen. Endlich nur um den vierten Theil, daß ſie mit ihren fürſtlichen Kindern nicht von Land und Gut verſtoßen umherirren müſſe. Joſeph offenbarte ſeinen eiſernen Willen. In Vertragsgeſtalt ward derſelbe zu Ilbersheim unterſchrieben [336]). Nichts blieb der Kurfürſtin zu ihrem Unterhalt, als das Rentamt München; doch von Ingolſtadt, Rain und Wemdingen nur Nutznießung, nicht Beſitz, und Donauwerth gar nicht. Die Werke um München mußten geſchleift, die Waffenvorräthe der

336) Gegeben am 7. Wintermo. 1704.

Zeughäuser ausgeliefert, alle Lande, Städte und Festungen dem Kaiser überantwortet, alle Kriegsgefangenen losgelassen, alle von Tirol entführte Güter zurückgestellt, alle französische und baierische Soldaten entlassen werden. Nur eine Leibwacht von vierhundert Mann ward der Fürstin zu behalten vergönnt. Die Rechtsame der Landschaft sollten jedoch ungekränkt bleiben.

Zur Erleichterung der Unterhandlungen hatte die Kurfürstin sogleich ihren Feldherren Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die Kaiserlichen befehlen müssen. Herberville war mit verstärkter Macht von Regensburg bis Straubing gedrungen [337]), hatte diese Stadt belagert, bestürmt, in ihre Mauern schon Bruch geschossen, und sie dennoch zu keiner Uebergabe zwingen können. Straubing mußte auf Thereſens Geheiß die Thore öffnen [338]); Passau zugleich. Sobald aber der Ilbersheimer Vertrag geschlossen worden, ward zur Vollziehung desselben das baierische Kriegsvolk getrennt, in verschiedene Plätze verlegt, um ohne Mühe entwaffnet und aufgelöset zu werden. Im ganzen Lande erhob sich Wehklage. Die Soldaten fluchten. Vielen mangelte noch rückständiger Sold. Die Besatzung zu Landshut schwor, nicht aus-

337) Er erschien am 17. Weinmonds vor der Stadt.

338) Den 28 Weinmonds.

einander zu gehen, bis alles gezahlt sein würde. Den Vitzthum, der an sie abgeschickt wurde, jagte sie mit Schimpf und Spott hinweg: kaum hatte sich Feldherr Maffei bessern Looses zu erfreuen. Die Löhnung war erstrotzt. Zu Ingolstadt forderte die Besatzung nicht nur den Sold, sondern auch für einen Schlachthaufen französischer Grenadenwerfer sicheres Geleit durch Deutschland bis Straßburg. Herbeville kam vergebens vor die Stadt, und begehrte in Kaisers Namen Einlaß [339]). Er mußte nach Vohburg zurückziehen, bis der römische König Joseph mit Fürst Eugen, auf ihrer Reise vom Rhein nach Wien, dem Willen der Besatzung Genugthuung geleistet hatten. Das kaiserliche und Reichsheer rückte theilweise in Baierland ein.

Sobald die Festungen besetzt, die Schaaren aufgelöset waren, wurde Baiern nicht wie durch Vertrag überantwortetes, sondern wie mit dem Schwerde bezwungenes Land behandelt, das Volk entwaffnet, österreichische Verwaltung eingeführt, Kriegssteuer ausgeschrieben, alle öffentliche Einnahme mit Härte eingetrieben. Der Soldat schaltete, wohin er kam, mit trotziger Härte. Keine Ehre, kein Leben, kein Eigenthum hatte Sicher-

339) Den 12. Wintermond 1704. Mém. de Mr. de la Colonie 2, 143 ff.

oft eigenthümlichen absprechenden Tone, Bells ganze Einrichtung schon darum verwarfen, weil sie in England und Frankreich Glück machte, oder weil sich hohe Personen ihrer annahmen, oder weil selbst Generale sie bei ihren Regimentsschulen anwandten. Da meinten sie denn, das sei die rechte Erfindung, um Völker von Kindesbeinen an zu unterthänigen, gedanken- und willenlosen, auf's Kommando gehorchenden Gliederpuppen zu machen. Höchstens gaben sie vornehm-mitleidig zu, die Erfindung sei ein elender Nothbehelf, ein kümmerliches „Surrogat" aus der Surrogatenzeit für verwilderte Gegenden, die bisher keine oder die erbärmlichsten Volksschulen hatten, und ganz löblich bei Hindus und Hottentotten. Aus ihren Urtheilen ging hervor, daß sie die Sache selbst nicht kannten, und sie etwa würdigten, wie den Eindruck der römischen Peterskirche nach der Darstellung in einem Holzschnitte.

Es hätte freilich schon zu einiger Besonnenheit führen sollen, daß in verschiedenen Weltgegenden achtungswürdige und geistreiche Männer, welche sich von den Wirkungen des gegenseitigen Unterrichts in der Wirklichkeit überzeugt hatten, ganz anderer Meinung waren, und so einstimmig für die Güte der Sache sprachen; oder daß gerade die Gegner der Volksaufklärung in Frankreich die Sprache der

heit [340]). Von Zeit zu Zeit ergingen wider der Hauptleute und Beamten Gelderpreſſungen ſcharfe Befehle von oben. Dieſe aber ſchienen weniger die Frucht des Mitleids, als der Klugheit zu ſein, damit Baiern nicht in den erſten Monden ausgezehrt, oder wenigſtens neben aller Gefühlloſigkeit noch der Schein von Menſchlichkeit behalten werde. Landshut ward der Sitz der höchſten Behörden; hier der Graf von Löwenſtein-Wertheim Haupt der kaiſerlichen Verwaltung zu Baiern; ein Unterſtatthalter in der obern Pfalz, zu Amberg, der Freiherr von Taſtung. Den Kriegsſachen war Graf Sigmund von Lamberg, den Kammerſachen Graf von Sreau und Graf von Mollart vorgeſetzt.

Mit unausſprechlicher Traurigkeit ſah Kurfürſtin Thereſia die Leiden ihres unterjochten Volkes. Theils dadurch, theils durch die Geburt eines Kindes während der Unruhen, in ihrer Geſundheit erſchüttert [341]), ward ihr von den Aerz-

340) Während der kaiſerlichen Beſetzung Baierns betraf der größere Theil der Verordnungen ſogenannte „Militair-Exceſſe", Steuer-Ausſchreibungen, Steuer-Eintreibungen, Räuberbanden u. dgl. m.

341) Den 21. Chriſtm. 1704 gebar ſie den jüngſten ihrer Söhne, Maximilian Emanuel, der aber den 17. Hornung 1705 wieder ſtarb.

ten Zerſtreuung und Luftveränderung zur Pflicht gemacht. Sie empfahl ihre Kinder in die Hand treuer Diener und der Gnade des Kaiſers, und reiſete gegen Ausgang Winters [342]) nach Venedig, um ſich in den Armen ihrer von Rom kommenden Mutter über den großen Jammer zu tröſten, deſſen Zeugin ſie nicht länger ſein konnte. Dies Entfernen mehrte den Kummer des verwaiſeten Landes. Mit Thereſien verſchwand die letzte Hoffnung zur Milderung des Schickſales. Nun ward Leopold, der Ueberwinder, feierlich, als alleiniger, rechtmäßiger Landesherr, in Baiern verkündet; ihm Huldigung gefordert [343]). Sein bald danach folgender Tod [344]) brachte kein Ende der Trübſale. Denn Kaiſer Joſeph I, Erbe von Leopolds Kronen und Würden [345]), blieb auch der Erbe von Leopolds Grundſätzen. Er haßte leidenſchaftlicher, als ſein Vater; befahl gebieteriſcher, mit noch geringerer Umſicht. Die rührenden Vorſtellungen der Landſtände wurden mit verächtlicher Gleichgültigkeit, die Klagen des Volkes mit Vorwürfen zurückgewieſen. Mehr, denn aller

342) Den 16. Hornung 1705.
343) Am 29. April 1705.
344) Den 5. Mai 1705.
345) Seine Huldigung ward in Baiern den 13. Aug. 1705 ausgeſchrieben.

Druck von Einlagerungen, Abgaben, Willkührlichkeiten, schmerzte aber jeden Baier der blutige Hohn, mit welchem jedes vaterländische Ehrgefühl zertreten wurde.

Da gereute viele von den Räthen heimlich ihre allzugroße Zuversicht auf des österreichischen Hofes Billigkeit. Es gereute nun viele Krieger, die mehr denn einmal des Kaisers Fahnen vor sich fliehen gesehen, ihre Waffen gestreckt zu haben. Das verlassene Volk warf stumm verzweifelnd seinen Blick allein noch auf die Söhne des hohen Adels, deren Ahnen vorzeiten für Baierns Freiheit und Namen ruhmreich gestritten. Erbadel ist immer Erbschuld gegen das Vaterland. Doch schwiegen sie zitternd Alle.

Aber Land auf, Land ab, zogen geschäftig viele verabschiedete Soldaten. Bürger kauften Waffen auf, zogen die versteckten hervor. Es liefen dunkle Gerüchte, wilde Wünsche von Ohr zu Ohr: hätte man einen festen Platz an der Donau, Frankreich würde ein Hilfsheer schicken, der Kurfürst kommen an der Spitze aller ausgewanderten Baiern. Es sei wohl möglich, in einer Nacht sämmtlicher Besatzungen los zu werden. Schon der Gedanke gab Muth. Unvorsichtige Drohungen machten sich gegen die Gewaltthätigen laut. Diese sahen mit Besorgniß den düstern Trotz des Volkes. Das Entdecken verheimlichter Pulver-

und Waffenvorräthe [346]) ſpiegelte dem Argwohn der Machthaber Verſchwörungen vor, die ſie ausgedehnter oder reifer glaubten, als ſie waren. Thereſiens Reiſe nach Venedig ſchien damit im Zuſammenhang, als wolle die Fürſtin nur dem Vorwurf der Theilnahme, oder den Folgen derſelben entgehen. Eilboten flogen ſogleich nach Wien. Kaiſerliche Schaaren, im Begriff nach Italien zu ziehen, dort gegen Vendome den Fürſten Eugen zu verſtärken, wurden zurückberufen; Bürger und Landleute abermals entwaffnet; das Rentamt München, die Hauptſtadt ſelbſt von Kaiſerlichen beſetzt. Als der Feldmarſchall Graf von Gronsfeld am fünfzehnten Maitag unerwartet vor München erſchien, und die Bürger ihre Thore ſchloſſen, ihre Wälle beſetzten, verhieß er ihrer Stadt und den Kindern Maximilian Emanuels volle Sicherheit. Sie aber riefen den Vertrag von Ilbersheim an, und fragten: ob eines Kaiſers Wort nicht mehr werth ſei? Zur Antwort

346) Im monatlichen Staatsſpiegel, Heumond 1705 S. 25, findet man Verzeichniſſe von entdeckten Waffenvorräthen, ausgegrabenem Geſchüz u. dgl. zu Waſſerburg, Schongau, Abensberg, München. Die damaligen Zeitſchriften aber waren voller Sagen, meiſtens zum Nachtheil Baierns, im Ton und Willen der obſiegenden Macht geſchrieben.

führte er Feuerschlünde und Mörser gegen die Mauern, und drohte Einäscherung. So erzwang er den Eingang [347]). Die Einwohner wurden entwaffnet, Edelleuten nur eine Jagdflinte nebst zwei Pistolen erlaubt, die Vorräthe des Zeughauses entführt, die Festungswerke geschleift, die kurfürstlichen Güter eingezogen und alle Bedingungen des Ilbersheimer Vertrages gebrochen. Wer sich dem Kurfürsten anhänglich zeigte, gerieth in Gefahr, Verräther zu heißen [348]).

Von Venedig eilte Theresia zurück. An den tirolischen Grenzen ward sie angehalten, und ihr des Kaisers Befehl eröffnet, daß sie den baierischen Boden nicht wieder berühren dürfe. Sie mußte umkehren, trostlos, ohne Hoffnung, ihre Kinder umarmen zu können.

Vielleicht milder Weise an Hochachtung heiliger Verträge und an Schonung einer unglücklichen Fürstin zu mahnen, ward Maximilian Emanuels ältester Sohn, Karl Albrecht, ein achtjähriger Knabe, angeleitet, in einem zur Krone des Reiches glückwünschenden Schreiben,

---

347) Am 16. Mai wurden ihm die Thore geöffnet.

348) Der Geheimschreiber Neusönner, einer von denen, die den Ilbersheimer Vertrag im Namen der Kurfürstin abgeschlossen, mußte, freier Aeusserungen willen, gefänglich nach Oesterreich geführt werden.

den Kaiser um Erlaubniß zur Rückkehr der Mutter zu bitten. „Ob man uns jetzo gleich nichts übrig läßt, schrieb das Kind, als tiefes Elend zu beweinen, hoffen wir doch, daß die Unschuld vor dem Thron der Barmherzigkeit Eurer kaiserlichen Majestät einige Gnade finden werde 349)."

Josephs finsteres Schweigen war die bedeutsamste Antwort. Die kurfürstlichen Kinder wurden mit größerer Strenge bewacht, ihre Verbindungen mit den Aeltern unterbrochen, Maximilians Boten und Briefe aufgefangen 350); alle Zusammenkünfte von Bürgern und Landleuten schärfer beobachtet. Man besoldete Horcher. Liebe für Fürst und Vaterland büßte in Kerkern. Man zitterte, den freien Gedanken durch ein Zucken des Mundes, durch ein Blinzeln des Auges zu verrathen. Man sah des Landes achtbare Ge-

349) Der Brief, im Brachm. 1705 geschrieben, ist auch in Falkensteins baier. Gesch. 3, 815 abgedruckt.

350) So zu Donauwörth der Hofkammerrath des Kurfürsten, Freiherr von Lier, welcher mit Briefen seines Herrn an die Kurfürstin und die jungen Fürsten Karl Albrecht und Philipp kam. Die Schreiben waren keines verdächtigen Inhaltes. Seinem Sohne Philipp sandte der Kurfürst Hemdenknöpfe von Diamanten „wegen des ersten Briefs, so er mir geschrieben." Schreiben Val de nostre Dame. Den 7. Brachm. 1705. Im theatr. europ. 17, 114.

ſchlechter beſchimpft und mißhandelt [351]); ſah, wie die Gräfinnen von Törring-Seefeld, von Rechberg, die Freifrau von Prielmaier, andere mehr, deren Männer dem Landesherrn ins Elend gefolgt waren, aus ihren Wohnungen weggeſtoßen wurden; wie Fremde mit deren Fahrniß und Habe ſchalteten, und die Schriften und Geheimniſſe der edeln Häuſer durchwühlten. Man hörte, wie Söhne und Töchter des alten Fürſtenthums Baiern, Gefangenen gleich, bewacht, mit Fortführung nach Oeſterreich bedroht wurden, von Menſchen umringt waren, die nie der entfernten Aeltern Vertrauen gehabt [352]). Aber keiner der Großen regte ſich. Der landſchaftliche Ausſchuß, ſtumm zu allem, wagte höchſtens von Zeit zu Zeit unterthänige Bitten, und diente knechtiſch den Unter-

---

351) So groß war die Wuth der Feinde, daß ſie bei Erſteigung des ſprgenſteinſchen Schloſſes Altenberg, den Freiherrn von Sprgenſtein gefangen nach Höchſtädt ſchleppten, weil er ein Anhänger des Kurfürſten geweſen, und ihn daſelbſt zwangen, einen Becher voll Scheidewaſſers anzutrinken, woran er ſogleich geſtorben iſt. Lang's Adelsbuch S. 249.

352) „Nos enfants ont toujours une éducation pernicieuse," ſchrieb der Kurfürſt unterm 15. Jänner 1706 an ſeine Gemahlin: „l'âge vient et les plis se font. Je crois Mme. de Weix aussi peu propre que Guidebon et ceux qui les entourent." Hdſchr.

drückern. Ritterschaft und Geistlichkeit, in Tagen des Glückes allezeit die ersten, den Fürsten mit Liebkosungen zu berauschen und Gnaden zu erbetteln, zogen sich nun mit schweigender Selbstsucht zurück, mehr über Bewahrung des eigenen Gutes, als um des Vaterlandes verlorne Freiheit und Ehre bekümmert. Es fehlte sogar nicht an Beamten, welche die Schändlichkeit ihres Eigennutzes schlau unter der Unbarmherzigkeit der Fremden versteckten, und dem gequälten Volk größere Summen nahmen, als die kaiserlichen Steuer-Ausschreiben forderten [353]). Diese Feigheit und Nichtswürdigkeit in höhern Ständen erleichterte die willkührliche Gewaltherrschaft der Ausländer, und ermunterte zu größern Versuchen.

Es sollten zwölftausend Baiern ausgehoben werden, unter den Fahnen Josephs in Italien und Ungarn zu dienen. Der jungen Mannschaft ward geboten, sich auf den Musterplätzen zu zeigen, damit die Auswahl getroffen werde [354]). Dieser Befehl machte das Maß der Verzweiflung voll.

---

353) Georg Sebastian Plinganser's Bericht über den Volksaufstand an Kurfürst Maximilian Emanuel. Hdschr. im Königl. Büchersaal zu München.

354) Das Gebot war schon unterm 16. Brachm. 1705 gegeben; aber erst im August wurde es in Vollziehung gesetzt.

Die jungen Männer flohen aus den Dörfern und verbargen ſich in Wäldern und Gebirgen. Keiner wollte unter die Fahnen des Unterjochers von Baiern. Nachts ſchlichen ſie zu ihren Hütten, Nahrung zu holen, oder ſie verbanden ſich mit verabſchiedeten Kriegsknechten, und erpreßten auf abgelegenen Höfen den Lebensunterhalt [355]). Man verlegte kaiſerlicher Seits Soldaten in die Dörfer, nahm Zurückgebliebene mit Gewalt, fing Entflohene auf, ſchlug und mißhandelte die Einen, warf Andere in die Kerker. In den Gerichten Eggenfelden an der Rott, Reichenberg, Griesbach, Wolfrathshauſen und andern ließ man die Jünglinge nächtlich in ihren Betten überfallen, unangekleidet aus den Schlafkammern reißen, und bei herbſtlicher Kälte kaum bedeckt, auf Wagen gefeſſelt, ins Tirol ſchleppen. Wer Widerſtand wagte, ward niedergehauen.

17.

Der große Aufſtand des Volkes.

Im J. 1705 – 1706.

Gewalt ruft Gewalt. Durchs Land ging die Loſung: „Lieber baieriſch ſterben, als kaiſerlich verderben!“

355) Wie man aus der Kundmachung der kaiſerlichen Landesverwaltung, München den 1. Auguſt 1705, erſieht.

In Dörfern flüsterten die Leute zusammen und berathschlagten über Selbstrettung, weil vaterländische Obrigkeit ohne Macht, fremde Botmäßigkeit ohne Gerechtigkeit und Erbarmen sei. Denn selbst wenn ganze Gemeinden, ausser allen Steuern und Auflagen, noch willig das Letzte gegeben hatten, ihre Söhne vom Kriegsdienst frei zu kaufen, kamen wieder andere, wollten von geschehenen Zahlungen nicht wissen und die junge Mannschaft nehmen. Solches Spiel sollte auch in den Umgegenden der kleinen Städte Röth und Neuburg vor dem Wald getrieben werden, im Fürstenthum der obern Pfalz an der Schwarza. Wie aber die kriegerischen Absendungen erschienen, die Söhne zu fordern, machte sich das Volk auf, und schlug die Soldaten zurück. Es rückten verstärkte Gewaltshaufen herbei, und ihnen begegnete der Landsturm. Nun rannten von Dorf zu Dorf Lärmboten, die Nachbarn zu wecken. Ueberall vor dem Walde wards laut und rege. Binnen wenigen Tagen standen bei fünfhundert herzhafte Männer beisammen und schworen sich Treue in Noth und Tod. Es war im Weinmond, die Aernte eingesammelt. Verzweiflung machte zu allen Anschlägen Muth. Keiner legte die Waffen wieder ab. Man fürchtete die Kaiserlichen nicht, denn sie waren schwach, ihre meisten Schaaren aus

deutschen Freisinnigen gegen Bells Erfindung führten, während in Frankreich diejenigen, welche aus dem französischen Volke nichts weniger als eine geistlose Maschine machen möchten, so eifrig für die Sache kämpften. Allein der Stolz des Vorurtheils wußte sich auch da zu verblenden und sich mit Verachtung der Männer, die ihre Ueberzeugungen aus der Wirklichkeit hergenommen hatten, zu rechtfertigen.

Vor Allem vergaß man zu bedenken, daß Bells einfache Erfindung nicht eine neue eigentliche Lehrart für den ersten Jugendunterricht sei, wie etwa die eines Basedow oder Pestalozzi, sondern bloß Einrichtung des Unterrichts in Dingen, die auch in unsern besten Schulen, nur durch Gedächtniß und Uebung, zur Fertigkeit gebracht werden. Lesen, Schreiben, Rechnen, Anfangsgründe des Zeichnens, Kenntniß der Landkarten, der Namen von Welttheilen, Ländern, Bergen, Städten, Flüssen u. s. w. bleiben in allen Schulen Sache des Gedächtnisses, verlangen Uebung und Fertigkeit. Mehr will Bells Unterrichtsordnung nicht bewirken, als die Erwerbung dieser Fertigkeit erleichtern.

Sie wird dadurch erleichtert, daß, während sonst ein einziger Lehrer oft sechszig bis hundert Kinder gleichzeitig auf die verschiedenste Art beschäftigen, unterrichten und beaufsichtigen muß,

Baiern wieder über das Gebirg nach Italien gegangen.

Der Aufſtand an der Schwarza lockte an Iſar, Vils und Inn zur Nachfolge. Die Leute ſchaarten ſich; abgedankte baieriſche Kriegsleute geſellten ſich dazu. Jeder gab, was er hatte; Waffen, Pferde, Wagen. Man bildete gekleidete Heerbanden, Schlachthaufen und Reitergeſchwader; übte ſich in Bewegung und Geſchoß; zog mit Fahnen und klingendem Spiel durchs Land; veriagte vereinzelte Abſendungen der Oeſterreicher oder entriß ihnen ausgehobene Mannſchaft; lud ruhige Dorfſchaften zum Beitritt ein, oder zwang die Furchtſamen mit Drohungen.

Nun traten einzelne Männer von Muth, baieriſchem Ehrgefühl und höherer Bildung her. vor, die ſich zur Rettung des Vaterlandes Hand und Schwur gaben[356]); meiſtens Jünglinge, bürgerlicher Abkunft, adelichen Gemüthes, in dem

356) „Zu dem endte wurdte zwiſchen privatperſonen ein ſolch genaue Verbindnuß abgeſchworen, daß Sye ehender Leib vnd Leben in die Schanz ſchlagen vnd biß uff den letſten Bluetstropffen fechten, als das edliſte Cleinod des liebwerthiſten Vaterlandts, die durchleichtigſte Nachvolge Vnſerer gnädigſten Fürſten vnd Herren den rauberiſchen Handen entlaſſen wollten.“ Plinganſer.

Lebensalter, da die erwachte Kraft nach Thaten lechzet und die Urbilder des Guten und Großen, noch rein vom Staub der Alltagswelt, die unbefleckte Seele mit Todesverachtung und Liebe des Ewigherrlichen entzünden. Einer Erlösungsstunde längst gewärtig, umgürteten sie sich und reiseten zu den Scharen des Aufstandes. So Georg Sebastian Plinganser, ein kräftiger, feuriger, junger Mann, verständig und kenntnißvoll. Er verließ die Hochschule von Ingolstadt, wo er sich der Rechtswissenschaft geweiht hatte, um nun seines Volkes Recht treu mit Schwert und Feder zu verfechten. Als er gen Pfarrkirchen, seinen Geburtsort, kam, einen Markt ohnweit dem Rotfluß im Rentamt Landshut, erkoren ihn seine Landsleute zum Hauptmann der Reichenberger Landfahnen[257]). Ein anderer Jüngling, Meindel, führte eine Schaar von fünfhundert Reitern; Dalmay einige hundert Husaren; Xaver Oertel Dragoner; Christian Jäger und Andere zahlreiches Fußvolk.

Wenige Wochen, und an beiden Innufern erhoben zwanzig- bis dreißigtausend Landleute mannigfaltige Waffen; alle entschlossen, das Vaterland von Schmach und Noth zu befreien. Sie nannten sich Landesvertheidiger; klagten der

257) Am 9. Winterm. 1705.

Welt in offenen Kundmachungen die Urſache ihres verzweiflungsvollen Entſchluſſes, und erlieſſen Befehle und Aufgebote an das Volk, wider den gemeinſamen Feind aufzuſtehen[358]). Die kaiſerlichen Beſatzungen offener Orte eilten in die Feſtungen; die betrügeriſchen Angeſtellten bei der Heerpflege retteten ſich mit böſem Gewiſſen; viele derſelben flohen aus dem Lande. Für öſterreichiſche Soldaten war es nirgends geheuer. Doch großmüthig ſchonte der baieriſche Landmann, auch in tiefſter Erbitterung, des Wehrloſen. Als eines Tages der kaiſerliche Oberſt-Statthalter Franz Anton Graf von Lamberg, der zu ſeiner Schaar reiſen wollte, durch die Bauern im Altheimer Poſthaus eingefangen ward, entlieſſen ſie ihn wieder, da er vorgab, auf Wallfahrt nach Altötting begriffen zu ſein. Wie er aber Nahrung begehrte, ſeinen Hunger zu ſtillen, ſperrten ſie ihn in eine Hütte, wo viele Holzäpfel aufgehäuft lagen, und ſprachen: „Friß davon; mehr

358) Ein ſolches Aufgebot, jedoch mit Ausnahme „des Adels und derer ſo Weib und Kind haben", iſt im Theatr europ. 17, 119 abgedruckt, und wie gewöhnlich unterzeichnet: „Churbayeriſche Landes-Defension. J. H. Wormbs." — Unter dem Namen Wormbs iſt Plinganſer verſteckt, wie er ſelbſt in ſeinem handſchriftlichen Bericht S. 71 anzeigt.

habet ihr uns zum Leben nicht übrig gelaſſen[359]).“

Nie war der Aufſtand eines Volkes durch Uebermaas ſeiner Leiden gerechtfertigter, nie für eine heiligere Sache unternommen. Er ward begeiſternd für das Gemüth der Städte; aber in den Schloſſern der Grafen und Edeln bewegte er kein Herz. Selbſt jenes ruhm- und glückgekrönte Wagſtück der tapfern Tiroler vor wenigen Jahren entflammte keinen des Adels, in Baiern zu zeigen, was Liebe für Fürſt und Vaterland vermöge. Unter kalten Abwägungen des Vortheils, oder ob die Zeit zum allgemeinen Aufſtand gelegen ſei, verflog ein großer Augenblick, in welchem die allgemeine Freiheit, wo nicht gerettet, doch an hartherzigen Unterdrückern gerächt, und Baierns alte Ehre glänzend, wenn auch blutig, emporgehalten werden konnte. Es gibt im Leben einzelner Menſchen, wie großer Völker, Stunden, die, über gemeine Berechnung erhaben, für das bedrängte Heiligthum das Opfer des Allerköſtlichſten heiſchen, und ruhmvollen Tod zum höchſten Gewinn der tapfern Seele machen. Dies ſind die großen Lehrſtunden der Nachwelt; die Lichtblicke im düſtern Bild der Weltgeſchichte, da die Tugend heller als das Glück leuchtet.

359) Im Theatr. europ. l. c.

Die behutsame Umsicht der höhern Stände, ihre feige Ergebenheit gegen die Sieger, vielleicht ihr Stolz selbst, dem schwer ward, gemeine Sache mit Bürgern und Landleuten zu machen, hinderte allgemeine Erhebung und gewaltigern Gang. Dem Ganzen der Landesvertheidigung mangelte, mit erfahrnen Feldherrn und hochgeachteten Namen, innerer Zusammenhang, äussere Würde. Ein Heer von dreißigtausend Streitern, alle dem Sieg oder Tode zugeschworen, flatterte ungewiß in losen Schwärmen umher, ohne gemeinsames Haupt, nur vom Geist der Rache geführt.

Plinganser sah nicht ohne Betrübniß die ungeheuere Zerstreuung so großer Kräfte, aber verfolgte edeles Muths, ohne Todesfurcht, ohne Hoffnung des Glücks und Ruhms, sein Ziel. Vor allem erst bewog er mit Beredsamkeit die Anführer der Haufen, sich der festen Städte und der Brücken am Inn zu bemeistern, eine starke Kriegesgrenze gegen Oesterreich zu gewinnen, und die Verbindung zwischen Baiern und Wien zu durchschneiden. Dann erst sei Zeit, was im Vaterlande kaiserisch sei, zu vertilgen. Man gehorchte dem Rath. Er selbst, mit seinem Freunde Meindel verbunden, führte seine Fahnen gegen Burghausen. Achthundert Männer wählte er aus, und drang an einem dunkeln Abend des Winter-

monds[360]), durch eine ungehütete Pforte der Mauer[361]), innen von der Hand eines vertrauten Bürgers geöffnet[362]), in die Stadt. Aber voreiliges Geschrei des ungestümen Haufens verrieth ihn[363]). Die Besatzung, kaum zweihundert stark, rückte in geschlossenen Gliedern durch die Gassen, und trieb die Eingedrungenen zurück. Ueber dreihundert derselben, schon in andern Stadtvierteln, wurden vom Rückweg abgeschnitten und gefangen. Das Unglück zu rächen trat Plinganser folgendes Morgens mit allen seinen Fahnen vor Burghausen. Er zählte viertehalbtausend Mann unter seinem Befehl. Die Stadt ward umlagert. Der kaiserliche Befehlshaber verlor das Leben; die schwache Besatzung in der Veste übergab sich und die Stadt nebst dem Schlosse. Fünfzehnhundert Landesvertheidiger blieben zur Bewachung

360) Den 14. Winterm. 1705.

361) Durchs „Mauthhörlein, das besonders mir und beruhrtem Meindel, als wir vorwals allda in Studiis gestanden, wohl bewußt war.“ Plinganser Hdschr.

362) Eisenmann, Kriegsgesch. 2, 125, nennt einen Handschuhmacher von Burghausen.

363) „Denn die vorige sich selbst mit tumen Geschrei verrathen und nebst hinterlassung 30 todten und 200 gefangnen schandlich zurucktreiben lassen.“ Plinganser.

von Burghausen; die übrigen bedrohten Wasserburg und Braunau.

Der kaiserliche Oberst von Wendt, Befehlshaber in München, ein kluger und herzhafter Kriegsmann, hatte schon in der Nähe der Hauptstadt kleinere Haufen des Aufstandes auseinander getrieben. Er eilte mit einigen Schlachthaufen bei Kraiburg über den Inn [364]), Wasserburg zu retten. Es gelang ihm, vereint mit der Besatzung dieser Stadt, die Baiern in drei glücklichen Gefechten zu zersprengen. Plinganser hatte aber, während er hier den Feind beschäftigte, den Obersten Weindel mit sechstausend Mann ausgesandt, um Braunau am Inn zu berennen. Die Stadt wurde beschossen, selbst mit glühenden Kugeln, und die kaiserliche Besatzung, neunhundert Mann stark, nach vierzehntägiger Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen [365]). Oberst Wendt kam zu spät. Plinganser lagerte neben der Stadt, und ließ die Waldung rings um sich her verhauen. So erwartete er seinen Feind. Wendt, beim Anblick der vortrefflichen Stellung, versuchte den Befehls-

364) Den 21. Wintermonds.

365) Den 27. Winterm. Die Landesvertheidiger verloren nach ihrer Angabe dabei nur drei Mann.

haber der Landesvertheidiger [366]) durch Güte zu gewinnen, und sandte zu Plinganser dessen Stiefvater ins Lager. Allein dem Jünglinge war das Vaterland mehr, als der Vater. Er blieb den Bitten desselben, wie Wendts goldenen Verheißungen und furchtbaren Drohungen, taub. Da griff Wendt Plinganſers Stellung an. Es war ein langes blutiges Ringen. Plinganser trieb den kaiſerlichen Feldherrn zurück. Dies erleichterte die Einnahme von Schärding. Es fiel dieſe Stadt mit reichen Kriegsvorräthen, und einer Menge groben und kleinen Geſchützes in die Gewalt des Aufſtandes [367]), nachdem ſie mehrere Wochen lang von fünftauſend Baiern umringt, und ihre Mauer ſchon beim Kloſter der Kapuziner niedergeſchoſſen

366) Plinganser unterſchrieb ſich in ſeinen Befehlen gewöhnlich „Landt-Defenſions-Kriegs-Commiſſar.“

367) Den 4. Chriſtmonds. Der kaiſerliche Oberſtwachtmeiſter Bittner mit fünfhundert Mann empfing freien Abzug. Der Vertrag zur Uebergabe war baieriſcher Seits unterſchrieben von „Chriſtian Ziegler, churbaier. Adjutant, Johann Ferd. Leo Rainer von und zu Hakenbuch, Schützenhauptmann, und Wolf Andeſtner, Corporal von den Schützen, im Namen der geſammten Gemeinde.“ Man fand im Zeughauſe fünfhundert Zentner Pulver, fünfzig Stück Geſchütz und andere Bewaffnung.

war. Zwischen Inn und Isar widerstand nun keine Stadt länger; der Weg lag offen nach München. Ueberall aber behandelten die Landesvertheidiger feindliche Besatzungen menschlich; gestatteten ihnen ehrenvollen Abzug nach Oesterreich, nachdem dieselben geschworen, nicht gegen den Kurfürsten von Baiern, und dessen Volk, noch gegen die Krone Frankreich zu dienen; und hielten die Uebergabebedingungen gewissenhaft. Hier herrschte kein Muthwille, selten Rache des Pöbels, sondern ernstes Wesen, und Gebot der Vaterlandsliebe, fremdes Joch abzuschütteln. Es war in Allen großer Sinn, werth einer gerechten Sache und der feindlichen Achtung.

Noch dachte Plinganser an Ueberrumpelung Passau's. Doch mancherlei Widerwärtigkeiten hinderten die Vollstreckung des Anschlages. In Burghausen nämlich, wo die baierische Landesverwaltung, an ihrer Spitze der Freiherr von Prielmaier, durch den Ausschuß der Landesvertheidiger bestätigt war, hatte dieselbe in des Ausschusses Hand dem Kurfürsten Treue schwören müssen. Prielmaier aber und vereint mit ihm der Herr von Wiedmann, Rentmeister zu Burghausen, nebst andern Beamten, gehorchten nur ängstlich den Häuptern des Aufstandes und mit heimlichem Unwillen den Befehlen siegerischer Bauern und Burger. Ihnen wäre gemüthlicher gewesen, unter

österreichischer Gewalt den Ausgang des großen Krieges am Rhein und in Italien mit Ruhe zu erwarten. Nicht also stand es im Sinn des verzweifelnden Volkes. Dieses zog unaufhaltsam gegen München, wo die Bürgerschaft, mit verhehlter Freude, der Kommenden harrte.

Der Graf von Löwenstein-Wertheim und die kaiserliche Verwaltung zitterten. Sie erwarteten noch frische Kriegsvölker, welche aus Franken und Schwaben herbeieilen sollten. Nur Zeit gewonnen war ihnen Sieg. Sie schlugen daher den Häuptern des Aufstandes Unterhandlungen vor. Drei Meilen von der Hauptstadt, zu Anhing, geschah die Zusammenkunft [368]). Neun Abgeordnete der Landesvertheidigung, unter ihnen Freiherr von Prielmaier und Meindel, kamen, jeder in einer Kutsche mit Sechsgespann, den stolzen Prunk der Großen erwiedernd, welcher nur knechtischen Seelen Ehrfurcht gebeut. Dreitausend wohlbewaffnete Streiter bildeten eine Ehrenwache. Die kaiserlichen Bevollmächtigten forderten, daß sich die Aufständischen, mit Niederlegung der Waffen, unbedingt der Gnade des Reichsoberhaupts hingeben sollten. Schon seien von Italien her und dem Rhein Heere in Bewegung, Sieg gegen Uebermacht nicht zu erwarten, nur unabsehbares Unglück. —

368) Den 4. Christmond.

nun für fünf und zehn Kinder zum Unterrichte und zur Aufsicht ein besonderer Lehrer angestellt ist. Es wird auch dem besten Schulmanne unmöglich, unter sechszig bis hundert Kindern jedes einzelne besonders zu beobachten und zu unterweisen. Er führt nur die Masse. In Bells Schule aber sind die kenntnißvollern Kinder die Unterlehrer bei den Abtheilungen derjenigen, welche noch nicht so weit als sie vorgerückt sind, und die von diesen Unterrichteten sind wieder Unterlehrer von Abtheilungen derer, welche noch tiefer in den ersten Anfängen stehen. So wird jedes Kind einzeln beaufsichtigt, unterwiesen und beschäftigt.

In dieser Unterrichtsform läßt sich jede beliebige Methode (auch die Pestalozzische, wie es denn wirklich der Fall ist), in so fern sie auf Lesen, Sprachkunde, Schon- und Rechtschreiben, Rechnen, Zeichnen und Landkartenkenntniß anwendbar ist, gebrauchen. Die Lancasterſche Form schließt nichts Besseres aus. Nur Geschichte, Erdbeschreibung und Religionsunterricht, in so fern sie in Volksschulen gelehrt werden, so wie auch Gesangübungen, werden wie bisher durch Vortrag im Allgemeinen gegeben. Es ist lächerlich, sich einzubilden, der wechselseitige Unterricht fordere, man müsse mit dem Finger im Sande auf Tischen ausgestreut schreiben lernen; das kann in den Schulen

Die Boten der Landesvertheidigung entgegneten: Niemand solle an des Volkes Rückschritt denken; jeglicher sei zum Aeussersten entschlossen, und wünsche lieber mit schnellem Tod abzukommen, denn länger gemartert zu werden. Des Volkes Begehren aber sei: Räumung des Vaterlandes von den Kaiserlichen; Uebergabe der Festungen; Zurückstellung des weggeführten Geschützes. Die Staatsführung solle dem jungen Erbfürsten und den Ständen überantwortet sein, bis zur Wiederkunft des rechtmäßigen Landesherrn oder seiner Gemahlin, und zum Unterpfand alles dessen die Kette der tirolischen Grenzvesten an Baiern übergeben werden. — Die Sprödigkeit der gegenseitigen Forderungen gestattete kein Annähern. Inzwischen ward dennoch Waffenstillstand von neun Tagen beschlossen. Dazu bot besonders der Freiherr von Prielmaier die Hand, welcher nebst einigen andern Gliedern der Burghauser Landesverwaltung, lau und flau im Unterhandeln, die Wünsche der österreichischen Behörden dienstfertig begünstigte.

Wie aber Plinganser und die übrigen Häupter des Aufstandes von Waffenstillstand hörten, geriethen sie in Zorn, weil er ohne ihre Genehmigung von den obern Behörden zu Burghausen geschlossen war, welche doch dem höchsten Ausschuß der allgemeinen Landesvertheidigung Treue und

Gehorsam geschworen hatten. Eine Frist von neun Tagen genügte den Feinden, Kriegsvolk aus der Ferne herbeizuziehen, und alle Versuche wider sich zu vereiteln, während die Baiern in derselben Zeit zu allen Unternehmungen gelähmt blieben. Plinganser zuerst verwarf den gefährlichen Vertrag. Bei einem Volk, welches Fesseln brechen will, muß den Mangel schulgerechter Kriegsübung die Flamme der Begeisterung ersetzen; diese nicht im trägen Hinzaudern verlodern. So dachte Plinganser. Er ließ die Oesterreicher ohne anders bei Neuen-Oetting angreifen, sie schlagen und ihnen die Stadt entreissen.

Es dauerten die Feindseligkeiten vereinzelt fort. Des Volkes Muth ward ungestümer. Keiner wollte beim Werke der Vaterlands-Rettung hintan bleiben. Zu Kelheim ermunterte ein wohlhabender Metzger, Namens Kraus, die Mitbürger, ihre Stadt zu befreien. In einer Nacht[359]) bemächtigten sie sich der Thore; nahmen die geringe Besatzung von vierzig Mann gefangen; erwählten den muthigen Urheber dieses Werks zu ihrem Haupt, und riefen das Volk benachbarter Orte zum Beistand. Ehe sich aber dieses sammelte, rückte schon der kaiserliche Oberst Truchseß aus Ingolstadt mit achthundert Soldaten gegen Kel-

359) Vom 13. Christmond.

heim. Zu demſelben ſtießen bei vierhundert ansbachiſche Grenadenwerfer, und eben ſo viele Schützen von Baireuth. Die Stadt wurde mit Uebermacht erſtürmt; alles, was ſich in den Gaſſen zeigte, niederzehauen, Kinder ſelbſt und Weiber. An den Altären floß Blut. Drei Stunden lang währte Raub und Mord und jede Ausſchweifung des Blutdurſts. Kraus nebſt andern getreuen Baiern wurde in Ketten nach Ingolſtadt geſchleppt. Hier vernahm er ſein Todesurtheil, geviertheilt und ſtückweiſe in allen vier Rentämtern aufgehenkt zu werden. Ueber dem Schutt ſeines Hauſes ſollte ein Galgen ſtehen. Die gefangenen Landleute und Bürger mußten um ihr Leben ſpielen; von jenen traf das Todesloos den fünfzehnten Mann, von dieſen den zehnten oder fünften. Alle wurden ihres Habes verluſtig geſprochen; und die tauglichen zum kaiſerlichen Kriegsdienſt weggeſchleppt [370]). Das unmenſchliche Urtheil ward vollzogen. Die Baiern ſtarben, viele ſtolz und ohne Reue. Andere wurden aus Heimath und Vaterland durch den Machtſpruch der feindlichen Fremdlinge verwieſen. Aber Baiern war nicht mehr der Baiern Vaterland;

370) Das Urtheil, München den 20. Chriſtm. 1705, abgedruckt in der Schrift: „Die Oeſterreicher in Baiern zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, von Johannes Raſtlos.“ Ulm 1805.

der Galgen entehrte nicht mehr. Ein Streifhaufen von zweitausend Aufständischen, der von Landau kam [371]), ward faſt zu derſelben Zeit bei Dingolfing von den Kaiſerlichen geſchlagen und zerſtreut.

Unterdeſſen hatten die Landesvertheidiger das ganze untere Rentamt Burghauſen beſetzt, und alle Oeſterreicher vertrieben. Hier ſchrieb der baieriſche Befehlshaber zu Braunau, Oberſt Zelli, eine Verſammlung aus, damit ein gemeinſamer Kriegsrath erwählt werde, welcher die zerſplitterten Kräfte der Baiern in Eins verbinden, und zum Zweck leiten könne. Aus jedem Gericht erſchien dazu ein Begüterter vom Adel, ein Pfarrer, ein Bürger und ein Landmann [372]). Auch kam von Burghauſen der dortige Rentmeiſter Wiedmann, der Kaſtner Freiherr von Prielmaier, der Landrichter von Schärding, Freiherr von Leiden; nebſt ihnen reiſeten die Grafen von Baumgarten, von Rothaft, von Aham zu Neuhaus und andere herbei. Prielmaier und Wiedmann aber trachteten ſogleich, die Leitung der Landesvertheidigung in ihre Gewalt zu bekommen.

---

371) Anführer war Feldmeſſer Kaſpar Dörfel von Vilshofen, und Heerpfleger war Sigmund Karl Manninger, Stadtſchreiber von Oſterhofen. Beide wurden gefangen.

372) Den 21. Chriſtmond.

Sie ſprachen nicht öffentlich, nur mit allen einzeln; ſtellten vor: die bisherigen Anführer ſeien Leute von geringer Abkunft, ohne Anſehen und Vermögen; würden die erſten ſein, bei unglücklicher Wendung der Dinge, ihr Heil in Flucht zu ſuchen. Geprüfte, vornehme Männer müſſe man an die Spitze ſtellen, welche mit Erfahrung in Geſchäften und durch Geburt und Reichthum dem ganzen Werke ſichern Gang und äuſſere Achtung gewönnen. Vielen ſchienen ſolche Reden aufrichtig und gegründet; Allen ſehr natürlich, daß der Adel, welcher die meiſten Gnaden und Ehren vom Fürſten genoſſen, demſelben am ſtandhafteſten anhangen werde.

Alſo ward beſchloſſen, jedermann ſolle der kurfürſtlichen Rentamtsverwaltung zu Burghauſen Gehorſam beweiſen, nachdem ſie ſelber zuvor dem Landesherrn und der Landesvertheidigung theure Eide geleiſtet haben würde. Die ehemaligen Beamten ſollten wieder eingeſetzt werden; die Gemeinden vier Schaaren zu Fuß, jede tauſend Mann ſtark, errichten; Ritterſchaft und Geiſtlichkeit eine Schaar Dragoner mit Pferd und Waffen, ohne Koſten der Landleute, ſtellen; auſſerdem ſich jeder Landſtand und Bauer mit Flinten und Zielröhren zum Aufbruch bereit halten, und Klöſter ſowohl, als Beamte ein freiwilliges Geldanlehen zuſammen-

ſteuern, damit die öffentlichen Unkoſten beſtritten werden möchten.

Nach dieſen Beſchlüſſen bezweifelten wenige mehr das Gedeihen des Unternehmens. Nur den Scharfſichtigern entging nicht, daß in die Sache, ſtatt gewünſchter Einheit, nur der Same der Zwietracht und des Mißtrauens geworfen ſei; und daß die, welchen das Volk die höchſte Gewalt gegeben, mehr zaghafte Zuſchauer, als Leiter der allgemeinen Gährung ſein wollten. Die Beamten hüteten ſich wohl, laut aufzutreten, und verrichteten nur das, was ſie eben ſowohl beim Volk, als bei den öſterreichiſchen Gewaltshabern zu ihrem Vortheil beſchönigen konnten, je nachdem der Ausgang der Dinge ſein würde. Unter die Anführer der verſchiedenen bewaffneten Haufen kam Widerſpruch und Verwirrung, und das freiwillige Geldanleben zur Rettung des Vaterlandes brachte nur wenige tauſend Gulden ein [373]).

Doch weder dies, noch alle Drohungen kaiſer-

---

373) „Es iſt aber von den Klöſtern auſſer 2000 Reichsthalern, welche Ransbofen und Reichersberg beigeſchoſſen, nichts contribuirt worden.“ Auch die Beamten thaten nichts zur Grundung einer Kriegskaſſe. „Als iſt die erwehnte Operations-Cassa damals nur mit 5000 fl. verſorget werden.“ Pfingauſer.

licher Behörden, raubten dem entſchloſſenen Volke Muth und Glauben. Und obgleich kund gethan ward in Städten und Dörfern, daß jeder Anführer geächtet und vogelfrei ſein, jeder in Waffen Ergriffene mit Galgen und Henkersſchwerd geſtraft, ſein Weib und Kind landesverwieſen, ſein Hab und Gut den Friedfertigen und Gehorſamen vertheilt werden ſolle [374]): Keiner wich zurück. Es galt für Fürſt und Vaterland.

Aus den Umgebungen von Tölz, dem Markt an der Iſar, eilten in der Mitte Winters fünftauſend von den Landesvertheidigern, ohne den Zuzug der übrigen zu erwarten, vorſchnell gegen München [375]). Sie wollten die Hauptſtadt befreien und die jungen Fürſten von Baiern aus der Gewalt des Unterdrückers erlöſen. Nur fünfhundert trugen Spießgewehr; die andern Stangen, Keulen, Meſſer, Senſen und mancherlei ländliche Waffen, in Eil ergriffen und zugerichtet. Wo ſie durchzogen, ſchloß ſich das Volk an.

374) Kundmachung vom 19. Chriſtm. 1705.

375) In einem Bericht ſagt Plinganſer, die geſammte Macht der Landesvertheidigung, zu vierzigtauſend Mann angewachſen, habe am Chriſttage ſollen vor München ſtehen. Aber jene fünftauſend wären ſchon den Tag vorher dahingegangen, und ſo vereinzelt ins Verderben gerathen.

Es strömte aus Ebene und Gebirg herbei. Ihr Anführer war ein französischer Hauptmann Gauthier. Er musterte und ordnete bei Scheftlarn, vier Stunden von der Hauptstadt, die lärmende, verworrende, ungeduldige Menge. Dann brach er den Abend vor der Christnacht gegen München auf. Hier hatte er längst mit den Bürgern Einverständniß gepflogen. In der Stadt war verabredet, daß alle Jünglinge von den Schulen, bei sechshundert an der Zahl, mit erstem Donner des Geschützes bewaffnet auf dem Anger versammelt stehen sollten, die Bürger vor dem Augustinerkloster, die Hofbediente vor dem kurfürstlichen Schlosse; alle zur tapfern Unterstützung des Angriffes.

Die kaiserliche Besatzung in der Hauptstadt, unter Befehl des Obersten Wendt, obgleich fünftausend stark, und in der Nähe von einem Heerhaufen unterstützt, welchen der Oberfeldmachtmeister Kriechbaum zu Anzing befehligte, war in Gefahr, das Opfer dieser, wenn auch übelbewaffneten, aber hochbegeisterten Menschen zu werden, hätte nicht Verrätherei gerettet. Dem Pfleger Etlinger zu Starenberg nämlich, der sich nur gezwungen mit den Aufständischen vereinigt hatte, war gelungen, zu entkommen, nachdem er die Bauerschaft auskundschaftet hatte. Er verrieth an Grafen Löwenstein-Wertheim

das Geheimniß der Anſchläge. Sogleich ward die Bürgerſchaft zu München noch einmal entwaffnet; in den entſcheidenden Stunden das Verlaſſen der Häuſer verboten; jede Straße bewacht.

Die Chriſtnacht kam. Es ſchlugen tauſend bange Herzen. Eine Stunde nach Mitternacht verkündete der Donner der Feldſtücke die Ankunft der Landesvertheidiger. In dichter Finſterniß erhob ſich das Gefecht an der Iſarbrücke. Die Gegenwehr der Kaiſerlichen ward überwunden; der Thurm an der Brücke erobert; die Noth der Oeſterreicher groß. Aber mit Morgens Anbruch erſchien auf der Straße von Anzing her Feldherr Kriechbaum. Während ſein Fußvolk den Iſarthurm beſchoß, durchſchwammen ſeine Reiter den Fluß.

Als die Landesvertheidiger, während ſie gegen Wendts Schaaren fochten, ſich im Rücken angegriffen, von den Munchnern verlaſſen ſahen, geriethen ſie in Furcht. Sie flohen die Straße nach Sendling, vom Feinde verfolgt, mit großem Verluſt. In Sendling, eine halbe Stunde von der Stadt, ſtellten ſie ſich noch einmal. Doch hochgelegene Kirchhof ward ihre Veſte, die Mauer ihre Bruſtwehr. Andere fochten hinter Hägen und Hütten verſteckt. Es war in der dritten Stunde vor Tagesmitte. Der Feind, an Zahl und Kriegskunſt überlegen, umzingelte das Dorf und drang

ein. Gauthier widerſtand hier tapfer, bis er fiel. Schrecken kam über die andern. Viele floken in großer Verwirrung und ſtarben, zur Gegenwehr unfähig, unter den Schwerdſtreichen der Verfolger. Andere ſetzten den ungleichen Kampf gegen Uebermacht mit Verzweiflung fort, den Tod für Baiern und ſein Fürſtenhaus rühmlicher achtend, als das Leben unter fremder Gewaltherrſchaft. Sie ſanken fechtend, Mann an Mann, in blutigen Reihen, wie Heldenbrüder fallen ſollen.

Schon war inzwiſchen der Vortrab von der Landesvertheidiger großen Hauptmacht bis Anzing herangerückt, als Flüchtlinge und Verwundete demſelben dieſes Tages Unglück verkündeten. Solche Botſchaft erfüllte die ländlichen Schaaren mit großer Furcht, alſo daß ſie in Eil umkehrten, und faſt gänzlich auseinander gingen.

Weit umher lagen die Felder mit Todten und Verwundeten bedeckt. Derſelben ſollen über zweitauſend geweſen ſein. Sechshundert Verſtümmelte wurden von den Siegern ſogleich in die Stadt gebracht, nicht zum Beweis des Erbarmens, ſondern den Bürgern von München zum ſchreckenden Schauſpiel. In winterlicher Kälte und Näſſe, hingeworfen in Koth, ächzten die Blutenden elend auf den Gaſſen, ohne Verband und Erquickung.

der verlassenen Hindus geschehen sein. In Europa schreibt man auf Papier und Schiefertafeln. Es ist lächerlich, sich einzubilden, der Lehrmeister habe es nur mit der Fortbildung der Unterlehrer zu thun. Er beobachtet den Gang aller Abtheilungen. Es ist lächerlich, die Ehren- und Schandzettel, die Verdienstorden und Pranger, die man etwa in einigen Schulen gebraucht hat, für nothwendigen Bestandtheil des wechselseitigen Unterrichts zu halten. Es haben diese Mittel nichts gemein mit ihm, werden auch von verständigen Lehrern nicht gebraucht.

Was aber den Hauptvorwurf betrift, welchen die Unkundigen diesem Unterrichte machen, daß er todter Mechanismus, Abrichten der Kinder, elendes Gedächtnißwesen, Hemmung aller geistigen Selbstthätigkeit sei, ist der grundloseste von allen. Man weiß, daß Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen mehr oder weniger Gedächtnißsache sei und Uebung erfordere. So in allen Schulen; darum auch beim wechselseitigen Unterrichte, wo Pestalozzi's Stufengang vieler Orten befolgt wird. Ein entscheidender Beweis aber, daß diese Unterrichtsform die Selbstthätigkeit des kindlichen Geistes mehr denn in bisher gewöhnlichen Anfangsschulen wach hält, ist, daß die Kinder mit Lust und Begierde zu den Bellschen Schulen eilen, während sie bekanntlich die gewöhnlichen

Wer die Grauſamkeit überlebte, ward mit beginnender Nacht zu den Krankenhäuſern geſchleppt.

Dieſe Niederlage beugte den Muth der Landesvertheidiger keineswegs ganz. Die Häupter derſelben traten ſogleich in Braunau zuſammen. Sie verordneten Errichtung von fünf neuen Schaaren Fußvolks, einer Schaar Dragoner unter Hoffmanns Anführung [376]), Einſammlung von Waffen aller Art, und die Wegnahme von Landau und Dingolfing. Noch einmal wurde in öffentlicher Kundmachung der Aufſtand des baieriſchen Volkes gerechtfertigt, daß dieſer Kampf für die Rechte des Fürſtenhauſes und des Landes Baiern nicht als Empörung gegen des Reiches Oberhaupt anzuſehen ſei. Auch ſtrömten zu Tauſenden wieder die Männer von Ebenen und Bergen heran, unter den vaterländiſchen Fahnen zu ſtreiten. Vergebens warnten die Verordneten gemeiner Landſchaft zu München, dem Machtgebot der Sieger gehorſam [377]).

Inzwiſchen die Landesvertheidiger zur Einnahme und Beſetzung Landau's und Dingolfing's Anſtalten trafen, verloren ſie Vilshofen. Dies, nur mit anderthalb hundert Mann beſetzt, war durch den Oberſten von Argnan überfallen und

376) Jeder Pfarrer mußte dazu ein Pferd oder ſechszig Gulden ſtellen. Plinganſer.

377) Dehortation München den 4. Junner 1706.

weggenommen [378]). Das Landvolk der Gegend ſchaarte ſich augenblicks zuſammen, den Feinden die Stadt wieder zu entreiſſen. Aber von München eilte der Oberſtfeldwachtmeiſter Kriechbaum mit einigen tauſend Soldaten nach Niederbaiern denen in Vilshofen zum Beiſtand. Der Häupter-Rath der Landesvertheidigung in Braunau, hiervon unterrichtet, ſandte ſchnell einige Kriegshaufleute nebſt Geſchüz, auch vierzig Mann zu Pferde dahin; mehrere tauſend vom Landaufgebot ſollten folgen. Alles hing davon ab, Kriechbaums Vereinigung mit Argnans Kriegsvolk zu verhindern. Die Freiherrn von Prielmaier, von Oefort und Oberſt Zelli empfingen Befehl, mit einer Schaar aufzubrechen, den Feinden entgegenzugehen. Prielmaier aber weigerte ſich; entſchloſſen, lieber ſeine Stelle niederzulegen. Eben ſo der Freiherr von Oefort: „Ich habe gelernt Soldaten befehligen, aber nicht Bauern!“ ſagte dieſer. So verſtrich ein köſtlicher Augenblick unter Gezänk, bis viel zu ſpät der Schüzenoberſt Meindel ſich auf den Weg machte, als man das abſichtliche Zögern der Edelleute wahrnahm.

Unterdeſſen war Kriechbaum ſchon bis gegen

378) Am 28. Chriſtmond 1705. Er hatte ſich zu Straubing mit einigen hundert Mann eingeſchifft, und ſo Vilshofen überrumpelt.

Wilsbofen vorgedrungen, und einverſtanden mit der Beſatzung daſelbſt zum ungeſäumten Angriff des Landſturms. Dieſer, zahlreich, jedoch ohne Ordnung, führte vier Stücke mit ſich, und hatte vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe ohnweit dem Edelſitz Aitenbach; im Rücken Waldung; auf der Stirnſeite den Bach. Ihrer ſiebentauſend ſtanden da, in Begierde zum Gefecht entbrannt. Der Kampf hob an. Es war um die Mittagsſtunde des achten Jänners. In feſtgeſchloſſenen Reihen ſetzten die Kaiſerlichen über den Bach, und ſtürmten am Hügel hinauf. Der Befehlshaber der Landesvertheidiger, Namens Hoffmann, verlor bei dieſem Anblick Muth und Beſonnenheit. Noch unerſchüttert in ſeiner Stellung, verließ er doch dieſelbe mit dem Kern ſeines Volks nebſt der wenigen Reiterei, und floh, ohne beſiegt zu ſein, dem Walde zu. Seine Feigheit erſchreckte die andern. Viele folgten ihm; andere ſtanden feſt und ſetzten den Kampf mitten in der Verwirrung fort; nun ohne Glück. Die Kaiſerlichen erſtiegen die Höhen, brachen den letzten, ſchwachen Widerſtand und vollendeten ihren Sieg mit Niedermetzelung der Flüchtlinge. Bis Sonnenuntergang ward gemordet, ſchrecklicher als bei Sendling; Gnade weder verlangt, noch gewährt. Die Leichname der Todten bedeckten bei Aitenbach das Mordfeld, eine Stunde Weges weit.

Auch dieſe Niederlage übel bewaffneter, ſchlecht-angeführter zum Theil verrathener Volkshaufen machte die Menge der Landesvertheidiger ſo wenig zaghaft, daß ſie vielmehr erbitterter den Untergang Oeſterreichs in Baiern forderten. Nicht die wurden beklagt, welche auf den Gefilden von Sendling und Aitenbach in ruhmwürdiger Treue für Thron und Vaterland gefallen waren, ſondern die, welche ſie überleben mußten. Alle dem Schwerd Entronnenen ſammelten ſich zu neuen Kampfen. Friſche Streithaufen zogen herbei, fröhlich, wie zum Feſtſpiel. Alles ſtand entſchloſſen, dem Feinde eine große Wüſte voller Gräber zu hinterlaſſen, aber nicht den Ruhm, jemals der Baiern Sinn gebeugt zu haben. Man verlangte von dem zu Braunau verſammelten Rath der Häupter nur beſſere Anführer, verlangte, dem Feinde, der ſich, die Verbindung mit Oeſterreich herzuſtellen, nach Paſſau wende, entweder auf dem Berge von Mariahilf entgegen zu ſtehen; oder, wäre dieſe Stellung ſchon verloren, ein verſchanztes Lager vor Schärding zu beziehen. Man forderte Bildung zahlreicher Reiterei, und zu dem Ende Aufgebot aller Metzger, Brauer und anderer Eigenthümer von Roſſen. Die Stadt Oſterhofen erbot, auf eigene Koſten ein vollzähliges Geſchwader auszurüſten.

Alle dieſe Wünſche und Erbietungen blieben

vor dem Landesvertheidigungs-Ausschuß eitel, zum Theil unbeantwortet. Die Glieder desselben, besonders die adelichen, mehr oder weniger überzeugt, der Aufstand führe zu keinen glücklichen Zielen, sannen nur, ihn zu enden, und sich insgeheim vor der österreichischen Behörde zu rechtfertigen. Es verdroß ihren Stolz eben so sehr, neben gemeinen Leuten süßen, als widersprechenden Befehlen wilder Haufen gehorchen zu müssen. Darum erfanden sie fort und fort Weitläufigkeiten, Hindernisse, Bedenklichkeiten, und zerstörten damit Zusammenhang und Kraft der Bewegungen, die sie zur Befreiung des Vaterlandes zu leiten geschworen hatten. Das Blutbad von Sendling schon gab ihnen Muth, am Neujahrstag offen und laut den guten Ausgang der Unternehmung zu bezweifeln, und sogar das Wort „Unterwerfung" auszusprechen. Das Volk aber gerieth darüber in solchen Grimm, daß wenig fehlte, sie alle wären ermordet worden, hätte sich Plinganser nicht der tobenden Menge mit seiner Beredsamkeit entgegengestammt und die Gemüther beruhigt.

Als nun aber von verschiedenen Seiten gleichzeitig kaiserliche, würtembergische, pfälzische, fränkische und wolfenbüttelsche Kriegsvolker in Baiern einruckten; als nun die Schaaren der Landesvertheidiger, überall übermannt und bedrängt, Stadt um Stadt fallen sahen, sprach man unverhohlen im

Ausſchuß: es bleibe keine andere Rettung, denn durch Vermittelung des Erzbiſchofs von Salzburg die kaiſerliche Gnade nachzuſuchen. Der Aufſtand in der obern Pfalz und vor dem Wald ward von den Kriegsvölkern zuerſt überwältigt, und endete mit Wiederbeſetzung der Stadt Cham. Dieſe hatte am letzten Tag des verfloſſenen Jahrs Florian Sigmund Maximilian Müller, Edler von Althammerthal und Fronhofen [379]), an der Spitze einiger Landfahnen erobert, und, nach Verſtärkung durch die Nabburger Fahnen, achthundert Mann ſtark beſetzt gehabt. Mit weit größerer Macht aber war Oberſt Arnan gegen die Stadt gekommen. Er hatte ſie mehrmals vergebens beſtürmt; den Vertheidigern endlich ehrenhaften Abzug geſtattet [380]), wie ihn ihre Tapferkeit verdiente. Doch unehrlich iſt der Vertrag gebrochen worden. Denn als die Beſatzung aus dem Thor ins Freie getreten war, wurden mehrere hundert derſelben niedergeſchoſſen, oder in den Regenfluß geſprengt; drei ihrer Anführer gefangen und ſchmählig hingerichtet [381]).

379) Er war vormals Pfarrer zu Ober-Viechtach geweſen.

380) Den 16. Jänner 1706.

381) Relation des Oberſten d'Arguan nebſt den Accords-Puncten von Chamb. Druckſchrift in 4. 1706.

Faß in gleichen Tagen gingen die Städte am Inn verloren. Burghausen auf Anſtiften der hieſigen Landesverwaltung that ſich den Siegern freiwillig auf. Die vor Schärding gelagerten Schaaren des Aufſtandes wichen erſt nach hartnäckigem Widerſtand aus einander[352]). Braunau fiel durch Verrätherei des Freiherrn von Oefort[353]). Dieſer beredete die Landesvertheidiger, den Oeſterreichern mit voller Macht entgegenzurücken. Dreitauſend, auf drei verſchiedenen Straßen, eilten ſofort den Feind zu ſuchen. Als ſie ſich entfernt hatten, ließ Oefort, einverſtanden mit den Kaiſerlichen, dieſe in die Stadt. Er richtete mit eigener Hand das Geſchütz auf den Wällen gegen die Baiern, als dieſelben, des Betrugs inne geworden, zurückkamen. Ohne haltbaren Platz, verrathen von ihren Häuptern, gingen ſie fluchend und weinend auseinander. Noch ſtand Meindel, verſchanzt im Walde, bei Waſſerburg, der Letzte auf dem Felde des Unglücks und der Ehre. Da er ringsum alles gewichen, verrathen und verloren ſah, und ſelbſt Plinganſer

352) Den 14. Jänner.

353) Plinganſer verſchweigt deſſen Namen ſchonend; aber in Lamberty's Mémoires pour servir à l'histoire du dix-huitième siècle S. 615 wird er genannt.

das Schwerd brach, mit welchem er sein Volk nicht hatte retten können: entließ er seine Getreuen schmerzvoll, und floh das unterjochte Vaterland. Dasselbe that auch der heldenmüthige Jüngling Plinganser. Dieser kehrte erst nach langer Zeit zurück, da Baiern von den Oesterreichern wieder verlassen war[384]). Er hat die Geschichte des großen Aufstandes einfach, getreu, und mit jener reinen Liebe des Vaterlandes beschrieben, die ihn zur Ergreifung des Schwerdes begeistert hatte. Zu Augsburg, wo er als Kanzler[385]) und erster Rath des Reichsstiftes St. Ulrich, bis an das Ende seiner Tage den Ruhm eines gerechten und weisen Mannes trug, ruht seine Asche[386]).

18.

Das Land vom Kaiser unterjocht, vertheilt, der Kurfürst geächtet.

Im J. 1706.

Nach Zerstreuung der letzten zur Landesvertheidigung bewaffneten Schaaren, ward die Ent-

384) Im Jahr 1716 ward er Fürsprecher beim Hofgericht zu München.

385) Seit 1723.

386) Er starb den 7. Mai 1738.

waffnung alles Volks wiederholt[387]); mit Todesstrafen jeder bedräut, der seine Wehre nicht an die Zeughäuser von München, Landshut, Straubing, Burghausen und Amberg lieferte. Gnade und Vergessung des Vergangenen war feierlich angekündet worden; aber die Verhaftungen dauerten fort. Viele ansehnliche Burger des Landes wurden in München und andern Städten zum Tode verurtheilt und qualvoll hingerichtet[388]), die Gemeinden ohne Schonung mit Beherbergung der Kriegsknechte, mit Abgaben, Schaarwerken, Fuhren, Lieferungen belastet und in Armuth und Elend niedergedruckt; die Kerker nie leer; der Grausamkeiten kein Ende. Das gequalte Volk hatte das Recht zur Klage verloren, und wegen seiner Seufzer Verantwortlichkeit. Vielen bangte nun selbst für die Tage der jungen Fürsten zu München[389]); oder daß diese Unglücklichen in

387) Befehl vom 12. Hern. 1706. Auch Edelleute, Aebte und Geistliche mußten alles Gewehr abgeben.

388) Staatsspiegel Hornung S. 39 ff. und März S. 32 ff. Noch im J. 1707 wurde Hofmann, einer von den Theilhabern des Aufstandes, wegen verdächtiger Reden und Schriften, nach München geführt und geviertheilt. Theatr. europ. Jahr 1707. 18, 134.

389) „Tout ce qui est à craindre, c'est leur éducation", tröstete der Kurfürst in dem Briefe vom 15.

das Innere Oesterreichs entführt, Opfer von Kaiser Josephs gefühlloser Staatsklugheit werden mochten[390]). Theresia verging zu Venedig in mütterlichem Schmerz. Ihre Kinder mit List oder Gewalt aus der Hand des Feindes zu erlösen, blieb ein heißer und ohnmächtiger Wunsch[391]).

Maximilian Emanuel hatte in den Niederlanden, zuerst aus öffentlichen Blättern, den Aufstand der Bauern erfahren; sein Herz geblutet, als er des Volkes Unglück vernahm[392]). Wie-

---

Jänner 1706 seine Gemahlin: „pour leur santé et leur vie je n'appreheade rien." Hdschr.

390) Noch unterm 13. April zweifelte Maximilian, in seinem Schreiben an die Kurfürstin, an der Wegführung seiner Kinder: „Pour ce qui est de la crainte qu'on envoye les enfants à Graetz, je ne saurois jamais le croire; car ne sont ils pas à Munich tout de même entre les mains des impériaux? Helas! que peuvent-ils craindre à présent? tout leur est soumis." Hdschr.

391) „Vous me parlez de trouver moyen de les retirer, helas, par la force. — Quel moyen? — L'affaire des m-contents, comme vous saves, est finie." Schreiben Maximilian Emanuels an seine Gemahlin vom 12. Hern. 1706. Hdschr.

392) „L'affaire des paysans en Bavière, schrieb er der Kurfürstin am 1. Jänner 1706, devient (selon les nouvelles publiques et les gazettes, car je

nicht allzugern besuchen, eben weil darin ihr Geist zu wenig Beschäftigung, daher Langeweile findet.

Schon daß nach Bells Einrichtung jedes einzelne Kind sich fortdauernd beachtet sieht, schon die stete Abwechselung des Stehens und Sitzens, schon das stete Abändern der Unterrichtsgegenstände, schon selbst der Wechsel, bald Schüler der Gelehrtern, bald Lehrer der Unwissendern zu sein, schon das Soldatenspielartige in der allgemeinen Ordnung unterhält den lebhaften Sinn der Kleinen; beschäftigt anhaltend, ohne zu übermüden, Gedächtniß, Aufmerksamkeit, Urtheilskraft; verbannt das Einformige, Ermattende des Tagewerks; verhindert das muthwillige Treiben der sonst Müßigen und sich selbst Ueberlassenen, und ist ihrer körperlichen Gesundheit wohlthätiger, als vielstündiges Sitzen. Die Aufmerksamkeit der kleinen Unterlehrer selbst, die beim Lehren lernen, ihr Bestreben, die Schüler vorwärts zu führen, ihnen die kleinen Räthsel begreiflich zu machen und zu lösen, — dies Alles gibt dem jugendlichen Geiste eine Regsamkeit und Lust, die in gemeinen Schulen vergeblich gesucht wird. Man muß eine Schule des wechselseitigen Unterrichts nicht nach den ersten Wochen ihres Entstehens, sondern nach den Wirkungen beurtheilen, die sie im Jahreslauf äussern. Und es versteht sich, daß der geistvollere Lehrer auch hier unendlich mehr leistet, als der

wohl er nicht das Unternehmen selbst tadeln konnte, mißbilligte er doch die falsche Zeit desselben, da die feindlichen Heere, überall in Winterlagern unbeschäftigt, zur Dämpfung der Unruhen benutzt werden konnten. Er wußte sogar nicht, daß keineswegs freie Wahl, sondern Verzweiflung den Augenblick des Aufruhrs bestimmt hatte, als die junge Mannschaft von Baiern mit Gewalt unter die Fahne seines Ueberwinders weggeführt werden sollte. Obwohl er nun zu den Bewegungen im Volk weder Ermunterung noch Rath gegeben [393]), war er dennoch dem Kaiser verdächtig

n'en ai d'autres) tous les jours plus fortes: et si les ennemis pensent avec quelque sorte de justice, au lieu de vous en attribuer quelque cause, ils devoient avouer que, s'ils nous avoient maintenu le traité, et que vous fussiez restée en Baviere, pareille chose ne seroit jamais arrivée." Hüsche.

393) „Cependant, heißt es im Schreiben des Kurfürsten an seine Gemahlin vom 15. Jänner 1706, je puis vous dire sincerement, que je n'ai jamais rien sçu de ce soulevement, ni en aucune communication. Je ne sais pas même qui sont les chefs, et qui dirige tout cela. Il n'est rien parvenu jusqu'a moi de leur part, et tout ce que je sais, c'est par les gazettes de Hollande, et quelquefois par quelque lettre, q i passe à quelqu'un de ma cour. J'ai toujours regardé cette

geblieben, welchem ein leeres Volksgeschwätz[394]) glaubwürdiger, als die Widerlegung desselben durch öffentliche Kundmachung des landschaftlichen Ausschusses war[395]).

Geiseln für die künftige Ruhe von Baiern zu haben, und sowohl den Kurfürsten zu schrecken, als in Baiern die Unzufriedenen um die letzte Hoffnung zu betrügen, befahl der Kaiser, die vier ältern Söhne Maximilian Emanuels nach Oesterreich zu führen. Die jüngern, deren einer vor wenigen Monden gestorben war[396]), wurden zu

allée comme peu solide; ce n'étoit pas le tems de la commencer à cette heure pour en espérer quelque avantage, mais plutôt, quand les armées auroient été en campagne." — Und im Schreiben vom 12. Hornung 1706: O Dieu, que de sang innocent répandu! et que j'en répands des larmes quand je puis me cacher. Si j'avois eu part à cette alliée, je n'aurois pas induit ces pauvres gens à être sacrifiés, sans pouvoir les soutenir."

394) „Daß sie sich nicht scheuen dörften zu Außführung ihres so theuerlichen Unternehmens das Wolgefallen unser vorig gewest gnädigsten Lands Herrschaft verwenden." Dehortation des landschaftlichen Ausschusses vom 4. Jänner 1706.

395) In jener Dehortation vom 4. Jänner beruft sich der Ausschuß auf Briefe von Brüssel und Venedig.

396) Johann Alois, geb. den 21. Brachm. 1702, starb den 30. Brachm. 1705.

München zurückgelaſſen, der ehemaligen Oberhofmeiſterin von Weichs mit vier Bedienten in die Koſt gegeben und die einzige Tochter des Kurfürſten ins Angerkloſter geſperrt [197]). Karl Albrecht, Philipp Moritz, Ferdinand Maria und der fünfjährige Clemens Auguſt kamen unter ſtarker Bedeckung nach Klagenfurt in Kärnthen. Hier lebten ſie fortan ſtreng bewacht, nicht als Fürſten, ſondern als Grafen von Wittelsbach behandelt. Ihr Oberhofmeiſter Guldebon, und mit größerer Härte ihr Oberſtallmeiſter, Graf Thürheim, bewachten jeden ihrer Schritte. Auch dieſe Männer ſtanden wieder unter höherer Aufſicht des Grafen von Roſenberg, Burggrafen, und des Grafen von Khevenhüller, Stadthauptmanns. Niemand konnte ſonder Vorwiſſen derſelben den gefangenen Fürſtenkindern nahen; noch weniger ſie ohne Zeugen ſprechen. Jahre verſtrichen; der Name ihrer Aeltern durfte nie vor ihnen ausgeſprochen werden; und jedes Geſpräch, welches die Kleinen von ſelbſt auf die theuern Gegenſtände brachten, mußte, laut

197) Mariane Caroline, geb. den 4. Auguſt 1696. C'est un bon procédé; c'est la traiter comme une petite bâtarde. Quel tyran que cet empereur!" Schreiben des Kurfürſten an ſeine Gemahlin vom 21. Mai 1706.

Befehl, von den anwesenden Aufsehern unterbrochen werden[398]).

Alles dies war nicht genügend, Josephs I maaslose Rache zu sättigen. Ohne Zustimmung des Reichs, mit den übrigen Kurfürsten einverstanden, erklärte er seinen Feind Maximilian Emanuel und dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln, in des Reiches Acht[399]). Dazu hatte längst schon, und am eifrigsten, der Kurfürst von der Pfalz, getrieben welcher das Fürstenthum der obern Pfalz und die Würden nieder

398) Beinahe ein Jahr blieb der Kurfürst ohne bestimmte Anzeige vom Leben seiner Kinder. Erst im Monat März 1707 fand die Kurfürstin einen vertrauten Kundschafter am Grafen Bartenelli, welcher mit vieler Klugheit in die Nähe der jungen Fürsten zu Klagenfurt zu kommen, und sie und ihre Umgebungen zu beobachten wußte, ohne sich mit ihnen selbst besprechen zu dürfen. Nos enfants ont et doivent avoir le coeur bon, antwortete der Kurfürst seiner Gemahlin auf diese Nachrichten am 10 Mai 1707, et quoique l'on prenne soin de leur faire oublier père et mère, nous les forcons bien connûitre, que nous les sommes et ce qu'ils nous doivent. Les reste de maximes et sentiments bas seront aises à detruire. Hdschr.

399) Die Achtserklärungen umständlich in Zabel's Staatskanzlei II, 616 ff. und 627 ff.

zu empfangen hoffte, die seinem Hause einst beim Beginn des dreißigjährigen Krieges entrissen worden waren. Nicht zu Wien nur, selbst in der Hauptstadt von Baiern [400]) ward durch kaiserliche Herolde die Acht ausgerufen; Maximilian Emanuel aller seiner Ehren und Würden, Lande und Leute auf ewige Zeiten verlustig erklärt; er von deutscher Erde verbannt, und jeglichem frei gegeben, ihn ungestraft zu ermorden.

Der Kurfürst vernahm die Wegführung seiner ältern Söhne, die Verstoßung seiner Tochter in ein Kloster, und seine eigene Achterklärung zu gleicher Zeit [401]). Sein Vaterherz war zerrissen, doch verlor es nie die Hoffnung auf des Schicksals Gerechtigkeit. Als Fürst erwartete er gelassen des Krieges Ausgang, welcher allein über Josephs in leidenschaftlicher Voreiligkeit ergriffene Maasnahmen entscheiden konnte. Aber am tiefsten hatten ihn von jeher des Kaisers und kaiserisch-denkender Schriftsteller Verunglimpfungen seiner Ehre geschmerzt. Nur diese zu retten, lag allein in seiner Kraft; und in feierlicher Kundmachung an alle Fürsten, alle Völker Europens rechtfertigte er sich, von Brüssel aus, gegen die Vorwürfe, als sei er des Krieges Urheber, un-

400) Denn 10. Mai 1706.
401) Gegen die Mitte Mai 1706.

dankbar gegen Oeſterreich, ein ehrgeiziger Verächter der Reichsordnungen, und Verſchwörer mit Fremdlingen gegen des deutſchen Vaterlandes Wohlfahrt. „Nein, nicht ich bin, ſprach er, des ungerechten Krieges Urheber; der Ländergeiz des Kaiſers iſts. Aber mir möchte er die blutige Schuld aufbürden, weil ich mich weigerte, zur Entthronung meines Neffen, des Königs von Spanien, die Hand zu reichen; weil ich mich weigerte, Frankreich zu bekriegen und heilige Verträge zu zerreiſſen, die ich mit dem allerchriſtlichſten Könige zu Riswyk eingegangen war.“

„Seit Joſeph, mein Sohn, geſtorben, dem die ſpaniſche Krone beſtimmt geweſen, nahm ich an den öffentlichen Staatshändeln nur geringen Theil. Ich war Statthalter der Niederlande, und in dieſer Würde den Befehlen des Madrider Hofes pflichtig. Nicht Willkühr war es, ſondern Pflichttreue, wenn ich den Herzog von Anjou als König Spaniens und Herrſcher in den Staaten verkündigte, die meinem Befehl vertraut waren; nicht Willkühr, ſondern Pflichttreue, wenn ich in Folge der Aufträge von Madrid franzöſiſche Beſatzungen in den niederländiſchen Städten aufnahm. Aber anders forderte der Kaiſer. Er machte Erbſchaftsanſprüche; ſchloß kriegeriſche Bündniſſe, und ſuchte ſelbſt die deutſchen Fürſten

alle in einen Kampf hineinzureiſſen, der nur ſeine Hausangelegenheit betraf, und die Deutſchen nur zu Schildträgern von Oeſterreichs Größe und Gewalt machen konnte. Alle des Friedens bedürftig, alle durch die habsburgiſche Uebermacht in ihrer Unabhängigkeit ſchwankend: ſollten ſie ſelbſt nun noch helfen den künftigen Unterdrücker vergrößern? — Ich wollte keinen Krieg. Der fränkiſche und ſchwäbiſche Kreis dachten wie ich; ſie hatten ſich zuſammengeſtellt, ihre Unparteiſamkeit zu behaupten; ſie luden mich zu ihren Verbindungen ein, und ich waffnete. Ich hatte vom Kurfürſten Ferdinand Maria, meinem Vater, gelernt, wer neben Oeſterreichs Staatsklugheit beſtehen wolle, müſſe ſich auf ein Schwerd, auf keine Feder ſtützen."

„Bald ward offenbar, der Kaiſer wolle keines deutſchen Standes Unparteiſamkeit anerkennen. Der Reichstag ſelber mußte Krieg gegen Frankreich beſchlieſſen. Mußte er nicht, was trieb ihn? Das Reich ſpricht ja die ſpaniſchen Kronen nicht an, warum will es den König jenſeits der Pyrenäen entthronen? Iſt es der Richter in Sachen der Welt? Oder gehorcht es knechtiſch den Winken Oeſterreichs? Der Reichstag erklärte, daß keinem Stande erlaubt ſein ſolle, ſich von Theilnahme an dieſem Kriege loszuſagen. Alſo ſollte auch ich, ohne daß mich die Streitſache anging,

ohne irgend einen Vortheil, wider meinen Willen, mein Volk für Oeſterreichs Ehrgeiz aufopfern? Alſo war's im heiligen Reiche nicht mehr geſtattet, ein freier Stand zu ſein? Das hat mich entſchieden, zu thun für mein Recht und meines Volkes und Landes Freiheit, was Ehre und Pflicht gebot. So gerieth ich in Krieg mit Oeſterreich; aber ich ſchonte des deutſchen Reichs, ſoviel mir die Nothwendigkeit der Selbſtvertheidigung erlaubte; oft vergaß ich ſelbſt dieſe nur zu ſehr und zu meinem Verderben, wie bei Augsburg, bei der Regensburger Brücke, und in der Achtung der Reichstagsgeſandten. Oder wer weiß nicht, wie ich ganz anders hätte verfahren können? wie anders Oeſterreich that? Wie hart es wider den Kurfürſten von Köln handelte?"

„Und mich nennt man den Urheber des Krieges! mich den Feind des Reichs, der für deſſen Freiheit aufſtand! Mich undankbar gegen den Kaiſer! Undankbar! Aber was habe ich ihm zu danken? Und was hingegen iſt Oeſterreich dem Hauſe Wittelsbach ſchuldig? Stand es nicht bei meinem Großvater Maximilian, die Kaiſerkrone zu nehmen? Er ließ ſie dem Hauſe Habsburg. Hätte er nicht ſein Schwerd gezückt: Oeſterreich wäre untergegangen. Er rettete ihm das Land an der Ens, rettete ihm Böheim; opferte Millionen, opferte Blut und Gut ſeiner Unterthа-

nen: und was war sein Lohn? — Mein Vater Ferdinand Maria konnte die kaiserliche Krone noch einmal streitig machen; großmüthig entschied er sich für das Haus Oesterreich, für dasselbe, welches heut Ferdinand Maria's Nachkommen verfolgt."

„Als die Osmanen die Mauern von Wien erschütterten, hätte ich mich begnügen können, gleich andern Fürsten, einige Hilfsvölker zu senden. Ich aber stellte mich selbst an die Spitze meines Heeres; ich führte die Völker des schwäbischen Kreises dahin; ohne mich wären sie nicht gegangen. Der Kaiser sollte es doch wohl noch wissen, ob meine Gegenwart bei Befreiung seiner Hauptstadt unnütz gewesen? Nicht Blut, nicht Geld, nicht Mühseligkeiten scheute ich während der folgenden Türkenkriege. In den fünf Feldzügen nach Wiens Belagerung trug ich zu allen Eroberungen bei, welche heut einen beträchtlichen Theil von Oesterreichs Hausmacht bilden. Der Uebergang über die Save, die Einnahme von Belgrad, dieser die alte Furchtbarkeit der Pforte zerstörende Schlag, waren mein Werk. Der Kaiser genoß die Frucht der Siege, für die ich zweiunddreißig Millionen eingebüßt hatte: und mir — ward nichts dafür! — In allem waren ich und mein Bruder, der Kurfürst von Köln, dem Wiener Hof nachgiebig, zu Gunsten einer neunten

Kurwürde, für Hannover errichtet; zu Gunſten der Wahl des römiſchen Königes, der noch nicht einmal das Alter der Wählbarkeit hatte. Was that mir der Wiener Hof? Wer iſt der Undankbare? Wer führt den ungerechten Krieg, der Kaiſer oder ich, der um Selbſterhaltung ſtreitet [402])?"

19.

Fortſetzung. Baiern vertheilt. Schickſale des Kurfürſten in Frankreich.

Im J. 1706 — 1714.

Im ſiegeriſchen Hochgefühl ſeiner Uebermacht lächelte Joſeph zu Wien ſtolz aller kraftloſen Anſtrengungen des Kurfürſten. Es war in ihm feſt: das Haus Wittelsbach in Baiern ſolle für ewige Zeiten aus der Reihe der Herrſcher verſchwinden. Er verſplitterte deſſen Lande in groſſen Schenkungen an Lieblinge, an Fremdlinge, aus eigener Machtvollkommenheit, um Baierns Wiederherſtellung auf immer zu erſchweren oder unmög-

402) Dieſe vielfältig verbreitete Rechtfertigung Maximilian Emanuels war urſprünglich in franzöſiſcher Sprache verfaßt vom Abt J. B. Dubos, dem Mitgliede des königl. Gelehrtenvereins zu Paris, welcher damals als gewandter Geſchäftsmann an verſchiedenen Höfen in wichtigen Angelegenheiten für Frankreich gebraucht wurde.

geistesarme, eben weil hier kein todter Mechanismus ist.

Aber auch unter ganz mittelmäßigen Lehrern, wie die Erfahrung beweiset, müssen bei dieser Einrichtung voll wechselnder Verhältnisse und Beschäftigungen die Kinder, deren jedes einzeln beachtet und unterwiesen wird, binnen einem Jahre so viel oder mehr lernen, als sie in gemeinen Schulen binnen drei Jahren Kenntnisse und Fertigkeiten gewannen. Reinlichkeit, Ordnungsliebe, Folgsamkeit werden von ihnen nebenbei erworben, ohne daß sie es selbst wissen.

Eben diese auffallenden Fortschritte der Jugend durch wechselseitigen Unterricht erregten für ihn die Bewunderung und, wenn man will, Begeisterung wohlwollender Menschen und wahrer Kinderfreunde.

Uebrigens darf auch allerdings in unsern Tagen in Anschlag gebracht werden, daß es kein geringer Vortheil sei, wenn eine Masse von hundert und mehr Kindern zugleich von einem einzigen Schullehrer besser unterrichtet werden können, als auf die gemeine Weise sonst dreißig bis vierzig Kinder. Denn so lange viele unserer Staaten für Gegenstände des Glanzes, des Kriegswesens u. s. f. verschwenderisch-reich, für Erziehung und Bildung des Volks höchst arm sind, müssen wir uns Glück wünschen, wenn auf andere Weise geholfen wer-

lich zu machen, und durch Vermehrung der Theilhaber am reichen Raube ſich den Beſitz deſſen zu verſichern, was er ſelbſt behalten wollte. Dem Sieger bei Höchſtädt, Marlborough, gab er die Herrſchaft Mindelheim, als unmittelbares Fürſtenthum; dem Kurfürſten Johann Wilhelm von der rheiniſchen Pfalz die Reichsverweſerwürde, dazu das Fürſtenthum der obern Pfalz nebſt der Grafſchaft Cham, den Städten Augsburg und Nürnberg erweiterte Gebiete; den Donauwörthern die alte Reichsfreiheit; den Regensburgern die Stadt am Hof; den Hochſtiften von Augsburg und Paſſau benachbarte Landtheile; die alten böhmiſchen Lehen verband er wieder mit der Krone Böheim; mit Oeſterreich unmittelbar Schärding, Braunau, Ried; mit Burgau die Herrſchaft Wettingen; viel anderes Gut der Schoren verſpendete er mit voller Hand ſeinen Dienern und Günſtlingen[403]).

403) Der Kurfürſt von der Pfalz empfing die Oberpfalz, die Grafſchaft Cham und Reichsverweſerſchaft; Marlborough Mindelheim; Wurtemberg zwei Drittel der Herrſchaft Wiesenſteig; der Fürſt von Oettingen Wemding; Böheim die alten böhmiſchen Lehen, welche an Kurpfalz geliehen wurden; Oeſterreich Braunau, Schärding, Altheim, Ried; die Markgrafſchaft Burgau das Herrſchaftsgebiet Wettingen; Donauwörth (d. 20. Mai 1705)

Die übermüthige Willkühr, mit der er ohne Einstimmung, ohne Befragen der Reichsstände deren Genossen ächtete, beraubte, entthronte; die Eigenmacht, mit der er Fremdlinge auf die Fürstenbank im Reichsrath setzte; und neben solcher Gewaltthätigkeit der Eigennutz vieler Stände, welcher die offene Ungerechtigkeit demüthig pries, oder die Feigheit der andern, welche das duldeten, was früh oder spät ihr eigenes Loos werden

Reichsfreiheit; Regensburg Stadt am Inn; Augsburg die Herrschaft und Stadt Schongau, alle Dörfer zwischen Wertach und Lech, auch Lechhausen; das Hochstift Augsburg die Grafschaft Schwabek, Herrschaft Schwangau, den Lechrain; das Hochstift Passau St. Niklas und Umgegend; Nürnberg das Schloß Hartenstein und den Rothenberg (die aber der Kurfürst von der Pfalz den Nürnbergern streitig machte und wieder an sich zog); der Fürst von Lamberg die Landgrafschaft Leuchtenberg; der Reichskanzler Graf von Schönborn Dietfurt und Riedenburg; Graf von Sinzendorf die Grafschaft Hals; Graf von Löwenstein das Landgericht Mauerkirchen, den Wetthalter Forst, das burghausensche Kastenamt; der Kammerverstehe von Starenberg Utendorf und Mattighofen; der Oberst-Kanzler Freiherr von Seylern die Gerichte Freiburg und Wildshut; Graf von Braun Gericht und Stadt Abensberg. Vieles ward als Schenkung nur bestimmt, nicht vergeben.

konnte, bewies, welch ein Schattenwerk des deutschen Reiches Freiheit zu dieser Zeit war, und was ein Mann von Macht, Glück und Keckheit auf dem kaiserlichen Stuhl bieten dürfe? Mit allen Rechtsverwahrungen der Stände spielend, fuhr Joseph I. fort, Baiern zu zerstückeln. Auch den Herzog von Mantua ächtete er noch, weil er Frankreichs Partei genommen. An Höfen und Reichsversammlungen verflossen Jahre in langweiligen Berathungen, wie man der Willkühr stärkere Schranken bei künftigen Kaiserwahlen entgegen bauen müsse. Und als die neuen Kaiserwahlverträge endlich festgestellt worden waren, sah man dieselben wieder beim ersten Anlaß spottisch umgangen. Das waren die Deutschen.

So tiefgebeugt lag nie, wie jetzt, das uralt-herrliche Geschlecht der Schyren, seit es den Thron von Baiern besessen. Der Herzog lebte, ein Flüchtling ohne Land, in der Fremde, um fremder Könige Sold dienend. Seine Gemahlin in hundert Meilen weiter Ferne von ihm, verstoßen aus ihrem Hause, die Mutter von ihren Kindern gerissen. Seine Söhne, ihrer Abkunft unwürdig, als Gefangene in feindlicher Verwahrung. Seines Stammes theuererworbenes Gut höhnisch verschleudert; sein Volk, besserer Schicksale werth, zertreten und entehrt. Maximilian Emanuel und sein Haus erneuerten dem Zeit-

alter das traurige Schauspiel Tassilo's des Agilolfingen. Aber edelsinniger, als Joseph I, war, neunhundert Jahre zuvor, Kaiser Karl I den überwundenen Baiern begegnet. — Der landschaftliche Ausschuß zu München wandte sich mit demuthsvollem Flehen gen Wien. Was Menschlichkeit gegen ein schuldlos duldendes Volk, was Gerechtigkeit und Recht, was Erkenntlichkeit gegen den Stamm Wittelsbach, welcher so oft den Stamm Habsburg von Noth und Untergang gerettet, was Hochachtung für ein so altes, erlauchtes Fürstengeschlecht der Deutschen, was Glauben an göttliche Vergeltung fordern konnte — alles ward vorgestellt; alles vergebens.

Zehn Jahre lang hat Baiern, unter dieser Rache Oesterreichs, einen Irrthum in der Staatskunst seines Fürsten büßen müssen. Das entwaffnete Volk schlich mit verbissenem Ingrimm unter dem Schwerde der Unterjocher hin. Recht und Menschlichkeit ward nur als Gnadensache ertheilt. Vaterländisches Selbstgefühl hieß Meuterei; ein Seufzer um das Unglück des fürstlichen Geschlechts Verbrechen. Der niedrigste von Oesterreichs Kriegsknechten schritt stolzer, als der Edelste von des Landes Söhnen, einher. Machtspruche traten an des Gesetzes Stelle. Der herrscherische Ausländer verschmähte die Liebe; ihm genügte der stumme Gehorsam des Schreckens. Junge Mann-

schaft sah man gewaltsam ausgehoben, sklavenhaft in die Schaaren des Ueberwinders eingereiht und auf unbekannten Schlachtfeldern für fremde Sache getödtet. Das Kind war seines Vaters, die Mutter ihr Sohnes nicht gewiß. Oeffentliches Gut und besonderes Eigenthum lagen offen und ungeborgen unter des Eroberers Schalten. Schon Maximilian Emanuel hatte für den Aufwand seiner Kriege jährlich dreifache Steuern erhoben: die kaiserliche Verwaltung trieb sie vier- und siebenfach ein[404]: daneben verrelte und dreifache Anlagen der Stände, unerschwingliche Hofanlagen und alle Verzinsung älterer Landesschulden. Es ist aufgezeichnet, daß dem Volke sieben Millionen Gulden binnen Jahresfrist abgenommen worden sind, davon kaum zwölfhunderttausend in den kaiserlichen Schatz geflossen sein sollen. Die Wuth vieler Beamten, sich zu bereichern, überschritt frech die Grenzen aller Mäßigung. Dem Grafen von Möllart ward nachgesagt, er habe binnen wenigen Monden anderthalb Millionen in die venedische Bank zurücklegen können. Eben dieser empfand sogar

404) Im J. 1708 war der Betrag von fünfteehalb Steuern der Rentämter München, Landshut, Straubing und Burghausen 1,608,525 fl. Eisenmann 2, 132 nach Hirsch.

nicht Scheu, Theresia's Fingerringe in Gegenwart der fürstlichen Söhne an seinen Händen zu tragen, und einst dem jungen Kurerben zu erwiedern: „Der Kurfürstin gehört nichts in dem Lande, wo ich die Ehre habe, kaiserlicher Majestät Bevollmächtigter zu sein!“ Mit den Erpressungen der Beamten wetteiferten die Ausschweifungen des Kriegsvolkes, wenn es in Städten oder Dörfern überwinterte, oder durchzog[405]). Wer den Bettelstab trug, war besser daran, als der erst in stufenweiser Erschöpfung zu ihm heruntersank. Die Menge der Unglücklichen jedes Geschlechtes und Alters, welche ihn ergriffen, war unzählbar[406]); nicht minder die Menge der Diebe, Mörder, Straßen- und Kirchenräuber, deren Banden durch verwegene List und Brausamkeit im ganzen Lande furchtbar wurden[407]).

Wiewohl die landschaftlichen Stände dem allgemeinen Druck nicht entgingen, mußten sie

405) Obgleich in manchem Jahr, wie 1706, zwei und dreimal Verbote dagegen erschienen.

406) Wie die vielen in diesem Zeitraum erschienenen sogenannten „Bettelmandate“ beurkunden.

407) Das sogenannte „Criminalmandat vom 10. Jänner 1709“ gegen Räuber bedrohte dieselben mit Lebendigradern. Lange Zeit war der Räuber Zaltermaier das Schrecken des Landes. Hdschr.

ſich doch durch ihre Verordneten zu München bei der kaiſerlichen Landesverwaltung mancherlei Vortheil auszuwirken. Was der Ritterſchaft und Geiſtlichkeit zu ſchwer ward, mußten Städte und Landleute tragen.

Dies und nie entſchlafener Ehrgeiz hatte auch die ſeit beinahe neunzig Jahren aufgelöſeten Stände der obern Pfalz zu ihrer Wiederherſtellung ermuntert. Schmeichelnd umringten Adel und Prieſterſchaft den kaiſerlichen Statthalter, hielten Zuſammenkünfte, ſandten Abgeordnete zum Thron des Reichsoberhauptes[405]), und Joſeph, den Ständen für ihre Treue und Anhänglichkeit gnädig zu ſein, erneute ihnen[406]) Verfaſſungen und Vorrechte, wie ſie dieſelben vor den Zeiten des dreißigjährigen Krieges genoſſen hatten. Der fünfundzwanzigſte Tag im Jänner des ſiebenzehnhundert ſiebenten Jahres ward ihnen ein Jubeltag, als ſie wieder auf dem Amberger Rathhauſe den erſten Landtag nach herkömmlich geweſenen Sitten eröffnen konnten. Die eilf Genoſſen des geiſtlichen Standes, die Ritterſchaft, welche einhundert neunzig Herrſchaften, Hofmarken, Burggüter und Edelhöfe im Umfang des Fürſtenthums

405) Schon im J. 1705. Jeſſmaier Geſchichte der obern Pfalz 2, 126.

406) Am 22. Chriſtm. 1706.

zählte, die zwölf Städte und sechszehn Märkte ſtanden in zahlreicher Stellvertretung da. Alle feierten des Kaiſers bewundernswürdige Gerechtigkeit und Großmuth, der ihnen das Recht zurückgegeben, der Äbteien und Edelleute Haus- und Tischgut, wie der Städte und Märkte Kammergut den öffentlichen Laſten zu entziehen, und die Bürde der Abgaben auf des Landes ungefreiten Theil zu wälzen, wenn nicht auſſerordentliche Fälle zu freiwilligen Beiträgen einluden. Auch, als im nachfolgenden Jahr der Kaiſer den rheinpfälziſchen Kurfürſten Johann Wilhelm mit dem Fürſtenthum belehnte, behielten die Stände der obern Pfalz die neuerüngten Freiheiten.

Zu dieſer Zeit lebte der geächtete und vertriebene Fürſt von Baiern, Maximilian Emanuel, in Brüſſel. Gleiches Schickſal mit ihm hatte der Kurfürſt und Erzbiſchof von Köln, Clemens Joſeph, ſein Bruder. Beide durch Frankreichs glänzende Verheißungen ins Verderben gezogen, fühlten das Peinliche ihrer Abhängigkeit von eines ſtolzen Hofes Gnade um ſo ſchmerzhafter, je weniger ihnen immer verhehlt werden mochte, daß unglückliche Bundesgenoſſen läſtige Freunde ſind. Maximilian, welcher für Ludwigs XIV Entwürfe Alles verloren, erwartete in dem ſelbſtherrlichen Beſitz der ſpaniſchen Niederlande Entſchädigung. Man begnügte ſich, ihm

die beſchränkte Statthalterſchaft derſelben, und neben Marſchall Villeroi, zu ihrer Vertheidigung, die Anführung der Heere zu geben. Schweigend folgte er ſeinem Verhängniſſe, und gehorchte den Befehlen des Hofes von Verſailles, in deſſen Gunſt ſein künftiges Loos lag. Ein leichter Sinn erſetzte ihm oft die Stelle des Muthes, ſo viel Unglück und Schmach zu überleben. Die Hoffnung, ſein Baiern wieder zu erkämpfen, begeiſterte ihn auf den Schlachtfeldern Brabant's wider die vereinte Macht von Kaiſer und Reich, England und Holland. In fröhlichen Feſten zerſtreute er den heimlich zurückkehrenden Gram. Selten fehlten die Schönen von Brüſſel in ſeinen Feldlagern, die ſie ihm unter dem Geräuſch der Waffen in Tempel der Liebe verwandelten[410]). Sein böſer Stern aber und Marlborough verfolgten ihn auch hier; beſonders als der britiſche Feldherr bei Ramillies den Kern der franzöſiſchen Heere aufrieb[411]), und Brabant nebſt einem großen Theil Flanderns eroberte. Mochte auch der Kurfürſt ſein Mißgeſchick vor Ludwig XIV mit unwiderſprechlichen Gründen entſchuldigen, und darthun, daß ſeine Baiern, die er gegen den

410) Wie die Mémoires du Marquis D** beim Jahr 1705 davon zu erzählen haben.

411) Den 23. Mai 1706.

Günſtling des Sieges ins Schlachtfe'd geführt, am meiſten gelitten: Unglück iſt immer ein Fehler, Gluck eine Tugend bei denen, welche den Werth der That nach dem Erfolg zu richten gewohnt ſind. Der franzöſiſche Hof behandelt ihn lauer; und wenn ihm der königlichen Großſtaatsbeamten einer mit demüthigendem Stolze Weiſungen gab [412]), er mußte es dulden.

Jahr um Jahr von nichtiger Erwartung eines Umſchwunges der Dinge betrogen, und durch unzarten Ton und fühlbareres Erkalten des franzöſiſchen Hofes gekränkt, ſchien ihm bald, die Großmuth ſeiner Feinde zu ſuchen, minder erniedrigend, als die Freundſchaft eines Bundesgenoſſen, welcher vergeſſen zu wollen ſchien, wie große Schulden abzutragen wären. Ludwig XIV war längſt nicht mehr der Siegreiche. Sein Stolz, durch eine Reihe von Niederlagen gebeugt, verſchmähte nicht, nach jedem Feldzuge, Frieden anzutragen. Maximilian mußte zittern, früher oder ſpäter unter unglücklichen Verhältniſſen aufgeopfert zu werden. Wirklich kam ein Augenblick, da der franzöſiſche König ſogar, um das Ende eines ihm verderblichen Krieges zu finden, den erſten Gegenſtand

412) Wie Chamillard, über deſſen Briefe, wie an einen gemeinen Beamten geſchrieben, der Kurfürſt am meiſten klagte.

den kann. Auch ging in den meiſten Ländern der wechſelſeitige Unterricht von Privatleuten und Volksfreunden gehoben empor, ſelten durch Oberſchulkollegien, Miniſter und Fürſten. Wie viele Städte und Dörfer der ziviliſirten Länder gibt es nicht, ſelbſt Deutſchland und die Schweiz nicht ausgenommen, wo noch zahlloſe Kinder der ärmſten Volksklaſſen entweder gar keinen oder höchſt elenden Unterricht empfangen, weil es an Geld fehlt, mehr Schullehrer zu beſolden, oder dieſelben in eigenen Anſtalten vorbilden zu laſſen!

Es iſt bekannt, daß, es möge Staat oder Gemeinde die Lehrerbeſoldung für Anfangsſchulen tragen, dieſelbe immerdar zu gering iſt, um viele und beſonders fähige Männer zu ermunteren, einen bisher wenig geehrten Stand zu wählen. Es wird aber überall leichter ſein, die Beſoldung zu erhöhen, ſobald man, durch die Lancaſterſche Einrichtung, der Nothwendigkeit entbunden iſt, die Zahl der Lehrer im Verhältniß der wachſenden Kinderzahl zu vermehren. Man wird durch beſſere Beſoldungen tüchtigere Männer vom Fach erhalten, und ſie leichter finden, wenn man für eine Gemeinde einen einzigen ſucht, ſtatt drei oder vier. — Auch dieſe Rückſicht verdient nicht unbeachtet zu bleiben.

Daher muß Bells Erfindung, zu der ihn

desselben, Spaniens Krone, seinen Gegnern zu lassen bereit stand. Da sandte auch Maximilian Emanuel seinen Abgeordneten zum Haag, wo über die Friedensbedingungen Unterhandlungen gepflogen wurden [413]). In seiner Hoffnungslosigkeit sank er so tief, daß er seinen und Frankreichs Feinden, um die Zurückgabe Baierns, oder auch nur einer andern Entschädigung von Land, insgeheim Bündniß antrug und Beistand mit seinem Kriegsvolk [414]). Er ward keiner Antwort gewürdigt, und Ludwig XIV selbst durch die ausschweifend stolzen Zumuthungen Englands, Oesterreichs und Hollands zur verzweiflungsvollen Erneuerung des Kampfes getrieben.

Seit der Schlacht bei Ramillies und dem Verlust von Brüssel hielt Maximilian sein Hoflager zu Mons, im Hennegau. Auch hieher drangen Marlborough und Eugen mit erobernder Gewalt. Er mußte die belagerte Stadt mit dem Aufenthalt zu Namur vertauschen, und ging, da er end-

413) Im Mai 1709.

414) Mehrere Schriftsteller geben vor, der Kurfürst habe sogar erboten, den Feinden Frankreichs die noch von ihm besetzten Festungen auszuliefern; — eine Untreue, schon dadurch unwahrscheinlich, daß Frankreich, welches dieselbe nie verziehen haben würde, dem Kurfürsten beständig zugethan blieb.

lich ganz ohne Heerbefehl ſtand, nach Paris[415], um den alternden König zu bewegen, ihm, ſollte Baiern auf immer verloren ſein, laut Bundeswort, Erſatz zu ſichern. Er fand in der berühmten Hauptſtadt, dieſem ewigen Faſchingsmarkt europäiſcher Thorheit und Weisheit, wüſter Ergötzungen genug[416]; Troſtes wenig. Die Ungebundenheit ſeiner Lebensweiſe ſchwächte bei tugendhaften Männern die Hochachtung[417], welche er, auch im Unglück noch, als Menſch, und ſein Mißgeſchick

415) Anfang Wintermonds 1709.

416) „Der Kurfürſt hat ein ſo großes Werk von den Griſetten gemacht," ſchrieb die Herzogin von Orleans Charlotte Eliſabeth, eine pfälziſche Fürſtin und giftige Zunge: „daß er mit aller Gewalt wollte, wie der König den Routen in dem Walde Namen gab, daß man eine ſollte l'allée des griſettes nennen, welches der König ſelig aber nicht à propos fand. Er hat von ſeiner Race in den Dörfern gelaſſen. Man hat mir zwei gewieſen, die von ihm ſchwanger waren, als er ſchon fort war." Aretins Nachr. 1, 276.

417) Il est bien prince, c'est à dire foible dans sa conduite, et corrompu dans ses mœurs; urtheilte der edle Fenelon von ihm, da derſelbe eines Tages von ihm beſucht ward. Oeuvres de *Fénelon* 3, 713.

geſchick bei Höflingen die Ehrfurcht, die er als Fürſt fordern konnte [418]). Unvergnügt verließ er die Königsſtadt an der Seine. Vor der Abreiſe ſandte ihm Ludwig XIV durch den Markgrafen von Torcy noch einen Diamantenſchmuck, und fünfundzwanzig Beutel, in jedem derſelben hundert Ludwigsgolden. „Dies iſt Alles, ſagte Torcy mit Achſelzucken, was der König jetzt für Sie thun kann.“

Inzwiſchen vergaß Ludwig XIV nicht, was er eigener Ehre, und einem Fürſten ſchuldig ſei, der Frankreichs willen aus dem Erbe der Väter verſtoßen, geächtet und verbannt umherirrte. Er mußte den Vorwurf für jede Zukunft abwälzen, daß das Loos derjenigen zu beklagen ſei, welche in ihrer Treue gegen die Krone Frankreich unglücklich werden. Daher trat er mit König Philipp von Spanien, ſeinem Enkel, in ernſte Unterhandlungen wegen des Kurfürſten Entſchädigung, und bewog ihn, demſelben das Herzogthum Luxemburg, die Grafſchaft Namur, nebſt den Feſtungen Charleroi und Neuport, als freiwilliges Geſchenk mit allen Rechten unabhängiger Oberherrlichkeit abzu-

418) Man machte ihm am Hofe Rangſtreitigkeiten, und er mußte ſich daher gefallen laſſen, wider ſeinen Willen, nur unter dem Namen eines Grafen in Paris zu ſeyn.

treten [419]). Dies ſollte die Schadloshaltung werden, wenn im einſtigen Friedensſchluſſe Baiern nicht wieder zu gewinnen ſei.

20.

Kaiſer Joſephs I Tod. Maximilian empfängt Baiern zurück. Seine Heimkehr nach München.

Im J. 1711 — 1715.

Während noch um dieſen Erſatz gehandelt ward, ſtarb von Maximilian Emanuels Feinden der unverſöhnbarſte, Kaiſer Joſeph [420]). Die Deutſchen ſchritten zu neuer Wahl. Frankreichs Anſtrengungen, dieſelbe durch Heergewalt, wie durch Flugſchriften gegen Oeſterreich zu hindern, waren ſo vergeblich, als die feierlichen Rechtsverwahrungen und Gegenerklärungen, welche die Kurfürſten von Baiern und Köln erlieſſen [421]). Des verſtorbenen Kaiſers Bruder, Karl, ſeines Namens in der Kaiſerreihe der Sechste, ward erkoren und zum Oberhaupt des Reiches ausgerufen [422]).

---

419) Im Anfang des J. 1711.

420) Den 18. April 1711.

421) Maximilians Rechtsverwahrung iſt gegeben Luxemburg den 7. Hornm. 1711. Jahrb. Staatskanzlei 17, 645.

422) Den 12. Weinm. 1711.

Die Erhebung dieſes Fürſten, desſelbigen, der gegen Philipp von Anjou die ſpaniſchen Kronen anſprach, änderte plötzlich Großbritaniens Anſichten. Einen Nebenzweig des bourbonischen Stammes über Spanien herrſchen zu laſſen, ſchien für die Ruhe Europens minder gefährlich, als ſo viele Kronen der alten und neuen Welt auf einem einzigen Haupte vereint zu ſehen. Dieſer Gedanke, mit dem ſich England zu einem Frieden neigte, der die Hoffnung Oeſterreichs vernichtete, für welche ſo ungeheure Ströme Goldes und Blutes verſchwendet waren, erzeugte unter den Verbündeten Spannung; zuletzt Entzweiung. England nöthigte die Holländer, an den Friedensberathungen Theil zu nehmen. Frankreichs Staatsklugheit gewann in den Unterhandlungen zu Utrecht Siege, die ſeine Waffen nicht erfochten hätten. Englands und Hollands unerwartete Verſöhnung mit Ludwig XIV, ihr Friedensſchluß mit ihm [423]), gab das ſich ſelbſt überlaſſene Oeſterreich, nur lau von entkräfteten Fürſten Deutſchlands unterſtützt, an die Gewalt Frankreichs preis. Kaiſer Karls Heere fochten ohne Glück am Rhein. Er war gezwungen, auf die ſpaniſche Krone zu verzichten, wofür ihm ein Theil der Niederlande, die Lombardei mit den toskaniſchen Seehäfen, Sardinien und Neapel

423) Utrecht am 11. April 1713.

ward. Er mußte sogar einen Frieden unterzeichnen [424], in welchem sowohl Maximilian Emanuel, als dessen Bruder, der Kurfürst von Köln, ihre gesammten Lande und Rechtsame ungeschmälert zurückhielten. Nur nach langem Sträuben entsagte Oesterreich dem Besitz von Baiern, erst, als wenigstens Hoffnung gelassen ward, es in freundschaftlichen Verträgen durch Landertausche zurückgewinnen zu können [425]. Bitterlich klagte, doch ohne Frucht, der Kurfürst von der Pfalz, daß er sonder Ersatz das Fürstenthum der obern Pfalz, die Grafschaft von Cham, die böhmischen Lehen, die Erztruchsessenwürde zurückstellen mußte.

Als in Baiern die frohe Botschaft erging, dem getreuen Lande werde sein Fürstengeschlecht wieder gegeben, schien alles Volk in einem Rausch von Freuden zu vergehen. Paläste und Hütten erschollen vom Frohlocken, Greise wurden jugendlich, Todfeinde umarmten sich. Im Jänner des

---

424) Rastadt den 6. März und vollendet zu Baden im eidgenössischen Aargau den 7. Herbstm. 1714.

425) Wie der achtzehnte Satz im Rastadter Frieden andeutet: „Solle dem Hause Baiern, nachdem es völlig wieder eingesetzt, erlaubt sein, eine oder andere Verwechslung mit seinen Landen, nach Gutfinden, ohne daß sich Se. allerchristlichste Maj. dawider setze, vorzunehmen.“

siebenzehnhundert fünfzehnten Jahres, des zehnten der baierischen Untersuchung, trat die kaiserliche Landesverwaltung ab [426]), und der kurfürstliche Oberhofmeister Maximilian Graf von Preising übernahm, bis zur Ankunft des Landesherrn, die Führung der Geschäfte [427]). Nie ward von den Baiern ein freudigeres Dankfest, und mit tieferer Rührung gefeiert, als in diesen Tagen.

Theresia, die Kurfürstin, verließ alsbald Venedig, voll sehnsuchtsvoller Ungeduld, Gemahl und Kinder zu umarmen. Diese letztern wohnten damals nicht mehr zu Klagenfurt, sondern waren bald nach Kaiser Josephs Tode gen Grätz gebracht worden. Hier, wohin auch ihr jüngster Bruder Theodor von München abgeführt war, hatten sie durch Kaiser Karls Milde fürstlichere Behandlung genossen [428]); in der Burg anständige Woh-

426) Die Uebergabe der Landesverwaltung an die baierischen Behörden geschah am 16. Jänner 1715, an welchem Tage sich auch der kurfürstliche Staatsrath zum erstenmal wieder versammelte. In der Oberpfalz geschah die Uebergabe erst den 6. März.

427) Kundmachung München den 28. Januar 1715. Dieser Preising war der beständige Freund und Gefährte des Kurfürsten in Ungarn und den Niederlanden gewesen. Langs Adelsbuch S. 60.

428) Die gesammte Hofhaltung für die jungen Fürsten zu Klagenfurt war auf die Kosten von 39,458 fl.

nung, einen zahlreichen Hofſtab [429]) und Unterricht in nöthigen Wiſſenſchaften und Künſten [430]) gehabt. Ihr Oberaufſeher war Graf Preiner, Kammervorſteher von Inner-Oeſterreich [431]), ge-

---

beſchränkt. Zu Lehrern hatten ſie Jeſuiten und zween weltliche Meiſter gehabt. Dem Kurerben Karl Albrecht war ſogar der ihm vom König von Spanien geſchenkte goldene Vließorden abgenommen. Hdſchr.

429) Worunter mehrere baieriſche Edelleute waren. Sie hatten einen Oberſthofmeiſter, einen Oberſtallmeiſter, fünf adeliche Gefällsbeſchreiber, zehn Edelknaben, drei Jeſuiten, als Lehrer und Beichtväter, zwei weltliche Lehrer, ſieben Kammerdiener, fünfzehn Lakeien, Köche, Köchinnen, Bereiter, Stallburſche u. ſ. w. nebſt zweiundfünfzig Pferden. Hdſchr.

430) Sie wurden in Glaubenslehren, Sittenlehre, Weltweisheit, Geſchichte, Erdbeſchreibung u. ſ. w. unterwieſen, dazu im Tanzen und Reiten. Karl Albrecht und ſeine Brüder Ferdinand und Clemens ſpielten die Laute, Philipp die Flöte, Theodor die Zither. Der Unterricht dauerte Morgens von neun bis zwölf Uhr, Nachmittags von zwei bis ſieben Uhr, um zehn Uhr legte man ſich zu Bett. Nur an Dienſtagen und Donnerſtagen ward der Morgen in der Reitſchule, der übrige Tag in geſellſchaftlichen Vergnügungen zugebracht. Hdſchr.

431) Im April 1712 ward er Aufſeher der gefangenen Jurken.

weſen, der die fürſtlichen Jünglinge gern mit der Hoffnung einer ſchönern Zukunft tröſtete. Denn der älteſte von ihnen, Karl Albrecht, ertrug die Gefangenſchaft nur mit tiefer Schwermuth. „Es iſt noch möglich, ſagte Graf Breiner eines Tages [432]) zu ihm, daß Sie der Gemahl einer öſterreichiſchen Fürſtin werden.“ Finſter erwiederte der Jüngling: „Ein Gefangener denkt an keine Kaiſertochter.“ Vermählen und auf Nebenwegen hatten die Kinder von Zeit zu Zeit ihrer Aeltern Schickſale erfahren, oder denſelben Nachrichten zukommen laſſen. Erſt nach geſchloſſenem Frieden empfingen ſie Erlaubniß, unmittelbar in Briefen die zärtliche Treue ihrer Herzen zu bezeugen [433]). Es war ihres Lebens erſter großer Feſttag, da ſie aus der Burg von Grätz abreiſeten [434]) und in das Vaterland und an die Bruſt einer entzückten Mutter flogen.

Beinahe in derſelben Zeit verließ Maximilian Emanuel ſein Schloß St. Cloud in Frankreich. Er machte daſſelbe vor der Abreiſe ſeinem natürlichen Sohne, dem Grafen von Baiern, zum

---

432) Ende Jahres 1712. Man vermuthete, es ſei dieß auf ausdrückliche Weiſung des Kaiſers ſelbſt geſchehen. Edikt.

433) Ende Herbſtm. 1714.

434) Im May 1715.

Geſchenk [435]), welchen er ſehr liebte. Es war ihm derſelbe in Frankreich von der Wittwe Grafen Ferdinands von Arco geboren [436]). Dann eilte er über den Rhein zu den Seinigen. Am Lech, im Luſtſchloſſe Lichtenberg, demſelben, worin er vor zwölf Jahren den Ueberfall von Ulm, als des Krieges Anfang, angeordnet hatte, führte das Schickſal die Langegetrennten zuſammen [437]). Es war ein ſchmerz- und freudenreiches Wiederſehen. Kaum noch erkannten die Kinder ihre Aeltern, die Aeltern ihre Kinder. Zwei der letztern lagen ſchon im Grabe [438]). Mit Wolluſt und Wehmuth hiel-

435) Den 23. März 1715. Dieſer Comte de Bavière (Emanuel Franz Joſeph), der nachher königlicher Statthalter zu Perenne ward, und den 2. Heum. 1747 in der Schlacht von Lafeld in den Niederlanden das Leben verlor, empfing vom Kurfürſten einen Jahrgehalt von 10,000 fl., und mehr denn einmal überdem, nebſt beträchtlichen Geſchenken, Bezahlung ſeiner Schulden. Wilhelms Mise. Tom. III. Hdſch. im königl. Büchersaal zu München.

436) Sie wird als eine Frau von eben ſo ſeltenem Geiſt, als ungemeiner Schönheit gerühmt. Sie ſtarb zu Paris 1717.

437) Den 8. April 1715.

438) Außer dem ſchon erwähnten Johann Aleys auch Maximilian Emanuel, der den 21. Chriſtmond 1704 in der Schreckenszeit geboren und den 17. Hornung 1705 geſtorben war.

selbst Noth führte, billig als Wohlthat des menschlichen Geschlechts geehrt werden, und allem Vorurtheil zum Trotze wird der wechselseitige Unterricht von Jahr zu Jahr unter den Völkern gemeiner. Der innere Werth desselben, durch Erfahrungen entschieden, führt für sich das Wort. Er bereitet der Menschheit, durch Veredlung der untersten und verwahrlosetesten und zahlreichsten Volksklasse, eine neue Gestaltung vor.

Fortschritte des gegenseitigen Unterrichts in England.

In England, wo der wechselseitige Unterricht zuerst aufgenommen ward, ist er noch lange immer Sache wohlthätiger Privatleute geblieben. Die Gesellschaft für britische und ausländische Schulen, reich durch die Beiträge ihrer hochherzigen Mitglieder, verbreitet ihn jährlich weiter in allen Theilen des Reichs. In den Manufakturstädten werden der Sonntags- und Abendschulen, in den Dörfern und zerstreuten Höfen der wandelnden Schulen immer mehr. Und doch, ungeachtet der Vervielfältigung der Anfangsschulen in London selbst, schätzte jene ehrenwerthe Gesellschaft noch im Jahr 1821 die Anzahl der ohne allen Unterricht gebliebenen Kinder dieser Hauptstadt auf vierzigtausend! Noch in dem genannten Jahre

ten ſie insgeſammt den zweiten Tag nach der Wiedervereinigung feierlichen Einzug in die Hauptſtadt. Alles Volk begrüßte die Wiedergewonnenen mit Entzücken. Was man verloren, was man gelitten, ward vergeſſen; das Zerſtörte hergeſtellt, das Verſcharrte hervorgegraben. Getreue Diener der Landſchaft hatten den baieriſchen Hausſchatz vierzehn Jahre lang verborgen gehalten und bewahrt [439]). Nun brachten ſie ihn freudig ihrer Herrſchaft wieder.

Hohes Leid, wie hohe Luſt, ziehen die Seele an das Göttliche. Thereſia hatte zu Venedig in ihrer Einſamkeit fromme Gelübde gethan. Nun, nach erhörten Seufzern, ſtiftete ſie zur Erfüllung das Servitinnenkloſter in München [440]). Auch jenes Kloſter, welches längſt ſchon des Kurfürſten Oheim, Herzog Maximilian Philipp, gegründet hatte, ward jetzt erſt von Frauen bezogen [441]). Maximilian Emanuel ſelbſt ſah die Vermehrung ſolcher Stiftungen, deren Menge den Landeswohlſtand ſchwächte, ungern. Auch konnten ſich nur die Kapuziner in dieſer Hinſicht ſeiner Gnade

439) Chr. v. Aretin in ſeinen Miscellen zeichnete dieſen ſchönen Zug auf

440) Noch im Jahr der Heimkehr 1715. Aettenkhover 144.

441) Eigentlich ſchon im J. 1711. Aettenkhover 118.

rühmen. Er baute ihnen Zellen zu Rumfenburg [442]), daſelbſt den Gottesdienſt während ſeines Sommeraufenthaltes zu beſorgen. Gleichwie er ſchon früher durch ein weiſes Geſetz unterſagt hatte, der Abteien Gut mit liegenden Gründen zu vergrößern, ſchlug er nachher jede Bewilligung zur Aufrichtung neuer Mönchs- und Nonnenklöſter ab [443]).

21.

Blick auf Zuſtand des Landes, der Volksbildung und Wiſſenſchaft.

In ſeinen verarmten Gebieten riefen dringendere Bedürfniſſe. Hier waren zwar Dörfer, Märkte, Städte nicht, wie bei alten Kriegen, in weiten Strecken weggebrannt und ausgerottet, aber in ununterbrochener Jahresreihe haushälteriſch klug, nach Grundſätzen einer gewandtern Plünderungskunſt, bis zur Bettler-Noth ausgeleert worden. Maximilian Emanuel erblickte ſein Vaterland wieder in einem Elende, jenem ähnlich, in welchem es ſein Vater Ferdinand Maria nach den Gräueln des dreißigjährigen Glaubenskrieges gefunden. Schwerd und Hunger, Entſetzen und

442) Im J. 1718. Lipowsky Geſch. des Kapuzinerordens S. 76.
443) Jenes im J. 1701, dies im J. 1717.

Traurigkeit hatten viele Menſchen hinweggenommen; peſtartige Krankheiten vieler Orten den dritten Theil des Volkes getödtet. Regensburg ſelbſt war geraume Zeit faſt ohne Einwohner geweſen, als deren binnen ſieben Monden beinahe zehntauſend hinſtarben und die übrigen mit Schrecken aus der Stadt flohen [444]). Durch Viehſeuchen lag der Wohlſtand des Landmannes hingerichtet [445]). Alle Grenzſperren, alle Vorſichtsmittel von den Obrigkeiten empfohlen [446]), hemmten die Wuth der Peſtilenz wenig, bis die Zahl ihrer Opfer voll ge-

---

444) Laut bekannt gemachten Verzeichniſſen waren in Regensburg vom 4. Brachmond 1713 bis Ende Chriſtmonds 2792 lutheriſche und 7857 katholiſche Einwohner geſtorben; faſt 7000 waren auf das Land hinaus gezogen. Mons. Epnn. 1, 563.

445) Schon unterm 28. Herbſtm. und 19. Wintermond 1711 waren obrigkeitliche Anordnungen zur Minderung des „Viehfalles" erſchienen

446) Dahin gehörten die unterm 18 Aug. und 20. Herbſtmond 1713 verordneten, meiſtens ſehr zweckmäßigen Vorſchriften groſſer Reinlichkeit in Haufern, Gaſſen, Feilbadern u. ſ. w. Eine ſchon im Jahr 1679 im Druck erſchienene, vom Leibarzt Thürmayer verfaßte Schrift über die Selbſtverwahrung gegen Seuchen, ward auf hochobrigkeitlichen Befehl neu aufgelegt und in allen Gemeinden vertheilt.

worden. Man ſah wieder Dorfſchaften faſt ohne Menſchen, und weite Felder faſt ohne Anbau.

Der Kurfürſt widmete fortan die übrige Friſt ſeines Lebens einem ſchönern Ruhm, als Waffen je gewähren konnten. Er ward Wiederherſteller des Zerſtörten. Dafür ſegnete ihn ſein Volk. Er verjüngte in Baiern die Kraft der alten Landesordnungen; desgleichen im Fürſtenthum der obern Pfalz, wo mit ſeinem Wiedereintritt die landſtändiſchen Einrichtungen nach kurzer Dauer abermals verſchwanden. Die von den Oeſterreichern eingeführten Auflagen ſchaffte er ab, doch ließ er die dreifache jährliche Unterthanenſteuer beſtehen, wie ſie ſchon in den erſten Jahren des ſpaniſchen Erbfolgekrieges geweſen. Andere Abgaben machte er durch die Art ihrer Leiſtung dem Volk erträglicher[447]). Es ward zur Gewerbſamkeit aller Gattung ermuntert; zur Wiederbetreibung der Bergwerke[448]), der Tuchwebereien[449]), zum Anbau des Bodens, zur Umarbeitung öder Gründe und Benutzung der

---

447) Statt des Tabaksalleinhandels ward 1717 das ſogenannte „Heergeld" eingeführt, ſtatt Lieferung des rauhen und glatten Futters im J. 1719 die Futteranlage.

448) Verordnung vom 28. Auguſt 1716.

449) Errichtung einer großen Land-Tuchmacherei am 19. Heumond 1718.

Moore [450]), deren weitläufiger Umfang bisher benachbarten Gemeinden nur zu magerer Viehtrift gedient hatten. Denen, welche in wilden Oeden Niederlaſſungen, Schwaigen oder Viehhöfe, Meiereien und Dorfſchaften gründeten, wurden mancherlei Vortheile, auch Freijahre von Steur, Steuern und andern Bürden gegeben; ſogar Schindern, Henkern, und andern unehrlich geachteten Leuten [451]) Ehrlichſprechung und gleiche Rechte, wie andern Unterthanen ertheilt.

Aber zur ſchnellen Wiedererſchwingung der alten Wohlſtandshöhe mangelten in Baiern drei Dinge, ohne welche kein Volk blühend wird: Freiheit des Gewerbfleiſſes, Freiheit des Eigenthumes, Freiheit des Geiſtes; die Kraft, das Mittel, und die Einſicht zur Anwendung beider.

---

450) Verordnung vom 30. Herum. 1723 zum Anbau der „Weiſelacker, Filzen, Moose, Hüten, Gamblen, Weisleggen, und andrer verſchwendenen öden Gründe." Die Vielheit der Namen, mit welchen ein Volk den gleichen Gegenſtand in verſchiedenen Beziehungen zu bezeichnen weiß, iſt die ſprechendſte Urkunde von Beſchaffenheit des Landes und Beſchäftigung der Einwohner.

451) „Eyſen- und andere Amtleuth" nennt ſie die Verordnung vom 30. Herum. 1723. Die Zahl der eiſen, eiſchen oder häßlichen Gewerbe war ſchon durch ältere Reichsverordnungen beträchtlich gemindert.

Zunftzwang, örtliche Vorrechte, verderbliche Uebungen, landesherrliche Weisungen, Verbote und Beschränkungen hinderten noch immer das rege Spiel nützlicher Thätigkeit. Uebeln des Augenblickes ward oft mit der Aufopferung bleibenden Vortheils gewehrt. Mauthen und Zölle, Steuern und Abgaben, so lange sie nur heilsame Entleerung des Ueberschusses sind, reizen und beleben den Verkehr; doch wirken sie todtlich auf ihn, sobald sie ihn hindern, Ueberschuß zu erzeugen. Ungeheure Summen lagen in todter Hand von mehr denn hundert frommen Stiftungen, oder in unveränderlichen Geschlechtsgütern, dem Spielraum des Wandels und Handels entzogen, Pflegen prassenden Müßigganges oder verzehrender Bettelschaft. Die Jugend ging in den Schulen versäumt [452]). Der Unterricht war dürftig, gründliche Kenntniß selten, nachgebetetes Vorurtheil die allgemeine Weisheit. Städte, Märkte, Dörfer besoldeten die Lehrmeister schlecht, welche nebenbei ihr Brod häufig als Geiger, Hochzeitlader oder mit andern Verrichtungen erwarben. In höhern Anstalten fesselte mönchhafter Lehrzwang Geist und Zunge der weisern Mannes. Ausländische Hochschulen zu besuchen,

452) Die alte Schulordnung von 1682 war von wohlgemeinten Grundsätzen. Besonders wurde darin auf eine gute Handschrift gehalten.

verbot noch die Scheu vor Ketzerthum [453]). Der meißen Lehrstühle im Lande hatten sich die Jesuiten ausschließlich bemächtigt, deren Ehrgeiz, vom schlau berechneten Getrieb ihrer Ordensverbindung unterstützt und erhobt, Alleinherrschaft forderte. Sie, bei einförmiger Verstandesbildung, zweideutig in Grundsätzen, geschmeidig im Umgang, vermochten Ungläubliches, weil sie sich auch zuweilen des Schändlichen nicht schämten, so lange es den Schleier der Ehrbarkeit trug. Es ist erst spät ruchbar geworden, wie schon damals in Baiern manche von Loyola's Jüngern die Unschuld der Jugend, welche sie schirmen sollten, mit heimlichen, unnatürlichen Lastern vergifteten [454]). Durch sie wurden Wissenschaft und Kunst dienst-

453) Ein solches Verbot noch, denn viele waren schon vorausgegangen, am 1. Hern. 1703.

454) Jacobi Marelli S. J. Amores, e scriniis provinciæ sup. germ. Monachii nuper aperiis brevi libello expositi per *Carol. Henr. de Lang.* Im J. 1815 gedruckt. Heinrich v. Lang, damals königl. baier. Reichs-Urkundenkammerer (Reichs-Archivarius zu jener Zeit genannt), leistete durch Aufdeckung so vieler Schanden des Ordens denen von seinen Zeitgenossen einen dankwürdigen Dienst, welche im allgemeinen Parteikampf leidenschaftlicher Uebereilung mit dem alten Guten auch das schlechte Alte wieder geltend zu machen bereit waren.

bare Mägde der Prieſter und des Adels, und mit Verbannung geiſtiger Regſamkeit erſtarrte der heitere Strom der Wiſſenſchaft zum ſtillen Sumpf von Gelahrtheit und Vorurtheil. Während in andern deutſchen Landen ein Puffendorf, Karpzow oder Konring die Rechte läuterten, ein Kanih und Logau ſangen, ein Leibnih dem menſchlichen Geiſte neue Bahnen brach, ein Dörfel den Lauf der Schweifſterne verfolgte, ein Hevel entfernte Sonnen zählte, Stahl und Heiſter in der Heilkunde, die Bernoulli, Tſchirnhauſen und Euler in Erkenntniß der Naturkräfte oder der höhern Berechnung und Großenlehre unvergängliches Verdienſt ſammelten, ward in Baiern noch immer keiner gefunden, der ſich jenen Herrlichen beigeſellte, die in den Feldern menſchlichen Wiſſens Eroberer hießen.

Wie in den hohern Ständen die Jeſuiten, ſo, und verderblicher noch, wirkten in den niedern die Bettelmönche. Mit gemeiner Denkart ſchmarotzeriſch in Gemüth und Leben des großen Haufens eingewurzelt, arm, ſchmutzig, bildungslos, mehrten und nährten ſie Verkehrtheit der Begriffe und Unwiſſenheit, weil ſie davon ſelbſt befangen waren, oder Vortheile zogen. Scharfrichter, Quackſalber, Zigeuner und andere Glückſäger halfen redlich dazu. Sie alle fanden im Aberglauben des be-

trogenen Volkes ihre Goldbrunnen. Die Baiern hatten bald in Deutschland den Ruf, der römischen Kirche eifrigste Bekenner, aber auch unter den übrigen Völkerschaften von Geistes wegen die finstersten zu sein. Da ward nach Schätzen und Alraunwurzeln gegraben; da aus Gestirnen und Spielkarten, aus Krystallen und Ringen, aus Sieben und Händen gewahrsagt; da rief man Geister auf den Kreuzwegen; brannte man Wunderpulver aus hingerichteter Verbrecher Gebeinen; beschwor Hochwetter und Fieber; bannte Schlangen, Nattern, Kobolde; heftete Zaubersprüche an Thüren und Truhen, wußte von Gespenstern, Unholden, Liebestranken und Schwarzkünstlern tägliche Geschichten. Das Gesetz verbot bei Todesstrafe den Umgang mit bösen Geistern, und noch im ersten Jahr des achtzehnten Jahrhunderts wurde in München ein unwissendes Mädchen von siebenzehn Jahren, von krankhafter Nerventhätigkeit und erhitzter Einbildungskraft getäuscht, mit dem Schwerde hingerichtet und sein Leichnam zu Asche verbrannt [455]). Es war die Tochter eines Wachtmeisters zu Pfaffenhofen, ihr Name Marie Theresia Kaiser. Sie sah in Träumen den Teufel; tanzte in der Thomasnacht mit höllischen Wesen nackt

455) Am 17. Hornung. 1701. Lipowsky Gesch. baier. Criminalrechts. S. 121.

ums Hochgericht; trieb mit dem Fürſten der Finſterniß verbotene Buhlſchaft; hatte ihm ihre Seele mit eigenem Blut verſchrieben und lernte von ihm Schlöſſer erbrechen und ſtehlen. Dieſe Unglückliche iſt in den Geſchichten Baierns merkwürdig, weil ſie die letzte war, welche der Hexerei willen am Leben geſtraft worden.

In Märkten und Städten bewahrten vorzüglich die Handwerker und Zünfte jedes Vorurtheil des Alterthums mit unbeſiegbarer Ehrfurcht. Uneheliche Kinder waren ehrlos auf Lebenszeit: aber auch Söhne von Bettelvögten, Gerichtsdienern und Scharfrichtern wurden zu keinem Handwerk gelaſſen, und die Söhne hingerichteter Miſſethäter, als Erben der Schande, von denſelben verſtoßen. Hatte ein Geſelle ein Aas berührt, einen Hund oder eine Katze todt geworfen, mit Schinderknechten auch nur unwiſſender Weiſe gewandert oder getrunken, — kein anderer arbeitete länger neben ihm. Das Losſprechen der Lehrjungen geſchah mit feierlichen Albernheiten, welche nicht ſelten eben ſo ärgerlich, als der Geſundheit gefährlich waren [456]).

Doch alle dieſe und andere abergläubige

456) Das Verbot des Reichstags vom J. 1731 macht uns mit den bei der Geſellenweihe üblichen Predigten, Taufen, Hobeln, Schleifen und andern Mißbräuchen der Handwerker bekannt.

wurden in der City von London zwei neue Schulen, jede zu dreihundert Kindern, errichtet; zwei andere, die eine für fünfhundert Knaben, die andere für fünfhundert Mädchen, später, ungerechnet eine große Schule für jüdische Kinder. Eben so besteht die neue Schule für fünfhundert Mädchen zu London, welche von der Herzogin von Kent gestiftet ist. Wie in Schottland, so wird auch in Irland der Sinn für Volksveredlung herrschender. In Irland befanden sich im J. 1822 529 Schulen des gegenseitigen Unterrichts, von 58,000 Kindern besucht.

In Frankreich.

Graf Laborde war's, welcher zuerst Bells und Lancasters verbesserte Einrichtung (im Jahr 1814) nach Frankreich verpflanzte. Es bildete sich schnell zu Paris eine Gesellschaft zur Beförderung des Elementar-Unterrichts (im Jahr 1815), deren Ehren-Präsident im Jahr 1821 der Herzog von Doudeauville, deren Vorsteher der Herzog de la Vauguyon war. Die Minister Lainé, de Cazes und Simeon halfen ihr kräftig. Simeon allein hat das Verdienst, bei den verschiedenen Militärkorps 160 Schulen des wechselseitigen Unterrichts gestiftet zu haben. Bei dem allen zählte Frankreich in seinem ganzen Um-

Sitten und ihren Begriffe herrſchten mehr oder minder zu jener Zeit auch in den übrigen Gegenden Deutſchlands; nur in Baiern wurden ſie von der Hand des Mönchthums emſiger und länger gehegt und gepflegt. Der natürliche Mutterwitz des kräftigen Volkes fand weder in Schulen Ablöſung vom Vorurtheil, noch in Kirchen, wo von den Kanzeln mehr Wunderſucht, als Begeiſterung des Wahren und Edeln, mehr ſtreitſelige Gottesgelahrtheit, als chriſtliche Liebe das Wort führten. Es mangelte nicht an Freunden der Wiſſenſchaft, ſowohl in als auſſer Kloſtern. Immer zeichneten ſich einzelne Glieder der Geſellſchaft Jeſu, öfter noch die Väter vom Orden St. Benedikts ruhmvoll in gelehrter Kenntniß aus, während die übrigen in dumpfem Gedankenſtillſtand und Andachtswerk Verdienſt und Seligkeit fanden. Aber auch die Vortreflichern, geiſtiger Freiheit ungewohnt, mieden glaubensſorglich helleres Licht, oder verſchloſſen furchtſam das Gefundene. Wohlthätig drang daſſelbe, in ſo fern es ohne Kränkung prieſterlicher Lehrbegriffe, Rechte und Würden ſein mochte, durch Aufklärung geiſtvoller Staatsbeamten allmälig ins Leben ein.

Kaum ſechszehn Jahre nach dem Tode jener als Braut der Hölle verbrannten Jungfrau ward auch zu Freiſing ein zwölfjähriger Knabe laut eigenem Geſtändniß ſchuldig gefunden, ſich drei,

mal dem Teufel verschrieben und Hexentagen beigewohnt zu haben. Aber sein Vertheidiger, ein helldenkender Mann, Joseph Rumpfinger, trug menschlich darauf an, den Knaben seinen Aeltern und Geistlichen zu besserem Unterricht zu empfehlen[457]). Das geschah aber zu der Zeit, als Christian Thomas auf der Hochschule zu Halle, dieser muthige Herold des Menschenrechtes, erst den Kampf wider Gespenster- und Zauberglauben begonnen hatte. Die Kenntniß der Natur war noch in ihren rohen Anfängen, und es kann schon ehrenhaft für den menschlichen Verstand und seine Entfaltung zeugen, wenn seltene Erscheinungen nicht sogleich als übernatürliche geehrt wurden, die, wie jener Steinregen bei Scheftlarn, noch in meinen Tagen zu den unerforschten Räthseln der geheimen Weltkraft gehören.

Ohnfern dem Kloster Scheftlarn wurde nämlich an einem heitern Sommernachmittag[458]) eine kleine durchsichtige Wolke erblickt, die schnell sich von der Mitternachtsgegend des Himmels gegen Mittag bewegte. Sie senkte sich, kreisete zwei- und dreimal herum, indem ihr ein starker Knall, wie Stückdonner, entfuhr, welchem erst

457) Misc. 165. Hdschr. in dem königlichen Bücher-saal zu München.

458) Den 5. Brachm. 1722. Meichelbek 2, 468.

ein Geknatter, wie von zehn, zwölf Büchsenschüssen, dann dreimal ein schwächerer Schall folgte. Während des Getöses flogen aus dem Wölkchen, in schiefer Richtung, wie vom Sturmwind getrieben, größere und kleinere, schwärzlichte Steine, fast alle von ähnlicher Bildung, zur Erde[459]). Ein bläulicher Dampf schien aus dem Gewölk nach dieser Entladung emporzusteigen.

Auch mangelte es in Baiern nie an lichtvollen Männern, welche sich der Finsterniß ihres Volkes schämten und bessere Einsicht gemein zu machen strebten. Schon damals, als das Land in der österreichischen Knechtschaft seufzte, versammelten sich in der Hauptstadt mehrere Freunde und stifteten eine gelehrte Verbindung, mit dem Zweck: Liebe der Wissenschaft zu wecken, und des Vaterlandes Ehre, die kein Schwerd mehr rettete, in Schriften zu vertheidigen[460]). Und

459) Tres fere communis librae quadrantes ponderis aequantes, uti oculis conspeximus. Meichelbek.

460) Diese „Nutz- und Lust erweckende Gesellschaft der vertrauten Nachbaren am Isarstrom" nahm im J. 1702 ihren Ursprung. Nur wenige ihrer Glieder, sämmtlich unter abentheuerlichen Namen, Maximus Feldzwinger, Emanuel von Heldenmark, Augustus von Lorbeernstauf u. dgl. verkappt, sind bekannt. Von ihren Abhandlungen sind zu München, ohne Angabe des Druckorts, nur fünf Bändchen in den

ohne Zweifel war es allzukühne Freimüthigkeit der Mitglieder gegen kaiſerliche Gewaltherrſchaft, welche den edeln Verband nach wenigen Jahren löſete. Urban Hekenſtaller, des kurfürſtlichen Rathes Geheimſchreiber, einer der Übrigen, verflochten in den großen Aufſtand des baieriſchen Volkes, entging dem Kerker und Blutgerüſte nur durch Flucht in Prieſterkleidern, und daß er im Kloſter der Barfüßer zu Freiſing als Küchendiener geheim gehalten ward bis zur Rückkehr des Landesherrn.

Erſt ſpät nachher bildete ſich ein anderer Gelehrtenverein, welcher des hoffnungsreichen Kurerben Karl Albrechts Schutz und Namen hatte [461]). Dieſen Bund für Wiſſenſchaft ſtifteten einige gelehrte und wackere Männer aus freiem Antrieb: Agnellus Kandler von Regensburg, der tugendhafte, um Aufhellung vaterländiſcher

Jahren 1702 bis 1704 erſchienen; der vierte Band vom J. 1703 ward von den Oeſterreichern nachher, aber zu ſpät, unterdrückt. Auſſerdem erſchien im Jahre 1703 noch in ſechs kleinen Bänden eine Staatsſchilderung der europäiſchen Länder von einer: „Zur das Vaterland des baier. Löwen getreuen Gefährtin zu der Iſar-Geſellſchaft“ u. ſ. w.

461) Die Academia Carolo-Albertina, im J. 1720. Das Wiſſenswertheſte ihrer Geſchichte beſchrieb J. C. Lippert in Abh. baier. Af. 2, 11.

Geſchichten wohlverdiente Auguſtinermönch [462]); Euſebius Amort, der gelehrte Verfechter päpſtlicher Hoheit [463]), und der fleißige Franz Joſeph Grünwald, eines Gürtlers von Wolfrathauſen Sohn, ein junger denkender Arzt. So lange dieſe Männer lebten und wirkten, erhielt ſich eine Verbindung, deren Schriften [464]), wenn gleich Denkmale ungebildeter Schreibart, wohlthätiges Streben zur Ausſtreuung nützlicher Erkenntniß beurkunden. Mit den Stiftern des Bundes aber verging er ſelbſt.

22.

Der Lebensausgang von Maximilian Emanuel.

Im J. 1716 — 1726.

Nur in langem Frieden konnte Baiern von langem Ungemach geneſen. Der Kurfürſt, froh,

462) Geboren den 16. Auguſt 1692, ſtarb den 19. Horn. 1745. Sein Arnulphus male malus cognominatus München 1731, zeugt vom Freiſinn wider Vorurtheil.

463) Geboren ohnweit Tölz, ſtarb als Chorherr zu Polling in hohem Alter am 5. Horn. 1775. Seine vielen Schriften ſind heut vergeſſen.

464) „Parnassus boicus oder neu eröffneter Muſenberg u. ſ. w. Vier Bände. Erſt im J. 1736 kam ein neu fortgeſetzter Parnassus boicus zum Vorſchein, deſſen zweiter Band 1740 gedruckt ward.

nach vieljährigem Entbehren, wieder auf dem Eigen seiner Väter, in der Mitte seines Volkes zu wohnen, versäumte nichts, die edle Ruhe zu behüten, welche ihm theurer, denn aller Ruhm geworden. Mit Oesterreich knüpfte er die althergebrachten freundschaftlichen Verhältnisse wieder an; er sandte sogar dem Kaiser Karl sechstausend Baiern zur Hilfe[465]), als sich der Türkenkrieg erneuert hatte. Dies Kriegsvolk führten Karl Albrecht und Ferdinand, seine Söhne, nach Ungarn, um in Fürst Eugens Feldherrnschule zu lernen, einst, wenn Noth geböte, ihres Landes Recht und Wohlfahrt mit dem Schwerde würdig zu behaupten. Bei Belgrad und Servions Eroberung fochten die Baiern, ihr Arm wäre der heimathlichen Flur wohl nöthiger gewesen, mit angeborner Tapferkeit für fremdes Glück. Karl Albrecht gewann des Kaisers volle Huld, und die Vermählung des jungen Fürsten mit Wilhelmine Amalien, Kaiser Josephs I. Tochter[466]), zog die Bande der Freund-

465) Im Brachmond 1717.

466) Den 21. August 1722. Die Erfurtsin empfing 10,000 Gulden Heirathsgut. Hinwieder mußte sowohl sie, als der Kurfürst Maximilian Emanuel und sein Sohn feierlich für sich und ihre Erben auf Erbschaft an allen dem Hause Oesterreich in

ſchaft wieder zwiſchen den lange feindſeligen Häuſern Habsburg und Wittelsbach enger.

Nicht minder ward Verſöhnung geſtiftet zwiſchen Baiern und Pfalz am Rhein. Die Söhne alle vom Stamm der Schyren traten in München zuſammen, ihres Hauſes Eintracht und Ordnung zu bereden. Das fühlten Alle: mehr denn feindliche Gewalt der Fremden habe bisher eiferſüchtiger Eigennutz unter den Kindern Wittelsbachs die Hoheit und den Glanz ihres Hauſes vermindert. Darum richteten ſie mit redlichem Herzen unter ſich neue und ewige Hauseinigung auf[467]). Auch wegen der Reichsverweſerſchaft ward darin das alte Zerwürfniß getilgt: dieſe Würde zum gemeinſamen Recht beider Geſchlechtszweige erklärt, alſo, daß beim Ausſterben des einen der andere rechtmäßige Alleinerbe von Ehren und Gütern ſein ſolle. Mit Rath und That, Wort und Waffe, in Fried' und Leid, vor Reichs- und Kreis-

und auſſer Deutſchland gehörigen Landen und Reichen mit körperlichem Eide Verzicht thun, ſo lange noch eheliche männliche oder weibliche Nachkommen des Kaiſers, oder ihrer (der Erbfürſtin) ältern Schweſter, Maria Joſepha, Gemahlin des ſächſiſchen Kurerben, in künftigen Weltzeiten vorhanden ſein würden. Aretinhover 667.

467) München den 15. Mai 1724. In Hempels Germ. princeps S. 2493 ff. abgedruckt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN: 14370/048

tagen, und Höfen nah' und fern, gelobten sich Pfalz und Baiern getreuen Beistand; sintemalen jedes Einzelnen Wohl- oder Uebelstand der Segen oder die Noth des theuern Gesammthauses sei.

Auch mit dem französischen Hofe ward die ehemalige Freundschaft fortgesetzt. Ludwig XIV war bald nach dem Badener Friedensschlusse gestorben[468]). Als dessen Großenkel und Thronfolger König Ludwig XV seine Vermählung feierte, reiseten Karl Albrecht, der Kurerbe, und Ferdinand, mit ihren zween geistlichen Brüdern, Clemens August, Kurfürst zu Köln, und Johann Theodor, Bischof zu Regensburg, in großer Pracht zu den Hochzeitfesten gen Paris.

Kurfürst Maximilian Emanuel genoß bei seinem Volke herzliche Liebe; denn mit großen Fehlern verband er vortreffliche Eigenschaften, durch welche er liebenswürdig ward. Er war gutmüthig, mild und leutselig gegen Jedermann; half den Bedrängten gern und zeigte sich allenthalben mit Freigebigkeit, oft mehr, als seine Kräfte und die Gesetze weiser Haushaltung gut hießen. Denn seine kurfürstlichen Kleinodien, die er in Holland verpfändet hatte, blieben noch lange uneingelöset, und oft die Zinsen der Schuldsumme

468) Den 1. Herbstm. 1715.

Jahre lang unbezahlt[469]). Ausserdem lag auf ihm eine ungeheure Schuldenlast von vielen Millionen[470]). Neben demselben war es nur ein mäßiger Zuwachs seines Vermögens, als mit Ferdinand Lorenz von Tilly das Geschlecht des großen Feldherrn dieses Namens ausstarb, und die oberpfälzische Lehenherrschaft Freistadt, Holnstein und Hohenfels an Baiern kam[471]). Demungeachtet ließ der Kurfürst vom altgewohnten Aufwand nicht, und der klägliche Zustand des Landes führte ihn zu keiner Sparsamkeit zu-

469) Den Holländern war er 1,126,240 Gulden schuldig und mehrere verfallene Zinsen. Die Staaten der Niederlande, als Bürgen, mahnten ihn öfters an die Zahlung. Unterm 13. Hern. 1715 drohten sie ihm aus dem Haag mit dem Verkauf seiner Juweelen. „Zullen wy niet langer kunnen afwesen, om, hoevel ongaerne, te procedér en tot verkopinge van de verpande juwélen." Der Urbrief in Wilhelms Misc. Tom. 2. Hdschr.

470) Noch bei seinem Tode überstieg die Menge seiner Schulden dreißig Millionen Gulden. Da er im J. 1721 zur Tilgung derselben und Einlösung der versetzten Kleinodien beträchtliche Summen forderte, gewährten ihm die Stände acht Millionen.

471) Im J. 1721. Freistadt ward seitdem eine baierische Landstadt, Holnstein und Hohenfels aber wieder in Lehen ausgegeben.

fange (im J. 1821) noch nicht 2000 solcher Unterrichtsanstalten *) (im Oktober 1820 erst 1552).

Ueberhaupt war damals das Schulwesen Frankreichs wirklich erst im Werden. Man darf wohl so sagen, wenn man weiß, daß weitaus noch nicht die Hälfte der schulfähigen Jugend, ja noch nicht der vierte Theil derselben die Schulen besuchen konnte. **) Denn erst 14,124 Gemeinden dieses großen Staats waren (am 1. Juli 1819) im Besitze von Anfangsschulen (die meisten in den westlichen und nördlichen Gegenden). Die Zahl der Schullehrer betrug 28,945, und die der Schulen 27,581. — In Folge der Rede, welche im Jahr 1820 der Präsident der königlichen Kommission in der Deputirtenkammer zu Paris hielt, soll die Zahl der Schüler im Lauf eines Jahres (vermuthlich also auch die der Schulen verhältnißmäßig) auf 1,070,500 angewachsen sein.

---

*) Nach den *Rapports faits à l'assemblée générale de la société pour l'enseignement élémentaire*, du 28 *Mars* 1821.

**) Im Juli 1820 besuchten in allen Departementern von Frankreich, Korsika nicht mitgerechnet, überhaupt nur 1,065,919 Kinder die Anfangsschulen. Es waren aber nur der Knaben von fünf bis fünfzehn Jahren damals an 2,852,000 vorhanden, laut *Tableau du conseil royal de l'instruction publique.*

rück. Sein Hof blieb reich und glänzend, wie er vormals gewesen. Maler, Tonkünstler und andere Arbeiter, welche der Prachtaufwand forderte, waren immerfort beschäftigt. Die kostbaren Gemäldesammlungen, schon durch die Herzoge Albrecht V und Wilhelm V groß begonnen, durch Kurfürst Maximilian sehr erweitert, bereicherte er mit einer Menge auserwählter Meisterwerke, besonders der niederländischen Schule. Er selber ordnete eigenhändig an, was jährlich in seinen Lustschlossern zu Nymfenburg, Schleisheim, Lustheim, Dachau, Fürstenried und andern gebaut und verschönert werden sollte[472]). Zur Jagd wurden dreihundert Rosse und vierhundert Hunde gefüttert, über zwölfhundert Pferde in den verschiedenen Marställen; die Gnadengelder bei hunderttausenden gereicht. Ich will nicht gedenken der Menge und der Pracht des müßigen Heeres von Hofdienern aller Gattung, nicht die kostbaren Feste und prachtvollen Mummereien schil-

472) Er trat in alle Einzelnheiten ein, wie seine eigenhändigen Entwürfe in Wilhelms Misc. T. III. darthun. In den Jahren 1716 bis 1726 wurden allein für Bau-Ausgaben 772,989 Gulden 29 kr. bezahlt. Die geheimen Ausgaben, worunter auch Pfeggelder, Almosen, Zinsen, betrugen von 1715 bis 1725 im Durchschnitt jährlich gegen 90,000 Gulden.

dern [473]), oder die Schauspiele, in welchen man zuweilen selbst die jungen Fürstinnen des Hofes als Tänzerinnen oder Sängerinnen auf der Bühne erscheinen und um Beifall buhlen sah. Nicht alles Geschehene ist der Geschichte würdig.

Als ihn aber im vierundsechszigsten Jahre seines Alters schwere Krankheit ergriff, und ein krampfhafter Zustand ihm selbst den Genuß der Nahrung schmerzlich machte, stellte er alle Freuden ab, und wandte sein Gemüth in großer Angst dem Himmel zu [474]). Und er verzagte fast an seiner Seligkeit; bat Gemahlin, Kinder, Hausgenossen um Verzeihung; beichtete mit bekümmerter Seele vor Allen seine Sünden öffentlich, und zitterte, daß ihm solche vor dem ewigen Richter kaum vergeben werden dürften [475]). Vom Sterbebette herab beschwor er mit Thränen seinen

---

473) Z. B. im J. 1718 erschienen, bei Nachahmung eines Turniers, die Turnierenden als Türken, Perser, Armenier, Schweizer u. s. w. verkleidet; der Landesherr selber als Ungar, der Kurerbe Karl Albrecht als Mohr.

474) Er ließ sich in sein Krankenzimmer beinah anderthalb hundert geistliche Bücher bringen, und daraus vorlesen. Die „Ebringensbergische Chronik", Hdschr. Nro. 90 im königl. Büchersaal zu München, sehr umständlich von Maximilian Emanuels letzten Tagen.

475) Nur mit Mühe beruhigte ihn sein Beichtvater.

Sohn Karl Albrecht, des Landes Noth und Leiden zu betrachten, besonders die große Last der Schulden abzuthun, und sich des armen Volkes zu erbarmen; empfahl ihm auch, Frieden mit dem Erzhause Oesterreich zu bewahren, doch jederzeit eine Kriegsmacht von vierundzwanzigtausend Mann bereit zu halten, für der heiligen Kirche und Baierns Schutz, so wie um dermaleinst den Ansprüchen auf das österreichische Erbe Nachdruck zu geben.

Dann warf er die Sorgen der Welt von sich, und starb, seine Kinder segnend, unter derselben Gebet und Thränen, am Abend des sechsundzwanzigsten Hornungstages [470]), im Jahre eintausend siebenhundert und sechsundzwanzig, dem vierundsechszigsten seines Lebens, dem sechsundvierzigsten seiner Herrschaft.

---

470) Abends in der siebenten Stunde. Chlingensperg'sche Chronik. Hdsche.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Fünfunddreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Sechste Buch.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Der Baierischen Geschichten

Sechstes Buch.

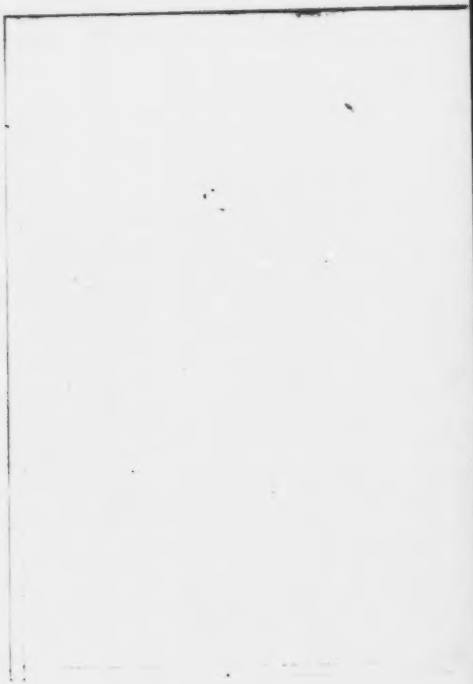

Sechstes Buch.

Die letzten Kurfürsten zu Baiern.

Erster Abschnitt.

Die Zeit Kaiser Karls VII.

1.

Karl Albrecht. Seine Gemüthsart, und wie er löblich beginnt.

Im J. 1726 — 1728.

Nachdem ich in vorigen Büchern das Einwandern der wilden Bojen, ihre Unterjochung durch die Römer, und beider durch die Deutschen, dann das Schicksal der Agilolfingen, und des Landes Loos unter den Karlingen beschrieben hatte, gingen vor Dir Fürsten aus mancherlei Stämmen: die altmächtigen Welfen, die Helden aus Wittelsbach, vorüber. Du sahest Ludwig den Baier, und neben seiner Nachfolger verderblichen Schwächen herrlicher des vierten Albrechts starkes Für-

stenherz. Du sahest den Jammer von Baiern unter dem Schwerd der Glaubenskriege; den hohen Maximilian zwischen Blut und Trümmern am auserwählten Ziel; — dann, nach flüchtigen Friedensjahren, die Knechtschaft des Volkes unter Oesterreich, dessen Ketten der Baier-Jüngling Plinganser nicht brechen, wohl aber noch in einen ewigen Schmuck treuer Volksliebe zum anererbten Fürstenhause verwandeln konnte.

Nun vernimm von Karl Albrechts unglücksreichem Glanze; von der Tugend seines Sohnes, welcher der Baiern Titus ward; von den Werken Karl Theodors; bis Maximilian Joseph endlich, aus Stürmen, die den Welttheil zerrissen, seinem Haupte die königliche Krone, und, mehr als dies, seinem Volke ein ruhmhafteres Dasein erworben hat. Das ist der Inhalt vom sechsten Buch dieser Geschichten.

Der neunundzwanzigjährige Karl Albrecht, Erstgeborner aus Maximilian Emanuels zweiter Ehe [1], den größesten Herrschern der Zeit blut-

1) Er war zu Brüssel den 6. August 1697 geboren. Seine um ein Jahr ältere Schwester Mariane Karoline Josephe Dominica (geb. Brüssel den 4. Aug. 1696) trat mit dem Nonnennamen Theresia Emanuele de Cerde Jesu am 29. Weinmonat 1719 in das Münchner St. Jakobskloster auf dem Anger, wo sie den 9. Weinmonat 1750 starb. Ein jüngerer

verwandt oder befreundet, beſtieg unter nicht geringen Erwartungen des Volkes den Thron der Schweiz. Gern erzählte man ſich von ſeiner natürlichen Milde; von dem Schatz edler Kenntniſſe,

---

Bruder, Philipp Moriz Maria Dominicus (geb. Brüſſel den 5 Aug. 1698), war den 11. März 1719 zu Rom, beinahe zur Zeit ſeiner Erwählung zum Bisthum Paderborn, geſtorben. Ein zweiter Bruder, Ferdinand Maria Innocenz Joſeph Michael (geb. Brüſſel den 5. Aug. 1699), ſtarb, als kaiſerlicher Zeugmeiſter, am 9. Chriſtmonat 1738. Ein Dritter, Clemens Auguſt (geb. Brüſſel den 17. Aug. 1700), ward den 12. Wintermonats 1723 Kurfürſt zu Köln, und den 17. Heumonds 1732 Großmeiſter des deutſchen Ordens zu Mergentheim, nachdem er ſchon die Bisthümer Münſter und Paderborn (ſeit 1719), Hildesheim und Osnabruck (ſeit 1724) erhalten. Er iſt den 6. Horn. 1761 zu Koblenz geſtorben. Ein Vierter, Wilhelm (geb. in dem Luſtſchloſſe Schleisheim den 12. Heum. 1701), ſtarb ſchon wieder den 12. Horn. 1704. Ein Fünfter, Johannes Aloys (geb. den 21. Brachm. 1702), ſtarb ebenfalls bald (am 30. Brachm. 1705). Ein Sechster, Johannes Theodor (geb. zu München den 3. Herbſtm. 1703), ſtarb, als päpſtlicher Hauptprieſter und Biſchof von Lüttich, in eben dieſer Stadt am 27. Jänner 1763. Ein Siebenter, Maxilian Emanuel (geb. München den 21. Chriſtmond 1701), ſtarb am 17. Hornung 1709.

Im Durchschnitt hatten diese Anfangsschulen alter Art, nach Maasgabe der bekanntgemachten Verzeichnisse, 38 bis 40 Schüler eine jede. Man schlug die Unkosten für die vorhandenen 27,581 Schulen auf 17 Millionen Livres wenigstens an. Da nun in den Schulen des wechselseitigen Unterrichts, wie sie gegenwärtig in Frankreich eingerichtet sind, jede 150 bis 200 Kinder und mehr aufnehmen konnte, war leicht zu berechnen, daß allerdings mit den Unkosten von 17 Millionen Livres sämmtliche schulfähige Knaben (freilich die Mädchen noch nicht) in Frankreich Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen empfangen könnten, wenn der gegenseitige Unterricht allgemein eingeführt würde. Man weiß aber, wie mächtig sich die Partei der Aristokratie und Hierarchie gegen diese ihr gefährlich scheinende Verbesserung sträubte; wie es bei ihr Grundsatz war, der gemeine Mann müsse arbeiten und blind gehorchen, nicht lesen, schreiben und nachrechnen können; mit welchem Eifer sie dagegen die Unterrichtsweise der Frères ignorantins anpries, welche die Kunst verstehen sollen, Unwissende zu Armen am Geist zu machen.

Die oben erwähnte achtungswürdige Privatgesellschaft zu Paris hat um die Vervollkommnerung des Schulwesens nicht geringe Verdienste. Mit ihr fanden wohlthätige Gesellschaften zu diesem gemeinnützigen Zwecke in allen Gegenden Frank-

welchen er in der Einsamkeit des Gräzer Gefängnisses gesammelt. Seine Kindheit war unter Thränen und Entbehrungen verflossen. Er hatte vom Ernst des Schicksals grössere Dinge, als aus Büchern, vernommen; denn Unglück war allezeit der Weisen, Helden und Fürsten beste Hochschule. Noch lagen ihm die Trauerzeiten des Vaterlandes zu nahe, um ihm nicht alle Träume vermessenen Ehrgeizes verhaßt, und das Glück des Friedens theurer, als das höchste Glück des Kriegs, zu machen. So schmeichelte sich das Volk.

Diejenigen aber, welche den jungen Fürsten in der Nähe beobachtet hatten, wagten von ihm weder viel Gutes noch Böses zu weissagen. Denn die Weichheit seines Gemüths, und eine Denkart, welche weder durch eigenthümliche Gemüthsstärke, noch durch angenommene Grundsätze dauerhafte Haltung annahm, ließ gleich viel hoffen und fürchten. Der allzuplötzliche Uebergang des Jünglings aus Trübsalen der Gefangenschaft und Fremde in Fülle und Freude des väterlichen Hofes, schien nur seine Begierden zum Lebensgenuß verdoppelt, und von frühern Eindrücken nichts übrig gelassen zu haben, als eine leicht aufzuschüchternde Aengstlichkeit.

Bald nachdem er den Aeltern wiedergegeben worden war, hatte er, begleitet von Ferdinand, seinem Bruder, Italien durchflogen; den Taumel

der venedischen Faßnachtslust geschmeckt; Roms gepriesene Kunstdenkmale, Neapels üppige Menschheit und Natur, Genua's Stolz und Gewerbigkeit bewundert[2]); darauf in zween Feldzügen unter den Fahnen des greisen Kriegsfürsten Eugen wider die Türken das Lagerleben versucht; an der Spitze baierischen Hilfsvolks für Oesterreich bei Belgrad gefochten und Theil am Ruhm der Eroberung dieser Veste genommen[3]). Doch die ungarischen Schlachtfelder hatten ihm weder Kunstgewandtheit und Erfahrung eines Heerführers, noch der Anblick fremder Völker und Sitten Aufschluß über die Quellen des Wehes und der Wohlfahrt der Länder gegeben. Seine Reisen waren nur Flüge von Feierlichkeiten und Freudenfesten eines Hofes zum andern gewesen[4]). Ein oberflächliches Wissen des Unentbehrlichsten, Anstand und Würde im Aeussern, Anmuth

2) Die sehr flüchtige Reise währte nur vom Jänner bis August 1716. Der neunzehnjährige Jüngling machte sie unter dem Namen eines Grafen von Trausnitz.

3) In den Jahren 1717 und 1718 bis zum Passarowitzer Frieden.

4) So hatte er im J. 1724 eine zweite Reise nach Rom gethan zum neuerwählten Papst Benedikt XIII, und im folgenden Jahre eine Reise nach Paris zur Hochzeitfeier des Königs von Frankreich.

im Umgang, Leichtigkeit im Tanz und Spiel oder zu Pferde, schienen damals genug zu sein für den Beruf eines künftigen Herrschers. Das Feuer seiner Jugend ward von buhlerischen Weibern verzehrt. Die Vermählung mit der Kaisertochter Maria Amalia[5]) vermehrte die Zahl seiner Zerstreuungen und Lustbarkeiten[6]), während er in derselben Zeit mit einem der Hoffräulein, Sophie von Ingenheim, verbotener Liebe pflog, und uneheliche Kinder zeugte[7]).

---

5) Sie war Kaiser Josephs I jüngste Tochter, geboren den 22. Weinm. 1701, und starb am 11. Christm. 1756.

6) Zu München ward das Beilager am 17. Weinmonat 1722 mit aller Fülle des Aufwandes gehalten, wie ihn Kurfürst Maximilian Emanuels Geschmack gewähren konnte. Das der Braut übersandte Bildniß des Kurerben ward auf 250,000 fl. Werths geschätzt. Kapßler's Reisen 1, 67.

7) Die Gräfin ward nachher mit einem Grafen Franz Johann Hieronymus von Spreti, gebürtig aus Ravenna, vermählt, der an Maximilian Emanuels Hof, als Edelknabe, gekommen war. Karl Albrecht erklärte einen mit ihr erzeugten Sohn (geb. den 4. Weinm. 1723), Namens Franz Ludwig, am sechsten Geburtstag desselben, gesetzmäßig, und machte ihn zum Grafen von Holnstein aus Baiern (K. H. von Lang Adelsbuch des Königr. Baiern S. 31). Noch eine uneheliche Tochter, Maria Josephe,

Doch vom Schrecken beim Anblick des sterbenden Vaters tief erschüttert, machte er zu seinem ersten Gesetz die Erfüllung von dessen letzten Seufzern. Auf recht löbliche Art richtet' er seine Sorge zur Tilgung der das Land erdrückenden Schulden. Ihrer waren über dreißig Millionen Gulden; die öffentlichen Einnahmen dagegen gering, in unmäßigen Besoldungen, Gnadenzehalten, Jahrgeldern, oder an einen Troß müßiger Diener und Hoflinge, oder für den Ueberfluß der Tafel, des Marstalls, der Paläste, für die Ergötzlichkeiten der Jagd, des Schauspiels und des Tonsaals vergeudet.

Als die landesfürstlichen Räthe, die Törringe, die Preisinge, die Rechberge, Fugger, Seinsheime und andere erfahrene Männer, zum Theil aus den ältesten Landesgeschlechtern, diese Stimmung des Herrn erkannten, traten sie erfreut zu ihm. Nach ihren Entwürfen ward, um mit Nachdruck und Schnelligkeit die wichtigsten Angelegenheiten zu entscheiden und zu vollziehen, statt des zahlreichen geheimen Rathes, ein enger Ausschuß von wenigen Großstaatsdienern

---

Gräfin von Lohensels, hatte er, die er den 31. Mai 1736 mit seinem natürlichen Bruder Emanuel Franz Joseph von Baiern vermählte, welcher in französischen Diensten Oberfeldstatthalter war. (Genealog. historische Nachrichten 40, 376.)

aufgestellt [8]). In demselben führte der Kurfürst den Vorsitz. Seinem Oberstallmeister, dem Grafen Maximilian Emanuel von Preising, welcher seines besondern Vertrauens genoß, und ihn auf den meisten Reisen begleitet hatte, übergab er Anordnung und Aufsicht des Staatshaushaltes.

Alsbald verschwanden die müßigen Schwärme des Hofgesindes. Die Jahr- und Gnadengelder vormaliger Günstlinge wurden eingezogen; die Brodlosgewordenen billig mit Anwartschaften entschädigt; die vierzehnhundert Rosse des Marstalls zur Hälfte, der Troß der Kammerdiener, Läufer, Lakaien und Schleppenträger zum Drittheil hinabgesetzt; die gefräßige Heerde von drei- bis vierhundert Hunden und Jagdpferden abgethan; die Marschallstafel eingestellt. In der Kunst, das Entbehrliche zu entbehren, liegt das Geheimniß, Schätze zu heben. Graf Gaudenz von Rechberg, der Oberstjägermeister, empfing die Verwaltung des Kriegswesens. Dieser verminderte das Heer auf zwölftausend Mann.

Nach solchen Einschränkungen, die den festen Willen des jungen Kurfürsten offenbarten, das Glück seines Staates dauerhaft zu gründen, forderte man auch die Verordneten der Landschaft zu

8) Es geschah im J. 1726. Diese höchste Behörde ward damals „geheime Konferenz" geheißen.

München auf, die Ablösung der öffentlichen Schuld mit reichen Geldbewilligungen zu unterstützen. Man wußte freilich, daß sie längst ohne Vollmacht der Stände des obern und niedern Baiern da standen, und ohne Fug, Anlagen und Steuern zu bewilligen. Dessen achtete jedoch ein Hof wenig, der die unterthänige Geschmeidigkeit dieser Stellvertreter der Landstände nur zu wohl kannte, und ihr Dasein, wie ihr scheinbares Sträuben gegen fürstliche Begehren, nur als todte Förmlichkeiten nahm. Sobald ihnen der Kurfürst für die Anlagen, welche sie bewilligen sollten, entschädigungsweise Hinterlage von siebenmal hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte angewiesen, und ihr versöhnliches Gewissen mit der Zusicherung beschwichtigt hatte, daß er für sie, wegen ihrer überschrittenen Vollmacht, gegen die Stände des Landes verantwortlich sein wolle: übernahmen sie dienstfertig einen beträchtlichen Theil der öffentlichen Schulden, welche die Fürsten auf Kosten des Volkes gemacht hatten.

Für das Uebrige wurden Anlehen ausgeschrieben[9],

9) Schuldenabledigungswerk, 20. Hornung. 1727, und Erläuterung dieses Landgebots unterm 14. August desselbigen Jahres. Ein neuer Zusatz erfolgte unterm 1. Christm. 1729. — Anlehensausschreiben zur Tilgung der Schulden vom 1. Hornung. 1728. Aus-

neue Steuern verlangt oder erhöht [10]), und selbst die Güter der Kirchen und Klöster in Anspruch genommen [11]). Daneben ermunterte man allerlei Gewerbe im Lande, des Geldes Ausfluß in die Fremde zu mindern. So wurde Pflanzung und Betreibung inländischen Tabaks neu begünstigt [12]); Einschwärzung des ausländischen scharf verboten [13]); Großgewerb in Wollenwaaren und Zeugen [14]) und im Mühlbeuteltuch [15]) belebt.

---

standsbetreibung der Anlehen unterm 25. Christm. 1729. Wiederholte Betreibung des siebenjährigen Landanlehens am 23. Christm. 1730 u. s. w.

10) Gewöhnlich zwei bis vier Unterthanensteuern jährlich und die Hälfte von den Ständen.

11) Das erstemal im J. 1728; auch noch in den Jahren 1734 und 1735.

12) Dazu erschienen im April und Christm. 1728 und in andern Jahren mehrere Verordnungen.

13) Am 7. Herbstmond 1728, am 14. April 1731, am 1. Herbstm. 1732. Es war vergebens. Die Einschwärzungen, und die Lust, den Befehl des Landesherrn zu umgehen, hörte nicht auf. Denn mit der Freiheit des Volkes wird auch dessen Sittlichkeitsgefühl geschmälert.

14) Erlaß vom 20. Christm. 1726. Man übergab die Wollenzeugbereitungen, unterm 20. Christm. 1736 endlich, an einen besondern Unternehmer.

15) Verordnung vom 25. April 1730.

Jeder sann auf neue Ersparungen, auf neue Mittel des Gewinns. Am vortheilhaftesten schien es, durch Gewerbe, unmittelbar auf fürstliche Rechnung getrieben, den landesherrlichen Schatz zu füllen. Auch gewann dabei in der That nur dieser; das Volk verlor. Denn fürstliche Kaufmannschaft und Alleinhandel mit unentbehrlichen Dingen des Lebens sind die auszehrendste Besteuerung der Unterthanen. Mit dem Gelde wird dem Volke zugleich Muth zur Selbstthätigkeit entzogen, und ihm für das Opfer seines Vermögens schlechte Waare aufgezwungen. Dessen achtete jedoch der Hof nicht. Das Bedürfniß entschuldigte das Mittel; und das Volk war des Herrn.

2.

Rückkehr der Hofpracht und übeln Staatshaushalung. Zuwachs des Hausgutes.

Im J. 1729 — 1736.

Wie nun auf diese Weise Ströme Goldes in die fürstlichen Truhen flossen, und sie füllten, ward bald von den Höflingen unbillig gefunden, daß der Gebieter so großer Reichthümer Mangel, und ein Hof Entbehrungen leide, der durch seinen Glanz immerdar unter den Deutschen berühmt gewesen. Man brachte Beweise, daß Aufwand des Landesherrn den Fleiß vieler tausend Hände,

den Umlauf des Geldes und damit den Reichthum des Volkes befördere. Karl Albrecht, zur Pracht und Freigebigkeit gewöhnt, den Freuden des Lebens gewogen, hörte die Vorstellungen seiner Vertrauten nicht ohne Wohlgefallen. Er stellte einzelne, bald mehrere, der abgegangenen Ergötzungen her; zahlreichere Dienerschaft; größern Hofstaat. Eins führte unvermeidlich das Andere herbei; also, daß in kurzer Zeit der Hof zu München wieder an Herrlichkeiten keinen Seinesgleichen weit umher in deutschen Ländern sah. Täglich wurden französische Schauspiele, Bälle und Spielgesellschaften gegeben; wöchentlich dreimal Tonstücke von den geübtesten Künstlern. Fürstliche Besuche, heimliche Liebschaften, Reisen zu Lustschlossern mehrten die Zahl und Mannigfaltigkeit der Genüsse.

Zu aller Köstlichkeit, welche weiland der fünfte Albrecht, oder Maximilian im dreißigjährigen Kriege, oder sein Sohn Ferdinand Maria, oder der glanzliebende Maximilian Emanuel gesammelt, fügte Karl Albrecht bald neue. Es dünkte ihm fast Alles zu gering. Seiner Haushaltung war der weitläufige Palast mit den zwanzig Sälen und mehr denn zweitausend Fenstern zu eng, während vorzeiten der ganze kaiserliche Hofstaat Ludwigs des Baiern Raum genug im engen Bezirk des Altenhofs gefunden. Aber der Vorwelt rührende Einfalt war längst entwichen. Es mußte ein neuer

Saal des Schlosses ausgebaut seln, welcher den berühmten Kaisersaal zwar nicht an Größe, doch innerer Herrlichkeit übertraf. Da stellten sich die Meisterstücke großer Maler, da Brustbilder in Marmor, Erz und Elfenbein, köstliche Gefäße, theure Alterthümer und andere Zierrathen an Wänden und auf Prunktischen dem Blick der Bewunderer zur Schau. Doch beinahe alles dies vernichtete das Unglück einer einzigen Nacht wieder [16]). Denn als in einer solchen, ohnfern dem kurfürstlichen Schlafgemach, Feuer ausbrach, stürzten zwei Stockwerke des Schlosses, sammt großen Reichthümern, der Nutzen von des Landes tausend Opfern, in Schutt und Asche zusammen. Der Schade ist auf fünf Millionen gewerthet worden.

Auch in jener prachtvollen Andacht und frommen Freigebigkeit, welche von der Kirche an seinen Vorvordern gerühmt worden, wetteiferte Karl Albrecht mit denselben. Das bezeugten die goldenen und silbernen Lampen, Leuchter, Kelche, Bildsäulen, die er geweihten Gnadenortern schenkte, wenn er entweder zu Walpurgis Heiligthümern

16) Es war in der Nacht vom 14. Christm. 1729. Der Kurfürst und seine Gemahlin hatten kaum Zeit, sich in Nachtkleidern zu retten.

reichs in Verbindung. Sie ertheilte Aufmunterungen und Belohnungen für Kinder und Lehrer und Gemeinden nach allen Richtungen. Sie ließ Bücher, geeignet zum Unterricht der Kinder und des Volks, in großer Menge drucken und in den Schulen des wechselseitigen Unterrichts vertheilen *).

*) Es wurden in den Jahren 1819 und 1820 folgende neue Schriften vertheilt, die zugleich den Geist bezeugen, der in dieser Hinsicht beachtenswerth ist: *Leçons morales*, eine Nachahmung des englischen Werkes von Anna More; — *Petits contes moraux*, ebenfalls nach dem Englischen der Maria Edgeworth; — *Petit manuel de morale élementaire*; — *Abrégé de la bible*, von einem jüdischen Verfasser, Michael Berr, das erste Buch zum Religionsunterricht für junge Israeliten, das in französischer Sprache und in Frankreich erschienen ist; — *Elémens de morale*, von Renouard; — *Simon de Nantua*, eine treffliche Jugendschrift von Jussieu; — *Le village de Valdoré ou sagesse et prospérité*, eine Nachbildung des deutschen Volksbuchs: das Goldmacherdorf, ebenfalls durch Jussieu; — *Le visiteur des pauvres*, von de Gerando; — *Les petits livres du père Lami*, ebenfalls von Jussieu, Anfangsgründe der Geschichte und Erdbeschreibung enthaltend; — *Manuel des écoles élémentaires*, von Frau Quignon; — *Vies des guerriers français*, zunächst für die Regimentsschulen berechnet; — *Cours élémentaire et pratique de des-*

gen Eichstädt Wallfahrt hielt [17]); oder zum Gnadenbild der Gottesmutter in Altenötting [18]); oder zum heiligen Hause von Loreto [19]). Noch mehr, als er zu Ehren St. Georgs und der ewigen Jungfrau einen Ritterorden stiftete.

Die Verehrung dieser Himmelskönigin erfüllte Baiern, wie vor Zeiten, noch immer mit Werken der Andacht. Hier fand das Wuder ihrer unbefleckten Empfängniß den ungetheilten Glauben der frommen Menge, obschon selbst die heilige Katharina von Siena durch göttliche Offenbarung des Gegentheils belehrt gewesen sein wollte; oder Urban der Achte, zu Rom, was er zwar als Papst einräumte, doch als Maffeo Berberini bezweifelte,

---

17) Im J. 1736. Er beschenkte damals die Kirche mit einer silbernen Lampe, 4000 fl. werth.

18) Er machte die Wallfahrt im August 1736 zu Fuß. Dazu opferte er eine silberne Bildsäule, seinen Sohn und Kur-Erben Maximilian Joseph darstellend, so schwer, als derselbe in seinem achten Jahre war.

19) Im Sommer 1737, begleitet von seiner Gemahlin in großer Pracht, zur Lösung eines, während einer Krankheit des Sohnes, geschehenen Gelübdes. Das heilige Haus empfing von ihm unter andern eine Lampe von gediegenem Golde, so wie er vorher schon zu Padua dem heil. Antonius einen goldenen Kelch geweiht hatte.

und was sogar die Kirchenversammlung in Trient unentschieden gelassen hatte. Zur Vertheidigung von der heiligen Jungfrau unbefleckten Empfängniß gründete Karl Albrecht aber, im vierten Jahr seiner Herrschaft, den Orden St. Georgs [20]). Dazu wurden von ihm nur Genossen erwählt, welche, der römisch-allgemeinen Kirche zugethan, ein Abstammen von sechszehn ritterlichen Ahnen erweisen, und Glauben und Kirche, Wittwen und Waisen zu schirmen geloben konnten. Am Namenstage des geheiligten Lindwurmtödters geschah in Unserer lieben Frauen Kirche zu München die Einweihung der neuen Ritterschaft [21]), deren Großmeisterthum der Kurfürst selbst übernahm.

---

20) Im J. 1729. Es ist von Einigen irrig angegeben, daß der Kurfürst in demselben Jahre die Krankheit der Pocken gehabt habe. Er hatte dieselbe schon im Jänner 1713 zu Grätz, nebst seinen drei Brüdern, Philipp, Clemens und Theodor, überstanden. Diarium der Krankheit u. s. w. in Wilhelms Reliqq. Misc. T 19. S. 30 ff. Hdschr. im königl. Büchersaal zu München.

21) Am 14. April 1729. Falkenstein nennt in seiner Geschichte des Königreichs Baiern 3, 852 ausführlich die Namen der ersten Ordensglieder. Sie trugen an hellblauem, schwarz und weiß gerändeltem Bande ein Kreuz, das auf einer Seite den Georg mit dem Lindwurm, auf der andern, unterm Kur-

Indem er auf diese Weise seiner Ehrfurcht für die Gottesgebärerin Genüge leistete, und seinen Fürstenstuhl mit frischem Glanz umringte, verjüngte er das veraltende Ansehen des Adels in Baiern, und ertheilte er Sporn zu neuen Tugenden auch denen, welche sich nur noch mit dem Werth berühmter Ahnen, ohne eigenthümlichen, brüsteten. Der ist wohl kein ganz unweiser Gesetzgeber, welcher durch Vorurtheile oder Schwächen der Menschen ihre Neigung zum Bösen löschen, oder zum Guten entzünden kann.

Neben diesem und andern Ergötzlichkeiten und Festen behaupteten die Belustigungen der Weidmannskunst einen vorzüglichen Platz. Zu denselben boten viele Lust- und Jagdschlösser und die weitläufigen Forste ihren Reiz dar; Romfenburg, mit dem benachbarten, weitläufigen Thiergarten, wimmelnd von Fasanen, Feldhühnern, anderm Geflügel und gehegtem Gewild aller Art; oder Strahrenberg mit dem anmuthsreichen See. Der Reiherbaithe ward mit Vorliebe geflogen. Alljährlich mußte von den Raubvögeln einer, den man lebendig gefangen, unter großer Festlichkeit wieder in die Freiheit gehen, am Bein mit silber-

---

hut, Albrechts Namenszug, und in den vier Ecken die Buchstaben J. U. P. F. (Justus ut palma florebit), zeigte.

nem Ring gezeichnet, worauf der Name des Landesherrn glänzte. Die Schönheit der Rosse und ihres Geschirres, der goldene Troß der Jäger, wenn er mit der lärmenden Meute längs den Feldern des zitternden Landmannes hinflog, gewährten dem Auge Karl Albrechts entzückendes Schauspiel. Seine Schlosser wimmelten wieder von Hunden aller Gestalt. Einem derselben, dem Liebling, mußte Nachts, neben seinem eigenen Bett, ein Lager auf damastenen Kissen unter zierlichem, seidenem Gezelt bereitet werden. Auch Maria Amalia, die Kurfürstin, obwohl klein und zart von Gestalt, war dem rauhen Weidwerk mit Leidenschaft zugethan; immerdar, auch bei Tische, von ihren Windspielen umschwärmt. In Frost und Hitze, durch Rohr und Moor saß man sie auf den Jagden an der Seite ihres Gemahls, eine gewandte Schützin [22]);

22) „Auf den Jagden hat man sie allezeit in grüner Mannstracht mit einer kleinen weißen Perucque gesehen, in welcher Gestalt sie auch das erstemal nach Schleisheim gekommen ist. Einst wurde sie auf der Parforce-Jagd, da sie gesegneten Leibes war, zweimal umgeworfen. Sie gab aber doch dem Kutscher, als er sie noch von ohngefähr zum Tode des Hirsches brachte, den gewöhnlichen Mandor und verbot auch alle Strafe.“ Geschichte und Thaten des Kaisers Karl VII. u. s. w. S. 420.

mit ihr die Fräulein ihres Gefolges, als behende Amazonen, doch gefährlicher oft dem Herzen des Kurfürsten, als seinem Gewilde.

Der Kurfürstin gaben seine Liebschaften manchen eifersüchtigen Kummer. Doch weder ihre Thränen noch Drohungen mäßigten seine verwöhnten Begierden. Vorwürfe vergalt er sogar mit ungestümen Mißhandlungen ihres Leibes [23]). Sein Hang zur Wollust verließ ihn selbst in den Tagen großen Unglücks nicht, und erstickte den Keim und die Kraft vieles Edeln in ihm.

Diese Uevrigkeit des Hofes und aller Umgebungen führte in die öffentliche Haushaltung den alten Leichtsinn zurück. Die Ausgaben schwollen an. Neben denselben bestanden noch viele, welche für standesmäßige Versorgung verwandter Fürsten, und für die Wittwe Maximilian Emanuels, Thereſia, gethan werden mußten, die zu Venedig Hof hielt [24]). Das ernste Geschäft

23) Sie zeigte „der Gräfin Solms-Rödelsheim ein ganzes Schachtelchen voller Haare, so er ihr einst im Zorn ausgerauft" Renatus Hansens Staatsmaterialien 1783, 2. Stück S. 286.

24) Wo sie den 10. März 1730, Nachts zwischen ein und zwei Uhr, an einem Keichhusten starb. Zu dem Gerücht, daß sie vergiftet worden sein solle, habe ich keine bestimmte Spur gefunden. Ihr Leichnam wurde durch kurfürstliche Abgeordnete (Graf

der Schuldentilgung nahm trägen Gang. Ein groſser Theil der Summen, welche man dafür vom Gut und Erwerb des Volkes gezogen, verflog in ewigen Luſtgelagen, Spielen und Feuerwerken. Im zehnten Jahr von Karl Albrechts Staatsführung waren noch nicht einmal die verpfändeten kurfürstlichen Kleinodien einzelöset, welche Maximilian Emanuel in den Händen Amſterdamer Kaufleute zurückgelaſsen hatte. Es mußten also andere Geldquellen aufgeschlossen und auch solche nicht verschmäht werden, gegen welche sich sonst das Zartgefühl der Rechtlichkeit und Ehre sträubt.

Man führte aus Italien das Lotto ein [25]), die gewissenloseste aller Erfindungen staatswirthschaftlicher Verzweiflung: jenes Kunststück, den Heiſshunger einer bethörten Menge nach Gold zu reizen, ohne ihn sättigen zu wollen, und der leichtsinnigen Armuth mit eiteln Hoffnungen den letzten Heller zu entlocken. Neunmal im Jahr

---

v. Minuzzi, Freiherr v. Stein, Herr v. Triva mit zahlreichem Gefolg), von Venedig über Innsdruck nach München abgeholt. Die Kosten dieser Versetzung des Leichnams betrugen bei 6000 fl.

25) Gleichwie es „die päpstliche Heiligkeit zu Rom und verschiedene Städte des Welschlandes" hatten. Verordnung v. 27. April 1735. Die erste Ziehung geschah am 14. Heum. desselben Jahres.

wurde zu München durch Ziehung der Glücks- und Unglückslose die Gewinnbegier der Menschen frisch entflammt, Sparpfennig, Hausfrieden und Seelenruhe zu vergessen. — Dies war nicht genug. Man prägte auch schlechtes Geld, und wechselte gutes ein. Bald war im ganzen Reiche die baierische Münze verschrien. Die Handelsstädte, in den Grundlagen alles Verkehrs gefährdet, klagten überlaut. Der schwäbische Kreis erließ, bis ein allgemeines Reichsgesetz entscheiden würde, strenge Verordnungen über den Werth der Münzarten; und Augsburg, welches dies Gebot am ungestümsten begehrt hatte, war auch am eifrigsten, dasselbe zu vollstrecken. Damit strömte nun der Wust alles werthlosen Geldes aus den entferntesten Gegenden wieder auf Baiern zurück, zum großen Nachtheil des ganzen Landes. Karl Albrecht gerieth darüber in heftigen Zorn; am meisten gegen Augsburg[26]). Er verbot darum aus seinen Gebieten alle Zufuhr nach dieser Stadt. Die Sperre währte beinahe zwei Jahre lang.

Jene Hilfsmittel, wie ohne Ruhm, waren auch bei den fortgesetzten Verschwendungen ohne Segen. Von Jahr zu Jahr mußten neue ersonnen werden. Es wurden bei der Ritterschaft, bei

26) Er verkündete den Augsburgern seine volle Ungnade. Schreiben München vom 3. Wintern. 1736.

den Klöstern, Städten und Märkten wiederholte Anlehen von mehr als einer Million Gulden eröffnet[27]). Man verwandelte die Jagdschaarwerke[28]), die Vorspannleistungen für den Hofdienst[29]), die Verpflegung der Landfahnen[30]) in allgemeine Geldabgaben; erfand neue Hofanlagen, oder steigerte die Größe der alten; griff in Erhebung noch nicht fälliger Steuern vor[31]), oder erhob sie anderthalbfach und doppelt[32]). Das alles geschah, ohne Rücksicht auf des Landes Grundgesetze; ohne Beachtung der ständischen vielverbriefsten Freiheiten. Die Verordneten der Landschaft, dem Throne der Herrn gegenüber zu feig oder zu feil, unterwanden sich kaum, den Mund für das verletzte Recht zu öffnen, dessen Fürsprecher sie sein sollten. So sanken sie unter eigener Schuld in Verachtung, daß man sich endlich

27) Die Städte wurden mit 373,000, die Märkte mit 126,000, die Hofmarken und Edelgüter mit 300,000, die Beamten mit 100,000, die Klöster mit 535,000 Gulden belegt. In den J. 1734—1736.

28) Verordn. vom 11. Hornung 1733.

29) Unterm 18. Hornung 1733.

30) Im Jahre 1741.

31) Wie das Ausschreiben vom 15. Jänner 1738 verordnete.

32) Wie in den J. 1738 und 1741.

kaum noch Mühe gab, sie um Einwilligung zu begrüßen[33]).

Bei jenem Mißverhältnisse der öffentlichen Bedürfnisse und Einkünfte war die Vermehrung des Wittelsbachischen Gutes, durch einzelne Güter und Herrschaften, in dieser Zeit von nicht gering zu schätzendem Werthe. So kam die Grafschaft Hohenwaldeck, an den Grenzen Tirols, nach dem Tode ihres letzten Besitzers an Baiern. Auf dem Vorsprung eines Berges, nahe dem Schliersee, sieht man noch heut Trümmer von der Burg Waldeck, einem uralt heidnischen Gemäuer. Die Herren derselben hatten schon früh Gerichtsbarkeit ihrer Herrschaft gehabt und preishaft in den Turnieren des zehnten Jahrhunderts gefochten. Aus ihrem Reichthum war von ihnen viel an fromme Stiftungen vergabt worden, ohne abzunehmen. Lange als Landsassen der Herzoge zu Baiern angesehen, waren sie endlich mit ihrem Gebiet Lehenträger von Kaiser und Reich geworden[34]). Nach Ausgang ihres Geschlech-

33) Wie im J. 1742, wo freilich Kriegsnoth zur Entschuldigung diente, und man die Steuern, bis in ruhigen Zeiten darüber gehandelt werden konnte, „unterdessen" ausschrieb und einzog. Befehl vom 5 Weinm. 1742.

34) Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kommen sie

tes[35]) hatten den größern Theil ihrer Güter erbweise die Herren von Maxelrain empfangen[36]), deren Stammhaus ohnweit dem Markte Aibling stand. Diese brachten nachher auch den übrigen Theil der Herrschaft käuflich an sich. Die Herzoge von Baiern aber sprachen damals die landeshoheitlichen Rechtsame über die meisten Stücke der Grafschaft an, zumal über das Chorstift zu Schliers. Es stand schon in dem Jahrhundert der Agilolfingen ein Kloster, nach Benedikts Ordnung, zu Westenhofen auf dem Kirchbühel. Da ward es über dem ganzen Spiegel des Schliersees im Kreise der Hochgebirge gesehen[37]). Der lange Zwist zwischen Baiern und den Maxelrainen war endlich durch einen Vertrag geschlichtet worden[38]), daß nach Erlöschung des maxelrai-

zum erstenmal als Reichsvasallen vor. J. v. Obernberg in seiner Geschichte der Herrschaft Waldeck.

35) Als Wolfgang von Waldeck im Jahr 1183 ohne männliche Erben starb.

36) Veit von Maxelrain war der Eidam des letzten Grafen von Waldeck.

37) Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wurde die Benediktinerabtei in ein Chorstift zu Schliers verwandelt. J. v. Obernberg hist. Abh. vom Chorstift Schliers. S. 58.

38) Auf dem Reichstag zu Augsburg 1559 unter Obmannschaft des Erzbischofs Michael von Salzburg.

Das alles geschah durch freiwillige Beiträge, die im Jahre 1820 allein 20,156 Franken betrugen.

Außer dem Lesen, Schön- und Rechtschreiben und Rechnen ward durch gegenseitigen Unterricht auch Zeichnen nach Pestalozzi's Ideen gelehrt. Der Musiklehrer Wilhelm hatte zum Behuf des gegenseitigen Unterrichts eine neue Gesanglehre erfunden, die sehr gerühmt und in der Schule St. Jean de Beauvais mit großem Erfolg ausgeübt ward.

In den Mädchenschulen wurde auch das Nähen und Stricken gelehrt; als die besten dieser Anstalten sind die Schule der Halle aux draps in Paris, worin über 400 Mädchen Unterricht empfingen, und die Schule zu St. Jean de Beauvais mit 350 Mädchen, gepriesen worden.

---

sin d'après les principes de Pestalozzi, von Bonifacе dem Deutschen nachgebildet: — *Cours de dessin linéaire*, von Francoeur; — *Méthode pour l'enseignement élémentaire du chant*, von Wilhelm; — *Méthode pour l'enseignement des langues*, von Ordinaire, Rektor zu Besançon; — *Tableaux d'arithmétique à l'usage des écoles d'enseignement mutuel*, von Jomard, ebenfalls nach Pestalozzi: — *Les jeux du sort, ou les aventures d'un shelling*; — endlich auch eine Monatsschrift: *Bibliothèque de famille.*

nischen Mannsstammes dessen Hofmarken und Güter nebst landesherrlicher Hoheit an die Herzoge fallen, und dessen Reichslehen den baierischen Reichslehen einverleibt werden sollten[39]). Daher, als nun Joseph Maria, Reichsgraf[40]) von Mazelrain und Hohenwaldeck, ohne männliche Nachkommen verschied[41]), gerieth sein Gut an das Haus Baiern. Den Erbtöchtern verblieb, als Allode, nur Schloß Waldenburg nebst andern einschichtigen Gütern[42]), doch ebenfalls nicht ohne Anspruch Baierns.

Bald nach diesem kamen die Herrschaften derer von Wartenberg an das Herzogthum zurück, als der letzte Sprößling dieses Nebenzweiges vom Wittelsbacher Stamm verging. Das

Die Bestätigung durch Kaiser Ferdinand I ward gegeben zu Wien 19 August 1565.

39) Herzog Albrecht V von Baiern behielt nur landesfürstliche Rechtsame über die Güter des Stiftes Schliers, nebst einigen Hoheitsbefugnissen in Dingen öffentlicher Landeszucht, des Kirchenwesens und künftiger Bergwerke.

40) Die Mazelraine sind im J. 1637 in den Reichsgrafenstand erhoben worden, und Waldeck hieß Reichsgrafschaft Hohenwaldeck.

41) Am 12. Winterm. 1734.

42) Deren Trennung vom Reichslehen abermals langen Rechtsstreit veranlaßte.

war der achtzehnjährige Graf Maximilian von Wartenberg, welcher auf der Ritterschule zu Ettal im siebenzehnhundert sechsunddreißigsten Jahr an einem Fürsichkern erstickte. Mit ihm endete das Geschlecht, welches aus der Liebe Herzogs Ferdinand und der schönen Maria Petenbek entsprossen war[43]), und sogar zur Herrschaft über Baiern Hoffnung gehabt, wenn vor ihm der herzogliche Hauptstamm ausgestorben wäre.

Wenige Jahre nachher endete das Geschlecht der Grafen Wolfstein[44]), deren zerfallenes Stammhaus in der obern Pfalz auf einem Berge ohnweit dem Stadtlein Neumark zu sehen war, Ihre reichslehnbaren Schlösser und Herrschaften, Ober- und Unter-Sulzburg mit Zubehör, Vorbaum mit vielen Rechten und Ortschaften, samm den Dörfern Mühlhausen und Bieberbach, allzumal in den Gebieten der obern Pfalz gelegen, gelangten an Baiern[45]). Vieles jedoch nicht ohne Widerspruch. Der letzte Graf, Chri-

43) Wovon im fünften Buch dieser Geschichten, Abschnitt 1, 19 gemeldet werden ist.

44) Als Christian Albrecht Graf von Wolfstein am 20. April 1740 starb.

45) In Folge der durch den Kaiser Ferdinand I zu Speier am 12. Christm. 1562 den baierischen Herzogen darauf ertheilten Anwartschaft.

stian Albrecht, war schon damals, als er seinen einzigen Sohn begraben, für seine Töchter bedacht gewesen. Zwar die genossenen Reichslehen konnt' er ihnen nicht hoffen zu erhalten; aber doch hatt' er einen kaiserlichen Spruch ausgewirkt, kraft dessen ihm achtundsiebenzig Dörfer, Weiler und Höfe mit Gütern und Rechten, theils im Umfang der Herrschaft selber, theils in fremden Gebieten zerstreut liegend, als Eigentum verbleiben sollten[46]). Eigen seines Geschlechtes nannt' er auch alle von dem Hause Wolfstein gehenden Lehen und die Rechtsamen über das Kloster Seeligenporten, dessen Stifter die Wolfsteine gewesen; desgleichen über das verfallene Klösterlein Grab am Fuße des Sulzgebirges. Karl Albrecht, der Kurfürst, aber, der gegen des Kaisers Entscheid seine Ansprüche verwahrt hielt, bemächtigte sich sofort der gesammten Grafschaft. Den daraus erwachsenen Rechtsstreit mit den Erbtöchtern von Wolfstein endete spät erst ein billiger Vergleich[47]).

Wichtigere Erbschaft that in diesen Tagen Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, der

---

46) Wien, den 18. Christm. 1732.

47) Im J. 1768, als die Erben durch eine Geldsumme von Baiern entschädigt wurden.

Dritte seines Namens [48]). Unter allen Fürsten des vielzweigigten Geschlechtsstammes Pfalzbaiern war er an Ländereien einer der ärmsten gewesen; nur durch Tapferkeit im französischen Dienst, auf den Wällen von Barcelona, in den Niederlanden und am Rhein ausgezeichnet, und zur Oberfeldstatthalterwürde des Königs von Frankreich erhöht. Ihm hatte allein die Grafschaft Napoltstein, Bischweiler, nebst gemeinschaftlichem Antheil an der Grafschaft Sponheim, an Lützelstein und Guttenberg, gehört. Nun begab sich, daß Gustav Samuel Leopold, Herzog von Zweibrücken [49]), letzter Sohn des pfälzischen Hauses

48) Er war den 7. Winterm. 1674 geboren, heirathete am 1. Herbstm. 1719, nachdem er die französischen Dienste verlassen, des Grafen Erato von Nassau-Saarbrück Tochter Caroline, und starb den 3. Horn. 1735.

49) Der eigentliche zweibrückensche Geschlechtszweig war schon im Jahr 1681 mit Herzog Friedrich, darauf auch der landsbergische im J. 1681 mit Herzog Friedrich Ludwig abgegangen, und nachdem das Haus Kleeburg gefolgt. Jener pfalzlandsbergische Zweig (das Schloß Landsberg bei Meisenheim, von den Franzosen im J. 1681 zerstört, hatte ihm den Namen gegeben) war von Pfalzgraf Friedrich Kasimir (geb. 1585, gest. 1645) begonnen worden, einem Sohn Johannes I, Stifters der sogenannten zweibruckenschen Linie.

Kleeburg[50]), ohne Leibeserben das Leben verließ[51]). Al'o empfing nach dessen Tode der Pfalzgraf von Birkenfeld das Herzogthum Zweibrücken. Damals ahnete Niemand die spätere Wichtigkeit des Ereignisses; Niemand, daß der Großsohn dieses Fürsten vom Schicksal bestimmt sei, einst die Königskrone von Baiern zu tragen.

3.

Zustand des Volkes. Die Jesuiten. Die Kapuziner. Kirchlicher Verfolgungsgeiß in Salzburg; in den Pfalzlanden.

Zwanzig Jahre nach den Blutbädern von Sendling und Aitenbach und nach allen

50) Das nach dem Dorf Kleeburg, zwischen Weissenburg und Bergzabern, benannte pfalzische Geschlecht rührte von Johann Kasimir her, Pfalzgrafen Johanns I drittem Sohn, der sich im Jahr 1615 mit König Gustav Adolfs von Schweden Schwester vermählt hatte. Durch diesen Umstand ward er nachmals als Stammvater dreier schwedischen Könige, Karl Gustavs, der sein Sohn, Karls XI, der sein Enkel, und Karls XII, der sein Großenkel war, merkwürdig.

51) Am 17. Herbstmond 1731. Strebers Erinnerungen an Pfalzgrafen Karl, Stifter der Birkenfeldschen Linie.

Grausamkeiten des spanischen Erbfolgekrieges, prangte das weite Land wieder im Schein von Fülle und Glückseligkeit, als hätte es Jahrhunderte voll Friedens gehabt. Der Fremdling, durchreisete er die wohlgebauten Dorfschaften und Städte, sah er die unermeßlichen Getreidefluren, die Wiesen voller Heerden, Münchens Leben und Pracht, des Hofes Glanz und Lust, suchte vergebens nach den Spuren von Marlborough's Mordfackeln und vom schauerlichen Zorne Kaiser Josephs I. Aus den reichen Forsten waren die eingeäscherten Ortschaften schöner, denn zuvor, hergestellt, und der Erde Schoos hatte die Speicher mit Ueberfluß gefüllt. Selbst die Gebrechen der öffentlichen Verwaltung, obgleich langsam, doch tiefer zerstörend, als das vorüberstreifende Ungewitter eines Krieges, waren unter den Blüthen des verjüngten Wohlstandes kaum bemerkbar. So segensmächtig ist die Natur des Baierlandes.

Der Reichthum weiland großer Handelsstädte, abhängig von den Sitten der Zeit, oder dem wandelbaren Verhältnisse und Verkehr der Welttheile, kann vergehen. Aber Viehzucht und Ackerbau, sind sie der Grundstock des Staatsvermögens, geben einen, wenn schon mäßigen, doch ewigen Zins. Dazu brachte das baierische Gebirg seinen Zoll von unentbehrlichen Erzen und Sal-

zen. Und auf dem wirthlichen Boden hauſete von jeher ein kraftreicher Menſchenſtamm, voll unermüdlicher Treue zu den angeerbten Fürſten. Man ſah ihn wohl oft unter deren Schwächen dulden und ſtill klagen; doch niemals empöreriſch murren und freveln. Dies machte Volk und Fürſten immerdar ſtark, daß ſie unter allen Verhältniſſen blieben, während größere untergingen. Auch Karl Albrechts ſchwere Forderungen waren ſeinen Unterthanen nicht zu ſchwer; läſtiger fiel ihnen nur die Geldgier von vielen tauſend kleinen Gewaltsleuten, welche unter dem Namen des Fürſten, als ſeine Beamte, Bürger und Landmann übervortheilten und quälten; ſich in Beziehung der Abgaben bereicherten; mit Willkühr oder Umgehung beſtehender Geſetze den Gebieter und das Volk betrogen, und herriſcher pochten, als der Herr. Karl Albrecht kannte die Ränke und Schalkheiten dieſer Menſchen wohl, und die Gefahr, die ſie ſeinem Anſehen brachten. Auch unterließ er nicht, ſie durch ſtrenge Verfügungen zu beſchränken [52], oder durch Strafen zu ſchrecken.

Es hätte ſich das Land weit höhern Wohlſtandes gefreut, wäre die öffentliche Erziehung nicht allzuverſäumt, wäre der gemeine Mann von der Gewalt der Vorurtheile und alten Unwiſſen-

52) Verordnung vom 5. Weinm. 1731.

heit freier geworden, und der Arm des Handwerkers oder Landmannes losgebundener von den Fesseln nachtheiliger Einrichtungen und Rechtsame. Aber dahin zu gelangen, fehlte zu jener Zeit selbst den Räthen des Fürsten noch Licht und Weg. Darum erzeugte der Boden nicht, was er vermochte. Es ward schlechter Gewinn, daß der Anbau der Tabakspflanze ihren Genuß allgemein machte, oder daß die braungeröstete Bohne des Kaffeetrankes, das grüne Laub der Theestaude, vor wenigen Jahrhunderten kaum als Arzneitrank bekannt, jetzt der Haushaltungen unentbehrliches Bedürfniß zu werden begann. Es wucherten die Laster der Armuth und Rohheit verderblich fort. Es schreckte der Fluch des Gesetzes nicht vom Unfug der Teufelsbeschwörer und Schatzgräber zurück[53]). Die Verbrechen thierischer und unnatürlicher Wollüste, selbst der Blutschande, wurden nicht vermindert[54]), und die Furcht vor Strafe hatte nur gräßlichere Vergehen zur Frucht[55]). Land ein und aus strichen, wie vordem, heimath-

53) Verbot vom 28. Winterm. 1726.

54) Die Verordnung vom 5. Aug. 1728 wider Leichtfertigkeit, Ehebruch, Blutschande u. s. w. ist Erneuerung der frühern.

55) Strafgesetz gegen heimliche Niederkünfte vom 7. April 1728.

[illegible], Zigeunerbanden und Räuber. Rad und Galgen wehrten ihnen zu schwach. Leicht entschlüpften sie den Verfolgern, begünstigt durch mangelhafte Sicherheitsanstalten der Nachbarschaften oder durch die Bestechlichkeit der Schergen, Büttel und Gerichtsdiener, aus den Hefen des Volkes. Selbst die Eifersucht, und die sich durchkreuzenden Rechtsame verschiedener Gerichtsbarkeiten, hegten, wie vor Alters, fort und fort jenes Gesindel, das zu vertilgen ihr Beruf war. Diese Rechte hatten zuweilen eben so viel Seltsames als Zweckloses in ihrem Wesen, weil ihnen das Zeitalter fremd geworden.

So lag eine öde Stätte im Erzstift Salzburg, ausser der Mauer der Hauptstadt, vor Zeiten der Rattenbach geheißen[56]), nicht größer, als nöthig, daß ein wild ausschlagender Gaul, an eine Säule gebunden, im Kreise von zweiundsiebenzig Pferden, keines derselben beschädigen konnte. Jedem Fürsten von Baiern stand Gewalt zu, wenn ihm ein Verbrecher entwichte, nach Salzburg seinen Gesandten mit zweiundsiebenzig gerüsteten Rossen abzufertigen. Die konnten bis zu den Stadtpforten reiten, von da hineinsenden, und den Missethäter, war er drinnen,

56) Nachher das „baierische Pfalzl" genannt, vor Salzburg, am Fußwege nach Plain.

herausfordern auf den Grund zu Rattenbach, oder ihm eine Meile in der Runde mit allen zweiundsiebenzig Pferden nachjagen[57]).

Uebungen und Rechte, wie diese, mochten sie schon unbrauchbar sein, sind von jeher von Fürsten und Völkern gern beibehalten worden, wie man auch in Haushaltungen Kleinodien und Geräthschaften der Vorzeit aufbewahrt, wenn sie schon unnütz oder lästig daliegen. Das Neue hat seinen eigenthümlichen Reiz; aber das Alte keinen geringern. Daher findet zu allen Zeiten selbst das schädlichste Vorurtheil Vertheidiger, weil es aus längstvergangenen Tagen kommt, obgleich die Vernunft und ihr Gesetz älter und ehrwürdiger, als das älteste Vorurtheil, sind. Auch zweifl' ich nicht, die träge Menschheit würde im Rost ihrer Gewohnheit erstarren und stillstehen, triebe nicht die Federkraft der Nothwendigkeit das stockende Räderwerk des gesellschaftlichen Lebens unaufhaltbar fort.

57) Auch war ein baierischer Gesandter gefreit, ins Kloster gen Beurn zu reisen und daselbst drei Tage lang Futter, Mahl, Nagel und Eisen zu fordern, und während der Zeit auf den Rattenbach zu reiten, ob man von dem Flüchtling Nachricht bringe. Aus einem alten braunauschen Ehehaftbuch, in den Anmerkungen zum cod. juris bav. criminalis. S. 215 ff.

In Paris selbst, wo nach der Zählung vom Jahr 1817 in den zwölf Bezirken der Stadt 713,966 Einwohner lebten, war bisher noch nicht einmal hinlänglich für den Unterricht aller Kinder gesorgt. Die Menge derselben (im Jahr 1819) betrug, vom fünf- bis fünfzehnjährigen Alter, 90,718, also ungefähr den siebenten Theil der Bevölkerung; aber alle Anfangsschulen der Hauptstadt zusammen enthielten noch nicht über 25,000 Kinder. Ein Bürger von Paris, Namens Pierre Henault, gerührt durch die heillose Vernachlässigung der Jugend, setzte sterbend in seinem Vermächtnisse eine Schenkung aus, um davon in jedem der zwölf Stadtbezirke wenigstens eine Schule des gegenseitigen Unterrichts zu stiften.

In der Schweiz. — Pater Girards Verdienste.

In vielen Kantonen der Schweiz war der Volksunterricht sehr vernachlässigt, so auch im Kanton Freiburg. Der ehrwürdige Menschenfreund, Pater Gregor Girard, Guardian des Franziskanerklosters, hatte im Jahr 1804 auf Antrag des Stadtraths und der Schulkammer von Freiburg die Leitung der Anfangsschulen, und zwar der französischen, übernommen; die der deutschen Schule war dem Augustinerkloster übergeben.

Man sagt, die Geschichte der Völker sei das Gemälde ihrer unendlichen Plagen, unter den ungeheuern Verirrungen des menschlichen Verstandes. Aber also ist es der Gottheit Werk und Weisheit. Was Du der Sterblichen Elend heißest, ist der Cherub, welcher mit geschwungener Strafruthe den vom Göttlichen abgefallenen Geist zur Erkenntniß seiner Abkunft und in das verlorne Paradies zurückführt. Wir schaudern beim Anblick vieltausendjähriger Uebels, welches unser Geschlecht erfuhr, seit es aus der ursprünglichen Rohheit hervorging, und bewundern wieder die Majestät der Menschheit, zu welcher sie sich in Macht der Erkenntniß und Hoffnung des Ewigen erhob.

Auch die Baiern waren unter allen Drangsalen, und durch dieselben, allmälig zu einer Veredlung gereift, welche weder in den Wäldern der kriegerischen Boien, noch in den Raubschlössern des Mittelalters geahnet worden war. Von den erleuchteten höhern Ständen fiel immer helleres Licht auch auf die niedern. Nur die ängstliche Priesterschaft wehrte dagegen, wie gegen öffentliches Unglück. Sie erblickte in jedem Erwachen des gesunden Menschenverstandes Gefahr für das Heiligthum des Glaubens, oder ihres Ansehens. Durch ihr Bemühen ward das Lesen ketzerisch erklärter oder freisinniger Schriften mit erneuter

Strenge untersagt[58]); und ein lauersames Büchergericht angeordnet[59]). So verharrte freilich die größere Menge des Volkes, bei rohem Leben, in gewissenhafter Haltung der Kirchengebote, in blinder Allgläubigkeit und dummfrommer Verehrung der Mönchswerke. Gefällig unterstützte der weltliche den geistlichen Arm; zumal wenn es nicht Hoheits- und Vermögenssachen, sondern nur Verstand und Glauben des gemeinen Mannes betraf. Litt das Volk Noth in Hagelwettern, Ueberschwemmungen oder theuern Zeiten, ermangelten die höchsten Behörden nicht, ausser naturgemäßen Rettungs- oder Linderungsmitteln, nach Rath der frommen Priesterschaft, die übernatürlichen anzupreisen. Bei Milzbrand und Viehseuchen wurden geweihte Gurtel und St. Pirmins und Wendelins Zettel heilsam gefunden[60]); bei Mißwachs Umgänge und Bußtage gehalten und den Dienern des Altars Opfer dargebracht, daß sie durch ihr mächtiges Gebet die zürnende Gottheit besänftigten.

58) Unterm 10. April 1739.

59) Diese obrigkeitliche Beurtheilung von Schriften in Staats- und Kirchensachen, „Bücher-Censur" geheißen, war schon seit 29. April 1728 auf kurfürstlichen Befehl angeordnet.

60) Man sehe die Weisungen bei den Viehseuchen, unterm 18. Weinm. 1735.

Allerdings lebten unter Weltpriestern und Klösterlingen durch Einsicht und Tugend ehrenwerthe Männer, die mit der Welt Verkehrtheit heimliches Erbarmen trugen. Aber die große Mehrheit, in unglaublicher Dürftigkeit der Begriffe erzogen, begnügte sich mit harmloser Werkseligkeit; verrichtete Kloster- und Kirchengeschäft, als gedankenloses Tagwerk, und jagte übrigens ihren Freuden nach. Einst, und so lange der Kampf gegen die Neugläubigen aus Luthers und Zwingli's Schulen gewährt, hatten in Baiern viele, in mancherlei Wissenschaft starke, Männer geblüht. Nun, nach errungenem Siege, entschlummerte die Geistlichkeit unter ihren Lorbeern. Es schrumpfte das gelehrte Wissen von neuem in unfruchtbaren Gedächtnißkram zusammen, oder blähte sich mit fadem Schulwih. Die Kunde der Natur, ihrer verborgenen Kräfte, der Länder und Menschen und ihrer Schicksale galt nichts; nichts die Bildung der Muttersprache, das Dichten und Forschen des Geistes.

Mit dem Wiederverfall der edlern Kenntnisse sank, wie immer, auch in Sachen des Geschmacks, der Sinn für das wahrhaft Schöne. Karl Albrechts Prachtliebe weckte wohl der Künstler viele[61]); allein der großen Meister keine, die

61) Zum Beispiel den Bildhauer Andreas Faistenberger, oder die Maler Balthasar Augustin Albrecht, Asam,

würdig gewesen wären, neben den ältern zu glänzen. Es entartete ihre Kunst nur zu sehr in Künstelei, die sinnvolle Eigenthümlichkeit in mühseliges Zierwesen, der Reichthum in Ueberladenheit, die Wahrheit in knechtische Genauigkeit. Ein gesch mackloses, steifes Buntes trat an die Stelle einfacher Anmuth oder großgedachter Verhältnisse in den Darstellungen des Erhabenen und Schönen.

Die Benediktinermönche jedoch zeichneten sich, neben der Chorherren gestrenger Zucht, auch jetzt noch, wie ehemals, am meisten unter den Klosterpriestern im wissenschaftlichen Streben aus. Bald nach den Unruhen des spanischen Erbfolgekrieges hatte zu Freising Fürst-Bischof Johann Franz Eckher eine preiswürdige Schule gegründet. Aus ihr sind viele Zierden der Gesellschaft Benedikts und des Staates von Baiern hervorgetreten. Lauer erschien die Gesellschaft Jesu in ihrem Eifer. Die Schulen verwahrloset, die muthigen Geister zurückgeschreckt vom freien Aufschwung, jede Gemüthsgabe nur zum armseligen Bedarf im Alltagsleben angewiesen, überliessen sich des Ignaz von Loyola Jünger behaglichem Genuß dessen, was ihre Vorgänger erobert hatten.

Stuber, Schinnagel u. a. m., die uns Lipowsky in seinem Künstlerlexikon aufführt.

Ihrem ersten Geiste treuer wurden die Väter Kapuziner erblickt, in Anzahl, nicht in Frömmigkeit, wachsend[62]). Seit der Letzte des freiherrlichen Stammes von Elsenheimb dem Kurfürsten von Baiern die Herrschaft Wollnzach, ohnweit Moosburg, mit der Bedingung zum Erbe gegeben, den Kapuzinern daselbst Kirch' und Kloster zu bauen[63]), zählten sie im Lande, ausser vier eigenen Sendorten und fünf ihrer Herbergen, neunundzwanzig Kloster. Die Kunst des frommen Betruges war damals von ihnen in letzter Vollendung ausgebildet. Vor dem Volke erschienen sie armselig, in groben Kutten, von aussen mit Lappen von Sackluch geflickt. Ihr Bart war ungeschoren, ihr Fuß nackt, ihr Schritt demuthsvoll schleichend, Gespröch und Rede von immerwährenden, tiefen Verbeugungen begleitet; selbst ihre Kirche ohne Gold und Silber, die Wand der Zellen ungeweißt und nackt; ihre Mahlzeit vor fremden Augen kärglich und mager. Doch bei verschlossenen Thüren[64]) trieben sie Kurzweil und

62) Im J. 1716 waren derselben in Baiern 532; im J. 1733 aber 735 Mann.

63) Der Grundstein dazu ward den 21. April 1727 wirklich gelegt.

64) In der Versammlung der Kapuziner, zu Regensburg am 20. Herbstm. 1726 gehalten, ward gesetz-

Uebermuth bei vollen Schüsseln und Bechern, suchten junge Weiber heim, zogen wohl gar vertraute Mädchen in ihre Klausen. Man hörte von ihren Sitten ärgerliche Gerüchte; von Werken der Rachsucht, von Selbstmorden, von entsprungenen Klostergenossen[65]). Allein die äusserliche Ehrbarkeit der meisten, die wirkliche Frömmigkeit der andern, und daß ihr Trost an Kranken- und Sterbebetten, ihr Glückwunsch an Geburts- und Namenstagen nie fehlte, bewahrte sie in der Gunst des Volkes. „Und," sprach der Kapuziner-Oberst Hartmann von Brixen in der Versammlung der Väter seines Ordens zu München[66]): „sogar

---

lich: daß bei den Ergötzungen der ehrwürdigen Väter kein Laie anwesend sein dürfe.

65) Es war in Baiern Sprichwort des gemeinen Mannes: „Er lügt wie ein Kapuziner," oder: „das ist Kapuziner-Zeitung," so wie man, einen Wohlbezechten zu bezeichnen, sagte: „Er hat einen Jesuiter-Rausch." Einen Inbegriff aller Kapuzinerkniffe, durch Scheinheiligkeit und vorgespiegelte Armuth Mitleiden, Geschenke und Hochachtung zu bewirken, findet man in der „seraphischen Anrede an die Ordensbrüder" in Lipowsky Gesch. des Kapuzinerordens in Baiern S. 141 ff.

66) Provinzialkapitel gehalten am 28. April 1732. Seine Rede zeigt nebenbei, wie unerfahren der Hochwürdige noch in himmlischen Dingen war.

die Sonne, welche der edelste unter den Planeten ist, hat, wie man sagt, ihre Flecken, und leidet ihre Finsternisse; ist also kein Wunder, daß zuweilen auch eine wohlgeordnete Gesellschaft durch einschleichende Mißbräuche am Glanz ihres Ansehens verdunkelt werde."

Diesen Glanz ihres Ansehens in den baierischen Staaten zu erheben, war das wichtigste Bemühen der Bettelmönche. Geringe Vergehen der Ihrigen züchtigten sie mit geräuschvollem Eifer, vor allem Volk, um ihre Strenge zu beurkunden. Aber grobe Verbrechen, die von ihnen begangen waren, verziehen sie lieber, um dieselben nicht den Augen der Welt verrathen, und den Namen ihrer Gesellschaft beflecken zu müssen. Daneben lebten sie unaufhörlich in heimlichem Krieg gegen nebenbuhlerische Orden[67]) und suchten dieselben in der Gunst der Hohen und Niedern mit frommer Schlauheit zu verderben. Nur im unaussöhnbaren Haß der Fremdgläubigen, nur in stren-

67) So gereichte in den Jahrbüchern des Ordens dem Guardian zu München die siegekrönte Beharrlichkeit zu nicht geringem Ruhm, mit welcher er sowohl den Trinitariern, als den barmherzigen Brüdern zwei Klöster in Baiern zu bauen verhinderte, wodurch ihm gelungen war, dieses den „Einkünften der Kapuziner drohende Ungewitter zu entfernen." Lipowsky.

ger Beobachtung kirchlicher äuſſerer Zucht, der Seelmeſſen, Opfer, Betſprüche und Faſten ſtimmten alle Gattungen der Mönche voll chriſtlicher Eintracht zuſammen. Durch Wachſamkeit der Prieſterſchaft und Klöſter war aber der Lehrbegriff der Neubekenner dem Volke von Baiern längſt fremd geworden[48]), und die ehemalige Neigung zu demſelben bis zum letzten Keim erſtickt.

Nur noch in Salzburgs hohen Bergthälern wohnten, tief verborgen, zahlreich die übrig gebliebenen Anhänger der neuen Glaubenslehre. Oeffentlich wurden von ihnen die Gebräuche der römiſch-allgemeinen Kirche beobachtet. Ihrer beſondern Andacht pflogen ſie aber mit verdoppelter Inbrunſt in der Stille ihrer Hütten. Da laſen ſie, entledigt des kirchlichen Zwanges, Gottes Wort, und die Auslegungen deſſelben durch den Geiſt frommer Männer. Am meiſten ſtärkte ſie, was ihr hochbetagter Lehrer Joſeph Schaidberger zu Troſt und Ermunterung im ſtandhaften Bekennerthum geſchrieben. Noch lebte der

48) Auch die in Baiern lebenden fremden Handwerksgeſellen, Dienſtleute u. ſ. w. von andern Glaubensbekenntniſſen waren gehalten, ſich an Faſttagen des Alleſſeſſens zu enthalten. Verordnung vom 31. Janner 1736.

Greis selbst unter ihnen, dessen Duldertugend schon vor einem halben Jahrhundert in Trübsalen der Verfolgung erprüft worden war. Alle wurden im ganzen Gebirge als wohlhabende, fromme, fleißige Leute geachtet, wider welche keine Klage ging.

Erzbischof Leopold Anton Eleutherius, Freiherr von Firmian, ein glaubensämsiger Fürst, vernahm mit Erstaunen, daß in seinem Lande die Anzahl dieser stillen Abtrünnigen größer sei, als man gedacht, und sich mehre von Tag zu Tag. Bekümmert um seine geistliche Pflicht und um das Seelenheil der übrigen Unterthanen, dabei von harter Gemüthsart, befahl er, die Wohnungen der Verdächtigen zu überfallen, ihre Andachtsbücher hinwegzunehmen, und die Hausväter nach Gebühr an Geld und Leib um ihr Verbrechen zu strafen. Das Gebot des Erzbischofs ward auch von Beamten und Priestern mit all der Tücke und Härte vollzogen, deren der Neid gegen Wohlhabende, oder persönlicher Haß, oder Golddurst fähig sind, wenn finstere Glaubenswuth solchen Leidenschaften den Anschein gottseligen Eifers gewährt. Sterbenskranke wurden aus den Betten gerissen; Greise in Fesseln geschlagen; die Kerker mit Unglücklichen angefüllt. Man quälte sie mit Hunger, Frost und Geisselhieben, daß sie ihrer Ketzerei entsagen sollten; trennte hartnäckige Widersprechen

von Weib und Kindern und ſtieß ſie aus dem Lande. Andere wieder ſchleppte man in die Gefangenſchaften zurück, wenn ſie um Verbannung aus einer Heimath, in der ſie nicht Gott nach ihrer Weiſe verehren dürften, wie um eine Wohlthat und Gnade flehten. Die Unglücklichen betrachteten die Grauſamkeit ihrer Verfolger nicht als Widerlegung, ſondern als Beſtätigung der Wahrheit ihres Glaubens. Das entflammte ſie zu jenem ſchwärmeriſchen Muth, deſſen der Sterbliche nur fähig iſt, wenn es ſeine höchſten Kleinodien gilt. Die vorher ſchwiegen, wurden nun laut. Das Beiſpiel einzelner Dulder begeiſterte ganze Haufen. Sie wandten ſich keck und öffentlich ſelbſt von bisher beibehaltener äuſſerer Beobachtung alt-kirchlicher Gebräuche ab, und liefen hundertweiſe zu den Beamten, ſich als Bekenner der evangeliſchen Wahrheit anzugeben. Mit Entſetzen vernahm der Erzbiſchof, daß weit über zwanzigtauſend ſeiner Unterthanen den Irrlehren Luthers anhingen [67]), daß weder Schmach und Noth im Leben, noch Entbehrung im Tod ihr verſtocktes

67) Nach dem genauen Verzeichniß in der „ausführlichen Hiſtorie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg S. 171" waren es 20,678 Perſonen.

Doch überall wurden der Schüler zu viel, waren der Lehrer zu wenig und die Mittel zur Vermehrung der Schulen allzubeschränkt.

Da empfing Girard aus des Grafen Lasteyrie's Werk: Nouveau système d'éducation pour les écoles primaires, die erste Kunde vom gegenseitigen Unterricht. Sogleich faßte er die Ausführbarkeit und Zweckmäßigkeit desselben auf, und wandte sie mit ünniger Thätigkeit an. Die Wirkungen des Versuchs übertrafen alle Erwartung. Er trachtete der Vollendung des Werkes in einer ganzen Reihe von Jahren nach. Als besonders durch den thätigen und geistvollen Rathschreiber Kuenlin von Freiburg zuerst der Gegenstand in öffentlichen Blättern der Schweiz zur Sprache kam, fand er, wie überall, Tadler und Widersprecher. Der weise Girard hielt es der Sache und der Wahrheit würdig, ihr aus dem Schatze seiner Erfahrung ein gewichtiges Wort zu reden. Er that es, und zeigte, daß in dieser Unterrichtsart alle Geistesthätigkeiten des Kindes ungleich lebhafter aufgeregt und geübt würden, als in den bisherigen Schulen; daß freies Nachdenken, daß sittliches Gefühl und religiöser Sinn der Jugend hier reiner gehalten werden könnten, als da, wo die einzelnen Kinder unbeachtet in der Masse aller verschwinden; daß hier einer der wahrsten Gedanken Pestalozzi's in Lienhard

Gemüth ändere[70]), und sie insgesammt des Sinnes wären, lieber Heimath, Hab und Gut, und das Leben selber, als ihren Glauben, fahren zu lassen. Also wurden ausgedehntere Verfolgungen wider sie verhängt. Die Hartbedrängten rüsteten sich zur Auswanderung. Sie wurde ihnen versagt. Sie riefen den Reichstag zu Regensburg und das Erbarmen des Kaisers über ihr Elend an[71]). Der Erzbischof hinwieder, in Besorgniß von Aufruhren, schilderte dem Kaiser die Ketzer mit den Farben, welche Haß und Furcht ihm gaben. Er hieß sie ruchlose Gesellen des Satans, Gotteslästerer und Empörer wider den Staat[72]). Er hat um

70) Als man ihren Verstorbenen das Begräbniß auf den Kirchhöfen verweigerte, sangen die Leute in Gastein beim Umgang am Frohnleichnamstag unter andern:
Laßt euch zum Abfall nicht bewegen,
Daß sie euch nicht in Freithof legen;
Gott macht' den ganzen Erdboden gut,
Da er vergoß sein heil'ges Blut.
Am Kreuz tropft's auf das Erdenreich,
Hat uns den ganzen Erdboden geweiht.

71) Schon im J. 1730 ward von mehrern vertriebenen Salzburgern eine Bittschrift überreicht.

72) Es ward schon wie von Ausbrüchen der Empörung geredet. Inzwischen konnte man, ausser einigen heftigen Reden der Verzweifelnden, den Lutherischen nur zwei Vorfälle zur Last machen: Ein Bauer

Kriegsvolk für eigene Sicherheit, diese Frechen zu zähmen. Die Unterdrückten sprachen: „Wir sind ja nicht gemeint, der Herrschaft ein böses Wort anzuthun, noch viel weniger ein Uebel. Wir wollen gehorchen in allen billigen Dingen. Was aber die Lehre anbelangt, die ist nicht unser, sondern Gottes, und Gott sind wir einen größern Gehorsam schuldig, als den Menschen. Derowegen so bekennen wir, daß wir lang in der Heuchelei gelebt haben, welches vor Gott nicht recht ist; und weil man uns jetzt so weit treibet, so kann es unser Gewissen nicht mehr erleiden; sondern wir müssen unsern Glauben frei bekennen." So sprachen sie [73]. Und als eines Tages zu Schwarzach über hundert Aelteste von den lutherischen Gemeinden versammelt waren, ihre Angelegenheit zu bereden [74], traten sie um den Tisch, auf welchem ein Salzgefäß stand, und schworen zum unsichtbaren Gott, lieber das Leben, denn ihren Glauben zu meiden. Und jeder drückte zum Wahrzeichen die Schwörfinger ins Salz und genoß von demselben. Dies

---

hatte einen Gerichtsdiener geschlagen; und ein Jäger war erschossen worden.

73) In der dem Pfarrer von St. Veit am 1. Heum. 1731 überreichten Vorstellung.

74) Am 5. August 1731.

ward der Salzbund geheißen. Das Gerücht davor lief durchs Land. Die Sage gestaltete bald das Gelübde der frommen Leute zu einer furchtbaren Verschwörung gegen die altgläubigen Gemeinden. Der Erzbischof, in Furcht und Schrecken, rief den kaiserlichen Hof um schleunigen Beistand an, und ermahnte im Lande zum Abstehn von aller Gewaltthätigkeit [75]). Sobald aber des Kaisers Hilfsvolker eingezogen waren, erneuerte er selber die Gewaltthat; legte sechstausend Kriegsknechte in die Häuser der Lutherischen [76]), und überfah gegen sie die ruchlosesten Frevel.

Die Reichsstände augsburgischen Bekenntnisses gingen den Kaiser, Karl VI, mit Ernst an, seinen Arm nicht ungerechter Hartherzigkeit zu leihen; sprechend: man solle den Lutherischen in Salzburg Recht halten, und sie entweder, laut westphälischem Friedensschluß, bei ihrer Glaubensübung, oder in Frieden aus dem Land ziehen lassen [77]). Zu Letzterm war Erzbischof Leopold schon voll Unwillens entschlossen gewesen, da er die Unmöglichkeit der Bekehrung der Abtrünnigen einsah. Er hatte

75) Kundmachung vom 26. August und wieder vom 30. August 1731.

76) Im Herbstm. 1731.

77) Ihre Denkschrift ist vom 27. Weinm. 1731.

aber geboten[78]), daß Begüterte binnen drei Monden, Unbegüterte binnen acht Tagen sein Gebiet räumen müßten. Deswegen erinnerten die Reichsstände noch einmal an den Frieden von Osnabrück und Münster: Auswanderern Glaubenshalber müsse dreijährige Frist, zum Verkauf ihrer Liegenschaften, gestattet werden. Der Erzbischof konnt' es nicht verweigern. Also gewährte er Reichern eine Frist von drei Jahren, und verlängerte sie Aermern um einige Monate. Diese wanderten unter den Stürmen rauhen Winters aus dem Land ihrer Väter, Psalmen singend; Greise, Kinder, Männer, Weiber mit den Säuglingen, Krüppeln und Kranken über die beschneiten Straßen. Wo nicht im Lande Gut und Glaube gesetzlich frei erblühen, hat das Volk im Fußen nur einen Brodherrn, keinen Vater; eine Erdscholle, aber kein Vaterland. Die Baiern erblickten voll Erbarmens den langen Zug der Dulder durch ihr Land. Nur selten erlaubte sich hier der herzlose Pöbel gegen die Unglückseligen Mißhandlung und Gespött, wie anderer Orten in Schwaben und Franken[79]). Bald

78) Befehl vom 21. Weinm. 1731.

79) Wie die Bauern im Dorfe Oberbeurn, so widersetzten sich in Augsburg die katholischen Einwohner mit Gewalt, den muden Wanderern eine Nachtherberge zu gestatten. Nicht jeder Prälat, am we-

folgten den Erſtern auch die Wohlhabendern in gr.ßen Haufen, nachdem ſie ihre Güter verkauft hatten [80]). Sie lieſſen ſich mit ihrem Gewerbfleiß in Nürnberg, Ansbach, Preuſſen, Hannover, Holland, am Fluſſe Ebenezer des amerikaniſchen Georgiens und in andern Ländern und Welttheilen nieder, überall von glaubensverwandten Völkern mildvoll empfangen. Salzburg hat auch nach einem Jahrhundert kaum den Verluſt ſo vieler betriebſamen Bürger verſchmerzt.

Die rohe Unduldſamkeit eines Prieſterfürſten auf St. Hrodberts Stuhl darf um ſo weniger befremden, da ſelbſt weltliche Fürſten jener Tage ſich gleicher Grauſamkeit ſchuldig machten. Man dachte und handelte jetzt in vielen Staaten mit weit größerer Erbitterung gegen die Anhänger des evangeliſchen Lehrbegriffs, als unmittelbar nach Beendigung des dreißigjährigen Glaubenskrieges. Denn nun erſt offenbarten ſich an den Höfen, wie

nigſten der Abt zu Kempten, dachte ſo menſchlich, ihnen auf dem Durchzuge ſelber Erquickung und Obdach anzutragen.

80) Die Könige von Dänemark und Preußen hatten aber ihre katholiſchen Unterthanen bedroht, ihnen gleiches Schickſal zu bereiten, wenn ſie ſich nicht nachdrücklich beim Erzbiſchof von Salzburg verwenden würden, die Lutheriſchen glimpflicher zu behandeln.

im Volke, beim nachgewachsenen Geschlecht die herben Grundsätze des Abscheus und Todhasses, welche von der Priesterschaft der römischen Kirche, seit dem Siege der Neubekenner in Deutschland, gegen diese aufgestellt, und der Jugend eingeflößt waren. Der westphälische Friede, welchen auch katholische Mächte einst willig befördert hatten, ward jetzt als ein Joch verachtet und untergraben. Schon zu Ryswik, als sich Frankreich, England, Spanien, Kaiser und Reich versöhnten, weil alle damals mit lüsternem oder besorglichem Blick auf den letzten Odemzug des Königes von Spanien hinsahen, begann die Verletzung des heiligen Vertrags [51]). Längs dem ganzen Rheinstrom, wo katholische und evangelische Gebiete einander durchkreuzten, waren Zwingli's und Luthers Anhänger vielfach in ihren Rechten verkürzt. Mönche und Weltpriester munterten den Pöbel zur Verfolgung der Ketzer auf, und die fürstlichen Höfe trugen mehrmals kein Bedenken, zum Nachtheil ihrer evangelischen Unterthanen alle Friedensschlüsse, Verträge, Reichsgerichte und Verfassungen Deutschlands zu verhöhnen.

51) Nämlich durch den Vorbehalt (im 4. Satz des Friedensschlusses), daß das Kirchenwesen in den von den Franzosen zurückgegebenen Eroberungen bleiben solle, wie es von ihnen eingeführt worden.

So geschah in der rheinischen Pfalz. Hier wurden die Zwinglischen vor öffentlichen Gerichten, wie auf den Gassen und in den Häusern mißhandelt. Ein Jesuit, Paul Usleder genannt, ermunterte seine Zuhörer in Reden, von heiliger Stätte gehalten, ihre ketzerischen Mitbürger, als unehrliche Leute, aus allen Aemtern zu verjagen, sintemal Reichsgesetze nur für Nothfälle eine Gemeinschaft mit Abtrünnigen anordnen können, welche gleich Juden und Huren geduldet würden. Wie er, sprachen Andere. Karl Philipp, Kurfürst von der Pfalz, als Kind in solchen Grundsätzen erzogen, glaubte Gott, die gesunde Vernunft und sich selbst zu verherrlichen, wenn er in seinen Staaten die Evangelischen mit allen Plagen heimsuchte, um sie zum alleinseligmachenden Glauben der römischen Kirche zu bekehren. In diesem Wahnsinn schien ihm das Ungerechteste gnadenvoll. Zu Sulzbach und Neuburg hatten die Anhänger augsburgischen Bekenntnisses große Mehrheit, und feierlich gewährleistete Freiheit. Nichts desto weniger zwang sie Karl Philipp, ihre Kinder in die Schulen der Katholischen zu schicken, und alle Festtage der römischen Kirche zu feiern. Sein Wahlspruch lautete: „In meinem Land nur ein Gott, ein Glaub' und eine Kirche." Angestellten Pfarrherren schmälerte oder entzog er das bisher genossene Einkommen. Wer Behauptung

wohlhergestammter Rechte ansprach, ward vor die Richter und in die Kerker gesandt, als Aufrührer mit Geldstrafen belegt, oder verbannt; vom Pöbel gelästert und gesteinigt. Wer sich durch freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande den Mißhandlungen entzog, mußte Erb- und Eigenthum um schnöden Preis an begünstigte Leute geben, die ihm bezeichnet wurden. Karl Philipp verbot sogar endlich Abdruck und Verkauf des Lehrbüchleins, heidelbergischer Katechismus genannt[82]), welcher ein Bekenntniß und Inbegriff aller Glaubens- und Lehrsätze der im Sinn Zwingli's und Calvins verbesserten Kirche war. Und als er, durch anderer Fürsten Drohungen geschreckt, seinen Unterthanen nach langem Streit und Widerstreit Gewissensfreiheit einzuräumen genöthigt war[83]), verließ er zornig der alten Kurfürsten zu Pfalz am Rhein Hauptstadt, Heidelberg, und verlegte seinen Wohnsitz nach Mannheim, um nicht Zeuge von der Zufriedenheit der Getrösteten zu sein.

---

82) Im J. 1719.

83) So kleinlich dachte der Fürst in der Größe seines Grolles, daß er bei Wiedergestattung des heidelbergischen Katechismus, durch eine Verordnung vom 16. Mai 1720, verbot, auf dem Titel das kurfürstliche Wappen und die Worte: „mit kurpfalz. Freiheit," zu gebrauchen.

4.

Kaiser Karls VI österreichische Erbfolgeordnung. Baierns Widerspruch dagegen.

Im J. 1732 — 1735.

Die kirchlichen vielhundertjährigen Spannungen, Feindschaften und Kriege der Europäer, wie demüthigend sie für den Stolz des menschlichen Geschlechts, als dessen traurigste Verirrungen, erscheinen wollen, treten im großen Zusammenhange der Geschichte unsers Geschlechts als Lichtpunkte hervor, in denen sich die göttliche Weltführung heller offenbart. Jene Reibungen entzündeten neue Erkenntniß; gaben der Wahrheit, wie der Tugend, neue Schwungkraft, zerstreuten die Keime besserer Einsicht in entfernte Welttheile und schlossen die Verkettung der Thronen und Reiche, von den Mündungen des Tajo bis zu den schwarzen und weißen Meeren, enger zusammen, welche sie zu zerreißen drohten. Den großen Völkerverband, welchen des Mittelalters Päpste, als Oberhäupter der christlichen Welt, zuerst bildeten, hatten diese nicht vollenden können. Da gelang es durch den Gegensatz des halben Welttheils wider das Papstthum.

In der That war Europa seit Wiklefs und Hussens und Luthers Zeiten ein Anderes, als vor-

dem; eine einzige, ungeheure, in einander durch Lieb' und Haß verflochtene Völkergemeinschaft geworden. Durch Blutsband' und Verträge hingen die Fürsten des Aufgangs und Niedergangs, durch Glauben, Handel und Wissenschaft die Völker an einander. Das Wehe des Einen ward das Leiden Aller; die Erschütterung eines Ringes bewegte die ganze Kette. Alle fuhrten einerlei Begriff von Völker- und Kriegsrecht; einerlei Glauben in verschiedenen Kirchen; einerlei Geschäftssprache in öffentlichem Verkehr. Vermittelst zahlreicher Posten, Landstraßen und öffentlicher Blätter flog wunderbar schnell die Kunde jedes Ereignisses aus der entlegensten Gegend über den gesammten Welttheil.

Der Anblick dieser weitläufigen Völkergesellschaft gab schon damals erhabenen Gemüthern Ahnung: daß einst auf der europäischen Halbinsel die Gesammtheit christlicher Reiche unter gemeinsamer Gesetzgebung einen einzigen Staatenbund bilden werde, in welchem kein Krieg, oder der Krieg nur als verbrecherischer Aufruhr, erscheinen könne [84]). Aber das Zeitalter, dem großen Gedanken noch zu

84) Was im siebenzehnten Jahrhundert König Heinrich IV von Frankreich zur Sprache gebracht, hat im neunzehnten Jahrhundert Alexander, Kaiser von Rußland, in anderer Gestalt versucht.

und Gertrud*) am überzeugendsten durch offene Thatsache bewährt sei, und die gegenseitige Unterrichtungsart dem Vorzuge des häuslichen, besondern Unterrichts jedes Kindes am nächsten stehe.

Am entschiedensten aber siegte der unwiderstehliche Erfolg der Lehrart über die „Wenn" und „Aber" des altklugen Vorurtheils. Eine freudigere, gesundere, unverdorbenere, leichter und gründlicher belehrte und geübte Jugend ging aus diesen Schulen hervor. Der Stadtrath von Freiburg ließ ein geräumigeres Schulhaus aufführen, und die Landesregierung gab im Jahr 1819 eine Verordnung, kraft derselben der gegenseitige Unterricht zur Grundlage der katholischen Landschulen gemacht wurde.

*) Lienhard und Gertrud, dritter Band, dritte Ausgabe, S. 95: „Auch wirkte dieser gegenseitige häusliche Unterricht so bildend auf die Kinder durch den Glauben und die Liebe, aus der er hervorging, und durch die Freude, mit der er gegeben und aufgeführt worden, als jeder gegenseitige Kinderunterricht, der nicht also aus Liebe hervorgeht, und nicht mit dieser Freiheit gegeben und empfangen wird, verbildet, und durch Verbildung zu allen den Übeln und zu aller Verhärtung des Geistes, des Herzens und der Kunst hinlenkt, und wohin auch alle einseitigen Abrichtungskünste des Menschengeschlechts hinführen."

klein, verspottete ihn, als nichtige Träumerei. Seine Erfüllung gehört einer Nachwelt an auf höherer Stufe der sittlichen Entwickelung.

Noch war es nicht die Ehrfurcht der Vernunft vor fremdem Recht, welches diesem und dem allgemeinen Frieden des Welttheils Schutz gab: sondern Eifersucht oder Feigheit der Gewalthaber. Noch schloß oder brach die selbstsüchtige Schlauheit der Höfe, unter Leitung und Wink des Augenblicks, alle Bündnisse, alle Verträge. Doch wurde Alles mit den heiligsten Namen geschmückt; auch das Verruchte. Denn die Gewissenlosigkeit, selbst des Mächtigsten, wenn er schon keine Scheu mehr vor dem ewigen Vergelter trug, fürchtete noch den Fluch der Meinung. Ein Gefühl aber entfaltete dennoch die Noth in Allen: daß nämlich Keiner durch Uebermaß seiner Macht dem unabhängigen Leben des andern, auch des kleinsten Staates gefährlich werden dürfe; sondern daß aus dem Gleichgewicht der verschiedenen Kronen allgemeine Sicherheit, Mäßigung und Ruhe erwachse. So glich Europa einem verworrenen Staatenbund, dessen Glieder, ohne gemeinsames Recht und Gericht, durch Vortheil oder Furcht an das Gerechte gefesselt und beschränkt wurden, aber eben so leicht auch den Zank von Zweien zum Streit Aller verwandelten.

In dieser Völkergesellschaft stand das königs-

liche Frankreich, eben so sehr durch Ausbildung seiner Sprache, seiner Begriffe und Sitten, als durch Fülle seiner Machtmittel hochangesehen. Unter der zwanzigjährigen und weisen Verwaltung des Hauptpriesters Fleury hatte es die großen Kräfte wieder zu sammeln begonnen, welche durch König Ludwigs XIV eiteln Uebermuth verschleudert waren. Jenseits der Pyrenäen wohnten die Völker Spaniens und Portugals in schlaffer Trägheit, unter schwachen Fürsten, mit deren Zepter meistens die Hand der Günstlinge, Weiber, Pfaffen und Sänger spielte. Gewaltiger aber flieg Großbritannien im Meere auf, erweckt durch die Geisteswerke seiner Schriftsteller und durch die alten Freiheiten seines Volks. In den Schlachten des Erbfolgekriegs um die spanischen Kronen hatte es eine überlegene Herrlichkeit auf den Meeren gewonnen, neben welcher die alte Majestät der niederländischen Seemacht verschwand; und durch Erhebung des klugen Kurfürsten von Hannover, Georg I, zum britischen König hatte es auf Deutschland, als das Herz Europens, einen Einfluß in die Schicksale des Welttheils erworben, daß es Nebenbuhler der größten Reiche ward. Dänemark, wie Schweden und Polen, eben so sehr von den Mängeln ihrer Verfassungen, als von unglücklichen Kriegen entkräftet, stiegen aus ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit stufenweise zurück,

während neben ihnen im Norden sich eine ungeheure Macht aufthat. Dies war Rußland. Hier hatte Peter I, der große Kaiser, Herr eines unermeßlichen Reichs, das Geheimniß von der wahren Stärke der Thronen begriffen. Er brachte seinen barbarischen Unterthanen Gesittung, Wissenschaft und Kunst. Da wurden die rohen Stiefsöhne Asiens menschlicher, ihre Verfassungen dauerhafter. Der Hof von St. Petersburg sprach fortan in Angelegenheiten der europäischen und asiatischen Welt nicht selten das entscheidende Wort. Vor ihm zitterte bald selbst die langgefürchtete Macht der Osmanen. Diese hatte ihr vormaliges Ansehen bis jetzt mehr durch gegenseitige Mißgunst ihrer Nachbarstaaten, als durch die wilde Tapferkeit ihrer Krieger, oder durch die Geistesgröße ihrer Beherrscher behauptet. Ihre Sultane, bald aus den Kerkern, bald aus den Wollüsten des Serai auf den Thron der Solimane gesetzt, genossen zwischen den Aufruhren stolzer Statthalter, und den Meutereien zuchtloser Kriegsheere einer unsichern Gewalt. Der alte trotzige Eroberermuth der Bekenner Muhameds verging gemach in Furcht und Sorg' um Vertheidigung eines Daseins, welches abwechselnd von den Waffen der Russen oder des Hauses Oesterreich bedroht stand. Denn Oesterreich lagerte sich in langem Halbkreise um die türkischen Grenzen; gebot über einen wei-

ten Theil Italiens, deſſen kleine Fürſten und Freiſtaaten kaum noch in den Wagſchalen der Weltangelegenheiten wogen; rührte an die Alpen der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, die zwiſchen nebenbuhleriſchen Kronen den Frieden ihrer Thäler in beſcheidener Unparteiſamkeit hütete; und ſtieß in zerſtreuten Gebieten, wie an Frankreich, ſo an die freien, vereinigten Niederlande. Neben Rußland und Frankreich war Oeſterreich in der chriſtlichen Welt die Hauptmacht des feſten Landes geworden; faſt beſtändiger Inhaber der erſten Würde des römiſchen Kaiſerthums und dadurch auf Fürſten und Stände des deutſchen Reichs groß einwirkend, deren ewiger Zwietracht die unheilbarſte Schwäche folgte.

Noch ſaß Karl VI zu Wien auf dem kaiſerlichen Stuhl, derſelbe, welcher vom ſpaniſchen Erbfolgekrieg her ſeine Staaten mit einem beträchtlichen Theil der ſpaniſchen Niederlande, mit der Lombardei, mit den Königreichen Neapolis und Sizilien vergrößert hatte. Er war aber ein ſchwacher Fürſt; Werkzeug ſchlauer Andächtler und eigennütziger Diener. Seine Schätze verſtoben; ſeine Heermacht zerfiel. Ueber Alles quälte ihn jedoch, beim Anblick ſeiner weitläufigen Reiche, der Gedanke, in weſſen Hände dieſelben nach ſeinem Tode fallen könnten? Denn er hatte keinen

Sohn, dem er seine Kronen vererbte; sondern nur Töchter.

Schon beinahe zweihundert Jahre lang waren, seit Kaiser Ferdinand I, die Fürsten zu Oesterreich in Hausverträgen und Vermächtnissen allezeit bedacht gewesen, ihre Lande ungetheilt auf die Nachkommen zu bringen [85]). Also hatten sie die Töchter jederzeit von der Erbschaft ausgeschlossen und dieselbe dem ältesten Sohne des Hauses übertragen. Nun aber fehlte dieser. Dies war der Kummer Karls VI. Er stiftete demnach für sein Haus eine neue Erbfolge-Ordnung [86]). Kraft derselben sollten, in Ermangelung eines männlichen Erben, nach seinem Hintritt die Kronen Ungarns, Böheims und aller Güter des Hauses Habsburg, an die älteste seiner Töchter fallen. Die Stände in Ungarn, Böheim und Oesterreich nahmen das Hausgesetz einmüthig an. — Es lebten freilich noch Töchter seines verstorbenen Bruders, Kaiser Josephs I. Die ältere derselben, Maria Josephe, war Gemahlin des Erbfürsten von Sachsen, Friedrich August; die jüngere,

85) Kaiser Ferdinands I Vermächtniß vom 1. Brachm. 1543 und Nachtrag dazu, unterm 4. Horn. 1547 gegeben.

86) Die sogeheißene Sanctio pragmatica vom 19. April 1713.

Maria Amalie, Gemahlin des Kurfürsten, Karl Albrechts, von Baiern. Und in der Urkunde, vermittelst welcher einst Kaiser Leopold seine Ansprüche auf Spanien an Karln übergeben hatte, war eben diesen Töchtern Josephs ausdrücklich der Vorgang vor Karls Töchtern bedungen worden. Doch auch sie beide hatten, schon bei ihren Vermählungen, bestimmt und feierlich auf ihr Recht verzichten und eine neue Ordnung der Erbfolge betheuern müssen [87]).

Dies Alles beruhigte inzwischen die Vorsicht des ängstlichen Kaisers noch nicht. Er, ein Zeuge des spanischen Thronstreites, kannte die Unzuverlässigkeit fürstlicher Eide, und die Ohnmacht des letzten Willens der Todten gegen Habsucht und Gewalt der Lebenden. Darum warb er, zur vollen Sicherheit seiner Anordnungen, Gewährleistung von den größten Mächten des Welttheils. England und Holland gaben sie; auch Dänemark, Preußen und Sardinien. Aber der alte Fürst und

87) Karl Albrecht sowohl, als auch sein Vater Maximilian Emanuel, hatten die Verzichtleistung nicht nur schriftlich genehmigen, sondern noch mit einem theuern Eide zu Gott bekräftigen müssen. Der Heirathsvertrag mit der Verzichtleistung, so wie deren Annahme durch Maximilian Emanuel und Karl Albrecht, bei Lettenhover S. 667, 682, 685.

Held Eugen von Savoien, welcher nichts auf die argliſtige Staatsklugheit der Höfe bauen wollte, ſchüttelte ungläubig das Haupt und ſprach: „Zweimal hunderttauſend Bajonete leiſten beſſere Bürgſchaft, als eine Million Eidſchwüre aller Fürſten von Europa!“ — Auch des deutſchen Reiches Zuſtimmung und Wort begehrte der Kaiſer. Baiern und Pfalz, wie Sachſen, mit heimlichen Hoffnungen, ſich dereinſt vom öſterreichiſchen Erbe wohl bereichern zu können, erhoben zwar auf der Reichsverſammlung mancherlei Bedenklichkeiten, bald wegen Formen, bald wegen Folgen einer ſo wichtigen Verpflichtung. Doch konnten ſie mit allen Gründen dagegen, und mit Andeutung aller Gefahren, welche der Ruhe des Reichs, aus einer beſtändigen Verbindlichkeit zu Gunſten der öſterreichiſchen Erblande, erwachſen möchten, den Beitritt der übrigen Stände nicht hindern. Als derſelbe nach den Wünſchen des Kaiſers erfolgte [8]), begnügten Baiern, Pfalz am Rhein und Sachſen, ihre Verwahrungen gegen die Wirkungen eines ſo mißlichen Schrittes kund zu thun, ohne jedoch ihre wahren Erwartungen oder Abſichten voreilig zu enthüllen.

Unter ſolchen Verhältniſſen führte die gleichartige Natur ihrer Anſprüche und Wünſche engeres Einverſtändiß zwiſchen den Höfen von Dresden

8) Reichsgutachten vom 11. Januer 1732.

und München herbei. Als man beiden das Recht zweifelhaft machen wollte, sich einem Reichsbeschluß zu entziehen, welchen die Mehrheit der Stände gebilligt hatte, wurde von ihnen sofort ein Bund der Freundschaft und gegenseitigen Vertheidigung unterhandelt, und gegen allfällige, den Reichssatzungen zuwider geführte Kriege geschlossen [89]).

Obwohl dies Bündniß einstweilen nur auf Dauer von drei Jahren, und auf wechselseitigen Schutz gegen Angriff berechnet war, machte es doch natürlich die Absichten Baierns und Sachsens verdächtig. Das Sträuben der zwei Gemahle von Kaiser Josephs Töchtern gegen die Gewährleistung der österreichischen Erbfolgeordnung bestätigte besonders in der Burg zu Wien den Argwohn, daß beide Kurfürsten im Herzen nicht die feierlich entsagten Anwartschaften aufgegeben hätten.

Man irrte nicht. Damals war Maximilian Emanuel, Graf de la Perouse, des Kurfürsten Karl Albrecht vornehmster Rath in auswärtigen Geschäften. Dieser Mann, von italienischem Geblüt [90]), in Kunst staatskluger Umtriebe

89) Dresden den 9. Heumond 1732. Fabri europ. Staatskanzlei 61, 744 ff.

90) Sein Vater Ludwig kam wahrscheinlich erst mit Kurfürstin Adelheid von Savoien nach Baiern und

geweiht, brannte von Begierden, seinem Gebieter ein glänzendes Loos, und sich selbst belohnende Würden und Gnaden vorzubereiten. Ihm schien schon das Wichtigste gewonnen, wenn er einstweilen die Aussichten offen hielt, welche den Töchtern Josephs durch die ferdinandischen und leopoldischen Vermächtnisse und Urkunden eröffnet worden waren. Und hatten auch die Fürstinnen selbst in ihrer Vermählungsfeier den Kronen von Habsburg entsagt: ein Meisterstreich höfischer Auslegungskunst richtete Alles wieder ein. Der Erzherzoginnen Eid war durch eine bloße ausbiegende Wendung, ohne gebrochen zu werden, auf leichte Art zu vereiteln. Deshalb betrieb auch de la Perouse die nähere Verbindung mit Sachsen. Der Kanzler des geheimen Rathes, Freiherr von Unertl, vertraut mit den Geheimnissen der Urkundenkammern, mußte die bestäubten Schätze derselben durchwühlen, dem großen Zwecke neue Mittel zu entdecken. Dann wurden mit dem Hause Pfalz am Rhein die alten Erbverträge neu behandelt, um sie enger zu schließen. Auch dazu ward der vielgewandte Kanzler benutzt, dessen geschmei-

---

ward Hauptmann bei der Leibwacht. Lang's Adelsbuch 50.

diges Gewiſſen man ſo brauchbar, als ſeinen unermüdlichen Geſchäftsfleiß fand [91]).

Ein Ereigniß aber, welches de la Peruſens Scharfſinn nicht berechnet hatte, machte unerwartet die Tiefen ſeines kaum angehobenen Gebäudes zittern. König August II von Polen ſtarb [92]). Friedrich Auguſt, ſein Sohn, Kurfürſt von Sachſen, verhehlte den Ehrgeiz nicht, gleich ſeinem Vater, die Krone der Piaſten zu tragen. Oeſterreich konnte daran das meiſte helfen und hindern; und der Wiener Hof war ſchlau genug, ſchnell dem Wunſch des ſächſiſchen Kurfürſten mit gefälliger Dienſtfertigkeit entgegenzugehen. Man verſtand ſich zu beſondern Bündniſſen. Friedrich Auguſt, des polniſchen Thrones gewiſſer zu werden, übernahm dafür unbedenklich volle Gewährleiſtung von Kaiſer Karls VI Erbfolgegeſetz.

So ſtand Karl Albrecht plötzlich, von Sachſen geſchieden, mit ſeinen Entwürfen einſam. Der Hof zu Wien aber, weit entfernt, ſich dieſes Sieges zu überheben, ſuchte auch noch Baiern zu

91) Der Einigungsvertrag kam erſt im J. 1734 zur Vollendung. Uneckt „ware aber ein mann, der mit zwei Deutigkeiten Sich gerne auf zwei Seiten zu halten pflegte.“ So urtheilte Freiherr von Obermayr über ihn. (Aus deſſen eigener Handſchrift.)

92) Den 1 Horn. 1733.

Von da an that die beſſere Einrichtung, aller Hinderniſſe ungeachtet, die glänzendſten Fortſchritte im Kanton. Es wurden neue Schulhäuſer erbaut, es wurden andere erweitert, die Lehrerbeſoldungen erhöht, die Schulen zahlreicher beſucht. Schon beſtand der wechſelſeitige Unterricht in 122 Schulen des Landes (es waren derſelben überhaupt 244), worin ſich weit über 6000 Kinder befanden. Plötzlich aber verſchwand Alles. Bekanntlich waren in dieſen Kanton erſt die Ligorianer, dann die Jeſuiten aufgenommen worden. Ihr Erſcheinen weiſſagte dem Beſſern Unheil. Es erfolgte ſchnell mit Parteiungen in der Regierung, wie im geſetzgebenden Rath. Der gegenſeitige Unterricht wurde, wie ſehentlich auch die Bürgerſchaft der Stadt um deſſen Beibehaltung rief, ohne Schonung abgeſchafft und das ehemalige Unweſen zurückgeführt. Der tugendhafte Girard, vom aufgewiegelten Landvolk als Ketzer verſchrien, zog ſich in ſein Kloſter zurück.

Freiburgs Beiſpiel blieb indeſſen nicht ohne Wirkung auf die übrige Schweiz. Man fühlte das Bedürfniß der Schulverbeſſerung; aber die Armuth der Gemeinden, um für die Menge der Kinder die nöthige Zahl Lehrer zu beſolden, lähmte häufig den beſten Willen. Die Erfindung des gegenſeitigen Unterrichts erleichterte das Geſchäft. Die Stadtverwaltung von Bern errich-

gewinnen. Es legte der Kaiser jede Art Empfindlichkeit, die er bisher geäussert hatte, von sich ab. Er gewährte dem Kurfürsten willig, beinahe zuvorkommend, die Belehnung mit den baierischen Kurlanden nach altüblichen Formen[93]), was er so lange verzögert hatte. Zu diesem bewog ihn jedoch weder allein die Furcht vor Karl Albrechts Ansprüchen; noch weniger, daß er dieselben, seit Sachsens Rücktritt, gefahrlos und verächtlich gefunden hätte, sondern auch andere Umstände waren eingeschritten, die ihm jetzt Baierns Freundschaft werthvoll machten. Karl VI nämlich, weil er sich dem Kurfürsten von Sachsen zur Erlangung der polnischen Krone verpflichtet hatte, gerieth dadurch in Gefahr eines Krieges mit Frankreich. Denn König Ludwig XV hatte eben diese Krone seinem Schwiegervater, Stanislav Leczinsky zugedacht, und ihm unter den Polen schon viele Anhänger geworben. Sie hatten denselben wirklich erwählt. Eine Minderheit nur, doch unterstützt von Oesterreichs und Rußlands Waffen, erkor den Kurfürsten von Sachsen. So ward Krieg mit Frankreich nah-

93) Sie zu empfangen, begaben sich im J. 1733 die baierischen Vollmachtigen Jos. Mar. Graf von Preising und Franz Hannibal Freiherr von Mörmann nach Wien.

wendbar. Die Heere Ludwigs XV brachen bald gegen den Rhein und die Niederlande auf.

Unter solchen Verhältnissen lag dem Hofe zu Wien daran, den Kurfürsten von Baiern nicht zu versäumen, oder ihn zu reizen, auf Frankreichs Seite zu treten. Oesterreich, übel verwaltet, ohne Gelder, ohne genugsames Kriegsvolk, wünschte überdies den Beistand des Reiches. Diesen zu erlangen, setzte es dieselben Triebfedern in Thätigkeit, welche schon zur Zeit des spanischen Erbfolgestreites trefflich gewirkt hatten. Es wurden nämlich wieder, wie damals, Vergesellungen einzelner Reichskreise zu ihrer Selbstvertheidigung in Vorschlag gebracht und bewerkstelligt. Der österreichische, der schwäbische, der fränkische und die beiden rheinischen traten dazu. Dies gewonnen, säumte man dann nicht länger, gesammtes Reich zum Kriege gegen Frankreich einzuladen, dessen Heerschaaren den deutschen Boden bedrohten. — Frankreich, an welches sich, in Hoffnung zu Eroberungen in Italien, die Könige von Sardinien und Spanien schlossen, warnte Deutschland vor geheimer Sache mit dem Hause Habsburg, dem der Krieg allein gelte. Immer sei noch das Reich Opfer von Oesterreichs Staatsklugheit gewesen. Aber auch diesmal stand das Reich dem Kaiser zu.

Nur Karl Albrecht und die Fürsten seines

Stammes zu Pfalz am Rhein und Köln sagten sich beharrlich von jeder Theilnahme am Kampfe los. Baierns geheime Hoffnungen auf das Erbe von Habsburg waren Hoffnungen des Gesammthauses. In München, wie in Mannheim, mußte man einen Krieg, der Oesterreichs Kräfte im gelegensten Zeitpunkte aufrieb, sehr erwünscht finden. Um so weniger konnte dort, wie hier, der Gedanke herrschen, wider eigenen Vortheil Frankreich zu beleidigen, und Habsburg zu unterstützen, zumal in einer Angelegenheit, vermittelst welcher dem Kaiser gelungen war, Sachsen von Baiern zu scheiden. — Oeffentlich aber ward der verweigerte Beistand mit der innigsten Liebe zum Frieden, und damit beschönigt, daß der Gegenstand keinerlei Benachtheiligung des Reiches, sondern nur die Ehrensache beider Kronen, Frankreich und Oesterreich, Polens wegen, betreffe.

Der Graf von Königsegg, Karls VI Gesandter zu München, stellte mit vieler Beredsamkeit dar, daß die Friedensliebe des Kurfürsten unvermeidliches Unheil über ihn bringen müsse. Denn alle Stände des heiligen Reiches sähen den Schlüssel seiner räthselhaften Gleichgültigkeit nur in geheimen Einverständnissen mit dem alten Reichsfeinde. Das mahne wiederholt an die zweideutige Rolle seines Vaters zu Anfang des Krieges um die spanische Erbschaft, und flöße den

Fürsten der Deutschen mit Recht Argwohn und Kälte ein. Welches immerhin der Ausgang des blutigen Handels sein möge, werde Baiern durch seine Untheilnahme dabei verlieren. Sollte Frankreich obsiegen, würde nicht geringe Schuld des Unglücks auf Baiern, Pfalz und Köln fallen, welche die Macht des Reiches, durch ihre Trennung von derselben, geschwächt haben; oder sollte Frankreich verlieren, würde man auch Baiern als einen heimlichen und überwundenen Gegner betrachten können.

So des Kaisers Gesandter. Dagegen der von Frankreich, Markgraf von Rezé: Was jemals das Haus Wittelsbach zur Vergrößerung österreichischer Macht gethan, hat es, ungerecht wider sich selbst, aus seiner eigenen Größe abgegeben. In unvergänglichem Gedächtnisse werden die Tausende seiner Krieger, die vielen Tonnen Goldes bleiben, welche Maximilian Emanuel für Habsburg aufgeopfert hat. Dafür ist er zuletzt durch Habsburg ein Fürst ohne Land, unstät und flüchtig geworden. Nur durch Frankreichs Treue kam das schon ganz zerstückelte Baiern völlig wieder an Wittelsbach zurück. Jetzt wiederholt Wien das alte Drohen, ohnmächtiger denn je. England und Holland, die Seemächte, denken nicht daran, mit dem Kaiser in so ungerechter Sache gemeines Werk zu treiben, und ohne ihre

Hilfe wird er Nichts vermögen. Er wird, fehlt alles, das Reich, wie immer, dessen Schicksal überlassen, und lieber sein Kriegsvolk über die Alpen ziehen, Mailand zu retten. Diesmal aber iſt es minder, denn jemals, Baierns Spiel, ſich mit Frankreich zu entzweien. Es iſt ein Tag vor der Thür, da nicht bloß um eine polnische Krone, sondern um alle Kronen Oesterreichs gehandelt werden wird. — So Rezé.

Karl Albrechts Entschluß konnte weder durch die Vorspiegelungen des französischen Gesandten stärker, noch durch die Warnungen des kaiserlichen schwächer werden. Weil aber die Kriegeswetter heraufzogen, mußte des Landes äussere Sicherheit geschirmt sein. Es wurden straks aus der Landwehr eilf neue Schaaren zu Fuß, drei zu Pferd ausgehoben[94]; die Anzahl der Krieger zu einunddreißig tausend Mann vermehrt. Zwölftausend traten in ein Lager bei München, zehntausend an die böhmischen Grenzen bei Neukirchen, dem Markt; neuntausend in die Pfalz, bei Amberg und Ingolstadt.

94) Im Herbſt 1734 ward die Thätigkeit besonders lebhaft; den Unterthanen auch fremder Kriegsdienſt verboten, und Jeder, welcher schon in solchem stand, zurückgerufen, bei Verluſt ſämmtlichen Vermögens.

Die Bewegungen verursachten dem Wiener Hof argwöhnische Besorgnisse, ungeachtet auf dem Tag des baierischen Kreises in Mühldorf ein Zuzug zum Reichsheer beschlossen worden war, woran auch der Kurfürst siebenzehnhundert Mann zu stellen hatte. In Folge kaiserlichen Befehls bildete sich bei Eger ein Lager. An den tirolischen Grenzen wurden Linien gezogen und Schreckschanzen aufgeworfen, für die man das Holz sogar aus baierischen Forsten hieb. In Frankfurt am Main wurden Gewehre in Beschlag genommen, welche zu Lüttich und andern Orten für Baiern angekauft waren. Dies, und daß in den Gebieten des Kurfürsten von Köln die gegen Frankreich ziehenden Kriegsvölker ohne Schonung winterlagerten, steigerte Karl Albrechts Zorn. Davon nahm er Vorwand oder Grund, sowohl seine Mannschaft zurückzuhalten, welche er, ein Genosse des baierischen Kreises, an das Reichsheer zu geben hatte, als auch den Zug der russischen Hilfsvölker durch die obere Pfalz abzulehnen, die an den Rheinstrom wollten. Erst nach einem Briefwechsel voller Vorwürfe zwischen Wien und München[95]), nach langen Unterhandlungen und

95) Die Schreiben und Gegenschreiben Kaiser Karls VI und des Kurfürsten, im März und April 1735, abgedruckt in Fabri's Staatskanzlei 66, 751.

Lothringen und Bar wurden von Deutschland gerissen, und an Stanislav Leczinsky nebst Königsnamen zur Entschädigung gegeben, weil er auf Polen Verzicht that. Seit dieser Zeit sah Frankreich das Gebiet von Lothringen als sein Eigengut an.

5.

Fortdauernde Spannung zwischen Baiern und Oesterreich. Kaiser Karls VI Tod.

Im J. 1736—1740.

Der Kaiser schien die Größe seines Opfers und seiner Demüthigung nicht neben der Freude zu empfinden, daß auch Frankreich für die österreichische Erbfolgeordnung Bürge geworden war. Nun erst blickt' er mit stolzer Ruhe auf den ohnmächtigen Ehrgeiz eines Kurfürsten von Baiern herab, dessen Ansprüche, nur allenfalls vom Hofe zu Versailles unterstützt, Besorgniß hätte erregen können. Man gab sich in der Burg in Wien kaum Mühe, diesen Stolz zu verbergen, noch weniger den Verdruß, daß die Kurfürsten von Baiern und Pfalz am Rhein es hatten wagen können, ihre Waffen den Fahnen Oesterreichs zu entziehen. Man ergriff jeden Anlaß mit Vorliebe, sie beide der Welt verächtlich oder verdächtig darzustellen. Es erschien damals eine Flugschrift, deren unbe-

kannter Urheber die hohen Absichten und Ansprüche des Hauses Wittelsbach eben so gefahrdrohend für die Wohlfahrt gesammten Reiches, als für die Bekenner des evangelischen Glaubens schilderte[98]). Sie ward zu Wien mit Wohlgefallen gelesen, mit Geräusch gelobt, mit einer Art Wichtigkeit umhergeboten. Der Kurfürst hinwieder, schlecht berathen, wählte von allen Mitteln das übelste, Vorwürfe zu widerlegen, die ihm gemacht wurden. Durch das Verbot der Flugschrift in seinen Landen stachelte er die Begierde, sie zu lesen; durch ihr Verbrennen von Henkers Hand auf öffentlichem Markt zu Regensburg[99]) bestätigte er ihr Ansehen.

Der neue König von Polen, August III, nun im Besitz des Thrones, für welchen er den mit Baiern geschlossenen Freundschaftsbund hatte fahren lassen, schien seine Schuld gegen Karl Albrecht durch den Eifer tilgen zu wollen, mit welchem er

98) Unparteiische Gedanken über das Bezeigen des kurbaierischen Hofes u. s. w. Man findet sie in Finsterwalds germ. princeps S. 2-97 aufbehalten. Der Verfasser soll ein braunschweigischer Geheimrath von Bergen gewesen sein.

99) Am 28. April 1735. Der Stadtrath von Regensburg hatte vom Kaiser deswegen sehr ungnädige Aeusserungen zu dulden.

sich der Versöhnung Wiens und Münchens annahm. Er lag dem Kaiser an, den Groll wider Baiern aufzugeben, welches, vereinzelt, wie es dastehe, der Ruhe von Oesterreich nicht mehr drohen könne. Hinwieder dem Kurfürsten verhehlte er in vertraulichen Aeusserungen nicht, daß, mit andern Zeiten und Umständen, das von Sachsen ertheilte Gewährleisten der Erbfolgeordnung mannigfach gemildert werden könnte. Kaiser Karl VI näherte sich dem Kurfürsten zuerst; weniger aus aufrichtiger Neigung, als aus Bedürfniß Kriegsvölker gegen die Türken zu empfangen. Durch ein Schutzbündniß mit Rußland war er in den Krieg gegen die Macht der Osmanen verwickelt worden. Karl Albrecht sträubte sich lange, sein Volk für Oesterreichs Ruhm und Größe auf entlegene Schlachtfelder zu schicken. Die Vermittelung des polnischen Königes aber, und mehr als dies, seine Geldnoth, beschwichtigte endlich den tiefen Widerwillen. Um einen Spottpreis von sechsunddreißig Gulden für den Mann, gab er zehn Schaaren aus seinem Heer, achttausend Mann stark, in österreichischen Dienst. Die Baiern zogen ungern aus dem Vaterlande längs der Donau hinab[100]). Verdrossen und zuchtlos bezeichneten sie ihren Weg mit mancherlei Unfu-

100) Im Herbst 1738.

tete schon im Jahr 1819 in der Stadt selbst eine Probeschule, in welcher achtzig Kinder von der ersten Buchstabenkenntniß bis zum vollendeten Lesen, zum Zeichnen, zum Anfertigen eigener, schriftlicher Aufsätze, zum Rechnen u. s. w. angeleitet wurden. Auch in Pruntrut gründeten sich einige Schulen dieser Art.

Im Kanton Neuenburg zählte man deren bald mehrere, sowohl in der Stadt Neuenburg selbst, als zu Locle, Boudry, Concise u. s. w.

Nicht minder lebhaft war die Regsamkeit im waatländischen Freistaate, wo sich theils zu Genf, theils beim Pater Girard zu Freiburg, Schullehrer zum gegenseitigen Unterricht gebildet hatten. Drei Jahre lang angestellte Versuche hatten der darüber niedergesetzten Kommission des akademischen Rathes klar gemacht, daß die Vortheile der neuen Unterweisungsart weitaus die ihr vorgeworfenen unbedeutenden Nachtheile überwogen; daß hier Ersparniß für die Gemeinden mit größerer Vollständigkeit des Unterrichts verbunden, Glück und Nutzen der Kinder, der Aeltern und des Staates auf bestimmtere und leichtere Weise befördert würden; daß die Lehrart des Pater Girard in der Entwickelung kindlicher Geistesfähigkeiten und der Bildung in der Muttersprache bedeutende Vorzüge vor der Art des gegenseitigen Unterrichts habe, die in Frank-

gen. Als zu Wien die erſten Schlachthaufen gen Ungarn eingeſchifft werden ſollten, ſprangen ſie wieder aus den Fahrzeugen ans Ufer, und begehrten zuvor Auszahlung ihrer zurückgehaltenen Löhnung. Mit großer Mühe ward der Aufruhr geſtillt[101]). Die Unglücklichen! Kaum ihrer die Hälfte ſah die heimathlichen Gefilde wieder. Die Seuche des Lagers raffte Viele hinweg, Viele der blutige Tag bei Grotzka in Servien[102]) und bei Belgrad; bis unter den Wällen dieſer Stadt jener Friede geſchloſſen ward, welcher dem Hauſe Oeſterreich allen Gewinn von Fürſt Eugens frühern Siegen wieder entriß[103]).

Indeſſen ſchienen Karl Albrecht und der Kaiſer vollkommen verſöhnt. Da die Kaiſerin-Wittwe, Wilhelmine Amalie, ihre Tochter, die Kurfürſtin von Baiern, noch einmal im Leben zu umarmen wünſchte, ward in St. Pölten und Mölk unter fröhlichen Feſten Zuſammenkunft gehalten[104]). Der Kaiſer und der Kurfürſt erſchienen dazu. Man wechſelte Geſchenke und

---

101) Staatsgeſchichte des Kurhauſes Baiern nebſt Lebensgeſchichte Carols VII S. 359 ff.

102) Am 22. Heum. 1730, als die Türken den großen Sieg erfochten.

103) Am 18. Herbſtm. 1739.

104) Im Brachm. 1730.

Zärtlichkeiten gegen einander aus. Der ehemaligen Spannungen ward kaum noch gedacht. Allein die Höflichkeiten beider Fürſten hatten auf die Verhältniſſe ihrer Staaten oder Häuſer keinen Einfluß. Dies offenbarte ſich ſchon bei der Wahl des neuen Biſchofs von Augsburg. Der Kurfürſt wünſchte ſehnlich, ſeinem jüngern Bruder Theodor, zu den biſchöflichen Stühlen von Freiſing und Regensburg, auch noch den augsburgiſchen gegeben zu ſehen. Er bat daher den Kaiſer dringend um deſſen mächtiges Fürwort [105]). Dieſer aber, nie geſonnen, einem Fürſten des Stammes Wittelsbach zu bedeutenderm Einfluſſe im Reiche zu helfen, behandelte die Sache ſehr lau, alſo, daß der Kurfürſt in der Hoffnung für ſeinen Bruder betrogen ward [106]). Karl Albrecht, bitter gekränkt, verhehlte ſeinen Unmuth dem Kaiſer nicht. Dieſer hingegen verſchwieg auch dem Kurfürſten nicht, daß er, ſei es um Vorwürfe zu thun, triftigere Urſachen hätte, ſie ihm ſelber zu machen, ihm, der, geſchwornen Eiden zum Trotz,

105) Eigenhändiges Schreiben Karl Albrechts an den Kaiſer vom 24. Brachm. 1740.

106) Der Kaiſer entſchuldigte ſich unterm 30. Herbſtm. 1740 damit, daß er aus der Stimmung der Domherren wohl gemerkt habe, daß ſich die Wahl nicht zu Gunſten Theodors werde einleiten laſſen.

fortwährend der öſterreichiſchen Erbfolgeordnung zuwider ſei. Die Erzherzogin, Karl Albrechts Gemahlin, habe nun einmal auf das Erbe von Oeſterreich verzichtet im Erbvertrag; ſo ſei jeder Anſpruch Baierns verfallen. „Wenn nicht Verträge und Bündniſſe, wie die unter uns abgeſchloſſenen“, ſchrieb der Kaiſer[107]), „Kraft und Wirkung hätten, welchen Worten wäre denn zu trauen? Stellen ſich zu dem nur Ew. Liebden an meine Stelle, und ſagen Sie, ob Sie billig finden würden, wenn Sie keinen Sohn, wohl aber Töchter hätten, daß Sie dieſelben von einem Verwandten einer entfernten Seitenlinie, die bloß durch Weiber verknüpft wäre, von der Erbfolge ausſchlieſſen laſſen ſollten?“ — „Ich habe“, entgegnete der Kurfürſt[108]), „die Erbfolgeordnung in Anſehung meiner Gemahlin angenommen, keineswegs aber meinen Nachkommen damit ein Recht rauben können oder wollen, welches ihnen

107) In demſelben Briefe vom 30. Herbſtmonat. Er mahnte darin beſonders an den zwölften Satz des am 1. Herbſtmonat 1726 abgeſchloſſenen Wiener Vertrags, worin ſowohl Karl Albrecht, als deſſen Bruder, der Kurfürſt von Köln, die vielbeſprochene Erbfolgeart förmlich anerkannt hatten.

108) Schon in einem Schreiben vom 6. Heum. 1740 (Jahri Staatskanzlei 78, 598) ſprach der Kurfürſt dieſe Anſicht beſtimmt aus.

durch Kaiser Ferdinands letzten Willen zugesichert ist. Meine Gemahlin hat sich, als eine Erzherzogin von Oesterreich, ihres Rechtes begeben, nicht aber das Anrecht des Hauses Baiern vergeben können und wollen."

In dieser künstlichen Unterscheidung der Personen und Häupter des Hauses Baiern vom Hause Baiern selbst, da die Rechte von jenen ohne Nachtheil für die Rechte von diesem veräussert werden konnten, that sich die Staatsklugheit des Grafen de la Perouse kund. Für ihn war mit diesem spitzfindigen Ausleger-Kunststück Wort und Schrift und Schwur Karl Albrechts, wie dessen Gemahlin, ein- für allemal beseitigt. Er drang nur auf Ansicht der Urkunde vom Vermächtnisse Kaiser Ferdinands I, als die allein entscheiden könne, wem, nach Ausgang des Mannsstammes in Habsburg, dessen Erbstaaten zufallen sollten. Zu dem Ende reisete er selber, als Gesandter seines Herrn, des Kurfürsten, nach Wien, die in den erzherzoglichen Urkundengewölben vorhandene Urschrift des Vermächtnisses einzusehen.

In denselben Tagen aber gab Kaiser Karl VI, schon lange schwächlich, den Geist auf[109]). Er

109) Er starb am 20. Weinm. 1710, an einem Gericht unverdauter Schwämme, womit er sich zu gutlich

ſtarb, zufrieden, ſein großes Reich für eine geliebte Tochter, Maria Thereſia, Gemahlin des toskaniſchen Großherzogs Franz von Lothringen, in Folge zwanzigjähriger Bemühungen, geborgen zu wiſſen. De la Perouſe, welcher mit ſtaatsmänniſchem Scharfſinn ſchon die ganze Reihe der Schritte berechnet hatte, die zu thun vor ihm lagen, war durch dieſes Ereigniß ſehr geſtört. Er begab ſich inzwiſchen mit größter Eilfertigkeit zu allen Großſtaatsbeamten des Erblichenen und zu allen in der Kaiſerſtadt wohnenden Geſandten fremder Fürſten, mit der Vorſtellung, daß weder jene irgend etwas den Anſprüchen Baierns Zuwiderlaufendes vermögen, noch dieſe die Großherzogin von Toskana als rechtmäßige Erbin anerkennen möchten, bis nach Entſcheidung des Streites. Auch nahm er für ſeinen Hof keineswegs das übliche Bekanntmachungsſchreiben vom Hintritt des Kaiſers und der Thronfolge der Königin von Ungarn und Böheim an: ſondern drang fort und fort auf Anſicht der Urſchrift vom ferdinandiſchen Vermächtniſſe.

Maria Thereſia, eine junge, geiſtvolle, unerſchrockene Fürſtin, im Beſitz der Macht und des väterlichen Thrones, im Bewußtſein, für ihr

gethan, wie die Hiſtoire de la guerre de 1741, 1, 58 meldet.

Erbe das Wort Europens zu haben, trug kein Bedenken, die vielverlangte Urkunde vorzuzeigen. Die Botschafter aller auswärtigen Mächte versammelten sich am fünfzehnten Tage nach des Kaisers Tode. In ihrer Mitte ward der schon beinahe zweihundert Jahre alte Brief aufgeschlagen und abgelesen. Er lautete in allen Theilen der baierischen Abschrift gleich, bis auf die Worte: Wann keine „eheliche Leibeserben" vorhanden wären. In der baierischen Abschrift heißt es: „Wann keine „männliche Leibeserben" vorhanden sein würden.

Der Handel war damit nicht getilgt. De la Perouse fertigte neue Denkschriften aus und verließ Wien [110]). Am Tage seiner Abreise übersandte er dem obersten Hofkanzler und dem österreichischen Landmarschall feierliche Rechtsverwahrungen des Hauses Baiern. Nun liefen von München und Wien Kreisschreiben an alle Höfe des Welttheiles aus, begleitet mit Abschriften gegenseitiger Rechtstitel. Ein Schwarm gedruckter Streitschriften für und wider Baierns Ansprüche durchflog Deutschland [111]). Johann Adam

110) Den 22. Wintermonds.

111) Eine ziemliche Anzahl derselben findet man in den sechs ersten Theilen der Selecta juris publici novissima gesammelt und beurtheilt.

Ickstatt, einer der gewandtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, damals Lehrer des baierischen Kurerben Maximilian Joseph in München[112]), entwickelte hier besonders die Tiefen seiner Kenntniß, und die Kraft seiner Darstellungskunst in Vertheidigung des Hauses Wittelsbach und dessen Forderungen. Aber noch war die goldene Zeit nicht gekommen, da der Streit um eines der größesten Reiche des Welttheils, wie ein anderer bürgerlicher Rechtshandel, mit Federzügen zu schlichten gewesen wäre. Heere, Siege, Niederlagen mußten den Sinn der Urkunden bestimmen.

Mittlerweile übten die Kurfürsten zu Baiern und Rheinpfalz gemeinschaftlich, wie es zwischen beiden vertragen war[113]), das Reichsvermeser-

112) Dieser um Baiern vielfach verdiente Mann, geboren den 6. Jänner 1702 zu Bockenhausen, einem Dorfe bei Eppstein im damaligen Erzbisthum Mainz, war der Sohn eines Hammerschmiedes, durch eigenen Fleiß in Wissenschaften groß gebildet, endlich öffentlicher Lehrer der Rechte an der Hochschule zu Würzburg, von wannen ihn Karl Albrecht zum Lehrer seines Sohnes mit 2500 Thalern Gehalt berief. Leben des Freiherrn von Ickstatt u. s. w., vom Magister Schubart S. 27.

113) Im J. 1724 durch geheimen Vertrag. Einige Kurfürsten erklärten sich freilich gegen eine Neuerung, wie diese, von welcher die goldene Bulle

Amt, bis zur Wahl eines neuen Kaisers. Sie eröffneten daher zu Augsburg ihr reichsvermeserliches Hofgericht [114]).

6.

Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges. Die Verträge in Nymfenburg. Karl Albrecht eröffnet den Feldzug gegen Oesterreich.

Im J. 1741.

Die Großherzogin von Toskana, Maria Theresia, stand furchtlos, als Königin von Ungarn und Böheim, in der Mitte der sich ihr zuschwörenden Erblande. Sie lächelte von der Höhe ihres festen Thrones zu dem für und wider sie erhobenen Federkrieg deutscher Schriftsteller. Eine Macht des Welttheils um die andere begrüßte die Kaisertochter, als würdige und rechtmäßige Erbin der habsburgischen Kronen. Ihr blieb zu allem, was sie hatte, nur übrig, bei einer künftigen Kaiserwahl noch die Kurstimme Böheims für ihren Gemahl sicher zu stellen. Denn ein Weib konnte dieselbe nicht führen. Also gab sie dem Großherzoge Franz, ihrem Gemahl, den

nichts wußte. Allein die Sache bestand, und war vor allem, was sich die Ordnung des heiligen Reiches gefallen lassen mußte, das Unschädlichste.

114) Den 1. Horn. 1741.

Namen des Mitherrschers; doch von der Herrschaft nichts, als Befugniß zur Ausübung des böhmischen Kurrechtes. Viele im Reiche sprachen: wie mag eine Frau die Kurwürde, welche sie nie besessen hat, auch nie ererben kann, einem Andern verschenken? — Der Kurfürst zu Mainz aber nahm kein Bedenken, das von der Fürstin ergriffene Mittel gültig zu heißen. Und gleich dem Erzkanzler des Reiches bewiesen sich auch Sachsen, Hannover und Trier dem toskanischen Herzoge hold. Also geschah, daß dieser, welchem Andere noch das Recht bestritten, einen Kaiser wählen zu helfen, sogar hoffen konnte, die höchste Würde der Christenheit sich selber zu gewinnen und auf Oesterreich zurückzubringen.

Den Blicken Maria Thereſiens entging nicht, daß wohl mancher von den europäischen Fürsten lieber den Untergang, als das Bestehen der alten habsburgischen Macht sah. Doch Gefahr zeigte sich von keiner Seite. Selbst die Eifersüchtigsten hatten die Untheilbarkeit des großen Erbthums verbürgt. Wenn Kurfürst Karl Albrecht in Baiern Heermusterungen ausschrieb, oder mit den Höfen zu Madrid und Versailles und andern eifriger verkehrte, schien er nur seinen vereitelten, allzulaut gegebenen Hoffnungen wenigstens noch ehrenvollen Rückzug anbahnen zu wollen. In Frankreich, wo ein wollüstiger König, Ludwig XV,

nur für die Ausschweifungen seiner Begierden lebte, wachte der fünfundachtzigjährige Fleury standhaft über Erhaltung des Friedens. Es war kaum zu fürchten, daß irgend eines Günstlings unruhiger Durst nach Thaten und Ruhm, daß die Beweglichkeit eines Karl Ludwig Foucquets, Grafen von Belle-Isle, den greisen Fleury von der Liebe eine öffentlichen Ruhe abwendig machen werde, die eben so sehr der Kühle und Bedächtlichkeit seines Alters, als dem Glück des Staates zusagte. — Noch weniger Furcht erweckten die deutschen Höfe; am wenigsten der des Kurfürsten von Brandenburg, Königs von Preussen. Und doch kam unerwartet eben von diesem die meiste und erste Gefahr.

Seit die brandenburgischen Marken, vor ungefähr vierhundert Jahren, vom Hause Wittelsbach, durch Untüchtigkeit Herzog Otto's und Argliſt Kaiser Karls IV, abgekommen waren, hatten dieselben ihre Herren oft geändert. Endlich an die Burggrafen von Nürnberg pfandweise gediehen, waren sie, durch kaiserliche Huld, sammt Kur- und Erzkämmererwürde, stetes Eigenthum der Burggrafen geworden. Diese Herren hatten von da an ihr neues Gebiet vermittelst Erbschaften, Ankäufen und weiser Verwaltungen von innen blühender, von aussen großer gemacht, auch über das Herzogthum Preussen an der Ostsee die Be-

reich bisher-angewendet war. Die Schulen von Lucens, Oron, Valeyres bei Orbe, Neuß u. s. w. entschieden, daß man vom alten Schlendrian abwich.

In Zürich, in Basel, sind ebenfalls Erstlingsanstalten dieser Gattung begonnen. Auch im Kanton Aargau ist mit der Einführung der Anfang gemacht. Eine solche Schule hat zuerst der Stadtrath von Aarau gegründet; der Lehrer derselben empfing dazu seine Bildung vom Vater Girard. Auch in Gemeinden auf dem Lande wurde die Verbesserung eingeführt.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Bell-Lancasterschen Einrichtungen mit der Zeit allgemein in der Schweiz werden müssen. Denn da manche wenig begüterte Gemeinden, wegen der großen Kinderzahl, drei bis vier besondere Schulen und Schullehrer zu halten genöthigt sind, ungeachtet jede Schule dennoch funfzig bis achtzig Kinder umfassen muß: wird sowohl Armuth oder Sparsamkeit der Gemeinden, als die Güte der Sache selbst, zur Beförderung des Bessern treiben.

In den Niederlanden, Deutschland, Polen, Rußland.

Auch im Königreich der Niederlande erhoben sich in verschiedenen Städten, durch Wirksamkeit von Privatgesellschaften, Unterrichts-

lehnung der Krone Polen empfangen. Einer der brandenburgischen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, in Krieg und Frieden beglückt und klug, nahm durch Vertrag zuletzt Preussen, als selbherrliches Fürstenthum, an sich, und sein Sohn Friedrich I über dasselbe Namen und Würde eines Königes. Berlin, der alten Kurfürsten Wohnstatt, stieg aus den märkischen Sandfluren an der Spree mit großer Schönheit als Sitz preussischer Könige auf. Doch waren diese, bei mäßigen Machtmitteln, wenig geachtet neben den ältern Kronen; noch minder gefürchtet. Ob schon der zweite König Preussens, genannt Friedrich Wilhelm I, ein Kriegsheer von achtzigtausend zierlich Gewaffneten unterhielt, machte ihn dasselbe bei seinen Nachbarn doch nicht sowohl zum Gegenstand des Schreckens, als witziger Einfälle. Denn die Welt erkannte die harmlose Bestimmung dieser Schaaren, fern von mörderischen Schlachtfeldern, nur auf Musterplätzen, durch Gleichförmigkeit ihres Stehens und Gehens, und Wendens und Handhabens der Waffen, Augenweide ihres Gebieters zu bleiben. Als er starb, brachte sein Sohn, Friedrich II, andern Geschmack auf den Thron. Er, unter harter Zucht seines Vaters erwachsen, hatte die Wissenschaften, welche das Leben erheitern oder adeln, und Umgang und Briefwechsel mit berühmten Schriftstellern Frankreichs zum Trost seiner

Einsamkeit und Jugend gemacht. Er schien den Ruhm eines Dichters oder Weltweisen höher zu achten, als den zweideutigen Glanz des größten Eroberers. Erst seit wenigen Monden hatte er die Herrschaft übernommen.

Plötzlich nun, kaum zehn Wochen nach des Kaisers Tode, erscholl in Wien Botschaft, der junge preussische König sei an der Spitze seines Heeres feindselig in einen der fruchtbarsten Staaten Oesterreichs, in Schlesien, eingedrungen. Zu gleicher Zeit erschien vor dem Thron Maria Thereſa's ein Abgesandter jenes Fürsten und eröffnete: Sein Herr, der König, gewährleiste ihr allerdings das habsburgische Erbfolgegesetz, aber nicht die schlesischen Fürstenthümer, weil sie brandenburgisches und nicht österreichisches Gut wären. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm hätte sich wohl seiner Rechte daran zu Gunsten Oesterreichs begeben, und zwar gegen Empfang des Kreises Schwiebus. Allein diese Entschädigung wäre von Preussen nie empfangen, vielmehr durch den Wiener Hof dem nachmaligen König Friedrich I nicht auf die edelste Weise wieder entwunden worden. Mit solcher Ueberlistung sei der ganzen Verhandlung alle Rechtskraft geraubt. Es fordere demnach der Enkel jenes Fürsten die Lande Schlesien zurück, die er auch in Besitz zu nehmen schon auf dem Wege sei. Würde man seinem gerechten Begehren freundlich

entſprechen, werde er mit ſeinen Waffen nicht nur die Erblande Oeſterreichs ſchirmen helfen, ſondern bei der neuen Kaiſerwahl dem Großherzog Franz willig die Stimme ſchenken.

Mit Erſtaunen und Unwillen verwarf der Hof in der Burg zu Wien Forderungen und Verheißungen, welche ſelbſt im Munde eines Siegers nach den erſten gewonnenen Schlachten noch zu voreilig ſchienen. Man mochte nun die weitläufige Macht des Hauſes Oeſterreich mit dem beſchränkten Umfang der preuſſiſchen Gebiete, oder die auf ſo vielen Schlachtfeldern unter Eugens von Savoien Anführung ergrauten Krieger mit Friedrichs II geſchmückten Soldaten vergleichen: immer ſchien das Beginnen dieſes Fürſten ein unbeſonnenes Wagſtück jugendlichen Ehrgeizes zu ſein. Wie aber ein Tag um den andern ſchlimmere Botſchaft gen Wien brachte; daß weder die Strenge des Winters, noch der Widerſtand der Ströme und Städte den ungeſtümen Zug der Preuſſen hemme; als man vernahm, daß ſie bis zu den ungariſchen Grenzen ſtreiften, daß die befeſtigten Plätze Schleſiens ihrer Gewalt wichen; als man endlich die blutige Niederlage der Oeſterreicher in den Feldern von Molwitz erfuhr[115]), gerieth

115) Den 10. April 1741.

Wien in Bestürzung und Sorgen, zumal der Schatz leer, die Kriegsmacht übel bestellt war.

Der Siegsgang Friedrichs und seiner Preussen erfüllte die Hälfte des Welttheils mit Verwunderung, bald aber mit dem Getöse wilder Leidenschaften. Wenn der König eines kleinen Reiches allein es gegen die grosgefürchtete Macht Oesterreichs wagen, und mit Soldaten, nur aus Prachtmusterungen bekannt, berühmte Heere schlagen konnte: was mußte gröſsern Mächten mit kriegsgeübten Schaaren möglich sein? So dachten alle Feinde Oesterreichs, dessen Kraftlosigkeit verrathen und offenbar gemacht worden war. Alle richteten sich begierig auf, den Augenblick zu benutzen, der ihnen unfehlbare Vernichtung der habsburgischen Größe, und eine unermeßliche Beute aus der Erbschaft Karls VI verhieß. Königin Elisabeth von Spanien lenkte ihre lüsternen Blicke auf den Norden Italiens, wo sich ihrem zweiten Sohn, Philipp, ein neues, unabhängiges Königreich aus den Fürstenthümern von Mailand, Parma, Piacenza und Mantua gestalten konnte. König Karl Emanuel III von Sardinien erinnerte sich alter Ansprüche seiner Vorfahren auf die Gefilde der reichen Lombardei. Am Hofe Ludwigs XV zu Versailles bestritten Marschall Belle-Isle und sein Anhang mit lebhaftem Ungestüm Fleury's schüchterne Staatsklugheit. Sie wahrsagten Frank-

reichs Alleinherrschaft über Europa, wenn einmal die österreichische Macht, diese ewige Nebenbuhlerin, besiegt und zertrümmert liegen würde. Damit beschwichtigten sie die Abneigung des greisen Hauptpriesters gegen den Krieg. Frankreich hatte zwar Karls VI Erbfolgeordnung gutgeheißen und verbürgt. Der Vertrag bestand. Doch ein Augenblick, welcher der französischen Krone den höchsten Glanz geben konnte, durfte nicht, auch durch den feierlichsten Vertrag, verloren gehen. Es ließ sich zur Rechtfertigung sagen: man habe im Vertrag mit weiland Karl VI keineswegs die Rechte eines Dritten verletzen wollen, noch können; oder die Uebereinkunft sei in sich selbst ungültig geworden, weil der verstorbene Kaiser selbst einen Hauptsatz derselben nicht vollzogen, und für den zwischen Frankreich und Oesterreich geschlossenen letzten Wiener-Frieden nicht die verheißene Zustimmung und Gewährschaft des deutschen Reiches ausgewirkt habe [116]).

Erst wenige Monden seit dem Hinscheiden Karls VI waren verflossen, und schon alle Früchte vieljähriger Opfer und Sorgen durch die Bundbrüchigkeit der Zeitgenossen wieder vernichtet. Die

116) So schrieb Fleury selber an Friedrich II schon unterm 25. Jänner 1741. Histoire de mon temps, in den Oeuvres posthumes de Frédéric II, 1, 85.

Geschichte damaliger Staatskunst ist beinahe nur Geschichte menschlicher Niederträchtigkeit, gemeiner Tücke, herrschsüchtiger Ränke und gegenseitiger Uebervortheilungen. Man spielte mit Eiden und Meineiden, und gab für Verbrechen, die den Unterthanen Schmach und Tod brachten, den Königen und ihren Dienern Lorbeern. Was Arglist Ruchloses ersonnen und mit edeln Namen geschmückt hatte, ward mit kalter Grausamkeit im Elend der Völker vollendet.

Frankreich machte sich selbst nun zum Mittelpunkt der großen Fürstenverschwörung gegen Maria Theresia. Schon lange hatte auch Kurfürst Karl Albrecht in Baiern, durch vertraulichen Briefwechsel, beim französischen Hof für seine Angelegenheit geworben. Jetzt erschien Marschall Belle-Isle, das Werk gegen Oesterreich in Gang zu setzen. Er durchreisete Deutschland, eilte von Hof zu Hof, horchte aus, zettelte Umtriebe an, schlug Bündnisse vor, unterhandelte, leitete ein. Er kam nach München und brachte seine kühnen Entwürfe mit. Auf dem Schlosse Nymfenburg wurden sie im tiefsten Geheimnisse berathen. Darin waren sämmtliche Mächte, die sich wider Oesterreich verbinden würden, mit einem Theil der habsburgischen Erbstaaten bedacht. Das Königreich Böheim, Oberösterreich, Tirol und Breisgau wurden dem Kurfürsten von Baiern bestimmt, kraft der ferdi-

nandischen Vermächtnißurkunden; — Mähren und Oberschlesien aber mit erblicher Königswürde dem Kurfürsten von Sachsen, als Gemahl einer Tochter Kaiser Josephs, zur Tilgung aller aus Kaiser Leopolds Abtretungsbriefen entstandenen Ansprüche; — die Lombardei, Parma, Piacenza und Mantua dem Könige von Spanien, der, in Folge Erbvergleichs, zwischen Kaiser Karl V und dessen Bruder Ferdinand I, vor zweihundert zwanzig Jahren geschlossen [117]), nicht minder, als Baiern und Sachsen, das österreichische Gut insgesammt ansprach. Dem Könige von Preussen waren die niederschlesischen Fürstenthümer, als Früchte seines Muthes, zu lassen. Die Niederlande hatte sich Frankreich zu erobern selbst ausersehen. Maria Theresia sollte nur Wien mit dem untern Oesterreich, nebst dem Königreiche Ungarn behalten.

Hierin einig [118]), wurde zwischen Frankreich

117) Spanien sprach: obwohl König Philipp III sein dadurch gewonnenes Recht auf Oesterreich nachmals an Kaiser Ferdinand II (mit Vorbehalt des Rückfallsrechtes beim Erlöschen des männlichen Erbstammes von Habsburg) abgetreten habe, sei es doch durch Anna von Spanien, Gemahlin Ludwigs XIII, an die Bourbonen und somit an Spanien zurückgekommen.

118) Der Verfasser der Geschichte hat Ursache zu glauben, daß dieser Theilungsvertrag, da andere Mächte

und Baiern in einem besondern Vertrage wechselseitiger Beistand gegen alle Könige und Fürsten gelobt, welche jenen gerechten Ansprüchen mit

spaterhin mit darin enthaltenen Verfügungen unzufrieden waren (wie z. B. der scharfsichtige König von Preussen, Hist. de mon temps, S. 151), ungenehmigt und bloßer Entwurf blieb; ferner auch, daß er ebenderselbe gewesen sei, welcher bald als Traité de Versailles vom 18. Mai 1741, bald als Nymfenburger Vertrag von den Schriftstellern angeführt (*Chr. Koch* table de Traités 1, 35 und dessen Abrégé de l'hist. des Traités 2, 51) nie aber umständlich gedruckt ward. Der Auszug, welchen Kochs Schüler, der preussische Gesandtschaftsrath F. Schöll (in der neuen Ausgabe von Kochs Abrégé des Traités 2, 296 ff.) mittheilt, ist nur Inhalt des Vertrags vom 22. Mai, von welchem in der folgenden Anmerkung Rede ist. Der Vertrag oder Entwurf vom 18. Mai, in dessen Folge der vom 22. erst in Nymfenburg zu Stande kam, ist in den königlichen Urkundenkammern zu München nicht mehr urschriftlich aufzufinden; vermuthlich bei der Flucht Karls VII mitgenommen und verloren worden. Als nachmals sein Inhalt, wie der des darauf Bezug habenden vom 22. Mai, ruchbar wurde, ließ ihn auch König Ludwig XV sogleich, und aus guten Gründen, für unächt erklären. Vielleicht aber, oder vielmehr sehr wahrscheinlich, ist nie ein Vertrag vom 18. Mai in die Urkundenkammern von Paris oder München nieder-

den Waffen entgegen sein wollten [119]). Zu dem Ende verhieß Frankreich dem Kurfürsten Hilfsvölker, zwölftausend Mann zu Fuß, viertausend zu

gelegt worden, weil er, wie gesagt, bloßer Entwurf geblieben, nie von allen Theilhabern bestätigt, daher auch für keinen verpflichtend war. Was darin für Einzelne, wie für Frankreich, Spanien und Baiern, annehmlich sein mochte, ward in spätern Verträgen derselben ohnehin bestimmt aufgesetzt. Daher erklärt sich, daß Hr. v. Flassan selbst, ungeachtet er im Staatsdienst der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris steht, sich doch nur begnügt (in seiner Hist. de la diplom. franç. 5, 142), zu sagen: le vrai traité n'a pas été imprimé, und weder die Worte des Nymfenburger Vertrags vom 18. oder 22. Mai, noch desjenigen mittheilt, der am 5. Heum. ebendesselben Jahres zwischen Frankreich und Preußen geschlossen ward.

119) Dieser Vertrag ward am 22. Mai 1741 abgeschlossen und am 3. Brachm. darauf förmlich genehmigt. Er bezieht sich, mit Ausnahme der fünf besondern Zusätze, die oben angeführt worden, lediglich auf Bestimmung der Zahl, Besoldung, Befehligung und Anwendung der französischen Hilfsvölker; alles in zehn Abschnitten. Der ganze Inhalt schon kündigt sich als bloße Folge einer vorangegangenen Uebereinkunft wichtigern Gehalts an, und konnte nur in so fern, nicht wegen seiner selbst, auf strengere Geheimhaltung Anspruche bilden.

Pferd, die immerdar ungetheilt, als besonderer Heerhaufe im Felde, und unter keiner andern, als allein französischer Anführung, üben sollten, so lange der Kurfürst nicht selbst den unmittelbaren Oberbefehl übernehmen würde. Konnte Baiern, im Fortgang des Krieges, stärkerer Unterstützung bedürftig werden, verhieß der König ein zweites Hilfsheer, vierzehntausend Fußgänger und sechstausend Reiter. Gesammte Mannschaft zu besolden, übernahm der Kurfürst. Noch ward in fünf besondern Zusätzen ausgesprochen: daß sich der König von Frankreich verpflichte, die übrigen Kurfürsten zu vermögen, das heiligen Reiches Krone an Baiern zu geben; daß sechzigtausend Franzosen über den Rhein gehen sollten, Karl Albrechts Erwählung zum römischen Kaiserthum zu unterstützen; daß Frankreich dem Kurfürsten monatlich zwei Millionen französischer Pfunde, und wenn Baiern das zweite Hilfsheer in Sold nähme, drei Millionen, und zwar in einer Dauer von fünfzehn Monaten, vorstrecken wolle. Hinwieder verhieß Karl Albrecht: Frankreich müsse um alle Kriegskosten durch das Reich entschädigt, und im Besitz seiner künftigen Eroberungen in den Niederlanden gewährleistet werden. Auch ward in dies Bündniß der König von Spanien eingegriffen, welcher, was er in Italien erobern könne, behalten sollte, dem

anſtalten dieſer Art. So ward eine derſelben mit gutem Gelingen in Brüſſel (8. Mai 1820) eröffnet. Aelter iſt diejenige zu Lüttich, in welcher vierhundert Kinder Unterricht erhalten. Der Lehrer derſelben, welcher zugleich eine Normalſchule für dreißig Schulmeiſter anlegte, hatte ſeine Bildung in Paris empfangen.

In Deutſchland befanden ſich lange nur wenige Stiftungen dieſer Art. Es iſt ſchwerlich ein Land in der Welt, wo mehr über Erziehung und Unterricht geſchrieben worden iſt, als hier. Eben deswegen fanden ſich hier auch die meiſten Schriftſteller, welche gegen die Bell-Lancaſterſche Unterrichtseinrichtung am wegwerfendſten eiferten, entweder weil ſie dieſelbe aus Mangel an Erfahrung verkannten, oder weil ſie ihre eigenen bisher behaupteten Anſichten über Volksſchulen aufrecht halten wollten. Auch iſt gewiß, daß in mehrern deutſchen Staaten durch die vorzügliche Einrichtung der Anfangsſchulen die Lankaſterſche entbehrlich ſein konnte. Aber weit aus in noch mehrern ſind die Unterrichtsanſtalten, beſonders auf dem Lande, allen trefflichen Vorſchlägen zum Trotz, in beklagenswerthem Zuſtand geblieben, weil es für hinreichende Zahl von Lehrern an Beſoldungsmitteln gebrach, viele vorhandene Lehrer noch Nebengewerbe treiben mußten, und die Kinder der Armen häufig, im Sommer wegen

Kurfürsten von Baiern aber monatlich zwanzigtausend Tiſolen zu zahlen habe, wenn dieſer den Spaniern jenſeits der Alpen mit ſechstausend Mann beiſtehen werde.

Wenige Tage nach dieſem wurde auch zwiſchen Baiern und der ſpaniſchen Krone ein beſonderer Bundesvertrag zu Nymfenburg unterzeichnet [120]). Deſſen Hauptzweck war, die Erwählung des Großherzogs von Toskana zur Kaiſerwürde zu verhüten, damit die Anforderungen der Mächte an Kaiſer Karls VI. Hinterlaſſenſchaft nicht gegen ein Oberhaupt ausgefochten werden müßten, welches, gleich ſeinen Vorfahren, das geſammte Reich in die Angelegenheiten ſeines Hauſes verwickeln konnte. Spanien verhieß deswegen, Alles aufzubieten, um die kaiſerliche Krone an Baiern zu bringen; dem Kurfürſten jährlich neunhundert ſechszigtauſend holländiſcher Gulden Hilfsgelder in monatlichen Friſten zu zahlen, damit er ſein Heer um fünf-

120) Vom Grafen v. Montyo (außerordentlichen ſpaniſchen Botſchafter zur Kaiſerwahl in Frankfurt), und dem Grafen von Törring, am 28. Mai 1741. Den weſentlichen Inhalt des in ſiebenzehn Sätzen abgefaßten Vertrags gebe ich nach einer getreuen, unmittelbar von den in der königl. Urkundenkammern zu Paris befindlichen Urſchrift genommenen Abſchrift.

tausend Fußganger und tausend Reiter vermehren könne, und noch einmal so viel Geldes, wenn der Kurfürst eine solche Anzahl Kriegsvolkes durch Tirol den Spaniern nach Italien zum Beistand schicken würde. Der König gelobte ferner, an Baiern sogleich achtmalhunderttausend französische Pfunde auf Abschlag jener Schuld von einer Million Thaler zu entrichten, zu welcher sich Spanien feierlich, als Entschädigung für die von Baiern im spanischen Erbfolgekrieg gebrachten Opfer, anheischig gemacht hatte [121]), und noch einmal so viel, sobald durch Tirol das baierische Kriegsvolk in Italien zu Hilfe zöge. Zu noch größern Summen ward Hoffnung gegeben [122]). Dafür gewährleistete

121) Im siebenten Satz des Bundesvertrages wird diese Schuld von einer Million Thaler, qui, selon la déclaration royale de l'année 1727, devoient se compter à quinze réaux de billon chacun, abermals anerkannt, und laut Satz 8 sollen sie, wenn keine Hilfsgelder mehr gezahlt wurden, von Spanien in bestimmten Fristen abgetragen werden.

122) Karl Albrecht sprach nämlich die Ausstattungs-Summen an, welche von der Vermählung Kaiser Leopolds mit der spanischen Fürstin Margarethe herrubeten, und die bis zum J. 1725 über dreißig Jahre lang pünktlich verzinset, dann aber durch eine opposition mal fondée de la cour de Vienne in der Zahlung unterbrochen worden waren. Diese

hinwieder Karl Albrecht dem spanischen Throne Alles, was durch dessen Waffen in Italien zu Gunsten Philipps, des Königssohnes, erobert werden könnte; gelobte, nach Kräften diese Eroberungen zu befördern, den dafür gerüsteten Heeren freien Zug durch seine Gebiete zu lassen; zu seiner Zeit Spaniens Anrecht auf alle Alloden Habsburgs in Italien zu unterstützen, und, Baiern möge die Kaiserkrone gewinnen oder nicht, an diesem Bundesvertrage festzuhalten.

Dies abgeschlossen, trat auch Klemens August, der Kurfürst von Köln, Karl Albrechts Bruder, dem Verein gegen Oesterreich bei. Zwar Klemens August hatte Maria Thereſiens Besitzergreifung von den Landen ihres Vaters und die Uebung der böhmischen Kurstimme durch den Großherzog, ihren Gemahl, schon vorläufig anerkannt, doch unter vorsichtigen Beschränkungen. Eben so gesellte sich Karl Philipp, der Kurfürst zu Pfalz am Rhein, für die Sache des Gesammthauses Wittelsbach, dem Bunde bei. — Nur König Friedrich von Preuſſen zögerte lange, in Belle-Isle's schwindelnde Entwürfe einzutreten,

---

Zinſe betrugen jährlich 28,822 Piaſter. Der Graf Montijo war über diesen Punkt von Seiten seines Hofes ohne Weisung geblieben, und versprach nur seine nachtrudliche Verwendung.

theils weil er hoffte, der Wiener Hof werde dafür, auf Niederschlesien williger verzichtend, Frieden von ihm nehmen; theils weil er fürchtete, eine Verbindung, wie jene, könne ihn weiter führen, als er möge. Seinen Krieg hatte er unabhängig für sich begonnen; er hoffte ihn unabhängig zu enden. Wie aber doch dazu die Aussicht trüber ward, und er in Hannover und Sachsen und Rußland, die mit Oesterreich hielten, feindseligere Umgebungen wahrnahm, unterschrieb auch er das Bündniß mit Frankreich [123]). Einen andern Vertrag schloß er mit Karl Albrecht von Baiern [124]). Dieser gewährleistete ihm den vollen Besitz der schlesischen Eroberungen [125]); der König ihm dagegen, mit Verheißung seiner Stimme zur Kaiserwahl, den künftigen Besitz von Oesterreich, Tirol, Breisgau und Böheim. Jeder gelobte, ohne Wissen und Willen der Andern keinen Frieden zu schließen.

---

123) Am 5. Hern. 1741. Was ihn zum Zögern bewogen hatte, entwickelte er selber in der Histoire de mon temps, S. 103 ff.

124) Am 24. Heum. 1741.

125) Le roi acheta de cet électeur la principauté de Glatz au prix de 400,000 écus, et le Bavarois la vendit sans l'avoir jamais possédée. Histoire de mon temps S. 111.

Nun erklang Baiern vom Geräusch der Waffen. Für die Bedürfnisse des Augenblicks war der Schatz mit französischen Hilfsgeldern, mit spanischen Zahlungen [125]) und inländischen ausserordentlichen Steuern [127]) gefüllt. Eine Heermacht von dreißigtausend Mann stand schlagfertig, und des Winkes zum Aufbruch gewärtig.

Am einunddreißigsten Tag des Heumonds im siebenzehnhundert einundvierzigsten Jahre rückten die baierischen Schlachthaufen von allen Seiten gegen die österreichischen Grenzen. Eine Abtheilung derselben führte Karl Albrechts Feldherr, Minuzzi, gegen Passau. Schon vor Sonnenaufgang stand derselbe nah an dieser Stadt bei St. Nicola, entschlossen, den wichtigen Schlüssel zum Land ob der Ens durch Ueberrumpelung zu nehmen. Laut gepflogenen Abreden, fuhr in nämlicher Stunde der Salzbeamte von Schärding

---

126) Es kamen, als eine an den verstorbenen Kurfürsten Maximilian Emanuel rückständige Schuld Spaniens, wie man sagt, 1,100,000 Piaster nach München.

127) Die Städte, Märkte, Edelsitze und Beamten hatten 819,000 fl. beigetragen, die Klöster aber und geistlichen Stiftungen des Landes 1,375,000. Selecta juris publici novissima 1, 153. Verglichen die Steuerbefehle vom 24. März und 5. Herbstm. 1741.

durchs Severinsthor in die Stadt Passau ein, und auf entgegengesetzter Seite hinaus. Als dem wohlbekannten Manne hier willfährig die Thore aufgeschlossen wurden, hielt er den Wagen zwischen denselben an, die arglosen Wächter ins Gespräch führend. Jählings brachen sechshundert Baiern aus nahem Hinterhalt hervor, und besetzten die offene Pforte. Andere folgten behendes Schrittes mit Mörsern und Feuerschlunden; alle jedoch in rühmlicher Mannszucht. Als Plätze, Straßen und Brücken von ihnen besetzt waren, wurde dem Bischof Einräumung der alten Felsenburg des Oberhauses abgefordert, der Bürgerschaft friedliche Ordnung geboten. Man verkündete Schutz jedes Rechts und Eigenthums, und entschuldigte den Ueberfall durch den Zwang der Zeitverhältnisse. Die erschrockenen Einwohner schwiegen. Der Fürstbischof, nach vergeblichem Weigern, übergab seine Veste, die kaum von hundert und vierzig Kriegern gehütet war.

Indessen die Baiern von Regensburg bis Passau und Schärding kampfrüstig standen, schritten fünfundzwanzigtausend Franzosen über den Rhein; in Eilzügen zum Lech [128]); alle mit der baierischen

128) Der Uebergang geschah den 15. Aug. 1741; und unterm 16. August wurden zwischen Baiern und Frankreich wegen des Zuges der 25,000 Mann durch

Hutquaste, blau und weiß, bezeichnet, vom Marschall Belle-Isle geführt. Zur Donau gekommen, nahm über sie Kurfürst Karl Albrecht, als Oberstfeldstatthalter des allerchristlichsten Königes [129]), den Heerbefehl. Franken, wie Schwaben, zitterten vor ihrer Erscheinung, und willigten ohne Widerrede in die vorgelegten Durchzugs- und Lieferungsverträge. Dem schwäbischen Kreise wurde, für die Folge des Krieges, eine unparteisame Stellung gewährt, um welche er bat [130]).

Einen Theil der vereinten Kriegesmacht stellte der Kurfürst, zu Baierns Sicherheit, gegen die böhmischen Grenzen auf. Mit vierzigtausend Mann zog er längs der Donau in Oesterreich ein; ohne Widerstand bis Linz; ohne Schwerdtstreich in die schöne, volkreiche Stadt [131]). Hier empfing er die Huldigungen von den Ständen des Landes; hier legte er sich öffentlich Würden und Namen eines Erzherzogs von Oesterreich bei [132]).

Die Königin von Ungarn und Böheim, aus

Baiern die articles convenus entre la France et l'Électeur de Bavière unterzeichnet.

129) Die Ernennung war unterm 20. Aug. 1741 ausgefertigt worden.

130) Geschichte des Interregni 3, 24.

131) Am 14. Herbstmonds.

132) Besitzergreifungs-Patent von Niederösterreich vom 19. Herbstm. 1741.

ihrer stolzen Zuversicht aufgeschreckt, sah sich unvorbereitet durch überlegene Waffengewalt allseitig bedrängt. Die Baiern bedroheten das Herz ihrer unbewachten Erbstaaten; die Spanier Italien; die Preussen, von Schlesien herauf, Mähren und Böheim. Maria Thereſia zählte auf Rußlands Hilfe. Dieſes Reich aber, kaum mit den Türken in Frieden getreten, ward unter Frankreichs Anstiftungen von den Schweden überfallen. Zu den hannöverschen Heerhaufen waren zwar sechstausend Dänen und eben so viel Heſſen geſtoßen. Allein die Nähe einer zweiten französischen Kriegsmacht hielt dieſelben in Zwang, und nöthigte Hannover, sich unparteisam zu erklären. Selbſt König Auguſt von Polen, bisher Oeſterreichs Bundsgenoß, ward unter dieſen Verhältniſſen abtrünnig. England zwar hatte ihm noch vor Kurzem Vertheilung der preuſsischen Staaten und reichen Gewinn davon vorgeſpiegelt. Nun aber erblickt' er ſich ſelbſt unerwartet von Gefahren umzingelt, und Oeſterreichs Untergang kaum zweifelhaft. Alſo wendete auch er ſich zu Maria Thereſia's Feinden; trat dem Nymfenburger Vertrage bei, der ihm Mähren und den erblichen Königsthron verſprach [133]), und ließ zwanzig-

133) Der Beitritt Sachſens geſchah durch die Uebereinkunft vom 19. Herbſtm. 1741.

tausend Mann aufbrechen, sein künftiges Eigenthum zu erobern.

In dieser Verlassenheit bekämpfte die Königin von Ungarn ihren Stolz und Schmerz um Schlesien. Sie sandte Unterhändler an Friedrich II. von Preussen. Sie bot ihm die Fürstenthümer an, die er mit den Waffen gewonnen, und verhieß ihm dieselben zum ewigen Eigenthum, wenn er sich mit ihr gegen ihre übrigen Feinde verbinden würde. Ihre Bitte und Erwartung blieb, nun zu spät, unerhört. Andere Boten schickte sie in das Lager Karl Albrechts. Diesen Fürsten schätzte sie von ihren Gegnern am meisten, weil er wenigstens von Anbeginn gegen sie offen und ohne Falschheit gehandelt hatte, während die andern mit Verstellung und Wortbruch tückisch zu Werk gegangen waren [134]). Sie erinnerte den Kurfürsten an den Wechsel des treulosen Glücks, an die Unzuverlässigkeit seiner Verbündeten und an die

134) In einem von den Preussen aufgefangenen Briefe schrieb unterm 21. Herbstm. auch die verwittwete Kaiserin an Fürst Ludwig von Braunschweig: „Malgré que l'Electeur de Bavière nous a attiré les Français et me chasse d'ici, je l'estime un digne prince; il n'a point simulé, ni été faux, il s'est démasqué d'abord et agi honêtement." Hist. de mon temps. S. 116.

Heiligkeit ihres Rechts. Zugleich geschahen ihm Anträge mit den vorderösterreichischen Landen. — Er aber, an der Spitze zweier Heere, mit der Aussicht auf die Thronen Böheims und des Kaiserthums, gebunden durch einmal eingegangene Verträge mit Frankreich, Spanien, Preussen und Sachsen, war nicht mehr frei. Er lehnte die einseitigen Unterhandlungen ab.

7.

Er bemächtigt sich Böheims; wird König dieses Landes und römischer Kaiser.

Im J. 1741, 1742.

Nachdem er zu Linz in großer Pracht die Erbhuldigung der Landstände ob der Ens und ihre Geschenke empfangen [135]), ihre wohlhergebrachten Freiheiten bestätigt hatte, ließ er seine Schlachthaufen in das Herz Niederösterreichs eindringen. Im Lager beim Markt Ulmerfeld musterte er die Kriegsmacht. Deren Vortrab rückte bis zum Flusse Trasen, und bemächtigte sich der Stadt Mautern und St. Pöltens, zehn Meilen von Wien. Schwere Brandschatzungen wurden ringsum und mit großer Gewaltthätigkeit erhoben; die

135) Er empfing von den Ständen 6000, die Kurfürstin 3000, der fürstliche Kurerbe 1000 Kremnitzer Dukaten.

Geldverdienst, im Winter wegen Mangels, ihre Blöße zu decken, der Schule entbehrten. — Eben diese Verhältnisse bewirkten, daß wohlwollende Privatleute einzeln, um Uebel zu mindern, junge Männer ins Ausland schickten, die Lancasterschen Einrichtungen genauer kennen zu lernen und dann in ihre Gegenden einzuführen.

Früher war dies schon in Schweden und Dänemark geschehen, wo nun in zahlreichen Orten die Anstalten segensvoll blühen. Eine zu Norkoping in Ostgothland ward Musteranstalt für die ganze Provinz. Selbst zu Abo in Finnland wird der gegenseitige Unterricht für Knaben und Mädchen, in getrennten Schulen, geübt. Im ehemaligen Polen ist damit in mehrern Städten begonnen, besonders im russischen Polen. Zu Petersburg selbst hat sich eine Privatgesellschaft zur Verbreitung der Bellschen Unterrichtsweise gebildet, und die von ihr gestiftete Schule in der Hauptstadt zählt bei sechshundert Kinder. Sogar im Innern Sibiriens kennt man diese wohlthätigen Verbesserungen des Volksunterrichts. Zu Irkutzk sind Schulen und Normalschulen nach Bells Einrichtung; die Schule zu Selenginsk, 450 Werste von Irkutzk, hat über vierhundert Schüler.

reichen Stifter zu Mölk, St. Pölten, Gottwich, Lilienfeld, Herzogenburg und St. André ausgeleert.

In Wien, der alten Kaiserstadt, nahmen Verwirrung und Schrecken überhand. Die Einwohner, gemüthlichen Wohllebens gewohnt, vergaßen ihre Lustbarkeiten, und vergruben ihre Kleinodien. Die Reichen entflohen aus der Stadt; der Adel und der Hof mit allen Schätzen und Kostbarkeiten nach Ungarn hinab. Hier, wo Maria Theresia zu Preßburg die königliche Krone des Landes empfangen hatte, waltete, wie zu Wien, niedergeschlagenes Wesen und banges Erwarten der Dinge. Nur die edle Königin stand noch unverzagt. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Unglück, ihr Heldensinn rührte das Herz der ungarischen Männer. Als die Gefahr am höchsten gestiegen war, trat sie in den Kreis der vier Stände des Reichs, und empfahl, in begeisternder Sprache der Mutterliebe, dem Schutz ungarischer Tapferkeit ihren Säugling Joseph, den sie im Arm trug. Aller Augen voll Thränen, fuhren hundert Säbel aus den Scheiden. Die Ungarn schworen Gut und Blut ihrem Könige Maria Theresia zu opfern. Dieser Tag, der die Madscharen entflammte, hat Oesterreich gerettet. Kalten Fürstenbefehlen folgt kaltes Gehorchen. Rührt aber der Zauber des Menschlichschönen an das Volksgemüth:

dann erwarmen die todten Werkzeuge von überirdischen Kräften, und wird das Gebrechliche voll unüberwindlicher Stärke. Fürsten verstehen gewöhnlich nur zu gebieten; selten zu herrschen.

Der Königin Feldherren, und ihr Gemahl, Großherzog Franz, schwankten unterdessen mit muthlosen Heeren in ungewissen Richtungen vor der Ueberlegenheit ihrer Feinde in Böheim und Oberschlesien. Wien lag schwach vertheidigt vor Karl Albrecht, wie unentrinnbare Beute, da. Dieses einmal erobert, ward Oesterreichs Kraft in ihrer Wurzel gebrochen; Boheim von Italien abgeschnitten; Mähren und Ungarn die Bühne der Schlachten [136]). Europa erwartete jedes Tages Botschaft vom Einzug der Baiern in die Thore der Kaiserstadt. Karl Albrecht aber, ohne feldherrlichen Durchblick, unentschlossen oder übelberathen, zauderte noch, so thätig auch die übrigen Bundesgenossen fortschritten, und selbst die Sachsen in Böheim eindrangen. An diesen köstlichen Minuten hing das Glück seines Lebens, des Krieges Ausgang, Habsburgs Schicksal.

Sei es, daß die französischen Vollmächtigen im Gefolge des Kurfürsten ihn selber abmahnten,

136) Dazu hatte ihm Friedrich II. schon in einer Denkschrift vom 29. Brachmonds 1741 gerathen. Hist. de mon temps S. 135.

Wien zu nehmen, weil sie fürchteten, sein Glück könne ihm eine dem Vortheil der übrigen Verbündeten schädliche Ueberlegenheit bringen; sei es, daß ihm der Einzug der Sachsen in Böheim Verdacht einflößte, sie könnten sich ausschließlich eines Königreichs bemeistern, welches ihm bestimmt wäre; sei es, daß er, statt Länder zu überwältigen, die er einst wieder zurückgeben sollte, nützlicher erachtete, vor allen Dingen sich solcher zu bemächtigen, die ihm vertragsmäßig angehören sollten: er vergaß Niederösterreich und Wien, und richtete den Blick auf Prag. Gleichwie Friedrich von Preussen sich Schlesiens, Spanien sich Italiens zu versichern suchten, wollt' er der böhmischen Krone gewiß sein. Auch mocht' er glauben, hatte Jeder das Seine, würde der Weg zum Frieden schneller gefunden werden.

Also befahl er dem größten Theil seines Heers, ihm auf den Schiffbrücken bei Mautern über die Donau zu folgen [137]). Fünfzehntausend Mann ließ er unter Befehl von Segur, dem französischen Heerführer, zur Behauptung der eroberten Landstriche zurück. Diese Verfügung entschied das Unglück seines Lebens und Landes. Denn mit Trennung seiner Streitkräfte schwächt' er dieselben; gab er den Ungarn freien Spielraum, und der

137) Am 24. Weinmonds.

Königin, vermittelst ihrer Hauptstadt, eine feste Verbindung mit den übrigen deutschen Erbstaaten, längs Italien bis in die Berge des Breisgau's.

Er zog über Neuhaus und Tabor ins böhmische Land: sein Nachtrab beständig von leichtberittenen Schwärmen der Ungarn und Kroaten beunruhigt und verzögert. So kam er vor Prag an. Mit ihm zugleich trafen von andern Seiten die Sachsen, und ein französischer Heerhaufe ein, unter des Herrn von Gassion Befehl. Die weitläufigen Werke der böhmischen Hauptstadt vertheidigte Graf von Ogilvi mit kaum dreitausend Mann. Der Kurfürst, belehrt von der geringen Anzahl der Besatzung, befahl, sich der Wälle durch raschen Sturm und Ueberfall zu bemeistern. Denn sowohl die winterliche Jahreszeit, als das eilfertige Anrücken Grosherzogs Franz mit vierzigtausend Oesterreichern zum Entsatz der Stadt, machten den Erfolg einer regelmäßigen Belagerung zweifelhaft. Es war am sechsundzwanzigsten Tag des Wintermonds im siebenzehnhundert einundvierzigsten Jahre. Vor Tages Anbruch drängten sich, begünstigt von der Finstern.s, die abgeordneten Schlachthaufen gegen die Wälle. Auf drei Seiten geschah zugleich Angriff. Während in zwo verschiedenen Gegenden Gefechte begannen, um die Besatzung zu theilen, schritt ein dritter Haufe durch die sumpfigen Graben an Sturmleitern in aller Stille auf den Wall,

und fiel von da mit Geschrei in die Gassen von Prag. Die Oesterreicher, von der Menge des Feindes umringt, erdrückt, streckten das Gewehr. Der Kurfürst verbot Plünderung und bezog das königliche Schloß.

Am eilften Tage nach Eroberung der Stadt ritt der Herold in goldgeblümtem Wamms und prächtigem Flügelkleide durch die Straßen. Ihn begleiteten die Reiter der baierischen Leibwacht. In der Linken hielt er das Wappenschild Böheims, den Löwen mit Doppelschweif auf rothem Grund; in der Rechten den Heroldsstab mit dem silbernen Leu. So rief er den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern zum Könige und Erbherrn über Böheim[138]) aus. Aber das Volk schwieg düster, und deutete es dem neuen Gebieter zum bösen Vorzeichen, als, vor dem Rathhause der Neustadt, der silberne Leu zu Boden fiel. Zwölf Tage nach diesem versammelte der neue König die vier Stände des Reichs auf dem Prager Schlosse. Bei vierhundert Prälaten, Fürsten, Freiherren, Ritter und Abgeordnete erschienen, ehrfurchtvolle Huldigung und Gelübde der Treue zu leisten.

Wie Großherzog Franz das Schicksal Prags

138) Am 7. Christmond 1741. Die Publikationsakte von demselben Tage in der Geschichte des Interregni 3, 105.

hörte, wandt' er sich muthlos mit seinem Heere zurück. Seine Kriegsbanden löseten sich zuchtlos auf; plünderten und raubten; flohen in den Schutz der Moräste und Berge von Budweis, Tabor und Neuhaus, oder liefen rottenweise zu den Baiern und Franzosen über. Karl Albrecht verfolgte den Feind nicht, der ungeschlagen besiegt war; und glaubte sich im Besitzthum der leichten Eroberungen hinlänglich geborgen. Die siegreichen Waffen Preussens, Frankreichs und Spaniens verbürgten ihm Alles, was kurzsichtige Höflinge von seiner künftigen Größe weissagten. Die Krone der Bohmen gewonnen, blieb ihm nur noch die Mühe, die Krone des heiligen Reichs zu empfangen.

Zum Oberbefehlshaber der böhmischen Hauptstadt setzt' er den Grafen von Baiern, seinen natürlichen Stiefbruder; an die Spitze der öffentlichen Verwaltung den Grafen Philipp von Kollowrat, und zum Haupt der böhmischen Kanzlei den Grafen Kaiserstein. Nachdem er dieses und anderes zur Pflege des Königreichs bestellt hatte, verließ er Prag[139]). Er reisete, verborgen unter dem Namen eines Grafen Fugger, nach Dresden; besuchte den König von Polen,

139) Am 28. Christm. 1741.

seinen Schwager, noch am Abend der Ankunft; eilte folgendes Morgens über Regensburg gen München [140]; ordnete schleunig an, was für Baiern nöthig sein konnte, und begab sich, begleitet von seiner Gemahlin, nach Mannheim, um dort dem Orte der Kaiserwahl näher zu wohnen. Mannheim ertönte von Festen. Seine Ankunft ward noch denselben Tag [141] mit einer Doppelhochzeit beider Enkelinnen des alten Kurfürsten Karl Philipp von der Rheinpfalz gefeiert, deren eine, Maria Elisabeth [142], dem jungen Fürsten Karl Theodor von Sulzbach [143], die andere, Maria Anna [144], dem Herzog Klemens Franz von Baiern [145] gegeben wurde.

140) Wo er den 3 Jänner 1742 ankam.

141) Nämlich den 16. Jänner Abends.

142) Geb. 17. Jänner 1721, gest. 17. Aug. 1791. Sie war die Tochter Joseph Karl Emanuels, Erbfürstin von Sulzbach, und Elisabeth Sophien, der Tochter des Kurfürsten Karl Philipps.

143) Desselben, welcher nachmals Kurfürst zu Pfalz und Baiern geworden ist.

144) Diese Schwester von Maria Elisabeth war den 22. Brachm. 1722 geboren, und ist im Jahr 1790 den 25. April gestorben.

145) Klemenz Franz Paul (geb. den 19. April 1722, gest. den 6. August 1770) war der Sohn von Her-

Zu Frankfurt am Main saßen die Kurfürsten des heiligen Reichs, oder ihre Botschafter, schon beisammen, den künftigen Kaiser zu wählen. Hier verschwendete Frankreich die ganze Größe seines Einflusses für Karl Albrecht; nicht minder Preussen, welches durch geheimen Vertrag und durch große Begünstigungen[145]) für das Haus

zog Ferdinand Maria von Baiern, dem Bruder Kurfürst Karl Albrechts.

146) Laut geheimem Vertrag vom 4. Winterm. 1741, zu Breslau geschlossen (zwischen H. J. v. Podewils im Namen Preussens und M. Em. Graf v. Törring-Jettenbach im Namen Baierns) machte sich König Friedrich II anheischig, dem Kurfürsten zur kaiserlichen Würde zu helfen. Karl Albrecht verpflichtete sich dagegen, wenn er Kaiser sein würde, dem Könige in dessen sämmtlichen deutschen Staaten das Privilegium de non appellando, Stimme im Reichsfürstenrathe wegen Mörs, Eintritt in die limburgischen Reichslehen, unentgeldliche Erhebung der Grafschaft Teklenburg zum Fürstenthum und Sitz auf der Fürstenbank, freie Werbung im Reich u. s. w. zu bewilligen oder zu bewirken. Nebenbei bedang sich Friedrich II auch aus, daß ihm die sonst übliche Lehenempfängniß auf den Knien nicht zugemuthet, statt der bisher vom Kaiser gegebenen Benennung „Ew. Liebden", der Titel „Ew. Majestät und Großmächtigster" ertheilt, und in den kaiserlichen Zuschriften für ihn

Baiern gewonnen war. Eifersucht wider Oesterreichs nie veraltende Größe, oder Furcht vor der Gewalt so zahlreicher gegen Habsburg verschworener Mächte entschied die wankenden Fürsten zu Gunsten Wittelsbachs. Selbst Georg II, welcher als König von Großbritannien Maria Theresens hilfreicher Freund blieb, konnte sich doch als Kurfürst von Hannover nicht dem Uebergewicht der Mehrheit entziehen[147]). Des Großherzogs Franz von Toskana Gesandter, welcher die Kurstimme Böheims für seinen Herrn geltend machen wollte, wurde zu Frankfurt weder anerkannt, noch angehört.

Also geschah am vierundzwanzigsten Jännertag des siebenzehnhundert zweiundvierzigsten Jahres die Erwählung Karl Albrechts, Kurfürsten von Baiern, zum römischen Kaiserthum. Noch an demselben Tage, da er in der Kirche zu Frankfurt feierlich, als Kaiser Karl, der Siebente

---

der Ausdruck „befehlen und gebieten" in „freundbrüderlich gesinnen" umgewandelt werden sollte. Fretin's Beitr. z. Gesch. und Lit. 1806. 1 St. S. 68.

147) Er hatte sich dazu schon in dem Vertrage vom 27. Herbstm. 1741 mit Frankreich, wegen kurbraunschweigischer Unparteilichkeitszusicherung, anheischig machen müssen.

seines Namens unter den Reichsoberhäuptern, ausgerufen wurde, vernahm er die zwar erwartete, doch immer überraschende Botschaft. Er empfing sie unter den Festen und Glückwünschen des Mannheimer Hofes, mit freudigem Erröthen; und gab, zum Gedächtniß dieses Augenblicks, von seinem Finger den köstlichsten Ring an den Grafen von Ely, welcher die Kunde zuerst gebracht hatte.

Am letzten Tage des Hännermondes that er zu Frankfurt am Main den feierlichen Einzug. Die für denselben verschwendete Pracht war der höchsten Würde der Christenheit angemessener, als den mäßigen Erträgnissen seiner heimathlichen Haus- und Erblande[148]). Prunkwagen, Roß und Geschirr und der ungeheure Troß seiner Dienerschaft starrten von Silber und Gold in Sammt und Seiden. Mit ihnen wetteiferten der Reichthum und die Menge der Fürsten, Grafen und königlichen Botschafter von Landen fern und nah, welche insgesammt Macht und Pracht ihrer Vaterlande, Thronen und Herrschaften zur Schau

148) Die Ausgaben nur für die Reise nach Frankfurt und für die in Paris verfertigten zwo Kutschen nebst Pferdegeschirr, betrugen 122,299 fl. 36 kr., nach den in der königlichen Reichsurkundenkammer zu München aufbewahrten Rechnungen.

Wie im nördlichen und mittlern Europa, schlug die Veredlung und Verallgemeinerung des Volksunterrichts auch im südlichen Europa erfreuliche Wurzeln. In Portugal hatte zuerst der Direktor der Militärschulen, Don Chrysost. de Couto e Melo, den wechselseitigen Unterricht bei gesammten Regimentern eingeübet. Ein Mann von Einsicht und Thätigkeit, ließ er zum Behuf des wichtigen Gegenstandes mehrere Schriften drucken. In Spanien sind nicht nur viele Regimentsschulen, sondern auch schon mehrere Stadtschulen auf die neue Weise eingerichtet worden. Eine dieser Schulen zu Madrid zählte über dreihundert Zöglinge; auch für Mädchen war daselbst jetzt eine ähnliche Anstalt eröffnet worden. Die bürgerlichen Unruhen dieses Reiches hemmten die Fortschritte des Bessern nicht. Sie blieben vielmehr ein Gegenstand der Sorgfalt für aufgeklärte Minister und Ortsobrigkeiten, so lange unter der Kortes-Verfassung der innere Frieden sich befestigen zu können schien. Als aber dieser, nach dem Einzuge der Franzosen zur Wiederherstellung der unbedingten Königsgewalt, gänzlich zerrissen ward, roher Pöbel und Mönchthum gesetzlose Oberhand gewannen, sah man allenthalben den Keim des Guten vom Parteigrimm zertreten.

Univ. Bibl. München

zu tragen schienen. In St. Bartholomäi Kirche beschwor Karl VII die Wahlbedingungen. Sie waren ihm zahlreicher und bindender, denn seinen Vorfahren im Reich, vorgelegt. Alle bezielten Hut und Schirm reichsständischer Gerechtigkeiten und Ordnungen; des Handels Aufnahme; des Münzwesens bessere Einrichtung, wie auch das Handhaben kirchlicher Freiheiten deutschen Volkes gegen die Eingriffe des Papstes und der schlauen Nunzien des römischen Stuhls. Er schwor. Und am zwölften Hornung nach diesem ward die Krönung mit ausserordentlichem Glanze vollzogen. Der hochbetagte Erzbischof von Mainz überließ dem Kurfürsten Klemens August von Köln mit schmeichelnder Gefälligkeit das Amt, die erste aller Kronen Europens auf das Haupt seines eigenen Bruders legen zu können[149])

Nun folgte eine lange Reihe freudenreicher Tage, wechselnder Schauspiele und Gastmähler mit allen Erfindungen, allen Zaubern üppiger Kunst. Das anmuthvolle, leutselige Wesen des Kaisers entzückte, die ihn sahen. Denn arglos und herzlich im Wort, war er edelmüthig und prächtig im Thun. Die ganze Haltung seines Aeussern, die festen Züge seines Antlitzes, mit

149) Am 8. März geschah durch denselben auch die Krönung von der Gemahlin des Kaisers.

den großen, gütevollen Augen, der gebogenen Adlernase und den starken Lefzen, galten dem schaulustigen Haufen als unverkennbarer Ausdruck angeborener Hoheit und deutscher Redlichkeit. Und in der That, wenn Tugenden des geselligen Lebens und gemüthliches Wohlwollen allein einen Fürsten seines Thrones würdig machen, so war er's.

2.

Die Waffen von Oesterreich sieghaft über Baiern.

Im J. 1742.

Vom Lechstrom zum Inn, vom Hochgebirg herab zur Donau, feierte theilnehmend alles Volk den erhöhten Glanz seines Fürstenhauses und Vaterlandes. Aber traue Niemand dem tückischen Geschick! Es bekränzet noch das Haupt, über welchem es schon das gezuckte Opferbeil schwingt. Das Glück hatte den Kaiser wirklich schon verlassen, als um seinen goldenen Stuhl die Huldigungen eines halben Welttheils schollen.

München beging Karls Erhebung mit Gottesdiensten und öffentlichen Lustbarkeiten. Aus hundert Feuerschlünden rauschten frohe Donner; von allen Thürmen der Stadt klang der Glocken. Da sprengten zu den Thoren der Stadt schon die Boten des Unglücks herein mit Geschrei vom Herannahen des Feindes aus Ungarn und Tirol; von Passau's Verlust; von Straubings Belagerung.

Oesterreich war vom ersten Schrecken genesen. Maria Theresia hatte um ihre schwachbeschirmte Hauptstadt zehntausend Krieger aus Italien, siebentausend aus Ungarn, dreitausend aus Breisgau versammelt. Sie hatte ihren Schatz mit ständerischen Anleihen, mit Hilfsgeldern von London, Venedig und den niederländischen Freistaaten gefüllt. Nun waren ihr Minuzzi und Segur an der Ens nicht mehr furchtbar. Diese Heerführer, kaum stark genug, zu behaupten, was sie hatten, befanden sich selbst ohne alle Verbindung mit den in Böheim stehenden Kriegsvölkern. Zwischen ihnen und diesen hatten sich, von Mähren aus, österreichische Scharen geworfen, und zu Tabor und Budweis befestigt. Von Wien herauf aber zog mit zwanzigtausend Kriegsleuten Feldmarschall Ludwig Andreas Khevenhüller, entschlossen, die Feinde seiner Königin von den Ensufern zu vertreiben. Er hatte sein Heer in drei Haufen getheilt, den einen von Lambach und Strengberg aus vorgeschoben, den andern beim Schlosse Zumdorf, einen Uebergang des Ensstroms auf Schifbrücken zu erstreiten; den dritten hielt er ohnweit der Stadt Ens im Nachhalt, zur Unterstützung beider. Segur, von schlechten Kundschaftern bedient, statt diese Absendungen einzeln mit voller Macht anzugreifen und

zu schlagen, ging überrascht und verwirrt zurück. Solche Erschrockenheit des Befehlshabers jagte den Seinigen grossere Furcht ein, als die Kühnheit oder Anzahl der Feinde. Sie flüchteten bis Linz. Hier schloß sich Segur mit fünfzehntausend Franzosen in die Stadt ein. Khevenhüller folgt' ihm auf den Fersen; legte fünfzehntausend Oesterreicher um die Mauern und schickte den Oberfeldwachtmeister Freiherrn von Bärnklau mit dem übrigen Theil des Heers die Donau aufwärts gegen das Baierland.

Schon in den ersten Jännertagen schwärmten leichtberittene Varasdiner, über die beschneiten Felder, plündernd bis zu den Innufern. Sie waren aus Kroatien gekommen, wo sie in geringen Städten und Dörfern an den Strömen der Save und Drau wohnten; Krieger dort von Kindesbeinen auf, in ewigen Gefechten für ihre Aecker und Heerden mit benachbarten Türken. Bärnklau folgte ihnen mit dem Fußvolk; bemächtigte sich des Städtleins Ried und des Schlosses Schärding. Damit hatt' er sich über den Inn festen Schritt gewonnen; zwischen Baiern und Linz die Verbindungen unterbrochen oder erschwert.

Sein unerwartetes Erscheinen warf unglaubliches Schrecken über Baiern. Das Land war ohne Wehr und Kriegsvolk. Man bot wohl da und hie Landfahnen auf, Jäger und Schützen

Alle Mauthämter empfingen Befehl, beim ersten Anblick der Gefahr die Brücken des Inn, der Donau, Salzach und Isar abzubrechen. Doch das blieben eitle, verworrene Nothhilfen, welche dem Feinde mehr Furcht verkündigten, als erweckten[150]). Aus Böheim machte sich aber Oberfeldmarschall von Törring-Jettenbach auf, an der Spitze einiger Schlachthaufen schnelle Rettung zu bringen. Er kam über Winterberg, durch Wege und Gebirge, die sonst keinem Heere zugänglich gehalten worden waren. Zu Passau nahm er einige Feldstücke und Haubitzen. Mehr noch sollte ihm Graf Piosasque, nebst Dragonern und Fußvolk, nachführen; das Gericht Griesbach mußte achthundert Bauern mit Schaufel und Karst aufbieten zum Schanzen. Gen Schärding ging der Zug des Feldmarschalls. Denn dies Thor Baierns wollt' er den Feinden wieder entreissen, oder doch sperren. Ohne Rast verließ er Passau, wandernd mit seinen Kriegern durch die Nacht. In der Morgenfrühe folgenden Tages[151]) erblickt' er jenseits dem Inn die Mauern und Thürme Schärdings; diesseits frisches Bollwerk. Es waren aber zweihundert Wagen voll geraub-

Universität München

150) Kundmachung wegen des Einrückens der Oesterreicher in Baiern. 21. Jänner 1742.

151) Am 17. Jänner.

ten Heus im Begriff zur Stadt einzufahren. Die vordersten erfüllten schon die Hälfte der Brücke. Jählings erstürmten, Degen in der Faust, Törrings Baiern sämmtliche noch unvollendete Brükkenschanzen des Feindes. Die Oesterreicher flohen über den Strom, und schlossen hinter sich das Thor. Vom Brückenthurm herab donnerte das Geschoß auf die nachsehenden Baiern, und wehrte denselben zwischen den Wagen vorzudringen, oder sie anders zu rücken. Da ließ Törring ab. Nun erst erkannte Bärnklau, daß seines Gegners Kühnheit größer, als dessen Macht, und die Stärke desselben kaum anderthalbtausend Mann sei. Darüber zornig, zog er mit doppelt zahlreichern Haufen hervor. Es entzündete sich mörderisches Treffen. Die Baiern trieben den Ausfall blutig ab. Bärnklau wiederholte denselben; doch eben so fieglos. Törring focht bis über die Mitte des Tages hinaus. Da ward sein Volk vom langen Streit ermüdet. Grafen Piosasque's Hilfe erschien nicht. Also zog Törring endlich voll Verdrusses um das vereitelte Unternehmen zurück, von Feinden umschwärmt, über den Rotfluß, die Straße nach Braunau längs der Pokinger Haide. Da, beim Dorfe Mittich, begegnete ihm der österreichische Oberstfeldstatthalter Menzel, der mehrere Geschwader Husaren führte. Von der andern Seite erschien, mit der Besatzung von

Schärding, Bärnklau. Schnell war die schwache Reiterei der Baiern zersprengt. Das Fußvolk stritt in der Mitte des Feindes verzweiflungsvoll bis zur einbrechender Nacht. Dann floh es verworren auseinander nach Braunau, Griesbach und andern Orten. Viele blieben als Leichen auf dem Kampfplatz, oder, als Gefangene, in des Feindes Gewalt[152]).

Bärnklau, jetzt ohne Furcht, Meister auf den Grenzen, schrieb seine Brandschatzungen aus. Er berannte Passau. Hier lag französische Besatzung, welche sich stark verschanzt und mißtrauisch alle Bürger entwaffnet hatte. Man erwartete nach ihren Vorrüstungen mörderische Vertheidigung. Aber ohne Gegenwehr übergaben die Franzosen die Stadt[153]). Selbst der Befehlshaber der Veste Oberhaus, Graf Platzin, wiewohl er Mannschaft und Kriegsvorrath genug besaß, öffnete feigerweise den Feinden die Felsenburg[154]) Der Damm aller Orten gebrochen, fuhr der Strom der feindlichen Gewalt über Baiern aus, und

---

152) Sehr umständlich wird diese erste Waffenthat auf baierischem Boden in den „Geschichten und Thaten der Königin von Ungarn" 1, 631 ff. erzählt.

153) Am 25. Jänner.

154) Vor ein Kriegsgericht nach Ingolstadt gebracht, ward er zum Tode verurtheilt und enthauptet.

mehrte sich täglich. Maria Theresia hatte die Mannen aller Gespannschaften Ungarns in die Waffen gerufen. Es zogen Tausende und Tausende an der Donau herauf. Es kamen die Heiduken und Tolpatschen, der Ungarn Fußvolk, bewaffnet mit Flint' und Säbel, und im Gürtel Pistolen und Dolche; die Husaren, der Ungarn leichte Reiterei, die schon vor Jahrhundert furchtbar gewesen, auf kleinen, ausdauernden Rossen, geschickt, schnell umherzustreifen, zerstreute Kriegshaufen unversehens aufzuheben und große Heere neckend zu umflattern oder zu ermüden. Es kamen die Kroaten, leichtbewaffnet, grausam, räuberisch; die Likaner, der Morlachen und Dalmaten wüste Nachbarn, ein rauhes mordfertiges Volk, und andere wilde Horden, deren Dasein und Namen Deutschland vorher kaum gekannt hatte. Selbst den großen Räuberbanden, die in den slavonischen Wäldern hauseten, von den Ungarn Panduren geheißen, wurde der Königin Gnade verheißen, wenn sie wider Oesterreichs Feinde zögen. Und sie kamen.

Diese alle stürzten, nach Beute lechzend, gegen die baierischen Dörfer und Städte; voran das Gesindel der Panduren. Sie führte ihr Oberst, Franz von der Trenk, ein tollkühner Abenteurer aus Preussen, der Gold und Ehren wollte, verschmitzt, gewandt, zu allen Mitteln und Gräueln

gewissenlos. Er warf sich zuerst auf Deggendorf. Der Anblick seiner Mordbanden schon erweckte Ekel und Grausen. Es war ein Zug wilder, lumpiger Gestalten, mit scheußlichen Gesichtern, in fremdartiger, weiter Tracht, von Koth und Blut bedeckt. Nachts zogen sie unter Mordgebrüll und Türkenmusik gegen die Mauern von Deggendorf, alle mit brennenden Fackeln. Die kleine Besatzung des Städtleins floh voll Entsetzens in die Wälder. Die Räuber nahmen den Ort [155]). Auch Braunau, Burghausen, Landau, Dingolfing fielen schnell nach einander in Feindes Hand [156]). Immer gewaltigere Haufen schritten aus Oesterreich den Vorangegangenen nach, besonders seit Feldherr Segur vor Khevenhüller die Waffen gestreckt, und Linz an demselben Tage übergeben hatte, da Kaiser Karl VII zu Frankfurt gekrönt ward. Bärnklau, mit den von Khevenhüller empfangenen Verstärkungen, drang gegen Landshut, wo er von Waffen, Pulver, Lebensmitteln aller Gattung große Vorräthe erbeutete. Die thierische Wuth seiner Kriegsknechte, wie die stolze Rohheit seines eigenen Gemüthes, machte seinen Namen zum allgemeinen Abscheu und Schrecken. Er behandelte die Baiern

155) Am 20. Jänner 1742.

156) Sämmtlich in den ersten Tagen Hornungs.

gleich Verbrechern, den Landesherrn derſelben gleich einem Aufrührer [157]). Maria Thereſia aber belohnte das Glück ihres Heerführers mit der Würde eines Oberſtfeldmarſchallſtatthalters [158]).

Der Graf von Törring hatte neue, doch nur geringe Streitkräfte zuſammengerafft; wenige Schaaren zu Pferd und zu Fuß. Bärnklau überfiel auch dieſe mit Uebermacht und ſchlug ſie nach Ingolſtadt zurück [159]). So lag alles offen vor dem Schwerd der Verwüſter, als wehrloſe Beute. Beherzter Widerſtand der Städte erregte keine Achtung; duldende Ergebung kein Erbarmen. Es ſchworen die verzweifelnden Einwohner des Marktes Mainburg, lieber unter den Trüm-

157) Als er, bei ſeinem Einzug in Landshut, vom bairiſchen Bizthum Gottl. von Fraunhofen zur Tafel eingeladen war, ſprach er von allen Baiern, wie vom Kaiſer Karl VII in den ſchmählichſten Ausdrücken, und da der Bizthum, zwar höflich, doch ernſt, die Beſchimpfungen ablehnte, ließ der rohe Feldherr den, der ihn bewirthete, durch Grenadiere vom Gaſtmahl wegreiſſen und in die Hauptwache ſchleppen. (Hdſchr. des P. Virgilius Kaiſer im Kloſter zum heil. Kreuz.)

158) Die Kriegs- und Heldengeſchichte des J. L. Baron von Bärnklau u. ſ. w., Erfurt 1747, iſt eine geſchmackloſe Prunkrede.

159) Am 14. Hornung 1742.

So nachtheilig waren selbst nicht die Unruhen der türkischen Staaten den Fortschritten des gegenseitigen Unterrichts bei den Griechen. Zu Korfu, Zante und Cefalonien blühen die neuen Anstalten, als deren Gründer Lord Guilford gerechten Ruhm verdient, ungestört und immer ausgedehnter fort. Im Jahr 1819 war Herr Roznovano, erster Aga der Moldau, einer der eifrigsten Begünstiger der Volksaufklärung vermittelst des gegenseitigen Unterrichts. Er selbst hatte auf eigene Kosten zu Jassy eine große Schule dieser Art eröfnet; ein gelehrter Grieche, der zu Paris die dortigen Anstalten untersucht hatte, Professor Cleobulos, besorgte dazu den Druck der Tabellen in neugriechischer Sprache. Der Fürst der Moldau sowohl als der Metropolitan nahmen jene Schule unter ihren besondern Schuz. Lezterer ward zugleich Mitglied der zur Beförderung des verbesserten Schulwesens neu gebildeten Aufsichtsbehörde, der Epitroreia. Cleobulos hatte zu Jassy in gleicher Zeit eine Schullehrer-Anstalt gestiftet, und die von ihm vorgebildeten Männer waren nach Sparta, Athen, Smyrna, Scyos und andere Gegenden Griechenlands abgereiset, um Gründer neuer Schulen zu werden. Andere der zu Jassy unterrichteten Männer hatten ihren Weg, als wahre Apostel der Menschenbildung, in die Krimm

mern ihrer Wohnungen zu sterben, als sie von den viehischen Gräueln ihrer Feinde besudelt zu sehen. Ein paar baierische Heerbanden, zufällig bei ihnen, unterstützten den Entschluß. Und sie hielten das geschworene Wort im langen und blutigen Streit, bis die Menge der Oesterreicher die Mauern erstürmte. Männer, Weiber, Kinder wurden gnadenlos niedergesäbelt; die Wohnungen den Flammen gegeben. — In derselben Zeit brach aus den Tiroler Bergen ein neuer Schwarm des Feindes hervor, von den Feldherren Laudon und Stentsch geführt. Zwar hüteten einige baierische Landfahnen dort die Zugänge ihres Vaterlandes. Aber die Oesterreicher waren auf ungebahnten Pfaden durch Wald und Gebirg gestiegen, unerblickt von den Wächtern. Als sich die Landfahnen umgangen sahen, flohen sie unmuthig auseinander. Durch Trauenstein und Rosenheim ging, was von Tirol her zog, und stieß zu Bärnklau's Völkern.

Aus München waren schon die Schätze des Hofes und der Kirchen, die Waffenvorräthe und Urkunden geflüchtet. Besatzung fehlte fast gänzlich. Aber die Bürgerschaft stand unter Waffen, als Menzel mit den Fahnen Maria Thereña's vor die Hauptstadt trat. Drei Tage lang unterhandelten der Kriegsbefehlshaber in München, Freiherr von Zint, und die Abgeordneten der

Stadt wegen Uebergabe. Menzel gelobte Sicherheit der Personen und des Eigenthums; Unverletzbarkeit der kurfürstlichen Schlösser, auch der ständischen Freiheiten und Stadtrechte [160]), und rückte, ohne Schwerdtstreich, ein. Er trieb darauf links und rechts ungeheure Brandschatzungen zusammen [161]). Seine Befehle, von unmenschlichen Drohungen begleitet, wurden unmenschlich vollstreckt [162]). Man sah die Gräuel des dreißigjährigen Krieges und seiner schwedischen Mörderrotten wieder; sah wieder Weiber auf offener Gasse geschändet; Säuglinge wieder in den Wiegen erschlagen; Männern Nase, Ohren und Wangen weggeschnitten; andere an den Bäumen ihrer Gärten erhenkt. Kroaten und Panduren, Räuber von Haus aus, Verächter der Ehre und des Todes, durchschwärmten das Land, Gelddurst und viehische Begierden zu sättigen. Der Soldat, wo er sich einlagerte, erpochte vom Wirth, der ihn nähren mußte, tägliche Lohnung in Geld [163]). Es eilten

160) Den 12. Hornung.

161) München zahlte ihm 30,000 fl.

162) Zeugniß geben die hist. geneal. Nachrichten 34, 914 ff.

163) Für den Reiter 8 kr., für den Fußgänger 7 kr. *Thuecllii* acta comitial. 4, 305 und 322.

ununterbrochen wehklagende Botschaften der Klöster, Städte und Märkte zum Oberbefehlshaber Bärnklau. Er aber antwortete den Abgeordneten, die nur um Menschlichkeit baten, mit Achselzucken, wie einst Brennus, der Gale[164]), über dem Schutte Roms, den Römern, da er derselben Gold wog: „Weh Ueberwundenen!“

Die kalte Grausamkeit der Sieger stürzte alles Volk, auch wo es noch den Feind nicht erblickt hatte, in Jammer und Furcht. Die Menschen aus den Dörfern retteten ihre Habe in die Städte; die in den Städten trugen ihr Gut in die Grüfte der Todten. Beamte verliessen ihre Stellen; Pfarrer ihre Gemeinden. Die Willkühr des Kriegsknechtes trat an die Stelle des Gesetzes. Hin und wieder rotteten sich verzweifelnde Bauern bewaffnet zusammen in Wäldern und Feldern, und führten einzeln den Krieg der Vergeltung gegen ihre Unterjocher; ohne Zusammenhang unter sich, ohne Leitung und Ermunterung von oben. Der Hof hatte auf den Tag der Gefahr keine Vorsorge gethan; keine Waffen vertheilt, keinen allgemeinen Aufstand eingerichtet, der sich doch

dem wurde sechsfache Ritterfeuer gefordert. Jeder Bauerhof mußte 30 fl. zahlen. Städte, Kirchen und Klöster konnten die Summen kaum erschwingen.

164) Florus 1, 3.

bei diesem tapfern Volk in allen Kriegen immer von selber gemacht, und auf das hingedeutet hat, was sein sollte: nämlich das Zeughaus in allen Hütten; das Lager in allen Dörfern; so viel Rosse, so viel Reiter, so viel Mann, so viel Streiter. Selten kennen Fürsten die Fülle ihrer Macht in der Entschlossenheit und Kraft eines treuen Volkes. Oft wollen sie dieselbe nicht kennen, um sie nicht scheuen zu müssen.

Mannhaft stritten manchen Tag die biderben, kräftigen Landleute in den bergigten Umgebungen von Tölz wider ihre Räuber, und erschlugen deren viele. An einem einzigen Tage nahmen sie den Panduren dreiundzwanzig mit schwerer Beute befrachtete Flöße ab, auf dem Isarstrom, wo dieser aus dem Hochgebirg in das Flachfeld hervorgeht [165]). Nicht minder ruhmvoll vertheidigte sich Landsberg, des Heldenmuthes seiner Vorzeit eingedenk, gegen alle Uebermacht. Auf schwäbischer Seite vom Lech, auf baierischer von zweifacher Mauer umgeben, nahmen die Bürger, sechshundert an der Zahl, die Waffen mit demselben Schwur zur Hand, wie einst ihre Väter gegen die Schweden, und glücklicher, als diese. Vereint mit eben so starker Landwehr unter dem Befehlshaber Thumb, schlugen sie binnen zwanzig Tagen

165) Hist. gen. Nachrichten 38, 170 ff.

viermal die Aufforderung der Oesterreicher und einmal deren morderischen Sturm ab[166]).

Mittlerweile war Bärnklau bei Deggendorf über die Donau gegangen, hatte Stadt am Hof gebrandschatzt[167]) und Kehlheim geplündert. Hier wagte die baierische Besatzung nicht, seine Ankunft zu erwarten. Sie flüchtete feigsinnig und hinterließ dem Feinde reiche Vorräthe von Lebens- und Kriegsbedürfnissen, und Befestigungen, an denen drei Monden lang gearbeitet worden war.

Feldmarschall Törring ging von Ingolstadt mit ohngefähr zwanzig Schlachthaufen und eilf Geschwadern. Er wollte den Feind wieder aus Kehlheim treiben. Er beschoß aber die Stadt mit seinen Feuerschlünden vergebens, und zog, nach entscheidungslosen Gefechten, den bedrängten Straubingern zu Hilfe.

Vor Straubing war mit den ersten Tagen Aprils der österreichische Oberstfeldzeugmeister Graf von Wurmbrand an der Spitze vieler Schaaren gerückt, entschlossen, die Stadt, deren Eroberung Khevenhüller stolz versäumt hatte[168]), es

166) Extract von viermaliger Aufforderung und Attaquirung u. s. w. vom 10. März bis 1. April 1742.

167) Den 20. März.

168) Woraus ihm nachher Vorwürfe erwuchsen. Gesch. und Thaten des Grafen von Khevenhüller S. 192, 201.

koſte, was es wolle, zu nehmen. Er forderte Uebergabe, und Brandſchatzung von hunderttauſend Gulden. Die tapfere Bürgerſchaft aber, welche ihre Vorſtädte ſelber weggebrannt hatte, gelobte, verbunden mit vaterländiſchen Kriegern, unter Befehl des Oberſten, Freiherrn von Wolfswieſen, zu fechten bis auf den Letzten. Ihre Feſtungswerke hatte der franzöſiſche Kriegsbaumeiſter Du Chaval vortrefflich hergeſtellt. Wurmbrand bemeiſterte ſich alsbald der ſogenannten Altſtadt, und im Schutz von deren Häuſern eröffnete er die Laufgräben. Tag und Nacht ſtanden in Straubing Kriegsleute und Bürger brüderlich auf den Wällen, unerſchrocken dem Tode im Angeſicht. Sie ſchlugen viele Stürme ab, oder erſchreckten den Feind mit ihren plötzlichen Ueberfällen. Noch lebt in Straubing das Gedächtniß des Mitbürgers Einſiedler, des glücklichen Stückſchützen, der vom Wall herab Jedem, welchen er ſich erſah, unfehlbaren Tod ſandte; noch die Erinnerung an die kühne Verſchlagenheit des Gerichtsdieners Gſchray von Monheim, welcher an der Spitze der Freiwilligen vielmals unter Panduren und Kroaten fürchterliche Blutbäder anrichtete. Er, wie Niklaus Lukner von Cham, der unter ihm diente [169]), haben nachmals in den

169) Der nachmalige franzöſiſche Marſchall. Sein Vater

Kriegsgeschichten der Preussen und Franzosen glänzende Namen und Würden erworben [170]). Als nun Törring herannahte, und Wurmbrand verzweifelte, die Stadt zu besiegen, ließ seine Rache zu wiederholtenmalen feurigen Regen von Bomben, Haubitzgranaten und glühenden Kugeln und Steinen über sie fallen [171]). Doch nichts erschütterte den Sinn der Belagerten. Da zog der Feind, mit Hinterlassung großer Opfer, in dunkler Morgenstille des eilften Apriltages wieder ab. Frohlockend sah von den Wällen die Burgerschaft seine Flucht [172]). So das baierische Volk.

---

war zu Thom, wo derselbe den 16. Mai 1730 starb, Brauer und Hopfenhandler.

170) Joh. Mich. Gichran, den Karl VII wegen seiner Verrichtungen in Straubing zum Hauptmann der bittener Freiwilligen erhob, diente nachher, als Oberstlieutenant, im preussischen Heere, und starb im hohen Alter zu Wemding. Jos. Ritters von Muffinan Befestigung und Belagerung der baier. Hauptstadt Straubing S. 231.

171) Binnen funf Tagen fielen, Brandkugeln und Steine ungezählt, 975 Bomben, 534 glühende Kugeln. (Umständliche Relation u. s. w. geschrieben den 16. April 1742.)

172) Karl VII lohnte Straubings Tapferkeit und Opfer durch ein Schreiben vom 23. Horn 1743; hob die Herdsteuer gänzlich auf, und setzte die jährliche Ent-

In Frankfurt am Main lebte Karl VII indessen, umgeben von kaiserlichem Gepränge, freudenarme Stunden. Er hatte zwei vielbeneidete Kronen gewonnen, und sein eigenes Land darum eingebüßt. Ohne Selbstkraft, fleht' er in rührenden Ausdrücken wechselsweise die Könige von Preussen und Frankreich zur Rettung seiner Staaten an. Frankreich aber, bestürzt durch die Unfälle seiner Heere an der Ens und in Böheim, oder mißtrauisch gegen Preussens Spiel, hütete sich mit strenger Umsicht, entscheidendere Schritte zu wagen. Friedrich II, König von Preussen, welcher Maria Theresiens gewachsene Stärke, die Uneinigkeit der verbündeten Höfe, die Untüchtigkeit der französischen Feldherren, die Schwäche ihres und noch mehr des baierischen Heers kannte, sann schon damals, für sich selber rühmlichen Frieden zu machen, um nicht Opfer fremder Umtriebe und Fehltritte zu werden. Der Wiener Hof dagegen hatte schon beim ersten Glück seiner Waffen den vorigen Stolz wieder angenommen, und schien sich nicht mehr vertheidigen, sondern nur noch die Verwegenheit der Feinde strafen zu müssen. Als der preussische König solches wahrnahm, beschloß

---

richtung von 500 fl. wegen des Stadt-Oberrichteramtes auf 50 fl. herab. Mussinan S. 241.

er, durch einen großen Gang in Feindes Land die verlorne Ehrfurcht für sich herzustellen. Seine Fahnen, vereint mit den sächsischen, flogen über Olmütz und Hradisch bis zur Teja. So sehr schreckte die Erscheinung derselben das Königreich Ungarn, daß ein großer Theil des aufgebotenen Heerbanns daselbst wieder auseinander lief.

Obgleich die Preussen, sehr lau von den Sachsen unterstützt, und zu arm an Geschütz, um die mährische Hauptveste Brünn mit Nachdruck zu belagern, sich, wegen Mangels haltbarer Plätze, wieder nach Böheim und Schlesien zurückziehen mußten, brachte der große Streifzug dem Konige doch neues Ansehen unter den Feinden, und selbst für die baierischen Lande, wo nicht Erlösung von der Noth, doch Erleichterung. Denn weil in der gleichen Zeit von Frankreich zwanzigtausend Mann frischer Hilfsvölker gegen die Donau eilten, zu welchen drei Schaaren tapferer Hessen in Kaisers Sold stießen, zogen die Oesterreicher vom Lech und der Isar zurück, um gedrängtere Stellung bei Passau und Schärding zu wählen. Sie räumten in erster Furcht sogar München. Mancher der übrigen ward beim Abzug von den rächerischen Fäusten der Bürger erschlagen. Aber auf Khevenhüllers Befehl mußte Bärnklau sogleich wieder mit fünftausend Mann hinziehen, die Hauptstadt zu be-

sehen. Er fand die Thore gesperrt [173]). Die Bürger hatten die Brücke der Isar abgeworfen, und auf die Wälle schweres Geschüz geführt, welches von ihnen bisher vergraben und heimlich gehalten worden war. Die Oesterreicher gingen im Sturmschritt, unter dem Feuer der Münchner, gegen die Brücke; stellten sie her; drangen in die Vorstadt, das Lechel genannt, und forderten die Uebergabe der Stadt. Während der Bürgermeister, nebst einigen Rathsgliedern, hinausging, zu unterhandeln, schlichen Trenks Panduren durch das Thor des kurfürstlichen Gartens in die Burg, und rächten am Leben manches Einwohners den Tod ihrer hier gefallenen Gefährten So wurde die Stadt eingenommen. Täglich mußten viele hundert Landleute an neuen Verschanzungen graben, inzwischen aus den schönsten Stämmen der benachbarten Wälder Flöße gebaut wurden, die Kriegsvorräthe, Lebensbedürfnisse und allen Raub aus Baiern eilfertig nach Oesterreich zu entführen

Denn das Hilfsheer aus Frankreich betrat endlich wirklich den baierischen Boden. Es waren fünfundzwanzig Schlachthaufen und dreißig Geschwader. Der Herzog von Harcourt führte sie. Fünfzehn andere Schlachthaufen wandten sich nach Böheim. Da gebot Khevenhüller den Seinigen

173) Am 6. Mai.

und in die Küstenlande des schwarzen Meeres genommen.

In Italien.

In Italien, wo der Schulunterricht bisher unglaublich vernachlässigt gewesen war, wurden es besonders der höhere Adel und die Geistlichkeit, welche sich der Ausbreitung des gegenseitigen Unterrichts nach allen Kräften annahmen. In Florenz hat sich zuerst dafür eine eigene Privatgesellschaft zusammengethan; gemeinnützige Gesellschaften in andern Städten der Halbinsel folgten dem Beispiel. Denn jeder gebildete und menschenfreundliche Mann fühlte hier nur zu lebendig, daß Italien sich nicht wieder aufrichten könne, ohne vorhergegangene Veredlung des Volks durch verbessertes Schulwesen. Im Mailändischen war der Abbate Bagutti dafür ganz besonders wirksam. Auch hat er zum Besten des gegenseitigen Unterrichts mehrere Schriften herausgegeben.*) Es befanden sich der neu eingerichteten Schulen im Jahr 1822 im Mailändischen über zwanzig, in Piemont deren sechszehn, im Her-

*) *Saggio sulle scuole di mutuo insegnamento etc. dell' abbate Giuseppe Bagutti. Milano 1820.* — Der Abbate Bagutti ist ein Schweizer aus dem Kanton Tessin.

allgemeinen Rückzug. Er legte sich mit seiner Macht an die Donau, von Pleinting bis Osterhofen. Passau hielt er gedeckt; das Schloß Hengersberg, nicht fern davon, stark besetzt. Kroatenschwärme flatterten wachsam nach allen Seiten aus. Harcourt und Törring, welcher zweitausend Pfälzer und drei- bis viertausend Hessen mit sich vereint hatte, folgten dem Feinde. Aber sie mochten ihm wenig anhaben. Khevenhüllers größerer Feldherrngeist vereitelte blutig ihre Anschläge auf Passau, und zwang sie, ihn, wenn gleich schwächer als sie, zu fürchten. Harcourt, um den Nachzug des übrigen Theils der französischen Heere zu erwarten, lagerte sich bei Niederaltaich, von der Donau bis zu den Bergen von Gravenau, stark verschanzt; Feldmarschall Törring bei Plattling, am linken Isarufer bis zur Donau. Es fehlte nicht an Scharmützeln und heftigen Gefechten. Die Baiern erstürmten Deggendorf und verloren es wieder. Viel Blutes ward in fruchtlosen Gemetzeln vergossen; aber nichts Großes verrichtet, was die Kette der Umstände erschüttert, oder einen Umschwung der Verhältnisse hervorgerufen hätte. Es ist nur ungewöhnlichen Geistern gegeben, Zeit und Stunde zu erkennen, da sich des Schicksals Knoten willig lösen und die Wagschalen der Weltverhängnisse ohne Mühe verrücken lassen. Friedrich von Preussen schlug Oesterreich in der

dreistündigen Schlacht beim Dorfe Chotusitz in Böheim [174]). Da opferte ihm erschrocken die Königin von Ungarn Schlesien auf, den furchtbaren ihrer Gegner zu versöhnen und Friedrich der Sieger schloß mit ihr den Frieden zu Breslau [175]). Sachsen folgte ängstlich seinem Beispiel.

Dieser Schlag verwandelte die Gestalt aller Umstände. Maria Theresia, gerettet durch gegenseitiges Mißtrauen und falsches Spiel ihrer verbündeten Widersacher, athmete freier. Die Fortschritte der Spanier in Italien standen nun plötzlich gebannt. Marschall Belle-Isle in Böheim war gezwungen, sich mit dem französischen Heer in Prag einzusperren, wo ihn der Grimm des belagernden Feindes und das Schrecken des Hungers verfolgte. Karl VII. in Frankfurt, ohne Geld, ohne Land, vom Reich armselig unterstützt [176]), glich auf dieser Bühne der Welthändel mehr noch einem trostlosen Zuschauer, als der Ersten aller Personen, für welche der große Gang des Trauerspiel bewegt ward. Es blieb ihm allein das demüthigende Loos, sein Schicksal an Frankreichs Gunst und Glück zu

174) Am 16. Mai.
175) Am 11. Brachm.
176) Es wurden vom Reichstag 50 Römermonate bewilligt.

hängen, und jeden Anlaß möglichen Zwistes mit dieser Krone vorsichtig auszuweichen, um nicht die letzte Stütze einzubüßen. Darum berief er aus der Lagern an der Donau den Feldmarschall Törring, als Großstaatsbeamten für auswärtige Angelegenheiten, an seinen Hof. An dessen Statt ernannt' er den Grafen von Seckendorf zum Oberbefehlsh. der des baierischen Heeres. So hofft' er zwischen seinen und den französischen Feldherren, durch Wechsel der Personen, die verderblichen Uneinigkeiten zu tilgen, welche sich aus Rangstreit oder Eifersucht erhoben hatten. Seckendorf, zwar ein Greis an Jahren, aber voll heißer Ruhmbegier, wie ein Jüngling im Beginn der Laufbahn, hatte schon unter Oesterreichs Fahnen in den Türkenkriegen große Erfahrungen, aber nur zweifelhafte Lorbeern gesammelt. Mißhandlungen, mit denen der Wiener Hof seine Dienste vergolten, machten ihn jetzt der Sache Baierns um so ergebener.

Bis zu seiner Ankunft beim Heer führte Feldzeugmeister Minuzzi den einstweiligen Oberbefehl daselbst. Dieser brannte, sich durch glänzende Waffenthat schnell Namen zu machen. Er veranstaltete den Kriegsrath [177]). Auch der Herzog von Harcourt erschien dazu. Man war einver-

177) Den 11. Heumonds.

ſtanden, in dieſem Augenblick ſtärker, als Khevenhüller zu ſein, der durch große Abſendungen nach Böheim geſchwächt war. „Warum ſäumen wir denn?“ ſprach Minuzzi zum Herzog von Harcourt: „Um zehntauſend ſind wir ſtärker als Khevenhüller. Jetzt ruft uns der Augenblick. Die Wage ſchwankt. Ein großer Streich entſcheidet; ſtellt die Sache Baierns und Böheims her und rettet ein halbverlornes Spiel. Zaudern wir, und erleiden Broglio's und Belle-Isle's Heere Unfälle in Böheim: ſo wird Khevenhüller bald wieder ums Doppelte mächtiger denn wir, und er der Angreifende ſein. Können wir's vor Gott und Menſchen verantworten, wenn wir die Gelegenheit fahrläſſig entſchlüpfen laſſen?“ — Harcourt fühlte das Gewicht von Minuzzi's Gründen wohl, aber antwortete kalt: „Ich trage meines Hofes ausdrücklichen Befehl, nichts zu wagen, ohne beſondern Auftrag meines Königs. Was ich thun kann, iſt, nun die Verſtärkungen angekommen ſind, vom Hofe Erlaubniß zum Angriff zu begehren.“ Damit war Minuzzi's Antrag vereitelt; die überlegene Macht der Heere auf dieſer Seite gelähmt; ein gunſtvoller Augenblick verſcherzt.

Seckendorf kam [178]); aber auch an Harcourt's Stelle der Graf v. Sachſen. Jener,

178) Den 20. Auguſt.

welcher im Lager Muthlosigkeit und Mangel aller Bedürfnisse fand, trachtete, zuerst die traurige Lage desselben zu ändern, und mit dem neuen Heerführer der Franzosen volles Verständniß anzuknüpfen. Der Graf von Sachsen aber, gebunden, wie er sagte, durch bestimmte Weisungen von Versailles, nahm bei Deggendorf seinen Weg durch die obere Pfalz, um zum Marschall Maillebois zu stoßen. Dieser führte nämlich, zur Rettung der Franzosen in Böheim, ein frisches Heer vom Rhein herbei. Also ward Sekkendorf gezwungen, den Bewegungen des Grafen von Sachsen zu folgen. Er ging über Straubing, welches er stärker besetzte, in ein Lager nach Pfäter und Stadt am Hof. Khevenhüller folgte lauerfam dem Zuge des Grafen von Sachsen nach; Trenks Kroaten und Panduren schwärmten bis Cham.

In diesem Städtlein lag Graf Künigl mit einem baierischen Schlachthaufen und zwo Banden Grenadieren, wohlverschanzt. Sie gehörten zu jenen Kriegsleuten, die beim Abzug aus Linz, als Gefangene, hatten geloben müssen, keine Waffen mehr gegen die Königin von Ungarn zu führen. Cham war ihnen zum Aufenthalt angewiesen. Diesen Umstand benutzte Künigl, das Städtlein, als unparteisames Gebiet, geltend zu machen; Trenk aber, sich desselben ohne Schwerdstreich zu bemeistern, weil keiner der Baiern gegen ihn sich

ten dürfe. Lange ward unterhandelt. Es fielen inzwischen einzelne Schüsse von den Mauern. Trenk verlangte Auslieferung der Thäter und empfing sie nicht. Darüber Erbitterung. Er ließ durch verkleidete Soldaten Feuer in die Vorstadt legen. Bald stiegen Flammen auf; Sturmwind warf sie umher. Unter diesen Schrecken griff Trenk die Schanzen mit dem Säbel in der Faust an, nahm sie und richtete ihre Stücke gegen die Stadt. Panduren erkletterten die Ringmauern. Der Pulverthurm, vom Feuer ergriffen, flog während des Gefechts krachend in die Luft und zermalmte mit seinem Fall eine halbe Straße. Durch Rauch und Gluth, unter dem Geheul des Sturms und der Erschlagenen und Streitenden, drangen die Siegenden vor. Wer drinnen flüchten konnte, rettete sich über das Gebälk der abgetragenen Brücke, von Schüssen verfolgt. Nun Mord und Verwüstung nach allen Seiten. Weiber und Jungfrauen wurden entehrt; dann ins Feuer geschleudert; ihnen nach in die Gluth Säuglinge; die Männer niedergehauen; die entflohenen Soldaten im Wald aufgesucht und gefangen weggeschleppt[177]).

Indessen hatte Marschall Maillebois die obere Pfalz erreicht. Bei Amberg stieß der Graf

177) Es geschah am 11. und 15. Herbstmonds. Der Gefangenen waren 772 Mann.

von Sachsen zu ihm. Beide nahmen die Richtung nach Böheim, Prag und das Heer darin zu befreien. Vergeblich hatte zu Frankfurt am Main der Kaiser verlangt, ſ.n ſelber an die Spitze dieſer franzöſiſchen Hilfsvölker zu ſtellen, und, laut Vertrag von Nymfenburg, den Oberfehl zu führen. Ausweichend erwiederte des Königs von Frankreich erſter Großbeamter, der greiſe Fleury: „Es würde kaiſerlicher Majeſtät übel ſtehen, ohne ihrer Würde geziemenden Prunk vor einem Heer zu erſcheinen und zu gebieten“ [180]).

Der Zug der Franzoſen nach Böheim ward jedoch für Baiern Gewinn. Denn Khevenhüller eilte an der Spitze ſeiner Hauptmacht zur Verſtärkung der Oeſterreicher in jenes Königreich, und ließ nur Bärnklau mit zehntauſend Mann in München und andern Städten des Herzogthums zurück. Seckendorf, dieſem allein genug gewachſen, verlor keinen Tag. Er ſchritt über die Donau zurück. Er nahm Abensberg und, durch Ueberrumpelung, Landshut. In dieſer Stadt hatte die Beſatzung der Oeſterreicher die äuſſere Iſarbrücke zu beſſerer Sicherheit abgedeckt. Eine baieriſche Heerbande aber erſchien im Morgennebel eines Herbſttages [181]), vom Oberſtwachtmeiſter

180) Schreiben vom 19. Auguſt.

181) Den 4. Weinmonds, Morgens um 8 Uhr.

Trost angeführt. Fünfundzwanzig Wagehälse krochen über die Endbäume der Brücke; bahnten den Weg; erschossen die Wachten; bemeisterten sich des Thors und drangen in die Straßen. Ihnen nach die übrigen. Der feindliche Hauptmann, überrascht und wüthend, versuchte mit den Seinigen erst Vertheidigung, dann Flucht; beides umsonst. Viele wurden am Thor erschossen, die andern gefangen [152]). Sekkendorf rückte folgendes Tages mit der Hauptmacht dem kecken Vortrab nach.

In Gefahr, von den Baiern umwickelt zu werden, verließ Bärnklau München. Er eilte dem Inn zu [153]). Sekkendorf aber, der thätige Greis, wuchernd mit Augenblicken, besetzte die Hauptstadt [154]); und ließ durch den Feldherrn Preising, der am Lech sechstausend Mann gesammelt hatte, die noch vom Feinde besetzten Orte mit Sturm oder List nehmen. So befreite

152) Die Mönche, weil die That am Tage des heil. Franziskus geschehen war, eigneten die Ehre des Sieges nicht dem Oberstwachtmeister, sondern ihrem Heiligen mit großen Lobsprüchen zu.

153) Den 6. Weinmonds.

154) Den 7. Weinmonds.

Seckendorf binnen wenigen Wochen Baiern, bis zum Inn, aus der Gewalt der Fremden. Bärnklau, welcher auf dem Rückzug die Stadt Burghausen noch mit Ungarn besetzt [185], und vor Braunau, diese Veste zu erstürmen, eine Abtheilung seines Kriegsvolks gelassen hatte, nahm erst bei Schärding bleibende Stellung im festverschanzten Lager. Hier stand er, zufrieden, sich so lange behaupten zu können, bis er stärker sein würde. Es kam mit den Baiern der Fürst von Hildburghausen, und griff die Ungarn in Burghausen an. Da ward an ihnen, wegen viehischen Frevels, schwere Rache geübt. Verzweiflungsvoll vertheidigten sich ihrer die letzten in den Häusern und von den Dächern, bis beim Schall der Trommeln Gnade verkündet ward [186].

Des Kaisers Feldherr, im Lager bei Braunau, das er befreit hatte, wagte nicht, die Oesterreicher, täglich an Menge wachsend, in ihren Schanzen bei Schärding anzugreifen. Marschall Maillebois verhieß immerdar aus Böheim Hilfe, ohne sie je zu senden. Das Landvolk war freilich aufgeboten,

185) Den 11. Weinmonds.

186) Am 16. Weinm. „Relation was vom 11. bis 17. Okt. sich in Burghausen begeben.“ Deutscher. Bei 300 Ungarn wurden in den Straßen umgebracht.

sich gegen die ungarischen Völker zu bewaffnen [187]). Einige Tausend Schützen eilten freiwillig zu den Fahnen ihres Vaterlandes. Aber diese Haufen, ungeübt und ohne Sold, gaben mehr Verwirrung, als Beistand. Bessern Trost gewährte endlich Maillebois, welcher, nachdem er vergebens versucht hatte, bis Prag vorzudringen, über Eger in die Oberpfalz zurückkehrte. Allein es verließen zugleich, ihn beobachtend, auch funfundzwanzigtausend Oesterreicher Böhmenland, und lagerten sich hinter dem Inn von Passau bis zum Markt Altheim. Da zog sich Seckendorf nach Altenötting zurück, furchtsam vor so überlegener Macht. In die Veste Braunau stellte er den Feldherrn Minuzzi mit dreitausend Tapfern. Er hatte sich kaum entfernt, berannten [188]) die Oesterreicher diese Stadt, und beschossen sie aus Mörsern und Haubitzen. Bei hundert Häuser wurden in Asche gelegt, die Umgegenden in Grund verwüstet. Der unerschrockene Minuzzi, seine Krieger, alle Bürger fochten heldenmüthig unter dem Hagel der

187) Befehl vom 18. Weinm. 1742. Es wurde von den Ledigen der funfte, von den Verheiratheten der sechste Mann, von 18 — 40 Jahren, aufgeboten.

188) Am 26. Weinmonds.

zogthum Parma drei, in der Romagna vier, im Toskanischen über zwanzig, in Neapel zehn, und in Sizilien neunzehn. Auf letztgenannter Insel waren es die Jesuiten, welche die Vermehrung der Bellschen Schulen zuerst am thätigsten bewirkten.

Auch in Malta ist schon solche Unterrichtsanstalt mit vierhundert Kindern in voller Blüthe. Die dortige Gesellschaft zur Beförderung des Volksunterrichts hat sogar für die afrikanischen Küsten Bücher und Tabellen in arabischer Sprache drucken lassen und versandt.

In Afrika.

Wirklich ist der gegenseitige Unterricht schon seit Jahren im Welttheil Afrika, vorzüglich durch Betriebsamkeit gemeinnütziger Briten, auf mehrern Punkten eingeführt. So am Vorgebirge der guten Hoffnung, desgleichen am Senegal. Die Normalschule zu St. Louis bildet Neger zu Lehrern. Seit dem Jahre 1817 haben in der Schule zu St. Louis über zweihundert Eingeborne des Landes Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas von der Meßkunst und Zeichnen gelernt. Einige Könige vom Innern des Landes haben ihre Söhne zu dieser Schule gesandt, um bei sich selbst ähnliche zu gründen. Im Jahr 1820 kamen von

Feuerkugeln, bis Maillebois zu Sekkendorf stieß, und beide Entsatz brachten [159]).

Nun, bei Altheim überflügelt, wählten die Oesterreicher in dem hüglichen Lande bei Ried eine festere Stellung, rückwärts. Obgleich salzburgisches Gebiet unparteisam geachtet worden war, bemächtigten sie sich dennoch der Stadt Laufen, um durch die Salzachbrücke in gerader Verbindung mit Tirol zu sein, und den Rücken der Verbündeten bedrohen zu können. Doch Sekkendorf, ohne Rast, durch Regen und Schneegestöber auf schlechten Straßen, rückte vor Laufen; jagte die Feinde hinaus und aus dem ganzen Erzbisthum.

Also war mit des Jahres Ausgang Baiern wieder frei, bis auf einen geringen Strich Landes am rechten Inn-Ufer. Die Heere pflogen der Winterruhe. Von Salzburgs Grenzen, über Mühldorf, bis Neudorf und Ingolstadt, dehnten sich die Baiern aus. Minuzzi stand mit siebentausend Mann bei Braunau; Sekkendorf im Hauptgelager Landshut. Die Franzosen lagerten vor Dingolfingen und Eggenfelden über die Donau durch die obere Pfalz bis in das von ihren Waffen besetzte Eger in Böheim. Zwischen Passau und dem Traunfluß stand der Feind.

---

159) Den 10. Christmonds. „Extract eines Schreibens d. d. 10. Dez. 1742." Druckschr.

9.

Fortdauer des Krieges im Jahr 1743.

Der Königin von Ungarn schien die Räumung Baierns geringer Verlust neben dem übrigen Gewinn des vollbrachten Feldzuges. Sie, die der Anfang desselben mit Untergang bedroht hatte, sah sich am Ende desselben ihren Widersachern weit überlegen. Sie hatte Preussen und Sachsen von ihnen getrennt; Sardiniens Beistand gewonnen; die Spanier aus der Lombardei getrieben; Böheim wieder erobert. Mitten im Winter war Marschall Belle-Isle mit den Ueberbleibseln seines Heeres aus Prag [190]) unter großem Ungemach nach Eger entronnen. Von da zog er durch die obere Pfalz gen Frankreich heim. Die Oesterreicher aber hatten ihn bis an die Rad verfolgt, und umringten die baierischen Lande in weitem Halbkreise. Aus Großbritannien kamen Hilfsvölker in die Niederlande, zum Trost der Königin, und reiche Goldsummen in ihren Schatz. Ihre Krieger hatten, vom Glück ermuthigt, die stolze Zuversicht und Haltung wieder gewonnen, welche den Sieg verheißen. Zu Frankfurt wohnte Karl VII, der die Hälfte des habsburgischen Erbes anzusprechen, in unkaiserlicher Demuth, machtlos; mehr

190) Den 16. Christm. 1742.

ein Gegenstand des Mitleids, als der Ehrfurcht. Das Heer desselben, kaum noch sechszehntausend Mann stark, lebte, wie er selber, ohne Muth und Vertrauen. Seckendorf versuchte wohl, die Zahl der Kriegsschaaren zu verdoppeln [191]), es gebrach aber bald an Geld, bald an Waffen, bald an Kleidern und Lebensmitteln. Des Kaisers Sache zu verschlimmern, ward noch der Argwohn des Reichs künstlich gegen ihn aufgeregt. Man vertheilte zu Regensburg Druckschriften des Inhalts: Zu London sei Rede gewesen, Friede zu vermitteln. Der baierische Gesandte daselbst, Freiherr von Haslang, habe vorgeschlagen, man solle Baiern zu einem Königreich erheben; es mit benachbarten Erz- und Hochstiften, die man verweltlichen könne, und mit einzuverleibenden Reichsstädten vergrößern, auf daß die Einnahmen Baierns um sechs Millionen erhöht würden. So könne, ohne Oesterreichs Schaden, auf Unkosten des Reichs Alles unblutig ausgeglichen werden [192]). Solche Gerüchte verbreite-

191) Aufzeichnung aller waffenfähigen Mannschaft von 18 — 20 Jahren. Befehl vom 11. Jänner 1743.

192) Fabri Staatskanzlei 24, 444. Schon im Jahr 1742 war ein solcher „Pacifikationsplan" zur Sprache gebracht, deswegen der Erzbischof von Salzburg den Papst um dessen Verwendung angerufen hatte. (Schreiben des Erzbischofs von Salzburg an Joh. Theodor Bisch. v. Luttich, 5. März 1743. Hdschr.)

ten in Deutschland Unwillen und Sorgen. Mehrere Fürsten und Städte des Reichs wünschten laut, den Zepter des Kaiserthums in der Hand des mächtigen Hauses Hab.burg-Lothringen, lieber wenigstens, als in der Hand eines Fürsten zu sehen, welcher erst durch Umsturz der Verfassungen reich und mächtig zu machen wäre.

Karl VII, durch Maria Theresiens gefährliche Staatsklugheit nicht minder, als durch das Glück ihrer Waffen gebeugt, widersprach stark und genugthuend in offenen Kundmachungen dem verleumderischen Geschrei, ohne es ganz unterdrücken zu können [173]).

Er begab sich darauf von Frankfurt hinwig wieder in das befreite München, voll Ungeduld, sein leidendes Volk zu trösten. Ihn begrüßte unbeschreibliches Frohlocken. Die ewige Liebe der Baiern zu ihrem Fürstenhause loderte bei seinem Anblick auf. Leutseligkeit seines Wesens und Große

193) Er erklärte, Frankfurt am Main 9. März 1743 und noch am 15. Hornung 1744: sich „viel ehender mit Vorbehaltung seiner Rechte, mit seinen auf das Blut ausgesaugt- und im Grund ruinirten Patrimonial-Landen alleinig begnügen zu wollen, als auf einige Secularisation oder sonstige reichsfassungswidrige Beschränkung eines Standes des Reichs (wie gering und von welcher Art solcher auch sein mögte) zu gedenken."

seines Unglücks vermehrten die Begeisterung. So ging er in die Burg seiner Väter ein [194]), unter dem Jauchzen der Entzückten, herrlich, nicht wie ein Ueberwundener, sondern wie ein Sieger.

Aber er überzeugte sich bald und mit Schmerz, daß er weder vermögend sei, die Wunden, an welchen sein Volk blutete, zu heilen, noch, durch Aufbietung größerer Macht, neue zu verhüten. Auch Seckendorf erkannte das Unmögliche. Er begab sich zum Kaiser [195]), der den grauen Kriegsmann mit Wehmuth umarmte, und dessen Rath verlangte. Der Graf stellte den dürftigen Zustand des Heers, die Versiegung aller Hilfsquellen, die Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen dar, und rieth zur Versöhnung mit der Königin von Ungarn. Denn Baiern aus sich allein könne nichts mehr leisten; das Reich unterstühe schlecht und mit Widerwillen; Böheim sei unwiederbringlich verloren; Preussen habe, nachdem es, was es begehrt, empfangen, den Bund verlassen; Frankreich habe nie im Ernst helfen, sondern Oesterreich nur auf fremde Kosten beschäftigen wollen, um sich selber Eroberungen zu machen. Zwar führe der Kaiser den Namen Statthalter des Königs von Frankreich bei dessen Heeren in Deutschland, aber den

194) Am 19. April 1743.
195) Den 28. April.

Befehl und die Macht führe der französische Marschall. So sei das Beste: um jede Bedingung Frieden zu nehmen.

Bei diesen Worten erwachte im Kaiser das stolze Selbstgefühl. Er sprach: „Ich will Frieden; will ihn auch ohne einigen Vortheil; aber nicht mit Schmach. Baiern hat oft schwere Schicksale erfahren; viel durch widerwärtige Verhängnisse eingebüßt; niemals seine Ehre. Diese darf es nicht verlieren. Ich will mich Broglio, dem französischen Marschall, verständigen, und, sobald er geneigt ist, angriffsweise zu gehen, mich an die Spitze der Heere stellen. — Ich will das Letzte für das Letzte wagen.“ — So sprach der Kaiser; und wie er, Törring-Jettenbach, sein Großstaatsbeamter und Vertrauter, ein Mann mit baierischem Herzen. „Böheim ist verloren,“ sprach dieser: „aber noch stehen die Franzosen in der Veste von Eger. Dies ist die Pforte des Königreichs, also immer noch der Eingang in unserer Gewalt. Baiern, Oberpfalz und selbst Salzburg sind vom Feinde leer. Unsere Fahnen wehen wieder an den Schwellen Oesterreichs. Vom Glück und Zufall das Beste hoffen, ist Unbesonnenheit; aber das Böseste von ihm fürchten, weibischer Kleinmuth; Ehre über Alles.“

Mit Broglio, dem französischen Marschall, und dem Fürsten Conti ward, nach dieser Unter-

redung, Raths gepflogen wegen Eröffnung des Feldzugs. Es geschah auf dem Schlosse Wolnzach [196]). Der Kaiser selbst war zugegen. Er drang auf Angriff der feindlichen Stellung bei Schärding; auf engere Verbindung des französischen und baierischen Heers. Sein Bemühen blieb fruchtlos. Broglio zeigte auf sein Fußvolk, von Noth und Krankheiten des Herbstes und Winters so furchtbar geschwächt, daß zwanzigtausend Neugeworbene, die vom Rhein kommen sollten, kaum die entstandenen Lücken ausfüllen konnten. Auch beklagte er, ohne Befehle seines Hofes den Krieg nicht angriffsweise führen zu können.

Während man noch berieth, andere Entwürfe spann und Boten nach Paris schickte, brachen die Oesterreicher schon aus ihren Winterlagern auf, und gingen bei Schärding und Riedenburg über den Inn, gegen Simbach und Braunau. Minuzzi befestigte hier noch den Kern der baierischen Macht, kaum achttausend stark. Die Stirnseite seines Lagers deckte zum Theil ein breiter Wassergraben mit steilen Ufern; den rechten Flügel die Veste Braunau, den linken aber geringes Schanzenwerk. Nur eine schwache Kette zerstreuter französischer Besatzungen zu Thann, Eggenfelden, Pfarrkirchen, Griesbach verband diese Stellung

196) Am 17. Mai.

mit der franzöſiſchen Hauptmacht. Es ſtand Fürſt Conti mit zwölftauſend Franzoſen bei Landau.

Graf Khevenhüller ward ſeines Vortheils bald inne. Durchbrach er jene Kette, hatt' er die Baiern vereinzelt und umgangen. Weder Conti, noch Sekkendorf, der bei Landshut ſtand, nahmen Bedacht, jene Verbindung zu ſtärken[197]). Alſo ließ Khevenhüller jählings, was zu Griesbach und Pfarrkirchen war, überfallen und aufheben. Nun flohen, ohne den Feind zu erwarten, die zu Thann und Eggenfelden nach Landau, wo Conti alsbald, ohne Rückſicht auf Minuzzi, über die Iſar zurückzog. Fürſt Karl von Lothringen, mit achtundvierzig Schlachthaufen und neun Reiterſchaaren, drang inzwiſchen gegen das Lager bei Simbach an, nachdem vor demſelben die baieriſchen Schanzen bei einer Dorfkirche erſtürmt waren. Auf großen Umwegen wandte ſich eine andere Abtheilung des Heers gegen Minuzzi's ſchlechtbewahrten linken Flügel. So war ſeine Stellung umgangen.

197) In Sekkendorfs Lebensbeſchreibung wird bei dieſer Gelegenheit Conti, und mit Recht, angeklagt, welcher Alles unterließ, ſeine Verknüpfung mit Minuzzi ſicherzuſtellen, ungeachtet ihn Sekkendorf gewarnt hatte; aber Sekkendorf wird dadurch nicht entſchuldigt, daß er, bei Landshut müßig, das nicht that, was Conti verſäumte.

Minuzzi hatte von Sekkendorf Befehl, gegen Landshut zurückzuziehen, sobald er ohne Verbindung mit Conti sein würde. Aber in der Begierde, sich durch ein Wagstück auszuzeichnen, dem vielleicht das Glück die Krone schenkte, achtete er weder des Befehls, noch der dreifachen Uebermacht des Feindes. So begann am neunten Maitag des siebenzehnhundert dreiundvierzigsten Jahres das mörderische Treffen[198]). Die Tapferkeit der Baiern blieb ohne Glück und Ruhm. Zwischen zwei Feuer gerathen, wurden die Glieder zerrissen, zersprengt. Viele retteten sich unter das Geschütz von Braunau, andere nach Burghausen. Minuzzi selbst mit einigen seiner Feld-

198) König Friedrich II. sagte: Les Bavarois s'enfuirent sans s'être défendus. Er hatte dies von einigen Preussen gehört, die unter den Oesterreichern, als Freiwillige, gedient hatten, und mithin der Baiern Freunde nicht waren. (Hist. de mon temps chap. 8.) Inzwischen waren doch der Getödteten und Verwundeten auf Seite der Baiern bei 3000; selbst Minuzzi war in Lebensgefahr. Der Verlust der Oesterreicher betrug, nach eigenen Angaben, einige hundert Mann. Hist. gen. Nachrichten 42, 560 ff. Gesch. und Thaten d. K. v. Ungarn 2, 99 ff. In Sekkendorfs Lebensbeschreibung wird der österreichische Verlust auf 1000 Mann geschätzt.

herren und Obersten gerieth in Gefangenschaft. Darauf umlagerten die Sieger Braunau, welches, mit neuen Werken befestigt[199]), der Fürst von Hildburghausen vertheidigte; nahmen links Mühldorf und Wasserburg; rechts drangen sie gegen Dingolfing und Landau. Dingolfing, von den Franzosen mit dreifachen Schanzenreihen umgeben, ward erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt. Die vertriebene Besatzung zündete die Isarbrücken hinter sich an. Gleiches Schicksal hatte Landau. Es legten die Franzosen Feuer in die untere Stadt, und begaben sich in die obere, als besser zur Vertheidigung gelegen. Aber verfolgt vom schweren Geschütz des Fürsten von Lothringen, liessen sie auch hier die Wohnungen in Flammen aufodern, und flüchteten in nächtlicher Dunkelheit über den Isarstrom. Bald fiel auch Deggendorf[200]). Die Stadt ist auf der einen Seite von Hügeln umgürtet, auf der andern durch eine kleine Ebene vom Donaustrom getrennt. Die Franzosen hatten alle Höhen mit Schanzen bedeckt, mit Wällen unter sich verbunden; die Ebene durch Wasserleitungen aus der Donau überschwemmt. Hier befehligte Fürst

199) Unterm 7. Horn. 1743 ging der Befehl aus, Geld und Arbeiter nach Braunau zu liefern.

200) Am 27. Mai.

Galam und den Umgegenden vier junge Negerfürsten in die Schule. Auch eine Schule für Mädchen besteht zu St. Louis auf diese Art.

In der Sierra Leona sind, wie sich erwarten ließ, von den wohlthätigen Briten sämmtliche Unterrichtsanstalten für das Volk nach der verbesserten Weise eingerichtet.

Zu Paris wurden zwei junge Leute von der Insel Madagascar im gegenseitigen Unterricht unterwiesen. Sie sind, nebst einem andern Lehrer, durch die französische Regierung dahin zurückgeschickt. Noch später befanden sich einige junge Madegassen zu Paris. Der junge Mandihit-Sara, Sohn eines der mächtigsten Fürsten von Madagascar, und der junge Fürst Berora von da, haben vermittelst des gegenseitigen Unterrichts ausserordentlich rasche Fortschritte in den Elementarkenntnissen gemacht. Sie bringen die Mittel, durch welche sie ihre erste wissenschaftliche Bildung erhielten, ihren Heimathen.

Zu Alexandrien in Aegypten wurden, den neuesten Nachrichten zufolge, ebenfalls Schulen nach Bell-Lancasters Art angelegt.

In Asien.

Während der vereinfachte Jugendunterricht sich an den Mündungen des Nil, des Senegal,

Conti selber. Seine Gegenwart rettete die Stadt nicht. Ihre Thore wurden eingehauen. Was nicht daraus entkam, fiel unter der Schärfe des Schwerdtes. Die weichenden Franzosen, nachdem sie das Städtlein hinter sich angezündet, fochten und zogen von Schanzen zu Schanzen zurück ans andere Donauufer.

Was geschehen war, hatte Seckendorf lange geweissagt, ohne dem Unglück wehren zu können. Marschall Broglio blieb gelassen bei diesen Ereignissen zu Straubing; der Graf von Sachsen zu Stadt am Hof. Keiner beklagte die Unfälle, oder begegnete den kunftigen. Jeder schien mit vergnügter Eifersucht die Niederlagen des Andern zu erwarten und zu begünstigen, und schrieb künstliche Selbstentschuldigungen, oder Anklagen gegen die Deutschen an seinen Hof. Als nun die Macht der Oesterreicher immer gewaltiger von beiden Seiten an der Donau hinaufdrängte, wandten sich die Feldherren Frankreichs mit einer Eil aus Baiern, die an Flucht grenzte.

Kaiser Karl VII, Zuschauer dieses trauervollen, unerklärlichen Spiels, versank in großen Kummer, und schien lange ungewiß, ob er das Opfer der stolzen Marschalle oder des ränkereichen Hofes von Versailles sei. Die geringe Macht, welche Seckendorf führte, konnte sich, da rechts und links die Franzosen wichen, im Angesicht des

Feindes nicht behaupten. Es waren kaum neuntausend Mann übrig. Anfänglich hatten sie bei Ebersberg und Erding, dann zwischen Mosburg und Landshut Lager geschlagen, als wollten sie München decken; endlich unter den Wällen von Ingolstadt Sicherheit gesucht, um nicht von den Feinden umschlungen zu werden. Denn diese schwärmten in ungezählten Schaaren vom Inn daher, aus den tirolischen Bergschluchten hervor, aus den böhmischen Wäldern herab. Ein feindlicher Oberst berannte München mit leichten Geschwadern von Husaren und Likanern, und der Stadtrath überreichte ihm zitternd die Schlüssel[201]). Der Kaiser hatte schon wenige Tage zuvor seine Hauptstadt verlassen und nach Augsburg Zuflucht genommen[202]). Nur die Herzogin Leopoldine Eleonore von Baiern war zurückgeblieben, Schutzengel einer schönen Stadt gegen Zerstörungswuth von Barbaren zu sein[203]).

201) Den 12. Brachm. Eine Besatzung von mehr denn 1000 Mann vermischter Kriegsvölker, Franzosen, Baiern, Hessen, ward kriegsgefangen, und großer Vorrath von Stroh, Mehl und Heu des Eroberers Beute.

202) Am 8 Brachm.

203) In der That wurde ihrentwillen nur geregeltes Kriegsvolk in die Stadt gelegt; die Likaner muß-

Es waren seit Eröffnung des neuen Feldzuges kaum fünf Wochen verstrichen, und schon das obere und niedere Baiern, bis auf wenige feste Plätze, und die ganze Pfalz im Nordgau verloren. Marschall Broglio, um das Schicksal dieser Länder wenig bekümmert, verließ sie und eilte unaufhaltsam dem Rheine zu, ganz Deutschland zu räumen. Er kündigte solches, als Befehl seines Königes, dem Kaiser an. Dieser erwiederte mit Zorn und Schmerz: „Ihr völliger Rückzug und der Grund zu demselben befremdet mich, während in eben diesen Augenblicken Ihr König und Herr mir meldet, daß er die Ehre seiner Krone an die meinige binde, und mich, seinen Verwandten und Freund, nie verlassen werde. So bleibt mir denn keine Zuflucht, als der Edelmuth meiner Feinde. Einst aber werd' ich auch, ich hoff es, Ihrem Könige die Augen öffnen. Und tausend Köpfe, wie der eines Marschalls von

---

ten aufs Land. Als nachher Bärnklau selber nach München kam, versprach er der Herzogin, zwei Stunden in der Runde um die Hauptstadt strenge Mannszucht zu halten. Leopoldine Eleonore, geb. den 22. Weinm. 1791, war des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg Tochter, und Schwester von der Gemahlin Herzog Ferdinand Maria's, des Bruders Karl Albrechts.

Broglio, sollen nicht vermögend sein, den Verlust zweier Königreiche und zweier Heere zu verantworten, um die er seinen Gebieter und mich gebracht hat“ [204]).

Er verließ Augsburg. Schon sah man die Ungarn am Lech. Er begab sich nach Frankfurt [205]). Doch versammelte er vor der Abreise noch einmal den Kriegsrath um sich. Er sprach vom Unglück des Vaterlandes, und der Doppelzüngigkeit französischer Staatskunst, deren Richtung ein Hauch des Augenblicks kehrt, und deren öffentliche Befehle an die Feldherren von geheimen Weisungen widersprochen würden. Es war Frage, welchen Weg der Rettung in so verzweiflungsvoller Verlassenheit wählen? Man beschloß, zur Schonung des Staates und des Heeres, den feindlichen Befehlshabern Waffenstillstand anzubieten.

Sekkendorf eilte, sich des demüthigenden Auftrags zu entladen. Zu Niederschönfeld fand er die obersten Feldherren der Königin von Ungarn. Er verhieß ihnen, die noch von Fraß-

204) Das Schreiben ist in mehrern gleichzeitigen Werken abgedruckt. Broglio's stolze Erwiederung beweiset, daß er nicht ohne höhern Befehl verfahren habe.

205) Den 28. Brachm.

zosen und Baiern besetzten Festungen zu räumen, wenn man das Kriegsvolk des Kaisers als ein dem gegenwärtigen Kriege fremdes Reichsheer betrachten und unangefochten lassen wolle. Fürst Karl von Lothringen nahm die angebotene Uebergabe von Ingolstadt, Braunau, Straubing und Reichenhall an; wegen des Uebrigen war der Entscheid der Königin von Ungarn zu erwarten. Diese sprach: „Sie führe keinen Krieg gegen das Oberhaupt des Reichs; als solches habe sie den Kurfürsten von Baiern nie erkannt. Sie möge also wohl gestatten, daß er und sein Kriegsvolk sich auf Reichsgebiet zurückzögen, aber in Baiern würde sie beide angreifen lassen, wo sie sich zeigten."

Die Trümmer des baierischen Heers wurden bei Memming zusammengezogen. Es waren zwölftausend Mann, mit Inbegriff aller noch aus den übergebenen Festungen genommenen Besatzungen. Hier und in andern Gegenden Schwabens und Frankens und am Rhein zerstreut, blieben sie den ganzen Sommer, als verachtete und müßige Zuschauer des Kriegs. Nur dreitausend Franzosen behaupteten noch, verbunden mit vierhundert Baiern, den Besitz von Ingolstadt, so lange bis ihnen die letzte Hoffnung des Entsatzes verschwand[205]).

205) Weil der Wiener Hof die Besetzung von Ingolstadt durch die Baiern nicht hatte gestatten wollen,

Dem fliehenden Broglio aber eilte der Fürst von Lothringen mit Maria Theresiens siegreichen Fahnen zum Rhein nach. Bärnklau hielt Baiern mit zwanzigtausend Mann im Zaum. Da hauseten die wilden Völker mit grausamer Willkühr und rohem Uebermuth in Städten, Klöstern und Dörfern. Wo ihnen einst beim Rückzug Uebels geschehen war, nahmen sie nun unmenschliche Rache. Auch Rosenheim gerieth in Gefahr, von den Panduren in Asche verwandelt zu werden, weil hier zweihundert der Ihrigen den Herbst zuvor in baierische Gefangenschaft gefallen waren. Schon standen sie fertig, die Mordfackeln anzuzünden. Der Befehl war gegeben. Weiber, Männer, Kinder flohen bleich und zitternd aus Häusern und Gassen. Da trat Vater Romedius, Oberer der Kapuziner, in ehrwürdiger Gestalt, vor den Hauptmann der Panduren, Georg von Schlangen. Er wies auf dieses Volkes

---

waren die Franzosen, vom Grafen Granville befehligt, darin geblieben, und sie vertheidigten sich gegen Bärnklau, der sie mit 16,000 Mann belagerte, bis zum 31. August. Dann machten sie den Vertrag, wenn Frankreich nicht bis 1. Weinm. Ersatz brächte, die Festung zu übergeben. Der Tag kam; der Entsatz nicht. Also zogen sie aus der Stadt.

Elend und Unschuld; auf die Heiligkeit der Tempel des Herrn; auf die Rache des ewigen Vergelters. Bei den Worten des Gottesboten erschrack des Hauptmanns Herz, und Rosenheim ward gerettet.

Die Ausschweifungen der Kriegsknechte und ihrer Hauptleute währten noch fort, auch als zu München eine österreichische Verwaltung Baierns und der obern Pfalz angeordnet ward. Johann Anton, Graf von Goes, Freiherr auf Karlsberg und Moosburg, erschien an der Spitze der Verwaltung[207]). Landstände und gesammte Unterthanen mußten der Königin von Ungarn den Eid des Gehorsams und der Treue ablegen. Karl VII verwahrte in feierlichen Kundmachungen seine Rechte, und mahnte seine Unterthanen ab, in feindlichen Dienst zu gehen[208]). Des Siegers Gewalt verspottete die Ohnmacht des Ueberwundenen, und machte treue Anhänglichkeit des Bürgers an den Landesfürsten zum todeswerthen Verbrechen[209]). Verträge, unter welchen

207) Kundthuung derselben unterm 16. Aug. 1743.

208) Frankfurt am Main den 22. Aug.

209) Ein Buchdrucker zu Stadt am Hof, welcher die Rechtsverwahrung Karls VII abgedruckt hatte, wurde von den Oesterreichern verurtheilt, auf öffentlichem Markt gehenkt zu werden.

Städte beim Abzug ihrer Besatzungen übergeben waren, wurden hohnlachend zerrissen; und zwischen dem Jammer ausgeplünderter Menschen und bleicher Hungergestalten über dem Schutt ihrer Wohnungen, scholl das Jubelgeschrei des schwelgenden Feindes bei seinen Zechgelagen und Gastmahlen [240]).

10.

Frankfurter Verein. Wiedereroberung Baierns. Kaiser Karls VII Tod.

Im J. 1744, 1745.

Geziert mit der ersten Krone der abendländischen Christenheit, führte Karl VII unterdessen zu Frankfurt ein trauerreiches Leben. Er wohnte, halb vergessen von der Welt, in der Stille seines Palastes, ohne Freunde, ohne Feinde. Der Glanz seiner Würde vermehrte nur das Mit'leiden, so wie der Anblick seines unthätigen Heers, an welchem die Sieger verächtlich hinzogen, den Spott. Das wechselnde Glück der Schlachten schien den Mann nicht mehr zu berühren, von dem oder für welchen der große Krieg des halben Welttheils

240) Als die Abgeordneten der österreichischen Verwaltung nach Straubing kamen, die Huldigung der Stände einzunehmen, kostete der Schmaus beim Jeße 1705 fl. 28 kr. 3 pf. Muffinan S. 169.

angehoben war. Er blieb in seiner eigenen Sache ohne Stimme, ohne Recht, ohne Antheil. Er hatte der Königin von Ungarn Versöhnung und das Opfer aller seiner Ansprüche gegen billige Entschädigung erbieten lassen, aber zur Antwort empfangen: Man werde ihm höchstens sein Erbland und den Kaisertitel bewilligen, wenn er vollen Ersatz der Kriegskosten gewähren, und den Bund mit Frankreich fahren lassen würde. So gering achtete ihn Maria Theresia, daß sie zu Frankfurt unter seinen Augen begehren ließ, seine Erwählung zum Kaiserthum ungültig zu erklären. So ohnmächtig war er, daß er den wider seinen Willen erkornen neuen Erzkanzler nicht einmal hindern konnte, solch einen kränkenden Antrag den Reichsverhandlungen einzuverleiben.

Dieser Stolz der Königin verschloß sein Herz auf immer gegen sie. Als daher sein Bruder, der Kurfürst von Koln, unzufrieden gegen Frankreich, im Begriff stand, mit den Seemächten zu Gunsten Oesterreichs Verträge einzugehen, und nach Frankfurt kam, ihn zur Nachfolge zu bereden: fuhr er denselben zornig an, und entließ ihn mit harten Worten[211]). Er sandte den alten Feldmarschall

211) Klemens August blieb in unfreundlichen Verhältnissen mit seinem kaiserlichen Bruder, bis an dessen Tod, wie man aus den eigenhandigen Briefen des

Seckendorf aus, nach Dresden und Berlin, um Gunst und Beistand dieser Höfe zu werben. Dresden ließ ihn ohne Trost und Hoffnung. Denn der Kurfürst von Sachsen, geschreckt durch Oesterreichs Waffenglück, oder durch Preussens Vergrößerung in Schlesien, hatte sich schon der siegreichen Königin von Ungarn durch Bündnisse zugethan[212]).

Eben diese Bündnisse aber hatten zu Berlin neuen Argwohn gegen Wien angefacht, oder den alten verstärkt. König Friedrich, welcher nie schönen Worten überwundener Feinde traute, kannte Maria Thereiens Verdruß zu wohl um das verlorene Schlesien, und ihre Begierde zum Wiedergewinn desselben. Ihre künftigen Absichten hatte sie schon in den Verträgen mit England und Sachsen zu Worms und Warschau schlecht verhehlt[213]). Die Fortschritte ihrer Waffen am Rhein und in Italien; ihre Bemühungen, sich noch die Mächte des Nordens, zumal Rußland, zu gewinnen, mahnten den König, eigener Sicherheit nicht zu vergessen. So empfing er den Mar-

---

kaiserl. Gesandten am Kölner Hofe, Freih. von Neuhaus, ersieht.

212) In den Verträgen vom 20. Christm. 1743 und 13. Mai 1744.

213) Hist. de mon temps S. 224 ff.

der Gambia und an der Südspitze Afrika's fortpflanzt, gewinnt er in seiner ersten Heimath und Wiege zwischen Indus und Ganges immer festere Begründung. Aber bis jetzt ist er im asiatischen Welttheil wirklich auch nur auf diese Gegenden beschränkt geblieben, wenn wir die ersten Schulen Sibiriens ausnehmen.

Die Verbindung edelsinniger Privatmänner zu Calcutta, welche seit dem Jahre 1814, als eine Privatgesellschaft zur Beförderung der Volksbildung durch Schulen, thätig sind, hat sich längst eine Bürgerkrone um die verwaiſete Menschheit ihrer Gegenden verdient. Sie ist, und solches scheint der Beachtung im hohen Grade werth, zur Hälfte aus eingebornen Hindus bestehend, und zwei ihrer Geheimschreiber sind geborne Hindus. Wir wollen von ihrer anerkannten Wirksamkeit in Verbesserung von mehr denn zweihundert Schulen nichts, und nichts von der mit ihr im Guten wetteifernden Schulgesellschaft von Bambay sagen, um unsere Leser nicht mit der Masse von Einzelnheiten zu ermüden. Aber einen schönen Zug zur Geschichte der Menschheit müssen wir ausheben.

Es ist Herkommen, Gesetz und Uebung der Hindus, daß das weibliche Geschlecht von aller eigentlich wissenschaftlichen Bildung ausgeschlossen ist. Nie betritt das Mädchen eine Schule. Es hat

schaft Seckendorf mit nicht ungünstigen Aeusserungen. Bald gingen diese wirklich wieder in engere Verbindung mit Frankreich, mit dem verlassenen Kaiser, und andern Fürsten über, welche Oesterreichs Uebermacht oder Frankreichs Rache scheuten.

Nachdem der preussische König sein Einverständniß mit dem Hof zu Versailles befestigt hatte, schloß er zu Frankfurt am Main mit Karl VII, mit Karl Theodor, dem jungen Kurfürsten von der rheinischen Pfalz, und dem König Friedrich von Schweden, als Landgrafen von Hessen, einen Verein[214]). Der Zweck desselben war angeblich Aufrechthaltung gesammten römischen Reichs in wohlhergebrachter Verfassung; Herstellung des Friedens in Deutschland, und Erhaltung kaiserlicher Würd' und Macht. Darum sollte vom Wiener Hofe vor allen Dingen Anerkennung Karls VII, als Oberhaupt des Reichs, Auslieferung gesammter Reichsurkundenschaft, und Zurückstellung der feindlich besetzten Lande Baiern verlangt, dann getrachtet werden, den Streit um die österreichische Erbfolge durch sämmtliche Stände des Reichs gütlich zu vermitteln oder richterlich zu entscheiden. Die vereinten Höfe gelobten inzwischen gegenseitigen Schutz ihres gegenwärtigen

214) Am 22. Mai 1744. Fabri Staatskanzlei 36, 2 ff.

Besitzthums, und gestatteten allen übrigen Fürsten freien Zutritt in ihren Bund.

Wie friedlich und gerecht der Buchstabe dieses Vereinigungs-Vertrages lautete, welchem Frankreich willig beitrat[215]), war doch der Geist derjenigen kriegerisch, welche sich in ihm verbanden. Es war noch einmal auf Demüthigung Oesterreichs abgesehen. Preussen waffnete. Ludwig XV vermehrte seine Macht am Rhein, und ließ alles unter seinen Fahnen dienende deutsche Kriegsvolk zum Heere Karls VII stoßen. Dieses versammelte Marschall Sekkendorf wieder aus den zerstreuten Lagerplätzen eifrig hinter den Verschanzungen bei der Veste Philipsburg. Es zählte gegen sechszehntausend Mann. Doch gebrach es ihm an den ersten Nothwendigkeiten. Der Kaiser hatte kaum Geld genug, die Bedürfnisse seiner Hofhaltung zu befriedigen. Frankreich pflegte die bundesmäßig zugesagten Hilfsgelder sehr unrichtig zu senden. Das Reich leistete seinem Oberhaupt nur kärgliche Aushilfe. Die Gesandten am Reichstag verloren sich lieber in langweiligen und endlosen Berathungen über Gestattung einiger Römermonate, oder über Versorgung der Reichsvesten mit Lebensmitteln, als daß sie zur That

215) Unterm 2. Brachm. 1744. Wenk's Codex juris gentium 2, 163.

schritten. Eifriger, als um des Reichs Wohlfahrt und Ruhm, hatten hier altfürstliche und kurfürstliche Gesandten um Gleichheit des Titels gezankt, oder gräfliche oder fürstliche Gesandschaften, weil jene, wie diese, mit sechs Rossen auffahren und Hochgeboren heißen wollten[216]). Sekkendorf, Oberfeldherr des erhabensten und ärmsten Herrschers in Europa, rieth daher demselben, alle seine Kleinodien zu verpfänden, um dem murrenden Kriegsvolk zahlen zu können.

Mittlerweile eröffnete Fürst Karl von Lothringen an der Spitze der österreichischen Heereskraft, den vierten Feldzug. Er schonte nun des kaiserlichen Kriegsvolkes nicht länger, weil es aus Frankreich Unterhalt bezog und öffentlich von französischen Vollmächtigen gemustert wurde. Er ging über den Rhein und drang gegen die Städte des Elsaß. Da brach der Preußen Friedrich plötzlich auf, mit hunderttausend Mann nach Böheim, um größere Gefahr von seinen Bundesgenossen abzuwenden[217]). Das plötzliche Erscheinen

216) Der Kaiser hatte ihnen endlich den Titel Hoch- und Wohlgeboren durch einen Hofbeichluß vom 27. August 1743 gegeben.

217) Am 8. August hatte er den Frankfurter Verein erst bestätigt; am 13. stand sein Volk schon an der böhmischen Grenze.

des königlichen Helden, die Stärke und Eil seines Heerzugs machten den Wiener Hof zittern. Fürst Karl wurde eiligst vom Elsaß heimberufen, das schwerbedräute Königreich zu schirmen. Dieser gewandte und kühne Feldherr vollbrachte den Rückzug keck im Angesicht seiner Feinde. Sekkendorf beschwor vergebens die Heerführer Ludwigs XV, den Marschall von Coigny, den Herzog von Noailles, vereinigt mit ihm, den Fürsten anzugreifen. Sie hüteten sich dessen wohl. Die Untüchtigkeit dieser Männer brachte dem Fürsten von Lothringen so viel Ruhm, als seine kluge Entschlossenheit. Er schritt unangefochten und stolz durch's deutsche Land gen Böheim, während die französische Hauptmacht vor den Mauern von Freiburg im Breisgau müßig lagerte, und Ritter Belle-Isle zwölftausend Franzosen, unter dem Namen des kaiserlichen Huldigungsheeres, nach Konstanz und in die Waldstädte am Oberrhein umher führte.

Sekkendorf, an der Spitze von zwanzig Schlachthaufen und acht Geschwadern, folgte dem überlegenen und furchtbaren Feind sehr langsam, in gemessenen Schritten. An allem, was zur Führung des Krieges gehört, mehr oder minder entblößt, kaum mit nöthigem Geschütz versehen, begnügte er sich, ohne Gefahr dem verlassenen Baiern näher zu kommen. Es ward Herbst, eh' er die

Grenzen desselben bei Hochstädt erreichte. Hier hatte der Fürst von Lothringen den Feldherrn Bärnklau mit einem schwachen Heerhaufen zurückgelassen. Derselbe hielt die obere Pfalz brandschatzend besetzt, und warf sich bei Rain dem kaiserlichen Kriegsvolk beherzt entgegen. In Donauwörth wachten die Ungarn. — Sekkendorf aber, durch die Schlachthaufen der Pfälzer und Hessen zu vierzigtausend Mann erwachsen, befahl dem Fürsten von Hildburghausen, Donauwörth zu überrumpeln, um beider Donauufer Herr zu werden.

Hildburghausen rückte gegen die Stadt. Der verwegene Parteigänger Gschray schlich in der Dunkelheit eines Herbstmorgens [218]) zum Pfahlwerk, riß es nieder, und brach mit den Baiern fechtend in die Stadt ein, wo die Ungarn, noch schlaftrunken, nur verworrenen und vergeblichen Widerstand leisteten. Sie flohen aus dem Thor, hinter einem Graben neue Vertheidigung zu beginnen, nachdem sie die Brücke hinter sich angezündet hatten. Die Baiern stürzten ihnen über die brennenden Balken nach und fingen oder tödteten die Vertriebenen. So war die Bahn gebrochen zum Lech. Sekkendorf ging über den Strom; schnell von Friedberg bis Dachau. Aus

---

218) Am 2. des Weinmondes. Hist. gen. Nachr. 72, 1048.

München flüchtete die öſterreichiſche Landesverwaltung [219]) zu Bärnklau, welcher, unfähig mit zwölftauſend Streitern das Land zu behaupten, der überlegenen Stärke ſeines Feindes auswich.

Dieſe glücklichen Fortſchritte der Franzoſen und Baiern waren die Frucht von König Friedrichs Zug nach Böheim geweſen. Aber ihm ward von den Bundesgenoſſen übel gedankt. Denn die Heerführer Ludwigs XV, zufrieden, Elſaß und ſich ſelber gerettet zu ſehen, gaben die Preuſſen der vereinten Macht des Feindes und ihrem Schickſale preis, während ſie ſich mit unnöthigen Belagerungen, Zügen und Siegesgepränge unterhielten. Fürſt Karl erreichte Böheim. Zwanzigtauſend Sachſen ſtießen da zu ihm. Allgemeines Aufgebot erging durch Ungarn. Friedrich ward gezwungen, Böheim zu verlaſſen, um Schleſien zu retten [220]).

Während des großen Umſchwungs der Kriegsſchickſale war Karl VII zu Frankfurt von einer ſchweren Krankheit geneſen. Gichtbeſchwerde und Blutſturz hatten ihn ſchon dem Grabe nahe gebracht. Kaum aber war ihm die frohe Botſchaft

219) Den 12. Weinmonds 1744.

220) Darüber empört, ſchrieb der König an Seckendorf: Je ne demande plus, s'il y a des Français ou des Impériaux au monde, car je n'attends rien de vous. Arettins Nachrichten zur baier. Geſch. 1, 365.

vom Vordringen seines Kriegsvolks in Baiern geschehen, verließ er mit Ungeduld Frankfurt, die Stadt seiner Zuflucht [221]), und eilt' er gen Augsburg, von da nach München [222]). Er hielt feierlichen Einzug zu Pferde, mit großem Gepränge. Feierlicher aber, denn alles, war der Ausdruck reiner, in allem Elend der Zeit nur höher gewordener Liebe von Männern, Weibern und Kindern, die ihn mit Freudengeschrei und Thränen umringten, wie einen wiedergefundenen, lange verlornen Vater. In allen Tempeln scholl aus tausend bewegten Herzen das „Herr Gott, dich loben wir!" mit Andrunst zum Himmel.

Fechtend und langsam, alles verwüstend, zog Feldherr Bärnklau aus den baierischen Städten zurück. Als Straubing von seiner Besatzung verlassen wurde, sprengte sie die alten Festungswerke, diese rühmlichen, oft blutgefärbten Zeugen bürgerlicher Tapferkeit in die Luft [223]). Seckendorf folgte rächend bis Vilshofen. Der Fürst von Hildburghausen nahm mit stürmender Faust Burghausen. Die Besatzung von drei-

222) Am 17. Weinm. 1744.

223) Am 23. Weinm.

213) Am 10. Weinm. Kaiser Karl VII beehrte die Stadt mit einer goldenen Schaumünze für ihre Treue. Mussinan S. 169.

zehnhundert Mann wurde theils niedergehauen, theils in die Wellen der Salza gestürzt, theils gefangen. Es erscholl allgemeines Aufgebot an das Landvolk, zur Vertreibung der Oesterreicher von baierischer Erde [224]). Da stand es in wilder Rachemannigfach bewaffnet, auf; überfiel die feindlichen Nachtrabe; jagte ihnen großen Raub ab; drang in ungeordneten Haufen auf Reichenhall, und eroberte es, ehe es jedoch behaupten zu können.

So war Baiern abermals aus Maria Theresia's Waffengewalt befreit. Nur Ingolstadt noch, auch Schärding und Braunau, blieben feindlich besetzt. Die Oesterreicher zogen in fester Stellung zwischen Braunau und Passau, unter Grafen Bathiani's Befehl zusammen, Verstärkungen zu erwarten, und mit dem wiederkehrenden Frühling hervorbrechen zu können. Auch Seckendorf führte sein Heer mit Anbeginn der rauhen Jahrszeit in die Winterlager. Des erschöpften Landes zu schonen, wurden die Kriegsvölker weit umher verlegt. Dasselbe geschah auch in der Oberpfalz, wo sich die Baiern, nebst den Franzosen, unter Befehl des Grafen von Segur, ausgebreitet hatten.

Dies gethan, trat der greise Seckendorf zum Kaiser, und legte in dessen Hand verdrossen

224) Den 26. Weinm. 1741.

den Heerbefehl nieder. Denn ihn ſchmerzte, ſich von allen Seiten verkannt zu ſehen. Die franzöſiſchen Feldherren hatten mit ihm, als wär' er gegen Frankreich übelgeſinnt, faſt alle Gemeinſchaft aufgehoben. König Friedrich von Preuſſen verachtet ihn, als einen ſeiner Stellung nicht gewachſenen Mann. Denn Friedrich verzieh nie, daß er in Böheim ohne Unterſtützung gelaſſen worden; und dieſen Unwillen mochte ſein Geſandter am Pariſer Hofe, Graf von Schmettau, durch perſönlichen Haß gegen den kaiſerlichen Oberbefehlhaber, erhöht haben[225]). Darum legte Sekkendorf einen Heerbefehl ab, in welchem er fürchtete, ſeinem Herrn durch alle Siege nicht ſo viel Vortheil, als durch Argwohn oder Unzufriedenheit des Bundesgenoſſen Schaden zu bringen. Doch Karl VII verkannte den treuen und einſichtvollen Mann nicht. Er erfüllte zwar des grauen Kriegers Bitte; behielt ihn jedoch an ſeiner Seite, als Freund, welcher in ſchweren Stunden immer Rath oder Troſt hatte. Der Kaiſer verzweifelte aber an der wiederkehrenden Huld des Schickſals täglich mehr. Der ſtandhafte Haß ſeiner unverſöhnlichen

225) Von Schmettau's Empfindlichkeit gegen Sekkendorf findet man im Leben des letztern öftere und unverkennbare Spuren. Aretins Nachr. zur baier. Geſch. 1.

Gegnerin in Wien, die Selbſucht ſeiner Freunde und Bundesgenoſſen hatten einen Geiſt gebeugt, der, niemals ſtark und heldenmäßig, nun auch von den Leiden eines krankhaften Körpers niedergezogen ward, ohne ſich wieder aufrichten zu können. „Mich wird das Unglück nicht verlaſſen, bis ich es verlaſſe!“ ſagte Karl Albrecht vielmals zu den Seinigen. Seine Kräfte ſchwanden ſichtbarlich. Seit einem Jahre war nur noch Milch faſt ſeine einzige Nahrung geblieben.

Die Königin von Ungarn hatte inzwiſchen, durch Großbritanniens Fürwort bewogen, ausgeſprochen, daß der Kaiſer und ſein Hof zu München nichts von ihren Heeren zu befahren habe, auch wenn ihre Waffen wieder ſiegreich vordringen würden. Um ſo furchtloſer kam nach die Erklärung die Kaiſerin mit ihren Töchtern von Frankfurt zur Pflege des Gemahls und Vaters[316]). Desgleichen begab ſich der Reichshofrath nach München.

Jene beruhigende Zuſicherung der Königin von Ungarn ward bald um ſo wichtiger, da die Oeſterreicher wirklich, nach geſammelten Kräften, ohne Winterraſt zu machen, wieder auf den Kampfplatz

316) Sie hielt am 17. Chriſtm. feierlichen Einzug in München.

seine Bestimmung mit Befriedigung des Geschlechtstriebes, erster Pflege des Kindes und Bedienung des Mannes auf Erden erfüllt. — Die britische Schulgesellschaft in London hat, um auch an den Ufern des Ganges das weibliche Geschlecht einer höhern Gesittung fähig und seiner menschlichen Würde werther zu machen, angefangen, Mädchenschulen für Hindus im ganzen Umfange des britischen Indiens zu errichten. Ein britisches Frauenzimmer von großem Verdienste ward von der Londner Gesellschaft ausersehen, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen und inländische Lehrerinnen im gegenseitigen Unterricht zu bilden. Es nahm dasselbe den Ruf an und ging nach Ostindien.

In Amerika.

Ehe denn ein Jahrhundert vergeht, wird dieser Welttheil der Nebenbuhler Europa's in Wissenschaft, Handel, Gesittung und Macht sein. Denn in jenen freien, naturgemäßen Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft, wo das, was des Staates ist, streng und vernünftig geschieden ist von dem, was Gottes und der Menschheit ist, kann, ungehemmt von den Fesseln alterthümlicher Gewöhnung, der Mensch sich in allen seinen Vermögen entfalten; er darf ungestraft vernünftig, und unverspottet edelmüthig sein.

traten. Bärnklau rückte von Passau über Deggendorf und Stadt am Hof in die obere Pfalz; griff Franzosen und Baiern daselbst an, und drängte sie zurück, während Feldherr Thüngen aus Böheim mit starken Heerhaufen über Pfreimt und Hirschau nach Amberg ging. Graf Segur war gezwungen, bis Kehlheim zu weichen, und den Feinden abermals die obere Pfalz zu räumen.

Immitten dieser Heeresbewegungen jenseits der Donau erscholl unerwartet die Botschaft vom Tode Kaisers Karl VII. Eine zurückgetretene Fußgicht hatte binnen wenigen Tagen Leiden und Leben seines Körpers geendet, der, an den edelsten Eingeweiden schadhaft [227]), im schönsten Alter der Manneskraft zur Auflösung reif geworden war. Als er sein letztes Stündlein nahen gesehen, hatte der Kaiser in der Morgenfrühe des Todestages noch seine Gemahlin und den einzigen Sohn Maximilian Joseph an das Sterbebett gerufen; diesen, dem nur wenige Wochen [228]) zur Vollendung des achtzehnten Jahres fehlten, vollmündig erklärt, und mit rührender Andacht gesegnet; dann

---

227) Man erblickte bei der Leichenöffnung in seinem Herzen einen Polypen, in der Niere einen Stein von der Größe eines Pfirsichkerns; Lung' und Leber verderben.

228) Neun und eine halbe Woche.

ſch, unter heitern Ahnungen eines beſſern Seins, zur Ruhe gelegt. Der greiſe Sekkendorf gelobte dem Sterbenden, dem jungen Erbfürſten getreulich beizuſtehen mit Rath und That, und ihm zu ehrenhaftem Frieden zu helfen.

Alſo ſtarb der Kaiſer am Ausgang des zwanzigſten Jännertages, im ſiebenzehnhundert ſechsundvierzigſten Jahr unſerer Zeitrechnung, dem achtundvierzigſten ſeines Lebens. Sein Leichnam wurde dem Volk zur Schau geſtellt; dann mit kaiſerlichem Gepränge zur Gruft bei den Theatinern, das Herz nach Altenötting, geführt. Selten erweckte die düſtere Pracht eines Leichenzuges ſo lebendig die Gefühle von menſchlicher Eitelkeit, wie hier. Vor dem Sarge ward die Weltkugel einhergetragen, als Sinnzeichen von der Macht deſſen, der während ſeiner Heerſchaft kaum eigenes Land beſeſſen. Die feierliche Todesverkündung hieß ihn den Unüberwindlichſten, als triebe man noch mit der Schmach des Verſtorbenen, wie mit dem Verſtande der Lebenden, Spott. So gebot es die Sitte damaliger Zeit und höfiſcher Thorheit. Man feierte den traurigen Prunk einer Krone, welche ſelten das Glück, öfters das Unglück ihrer Träger verdoppelt hat.

Zweiter Abſchnitt.

Die Zeiten Maximilian Joſephs, des Letzten vom Stamme der Ludewingen in Baiern.

1.

Kurfürſt Maximilian Joſephs Gemüthsart. Der Friede von Fuessen.

Im J. 1745.

Die Natur hatte für den erſtgebornen Sohn[1]) des verblichenen Kaiſers, den Jüngling Maximilian Joſeph, viel gethan, ihn zum Liebens-

1) Er hieß mit vollem Namen Maximilian Joſeph Karl Johann Leopold Ferdinand Nepomuk Alexander, und war am 28. März 1727 geboren. Er hatte einen jüngern Bruder, Joſeph Ludwig, gehabt, geboren 25. Auguſt 1718, der ſchon den 2. Chriſtm. 1733 geſtorben war; auſſerdem vier Schweſtern: Maria Antonia Walpurgis, geb. 28. Heum. 1724, vermählt im J. 1747 mit Friedr. Chr. Leopold, des Königs von Polen, Kurfürſten von Sachſen, Sohn, geſt. den 17. Chriſtm. 1763; — Thereſia Benedikta Maria, geb. 6. Chriſtm. 1725,

würdigsten aller zeitgenössischen Herrscher zu machen. In zarter, edler Leibesgestalt wohnte ein menschenfreundlicher Geist, voll Sehnsucht, eine Welt zu beglücken. Es mangelte ihm nicht an vortrefflichen Gaben jeder Art. Doch die Führer seiner Kindheit, uneingedenk, für Thron und Herrschaft den Fürstensohn zu erziehen, hatten ihn nur mit einem Wust von Schulgelahrtheit beschwert. Durch einen seiner Lehrer, Johann Adam Ickstatt, war er in die weitläufigen Irrgarten gesammter Rechtskunde, durch einen andern, den Jesuiten Daniel Stadler, in alle Einzelnheiten der Meßkunst und Größenlehre, wie in die unfruchtbaren Spitzfindigkeiten damaliger Weltweisheit eingeführt worden [2]). Er kannte Judäa besser, als seinen Staat, und Roms Geschichten

gestorben zu Frankfurt am Main den 29. März 1743; — Maria Josephe Anna Augusta, geboren 7. August 1734, vermahlt 1755 mit Markgraf Georg Ludwig von Baden-Baden, wurde Witwe den 22. Weinm. 1761, starb den 7. Mai 1776. — Josephe Maria Antonia Walpurgis Felicitas Regula, geb. 30. März 1739, vermahlt 1765 mit dem römischen König Joseph II, gest. den 28. Mai 1767.

2) Es ward für nichts Kleines geachtet, daß der Sohn eines Kaisers im J. 1743 zu Frankfurt am Main öffentlich über gegebene Sätze gelehrte Streitrede führen konnte.

vollkommener, als die seines Vaterlandes. Umsonst hatte die Wißbegier des edeln Knaben nach bessern Kenntnissen gedürstet. Mehr denn einmal war seinem Eifer durch den schlauen Gewissensrath Stadler Einhalt gethan worden mit den Worten: man müsse zeitlichen Dingen nicht allzusast obliegen, und nie vergessen, daß mit größerm Wissen größere Verantwortung vor Gott erwachse[3]).

Neben den Mängeln des Unterrichts und den verführerischen Reizungen eines üppigen Hofes hatte der Jüngling dennoch die erste Unschuld seines Herzens treu bewahrt. Streng gegen sich, gütig gegen Alle, redlich, bieder, leutselig, war er ein Muster der Sittlichkeit für sein Volk, welches er mit Zärtlichkeit liebte. Wer den Namen des Baiern trug, hatte Recht auf sein Herz.

Kaum in der Reife des jugendlichen Alters von den gelehrten Schuldeschäftigungen, durch den Tod des Vaters, zum Thron gerufen, betrat er denselben, unkundig der verworrenen Staatenverhältnisse und Fürstensorgen. Seine Erblande lagen von mehrjährigen Kriegen wüste, seine Schatzkammern erschöpft, alle Ordnungen zertreten, alle Aussichten verdüstert. Aus solchem Sturm das Schiff des Staats mit Ehren zu retten, wäre auch

3) So meldet Wilh. Rothammer in seiner Biographie Maximilians III S. 9.

dem Gewandteſten am Steuerruder die ſchwerſte Aufgabe geworden. Dies, und eine unfeſte Geſundheit, ſchon in zarter Kindheit faſt tödtlich erſchüttert[4]), daneben die angewohnte Ehrfurcht für Einſicht und Erfahrung bejahrterer Männer, hinderten ihn eben ſo ſehr, ſich den Arbeiten mit beharrlicher Anſtrengung, als den eigenen Ueberzeugungen mit Zuverſicht hinzugeben.

Der Tod des Kaiſers, davon die Botſchaft Baiern ſchreckte, tönte inzwiſchen den Bundesgenoſſen deſſelben ſo erwünſcht, wie ſeinen Feinden. Dieſe ſahen in der Kette aller wider Oeſterreich verſchworenen Fürſten einen Hauptring, jene hinwieder eine Bürde läſtiger Verpflichtungen gelöſet. Wien athmete ſtolzere und fröhlichere Hoffnungen. Zwar Franz, Großherzog von Toskana, ſchrieb dem jungen Maximilian Joſeph: „Nichts hat mich ſo ſehr gerührt, als der Verluſt, den Ew. kurfürſtliche Durchlaucht erlitten; die Königin fühlt ſich darüber eben ſo betroffen, als ob Dero Haus allezeit in größter Freundſchaft mit Oeſterreich gelebt.“ Aber mit dieſen Bezeugungen

4) In ſeinem ſiebenten Jahr. Seine Geneſung eben veranlaßte die Aeltern, das Bild deſſelben von Silber, ſo ſchwer, wie er ſelber war, der Gnadenmutter von Altenötting, als „verewigtes Opfer“, zu überſenden.

des Beileids flogen zugleich Befehle an alle Fahnen Maria Thereſiens, aufzubrechen in Haſt und die erſte Beſtürzung Baierns zu nutzen.

Alſo verdoppelte Feldzeugmeiſter Freiherr von Thüngen den Eifer, die letzten unüberwältigten Städte der obern Pfalz zu nehmen. Schon war Neumarkt gefallen; Amberg, wo der franzöſiſche Befehlshaber d'Envie ſtand, umzingelt und belagert. Von zwo Stückſchanzen auf dem Marienberge, von eben ſo vielen auf dem Katharinen-Kirchhofe und dem Erzberge wurde die Stadt beſchoſſen und mit glühenden Kugeln genöthigt. Die Bürger von Amberg, die Jünglinge der Schulen, fochten heldenhaft an der Seite alter Kriegsknechte. Als ſie aber des Kaiſers Hinſcheid durch die Belagerer vernahmen, und der franzöſiſche Befehlshaber nächtlicher Weile aus ihrer Stadt hinweg auf den neubefeſtigten Rothenberg zog [5]), unterwarfen ſich die Verlaſſenen, voll zwiefachen Schmerzes, den Siegern. Gleichzeitig ward in den Lagern des öſterreichiſchen Heeres bei Paſſau große Bewegung erblickt, und alles zu einem entſcheidenden Streich wider Baiern vorgerüſtet.

Die Geſandten der verbündeten Mächte zu München ermunterten den jungen Gebieter von Baiern, ſtandhaft auszuharren: noch ſei minder

5) Am 25. Jänner 1745.

verloren und zu fürchten, denn jemals; der preuſsische Friedrich mit seiner Heldenschaar rüstig, den neuen Feldzug zu beginnen; Coigny's und Segurs verstärkte Kriegsmacht nahe; das Heer der Baiern ausgeruht und muthvoll; das Erbland rechts der Donau leer von Feinden. Dazu verhieß ihm Chavigni, Frankreichs Gesandter, monatlich funfmalhunderttausend Pfund Hilfsgelder im Namen seines Königes. Dies Alles entschied ihn, den Bundesgenossen seines Vaters treu zu bleiben. Er erklärte in einem Kreisschreiben den Höfen, er werde sich seiner wohlererbten Rechte nicht entschlagen. Er behielt, zur Behauptung derselben, den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich bei. In gleicher Zeit schloß er mit dem schwäbischen Kreise, welcher aller Theilnahme am Kriege feierlich entsagt hatte, einen Unparteisamkeitsvertrag für die von Schwaben umgebenen Herrschaften Wiesensteig und Mindelheim. Den Heerbefehl über die Baiern ließ er in der Hand seines Feldmarschalls Torring-Jettenbach.

Ehe dieser noch aus den zerstreuten Winterlagern die Kriegsvolker gesammelt hatte, drang Graf Bathiany schon von Schärding und Braunau mit den ersten Frühlingstagen in Baiern herauf[6]); seine Stärke in drei Heersäulen vertheilt.

6) Den 21. März 1743.

Ueber St. Salvator und Pfarrkirchen, Griesbach und Eiderbach kamen die Fahnen der Königin von Ungarn. Bilshofen, mit hessischer Besatzung, ward bestürmt; die Vorstadt in Brand gelegt. Die Kroaten stürzten zwischen den Flammen durch in die Straßen; metzelten nieder Alt und Jung, was ihrem Schwerd begegnete. Kaum ihr eigener Anführer konnte, mit dem Säbel in der Faust, die Rasenden von der Mordere abtreiben.

Törring, nur mit wenigen Tausenden bei Landshut, rief eilfertig die Besatzungen Burghausens, Wasserburgs, Reichenhalls, Kehlheims und anderer Städte zu sich. Er gab die eine Hälfte Baierns den Feinden preis, um die andere, nebst der Hauptstadt, desto kräftiger zu decken. Er zählte ausserdem auf Coigny's verheißenen Beistand; nicht minder auf Verbindung mit den französischen Fahnen unter Segur's Befehl. Aber Coigny, statt durch Schwaben heranzukommen, wanderte zurück gegen die Ufer des Neckar. Segur, welcher mit achttausend Mann bis Pfaffenhofen gelangte, ward daselbst durch Tapferkeit und Uebermacht von den Ungarn des Grafen Bathiany aufs Haupt geschlagen [7]). Er floh unablässig bis Donauwörth; bald, uneingedenk seiner prahlerischen Verheißungen, bis zum Rhein.

---

7) Den 15. April 1745.

Schon der Anfang dieser Unfälle machte den Münchner Hof verzagt und zwiespältig. Viele riethen zum Frieden, Andere zur standhaften Fortsetzung des Krieges; Alle, weniger wie ihnen des Staates Vortheil und Ruhm, sondern mehr Parteisucht und eigener Nutzen eingab. Nebenbuhlerisch um die Gunst des jungen Fürsten, und begierig, ihn zu leiten, spielten Höflinge und Feldherren, Weiber und Männer ihre Umtriebe, ihm sich wichtig, oder Andere verhaßt zu machen, deren Einfluß sie beneideten. Wider Sekkendorfs Ansehen waren die meisten, weil er das Meiste vor dem jungen Fürsten galt, daneben ein Fremdling war, und häuslicher Verhältnisse willen sich Oesterreichs Gnade zurückwünschen mußte [a]). Feldmarschall Törring arbeitete ihm besonders entgegen; mit ihm Jeder, der, wie er, voll vaterländischen Selbstgefühls, die Herabwürdigung Baierns durch Oesterreich, oder die Vernichtung der Rechtsame und Ansprüche des Fürstenhauses für das Aergste aller öffentlichen Uebel hielt.

Der Kurfürst hörte die Stimmen Aller. Sek-

a) Er hatte nämlich, wie man von ihm selber wußte, noch bei 100,000 fl. Rückstände vom Wiener Hofe zu fordern. Er erhielt endlich auch nachmals (im J. 1755) davon, doch nicht mehr als 12,000 fl. Aretins Nachr. 1, 377

Der gegenseitige Unterricht blüht dort längst in zahllosen Schulen. Der Amerikaner läßt die europäische Pedanterei noch Jahre lang zweifeln, ob diese Einrichtung zweckmäßiger sei, als die bisher gebräuchliche; er folgt dem gesunden Menschenverstande und gibt seinem Volke Bells, Lancasters und Pestalozzi's Erfindungen.

Die Privatgesellschaft für Verbesserung der Anfangsschulen in New-York stellt in ihren Jahresberichten fort und fort eine Reihe Thatsachen von der Ausbreitung und den Wirkungen des gegenseitigen Unterrichts auf. In der Stadt New-York selbst hatte sie acht dergleichen Schulen eingerichtet; diese wurden im Jahr 1820 von 4112 Kindern besucht, jede im Durchschnitt also von mehr denn 500 Zöglingen. So die Anstalten von Boston, Halifax, Philadelphia u. s. w. Sie dehnen sich jetzt über die innern Staaten, sie dehnen sich gegen den Norden über Canada aus; sie fassen auf den westindischen Inseln Fuß.

Seit der Staatsumwälzung Südamerika's, seit Abschüttelung der spanischen Zwingherrlichkeit geistlicher und weltlicher Gebieter, dachte man auch hier an das, was sonst verbotene Waare gewesen. Freilich im Freistaat Columbia, wo Morillo's blutige Verheerungswerke jedes Bessere gelähmt haben, wo man sich erst unter Bolivars Siegen

kendorf sprach: „Des Krieges erster Zweck ist verschwunden, und die Hoffnung, der Königin von Ungarn die Länder und Völker zu entreißen, welche schon im vierten Jahre mit so gewaltiger Begeisterung für sie streiten. Nicht um Eroberung ist's mehr zu thun; nur noch um Selbstrettung und Beschirmung der alten Erblande. So furchtbar liegt das Spiel geändert. Auf wen sollen wir zählen, wenn nicht auf eigene Kraft? Aber wo finden wir diese? Die Lande Baiern sind erschöpft, ein jammervoller Schauplatz der Heere; Felder öde; Gewerbe zerstört; Dörfer ausgeraubt; Städte von Brandschatzungen verarmt; öffentliche Einkünfte gehemmt; erwarte Schätze entronnen. — Soll'n wir auf Frankreich unsere Hoffnung bauen? Eben Frankreichs schlaffe oder treulose Staatskunst hat Baiern ins Elend geworfen. Die vormals Broglio, ist nun Coigny unerbittlich. Er war nur gekommen, sein Heer von unsern letzten Bissen zu sättigen, und Zeuge der feindlichen Fortschritte zu sein. Nun wandert er, gleichgültig um unser Schicksal, wieder dem Rheine zu. Segur wird ihm folgen. — Die Verbindlichkeiten des Frankfurter Vereins hat der letzte Odemzug des Kaisers aufgelöset. Sie galten vornehmlich die Anerkennung seiner Würden, und die Ehre derer, die ihn wählten. — Vielleicht sollen wir noch auf König Friedrichs von Preussen Schlachtenglück

rechnen. Gefährliche Rechnung! Er ficht für Schleſien; nicht für Baiern. Wahr iſt's, er hat den Feldzug mit Vortheilen begonnen *); aber doch nicht auf Feindes, ſondern eigenem Gebiet. Ihn haben die Unfälle der verganzenen Monate ſchwachen müſſen. Wer will verbürgen, daß Friedrich, kann er's mit Ehr' und Nutzen, nicht abermals wie vor zwei Jahren einſeitigen Frieden ſchließt: So iſt's an der Zeit, daß Baiern, ohne Rückſicht auf Andere, ſein Heil bedenke. Verwandelte Umſtände, Unzuverläſſigkeit der Bundesgenoſſen, des Feindes Uebermacht, und eigene Gefahr enden jeden Vertrag. Rettung eines Volks gilt vor Welt und Nachwelt mehr, als Rettung eines Wortes, das unter Verhältniſſen, die nicht mehr ſind, Höfen gegeben wurde, die nicht länger daran halten, als ihnen gefällt."

So ohngefähr redete Sekkendorf. Ihm entgegen, anderes Geiſtes, Marſchall Törring, mit ſeinen Freunden: „Zehn friedliche Jahre bringen des Landes verlornen Wohlſtand wieder, hundert aber nicht die verlorne Ehre. Und müſſen

*) Doch waren damals (im März) noch nicht die Tage von Hohenfriedberg und Soor gekommen. Uebrigens ſtehen hier und folgende Grunde Sekkendorfs, die er für den Frieden aufſtellte, in ſeiner Lebensgeſchichte angegeben.

wir aus Baiern weichen zum drittenmal, wir werden zum drittenmal ruhmhaft wiederkommen. Weder Preussen, noch Frankreich, können uns fallen lassen, wenn sie selber nicht fallen wollen. Es ist wahr, die französischen Heere ziehen ungeschlagen zurück; weniger aber aus Furcht vor Oesterreich, als aus Furcht vor Baierns Unentschlossenheit. Sie wollen sich nicht in die Gefahr wagen, bei plötzlichem Frieden von unserer Seite, in feindliche Hand aufgespielt zu werden [10]). Zeigen wir nur unsern Bundesgenossen Standhaftigkeit, und wir werden ihre Zuversicht ärnten. Wir können nichts verlieren, was wir nicht verloren geben! Das war vor Zeiten zweier Maximilians von Baiern Grundsatz im Unglück des dreißigjährigen, wie des spanischen Erbfolgekriegs. Und sie endeten mit rühmlicher Behauptung ihrer Lande, ihrer Rechte, ihrer Ehren. Warum soll der dritte Maximilian die Helden-Fußstapfen seiner Väter meiden? Er trägt den ererbten Namen eines österreichischen Erzherzogs: kann er ihn, ohne den Schatten seines erlauchten Vaters, ohne sich selber zu entweihen, kleinmüthig ablegen? Er erbte die gerechten Ansprüche des Fürstenhauses Baiern;

10) Ob sich wirklich eine friedensflüssige Partei mit einem solchen Entwurf getragen, ist ungewiß; Gerüchte waren davon laut.

es ist möglich, sie bleiben unter widerwärtigen Verhängnissen des Augenblicks unerfüllt. Doch so tief sind wir nicht gesunken, daß wir mit eigener Hand sie einer glücklichern Nachwelt rauben sollen. Noch schwanken nur die Wagschalen. Was für Baiern in Baiern verloren ward, ist in Schlesien für Baiern gewonnen worden. Warum muthlos über das Schicksal entscheiden, ehe es über uns entschieden hat?"

Der junge Kurfürst folgte dem Rufe seines schlichten Biedersinnes, und Ehrgefühls, in der Noth kein gegebenes Wort zu brechen. Treu an Frankreich und Preussen, befahl er, den gemeinsamen Kampf fortzusetzen, und bereitete sich, Baiern zu verlassen und nach Mannheim zu gehen.

Nun liefen Botschaften um Botschaften ein: es zögen die pfälzischen und hessischen Hilfsvölker vom baierischen Heer zurück, ohne fernern Theil an diesem Kriege nehmen zu wollen; es weiche der geschlagene Segur gänzlich nach Frankreich; Baiern bleibe vereinzelt, der gesammten Macht und Rache Oesterreichs preisgegeben. Nun mahnten die Gesandten von Mainz und Köln zur eiligen Annahme des Friedens, eh' es zu spät werde. Nun trat die verwittwete Kaiserin hervor, und beschwor mit allem Ernst, mit aller Liebe einer Mutter, den Kurfürsten, sich mit Oesterreich zu versöhnen. Wenn er sich, drohte sie, seinem Volke ganz ent-

ziehen wolle, würde sie nach Wien reisen, und ihn mit ihren Augen nie wiedersehen. — Die Mutterthränen siegten über den Sohn. Maximilian Joseph entschied für den Frieden [11].

Eilfertig benutzte Seckendorf diese Stimmung. Er berief einen seiner Verwandten, Karl Ludwig von Seckendorf, einen geistvollen jungen Mann, zu sich, welcher als österreichischer Hauptmann kriegsgefangen bei seinem Vater zu Ansbach auf Ehrenwort lebte. Diesen fand' er in das Hauptlager des feindlichen Feldherrn Thüngen bei Amberg, denselben und den Wiener Hof mit des Kurfürsten Gesinnung bekannt zu machen. Eilboten brachten gewogene Antworten. Der Unterhändler Koz zur Königin von Ungarn, während Maximilian Joseph, von des Rähe feindlicher Waffen bedrängt, München schon verlassen, und in Augsburg Zuflucht genommen hatte. Es wurden Vollmächtigte zur Abschließung des Friedens ernannt: von Oesterreich Graf Colloredo; von Baiern der Oberhofmeister Fürst von Fürstenberg, welchem der Feldmarschall Seckendorf, als Rathgeber, zugeordnet ward.

---

11) Er pflegte hierüber vielmals zu sagen: „Ich verstand damals von Allem, was vorging, gar nichts.“ Beständig, bis an sein Ende, blieb er gegen den Füssener Vertrag aufgebracht.

Zu Fuessen, jener Stadt des Hochstifts Augsburg am Fuße der Alpen, wo der Lechstrom aus dem Schlund des Hochgebirgs hervortritt, kamen die Abgeordneten zusammen. Colloredo betrieb den Abschluß der Hauptbedingungen mit großer Eilfertigkeit; denn Friede mit Baiern brachte für die Königin von Ungarn und Böheim auch Friede mit Pfalz und Hessen; freieres Spiel gegen Preußen, freiere Aussicht zur kaiserlichen Krone für das Haupt ihres Gemahls. Darum ward in Fuessen stärker gedroht, freundlicher geschmeichelt. Der Fürst von Fürstenberg leistete im Unterhandeln schwachen Widerstand. Ihm war die Versöhnung Baierns mit Oesterreich nichtig, wegen der böhmischen Güter seiner Gemahlin. Der Marschall Seckendorf, welcher gern den Schein bewahren wollte, nicht sowohl dem Hause Baiern, denn vielmehr dem ehemaligen Reichsoberhaupte gedient zu haben, machte keine Hindernisse. Er hoffte einem künftigen Kaiser seine Dienste weihen zu können, und zweifelte nicht, daß dieser Kaiser aus Oesterreich kommen werde. Also eilten die Unterhändler mit gleicher Begierde zum Ziel. Der Friede zwischen Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern und Maria Theresia, Königin von Ungarn und Böheim, ward am

zweiundzwanzigsten Tage Aprils im Jahre siebenzehnhundert fünfundvierzig unterzeichnet.

Es entsagte der Kurfürst allen Ansprüchen auf die Erblande der Königin; er verhieß dem Großherzog von Toskana nicht nur Anerkennung im böhmischen Kurrechte, sondern auch Baierns Stimme in der künftigen Kaiserwahl; dann allezeit in Reichsangelegenheiten mit Oesterreich zu gehen, und der Vergesellung der fünf vordern Reichskreise beizutreten. Dazu versprach er noch in geheimen Zusätzen und besonderer Uebereinkunft: künftig mehr nicht, als sechstausend Mann Kriegsvolk zu halten, und nicht nur, wenn die fünf Kreise sich erklären würden, sondern auch jederzeit auf Verlangen der Königin von Ungarn und Böheim, seine Mannschaft ins Feld rücken zu lassen. Maria Thereſia erkannte dafür des verstorbenen Karls VII kaiserliche Würde an, und gab ohne Entschädigung an Baiern zurück, was sie von diesem Lande mit ihrer Kriegsmacht eingenommen [12]).

Der Vertrag von Fuessen ward bestätigt [13])

12) Aug. Wilh. Wenks Codex juris gentium europ. recentissimi 2, 180 ff.

13) Eine damalige Flugschrift: „Erwägung der jetzigen Conjuncturen in Baiern" versichert, der Kurfürst, welchen Seckendorf nur das fromme Kind zu nennen pflegte, habe die Uebereinkunft Anfangs durchaus nicht genehmigen wollen.

und vollzogen. Die Königin rief ihre Völker aus Baiern und der obern Pfalz ab; und aus den drei festen Städten Ingolstadt, Braunau und Schärding, sobald Alles erfüllt war. Die Bundesgenossen Baierns aber überhäuften den Kurfürsten mit ihren Vorwürfen [14]), und trugen dessen Rathgebern lange ihren Haß nach [15]). Preussen schloß nun noch in demselben Jahre [16]), Frankreich erst drei Jahre hernach [17]), mit Maria Theresien den Frieden.

Von den Baiern selbst wurde die Fuessener Uebereinkunft verschieden beurtheilt. Es fehlte nicht an verständigen Männern, welche dieselbe von der verzweifelten Lage der Dinge, unter welchen sie ihr Dasein empfing, gerechtfertigt hielten. Wäre sie verworfen worden, würde nur

14) Als der preussische Gesandte Klinggräf dergleichen machen wollte, antwortete ihm Maximilian Joseph bitter: „Fanden Sie es denn nicht ganz vortrefflich, als Ihr Herr, der König, den Frieden zu Breslau machte, ohne sich um den Kaiser, meinen Vater, im geringsten zu bekummern?“

15) „Wodurch mir aber (klagte der alte Seckendorf) von dem König von Preussen einen solchen Haß zugezogen, daß er durch die am Ende des 1758sten Jahres erfolgte gewaltthätige Wegführung nach Magdeburg mir solchen hart empfinden lassen.“

16) Dresden am 25. Christm. 1745.

17) Aachen am 18. Weinm. 1748.

Auswanderung in die Pfalz oder nach Frankreich, verlängertes Elend des Landes und Alles ins Spiel zu wagen, übrig geblieben sein. Oft wird das widerwärtige Verhängniß durch die kluge Ergebung im rechten Augenblick versöhnt, während es den widerspenstigen Stolz in seinem Grimm zerschmettert. Andere aber nannten jenen Vertrag den schmachvollsten, welchen Baiern seit Jahrhunderten eingegangen sei. Mehr würde Oesterreich auch nach Besiegung der preußischen und französischen Macht nicht haben erzwingen können, als zu Fuessen gutwillig hingegeben worden. Nicht die Rechte des Fürstenhauses allein, sondern Baierns ganze Unabhängigkeit wäre dem Wiener Hofe schimpflich verkauft. Viele Freunde der Ehre Baierns trauerten; unter ihnen keiner anhaltender, als Maximilian Joseph, der Kurfürst selbst. Doch sein Wort war gegeben.

Am Hofe zu München wohnte Maria Anna, Schwägerin Karl Theodors, des Kurfürsten von der Pfalz [18]), und Gemahlin Herzogs Klemens Franz von Baiern [19]), welcher Kaisers Karls VII

18) Sie war, wie oben gemeldet ist, eine Tochter des Erbfürsten Karl Joseph von Sulzbach, Schwester von Karl Theodors Gemahlin Maria Elisabeth.

19) Sohn von Herzog Ferdinand Maria, dem Oheim des Kurfürsten Maximilian Joseph, wie ebenfalls früher schon angezeigt ist.

Brudersſohn war. Der vaterländiſche Stolz dieſer Fürſtin verabſcheute das zu Fuſſen vollbrachte Werk ſo ſehr, daß ſie ihren Gemahl, als damaligen nächſten Erben von Baiern, gern beredet hätte, feierlich ſeines Hauſes Recht und Anſpruch zu verwahren und gültig zu erhalten. Der Herzog aber vermied Entzweiung mit dem Kurfürſten und dem Wiener Hofe. Doch übertrug er auf der Herzogin Zuſpruch ſeine Rechte, wenn je davon Gebrauch gemacht werden könnte, an Kurfürſten Karl Theodor von der Rheinpfalz, als wahre Schenkung [20]).

2.

Die erſten Früchte der Ruhe. Hofleben und Hofparteien.

Jahr 1745—1750.

Dieſe Verſuche einer baieriſchen Fürſtin, das für glücklichere Zeiten zu retten, was jetzt von der Mißgunſt der Umſtände nicht zu erhalten, und durch Selbſtſucht oder Feigheit der Zeitgenoſſen ſchnöderweiſe dahingegeben war, blieben der Königin von Ungarn und Böheim kein Geheimniß. Aber Maria Thereſia, ſiegreich aus dem großen Kampfe getreten, würdigte die Beſtrebungen Maria

20) Die Urkunde der Uebertragung vom Herzog Klemens an Karl Theodor iſt ausgefertigt zu München am 10. Brachmonat 1745.

von den Unterdrückern losmachen konnte, war für Volksschulen Jahre lang nichts geleistet worden. Aber dagegen verbreiten sich im Laplata-Staat, von Buenos-Ayres aus, die Anstalten des wechselseitigen Unterrichts tief ins Innere längs den Ufern des Silberstromes. Die Regierung zu Buenos-Ayres selbst beförderte und unterstützte die Anlage solcher Schulen, und die Gesellschaften von London und Paris sandten Hilfsmittel dahin. In Brasilien, und namentlich zu Rio-Janeiro, sind für beiderlei Geschlecht der Neger Anstalten dieser Art gestiftet. Merkwürdig, viele Portugiesen können dort weder schreiben, noch rechnen und lesen. Was soll daraus werden, wenn die schwarzen Sklaven ihre Herren übersehen und alle Mittel der Selbstbildung haben, die jene nur mangelhaft besitzen?

Die anhaltenden Unruhen in Haiti brachten Störung in das aufblühende Schulwesen. Zweider menschenfreundlichen Engländer, welche sich dort wegen Einführung des wechselseitigen Unterrichts aufgehalten hatten, Daniel und Gulliver, Direktoren der Schulen in der Kapstadt, waren im Jahr 1820 nach London zurückgekommen. Indessen weiß man, daß der Präsident des haitischen Freistaats die Volksschulen wieder herstellte. In Port-au-Prince wurde noch am 20. August 1820 eine Schule des gegenseitigen

Annens kaum der Aufmerksamkeit; noch, daß durch Betrieb der Fürstin die alten Bande zwischen Rheinpfalz und Baiern, in Erneuerung der Hausverträge [21]), für künftige Tage fester geknüpft werden mußten. Oesterreich genoß die Aernten seines Glücks. Ohngefähr acht Monde nach Kaiser Karls VII Hinschied empfing der Großherzog von Toskana, als Franz I, zu Frankfurt am Main die verwaiste Krone des Reichs [22]). Baiern hatte bis dahin Reichsverweserschaft geführt [23]).

Von nun an trachtete Maximilian Joseph nur dem Erfüllen des edelsten Fürstenwunsches nach, ein glückliches Volk um seinen Thron zu erblicken. Vor Allem ward dazu Wiederherstellung des zerrüt-

---

21) Die Erneuerung dieser Hausverträge, und die genauern Bestimmungen in denselben, geschahen wiederholt in den Jahren 1746, 1761, 1766 und andern spätern Jahren, davon in diesen Geschichten künftig Rede ist.

22) Am 4 Weinm. 1745.

23) Laut Vergleich zwischen Baiern und Rheinpfalz im J. 1724 sollte von beiden die Reichsverweserschaft zwar gemeinschaftlich geführt werden; da diesem aber, als einer den Satzungen der goldenen Bulle widersprechenden Neuerung, hart widersprochen worden war, vereinigten sie sich durch einen neuen Vergleich, vom 26. März 1745, zu abwechselnder Führung der Reichsverweserschaft.

teten Staatshaushaltes dringend, und das Tilgen der verzehrenden Landesschulden. Er begann mit Aufhebung entbehrlichen Prunkes und Trosses am Hofe. Er schränkte sich, Andern als Beispiel, in seinen Bedürfnissen ein. Ja, in edelherziger Aufwallung faßte er sogar einen Entschluß, wie ihn vor alten Zeiten einst Herzog Heinrich von Landshut genommen hatte [24]). „Ich will, sprach er, in ein fernes Land ziehen und in fremden Dienst; so wird ein Hofstaat erspart und dem Volk geholfen" [25]).

Doch an Vollziehung des Vorsatzes hinderten ihn Mutter, Verwandte und Räthe mit beweglichen Bitten.

So führte er, der Eingezogenheit treu, bürgerlich stilles Leben. Seine Erholungen waren Jagd und Tonkunst, oder bildnerische Arbeit an der Drechselbank. An seinem Tische herrschten Einfalt und Gastfreundlichkeit. Jeden seiner Unterthanen hörte er mit Liebe. Er erschien vor dem Volke, wie der Vater vor Kindern, welcher, leutselig und ernst, für Alle, wo nicht Hilfe, doch Trost hat. Keinen, der ihn suchte, wies er zurück.

---

24) Wie in dieser Geschichten viertem Buches Abschn. 1, 12. erzählt worden ist von Heinrich XVI.

25) Er wollte, hieß es, in spanische Kriegsdienste treten. Rothammers Biogr. Mos. Josephs. S. 56.

Seine Worte kamen aus einem Herzen, dessen Güte im offenen großen Blicke seiner Augen lächelte. So ward er in kurzer Frist die allgemeine Zuversicht und Freude seines Volks. Der gemeine Mann hieß ihn nur den guten Max.

Daneben wurde jedoch, was fürstlichem Stand und Ansehen geziemt, nicht versäumt. Der Hofstab bestand, wie vor Alters, aus dem Obersthofmeister, Oberstkämmerer, Oberstmarschall und Oberststallmeister [26]), welche meistens, an feierlichen Tagen einberufen, mit der Bedienung bei Hofe beschäftigt, den Stab, als Zeichen richterlicher Hoheit über die niedern Hofbeamte, zu führen befugt waren. Ihnen stand auch das Hofgesinde der übrigen Fürsten und Fürstinnen untergeben. Desgleichen dauerten die fünf Erbämter, als Ritter-Mannslehen, wie vor Zeiten, am Hofe fort; der Erblandhofmeister, der bei Huldigungen und Landtagen den Stab führte; die beiden Erbmarschälle, bei Feierlichkeiten das Schwerd tragend; der Erbschenk, welcher den Herzogshut, der Erbtruchses, welcher den Reichsapfel auf rothsammtenen Kissen hielt, und der Landjägermeister in

26) Der Oberstjägermeister, Oberstfalkenmeister, Oberstküchenmeister, Oberstsilberkämmerer, Oberstaufseher der Bühne und des Tonsaals, gleichwie die beiden Hauptleute der Leibwacht, hatten keinen Stab.

Weidmannstracht, dem ein Forstmeister den Bluthund nachführte. Auch die gewohnten Einrichtungen der öffentlichen Verwaltung wurden beibehalten. Im geheimen Rathe führte der Kurfürst selbst den Vorsitz. Hier oder im Zusammentritt mit seinen vertrautesten und ersten Staatsbeamten wurden die wichtigsten Angelegenheiten verhandelt [27]); Rechtssachen beim Hofrath [28]); die Staatswirthschaft in der Hofkammer; kirchliches Geschäft beim geistlichen Rath; Sachen des Heerwesens beim Hofkriegsrath. Zu Landshut, Straubing, Burghausen und Amberg bestanden, in herkömmlicher Ordnung, jene Landes-

27) Eine eigene Abtheilung für auswärtige Angelegenheiten, die sonst im engern Ausschuß des geheimen Rathes (geheime Konferenz genannt) behandelt waren, wurde erst im J. 1764 begonnen. Der erste Großstaatsbeamte für diesen Geschäftskreis war in demselben Jahre der Graf von Baumgarten.

28) Neben demselben bestand noch, als eine oberste Gerichtsbehörde, das sogenannte Revisorium, um die Verbrechen einer feilen Gerechtigkeitspflege zu vermindern. Diese höchste Gerichtsbehörde war schon seit dem 17. April 1625 gestiftet worden, nachdem Baiern das privilegium de non appellando illiminatum empfangen hatte, und war an die Stelle der Reichsgerichte getreten. Zeßmayer Grundriß d. baier. Staatsrechts S. 121.

verwaltungen fort, welche, „Regierungen“ geheißen, die Befehle der höchsten Behörden vollstreckten.

Der Graf von Seckendorf behauptete sich, auch nach geschlossenem Frieden, in Gunst und Vertrauen des jungen Kurfürsten. Er gab, zur Verbesserung des öffentlichen Haushaltes, die ersten Einrichtungen an; verminderte die Menge des Hofgesindes, verabschiedete das entbehrliche Kriegsvolk, und machte den Entwurf, die Güter und Einkünfte des Staates zu verpachten, weil derselben Ertrag, bei unmittelbarer Verwaltung, unzuverlässig, oder durch Untreue der Beamten zu sehr geschmälert werde. Was er that, geschah nicht ohne Widerspruch eingeborner Baiern, welche den Einfluß des Mannes, in den Friedenstagen fürchteten, die er dem Vaterlande so ruhmlos herbeigeführt hatte. Ihm ward vorgeworfen, daß er, ein Fremdling, der Baiern wohlbergebrachte Uebungen und Rechte zu wenig ehre; mit unzarter Gewalt oder zerstörender Uebereilung selbst dem Besten, was er wolle, den Werth raube; und seine Macht benuhe, an die Stelle verdrängter Kinder des Vaterlandes, seine Geschlechtsverwandten zu erheben [29]). Das preiswürdigste Werk wird

29) Die schon erwähnte kleine Flugschrift: „Erwägung der jetzigen Conjuncturen in Baiern“ gibt mehrere

in der Hand des Eigennutzes zum ekelhaftesten. Doch ihn unterstützte die kaiserliche Wittwe; nicht minder, wer noch aus der Zeit Karls VII Ansehen am Hofe genoß; der Fürst von Fürstenberg; der Graf von Kaiserstein, dessen Haus in österreichischen Landen blühte; eine Gräfin Kinsky und andere der fremden Höflinge mehr. Als aber Franz I den Kaiserthron bestiegen hatte, wandten sich die meisten derselben wieder der neuen Sonne zu. Auch Seckendorf verließ München, um in Frankfurt am Main zu den Füßen des Reichsoberhauptes seine Huldigungen darzubringen [30]).

Inzwischen nun, was der Krieg verwirrt und gebrochen hatte, nach voriger Weise hergestellt wurde, in Städten und Märkten Gewerbe begannen, der Pflug im Felde sicher ging: knüpften sich auch die zerrissenen Freundschaftsbande zwischen Baiern und den benachbarten Höfen neu an. Mit dem Hause Sachsen wurde besonders

Thatsachen, doch nicht ohne heftige Leidenschaftlichkeit gegen Seckendorf.

30) Es geschah, sobald er die Wahl des Großherzogs von Toskana vernahm. Die ihm noch schuldigen Rückstände wurden vom Kurfürsten nach einigen Jahren mit 55,000 holl. Gulden bezahlt. Arctins Nachr. 1, 378.

engere Verbindung geschlossen. Hier blühte die Schönheit Marianen Sophiens, der neunzehnjährigen Tochter König Augusts III von Polen. Ihre Anmuth, wie der Ruf ihrer Tugenden, reizte die Aufmerksamkeit, bald die Neigung des zwanzigjährigen Kurfürsten von Baiern. Und an demselben Tage [31]), da seine Schwester Maria Antonia ihre Vermählung mit Friedrich Christian Leopold, dem sächsischen Kurerben, beging, feierte er die seinige mit dessen Schwester, der polnischen Königstochter.

Die junge Fürstin fand am Hofe zu München dieselbe Betriebsamkeit mannigfaltiger Parteiungen, welche sie zu Dresden gesehen und verlassen hatte; Nebenbuhlereien und Ränke um die Gunst eines gutmüthigen Herrn, und um die Leitung öffentlicher Geschäfte. Von der einen Seite übte noch die Kaiserin-Wittwe, Amalia, ihr mütterliches Ansehen; fromm, betsüchtig, den Mönchen hold, und ihrem Stammhause Oesterreich ergeben. Von der andern Seite stand mit stiller Wirksamkeit die Freundin des preußischen Friedrich, Maria Anna, die geistvolle Gemahlin des Herzogs Klemens. Sie athmete nur für die baierische Unabhängigkeit. Die Edelsten im Volke und am

31) Am 13. Brachm. 1717. Aettenkhover setzt den 9. August.

Hofe achteten sie hoch. Zwischen beiden wandelte, mit eigenen Ansichten, im Schein frommer Anspruchlosigkeit, der kurfürstliche Beichtvater Daniel Stadler. Die Dankbarkeit und Ehrfurcht Maximilian Josephs gegen den ehemaligen Lehrer räumte dem gewandten Jünger Loyola's um so größern Einfluß ein, je weniger der geistliche Herr das Ansehen verlangte, in weltliche Dinge einzugreifen. Die Verschmitztheit der Höflinge aber täuschte er nicht. Selbst die Gesandten auswärtiger Mächte suchten und fürchteten ihn. Sogar die junge Gemahlin des Kurfürsten, welche ihn haßte, war nicht vermögend, ihn aus dem Vertrauen des Fürsten zu verdrängen[32]). Herzogin Maria Anna, mit ihr Feldmarschall Törring, welcher, für ein selbstständiges Dasein Baierns, Herstellung des Heerwesens forderte, und jeder Biedere scheute und mied den schlauen

32) „Des Beichtvaters Vermögenheit bei dem Kurfürsten wird immer größer, hingegen wächst der Generalhaß gegen ihn, sonderheitlich von der Churfürstin und andern Hofleuten, welches aber er, Stadler, wenig zu achten scheint." So meldete Joh. Wenz. Freiherr von Widmann, österr. Gesandter am baier. Hofe, in seinen gesandtschaftl. Berichten vom J. 1750. In Aretins Beitr. zur Gesch. und Literatur. Jahrg. 1806, drittes Stück.

Frömmling. Andere, wie die Grafen von Preising und Seinsheim, welche um den Vorzug in den Geschäften nebenbuhlerisch rangen, schlossen sich abwechselnd an ihn.

Neben allen Umtrieben und Einflüsterungen, zwischen welchen die Entschlüsse des jungen Gebieters schwankten, fehlte es nicht an Männern von großer Kraft und Einsicht, deren Arbeitsamkeit dem Lande Heil brachte. So Franz Joseph Freiherr von Unertl, Kanzler des geheimen Rathes[33]), welcher schon seit Maximilian Emanuels Zeiten dem Staate klug und thätig gedient hatte; Maximilian Franz Joseph Freiherr von Berchem, Geheimerrath, ein Mann von großen Gaben zur Staatsführung, aber beherrscht von unmäßiger Begierde nach Gold und Wollust[34]); Franz Andreas Freiherr von Praidlohn, schon unter Kaiser Karl VII. als geheimer Kanzler, ein vielvermögender Mann; Johann Adam von Ickstatt, welchen die Dankbarkeit seines erlauchten

33) Er starb in einem Alter von 75 Jahren am 21. Jänner 1750.

34) Er war 1706 zu Traubling, im Pflegegericht Haidau, geboren; ward nachmals von Joseph I am 4 Jänner 1772 in den Reichsgrafenstand erhöht, war Untervorsteher der Hofkammer und Oberaufseher der kurfürstl. Hof- und Lustgebäude, in der Folge Staats- und Konferenzminister.

Zöglings in den freiherrlichen Stand erhoben hatte[35]). Die Gelehrsamkeit dieses Mannes wurde eben so sehr bewundert, als seine feile Geschmeidigkeit verachtet, mit welcher er der Fürsten, Päpste und Bischöfe Hoheit zum Nachtheil der Unterthanen vertheidigte und für Gnaden und Belohnungen seine bessern Ueberzeugungen zum Opfer brachte. Ehrwürdiger, denn er, blieb Aloys Wiguleus Freiherr von Kreitmayr, seiner Zeit einer der gründlichsten Rechtskundigen, ein Mann von strengen Grundsätzen und ernsten Sitten.

3.

Verbesserung der Rechtspflege in Baiern.

Durch dieses Mannes Einsicht und Eifer geschah es, daß das Volk von Baiern, zum Schirm des Eigenthums und Lebens, verbesserte Gesetze empfing an der Stelle der alten. Was im fünfzehnhundert zwanzigsten Jahr, unter den Söhnen des preiswürdigen Herzogs Albrecht IV, für das bürgerliche gerichtliche Verfahren gestiftet, hundert Jahre nachher im verbesserten Landrecht ge-

35) Am 6. Heumonat 1745. Selbst seine Lobredner wagen es nicht, ihn von den ihm gemachten Vorwürfen freizusprechen. Schubarts Leben des Freiherrn v. Ickstatt. S. 119.

Unterrichts von Herrn Ricatte für 150 Schüler auf Kosten der Regierung eröffnet. Eine Mädchenschule ist da im Jahre 1822 begonnen. Zwei andere noch in Port-au-Prince; an der einen ist ein Neger, an der andern ein Franzose, Formel aus Bordeaux, Lehrer. Auf Kosten der Regierung sollen in den vier Hauptstädten eben so viele Volksschulen, wo der gegenseitige Unterricht unentgeldlich ertheilt wird, errichtet werden. Im Lande selbst sind dergleichen schon zu Cayes und Jeremie, doch nicht als unentgeldliche, vorhanden.

Was die australischen Länder betrift, wissen wir nur, daß im Jahr 1818 zwei wohlunterrichtete Männer nach Port-Jackson abgereiset sind, mit den nöthigen Hilfsmitteln, den gegenseitigen Unterricht einzuführen.

Bedeutsamkeit des gegenseitigen Unterrichts für den Entwickelungsgeist der Menschheit.

Nur einen flüchtigen Umriß vom gegenseitigen Stand der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der verschiedenen Länder und Welttheile konnte und wollte ich geben. Der Beobachter wird sie nicht unwichtig finden. Es sind geschichtliche Andeutungen vom ersten Beginnen eines neuen Vorschrittes der auf dem Erdball regsamen Geisterwelt, — Andeutungen eines der großten Weltereignisse unsrer Tage,

mehrt worden war, hatte seitdem der Zuwachs zahlloser Verordnungen, Befehle, erläuternden Beschlüsse unförmlich ausgestaltet. Vieles erschien nun dem Bedürfniß des Zeitalters zu weitläufig, vieles zu kärglich bedacht. Der Streit zwischen kirchlichem und weltlichem, römischem und deutschem Recht hatte die Verwirrung vergrößert, und rechtsmörderischer List gewandter Zungendrescher mannigfache Spielräume und Schlupfwinkel eröffnet.

Kurfürst Maximilian Joseph verkürzte durch Aufstellung einer neuen Gerichtsordnung den Weg derer, die vor Gerichten Recht suchten, und beschränkte gewissenlose Willkühr[36]). Dazu wirkte besonders auch die Wohlthat seines bürgerlichen Gesetzbuches[37]). Durch Einfachheit, Licht und Volksthümlichkeit, ist es lange ein löbliches Denkmal der Zeit und seiner Verfasser, wenn gleich nicht vom Rost des Zeitalters frei geblieben. Verhältniß des Standes und der Geburt beschränkte die Freiheit der ehelichen Verbindung, Gesammtgut eines Geschlechts die Erbfolge, Weidgang den Gebrauch des Landeigenthums; fremder Glaub' und fremde Kirche das Recht zu erben, zu

36) Die Kundmachung des cod. juris Bavarici judiciarii geschah unterm 14. Christm. 1753.

37) Bekanntmachung desselben vom 2. Jänner 1756.

vererben und Gläubige zu beirathen oder zu bevogten. Selbst noch vom Erwerb der Leibeigenschaft sprach das Gesetz. Herber waren Geist und Buchstabe des peinlichen über Verbrechen und Strafen[38]). Die Natur der Vergehungen wie den Zweck der Bestrafungen verkennend, erschien es, mit Blut geschrieben, schauerlich und ungerecht in seiner Anwendung. Ein Handel um geringes Gut, auch nur um den Werth von mehr denn fünfzig Gulden, konnte von untern Gerichten zu den hohern, bis zur höchsten Stelle, fortgeführt werden; nicht also, wenn es um Leib und Leben ging. Viel blieb der Willkühr des Richters heimgestellt; der Menschlichkeit das Wenigste. Das war die Wirkung angeerbter Ehrfurcht vor dem Spruch mosaischer, römischer und kirchlicher Gesetze, und des grausamen Grundsatzes: daß Strafe des Verbrechens die Rache der menschlichen Gesellschaft am Verbrecher, und ihr letzter Zweck sei, Andere zu schrecken.

Daher verdammte das Gesetz schon um dreimal wiederholten Diebstahl eines Werthes von mehr denn dreißig Kreuzern, oder, wegen Entwendung von zwanzig Gulden, zum Strang; den

38) Das peinliche Gesetzbuch wurde schon unterm 7. Weinm. 1751 kund gemacht.

Entweiher eines Heiligenbildes zum Tode durchs Schwerd; den Mißhandler des geweihten Abendmahlbrodes der Altäre zum Scheiterhaufen, gleichwie den, welcher der Hexerei oder eines Bündnisses mit dem Teufel bezüchtigt ward. Wer tödtete, ward wieder getödtet; der vorsätzliche Selbstmörder unter dem Galgen begraben; seinen Erben der dritte Theil der Hinterlassenschaft genommen. Der wiederholten Unzucht folgte Landesverweisung; der Unzucht mit gottgeweihten Personen, oder mit Juden, Türken und andern Ungläubigen, Staupbesen; dem dreimaligen Ehebruch Tod. Tod war auch über Abtreibung der Leibesfrucht und Kindesmord verhängt; als Kindesmord selbst die heimliche Niederkunft einer Unvermählten mit einem leblosen Kinde angesehen. Aber frei aus ging der reiche Wollüstling, welcher die Unschuld betrogen hatte; und wenn eine Schwangere von Gemeinde und Haus verstoßen ward, daß Mutter und Kind in Schmach und Elend unter freiem Himmel verdarben, schwiegen die Gesetze.

Von dieser Zeit an sind schier in keinem deutschen Lande mehr Menschen gehenkt, gesöpft, gerädert und verbrannt worden, als in Baiern [19]);

19) Nur im Rentamt Burghausen wurden vom Jahr 1718 bis 1776 durch Henkers Hand bei 1100 Menschen getödtet.

ohne daß die Zahl der Verbrechen vermindert wurde. Maximilian Joseph unterzeichnete mit schmerzlichen Gefühlen die Menge der Todesurtheile, und lebte jedesmal einen traurigen Tag nach Handhabung der schrecklichsten seiner Fürstenpflichten. Man sah ihn finster und schwermuthvoll, während das gemeine Volk, beim Läuten der Armensünder-Glocke zum Schauspiel der Hinrichtungen, wie zu Lustbarkeiten hinaustannte, um das rothe Tuch vom Rathhause wehen, nach verlesener Urgicht den Stab brechen, und die gräßlichen Geschäfte des Henkers zu sehen.

Das Vorurtheil von ungleicher Geburt und natürlicher Verschiedenheit der Stände, rohen Zeitaltern entstammt, galt, wie im gemeinen Leben, auch im Gesetz noch. Der Kurfürst, mit Bildung und Denkart des Bürgers und Landmanns wenig vertraut, folgte den Ansichten seiner Räthe, daß der gemeine Mann, ohne Ehrgefühl und Zartsinn, nur durch Schrecken in Zaum und Ordnung zu halten sei. Man schonte daher der vornehmen Sünder, oder züchtigte sie glimpflicher, als wäre die Schuld derer geringer, welche bessere Erziehung und Einsicht, aber nicht bessere Sitten, denn der Pöbel, hatten. Wurden aber Missethäter von hoher Abkunft des Todes würdig gefunden, entzog man wenigstens das Schauspiel der gesetzlichen Rache dem Anblick der Volksmenge. Noch

zeigt man heute die Stätte des Müllerthurms und Falkenthurms, in welchen hochadeliche Verbrecher, waren sie in die „Verfällung“ verurtheilt, zum Fallbrett geführt worden sein sollen, wo sie, hinabstürzend zum mörderischen Abgrund, in den Armen der „stillen Jungfrau“ von zusammenfahrenden Messern zerschnitten starben[40]).

Auch die peinliche Frage mit Daumstock, Aufziehen und Spitzruthen ward noch, als rechtliches Mittel, zu Erzwingung des Geständnisses, benutzt[41]). Bei hartnäckigem Läugnen verschärfte sich die Folterqual durch den Bock. Da saß der Verdächtige halbnackt auf kurzen, gespitzten Holznägeln eines Brettes; die Daumen auf dem Rücken mit Bindfaden scharf zusammengeschnürt, eben so die großen Zehen; und zwischen beiden bloßen Armen wurde ihm eine mit hölzernen Nä-

40) Cetl erzählt, daß noch zu seiner Zeit adeliche Personen in die „Verfallung“, wie diese Art der Todesstrafe hieß, verurtheilt worden seien. So wäre denn auch den Fürsten zu Baiern ein Mittel zur heimlichen Grausamkeit und Rache, oder zum Gerechtigkeitsmorde gegeben gewesen. Doch nie hat man vernommen, daß es von ihnen gebraucht worden sei.

41) Aber das unter den Martern gegebene Eingeständniß der Schuld galt nicht, wenn es nicht extra metum et locum torturae erfolgte.

geln gespickte Stange gezogen und gedreht, während der Leib unter Ruthenstreichen blutete. Oder, was schmerzlicher denn Alles war, man legte ihm achtundvierzig Stunden anhaltend einen Leibgürtel mit einwärts gekehrten Eisenstacheln um. Doch blieb den kurfürstlichen Beamten, ohne Erlaubniß der höhern Gerichtsstelle, die Anwendung der Folter untersagt; und immer bei Schwangern, oder schwächlichen oder blödsinnigen Leuten. Desgleichen ward die peinliche Frage adelichen und mit Würden bekleideten Personen nicht gegeben, obwohl dieselben vermöge ihrer Klugheit schwerer, als Unwissende und Einfältige aus niedern Ständen, zum Geständniß zu bewegen waren. Rühmlich ist, daß neben so vieler Grausamkeit doch verbesserte Einrichtung der Gefängnisse befohlen ward, weil durch Irrthum zuweilen die Kerker auch wohl Wohnungen der Unschuld werden konnten [42]).

Die maximilianischen Gesetzbücher wurden auch in die obere Pfalz eingeführt, welche bisher

42) „Weil die Gefängnuß nicht zur Pein, sondern zum Verwahr dient, soll dieselbe also beschaffen seyn, daß niemand an seiner Gesundheit dadurch Schaden leidet.“ Peinl. Gesetzbuch v 1751. Th. 2, Kap. 6 §. 9. Dennoch blieben die Kerker schaudervoll schlecht.

nach eigenen Uebungen gerichtet war[43]). Nur nahm man dabei schonende Rücksicht, wo des Landes und Volkes eigenthümliche Verhältnisse Ausnahmen erheischten.

Alle diese Veränderungen, welche vorzeiten nie ohne Rath und Genehmigung der versammelten Landschaft bewerkstelligt werden konnten, wurden, unbekümmert um sie, vollbracht. Man hatte sich schon gewöhnt, Befehle für Gesetze zu halten; darum achtete man Gesetze schweigend, als Befehle, die vom Fürsten kamen. Noch lagen in den Urkundenkammern die alten Freiheitsbriefe aus Tagen, da Pfaffen und Ritter, Städte und Märkte für ihr und des Landes Heil vor dem Stuhl des Herrn zu sprechen gehabt hatten. Aber den beräubten Pergamenten fragte keiner nach. Der Geist ständischer Freiheit war durch den eigenen Buchstaben, der ihn schirmen sollte, gemordet worden. Man ließ nämlich einzelner Hofmarksherren, Klöster und Städte herkömmliche Rechtsame unangetastet; das Uebrige dem Landesfürsten, der keine Einmischungen in den Umfang seiner Befugniß duldete. Also wurden auch die Verordneten der Landschaft beim Entwurf

43) Verordnungen vom 2. Weinm. 1751, vom 14. Christm. 1753, und vom 2. Jänner 1756.

der Gesetzbücher zwar befragt [44]), doch nur wegen ihrer eigenthümlichen Rechtsame, und inwiefern dieselben in die neue Gestaltung der Gerichts- und Rechtsordnungen einzufügen waren.

Demnach wurde theilweise das Alte in das Neue übergetragen, oft zu beider Verderben. Diejenigen, welche bisher Halsgerichtsbarkeit üben konnten, behielten den Blutbann, und das gefährliche Vorrecht, zu jeder Zeit Verdächtige auf die Folterbank schleppen und gefürchtete Peiniger ihrer Angehörigen werden zu können. Nur selten hörte man in Baiern vom Mißbrauch dieser Gewalt. Um so williger schonte Maximilian Joseph die ererbten Vorrechte. Er bestätigte ohne Furcht peinliche Gerichtsbarkeiten, wo sie zweifelhaft, oder ertheilte andere, wo sie nie vorhanden gewesen [45]). Also that er aus freier Gnade, wem er wohlwollte; ungebunden durch das Ansehen der Stände. Die Verordneten derselben konnten sich höchstens an dem Hofe noch

44) Daß es der Form wegen in den Kundmachungen der Gesetzbücher heißen konnte: „Mit räthlichem Zuthun einer lieben und getreuen Landschaft."

45) Belege dazu gibt Lipowsky in seiner Gesch. des baier. Kriminalrechts, Beil. 26 und 27; ebenso in der Beil. 28 ein Aehnliches von Karl Theodor, Kurfürst in Baiern, im J. 1786.

durch Sträuben einige Wichtigkeit geben, wenn allenfalls von Schmälerung ihrer Einkünfte Rede ging[46]). Seit hundert Jahren und länger nicht mehr des baierischen Volkes Anwälde vor dem Thron, waren sie allein Schutzredner ihrer Vortheile geworden. Wer aber nur für sich und für nichts anders taugt, der taugt in Wahrheit zu nichts. So die gefreite Landschaft in Baiern zu dieser Zeit. Ihr Dasein pflanzte zwischen Bürgern desselben Landes und Unterthanen desselben Fürsten nur eine Ungleichheit fort, welche weder dem Schritt der Zeit und der Geistesbildung, noch dem Heil des Staates länger nothwendig war.

Wenn jedoch auch Verfassung und Gesetz Schoos- und Stieflinder des Vaterlandes kannten: das Herz Maximilian Josephs kannte den Unterschied nicht. Der Geringste seines Volkes war ihm theuer; und der Vornehmste des Adels fand ihn niemals schwach. Ein Graf, der ihm viel galt, und deswegen schon etwas wagen zu dürfen glaubte, hatte einst im Zorn einem niedrigen Beamten zwölf Stockstreiche gegeben. „So

46) Wie z. B. im J. 1750, da man der Landschaft die ihnen seit Jahrhunderten eingeräumten Zölle zum Behuf des Schuldentilgungsgeschäftes abnehmen wollte. Widmanns Bericht vom 19. Hornm. 1750. Aretins Beitr. Jahrgang 1806. S. 80.

zahle der Graf ihm Schmerzengeld, für jeden Streich tausend Gulden!“ Der Graf gehorchte mit Schrecken.

4.

Beſchaffenheit des Staatshaushaltes in dieſer Zeit.

Die Thaten eines kriegeriſchen Fürſten, der Waffen wechſelndes Glück, und das ſchauderhafte Gefolge der Siege oder Niederlagen entflammen und ergötzen die Einbildungskraft. Aber das ſtille Sinnen und Wirken des Hausvaters auf dem Throne iſt für die nachkommende Welt lehrreicher, gleichwie der Zeitgenoſſenſchaft ſegenbringender. Darum will ich die Sorgen Maximilian Joſephs für ſein Volk mit größerer Liebe, denn Kriegeswerke ſeiner Vorfahren erzählen. Es iſt Zeit, daß die Welt den Wahn verlaſſe, als ſei auf dem Blutfelde das Hinſchlachten der Völker ruhmreicher, denn ihr Beglücken.

Baiern trug nach dem Tode des letzten Fürſten eine Schuldenlaſt von ohngefähr vierzig Millionen Gulden. Der viel geſchwächte Staat konnte ſich nicht unter ſo ſchwerer Bürde aufrichten. Schon Kaiſer Karl VII hatte ſie zu erleichtern verſucht und ein Schuldenabtragungswerk geſtiftet [47]).

47) Bekanntmachung vom 20. Heum. 1727; Erläuterung hierzu unterm 14. Auguſt deſſelben Jahres.

dessen unvermeidliche und unendliche Folgen kein Sterblicher berechnen kann. Es ist wohl möglich, daß es Staats- und Hof- und Kriegsleute gebe, welche zu den Großthaten und Weltbegebenheiten lächeln, durch Schulmeister verrichtet. Aber eben diese Schulmeister sind es, unter deren stillem Walten die wilden Völker Gesittung, die Gesittungsreichen Mündigkeit erwerben. Durch diese Schulmeister werden die barbarischen Ueberbleibsel der Vorwelt zertrümmert, die Gesetzgebungen der Nationen veredelt, die Stimmen der Apostel der Weisen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Deutschlands zu den unbekannten Völkern im Innern Afrika's, Amerika's, und zu den Mongolen, Tataren und Malayen Asiens getragen. Diese Schulmeister sind es, welche dem Welthandel neue Richtungen geben, in Amerika's Urwäldern neue Prachtstädte hervorrufen, die bisher verriegelten Pforten Afrika's aufschliessen, und das Geheimniß des Maurerthums am hellen Tage erfüllen: Verbrüderung der sämmtlichen Völkerfamilien des Erdballs. — Man lächelt. So lächelten einst vornehm die Herren dieser Welt, als ihnen Columbus von einer neuen Erde jenseits des atlantischen Wassers redete; so lächelte Leo X. einst zu dem Treiben eines armen Mönchleins in der Stadt Wittenberg. Und wie würden sie gelacht haben, wenn man

das Unheil des Krieges aber Alles wieder zerstört. Von den Oesterreichern waren die dazu geweihten Einkünfte hinweggenommen, und vom Kaiser hinwieder in den Nothtagen die frühern Schulden mit neuen vermehrt worden.

Nun hörte Maximilian den Rath seiner Erfahrensten. Er trat mit den Verordneten der Landschaft zusammen, setzte aus Gliedern derselben und seinen eigenen Räthen einen Ausschuß nieder, das verwickelte Geschäft zu schlichten; die nothwendigen Einnahmen zur Entrichtung der Zinsen, oder zur Abtragung der Hauptsummen auszumitteln; deren Verwaltung zu veranstalten; die Zahlungsfristen festzustellen und die Lasten durch gütliche Abbruchshandlungen zu erleichtern. Das gesammte Schuldenwerk wurde in ein altes und neues getheilt; zu jenem Alles gerechnet, was Baiern, seit dem Jahre tausend fünfhundert dreiundvierzig bis zur Stiftung von Karls VII Schuldenablösungswerk, an aufgenommenen Geldern zu zahlen verpflichtet war; zu diesem, was seitdem als neue Schuld verzinset werden mußte [48]). Jenes ward fortan von der Landschaft zu Baiern allein, dieses von kurfürstlichen und landschaftlichen Angeordneten gemeinschaftlich geführt [49]). Schulden

48) Kundmachung vom 23. Herbstm. 1749.

49) Laut Beschluß vom 18. April 1749. Regelmäßig betrugen die Ausgaben auf das gemeine Schulden-

aber, welche erſt ſeit Beginn von Maximilian Joſephs Staatsführung entſtanden waren, fielen ausſchließlich der Hofkammer zu. Von da an wurden den Gläubigern die Zinſen regelmäßig entrichtet, aber oft willkührlich erniedrigt und von fünf auf vier, ſogar auf drittehalb vom Hundert der Hauptſumme herabgeſetzt. Durch ſolche Gewaltthätigkeit verſtieß man das öffentliche Zutrauen, um welches geworben ward. Kein Staat kann Eigenthümer betrügen, ohne ſich ſelbſt.

Es wurden die gewohnten Abgaben mit Strenge und Ordnung erhoben; von Zeit zu Zeit durch neue vermehrt, um zwiſchen den öffentlichen Einkünften und Ausgaben das verlorne Gleichgewicht herzuſtellen. Man nahm alljährlich drei- und vierfache Steuern, deren Ertrag in den verſchiedenen Gegenden des Landes aber eben ſo ungleich, als der Maasſtab war, nach welchem ſie erhoben wurden [50]).

werk einige hundert tauſend Gulden. Im J. 1777 betrugen ſie 206,194 fl. Handſchr.

50) Der Fuß einer einfachen Landſteuer betrug im Herzogthum Baiern fünf vom Hundert des vierten Theiles des Vermögens, mithin 1 fl. 15 kr. von 100 fl. des Vermögenswerthes nach der alten Schatzung vom J. 1594; in der obern Pfalz und Leuchtenberg 15 kr. von 100 fl. des Vermögenswerthes; in der Grafſchaft Haag 3 fl. 20 kr.; in der Grafſchaft Hohenſchwangau hingegen 1 fl. vom Hundert

Aehnliches Mißverhältniß waltete in den Anlagen der Stände, aus alter Zeit beibehalten. Der Ritterstand zahlte nur ein Zehntheil des Ganzen, inzwischen der geistliche fünf, und Städte und Märkte vier Zehntheile entrichten mußten [51]). Auch die Besteuerung der Höfe, genannt Hofanlage, war in gegenwärtigen Zeiten schon eine bleibende Quelle öffentlicher Einkünfte. Vor hundert Jahren wurde sie nur in Tagen des Drangsals zu ausserordentlichen Hilfen gestattet [52]). Und wie sie damals im Sturm der Umstände geschaffen worden, verblieb sie in ursprünglicher Unvollkommenheit, ohne Rücksicht, ob ein Hof vierzig, oder mehr denn hundert Juchart Feldes umfange.

---

des Vermögenswerthes. Aehnliche Verschiedenheit des Steuerfußes auch anderer Orten.

51) Ursprünglich fielen von 100,000 fl. der Ständeanlage 50,000 auf den Prelaten-, 10,000 auf den Ritter- und 40,000 auf den Burgerstand. Auf dem Landtage v. J. 1669 wurde die einfache Anlage zu 66,000 fl. herabgesetzt.

52) Während des dreißigjährigen Krieges sind im J. 1639 die Hofanlagen zum erstenmal von der Landschaft bewilligt; nachher auch, doch öfters nicht ohne Widerspruch, wieder zugestanden; endlich aber im J. 1716 von der kurfürstl. Kammer ausgeschrieben und eingezogen worden, ohne deswegen die Landschaft anzufragen.

Diese und andere ungleichmäßige Vertheilungen der öffentlichen Lasten mußten, nebst den wachsenden Bedürfnissen des Staates, eine Grundverbesserung der Steuereinrichtungen in's Gefühl rufen. Der Kurfürst anerkannte ihre Nothwendigkeit. Aber Niemand wagte sich in den großen Irrgarten wider den Minotaur des Herkommens. Schon der bloße Anblick von der Menge unausweichbarer Vorarbeiten, und des Aufwandes von Jahren, konnte den Muthigsten zurückschrecken; um so mehr, weil die vom Alterthum in die Verfassungen gepflanzte Rechtsungleichheit der Stände und Bürger zuletzt eine billigere Lastenvertheilung unmöglich oder durch Erschütterung von den Grundvesten des Staatsgebäues gefährlich machte. Im gerechten Ebenmaas aller Theile der Verwaltung beruht zwar fester Gang, Haltung und Schönheit des gemeinen Wesens. Aber Staaten sind wie Menschen; sie gestalten sich langsam aus.

Darum, weil leichter ist, gewohnte Mängel zu ertragen, als zu verbannen, ward die bisherige Unvollkommenheit der öffentlichen Haushaltung unverrückt beibehalten. Neben den ersten Auflagen, aus den ältesten Zeiten des Herzogthums Baiern, den Mai-, Herbst-, Vogtei- und andern Steuern [53]),

53) Diese warfen im Durchschnitt jährlich, nach Abzug der Unkosten, über 30,000 fl. ab.

dem Umgelde[54]), den Gerichts- und Strafgefällen[55]), Mauthen und Zöllen[56]), Braugefällen, Bierpfennigen[57]) und andern mehr, wurde eine lange Reihe später eingeführter Abgaben[58]), unter mancherlei Namen, gefordert. Dazu flossen alljährlich die Geldbewilligungen der Landschaft[59]).

54) Die Umgeldsgefälle betrugen in Baiern rein ohngefähr 15,000 fl., in der obern Pfalz über 56,000 fl., im Leuchtenbergischen bei 2000 fl.

55) Von den Gerichtsgefällen hatte der Staat keinen baaren Gewinn, sondern zur Bestreitung der gesammten Auslagen für diesen Verwaltungszweig bedeutenden Zuschuß zu machen.

56) Die reinen Einnahmen von Mauth- und Accisgefällen in Baiern stiegen auf 400,000 bis 500,000 fl., in der obern Pfalz auf 39,000 fl.

57) Im Herzogthum Baiern warfen die Braugefälle gewöhnlich gegen 200,000 fl. ab; dazu trug noch der vierte Bierpfennig über 12,000 fl. ein. In der obern Pfalz beliefen sich die Einnahmen vom alten und neuen Bieraufschlag und von der Ausbeute der weißen Brauhäuser auf 40,000 fl.

58) Es waren in den Staatsrechnungen bei vierzig verschiedene Quellen der öffentlichen Einnahmen angegeben.

59) Die sogenannten landschaftlichen Postulata brachten jährlich bei 800,000 fl. ein. Im Jahr 1776 betrugen sie z. B. 801,187 fl. 19 kr. 3 pf.; im Jahr 1777 aber 786,200 fl. Das Ordentliche, worauf

Und waren alle aus diesen Quellen hervorgehende Geldsummen zur Bestreitung des öffentlichen Bedarfs ungenügend, erfand man ohne Mühe neue dazu. So die Anlagen auf Tanzbewilligungen[60], Roß- und Schinderhaare[61], Kalender-Stempel[62], Mühldeutelтuch[63] und andere Dinge. Als einen Beitrag der Inländer zum Weggeld brachte man, unter dem Namen der Mähnatanlage, eine Abgabe von jedem Mähnstück oder Zugvieh auf[64]. Unter

---

das Postulat eingerichtet zu werden pflegte, betrug, ohne das Außerordentliche, für den Kameralbeitrag 250,000 fl., für das Kriegswesen 285,394 fl., für das gemeinschaftliche Schuldenabledigungswerk 188,606 fl., für das landschaftliche Erforderniß 50,000 fl.

60) Die Tanzanlage betrug in Baiern bei 6000 fl., in der obern Pfalz über 1600 fl.

61) Seit dem J. 1748.

62) Ebenfalls seit 1748. Verordnung vom 17. Heum. Dann auch unterm 23. Marz 1765 der Kartenstempel.

63) Statt der Mühldeutelтuch-Verpachtung wurde unterm 31. Weinm. 1752 die sogenannte Mühlanlage eingeführt, die in Baiern jährlich 10,000 bis 11,000 fl. reinen Ertrag gewährte.

64) Im J. 1766 wurde eine neue Mauth- und Zollordnung gegeben, und unterm 14. April 1766 nach Aufhebung der Mittelmauthen die Mahnstuckanlage geschaffen. Anfangs wurden von jedem Stuck Vieh

dem Vorwand, das kleine Kriegsheer in Friedenszeiten, statt durch gezwungene Aushebung der jungen Mannschaft, durch freiwillige Werbung ergänzen zu wollen, wurden Werbungsgelder, „Rekrutenanlage“ geheißen[65]), ausgeschrieben. Auch die Geistlichkeit mußte von den Gütern der Kirche Hilfe leisten[66]). Die Schatzung derselben wurde von Zeit zu Zeit vermittelst päpstlicher Bullen aufgestellt oder genehmigt.

Auser allen diesen Besteuerungen nahm man, wie billig, die Ausbeute der Berge, Salzwerke und Forsten in Anspruch, und trachtete, den Ertrag derselben zum Vortheil der öffentlichen Ein-

---

kr., nachher 24 kr. bezahlt, und die Abgabe auf die Gemeinden, als eine sich gleich bleibende, gelegt, das Zugvieh mochte sich mehren oder mindern; sie betrug in Baiern bei 100,000, in der obern Pfalz bei 13,000, im Leuchtenbergischen kaum 700 fl.

65) Seit dem J. 1766. Man schritt nachher zwar wieder zur Aushebung der Mannschaft; aber die Auflage blieb, welche in Baiern immer gegen 300,000 fl. betrug (im J. 1775: 306,499 fl., im J. 1777: 290,332 fl.). In der obern Pfalz warf die Werbungsanlage ohngefähr 20,000 fl. ab, im Leuchtenbergischen bei 1000 fl.

66) Unter der Benennung Decimation seit dem J. 1759. Sie betrug z. B. im J. 1777: 171,813 fl. 29 kr. 3 pf.

künfte zu mehren. Die Eisensteingruben von Bergen, Gerichts Marquartstein, und zu Fischbachau im Gericht Aibling, das Bleibergwerk zu Rauschenberg bei Traunstein, und die Vitriolgruben von Bodenmais im Gericht Viechtach [67]) wurden, wie die Werke der obern Pfalz am Erzberg zu Amberg, zu Bodenwöhr und Gottesgab am Fichtelgebirg, mit neuer Kraft angebaut; andern verborgenen Schätzen der Erde emsig nachgeschürft. Maximilian Joseph verlieh den Bergleuten Befreiung vom Kriegsdienst, eigenes Gericht, nebst weitern Vorzügen und Rechtsamen, und machte die oberste Bergwerksbehörde unmittelbar von sich allein abhängig. Um diesen Verwaltungszweig erwarb sich damals Graf Siegmund von Haimhausen viel Verdienst [68]).

67) Dies erste und einzige Vitriolwerk in Baiern, welches Herzog Albrecht V im J. 1551 an Karl Rad verschenkt hatte, war nachher wieder durch Kurfürsten Maximilian Emanuel von den Eigenthümern zurückgekauft worden. J. G. Lori Sammlung des baierischen Bergrechtes, §. 35. 48. 67. 75. Flurls Beschreibung der Gebirge von Baiern S. 253 ff.

68) Er war den 28. Christm. 1708 zu München geboren und starb hochbetagt am 16. Jänner 1793, einer von den um Baiern wohlverdientesten Mannern.

Dieſer ſinnvolle, gernthätige Mann, welcher auf Reiſen und aus Schriften und in ſeinen eigenen böhmiſchen Bergwerken nicht gemeine Kenntniß von innern Bau der Erde und der Gewinnungsart unterirdiſchen Reichthums geſammelt hatte, ward Schöpfer vieler nutzbringenden Einrichtungen. Die Steinkohlen von Tölz und Miesbach verſuchte man zum Brennen der Ziegel. Eine bei Paſſau gefundene kieſelthonartige Erde gab zu Nymfenburg, wo der Kurfürſt den Bau der ſchönen Anlagen vollendete, neuen Werkſtätten das Daſein[68]), deren Ruhm ſich bald über Deutſchland ausbreitete. Denn die aus jenem Thon verfertigten Porzellangeſchirre ſtanden an Güte, Lieblichkeit der Formen, und Pracht und Zartheit der Farben und Bilder, wenigen von den berühmteſten des Auslandes nach.

Die ewigen Salzquellen Reichenhalls beſchäftigten immerdar bei dreitauſend arbeitſame

---

Weſtenrieder (Beitr. 4, 429) hat zu ſeiner Lebensbeſchreibung einige werthvolle Züge geſammelt. Noch mangelt's den Baiern an einem Plutarch; nicht an Helden und der Unſterblichkeit würdigen Männern. Die Bergwerkskaſſe, welche zuvor ohngefahr 7000 fl. Einnahme hatte, ſtand im J. 1776 mit 16,500 fl. Einnahmen da, im J. 1777 mit 10,579 fl. 31 kr.

68) Im J. 1758.

Menschen, und mehrten jährlich das Einkommen des Staats um einige Tonnen Goldes [70]). Nicht minder die Gefälle vom Halleiner Salz [71]), dessen alljährlich das salzburgische Erzstift, laut bestehenden Verträgen, eine große Menge an Baiern abzuliefern hatte [72]). Weit hinaus, bis in's rheinische Deutschland und in die Alpenthäler

70) In den Jahren 1763 bis 1772 betrugen die sogenannten rechten Salzgefalle ohngefahr 114,000 fl. jährlich; im J. 1776: 517,890 fl. 21 kr.; im J. 1777: 309,215 fl. 8 kr. 2 pf. nach Abzug von 747,970 fl. 19 kr. 1 pf. Unkosten.

71) Im Jahr 1776 wurden die halleinischen Salzgefalle zu 676,687 fl. 21 kr. 2 pf angeschlagen; im Jahr 1777 zu 94,703 fl. 54 kr. 3 pf. nach Abzug von 1,147,038 fl. 15 kr. 3 pf. Unkosten. Die Gesammteinnahme eben dieses Jahrs hatte aber auch 1,241,762 fl. 10 kr. 2 pf betragen.

72) Wie ehemals wahrten deswegen auch jetzt noch zwischen Baiern und dem Erzbischof Sigmund, Graf von Schrattenbach, viele Irrungen und Streitigkeiten fort. Noch im J. 1766 ward am 19. Herbstmonds ein solcher Zwist durch Vergleich beigelegt, der schon langwierig vom J. 1759 bis 1761 vor dem Reichskammergericht geschwebt hatte, wegen Abfuhr des Salzes zu Wasser und zu Land, wegen Maß und Gute der Waare, wegen des Preises und seiner Erhöhung, wegen des Salzvertriebs zu Donauwörth und Ingolstadt u. s. w.

ihnen die ungeheuern Wirkungen von Guttenbergs Werkzeug, als er die ersten hölzernen Buchstaben schnitt, geweissagt hätte!

Alles Große und Ungeheure, sobald es nur auf das, was irdisch ist, wirkt, selbst die Alexanders-, die Attila's-, die Napoleons-Thaten, sind unbedeutend und flüchtig vorübergehend, wie der Donner einer Gewitterwolke. Aber nichts ist klein, was tief und allgemein in's Geisterleben eingreift. Das bleibt und gestaltet die Welt um; denn der Geist ist Alles; er bricht und baut die todten Formen, welche der Blödsinn für wirkliche Welt ansieht.

Man denke nur den einzigen Gedanken: die Massen der Völker werden hell! und man ahne, was aus der Welt werden müsse! — Der Zustand des künftigen Jahrhunderts in Beziehung auf Religion und Kirche, auf Gesetzgebung und bürgerliches Verhältniß, auf Nationenverkehr und Wissenschaft, wird von dem heutigen so verschieden sein, als der Zustand unsers Jahrhunderts verschieden ist vom Zeitalter des Cosimo von Medici, vom Zeitalter, da Adel und Geistlichkeit allein Bildung und Wissenschaft inne hatten, der schüchterne Bürgerstand aber sich zu heben versuchte, indeß die übrige Volksmasse in dumpfer Leibeigenschaft dalag. Die Massen der Völker werden hell! — Der ärmere Bürger- und

der Schweiz [73]) gingen die Erzeugniſſe von Sudwerken Traunſteins und Reichenhalls. — Zur Unterhaltung ſo mannigfaltiger Gewerbe, wurde die ſorglichere Pflege der Forſten nicht vergeſſen, und allgemeine Aufzeichnung der Waldungen des Landes und ihres Beſtandes angeordnet [74]). Wie ausgedehnt aber auch die Wälder von Baiern waren, warfen ſie doch nur geringen Nutzen in den Staatsſchatz. Mehr als die volle Hälfte ihres Ertrages verſchlang üble Verwaltung, oder Eigennutz untreuer Beamten [75]).

Maximilian Joſeph, von Jahr zu Jahr neuen Entwürfen hingegeben, ſein Vermögen und den Wohlſtand des Volkes blühender zu machen, ſah ſich dennoch immer gleich fern vom Ziel aller Beſtrebungen. Es ſchmolz die Schuldenmenge kaum bemerkbar ab. Die Vervielfaltigung der Einkünfte frommte nichts. Gewöhnlich erblickte man ſie am Schluſſe des Jahres wieder von unberechne-

---

73) Zu Buchhorn am Bodenſee wurde im J. 1755 eine Niederlage von dem in die Schweiz gehenden Salz angelegt. Der desfallſige Vertrag mit der Stadt in Moſers Staatsarchiv 1, 603 ff.

74) Verordnung vom 1. Chriſtm. 1752.

75) Die Forſtgefalle im J. 1777 betrugen z. B. 103,858 fl. 53 kr. 2 pf., die Ausgaben: 64,715 fl. 59 kr., blieb Gewinn nur 39,119 fl. 54 kr. 2 pf.

ten Ausgaben verschlungen [76]). Das entsprang aus der verworrenen Einrichtung des Haushaltes, den niemand mit Klarheit durchsah; aus dem Fehler vielfach getrennter Verwaltungen, und aus dem Uebermaß angestellter Beamter. Diese, um sich zu bereichern, drängten dazu noch oft dem Unterthan das Sechsfache mehr ab, als die Steuer betrug. Zudem war die Erhebungsart der Einkünfte nicht selten weit drückender, als die Abgabe selbst. So wurde das Volk auf mancherlei Weise gequält; ungleich gehalten; im Gewerbsfleiß gehemmt; theilweise durch unbillige Gunst bereichert; und bei dem Aufwand der Kraft dennoch der Staatsschatz nicht gefüllt.

Denn obwohl das durch alle jene Anstrengungen erschwungene Einnehmen des Staats von Auflagen und Steuern, besondern Einkünften und nutzbaren Rechten, oder aus dem Ertrag der liegenden Güter, gewöhnlich vier bis fünf Millionen

---

76) In den zehn Jahren von 1763 bis 1772 wurden 4,183,307 fl. 52 kr. mehr ausgegeben, als eingenommen. Im Jahr 1777 wies die Staatsrechnung zwar einen Gewinn von 344,469 fl. 22 kr. aus; aber zu den Einnahmen waren im gleichen Jahr unter andern auch 807,033 fl. aufgenommener Gelder gezählt.

Gulden betrug [77]); ward es dennoch von den gewöhnlichen Ausgaben für Hofstaat, bürgerliche Verwaltung, Kriegswesen, so wie für Zinsen, und Friedenzahlung alter Schulden [78]) fast alle Jahre weit überschritten [79]). Daher mußte, zu-

77) Ich habe dazu mehrere handschriftliche „Generaltabellen vom Zustand der Finanzen" unter Maximilian Joseph benutzt, eben so die lichtreiche Uebersicht, welche Fr. v. Krenner, unter der Aufschrift „baierischer Finanzzustand in den Jahren 1777, 1792, 1798, 1799 und 1800" im Jahre 1803 drucken ließ, welche aber sogleich unterdrukt und verboten wurde, so, daß kein Abdruck davon ausgegeben worden ist. — Noch im letzten Jahr Maximilian Josephs, nämlich 1777, betrug das Gesammteinnehmen von Staatsauflagen und Steuern 3,212,511 fl. 39½ kr., von Einkünften aus nutzbaren Rechten 529,253 fl. 32¾ kr., von liegenden Staatsgütern 609,662 fl. 31¼ kr. Zusammen 4,451,427 fl. 43½ kr.

78) Die Staatsausgaben im Jahr 1777 betrugen insgesammt: 4,453,379 fl. 46 kr. Darunter war die Unterhaltung des Hofstaats allein mit 729,822 fl. 2¼ kr., das Kriegswesen mit 1,164,509 fl. 58¼ kr., das Kirchen- und Schulwesen mit 136,821 fl. 1¼ kr angesetzt.

79) In dem oben angeführten Jahre um 71,952 fl. 2½ kr. Es waren aber, ausser den in voriger Anmerkung genannten gewöhnlichen Staatsaus-

mal wenn auſſerordentliche Bedürfniſſe eintraten, auch zu auſſerordentlichen Mitteln, neuen Auflagen oder Geldanleihen und Güterverkäufen Zuflucht genommen werden. Das geſchah nur allzuhäufig mit gewiſſenloſem Leichtſinn, zum Verderben des Landes und der guten Sitten. Freiherr von Berchem, welcher lange Zeit den Gang der Staatswirthſchaft leitete, blieb dabei nicht ohne Vorwurf, mehr ſeinen, als des Volkes und des Fürſten Vortheil bedacht zu haben. Dieſer Großbeamte von Baiern, eben ſo ſehr knickerndem Geize, als verſchwenderiſcher Völlerei und Wolluſt ergeben, würde ſich ſchwerlich in der Gnade eines tugendhaften Gebieters behauptet haben, wären ſeine übrigen Eigenſchaften nicht von vorzüglicher Art, oder wären Maximilians Zutrauen und Güte ſcharfblickender geweſen. Berchem, im Gewirr ſeiner Geſchäfte allein daheim, gewandt jeden Knoten zu löſen, immer ſinnreich, ſeinen Fürſten zu beruhigen, immer willfährig, deſſen Bedürfniſſe zu ſtillen, immer fertig, den Verlegenheiten des Hofes abzuhelfen, machte ſich durch ſeine Kunſt zum unentbehrlichen Mann. Welcher Mittel er ſich auch

gaben noch auſſerordentliche gekommen, welche 685,689 fl. 12¾ kr. betrugen. Dieſe und das obige Mindereinnehmen zu decken, wurden auch durch auſſerordentliche Mittel noch 1,030,158 fl. 34¾ kr. herbeigeſchafft.

bedienen mochte: er wußte das Schlechteste zu beschönigen. Wittwengehalte der Beamten zu sparen, gab er den Wittwen selbst, oder deren Töchtern die Aemter, oder doch Anwartschaften. Die Unfugen des Lottospieles wurden, zum Vortheil des Hofes, vermehrt. Man führte zu dem schon vorhandenen ein neues ein [50]). Unter wirklichem oder geheucheltem Vorwande, es sei zu Gunsten der Armen [51]), ward allen Amtleuten befohlen, die Geistlichen und übrigen Unterthanen zu reichen und freiwilligen Einlagen zu ermuntern. Nachdem endlich dieses Mittel seine Wirkung verloren hatte, mußte das Lotto von Genua empfohlen werden, weil es für die Spielenden das leichtsaßlichste von allen italienischen sei [52]). Anfangs war dasselbe einem Welschen verpachtet [53]), und jedem Baiern verboten, sein Geld in ausländischen

50) Kundmachung vom 22. Jänner 1749. Es war eigentlich eine größere Lotterie mit 1 fl. Einsatz und eine kleinere mit 15 kr. Einsatz.

51) Es sei, hieß es in der Bekanntmachung, „um Abstellung des ehevor so häufig ergangenen landschädlichen Bettels zu thun, der je länger, je mehr verspürt werde.“

52) Unterm 6. August 1760.

53) Joseph de Santo Vito empfing unterm 1. Wintermond 1760 die Pacht auf zwölf Jahre und hinterlegte 50,000 fl. Bürgschaft.

Glücksanstalten zu verlottern; nach zwölf Jahren übernahm es der Kurfürst auf eigene Rechnung [84]). Schon war die Sucht nach leichtem Gewinn so gemein im Lande geworden, daß auch der Aermste sein Scherflein zum Glückshafen trug, oder auf Karte und Würfel wagte. Manche Haushaltung verdarb in der Spielwuth; mancher Geblendete ward zuletzt zum Verbrecher. Es war daher eben so thöricht, als fruchtlos, durch Verbote kleinerer Zufallsspiele im geselligen Leben, und durch Strafgesetze [85]) die Ausschweifungen einer Leidenschaft zu tilgen, die man durch verwerfliche Reizmittel hervorgerufen hatte, und nährte, wo es Vortheil des Hofes sein konnte.

5.

Beförderung des Handels, Gewerbes und Landbaues. Armenpflege.

Wohl segensreicher wären die Mühen gewesen, wenn der Pflege des Handels, des Landbaues und

84) Den 12. März 1772. Der Kurfürst hinterlegte zur Sicherung der Anstalt 60,000 fl. In Streitfallen wegen Lottosachen entschied kein anderes Gericht, als der Hofrath. Seit dem 13. Winterm. 1769 hatte man sogar noch eine kurfürstliche „Rentenlotterie" in Gang zu bringen versucht.

85) Verbot der Zufallsspiele mit Karten und Würfel den 28. August 1747. Den 2. Herbstmond 1765. Den 7. Jänner 1772.

nützlicher Handthierungen geweiht wurden. Allein auch hier entsprach nicht jederzeit der Erfolg den wohlgemeinten Absichten. Oft vereitelten sich die löblichsten Unternehmungen schon durch den Widerspruch der Maßregeln, welche von verschiedenen Behörden, die kein gemeinsamer Geist verband, ergriffen wurden; oft durch die rauhe Gewalt der Mittel; oder durch ungeduldiges Verlangen nach Aernten einer kaum gestreuten Saat. Wenn zum Beispiel von der einen Seite die Landstraßen mit strenger Aufmerksamkeit unterhalten wurden [86]), um den Verkehr zu begünstigen, verminderten auf der andern Seite wechselnde Ausfuhr- und Einfuhrverbote das Leben auf denselben; oder es erschienen Verordnungen in Zoll- und Mauthsachen, welche den Waarenversendungen durch ewige Gebührenentrichtungen und kleinliche Plagereien und Vorschriften beschwerlich fielen.

Es war damals unter den deutschen Fürsten das Beginnen eines rühmlichen Wettstreits für den Anbau ihrer Staaten, für Vermehrung der Betriebsamkeit und des Kunstfleißes reger, denn je. König Friedrich II von Preussen, durch Liebe der Wissenschaften und im Umgang mit trefflichen Geistern über die Vorurtheile des Zeitalters gehoben, machte zu jener Zeit mit Entsal-

86) Befehl vom 14. Heum. 1751.

tung ſeiner großen Entwürfe den Anfang, durch welche er bald Gegenſtand der Eiferſucht oder bewundernder Nachahmung wurde. Aber noch waren die wenigſten Höfe mit den Grundſätzen richtiger Staatswirthſchaft vertraut. Sie behandelten die Emporbringung ihrer Länder wie bloßes Kunſtwerk; die Unterthanen wie unmündige und Eigene, deren ganzer Werth gedanken- und willenloſer Gehorſam ſei. Vom Hofe aus, glaubten ſie, müſſe Begriff, Bewegung und Leitung gehen; die unterthänige Menge aber, als ſtummes Werkzeug, zur Vollbringung des Werkes wirken, wie auf dem Schlachtfeld die gegliederte Heerſchaar zum Siege, im Sinne des Feldherrn. Das Beiſpiel Frankreichs, noch mehr Großbritanniens und der Niederlande und aller Reiche, die je durch Gewerbſamkeit blühend geworden, ſtand da; aber der geheime Quell ihres wachſenden Reichthums verkannt, nämlich Freilaſſung der Volkskraft in dem, worin ſich das Volk am beſten ſelber helfen kann.

In dieſer Verblendung wandelten auch die Räthe Maximilian Joſephs. Sie banden, regelten, ſpornten Alles kunſtmäßig, und trieben den Menſchen in ſcharfbegrenzten Bahnen zum Ziele. Es wurde ein Handelsrath [87]), es wurde ein Wechſel-

87) Oder vielmehr der ſchon ehemals beſtandene erneut. Den 2. April 1718.

gericht mit Wechselordnungen aufgestellt [88]). Man rief vermögliche Bürger auf, Großgewerbe aller Gattung anzulegen [89]); unterstützte kräftig die schon bestehenden oder neu gestifteten Werkschaften, und begünstigte den Absatz inländischer Waaren gegen die Nebenbuhlerei der ausländischen [90]). Der Kurfürst ging selbst mit ermunterndem Beispiele voran. Er gab zur Anlage großer Lederbereitungen beträchtliche Vorschusse [91]). Nöthige Wollenzeuge im Lande zu verfertigen, erschienen Befehle, Anweisungen für bessere Schafzucht [92]), und Ermahnungen zur Wollenspinnerei [93]). Den eiteln Ermahnungen folgten warnende Drohungen; endlich Gebote: Unbemittelte, Erwachsene wie

88) Im J. 1751.

89) Kundmachungen vom 24. Weinm. 1746, vom 2. und 23. März 1747 u. s. w.

90) Z. B die Strumpfwebereien. Generale v. 1763. — Im J. 1746 war der Tabakhandel frei gegeben. Nachher ward die Einschwärzung ausländischen Tabaks hart verboten unterm 5. Aug. 1748, 1. Brachm. 1751, 17. Brachm. 1769.

91) Zutritt durch Antheile oder so geheißene „Actien.“ Verordnungen v. 15 Christm. 1762; v. 15. April 1763; vom 15. Jänner 1768.

92) Vom 15. April 1763.

93) Generale von 1763.

Kinder, mit Zwang zur Spinnerei anzuhalten [94]), und fahrläßige Ortsvorsteher, wie träge Haushaltungen, heimlich durch vertraute Leute belauschen und anzeigen zu lassen, um die Ungehorsamen zum Schrecken Anderer züchtigen zu lassen. Müßiggang ward in die Reihe bürgerlicher Verbrechen, und seine stufenweise Bestrafung gesetzlich aufgestellt [95]); auch die Menge der Feiertage beschränkt. Vorzeiten war der Mensch nur für sein Thun verantwortlich gewesen; aber jetzt auch für sein Nichtsthun. Das ganze Land sollte sich in eine große Zwangarbeitsanstalt verwandeln. Darin taugten am wenigsten fremde Bettler. Sie wurden mit unbarmherzigem Eifer verfolgt; abgedankte Soldaten, fahrende Schüler, Jäger, Pilger, Klausner, verstellte Pfaffen, Bärentreiber oder sogenannte asiatische Prinzen, und Landstreicher anderer Namen, in Zuchthäuser geschleppt, gebrandmarkt oder mit Peitschenhieben über die Grenzen gejagt [96]).

Weder diese Strenge, noch jene lockenden Aufmunterungen, oder aller Aufwand zur Scho-

94) Befehl vom 12. Jänner und 10. Herbstm. 1762.
95) Verordnung vom 14. Aug. 1765.
96) Unter andern die Verordnung vom 14 Aug. 1765. Handwerksbursche ließ man jedoch, gegen Vorzeigung ihres Wanderzettels, unangefochten gehen.

Bauernstand hatte bisher in den meisten Staaten des grossen Hilfsmittels zu geistiger Selbstständigkeit, des gewandten Lesens, Schreibens, Rechnens, entbehren müssen. Er empfängt es jetzt durch den gegenseitigen Unterricht. Wahr ist's, man hat bisher in mehrern Staaten viel für das Schulwesen versucht; allein wegen der Unbehilflichkeit der Einrichtungen gelangt man nie weit. Wie konnte man es, so lange ein einziger Schulmeister Schaaren von sechszig bis hundert Kindern allein beobachten und lehren mußte? Jetzt vervielfältigt sich sein Auge und seine Zunge durch zehn, zwanzig und dreißig Unterlehrer in demselben Zimmer, die selbst Schüler sind. Wie konnte man es, da es, besonders auf dem Lande, und selbst in Städten, an Mitteln fehlte, um für die Menge der schulfähigen Kinder die Menge von Schullehrern anständig zu besolden, oder vorzubilden? Jetzt bedarf es an Geld und Schullehrerseminarien geringern Aufwandes, weil ein einziger Schulmeister fähig gemacht wird, zwei- bis fünfhundert Kinder genauer zu beaufsichtigen, sicherer zu unterrichten und schneller vorzuführen, als ehemals zehn. Nicht aber dieser sogenannte Mechanismus an sich ist bewundernswerth, nicht er ist im Stande, irgend eine Begeisterung für sich einzuflößen, so wenig das der Anblick einer Buchdruckerpresse oder

pfung eines mannigfaltigen Gewerbes und Verkehrs, riefen den Geist der Betriebsamkeit und des Handels herbei. Er sieht die Fesseln; folgt ungezwungen nur dem Freien. Einzelnes grünte, gleich Treibhauspflanze, verheißungsvoll; und welkte nach kurzem, kränklichem Dasein wieder unter der Hand der Getäuschten hin. Es sind von damals verschwendeten Summen und Sorgen wenige Spuren zurückgeblieben [97]). Die Waaren der Fremde, welche man entbehrlich zu machen hoffte, blieben dennoch Bedürfniß, und des Geldes ungemessene Menge strömte dafür aus. Vergebens wähnte der Hof es durch eine Reihe Sparsamkeit gebietender Verordnungen zurückzubannen. Es wurden die alten Gesetze gegen den Prachtaufwand neu aufgefrischt, neue hinzugethan [98]); gemeinen Bürgern in Städten und Märkten untersagt, feine Wollenwaaren, Seidenzeuge und Spitzen,

---

97) Wie z. B. das vom Kurfürsten im J. 1746, unter Leitung von zween Münchner Kaufleuten angelegte Großgewerb in Baumwollentüchern.

98) Verordnung vom 4. März 1747; vom 7. Wintermon. 1749; vom 1. April 1751, und Erläuterung dazu, es betrift die Kleiderordnung für die Bauerschaft, unterm 21. April 1751. Anordnung wegen Tragens von Gold, Silber, Degen, ausländischem Zeuge, vom 21. Aug. 1752.

auch silberne und goldene Borten zu tragen; ihnen und den Landleuten einheimischer Stoff zur Bekleidung empfohlen; sogar den vielverzehrenden Bettelmönchen das Almosensammeln beschränkt [99]); und den Genieſſern von Jahrgeldern und Gnadengehalten nicht gestattet, sie auſser Landes zu verbrauchen [100]). Gesammte Verfügungen hatten auf den Stand des baierischen Handelsverkehrs mit dem Auslande keinen, oder nur geringen Einfluß.

Nicht die Erzeugnisse eigenen Kunstfleißes, oder Entbehrung des fremden, sondern Getreid' und Salz, Holz, Eisen und Viehzucht, brachten nach wie vor dem Lande jährlich über eine Million Gulden Gewinn aus der Fremde, über alle Bedürfnisse hinaus, welche man von ihr bezog [101]).

---

99) Zu München allein betrug, was die Kapuziner an Lebensmitteln jährlich zusammenbettelten, über 5000 Gulden. Lipowsky Gesch. d. Kapuziner. S. 114.

100) Verordnung vom 24. Jänner 1761.

101) Das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr damaliger Zeit fand ich keine Gelegenheit genau auszumitteln. In den Jahren 1756 und 1767 soll jeneden Werth von 13,310,000 fl., diese 14,500,000 fl. betragen haben; laut Angabe aus Münchner Intelligenzblättern in Schlözers Briefwechsel-Heft 36, 300. Damit stimmen ähnliche andere Thatsachen ziemlich zusammen.

Der Kurfürſt, durch ein geſundes Gefühl deſſen geleitet, was ſein ſollte, verkannte dieſen wahren und unzerſtörbaren Reichthum ſeiner Staaten nicht. Während er die Gewerbigkeit der Städte und Märkte zu beleben verſuchte, verlor er die Verbeſſerung des Feldbau's und der Heerden keineswegs aus dem Blick. Er überſah die weitläufigen Strecken Bodens nicht, welche ſeit Jahrhunderten kein Pflug und Grabſcheit aufgebrochen hatte; nicht die endloſen, öden Moore, welche noch die Hand des Fleißes erwarteten, um, trocken gelegt, als Wieſen und Fruchtfelder zu prangen [102]). Noch war mitten in Baiern aus den Wildniſſen ein Fürſtenthum zu erobern; ſogar der Ertrag des gebauten Landes um ein Drittel zu vergrößern [103]). Lebendiger, denn ſeine Diener, fühlt' er, daß die geiſtige Kraft des Volkes immer die beſſere Hälfte des Reichthums im Staate ſei, und daß man ihr freien Spielraum gewähren müſſe, wo ſie dem öffentlichen Wohl nicht ſchaden könne.

Die Vollſtreckung ſeines Willens aber mußte

---

102) Weſtenrieder (Erdbeſchr. S. 253) rechnete für die „Möſer und Filze" in Baiern 16 und für ganz öde liegende Gründe wenigſtens 20 Geviertmeilen.

103) Von 1,748,716 Juchart Ackerlandes waren nur zwei Drittel jährlich tragbar, weil ein Drittel brach lag.

die Aufgabe ſeiner Diener bleiben, weil ihm zur Erfindung, Auswahl und Prüfung der Mittel, entweder Mangel der Erfahrung, oder Mißtrauen in eigene Kraft, den Weg erſchwerten. Von ihm ermuntert, ſchritten ſie willig ans Werk; allein zuweilen eifriger, als umſichtig. Er ſelber brachte ſie mehrmals wieder in das verlorne Geleis des Rechten zurück, welches ſich ſeinem natürlichen Verſtand und zarten Sinn für Volksglück nie verdunkelte. Als ſie ihm eines Tages wegen Beſchränkung des Weidgangs ſtrenge Verordnungen zur Unterſchrift vorlegten, ſprach er unwillig: „Wer von euch möchte denn baieriſcher Bauer ſein, ihr Herren? Gönnet doch jedem Hausvater freie Hand in ſeinem Hauſe, nur daß er der Gemeinde ſchone; und gönnet der Gemeinde freie Hande, ihre Sache zu haben, nur daß ſie des Landes ſchone, gleichwie ich mein Recht habe in Baiern, wenn ich nur der Nachbarn und des Reiches ſchone!“

Solches Sinnes voll ſtiftete er auch verbeſſerte Einrichtung der Gemeindeverfaſſungen, um darin hundertjährige Mißbräuche zu vertilgen. Es hatten ſich vieler Orten die Vorſteher lebenslänglich in ihren Stellen befeſtigt, ohne der Mitbürger Vertrauen. Da ſpielten ſie die Rollen kleiner Gewaltsherren, ſchalteten zu eigenem Vortheil mit dem anvertrauten Gut, und gaben Keinem Rechenſchaft,

als den Amtsgenossen, die häufig mit ihnen einerlei Schuld trugen.

Das Haus macht den Menschen zu dem, was er für die Gesellschaft, und die Gemeinde den Bürger zu dem, was er für den Staat wird. Und wie häusliches Glück oft anderwärtige Uebel des Lebens erträglicher macht, kann ein wohlgestelltes Gemeindewesen, worin der Bürger, unter treuer Obhut, frei athmen darf, mit den allgemeinen Mängeln des Staats, selbst mit einer Knechtschaft versöhnen, die Alle drückt. Maximilian Joseph befahl jährliches Erneuern und Wählen der Vorgesetzten, und der Verwalter des gemeinen Gutes; so wie bei Niederlegung eines Amtes Rechenschaft von dessen Führung. Der Wechsel der Ehrenstellen weckt den Ehrgeiz der einen, die Wachsamkeit der andern, und nährt unter allen Bürgern das erhabene Gefühl der Gleichheit, welches, weil es aus dem Innersten des menschlichen Wesens hervorgeht, das reizendste und stärkste ist. Zur Leitung des Haushalts und der Ordnung einer Gemeinde sind, neben Kenntnissen der Oertlichkeit und ihres Bedarfs, schlichter Muttermitz und redliche Entschlossenheit genügend. Glänzende Geistesgaben und Einsichten in einem zu kleinen Spielraum werden oft nur gefährliche Guter. Der Stadt- oder Marktschreiber allein mußte in Rechten

ein wohlerfahrner, und vor höhern Behörden erprüfter Mann sein[104])

Auch die weitläufigen, öden Felder vieler Gegenden des Landes fruchtbar zu machen[105]), wurden mancherlei Versuche gethan. Der Kurfürst selbst bot Belohnungen. Druckschriften gemeinnütziger Männer vertheilten sich, welche den Gewinnst priesen, den ein lange verwahrloseter Grund seinem Anbauer bieten könne. Man lehrte Futterkräuter kennen, die sich zur ersten Entwilderung des Bodens am vortheilhaftesten eignen. Wessen Feld nach bestimmten Fristen ungeblümt gefunden werden würde, ward bedräut, es als herrenlose Sache an den Staat zu verlieren. Hinwieder auf angebauten Aeckern, kraft alter verderblicher Rechtsame, Heerden auf die Weide zu schicken, wurde mit Nachdruck untersagt[106]); dagegen den Landwirthen die noch wenig bekannte Stallfütterung geheißen[107]).

Wenn eine große Anzahl dieser Anordnungen und Mittel allerdings an sich selber Lob verdiente, und dennoch ohne Glück blieb, lag viele Schuld

104) Gebot vom Jänner 1748. Kreitmayrs Generalienſammlung S. 558 ff.

105) Verordnung vom 24. März 1762.

106) Befehl vom 12. Winterm. 1762.

107) Verordnung vom 3. Brachm. 1762.

auch an der Unempfänglichkeit des Volks. Der Geist des gemeinen Mannes war, wie sein Boden, kräftig; aber verwildert, rauh, in Vorurtheilen versauert. Vom bessern Unterricht entfernt, lebten Söhne und Tochter des Landmanns in gedankenlosen Gewohnheiten, und abergläubigen Sagen fort. Verachtet und mißhandelt von stolzen oder habgierigen Herren und Beamten, nur zu schweigender Dienstbarkeit und Arbeit hingewiesen: starb das Gefühl bessern Werthes und der Ehre. Wenige konnten lesen oder schreiben. In großen Amtsgerichten sah man zuweilen kaum eine einzige Schule, und den Lehrer derselben ärmlich besoldet, ohne Ansehen, aus den Hefen des Volks erkoren, unnützlicher, als die Jugend, welche er bilden sollte. Pfarrer und Mönche, oft selber besserer Begriffe ungewohnt, scheuten wohl gar des Volkes Aufklärung, und hinderten das Emporgehen richtigerer Kenntnisse. Sie gaben ihren Pfarrgenossen, zu einem werkseligen Glauben, eine knechtische, unmännliche Sittenlehre. Ein Drittheil des Jahres ward in Feiertagen und gottesdienstlichen Gebräuchen müßig verpraßt [108]). Der reichere Bauer kannte kaum andere Genüsse, als die er in grober Völ-

108) Dies Gemälde nach der Schilderung in den baier. Beitragen zur schönen und nutzlichen

lerei und geschmacklosem Prunken entdeckte. Die größere Zahl der Dorfbewohner aber rang unaufhörlich mit Armuth und Schulden. An feilen Grundstücken war Ueberfluß. Große Höfe standen oft leer. Dennoch sah man daneben tausend und tausend Menschen darben. War auch der Preis der liegenden Güter noch so mäßig: er ward durch Nebenumstände für viele Arbeits- und Gewinnlustige unerschwinglich. Da lauerten beim Verkauf Gerichtsfrohnen, Schreiber und Amtleute, und forderten ihre Gebühren, Sporteln und Löhnungen[109]). Dann fraß eine namenreiche Menge von Auflagen und Steuern, Zinsen und Frohnen den besten Theil des Ertrages hinweg. Dies schreckte den Unternehmungsgeist der Unbemittelten zurück, und mehrte die ungeheure

---

Literatur vom J. 1779, Jänner, - Hornung - und Märzheft.

109) Ein angehender Viertelhöfler hatte, ungerechnet die Laudemien, die gemeinlich 150 bis 300 fl. betrugen, oft bloß für Schreibgebühren über 100 fl. zu entrichten. Baier. Beiträge u. s. w. Juniheft S. 595 ff. Auch später besserte es nicht. Ein Bauer, der ein Gut von ohngefähr 1500 fl. Werth übernahm, hatte, ohne die „Inventur- und Kommissions-Kosten", 456 fl. 30 kr. an Sporteln zu bezahlen. Westenrieder Beschreibung des Staremberger Sees S. 152.

Zahl der Leerhäusler oder Taglöhner. Der Ausgang der letztern, wenn sie nicht hatten, ihren Hunger oder andere Gelüste zu stillen, war, daß sie Diebere in Feldern, Gärten und Hütten trieben, und Gefängnisse und Galgen füllten[110].

Die Zahl der ländlichen Haushaltungen bildet in jedem Volke dessen größern Theil, und ist Grund und Stütze des Ganzen. Wo aber diese Mehrheit in Schmach, Dürftigkeit und Druck wohnt, kann ein Volk nicht reich, nicht frei, nicht hochachtbar gelten, wie herrlich auch sein Thron, wie begütert sein Adel, wie erleuchtet sein Lehrstand sei. Maximilian Joseph selber kannte Leiden und Bedürfniß von der großen Mehrzahl seiner getreuen Baiern nicht. Er empfing davon nur aus den Berichten seiner Umgebungen ein mildes Bild. Die alten Kalifen des Morgenlandes pflegten von Zeit zu Zeit verkleidet in die Mitte ihrer niedrigsten Unterthanen zu treten, um das zu erblicken, was ihnen auf dem Throne der Glanz desselben verbarg. Solche Sitte ist den Fürsten des Abendlandes nie gemein gewesen;

110) „Diese haben ausser der Aernte wenig Verdienst, wollen sie also leben und ihre Abgaben entrichten, so müssen sie stehlen und betteln. Daher findet man unter zehn Verurtheilten immer neun Leerhäusler." Baier. Beitr. a. a. O.

und deshalb ihnen oft, unter allen Staatsgeheimnissen, ihr eigener Staat das größte geblieben.

Die Versunkenheit der Volksmenge in Knechtssinn, Armuth, Entsittlichung und Unwissenheit raubte den menschenfreundlichen Weisungen, wie den strengsten Befehlen des Kurfürsten, Kraft und Segen. In Städten und Märkten wurden die Gemeinwesen nicht besser; in Dorfern die Bewohner der Hütten nicht wohlhabender; Wüsteneien nicht blühender; Aecker nicht fruchtbarer. Umsonst lies man sich zur schwachen Fassungskraft des gemeinen Mannes herab, und kam seiner Unkunde auf jede Weise zu Hilfe; schrieb gesetzlich auch das kleinste Einzelne vor; wie lange das Vieh auf der Weide, wie lange im Stall sein müsse[111]); von welcher Größe und Gestalt Ziegel, Steine und Holz zum Bauen sein sollen[112]); oder befahl, Bienenkorbe zu halten, Maulbeerbäume zu pflanzen; oder verbot die Trift der Gänse auf Viehweiden, weil ausfallende Federn dem Vieh schaden könnten[113]); oder bestimmte die Höhe des Lohns für Werkleute und Taglöh-

111) Gebot vom 12. Winterm. 1762.

112) Gebot vom J. 1769.

113) Verordnung vom 24. März 1762.

eines Kompasses vermag: aber die unermeßlichen Wirkungen des einfachen Werkzeuges müssen es.

Ein großsinniges Streben bemächtigt sich immer mehr der Nationen. Sie wirken nach allen Richtungen hinaus, bieten sich zur Verschwisterung Hand und theilen sich uneigennützig ihre besten Güter, die geistigen Hilfsmittel, dar. Sich gegenseitig wohlzuthun und Wohlthaten von einander zu nehmen, dünkt Allen gleich süß. Freude der Erziehung und Dankbarkeit der Erzogenen zieht Alle enger zusammen. In immer vermehrter Zahl ziehen fromme Christusverkünder, unterstützt durch Privatgesellschaften, in die Wildnisse und Städte der fernen Heiden; Bibelgesellschaften streuen das Evangelium Gottes in hundert und mehr Sprachen, kaum dem Namen nach bekannt, über die Länder der Erde aus, und Schullehrer gehen, auf Kosten von Privatgesellschaften, zu den bisher verwahrloseten Millionen, um vermittelst des gegenseitigen Unterrichts schnelleres Licht zu verbreiten. Die Völker handeln, ohne Rath der Höfe und Klöster. Der ganze Weltlauf nimmt einen bisher nie erhörten Gang. Die alte Kabinetspolitik will nichts mehr verfangen und verliert sich in der Bewegung des unendlichen Geisterthums. Amerika reißt sich von Europa ab und steht frei. Die ohnmächtigen Ver-

ner[114]). Im Schwarme der verschiedenartigen Gebote erstickten gegenseitig die meisten derselben durch eigenes Uebermaß. Die bessern gingen neben den schlechtern in Vergessenheit; und die zuviel wirken wollten, erreichten das Wenigste.

Ein einziger geistvoller Mann, den sein Vaterland verkannte, that zu derselben Zeit jenseits der Pyrenäen mit geringern Mitteln größere Wunder, als Maximilian Josephs Großstaatsbeamte insgesammt, mit der ganzen Fülle ihrer Macht, verrichten konnten. Das war der Baier Joseph Kaspar Thürriegel von Gossersdorf im Landgericht Mitterfels[115]). Er machte die unwirthbaren Thäler und Höhen der spanischen Sierra Morena, unter Leitung der Aranda's und Olavides, fruchtreich und bevölkert. Er, eines Halbbauern Sohn, der in seiner Heimath

---

114) Wer mehr zahlte, ward an Geld, gestraft; wer mehr nahm, mit acht Tagen im Arbeitshause bei Wasser und Brod und täglich zwölf Peitschenhieben dazu. Diese Anordnung vom 4. März 1747 war eigentlich nur Wiederholung der vom 22. Christm. 1723, und ward 1762 abermals erneut.

115) Geboren den 31. Heum. 1733. Die bestimmtesten Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann sammelte Muffinan a. a. O. S. 259 ff. aus Urkunden und Familiennachrichten.

Schreibersdienst gethan, dann sich durch Glück und Muth beim französischen Kriegsheer, nachher beim preussischen, zur Oberststatthalter-Stelle geschwungen hatte, war nach Spanien gegangen, und vollzog daselbst des Olavides großen Entwurf, die andalusische Wüste zu beleben [116]). Ueber die Pyrenäen zum Rhein eilend, rief er den deutschen Landmann aus Armuth, Verachtung und Knechtschaft zu freierm Dasein und Eigenthum in die spanische Einöde, die nur deutscher Fleiß entwildern konne. Und Tausende und abermals Tausende folgten seiner Stimme, zumal aus Baiern. Hier ward vergeblich mit Galgenstrafen und ausgebotenen Preisen gegen Leuteverführer geeifert, weil man im ersten Schrecken gänzliche Entvölkerung des Landes fürchtete [117]). Thürriegel, wohlvertraut mit Druck, Ver-

116) Am 24. Heum. 1769 war sein mit dem Madrider Hofe geschlossener Vertrag ganz vollstreckt, kraft dessen er siebentausend dreihundert sechsundzwanzig deutsche Haushaltungen nach Spanien geführt hatte.

117) „Da nun dieses kecke Unternehmen auf eine ganze Depopulation und Ausödigung Unserer Lande abzielet", hieß es in der Verordnung vom 28. Horn. 1764, und vom 3. Jänner 1766, gegen die Anwerber zum Auswandern. Ueberführte Anwerber sollten binnen vierundzwanzig Stunden gehenkt, ihre Entdeckung mit 50 fl. für jeden belohnt werden.

achtung und Noth des großen Haufens im Vaterlande, löſete ſeine Aufgabe glücklich[118]). Mitten im ſpaniſchen Gebirg leben noch heut, auf Lakarolina's Höhen, Nachkömmlinge der Baiern unter einträglichen Pflanzungen[119]).

Dies Ereigniß belehrte keineswegs die Führer des Staates von dem, was eigentlich noth ſei. Sie ſannen nur auf neue Geſetze. Geſetze aber verbreiten nur Wohlthat, wenn ſie weniger dem Eigenſinn des Machthabers, als der Befriedigung öffentlichen Bedürfniſſes dienen. Ihre Vervielfältigung tödtet eben die Freiheit, welche zu ſchirmen ihr Zweck iſt. Alle Auswanderungsverbote machen das Land unerträglicher, dem ſie die Ge-

118) Erſt in einer abermaligen Verordnung vom 4. Heumond 1768, worin aller Briefwechſel mit Thürriegel unterſagt wird, ward ſeiner namentlich gedacht. Man ſcheint kaum gewußt zu haben, daß er ein Baier ſei; es hieß von ihm: „wägeſtalten ein gewiſſer ausländiſcher Officier, Namens Thierriegl“ u. ſ. w.

119) Thürriegel ſchickte ſein und ſeiner Gemahlin Bild nach Gesseredorf. Sowohl dieſer Gemeinde, zu welcher er auch im Glück nie die vaterländiſche Anhänglichkeit verlor, als ſeinen Verwandten, von denen er gern einige in Spanien bei ſich gehabt hätte, vermachte er ein Geſchenk von 5000 Gulden. Muſſinan.

ſtalt des Kerkers geben. Wem ſeiner Heimath Boden und Himmel ein leichtes Daſein ſchenken, fodert es nicht von den Fernen.

Weil alſo den Räthen des Fürſten Muth oder Geſchicklichkeit mangelte, die Axt an des Uebels Wurzel zu legen, konnten weder Maximilian Joſephs Liebe zu ſeinem Volk, noch dreißig Jahre ſeiner friedlichen Staatsverwaltung, das Land ſchuldenfrei und blühend machen. Es war unter ſolchen Umſtänden als Glück zu ſchätzen, daß jene großen Naturplagen äuſſerſt ſelten erſchienen, über deren häufige Wiederkehr das Alterthum geklagt hatte. Die großen Heuſchreckenſchwärme, welche im Jahr 1749 mit ihrem Fluge, wie zehende Wetterwolken, die Sonne verfinſterten, liſteten nur geringes Unheil, wiewohl ſie, wo ſie ſich in Baiern ſetzten, hoch und dick über die Wieſen lagerten[120]). Die furchtbaren Erſchütterungen der Erde, welche in den letzten Monden des Jahres 1755 vierzig Tage lang von Nordafrika über die ſüdlichen Reiche Europens, Liſſabon zerſtörend, bis Schwedens Küſten ergingen, wurden in Baiern nur ſchwach empfunden[121]); deſto ſchwerer Mißwachs und Theurung im An-

120) Maas. Emmer. 1, 616.

121) Doch wurden am 9. Chriſtmonds, Nachmittags 3 Uhr, zu Donauwörth ſtarke Erdſtöße verſpürt.

fang des siebenten Jahrzehends vom achtzehnten Jahrhundert.

Der kalte, regenvolle Sommer des siebenzehnhundert siebenzigsten Jahres hatte den Ertrag der Felder geschwächt, oder ganz vernichtet. Die dürftigen Vorräthe von Lebensmitteln vor Ausgang des Winters schon verzehrt, sah sich das Volk im Frühling einer Hungersnoth preis gegeben. Weltliche und geistliche Kornwucherer, mit golddürstiger Härte, und die Fürsten Deutschlands, auch in Tagen der Noth ohne Einverständniß, mit verkehrten Maasregeln, vergrößerten das Uebel. Länder und Ländchen verhingen nämlich gegen einander Sperrung aller Nahrungsmittel; selbst Staaten, welche sich einander in ihren Erzeugnissen unentbehrlich waren, wie Baiern und Salzburg[122]). Noth zerriß endlich den Zaum der Gesetze. Raub und Diebstahl wurden gemein; die Häuser manches Wucherers gestürmt; aus den Gärten die Gemüse gerissen, ehe

122) Im Salzburgischen kostete im J. 1771 daher der Scheffel Weizen, zu 8 Metzen, 50 bis 55 fl., Korn 40 bis 45 fl., Gerste, der Scheffel zu 16 Metzen, 55 bis 60 fl., Haser 22 bis 24 fl. (Zeitschr. f. Baiern 1816, 1 Heft S. 61); während in Baiern selbst der Scheffel Weizen bis 40 fl., Korn 30 fl., Gersten 20 fl., Haser 20 fl. und darüber galt. Hdschr.

ſie reif waren; verſcharrtes Aas aus den Gräbern hervorgewühlt, und Gras und Wurzeln von den Feldern geſucht.

Maximilian Joſeph ahnete kaum den Jammer ſeines Volkes, denn man verbarg ihm des Elen:es Große. Fuhr er durch die Straßen von München und gewahrte das Drängen der Leute vor den Läden der Bäcker, beſchwichtigte man ſeine Verwunderung mit Berichten von unnothiger Angſt und ungeſtümer Gier des Pöbels. Als er eines Tages aber aus der Meſſe vom Herzogsſpital heimfuhr, umringte ein Haufe bleicher, hungernder Menſchen ſeinen Wagen und ſchrie weinend mit emporgefaltenen Händen: „Hilfe, gnädigſter Herr, Hilfe! Denn wir ſind ohne Brod und ſterben Hungers.“ Er erſchrack und befragte das Volk, und vernahm mit Entſetzen den Zuſtand der Leute. Die mit ihm waren, läugneten nicht länger. Da brach ihm das Herz. Er gab all ſein Geld den Armen, und rief mit Thränen: „Kinder, o meine Kinder, wie jammert ihr mich! Aber ihr ſollet Brod haben und nicht Hungers ſterben!“ Nun forſchte er, und vernahm von ſeinen Räthen, wie weit die Noth gedieben, wie die Menge ſeiner Kornſpeicher leer, ſein Staatsſchatz erſchöpft ſei. Er ließ über die Alpen, von Verona her, aus Italien Getreide kommen, in kurzer Zeit fünfzehntauſend

Scheffel, und verwendete beinahre zwei Millionen Gulden, die Hungernden im Lande zu sattigen. Trauriger noch, als im Herzogthum Baiern, war das Leiden der obern Pfalz. Denn sie, obwohl minder getreidereich und stärker bevölkert, mußte noch vieles aus ihren Kornkammern an Baiern liefern, und hatte keinen Theil an der italienischen Frucht. Von Städten und Dorfern wanderten viele Leute aus[123]).

Diese Tage haben kräftiger, denn alle Vorschriften und Befehle, zur Mehrung und Besserung des Feldbaues gewirkt. Gärten und Aecker wurden fortan mit erhöhter Sorgfalt gepflegt; die Brachen vermindert; vormals wenig geachtete Küchengewächse in Menge eingeführt[124]); selbst die Haufen der Armen verringert, welche sich ver-

123) Es erfolgte dagegen strenges Verbot unterm 2. Mai 1771, durch welches man Leuten wehrte, ihr Brod anderer Orten zu suchen, das man ihnen nicht geben konnte.

124) Zeitgemäße Verordnungen halfen nach, z. B. zur Aufhebung der Brache und Einführung des kleinen Fruchtbau.s, 9. Christm. 1770; landesobrigkeitliche Anweisung zum Anbau des Früh-Schnittkohls vom 11. Jänner 1771. Errichtung von Stutereien vom 19. Wintertm. 1770 und 4. Christm. 1776. Dann und wann ging man aber auch wohl wieder ins Kleinliche dabei über, z. B. da man unterm 7.

doppeln zu müssen gedroht hatten. Denn wer Kraft zur Arbeit besaß, ward um ein Stücklein Bodens. Der Kranken und verwaiseten Kindlein erbarmte sich das Mitleid des Volks.

Schon seit langen Zeiten waren alle Gemeinden verpflichtet, für diejenigen ihrer Angehörigen zu sorgen, welchen durch Alter oder Ungesundheit das Vermögen zur Selbsthilfe entging. Mildthätig unterstützten viele Klöster. Die meisten Städte und Marktflecken besaßen eigene, wenn gleich nicht immer weise geordnete, oder wohlverwaltete Armen- und Krankenhäuser. München vor allen war daran reich. Hier bestand noch die uralte Stiftung des Heiligen-Geist-Spitals vom erlauchten Herzog Otto; das St. Josephs-Spital, unter des ersten Maximilians Herrschaft durch Barmherzigkeit frommer Bürger entsprungen[125]), und manche andere wohlthuende Anstalt. Neben denselben hatte sich, bald nach dem österreichischen Erbfolgekrieg, eine neue erhoben, die eben so preiswürdig durch ihre Bestimmung, als durch die edle Art ihrer Gründung war.

Winterm. 1774 die Vertilgung der Sperlinge, als Korndiebe, befahl.

125) Im J. 1614. Kurfürst Maximilian I hatte dazu eine Ausstattung von 200,000 fl. gethan, hundert arme Kranke zu pflegen.

Es lebte nämlich zu München ein Mann voll Vertrauens auf Gott und mutbigen Erbarmens. Seinen Namen, Johannes Michael Poppel, verdient die Nachwelt zu hören. Er sah mit Schmerz die Verlassenheit armer Waisen, deren Väter im Krieg erschlagen waren. Keiner trug Sorge für dieselben; darum nahm er sie an sein Herz. Obwohl er selber dürftig, nur eines Faßbinders Sohn, ohne reiche oder mächtige Gönner war, und sich kümmerlich, vom Unterricht in den Häusern, nährte, faßte er doch ohne Furcht den frommen Entschluß, Vater der vergessenen Kleinen zu werden. Er bettelte von Haus zu Haus Almosen für sie. In eigener Begeisterung mußte er mit Wohlredenheit gute Herzen zu erwecken. Dann ging er hinaus und sammelte an einem Tage[126]) bei dreißig Knäblein und Mägdlein, die, ohne Vater und Mutter, ohne Obdach, halbnackt und hungrig umherirrten. Diese führte er erst mit Gebet in den Tempel Maria's-zur-Hilf. Dann, nach solcher Weihung, in seine Kämmerlein. Hier, wenn auch selber darbend, kleidete, nährte und lehrte er sie sieben Jahre lang, mit harter Mühe. Und als nach diesem endlich aus der Hand reicher Männer ihm größere Beisteuer floß, kaufte er davon zu München in der Au,

126) Es war der dreißigste Tag des Winterm. 1747.

ohnfern der Kirche Mariahilf, ein Haus für seine Waisen, und bauete es aus. Oft fand er sich bei dem großen Unternehmen von allen Menschen verlassen, nie aber von der Zuversicht auf den Himmel. Darum gelang es. Wenn ihn auch die Hartherzigkeit von den Thüren der Großen forttrieb, kam er doch immer freundlich flehend für seine Kleinen wieder. Wenn man ihn verleumdete, ihn des veruntreuenden Eigennutzes beschuldigte, schalt er mit keinem Worte wieder. Bald redete mit lauter Stimme das schöne Waisenhaus zu St. Andreä für seine Redlichkeit. Es stieg, eine Zierde der Vaterstadt, aus deren Almosen geräumig empor; und es zeuget von ihm bis auf den heutigen Tag [127]). So that Michael Poppel, der arme Mann, der mit fürstlich-hohem Gemüth ein fürstlich-hohes Werk vollführte [128]).

Als nachmals den barmherzigen Brüdern von der Regel des heil. Johannes de Deo in Baiern Ansiedlung gestattet wurde, haben sie eine nicht minder gute That verrichtet. Bestimmt, Helfer

127) Vom Jahr 1742 bis 1791 hatte diese menschenfreundliche Anstalt, zu deren Vollendung nachher auch Maximilian Joseph half, 2518 Kinder aufgenommen. Westenrieder (Beitr. 6, 359).

128) Er ist im J. 1765 gestorben.

suche Einzelner, das Zeitalter wie eine Uhr zu richten, oder rückwärts zu stellen, oder sich und das Volk über das Zeitalter zu betrügen, werden fast lächerlich. Niemand kann stehen bleiben, Niemand schlafend bleiben. Es erwacht Einer um den Andern. Man sinnt sich müde nach Mitteln, grosse Staatsverwandlungen zu verhüten. Das Einfachste aber wird vergessen, das in eines Jeden Macht liegt: vorsichtig mitzugehen, wohin Alles geht. Denn kein Sterblicher hält die Menschheit, keiner den Lauf der Natur fest. Wir wandeln an der Grenzscheide zweier Weltalter. Es graut nur dem bei diesem wunderbaren und verhängnißvollen Schauspiel, der nicht volles Herzens an Gott glaubt, und der nicht an ihn glaubt, weil er ihn nicht erkannt hat.

Ich räume allerdings die Möglichkeit ein, daß mitten in Europa einzelne Staaten auf ihrer Gesittungsstufe, durch Kunstmittel, durch Jesuiten, durch Zensuren, durch Bücherverbote, durch Verwahrlosung der Volksschulen, durch Verbannung verständiger Lehrer u. s. w. eine Zeitlang festgehalten werden können. Aber für die Staaten selbst erkenne ich davon keinen Gewinn. Wer zu solchen Mitteln räth, der räth zur Lähmung, vielleicht zum Untergang; der will die Ueberlegenheit der ausgebildetern Nachbarländer befördern. Und früher oder später werden

hilfloser Kranken zu sein, brachten sie mit der Erlaubniß, dreimal im Jahre Almosen zu sammeln, genug ein, um Anfangs in zwei schlechten Häusern ihrer Pflicht Genüge zu leisten. Bald aber konnten sie aus reichlichen Gaben zu München ein Kloster bauen[127]) und Kirche[130]). Dazu steuerten freudig Arm und Reich[131]). Es war ein segenvolles Thun. Nur zürnten die Väter Kapuziner und Franziskaner demselben, weil es ihnen von den Spenden nahm, deren sie sich sonst gefreut hatten[132]). Nach der barmherzigen Brüder Beispiel thaten auch die barmherzigen Schwestern. Sie, von der Kaiserin Wittwe, Maria Amalia, gen München berufen[133]), empfingen in der Nähe

129) Im J. 1754.

130) Erst im J. 1772. Maximilian Emanuel Graf von Perusa gab dazu große Summen.

131) Ein einziger Pfarrer, Namens Streicher, zu Kehlheim, gab 14,000 fl. zur Errichtung von dreizehn Krankenbetten.

132) Bei nachmaliger Aufhebung der Klöster ward der barmherzigen Brüder noch lange geschont. Seit ihrer Stiftung bis zum J. 1802 hatten sie bei 20,000 Kranke angenommen, und davon weitaus den größern Theil gesund wieder entlassen. Christ. Müllers München 2, 471.

133) Im J. 1756. Die Kaiserin gab ihnen ein Geschenk von 40,000 fl.

von jenen Kloſter, Kirche und Säle, Pflegerinnen der Kranken weiblichen Geſchlechts zu werden.

6.

Gewinn Baierns durch Zuwachs an Herrſchaften. Verträge mit dem Auslande. Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege.

Im J. 1750 — 1770.

Maximilian Joſeph, als Menſch einer der mildthätigſten, war als Fürſt zu arm, dem Zuge ſeines Gemüthes zu folgen, und aller Noth im Lande zu wehren. Auch büßt' er in dieſer Zeit Großes von ſeinem Hausſchatz ein, als Feuersbrunſt des Schauſpielhauſes ſich über den anſtoßenden Flügel ſeines Palaſtes verbreitete[134]). Da gingen viele fürſtliche Zimmer, Wohnungen und Koſtbarkeiten unter, Karl Albrechts prachtreicher Georgenſaal und das Ritterzimmer, aus deſſen Fenſtern der Blick längs der Iſar weit bis in die Fernen von Freiſing ſchweifte.

Bei den beſtehenden Mängeln der öffentlichen Einrichtungen mußte die Armuth der niedrigen Stände ſchon dadurch fortſchreitend werden, daß

134) Im J. 1750. Es hat J. F. Lipowsky im 9. Heft S. 416 ſeiner Urgeſchichten von München umſtändlich, was eingeaſchert ward, aufgezählt.

Söhne und Töchter dürftiger Haushaltungen leichtes Sinnes Ehen unter einander schlossen, unbekummert, wie sie sich selbst oder ihre Kinder ernähren würden. Die Räthe des Kurfürsten, ungeneigt oder unfähig, den Quellen des Verderbens in der Tiefe nachzugraben, und sie durch Verbesserung der Staatswirthschaft und des Jugendunterrichts in ländlichen Schulen zu vernichten, hofften das Uebel stark genug zu hindern, wenn sie die Vermählungen zwischen armen Personen erschwerten. Man erlaubte demnach, gegen Entrichtung von Gebühren[135]), nur denen die Heirath, welche sich über die Mittel ihrer Ernährung ausweisen konnten. Vermittelst dieser Erfindung schmeichelten sich die Gesetzgeber, das wachsende Vermehren der Dürftigen und Bettler zu mäßigen, und den öffentlichen Schatz daneben durch neue Abgabe zu bereichern.

Ist einmal eine Staatsführung aus den Geleisen der ewigen Natur und des Rechts gewichen,

135) Diese wurden anfangs (Verordn. vom 27. Christm. 1775) nebst den Abgaben von Spielkarten, Musik u. s. w. zur Stiftung eines allgemeinen Armen-Vermögens bestimmt. Die Einnahmen von den sogenannten Heirath-Lizenzen wurden aber ziemlich einträglich. So beliefen sie sich z. B. im Jahr 1788 auf 18,339 fl. reine Einnahme; im Durchschnitt jedoch immer auf ohngefähr 12,000 fl.

wird jeder folgerechte Schritt nur die groſſe Verirrung, und jedes nachbeſſernde Geſetz das Uebel erweitern, welches aus den Grundgebrechen der allgemeinen Einrichtung quillt. Man wollte den reichern Anbau des Landes. Dazu gehörte ſtärkere Bevölkerung. Man wollte die Bevölkerung; aber ſchwächte ſie mit aller Ausdehnung des Mönchthums, des Lehenweſens, des Zunftzwangs und der Beſteurungskunſte. Durch dieſe Mittel wurde alſo unausgeſetzt die Menge der Armen vergroſſert, während man ſie zu vermindern beſtrebt war. Es ſchien aber den Staatsführern leichter, die Gewalt des Naturtriebes, als die Fehler des öffentlichen Haushalts zu unterdrücken. Man verbot die Ehen; auſſereheliche Vermiſchungen konnte man nicht verhüten. Man nährte mit Geſetzen die Entſittlichung des Volkes; und ſtrafte ſie wieder durch Kerker, Schwerd, Rad und Galgen. So ſtieß man den Strom mit falſchen Wuhren im Zickzack von einem Ufer verwüſtend zum andern, weil man ihm nicht geradeſten Lauf geben wollte. Eine lange Reihe abwehrender und nachhelfender Verordnungen blieb ohne Gewinn. Vervielfältigung der Geſetze des Staates iſt das zuverläſſigſte Zeugniß ſeiner Krankheit, welche der Arzneien bedarf.

Für den Mangel innern, mächtigern Aufblühens entſchadigte der Zuwachs äuſſerer Beſitzungen nur wenig, welche dem Hauſe Baiern in dieſer Zeit

zu Theil ward. Durch Kauf von den Erben der Grafen Fürſtenberg ward auch das letzte Drittheil der Herrſchaft Wiesenſteig im ſchwäbiſchen Kreiſe erworben, davon Baiern ſchon ſeit mehr denn einem Jahrhundert [136]) zwei Drittheile beſaß. Gleichermaßen wurde vom Grafen von Bedlin die ſchwäbiſche Reichsherrſchaft Zierdieſſen an Wittelsbach gebracht [137]). Die Herrſchaften Wertting und Hohenreichingen fielen, nach dem Tode des Fürſten Wilhelm von Grünberg, als baieriſche Mannstitterlehen, dem Kurhauſe wieder zurück [138]). Der langwierige Streit mit den Erbtochtern des letzten Grafen von Wolfſtein um deſſen in achtundſiebenzig Eigenthumsſtücken beſtehende Aloden ward gütlich beendet; das Gut gewonnen [139]). Früher ſchon hatte der Kurfürſt auch die Reichspflege von Donauwörth kaufweiſe an ſich genommen, welche der Stadtrath daſelbſt, ſowohl in Uebung einiger Rechtſame inner den Mauern der Stadt, als auſſer denſelben, über

136) Nämlich ſeit 1627. Der Kauf um das letzte Drittheil geſchah im J. 1753.

137) Im J. 1757.

138) Im J. 1759.

139) Im J. 1768, vermittelſt einer Summe Geldes, womit die Erbtöchter abgefunden wurden.

einen kleinen Bezirk, genossen hatte[140]). Hinwieder wurde die Anwartschaft auf die welschen Fürstenthümer Mirandola und Concordia verloren gegeben, die Baiern seit dem dreißigjährigen Kriege durch Kaiser Ferdinand empfangen hatte[141]). Dies geschah zu Gunsten des Herzogs von Modena durch Oesterreichs Vermittelung, als Baiern zu Hannover mit den Seemächten Verträge einging, ihnen um Hilfsgelder Kriegsvolk zu geben.

So schmachvoll es auch sein mochte, mit Blut und Leben treuer Unterthanen Handel zu treiben, war doch am Münchner Hofe die Geldnoth drückend; allen Fürsten jener Zeit der Grundsatz gemein, daß ihnen zustehe, unbeschränkt über Unterthanen, als wahre Eigene, zu schalten, sie zu vermiethen und zu verkaufen. Frühere Beispiele schienen in Baiern das Nachfolgen zu rechtfertigen. Großbritannien und die Niederlande, obgleich seit dem Aachner Friedensschlusse[142]) nicht mehr in Waffen gegen Frankreich, hatten dennoch gegen diese Krone die

140) Der Rath hatte die Reichsvikariatslehen seit dem Jahre 1723 besessen, da er sie von den Juggern gekauft.

141) Nämlich seit dem Jahre 1638, da Kaiser Ferdinand dem Kurfürsten Maximilian, Statt Goldes, die Anwartschaft auf diese Reichslehen gegeben, wie in diesen Geschichten B. 5. Abschn. 2, 12 erzählt ist.

142) Vom 30. April 1748.

eiferſüchtige Spannung behalten. Darum ſtanden ſie jederzeit zu neuem Kampf fertig, und warben Beiſtand für den Fall der Noth auch in Baiern. Der Graf von Baſchi, Frankreichs Geſandter zu München, bot alle Künſte auf, die Entwürfe der Seemächte zu vereiteln; trug auf ein Freundſchaftsbündniß mit Baiern an, und verhieß reiche Hilfsgelder. Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz ſprach dafür; nicht minder Maria Anna, Herzogs Klemens Gemahlin, welche, wie der Feldmarſchall von Törring, nicht aufgehört hatte, alle Bewegungen des Wiener Hofes mißtrauiſchen Blickes zu beobachten. Aber England, wie die vereinigten Staaten, boten größere Summen. Oeſterreichs Geſandter in München, Freiherr von Widmann, bildete eine mächtige Partei, zu welcher von den vornehmſten Staatsdienern Baierns gehörten. So unterſchrieb der Graf von Haslang, Maximilian Joſephs Geſandter, zu Hannover, den Vertrag[143]), kraft deſſen Baiern im Kriegsfall den Seemächten ſechs-

143) Die Umtriebe deßwegen am Münchner Hofe erkennt man auf Widmanns Geſandtſchaftsberichten. Aretins Beitr. 1806 Heft 4. Der Vertrag ward am 22. Auguſt 1730 zwiſchen Großbritannien nebſt den vereinigten Staaten einerſeits, und Baiern anderſeits, zu Hannover abgeſchloſſen. — An demſelben Tage wurde dann auch

tausend Mann Hilfsvolk bereit zu halten gelobte, wogegen diese an Baiern jährlich vierzigtausend Pfund Sterling zu entrichten schuldig würden. Es galt der Vertrag auf sechs Jahre. Er ward nach ihrem Verfluß nicht wieder erneut.

Der Kurfürst hatte ihn unsern bestätigt[144]), aus gerechten Besorgnissen, in feindselige Verhältnisse verwickelt zu werden. Er wollte, so lange er herrschte, Frieden. Darum glich er auch, ringsum, alle Zwistigkeiten mit den Nachbarn aus, wie mit Salzburg, so mit dem Bisthum Eichstädt.

Wir wissen, wie in alten Zeiten, nach Absterben der Grafen von Hirschberg, deren hinter-

---

zu Hannover zwischen beiden Seemächten nebst dem Wiener Hofe die Uebereinkunft mit Baiern, in einem besondern Vertrage, gestiftet, daß dieses auf die Anwartschaft von Mirandola und Concordia verzichte, wogegen die Königin von Ungarn und Böheim von den 30,000 Pfund Sterling Hilfsgeldern jährlich den vierten Theil an Baiern zu entrichten verbindlich gemacht wurde. *P. A. G. Wenck* codex juris gentium 2. 457. 461.

144) Wie man aus *Widmanns* Geschichtsforscher ersieht. Graf Haslang sollte seine empfangenen Weisungen überschritten haben. Doch auch der Jülich Stadler stimmte den Kurfürsten zur Annahme.

laſſene Land' und Leute an Eichſtädt, die Grafenrechte aber und das Landgericht an die Herzoge von Baiern gekommen ſind[145]). Es hatten, von jener Zeit an, eichſtädtiſche Unterthanen in peinlichen und bürgerlichen Händeln vor Baiern Recht zu nehmen, und die neuerwählten Biſchöfe perſönlich, vor der Landgerichtsſchranne, die Bekräftigung dieſer Freiheiten und Rechte zu ſuchen[146]). Nach den Verwirrungen des dreißigjährigen Krieges aber waren die Biſchöfe nicht mehr in eigener Perſon zur Schranne gekommen; allmälig auch die Unterthanen ausgeblieben; Beſchwerden darüber von Baiern vor des Reichs Kammergericht erhoben, und dieſe in nachfolgenden Kriegen und Unruhen unentſchieden geblieben. Maximilian Joſeph, die Rechtſame ſeines Hauſes zu ehren, hatte neuerdings die Landſchranne für Eichſtädt ausſchreiben laſſen[147]). Dies veranlaßte neue Unterſuchungen, welche ein gütlicher Vergleich endete, in deſſen Folge ſich

145) Laut ſchiedsrichterlichem Spruch vom Jahr 1305, wie in dieſen Geſchichten Buch 3, Abſchn. 2, 4 erzählt worden.

146) Biſchof Marquard war der Letzte, welcher auf der Schranne zu Beilengrieß im J. 1610 erſchien.

147) Zu Buchsheim im Eichſtädtiſchen 1459, und zu Beilengrieß im J. 1750.

Baiern der Gerichtsbarkeit über eichſtädtiſche Angehörige, gegen anderweitige Vortheile, begab[148]).

Auch mit dem ſtammverwandten Hauſe zu Pfalz am Rheine vereinigte ſich Maximilian Joſeph in immer engerer Freundſchaft. Dazu wirkte mächtig die geiſtvolle Herzogin von Baiern, Maria Anna. Ihr Gemahl, Herzog Clemens, Maximilian Joſephs nächſter Vetter, welcher des Kurfürſten Erbe geweſen ſein würde, war noch nicht geſtorben[149]). Sie kannte und fürchtete Oeſterreichs Vergrößerungsſucht. Es lebten ſowohl Karl Theodor, Kurfürſt von der Pfalz, als auch Maximilian Joſeph, noch in kinderloſer Ehe[150]). Sie befürchtete nun, im Fall der Letzte ohne Sohn ſtürbe, mögliche Anſprüche des Wiener Hofes auf Baiern; um ſo mehr, ſeit Maria Thereſiens Sohn, der neuerwählte Kaiſer Joſeph II, Gemahl von Maximilian Joſephs Schweſter geworden war[151]). Wie leicht iſt es

148) Im J. 1767.

149) Er ſtarb aber am 6. Auguſt 1770.

150) Karl Theodor, der pfälziſche Kurfürſt, hatte von ſeiner Gemahlin Maria Eliſabeth Auguſte zwar einen Sohn gehabt, der aber in früher Kindheit geſtorben war.

151) Sie hieß Maria Joſepha und war mit Joſeph II den 23. Janner 1765 vermählt. Den 28. Mai 1767 ſtarb ſie.

dennoch eben diese Zurückgehaltenen mit verstärkter Schnellkraft vorspringen und sich wieder in die Vorderreihe der übrigen Nationen stellen. Man denke an Portugal und Spanien, wie tief entkräftet sie durch jene unglückseligen Staatskünsteleien geworden sind, wie sie ihre alte Herrlichkeit nach und nach, endlich ihre Indien, ihre letzten Geldquellen, einbüßen mußten. Das war nicht die Schuld der Nation, sondern ihrer Minister! — Man denke daran, wie Baiern von seinem alten Wohlstand zurückgesunken war, seit Kurfürst Maximilian I und einige seiner Vorfahren im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert dies Land gegen das Eindringen neuer kirchlicher Lehren, und gegen allgemeinere Volksbildung künstlich verschlossen hatten. Es war ein Land geworden, fast der Auflösung nahe. Ganz Deutschland sah voll Mitleidens oder gar Spottes auf dieses Paradies der Mönche. Was aber ist dieser Staat geworden, seit König Maximilian Joseph ihn nach den Grundsätzen der Politik umschuf! — Hier machte nicht ein Volk, hier ein König die Revolution, wie sie einst auch Peter der Große in Rußland gemacht hatte. Und Baiern that Riesenschritte zu seiner Selbstständigkeit, Stärke und Ehre.

Das leichte, sichere und wohlfeile Mittel der allgemeinen Volksbildung durch gegenseitigen

Uebermächtigen, ihre Begierden in Rechtstitel zu verwandeln! — Also wurde zwischen den Häusern Baiern und Pfalz ein Vertrag ihrer wechselseitigen Erbfolge in angestammten Landen und Reichslehen[152]) auf die alten pavischen Satzungen gegründet[153]). Nach dem Recht der Erstgeburt sollte die Erbfolge, mit Ausschluß der weiblichen Nachkommen, geschehen, so lange männliche Sprossen vorhanden wären; und Aloden-Anspruch sich nur auf bewegliches Vermögen erstrecken. Fünf Jahre darauf, nach des Herzogs Klemens Tod, bestätigten beide Kurfürsten den Erbfolgeverein noch einmal feierlich, mit Ausdehnung desselben auf alle bis in die neuesten Zeiten erworbenen Lehen und Lande[154]). Auch fügten sie bei: München, als der Söhne von Wittelsbach gemeinsamer ältester Stammort, müsse des einstigen Landesnachfolgers gewöhnlicher Wohnsitz sein, und in der Pfalzgrafschaft bei Rhein immerdar die Zahl der obersten Räthe und

152) Wie sie, bis 1578 für Baiern und 1568 für Pfalz, ererbt oder erworben waren.

153) Dieser Hausvertrag ist von beiden Kurfürsten unterzeichnet Nymfenburg den 5. Herbstm. und Schwetzingen den 22. Herbstm. 1766. Hdschr.

154) Wie sie noch im Hausvertrag von 1673, 1728 und 1751 bestimmt waren.

Amtleute aus Männern des alten Kirchenglaubens gewählt werden [455]).

Also sorgete Maximilian Joseph, daß nach seinem Hinscheiden jede Zertrümmerung Baierns verhütet werde; gleichwie er, so lang' er athmete, nur sann, jedes Unglück vom Haupte seines Volkes abzuwenden. Immer vermocht' er dies nicht. Die Nachwehen des unglückseligen Friedensschlusses von Fuessen wirkten verderblich fort, indem sie das Schicksal Baierns an die Schicksale Oesterreichs geschlossen hatten.

Noch betrauerte die Kaiserin Königin in der Burg zu Wien den Verlust der schlesischen Fürstenthümer. Den heimlichen Wunsch, König Friedrich von Preussen, ihren Ueberwinder, gedemüthigt zu sehn, bewahrte sie bis ins Alter. Mit Elisabeth, der Kaiserin Rußlands, welche diesen Fürsten persönlich haßte, desgleichen mit Sachsen, dessen ersten Großstaatsbeamten, Brühl, der Alles vermochte, sie besuch, nicht minder mit Frankreich, wo sie die königliche Beischläferin, Pompadour, durch schmeichelnden Briefwechsel fesselte,

455) Die übrigen Gegenstände betrafen die Abfindung der Allodial-Erben; das Verzichtleisten der Fürstinnen zu Gunsten des Mannsstammes u. s. w. Der Vertrag, von beiden Kurfursten unterzeichnet, ist gegeben München den 26. Hornung 1771.

ſchloß ſie zum Untergang Preuſſens heimliche Verbindung. Friedrich II aber, von den Entwürfen ſeiner Feinde belehrt, trat plötzlich mit freitgeübten Schaaren in das Innere Sachſens und Böheims, ehe Rußland, ehe Sachſen und Oeſterreich noch die weitläuftigen Rüſtungen vollendet hatten. Er ſchlug siegreich die Schlacht bei Prag, und ließ, um den Reichstag zu Regensburg auseinander zu ſprengen, von ſeinen Völkern die obere Pfalz durchſchwärmen[156]). Sie brandſchatzten Rosbach, den Markt. Die Bürger von Radburg wehrten ſich männlich gegen die Plünderer[157]). Von größern Haufen ward Hirſchau bedrohe. Als aber dem Oberſten der Preuſſen bedeutet ward, Baiern ſteh' in ſeinem Kriege mit Friedrich dem Könige, zogen die feindſeligen Haufen in Ordnung und Mannszucht zurück. Maximilian Joſeph ſandte den Oberſtwachtmeiſter, Janus Freiherrn von Montgelas,

---

155) 13. Mai 1756.

157) Sie machten mehrere Gefangene, darunter einen Hauptmann, den ſie nach Amberg ſchickten. Die Preuſſen kamen verſtärkt zurück, und entführten, bis nach Freiſtellung des Hauptmanns, den Bürgermeiſter Büttner, nebſt einem Rathsherrn, als Geiſel. Jeßmaiers Geſchichte der obern Pfalz 2, 188.

zum König nach Böheim, daß er der Lande Baiern schone.

Dies war aber bald vergeblich. Denn, das Reichsheer aufgeboten, mußte auch Baiern Zuzug senden[158]); und noch sechstausend Mann zu den Fahnen Oesterreichs. In den Blutfeldern bei Schweidnitz, Breslau, Lissa, bei Troppau, Olmütz und andern Orten fochten die Baiern nicht selten ruhmhaft, nicht immer glücklich[159]). Dagegen ward die obere Pfalz der Tummelplatz bald freundlicher, bald feindlicher Streitrotten. Der Kurfürst stellte ihnen sehr fruchtlos die Erklärung von seiner Unparteisamkeit in diesem Kriege entgegen[160]); mit besserm Nachdruck sein bei Am-

158) Im August 1757, fünf Schaaren.

159) Aus einer Handschrift führt Eisenmann (Kriegsgesch. der Baiern 2, 170) an, daß im Anfang des Kriegs „die baierischen Hauptleute vorzüglich als Ingenieurs benutzt worden seien." Dazu mochte jene Unterrichtsanstalt für junge Krieger nicht wenig mitgewirkt haben, die der Kurfürst schon im Jahre 1747 unter dem Namen eines „Kadettenkorps" errichtet hatte.

160) Die, wie man aus einer Antwort des preußischen Obersten Pölling vom 4. Brachmonat 1758 ersieht, nicht anerkannt wurde an einem Fürsten, der den Feinden 6000 Mann Hilfe gegeben.

berg gesammeltes Beobachtungsheer [161]). Das Schwerd will vom Schwerd gebändigt werden. Ward nun zwar das Fürstenthum jenseits der Donau vom Feinde verschont, litt es dennoch nicht minder unter den Lagern und Zügen der befreundeten Heere, bis der Friede zu Hubertsburg Deutschlands Ruhe nach sieben schreckenreichen Jahren zurückführte [162]).

7.

Die Fortschritte der Geistesbildung. Stiftung des kurfürstlichen Gelehrten-Vereins.

Friedrich, Preussens König, war aus jenem Riesenkampf zur Rettung seiner Kronen siegreich hervorgegangen. Die Welt staunte das Wunder seiner Waffen gegen die Hälfte Europens an; mehr noch das größere, wie er sein Reich, an Fruchtbarkeit und Umfang mäßig, vom Kriege zerrüttet und erschöpft, in kurzer Zeit reichblühender machte, als es vorher gewesen. Die Zeitgenossen nannten ihn den Großen. Er war es, weil er es noch der Nachwelt ist. Denn kühn und stark, wie auf dem Schlachtfeld, stand er im Reich

161) Der Kurfürst hatte im Jahr 1762 ein kleines Heer von 6192 Mann Fußvolks und 515 Pferden. Es kostete jährlich 1,050,235 fl. Hdschr.

162) Den 15. Horn. 1763.

der Geiſter; brachte dem Vorurtheile Krieg, der Wahrheit Muth und dem Gedanken Freiheit. Da hob von ihm in aller Wiſſenſchaft ein neues Leben an. Die Euler und Bernoulli, Baumgarten, Mosheim, Leſſing, Engel und viele andere Forſcher ſtanden auf, und trugen gegen die Finſterniß das Licht. Es ſangen Gellert, Kleiſt, Haller, Gleim und Klopſtock ihre ewigen Geſange. Die Kraft und Tiefe deutſchen Sinnes offenbarte ſich, wie ein entfeſſelter Strom, im Wohllaut und Reichthum der lange verhohnten Mutterſprache wunderbar. Der Briten, Welſchen und Franzoſen Schüler, ſtanden die Deutſchen den Meiſtern bald im Meiſterthume gleich. Und aus dem Norden, wo Friedrich glänzte, verbreiteten ſich edlerer Geſchmack und Luſt der Forſchung zum Süden.

Baiern hatte nie Mangel an hellſinnigen Mannern gehabt. Sie ſchwiegen bisher aber unter dem Zepter prieſterlicher Botmäßigkeit; oder widmeten nur, wie der verdienſtvolle Urkunden-Kämmerer Joſeph Anton Aettenkhover, ihren Fleiß unverfänglichen Forſchungen heimathlicher Geſchichten[162]). Das geiſtliche Weſen des Staats

162) Die kurzgefaßte Geſchichte der Herzoge von Baiern, im J. 1767 erſchienen, bleibt, wegen ihrer richtigen

war zu tief in das bürgerliche Wesen verwachsen. Darum galt gleich gefährlich, auf Verderben oder Mißbrauch des einen, wie des andern, hinzudeuten. Besseres hieß Neuerung, Neuerung Frevel. Das Maas des Wissens war von der Kirche gegeben. Der Meister überreichte es dem Jünger, wie er's selber empfangen hatte. Den Jugendunterricht führten Mönchsorden und Gesellschaften, wie erbliches Eigenthum und Recht. Diese gaben unfruchtbares Gedächtnißwerk für Gelahrtheit, Buchstaben statt Geistes. Schon unter Kurfürst Maximilian Emanuel hatten sich zwar neunzehn Klöster der Benediktiner zur Erhaltung der Wissenschaften verbunden[164]; sie wiesen unter sich die Lehrstühle für Gottesgelahrtheit, Kirchenrecht und Weltweisheit an. Für das erste Bedürfniß im Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang hatte jedes Kloster Baierns seine Schule; nicht so für höhere Kenntnisse. Freising, Weyern, Benediktbeurn, die Adelsschule zu Ettal und Polling machten sich durch wissenschaftliche Bestrebungen achtbar. Doch auch hier führte, was gegeben wurde, das Gepräge des

Urkunden, eines der bessern Denkmale aus jenen Tagen.

164) Im Jahr 1684. Noch mehr bezweckte aber dieser Verein Trennung von der bischöfl. Gerichtsbarkeit.

befangenen Klostergeistes. Man las die Schriften Griechenlands und Roms, vom hohen Sinn derselben ungerührt, nur Redensarten todter Sprachen zu sammeln. Weltweisheit war leeres Formenwerk, ohne Inhalt. Natur- und Länderkunde sah man verachtet, kaum gekannt. Nirgends ward der Verstand erweckt, überall der blinde Glaube, sogar in der Geschichte. Schulgerechte lateinische Verse zu bauen, ohne Geschmack und Witz, galt als edelste Blüthe öffentlichen Unterrichts. Die Mutterſprache wußte man weder zierlich zu gebrauchen, noch recht zu schreiben. Die hohe Schule zu Ingolstadt, in alter Zeit wohl berühmt, nun jesuitischer Schulfüchsereien Tummelplatz, stand durch die rohen Sitten ihrer Jünglinge übel berüchtigt; vom Ausland verachtet; selbst von Einheimischen wenig besucht. Maximilian Joseph gab ihr zwar neue Lehrer, bessere Einrichtungen, und der Jugend seiner Staaten den Befehl, sie zu besuchen [165]). Er drohete, Keinem Aemter zu verleihen, der seine Wissenschaft nicht dort erworben habe. Nichts desto weniger flechte das Leben der Hochschule fort, weil er ihr das verſagte, was ihr gebührte, Denkfreiheit.

Baierns wissenschaftliche Bildung fehlte, und

165) Verordnung vom 19. Weinmonds 1747; 21 Mai 1749; 23. August 1752.

mit ihr die Entwickelung der reichen Kraft des Volks. Nur Kunst und Kenntniß, welche nicht leicht in die Gefahr lockten, den Kreis kirchlich gestatteten Glaubens und Wissens zu überschreiten, sondern die willig und harmlos den Lebensgenuß mehrten und der Prachtliebe fröhnten, wurden geehrt und vielseitig angebaut. Dafür erstanden treffliche Meister. Noch werden die Werke des Bildhauers Roman Boos, noch die Bilder eines Wink und anderer Künstler jener Tage gepriesen. Der Kurfürst selbst vermehrte im Saal der Alterthümer die Zahl der Kostbarkeiten, und den Reichthum der großen Gemäldesammlungen zu Schleisheim und München.

Dies genügte Männern von höherm Sinne nicht. Sie blickten lange mit Betrübniß auf die Versunkenheit des Vaterlandes und auf die Gewaltherrschaft des Mönchthums. Ihrer Viele trösteten sich in Einsamkeiten beim Genuß der Geisteswerke von Weisen und Dichtern deutscher Art und Kunst. Andere wechselten im geselligen Umgang vertraulich die hellern Begriffe, die Wünsche des Bessern aus. Andere fanden in den geheimnißvollen Bauhütten der Freimaurer für sich Tempel des Reinmenschlichen, dem sie, in Verachtung der schnöden Wirklichkeit, nachrangen. Aber voll lauersamen Argwohns hinderten die Wächter der Kirche die Verbreitung fremder

Schriften in Baiern, um das süße Gift des Vernunftholzes und ketzerischer Irrthümer von den Bekennern eines alleinseligmachenden Glaubens abzuwehren. Und die maurerischen Verbindungen wurden, sobald sich Spuren von ihrem Daseyn äußerten, mit ängstlicher Strenge im ganzen Umfange des Landes verboten [166]).

Die Freimaurerei, kaum seit zwei Jahrzehnten aus dem Eilande der Briten und Schotten nach Deutschland verpflanzt [167]), hatte sich in viele Städte desselben mit unglaublichem Glück eingeschmeichelt. Fürsten und Diener, Gelehrte und Bürger, Geistliche und Krieger traten zu ihr. Denn sie reizte die Einbildungskraft durch den Zauber alterthümlicher Feierlichkeiten und vieldeutiger Sinnbilder voller Ahnungen; nicht min-

166) Befehl vom 15. Brachm. 1751. „Wegen der sogenannten Freimaurer verschiedene umstände, die gegen dieselben billich ein sehr großes nachdenken erweckhen" wird verboten, die Freimaurer zu dulden, und, wenn auch einzelne Glieder derselben entdeckt werden, soll man sie höchsten Ortes anzeigen.

167) Die älteste Bauhütte derselben war im J. 1733 von englischen Abgeordneten in Hamburg gestiftet. Zu Leipzig und Altenburg in Sachsen entstand solche im J. 1741; ein Jahr vorher schon eine zu Berlin.

Unterricht wird — daran zweifle Niemand — bei den meiſten Völkern herrſchend werden. Wo es verboten wird, verbietet man der Nation, in Verhältniß mit den Nachbarn an innerer Kraft zu wachſen. Wo man es geſtattet, muß endlich auch die ganze Reihe der bürgerlichen und ſtaatsthümlichen Verhältniſſe, der Geſetzgebung und Rechtſame mit der ſteigenden Geiſtesentwickelung des Volks allmälig ins Ebenmaas kommen. Man kann nicht Beides wollen: einen Knaben zum Manne machen und den Mann als Kind behandeln.

Schon ſind zwei große Ueberzeugungen aus dem Kampfe der Zeiten hervorgegangen, ſo ſiegreich, daß ſelbſt das Widerſtreben derer ſie vorausſetzt, die dieſe Wahrheiten beſtreiten und wegläugnen möchten. Die eine iſt die Unwiderſtehlichkeit der öffentlichen Meinung; die andere iſt die Ueberzeugung vom Fortſchreiten unſers Geſchlechts zum Vollkommenern. Indem die Gegner dieſer Wahrheiten, ſei es aus Unwiſſenheit oder Intereſſe, eine veraltete Meinung, einen verlornen Zuſtand des ehemaligen Volksthums wieder allgemein zu machen, die Menſchheit auf ihrer Bahn feſtzuſtellen ſuchen — geſtehen ſie beide Wahrheiten öffentlich zu.

Wir ſahen in den europäiſchen Kabineten vortreffliche Diplomaten, gewandte Unterhändler, vielumfaſſende Verwalter einzelner Staatszweige;

der das wohlwollende Gemüth durch die Menschenfreundlichkeit ihrer Verpflichtungen und den Anblick eines Vereins, dessen Genossen, nicht mehr durch Stand, Geburt, Vaterland und Kirche getrennt, in der ganzen Menschheit nur ein göttliches Geschlecht, im Weltall die ewige Heimath der Geister, und im großen Baumeister desselben den Vater aller Wesen erblicken. Niemand kennt den wahren Ursprung der maurerischen Gesellschaften. Es iſt aber viel darüber gemuthmaßet worden. Einige leiten ihn aus den prieſterlichen Geheimniſſen der Aegypter und Griechen älteſter Zeiten ab; andere, mit größerer Wahrſcheinlichkeit, aus den verborgenen Lehren und ſinnreichen Innungsgebräuchen der Maurer und Baukünſtler im finſtern Mittelalter chriſtlicher Jahrhunderte. Die Einrichtung der Geſellſchaften gleicht noch heutiges Tages denen der Handwerker. Sie haben, gleich dieſen, Lehrlinge, Geſellen und Meiſter, Gruß und Erkennungszeichen. Aber in ihren Zuſammenkünften, zu denen kein Ungeweihter eingeht, ſtellen ſie ein Urbild vom menſchlichen Geſchlecht in ſeiner höchſten Vollendung dar: alle Völker, losgeriſſen von Erfindungen, Meinungen und Vorurtheilen der Jahrhunderte, ſich gleich an Pflichten, Rechten und Hoffnungen, in Liebe zu einander und zum höchſten Weſen aufgelöſet. Es iſt in allen Jahrtauſenden Sache der Guten

und Weisen gewesen, den heiligsten und größten Gedanken, dessen Sterbliche fähig sein mögen, unter den Irrthümern der Gaukeleien des Irdischen rein zu bewahren und lebendig fortzuvererben. Die solches thaten, verdienten einen Kranz um die Menschheit. Die verschiedenen maurerischen Bauhütten wichen von einander weniger in ihrem Zweck, als in den Vermuthungen über ihr Herkommen und in eingeführten Ordnungen ab. Einige näherten sich der Einfalt des Alterthums, andere hatten aus Bedürfniß der Eitelkeit mancherlei Prüfungen, Stufen, Zierrathen, Titel und Uebungen erfunden. Unter der Herrschaft Maximilian Josephs haben sich in Baiern die maurerischen Gesellschaften nicht ferner kund gethan, nachdem das Verbot wider sie ergangen war.

Darum aber ruheten Andere nicht, denen des Vaterlandes Wohlfahrt und Ehre ein hochheiliges Gut blieb. Zween dieser Männer in München, vertraute Freunde, durch Kenntniß und Tugenden einander werth, zeichneten sich vor den übrigen unternehmend aus. Der eine, **Dominik von Linbrunn**, Münz- und Bergrath, eines Landgerichtsschreibers Sohn [168]), der in der Gebirgs- und Steinkunde, wie in der Wissenschaft von den

168) Geboren den 10. Jänner 1714 zu Viechtach; gestorben den 14. Brachm. 1787.

Kräften der Natur große Einsichten besaß, verband mit kaltem Scharfsinn des Urtheils ein festes, bescheidenes Gemüth. Der andere, Georg von Lori, Hof- und Bergrath, ein Zögling Ickstatts, war auf vielen Reisen gebildet, vorurtheilslos, von feuriger Seele, unverdrossen in Arbeit, grundwacker in Wort und That [169]). Hätte er nichts Größeres für Baiern gethan, er würde schon als Schriftsteller, um die ältern Geschichten, wie um die Bergwerksrechte des Vaterlandes, ehrenwerthen Namen behalten haben.

Beide, von gleicher Liebe der Wissenschaft und des Vaterlandes entbrannt, unternahmen, gegen Unwissenheit und Afterglauben die hellern Geister der Heimath, wie der Fremde, in einem Gelehrten-Vereine zu verbrüdern. Was je von vortreflichen Denkern Nützliches erfunden und gedacht worden, ins Leben einzuführen; schlummernde Kräfte zu wecken, schüchterne zu ermuntern, verkannte ans Licht zu rufen; vergessene Denkmale vaterländischen Alterthums dem Moder zu entreissen; Schätze und Gaben, welche die Natur dem Lande Baiern verliehen, aufzudecken; und in jeder Brust die Flamme des Gemeinsinns zu entzünden, ohne welche ein

169) Er war 1722 am Gründel, einem Dörflein der Abtein Steingaden, geboren, und starb zu Neuburg an der Donau den 27. März 1786.

Volk, wie der Leichnam ohne Leben, erſtarrt und zerfällt: das war ihr Zweck. Für ihn gewannen ſie andere tugendliche Männer.

Und in der Abendſtunde des zwölften Weinmondtages vom ſiebenzehnhundert achtundfünfzigſten Jahre verſammelten ſich die vaterländiſchen Weiſen in Lindbrunns Wohnung zum erſtenmale. Lori's Wort erhob Aller Herz. Dieſer Abend iſt für das Schickſal des baieriſchen Volk entſcheidender und gewinnreicher geworden, denn je der Abend des größten Schlacht- und Siegestags. Von ihm an begann Kampf und Sieg wider tauſendjährige Herrſchaft der Barbarei.

Sigmund von Haimhauſen, der zu allem Guten und Großen freudige Graf, ward in den ſchonen Bund für Wiſſenſchaft gezogen; durch ihn des Kurfürſten geheimer Rath, Emanuel von Törring, der geheime Kanzler Aloys Freiherr von Kreitmayr und mancher andere ruhmwürdige Mann des Staats. In alten Zeiten iſt die Entwilderung der abendländiſchen Menſchheit das Werk frommer Abteien geweſen. Aus der Zerſtörung der griechiſchen und römiſchen Welt retteten und bewahrten ſie die Trümmer der beſſern Erkenntniß. Als ihr Glaube aber in Verehrung des Gebeins der Todten, und ihre Weisheit in Beſchauen des Buchſtabens verloren gegangen war, übernahmen Hochſchulen und

Gelehrten-Vereine den heiligen Beruf für die Menschheit, welchen die Klöster verkannten.

Die Männer, welche bisher zu München ausschließlich den Namen der Lehrer und Gelehrten geführt hatten, sahen verwundert auf das neue Werden, und spotteten desselben mit kaltem Verdruß. Sie bedünkte, eine Verbindung für Wissenschaft, ohne ihr alles weihendes Ansehen geschlossen, sei gegen ihr eigenes Ansehen Empörung. Die Väter der Gesellschaft Jesu und andere Geistliche, an ihrer Spitze der Beichtiger des Kurfürsten, Daniel Stadler, widersetzten sich daher, wie sie konnten, dem Beginnen, und verdächtigten es dem Herrn des Landes. Als aber die Abgeordneten des gelehrten Vereins den Entwurf der Stiftungsurkunde ihrer Gesellschaft, die sie „Akademie der Wissenschaften" hießen, vor Maximilian Joseph brachten, und ihn baten, sie seines landesfürstlichen Schutzes zu würdigen, ward er von Verwunderung und Freude beim Anblick so vieler Namen seiner Verdienstvollsten gerührt, die den Entwurf als Theilnehmer unterzeichnet hatten. Er ergriff die Feder, seine Bestätigung zu geben. Doch eine Bedenklichkeit hielt ihm plötzlich die Hand zurück. „Wäre nicht gut," fragte er, „daß die Schriften dieser Gesellschaft, jederzeit vor dem Druck, den verständigen Vätern der Hochschule Ingolstadts zur Prüfung vorgelegt

würden?“ Die Abgeordneten antworteten: ein Gelehrten-Verein unter der väterlichen Vormundschaft der Jesuiten wahrlich wäre nicht der Wissenschaft, sondern des Ordens Diener, weder des Inlandes, noch des Auslandes Achtung fähig, und besser, kein Dasein zu empfangen. Schicklicher könnten Männer aus der Mitte des Vereins selbst gewählt werden, dessen Schriften vor Einschleichung glaubenswidriger Lehrsätze zu bewahren. Der gute Fürst billigte diesen Gedanken, und unterschrieb [170]). Er gab einen würdigen Versammlungsort; freien Gebrauch der kurfürstlichen Bücherſammlungen und Naturſeltenheiten; Sternwarte; ſcheidekünſtleriſche Werkſtätte und andere Vortheile; auch Einkunfte und andere Mittel, den Zweck der Stiftung zu erfüllen.

Alsbald begann die Thätigkeit des Gelehrten-Vereins zur Mehrung der Wahrheit und Einſicht. Es wurden geiſtreiche Mitarbeiter im Vaterlande, berühmte Namen der Fremde an die Geſellſchaft geknüpft; Münzen, Inſchriften und andere Denkmale der Vorwelt aufgeſammelt; gemeinnützige oder wiſſenſchaftliche Preisfragen aufgeſtellt; die Werke der beſten Redner und Dichter Deutſchlands

170) Den 28. März 1759. Westenrieders Gesch. der baier. Akademie der Wissenschaften 1, 18 ff. 191 ff.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14371/049

durch Baiern verbreitet; Vorlesungen zur Veredlung und Reinigung der Muttersprache, oder zur Pflege der Naturkunde veranstaltet; Zeitschriften zur Verbesserung des Geschmacks oder zur Mittheilung gesunder Begriffe und wichtiger Kenntnisse herausgegeben; die ältesten Urkunden Baierns aus klösterlichen Sammlungen durch den Druck bekannt gemacht [171]); und viele andere Preises werthe Dinge geleistet.

8.

Beginnender Kampf für und wider Aufklärung und Mönchthum.

Eine Erscheinung wie diese, in der Mitte eines Staates plötzlich hervorgehend, wo die Priesterschaft seit Jahrhunderten unbeschränkt die Vorstellungsart des Volks beherrscht hatte, brachte nicht gemeines Aufsehen und Gähren. Viele, welche das Wesen der neuen Stiftung kaum begriffen, betrachteten dasselbe als ein Prunken ge-

171) Die Mon. boica begannen im Jahr 1763; wenn auch anfangs nicht immer mit strenger Ausscheidung des Entbehrlichen oder Unächten, bleiben sie doch ein wertvolles Werk für die Geschichte Deutschlands. Lang: „die Mon. boica 1 — 16r Band, vor dem Richterstuhl der Kritik“ und Gunthners Gegenschriften.

lehrter Eitelkeit von vergänglicher Dauer. Andere lächelten mitleidsvoll vornehm, wie zu einer Thorheit, daß man unter großem Geräusch Kenntniß der Sprache, die man rede, und der Natur, die man sehe, und anderer Dinge, wovon die Schulen der Klöster nie geredet, mit wichtig thuendem Ernst behandle. Andere, weil sie sich ausgeschlossen sahen, während achtbare Männer des Staates an der Anstalt Theil nahmen, zürnten im Mißmuth verwundeter Eigenliebe.

Am meisten befremdete Alles die frommen Jünger Loyola's. Sie, im Besitz der Lehrämter öffentlicher Schulen, hatten bei Hohen und Niedern bisher wegen ihrer Einsichten große Ehrfurcht genossen. Als Bildner von Männern in den erhabensten Stellen, als Erzieher der Fürsten selbst, waren sie allgemeinen Vertrauens und kindlicher Anhänglichkeit jedes Standes gewohnt. Mit stolzer Zufriedenheit, wie am Ziel des Wissenswürdigen stehend, hatten sie die Fortschritte des Jahrhunderts verachtet. Was sie nicht kannten, dünkte sie des Gekanntseins unwerth. Wenn sich in deutscher Zunge mächtige Stimmen erhoben, würdig, neben den Geriesensten der Vorwelt gehört zu sein, nannten sie es verächtliche Schöngeisterei, dem Ernste wahrer Gelahrheit ungeziemend. Doch diese Stimmen nun in Baiern, das ihnen gehörte, vernehmen zu müssen; zu sehen, wie dieselben vom

Volk verstanden und gern gehört wurden; wie Begriffe, Gedanken und Erkenntnisse gemein wurden, die vorher fremd oder verborgenes Geheimniß der Schule gewesen waren: das emporte sie. Darum, nachdem ihnen mißlungen war, den kurfürstlichen Verein ihrer Leitung zu unterwerfen, stellten sie die Verbindungen desselben mit fremden Gelehrten aus Luthers und Zwingli's Kirchen als einschleichende Ketzerei oder Gleichgültigkeit in Glaubenssachen dar; die Ausbreitung gemeinnütziger Kenntnisse als Emporbringung schädlicher Halbwisserei; die Erweckungen oder Früchte des Selbstdenkens als Neuerungssucht und Freidenkerei. Mit ihnen machten Alle, welche aus Selbstgenügsamkeit oder überstrenger Frömmigkeit Scheu empfanden vor dem, was nicht Herkommens war, gemeine Sache. Man bearbeitete den Pöbel wider großthuerische Halbgelehrte, heimliche Lutheraner, Feinde des christlichen Glaubens. Man ließ am Hofe ängstliche Seitenblicke auf die Weltverbesserer und Aufklärer fallen. Ein Franziskanermönch, Leo Strobl, ermahnte voll wilden Eifers zu München sogar von der Kanzel, die neuen Weltweisen mit dem Schwerd auszurotten [172]). Einer der ge-

172) Einige falschgedruckte Zahlen in dem von dem kurfürstl. Gelehrtenverein herausgegebenen Kalender gaben ihm Stoff zum Angriff. „Schweigen will

aber die Welt zieht, sich verwandelnd, an ihren Kabineten vorüber, und manche dieser ehrwürdigen Männer glauben volles Ernstes es noch mit derselben Welt zu thun zu haben, die sie vor zwanzig Jahren kannten, da sie aus ihr in das Kabinet eintraten. Sie glaubten mit ihrer Klugheit die Einsichten der Menge meistern zu können, während diese zwar bis zu gelegenerer Zeit schweigen, aber nicht zu denken aufhören kann. Sie glauben durch physische Machtüberlegenheit den Gang der Ereignisse regeln zu können, während der Druck der Staatsschulden, der Auflagen, die in Europa, wenn auch langsam, abnehmende Masse des Goldes und Silbers, und der durch Amerika's Freiheit beginnende Umschwung des Handelsverkehrs, ebenfalls ein physisches Gegengewicht darbieten, welches durch keins der gewöhnlichen Machtmittel zu zerstören ist.

Und so drängt und treibt Alles unabwehrbar und unwillkührlich vorwärts. Der gegenseitige Unterricht in Volksschulen erscheint. Zu verhindern ist nichts mehr im Großen, denn die Erfindung ist vorhanden. Sie kann nur noch benuht werden. Ob man sie auf einem kleinen Erdfleck des Weltballs in Acht und Bann erkläre, das kann nur dem kleinen Erdball, nicht mehr der gesammten Menschheit schaden. Und diese antwortet den Bezweiflern ihres Fortschreitens mit dem Beweg-

schäftigsten Widersacher der neuen Anstalt legte dem Kurfürsten zuletzt ein langes Verzeichniß der in Baiern lebenden Freigeister vor, die, als die furchtbarsten Feinde des Staates, zeitig zu beseitigen seien. Maximilian Joseph, wie er das Verzeichniß gelesen, rief er: „Wie? ist das nicht die Namensreihe meiner treuesten und einsichtsvollsten Leute? Wen hat das Land, wenn die fehlen?“ Und er wandte dem beschämten Lästerer den Rücken, und warf das Blatt ins Feuer.

So schüchtern auch der Kurfürst in dem war, was er unternommen, bestätigte ihn doch eben der rohe Ungestüm, mit welchem Jesuiten und ihre Freunde dem Emporkommen besserer Erkenntniß entgegenstrebten, in der Ueberzeugung vom Nutzen der Aufklärung für sein Volk. Loyola's Jünger wurden nur um so erbitterter. Es galt ihre angefochtene Hoheit, und, diese zu vertheidigen, jedes Mittel ihnen billig. Selbst des Landesfürsten schonten sie weiter nicht. In einem Schauspiel,

---

ich nicht,“ rief er, „wenn auch der Scharfrichter hinter mir stande, sondern brüllen, wie ein Leu, und die großen Hansen und Perukenstöcke tapfer zerzausen!“ — Der Mann aber ward höhern Orts zum Schweigen gebracht. Westenrieders Gesch. der Akad. I, 225 ff.

von ihren Schülern aufgeführt zu Landshut, stellten sie dem Volke die Verfügungen Maximilian Josephs als glaubensverderberische Werke, als Pfeile der Hölle dar, wider das Seelenheil frommer Baiern geschleudert [173]).

Die Männer aber, welche für Wissenschaft und ihres Volkes geistige Erhebung im Kreise des kurfürstlichen Gelehrtenvereins zusammengetreten waren, liessen sich durch keine wider sie erhobene Anfechtung irren. Vom Blödsinn vieler Zeitgenossen geärgert, fühlten sie den Gott in ihrer Brust, der in allen Zeiten die Zeugen und Kämpfer der Wahrheit geweckt und ausgerüstet hat mit heiligem Muth. Sie, insgesammt in öffentlichen Aemtern dienend, konnten ihrem grossen Werke nur diejenigen Musestunden weihen, welche andere ihres Gleichen ergötzlichen Zerstreuungen widmeten; der Staat ertheilte für die Mühen und Verrichtungen des Gelehrtenvereins den Mitgliedern nicht Gehalt noch Lohn: dennoch arbeiteten sie wetteifernd in

---

173) Der Verfasser des Schauspiels, P. Seidel (das Drama musicum hieß Bavaria vetus et novum, aufgeführt 1755, und 1799 gedruckt) ward aber sogleich landesverwiesen. Schreiben der kurfürstl. Regierung an den P. Provincialis Soc. Jesu in Landshut. Hdschr. in Wilhelm Mss. T. 13, S. 81 ff.

schöner Begeisterung für das erwählte Ziel, als wäre es die einzige oder ihnen gewinnbringendste Aufgabe des Lebens. Sie riefen die Großthaten vaterländischer Vergangenheit in die Erinnerung der Lebenden zurück, damit Baiern den Stolz edeln Bewußtseins festhalte. Sie weckten das in Mönchsschulen entschlafene Gefühl für deutscher Zunge Anmuth und Würde, und lehrten, daß in des Wortes Kraft allein sich die Herrlichkeit der Geister offenbare. Darum hat ein Volk, welches die Muttersprache versäumt, sich seiner höchsten Macht und Ehre vor den übrigen Völkern entschlagen. Sie bekämpften, indem sie Begriffe läuterten, oder Urkunden des Alterthums entständen, die Anmaßungen des Priesterthums über Fürst und Volk, und verscheuchten die gespenstischen Schaaren der Vorurtheile durch Verbreitung lichterer Ansichten der Natur 174).

174) Die umständliche Geschichte der alten Akademie der Wissenschaften von Westenrieder gibt eine lange Reihe urkundlicher Belege zu dem allen, wohinzu auch die seit dem J. 1763 unterbrochen erschienenen Abhandlungen der kurfürstl. baier. Ak. der Wissenschaften gehören. Diese gelehrte Gesellschaft, welche zur Erleichterung ihrer Wirksamkeit eigene Buchdruckerei und Buchhandlung anlegte, hatte weniger

Denn was Aberglaubens aus Tagen altbaierischer Heidenzeit von einer Geschlechtsfolge zur andern herabgekommen war, galt noch häufig in allen Ständen, wie Weisheit. Die Schlauheit klösterlichen Eigennutzes hatte immerdar gern den Wahn einer bildungslosen Menge genährt; und selbst die unwissende Frömmigkeit der Gesetzgeber hatte dazu geholfen [175]), indem sie Irrthümer bestätigte, dieweil sie, voll christlichen Eifers, deren Wirkungen bestritt. So wurde, laut Landgeboten, wer den Teufel anbetete, lebendig verbrannt; wer ihn beschwor, oder böse Geister im Dienst hatte, enthauptet, dann zu Asche verwandelt. Wahrsager und Schwarzkünstler, oder Leute, welche Liebestränke gaben, Gatten durch Zaubermittel entzweiten, Weiber unfruchtbar machten, erlitten die Strafe des Schwertes. Wer zu denselben um Rath und Hilfe ging, ward landes-

---

den Zweck, das Gebiet der Wissenschaften selbst zu erweitern, als dem Vaterlande erst die edelsten Früchte aus demselben mitzutheilen.

175) Noch unterm 13. April 1746 war ein ausführliches Landgebot wider Aberglaube, Zauberei und Teufelskunst vom 12. Februar 1611 erneuert. Aus diesem sind großentheils nachfolgende Züge zur Bezeichnung der mannigfaltigen Gestalten des Aberglaubens damaliger Zeit erhoben.

verwiesen; und wer solches auch nur aus Scherz und Vorwitz gewagt, mit Kerker bestraft.

Also drückte das Gesetz selbst dem Irrthum des Pöbels ein Siegel der Glaubwürdigkeit auf. Darum wucherten die alten, wilden Einbildungen ungehemmt fort. Man weissagte künftige Dinge aus Sternen, Sieben, Krystallen und Ringen; trachtete in Christ-, Andreas- und Thomasnächten unter schaurigen Vorkehrungen nach den Geheimnissen der kommenden Tage; rief auf Kreuzwegen nächtlicher Weile die Geister der Finsterniß; suchte zu Wundermitteln die Alraunwurzeln und Farrensamen; oder brannte Zauberpulver aus Todtengebeinen; man beschwor verborgene Schätze, man bannte Hochgewitter, Ratzen und Mäuse. Sich schuß- und stichfest zu machen, wurden Wundsegen geliebt; besonders Häute getragen, in denen Kinder zur Welt gekommen. Thüren, Truhen und Bettstellen trugen Zaubersprüche und Segen wider die Macht des Bösen. Aeltern verschmähten ärztliche Hilfe am Sterbebette ihrer Kinder, wenn das Segnen der priesterlichen Hand nicht half; und Landleute liessen das Vieh ohne Hilfe, wenn es behext hieß. Waffen, aus Ketten am Hochgericht aufgehangener Verbrecher geschmiedet, führten besondere Kraft; nicht minder Nadeln von Sargkleidern der Todten, und Waffensalben, von welchen auch die in größter Entfernung ge-

schlagenen Wunden heileten. Viele Klöster hatten Reichthum und Ruhm erlangt durch die Wundermacht ihrer geweihten Kräuter, Lukaszettel und Bruchsäcklein [176]), welche sie den Gläubigen gegen des Teufels und der Hexen Werk feil boten. Rauten und vielblättriger Klee wurden, als Glück bringend, gesucht; im Kalender die bösen und guten Tage beachtet. Wenn, nach alter Sitte, hin und wieder am Auffahrtstage in ländlichen Kirchen, vom Gewölbe derselben herab, eine brennende, scheußliche Lumpengestalt gestürzt ward, raufte und balgte sich alles Volk um die Fetzen. Denn diese, in den Feldern aufgesteckt, konnten von denselben, so ward geglaubt, Zerstörung der Hagelschauer abwenden. An andern Orten trugen Handwerker, bei Trommel- und Pfeifenschall, Bilder ihrer Heiligen über die Gassen [177]), fruchtbares Wetter zu schaffen. Lächelte die Sonne aber nicht bald durch die Wolken, schleuderten sie den Heiligen ohne Erbarmen ins Wasser, wenn sich nicht Bürgen für ihn fanden, daß er die Witterung bessern werde.

---

176) Das Kloster Scheyern allein verkaufte der „Scheyrerkreuzchen" in einem Jahre bei vierzigtausend an den Pöbel in Zwilch und Seiden.

177) Wie die Schmiede den St. Loy, die Schäffler den St. Urban u. s. w.

Darum hieß es kein geringes Wagestück, als einer von den Genossen des kurfürstlichen Gelehrtenvereins, am Namenstage Maximilian Josephs, zum erstenmale die Thorheit des herrschenden Hexenglaubens angriff. Dies war der heldenkende Ferdinand Sterzinger [178]), welcher durch Forschungen in der Natur, wie in den Geschichten baierischen Alterthums, ehrwürdigen Andenkens geblieben ist. In Hütten und Palästen erhob sich gegen den gelehrten Theatiner lautes Geschrei. Mit allem Aufwand des Mönchswitzes wurde in vielverbreiteten Schriften die Sache des Hexenthums aus Bibel und Kirchenvätern wider den frevelnden Freigeist verfochten.

Aber im mehrjährigen Streit und öffentlichen Austausch der Gründe und Gegengründe machten sich unvermerkt, wie immer, die Rechte der Vernunft geltend. Noch einmal und mit nicht geringerm Erfolg erneute Sterzinger später diesen Kampf, da ein Pfarrer des Bisthums Chur in Hohenrhätien, Joseph Gaßner genannt, zu Ellwangen, im Namen Jesu Krankheiten erregen

178) In seiner Rede „von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerei," gehalten am 13. Weinm. 1766. Er war im tirolischen Schloß Liechtenwörth den 24. Mai 1721 geboren, und starb zu München den 18. März 1786.

und heilen zu können wähnte [179]). Von nahen und fernen Landen strömten Tausende dahin, an Krücken, in Kutschen, des Wunderthäters Segen zu empfahen, oder nur seinen Schatten zu berühren. Sterzinger ging, voll Zweifels an übernatürliche Kräfte auf Erden, gen Ellwangen, und zerriß mit starker Hand das Gewebe frommer Vorurtheile und Täuschungen [180]), also, daß selbst den Niedrigsten im Volke gegen das Treiben der Zauberer und Gespenster Verdacht erwuchs.

Der Muth einzelner Denker begeisterte andere. Das Lesen lehrreicher Werke, der Streit selbst

---

179) Die Art, wie Sterzinger Gaßners Täuschungen enthüllte, bewog den Kurfürsten von Baiern, dem Gaßner sowohl den Eintritt in seine Staaten, als dem Volk das Wallfahrten zu ihm, zu verbieten. Besonders thätig, den Kurfürsten zum Glauben an Gaßners Wunderkraft zu bewegen, hatte sich, doch sehr vergebens, der Fürst Karl Albrecht von Hohenloh-Waldenburg (Schreiben desselben: Schillingsfürst 5. Jan. 1776, Handschr.) bewiesen. Gaßner, Gegenstand des öffentlichen Spottes geworden, starb als Pfarrer zu Pondorf im Bisthum Regensburg den 4. April 1779.

180) Ein Verzeichniß seiner dahin bezüglichen, wie auch andern Schriften, sammelte, nebst Zügen aus seinem Leben, Wesenrieder in den Beiträgen 1, 341 ff.

zwischen Wahrheit und Irrthum, rief die Selbstthätigkeit aller Geister zum Urtheil. Wie in der Hauptstadt, vereinten sich in den kleinern Städten Freunde des Lichts. Es bildete sich eine Gesellschaft für schöne Wissenschaften zu Altenötting am Inn, die nachmals als landwirthschaftliche Gesellschaft zu Burghausen mit nützlicher Thätigkeit fortlebte [181]). Umsonst eiferten auf Kanzeln, in Beichtstühlen und Flugschriften Priester und Mönche für den verjährten Irrthum. Sie sahen sich überstimmt, oft verlacht. Sie schwiegen endlich, zufrieden, wenn mit der verschwundenen Ehrfurcht für ihre Weisheit nicht die Ehrfurcht für ihr altes Recht und Gut litt.

Die Wirkungen des öffentlichen und verborgenen Meinungsstreites traten bald an den Tag. Man streifte, am Hofe zuerst, die lästigen Vorurtheile, oder den Zwang der ihnen geheuchelten Achtung, ab. Es verbreiteten sich in dem geselligen Kreise der höhern Stände Ansichten der Dinge, wie man sie zuvor nicht auszusprechen gewagt hatte. Besonders ward bei der Armuth des Landes und der Erschöpfung des Staatsschatzes das Umsichgreifen des geistlichen Arms nach irdischen Gütern

181) Ihr Stiftungsjahr zu Oetting war 1766; sie dauerte mit abnehmender Kraft in Burghausen bis zum J. 1801.

am unerträglichsten. Zwar schon vor beinahe hundert Jahren war Klöstern und geistlichen Körperschaften die Vermehrung der unbeweglichen Güter beschränkt worden [182]). Desto reichlichere Schenkungen hatten dieselben aber von frommen Gebern an Geld genommen [183]). Nun wurde ihnen auch diese Art, das Vermögen des Landes zu verschlingen, gesetzlich begrenzt [184]); dem Heer der Bettelmönche untersagt, sich über die stiftungsmäßige Anzahl in Klöstern zu vermehren; die frühere Minderung ihres schamlosen Almosenfuchens mit Schärfe erneuert [185]) und ihren heimlichen Schwelgereien und Ueppigkeiten ernster gewehrt.

---

182) Im J. 1672.

183) Die Einnahme der Geistlichkeit an ihnen ertheilten Vermächtnissen und Geschenken war bedeutend. Binnen 60 Jahren, nämlich von 1688 bis 1748, betrugen dieselben nur von Seiten der Bürgerschaft Münchens 1,710,213 fl. Wilhelms Rel. Mss. T. 14. Hdschr. — Im Jahr 1770 hatte Baiern aber in seinen vier Rentämtern München, Burghausen, Landshut und Straubing 120 Klöster, 1027 Pfarreien, 2064 Filiale.

184) Erweiterung des „Amortisationsgesetzes" vom 13. Weinm. 1764, und die unterm 10. Mai 1765 nachgefolgte Erläuterung.

185) Schon im J. 1749 war ihnen der Ertrag der Almosen herabgesetzt, z. B. den Kapuzinern in

grund, welchen Diogenes dem Sophisten entgegensetzte, der die Bewegung zu läugnen suchte: „Steh still, die Welt geht!“

9.

Die Bibelgesellschaften im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Die heiligen Schriften der Christen, erste Erkenntnißquellen ihres Glaubens, sind nun beinahe in allen Sprachen der Völker des Erdbodens vorhanden, mit welchen die Europäer in irgend einiger Berührung stehen. Der Eifer, diese Schriften innerhalb und ausserhalb unsers Welttheils zu verbreiten, wird immer lebendiger, und gehört zu den Bezeichnungen unsers Zeitalters.

Es war im Dezember 1802, als ein Prediger Charles zu Bala, einem geringen Ort am See Lhond Tegid in North-Wales, einigen Freunden über den Mangel an Bibeln unter den Einwohnern, besonders den ärmern, von Wales klagte. Man beschloß einen Versuch, Freunde der Menschheit und des christlichen Glaubens zu vereinigen, durch ihre Beiträge gedruckte Bibeln zu vervielfältigen und zu wohlfeilen Preisen oder unent-

Es begab sich zu derselben Zeit, daß **Peter von Osterwald** [186]), Mitglied des kurfürstlichen Gelehrtenvereins, verborgen unter dem Namen Veremunds von Lochstein, in öffentlicher Schrift, mit eben so vieler Kunde der Geschichte als des Rechts, die Gefreitheit der Geistlichen in zeitlichen Dingen angriff [187]). Er lehrte, auch Priester und Mönche wären von ihren Reichthümern dem Staate, dessen Schutz sie genössen, Abgaben schuldig. Die Geistlichkeit erschrack. Vielleicht würde sie dem Manne mit christlicher Sanftmuth eine Verirrung im Glauben, eine Todsünde vergeben haben; allein Grundsätze gegen die Unantastbarkeit ihrer Vorrechte, und des Vermögens gottgeweihter Stiftungen, forderten zum unversöhnlichen Zorn. **Klemens Wenzeslaus**, der Bischof von Freising,

München der Geldwerth der Gaben an Nahrung und Trank von 5000 fl. auf 3000 fl. **Lipowsky** Gesch. der Kap. 114. Dennoch betrug die Einnahme nur der Franziskaner in ihren dreißig verschiedenen Niederlassungen im Jahr 1769 baar: 129,299 fl. 58 kr., und der Geldeswerth von erbettelten Lebensmitteln wenigstens eben so viel. **Westenrieders** Jahrbücher 2, 44.

186) Geboren 1718 zu Weilburg im Nassauischen. Er starb am 19. Jänner 1778 zu München.

187) „Gründe sowohl für; als wider die geistl. Immunität in zeitlichen Dingen. Straßburg 1766."

ließ das Verdammungsurtheil des seelenverderblichen Buchs an alle Kirchenthüren seines Sprengels schlagen [188]), und verbot den Gläubigen das Lesen eines Werks, welches den wahren Lehren der alleinseligmachenden Kirche widerspräche. Maximilian Joseph hingegen nahm die Schrift in seinen Schutz [189]), weil sie nicht Glaubensangelegenheiten, sondern landesherrliche Rechte behandle, und ließ schon, als Eingriff in diese, das freisingische Verbot abreissen [190]). Nun Geschrei, nun Wehklagen und Lärmen der Mönchsschaft, als sei der Sturz der Altäre und des Christenthums vor der Thür [191]). Der gute Fürst der Baiern wehrte keineswegs, daß eine ganze Fluth von Schriften gegen Osterwalds Wort hervorbrach; doch noch weniger gebot er denen zu schweigen, welche antworteten. Nur Anstand und Mäßigung empfahl er Allen. Die Wahrheit, das

---

188) Gegeben unterm 13 August 1766.

189) Als von Osterwalds Werk eine zweite Ausgabe veranstaltet wurde, übernahm Maximilian Joseph selber die Durchsicht, und milderte hin und wieder eigenhändig allzuharte oder gewagte Ausdrücke. Westenrieder Gesch. d. Ak. 1, 240.

190) Kundmachung vom 29. Aug. 1766.

191) Die Menge der gegen Veremund von Lochstein erschienenen Streitschriften lehrt es zur Genüge.

mußte er, bedarf der Schutz- oder Trutzwaffen der Leidenschaft nicht. Sie ist unverwundbar; darum ihr bloßes Eintreten in die Welt Sieg.

Die Stimme aller Einsichtvollen des Vaterlandes erhob sich für das Recht ihres Landesherrn gegen die Behauptung der Kirchenfürsten laut. Dies Recht zu bewachen und zu handhaben, gab Maximilian Joseph dem geistlichen Rath neue Befugniß und Kraft [192]). Alle öffentlichen Verfügungen der Erzbischöfe und Bischöfe hatten fortan in Baiern nur Gültigkeit, wenn sie zuvor geprüft und landesherrlich genehmigt worden waren. Und gleichwie schon Kurfürst Maximilian I den Grundsatz aufgestellt hatte, daß in weltlichen Dingen der Fürst des Landes da, wo nicht heitere Verträge und Rechte Anderes bestimmten, über Kirchen, als deren natürlicher Vogt, zu sprechen habe: so geschah auch jetzt. Zu allen Wahlen der Prälaten wurde laut alter Uebung und frühem Recht ein kurfürstlicher Abgeordneter gesandt; die Kirchenhaushaltung in Klöstern und Gemeinden fleißiger untersucht [193]); den Mönchsorden untersagt, ohne Vorwissen des geistlichen Rathes, Neulinge aufzunehmen, und nie einen, der nicht das

192) In denselben setzte er auch weltliche Mitglieder, unter diese den aufgeklärten Oberwald.

193) Verordnung vom 17. Januar 1769.

fünfundzwanzigste Jahr des Alters zurückgelegt habe [194]).

Eine noch wichtigere That, die priesterliche Eigenmächtigkeit zu brechen, und alle Geistlichen fester an ihr Vaterland zu binden, war die Auflösung des Verbandes geistlicher Orden mit dem Auslande [195]). Dieser Befehl Maximilian Josephs untergrub die Grundvesten der mönchischen Verfassungen und Herrschaften. Alle erhoben Wehklagen. Am meisten die Jesuiten.

Sie sprachen: „Wird der Verband mit den Unsern in den andern Staaten zerrissen, bringt solches nicht nur unserer Gesellschaft, sondern auch dem ganzen Baiern Gefahr. Denn wie wir bisher aus der Menge von Ordensgliedern des In- und Auslandes immer nur die Würdigsten zur Verwaltung mannigfaltiger und wichtiger Lehr- und Kirchenämter berufen konnten, wird nun, sind wir auf die in Baiern lebende Anzahl beschränkt, jede Auswahl schwieriger, der Mangel folgenreich sein. Aber auch werden wir gelähmt, die Ehre Baierns ferner, durch Anstellung ausgezeichneter Landeskinder in fremden Reichen, zu befördern. Zudem machen Natur und Ordnung

194) Verordnung v. 20. Winterm. 1769.

195) Der kurfürstliche Befehl erschien unterm 30. Eberschmonds 1769.

unserer Gesellschaft die engste Verbindung aller Theile mit dem zerstreuten Ganzen nothwendig. Soll uns verboten bleiben, von unserm Oberhaupt in Rom Verpflichtungen anzunehmen, so hören die Jesuiten auf, Jesuiten zu sein. Denn gemäß ihrem Eide hängen alle Genossen des Ordens von dessen Haupt ab. Nicht die Baiern aber allein, auch Ausländer haben zu hiesigen Jesuitenhäusern beigetragen. Mit welchem Recht darf man sie des Genusses verlustig erklären? Der ganze suddeutsche Jesuitenbezirk hat nur ein einziges Probehaus. Der alte Verband gebrochen, gehen zweiundzwanzig auswärtige Ordenshäuser, aus Mangel an Mitteln, ihrem Untergang zu. Wer kann solches mit Gerechtigkeit wollen? Wer kann vergessen, daß es nur ausländischen Jesuiten zu danken ist, wenn die alleinseligmachende Kirche in Baiern erhalten wurde?" [196])

Ihnen antwortete der geistliche Rath: „Es besteht das Hauptwerk eures Ordens bei uns in Versehung der untern Schulen. Aber wir erblikken dieselben verwahrloset; nicht mit erfahrnen

196) Schreiben des P. Provinzial vom 30. Christmond 1769 und vom 7. Jänner 1770. Beide, so wie die Erwiederungen darauf in Wilhelms Reliquiis Mss. T. 20. Hdschr. im königl. Büchersaal in München.

Meistern, sondern mit unbärtigen Jünglingen besetzt. Die Zahl der Lehrer könnte füglich verringert, dann die Auswahl derselben ohne Mühe besser werden, zumal wenn man zweckmäßigere Unterrichtsweise lieben, und nicht jeden Knaben in die Schulen aufnehmen würde, welcher sich zum geistlichen Stande meldet. Das Land bedarf nicht gelehrter Priester allein, sondern auch tüchtiger Landwirthe, geschickter Handwerker und gewerbiger Leute, von denen es schon so sehr entblößt ist. — Der fremden Jesuiten kann Baiern gern entbehren. Wir selbst haben Söhne von glücklichen Anlagen. Die Uebermenge der Ausländer tödtet den eigenthümlichen Geist des Vaterlandes. Unser Staat will Bürger. Die gebet ihr uns durch Fremdlinge nicht, zumal in Schulen und Klöstern, wo sich die Geistlichkeit zum Staat im Staat erhebt. Wenn die Jesuiten anderer Länder durch Aufhebung des Verbandes Abbruch leiden, bleibt es ihre, nicht des Kurfürsten Sache, in jenen Staaten für sich zu sorgen. Baiern ist nicht vorhanden, um mit Opfern auswärtige Häuser der Gesellschaft Jesu zu erhalten. Was Ausländer je zur Gründung hiesiger Häuser gaben, ist im Verhältniß zum Ganzen kaum nennenswerth. Wollen sich Fremde bei euch in Baiern den Wissenschaften weihen: es ist ihnen frei gelassen. Aber das ewige Abändern und Wandeln der Lehrer bei

uns verursacht, daß unsere Schulen schlechter sind, als die in den Ländern evangelischen Glaubens.

„Daß ihr einzig nur vom Haupt eures Ordens, von keinem sonst, abhanget, ist ein gefährliches Verhältniß für alle weltliche Fürsten. So würde Vater Ricci in Rom, der Jesuiten heutiger Oberster, Recht gehabt haben, da er einem römischen Fürsten sagte: Sehen Sie, von diesem engen Gemach aus beherrsch' ich die weite Welt! — Eben dies aber macht die Aufhebung eures Verbandes mit dem Auslande nothwendig. — Ihr behauptet nicht ohne Ruhmredigkeit ferner, daß die römisch-katholische Kirche in Baiern durch die Glieder eures Ordens erhalten worden sei? Nein, sie ward erhalten durch den Eifer unserer alten Fürsten. Was die Jesuiten dazu geleistet, dessen sind sie seit Jahrhunderten überreich belohnt. Selbst die uralte Gesellschaft der Väter Benediktiner, denen die Kirche, wie der Staat, mehr zu danken haben, als den Jesuiten, kann sich keiner so überschwenglichen Gutthaten rühmen, wie ihr!"

So sprach der geistliche Rath Maximilian Josephs. In derselben Zeit ward nicht geringerer Jammer auch von andern Kirchenfürsten in Baiern erhoben. Denn Maximilian Joseph vernichtete unerwartet die Gültigkeit der heimlichen Heirathsversprechen, und zog die Beurtheilung alles dessen, was eine Ehe vor ihrer priesterlichen Einsegnung

anging, vom geistlichen an den weltlichen Richterstuhl [197]). Dieser neue Abbruch ihrer Rechtsame kränkte die Kirchenhäupter [198]). Sie hatten dieselben lange geübt, und damit großen Einfluß auf Land und Volk besessen, seitdem sie in den Verwirrungen des Mittelalters aus der Unterthänigkeit gegen die Landesfürsten zu einer Art Mitherrschaft emporgestiegen waren. Manches Jahr stritten sie noch [199]), wenn schon mit sinkender Kraft und Hoffnung.

Gleich wichtig für das Land, wie für die Menschheit, ward in dieser Zeit die Vernichtung der peinlichen Gerichtsbarkeit im Innern der Klosterzwinger. Dazu gab ein schauerliches Ereigniß Anlaß. Die Franziskaner zu München, als Beichtväter der Nonnen im Anger, hatten über das Kloster derselben den Blutbann. Eines Tages vernahm der Kaminfeger dort klägliches Gewinsel einer weiblichen Stimme aus unterirdischen Tiefen. Von seinen Anzeigen hörte der Kurfürst. Dieser sandte Vollmächtige. Die er-

197) Verordnung v. 24. Heum. 1769.

198) Sie verloren dadurch eine jährliche Einnahme von ohngefähr 150,000 fl. Wilhelms Reliqq. Mss. T. 22. Hdschr.

199) Noch im J. 1772 überreichten sie eine lange Reihe Beschwerden dagegen.

schrockenen Nonnen läugneten vergebens. Das Kloster ward durchsucht. Dumpfes Wimmern, wie aus Grüften, leitete abwärts zu einem verrammelten Kerker. Man sprengte die Pforte desselben. Es erschien ein ekelhaftes Gespenst in Menschengestalt, gekrümmt und seufzend unter der Bürde schwerer Ketten, vom Unflath verzehrt, am Fleische entsetzlich modernd. Es war eine junge Nonne. Sie hatte schon seit sechs Jahren im feuchten, lichtlosen Behältniß geschmachtet. Ihr Verbrechen war allzugroße Freigebigkeit gegen die Armen zum Nachtheil des Klosters gewesen [200]. Die Geschichte dieser Grausamkeit ward mit Abscheu vernommen. Maximilian Joseph gebot straks die Zerstörung aller klösterlichen Gefängnisse [201]), und den Mönchen, sich des peinlichen Richteramtes über ihre Mitglieder zu enthalten, bei Strafe

200) Sie ward zwar im Herzogsspital wieder geheilt, blieb aber, auch nach hergestellter Gesundheit, zeitlebens gekrümmt.

201) Wie schlecht die Mönche den Fürsten gehorchten, bewies, daß nachmals bei Aufhebung der Klöster in Baiern mehrere Kerker in denselben noch unzerstört gefunden wurden. Sogar in München selbst sah man solcher beim Abbrechen des Kapuzinerklosters. Lipowsky Gesch. d. Kapuziner. 117.

gänzlicher Aufhebung aller Klöster des fehlbaren Ordens [202]). Das Land aber pries den Ernst und die Menschenliebe seines Herrn.

Viele andere Unfugen noch vertilgte der Kurfürst, die unter dem vielbedeckten Mantel der Heiligkeit statt gefunden hatten. Auch die Mißbräuche stellte er ab, mit welchen sich sogeheißene geistliche Bruderschaften befleckten. Vor Zeiten waren solche fromme Verbrüderungen rechte Hilfsgesellschaften für Verlassene und Unterdruckte, für Wittwen, Waisen und Kranke gewesen. Damals hatten sich noch aus Andacht oder Barmherzigkeit selbst hohe Personen gern zu ihnen gesellt, weil sie in Bruderschafts-Kitteln, das Antlitz unter Kappen verborgen, Gefängnisse und Krankenhäuser unerkannt besuchen, und Leidenden unmittelbaren Trost reichen konnten. Aber angehäufter Reichthum hatte zuletzt auch diese Gesellschaften ihrer ursprünglichen Bestimmung abtrünnig gemacht.

Alle Anordnungen des Kurfürsten athmeten reine Liebe zur Gerechtigkeit und Eifer für das Glück des Volks. Fremde Grundsätze leiteten ihn weiter zu dem, was sein sollte, als eigenthümliche Güte und Natürlichkeit. Er wollte das Bessere, und vollbracht' es, sobald er es erkannte. Das wußte jeder seiner Unterthanen. Darum hingen

202) Verordnungen v. 2. Winterm. 1769.

geldlich hinzugeben. Die Sache kam in öffentlichen Blättern zur Sprache. Bald bildete sich zu London eine Gesellschaft, deren Zweck ward, die Bibel in allen Sprachen der Welt zu verbreiten. Man setzte sich mit gleichgesinnten Geistlichen in Deutschland, in der Schweiz, in Dänemark u. s. w. in Verbindung. Im Jahr 1804 war die Gesellschaft, welche sich „britische und ausländische Bibelgesellschaft" hieß, schon zahlreich, und fand unter ihren Mitgliedern Männer von großem Willen, großem Reichthum und hohen Würden. Sie war thätig. Und gegenwärtig hört man aller Enden in Europa, wo nicht die römisch-katholische Kirche alleinherrschend ist, von Errichtung neuer Bibelgesellschaften.

Die Regsamkeit dieser vielen kleinen und großen Gesellschaften ist eben so beachtungswerth, als dasjenige der Verwunderung würdig, was sie in der That binnen anderthalb Jahrzehnden in allen Welttheilen geleistet haben.

Die größere Ausbreitung der heiligen Schriften des Christenthums ist ohne Zweifel eins der zweckmäßigsten Mittel, das Christenthum selbst emporzuhalten, vor Entartungen zu bewahren und unter den wilden Völkern zur Veredlung ihrer Geister fortzupflanzen. Ohne diese Urkunden aller christlichen Kirchen wären die Kirchen dem Verfall

sie ihm voll kindlicher Herzlichkeit an. Nur den lauen Geist mancher seiner Großbeamten fürchteten sie alle. Ein Landmann, dessen Bittschrift er einst ungelesen zu sich steckte, seufzte deshalb betrübt: „So ist denn meine gute Sache verloren!“ Der Kurfürst fragte lächelnd: „Wie so?“ Jener antwortete: „Was unser gnädigster Fürst nicht lieset, sondern Andern gibt, wir wissen's wohl, ist der Ewigkeit gegeben.“

Den Großbeamten und Räthen des Kürfürsten fehlte es nicht immer an Einsicht und Liebe des öffentlichen Wohls; noch weniger an Klugheit oder Eifer in den Geschäften: desto öfter an Einheit in Ansichten, Entwürfen und Vollstreckungen. Diese Einheit dem Ganzen der Staatsführung zu geben, stand allein dem Fürsten zu, als Haupt Aller. Maximilian Joseph aber, ungeneigt oder unfähig, mit festem Blick den Lauf der mannigfaltigen Arbeiten zu beobachten; sie zu entstricken, wo sie sich verwirrten; sie zu spornen, wo sie zu träg, sie zu mäßigen, wo sie zu schnell gingen: ließ es am unentbehrlichen Mittelpunkt der Gesammtheit mangeln. Daher entsprang, in Führung und Verwaltung des Staates, Widerspruch und Haltungslosigkeit. Die Männer am Ruder, durch Grundsätze oder durch höfische Eifersucht unter einander getrennt, strebten mit mannigfaltigen Richtungen aus einander. In Vielem

ward zu wenig, in Vielem zu viel gethan. Der Geist wechselsweise erscheinender Verfügungen bekriegte und lähmte sich selbst. So geschah, daß das Gute selten alles Gute, das bezielt war, das Schlechte selten alles Schlechte bewirkte, und daß demnach mehr zufällig, als absichtlich, ein wohlthätiges Gleichgewicht zwischen Schlimmerm und Besserm erhalten ward. In demselben Jahre, in denselben Monaten, da für Vernunft und Recht die wichtigsten Schritte geschahen; da die alte, finstere Macht des Priesterthums engere Schranken empfing: ward ein neues Büchergericht angeordnet [203]), dessen Beisitzer, nach Willkühr oder Maß eigenen Wissens, den Stab über fremde Geisteswerke zu brechen befugt waren. Ein langes Verzeichniß verbotener Schriften verkündete darauf den Gegensieg der Finsterlinge.

9.

Aufhebung der Jesuiten. Fortgang der öffentlichen Bildung.

Im J. 1770—1777.

Auf St. Peters Stuhl zu Rom saß der gelehrte Ganganelli, Klemens XIV, ein Papst von unbescholtenen Sitten und hellem Geist, des Jahrhunderts würdig, dem er angehörte. Die

---

203) Unterm 20. Winterm. 1769.

Zeiten des Mittelalters, in welchem Kaiser und Könige vor dem Zorn eines Statthalters Jesu auf Erden zitterten, hatten längst ihr Ende gefunden. Dies erkannte der Papst. Er wußte, daß der verschwundene Zauber seiner dreifachen Krone weder durch Trotz, noch durch fromme Blendnerei zurückzurufen sei. Also trachtete er, mehr durch persönliche Tugend und freundschaftliches Verständniß mit den Beherrschern des Welttheils, denn durch vermorschte Waffen ehemaliger Großherrlichkeit, die Würde eines Oberhauptes der allgemeinen Kirche zu retten. Den Wünschen des baierischen Hofes gefällig, verminderte er die unmäßige Zahl der Feiertage [204]); und nach wiederholtem Andringen vieler Fürsten Europa's gab er Befehl zur allgemeinen Aufhebung des Jesuitenordens [205]). Schon früher waren Loyola's Jünger, des Königsmordes verdächtig, aus Portugal [206]), wegen ungeheurer Handelsunternehmungen aus Frankreich [207]), selbst aus Spanien [208]), Neapel und andern Ländern vertrieben.

---

204) Unterm 16. Mai 1772 geschah die Verkündigung des päpstlichen Breve.
205) Am 21. Heum. 1773.
206) Im J. 1759.
207) Im J. 1761.
208) Im J. 1767.

Die Gesellschaft Jesu hatte, während zweihundert- und dreiunddreißigjährigen Daseins, eine Höhe der Macht und des Reichthums erschwungen, wie keine andere vor ihr. Weder der Kirche ganz, noch der Welt ganz angehörig, aber in beiden gleich gewaltig, bildete sie, in sich selber abgeschlossen, ein eignes Reich mitten unter den Reichen der Fürsten. Die Bürger dieses wunderbaren Staates, bei zweiundzwanzigtausend[209]), aber zur Hälfte Priester, wohnten in allen Theilen des Erdbodens zerstreut. Kaiserthümer und Königreiche erschienen blos wie Bezirke ihrer weitläuftigen Herrschaft. Das Netz ihrer Verbindungen war von Portugal bis Litthauen, von Flandern bis Neapel ausgespannt. Sie besaßen in Amerika, Asien und Griechenland Pflanzstädte und Sendungen; eigene Banken zu Venedig, Rom, Lissabon und in andern Handelsstädten. An den Ufern des Paraguay und Uraguay hatten sie ein amerikanisches Königreich gegründet, lange den Europäern unbekannt. Dort waren von ihnen große Einsamkeiten mit dreimalhunderttausend Haushaltungen der Eingebornen bevölkert worden, welche in Dörfern und schönen Flecken Viehzucht, Ackerbau und

209) Die Gesellschaft zählte bei ihrer Aufhebung 22,589 Mitglieder, von welchen 10,799 die Priesterweihe hatten.

Gewerbe trieben. Sie hatten daselbst Bergwerke, Handel und Kriegsmacht eingerichtet, und bei ihren Unterthanen das Urbild einer Leib- und Geisteigenschaft verwirklicht, dergleichen keine grenzenlosere je gesehen worden war. Gleichwie jeder Jünger Loyola's mit unbedingtem Gehorsam an seinen eigenen Obern hing, so sah das Volk am Paraguay mit stummer Ehrfurcht und blinder Folgsamkeit auf den Geringsten der Jesuiten. Es war von zarter Kindheit an gewohnt, in den frommen Vätern Wesen höherer Art zu erblicken. Es küßte die Hand, unter deren Streichen es blutete. Es war kein Volk, sondern eine Heerde menschlich gestalteter Thiere mit verstümmelter Vernunft, die, ohne Eigenthum, ohne Sorge der Nahrung, wie anderes Hausvieh, zur Arbeit gemästet wurde.

Diese Stellung der Jesuiten und die Größe ihrer Reichthümer, die Schlüpfrigkeit ihrer sittlichen Grundsätze, erregten in Europa wider sie den allgemeinen Aufruhr des Neides, wie der Furcht. Ihren Sturz beschleunigte der Fürsten und Völker Wachsthum in vorurtheilloser Erkenntniß, das Zurückbleiben der Ordensgenossen in freier wissenschaftlicher Bildung, und der dem Jahrhundert widerstrebende Geist ihrer Stiftung.

Die päpstliche Bulle: „Unser Herr und Erlöser Jesus Christus," das Vernichtungsgesetz der Ge-

sellschaft Jesu, wurde wenige Monden nach der Erscheinung auch in Baiern verkündet; der Orden aufgelöset[210]); sein Gut eingezogen[211]). Er verschwand aus der gesellschaftlichen Verknüpfung der Dinge mit geringerm Geräusch, als man vom Sturz einer so alten, mächtigen und angesehenen Verbindung erwartet hätte. Sein Untergang ward öffentlich kalt beklagt, im Stillen mit Gleichgültigkeit oder Vergnügen gesehen, wie der Tod eines selbstsüchtigen Reichen, welcher, Niemandem verwandt, keinen Schmerz, keine Lücke seines Daseins, sondern lachende Erben zurücklässt. Der Staat bemächtigte sich der Ordensgüter. Man rieth dem Kurfürsten, sie insgesammt zum Vortheil der Hofkammer zu verpachten. Er aber weihete sie, ihrer ersten, edlern Bestimmung und seinem volkstreuen Herzen entsprechend, ausschließ-

210) Die ganze deutsche Assistenz der Jesuiten in ihren zehn Provinzen zählte 6713 Glieder, und darunter 2780 Priester. K. H. v. Lang Gesch. der Jesuiten S. 205.

211) v. Lang a. a. O. gibt ein allgemeines Verzeichniß vom großen Besitzthum des Ordens in Baiern. „Im Ingolstadter Kollegium allein fand man beim Inventiren einen Aktiv-Vermögensstand von mehr als drei Millionen. Solch ein wunderbares Spiel konnte ein Bettelorden mit dem Worte Armuth treiben.“

lich zur Ausſtattung der Wiſſenſchaften und Lehranſtalten.

Dieſe waren der großen Gabe bedürftig; die Schulen, ſelbſt die hohern, verwahrloſeter, als ſie geweſen, ehe ſie an die Jünger Loyola's übergegangen waren. Dazu hatte die innere Einrichtung des Ordens mitgewirkt. Denn wie anlagenreich auch der Geiſt eines Jünglings ſein mochte, welcher in die Geſellſchaft Jeſu trat, er ward nur dem Zweck ſeines Ordens, nicht der bürgerlichen Welt erzogen. Zwei Jahre lang mußt' er, um die Weihe zu empfahn, unter andächtigen Betrachtungen, mit Verläugnung ſeiner ganzen Selbſtheit, bei unbedingter Hingebung in den Willen ſeiner Obern, und in unendlicher Zerknirſchung des Herzens vollbringen. Hatte ſich dieſe Stimmung einmal ſeines Gemüthes bemeiſtert, blieb ihm, bei aller Liebe der Gelehrſamkeit, ſelten lebendiger Sinn zur freien Forſchung. All ſein Wiſſen, alle ſeine Klugheit gehörten dem Heil des Ordens. Genaue und glückliche Vollziehung der von den Obern empfangenen Befehle hieß ſein höchſtes Verdienſt. Kam im Jahre die Prüfung des Gehorſams an ihn, mußt' er ohne Murren Wohnort, Amt, Freunde, Beſchäftigungen verlaſſen, ſelbſt Lieblingswiſſenſchaften aufgeben, und bald den Lehrſtuhl der Glaubensdinge mit dem der Meßkunſt, bald dieſen mit dem der Geſchichte

vertauschen. So, und nach mangelhaften Mustern, welche der Orden unübertrefflich hieß, gebildet, gelangt' er selten zur Reife einer gründlichen Kenntniß, oder eines edlern Geschmacks. Daher der Verfall der Lehranstalten unter den Jesuiten in Baiern.

Die niedern Schulen des Volks lagen, wie von jeher, in noch tieferer Versunkenheit, als die höhern[212]). Doch hatte der Volksfreund Maximilian Joseph schon zu ihrer Verbesserung die ersten Schritte gethan. Sein Befehl zur Herstellung deutscher Schulen war gegeben[213]). Großen Werth ums Vaterland erwarb sich dabei Heinrich Braun von Trostburg[214]), ein lebhafter, thätiger, verständiger Mann, welcher nur in besserer Volksbildung die Grundlage der bessern Zukunft Baierns erkannte. Schon zuvor hatt' er, als Lehrer deutscher Sprach- und Redekunst in München, dann durch leicht und faßlich geschrie-

212) Als Beweis mag der vom Jesuit Vetter in deutsche Reime gebrachte Katechismus Petri Canisii, im Jahr 1753 gedruckt, dienen, davon ein Auszug in A. v. Buchers sämmtlichen Werken. 1, 42.

213) Kurfürstl. Befehl und Vorschrift zur Herstellung deutscher Schulen v. 3. Herbstm. 1770.

214) Er war im Markt Trostburg im Jahr 1732 geboren, und starb am 8 Wintertm. 1792.

bene Werke und Zeitſchriften, nicht wenig beigetragen, edlere Anſichten unter ſeinen Landsleuten auszubreiten. Er hatte für Stadt- und Landſchulen neue Ordnungen und Lehrbücher entworfen. Zur Bildung der Schulmeiſter ſelbſt war in der Hauptſtadt eine Anſtalt auf öffentliche Koſten errichtet worden[215]). In allem fühlte ſich Braun kräftig vom Hofe unterſtützt. Dazu half vor Allen der edle Graf Karl Sebaſtian von Baumgarten, einer von des Kurfürſten vornehmſten und einſichtigſten Räthen. Wie aber der Tod dieſen treuen Helfer nahm[216]), wie darauf die reiche Erbſchaft vom Jeſuitenorden dem Schulweſen zufiel, und eine große Zahl von den Vätern der aufgelöſeten Geſellſchaft anderer Verſorgung bedürftig ward, entſpann ſich mancherlei Verwirrung. Nun kämpften Verbeſſerungsentwürfe in Menge unter einander um den Vorzug. Gewohnheit des Herkommens und Haß der Neuerung ſträubten ſich ſpröder wider das Unbekannte. Im Gehader zahlloſer Stimmen über Erziehung und Unterricht wurden koſtbare Jahre verloren. Durch Verſchiedenheit der Grund-

215) Im J. 1771. Dazu kamen aus den Kirchengefällen jährlich 1000 fl., eben ſo viel von der Landſchaft; der Kurfürſt zahlte 600 fl. für arme Schulkinder, aus ſeinem Hausgelde.

216) Im J. 1772.

sätze oder Gemüthsarten entstanden Mißverständnisse unter denen, welchen die Leitung des Ganzen übergeben war; und der Hof ermüdete in der endlosen Reihe der Schulstreitigkeiten, über die er entscheiden mußte[217]).

Doch diese Gährung, wenn sie gleich den Gang der Unternehmungen erschwerte, war durch Reizung geistiger Selbstthätigkeit noch heilsam. Es traten großgedachte Entwürfe, neue Urbilder des Bessern ans Licht hervor. Freilich fehlte es zugleich nicht an ausschweifenden Träumen und Verirrungen derer, welche unbegnugt mit dem Nützlichen das Vollkommenste wollten, und, weil sie jenes verwarfen, dieses nie erreichten. Einige glaubten sogar, mit Hilfe der Schulen, wie durch einen Zauberschlag das verarmende Baiern jählings in ein blühendes Gewerbsland umwandeln zu können. Sie wa ben zu Ankauf der Hofmark Heyperg bei Ingolstadt reiche Theilnehmer; sammelten dann daselbst mehrere hundert verlassene oder verwaiſete Kinder beiderlei Geschlechts, und

217) Viel Licht gewähren über alle jene Verhältnisse die, vermuthlich von dem geistreichen Anton Buch er geschriebenen, „Beiträge zu einer Schul- und Erziehungsgeschichte in Baiern," und die pragmatische Geschichte der Schulreformation in Baiern, aus ächten Quellen."

hingegeben, und ihre Stiftungen unter heidnischen Völkern ohne Festigkeit. Ja, die Ausstreuung der Bibeln im Innern Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens ist ein wichtiger, unsers-Jahrhunderts würdiger Schritt, zur Beförderung wissenschaftlicher Kenntniß und überhaupt der Versittlichung halbwilder Nationen. Daher können die, mit dem Anfange dieses Jahrhunderts, begonnenen Anstalten keinem Menschenfreunde gleichgültig bleiben. Mit ihnen hebt in der Geschichte der Menschheit ein wichtiger Augenblick an. Wer kann von dem, was hier gewirkt wird, die Folgen für künftige Jahrhunderte berechnen? Ohne die hinterlassenen Lebensbeschreibungen Jesu und die übrigen Schriften von Jüngern und Zeitgenossen Christi, würde der erhabenere Glaube, der heiligere Sinn, welcher durch den Stifter unserer Religion in die Welt gebracht ward, sich weder so weit und schnell verbreitet, noch während der Völkerwanderungen und darauf eingetretenen Zeiten der Unwissenheit und Barbarei in ursprünglicher Schönheit bis zu unsern Tagen erhalten haben.

Inzwischen müssen wir uns nicht verhehlen, daß die Schriften der Zeitgenossen Jesu in den ersten Jahrhunderten ihrer Erscheinung in mancher Hinsicht größere Wirkung haben mußten, als jetzt. Damals konnten sie leichter verstanden werden, denn heutiges Tages, wo Sprachgebrauch

richteten sie im Spinnen, Zwirnen, Nähen, Strikken, Band- und Flor- und Tuchweben, Spitzenklöppeln, Garten-, Küchen- und Hausarbeiten ab. Aber diese nahm bald, durch üble Berechnung, traurigen Ausgang, zum Schaden der Theilnehmer, und zum Verderben der meisten Kinder.

Weiser bedacht war der Gedanke des greisen Ehrhart, den öffentlichen Unterricht genau den Bedürfnissen der verschiedenen Stände des Volks anzuschmiegen. Allein auch er fand sich bald von vielgestaltigen Hindernissen umgarnt. Selbst an der Ingolstädter Hochschule, welche seiner Aufsicht anvertraut war, konnt er die Fülle seiner Wünsche nur mangelhaft zur Wirklichkeit einführen.

Wenn aber schon nicht Alles ward, was werden konnte oder sollte, war doch schon Großes geleistet, indem die Bahn gebrochen, das Nachdenken wach gerufen, das Ziel erkannt war. Schadenfroh lächelten die Freunde alter Schlechtigkeit zu der Verwirrung und Zwietracht der Meinungen, und priesen das Gewesene. Ihrem blöden Sinn entging, daß alle Gährung Vorspiel und Entbindung neuen Lebens sei. Heinrich Braun, der feuervolle Mann, gab, wenn auch die ersten, glänzenden Erwartungen, doch nie den Muth auf. Er änderte nicht sein Ziel, nur die Pfade zu demselben. Geraume Zeit waren ihm, in Leitung des öffentlichen Schulwesens, zween würdige

Männer des geistlichen Rathes beigeordnet worden: der verständige Kolmann[218]), der ängstlich-pünktliche Steeb. Aber durch Verschiedenheit ihrer Denkarten mehr in seinen Zwecken gehemmt als befördert, zog er sich zurück, bis nach dem Tode Ickstatts er noch einmal die Oberaufsicht des Unterrichts allein übernahm.

Der kurfürstliche Gelehrtenverein, ohne Theilnahme an den Streiten und vielfachen Umschaffungen des Schulwesens, setzte inzwischen ruhig das großbegonnene Werk für Wissenschaft und Aufklärung des Vaterlandes fort. Er sah in seinem Kreise die ehrwürdigsten und verdienstvollen Männer der Zeit vom gesammten Baiern vereint; neben vielen, die Dir schon genannt sind, den edeln Freiherrn Johann Eucharius von Obermayr, als Geschäftsmann und Schriftsteller nur für das Vaterland athmend, der durch seine Nachrichten von baierischen Münzen sich langes Andenken gestiftet[219]); den biedern Anton Johann Lipowsky, der Vielen viel, sich selber nichts war, und der heimathlichen Alterthümer unermü-

218) Jakob Anton Kolmann, eines Jägers Sohn von Friedberg, geb. den 21. Heum. 1728, gest. den 5. Weinm. 1767 zu Affing im Pfleggericht Aicha.

219) Geb. d. 26. April 1724 zu Wending, starb d. 5. Heum. 1789.

deter Forſcher hieß[220]); den gemeinnützigen Oberrichter der Stadt München, Michael Adam von Bergmann, welcher die älteſten Schickſale ſeiner Vaterſtadt ins Licht trug[221]); den Vorſteher des kurfürſtlichen Bücherſchatzes, Andreas Felix von Oefele, welchem Baiern und ganz Deutſchland die Rettung ſo vieler köſtlichen Denkmale der Vorzeiten aus der Vergeſſenheit dankt[222]); den fleißigen Benediktiner Hermann Scholliner[223]), der, wie Peter Paul Finauer[224]), Nepomuk Mederer[225]), oder wie der gelehrte

220) Geb. zu St. Martin in Baiern den 28. Weinm. 1723, Geheimſchreiber des geiſtlichen Rathes, ſtarb den 19. Weinm. 1780 zu München. Sein Geſchlecht ſtammt aus Lipowiz, unweit Prag in Böheim. Procop Lipowsky war von da dem Pfalzgrafen Friedrich im Jahre 1619 ins Elend gefolgt.

221) Geb. den 15. Auguſt 1733 zu München, wo er auch den 20. Mai 1783 ſtarb.

222) Geb. zu München den 17. Mai 1706, ſtarb er am 24. Horn. 1780. Seine Scriptores rer. boic. bleiben ihm ſelber unvergängliches Denkmal.

223) Geb. zu Freiſing den 15. Janner 1722, geſt. den 16. Heum. 1795.

224) Geb. zu München den 29. Brachmonat 1733, geſt. den 22. Winterm. 1788.

225) Eines Bauern Sohn von Stöckelberg in der Oberpfalz, geb. den 2. Brachm. 1734, Lehrer der va-

Abt und fromme Priester Gottes Frobenius zu St. Heimeran[226]), wie Zirngiebl der Unermüdliche[227]) und Andere, ihres Lebens edelste Stunden den Geschichten baierischer Vorwelt geweiht haben; den weisen Benediktiner, Ildefons Kennedy, durch welchen die höhere Kunde von den Kräften der Natur Liebe in Baiern gewann[228]), die Pfeffel, du Buat, Vacchiery, Beda, Aypel und Andere mehr.

Für Wissenschaft und Vaterland erhoben sich immerdar in großer Mannigfaltigkeit vormals kaum gekannte Stiftungen: Beobachtungsstätten zur Kunde der Witterung und des ewigen Wan-

---

terländischen Geschichte zu Ingolstadt, wo er am 13. Mai 1808 hochbetagt starb.

216) Geb. 1709 den 30. August zu Königsfeld in Oberbaiern, gest. den 11. Weinm. 1791. Er ists auch, der im Jahr 1777 die vollständigste von allen Ausgaben der Werke des Flaccus Alcuinus auf eigene Kosten veranstaltet hat.

227) Roman Zirngiebl, hochverdient durch seine zahllosen Forschungen und Sammlungen, geb. zu Teisbach den 25. März 1740, starb zu Regensburg am 29. August 1816.

228) Er wurde den 20. Heum. 1722 in der schottischen Landschaft Perth geboren, und starb zu München den 9. April 1804.

dels der Erſcheinungen im Luftmeer [229]); auf dem Gaiſteigberg die Sternwarte [230]); für angehende Künſtler die Zeichnungsſchule [231]); die Bildungsanſtalt für Prediger in geiſtlicher Beredſamkeit [232]); bleibender aber und glänzender, denn alle, die Bühne deutſchen Schauſpiels.

Bisher waren an den meiſten Höfen lange nur franzöſiſche oder italieniſche Sänger, Tänzer und Spieler gekannt, welche, durch Darſtellung von Meiſterwerken ausländiſcher Dichter und Tonſetzer, dem Geſchmack und Sinn der Vornehmen ein fremdartiges Weſen gaben, oder bloß ihren üppigen Geluſten fröhnten. Den großen Haufen des Volks ergötzten wandernde Poſſenreiſſer mit Spielen aus dem Stegreif, voll rohen Schwanks und zotigen Witzes. Allein mit dem Erwachen deutſcher Selbſtheit in Wiſſenſchaft und Kunſt hatte auch die Bühne höhern Ernſt und Adel angenommen. Leſſing, Gotter, Brandes, Weiſſe und Andere, dichteten für ſie; und in den Schö-

229) Der Anfang dazu ward ſchon im Jahr 1761 zu München gemacht.

230) Im J. 1774; vorher auf dem Rokerl, einem Gebäude auſſer dem Schloßgarten.

231) Im J. 1770; durch einige der erſten Künſtler, Chriſtian Wink, Roman Boos, Xaver Feuchtmayr.

232) Auch dieſe brachte Heinrich Braun 1777 in Thätigkeit.

pfungen derſelben offenbarten ſchon ein Brokmann, eine Sacco die ganze Wunderfülle darſtellender Kunſt. Baiern aber kannte, was im übrigen deutſchen Lande geſchehen war, nur noch aus Schriften oder Sagen der Reiſenden.

Da begab ſich, daß in München einſt zur Faſchingszeit Jünglinge die Aufführung eines beſſern Schauſpiels verſuchten. Johann Baptiſta Nießer, der Rechtsgelahrtheit befliſſen, entzückte dabei mit Natur und Wahrheit ſeines Spiels die Menge der Anweſenden [233]). Drei der ehrwürdigſten Mitglieder des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins, Lori, Oſterwald und Obermayr, befanden ſich unter den Letztern. Dieſe ermunterten den Jüngling, ſeinen Reichthum künſtleriſcher Anlagen auf Deutſchlands beſſen Bühnen zu vollenden. Er ging, dem innern Beruf und der Mahnung dieſer Weiſen folgend. Nachdem er Bildung und Kenntniß erworben, kehrt' er heim und ſammelte eine ausgewählte Geſellſchaft deutſcher Künſtler. Am zehnten Wintermonds des Jahrs 1771 führte er zu München das erſte ordentliche Schauſpiel auf [234]). So ſchuf er der Hauptſtadt eine deutſche Bühne, welche bald durch ihre Vortreff-

233) Er war von Augsburg gebürtig, und iſt im Jahr 1811 zu München geſtorben.

234) Die Wirthſchafterin, von Stephani dem Aeltern, im Zaberbrauhaus. Das erſte deutſche Singſpiel,

lichkeit den Sinn der Gebildetern von den rohen Späßen der Weberſpiele, wie vom Gefallen an Ausländerei ablockte [235]). Was in altvergangenen Tagen Gründung einer Abtei in der Einöde zur Vermenſchlichung der Wilden geweſen, das wirkt' in dieſen Zeiten zur Milderung der artloſen Sitten die auf der Bühne verbundene Zaubermacht aller edeln Künſte. Ein Volk, das zarter fühlen, edler ſinnen lernt, iſt ſchon in Wort und Werk dem Menſchlichſchönen näher. Und Sitten bleiben das ſchützende Gewand der Sittlichkeit. Von dieſem Standpunkt betrachtete der kurfürſtliche Gelehrtenverein die Aufnahme deutſcher Schauſpielkunſt zu München. Mit jener Liebe, die ihm Alles zum heiligen Kleinod machte, was Segen oder Zierde des Vaterlandes war, feierte er den Sieg des beſſern Geſchmacks und Rießers Verdienſt [236]). Selbſt der Hof blieb gegen den Werth und Vorzug deutſcher Kunſt bald nicht mehr gleichgültig. Zuerſt

welches bei vollem Hauſe zwanzigmal gegeben wurde, war das Fiſchermadchen. Lipowsky Nat.-Garde-Jahrb. von 1814. S. 41.

235) Binnen vier Jahren, von 1772 — 1776, wurden, von baieriſchen Dichtern und Schriftſtellern ſelbſt, einundvierzig Schauſpiele, theils eigener Erfindung, theils in Ueberſetzung, geliefert. Weſtenrieder Geſch. d. Akad. 1, 414.

236) Mit einem Belobungsſchreiben vom 3. Aug. 1774 empfing Rießer die goldene Denkmunze.

ward die Gemahlin Maximilian Josephs ihre Beschirmerin [237]), und der Gesellschaft das ältere Schauspielhaus eingeräumt [238]).

So stieg in München, und von der Hauptstadt durch ganz Baiern, ein neuer Geist auf. Es regte sich ein frisches Leben voll Ahnungen des Herrlichern, wie beim Entdecken neuer Welten. Der finstere Klosterſinn stritt gegen die großen Verwandlungen nur ohnmächtig an, die sich von selbst vollbrachten. Zu siegen hofft' er kaum mehr. Er tröſtete sich von Zeit zu Zeit in seinen Zellen noch an Opfern unedler Rache, die er erreichen konnte. Zwei derselben verdienen genannt zu sein, das eine des Mannes wegen, dem der Mönchszorn dräute; das andere der That wegen, die dieser verübte.

Es lebte damals zu München, als öffentlicher

---

237) Sie selber gab ein von ihr aus dem Französischen übersetztes Stück, „die Nothleidenden", zur Aufführung. Lipowsky Nat.-Garde-Jahrb. 1814. S. 42.

238) Maximilian Joseph hatte (in den Jahren 1752—1765) für die großen italienischen Singspiele ein neues Schauspielhaus erbaut. Das alte nahm nachher der Kammerer Joseph Graf von Seeau für das deutsche Schauspiel in Pacht, im J. 1776. Folge davon war die Verabschiedung der französischen Schauspieler.

Lehrer, Lorenz Weſtenrieder[239]), ein tugendhafter Jüngling in aufblühender Kraft, an ſeltenen Gaben des Geiſtes und Gemüthes reich. Es iſt derſelbe, welcher nachmals durch den Ruhm ſeiner Schriften die Zierde des Vaterlandes geworden iſt. Denn kaum von Einem ſeines Volkes war ihm iſt er an gründlicher Kunde der Geſchichte, verbunden mit Tiefblick in des Menſchen Herz, und im Adel der Gedanken übertroffen worden. Als Jüngling ſtand er muthig in den Reihen der Edeln, welche die Herrſchaft der Barbarei bekämpften, wie er als Mann und Greis der Cato Baierns, ein Prieſter ſtrenger Zucht und Sitte, mitten im Strom einbrechenden Verderbens und üppiger Weichlichkeit, geworden iſt[240]). Um der Jugend die Grundwahrheiten des Chriſtenthums in lauterer Wahrheit darzuſtellen, hatt' er ein Lehrbuch des Glaubens verfaßt[241]), rein vom Unweſen gottesgelehrter Spitzfindigkeiten. Das ward ihm zum Verbrechen gezählt; er zur Verantwortung nach Freiſing gefordert, und ſchon, als Herold der Ketzerei, verdammt, eh' er gehört war.

239) Geb. zu München den 1. Aug. 1748.

240) Ein einziges Wort (Jahrbücher der Menſchheit 2, 306), das er ſprach, bezeichnet ihn ganz: „Es iſt beſſer, daß unſre Häuſer abgebrannt werden, denn daß unſre Sitten zu Grunde gehn!"

241) Unter dem Titel: Inbegriff der Religion 1775.

Er ging. Die Blinden richteten den Sehenden, und blieben unbewegt durch seine Vertheidigung [242]). Zu München vernahm man aber die geschehene Verhaftung. Kolmann, der geistliche Rath, drang zum Kurfürsten, flehte für Wessenrieder, und Maximilian Joseph bewirkte durch schleunige und ernste Mahnung an das Hochstift ungesäumte Loslassung des Mannes, den er hochachtete.

Trauriger war das Loos des Ronnos Gschall, eines helldenkenden Mönches der Abtei von Oberaltaich [243]). Reizbares Gemüthes, Feind der Heuchelei, aber fromm und liebenswürdig im Wandel, schalt er nicht selten mit unvorsichtiger Heftigkeit die zügellosen Sitten seiner Mitbrüder; oder geisselte er mit Spott den Stolz ihrer Unwissenheit. Darum ward er von ihnen gehaßt. Sie lauerten auf einen Vorwand ihrer Rache, und fanden denselben in seinen freien Aeusserungen über Kirchenlehren. Als Glaubensverderber nun verurtheilt und verhaftet, sah er sich ihrer Wuth zur Beute gegeben. Sie durchwühlten seine Schriften, und

242) Als er in derselben unter andern auch den Gottesgelahrten Jerusalem anführte, mußte er seinen Richtern erst erklären, daß er nicht die Stadt dieses Namens, sondern den braunschweigischen Abt von Riddagshausen meine.

243) Er war den 20. März 1735 zu Freising geboren, und starb am 4. Christm. 1775.

Sitten, Vorurtheile, Kenntniſſe u. ſ. w. anders geworden ſind. Wie viele Geiſtliche haben wir, welche alle in den Schriften des alten und neuen Bundes vorhandene Anſpielungen und Beziehungen auf Umſtände und Vorſtellungsarten verſtehen, die vor Jahrtauſenden herrſchten? Wie falſche Begriffe ſaugt der gemeine Mann bei uns, der ſonntäglich noch Prediger und Ausleger der Schrift hört, aus dem Leſen der Bibel ein? Man kann leicht denken, welche Begriffe der Neger, der Neuſeeländer, der Tartar u. ſ. w. daher holen muß, dem bei ſeiner Lebensart, bei ſeiner Geſchichtskunde, bei ſeinem Klima, beſonders in tropiſchen Ländern, die Hälfte deſſen, was er in der Bibel findet, durchaus unbegreiflich bleibt.

Die halbwilden Völker, denen man die Bibel in die Hand gibt, mit einer Bibliothek von Auslegungen und Einleitungen in's alte und neue Teſtament zu verſorgen, wäre weder rathſam, noch ausführbar. Und doch wird ihnen ohne Hilfsmittel der größte Theil deſſen, was ſie leſen, Räthſel bleiben müſſen. Ja, die verſchiedenen, ſich oft widerſprechenden Vorſtellungsarten von göttlichen Dingen, welche in den Büchern des alten und denen des neuen Bundes herrſchen, müſſen ihren Verſtand verwirren, wie ſie den Verſtand vieler europäiſchen Bibelleſer verwirrt haben. — Wozu denn für die Naturſöhne entfern-

ſuchten vergebens nach einem Grund zur härteſten Strenge. Dennoch verdammten ſie ihn zum ſcheußlichſten ihrer Kerker. Als er ſich in denſelben zu gehen weigerte, hetzten die frommen Väter, ſeine Leibesſtärke fürchtend, ihren großen Kettenhund. Dann, da er blutend zu Boden geriſſen lag, banden ſie ihn, und ſchleppten ihn bei den Füßen über die Treppen hinunter ins tiefe Verließ. Von dieſer Grauſamkeit überwältigt, wurde Nonnos, nachdem er die Freiheit wieder empfangen, zwar behutſamer, aber ſeinen gefühlloſen Kloſtergenoſſen nicht befreundeter. Er lebte in ſich gekehrt, düſter, unter den Mönchsſtücken ein freudenarmes Leben. Nur zuweilen klagt' er in Briefen entfernten Freunden die Härte ſeines Schickſals und das ruchloſe Weſen vom Innern der Abtei. Ihm zum Unglück ward durch die lauerſamen Mönche einer der Briefe aufgefangen; dann neuer Verhaft gegen ihn verhängt und mit Unmenſchlichkeit vollzogen. In ſchweren Verhören geängſtigt, mit allen Schreckniſſen des Glaubensgerichts bedrängt, ohne Ausſicht ſeiner Rettung, ward ſein Herz der Verzweiflung zum Raube. Er entleibte ſich ſelbſt in großer Angſt, um der Qual langſamen Kerkertodes zu entrinnen [244]). Die Mönche fanden ihn,

244) Er durchſchnitt ſich die Kehle; überlebte die That aber noch zwanzig Stunden. In ſeiner Verhaf-

im Blute ſchwimmend, noch lebendig. Nun erſchrack der Abt des Kloſters, Joſeph Maria, denn das Geſchehene war nicht zu verheimlichen. Er ließ, um von dem Gotteshauſe böſen Verdacht abzuwälzen, im nahegelegenen Straubing ärztliche Hilfe rufen. Sie kam zu ſpät. Der Sterbende hatte kaum noch Kraft, den zugleich erſchienenen Abgeordneten der Obrigkeit von Straubing die Urſache ſeines freiwilligen Ganges aus dem Leben zu entdecken [245]).

Die Sage vom ſchrecklichen Ausgang des Nonnos erregte großes Entſetzen in Baiern. Der Kurfürſt verhing ſogleich Unterſuchungen über die Geſetzbrüchigkeit der Abtei [246]), welche, ſeinen Be-

---

tung hatte er kurz vor Ausführung des Entſchluſſes auf eine ſteinerne Tafel die Worte geſchrieben: Veni, Domine Jesu, Amen.

245) Nonnos genoß, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Herzensgüte, große Achtung. In Straubing hatte ein angeſehener Mann ihn aufgefordert, wenn er noch einmal eingekerkert werden ſollte, es eiligſt zu melden. Beim Verhör in den letzten Lebensſtunden ſchrieb er, da er nicht mehr ſprechen konnte, ſeine Antworten.

246) Der bald nach dieſem erfolgte Tod des Kurfürſten, darauf die öſterreichiſche Beſetzung Niederbaierns, brachten Alles in Verwirrung. Andreas Zaupſer hatte zu einer Lebensbeſchreibung des P. Nonnos die Stoffe geſammelt. Aus Zaupſers Handſchriften ſind obige Nachrichten geſchöpft.

fehlen zum Troh, Kerker und Pflege peinlichen Rechts zu behalten gewagt hatte.

10.

Maximilian Josephs Sorge um Baierns Zukunft. Sein Tod.

Im J. 1777.

In ehemaligen Zeiten hatten weit mehr Grausamkeit und Unrecht geringern Unwillen erweckt. Das Geräusch, welches dem Tode des Nonnos folgte, war schon Stimme einer andern und höhern Gesittung. Das Volk von Baiern hatte binnen einem Jahrzehend zu seiner Mündigkeit Schritte gethan, wie vormals in keinem Jahrhundert. Am Thron des Landesfürsten standen Vernunft und Menschlichkeit muthig dem alten Gewaltthum der Priesterschaft entgegen. Sie stürzten Gesetze, die von dieser noch vor kaum zwanzig Jahren aufgestellt waren, in Vergessenheit, und milderten den Blutdurst der andern. Wenn schon noch die schrecklichen Landgebote wider Zauberei und Teufelskunst bestanden, sah man sie doch ihres Ansehens gänzlich beraubt. Wollten Besessene zum Entsetzen des Pöbels Rollen spielen und Geistliche dabei glänzen, wurden jene unter Aufsicht und ärztliche Behandlung gestellt, diese zurückgewiesen [247]). Ma-

247) Ein Hofrathsbefehl vom 10. April 1776.

ximilian Joseph war durch die Stimme der Zeit geweckt, und er erweckte sein Volk.

Seine Herrschaft wäre die preiswürdigste gewesen, hätte der tugendliche Geist, welcher ihn zur Liebe der Baiern machte, in allen seinen Räthen und Beamten gewaltet. Manche von diesen aber schalteten in stolzer Leichtmüthigkeit, und zertraten des Edeln viel, von Edeln ausgesäet. Sicher durch des Gebieters gutmüthiges Vertrauen, folgten sie frech den Eingebungen selbstsüchtiger oder herrscherischer Launen. Wo der Fürst von Unterthanen nur Gehorsam und Liebe begehrte, verlangte der Hochmuth unwerther Diener knechtische Untergebung und Abhängigkeit. Man erblickte die Stellen des Landes durch sie ohne Noth vervielfacht, um viele Anhänger zu verpflichten; und häufig übel besetzt, weil durch Gönnerschaft mehr, als durch Verdienst erreichbar war. Der Hof, im Ueberfluß schwimmend, ließ den arbeitenden Stand von Abgaben erdrückt.

Dies sah das Volk sehr wohl. Der Haß desselben gegen einzelne Staatsdiener war so groß, als groß seine Liebe zu dem verrathenen Fürsten. Am lautesten murrte der öffentliche Unwille wider den Reichsgrafen von Berchem, dem die Verwaltung der Staatswirthschaft zustand. Diese lag in der That zerrütteter, als sie je gewesen; die öffentliche Schuld, statt abgethan, vermehrt, und

viel Gut des Landes verpfändet. Auch Maximilian Joſeph, zwar im langgewohnten Umgang dem Manne zugethan, welchen Geſchäftskenntniß und Thätigkeit empfahlen, verabſcheute jederzeit deſſen erfinderiſche Gewiſſenloſigkeit, die in Geldbedürfniſſen des Hofes nie um Mittel verlegen ward. Vielmals verhütete der Fürſt ihre Wirkſamkeit. Einſt, da man beträchtlicher Summen vonnöthen war, ſchlug Berchem vor, Käufer wie Verkäufer des Getreides von jedem Scheffel auf dem Markt zwölf Kreuzer zahlen zu laſſen. Der Kurfürſt wandte ſich jedoch mit Verdruß von ihm ab, und ſprach: „Soll ich unter meinem Volke Räuberei treiben?“ Und der Graf von Seinsheim, welcher anweſend war, ſpottete dazu: „Beſſer, man geböte dem Bauer, das Korn, ſtatt auf dem Markt, ohne Bezahlung im Schloß abzuladen; das brächte weit mehr ein.“ Aber Demüthigungen, wie dieſe, jagten dem geübten Höfling keine Röthe ab. Im Lande ging die Sage, daß Berchem auf ungerechte Weiſe großen Reichthum geſammelt habe. Die Ausſchweifungen ſeines Geizes waren, wie die ſeiner Wolluſt, bekannt. Ohne Beſtechung ſeiner Hausdiener gelangte man nicht leicht zu ihm. Daher, als er geſtorben war [24]) und ſein Leichnam zur Schau ſtand,

24) Den 18. Chriſtm. 1777.

las man in Anschlagszetteln: „Heut läßt sich der Graf von Berchem zum erstenmal unentgeldlich sehn“ [249]).

Was Leides üble Beamte dem Volke zufügten, versüßte wieder Maximilians väterliche Huld und ein dreißigjähriger Genuß des Friedens. Darin genas das Land, wenn auch langsam, von alten Wunden. Es erkannte und pries sein Glück. Der Kurfürst, wohin er kam, begegnete nur segnenden Augen. Wenn eines Volkes herzliche Freude und fast abgöttische Liebe den Herrscher beglücken können, hätte Maximilian Joseph der Glücklichste von den Fürsten Europa's sein müssen.

Er war es nicht. Kinderlos geblieben in unfruchtbarer Ehe, brach ihm der Gedanke oft zu Allem Muth und Lust, daß sein schönes Baiern in die Hand eines Nachfolgers fallen könne, der es nicht wie seine Heimath liebe; oder daß ein Erbfolgekrieg über seinem Grabe einst alle seine Staaten zerstören mochte. Denn er kannte das Ländergeizen der Fürsten, die feile Gefälligkeit ihrer Diener, die Verhohnung des Völkerrechts, die Meineide der Höfe.

Jene mit dem Hause Pfalz, schon nach dem

249) Die Erinnerungen daran, zum Theil auch in den „Briefen eines Reisenden, während seines Aufenthalts in München, 1778“ berührt, leben jetzt noch in Baiern.

Tode des Herzogs Klemens, enger geknüpften Verträge [250]) gewährten ihm keine Zuversicht, daß nach dem Schlusse seiner Tage das selbstständige Leben des baierischen Volkes unbedrängt bleibe. Was hatte einst der letzte Wille König Karls von Spanien, was Kaiser Karls VI Erbfolgegesetz, was die Gewährleistung vom halben Welttheil gefrommt?

Gedrängt von solchen düstern Ahnungen hatte sich Maximilian Joseph viel und oft mit dem greisen Ickstatt, seinem Lehrer, dem in Rechtsverhältnissen tief erfahrnen Manne, berathen. Es war darauf, nach dessen Rath, um jeder Möglichkeit eines Zwistes über das Erbe von Baiern vorzubeugen, zwischen beiden Kurfürsten zu Baiern und zu Pfalz am Rhein ein wirklicher gegenseitiger Schenkungsvertrag ihrer Länder geschlossen und besiegelt worden [251]). Darin lautete es ausdrücklich: Einer räume dem andern schon gegenwärtigen Miethbesitz gesammter, beiderseitiger Lande ein, doch also, daß derselbe zwar gegen jede Anmaßung des Besitzthums von einem Dritten

250) Vom J. 1771.

251) Von beiden Kurfürsten unterzeichnet, München den 19. Brachm. 1774. Die Beitrittsurkunde Herzogs Karl von Zweibrücken erfolgte erst, von ihm unterschrieben, unterm 8. März 1778.

volle Wirkung haben, aber so lange der beiderseitige Mannsstamm dauere, zu keinem Gebrauch gegen einander dienen könne.

Ferner: Es sollten alle Ausfertigungen, welche dermaleinst zur Besitzergreifung vom Lande des einen oder des andern nöthig sein dürften, vorausgethan, unterschrieben, und, nur Zahl von Tag und Jahr leer gelassen, zu München aufbewahrt werden.

Diese Uebereinkunft war im engsten Geheimniß bewerkstelligt worden, nur mit Beizug eines vertrauten Rathes von jedem der Fürsten, und der Herzogin Maria Anna, Herzog Klemens Wittwe, beider Vertraute. Diese geistvolle Frau, voll vaterländischen Argwohns alle Bewegungen Oesterreichs belauschend, hatte nicht wenig zu beider Fürsten Einverständniß beigetragen.

Es begab sich aber nach wenigen Jahren, daß der Großstaatsbeamte Karl Theodors, des Kurfürsten von der Pfalz, Anton Heinrich v. Becker, Freiherr zu Westerstetten, Todes verblich [252]). Unter seinen Papieren wurd' auch ein Briefwechsel mit dem Erzhause zu Wien, und darin Rede von uralten Ansprüchen desselben auf das Erbe des Herzogs Johann gefunden, des Letztern von Baiern-Straubing. Diese Entdeckung hinterbrachte man

252) Im August 1777.

eilfertig dem Herzog Karl von Zweibrücken, welcher, als nächster Verwandter der Kurfürsten von Rheinpfalz und Baiern, im Fall ihres kinderlosen Abſterbens, beider Erbe ſein mußte. Derſelbe hatte immer treue Leute am pfälziſchen Hofe. Ohne Verzug begab er ſich nach München und offenbarte dem erſchrockenen Maximilian Joſeph, was er vernommen. Nun vertraute keiner dem Kurfürſten von der Pfalz mehr. Man ward einig, für den abgeſchloſſenen Hausvertrag mächtige Gewährleiſtung bei Frankreich und Preuſſen, den natürlichen Gegnern Oeſterreichs, zu ſuchen. Maria Anna, Freundin des großen Friedrich, von ihm gekannt und geehrt [253]), wollte ſich ſelber nach Berlin begeben, um ſein Wort auszuwirken. Freiherr Maximilian von Leyden, baieriſcher Geſandter beim Reichstage zu Regensburg, ein geprüfter Geſchäftsmann, voll treuer Anhänglichkeit, ſollte an den Hof von Verſailles reiſen. Herzog Karl von Zweibrücken ſelbſt beſchloß, dahin vorauszueilen, dem Geſchäft Nachdruck und ſchnellen Gang zu geben.

253) „Dans quelque éloignement que je me trouve de Votre Alteſſe, j'ai été constamment un de ses admirateurs; je lui ai applaudi de loin, comme les chrétiens fêtent les anges, dont ils publient les merveilles, mais qu'ils ne voient jamais.“ Aus dem Briefe des Königs vom 13. Horn. 1778 an die Herzogin.

ter Welttheile die ganze jüdische Staats- und Reichsgeschichte, die salomonischen Liebeslieder, die Apokalypse des Johannes, welche schon manchem ehrlichen Europäer den Kopf verdreht hat?

Ein zweckmäßiger Auszug der heiligen Schriften, könnte man sagen, mit Hinweglassung alles Unverständlichen, Anstößigen und dem Geiste Jesu und seiner Lehre Widerstrebenden, wäre unstreitig zur Beförderung des Christenthums unter den Völkern entfernter Welttheile wohlthätiger gewesen; wäre selbst für die Mehrheit des Volks in Europa wünschenswerth. Allein unsere gegenwärtigen Bibelgesellschaften, oder vielmehr ihre Vorsteher, versäumten es, und raubten damit ihren löblichen Bemühungen manchen Segen, so wie sie anderseits die Kosten ihrer Unternehmungen verdoppelten.

Jedoch läßt sich von der andern Seite nicht läugnen, daß ein solcher Auszug oder eine Auswahl nicht, ohne den heftigsten Widerspruch der verschiedenen Meinungen, bewerkstelligt werden konnte. So war es der guten Sache ersprießlicher, lieber ein unverstümmeltes Ganzes zu geben, worüber dann nur die Wenigsten zu klagen hatten. Zudem wurden häufig die Schriften des neuen Testaments allein gedruckt und vertheilt; oft auch nur einzelne Bücher desselben, und so ward zum Theil den obigen Wünschen entsprochen. Es ist

abgestellt, wie wenn jedem Hause ein Vater darnieder liege. Wohin man sich wandte, wurden Augen voller Thränen gesehen, Tempel voller Betenden, Straßen voller Umgänge. Selbst Juden liefen in der Verwirrung des Schmerzes zu christlichen Priestern, und brachten Geld, für das Leben des Vaters von Baiern zu beten. Es war nicht, als wenn eines einzelnen Mannes, sondern eines ganzen Volkes Ende bevorstehe.

Als die Pocken endlich abschwanden, und Hoffnungen zur Rettung des theuern Lebens wurden, ging die Klage des Landes in ungestümen Jubel über. München schlug Denkmünzen. Straubing und andere Städte feierten öffentliche Dank- und Freudenfeste vor Gottes Altären. Doch zu früh. Es kam zu den Wunden des Kranken Entzündung, die, bei der Sorglosigkeit des auf sein Wissen allzusichern Arztes, den Tagen des guten Fürsten schnellen Schluß brachte. Er empfand es. Er nahm Abschied von seiner Gemahlin und seufzte noch mit sterbender Lippe: „Leb wohl, ewig wohl, Liebe! — Du mein schönes Land, meine lieben Unterthanen, ihr lieget mir am Herzen! — Betet für mich; auch ich will euch Segen bei Gott erflehn!“ 255)

255) Tagebuch von der letzten Krankheit Maximilians III u. s. w. vom Arzt Baader geschrieben.

Dies kund geworden, und da man bei wachsender Gefahr die Thore schloß, gerieth das Volk zu München in neues Verzagen. Man strömte mit ringenden Händen zu den Kirchen. Man erneute die öffentlichen Bittgänge, und trug unter priesterlichem Gepränge das Bild des Landesheiligen voran. Dem folgte betend, heulend die Menge der Menschen. Allenthalben bleiche, entstellte Gesichter; starre Blicke; und in Häufern und auf Straßen Kniende. Der gefühllose Pöbel zitterte vor Furcht der kommenden Dinge. Der Fremdling, vom allgemeinen Jammer bewegt, weinte um den Fürsten, welchen Reiche, wie Arme, ihren einzigen Freund hießen [256]). Plötzlich dröhnte vom Thurm der dumpfe Ton der Sterbeglocke. Jeder, erstarrend, verstand ihn.

Maximilian Joseph war sanft verschieden, am dreißigsten Tag des Christmonds im siebenzehnhundert siebenundsiebenzigsten Jahr. Die Kurfürstin sank ohnmächtig mit den Worten zusammen: „Mir ist nicht zu rathen und zu helfen [257])!“ So war nie ein Fürst in Baiern geliebt worden, wie dieser, der Letzte der Ludewingen. Es hatten

256) Die Hausarmen bezogen jährlich aus seinem eigenen täglichen Geld über 40,000 fl.; Gnaden- und Jahrgelder zahlte er über 200,000 fl.

257) „Mir auch nicht!“ murmelte der Leibarzt Sänftl beiseite, und floh vom Hofe. Baaders Tagebuch.

die Nachkommen Ludwigs des Baiern seit dem pavischen Vertrag vierhundert achtundvierzig Jahre Baierland, und hundert neunundvierzig lang die obere Pfalz beherrscht. Und in der ganzen Reihe dieser Erlauchten, über zwanzig an der Zahl, von verschiedenen Gemüthern und Schicksalen, war kein Einziger gewesen, von dem man gesprochen: Er war böse. Am theuersten aber war Allen der Letzte der Geliebten.

Als sein Odem gewichen, öffnete der Kanzler des geheimen Rathes, Freiherr von Kreitmayr, ein Kästlein, in Gegenwart der Großstaatsbeamten, wie es ihn der Verstorbene geheißen hatte. Darin fanden sie seinen letzten Willen [258]), desgleichen

258) Von ihm schon den 4. Weinmonds 1769 ausgefertigt; mitunterzeichnet vom Obersthofmeister Jos. Franz Grafen von Seinsheim; dem Vorsteher der Hofkammer Emanuel Grafen von Törring; dem Oberstkämmerer, Grafen Joseph von Baumgarten; dem Oberststallmeister, Karl Grafen von Daun; dem geheimen Kanzler, Aloys Freiherrn von Kreitmayr; dem Freiherrn Jos. Albrecht von Zech, geheimen Rath; und dem Freiherrn Jos. von Erdt, geheimen Rath, allen als Zeugen. Ursprünglich war darin Herzog Klemens als Landeserbe eingesetzt; nach dessen ohne männliche Leibeserben erfolgenden Abgang aber der dann vorhandene, älteste und nächste Verwandte von den Pfalzgrafen bei Rhein; doch unter Bedingung, daß er katholischen Glaubens sein müsse. Er vermachte seiner Gemahlin, der Kurfürstin, 227,260 fl. auf die Herrschaft Illereichen. (Statt dessen aber nachher unterm 28. März 1773: 253,000 fl., theils in der Wiener

wie er es mit seinem Begräbniß gehalten wissen wollte [259]) und eine schon ausgefertigte Verkündung vom Antritt der Herrschaft des Kurfürsten Karl Theodor über Baiern.

Noch selbiges Tages vor Sonnenuntergang wurden die Thore der Stadt München wieder eröffnet, und die Worte jener Verkündung von einem Herold feierlich in den Straßen verlesen. Eilboten flogen nach allen Richtungen, den auswärtigen Höfen das Ereigniß zu melden.

Bank, theils auf herzoglichen Herrschaften in Böheim stehend.) Seinen Schwestern, der verwittweten Kurfurstin von Sachsen, Maria Antonia, und der Markgrafin von Baden-Baden, Maria Josepha, vergabte er den großen Rubinenschmuck (274,806 fl. werth, von Max. Emanuel noch in Brüssel angekauft). Anderer Verfügungen hier nicht zu gedenken. Notarial. Abschrift des letzten Willens. Hdschr.

Das gesammte Habe der kurfürstlichen Verlassenschaft in beweglichem und beweglichem Gut betrug 2,407,979 fl.; die Schuld 15,888,603 fl. Hdschr.

259) Das Herz sollte an den Gnadenort der wundertätigen Mutter Gottes nach Altenötting gethan, schleunigst allen Ordensobern und Klöstern die Nachricht vom Tode gebracht werden, um Meßopfer und Gebet ohne Verzug „für Unser Seelenheil“ zu verrichten. Den Armen in München und Altenötting waren Almosen zu vertheilen (es wurden an 7674 Personen in München, jeder 12 kr., gegeben), und 5000 fl. eilfertigst an die vier Rentämter und in die Oberpfalz zu versenden; die wurden, mit Ermahnung zum Gebet für die abgeschiedene Seele, an Hausarme gespendet.

Heinrich Zschokke's
ausgewählte Schriften.

Sechsunddreißigster Theil.

Der Baierischen Geschichten Sechstes Buch.
Beschluß.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Der Baierischen Geschichten

Sechstes Buch. Beschluß.

Dritter Abſchnitt.
Karl Theodors Herrſcherjahre in Baiern.

1.
Karl Theodor als Kurfürſt in der Pfalz.

Im Jahr 1777.

Es ſah das Volk der Baiern der Ankunft des neuen Gebieters in furchtſamer Ungewißheit entgegen. — Karl Theodor, ein Sohn des Pfalzgrafen Johann Chriſtian, geweſenen Herzogs von Sulzbach, war damals ſchon ein Herr von dreiundfünfzig Jahren[1]). Schon als eilfjährigen Knaben hatte ihn nach dem Tode ſeines Vaters[2]) ſein Vetter und Vormund, Kurfürſt Karl Philipp[3]), gen Mannheim zu ſich genommen, und daſelbſt erzogen. Karl Philipp war ein ſtrenger,

1) Geboren am 10 Chriſtm. 1724. Sein vollſtändiger Name: Karl Philipp Theodor.
2) Den 20. Heum. 1735.
3) Der den 4. Winterm. 1661 geboren war.

einsichtsvoller Herr gewesen, Nachfolger seines verstorbenen Bruders, Johann Wilhelm[4], in der Kurwürde, und Sohn jenes Philipp Wilhelm[5], welcher beim Aussterben des Zweiges Pfalz-Simmern die rheinische Pfalz empfangen hatte[6]. Mit dem einundachtzigjährigen Karl Philipp ist darauf auch das Haus Neuburg erloschen[7]; und desselben nächster Erbe der junge Herzog von Sulzbach, Karl Theodor, geworden, sein hoffnungsvoller Zögling. Dieser hatte also, als ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Pfalz bei Rhein und des heiligen Reichs Erzschatzmeisterwürde gehabt.

In zarter Kindheit war er gar gottesfürchtig von seiner frommen Mutter erzogen worden[8], die ihn, nach damaliger Sitte katholischer Höfe, als Folge eines Gelübdes, in das Ordensgewand der Paulaner kleidete. Zu Mannheim, als Jüngling, hatte er für Wissenschaften seltene Wißbe-

4) Geb. 19. April 1658, gest. 3. Brachm. 1716.

5) Er war geb. 5. Wintermon. 1615, gest. 2. Herbstm. 1690.

6) Siehe dieser Geschichten 5. Buch im 3. Abschnitt 8.

7) Am 31. Christm. 1742.

8) Sie hieß Maria Anna, war eine Tochter und Erbin Franz Ego's, Herzogs von Auvergne und Markgrafen von Berg op Zoom, und starb am 28. Heum. 1728.

Grundsatz der britischen Bibelgesellschaft, die ganze heilige Schrift als ein Werk göttlicher Eingebung zu betrachten. Und dem gemäß ward gehandelt.

Die ersten vier Lebensbeschreibungen Jesu, die Geschichte von den ersten Schicksalen seiner Jünger, und die Briefe derselben waren unstreitig nicht für Leser späterer Jahrtausende, sondern für Zeitgenossen bearbeitet, deren Bedürfnissen angemessen, und durch deren Bedürfnisse veranlaßt. Daher konnten sie auch nur von Zeitgenossen am besten verstanden werden.

Mit Recht wurden diese schriftlichen Hinterlassenschaften der persönlichen Bekannten und Schüler des hohen Glaubensstifters von allen Gemeinden als die allein-wahren und sichersten Erkenntnißquellen der göttlichen Lehre verehrt; gegenseitig ausgetauscht, gesammelt und in die Sprachen der verschiedenen Christengemeinden übersetzt. Nach Augustins Zeugniß hatte man schon im ersten Jahrhundert mehrere lateinische Uebersetzungen, davon diejenige, welche der Kirchenvater Hieronimus im vierten Jahrhunderte prüfte und reinigte, die herrschende wurde, und von der tridentischen Kirchenversammlung im Jahre 1546,

gier[9]), und, nach der Heimkehr von hohen Schulen und Reisen, vielseitige Kenntniß, richtiges Urtheil und gewandten Geist in Geschäften bewiesen[10]). Im Umgang fein und leicht, war die natürliche Würde seines Aeussern, wenn er wollte, nicht beschwerlich, sondern einnehmend. Der scharfe, feste Blick seiner Augen verrieth durchdringenden Verstand und huldreiches Gemüth. In Stunden der Erheiterung spielte er, nicht ohne Zartheit, Geige und Flöte, oder freut' es ihn, den Künsten der Taschenspieler nachzugaukeln.

Freigebigkeit und milde Herrschaft erwarben ihm am Rheine die Liebe der Unterthanen. Sein Hof war glänzend; ein Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern. Sie sahen hier köstliche Schätze von Gemälden, Alterthümern, Kunstwerken aller Art, seltenen Büchern und Handschriften. Mannheim empfing durch diesen Fürsten einen Gelehrtenverein[11]), dessen Verdienst um Wissenschaften das

9) Seiner Lehrer einer war der gelehrte Jesuit Franz Seedorf gewesen.

10) Man machte ihn auch zum Hauptmann der kurfürstlichen Leibschaar, und quälte ihn mit Kamaschendienst und Kleinlichkeiten, um ihn zum Krieger zu bilden. Das brachte ihm vor Soldatenwesen einen Ekel bei, den er behielt.

11) Am 15. Weinmonds 1763; ausserdem auch zur Bildung guten Geschmacks eine deutsche Gesellschaft.

gesammte Europa ehrte. Die Schriftsteller vergötterten den freigebigen Stifter. Für Werke der Kunst, für Aufführung prachtvoller Gebäude, scheute Karl Theodor den Aufwand von Millionen nicht[12]). Noch zeugen von ihm die weitberühmten Gärten Schwezingens, noch viele Paläste am Rhein. Er war der erste von Deutschlands Fürsten, welcher das französische Schauspiel aufhob, und seinem Hofe deutsche Bühne gab[13]). Daneben glänzte das italienische Singspiel, mit unermeßlichem Prachtaufwand ausgestattet. Zum Bühnentanz ließ er die schönsten Leute beiderlei Geschlechts suchen. Von Ausführung großer Tonstücke hörte man in Deutschland nichts Vollendeteres, als der Hof von Mannheim besaß. Dies alles sich in reinster Gediegenheit zu gewinnen, hatte der Kurfürst sogar eigene Schulen für Schauspiel, Tanzkunst und Gesang gestiftet und mit großen Meistern besetzt.

Von allem, was menschlicher Witz ersinnt, des Lebens Anmuth zu erhöhen mangelte ihm fast nichts. Nur die edelste der Freuden im häus-

12) In den Rechnungen gesammter Ausgaben für diese Gegenstände, während des Lebens in Mannheim, finden sich fünfunddreißig Millionen Gulden verzeichnet. Hdschr.

13) Er berief den berühmten Lessing deswegen zu sich, seinen Rath zu hören.

lichen Kreise, das Glück, Vater zu sein, entbehrte er. Einen Sohn zwar hatte ihm die Gemahlin Maria Elisabeth[14]) geboren. Derselbe war aber schon in erster Kindheit gestorben. Unter den Schmerzen, in welchen die Kurfürstin das Kind geboren und verloren, hatte sie auf immer der Hoffnung und dem Willen entsagt, noch einmal Mutter zu werden. Dieser Entschluß, wider die Bestimmungen der Natur aus Furchtsamkeit ergriffen, mit unweiblicher Festigkeit gehalten, brachte ihr selbst, ihrem Gemahl, ihrem Hause, zuletzt Tausenden ihrer Unterthanen, verderbenvolle Wirkungen. Karl Theodor wandte sich von ihr, und den Reizen fremder Weiber zu. Die Früchte ehebrecherischer Liebe mußten ihm den Verlust häuslicher Zufriedenheit ersetzen. Sein Herz hing voll väterlicher Zärtlichkeit an den natürlichen Kindern[15]). Den Vorwurf seines Ge-

14) Wie schon oben in diesem Buche gemeldet, war sie ihm vermählt den 16. Jänner 1742, an dem Tage, da Karl Albrecht, als König von Böheim, nach Mannheim gekommen war, zur Kaiserwahl in Frankfurt näher zu sein.

15) Von denselben sind besonders bekannt: Karl August, Graf und nachher Fürst von Bretzenheim, der späterhin in Ungarn als ein begüterter Großer lebte; dann dessen drei Schwestern, von denen

wissens beruhigte die fromme und kluge Beredsamkeit des Beichtvaters Frank, eines Jesuiten. Darum war ihm dieser Mann bis in die spätesten Tage seines Lebens theuer, so wie derselbe jederzeit und unter allen Verhältnissen der treue Fürsprecher jener Kinder geblieben ist.

Mannheim, wo der Neckar durch niedere Ebenen zum Rhein strömt, erweiterte und verschönerte sich unter Karl Theodors Pflege zu einer der anmuthigsten Hauptstädte [15]). Erst im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts hatte sie

---

eine nachmals den Statthalter zu Amberg, Max. Grafen von Hollnstein, heirathete, dessen Vater, ein natürlicher Sohn Kaiser Karls VII, ebenfalls Statthalter zu Amberg gewesen; die andere heirathete den Grafen von Leiningen-Gundersblum; die dritte, erst gefürstete Aebtin zu Lindau, vermählte sich nachher dem Grafen von Westerhold, der, in thurn- und taxischen Diensten stehend, erst von Karl Theodor im J. 1790 in den Grafenstand erhöhet ward. — Von einer frühern Geliebten (einem Bäckermädchen) hatte Karl Theodor schon eine Tochter, die als Gräfin von Bergstein den Fürsten Friedrich von Ysenburg heirathete.

16) Die Stadt hatte im J. 1778 eine Anzahl von 2200 Häusern, deren Werth wenigstens acht Millionen Gulden geschätzt ward; es standen auf den Häusern 1,800,000 Gulden Waisen- und Wittwen-

Kurfürſt Friedrich IV aus einem alten Dorf und Schloß zur Stadt erhoben und mit Niederländern bevölkert, die in Glaubensnoth ihr erſtes Vaterland verlaſſen hatten. Da ward nun viel Glanz und Gewerbigkeit erblickt, deren vornehmſter Urheber Karl Theodor war. Er gründete hier große Webereien und Färbereien für Seidenzeuge; zu ihrem Behuf und des Seidenwurms Pflege weitläufige Pflanzungen von Maulbeerbäumen. Mildreich unterſtützte er hier Großgewerbe zur Verfertigung von Porzelan, Wollenzeugen, Schnallen, ſeidenen Strümpfen und Dünnzeugen, Fruchteſſigſiedereien und viele andere Gewerbe. So that er nicht minder in den übrigen ſeiner Städte, wie davon des fleißigen Frankenthals Wohlſtand ein ruhmhaftes Denkmal geworden iſt. Ueberall freigebig, dem Ruhme eines weiſen Fürſten nachſtrebend, gab er dem Verkehr große Befreiungen und Rechtſame, treffliche Landſtraßen, reichere Schifffahrt. Das Gerichtsweſen freute ſich durch ihn großer Verbeſſerungen.

So erwarb Karl Theodor am Rhein einen geprieſenen Namen unter den übrigen Herren und Königen Deutſchlands. Prachtliebend, geiſtreich,

---

gelder. Sie hatte gegen 24,000 Einwohner. Schreiben kurpfälz. Regierung an den Kurfürſten vom 20. Brachm. 1778. Hdſchr.

aufgeklärt, und vielseitig gebildet, kamen ihm Wenige in vortrefflichen Eigenschaften gleich. Die Geschäfte des Staats kannte er eben so genau, als er sie mit sicherer und leichter Hand zu führen wußte. Viele derselben verrichtete er selbst. Nicht selten aber von schönen Weibern und Günstlingen, oft nur von einer Laune beherrscht, war er in der Wahl seiner Räthe und Vertrauten zuweilen glücklicher, als vorsichtig. Es wird erzählt, daß er einst, in Verlegenheit, wen er zum Großbeamten der Staatswirthschaft ernenne, den Grafen von Goldstein, einen reichen Niederländer, in seiner Gesellschaft erblickte. Er sah, wie derselbe die goldene Tabaksdose, von Edelsteinen funkelnd, hervornahm und daraus mit abgemessener Würde schnupfte. „Dieser tauget zum besten," sprach er bei sich selbst; „an feierlichem Anstand gebricht es ihm nicht; reich genug ist er, um nicht Plünderung des Landes wünschen zu müssen; und wer sein eigenes Hauswesen wohl verwaltet, wie dieser, kann auch das eines Staats führen." Darauf setzt' er denselben über die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben, zu des Grafen und aller Welt Erstaunen [17]). Die gesammten Staaten des Kurfürsten, zerstückelt, ohne Zusammenhang, von frem-

17) „Und ich bin nicht übel mit ihm gefahren; er hat mir gute Dienste geleistet!" sagte der Kurfürst hin-

den Besitzungen vielfach durchschnitten, waren übrigens am besten zu verwalten, wenn man sie in herzekommenen Ordnungen nahm und ließ, und lediglich nachhalf, wo das Räderwerk zu stocken drohte. So that Karl Theodor, und ärntete des Volkes Dank.

Die Lande der Pfalz am Rhein, mit neununddreißig Städten und fast tausend Marktflecken, Dorfern und Weilern, zwar fruchtbar an Getreide, Wein, Obstgärten und Viehweiden, zählten dennoch minder Einwohner und Gewerbschaften, als vor Zeiten. Das war noch der Fluch, theils französischer Kriege, theils alter Glaubensbedrängungen des Volks. Zu Heidelberg, wo vormals der Pfalzgrafen Sitz gewesen, blühte noch seit vier Jahrhunderten in ungeschwächter Kraft die hohe Schule.

Neben den vierzehn Oberämtern der Pfalz, besaß Karl Theodor die beiden Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach im Nordgau. Diese, welche nach dem landshutischen Erbfolgekrieg den Enkeln des reichen Herzogs Georg, unter dem Namen der jungen Pfalz, gegeben worden waren[18]), hatten

zufügend, wenn er die Art lachend erzählte, wie er seinen Staatsdiener gemacht. Hdschr.

18) Durch den Reichsspruch zu Köln im J. 1505. Siehe dieser Geschichten 4. Buch, 3. Abschn. 14.

lange beisammen gestanden, bis sie an des Pfalzgrafen Philipp Ludwigs Söhne vertheilt wurden[19]). Siebenzig Jahre nach solcher Trennung kam Neuburg zuerst wieder an die Pfalz bei Rhein[20]); dann mit Karl Theodor auch sein Erbe, Sulzbach.

Neuburg, das Herzogthum, an Aeckern, Wiesen und Gärten fruchtbar, nährte auf mehr denn fünfzig Geviertmeilen beinahe neunzigtausend Menschen[21]). Auch mit dem alten Stammlande am Rheine wieder vereint, hatte es besondere Verwaltung, Hofkammer, Gesetze, Uebungen und Gerichte in den neunzehn kleinen Pflegämtern behalten. Aus dem Alterthume bewahrt' es seine Landstände, welche vor ihren Herren nicht selten dem bedrängten Volke oder eigenen Recht-

19) Philipp Ludwig, Pfalzgraf von Neuburg, Sohn Pfalzgrafs Wolfgang von Zweibrucken, starb 1614. Da empfing sein älterer Sohn, Wolfgang Wilhelm (geb. 29. Weinm. 1578, gest. 1653) Neuburg, und sein Sohn August (geb. 2. Weinm. 1582, gest. 1632) Sulzbach.

20) Im J. 1685, als nämlich Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg (geb. 1616, gest. 1690) die rheinische Kurwürde empfing.

21) Im J. 1780 auf 52 Geviertmeilen 88,659 Einwohner. Westenrieder Erdbeschr. S. 300.

samen das Wort geführt hatten. Andere Ordnung und anderes Recht herrschten in des Herzogthumes Sulzbach fünf Amteien, wo im Umfang von sechsundzwanzig Geviertmeilen bei zweiundvierzigtausend Seelen wohnten.

Zu diesem Besitzthum Karl Theodors gehörten auch am Niederrhein, an der Maas und Roer zwei andere Herzogthümer: Jülich, mit sechsundzwanzig Städten, eben so vielen Flecken und Freiheiten zwischen üppigen Wiesen und Wäldern; Berg, voll erzreichen Gebirgs, Viehzucht und Ackerbau, sammt großem Gewerb in zwölf Städten und eben so vielen Marktflecken. Dies schöne Gut war schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aus dem Erbe von Teisterbant an Pfalz-Neuburg gefallen[22]), dann mit dieser zur Pfalz am Rhein. Zwar, wie Kurfürst Karl Philipp kinderlos aus dem Leben ging, hatte Brandenburg, kraft Erbvergleichs, seine Ansprüche darauf erneut; doch waren die Länder durch gütliche Abfindung für Karl Theodor erhalten worden[23]).

Hier genossen von früher Zeit her die Stände des Landes, Ritterschaft und Städte, noch immer großer Freiheiten. Sie sprachen auf ihren Ta-

22) Als der letzte Graf von Teisterbant, Herzog Hans Wilhelm, im J. 1609 verschieden war.

23) Im J. 1742.

gen zu Düsseldorf in des Vaterlands wichtigsten Angelegenheiten, und wiesen den Fürsten Summen für Bedürfnisse der Hofhaltung, wie des Staates an[24]). In Düsseldorf, der Hauptstadt, wo Karl Theodor den weltberühmten Bilderschatz mit auserlesenen Werken vergrößerte, und eine Gesellschaft der schönen Künste stiftete, ließ er auch die Herzogthümer, nach hergebrachten Rechten und Gewohnheiten, durch geheimen Rath, Hofrath, Kammer und Kanzlei verwalten. Wie in seinen übrigen Staaten, wohnten hier in den einunddreißig Aemtern, Dingstühlen und Vogteien von Jülich, desgleichen in des Herzogthums Berg siebenzehn Aemtern, sammt den damit verbundenen Herrschaften, Christen beiderlei Kirchen gemeinsam und verträglich.

Nebst Jülich und Berg war zugleich aus dem Teisterbanter Gute die Herrlichkeit von Ravenstein, das Städtlein dieses Namens an der Maas, nebst vierzehn Dörfern, zur Pfalz am Rhein gekommen. Wiewohl diese Herrschaft bei den vereinigten Niederlanden zum Lehen ging, war sie doch dem Kurhause am Rheine wohl einträglich[25]).

24) Die ordentlichen im J. 1755 von den Ständen bewilligten Kosten betrugen, ausser einem freiwilligen Geschenk von 50,000 Gulden, 580,000 Rthlr.

25) Das Einkommen ward auf 40,000—50,000 Reichsthaler angeschlagen.

unter dem Namen der Vulgata, als die Alleingültige anerkannt worden iſt. Beinahe eben ſo alt mag die ſyriſche Ueberſetzung ſein, die ſich früh und am weiteſten unter den Chriſten Aſiens verbreitete. Doktor Claudius Buchanan fand bei den Chriſtengemeinden des oſtindiſchen Reichs Travankore, im Jahre 1806, mehrere Abſchriften der ſyriſchen Ueberſetzung. Eine von denen, die er der hohen Schule von Cambridge mitbrachte, war aller Wahrſcheinlichkeit nach über tauſend Jahre alt *). Ohne Zweifel ſind auch die Ueberſetzungen in's Sahidiſche für die Chriſten im obern, und in's Koptiſche für die Gemeinden des untern Aegyptens gleich frühen Alterthums, ſo wie die Aethiopiſche für die Chriſten in Habeſch (zur Zeit der Apoſtel Aethiopien geheißen).

Noch ſind dieſe älteſten Ueberſetzungen nicht nur in Handſchriften, ſondern zum Theil auch ſchon ſeit Jahrhunderten im Drucke vorhanden. Und es iſt wohl nicht bloß eine ſchöne Redensart, wenn der Kirchenvater Hieronimus im vierten

*) Nach der Verſicherung der im Jahre 1815 zu London erſchienenen und hier benutzten Historical sketch of the transaction and circulation of the scriptures etc. by W. A. Thomson and W. Orme Pertz.

Alle diese Gebiete, welche aus ihrem streitbaren Volk ein stehendes Heer von eilftausend Mann[26]) unterhalten mußten, hatte Karl Theodor schon fünfunddreißig Jahre mit Klugheit und Würde beherrscht[27]), als sie nun durch das Erbe von Baiern und des oberpfälzischen Fürstenthumes um mehr denn siebenhundert Geviertmeilen vergrößert wurden[28]).

Noch in derselben Nacht, da ihm die Trauerbotschaft vom Ableben Maximilian Josephs über-

26) Eigentlich 11,110 Mann, ungerechnet 600 Ausgediente. Die jährliche Verpflegung derselben kostete, nach einer Angabe Büschings (neue Erdbeschreibung 7, 918), baar 824,244 Gulden nebst 240,210 Kostgaben für die Soldaten, und 8,100 Pferdefuttergaben.

27) Da er im J. 1768 das fünfundzwanzigste seiner Staatsführung am Rhein erlebt hatte, ward von ihm der goldene Löwenorden gestiftet, die fünfundzwanzigjährige Dienstreue seiner Beamten zu ehren. Dieser Orden, nachmals in einem Uebergang zum Hausorden des heil. Ruprecht verwandelt, wurde zuletzt vom ersten König von Baiern, Maximilian Joseph, wieder aufgehoben.

28) Baiern war zu 576 Geviertmeilen mit 879,898 Einwohnern, die obere Pfalz zu 130 Geviertmeilen mit 171,784 Einwohnern gerechnet. Westenrieder.

bracht wurde, brach er auf, und eilte gen München. Und am andern Tage des siebenzehnhundert achtundsiebenzigsten Jahres hielt er in die Thore der baierischen Hauptstadt den feierlichen Einzug.

2.

Oesterreich spricht den Besitz von Niederbaiern an.

Im J. 1778.

Bei seiner Ankunft war das ganze Land in großer Trauer. Doch richtete es sich bei seinem Anblick unter gemischten Empfindungen auf. Er ward mit Ehrfurcht begrüßt, als der, den das Schicksal gerufen, die alten Hauptlande vom Stamme Wittelsbach nach fünfthalbhundertjähriger Trennung wieder zusammenzuknüpfen. Der Ruf seiner weisen und milden Herrschaft am Rheine war vor ihm hergegangen. Viele rühmten den Fürsten, dessen Namen Kunst und Wissenschaft verherrlicht hatten. Vielen that wohl, die Seinsheime, Kreitmayr und andere hochgeachtete Männer des Vaterlandes täglich an seiner Seite zu erblicken. Viele verhießen dem Staate oder sich neues Glück von seiner Freigebigkeit. Hinwieder Andere vermißten jene Leutseligkeit und das herzliche Wesen, in welchem Maximilian Joseph nicht Fürst nur, sondern Vater des Volks gewesen. Andere fürchteten den Einfluß der pfälzischen Höflinge

und Vertrauten, daß ihre gefällige Wohlredneréi und Geschliffenheit über der Baiern schlichtes, gemüthliches Wesen den Preis davon tragen könnte. Noch Andere verübelten es, im Prunk und Gefolge des Fürsten sogar einen Hofnarren zu sehen[29]). Zwar der Narr gefiel Manchem, aber nicht des Kurfürsten Geschmack.

Wenige Tage nach seinem Einzug in die Stadt begaben sich aber Dinge, welche jedes Baiern Herz mit Entsetzen füllten, und dem neuen Herrscher das Vertrauen vieler der Redlichsten entrissen. Banges Vorgefühl davon war schon in Manchem bei den räthselhaften Aeusserungen aufgestiegen, die Karl Theodor gethan, noch eh' er in das Haus der alten Fürsten von Baiern eingekehrt war. Als ihm nämlich sein Geschäftsträger am Münchner Hofe, Reichsfreiherr Hammerer von Hammerstein, mit Glückwunsch und Nachricht entgegen geeilt war, sämmtliche Lande seien Namens seiner in Besitz genommen, hatte sich Karl Theodor jählings verfinstert und gerufen: „Voreiligkeit, die mir und dem Vaterlande mehr schaden, als nützen kann!"

Diese Worte sprangen aus Besorgnissen, deren Ursache wenige Menschen kannten.

---

29) Er hieß Urban Mayer, gemeinhin aber nur Urberl genannt.

Schon zur Zeit, in welcher zwischen Pfalz und Baiern der gegenseitige Schenkungsvertrag über beide Länder berathen worden, hatte Karl Theodor seinem Vetter Maximilian Joseph vorgeschlagen, dem Wiener Hof von ihrer Uebereinkunft Kenntniß zu geben. Jener hoffte, solchergestalt dem Vertrage größere Sicherheit zu erwerben, zumal es leichter sein würde, allfälligen Anstoß beim Leben beider Fürsten, als nach dem Tode des einen oder des andern zu heben. Maximilian Joseph hatte aber diesen Vorschlag mit so großem Widerwillen verworfen, daß er erklärte: lieber von allen Verträgen abzustehen, als Wien in das Geheimniß zu ziehen. Dennoch war Karl Theodor fest in seiner Meinung geblieben, heimlich die Gesinnungen Oesterreichs für den Fall zu erforschen, daß er dereinst Herr von Baiern würde. Seiner Staatsdiener erster, Heinrich Anton von Beckers, hatte lebhaft dazu gestimmt. Dieser war ein bedachter, in Allem behutsamer Mann, welcher glaubte, man müsse jeder Mißhelligkeit mit dem künftigen, übermächtigen Nachbar zeitig vorbeugen.

Sobald nun der pfälzische Gesandte, Freiherr von Ritter, dem kaiserlichen Hofe im tiefsten Vertrauen die Eröffnungen gethan [30]), waren zu Wien vielerlei Erinnerungen, vergessene Erzwürfe

30) Im Hornung des Jahres 1777.

und Ruhe erwacht. Nie hatte Oeſterreich das reizend vor ihm ausgebreitete Baiern ohne Begierde geſehen[31]). Zwar Maria Thereſia, in vorgerücktem Alter bedächtig und gewiſſenhaft, ſehnte ſich, den Abend ihrer Tage ohne Unruhen zu vollbringen. Allein ihr ruhmbegieriger Sohn, Kaiſer Joſeph II, gab ſich der Verſuchung um ſo ungeſtümer hin, je weniger Gefahr mit ihr verknüpft zu ſein ſchien. Denn Fürſt Kaunth, von den Großbeamten ſeiner Staaten der Erſte, ein Mann, dem in Tiefe und Vielſeitigkeit der Kenntniß europäiſcher Angelegenheiten, und in Feinheit ihrer Anwendung wenige gleichkamen, hing dem Ländergelüſt Joſephs den Schmuck vollkommener Rechtlichkeit um. Dem iſt das Vermeſſenſte ein Spielwerk, der im Stolz ſeiner Uebergewalt nicht göttliche, nicht menſchliche Rache mehr ſcheut; Grundſätze für nichts, Gründe für alles hat. War doch fünf Jahre zuvor die Hälfte des polniſchen Reichs durch Rußland, Oeſterreich und Preuſſen zerriſſen, getheilt und verſchlungen

31) König Friedrich II betrachtete (in ſeinen Denkwürdigkeiten des Krieges von 1778) ſchon die Verwahlung des Erzherzogs Joſeph mit der Schweſter des Kurfurſten Maximilian Joſeph als eine Rechnung Kaiſers Franz I auf mögliche Allodial-Erbſchaft von Baiern.

worden, weil diese Mächte stärker und die Sarmaten schwächer gewesen waren. Nach solcher That hatte die Staatsklugheit der Fürsten keine Ursache mehr, vor Erwerbungen ähnlicher Art zu erröthen.

Sofort war dem Gesandten der Kurpfalz in Wien von einem Belehnungsbriefe geredet worden, den schon Kaiser Siegmund seinem Eidam Albrecht von Oesterreich, vor mehr denn dreihundert Jahren [32]), über das Niederland von Baiern gegeben, welches Herzog Johann, der Letzte aus Baiern-Straubing, besessen. Daraus wurde hergeleitet, daß mit Abgang Maximilian Josephs jener Theil Baierns an Oesterreich, auch jedes von Baiern getragene Lehen des Reichs oder der Krone Böheim, rückfällig werden müsse. Nach langem, geheimem Schriftenwechsel war die wichtige Belehnungsurkunde Siegmunds selber dem Gesandten Karl Theodors in ihrer Urschrift vorgelegt worden, jeden seiner Zweifel zu vernichten. Obwohl er in derselben keinen förmlichen Belehnungsbrief, sondern nur eine einsweilige in allgemeinen Ausdrücken verfaßte Verwahrung desjenigen Rechtes sehen mußte, welches Albrecht von Oesterreich vor Zeiten zu haben vermeinte, gleichwie denn auch eben dasselbe Recht vom Kaiser

32) Unterm 10. März 1426.

Siegmund für sein eigenes Haus angesprochen war [33]); obwohl ferner weder Albrecht, noch Siegmund, noch deren Erben jemals Besitz vom Niederlande genommen hatten, wozu sie doch, kraft einer Urkunde, Fug gehabt haben sollten: war der Freiherr von Ritter durch des alten Briefes dunkle Worte, oder durch des Wiener-Hofes Macht, Verheißung und Huld, geblendet. Selbst darauf legte er schwaches Gewicht, daß sogar Kaunitzens Schlaubeit das Räthsel nicht zu lösen wußte, warum Oesterreich, im Besitz solcher Urkunde, nie an deren Vollziehung gedacht habe. Einmal für die Sache des Wiener Hofes gewonnen, war er darauf nach Mannheim zurückgereiset, das Werk der Unterhandlung zu beenden [34]). Beckers, und die übrigen Räthe Karl Theodors, sonder Hilfsmittel, in das zweideutige Helldunkel der Urkunden Klarheit zu tragen; oder, weil sie voraussahen, daß, ohne siegende Gegengründe, bloß eigensinnige Widersetzlichkeit Gefahr, hinwieder Ergebung dem Kurfürsten Frieden, ihnen

---

33) Der aber, weil es „des heiligen Reichs treffliche Lehen berührte", die noch nicht entschiedenen Rechtsansprüche „vor des Reichs Mannen ausgetragen" und desfalls durch Mainz einen Fürstentag ausgeschrieben haben wollte.

34) Im Winterm. 1777.

selbst dankbare Gunst bringen werde, erkannten das angesprochene Recht des Wiener Hofes nachgiebig an. Karl Theodor folgte dem Urtheil und Gewissen seiner Diener. Er hatte keine Neigung, die künftige Erbschaft unter dem Zorn eines Angrenzers zu empfangen, der ein Begehren, dessen Rechtlichkeit Niemand zu widerlegen wußte, mit bewaffneter Hand geltend machen konnte. Noch mußte aber, zur Vollendung des Geschäftes, die Einwilligung Herzog Karls von Zweibrücken, als des nächsten Verwandten, erhalten werden. Doch von ihm ward nur schwacher Widerstand vermuthet, da er ein gutmüthiger Herr war, in allen billigen Dingen sonst dem Hofe von Mannheim willig und ergeben.

Also war der Freiherr von Ritter nach Wien zurückgekehrt [35]), bevollmächtigt, eine billige Uebereinkunft zu treffen. Gern fügte man sich hier in die Wünsche des Kurfürsten, statt Niederbaierns, tauschweise einst das Fürstenthum der obern Pfalz anzunehmen. Das Verabredete ward geschrieben [36]); nichts mangelte zur Vollendung des Vergleichs, als Unterschrift und Auswechselung desselben, so

35) Anfang Christm. 1777.

36) Der Vertrag ward zu Wien abgeschlossen am 3. Jänner 1778; vom Fürsten von Kaunitz und dem Freiherrn von Ritter unterschrieben.

wie Zuſtimmung der nächſten Verwandten vom Geſchlecht Wittelsbach, ohne welche, laut Hausverträgen, keine Veräuſſerung des Stammgutes rechtsgültig war.

So ſtand die heimliche Angelegenheit, da Maximilian Joſeph von Baiern ſtarb, und Karl Theodor als deſſen Erbe und Nachfolger in ſämmtlichen Staaten ausgerufen ward. Oeſterreichs Geſandter zu München, Graf von Hartig, ſchickte nun durch Eilboten die ſchon ſeit vier Jahren fertig geweſene, jetzt aber vertheilte Kundmachung vom Beſitzergreifen Karl Theodors nach Wien. Man las ſie in der kaiſerlichen Burg; ſehr überraſcht, daß der Kurfürſt nicht nur vom Unterland Beſitz genommen, auf welches er Oeſterreichs Recht ſchon völlig anerkannt hatte, ſondern auch von der Oberpfalz, die er als Erſatz dafür angeboten. Joſeph und Kaunitz argwohnten, daß die bisherigen Unterhandlungen nur liſtige Täuſchereien geweſen ſein möchten, und daß das Haus Pfalz inzwiſchen Gewährleiſtung für die volle Erbſchaft, durch fremde Mächte, empfangen habe. — Schnell gab der Hof zu Wien Befehl zum ſchleunigen Aufbruch eines Heers an die Grenzen, und im ſelbigen Augenblick eine Erklärung nach München: daß der abgeſchloſſene Vergleich zwiſchen beiden Höfen beſtätigt und vollzogen ſein müſſe, oder eine Macht von ſechszigtauſend Oeſterreichern werde

ganz Baiern und die Oberpfalz besetzen. Aus Böheim und Inneröſterreich rückten die Schaaren an. Den Verdacht des Wiener Hofes bestärkte, daß in der obern Pfalz eine kurfürstliche Rechtsverwahrung [37]) gegen das Einrücken fremder Kriegsvölker erschien.

Karl Theodor, mit dessen Vorwissen weder diese Rechtsverwahrung [38]), noch die Besitznahme gesammter baierischen Staaten geschehen war, zerstörte den Irrthum Kaiser Josephs ohne Mühe, durch eine freundschaftliche Erläuterung des Vorganges, noch mehr durch Bestätigung des Wiener Vergleichs [39]). Kraft desselben, indem er Oesterreichs Recht auf die Bezirke Niederbaierns, die einst Herzog Johann von Straubing besessen, feierlich anerkannte, entsagte er diesen für sich und seine Erben zu Gunsten Oesterreichs. Nicht minder räumte er des Erzhauses Anwartschaft und unbestrittenes Recht auf Mindelheim in Schwaben, und andere reichslehnbare Güter, auch den rechtsbeständigen Rückfall der böhmischen Lehen in der Oberpfalz ein, mit Hoffnung, die letztern aus neuer Gnade wieder zu erhalten. Beide Theile

37) Unterm 8. Jänner 1778.

38) Sie ging zu Amberg, als Verfügung der dortigen allerhöchsten Behörden, aus.

39) Er unterzeichnete ihn am 15. Jänner 1778.

Jahrhunderte versicherte, daß Perser und Inder und viele andere Völker das Wort Gottes in ihren Sprachen längst vor seiner Zeit gehabt hätten. Denn wer kennt nicht den rührenden Eifer jener Jahrhunderte zur Ausbreitung des Christenthums; ihre Ehrfurcht vor den heiligen Schriften; ihre Begierde, diese Grundlagen der ewigen Wahrheiten allen Bekehrten mitzutheilen?

Theodoretus, im fünften Jahrhunderte, wußte schon von ägyptischen, persischen, indischen, armenischen, scythischen und sarmatischen Uebersetzungen selbst des alten Testaments. Die **armenische** Uebersetzung, welche noch vorhanden, und seit dem Jahre 1666 gedruckt ist, stammt, nach der Sage der armenischen Christen, von **Miesrob** im Anfange des fünften Jahrhunderts, von demselben, der neue Buchstaben erfand, um die armenischen Sprachlaute bestimmter zu bezeichnen. Die **persischen** und **arabischen** Uebersetzungen geschahen gewiß früh; doch die davon noch vorhandenen scheinen erst Werke des neunten oder zehnten Jahrhunderts und die persischen jünger, als die arabischen zu sein. Die **grusinischen** Christen hatten schon im siebenten Jahrhunderte die Bibel in ihrer Sprache; aber die **Gothen** sie schon, wie bekannt, durch des Bischofs **Ulyphilas** Bemühen, am Ende des

behielten sich übrigens vor, um allfällige Austauschung der niederbaierischen Bezirke gegen anderes Gebiet des Kurhauses weitere Uebereinkunft zu treffen.

Dieses geschehen, ergingen schnell öffentliche Kundthuungen des Kaisers und seiner Mutter, der Kaiserin Königin, in die Welt: die Besetzung Niederbaierns, der böhmischen Lehen, der Herrschaft Mindelheim, der Landgrafschaft Leuchtenberg, der Grafschaften Wolfstein, Schwabeck, Hag und Hals, und anderer heimgefallener Reichslehen, anzuzeigen oder zu rechtfertigen [40]). Und

40) Die Kaiserin Königin (durch Verkündung v. 12. Jän.) erklärte die Herrschaft Mindelheim mit Zugehör dem Erzhause, durch eine darauf (vom Kaiser Mathias im J. 1614) empfangene Anwartschaft zugefallen.

Eine andere Verkündung Maria Theresiens, vom 25. Jänner, erschien des Inhalts: daß alle Bezirke Nieder- und Oberbaierns und der Pfalz, die einst von der (mit Herzog Johann von Baiern) erloschenen Straubingischen Linie besessen waren, dem Erzhause zugefallen seien, vermöge der durch Kaiser Siegmund dem Herzog Albrecht von Oesterreich im Jahre 1426 wirklich gegebenen Belehnung.

In einer dritten, ebenfalls vom 15. Jänner, zeigte sie an, daß mit Erlöschung des wilhelminischen Mannsstammes in Baiern (so genannt mit Bezug auf Herzog Wilhelm V; siehe dieser Geschichten

eben so schnell, ehe nur noch ausgemittelt worden war, was der Herzoge von Baiern-Straubing vormaliges Besitzthum gewesen sein könne [41]),

5. Buch 1. Abschnitt, 19, Anmerkung 405 und 406) die von der Krone Böheim getragenen Leben an das böhmische Königreich zurückgetreten wären.

Kaiser Joseph II seinerseits erklärte (ebenfalls durch Kundmachung vom 15. Jänner), daß die Landgrafschaft Leuchtenberg, die Grafschaften Wolfstein, Schwabeck, Hag, und Hals, die Herrschaften Hohenwaldeck und Hohenschwangen, die reichslehnbaren Güter der Herrschaften Wiesensteig, das Landgericht Hirschberg, die freudenbergischen, degenbergischen und scharfensteinischen Reichslehen; Blaubann und Güter zu Rotheneck, Dyffenhaus, Marsee, Schwabischwörth, Illerdiessen und Werting (Fene, dem Kaiser, als obersten Lehensherrn, heimgefallene Reichslehen seien.

41) Oesterreich ließ ohne Umstände von allen Ortschaften, die zur Abrundung seiner neuen Erwerbung zweckmäßig schienen, bewaffneten Besitz ergreifen, und zwar in Folge der Worte „und was dazu gehört" des alten Theilungsbriefes von 1353, oder auch, wie sich der Graf von Lehrbach deswegen in seiner Denkschrift (München 27. April 1778, Hdschr.) ausdrückte „vermög der bey einer jeden schicklichen Theilung nothwendigen Arrondierung." So blieb nun dem Münchner Hof übrig, urkundliche Beweise vorzulegen, daß diese oder jene Ortschaft nicht unter

zogen sechszehn österreichische Schlachthaufen, nebst zwanzig Reitergeschwadern, mit achtzig Stück schweren Geschützes in Niederbaiern und die obere Pfalz ein. Dem Kurfürsten Karl Theodor aber überbrachte aus Wien der Fürst von Lobkowitz den Orden des goldenen Vliesses [42]). Nicht minder

dem „was dazu gehört" verstanden gewesen sei. Als trotz allen feierlichen Verwahrungen an mehrern Ortschaften dennoch die Huldigung erzwungen ward, sahen sich die vom Kurfürsten Abgeordneten, welche auf seinen Befehl der Huldigung widersprechen sollten, von dem österreichischen zur Besitznehmung bevollmächtigten Grafen Hartig auf die ungeziemendste, stolzeste Weise behandelt. (Instrumentum Publicum Namens Sr. kurfürstl. Durchl. in loco Miesloch errichtet 17. Mai 1778. Hdschr.) Der Kurfürst hingegen ließ dem Beamten zu Miesloch (unterm 14. Mai 1778. Hdschr.) die Weisung zukommen, „auf die ohnehin ungeziemende Betrohung des grafen Von Hartigs lediglichen kein aufmerken" zu haben.

42) Als der Kurfürst das erstemal öffentlich mit diesem Schmuck derselben Macht erschien, die ihm aus der Krone Baiern das reichste Kleinod genommen hatte, sagt François de Neufchateau (in seiner Histoire de l'occupation de la Bavière en 1778 et 1779 S. 44), sah man ihn verlegener, denn jemals; er schien die Blicke der Zuschauer, wie eben so viele Vorwürfe, zu meiden.

ward der Freiherr von Ritter mit kaiserlichen Gnaden überhäuft.

Baiern erschrack. Als aber die Unterthanen in den oberpfälzischen Gerichten Waldmünchen, Weterfeld, Röz, Stadt am Hof, Pfreimt und andern Orten, umringt von den Waffen der Fremden, für Oesterreich in Pflicht genommen wurden, richtete das gesammte Land flehentliche Blicke, furchtsame Erwartungen auf Karl Theodor, ob er nicht Retter sei. — Er schwieg. — Zu Straubing forderte Oesterreich die Huldigung des Niederlandes [43]). Von allen berufenen Rittern und Prälaten erschienen kaum siebenzig. Mit Handschlag, doch ohne Eid, mußten sie der Kaiserin Königin Treue geloben. Es geschah unter Todtenstille und niedergeschlagenen Augen. Das zahlreich zur Feierlichkeit versammelte Volk stand finster schweigend umher, nur gekommen, sich mit eigenen Augen von der Wahrheit eines unglaubhaften Gerüchtes zu überzeugen. Still wandelte es auseinander. Man hörte kein Jauchzen; wohl viel Jammer und Fluch.

---

43) Am 23. März.

3.

Herzogin Maria Anna bewegt die übrigen Fürsten ihres Hauses und König Friedrich II zum Widerstand.

Jahr 1778.

Diese Begebenheit riß alle Wunden um den vielbeweinten Maximilian Joseph von neuem auf. Man sah Baiern in die Hand eines Fürsten gefallen, der, weil er nicht des Landes Sohn war, auch nicht schien, desselben Vater werden zu können. Denn, so redete das Volk: wie hat er mit einem gleichgültigen Federstrich, ohne Liebe, ohne Recht, ohne Zwang, viele tausend treue Haushaltungen vom Mutterlande abgerissen; der Donau schönern Theil, den Innstrom, Baierns Kornfluren und Salzwerke verschleudert, eh' er sie noch gesehen; des altmächtigen deutschen Herzogthums Kraft und Stützen gebrochen, daß es fortan die Nahrung vom Ueberfluß des harten Nachbars erbetteln, das Dasein als tägliche Gnade desselben nehmen muß! — So redeten Städte, Märkte und Dörfer; alle an der Hoffnung besserer Zeiten verzweifelnd. Denn auch der reichste Fürst ist nicht reich genug, einem Volke den Verlust seiner Unabhängigkeit und Ehre zu ersetzen. Es traten aus Niederbaiern die Landstände, mit ehrerbietiger Vorstellung gegen Baierns Zertrümmerung, vor den

Kurfürsten, und zeigten der alten Kaiser Briefe, welche jede Zersplitterung des Herzogthums schwer verpönt hatten. Die Antwort war: Sie hätten sich fortan an den Wiener Hof zu wenden.

In der allgemeinen Muthlosigkeit blieb noch eine Frau von hohem Geist aufrecht, und sann der Rettung nach. Dies war die Wittwe des Herzogs Klemens von Baiern, Maria Anna, Karl Theodors Schwägerin. Immer hatte sie sich bisher als dieses Fürsten treueste Freundin bewiesen, und am Münchner Hofe lange Zeit für ihn mit schwesterlicher Zärtlichkeit gewacht. Nun aber, da sie, eine der Ersten, von ihm das traurige Geheimniß erfuhr, und alle Beredsamkeit wider eine Uebereinkunft verschwendet hatte, welche den Hausverträgen, den Stiftungen der goldenen Bulle, wie des westphälischen Friedens, den Lehenrechten, den Landesfreiheiten und dem Gefühl des ganzen Volkes widerstrebte, trat sie erkaltend zurück. Höhere Liebe trug sie im Herzen für ihres Hauses Ruhm, als für den Geliebtesten ihrer Blutsverwandten. Sie suchte und fand den Rath treuvaterländischer Männer. Sie sprach zu denselben in tiefstem Geheimniß. Der Freiherr von Obermayr, der feurige Lori und Andere schlossen sich der hochedeln Fürstin voll Inbrunst an. Sie arbeiteten rastlos für derselben Wunsche, welche die Wünsche aller Baiern waren.

Es ſandte die Herzogin vertraute Boten an Herzog Karl von Zweibrücken. Dieſen, als den muthmaßlichen künftigen Erben Baierns, warnte ſie, dem ruhm- und rechtloſen Vergleich unter keiner Bedingung beizupflichten. Seinen Bevollmächtigten am Wiener Hofe, den Freiherrn Chriſtian von Hohenfels, gewann ſie, daß er keine Mühe ſpare, ſeinen Herrn vor einem Schritte zu behüten, welcher für Zweibrückens Hoffnungen ſo verderbenvoll, als für Baierns Glück und Ehre, ſei. In der That galten dem Herzog dieſe Mahnungen viel; und um ſo mehr, da Karl Theodor deſſen Beitritt erſt verlangte, als der Wiener Vertrag ſchon in München unterzeichnet worden war. Doch wußte der Kurfürſt das Verſäumniß, ihn nicht wegen dieſer Uebereinkunft früher berathen zu haben, auf alle Weiſe zu entſchuldigen: Oeſterreich habe allzuungeſtüm gedrängt; im geringſten Verzuge wäre die größte Gefahr geweſen, nicht nur die in der Uebereinkunft abgetretenen Landestheile, ſondern ganz Baiern von feindlichen Waffen bedeckt zu ſehen [44]).

Maria Anna fühlte, daß gegen des kaiſerlichen Hofes Gewalt bloße Rechtsverwahrungen ſchwache Waffen blieben. Sie richtete hilfeflehende

44) Schreiben Karl Theodors vom 22. Jänner 1778.

Zuschriften an den großen König von Preussen, der allein mächtig genug, oder durch die eigenen Verhältnisse genöthigt sein konnte, sich den Vergrößerungsentwürfen Josephs zu widersetzen. Alle übrige Mächte Europens waren entweder zu erschöpft, oder in andere Händel zuviel verstrickt, um der Sache Baierns ernste Aufmerksamkeit zu widmen. England stritt gegen die nordamerikanischen Pflanzstätten, welche, des brittischen Joches müde, Paniere der Unabhängigkeit aufgepflanzt hatten. Rußland hielt die Blicke unverwandt auf die feindsinnige osmanische Pforte. Frankreich, dessen König, Ludwig XVI, Gemahl von Kaiser Josephs Schwester war, pflog mit dem Wiener Hofe vertraute Freundschaft. Darum nahm die Herzogin von Baiern ihre Zuflucht zum König Friedrich.

Dieser vernahm die Klage Maria Anna's mit einem Vergnügen, welches seiner Eifersucht gegen Oesterreich angemessen war. Schon an demselben Tage, da er den Tod Maximilian Josephs erfahren hatte [45]), war er unruhig geworden. Er hatte sogleich den Grafen Eustach von Görtz an seinen Hof berufen, der, ein tüchtiger Geschäftsmann, zu Weimar ohne Anstellung wohnte [46]).

45) Es war am 3. Jänner.

46) Sein Bruder aber stand in preussischen Diensten;

Diesen wählte er, um in München oder Zweibrücken heimlich auszukundschaften, ob der kaiserliche Hof vielleicht mit Ansprüchen auf Baiern umgehe; ob, wenn es wäre, Karl Theodor, oder, wenn dieser nicht, der Herzog von Zweibrücken, und wenn auch dieser verstumme, der jüngere Bruder desselben, Maximilian Joseph, Fürst von Birkenfeld, ihr Recht und Erbe nicht zu behaupten gedächten. Denn fest entschlossen war Friedrich, es koste was es wolle, Oesterreichs Wachsthum auf deutschem Boden, und Baierns Verkleinerung zu hindern. Was Habsburg Lothringen gewann, war Brandenburg-Zollerns Verlust. Darum machte ihn das Schreiben der Herzogin froh und erschrokken, wie er aus demselben das Geheimniß der Wiener Uebereinkunft und Karl Theodors überraschende Nachgiebigkeit vernahm [47]). Sogleich

er selbst war dem Könige nur von einmaligem Sehen bekannt. Die Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de Bavière, vom Grafen Eustach von Görz geschrieben, bildet einen reichen Beitrag zur Geschichte dieser Begebenheiten.

47) „Ah, Madame, que n'étiez-vous Electeur," schrieb er ihr unterm 15. Hornung eigenhändig: „et nous n'aurions pas vu arriver les honteux événements dont tout bon allemand doit rougir jusqu'au fond du cœur; au moins la Bavière devra-t-elle à Votre

ließ er in Wien durch seinen Gesandten, Freiherrn von Riedesel, dem Fürsten von Kaunitz Vorstellungen gegen die Zerstückelung eines großen, deutschen Kurfürstenthums und Herzogthums machen, welches durch den Vertrag von Pavia unveräusserliches Geschlechtsgut des Hauses Wittelsbach sei [48]).

Der Graf von Görz vollzog anderseits des Königs Aufträge um so glücklicher, da seine, als eines Unbekannten, Reisen an die Höfe des südlichen Deutschlands keinen Argwohn erregen konnten. Am wichtigsten wurde seine Erscheinung dem Herzoge von Zweibrücken. Dieser, im Bewußtsein gänzlicher Ohnmacht, wagte es kaum, längern Widerstand gegen Karl Theodors und des kaiserlichen Hofes Verlangen zu versuchen. Wirklich hatte er sich selbst schon nach München begeben. Und obwohl er alles Verderbliche der Wiener Uebereinkunft kannte, die von Baiern den bessern Theil riß, und nur den unfruchtbaren, nebst allen Schulden,

---

Altesse, d'avoir redressé ce mal autant qu'il étoit possible. Pourvu que le Duc de Deuxponts tienne ferme, je ne désespère de rien, et il faut espérer par un effet de la justice divine, que les auteurs de ces troubles en porteront la peine. » Hdschr. des Königs.

48) Unterm 7. Horn. 1778.

vierten Jahrhunderts. Britannien hatte, wie man aus vielen Umständen vermuthen kann, schon im siebenten Jahrhunderte wenigstens einzelne Theile der heiligen Schriften in angelsächsischer Sprache; vollständig aber durch den Fleiß des Geschichtschreibers Beda, im achten Jahrhunderte.

Die Barbarei des Mittelalters zerstörte Einfalt und Würde des Christenthums. Der Glaube verartete in neues Heidenthum. Das war die Folge vom Verfall der Wissenschaften. In einer Zeit, da viele Könige und Staatsmänner weder lesen noch schreiben konnten, da selbst viele Bischöfe und Priester eben so unwissend waren, blieben natürlich die ältesten, schriftlichen Urkunden des Christenthums ein verschlossenes Buch. Und mit den Quellen der Erkenntniß versiegte die Erkenntniß selbst. Daher die ganze Verwandlung, welche der christliche Glaube erfuhr, wo sich alles in's Kirchliche ausbildete, in's Todte, in's Werkselige, in's Spitzfindige oder Abergläubige; wo sich Priesterschaft über Laienvölker und Laienfürsten entwickelte und eine Reihe Lehrsätze in die Welt kam, von denen Jesus und seiner seiner Vertrauten gewußt und gesagt hatte.

Sobald sich aber die Wissenschaften hoben,

zurückließ, würde er ihn dennoch angenommen haben, wenn nicht sein muthiger Rathgeber, Freiherr von Hohenfels, immer so standhaft widersprochen hätte. Diesen bewogen weder Schmeicheleien, noch Aussichten auf glänzende Belohnungen [49]), von der Bahn des Rechts zu weichen. Mit den ersten Winken des Grafen von Görtz aber, daß König Friedrich von Preussen sich der Angelegenheiten Baierns annehmen werde, ermannte sich auch Herzog Karl. Es ward eine geheime Zusammenkunft mit dem Ausgesendeten Friedrichs angeordnet. Der Zahlmeister der Herzogin Maria Anna, Namens André, ein Biedermann, der Fürstin Vertrauter, führte den Grafen an einem dunkeln Abend [50]) in das Schloß seiner Gebieterin ein. Hier, in einem abgelegenen Zimmer, trat der Herzog von Zweibrücken, begleitet von seinen Staatsdienern, Hohenfels und Ebsenbek, zu ihm, und verabredeten den Gang der Dinge. Der Herzog verhieß, des preussischen Königs Großmuth und Gewährleistung für die jüngsten Hausverträge von Pfalz und Baiern feierlich aufzufordern; eine öffentliche Verwahrung vor dem

---

49) Er würde für seine Unterschrift an Geschenken wenigstens den Werth von 400,000 fl. erhalten haben. Memoires de *Garts* S. 60.

50) Am 6. Hornung.

Reichstag gegen Losreissung Niederbaierns sollte dem folgen [51]).

Wien ahnete von dieser Seite nicht den mindesten Widerstand. Graf Ludwig von Lehrbach, Oesterreichs Gesandter, hatte schon Befehl, auch dem Herzog von Zweibrücken, als lohnenden Preis seines Beitrittes, den Orden des goldenen Vliesses, von Diamanten strahlend, zu überreichen. Karl aber lehnte ihn ab, als desselben noch nicht würdig. Lehrbach, wie Kurfürst Karl Theodor, erschracken. Dieser beschwor ihn mit Thränen, seine Zustimmung nicht länger zu verzögern: jener wechselte mit Drohungen und glänzenden Verheißungen. Man versprach ihm, seine gesammten Schulden zu löschen: Oesterreich dazu noch, Tilgung eines Theiles derer, welche auf seinen Gütern in Böheim [52]) standen; über alles dies die

51) Welches auch nachher unterm 16. März 1778 geschah.

52) Er hatte dieselben vom Kurfürsten Maximilian Joseph, wie dieser sie vom Herzog Klemens, geerbt. Es waren rechts der Elbe die Herrschaft Reichstatt, Polis bei Leipa, Ploschkowitz bei Leutmeritz, Schwaden bei Aussig; links der Elbe Swolenicwes, Puschdinrad, Tachlowitz, Katzow und Poritschen. Der Kaufwerth dieser Güter betrug 2,263,386 fl. Im J. 1777 hafteten darauf 1,101,208 fl. 20½ kr. Schulden, Prager Werth. Nachmals kamen die Güter, mit Herzog Karls Tod, an dessen Bruder

Grafſchaft Falkenſtein zum Geſchenk. Der Herzog ſchwieg. Er begab ſich nach Zweibrücken zurück, wo nun Graf von Görz öffentlich als Geſandter Preuſſens auftrat. Von hier aus meldete er dem Kurfürſten und dem kaiſerlichen Hofe beſtimmt die Verweigerung ſeines Beitritts. Karl Theodor, wie er dieſe Erklärung empfing, gerieth in unausſprechlichen Zorn, und rief: „Will der mir die Hände binden, und vermeint er ſchon Erbe meiner Lande zu ſein, ſo ſoll er ſich ſchmählich betrogen haben!“ und von derſelben Stunde an trat in das Herz des Kurfürſten gegen den Herzog von Zweibrücken ein Haß, den nichts mehr verſöhnte.

Der Herzog ſelber fürchtete ſich ſehr vor den Folgen eines Schrittes, der offenbar zum Bruch zwiſchen Oeſterreich und Preuſſen, zu großen Verwirrungen in Deutſchland führte, und die Rachſucht des Wiener Hofes gegen Zweibrücken reizte. Zwar auch Frankreich war, als Gewährleiſter des weſtphäliſchen Friedens, von ihm um Dazwiſchenkunft angegangen worden. Dieſe Macht aber, weniger eifrig, ihr Vermittler-Recht geltend zu machen, als Preuſſens Einfluß am kleinen Hofe von

---

Maximilian Joſeph, den erſten König von Baiern, und von dieſem, in Verträgen, an den nachmaligen Herzog von Toskana.

Zweibrücken zu verdrängen, bewies sich nur lau und flau. Dies vergrößerte die Verlegenheit des Herzogs, welcher, von Natur gemächlich und friedsam, wider seinen Willen in sturmvolle Ereignisse herüber getrieben worden war. — Nicht also sein Bruder, der zweiundzwanzigjährige Fürst von Zweibrücken-Birkenfeld, Maximilian Joseph. Derselbe lebte zu Straßburg in französischem Kriegsdienst, unter leichten Geschäften und Zerstreuungen, wie sie der Dienst einer Besatzung, die Anmuth einer heitern Stadt und das Feuer jugendlichen Alters bringen. Ihn weckte aber das angefochtene Glück und Recht von Wittelsbach zum Ernst. Er stärkte durch sein Wort den ängstlichen Bruder zur Beharrlichkeit; den Grafen von Görz durch Dankbarkeit zu neuen Anstrengungen. „Die Räthe, welche Sie meinem Bruder ertheilen," schrieb er ihm, „haben nicht allein seinen Namen unsterblich gemacht, sondern werden frischen Glanz einem Hause verleihen, dessen gegenwärtiges Benehmen, wiewohl mir nicht geziemt, dasselbe zu tadeln, sich seines ganzen Daseins mit einem Federzug beraubt haben würde[53])." Dieser Jüngling ist es, welchen nachmals das Schicksal er-

53) Der Brief, von Straßburg unterm 4. März 1778, ist in den Mém. de Gœrtz S. 127 abgedruckt.

wählt hat, des baierischen Reiches erster König zu sein.

Entschlossener stand nun Friedrich II von Preussen auf, Beschirmer von des baierischen Hauses Rechtsamen, und des deutschen Landes Freiheit und Verfassung zu werden. Nicht aber nur der Kaiser und dessen Mutter, Maria Theresia, auch andere Fürsten waren indessen, durch Wiens Beispiel gelockt, mit Ansprüchen auf Baiern hervorgetreten. So Meklenburg, welches sich erinnerte, durch Kaiser Maximilian den Ersten die Anwartschaft auf Leuchtenberg und andere Lehen des Reichs empfangen zu haben. So Sachsen, wo Karls VII Tochter ihrem Sohne, dem Kurfürsten von Sachsen, ihre Anrechte auf des abgeschiedenen Geschlechtszweiges Erwerbungen, bewegliche Güter und Aloden übertrug, desgleichen auf jene dreizehn Millionen, für welche die obere Pfalz an Baiern gekommen war. Auch die Kaiserin-Königin, Maria Theresia, hatte zu dem, was sie begehrte, noch das Verlangen nach der Alode-Verlassenschaft des alten Herzoges Albrechts V und Wilhelms V von Baiern gefügt. Denn von des Erstern Tochter, Maria, war sie im sechsten Grade, von des Andern Tochter, Maria Anna, im fünften Grade, abstammende Urenkelin. — Augsburg, das Hochstift, erneute sein Recht auf Schloß, Stadt und Herrschaft Mindelheim,

das, obwohl vor vierhundert Jahren schon, um theuern Preis angekauft, doch, wegen der Herzoge von Teck Gewaltsamkeit, nie genossen worden war. — Kempten, das fürstliche Stift, mahnte an alte Entschädigungen, die, über den Werth einer halben Million, ihm von Baiern nie gezahlt, und doch durch ein Reichsgesetz [54]) für erduldete Verluste im spanischen Erbfolgekrieg zugesprochen waren. — Um Ersatz ähnlicher Art aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs that sich das Erzstift Salzburg hervor; verlangte dazu noch die im Verlauf der Jahrhunderte durch das Haus Baiern entfremdeten Rechte auf Reichenhall zurück, und die Zahlung alter Schuldforderungen für Halleiner Salz [55]).

Es geschah viel Hin- und Herhandelns darüber vor dem Reichstag, an den Höfen der Fürsten und

---

54) Vom J. 1709. Die Anforderung betrug 690,727 fl.

55) Die Entschädigungen wegen Reichenhall seit 1611 bis 1765 betrugen, nach der Angabe des salzburgischen Erz-Stifts . . . . . 11,050,151 fl.
Für entzogene Salznutzungen . . 267,936 —
Zur Lieferungen u. s. w im Erbfolgekrieg . . . . . 842,500 —
12,160,618 fl.
Nach handschriftlichen Denkschriften des Fr. Tad. Kleinmayr vom 20. Jänner 1778 und Joh. Ernst von Silowsky vom 25. Horn.

in zahllosen Flugschriften [56]). Oesterreich vor allen, am stärksten durch Preussens Einspruch und Drohung angetastet, versuchte seine Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen unmäßiger Habsucht. „Ich", sprach es, „mein Recht auf Niederbaiern urkundlich erwiesen, so müssen die Satzungen des heiligen Reichs, weit entfernt, unverweigerliches Recht zu verehren, dasselbe in Schirm nehmen. Ich will aber kein Fürstenthum zerstückeln. Ohne zu erwähnen, daß weiland Herzog Maximilian von Baiern die Kurwürde nur seinen unmittelbaren Nachkommlingen erworben hat, ist das Niederland auch zu keiner Zeit ein unablösbarer Bestandtheil des Herzogthums Baiern gewesen. Immer war Niederbaiern in sich selbst abgeschlossen, und hatte es seinen eigenen Landmarschall gehabt. Mir wäre leicht, Schadenersatz für ungeheuere Aufopferungen und Verluste an Baiern aus Kriegszeiten zu verlangen. Ich beschränke mich einzig auf endliche Genieſſung des Lehens, welches schon Kaiser Siegmund seinem Eidam gegeben; derselbe Siegmund, von welchem auch der Stammvater des preussischen

56) Sammlungen derselben erschienen in mehrern Bänden zu Berlin (Abhandlungen und Materialien u. s. w. 6 Bde.) und Wien (Sammlung alter Staats-, Hof- und Gesandtschaftsschriften u. s. w. 4 Bände, jeder zu 4 Theilen).

Königes einſt Kurbrandenburg angekauft hat. Wie kommt nur der König von Preuſſen dazu, mir Vergrößerungsſuch vorzuwerfen, er, deſſen ſchnelle Landeserweiterungen die Aufmerkſamkeit von ganz Europa erregten? Welches Befugniß hat er, mir, einem Reichsſtande, neue Geſetze zu machen, er, der immer von Unverletzbarkeit der Reichsordnungen ſpricht?"

Friedrich, der König in Preuſſen, erwiederte: „Jede Ausdehnung des Hauſes Habsburg-Lothringen auf deutſcher Erde ändert, zur Gefahr deutſcher Freiheit, die beſtehenden Machtverhältniſſe. Nun aber will es, allen Beſtimmungen des Lehenrechtes entgegen, beim Ausſterben einer Geſchlechtsreihe die ihr blutsverwandte andere aus einem Lehen verſtoßen, welches vom gemeinſamen Stammvater beider Reihen beſeſſen war. Oeſterreich will ein altes Geſchlechtsgut zerreiſſen, das, laut vielen Hausverträgen, untrennbares Gut iſt; will ein Kurfürſtenthum, das, laut Spruch der goldenen Bulle, untheilbar iſt, durch Losreiſſung des volkreichſten Landtheils, verſtümmeln; will einen Beſitzſtand im heiligen Reich ändern, welcher durch den weſtphäliſchen Friedensſchluß feſtgeſtellt worden. Und das Alles thut Oeſterreich, ohne Anfrage beim Reich; ohne Genehmigung der Gewährleiſter des Friedens von Münſter und Osnabrück; ohne Einwilligung der nächſten Verwand-

ten des Geſchlechtes Wittelsbach. Es glaubt genug gethan zu haben, indem es einem einzelnen Fürſten des pfälziſchen Stammes durch ſchlaue Ueberraſchung einen Vergleich abzwang. Ich aber, als Fürſt im heiligen Reich, als Freund des Hauſes Pfalz bei Rhein, als Theilhaber am weſtphäliſchen Friedensſchluß, fordere die Unverletzbarkeit des baieriſchen Kurthums und des Erbes von Wittelsbach "

So ſprach der König in Preuſſen. Er lud auch die machtreiche Selbſtherrſcherin aller Reuſſen, Katharina II, um ihre Dazwiſchenkunft, ein. Der Hof zu Wien hingegen bemühte ſich, Frankreich zu gewinnen, darſtellend: die Beſitzergreifung von Niederbaiern, an ſich vollkommen rechtlich, ſei zugleich für die Ruhe Deutſchlands und für Europens Ruhe das wichtigſte Bedürfniß. Denn nur auf dieſe Weiſe könne, nach Schleſiens Verluſt, das Gleichgewicht zwiſchen Preuſſen und Oeſterreich hergeſtellt werden. Während der Wiener Hof nun dieſe Gründe in Paris geltend zu machen bemüht war, unterließ er auch nicht, zu verſuchen, Friedrichs Sprödigkeit durch Anerbietungen zu mildern. Man ließ dem Könige, würd' er ſich gefälliger zeigen, Geneigtheit blicken, daß man zur Einverleibung der Fürſtenthümer Anſpach und Baireuth in das preuſſiſche Reich nicht ungern

Hand bieten würde[57]). Der König jedoch blieb unbeweglich. Und als er sah, Wien ändere den Sinn nicht, sagte er dem Herzog Karl von Zweibrücken nicht nur Gewährleistung der Hausverträge zu, sondern auch, daß er mit aller seiner Macht die Rechte des pfälzischen Fürstengeschlechts gegen die Kaiserin-Königin und den Kaiser vertheidigen werde[58]).

Und schon am zehnten Tag Aprils brach er mit den Besatzungen von Berlin und Potsdam nach Schlesien auf.

4.

Baierischer Erbfolgekrieg. Friedensschluß zu Teschen.

Im J. 1778, 1779.

Während der große König mit einundachtzig Schlachthaufen Fußvolks und hundert dreiundzwanzig Geschwadern gegen die böhmischen Grenzen drängte, und Kaiser Joseph ihm zweimalhundert- und fünfzigtausend Streiter entgegen sandte; während für Baiern in mancherlei Gefechten Blut floß: blieb Karl Theodor in seinem Palast zu

57) Franç. de Neufchateau Histoire de l'occupation de la Bavière S 67.

58) Schreiben Friedrichs II an den Herzog, v. 28. März 1778.

war eine der erſten ihrer Wirkungen, daß die Chriſten zum Leſen der heiligen Schriften zurückkehrten. Natürlich mußten die, welche die Worte des Glaubensſtifters und ſeiner erſten Boten laſen, erſchrecken, wenn ſie da nicht fanden, was Päpſte, Kirchenverſammlungen und Biſchöfe und Prieſter wollten als weſentliche Wahrheiten glauben machen. Natürlich mußte der wackere Peter Waldus, der zufällig eine franzöſiſche Ueberſetzung von den Lebensbeſchreibungen Chriſti in die Hände bekam und lieber nun ein Chriſt, als ein damaliger Römiſchkatholiſcher ſein wollte, zum Ketzer erklärt werden. Natürlich konnte nach ihm John Wieliff im vierzehnten Jahrhunderte, der die Vulgata auch in's Engliſche überſetzte, kein anderes Schickſal erfahren. Natürlich mußten Huß und Hieronimus auf den Scheiterhaufen ſterben. Denn ihr Chriſtenthum, unmittelbar aus den Worten Jeſu und ſeiner Jünger, war nicht das Machwerk des unwiſſenden Mittelalters, welches durch Kirchenverſammlungen, von denen manches Mitglied nie eine Bibel geſehen hatte, oder durch Päpſte, denen oft Petri Schlüſſel-Amt mehr, als die Bibel werth war, geſetzliche Weihe empfangen hatte. Und wäre Chriſtus wiedergekommen, man würde ihn damals als Ketzer haben verurtheilen müſſen.

München ein verlegener Zuſchauer des angehobenen Kampfes. Durch eine ſeltſame Verkettung der Umſtände ſah er ſein Recht und Eigenthum von einer fremden Macht vertheidigt, deren Beiſtand er nicht begehrte, und es von einer andern geſchmälert, der er freundſchaftlich anhing. Er war, oder ſchien, von Oeſterreichs Befugniß auf das baieriſche Niederland überzeugt. Darum litt er weniger durch die Stimme ſeines Gewiſſens, als der öffentlichen Meinung. Er, bisbin zu den bildungsreichſten Fürſten gezählt, ſah ſich nun plötzlich vor der Welt wie einen Unwiſſenden oder Schwächling hingeſtellt, der entweder ſeine eigenen Rechte nicht verſtehe, oder ſie zu behaupten zu feig ſei. Dies verurſachte ihm Stunden bittern Verdruſſes und ſteigerte ſeinen Groll gegen Herzog Karl von Zweibrücken. In dieſem allein glaubte er den Urheber aller ſeiner Unruh und Schmach zu ſehen. Je blutiger ſein Ehrgefühl in dieſem Handel verletzt war, je weniger änderte er ſeine Geſinnungen über den Wiener Vergleich und gegen das Kaiſerhaus. Er blieb mit Oeſterreich, durch deſſen Betrieb er ohne Mühe in die fünfte Kurwürde des Reichs trat [59]), im freundlichſten Einklang. Alle ſeine Unterhandlungen mit dieſer

59) Das bisher gehabte Erbſchatzmeiſteramt üt erließ er an Kurbraunſchweig. Reichsſchluß vom 30. März 1778.

Macht, das Niederland angehend, beſchränkten ſich nur auf das beſcheidene Verlangen, einundzwanzig Aemter, die nicht im ſtraubingiſchen Theilbrief enthalten waren, vom kaiſerlichen Kriegsvolk geräumt zu ſehen[60]). Der Hof zu Wien hingegen trug kein Bedenken, den Kurfürſten ſogar einzuladen, ſein baieriſches Heer mit dem des Kaiſers gegen Preuſſen zu vereinigen. Doch dieſem Anſinnen wich Karl Theodor mit Klugheit aus[61]). Denn die Meinung der Welt, auch wenn ſie irrt, läßt ſich nicht ungeſtraft höhnen, ſelbſt nicht von Gewaltigen der Erde. Der Kurfürſt aber kannte die Stimmung der Baiern zu wohl. Er wünſchte daher, in dem Krieg, welcher um ſein Eigenthum und Recht geführet ward, unparteiſam zu bleiben.

Von den ſiebenzehntauſend Kriegern unter Baierns Fahnen[62]) waren nur wenige, die nicht voll heißer Begier brannten, neben den Tapfern von Preuſſen zu fechten, und die Freiheit ihres

60) Dieſe Unterhandlungen nahmen am 22. März 1778 ihren Anfang.

61) Er ſtellte (wie Franç. de Neufchateau S. 84 ſagt) vor, das Land könnte leicht Preuſſens Raub werden. Auch wäre die Einwilligung der Stände nöthig.

62) Im April 1778 war der Beſtand der baieriſchen Kriegsmacht 17,115 Mann; Abgang 441 Mann. Hdſchr.

Brüder im Unterland wieder zu erſtreiten. Alles Volk ſegnete den groſen König, und nannte nur den einen Gutgeſinnten, welcher den Waffen Brandenburgs Glück wünſchte. Die Zertrümmerung des Vaterlandes war dem Baierherzen ein ewiger Gräuel, und die willige Handreichung des Kurfürſten ein ſchauderhaftes Räthſel. Freudig wären ſelbſt Knaben und Greiſe ausgezogen. Es geſchah umſonſt, daß die Freunde des Hofes, oder die, welche ſich eines unbefangenen Urtheils rühmen wollten, in Reden und Flugſchriften fragten: „Wo haben wir Waffen, wo Geld? Ehe das Heer zum Feldzug fertig ſtünde, wäre Oeſterreich ſchon Baierns Meiſter. Beſſer einen kleinen Landſtrich, als Alles im ungleichen Kampf eingebüßt! Unſer Vaterland hat nur in unparteiſamer Stellung ihre beſte. Dieſe verändert, würde Baiern, bliebe Oeſterreich Sieger, mehr als das Unterland verlieren; bliebe Preuſſen Sieger, würde Baiern dieſem die Opfer von Gold und Menſchen theuer vergelten müſſen, und immerdar in Oeſterreich einen rachdürſtigen Nachbar ſehen.“ Berechnungen, wie dieſe, verſöhnten den öffentlichen Unmuth nicht. Das Urtheil des Volks geht tief aus dem Gefühl hervor, ſelten aus dem Verſtande; will nicht immer das Kluge, aber ſtets das Gerechte und Ehrenhafte.

Inzwischen die Baiern trauerten, und Kurfürst Karl Theodor, um den Verdruß seiner Unterthanen wenig bekümmert, den erwählten Gang befolgte: bezeugten sich die Obermayr, Lori, Kreitmayr und andere Edle zur Rettung der großen Sache des Vaterlandes nicht müßig. Einigen war nicht unbekannt: jener Belehnungsbrief, kraft dessen Oesterreich sich Niederbaierns bemächtigt hatte, sei vom Herzog Albrecht selber, durch Entsagung aller Ansprüche, ungültig gemacht worden. Aber in den Urkundengewölben zu München fehlte die alte Verzichtleistung. Jedes Suchen blieb eitel. Es gerieth sogar Georg Albrecht, Graf von Zech, der kurfürstliche Urkundenkämmerer, in Verdacht, das wichtige Zeugniß in Oesterreichs Hand ausgeliefert zu haben. Die Beschuldigungen wurden so laut, daß Befehl zur strengen Untersuchung geschah[63]), jedoch ohne Erfolg[64]).

Was in München verloren war, entdeckte zufällig, fern von Baiern, unter den hinterlassenen

---

63) Befehl an den geheimen Kanzler Freiherrn von Kreitmayr vom 9. Hornm. 1778. Hdschr.

64) Ein alter Kanzleischreiber, Franz Kaspar Schmid, sagte aus: die pergamentene Urschrift wirklich unter den Schriften des ehemaligen geh. Rathskanzlers von Unertl gesehen zu haben. Instrumentum Depositorium 1. Herbstm. 1778. Hdschr.

Papieren seines Vaters, ein hessendarmstädtischer Rath, Renatus Leopold von Senkenberg. Es war der förmliche Verzichtbrief Herzog Albrechts von Oesterreich auf seine Ansprüche an Lande, Leute und Rechte in Niederbaiern, ausgestellt im vierzehnhundert neunundzwanzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, am St. Andreastage zu Regensburg. Die Aechtheit der Urschrift war unverkennbar[65]). Der Freiherr von Senkenberg säumte keinen Augenblick, den glücklichen Fund bekannt zu machen[66]).

Also waren im Namen einer nie gültig gewesenen Urkunde nun, binnen wenigen Monden, schon glückliche Städte und blühende Dörfer mißhandelt, geplündert, Menschenblut vergossen, und Leben und Unabhängigkeit eines der ersten Stammvölker deutscher Erde mit Untergang bedräut worden. Doch was Irrthum oder Ländergeiz einer frevelvollen Staatskunst begonnen, setzten Ehrsucht und Zorn verderbenreich fort. Kein Schwerd kehrte zur Scheide zurück. Der Wiener Hof, wie hoch er auch die vermeinte Belehnungsurkunde Herzog Albrechts angeschlagen hatte: schlechten Werth

65) Auch späterhin noch wurden neue Beweise seiner Aechtheit offenbar. Staatswirthschaftliches Magazin, Heft 4, vom J. 1801. S. 566 ff.

66) Mehemals abgedruckt; auch im Nachtrag des Exposé des motifs qui ont engagé le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière.

setzte er nun auf dessen Verzichtbrief. Diesen verachtete er, während er mit ungroßmüthiger Verfolgung des Entdeckers eine Rache sättigte, welche der Wahrheit neues Zeugniß verlieh [67]).

Karl Theodor in München, nun die Täuschung zerrissen war, welche der Mißverstand eines alten Briefes bewirkt haben mochte, rief dennoch sein Niederbaiern nicht zurück. Das vergrößerte im Lande den Schmerz der Bessern, die da sahen, wie mit Schwerd und Feder Fremdlinge über das Loos Baierns handelten, als wär' es das ihrige, während des Volkes Haupt, dem es zu schirmen oblag, gleichgültig hinwegsah, als wär' es fremdes Gut

Der Kurfürst bemerkte mit Empfindlichkeit die widernatürige Stimmung seiner neuen Unterthanen. Ihn verdroß, daß Menschen, zum Gehorchen geboren, sich des Urtheils unterfingen. Mit Strenge gegen sie einzuschreiten, war in Augenblicken, wie diesen, gewagt. Daher zog er vor, sich auf einige

67) Wie unbillig und hart der Freiherr von Senkenberg, als er, ohne Arges zu besorgen, seine betagte Mutter in Wien besuchte, hier, einem Missethäter gleich, behandelt worden ist, lieset man in den Materialien zum neuesten deutschen Staatsrecht, 4. Theil, 3. und 4. St. S. 228, und 5. Theil, S. 3. Es ist gefährlich, recht zu thun, wenn die Gewalthabenden unrecht wollen.

Zeit zu entfernen. Er begab ſich nach Mannheim, das ihn freudig empfing, und verweilte einige Zeit, um die Angelegenheiten der Pfalz zu ordnen, und was auf Verlegung ſeines Wohnſitzes nach München Bezug hatte. Noch wußte zu Mannheim Niemand den Inhalt der Hausverträge, welche die Hauptſtadt Baierns zum bleibenden Sitz der Fürſten beſtimmt hatten. Da man nun dieſes erfuhr und die Räumung des Schloſſes ſah, entſtand große Niedergeſchlagenheit. Im Namen Mannheims und des geſammten Landes wandten ſich Vorſteher, Kanzler und Räthe der Staatsverwaltung an Karl Theodor, und flehten, daß er wenigſtens abwechſelnd bei ihnen, wie in Baiern, wohnen wolle.

„Vor dem Thron Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht knieet", ſo ſprachen ſie, „der Pfalz oberſte Behörde; nicht mehr die Behörde eines glückſeligen Landes, das, ſtolz auf den Vorzug, ſeinen gnädigſten Herrn erzogen, und ihn ſechsunddreißig Jahre angebetet zu haben, die geheiligten Tage ſeiner fernern Staatsführung als eben ſo viele Unterpfänder der Liebe bemerkte; — ſondern die Behörde eines verlaſſenen, verarmten Volkes, die Mutter verwaiſeter Kinder, welche durch ewige Entfernung des geliebten Vaters in das äuſſerſte Verderben geſtürzt werden." —

„Ja, durchlauchtigſter Karl Theodor, Deiner Vaterliebe haben wir hauptſächlich die Aufnahme unſers Landbaues, die Vervollkommnung des Gewerbfleißes, die Verfeinerung unſerer Sitten, die Stiftung ſo vieler Denkmäler welche Deinen Namen verewigen, zu danken. Und dies Alles ſoll nun ein Augenblick vernichten! Mit Deiner Entfernung wird Mannheim, die treue und ſchone Stadt, verarmen. Gras wird ſie wachſen ſehen an jenen Stätten, wo heut Paläſte ſtehen. Die ſorgfältig gebauten Felder, die Fruchtäcker, die prächtigen Gärten weit umher werden, bei Verminderung der Stadtbewohner und des Verkehrs, Diſtein zeugen, und den Anblick unüberſehbarer Haiden gewähren. Gleiches Leiden droht den entfernten Gegenden. Statt Geld des Auslandes zu empfangen, werden wir das unſerige zur Fremde ausflieſſen ſehen, und mit großem Aufwand unſere Gnaden an entlegenen Orten ſuchen müſſen.“

„Wohl wiſſen wir, theurer Fürſt, was Du einem neuerworbenen Lande ſchuldig biſt. Wir erkennen die nun allein glücklichen Baiern als unſere angebornen Freunde und Brüder. So ſchwer es uns ankommt, wollen wir doch gern den vorher ausſchließlichen Beſitz Deines Herzens mit ihnen theilen. Aber uns, Deine Erſtlinge, ganz verſtoßen zu ſehen, das wäre ſchrecklicher, als

die verderbenvollſte Landplage, die uns treffen könnte“ [68]).

Dieſe Aeuſſerungen eines, minder in der Wirklichkeit, als Darſtellung, überſpannten Schmerzes beruhigte der Kurfürſt mit den Verſicherungen zeitweiſer Beſuche der Pfalzlande [69]). Gern aber ließ er jene Urkunde der Volksliebe den Baiern offenkundig werden; auf daß man ſähe, was der Fürſt könne, wenn er das Herzogthum an der Donau zum Nebenlande machen wollte.

Mittlerweile verfloß das Jahr, ohne daß zwiſchen Preuſſens und Oeſterreichs Heeren eine Schlacht entſchied. Friedrich und ſeine kriegsgewandten Gegner, Laudon und Lascy, des

68) Die Vorſtellung ward gegeben Mannheim 30. Brachmonds 1778.

69) „Ihro churfürſtl Durchl. haben nicht ohne Empfindung die verſchiedenen Bezeugungen innerlichen Leidweſens wahrzunehmen gehabt, welche Dero getreue churpfälziſche, abſonders allhieſige Unterthanen auf Veranlaß Höchſt Dero bevorſtehenden Rückkehr in Ihro bayeriſche Lande bei ein und andern Gelegenheiten kurzhin zu erkennen gegeben u. ſ. w.“ Man erſieht aus dieſer Art Erwiederung (Mannheim, 2. Heum. 1778. Hdſchr.), wie damals ein ſcheidender Fürſt zu ſeinem weinenden Volk redete, und zugleich den Hof- und Kanzleiton eines ſchöngeiſterischen Hofes jener Zeit.

Kaisers Feldherren, wohlerfahrnen Spielern gleich, trachteten, einander in wechselseitigen Stellungen, Gefechten und Zügen den Vortheil abzugewinnen. Keiner wagte Glück und Ruhm, ohne Gewißheit des Siegs; jeder entriß diese dem andern. So wurden Böheim, Sachsen und das schlesische Oberland ein weiter Raum sinnig berechneter Heerbewegungen und Wendungen. Selbst die Rauheit des Winters unterbrach das blutige und verwüstende Spiel der Helden nicht. Friedrich aber hatte inzwischen, durch Frankreichs Vermittelu, die gegen Rußland drohende Macht der Osmanen zu friedlichem Sinn bewogen, und damit zu seiner Unterstützung den Beistand Katharinens, der großen Czarin im Norden, gewonnen. Zwar auch Maria Theresia sandte nun eiligst nach Petersburg, die bundesgenössische Vermittlung des nordischen Hofes zu begehren. Ihr Bote kam fast an demselben Tage zur Hauptstadt Katharinens, als von daher schon eine Erklärung in Wien eintraf: die Kaiserin aller Reussen könne nicht länger den Unruhen Teutschlands, dieses Mittelpunktes europäischer Angelegenheiten, gelassen zusehen; fordere an Oesterreich, sich wegen baierischer Erbfolge reichsgesetzmäßig zu vergleichen, widrigenfalls sie dem Könige von Preussen, ihrem Verbündeten, die verlangte Hilfe nicht länger verweigern dürfe[70]).

70) Im Christm. 1778.

Die Erfindung der Buchdruckerpresse, dies Werkzeug, welches von den ersten Zeiten seines Gebrauchs bis heute ein Aergerniß der Finsterlinge geblieben ist, änderte durch ungeheuere Vervielfachung geschriebener Worte die Gestalt der Dinge. Die Bibel, in vielerlei Sprachen gedruckt, kam in die Hände Aller, die lesen konnten; und Jeder wollte lesen lernen. Von der Vulgata allein traten, seit sie zum erstenmal im Jahre 1462 gedruckt worden war, binnen fünfzig Jahren weit über hundert Ausgaben an's Licht.

Das mußte den Glauben an Untrüglichkeit der Kirchenversammlungen und an Unfehlbarkeit des heilig genannten Vaters zu Rom erschüttern, weil es den Glauben an Jesum, und was er gelehrt hatte, stärkte. Deutschland hatte schon im Jahre 1467 eine in der Muttersprache gedruckte Bibel; Italien im Jahre 1471; Holland im Jahre 1487; Böheim im Jahre 1488. Es konnte nicht fehlen, die Erasmusse, die Zwingli, die Luther, die Calvine u. s. w. mußten erscheinen; es mußte der ungeheuere Bruch der alten Kirche erfolgen, welcher unter dem Namen der Kirchenverbesserung bekannt ist.

Diese Reformation war nicht nur eine Kirchenverbesserung für diejenigen, welche sie wollten, sondern in der That auch für diejenigen,

Die Worte brachten Beſtürzung. Maria Thereſia, welche die Unterhandlungen mit dem preuſſiſchen Hofe noch nie ganz abgebrochen hatte, ſuchte alsbald den Frieden aufrichtiger, ſo heftig ſich auch die Ruhmliebe des feurigen Joſeph dagegen ſträubte. Frankreichs Geſandter in Wien, Freiherr von Breteuil, betrieb das Verſöhnungsgeſchäft mit verdoppeltem Eifer. So waren Preuſſen und Oeſterreich, wie Rußland und Frankreich, bald über die Hauptgegenſtände zur Schlichtung des Haders einverſtanden. Den Waffen ward darauf Ruhe geboten. Zu Teſchen, in Schleſien, auf dem fürſtlichen Schloſſe, traten die Abgeordneten der Mächte zuſammen [71]).

Schon war hier das Wichtigſte gethan; Oeſterreich abgefunden mit ohngefähr vierzig Geviertmeilen Landes am Inn; Sachſen mit ſechs Millionen Gulden und einigen lehensherrlichen Rechten Böheims auf Güter, die in Sachſen gelegen waren; Meklenburg mit dem Vorrecht, daß deſſen Unterthanen nicht mehr Reichsgerichte anrufen konnten; Preuſſen, welches zu Gunſten Pfalzbaierns allem Anſpruch auf Jülich und Berg entſagte, für ſeine Opfer mit dem Befugniß entſchädigt, nach dem Tod des Markgrafen von Ansbach und Baireuth, ſich deſſen Länder einzuverleiben;

71) Im März 1779.

— als unerwartet der Kurfürſt von Baiern erklärte: lieber wolle er ſeinen frühern, mit Wien geſchloſſenen Vertrag beſtätigen, wolle lieber ſein Niederland fahren laſſen, als ſich zur geringſten Schadloshaltung Sachſens bequemen. Ein unwilliges Erſtaunen folgte dieſen Geſinnungen eines Fürſten, welcher freiwillig einzubüßen wünſchte, was ihm fremde Hand wieder erobert hatte[72]). Rußland aber und Frankreich ſprachen: Nachdem der Friedensentwurf von jeder Partei gebilligt worden, ſoll er in Kraft gelten; wer der erſten Zuſage entgegenhandelt, als Feind Aller betrachtet ſein.

Es iſt gewiß, daß Kaiſer Joſeph den Frieden haßte; und nicht unwahrſcheinlich, daß er, einig mit Karl Theodor, dieſen bewog, noch einmal Hinderniß aufzubringen. Auch Sachſen murrte gegen den geringen Erſatz ſeiner Verluſte, und Herzog

72) Daß ſelbſt einige Baiern, in feiger Heuchelei, nachmals dieſe muthwillige Zertrümmerung gut heißen, und die ſchuldvolle Friedensliebe ihres Herrn andern Fürſten zum Muſter empfehlen konnten (wie die Schmeichelreden im „Denkmal auf die fünfzigjährige Regierung und Vermählung Karl Theodors, u. ſ. w.“ und an andern Orten bezeugen), ſoll nicht befremden. Ein Fürſt thut ſelten ſo ſchlecht, daß er nicht vom kriechenden Blödſinn vergöttert werden könnte.

Karl von Zweibrücken wollte von Baiern nicht das schlechteste Dorf getrennt sehen. Aber die feste Entschlossenheit der großen Mächte, welche den Frieden herbeiführten und gewährleisteten, endete allen Widerspruch. Der Vertrag ward, wie geschlossen, vollzogen [73]).

Also empfing Oesterreich jenen kleinen Theil Landes, welchen der Inn, die Donau und Salzach vom übrigen Baiern scheiden, Innviertel genannt [74]). Die Kaiserin Königin entband den Kurfürsten seiner im Wiener Vergleich eingegangenen Verpflichtungen, und zog ihre Besatzungen aus dem übrigen Theil des Rentamtes Straubing zurück [75]). Auch wurden dem Kurhause die böhmischen Lehen in der obern Pfalz abermals, zu-

73) Die Unterzeichnung des Teschner Friedens geschah am 13 Mai 1779.

74) Darin Braunau, Schärding, Ried, Mattighofen u. s. w., 2156 Höfe mit 64,703 Seelen. Erst am 31. August 1784 wurde durch einen besondern Vertrag die Grenzberichtigung und Ausscheidung des Innviertels zwischen Baiern und Oesterreich vollendet. Chr. Kochs Table des Traités entre la France et les puissances étrangères 2, 469 ff.

75) Oesterreich hatte, während der Besetzung jenes Landtheils, aus demselben 29,115 fl. 2 kr. 2 pf. bezogen, und von den Herrschaften Mindelheim und Bedernau zusammen nur 1194 fl. 18 kr. 2 pf.;

gleich die übrigen Lehen des Reichs ertheilt, wie es dieselben ehedem besessen hatte.

Das Reich gab zu den Bedingungen des Friedens die Genehmigung [76]). Grundlose Forderungen zerfielen; andere wurden in billigen Verträgen ausgeglichen; das Erzstift Salzburg [77]), und der schwäbische Kreis, Donauwörths willen [78]), mit mäßigen Geldsummen befriedigt.

5.

Karl Theodors Zorn. Der Hof. Die Landstände.

Im J 1779—1787.

Nach beendigten Unruhen wandte Karl Theodor das Auge auf die ersten Bedürfnisse seiner

überall milde gewaltet; das Kriegsvolk in Mannszucht gehalten.

76) Am 29. Hornung. 1780.

77) Es empfing, nach Anhörung von Baierns bedeutenden Gegenforderungen, 43,000 Rthlr.

78) Der Kurfürst verpflichtete sich, 18 Januar 1782, dem schwäbischen Kreise zur Entschädigung für die Stadt Donauwörth 10,000 fl., und (obgleich sie baierisches Eigenthum blieb) alle Reichs- und Kreisabgaben zu entrichten, die vormals die Reichsstadt leisten mußte. Die kaiserliche Bestätigung dieses Vergleichs vom 12. Hornung 1785.

neuen Staaten. Der Verluſt des Innviertels führte von ſelbſt einige Verminderung der Behörden herbei. Zu Landshut war die bisher beſtandene Verwaltung und oberſte Rechtspflege, Regierung geheißen, aufgehoben; dagegen zu München eine Oberlandesverwaltung angeordnet[79]; der öffentlichen Pflege des Rechts ſtrengere Ordnung, der Hofkammer, dem Hofrath und deſſen Kanzlei auch dem geiſtlichen Rath einfacherer Gang der Geſchäfte vorgezeichnet[80]; Beamten und Schreibern feſte Beſoldung ausgemittelt, daß ſie ferner nicht durch Willkühr am geplagten Volk reich würden, und manche andere Einrichtungen zum Nutzen des Landes getroffen. Nicht alle brachten den Nutzen, zumal wenn Erſparungen für den Staatsſchatz das Gute bewirken ſollten, was ſelbſt nicht die Ausgaben vermocht hatten. So wurden die zahlreichen Schwärme der Gerichtsdiener auf dem Lande gänzlich abgeſchafft. Ihre Menge, ihre rohe Geldgier war des Volkes vielfaches Ungemach geweſen. Statt deſſelben ſollten fortan gegen Strolche und Landſtreicher Dorfwächter und Leute, unter dem Namen Obmänner, die gemeine Sicherheit handhaben. Allein der Zweck war groß

79) Unterm 16. Aug. 1779.

80) Dieſe und folgende Verfügungen traten alle zugleich an demſelben Tage (16. Aug. 1779) hervor.

verfehlt. Denn alsogleich mehrten sich in den nächsten Jahren Räuber und diebisches Gesindel in so furchtbarer Zahl, daß man gezwungen war, die Gerichtsdiener, als das geringere Uebel, wieder zurückzurufen. Denn die Obmänner in den Gemeinden versahen ihr Amt unbelohnt mit Lebensgefahr und Unruh.

Diese friedlichen Beschäftigungen des Kurfürsten zerstreuten aber den heimlichen Unmuth nicht, welcher in ihm gegen Personen seines Hauses, Hofes und Landes zurückgeblieben war, die durch Verhinderung seines ersten Fehlschrittes gleichsam Theil an seiner öffentlichen Entwürdigung genommen hatten. Kalt und widerwärtig behandelte er den Herzog von Zweibrücken, wie freundlich auch die höfische Sprache mit demselben geführt werden mochte. Nie kehrte zwischen ihm und der Herzogin Maria Anna, seiner Schwägerin, die ehemalige Vertrautheit wieder. Männer aber, welche dieser Fürstin und dem Vaterlande am eifrigsten gedient hatten, wurden verdammt, Opfer eines Zorns zu werden, den er scheu gegen Höhere zähmen mußte.

Eines Morgens[81]), bald nach Unterfiegelung des Friedens zu Teschen, kam den geheimen Räthen Lori und Obermayr der Befehl des Ge-

81) Acht Tage vor dem Frohnleichnamsfeste.

bieters, ſein Antlitz auf einige Zeiten zu meiden, und ihre Tage fern von München zu beſchlieſſen. Jener ward an die Donau nach Neuburg, dieſer gen Amberg verwieſen; Machtſpruch und Vollſtreckung derſelben Stunde Werk. Sie begaben ſich vom Schauplatz ihrer Verdienſte ohne Klage ins Elend. Nie erfuhren ſie die Urſache ihrer Verſtoßung. Sie waren ohne Anklage, ohne Vertheidigung, ohne Richterſpruch verdammt. Der Schirmhalter des Geſetzes ſelbſt hatte wider ſie, in gewaltiger Willkür, Ordnung und Geſetze des Staates zertreten. Den Fürſten zu rechtfertigen, erfand man gegen die Schuldloſen Beſchuldigungen, und ſtreute aus, ſie hätten Entwürfe genährt, den Herzog von Zweibrücken auf den Thron Karl Theodors zu ſetzen. Niemand glaubte die übelerſonnenen Gerüchte. Jeder wußte, daß Lori und Obermayr zu edle Männer geweſen, um Aufrührer zu ſein. Niemand zweifelte, daß bloßer Schein des Hochverraths ſie ſchon den beſtehenden Gerichten überliefert haben würde. Aber ſie hatten, im Streit ihrer Pflichten zwiſchen Furſt und Vaterland, dem Vaterlande mehr, als dem Fürſten gedient. Das ward ihnen zur Schuld von dem Manne gerechnet, der ſich der Schuld theilhaftig gemacht, ſeine Unterthanen in ſolche Verſuchung geſtürzt zu haben.

Die Verurtheilten gingen ſchweigend ins Elend,

und machten die Oerter ihrer Verbannung zu neuen Zeugen ihrer Tugenden. Fürſten haben die Macht, große Seelen hingegen das ſtolze Entzücken des Bewußtſeins. Sie erwiederten nichts gegen ausgeſtreute Verleumdungen: ihre Rechtfertigung wäre die Anklage des Kurfürſt: geweſen. Gescholtene Tugend glänzt reiner, je ſcheuer ſich die läſternde Zeitgenoſſenſchaft von ihr entfernt. Und die Wehmuth frommer Geiſter für das Verderben der Zeit, die ſie verkennt, iſt ſüßer, als alle Wolluſt, mit welcher die Welt Verdienſte belohnen kann. In dieſem ſchönen Grame lebten und ſtarben Georg von Lori und Eucharius von Obermayr, die Zierden und Opfer des Vaterlandes [82]).

Noch härteres Schickſal verhing der Kurfürſt über André, den Zahlmeiſter der Herzogin. An demſelben Morgen, da jene Männer verwieſen wurden, ward er, auf ſeinem Wege zum Herzogsgarten, vom Hauptmann der Wacht am Neuhäuſer Thor verhaftet; in einen vierſpännigen Wagen geworfen, und unter Begleitung von Kriegsleuten entführt, ohne den Seinigen Nachricht vom plötzlichen Verſchwinden geben zu können. Die Feſtung

82) Auf dem Sterbebette rief der biedere Lori erblaſſend und freudig: „Ja halt doch gut ſterben, wenn man ehrlich gelebt hat!“ Weſtenrieders Beitr. 1, 365.

auf dem Rothenberg ward seine Bestimmung; im dumpfen Wallkeller ein Gemach seine Wohnung, von zwei Eisenthüren mit Hängeschlössern gesperrt, spärlich vom oben einfallenden Tageschimmer erhellt. Hier, vergessen von der Welt, blieb der Verlassene Jahre lang, bis Kerkerluft und Kummer sein Haar schneeweiß bleichten und sein Leben wankte. Dann ward er an den einsamen Staffelsee, auf sein Landgut Rieden, verwiesen, mit Verpflichtung, weder Briefwechsel zu führen, noch München zu berühren. Er gehorchte duldend, keiner Schuld bewußt, keiner angeklagt [83]). So rächte Karl Theodor an Getreuen des Vaterlandes seine Beschämung, uneingedenk, daß ein Fürst sich um so weniger zu thun erlauben darf, je mehr ihm zu thun erlaubt ist.

Gewalthandlungen, wie diese, ließen von ihm das Herz des Volkes zurück, obwohl er von Natur

83) Endlich im J. 1795 ward ihm auch gestattet, wieder in München zu leben, doch ohne sich irgend an einem öffentlichen Ort zeigen zu dürfen. Auf die rührenden Bitten der Verwandten hatte der Kurfürst solche Milderung gewilligt, „nur wünschten Höchstselbe solches ohne schriftliche Ausfertigung thun zu können.“ Schreiben des Oberstadtbefehlshabers von München, Grafen Morawitzky, 12. Hornung 1795. Hdschr.

ohne Neigung zur Grausamkeit oder ungerechten Härte war. Reich an Geistesgaben, heimisch in Wissenschaft und Kunst, fein im Umgang, eifrig in Uebungen der Andacht, aber verschlossen in seinen Absichten, herrisch im Entscheid: erweckte sein Wesen Bewunderung ohne Vertrauen, Ehrfurcht ohne Zuneigung. Der Blick auf sein häusliches Leben, auf das Innere seines Palastes, wo Frömmigkeit und Wollust verschwistert thronten, raubte selbst den Gefühlen der Ehrfurcht nicht selten deren schönern Theil, die innere Hochachtung. Während Schmeichelei ihn vergötterte, erröthete Andere, wenn sie der edeln Sittenreinheit Maximilian Josephs gedachten. Sie sahen, wie nun minder das Volk, mehr der Günstling oder die Geliebte, des Fürsten Huld genoß. Man erblickte nach und nach mehrere Weiber, durch Schönheit oder Geist am Hofe mächtig; nach und nach mehrere Männer zu Würden und Gewalt aufsteigend, welchen nicht immer Hoheit des Geistes oder Herzens, öfters nur flüchtiges Wohlwollen des Fürsten, oder Gunst einer Schonen den Weg zu den Stufen des Thrones bahnte. Selbst ein Mann, welchen Geldsucht, Ungerechtigkeit und Wollust schon zum Abscheu des Landes gemacht hatten, erfreute sich auf diese Weise der höchsten Gnaden. Karl Theodor Freiherr von Bertschart, als Landrichter und Lehenprobst zu

welche ſie nicht wollten. Die römiſch-katholiſche Kirche ward in ihrem Innern und Aeuſſern reiner und feſter im Streit mit den ernſten, gelehrten, frommen und muthigen Gegnern, die aber in der Fülle ihres Eifers, und in der Knechtſchaft alter Vorbegriffe, Vorurtheile und Gewohnheiten eben ſo häufig auf Irrwegen ertappt wurden. Und wie ſeitdem die Proteſtanten mit den Jahrhunderten dem von Jeſu aufgeſtellten Urbilde näher traten — in unſern Zeiten zeugen dafür noch die Vereinigungen der Lutheraner und Reformirten —, ſo auch die Katholiken, welche ſich ſchon ſehr allgemein erlaubten, den Papſt und die Kirche von einander zu unterſcheiden.

Die Wirkungen des Bibelleſens konnten den Häuptern der römiſch-katholiſchen Kirche nicht anders, als mißfällig ſein. Denn dadurch gingen ihnen die Einkünfte groſſer Länder, den Kloſtern reiche Schätze, den Biſchöfen und Prieſtern die blinden Verehrungen der Laien verloren. Man muſte alſo in der Noth daſſelbe Mittel zur Erhaltung der römiſchen Kirche ergreifen, was Kaiſer Julian der Abtrünnige gewählt hätte, um das Chriſtenthum zu vertilgen! Man nahm dem Laien die heiligen Schriften weg, verbot ihr

Sulzbach, wegen Bedrückung der Unterthanen und Veruntreuung landesherrlichen Geldes seiner Aemter entsetzt, ward nachmals der schönen Freiin von Schenk, der kurfürstlichen Geliebten, Gemahl [84]). Er, so verachtet, daß selbst die Landesverwaltung zu Neuburg sich geschämt, den von Sulzbach Vertriebenen in der Reihe der Räthe zu sehen, ward dann durch fürstliche Huld mit Geschenken und Ehren überschüttet. Ein geheimer Rath saß er an der Seite des Landesherrn neben Tugendhaften, welche vormals seine Richter gewesen. In ihrer Mitte führt' er den Vortrag über die Herzogthümer Neuburg und Sulzbach, ehedem seines Wandels Ankläger oder Verächter. Sogar zum Reichsgrafen erhöht' ihn zuletzt der Kurfürst, bis ihn ebenderselbe, erst spät seiner Schändlichkeit müde, als gemeinen Verbrecher, groben Untreu und Bestechung überwiesen, abermals in den Kerker verstieß [85]).

84) Doch unter der schändlichen Bedingung (welche Du Barry in Frankreich einging, als er sich eine Beischläferin Ludwigs XV anschaffen ließ), sie nie ehelich berühren zu wollen. In dem „Versuch einer Gallerie churpfalzbaier. Staatsdiener, erste Lieferung" wird gemeldet, daß Bettschart bald nach der Vermählung mit seiner Gattin in die Schweiz gereiset sei, daselbst ihre Niederkunft abzuwarten.

85) Seine eigene Gemahlin, welche ihn verachtete,

Karl Theodor war kein Jäger; dennoch nahm er lange die Jagd über Gebühr in Schutz, und

und lieber den Grafen Chamisso heirathen wollte, ward dem Kurfürsten Angeberin seiner Verbrechen. Als er verhaftet, und von besonders dazu Verordneten verhört worden, stellten diese das Gutachten aus, ihn zehn Jahre lang einzusperren. Der Kurfürst übertrug die Untersuchung dem Hofrath. Diesen begehrte die Versetzung des Grafen in den Falkenthurm, in das Gefängniß gemeiner Verbrecher. Es geschah. Acht Tage nachher aber gab der Kurfürst Befehl, gegen Bettschart den peinlichen Rechtshandel niederzuschlagen, nur den bürgerlichen gegen ihn fortzusetzen, übrigens den Grafen lebenslänglich in der Gefangenschaft zu halten. Bettschart hatte sich, wegen seiner Geldererpressungen vom Kloster Waldsassen, auf dazu erhaltene Befehle des Kurfürsten Berufen. Dieser gesetzwidrige Rechtsgang ist von Feuerbach (Rechtsfälle, 2. Theil) umständlich auseinandergesetzt, wozu noch gezählt werden muß, daß am Ende der Untersuchung die dazu Beauftragtgewesenen bei 7000 fl. Taggelder für sich verlangten, und der Kurfürst diese Summe aus den Mitteln des Bettschart, zum Schaden von dessen Gläubigern, zu zahlen befahl. — Bettschart ward darauf als Staatsgefangener nach Kufstein in österreichischen Verwahr, von da im April 1797 nach Munkatsch in Ungarn gebracht; erst nach Karl Theodors Tode wieder frei, und lebte darauf, doch ohne Anstellung, in München.

zwang die Anbauer des Feldes, ihre Saaten gegen des Wildes Uebermaß mit hohen Zäunen zu decken, oder Tags und Nachts zu bewachen [86]). Denn er wollte einem Oberjägermeister, Grafen von Waldkirch, wohl, weil deſſen ſpaßhafte Einfälle ihn und den Hof ergötzten. Er war kein Frömmling und blindgläubiger Verehrer des Pfaffenthums, dachte frei in kirchlichen Dingen und Lehren; dennoch lieh er gern ſeinem Beichtvater Frank Gehör und Glauben, weil derſelbe mit ihm, wie in der Liebe zu ſeinen natürlichen Kindern, ſo im Haſſe gegen die Fürſten von Zweibrücken eins, dabei klug, verſchwiegen und gewandt war. Es hatte dieſer Prieſter weder den Ruhm groſſer Gelehrſamkeit, noch reiner Sitten. Saumſelig an ſchwelgeriſchen Gaſtmahlen, in den Umarmungen feiler Dirnen ſeine Würde vergeſſend, goldſüchtig [87]) und hoffärtig, dabei hellerer Denk-

86) Wenn auch im Urtheil leidenſchaftlich, doch in den Thatſachen richtig, die „Anmerkungen über die Verordnung vom 1. Auguſt 1778 in Betreff der Wildſchützen und des Landbaues, von Joh. Theod. Freiherrn von Schallenbach und Reutha.“ (Unter dieſem Namen iſt Simon Rottmanner verborgen.)

87) „Daß er von denjenigen Geiſtlichen, denen er Präbenden verſchafft hatte, 100, 200 Dukaten, ganze Stücke Leinwand angenommen habe, das

art feind, fürchteten ihn die Edlern des Volks, ohne daß ihn die Unedlern schätzten.

Es iſt in Staats- wie Haushaltungen gleich verderblich, wenn Anſehen der Perſon dem Anſehen des Amtes vorgeht. Dann dienet der Vortheil des Hauſes oder Landes denen, die ihm zu dienen berufen ſind. So geſchah in Baiern. Auf gleiche Weiſe, wie des Fürſten Gnade am Hofe die höchſten Ehren ausſpendete, wurden hinwieder die untern Beamtungen häufig durch willkührliche Gunſt der vornehmen Staatsdiener verſchenkt, oder um Geld und noch ſchändlichere Preiſe feil; oder ſchon lange voraus den Söhnen der Beamteten, wie Erbtheil, zugeſichert [88]); oder der Genuß der Stellen ſogar Weibern und Töchtern gegeben [89]),

wiſſen wir auch" lautet es in der kurzen Geſchichte des Anſehens u. ſ. w. der Geiſtlichkeit, von einem baieriſchen Landpfarrer, S. 391. Der Verfaſſer war vermuthlich der Pfarrer Schmid zu Leibelfing bei Straubing.

88) Wie der kurfürſtliche Hof- und Staatskalender vom Jahr 1799 z. B. S. 337 oder 345 von den Nachfolgern eines Beamten blos die Worte gibt: „Eines deſſen Kinder." So an mehrern Orten.

89) Im gedruckten Adreßbuch ſieht man eine „Mademoiſelle" als beamwortete Grenzhauptmautherin; bei den Pfleggerichten Frauen und Fräulein, als bezeichnete Nachfolgerinnen oder wirkliche Inhaberin-

die Verrichtung hingegen geringbesoldeten Sachverständigen. Was einst Mißbrauch geheißen, wurde nun geltender Gebrauch, dessen schimpfliches Wesen die Gewohnheit in vieler Augen mildern, nie rechtfertigen konnte. Auch hinderte die Redlichkeit anderer Großbeamten des Staates, daß der Unfug nicht alle Zweige der öffentlichen Verwaltung befleckte.

Als die Baiern wahrnahmen, daß Gunst über Verdienst, und Gnade über Recht stehe, wuchs ihre Eifersucht um so mehr gegen einzelne Pfälzer, welche des Fürsten Person umgaben. Sie beneideten deren Vorzüge, oder haßten deren Emporstreben zum Nachtheil der eingebornen Söhne des Landes. Immer ward von Irrungen und Neckereien zwischen Pfälzern und Baiern gehört. Man stritt, wenn zuletzt auch nur um den Vorzug der Vaterlande, oder des Alters von den Geschlechtszweigen der Ludewingen und Rudolfingen im Hause Wittelsbach. Selbst jene kleinen Abweichungen in Mund-

nen des Genusses; zu Burglengenfeld ein Fräulein an der Spitze zahlreicher Oberförster und Unterförster. „Welcher Ausländer hätte nicht glauben müssen, daß er sich in einem Amazonenlande, oder in dem Palast des kindischen Alcides befinde, den seine Weiber zu spinnen gezwungen?“ sagt Christ. Müller in seinem Buche „München u. s. w. 1, S. 14.

art, Sitte und Wesen, mit denen die Natur Menschen verschiedener Stämme oder Landschaften zu bezeichnen pflegt, mußten die Spannung erweitern. Der Pfälzer singt in den Endsylben der Rede; derb und kurz spricht der Baier sich aus. Jener wihelt und höhnelt. Der Baier erträgts nicht; schweigt eine Weile dazu, und schlägt dann zornig darein. Der Pfälzer erschien im Anzug geschmackvoll und zierlich; im Wesen und Sitte fein und gefeilt; des Baiern Tracht altartig und ehrbar, sein Thun und Benehmen ernst und feierlichschwer. Das bot ewigen Stoff zum Spotten und Hadern.

Oft war der Kurfürst gezwungen, Mittler zu sein, und der baierischen Volksthümlichkeit gegen die Pfälzer das Wort zu führen, wenn schon dieselbe immer mehr von seinem Hofe wich. Die ehemalige, leife, spanisch-deutsche Hofzucht, aus Maximilian Emanuels Zeiten, ging bald in leichten, französischen Ton und ungezwungenes Wesen über. Tänze und Spiele, heitere Gastmähler, Lustfahrten und Reisen [90], angesponnene oder

90) Im J. 1783, vom Mai bis Heumond, machte Karl Theodor abermals eine Lustreise durch Italien, nach Rom und Neapel. Die Reisebeschreibung, von Stephan von Stengel verfaßt, über Hofleben und Kunstsachen damaliger, nicht ganz unmerkwürdiger Zeit, befindet sich noch ungedruckt in der

zerrissene Liebschaften, kleinliche Händel und höfsche Umtriebe, verworren und künstlich angelegt, listig vereitelt, wechselten mit dem Ernst der Geschäfte, und erhielten den Hof von München voll Lebens und Glanzes. Daneben wurden jedoch desselben vor Alters üblich gewesene Fest- und Prachttage, wie auch seine herkommlich vorgeschriebenen Besuche des Gottesdienstes unverändert beibehalten [91]). Der Kurfürst erschien regelmäßig an den bestimmten Tagen bei Hochämtern, Predigten, Umgängen und kirchlichen Feierlichkeiten, denen seine Vorfahren in München beigewohnt hatten; und jeden Sonnabend sah man ihn auch von Nymfenburg aus in die Herzogsspitalkirche fahren, Messe zu hören am Altar der schmerzenreichen Mutter. Es war ganz Grundzug seiner Eigenthümlichkeit, gewohnten Personen oder eingeführten Förmlichkeiten anhänglich zu bleiben. Die Schwächen jener ertrug er, wie den Zwang dieser, mit Ergebung, selbst wenn er von der Entbehrlichkeit beider überzeugt, oder ihr Dasein ihm lästig sein mochte.

Deshalb ehrte er auch mit Gewissenhaftigkeit

Handschriftensammlung des königlichen Bücherschatzes zu München.

91) Der Hof- und Staatskalender gab sie zu jedem Tage mit strenger Genauigkeit und Bestimmung der Stunden, voraus an.

jene alte Schattengeſtalt der Landſtände Baierns und Neuburgs, die ohne Bedeutſamkeit noch, als Erbſtück der Vorwelt, beſtand. Doch konnte ſie ihm zuweilen in ſchwierigen oder gehäſſigen Dingen[92]) auch brauchbares Werkzeug ſein. War Geld nöthig, ſo ging man die landſchaftlichen Verordneten zu München an. Inzwiſchen wurd' es nur nicht immer der Mühe werth gehalten, ſie vom Umfang der öffentlichen Bedürfniſſe, oder von der Beſtimmung der Gelder, die ſie herbeiſchaffen ſollten, zu unterrichten; ſondern man fragte überhaupt, wie viel ſie auftreiben könnten. So völlig hatten ſie ihr urſprüngliches Recht verloren, daß ſie nur vorhanden zu ſein ſchienen, Werkzeug der Fürſten zur Abwehr des Geldmangels zu ſein; ſich dabei ungeſtört mit reichen Beſoldungen wohlzuthun, oder, dem Throne näher, als Andere, für ihre Söhne und Verwandten Gnaden und frühe Beamtungen zu erflehen[93]). Wie unbillig auch die Vertheilung öffentlicher Laſten mitunter getroffen ſein mochte, die Landſchaftverordneten ſchwiegen in dienſtwilliger Ehr-

92) Zum Beiſpiel bei Aushebung von Kriegspflichtigen, wo man ihr „beirathliches Gutachten und Einverſtändniß" gern nahm.

93) Wie ihnen nachmals in Erwiederung ihrer Beſchwerden Karl Theodor 1794 ſelbſt vorwarf.

erbietung. Es geſchah ſelbſt, daß bei außerordentlichen Anläſſen das Herzogthum Baiern, deſſen Wortführer ſie ſein ſollten, über Verhältniß mehr, denn alle Nebenlande und Kammergüter, angelegt wurde[94]). Und wo ſie da oder hie für das, was gerecht und noth war, den Mund öffneten, beſtand ihr höchſter Muth in zierlicher Rednerei, ohne Kraft zur That. Wohl war's ein ſchönes Wort, doch mehr auch nicht, als Karl Topper, Kanzler der Landſchaft Neuburg, den neuvorgeſtellten Landmarſchall des Kurfürſten an die Pflicht des Herrſchers mahnte: „daß der Unterthanen Abgaben für das Glück derſelben verwendet werden ſollten, nicht für des Fürſten Freudenfeſte; und man nicht Ströme ableite, um ſie an Luſtwaſſern zu verſprühen, ſondern dürre Fluren des Landmanns zu tränken[95])." Wie in Neuburg, ward in Baiern

---

94) Die Nebenländer (Oberpfalz, Sulzbach, Neuburg, Leuchtenberg) und Kammergüter verhielten ſich zum übrigen Baiern in Rückſicht des Flächeninhalts und der Volksmenge, wie zwei zu fünf. Dennoch zahlten die Nebenländer nur ein Siebentel, die Kammergüter zwei Siebentel, das Herzogthum vier Siebentel. (Poſtulatshandlungen und Abjunktentag von 1794.)

95) Ignaz Rudhard (in ſeiner trefflichen Geſchichte der Landſtände in Baiern 2, 332.) ſetzt die ver-

gut geredet; hier, wie dort, übel gethan. Die Verordneten bewachten zu München mit achtsamer Sorgfalt nur die Unverletzbarkeit der geringsten, wie der größten Rechtsame, die sie auf beinahe dreizehntausend Höfen hofmarkischer Gerichtsbarkeit übten [96]). Diese Freiheiten denn verbriefete

dächtigende Frage hinzu: „War Roppers Thun, wie seine Rede?“ — Ropper ward nachher in den schändlichen Rechtshandel des Grafen Bettschart verwickelt, und verhaftet und an den geschehenen Betrugereien theilnehmend gefunden. Es mußten über 70,000 fl. baar zurückbezahlt werden.

96) Der Besitzstand der baierischen Landstände im Jahr 1788 betrug eigentlich 12,926 $^{3}/_{16}$ $^{2}/_{5}$ $^{2}/_{16}$ Höfe. Die fünfundfünfzig Klöster Baierns hatten allein von denselben 2040 $^{7}/_{144}$; zehn inländische geistliche Stifter (dazu auch der nachmalige Malteserorden, welcher 572 $^{23}/_{32}$ $^{1}/_{32}$ besaß) 1016 und $^{5}/_{32}$ $^{1}/_{48}$ Höfe; zweiundzwanzig ausländische Stifter 1464 $^{1}/_{3}$ $^{23}/_{32}$; die zweihundert und fünfzehn Geschlechter des Adels und Ritterstandes 8321 $^{1}/_{4}$ $^{1}/_{16}$ $^{5}/_{96}$ (am reichsten waren unter denselben die Häuser Törring-Seefeld und Gronsfeld mit 789 $^{2}/_{78}$ $^{3}/_{8}$; Preising mit 532 $^{9}/_{32}$ $^{1}/_{32}$; Lerchenfeld mit 267 $^{3}/_{8}$; Fugger mit 250 $^{13}/_{32}$; auch sind hier die kurfürstlichen Hofmarken mit 268 $^{5}/_{6}$ $^{3}/_{16}$ und $^{1}/_{3}$ eingegriffen); die Städte, Märkte und milden Stiftungen hatten nur 83 $^{5}/_{32}$ Höfe. Hdschr. Die Brüche bei den Höfen bezeichnen wirklich einen damit ge-

Lesen in den Schulen und verwies das Volk ans Glauben. Wer die Bibel las und sie als die alleinige Quelle der Glaubenswahrheiten betrachtete, hieß schon dadurch Ketzer; denn das war ein Hauptgrundsatz der Protestanten.

Desto eifriger waren hinwieder die Protestanten zur Ausbreitung der Bibel unter allerlei Volk und in allerlei Sprachen. Ihr gesunder Menschenverstand sagte ihnen: allerdings ist Vieles in der Bibel, was unsern Zeiten, Sitten und Klimaten nicht entspricht; das aber ist Nebensache. Es ist möglich, wir können in Auslegung zuweilen irren; aber waren denn die Kirchenväter vom Irrthum und allen vorgefaßten Meinungen ihrer Zeit frei, und sind Kirchenversammlungen darum im Besitz der Wahrheit, weil da ihrer viele einerlei Meinung, auch wohl einerlei Irrthums gewesen sind? Und wenn man sich erinnert, durch welche Künste und Umtriebe man oft auf jenen Kirchenversammlungen gewisse Artikel durchsetzte; und mit wie schwacher Stimmenmehrheit viele Artikel angenommen wurden! Es ist wahr, bei den Protestanten sind durch das Bibellesen vielerlei Sekten entstanden; bei den Katholiken ist mehr Einheit in Kirchen- und Glaubenssachen. Aber ist diese Einheit Beweis der Wahrheit, worin sich Alles willig auflöset,

ihnen auch gefällig Karl Theodor auf neue[97]). Aber der Landschaft Freiheit war längſt ſchon des Landes Knechtſchaft.

6.

Stiftung der Malteſerzunge. Verfall des Schulweſens.

Jemehr des Alters Vorrücken dem Kurfürſten die Hoffnung nahm, aus rechtmäßiger Ehe einen Sohn zu empfangen, dem er ſeine Gebiete hinterlaſſen könne, um ſo mehr ſah er Baiern nur als vergänglichen Zuwachs eines Reichthumes an, der ihm nicht in ſeinen Nachkommen blieb. An Gaben groß genug, einer der würdigſten aller Fürſten des Welttheils, und gemüthlich genug, einer der glückſeligſten Väter zu ſein, ward er jenes nicht, weil ihm das Schickſal verſagte, dieſes zu ſein. Die zärtlichſte Aufmerkſamkeit bewies er dem Looſe ſeiner natürlichen Kinder.

Unter dieſen erblickt' er mit beſonderer Liebe **Karl Auguſt**, den **Fürſten von Brehenheim**. Nur im Gedanken an deſſen Zukunft be-

nannten Hofrheil. So hatte damals z. B. der Beſitzer eines kleinen Hauſes auf dem Lande, ohne Grund und Boden und Gewerb, $^1/_{96}$ Hof zu verſteuern.

97) Es geſchah im Jahr 1798.

schloß er, in Baiern eine neue Zunge für den Orden St. Johannis von Jerusalem zu stiften. Diese ritterliche Gesellschaft, vor siebenhundert Jahren durch die Frömmigkeit amalfischer Kaufleute am heiligen Grabe entsprungen, grünte noch mit großer Herrlichkeit in vielen Landen. Lange zu Schirm und Pflege andächtiger Bußfahrer im gelobten Lande eifrig, war sie nachher auf Cypern, Rhodus und Candia, zuletzt auf dem Eiland Malta, durch Tapferkeit ein Ruhm der Christenheit und das Schrecken der Ungläubigen gewesen. Als mit veränderten Zeiten und Sitten ihre Gelübde zu Keuschheit, Armuth und Gehorsam schlaffer, ihre Seethaten wider die Türken seltener geworden, war ihr unter welken Lorbeern noch Genuß reicher Besitzungen und daraus stammender Achtung geblieben.

Zur Errichtung einer neuen Zunge für den Orden von Malta gehörte aber kein geringer Aufwand. Karl Theodor hoffte denselben ohne Mühe aus dem Reichthum einiger Klöster zu erschwingen. Er begehrte deren Aufhebung vom heiligen Stuhl zu Rom. Andere Fürsten hatten schon, ohne Anfrage des päpstlichen Hofes, das Uebermaas ihrer Abteien vermindert. Darum wollte Pius VII nicht einen Widerstand versuchen, welcher mit Hintansetzung seiner Hoheit zu vereiteln war. Er sandte von Köln seinen Macht boten

Karl Bellisoni gen München, das Werk zu verrichten [98]). Dieser, die altehrwürdigen Stifter zu retten, vermittelte, daß die Klöster von ihrem Ueberflusse [99]), in Gold oder Grundstücken, einhundert fünfzigtausend Gulden zu den künftigen Jahrgeldern der baierischen Malteser zahlen sollten. Es ward vom Papste unter seinem Fischerringe bestätigt [100]).

Wie aber Bellisoni die Haus- und Grundbücher der Abteien und Klöster durchmusterte, fand er keineswegs den erwarteten Ueberfluß und gerieth in große Verlegenheit. Dazu erhoben die Mönche bitteres Wehklagen: Kirch' und Glauben sei mit unvermeidlichem Untergang bedroht, wenn ihnen das Gut der Heiligen entrissen oder geschmälert werde. Es zerstöre alle Grundsätze der Billigkeit und des Rechts, altbestandenen Körper-

98) Am 1. Mai 1781.

99) Er hielt denselben nicht für klein: „denn, sagte er, die Klöster dieses Landes besitzen große Einkünfte, von denen sie vieles an kostbare Tafeln, Pferde u. dgl. verschwenden; ja ich habe am Hofe sogar einen Prälaten mit eingepuderter Perücke gesehen." Geheimes Tagebuch des Abtes von Polling, in den Mitzellen für die königl. baier. Staaten 1806, 1. St. S. 8.

100) Am 15. Brachm. 1781.

schaften das ererbte Eigenthum zu rauben, welches heilig, wie jedes andere im Staate sei. Auch breite dieser Eingriff gegen alle vielverbrieften Rechtsame gefreiter Stände in Baiern. Der Kurfürst achtete des Allen wenig, weil er das feierliche Gutheißen vom Oberhaupte der allgemeinen Kirche für sich hatte.

Als nun die Aebte in Verzweiflung umherriethen, dem furchtbaren Schlage zu entrinnen, wiesen einige auf die Güter der ehemaligen Gesellschaft Jesu, und sprachen: „Diese könnten dem Bedürfniß der neuen Malteser genügen. Weil das Jesuitengut aber den Schulen des Landes gewidmet worden, sollten die Klöster den Unterricht der Jugend über sich nehmen, und aus ihren Mitteln die Lehrer stellen. Das wäre mit geringem Kostenaufwand zu vollbringen.“ Des Auswegs froh, traten die angefochtenen Prälaten eilfertig zusammen. Sie berechneten, daß sie den gesammten Unterricht in Baiern mit fünfundzwanzigtausend Gulden, vielleicht mit noch Wenigerm bestreiten, sich dadurch dem Staate von neuem wichtig machen, die Anhänglichkeit nachwachsender Geschlechter gewinnen, und daneben den feindseligen Vorwurf der Aufklärer vernichten würden, daß in diesen Zeiten Klosterlinge dem Vaterlande ohne Heil und Nutzen wären. So viele Vortheile machten freudig, den Vorschlag zur Uebernahme des offent-

lichen Unterrichts zu ergreifen. Doch ward beſchloſſen, nicht zu verrathen, mit wie geringen Unkoſten ſie die Schulen zu unterhalten gedächten; ſondern klüglich das Geheimniß zu verſchweigen, bis ſie vom Kurfürſten und Papſte der begehrten anderthalb Tonnen Goldes freigeſprochen ſein würden [101]).

Dieſer Antrag, unterſtützt von allen Gönnern der Kloſtergeiſtlichkeit, wie durch des päpſtlichen Nachtboten empfehlendes Wort, gewann den Beifall des Landesherrn. Sofort ſchritt er zur Gründung ſeines Werkes. Er verkündete der Welt feierlich die Stiftung der baieriſchen Zunge vom hohen Orden St. Johannis von Jeruſalem, um, wie er ſprach, ſowohl ſeinen Eifer zur Aufnahme des heiligen Glaubens der allgemeinen Kirche, als auch ſeine beſondere Sorgfalt für Anſehen und Wohl des Adelſtandes in den Kur- und Erbſtaaten Ober- und Niederbaiern, Neuburg, Sulzbach, Oberpfalz und dazu gehörigen Bezirken zu beurkunden [102]). Er verlieh der Stiftung die ſämmt-

101) Geheimes Tagebuch des Abtes von Polling. Mitzellen für die baier. Staaten 2. Heft. S. 63.

102) So lautet es im kurfürſtlichen Beſchluß vom 14. Chriſtm. 1781. Die eigentliche Stiftungs- und Schenkungsurkunde iſt unterm 16. April 1782 ausgeſtellt.

lichen Güter, welche vordem in seinen Landen von den Vätern der aufgehobenen Gesellschaft Jesu besessen gewesen waren[103]). Zu München und Ebersberg ward die maltesische Großpriorei, zu Neuburg an der Donau die Großballei. Dazu kamen noch zwölf weltliche und vier geistliche Komthureien, alle reich ausgestattet an Einkünften; desgleichen zwölf andere, genannt der Minderjährigen[104]). Mit der Würde des Großpriors vom Malteserorden baierischer Zunge aber bekleidete Karl Theodor seinen Sohn, den Fürsten von Bretzenheim, unter festlichem Gepränge.

Die weisern Bürger des Landes sahen voller Betrübniß das edelste Bedürfniß des Staats für dessen Pracht hingeopfert, und das Gut, welches Maximilian Joseph dem öffentlichen Unterricht geheiligt hatte, müßigen Kindern altadelicher Geschlechter zur Pflege verdienstloſen Müßigganges

103) Die Besitzergreifung der Ordensgüter ging im Herbstmond 1781 vor sich.

104) Es bestand schon eine Komthurei des Malteserordens in Baiern zu Altmühlmünster, die im Jahr 1311 an ihn gekommen war. Vormals war sie Eigenthum der Tempelherren gewesen. Hundii metrop. Salisb. 2, 60. Ausserdem hatte auch der deutsche Ritterorden in Baiern schon vier Komthureien zu Donauwörth, Blumenthal, Gänkofen und Regensburg.

gegeben. Nun traten Braun, nun andere vielthätige Pfleger beſſerer Volksbildung von ihren Arbeiten mit gebrochenem Herzen zurück. Was unter Ernſt und Sorgen vieler Jahre zu verheißungsvoller Blüthe aufgegangen war, ſank jählings elend nieder. Meiſtens unerfahrne Kloſterlinge empfingen Lehrſtühle[105], welche bisher von den Würdigſten der Altjeſuiten und Weltprieſter beſeſſen waren. Der Letztern zogen Hunderte brodlos umher. Man zählte über dreitauſend derſelben in Baiern[106]; die Hälfte und mehr ohne Anſtellung, ohne Ausſicht. Ihrer viele hatten kein bleibendes Obdach; viele nicht, den Hunger zu ſtillen. Ihre Leidensgeſtalten in vernachläſſigten Kleidern auf den Gaſſen der Städte und Flecken rührte die Bürger. Ihr bleiches Antlitz, welches Almoſen zu fordern oder zu nehmen erröthete, verkündete nur das ſchmerzliche Gefühl, auf Erden überflüſſig und läſtig zu ſein. Nicht wenige ſind in dieſer Betrübniß vergangen, während die mit Malteſerkreuzen geſchmückte Jugend des Adels

105) Durch die Verordnung vom 31. Auguſt 1781.

106) Nur zu München allein im Jahr 1782 bei dreihundert. Rührend iſt die Schilderung ihres traurigen Looſes in einer zu derſelben Zeit in München herausgekommenen kleinen Schrift: vom Verfall der Weltprieſter.

vom Schatz der Komthureien reiche Geldsummen erhob, um sie in Freuden zu verschwenden.

Baierns Volksunterricht, wie großer Verbesserungen er sich auch schon erfreut hatte, gerieth nun allmälig wieder in größern Verfall, als selbst unter der ehemaligen Herrschaft der Jesuiten. Die Kloster betrachteten das ungewohnte Geschäft wie eine Bürde, die sie nur im Drange der Noth auf sich geladen hatten. Es mangelte ihnen zwar nicht an willigen, oder tüchtigen Männern; allein weil diese in verschiedenen Orden, unter verschiedenen Uebungen und Lehrarten vorgebildet und aufgewachsen waren, gebrach es dem Unterrichtswesen an Einheit und Ebenmaß; den Mönchen, neben klösterlicher Gelahrtheit, an Uebung und Kunst zweckmäßigen Vortrags, oder in der Abgeschiedenheit ihrer Zellen, an Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens. Was sie lehrten, konnte Werth für ihren Stand, weniger für das Leben aufweisen.

In Städten war, wie immer, für die Jugend besser gesorgt, und wußte man sich zu helfen. Nicht also in Dörfern, wo verachtete Leute, verdorbene Handwerker den Unterricht der ländlichen Jugend führten, wie er vor Altem gewesen. Daran erinnerte keiner den Kurfürsten, daß es der Landmann sei, aus dessen verständigem Fleiße zuerst des Staates Reichthum und Stärke erspriesse.

Der Hof, in wollüstiger Muße nur auf Genuß bedacht, hatte für die Menschheit zu geringe Achtung, um für die Würde seines Fürsten edler zu sorgen; wußte nicht, daß ein erleuchtetes Volk allein fähig sei, den Thron des Gebieters zu verherrlichen; und daß ein goldener Stuhl, von Bettlern und rohen Knechten umringt, immer das verächtlichste Schauspiel bleibt.

Weiser und tugendhafter thaten dafür einzelne Männer des Landes, welche hin und wieder aus eigenem Vermögen den Unterricht der niedrigern Stände verbesserten; edelsinnige Hofmarksherren, welche den Gehalt der Lehrer erhöhten; für arme Kinder zahlten; oder den Fleiß derselben durch Preisvertheilungen reizten. Auch geistliche Bruderschaften und andere milde Stiftungen halfen mit ihren Mitteln nach, wenn schon dieselben durch landesherrliche Zehntungen und Abgaben viel geschwächt waren.

Es mochte für die Versäumung öffentlicher Bildung schlechter Ersatz sein, wenn Karl Theodor nachmals[107]) Errichtung von Arbeitsschulen auf dem Lande befahl. Der Hof schien sich begnügen zu wollen, den Bauer, statt zum veredelten Menschen, zum nützlichen Kunstthier zu machen. Löblicher konnte die Anlegung sonntäglicher

107) Beschluß vom 25. Mai 1790.

Schulen für Handwerksgesellen und Lehrjungen heißen. Aber auch diese waren kein Werk obrigkeitlicher Tugend, sondern der Vaterlandsliebe gemeinnütziger Bürger [108]).

7.

Anfänglicher Fortgang, baldiges Rückschreiten in der Volksaufklärung.

In den ersten Jahren der Herrschaft Karl Theodors über Baiern sah man noch immer den rührenden Wetteifer aller Guten und Weisen des Landes, wie ihn weiland Maximilian Joseph für das Glück seines Volkes erweckt hatte. Noch lange, auch unermuntert vom Hofe, eigneten gemeinnützige Männer dem Vaterlande das an, was Kunst und Wissenschaft dem nördlichen Deutschlande Nützliches ersannen. Viel löbliche Stiftungen entsprangen aus ihrem Bemühen. Ein Weinwirth zu München, Joseph Albert, vereint mit Anton Kollmann [109]), Gliede des geistlichen Rathes, sammelte zum Trost verlassener Wittwen und Waisen, für welche der Staat nicht Mittel genug oder Fürsorge hatte, eine hilfreiche Gesell-

108) So legte Andreas Forster im J. 1788 die erste Feiertagsschule im Unterland zu Landshut, und Franz Xaver Keser im J. 1793 eine zu München an.

109) Dem schon erwähnten alten Beförderer bessern Schulwesens.

oder der Geistesfurcht, worin Alles blind gehorcht? Freie Menschen und freie Gemüther bewegen sich nach allerlei Richtungen; nur unter dem Zwang bewegen sich Schlachthaufen soldatisch, Tausende, wie Einer. Ist das Gottes Wille und Gesetz der Natur?

In diesen Rücksichten fuhren die Protestanten fort, die Bibel in lebendige Volkssprachen zu übersetzen, und folgende Uebersicht der ersten dieser Bibelübersetzungen ist in mannigfachen Beziehungen lehrreich:

schaft [110]). Diese gründete im Dörflein Alach am Würmfluß ein Erziehungshaus für die älternlosen Kleinen. Verarmenden Handwerkern half sie durch Darleben auf; fähigen Knaben zahlte sie Lehrgeld, Kenntniß und Geschick in allerlei Kunst zu erwerben. Michael Adam von Bergmann, der Hauptstadt Oberrichter, veranstaltete schwangern Mädchen eine Gebährstube, die Zahl der Kindermorde zu verhüten; erwirkte selbst beim Kurfürsten Befehl, daß hiergeborne Kinder den ehelichen gleich zu achten wären. Damit verband sich, gehoben durch Beiträge wohldenkender Haushaltungen und Gemeinden, eine Hebammenschule; die erste des Landes. Es steuerte weder der Hof sein Scherflein dazu, noch nahm er von ihr das Muster für ähnliche Anstalten im Reiche. Zu Lauingen bewerkstelligten verständige Bürger Unterricht für Krankenwärter beiderlei Geschlechts. Eine neue Armenversorgung erhob sich auf dem Gasteigberg neben der Hauptstadt, in kurzer Zeit großer Hilfe mächtig [111]). Für Bienenzucht, vor

110) Im Jahr 1779. Sie war eine der nützlichsten ihrer Art, keine bloße Almosengeberei. In den ersten zehn Jahren ihres Bestehens hatte sie 22,823 fl. 58 kr. aus gutwilligen Gaben.

111) Letztere, zu welcher ein einziger Landpfarrer, Karl von Hetzendorf in Pörkirchen, allein 6398 fl. steuerte,

alten Zeiten ein hochgeschätzter, nun verſäumter Zweig, ſtiftete Pöſel, der Landbienenmeiſter, den Verein thätiger Freunde[112]); Graf Anton von Törring-Seefeld auf ſeinen Gütern eine Ackerbau- und Jagdgeſellſchaft, zu welcher Beamte, Pfarrer und Landleute traten[113]). Selbſt Frauenzimmer von edlerm Gemüth und Geiſt halfen freudig zur Beförderung des Guten, wo ſie es vermochten. Die gewählteſte Zahl junger hellſinniger Männer ſah man jederzeit um die Gräfin Auguſta von Seyffell d'Aix verſammelt. Sie, dem altfreiherrlichen Geſchlecht der Reizenſteine entſproſſen, in der obern Pfalz reichbegütert, und durch die Huldigungen der Angeſehenſten am Hofe auf dieſen nicht ohne Einfluß, belebte durch Anmuth und Einſicht das Streben der Beſſern für des Vaterlandes Ruhm. Noch waren Tage, da man in Baiern nur auf Löbliches hinweiſen mußte, um es ins Leben aufſteigen zu ſehen; dies die ſchöne Nachgluth von der Baierliebe Maximilian Joſephs.

mehr denn der Reichſte des Adels, entſtand erſt im J. 1795; die vorher genannten Stiftungen aber hatten noch in den erſten Jahren von Karl Theodors Herrſchaft ihren Urſprung.

112) Im J. 1784.

113) Im J. 1789; allein ihr Eifer ſtarb nach zehn Jahren mit dem Leben ihrer erſten Stifter hin.

Und jener Bund großherziger Männer im kurfürstlichen Gelehrtenverein zu München, welcher zuerst den Sinn des Edlern geweckt hatte, ward seines segenvollen Strebens nicht müde. Die Mitglieder desselben, zufrieden mit der Achtung der Guten, empfingen und begehrten keinen schönern Sold [114]). Erforschung der Natur und Geschichte des Vaterlandes blieb ihrer Arbeiten wichtigster Theil. Zur Beobachtung der geheimnißvollen Erzeugungen des Luftmeers, welches die Erde umschwebt, bildeten sie eine Gesellschaft der Witterungskunde [115]). Franz Xaver Epp, der Übrigen einer, pflanzte muthig in Baiern den ersten Blitzableiter auf, das Denkmal Franklins, des amerikanischen Weisen. Lorenz Westenrieder brachte die Geschichten baierischer Vorwelt in Hand und Mund alles Volks und der Jugend, auf daß sich in der Erinnerung vergangener Tugenden neue entzünden möchten. Kant, der Weltweise von Königsberg, hatte durch den Scharfsinn seiner Betrachtungen über Macht und Schranken des menschlichen Geistes auch in Baiern den Ernst der Denker erhöht. Mochte Benedikt Stattler,

114) Nur zur Bestreitung ihrer jährlichen Ausgaben erhielten sie von Karl Theodor, der sie unterm 22. Jänner 1779 neu bestätigt hatte, 5000 fl.

115) Im J. 1780.

Loyola's ehemaliger Jünger, den freien und kühnen Gedankenflug des Preussen bestreiten; mochten denselben Andere rühmen: den Hülsen des Irrthums entfällt erst im Gedränge widerspenstiger Meinungen das Körnlein des Wahren. Eine zahlreiche Reihe von Schriftstellern trat in Baiern auf, und wirkte in vielfachen Richtungen, wie Fürstabt Cölestin Steiglehner [116]), oder Placidus Heinrich, der Benediktiner in St. Heimerans Stift, welcher unverwandtes Blicks der Natur geheimes Walten im Dunstkreise des Erdballs belauschte; Matthias Flurl, der den Wundern und Schätzen in den Eingeweiden der Erde nachspähte; Franz von Paula Schrank, der große Pflanzenkundige, dessen Verdienst Europa ehrte; das sinnvolle Gebrüder Baader [117]), in Erfindungen nützlicher Werkzeuge zum Bergbau, wie zu andern Geschäften des Lebens, unerschöpflich; Anton Däzel, der freisingischen Forstschule Lehrer, welcher die bessere Bewirthschaftung der Wälder bedachte: Babo, welcher

116) Cölestin Steiglehner, letzter Fürstabt von St. Heimeran, war den 17. August 1735 zu Sunderbühl bei Nürnberg geboren, und starb 1819. Sein Schüler, der Naturforscher Placidus Heinrich, beschrieb des Lehrers tugendvolles Leben.

117) Franz Xaver und Joseph.

die alten Helden der Heimath auf die Bühne führte; Anton Bucher, der kühne und weise Spötter geistlichen Schlendrians[118]), Anton Nagel[119]); und viele Andere in andern Feldern der Wissenschaft und Kunst. Auch in Erforschung und Beschreibung vaterländischer Schicksale trat, wie immer, zur alten Liebe neuer Sinn. Da rettete Karl von Bacchieri, da Vinzenz Hall von Pallhausen, da der vier Lipowsky[120]) unverdrossener Fleiß, da Georg Sutner's,

118) Dieser geistvolle Mann, eines Malers Sohn von München, nachher Pfarrer zu Engelbrechtsmünster (geb. 11. Jänner 1746, gest. 11. Jänner 1817), ist einer von denen, welcher zur Beförderung bessern Unterrichts in Baiern am thätigsten durch Wort und Schrift gewirkt. Seine meisterhaften Spottschriften: Die Kinderlehre auf dem Lande 1781 und die Charfreitagsprozession 1782, haben nicht minder dichterisches als vaterländisches Verdienst.

119) Geboren zu Moosburg den 6. Mai 1742, gest. daselbst den 20. Juli 1812. König Maximilian Joseph selbst ehrte das Andenken dieses tugendhaften, gemeinnützigen Geistlichen durch einen Grabstein. Außer den notitiis originis domus boicae voc. X et XI illustratibus gab er verschiedene kleine Beiträge in Zeitschriften.

120) Anton Johann und August Maximilian, Thaddäus Ferdinand und Felix Joseph.

des Bürgermeisters von München, seiner Blick, manches Denkwürdige, das dem Moder der Vergessenheit zu Theil geworden war. Noch könnt' ich Dir vieler Andern Verdienst nennen; noch den um die Geschichte vaterländischer Rechte und Ordnungen preiswerthen Franz von Paula und Nepomuk Gottfried von Krenner, oder Heller von Hellersberg, den redlichen Theodor Gemeiner, der die Zeitbücher des alten Regensburg hinterließ; Ignaz Streber, den Münzkundigen, den unbefangenen Feßmaier, oder die geistvollen Arretine, von welchen gesagt wird, daß sie aus Armenien fürstlichem Geblüt entstammen [121]). Aber noch sind sie, die nicht leben, ihrem Volke unvergessen, oder sie leben, als Zierden des Vaterlandes.

121) Joh. Bapt. Christoph saß, wie ein Taufschein besagt, (ausgestellt in Konstantinopel von Petrus Baptista Mauri, Erzbischof von Kartago, Vicarius patriarchalis Constantin. unterm 8. Mai 1710) am Tage St. Joh. des Täufers 1706 geboren und in der armenischen Kirche beatae Mariae zu Konstantinopel getauft worden sein, unter obigem Namen, mit dem Beisatz Arcution Cozjadus. Sein Vater, heißt es in diesem Taufschein, wäre, Bakdasar genannt, aus seinem Gebiet am persischen Meerbusen durch die Perser vertrieben worden; und seine Mutter Cozza eine arabische Ko-

Zu diesem freudigen Aufschwung geistiger Selbstthätigkeit leistete Kurfürst Karl Theodor so viel, als ein Fürst vermag, welcher Kunst und Wissenschaft wegen des Genusses liebt, den sie ihm, nicht wegen des Segens, den sie der Menschheit oder einem Volke bringen. Er selber hatte vielseitige Bildung. Am Tisch oder in Gesellschaft waren oft Gedanken und Werke großer Schrift, steller und Künstler seine Unterhaltung. Rom, das er zweimal gesehen, hatte er, mit Horaz in der Hand, durchwandert. Als Greis noch sprach er in jugendlicher Begeisterung gern und viel von Alterthümern, Gemälden und Trümmern der ewigen Stadt. Er stellte die kostbaren Sammlungen von Gipsabgüssen, Handzeichnungen und Kupferstichen auf; versetzte die Mannheimer Gemäldesammlung nach München; vergrößerte die alten Kunstschätze mit neuen, und bereicherte die kurfürstlichen Bücherſäle mit dem Ankauf der Werke, welche Peter Vettori in Rom, oder Kreitmayr,

nigstochter gewesen. Unter den Taufzeugen erscheint auch ein Jesuit Jacobus Taschodus. Das Kind soll im zweiten Jahr von Konstantinopel nach Venedig, und von da durch die Kurfürstin Theresia Kunigunda, Maximilian Emanuels Gemahlin, nach München gebracht worden sein. (Daher entstand ein Gerücht, es wäre das Kind der Kurfürstin eigenes gewesen.)

der Kanzler, im Lauf ihrer Tage erworben hatten. Aber dies Alles, was seiner Pracht- oder Ruhmliebe schmeichelte, oder die Luſt eigenen Genuſſes erhöhte, vollbracht' er, ohne besondere Begierde, den Geiſt seines Volkes für das Herrliche menſchlichen Wiſſens und Könnens zu erwecken. Gleichgültig sah er für dieſes dem Streben großſinniger Eingebornen zu; oft ſchien es ihm ſelbſt verächtlich.

Während er seine Zimmer mit den Bildern fremder Schulen füllte, blieb es der Einſicht und Neigung verſtändiger Männer im Volk überlaſſen, die Meiſter und Jünger der Heimath für das Vollendetere zu ermuntern. Hakob Dorner war es, ein Freund vaterländiſcher Kunſt und Art, welcher zuerſt in München, nach anderer Städte Beiſpiel, öffentliche Ausſtellung der Gemälde einführte[122]), und den Wetteifer inländiſcher Bildner, wie den Sinn des Volks für die Kunſt reizte. Sogar zum großen Wirken des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins ſtand Karl Theodor ſo untheilnehmend, daß dieſer ſchöne Bund für Wiſſenſchaft, den Finſterlingen verhaßt, ſein Daſein in öffentlichen Schutzſchriften rechtfertigen

122) Im J. 1788 war die erſte öffentliche Ausſtellung, von der Weſtenrieder Beitr. 3, 413 ff. Nachrichten gibt.

mußte [123]). Es wurden demſelben die von Maximilian Joſeph eingeräumten Gebäude wieder liebloſ entzogen, und daraus Prachtſitze malteſiſcher Großpriorei von Baiern gemacht [124]). Eine Zeit lang war der Gelehrtenverein bedroht, in dem zu Mannheim beſtehenden aufgelöſet zu werden, um die mäßigen Koſten ſeiner Unterhaltung zu erübrigen [125]). Dieſe beharrliche Kälte des Landesherrn gegen eine der verdienſtreichſten Stiftungen Baierns ſchlug zuletzt auch den Muth ihrer Mitglieder nieder. Mehrere, nicht ſtark genug, bei allen Opfern ihrer Zeit und Kraft, des Hofes Achſelzucken, oder den frohlockenden Spott der alten Gegner zu trazen, traten verdroſſen zurück. So gerieth in wenigen Jahren eine Anſtalt in Verfall, welche beſtimmt ſchien, eine der erſten Säulen von Baierns Wohlſtand und Ehren zu ſein.

Der Geiſt des ſechszigjährigen Fürſten neigte ſich aber gemach ſchon aus der ehemaligen Höhe ſeiner Kraft immer mehr dem finſtern Kreiſe zu, welchen der Jeſuit Frank, ſein Gewiſſensrath,

123) Ferdinand Maria Baader im Jahr 1783 in ſeiner Rede: Was hat die Akademie zur Aufklärung des Vaterlandes beigetragen?

124) Im Herbſt 1783.

125) Kurfürſtl. Zuſchrift vom 26. Chriſtm. 1785. Westenrieders Geſch. d. Akad. 2, 347.

um ihn zog. Dieser Mann, der Alles zu sein und Wenig zu scheinen suchte, aber Jeden haßte, welcher seine Gelehrtheit, oder sein Ansehen zweifelhaft machen konnte, hatte große, doch geräuschlose Gewalt. Ihn selbst leitete wieder in vertrautem Umgang Lippert, einer der geheimen Räthe des Kurfürsten. Lippert, ohne innern Werth, neidisch auf fremden, höfisch in Sitte, mönchisch in Denkart, schloß sich dem Beichtvater an, um durch dessen Einfluß in der Gunst des Fürsten zu steigen, zu welcher ihm besseres Verdienst keine Bahn wies. Die Wirksamkeit dieser Männer und anderer, die ihnen mit verschiedenen Absichten folgten, that sich bald in manchem bedeutsamen Schritte Karl Theodors kund.

Unter den Schriftstellern Baierns ward zu jener Zeit, als der hellsinnigsten einer, Andreas Zaupser geehrt[126]). Ein geistvoller Jüngling, unbescholtenes Wandels, für Wahrheit und Gerechtes leicht entflammt, hatte er früh schon, gleich Osterwald, die Sache der weltlichen Throne gegen

126) Er war zu München am 27. Christm. 1747 geboren, und starb daselbst den 1. Heum. 1795. Sein Sohn hat vor wenigen Jahren dessen Gedichte und Lebensbeschreibung in München herausgegeben.

Uebersetzungen.	Jahrzahl d. N.T.	Jahrzahl d. A.T.	Verfasser.	Druckort.
Deutsche . . .	1522	1534	Martin Luther . .	Wittenberg.
Englische . . .	1526	1535	Tindal und Coverdale	Ungewiß.
Französische . .	—	1535	Robert Olivetan . .	Genf.
Schwedische . . .	1534	1541	Olaus Petri . . .	Upsala in Schweden.
Dänische . . .	1524	1550	Palladius und Ander	Kopenhagen.
Holländische . . .	—	1560	Ungewiß	Ungewiß.
Italienische . . .	—	1562	Anthony Brucioli .	Genf.
Spanische . . .	1556	1569	Cassiodorus de Reyna	Basel.
Russische . . .	1519	1581	Cyril und Methodius	Ostrog.
Reformirte Zürcherische	1525	1529	Leo Judä	Zürich.
Bernerische . . .	—	1602	Piscator	Herborn.
Niedersächs. Mundart	—	1533	Unbekannt	Lübeck.
Finnische . . .	1548	1642	—	Stockholm.
Croatische . . .	1558	—	—	Tübingen.
Baskische . . .	1571	—	—	Rochelle.
Welsche	1567	1588	—	London.
Ungerische . . .	1574	1589	—	Wien.
Wendische . . .	—	1584	—	Wittenberg.
Isländische . . .	—	1584	Thorlack	Holum auf Island.
Pommerische . . .	—	1588	Unbekannt	Hatz.

Anmaßungen von Kirche und Papſt verfochten[127]). Er hatte an der alten Herzoge von Baiern Macht und Recht gegen Roms Gewalt erinnert, und muthig gegen der Prieſterſchaft Gefreitheit in zeitlichen Angelegenheiten geredet. Darum war er den Mönchen verhaßt. Als von Spanien her ſchon vor Jahren des weiſen Olavides Schickſal laut geworden, wie dieſer Verfechter der Vernunft, dieſer Anbauer der Sierra-Morena, unter der Rache erboſter Geiſtlichen erlegen ſei, hatte Zaupſer ſeinen Geſang wider die Schrecken des Ketzergerichtes gedichtet[128]). Das Feuer und der zermalmende Ernſt des Hochliedes erſchütterten groß. Baiern und Deutſchland hallten den Ausbruch des erhabenen Unmuths zurück. Maximilian Joſeph, der Kurfürſt, hatte denſelben mit ſtillem Gefallen damals begleitet. Erſt nach dem Tode dieſes Herrn wagte ſich ein Dominikaner dagegen auf. Thomas Aquinas Joſt, Lehrer in ſeinem Kloſter zu Landshut, pries die Scheiterhaufen, in deren Flammen vorzeiten zur Ehre Gottes vermeinte Freidenker und Gotteslängner ſtarben. Er pre-

127) Er ſchrieb im J. 1770 die „Briefe eines Baiern über die Macht der Kirche und des Papſtes", und gab 1772 „Zuſätze eines katholiſchen Franken" dazu

128) Im J. 1777.

digte in Druckschriften laut die Einführung väterlich strenger Glaubensgerichte in Baiern gegen die Aufklärer. Wenn wilde Indianer ihren Göttern Menschenopfer schlachten, schaudern wir; was wollte dieser Dominikaner und seine Meinungsgenossen Besseres? — Zaupser erröthete für sein Vaterland, und geißelte voll zürnenden Hohns den Mönch in einem neuen Spottgesang. Der Gesang, viel gelesen und gepriesen, ward plötzlich durch Machtspruch des Hofes unterdrückt. Vier Räthe des Fürsten traten zwar zum Herren, und stellten vor, wie dies Verbot, Aufsehen erregend, seinem Ruhm schaden, den Reiz des Gedichtes nur erhöhen könne. Karl Theodor aber hörte sie voll Verdrusses, und wies sie mit zornentbranntem Gesichte von sich[129]). Zaupsern ward nicht des Olavides Loos; aber doch in seinem Amte die fürstliche Unhuld ihm fühlbar[130]). Dies Ereigniß

---

129) Jests Schrift erschien im J. 1779. Die Vorstellung der Räthe geschah am 15. Wintern. 1780.

130) Er war einer der Geheimschreiber im Hofkriegsrathe; dieser empfing die Weisung vom Hofe, den Zaupser so mit Arbeiten zu beladen, „daß ihm zu theologischen, so andern Schreibereien keine Zeit übrig bleibe", wie die Worte des Befehls lauteten. Zaupser schwieg. Nachmals wurde er beim Malteserorden als ausfertigender Schreiber, dann von

flößte der Freimüthigkeit, auch Anderer, Furcht, hinwieder den Priestern alten Geistes größere Kühnheit ein.

Bald nach diesem begab sich, daß Pius VI Rom verließ und über die Alpen ging ins deutsche Land. Ihm war daran gelegen, in Kaiser Josephs Brust die verschwundene Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl zurückzurufen. Die Völker diesseits des Hochgebirgs begrüßten den Stuhlerben Peters mit verjüngter Inbrunst und Gläubigkeit. Die Erscheinung des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, im Glanze seiner Demuth und Würde, rührte schmeichelnd das Gemüth des Kaisers, ohne die Grundsätze seiner Staatsklugheit zu ändern. Mächtiger wirkte aber der Anblick des heiligen Vaters in Baiern. Pius, auf der Heimkehr von Wien, reisete über München, den Kurfürsten zu sehen. Noch eh' er die dreifache Krone empfangen, hatte er zu Rom mit demselben schon freundliche Bekanntschaft angeknüpft gehabt. Karl Theodor eilte ihm bis Altenötting entgegen,

---

der Herzogin Maria Anna, die ihn schätzte, als Lehrer der Weltweisheit bei der von ihr errichteten „Landesakademie" angestellt, bei welcher er auch blieb, da diese Erziehungsanstalt im J. 1789 zu einer „Militärakademie" umgestaltet wurde. Westenrieder Beitr. 6, 390 ff.

und küßte in Ehrerbietung des hohenpriesterlichen Greises Stirn. Dann führt' er denselben mit großem Gepräng in seine Hauptstadt ein[131]), wo unter dem Klang aller Glocken, dem Donner alles Geschützes, gesammte zahlreiche Geistlichkeit aufgestellt harrte, voran in Reih und Glied die braune, bärtige Schaar der Kapuziner. Ganz Baiern ward voll freudiger Bewegung. Tausende um Tausende strömten mit Andacht herbei, auf ihren Knien den Segen des obersten Hirten zu erwarten.

Die fünftägige Anwesenheit des Papstes vergrößerte den ergebenen Sinn Karl Theodors gegen Rom, so wie die Geschäftigkeit des geistlichen Standes, sich aus bisheriger Versunkenheit aufzurichten. Zwar Stolz, wie Klugheit des Fürsten verweigerten jeden Rückschritt, der landesherrlichen Vortheil und Nutzen beeinträchtigte, schwieg aber geneigt, wenn Priester und Mönche, alter, finsterer Zucht entstammt, wenigstens im Volke ihr Ansehen und Recht wieder herstellten. Diese säumten auch nicht, dem Geist der Neuerung aus Maximilian Josephs Tagen muthiger entgegenzuziehen. Von nun an ward fast von keinen Verbesserungen im Kirchenwesen mehr gehört. Was gethan worden, ging in Vergessenheit, oder stand kraftlos vereinzelt. Der ruhmvolle Eifer, mit

131) Den 12. April 1783.

welchem zur Erhebung gottesdienſtlicher Andacht in München ſchon deutſcher Meßgeſang begonnen war[132]), reizte zu keiner Nachfolge. Jene Anſtalt zur Beförderung geiſtlicher Beredſamkeit, welche ihrem Zwecke würdig entſprochen, verlor das Daſein mit den mäßigen Einkünften, die dem Malteſerorden zugefallen waren. Noch ferner blieben nun auf den meiſten Kanzeln geſchmackloſe Vorträge und kloſterlicher Unſinn laut. Die Wunder der Heiligen an Kranken und Geſunden wurden eifriger verkündet; inbrünſtiger geprieſen die Gnaden Maria's, auf deren Geheiß die Engel an Roſenkränzen ſchmachtende Seelen von des Fegefeuers Gluthen gen Himmel zieben. Freigeiſter und Weltweiſe ſah man den hölliſchen Abgründen unter ungeſtümen Verwünſchungen überantwortet, und die Gläubigen dringender zu Buße und Opfern, Gebeten und Umzügen und andern Werken mönchiſcher Sittenlehre gerufen.

Was die Macht der Gewohnheit, was die natürliche Geiſtesträgheit eines lange verwahrloſeten Volkes von ſich ſelbſt aufrecht erhalten haben würde, gewann, unterſtützt von Baierns tauſend Kanzeln und Beichtſtühlen, vergrößerte Stärke.

132) Schon im Jahr 1779 beſonders durch Betriebſamkeit des Hofkammerraths Joh. Kohlbrenner, der im J. 1783 ſtarb.

Während die Aussaat besserer Begriffe nur Werk weniger Weisen sein konnte, ward das Hegen und Pflanzen verjährter Vorurtheile das Lebensgeschäft von tausend Eifrern. Denn je von hundert Einwohnern des Landes war beinah immer einer dem geistlichen Stande geweiht[132]). Was hätte gegen die ungeheure Schaar zuletzt die vereinte Macht aller Weisen und Guten vermocht?

Karl Theodor sah und schwieg. Er that gleich den meisten Fürsten jener Zeit. Erhaben über den Wahn des Pöbels, duldeten sie denselben, zufrieden, wenn Gehorsam und Fleiß der Unterthanen Steuer und Zinsen in Fülle gab. Sie erblickten im Staate nur das Landgut; in den Bewohnern nur Arbeiter und Knechte. Viele Vorurtheile nannten sie unschuldig, oder wegen grauen Alters ehrwürdig; unbedacht, daß die Ver-

132) Ausser ohngefähr 3000 Weltgeistlichen hatte Baiern und die obere Pfalz im Jahr 1783 in 59 mannlichen Abteien ohngefähr 1500 Mönche; in 55 Klöstern der Bettelorden (der geschuhten und ungeschuhten Augustiner, barmherzigen Bruder, Dominikaner, Franziskaner, Hieronymiten, Kapuziner, geschuhten und ungeschuhten Karmeliten, Klausner, Paulaner und Theatiner) ohngefähr 2000 Seelen; in 8 weiblichen Abteien ohngefähr 300, in den übrigen 26 Nonnenklöstern bei 700 Seelen. Westenrieders Jahrb. 2.

nunft älter, als das älteſte Vorurtheil, und daß kein Irrthum ohne Verirrung und Gefahr für öffentliche Wohlfahrt ſei. Stolz auf Gewalt, wähnten ſie, Befehl und Geſetz könne den Mangel allgemeiner Bildung, Hand und Fuß den Verſtand der Menſchen erſetzen. So verunſtalteten ſie mit Kunſt die Natur, und ſtraften Verbrechen, die ſie doch immer pflanzten.

Daher ergingen die weiſeſten Verordnungen ohne Segen. Die Unfugen der Vorwelt wucherten fort. Klemens XIV hatte längſt das Uebermaas heiliger Tage gemindert; das Volk aber hieß den heiligen Vater Ketzer und feierte die unterdrückten. Karl Theodor legte die Feſte auf Sonntage [134]). Das Volk fand ſie in der Woche erbaulicher, beim heiligen Müßiggang. Der Kurfürſt ſah ſich gezwungen, zu geſtatten, was er nicht hindern konnte [135]). Gern hätt' er die Menge der Wallfahrten gemindert, oder die Mißbräuche derſelben. Aber es war gefährlich und eitel, dagegen zu ſein. Man liebte den Brauch wegen des Mißbrauchs. Es gelang wohl zuweilen obrigkeitlicher

134) In den Jahren 1784 und 1785, da in den Kalendern die Namen der Feſte auf Sonntage geſetzt wurden.

135) Im Jahr 1786 wurde der Gottesdienſt wieder an abgewürdigten Feiertagen erlaubt.

Strenge, tolle Belustigungen oder lächerliches Gepränge abzuthun, womit heilige Handlungen entweiht wurden; wie beim Frohnleichnamsfest die Siegeswagen, die reitenden Engel, die Kindlein in Trauben, die siebenköpfigen Drachen[135]). Aber mit den alten Vermummungen verschwand dem Volke die alte Heiligkeit der Handlung. Es beklagte die eingebüßten Freuden, oder erfand neue dafür. Mit schuldiger Ehrerbietung hört es das Verbot des Wetterläutens bei Hagelschauern und Hochgewittern; aber mit dem ersten Blitz sprang der Küster zum Glocken eil, die Mächte des Himmels durch das geweihte Erz zu beschwören[137]). Wie treffliche Anweisungen der Hof d m Landmann zur bessern Bewirthschaftung der Felder ertheilen mochte: man schüttelte unglaubig den Kopf. Ging aber die Sage, es habe das Maria Hof-Bild zu Velden, oder das Vesperbild auf St. Peters Kirchhof zu München, die Augen verdreht: war ob der Bedeutung des Wunders alles Land in Furcht und Erwarten.

Man pries wohl die beginnende Duldung in kirchlichen Dingen. Schon war in der Hauptstadt

---

135) Im J. 1781.

137) Es war schon unterm 1. Aug. 1786 verboten; aber schon im folgenden Jahr mußte der Befehl erneuert und verschärft werden.

des Kurfürſtenthums den Todten des evangeliſchen Bekenntniſſes ein anſtändiger Grabesplatz geſtattet; aber den Lebendigen nicht häusliche Niederlaſſung, noch weniger Kauf der in den Landtafeln verzeichneten Güter [138]). Wer ein achtbares Amt begehrte, hatte durch Ablegung vorgeſchriebenen Glaubensbekenntniſſes ſeine Rechtgläubigkeit zu beweiſen, wenn ſie zweifelhaft ſchien. Glimpflicher wurden freilich, als ehemals, die Juden behandelt; ihre Beſchimpfungen dem Pöbel unterſagt; ihnen zum Aufenthalt im Land und in der Hauptſtadt beſondere Bewilligungen, auch Erlaubniß ertheilt, ihre Todten nach eigenen Glaubens-

138) Daher, als im Jahr 1791 das Herzogthum Sulzbach zu Baiern gezogen wurde, geriethen die Evangeliſchen daſelbſt und um ſo mehr in Sorgen für ihre Glaubensfreiheit, weil der Kurfürſt ihre Bittſchriften nicht einmal beantwortete. Sie richteten ſich daher an die Geſandtſchaften zu Regensburg, um Verwendung beim Münchner Hof. Ihre damaligen Bekümmerniſſe erhellen aus des Stadtpfarrers Joh. Stephan Treyels „aſſekurirtem evangeliſchen Religionsſtand im Herzogthum Sulzbach," und ſeiner Vertheidigung gegen eine Schrift, die Franz Georg von Dietrich, im Sinn des Münchner Hofes, unter dem Titel: „ungekränkter evangel. Religionsſtand" u. ſ. w. 1794 herausgegeben hatte.

gebräuchen zu beerdigen. Inzwiſchen genoſſen die Bekenner Moſis auch jetzt noch nicht die Rechtſame, welche ihnen doch Karl VII ſchon für große Dienſte im öſterreichiſchen Erbfolgeſtreit aus kaiſerlicher Dankbarkeit gewährt hatte: Fleiſchbank, Kauf und Anbau von Häuſern, und Aufhebung des ſchmachvollen Leibzolls[139]). Noch ward der Leibzoll genommen und durch tägliche Abgabe vermehrt[140]).

---

139) Die Juden, welche im J. 1715 durch Maximilian Emanuel aus ganz Baiern verwieſen worden waren, empfingen den neuen Schutzbrief Karl Albrechts im Jahr 1744. Doch half ihnen derſelbe wenig, weil faſt alle Städte mit Vorſtellungen dagegen einkamen. Indeſſen ſiedelten ſie ſich doch von neuem an. Aretins Geſch. der Juden.

140) In der obern Pfalz wurden von der Judenſchaft alljährlich feſtgeſetzte 775 fl. als „Judentoleranzgelder“ bezahlt. Höſchr. Im J. 1791 wurde der Leibzoll von 5 kr. auf 25 kr. erhöht, dies jedoch im J. 1793 nur auf diejenigen Hebräer beſchränkt, welche keinen feſten Nahrungszweig, oder ſonſt keinen vorzüglich guten Ruf hatten. (Aretins Geſch. der Juden). Die hofmärkiſchen Juden waren übler daran, als die landgerichtiſchen; denn jene hatten oft ungeheure Steuern zu zahlen. Schepper (vom Juden-Leibzoll S. 75 ff.) nennt einen baieriſchen Hofmarksherrn, der von jedem Iſraeli-

Polnische . . .	1585	1596	Mehrere	Unbekannt.
Böhmische . . .	—	1593	—	Kralitz in Mähren.
Hebräische . . .	1599	—	Elias Hutter . . .	Nürnberg.
Neu-Griechische . .	1638	—	Maximus	Genf.
Wallachische . .	1648	—	Unbekannt . . .	Belgrad.
Ladinische des Engadin in Graubünden .	—	1657	—	Scuols im Engadin.
Litthauische . . .	—	1660	Chylinsky	London.
Türkische	1666	—	Lazarus Seaman . .	Oxford.
Irländische . . .	1602	1685	D. Daniel u. Bischof Bedel	London.
Liefländische . . .	1685	1689	Unbekannt . . .	Riga.
Esthländische . .	1685	1689	—	Riga.
Dorpatische Mundart	1727	—	—	Unbekannt.
Oberländer Mundart d. roman. Graubündner	—	1719	—	Chur.
Oberlausitzische . .	1706	1728	Mehrere	Bautzen.
Lappländische . .	1755	—	—	—
Mankische . . .	—	1763	Bischof Wilson . .	—
Gälische	1767	1802	Jas Stewart und Andere	Edinburg.
Portugiesische . .	1781	1783	Antonio Pereira . .	Lissabon.
Grönländische . .	1798	—	Unbekannt . . .	Kopenhagen.

8.

Entwurf zur Vertauſchung Baierns für Burgund.

Was war und beſtand, ließ Karl Theodor ſein und beſtehen. Nur was unmittelbar den Landesreichthum erd mit demſelben die Quellen der fürſtlichen Einkünfte erweitern, oder in ſeinem Palaſt die Anmuth des häuslichen Lebens vergrößern, oder das Loos ſeiner natürlichen Kinder glänzender geſtalten konnte, das ſchien ihm der Aufmerkſamkeit würdig. Andere Neuerung mied er, oder erwartete ſie unbekümmert vom Gange der Zeit. Hätte ihm die Ehe einen rechtmäßigen Sohn und Erben, oder das Glück ein mäßiges Fürſtenthum beſchieden, mit freier Verfügung, es einem Kinde ſeiner Liebe hinterlaſſen zu konnen: — er wär' ein Anderer geweſen.

Der Freiherr von Lehrbach, des Wiener Hofes Geſandter zu München, war ein feiner Be-

ten vier bis ſechs Dukaten, mehrere Pfund Zucker und Kaffee, eine gemäſtete Gans, von jeder geſchlachteten Kuh die Zunge, auſſerdem noch Grundzins, Schutzgeld und Neujahrsgeſchenke für Pfarrer und Schulmeiſter forderte. In Schnaitach mußten die Juden, ſobald ſie uber die Grenze das Amtsbezirks traten, Leibzoll, und ſelbſt für Erzeugniſſe der Oberpfalz Mauth entrichten.

obachter und Weltmann. Dieser fühlte die geheimsten Stimmungen des Kurfürsten aus und zog dafür mit umsichtiger Klugheit für das Haus Oesterreich Gewinn. Im Frieden von Teschen hatte man zu Wien zwar die Hoffnung, nicht aber den Wunsch einer Vergrößerung gegen Baiern aufgeben müssen.

Inzwischen war, achtzehn Monden nach dem Teschner Vertrage, Maria Theresia, die große Frau, gestorben [141]). Kaiser Joseph II, ihr Sohn, ging von da an ungehemmter den kühnen Entwürfen seiner Ruhmliebe nach. Vielgeschäftig sann er, jede Kraft seiner Erbstaaten in ungewöhnlicher Stärke zu entwickeln, und mit derselben zugleich die Unbeschränktheit seiner fürstlichen Rechte. Er hob die Klöster seines Landes auf, und stellte die Denkfreiheit her. Er vernichtete der ausländischen Bischofe Einfluß, indem er ihnen die Rechte über diejenigen Theile ihrer Kirchsprengel entriß, welche seinem Gebiet angehörten. So lagen von den Gütern des alten Hochstiftes Passau mehr denn zwei Drittheile auf Oesterreichs Boden. Schon Kaiser Karl VI, als er ein neues Erzstift zu Wien gründete, hatte nicht ohne Gewalt beträchtliche Rechtsame des Passauer Sprengels dazu genommen; doch dann seine kaiserliche

141) Den 29. Wintermond 1780.

Ehre verpfändet: fernere Zerstückelung weder selber zu wollen, noch Andern zu gestatten[142]). Durch dieses Gelübde fühlte sich Joseph der Zweite jedoch keineswegs gebunden. Sobald Bischof Firmian von Passau aus dem Leben gegangen war[143]), kündigte der Landeshauptmann, Graf von Thürheim, dem Hochstift an, daß laut Befehl kaiserlicher Majestät das ganze Land Oesterreich ob der Ens und das Innviertel vom passauischen Sprengel getrennt, und selbst die dortigen Güter für Oesterreich in Besitz genommen werden würden. Nur nach langwierigen Unterhandlungen und großen Opfern[144]) empfing endlich Joseph Franz Antonius, der neue Bischof, zwar die weltlichen Besitzungen in Oesterreich wieder; nichts aber von kirchlichen Rechten und Genussen. Aehnliches geschah dem Erzstift Salzburg. Die Bisthümer Gurk, Chiemsee, Lavant und Seckau wurden dem Sprengel der uralten juvavischen Kirche entrissen, wie zugethan sonst auch Erzbischof Hieronymus Graf von Colloredo dem Hause Oesterreich gewesen, oder wie sehr er sich sträuben mochte[145]). Selbst im ent-

142) Gratz, den 9. August 1728.

143) Den 13. März 1783.

144) Ausser Verzichtung auf die Rechte des bischöfl. Sprengels, 100,000 fl.

145) In den Jahren 1784, 1785.

fernten burgundischen Lande bereitete sich der Kaiser hohere Machtvollkommenheit vor. Aus den dortigen Grenzvesten verdrängt' er die holländischen Besatzungen, wo sie noch kraft antwerpenscher Verträge stunden [146]). Dann begehrt' er vom Bundesstaat der vereinigten Niederlande für die Schiffe seines Volks freie Fahrt auf der Schelde; denn seine Städte Burgunds waren voll Gewerbes und Handels und alten Reichthums. Mannigfache Verbesserungen führt' er in Verwaltung und Gericht daselbst, oft nicht ohne Verwundung altbestandener Ordnungen, ein. So that Josephs; und im burgundischen Niederlande Vieles, nicht ohne verborgene Blicke auf Baiern. Dieses meint' er, wenn er die Rechtsame der Krone dort erweiterte. Er schmückte eine Waare, die ihm zum Tausch feil werden sollte.

Der Gedanke, das entfernte Herzogthum Burgund um das nahe Herzogthum Baiern zu geben, gehörte längst zu den geheimen Lieblingsentwürfen des Erzhauses [147]). Denn dadurch konn-

146) Vom 15. Wintern. 1715.

147) Schon im J. 1686 war in Madrid von Seiten Oesterreichs der Gedanke eines Austausches von Baiern gegen die Niederlande gegeben; dann nach dem spanischen Erbfolgekrieg Antrag geschehen, Wittelsbach auf einen lombardischen Thron zu versetzen.

ten ſich die Staaten deſſelben in ein groſſes ununterbrochenes Ganze längs der Donau austunden, von den türkiſchen Grenzen herauf bis zu den ſchwäbiſchen. Auch von Schwaben gehörte ſchon der ſiebente Theil dem Zepter Oeſterreichs. Damit wäre die Macht von Habsburg zuſammengedrängter, feſter, die Sorg' um ein entlegenes Gebiet überflüſſig, und jede gefährliche Berührung mit Frankreich vermieden geworden. Aber eben deswegen hatte ſchon Spanien einſt ſtandhaft dieſen Tauſch mißbilligt, als ihn Kaiſer Leopold zuerſt in Madrid vorſchlagen ließ. Wie Spanien, fürchteten damals auch andere Mächte, ſelbſt Bundesgenoſſen von Oeſterreich: fiele Burgund in die Hand eines minder gewaltigen Herrn, würde die franzöſiſche Staatskunſt demſelben bald, gleich einem Vaſallen, Geſetze geben, und Deutſchland ohne feſte Vormauer ſtehen. Von der andern Seite hatte hinwieder Ludwig XIV gedroht, ſolchen Umtauſch wie Friedensbruch zu betrachten, weil die habsburgiſche Ländermacht ihm minder furchtbar ſchien, ſo lange noch die Theile derſelben von Zwiſchenſtaaten durchbrochen waren. Es eiferten auch ſpäter noch alle Mächte einmüthig, wiewohl aus verſchiedenen Urſachen dagegen, als nach dem Krieg um die ſpaniſche Erbfolge Oeſterreichs Geſandſchaft zu Raſtadt, dann zu Baden im Aargau, wieder vom Austauſche zu reden an-

hub. Sie willigten selbst nicht in den Satz des Rastadter Vertrages, welcher nur eines allfälligen Tausches Möglichkeit gestattete [144]); bis Kurfürst Maximilian Emanuels Erklärung sie beruhigte: er begehre keineswegs die Niederlande in empfahen, sondern einzig in seiner Altvordern Erb und Gut, bis zum letzten Bauernhof, eingesetzt zu werden [145]). Dann erst schwiegen sie.

Seit einem halben Jahrhundert war aber die Stellung der Reiche und ihrer Angelegenheiten sehr geändert; Spanien ohne Besitzungen in Italien; England, wie Rußland, mit dem Erzhause inniger befreundet; Frankreich noch mehr, wo an einem üppigen Hofe die Schwester Josephs des Kaisers, Antoinette, als Königin glänzte.

Josephs Gesandter zu München benutzte nun auf einen Wink seines Hofes einen günstigen Augenblick, Gedanken an den Austausch im Kurfürsten zu erregen, und gefällig zu bilden. Man bot die Niederlande mit Namen und Würde eines Königreichs Burgund. Man bot eines der schönsten, angebautesten Länder Europens, mit neunzig ummauerten Städten, vielen stadtähnlichen Flecken und Herrschaften, und fast zweitausend Dör-

144) Dieser Geschichten 5. Buch, Abschnitt 3, 20.

145) Johannes Müller führt in seiner Darstellung des Fürstenbundes diese Erklärung, als aus zuverlässigen Quellen geschöpft, an.

fern. Sie waren insgesammt benachbart mit den Herzogthümern Jülich und Berg, Pfalzbaierns ältern Besitzungen; bequem zum Handel gelegen; gewerbreich; mit sechs Millionen Einkünften, welche ohne Mühe hoher gesteigert werden konnten, wenn zumal der Landesherr selbst seinen königlichen Wohnsitz dort aufschlug. Dies Alles bot man für Baiern, die obere Pfalz, nebst Neuburg, Sulzbach und Leuchtenberg; für ein Land, welches, bei mäßigem Anbau und geringem Gewerbe, nur durch seine Lage Vortheil für Oesterreich gewähren, und nur durch Vereinigung mit den Staaten des Erzhauses recht aufblühen konnte. Denn da würde, sprach man, es an dem weitschichtigen Handel Oesterreichs, Ungarns, Italiens und Böheims Theil nehmen; da erst seine Erzeugnisse reichlicher verwerthen. Wie für Baiern die Auflösung in Oesterreich, so wäre sie auch für das übrige Deutschland offenbarer Gewinn. Denn stieße Oesterreich nicht mehr in seinen Niederlanden, wie bisher, unmittelbar an Frankreich, würden mit dieser Krone auch der Kriege weniger sein, oder doch, des burgundischen Kreises wegen, die Fürsten des Reichs seltener Gefahr laufen, darin verflochten zu werden. Gleich einer Schweiz im Norden stände das Königreich Burgund, durch das gebietende Bedürfniß der angrenzenden Reiche, in

bleibender Unparteilichkeit zwischen den Händeln derselben. Nicht zu vergessen sei dabeben, daß ein König von Burgund, unterstützt von des Welttheils ersten Mächten, freier über Vererbung seines Thrones, mit Entschädigung allfälliger Ansprüche Zweibrückens, verfügen könne, als ein durch Reichsgesetze und Hausverträge gebundener Kurfürst zu Baiern.

So sprach der Freiherr von Lehrbach. Seine Worte konnten des Eindrucks nicht fehlen. Blendete den Fürsten der Schimmer der königlichen Krone nicht, schlug das Vaterherz desto lauter. Karl Theodor ward mehr überrascht, als beleidigt durch den gewagten Antrag, eine Millionen Menschen und mehr, gleich willenlosen Leibeigenen, zu verhandeln, das selbständige Leben eines der vier großen Hauptvölker Deutschlands auf immer zu vernichten, und Namen und Würde eines uralterlauchten Fürstenstammes unter den Thränen oder Blutströmen treuer und verrathener Unterthanen erlöschen zu lassen.

Bald ward nur von nähern Bestimmungen, oder von Beseitigung vielartiger Hindernisse, Rede. Man verstand sich stillschweigend über die Hauptdinge. Für die Herzogthümer von Baiern und der obern Pfalz, für die Fürstenthümer von Ansbach und Sulzbach, nebst der Landgrafschaft Leuchtenberg, sollte die königliche Krone von Burgund in den

österreichischen Niederlanden, nebst anderthalb Millionen Gulden gegeben werden. Oesterreich behielt sich aber Namur und Luxemburg, auch sein Kriegsvolk und Geschütz aus den Niederlanden vor. Wenn die burgundischen Einkünfte die von Baiern übersteigen würden, sollte der künftige König auch einen Theil der Staatsschulden Baierns, nach Billigkeit, übernehmen. Man beschloß übrigens, diese vorlaute Uebereinkunft als ganz ungeschehen zu betrachten, sobald ihrer Vollstreckung zu große Schwierigkeiten in den Weg treten könnten.

Das ward im allertiefsten Geheimniß, mündlich mehr als schriftlich, abgethan. Keiner der Großbeamten von Baiern erfuhr darum. Ohnehin war Karl Theodor gewohnt, die wichtigsten seiner auswärtigen Geschäfte allein zu führen [150]. Graf Matthäus von Vieregg, der Staatsdiener für ausländische Angelegenheiten, trug mehr den Namen als die Verrichtung seines Amtes. Dieser kannte vielmals den Zusammenhang dessen nicht, was er vermöge seiner amtlichen Stellung zu unterzeichnen hatte.

150) Lange waren der geheime Gesandtschaftsrath Ritter Edmund von Brot, und Philipp Bacquier de la Batthe, ein Chorherr, der den lateinischen Briefwechsel führte, nebst einem alten, geheimen Kanzleischreiber, die einzigen vertrauten Gehilfen des Kurfürsten

Frankreich, ſchon durch den Vertrag des Raſtadter Friedens zur Genehmigung des Tauſches verpflichtet, hinderte um ſo weniger, da Antoinette, König Ludwigs XVI Gemahlin, die Vortheile ihres Stammhauſes willig begünſtigte. Katharina, Kaiſerin von Rußland, ward ohne Mühe den Wünſchen Joſephs gewonnen. In ihrer Freundſchaft für den Kaiſer verhieß ſie demſelben ſogar thätiges Mitwirken zur Erreichung des Ziels. Nur eins noch blieb übrig: die Zuſtimmung Karls, des Herzogs von Zweibrücken, und ſeines jüngern Bruders, Maximilian Joſephs. Jenem dachte der Kaiſer das Geſchenk einer Million, dieſem einer halben für das Wort zu, mit welchen ſie der Hoffnung auf Baiern entſagen ſollten. Der Preis ſchien groß für eine gebrechliche Hoffnung, welche das Alter Karl Theodors und ſeiner Gemahlin noch leicht zu zerſtören fähig war.

Graf Romanzow, Rußlands Geſandter, begab ſich demnach zum Herzog von Zweibrücken. Er enthüllte ihm das Geheimniß. Er fügte hinzu, ſchon ſeien die Höfe von Wien und München, Paris und Petersburg einig; Zweibrücken ſtimme ein, oder nicht, die Sache würde geſchehen. Der Herzog entſetzte ſich. Er begehrte dieſen Antrag ſchriftlich. Romanzow verweigerte es; doch gab er acht Tage Bedenkzeit. Die Weigerung des Geſandten erregte billig das Mißtrauen des Herzogs.

Die Menge der Ausgaben von einzelnen Theilen, oder von der Gesammtheit, der Urkunden des Christenthums läßt sich nicht mehr zählen. Man weiß, daß nur die große Bibelsammlung in Stuttgart über viertausend verschiedene Ausgaben besitzt. Die vor hundert Jahren zu Halle durch den frommthätigen Hildebrand von Canstein gegründete Bibelanstalt hat allein eine Menge in Druck und Bogengröße von einander verschiedener Ausgaben in deutscher, böhmischer, polnischer Sprache um wohlfeilen Preis oder unentgeldlich durch Europa, in Amerika und ins russische Asien verbreitet. Man berechnet, daß seit der im Jahre 1712 erschienenen ersten Ausgabe des neuen Testaments in dieser Anstalt allein über drei Millionen Exemplare in mancherlei Sprachen gedruckt wurden.

Bald begnügten sich die Evangelischen nicht mehr damit, nur dem Volke ihrer Heimathen die Bibel zu geben, sondern mit Begierde, den christlichen Glauben auch Juden, Muhamedanern und Heiden zu bringen, nahmen sie Bedacht, denselben die Bibel in deren Landessprachen zu verschaffen. Durch dieses Mittel empfingen die protestantischen Missionsanstalten mehr Ausdehnung und Kraft und veredelnden Einfluß, als die katholischen in andern Welttheilen. Denn ohne obrigkeitliche Zwangsmittel, nur durch Pre-

Ihm waren zur Antwort keine acht Tage noth. Er erwiederte auf der Stelle: „Nie werd' ich unser altväterliches Erbland vertauschen, noch vertauschen laſſen.“ So ward Romanzow verabſchiedet. Der Herzog ſchickte unverzüglich Boten gen Berlin, das Einſchreiten des großen Königs von Preuſſen in dieſen verderbendrohenden Handel zu erflehen. Es war in den erſten Tagen des achtzehnhundert funfundachtzigſten Jahres.

Damit fiel der Schleier vom Geheimniß. Deutſchland erſtaunte. Man berechnete die Ungleichheit der zum Tauſche gegeneinander geſtellten Staaten: die Lande Baiern, geſegnet mit Korn und Heerden, mit acht [illegible]illionen Einkünften [151], mit zwölfhunderttauſend Seelen kräftigen, deutſchen Schlages, auf beinah achthundert Geviertmeilen, gegen die Niederlande von Oeſterreich, weder ſo fruchtbar, noch ſo großer Verbeſſerungen fähig, wo auf wenig mehr denn dreihundert Flächenmeilen über eine Million Menſchen vom Ertrage wandelbaren Gewerbes und Handels lebte. Man ver-

151) Im J. 1786 betrugen die eigentlichen Einkünfte von Baiern, Oberpfalz und Leuchtenberg zuſammen 7,540,057 fl. 34 kr. 2 pf. Aber vom J. 1785 waren noch baar vorräthig 818,652 fl. 8 kr.; und dazu waren an Geldern neu aufgenommen 264,126 fl., die nicht zu jenen Einnahmen gerechnet ſind. Höchſt.

glich der Baiern gutherziges, treues Wesen, mit der Niederländer beweglichen, meuterischen, trotzigen Art; die feste Sicherheit eines deutschen Kurfürstenthums im Schirme gesammten Reiches mit den Gefahren eines kleinen burgundischen Throns vor den Thoren Frankreichs.

Anfangs mit edelmuthigem Unglauben, dann aber mit Entsetzen, vernahmen alle Einwohner Baierns die Nachrichten von dem Loose, welches ihnen ihr eigener Fürst zu bereiten entschlossen sei. Vom Palaste bis zur Hütte des Leerhäuslers ging Wehklage und Verwunschung. Es fühlte alles Volk sein Recht, daß es keines Herrn veräusserliches Gut sei. Es verschmähte den höchsten Gewinn unter habsburgischem Zepter, für das Glück selbstständigen Lebens, und wollte nur Wittelsbachs Kinder, andere nicht, auf des Vaterlandes erbeigenthümlichem Thron sehen. Die Verordneten der Landschaft traten zusammen. Sie zogen die alten Briefe hervor, welche die Untheilbarkeit und Unveräusserlichkeit Baierns verbürgten. Noch fanden die Worte und Betheuerungen da; noch hingen der alten Kaiser Siegel unzerbrochen daran. Darum berietben sie, mit welchen Schritten das Vaterland zu retten sei, nun Gewalt und Uebermacht die Heiligkeit aller Rechte zu zertreten drohe; nun ein Kaiser, welcher des Reichs Schirmer sein sollte, selber die Vernichtung eines alten

Reichsſtandes und deutſchen Volkes begehre; nun ein Fürſt zu Baiern den zweigen Untergang Baierns gutheiße. Einmüthig wandten ſie ſich mit demuthsvollem Flehen an den Kurfürſten, mahnend: Wie bereitwillig ihre Vorfahren jederzeit Gut und Leben für die Seinigen hingegeben; wie bereitwillig das Land noch in jüngſten Tagen ſo viele Millionen an Schulden übernommen habe. Darum beſchworen ſie ihn, ein finſteres Gerücht, dem ſie nicht Glauben beimeſſen mochten, öffentlich zu zerſtören. Schon ſei die Beſtürzung ſo groß, das Zutrauen im Lande ſo ſchnell geſunken, daß weder Mittel übrig blieben, die Gelder zur letzten Zahlung an Sachſen, laut Vorſchrift des Teſchner Friedens, noch die der neueſten Bewilligungen der Landſchaft aufzubringen [152]).

Auch die Hauptſtadt ſprach durch Bürgermeiſter und Rath zum Landesherrn: „Wer im Herzen das mindeſte Gefühl der Vaterlandsliebe trägt, vernimmt jenes Gerücht mit Schmerz. Baiern, dies ehmalige Königreich, für deſſen Aufrechthaltung und Ruhm Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht große Ahnherren Jahrhunderte lang gewacht, geſorgt, gekämpft, geblutet haben: ſoll es nun von ſeiner altbergebrachten Selbſtſtändigkeit ſchmählich zu einem Nebenland des Nachbarn hinabſinken? —

152.) Vorſtellung der Landſch. vom 11. Hern. 1785.

aller Schweiß der Väter, ihr wohlerworbenes Recht, die Freiheit Baierns verloren geben? Schon fließt die Thräne des Volkes; der Eifer in Geschäften erkaltet; das Mißtrauen keimt; der Bürger verliert den Muth, und jedes Leben gemeinnühziger Thätigkeit erstickt [153])!"

Karl Theodor, welcher inzwischen schon die feste Erklärung des Zweibrückenschen Hofes erfahren hatte, war sogleich von seinen Entwürfen und allen Verhandlungen darüber zurückgetreten. Daher antwortete er seinen Unterthanen: Es wäre nichts, denn ein grundloses Gerücht, was sie schrecke; und dies vermuthlich durch die Unterhandlungen mit Oesterreich wegen Grenzirrungen veranlaßt [154]). Diese Bemäntelung des Vergangenen brachte zwar Beruhigung; aber geringe Achtung gegen die Redlichkeit des Fürsten, als die Unwahrheit seines Vorgebens durch Entlarvung der Thatsachen überall offenbar ward.

Denn Friedrich, der König von Preussen, hatte, auf die erste Botschaft aus Zweibrücken, seine Stimme sogleich laut und warnend gegen den Wiener-Hof erhoben. Das Wort dieses erlauchten Greises aber ehrten oder fürchteten des Zeitalters Könige vor allen andern. Denn, der

153) Vorstellung der Stadt München vom 12. Horn. 1785.
154) Kurfürstlicher Bescheid vom 13. Horn. 1785.

Weiseſte unter ihnen auf dem Throne, der Sieghafteſte im Schlachtfelde, handhabte er unter Fürſten Recht, unter Völkern Geiſtesfreiheit. Von der Natur mit den edelſten Gaben ausgerüſtet, ohne ſie zu mißbrauchen; vom Glück geliebkoſet, ohne Uebermuth zu fühlen; von den Schmeicheleien der Welt vergöttert, ohne berauſcht zu werden; unbeſchränkter Selbherrſcher in ſeinem Reich, und doch freiwilliger Unterthan des Geſetzes, dieß ihn die Zeitgenoſſenſchaft ſchon im Namen der Nachwelt den Großen. Er nun wollte, im ſiebenzehnhundert achtundſiebenzigſten Jahr, nicht vergebens für Deutſchlands Recht und Freiheit das ehrenreiche Schwerd gezuckt haben; nicht ſein königlichſtes Werk, den Frieden von Teſchen, ſchnöderweiſe geſtürzt ſehen. Darum warnte er den Kaiſer, im Bewußtſein, daß, ohne Großbritanniens und Hollands Gefährdung, die öſterreichiſchen Niederlande ihren Herrn nicht ändern, noch, ohne Deutſchlands und Frankreichs Unſicherheit, die Gebiete Baierns an Habsburg gegeben werden könnten. Kein Baiern mehr: und Frankreich ſah die Macht des Erzhauſes nahe dem Rhein; Helvetien, welches fortan aus Oeſterreichs Hand Getreide und Salz nehmen mußte, ſeine Unabhängigkeit wankend; das geſammte Reich der Deutſchen ſeine Vormauer gegen Oeſterreich verſchwunden, eine Vormauer, hinter welcher bisher dreizehn kleine

Fürſtenthümer in Baiern, Schwaben und Franken, und ſiebenunddreißig freie Städte gegen Habsburgs Vergrößerungsſucht aufgerufen lagen. Deßhalb konnte es nicht, weder in eines Kurfürſten von Baiern, noch ſeiner Verwandten und Erben Macht allein ſtehen, ihr Stammland Baiern ohne Einſtimmung aller Mächte Europens zu veräußern, weil Frieden und Gleichgewicht der übrigen Staaten des Welttheils damit zugleich veräußert worden wären.

Univ. Bibl. München

Sowohl Joſeph II, als ſein ſtaatskluger Rath, Kaunitz, hatten, gleich Karl Theodor, ſchon beim erſten Anſtoß den Gedanken des Austauſches fahren laſſen. Sie hießen das Lärmen darüber eine ſchändliche Verleumdung, eine dem Wiener-Hofe ſchamlos angedichtete Abſicht [55]). Nachdem aber doch zuletzt das Geſchehene nicht wegzuläugnen war, breitete man zur Rettung des kaiſerlichen Wortes aus: der Hof von Petersburg habe den Antrag in Zweibrücken ohne Vorwiſſen Joſephs gethan. Die Kaiſerin aller Reuſſen hingegen räumte nur ein, in dieſem Geſchäft durch ihre Freundſchaft für Oeſterreich geleitet worden zu ſein. Endlich, doch nicht ohne Bitterkeit gegen König Friedrich von Preuſſen, erklärte das Erzhaus, daß es wenigſtens keinen gewaltſamen oder erzwungenen Tauſch im

55) Kreisſchreiben des Wiener Hofes vom 11. Mai 1785.

Sinne gehabt habe. Die Völker erſtaunten, gleichwie die ſpätere Nachwelt erſtaunen wird, mit welchen unwürdigen Künſten damals groſſe Mächte, uneingedenk ihrer Majeſtät, das Urtheil der Welt zu betrügen ſuchten, indem ſie ſich der Thaten erſt ſchämten, nachdem ſie mißlungen waren.

Friedrich von Preuſſen legte darauf, für des Reiches künftige Sicherheit, deutſchen Mitfürſten den Entwurf zu einem groſſen Fürſtenbund vor. Sie beſiegelten ihn [156]). Auch Karl, Herzog von Zweibrücken, im Angedenken ſeiner erlauchten Väter, ihrer Werke, ihres Ruhms, und deſſen, was er ihren Schatten, ihren Namen, was er dem Volke von Baiern ſchuldig ſei, nahm keinen Anſtand, ſich dem Bunde zuzugeſellen, deſſen Zweck Schirm der Ruhe und Rechtſame der Fürſten und ihrer Lande gegen Willkühr fremder Macht und Vergröſſerungsſucht war.

9.

Urſprung und Untergang der Illuminaten-Verbindung. Verfolgung helldenkender Männer.

Gleichwie Joſephs, der Kaiſer, im Verfahren des preuſſiſchen Königs nicht edelsinnigen Ernſt für Ruhe oder Freiheit Deutſchlands, ſon-

156) Im Heumond 1785.

dern nur ſchlaubemäntelte Eiferſucht wahrnahm, ſo ſah Karl Theodor, der Kurfürſt, im Eifer ſeines Vetters zu Zweibrücken nicht Liebe für Wittelsbachs Namen und Ehre, ſondern eines ungeduldigen Erbfolgers Verdruß über das allzulange Leben des Beſitzers von Baiern. Joſeph und Karl Theodor blieben, auch nach geſcheiterten Entwürfen, Freunde. Das baieriſche Volk hinwieder ſegnete im Herzen das fürſtliche Gebrüder von Zweibrücken, als ſeine ſchönſte Hoffnung.

Die Begebenheiten der letzten Tage hatten viel Böſes erzeugt. Im langen Raume eines halben Jahrtauſends war die Liebe Baierns für ſeine Fürſten unter allen Verhängniſſen gleich mächtig erblickt worden. Weder Milde, noch Strenge der Herren, weder deren unglückbringende Schwächen und Verirrungen, noch gute oder böſe Tage des Schickſals, hatten den treuen Baierſinn erſchüttert. Wenn die Stimme der Schyren um Hilfe rief, hatte ſich immer das Volk zum Opfer gegeben. Es hatte den Prachtluſtigen die Frucht ſeines Schweißes dargebracht. Es hatte für die Verbannten gekämpft. Es war für die Geächteten geſtorben. Denn es hatte in der Bruſt ſeiner Schyren immer eine Gegenliebe gefunden, welche jedes Opfer aufwog. Nun aber ſah ſich zum erſtenmal Baiern von ſeinem Fürſten verkannt und ver-

ſchmäht. Da tödtete der Gram oder Unwille vaterländiſchen Hochgefühls die alte Zärtlichkeit in vieler Tauſenden Bruſt. Man gehorchte dem Gebieter; man ſchmeichelte kalt dem Machthaber. Er hatte noch Recht auf die Pflicht der Unterthanen, nicht mehr auf das Herz Aller. Von den Edlern zogen viele ihre Hand ab, die ſie unter Maximilian Joſeph zum Beſten der guten Sache, wo ſie zu fordern war, gereicht hatten. Sie ſahen nur zu viele herrliche Werke, die einſt Baierns Stolz geweſen, untergehn; im Lande nur neue Uebel zu den alten treten; am Hofe Weiber, Günſtlinge und Geiſtliche. Andere, welche wahrnahmen, daß Selbſtaufopferung für öffentliches Wohl mehr Spott, als Ruhm, daß Gönnerſchaft mehr Anſehen, als das Verdienſt brachte: folgten leichtſinnig dem gewaltigen Strom der Verderbtheit. Andere wieder ſuchten in den verſchwiegenen Verſammlungen der Freimaurer für Geiſt und Gemüth Erquicken, welches das alltägliche Treiben der Welt verſagte.

Es waren, nach Vergeſſung der alten Verbote jener geheimen Geſellſchaft, in Baiern wieder viele maureriſche Vereine, die ſie Bauhütten hießen, entſtanden. Unter denſelben beſaß die vornehmſte, genannt Theodor zum guten Rathe, in München ein eigenes Haus, und zählte mehrere hundert

Genoſſen [157]). Die ehemaligen Vorurtheile gegen das Maurerthum waren mehr oder minder erloſchen. Einſichtvolle Manner, hohe Beamte und Geiſtliche der Hauptſtadt und des Landes nahmen an der weitverbreiteten Geſellſchaft Theil. Verrichtungen und Zwecke derſelben waren ſo unſchuldig, als ihre alterthümlichen Feierlichkeiten. Doch blieben ſie dieſes nicht lange mehr.

Denn, bald nach der Aufhebung der Jeſuiten, war in Adam Weishaupt, einem öffentlichen Lehrer der Hochſchule Ingolſtadt, der Gedanke entſtanden, den Geiſt von Loyola's Orden in neuer Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Die Begierde eines ſolchen Unternehmens entzündete ſich in ihm lebhafter, als er in den Werken des Helvetius, eines franzöſiſchen Weiſen, die Aufgabe las: Wie es möglich ſei, vom Zimmer aus die Welt zu beherrſchen [158]). Weishaupts Ehrgeiz und Begeiſterung für Aufklärung der Völker beſchloß, die Aufgabe zu löſen. Er entwarf Pläne zu einer ge-

157) In München allein befanden ſich über dreihundert Mitglieder, wie in der kleinen Schrift „Ueber Freimaurer; erſte Warnung" (von Babo) verſichert wird, welche zu München im J. 1784 erſchien.

158) Sur l'homme, ses facultés intellectuelles et son éduca ion. Section VII. Chap. V du gouvernement des Jésuites.

digt und Ueberzeugung wirkten sie in allen Welttheilen groß; wo der Mund der ausgesandten Bekehrer schwieg, predigte die Schrift für sich selbst fort; und wo protestantische Missionen waren, mußte man nothwendig auch Schulen errichten, damit die Leute lesen lernten. So hob bei vielen rohen Völkern die Gesittung und höhere Geistesbildung mit der Bibel an.

Zur Bekehrung oder Bekehrung der Juden übersetzte zuerst Elias Hutter die Schriften des neuen Bundes in's Hebräische. Sie traten im Jahr 1599 zu Nürnberg an's Licht. Der Holländer Albrecht Ruyl fing im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Uebersetzung in's Malayische an; doch vollendete er nicht. Erst im Jahr 1668 erschien das ganze neue Testament, von Daniel Brower übersetzt, auf Kosten der holländisch-ostindischen Gesellschaft malayisch gedruckt, zum Besten der Javaner, so wie ohngefähr um dieselbe Zeit (im Jahr 1661) von Daniel Gravius eine Uebersetzung der Evangelien des Matthäus und Johannes in der Insel Formosa.

Lazar Seamann gab im Jahr 1666 zu Oxford das neue Testament in türkischer Sprache; im Jahr 1661 John Elliot das neue und im Jahr 1663 und 1685 das alte Testament in der Sprache nordamerikanischer Eingebornen im

heimen Genoſſenſchaft, in welcher die fähigſten und kühnſten Männer aller Länder zu gegenſeitiger Dienſtbarkeit und Herrſchaft verbunden, durch die Hand Weniger, oder eines Einzelnen geleitet werden könnten. Er gab den Verwandten des Bundes den Namen Illuminaten, oder Erleuchteter, und bereitete ihnen verſchiedene Erkenntniß-ſtufen vor. Zu dieſen ſollten ſie, im Verhältniß ihrer Tauglichkeit, aufſteigen, vom Gehorchen zum Gebieten. Für Sicherheit des Geheimniſſes und der Mitglieder traf er die Einrichtung, daß der Aufzunehmende von allen Theilhabern des Bundes keinen, als denjenigen wiſſen dürfe, der ihn geworben. Erſt nach beſtandener Prüfung ſollte der Neuling in die Verbindung der Geweihten eintreten, deren Geſchäfte ihm jedoch anfangs mehr Arbeiten einer gelehrten Geſellſchaft, als ein Verein für kühnere Zwecke ſcheinen mußten. Aber größern Vertrauens werth gefunden, ſollte er um eine Stufe hinaufgehoben, und dann ſein Geſchäft werden, Menſchen zum Behuf des Ordens zu beobachten, und ihre Gemüthsneigungen, häuslichen Verhältniſſe, Geheimniſſe oder Schwächen auszuſpähen, vermittelſt welcher ſie zu gängeln wären. Scharfblick, Gehorſam und Thätigkeit beförderten zu noch erhabenern Stellungen, Genuſſen, Rechten und Arbeiten im Bunde. Das ganze Geheimniß feſter zu bewahren, empfingen ſämmtliche Mitglie-

der, gleichwie die Ortschaften und Länder, wo sie wohnten, fremde Namen; dazu selbsterfundene Erkennungs- und Schriftzeichen. Jeder zwar kannte die Genossen der Stufe, auf welcher er selbst stand, auch der untern Stufen, keiner aber die Mitglieder der hohern. Dadurch blieben die Führer des Ganzen vor den Augen der übrigen in undurchdringlicher Dunkelheit, während sie selbst unerkannt Werth, Verschwiegenheit und Treue der Untergebenen prüften. Ein unbedingtes Sich-Hingeben an die Sache des Bundes, mit Hintansetzung von Ehr' und Leben, Kirch' und Vaterland, sollte der geheimen Genossenschaft erstes Gesetz sein.

Also dachte sich Weishaupt, aus Theilen der mauterischen Verfassung und aus Grundsätzen der untergegangenen Gesellschaft Jesu, einen ungeheuern Entwurf. Diesen offenbarte er zuerst drei vertrauten Freunden, den Herren von Massenhausen, Zwakh und Merz, welche, bereitwillig zur Ausführung, seine Gehilfen wurden. Als Lehrer der Hochschule kam ihm nicht schwer an, die anlagenreichsten Jünglinge zu werben, in welchen Ehrgeiz ohne Erfahrung, oder die jugendliche Begeisterung für das Glück der Menschheit, allfällige Bedenklichkeiten leicht überwanden. Bald traten auch Geschäftsmänner und Gelehrte, Krieger und Geistliche zu dem Bunde. Jeder ward durch Vor-

ſpiegelungen, wie ſie eben ſeinem Gemüthe am meiſten zuſagen mochten, angezogen; der Eine durch Hoffnung auf Staatsämter und Ehrenſtellen, der Andere durch die Ausſicht, großen Männern näher zu kommen; der Dritte durch Haß oder Furcht der geſtürzten Jeſuiten, von denen geſagt ward, daß ſie neu aufſtrebten, und denen man im Verborgenen entgegenarbeiten müſſe. Viele der Edelſten unter den Deutſchen traten bei, voll Hoffnung, in Verbindung mit allen Edeln der Menſchheit, das Reich des Lichts und der Wahrheit, der Gewiſſensfreiheit und des über verderbliches Herkommen ſiegenden Rechtes ſchneller aufzurichten.

Weishaupt, welcher in ſeinem Bunde bedeutſam den Namen des Spartacus, jenes römiſchen Fechters, trug, der einſt an der Spitze entfeſſelter Sklaven die Beherrſchung Roms und der Welt geſucht hatte, freute ſich im Lauf der Jahre ſeines immer großer wachſenden Werkes. In vielen Städten Baierns und des Auslandes zählten die Illuminaten ihre Freunde. An Thätigkeit aber übertraf faſt alle der Freiherr von Knigge, ein hannöveriſcher Edelmann. Dieſer unternahm es, die ganze Freimaurerſchaft zum untergeordneten Werkzeug zu machen. Die Einrichtungen und Stufen in den maureriſchen Geſellſchaften erleichterten die Ausführbarkeit. Man hatte nur das

Illuminatenthum als eine der höhern Staffeln der Maurerei vorzuſpiegeln, und die tauglichſten Mitglieder derſelben in Weishaupts Orden zu erheben. Der Freiherr von Knigge reiſete alſo in Deutſchland umher. Wißbegier, Geheimnißſucht und Ehrgeiz der Menſchen kamen ihm entgegen. In kurzer Zeit vermehrten ſich Anzahl und Hilfsmittel in den verſchiedenen Gegenden.

Zu gleicher Zeit aber wurde Name, Zweck und Weſen der Illuminaten ruchbar. Ihre Argliſt und Herrſchſucht empörte zuerſt beſonders die freien Maurer[159]; ihr Verfolgungsgeiſt die zerſtreuten Jünger Loyola's. Zu dieſen ſtillen Gegnern geſellten ſich bald andere, welche im bürgerlichen Leben über die parteiiſche Selbſtſucht des neuen Ordens klagten. Es konnte nicht geläugnet werden, daß ſich die Eingeweihten vorzugsweiſe zu Aemtern und Würden halfen, oder einander vor Gerichten und an den Höfen das Wort redeten. Die Finſterniß, in welche der Bund theils ſeine Geſetze und Ziele verhüllte, vergrößerte die Furcht vor ſeiner Mächtigkeit. Eine Verkettung, wie dieſe, als Staat im Staate, ſchien Thronen und

159) In Baiern ſelbſt waren nicht alle Maurer zu den Illuminaten übergegangen, wie die kleine Schrift: „Auch eine Beilage zur erſten Warnung“ 1785 (vom Grafen von Törring) lehrt.

Kirchen gleich gefährlich. Man kannte auch vieler Glieder verwegene Denkart und sittenloses Leben.

Mit diesen äussern Gegnern des Ordens verbanden sich zu seinem Sturz die innern Gebrechen der ganzen Stiftung. Schon in den Grundsätzen, aus welchen sie hervorgegangen war, lag der Keim ihres Verderbens. So schwache Kenntniß hatte ihr Urheber von Welt und Leben gehabt, daß er auch das, wodurch die größten Reiche, die weiland ehrwürdigsten Stiftungen den endlichen Untergang fanden, zur vornehmsten Säule seines Gebäudes erwählt hatte: Verlassung der Tugend und Sittenstrenge um Gold, Gewalt und Wollust. Denn allein dafür, wenn schon mit Schönnamen anständig bedeckt, schwor der Eingeweihte, das Beste des Ordens als sein eigenes, und dessen Feinde und Freunde als die eigenen anzusehen; ihm mit Gut, Blut, Ehr und Leben zu dienen, und sich, im Fall eines Vergehens, den Strafen der unbekannten Obern unverweigerlich zu unterwerfen [160]). Hier waren neue Jesuiten, mit der schlüpfrigen Sittenlehre und dem leichtfertigen Gewissen der alten; aber nicht in Klostern, wie diese, erzogen und abgesondert, sondern gefesselt

160) Man vergleiche damit die „drei Aussagen die innere Einrichtung des Illuminatenordens in Baiern betreffend," vom J. 1786.

von Weib und Kindern, und verzettelt und verwachſen mit der Welt. Umſonſt ſprach der vermeſſene Bund das Recht über Tod und Leben ſeiner Glieder aus; es war, ohne Gefahr für alle, nicht zu vollſtrecken, und blieb nichtige Drohung. Deswegen mangelten Zucht, Eintracht und Gehorſam. Dagegen nahmen Ränke, Betrug und Argwohn unter den verſchwornen Brüdern überhand, welche alle, wie Jeſuiten, herrſchen, nicht, wie ſie, blindlings folgen wollten. Die Edelſinnigern von ihnen erſchreckte dies Schauſpiel. Einzelne von ihnen verlieſſen früh und mit Abſcheu die Gemeinſchaft.

Unter dieſen war der Erſten einer, Joſeph Utzſchneider, Geheimſchreiber der Herzogin Maria Anna, ein junger Mann von feuriger Seele und ſeltenen Geiſtesgaben. Begierig, das Wiſſenswürdige zu wiſſen, zu thun das Thunwürdige, hatte er die Einladung zum Beitritt in den Bund angenommen. Ein neapolitaniſcher Edelmann, genannt Coſtanzo di Coſtanzo, weihte ihn in die höhern Heimlichkeiten ein. Derſelbe hatte ſchon auf Koſten des Bundes Reiſen in mehrere Länder gemacht [161]), und war bei ſeinen Genoſſen nicht ohne Anſehen. Er forderte von Utzſchneider,

161) Im J. 1779 war er deswegen auch in Berlin geweſen.

deſſen Ergebenheit zu prüfen, für den Orden die Auslieferung einiger Briefe, welche König Friedrich von Preuſſen und deſſen Großſtaatsbeamter Herzberg an Maria Anna, die Herzogin von Baiern, geſchrieben. Deſſelben Tages ſandte Utzſchneider, ſtatt der Briefe, ſeinen Ordensſchmuck zurück [162]). Seit dieſem Augenblick ward er von den geweihten Brüdern, als „ein Verſchwundener," mit Haß verfolgt. Doch Andere, dadurch nicht geſchreckt, thaten bald, wie er [163]).

Coſtanzo's Anweſenheit in Berlin hatte unter den freien Maurern Aufſehen erregt, denen er illuminatiſche Stufen geben wollte. Durch die maureriſchen Verbindungen war König Friedrich daſelbſt gegen Coſtanzo's Betriebſamkeit argwöhniſch geworden. Der geheimen Zwecke deſſelben kundig, ertheilte er ſeinem Geſandten zu Regensburg Befehl [164]), den Verhältniſſen dieſes Ordens nachzuſpähen, welcher, wie in Baiern, ſo in Oeſterreich, ausgebreitet, und ſelbſt am Wiener Hofe

162) Im Wintermond des J. 1783. „Nachtrag zu der Schrift: Große Abſichten des Ordens der Illuminaten" S. 45 und die „Ausſagen" u. ſ. w. S. 49.

163) Einige Wochen ſpäter der Prieſter Dillis, dann Georg Grunberger, Mitglied des kurf. Gelehrtenvereins, die Weltprieſter Sulpitius Caſander und Vitus Renner, desgleichen Zaupſer, der Dichter.

164) Im Marz 1784.

wirkſam ſein ſollte. Und als in derſelben Zeit der Antrag des Kaiſers zum Austauſch Baierns gegen die Niederlande geſchah, erging von Berlin, der Illuminaten wezen, eine warnende Botſchaft des Königs an die Herzogin Maria Anna [165]). Denn es ward geredet, der Orden hange, in ſeinen Gliedern zu München und Wien, der Sache des Erzhauſes an [166]), und arbeite für die Vollbringung des Tauſches. Die baieriſche Fürſtin forderte von ihrem Geheimſchreiber Licht über das äuſſere Treiben. Dieſer, eingedenk der Pflichten gegen Staat und geſetzliche Obrigkeit, entdeckte, wer er ſelber geweſen, und was er gekannt: eine Verbindung, welche ſich höher ſtelle, denn Fürſt und Vaterland, darum gegen beide; luſtern, die Händel der Welt zu leiten, darum ſchwachen Fürſten am gewogenſten, und geneigter, verwegene Männer in ihrer Mitte zu ſehen, als tugendhafte. Was Utzſchneider geſprochen, und dann, unterzeichnet von denen, die mit ihm den Orden verlaſſen, in Schrift verfaßt hatte, las Karl Theodor. Der-

165) Schreiben des Grafen von Herzberg an die Herzogin Maria Anna, Berlin den 25. Jänner 1785. Hdſchr.

166) Sonnenfels, der Schriftſteller, und ein Graf Lodenzl zu Wien waren von den Obern im Bunde. Hdſchr.

selbe hatte, schon einige Monate zuvor, alle geheime Verbindungen untersagt [167]). Nun, genauer belehrt [168]), wiederholt' er gegen Freimaurer und Illuminaten seine strengern Befehle [169]). Er setzte sogar Preise auf ihre Entdeckung, und bedrohte widerspenstige Verächter seiner Gebote mit schweren Strafen, wenn sie nicht ohne Verzug jeder heimlichen Verbindung entsagten [170]).

Da lösete sich der ganze Verband unter Furcht

---

167) Befehl vom 22. Brachm 1784, veranlaßt durch Gerüchte und Klagen über die Illuminaten, besonders von Freimaurern. Letztere gehorchten sogleich und traten auseinander; nicht so die Illuminaten. „Große Absichten des Ordens der Illuminaten" S. 38 ff.

168) Utzschneider ward vom Kurfürsten selbst drei Stunden lang vernommen.

169) Unterm 2. März 1785. Es wurden hier ausdrücklich Illuminaten und Freimaurer genannt, letztere, als eine „von ihrem ersten Institute allzuweit abgeartete Gesellschaft."

170) Die Priester Cosandey und Renner waren auf Befehl des Kurfürsten vom Fürstbischof von Freising abgehört worden. (Ihre Aussagen wurden nachher, nebst der Utzschneiderschen, gedruckt.) Der Befehl zur Angebung der geheimen Illuminaten, die sich nicht selber angezeigt hatten, erging am 16. August 1785.

und Schrecken auf. Weishaupt aber, und einige seiner eifrigsten Anhänger, zogen freiwillig ins Ausland, treu ihrem Grundsatz oder Traum. Diesen zu erfüllen, strebten sie geraume Zeit dem Ruhme edler Märtirer für Aufklärung und Wahrheit nach; nannten sich Opfer jesuitischer Rache, verfochten ihr Thun in Red' und Schrift [171]) und unterhielten mit den zerstreuten Unglücksgenossen treues Einverständniß. Als jedoch endlich auch die geheimsten Schriften des Ordens in Baiern gefunden, und auf Geheiß des Kurfürsten öffentlich bekannt gemacht wurden [172]), erkannte die Welt mit Unwillen das vermessene Unterfangen, die Gefährlichkeit seines Zwecks, die Thorheit oder Gewissenlosigkeit der Mittel. Weishaupt selbst, von seinen enttäuschten Freunden verlassen, sank in Verachtung und Dürftigkeit; und der Mann, welcher sonst den Traum der Weltbeherrschung

171) Weishaupts Apologie der Illuminaten. Aus Rache gegen Ugschneider verleumdete er denselben in seiner Apologie S. 110, und hatte den Muth, den Buchhändler Strobel und Hofrath Karl von Eckartshausen als Zeugen zu nennen, welche ihn aber gerichtlich der Lüge ziehen. „Beilage zur Apologie der Illuminaten 1786."

172) Originalschriften die Illuminatensekte betreffend, gefunden beim Freiherrn von Bassus und Zwakh. 2 Bande, 1786 und 1787.

Druck heraus; Bartholomäus Ziegenbalg im Jahr 1715 zu Trankebar das neue Testament tamulisch; die Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß zu London im Jahr 1726 das neue Testament arabisch. In Colombo hatten die Holländer von den vier Evangelien schon im Jahr 1739 eine singalesische Ausgabe veranstaltet; denen folgte im Jahr 1771 die Apostelgeschichte und 1783 das ganze neue Testament. In hindostanischer Sprache ward dasselbe 1758 zu Halle gedruckt, durch Benjamin Schulz übersetzt; in kreolischer 1781 zu Kopenhagen, und ebendaselbst im J. 1799 in grönländischer Sprache.

Alles aber, was bisher geschehen war, um die ältesten schriftlichen Urkunden des christlichen Glaubens über den Erdball auszustreuen, und so gleichsam Christum und seine ersten Jünger in allen Sprachen der Welt für sich selbst reden zu lassen, war mit dem nicht zu vergleichen, was seit dem Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts durch Entstehung der vielen sogenannten „Bibelgeschaften" bewirkt worden ist. Damit kann nicht die Wirksamkeit der Canstteinischen Anstalt zu Halle verglichen werden, oder jene der Täufermissionarien zu Friedrichsnagor (Serampore) in Ostindien, nordwärts Calcutta, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts errichtet ward, und aus

geträumt, freute sich dankbar des Brodes, welches ihm noch die Hand großmüthiger Feinde reichte [173]).

Die Freunde öffentlicher Ordnung, Aufklärung und Tugend wünschten dem Vaterlande Glück zur Zerstörung jenes Werkes der Finsterniß. Eben so sehr aber frohlockten die Jesuiten und alle Gegner besserer Ansicht und Denkart. Der kurfürstliche Beichtvater Frank, schon aus früherer Zeit Weishaupts persönlicher Widersacher, hatte bei Karl Theodor viel zum Fall der Illuminaten gewirkt. Dies gelungen, lenkt' er eben so eifrig den Argwohn des Fürsten gegen die redlichsten Männer des Landes, welche noch frei zu denken, oder gesundere Begriffe zu verbreiten Muth hatten. Treulich unterstützt ihn dazu Lippert, der geheime Rath, sein Freund. An diese Männer schlossen sich ängstliche Klösterlinge; schlossen sich andere, fromm und furchtsam vor den Gefahren der Zeit; noch andere als tückische Hasser fremden Verdienstes, oder überlegener Einsichten. Wider die bisherigen Bekämpfer des Irrthums, Vorurtheils und Aberglaubens, siegreich seit den Tagen

173) In Folge einer für ihn durch Joseph Utzschneider eingegebenen Bittschrift begnadigte ihn nachmals König Maximilian Joseph von Baiern mit lebenslänglichem Jahrgehalt, und versorgte dessen Kinder.

Maximilian Josephs, begann nun die erbitterte Rückwirkung derer, welche aller Neuerung geschworne Feinde geblieben waren. Lange verhehlter Groll brach in rächende Verfolgung aus. Es war genug, einen Mann des Illuminatenthums zu verdächtigen, und ihn anzugeben, um alle seine Verdienste zu verdunkeln, und ihm den kurfürstlichen Haß zu erwecken. Das bloße Verachten eines mönchhaften Wahns brachte nun Namen und Gefahren des Gotteslängners und Ketzers. Aloys Dietzl, Pfarrer zu Berg, einer der frömmsten und weisesten Priester Baierns, ward von den Frommlingen am Hofe verfolgt, weil er durch Wort und Schrift groß zur Läuterung der Glaubensbegriffe in allen Ständen wirkte [174]). Ihn würden die Frank und Lippert seiner Stellen, vielleicht seines Vaterlandes beraubt haben, hätte ihn nicht der edle Herzog Wilhelm, des Herzogs von Zweibrücken Vetter, nicht der ehrwürdige Fürst und Bischof Konrad von Freising selbst in

174) Er war im Marktflecken Pressath in der Oberpfalz den 19. Horn. 1732 geboren. Seine vertrauten Briefe eines Geistlichen in Baiern, seine Predigten, seine Homilien trugen zur Veredlung des Christenthums viel im Vaterlande bei. Das ward sein Verbrechen. Einen Abriß seines Lebens enthält die Gallerie denkwürdiger Baiern. 1. Heft.

Schirm genommen. Das Forſchen des beſonnenen Denkers und die Schwindelei eitler Brauſeköpfe galten bald eins. Schüchtern ſchwiegen die einſichtvollen Lehrer des Volks. Achtbare Männer wurden, auch wenn ſie ſchwiegen, zurückgeſetzt, oder von ihren Stellen entfernt. Andere, um gröſſerer Verfolgung zu entkommen, verlieſſen unwillig das Vaterland [175]). Jener Vorſchlag eines Ketzergerichts, welchen vor Jahren der Landshuttiſche Dominikaner Joſt gethan, und der beſſere Theil des Volks, als Wahnwitz, verſpottet hatte, wurde nun durch Frank und Lippert erfüllt; bald das gelbe Zimmer im kurfürſtlichen Schloſſe Schreckensname jedes Biedermannes. Der Parteigeiſt erhob prangend über dem Untergang von tauſend Keimen des Guten ſein Haupt. Perſönliche Sicherheit verſchwand. Mancher Edle, an Hoffnung beſſerer Zukunft verzweifelnd, ward der Raub

175) So Milbiller, in ſeiner Geſchichte Deutſchlands 2. 435. Er ſelbſt gehörte zu denen, welche ohne Schuld Verfolgung duldeten. Bloſſes Verdachts wegen, daß er mit auswärtigen Herausgebern von Zeitſchriften in Verbindung ſtehe, muſte er im J. 1783 München und ſein Vaterland verlaſſen. Clemens Baader in der Zeitſchrift für Baiern 7. Heft. S. 105.

ſeines Grames um das Vaterland, wie es Andreas Zaupſer nun ward[176]).

Das waren die Nachwehen vom wilden Unterfangen der Illuminaten. Karl Theodor, welchen Furcht allzuleichtgläubig gemacht hatte, ſolate nur den äußern Räthen ſeiner Umgebungen. Dieſe ermüdeten nicht, vor immer neuen Gefahren zu warnen, mit welchen das Aufklären der Völker die Thronen und Altäre bedrohe. Sie wieſen in Deutſchland, in England, in Frankreich, auf die Fluth von Schriften verwilderten Geſchmacks und Geiſtes, worin zügelloſe Meinungen, frecher Witz, und ſittenvergiftende Einbildungen, alle Ordnung und Zucht, wie Glauben und Tugend verhöhnten. Gegen ſolchen irren und frechen Geiſt die Ruhe Baierns zu wahren, ſchien ihnen rathſam, das Land dem Einbruch des Verderbens zu verſchlieſſen, wie einſt die alten Herzoge in den Tagen der groſſen Kirchentrennung gethan. Nur in Wiederherſtellung des löblichen Alten ſahen ſie Geborgenheit vor gröſſern Gräueln. Ihnen aber hieß löblich: des Prieſterthums alte Macht, der Laien blinder Glauben; der ſchweigende Gehorſam Aller. Darum betrieben ſie Anſtellung eines eigenen päpſtlichen Machtboten, und unmittelbaren Stellvertreters

176) Wie wir von Weſtenrieder (Beitr. 6, 105) wiſſen

des heiligen Stuhls in Baiern. Der Kurfürst unterhandelte mit Rom, im Wunsch, nicht im Sinn seiner Rathgeber. Er begehrte einen Vollmächtigen des römischen Hofes zu sich, nicht um die priesterliche, sondern die eigene Gewalt zu erweitern. Denn er sah ein, daß er in unmittelbarer Verhandlung mit Rom oder dessen Gesandten Ziele, die er wünschte, schneller erreichen werde, als im Briefwechsel mit Bischöfen, Erzbischöfen und auswärtigen Angeordneten des heiligen Stuhls; daß er nur so den Einfluß benachbarter Hochstifter, oder ihren Widerstand gegen seine Verfügungen, mit Nachdruck hemmen, und das ungeheuere Fortströmen des Geldes vermindern könne, welches an die römischen Nunzien in Köln, Luzern und Wien für Lossprechungen in Ehesachen und andern Dingen geistlicher Gerichtspflege gezahlt zu werden pflegte.

Ein Jahr nach Verbannung der Illuminaten erschien zu München der päpstliche Nunzius, Julius Cäsar Graf von Zoglio, Erzbischof von Athen. Alsbald ward in den Staaten des Kurfürsten volle Einheit kirchlicher Angelegenheiten gestiftet.

Die deutschen Bischöfe und Erzbischöfe erhoben sich mit Klagen und Verwahrungen gegen die Eingriffe Roms in ihre Rechtsame. Sie riefen des Kaisers Majestät zum Schutz germanischer Kir-

chenfreiheit auf. Sie sandten Abgeordnete auf einen Tag, zu Ems gehalten, um die Emporhaltung ihrer Befugnisse zu berathen [177]). Die Emser Versammlung vereinigte sich in Geist und Grundsätzen, wie sie schon dreiundzwanzig Jahre zuvor Hontheim, der edle Weihbischof von Trier, in seinem, durch Rom verdammten, Buche ausgesprochen hatte [178]). Sie stellte der deutschen Bischöfe Recht gegen Roms Anmaßungen fest, und der deutschen Kirche Freiheit nach den Satzungen der Kirchenversammlung zu Basel. Aber der Stellvertreter des heiligen Stuhls in München lächelte kalt zu den ohnmächtigen Anstrengungen, und setzte ruhig die ihm übertragene Gewalt ins Werk. Der Kurfürst unterstützte ihn mit Kraft. Der Kaiser sah, in Freundschaft für Karl Theodor, dem Streit der Bischöfe gelassen zu. Man unterhandelte mit einzelnen Kirchenfürsten. Man verdächtigte andern die Absichten der Erzstifte. Man wiegelte die Einen wider die Uebrigen auf. Man verlockte selbst von den Häuptern der Emser Versammlung, daß sie den Satzungen derselben entsagten. Verdrossenheit

177) Im August 1786.

178) Der Justinus Febronius des Joh. Nikl. von Hontheim, welcher in Deutschland, Venedig, Frankreich und Portugal in mehrern Auflagen erschien, war im J. 1763 ans Licht getreten.

und Kälte trat darauf bei den Uebrigen an die Stelle des erſten Eifers. Und ſo ſiegte römiſche Staatskunſt in Deutſchland. Dieſe fortdauernde Macht, dies Glück Roms, ſeinen Einfluß in fremden Staaten auch dann noch zu behaupten, wann es nicht mehr durch die Unwiſſenheit der Völker, oder durch Bannſtrahlen, vom Vatikan geſchleudert, allgewaltig war, dankte es ſeiner Klugheit und Verfaſſung, in der mehr Größe als Eitelkeit lag. Die Deutſchen hatten längſt angefangen, die wichtigſten Aemter ihrer Kirchen, die Ehren der Abteien und Bisthümer, nur zu Erbtheilen ihrer Fürſtenſöhne und Adelskinder zu machen. Rom aber bekleidete mit ſeinen höchſten Würden die Würdigſten, ohne Betrachtung der Abkunft. So verband es bei ſich mit dem Vortheil, als Eines in der Trennung Vieler zu herrſchen, jederzeit das Uebergewicht trefflicher Naturgaben, die nicht immer das Geſchenk des Stammbaums ſind. Der Kurfürſt aber ärntete bald die goldenen Früchte des Beiſtandes, welchen er der Sache Roms geleiſtet hatte. Pius VI ſandt' ihm erneute Vollmacht [179]), die Geiſtlichkeit ſeiner Staaten zehn Jahre zu beſteuern.

---

179) Breve vom 6. Winterm. 1787. Es war beſtätigte Fortſetzung der unter dem Namen Decimation eingeführten Beiträge der Geiſtlichkeit. Sie ertrugen

10.

Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung.

Die Weisesten und Größten aller Fürsten, deren Namen in den Geschichten des menschlichen Geschlechts unverdunkelbar glänzen, sind allezeit diejenigen gewesen, welche, durch Gesetzgebung, Wissenschaft und öffentlichen Unterricht die Geistesmacht ihres Volkes entwickelnd, sich und ihren Thronfolgern bleibende Ueberlegenheit gegen die Nachbarn schufen. Auch diejenigen hat man nach ihren lobwürdig gefunden, welche unter kluger Verwaltung, durch Gewerbe, Künste, Handel und Schiffahrt, den öffentlichen Reichthum ihres Landes emporbrachten.

Karl Theodor hatte unstreitig von der Natur größere Gaben, denn viele seiner Vorfahren empfangen, um in beiderlei Wegen sich ein vor der Nachwelt ewiges Gedächtniß, und seinem Volke ein Dasein voller Glückseligkeit und Ehre zu gründen. Aber dafür entflammte ihn nicht die heilige Lust an großen Dingen, nicht der Reiz des

---

rein im J. 1786: 495,368 fl. 31 kr., in den folgenden Jahren aber, nach Abzug von ohngefähr 120,000 bis 130,000 fl. der Ausgaben nur 114,000 bis 115,000 fl.

Ruhmes, nicht der Besitz eines Staates, in welchem er weder die Fußstapfen seiner eigenen Väter, noch den Dank seiner eigenen Enkel erblickte. Daher beschränkt' er kleinmüthig alle Sorgen auf Vermannigfaltigung dessen, was den Abend seiner Tage veranmuthigen konnte. Er wich in Liebe harmloser Gemächlichkeit gern dem aus, was den ruhigen Gang der Staatsführung ändern oder gespanntere Aufmerksamkeit nothwendig machen mußte; und zog das Uebliche und Alte den Versuchen des Neuern und Bessern vor. Doch war er immer bereit, anzuhören, was in einzelnen Theilen Vollkommneres herbeiführen mochte, ohne das Ganze zu erschüttern; oder was seinem Glanz und Vortheil diente, indem es dem gemeinen Wohlstand half. So legt' er zu vielem Guten in Baiern den Keim, ohne die Verwirrungen der Staatshaushaltung zu enden, die von jeher Baierns Erbübel waren. Seine Räthe und Diener ärnteten Lobes genug, wenn sie die landesherrlichen Truhen und Kisten füllten. Waren diese voll, schien der Staat wohl versorgt. Aber die Schatzkammer des Staates soll im gewerdigen Reichthum des Landes, nicht unter Kellergewölben des fürstlichen Schlosses, sein. — Karl Theodor sah inzwischen dennoch unzern Unterthanen leiden, und mäßigte vielmals freundlich den Druck, wo ihnen

derselbe durch den Eifer seiner Diener zu hart geworden.' Karl Freiherr von Hompesch, der die Gehalte verminderte, die Wartgelder einzog und andere Ersparungen ähnlicher Gattung einführte [150], machte sich und seinen Gebieter verhaßt. Der Kurfürst vernahm es, stellte das Ersparen ein, und schickte seinen Großbeamten nach Düsseldorf zurück. In Staats- wie Hauswirthschaft ist Knauserei ein so gefährlicher Irrweg, als Verschwendung. Hompesch war übrigens ein verdienstvoller, redlicher Mann, von großer Einsicht, richtigem Blick, und vieler Thätigkeit, welcher mit geringen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen verstand.

Die Landesschulden hatten beim Tode Maximilian Josephs über zwanzig Millionen Gulden betragen [151]. Die öffentlichen Ausgaben waren daneben nicht vermindert worden; die Einnahmen aber ohne beträchtlichen Zuwachs geblieben [152]. Des Innviertels Verlust, wie der Zutritt von

---

150) Man hieß deswegen damals ein Kartenspiel, sonst Zwicken oder Labeten genannt, „hompeschen".

151) Eigentlich 20,230,871 fl.

152) Die gesammten Einnahmen von Baiern, Oberpfalz und Leuchtenberg betrugen im Durchschnitt jährlich zwischen 7 und 8 Millionen; ungefähr eben so viel, bald mehr, bald weniger, die Ausgaben.

deren Buchdruckerei die Bibel ganz oder theilweis schon in neunundzwanzig Sprachen Mittelindiens hervorgetreten ist.

Schon oben haben wir den Ursprung der „britischen und ausländischen Bibelgesellschaft zu London" im Jahr 1804 erzählt, zu welchem ein braver Landpfarrer den Anlaß gab. Wir haben gesagt, daß Männer jedes Standes ihr beitraten. Der ehrwürdige Wilberforce, der Vizeadmiral Gambier, Graf Moira, Generalgouverneur von Ostindien, und andere der Ersten des Landes rechneten es sich zum Ruhm, diesem Vereine anzugehören. Wer eine Guinee beiträgt, ist dafür ein Jahr lang, wer zwanzig Pfund Sterl. mit einemmale gibt, ist lebenslang Mitglied; wer für jährlich fünf Guineen unterzeichnet, ist Direktor, wer mit einemmale für fünfzig und mehr Guineen unterzeichnet, ist lebenslänglicher Direktor. Die Direktoren haben das Recht, allen Versammlungen des gesellschaftlichen Ausschusses stimmgebend beizuwohnen, der eigentlich aus sechsunddreißig Gliedern besteht, die Geschäftsleitung hat und die allgemeinen Versammlungen beruft.

Diese Gesellschaft gibt von ihrer und der Wirksamkeit anderer mit ihr verbundenen ähnlichen Anstalten inner und ausser Europa alljährlich öffentliche Berichte. Sie unterstützt ausländische Vereine zur „Beförderung der Bibelverbreitung mit

Neuburg und Sulzbach, änderten das Verhältniß nicht wesentlich. Immer noch wurden Baiern, Oberpfalz und Leuchtenberg, abgeschlossen für sich, verwaltet; und wieder die Rheinpfalz und Jülich für sich. Alle hatten aus eigenen Einkünften die eigenen Bedürfnisse zu bestreiten, und zur Hofhaltung des Landesherrn die Beiträge zu steuern.

Einen wichtigen, vorzeiten den größten Theil der Einnahmen gab Baiern, das Herzogthum, aus dem Ertrage der liegenden Staatsgüter, aus den Forsten, Berg- und Salzwerken, Kasten- und Lehengefällen [153]). Zweckmäßigere Anordnung, oder treuere Verwaltung würden den Gewinn um Vieles erhöht haben. Beides vereitelte, wie ehmals, immer noch der Eigennutz derer, welche sich aus den Kosten der Gewirthschaftung bereicherten. Die weitläuftigen Waldungen des Landes blieben Goldgruben der Jäger, welche ihr Weidwerk, die Luft- und Nebensache, zum Hauptgeschäft, Pflege der Forsten zur untergeordneten Verrichtung machten. Daß man ihnen den Unterschleif im Holz nicht nachrechnen könne, versäumten sie muthwillig, statt des verderblichen Femmelns, die be-

153) Dieser Ertrag belief sich auf eine Million und darüber. Im J. 1792: 899,307 fl. 30 kr., im J. 1796: 1,191,756 fl. 28 ½ kr.

fohlne Einführung regelmäßiger Schläge [154]). In den Wäldern der Gutsbesitzer und Gemeinden, welche vormals eigene Bannwarte halten konnten, schalteten sie, wie Herren, sich auf fremdem Eigenthum Geld zu erpressen durch lose Willkühren [155]). Daher verlor der Staat [156]), gewann der Jäger, und die schönsten Forste verödeten weit mehr durch der Beamten, als der Borkenkäfer und Kieferraupen Gefräßigkeit [157]). Erst da der Schade, auf ein Jahrhundert geschätzet, fühlbar wurde, lehrte der Kurfürst demselben durch verbesserte Einrich-

154) Die schon durch die Verordnung vom J. 1762 geboten gewesen.

155) Anmerkungen über das baierische Mandat vom 1. August 1778 durch J. T. Freih. v. Schollenberg. (Eigentlich Simon Rottmanner.)

156) Für die Unkosten über die Hälfte des Gesammtertrags. Die ganze Einnahme der Forstgefälle belief sich z. B. im J. 1786 auf 100,573 fl., die Ausgabe auf 53,864 fl. Im J. 1790 Gesammteinnahme: 149,198 fl. 33 kr. 2 pf., die Ausgabe 82,018 fl. 42 kr. 1 pf. — Die sogenannten Holz-Gartengefälle warfen im Durchschnitte jährlich 40,000 bis 60,000 fl. Gewinn ab.

157) In den Jahren 1783 und 1784 wurden durch den Fraß der Kieferraupe bei Amberg, Regensburg, Deggendorf, Vilshofen, Straubing u. s. w. große Wälder zu Grunde gerichtet.

kung[188]), und durch Bildung tüchtiger Männer[189]), Grenzen.

Minder einträglich waren die Bergwerke des Herzogthums für den Staatsschatz. Karl Theodor that weise, dieselben unter neuen Anordnungen und ſtattlichen Rechtſamen für Gewerkſchaften, freizugeben[190]). Der gewöhnliche Menſch kaufet beſſer für eigenen, als gemeinen Nutzen. — Sichtbarer wuchs der Gewinn der koſtlichen Salz-

188) Neue Forſteinrichtung vom 14. März 1789. Neues Oberforſtmeisteramt vom 16. Winterm. 1790. In den Staatsrechnungen des Jahres 1788 erſcheint zum erſtenmal eine Gründung zu Forſtandau von 110,120 fl. 52 kr. 2 pf., davon ſogleich 55,347 fl. 22 kr. verwendet wurden; im J. 1789 war das Vermögen ſchon auf 1,677 fl. 9 kr. 2 pf. abgeſchmelzen, wovon wieder 911 fl. 28 kr. 1 pf. ausgegeben wurden; dann kam der Name nicht wieder in den Rechnungen vor.

189) Eine Forſtſchule für die, welche in kurfürſtliche Dienſte treten wollten, ward ſchon im J. 1787 beſchloſſen, aber erſt drei Jahre ſpater ausgeführt. Obwohl der Oberjägermeiſter Waldkirch ihr Gegner war, ließ der Kurfurſt ſie doch fortwirken. Aus ihr gingen treffliche Forſtmänner und Feldmeſſer hervor, und mit dem Forſthaushalt änderten ſich zugleich die Grundſatze des Ackerbaues.

190) Den 6. März 1784.

werke von Reichenhall, Traunſtein und Frohnreut. Sie ſchütteten Jahr aus Jahr ein beinah eine halbe Million in den öffentlichen Schatz [191]). Karl Theodor pflegte ihrer mit beſonderer Vorliebe, welche noch durch die Spannung, in der er gegen Hieronymus, den Erzbiſchof Salzburgs, lebte, zum Vortheil Baierns erhöht werden mochte. Er berief zu ihrer Verbeſſerung den ſachkundigen Schweizer Clais von Winterthur [192]), und ſcheute nicht vieljährigen großen Aufwand, die Druck- und Pumpwerke, Waſſergebäude, Sudwerke und anderes vollkommener zu ſchaffen, um reineres Salz zu empfangen, oder Holz und Arbeiten zu ſparen. Dazu geſellte ſich

191) Im Jahr 1777 war die Einnahme 1,057,215 fl. 27 kr. 3 pf., die Ausgabe 747,970 fl. 19 kr. 1 pf. — Im J. 1787 war die Einnahme 1,717,936 fl. 32 kr. 2 pf., die Ausgabe 1,496,770 fl. 58 kr. 1 pf. Der reine Gewinn folglich nur 221,165 fl. 34 kr. 1 pf. — Im J. 1790 Einnahme 1,563,338 fl. 47 kr. 1 pf., Ausgabe 1,166,395 fl. 54 kr. 1 pf., folglich 396,942 fl. 53 kr. reiner Gewinn. Im J. 1798 betrug dieſer 562,894 fl. 56 kr 3 pf.

192) Im J. 1782. Es benimmt den Verdienſten dieſes thätigen und geſchickten Mannes nichts, daß er zur Anlegung der Salzpfannen den Gedanken von den Menziſchen Einrichtungen zu Hall im Tirol entlehnt haben mag.

der Vortheil vom Halleiner Salz, mit welchem Baiern, kraft alter Verträge, den Handel die Donau aufwärts führte [193]). Der Preis des Salzes an der Wurzel zu Hallein, die Menge, welche Baiern alljährlich zu nehmen, Salzburg zu bereiten hatte, wurde in neuer Uebereinkunft mit dem Erzstift festgesetzt [194]). Zu dem Reichenhaller und Traunsteiner Salz ward auch das Berchtolsgadner gemischt, welches zu Schellenberg gesotten wird. Dieses ist lange Zeit immer unter dem Salz von Hallein begriffen gewesen, bis es Karl Theodor ganz für Baiern gewann. Einem Manne, dem sein Vaterland mehr als einen Dank schuldig geworden ist, dem Grafen von Torring-Gronsfeld, Kammervorsteher, gelang durch Unterhand-

193) Es wurden auf der Donau jährlich 240,000 Stück verführt, deren Verschleiß, im Preise zu 4 fl. 40 kr. im J. 1799: 1,120,000 fl. betrug. Ueber die Quellen des Mißvergnügens in Baiern. S. 103.

194) Im J. 1781. Wenn Baiern über den festgesetzten Preis allgemeine Aufschläge machte, mußte es dem Erzstift ein Drittheil derselben überlassen. Salzburg war gehalten, höchstens 1000 Pf. Salz, d. i. 264,000 Kufen alten Geschirrs, oder 296,994 Zuberstöcke jährlich zu liefern; und hinwieder Baiern wenigstens 900 Pf., d. i. 267,295 Zuberstöcke neuen, oder 216,000 Salzkufen alten Geschirrs abzunehmen.

lung und Vertrag, des Reichsstiftes Berchtolsgaden Salzwerk, zu Pfann, Gries und Berg, sammt Nutznießungsrechten dazu gehöriger Forsten, um jährliche Entschädigung von fünfzigtausend Gulden in ewiges Eigenthum Baierns zu verwandeln [195]). Vorher schon war über die Waldungen, zum Sude des reichen Salzes, besonders gehandelt, und der Verjüngung alter Zwiste auf immer vorgebeugt worden [196]).

---

195) Laut Hauptvertrag vom 15. Mai 1795. Falls, vermittelst Verbesserungen, mehr als 110,000 Zntr. Salzes, und mehr als 75,000 gediegenen Salzsteins ausgeführt werden würden, sollte dem Reichsstift für jede, diese Gesammtsumme von 215,000 Zentner übersteigenden, hundert Zentner Salz 20 fl. Vortheil, ausserdem für Beihilfe wegen erlittener Wasserschaden 20,000 fl., dazu jährlich noch unentgeldlich 1,500 Klafter Holz, auch 150 Zentner Salz und jedem der sieben Stiftsherren 200 fl. Jahrgeld gegeben werden. Das Reichsstift verhieß dagegen an allfälligen durch Krieg, Erdbeben, Erdfallen, Menschen- und Viehseuchen entstehenden Schaden den sechsten Theil zu tragen. — Salzburg stritt aber nachmals diesen Vertrag heftig beim Reichshofrath an.

196) Die Waldungen der Landgerichte Reichenhall, Traunstein und Marzoartstein wurden vermessen; die Waldrechtsame auf den Gebieten von Salzburg

Von den Einkünften aus des Herzogthums nutzbaren Rechten, als da sind Jagden, Braureien, hohe und niedere Gerichtsbarkeiten, gewährten die Braugefälle beiweitem den ergiebigsten Vortheil, jährlich bei anderthalb Tonnen Goldes freien Ertrag [197]; die Jagden hingegen bei unermeßlichem Schaden verächtliche Ausbeute [198]. Und die Gerichtsfälle und Amtsnutzungen waren zu schwach, die Ausgaben für Verwaltung der Gerechtigkeit zu decken [199]. Es lebte noch außerdem eine überschwengliche Menge von Gerichtsbeamten, welche sich, ohne feste Besoldung, aus Gebühren und Sporteln nährte. Darum fehlte es häufig am Recht im Lande; desto weniger an Rechtshändeln. Letztere wurden ohne Mühe durch die

---

und Berchtolsgaden fester bestimmt. Den 30. Christmond 1793 kam mit dem Stift Berchtolsgaden durch die Thätigkeit des Grafen von Törring-Gronsfeld und Joseph Utzschneiders der sogenannte „Waldverlackungsrezeß" zu Stande.

197) Ungerechnet die Braugefälle von kurfürstl. Herrschaften, die jährlich 3000 — 4000 fl. und den vierten Bierpfennig, der wohl zwischen 20,000 und 50,000 fl. rein abwarf.

198) Im Durchschnitt etwa 3000 fl.

199) Gewöhnlich mußten 30,000 bis 40,000 fl. Nachschuß gemacht werden.

Verschiedenheit sich einander durchschneidender Gerichtsbarkeiten vermehrt. Manches Dorf zählte derselben fünf und sechs inner seinen Ettern. Dann trat hilfreich dazu die ewige Fluth aufeinander folgender Gesetze und Befehle, oder neuer Berichtigungen und Erläuterungen derselben [200]). Wer kannte sie alle? Auch der Redlichste lief jedes Schrittes Gefahr, in das unsichtbare Garn der Verbote verwickelt zu werden, in Rechtsstreit zu fallen. Dienstfertige Beamten lauerten genug, den Fehlbaren zu haschen, um ihn durch Schmälerung seines Vermögens Vorsicht zu lehren, oder sich, war er arm, vom Staate die Mühen für öffentliche Sicherheit lohnen zu lassen. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen. Durch alle Strenge des peinlichen Gesetzbuchs, durch alle Schauerlichkeit der Todesstrafen [201]) wurde die Zahl der Verbrechen nicht vermindert. Denn vermittelst anderer Gesetze und Einrichtungen war

200) Sie füllten im Todesjahre Karl Theodors nicht weniger, als sechs Foliobände, worunter natürlich auch viel ältere waren.

201) Der Kurfürst unterzeichnete ungern die Menge der Todesurtheile, doch begnadigte er selten, um das Gesetz nicht zu entkräften. Aber er dachte menschlich genug, die häufig vorkommende Strafe des Raderns in bloße Enthauptung umzuändern.

für Fortdauer der Quellen gesorgt, aus welchen des Volks Unsittlichkeit sprang. In den Pfleggerichten, die gewöhnlich den Raum von vier bis fünf Geviertmeilen umfaßten, reichten drei bis vier Gerichtsdiener nicht hin, die Sicherheit gegen Diebs- und Raubgesindel zu bewahren; und diesem gebrach es bei den Rechtsamen von achtzig und etlichen kurfürstlichen Gerichten, die sich mit mehr als tausend ständischen Hofmarken durchkreuzten, selten an Schlupfwinkeln.

Den größten Theil der Staatseinnahmen des Herzogthums warfen aber die mannigfaltigen Auflagen ab; immer drei bis vier Millionen, wozu alljährlich, nebst der Zehntung der Geistlichkeit [202]), auch die landschaftlichen Beisteuern kamen [203]).

Nicht sowohl immer die Größe der Abgaben, als ihre Mannigfaltigkeit, ungleiche Vertheilung und kostspielige Erhebungsart war das, was, wie von jeher, Kraft und Glückseligkeit des Landes niederdrückte. Denn unter vierzigerlei verschiedenen Namen und Weisen wurden vom Unterthan Gefälle und Steuern bezogen. Die Unübersehbar-

202) Die sogenannte „Decimation" gewährte jährlich im Durchschnitt über 100,000 fl. reine Einnahme.

203) Gewöhnlich 800,000 bis 1,000 000 fl. z. B. im Jahr 1787: 716,200 fl. — im J. 1788: 966,200 fl. — im J. 1789: 966,200 fl. — im J. 1790: 946,200 fl.

keit des verworrenen Wesens begünstigte vielfachen Betrug und Willkühr. Einzelne Ausbesserungen mit kleinlichen Ansichten vernichteten, wie alles Flickwerk, Einfalt und Klarheit des Ganzen noch mehr. Daher geschah, daß zuweilen die verschiedenen Auflagen mehr als den vierten Theil der Einkünfte eines Hausvaters wegzehrten, während der Nachbar, von gleichem oder größerm Vermögen, weniger bezahlte. Der Steuerfuß blieb, wie er vor Alters gewesen, nicht nach der Güter wahrem Werth, sondern nach ihrer alten unverhältnißmäßigen Einhöfung bestimmt. Es zahlte der Hof des minder fruchtbaren Oberlandes soviel, als der in den ergiebigern Fluren des Niederlandes; und der kleinere oft nicht weniger, als der größere, weil man selten wußte, wie groß ein Hof ursprünglich gewesen. Auf den ärmern und arbeitenden Theil des Volks war und blieb, nach wie vor, die größte Bürde der Abgaben geworfen [204]); der Reichere hatte die meiste Erleichterung. Besonders genoß der Adel unmäßiger Begünstigung. Die

204) So mußte im J. 1784 z. B. der Prälaten- und Ritterstand nur zwei Standsteuern, der Bürgerstand deren vier zahlen, (Journal von und für Deutschl. 1784, 2, 139); der Landmann, neben den Leistungen an den Kurfürsten, noch an Klöster und Ritter Acker- und Blutzehnten, Frohndienst, Stift u. dgl. steuern.

oft sehr beträchtlichen Geldsummen. Sie ist als die wahre Muttergesellschaft, als Kern und Mittelpunkt der übrigen anzusehen.

Wir wollen hier die mehr oder minder mit ihr verwandten Bibelgesellschaften der Zeitfolge ihrer Stiftung nach, und nach den Welttheilen geordnet angeben:

In Europa.

Im Jahr 1804 ward gleichzeitig mit der Londner eine Gesellschaft zu Nürnberg gestiftet, die bald darauf aber nach Basel verlegt worden ist. Sie gab die Bibel deutsch, romanisch, französisch und italienisch heraus.

Im J. 1805 die zu Berlin; böhmische und polnischen Ausgaben.

— 1809 zu Stockholm; schwedische Bibeln.

— 1812 zu Abo in Finnland; finnische Bibeln.

— 1812 zu Preßburg in Ungarn.

— 1812 zu Königsberg in Preussen; lithauische Bibeln.

— 1812 zu Zürich in der Schweiz.

— 1812 zu Stuttgard; deutsche Bibeln.

— 1812 zu Halle in Sachsen.

— 1813 zu Gothenburg in Schweden.

— 1813 zu Westeroos im schwedischen Westmanland.

— 1813 auf der Insel Gothland.

Geringfügigkeit seiner Abgaben im Verhältniß zur Geistlichkeit und zum Bürger konnte selbst von den Vertheidigern adelichen Vorrechts durch nichts als Herkommen entschuldigt werden [205]).

Der Fürst oder der Staat empfing, wieviel auch allseitig gegeben wurde, kaum zwei Drittheile aller jener Einnahmen. Das Uebrige verlor sich bei der zersplitternden Bezugsart, in den Händen zahlloser Angestellten, Einzieher, Schätzer, Berechner und welche Namen sie führen mochten. Bürger und Landmann, dieser nützlichste und größte, dieser schuldloseste Stand des Volks, war, neben den gesetzlichen Abgaben, noch der gewissenlosen Raubgier eines Heeres von Schergen und beamteten Leuten preisgegeben. Karl Theodors Gerechtigkeitssinn steuerte zwar hundert Unfugen; doch tausend blieben ungestört zurück [206]). Wo

205) Ungerechnet die mittelbaren Abgaben hatte bloß an unmittelbaren der Bauer im Durchschnitt jährlich 17 fl., der Bürger 4 fl., eine klösterliche Hofmark 183, eine adeliche Hofmark oder Sitz 16 fl. zu entrichten. Die Landstände von Baiern, was waren sie u. s. w. S. 167 und Quellen des Mißvergnügens u. s. w. an m. O.

206) Die ekelhafte Schandlichkeit in der Bereicherungskunst vieler damaligen Amtleute hat niemand getreuer, als Simon Rottmanner in seinen beiden Schriften: Unterricht eines alten Beamten

der Unterthan dem Geldhunger der Amtleute, nicht dem Bedürfnisse des Staats zinsen muß, sieht er die Obrigkeit als seine Feindin an, verbirgt er vor ihr sein Geld, und läßt er das Verdienst darben. Und wo Verdienst, Rechtschaffenheit und gemeinnütziger Eifer weniger als Gönnerschaft, Bestechung, Fürsprache, Weiber, Verwandtschaft und Geburt zu Ehren und Aemtern helfen, sind Tugend des Fürsten, Würde des Gesetzes und Glückseligkeit des Volks, Spiel und Sport der Gewalt und List selbstsüchtiger Diener. Man sah damals häufig den Pfleger und Oberamtmann, zu bequem, oder unfähig, alle Berichte, Vorstellungen und Bittschriften der Untergeordneten zu prüfen, sich mit dem Auszug derselben von der Hand seines Schreibers begnügen. Der Großbeamte am Thron, in die Einzelnheiten der Beschwerden oder Angaben zu wenig geweiht, oder in Zuversicht auf der untern Behörden Treue, legte seinen Beschluß dem Fürsten vor. Dieser unterschrieb, was er eben so wenig kannte. So führte der Schreiber zuletzt in seiner Stube den Staat.

In des Herzogthums ältern Zeiten war der Gang der Geschäfte sehr einfach gewesen, und

an junge Beamten u. s. w. 3 Bde. 1783; nothwendige Erkenntniß des Forst- und Jagdwesens in Baiern 1780, und andern Schriften geschildert.

dem Landesherrn, wie dem Volke durchschaulich. Der Fürst, in der Mitte seines Rathes, übersah die Gerechtigkeitshandlungen der Vitzthume, Pfleger und Richter; die Arbeiten der Steuerer und Rentmeister; Stand und Bewaffnung des Heeres; Handhabung von Zucht und Ordnung in Städten und Dörfern. Seitdem war die Zahl des Volks nicht gewachsen; um weniges nur das Gebiet durch Nebenlande; desto mehr der Prunk der Fürsten. Da waren die Vitzthume in eben so viele Landesverwaltungen verwandelt; für jeden einzelnen Zweig der Staatsgeschäfte neue Behörden und Unterbehörden erfunden, die sich wieder über einzelne Dinge in niedrigere Behörden zerklüfteten. Da ward unter allen ein Reiben und Sträuben und Rangstreit oder Zweifeln über die Grenzen sich durchschneidender Geschäftskreise. Da lief das Geringste den längsten Weg an der Kette der Behörden hinauf, und kam mit Kosten betrachtet zurück, die des Gegenstandes innern Werth oft weit überwogen. Da ward das Schlichteste verwickelt, das Leichteste schwierig, das Helleste dunkel.

Karl Theodor erkannte die Uebel, unter welchen Alles erkrankte. Nur in voller Umgestaltung und Wiedergeburt des Ganzen war Rettung. Es mußten vielhundertjährige Gewohnheiten gebrochen, mühlerworbene einander durchkreuzende Rechte gelöset; unbillige Vorrechte vernichtet,

und Stolz und Freiheiten der Stände, und Ansprüche des engherzigen Ortsgeistes getilgt werden. Wie in der Natur aus dem Verwesen neues Leben, mußte aus Alles umwälzendem Unrecht ein neuer Zustand des Rechts entspringen. Dafür hatte Karl Theodor nicht den Muth. Schweigend überließ er der Zeit das große Werk. Sie entzieht sich demselben nie. Er behielt sich den Ruhm, die unter einander widerwärtigen Befugnisse der Einzelnen zu ehren. So blieben die Rechtsame für Jeden das Unrecht für Alle.

Wie im Herzogthum Baiern walteten ähnliche Verhältnisse in den Nebenlanden; hier beinahe dieselben Arten öffentlicher Abgaben. Die obere Pfalz [207], welche gegen siebenmal hunderttausend Gulden auswarf [208], forderte bei dreimal

207) Hier betrug der reine Ertrag von den Kastengefällen gegen 20,000 fl.; eben soviel das verkaufte Getreide; die gemeine Steuer 40,000 bis 50,000 fl., wozu gewöhnlich eine außerordentliche Steuer 100,000 fl. gab. Die rothenbergischen Beiträge gaben ungefähr 15,000 fl., die Forstgefälle gegen 25,000, das Umgeld bei 70,000, nicht viel weniger Zoll und Maut.

208) Im Jahr 1790 waren die Einkünfte der obern Pfalz, reinen Ertrags, zu 353,351 fl. 37 kr. angeschlagen, ungerechnet eine außerordentliche Steuer von 216,000. — Die Herrschaft Sulzburg trug etwa 15,000, und Portenau 5000 fl. ein.

hunderttausend für ihre öffentlichen Bedürfnisse zurück. Der Ueberschuß verschwand zur Tilgung anderer Noth. Wie in Baiern, war hier die Vertheilung der Lasten und der Maasstab der Besteuerung ungleich [209]); doch das Volk genügsam und thätig. Die reichen Erzgruben bei Amberg, Bodenwöhr und der Gottesgabe gaben den Leuten großen Verdienst. Die Schulden des Landes waren mäßig [210]). Hier vermehrte auch Karl Theodor sein Hausgut noch durch Ankauf der Herrschaft Breiteneck [211]), welche vom erloschenen Geschlecht der Tilly an die Freiherren von Gumpenberg gekommen war. Und von den Grafen von Seibeltsdorf erkauft' er sich unweit Velburg das Schloß Helfenberg sammt den Gütern [212]). Hingegen erhoben sich mehrmals um seine Genußsame mit dem Hause Oesterreich mancherlei Irrungen, als dieses die böhmischen Lehenrechte auch über die

209) Das Einfache der Steuer betrug in der obern Pfalz gewöhnlich 45 kr. von jedem Hundert; in den tillyschen und leuchtenbergischen Besitzungen nur 30 kr.; so wie anders in Salzburg, Pyrbaum, Rothenberg u. s. w.

210) Die Staatsschulden gesammter Oberpfalz betrugen im J. 1797 nur 637,669 fl. 8 kr. 1 pf.

211) Im J. 1793 um 600,000 fl.

212) Im Jahre 1794.

in der obern Pfalz und Sulzbach gelegenen Güter der Landsassen ausdehnte, welche man immer als Reichsland betrachtet hatte [213].)

Die Landgrafschaft Leuchtenberg, gleichwie die Herzogthümer von Neuburg und Sulzbach, boten dem Staatsschatz nur mäßigen Ertrag [214]). Die letztern beiden verblieben unter eigenen Verwaltungen und Einrichtungen. Es war nur ein vorübergehender Versuch, von weniger Jahre Dauer gewesen, sie mit der Oberpfalz, unter der Staatspflege von Amberg, zu vereinen [215]). In Neuburg hatten die Hochstifte Eichstädt und Augsburg, der Dom zu Regensburg, verschiedene Klöster Baierns und der Herzog von Würtemberg viele Güter und Unterthanen. Dies schmälerte die Einkünfte des

213) Im J. 1794 rückte sogar österreichisches Kriegsvolk ein, die böhmischen Landeshoheits-Zeichen anzuschlagen. Zwar auf Vorstellung des Kurfürsten zogen die Soldaten zurück; aber die Mißhelligkeiten erneuerten sich noch im J. 1801 bei Vertheilung des einzulagernden baierischen und österreichischen Kriegsvolks.

214) Leuchtenberg hatte ungefähr 30,000 fl. Einkünfte; ungefähr eben so viele das Herzogthum Neuburg, dies aber auch (im J. 1790 30,861 fl. 21 kr.) Schulden. Ueber ein Drittel der Einkünfte ging auch hier zur Bestreitung der Staatsausgaben auf.

215) Vom J. 1790—1795.

Kurfürſten nicht wenig. Als aber der Kaiſer ſelbſt den Anfang gemacht, eigengewaltig, und ſonder Schonung aller Rechtſame, die Beſitzungen ſchwäbiſcher Reichs- und Kreisſtände im Innern ſeiner Gebiete, gleich eigenen Unterthanen, zu beſteuern, folgte auch Karl Theodor dem Beiſpiel des Oberhaupts gern. Alsbald wurden geſammte, aus dem Lande gehende grundherrliche Einkünfte mit jährlichen Herrſchaftsſteuern belegt [216]). Wie laut auch die Bedrängten um verletzte Billigkeit wehklagten, oder um die Größe der Steuer, welche beinah den ſechsten Theil der bezogenen Einkünfte betrug: man trieb ſie mit Gewalt ein. In derſelben Zeit, da der Kurfürſt Breiteneck und Helfenberg in der obern Pfalz an ſich nahm, erwarb er auch Parsberg [217]), den Markt des Herzogthums Neuburg, der vorzeiten eigene Freiherren gehabt, und nach deren Ausgang an die Grafen von Schönborn gelangt war.

Selten geſchah, daß von den Einkünften aller dieſer Länder Erſpartes zurückgelegt wurde. Zwei Fünftheile deſſelben verſchlangen die Koſten der öffentlichen Verwaltung, ein Fünftheil das Heer, ein Fünftheil die Hofhaltung. Das Uebrige ward

216) Im J. 1782.

217) Durch Kauf im J. 1793 von Eugen Hermein Grafen von Schönborn.

für Zinsen oder Frißenzahlung alter Schulden gegeben [218]). Hellen Ueberblick vom Zuſtand des Staatshaushaltes, vom Verhältniß und Gleichgewicht ſeiner Theile, empfing Niemand. Der landſchaftliche Ausſchuß verbarg vorſichtig ſeines Steuerweſens Einrichtung, um deren Mißgeſtalt nicht zu verrathen. Dem Hofe hinwieder war gelegen, daß man ihm nicht nachrechnen könne.

11.

Was für des Landes beſſern Anbau und Gewerbe geſchieht.

Der verderbenreiche Zuſtand des öffentlichen Hausweſens war nicht verkannt, ſondern ſeit Langem getadelt. Die Geſetze der jüngſten Jahrhunderte mit ihren Nachbeſſerungen geben Urkunde

218) Als Beiſpiel diene das J. 1792, als das letzte Friedensjahr Baierns vor dem franzöſiſchen Umwälzungskriege. In demſelben betrugen vom Herzogthum Baiern die Staatseinnahmen 5,617,129 fl. 26 kr. 2 pf. Die Staatsausgaben 5,601,299 fl. 28 kr. Von den letztern kamen auf den Hofſtaat 1,072,400 fl. 30 kr. 1 pf. (nur für Unterhalt und Hofhaltung des Kurfürſten 963,120 fl. 10 kr.); für die Unkoſten der öffentlichen Verwaltung, ohne das Kriegsweſen, 1,907,515 fl. 37 kr. 1 pf.; für das Kriegsweſen 1,219,818 fl.; für Zinſen und Frißenzahlung alter Schulden 1,063,326 fl. 27 kr. 1 pf.

davon. Doch die Grundübel blieben unangetaſtet. Daher verhärteten mit der Zeit vielerlei Gebrechen und wuchſen üppig durch ihre eigne Kraft.

Gleichwie des menſchlichen Leibes Geſundheit, Stärke und Schönheit durch ruhigen Umlauf ſeines Blutes und verhältnißmäßige Vertheilung deſſelben in allen Gliedern gedeiht; Hemmung aber und Anhäufung des Geblutes dem Leben Gefahr bringt; ſo hängt das Wohlſein des Staatskörpers von richtiger Verbreitung des öffentlichen Vermögens, und vom Auf- und Abſtrömen deſſelben durch alle Stände ab. Ungeheure Anhäufung des Reichthums in den einen, neben gänzlichem Mangel in den andern Theilen, iſt Krankheit. Müßiggang und Bettel ſind anfangendes Abſterben einzelner Gliedmaßen; Meuterei und Aufruhr Krämpfe des krankhaften Körpers.

In Baiern flieg alljährlich von den untern Ständen des Volkes der Reichthum des Landes zu den höhern empor; wenig kehrte davon zurück. Daher drunten zunehmende Verarmung, Zinsbarkeit und Knechtſchaft; droben Ueppigkeit, Entnervung und Uebermuth. Drunten verminderte ſich das Beſitzthum; viele tauſend Hände wurden müßig und leer. Droben wuchs in der Hand Einzelner die Zahl der Ländereien; die wurden wegen der Menge ſchlechter gebaut. Gewerb' und Künſte, welche dem Prachtaufwand und Sitten-

verderben fröhnen, blühten; während diejenigen darbten, welche der Nothdurft dienen. Bevölkerung, Glanz und Ueppigkeit des landesfürstlichen Wohnplatzes schritten eben so sichtbar vor, als Leben, Kunstfleiß und Wohlstand der übrigen Städte, Märkte und Flecken zurück.

München, das Haupt der baierischen Städte, erweiterte und verschönte sich von Jahrzehend zu Jahrzehend nach allen Richtungen. Sein Umfang wuchs den nächstgelegenen Dörfern entgegen, also daß man versucht ward, dieselben als Vorstädte zu achten. Hier leerten der Hof, die höchsten Behörden des Staates, der reiche Adel, die Menge der Fremden das Füllhorn ihres Ueberflusses aus. Zwar ward nicht mehr die große Zahl nützlicher Gewerb' und Handthierungen des Alterthums gesehen [219]; aber was die Wollüste des Lebens zeugt und nährt, Tummelplätze des Vergnügens, Kaffeewirthe, Bier- und Weinhauser, und Krämerläden für entbehrliche Bedürfnisse, gedieben im Uebermaas [220]. Die Menge der Menschen schwoll in

219) Wie Gewerbsfleiß und Handel von München seit dem dreißigjährigen Kriege sanken, und noch unter Karl Theodors Herrschaft nicht die alte Höhe wieder erreichten, stellen Westenrieder (Beitr. 1, 233 ff.) und Sutner (München während des dreißigjährigen Kriegs) gründlich dar.

220) Im J. 1793 hatte München achtundfünzig Kaffee-

Im J. 1813 zu Petersburg in Rußland, vereint mit ihren Bibel-Hilfsgesellschaften zu Mietau, Moskwa, Riga, Dorpat, Reval und Jaroslaw, welche die Bibel ganz oder zum Theil in deutscher, russischer, kalmückischer, finnischer, armenischer, polnischer, französischer, slavonischer, lettischer, dorpatisch- und revalisch-esthischer Sprache herausgaben.

— 1813 zu Chur in der Schweiz.

— 1813 zu Schafhausen in der Schweiz.

— 1813 zu St. Gallen in der Schweiz.

— 1813 zu Amsterdam eine englische Bibelgesellschaft, und im Jahr nachher auch eine niederländische.

— 1814 zu Rotterdam.

— 1814 zu Elberfeld für das ehemalige Großherzogthum Berg.

— 1814 zu Hannover.

— 1814 zu Dresden.

— 1814 zu Warschau.

— 1814 zu Lübeck, Hamburg, Altona, Bremen.

— 1814 zu Erfurt und Danzig.

— 1814 zu Lausanne und Genf.

kurzen Zeiträumen an[221]); mit ihr die Unzucht der Sitten. Eine Hälfte der Einwohner lebte von dem Aufwand der andern. Der vierzigste Mensch aber vom Bettel[222]). Der neugebornen Kinder faſt die Hälfte war unehelicher Geburt[223]),

häuſer und hundert und achtzig Bierwirthſchaften. Weſtenrieder (Beitr. 5, 391).

221) Nach einer genauen Zahlung vom J. 1781 befanden ſich in München, auch wenn das Lechel, Nymfenburg, Schleißheim und Fürſtenried dazu gerechnet waren, 37,940 Seelen. (General-Konſpekt des Real- und Perſonalſtandes der kurf. Haupt- und Reſidenzſtadt München pro anno 1781; von Ignaz Brichel. Hdſchr.) Im J. 1787 betrug die Zahl der Häuſer inner den Ringmauern 1241, der Einwohner höchſtens 38,000. Im Jahr 1800 inner den Ringmauern bei 40,000; die Vorſtadte Au, Gieſſing, Haidhauſen, Lechel, Falkenau dazu gerechnet, beinahe 49,000 Seelen; im J. 1816 die Stadt mit ihren ſechs eigentlichen Vorſtadten, Au, St. Annavorſtadt, Schönfeld, Maximilianvorſtadt, Ludwigsvorſtadt, Iſarvorſtadt: 60,000 Seelen, Chr. Müllers München 1, 108.

222) Im Jahr 1782 zählte man in der Stadt 1275 Bettler. Weſtenrieder Beſchreib. der Haupt- und Reſidenzſtadt München, S. 230.

223) Im J. 1814 waren unter 1925 Neugebornen 738 Uneheliche; im J. 1815 unter 2109 Neugebornen 814 Uneheliche. Chr. Müller, 1, 108.

Zeugniß thierischer Ausschweifung und Ehebruchs.

Mehr noch, als die Menge der Einwohner, nahmen Pracht und Menge der Gebäude zu. Der alte Raum ward dem stolzen Aufwande, nicht der Zahl der Menschen, zu klein. Es stiegen Paläste neben Palästen auf. Wo sonst wenige Zimmer für eine gemächliche Haushaltung Platz gaben, wurden nun Häuser verlangt. Denen sonst das einfache Haus der Väter genügt hatte, wurden Prachtwohnungen, Gärten und Lusthäuser nöthig. Es stieg weit um aus dem Boden eine Mannigfaltigkeit neuer Anlagen, öffentlicher Plätze und Freudenorte. München ward sowohl durch Zierlichkeit seiner Gebäude, als durch Sicherheit, Ordnung und Bequemlichkeit seiner öffentlichen Einrichtungen in Europa berühmt. Dafür erwarb sich vor allen Benjamin Thompson unsterbliches Verdienst, ein in gemeinnützigen Dingen kenntnißvoller und eifriger Mann. Aus Rumford, einer kleinen Stadt Amerika's, gebürtig, war er, seiner Einsichten wegen, in England durch den König zum Ritter erhoben, dann durch den Kurfürsten von Baiern nach München berufen. Karl Theodor zog ihn in den Rath, seine Erfahrungen bei Anlegung öffentlicher Anstalten, Verschönerung der Hauptstadt, oder Ersparung der Verwaltung zu benutzen. Thompson, bald zum

Grafen von Rumford erhöht, und durch vertrautere Verhältniſſe mit der Gräfin von Baumgarten in die volle Gunſt ſeines Gebieters eingeführt, ſah ſich damit zu allen wohlthätigen Unternehmungen vielvermögend. Er gründete neue Gewerbe verſchiedener Art, den Dürftigen Arbeit zu geben; ſchafte den läſtigen Bettel ab, verſchönerte die Anmuth der Umgebungen, die Reinlichkeit im Innern der Stadt, führte beim Heer, bei öffentlichen Anſtalten und andern Zweigen der Verwaltung, ohne derſelben Nachtheil, ſinnreiche Sparſamkeit ein, alſo, daß ſeine Schöpfungen in der baieriſchen Hauptſtadt die Muſter fremder Hauptſtädte wurden.

Doch was Rumford Heilſames für München zu ſtiften wußte, wirkte nur ſchwach oder gar nicht zu den übrigen Städten des Kurfürſtenthums hin. Dieſe, ihrer Unbehilflichkeit überlaſſen, verkümmerten, ſammt den Märkten, unter den Nachwehen der alten Kriege, oder unter dem Joch des Zunftgeiſtes, und der lähmenden Steuern und Gaben. Der größere Theil der handthierenden Bürger, wenig bemittelt, oder arm, bot in hohen Preiſen ſchlechtere Waare, als das Ausland. Mangel fähiger Arbeiter, Mangel der Gewerbsfreiheit, der Zufuhr und des lebendigen Verkehrs, vertheuerten die rohen Stoffe, die Löhnung der Arbeiter und ſelbſt die gemeinen Mittel des Lebens. So

schlugen die Handwerker mit ihren Waaren auf, und ärnteten weniger Bestellungen. Der Untermungsgeist der Thätigen schwand. Umsonst ward von Maasregeln des Zwanges, der Städte und Märkte Aufkommen erwartet, welches nur durch Fleiß und Tüchtigkeit in Kunst und Gewerb zu erreichen war. Man widersetzte sich mit zünftischer Strenge der Niederlassung geschickter Leute im Lande; tödtete muthwillig der Werkstätten Wetteifer in Trefflichkeit der Waare oder Billigkeit der Preise; machte Einfuhrverbote fremder Erzeugnisse, und stellte gesetzliche Preise der inländischen fest. Doch jene, wie diese Anordnungen, allseitig umgangen, vermehrten natürlich die Uebel, denen sie wehren wollten. Kunstfleiß und Verkehr durch belohnende Ermunterungen, Vorschüsse und weise Freilassungen zu beleben, ward durch Selbstsucht der Großen, altherkömmliche Ordnungen, und Muthlosigkeit der Niedergebeugten unmöglich. Dem landesherrlichen Schatz aber waren die Einkünfte der Mauthen und Zolle zu köstlich [224]).

224) Die Mauth- und Waarenaufschlagsgefälle, inbegriffen die Mauth zu Regensburg am Kornmarkt, desgleichen die bei den Städten Donauwörth und Wemding, betrugen im Durchschnitt, nach Abzug aller dabei waltenden Ausgaben von ungefähr 200,000 fl., noch immer jährlich 2 — 300,000 fl. (Staatsrechnungen. Hdschr.)

Deßhalb blieben Handel und Kunſtfleiß ohne Aufſchwung. Im einzigen kleinen Barmenthale des Großherzogthumes Berg blühten auf zwei Geviertmeilen mehr Großgewerbe, als in allen übrigen Staaten Karl Theodors zuſammen genommen. Das war aber auch in jenem glücklichen Winkel der Erde möglich, wo weder bürgerliche Verfaſſung dem Kunſtfleiße alte Feſſeln vererbte, noch blode Staatsklugheit ihm neue anſchlug. Baiern nährte nirgends bedeutende Großgewerbe, als in oder neben der Hauptſtadt einige, meiſtens der Prunkluſt oder Ueppigkeit dienſtbar: Bereitungen von gewirkten Handteppichen, Porzellangefäßen, Gold- und Silberwaaren, Baumwollen-, Seiden- und Dünntuch-Zeugen, auch von Tabak, Spielkarten und Malerpinſeln [225]). Die Handwerker beſtritten kaum die unentbehrlichſten Bedürfniſſe [226]). Nur Garnſpinner, Leinweber [227]),

225) Weſtenrieders Beſchreibung von München, S. 132.

226) Das Herzogthum Baiern zählte im Jahr 1792: 40,765 Handwerksmeiſter mit 26,107 Geſellen und 6891 Lehrjungen. Der Werth ihrer Arbeiten ward auf 3,157,198 fl. berechnet, davon das Ausland 355,727 fl. erhielt.

227) Im Jahr 1792 waren in Baiern 7579 zünftige Meiſter, die nebſt 2902 Geſellen und 870 Lehrjungen für 714,138 fl. Leinwaaren verfertigten,

Bierbrauer[228]), Pelz- und Lederbereiter[229]) des Herzogthums, wie Eisenhämmer und Glashütten der obern Pfalz und Neuburgs[230]), warfen in die Wagschalen des baierischen Handels einiges Gewicht.

Gedachte man der jährlichen großen Ausfuhr des Holzes, Getreides, Salzes, Eisens, Glases, Leinens, Hopfens, Heerdenviehs, und anderer Dinge, die der Fremde verkauft wurden, entstand freilich Beruhigung über die ungeheuern Summen, mit welchen Baiern und die obere Pfalz nebst Sulzbach und Neuburg ausländischem Kunstfleiße zinsbar waren. Doch waltete über das genauere Verhältniß des Verkehrs mit fremden Staaten

---

da hingegen in der obern Pfalz 248 Meister mit ihren Gesellen und Lehrlingen auf 3912 Stühlen für eine Million Gulden Waare machten.

228) Nur der Werth des Weißbiers, von mehr denn tausend Brauern bereitet, ward über 1,000,000 fl. angeschlagen.

229) Was im Jahr 1792 in Baiern 3788 Meister mit 2655 Gesellen und 709 Lehrlingen an Leder- und Pelzwaaren verfertigten, ward 738,138 fl. werth geschatzt.

230) Die obere Pfalz hatte über vierzig Eisenhämmer, nebst sechs Drathzügen; dazu neben vielen Glashütten über dreißig Spiegelschleifereien.

undurchdringliche Dunkelheit[231]). Was das Volk zur Selbſtkenntniß leiten und den vaterländiſchen Eifer erwärmen konnte, ward zu den Staatsgeheimniſſen gezählt. Nur ſoviel erhellte aus einzelnen Angaben[232]), daß Baiern, ohne gewerbtreibender Staat zu ſein, dennoch immer durch Handel mit ſeinen Erzeugniſſen Ueberſchuß und Vortheil erſchwingen werde, ſo lange ſich die Menge erkünſtelter Bedürfniſſe der Ueppigkeit und Prachtliebe nicht aus der Hauptſtadt über das Land verbreiten, oder ſo lange der Anbau des Bodens, durch vermehrten Abſatz heimathlicher Waaren, dem Bedarf fremden Kunſtfleißes das Gleichgewicht halten würde.

Das Land, einſt ſo volkreich und wohlgebaut, ſtand noch immer voll unfruchtbarer Gründe, unbewohnter Haiden und unüberſehbarer Moore; kaum eine Million und zweimalhundert tauſend Juchart Feldes wurden im weiten Herzogthum Baiern gebaut, und auch von dieſen blieb alljähr-

231) Im J. 1781 wurde der Werth der Einfuhr auf 6,670,000 fl., der Ausfuhr auf 7,450,000 fl. berechnet; überhaupt angenommen, daß Baiern durch den Waarenverkehr jährlich eine Million Gulden gewinne.

232) Die von Zeit zu Zeit im Münchner Intelligenzblatt und andern Flugſchriften erſchienen.

lich der dritte Theil unbestellt und brach. Wie rauh und kiesig der Boden Oberbaierns sein mochte, er war nicht undankbarer, als der des Nordgau's, und dennoch wußte diesem der Fleiß des Oberpfälzers weit mehr Segen zu entlocken. Wie fruchtbar die Fluren Niederbaierns sein mochten, nichts desto weniger verlor sich der Wanderer daselbst in weiten Strecken vernachlässigter Gründe, verwilderter Forsten und unwirthbarer „Moser" und Filze. Das war die Wirkung der Verfassungen, der Unwissenheit und Armuth des Volkes. Niemand zweifelte, daß Baiern ein Drittheil mehr Einwohner beherbergen und nähren konne, als es wirklich besaß. Aber statt die Quellen der Nahrung zu vergrößern, sorgte das Gesetz für Verminderung der zu Ernährenden. Man fuhr fort, Unbegüterten die Ehen zu erschweren, indem ihnen die Heirathsbewilligungen verkauft wurden [233]). Die Gemeinden sträubten sich wider die Verheirathung unbemittelter junger Leute, aus Furcht, die Haushaltungen verdoppelt zu sehen, die ihnen zur Last waren. Arbeitsamen Taglöhnern erlaubte

233) Im J. 1788 erlangen die Heirathsbewilligungen zu den landesherrlichen Einkunften im Herzogthum Baiern 18,339 fl., sonst gewöhnlich 11,000 und 12,000 fl., in der Oberpfalz gewohnlich 2000 bis 3000, im Leuchtenbergischen bei 200 fl.

man selten, mit Weibern und Kindern länger als zehn Jahre an einem Orte zu wohnen, der nicht ihre Heimath war; den Handwerkern nicht, sich in Dörfern niederzulassen, und Zunftmäßigen nicht, sich über eine bestimmte Zahl in Städten und Märkten zu vermehren. So hinderte, wie die Ueppigkeit der höhern Stände, auch die Armuth der Niedern, neben der Menge eheloser Geistlichen beiderlei Geschlechts, das Zunehmen der Bevölkerung [234]).

Wie läßig aber auch der Landbau getrieben sein mochte, immer lohnte er reich, und die fleißige Hand mit Ueberfluß. Dafür zeuget, daß dieser Boden, welchem für seine Bewohner alljährlich über vier Millionen Scheffel Getreides abgefordert wurden [235]), genug hervor brachte, um noch dem Ausland ein Uebermaas von zwei Millionen zu geben.

Wahrlich, ein genügsames Volk, dem sein Va-

---

234) Nach einer Zählung vom J. 1792 bestand die Bevölkerung von Baiern, Oberpfalz, Neuburg und Sulzbach aus 1,252,442 Seelen. Weßenriedens Beitr. 6, 230.

235) In den Hungerjahren 1770 — 1773 entdeckte man, daß nur das Herzogthum Baiern jährlich 3,829,150 Scheffel Getreides verbrauche. Weßenriedens Jahrbücher der Menschheit 2, 54.

terland aus eigener Fülle Eisen, Brod und Salz sattsam verleiht, ist unvergänglicher Selbstständigkeit und des glücklichsten Völkerloses fähig, wenn es desselben mit seinen Tugenden werth bleibt. — Karl Theodor erkannte den Schatz, welchen ihm das Schicksal zugedacht hatte, wenn er ihn zu heben verstände. Er that viel, den öffentlichen Fleiß zu ermuntern. Er verhieß zehnjährige Gefreitheit von Abgaben und Zehnten beim Aufbruch öder Gründe [236]). Er verwandelte für seine landgerichtischen Unterthanen die lästige Grundbarkeit und die Ueberbleibsel des Leibeigenthums in gefreites Erbrecht, die Plage der Frohnen in Geldgaben, also, daß die Güter der Bauern, frei vom lähmenden Zwangfal, statt desselben bestimmten Zins entrichteten [237]). So gab er den Hofmarksherren, welchen das Schaarwerk schlechten Gewinn brachte, und denen die Frohnbaren mit Verdrossenheit dienten, ein Beispiel der Nachfolge. Er leitete bessere Bewirthschaftung der Gemeindsforsten ein [238]); mahnte an Erträglichkeit der Bie-

236) Schon unterm 20. Weinm. 1779.

237) Im Anfang des Jahrs 1779. Auch die Leibgüter der Kirchen wurden im Jahr 1782 in Erbrecht umgeschaffen.

238) Im J. 1795, da auch eine eigene Forstkammer errichtet ward.

Im J. 1815. In den Niederlanden schlossen sich über 40 kleinere Gesellschaften des Königreichs an die von Amsterdam.

— 1815 zu Braunschweig, Cleve, Osnabrück.

— 1815 zu Königsfeld im Schwarzwald.

— 1815 zu Nassau-Homburg, Frankfurt am Main, Neuwied.

— 1815 zu Bern und Aarau in der Schweiz.

— 1815 bei den Waldensern in den Thälern Piemonts zu La Tour.

— 1815. Schleswig-Holstein. Die dänische Bibelgesellschaft ließ zugleich das Evangelium Matthäi in der Sprache der Insel Feroe abdrucken, einer alten, dem Isländischen verwandten Mundart.

— 1815 auf der Insel Island; zu Upsala und Lund in Schweden.

— 1815 zu Astrakan, Theodosia und Haskaf in Rusland.

— 1815 zu Straßburg.

Viele andere Gesellschaften haben sich seitdem noch gebildet, zu Breslau, Magdeburg, Potsdam, Wesel u. s. w. In Großbritannien bestanden im Jahr 1815 bei fünfhundert Gesellschaften dieses Zwecks.

In Asien waren Bibelgesellschaften seit dem Jahr 1811 in Calcutta.

nenzucht; rief durch Belohnungen zum Anbau der Futterkräuter im Brachfeld [239]); befahl Pflanzung von Schattenbäumen längs Hochstraßen, und anderes Löbliches mehr. Zum Nützlichen ward oft das Entbehrliche gefügt; sogar auf die Zucht der serischen Seidenpflanze [240]) und des Maulbeerbaumes gewiesen, zur Pflege des zarten Seidenwurms unter rauhem Himmel.

Doch wieviel Gutes geleistet ward, das Wichtigste nicht. Allem Anbau des Bodens muß Anbau des Geistes vorangehen; freie Hand im Geschäft; Sicherheit im Genuß. Aber es trug der baierische Landmann, wo nicht der Leibeigenschaft Ketten, doch ihre Narben. Er that, was er mußte; des Uebrigen entband er sich gern. Der Gutsherr hinwieder wollte den Frohndienst der Grundholden ungern entbehren oder in Geld verwandeln; denn zur Bestellung seiner weitläufigen Felder fehlte ihm, um Geld sogar, die nöthige Zahl der Tag-

239) Unterm 28. Herbstm. 1793 wurde bestimmt, daß davon kein Zehnten gegeben werden solle; im folgenden Jahr ward die Freiheit wieder beschränkt.

240) Ein Mann, Namens Herzer, verfertigte in München zuerst aus der Wolle der Asclepias Syriaca Handschuhe, Hüte u. dgl. Das gab den Anlaß zum Preise der Pflanze.

löhner. Was aber der Frohnende that, ward nur in Unluſt vollbracht. Darüber Zorn und Drangſal vom Herrn; Widerſpenſtigkeit und Klage vom Unterthan; ewiger Rechtsſtreit Beider vor Gerichten. — Der Landmann, ſein eigenes Feld pflügend, folgte in gedankenloſer Ruhe dabei der Kunſt und Weiſe ſeiner Väter, und ſah mißtrauiſch den Neuerer an, welcher Beſſeres predigte. Auch der Anblick gelungener Verſuche im Acker des Nachbars lockt' ihn nicht bald aus ſeinem Geleiſe. Wie es die Alten getrieben, war's ihm wohl recht. Mit größerm Gewinn aus der Erde fürchtet' er größere Laſt für das Haus: Verdoppelung der Steuern, oder der Nachſtellungen geldlüſterner Beamten, Schergen, Jäger und Strolchen. Was er erworben, deß war er ſelten getröſtet. Entging er dem Schaden von Wettern und Waſſern, verſchonte der Hagel oder das Wildpret ſein Feld, ſchwächten den Reichthum ſeiner Heerden [241]) nicht tödt-

241) Die Viehzucht des Landes war beträchtlich. Im Jahr 1792 zählte man im Herzogthum Baiern, in der Oberpfalz, in Neuburg und Sulzbach zuſammen 199,027 Pferde, 160,140 Ochſen, 484,944 Kühe, 324,162 Rinder, 760,842 Schafe, 319,099 Schweine, 37,829 Ziegen. Weſtenrieders Beitr. 6, 230.

liche Seuchen [242]): so entrissen ihm landesherrliche Viehsperren [243]) Hoffnung und Recht, die Frucht seines Fleißes aufs Beste zu verwerthen.

Wohlthätiger blieben die Werke, welche Karl Theodor, sich zum Denkmal für die Nachwelt, vollb achte, wenn er in fürstlicher Machtgröße, wie bei Dachau und Eurasburg, Berge ebnete, oder, wie bei Abbach, Straßen durch Felsen bahnte, oder weite Moore austrocknete.

Eines der größten Moore von Baiern lagerte sich, ohnweit Schrobenhausen und der Donau, zwischen Pöttmes und Oberstein, vier Meilen lang, über zwanzig Stunden im Umfang [244]). Diese unübersehbare Wildniß, vor undenklichen Zeiten ein Donau-See, war noch jetzt von Aachen und Wildwassern versumpft, welche vom höher gelegenen Lande herab zur Donau gehen. Da suchten die Heerden benachbarter Ortschaften kärgliches Futter, oder Menschen schnitten und fischten es aus dem Schlamm. In regnerischen Zeiten versank das Vieh in den bodenlosen Grund, eine Beute der Blutigel; trockene Sommer versengten das Gras der lockern, torfigen Flächen. Der Sümpfe giftige Ausdunstungen

242) Wie in den Jahren 1781 und 1796.

243) Wie in den Jahren 1780, 1785, 1794.

244) Es enthielt 56,892 1/10 Juchart zu 40,000 Schuh.

brachten den Heerden beſtändige Seuchen[245]; den Menſchen Waſſerſucht, Ruhr und Fieber[246]; den Umgegenden Gewitter und Hagelſchauer. Der Kurfürſt fand die Entſumpfung der weitläufigen Einode würdig ſeines unternehmenden Geiſtes.

Den gemeinſamen Ablauf der Moorgewäſſer, Breitlach genannt, führte er eine halbe Meile lang im ſechszig Schuh breiten Kunſtgraben zur Sandrach; einen zweiten Abzug, anderthalb Meilen lang, von der Ingolſtädter Straße hinab. Dann, das Schwerſte vollbracht, ermunterte er Andere zur Vollendung des Werks, und bot das Land, welches gewonnen ward, frei von grund- und lehenherrlichen Rechten[247], den künftigen Anbauern zum Eigenthum hin[248]. Dies zu verrichten, ward eine Geſellſchaft gebildet, die zur Sammlung der erſten Unkoſten[249] Antheile verkaufte. Aber ſo gering waren Luſt und Zuverſicht,

245) Unter zehn Jahren blieben ſelten zwei ohne Viehſeuchen.

246) In der Pfarrei Baar ſtarben von 48 Erwachſenen immer 13 an der Waſſerſucht.

247) Der Freibrief vom 11. Jänner 1790.

248) Der Eigenthumsbrief vom 15. März 1790; und unterm 10. März 1795 erfolgte Freiung des Donaumooſes vom Zehnten.

249) Zu 300,000 fl. angeſchlagen.

daß der Fürſt ſelbſt die meiſten der Antheile behielt [250]). Während die moorigen Felder nach allen Richtungen mit Haupt- und Nebengräben durchſchnitten, dieſe mit Pappeln und Weiden bepflanzt, Tiefen mit abgegrabenen Erhöhungen gefüllt, und alle Theile von Stockau bis Lichtenau durch eine neue Hochſtraße vereint wurden: gab Karl Theodor dem Strome der Donau geraden Lauf. Dieſe, von der Grenze des Fürſtenthums Neuburg bis Ingolſtadt in weiten Krümmungen fließend, dämmte bei Eisgang und Hochwaſſer den Ablauf der Sandrach und des Moorgrabens zurückſchwellend auf. Fünf Halbinſeln, um die ſich der Strom ſchlängelte, wurden durchſtochen, und den Schiffern die ſonſt fünfmal längere Fahrt zur Viertelſtunde verkürzt [251]).

Wo ehemals Sumpf- und Waſſervögel im Geſchilf ihr einſames Neſt gebaut, richtete der Menſch ſich nun zwiſchen Gärten, Wieſen und Aeckern die Hütte auf, und athmete geſundere Luft, von peſtilenziſchen Dunſten entleert [252]). Das Unter-

250) Auch die übrigen löſete er nach und nach wieder ein.

251) Die Durchſtiche betrugen in ihrer Länge 31,000 Schuh.

252) Im J. 1807 lebten auf dem Donaumooſe ſchon in achtzehn neuen Ortſchaften und ſieben Einöden 1631 Perſonen in 339 Häuſern. Ueber den Kurſt-

nehmen hatte den Kurfürsten beinah eine Million Gulden gekoſtet, und doch gelang es nicht zur wünſchenswerthen Vollkommenheit. Denn viele Gräben, fehlerhaft gezogen, hinderten nachher an verſchiedenen Stellen das Bewäſſern allzutrockenen Bodens. Anbauer, ohne Auswahl in die neuen Niederlaſſungen verpflanzt, zu arm und unwiſſend, oder zu träg, den magern Torfboden zu behandeln, blieben in elender Dürftigkeit. Dazu kam eine Menge verwickelter Rechtshändel, von den anſtoßenden Nachbarn gegen die Eingriffe in ihren uralten Beſitzſtand erhoben [253]).

In denſelben Tagen war das Schwaltacher Moos angebaut, zwiſchen Weilheim, dem Städtlein an der Ammer, und dem Kloſter zu Dieſſen gelegen. Es widerſetzten ſich zwar die Eborherren dieſer alten Auguſtiner-Propſtei dem Unternehmen mit großer Macht; denn ihnen that weh, ihre Jagd auf den Filzen und Moorgründen zum Beſten

graben und Bächen, auf und an den Erdwällen, befanden ſich 89 Brucken, 42 Durchlaſſe und 4 Schleuſen. Aktenmäßige Donaumoos-Kulturgeſchichte von Georg Freiherrn v. Aretin, und Neuburger Taſchenbuch auf das Jahr 1808.

253) Es wurde endlich eine eigene gemiſchte Gerichtsſtelle, aus Gliedern verſchiedener Behörden, zuſammengeſetzt, um die Streitigkeiten zu behandeln. Die meiſten konnten gutlich abgethan werden.

des Landbaus einzubüßen. Von den geiſtlichen Landſtänden wurden ſie treu unterſtützt. Aber der Kurfürſt entſprach ihnen nicht. Zum erſtenmale ward die Luſt des edeln Waidwerks dem nützlichern Anbau des Bodens zum Opfer gebracht; und der Wohlſtand Weilheims, der Dorfer Wielenbach und Raiſting und anderer Eigenthümer nicht unbedeutend geäufnet.

12.

Mißhelligkeiten des Hofes und der Hauptſtadt.

Im J. 1733—1791.

Es war in Bajern nicht leicht, groß auf das Gemeinbeſte einzuwirken, ohne mehr oder weniger das Gewebe von in einander verſtrickten Rechten, Vorzügen und Uebungen aus alter Zeit zu verletzen. Dem Kurfürſten gereichte billig zum Ruhme, daß er, bei zarter Behutſamkeit gegen altbeſtandene Verhältniſſe, dennoch Vieles klug und zweckmäßig für öffentliches Wohl ins Werk ſetzte, was Andern, ſelbſt unter günſtigern Umſtänden, ſchwer geworden. Aber es geſchah auch, daß, bei aller Umſicht, ſeine Verfügungen ſcheinbare oder wirkliche Rechte kränken konnten, wo er ſich's am mindeſten verſah.

Wie in des Landes übrigen Märkten und Städten, führte zwingherrlicher Zunftgeiſt auch zu

München den Zepter. Derselbe scherte den Innungsgenossen für schlechte Arbeit guten Lohn, und ächtete, was der Fremdling feil bot, mit um so schwererm Fluche, je trefflicher die Waare, oder je billiger ihr Preis war. Schon lange murrten die Bürger der Altstadt gegen Beeinträchtigungen ihrer Gewerbe durch sogenannte Pfuscher, durch Juden und Hofschutz-Verwandte, durch Einbringung von Lebensmitteln anderer Gegenden, durch Verkümmerung der Münchner Gärtner und Obsthändler, durch Arbeiten von Handwerksleuten in den Vorstädten Au und Haidhausen für Bewohner der innern Stadt. Des Geschrei's ward von Tage zu Tage mehr an den Tischen der Bierwirthe, auf den Straßen und Plätzen. Man bestürmte endlich allseitig den Stadtrath[254]), daß er dem Hofe vorstelle, wie sehr die Bürgerschaft Münchens in Gewerb und Nahrung bedroht sei.

Es wurden Ausgeschossene des innern und äussern Rathes und der Gemeinde erkoren. Diese begaben sich in den kurfürstlichen Wohnsitz, und empfingen Gehör[255]). Der Stadtkämmerer Reindl führte das Wort im Namen Aller; anfangs mit schüchterner Ehrerbietung, dann wärmer; zuletzt im Feuer des Vortrags nicht immer besonnener

254) Am 26. Herbstm. 1788.

255) Abends den 27. Herbstm. 1788.

Meiſter des Ausdrucks. „Man kann“, ſo ſchloß er die Anrede, „von Seiten des Stadraths mit Leib und Leben bürgen, daß Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht höchſten Perſon nicht das mindeſte Unliebe jemals begegnen werde; aber in der Folge nicht gutſtehen, daß denen, welche die Bürgerſchaft ſo auſſerordentlich bekränken und beeinträchtigen, bei Gelegenheit keine Unannehmlichkeiten widerfahren.“

Der Kurfürſt ſchwieg zu dem Dräuen, voll unwilliger Beſtürzung. Im ruhigen Gang der Geſchäfte zu perſönlichem, muthvollem Hervortreten gegen überraſchende Ereigniſſe ungeübt, wußt' er doch, auch in der Verlegenheit des Augenblicks, ſeine Aeuſſerungen zu beherrſchen. Er nahm die Beſchwerdeſchrift; verhieß mit leutſeligen Worten, die Klagen wohl zu erwägen, weil er nicht Willens ſei, daß Jemand gekränkt werde. Die Ausgeſchoſſenen entfernten ſich, und rühmten: der Landesherr habe ſich ihnen gar beſonders gnädig erwieſen. In der That ordnete er alsbald Unterſuchung der angetragenen Beſchwerden an [256]). Die Burger der Hauptſtadt überlieſſen ſich fröhlichen Erwartungen.

256) Kurfürſtl. Erlaß vom 4. Weinm. Doch fügte er dem Schreiben bei: daß er ſich von der Bürgerſchaft verſehe, dieſelbe werde das Publikum mit gutem Bier, Brod und Fleiſch bedienen, ſich auch

Plötzlich reiſete Karl Theodor eines Morgens in der Frühe ab[257]). Er ging nach Mannheim zurück, von wannen er erſt ſeit wenigen Monden gekommen war. Man ſah Anſtalten getroffen, den ganzen Hofſtaat in die Hauptſtadt der Rheinpfalz zu führen. Der Großſtaatsbeamten einer, Graf von Oberndorf, empfing in Abweſenheit des Herrn die Leitung der öffentlichen Geſchäfte[258]). Man vernahm vom Zorn und dem feſten Entſchluß des Kurfürſten, ſeinen Aufenthalt künftig in den untern Kur- und Fürſtenthümern zu nehmen.

München hörte es voller Erſtaunen und Beſorgniß. Es gingen Gerüchte mancherlei Art. Niemand begriff die Urſache des unerwarteten Entſchluſſes. Viele beſchuldigten laut die pfälziſchen Hoflinge, den Baiern das Herz des Kurfürſten entwandt zu haben. Es wurden Drohungen und heftige Reden geführt, zumal in Zuſammenkünften der Bürger und in zahlreichen Trinkhäuſern. Der Stadtrath erließ dagegen ernſte Warnungen, und ſandte Abgeordnete zum Grafen von Oberno-

---

wedee übertriebene Arbeitslöhne und Viktualienpreiſe, noch unverhältnißmäßige Zinsſteigerungen zu Schulden kommen laſſen.

257) Am 11. Weinmonds.

258) Kurfürſtl. Erlaß vom 19. Weinm. 1788.

Seit 1813 auf der Insel Ceylon zu Colombo.
— 1813 zu Bombay.

In Afrika entstand

Im J. 1813 eine Bibelgesellschaft auf den Inseln Mauritius und Bourbon.
— 1814 auf der Insel St. Helena.
— 1815 in der Kapstadt des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

In Amerika

sind seit 1805 in den vereinigten Freistaaten Nordamerika's über neunundsechszig Bibelgesellschaften errichtet worden, Louisiana noch ungerechnet.

Seit 1812 eine Gesellschaft zu Quebeck.
— 1810 zu Truro.
— 1813 in Neuschottland zu Halifax und zu Piktu.

Seit 1812 zu Jamaika eine Bibelgesellschaft der Schwarzen, ungerechnet mehrere hundert kleiner Hilfsgesellschaften in den britisch-westindischen Besitzungen.

Die große Muttergesellschaft zu London, je größer sie in allen Welttheilen den Eifer für ihren heiligen Zweck werden sah, verdoppelte den ihrigen; und bei allen Anstrengungen ihrer Kraft vervielfachten sich ihre Kräfte. Im ersten Jahre ihrer Entstehung verwendete sie nur die Summe von

dorf[259]). Dieser erklärte, daß nur der mündliche Vortrag des Stadtkämmerers bei Ueberreichung der Beschwerdeschrift den Landesherrn tief verdrossen, und sowohl zu dessen Entfernung, als zur Abberufung des Hofes beigetragen habe. — Sogleich wurden aus der Mitte des Rathes Glieder gen Mannheim gesandt, des Kurfürsten Gnade und Rückkehr reuig zu erflehen. Karl Theodor nahm sie mit Huld auf; antwortete ihnen, es habe der Vorgang in München ihm sehr wehe gethan, da er doch die Baiern gewiß nicht minder liebe, als die Pfälzer, und versprach zwar, wieder nach München zu kommen, ohne jedoch zu bestimmen, wie, und wann[260])? Nur fühlen lassen wollt' er die Hauptstadt, was sie ohne ihn sei.

Diese Ungewißheit verdoppelte den Kummer der Münchner. Mit der Abwesenheit des Hofes stockte bald das Leben ihres Gewerbes und Verkehrs. Jede bürgerliche Haushaltung empfand den Verlust. Um so ausgelassener war die Freude, als der Kurfürst sammt dem Hofe endlich nach zehn Monden wirklich wiederkehrte[261]). Er ward mit lautem Jubelgeschrei begrüßt. Man wetteiferte,

259) Beides vom 29. Weinm.

260) Am 3. Winterm.

261) Am 16. Brachm. 1789.

ihm durch Aeusserungen der Dankbarkeit und Liebe das Geschehene vergessen zu machen.

Im Taumel der allgemeinen Freude, welche das weiche Gemüth Karl Theodors rührte, blieben nur einzelne Höflinge kalt und finster, die das Land Baiern um den Besitz des Fürsten beneideten, oder Tugend und Geistesüberlegenheit der Redlichen fürchteten, die nun sich wieder dem gemeinschaftlichen Herrn nahten. Eifersüchtig umwachten sie seine Person gegen diesen hüteten seine Blicke; wogen seine Worte. Sich seines ausschließlichen Vertrauens zu versichern, streuten sie den frischen Samen des alten Argwohns in seine Brust: Baiern sei und bleibe voller Meuterei und Begierde, das Fürstengeschlecht von Zweibrücken auf dem alten Stuhle der Schyren zu sehen; ein rauhes, starrsinniges Volk, ohne Zartgefühl und Sitte und feinere Bildung. Mit ängstlichen Besorgnissen für die Sicherheit seiner Person, spiegelten sie ihm, neben den Empfindungen ihrer treuen Ergebenheit, mögliche Gefahren vor, die beide nie waren. So geschah, daß er bald nicht wie ein Vater unter Kindern, sondern wie ein Verrathener unter Feinden zu leben schien. An dem Abend, da er, zur Feier seiner Wiederkunft, dem Volk in der Reitschule ein glänzendes Fest veranstaltet hatte, begab er sich dahin, begleitet von Grenadieren, die ihn, mit aufgepflanzten Bajonetten, in ihrer Mitte

führten, einem Gefangenen ähnlich[362]). Baiern hatte noch keinen seiner Fürsten so erblickt. Aber im Reitsaale war veranstaltet, daß achtbaren Einheimischen und Fremden der Zutritt erschwert, rohem, halbtrunkenem Pöbel erleichtert ward. Da fand der Landesfürst verloren unter den Hefen des Volkes — ihm ein Anblick ungewohnter und grausenerregender Art. Nichts desto weniger trachtete Karl Theodor, das Herz der Baiern zu gewinnen, welches er sich ganz verloren wähnte, und öffnete willig die Hand zu jeder Wohlthat, durch die er sich der Hauptstadt und des Landes Anhänglichkeit erkaufen zu können glaubte.

Nun mußte Benjamin Thompson, nachmals Graf von Rumford genannt, seine Entwürfe zur Verschönerung der Hauptstadt oder zur Erweiterung ihrer nützlichen Anstalten vollführen. Es bildete sich unter dessen Leitung[363]) am Ufer eines Isar-Armes, aus Wiesen und waldiger Wildniß des Hirschangers, voll wunderbarer Anmuth

362) Rührend ist der Schmerzensausdruck des biedern Westenrieders (Beitr. 6, 258), als er am Abend des 10. Aug. 1789 Zeuge dieses Schauspiels ward.

363) Das Wesentliche vom Entwurf der schönen Anlage wird von Einigen dem Hofgärten-Verwalter von Skell zugeeignet. Chr. Mullers München, 1, 258.

ein geräumiger Lustgarten, dem öffentlichen Vergnügen geweiht. Es entstanden die Kriegsschule, die große Armenanstalt, das Arbeitshaus. Die Bettelei in den Straßen verschwand. Viel Löbliches aller Art geschah; vieles nicht ohne Widerspruch; vieles unter Furcht der Münchner, daß freiwillige Beiträge der Stadt [264]) zuletzt in ewige pflichtmäßige Steuern verwandelt werden könnten.

Noch waren jene Stiftungen kaum vollendet, als Thompson, begierig, sie oder sich in der Huld des Kurfürsten zu erhöhen, diesem den feierlichen Dank aesammter Bürgerschaft ausgesprochen wünschte. Bereitwillig übernahm ein Handelsmann, Xaver Sauer, nebst andern Männern, zum schon entworfenen [265]) Dankschreiben Unterzeichnungen der Bürger zu sammeln. Mehrere gaben ihre Namen ohne Bedenken; ganze Zünfte unterschrieben. Andere aber verweigerten, solchen

264) Besonders zur Armenanstalt und Aufhebung des Bettels.

265) Nach Thompsons Ausdrücken wäre ihm der Entwurf des Schreibens von ungenannten Bürgern zugesandt worden. Es befindet sich in der Flugschrift: „An die Bürger in München," und in der „abgedrungenen Erklärung für die Bürgerschaft und das Publikum über einige ausgestreute Druckschriften in Rücksicht einer zirkulirenden Danksagungsschrift. Vom Magistrat der Stadt München."

öffentlichen Schritt, ohne Vorwissen des Stadtraths, gegen bestehende Vorordnungen, zu thun. Xaver Sauer, durch den Ernst der Bedenklichkeiten im Eifer seines Laufes unterbrochen, begab sich zum Oberrichter der Stadt. Dieser antwortete in der Würde seines Amtes: „Es ist allerdings löblich, wenn Unterthanen ihrem Fürsten für seine Sorgen und gemeinnützigen Werke ein erkenntliches Gemüth zeigen. Aber das Gute hört auf, es zu sein, wenn es unter Zerstörung der Formen und Gesetze geschieht. Der Stadtrath ist der Gemeinde Haupt und Wortführer. Laut alter Verfassung, und laut Verordnung des Kurfürsten, kann in gemeinschaftlichen Angelegenheiten die Bürgerschaft nicht aus sich selbst, mit Umgehung der Stadtobrigkeit, handeln. Darin habt ihr gefehlt."

Als Thompson diese Rede des Oberrichters vernahm, beschied er denselben vor sich, und fragte aufgebracht: ob er sich einem Vorhaben widersetzen wolle, von dem der Kurfürst schon unterrichtet sei? — Jener wiederholte, was er geredet.

Der Rath der Stadt billigte des Oberrichters Wort[266]); um so mehr, da einige Führer der Zünfte mit Klagen gegen die Dankschrift erschienen: diese sei ihnen auf ungewöhnliche Weise zur Unterzeichnung gekommen; sie sei in den Erkennt-

266) In der Sitzung vom 21. Heum. 1790.

lichkeitsbezeugungen aber allzu unbestimmt; selbst im Widerspruch mit alten Beschwerden über unabgestellte, sogar vermehrte Beeinträchtigungen bürgerlichen Gewerbes. Der Beschluß des Stadtraths, welcher das Benehmen des Oberrichters gut hieß, vermehrte Thompsons Verdruß. Im beschämenden Gefühl, zu seinem Zweck ein falsches Mittel gewählt zu haben, sträubte er sich, den Fehler anzuerkennen, und dachte nur, was es auch kosten möge, mit Durchsetzung seiner Sache ihr Unrecht zu verdecken. Er ließ einzelne Männer des Volks, einzelne Vorsteher zu sich einladen, und suchte diejenigen, welche noch Besorgnisse äußerten, mit Drohungen, oder Verheißungen des landesherrlichen Wohlgefallens, zu bereden. „Ich kenne aber die schwarzen Umtriebe, die geschehen sind!" rief er: „ich weiß alle im letzten Rath gefallene Worte. Ich werde, wenn die Bürgerschaft zu unterschreiben ausschlägt, in öffentlichen Blättern erklären, es sei die Liebe des baierischen Volkes zu seinem Landesherrn nicht, was man vor ihr rühmet. Zögert ihr länger, muß ich dem Kurfürsten die Halsstarrigkeit hieſiger Bürgerschaft vorstellen" [267]). So sprach **Thompson**; nannte die Uneinigkeit der Unterthanen in so zarter Angelegenheit offene Beleidigung des Landesherrn,

267) Abgedrungene Aufklärung u. s. w. S. 13.

und ließ durchblicken, daß dieser sogar im Verdruß abermals Baiern verlassen könne. In öffentlichen Blättern, in Flugschriften, welche feil geboten, oder in die Häuser geworfen wurden, forderte man, in Thompsons Geist, die Einwohner Münchens auf, ihren eigenen Verstand, ihr eigenes Herz walten zu lassen, und nicht Verführern zu folgen[265]).

Es entging dem Stadtrathe nicht, daß, wie bei den meisten Streithändeln, auch hier, die Hauptsache über Nebensachen vergessen werde: daß, während Thompsons Eitelkeit blutete, er durch ein schlaues Fechterstück den Kurfürsten selber, als schwer gekränkten Theil, hinstelle. Das vermochte den Rath, sich in unmittelbarer Zuschrift vor Karl Theodor zu rechtfertigen[266]). Aber die Sprache, welche der Stadtrath führte, war Sprache leidenschaftlicher Aufwallung, die, im Bewußtsein erlittenen Unrechts, die Grenzen des Schicklichen verliert, um den Werth der Freimüthigkeit zu behaupten.

265) Dies geschah noch, auch da der Stadtrath in einem durch den Druck bekannt gemachten Beschluß vom 26. Heum. 1790 erklärt hatte, er sei keineswegs dagegen, dem Landesfürsten Dank zu bringen, wenn es auf gesetzlichem Wege geschehe.

266) Unterm 28. Heum. 1790.

„Wenn gleich im merkwürdigen Zeitpunkt dieſes Jahrhunderts“, ſchrieb der Rath dem Fürſten, „ganze Völker mit aufrühreriſcher Hand ihre Verfaſſung erſchüttern, wird doch der Baier, gewöhnt, nicht gewaltherrlich, ſondern väterlich geleitet zu werden, immer für ſeinen Fürſten aufrecht ſtehen; zwar Beſchwerden mit biederer Offenherzigkeit rügen, nie aber ſich eigenmächtig Recht ſchaffen.

„Für dieſe unwandelbare Geſinnung unſerer Mitbürger können wir uns ſtündlich mit Leben, Ehre und Gut verbürgen. Doch wenn erlaubt iſt, unter glänzendem Vorwand einer Aufmunterung zur Dankbarkeit gegen den Landesherrn, Untergebene wider die Obrigkeit, Bürger wider Bürger zu empören, in öffentlichen Druckſchriften Läſterungen und gefährliche Aufforderungen gegen beide auszuſtreuen; wenn recht iſt, daß zu einer ſolchen Rotte von Schwärmern, die ſich nicht einmal getrauen, namentlich vor ihren Stadtgenoſſen aufzutreten, ganze Zünfte und bürgerliche Stände mit Verſprechung und Drohung angeworben werden: dann, gnädigſter Herr, dann iſt es auch möglich, daß das getreueſte Volk, daß auch der Baier irre geführet und zu jeder Ausſchweifung verleitet wird!“

In dieſer Weiſe ſchrieb der Stadtrath; er erzählte die Geſchichte aller Umtriebe, und verhehlte nicht, bei allen Gefühlen der Hochachtung für den

Fürſten finde er eine Dankſagung unzeitig für das, was noch kaum entſtanden ſei; voreilig, weil einem Landesherrn die That lieber, als das leere Wort ſein müſſe; und thätig habe der Stadtrath das Entſtehen der fürſtlichen Werke unterſtützt; er finde ſolche Dankſagung gefährlich in der Wahl ihrer geſetzwidrigen, zur Schmach der Obrigkeit erfundenen Wege; entehrend für den Landesherrn, der darin nur erpreßte Schmeichelei, nicht freie Stimme reiner Liebe des Volks zu erdichten habe; vermeſſen für den Unternehmer, welcher einen edeln Fürſten ſo ſehr verkenne, daß er in deſſen Namen dräue, derſelbe werde wegen Unterlaſſung einer „unzeitigen, kahlen Dankſagung“ Unterthanen unglücklich machen.

Wie gering der ganze Handel in ſeinem Urſprunge war, ſo wichtig ward er durch die Wendung, welche ihm die gegenſeitige Erbitterung eines fürſtlichen Günſtlings und einer bürgerlichen Obrigkeit gab. Letztere ließ die Erzählung vom Gang der Begebenheit, ſammt ihrem Schreiben an den Kurfürſten, aller Ecken und Enden, durch Abdruck vervielfältigt, austheilen. Nun ward dem Zartgefühle Karl Theodors unmöglich, jene ſo tief entweihte Dankſagung zu nehmen; und dem Briten, ſein Werk gekrönt zu ſehen. Thomſon, welcher durch Gemeinnützigkeit vieler Erfindungen den Ruhm des Menſchenfreundes in Europa er-

worden, war schwach genug, den Schmerzen seiner Eitelkeit zu unterliegen, und nur in der unwürdigsten Demüthigung seiner Gegner Genugthuung zu finden.

Karl Theodor verfügte durch Kundmachung eine strenge Untersuchung gegen den Stadtrath [270]), als habe derselbe, um den Ausdruck dankbarer Gesinnungen des Volks zu verhindern, die Sprache der Empörung auf die Bahn gebracht, und durch Unehrerbietigkeit gegen die höchste Person und durch unverdiente Beschuldigung eines redlichen Staatsdieners, sich auf ahndungswürdige Weise vergangen. Indem der Herrscher selbst, als ein Vertheidiger seines Dieners [271]), als ein Ankläger der Obrigkeit von München, vor die Welt hintrat: konnte das von ihm niedergesetzte Gericht, ohne Gefahr für fürstliches Ansehen, nicht mehr Handhaber der Gerechtigkeit, sondern nur Vollstrecker des landesherrlichen Unwillens werden. Der Stadtrath wurde einstweilen aufgehoben, und durch kurfürstliche Verordnete ersetzt [272]); dann verurtheilt.

270) Unterm 2. Aug. 1790.

271) In fünf Punkten, mit ausführlichem Widerspruch der vom Stadtrath in seiner Zuschrift gemachten Aeusserungen; doch so eingekleidet, als sei dies „zur Belehrung des hintergangenen Volks."

272) Unterm 24. Christm. 1790.

366 Pf. Sterl. 2 Schill. 10 Den. zum Druck neuer Bibeln. Seitdem unterſtützte ſie auch andere Ortſchaften in den entlegenſten Ländern zu dieſem Behuf mit Geld. Im Jahr 1814 betrugen ihre Ausgaben 13,030 Pf. Sterl. 2 Schill. 7 Den. Der Geſammtaufwand der Geſellſchaft, die von den zahlreichen Hilfsgeſellſchaften des britiſchen Königreichs mit anſehnlichen Geldbeiträgen unterſtützt wird, belief ſich in den erſten zehn Jahren ſeit ihrer Stiftung auf 299,287 Pf. Sterl.

In eben dieſen erſten zehn Jahren hatte ſie in Großbritannien 1,070,471 Exemplare des neuen Teſtaments oder der ganzen Bibel ausgetheilt; und auf dem europäiſchen Feſtlande 43,525 Exemplare, ungerechnet daß ſie auf ihre Koſten noch von verſchiedenen Bibelgeſellſchaften des feſten Landes 173,600 Exemplare drucken und vertheilen ließ.

Während jenes erſten Jahrzehends hatte ſie die ganze Bibel oder einzelne Theile in fünfundfünfzig verſchiedenen Völkerſprachen theils ſelbſt drucken laſſen, theils anderer Orten den Druck und die Vertheilung mit beträchtlichen Summen befördert.

Sie ſelbſt veranſtaltete in Großbritannien die Bibelausgaben:

1) in der engliſchen Sprache; 2) in der gäliſchen; 3) in der welſchen; 4) in der irländiſchen; 5) in der mankiſchen; 6) in der ſpaniſchen; 7) in

Vor dem Bildnisse Karl Theodors, unter einem Thronhimmel angebracht, von Harschierwacht umringt, mußten die Stadtobern niederknien, und vorgelesene Abbitten nachsprechen. Die Handlung ging ruhig, ohne Weigerung, vor sich. Nach diesem wurden der Bürgermeister und der Stadtoberrichter von Effner, die Innern des Rathes, Joseph von Barth und von Suttner, desgleichen die äussern Stadträthe, Arnhardt und Michael Vogel, ihres Amtes entlassen; ihre Stellen durch neue Wahlen besetzt. Aber weit aus in den Augen von der Mehrheit der Bürgerschaft war nicht sowohl die Ehre jener Männer, als die geheiligte Würde der Obrigkeit erniedrigt worden. Daher konnte nicht fehlen, daß nach einiger Zeit die verderblichen Wirkungen einer falschen Maasregel offenbar werden mußten.

13.

Blick auf das Zeitalter.

Es war nicht mehr jenes Jahrhundert, in welchem einst gesammte Bürgerschaft von München vor den Sohnen Herzog Stephans mit der Hafte auf den Knien lag; da man noch Worte der Priester als Götterssprüche, und Willkühr gekrönter Häupter als Ausflüsse unfehlbarer Gerechtigkeit, verehrte. Der Geist der Menschen, veredelter in Wissenschaft und Erfahrung, hatte er-

kannt: daß Gewalt kein Recht sei; daß hinter dem Schimmer fürstlicher Majestät ein Sterblicher nur, kein Halbgott, throne; daß auch dem Herrscher Pflichten, auch dem Beherrschten Rechte zustehen. Schon hatten längst viele Staaten Unabhängigkeit des Gewissens, mehrere noch Unabhängigkeit der Kronen vom heiligen Stuhl zu Rom errungen. Die Völker errotheten vor den Narben, welche ihnen von den Ketten mittelalterischer Knechtschaft als Wahrzeichen verblieben waren. Thaten, welche sonst keinem Richterstuhl Antwort schuldig waren, nun aber durch Guttenbergs Werkzeug gezogen wurden, lernten vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung zittern.

Es verkündete sich abermals in diesen Tagen wunderbares Kreisen der Zeit, ein großes Gähren geistigen Lebens, wie es den Tagen der Kirchentrennungen und Glaubenskriege vorangeeilt war. Man vernahm her und hin Stimmen für Volks- und Menschenwürde gegen Schalten blinder Gewalt; Stimmen für Gesetzlichkeit gegen Willkühren; für Staatsbürgerthum gegen morgenländisches Knechtswesen; für Schirm unterer Volksstände gegen Bedrückung von Althevorrechteten; für gesunde Vernunft gegen Mißbrauch und Verderben des Herkommens. Das Geschrei der Einen schreckte die Andern auf, welche unter Lorbeern vergessener Ahnen, und im Besitzthum verjährten Ansehens

stolz und sorglos schlummerten. Da erhoben sich bald Parteien wider Parteien, beide in eiferndem Zorn oft das Gerechte und Wahre zertretend, welches sie suchten. Hier Anwälde unvergänglichen, langeverhöhnten Menschenrechts gegen Monchrei, Adelstolz und Sultanenschaft; dort Klösterlinge mit Kreuz und Schwerd gegen Freigeisterei, Edelleute den Fuß mit größerm Trotz auf dem Nacken der Bürgerlichen; Fürsten mit ausgelassener Begier nach unbeschränkter Gewalt. Daher bald Unruhen, Empörungen, Blutvergiessungen und Kriege im Innern Europens, in den verschiedensten Welttheilen, aus den entgegengesetztesten Ursachen.

Die Kronen Rußland, Preussen, Oesterreich, in gegenseitiger Eifersucht um Gebietserweiterungen, versöhnten sich in eben dem Augenblick, als die Lehre vom Volkerrecht lauter ward, in gemeinsamer Verhohnung desselben. Unter dem Vorwande, es wüthe die Pest im Königreich Polen, umringten sie mit ihren Heeren, drohender als Pest, das sarmatische Land; vertheilten unter sich die Grenzgebiete des überraschten, in Entzweiung schwachen Volkes, und zwangen das alte Reich der Piasten, den ungeheuern Raub zu genehmigen [273]). Friedrich II von Preussen

273) Im J. 1772.

bewies, daß auch ein Weltweiser auf dem Throne nicht aufhöre, König zu sein, und daß die Klugheit des Augenblicks, im Streit mit den Grundsätzen ewiger Gerechtigkeit, an den Höfen selten unterliegen könne.

Das Volk der Schweden sah in denselben Tagen voll Ingrimms die stolze Geschlechter-Herrschaft der Vornehmen im Reichsrath. Es klagten Bauern, es klagten Bürger und niedere Geistlichkeit lange, laut und eitel. König Gustav III, den mächtigen Adel hassend, hörte mit schlauer Lust die Flüche der Mißvergnügten. Er umringte plötzlich den Reichstag mit seinen Leibwachten; trat, angethan mit Kron' und Purpur und silbernem Hammer Gustav Wasa's, in die Versammlung der Gewalthaber; lösete sie auf, und brach die Macht der stolzen Ritterschaft, indem er Bürgern und Bauern, gleich ihr, Staatsbürgerrecht gab. Gepriesen, wie ein Freiheitsretter, ward er selbherrlicher, denn seine Vorfahren über das Reich gewesen waren. Die Rache der Edelleute gab ihm mit meuchelmörderischer Faust den Tod [274]).

Jenseits der Weltmeere hatte sich Großbritannien neue Reiche gegründet, Säulen seiner Handelsgröße, am Ganges und Ohio. Die morgenlichen Küsten Nordamerika's, von Labrador bis

[274]) Im J. 1772 sein Sieg, im J. 1792 sein Tod.

Florida, waren von Albions Pflanzſtätten erfüllt. Uebermuth, immer der Uebermacht Schatten, folgte der Gewalt Englands zum Gipfel der Hoheit. Man band den Pflanzern die Hand, mit welcher ſie die amerikaniſchen Wüſten urbar gemacht hatten; nahm ihnen den Handel, den ſie geſchaffen, beſteuerte ihr freies Eigenthum, das ihnen nicht England gegeben. Darüber Zwiſte, Widerſprüche, Unruhen. Amerika ſandte Klagen um Klagen gegen Ungerechtigkeiten nach London; London Kriegsvolk nach Amerika, die herriſchen Unterdrücker-Befehle des Mutterlandes zu vollziehen. Als endlich die Pflanzer an Allem verzweifelten, ward ihnen bald das Schwerſte zum Leichteſten. In eigener Kraft fanden ſie ihr verlornes Recht wieder, und Unabhängigkeit. Großbritannien, vom langen, unglücksvoll mit ihnen geführten Kriege erſchüttert, anerkannte zuletzt die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten Nordamerika's [275]). Europens gebildetere Bewohner, unter zwangvollen Verhältniſſen ſeufzend, blickten mit Sehnſucht und Freude auf den mächtigen freien Bundesſtaat der neuen Welt hinüber. Die Begriffe ſtaatsbürgerlicher Verhältniſſe erheiterten ſich vor dem großen Beiſpiel, das von ihm gegeben worden war.

Noch beherrſchte Kaiſer Joſeph II die weit-

275) Im J. 1783.

läufigen Gebiete des Hauses Habsburg-Lothringen. Ruhmdürstig und voll ruhmwürdigen Eifers, die Völker zu beglücken, denen sein Zepter gebot, schien er nur größern Herrscherrechten nachzutrachten, um größere Werke der Weisheit zu verrichten. Er mochte in edler Ungeduld kaum die Reife seiner Entwürfe abwarten, weil ihrer Menge ein Menschenalter zu kurz war. Auch in den Niederlanden, die seinem Hause angehörten, wollt' er bessere Rechtspflege, blühendern Verkehr, Abbruch priesterlicher Gewalt, und Aufklärung des Volks beginnen. Die Stände daselbst sträubten sich aber für ihr gefährdetes Recht wider seine Machtsprüche. Die Geistlichkeit und der Erzbischof, an ihrer Spitze der Nunzius des römischen Stuhls, wiegelten heimlich den Pöbel auf, der ihren Winken mit blindem Glauben und verdorbenen Sitten folgte. Josephs Gewaltsamkeit rief das Land zum Trotz; die Verachtung wohlhergebrachter Freiheiten zum Aufruhr. Schnell ward Meuterei zum Krieg. Brabant und Flandern schlossen, nach Amerika's Beispiel, Bund für Unabhängigkeit. Mecheln, Namur, Geldern, Hennegau und Limburg traten bei. Joseph gelangte nie wieder zur Herrschaft in Belgien. Er starb [276]). Sein Thronfolger, Kaiser Leopold II, als Toskana's weiser Gesetzgeber

276) Am 20. Hornung 1790.

ruhmreich, eroberte darauf mit Ueberlegenheit der Waffen nur den verlornen Boden, nicht das verlorne Herz der Bewohner wieder. Darum blieben die Niederlande für Oesterreich verloren.

In der Nachbarschaft Belgiens, wo die Staaten der vereinigten Niederlande hochmögend und blühend gewesen, so lange sie frei gewesen waren, hatte seit vierzig Jahren das Haus Oranien, mit Klugheit und Stärke, die höchste Gewalt erblich an sich gebracht. Der Freistaat war nicht mehr, aber noch lebten der freien Männer genug. Haß gegen Alleinherrschaft brach bald in Empörung aus. Als Friedrich Wilhelm II, des großen Königs von Preussen Thronerbe, seinem bedrängten Schwager plötzlich ein Heer zu Hilfe sandte [277]), unterwarf sich das Volk, zerrissen vom Parteigeiß, ohnmächtig, schweigend. Des Erbstatthalters Hoheit, neu befestigt, von fremden Söldnern beschützt, ward größer, aber verhaßter, als zuvor. Viele verliessen das Vaterland mit dem Schwur der Rache. Oraniens Strenge bereitete zum andernmale Oraniens Sturz vor.

Ohnweit diesem Lande, im Bisthum Lüttich, geschah fast zu derselben Zeit Aufstand. Der verschwenderische Bischof Cäsar Franz Konstantin, welcher mit Auflagen die Kräfte des Landes

277) Im J. 1787.

erschöpft hatte, unterschrieb, vor dessen Zorn erschrocken, die erhobenen Forderungen: gleiche Vertheilung öffentlicher Lasten, Vermehrung der Stellvertreter vom Bürgerstand auf Landtagen, Verbesserung der Verfassung [278]). Was er feig unterschrieben, verwarf er aber arglistig wieder, nachdem er heimlich entflohen war. Das Kammergericht des heiligen Reichs, angerufen von ihm, befahl Wiederherstellung der alten Ordnung, und übergab dem westphälischen Kreise die Vollstreckung des Gebotes. Auch Karl Theodor, der Kurfürst, ließ aus Baiern, Zülich und Rheinpfalz Kriegsvolk zum Reichsheer stoßen. Er, wie der Kurfürst von Köln, waren fest gesinnt, des Kammergerichts Spruch gegen Lüttichs Aufruhr zu handhaben, strengem Recht getreu. Preussen hinwieder ließ Billigkeit obwalten, und wünschte des Bischofs und seiner Domherren Ausschweifungen, wo nicht zu rügen, doch zu beschränken. Als diese Meinung verachtet ward, und Preussen seine Schaaren vom Reichsheer zurücknahm, machten sich die Lütticher auf, und vereitelten mit glücklichen Waffen die Unternehmungen der Andern. Darum zogen auch die pfalzbaierischen Hilfsvölker, unter des Oberfeldstatthalters, Grafen von Ysenburg, Befehl,

278) Im J. 1789.

in ihre Heimathen [279]). Wohl gelang dem Bischof, vermittelst österreichischer Gewalt, dennoch endlich die Unterwerfung des unglücklichen Landes. Er verdoppelte dessen Druck mit unrühmlicher Rachsucht. Das beschleunigte, nach wenigen Jahren, seinen und des alten Stiftes gänzlichen Untergang.

So wurde in vielen Ländern Entzweiung zwischen Herrschern und Beherrschten gefunden. Die Großen erschracken, und wußten nicht, von wannen der alles verwirrende Geist komme. Denn sie führten ihren Staat nicht schlimmer, nicht besser, als die Vorvordern. — Einige schrieben die Unruhen der Zeit dem reichen Aufkommen des Bürgerstandes, und dem Sinken des verarmenden Adels zu; Andere dem Verfall geistlicher Hoheit und Rechtsame, dem Abgang klösterlichen Lebens, welchem die Verhöhnung gottesfürchtigen Glaubens folge; Andere dem frechen Geist und Lehrthum der Schriftsteller; Andere dem leutseligen Sinne der Fürsten, die sich ihren Unterthanen zu oft in menschlicher Gestalt zeigten, wie ihres Gleichen, nicht als Götter im Glanz der Herrlichkeit. Nur wenige achteten, daß da komme, was gekommen sei, als Werk der Natur aus ihren ewigen Gesetzen.

Denn die Fürsten selbst und die Gesetzgeber

279) Im Weinmond 1790.

hatten, um ihre Reiche zu erheben, seit Jahrhunderten weislich Anlagen und Kräfte ihrer Völker entfaltet. Was sie geleistet, war kein freies Werk, sondern Werk der göttlichen Nothwendigkeit, sintemal der Geist unsers Geschlechts seiner angebornen Herrlichkeit immer nachsucht. Sein Wandel wird auch von keiner irdischen Gewalt gehemmt. Sobald sich aber Erkenntniß und Gesittung heben, fühlt auch der Niedrigste des Landes den Adel seines Menschenthums. Da verschmilzt der Unterschied der Stände. Die Gottheit wird nicht wegen des geschmückten Altars, sondern ihrer selbst willen verehrt, und der König nicht seines Purpurs und Zepters, sondern des Gesetzes wegen, das in Allen lebt. Helm, Stola und Schurzfell sind für Geister, die auf gleichen Höhen stehen, nichtige Trennungen. Dem Purpurrock und Hermelin, dem Meßgewand und todten Stammbaum ihrer selbst willen öffentliche Ehrerbietung zu erzwingen, das sind Empörungen gegen die mündige Vernunft. Es sprengt und wirft der entronnene Keim die erste Hülse ab, die ihn schützte; das Volk die Formen gothischer Gesetzgebungen, wenn es mannbar geworden.

Noch besaßen aber aus alten Zeiten Priesterschaft, Adel, Städte und Märkte den Buchstaben köstlicher Verträge. Darauf stand ihr erblicher Vorzug gegründet. Doch unter dem Gebäu ihrer

der portugiesischen; 8) in der holländischen; 9) in der dänischen; 10) in der alt- und neugriechischen; 11) in der eskimoischen; 12) in der mohawkischen.

Auf dem festen Lande von Europa beförderte die britische Bibelgesellschaft vermöge ihrer Unterstützungen: 1) die französische Bibelübersetzung; 2) die italienische; 3) die romanische; 4) die deutsche; 5) die böhmische; 6) die polnische; 7) die ungarische; 8) die slavonische; 9) die lettische oder liefländische; 10) die lithauische; 11) die esthische; 12) die schwedische; 13) die lappländische; 14) die armenische; 15) die isländische; 16) die finnische; 17) die türkische oder tartarische; 18) die kalmukische.

Unter ihrer Leitung wurden in Ostindien die Uebersetzungen in nachfolgenden morgenländischen Sprachen veranstaltet und gedruckt: 1) die bengalische Uebersetzung; 2) die hindostanische; 3) die tamulische; 4) die orissaische; 5) die malayische; 6) die mahrattische; 7) die sanskritische; 8) die persische; 9) die arabische; 10) die cingalesische; 11) die singhala-palische; 12) die telingesische; 13) die malayalim; 14) die chinesische; 15) die seikhische; 16) die siamische; 17) die karnatische; 18) die bugische; 19) die burmanische; 20) die makassarische; 21) die maldivische; 22) die balochische; 23) die afghanische; 24) die rakhangische; 25) die jagalangische oder ursprünglich turkananische.

Hoheit war die Grundveſte aller Verträge, das Bedürfniß der Zeit, gewichen. Darum der Buchſtab' ohne Haltung. Nun riefen ſie: Was iſt auf Erden dem Menſchen heilig und bindet ihn, wenn nicht ſein geleiſtetes Wort? Unſer Recht bleibt ein Recht, wie redes, und keine Hinterliſt, keine Gewalt mag es zum Unrecht verkehren. Die Andern entgegneten: Was dem Bedarf des Zeitalters und ſeiner Genoſſen gerecht iſt, das iſt Recht; was den Geſetzen des Lebens widerſtreitet, Unrecht. Wo für den Vortheil Einzelner und für das Verderben des Ganzen der Buchſtabe zur Feſſel der Zeit, und die Geiſter zu Leibeigenen des Geldes gemacht werden, führt das Geſetz den Krieg gegen die Menſchheit, und vollbringt es wider ſie das Verbrechen beleidigter Majeſtät. Doch iſt die Miſſethat eitel.

Es gibt ein doppeltes Recht. Das eine ſteigt aus dem Vertrag der Todten, das andere aus dem Bedarf der Lebendigen. Ueber beide geht, beide zermalmend, die eherne Naturnothwendigkeit ihren ewigen Weg. Die ſolches verachten, wiſſen nicht, mit welchem Jahrhundert ſie zu thun haben.

Nirgends ward im europäiſchen Welttheil der große Streit der Geſittung gegen altübliche Mißbräuche und Stiftungen ungeſtümer begonnen und fortgeſetzt, als in Frankreich. Dieſes Land, von einem reizbaren, unternehmenden, regſamen

Volk bewohnt, welches sich vieler hellsinnigen Männer freute, die der Schulen Weisheit ins öffentliche Leben eintrugen, ward damals vom König Ludwig XVI beherrscht. Er war ein gutmüthiger, tugendsamer Herr, doch ohne jenen Geistesmuth, der ausserordentlichen Schicksalen mit Kraft zu begegnen weiß. Ihn umringte ein üppiger Hof, dessen Wollüste und Verschwendungen in der Welt berühmt, dem Lande erschöpfend waren. Städte und Dörfer erlagen unter der Menge von Steuern, um damit den ungeheuern Aufwand der Fürsten und Fürstinnen, den Uebermuth des faulen Adels, die Habsucht der hohen Priesterschaft, oder die Gläubiger des Staates zu nähren. Die Grossen spotteten zu den Seufzern des Landes, zu den Warnungen der Weisen, zum drohenden Beispiel Amerika's.

Als endlich die unermeßlichen Geldsummen unerschwinglich wurden; als die Ausgaben um mehr denn hundert Millionen die Einnahme überstiegen; als man in großer Verlegenheit die Stände des Reichs zusammenrufen mußte; als diese unter sich in ihren Rathschlägen, die Gewaltigen des Hofes in ehrgeizigen Ränken zerfielen; als das gährende Volk laut und lärmerisch den verhöhnten Bürgerstand gegen den Stolz der Bevorrechteten unterstützte; als die Stellvertreter des Adels und der Geistlichkeit aus gegenseitigem Haß, oder aus

Ueberzeugung oder Furcht, ihre Vorzüge dem öffentlichen Wohl opferten; die Versammlung der Stände eine Versammlung von Staatsbürgern gleicher Rechte ward: da war der offene Bruch zwischen Hof und Volk entschieden. Jener suchte mit matten Gewaltstreichen sein wankendes Ansehen zu schirmen, und reizte unbedachtsam den meuterischen Pöbel zum Aufstand. Die Bastille, das uralte Kerkerschloß neben der Hauptstadt, lange das Schreckenswerkzeug königlicher Willkühr, wurde erstürmt und geschleift. Die ungeheure, tobende Volksmenge von Paris gab dem Hofe Furcht und Gesetz, dem ganzen Reiche Beispiel des Aufruhrs. Die Vornehmsten des hohen Adels und der Priesterschaft flohen zitternd aus der stürmischen Stadt in die Fremde. Ihnen folgten Unzählige aus allen Gegenden des Reichs. Ueberall erwachte der Haß des Landes gegen alle Unterdrücker zur Rache, oder die Begierde verarmten Pöbels zum Raube. Tausend Schlösser standen zwischen Rhein und Pyrenäen brennend, oder verwüstet; der König ohne Macht; die Versammlung der volkischen Stellvertreter haderend um die künftige Verfassung. Das Alte stürzte zertrümmernd. Das Bessere blieb ungebaut. Verbrecherische Gesetzlosigkeit nahm überhand, und freche Willkühr der Leidenschaften das Ansehen der Freiheit an.

Dieſes Schauſpiel feſſelte die Aufmerkſamkeit des ganzen Welttheils mit verſchiedenartigen Hoffnungen und Sorgen. Es war der offene und furchtbare Rechtshandel zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten um ihr Befugniß und Daſein. Die Werke und Worte franzöſiſcher Redner und Schriftſteller verbreiteten durch alle Länder ein Licht über Begriffe des Staatsrechts und der Geſetzgebung, die bisher nur Geheimniß der Schulen geweſen. Hinwieder boten die aus Frankreich gewanderten Fürſten, Edelleute und Prieſter alle Könige Europens auf, zur Sicherheit ihrer eigenen Thronen den Thron Ludwigs XVI zu ſchirmen. Das Glück eines Aufruhrs lockte den andern nach. Dieſes Klagen und Warnen der Auswanderer erweckte Mitleid, Furcht und Zorn der höhern Stände; aber ihr Uebermuth im Elend, und ihre Sittenloſigkeit, den Abſcheu der Niedern.

Die Staatsveränderung Frankreichs griff bald in Rechtſame benachbarter Länder ein. Durch Aufhebung alles Lehenweſens, und des Gebotsamts franzöſiſcher Geiſtlichen gegen auswärtige Biſchofe, wurden die Beſitzungen deutſcher Fürſten auf Frankreichs Boden, und die kirchlichen Sprengel geiſtlicher Herren in Deutſchland an Ausdehnung und Einkünften geſchmälert. Frankreich bot Entſchädigungen in Geld. Sie wurden nicht angenommen; hingegen die bewaffneten Schwärme der Ausgewan-

derten ſichtbar gegen ihr Vaterland begünſtigt. Frankreich ſtellte zum Schutz ſeiner Grenzen ein Kriegsheer. Preuſſen und Oeſterreich waffneten zur Sicherheit deutſchen Bodens. Die Erbitterung ſtieg. Der Krieg entzündete ſich, mit gleicher Begier von beiden Theilen gewünſcht. Für deutſcher Fürſten verletzte Rechtſame und für Ludwigs XVI erſchütterten Thron zogen Preuſſens und Oeſterreichs Fahnen in Frankreich ein. Allein die erſten Fortſchritte derſelben wurden bald durch rauhe Witterung des Jahrs, durch gegenſeitige Abneigung der verbündeten Heere, die ſeit frühern Kriegen einander zu haſſen gewohnt waren, noch mehr durch wilde Begeiſterung eines Volkes vereitelt, welches für ſeine Freiheit in Waffen trat. Dieſes, wider ſich den Bund der Könige erblickend, faßte Verdacht und Groll gegen den eigenen. In den lärmenden Bewegungen einer gold- und blutdürſtigen Menge ward Ludwig XVI erſt ſeines Thrones, dann ſeines Lebens beraubt [250]), und Frankreich zum Freiſtaat erklärt.

Da erhoben ſich alle Fürſten des deutſchen Reichs, da der Erbſtatthalter der Niederlande, da die Könige von England und Spanien neben Preuſſen und Oeſterreich, die Schmach des Königthums zu rächen, und die Völker der Erde vor

[250]) Den 12. Jänner 1793.

Frevels dieſer Art zu warnen. Ihre zahlloſen Schlachthaufen zogen von allen Seiten gegen Frankreich. Doch zahlloſere Heerſchwarme aus Frankreichs Innerm kurzten ihnen entgegen mit Grimm und Geſchrei: frei zu leben oder zu ſterben.

Während noch die Geiſter Spaniens und Deutſchlands, Frankreichs und Italiens vom Blut gefärbt wurden, die Rechte der Herrſcher und Beherrſchten zu entſcheiden: vertheilten die Mächte Rußland, Oeſterreich und Preußen unter ſich, nach Kosciuszko's ruhmvollem Fall, das Königreich Polen. Sie vernichteten kaltes Blutes das ſelbſtſtändige Daſein des alten ſarmatiſchen Volkes, deſſen Verbrechen war, ihnen an Stärke nicht überlegen oder gewachſen geweſen zu ſein. Stanislaus August, der Letzte auf dem Throne der Piaſten, wurde ſeiner Hoheit beraubt, und gleich einem Gefangenen gen Petersburg entführt. Er verlor ſeine Krone durch dieſelben Fürſten, welche gegen Frankreich das Schwerd gezückt hatten, um dort einem Königsgeſchlecht die Krone zu bewahren, dem ſie das Volk genommen hatte. Damit verkündeten ſie der Welt, daß ihnen das Recht weniger gelte, als der Vortheil. Und die Gährung der Meinungen ward mächtiger.

14.

Karl Theodor nimmt Theil am Reichskriege gegen Frankreich. Unzufriedene Stimmung des Volks.

Im J. 1789 — 1794.

Denn der Anblick des gewaltigen Kampfes, noch mehr sein großer Gegenstand, entwickelte in vielen Ländern kühne Erwartungen, ängstliche Befürchtungen, Parteien, die zuvor nie gewesen; Argwohn und Anklagen. Fast jeder europäische Edelmann sah in der Sache des französischen Thrones die seinige. Fast jeder Priester zitterte beim Hinschauen auf Frankreichs Kirchen für die seinige. Wem Geburt oder Herkommen Vorrechte verliehen hatten, trachtete sie sicher zu stellen. Es erschollen Kanzeln und Beichtstühle von Verdammungen der französischen Freigeisterei und der gräuelhaften Verwüstung der Altäre, weniger um den Tadel gegen die Frevler an der Seine und Loire, als gegen die Heldenkenderen des eigenen Landes zu erbittern, welche den priesterlichen Zorn verachteten. An den Höfen wurden Männer als Staatsunmündige verdächtigt, welche für Denk- und Glaubensfreiheit, oder für Gleichgeborenheit aller Bürger unter einerlei Gesetz und Thron laut zu werden Muth hatten.

Auch in Baiern schöpfte der alte Zwist der

Meinungen neues Leben aus den Begebenheiten des Tages. Doch deutsches Volk iſt ernſt, bedachtſam, zu alterthümlichen Ordnungen ſtandhaft, bis ſie ſich ſelber in der Zeit auflöſen; und zu angeſtammten Fürſtengeſchlechtern, bis ſie der Tod nimmt. In Baiern war oft mancherlei Wort, immer einerlei That für Fürſt und Vaterland.

Es beobachtete Karl Theodor die Welterеigniſſe voll geheimer Unruhe. Das Greiſenalter, in welches er eintrat, machte ihn furchtſam; mehr noch das Geſchwätz ſeiner Umgebungen. Johann Kaſpar, Edler von Lippert, ſein geheimer Berichterſtatter, und andere Männer von Ehrſucht und beſchränkten Anſichten, zogen die Schwächen des betagten Herrn zu ihrem Nutzen. Um ſich in ſeinen Augen Wichtigkeit zu geben, oder denen zu ſchaden, deren Geiſtesübermacht ſie beneideten, ſpiegelten ſie ihm jedes kühne Wort als Loſung zu Staatsumwälzungen vor. Sie ſprachen vom ſtillen Fortwuchern des Illuminatenthums im Lande; von Gefahren ſich ausbreitender franzöſiſcher Grundſätze. So nährten ſie des Fürſten Mißtrauen gegen ſein wackeres Volk, als hätte daſſelbe zählings der eigenen Natur entſagen können, in welcher es ſeit vielen Jahrhunderten hundert Beiſpiele rührender Fürſtenliebe gegeben. Sie ſtahlen den Baiern Vertrauen und Gunſt ihres Landesherrn, und witterten heimliche Ver-

brechen beleidigter Majestät. Das war wohl ein Verbrechen wider die beleidigte Majestät der Volkstugend; aber die Fürsten erkennen und strafen es selten.

Falschen Berichten folgen falsche Ansichten, diesen falsche Maßregeln. Der Kurfürst warnte in aufgeregter Besorgniß die Baiern, von welchen keiner den Gedanken einer Empörung gehegt, vor dem Geist der Staatsumwälzer [251]). Alle Beamten mußten ihm schwören, daß sie keine Illuminaten seien, noch sein möchten [252]). Er verbot das Einbringen und Lesen französischer Zeitungen und Flugschriften, so wie aller Werke, welche von den Unruhen Frankreichs, nicht wider sie eifernd handelten. Strenge der Bücherschau wurde verschärft [253]); Wachsamkeit gegen Reden und Schriften durch unmäßiges Wesen einzelner Beamten verdoppelt; sogar Vorschlag gethan, freie Aeusserungen in Gesell-

---

251) Unterm 19. Horn. 1790.

252) Befehl vom 11. Wintermon. 1790.

253) Ebenfalls im J. 1790. Sowohl dem kurfürstl. Gelehrtenverein zu München wurde unterm 12 März 1794, als der Hochschule Ingolstadt, unterm 26. Heumonat 1794 die Zensur der Werke ihrer eigenen Mitglieder abgenommen, und erst nach Jahresfrist wiedergegeben. Westenrieder Gesch. d. Ak. 2, 390 ff.

ſchaften und öffentlichen Häuſern vor Gericht zu fordern[254]).

Es beſtand am Hofe ein geheimer Ausſchuß, unmittelbar vom Kurfürſten ſelbſt abhängig. Die Beſtimmung deſſelben war, des Staats Ruhe und Sicherheit gegen gefahrdringende Grundſätze geiſtlicher und bürgerlicher Freigeiſterei zu bewachen. Dazu war der Ausſchuß mit Vollmachten bekleidet; über alle geſetzliche Ordnung erhaben; ſein Vorſteher anfangs Freiherr von Vieregg, dann Graf von Leiningen; die Seele des Ganzen Lippert, der geheime Rath. Alle Arbeiten des Ausſchuſſes geſchahen in tiefer Verborgenheit. Aus ſeinem Schooſe entſprangen die meiſten jener Verſuche einer in Baiern unerhörten Herrſchaft des Schreckens und der gewaltſamen Willkühr. Hier wurden ohne Vorwiſſen der Gerichte Landesverweiſungen ausgeſprochen, Todesurtheile gefällt und ohne Geräuſch vollſtreckt; hier die Heimlichkeiten der Haushaltungen entweiht, und die vom Staat gewährleiſtete Heiligkeit des Briefwechſels vernichtet[255]).

254) Durch Ereſt und Muth weiter Mitglieder des Büchergerichts, eines Kennedy, Weſtenrieder, Babo, Stattler und Anderer, ward der Antrag jedoch, zum Glück Baierns und zur Ehre des Kurfürſten, unterdrückt. Er geſchah den 26. Horn. 1794.

255) Als unterm 26. März 1799 Kurfürſt Maximilian Joſeph II, Karl Theodors Nachfolger, Befehl gab,

Diese bewundernswürdige und edelmüthige Thätigkeit kann und wird nicht ohne große, und es ist zu glauben, nicht ohne segensreiche Wirkungen bleiben. Diese ungeheure Verbreitung von den Urkunden des Christenthums in allen Sprachen des menschlichen Geschlechts wird die göttlichen Wahrheiten, die Christus predigte, auf dem Erdball herrschender machen. Jedes einzelne Bibelbuch wird ein Apostel. Was jetzt ausgeführt wird, kann erst in künftigen Jahrhunderten emporreifend erblickt werden. Die schnellgewachsene Menge der Bibelgesellschaften in allen Welttheilen, und ihre Regsamkeit ist in dieser Hinsicht ein wahrhaft weltgeschichtliches Ereigniß unserer Tage. Und der arme Landpfarrer Charles im Gebirg von Wales am See Lhynd Tegid bewirkte, ohne es zu denken, mit seinen ersten Klagworten um die Seltenheit der Bibel bei seinen Pfarrkindern Verwandlungen großer Reiche.

Wirklich waren die Bibeln selbst in europäischen Staaten seltener, als man hätte glauben sollen; meistens nur in den Händen des Mittelstandes (bei welchem überhaupt das meiste Gute gefunden wird), der Geistlichen und Gelehrten. Vornehme Leute, Leute von gutem Ton, würden gelächelt haben, wenn man sie nach ihrer Bibel gefragt hätte, statt nach den neuesten Romanen, Schauspielen und Zeitschriften. Und die armen

Wer den unvorſichtigen Edelmuth hatte, gegen die Rechte des Mißbrauchs und Aberglaubens das Recht der Wahrheit emporzuhalten, im Staat, wie in der Kirche, ward als Verbrecher beſtraft. Der ehrwürdige Pfarrer Golling von Deggendorf, weil er es gewagt, eine mit Flüchen wider die Juden erfüllte alte Litanei in ſeiner Gemeinde abzuthun, und wider die Unfugen der Wallfahrten und Umgänge zu reden, mußte im Greiſenalter, ein Verbannter, ſein Vaterland meiden, das bisher nur ſeine Weisheit und Tugend geehrt hatte[256]).

die Verhandlungen des geheimen Ausſchuſſes zu unterſuchen, fanden ſich von dieſen nur die ſeit dem Jahre 1796. Frühere waren vernichtet. Auf Befehl des Ausſchuſſes hatte Pfarrer Golling von Deggendorf das Land verlaſſen; und der Scharfrichter, nach eigener Ausſage, eine ihm unbekannte Perſon hinrichten müſſen. Auch Graf Arco von Cölnbach war, wegen ſeiner Standhaftigkeit in der Landſchaft gegen die geſetzloſe Gewalt des Ausſchuſſes, von dieſem ſchon dem Tode geweiht; Maximilian Joſephs II Thronbeſteigung rettete ihn. Manchen Tag wurden mehr als hundert Briefe von der Poſt genommen und erbrochen. Zur Herſtellung der Siegel war ein eigener Siegelſtecher im Sold des Ausſchuſſes.

256) Er wurde, mit Uebertretung aller Rechtsform, Landes verwieſen. Er wandte ſich dara' an den Reichshofrath. Daſelbſt aber hatte man ſchon durch

Nun ſah man Verfügungen um Verfügungen eintreten, durch welche die biedermüthigen Baiern bald wie leichtſinnige Kinder behandelt wurden, die ein ſchönredneriſches Flugblatt aus dem Geleis der Pflicht verlocken konne, bald wie Meuter, zu ſtaatsumwälzeriſchen Unfugen reif; – Verfügungen, welche immer das Theuerſte eines Volkes, ſeine Tugend und Treue, zweifelhaft darſtellten. Dieſe Fehlgriffe der Staatsführung betrübten das Herz der Edleren im Lande. Schon oft iſt ein Haus, in unnöthiger Angſt vor Feuersgefahr, mit voreiligen Laſſergüſſen verderbt worden.

Karl Theodor verfolgte den Gang der franzöſiſchen Unruhen mit unabläſſigen Blicken. Er las die bedeutendern Schriften[257]). Die wilde Verhöhnung alles Göttlichen und Menſchlichen in manchen derſelben ſchreckte ihn[258]). Mit richtigerem Urtheil, als viele der Zeitgenoſſen, würdigte er die große Begebenheit. „Nahere ich Keiner dem

den kaiſerlichen Hof Veranſtaltung getroffen, daß dieſe Sache nicht angenommen werden durfte.

257) Er ließ ſie in ſeiner ſonſt prachtigen Bücherſammlung im ſchweinsledernen Bande aufſtellen, und ſagte: „Ehre genug fur ſie."

258) Als er eine der erſten dieſer Schriften las, mit dem Sinnſpruch: „Die Großen ſcheinen nur groß, weil wir vor ihnen knien; ſtehen wir auf!" rief er barſch: „Wo fahrt das hin?"

Vulkan," sprach er, „er möge sich in sich selber verzehren!" — In dieser Ansicht trachtete er, nach allen Kräften, die Fürsten Deutschlands von einem Reichskrieg gegen Frankreich abzumahnen; zumal, als nach Kaiser Leopolds frühem[289]) Hinscheiden die Reichsverweserschaft an ihn kam. „Ist die Staatsveränderung," sprach er oft zu seinen Umgebungen, „den Franzosen wohlthätig, so mische sich keine fremde Macht ein. Ist sie ihnen verderblich, werden sie früh oder spät die königliche Gewalt von selbst wieder herstellen. Krieg aber wird alle Parteien Frankreichs unter gleiche Fahne versammeln. Man sperre lieber die Grenzen, und lasse keinen Franzosen auf deutsche Erde, er sei königlich oder freimännisch gesinnt!"

Nachdem jedoch Franz II, aus dem Hause Habsburg-Lothringen, zum Kaiser erkoren[290]), und gegen das französische Volk der Krieg des deutschen Reichs erklärt war, stellte auch Karl Theodor seinen Zuzug an Mannschaft, Pferden und Geschütz. Zugleich wurden, Kriegskosten zu bestreiten, die Auflagen vermehrt[291]); junge Mann-

289) Den 1. März 1792.

290) Am 5. Heum. 1792.

291) Als Kriegsbeitrag wurden vom Prälaten- und Bürgerstand 1½ Anlagen, und vom Ritterstand 3 Ritterhuben, — 2 ganze Standanlagen, 3¾ Land-

schaften aufgehoben[292]), und alles herrenlose müßige Volk, jeder Taugenichts zum Heerdienst gezwungen[293]).

Obschon diese Anstalten geräuschvoll betrieben wurden, schienen sie doch Vielen zu Baiern minder auf Vertheidigung deutschen Vaterlandes, als auf Vermehrung landesherrlicher Einkünfte, berechnet zu sein. Denn man sah über viertausend der wohlgewachsensten Jünglinge ausgehoben, unter die Schaaren vertheilt und meistens dann wieder zur Rückkehr in ihre Heimath beurlaubt. Aber die ihnen abgezogene Löhnung ward zum kurfürstlichen Geldschatz genommen. Man konnte zuletzt die Gesammtheit des vaterländischen Heerhaufens kaum

---

steuern und 2 Herrngiltsteuern wurden aber jetzt und in folgenden Jahren erhoben; dennoch daneben die zur Landesvertheidigung bestimmten sogenannten Zentage-, Vorspann-, Rekrutenanlagen, Ausschußentlassungsgebühren u. s. w. eingenommen.

292) Aus vierzig Familien, vom Leerhäusler bis zum ganzen Hof, ein Unterhauslohn oder Knecht.

293) Nach schon früher üblichen Verordnungen vom 17. März und 12. April 1786. So war der Kriegsdienst fürs Vaterland zur Strafe und Schande; nebenbei nicht wenig über Geldpressereien, gewaltthätige Willkühr und Bereicherung der Angestellten geklagt.

über neuntausend Mann stark zählen[294]). Dennoch diente die Erhaltung derselben zum Vorwand neuer Steuern und großer Forderungen an die Landschaft; oder zur Entschuldigung des Aemterhandels; oder einer Sparsamkeit, da, wo nicht gespart werden sollte. Keinem entging, wie der Hof alle Mittel und Wege versuchte, Gelder an sich zu ziehen[295]).

Darüber im Lande mancherlei Deutung und Furcht und Mißmuth. Unter den Klagen erwachten selbst die landschaftlichen Verordneten zu München, deren Pflicht vor Alters gewesen, den Fürsten an seines Wohl- und Wehestand zu erinnern. Sie überreichten dem Landesherrn ihre Denkschrift mit den Beschwerden[296]). Darin klagten sie über mannigfaltige Verletzung der Freiheiten und Verfassungen Baierns; über willkührliches Aufstellen

---

294) Und zwar zu einer Zeit, da Baiern zu seinem Schutz des Heers am meisten bedurftig war, im J. 1795, und man die Früchte des großen Aufwandes erwartete. Ueber die Quellen des Mißvergnügens u. s. w. S. 172 ff.

295) Auch die zum Schuldentilgungsstock bestimmten Gefalle nahm der Kurfürst an sich, und gab dafür einen jährlichen Ersatz von 300,000 fl. Ruhhardts Gesch. der Landstände u. s. w. 2, 328, nebst Aufschlußhandlungen.

296) Unterm 24. Mai 1794.

der Landgebote, ohne der Stände Beirath; über Verwirrung in der Gerechtigkeitspflege, da den ordentlichen Gerichten die Entscheidung der Rechtshändel und Vergehen bald durch ein landesfürstliches Verfügen, bald durch außerordentliche Gerichtsstellen, bald durch bloße Zucht- und Sicherheitsbehörden entzogen würden; über Besetzung der Aemter mit unerfahrnen Jünglingen; über vermehrte Belastung des Staates mit neuen oder erhöheten Abgaben.

Die Beschwerden der landschaftlichen Verordneten mochten gegründet sein. Aber sie verloren ihren Werth im Munde derer, die sich selbst nicht mehr gegen das Vaterland frei aller Schuld wußten. Denn seit einhundert fünfundzwanzig Jahren hatten sie mit den Herzogen gehandelt, und zur Verewigung in ihren Stellen eine Vollmacht gebraucht, die ihnen vom letzten der Landtage nur auf neun Jahre ertheilt gewesen war. Nicht nach Würden und Verdienst hatten sie Männer in ihre Mitte gewählt, sondern an der Verstorbenen Stelle am liebsten ihre eigenen Söhne und Verwandten oder diejenigen, welche mit bedeutsamen Empfehlungen, und goldenen Geschenken, zuweilen durch noch schändlichere Mittel[297]), die Mehrheit der

297) So führt der unbekannte Verfasser der Schrift: „Neuester, landständischer Brandbrief," 1800, S. 29,

Wahlstimmen erkaufen konnten. Für Bänder, Kammerherrenschlüssel, und andere Ehren und Vortheile[298]) waren ihre Zungen dem Fürsten feil gewesen, während ihr Unterhalt dem Lande schwere Summen gekostet hatte[299]). Ihrer eigenen Bestimmung unkundig[300]), hätte Baiern das Dasein der Verordneten längst vergessen gehabt, wenn ihre knechtische Nachgiebigkeit in alle Begehren des Hofes nicht die übrigen Prälaten, Ritter, Städte und Märkte oft sehr empfindlich daran erinnert hätte[301]).

Deswegen ward dem Kurfürsten, der zur Land-

---

ein Beispiel an, daß die Stimme eines Prälaten einst dadurch erlangt wurde, daß man ihm den Genuß eines schönen Mädchens zu verschaffen wußte, dem er längst nachgetrachtet hatte.

298) Gewöhnlich hatte ein Landschaftskanzler vom Hofe ein jährliches Gnadengeld, oder eine Landpflege.

299) Jeder der Verordneten bezog täglich 10 fl. Die Schreiber, Urkundenkämmerer und andere Angestellte der Kanzlei empfingen täglich 20 — 30 fl., ungerechnet die besondern Besoldungen und die Taggelder auf Reisen.

300) Daß man sogar nicht wußte, daß das Amt der Beigeordneten oder Abfunkten von dem der Landsteurer verschieden war. Rudhardt.

301) Die lauten Aeußerungen des Mißvergnügens aber brachen darüber erst im J. 1799 lebhaft aus.

schaft auch die Beigeordneten aus oberm und niederm Baiern einberufen hatte, was seit Langem nicht geschehen war, leichtes Spiel, jene hochherzigen Redner zum Schweigen zu bringen. Er widerlegte ihre Klage mit wenigen Worten, und rief ihnen ihre eigne Habsucht und Feilheit ins Gedächtniß zurück: wie übermäßig die Anzahl der landschaftlichen Dienstangestellten sei zum Schaden der Stände, und wie von ihnen bald jener, bald dieser zu ihm gekommen, seine Verwandte und Söhne in Würden und Aemter zu empfehlen. Ihre Vorwürfe verstummten vor der seinigen Gewalt. Zwar eine Gegenantwort versuchten sie; mehr aber um, wie es schien, sich ehrenhaften Rückzug zu schaffen, als den ersten Zweck zu erreichen[302]. Mit Scham und Ergebenheit verweigerten sie dann auch kaum das Schwerste mehr; trugen bei fünfzehn Millionen Gulden der öffentlichen Schuld; zur Landesvertheidigung zwei Drittheile aller Unkosten[303] und zur Besserung des Kammergutes drittehalb Tonnen Goldes.

---

302) Der Schriftenwechsel von den Jahren 1794 und 1795 ist im Jahr 1800 unter dem Titel: Landesbeschwerden in Baiern u. s. w. gedruckt worden.

303) Nämlich 900,000 fl. Uebrigens wurden die erforderlichen Kriegsbeiträge für die Zukunft in $\frac{7}{12}$ vertheilt, davon das Herzogthum Baiern allein $\frac{4}{12}$, die

Beharrlicher und lärmender äusserte sich bald nach diesem [304]) die Unzufriedenheit des gemeinen Mannes in München, als bei des Krieges Fortdauer einige Lebensmittel im Preise stiegen [305]). Die Bürger, ohne Ehrfurcht für ihren Stadtrath, welchem der Kurfürst selbst die gebührende Achtung entrissen hatte, traten häufig in Gasthäusern und öffentlichen Orten zusammen, und redeten, wie der wachsenden Theurung zu wehren sei. Sie wandten sich zum Rath, durch seine Vorstellungen am Hofe die Ausfuhr von Schmalz, Butter, Getreide und andern Waaren zu verhindern. Als man von keiner Abhilfe vernahm, stieg die Furcht, und das Drängen der Bürger zum Rathhause; dazu ward das Geschrei wider die Pfälzer ungestümer.

An einem Herbstabend wuchs das Getümmel der ungeduldigen Leute [306]). Sie riefen nach

---

Kammer, sammt den herobern Nebenländern, [illegible] zu tragen haben sollten.

304) Im Herbstmond 1795.

305) Anfang und Mitte Herbstmonds galt auf der Münchner Schranne der Scheffel Weizen im mittlern Preise 22 fl. 15 kr., der Scheffel Korn 13 fl. 15 kr., der Scheffel Gerste 9 fl. 15 kr., der Scheffel Haber 8 fl. 25 kr.

306) Am 23. Herbstm. 1795.

ſchleuniger Abhilfe. Die Ermahnungen der Abgeordneten, welche der Stadtrath an ſie ſandte, trugen nichts zur Beruhigung bei. Vielmehr der Auflauf wuchs. Die Menge warf den Blick auf einige Männer unter ſich, und wählte dieſelben, wie in Zuſammenläufen immer, weniger zu Führern, als in der haltungsloſen Verworrenheit zu Stützpunkten des Ganzen, oder zu Rednern vor den höhern Behörden [307]). Der Stadt Oberrichter und Bürgermeiſter, von Sedelmayr, mußte gezwungen an die Spitze der Abgeſandten des Volkshaufens treten. Dieſe begaben ſich zum geheimen Staatskanzler Freiherrn von Hertling. Der Haufe aber, von einigen Schreiern geführt, folgte ihnen; dazu ſtrömte die Menge neugieriger Menſchen von allen Gaſſen, durch welche der Zug ging.

Der Kanzler erſchrack beim Anblick des gegen ſein Haus dringenden Schwarmes. Zehn bis zwölf Männer eilten die Stiege herauf zu ihm. Er ließ

307) Ein Seidenſtrumpfwirker, Lorenz Schmid, und der Bürſtenbinder Johann Stumpf; übrigens fleißige Gewerbsmänner. Sie wurden nachher (4 Chriſtm. 1795), nebſt einem Knopfmacher, Anton Böhm, und dem Perrükenmacher Tav. Beri, ohne Angabe einer Urſache in achtundvreißigtagigen Verhaft gethan.

Familien kauften nicht, was zu theuer war. In vielen Dorfern des proteſtantiſchen Deutſchlands, Hollands, Helvetiens, Schwedens, Dänemarks, Preuſſens u. ſ. w. fand man die Bibel nur in wenigen Haushaltungen; ungeachtet eigentlich Bibel, Geſangbuch und Kalender ſonſt den Kern einer bäuerlichen Bibliothek auszumachen pflegen. In mehrern Gegenden Polens war die Bibel in der Landesſprache ſo ſelten geworden, daß man ſie kaum noch um Geld erhalten konnte. Unter 18,000 deutſchen, 7800 polniſchen und 7000 litthauiſchen Familien in Lithauen war, laut eingezogenen Berichten im Jahre 1815, nicht eine einzige Bibel zu finden. In Schweden beſaß von achtzig Perſonen der ärmern Volksklaſſe kaum eine das Buch.

Es verdient daher allerdings gerühmt zu werden, daß ſich beinahe aller Orten die achtungswürdigſten Staatsmänner, Könige und Fürſten ſelbſt als Beſchützer an die Spitze der Bibelgeſellſchaften ſtellten. In Rotterdam übernahm Herr von Hoogſtraaten, Mitglied der Generalſtaaten, das Präſidium; zu Elberfeld der damalige Generalgouverneur des Großherzogthums Berg, der geiſtvolle Gruner; zu Hannover der Staatsminiſter Freiherr von Arnswaldt, während der Herzog von Cambridge ſelbſt den Namen eines Patrons der Bibelgeſellſchaft annahm. In Ber-

ſich verläugnen und verbarg ſich in größter Furcht. Aber weil er ſchon am Fenſter geſehen worden war, mußt' er erſcheinen, und die Abgeordneten in den kurfürſtlichen Palaſt begleiten. Der alte, ängſtliche Mann hatte alle Faſſung verloren. Ein Bürger unterſtützte ihn am Arm. Auf dem Wege zum Schloſſe verweilte der Haufe vor der Wohnung des Fürſten Friedrich von Pfenburg, des Gemahls einer natürlichen Tochter [305]) Karl Theodors. Auch ihn nöthigte das Volk zum Mitgehen. So ward der kurfürſtliche Wohnſitz erreicht. Die Menge blieb auf den Gaſſen. Nur wenige traten in den Pallaſt. Sie verharrten im Vorſaal, während Hertling und Pfenburg in das Gemach zum Kurfürſten gingen. Karl Theodor, welcher, auf die erſten Nachricht vom Lärmen, das Schauſpielhaus, wo er ſich befunden, verlaſſen hatte, erfüllte auf der Stelle den Wunſch der Leute, und befahl die Getreideſperre [309]). Ein freudiges Lebe-

305) Sie führte vor der Vermählung den Namen einer Gräfin von Bergſtein.

309) München den 24. Herbſtm. Noch in der Nacht lief ein Bürger mit dieſem Sperrbefehl, der zugleich Ausfuhr von Schmalz, Butter, Eier u. ſ. w. unterſagte, auf die Erdinger Schranne. Der Befehl ward unterm 30. Herbſtm. noch mehr ausgedehnt. Erſt am 12. Herbſtm. 1797 wurde die Landſperre aus weiſen Abſichten wieder aufgehoben.

hoch und Jauchzen der Menge auf den Straßen, in deren Gewühl man auch einige landschaftliche Verordnete zu erkennen glaubte, dankte ihm.

Die Ruhe war eben so schnell hergestellt [310]). Doch sah man noch einige Tage kleine Haufen, theils mit, theils ohne obrigkeitliche Begleitung, Häuser durchsuchen, wo man Schmalz, Seife, Kerzen und andere im Preise gesteigerte Lebensbedürfnisse vermuthete. Derselben bemächtigte man sich; schleppte die Vorräthe aufs Stadthaus und verkaufte sie in bestimmten Preisen, doch zum Besten der Eigenthümer. In diesen Verwirrungen, an welchen der bessere Theil der Bürgerschaft ohne Theilnahme geblieben, ward Ansehen und Befehl des Stadtrathes wenig oder gar nicht geachtet.

Zwischen Bürgerschaft und Rath hatte schon lange allerlei Spannung und Zwist gewaltet, deren sich auch vor wenigen Jahren Thompson wohl

310) Ein nachmals wahnsinnig gewordener Rechtsanwald gab zwar dem Hofe an, eine große Partei unter den Bürgern habe die Absicht gehabt, den Kurfürsten zu verjagen, und das Land unabhängig zu erklären; vermuthlich hatten darauf auch die nachmaligen Verhaftungen einzelner Bürger, die Verstärkung der Wachten u. s. w. statt; aber das Nichtige der Angabe that sich von selbst dar.

zu bedienen gewußt. Die Bürger erinnerten sich, wie sie vor alten Zeiten mehr Recht in Dingen der Gemeinde gehabt, nach und nach aber ihre Stimme zu den Angelegenheiten durch eigene Versäumung, oder durch Vorgriffe des Stadtrathes eingebüßt hatten. Die Verwaltung des gemeinen Wesens war demnach fast ausschließlich Sache weniger Geschlechter geworden, und kein Weg noch Mittel, diese in gesetzlicher Art zur Vollstreckung des Gesammtwillens zu zwingen. Darum wurden, weil rechtliche Wege fehlten, zuletzt unordentliche genommen. Der Kurfürst, durch jene Vorfälle nun gewarnt, dachte ernstlicher daran, der Stadt eine Verfassung zu geben, in welcher Rechte und Pflichten der verschiedenen Theile genauer geregelt und ins Gleichgewicht gesetzt wurden. Schon hatten Rath und Zünfte der Bürgerschaft sich über Grundsätze verglichen. Es bestätigte sie Karl Theodor in einer feierlichen Urkunde [311]). Neben der Stadt innerm und äusserm Rath, stellte er wieder, nach Uebung schon des vierzehnten Jahrhunderts, sechsunddreißig Ausgeschossene der Gemeinde, als Stellvertreter derselben. Diese, von den Wahlmännern der zweiundsiebenzig Zünfte und Innungen gewählt, hatten vor dem Rath

311) Unterm 1. Christm. 1795 der sogenannte Wahlbrief der Stadt München.

Namens der Gemeinde, in deren oder einzelner Zunfte Angelegenheit, das Wort zu führen zum allgemeinen Besten; Zwistigkeiten der Zünfte gütlich zu schlichten; der Stadtkammer Rechnungen zu prüfen, und alle Anliegen der Bürgerschaft allein vorzutragen. Auch konnten sie, vereint mit den zwölf Gliedern des innern oder eigentlichen, und den vierundzwanzig des äussern Rathes, erledigte Stellen im Rath durch Wahl besetzen. Im äussern Rath sollten in Zukunft höchstens nur zwei Glieder, desselben Namens und Geschlechts, bis in den vierten Grad verwandt, im innern aber keine dergleichen beisammen sitzen. Auf dieselbe Weise wurden die vier wirklichen Bürgermeister und der Stadtoberrichter ernannt, und dem Landesherrn zur Bestätigung vorgeschlagen.

So gestaltete Karl Theodor die Ordnung seiner Hauptstadt. Der Friede kehrte unter die Bürger und ihre unmittelbare Vorsteher zurück; Gehorsam, Zucht und gesetzlich strenges Wesen mit ihm. Besonders war die Klugheit löblich, mit welcher der Kurfürst, in Beurtheilung jenes zufälligen Pobellärmens, seine eigene Empfindlichkeit zu verbergen oder zu besiegen wußte. Gewalthabende sind geneigter, in einem Fehlschritte des Volks weniger dessen oft bedeutungslosen Ursprung und Zweck, als ihr dabei bedrohtes oder gekränktes Ansehen zu sehen und zu rächen. Damit

geben ſie dem Werthloſen vielmals eine verderbliche Wichtigkeit, und dem, was in ſich ſelber nichtig geweſen wäre, alleszernichtende Folgen.

Karl Theodors Neigung für Baiern war freilich ſeit den frühern Spannungen nicht gewachſen; aber das Land ſelbſt, ſeiner innern Stille, ſeiner äuſſern Lage willen, ihm ſchätzbarer geworden. Denn das rheiniſche Gebiet hatten die Waffen der Franzoſen feindſelig beſetzt, oder verheert. Er ſehnte ſich, ruhig wohnen zu können. Die Tage ſeines Alters mit ihren Beſchwerlichkeiten waren gekommen. Inzwiſchen hatte die Zeit weder ſeine Geiſtesregſamkeit, noch ſeine ehemaligen Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe geändert. Treu ergeben hielt er, wie immer, zum Hauſe Oeſterreich; mit hartnäckigem Widerwillen ſah er das Haus Zweibrücken. Als in dieſen Tagen ſeine Gemahlin, Maria Eliſabeth Auguſte, ſtarb [312]), richtete ſich ſein Blick alsbald auf eine neue Verbindung, in Hoffnung, aus zweiter Ehe den längſterwünſchten Erben ſeiner Lande zu erzielen. Der einundſiebenzigjährige Greis vermählte ſich wirklich mit der neunzehnjährigen Erzherzogin Maria Leopoldine von Oeſterreich [313]). Die

312) Am 17. Auguſt 1794.

313) Die Tochter des Erzherzogs Ferdinand, Sohnes Kaiſers Franz I; ſie war geboren den 10. Chriſtm.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHOKKE,J.H.D. FN. 14372/050

Hochzeit ward kaum sechs Monden nach dem Tode der ersten Gattin gefeiert.

15.

Die Franzosen dringen in Baiern ein.

Im J. 1796.

Unterdessen war in Frankreich alle Ordnung vorigen Jahrhunderte aufgelöset; wie der Thron, so der Altar gefallen. In grauenvoller Gesetzlosigkeit, alle Leidenschaft entzügelt, wuthete dort der Grimm des Volkes wider sich selbst. Der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder. Siegende Parteien fr[illegible]egten die Besiegten zum Tode, und wurden, von nachkommenden Starkern bezwungen, wieder dahin geschleppt. Das Recht verstummte unter dem Blutdurst der Gewaltführer, die Wahrheit unter den Verwirrungen der Begriffe, die Tugend unter den Siegen der Verbrechen. Kerker wurden mit Unschuldigen überfüllt, und mit Ermordungen derselben geleert; Verschwörungen mit Verschwörungen, Aufstände mit Aufständen getilgt. Ueber eine Million Menschen, jedes Alters, Geschlechtes und Glaubens, starb auf Blutgerüsten [314]). Das Volk von Frank-

---

1776, und ihre Vermählung mit Karl Theodor den 15. Horn. 1795.

314) L. Prudhomme (Hist. des erreurs et des cri-

reich schien sich in der Frist weniger Jahre mit eigener Faust von der Erde vertilgen zu wollen. Nur der Krieg, welchen es gegen die verbündeten Könige des Welttheils führen mußte, gab ihm, noch mitten im Rausche, das Bewußtsein und den Stolz und die Einheit des Willens zurück.

In zahllosen, sich immer erneuenden Heerhaufen, zu Tausenden und Hunderttausenden, strömte die streitbare Mannschaft des großen Reiches nach den Grenzen, zur Vertheidigung derselben. Den kalten Muth der wider sie verbündeten Mächte übertraf ihre Begeisterung, die durch Freiheitsgefühl, oder ihre Verzweiflung, die durch Schrecken der Blutgerichte hervorgerufen war. Vom Kriege lernten sie den Krieg; auf Schlachtfeldern Mannszucht und Waffengebrauch. Ihre Ueberzahl und Todesverachtung vereitelte alle kunstgerechten Bewegungen der Gegner. Ihr ununterbrochener kleiner Krieg, auf ungeheuern Strecken von vielen Hunderttausenden zugleich geführt, wie er einer unübersehbaren Menge unregelmäßiger Streiter natürlich war, ermüdete, verwirrte und brach zuletzt die nach bisherigen Grundsätzen wider sie ge-

---

mes etc.) zählte die unter Dantons und Robespierre's Schreckensherrschaft gefallenen Opfer ihrer Grausamkeit, und fand 1,026,606 hingerichtete Franzosen.

richteten Unternehmungen. Geistvolle Jünglinge schwangen sich bei ihnen zu feldherrlichen Würden auf, und machten durch Schnelligkeit und Kühnheit ihrer Gedanken altberühmte Anführer der verbündeten Könige zu Schanden, in deren Heeren nur Geburtsadel oder Dienstalter, wie in den französischen Einsicht und Tapferkeit, zum Befehl führten.

Also siegten die Schaaren Frankreichs durch Neuheit wie Vortreflichkeit der Mittel; eroberten Flandern, Belgien, Holland; zwangen durch Schrecken den Norden Deutschlands zum Frieden; überschritten den Rhein und bedräuten den Süden. Franz von Deroy hatte, an der Spitze einer kleinen Zahl Baiern, umsonst voll Löwenmuthes auf den Mauern von Mannheim gefochten. Die Hauptstadt der rheinischen Pfalz ward der Feinde Raub [315]), und das gesammte Land daselbst.

Siegend drangen Frankreichs Feldherren vor; wie Napoleon Buonaparte in Italien, so Jourdan vom Niederrhein herauf gegen den Main, Moreau vom Oberrhein durch Schwaben. Zitternd schlossen Baden, Würtemberg, der ganze schwäbische Kreis Waffenstillstände. Die Fahnen des Kaisers und Reichs wichen gegen die obere Pfalz und dem Lech zurück. Baiern ward voll

315) Den 21. Herbstm. 1795.

Furcht und Entsetzens. Es war im Sommer des siebenzehnhundert sechsundneunzigsten Jahres.

Das Volk in Baiern fürchtete nicht minder die Rache eines siegreichen und grimmvollen Feindes[316]), als die Zuchtlosigkeit des kaiserlichen Heeres, auf dessen Rückzuge. Viele Landleute bewaffneten sich zur Beschirmung ihres Habes; Andere vergruben ihr Bestes in Wäldern und Feldern, oder flüchteten es in das Innere des Landes. Bald ward das Herzogthum von den Heerschaaren der Oesterreicher überschwemmt; Schrecken, Verwirrung und Noth aller Orten. Hier sah man den Rückzug geschlagener Haufen, begleitet von allen Ausschweifungen wüthender Kriegsknechte; dort, aus Böheim und Oesterreich her, das Vorrücken der Neugeworbenen gegen den Lech und die schwäbischen Grenzen, mit langen Zügen schweren Geschützes und Gepäckes. Die Forderungen an

316) Hin und wieder waren in Baiern, mehr von den sie begleitenden Soldaten, als vom Volke, die kriegsgefangenen Franzosen hart behandelt worden. Als deshalb Drohungen von den Rednerbühnen im „Nationalkonvent" zu Paris gegen den Kurfürsten erschollen, und seine Unterthanen am Rhein mit Vergeltung bedroht wurden, sandte er selbst mehrmals den Kriegsgefangenen Erfrischungen, und befahl er ihre schonendste Behandlung, so lange sie sich in Baiern befanden.

lin entſtand die Geſellſchaft unter Leitung des Generallieutenants von Dierike: zu Dresden unter Leitung des Miniſters Grafen v. Hohenthal: in Kopenhagen, durch ihren Präſidenten, Grafen von Schimmelmann u. ſ. w.

So kann und wird es gelingen, daß auch die Geſellſchaften des europäiſchen Feſtlandes größere Kraft und Wirkſamkeit gewinnen, wenn ſie gleich weder den ungeheuern Spielraum, noch die Mittel haben, wie die Muttergeſellſchaft zu London. Dieſe, wie ſie begann, fuhr immerdar fort, die mit ihr befreundeten Vereine auf dem feſten Lande zu unterſtützen. So gab ſie in den Jahren 1814 und 1815 an die niederländiſche Societät 500 Pf. Sterling; an die bergiſche 200 Pf.; an die zu Hannover 500; an die preuſſiſche 500; an die ſächſiſche 500; ungerechnet einen Beitrag von 100 Pf. Sterling an die Potsdamer Hilfs-Bibelgeſellſchaft, und eine gleiche Summe für die ſächſiſche zur Herausgabe des neuen Teſtaments für die armen Wenden in der Lauſitz. Der Geſellſchaft in Rußland wurden 1000 Pf. Sterling angewieſen. In dieſem unermeßlichen Reiche zeigt ſich für die Sache eine große, unerwartete Begeiſterung.

Aber auch eben hier iſt das Bedürfniß von den Urquellen der chriſtlichen Erkenntniß wohl am fühlbarſten. Nur in den weitläuftigen Provinzen Georgien, Imirete und Mingrelien beſen-

Städten und Dörfern für die zahlreiche Menge der Krieger waren so endlos, wie deren Bedürfnisse. Fuhren, zur Fortschaffung von Lebens- und Kriegsbedarf, von Gepäck, Verwundeten, Kriegsgefangenen, Geldern, Kanzleien, Feldbacken, Bäckereien, Befehlshabern und Eilboten begegneten sich durchkreuzend auf allen Landstraßen. Mehl und Getreide, Heu und Stroh und Haber und Viehheerden wurden nach allen Seiten ausgeschrieben oder gewaltthätig genommen. Umsonst hatte der Kurfürst Bevollmächtigte beim kaiserlichen Heer, die Verpflegung desselben mit Ebenmaas und Ordnung zu leiten; umsonst hatte er Beamte und Unterthanen mit strengen Befehlen ermahnt, das Kriegsvolk freundschaftlich anzusehen und nach Kräften zu unterstützen [317]). Im gegenseitigen Hasse von Soldaten und Bürgern, von Oesterreichern und Baiern, waren Zucht und Ordnung verloren. Es fiel mancher Kriegsknecht unter der Rache des verzweifelnden Landmanns. Hinwieder wurden Bürgern und Landleuten Gelder und Lebensmittel genommen; Pferde und Knechte während Aerntezeiten zum kriegerischen Vorspann weggeschleppt, mißhandelt, über die Grenzen entführt; einzelne Häuser überfallen, ausgeplündert, zerstört;

317) Befehl vom 27. Heum. 1796.

Männer zu Tode gequält; Weiber genothzüchtigt[318]). Es zertraten fremde Viehheerden, den Lagern zugeführt, die Aecker, und weideten die Felder ab. Sie verbreiteten mörderische Seuchen im Lande[319]).

Die französische Macht schritt inzwischen unaufhaltsam über den Lech unter Moreau's Befehl, während Erzherzog Karl von Oesterreich sich mit dem größern Theil seiner Völker aus Baiern über die Donau gegen Jourdans Heer gewandt hatte. Die Kaiserlichen aber, welche bei Friedberg standen, und in den Verschanzungen vor Landsberg, wurden geschlagen.

Da rief Karl Theodor seine wenigen Schaa-

318) Der Schade, welcher in Baiern, Oberpfalz, Sulzbach, Neuburg und Leuchtenberg durch das österreichische und condeische Kriegsvolk mit Plünderungen, Erpressungen, Häuserverwüstungen nur vom Heumond 1796 angerichtet worden, hat 2,563,861 fl. betragen. Kurpfalzbaierisches Regierungsblatt, 1812. Horn.

319) Von der Mitte des Jahrs 1796 bis Ende 1799 wurden in Baiern 16,975 Stück gefallenen Viehs auf die Wasenplätze gebracht; der Viehstand Baierns verlor überhaupt um 84,875 Stück, und das auf demselben stehende Vermögen des Landes erlitt einen Schaden von 2,546,250 fl. Streithöfl.

ren vom Reichsheer zurück [320]). Längst schon hatte er die kostbarsten Geräthe seiner Paläste und Schlösser, die Urkunden, Schätze und Gemälde auf Wagen und Schiffen geflüchtet. Er übergab die Staatsführung in die Hand dreier Großstaatsbeamten, des Freiherrn Hertling, des verdienstvollen Joseph Grafen von Törring-Gronsfeld und des einsichtsvollen Freiherrn von Weichs, dem das Aufblühen seines Vaterlandes Großes schuldig ist. Dann verließ der Kurfürst, von seiner jungen Gemahlin und dem ganzen Hof begleitet, München in Eil [321]), und floh gen Lobkowitz im Lande Sachsen. Baierisches Kriegsvolk besetzte, kaum zehntausend Mann stark, unter Graf Rumfords Befehl [322]), die Hauptstadt; kaiserliches lagerte von aussen, und erfüllte den Gasteigberg mit Geschütz, die Vorstädte mit seinen Ausschweifungen. So hatten, selbst unter den Verwilderungen des dreißigjährigen Krieges, nicht die Schweden und ihre Horden, nicht die feindseligen Banden der rohen Lykaner, Morlachen

320) Es waren bei demselben 2952 Mann Baiern und 1690 M. Rheinpfalzer gewesen.

321) Am 22. August 1796.

322) Rumford, als Oberfeldstatthalter des Kurfürsten, trat seine Befehlshaberstelle eigentlich erst am 29. August an.

und Vanduren in den Tagen Karls VII unter den Mauern der Hauptstadt getobt, als hier die Krieger, welche zum Schutz derselben gerufen waren. Unter diesen haben sich vor allen die Rotten französischer Ausgewanderter, Condeer, nach ihrem fürstlichen Anführer, genannt, ein gräßliches Gedächtniß gestiftet. Ohne Mannszucht, ohne Gottes- und Menschenfurcht, besudelten sie Heiligthümer; plünderten sie muthwillig, und zerstorten sie öffentliche Vorräthe[323]) und Wohnungen stiller Bürger; nothzüchtigten sie Gattinnen, betagte Weiber und unmündige Töchter; bestahlen und mordeten sie einander selbst, und vollbrachten sie, was meine Feder nicht nachzuschreiben wagt. Dieses Gezücht, welches, mit altem Adel prangend, die Fürsten Deutschlands dummdreist verspottete, deren Erbarmen es genoß, und die Länder mit Verbrechen besudelte, von denen es Gastfreundschaft und Almosen erbettelt hatte, rechtfertigte durch freche Ausgelassenheit eine Staatsumwälzung, gegen die es den Kreuzzug predigte, und bewies, daß mit solchen Hefen das mildeste Volk zur Gährung getrieben werden müsse.

Wie aber Ferino und Abatucci, die Un-

323) Nur der Schade, welchen sie bei Erbrechung des kurfürstlichen Kriegsarbeitshauses in der Au stifteten, betrug, laut Schatzung, 47,584 fl. 28 ½ kr.

terfeldherren Moreau's, vom Lech herauf siegreich gegen die Hauptstadt kamen[324]), warfen sich Condeer und Oesterreicher auf das rechte Ufer der Isar, den Uebergang wehrend. Zehn Tage lang standen die feindseligen Heere einander gegenüber. Unter dem Donner der Feuerschlünde loderte der rothe Thurm an der Isarbrücke und manches Gebäu der Stadt in Flammen auf[325]).

Während dieser Gefechte waren Abgeordnete der kurfürstlichen Staatsführung und des landschaftlichen Ausschusses[326]) zum Oberfeldherrn des französischen Freistaates, Moreau, geeilt, Waffenstillstand für Baiern und die Pfanzlande diesseits des Rheines zu erbitten[327]). Zu Pfaf-

324) Am 30. August.

325) Besonders durch die Beschiessung am 7. und 8. Herbstm. Der Schäflerstadel, ein Theil des Abrechens, der Kriensholzgarten, so wie ein Theil der Hauser von Haidhausen brannten ab.

326) Namens jener gingen Jos. Ign. Freiherr von Lerden, Graf Karl von Arco, Joseph Freiherr von Reibold; Namens dieser: Jos. Graf von Königsfeld, Graf Ignaz von Arco, Max. Graf von Seinsheim, Ludwig von Reindl; für Pfalzneuburg gingen Max. Graf von Thurn und Taxis und der Landschaftskanzler Anton von Ezdia.

327) In den Waffenstillstand wurden begriffen: Herzogthum Baiern, Oberpfalz, Neuburg; die Rhein-

fenhofen geschah Unterhandlung. Sie endigte sich mit Unterzeichnung dessen, was der Sieger begehrlich vorschrieb[328]). Die Abgeordneten versprachen im Namen des Kurfürsten, daß derselbe all sein Kriegsvolk vom Heer der verbundeten Mächte zurückziehen, den Franzosen freien Zug durch seine Lande, ohne Entschädigung, gestatten, dem siegreichen Freistaat binnen vier Monden zehn Millionen französischer Pfunde, dazu zwanzig der schönsten Gemälde aus den Sammlungen von Düsseldorf und München, entrichten, und dem Heere Frankreichs an Pferden, Lebensbedürfnissen und Bekleidungsmitteln große Lieferungen[329]) machen werde.

Doch wenige Tage nach Abschluß dieser Uebereinkunft zogen die französischen Schaaren schon

---

pfalz und Herzogthum Berg am rechten Rheinufer; die Bisthümer Freising, Regensburg (mit Ausnahme der Stadt), Passau, Berchtesgaden, Kapitel Ober- und Nieder-Münster, St. Emmeram und Grafschaft Ortenburg.

328) Am 7. Herbstm. 1796.

329) Ueber 3000 Pferde, 200,000 Zentner Korn, 100,000 Sack Haser, 100,000 Paar Schuhe, 100,000 Paar Stiefel, 30,000 Stab Tuch zur Bekleidung von Hauptleuten, nach verschiedenem Range.

wieder von München zurück zum Lech[330]). Denn Erzherzog Karl von Oeſterreich, Deutſchlands größter Kriegshauptmann, in jenen Tagen, hatte Jourdans Macht erſt bei Neumarkt und Teining in der obern Pfalz[331]) geworfen; dann in mörderiſcher Schlacht bei Würzburg zertrümmert[332]); nun ſich mit ſeiner Kraft nach Schwaben gekehrt, den Heeren Moreau's im Rücken. Darum befahl Moreau plötzlichen Rückzug der Seinigen. Sie verrichteten ihn mit allen Ausſchweifungen der Blutgier. Auch was am verborgenſten vergraben lag, wußten ſie mit geübter Raubkunſt auszuwittern und ans Licht zu ziehen. Ihnen folgten in gleicher Ausgelaſſenheit auf den Ferſen die Völker der Oeſterreicher und Condeer. Nachzügler, in gefährlichen Banden ſchwärmend, machten das offene Land unſicher. Aller Orten ſah man die unbegrabenen Aeſer der Thiere, die Leichname der Menſchen zerſtreut in Feldern und Wäldern[333]). Kaiſerliche Befehlshaber ſchalteten auf baieriſchem Boden, wie auf erobertem Gebiet. Sie zwangen das Landvolk zu Schanzarbeiten vor

330) In der Nacht vom 11. zum 12. Herbſtmonds.

331) Am 24. Auguſt ſchon.

332) Am 3. Herbſtmonds.

333) Noch unterm 31. Weinmonds wurden zur Verſcharrung öffentliche Befehle bekannt gemacht.

den Ausgängen Tirols; schlugen Waldungen nieder zu Verhauen der Engpässe Oesterreichs; schleppten junge Mannschaft mit Gewalt zur kaiserlichen Fahne und verlachten die Rechtsverwahrungen oder Einwendungen baierischer Obrigkeiten.

Selbst unter den Augen Karl Theodors, da er nach Abzug der Franzosen in seine Hauptstadt zurückgekehrt war[334]), fuhren Hauptleute und Kriegsknechte des Kaisers ohne Scheu in ihrem zügellosen Wesen fort. Mit reissender Eil floh unterdessen Jourdans aufgelöstes Heer nach Frankreich. Langsam, fechtend, siegbaft ging Moreau aus Baiern, durch Schwaben zum Rhein. Ingolstadt, die Veste, mit Einverständniß des Kurfürsten von viertausend kaiserlichen Streitern besetzt und durch die Franzosen berannt, ward wieder frei[335]).

16.

Des Krieges Fortdauer. Gegenseitiges Mißtrauen des Kurfürsten und seines Volkes. Die Besteuerung der Klöster. Der Tod Karl Theodors.

Im J. 1797—1799.

Wohl sah Karl Theodor, so lange er lebte, die Feinde nicht wieder gluchhaft in Baiern; aber

334) Am 5. Weinmonds.

335) Der kaiserliche Feldmarschall-Statthalter Hotze entsetzte die Stadt.

die verwüſterischen Durchzüge fremder Kriegsvölker, zum Rhein oder zurück, endeten darum nie. Das Herzogthum Baiern allein war binnen wenigen Monden, durch muthwillige Frevel um Millionen [336]), nicht minder durch Verpflegung der kaiſerlichen Heere verarmt [337]). Alle Hilfsquellen ſtanden erſchöpft; die Staatsſchulden drückend vergrößert; das Abledigungswerk derſelben ſtockend. Am Rhein, Italien, bis in die Alpen Tirols, wüthete aber der Krieg fort. Napoleon Buonaparte, der Glücklichſte unter den Feldherrn des franzöſiſchen Freiſtaats, vernichtete in einer langen Kette von Schlachten jenſeits des Hoch-

336) Nach handſchriftlichen Angaben in den „pfalzbaieriſchen Kriegsdeputationsakten“ betrug die von den Kaiſerlichen und Conderrn geſtiftete Beſchädigung in Baiern 1,738,932 fl. 19 kr. Das Schadenverzeichniß ward im J. 1799 mit vieler Sorgfalt amtlich aufgenommen.

337) Nach gedruckter Berechnung des baier. Oberſtlagermeiſters Freiherrn von Hohenhauſen koſteten Einlagerung, Vorſpann und Verpflegung der kaiſerlichen Kriegsvölker vom 1. April 1790 bis 1. April 1796: 1,748,394 fl. Streithöf gibt in ſeiner kleinen Chronik S. 41, unbekannt aus welchen Quellen, den Betrag der Lieferungen zu 1,054,910 fl. 48 kr., den Schaden durch Plünderungen auf 6,669,925 fl. 37 kr. an.

gebirgs alle wieder ihn gesandten Heere des Kaisers, und schritt erobernd durch Friaul und Krain und Kärnthen. Wien zitterte schon vor der Nähe des Siegreichen. Da forderte und empfing Kaiser Franz II Waffenstillstand. Zu Leoben in der Steiermark wurden die Hauptgrundsätze eines Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich festgesetzt[335]; zu Campo Formio, nach langen Verhandlungen, die freundschaftlichen Verhältnisse beider Mächte besiegelt[339]. Mit dem Rücktritt des Kaisers vom Kampfplatz war das deutsche Reich zur Nachfolge gezwungen. Es eröffnete zu Rastatt die Verhandlungen mit den Gesandten des mächtigen Freistaats.

Baiern, welches seit Beginn eines Krieges, dem Karl Theodor nur mit Widerwillen zugetreten war, bei dreißig Millionen Gulden geopfert hatte[340], hoffte von Oesterreichs dankbarer Großmuth, mehr noch von den Banden der Blutsfreundschaft zwischen dem Kurfürsten und Kaiser, ein belohnendes Loos. Der Wiener Hof aber, in Niedergeschlagenheit um den Verlust seiner burgundischen Niederlande und lombardischen Fluren, vergaß dessen, was geleistet war, und

338) Den 18. April 1797.

339) Den 17. Weinm. 1797.

340) Nach Angabe in Westenrieders Beitr. 5, 266.

nen ſich über eine halbe Million Einwohner zum Chriſtenthum; aber in den zweitauſend Kirchen dieſer Länder waren im Jahr 1815 nicht zweihundert Bibeln anzutreffen. Daher hat der georgiſche Erzbiſchof Doſitheos ſelbſt zur Gründung einer Bibelgeſellſchaft in Tiflis Hand geboten, zu der auch die Familie des Czaar Salomon trat, der im Jahr 1809 im Kriege Rußlands mit der Pforte gefangen nach Tiflis gebracht wurde, weil er, als Erbfürſt von Imirete, zu den Türken gehalten hatte.

Ein merkwürdiger Zug verdient hier noch aus Rußland angeführt zu werden. Die Londoner Geſellſchaft ließ zu Karaſſu, einer Stadt am kaukaſiſchen Gebirg in Taurien, ein tartariſches neues Teſtament drucken und in der Krimm vertheilen. Es empfingen davon auch Muhamedaner, unter andern ein muſelmänniſcher Muſti. Dieſer las das ihm unbekannte Buch, und mit ſo hohem Vergnügen, daß er einen jährlichen Beitrag von fünfzig Rubeln an die Petersburger Geſellſchaft unterzeichnete; ſeinen angelegentlichen Wunſch erklärte, Mitglied derſelben zu werden, und wünſchte, man möchte das Buch auch in türkiſcher Sprache mittheilen.

Fürſt Galitzin iſt Präſident der Petersburger Societät, ein verehrter Mann. Das heilige Unternehmen macht ihm Freude, denn er ſieht die Be-

sprach zu seiner Entschädigung einen Theil Baierns selbst an. Schon zu Campo Formio hatte es sich in des Friedensschlusses geheimen Beisätzen denjenigen Theil Baierns ausbedungen, welchen Salzach Tirol und Inn umgeben[341]). So wenig galt in den Augen der Staatskunst das Heiligthum des Völkerrechts, oder das menschlich-edle Gefühl der Billigkeit.

Kummervoll sah Baiern auf seinen Fürsten. Er aber stand, wie immer, mit seinem Thun und Wollen gegen das Volk in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Seine öffentlichen Befehle führten

---

341) „La République Française emploiera ses bons offices pour que S. M. l'Empereur acquière en Allemagne l'archevêché de Salzbourg, la partie du cercle de la Bavière située entre l'archevêché de Salzbourg, la rivière de l'Inn, avec l'arrondissement de rayon de trois mille toises." So der funfzehnte Satz der geheimen Friedensbedingungen. In den Verhandlungen zu Selz, ein Jahr später, erneuerten die österreichischen Gesandten ähnliche Begehren, alle zum Nachtheil Baierns: einen Strich Landes, nebst Wasserburg, und einen ähnlichen in der obern Pfalz wegen Sicherheit der Grenzen Böhmens und Oesterreichs; oder, wenn dies nicht, solle Baiern für seine an Frankreich erlittenen Verluste nur mit Geld, keineswegs mit Land entschädigt werden, u. dgl. m.

die gewohnte Sprache landesväterlicher Fürsorge; seine Thaten läugneten dieselben hinweg. Er kannte Oesterreichs Absichten auf Baiern, und blieb mit dem Wiener Hof in den traulichsten Verhältnissen. Er sah die Erschöpfung seines Staates unter fortdauernden Durchzügen fremder Heere, und half nicht; gestattete sogar jahrelange Einlagerungen der kaiserlichen Kriegsvolker in Städten und Dörfern, während der Friede erklärt, die Waffenruhe verkündet war. Er hörte von den Ausschweifungen und blutigen Händeln fremder Soldaten, und wehrte kaum. Als ihm von Donauwerth der Tod oder die Verstümmelung mehrerer baierischer Krieger, durch Schlägereien mit österreichischer Besatzung, gemeldet ward, wies er den Boten, finsteres Gesichtes und hartes Wortes, von sich.

Das räthselhafte Betragen des Landesherrn vermehrte die allgemeine Furcht und Trauer. Man erkannte aus seinen Umgebungen nur zu wohl, daß er nicht mehr für Baiern, sondern nur noch für Bereicherung seiner natürlichen Kinder lebe. Selbst den Letzten der Männer, welche durch uneigennützige Redlichkeit das öffentliche Vertrauen genossen, den Freiherrn Stephan von Stengel, hatte er aus seiner Nähe entfernt. Dieser, welcher fünfundzwanzig Jahre lang im täglichen

Geschäftsverkehr mit ihm gewesen, freute sich noch eine halbe Stunde zuvor, ehe er seinen Sturz vernahm, der Zufriedenheit des Kurfürsten. Kein Wort, keine Geberde Karl Theodors verrieth ihm das bevorstehende Schicksal [342]). Seine Aemter empfing aber der Geheimerath Lippert, und der Graf Wilhelm von Leiningen-Guntersblum, letzterer mit der Würde eines Großstaatsbeamten für die oberpfälzischen Angelegenheiten. Es war der Graf von Leiningen Gemahl einer von den natürlichen Töchtern des Kurfürsten. Darum geschah seine Erhebung. Gleich ihm hatten die Fürstin von Ysenburg, ebenfalls eine unehliche Tochter Karl Theodors, der Fürst von

342) Es geschah diese wichtige Veränderung im März 1797. Stengel wurde zum Unterkanzler bei der Verwaltung des Oberlandes angestellt, und dadurch ausser Berührung mit dem Kurfürsten gebracht. Die neuen Besoldungen, die daraus entstanden, betrugen gegen 20,000 fl. Man sagte öffentlich, der Graf von Leiningen stehe heimlich in österreichischem Sold, und Wien habe jene Veränderung absichtlich bewirkt; auch habe der kaiserliche Feldherr, Fürst von Hohenlohe, der mit einer Tochter der Fürstin von Ysenburg vermählt war, und der kurpfälzische Gesandte zu Wien, Freiherr von Reichling, thätig mitgeholfen.

Bretzenheim, des Kurfürsten Sohn, und Maximilian Graf von Holnstein, Landhauptmann zu Amberg, Gemahl einer andern unehelichen Tochter seines Herrn, den wichtigsten Einfluß auf die Entschlüsse des Herrschers. Niemand bezweifelte, daß nicht durch sie die Verbannung Stengels bewirkt sei, um sich noch vor dem Tode ihres gemeinschaftlichen Vaters groß begütern, oder nach demselben seines besondern Hausschatzes versichern zu können. Den Verdacht bestätigte bald die Schenkung, welche der Kurfürst, nach Absterben der Gräfin von Baiern, dem Fürsten von Bretzenheim mit dem erledigten Lehen Hohenfels in der Oberpfalz [343]), dann mit dem hinterlassenen Vermögen der jungen Gräfin Warenberg that [344]), die ebenfalls für ein Kind Karl Theodors, mit

343) Im Aug. 1797. Das Lehen hatte jährlich 8000 fl. Einkünfte.

344) Im Herbstmond 1797. Das Kind besaß gegen 300,000 fl. Die Großältern mütterlicher Seits von dem Kinde machten einen, in den baierischen Gesetzen gegründeten, Anspruch auf dessen Vermögen; ohne Erfolg. Der Kurfürst ward von der baierischen Landschaft angesprochen, ihr 200,000 fl. aus diesem Vermögen zu leihen. Er aber ließ diese Summe nach Wien in die Bank daselbst schicken.

der Freiin von Schenk erzeugt [345]), gehalten ward [346]).

Je höher sich Lippert, der schlaue und düstere Frommling, in die Gnade seines Gebieters emporschwang, indem er dessen Kinder oder dessen Vorliebe für sie schmeichelte, je mehr suchte er des unumschränkten Zutrauens seines Fürsten mächtig zu werden. Bald wurden er und sein Anhang das Schrecken der Angesehensten oder Tugendhaftesten des Landes. Die Strenge der Bücherschau [347]) verschärfte sich, denn ein licht-

345) Derselben, welche sich zuerst mit dem Grafen Bettschart, jedoch unter Vorbehalt, daß er sie nicht berühren dürfe, vermählen mußte; dann, da dieser gestürzt worden war, sich mit einem Ludwig, Grafen von Camisso, verheirathete, bevor noch die erste Ehe getrennt war, noch auf gültige Art getrennt werden konnte; und nachher, im Jahr 1798, zu Prag an einer Krankheit starb, die eine Folge ihrer zügellosen Lebensart gewesen sein soll.

346) In einem Schreiben an den kurfürstlichen Hofrath, worin über die Vormundschaft der unmündigen Gräfin von Warenberg verfügt ward, hatte Karl Theodor die Worte hinzugesetzt: „das von Uns mit der Gräfin von Warenberg erzeugte Kind.“ Als ein rechtgültig-eheliches Kind war es durch den schriftlichen Befehl vom 17. Wintermonat 1790 erklärt worden.

347) Ein Günstling Lipperts, Regierungsrath Dietrich,

ſcheues Bewußtſeyn ſchaudert vor unwillkommenen Offenbarungen; und die Willkühr der Verfolgungen und Verhaftungen, Geſetz und Rechtsgang des Landes verachtend, nahm zu[348]). Leinin-

Vertheidiger der päpſtlichen Rechte, ſchwärzte ſelbſt den edeln Weſtenrieder beim päpſtlichen Nunzius, wegen der Erzählung von Huſſens Geſchichte (in Weſtenrieders hiſtoriſchem Kalender vom Jahr 1798) an, um demſelben Verfolgungen zuzuziehen. Weſtenrieder konnte ſich zum Glück rechtfertigen.

348) Als Beiſpiel kann der Handel des Hofkammerraths von Hillesheim dienen. Dieſer Mann ward wegen Gotteslaſterung, ſchon eilf Jahre vor dieſem, verurtheilt, im Gefängniß zu bleiben, bis er in den Anfangsgründen des Glaubens beſſer unterrichtet ſei. Sein eigentliches Vergehen konnte man nicht. Er wurde in den ungeſundeſten Kerker nach Grünwald, dann wegen Kränklichkeit in das Gefängniß auf den Rothenberg gebracht. Nach dieſem, weil Geiſtlicher und Arzt wegen ſeiner Geſundheit Vorſtellungen machten, ward er durch den ganzen fränkiſchen Kreis, wie ein Miſſethäter geſchloſſen, gen Ulzberg im Odenwalde gebracht. Da ſich auch hier der Befehlshaber für ihn verwendete, empfing jener einen ſcharfen Verweis und die Erklärung: „Der höchſte Wille Serenissimi ſei, daß von Hillesheim lebenslänglich im Gefängniß bleiben ſolle.“ Er entfloh aber nachher, und wendete ſich klagend an das Reichskammergericht zu Wetzlar. Die Ver-

gens knechtische Unterthänigkeit gegen den Wiener Hof, welcher vor jedem Schritt zuerst befragt ward, Lipperts überall Empörung fürchtender Argwohn, der, das Ohr zum Geräusch der fran-

---

folgung dieses Mannes dauerte noch zu Lipperts Zeit fort. Er starb im Jahr 1819 zu München, und erklärte noch auf dem Sterbebette, daß, wenn er schon zugebe, daß der Minister Lening bestechlich gewesen, doch er, Hillesheim, selbst nie dieses Vorwurfs sich schuldig gemacht habe. Zu bedauern ist, daß er eine deßfalls von ihm aufgesetzte Vertheidigungsschrift sogleich nach seinem Tode uneröffnet zu verbrennen befohlen hatte, welchen Auftrag auch der Kunsthändler Zeller zu München gewissenhaft vollzog.

Ein Regierungsrath Göhl von Burghausen, von seinem eigenen Schwager des Illuminatenthums angeklagt, hatte deswegen einen siebenundzwanzig Monden lang dauernden Rechtshandel. — Zu Ende des Jahres 1795 wurde ein Oberschreiber, Pappenberger von Kemnath, ohne weitere Untersuchung, für zwei Jahre auf die Festung Rothenberg verurtheilt, weil er, wie die Worte des kurfürstlichen Befehls lauteten, „die untrüglichen Lehren des alleinseligmachenden Glaubens zu erschüttern gesucht habe.“ Als er nachher beim Hofrath um Genugthuung einkam, erhielt der Hofrath im Brachmonat 1798 den kurfürstlichen Bescheid, dies Verlangen abzuweisen. Der Hofrath, der

zösischen Staatsumwälzung hingewandt, ihre Vorspuren in jeder freien Regung Baierns gespensterhaft aufsteigen sah; der gierige Eigennutz aller, die dem Kurfürsten in vertraulicher Nähe lebten, ward dem gesammten Volke zum Abscheu. Die Einen schwiegen schüchtern zu dem, was sie vernahmen; die andern erfanden künstliche Entschuldigungen dessen, was ihr Herz verdammte, weil sie sich verdachtfrei halten oder trösten wollten; noch Andere schimpften laut; wieder Andere trieben mit Spott Ein Schauspieler, welcher, auf der Bühne, einst Lipperts Haltung und Geberden in der Rolle eines verschmitzten Bösewichts nachahmte [349]), ärntete hundertfachen Beifall. Man schlug Pasquille an die Mauern des kurfürstlichen Schlosses gegen die verhaßten Lieblinge [350]), Man schonte derselben, ja des Kurfürsten selbst, in Druckschriften nicht [351]).

die Abweisung für rechtswidrig hielt, weil sie vom Kurfürsten in seinen eigenen Sachen erlassen war, gab dem Pappenberger jenen Bescheid bloß zu seiner Belehrung. — Genug, zur Rechtfertigung des Geschichtschreibers, an diesen traurigen Thatsachen, deren mehrere vorhanden sind.

349) Der Schauspieler Lambrecht, am 1. Weinm. 1797, im Lustspiele: „die Erbschaft aus Ostindien."

350) Zum Beispiel im März 1798 gegen Fürst Bretzenheim und Graf Leiningen.

351) Besonders von Ausgewanderten oder Verbannten

Die Höflinge aber, schlau, gestalteten in den Augen ihres Gebieters, was wider sie galt, zum Angriff auf die geheiligte Person und Würde desselben. Ihre Klagen gegen die Freyheit des Neuerungsgeistes, und die Beweise, welche sie ihm zeigten, schreckten ihn. So gelang ihnen, eben durch dasjenige ihr Ansehen und Gewaltthum zu befestigen, was sie stürzen sollte. Karl Theodor erschien täglich verschlossener und unzugänglicher. Er vertraute der Treue seiner Baiern nicht mehr. Er ordnete verdoppelte Wachsamkeit gegen alle Schriften und Flugblätter des Auslandes an; selbst gegen Reden an öffentlichen Orten, oder unter Freunden. Er warf Besoldungen für heimliche Horcher und Angeber aus [352]). Er befahl sogar Anwälde zum Schrecken anderer zu züchtigen, die in Rechtshändeln, zumal wegen herrschaftlicher

---

geschrieben. Unter denselben war ein pfalzbaierischer Hauptmann, Kopp, welcher wegen einer Geldforderung an den Hof einen Rechtshandel gegen denselben führte, dessen unerledbares Ende aber nicht abwartete, nach Straßburg ging, und dort seiner Sache in schmachreichen Druckschriften, z. B. „kurfürstliche Catechiade," Luft machte.

352) Auf Lipperts Antrag 800 fl., am 8. Jänner, da man in Munchen mehrere Pasquille angeschlagen gefunden.

Frohndienste, irgend gefährlich-scheinende Grundsätze aufzustellen wagten [353]).

Alle diese und andere für die öffentliche Sicherheit ergriffenen Mittel beurkundeten das Wachsthum seines Mißtrauens. Die Edlern beklagten den Getäuschten; die Andern spotteten. Verbotene Blätter wurden begieriger gesucht und gelesen, minder ihren Werth, als, aus der Ursache der Verdammung den Geist der Verdammer zu erfahren. Je verborgener der Kurfürst im Innern des Palastes dem Volke sein Leben machte, je aufmerksamer beobachteten ihn Aller Blicke. Seine ernstern Beschäftigungen, wie seine Zeitvertreibe, wurden belauert, von Mund zu Mund mitgetheilt, und strenger gerichtet. Man erzählte, wie er sich durch Spaßmacher belustigen ließ, und ihre Nachäffungen achtbarer Männer reichlich belohnte [354]); wie er Dienern seiner Gemahlin zuweilen verbot, ihr in dem, was er selber erlaubt hatte, Gehor-

---

353) „Weil sonst," wie die Worte des dem Hofrathe unterm 22 Jänner 1798 eröffneten kurfürstlichen Befehls lauten, „Unordnungen und Störung der bürgerlichen Ordnung zu besorgen ist."

354) Als ein bekannter Spaßmacher, Pranger, den Grafen Seeau beim Kurfürsten nachmachte, empfing er dafür 10 Karolinen zum Geschenk. Den 2. Wintermond 1797. Hdschr.

gierde des Volks nach dem Lesen des Buchs, worin es selbst, was Christus geredet, was seine Jünger geschrieben, lesen kann. Als die Armenier hörten, daß man im Werk habe, das neue Testament armenisch drucken zu lassen, wozu die Londoner Gesellschaft 500 Pf. Sterling hergab, unterzeichneten sie sogleich für die Hälfte der Ausgabe von 5000 Exemplaren.

Die Hilfe, welche die Londoner Gesellschaft den mit ihr in allen Theilen Europens zu gleichem Zweck verbundenen gewährt — ist groß; aber nicht die einzige, die sie leistet. Auch an die amerikanischen sendet sie beträchtliche Summen, und mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt pflegt sie der asiatischen.

Schon im Jahr 1809 wurde zur Bibelverbreitung in Asien von der Societät zu Calcutta die Einrichtung getroffen, daß sie sich, zur Erleichterung der Arbeiten, in zwei Hauptgesellschaften vertheilte. Die eine derselben empfing die Benennung „eines korrespondirenden Ausschusses der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Bengalen"; und ihr vornehmster Zweck ward, zum Besten der Heiden gute Bibelübersetzungen in diejenigen morgenländischen Sprachen zu veranstalten, worin noch nie eine Bibel oder überhaupt noch kein Buch gedruckt ward. An diesen Ausschuß schlossen sich besonders

sam zu leisten; wie die Kurfürstin hinwieder Katzen, Fledermäuse und Ratzen ihren Gästen, als Leckerbissen, vorsetzen ließe, um sich an deren Grauen und Ekel zu ergötzen [355]). Mit solchen Zügen des häuslichen Fürstenlebens rechtfertigten die, welche sich von Günstlingen verdrängt sahen, ihren verkannten Werth oder ihren Unwillen; Andere trösteten damit den Schmerz ihres vaterländischen Stolzes, wenn sie Baiern seinem eigenen Beherrscher minder theuer erblickten. Das Volk jedoch blieb sich selbst treu. Karl Theodor, auch bei seinen Schwächen, ward nicht gehaßt, nur bedauert. Er hätte noch immer, gleich allen seinen Vorfahren, sicher im Arm jedes seiner Unterthanen schlummern können. Aber wider seine Rathgeber grollte das Land, dessen Ehre diese, wie beim Fürsten, so durch Unklugheit der Maasregeln beim Auslande, gestissentlich befleckten zu wollen schienen. So wähnten sie in einer, wegen Nutznießungen und Rechtsame schon vor dem Gericht zu Wetzlar schwebenden Streitsache mit Nürnberg, diese Reichsstadt durch Drohung nachgiebig zu machen,

355) Der mainzische Domherr von Hohenek bekam einst über eine Fledermaus so heftiges Erbrechen, daß man für sein Leben besorgt war; reisete aber nach seiner Herstellung augenblicklich von München ab. Hdschr.

Baierns wohlverschuldeter Ohnmacht enthielten, als alle Anklagen der Feinde [357]). Denn sie erröthteten nicht, zu sagen, der Kurfürst sehe im Verlust des linken Rheinufers die Grundlage seiner Vernichtung, gleich als wäre Baiern nicht oft schon, unter weisen Herrschern, auch ohne Besitzungen am Rhein, bedeutsam in den Welthändeln gestanden; — und fügten selbst hinzu: hätten die europäischen Mächte einen Bund gegen Frankreich im Werke, würden sie dazu nicht erst den Rath eines Kurfürsten von Pfalzbaiern erwarten. Solche Selbstentwürdigung, die ehemals Hochverrath an Baierns Ehre geheißen haben würde, legte man jetzt in den Mund des Hauptes aller Baiern.

Dies Alles, dazu noch die Last des Landes unter den bleibenden Einlagerungen des österreichischen Kriegsvolks, verbreitete großes Mißvergnügen. Es fehlte an Geld. So arm war der Schatz, daß sogar die Besoldungen der Beamten nicht allezeit in gewohnter Vierteljahresfrist gezahlt werden konnten [358]). Der Hof stellte Geldbegeh-

---

357) Im März 1798. Der Verfasser der amtlichen Kundmachung war der Gesandtschaftsrath v Schlemmer, ein Mann des Grafen von Leiningen.

358) Wie im Hrumond 1798. Doch die Großstaats- und Hofbeamten empfingen ihre Gehalte auch in den geldärmsten Zeiten richtig. Damals bei der Ba-

ren an die Landschaft, und mußte sich mit der Antwort begnügen: sie werde geben, sobald sie wisse, daß die von ihr zuletzt vorgeschossenen Summen zum Besten des Vaterlandes verwendet worden wären [359]). Es lagen zwar ungeheure Baarschaften in unmittelbarem Hausschatz des Kurfürsten, aber er weigerte sich, auch das Geringste vom Seinigen für das öffentliche Bedürfniß zu leihen [360]). Sein Vermögen spart' er ausschließlich den Kindern seiner Liebe auf, die doch seine Fürsorge nicht immer mit Zärtlichkeit und Gehorsam vergalten. Denn während er im Haß des Franzosenthums allen, die am Hofe erschienen, Tragen von Klappenkleidern, Bänderschuhen und Kurzwesten nach französischer Sitte verbot, erfuhr

---

pächter Dittmar zu Regensburg eine Million an, mit der Bedingung, daß sein Pachtvertrag, der in diesem Jahr auf immer geendet sein sollte, noch um zwei Jahre verlängert wurde. Ein Zeugniß damaliger Staatswirthschaft.

359) Im März 1798.

360) Es wurden deswegen verschiedene Unterhandlungen mit ihm gepflogen; er verwarf aber standhaft jedes Ansinnen von einem Darlehen, selbst wenn dargethan ward, daß solches zum Vortheil seiner natürlichen Kinder geschehen könne. März 1798.

er das Herzeleid, daß eine seiner eigenen Töchter Geliebte eines französischen Feldherrn wurde [361]).

Wiederholt und ferentlich beschworen ihn die Verordneten der Landschaft, die Drangsale seines Volkes zu mildern und die fremden Krieger vom baierischen Boden zu entfernen, oder ihren Ausschweifungen Schranken zu setzen. Denn Wohlstand und Hausglück der Landleute sanken immer tiefer zerstört; ihre Weiber und Töchter zu Beuten viehischer Lüste. Ekelhafte Krankheiten, rächende Folgen der Unzucht, sonst nur Begleiterinnen städtischer Laster, verbreiteten sich in die Hütten der Dörfer. „Es wird", sprach die Landschaft, „nicht nur das reine Geblüt, sondern auch das Herz unsers Volkes vergiftet; jetzt noch so arg und mehr, als zuvor durch die Neufranken geschah. Dies ist die Frucht der Rathschläge derer, welche mehr ihren, als des Staates Nutzen suchen; sich,

361) Die Gräfin von Leiningen schrieb ihm dies aus Guntersblum im Brachmonat 1796 von sich selbst; sie sei müde, sich ferner ihrem Vater und ihrem alten Manne aufzuopfern, und wolle ihres Lebens einmal froh werden. Als sie den sechszigjährigen Grafen von Leiningen, der ehemals bei dem Kurfürsten einer der Edelknaben gewesen, heirathen mußte, war sie erst achtzehn Jahre und Geliebte des Freiherrn von Pfeil. Dieser empfing dagegen ein Geschenk von 1000 Karolinen.

mit Verdrängung der redlichſten Söhne des Vaterlandes, der Geſchäftsleitung bemächtigen, und als dienſtbare Werkzeuge fremder Abſichten den Beherrſcher Baierns in ſeinem eigenen Staate zum Statthalter des Kaiſers erniedrigen zu wollen ſcheinen [362]." Man erwiederte den landſchaftlichen Verordneten bloß, ſie möchten ihre Beſchwerden gegen das öſterreichiſche Kriegsvolk dem kaiſerlichen Hofe ſelbſt vortragen [363]. Indeſſen dienten ihre kränkenden Hindeutungen auf die Günſtlinge des Landesherrn nur, die Rache derſelben und die Entfernung der Vornehmſten am Hofe zu vergrößern. Der Soldaten Zügelloſigkeiten führten auch das Volk zu Zügelloſigkeit und Muthwillen. Als in der obern Pfalz binnen ſechs Wochen vier neue Steuern ausgeſchrieben werden mußten, entſtanden hin und wieder ernſtliche Unruhen. Mehr, als dieſe aber, ſchreckte noch, daß man zu Eſchelbach, in der obern Pfalz, ſogar einen Freiheits-

362) So der von den Verordneten der Landſchaft im April 1798 eingegebene Bericht, dem Weſentlichen nach.

363) Wirklich ernannte die Landſchaft den Grafen von Arco zur Abſendung nach Wien. Dennoch erfolgte dieſe nicht, weil ſie ſich weigerte, ihren Bevollmächtigten neben dem vom Kurfürſten in dieſer Sache abgeordneten Grafen von Goldſtein unterhandeln zu laſſen.

baum bei Anlaß einer Faschingsklugbarkeit aufgepflanzt hatte [364]).

Dies, gleichwie die Gewißheit vom nahen Ausbruch neuen Krieges zwischen Oesterreich und dem französischen Freistaat, machte dem Hofe den Aufenthalt kaiserlicher Heerschaaren in Baiern wünschenswerther, als ihre Entfernung. Die vertrautern Räthe Karl Theodors bereiteten ihrerseits, mit der Aussicht auf den Krieg, neue Entwürfe, sich enger an die Sache des Wiener Hofes zu schliessen. Die Edlern des Landes aber fürchteten von solcher Hingebung größere Gefahr für Baiern, als vom unglücklichsten Ausgang eines Feldzuges. So groß und unvertilgbar war das gegenseitige Mißtrauen am Hofe, in allen Aemtern, daß eine Partei die andere verrätherischer Absichten gegen den Staat schuldig hielt, und jede heimlich die Bemühungen der andern zu vereiteln trachtete. Dann beklagten es die Einen als einen öffentlichen Verlust, die Andern als einen Sieg, da Graf Rumford in der Gunst des Kurfürsten verlor [365]),

364) Am Fastnachtdienstag 1798. Es ging sogleich vom Hofe scharfer Befehl nach Amberg, zu untersuchen, ob nicht französische Ausgeschickte und Aufwiegler daselbst wären.

365) Er hatte mit dem Grafen Leiningen Verdruß gehabt, der einem Künstler Erlaubniß zu einer Kupfer-

von der Leitung des Kriegswesens entfernt und als Gesandter nach London geschickt wurde [366]), inzwischen der Graf Franz Borgias von Zedtwitz dessen Amt empfing, welcher im Ruf stand, Oesterreichs Getreuer zu sein.

Es ward, in Besorgniß baldigen Kriegsausbruches, von neuem an Vermehrung der baierischen Kriegsmacht gearbeitet. Zwar dem öffentlichen Schatz fehlte Geld; doch war schon Fürsorge gethan, in zureichender Fülle zu empfangen. Der Kurfürst hatte abermals an Papst Pius VI geheime

---

stichlotterie ausgewirkt hatte, was ganz den Grundsätzen Rumfords von guter Landeszucht entgegen war. Die übrigen Großstaatsbeamten, mit denen sich Rumford nie gut paarte, nahmen dabei Leiningens Partei. Bald darauf wollten Kunstreiter in der Münchner Messe ein Pferd öffentlich unter ihren Zuschauern verlosen. Rumford verbot es. Man schickte den Unternehmer unmittelbar mit seiner Bitte zum Kurfürsten nach Nymphenburg. Rumford ließ darauf eigenmächtig alle für die Zuschauer errichtete Bänke wegreissen. Dies soll den Kurfürsten aufgebracht, und bewogen haben, in Rumfords Sendung nach London zu willigen.

366) Die Ernennung geschah am 17. Aug. 1798. Man hält dafür, der vornehmste Auftrag zur Sendung habe Geldsummen betroffen, welche dem Kurfürsten eigenthümlich angehörten.

Botschaft nach Rom geschickt, um eine Bulle zu erwirken, daß von den inländischen Abteien und Klöstern fünfzehn Millionen Gulden erhoben werden könnten. Pius, der Freund Karl Theodors, gestimmt durch die Vorstellungen seines Nunzius Zucci in München, den der Hof für sich zu gewinnen gewußt hatte [367]), verweigerte dem Kurfürsten nicht, den siebenten Theil alles geistlichen Vermögens in Baiern zu nehmen, um den heiligen Krieg gegen das französische Volk mit Nachdruck zu unterstützen [368]).

Die erschrockenen Prälaten, als des Papstes Bulle laut war, und der Befehl zur Erhebung der ungeheuern Gabe erschien [369]), versammelten sich, und beriethen, wie der Schlag abzuwenden sei,

367) Das Geschäft ward schon im Jänner 1798 zwischen Lippert und dem Nunzius Zucci, welcher letztere täglich im Hause des erstern Zusammenkünfte hielt, betrieben.

368) Bulle vom 7. Herbstmond 1798. Nach einer Angabe in Spittlers und Meiners histor. Magazin soll auch diese Summe dem Fürsten v. Bretzenheim und seinen Geschwistern bestimmt gewesen sein.

369) „Das 109fache soll von den Kirchen gereicht werden; das 10fache auf der Stelle; das 22fache durch Verkauf der Häuser und Güter; das 25fache durch unaufkündbare Schuldscheine; das 52fache durch ausserordentliche Spekulation."

welcher allen Klöstern des Landes Vernichtung drohte. Es traten vor Karl Theodor die Aebte von Benediktbeurn, Weltenburg, Attl, Fürstenzell, Prifling und der Propst von Chiemsee [370]). Sie sprachen: „Vor Alters, wenn die Fürsten zu Baiern große Schuldennoth, oder für Haus und Staat Geldes vonnöthen hatten, pflogen sie mit ihrer getreuen Landschaft Rathes. Denn willkührlich vom Eigenthum Einzelner zu nehmen, um Anderer zu schonen, war damals, ist jetzt noch unrecht, wider des Staates feßbeſtehende Grundverfaſſungen, welche von Eurer Durchlaucht Vorvordern verbrieft und beſiegelt, ja von Ihnen ſelbſt oftmals zu halten gelobt worden ſind. Noch vor zehn Jahren gaben Sie uns ein ſchriftliches, feierliches Wort: Kirchengut mit ungewohnter Laſt zu verſchonen, auch im Nothfall nicht darüber zu handeln, ohne Einverſtändniß mit der Geiſtlichkeit. — Soll nun dieſe Fürſtenverheißung gebrochen ſein? Warum? Brachen Kirchen und Klöſter ihre Pflicht? Waren ſie treulos? Nicht zur Hilfe jederzeit rüſtig? Oder haben der alten Kaiſer, Könige und Fürſten Freibriefe, dieſe Sicherheitsunterpfänder für Welt und Nachwelt, ihre Kraft eingebüßt? Oder hat man dem heiligen Vater Gewalt eingeräumt, der Länder uralt-

370) Am 31. Chriſtm. 1798.

die gelehrten Täufer-Miſſionarien in Aſien an. In ſeinem Solde ſtehen die angeſehenſten Gelehrten vieler Nationen des Orients, unter deren Aufſicht die morgenländiſchen Sprachen zum Behuf der Bibelüberſetzung bearbeitet werden. Ihre Druckereien zu Serampore in Bengalen, wo zehn Preſſen für das Bedürfniß noch nicht genug waren, ſind in fortwährender Thätigkeit. Von hier aus ging die chineſiſche Ueberſetzung des neuen Teſtaments (von Morriſon bearbeitet) an's Licht, die nicht nur den Chineſen zu Java, Malacca und Penang gegeben ward, ſondern auch in's Innere ihres großen Vaterlandes zu 2000 Exemplaren hineingeſpielt wurde. Da wirkt das Buch im Stillen kräftiger, als der ſchüchterne Muth ſcharfbeobachteter Jeſuiten und proteſtantiſcher Miſſionarien wirken konnte. Von Serampore aus ging das neue Teſtament in der Pali-Sprache an's Licht, der alten, gelehrten Prieſterſprache Hinterindiens und des Innern von Zeylon, die dort das iſt, was für Vorderindien die Sbanskritſprache. Auf der Inſel Ceylon iſt die cingaleſiſche an den Küſten herrſchend. Daher auch den Chriſten dieſes Eilandes, von denen man bei 150,000 Proteſtanten und ungefähr 50,000 Katholiken zählt, die Ueberſetzung der Bibel in ihrer Mundart willkommen war.

Die andere Hauptabtheilung der Bibelgeſell-

beſtehende Verfaſſungen umzuſtürzen? Gewiß war der Papſt übel unterrichtet!

„Gnädigſter Herr, ſollen Ihre Befehle vollſtreckt ſein, ſo ſind wir binnen wenigen Monden ohne Nahrung und Getreide, wir müſſen es veräuſſern; ohne Silbergeräthe der Kirchen, wir müſſen es verkaufen; ohne feierlichen Gottesdienſt bei den Altären, wir müſſen das Geſind' entlaſſen; ohne Schulen bei den Abteien, wir müſſen Tauſende unſerer armen Zöglinge und Pflegkinder ihren noch ärmern Aeltern zurückſenden; ohne Zutrauen, man wird uns Schuldſummen aufkünden, dieweil wir Gelder ſuchen; ohne Anſehen, denn wir gleichen nicht Beſteuerten, ſondern Verurtheilten. Soll das dankbare Gedächtniß unſerer Gutthäter ganz vertilgt werden? Auch Eurer Durchlaucht Ahnen ſind darunter. Sollen wir, ohne eines Verbrechens ſchuldig zu ſein, von den Landtafeln verſchwinden?

„Im Namen der heiligen Kirche und des Glaubens, auch wir ſind deſſen Lehrer und Stützen; im Namen des Vaterlandes, auch in uns dürfen deſſen Rechte nicht verletzt werden; im Namen zahlloſer Haushaltungen und Gewerbe, die durch uns erhalten, mit uns vernichtet werden: ſchonen Sie unſer! Wird denn mit Unterdrückung der Klöſter der Thron größere Feſtigkeit, der Staat mehr Kraft, das öffentliche Zutrauen mehr Haltbarkeit, Kirch' und Glaube mehr Reinheit, die Verſchieden-

heit der Stände engere Verbindung, der Jüngling des Landes für seine Anlagen bessere Aussicht, der Gewerbsmann mehr Verdienst, der Hilfsbedürftige mehr Unterstützung empfangen [371])?"

Also redeten die Prälaten, von allen der weise und tugendsame Abt Rupert von Prüfling, der die Zierde seines Standes war. Aber der Kurfürst zuckte die Achseln. Das harte Gebot war nicht sein, sondern der ehernen Nothwendigkeit. Für Alle gehe Einer in den Opfertod. Die Klöster waren nicht von der Besteurung zu retten.

Denn wider Deutschland wider Baiern drohten neue Gewitter. Noch war kein Friedensschluß zwischen dem heiligen Reich und dem französischen Freistaat zu Stande gebracht. Er schien für Dauer und Ehre des Reichs eben so wünschbar, als zu fürchten, weil die Hauptmächte Deutschlands, Preussen und Oesterreich, für eigene Größe nicht minder geschäftig die Zertrümmerung uralter Verfassungen und Stände des Reichs bezielten, als jener feindselige Freistaat. In geheimen Verträgen zu Berlin hatte Preussen [372]), wie zu Campo

371) Dies der Geist jener Reden und eingereichten Vorstellungen, die in der „Sammlung wichtiger Aktenstücke der Landschaft in Baiern. Frankf. und Leipzig 1800" enthalten sind.

372) Am 5. August 1796.

Formio Oeſterreich, Entſchädigungen auf Unkoſten des heiligen Reichs begehrt; der Wiener Hof noch in den Unterhandlungen zu Selz Anträge gemacht [373]), welche auch Baierns Beeinträchtigung zum Grund hatten. Von Paris kamen an Karl Theodor Mahnungen, um Erfüllung des Vertrags zu Pfaffenhofen, und Entrichtung der dort bewilligten zehn Millionen [374]). — Der Uebermuth Frankreichs drohte neue Verheerungen Deutſchlands. Oeſterreich und Rußland hatten zum neuen Kriege einen geheimen Bund gegen dieſen Freiſtaat geſtiftet, welcher, im Stolz ſeiner Macht, von Siegen berauſcht, alles Völkerrecht verhöhnend, immitten des Friedens Aegypten überfallen, die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft überwältigt

373) Vom 30. Mai bis 6. Heum. 1798. Häberlins Staatsarchiv 4, 102 ff.

374) Der franzöſiſche Geſandte Alquier am Münchner Hofe (deſſen Schreiben im Wintermond 1798) meinte, die vom Papſt bewilligten fünfzehn Millionen von den Gütern der Geiſtlichkeit wären wohl zur Zahlung der Schuld mehr, als hinreichend. Der Graf von Bieregg antwortete aber unterm 30. Winterm.: Was ſeit der Pfaffenhofer Uebereinkunft Frankreich aus andern Staaten des Kurfürſten an Lieferungen, Brandſchatzungen und dgl. erhoben hätte, betrage mehr als zehn Millionen; die Sache ſei in Raſtatt bei den dortigen Verhandlungen abzuthun.

und aufgelöset, den König von Sardinien aus Piemont vertrieben, Neapel in Besitz genommen hatte. Darum rückten aus dem Norden Europens die Heerschaaren des Kaisers aller Reussen heran, vereint mit dem Kaiser der Deutschen allen Gewaltthaten Frankreichs Schranken zu stellen.

Bei diesen Verwirrungen und Drangsalen des Welttheils hatte Karl Theodor beschlossen, sein Heer auf siebenzigtausend Mann zu vermehren, und sich an Oesterreich und Rußland zu schliessen. Viele Baiern lobten den Gedanken des Kurfürsten, weil er der Stellung und Selbstständigkeit ihres Vaterlandes würdig schien, oder bei unglücklichem Ausgang des Krieges, unabhängig von Oesterreich, einen besondern Friedensschluß gestattete, oder, beim Sieg der verbündeten Mächte gegen Frankreich, belohnende Entschädigung verhieß. Viele aber, voll geschwächten Glaubens an des Kurfürsten Liebe für Selbstständigkeit und Ruhm baierischen Volkes, konnten sich beim Aufgebot der zahlreichen Mannschaft nicht der traurigsten Ahnungen erwehren. Sie fürchteten, Baierns Jugend sei an das Erzhaus verkauft. Viele fürchteten noch Schlimmeres. Was sie sahen und hörten, stärkte ihren Argwohn. Noch war gegen Frankreich kein neuer Krieg erklärt dennoch erschien die gesammte österreichische Heergewalt wieder auf baierischer Erde. Man sah sie sich ausbreiten und lagern durchs

ganze Herzogthum, und von ihr die baierischen Schaaren umwickelt und unter einander getrennt; einen Theil derselben an der Donau, einen andern im Salzburgischen. Man sprach vom Hofe, er werde München verlassen, vielleicht auf immer; nach Donau-Reuburg gehen, vielleicht nach Böheim. Es liefen Sagen und Gerüchte von wichtigen Unterhandlungen zwischen Karl und Theodor und dem Hofe zu Wien; von naher Erscheinung einer österreichischen Verwaltung[375]). In den geängsteten Gemüthern regten sich schon verzweiflungsvolle Vorsätze. Für Baierns Unabhängigkeit und selbstständiges Leben zu streiten oder zu sterben, war Entschluß in vieler Tausenden Brust. Das stille Gähren des Volkes stieg.

Da erscholl die Nachricht, der greise Kurfürst sei, während er am Kartenspiel gesessen, vom Schlage gerührt. Vier Tage lang lag er fast ohne Sprache und Besinnung[376]). Dann gab er den

375) Jeder sprach von Entwürfen, die Keiner kannte, und von denen nach dem Tode des Kurfürsten keine Spur erblickt ward. Seine Briefschaften, selbst seine Hauskasse, von der jedoch die Schlüssel in den Händen seiner Gemahlin lagen, waren in den Palast des Fürsten von Bretzenheim gebracht.

376) Am 12. Hornung 1799, Abends 9 Uhr, wurde der Kurfürst, da er mit Grafen Waldkirch und Freiherrn von Hertling l'Hombre spielte, vom Schlage getroffen. Noch in der Nacht wurden die Großhofbeamten, auch der Fürst von Bretzenheim,

Geiſt auf. Es war am ſechszehnten Tag Hornungs des ſiebenzehnhundert neunundneunzigſten Jahres. Sein Leichnam ward in die Fürſtengruft zu den Theatinern getragen. — Ihm weinten Wenige nach.

17.

Kurfürſt Maximilian Joſeph II, erſter König von Baiern.

Im J. 1799.

Mit Karl Theodor war der ſulzbacher Zweig am vielhundertjährigen Stamm der Schyren abgeſtorben. Noch grünte aber das edle Reis von Pfalz-Birkenfeld kräftig, nun als des Stammes ungetheilter Gipfel.

Als vor beinah drittehalb Jahrhunderten Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken[377]), ein Urenkel Stephans, des Sohnes Kaiſer Ruprechts III, den Tod herannahen ſah, hat er ſein Land unter ſeine Söhne getheilt. Dem einen gab er Neuburg, dem andern Zweibrücken, dem dritten Sulzbach, dem vierten Vohenſtraus; dem fünften aber, dem jüngſten aller, Birkenfeld im Nohegau. Dieſer hieß Karl[378]). Nach zweihundert und dreißig

herbeigerufen. Er ſtarb erſt am 16. Horn. Nachmittags nach drei Uhr.

377) Geboren den 25. Herbſtm. 1526; geſtorben den 11. Brachmonat 1569.

378) Geb. 1560, geſt. 1600.

Jahren waren nun gesammte pfälzische Häuser vergangen. Nur das Geschlecht Pfalz-Birkenfeld, an Macht und Reichthum das kleinste, blühte noch in seinem Fürsten Maximilian Joseph[379]. Dieser, ein Sohn des weisen und guten Pfalzgrafen Friedrich Michael von Birkenfeld, war es, auf dessen Haupt das ewige Verhängniß alle Kronen von Pfalz und Baiern vereinigt legte.

Der jüngste von seines Vaters Kindern[380], ohne Aussicht und Hoffnung zu einer eigenen Herrschaft, war er dem Kriegsstand gewidmet gewesen; seine Jugend im französischen Heerdienst verflossen. Wie aber Herzog Karl von Zweibrücken, sein Bruder, ohne Söhne zu hinterlassen, aus dem Leben gegangen war[381], hatte Maximilian, mit Pfalz-Birkenfeld, das Herzogthum Zweibrücken, nun vier Jahre später gesammte Pfalz- und Baierlande ererbt. An demselben Tage, da Karl Theodor erblaßte, ward Maximilian Joseph auf den

379) Geboren zu Mannheim den 27. März 1756.

380) Er hatte zween Brüder und zwo Schwestern. Jene waren Karl II, Herzog von Pfalz-Zweibrücken, und Klemens August Joseph Friedrich (geb. 17 Herbstm. 1749, gest. 1750). Diese waren Amalie Auguste (geb. den 11. März 1752, Gemahlin Friedrich Augusts, Königs von Sachsen) und Maria Anna (geboren den 8. Heum. 1753, Gemahlin Herzog Wilhelms von Baiern).

381) Am 1. April 1795.

Straßen Münchens zum Herrn von Baiern und Pfalz ausgerufen.

Viele fürchteten des neuen Herrn Liebe der Waffen, unter welchen seine Jugend verstrichen war, und zu denen das eiserne Zeitalter rief. Vielen bangte, daß er, wie sein Vorfahr, mit Vorliebe auf frühere Lande und Angehörige zurückschauen werde. Andere aber, die der Anmuth und Leutseligkeit seines Wesens gedachten, die er bewiesen, wenn er von Zeit zu Zeit am Hofe in München erschienen war, oder die sich erinnerten, wie er als junger Fürst, noch ohne Hoffnung zur Herrschaft, gegen Karl Theodor und Wien für die Untheilbarkeit des baierischen Stammlandes geredet und gethan, weissagten bessere Zukunft.

Nach wenigen Wochen hielt er seinen Einzug in die Hauptstadt [382]). Mit ihm kam seine Gemahlin Karoline [383]), eine Fürstin des alterlauchten Hauses von Baden; Karl Ludwig, sein Sohn aus erster Ehe [384]), ein geistvoller, blühender Knabe

382) Am 12. März 1799.

383) Geb. 13. Heum. 1776; vermählt am 9. März 1797.

384) Die erste Gemahlin Maximilian Josephs war Wilhelmine Auguste gewesen, Tochter des Landgrafen von Hessen-Darmstadt geboren den 14. April 1765, vermählt am 30. Herbstm. 1785; gestorben den 30. März 1796.

von dreizehn Jahren[335]); Auguste Amalie Luise[336]), Karoline Auguste[337]), seine Töchter, in keimender Schönheit, und Karl, von den Seinen der Jüngste[338]). So kam er, ein zärtlicher Hausvater unter seinen Kindern; nicht wie ein gebietender Fürst zu anererbten Unterthanen, sondern abermals, wie ein Vater zu Kindern. Und als ihn die Baiern erblickten in seiner stattlichen Gestalt, in seinem Antlitz den gemüthlichen Biedersinn, in seinem Wort und Wesen die ganze Huld der alten Fürsten zu Baiern, schloß sich alles Volkes Herz gegen ihn auf, und sprach: „Wahrlich, dieser ist Maximilian Joseph der Andere, aber im Kreise schöner Kinder glückseliger, als der Erste!“ Er war es.

Doch sturmvoll und mühsam war seiner Herrschaft Antritt; das ganze Land von den Kriegsvölkern Oesterreichs angefüllt, die nun über den Lech zum Rhein drängten, welchen die Feldherren Frankreichs schon feindselig überschritten hatten; das baierische Heer, zum Schirm des Vaterlandes, ohne Uebung, Zucht und Stärke; der Schatz er-

335) Er war geboren zu Straßburg den 25. Aug. 1786.
336) Geboren den 21. Brachmonat 1788.
337) Geboren den 8. Hornung 1792. Eine ältere Schwester, Amalie (geboren den 9. Weinm. 1790), war am 24. Jänner 1794 gestorben.
338) Geboren den 7. Heum. 1795.

schöpft; die Schuldenmenge des Staates, so wie der wahre Ertrag der Gefälle, kaum recht bekannt; das Steuer- und Aufschlagswesen ohne Verhältniß und Ebenmaas; die Staatsführung ohne Einheit, Klarheit und Kraft, in vielerlei Landesverwaltungen zersplittert, welche sich in ehrgeiziger Nebenbuhlerei trennten; die Staatsverfassung, alten Zeiten entstammt, mit den Mängeln, ohne die Tugenden ihres Ursprungs, anders in Baiern, anders in der obern Pfalz, anders im Herzogthum Neuburg; die ständische Landschaft ohne Achtung, ohne Werth für das öffentliche Heil; die Erziehung des Volkes versäumt; die Freiheit der Presse vernichtet; die Bevölkerung durch ältere und neuere Kriege, durch Uebermaas der Klöster und Geistlichen, durch Erschwerung der Ehen für die Grundholden, welche, wo nicht den Namen, doch oft Last und Schmach noch der Leibeigenschaft trugen, durch Untrennbarkeit der Bauerngüter, durch Fesseln des Gewerbsfleißes geschwächt.

So fand Maximilian Joseph Baiern. Selten empfing ein Fürst aus der Hand des Schicksals eine schwerere Aufgabe des Lebens.

Aber unter den furchtbarsten Kriegen und Umwälzungen des Welttheils, da alte Thronen und Reiche vergingen, neue emporstiegen, nichts blieb, wie es gewesen, gründete er Baierns Zukunft; gab er seinem Volke neue Verfassungen, Ordnun-

schaft in Ostindien nennt sich „Hilfs-Bibel-Gesellschaft zu Calcutta.“ Ihr Zweck ist vornehmlich Uebersetzung und Verbreitung der Bibel in morgenländischen Sprachen für die christlichen Gegenden; daher auch die cingalesische Ausgabe von ihr stammt.

Um sich einen Begriff von der Thätigkeit des Londner Vereins zu machen, ist genug zu wissen, daß durch denselben während eines Jahres, nämlich vom 31. März 1814 bis 31. März 1815 in den mannigfaltigen Sprachen vertheilt wurden 126,156 vollständige Bibeln und 718,778 neue Testamente. Dazu sind 61,025 Exemplare nicht gerechnet, die auf Kosten desselben Vereins von andern Bibelniederlagen abgegeben wurden; nicht gerechnet diejenigen Bibeln, welche von andern Gesellschaften auf eigene Kosten gedruckt und ausgespendet wurden.

Im folgenden Jahre, nämlich vom 31. März 1815 bis 31. März 1816, setzte die britische und ausländische Bibelgesellschaft abermals 138,168 vollständige Bibeln und 110,068 neue Testamente in Umlauf, so daß die Summe der seit ihrem Beginn verbreiteten Exemplare 1,557,973 betrug.

Daneben hielt sie in den letzten Jahren immer einige Männer auf Reisen, die sich persönlich vom Gang der fremden Bibelgesellschaften und den

gen und Gesetze, und erweiterte er die Grenzen seiner Lande. Im siebenten Jahre der Herrschaft nahm er die königliche Krone auf sein Haupt; daß an ihm in Erfüllung zu gehen schien, was weiland Maria Eleonora von Sulzbach [389]) in weissagenden Gesichten erblickt zu haben glaubte. Es wird erzählt, die fromme Pfalzgräfin habe einst im großen Spiegel ihres Gemachs bei hellem Tage Zeichen und Wunder wahrgenommen, die kein anderes Auge gesehen, und in der Entzückung gerufen: „Ich schaue den Stamm der Pfalzgrafen, und unter denselben einen herrlicher vor den übrigen glänzen, ihn höher, denn alle [390]).

Was Maximilian Joseph, der König Baierns, seinem Volke gewesen; wie er den Staat neu geordnet; die Gerechtigkeit gehandhabt; die öffentliche Verwaltung bestellt; Kunst und Wissenschaft gepflegt; Erziehung und Unterricht vaterländischer Jugend gebessert; Gewissens- und Denkfreiheit geschirmt; Glauben, Gottesfurcht und Sittenstrenge emporgehalten; das Heer im Kriege achtbar, das Land im Frieden blühend gemacht

389) Sie war den 27. Jänner 1720 gestorben, und des Pfalzgrafen Theodor von Sulzbach (geb. 1689, gest. 11. Hrum. 1732) Gemahlin gewesen.

390) Jeßmaier bewahrte diese Sage in seiner 1783 gedruckten Schrift: „Die Beherrscher der Stadt Sulzbach.“ S. 65.

hat: darüber richte Du, unbestechlicher Ernst der Nachwelt!

Eins nur zeug' ich von ihm in Wahrheit: Ich habe gesehen, wie der königliche Greis sein Volk geliebt hat, und wie das Volk ihm mit jener rührenden Inbrunst zugethan war, mit der es einst dem ersten Maximilian Joseph angehangen. Das Leiden verhängnißschwerer Zeiten brach manches Glück und Herz; nicht diese Liebe. Und wohl von allen frühern Fürstinnen zu Baiern konnte keine sich kindlich-freudigerer Verehrung von ihren Unterthanen rühmen, als Karolina, die königliche Frau, unter den Müttern ihres Landes nie königlicher, als im Kreise ihrer Kinder.

Dies sind die Geschichten des baierischen Volkes und seiner Fürsten vom Anbeginn bis zu meinen Tagen. Ich schweige von diesen, von welchen Niemand der Zeitgenossen reden kann, ohne Gefahr, der Schmeichelei oder des Hasses beschuldigt zu werden; und ende mein Werk, mit betendem Blick zum Himmel für Dein und Deines Fürstenstammes Glückseligkeit, Volk von Baiern!

Inhalt.

Erstes Buch.

Des Landes Urgeschichte.

Erster Abschnitt: Die Boien.

Eingang. Aelteste Sage von der Boien Herkunft. Erscheinung und Untergang der Boien in Italien. Tolistoboien und Scordisken. Windelechen und Daken wider die Boien. Boien mit Helvetiern gegen Cäsar. Boien aus Böheim vertrieben. Unterjochung der Alpen von den Römern. Entdeckung des Boienlandes von den Römern. Römische Schutzanstalten. Anbau des Landes. Anlagen der Donauschanzen. Römische Abtheilung des Landes. Aufblühen des Landes. Fall des römischen Reichs. Boien von fremden Völkern überzogen. Severin der Heilige. Das Christenthum der Barbaren. Untergang aller norischen Städte. Untergang des Augenreichs. Severins Tod.

Zweiter Abschnitt: Die Bajoaren.

Boiens Verwandlung. Ansicht des Zeitalters. Der Longobarden Zug. Slaven, Avaren, Franken. Allgemeiner Zustand Bajoariens. Des Landes Umfang und Gauen. Der Menschen Wohnung und Lebensart. Waldungen. Bergwerke. Münzen. Bürgerliche Verhältnisse. Oeffentliche Verwaltung. Gerechtigkeitspflege. Gottesurtheil. Zweikampf. Heer. Kriegsordnung.

Dritter Abschnitt: Die Agilolfingen.

Garibald, Herzog der Bajoaren. Authar wirbt um Theodolinden. Austrasiens Krieg gegen Antharis. Theodolindens Schicksal. Herzog Tassilo. Slavenkrieg. Garibald der Andere. Ermordung der Bulgaren. Sammlung der bajoarischen Gesetze. Rückblick auf des Landes erstes Christenthum. Beschaffenheit des Volksglaubens. Herzog Theodo und Heimeran der Heilige. Theodo der Andere. Hrodbert der Heilige. Die Theilung des Landes. Theodeberts und Theodoalds Feldzüge. Theodo

in Rom. Päpſtliche Boten in Bajoarien. Theodobert und Grimoald Alleinherzog. Pilitrudis. Corbinian der Heilige. Karl Martell überziehe Bajoarien. Herzog Hugibert. Bonifacius wird berufen. Herzog Odilo. Bonifacius befreitet die Irrlehre in Bajoarien und ſtellt die Kirchenzucht her. Vermehrung des Kloſterlebens. Chiltrudis, Odilo's Gemahlin. Odilo rüſtet zum Krieg und wird am Lech geſchlagen. Odilo ſtirbt. Pipin allein Hausoberer der fränkiſchen Könige. Griſo bei den Bajoaren. Pipin nimmt die königliche Krone. Taſſilo's Jugend. Taſſilo verläßt den König. Uebernimmt ſein Herzogthum. Des geiſtlichen Standes Anſehen und Ausbildung. Wiſſenſchaft und Volksbildung. Des Herzogs Ehrfurcht gegen die Kirche. Verſöhnung mit dem König. Pipins Tod. König Karl. Taſſilo's Vermählung. Taſſilo wider Kärnthen. König Karl. Untergang des longobardiſchen Reiches. Karl regt den bajoariſchen Lehenverband an. Taſſilo ſchwört in Worms. Karl gegen Arichis zu Benevent. Taſſilo's Unterhandlung in Rom; Unterwerfung am Lech. Verluſt des Herzogthums. Fränkiſche Verwaltung im Lande. Heerbann. Königlicher Aufwand. Landesarmuth. Handel. Münzen. Kirchenweſen. Untergang der Avaren. Taſſilo's letztes Erſcheinen.

Zweites Buch.

Die Zeiten deutſchen Heerbanns und Fauſtrechts.

Erſter Abſchnitt: Die Karlingen.

Eingang. Neues Königthum in Baiern. Ludwig der Deutſche. Umfang und Zuſtand des Landes im Allgemeinen. Die Nachbarvölker gegen Morgen. Anzug und Zähmung bulgariſcher Horden. Priwina der Oſtmarke. Anbau der untern Steiermark. Krieg wider Witzrach und Moymar. Des Königs Ludwig Hauspoliſte. Bezwingung der Mähren. Des Königs letzte Tage. Karlmann. König Ludwig der Jüngere. Karl, genannt der

Dicke. König Arnulf. Rache an Zwentibold in Mähren. Arnulf nimmt die Kaiserkrone. Regensburg erweitert. Beschenkung der Geistlichen. Ikanrichs Empörung. Arnulfs Tod. Ludwig das Kind. Die Ungarn erscheinen in Deutschland. Des Adels Wachsthum. Fehde der Babenberger. Die Ungarn in Baiern und Deutschland. Untergang der Karlingen in Deutschland. Der Zeiten Sitte und Kunst. Handel. Munderwürde. Leibeigenschaft.

Zweiter Abschnitt: Die fremden Häuser über Baiern.

Herzog Arnulf wider König Konrad. Versöhnung mit König Heinrich dem Finkler. Wie K. Otto dem Berthold das Herzogthum einrichtet. Herzog Heinrich der Erste. Aufruhr der Baiern. Großer Einbruch der Ungarn in Baiern. Die Ungarschlacht auf dem Lechfeld. Herzog Heinrich der Zweite. Bischof Abraham. Herzog Otto. Zweiter Versuch der Verschwornen. Herzog Heinrich III. Die Ungarn in Oesterland. Herzog Heinrichs des Zweiten Wiederkunft. Blick auf die Geistlichkeit. Wie der Bischöfe Macht stieg. Wolfgang der Heilige. Herzog Heinrich IV. Henile's Empörung im Nordgau. Herzog Heinrich V. Der kaiserlichen Macht Verfall. Aufblühen der Fürsten- und Ritterschaft. Der Geistlichen Leben. Klostervermehrung. Errichtung des Bamberger Bisthums. Wie Kaiser Konrad der Zweite über Baiern schalte. Herzog Heinrich VI. Krieg wider Böheim. Herzog Heinrich VII. Ungarische Handel. Beschluß der Ungerkriege. Herzog Konrad. Was Papst Leo IX in Baiern gethan. Herzog Koncads Fehde und Aufruhr der Baiern. Herzog Konrad II. Kaiserin Agnes. Herzog Otto II.

Dritter Abschnitt: Die Welfen.

Herzog Welf I mit dem Kaiser. Herzog Welf wider den Kaiser. Bürgerkrieg. Die Welfen und Gräfin Mathildis. Wirkungen der Unruhen auf der Menschen Denkart. Klosterleben. Von den Kreuzzügen und Herzog Welfs Tode. Herzog Welf II und was er gethan. Herzog Heinrich IX, genannt der Schwarze. Herzog Heinrich X. Ritterwesen. Die Hohenstaufen und Welfen. Des Herzogs Fehde mit Bogen und Wolfratshausen.

Die Brücken bei Regensburg und Paſſau. Erbauung vieler Klöſter. Herzog Heinrichs X Sturz. Herzog Leopold. Herzog Heinrich XI. Der Welfen und Giebelingen Streit. Der Kreuzzug der Baiern. Heinrich der Löwe begehrt und empfängt ſeines Vaters Erbe. Landbau. Gewerbe. Handel. Münzen. München an der Iſar. Bergwerke. Aufwand. Kunſt und Wiſſenſchaft. Heinrichs XII Glück und Größe. Kirchengeiſt. Herzog Heinrichs des Löwen Sturz.

Vierter Abſchnitt: Die Wittelsbacher.

Herzog Otto III, genannt der Aeltere. Seine Verwaltung. Herzog Ludwigs I Fehden von Rittern und Biſchöfen. Herzog Ludwigs und Ludmillens Liebe. Kaiſer Philippe Ermordung. Wie Herzog Ludwig ſeine Hauslande erweitert. Erbauung neuer Städte in Baiern. Des Herzogs Wallfahrt und Erwerbung. Herzog Otto's IV Zwiſt mit dem Könige. Krieg gegen Oeſterreich. Blick auf das Kriegeweſen. Baiern in Bann durch den Biſchof zu Freiſing. Landesvergrößerung des Herzogs. Ritterſchaft. Verwaltung. Gerechtigkeitspflege. Leibeigenſchaft. Landbau. Gewerb' und Handel. Prachtliebe. Wiſſenſchaften. Klöſter. Der päpſtliche Geſandte Albert in Baiern. Fortſetzung. Paſſau belagert. Krieg um Oeſterreich. Verſuchter Königsmord. Des erlauchten Otto Tod.

Drittes Buch.
Die Urſprünge baieriſcher Volksfreiheiten.

Erſter Abſchnitt: Des geſtrengen Ludwigs Zeiten.

Wie die jungen Herzoge Ludwig II und Heinrich XIII ihr väterliches Erbe theilen. Hinrichtung Maria's von Brabant. Kloſter Fürſtenfeld. Landskrone. Heinrichs Feldzüge gegen König Ottokar und Salzburg. Konradins von Schwaben Tod und Erbſchaft. Herzog Heinrich und König Ottokar gegen Ludwig und König Rudolf. Beide Herzoge vermehren ihre Hauslande. Wie die Herzoge

ihre Landesverwaltung einrichteten. Mönchswesen. Geiſtler. Juden. Heinrichs XIII Tod. Seine Söhne Otto III, Ludwig III und Stephan I. Otto's III Händel mit Oberbaiern und Oeſterreich. Des geſtrengen Ludwigs Tod.

Zweiter Abſchnitt: Jugend Ludwigs des Baiern. Herzog Rudolf I; ſeine Fehde gegen Augsburg. Der Wildenrothe und Rohrdeke Streit. Mechtildis und Otto Krendorfer. Fehde mit Regensburg. Rudolf gegen Albrecht von Oeſterreich und Mechtilden. Staatsſchulden. Das Erbe von Hirſchberg. Wie Herzog Otto III die Krone von Ungarn empfangt und verliert. Otto's Rache an Oeſterreich. Ein Blick auf Landbau und Leibeigenſchaft dieſer Zeiten. Otto's Handveſte. Sein Tod. Herzog Ludwig IV wider ſeinen Bruder Rudolf. Ludw.'s ſtreitet für die unmündigen Fürſten von Niederbaiern. Sieg bei Gamelsdorf. Wie Herzog Ludwig König der Deutſchen wird.

Dritter Abſchnitt: Die Tage Ludwigs des Baiern. Europens Zuſtand. Anfang vom Streit der Gegenkönige. Vom Kriegeweſen in dieſer Zeit. Pfalzgraf Rudolfs Auswanderung und Tod. Was König Ludwig für Baiern thut. Handel. Der Städte Freiheiten und Aufbluhn. Geſetzgebung und Gerechtigkeitspflege. Von kirchlichen Dingen. Der Krieg der Gegenkönige. Sieg bei Ampfing. Folgen der Schlacht. Gewinn der Mark Brandenburg. Des Königes und Papſtes Streit. Wiſſenſchaftliche Bildung. Volksaberglauben. Der Herzoge zu Landshut Schuldenweſen. König Friedrich wird aus dem Gefangniß befreit. Ludwigs Römerzug. Vertrag von Pavia. Rückkehr nach Deutſchland. Kloſter Ettal. Des Kaiſers letzte Kämpfe mit Papſt Johann XXII. König Johann von Böheim. Herzog Heinrich XIV in Landshut und ſeine Brüder. Krieg des Kaiſers gegen Johann von Böheim. Unterhandlungen mit Avignon. Ober- und Niederbaiern wird vereinigt. Tirol an Baiern. Papſt Clemens IV wider den Kiſer. Holland, Seeland, Friesland und Hennegau an Baiern. Der Gegenkönig Karl IV. Ludwigs des Baiern Tod.

Viertes Buch.

Die Bruderkriege der Schyren.

Erſter Abſchnitt: Verfall der baieriſchen Macht.

Eingang. Erdbeben. Peſtilenz. König Karl IV wälzt Baiern. Des Landes Vertheilung. Nur Herzog Ludwig V in Oberbaiern waltet. Städte. Münzen. Bergweſen. Herzog Meinhard. Des Adels Aufſtreben. Tirol verloren. Die Mark Brandenburg verloren. Der Städte und Ritter Fehden. Regensburg. Augsburg. Stephans I Tod. Die Herzoge Friedrich, Stephan II und Johann. Krieg mit Böheim und den Reichsſtädten. Verarmung der Fürſten. Stephans Heerzug nach Italien. Gnadenjahr zu München. Landestheilungen. Ingolſtadt. Blutige Entzweiung der Fürſten. Die Herzoge Ernſt und Wilhelm in München. Fortſetzung der Unruhen. Die Herzoge gegen Augsburg und Oeſterreich. Landshuter Unruhen unter Herzog Heinrich XVI. Herzog Ludwigs VII, oder des Bartigen, Streit mit Heinrich XVI von Landshut und allen Fürſten zu Baiern und Pfalz. Fortſetzung der innern Kriege. Das Vehmgericht Anfang der Huſſitenkriege. Zigeuner. Holland für Baiern verloren. Streit um das Erbe von Straubing.

Zweiter Abſchnitt: Der innerlichen Unruhen Fortgang.

Huſſitenkrieg. Blick auf das Heerweſen dieſer Zeiten. Herzog Ludwig VII in Acht und Bann. Wilhelms II Tod. Ueppigkeit der Sitten. Agnes Bernauer und Albrechts Liebe. Herzog Ernſt's Tod. Der Krieg Herzog Ludwigs VII gegen ſeinen Sohn Ludwig VIII. Beider Tod. Herzog Albrecht III in München. Staatsverwaltung und Denkart. Die Landſchaft. Geſetzgebung. Geiſtlichkeit. Volksglauben. Heinrichs XVI Tod. Herzog Ludwig IX, genannt der Reiche. Seine Verdienſte um Staatsverwaltung. Landbau. Bergwerke. Münzweſen. Herzog Ludwig des Reichen Krieg um Donauwörth. Fortſetzung. Kampf mit Kaiſer und Reich. Schlacht bei Giengen. Friede. Herzog Albrecht III in München ſtirbt.

Von der Gemüthsart ſeiner Söhne: Johannes III, Sigmund und Albrecht IV.

Dritter Abſchnitt: Die Wiederherſtellung von Baierns Einheit.

Wie Albrecht Alleinherrſchaft in München behauptet. Herzog Ludwigs Handel mit Augsburg. Stiftung der hohen Schule zu Ingolſtadt. Wiſſenſchaftlicher Zuſtand. Die Brüder von München verſöhnen ſich. Herzog Georgs Hochzeit. Der reiche Ludwig ſtirbt. Verbeſſerung der Kirchenzucht. Die Türken an Baierns Grenzen. Neue Unruhen. Der Tod des letzten Adensbergers. Ebrisperch entſagt aller Mitherrſchaft. Regensburg geht an Baiern über. Augsburg rettet eigene Freiheit. Albrecht vermählt ſich Kunigunden. Des Kaiſers Zorn. Der Bund der Löwenritter wider Albrecht. Regensburg wieder von Baiern getrennt. Der Löwenbund aufgelöſet. Ehriſtophs Tod. Albrechts Verbeſſerung der Landespflege. Tonkunſt. Arzneikunde. Forſten, Bergwerke u. ſ. w. Des reichen Georgs Werke, letzter Wille und Tod. Unruhen um das landshutiſche Erbe. Landshutiſcher Erbfolgekrieg. Ruprechts und Eliſabeths Tod. Fortſetzung des Krieges. Friedensſchluß. Albrecht ſtiftet die Untheilbarkeit Baierns. Seine letzten Werke. Sein Tod.

Fünftes Buch.

Die Zeiten der Glaubenskriege.

Erſter Abſchnitt: Anfang und Fortgang der großen Kirchentrennung.

Die Herzoge Wilhelm IV und Ludwig X in Baiern entzweien und verſöhnen ſich. Tod des Hieronimus von Stauf. Die Geſchwiſter der Herzoge. Krieg gegen Würtemberg. Staatshaushaltung. Gewalt der Landſchaft. Anblick des Zeitalters. Luthers Lehre. Ihre Wirkungen in Baiern. Der Herzoge von Baiern Eifer dagegen. Der Bauernkrieg. Johannes Turmayr, genannt Aventinus. Sorge der Herzoge um Landeszucht und Ordnung.

Handel. Sitten. Künste. Zwistigkeiten der Kirchenänderung in Regensburg, Augsburg und der obern Pfalz. Herzog Ludwigs Tod. Schmalkaldischer Krieg. Augsburgs Unfall und Verderben. Herzog Wilhelms Tod. Herzog Albrecht V. Der Zug des Kurfursten Moritz von Sachsen durch Hochdeutschland. Passauer Vertrag. Herzog Albrecht sorget für äussere und innere Sicherung seines Gebietes. Stiller Kampf um Kirchenverbesserung in Baiern. Tridentische Kirchenversammlung. Landesnoth. Des Herzogs Aufwand und Hofleben. Pflege der Künste und Wissenschaften in Baiern. Herzog Wilhelm V. Seine Prachtliebe und Frömmigkeit. Augsburgs Abnahme. Gang des Kirchenwesens in der obern Pfalz. Volk und Hof in Baiern. Wirkungen der zerrütteten Staatshaushaltung. Herzog Wilhelm übergibt seinem Sohn Maximilian die Herrschaft.

Zweiter Abschnitt: Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Herzog Maximilian. Er verbessert die Staatsverwaltung. Die Gesetzgebung. Lehen und peinliches Recht. Das Heerwesen. Feldzüge gegen Donauwörth und Salzburg. Salzleitung von Reichenhall. Anfang des dreißigjährigen Krieges. Der Böhmen Aufstand. Friedrich von der Pfalz ihr König. Feldzug im obern Oesterreich und Böheim. Die Schlacht auf dem weißen Berge. Maximilian besetzt die Oberpfalz und erwirbt, nebst der Kurwürde, auch diese. Die Ganerben. Maximilian löset die Stände der Oberpfalz auf, und führet das Volk zur römischen Kirche zurück. Mönchswesen im alten Baiern. Fortgang des deutschen Glaubenskrieges. König Gustav Adolf von Schweden. Der heilige Bund zerreißt. Gustav Adolf von Schweden bringt in Baiern ein. Bernhard von Weimar und Gustav Horn verheeren das Land. Aufstand der Bauern zwischen Isar und Inn. Augsburg Sperrung. Baierns Erschöpfung. Des Krieges Fortgang. Blick auf das Heerwesen. Einbruch der Schweden und Franzosen in Baiern. Maximilian schließt

Bedürfnißen der Länder überzeugen mußten. So bereiſete in den Jahren 1815 und 1816 Doktor Steinkopf die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz. Bei dieſer Gelegenheit bildete ſich auch die Bibelgeſellſchaft in den piemonteſiſchen Waldenſer-Thälern. Hier beläuft ſich die Anzahl der Chriſten, welche Nachkommen derer ſind, die ſich ſchon im neunten Jahrhundert von der römiſchen Kirche trennten, auf ungefähr 17,000 Seelen in 13 Kirchſpielen. Sie ſind faſt alle ſehr arm. Zur Anſchaffung von Bibeln brachten ſie mit großer Mühe nur 800 Franken zuſammen. Daher empfingen ſie von London aus einen Beitrag von 200 Pf. Sterling.

Wie Steinkopf, ſo reiſete der Prediger Pinkerton, dieſer beſonders, den Eifer der ruſſiſchen Bibelgeſellſchaften zu beleben und Zeuge ihrer Thaten zu ſein. Sie haben in dreizehn verſchiedenen Ausgaben 110,000 Exemplare geliefert. Das Evangelium Matthäi war das erſte in der Sprache der Kalmucken gedruckte Buch. Die Bibelgeſellſchaft zu Theodoſia (Kaffa), der krimiſchen Hafenſtadt, verbreitet ihre Wachſamkeit über alle Gegenden am ſchwarzen Meere, bis in's Innere Kleinaſiens. Merkwürdig iſt allerdings, daß die Schriften der Apoſtel, durch die Kunſt unſers Zeitalters vertauſendfacht, aus dem Pontus in jene Gefilde Kleinaſiens zurückkehren müſſen,

den Ulmer Waffenſtillſtand. Turenne's und Wrangels Heer in Baiern. Der weſtphäliſche Friede. Des Landes Zuſtand. Von Maximilians Landererwerbungen und ſeinen letzten Tagen.

Dritter Abſchnitt: Die erſten Zeiten nach den Glaubenskriegen.

Ferdinand Maria tritt die Herrſchaft an. Seine Gemüthsart. Adelheid von Savoyen. Der Hof. Streit um die Reichsvorweſerſchaft. Ferdinand lehnt die kaiſerliche Würde ab. Veränderung geiſtlicher und weltlicher Verhältniſſe in der obern Pfalz. Staatshaushaltung. Geſetzgebung. Adel. Der letzte Landtag. Ferdinands Reichthum und Hofpracht. Kunſtweſen. Brand des Schloſſes zu München. Adelheidens und Ferdinands Tod. Kurfürſt Maximilian Emanuel. Seine Feldzüge für Oeſterreich gegen die Turken. Der Krieg mit Frankreich wegen der Pfalz und Köln. Maximilian Emanuel übernimmt die Statthalterſchaft der ſpaniſchen Niederlande. Fortſetzung. Baierns Zuſtand. Die ſpaniſche Thronfolge. Maximilian Emanuels Bund mit Frankreich und Rückkehr nach Baiern. Anfang des ſpaniſchen Erbfolgekrieges. Maximilian rüſtet ſich. Er beſetzt Ulm. Krieg von Kaiſer und Reich gegen Baiern. Maximilian Emanuels erſte Siege. Der Zug Maximilian Emanuels in Tirol. Die Schlacht bei Hochſtädt. Altbaiern leer von Feinden. Treffen am Schellenberg. Schlacht bei Blindheim. Maximilian Emanuels Flucht über den Rhein. Baiern wird vom Kaiſer Leopold beſetzt. Der große Aufſtand des Volkes. Das Land vom Kaiſer unterjocht, vertheilt, der Kurfürſt geächtet. Fortſetzung. Baiern vertheilt. Schickſale des Kurfürſten in Frankreich. Kaiſer Joſephs I Tod. Maximilian empfängt Baiern zurück. Seine Heimkehr nach München. Blick auf den Zuſtand des Landes, der Volksbildung und Wiſſenſchaft. Der Lebensausgang von Maximilian Emanuel.

Sechstes Buch.

Die letzten Kurfürſten zu Baiern.

Erſter Abſchnitt: Die Zeit Kaiſer Karls VII.

Karl Albrecht. Seine Gemüthsart, und wie er löblich beginnt. Rückkehr der Hofpracht und übeln Staatshaushaltung. Zuwachs des Hausgutes. Zuſtand des Volkes. Die Jeſuiten. Die Kapuziner. Kirchlicher Verfolgungsgeiſt in Salzburg; in den Pfalzlanden. Kaiſer Karls VI öſterreichiſche Erbfolge-Ordnung. Baierns Widerſpruch dagegen. Fortdauernde Spannung zwiſchen Baiern und Oeſterreich. Kaiſer Karls VI Tod. Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges. Die Verträge zu Nymfenburg. Karl Albrecht eröffnet den Feldzug gegen Oeſterreich. Er bemächtigt ſich Böheims; wird König dieſes Landes und römiſcher Kaiſer. Die Waffen von Oeſterreich ſieghaft über Baiern. Fortdauer des Krieges. Frankfurter Verein. Wiedereroberung Baierns. Kaiſer Karls VII Tod.

Zweiter Abſchnitt: Die Zeiten Maximilian Joſephs, des Letzten vom Stamme der Ludewingen in Baiern.

Kurfürſt Maximilian Joſephs Gemüthsart. Der Friede von Fuessen. Die erſten Früchte der Ruhe. Hofleben und Hofparteien. Verbeſſerung der Rechtspflege in Baiern. Beſchaffenheit des Staatshaushaltes in dieſer Zeit. Beförderung des Handels, Gewerbes und Landbaues. Armenpflege. Gewinn Baierns durch Zuwachs an Herrſchaften. Verträge mit dem Auslande. Theilnahme am ſiebenjährigen Kriege. Die Fortſchritte der Geiſtesbildung. Stiftung des kurfürſtlichen Gelehrtenvereins. Beginnender Kampf für und wider Aufklärung und Mönchthum. Aufhebung der Jeſuiten. Fortgang der öffentlichen Bildung. Maximilian Joſephs Sorge um Baierns Zukunft. Sein Tod.

Dritter Abſchnitt: Karl Theodors Herrſcherjahre in Baiern.

Karl Theodor als Kurfürſt in der Pfalz. Oeſterreich ſpricht den Beſitz von Niederbaiern an. Herzogin Maria Anna bewegt die übrigen Fürſten ihres Hauſes und König Friedrich II zum Widerſtand. Baieriſcher Erbfolgekrieg. Friedensſchluß zu Teſchen. Karl Theodors Zorn. Der Hof. Die Landſtände. Stiftung der Malteſerzunge. Verfall des Schulweſens. Anfänglicher Fortgang, baldiges Rückſchreiten in der Volksaufklärung. Entwurf zur Vertauſchung Baierns für Burgund. Urſprung und Untergang der Illuminatenverbindung. Verfolgung beſſerdenkender Männer. Fortdauernde Verwirrung in der Staatshaushaltung. Was für des Landes beſſern Anbau und Gewerbe geſchieht. Mißhelligkeiten des Hofes und der Hauptſtadt. Blick auf das Zeitalter. Karl Theodor nimmt Theil am Reichskrieg gegen Frankreich. Unzufriedene Stimmung des Volks. Die Franzoſen dringen in Baiern ein. Des Krieges Fortdauer. Gegenſeitiges Mißtrauen des Kurfürſten und ſeines Volkes. Die Beſteuerung der Klöſter. Der Tod Karl Theodors. Kurfürſt Maximilian Joſeph II, erſter König von Baiern.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Siebenunddreißigster Theil.

Geschichte des Freistaats der drei Bünde im hohen Rhätien.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Geſchichte
des
Freiſtaats der drei Bünde
im hohen Rhätien.

Allen Bündnern.

Von allen Freistaaten schweizerischer Eidsgenossenschaft ist die Geschichte keines einzigen an großen Schicksalen und Lehren reicher, als die Geschichte der freien Bünde im alten, hohen Rhätien. Denn während in dem übrigen Helvetien die Begebenheiten einzelner Herrscherstädte für die Begebenheiten ganzer Völkerschaften gelten mußten, oder die Volksstaaten daselbst weder durch Umfang und Menge der Bewohner, noch durch örtliche Stellung Bedeutsamkeit in den Händeln des Welttheils gewinnen konnten, oder die wichtigsten Ereignisse von diesen und jenen in den allgemeinen Begebenheiten gesammter Eidsgenossenschaft zerflossen, spielte Rhätien vierhundert Jahre hindurch seine Rolle für sich, und in freier, volksthümlicher Verfassung; spielte sie, hart an der alten Hauptstraße der europäischen Welt zwischen

dem Norden und Süden; im Mittelpunkt der franzöſiſchen, deutſchen und italieniſchen Reiche, und ihrer furchterlichen Nebenbuhlereien.

Wenn die Geſchichte des vazeroliſchen Bundes nicht, gleich jeder andern eines Freiſtaates aus alter oder neuer Zeit, das Gemüth des Weltweiſen, des Staatsmanns, und jedes Leſers von höherer Bildung rührt, ſo gebricht es ihr nur an einem Xenophon, Livius, Plutarch oder Johannes Müller, nicht an eigenthümlichem Zauber, oder an Fülle glänzenden Stoffs. Wo ſpiegelt ſich reicher, als in ihr, die Kraft menſchlicher Natur in aller angeſtammten Herrlichkeit, und ſchauderhaften Verirrung? Die That des hochedeln Camogaskers darf wohl neben der That des Virginius von Rom, oder des Tell von Uri gelten; der Heldengeiſt Fontana's wohl neben Winkelrieds Geiſt glänzen. Es ſtarb Cato, welcher die Freiheit ſeines Vaterlandes nicht überleben wollte, keines ſchönern Todes in Utica, als die dreißig Männer auf der heiligen Wieſe der Aquafana. Oder wer nennt mir den Freiſtaat, in welchem einer Hirtenwelt Einfalt und Unſchuld

wunderbarer mit den Gräueln entzügelter Leidenschaften gepaart stand? Wo erscheint die herzlose Staatskunst der Könige abscheulicher, als hier neben der leichtgetäuschten Gutmüthigkeit eines Volkes, welches in seinem Zorn dann mit Strafgerichten das Haupt des Besten und Schlechtesten traf, wie Atten in seinen Scherbengerichten? Welch ein Schauspiel von Adel und Verworfenheit beut der endlose Kampf der Parteien dar! Welche Verkettung von Verhängnissen jeder Gestalt, von Schrecken der Natur und des Lasters, von Spiegelfechtereien verschmitzter Rotten, von großmüthigen Selbstaufopferungen, Verschwörungen, Verträgen und Aufrühren! Ich kenne kein Volk in der Weltgeschichte, welches so klein, mit kaum hunderttausend Seelen auf einem Flächenraum von wenig mehr als hundert Geviertmeilen, größern Mächten länger und glücklicher widerstand, die nach seiner Unterjochung lüstern waren; kein Volk, welches seine Freiheit, bald mit List, bald mit der Wuth des Verzweifelten, aus hundertjährigen Versuchungen und Stürmen sieghafter rettete, als das rhätische.

wo die meisten derselben vor beinahe zweitausend Jahren geschrieben wurden, und jetzt kaum noch gekannt sind.

Ungarn wird von Wien aus mit den heiligen Schriften versorgt; in Polen haben sich eigene ansehnliche Gesellschaften gebildet. Für die Protestanten in Frankreich wird zu Paris und Straßburg thätig gehandelt. Ueberall werden die ältesten schriftlichen Urkunden des Christenthums verbreitet, wie noch zu keiner Zeit in irgend einem Jahrhundert geschehen ist.

Nicht nur gelangt die Bibel auf diese Weise auch in die Hände von Millionen katholischer Christen Europens, denen man sie bisher absichtlich entzogen hatte: sondern ehrwürdige Geistliche der katholischen Kirche selbst helfen zur Verbreitung des Gottes-Wortes.

Unter den Katholiken des Königreichs Würtemberg sind, mit Genehmigung des Bischofs von Ellwangen, über 7000 Exemplare des neuen Testaments in den Jahren 1815 und 1816 vertheilt worden, alle nach der Uebersetzung des trefflichen Van Ess zu Marburg, der sich ein Lebensgeschäft daraus macht, dem wahren Christenthum zu dienen, nicht der Kirche und Kirchlichkeit allein. Bald sind von seiner Uebersetzung bei 100,000 Exem-

Von diesem Allem, theure, liebe Bundsgenossen, freie Landleute im Gebirg und Thal der alten hohen Rhätia, empfangt nun die gedrängte Uebersicht in nachfolgenden Blättern. Was seit zwanzig Jahren, da diese Geschichte unsers Vaterlandes zum erstenmal erschien, zu ihrer Vervollständigung von mir gesammelt worden, theil' ich in gegenwärtiger neuen Ausgabe derselben mit. Was ich damals, selbst noch Jüngling, in Eurer Mitte, zunächst für Jünglinge meiner Lehranstalt in Reichenau beschrieben, geb' ich nun, unter dem Ernst großer Erfahrungen gereifter, nicht den Jünglingen allein, sondern auch den Männern des Vaterlandes wieder. Der Aufrichtigkeit bin ich befliſſen gewesen. Dem Menschenadel, der öffentlichen Tugend, der vaterländischen Freiheit hab' ich das Wort geredet; keiner Partei. Von Irrthümern werd' ich, aller Sorgfalt ungeachtet, nicht rein stehen. Ich getröste mich Eurer Nachsicht, und der Belehrung der Wohlunterrichteten.

Nehmet dies Buch, auch bei seinen Mängeln, huldreich auf, wie Ihr einst die Arbeit des Jünglings mit Huld empfinget. Keine unedle Leiden-

ſchaft hat mich dabei geleitet, der Allwiſſende iſt Zeuge; nur die Liebe und der Ruhm unſers Vaterlandes, nur die Tugenden des Alterthums, nur das Glück unſerer Nachkommen begeiſterten mich. Denn auch fern von Euern glückſeligen Fluren und Alpen, bleiben Ehre und Wohlfahrt ihrer Bewohner meines Herzens innigſter Wunſch; und bleib' ich ſtolz, theure Bundsgenoſſen, einer der Eurigen zu ſein. Die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit iſt keine Frucht von Ueberlegung und von kalten Berechnungen des Vortheils, kann damit auch nicht, wo ſie fehlt, wieder erworben werden, ſondern ſie iſt ein unwillkührlicher Wiederklang des ganzen Innern; die geiſtige Blutsverwandtſchaft, durch welche das Gemüth an das Aeuſſere eines uns entſprechenden Lebens und einer geſellſchaftlichen Ordnung geknüpft wird, ohne die uns nicht wohl iſt. Solcher Liebe entſagt man nur mit dem Leben. Sie athmen meine Söhne, die bei Euch wohnen werden, von meinen Lippen ein.

In den Thälern des reizenden Aargau's, des jungen, unter weiſer Verwaltung beglückten

Freistaats, im eidsgenössischen Bunde dem altrhätischen ewig verwandt, ist mein höchstes Ziel, jene Einfalt der Sitten, jene Frömmigkeit des Sinnes, jene Treue und Gerechtigkeit, und die unvertilgbare Liebe der Freiheit zu pflegen, durch welche der Freistaat der drei Bünde in den höchsten Alpen seine Jugend ehrwürdig gemacht hat.

Aarau, den 29. Weinmonds 1816.

Heinrich Zschokke.

Erſtes Buch.

Die Urgeſchichte des Landes.

(Vom J. 600 vor unſerer Zeitrechnung bis zum J. 800 nach derſelben.)

1.

Des Landes Beſchaffenheit und erſte Bewohner.

Rhätien liegt im Schoos der höchſten Alpen, wo der Rhein und Innſtrom ihre Urſprünge haben. Es iſt rings umher von ungeheuren Gebirgen umfangen, und von ihnen in allen Richtungen durchſchnitten. Die äuſſerſten Gipfel derſelben ſteigen in verſchwebenden Umriſſen über das Luftreich zu einer Höhe, in welcher keine Pflanzen mehr leben. Viele tragen auf ihren Grathen und Firſten Eis und Schnee, woran Jahrtauſende, ſeit Schöpfung der Erde, geſammelt haben. Die erhabenſten Felshörner hat noch kein Sterblicher erſtiegen. Aber in der Tiefe der Thäler iſt die Landſchaft einem

Lustgarten gleich, mit Dörfern, Wiesen, Städten, Obsthainen, Strömen und Fruchtfeldern wechselnd.

Der größere Theil des Landes wird gegen Morgen durch den langen unwegsamen Gebirgszug des Rhätikon vom Tyrol getrennt; durch zwo andere, noch gewaltigere, Bergketten von Italien und Helvetien. Diese letztern Gebirgsstriche gehen aus dem Alpknoten des St. Gotthard hervor. Der eine derselben streicht im Norden des Landes, vom wilden Crispalt bis zum Felsenthor des Luzienſteigs an der deutschen Grenze; die andere, im Süden des Landes, vom Lukmanier-Berge bis zum Fermunt und zur Malserhaide.

Das Hauptthal von Rhätien zieht aber an beiden Ufern des jungen Rheinſtromes entlang, von den Quellen desselben am Cima del Baduz des Crispalt, bis zum Ausfluß in die deutschen Felder jenseits dem Luzienſteig. Und wie viel Waldströme, Bäche und kleine Flüsse ſich von den Höhen der mittäglichen Bergkette in den Rhein stürzen, so viel Nebenthäler schließen ihre Mündung gegen das große Hauptthal auf: zunächſt am Lukmanierberg das Thal von Medels; dann das von Sonwitz, Lugnetz, Savien; Hinterrhein nebſt dessen Fortsetzung durch Schams und Domleschg; Davos, Schalfik und Bretigäu. Die meisten dieser Nebenthäler zweigen

ſich abermals rechts und links in noch kleinere Thalungen aus

Alſo iſt das ganze Land ein weitläuftger Irrgang von in einander verſtrickten Thälern. Darum hat es einſt der große Gothenkönig Dietrich von Verona ein Netz (retia) von Gebirgen geheißen, das die Natur zum Schutz Italiens ausſpannte.

Noch gehören auch von Alters her einige Thäler, ſüdwärts der mittäglichen Bergkette, zu Rhätien. Dort liegt das wunderliebliche Miſox, welches ſich von St. Bernardins Hohrn nieder gegen den Strom des Teſſin, ohnweit Bellinzona, eröffnet; dort das Bregäller-Thal, am Fuß des ewig beeiſeten Septimer; dort das Engadin, wo die Quellen des Innſtromes vom zerſchmelzenden Eiſe des Maloja nach Tyrol rauſchen. Und wieder dem Engadin ſüdwärts, hängt ſich an deſſen obern Theil das abgeſchloſſene Puſchlaver-Thal; an den untern Theil das ſtille, felſige Münſter-Thal.

Dies iſt die Geſtalt Hohen-Rhätiens.

Unter dem milden Himmel der tiefer gelegenen Thalungen iſt lieblich wohnen. Daſelbſt baut der Menſch die Früchte des Feldes zu ſeiner Nahrung, und die Weinreben an den Hügeln. Er hauſet im Schatten von Kaſtanienwäldern und Obſtgärten. Steigt er an den Strömen aufwärts, ihren Quellen zu, wird die Erde bald unfrucht-

barer, der Himmel kälter. Aus Tannenforsten, zwischen Bergtrümmern und Wasserfällen, gelangt er in die Gegenden, wo kein Baum mehr blüht, aber weite Alpenwiesen den Heerden kraftreiches Futter bieten. Höher hinauf erstirbt auch der Grashalm. Die nackten Felsen färbt kein Moos, keine Flechte. Ewiger Winter hat sein Reich hier. Die Sonne verliert über meilenlangen Schnee- und Eiswüsten die Macht ihrer Strahlen. Da schleichen einsam Bären um ihre Höhlen; schwärmen Gemsen, und fährt der seltene Steinbock über die Klippen. Dort ist die geheimnißvolle Werkstatt der Natur, von wo sie den Ländern der Menschen die schiffbaren Flüsse, die Wolken und Wetter und Stürme herabsendet.

Es wird kein Fremdling Rhätien sehen, dessen Seele nicht von Wollust und Entsetzen erfüllt wird. Hoch über seinem Haupt erblickt er blühende Auen, Höfe und Kirchen in den Wolken des Himmels, und Dorfschaften bei fünftausend Fuß höher gelegen, als der Spiegel des Weltmeers steht.

Niemand weiß von der Zeit, da sich hier zuerst Menschen niedergelassen haben, noch aus welchen Landen sie gekommen sind. Unser Welttheil ist ohne Zweifel durch mehrere große Auswanderungen vom Garten Gottes, Asien, zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Grundstämmen be-

völkert worden. Von den frühesten weiß keiner. Spätere Auswanderer kamen wohl über das Meer, und liessen sich an den europäischen Küsten nieder, wie die Pelasger und die, welche Urbewohner Italiens waren. Später kamen andere an die Küsten Galliens, Britanniens u. s. w. Sie hatten auch einerlei Sprachstamm gemein. Diese alle hießen, den Griechen Kelten, den Römern Gallier, den Germanen Walen oder Wälsche, das heißt Fremdlinge. Ein anderer Auszug von Asien geschah zu Lande nordwärts. Da ward das Volk unter rauherm Himmelsstrich kräftiger und härter. Alle dieses Urgeschlechts sind sich noch heut in der Wurzel ihrer Sprache kenntlich. Sie hießen Kinder der Asen und Götter, Germanen. Zu ihnen gehörten die in Thrazien, die Griechen, die in Skanzien, und bis zum Rhein und zur Donau südwärts die Theutischen. Am letzten von Allen sind diejenigen eingewandert, welche die Skythen genannt wurden. Ihnen blieb der schlechteste Erbtheil übrig. Zu denselben gehören die Slaven- und Wendenstämme, die in Ungarn und Rußland. — Sind die Galen ursprünglich von Kleinasien gekommen, und Syrien, mögen die Germanen von Persien und den kaukasischen Landen herrühren; die Skythen aber von denen, die in Asien, nördlicher oder östlicher, Viehzucht trieben.

Von den nach Europa eingewanderten Volks- und Geschlechtsstämmen sind zuerst diejenigen gesittet worden, welche sich rings um das Mittelmeer an dessen Küsten ausbreiteten. Nach Sidon, Tyr und Aegypten, haben Griechenland, Karthago und Italien geblüht.

In Italien waren die Tusken, Hetrusken oder Tyrrhenen, ein uraltes Volk. Sie wohnten vom Fuß der Alpen bis zur Tiber an der abendlichen Meeresküste. Sie selber nannten sich Rasennen, hatten aber vielerlei Namen. Denn sie lebten in mehreren Stämmen, einander bundesverwandt, doch unabhängig. Die Häupter der Stämme hießen Lukumonen. Sie hatten Gottesdienst, Seemacht, Kunst und Gewerb, eh' Rom war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Landhandel der Rasennen schon früh den Weg über die Alpe des Lukmanier- oder Bernhardin- oder durch die Klüfte des Splügenbergs ins Innere des wilden Hochlandes gekannt habe. Von daher waren Thierhäute und Pelze, Pech, Honig und Käse zu gewinnen.

Gewiß sind ihnen diese Wege schon fünf bis sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung bewußt gewesen. Denn als damals ein großes und kriegerischwildes Volk vom Stamme der Galen nach Italien kam, die Rasennen unterjochte und daselbst blieb, wanderten der Ueberwundenen Viele

hinauf ins Gebirge mit Weibern und Kindern, um vor den Grauſamkeiten der Eroberer hinter Wäldern und Eisbergen ſicher zu wohnen. Die, welche dahin zogen, ſind Rhätier genannt worden. Ob Reſan oder Rhätus bei ihnen der Name eines Gottes, oder Helden, oder Stammes geweſen, bleibt der Vergangenheit Geheimniß. Roms Schriftſteller ſchöpften ein halbes Jahrhundert zu ſpät aus unverſtandener Sage. Haben ſie doch die ganze Alpenkette vom Gotthard bis zu den Karenthenern die rhätiſche geheißen. Und doch findet ſich nur in den Thälern des heutigen Freyſtaates Bünden der Name erhalten. Hier leben allein noch in den Benennungen der Berge, Thäler und Ortſchaften die Zeugen von Urabkunft des Volks. Noch mahnet der rieſenhaft die andern Höhen beherrſchende Lukmanier an die Lukmonen der raſenniſchen Stämme; noch der wilde Rhätikon, deſſen Fuß in Nebeln, deſſen Haupt in Wolken ſchwimmt, an die Marken vom neuen Wohnſitz der Kinder Reſans; noch der Flecken Tuſis oder Toſanna an das Tuskien oder Toskana, ſo in Italien verloren worden war; noch die Burg von Rhealt (Rhætia alta) und Rhäzüns (Rhætia ima) beim obern und untern Eingang des ſchönen Hausthals (vallis domestica), heut Domlitasca und Domleſchg genannt, an die Stätten, wo die

plare in den Händen deutscher Katholiken. Nicht aber für die Katholiken allein, auch für die Protestanten, zumal für die Armen im Hessischen, sorgt er mit der Liebe, die Jesus lehrte. Eben so wirkte von Regensburg aus der ehrwürdige Regens Wittmann auf das katholische Deutschland. Schon wurden von seiner Ausgabe des neuen Testaments bei 30,000 Exemplare vertheilt. Von der Uebersetzung des neuen Testamentes, welche der Pfarrer Goßner zu München veranstaltete, wurden in wenigen Monaten bei 10,000 Stück im katholischen Deutschland verbreitet. Ebenso verhält es sich mit den Katholiken in der Schweiz, wo Pfarrer selbst die Vertheilung freudig besorgen.

Dergleichen Regsamkeit zur Beförderung des Christenthums, und zwar auf diesen Wegen, ist nicht ganz im Geist der römischen Curie. Sie muß nach ihren Grundsätzen „die von Ketzern gedruckte Bibel“ nothwendig zu den verbotenen Büchern zählen, und das Uebersetzen der heiligen Schriften in die Sprache des Volks, als „Erfindung boshafter Arglist“, „als einen ruchlosen Kunstgriff der Neuerer“ ansehen. Denn es ist gewiß, daß die verbreiteten Christenthums-Urkunden gelesen, und von den Laien, welche dieselbe noch nie gesehen, mit Ernst gelesen werden. Es ist gewiß, daß die Laien dann eben so gut, als

Rhätier wahrſcheinlich ihre vornehmſte Niederlaſſung an der Hauptſtraße über die Alpen nach Italien nahmen; noch mahnt der Name von dem gegen das Gebiet der ennetalpiſchen Galen gelegenen Thal Pregäll (Prægallia) an die damaligen Ueberwinder Italiens.

Inzwiſchen iſts zu viel gewagt, die Namen aller Ort ſchaften, welche denen in Italien gelegenen des Alterthums ähnlich tönen, von den erſten Einwanderungen herzuleiten. Viele entſtanden unzweifelhaft von ſpätern italiſchen Niederlaſſungen. Denn welche Schrecken ſind nicht über die Halbinſel jenſeits der Alpen ergangen, vom Einzug der erſten Galen und des Camillus Zeit, bis zum heruliſchen Odoachar, ehe Altrom verging? Viele dankten wohl erſt Tagen ihr Entſtehen, als römiſche Gewalt auch das rhätiſche Gebirg unterjocht hatte. Denn romaniſch oder römiſch nannten Rhätier, die kaum ein bedeutendes Rom kannten, ihre Sprache noch nicht, obgleich ſie heut im Oberland ſo geheißen wird; damals war noch kein Latium gebietend, daß die Flüchtlinge, welche ſich unter den Quellen des Inns anſiedelten, ihre Mundart Ladin oder Latein hätten nennen mögen.

Die eingewanderten Söhne Retans befeſtigten ihrer Thäler Oeffnungen mit ſtarken Felſenveſten. Sie vermiſchten ſich mit den Urbewohnern des Gebirgs (von den Römern allgemein Tauriſken

genannt) feindlich und friedlich. Wir überlaſſen es freilich dem Spielen gelehrter Namendeuter, die Wohnſitze der Leponter, Aetuater, Corvantier, Rucantier und anderer Volkerſchaften zu beſtimmen, welche vor Ankunft der Raſennen im Gebirg wohnten, und begnügten uns mit der Ueberzeugung, daß dieſelben theils galiſchen, theils theutiſchen Abkommens geweſen ſind. Daher kann geſchehen, daß der romaniſche Mann aus Bündnerland ſich noch heut in der Rede dem Basken am Fuß der Pyrenäen verſtändlich macht; oder daß in vielen romaniſchen Worten die Wurzel rein nordiſch erfunden wird. Die Tusken des Gebirgs verwilderten in dieſer Vermiſchung ſowohl ihrer Sprache als Sitten. Schon Titus Livius konnte von ihnen ſagen: Sie haben der Gegenden Natur angenommen, die ſie bewohnen; vom Alten nichts, als die Sprache, auch dieſe nicht unverfälſcht, behalten.

Es iſt den warmen Himmelsſtrichen eigen, daß die Zunge dort wohnender Volker durch Reichthum an Selbſtlautern wohlklingend wird; in heißen Ländern durch der Selbſtlauter Uebermenge weich und ſchlaff; in kalten hart, mehr liſpelnd und ſpröde, durch Uebermaß der Mitlauter; in Gebirgsländern rauh, durch gepreßte Gurgel- und Kehltone. So wirkte der Himmelsſtrich des rhätiſchen Hochlandes auf die Veranderung der Mundart, wie die wilde Natur des Bodens auf die Be-

ſchaffenheit der Gemüthsart und Sitte. Der Menſch iſt, gleich der Pflanze, Frucht ſeines Bodens und ſeines Himmels.

Hier, unter dem Getöſe von Waſſerfällen, ſtürzenden Bergtrümmern und Schneelauinen, wo der harten Erde die Nahrung nur gewaltthätig abgezwungen wird; wo der Pfad des Menſchen an Felſentrümmern über ſchwindelerregenden Abgründen emporſpinnt, und jeden Schritt eine Mühe oder Gefahr begleitet, ward der Anſiedler durch die Natur zur Verachtung aller Schrecken und Leiden erzogen; ſtark, wie ſeine Eiche; hart, wie ſein Fels; frei, wie ſein Adler; grimmig wie ſein Bär. Aber die Natur verſüßet ihren Kindern, gleich einer zärtlichen Mutter, jedes Loos. Den bedrängten Unterthanen blühender Reiche verleiht ſie die Freuden des Ueberfluſſes und aller Lebensbequemlichkeit; dem Sohn des rauhen Gebirgs giebt ſie zur Armuth die goldene Freiheit.

Jagd und Viehzucht war des Volks Gewerbe. Aus dem reichern Italien ertauſcht' es ſich auch wohl, mit Käſen, Harzkuchen, Fellen und Honigſeim, Bequemlichkeiten, welche die Armuth ſeines Landes verſagte. Die geſellſchaftlichen Ordnungen mochten ſehr einfach ſein, die Verfaſſungen von der Natur gegeben; ſo viel von einander geſchiedene Gebirgskammern, ſo viel kleine Staaten von alten und neuen Anbauern. Schwerlich gehorchten Alle

[illegible]em; aber wohl viele Nachbarſchaften einem [illegible]ndesvertrag zur Sicherheit ihrer insgeſammt. Entſtand Krieg mit den Ebenen, ſtürzten die freien Männer aus den Bergſchluchten verheerend, wie ihre Waldſtröme. Menſchlichkeit kannten ſie nicht. Sie plünderten Dörfer und Städte; tödteten Knaben, Männer, Greiſe, und ſelbſt ſchwangere Weiber, von denen ihre Weiſſager männliche Geburt anſagten. Es wird gelehrt, daß die Rhätier ihre Gewalt und Herrſchaft bis zum Bodenſee und Como ausgedehnt, und tief in Helvetien und Italien ihre Verwüſtungen verbreitet haben. Wir wiſſen aber, daß Roms Schriftſteller auch die Brennen und andere Bergvölker im heutigen Tyrol unter dem allgemeinen Namen der Rhätier begriffen.

2.

Das Land von den Römern unterjocht und beherrſcht.

Ums J. 15 vor Chriſti Geb. bis ums J. 450 nach Ch. G.

Es verſtrichen Jahrhunderte. Längſt ſchon wohnten im weiten Kreiſe um die höchſten Alpen römiſche Unterthanen. Helvetien war römiſch geworden, wie Italien; nur das rhätiſche Hochland mit allen ſeinen verſchiedenen Völkerſtämmen noch unbezwungen. Da befahl der Gebieter der römiſchen Welt, Caeſar Auguſtus, die Eroberung der höchſten Alpen, wie die Unterjochung der Win-

belechen, welche, vom windiſchen See bis zum Lech, ein ſtreitbares Volk waren. Des Cäſars Stiefſohne, Drufus und Tiberius, übernahmen das Werk; jener kam über das tridentiſche Gebirg, dieſer aus Gallien zum windiſchen See. Der römiſchen Heere kriegeriſche Zucht und Erfahrung, ihre ausgebildete Kunſt im Schlachtfeld, ihr in der Welteroberung hochgewordener Muth, bezwang nach blutigen Streiten die windelechiſchen Heere und der Rhätier wilde, aber ungeordnete Tapferkeit. Es ſtehet geſchrieben, daß ſich auch die Weiber der rhätiſchen Krieger ins Gefecht drängten; daß ſie den Siegern in Verzweiflung ihre Säuglinge ins Geſicht ſchleuderten, weil ſie nicht Kinder zur Knechtſchaft geboren haben wollten.

So ging in dieſem Gebirg die erſte Freiheit blutig unter.

Als nun Alles römiſch geworden, hielt ein feſtes Lager der Sieger (castra rhætica, Gaſer) die Bezwungenen in Schrecken. Sie wurden zinsbar; ihre Jünglinge zum Kriegsdienſt unter den Adlern Roms ausgehoben. Rom brachte dafür den Wilden ſeine Kunſt und Ueppigkeit. Heerſtraßen wurden über das Gebirg gebaut; aus dem Tyrol ins hohe Engadin, von Chur über den Splügen nach Mailand und über den Julierberg zum Comerſee. Noch ſieht man heutigs Tages ausgehöhlte Spuren der Wagenräder im lebendigen Fels un-

wegſamer Gegenden. Ein Statthalter vollſtreckte den Willen der römiſchen Cäſaren über die geſammte Eroberung. Sein Sitz war in der vindelechiſchen Auguſta (Augsburg) am Zuſammenfluß des Lech und der Wertach. Denn auch Vindelechien ward nun Rhätien geheißen, doch, zum Unterſchiede vom hohen Alpenlande, das untere und zweite.

Im andern Jahrhundert, als Kaiſer Hadrian ſeinem weitläuftigen Reiche neue Ordnungen gab, empfing das Gebirgsland eigene Landpfleger (procuratores und præsides). Wenn man von den deutſchen Landen und von der Südſpitze des Bodenſees in Rhätien eintritt, dehnt, nach einer mäßigen Tagereiſe, ein weites, maieſtätiſches Thal ſeine anmuthigen Fernen vor dem Wanderer aus. Steile Urgebirge, hin und wieder in der Höhe vom ewigen Winter verödet, umfangen von beiden Seiten das fruchtbare Geländ. Der Rhein rauſcht an der Mitternachtsſeite, am Fuße des ſchroffen, mit leichten Waldungen umhangenen Calandafelſen. Von der andern Seite ſtürzt ein kleiner Strom aus dem Buſen des holzreichen Gebirgs hervor; Pleſſur iſt ſein Name, nach einer halben Stunde gießt er ſeine Wellen in den Rhein.

Wo die Pleſſur vom Gebirg herausſtürzt, bauten die Römer auf einem weitſchauenden Hügel zwei Schlöſſer, Martiöl und Spinöl (Martis ocu-

lus und Spina oculis), neben einander, nur durch einen Graben getrennt.

Hier war der römischen Landvögte Sitz. Die Menge ihrer Diener und Wachten umringte die Schlosser mit zahlreichen Gebäuden, und legte unvermerkt den Grund zu einem stattlichen Flecken. Die Landvögte aber hatten nur über Auflagen und Steuern, über öffentliche Ordnung und Vollstreckung der Gesetze zu wachen. Ein anderer war der Oberbefehlshaber im Kriegswesen, welcher die Heere bildete und anführte. Seine Gewalt scheint anfangs durch beide Rhätien gegolten zu haben, selbst damals noch, als das Alpenland schon besondere Landvögte besaß.

Was Rhätien unter den Römern war, davon findet sich wenig aufgezeichnet. Nur Feldherren priesen die Tapferkeit ihrer Legionen aus alpischen Jünglingen gebildet; und die Baumeister Roms lobten die im Wasserbau unvergänglichen Lärchtannen des Hochgebirgs. Diese wurden mit unermeßlichen Kosten bis zur Hauptstadt der Welt geschleppt.

So verflossen abermals Jahrhunderte. Rom, wie einst in ewigen Kriegen hochgestiegen, sank wieder in ewigen Kriegen durch Laster seiner Cäsaren, durch wollüstige Entnervung und knechtischen Geist seiner Bürger. Weisheit oder Tugenden einzelner Kaiser konnten das Verhängniß nicht

mit der Gesammtheit eines entarteten Volks versöhnen. Empörung der Unterjochten erhob sich im ganzen unermeßlichen Kreise des Reichs. Bald fand der eiserne Norden auf. Alle Mannen deutscher Völkerstämme regten sich und brachen ins römische Gebiet ein. Sie fielen Helvetien und beide Rhätien an. So groß ward die Gefahr, daß Kaiser Constantius, der zweite seines Namens, selbst aus Italien herbei eilen mußte, die Alpen zu retten. Er kam über den Splügen, und hielt in den Zwillingsschlössern an der Plessur sein Hoflager, während seine Heere am Bodensee lange mit zweifelhaftem, endlich entschiedenem Glück die Allemannen bestritten. Es wird gesagt, er habe während seines Aufenthaltes an der Plessur die um den Schloßhügel zahlreich angebauten Häuser des Hofgesindes und andern Volkes zu größerer Sicherheit städtisch mit Mauer und Graben umgeben lassen, und also mit seinem Hoflager (curia) der Stadt Chur Dasein und Namen gegeben.

Geschlagen waren zwar die Feinde Roms, aber überwunden nicht. Die Allemannen hatten sich auf beiden Seiten des Rheins jenseits Helvetiens niedergelassen, und fielen von da aus rastlos die Unterthanenlande Roms an. Weder List noch Gewalt mogte sie bändigen; kein Bündniß, kein Geschenk sie versöhnen. Es verstrich ein ganzes Jahrhundert in Kriegen mit ihnen. Als aber das von allen

Weltgegenden angegriffene Rom den bedrängten Rhätiern nur schwache Hilfe senden konnte, bemeisterten sich (im J. 450) die Feinde des Reichs aller Nachbarschaften, besonders des heutigen Schwabens, und zuletzt selbst vieler Gebirge des Hochlands.

3.

Die ersten Christen in Rhätien.

Umwälzung der Verfassungen und Herrschaften sind Spiele des Irdischen; Staaten nur Formen, in welchen das geistige Seyn erscheint. Formen zerbrechlich. Das Geistige des Menschenthums währet aber auch nach zertrümmerten Gefäßen fort. Lehrreicher, als der Rhätier Abstammen und Kriegen mit Römern und andern Volkern, wäre dem Weltweisen die Kenntniß ihrer Vorstellungen von göttlichen Dingen. Davon ist keine Kunde geblieben.

Man weiß, die alten Rasennen oder Rhätier in Italien hatten einen ernsten und sinnvollen Gottesdienst und weise Gesetze. Rom soll von ihnen gelernt haben. Verborgen aber ist geblieben, welche Götter und welche Verehrung die Flüchtlinge mit sich ins Gebirg genommen haben. Doch besaßen sie ihre Lehrer, ihre Weissager. Ohne Ahnung einer höhern Welt, der er angehört, ist kein Sterblicher.

Es führt eine uralte, vielleicht die älteste, Straße Rhätiens über die mittägliche Gebirgskette, zwischen dem Albula- und Serpentinfelsen des Septimers ins Thal Engadin. Da wo der Weg bei siebentausend Schuh über dem Meer die letzte Höhe des Berges Giligs oder Julerreicht, stand seit undenklichen Zeiten eine mehr denn zwölf Schuh hohe, einsame Säule, aus dem Granit des Gebirges roh gehauen, fünf Fuß und darüber im Umfang. Sie ist verwittert, in drei Stücken zerfallen. Noch stehen zwei derselben am Wege aufgerichtet, wie Trümmer besonderer Säulen. Das Alterthum dieses Werkes in der einsamen Höhe, und des Berges Name (nun Julier geheißen), erinnern an die Jul-Feier der alten Galen zur Zeit der herbstlichen Sonnenwende, da sie den himmlischen Mächten Thieropfer auf den Höhen des Landes brachten. Wer kann aber sagen, ob die Römer nicht den Berg zu Ehren ihres Julius Cäsar nannten, und jene Säule für Wanderer erhöheten, die Richtung einer oft mitten im Sommer verschneiten Straße zu bezeichnen?

In tiefern Gegenden, wohin wohl auch noch die benachbarten Windelechen kamen, wurden vielleicht den Gottheiten derselben Altäre gebaut. Einer Göttin Fisa oder Fizerim erhoben sich einst solche in der Gegend des heutigen Augsburgs, wie wir aus einem Bruchstück von des Velleius

viele tausende Geistliche wahrnehmen, wie übel manche Sätze der Kirchenväter, Kirchenversammlungen und Päpste mit den klaren Worten Jesu und seiner Schüler zusammenstimmen; wie gedankenloses Rosenkranzbeten, Ehelosigkeit der Priester, Meßopfer, Unfehlbarkeit der Päpste sammt Ablaß und Fegefeuer mit der Zeit in Gefahr gerathen dürften. Das wahre Christenthum freilich wird bleiben, nicht die Suprematie veralteter Begriffe.

Seit den Tagen der Reformation, die doch nicht Alles zum Bessern wiedergestaltete, geschah kein furchtbareres Unternehmen gegen römische Oberherrschaft, als durch jene Bibelverbreitungen. Denn dadurch wird sich Christuslehre auffallender, denn je, von Kirchenlehre scheiden, und die erleuchtete Geistlichkeit aller Länder wird mächtiger in ihrem Wort, als der Donner vom Vatikan, sobald die Völker erleuchtet genug sind, den Geistlichen beizutreten. Ohne Bibelübersetzung in der Hand alles Volks hätten zu ihrer Zeit die Luther und Zwingli nicht groß einwirken können. Zwar wird in unserm Zeitalter keine Wiederholung eines Luther oder Zwingli geschehen; aber Niemand zweifle, es werden Männer auftreten, die unserm Jahrhundert und seinen Bedürfnissen sind, was jene den ihrigen waren.

Paterculus Büchern wissen. Und bis zu unsern Tagen dauert der Name Zizers (Zizaer) in einem Dorfe, ohnweit der Stadt Chur fort. Auch heut noch als fröhliche Uebung der Jünglinge, was in heidnischen Zeiten mit Götterdienst verbunden gewesen: die lärmende Begrüßung des neuen Jahres, das Jollloyen, oder in der Faßnacht die Reihe brennender Holzstöße an den Bergen.

Erst im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kamen Christen in dies Hochland. Die Sage nennt den frühesten Verkünder des Kreuzes Lucius, welcher den Gedanken von der Einheit eines höchsten lebendigen Gottes zu dem Volke dieser Gebirge brachte (im J. 176). Daß er König oder Häuptling eines britischen Volksstammes gewesen, mag Zusatz späterer Erfindung sein, als die Klöster der Angelsachsen und der schottischen Berge besonders durch auswandernde Heidenbekehrer in Ruhm gekommen sind. Mit sich führt' er eine, vermuthlich geistliche, Schwester Emerita. Sie mag sein Weib gewesen sein. Es ist aus den Alten bekannt, daß viele der ersten Kreuzverkünder eine Schwester oder Nichte mit sich zu führen pflegten. Noch sind durch Ueberlieferung manche Stellen des Landes nach seinem Namen geheißen, wie der Luzienstieg, durch welchen wir aus Rhätien ins deutsche Gefilde gehen, oder die Felshöhle ob Chur am Berge. Emerita, weil sie des Volkes todte

Ritter läſterte, ſoll zu Trimmis, eine Stunde unter Chur, Lucius in der Burg Martiöl von den Römern getödtet worden ſein. Aehnliches Schickſal hatte noch zweihundert Jahre ſpäter ein heiliger Gaudentius am Fuß des rauhen Malojaberges. Rhätien iſt nicht ärmer an Heiligen und Blutzeugen der Wahrheit geweſen, denn jedes andere chriſtliche Land.

Das Wort vom einzigen Gott ſtarb nicht mit den erwürgten Bekennern. Es verbreitete ſich ſtill und fruchtbar. Die Verehrer des Gekreuzigten ſammelten ſich zu Gemeinden. Zweihundert Jahre ſpäter nannte man ſchon auf der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung den Bruder Aſimo (im J. 452), als einen Biſchof der Kirche zu Chur im hohen Rhätien. Im Innern der Stadt war ein chriſtlicher Tempel in Ehren des heiligen Martinus (im J. 495); früher ſchon neben der Stadt den Mönchen, die nach Benedictus Ordnung lebten, das Kloſter St. Luzien gebaut. Höher ins Gebirge hinauf blieb jedoch alles Volk noch lange heidniſch.

In jenen Tagen war die Biſchöfe fromme und demuthsvolle Vorbilder ihrer Gemeinden, gute Hausväter, treue Gatten; nicht wider die Natur, und darum mit Gott. Sie lehrten in Thaten beſſer, als Worten. Statt Goldes und Silbers hatten ſie Tugend. Von keinem ſeiner Helfen

hat Plutarch, von keinem ihrer Heiligen die Kirche einen schönern Lebenslauf schreiben können, als jener ist, welchen ein uralter Marmorstein in der Todtengruft der Luzienkirche zu Chur vom Bischof Valentinian der Nachwelt gab. Er ist noch vorhanden, und heißt: „Unter diesem Stein liegt, den Rhätien beweint, der hohen Priester hoher Ruhm, welcher den Unglücklichen Schätze spendete, die Nackten kleidete und Gefangenen reiche Almosen zutrug. Frömmigkeit ist dem Himmel verwandt; und siegend fuhlt den Streich des Todes nicht, wer in guten Werken zu den Sternen geht. Dies hat dich, Priester Valentinian, von allen wird es geglaubt, unsterblich gemacht."

Ausser den Namen der ersten Bischöfe hat uns die Geschichte nichts Denkwürdiges von ihnen beibehalten. Die stillen Handlungen der Tugend, die glänzendsten vor Gott, sind gewöhnlich die glanzlosesten in den Augen der Sterblichen.

4.

Allemannen, Gothen, Longobarden und Franken gegen und über Rhätien. Die ersten Klöster im Lande.

Im J. 450 — 750.

Der Andrang nordischer und morgenländischer Völker gegen das große Romerreich ward in jener

Zeit immer furchtbarer. Es war ein unbegreifliches Ausströmen der Bevölkerung rauher Weltgegenden nach den mildern. Ein Reich zerschlug das andere. Ein Volksstamm trieb den andern aus alten Sitzen. Die Ueberwundenen wurden Eroberer; die Eroberer verschwanden wieder bis auf die Spur ihres Namens. Rom, meistens von elenden Kaisern beherrscht, feig und verbrecherisch, miethete vergebens fremde Tapferkeit und fremde Tugend, sich vor den Todesstreichen der siegreichen Barbaren zu schirmen. Das unermeßliche Weltreich des Augustus schrumpfte in immer engere Grenzen zusammen.

Bald ging auch Rhätien für Rom verloren. Es kamen die Allemannen, ein streitbares Volk, und rächten ihre in den caninischen Feldern erlittenen Niederlagen. Am Rhein herauf drängten diese Deutschen gegen Vindelicien und Helvetien. Alles ward ihre Beute, vom Lech bis zum Bodensee, von diesem hoch hinauf bis zur Aare. Was römisch gewesen, ging unter ihrer Rache zu Grunde. Sie überwältigten die Burgen in Rhätien; schleppten die junge Mannschaft zu ihren Kriegen und führten ihre Ordnungen, ihre Gesetze, ihre Gerichte, ihre Allmenden ein. Wie weit hinauf in die Thäler des Hochlandes die allemannische Herrschaft gestiegen, ist Geheimniß jener finstern Zeitalter geblieben.

Das Glück dieser Deutschen ward durch das größere eines andern germanischen Volksstammes verdunkelt. Von Belgien waren an beiden Rheinufern die Franken erobernd vorgeschritten. Diese kamen an Kriegerstolz und Grausamkeit allen Barbaren gleich und übertrafen dieselben an gewissenloser Arglist. Sie vernichteten Roms Namen und Herrschaft in Gallien und gründeten vom Rhein bis zur Loire und Seine ein neues und gewaltiges Frankreich. Nichts widerstand diesen Schlauen und Tapfern. Sie wurden der Allemannen Nachbarn; eben so schnell deren Feinde und Ueberwinder. In der blutigen Schlacht bei Zülpich ging die Kraft der Allemannen unter (S. 496.).

Schon vor der Schlacht bei Zülpich hatten die Gothen, ebenfalls ein Volk theutischen Stammes, vom schwarzen Meere her, die Donau entlang, den Weg nach Italien gefunden, und am mittäglichen Fuß der Alpenkette ein neues Gothenreich gegründet. Ihr König Dietrich, ein weiser Fürst, hielt zu Verona Hof (S. 490). Ihm entging die Wichtigkeit des rhätischen Hochgebirgs nicht für die Sicherheit seiner Herrschaft. Er befahl die Eroberung der Alpen. Sie war leicht vollbracht, denn die Allemannen, hier schwach, leisteten nur geringe Gegenwehr. Meister des hohen Rhätiens, gab der gothische König den Bewohnern desselben weise Gesetze, und einem seiner

Herzoge die Vollſtreckung. Am meiſten lag ihm an der guten Vertheidigung dieſer ewigen Vormauern Italiens. Darum hielt er das rhätiſche Volk glimpflich, und nahm viele tauſend aus Deutſchland flüchtender Allemannen auf, die ſich vor den Gräueln der ſiegreichen Fahnen in ſeinen Schutz retteten. Denn die Franken ſchleppten alle ſtreitbare Mannſchaft in ihre Dienſtbarkeit und machten das übrige Volk zwiſchen Bodenſee und Lech zu Leibeigenen. Dietrich zählte auf die tapfre Fauſt dieſer Flüchtlinge zur Vertheidigung der Alpen, wenn die fränkiſche Macht je bis hieher dringen würde. Auch wiſſen wir aus den Zeugniſſen gelehrter Zeitgenoſſen, eines Caſſiodor und des Biſchofs Enodius von Pavia, der das Lob des preiswürdigen Gothenkönigs geſchrieben, daß Dietrich den zu ihm auswandernden Allemannen mannichfaltig wohlgethan. Er ſchickte ſogar Geſandte an den König der Franken, und erſuchte denſelben, der Auswanderer zu ſchonen, und die zurückgebliebenen Ueberwundenen menſchlicher zu behandeln.

Wie vor mehr, denn tauſend Jahren durch die Flucht der Tusken vor den Galen, ward alſo Rhätien abermals durch die Flucht eines beſiegten deutſchen Volksſtammes neu bevölkert. Noch lagen viele hohe Thäler am Fuß der Alpen unbe-

wohnt, oder ſie waren nur von wenigen Hirten beſucht. Dieſe Gegenden ſind es, welche König Dietrich ohne Zweifel den deutſchen Fremdlingen, oder Walen und Walſern, wie ſie in damaliger Mundart hießen, anweiſen ließ. In denſelben Tagen mag geſchehen ſein, daß das obere Wallis bevölkert worden iſt von dieſen Walſern, deren Nachkommen immer noch, mit deutſcher Sprache und Sitte, in der Mitte galiſcher und rhätiſcher Volksſtämme wohnen. Damals ward vielleicht der Rheinwald urbar, welcher, von den höchſten Bergen umſchloſſen, in ſeinem Hintergrunde die ungeheuern Gletſcher trägt, deren Eisgewölben der hintere Rhein entſtrömt. Damals empfing vielleicht das durch Felſenmauern von der übrigen Welt abgeſchiedene Thal Avers die erſten Anbauer, denen der Frühling keine Obſtblüthe, der Herbſt keine Aehren bringt, aber ein kurzer Sommer von zwölf Wochen die Scheunen mit Heu füllet. Noch lange nachher iſt das Averſerthal Walls und Walls geheißen worden. Damals mögen die weiten Wieſengelände des hohen Tevina-Thales ihre zerſtreut liegenden Hutten empfangen haben, wo das Vieh bei geſunden, kraftvollen Kräutern ſo wohl gedeiht, und das einſame Thal Savien zwiſchen den ſchönen Sommerweiden und Alpen, wo unter Wäldern, über niedergeſtürzte Felſenblocke, ein gewaltiges Waſſer,

Rhyn und Wütherich genannt, durch den Versamer Tobel zum Vorderrhein strömet. Damals mögen die Fremden- oder Wallseransiedlungen im Gigerwald, zu Fasuns, Plais, am Berge Sampans, im Brettigäu, auf dem Gut zu Stürvis, im Peter-Thal des Lugnetz zwischen den begletscherten Felsen des Avicula, im Montafuner Wallser-Thal, und andern abgelegenen wilden Höhen entstanden sein.

So erklärt sich, wenn oft zwischen romanischredenden Umgebungen, in hochgelegenen Gegenden, deutsche Ansassen gefunden werden, die schon in frühesten Urkunden als Fremdlinge oder Wallser, Walliser, Welser und Wältsche erscheinen. Noch heutiges Tages bezeugen Sprache, Tracht und Sitte altschwäbisches Herkommen. Sie behielten der Allemannen Lebensweise und ernährten sich von Viehzucht in Alpenthälern, wie sonst auf schwäbischen Allmenden.

König Dietrich ließ den Geflüchteten Freiheit; nahm nur von den Gütern, die sie bauten, einigen Genuß; aber zur Vertheidigung Rhätiens waren sie mit Schild und Speer verpflichtet. Das war der Walser Recht und Pflicht.

Ihr Loos behielten sie auch, als nach hundert Jahren die Gothen in Italien von den Longobarden, und früher schon in Rhätien durch die Franken verdrängt wurden. Theudebert, der Fran-

kenkönig, war es, der sein Reich endlich bis in die Alpen ausdehnte (J. 540).

Mit Ankunft dieser neuen Sieger hoben neue Ordnungen an. Das altunterjochte, romanischredende Volk ward leibeigen; den deutschen Walsern gönnte man aber ihr Vorrecht, das sie mit der Kriegspflicht zu Schild und Speer männlich bezahlten. Reichen Abkömmlingen aus der Römer- und Gothenzeit ward ihr Gut genommen; alles den neuen Herren, als gute Beute, preisgegeben; das Heidenthum mit Gewalt ausgerottet; das Land nach dem Zug der Thäler in Gauen vertheilt, von fränkischen Grafen verwaltet. Die Gesammtheit der Grafen empfing die königlichen Weisungen durch einen Vorsteher (praeses). Dieser, der Vornehmste unter ihnen, hatte auf den Schlössern zu Chur Sitz. Er selbst wieder war den Befehlen des fränkischen Herzogs in Allemannien untergeordnet.

Unter den Vorstehern der rhätischen Grafen ist zuerst ein Victor bekannt geworden (J. 600), welcher, auf der Burg Rhealt in Domleschg lebend, großen Reichthum von Heerden, Alpen und Zinsen an sich gebracht hatte. Schwerlich war er altrhätischer Abkunft; so großes Vermögen hätten die Sieger ihm nicht gelassen, und so große Gewalt nicht gegeben. Nur denen, die sich unter fränkischen Bannern Verdienste erwarben, ist zuweilen

durch königliche Gnade das Entriſſene zurückerſtattet worden. Solches Glückes freute ſich zum Beiſpiel, wie wir aus einer Urkunde wiſſen, der tapfere Otho von Präpoſitis (Prevoſt), deſſen Väter im Pregäll großbegütert geweſen. Nachdem er Alles eingebußt, war er, ein mannlicher Streiter, mit den Franken in den Krieg nach Italien gegen die Longobarden hinabgezogen. Darauf machte er dem König Dagobert und Berentruden, der Mutter deſſelben, ſeine geleiſtete Treue ſowohl, als ſein Abſtammen von dem römiſchen Fabiergeſchlecht gültig. Und Dagobert befahl aus ſeiner Veſte Iſenburg dem Herzog Siegbert in Allemannien (J. 630), an den heldenmüthigen Otho alles Gut zurückzuſtellen, was deſſen Vorfahren vor Eroberung Rhätiens gehabt: das hohe Schloß (Castel aut) von Vico prevano (Veſpran) im Pregäll mit allen Rechtſamen und Einkünften, nebſt den Zehnten von Zulierberg bis Oscella am Comer-See.

Victor, der Landvogt in Rhätien, ward gar bald der reichſte und mächtigſte unter den übrigen Grafen. Auch iſt nach ſeinem Tode die Verwaltung zweihundert Jahre bei ſeinem Geſchlechte verblieben. Vier ſeiner Nachkommen ſaßen auf dem biſchöflichen Stuhl zu Chur.

Was aber während der Hoheit dieſes angeſehenen Hauſes im Lande Denkwürdiges geſchehen, iſt

Aus Polen her vernahm Rom zuerſt von der Thätigkeit der Bibelgeſellſchaften. Und unterm 29. Brachmonds 1816 erging wider ſie von Rom aus der erſte Fluch in einer an den Primas von Polen, Erzbiſchof von Gneſen, gerichteten päpſtlichen Bulle.

Dieſe Bulle iſt für die Geſchichte des großen Gegenſtandes, ſo wie zur Bezeichnung der Anſichten, welche der römiſche Hof im neunzehnten Jahrhundert von heiligen Dingen hat, viel zu wichtig, als daß wir ſie hier nicht treu und wörtlich einrücken ſollten. Alſo lautet ſie:

Papſt Pius VII. Unſerm ehrwürdigen Bruder Wohlergehen und Unſern apoſtoliſchen Segen zuvor!

Wir verſprachen, Euch ſo bald wie möglich Eure letzten Briefe zu beantworten, in denen Ihr an Unſern heiligen Stuhl, zugleich im Namen der übrigen polniſchen Biſchöfe, über die ſogenannten Bibelgeſellſchaften einen Bericht erſtattet, und angelegentlich von Uns eine Weiſung verlangt habt, wie Ihr Euch in der Sache zu verhalten habt. Gerne hätten Wir Euch früher dieſes Unſer Schreiben zugehen laſſen, wenn nicht eine unglaubliche Menge von Geſchäften, die von allen Seiten her ſich anhäuften, Uns gehindert hätte, dieſe Eure Bitte früher zu willfahren.

vergessen worden, und das Unvergessene zweifelhaft. Denn wenn schon alte Pergamentschrift des Klosters Disentis meldet, daß gegen Ende des siebenten Jahrhunderts in jenen Gegenden die Bewohner der Thäler ein großes und siegreiches Treffen gegen die Hunnen bestanden haben (J. 670), weiß doch die Geschichte aller benachbarten Volker von keinem Erscheinen der Hunnen zu dieser Zeit. Auch wird schwerlich erforscht werden, welcher fremde, wendische oder avarische Kriegerhaufen, vielleicht nur fränkischer Gefangenschaft, oder der longobardischen über den Lukmanier entronnen, sich abenteuernd in den Gebirgswinkel verlor und erschlagen ward.

Hätten nicht die ersten Kirchen und Klöster des Landes einige Sagen von ihrem eigenen Entstehen auf die nachkommenden Geschlechter gebracht, wir würden von damaligen Ereignissen nichts erkennen. Denn niemand zeichnete auf, was der Nachwelt lehrreich sein konnte. Herrscher und Beherrschte wohnten in tiefster Unkunde höhern Bedurfnisses. Der leibeigne Knecht heftete seinen Blick nur auf die Erdscholle, aus der er sich Nahrung und seinem Herrn Bequemlichkeit und Ueberfluß gewinnen sollte. Der fränkische Gebieter hinwieder, ohne andere Wissenschaft, als die des Befehls im Krieg und Frieden, hatte mit seinen Knechten Gleichgültigkeit gegen Alles gemein, was nicht auf

Krieg, Wollust und Gütergewinn zielte. Nur die Priester des lebendigen Gottes standen im Besitz einiger Kenntnisse und einer Aussicht, über das gemeine Treiben der Kinder des Staubes erhaben. Daher bildeten sie zwischen Herren und Leibeignen einen freien Mittelstand; durch Wissenschaft beiden unentbehrlich; durch Beschäftigung mit himmlischen Dingen Allen ehrwürdig.

Das Christenthum war roh und arm, wie die Zeit; der neue Glaube an den Gekreuzigten vermengt mit des Volkes heidnischen Einbildungen; zu manchem Thal noch kein Lichtstrahl der Offenbarung gedrungen. Darum ward die Erscheinung jener einzelnen Glaubenshelden immer wohlthätig, welche im Geist der ersten zwölf Boten Jesus des Christs ausgingen, Heiden zu bekehren, und sich bei ihnen in den Wildnissen niederzulassen. Viele kamen aus den Schulen von Benchor über das Meer, wo der irische Abt Comsgell zahllose Jünglinge in Wissenschaft, Gebet und Glauben einweihte. Von daher ist auch Columba gekommen mit zwölf Jüngern ins Frankenland. Einer seiner Schüler, Callech, lateinisch Gallus geheißen, baute eine Bethütte in der Wildniß des hohen Bergthales am Bodensee, wo bis zu unsern Zeiten das Kloster St. Gallen bestanden ist. Ein anderer Lehrling Columba's, genannt Sieghert, wandte sich vom Berg Gotthard ostwärts

über die Alpen zwiſchen den Gipfeln des Criſpalt und Baduz nach Rhätien. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch dieſe Alpenhöhen längſt ſchon ein bekannter und üblicher Weg zum Gotthard gegangen, über welchen mit den Ländern Uri, Wallis und Livinen Verbindung unterhalten ward. Rhätien und Wallis (eh' es dieſen Namen trug) waren unter den Römern geraume Zeit nur von einem und demſelben Landvogt verwaltet worden. Siegbert kam in den Gau der Tavetſcher (Actuatier), wo die Quellen des Vorderrheins von den Höhen fallen (S. 614). Hier lehrt' und tauft' er die Heiden. Eine Felſenhöhe war ſeine Wohnung und Bethütte. Placitus, einer aus des Landes Eingebornen, ſchenkt' ihm alles Gut und Habe, daß Siegbert davon ein Kloſterlein gründe. Der fränkiſche Vorſteher von Rhätien und Graf zu Chur, abermals ein Victor, entzweite ſich aber mit Placidus wegen der Schenkung, und ließ denſelben tödten. Als Victor bald nach dieſem ertrank — ſein jäher Tod ward für Strafgericht Gottes angeſehen — gaben ſeine Söhne für die Seelenruhe des Vaters die Güter von Placidus an Siegbert zurück. So entſtand das Kloſter Diſentis im rhätiſchen Oberland. Vieles that Thello dazu, Viktors Sohn, Biſchof zu Chur.

Um dieſe Zeit ſoll auch im Thal Domleſchg das Kloſter zu Katzis für fromme Jungfrauen ge-

ſtiftet worden ſein (J. 760). Es lehrt eine alte Steinſchrift dieſes Münſters, daß Biſchof Paſchalis von Chur, nebſt ſeiner Frau Eſopeia, wie auch ihr Sohn Victor, Nachfolger ſeines Vaters in der biſchöflichen Würde, Gründer des Frauenſtiftes geweſen. Eſopeia ward Biſchöfin (antistita Curiensis) geheißen. Denn damals war es Geiſtlichen noch erlaubt, Weiber zu nehmen. Es verdammte kein Kirchengeſetz Gottes Willen in den Ordnungen menſchlicher Natur.

So entſtanden allmälig von Thal zu Thal neue Betzellen und Kirchen, durch fromme Freigebigkeit der Gläubigen reich an Einkünften, Zehnten, Gütern, Alpen und Gerechtſamen. Beim Anfang des neunten Jahrhunderts zählte das Bisthum von Chur in ſeinem weiten Sprengel ſchon zweihundert und dreißig Kirchen.

Aus Gottesfurcht oder Staatsklugheit thaten die Könige der Franken den geiſtlichen Herren gern wohl und verliehen ihnen viele Gewalt im Lande. Denn Rhätien war ihnen, der ſtarken Gebirgspforten willen, gegen die Longobarden hochwichtig. Den Ehrgeiz der Könige kümmerte jedoch minder Befeſtigung öffentlicher Wohlfahrt, als des eigenen Beſitzthums. Man ſagt auch, daß die Gebieter des Frankenlandes bei ihren Heereszügen durch die rhätiſchen Alpen viele Schlöſſer errichtet haben. Pipin der Heriſtaler, oder auch Pipin der

König, soll, die Straße nach dem Gotthardsberg zu decken, die Veste Hohentrins am linken Ufer des Vorderrheins auf einem Felsen an der Höhe gebaut haben. Den Felsen, nur von einer Seite erklimmbar, umringen steile Abgründe. Von seinem Gipfel beherrscht der Blick die Oeffnungen des Landes gegen Disentis, Chur und Domleschg. Manche andere Burg rühmt ihren Ursprung von diesen Zeiten und fränkischer Könige Hand. Die meisten aber sind von den Grafen der Gauen und den reichen Freiherren längs den Felsenhalden erbaut worden, zu eigenem Schirm und zur Zähmung der Leute. Es ist merkwürdig, daß ein ganzes Volk von rauhen, unerschrockenen Männern, wie die Rhätier allezeit gewesen sind, Jahrhunderte lang mit schweigender Feigheit die übermüthige, oft grausame Herrschaft der fränkischen Grafen tragen konnte. Aber der Freiherr, in seinem Eisenpanzer unverwundbar, gebot und schreckte leicht die halbnackten, in Thierfell und Linnen oder Wollen gehüllten Knechte. Hinter den dicken, unersteiglichen Mauern seines Schlosses auf Felsengrund geborgen, ließ er die Befehle seiner Willkühr erzehen. So sind auch in freien Staaten Festungen die ersten Nester der Gewaltherren geworden, wo des Volkes Knechtschaft gebrütet ward. Ummauerte Städte, mit Graben und Wällen,

haben denen, die darin wohnten, oft Herrschaft über Mitbürger auſſer denſelben gebracht.

Lange war die kriegeriſche Ritterſchaft im Alleinbeſitz der Gewalt, bis ſich neben ihr, anfangs unſcheinbar, der Stand der Geiſtlichen erhob. In Demuth empfingen Kirchen und Klöſter die milden Gaben der Frömmigkeit; bald groß und reich ſtanden ſie dem Adel gegenüber, als eine neue Macht. Die Grafen und Herren, lange unantaſtbar, ſahen ſich plötzlich von unſichtbaren Waffen angegriffen, gegen welche Schwerd und Thurm und Mauern nichts vermochten. Ein Kreuz in der Hand des Prieſters, Fluch und Segen des Himmels auf ſeinen Lippen, vereitelte die Stärke der Fauſt und der Burgen. Als das Bisthum von Chur weit über Rhätien hinaus an Gütern, Rechtſamen und Lehen wuchs, erwachte zeitig genug des Adels Eiferſucht. Doch blieb dieſelbe ohnmächtig gegen den Geiſt des Jahrhunderts, welcher Alle beherrſchte. Altar und Gotteshaus, feſter als die ſtärkſten Burgen ſtanden, unzerſtörbar, von abergläubigen Schrecken und den Hoffnungen der Gottesfurcht bewacht. Auch begünſtigten die ſtaatskluge Könige der Franken gern die Größe des Prieſterthums gegen herriſch aufſtrebenden Adel. Ihnen war lieb, dieſem ein Gegengewicht zu ſchaffen. Kaiſer Karl, welchen man den Großen nennt, der einſichtsvollſte und weitherrſchendſte

von allen fränkischen Königen vor und nach ihm, machte sogar den churischen Bischof Constantius zu seinem weltlichen Statthalter über Rhätien (J. 790). Dies geschah nach dem Tode Thello's, welcher der Wohlthäter von Disentis und der letzte vom Stamme der Victoringen gewesen war, die seit zwei Jahrhunderten in ihrem Hause die rhätische Vorsteherwürde gehabt hatten.

König Karl, dessen Eitelkeit die erloschene Würde römischer Cäsaren und Weltbeherrscher wieder mit dem Kaisernamen erneuerte, sorgte, wie für alle Theile seines unermeßlichen Reichs, auch für Rhätien mehr, denn jeder seiner Thronvorfahren. Als er hier den Bischof von Chur zum Haupt der Grafen machte (J. 750), gab er demselben fast herzogliche Macht und Fug, alle Mannschaft in Churwalchen — so ward das Hohen-Rhätien jetzt genannt — zu schirmen. Seit sich der allemannische Herzog Landfried gegen die Oberherrlichkeit der Franken empört, und Herrschaft und Freiheit eingebüßt hatte, war in Schwaben kein Herzog mehr, das Land in Gauen aufgelöset, und von einzelnen Grafen verwaltet worden. Daher erschien Bischof Constantius in größerer Unabhängigkeit, denn die, welche vor ihm des Landes Vorsteher gewesen waren. Derowegen mochte auch Rhätien in dieser Zeit mit Recht ein Herzogthum geheißen werden.

Der Zenter Kaiser Karls erstreckte sich weit über die Alpen nach Italien. Er hatte die, lange furchtbar gewesenen, Longobarden unterjocht, ihr Königsgeschlecht ausgerottet, und dessen eiserne Krone auf sein Haupt genommen. Jenseits der Alpen liegt an den Grenzen der Lombardei das Valtelin. Zwar wird in dieser Landschaft die welsche Sprache geredet, aber ein Gürtel von hohen Bergen knüpft das Gelände noch an das übrige Rhätien.

Dies zwanzig Stunden lange Thal, von üppiger Fruchtbarkeit strotzend, ist, wegen seiner Anmuth und Fülle, der Vorhof Italiens zu heißen. Jenseits der höchsten Gebirgsketten Rhätiens, dehnt es sich vom Aufgang zum Niedergang hin; gegen Süd gießt es durch mildere Berge mehrere kleine Nebenthäler aus. Der Fuß der Anhohen wohnt im Schatten kleiner Fruchtwälder; ein ewiger Frühling und Herbst scheinen in diesem Paradiese an den Ufern der Adda zu spielen; selbst der Winter, in ehrfurchtsvoller Ferne auf den hohen mitternächtlichen Gebirgen, entrichtet dem großen Garten nur den Zoll neuer Lieblichkeit; von seinen unauflöslichen Eisfelkern herab sendet er Kühlung, um die Lüfte zu erfrischen.

Als Kaiser Karl sein Reich an die Söhne vertheilte, gab er das Veltlin nebst den Nachbarthälern von Puschlav und Worms (Wormio)

an denjenigen ſeiner Erben, welchem die Krone des italieniſchen Königreichs zu Theil ward. Die Einkünfte des Veltlins aber brachte der fromme Eroberer Lombardiens dem Himmel, gleichſam als Dankopfer für die errungenen Siege, und weihte ſie der Abtei St. Denys, ohnweit Paris. Seit dieſer Zeit ſandten die Aebte aus Frankreich ihre Verweſer hieher, welche die Einkünfte bezogen.

Zweites Buch.

Rhätien unter Zwingherren.

(Vom J. 800 — 1424.)

1.

Des Landes Einrichtung unter den Karlingen.

Im J. 800 — 911.

Von des rhätiſchen Landes wunderbarer Natur und älteſten Geſchichte könnt' ich aus vieldeutſamen Winken und Sagen der Vorwelt nicht minder berichten, und dichten, als von anderer Völker Uranfängen gemeldet worden iſt. Aber wir haben ernſtere Dinge zu betrachten.

Doch ſchon in der Keimgeſtalt des rhätiſchen Volkes kündigen ſich desſelben nachfolgende Schickſale und Eigenthümlichkeiten an. Das Land, ein Netz von Thälern, von unüberſteigbaren Gebirgszügen durchſchnitten, ſchien von der Natur nicht zum Wohnſitz eines Volkes, ſondern zur Beherbergung getrennter Haushaltungen und vieler klei-

Mit Abscheu erfüllte Uns jene Erfindung boshafter Arglist, wodurch selbst die Grundpfeiler der Religion untergraben werden. Wir zogen daher um der Wichtigkeit der Sache willen Unsere ehrwürdigen Brüder, die Kardinäle der heil. römischen Kirche zu Rath, und erwogen mit der reiflichsten Sorgfalt, welche Maasregeln Unsers päpstlichen Ansehens zur möglichsten Heilung und Vertilgung dieser Pestilenz die tauglichsten sein dürften. Inzwischen wünschen Wir Euch, ehrwürdiger Bruder! von Herzen Glück, und ertheilen Euch das gebührende Lob in dem Herrn, daß Ihr bei der schweren Gefahr, die dem Christenthum drohte, einen so ausgezeichneten Eifer bewiesen, und diesen Schandfleck Unsers Glaubens und höchst seelengefährlichen Plan Unserm apostolischen Stuhl angezeigt habt. Zwar scheinen Wir keineswegs nöthig zu haben, Euern Eifer, den Ihr bereits zu Tage legtet, noch weiter anzuregen, da Ihr schon zum Voraus von selbst Alles in Bewegung gesetzt habt, um die ruchlosen Kunstgriffe dieser Neuerer aufzudecken und zu bekämpfen. Indeß halten Wir es Unserm Berufe angemessen, Euch aufs dringendste zu ermahnen, unausgesetzt Allem dagegen aufzubieten, was Eure Kraft, Eure Umsicht und Euer Einfluß vermag,

nen Völkerschaften bestimmt zu sein. Das Verhängniß trat hinzu und führte Ansiedler herbei, verschiedenen Völkern entstammt, mit verschiedenen Sitten und Sprachen. Thal um Thal redete anders. Noch bis in unsern Tagen vernimmt man in einem Dorfe romanische, im andern deutsche Töne; von Ort zu Ort abweichende Mundarten.

Die wechselnde Herrschaft von Römern, Allemannen, Gothen und Franken milderte die Verschiedenheit nicht. Den Eroberern war das Gebirg als Paß und Schanze, nicht sein Einwohner wichtig. Hier erblickten sie an des Frankenreichs, Deutschlands und Italiens Grenzen die starke Pforte zu allen. So ward Rhätien, eben so früh, als es in die Geschichte hineintrat, Gegenstand des Hasses und der Eifersucht drei mächtiger Nachbarvölker, statt Scheidewand derselben zu sein. Und eben jene Felsenwände und Bergschluchten wurden Ursach abwechselnder Unterjochung des Volks, statt dessen stilles Glück zu beschirmen.

Als Churwalchen, nach dem Untergang der gothischen und lombardischen Throne, in das Reich aufgelöset war, welches Kaiser Karl zwischen dem Ost- und Mittelmeer, den Pyrenäen und Karpathen gestiftet hatte, trug es Jahrhunderte lang dessen Verhängnisse, gleich den übrigen Staaten des Abendlandes. Es empfing dieselben Einrichtungen, welche Karl andern Völkern gegeben. Sie

waren einfach, den Bedürfnissen des Alleinherrschers, dem Zustand der Zeiten gemäß.

Die Volksmenge theilte sich in Leibeigene und Freie. Leibeigene, zu denen in Rhätien fast alle Romanischredenden gehörten, waren ohne Eigenthum; selbst nur Eigenthum des Herrn, welcher Unterhalt, Wohnung und Kleidung gab. Sie verrichteten seine Haus- und Feldarbeit, und bauten seine entfernten Gründe an, wo er ihnen Hütten errichtete und von seinem Vieh gab. Er konnte sie, gleich anderer Waare, verkaufen, verschenken und vertauschen, ihre Knechtschaft mildern und erschweren

Das Loos der Leibeigenen ward durch den Geist des Christenthums und Kaiser Karls Gesetzgebung um vieles erträglicher, denn in frühesten Zeiten. Nicht alle trugen gleiche Bürden. In mannigfaltigen Abstufungen ging die Dienstbarkeit dessen, der ohne Eigenthum und Recht lebte, endlich in bloße Steuerpflichtigkeit mehrgefreiter Leute über, und verlor sich allmälig in Lehenbarkeit oder Dienstleistung und Zinsentrichtung, deren sich auch Freigeborne nicht zu schämen hatten. So entsprang eine große Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, je nachdem der Mensch mit seinem Leibe selbst, oder nur durch das Grundstück, welches er anbaute, einem andern gehörte. In beiden Fällen

war er dem Leib- oder Grund- oder Lehenherrn zins- und dienstbar. Die Angehörigen der Edeln und Gotteshäuser entrichteten nicht nur, wenn sie auf Höfen derselben saßen, ein Bestimmtes von den Erzeugnissen der Feldwirthschaft und Viehzucht, sondern beim Tode eines Hausvaters, zum Wahrzeichen, daß der Herr allein Erbe sei, das beste Haupt Vieh oder vornehmste Stück der Haushaltung. Auf den Feuerstätten hafteten die Faßnachtshennen, oder die Abgabe von Eiern. Der Zehnten ward nicht nur von Früchten des Feldes, sondern selbst vom Haus- und Heerdenvieh genommen.

Die Freien, welche nicht fremdes Gut gegen Zins bauten, galten allein als das eigentliche Volk. Zu ihnen gehörten, ausser Grafen, Rittern und Geistlichen, auch die im Lande zerstreut wohnenden Walser. Alle diese redeten deutsch. Wo die Walser in romanischen Orten wohnten, hatten sie oft allein nur das Recht zum obrigkeitlichen Amt.

In jedem Dorf versammelte der erste Vorsteher, Ammann, Dorfmeister, oder Cuvic (caput vici) die Gemeinds- und Markgenossen; ließ über Benutzung gemeinen Gutes, über Befahrung der Alpen und andere landwirthschaftliche Angelegenheiten rathschlagen, und richtete über geringe Händel der Leute im Namen des Gotteshauses, oder des Grafen, dessen Gebote er kund that und vollzog.

Der Graf war im Gau der erſte Beamte des Königs. Er hielt bei offener Malſtatt Gericht über das Volk, nach deſſen herkömmlichen Uebungen und allemanniſchen Geſetzen; vollſtreckte die Befehle des Statthalters oder Herzogs; verſammelte alljährlich mehrmals die Wehren, das Friedgebot zu erneuern, oder Harniſchſchau zu halten, Geſetze kund zu thun und Klagen zu hören. Seiner Aufſicht waren die Veſten, Heerſtraßen und Brücken heimgeſtellt.

Unter dem Landvogt des Königs ſtanden die Grafen. Er berief dieſelben, wenn allgemeine Angelegenheiten zu berathen oder Streitfälle zu entſcheiden waren, welche über das Befugniß der Grafen flogen; oder wenn ein Kriegszug gerüſtet, ein königliches Geheiß kund gethan werden ſollte.

Gewöhnlich im Maimond erſchien ein vollmächtiger Bote (Missus) des Königs, die Verwaltung des Statthalters und der Grafen zu prüfen. Dann traten, mit den Grafen und Kirchenhäuptern, alle freie Männer des Landes vor ihn unter freiem Himmel; brachten ihre Beſchwerden; hörten des Königs Willen; Entſcheidungen über Streit von großen Dingen, für welche ſelbſt ein Statthalter keine Gewalt hatte; Beſtätigung oder Verwerfung der Verordnungen, welche man ihm in Entwürfen vorgelegt hatte. Einer der erſten Vollmächtigen, die Kaiſer Karl gen Charwalchen ge-

ſandt, war Biſchof Wolfhard von Rheims (J. 813). Viele ſagen, die ſchöne Ebene des rechten Rheinufers, wo heut Maienfeld gelegen iſt, zu den Füßen des Falkniſſes, deſſen Gipfel bei achtehalbtauſend Fuß hoch in die Lüfte ragen, ſoll des Landes Malſtatt geweſen ſein; da, im Schatten einer großen Linde, der Kaiſerbote das Volk gehört haben.

Mit dieſen Einrichtungen ſtand das Heerweſen in engem Verband. Jeder Freie war kriegspflichtig mit Schild und Speer; der Dorfmeiſter, Hauptmann der Wehren, die er brachte; der Graf, Oberſter geſammter Streiter ſeines Gaues; der Statthalter oder Herzog, Anführer aller Banner. Die Klöſter leiſteten Kriegsbeiträge, Schaarwerke und ſtellten Mannſchaft aus ihren Lehen- und freien Gotteshausleuten.

Urſprünglich genoſſen die Grafen nicht Erblichkeit der Würde, ſondern ſie waren nur des Königes Amtleute auf Lebenszeit, und ohne feſte Beſoldung. Sie hatten Antheil an den Strafgefällen und Abgaben von den Naturerzeugniſſen ihres Bezirks; daneben auf Reiſen freie Pflege. Alle gehörten ſie ohnehin zu den reichſten Landeigenthümern, und waren dem Könige durch große Lehen dienſtpflichtig, die er ihnen aus der Eroberung gegeben.

Dies iſt die Einrichtung von Hohenrhätien

unter den Franken gewesen. Bei weitem der größte Theil der Landesbewohner war leibeigen und zinsbar; der größte Theil des Bodens Erbgut oder Lehen einzelner freier Geschlechter, oder der Gotteshäuser.

Außer der bischöflichen Kirche zu Chur und den Klöstern von St. Luzien, Disentis, Kazis und andern, hatte besonders das Kloster Pfäfers, auf einem fruchtbaren Berge der Landschaft Sargans gelegen, großen Reichthum in Rhätien. Dies Kloster soll Karl, der Martell geheißen, im Anfang des achten Jahrhunderts gestiftet haben. Wie in den nächsten Umgebungen, war das Stift bis hoch hinauf in die Berge des romanischen Oberlandes reich ausgesteuert mit eigenen Leuten, Gütern, Höfen, Alpen, Zehnten, Gefällen, Zinsen und Rechtsamen aller Art.

Die Ordnungen Kaiser Karls dauerten lange; aber sein Geist wich von ihnen. Und wie unter der Schwäche seiner Nachfolger allgemach das gesammte Reich zerfiel, welches er als Frucht eines thatenreichen Lebens hinterlassen, so löfete sich auch in Rhätien die Zucht der Großen auf. Kaum zwölf Jahre nach des Kaisers Tode geriethen Bischof Victor II von Chur und Graf Roderich an der Lanquart, wegen Güter und Rechte, in heftigen Streit. Die Lanquart ist ein wildes Gewässer, welches aus den Alpen des Brettigäus

hervor mit verheerender Gewalt zum Rhein stürzt. Hier besaß Roderich ein reiches Gebiet in den Thälern und Bergen des Rheinstroms. Nachdem sein Zwist durch Vermittelung kaiserlicher Vollmächtigen beigelegt war, brach, zehn oder zwölf Jahre später, ein noch größerer im Land aus.

Es war zu der Zeit Graf Adelbert des Kaisers Statthalter in Rhätien. Dieser ein Sohn Hunfrieds, des Grafen, unter der Languart und in Histrien; desselben, welcher im Gauer, durch Stiftung des Klosters Schännis, seines Namens Gedächtniß gegründet hatte (S. 806). Adelbert war, durch Erloschung des alten Geschlechts der churischen Grafen, Herr eines Theils ihrer Besitzungen, auch der Grafschaft Bregenz, geworden, und sehr mächtig. Demungeachtet gelang einem Günstling des schwachen Kaisers Ludwig des Frommen, von diesem das rhätische Statthalterthum zu gewinnen. Ruprecht ward er genannt.

Er kam, und vertrieb mit Gewalt der Waffen und des Ansehens kaiserlicher Briefe den Graf Adelbert. Dieser aber kehrte bald an der Spitze starker Ritterschaft zurück, unterstützt durch die Mannen seines Bruders in Histrien. Die Streithaufen der Nebenbuhler begegneten sich im Felde bei Zizers. Ruprecht ward geschlagen, auf der Flucht vom stürzenden Roß zerschmettert, und in Lindau begraben. So blieb Adelbert Herr in

Rhätien; auch unter Kaiser Lothars Herrschaft. Als er diesem gegen dessen Bruder, König Ludwig von Baiern, zu Hilfe zog, verlor er in einem Treffen am Bodensee, mit vielen Getreuen, die ihm aus Churwalchen gefolgt waren, Sieg und Leben (J. 841). Die landvogtliche Würde aber nahm sein Sohn Adelrich an sich.

Diese wenigen Züge aus der Geschichte jenes Zeitalters deuten den Zustand des Hochlandes an. Während Schwächlinge den Thron Karls des Großen bestiegen, oder das Reich in Theilungen und Hauskriegen zerrütteten, entwickelte sich in den Thälern Churwalchens eine verworrene Vielherrschaft der mächtigern Grafen. Sie walteten in ihren Ambachten, Leben und Alloden mit willkührlicher Gewalt, und beschwichtigten die Aufmerksamkeit des Reichsoberhauptes mit Steuern, Zöllen und andern Königsgefällen, die sie entrichteten; oder durch Bereitwilligkeit zu Feldzügen, wenn der Heerbann aufgeboten ward. Obschon Rhätien wieder mit dem Herzogthum Schwaben, dem ehemaligen Allemannien, verbunden und dem Befehl desjenigen untergeordnet wurde, der dort, im Namen des Königs, höchste Gewalt übte, änderte solches doch wenig in der Eigengewalt churwalchischer Freiherren. Denn, wie in Rhätien, war im ganzen weiten Reiche gährende Auflösung, Empörung und Zwietracht.

Mitten unter den Herren zu Churwalchen ſtand der Biſchof eben ſo angeſehen, als Haupt der Kirche, denn als mächtiger Landherr. Er führte, wie den Hirtenſtab des Prieſters, auch ſein ritterliches Schwert, wenn es Noth that. Dietolf empfing ſogar, wie einſt Biſchof Conſtantius unter Karl dem Großen, die Statthalterſchaft im ganzen Gebirg (J. 887), und vereinigte alſo höchſte geiſtliche und weltliche Würde von Rhätien, wie nach ihm kein Anderer wieder. Inzwiſchen weiß die Geſchichte weder von ihm, noch ſeinen Vorfahren, denkwürdige Thaten. Grenzſtreitigkeiten, Länder- und Gütertauſche, erworbene Vorrechte und andere Hausangelegenheiten des Bisthums ſind der Erinnerung der Nachwelt nicht würdig. Die meiſten Kirchenhäupter jener Zeiten waren dem Irdiſchen ergeben, welches ſie verachten lehrten, und wußten vom Himmliſchen wenig, das ſie predigten. Solches iſt der Hauptinhalt ihrer Geſchichten.

2.

Wie ſich die zwingherrliche Gewalt ausbildet.

Im J. 911 — 1080.

Mit König Ludwig dem Kinde ſtarb in Deutſchland das Geſchlecht Karls, genannt des Großen, aus, nach kaum hundertjährigem Blühen-

(J. 911). Die Deutſchen wählten ſich nach dieſem, aus eigenen Fürſten und Helden, die Könige, welchen ſie gehorchen wollten, und denen ſie Fug und Macht der Kaiſer zuzeſtanden. Es fehlte fortan keinem Jahrhundert an geiſtvollen Männern auf dem kaiſerlichen Thron; aber an Einigkeit im Reiche. Daher waren die Oberhäupter oft ohnmächtiger, denn ihre Vaſallen. Der Unabhängigkeit trachteten alle Fürſten nach. Darum galt ihnen nicht ſelten ein Kaiſer, ſtatt ihn als oberſten Schirmherrn und Richter zu verehren, wie ein Feind ihrer und des Reiches. Sie fürchteten in des Königs Hand die Stärke; ſeine Schwäche verachteten ſie; nannten ſich ſeine Diener, doch ſollt' er ihres Ehrgeizes Werkzeug ſein. So ſtellte das Reich fort und fort einen blutigen Schauplatz von Empörungen, innerlichen Kriegen und Zerrüttungen dar. Eins löſete ſich vom andern ab, und Niemand ward in dieſer Schwächung des zerſplitterten Ganzen gewaltiger, als der Papſt.

Dieſer — welcher im erſten Jahrhundert des Chriſtenthums, als ein armer und beſcheidener Lehrer des göttlichen Wortes, unter den Trümmern des altherrlichen Roms von milden Beiträgen ſeiner Gemeinde gelebt, dann als Biſchof oder Aufſeher und Rathgeber der Prieſter in benachbarten kleinern Städten Italiens einiges Anſehen gewonnen hatte; darauf, durch den Namen Roms,

und Euch so als eine Schutzwehr für das Haus Israels hinzustellen.

Wir haben demnach in der Absicht dieses Schreiben an Euch erlassen, um nicht nur Eurer lobenswerthen Thätigkeit das gebührende Zeugniß Unsers Beifalls zu ertheilen, sondern auch Eure Wachsamkeit, als Hirt des Volkes, und Eure Gewandtheit in den Geschäften Eures Berufs noch mehr anzuspornen. Die allgemeine Wohlfahrt nämlich fordert Uns laut auf, alle Unsere Kräfte aufzubieten, um die Anschläge zu vernichten, welche zum Untergang Unserer allerheiligsten Religion von den Feinden derselben gemacht worden sind. Es liegt daher in dem Berufskreise eines jeden Bischofs, nach Euerm musterhaften Vorgang, vor allem die boshaften Absichten dieses ruchlosen Planes den Gläubigen unter die Augen zu stellen, und nach Eurer bekannten Gelehrsamkeit und Weisheit, den Vorschriften der Kirche gemäß, denselben bekannt zu machen: „daß die von Ketzern gedruckte Bibel, nach den Regeln des Index (Num. 2 u. 3.), in die Klasse verbotener Bücher gehöre; und daß die Erfahrung gezeigt habe, daß die in die Volkssprache übersetzte Bibel, wegen der Vermessenheit der Menschen, mehr Schaden als Nutzen stifte (Num. 4)“: und dieser tra-

welchem die Welt lange nicht die gewohnte Ehrfurcht zu entziehen wagte, und, durch häufige Anwesenheit der Könige und Eroberer, an Gütern und Bedeutung über alle italienische Bischöfe emporgestiegen — hatte zuletzt, von gottesfürchtiger Unwissenheit des Zeitalters begünstigt, mit kühner Staatsklugheit das Schiedsrichteramt zwischen Königen und Völkern übernommen. Mit Wachsthum des Aberglaubens wuchs seine Alleinherrscherschaft über die abendländische Welt. Bald stand er als sichtbares Oberhaupt der christlichen Kirche, oder als Statthalter der himmlischen Mächte auf Erden, neben den Kaisern; bald über sie gebietend und ihre Kronen vergabend. In allen Ländern wurden Schaaren der Mönche, verschiedener Farben und Ordnungen, in zahllosen reichbegüterten Münstern und Abteien vertheilt, Vollstrecker seiner Machtgebote. Königliche Zepter herrschten zwar über der Menschen Leib und Gut; aber das päbstliche Wort, durch tausend Stimmen vom Aufgang zum Niedergang wiederholt, über der Menschen Glauben, Hoffnung und Furcht. Ein Wink, und Könige knieten vor St. Peters Stuhl; ein Wink, und ganze Reiche kündigten rechtmäßigen Beherrschern die Treue auf. Der Papst, ohne Heere, ohne Länder, schaltete mit himmlischen Vollmachten, gewaltiger als die Großen der Welt. Man nannt' ihn heilig, wie

einen Gott, und unfehlbar in seinen Sprüchen. Nur in Einem hat ihn die Staatskunst des Hohenpriesters von Tibet übertroffen, vor dem sich die Kronen Asiens neigen: Dieser erklärte sich unsterblich auf seinem Stuhl, nur zuweilen einen alternden Leib mit einem jüngern tauschend.

Der römische Hof unterhielt den Zwiespalt der Deutschen gern und mit feinberechnender Klugheit. So kam, daß zuletzt Alles zerfiel, und jeder, der dienstbare Mannen hatte, in seiner Burg Unabhängigkeit wollte. Auch geringere Ritter trieben, unbekümmert um Kaisers Gebot und Reichsgesetz, Freibeuterei auf offenen Landstraßen, oder gegen Nachbarn Fehde. Je größer endlich die Wildheit der Sitten, die Ungebundenheit der Freiheitsliebe, die Unsicherheit Lebens und Gutes, Handels und Wandels ward, je fühlbarer wurde damit hinwieder der Schwächern Bedürfniß, sich gegenseitig zu verbinden, oder in den Schirm mächtigerer Grafen zu begeben. — Das alte Lehenwesen, welches die Franken, während ihrer Eroberungen, begonnen hatten, gestaltete sich vielzweigig unter den Schrecken des Zeitalters in's Unendliche aus. Kleinere Fürsten übergaben ihre Länder in die Hand Größerer, und nahmen sie wieder als Lehen aus derselben zurück, um gegen zu leistende Dienstpflicht vollen Schutzes sicher zu sein. Ritter und Grafen wurden wieder Lehen-

träger kleinerer Fürſten; oder Dienſtmannen eines Bisthums, einer reichen Abtei, falls ſie ſich unter Obhut eines Heiligen und ſeiner Kirche geborgener glaubten. Bisthümer, Abteien und Klöſter hinwieder erwählten unter Grafen und Fürſten des Landes Schirmvögte, welchen ſie den Schuz des heiligen Gutes gegen weltliche Gewalt, in und auſſer Tagen der Noth, reichlich mit Rechtſamen und Zinſen vergalten.

Jeder freie Mann endlich, beſaß er einiges Vermögen, begab ſich ſeiner Freiheit, und trat lieber in die Reihe der Dienſtmannen mächtiger Landherren, um in deren Kriegen ſein Eigengut zu mehren. Knechtſchaft ſolcher Art hörte durch ihre Allgemeinheit bald auf, entehrend zu ſein. Jeglicher ward um Lehen. Dann trachtete er ſie wieder in Erbgut ſeines Geſchlechts zu verwandeln.

So gebar in Deutſchland zügellose Freiheit allgemeinſte Dienſtbarkeit bei Hohen und Niedern, und führte Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens herbei, von denen man ehemals nichts gehört hatte. Noch zur Zeit Kaiſer Karls I und ſeines Sohns, des mönchiſch-frommen Ludwig, errötheten deutſche Grafen, eines Königes Lehenleute zu ſein. Nun wurden auch Herzoge die Truchſeſſen und Mundſchenken von Biſchöfen; Fürſten und Grafen die Stallmeiſter der Herzoge; und freie Männer Edelknechte von Grafen und Aebten, bei denen ſie

Aufwärterdienſte verrichteten, Briefe vertrugen und Leibwachen bildeten. Vermittelſt knechtiſcher Erniedrigung trachtete man zu den Höhen des Reichthums, der Gewalt, des Anſehens und der Unabhängigkeit.

Wie in Deutſchland, ſo auch in Rhätien, welches, in engerm oder lockerm Verbande mit Schwaben, und unter Oberaufſicht von deſſen Herzogen, die Schickſale der Deutſchen mittrug und deren Wege mitwandelte. Hier war des Leibeigenen letzter Wunſch, nur angehöriger Zinsmann zu werden; der Freie begehrte im Dienſte des Begüterten als edler Knecht zu gelten; der Edelknecht wollt' es den mächtigen Freiherren gleich thun, und baute, wenn er's vermochte, ummauertes Wohnhaus und Wartthurm, als Schloß, an eine Felſenhöhe. Der Freiherr und Graf ſchloß, gleich Fürſten, Bündniſſe, und führte, gleich Herzogen, kleine Heere ſeiner Dienſtmannen für die eigene Sache in's Feld. Krieg war das rühmlichſte und einträglichſte Gewerbe. Auch fehlten ſelten rhätiſche Herren auf deutſchen und welſchen Schlachtfeldern unter den Bannern der Könige und Herzoge. Ihrer viele ſanken in der blutigen Schlacht am Lech (S. 955), angeführt vom Herzog Burkhard von Schwaben, als die Ungarn dort vernichtet wurden, welche, aus Nordaſien verdrängt, Deutſchland und die Lombardei durchzo-

gen, und selbst einen Theil des Hochlandes verwüstet hatten.

Inzwischen die rhätischen Bischöfe, Aebte, Landgrafen und Freiherren in Erweiterung ihrer Gewalt wetteiferten, sich Marchen und Gerechtigkeiten in den Alpen wie im Thalboden streitig machten, baute die Menge leibeigenen Volks duldend das Feld, entrichtete schweigend die Zinsen und weidete die Heerden an den Bergen. Es wohnte noch in der rohen Einfalt und Armuth, wie vor Jahrhunderten die verwilderten Tusken; lebte von Kräutern, Wurzeln, Milch und Käse; kleidete sich in Thierfelle oder in selbstgewobenes Linnen und grobes, ungefärbtes Wollentuch; baufete in niedrigen Hütten von in einander gefügten, entästeten Stämmen der Lärchen und Fichten, und hatte den Aberglauben des Heidenthums nur gegen den Aberglauben des Monchthums, die Götter Latiums und der Rasennen gegen die Heiligen und Heiliginnen der Kirche vertauscht. Erfindungen von Künsten und Bequemlichkeiten bei andern Völkern blieben seinen Wildnissen und Einsamkeiten noch lange fremd. In den mildern Thälern am Rhein, abwärts von Chur, ward jedoch Weinbau an den sonnigen Hügeln getrieben, und am Fuß des Julierbergs Eisenerz für die Grafen von Altorf in Schwaben gegraben (S. 959). Der Waarenverkehr zwi-

schen Deutschland und Italien über den Julier, Septimer, Splügen und Bernhardin, gab dem Lande Nebengewinn und Nahrung. Doch waren die Landstraßen im Gebirg oft unsicher, weniger durch Abgründe und Lauinen, als durch Raubgier der Edelknechte und Freiherren in den Schlössern. Ganz war die Burg von Marmels, unter schroffen Felsenboden an fast unersteigbarem Orte, nach den Straßen des Septimer und Julier, ein Schrecken der Kauffahrer. Recht und Gerechtigkeit galten wenig, wo Gewalt Alles vermochte.

Wohl glücklich vor allen andern zu preisen waren die Einwohner des Thales Pregälli, jenseits der höchsten Alpen, in Italiens Nähe. Dieses fruchtbare, sechs Stunden lange Thal, vom hohen Septimer und Maloja vor rauhen Nordwinden geschützt, und von der Maira durchströmt, welche diesen Bergen entrinnt, trug vor Alters den Namen einer Grafschaft. Durch manchen Tausch und Kauf war es endlich an das churische Gotteshaus gekommen; doch nie hatten die Bischöfe in demselben unbeschränkte Gewalt besessen. Kaiser Heinrich II aber bestätigte den Pregällern alle Freiheiten und Gerechtsame, so sie aus dem Alterthume geerbt hatten (J. 1024), und erklärte sie für freie Leute im Schirm des Heil. Röm. Reichs, unabhängig von Grafen und Herzogen.

Es wurde unendliche und unfruchtbare Mühe

werden, die mannigfaltigen Verhältniſſe aller Herrſchaften und Orte in Rhätien, ſowohl unter ſich ſelber als zum Auslande, zu beſtimmen, oder die Abſtufungen ihrer mehrern und mindern Unabhängigkeit zu bezeichnen. Manches zählte ſich, in voller Freiheit, wie das Thal Pregäll, zum Reich; Anderes ward zum Herzogthum Allemannien genommen, und das Land deswegen, ſo wie auch, weil es inner dem Ambachtkreis des ſchwäbiſchen Herzogs lag, Hoch-Allemannien (la Limagn'auta) geheißen. Anderes gehörte den Abteien von Diſentis und Pfäfers, den Klöſtern und Kirchen; mehr noch dem Biſchof zu Chur. Ihm ſchenkte Kaiſer Otto II den Sitz und Hof ob der Stadt (J. 976); Otto III Cläven und Pregäll mit reichen Einkünften und Gefällen (J. 985). Auch wurden ihm im Stadtbann von Chur ſchöne Gründe zu Theil, und dazu die Stadtvogtei, während Chur ſelbſt freie Stadt des Reichs war, und in bürgerlichen Händeln das Kammergericht zu Rothweil anrief. Auch im milden Münſterthal, jenſeits des Engadins, und im Walgau, Druſchauna und Montafun, hatte das churwalchiſche Hochſtift ſtattliche Rechte, Zinſen und Güter. Viele andere Thäler mit Dorfſchaften, Höfen und Alpen waren reicher Grafen und Freiherren Eigenthum, die keinen Höhern über ſich kannten, als den Kaiſer oder deſſen Herzog zu

Schwaben. Ihre Beſitzungen, wie ſolche ſeit Eroberung des Landes, nach Beſiegung der Gothen, gewonnen worden, lagen unzuſammenhängend umher, wie ſie durch Heirath, Lehen, Erbſchaft und Fehde gemehrt und gemindert waren. Wohl die meiſten ihrer Geſchlechter mochten fränkiſchen Urſprungs, oder aus andern Gegenden Deutſch- und Welſchlands im Dienſt der Kaiſer hieher verpflanzt ſein. Denn die romaniſchen Namen, welche ſie zuweilen trugen, waren nicht Zeugniſſe rhätiſcher Abkunft, ſondern rhätiſcher Beſitzthümer. Dahin war das mächtige Geſchlecht des Grafen Berchtold zu zählen, welcher im zehnten Jahrhundert Herr des Vinſtgaues und Etſchlandes wurde, und an deſſen Haus auch das Engadin fiel; desgleichen der Stamm der alten Grafen von Bregenz, welche ſich Kaiſern verwandt zu ſein rühmten und, unter vielen Ländereien im Lande Churwalchen, auch das Thal Miſox beſaßen. Vom Hugo von Bregenz, welcher das ſtarke Schloß Ruck (vielleicht Ruchberg oder Ruchaſpermont) in Rhätien hatte, ſollen die ſpätern Grafen von Rhealt gekommen ſein; auch die Grafen von Sargans gingen vom Hauſe Bregenz aus. Die Grafen von Montfort oder Werdenberg ſind eines hohen, aber dunkeln Urſprungs. Schon in dieſer Zeit blühte ihr Stamm in vielen und herr-

lichen Zweigen. Die Werdenberger von der rothen Fahne, von der weißen und der schwarzen, haben in den Turnieren, Fehden und Kriegen ihrer Tage großen Namen gehabt.

Auch im Veltlin hatten sich, begünstigt von den Verwirrungen des deutschen Reichs, von der Ohnmacht der Kaiser und von der Entfernung der Abtei St. Denys in Frankreich, die Verwalter derselben in diesem Thal einer starken Unabhängigkeit genähert. Sie herrschten unter dem Namen der Vizedomen, und machten ihren Einfluß auf die Nachbarschaften des Thales in den Fehden auf mannigfache Weise geltend. Späterhin, als die Zwietracht des halben Europa's überall hergebrachte Ordnungen vernichtete, rissen diese Vizedomen die schwachen Bande ab, mit welchen sie noch an die deutschen Könige gebunden waren, erbauten sich eigene Festungen und trugen den Namen der Capitaneen.

Eine unabänderliche Wildheit der Sitten, ein stolzes kriegerisches Herz war den Abendländern aus den Tagen der Völkerwanderung übrig geblieben. Nur die Üppigkeit, Prachtliebe und Schlauheit der überwundenen Südländer eigneten sich zu ihrer nordischen Rauhheit die Eroberer an; aber die Kunst und Weisheit der alten Welt begriffen sie nicht. Die Kaiser, in ewigen Entzweiungen mit ihren fürstlichen Vasallen, oder im Kampf

mit Nebenbuhlern, oder vom Bannstrahl der Päpste getroffen, umringt von Empörungen und treulosen Freunden, gewannen selten Zeit, das verworrene Reichswesen bis in den tiefsten Einzelnheiten zu ordnen. Um so leichter gelang es Grafen und Herren, mit und ohne der Kaiser oder des Reichs Gunst und Wissen, Leben in Erbgut umzuschaffen, und Rechtsame an sich zu nehmen, von denen keine Urkunde, kein Herkommen wußte. Je mehr Zerstörung in den zerrissenen Volkern, je größerer Gewinn für Pfaffen und Ritterschaft.

Eine solche Zeit war, da Papst Gregor VII, ein Mann von altrömischer Klugheit und Standhaftigkeit, mit dem Willen, Alleinherrschaft über die abendländische Welt zu üben, den heiligen Stuhl betrat. Er, der die gesammte Geistlichkeit Europens durch einen Machtspruch von Vaterland und Fürstenhuld trennte, indem er durch die Einführung priesterlicher Ehelosigkeit die zarten Naturbande der Liebe und Ehe zerriß, mit welchen das Herz an Herd und Heimath hängt, stürzte mit bloßem Bannfluch Heinrich IV vom Thron. Damals sah man einen König der Deutschen drei Tage lang im wollenen Bußerhemd, barfüßig und barhauptig, mitten im Winter unter den Fenstern des Papstes dessen Gnade anflehen. Es ward ein mörderischer Bürgerkrieg von den Gnaden des

rige Erfolg sei um so mehr bei der großen Verdorbenheit der gegenwärtigen Zeit zu befürchten, die von allen Seiten her mit List und Gewalt sich der heiligen Religion feindselig in den Weg stellt, und der Kirche die schmählichsten Wunden beibringt. Es bleibt demnach bei demselben Beschluß der Kongregation des Index vom 13. Juni 1757, daß Bibelübersetzungen in den Sprachen des gemeinen Volks nicht zu gestatten sind, wenn sie nicht zuvor von Unserm apostolischen Stuhle genehmigt, oder mit Anmerkungen aus den heiligen Kirchenvätern versehen sind.

Wir zweifeln nicht daran, daß die Einwohner Polens auch in diesen unruhevollen Zeiten entscheidende Beweise ihrer Anhänglichkeit an ihre väterliche Religion zu Tage legen werden; und verlassen Uns dabei auf Eure und der übrigen Kirchenvorsteher des Reiches kräftige Mitwirkung, denen Wir, wegen ihres ausgezeichneten Eifers für das Kleinod des Glaubens, das gebührende Lob in dem Herrn ertheilen, in der festen Ueberzeugung, daß sie Unserer guten Meinung von ihnen nach Wunsch entsprechen werden.

Zugleich wollen Wir, daß Ihr, so bald wie möglich, Uns die Bibel übersendet, die ein gewisser Zak. Wuick mit beigefügter Auslegung in polnischer Sprache herausgegeben hat, so wie ein

Mittelmeeres bis zu den Belten. Heinrich, Biſchof von Chur, mit geſammter Pfaffheit ſeines Sprengels, ſtritt im Hohenrhätien für die Ausſprüche des heiligen Stuhls; der gröſsere Theil der Ritterſchaft getreu für den verfolgten Kaiſer. Damit entſtand in dieſen Gebirgen ein unerhörtes Schau'piel. Der groſse Zwiſt der Welt ward die Sache jedes Hauſes. Brüder verſchworen ſich gegen Brüder; Väter und Söhne zuckten gegen einander das Eiſen; es blieb beinahe kein bewohntes Thal unbefleckt vom Blute.

Dreimal fiel, aber fruchtlos, Kaiſer Heinrich IV in Schwaben ein, deſſen Herzog Rudolf ſein vom Papſt geſegneter Gegenkaiſer war. Der machtreiche Baierherzog Welf macht' ihm Schwabenland immer wieder abtrünnig, und zwang ſelbſt das in ſich entzweite Rhätien, mit Rudolf zu halten (Z. 1079).

Erſt als dieſer ſtarb, endete der ungeheure Zank der Fürſten. Kaiſer Heinrich verlieh darauf Schwaben und die Grafſchaft Churwalchen dem tapferſten und würdigſten ſeiner Mitſtreiter, Herzog Friedrich von Hohenſtaufen (Z. 1080). Das Geſchlecht von Hohenſtaufen hat dieſe Lande zweihundert Jahre lang verwaltet.

3.

Fortſetzung. Der Ritter und Pfaffen Leben. Donat von Vaz.

Im J. 1010 — 1333.

Der Kampf zwiſchen Papſtthum und Kaiſerthum, wem von beiden höchſte Würd' und Gewalt gebühre, dauerte durch die Jahrhunderte. In Deutſch- und Welſchland zerfielen darüber Fürſten, Völker, Städte, Hausväter in Parteiung. Die einen hingen den Welfen an, des heiligen Stuhles Verfechtern, die andern den Gibelingen, wie die Hohenſtaufer von dem Ort im Harzfeld hießen, wo Herzog Friedrich von Hohenſtauf ſeine erſte Kindheit zugebracht hatte. Dieſe hielten an des Kaiſers Rechten. Aber die Kämpfenden machten häufig des Kaiſerthums und Papſtthums Sache nur zum Deckmantel perſönlichen Eigennutzes oder Haſſes. Daher lebten die Ranke und Feindſchaften jener Parteien noch, als die Oberhäupter der Kirche und des Reichs ihren Streit längſt abgethan hatten.

Die Eiferſucht der rhätiſchen Landherren gegen das Bisthum, machte ſie zu natürlichen Gibelingen; welfiſch dachten die Biſchöfe. Mit der Welfen Beiſtand erkaufte ſich Graf Norbert von Hohenwart um baares Geld das oberſte Prieſterthum in Churwalchen (J. 1079), und verwal-

tete es mit Geiz und Stolz, so unwürdig, als er es bekommen, bis er zu Quedlinburg auf einem Tag deutscher Kirchenfürsten des Landes verlustig ward (J. 1085). Ulrich, sein Nachfolger, war einer der Thätigsten, wider Kaiser Heinrich IV dessen eignen Sohn aufzuwiegeln.

Solche Denkart war zu jener Zeit einem Priester des gerechten Gottes keine Unehre; der Glaube überall grausam, die Sitte ruchlos, auch in gottgeweihten Zellen. An Beispielen gebricht es nicht. Ein wüstes Leben führten die Benediktiner in St. Luzien zu Chur; zuletzt so ausgelassen, daß Bischof Konrad sie austreiben mußte. Der bevölkerte das Kloster statt ihrer mit Mönchen, die nach der Vorschrift des Hauses Premontré lebten (J. 1156). Ueberhaupt mangelte den Jüngern St. Benedikts, in mehr als einem Münster von Churrhätien, jener Ruhm, welchen sie durch frommen Wandel, oder Wissenschaft, in andern Ländern wohlerworben haben. Sie besaßen auch im Brettigäu zu St. Jakob ein Klosterlein, ein anderes nachmals zu St. Wolfgang in Churwalden. Aus beiden aber wurden sie ebenfalls ohngefähr hundert und vierzig Jahre später, denn jene von St. Luzien, vertrieben, und durch Premonstraten ersetzt. Es war keine Seltenheit, Mönche hinter vollen Humpen Weins ihrer Gelubde vergessen, Nonnen der ewigen Keuschheit uneingedenk, und Bischofe im Pan-

ger auf Schlachtfeldern würzen zu ſehen. Einen zehnjährigen Krieg führten die Biſchöfe von Chur und Como wegen Sprengels-Rechte, die ſich in den Thälern von Worms, Cläven und Puſchlav begegneten. Die Leute daſelbſt gehorchten ſeit alten Zeiten noch in vielen Sachen dem rhätiſchen Bisthum. Das Glück der Waffen war aber den Comern hold, und Chur verlor ſeine Sache (J. 1196).

Schon damals wurden die churiſchen Biſchöfe Fürſten des heiligen Reichs geheißen. In dieſe Würde hatte Kaiſer Friedrich, genannt der Rothbart, kurz vor jenem unfrommen Handel, den Biſchof Egino erhoben (J. 1170). Damals erſtreckten ſich des Bisthums Marchen vom Thuner-See, an den Ufern der Aar herauf bis zu den hohen Alpen, und durch die Alpen an den churiſchen Grenzen bis zum Flecken Monticell (Montigel) im Rheinthal, und an der Sitter (Syndrona) entlang bis zu ihrem Urſprung, und bis zum Himelberg; und von da bis zum Rhein (wo ehemals König Dagobert in einen Felſen das Bild des Mondes hauen ließ, die Grenzen Burgundiens und des churiſchen Rhätiens zu bezeichnen), und mitten durch den Rhein bis zum See.

Kaiſer Friedrich war ein kluger und tapferer Fürſt, der Ordnung im Reich hielt; nach ihm eben ſo auch ſein Enkel Kaiſer Friedrich, des Namens der Zweite. Aber mit dieſen beiden verging

das Glück des Reichs auf lange Zeiten. Päpste und Kaiser, Welfen und Gibelingen erneuten mit verjüngtem Grimme den uralten Hader. Auch im Blut des letzten Hohenstaufen, Conradins, Herzogs von Schwaben, dessen Kopf auf dem Marktplatz von Neapel unter dem Beil des Henkers fiel (J. 1269), erlosch die Flamme des unvertilgbaren Hasses nicht.

Durch den Tod Conradins kam aber Rhätien unter fortdauernden Zerrüttungen gänzlich von Schwaben ab. Ohne einen Höhern, als Kaiser und Reich über sich zu kennen, schalteten fortan Fürstbischöfe, Aebte, Grafen und Freiherren des Hochlandes. Es waren vor andern die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, von Montfort, von Sargans, von Rätsch und Misox mächtig. Es herrschten die Freiherren von Belmont, wie auf vielen Gütern im Unterland, auch hoch hinauf im Gebirg über Grub, Flanz, Flims, Lugnetz und Wals; neben ihnen am Crispalt, auf dem Lukmanier, Lagreina und Septimer bis zur Lanquart hinab, auf zerstreuten Gütern, die Herren von Laz; die von Saz zu Misaz, welche in spätern Tagen Grafen geworden sind, und die von Saz zu Hohensaz, welche nachher der Belmonte Erben wurden, auch die Schlösser und Güter von Bellinzona inne gehabt haben; desgleichen die reichen Freiherren zu Rhäzüns, die von

Montalt, Aspermont, Baz und andere mehr. Viel derselben besaßen weitläuftiges Land im Gebirg, noch ohne Bewohner. Als Walter der ältere, Freiherr von Obervaz, die unbekannten Wildnisse von Davos und den Ursprung des großen Wassers erforschen wollte, das sich, dort aus finstern Wäldern hervorbrechend, in die Albula ergießt, ging er mit Jägern, aus dem Walserland im Brettigäu dahin (J. 1250). Die Jäger drangen durch den Forst, und erblickten eine anmuthige, große Ebene hinter demselben, im Hintergrunde einen fischreichen See. Da gab der Herr dies Land seinen Walsern lehensweis, daß sie es anbauten und bevölkerten.

Alle jene Edeln, gleichwie die Gotteshäuser von Chur und Disentis, daneben die gefreiten Landleute in einzelnen Thalschaften des Gebirgs, die unter den mächtigern Herren Schirmvögte erkoren, bildeten insgesammt einen Haufen von einander unabhängiger kleiner Staaten, welche sich mit argwöhnischen Blicken beobachteten. Die gesetzlosen Unruhen und blutigen Schauspiele der Volker Italiens und Deutschlands wurden innerhalb des rhätischen Alpenringes im Kleinen wiederholt. Die Zwingherren des Hochlandes, bald unter sich, bald mit den Nachbarn in Uri und Glarus, oder Como und Mailand in Bund, fuhrten wechselseitige Kriege, oder gegen die Bi-

schöfe Fehden. Diese erschienen im Harnisch vor den Felsenburgen ihrer Feinde. Daheim verschwendeten sie die Siegesbeuten im Arm verbotener Liebschaften oder bei fröhlichen Gelagen. Bischof Rudolf, welcher seine Erhebung auf St. Luziens Stuhl vom Papst um 2400 rheinische Goldgulden gekauft hatte (J. 1220), lebte mit einer Buhlerin in öffentlicher Unzucht; und als selbst die Mönchssteuern, welche er ausschrieb, nicht zur Bestreitung des Aufwandes genügten, verkauft' er Namens des heiligen Vaters Vergebung der Sünden um baares Geld, und ertheilte die bisher noch unbekannten Ablaßbriefe allen, die an sie glaubten (J. 1225). Mehrere von seinen Nachfolgern ergötzten sich mit Aufrichtung neuer Schlösser und Lustsitze, wie Bischof Volkhardt, welcher Friedau in Tirol groß und weitläufig aufführte (J. 1246); auch auf der Felsenhöhe über Madulein im Engadin die Burg Gardovall zum Sitz seiner Vogte und zum Schrecken des Volks baute. Schweigend trugen die eigenen Leute aus den Thälern Steine zum Bau ihrer Kerker. Bischof Heinrich, ein Graf von Montfort, führte zwei Schlösser neu auf, zu Fürstenau im Domleschg und zu Herrnberg in der Grafschaft Werdenberg; zwei andere eroberte er sich mit dem Schwerd in der Faust, Aspermont und Reambs. Sein uraltes Stammhaus lag an den Felsen zwischen Flims und Hohentrins.

Er war ein kluger und ſtreitbarer Herr. Man zählt zu ſeinen Thaten, daß er einen Haufen welſchen Kriegsvolks geſchlagen habe, der bis Ems im Rheinthal geſtreift hatte (J. 1253). Löblicher noch iſt an ihm zu achten, daß er zwiſchen den Clävnern und Pregällern Frieden ſtiftete, nachdem ſie einander in acht Jahre langer Fehde wechſelweis Burgen und Alphutten zerſtört hatten (J. 1277). Der zweite von ſeinen Nachfolgern auf dem biſchöflichen Stuhl, Friederich, abermals ein Montfort, bewies ſich nicht minder ſtreithaft, denn er. Dieſer, wie alle ſeines Geſchlechts, war beſonders dem Hauſe Habsburg ein großer Widerſacher, welches zu derſelben Zeit in Helvetien mächtig geworden. Rudolf, ein Graf aus Habsburg, hatte durch Tapferkeit und Geiſtesgröße unter den Deutſchen ſo hohe Achtung, daß ſie ihm ihre königliche Krone gaben. Aber Friedrich von Montfort fürchtete ihn nicht. Er mit ſeinen fünf übrigen Brüdern, deren einer Graf zu Montfort, der andere Graf zu Bregenz, ein dritter Graf zu Schär, ein vierter Abt zu St. Gallen, ein fünfter zu Chur Dompropſt war, leiſteten den kaiſerlichen Feinden Hilfe, bis Rudolf von Habsburg zur Rache wider ſie aufbrach, und den Abt von St. Gallen vertrieb. Als Biſchof Friedrich mit ſeinem Volk eilte, dieſem Rache oder Beiſtand zu bringen, ſtieß er bei Balzers oder Vaduz auf die mit Habsburg

versöhnten Fahnen der Werdenberger (J. 1288). Es geschah blutiges Streiten. Der Bischof verlor den Sieg; ward gefangen; Ritter Eberhard von Aspermont an seiner Seite erschlagen. Zwei Jahre lang lag Friedrich im Thurm von Werdenberg gefangen, und als er des Kerkers müde sich von der Höhe desselben an zusammengeknüpften Bett- und Tischtüchern herablassen wollte, zerriß das Seil; er stürzte in die Tiefe, und starb noch in selbiger Nacht (J. 1290).

Viele Fehden dieser Art sind damals geführt worden, von welchen Ursprung und Ausgang oft selbst die Streiter vergessen worden sind. Nur im Munde des Volks, in Jahrbüchern der Mönche, über Todtengebeinen der Erschlagenen erhielten sich Sagen. Wer möchte sie alle wissen, oder erzählen? Nur einer will ich gedenken, die Zeit und die wilde Denkart der Zwingherren darzustellen.

Ohngefähr dreißig Jahre nach dem Unglück Friedrichs von Montfort hatte ein anderer Montfort, Rudolf, das churische Hochstift; zugleich zu Konstanz das Bisthum. Es war dies in der Zeit, als Kaiser Ludwig, der edelmüthige Baier, mit seinem Jugendfreund und Gegenkönig, Friedrich dem Schönen von Oesterreich, um die Krone der Deutschen stritt. Die freien Landleute zu Uri, Schwyz und Unterwalden am See der vier Waldstätte hielten zum freisinnigen Ludwig. In

Rhätien that, wie sie, der tapfere Freiherr Donat von Vatz, ein Feind pfäffischen Uebermuthes. Die von Vatz waren lange des Hochstiftes Kastvögte gewesen, und mit demselben selten in Eintracht. Darum haßte Bischof Rudolf den Kaiser, wie den Freiherrn Donat. Der Hader um die königliche Krone der Deutschen ward seinem Groll gegen die Freiherren von Vatz ein Vorwand zum Krieg, und eine Hoffnung, deren stolzes Geschlecht ganz zu verderben. Beide Gegner sammelten viel Volks wider einander. Ein Theil des bischöflichen Heers lagerte lange auf des Gotteshauses Grund und Boden im Engadin unter Scamfs; Donat, mit seinen Dienstmannen und Knechten aus Vatz, Davos, Brettigäu und Domleschg, stand überall im Lande stark gegen Montfort. Als die Bischöflichen aus dem Engadin über den hohen Scaletta gegen Davos niederstiegen, eilten die Landleute zusammen, denn sie gehörten unter des Vaters Gerichtszwang; und begegneten ihren Feinden in der Mitte des Thales Dischma, welches sich in den Eishöhen des Scaletta herabstürzt. Der Streit ward blutig geführt; Lukas Guler, der Davoser Hauptmann, Sieger über die Bischöflichen (J. 1322). Noch lange nachher fand man auf der Wahlstätte, welche bis zum heutigen Tag Kriegsmatte heißt, Schädel und Panzer der Erschlagenen unter der Erde. —

Exemplar der neueſten Auflage von derſelben, welche er, mit Weglaſſung der Anmerkungen aus den heil. Kirchenvätern und den Schriften anderer katholiſchen Gelehrten, herausgegeben hat; und daß Ihr Uns zugleich Euer Urtheil über dieſelbe mittheilet, um durch ſorgfältige Vergleichung die Irrthümer ausfindig zu machen, welche er argliſtigerweiſe in jener Schrift verſteckte, und zur Erhaltung des wahren Glaubens Unſern Richterſpruch darüber zu fällen.

Fahret fort, ehrwürdiger Bruder! den heiligen Weg fortzuwandeln, den Ihr bereits betreten habt, um in Unſerer heiligen Lehre die Kriege des Herrn zu ſtreiten, und die Euch anvertrauten Völker warnen, daß ſie nicht in die Fallſtricke gerathen, welche ihnen zu ihrem ewigen Verderben bereitet ſind. Dieſes erwartet die Kirche von Euch und den übrigen Biſchöfen Polens, an welche zugleich dieſes Unſer Schreiben gerichtet iſt; und die Erfüllung dieſes Unſers heißen Wunſches wird dazu beitragen, den tiefen Schmerz zu lindern, den dieſe neue Art von Unkraut, welches der Feind geſäet hat, Unſerm Herzen verurſachte, indem Wir Euch und den übrigen Mitbiſchöfen zur Beförderung der Wohlfahrt der Heerde des Herrn mit Unſerm apoſtoliſchen Segen, den Wir Euch und ihnen hiemit

So geschahen viel einzelne Gefechte an verschiedenen Orten, bis Donat auf dem silberreichen Gebirg beim Schloß Greifenstein, auf der Ebene zwischen Filisur und Alveneu, die Montforte in einem großen Treffen schlug. Viele der Ueberwundenen bluteten auf dem Schlachtfelde das Leben aus; viele verloren es auf der Flucht in unbekannten hohen Fels- und Schneewüsten, wohin vor ihnen niemand gekommen war; andere starben elendiglich, als Gefangene, in Donats Burgverliessen. Wenn der Freiherr das Geschrei ihrer Verzweiflung aus den Thürmen hörte, soll er gesagt haben: „Horcht, wie lustig meine Vögel im Käfig trillern!“ Und er verwüstete von da an lange noch die Gebiete des Hochstifts.

Wenn schon das Zeugniß derer verdächtig ist, welche die Grausamkeit des Freiherrn Donat beschrieben haben — denn sie waren Mönche und des Mannes Feinde — sind doch die rohen Züge, die sie von ihm erzählen, dem Geist des Jahrhunderts und eines übermüthigen Gewaltsherrn nicht unangemessen. Einst lud er, sagt man, drei seiner Leibeigenen zum Schmaus, überfüllte sie mit Speis' und Trank, und ließ bei einbrechender Nacht den einen schlafen, den andern bis zum Morgen im Zimmer wandeln, den dritten in wilder Gesellschaft umherschwärmen; dann allen den Leib aufschneiden, um in ihren Eingeweiden zu sehen, wie

man am beſten verdaue. Er führte den Krieg wider das Hochſtift mit furchtbarer Unbarmherzigkeit bis zum letzten Hauch ſeiner Tage. Noch im Sterbebett unverſöhnt, ließ er ſich von den Erben ſeiner Schätze die Fortſetzung der Rache ſchwören.

Donat war der letzte Sohn ſeines Stammes. Als er geſtorben, kam das geſammte Gut des Hauſes Vatz an die Eidame (J. 1333). Rudolf Graf zu Werdenberg empfing davon Vatz, den furchtbaren Heinzenberg, Ortenſtein, alles was ſonſt in Domleſchg unter vatziſchem Zwing geweſen, auch Schams; Friedrich von Toggenburg nahm die Herrſchaft Maienfeld, Davos, Brettigäu, das Thal Schanfik, die Veſten Marſchlins, Solavers, Caſtels und anderes.

4.

Adam von Camogask. Johann Chaldar von Schams. Biſchof Hartmann.

Im J. 1333 — 1396.

Mit Donats Leben ſchloß ſich ſein Vertilgungskrieg gegen das Hochſtift; denn Friedrich von Toggenburg hielt den Eid nicht, welchen er in des Sormigen ſterbende Hand geſchworen hatte. Das Bisthum genoß jedoch deswegen keineswegs allgemeine Ruhe. Auch jenſeits des hohen Alpenkamms ward, mit den Mailändern, geſtritten. Das Thal von Worms hatte ſich nämlich ſeit geraumer Zeit

wieder an das Bisthum Chur gegeben (J. 1290), unter dem es ehemals gewesen. Dies und mancherlei andere Zwiste, die in jenen Gegenden nicht leicht fehlten, wo die Sprengel durch einander liefen, brachte Streit mit Como und Mailand. Der Graf von Matsch, dort des rhätischen Bisthums Schirmvogt, sah nach fruchtlosem Kampf Worms, Puschlav und die Grafschaft Cläven in der Feinde Hand fallen (J. 1358 u. 1360). Was aber durch Waffengewalt verloren worden, empfing das Gotteshaus Chur durch kaiserliche Gnaden auf andere Weise ersetzt, im Münzrecht, im verdoppelten Zoll zu Chur, und in andern Vortheilen.

Die Abtei Disentis hatte in denselben Tagen von andern Seiten Noth. Jenseits der Höhen am Crispalt liegt zwischen diesem und dem Furcagebirg, aus dessen Eise die Rhone ins Wallis strömt, das Thal Urseren am Fuß des Gotthardt. Dies war seit Kurzem einem Geschlecht aus dem Lande Uri vom Kaiser zum Erblehen gegeben; aber auch der Abtei Disentis in verschiedenen Sachen pflichtig. Darüber kam es zu Händeln zwischen dem Abt und dem Thal. Seit frühen Zeiten schon hat Disentis und Uri Hader und Fehde gehabt; auch einst Abt Jakob von Buchhorn den Herzog Leopold am meisten zu jenem Krieg gegen Uri und die andern Waldstätte ermuntert (J. 1333), der in der berühmten Schlacht auf Mor-

garten übel ausging (J. 1315). Die Urserer, nun unterstützt von den Urnern, stiegen über die Oberalp und schlugen des Abtes Wilhelm Leute, daß derselben bei fünfhundert umkamen. Wir wissen so wenig, wie diese Fehde verglichen worden, als warum eine andere siebenundzwanzig Jahre später erhoben ward, da, wie eine alte Handschrift meldet, ein schweizerischer Anführer, der lange Kuoni (Langunius), mit seinem Volk ins Tavetscher-Thal einfiel, und bei Tafinasa erschlagen wurde (J. 1350).

Es waren dies die wilden Heldentage, welche in Deutschland Zeiten des Faustrechts genannt sind, die aber noch nicht aufgehört haben. Denn wie damals Abteien und Grafschaften nichtiger Dinge willen Blut vergossen und ihr Recht mit dem Schwerd entschieden, geschieht es auch heute von Königen und Fürsten, nur im großern Maßstabe ihrer Länder und Heere. Rhätien, wie das ganze Reich, hatte Fehden über Fehden, Zweikämpfe und Schlachten; in Schlössern und Hoflagern treulose Staatsklugheit, argliſtige Verheißungen, Pfaffenränke, Weiberspiel und seltene Tugend.

Inzwischen entfaltete sich in solchen Verwirrungen unmerklich die Kraft des Volks. Unter den Kriegen und Versöhnungen der Landherren

geriethen die Einwohner der Thäler mit einander in mannigfaltigere Berührungen und Verhältniſſe. Sie tauſchten wechſelſeitig Kenntniſſe aus, die ihnen vormals fremd geweſen. Grafen, Freiherren, Ritter, Edelknechte kamen von Wallfahrten aus Rom, oder dem gelobten Lande zurück, oder aus den Feldzügen der Kaiſer und Könige, ahmten in ihren Burgen dem geſchmackvollern Aufwand und dem Glanze nach, welchen ſie an den Höfen deutſcher und italieniſcher Großen bewundert hatten; gefielen ſich in feinern Sitten, und führten in ihrer Haus- und Feldwirthſchaft die Vortheile ein, welche ſie in der Fremde erlernt hatten. Ihre Prachtliebe machte vielerlei neue Beſchäftigungen der Untergebenen nothwendig, vielerlei kleine Aemter und Stellen, welche der alten Rohheit entbehrlich geweſen. Das bequemliche Hofleben der Biſchöfe und Aebte ward Allen ein Muſter. Sie entlieſſen viele Leibeigenen der Knechtſchaft, weil ſie ſich derſelben als freier Menſchen nützlicher bedienen konnten. Die freien Leute hinwieder gewannen durch Verſchwendung der Gebieter, oder bei wachſenden Bedürfniſſen derſelben, vermittelſt reichbelohnter Dienſte und Arbeiten, größern Wohlſtand. Das Volk, ſelbſt das leibeigene, lernte in den ewigen Fehden Waffen führen, und ſich damit von ſeinen Herren Begünſtigungen erwerben. Gemeinden, zu oft von ihren

Oberherren vergeſſen, machten ſich ſelbſt Ordnungen, und, was anfangs erlaubte Uebung war, mit der Zeit zum bleibenden Recht. Selten oder nie lagen die Herrſchaften und Güter geiſtlicher und weltlicher Großen in einem Stück beiſammen; ſondern, wie ſie in verſchiedenen Zeiten durch Eroberung, Erbſchaft Tauſch und Kauf einzeln an ein Haus gebracht waren, zerſtreut, oft mit feindlichen Besitzungen vermengt. Daher geſchah öfters, daß entlegen wohnenden Unterthanen, oder die von fremden Herrſchaften umringt waren, Frohndienſte und ſchwere Abgaben erlaſſen oder gemildert wurden, um ihrer Treue und Tapferkeit ſicherer zu ſein. So traten manche Gemeinden allmälig in bürgerliche Vorrechte und Freiheiten, wie bisher nur die deutſchen Walſer genoſſen hatten. Das Bisthum Chur hatte ſchon vieler Orten ſeine Gotteshausleute zu einer Zeit gefreit, als die Unterthanen des Hauſes Bar und anderer Herren und Grafen noch Leibeigene waren (§ 13-9).

Wie das Volk mit Erweiterung ſeiner Begriffe zum Selbſtgefühl und zur Erkenntniß eines höhern Genuſſes gelangte, als der iſt, den Stillung des Durſtes und Hungers, oder Ruhe nach der Frohnlaſt gewährten, ward es luſtern nach Freiheit, und entſchloſſener, wenigſtens dasjenige Recht zu behaupten, welches den Menſchen vom Thier unterſcheidet. Es war nicht mehr unbekannt, was

vor Jahren im benachbarten Thal Uri sich zugetragen, da ein Landmann, Wilhelm Tell, den kaiserlichen Vogt Geßler von Brauneck erschossen, und die Lande am Waldstätter See, Uri, Schwyz und Unterwalden, einen Bund geschlossen hatten, sich in herkommlichen Freiheiten, ungerechter Gewalt zu wehren. Es war nicht mehr unbekannt, wie die Eidsgenossenschaft dieser drei Länder auf den Höhen vom Morgarten das adeliche Heer des Herzogs Leopold von Oesterreich ruhmreich vernichtet hatte. Auch aus Rhätien waren die Montforte und Werdenberge unter den Bannern von Oesterreich zum Morgarten gekommen, und vor den tapfern und freien Hirtenkriegern schimpflich geflohen.

Dies alles entzündete in vielen Landleuten des rhätischen Gebirgs hohern Muth, verbrecherischen Gewaltsherren da mit Gewalt zu begegnen, wo kein Recht auf Erden, keine Scheu vor himmlischen Mächten mehr galt. Nichts macht den Völkern die Freiheit liebenswürdiger, als Willkuhr und Gewaltthätigkeit, ihrer Unterdrücker, und Gräuel der Tirannen. Es sind uns von den Vätern Sagen aus dieser Zeit überliefert worden, welche beurkunden, daß in Uri, Unterwalden und Schwyz nicht unmenschlichere Vögte schalteten, auch denselben nicht entschlossenere Männer für Recht und Freiheit entgegenstanden, als in rhäti-

ſchen Thälern. Wenn aber hier die Freiheit des Landes nicht ſo ſchnell, wie dort auf die That des Tellen und Staufacher oder Arnolds von Melchthal folgte, war es keine Wirkung eingewurzelten Knechtesſinnes, ſondern der Ungleichheit des Drucks und der Rechtſame verſchiedener Landſchaften unter verſchiedenen Gebietern.

In Gardoval, dem Schloß ob Madulein im obern Engadin, auf felſiger Höhe, hauſete ein Burgvogt, deſſen Namen billig Vergeſſenheit bedeckt. Er war des Thales Quäler; ein Wollüſtling, ohne Gottes- und Menſchenfurcht. Die Männer zwang er, ihm ihre Töchter und Weiber zuzuführen. Jenſeits des jungen-Innſtroms, im Dorfe Camogask, wohnte eine reizende Jungfrau, das Kind des begüterten Landmanns Adam. Der Burgvogt ſah ſie und ſandte ſeine Diener hinüber. Der Vater, als er des Vogts Willen hörte, mäßigte ſeinen Zorn, und verſprach, er wolle folgenden Tags die Tochter ſelber zum Schloſſe führen. Er verſammelte aber, wie es finſter ward, die Nachbarn und Freunde, und machte ihnen durch ſeine Reden ein Herz, ſich vom Joche des Ungeheuers auf Gardoval zu befreien. Das Schwerſte übernahm er ſelbſt. Die Nacht verſtrich unter Vorbereitungen.

In der Morgenfrühe ging der edle Camogasker mit ſeiner Tochter zum Schloß des Herrn.

Die Jungfrau wandelte in ihren Feierkleidern, wie zum Brautfeſt. Als der Burgvogt ſie erblickte, ſprang er die Stiegen des Schloſſes hinab, mit ungeduldiger Begier, und ſchloß ſie kuſſend in ſeine Arme. Der Vater aber riß ſein Schwerd jählings aus der Scheide, und ſtieß daſſelbe durch das Herz des Böſewichts. Er gab mit dem blutigen Eiſen das Zeichen. Die Männer, die ſich ihm verſchworen, ſtürzten aus dem Brautgefolg' und Hinterhalt herbei; drangen ins Schloß; erſchlugen die Knechte des Vogts und zerſtörten die Burg. Noch ſieht man zum Gedächtniß Adams des Camogaskers die Trümmer derſelben am Berg. Beſſer traf dieſer tugendhafte Engadiner, als weiland der Römer Virginius, welcher ſein unſchuldiges Kind niederſtieß, aber die Hand nicht an Appius Claudius zu legen wagte. Und ſeit jener Zeit ward die Landſchaft unter den Innquellen vom Drucke der Zwingherren frei.

Wie Gardoval im Engadin, war einſt die hohe, weitläuftige Burg Fardün das Schrecken aller Leute des Thales Schams, welches zwiſchen Domleſchg und dem Hinterrhein anmuthig und offen zwiſchen hohen Bergen ruht. Der Vogt zu Fardün, in wilder Eigenmacht, mißhandelte das Volk mit ſinnern Tücken und ſchonte ſein Gut und Recht. In Feldern und Aeckern der Bauern ließ er zu jeder Jahrszeit ſein Vieh weiden, undekün-

mert um Schaden. Solches that er auch einem Manne des Thales, Johannes Chaldar (Joan Chialderär). Als derſelbe einſt im Uebermaß des Grimms zwei Roſſe des Burgvogts tödtete, die in ſeinen Saaten liefen, ward er gefeſſelt ins tiefſte Burgverließ geſtoßen. Da ſchmachtete er in Kummer und Krankheit, bis ihn ſeine Verwandte mit ungeheuern Opfern und Geſchenken, nach langer Zeit, wieder erlöſeten.

Als nach dieſem der Burgvogt eines Tages an der Hütte Chaldars vorüberging, trat er hinein, und fand denſelben mit den Seinigen am Mittagsmahl. Der Vogt ſpie höhniſch auf das Eſſen. Zach fuhr Chaldar auf, faßte mit gewaltiger Fauſt den Uebermüthigen, und zwang ihn, die beſudelte Speiſe zu verſchlingen, indem er rief: „Jetzt friß den Brei, den du gewürzt haſt!“ (mallgia sez la pult, cha ti has cundit.) Die Nachbarn ſtrömten zuſammen. Sturm ging durchs ganze Thal. Jeder hatte eine Schmach zu rächen. Die Stärke von Fardün, die feſten Mauern der nahen Bärenburg, wurden unter Blut und Flammen vernichtet.

So ward in einzelnen Gegenden ungerechte Macht gebrochen und Freiheit herbeigeführt. Niemand aber beförderte die Umwälzung geſammter Verhältniſſe ſchneller, als Biſchof Hartmann von Chur, ohne daß er es Willens geweſen.

ertheilen, immer größere Geiſtesgabe von Herzen anwünſchen!

Gegeben zu Rom zu St. Marien der Größern, den 29. Juni 1816, und Unſers Pontifikats XVII. Jahres.

Pabſt Pius VII. *)

---

*) Pius PP. VII. Venerabilis Frater! Salutem et Apostolicam benedictionem!

Postremis litteris nostris polliciti sumus Tibi responsum daturos quamprimum tuis, in quibus, ad hanc Sanctam sedem, nomine etiam caeterorum Poloniae Episcoporum, de societatibus, quas vocant biblicis, retulisti; et quid in hac re agere deberetis, a Nobis studiose postulasti. Nos quidem multo ante id facere voluissemus; sed incredibilis curarum undique succrescentium multitudo efficit, ut usque ad hanc diem petitioni Tuae satisfacere non potuerimus.

Horruimus sane vaferrimum luventum, quo vel ipsa religionis fundamenta labefactantur: adhibitisque in concilium, pro rei gravitate, venerabilibus fratribus nostris, S. R. E. Cardinalibus, quaenam Pontificiae nostrae Auctoritatis remedia ad eam pestem, quoad fieri posset, curandam delendamque opportet futura sint, omni adhibito studio et sollicitudine deliberavimus. Interea gratulamur Tibi, Venerabilis Frater, Teque, ut par est, etiam atque etiam in Domino commendamus, quod in tanto rei Christianae discrimine singula-

Dieser, ein Graf aus dem Hause Werdenberg-Sargans, von unruhigem Ehrgeiz und unternehmend ohne Vorsicht, ging, sobald er Haupt der churischen Kirche geworden (J. 1389), mit großen Entwürfen um. Sein Vorfahr Johannes hatte durch eigenen Reichthum und kluges Haushalten alle Schulden des Bisthums getilgt. Er, dessen Güter und Rechte durchs ganze Hochland verbreitet lagen, immerdar vermehrt durch Ankauf oder Schenkung von Herrschaften, Schlossern, Zöllen und Gefällen mancher Art, besaß nicht fürstlichen Namen nur, sondern auch fürstliches Ansehen und Hoheitsrecht. Die Bischöfe hatten durch Kaiser Karls IV Huld die Macht, Münzen zu schlagen; führten glänzenden Hof und hielten Erbämter an denselben. Die Erzherzoge von Oesterreich waren des Bisthums Erbschenken und genossen dafür Lehen im Tyrol. Im Wappen des Hochstifts, seit in den Kreuzzügen diese Adelszier aufgekommen, ward das Bild des Steinbocks gesehen, welches schon der Victoringen Sinnzeichen vor Karls des Großen Zeiten gewesen sein soll, wie einige sagen, die der Eitelkeit schmeicheln wollen.

Hartmann, im Besitz solcher Macht, und verbunden mit seinem väterlichen Hause Werdenberg, zweifelte nicht an der Möglichkeit, das ganze rhätische Land unter seine Gewalt zu bringen. Es

kam darauf an, die vielen nie einträchtigen Häuptlinge in Hader zu verwickeln, und, nach Erschöpfung ihrer Kraft, gewaffneter Mittler derselben zu werden. Wenige Jahre vor Hartmanns Erwählung war des Bisthums beträchtliches Vitzthumamt des Domleschgs durch Kauf von Jakob Planta an Ulrich Freiherrn zu Rhäzüns gekommen (J. 1357). Rhäzüns, welches nach Eroberung des Landes von den Franken eigene Freiherren gehabt, war seitdem von den edeln Brunnen besessen. Diesen das Vitzthumamt Wildbann und Forst am Oberemserberg und den großen Zehnden von Katzis wieder zu entziehen, belehnte Hartmann damit einen seiner tapfersten Getreuen, den Hans Thumb von Neuburg, einem Schlosse auf dem Fels am Rheinbei Untervatz am Fuß des Calanda. Er unterstützte ihn auch mit Mannschaft und Waffen, erst heimlich, dann offen, als die Brunnen ihr Recht mit dem Schwerd siegreich vertheidigten. Zu früh in den Streit verwickelt, fand sich Hartmann nach fünfjährigem Raubkriege in jener Entkräftung, die er Andern vorbereiten wollte (J. 1366). Die zerstreuten Besitzungen des Bisthums waren von Ulrich dem Brunnen und dessen zahlreichen Verbündeten hart beschädigt, und Treue und Muth der Gotteshausleute nur ihr größeres Unglück geworden. Denn des Hochstifts Herrschaften und Gemeinden, oft von feindlichen umgrenzt, wurden

vielmals der Nachbaren Raub, eh' ihnen Hülfe zu bringen war.

Unvermögend alles zerstreute Gut zu schirmen, ward der Bischof Rathes, seine Angehörigen zu ermächtigen, für eigene Sicherheit Bündnisse mit andern Gemeinden und Landschaften zu schliessen, doch den Rechtsamen des Hochstifts unbeschadet. In der That errichteten die Gotteshausleute der Thäler von Domleschg, Avers, Oberhalbstein und Bergün, kraft ihrer Vollmacht, mit den Unterthanen der Herren von Werdenberg in Schams, Domleschg und Obervaz feierliches Bündniß zu wechselseitigem Schutz und Schirm; das erste des Landvolks im Gebirg (am 11,000 Jungfrauentag 3. 1396). Damit wurden die Bewohner dieser Gegenden, bisher geringgeachtete Knechte, zu einem staatsbürgerlichen Stand erhoben, der vormals unbekannt gewesen. Und ihr Recht zu Bündnissen für die eigene Sicherheit ward in Kurzem ein zweischneidiges Schwerd, bald ihren eigenen Herrschaften so gefährlich, als deren Feinden.

Ulrich von Rhäzüns und seine Freunde, überrascht von dieser neuen Maßregel des Bischofs, säumten nicht, ihm nachzuahmen. Von ihren Unterthanen kräftigen Beistandes sicher zu werden, oder ihnen Mittel zu geben, den verbündeten Gotteshausleuten mit vereinter Stärke zu widerstehen, schloß Ulrich Brunn von Rhäzüns sammt ihnen

mit Johann von Disentis, den Freiherren von Sax nebst deren Leuten in der weitläufigen Herrschaft Belmont, und den freien Männern im Rheinwald einen ewigen Bund. So stieg, wie im Gebiet des Gotteshauses, nun im obern Lande, aus der verworrenen Menge vereinzelter Landschaften, ein verknüpftes Ganzes auf, in staatskörperlicher Gestaltung. Wie man den Bund der Leute, die sich zur Vertheidigung des churischen Oberhirten und seiner Geistlichkeit verbanden, den schwarzen nannte, so ward hinwieder der im obern Lande auf Muntena (in montanis) der graue Bund geheißen; beide vermuthlich nach der Kleidertracht der Genossen. Denn wie die Priesterschaft schwarz, so pflegte die Bauerschaft in ungefärbten Wollenwämsern einher zu gehen.

Verbindungen ähnlicher Art hatten zwar schon seit frühen Zeiten öfters die rhätischen Bischofe, Aebte, Grafen und Freiherren, bald unter sich, bald mit Mailand, dem Bischof zu Sitten im Wallis, den Waldstetten, den Glarnern und andern Nachbarn geschlossen; aber diese neuen Vereine waren dadurch hochwichtig, daß in denselben auch das Landvolk Stimmen empfing und eine Stellung zur Seite der Herren. Der graue Bund auf Muntena hat bald nach diesem einen ewigen Schutzvertrag mit dem Lande Glarus aufgerichtet,

ſich gegen des Biſchofs Anfechtungen ſtärkere Haltung zu ſchaffen (Mon. z. St. Urban, 3. 1400).

Denn Hartmann, immer thätig, mit Schmeicheleien, Umtrieben und Drohungen Freunde zu gewinnen und Feinde zu überliſten, ging von Fehden zu Fehden; ſelten mit Glück, doch nie verzagt. Er griff die Glarner an, ohne Gewinn (J. 1402). Er griff die Herzoge von Oeſterreich an, die ſeinem Stammhauſe Werdenberg viel Leides gethan, und ward in ſeinem Schloß Fürſtenburg im Vinſgau vom Herzog Albrecht überrumpelt und gefangen, bis Jakob von Planta mit den treuen Engadinern ihn befreite (J. 1412).

Kaum war er dieſen Händen entronnen, griffen die Freiherren von Rhäzüns zu den Waffen, um den ehrgeizigen Prälaten ganz zu demüthigen. Sie belagerten die Stadt Chur; doch vergebens, ſo daß ſie ſich endlich noch im ſelbigen Jahre zum Friedensſchluſſe bequemten (J. 1415).

Unermüdet, wie das Unglück, welches alle ſeine Pläne zerſtörte, war auch Hartmann, immer neue zu ſchaffen. So bekriegte er alsbald den mächtigen Grafen von Toggenburg, der mit den Rhäzünſern wider ihn ins Feld gezogen war, und mußte ſich glücklich ſchätzen, daß Glarus den Frieden glimpflich vermittelte (J. 1419).

Merkwürdig iſt, daß dieſer kriegsluſtige Fürſt nicht ſeine ganze Kraft auf Wiedereroberung Rhä-

tens jenseits der hohen Alpen wandte, ungeachtet er durch ältere und neue Verhältnisse die gründlichsten Ansprüche auf jene schönen Länder besaß. Veltlin, Worms, Cläven, Puschlav und Plurs befanden sich jetzt unter der Herrschaft Mailands, wo die Familie der Visconti seit einem Jahrhundert die höchste Macht an sich gerissen hatte. Sie herrschte über die ganze Lombardie und das Genuesische, schwächte sich aber selbst durch Vertheilung der Länder in den Erbschaften.

Seit dem Jahre 1335 walteten dort die Brüder Barnabo und Galeazzo in friedlicher Eintracht. Jeder von ihnen besaß sein besonderes Gebiet um; nur Mailand und Genua sollten nach dem Willen ihres Oheims und Vorfahren Johann Visconti gemeinschaftlich verwaltet werden. Aber die Ruhe der Lombardie schloß sich mit dem Tode des Fürsten Galeazzo, welchen sein Sohn Johann Galeazzo beerbte. Dieser eifersüchtige, grausame und argwöhnische Tirann bemächtigte sich verrätherischer Weise des Barnabo, ließ ihn im Gefängnisse sterben, und suchte mit Gift und Dolch das ganze zahlreiche Geschlecht desselben aus der Welt zu schaffen. Mastino, der jüngere Sohn des unglückseligen Barnabo, entfloh nach Deutschland, um, der letzte seines Stammes, wenigstens das Leben zu retten. Auf der Flucht durch die Gebirge kam er gen Chur, wo er einige

Zeit verweilt zu haben scheint. Gerührt von der Freundschaft, welche er hier genoß, dankbar für die Wohlthaten, mit welchen er überhäuft wurde, schenkte er durch eine Urkunde alle diejenigen Länder, welche ehemals schon zu Rätien gehört hatten, das ganze Veltlin, die Gemeinden Worms und Puschlav nebst Schloß, Stadt und Thal von Cläven und Plurs, an das Bisthum Chur (J. 1404, 29. Jun.).

Hartmann wagte nicht, die Schenkung dem Gewaltsherrn Galeazo oder dessen Kindern mit bewaffneter Faust abzufordern.

Einen schwachen Versuch machte zwar ein Dietägen von Chur, aus dem Geschlechte der Marmels (ums J. 1408); aber Hartmann unterstützte diesen verwegenen Mann nicht, und war feig genug zu erklären, das Dietägens kühne That ohne seinen Willen vollbracht sei. Sieben Männer bemächtigten sich unter Dietägens Anleitung in einer Nacht des festen Schlosses von Cläven, hieben die Besatzung nieder, und setzten sich in Vertheidigungsstand. Sie wurden belagert. Dietägen hatte seinen Freunden Hilfe versprochen, aber, vom Bischof ununterstützt, konnte er sie nicht leisten. Die Sieben vertheidigten sich männlich gegen die Belagerer; aus Mangel an Lebensmitteln verzehrten sie zuletzt das Leder ihrer Schuhe und starben Hungers.

Der Nachfolger Hartmanns in der bischöflichen Würde, Johannes Abundius, war ein Mann, welcher unbesonnen in die gefährlichen Wege seines Vorfahren trat, und büßen mußte, wie er (seit d. J. 1416). Seine erste Sorge ward, sich wider die furchtbaren Glieder des grauen Bundes zu decken. Es gelang ihm, so wie jene mit Glarus vereint waren, auch mit Zürich Bündniß und Burgrecht zu schliessen (J. 1419). Die Stadt Chur, und die Gotteshausleute, mit ihren Vorrechten, traten zugleich in diesen Verein.

Chur, diese alte merkwürdige Stadt, ehemals die Residenz der rhätischen Landvögte, nun die Hofstatt der Fürstbischöfe, hatte ihre uralten Freiheiten bisher, ungeachtet der gefährlichen Nähe des bischöflichen Hofes, mit wunderbarer Festigkeit erhalten. Von jeher war sie von der unmittelbaren und unbeschränkten Herrschaft des Bisthums getrennt, und, als Glied des heiligen Reichs, ein Gegenstand der Sorge mehrerer Kaiser gewesen. Dem ungeachtet blieb sie dem Einfluß des Bischofs in Rücksicht ihrer Angelegenheiten nie ganz entzogen. Hartmanns Ehrgeiz hatte gewagt, diesen Einfluß zu vergrößern, und Johannes Abundius folgte auch hier des Vorgängers Fußstapfen. Da griffen endlich, der Ungerechtigkeiten müde, die Bürger der freien Reichsstadt zu den Waffen, und belagerten des Bischofs Hof,

(J. 1422), welcher, auf der Höhe über der Stadt, von Ringmauern umschlossen ruht. Am dritten Tage wurde der Hof mit Kapitulation eingenommen; die Wuth der Bürger war so groß, daß sie die Gebäude plünderten.

Diese Begebenheit war nicht so bedeutsam durch ihre eigene Größe, als durch ihre Folgen. Zürich von der einen, die gesammten Gotteshausleutz von der andern Seite, warfen sich schiedrichterlich zwischen Stadt und Hof. Vier Männer von Zürich, neun andere gesandt von den Gotteshausleuten, erkannten nun dem Bischof unter anderm zwar Recht zu, den Stadtvogt, Ammann, Vitzthum und Stadtschreiber zu ernennen. die Bestätigung der neuen Rathsglieder, das Munzrecht, den Bezug der Hinterlassenschaft fremder Personen, von denen sich in Frist von einem Jahr und sechs Wochen kein Erbe zeigte, u. dgl. mehr. — Die Stadt hingegen behielt das Recht, ihren Werkmeister (Bürgermeister in spätern Zeiten) selbst zu wählen, Kaufhaus zu haben, in Abwesenheit des Bischofs freies Geleit zu ertheilen, Wittwen und Waisen zu bevogten. u. s. w.

Aber wichtiger, denn alles dieses, ist, daß hier die Gemeinden des Gotteshauses, als besonderer Stand, feierlich anerkannt wurden, welcher, bei ähnlichen Streitigkeiten des Vitthums, Schiedsrichter in Sachen desselben sein konnte.

Sie wurden zu einer höhern Gerechtsame emporgehoben, als die war, nur sich und den Bischof in der Nothzeit eigenkräftig zu vertheidigen.

Doch über der gotteshäuslichen Verhältnisse eigentlichen Zustand, so wie über Beschaffenheit der andern Theile des Hochlandes, über Grenzen, Gerechtsame, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Staatstheile, dürfen wir, bei der Dunkelheit jener Zeiten, bei der Verworrenheit der innern Verhältnisse Rhätiens, keine Erleuchtung hoffen. Auch würde das Forschen nach diesem dankslose Mühe sein; denn schon lag die Zeit vor der Thüre, wo, unter dem Zauberruf der Freiheit, Alles neu umgestaltet wurde, wo das Erstorbene aufblühte, und die hohen Burgen in Trümmern ihren Felsenhöhen entstürzten.

Ein Jahrhundert lang hatte schon Helvetien, das Wunder Europens, seine Unabhängigkeit erfochten; jetzt erst ermannten sich die Rhätier, erhoben ihre gebeugten Nacken, und zerbrachen das Joch der tausendjährigen Sklaverei, würdig, Brüder der edeln Schweizer zu heißen.

Die Folgen, welche die päbſtliche Bulle in Polen hatte, beweiſen, was für Wirkungen ſich

rem zelum exerceueris, eamque fidei labem gravissimumque animarum periculum sede huic Apostolicæ denunciaveris. Et quamquam minime necesse esse videamus, festinanti stimulos admovere, cum Tua jam sponte exarseris ad impias novatorum machinationes detegendas et oppugnandas; pro nostro tamen munere Te etiam atque etiam hortamur, ut, quantum eniti, viribus, consilio providere, et auctoritate possis efficere, præstes in dies impensissime, appones Te murum pro domo Israel.

In hanc finem has ad Te litteras damus, ut nimirum insigni testimonio commendemus tuos istos præclaros conatos, et studeamus tamen, tuam in id pastoralem sollicitudinem sollertiamque magis magisque concitare. Interest quippe summopere communis salutis, omni ope et opera conspirare, ad ea propulsanda, quæ in sanctissimæ religionis nostræ pernicicm ab ejus hostibus parantur: et proinde Episcopalis muneris est, nefarii inprimis consilii malitiam ad oculos, quod jam egregie præstas, fidelium ponere; illudque ex Ecclesiæ præscriptionibus pro ea, qua polles eruditione et sapientia edicere: „Biblia nimirum, opere Hæreticorum impressa, vetitis libris accenseri juxta Indicis regulas (Nro. II. et III.); experimento autem manifestum esse, e sacris Scripturis, quæ

Drittes Buch.

Aufblühen des neuen Freistaats und der drei ewigen Bünde in Rhätien.

(Vom J. 1424—1524.)

1.

Der Oberbund bildet sich.

Im J. 1424.

Während jener von der Welt kaum bemerkten Ereignisse in den höchsten Alpenthälern hatten weit umher Reiche und Staaten festere Haltung angenommen, die Völker ihrer ersten Wildheit entsagt, und den verfeinerten Künsten des Friedens ihre glückliche Muße zwischen Kriegsjahren geweiht. Durch eine Reihe von Entdeckungen, Erfindungen und Zufallen, wenn Verhängnisse des ewigen Weltordners so genannt werden dürfen, waren Denkart, Sitte und Lebensweise der Menschen wunderbar verwandelt. Die ehemaligen Kreuzzüge oder Wanderungen christlicher Heerschaaren, das heilige Grab aus der Gewalt der Ungläubigen zu

befreien, hatten das Abendland entvölkert, aber die Leibeigenschaft gemildert; den Handel mit Asien erweckt, und die Kunst und Prachtliebe des Morgenlandes zu den rohen Europäern gebracht. Die Erfindung der Magnetnadel hatte der europäischen Schiffahrt auf den Meeren eine Kühnheit und Sicherheit gegeben, welche dem Alterthum unbekannt gewesen. Die Entdeckung des Schießpulvers veränderte Kriegskunst, Waffen und Schlachten. Der Araber, Römer und Griechen vergessene Weisheit ward erneuert. Die Fürsten erkannten, und noch besser die Völker, daß Brod und Eisen nicht Alles sei; daß der Geist allein Todtes bewege und wahre Macht gebe. Es entzündete sich eine heilige Begier nach Wissenschaft. Man stiftete Bücherschätze, Gelehrtenvereine, Hochschulen. In Italien sangen schon Dante, Petrarca, Boccaz ihre unsterblichen Gesänge und begrüßten die Ankunft eines hellern Zeitalters, wie einsame Frühlerchen den Lenztag. Bald ward durch Erfindung der Buchdruckerei das Göttlichste, was die Vorwelt gedacht und empfunden, und was der Zeitgenoß ahnete und lehrte, Gemeingut der Welt und Nachwelt; und das menschliche Geschlecht aus den entlegensten Jahrtausenden und Himmelsstrichen ward dadurch eine einzige, große geistliche Haushaltung, in welcher selbst die Todten und

die noch Ungebornen in überirdischer Wechselwirkung und Liebe zu einander traten.

In der Brust des rhätischen Landmanns erhob sich das Gefühl unveräußerlicher Rechte, die kein Fürst, kein Zwingherr dem Sterblichen geben und rauben kann. Jene dem Volk zur Selbstwehr eingeräumten Freiheiten, jene mit ihm von Herren und Grafen errichteten Verträge zum Gesammtschutz, hatten ihm gewiesen, was es werth sei, vermöge und solle.

In allen Uebereinkünften und Bündnissen waren, wie billig, neben herkömmlichen Freiheiten und Uebungen der Unterthanen, die Rechtsame der Oberherren unverändert beibehalten worden. Die letztern übten aber ihre Vorrechte vieler Orten theils selbst, theils durch Amtleute, oft mit so empörender Willkühr, daß der Druck in gleichem Maß unerträglicher ward, als die Gemeinen ihre Würde und Bedeutsamkeit heller einsahen. Der Aufstand in verschiedenen Thälern gegen der Zwingherren Ruchlosigkeit, die Thaten des edeln Camogaskers und des Chaldar waren Frucht dieses Gefühls gewesen. Was einmal sein Aeusserstes erreicht hat, endet von selbst. Es muß mit dem Verderben gesellschaftlicher Ordnungen und Sitten immer erst zum Schlimmsten kommen, ehe das Bessere reifen kann. Nur aus Faulniß geht neues Leben auf. Aber es muß auch noch ein Funke

von Lebenskraft vorhanden sein, der das Todte erwärmen, das Verwesete neu binden und bilden kann. Das ist in aufgelöseten Völkern die Tugend einiger Helden und Weisen. Fehlt sie, zerstäubt der Leichnam.

In den Thälern des obern Landes, die dem Crispalt und dem Ursprung des vordern Rheines zunächst liegen, traten einige der Aeltesten des Landes zusammen, gottesfürchtige, rechtschaffene Leute, und pflogen Rathes, wie allzu großer Ungerechtigkeit abzuhelfen sei, ohne in freventlichem Aufruhr Gehorsam und Ehrfurcht zu verletzen. Sie kamen in einem Walde, zwischen Disentis und dem Städtchen Ilanz, dem ersten ummauerten Ort am städtereichen Rheinstrom, zu Füßen des Berges Mundaun, unterhalb dem Dorfe Truns zusammen; etliche Mal des Nachts, aus Furcht vor Spähern der Vögte und Zwingherren. Denn ungerechte Gewalt ist voll Argwohns, und Grausamkeit immer feig. Da ward Alles in tiefster Heimlichkeit beredet. Und wenn der grauende Morgen den Kreis der Männer schied, theilten sie den Redlichsten in den Gemeinden ihre Rathschläge mit.

Dann sandten die Gemeinden, an einem Tage, aus ihrer Mitte erwählte, achtbare, fromme Leute zu den Oberherren, denselben die schnoden Handlungen und Gewaltthätigkeiten der Burgvögte

und Amtleute zu klagen, und sie demüthig zu bitten, so vielem Jammer und Elend durch treue, liebliche Einigung abzuhelfen, gerechtes und gutes Gericht anzuordnen und unbillige Kosten abzuthun. Denn das Volk sei in großer Verzweiflung, und, helfe ihm niemand, mit Gott zur Selbsthülfe entschlossen.

Die Gewaltsherren erschracken vor dem Ruf, der aus den Wäldern von Truns an sie erging. Der Abt zu Disentis, Peter von Pultinga, ein gottesfürchtiger und kluger Herr, bedacht, sich gegen Ursern und Uri durch nahe Bundesverwandte zu stärken, war der ersten einer, welcher sich für die Sache der Gemeinen entschied, und die jungen Freiherren von Rhäzüns zum Beitritt beredete. Dieselben waren zwar minder der guten Sache geneigt; doch was die Worte des ehrwürdigen Abtes über ihr Gemüth nicht vermochten, wirkte Furcht vor des Volkes Auflauf, und vor Feindseligkeiten des Bisthumes Chur, mit welchem sie noch immer mancherlei Spän' und Stöße hatten.

Ein anderer der Großen war Hans, Graf von Misax, welcher mit dem Bischof von Chur, und dessen Freund, Heinrich von Werdenberg, in Feindschaft lebte; er stand ausserdem schon in bösen Händeln, die zwar geschlichtet, aber noch nicht vergessen waren. Er hatte nämlich, da ihm Herzog

Philipp Maria von Mailand eine schuldige Summe Geldes zu entrichten zögerte, demselben listigerweise die Stadt Bellenz entrissen, und, als er sie nicht behaupten konnte, an die von Uri und Unterwalden verkauft (J. 1422). — Dies alles, und das Andringen seiner Unterthanen, stimmte ihn zur Einwilligung in den Bund; doch behielt er von seinen Unterthanen für sich eigen die im Misoxer-Thale, welche daher erst später (im J. 1496 unter Joh. Jakob Trivulz) dem großen Bunde einverleibt wurden.

Aus dem Hause von Werdenberg herrschten damals zwei Grafen, Hugo und Heinrich, Vettern. Sie befeindeten sich gegenseitig. Hugo schlug sich zum Bunde, theils aus Haß gegen seinen Vetter, theils von seinen Unterthanen genöthigt. Heinrich aber, aufgewiegelt von dem Bischof, spottete der Verbindung, und belegte seine Unterthanen mit noch härterm Zwang; doch konnt' er's nicht hindern, daß wider seinen Willen einige seiner Gemeinden, wie die zu Tschapina, am Heinzenberg, in Thusis, den Thälern von Schams und Rheinwald, der gemeinen Sache ihrer Nachbarn beitraten.

So verschieden die Gesinnungen und Beweggründe der Großen sein mochten, mit welchen sie der Vereinigung Aller nachgaben, eben so einmüthig, rein und fest waren die Herzen des Volks.

Als nun Alles beredet war, kamen alle zusammen an einem Tage, einen neuen Bund aufzurichten. Es kamen der Abt von Disentis, Peter Pultinger, der Ehrwürdige, mit den Gemeinden zu Disentis und Waltensburg; die Gebrüder Hans, Heinrich und Ulrich Brunnen, Freiherren von Rhäzüns mit ihren Gemeinden in Safien auf Tenna und Ueberfaz; Graf Hans von Saz, Ammann und Bürger zu Flanz, mit seinen Gemeinen; die Stadt Flanz; die in den Thälern zu Lugnez und Vals; die in der Grub und zu Flims; Graf Hugo von Werdenberg, Herr zu dem Heiligenberg, Lowenberg, Schlonis; die von Trims und Tamins; die Freien ab dem Flimser-Wald, von Laaz; der Ammann und die Gemeinde vom Rheinwald und in Schams. Thüs, Heinzenberg und Tschavina gesellten sich bald darauf hinzu. Der spätere Beitritt der Thäler Misox und Calanka aber gab dem Bunde seine heutige Gestalt. Er ward der obere geheißen, oder der graue Bund.

Unter einer hohen Linde vor dem Torfe Truns standen alle jene Herren und die Boten der Gemeinden beisammen, und beschworen ihren ewigen Bund im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Sie gelobten vor Allem die Unverletzbarkeit der Uebungen, Rechtsame und Freiheiten des Hochsien, wie des Niedrigsien; treuen Beistand gegen-

seitig am Tag der Noth; freien Handel und Wandel unter sich; Sicherhaltung der Landstraßen; gute Gestalt und Pflege des Gerichts, nach einerlei Satz; gleiche Austheilung der im rechtmäßigen Kriege gemeinschaftlich erworbenen Beute; ohne gemeinen Rath keines andern Aufnahme in den Bund, und Erfrischung desselben durch neuen Eid von einem Jahrzehend zum andern.

So geschah in der Mitte Maimonds des vierzehnhundert vierundzwanzigsten Jahrs. Und der Bund ist geblieben bis in unsere Zeiten. Die gemeinen Zusammenkünfte der Bundesgenossen wurden lange Zeit unter jener Linde gehalten. Ohnweit derselben, auf der Wiese eines kleinen Thals, pflegten sich die Boten an einer hellen Quelle zu lagern, und ihr mitgebrachtes Mahl zu verzehren.

Schlicht, wie die Sitte dieses Hirtenvolks, war die Ordnung desselben; keine Umwälzung, sondern getreue Befestigung billiger Rechtsverhältnisse. Nicht gute Verfassungen machen ein freies Volk; sondern ein der Freiheit werthes Volk macht gute Verfassungen. Was gewesen war, blieb; nur nicht Mißbrauch der Gewalt zur Gefahr der Unschuld und öffentlichen Sicherheit. Jedem ward alle Freiheit inner den Grenzen gelassen, welche durch das Recht der andern längst bezeichnet standen. Diese Freiheit, auch des Unterthans, war groß genug, um ge-

liebt zu werden, und einen Felsenboden theurer, als die fruchtbarste Flur der Fremde zu machen. Was ist Ueberfluß in goldenen Kerkern werth?

Sicherheit und Gerechtigkeit war Seele der Gesammtverbindung, und Zweck aller Verfassung der einzelnen Genossenschaften, wie des ganzen Bundesstaates. In der Mitte der Seinigen, unter seinem Hüttendach, auf seinen Wiesen und Alpen lebte der Landmann, als ein Freiherr, keinem Gesetz unterthan, als welches er selber gebilligt oder von den Vätern genommen hatte; keiner Obrigkeit unterthan, als die von Gesetzen beschränkt oder von ihm selber erkoren war.

Die Haushaltungen eines Dorfes machten ihr freies Gemeinwesen; minderten, mehrten daran, wie es dem Vortheil Aller entsprach. Die Beschlüsse vollzog der, den sie zum Dorfmeister ernannten. Ein großes Dorf, oder mehrere kleine Ortschaften zusammen, meistens alte Genossen eines Pfarrsprengels, machten eine Gemeinde aus, in welcher der Ammann, mit Beirichtern, oder Rathsherren und Geschwornen über bürgerliche Händel und Vergehungen, an manchen Orten sogar über größere Verbrechen Gericht führte. Zur Beurtheilung höherer Streitsachen, peinlicher Verbrechen, und zur Beförderung größerer Unparteilichkeit verbanden sich mehrere Nachbarschaften und Gemeinden in ein Hochgericht. An der Spitze

desselben stand der Landammann, den und dessen Miträthe das Volk des Hochgerichts wählte oder vorschlug. Es war jedes Hochgericht als ein für sich abgeschlossener Freistaat anzusehen, der keinem andern gehorchte, sich selber ordnete und richtete, und Satzungen schuf nach Bedürfniß. Die Gesetze waren nicht geschrieben, sondern in Uebung und Wesen alles Volks gelegt. Der Richter sah nicht den Buchstaben an, sondern das Billige, was vor Gott und Menschen gilt. Danach sprach er. Ungerechtigkeit konnt' ihm mehr Unheil bringen, als er damit stiften wollte; darum blieb er gerecht. In allgemeinen Landesangelegenheiten hört' er den Willen der Gemeinden an; den vollstreckt' er. Sein Fürst war das versammelte Volk des Hochgerichts. — Acht solcher Freistaaten bildeten (nach Hinzutritt der Thäler von Misox und Calanka) den ganzen Verein des grauen Bundes. Dem stand in Rechtssachen der Landrichter vor, welcher, vereint mit fünfzehn Sprechern, noch über bürgerliche Händel, fünfzehn Gulden Werths übersteigend, entschied, wenn sie ihm aus den Hochgerichten vorgetragen wurden. Man hielt dafür, in Sachen, die Leib und Leben angehen, sei, ihres Ernstes willen, in kleinen Freistaaten eher Billigkeit zu erwerben, als im Zwiespalt um zweifelhaftes Eigenthum, wo Fremde parteiloser handeln.

vulgari lingua edantur, plus detrimenti quam utilitatis oriri ob hominum temeritatem," (Reg. IV.); idque eo magis pertimescendum esse in tanta temporum fœditate, quibus omni undique arte et conatu sancta impetitur Religio, et teterrima in Ecclesiam vulnera infliguntur. Standum igitur est salutari decreto Congregationis Iudicis (13. Jun i 1757), Bibliorum versionis vulgari lingua non esse permittendas, nisi quæ fuerint ab Apostolice sede approbatæ, aut cum adnotationibus editæ ex sanctis Ecclesia Patribus.

Speramus sane, avitæ Religionis argumenta, in hisce etiam turbidis rebus, Polonos præbituros fore luculentissima; idque Tua imprimis opera ac cæterorum hujusce regni antistitum, quibus mirifice pro fidei deposito conniti gratulamur in Domino, confidentes universos susceptam de iis opinionem cumulatissime fore expleturos.

Necesse est autem, ut quamprimum mittas Biblia, quæ commentariis subjectis, edidit polonica lingua Jacobus Wnickus, recentumque ipsorum editionem, quæ sublatis adnotationibus, quæ ex sanctis Ecclesiæ Patribus vel ex doctis Catholicisque viris desumtæ erant, in vulgus prodiit, et quid de ea sentias proponas: ut ita ex ipsorum collatione, ac re mature perpensa dignoscatur, quinam errores insidiose ibidem obtegantur, et nos-

Den Landrichter wählten die drei Häupter des Bundes, nämlich der Abt von Disentis, der Freiherr von Rhäzüns und der Graf von Sax. Letzterer ist das Haupt der Hochgerichte Grub, Lugnez und Flims gewesen. Als kein Graf mehr war, ist statt seiner immer ein Landmann gewählt worden, jedesmal zwei Jahre nach einander vom Abt zu Disentis und dem Herrn von Rhäzüns, das dritte Jahr von Flims. Dies kam auf, nachdem die Herren von Sax und Misox untergegangen, ihre Thalschaften aber durch Loskauf frei geworden waren vom churischen Bisthum, welches die Rechte derer von Sax käuflich erworben hatte.

Die Versammlung der zweiunddreißig Bundesboten und ihrer Häupter hatte weder Fug und Macht zu Krieg und Frieden, noch Auflagen oder Gesetze auszuschreiben, wohl aber Vorschläge dazu und Berathung gemeiner Angelegenheiten. Die Entscheidung blieb dem selbherrlichen Volk in den Hochgerichten und den Mehren der Gemeinden.

Dies war die Verfassung des neuen Bundesstaats, welcher sich im obern Theil der rhätischen Gebirge, ohne Gewalt, ohne Blutvergiessen, aus der Natur und dem Herkommen der bürgerlichen Verhältnisse und Uebungen entfaltete. Sie hat sich in spätern Tagen durch Rath und Noth befestigt; geändert wenig. Denn als die Freiherren und Grafen mit der Zeit verschwanden, welche

Richter und Amtleute zu ſetzen und andere Rechte gehabt, trat das Volk, welches dieſe mit Kauf an ſich brachte, an deren Stelle. So iſt es bis zu unſern Zeiten geblieben und nach gewaltſamen Umkehrungen der Dinge immer wieder gekommen. Denn tauſendjährige Gewohnheit iſt gewaltiger, als eiſerne Zepter. Das Land, arm und rauh, kann keine reichbeſoldete Beamte nähren. Den Bewohnern iſt leichter, die Laſt der öffentlichen Sorge unter ſich zu vertheilen. Die Thäler aber, von hohen Bergen aus einander geſchieden, welche ſelten ohne Gefahr, nie ohne Mühe überſtiegen werden, erſchweren durch ihre Beſchaffenheit einerlei Geſetz, Ordnung und Brauch für Alle, und machen Bundesgenoſſenſchaft leichter, als Verſchmelzung aller Theile in ein einziges Ganzes.

2.

Auch der Gotteshaus- und Zehngerichtenbund.

Im J. 1424 — 1449.

Der graue Bund im obern Hochlande an den Rheinquellen war in Rhätien manches Jahr lang der einzige, feſt- und ſtarkgeordnete; kein anderer, wie er, neben ihm. Auch ward er zuerſt den Nachbarvölkern in Welſchland und der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft namhaft. Daher pflegten die Fremden allen rhätiſchen Einwohnern den Namen

der Graubündner zu ertheilen, gleichwie die Helvetier Schweizer geheißen worden sind, um der freien und tapfern Schwyzer willen am See der vier Waldstätten.

Dennoch waren auch die dem Bisthum Chur ergebenen Landschaften in Rhätien längst schon als Gefreite des Gotteshauses angesehen. Denn viele derselben hatten sich in alten Zeiten freiwillig, und mit Beibehaltung großer, wohlhergebrachter Rechte unter den Schirm des heiligen Luzius begeben; viele in spätern Tagen neue Freiheiten erlangt. Zur eigenen Vertheidigung waren diese alle befugt und verbündet. In Streithändeln des Bisthums mit Fremden hatte man sie sogar zuweilen als Schiedsrichter gebraucht. Auch setzten sie sich, unbeschadet gotteshäuslichen Gewalten und Einkünften, eigene Obrigkeit und innere Ordnung. So frei waren sie, daß ihr Herr und Fürst mit ihnen im Pregäll, Engadin und Münster-Thal Bündniß gegen die Herren von Mätsch schloß, und die Gemeinden von Oberhalbstein, Obervaz und Fürstenau, Avers, Stalla und Bergün aus eigener Macht in Schutzverträge mit den Graubündnern traten (J. 1425). Auch haben die Männer des Thals Engadin sammt ihrem Landammann, als sie mit Graf Friederich von Toggenburg bald nach diesem ein Bündniß errichteten, die gesammten Gotteshausleute des

Bisthums mit eingeschlossen (J. 1429). Aus diesem wird erkannt, daß die Landschaften des Gotteshauses unter einander auf mannigfaltige Weise vereinigt gewesen sind, ohne daß wir eine förmliche Urkunde ihrer Gesammtverbindung kennen. Ihre innere Verflechtung ist früher begonnen worden, als jene auf den Wiesen von Tavanosa unter der Linde von Truns; aber später und nur theilweis vollendet.

Der Geist des gotteshäuslichen Bundes ist aber derselbe gewesen, wie der des grauen: Gerechtigkeit und Sicherheit. Auch die innere Verfassung der Dorfschaften, Gemeinden, niedern Gerichte und Hochgerichtsschaften, war im Allgemeinen hier, wie dort und im übrigen Rhätien. Sie ist ohne Zweifel den ältesten Zeiten der Franken oder Gothen entstammt, und beibehalten, als bequeme, einfache und nützliche Beförderung des gemeinen Wesens. Nur darin war der Bund der gotteshäuslichen Landschaften von dem obern Bund verschieden, daß in jenem die vielmächtigen Grafen und Herren mangelten, oder geringern Einfluß behielten, als bei den grauen Bündnern. Auch hatte der Gotteshausbund keinen Landrichter, wie diese, sondern nur einen Vorsteher mit geringerer Vollmacht, welchen man nachmals undeutscherweise Präsident geheißen. In alten Zeiten ist im-

mer der Stadt Chur erster Bürgermeister zugleich Bundesvorsteher gewesen.

Unter den eilf kleinen freien Staaten oder Hochgerichten, welche sich zum Gotteshausbund zusammenschlossen, ward die alte Reichsstadt Chur mit einigen benachbarten Ortschaften, als ein eigenes Hochgericht, und als das vornehmste im Verband der übrigen geachtet. Denn sie genoß unter Kaisern und Königen, als Hauptsitz der höchsten Amtleute und Mittelpunkt des Handels über die rhätischen Alpen, jederzeit großer Gnaden und Freiheiten, hatte streitbares, gewerbfleißiges Volk inner seinen Mauern, und vor den Bischofen des Landes minder Scheu, denn entlegenere Orte. Das ist beinahe immer Schicksal der Kirchenhäupter gewesen, daß sie von Augenzeugen ihres häuslichen Lebens und ihrer Sitten eben so wenig geachtet, als von Entfernten, zu denen nur die heiligen Mahnungen kamen, abgöttisch verehrt wurden. Chur hat von den Kaisern, bald nach Entstehung der rhätischen Staatenbünde, gleich andern Städten des Reichs, Befugniß empfangen, die Reichsvogtei an sich zu nehmen, hohe und niedere Gerichtsbarkeit zu üben, ihre Bürgerschaft in Zünfte zu vertheilen, in ihrem Gebiet Gut und Zins mit Steuer zu belegen, vom Wein die Hälfte des Umgelds zu beziehen, und sogar Münzen zu prägen (S. 1489).

Am ſpäteſten von allen rhätiſchen Landſchaften traten diejenigen unter ſich in Gemeinſchaft, welche unter der Vormündigkeit des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg, des Urenkels von Donat von Vaz, lebten (J. 1439). Engadin gehörte nicht zu ihnen; aber doch war mit dieſer Landſchaft, in deren Namen Konrad von Planta handelte, der Graf von Toggenburg in Bündniß. Als derſelbe aber um dieſe Zeit ohne nahe männliche Erben ſtarb, und ſich um ſeine weitläufige Hinterlaſſenſchaft in Helvetien Krieg unter vielen Anſprechern erhob, benutzten die Unterthanen im Hochgebirg den Augenblick klug und glücklich. Sie nannten ſich Freigelaſſene durch den Tod des kinderloſen Friedrichs, und die Männer von Davos, Klöſters, Kaſels, Schierſch und Seewis, vom Chorherrengericht zu Schierſch, von Malans, Mayenfeld, Bellfort, Churwalden, Auſſer- und Inner-Schalfik, vereinigten ſich ſogleich, und ſchloſſen feierlich am Freitage nach Frohnleichnamstag 1436 ein ewiges Bündniß. Sie gelobten einander Beiſtand in Noth und Tod, auch Einheit und Untheilbarkeit des Bundes zu behaupten gegen die Erbbaren; ferner, daß keiner den andern belangen wolle auſſer Landes; daß keiner ohne Zuſtimmung des Ganzen in Bündniſſe trete, und jeglicher ſich dem Ausſpruch der Stim-

mennmehrheit unterwerfe; daß nach zwölf Jahren die Urkunde dieses ewigen Vereins neu beschworen, und die Bundestage alljährlich gehalten werden sollten.

Dieser neue Bund in Rhätien geschah aber nicht, um rechtmäßigen Erben das Eigenthum zu schmälern, sondern vor den Gräueln eines Erbfolgekriegs und dem Verderben eigener Rechte bewahrt zu bleiben. Was nach entschiedener Sache jedem zukam, weigerten die Biedermänner keinem. Darum blieben die churischen Lehen Wineck und Schalfik auch im Bunde, als solche geachtet, da sie an das Haus Montfort übertragen wurden (J. 1439); gleichwie an dasselbe und Monfaz die Gerichte Davos, Klosters, Belfort, Churwalden und Langwies fielen, und die Herrschaften von Maienfeld und Aspermont andere Herren bekamen. Die Erben ertrten die Tugend und Klugheit des Gebirgsvolks; genehmigten demselben zu Davos gestiftete Bundesschaft, und traten, als Herren, willig in die Vereinigung mit den Unterthanen, ohne zu zürnen, daß ihnen damit manches kleine Vorrecht beschränkt ward. Manches neue bewilligten sie in der Folge den wackern Leuten, also daß nach wenigen Jahrzehnden in den meisten Gerichten sogar kein Landvogt mehr von den Oberherren, ohne mit Rath und Einwilligung der Gerichte, gesetzen werden konnte.

Diese jüngste Bundesgenossenschaft bestand aber aus eilf Hochgerichten, bis sich siebenzig Jahre nach dem Schwur zu Davos diejenigen Leute im Gericht Schiers, welche der Chorherren zu Chur angehörige Leute waren, von der Leibeigenschaft loskauften. Da vereinigten sich dieselben den übrigen Freien zu Schiers und Seewis. Und aus der Genossenschaft der eilf Hochgerichte ward, mit Abgang des Chorherrengerichts, der Zehngerichtenbund. Immer ist an der Spitze desselben ein Bundeslandammann gestanden, die Leitung des gesammten Vereins zu führen. Wie in beiden andern rhätischen Eidsgenossenschaften, war auch hier jedes der Hochgerichte selbständig in Verfassung, Gesetzgebung und Gericht; keinem andern Rechenschaft schuldig. So groß war die Gewalt, daß Ammann und Beirichter der Gemeinden, selbst in bürgerlichen Rechtshändeln und Streitsachen um Eigenthum, letzten Ortes richten konnten, und keine höhere Behörde anzurufen war.

Dies war der Ursprung der drei Bundesstaaten im hohen Rhätien; in allen eine treue Vergesellung einzelner Haushaltungen und Nachbarschaften, die, mit verschiedenen Freiheiten und Einrichtungen, ihrer Sicherheit willen zusammentraten. Das Entstehen solcher Freilandschaften war einfach, wie das Wesen der ersten gesellschaftlichen Verbindungen. Rechte der Unterthanen und Herrschaften

ſtießen in ſeinen Begrenzungen zuſammen, ohne einander zu verletzen. Fromme Ehrfurcht für das Alterthum gab keinen Neuerungen Raum, welche nicht mit dem Herkömmlichen in freiwilligem Einklang ſtanden.

Alſo geſchah, daß auf einem Flächenraum von ungefähr hundert Geviertmeilen, mit kaum hunderttauſend Seelen bevölkert, mehr denn hundert verſchiedene Verfaſſungen beiſammen beſtanden. Man erblickte ſie, von geſetzloſer Ältherrſchaft der Menge an, aufſtufend, bis zur ſelbſtherrlichen Alleingewalt eines Einzigen; der Unterſuchungen eines Ariſtoteles oder Montesquieu würdig. Nichts hatte die Kunſt gethan, Alles in bunter und reizender Wildheit die Natur, wie ſie die feuervolle Traube Italiens, Granaten- und Feigenbaum wild zieht am Fuß der Alpen, und an deren beſchneiten Gipfeln die Federn Sibiriens, die Kräuterweiden Novaja Semla's und Grönlands pflanzet.

So mäßig auch die Forderungen der Bewohner in den bundesverwandten Thälern geweſen waren, ſahen doch einige der bisherigen Großen das Aufkommen einer Volksmacht neben der ihrigen bald ungern, und glaubten ſich in ihrer Hoheit bedroht. An Widerſpruch und Widerſtreit einander durchſchneidender Rechte konnt' es kaum fehlen. Und hätten ſie gefehlt, Ehrgeiz oder Habſucht würden ſie erfunden haben.

4.

Befehdung des Thales Schams von den Rittern des schwarzen Bundes. — Viele Gegenden kaufen sich frei.

Im J. 1450 — 1470.

Die Grafen von Werdenberg hatten schon vor dem Bundesschwur zu Truns, wegen bischöflicher Lehen im Thale Schams, wegen eigener Leute im Domleschg, wegen des Vogelmals auf dieses Thales Alpen, und anderer Ursachen willen mit dem Bisthum Chur mannigfache Widerwärtigkeit gehabt, die, obschon einmal beigelegt, immer wieder erneuert wurden. Als Kaiser Sigmund einst gen Feldkirch kam (J. 1431), traten die Grafen zu ihm, und baten um seine Entscheidung. Er sprach ihnen mehr zu, als ihnen gebührte; geben anderm auch den Besitz der Grafschaft Schams und des Rheinwaldes, des Schlosses Bärenburg im Schamser-, des Schlosses Ortenstein im Domleschger-Thal. Die Leute zu Schams aber verweigerten, nach mehrjähriger Freiheit, einem Herrn, den sie nie gehabt, zu huldigen. Sie wurden vom Kaiser in Acht, vom Papst in Bann gethan, weil sie dem Machtgebot des Reichsoberhauptes Gehorsam weigerten, und dem grauen Bund zu entsagen widerspenstig blieben. Doch focht sie dies wenig hinter ihren Felsen an. Erst, als die schweizerischen

Der Primas, Erzbiſchof von Gneſen, nämlich hatte ſich ſchon im Jahr 1814 der Stiftung einer Bibelgeſellſchaft in Warſchau, zu der ſelbſt katholiſche Biſchöfe treten wollten, lebhaft widerſetzt. Da aber nachmals Gneſen an Preußen abgetreten ward, verlor der Erzbiſchof ſeinen Einfluß, oder man hörte doch auf, ſich vor ſeinem frommen Zorn zu fürchten. Und im Mai 1816 ſtiftete man wirk-

---

trum de hac re judicium ad rectae fidei incolumitatem pronunciemus.

Perge ergo, Venerabilis Frater! tenere viam sanctissimam, quam instituisti, praeliari videlicet assidue praelia Domini in Doctrina sacra, populosque Tibi concreditos monere, ne in laqueos incidant, qui sibi in perennem ruinam parati sunt. In abs Te atque caeteris istis Episcopis, quos etiam nostra haec spectat epistola, praestolatur ecclesia; id nos expectamus studiosissime, qui conceptum ex novo genere Zizaniorum, quae inimicus homo supersemvinat, maerorum jucundissima hac spe levari quodammodo sentimus; ac majora semper Tibi ipsique Co-episcopis in Dominici gregis bonum, charismata Apostolica benedictione, quam Tibi illisque impertimur, adprecamur ex corde.

Datum Romae, apud S. Mariam die 29. Junii anno 1816, Pontificatus nostri XVII.

Pius, P. P. VII.

Eidsgenossen der Waldstätte bewaffnete Vollstreckung der kaiserlichen Acht drohten, heuchelten sie eine Huldigung, die sie zugleich verspotteten. Es wurden die Grafen darum nicht mächtiger bei ihnen. Die rauhe Natur eines armen Bergvolkes vereitelt alle Künste eines herrschsüchtigen Stolzes, es zu unterdrücken. Man tödtet die Freiheit nicht mit dem Schwerd, man kann sie nur mit den Lastern des Wohllebens vergiften. Dazu waren die Herren nicht reich genug. Das Volk blieb ihnen trotzig.

Dieser Störrigkeit wegen erbittert, verband sich Heinrich von Werdenberg mit andern Herren in Rhätien, die, gleich ihm, mit dem neuen Wesen der Volksbünde unzufrieden geworden. Die Adelichen trugen damals schwarze Kleider; darum hieß man auch ihre Gemeinschaft den schwarzen Bund. Auch Heinrich von Heunen, Bischof von Konstanz, der dem Bischof Conrad von Chur das rhätische Bisthum durch Vertrag abgenommen hatte, trat dazu; selbst früher Heinrich von Rhäzüns, meineidig gegen den grauen Bund, dem er als Genoß angehörte. — Der Werdenberger rüstete nach diesem in der Grafschaft Sargans viel Volks, und sandte dasselbe, unter seinem Hauptmann Hans von Rechberg, über den Kunckelsberg durch die Bergschlucht hinab, über Rhäzüns und den Heinzenberg ins Schamser-Thal. Damals war noch die uralte Straße des

Heinzenbergs üblich; der Weg durch die Beraſpaltung von Rongella, nachmals Via mala geheißen, nicht vorhanden (J. 1450). Der ganze Zug ward in einer einzigen Nacht gethan. Heinrich von Rhäzüns hatte ſeinen Unterthanen bedeutet, ſie ſollten nächtlichen Geräuſches nicht achten; er würde mit andern Rittern zur Jagd reiten.

Als die Schamſer am Morgen erwachten, ſahen ſie die Ausgänge ihres Thals beſetzt, und die Kriegsknechte der Schwarzen im Beſitz der Bärenburg. Dieſe erhob ſich halb im Schutt ohnweit dem engen Bergſch'und, durch welchen der Hinterrhein über Felſen aus dem Rheinwald hervorbricht. Dort ſtürzt der Averſer Bach über Klippen und zerſplitterte Lärchen herab, daß die Wellen, von der Macht des Falles in graue Nebel zerſchellt, emporſtäuben. Alles Volk lief mit wüthendem Geſchrei zu den Waffen und hieher. Von Savien kamen gerufen die treuen Nachbarn über den Felſenkamm des Gebirgs, welches an den Piz Beverin rührt, deſſen Gipfel bei neuntehalbtauſend Fuß hoch in die Wolken ſteigt. Es ward groſſer und blutiger Kampf; Rechbergs Volk geſchlagen, zerſtreut. Was davon in die erhabenen Einoden des Rheinwalds flüchtete, fiel von deſſen Bewohnern erſchlagen. Wenige entkomen mit dem Leben; Hans der Rechberger ſelber nur mit

Noth. So straften die Brüder Thaldars Hinterliſt und Ueberfall der Herren.

Der geſammte graue Bund ward nun laut und erhob ſich. Werdenbergs Schlöſſer in Domleſchg wurden alsbald zerſtört; ſeine Gebiete bis Ragaz verwüſtet; erſt folgenden Jahrs die Bedingungen des Friedens gewährt. Keine der zerſtörten Burgen, auſſer Ortenſtein im Domleſchg, ſollte wieder erbaut werden. Der Biſchof entfloh nach Konſtanz, und wurde durch den Gotteshausbund, welcher fremder Pflege des Biſthums müde war, entſetzt. Das ſchwerſte Gericht aber erging gegen den eidbrüchigen Freiherrn Heinrich von Rhäzüns. Sie fingen ihn in ſeiner Burg, ſchleppten ihn auf das Schloß Valendas und verurtheilten ihn, enthauptet zu werden. Unerſchrocken vernahm er im Kerker den Spruch der Richter; nur fürchtete er martervolles Ende, denn er war ſehr fett. Da zeigte ihm der Scharfrichter im Gefängniß das Schwerd, und blies ein Haar dagegen, daß es vom Anhauch zerſchnitten wurde. Aber ſeiner treuen Knechte einer trat hinaus zum Volk, und bewirthete daſſelbe köſtlich von Heinrichs Reichthum, als auf deſſen Befehl, indem er ſprach: „Der Herr war euch immer hold, und will euch gütlich thun zum letztenmal.“ Als nun das Volk frohen Sinnes ward neben den Bechern Weins, rühmte der treue Diener die Freigebigkeit

ſeines Herrn, und entſchuldigte ihn, daß er ſich habe verführen laſſen vom ſchwarzen Bunde. Da wurden die Herzen der Ergrimmten weich, und ſie begnadigten den Verdammten, der auf den Knien vor ihnen dankte und dem ſchwarzen Bündniß abſchwor. Wenn ein Fürſt bei heiterer Laune das Todesurtheil eines Verbrechers vernichtet, iſts, wenn nicht gerecht, doch menſchlich ſchön. Warum ſollte man's, als Schwäche, tadeln, wenn ein Volk im frohen Augenblick dem beſiegten Feinde lieber Großmuth als ſtrafende Veracktung beut?

Das Schickſal des Freiherrn und der Ausgang von Werdenbergs Unternehmen ſchreckte die übrigen Mächtigen im Gebirg. Keiner wagte ferner Ungebührliches zu begehren, oder Mißbrauch der ihm erlaubten Gewalt. Des Volkes Hoheit offenbarte ſich, da es durch die Boten ſeiner Bünde über Bundesglieder und Genoſſen richtete; über Herrſchaften inner den Bundesbezirken, ſelbſt über den Biſchof zu Chur Recht ſprach. Dieſe Macht ging aus den Geſetzen der Bundesſchaft. Höher als das Geſetz ſtand Keiner, noch war ein Einzelner ſtärker denn die Geſammtheit. Mit Schrecken ſah der Stolz des Adels dieſe Frucht der Bundesgenoſſenſchaft. Billiger hätt' er die Mäßigkeit des Volks bewundern ſollen, welches weder durch Furcht vor fremder Gewalt, noch durch Reiz des Glücks oder Zornes verführt ward, die Schranken einfacher

Gerechtigkeit zu überschreiten. Es ging nach vollbrachtem Werk aus einander, friedsam großmüthig, ohne nach gemeiner Hoffluahheit den Sieg zu benutzen, und anderer Edelleute landherrliche Rechte zu schmälern, welche gemeiner Freiheit gefährlich werden mochten. Der Mensch kann schlecht sein; die Menschheit ist gut. Darum wird der einsame Böse nicht sich Ruchlosigkeiten, ohne Scham, verzeihen, vor denen er, im Volke stehend, erröthen müßte. Darum ist das Volk, sich selbst überlassen, gut, weil jeder Einzelne Scheu hat, im Angesicht Aller schändlich zu sein. Aber die Führer des Volks sind oft verbrecherisch, wie die Führer der Könige, indem sie zwar nicht das ewige Rechtsgefühl vertilgen können, doch den Verstand verwirren und blenden.

Univ. Bibl. München

Viele von den unzufriedenen Großen in Rhätien, zu stolz, von Unterthanen und Bauern-Gesetz oder Recht zu nehmen, zogen lieber aus dem Lande und verkauften ihr Gut. Die Grafen von Werdenberg veräußerten, was sie an Grundstücken und Leuten, Alpen, Fischereien, Fall und Gelaß, Zwing- und Bannherrlichkeiten, hohen und niedern Bußen und andern Genüssen in den Herrschaften zu Schams und Oberhalb besaßen, Alles an Bischof Leonhard von Chur (J. 1458). Bald aber kauften die Leute zu Schams die gesammten Herrschaftsrechte vom Bisthum an sich und wur-

den völlig Freie. Früher ſchon hatten dies auch die Leute zu Laax gethan (J. 1424). Ortenſtein in Domleſchg, welches die Werdenberger allein behalten hatten, kam nach dem Tode Georgs, des letzten von dieſem Geſchlechtszweige, in die Hand der Tſchudi von Glarus, von denen ſich die Gemeindsgenoſſen nachher durch Kauf löſeten. — Eben ſo gewannen bald die zu Flims und und Lugnetz (J. 1527) und in der Grub (J. 1538) vom Bisthum Chur jene Hoheitsrechte, welche daſſelbe von dem verſchwenderiſchen Graf Peter von Miſox gekauft hatte, dem auch die Güter der ausgeſtorbenen Herren von Belmont zugefallen waren. Lange zuvor (J. 1429) war das Haus der Brunnen zu Rhäzüns mit Ulrich, dem letzten ſeines Geſchlechts, untergegangen. Deſſen Gut daſelbſt und Recht iſt durch mancherlei Handänderung darauf an die Herzoge von Oeſterreich gekommen, welche die Herrſchaftsbefugniſſe bis zu unſern Zeiten durch ihre Geſandte oder Verwalter üben lieſſen. — Als das alte Schloß von Hohentrins durch Unglück in Feuer aufging, wo die Freiherren von Heunen in Völlerei und Ueppigkeit wohnten — ſie hatten ihre meiſten Güter ſchon, doch mit Vorbehalt des Einlöſungsrechtes an die Landleute verpfändet — gingen alle Urkunden mit daran hängenden Rechten verloren. Die Burg richtete ſich aus der

Asche nie wieder auf. Die Leute von Bergün, Filisur, Latsch, Stühls und Remüs kauften (J. 1537) sich vom Bisthum Chur aus, an welches sie seit dem Abgang der Edeln von Greifenstein gediehen waren; Flims zahlte (J. 1538) seine Unabhängigkeit denen von Schauenstein.

So lösetèn sich überall die Gemeinden, wo sie konnten, früher oder später von den Herrlichkeitsrechten des Adels ab; nirgends mit Empörung und Gewalt. Sie benutzten die Verschwendungen und Verlegenheiten ihrer Herren. Redlichkeit und Einfalt des Lebens war in den Hütten der Landleute; darum wurden, darum blieben sie frei. Und mit Entfesselung einzelner Gemeinden von fremder Hoheit erstarkte die Unabhängigkeit und Freiheit gesammter Bundesschaft. In den Thälern wohnte Friede, Zufriedenheit und Freundschaft mit Nachbarn; so im Norden mit den schweizerischen Eidsgenossen, so im Süden mit den Herren in der Lombardei. Zu Mailand waren damals die Visconti noch gewaltig. Sie ertheilten den benachbarten Leuten im Pregäll, Engadin, Schams und Oberhalbstein jährlich Ankauf bestimmter Mengen Getraides und Weins für ihr Bedürfniß und zollfreie Abführung derselben. Die Gunst ward ihnen Allen lange, am längsten den Pregällern gewährt.

4.

Der Bünde Verein zu Vazerol.

J. 1471.

Die drei Bundesſtaaten im rhätiſchen Hochgebirg, wiewohl einander durch Schickſale und Verfaſſungen eng verwandt, waren jedoch unter einander geraume Zeit nur durch theilweiſe Gemeindsverträge verknüpft. So ſtanden ſchon ſeit faſt hundert Jahren die bisthümlichen Unterthanen in den Thälern von Domleſchg, Oberhalbſtein, Avers und Bergün mit den werdenbergiſchen Angehörigen zu Obervaz, im Domleſchger- und Schamſerthale zuſammen (J. 1396). Und dieſe Einigung, welche zuerſt Biſchof Hartmann einſt gerathen, wie ich erzählt habe, war nachmals vom Oberbunde im andern Jahr ſeiner Entſtehung feierlich bekräftiget worden (J. 1425). Ein Jahr noch vor derſelben hatten ſich die Gemeinden des Domleſchgs und Heinzenberges ſammt den Leuten der Herrſchaft Rhäzüns mit Eiden verbündet (J. 1423). Als Friedrich von Toggenburg für ſich, und die eilf hohen Gerichte unter ihm, mit dem Engadin den Freundſchaftsvertrag geſtiftet, in welchen die Engadiner den geſammten Gotteshausbund eingewebt hatten, war durch ſolches Band dieſer mit dem Gerichtenbund zuſammengeſchloſſen (J. 1429). Feſter und allgemeiner ward

diese Verknüpfung ein Jahrzehend nachher, da der gesammte Gotteshausbund und der Eilfgerichtenbund in der Stadt Chur durch ihre Boten sich Treue und Beistand gelobten (J. 1450). Die Bürger von Chur sammt den Vierdörfern hatten mit dem gesammten Bund der Grauen ähnliche Hülfs- und Freundschaftsverträge errichtet (J. 1440). Und mit derselben Herzlichkeit folgten der graue und der Gerichtenbund nachmals unter sich den Beispielen der Vorangegangenen (J. 1471).

Ohngefähr auf dieselbe Weise ist die Eidsgenossenschaft der freien Länder und Städte im helvetischen Gebirg geworden. Je nachdem Noth oder Klugheit die schweizerischen Orte antrieb, verbanden auch sie sich einzeln, so daß sie zwar endlich alle, gleich Gliedern einer verwickelten Kette zusammen hingen, aber durch keinen gemeinschaftlichen Vertrag ein wohlgeordnetes Staats-Ganzes wurden. Hierin sind die schweizerischen Freistaaten von der rhätischen Eidsgenossenschaft übertroffen worden.

Im Mittelpunkt aller rhätischen Thäler liegt im Gericht Belfort, zwischen fruchtbaren Wiesen und Alpenhöh'n, das Dörflein Vazerol. Im tausend vierhundert einundsiebenzigsten Jahre reiseten die Boten der Gemeinden und Hochgerichte sämmtlicher drei Bünde hieher zusammen, festen Verein für Alle zu bereden. Dahin kam Ortlieb

von Brandis, Bischof zu Chur, der sein Bisthum zweiunddreißig Jahre lang stark und klug geführt; der Abt von Disentis, Johannes Schneck; Niklaus Graf von Zollern, als Herr zu Rhäzüns, Erbe der ausgestorbenen Brunnen; Peter von Misox, Graf von Sax, und mancher andere. Herren und Landleute von gleichen Rechten traten ohne Gepränge zusammen. Die Größe der Handlung gab ihr die Würde. Gottesfurcht im Eide galt statt todter Feierlichkeit, und Eintracht und Ordnung statt Gepränges.

Es ist möglich, daß die Verfassungen vieler andern Völker bewundernswürdiger sind durch scharfe und vorsichtsvolle Berechnung des Gegengewichtes der Gewalten, oder durch sinnreiche Zusammenfugung gesammter Staatstheile, um Leidenschaften ehrgeiziger Herrscher oder eines verderbten Volks zu umschränken. Aber bewundernswerth ist der Geist des vazerolischen Bundesbriefs durch die erhabene Einfalt, in welcher er minder den Lastern der Menschen begegnet, als die Tugenden derselben anspricht. Er ist ein Hauch der Natur, rein aus dem Wesen der bestehenden Ordnungen und der einfachen Sitten der Zeit hervorgegangen.

Was jeder Haushaltung, jeder Gemeinde, jedes Hochgerichts, jedes einzelnen Bundes letzter Zweck gewesen, ward höchstes Ziel des rhätischen

lich zu Warschau die längst entworfene Gesellschaft. Fürst Czartorisky wurde ihr Präsident; Vizepräsidenten wurden drei katholische Bischöfe (von Kalisch, Krakau und Kulm) und ein unirter Bischof. Directoren der Gesellschaft wurden zwölf angesehene Männer, unter welchen nur drei Protestanten waren. Binnen wenigen Tagen hatte man Unterschriften für 5000 polnische Gulden beisammen. Man war eben im Begriff öffentlich aufzutreten, als der Primas und die Bulle des Pabstes dazwischen kamen.

Zufällig war der reisende Prediger Pinkerton aus England in Polen. Er hatte sich, wegen der Gesellschaft, von Posen nach Warschau begeben, wo damals auch Kaiser Alexander von Rußland anwesend war. Pinkerton bat den Kaiser um Schutz für die Gesellschaft gegen die päpstlichen Machtsprüche und des Erzbischofs Einmischungen. Und Kaiser Alexander gab nicht nur die huldvollsten Versicherungen seines Schutzes für eine so wohlthuende und heilige Sache: sondern er selbst stellte sich an die Spitze der polnischen Bibelgesellschaft.

Fortan verstummte der Bischof von Gnesen, und das päbstliche Schreiben blieb ein todtes Denkmal des Zeitalters für die Geschichte desselben.

So geht das große Unternehmen seinen festen,

Staatenvereins. Sicherheit von aussen, Gerechtigkeit von innen; möglich gröſter Vortheil Aller, bei möglich geringſter Freiheitsaufopferung Einzelner. Jeder Herr, jedes Gericht, jedes Dorf, adelich und unadelich, ward bei seinen Rechtsamen geschirmt; dem Handel und Wandel sichere Straße, Verbrechern keine Freistatt geöffnet; zufälligen Todtschlägern gewohntes Gericht gegeben. Wo in Zukunft Zween im Hader Schwerd zuckten, durfte kein Dritter Theil nehmen, wenn der Verwundete ihm nicht blutverwandt war bis in den dritten Grad.

Alljährlich mußte zu Chur, Ilanz oder Davos gemeiner drei Bünde Tagsatzung gehalten werden. Die Boten sollten dahin die Aufträge ihrer Gemeinden und Gerichte bringen; was sie beschlossen, nur durch Einwilligung der Gemeinden in Kraft erwachsen.

Der allgemeine Bundestag hatte nur Vorschläge; das selbherrliche Volk in den Gemeinden deren Genehmigung oder Verwerfung. Mehrheit des öffentlichen Willens entscheidet. Was zween Bünde annehmen, dem folgt der dritte. Im Streite zweier unter einander ist der dritte Schiedsrichter. Im Streite zweier gegen den dritten sollen von den zweien sechs ihrer Bundesleute freigemachte Männer, eben so viel vom dritten zu Schiedsrichtern erkoren werden; geriethen

aber alle drei Bünde wider einander in Spann, müssen drei auch vier achtbare Leute jeglichen Bundes, erkoren, ihrer Bundeseide freigesprochen, richten; die Mehrheit der Stimmen entscheidet dann. Sollte jedoch die Mehrheit fehlen, stand den drei Bünden zu, gemeinschaftlich einen Obmann zu ernennen, wo es sie irgendwo gut dünken möge. Kein Bund durfte allein Krieg anheben, oder Frieden schliessen, ohne die übrigen. Zum Kriege sollte auch gemeines Gut steuern. Was erobert wird, gehört Allen. — Dieser Bund sollte gelten, so lange Grund und Grath stehen; doch mag er, nach dem Bedürfen der Zeiten, ohne Gefahr der Eidesverletzung, verbessert werden. Niemand konnte demselben beitreten, ohne den Willen Aller.

So wurden durch den Schwur der Boten zu Vazerol alle Freistaaten und Herrschaften des rhätischen Hochlands in einen grössern Gesammtstaat vereint. Vieles, sonst zu Rhätien gezählt, war aber nicht in diese Bündnisse gekommen; wie das Thal Veltlin, die Grafschaften Cläven und Worms; desgleichen nicht die Gotteshausleute im Vinstgäu und untern Münster-Thal; die Leute der Herrschaft Taraspy, deren Schloß hoch auf dem Gipfel schroffer Felsen im untern Engadin gelegen ist; auch Pfäffers nicht, und die Graf-

und Herrschaften von Sargans und Werdenberg, Sax, Montfort, Hohenems, Bregenz und andere. Selbst die kleine Herrschaft Haldenstein zwischen den Felsen des Calandagebirgs und dem Rhein, der Stadt Chur gegenüber, mitten im Gebiet der Bündner gelegen, war dem rhätischen Staatenverein fremd geblieben. Niemand ist zum Beitritt gewaltthätig genöthigt worden. Die Freiheit, welche sich ein jeder wünschte, achtete er an andern. So ist gekommen, daß der Herr zu Haldenstein, indem er der drei Bünde Schirmherrschaft über sich erkannte, freie Gewalt behielt über seine Unterthanen im Dörflein Lenz unterm Schloß und auf den Bergen. Sie blieben ihm in Leibeigenschaft mit großen und kleinern Zehnten verpflichtet; und aus drei Männern, welche sie vorschlugen, setzt er ihnen allezeit einen Vogt, der mit zehn Rechtsprechern in bürgerlichen und Ehesachen über sie urtheilte. In peinlichen Fällen ward Zuzug aus Chur und Trimmis in ihr Gericht genommen; Begnadigungsrecht aber gehörte allein dem Herrn zu.

5.

Die ersten Kriege der Bündner.

Im J. 1472 — 1476.

Durch Eintracht stark zur Hut eigener Rechte, war das Volk der drei Bünde mächtiger, den

Nachbarn wider ungerechte Gewalt zu helfen, wann alte oder neue Verträge Beiſtand geboten. Kaum waren vier Jahre ſeit dem Tag zu Vaserol verfloſſen, zogen ſie ſchon in dreifachen Krieg aus.

In den Gebirgen von Wallis, jenſeits des Criſpalt und der Furkahöhen, hatte ſich gewaltiger Streit erhoben. Dort genoſſen die Bewohner der Thäler, von den Quellen der Rhone bis zum kleinen Fluſſe Morſa, laut Walſerrecht, einer uralten Unabhängigkeit, die ſie wider des Hauſes Savoyen anſchwellende Macht in einer Bundesgenoſſenſchaft von ſieben Freiſtaaten oder Centen wohl verwahrten. Als aber Biſchof Johann Ludwig von Genf, ein Bruder des Herzogs von Savoyen, mit großer Macht wider ſie auszog, weil ſie den Eidsgenoſſen im burgundiſchen Kriege zugethan waren, geriethen ſie in nicht gemeine Gefahr (im J. 1475). Sie ſchrien zu ihren Nachbarn in Bern und den drei Bünden von Rhätien. Dieſe ſandten von ihren Tapfern bei Tauſend über den Schnee der Oberalp und Furka; Hilfe kam von den Eidsgenoſſen aus Bern und Solothurn. In großer Schlacht wurden die Savoyarden vernichtet; die Felſenſchlöſſer des Unterlandes eingenommen, und dem Herzog von Savoyen das niedere Wallis von der Morſa bis zur Bergpforte von St. Moritz entriſſen. Dieſe Eroberung iſt

seitdem von den Centen des obern Wallis durch Landvögte verwalter worden.

In demselben Jahre gingen viele Bündner den schweizerischen Eidsgenossen zur Hilfe, in deren Kriege mit Herzog Karl von Burgund. Sie fochten an der Seite der Schweizer vor Elicourt, im Gefild bei Granson und Murten, und hatten am Lorbeer der Siege ihren Theil (J. 1476). Keine Beute lockte die Bündner aus ihren stillen Thälern und von den hohen Bergweiden hinweg. Sie waren glücklich ohne Geld! Aber die Stimme der Freiheit und des Rechts klang in ihnen allmächtig.

Fast zu gleicher Zeit hörte man von blutigen Händeln im Engadin, wo die Unterthanen und Beamte der Grafen von Tirol in vermengtem Besitzthum mit den Gotteshausbündnern, um Zölle, Erzgruben, Marchen und andere Rechte zerfallen waren. Erzherzog Siegmund befahl Gewalt zu brauchen. Er schickten seinen Hauptmann Slaudersberg mit vielem Volk hinauf zum Inn (im J. 1476). Dessen Leute liegen in einer Nacht bis zum altbischöflichen Schloß auf der Höhe des Tschanuff, über dem Brauncatobel. Am Morgen schlugen die Flammen aus Fenstern und Zinnen des Schlosses. Nun liefen ergrimmt die Männer von Remüs, ohnweit der Burg, zu den Waffen. Es rannten die von Schleins und die von Sins unter dem Schloß Runsberg

herbei. Die Engadiner ſind jederzeit ein rühriges, ſtreitluſtiges Volk geweſen; ein kernhafter Menſchenſchlag; ſtämmigt; von friſcher Farbe, ſchwarzem Haare, blauem Auge. Als die Tyroler ſie ſahen, trat deren Stärkſten einer, Martinhans, vor, und dräuete dem Führer der Remuſer, Gebhard Wilhelmen: „Flieh, wenn dir dein Leben theuer iſt!“ — „Soll ichs denn geben, ſei's mit Ehren!“ rief der Bündner, ſchritt voran und ſtreckte mit ſchwerem Speer den Prahler zu Boden. Dann brach er in die Tyroler-Schaar bis zur eilften Reihe über die Todten; ergriff das Banner der Stadt Hall, zerriß es und ſank, von demſelben bedeckt, unter Lanzenſtichen der Feinde. Sein Leben war fortan in den Liedern des Volks; ſein Tod die Begeiſterung der Brüder. Es iſt etwas Göttliches in der Todesverachtung für das Heil Vieler. Wie konnte ſie ſonſt den Tugendhaften entzücken und ſelbſt das Herz des Böſen mit Bewunderung füllen? So lang ein Volk ein höheres Gut als das Leben weiß, wird es unſterblich ſein. Die Tyroler flohen geſchlagen mit Schrecken durch die enge Schlucht von Finſtermünz in ihr Land hinab.

Ehe dieſer blutige Handel den Krieg allgemein machte, ſchlichteten ihn die Biſchöfe von Trient und Brixen freundlich. Er iſt der Hennenkrieg geheißen, ob ſpottweiſe, oder weil die Tyroler

Amtleut' auch von Gotteshausleuten Faßnachtshennen gefordert, iſt unbekannt. Nach dieſem hat der Erzherzog dem Gotteshaus Chur die Kastvogtei über das Frauenkloſter St. Johannes im Münſterthal gelaſſen (J. 1479), welches ſeine Stiftung von Karl dem Großen und einige Rechtſame im untern Thale Tasna des Engadins hatte.

6.

Wie der Gerichtenbund zum Theil unter Oeſterreich gekommen.

Im J. 1472 — 1496.

Während dieſer Fehden ging ein großer Theil vom Bund der eilf Gerichte in anderer Herren Hand, zuletzt an Oeſterreich über, durch Kauf und Verkauf.

Seit Theilung des Toggenburgiſchen Erbes waren die Gemeinern in den Thälern des Gerichten-Bundes an die Hoheit der Grafen von Mätſch, Sax und Montfort gefallen. Den faxiſchen Antheil hatten endlich auch die Montforte gewonnen, und, da ſie Geldes vonnöthen waren, an Erzherzog Siegmund von Oeſterreich verkauft (J. 1471). Dieſer, damals ohne Mittel, trat ſie, mit Vorbehalt des Einlöſungsrechtes, an das Haus Mätſch ab. So kamen die Gerichte Davos, Kloſters, Belfort, Schalfik, Churwalden und Langwieſen an Graf Ulrich von Mätſch, Siegmunds Burg-

vogt in Tyrol, der schon Erbherr in den Gerichten Castels und Schiers war.

Sein Sohn Gaudenz, zu dessen Freuden der alte Graf den Kauf gethan (J. 1471, Freitag vor St. Gauen), bestätigte dem Volke nicht nur alle wohlhergebrachten Freiheiten und Ordnungen: Daß es der Herrschaft auf Kosten derselben und nur inner des Bundeslandes Grenzen zum Krieg verpflichtet sei; daß es im Streit mit derselben, wäre solcher nicht durch beiderseitige Verordnete in Davos abzuthun, vor keinem andern, als in den acht Gerichten Recht zu nehmen habe; daß der Ammann in den Gemeinden über Alles urtheilen möge; Mord und Raub ausgenommen — sondern über die Bekräftigung der alten Lehenbriefe, Zollbefreiungen und Schuldenerlasse hinaus, gestand er den Leuten seiner Thäler noch zu: Daß ihnen ohne Rath der acht Gerichte kein Landvogt gesetzt, und daß sie niemals, ohne ihre Einwilligung, vom Geschlecht der Mätsche veräussert werden sollten. Auch besiegelt' er: jederzeit solle die Herrschaft inner den Marchen der acht Gerichten wohnen.

Jedoch nach Kurzem foderte Erzherzog Siegmund, gegen Zurückstellung des Kaufschillings, die sechs Gerichte wieder (J. 1477). Gaudenz fragte die Gemeinden, Kraft ihrer Rechte, um Einwilligung. Des waren sie sehr betrübt. Sie tageten zu Davos, und befragten die andern zween

Bünde um Rath. Beide ſprachen wider die Herrenänderung; und ſo reiſeten Geſandte aller drei Bünde zum Erzherzog gen Innsbruck, ihn durch Bitten von dem Wiederkauf abzubringen. Siegmund aber verwies auf ſein beſſeres Recht zur Einlöſung. Da nun das Volk in den Gerichten die Huldigung verſagen wollte, kamen Eidsgenoſſen von Luzern, des Erzherzogs Freunde; redeten den Gemeinden lieblich zu und verhießen ihnen, nebſt Betheurung der alten Rechtſame, Zollbefreiung in allen Landen des Erzherzogs. Auf dieſes hin, da ſie die Urkunde empfangen hatten (J. 1478), begaben ſich die ſechs Gerichte unter den Erzherzog, wider den Rath der andern Bünde.

Elf Jahre ſpäter verkaufte Gaudenz auch die zwei vordern Gerichte noch an Oeſterreich (J. 1489). Sie weigerten ſich aber lange, dem Kaiſer Maximilian I, Erzherzog Siegmunds Erben, Huldigung zu leiſten. Darum verſagte ihnen Maximilian die Vorrechte (J. 1496), welche er den ſechs andern gab; und ſie fanden inzwiſchen unter einem Vogt, den die drei Bünde ſetzten.

7.

Die Bündner wider Mailand und Tyrol.

Im J. 1486 — 1495.

Damals war Ortlieb von Brandis Biſchof. Er hielt gern mit den Bürgern der Stadt

Chur. Die kauften ſich unter ſeiner Huld von der Reichsvogtei los (J. 1459), welche ſeit hundert neunzig Jahren des Hochſtifts Pfand geweſen. Ortlieb dachte ernſtlicher, als ſeine Vorgänger daran, ſeinem Gotteshaus das wieder zu bringen, was ſie verloren hatten. Am meiſten kümmert, er ſich um die alten Rechtſame, welche in den Thälern von Veltlin, Claven und Worms, jenſeits der hochſten Alpen vorzeiten an Mailands Uebermacht gekommen und ſo lange verſäumt waren. Mochten auch die uralten Anſprüche des Hochſtifts an die Clävner Grafſchaft, oder an das Veltlin, mochte Maxino's Schenkung den Mailändern zweifelhaft ſcheinen; aber die Rechte an Worms und Puſchlav lebten noch unverjährt. Beide, ſeit älteſten Zeiten unter der Botmäßigkeit des rhätiſchen Bisthums, waren zur Zeit Biſchof Ulrichs von Lenzburg, den man den Schultheiß genannt, von den mailändiſchen Gewaltsherren weggenommen worden. Nichts deſto minder hatte Puſchlav jederzeit feſter an Rhätien, als an Mailand gehalten; war auch als freies Hochgericht zum Gotteshausbund gezählt, längſt vor dem Tag zu Vazerol. Darum wurden die Leute von Puſchlav durch Ludwig Sforza, den man den Mohr hieß, Fürſten zu Mailand, mannigfaltig gedrückt; ihnen die ſonſt bewilligten Einkäufe von Getreide und Wein in der Lombardei, und zollfreie Heimfuh-

großen Gang; ſchon bewundernswürdig durch die ungeheuere Ausdehnung ſeiner Thätigkeit über alle Welttheile, durch den Adel ſeiner Zwecke, durch den Reichthum ſeiner Mittel, durch die Begeiſterung ſeiner Genoſſen, durch das Zeitalter, in dem es entſprang, und durch alles das, was im Raume weniger Jahre geleiſtet worden iſt. Dies Unternehmen iſt ein mächtiges Eingreifen in die Schickſale der Menſchheit. Niemand kann deſſen Erfolge ahnen. Sie liegen in der Hand deſſen, der Alles leitet.

Doch das läßt ſich weiſſagen: das Chriſtenthum wird mit Verbreitung ſeiner Erkenntnißquellen unter den chriſtlichen Völkern ſtärker, gereinigter und würdiger werden; — die Geiſtesfreiheit der Nation in Glaubensdingen größer; — die mittelalteriſche Hoheit der römiſchen Curie über Gewiſſen, Vermögen und Einrichtungen fremder Länder eingeſchränkter werden, denn je. Die erhabenſten aller Wahrheiten, durch welche der Menſch erſt entthiert und göttlicher wird, werden in das Gedankenreich der Heidenſchaft eindringen, dort Grundlagen der Lebensweisheit und Gottesverehrung werden. Und jene himmliſchen Lichtfunken, ohne welche auch die europäiſchen Nationen weder zu den freien Verfaſſungen, noch zu den Höhen der Geſittung gelangt wären,

rung ſolcher Lebensmittel entzogen. Als ſie vor Biſchof Ortlieb darüber klagten, nahm er, ſtark durch Hülfe des ganzen Bundesvereins, Anlaß, all ſeinem verlorenen Gut nachzufragen. Er ſchickte den Vogt von Ardez, Ulrich Maſſöl, einen Engadiner, an den mailändiſchen Amtmann Cifermondo nach Worms, und begehrte Rückſtellung dieſer Grafſchaft, wie Puſchlavs Freilaſſung (J. 1486). Der Weigerung würde Waffengewalt folgen. Cifermondo ließ die Sturmglocke anſchlagen. Von allen Seiten ſtürzten Bewaffnete aus den gekrümmten Thälern. Dann ſprach der Amtmann zu Maſſol: „Sieh dies Volk, ſeine Menge, ſeinen Gehorſam, ſeinen Muth, und gedenke der Macht meines Herrn. Glaubſt du, mich ſchrecken der Biſchof und die Bündner?“ —

Der Landvogt begab ſich von dannen, und nach drei Tagen erſchienen die Banner des Engadins durch das waldreiche Alpenthal von Luvino vor Worms. Schrecken ergriff die Einwohner. Sie warfen die Waffen ab, und ſuchten mit Weib und Kind ins Gebirg hinauf. Cifermondo zu ſeinem Herrn. Puſchlav athmete frei und rettete ſich ſelbſt. Vom Engadin und aus den Thälern Oberhalbſteins, über die hohen Wüſten des Maloja und Septimers kamen die Rhätier zu den Pregällern; dann gingen ſie mit dieſen an der ſtürmiſchen Mastra hinab ins Gefilde von Cläven.

Ueber den Splügen durchs Felsgetrümmer des St. Jakobs-Thals kam die Macht des grauen Bundes. Vor Plurs, dem großen Flecken, zog ihnen Anton Baldiani, Graf von Cläven, und Lantolino, der Hauptmann, entgegen, jener mit den Reisigen, dieser mit dem Fußvolk. Es geschah die Schlacht (J. 1486, Mai). Der wilde Muth der Bergleute trieb die Schaaren des Feindes vor sich hin, wie der Sturm die Donnerwolke. Viele Lombardischen wurden erschlagen. Noch an dem Bluttag zogen anderthalbtausend Bündner in Cläven ein, in die Stadt, älter vielleicht als die Zeitrechnung der Christen, wo Ansehen und Reichthum von jeher einheimisch gewesen. Sie ward geplündert und verbrannt. — Plurs, der reichste Ort der Grafschaft, ward gleichem Loose geweiht. Aber Berthold Fontana, ein Mann von Oberse, sprach (29. Jun): „Sollt' ich diesen Ort in Flammen sehen, der mir wohlthat zur Zeit, da mein Bruder Henrochet in Cläven an seinen Wunden niederlag? Da sei Gott für!" Und die Dankbarkeit des einzigen Mannes errettete Plurs.

Die eroberten Thäler wurden besetzt; folgenden Jahrs früh die fruchtbaren Landschaften Veltlins verwüstend eingenommen, von Worms bis Sondrio, dem größten Ort des Landes. Nun erschien mit dem mailändischen Heer Ludwig Sforza. Dieser hatte jedoch daheim größere

Noth, als Feindſchaft mit dem ſtarken Bergvolk zu wünſchen. Er unterhandelte lieber mit demſelben in Freundlichkeit; gab Puſchlav los, und erkaufte den Rückzug der Sieger mit vierzehntauſend Gulden. Fröhlich wandten ſich dieſe zu ihrer Heimath. Das befreite Puſchlav trat ungehindert in die Rechte des Gotteshausbundes, und löſete ſich auch von des Bisthums Hoheiten aus, fünfzig Jahre nach dieſer Begebenheit.

Inzwiſchen näheten im untern Engadin die alten Neckereien mit Tirol wegen Marchen, Zöllen und Oberherrlichkeit fort, obſchon die Biſchöfe von Trient und Brixen vermittelt hatten. Die fürſtlichen Räthe zu Innsbruck, das trotzige Volk in Bünden verachtend, ſchienen, was ihnen zu ſchlichten gegeben war, lieber zu verwirren, um die Nothwendigkeit der Gewalt herbeizuziehen. In ähnlichen Spannungen lebten damals auch die ſchweizeriſchen Eidsgenoſſen mit Oeſterreich. Kaiſer Maximilian hätte dieſelben gern feſter in den Reichsverband gezogen. Das mieden die Schweizer, aus Furcht für ihre Freiheiten. Darum ſchlugen ſie auch aus, in jenen Bund deutſcher Städte und Fürſten zu treten, welcher unter dem Namen des ſchwäbiſchen geſtiftet worden. Wie es hieß, galt derſelbe nur zum Schirm des heiligen Reichs und deſſen Ordnungen, doch wußte man wohl, er ſei vielmehr Werkzeug und Machtmittel in Kaiſers

Hand. Der Schweizer Sprödigkeit reizte Haß und Befehdung an. Man sah böse Zeit vor.

Die Eidsgenossen, so sehr als die Bundner, fühlten in der Aehnlichkeit ihrer Besorgnisse das Bedürfniß, einander näher zu stehen. Am St. Johannistag des vierzehnhundert siebenundneunzigsten Jahres trat der graue Bund, und folgenden Jahrs am zwölften Christmonds der Gotteshausbund in engen Vertrag und ewiges Bündniß mit sieben Orten der Eidsgenossenschaft, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Gerichtenbund aber, wo Oestreich der Rechtsame und Freunde zu viel besaß, hütete sich, in diese Verbindung zu gehen. In derselben gelobte ein Theil dem andern: Friede, Freundschaft, getreues Aufsehen; Freigebung feilen Kaufs ohne Zoll und Beschwerde; bei Zwisten gütliche Ausgleichung durch Schiedsmänner; bei Kriegen keine Begünstigung des Feindes vom andern; bei Friedensschlüssen Einschließung des andern in die Verträge; bei Bündnissen nichts Nachtheiliges für den ältern Bundesverwandten.

Dieser Verein der Eidsgenossen und Rhätier vermehrte Oestreichs und des schwäbischen Bundes Verdruß. Tyrol, wie Constanz, begaben sich unter den Georgenschild Schwabens, und wafneten. Am Rhein und Bodensee beschimpften sich die erbitterten Volkerschaften gegenseitig auf bei-

den Ufern, welche Schwaben von Helvetien, und an den Bergketten, welche Tyrol von Rhätien trennen.

Plötzlich, mit den erſten Wochen des vierzehnhundert neunundneunzigſten Jahrs erſchien die kaiſerliche Macht an den Grenzen Tyrols. Ein Gewaltshaufe rückte von da ins Münſterthal, das Frauenkloſter deſſelben zu beſetzen, davon der Kaiſer ſich Schirmvogt nannte. Aber die Thalleute des Münſters und Engadins liefen alsbald zuſammen, vertrieben die erſten Kriegsknechte aus dem Kloſter und erſchlugen deren achtzehn. Nun ward durchs ganze Gebirg zum Aufbruch gemahnt. Dem Gotteshausbund verhieß der graue Beiſtand; das thaten auch die Domherren des Hochſtifts Chur, wider des Biſchofs Heinrich von Hewen Willen (S. 1499, 15. Jän.). Denn dieſer rief hier, wie Bern in der Eidsgenoſſenſchaft, zum Frieden. Der Kaiſer, in andern Gegenden beſchäftigt, war ſolchem auch nicht ganz abgeneigt. Ein gütlicher Tag ward zu Feldkirch angeſetzt. Da ſang der Pöbel Spottlieder über die Bündner vor deren Geſandten, und der Bote, welcher von Feldkirch austritt, Waffenſtillſtand zu verkünden, ward von den Kaiſerlichen aufgefangen. Darum fuhren die Völker in ihren Rüſtungen fort. Von der Waldſtatt Uri brachen zwölfhundert Männer auf; ihnen folgten die andern Eidsgenoſſen. Die

Bündner verſtärkten ihr Heer im Münſterthal, im Engadin, am Luzienſteig; hier mit ihnen die Schweizer, welche rings um am Rhein und Bodenſee hinab bis Baſel ſtanden.

Biſchof Heinrich von Chur, gezwungen im Harniſch mitzuziehen gen Münſter, denn das Volk traute ihm nicht, verſuchte dort noch einmal, nebſt den Biſchofen von Konſtanz und Augsburg, freundliche Ausgleichung. Sie gelang. Die Heerhaufen wurden von den Grenzen abgezogen. Allein Zuchtloſigkeit und Uebermuth des kaiſerlichen Kriegsvolks vereitelte alles. Bei Aymoos ſchoſſen die Landsknechte mit ſchwerem Geſchütz den Eidsgenoſſen nach; zu Lautſch brannten ſie auf dem Rückweg drei Wohnungen der Gotteshausleute nieder. Schnell eilten Schweizer und Bündners wieder an die Grenze. Dazu kam, daß die kaiſerliche Landesverwaltung zu Inſbruck von den Gemeinden des Unterengadins und Münſterthals, laut Vertrag der drei Biſchofe im Münſter, den Huldigungseid verlangte. Des erſchracken die Churbündners, da der Friedensbrief ganz anders lautete, welchen ihnen Biſchof Heinrich von Heuwen vorgeleſen hatte. Die Engadiner und Münſterthaler wollten dem Kaiſer ſchlechterdings nicht Treue ſchworen. Nur die Gotteshausleute zu Untercalven, und was im Münſterthal zu hart an

Tyrol ſtieß, lieſſen ſich von Furcht und Hoffnung bewegen, um großem Drangſal zu entkommen.

8.

Der Schwabenkrieg.

Im J. 1499.

Als man zu Innsbruck von der Widerſpenſtigkeit hörte, Spruch und Vergleich der drei Biſchöfe zu erfüllen, erging Befehl, ihm mit Waffen Achtung zu erwerben. Achttauſend Mann zu Fuß und Roß rückten hinauf ins Münſterthal. Hier ſtand von Bündnern ein ſchwacher Haufe (J. 1499, 9. Horn.). Der Anführer deſſelben, ein ſtarker, geharnischter Mann, erbot den feindlichen Hauptleuten Zweikampf. Er ward geführt, dem Bündner unglücklich. Der Spieß des Gegners durchbohrte ihn. Als dem Sterbenden der Helm abgethan ward, verrieth die geſchorne Glatze, er ſei ein Prieſter. Nun ſiegte die Uebermacht; beſetzte das Thal. Das Kloſter ging in Flammen auf. Von hier ſtieg ein Haufe uber das ſchneereiche Gebirg und die Alpen des Scharlthals ins Engadin. Der ward aber, zweihundert Mann ſtark, von ſechzig Engadinern erſchlagen.

In derſelben Zeit hatte ſich Ludwig von Brandis, Herr zu Vaduz, Hauptmann kaiſerlichen Volks des ſtarken Luzienſteiges und in deſſen Nähe des Städtleins Plazenfeld bemächtigt,

eh' man noch vom Bruch des Waffenſtillſtands wußte. Vier Bürger von Mayenfeld halfen dem Feind in ihre Stadt. Als dies die Eidsgenoſſen erfuhren, hielten ſie im Wald bei St. Wolfgangs Kirchlein mit den Bündnern Kriegsrath. Dann zogen die letztern eilends zum Luzienſteig; griffen an, obwohl es ſchon ſpät am Tag war; fochten und metzelten bis in die Nacht. Achthundert Schwaben fanden hier den Tod; die andern flohen, bis über Balzers verfolgt. Hier zündeten die Sieger ein Haus an zur Leuchte beim Nachtmahl, das ſie dem Feind abgetagt hatten.

Tauſend Eidsgenoſſen kamen am folgenden Tage aus dem Lager von Azmoos über den Rhein den Bündnern zu, welche ihren Sieg verfolgten (12. Horn.), einige hundert Feinde bei Treiſen erſchlugen, die andern über den Treisner-Berg den tauſend anrückenden Schweizern in die Hände trieben. Zwei Panner und ein Feldſtück war der Bündner Beute; Vaduz, die feſte Burg, ward erobert, Ludwig von Brandis und ſein Bruder Wolfgang in die Gefangenſchaft nach Rapperswyl geführt, und das ganze Wallgäu gezwungen, den Verbündeten einen Eid der Treue zu ſchwören in Treiſen.

Dies alles war das Werk eines einzigen Tages; ihm wich an Ruhme nicht der folgende. Da

zogen die Verbündeten nämlich vor Mayenfeld. Es öffnete seine Thore. Gefangen wurden die Brüder Sigmund und Thüring von Brandis, und sammt vierhundert andern der Besatzung nach Chur geschickt; die vier Verräther des Städtleins aber enthauptet. Schloß Mayenfeld, und ohnweit davon an den Berghalden im Schatten der Tannenwälder die Burg von Aspermont und Zenins, damals des Staudersbergers aus Tyrol Gut, fielen in die Gewalt der Ueberwinder, und lohnten mit großer Beute.

Als die sechs Hochgerichte, deren Herr der Kaiser war, die Männlichkeit ihrer Brüder und Verwandten sahen, gedachten sie des ewigen Bundes von Vazerol. Sie setzten das Bündner-Wappen in ihre rothen kaiserlichen Heerfahnen, und bemächtigten sich der Rechte Oesterreichs in ihren Gegenden. Auch Castels und Schiersch, welche noch Gaudenz von Matsch besaß, wurden losgerissen, und einem bündnischen Landvogt überantwortet, weil Gaudenz dem Kaiser anhing.

Inzwischen zu Davos die Boten des Churer- und Ober-Bundes mit den Männern der eilf Gerichte wider den Vaterlandsfeind unterhandelten, saßen die siegreichen Eidsgenossen den Heerzug der Schwaben bei Hard und streiften sie in den Bregenzerwald, welcher die Gnade der Ueberwinder erkaufte. Auch Bern, Freiburg und Solothurn

ſagten nun dem Schwabenbunde feierlich ab, an dem nämlichen Tage, als die ſechs Gerichte zu Davos ſich den übrigen Bundnern zuſchworen, und überwältigten das Hegäu.

Heinrich von Heuwen, der Biſchof von Chur, wohnte während des Kriegsgetümmels in ſeinem Schloſſe Furſtenburg im Tyrol, unentladen vom ſchweren Verdacht des Volkes. Sein Uebel wuchs, als er, von Furcht bezwungen, den Kaiſerlichen die Furſtenburg abtrat. Er floh gen Innsbruck, zagend vor der Rache Bündens, welches ihn Verräther ſchalt, und ſeine Schloſſer im rhätiſchen Gebirg in Beſitz nahm.

Wichtige Begebenheiten ſtürzten in dieſer Zeit einander eilends nach; jede Woche zählte man Gefechte und Schlachten. Vom Sarganſer-Land bis Baſel wurden die Ufer des Rheins mit Blut gefärbt. Der Sieg ſtand überall unter den Fahnen der Verbündeten: bei Baſel im Bruderholz; im Rheinthal, wo Hans Wala, der tapfere Glarner, durch ſeinen Muth den Grimm der Feinde in Ehrfurcht verwandelte; im Scholz des Schwaderlochs bei Konſtanz, wo die Thoredieſer Stadt den fliehenden Haufen zu eng wurden; im blutigen Kampfe bei Fraſtens im Wallgäu, wo Heinrich Wolleb, der unſterbliche Urner, ſank und ſinkend ſiegte.

Drei verlorene Hauptſchlachten hatten den

deren ſie ſehr theilhaftig ſind, werden wunderbar bis in das Innere uns noch ganz unbekannter Länder dringen, in deren Sprache bisher noch nie das Höchſte ausgeſprochen war, was der Sterbliche auszuſprechen hat.

Bund des Georgenschildes erschüttert, und seinen Trotz gebeugt, als der Kaiser, von der Landesgefahr gerufen, in eigner Person erschien. Maximilian erließ alsbald ein Aufgebot an alle Stände des heiligen Reichs. Er schilderte die Eidsgenossen als ein Volk von allen Verbrechen befleckt, und sagte: „Sie haben wider Recht und Kriegsbrauch, unabgesagt (welches von Türken und Heiden unerhört ist) sogar gewagt das Reich anzugreifen, und einen merklichen unmittelbaren Theil desselben, den grauen Bund (welcher dieses Kriegs erster Ursächer ist) in ihre unnatürliche Vereinigung aufzunehmen. Dessen ungeachtet haben diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adelich Geblüt noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Unzuchtigkeit, Untreu und Haß deutscher Nation ist, viele des Reichs bisher getreue Städte und Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt."

Den Schwabenbund erwärmte neuer Muth; den Bund der freien Völker im Gebirg neuer Zorn bei des Kaisers unkaiserlichem Stolz. Gemeine Gefahr hielt alle enger zusammen. Wie in Bünden Bischof Heinrich von Hewen, war in der Schweiz die Stadt Bern beargwohnt, dem Kaiser heimlich zugethan zu sein. Doch lähmte keine Zwietracht oder Furcht die andern. Unverdrossen ward mit wechselndem Glück gefochten. Eidsgenossen und Bündner thaten viel; mehr hätten sie gethan bei

ſtrengerer Heerzucht. Faſt nach jedem Treffen zogen die meiſten heim, die Übrigen zu tröſten, oder ihnen Beute zu bringen. Daher fanden die kaiſerlichen Kriegsvölker, als ſie plötzlich achttauſend ſtark aus Tyrol ins untere Engadin heraufgingen, das Land unbeſchirmt. Sie legten Feuer in alle Hütten, an denen ſie vorbeikamen.

Beim Dorf Remüs ſtanden die wenigen Streitbaren vom Engadin verſammelt: eine kleine Schaar, nicht ſo viel hundert, als tauſend aus Tyrol längs dem Gebirg heraufrückten. Dennoch riethen einige anzugreifen und den Feind zu erſchüttern, bis Hilfe komme. So ſprach ein tapferer Mann von Scuols; ſo Perzival Gervedo, Hans Georg und Hans Mengarda, alle drei von Ardez. Den Uebrigen aber war der Muth entfallen. Als die Feinde ſchon nahe ſtanden, zuckten die Vier ihr Gewehr, die andern durch großes Beiſpiel oder ruhmvollen Tod zu begeiſtern, und ſtürzten blindlings in die vorderſte Schaar der Etſchländer. Sie drangen wüthend durch die Schlachtreihe, bis in das Herz des Haufens, zum Panner; riſſen es nieder und ſtarben dort den Tod Gebhard-Wilhelms, von den Leichen ihrer erſchlagenen Feinde umringt. — Nun ging von allen Seiten die ganze kaiſerliche Macht gegen das Engadinerhäuflein, und, nach deſſen Flucht, weit hinauf durchs ſchöne Gelände zwiſchen den Bergen, ſen-

gend, brennend bis Pontalta. Zehn Dörfer sanken in Asche zusammen. Beim Heimzug, nachdem man kaum noch im verwüsteten Hochthal zu leben hatte, wurden dreiunddreißig Geiseln mitgeführt nach Meran, die ausgeschriebenen Brandschatzungen zu verbürgen.

Nun kamen, doch schier zu spät, die Bündnerschaaren von nah und fern herbei über Albula's Eishöhe, durch die umwölkten Schneefirnen des Scaletta ins Engadin, und von da ins Münsterthal. Das Volk der Engadine schloß sich, rachethmend, an. Man zählte der Männer bei achttausend. Aber unter Oesterreichs Pannern standen im Vintzgau bei fünfzehntausend. Die hatten bei Calven vor sich das ganze Thal mit einem Bollwerk von Holz und Erde geschlossen, überzwerch von einer Bergwand zur andern. Dort lagerten sie auf der Malser-Haide und spotteten hohnlachend des Anzugs der grauen Hunde, und der Bündnerweiber, die ihren Männern ins Feld folgten, mitzureiten, wie ihre Mutter einst gegen Rom gestritten, da Rhätien um die Freiheit kam.

Hans Niklaus von Brandis, ein kaiserlicher Hauptmann, salbte am Pfingstsonntag eigenhändig seinen ledernen Beinharnisch, und antwortete denen, die ihn der Sabbatsentweihung betadelten: „Kommen heut die Bündner wieder, die mit uns am Luzienſteig den blutigen Faßnachts-

tanz getanzt, ſo geb' ich dem, der Morgens von euch den ſeinen ſalbt, Schmeer und Stiefel ſein Leben lang!"

Die Bündner kamen. Im Dorfe Taufers hatten ſie den Schlachtentwurf beredet. Sylvius Lemnius, ein Kaufmann, aus dem Bretigäu ins Münſterthal gekommen, und ſein Sohn, der gekrönte Dichter, gingen mit dem größern Theil der Engadiner- und Münſterthaler-Mannſchaft in finſterer Nacht über den hohen Schlingenberg. Dieſen Leuten waren die Wege im Gebirg wohlbekannt. Das geſchah, damit ſie des Feindes Schanzen umgingen und ihm in den Rücken fielen. Als ſie des Morgens auf die Höhe der Berges Naſun, jenſeits des kaiſerlichen Lagers angekommen waren, lieſſen ſie einen Heufall brennen, und ein weiſes Tuch flattern (J. 1499, 22. Mai). Es war das abgeredte Zeichen. — Dann ſchritten ſie herzhaft vom Gebirg herab ins Thal. Ihren Ungeſtüm leiteten Lombrain von Lombreins aus dem Lugneſerthal und Wilhelm Ringg. Sie warfen des Feindes Reiterei zurück, die ihnen entgegenſtürzte, machten die anrückenden Haufen Fußvolks ſieglos, und kämpften ſtundenlang, doch ohne Unterſtützung von der Hauptmacht. Sie ermatteten endlich, und ſandten ſeitwärts durch Wald und Klippen Boten zu denen, die bei Taufers dem Bollwerk gegenüber lagen. Die Boten mußten

mit Darzeigung ihrer blutigen Waffen berichten. Schon wankte das Fähnlein. Der Sturm um ſie ward groß.

Als die Boten gen Taufers zur Hauptmacht kamen, die daſelbſt Dietrich Freuler von Schams befehligte, entſchuldigte ſich dieſer, das Loszeichen nicht geſehen zu haben. Darob ward der Ammann Philipp von Schiers zornig und wollte den Oberſt mit blutiger Hellebarde vom Roß lüpfen wegen der Saumſeligkeit. In drei Haufen brach alles jählings gegen das Bollwerk auf. Vor demſelben geſchah ein ſchwerer Streit. Voran vor allen ſtritt gegen die Schanze empor Ritter Benedikt Fontana von Oberhalbſtein. Er erſtieg das Bollwerk blutig und ſterbend. Aus weiter Wunde ſank ſein Eingeweide. Mit der Linken verhielt er das quellende Blut, mit der Rechten focht er und rief: „Nun wacker dran, o ihr Bundsgenoſſen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; iſts doch nur um einen Mann zu thun. Heut möget ihr, tapfere Mannen, freies Vaterland und freie Bünd' erretten. Werdet ihr ſieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch.“ So rief er erbleichend und ſtarb. Neben ihm fiel, von einer Kugel durchbohrt, Konrad von Marmels, genannt der Stolzer, Herr zu Rhäzüns. Aber Thomas von Planta, der Fähnrich, ſchritt über ſeine Leiche vor; Jakob, des Fähnrichs Bruder, riß dem

Feind die Kaiſerfahne aus der Fauſt. Peter Guler von Davos mit ſeinen fünfhundert Gerichtenbündnern ſparte die Streiche nicht. Da ernteten Gubert von Salis, da Hans von Capol, da Hans von Marmels, da Jakob von Caſtelmur, Konrad Jäklin, Thomas von Caſtelberg, Bartholomäus Stampa, Bernhard Beeli und andere, unſterblichen Ruhm. Wo ſo viel Helden ſtreiten, mit Lebensverachtung, für Vaterland und Freiheit, da iſt auch der Tod ein Sieg, und der Sieg ein ewiges Gedächtniß der Welt.

Das Bollwerk, von den Bündnern mit wildem Geſchrei erſtiegen, blieb den Kaiſerlichen keine Haltung. Sie flohen; ihnen entgegen flohen, die von Ringgs und Lombrains Schaaren geſchlagen. Es ward Verwirrung unter allen; die Malſer-Haide mit Todten und Flüchtlingen bedeckt; den Etſchſtrom, mit eingebrochner Brücke, voller Leichname. Bei fünftauſend kamen um. Sechs Fahnen, der Grafſchaft Tyrol Panner, acht Stück groben Geſchützes, über vierhundert Feuerröhre wurden der Sieger Raub, die mit vergelterischer Wuth Mals, Taufers, Spondina das Bad, viele andere Orte tief hinein im Tyrol verheerten und ausplünderten. Die Bündner zählten über zweihundert der Ihrigen unter den Erſchlagenen; der Verwundeten bei ſiebenhundert. Dietrich Freu-

Ler aber, der von dem Heldentag auf der Malserhaide den größten Ruhm tragen sollte, entwich heimlich; denn er fürchtete des Volkes Zorn, das bösen Verdacht auf ihn hatte.

So groß waren Scham und Wuth der aus dem Schlachtfeld entronnenen kaiserlichen Kriegsknechte, daß sie zu Meran die dreiunddreißig Engadiner Geiseln gewaltsam ermordeten; so groß ihre Furcht vor den Bündnern, daß schon deren Name sie zittern machte.

Als einst ein Streithaufe Kaiserlicher ins Engadin gen Schleins kam, trat der Hauptmann in ein Haus, wo Eupa, die Bäuerin, eine Todtenmahlzeit bereitete. „Für wen das Mahl?“ fragte der Hauptmann. „Für die Bündner und Eidsgenossen, sie kommen!“ Schnell zogen die Oesterreicher davon; Eupa aber lief zur Kirche die Glocken schlagend. Die Mannschaft der benachbarten Dörfer setzte nun dem Feind nach, tödtete bei fünfzig, und nahm eben so viele gefangen. Bei hundert von den Flüchtlingen stürzten über die Felsen in Abgründe.

All dies Unglück schien dem Kaiser nicht durch der Bergvölker Tapferkeit, sondern seiner Feldherren Ungeschicklichkeit entstanden. Im Krieg zugleich gegen den Herzog von Geldern, schloß er mit diesem einen Stillstand der Waffen, kam mit frischen Völkern den Rhein herauf und wollte das

Heer selbſt führen. Und wie er durch ſeine verwüſteten Vorlande kam, that ihm das Herz weh. Er ſchalt ſeine Feldoberſte und ſprach: „Hinter Bollwerken, wie ihr gehabt, mit Geſchütz und Heermacht, wie ich euch gegeben, hat nur eure Feigheit oder Unklugheit mir ſo große Niederlagen gebracht!“ Nach dieſem entwarf er den Feldzug; muſterte des Reichs Völker, fünfzehntauſend Mann zu Fuß, und beſchloß den Hauptangriff gegen das Land der Bündner zu richten, ehe dieſe von den Eidsgenoſſen Beiſtand haben könnten.

Während er die Aufmerkſamkeit der Schweizer mit Werbungen und Bewegungen an ihren Grenzen täuſchte, ſchickt' er ſeine vornehmſte Macht durch Tyrol, durch das verrüſtete Münſterthal und über nie von Heeren überſtiegene Gebirge ins Oberengadin. Von da ſollte ins Brettigäu gedrungen, Chur genommen werden. Lebensmittel mußten aus dem Veltlin in die ausgeraubten Gegenden nachgeführet werden. Denn das Elend war ſo groß, daß die Kaiſerlichen, als ſie in ein abgebranntes Dorf des Münſterthals kamen, nur einige alte Weiber, abgezehrt vom Hunger, erblickten, welche einen Haufen Kinder, wie eine Heerde, führten. Wohin mit dieſen Kindern? fragte der Hauptleute einer. „Ihr werdet es bald ſehen,“ erwiederte der Alten eine. Und zu einer Wieſe gekommen, fielen die Kinder zur Erde, ſuchten genießbare

Kräuter im Gras und verſchlangen dieſelben begierig. Da ſprach das Weib: „Siehſt du, was die Jammerſchaar thut? Ihre Väter ſind erſchlagen, ihre Mütter ſind Hungers geſtorben, ihre Hütten ſind verbrannt, ihre Habſchaften ſind geraubt. Unſerer und dieſer Kleinen hat man unſers Alters willen geſchont. Es haben vor wenigen Tagen noch einmal ſo viel gelebt! Ach, wie viel beſſer, wären auch dieſe nie geboren worden!“

Nun erſcholl Kaiſer Maximilians feierliches Gebot an das Volk von Rhätien, ihn und das Reich mit Huldigung zu erkennen, ehe Reue zu ſpät komme. Schon wanderten ſeine zahlreichen Schaaren gegen das Gebirge zum obern Engadin hinauf. Hier ging aber Geſchrei von Thal zu Thal. Tapfere aus allen Bünden eilten den Engadinern zu Hilfe. Doch war des Kaiſers Macht zu ungeheuer, als daß an offene Feldſchlacht mit ihm gedacht werden konnte. Auch kam der Zuzug aus entfernten Thälern viel zu ſpät. Nichts deſto minder beſchloſſen die Wenigen, welche vorhanden waren, herzhaft und klug zu ſtreiten, mit Benutzung allen Vortheils, welchen die Natur des Gebirgs gibt.

In drei Haufen vertheilt, ſtiegen indeſſen die kaiſerlichen Völker aus dem Münſterthal an den Bergen auf (im J. 1499. Brachm.). Es geſchah auf ungebahnten Pfaden, zwiſchen Klippen, über

Abgründe, durch grauſenhafte Schluchten. Bald erzitterte um ihnen her das Gebirge von wunderbarem Toſen, wenn Schnee- und Eislaſten plötzlich überladenen Höhen entſanken, und eine Lawine mit Sturm, Wälder wie Halmen knickend, niederfuhr. Voll Entſetzens ſah man derſelben eine, dumpf dröhnend von Abhang zu Abhang donnern, gleich einer wandelnden Winterwüſte, und eine Schaar des Kriegsvolks verſchlingen und mit ſich in die Schlünde der Tiefe reiſſen. Bald rollten ungeheure Felsſtücke von oben hernieder, zermalmend gegen das Heer. Droben auf den Berghöhen, kaum ſichtbar, ſtanden die Bündner, und lieſſen das Geſtein los.

Als endlich das Gebirg von des Kaiſers Völkern erklommen war, quälte ſie erſtarrender Froſt. Sie zogen ſchaudernd durch die Todesſtille ewiger Schneefluren; dann mit neuen Hoffnungen abwärts den grünen Tiefen des Engadins zu. Hier aber hatten die Bündner, muthig zu Allem, ihre Ortſchaften ſelbſt verbrannt oder ausgeleert. Zuz und Scamfs und andere Dörfer lagen in Aſche die Innbrücken zerſtört. Statt bewaffneter Reihen ſtellten die Rhätier den Hunger wider ihren Feind ins Feld; umſchwärmten ihn auf allen Höhen; machten ihm jeden Engweg ſtreitig, hinter ihm die Paſſe gegen Veltlin unſicher, und verhinderten Zuführung der Lebensmittel. Die Kriegsknechte

Ueber Größe und Untergang des Freistaats Venedig.

1.

Ursprung Venedigs.

Einige kleine Gemeinden, aus Fischern und Schiffern gebildet, die ihre Hütten vorzeiten an der Küste des adriatischen Meeres auf Sandbänken und unwirthbaren Inseln, mitten in Sümpfen, aufschlugen, vermutheten schwerlich, daß sie Gründer eines Staates wären, der die Hälfte Norditaliens ganz Dalmatien, Korfu und Zephalonien, mit den gegenüber gelegenen italienischen Uferstädten, den Peloponnes, sammt den Trümmern Korinths und Athens, Kandien und Cypern, den griechischen Archipel, die europäischen und asiatischen Gestade des schwarzen Meeres und den Welthandel beherrschen würde. Und diesem Staat, der noch vor dreihundert Jahren den wider ihn verbündeten Mächten des römischen Kaisers und Papstes, Frankreichs und Spaniens und der osmanischen Pforte Spitze bot, ahnete nicht, daß er in unsern Tagen

murrten; die Feldherren beriethen sich verlegen, ob man über die Berge ins Thal Davos und Brettigäu den Zug fortsetzen solle? Johann Schuler von Davos, den sie hatten, ihnen den Weg durchs Gebirg zu zeigen, sagte: „Hineinführen will ich euch; es ist nicht weit. Aber ich verbürge nicht, wie ihr wieder herauskommt.“ Der Muth entfiel Allen. Doch nach kurzer Rast brachen sie auf, durch Engadin hinab. Es war hohe Zeit. Die Bündner hatten hinter ihnen schon den Anfang gemacht, die Brücke bei Zerneh abzubrechen. Einige Stunden später, und Maximilians Macht würde, eingekerkert im engen Thal, die Beute des Hungers geworden sein. Sie gingen über den hohen Bussalora wieder in befreundetes Land zurück. Die Wege waren mit ihren Leichnamen besäet. Entbehrung der Lebensmittel hatte viele getödtet. Man sah Kriegsknechte, welche im Heißhunger das Gras des Feldes fraßen, andere, die von Sinnen kamen und in die Abgründe der Berge stürzten. So endete der Zug dieses Heers. Als die Schlachthaufen der entfernten Bündnerthäler und viertausend Eidsgenossen herankamen, ihren Feind zu suchen, war er nicht mehr zu sehen. Sie streiften aber noch vergeltend ins Tyrol, bis Castelbell, Dorf um Dorf verwüstend.

Maximilian, als er so viele Anstrengungen fruchtlos, und in den Feldern Dornachs den letz-

ten Versuch, die Eidsgenossen zu überwältigen, blutig vereitelt sah, ward dem Frieden geneigter. Aber er, der Uebermundene, forderte ihn in der Sprache des Siegers; verlangte Aufhebung des Bündnisses der Eidsgenossen mit dem Volk im hohen Rhätien, und dieses, als des Krieges Urheber, der Strafe des Reichs preisgegeben. Die Schweizer erwiederten den kaiserlichen Stolz mit Schweigen der Verachtung.

Endlich nach dreimal angehobenen Unterhandlungen wurde in Basel Friede unterzeichnet (J. 1499. 22. Sept.), und wegen des Kaisers Begehen gegen die Bündner bedingt: Daß die durch Oesterreich vom Graf von Mätsch erkauften Hochgerichte dem Kaiser zwar, als Grafen von Tyrol verbleiben, aber in ihren Freiheiten und ihrem Verband mit den andern Bünden unversehrt bestehen sollten; des Erzhauses Zwiste mit dem Gotteshausbund wegen Rechtsame im Unterengadin solle der Bischof von Augsburg rechtlich beilegen; alles Geschehene betrachtet werden, wie nicht geschehen.

So endete ein Krieg, mit Gerechtigkeit für die Sache gemeiner Freiheit geführt, darum ruhmvoll, und gegen Uebermacht glücklich. Europa bewunderte die Entschlossenheit der tapfern Bergvölker, welche binnen sechs Monaten in acht Feldschlachten achtmal obgesiegt hatten. Nun leisteten die zwei Hochgerichte Schiers und Kastels im

Brettigäu dem Hause Oeſterreich die lange verſagte Huldigung (J. 1500); empfingen dagegen auch die Beſtätigung ihrer Gerechtſame.

9.

Der Penſionenbrief. Ankauf der Herrſchaft Mayenfeld. Eroberung von Veltlin, Cläven und Worms.

Im J. 1500 — 1516.

Schon ſeit frühern Tagen hatte der eidgenöſſiſche Waffenruhm die benachbarten Fürſten gelockt, von den Hirtenkriegern aus den Gebirgen unter ihre Fahnen zu nehmen. Dazu kannten die Schweizer willig um reichen Sold. Es gefiel ihnen das wilde Wohlleben in den Feldzügen der Fremde beſſer, als die Dürftigkeit und Mühe ihrer rauhen Thäler. Viele, die mit reicher Beute in die Heimath zurückgekehrt waren, machten die andern zum Reislaufen begierig. Sohnen ſchweizeriſcher Städte und Adelsgeſchlechter behagte, in fürſtlichen Dienſten und Heeren, als Hauptleut' und Anführer ihrer Landsleute, Reichthum und Würden zu ärnten. Die Häupter der Freiſtaaten aber, wenn ſie auswärtigen Kronen vertragsmäßige Werbungen geſtatteten, glaubten ihrem Vaterlande mannigfach wohlzuthun; beſſer für Sold, Pfleg' und Schickſal ihrer Angehörigen in fernem Land

ſorgen zu können; ſich zu eigener Sicherheit groſsmächtige Könige zu befreunden; Uebervölkerung in armen Thälern zu verhüten, und in fremder Kriegsſchule ſtreiterfahrne Mannſchaft zu erziehen, dem Vaterlande für die Nothzeiten brauchbar.

Da nun auch der Bündner Tapferkeit ruhmhaft worden war, fehlt' es nicht an Fürſten begierig, ihre Heere mit den Söhnen der höchſten Alpen zu ſtärken. Manche von denſelben waren ſchon mit Schweizern nach Frankreich gekommen (ſeit 1491). Ludwig Sforza, ein treuloſer und argliſtiger Mann, hatte nach Hinwegräumung des rechtmäſsigen Erben von Mailand, Johannes Galeazzo, deſſen Oheim und Vormund er geweſen, das Herzogthum gewaltthätig an ſich genommen. Ihm beſtritt es, als näherer Erbe, König Ludwig XII von Frankreich mit Waffengewalt. Sforza, flüchtig, ſchickte ſeinen Geſandten Viſconti zu den Eidsgenoſſen, Kriegsvölker zu werben. Auch nach Chur kam er mit vielem Gelde (J. 1500, 17. Jan). Seine Freigebigkeit war glänzend. Die junge Mannſchaft, im Feldzug des Schwabenkrieges verwildert, beutelüſtig, lief ihm in groſsen Haufen zu. Gleichzeitig ließ der franzöſiſche König werben; der römiſche König ebenfalls. Darüber entſtand groſse Verwirrung. Man zahlte ganzen Gemeinden Dienſtgelder voraus; gewann andere

mit Geſchenken und Jahrgeldern, bald für Frankreich, bald für Mailand. Männer verließen Weib und Kind, Söhne die betagten Aeltern, fremden Fahnen nachzuziehen.

Da traten die Häupter und Boten aller Städte, Länder, Dörfer und Gerichte der drei Bünde von Churwalchen in der Stadt Chur zuſammen, und beriethen, wie dem gefährlichen Unheil Schranken zu ſetzen? Im Gefühl, daß für Unabhängigkeit und innere Ruhe des Bundesſtaates das Annehmen ferrlicher Geſchenke und Gehalte nachtheiliger und entehrender ſei, als das Auswandern junger Leute ſelbſt in die Feldzüge der Fremde, entwarfen ſie ſchon am einundvierzigſten Tage nach Triconti's Erſcheinung, das Geſetz: Kein Bund, keine Gemeinde ſolle Jahr-, Dienſt-, Muſter-Gelder oder Schenkungen vom Ausland annehmen. Kontzen und Farben in Kriegen behalten zu ſein, damit im Lande nicht Parteiung um fremden Nutzen, Zerrüttung und Unfrieden, oder mit den Nachbaren Entzweiung erwachſe. Welcher Bund, Ort und Gericht dagegen fehlt, ſoll ſtrafbar ſein, und Ehr und Eid verwirkt haben. Würden einzelne Perſonen wider obiges Verbot fehlen, ſoll der Herr oder der Bund, unter dem ſie geſeſſen ſind, bei ſeinen Ehren und Eiden, ſie an ihrem Leben ſtrafen, ohne alle Mittel und Gnade. — Die Räthe und Gemeinden der drei Bünde genehmigten das Geſetz,

deſſen Urkunde der Penſionen- oder Jahrgeldbrief geheißen wurde (8. 1500. 21. Febr.).

So thaten die weiſen Alten. Es dünkte die Männer, welche am Luzienſteig und an der Malſerhaide ſo ruhmreich um Unabhängigkeit gefochten und geblutet hatten, ein ehrloſes Weſen, für ſchnödes Gold Soldner ausländiſcher Herren zu werden, oder ihr Blut um geringern Preis zu verkaufen, als die Freiheit ihres Vaterlandes war. Wenn dem Auswandern junger Geſellen in auswärtige Feldzüge nicht zu wehren ſtand, ſollte doch der Staat vom Vorwurf der Beſtechung rein bleiben. Auch zogen, nachdem die Franzoſen Meiſter der Lombardei geworden, und Ludwig Sforza und ſeine Anhänger in Gefangenſchaft nach Frankreich geführt waren, viele Bündner, wider der Obrigkeit Willen, den Eidsgenoſſen gleich, nach Welſchland in Kriegsdienſt, und ſtarben ruhmlos auf fremder Erde, unbeweint von der Heimath.

In den Thälern des Hochlandes herrſchte indeſſen nach dem Sturm erquickende Ruhe. Die Dorfer kiezen aus ihrer Aſche; die Geflüchteten kehrten zu ihrem Herd heim. Nur Heinrich von Hewen, der Biſchof, blieb in der Ferne. Er konnte ſich von dem ſchweren Verdacht nicht befreien, ein Freund des vaterländiſchen Feindes geweſen zu ſein. Ihm folgte bald auf den Biſchof-

lichen Stuhl Paul Ziegler von Ziegelberg, Herr zu Bux (J. 1503.).

Das Hochgericht Mayenfeld im Gerichtenbund war noch, von Theilung des togenburgischen Erbgutes her, unter der Hoheit des Hauses Brandis. Die Herren von Brandis, seit einigen Jahrzehnden Glieder des rhätischen Bundes, hatten sich ihren Angehörigen allezeit gnädig erwiesen, deren Freiheiten geschirmt und gemehrt. Da nun die Herren durch den Schwabenkrieg viel gelitten, verkauften sie ihr gesammtes Recht um zwanzigtausend Gulden an gemeine drei Bünde (J. 1509, 26. März). Diese setzten von derselben Zeit an einen Landvogt über Mayenfeld, das Herrschaftsrecht zu üben; doch also, daß das Hochgericht, weil es ein Bundesland und mitherrschend war, so oft es in der Zeitordnung an die Reihe kam, sich selber einen Landvogt für zwei Jahre setzen konnte. Der übrige Theil dieses Hochgerichts, nämlich die Herrschaft Aspermont, wozu Jenins und Malans in anmuthsvollem, fruchtbarem Gefilde gehören, gerieth erst achtundzwanzig Jahre später um zehntausend Gulden durch Kauf von den Herren von Marmels (J. 1537), denen daselbst die niedern Gerichte zustanden, an gemeine drei Bünde. Diese Herrschaft ist eine der reizendsten rhätischen Landschaften; zwar von hohen Bergen umfangen, aber

unter mildem Himmel. Korn, Obſt und Wein gedeihen auf Hügeln und Ebnen.

Unterdeſſen war Italien durch Frankreichs Gewalt und Ehrgeiz die große Bühne des Krieges geworden, vom Fuß der Alpen bis an den kahlen Bergen Calabriens. Nicht nur Mailands hatten ſich die Franzoſen bemächtigt, auch Neapels; und dieſes Königreichs wegen wieder mit der Krone Spanien Krieg. Die Lombarden, weder fähig die Freiheit noch die Knechtſchaft zu ertragen, gehorchten unwillig unter franzöſiſchem Joch. Der Gebieter der mailändiſchen Stadte war Johann Jakob Trivulzi, Königs Ludwig XII Feldherr Marſchall; ein Mann von Geiſt und brennender Ehrſucht, tapfer, thatendürſtig, verſchmitzt und herrſcheriſch. Welſche durch Welſche zu zähmen und zu zahmen, gab er der alten Partei der Welfen Stärke, ihre Gegner, die Ghibelingen, zu unterdrücken. Handel und Wandel lagen geſtört; Geſetze wenig geachtet. Der Soldat waltete. Das Volk gehorchte ihm und frevelte ſonſt unverwehrt. Wie in der Lombardei, ſo in den Thälern, die an Rhätien grenzten.

Die Eidsgenoſſen in den Waldſtätten hatten ſchon ſeit einigen Jahren verſchiedene Thäler am ſüdlichen Fuß des Gotthardsberges längs dem Teſin eingenommen. Ludwig XII, als Herr von Mailand, machte ihnen den Beſitz der Stadt Bel-

linzona daſelbſt wieder ſtreitig. Deswegen gingen die Fahnen der acht alten Orte über die Alpen, das Recht der Eidsgenoſſen gegen Mailand zu ſchirmen. Die Bündner wurden zum Zuzug gemahnt. Sie ſäumten nicht. Denn das churiſche Gotteshaus hatte die reiche Schenkung Maſtino's nicht vergeſſen; mitten in Rhätien lagen der Trivulzi Güter. Am eifrigſten waren die Pregäller zur That (J. 1503), immer, wie vor Alters, ſtreitfertig, verwegen, zu Aufſtänden ſchnell. Sie pflogen mit den Nachbaren zu Cläven und Plurs ſelten gute Freundſchaft. Ihre Mannſchaft eilte aus dem ſchmalen, rauhen Thal an der Maira hinab, über den Löwesbach, der ihr Gebiet vom Cläviſchen ſchied. Ein tapfrer Mann, Gubert von Caſtelmur, führte ſie; aus altem Geſchlecht, deſſen Burg über dem Felſenthor des Thals ſchon in Römertagen namhaftig geweſen. An der Martinsbrücke begegnete ihm die franzöſiſche Thalbeſatzung; darunter ein Kriegsmann, durch ſeine Stärke berühmt, nur der große Bankert geheißen. Wildes Gefecht zwiſchen beiden. Gubert erlegte aber den Bankert; zog vor Plurs und drang in den gewerbſamen Ort. Die Pregäller hauſeten übel; denn ſie kamen, Rache zu nehmen und Raub. Viel Gefangne führten ſie mit ſich hinweg, die ſchweres Löſegeld zahlen mußten; zween derſelben wurden gehenkt. Unterdeſſen nahm der Oberbund

die Herrschaftsrechte in Beschlag, welche Jakob Trivulzi über Rheinwald und Savien vom Hause Werdenberg erkauft hatte. — Mehr zu thun ward gerüstet, als Botschaft kam, daß die Eidsgenossen mit den Franzosen zu Arona Frieden geschlossen, auch Rhätien einbegriffen hätten (J. 1503, 11. April). Dem Gotteshause zu Chur war Genugthuung verheißen, wenn es seine Ansprüche rechtlich darzuthun vermöge.

Man legte das Schwerd nieder. Jedoch vergebens bewies das Bisthum die Rechtsgültigkeit seiner Forderungen. Veltlin, Cläven und Worms blieben in französischer Gewalt. Ludwig XII beschwichtigte des Freistaats Unzufriedenheit mit Schmeicheleien; schloß mit ihm zu Cremona einen Freundschaftsvertrag (J. 1508, 24 Juni), worin er sich jährlich zur Zahlung von sechstausend französischen Pfunden verpflichtete, dagegen freie Werbung in Rhätien, und die Zusage empfing, die Päße der rhätischen Alpen seinen Feinden verschlossen zu sehn. Das war gegen Geist und Wort des Gesetzes wider die Jahrgelder, und der erste Schritt zu des Freistaats innerm Verderben. Bünden, welches diesen gefährlichen Vertrag genehmigt hatte (J. 1509, 17. Juli), hielt ihn jedoch in Ehren und Treuen. Nicht so das französische Kriegsvolk in Veltlin und Cläven, welches eigenmächtig mehrmals den Handelsverkehr sperrte und Grenzwachten

kraftlos, unbeklagt aus der Reihe selbstständiger Reiche — durch einen bloßen Federstrich verschwinden könte.

Die Nachwelt hat keine Ursache, über dergleichen Schicksal zu erstaunen. Es sind der Beispiele genug, wie Tugenden, aus Liebe der Freiheit und des Ruhms entsprossen, Kleines mächtig machten, und wie altherrliche Reiche durch Selbstsucht und Niederträchtigkeit ihrer Häupter und Bürger zu Grunde gingen. Verderbten Geschlechtern spricht der Mund der Geschichte vergebens ihre ewigen Wahrheiten. Das Schicksal hat sie dem Untergang geweiht.

Wir sind Zeitgenossen und Augenzeugen vom Untergange des venedischen Freistaats gewesen. Viele haben die Geschichte desselben beschrieben; an vortrefflichsten unter den Neuern Daru. Uns aber sollen hier weniger die Begebenheiten, als die Ursachen von der Größe und dem Verfall der Republik beschäftigen.

Schutt und Sand, welchen von den vermittelnden Alpen herab Schnee und Regengüsse durch die Flußbetten der Piave, des Musone, der Brenta und des Adigo in eine weite Bucht des adriatischen Meeres zusammenspülen, hat dort seit Jahrtausenden geräumige Sandbänke angehäuft, die nur durch seichte Gewässer oder Lagunen vom festen Lande und unter sich getrennt sind. Von diesen

hielt. Die Lombarden geriethen unter dem Uebermuth und Druck ihrer Beherrscher in Verzweiflung. Veltliner und Clävner flehten die Nachbarn im Hochgebirg an, sie von dem Joch der Franzosen zu erlosen. Auch die Eidsgenossen hatten mit Italien ewigen Streit, und bereiteten sich zu einem großen Streich wider Mailand. Sie begehrten von den Bündnern Zug durch ihre Gebirge, laut alten Verträgen, die auch gegen Frankreich im Bund zu Cremona vorbehalten waren. Allein dies entschied das Volk in Hohenrhätien, den feierlichen Ermahnungen der ältesten Bundesgenossen zu folgen.

Die Schweizer zogen also durch Engadin und Münsterthal mit Heeresmacht auf Trient und gegen Cremona und Pavia (J. 1512), den jungen Maximilian Sforza, Ludwigs des Mohren Sohn, mit Hülfe Kaiser Maximilians in sein mailändisches Erbe wieder einzusetzen. Die Bündner nicht minder sammelten ihre Schaaren, entschlossen an Frankreich vieles Unrecht zu rächen und jene mißlichen Grafschaften wieder zu erobern, die vor Alters zu Rhätien gezählt waren. Herkules von Capol aus Flims führte die Kraft des grauen Bundes; Konrad Planta von Zuz die Gewalt des Gotteshausbundes; Konrad Beeli von Davos die Haufen der Zehngerichte. Sie stiegen aus dem Engadin über den wilden Gebirgsstock der Bernina,

wo zwiſchen deſſen zertrümmerten Gräthen, Hörnern und Felſenzinken ſich ein ungeheures ſechszehn Stunden langes Eismeer verbreitet, bis zum Splügen, und nur der dumpfe Hall von Lawinen zuweilen die ewige Todesſtille unterbricht. Dann hinab ins blühende Veltlin und Worms. Das Schloß von Tirano, die feſte Burg auf der Platta mala, ergaben ſich ohne Gegenwehr. Binnen fünf Tagen waren alle Thäler ohne Blutvergieſſen erobert, die längs der Adda gelegen ſind, vom Urſprung derſelben aus der Felsgrotte am hohen Umbrail bis zu ihrem Erguß in den Comerſee. Die lang unterdruckten Geſchlechter und Ortſchaften der gibelingiſchen Partei jauchzten. Auf der anmuthigen Höhe von Teglio ſchworen Worms und Veltlin dem Bundesſtaat Treue (§ 1512, 27. Juni). Ihre althergebrachten großen Freiheiten wurden beſtätigt. Nun öffneten die franzöſiſchen Beſatzungen auch die Pforten des Bergſchloſſes Treſivio, und, am Zuſammenfluß der Seen von Cläven und Como, den Thurm von Oblogno. Damit nahmen die Bündner noch die drei Flecken Sorico, Domaſo und Gravedonna, und alles Land bis zur Burg von Muß am See. Dann rückten ſie in das Gebiet von Cläven.

Schon waren die Pregäller aus ihrer hohen Heimath herabgekommen in großer Schaar und Meiſter geworden von Plurs und der ganzen Gegend.

Cläven, die Stadt, ſchloß den Siegern das Thor auf; die Franzoſen zogen ſich in die Burg auf dem Gipfel des ſteilen, weitherrſchenden Berges. Hier führte Jakob Fayet den Befehl, ein unerſchrockener Kriegsmann. Ihm fehlte weder Mund- und Kriegsvorrath, noch Volk. Die dicken Mauern der Veſte aus römiſcher Zeit waren von den mailändiſchen Herzogen mit unermeßlichen Koſten unterhalten und vermehrt. Während Herkules Capol den Schloßberg umlagert hielt, nahm der churiſche Biſchof, Paul Ziegler, feierlich, kraft der maximiſchen Schenkung, von den eroberten Landen Beſitz. Die Schlöſſer von Platta mala, Treſpio und Tirano wurden zu größerer Sicherheit geſprengt, auch der Seethurm Oblogno niedergebrochen. Nach halbjährigem Widerſtand übergab Fayet noch die Clävnerburg (J. 1513, 18. Jan.).

Maximilian Sforza, welcher inzwiſchen Zürich an der Spitze ſiegreicher Eidsgenoſſen die Schlüſſel der Stadt Mailands unter den Thoren derſelben, überreicht hatte (J. 1513, 1. Jan.), trat den Schweizern dankbar die Landſchaften und Thäler ab, die ſie am Teſin bis zu den Seen von Locarno und Lugano erobert hatten; dem Bundesſtaat in Hohenrhätien die Grafſchaften Worms, Veltlin und Cläven, nebſt den drei oberſten Pfarrdörfern am Comerſee, zum ewigen, rechtmäßigen Eigenthum. — Ludwig XII aber ſpottete des

und drang mit verdoppelter Macht wieder über die Berge von Susa in Italien ein, seinen Stolz zu rächen. Sforza zitterte. Die Eidsgenossen und Bündner in der Riesenschlacht bei Novarra retteten ihm noch einmal, in Zertrümmerung des französischen Heers, das Herzogthum. Er war aber desselben kaum würdig; ein leichtsinniger Schwächling. König Ludwig XII von Frankreich ging mit zerrissenen Hoffnungen aus dem Leben. Sein Thronfolger König Franz I erneuerte sie. Die Zweitracht der Eidsgenossen erleichterte ihm von neuem das Eindringen ins welsche Land. Denn ein Theil der Schweizer zwar blieb den Mailändern treu, aber ein anderer war von den Franzosen gewonnen; das Haupt der Französischgesinnten der Schultheiß von Bern, Jakob von Watteuwyl. Daher geschah, daß sie sich trennten. Zu Gallarate schloß der größere Theil des Heers mit Frankreich Bündniß und Frieden; treubig und altem Wort treu, lagerte sich der übrige Theil zwischen Mailand und der französischen Macht; hier auch mit Zürich, Basel, Schaffhausen und Appenzell, die Bündner (13 15, 14. Sept.). Da geschah die zweitägige Schlacht von Marignano, unglücklich für die Helden aus den Alpen, aber der ewige Ruhm ihrer Tapferkeit. Sie verloren das Schlachtfeld, die Franzosen den Kern ihres Heers.

Als die Kunde davon ins Veltlin kam, erhob sich daselbst die welsche Partei frohlockend. Der stolze, unruhige Adel rief den Franzosen Glück, riß die Wappen des Bundesstaates ab, und hielt Alles gewonnen. Eine Bündnerschaar stellte aber die Ruhe bald her. Nur die Zerrüttung in der Eidsgenossenschaft verzögerte Entscheidung über Italiens Schicksal. Rhätien blieb standhaft mit Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen auf dem Kampfplatz wider Frankreich, bis dieses durch den ewigen Friedensbund zu Freiburg im Uechtland mit gesammter Eidsgenossenschaft den vierjährigen Krieg endete (J. 1516, 30. Nov.). Sowohl im Vertrag zu Gallarata, als später zu Genf, hatte Frankreich immer noch die Rückgabe der von den Bündnern gemachten Eroberungen gegen reiche Geldentschädigungen ausbedungen; Rhätien nie eingewilligt. Nun zu Freiburg, im Frieden mit dem großen alten Bund oberdeutscher Lande, mit Wallis und den drei Bünden von Churwalden, ward diesen freigestellt, binnen Jahresfrist entweder die Summe von dreihunderttausend Kronen zu nehmen, oder die eroberten Gebiete zu behalten. Bünden verschmähte das Gold; behielt das Land; die Eidsgenossenschaft that desgleichen. Kaiser Maximilian sicherte auch seinerseits dem Bundesstaat ruhigen Besitz der gewonnenen Gebiete zu (J. 1516, 16. Okt.). Sforza aber, des Blutes

unwerth, welches fur ihn Fluren und Städte der ganzen Lombardei gefärbt hatte, fand in Frankreich durch die Großmuth seines königlichen Ueberwinders Entschädigung um eine Krone, deren Verlust er in wollustigen Ausschweifungen vergaß.

Ehe dies Alles noch vollbracht worden war, hatte der Freistaat im rhätischen Gebirg schon die künftigen Verhältnisse der neuen Lande zu sich eingestellt, und die Ansprüche des Bischofs Paul Ziegler an dieselben beruhigt. Denn dieser hatte zu ihrer Eroberung aus Maximo's Schenkungsbrief das Recht, und, so wie jeder von den drei Bünden, Blut und Waffen gegeben. Darum ward billig gefunden, daß dem Gotteshause zu Chur der vierte Theil der obrigkeitlichen Rechte, Nutzungen und Einkünfte verbleiben solle (J. 1514, Samm. u. Ex. Andreas.).

10.

Einrichtung in den eroberten Landen. Der Freistaat stärker sich durch Bündnisse.

Einer der Tapfern von der Malser-Haide, Bartholomäus Stampa, war vom Bundestag zu Ilanz zum Landeshauptmann im Veltlin ernannt worden, sobald Herkules Capol die Burg Cleven in Besitz genommen. Die Verwaltung des richtigen Zolles zu Glera bei Chiuro war den

Söhnen des Geschlechtes Quadri, Eingeborenen des eroberten Landes, vertraut, welche, von gibelingischer Partei, den Bündnern Beweise treuer Ergebenheit geleistet hatten. Drei Vollmächtige des Bundestages mußten bis zur Entscheidung endlicher Einrichtung des Landes, die vorläufigen Anordnungen treffen.

Durch Recht der Eroberung und Mailins's Brief sah sich der Freistaat der drei Bünde im Besitz aller Befugnisse und Einkünfte, welche zuvor der mailändischen Fürsten Eigenthum in Worms, Veltlin und Cläven gewesen. Das Alles ward unverrückt behalten; sogar das Verhältniß der Oberherrlichkeit zu Unterthanen. Des Herzogs von Mailand Stelle nahm der Freistaat ein. Es mag uns seltsam dunken, daß ein Volk die Freiheit, für welche es selbst so viel geopfert, keinem andern gönnte; und Fürst eines Landes sein, aber keinen über sich ertragen wollte.

Die Rhätier, zum Theil schon von der ersten Schlichtheit der Altvordern abgekommen, neigten sich von deren Einfalt hinweg zur gewinnsüchtigen, herrschlustigen Staatsklugheit des Auslandes; und Leidenschaft verdrängte zuweilen schon die edle Gerechtigkeit der Alten. Wo Leidenschaft aber das Ruder des Staats führt, sind Grunde für Alles vorhanden, nur keine Grundsätze; denn Folgerechtigkeit wurde Spiel und Ziel verderben. Die

Städt' und freien Orte der Eidsgenoſſenſchaft waren mit Beiſpiel vorgegangen, ſich die Freiheit, und andern die Dienſtbarkeit zu bereiten.

In der That mochte jedoch auch, was Edelmuth empfehlen konnte, Klugheit mißbilligen. Eine Volkerſchaft, wie die der italieniſchen Thäler, ſeit Jahrhunderten in Parteien und Rotten zerfallen, in Gährungen und Umwälzungen vom Zwange burgerlicher Ordnung entwöhnt, ſchien der Freiheit nicht fähig, zu der ihr die Tugenden mangelten; weiſer gethan, daß ſie erſt unter den Beiſpielen der Sittenreinfalt und Vaterlandsliebe ihrer neuen Beherrſcher lernte, der Unabhängigkeit würdig werden. So blieben die Landſchaften an der Adda und Maira unterworfen, weil dem Frieden des rhätiſchen Freiſtaats ein meuteriſcher Unterthan minder gefährlich geachtet ward, als ein unruhiges Bundesglied, geneigt zu Umtrieben und Händeln. Was aber anfangs Ehrgeiz oder Klugheit des Eroberers nicht gewagte, verſagte nachmals auf immer die eigene Verderbtheit derſelben.

Alſo wurden zur Verwaltung jener Thäler Amtleute geſchickt, nach beſtimmter Reihenfolge von den Gemeinden unmittelbar auf zwei Jahre aus ihren Bürgern gewählt, von dem verſammelten Bundestag beeidigt; einer zu Worms; zween in der Grafſchaft Cläven, der eine in der Stadt dieſes Namens, der andere zu Plurs; fünf im

Veltlin zu Sondrio, Trahona, Morbegno, Teglio und Tirano. Höhere Gewalt, denn Alle, empfing der Beamte zu Sondrio; darum ward er Landeshauptmann geheißen und ihm ein Verweser (Vicarius) zugegeben, als oberſter Blutrichter in Beurtheilung peinlicher Rechtsfälle. Er hatte die Leitung des Kriegsweſens, die Aufſicht über Bezug der öffentlichen Einkünfte, und zur Gerechtigkeitspflege oberrichterliche Würde. Nach Bartholomäus Stampa iſt der erſte Landeshauptmann im Veltlin Rudolf von Marmels geweſen, Freiherr von Rhäzüns und Haldenſtein, Bürgermeiſter der Stadt Chur, ein eben ſo kluger Geſchäftsmann, als tapferer Krieger. Jedesmal, nach Verfluß der Amtszeit, ſandte der Freiſtaat vollmächtige Verwaltungsrichter (Syndici) ab, die Geſchäftsführung der Beamten zu prüfen, damit von denſelben die Gewalt nicht mißbraucht, und das Volk wider Unterdrückung und Ungerechtigkeit geſchützt werde. Auch noch vom Urtheil des Verwaltungsgerichtes konnte der Unterthan, glaubt' er ſich beeinträchtigt, den Bundestag ſelbſt anrufen.

Die eroberten Vogteien beſaßen ſtattliche Rechtſame. Dieſe wurden ihnen unverſehrt gelaſſen. Sie wählten aus eigener Mitte Aelteſte und Vorgeſetzte, der Haushaltung und Zucht ihres Gemeinweſens vorzuſtehen. Die fünf Gemeinen von Worms hatten ihren Rath, welcher, unter des

bündnischen Landvogtes Vorsitz, die eigenthümlichen Sachen verwaltete, und selbst in peinlichen Vergehen richtete. Ein aus Abgeordneten der Gerichtsbezirke Veltlins gebildeter Thalrath dieser Landschaft verfügte über derselben inneres Gemeinwesen und dessen Bewirthschaftung; Alles unter Aufsicht des Landeshauptmanns. Aehnlich war der Grafschaft Cläven Ordnung. Jedes der drei Unterthanengebiete ward nach seinen herkömmlichen Satzungen gerichtet, unter mailändischer Herrschaft aus rohen Zeiten ererbt. Mit blutiggrausamer Strenge sprach das Gesetz zu Worms; hart und formenreich zu Cläven; gekünstelt verworren in Veltlin.

Die aus den selbstherrlichen Bünden hergesandten Gewalthaber empfingen vom Staate nur geringe, zum Theil keine Besoldung. Sie entschädigte gemessener Antheil an Strafgeldern und andern Gefällen. Das brachte den Unterthanen bald nicht geringeres Verderben, als dem Herrscherland selbst; hier Feilheit des Amts, Neid, Parteiung und Haß; dort Bestechlichkeit, Habgier, Händelsucht, Sicherheit des Verbrechens und Entsittung.

Während der Freistaat die Verwaltung der eroberten Thäler einrichtete, vergaß er nicht den eigenen Frieden in Bündnissen mit benachbarten

Inseln, bei sechzig an der Zahl, ist Rialto die erhöhtere, vermuthlich auch die älteste, in der Mitte aller übrigen. Ohne Zweifel war sie in frühen Zeiten schon von einzelnen Fischern bewohnt oder besucht, die sich, ihres Gewerbes willen, von dem nahen Gestade des römischen Venetiens dahin begaben. Wann und wie das benachbarte Küstenland unter Roms Herrschaft gekommen, weiß Niemand; wohl, wie es durch die wilden Einfälle der Westgothen im Anfange des fünften Jahrhunderts verloren ging. Denn damals retteten unglückliche Familien, aus Padua und der Gegend, ihr Leben durch Flucht auf die Inseln der Sümpfe, wohin ihnen das Schwert der Eroberer nicht folgte. Viele von ihnen, doch gewiß nur die Aermern, blieben auch nach hergestellter Ruhe dort, und der paduanische Senat schickte jährlich, unter dem Namen der Konsuln, Statthalter, ihr kleines Gemeinwesen in gesetzlicher Ordnung zu verwalten. — Denn noch mehrmals in demselben Jahrhundert boten die armseligen Hütten der Lagunen den geängsteten Paduanern Zufluchtstätten, als über die Trümmer der Stadt Aquileia Attila's Hunnen in Italien einbrachen, denen bald wieder die verheerenden Völkerschwärme der Heruken, so wie diesen die Ostgothen, diesen wieder die Longobarden folgten.

Der Name des römischen Venetiens verschwand

Mächten zu befestigen. Der Arm seines tapfern Volks, wie die Reihe seiner Gebirgspässe zwischen den Gebieten Deutschlands und Frankreichs, Italiens und der Eidsgenossenschaft, war den kriegerischen und unter sich eifersüchtigen Fürsten gleich wichtig geworden. Kaiser Maximilian, einst der gefährlichste Widersacher Rhätiens, hatte schon nach Ausgang des Schwabenkriegs mit dem Fürstbischof von Chur zwanzigjährigen Freundschaftsvertrag geschlossen (J. 1500), dem einzelne der rhätischen Freistände beigetreten waren. Ehe noch die Frist des Vertrags verstrich, wurde zwischen dem Erzhaus Oesterreich und den Staaten im hohen Rhätien ein neues und ewiges Bündniß aufgerichtet (J. 1518, 15. Dec.), darum Erbverein geheißen. Beide Theile sagten sich darin freien und unbeschwerten Verkehr und Handel im Frieden, freie Werbung im Krieg zu; gegenseitigen Beistand in Noth, Nichtgestattung feindlicher Durchzüge gegen des andern Land; immerdar gütliche Vermittelung beiderseitiger Zwiste durch erwählte Schieds- und Obmänner. Weil bisher ein jeweiliger Bischof von Chur, auch der Gotteshaus- und graue Bund die Freiheit des halben Zolles durch die österreichischen Lande genossen hatten, versprachen sie nun denselben zu entrichten, wie andere; nur die acht Gerichte unter Oesterreichs Hoheit machten Ausnahme. Hinwieder

gelobte das Erzhaus jeglichem der drei Bünde, zur Mehrung guter Geneigtheit, alljährlich eine Verehrung von zweihundert rheinischen Gulden.

Aehnlich war jener ewige Friedensbund gewesen, welchen die Rhätier (J. 1516) in Gesellschaft der Eidsgenossen mit Franz I., Könige Frankreichs, zu Freiburg im Uechtland geschlossen hatten. Auch Franz verhieß den drei Bünden in Churwalden jährlich jedem zweitausend Franken zu zahlen, gleichwie schon sein Vorfahr König Ludwig XII. getan. Er erhöhete nachmals gleichwie den eidsgenössischen Orten, jedem Bunde zu Hohenrhätien das königliche Jahresgeschenk mit eintausend Franken, als er (J. 1521) mit den zwölf Orten in Helvetien und dem grauen Bund, zu Luzern, wegen Recht zur Werbung, Bestimmung und Sold der im Dienst der französischen Krone stehenden Schweizer und Bündner neue Verträge errichtete. Zwei Jahre später (J. 1524, 5. Febr.) traten auch der Gotteshaus- und Gerichtenbund denselben bei. Diese Verträge mit Frankreich sind in nachfolgenden Zeiten von den Königen und gebirgischen Freistaaten oftmals erneut worden.

So stand Rhätien, wenn schon klein an Umfang des Landes und Zahl der Volksmenge, geachtet durch die Natur seines Landes und die Kraft seiner Bewohner, ein ehrenwerther Freistaat

zwiſchen Königen und Fürſten. Denn nicht unermeßliches Gebiet oder unzählbare Menſchenmenge, ſondern die Tugenden des Gemüthes machen ein Volk unter den Völkern groß oder bedeutſam. Sparta nährte kaum vierzigtauſend ſtimmfähige Bürger, Athen auf kleinem unfruchtbarem Boden kaum zwanzigtauſend, als ſie die Schlachten bei Marathon und den Thermopylen gegen die Macht des ungeheuern Perſerreichs ſchlugen. Das Leben des kleinen Genferſees am Jura, oder einer engbegrenzten Reichsſtadt, wie Augsburg im Mittelalter, Hamburg in neuer Zeit, iſt allezeit der Menſchheit und ihrer Geſchichte wichtiger geweſen, als das Daſein der größten Reiche Aſiens und Afrika's, in denen ſich europäiſche Königthümer wie Tropfen im Meer verlieren.

Das erſte Jahrhundert ſeit Erſcheinung der Freiheit im rhätiſchen Gebirg war verfloſſen; der Bundesſtaat in Deutſchland und Italien durch Heldenmuth aus manchem Siegesfeld namhaft; mit Helvetien, Oeſterreich, Frankreich und dem heiligen Stuhl zu Rom in Bündniſſen; die alte Herrſchaft der churiſchen Fürſtbiſchöfe, lange vom Aberglauben unterſtützt, im Verfall; die Macht und Grauſamkeit der Zwingherren auf immer gebrochen; die Leibeigenſchaft bis auf die mattelle Spur vernichtet; die Gewalt noch beſtehender Landherren auf Blutgericht, Ernennung eines

Ammanns in den Gemeinden, Bezug grundherrlicher Zinsen und andere gefahrlose Rechtsame beschränkt.

Frankreichs und Oesterreichs gegenseitige Eifersucht fand zwischen beiden Staaten den Grenzüberfall unparteisamer Gebirge ersprießlicher, als dessen Vernichtung. Aber die Rolle, welche die nebenbuhlerischen Kronen dem rhätischen Freistaat damit zu spielen gaben, war eben so schwierig als gefahrvoll.

Nur die rechtschaffene Einfalt und strenge Tugend der Freimänner in den höchsten Alpen, nur ihre unbefleckbare Treue, ihre unbezwingliche Entschlossenheit konnte sie schweren Verlegenheiten entziehn, oder über dieselben siegbaft machen. Noch führte die Vaterlandsliebe, der Freiheit edles Schoßkind, sie Alle in den Kreis ihrer Landsgemeinden und Bundesversammlungen, oder auf die Schlachtfelder. Weisheit und Gemeinsinn verband noch die Angelegenheiten mannigfaltiger, durch Sprachen und Gebirge getrennter Ort, in ein einziges Leben. Die Gesetze waren noch weder in dicken Bänden gesammelt, noch in Erz gegraben, aber im Herzen des Volkes tief: Sprüche der Natur und Nothwendigkeit.

Wohl fehlt' es an Gewerb und Handel und Kauf. Der Waarenzug aus Welschland mit Venediger-Gut durch Erschland, Engadin und über

den Julier, brachte nur mäßigen Gewinn. Bergwerke warden meiſtens von Ausländern getrieben: wie die Sage ſpricht, nicht ohne Glück. Denn das rhätiſche Gebirge verſchließt in unterirdiſchen Kammern, ſchwer zu öffnen, Schätze von Gold, Silber, Eiſen, Blei und andern nützlichen Erzen; auch köſtliches Geſtein aller Art in Menge. Der Bundner aber zog lieber aus um Königsſold in fremden Krieg den Preis ſeiner Stärke, Ehr' und Leute, in die arme Heimath zurück zu bringen. Denn dem ärmſten Felſenthal, in der Alpenwilde, blieb er auch im Glanz der Höfe treu, und der Fremde, mit angeſammtem Freiſinn, ewig fremd. Viehzucht, Weinbau, und was der Wald an Holz und Wild gab, blieben wie vor Alters, des Landes ſtätigſter Reichthum. Die weitläuftigen Alpenwieſen, noch den heimiſchen Heerden zu groß, wurden auch lombardiſchen Hirten verpachtet. Sie gaben guten Zins und hatten dafür im Land ſchätzbare Zollfreiheiten. Meiſtens kamen ſie mit ihren großen langwolligen Schafen aus den Thälern Bergamo's, Seviana und Brabeina. Dies war Uebung und Brauch aus uralten Tagen.

War ſchon das Land arm, das Volk darauf war reich; denn es lebte genügſam in ſeinen Thälern, auf den grasreichen Hügeln und Maienſeſſen; in Einfalt und Demuth; fremd den Bedürfniſſen

der Uepvigkeit, und den Erfindungen prahlerischer Hoffart. Noch zeigt man den Enkeln den Brunnquell von Tavanasa, wo ihre Väter, zum Rath der Bundessachen versammelt, ihr mitgebrachtes Mahl auf dem Erdboden verzehrten; noch sah man lange den Pfeiler zu Vazerol, an welchem die Boten aller Bünde ihre Ränzel hängten, da sie den Eid der ewigen Vereinigung schworen. Ihren guten Thaten bauten sie kein Denkmal, weil sie die besten nur Pflichten hießen. Ihre Staatsklugheit war schlichter Gradsinn, Gerechtigkeit und unsterbliche Vaterlandsliebe. Damit reicht man weit. Als Engadin noch in großer Selbstaufopferung mit eigener Hand seine Hütten abbrannte, damit Oesterreichs Heer zwischen den Felsen verhungere, war eine Zeit, da auch kein Weltgebieter das Hirtenvolk besiegen konnte. Damit gewann es das hohe Gut, was die Armuth reizend, die Wildniß schön macht, dem Tode das Schrecken nimmt, dem Leben erst Werth gibt — die Freiheit.

Viertes Buch.

Zerrüttung des Bundesstaates durch kirchliche und bürgerliche Parteiungen.

(Im J. 1524 — 1620.)

1.

Anfang der Kirchenveränderungen und des verderblichen Einflusses fremder Mächte.

Im J. 1524 — 1526.

Die Handelsverbindungen zwischen dem Abend- und Morgenlande seit den Kreuzzügen hatten Europa's wilde Sitten gemildert, den Ländern Reichthum und Ansehn gegeben, und der Araber und Griechen Weisheit und Kunst in Ruf gebracht. Darauf waren die alten Klosterschulen verbessert, neue gestiftet, die ernsten Wissenschaften wieder geliebt worden. Gelehrter Griechen Flucht vor türkischen Verwüstern nach Italien, Erfindung der Buchdruckerei, Bekanntmachung der edeln Geisteswerke des alten Athens und Roms, Ent-

deckung einer neuen Welt jenseits dem Meere — Alles hatte dem geiſtigen Leben der Europäer eine Spannkraft verliehen, welche zu großen Umſchwüngen der öffentlichen Verhältniſſe führen mußte. Die Formen eines barbariſchen Weltalters konnten dem höhern Sinn des Menſchengeſchlechts nicht länger genügen. Die Geburtsſtunde jeder Wahrheit iſt die Todesſtunde eines Vorurtheils.

Das Licht der Aufklärung drang in die finſtern Münſter der Mönche, wie zum Thron der Fürſten und in die Werkſtatt des Künſtlers. Was blinder Glaube lange in dumme Ehrfurcht vergöttert, ſank verächtlich vor dem Blick beſſerer Erkenntniß in Staub. Am regſten wurden die Zweifel gegen die bisherigen Lehren der Kirche, da man wahrnahm, das Chriſtenthum der Zeit ſei nicht das Chriſtenthum der erſten Jahrhunderte. Mit unwilligem Erſtaunen erblickten nun die Erleuchteten ein neues Heidenthum an der Stätte des von Jeſu geſtifteten, unſichtbaren Gottesreichs. Immer und immer erhoben ſich neue Stimmen wider das herrſchende Verderbniß in Glauben und Kirche. Sie mehrten ſich mit den Jahrzehnden in allen Volkern. Bannfluch, Schwerd und Scheiterhaufen tödteten den Leib; nicht die Ueberzeugung. Die Ungeduld ward lauter, das prieſterliche Joch des Aberglaubens abzuwerfen.

Der Pfaffheit zuchtloſes Weſen und Uebermuth,

welches vieler Orten der Völker Gemüth empörte, verschlimmerte die Sache des altbestandenen Kirchenthums. Die Lasterhaftigkeit des Wandels widersprach den scheinheiligen Reden der Geistlichen. Es war nicht selten, sie zu sehen, in Wollüsten des Lebens schwelgend, welche sie verdammten, und von den Stufen des Altars mit dem Treiben ihres Ehrgeizes eine Welt beherrschen, der sie entsagt hatten. Abteien, Bisthümer zu gewinnen, war ihnen kein Verbrechen zu unheilig. Als um St. Lucius Stuhl zu Chur eine Leonhard Unger und Anton de Tosabenis stritten, wagte der Letztere, trotz päpstlicher Bestätigung, lange nicht, aus Furcht vor tücklicher Rache seines Nebenbuhlers Chur zu berühren. Und am ersten Tag seines Einzugs in das bischöfliche Schloß starb er plötzlich, man sagt, vergiftet (J. 1454). Das Kloster Churwalden, einst ein schleichender Feind der in Rhätien aufgegangenen Freiheit, hatte zugleich immerdar den Ruf zweideutiger Heiligkeit behalten. Weltpriester und Mönche, Wein und Weibern hold, buhlten um fette Pfründen, Schenkungen und Erbschaften. So groß wurde der Pfaffen Unzucht, Hoffart, Habsucht und Herrschsucht, daß endlich die Mißbräuche sogar den weltlichen Ernst der Bundesversammlungen erregten. Gleichwie die Schweizer schon früher in ihren Pfaffenbriefen den Unordnungen

der Prieſterſchaft, ſeit mehr denn hundert Jahren, entgegen gearbeitet hatten, erging nun auch von gemeinen drei Bünden in Ilanz das Staatsgeſetz (Artikelbrief geheißen) gegen der Geiſtlichkeit Unfuge, Ueppigkeit, Erbſchleicherei und Verzehrung vaterländiſcher Pfründen im Auslande (J. 1524, 4. April). Auch ward unterſagt, Anderes, als Ehe- oder kirchliche Güterſachen vor geiſtlichem Gericht entſcheiden zu laſſen.

Dieſer Schritt, einmüthiger denn jemals einer, gegen die Verwilderung der Kirchenzucht gethan, war mehr oder minder ſchon Wirkung der lichtvollen Anſichten, welche ſich von Zürich aus in den Gebirgen verbreitet hatten. In Zürich hatte, ehe Luther im deutſchen Norden wider das Papſtthum donnerte, ſich ſchon Meiſter Ulrich Zwingli aufgemacht (J. 1513), den Glauben von Irrthümern, die Kirche von Ungebühren zu reinigen. Er ſprach nur muthvoll aus, was in Herz und Sinn von tauſend heildenkenden Männern der Zeit verborgen wohnte.

In einem der wilden Thäler des Brettigäu's, zu St. Antonien, welches ein grauſenhafter Zugang von der übrigen Welt getrennt hält, unternahm zuerſt (J. 1523) ein wackerer Pfarrer, Heinrich Sprecher, reineres Chriſtenthum zu lehren, unmittelbar aus den heiligen Erkenntnißquellen geſchöpft. Ihm folgte ſein Bruder Jakob

mit Roms Herrlichkeit. Er ward nur noch von den Unglücklichen bewahrt, die sich auf den Inseln der Sümpfe angenistet hatten, und in ihrer Entlegenheit und Armuth Schutz vor der Habsucht und Grausamkeit barbarischer Sieger fanden. Ihre Hütten ragten, wie Nester der Seevögel, über der Oberfläche des Meeres. Mit aufgeworfenen Dämmen schirmten sie dieselben gegen die Wellen. Fischfang genügte zur Nahrung. Ihre Aernten waren Meersalz, welches sie benachbarten Gegenden feilboten; und weil ohne Gebrauch des Bootes niemand der Ihrigen weder zur Küste, noch zu einer andern der kleinen Inseln gelangen konnte, mußte Jeder, ohne Unterschied des Geschlechts, Schiffer sein.

So entsprang Venedig. Der unwirthbare Boden des neuen Vaterlandes gab den Ansiedlern nichts, als den Ruheplatz; nicht einmal Wasser, ihren Durst zu löschen. Was sie mit Meersalz eintauschen oder mit Schiffen durch Frachtfuhren verdienen konnten, mußte ihnen die ersten Lebensbedürfnisse gewinnen. Aber Einfachheit und Härte ihres Tagewerks und täglicher Kampf mit Wind und Welle erwarb ihnen bald den Namen der besten Seefahrer. In rastloser Gewerbigkeit wurden manche der Ihrigen aus Miethschiffern Handelsleute. Als der große Gothenkönig Theodorich das benachbarte Ravenna zum Sitz des Reichs

zu Davos. In Klosters, ohnweit Mayenfeld, in der weidenreichen Wilde von Parpan und Malix, in Malans und zu St. Peter, bald auf allen Höhen, in allen Thälern des Zehngerichtenbundes ergriff die Einfalt und Klarheit der neuen Lehre das Gemüth des Volks.

Selbst in der Nähe des bischöflichen Stuhles zitterten die neuen Bekenner nicht, ihre Ueberzeugung öffentlich zu verkünden. Johannes Dorfmann, genannt Comander, Pfarrer zu Chur, Johann Blasius zu Malans, der die Bibel in ihren Ursprachen las, viele andere zerstreut in Churbünden, selbst weltliche Herren, fingen an, wider des Papstthums Gewalt und Verderben und für Unabhängigkeit des Glaubens von irdischen Machtsprüchen zu reden. Der gelehrte Peter Brunner von Flanz, Christian Hartmann, welcher seines Bekenntnisses willen Verfolgung und Armuth reichem Einkommen vorzog, Georg Tschudi, der gelehrte Conrad Joslin aus hoch angesehenem Geschlecht, und mehrere, die hier zu nennen der Raum verbietet, predigten mit Zwingli's Geist vor den Gemeinden des obern Bundes, und in den Umgebungen der Abtei Disentis. Ein Jahrhundert war vollbracht, seit dem Schwur der bürgerlichen Freiheit in den Wäldern von Truns; nun hob mit höherer Begeisterung der Kampf für Gewissensfreiheit an.

Weniger um die Wahrheit des alten Glaubens, als die Hoheit der alten Kirche besorgt, ward von papsttreuen Priestern den Neuerern entgegengeeifert, und deren Ketzerei verdammt. Heiliges Gezank erscholl bald in allen Gemeinden, von allen Kanzeln. Gottseliger Muth und lauterer Wandel machte die Lehrer der Neugläubigen ehrwürdig, ihre überlegene Gelehrsamkeit sie den altgläubigen Pfarrern furchtbar. Diese aber verschmähten dagegen nicht, mit allen Künsten seelendürftiger Klugheit das Volk gegen die Irrlehrer und Weltverführer aufzuwiegeln, die sie nicht widerlegen konnten. Ein zwanzigjähriger Jüngling, Philipp Salutz, genannt Gallicius, Priester im Engadin, war durch Kenntniß, Redergabe und Mäßigung der vornehmste Kirchenverwandter seines Thales. Den Meßpriestern aber gelang, die Vorgesetzten des ganzen Hochgerichts wider ihn aufzubringen. Zu Zutz, in Gegenwart von mehr denn tausend Menschen, ward er von seinen Richtern verdammt, als Ketzer ewiglich seiner Heimath verloren zu gehn. Umsonst rief er: „Ich will Rechenschaft geben von meiner Lehre aus heiliger Schrift: wer mich des Irrthums zeihen kann, trete auf!“ Seine Feinde, des gefällten Urtheils froh, schwiegen. Da trat vor das Volk ein Mann hin, ohne Furcht. Er war von Camogask, genannt Martin Adam. Er

ſprach zürnend folgende Worte, würdig von einem Enkel des Zwingherrnmörders geſprochen zu ſein: „Ich habe ſechs Kreuzer; dem Küſter will ich ſie geben, auf daß er für die abgeſchiedene Seele der Gerechtigkeit läute!“ (Z. 1526). — Als dies das Volk hörte, ging es in ſich, und hob die Strafe auf.

Die Gährung der Gemüther ſtieg in den Thalſchaften. Doch, welchen Abſcheu die einen wider die neue Predigt, oder die andern wider das altkirchliche Weſen empfinden mogten, darin ſtimmte der natürliche Freiſinn Aller zuſammen: daß jede Gemeinde vollkommen befugt ſei, ihren Glauben zu ändern oder zu behalten, wie ſie es gut finde, weil keine die Gebieterin der andern ſei. Darum, als der Verweſer des Fürſtbiſchofs den Pfarrer Dorfmann, Zwingli's Freund, vor der Standesverſammlung Bündens zu Chur, als Aufrührer und Entweiher des Allerheiligſten anklagte, miſchten ſich die Vorſteher des Bundesſtaates keineswegs in die Fehden der Gottesgelehrten. Doch geſtatteten ſie beiden, in öffentlichem Streitgeſpräch ihre Sache auszukämpfen. In der That zogen von nah und fern am beſtimmten Tage Geiſtliche und Laien in großer Menge gen Ilanz (Z. 1526, 7. Jan.), Zeugen des Kampfes zu ſein. Wie in Deutſchland, Helvetien und Frankreich bei ähnlichen Wortgefechten, eigneten ſich zuletzt auch hier beide Parteien den Siegeslorbeer zu. Aber das

bewirkten dieſe Feierlichkeiten, daß die öffentlich vertheidigte neue Lehre immer zahlreichere Bekenner gewann.

Noch in demſelben Jahre ward der nächſte Bundestag die Stimme der öffentlichen Meinung, und verewigte ſich durch den merkwürdigen Beſchluß: Jedem Einwohner gemeiner drei Bünde ſtehe frei, ſich zur römiſchpäpſtlichen oder zur neuhergeſtellten evangeliſchen Kirche zu bekennen; aber ſtrafbar ſei, ſich gegenſeitig des Glaubens willen zu verfolgen. Chriſtliche Lehre könne ungefälſcht aus heiliger Schrift gegeben werden; nur Wiedertäuferweſen und andere unruhige Schwärmerei dürfe guter Ordnung willen, nicht geduldet werden. Es hatten nämlich die Wiedertäufer auch in den Thälern Bündens mit verkehrten und abenteuerlichen Vorſtellungen hin und her Verwirrung angerichtet; auf Gaſſen, in Gärten und Ställen nicht minder gegen Luther und Zwingli, als gegen den Papſt geflucht; Einführung des Urchriſtenthums, Gleichheit der Güter, Freiheit in Chriſto, Nähe vom tauſendjährigen Reich des Herrn verkündigt, Abwerfung obrigkeitlicher Gewalt gelehrt, und erwachſene Männer und Frauen, wenn ſie ſolchen Glauben annahmen, wieder getauft. Zwei Schwärmer dieſer Gattung, Felix Manz und Jörg Blaurock, von Zürich vertrieben, nach Chur

gekommen, wurden schnell über die Grenzen geführt.

Während in Deutschland noch über die Grenzen geistlicher und weltlicher Macht gehadert ward, und Geleorte und Fürsten bedenklich um diesen vielbesprochenen Gegenstand wankten, entschied der schlichte Naturſinn der freien Alpensöhne die Frage mit einer Unbefangenheit, welche selbſt in spätern, und mit großerer Aufklärung prangenden Zeiten bei andern Völkern Kühnheit geheißen worden iſt.

Ein neues Geſetz (ein anderer Artikelbrief), ging aus dem Schoos des Bundes, als Wille der ehrſamen Räthe und Gemeinden von hohen Rhätien hervor (J. 1526, 1. Jul.), welches den Arm der Geiſtlichkeit von der Leitung des gemeinen Weſens auf immer trennte, und weltliche Obrigkeit über der Prieſter Recht in irdiſchen Dingen erhob. Es ward Grundgeſetz des Bundesſtaates, daß hinfort kein Biſchof, kein Abt, kein Prieſter mehr Richter in den Gemeinden zu ernennen oder andere weltliche Aemter zu beſetzen, auch kein Amtmann des Biſthums, wie die Schloßhauptleute zu Fürſtenberg und Remüs, die Landvogte von Oberdalbſtein und Furſtenau waren, Erlaubniß habe, in den Standesverſammlungen der Bundner zu ſitzen; daß hingegen ein Biſchof von den Chorherren nur mit Rath geſammten Gotteshausbundes gewählt

werden, und übrigens jegliche Gemeinde freie Macht haben ſollte, ihre Lehrer ſelbſt anzuſtellen und zu beſolden; daß in Streithändeln fortan von keinem Gericht hinweg der Spruch des Biſchofs angerufen, keinem Fremden eine vaterländiſche Pfründe ertheilt, keinem Kloſter Mönche und Nonnen anzunehmen geſtattet werden dürfe. Alle Stiftungen zu Seelmeſſen und Jahrszeiten wurden abgethan; die kleinen Zehnten unentgeldlich aufgehoben; die großen von Korn und Wein um den fünfzehnfachen Werth loskäuflich; Jagd, Vogelfang und Fiſcherei den Gemeinden freiſtändig erklärt.

Dieſe und andere Beſchränkungen der Geiſtlichkeit, durch welche die Kloſter zu Kahis, St. Luzius und St. Nicolai zu Chur, ihrer Einkünfte verluſtig wurden — den alten Kloſterlingen ward jedoch lebenslänglicher Unterhalt gewährt — freuten und ſchreckten die Mönchswelt. Abt Bartholomäus Bilger vom Kloſter Churwalden wanderte heiter aus; wandte ſich zu Zwingli's Wort; nahm ein Weib und zeugte Söhne und Töchter. Die Meiſten der ehrwürdigen Väter dieſes Kloſters folgten dem verführeriſchen Beiſpiel ihres geweſenen Vorſtehers. Die Aebte von Roggenburg, unter Oeſterreichs Schirm, bewahrten zwar dem Kloſter Churwalden noch Namen und Schein,

ſich in demſelben einige Einkünfte und unwichtige Rechte; aber konnten die Zwinglischen nicht hindern, auch ihren Gottesdienſt in des Münſters Kirche zu feiern. Die alten Zellen zu St. Jacob im Hochgericht Kloſters verſchwanden gänzlich.

Biſchof Paul Ziegler von Ziegelberg und Abt Theodor Schlegel zu St. Lucius drohten ſolchen Umwälzungen vergeblich mit Fluch und Bann. Die neugläubigen Gemeinden, deren Menge bald zu beinah zwei Dritteln erwuchs, achteten des Zorns der Himmliſchen wenig, und weideten in Frieden ihre Heerden an den Bergen.

Es iſt bekannte Erfahrung, daß Bergvölker treuer, denn andere, altem Herkommen anzuhangen pflegen. Um ſo wunderbarer mag der raſche Gang der Kirchenverwandlung in Rhätien erſcheinen. Dieſen begünſtigte aber eben ſo ſehr die Sehnſucht frommer Gemüther nach dem Gottlichen, die Unzufriedenheit mit todtem Gepräng und werkheiligem Spiel in Tempeln, und die Sittenloſigkeit mancher Geiſtlichen, als anderſeits Gleichgültigkeit des unwiſſenden Haufens gegen Alles, was Kirch' und Glauben anging. Beide, aus entgegengeſetzten Gründen, ſtimmten in dem Gefühl zuſammen, man hab' im alten Gottesdienſt nicht Gott gedient, ſondern den Prieſtern. Und Aufhebung oder Loskäuflichkeit des Zehntens vergnügte eben ſo ſehr den Eigennutz der Einen,

als Verdrängung der Pfaffenschaft von Staatsämtern den eifersüchtigen Ehrgeiz oder die reine Freiheitsliebe der Andern. Ein selbstherrliches Volk wird nicht selten von eben so unlautern Gründen, als ein selbstherrlicher Fürst, zu großen Entschlüssen geführt, die nachher, als Früchte tiefer Weisheit, gepriesen werden.

Es mochte zu jener Zeit den frommen Altgläubigen nicht wenig wohlthun, als sich das Gerücht von Wundern und Zeichen verbreitete, welche zur Rettung der gefährdeten Altäre in Cläven geschehen waren. Hier hatte sich die heilige Jungfrau einem unschuldigen Mädchen unmittelbar offenbart (S. 1530). Die Stätte, wo sie erschienen war, verbreitete noch lange nachher lieblichen Geruch; Cläven nahm von der geheiligten Erde zum Gedächtniß, und ordnete dreitägiges Gebet, Fasten und Umgänge an. Nur zu bald ward Alles, als Täuschung, vernichtet. Ein Meßpriester, nachdem er der Unschuld jenes Mädchens lange vergebens nachgestellt, war ihm, da dasselbe eines Tages in erster Morgendämmerung zu seines Vaters Vieh eilte, als Himmelskönigin am Wege erschienen, mit verschleiertem Antlitz, im himmelblauen Gewande von goldenen Sternen besät, die schimmernde Kron' auf dem Haupt, in der Hand eine Ruthe, die entblößten Arm' und Beine mit Blut besprengt. So hatte er der Erschrockenen von Aus-

rottung der Ketzer, Anordnung neuer Feiertage geredet und zugleich befohlen, nicht länger jene Wünsche unerfüllt zu lassen, welche ein frommer Meßpriester ihr auf eben dieser Stätte entdeckt habe. Heiligen Leuten müsse man keine Gefälligkeit versagen. Das erste möge sie aller Welt kund thun, das letzte jedoch vor der argen Welt als Geheimniß im Herzen bewahren. Die bestürzte und gläubige Magd, voll frommer Einfalt, gehorchte. Als sie aber schwanger ward, verrieth sie auch das gebotene Geheimniß, um ihre Ehre zu retten. Johann Capol von Flims, vollmächtiger Amtmann Bündens zu Cläven, ließ den betrügerischen Meßpriester verhaften, richten und verbrennen.

Während dieser Bewegungen und Gezänke, des Kirchenthumes wegen, beschäftigte zugleich der Streit wegen ausländischen Kriegsdienstes viele andere Bündner. Schon im ewigen Frieden mit Frankreich, nachher in den Verträgen mit Oesterreich, da beiden Mächten freie Werbung gestattet worden, war das weise Standesgesetz wider die Jahrgelder fremder Höfe also geändert worden, daß zwar dem gesammten Bundesstaate Annehmung solcher Gelder gestattet sein könne, nach Vorgang der Eidsgenossen; nicht aber einzelnen Bünden, Gemeinden oder Personen. Man glaubte dem Staate billige Vergeltung der Werbungs-

erlaubniſſe aus der Hand der Könige gewähren zu können, ohne der Parteiung und Beſtechlichkeit einzelner Theile Spielraum zu geben. Nun geſchah, daß nach Maximilians I Tode Kaiſer Karl V Mailand gegen den König von Frankreich, als erledigtes Reichslehen, anſprach. Der päpſtliche Hof machte mit dem Kaiſer gemeine Sache zum Krieg wider die Franzoſen. Sowohl Oeſterreich nebſt Rom, als Frankreich, erinnerten folglich zu gleicher Zeit Eidsgenoſſen und Bündner an ihre Verträge, und kamen, Kriegsvolk zu werben. Mit Schmeicheleien, Geſchenken, Ernennungen zu Hauptmannsſtellen beim Heer gewannen ſich die Franzoſen Anhang in vornehmen und einflußreichen Geſchlechtern des Landes. Gleichen Weg wählten die Oeſterreicher. Der päpſtliche Geſandte ſpendete zu Chur mit vollen Händen Geld, und erhöhte den Sold auch des gemeinſten Kriegsknechtes um die Hälfte. Nun ſprachen in Gemeinden und Bundesverſammlungen Redner für Frankreich, Redner für Oeſterreich; alle für eigenen Nutzen, wenige für das Vaterland. Viel Volk lief den franzöſiſchen Lilien, vieles dem habsburgiſchen Adler zu, und blutete für Ehrgeiz und Länderhunger der Könige auf entferntem Boden. Von da an kam in Rhätien Parteiung und Rottung um Gold des Ausländers auf; Zwietracht angeſehener Häuſer; feile Beſtechlichkeit; unmäßige

und zum Markt Italiens machte, ward der kaufmännische Spielraum der Lagunenbewohner erweitert. Man sah venedische Ruderschiffe an den äußersten Spitzen Italiens. Sie holten aus den Inseln des griechischen Archipels, aus den syrischen Häfen und vom schwarzen Meer, tyrischen Purpur, Seidenstoffe, Federn und andere Erzeugnisse des Morgenlandes. Gothen, wie nachmals Longobarden und Franken, die nach einander Herren der großen Halbinsel wurden, alle ohne eigene Schiffahrt, schirmten und benutzten den Fleiß der kecken Seeleute.

Nicht ganz ungestört aber konnten sich diese dem friedlichen Verkehr widmen. Denn an den Küsten des adriatischen Meeres hatten neue Barbaren, Sklavonier genannt, Niederlassung genommen. Der Ozean setzte vergebens den kriegerischen Streifzügen dieser wilden Schwärme Grenzen. Sie bauten Schiffe, überfielen und plünderten Küsten und machten durch Seeräuberei das weite Binnenmeer unsicher. Hinter den befestigten Inseln Curzola und Lesina, in dem Golf von Narenta, am dalmatischen Gestade, hatten sie ihre Hauptsitze. Die Venediger mußten abermals ihr Dasein verfechten und ihr Gewerbe mit bewaffneten Fahrzeugen decken lernen. Der Matrose ward zugleich Soldat. Länger als ein Jahrhun-

Begier nach Einfluß und Herrschaft; erblicher Haß nebenbuhlerischer Geschlechter und Verkehrung aller Begriffe und natürlichen Ordnungen. Selbstsucht verdrängte den hohen Gemeinsinn der Alten; verschmitzte Klugheit die ehemalige Einfalt der Tugend, des Hauses Vortheil den Vortheil des gemeinen Vaterlandes.

2.

Der Müsser-Krieg.

Im J. 1526 — 1531.

In derselben Zeit versetzte die tollkühne Vermessenheit eines italienischen Abenteurers von dunkler Herkunft den ganzen Bundesstaat und einen Theil der Eidsgenossenschaft in Unruhen. Dieser war Hans Jakob Medigino, oder Medices, wie er sich lieber nannte, um dem erlauchten florenzischen Hause dieses Namens, dessen Wappen er annahm, verwandt zu scheinen. Von starker Leibesgestalt, verschmitztem Geiste; unternehmend, herzhaft und grausam; behend in Ausführung schnellgefaßter Entschlüsse, schien seinen Begierden Alles erreichbar, weil er gleichgültig mit Menschenleben und Eiden spielte. Eines Mordes wegen war er einst von Mailand verbannt gewesen; ein anderer Meuchelmord hatte ihn nach Mailand zurückgebracht. Franz Sforza nämlich, welchem Kaiser Karl V das den Franzosen entrissene Her-

zogthum zum Leben gegeben, fürchtete noch das Ansehen seines Verwandten Hector Visconti beim Volke, und ließ denselben durch Medices hinterrücks tödten. Die Ruchlosigkeit der That in ewiges Schweigen zu verhüllen, beschloß Sforza auch sein Werkzeug zu derselben zu vernichten. Er schickte den Medices mit einem versiegelten Brief an den Befehlshaber des Schlosses Musso oder Müß am Ufer des Comersees. Der Ueberbringer, neugierig oder mißtrauisch, öffnete das Schreiben, und erkannte des Herzogs Absicht. Alsbald verfertigte er einen andern Brief, im Namen des Fürsten, dessen Handschrift nachmalend, des Inhalts, daß dem Ueberbringer sogleich die Veste Müß übergeben werde. Nachdem er sich durch solche List des starken Schlosses bemächtigt hatte, zwang er in Unterhandlungen den überlisteten Herzog, sollte Visconti's Ermordung Geheimniß bleiben, ihn im Besitz zu lassen. Am rechten Ufer des Comersees, wo sich die hohen, waldreichen Berge, ohnweit dem bündnischen Unterthanendorf Gravedonna gegen das Wasser niedersenken, stand hoch auf dem Felsen die Burg Musso, mit drei stufenweis am Berg übereinander gelegenen Vesten.

Damals genossen in Bünden die Franzosen mehr Gunst, als die Oesterreicher. Unter König Franzens I Fahnen standen bei Pavia mehrere tausend Bündner. Sforza, der mailändische Herzog,

mahnte den rhätischen Freistaat, seine Völker aus dem französischen Dienst zu thun. Dies vergebens, bot Medices, auf des Fürsten Geheiß, alsbald von Musso aus den Krieg an. Er besetzte die drei bündischen Pfarrdörfer am See; überrumpelte Stadt und Schloß Cläven; schlug eine Brücke über die See-Enge, und drang ins Veltlin bis Morbegno (J. 1525, Januar). — Alles dies in der Mitte Winters, damit aus dem Gebirg von Rhätien kein schneller Widerstand komme. Der Landeshauptmann im Veltlin, Johannes Traverz von Zuz, ein mannlicher Held, war zu Fürstenburg im Tyrol, öffentlicher Geschäfte seines Vaterlandes willen. Wie er den Ueberfall der Grafschaft vernahm, eilt' er schnell zurück. Aus Rhätien kam Beistand. An der Spitze der Churbündner stürmte Traverz dreimal Morbegno, bis er die Stätte nach tapferm Streiten gewann. Weit um vertrieb er die räuberischen Welschen. Andere Schaaren der Bündner sammelten sich von angrenzenden Hochgerichten, strömten in das Thal von Cläven, schlugen einen spanischen Heerhaufen, der dem Müsser zum Beistand gekommen, und berannten Stadt und Schloß.

Die Bündner klagten vor Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, des Kaisers Bruder, diesen Friedensbruch. Ferdinand, des Vorfalls nicht ganz unzufrieden, verhieß das Beste, wenn der

Freistaat sein Kriegsvolk vom französischen Heer zurücknehmen würde. Es geschah nicht ohne Widerwillen. Doch noch während der Verhandlungen drangen die mediceischen Haufen, vom Graf Gerhard von Arco geführt, zum andernmal ins Veltlin; zum andernmal wurden sie bei Trahona durch den tapfern Kriegesoberst des Zehngerichtenbundes, Johannes Guler von Davos, im Treffen besiegt. Aber trotz jenen Verhandlungen, und diesem Siege, blieben Cläven und die drei Seedörfer vom Feinde besetzt, statt in Folge der Uebereinkunft herausgegeben zu werden. Waffenstillstände, Friedensberathungen wurden absichtlich ausgedehnt, und Schwierigkeiten erfunden, um das Schloß Cläven zu behaupten und die Bündner in Unthätigkeit zu erhalten; Alles um sie zu hindern, den Franzosen neuen Vorschub zu leisten.

Der Freistaat, ungeduldig den Besitz seines Eigenthums wieder zu erhalten, ordnete eine große Gesandtschaft nach Mailand an den Herzog Franz Sforza ab. Die bündnischen Feldherren, Johannes Travers und Jakob von Castelmur, standen an der Spitze der Sendung. Es gab der Herzog den Boten aus Rhätien goldene Worte, Verlängerung des Waffenstillstandes; auf der Rückkehr aber ließ er sie, ungeachtet sicherer Geleitsbriefe, mit Verletzung alles Völkerrechts, durch Medices ohnweit Musso gefangen nehmen. — An

demselben Tage, da dies geschah, trug der welsche Befehlshaber des Schlosses von Cläven mit ähnlicher Heimtücke Uebergabbedingungen an; und wie der Oberste des bündnischen Belagerungsheeres, Peter Simon Travers, deswegen Unterredungen einging, wurde er sammt seinen Begleitern umzingelt und treulos gefangen ins Schloß geführt.

So viel Gewaltthat und Arglist erbitterte alle Bündner. Sie bereiteten schwere Rache. Aber Medices, ihren Unternehmungen zuvorkommend, überfiel mit fünfzehnhundert Mann ihr Lager bei Trahona, während es sein Hauptmann Marco Grasso seitwärts durch das Thal Bitto mit achthundert Schützen umgehen und im Rücken angreifen mußte. Die tapfern Söhne des Gebirgs vernichteten jedoch Grasso's Haufen, und schlugen das Volk des Müssers in die Flucht. Sturm auf Sturm ward gegen die Cläven-Burg gethan, bis sich die Besatzung, ohnehin an Mund- und Kriegsvorrath erschöpft, zur Uebergabe gegen freien Abzug verstand. Als Medices nichts mehr von seinen Eroberungen zu verlieren hatte, macht' er Frieden (Ende J. 1526). Ihm schwebten schon höhere Entwürfe vor.

Kaiser Karls V Waffenunglück, durch welches selbst König Franz von Frankreich sein Gefangener geworden, setzte zu derselben Zeit alle Höfe

Italiens wegen ihrer Unabhängigkeit in Furcht. Seiner gefährlichen Uebermacht zu entgehen, neigten sich die meisten wieder einer Verbindung mit Frankreich zu. Dies bemerkte Medices von Musso. Er sagte sich ebenfalls plötzlich vom Gehorsam gegen den Kaiser und Herzog von Mailand los, und trat, lüstern nach eigener Fürstengewalt, mit Venedig und Rom zusammen. Diese, denen sein Kriegsruhm bekannt war, vertrauten ihm sofort den Oberbefehl ihres Heeres, dessen Kern aus Schweizern und Bündnern bestand, die sie im Sold hatten. Allein darin verfuhren sie mit Unbedacht. Denn des Müsers Meineide und Gewaltthaten waren den bündnischen Kriegsleuten noch in zu frischem Gedächtniß und Abscheu. Das mochte viel zum Verlust des Treffens beitragen, welches er gegen des Kaisers spanische Völker bei Caratto lieferte (J. 1527, Juli).

Der schlaue Herr von Musso überzeugte sich sehr bald, daß des Kaisers Oberherrschaft in Italien so leicht nicht abzuschütteln sei. Ohne Bedenken verließ er also die Bundesverwandten, und schwor, unter guten Bedingungen, dem Sieger eben so schnell wieder zu, als er ihn einst verlassen hatte. Diese Treulosigkeit erwarb ihm Karls Gunst, und die Herrschaft beinah über den ganzen Comersee. Er schrieb sich fortan Markgraf von Musso,

und Graf von Lecco. Sein Ehrgeiz, damit nicht gesättigt, trachtete immer höhern Dingen nach.

Er hatte einen Bruder, Johann Angelus. Der war Erzpriester in einem Flecken des Veltlins; unternehmend, fruchtbar an Ränken, in den Künsten der Vorstellung geübt. Medices wünschte, diesen auf den Stuhl des churischen Bisthums zu erheben. Denn Paul Ziegler, der Bischof, im unglücklichen Kampf um geistliche Hoheit mit dem freien Volk, war einer Würde müde, deren Bestand und Werth täglich zweifelhafter zu werden schien. Theodor Schlegel, Abt des St. Luzienklosters bei Chur, eben sowohl mit dem Bischof als dem Erzpriester Angelus vertraut, machte den Unterhändler zwischen beiden. Der Markgraf von Musso half thätig. Paul Ziegler zeigte sich geneigt, dem Bruder des Bündnerfeindes die fürstbischöfliche Würde für ein dafür zu bewilligendes Jahrgeld zu überlassen. Alles ward mit tiefster Heimlichkeit betrieben, weil der Gotteshausbund zu diesem Tausch ein Wort hatte. Schon waren jedoch mehrere Herren und Männer von Ansehen dafür gewonnen; auch Gubert von Castelmur im Pregall, welcher im Lande an der Spitze derer war, die kaiserlich dachten.

Es begab sich aber, daß ein Bote Abt Theodors in diesem Handel mit Briefen über den Splügenberg reisete, als die Pfade tief verschneit

lagen. Des Mannes ängstliche Eilfertigkeit und große Versprechungen, daß man ihm Weg über die Höhe bahne, machten ihn den Leuten verdächtig. Er ward verhaftet und verhört. Seine Briefe wurden erbrochen, und darin die Unterhandlungen mit den Mediceern entdeckt. Der Nachricht davon in Chur folgte schnelle Verhaftnehmung des Abtes. Dies schreckte den Bischof. Er floh zur Stunde aus dem Lande. Alle, welche in das Geschäft mit den Mediceern verflochten gewesen, retteten sich erschrocken, wie er. Diese Entweichungen vergrößerten das Besorgniß der Bündner und ihre Strenge gegen den gefangenen Abt. Was er freiwillig gestand, schien zu wenig. Er ward auf die Folter geworfen; und der Unglückliche, um unerträgliche Martern zu enden, bekannte Verbrechen, die schwerlich im Werk gewesen, aber von den argwöhnischen Richtern vermuthet waren. Eine finstere Verschwörung sollte, dem Verlauten nach, wider die rhätische Freiheit bestehen; der Markgraf von Musso, unterstützt von Papst, Kaiser und Eidgenossen, das Bündnerland überwältigen wollen von einer Seite, während von der andern Graf Wolfgang von Hohenems, des Mussers Schwestersohn, mit einigen tausend Landsknechten über den Luzienssteig hereinbrechen würde. In einer einzigen Nacht sollten zu Chur alle Neugläubigen ermordet, dann die Rechte der romischen Kirche wieder ge-

reich hergestellt, die Anhänger Zwingli's vertrieben werden. Das Volk erschrack vor solchen Anzeigen. Aus gesammten drei Bünden wurde ein ausserordentliches Strafgericht niedergesetzt; der Abt von demselben zum Tode verurtheilt und ihm das Haupt abgeschlagen (J. 1529, 22. Juli.). — Der entwichene Bischof kehrte nie wieder zu seiner Kirche heim. Expriester Angelus aber suchte, nach dieser vereitelten Hoffnung, sein Glück auf andern Wegen. Späterhin hat er sich mit Gewalt und Klugheit über alle Hindernisse emporgerungen, bis die dreifache päpstliche Krone seinen Scheitel schmückte. Dann ward er als Pius IV verehrt.

Der Markgraf von Musso inzwischen verschob, die Zeit war nicht günstig, den Tag der Vergeltung gegen Bünden. Nehmen wollt' er sie, spät oder früh, gewiß. Noch stand er für den Augenblick mit dem Herzog von Mailand in allzubedrängender Spannung, weil dieser neuerdings die Oberherrlichkeit der von Mailand abgerissenen Ortschaften zurückforderte. Als aber Sforza, weil Italien einen flüchtigen Frieden genoß, die spanischen Hilfsvolker aus Dienst und Sold entließ, ward Medices deren bei tausend Mann für sich, und die wackersten Hauptleute dazu; baute seine Schlosser zu Musso und Lecco stärker; ließ leichte Feldstücke gießen, auch in Bergen und unwegsa-

men Orten brauchbar; und bei viertausend lange Spieße schmieden. Es ging ein Geschrei, Alles sei wieder die Bündner, auf Geheiß des Herzogs von Mailand.

Die Vorsteher des Bundesstaates schickten den Rechtsgelahrten Martin Buolin von Misox an den Herzog, die Lage der Dinge zu erforschen. Der Abgeordnete empfing die gewohnten herzlichen Betheurungen der Freundschaft, und auf dem Heimweg, nah beim Schlosse Musso, von vier Meuchelmördern den Tod. Medices schiffte dann mit tausend Mann über den See, überfiel Nachts Morbegno und setzte sich darin fest (J. 1531, 12. März). Ein Pfaff des Klosters daselbst, und etliche wegen bürgerlicher Vergehen gerichtlich verbannte Veltliner, hatten die Einnahme Morbegno's verrätherisch erleichtert. Denn, da Widerstand geleistet werden sollte, fand man die großen Stücke vernagelt. Wie diese Botschaft nach Bünden kam, brachen so leich einige tausend Mann auf mit Ungestüm; stießen zu den Veltliner-Fahnen bei Sondrio, wo der Landeshauptmann, Jakob von Marmels, den streifenden Rotten der Musser wehrte, und eilten, ohne Belagerungsgeräth und schweres Geschütz zu erwarten, in wilder Unordnung, auf Morbegno. Hier befehligte Gabriel, des Mussers anderer Bruder, welcher zur Vertheidigung alles wohl gerüstet hatte. Er trieb mit

dert rangen die Venezianer vergebens mit den ſlavoniſchen Freibeutern um Oberherrſchaft in dieſen Gewäſſern. Nicht ſelten mußten ſie die ruhige Fahrt der Frachtſchiffe mit jährlichem Zins erkaufen. Aber Noth ſchärft den Sinn, Gefahr den Muth, Uebung die Kraft. Erſt das wird dem Menſchen theuer, was er mit theuern Opfern behauptet hat. Der Venediger blieb Herr ſeiner Sümpfe und that für ſie die Heldenwerke der Vaterlandsliebe, einer Empfindung, die Völkern in langer, wollüſtiger Muße fremd wird, weil man das ſelten zu ſchätzen weiß, was man ohne Mühe beſitzt. Der reiche Erbe wird Verſchwender und achtet ſeiner Goldſumme weniger, als der Taglohner des Pfennigs, der im Schweiß des Angeſichts erworben iſt. Rom wäre in Hannibals Tagen für das Kleinod blutig untergegangen, was es unter ſpätern Cäſaren um Geld feil bieten ließ.

2.

Einführung der herzoglichen Gewalt und Eroberung Dalmatiens.

Die Paduaner waren in den Verwirrungen der Völkerwanderungen, in denen ſie oft Vernichtung bedrohte, um Uebung und Recht gekommen, Statthalter in den ehemaligen Pflanzort zu ſenden. Die Einwohnerſchaft jeder der kleinen Inſeln wählte

Tapferkeit und Glück in langem blutigem Gefecht den Sturm von allen Seiten ab, der so muthig gethan, als übel vorbereitet war. Viele wackere rhätische Männer fanden da unter Morbegno's Mauern den Tod; Dietägen von Salis, der Alpenriese, welchen sein Volk, Gemüths und Leibes wegen, groß pries; der graue Hans von Marmels, einer der Berühmten aus dem Schlachtfeld am Luzienſteig und der Malser-Haide; manch' anderer rüstige Kriegsmann.

Weil man in eben der Zeit vernommen, Wolf Dietrich von Hohenems werde seinem Oheim, dem Markgraf von Musso, mehrere tausend Landsknechte zuführen, und man besorgte, der Krieg könnte sich, zum Verderben Veltlins, in die Länge ziehn, ward Johannes Travers auf den Tag nach Baden gesandt, der Eidsgenossen Hilfe anzusprechen (8. 1531, 8. April). Diese willfahrten. Nur Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug blieben zurück, den Bündnern vielleicht wegen der Abtrünnigkeit vom alten Glauben abgeneigt.

Es zogen bei fünftausend Eidsgenossen über den hohen Vogelberg durchs Misoxerthal herab, vom Luganer- zum Comersee. Die in Morbegno, als sie es hörten, flüchteten heimlich in der Nacht aus der von den Bündnern umlagerten Stadt (8. 1531, 16. April). Das Geräusch verrieth sie ihren Feinden, welche ihnen nachsetzten, ihrer viele

erſchlugen, viele in den See, andere ins Gebirg ſprengten. Medices ſchickte den Schweizern entgegen: Mit ihnen habe er keinen Krieg. Hans Franz Nägelin, der Berner Feldhauptmann, welcher nachmals ſeiner Vaterſtadt das reiche Waatland am Lemaner-See erobert hat, antwortete dem Boten: „Wir kommen, und wollen deinem Herrn alsbald die Antwort ſelbſt bringen.“ Schweizer und Bundner vereinigt, rückten, beide Seeufer Como's beherrſchend, von allen Seiten gegen die Burg von Muß. Des Medices Bollwerke vor Gravedonna, von neunhundert Spaniern und Neapolitanern vertheidigt, wurden, das Schwerd in der Fauſt, erſtiegen; nach wenigen Tagen die hohen Mauern von Muſſo beſchoſſen.

Der Markgraf hoffte umſonſt auf den Zuzug der viertauſend Landsknechte des Hohenemſers; Oeſterreich, laut Erbverein mit Bünden, verſagte ihnen den Zug durchs Etſchland. Auch Herzog Sforza, nun ihm die Hoffnung aufging, durch des Muſſers Eroberung einſt Veltlin wieder an Mailand zu bringen, überließ den Markgraf ſeiner Noth, und näherte ſich vielmehr mit geſchmeidiger Freundlichkeit den Bündnern und Eidsgenoſſen. Er ſelbſt bot, zur Demüthigung des verwegenen Empörers, Geld und Schiffe an. Der Vertrag ward im Hauptgelager zu Menaſſo am rechten

Seeufer geschlossen (J. 1531, 7. Mai), daß Medices, von allen geächtet, verfolgt, und der Krieg nicht geschlossen werden solle, bis die Mauer Muso's gebrochen, und alles Geraubte den rechtmäßigen Herren zurückgestellt worden sei.

Medices, seiner Gefahr kundig, rief des Kaisers, des römischen Königes, des venedischen Freistaats Vermittelung an. Alle schwiegen. Da ließ er Münzen schlagen, mit der Umschrift: Gebrochner Treue. Er schalt die Meineide Herzog Sforza's, und rüstete verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sein Felsenschloß schien lange unbezwingbar. Mit geringer, aber klugvertheilter, schnellbeweglicher Mannschaft, allzeit wachsam und geschäftig, rüstet' er den Verbündeten viel Uebels; schadete in plötzlichen Ausfällen, und stürzte ihr schweres Geschütz, nicht ohne Mühe zum Gipfel der Berge geschleppt, über die Schrofen der Felsen hinab. Auf zweiundzwanzig bemannten Schiffen macht' er den weiten See unsicher: führt' er großen Raub von allen Gestaden in seine Burgen Muso und Lecco, also, daß er, neben dem Haß seiner Feinde, ihre Ehrfurcht erweckte. So geschah es, daß er auch nach zehn Monaten noch unüberwunden stand, obschon ihm mancher seiner besten Hauptleute, selbst sein Bruder Gabriel getödtet war, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, den er sehr lieb hatte. Auch da noch streckte er die Waf-

ſen nicht, bis ihm ehrenhafter Friede geſtattet war, welchen Johannes Angelus, ſein Bruder, damals ſchon des heiligen Stuhls zu Rom Geheimſchreiber, in Verbindung des kaiſerlichen Geſandten vermittelte. Zwar ſeine bisherigen Beſitzungen mußt' er meiden; aber er, nebſt den Seinigen, zog ab, frei, mit aller fahrenden Habe. Der Herzog von Mailand war überdem gehalten, ihm nicht nur 35 000 Gulden zu zahlen, ſondern auch ſtatt des verlornen Gebiets von Muſſo die Grafſchaft Marignan mit tauſend Gulden jährlicher Einkünfte einzuräumen. Dann erſt zog er ab und ward nachmals in den Kriegen von Florenz ein namhafter Held; ſein Schloß Muſſo aber geſchleift bis auf den Grund. Mailand empfing das ganze Gebiet am Comerſee, ſammt den drei Pfarrdörfern ob Muſſo zurück.

Soviel vermochte ein einziger Mann durch Muth und kriegsmänniſche Klugheit gegen die überlegene Macht von Feinden, welche damals noch für die tapferſten und beſten Soldaten Europa's galten. Unter den Fahnen der Könige waren dieſelben durch ſtrenge Zucht ſo furchtbar, als durch Herz; in heimiſchen Feldzügen aber verſäumten ſie zu oft Ordnung im Heerweſen, Eintracht mit ihres Gleichen, Unterwürfigkeit gegen Obere. Darum hatten ſie vor Muſſo heldenmüthig geſtritten, ohne Glück, und kehrten ſiegreich heim, ohne Ruhm.

3.

Neue Beschränkungen des Bisthums. Verbesserung der Gesetze Veltlins.

Im J. 1531 — 1549.

Ununterbrochen entzweite der alte und neue Glaube die meisten Völker des Abendlandes. In der Eidsgenossenschaft zerrissen die hundertjährigen Freundschaftsbande der verschiedenen Staaten. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern, eben die, welche den Bündnern ihre Hilfe wider den Medices von Musso verweigert hatten, zuckten voll Zorns, treu dem Glauben ihrer Väter, gegen Zürich, Bern und deren Bundesgenossen ins Feld, welche Zwingli's Lehre angenommen. Als bei Cappel die Neugläubigen in einem blutigen Treffen besiegt waren, gerieth Zürich in Furcht, und rief Beistand und Zuzug von Bünden an. Das Volk von Rhätien, seiner Verträge und der genossenen Hilfe Zürichs im Krieg vor Musso eingedenk, sandte tausend Mann durchs Gaster. Während ihres Zuges trat ihnen, auf Anhitzen der fünf Orte, die wider Zürich waren, ein Mann entgegen, angethan mit dem Mantel des Standeshauptes, von Zürich, mit einem Sendschreiben, wie von dieser Stadt aufgefertigt. Das Schreiben enthielt Danksagung für die Hilfe, und Ansuchen, nicht weiter

zu rücken, sondern heimzuziehen, dieweil man Kurk in Friedenshandlung begriffen sei. Die Feldobersten der Bündner ließen sich von dieser Argliſt, die bald entdeckt ward, nicht irren. Sie zogen mit den Toggenburgern an die Schwyzergrenzen; wurden dann nach Rüschlikon gelegt auf die rechte Seite des Zürichsees, und verblieben daselbst bis zum Frieden der Eidgenossen (8. 1531, 22 Nov.).

Zwar hetzig, doch minder grausam, währten auch in den rhätischen Gemeinden die kirchlichen Streitigkeiten, und noch lange, fort. Es waren nicht Kriege, nur Gezänke. In Vertheidigung der neuen Lehre erwarb durch gründliche Einsicht und Beredsamkeit Philipp Saluz vor Allen den größten Ruhm. Ihm widerstand, unter den Altgläubigen, Petrus Bardus Petronius von Pontalta am eifrigsten, wenn gleich nicht mit der meisten Geschicklichkeit. Die Fehden der Geistlichen, in Schrift und Wort, vor versammelten Gemeinden, oder in Hörsälen und von Kanzeln geführt, machten dem Volke die verführerischen Lehren der Gegenbekenner bekannt, und vielen beliebt. Jeder folgte seinen Ueberzeugungen nach. Nun wurden die Gemeinden, wie in ihren Verfassungen, Sitten und Sprachen, auch in ihrem Glaubensbekenntniß mannigfaltig; jedoch unbeschadet der Ruhe des Ganzen. Unter allen Freiheiten eines Volksstaates ist Gewissensfreiheit un-

mer die köstlichste: nicht mit den übrigen im Widerspruch, sondern erst wahre Erfüllung der andern. Geisteszwang ist die unnatürlichste von allen Arten der Knechtschaft. Der rhätische Bundesstaat übte eine Glaubensduldung, die aufgeklärteren Völkern würdig, und doch nicht Folgerung tiefen Nachdenkens war. Sie ging in den Gemeinden von selber aus dem Wesen der bürgerlichen Verhältnisse und Rechtsame hervor. Die Natur leitet ihre unverdorbenen Kinder auf dem kürzesten Pfade zu der Wahrheit, welche von Weltweisen und Gelehrten erst auf mühsamen Umwegen entdeckt wird.

Der Geist der Freiheit, in diesen Alpenhöhen und Thälern wehend, durchdrang alle öffentliche Verhandlungen und Entschlüsse. Darin blieben Bekenner alten und neuen Glaubens jederzeit eines Sinnes: unabhängig zu sein. Daher, als Bischof Paul Ziegler in der Fremde gestorben war, und Lucius Iter, aus edelm Geschlecht von Chur, zu seiner Nachfolge gewählt ward, mußte er, bevor die goldene Bischofsmütze sein Haupt schmückte (J. 1541, 5. Okt.), sechs Dinge beschwören: Die Gemeinden nicht in ihrem Glauben, Stand und Gesetz, wie sie nun hätten, zu irren; was in Abwesenheit seines Vorgängers an Kauf und Verkauf vom Gotteshausbund gethan worden, zu genehmigen, denn mehrere Gemeinden

hatten ſich um ihr Geld vom Bisthum ausgekauft; kein Gut und Recht ohne des Stifts und Gotteshausbundes Willen zu veräuſſern; beiden auf Verlangen allezeit Rechenſchaft ſeiner Verwaltung zu geben: biſthümliche Aemter nur Gotteshausleuten zu übertragen, und ohne des Bundes Willen ſeine Würde keinem andern abzutreten.

So ward die alte Macht des Fürſtbiſchofs beſchränkt. Fruher ſchon war ihm die weltliche Mitherrſchaft über das Unterthanenland genommen worden. Denn weil der geflüchtete Paul Ziegler zu den Kriegen der Bündner in Vertheidigung und Erhaltung Clävens und Veltlins nichts beigetragen, ſprachen der graue Bund ſammt den Zehngerichten: Der bisherige Vertrag ſei gebrochen; ohne der Bünde Anſtrengungen wären die Grafſchaften verloren; durch ſie allein zum andernmal erobert worden; alſo gäbe dem Hochſtift, da es keinen Theil am Schaden gehabt, fürder auch der Nutzen nicht zu. Billiger urtheilte Thurbünden: Jene Flecken und Lande ſeien nicht des Biſchofs, ſondern des Geſtiftes Eigenthum; was jener gefehlt, ſolle das Gotteshaus nicht unſchuldig büßen, um ſo weniger, da es den Bünden, mit einem ſchweren Schnitz, Steuer und Hilfe geleiſtet habe. — Wie nun beide Theile die freundliche Eidsgenoſſenſchaft zur Schiedsrichterin wählten (J. 1530), that Hans Eble, Landammann

von Glarus, als Obmann der zu Chur versammelten Rechtsprecher, den Spruch: Daß gemeine drei Bünde in Churwalchen entweder dem alten Vertragsbrief, so sie mit Bischof und Gestift aufgerichtet, nachleben, oder dem Gotteshause an dessen Statt ein Jahrgeld von tausend Mailänderpfunden zahlen sollten. Letzteres zogen die Bünde vor, und schlossen das Bisthum von aller Mitherrschaft über die Unterthanenlande aus.

Des Medices von Muso gestiftete Kriege und Unruhen hatten in den Vogteien jenseits der Hochgebirge nie die gewohnte Ordnung auf lange Zeit gestört. Jedes ward dort in seinen Uebungen und Rechten erhalten. Das Volk, ohne Begierde, unter Mailands Herrschaft zurückzuziehen, noch minder, der Willkühr eines kriegerischen Abenteurers zu gehören, diente willig einem Freistaat, von dem es mit eben so vielem Nachdruck beschützt, als mit Billigkeit und Glimpf beherrscht wurde. Den Klagen über Dunkelheit oder Verwirrung altweltlinischer Thalgesetze und Satzungen, welche verschiedenen Umständen und Zeitaltern entstammten, begegnete die Oberherrlichkeit gemeiner drei Bünde mit beruhigender Aufmerksamkeit (J. 1531). Drei Rechtsgelehrte des Thales selbst, Lambertenghi, Quadrio und Marlianico, mußten den Entwurf einer verbesserten peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung einrichten, verbunden

mit dem, was zur Handhabung der Landeszucht und Ordnung gehört. Drei bündnische Rechtsgelehrte, Travers, Buol und Finer, überarbeiteten den Entwurf von neuem. Dann empfing er Gesetzeskraft und Siegel, und ward dem Thalrath Veltlins übergeben (J. 1549, 15. Apr.). Die Rechtsgelahrtheit damaliger Zeit war allerdings noch unbeholfen, auf romisches und kirchliches Recht gestützt; in peinlichen Dingen streng und mit Blut geschrieben; in bürgerlichen vereinzelnd, umständlich, ohne höhere Einheit und Gleichförmigkeit. Diese Fehler, unvermeidlich auf damaliger Stufe der Wissenschaft, und bei Verschmelzung eigenthümlicher Uebungen mit Grundsätzen romischer Rechtslehrer, hafteten auch am Gesetzbuch, welches Rhätien seinen Unterthanen gab.

4.

Umtriebe und Unruhen wegen kaiserlicher und französischer Jahrgelder.

Im J. 1549 — 1570.

Doch wichtiger als Alles, was für das Glück der Unterthanen, oder die allgemeine Freiheit des Bundesstaates Wohlthätiges und Weises geschah, war zu dieser Zeit Vielen, sich durch Gunst des Auslandes großen Reichthum zu erschwingen. Dazu gaben die fortdauernden Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich Anlaß. Beide dieser neben-

ſich ſelbſt Richter über ihre Streithändel; die Geſammtheit der Richter oder Tribunen, wie ſie genannt wurden, bildete eine Regierung über die Angelegenheiten Aller; in den wichtigſten Fällen entſchied aber die zuſammenberufene Gemeinde.

Dieſe Einrichtung genügte faſt dreihundert Jahre lang, ſo lange die Volkszahl mäßig, die Geſchäfte und Verhältniſſe der Menſchen einfach waren. Aber mit Vermehrung der Leute und wachſender Ungleichheit des Vermögens vervielfachten ſich allmälig die innern und äuſſern Beziehungen des kleinen Inſelſtaates. Die Aemter wurden wichtiger, ſchwieriger, mit gröſſern Entſchädigungen für die Mühwaltung ausgeſtattet. Der Reichthum paarte ſich mit dem Ehrgeiz, die Armuth mit dem Neid. Es entſtanden Parteiungen und Stöße. Eine Obrigkeit, aus zu vielen Gliedern zuſammengeſetzt, mußte in ihren Berathungen oft zwieträchtig, in ihren Schritten ſchwerfällig werden. Beſonders aber machte unaufhörlicher Kampf mit den Seeräubern das Bedürfniß einer kraftvollen und behenden Führung des Gemeinweſens von Jahr zu Jahr fühlbarer.

Darum billigte die Verſammlung des Volks, als es eines Tages ſeinen Zuſtand berieth, die Vorſchläge des Patriarchen von Grado, der das Amt des oberſten Seelenhirten in den Lagunen führte: Einer müſſe, wie bei Kriegsheeren,

buhlerischen Mächte, zu ihren Schlachten immer frischen Kriegsvolkes bedürftig, fanden es für ihr Geld bei dem kräftigen Menschenschlag in den helvetischen und rhätischen Thälern. Beide suchten in Werbungen das meiste Volk an sich zu ziehen, und einander den Markt zu verderben. Sie gewannen die, welche in den Hochgerichten Ansehen hatten. Sie belohnten ihre Mühen mit Jahrgeldern, die sie heimlich austheilten, weil das Gesetz denen furchtbar drohte, die ihre Stimme dem Auslande verkauften. Und so durch Geld und Ränke der Fremden, durch Treulosigkeit und Eigennutz Eingeborner, erschienen in den Gemeinden Gönner und Schutzredner für kaiserlichen, in andern für französischen Dienst. Beide, in ihrem schimpflichen Gewerbe einander entgegengesetzt, verwandelten fremde Angelegenheit in häusliche, und eigene in Angelegenheit des Vaterlandes. Sie haßten sich gegenseitig bald mit derselben Erbitterung, wie sich die Fürsten haßten, denen sie dienten; machten einander beim Volk verdächtig, und verflochten, was je zwischen Gemeinden oder Haushaltungen, nichtswürdiger Dinge willen, Streites gewesen war, boshaft in ihr Geschäft. So entstanden jene Parteien, welche ursprünglich mit vaterländischen Dingen nichts gemein hatten, bald aber sowohl durch die Menge ihrer Glieder, als durch die Unbesonnenheit ihres Eifers, den

ganzen Bundesstaat erschütterten, die Gesetze verächtlich machten, und die allgemeine Freiheit in Gefahr stürzten.

Ungeachtet der Machtgröße Kaiser Karls V, in dessen Reichen die Sonne nie unterging, und der nach Herzog Franz Sforza's Tode (J. 1535) auch Mailand seinen grenzenlosen Gebieten einverleibt hatte: ungeachtet des unmittelbaren Einflusses, den Oesterreich, vermöge seiner Hoheitsrechte, im Zehngerichtenbund genoß, war dennoch die Partei für französischen Dienst gewöhnlich die mächtigere. Ungerechnet, daß Frankreich freigebiger belohnte und auf zartere Weise zu geben verstand, auch der ungelenke, deutsch-spanische Stolz einem freien Manne weniger zusagte, als der Franzosen verbindliches Schmeicheln, hatten diese schon früh den Vortheil, eines der ältesten, hochgeachtetsten und im Bundesstaat ausgebreitetsten Geschlechter für sich gewonnen zu haben. Dies war das Geschlecht der von Salis. Ihr Herkommen ist ungewiß. Die sagen, sie seien von den Ufern des Comersees eingewandert. Schon im Anfang des zehnten Jahrhunderts wohnten ihrer im Pregäll. Zu Soglio daselbst, ob Bramben dem Kastanienwald, wird Castellazo gewiesen, als ihre Stammburg. In dieselbe führten einst in jener alten Zeit Rudolf und Andreas, als freie Männer und Inhaber salischen Bodens im

Pregäll, den Mainzer Erzbischof Hatto, da derselbe, auf König Konrads Geheiß, über den Septimer kam, und reichten ihm neun Schilling für ihre Lehengüter, die salischen Rechtes waren. In fremden Kriegsdiensten erwarben sie nachher viel Ehren und Vermögen; durch Tapferkeit, Tugend und Klugheit, Ansehen bei ihrem Volk. Die Söhne ihres zahlreichen Geschlechts hatten sich in verschiedenen Thälern und Gemeinden des Gotteshaus- und Gerichtenbundes angekauft, und wurden dadurch auf die öffentlichen Angelegenheiten einflußreicher, denn viele andere Häuser, so alt oder reicher, als sie.

Minder zahlreich und bedeutsam waren in dieser Zeit diejenigen, welche des Kaisers Dienst begünstigten und empfahlen; vielmals ihren Gegnern unterlegen, aber eben deßwillen leidenschaftlicher und maßloser gegen sie. So weit ging ihr Haß, daß sie das Volk sogar in den Gemeinden zum Aufstand wider dieselben, als Verräther gemeinen Vaterlandes, aufwiegelten.

Schon im Jahr fünfzehnhundert einundvierzig war geschehen, daß sich Männer der kaiserlichen Partei ins Engadin begaben, und dem Volke die Namen derer nannten, welche, dem Standesgesetz zuwider, Jahrgelder des französischen Königs empfingen. „Solche sind“, sprachen sie mit dem Schein reiner Vaterlandsliebe, auf Landesgemein-

den und Tagen, „nicht mehr frei, ſondern ververkaufte Knechte des Auslandes zum Verderben gemeiner drei Bünde.“ — Das Volk erhob ſich mit Unwillen wider die Angeklagten; forderte Unterſuchung und Gericht. In Chur trat ein Bundestag zuſammen. Es wurden die Schuldigen oder Verdächtigen verhaftet, und endlich vor einem aus allen Bunden niedergeſetzten Strafgericht verurtheilt (Z. 1542, 18. Apr.).

Doch ſprach dieſes milder, als das Geſetz vom fünfzehnhundertſten Jahr. Fünfundzwanzig der Fehlbarſten wurden, unbeſchadet ihrer Ehre, fünf Jahre lang von öffentlichen Aemtern und gemeiner Lande Rathen und Thaten ausgeſchloſſen. Das Volk ſchien mehr warnend ſchrecken, als ſtrafen zu wollen.

Des Uebels Grundquell hingegen blieb unberührt: Daß nämlich der Staat mehrern wider einander feindſeligen Kronen zu gleicher Zeit Werbung geſtattete, und weder den Muth hatte, ſie dem einen zu verſagen, weil er den andern zu erbittern fürchtete, noch ſie allen zu verweigern. Damit wurden die Verſuchungen des Golddurſtes und Ehrgeizes zu Parteiung unterhalten; viele junge Mannſchaft wanderte in die Kriege, und kam in unbekannten Blutgefilden um, oder verſtümmelt, krank und ſittenlos heim. Nur die hohern Hauptleute bereicherten ſich. Das Land

verlor dagegen an Volkszahl und Gewerbſamkeit. Die Güter wurden ſchlechter bewirthſchaftet; die unvermöglichen Eigenthümer ärmer oder zahlreicher; einzelne Häuſer hinwieder wohlhabender und glänzender, als der gemeinen Freiheit zuträglich zu achten war. Es iſt gut, daß in Volksſtaaten gewiſſes Gleichgewicht des Vermögens herrſche. Da wird das meiſte Glück wohnen, wo Reichthum und Armuth unbekannt ſind. Jener führt zu einem, der Freiheit Aller, gefährlichen Ehrgeiz; dieſer zur feilen Knechtſchaft und Kriecherei.

Es erſchien mit dem Tode Franzens I., Königs von Frankreich, ein Augenblick, der für Ruhe oder Unruhe des Bundesſtaats in allen folgenden Zeiten entſcheidend ward, je nachdem ihn die Vorſteher der Bündner ergriffen. Die Verträge mit Frankreich waren erloſchen. Neue zu ſchlieſſen hing von der Klugheit der Staatsführer ab. Die kaiſerliche Parthei, in ſtolzer Hoffnung, die franzöſiſche auf immer zu vernichten, redete die Sprache der Wahrheit, obſchon nur ihres Vortheils willen. Sie eiferte gegen die Erneuerung des Bündniſſes, welches König Heinrich II. antrug; erinnerte, daß nur von da aus Nebenbuhlerei, Zwietracht und Rottung hervorgegangen ſei, und erwartete um ſo ſicherer den Sieg, weil ſie das Gefühl jedes Biedermanns ausſprach, der dem Vaterlande wohlwollte, während ihre Gegner nur die Sprache

des Eigennutzes führen konnten. — Diese hingegen stellten vor: die Eidsgenossen schlössen mit Frankreich neue Verträge, und Bünden dürfe sich ohne nachtheilige Folgen nicht wohl von treuen Freunden trennen. Es sei gefährlich, Frankreich zu verachten und zu erbittern; noch gefährlicher, zwischen zwei großen und eifersüchtigen Mächten sich nur einer derselben ausschließlich hinzugeben, und den Schein strenger Unparteisamkeit zu vernachlässigen. Zu diesem allem komme, daß, so lange Frankreich und Oesterreich zu Werbung und andern Vortheilen in Bünden gleiches Recht genossen hätten, Kriegsdienst und Sold durch beider Kronen Nebenbuhlerei ersprießlich gewesen wären; überlasse man sich aber der Gnade eines Einzigen, würde dieser zuletzt das Gesetz vorschreiben.

So sprachen die Parteien, in lebhafter Spannung, und mit aller Beredsamkeit, welche die Gefährdung eignen Vortheils einflößt; doch immer nur, als zitterten sie für des Landes bedrohete Wohlfahrt. Räthe und Gemeinden entschieden für das Bündniß mit Frankreich. Abgeordnete reiseten auf Solothurn (8 15t. Julius), mit den Schweizern dasselbe zu beregeln.

Als die kaiserliche Partei ihre Erwartung vereitelt sah, blieb ihr nur noch die Sehnsucht der Rache übrig. Sie wiegelte im Zehngerichtenbunde das Volk auf; am thätigsten war der Landvogt zu

Castels, Peter Finer, Oesterreichs Getreuer. Es ward verbreitet: die nach Solothurn gesandten Boten hätten den Vertrag anders eingerichtet, als in ehrsamer Räthe und Gemeinden Sinn gelegen.

Das Volk, erschreckt, stand auf, forderte Untersuchung und Strafgericht (J. 1550). Der Bundestag der Zehngerichte versammelte sich zu Davos. Johannes Guler, der biederbe Mann, des Vaterlandes Hoffnung, und Valentin Fatscherin, die nach Solothurn gesandt gewesen, wurden in Ketten gethan. Die Eidsgenossen, darüber betrosen, schickten sechs Gesandte und den Freiherrn von Sax nach Davos; auch die andern Bünde schickten Abgeordnete, den Sturm zu beschwören. Rührend sprach zum Volke Johannes Travers, der fromme Held, den es in allen Staatshändeln weise, in allen Feldzügen ruhmwürdig gesehen. Man hörte ihn nicht. Der Aufstand der Gemeinden setzte Richter aus eigner Mitte. Diese straften jene Männer und die meisten Vorsteher des Gerichtenbundes mit schweren Geldbußen; übermäßiger, als selbst das Gesetz begehrte, welches der Zorn der Gemeinden erst geschrieben hatte. So ward das ungerechte Werk gethan, von der Rachsucht einer Partei angezettelt, von der leidenschaftlichen Wildheit eines betroge-

nen Volks vollzogen. Es war zu ſpät, als die Gemeinden dies und die Unſchuld der Verurtheilten erkannten; die That geſchehen. Das Volk hatte hier ſelbſt gehandelt. Wer konnte nun das geſammte Volk richten, oder ſtrafen? Es war der höchſte Geſetzgeber und Landesfürſt, welcher kein Geſetz zu ſeiner Entehrung, oder zu ſeinem Tode gibt.

Im geſammten Bundesſtaat offenbarte ſich Unwille. Jedermann fühlte, daß der, welcher ſeiner Natur nach zu keiner Rechenſchaft und Strafe gezogen werden kann, nichts unmittelbar ſelbſt thun müſſe. Ein Fürſt, ein freies Volk darf nicht zugleich fehlbar und auch unverantwortlich ſein. Dem Selbherrn ſteht zu, durch ſeinen Willen zu herrſchen, nämlich das Geſetz zu geben. Vollziehen aber ſoll nicht Er, ſondern ſeine Dienerſchaft, vollmächtige Beamte in Staatsführung, Landesverwaltung und Gerechtigkeitspflege. Denn allein ſie ſind verantwortbar. Wo aber der Selbherr, Volk oder Fürſt, zur That ſchreitet, Geſetzgeber, Staatsführer, Verwalter und Richter iſt, da iſt er ein willkührlicher Gewaltthäter, und um ſo abſcheulicher, weil er Macht zum Boſen, ohne Furcht vor Strafe, hat.

In dieſem Gefühl rief das Volk, vor ſich ſelber erſchrocken, in allen Räthen und Gemeinden des Bundesſtaates verſammelt, durch ſeine Boten

auf dem Tage zu Ilanz (J. 1551, 21. Jan.) das Geſetz wider die Urheber von Aufſtänden und Anreizungen der Gemeinden. Jeder Bürger ward bei ſeinen geſchwornen Eiden verpflichtet, wo er Spur zu Aufwiegelungen wahrnehme, ſie den verordneten Obrigkeiten zu entdecken.

In demſelben Jahr noch wurden neue Unruhen im Hochgericht des Miſoxer-Thales laut; aber ſie waren anderer Art, und nicht nach dieſem Geſetz zu richten. Die Grafen von Trivulzi nämlich beſaßen ſeit ſiebenundfünfzig Jahren das Hoheitsrecht dieſes Thales. Da ſie aber in den Müſſer-Kriegen mit den Feinden des Vaterlandes gehalten, war ihr feſtes Schloß Miſox, am Fuße des Bernhardin beim Dorfe Cremet auf einem Felſen, mit ſtarken, weitläuftigen Mauern, gelegen, von den Bündnern zerſtört worden.

Der Trivulzi Befehle wurden ſeitdem ſo wenig geachtet, daß Graf Franz dem Thale die Rechtſame um 21,500 Gulden zum Kauf gab (J. 1549, 2. Okt.). Drei Viertel der Summe entrichtete die Landſchaft ſogleich; das letzte Viertel ſollte, gegen Empfang des Kaufbriefs, in Zürich oder Mendriſio erlegt werden. Als nun die Abgeordneten des Hochgerichts zur beſtimmten Friſt in dieſen Städten erſchienen, ließen ſie durch einen Trommeter ausrufen, ob Jemand im Namen des Trivulzi vorhanden ſei, den Kaufbrief ihrer Frei,

heiten aufzurichten? Es meldete ſich aber Niemand; denn Graf Franz war des Verkaufes reuig geworden. Er ließ vielmehr durch ſeine Söldner viele Leute im untern Theil der Landſchaft und im wilden Nebenthal Calanca aufſtiften, daß ſie wider den Loskauf eiferten. Dieſe ſprachen unter einander: „Wir hatten es beſſer unter den Trivulzi's, als jetzt. Denn wenn Hab und Gut verurtheilter Perſonen nicht zureichten, die Koſten des Gerichts zu bezahlen, gaben die Grafen aus ihrem eigenen Vermögen. Das müſſen nun die Gemeinden zahlen.“ Darüber kam es zu Parteiung und Gezänk und Aufſtand, daß viele Todſchläge geſchahen. Der graue Bund ſandte drei Fähnlein, ſchlichtete den Streit, und unterſtützte das Thal mit Nachdruck wider den Grafen, welcher den geſchloſſenen Verkauf halten mußte.

Nach dem Siege der franzöſiſchen Partei beim Bündniß von Solothurn bewies ſie fortwährend ihre Ueberlegenheit gegen die Beqünſtiqer Oeſterreichs. Selbſt als Frankreich, da ſein Kriegsvolk in Italien vom päpſtlichen und florentiniſchen Heer in der Stadt Siena belagert wurde, um dreitauſend Kriegsleute anhielt, und forderte, was keinem Vertrage gemäß war, ward es zugeſtanden (A. 1551). Die Rathsboten am Bundestage bewilligten, durch Ueberredung und Verheißung gewonnen, was ſie den Tag zuvor noch mit unbe-

Oberhaupt und Anführer Aller ſein; die Gemeinde ihn auf Lebenszeit aus ihrer Mitte wählen; dem Volke aber in großen Angelegenheiten die Entſcheidung bleiben. Zum erſten Führer oder Duca über Alle ward Paulutio Anafeſto (im Jahr 697) erwählt.

Dieſer Herzog ernannte ſeine Räthe, auch die Tribunen der Inſeln und die Hauptleute beim Heere. Er berief Volksverſammlungen und ertheilte den von Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft gemeinſam erwählten Prälaten Investitur. Dieſer jähe Uebergang aus urſprünglicher Ungebundenheit zur Alleinherrſchaft war bei einem halbrohen Völkchen ſehr natürlich, welches, durch die Gewalt der Umſtände nun aus dem lockern und freien Zuſtande eines Familienbundes gedrängt, keine beſſere Staatsform kannte, als die es vom Verhältniß des Flotten-Befehlshabers zu den ihm untergeordneten Hauptleuten, Steuermännern und Matroſen zu entlehnen mußte.

So nahmen Juda, Athen, Sparta, Rom und alle Völker der alten Welt, wenn ſie aus dem Zuſtand der Barbarei und des lockern Beiſammenlebens in geſellſchaftliche Ordnung übergingen, zuerſt Könige; aber das höchſte Recht, über ſein Eigenthum und Schickſal zu entſcheiden, behielt ſich das Volk billig faſt aller Orten vor, wo ihm Fähigkeit und Freiheit dazu geblieben war. Voll-

fangenerm Gemüth feierlich verweigert hatten. Es war aber von Alters her bei den Bündnern Sprichwort und Meinung, daß ihnen Unglück bevorſtehe, ſo oft ſie über den Po in ihrer Altvordern tuskiſches Vaterland träten, aus welchem dieſelben vertrieben worden waren. Diesmal ward des Volkes abergläubiges Beſorgniß erwahrt. Tauſende zogen nach Italien über den Po, geführt von Anton von Salis-Rietberg, welcher den Oberbefehl hatte. In einem Wortwechſel, welchen dieſer Anführer nebſt den zwei andern Bundesoberſten bei Siena mit italieniſchen Befehlshabern hatten, wurden ſie von dieſen erſchoſſen; ihre Leute in einer unglücklichen Schlacht insgeſammt getödtet oder gefangen. Ihr Ueberwinder war Hans Jakob Medices, der alte Feind. Aber der Kriegsheld ehrte auch in den Beſiegten die angeſtammte Tapferkeit. Er behandelte die Gefangenen mit einem Edelmuth, der jeden rührte. Auch lebte er nach dem, als ihm der Kaiſer, dankbar für viele Dienſte, die drei oberſten Pfarrdörfer am See Como wiedergeſchenkt hatte, friedlich in der Bündner Nachbarſchaft, bis er hochbetagt zu Mailand das Leben verließ (A. 1555).

Da im fünften Jahr nach dem Tode des franzöſiſchen Königs der Solothurner Vertrag abermals aufging, war die Erneuerung des Parteihaders vorauszuſehen, welcher den zehngerichtiſchen Bund

vor vierzehn Jahren so tief erschüttert hatte. Die Edlern des Vaterlandes zitterten.

Karl IX., der neue König von Frankreich, schickte zur Wiedererrichtung des Bündnisses seinen Gesandten Pomponius Bellievre nach Chur. — Die mailändische Lombardie und Neapel in Italien gehörten zu dieser Zeit, aus der Erbschaft Kaiser Karls V., dessen Sohne, dem spanischen Könige Philipp II. Auch dieser ordnete den Befehlshaber von Como, Graf Johann Anguisciola, dahin ab (J. 1564). Beide Gesandten waren voll solchen Hasses wider einander, daß sie an einem Festtage auf dem fürstbischöflichen Hofe wegen des Ranges in Wortstreit geriethen, und Bellievre den Degen zog. Beide erwarben nun mit Goldspenden Anhänger, einer des Andern Wünsche zu vereiteln. Reibung und Widerspruch in allen Gemeinden; die Einen für Spanien, die Andern für Frankreich; in Wirthshäusern und von Kanzeln Geschrei. Die, welche dem französischen Dienst ergeben waren, rühmten des jungen Königs Tugenden und sein Wohlwollen gegen die Bekenner des neuen Kirchenglaubens; schilderten hinwieder Spaniens Andere Unduldsamkeit gegen dieselben, und erzählten, wie noch vor Kurzem einigen clävischen Kaufleuten, weil dieselben nicht dem Papstthum anhingen, für mehrere tausend Kronen Waaren im Mailändischen genommen und

den Dominikanern gegeben worden. Dies ſtimmte die Mehrheit der Neugläubigen für Frankreichs Sache, welche ihrem Frommſinn zugleich eine Gewiſſensſache ward.

Zu einem Schauſpiel von den zehn Altern der Welt, welches in Steinsberg, einem Dorfe des obern Engadins, aufgeführt wurde, hatte Caſpar Campell ein Vorſpiel im Geſchmack damaliger Zeit verfertigt. Er ſelbſt, ein achtzigjähriger Greis, übernahm darin die Rolle des Methuſalem; und als er, von Enkeln und Urenkeln umringt, ſeinen letzten Willen offenbarte, wandte er ſich an das Volk, wie ein Seher der Zukunft, und warnte vor dem Bündniß mit Philipp dem Spanier. Es hob alles Volk jauchzend die Hände empor und bezeugte klatſchend ſeinen Beifall.

Zwiſchen dieſen Parteien erſtand eine dritte, von unbeſtochenen und weiſen Männern, welche ſowohl vom franzöſiſchen als ſpaniſchen Bündniß abriethen, wenn jemals das Land zu innerm Frieden genesen ſolle. Als Haupt derſelben ward Ritter Hartmann von Hartmannis angeſehn, dem an richtiger Staatsklugheit und Rechtſchaffenheit wenige gleich kamen. Bündniſſe der Freiſtaaten, ſprach er, ſind Verkäufe heimathlicher Freiheit und Glückſeligkeit. Der Vertrag der Uebermächtigen mit dem Schwachen iſt allezeit die

Knechtſchaftsurkunde des Letztern. Darum haſſet die Bündniſſe mit ausländiſchen Fürſten; ſie wollen aus unſerer Schmach ihren Ruhm, aus unſerm Blut ihre Pracht.

Allein der Stolz oder die Habſucht der Parteien verſpottete dieſen Rath. Das Volk, welches ſtark genug geweſen, die eiſernen Ketten der Zwingherren zu brechen, war jetzt ſchon zu ſchwach für die goldenen. Als die Spaniſchgeſinnten wahrnahmen daß ſich die Mehrheit zu Gunſten Frankreichs neige, änderten ſie die Sprache plötzlich, und ſchlugen ſich auf die Seite derer, die gar kein Bündniß wollten. So hofften ſie ihren Gegnern den Sieg vereiteln, und für Spaniens Wünſche günſtigere Gelegenheit erwarten zu können. Demungeachtet, als auf dem Tage zu Davos die Stimmen aller drei Bünde aufgenommen wurden, erklärte ſich das Mehr für Erneuerung des franzöſiſchen Bündniſſes (J. 1563, Jan.).

Anguiſciola gerieth in großen Unwillen, und verließ mit dem Drohwort das Land: Der König, ſein Herr, werde bald kommen, und das Geld wieder holen, was er den Bündnern ausgetheilt habe! Viele ſagen, er habe ſeinen Anhängern bei achttauſend Kronen verſchwendet. Die von der franzöſiſchen Seite munterten ihn mitleidig auf, diejenigen anzuzeigen, denen er Geld gegeben; man werde ſie dahin bringen, den letzten

Heller zurückzuerstatten. Dies versetzte die Spanischgesinnten in nicht geringe Furcht und Wuth. Die Gefahr von sich abzuwälzen, und Gegenwehr zu üben, schickten sie von ihren Angehörigen aus. Johann Cativot und Johannut Thenet begaben sich zu den reizbaren Männern des Engadins, von Dorf zu Dorf, sprechend: „Wir wissen nun, daß die Erneuerung des Vertrags mit Frankreich nicht des Volkes Wille und Werk, sondern das Kunststück derer gewesen, die von Bellievre Jahrgeld und Geschenke empfangen. Sie haben die Stimmen einiger Rathsboten erkauft, welche von ihren Gemeinden ganz andere Befehle trugen. Diese Feilen haben den Freistaat dem Könige von Frankreich geopfert, die Freiheit verrathen und das Kind im Mutterleibe verkauft; haben Oesterreich und Mailand zu unsern Feinden gemacht, aus deren Fruchtfeldern wir das Brod nehmen, welches wir essen. Darum sind viele Landschaften gewillt, das gottlose Bündniß rechtlich, oder, wenn dies nicht sein kann, gewaltsam aufzuheben; denn Freiheit geht über Alles. Schon hat man angefangen, einen Ausschuß von Bewaffneten zu machen."

Durch solche Reden ward großer Lärmen. Die Gemüther erhitzten sich. Die Leute von Steinsberg griffen zum Gewehr, die von Ardez folgten; Guarda und Lawin traten hinzu; als

Süß Bedenken trug, ward es mit Drohungen gezwungen; Zernetz wagte keinen Widerstand. Es wurden Boten ins Münsterthal geschickt, ins Bregäll und über die Berge, alles Volk aufzumahnen: Es müsse Strafgericht sein großer Verbrechen wegen. Die Münsterthaler erschienen, Lupiten das Banner; beide Engadine waren in Bewegung und Zorn. Zu Remüs war das Schloß des Fürstbischofs von Chur in Brand gesteckt; zu Zutz, im obern Engadin unterhalb Madulein, das Strafgericht aufgestellt. Ein bewaffneter Haufe ging nächtlicher Weise durchs Bregäll nach Cläven und führte von dort den Oberst Rudolf Salis gefänglich nach Zutz, weil er beschuldigt war, dem Freistaat Venedig unter falschen Bundessegeln eine Anzahl Volks verheißen und viel Geldes darauf empfangen zu haben. Der Sturm drohte allgemein zu werden. Friedrich von Salis-Samada floh mit seinem Sohne aus dem Lande, weil er verdächtig war, Haupt der französischen Partei zu sein. Schon regten sich die Gemeinden des grauen Bundes ebenfalls. Das Volk ist allezeit auf seine Rechte eifersüchtig und gegen diejenigen argwöhnisch, denen es dieselben anvertrauen muß. Es gelang aber, daß man im Oberbund einige Häupter der spanischen Partei mit französischem Gelde gewann, und diese benutzten ihr Ansehen, die Gährung des Oberlandes wieder zu

stillen. Dadurch ward Allgemeinheit des Aufstandes verhütet.

Das Strafgericht der Engadiner zu Zuz begann aber seine Handlungen, und verurtheilte alle, welche zu Gunsten des französischen Bündnisses geredet hatten, zu beträchtlichen Geldbußen; selbst den Methusalem seines Thals, Caspar Campell. Am meisten von allen duldete Rudolf von Salis. Auch unter Folterschmerzen aber läugnete er, Miethe und Gaben genommen zu haben, um dem Auslande im Bundesstaat Dienste zu leisten; auch Venedig, wohin zur Untersuchung wider ihn Johann Juvalta gesandt worden, gab zu seiner Verdammung keinen Stoff oder Vorwand. Dennoch ward er, ward der entflohene Friedrich von Salis, und auf wem Verdacht lag, französischgesinnt zu sein, mit Geldbußen belegt. — Nach diesem löste sich das Gericht auf, und die Bewaffneten des Engadins und Münsterthales gingen auseinander. Im spottenden Scherz nannte das Volk diesen unblutigen Heerzug den Speckkrieg. Denn es war in den ländlichen Wohnungen des Thales alte Sitte, mit einem Reichthum von Speckseiten zu prangen, seit einer Reihe von Jahren aufbewahrt. Die Kriegsschaar des Strafgerichts hatte sonder Zweifel diese Zierde der Haushaltungen sehr geschwächt.

Des Freistaats große Mehrheit mißbilligte

inzwischen die That der Engadiner, und die Urtheile des Strafgerichts. Auch die Eidsgenossenschaft nahm durch Gesandte lebhaften Antheil wider das gesetzlose Verfahren. Gemeine drei Bünde ernannten zur Untersuchung der in Zutz geschehenen Rechtshandlungen ein Gericht. Die Engadiner wurden darauf gezwungen, den größten Theil der Strafgelder zurückzugeben, und die von Remüs mußten das bischöfliche Schloß am Wrauncatobel, welches sie ausgebrannt hatten, mit Ersatz alles Schadens neu aufbauen. Aber nirgends steht aufgezeichnet, daß die Cativot, Thönet und andere Stifter des Aufstandes bestraft worden seien. Sie fanden in den mächtigen Häuptern der spanischen und österreichischen Partei, deren Werkzeuge sie gewesen, geheime Schutzgeister.

An der Spitze dieser Partei, doch verborgen im Hintergrund, wirkten die hochgeachteten Söhne des uralten Hauses Planta, dessen Herkommen sich in dem Dunkel der Vorwelt verliert. Schon im zwölften Jahrhundert hatte dies Geschlecht in den Engadinen viele Hoheiten gehabt. Mitten im Flecken Zutz, dessen Name noch an das Tutium von Latien erinnert, ist ein alter Thurm gestanden, Planta geheißen: man sagt, aus römischer Zeit. Auch war hier der Stammsitz des Geschlechts. Ein Planta mußte immerdar Landammann oder Statthalter des obern Engadins sein. Das ward

zu dieser Zeit sogar durch den Spruch des Freistaats anerkannt (J. 1565).

Seit der mächtigern Verbreitung des Stammes Salis im rhätischen Hochland berührten sich nicht selten die Zweige desselben mit denen von Planta feindselig und nebenbuhlerisch; denn auch die Planten hatten in vielen Gemeinden Wohnsitz und Reichthum. Der Stolz der Geschlechter machte gar oft zu seiner Sache, was einem einzigen Gliede widerfuhr. Da nun die Bündnisse mit ausländischen Fürsten aufkamen, traten beide offener auseinander, und die Flamme bürgerlichen Parteihasses empfing vom Hausgroll neue Nahrung.

Als Fürstbischof Lucius Iter gestorben war (J. 1549, der, in den Armen seiner Beschützerin Regula, des Landes Achtung verloren hatte, wetteten jene zwei Häuser einem ihrer Söhne die bischöfliche Mütze zu gewinnen. Bartholomäus von Salis, Exprietär zu Sondrio, der schon einmal Iters unglücklicher Mitbewerber gewesen, war von allen Gliedern seiner zahlreichen Verwandtschaft unterstützt; Thomas Planta von Zuz durch die Seinigen. Letzterer trug den Sieg davon. Nach seinem Tode, da er der Kirche sechszehn Jahre vorgestanden, erneuerte sich für Bartholomäus abermals der Kampf. Auch diesmal erreichte er das Ziel nicht; denn die Planten,

ziehung lag beſſer in einer einzigen Hand, Aufſtellung der Geſetze beſſer in vielſeitiger Einſicht und Erfahrung Aller. Auch im Menſchen iſt der Willensentſchluß ein einziger; aber der berathenden Neigungen, Gedanken und Beobachtungen ſind viele in ihm. Nur im Thier iſt Entſchluß und Neigung des Inſtinkts eins; in Despotien Aſiens iſt Vollſtreckung und Schöpfung der Geſetze eines Mannes Sache.

Anaſtaſius rechtfertigte die Erwartungen ſeiner Mitbürger von dem Beſſern der neuen Ordnung. Er ſtillte Entzweiungen im Innern; ſtritt von Außen glücklich gegen die Seeräuber; erwarb oder bewahrte durch Vertrag mit den Lombarden den Küſtenſtrich des feſten Landes, welcher zunächſt an die Lagunen ſtoßt; ſchützte ihn durch Feſtungen, die er an den Mündungen der großen und kleinen Piave aufrichtete, und gewann auf dieſe Weiſe für Venedig feſten Fuß auf feſtem Lande.

Nicht alle Nachfolger Anaſtaſius's beſaßen ſeine Mäßigung und ſein Glück. Durch ſtürmiſche Wahlen, durch Verſchwörungen reicher Geſchlechter, oder durch Gewalt und Umtriebe auf den Fürſtenſtuhl erhoben, nahmen nicht immer die Würdigſten denſelben ein. Bei der aus nordiſcher Kraft und ſüdiſcher Ueppigkeitsſucht entſtandenen Sittenverwilderung des Jahrhunderts, da Muth

und Alle welche zur kaiserlichen Partei gehörten, begünstigten den frommen und gelehrten Domherr Beat a Porta. Der Streit darum ward bis Rom vor den päpstlichen Stuhl getragen, und auch hier für Beat entschieden. Als der gekränkte Ehrgeiz des saltschen Geschlechts dennoch nicht weichen wollte, erzwang die Erklärung der dreizehn eidsgenossischen Orte dem päpstlichen Spruch Unterwerfung und Achtung.

5.

Fortgang der Kirchentrennung.

Als Beat a Porta den Stuhl des rhätischen Bisthums bestieg, ward die große Anzahl derer, die sich vom Papstthum getrennt hatten, schon in festerer kirchlicher Gemeinschaft verbunden. Die Pfarrer benachbarter, neugläubiger Kirchspiele vereinigten sich an bestimmten Tagen des Jahres zu amtsbrüderlichen Unterredungen über Angelegenheiten des Glaubens und Kirchenwesens. So bildeten sich von selbst aus Nachbarschaften feste Bezirke in geistlichen Sachen. Bei den Amtsunterredungen führte aus der Mitte von den Pfarrern einer den Vorsitz, ein anderer war Kanzler, ein dritter Rechnungsgeber. Aber auch die gesammten evangelischen Geistlichen der drei Bünde traten von Zeit zu Zeit in eine allgemeine Kirchenberathung (Synodus) zusammen, bei welcher einer,

als Oberälteſter (Decanus) Vorſteher war. Zu dieſem Amt ward er auf Lebenszeit erkoren. Das Hauptgeſchäft der Kirchenberathungen war, angehende Geiſtliche zu prüfen, und in ihren Stand feierlich einzuweihen; hin und wieder neugewählte Pfarrer zu beſtätigen; Amtsführung und Lebensweiſe der andern zu beurtheilen, und, was der evangeliſchen Kirche erſprießlich ſein möge, zu überlegen. Dieſen Kirchenverſammlungen wohnte allezeit, von Staats wegen, ein weltlicher Abgeordneter des Bundes bei. Denn kein Beſchluß der Geiſtlichkeit hatte rechtsgültige Kraft, ſo lange ihm von der Sitzung der evangeliſchen Rathsboten eine Bundestag-Genehmigung vorenthalten war.

Da die Gemeinden ihre Seelſorger zu ernennen und zu entlaſſen Befugniß hatten, befliſſen ſich dieſe, Liebe und Vertrauen der Bürgerſchaft zu gewinnen, und durch ernſten frommen Wandel eine Ehrfurcht zu erzeugen, welche ſie durch äuſſern Glanz zu behaupten kein Mittel hatten. Denn ihr Einkommen, willkührlich von den Kirchgenoſſen beſtimmt, war überall gering. Der Verkündiger des Gekreuzigten in den Thälern von Rhätien trat wieder in jene urſprüngliche Armuth und Demuth zurück, welche uns an den erſten Lehrern des Chriſtenthums, die von Almoſen der Gläubigen lebten, rührend dünkte. Nicht Stolz, nicht die Liebe bequemen Wollebens ſollten ferner den

Jüngling zur Wahl geistlichen Standes locken; sondern reine Inbrunst zum Göttlichen, und Sehnsucht, Seelen durch das Wort des Himmels zu heiligen.

Auch in seiner Dürftigkeit war noch der Priester des höchsten Gottes dem Volke hochgeachtet; er in jeder Gemeinde der Angesehenste, bei allen Ehrengelagen der Erste. So gewaltig damals schon der Strom des Sittenverderbnisses eindrang, fehlte es doch noch nicht an würdigen Männern und Jünglingen, welche, weltlichen Glanz verschmähend, freudig in das Lehramt traten, seiner Heiligkeit willen. Die rhätische Kirche evangelischen Glaubens war an Mustern grosser Frömmigkeit und gründlicher Gelehrsamkeit reich. Noch schämten sich auch Söhne wohlhabender und edler Geschlechter nicht, das bescheidene Loos eines geringbesoldeten Predigers dem glänzendsten auf bürgerlichen Laufbahnen vorzuziehen. Johannes von Travers, der tugendliche Greis, welcher in den bedrängtesten Zeiten seines Vaterlandes demselben bald in bürgerlichen Aemtern, bald als Gesandter, bald als Feldherr mit Ruhm und Glück gedient hatte, erwählte noch am Abend seiner Tage das geistliche Hirtenamt, um zu Zuz, wo er lebte, seine Mitbürger im Glauben der neuen Kirche zu stärken. Auch trug er zur Verbreitung und Befestigung desselben in seinem Thale neun Jahre

lang nicht wenig bei. Denn wer den siebenzigjährigen Greis auf der Kanzel sah, ehrwürdig durch Alter, mehr noch durch Erinnerung seiner Thaten und Tugenden, die nur er selbst nicht kannte, ward von seinem Wort ergriffen. Es drang von Herzen zu Herzen.

In den Unterthanenlanden nahm die Kirchenneuerung nur sehr schüchternen Gang. Die Bischöfe von Como, zu deren Bisthumssprengel Worms, Veltlin und Cläven gehörten, wachten sorgfältig über das Einschleichen jeder ihnen gefährlichen Ketzerei. Bei tausend Geistliche, im Besitz großer Vorrechte und ergiebiger Pfründen, standen zu ihrem Dienst, und stritten willig für die Sache der alleinseligmachenden Kirche. Demungeachtet konnten sie das Bekanntwerden von den Lehren der Gegenbekenner nicht hindern. Es kamen Freunde derselben aus dem Herrscherstaat. Es kamen aus Italien, des neuen Glaubens willen, vertriebene Flüchtlinge. Aus der Buchdruckerei von Puschlav gingen vielerlei Werke in die Hand des Volks, und erregten mit Zweifeln den Durst nach Ueberzeugung. In Cläven, in Veltlin erwuchsen kleine Gemeinden, welche die heilige Schrift zur einzigen Grundlage des christlichen Glaubens machten. Maynard aus Piemont lehrte mit Ruhm zu Cläven; Julius von Mailand zu Tirano, Paul Vergerio, ehemals Bi-

ſchof zu Capo d'Iſtria, zeichnete ſich durch Gelehrſamkeit und Frömmigkeit gleich ſehr aus. Es konnte aber nicht fehlen, daß dieſe und andere italieniſche Gelehrte, welche mit dem Geiſt und Schritt der Kirchenherſteller in Deutſchland minder vertraut waren, bei ihren Forſchungen oft ganz verſchiedene Richtungen nahmen. Daher gerieth es zwiſchen ihnen und bündniſchen Geiſtlichen, wegen Abweichungen im Lehrbegriff, zu mannichfaltigen Streitigkeiten. Dieſe waren jedoch kein Hinderniß an der Fortpflanzung des neuen Kirchenthums überhaupt. Oeffentlichen Gottesdienſt, getrennt von der allgemeinen Kirche, hatte man indeſſen noch nicht zu halten gewagt. Aber häusliche Andachtsſtunden waren den Gegenbekennern in den Vogteien längſt ſchon durch jenen Beſchluß des Bundesſtaates geſtattet worden, welcher zugleich den Jeſuiten Schranken ſetzte, da dieſe ſich, durch ein Vermächtniß des Ritters Quadrio zu Ponte, im Veltlin feſtzuſetzen Gelegenheit gefunden hatten.

Der Biſchof von Coms und ſeine Prieſterſchaft bemerkten mit Entſetzen die Verbreitung des fremden Geiſtes in ihren Sprengeln. Sie riefen Hulfe flehend den heiligen Stuhl zu Rom an. Papſt Pius IV, welcher vormals als Erzprieſter zu Sondrio unter dem Namen Johan-

nes Angelus viele Jahre gelebt, nahm sich der treuen Altgläubigen seines frühern Aufenthaltes mit Vorliebe und Nachdruck an. Er schickte den beredten Bernhardin Plantius, Probst des mailandischen Klosters Santa Maria della Scala, nach Chur. (J. 1561.) Dieser eröffnete den versammelten Häuptern des heiligen Vaters Begehren, daß man die der Ketzerei willen aus Italien vertriebenen Flüchtlinge nicht im Veltlin dulde; die Buchdruckerei in Puschlav abstelle; den Bischof von Como in geistlichen Rechtsamen und Genüssen ehre; das Kloster zu Mordegno nicht hindere, neue Mönche anzunehmen; die Geistlichen nicht mit Abgaben beschwere; die durch Quadrio's Vermächtniß der Gesellschaft Jesu geweihten Güter nicht zurückhalte; den päpstlichen Bullen und Verordnungen in rhätischen Landen Kundmachung und Vollstreckung gewähre, und Gesandte zur tridentischen Kirchenversammlung schicke. — Diese Forderungen wurden durch Schmeicheleien und Drohungen vom Ritter Angelo Ricci kräftig unterstützt, welchen der spanische Statthalter von Mailand, als königlichen Bevollmächtigten, dem Probste zur Begleitung mitgegeben hatte.

Da diese Gesandten schleunige Erklärung verlangten, und der Ritter alle Unkosten einer ausserordentlichen Standesversammlung tragen wollte, traten die Boten aller Bünde in der Stadt Chur

zusammen und antworteten dem Papste (J. 1561. im Okt.): Sie glaubten in Verfügungen wegen des Klosters von Morbegno und der Jesuiten ihre Pflicht gethan zu haben; des Bischofs von Como Einkünfte wären ungetastet; die Flüchtlinge aus Italien könne man nicht ins Elend verweisen, weil sie kein Verbrechen begangen; die Kirchenversammlung in Trient werde man nicht besuchen lassen, denn sie sei nicht von allen Fürsten, auch nicht von der nahen Eidsgenossenschaft angenommen; die Puschlavische Buchdruckerei solle aufgehoben werden, sobald sie Widerspruch mit Gottes Wort und Ehrenrühriges gegen den Papst verbreite

Als die Abgeordneten Roms und Mailands auf ihre Vorträge so huldlose oder ausweichende Antworten erhalten hatten, verließen sie voll großen Mißvergnügens das Land, in welchem der Geist der Unabhängigkeit mächtiger war, denn tausendjährige Ehrfurcht vor dem Stellvertreter der Gottheit auf Erden. Die Vorsteher der Bündner handelten aber nicht minder entschlossen als sie geredet hatten. Sie duldeten die Jesuiten keineswegs im Gebiet des Freistaats, in welchem sie, ohne Erlauben und mit einträchtzerender Thätigkeit, sich eingedrängt hatten.

Schon vor Jahren war, zur Beförderung der Friedfertigkeit und Uebereinstimmung evangelischer

Geistlichkeit, als allgemeine Richtschnur des Glaubens, der vom ehrwürdigen Philipp Saluz aufgestellte Lehrbegriff anerkannt worden. (J. 1554.) Nun sich aber gesammte Orte der Eidsgenossenschaft, welche die Kirchenänderung angenommen, zu dem Bekenntniß Heinrich Bullingers von Bremgarten, Vorstehers der Züricher-Kirchen, vereinigt hatten, trat auch Rhätien hinzu, Einheit in Glaubensdingen zu befördern. Dies geschah in der allgemeinen Kirchenberathung des fünfzehnhundert sechsundsechszigsten Jahres zu Chur. In dieser Stadt pflegten damals die allgemeinen Versammlungen der Geistlichkeit noch allein gehalten zu werden, die nachdem abwechselnd in den drei Bünden, ohne bleibende Bestimmung eines Ortes, eröfnet worden sind.

Durch feierliche Anerkennung eines allein gültigen Lehrbegriffs in den evangelischen Kirchen ward der freie Forschungsgeist derselben plötzlich wieder in jene Ketten geschlagen, welche an der alten Kirche verhaßt gewesen waren. Denn welcher Sterbliche konnte behaupten, daß Luther oder Zwingli, Bullinger oder Saluz, das reinste Licht der Wahrheit gefunden hätten? Doch jede Zeit hat ein Maß ihres Schrittes. Und da niemand das Ende der Bahn absah, wohin ein fortgesetztes Verlangen nach der besten Erkenntniß führte, achtete es schüchterne Klugheit, und Furcht vor

dem Spott der Katholischen über der Abtrünnigen ewigen Zwiespalt rathsamer, einen festen Punkt des Stillstandes zu wählen.

Die meisten Mißhelligkeiten hatten die aus Italien ins rhätische Gebirg Glaubens halber vertriebenen Gelehrten gebracht. Bald predigten einige calabresische Geistliche gegen Taufung der Kinder, und gegen den Glauben, daß der Mensch durch etwas anderes als durch die ewigen Vorherbestimmungen göttlicher Barmherzigkeit selig werden könne; bald verkündigten andere die Meinungen, welche der Aegypter Arius schon vor mehr denn tausend Jahren in die christliche Welt eingeführt hatte. Besonders aber erregten die neuen Vorstellungen Gährung, welche Lälio Socini aus Siena über göttliche Dinge verbreitet hatte. Von den Umschaffern der Kirche und des christlichen Lehrbegriffs war weder der sächsische noch der helvetische so weit gegangen, als der italienische, eben der, welcher dem päpstlichen Donner am nächsten stand. Er wagte es, die Vernunft zur Richterin des Glaubens zu machen; das Geheimniß göttlicher Dreieinigkeit unsinnhaft zu nennen; zu läugnen, daß Jesus die verkörperte Gottheit des unendlichen Alls gewesen, und eignete die Erlösung der Sterblichen allein der Gnade des Ewigen zu. Seine Lehre fand hierorthin am Fuße der Karpathen die stille Freistatte, welche ihr in den

Appenninen und Alpen verfagt ward. — Ein Beschluß des Bundestages (J. 1570) verwies jeden, welcher in seinen öffentlichen Lehrvorträgen vom helvetischen Bekenntniß abwich, aus dem Freistaat. Schon waren viele Prediger des Bregälls, Veltlins und Clävens den socinischen Grundsätzen zugethan.

Inzwischen nährten sowohl Rom als Mailand gegen den Bundesstaat, wegen dessen Erklärung, heimlichen Groll. Was nicht mit offener Gewalt zu erzwingen stand, sollte der Rache im Einzelnen überlassen, oder durch Umtriebe erschlichen werden. Von Mailand wurden schmählichste Frevel begünstigt, welche Rom erfand. Ein venedischer Kaufmann, seines Glaubens wegen zu Clären ansäßig, ward, auf einer Geschäftsreise in Crema verhaftet, zu den Galeeren verdammt und im Meer ersäuft. Francesco Cellario, einst dem Ketzergericht in Rom entronnen, seitdem Prediger zu Morbegno, ward in Bünden selbst heimlich ergriffen, auf Umwegen entführt, nach Rom geschleppt, und hier, trotz der Bündner Verwendung beim mailändischen Statthalter, Herzog von Albuquerque, lebendig verbrannt. Zween von Rom ausgesandte Meuchelmörder, Veltliner von Geburt, aber verbannt, stoßen auf den evangelischen Prediger zu Mel in der Kirche, und tödteten einen Greis, der die Bösewichte am Entkommen

die höchste Tugend, Schwelgerei der höchste Genuß zu sein schien, wurden ihrer viele von allen Lastern des Zeitalters befleckt. Nur starke Gemüther können ohne Gefahr das Bewußtsein unbeschränkter Gewalt ertragen; den übrigen wird es zum Rausch, in welchem sie schamlos offenbaren, was sie im Privatstande verdecken, und beim Rechte, über Andere zu herrschen, nicht daran denken, sich selbst beherrschen zu müssen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche den Genuß der Hoheit in ihren Familien zu vererben bemüht waren, und sich schon, während ihres Lebens, Söhne oder Brüder als Mitherrscher zugesellten.

Allein ein Volk, alter Freiheit gewohnt, durch tägliche Abentheuer zu Land und Wasser verwegen, durch kaufmännisches Gewerbe verschmitzt, konnte sich nicht so leicht zum Erbeigenthum eines Menschen hingeben. Den stärksten Hort seiner Rechtsame fand es in der gegenseitigen Eifersucht der reichern Geschlechter, deren jedes Anhänger zählte. Vierhundert und fünfundsiebenzig Jahre lang schwankte der kleine Staat zwischen Gewaltherrschaft seiner Fürsten und gesetzlosen Bewegungen der zum Aufstand allezeit rüstigen Menge. Von fünfzig Herzogen in derselben Zeit wurden fünf ermordet, eben so viele mit ausgestochenen Augen verbannt, neun

hindern wollte. Der Bischof von Como beschwor die Mächte des Himmels und der Erden, dem einreissenden Ketzerthum in denienigen Theilen seines Sprengels zu wehren, die unter rhätischer Oberherrlichkeit ſtanden. Denn schon fing man, seit erklärter Glaubensfreiheit, an, auch in den Unterthanenlanden evangelischen Gottesdienſt öffentlich zu halten. Der Staat selber hatte leergewordene Pfründen Predigern helvetischen Glaubensbekenntniſſes angewiesen, und die Probstei St. Ursula zu Teglis dem Geschlecht der Guicciardi verliehen, welche die Einkünfte zu frommen Anſtalten und Unterſtützungen des neuen Glaubens verwenden sollten. Diese und ähnliche Verfügungen emporten den Bischof von Como, nicht minder die katholische Prieſterschaft der Vogteien. Ihr Einfluß blieb groß auf das Gemüth des Volks, und ward durch den übeln Ruf vermehrt, in welchen die bündnischen Amtleute durch Habſucht und Beſtechlichkeit zu gerathen anfingen.

In der That wichen alte Treu und Redlichkeit immer ſichtbarer aus dem Gemüth der rhätischen Bürger. Das war die Wirkung des Goldes, von Königen geſpendet, und des Genuſſes unterthäniger Gebiete. Denn nun wollten viele ſich im Dienſt des Landes bereichern und die Mächtigſten ſein. Lange war das Verderben nur bei einzelnen ehrſüchtigen Geſchlechtern; dann kam es durch ihr

Rotten und Werben auch zum Volke. Die Parteien theilten heimlich Geschenke und Jahrgelder unter die Rathsboten der Gemeinden aus. Wessen sich sonst nur gewissenlose Staatsklugheit fremder Fürsten vermaß, ward nun vom Ehrgeiz der Einheimischen nachgeahmt. Geld stritt, neben Tugend und Verdienst, um den Vorrang. Man bezeichnete dies schändliche Werben und Handeln um Aemter mit dem verächtlichen Ausdruck: Keßlerei treiben. Aber wenige schämten sich des Verächtlichen. Noch war im Volke selbst edlerer Sinn, als bei vielen der Vorsteher. Darum gaben Räthe und Gemeinden durch ihre Boten auf dem Tag zu Davos (J. 1570) das Gesetz: Wer durch Geschenke, Bestechungen und Umtriebe eine Staatsbeamtung erworben zu haben überführt wird, soll an Ehr' und Gut gestraft werden, als ein Meineidiger am Vaterland, damit hinfort nicht das reiche Laster, sondern das rechtschaffene Verdienst gelte. Die Urkunde dieses Gesetzes ist von seinem Gegenstand der „Kesselbrief" geheißen worden.

6.

Johann Planta von Rhäzüns. Sein Tod. Folgen.

Im J. 1570 — 1574.

Am römischen Hofe ließ die Klage des Hochstifts Como das nicht vergessen, was der kleine

Freistaat im rhätischen Gebirg gewagt hatte. Papst Pius V war ein strenger, eifriger Fürst; unerbittlich gegen alle Abtrünnigen seiner Kirche. Er, welcher in Frankreich und Irland zugleich, für Emporhaltung geistlicher Hoheit und zur Ehre Gottes, die Flammen des Bürgerkriegs anschürte, ließ sich dies Mittel auch zur Zähmung der Bündner gefallen. Zuerst nahm er Bedacht, einige von den angesehensten Geschlechtern des Landes zu gewinnen. Er erhob einen Baptista von Salis, der dem alten Glauben getreu geblieben, zum römischen Ritter. Dann erhörte er gern die Wünsche Johanns von Planta, des Freiherrn von Rhäzüns. Dieser wünschte die Verwaltung der Einkünfte von der Probstei zu Teglio an sein Haus zu bringen, welche der Bundesstaat den Guicciarden zum Leben gegeben hatte (J. 1570, Februar). Pius V that mehr, als vielleicht der Freiherr von Rhäzüns begehrt hatte. Er ernannte denselben, kraft einer Bulle, zum allgemeinen Anwald, Fürsorger und Vollmächtigen des heiligen Stuhls in Rhätten. Er gab ihm Recht und Gewalt, nicht nur die Probstei zu Teglio, sondern auch geistliche Pfründen, Lehen, Pfarreien und Rechtsame des churischen Hochstifts im Lande der drei Bünde wieder an die Kirche zurückzunehmen, welche derselben durch die Hand der Ketzer entfremdet und entweiht wären, und bedrohete die,

welche sich unterfangen würden, dawider zu sein, mit dem Zorn des allmachtigen Gottes, wie auch der seligen Zwölfboten Peter und Paul.

Der Freiherr von Rhäzüns fürchtete, sowohl der herbe Ton der Bulle, als die Ausdehnung der Vollmacht überunmittelbares Gut in Bünden, könnte das Volk beleidigen, und ihm selber, weil zu viel begehrt war, die Erfüllung mäßiger Wünsche vereiteln. Er schrieb daher demuthsvoll an den heiligen Stuhl, und erreichte, daß der romische Hof Sprache und Verlangen milderte. Ein päpstlicher Sendbrief, wenige Monate später, glimpflich abgefaßt, mit dem Fischerring besiegelt, erwähnte nur der Güter, Rechte und Einkunfte von Pfründen und Stiftungen des Sprengels Como in den Unterthanenlanden des Freistaats. Ein anderes, noch späteres, dehnte die Vollmacht, jene von Ketzern und Laien entweihte Lehen im Namen der päpstlichen Kammer an sich zu ziehen, auch zu Gunsten der Kinder und Erben des Freiherrn aus.

Nun, vermöge der empfangenen Gewalt, belehnte der Freiherr seinen Sohn Konrad mit der Probstei St. Ursula in Tealio. Dann begab er sich selbst ins Veltlin (J. 1571, Okt.). Unterstützt von seinem Mitschwager Herkules von Salis, Landeshauptmann daselbst, und seinem Freunde, dem Landvogt zu Teglio, welche durch offenen Amtsbefehl den Lehntragern und Zinsleuten

der Probſtei geboten, Konraden von Planta als Verwalter derſelben zu erkennen, glaubt' er am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyen. Allein die Guicciarden, welche die Probſtei als Lehen vom ſelbherrlichen Volk im hohen Rhätien, dem Landesfürſten Veltlins, trugen, widerſetzten ſich. Peter Guicciardi, der die Schweſter Antons von Salis, eines alten Feindes der Planten, zur Gemahlin hatte, ſtand durch dieſe Verwandtſchaft mächtig. So ward der Streit zur Sache zwiſchen den Häuſern Salis und Planta, und vor den Bundesrath in Chur gebracht, welcher nach alter Uebung aus den drei Häuptern, mit Zuziehung von einigen Rathsboten jedes Bundes, beſtand, laufende Staatsgeſchäfte zu behandeln.

Dem Bundesrathe ſchien aber zu hochwichtig, daß päpſtliche Bullen die Lehenbriefe und Verfügungen eines ſelbherrlichen Staates vernichten ſollten. Ueber dieſen Fall hatte nur der Landesfürſt zu entſcheiden. Der Freiherr von Rhäzuns erſchrack vor den Folgen. Er übergab unterwürfig den Häuptern die Bulle ſowohl, als die frühern Schreiben des römiſchen Hofes. Doch ſprach er beharrlich daneben die Probſtei für ſeinen Sohn an. Er begehrte ſie aber, in ſchmeichelnder Wendung, nicht ſowohl vermöge päpſtlicher Bevollmächtigung, als durch die Huld der ehrſamen Rathe und Gemeinden. Damit war des Frei-

staates Hoheitsrecht mit dem Begehren des heiligen Stuhles in versöhnende Zusammenstimmung zu bringen. Er hatte Freunde. Sie begünstigten ihn. Man beschloß vorerst in seinem Namen und auf seine Kosten einen Beitag, das heißt, zu den drei Häuptern die Versammlung von der Hälfte oder einem großen Theil der Bundesboten zu veranstalten. Dieser sollte dann darauf antragen, daß man die streitige Probstei an den Staat zurücknehme, und die Gemeinden befrage: Ob sie dieselbe dem Hause Guicciardi, oder dem Freiherrn von Rhäzüns verleihen wollen? — So geschah. Der Beitag erschien, schrieb die beschlossene Frage aus, nahm des Papstes Bulle und Sendschreiben in die Urkundenkammer des Freistaates, und legte dem Freiherrn zweihundert Kronen wegen veranlaßter Unkosten zu zahlen auf.

Indem die Bundeshäupter, wie der Beitag, den Zweck der päpstlichen Bulle und Planta's Wünsche zu erfüllen trachteten, und indem sie schweigend diesem verziehen, ohne Vorwissen des Freistaats von einer fremden Macht Vollgewalten gegen Beschlüsse des Landesherrn angenommen zu haben, theilten sie mit dem Freiherrn dessen Schuld und Strafwürdigkeit. Noch kam Alles darauf an, den Inhalt der Bulle vor dem Volk als Geheimniß zu bewahren. Aber schon waren Abschriften genommen; Uebersetzungen liefen um; es entstand

unruhiges Reden in den Thälern. Planta suchte umsonst die Gemeinden zu gewinnen; schmeichelte seine Freunde; drohte seinen Gegnern. Diejenigen, welche ihm anhingen, sprachen: Des Papstes Bulle sei dem Freistaat ohne Gefährde; die davon herumgebotene Uebersetzung verfälscht von Planta's und des Papstes Feinden. Je ängstlicher man aber Alles zu bemänteln oder zu mildern bemüht war, je verdächtiger ward das Geschäft selbst denen, welche anfangs gutmüthig genug gewesen, sowohl das verwegene Unternehmen des Papstes, als des Freiherrn Thorheit zu bezweifeln, wider sein Vaterland Vollzieher ausländischer Gebote zu werden. Die Ungewißheit über den wahren Inhalt der Bulle vermehrte die Besorgnisse der Landschaften. Man gebot treue Bekanntmachung. Bürgermeister und Rath von Chur, vereint mit den Pfarrern der Stadt, entschlossen sich, zur Meidung größern Uebels, die Bulle in wörtlicher Uebersetzung, deutsch und romanisch, an die evangelischen Pfarrer mit der Ermahnung zu versenden, Ruhe in ihren Gemeinden zu erhalten, aber auf des Papstes Umtriebe zu achten, damit der Freistaat nicht gefährdet werde.

Der Unwille des Volkes ward aber gesteigert, als man die vom römischen Hof ausgestellten Bevollmächtigungen wider gemeiner drei Bünde Oberherrlichkeit und Ansehen las. Redliche Männer

ermahnten den Freiherrn feierlich, von seinem Verlangen nach dem Besitz St. Ursula's abzustehen. So könne er den beginnenden Sturm beschwören. Jenes wollt' er nicht; diesem zu entgehen, reisete er nach Deutschland. Seine Flucht vergrößerte den Argwohn, aber stillte doch die erste Wuth in den Dörfern. Der Freiherr rechnete: Volkssinn sei wandelbar.

Sobald er erfahren, daß Alles wieder ruhig geworden, kehrt' er über Arlberg, Pfäffers und durch die Einsamkeit der Kunkeliser-Bergweiden nach Rhäzüns zurück. Allein dies kaum ruchbar, hoben Pregäll, Avers, Stalla, Oberhalbstein und andere Hochgerichte des Gotteshausbundes zählings ihre Fahnen; gleichzeitig kamen die Heerbanden des Zehngerichtenbundes; aus dem grauen kam Schams; Alles im Einzug gegen Chur (J. 1572, März). Hier schlugen vor der Stadt die Bewaffneten ihr Lager auf und forderten Gericht. Weit aus die Mehrheit der Gemeinden und Hochgerichte des Landes war in ihren Bannern oder beglaubigten Boten dargestellt.

Ein so rascher und gleichzeitiger Aufstand war schwerlich durch sich selbst, ohne Einverständniß der überall zerstreuten Feinde des Hauses Planta, bewirkt. Doch lag auch im Volke die Stimmung, eine große Rache an denen zu nehmen, welche mit Freiheit und Oberherrlichkeit Spiel zu treiben

begannen. Dazu traten mancherlei Gerüchte, welche über Rhätien gingen und die Gährung vergrößerten: Es sei eine Kriegsmacht, die durch Tyrol ins Land dringen werde, das Papstthum wieder aufzurichten; zu Mailand brüte man Anschläge gegen Veltlin und alle Evangelische daselbst zu ermorden. Gräuelhafte Drohungen, die sonst unglaubwürdig geschienen, empfingen gegenwärtig eine schauerliche Wahrscheinlichkeit in den blutigen Glaubenskämpfen des halben Europa's. Man hörte täglich von den Abscheulichkeiten unversöhnter Parteien in Frankreich, von Unruhen Irlands, von Kriegen der spanischen Niederlande, von den Spannungen unter den Deutschen, Alles der Kirchentrennung wegen. Solches mußte allerdings Sorge um die Verhängnisse des Vaterlandes, und Mißtrauen gegen verrätherische Anschläge bei einem Hirtenvolke vergrößern, da auch weit umher die Fürsten einander argwohnisch, Hand am Schwerd, beobachteten.

Drei Tage vor dem Aufbruch der Fahnen war Johann von Planta nach Chur gegangen, um mit seinen Freunden zu reden. Als er kaum zum Wirthshaus gekommen, hatte er vernommen, der Stadtrath berathe über seine Gefangennehmung. Da war er schnell und mit Thränen im Auge aus der Stadt gewichen, und, Rhäzüns dünkte ihn unsicher, seiner Burg vorbei in die ruhigern Land-

schaften des grauen Bundes, ob den Wald, gestohn. Er begab sich in die Gemeinde Laax, auf der Anhöhe jenseits Flims, von Männern Sicherheit hoffend, welche, wie er, römischkatholischen Glaubens waren. Aber seine Kirchgenossen waren gegen ihn, der in Anrufung des Papstes das hoheitliche Ansehn des rhätischen Standes verletzt hatte, noch erbitterter, als die Neugläubigen. Er ward von ihnen verhaftet. Boten flogen in alle Gemeinden umher. Es traten schnell sieben Fahnen zusammen. Begleitet von deren Getümmel ward er gen Chur geführt. Viele bewegte der Anblick, den sonst hochgeachteten Herrn in zerrissenen Kleidern auf elendem Rosse, als Gefangenen, zu erblicken. Das Strafgericht ward berufen. Es kamen eidsgenössische Gesandte, und ermahnten wohlmeinend und ernst: die Sache des Angeklagten auf gewohntem Wege Rechtens abwandeln zu lassen. Die Fahnen der Hochgerichte aber erwiederten: „Wir erkennen und haben keinen Oberherrn, als die Gesammtheit der Gemeinden in unsern drei Bünden. Im Namen derselben stehen wir da. Das Strafgericht, von den Fahnen niedergesetzt, hat allein Fug und Macht, über die gegenwärtige Angelegenheit des Staates zu entscheiden, und Vergehen zu richten, in welche selbst von des Staates ersten Dienern verwickelt sein können."

Barnabas Graß, einer des Rathes von

andere entthront und verjagt, während fünf andere ihrer Würde freiwillig entsagten.

Diese Unruhen und Gährungen gefährdeten aber nicht im mindesten das Leben oder die Unabhängigkeit des kleinen Staates, so wenig, als Steigen und Fallen und Umtriebe von Höflingen inner dem Palast des Fürsten sein ganzes Reich auflösen. Alle Erschütterungen wirkten nicht über die Lagunen hinaus. Ganz Italien war ungefähr in ähnlichem Zustande innerer Zerrüttungen, aus denen sich neue Formen der Gemeinwesen entwickelten. Jeder der einzelnen Staaten der Halbinsel war übrigens entweder gegen die Ueberlegenheit der venedischen Seemacht für sich allein zu schwach, um die Verwirrungen des Lagunenstaats zu benutzen, oder zu entfernt, wenn er stark genug zu einem der völkerrechtsmörderischen Versuche gewesen wäre, deren die Geschichte so viele kennt. Die Macht der abendländischen Kaiser über Italien stand schon vielfach gebrochen; und Venedig, auf der Grenze ihres und des morgenländischen Reichs gelegen, bald zu diesem, bald zu jenem gezählt, wußte sich klug durch Dienste und Geschenke zwischen beiden emporzuhalten. Es sandte alljährlich den Kaisern des Abendlandes, als Beweis der Unterthänigkeit, ein Pallium von Goldstoff gewirkt, bis Otto III. auch diesen Tribut in Gnaden nachließ.

Thur, führte, als des Strafgerichtes Vorsteher, den Stab; zweiundvierzig Beisitzer aus allen Bunden umgaben ihn. Sechshundert Mann bildeten die Wache des Gerichts. Balthasar von Hay, als öffentlicher Ankläger ernannt, entwickelte das feindselige Unterfangen des römischen Hofes gegen die Rechte und Hoheiten des Bundesstaates; dann das Verbrechen des Freiherrn, welcher mit gesetzbrüchiger Hand von fremder Macht Schenkungen genommen; vermöge päpstlicher Vollmacht die Probstei zu Teglio angesprochen; ohne Genehmigung hoher Oberherrlichkeit gemeiner drei Bünde seinen Sohn damit eigenmächtig belehnt; und zu dem Behuf, als vollmächtiger Anwald und Fürsorger des päpstlichen Stuhles, seine Kundmachung im Veltlin angeschlagen habe. Des Freiherrn Fürsprecher, Johann Paul von Samada, ein Mann evangelischen Glaubens, vertheidigte und entschuldigte ihn mit Nachdruck. „Und hätte der Freiherr, sprach er, von gewohnter Ehrfurcht gegen das Oberhaupt seiner Kirche geblendet, einen Augenblick gefehlt: er kam schnell genug vom Irrthum zurück; er wollte vielleicht seinem Hause wohl, nie aber dem Vaterland weh thun.“ Auch Planta, selbst unter der Folter, blieb seinen ersten Aussagen treu: Er habe nie gedacht, alle Aufträge der Bulle zu vollstrecken, die Hoheit des Landes

zu vernichten, oder gar für sein Haus den Freistaat zu unterjochen, wie ihn unverdienter Argwohn anschuldige.

Das Gericht hielt ihn schon deswillen, was er freiwillig eingestanden, des Todes würdig. Am Montag in der Woche vor Ostern des funfzehnhundert zweiundsiebenzigsten Jahres ward er zur Stadt hinausgeführt, und bei der Ziegelhütte im Kreise der Fahnen enthauptet. Er ging dem letzten Augenblick mit unerschrocknem Herzen entgegen. Dann wurden schwere Geldbußen über Baptista von Salis verhängt, welcher sich vom Papst zum Ritter hatte machen lassen; über den Landeshauptmann Herkules von Salis, weil er des Planta gesetzwidriges Thun im Veltlin begünstigt hatte; auch dieser ward seiner Würde beraubt. Ueber Konrad von Planta, des Enthaupteten Sohn, und fünfunddreißig andere, mehr oder minder fehlbar, ward Verbannung oder mildere Strafe ausgesprochen.

Ein Ereigniß dieser Art mußte die widersprechendsten Urtheile veranlassen. Einige fanden die Strafen zu glimpflich, andere gerecht, noch andere partheiisch und grausam. In vielen regte sich Mitleiden, in vielen Abscheu gegen das Handeln eines Volks im Aufstand. Bei diesen Empfindungen ward es der Eidsgenossenschaft leicht, die Vorsteher der Bundner zu bewegen, eine Prüfung der

ſtrafgerichtlichen Verhandlungen vorzunehmen, um den flüchtig gewordenen Verurtheilten, die vor der Tagſatzung zu Baden klagend erſchienen waren, volles Recht widerfahren zu laſſen. In der That ward ein Prüfungsgericht zu Chur unter Vorſitz des Burgermeiſters Stephan Willi angeordnet. Dieſes, von einem, den Urhebern des Aufſtandes entgegengeſetzten, Geiſt geleitet, ſetzte die Verurtheilten in ihre verlornen Ehren wieder ein, und erließ ihnen der Geldbuſen ſoviel, als es die Menge der Unkoſten geſtattete, welche getilgt ſein mußten.

Dies geſchah in derſelben Zeit, als die ſchreckenvolle Nachricht von der Pariſer-Bluthochzeit Europa ſchaudern machte. Da hatte ſich ein elender König in Glaubenswuth gegen das Leben von einem großen Theil ſeines eignen Volks verſchworen, und binnen wenigen Wochen Frankreichs Boden mit Blut vieler tauſend evangeliſchgeſinnten Franzoſen, ohne Anſehen des Alters und Geſchlechtes, gefärbt. Nun ward Vielen in Bünden glaubbar, daß Planta's Tod wohl ein ſchwereres Unheil vom Freiſtaat abgewendet haben könne, und daß des Strafgerichtes Strenge nicht ganz unbillig geweſen ſein möge. Es kam auch Nachricht, daß zu Graſſis im Veltlin ſiebenhundert Gewehre im Hauſe der Gebüder Beccaria, unter der Erde vergraben, entdeckt worden ſeien. Dies vergrößerte die allge-

meinen Besorgnisse der evangelischen wie der katholischen Bündner. Alle Urheber des Strafgerichts, alle welche daran Theil genommen, empörte nun zweifach die Vernichtung von dessen Sprüchen, und um so mehr, da Männer mit aller Rüge verschont geblieben waren, von denen bekannt ward, in wie gesetzwidrigen Ränken und Mitteln sie die Aemter Veltlins an sich gebracht.

Es ward noch einmal zum Aufstand geboten. Pregäll, Schams, Brettigäu, alle, die das erste Gericht gefodert hatten, lupften im Frühling des andern Jahrs die Fahnen (8. 1573. März). Chur lehnte die traurige Ehre ab, Wahlplatz eines neuen Parteikampfes zu werden. Man erkor Thusis, den Flecken im Domleschg, an der schwarzen verheerenden Nolla. Hier fiel die Wurde der Rechtsprecher an die Unwürdigen. Nicht genug, daß die Urtheile des Churer Strafgerichts bestätigt wurden; man verschärfte sie. Auch suchte der Parteihaß andere Personen auf, schuldige oder unschuldige; genug, wenn sie reich und verdächtig waren. Fehlten sichere Anzeigen, wurden mit der Folter Geständnisse ausgepreßt. Es war um Geld zu thun für den Pobel und Plünderung der Reichen unter dem Schein der Gerechtigkeit. Die Herrschaft schnoder Willkühr aber hat immer die kürzeste Dauer.

Mit Abscheu wandten sich alle Bessergesinnten im Lande von diesem Anblick ab. Nun erkannte

man in Wahrheit, daß wenn ein Volk, das Gesetz unter den Fersen, sich am freiesten wähnt, die Gerechtigkeit in Ketten geht, und Verbrechen mit dem Leben und Eigenthum rechtlicher Bürger, als ihrem Raube, spielen können. Die Verurtheilten, welche durch Flucht entgangen waren, flehten der Eidsgenossen vermittelndes Einschreiten zum anderstmal an. Sie wurden erhört. Die große Mehrheit von Räthen und Gemeinden stimmte bei. Ein neues Prüfungsgericht, von den drei Bünden ernannt, milderte oder vernichtete noch in demselben Jahre zu Chur die meisten der Strafurtheile, welche zu Thusis gefällt worden waren, und erklärte den Nikolaus Roll, des Strafgerichts von Thusis Vorsteher, wegen seiner im Amt bewiesenen Geldgier, aller Ehren unwürdig. — Es schien jeder Parteien einmüthiger Wunsch, die Rückkehr solcher Tage nie wieder zu sehen, welche den Bundesstaat einer blutigen Auflösung zuführten. Daher ward auf Rath der Eidsgenossen das Landesgesetz von gesammten drei Bunden gegeben: Daß hinfort jeder Auflauf unter Waffen und Fahnen, ohne Vorwissen der Obern, gänzlich verboten sei; daß jeder, der wider gemeine Freiheit gehandelt, vor seiner Gemeinde, oder, wenn diese schwiege, vor seinem Bunde, und, wenn ein Bund hinlässig wäre vor gemeinen drei Bünden gerichtet werden solle. Die Urkunde dieses Gesetzes, mit jedem,

Bundessiegel bekräftigt, hat davon den Namen des Dreißiglerbriefs getragen (S. 1574, Februar).

7.

Gang der kirchlichen und bürgerlichen Parteien. Unruhen des Veltlins.

Im J. 1574 — 1803.

Das unmittelbare Erscheinen des Volks in seiner zermalmenden Selbherrlichkeit war bei jenen Aufständen und Strafgerichten vollkommen im Geist einer Verfassung, kraft welcher das Volk der Fürst des Landes, jede Obrigkeit nur Dienerin desselben war. Wenn der Fürst sich von denen, welchen er seine Angelegenheiten vertraut hatte, mit Uebermuth, Verschwörung und Hochverrath umzingelt sah, stand ihm zu, die Empörer zu züchtigen. Sein Erscheinen ward allerdings denen ein warnendes Schrecken, die in den Verblendungen ihrer Selbstsucht Alles erlaubt fanden, und vergessen hatten, wem sie angehörten. Nicht der Zorn des Selbherrn wider ungetreue Diener war unrechtlich, sondern die Maßregel in der er, um Recht herzustellen, alles Recht zertrat, und in wilder Gesetzlosigkeit ausschweifte, um das Gesetz ehrwürdig zu machen. Darum war der Dreißigelbrief in jenen Augenblicken eine weise Anordnung; der Umstände und Zeiten Frucht. Alles Gute in der Welt wird mit Schmerzen geboren, wie der Mensch selbst.

Die jüngsten Ereignisse hatten das ganze Freiland tief erschüttert. Man hoffte von dem neuen Gesetz Schutz gegen Wiederkehr ähnlicher Erscheinungen. Aber man vergaß, daß das rhätische Volk glücklich gewesen, eh' es zu solchem Mittel Zuflucht nehmen mußte; eh' es Unterthanen und fremder Kronen Geld kannte. Vor Zeiten waren unverfälschte Sitten die Grundvesten der Gesetze gewesen; nun sollte das Gesetz die Säule guter Sitten sein. Vorzeiten genügte jedem Bürger, in stolzer Unabhängigkeit, das Erbgut seiner Väter zu bauen, und das Ruhmliche dem Nutzlichen, das Gerechte dem Rühmlichen vorzuziehn. Nun sah man ein Volk, eifersüchtig auf Freiheit, entschlossen sie zu schirmen, aber zu schwach wider den Zauber des Goldes: nun eine Staatsführung, welche dem Laster der Zeit weise Vorschriften entgegenstellte, und nicht handhaben konnte; nun eine ewige Verschwörung des Reichthums, Ehrgeizes und Geschlechterstolzes, genährt von der ruchlosen Klugheit nebenbuhlerischer Könige, zum Verderben eines harmlosen Volks; und zweier Kirchen unversöhnbaren Groll, unterstützt von der Argliß und Wuth bürgerlicher Parteiungen.

Aber noch waltete in diesem Lande die angestammte Liebe der Gerechtigkeit und die öffentliche Tugend im Allgemeinen so groß, daß, bei allen Gährungen der feindseligen Kräfte, dennoch Ehre und Erhaltung des Vaterlandes nie vergessen,

und die Bande als Heiligthum geachtet wurden, welche den Bundesstaat verknüpften. Damals war Deutschland schon von kirchlichen und bürgerlichen Zerrüttungen zerrissen; damals rauchten die Gefilde Frankreichs vom Blut innerlicher Kriege; damals war selbst der eidsgenössische Bundesstaat in seinen Entzweiungen der Auflösung nahe, und an sein Schlachtfeld von Cappel sollten sich bald viele andere Denkmale von Emporungen und Bürgerkriegen reihen.

Nicht wenig trug zur Entflammung der Glaubenswuth unter den Eidsgenossen und ihrem nachmaligen Elend die furchtbare Thätigkeit eines Mannes bei, welcher mit ungeheuchelter Gottesfurcht die Strenge klosterlicher Tugenden, und mit hoher Begeisterung für die Einheit der allgemeinen Kirche die schonungslose Klugheit eines gewandten Staatsmanns vereinigte. Dies war der römische Hauptpriester Karl Borromeo, dessen Tugenden auch die Bewunderung seiner Widersacher waren und ihm nach dem Tode den Glanz eines Heiligen erwarben.

Um Italien vor dem Geist der neuen Kirchenlehrer zu bewahren, sucht' er denselben in den Alpen zu vertilgen. Er selbst durchreisete die Eidsgenossenschaft, die Zucht ihrer Klöster zu bessern, und den Eifer ihrer Obrigkeiten wider das gewaltiger werdende Ketzerthum zu entzünden.

Mit den Bemühungen dieses Heiligen waren Spaniens Wünsche vielleicht enger verkettet, als ihm selber ahnete. Spanien haßte Frankreichs Einfluß auf die eidsgenössischen Freistaaten, weil es für den ruhigen Besitz seiner italienischen Länder besorgt war. Auch Savoyen schloß sich, wie Spanien, an den Hauptpriester, um die in vorigen Kriegen an das tapfere und staatskluge Bern verlornen Gebiete wieder gewinnen zu können. Der nachmalige Bund aller katholischen Stände der Schweiz wider ihre evangelischen Mitbürgenossen war eine Frucht derjenigen Saaten, welche Borromeo ausstreute. Jener Bund ist der goldene geheißen worden; würdiger hätt' er den Namen des ehernen getragen.

Borromeo kam auch in die Thäler von Bünden. (J. 1579.) Am Hofe zu Chur, wie beim Abt zu Disentis, Christian von Castelberg, den und seine Nachfahren Kaiser Maximilian II in den Fürstenstand erhoben hatte, fand er freundliche Aufnahme, sonst überall fühlbare Kälte, selbst bei Glaubensgenossen. Denn weil die vornehmsten Geschlechter durch des erneute Bündniß mit Frankreich (J. 1582) an dessen Vortheil geknüpft waren, galt ihnen Spanien und Mailand weniger. Minder noch, als er, wirkten die savoyischen Unterhändler mit allen verführerischen Anträgen. (J. 1583.) Inzwischen erwahrte sich

schon bei diesem vorübergehenden Anlasse das Ungemützende jenes Dreiköglerbrieves, Staatsverbrecher zur verdienten Rechenschaft zu ziehen. Ein Hauptmann, Namens Hieronimus Burgo, hatte kein Hehl daraus gemacht, spanisches und savoyisches Geld genommen zu haben. Er läugnete auch vor dem Strafgericht zu Chur nicht, daß er im Volke davon ausgetheilt habe, um diejenigen zurückzuhalten, welche den Städten Bern und Genf gegen Savoyen dienen wollten. Er nannte seine Mitschuldigen alle. Sie aber waren meistens im grauen Bunde. Da nun das Gesetz gebot, ein jeder Bund müsse die Seinigen strafen, ordnete man zwar auch zu Ilanz ein Strafgericht an; allein Verklagte und Richter waren einverstanden, vielleicht in gleicher Schuld. Es geschah niemandem weh. Dies brachte Unzufriedenheit zwischen die Bünde selber.

Borromeo, ohne Glück in Rhätien, widmete desto größern Eifer dem Veltlin. Hier fand er eine mächtige Priesterschaft, die mit Ermahnungen, das Beste der Erde dem Himmel zu weihn, den Wohlstand der Gemeinden unter Singen und Beten auszebreie; hier die Menge mißvergnügter Unterthanen, und unwissenden, zahlreichen Pöbel, zu Allem leitsam. Die Wirkungen seiner Thätigkeit offenbarten sich bald und traurig. Auf dem Bundestag zu Davos war die Errich-

Im Innern aber reizten die bürgerlichen Händel nur die Lebensthätigkeit des Volks und erhöhten den Sinn der Freiheit. Die reichen, nebenbuhlerischen Geschlechter der Stadt wetteiferten, zur Vergrößerung des Ansehens und Einflusses, in Vergrößerung ihrer Reichthümer durch ausgedehntere Handelsunternehmungen. Ueberall in den Städten Italiens, an den Küsten Kleinasiens und Aegyptens gründeten sie Faktoreien; die Könige des Morgen- und Abendlandes gestatteten ihnen herrliche Handelsfreiheiten. Aus den gesammelten Schätzen verschönerten sie Wohngebäude und Tempel in den Lagunen und verdoppelten sie die Zahl ihrer Schiffe.

Es verräth nur Selbstverblendung oder Unkunde derer, welche den freien Staaten des Alterthums oder neuerer Zeit die vielen Meinungskämpfe und innern Zerwürfnisse zum Gebrechen oder Vorwurf machten, und dagegen die schweigende Ruhe, die einförmig geregelte Bewegung anderer Völker unter dem Gewaltsstab ihrer Oberherrn, als Zeichen der Glückseligkeit priesen. Schlaf und Tod sind keine Glückseligkeit, und die Regsamkeit aller Glieder, aller Empfindungen und geistigen Kräfte des Wachenden ist kein Gebrechen, sondern Leben und Selbstentwickelung. Athen und Rom konnten nur unter den Reibungen ihrer bürgerlichen Parteien jene bewunderns-

tung einer höhern Lehranstalt für Jünglinge des Veltlins von beiderlei Glauben beschlossen worden? Wie nun diese Schule zu Sondrio eröffnet werden sollte, widersetzte sich dort die gesammte katholische Priesterschaft. Das Volk, durch sie aufgewiegelt, drohte Gewalt. Unter Borromeo's Vermittlung hatte der spanische Statthalter in Mailand sogar den Veltlinern vierhundert Soldaten zugesagt, um den Glauben ihrer Väter gegen das oberherrliche Rhätien mit Nachdruck zu schützen. Der Aufruhr, unter Anführung des Erzpriesters Paterla, und eines Monchs, Franz von Balerno (J. 1574), ward so heftig, daß alle evangelischen Einwohner Sondrio's und der Nachbarschaft in Lebensgefahr geriethen, und der Landeshauptmann Rudolf von Schauenstein nur mit großer Mühe Ruhe herstellen konnte. Die Eidgenossen der katholischen Orte Luzern, Schwyz und Unterwalden, in Spaniens Vortheil und Borromeo's Geist, schickten nach Chur Abgeordnete, welche ernstlich riethen, dem Willen der Unzufriedenen jenseits der Berge zu entsprechen. Die Vorsteher der Bündner aber entliessen die Gesandten mit unfreundlichen Bescheiden, und schickten nebst den drei Bundeshäuptern zwölf angesehene Männer gen Sondrio, das Zweckmäßige zu verfügen. Diese straften die Urheber des Aufruhrs glimpflich, nur an Geld,

handhabten aber die oberherrliche Verordnung wegen der Schulanstalt. Das erbitterte hier, wie in Mailand, die Priester noch mehr. Der spanische Statthalter Karl Talcavia von Arragonien zu Mailand schrieb den Häuptern: Hebe man die Schulanstalt nicht auf, werd' er freien Handel und freien Kauf abschlagen. So wichtig war denen in Italien, die Denkfreiheit zu unterdrücken und die dankbare Anhänglichkeit Veltlins für einen wichtigern Augenblick zu besitzen.

Nachbarliche Verhältnisse mit der Lombardie nicht zu brechen, gab der Bundesstaat die Errichtung der veltlinischen Lehranstalt auf. Dagegen sann er, durch engere Verbindung mit der schweizerischen Eidsgenossenschaft, sich gegen eben jene gefährliche Nachbarschaft zu stärken. Mit allen Vollmachten gingen drei Abgeordnete gen Baden, die Einverleibung Rhätiens in den eidsgenössischen Verein zu verlangen und zu bewirken. Aber die Eidsgenossen, durch die Verhältnisse ihres verschiedenen Glaubens und ihrer verschiedenen Bündnisse mit den Konizen unter sich selbst aufs höchste entzweit (J. 1584), konnten am wenigsten über die Aufnahme Rhätiens in ihren Staatsverband einig werden. Dagegen gelang dem Zehngerichtenbunde einige Jahre später (J. 1590, den 8. Sept.), mit den Kantonen Zürich und Glorus einen Schutzvertrag zu errichten, wie die beiden

andern Bünde schon seit alter Zeit mit einzelnen Orten der Eidsgenossenschaft hatten. Zehn Jahre nachher schworen zu Sitten auf gleiche Weise gemeine drei Bünde mit dem Freistaat der Wallliser jenseits des Gotthardsgebirges zusammen (J. 1603, d. 5. Aug.), und darauf auch mit der freien und starken Stadt Bern im Uechtland. (J. 1602, d. 3ten Aug.) In allen diesen Verträgen herrschte einerlei Geist: Bei Kriegsgefahren des einen Theils, schnelle und tapfre Hülfe des andern; bei gemeinsam geführten Kriegen gemeinsamer Friede; bei Zwisten der Bundesgenossen unter sich, schiedsrichterliche Vermittlung; übrigens gegenseitige Gestattung freien Kaufes, und Vorbehaltung älterer Verträge.

Das Mißvergnügen im Veltlin, vom Glaubenseifer der Priester, vom Stolz des Landadels daselbst unterhalten, und heimlich begünstigt von Mailand, dauerte noch lange fort. Wo ein Volk zu Unruhen geneigt ist, fehlt es selten an Menschen, die den Funken gern zur Flamme blasen, um in der Feuersbrunst Beute zu suchen. Kaum hatten die nach Sondrio verordnet gewesenen Häupter daselbst ihr Geschäft vollbracht, ward eine zweite Verschwörung entdeckt. Ihr Zweck, hieß es, sei Vertreibung der evangelischen Einwohner des Thals, wo nicht gar gänzliche Losreißung Veltlins vom Bündnerlande gewesen.

An der Spitze der Verschwörung stand ein verarmter mailändischer Kaufmann, Rinaldo Tectono, nebst einigen andern Waghälsen, Rubbiata, Abbua und Balcone. Diese wollten Volks in der Lombardie zusammenwerben. Mehrere reiche Veltliner schienen mit ihrem Gelde behülflich gewesen zu sein. Aber jene entflohen beim ersten Wittern des Verraths — ein katholischer Bürger von Sondrio, Thomas Morone, hatte die Anzeige gemacht — und diese, gefänglich nach Chur geführt, beharrten, auch unter der Folter, beim Verläugnen ihrer Theilnahme. Während man zu Chur nach den Fäden der Verschwörung nachspähte, brachten Eilboten Meldung, daß ein beträchtlicher Gewaltshaufe geworbenen Gesindels aus allerlei italienischen Verbannten, oder wirklichem Kriegsvolk der Lombardie, gegen Veltlin und Cleven anrucke. — Sogleich gingen Aufrufe durchs Land: aus allen Bünden die Fahnen über das Gebirg gen Cläven hinab, und zum Veltlin. Ihr schnelles Erscheinen vereitelte die Anschläge der Fremden. Die Eidsgenossen wurden zu getreuem Aufsehn gemahnt, und Gesandte zum Statthalter von Mailand abgeordnet, sich über diesen Bruch des Landfriedens zu beschweren. Der Statthalter entschuldigte sich mit gänzlicher Unwissenheit, und ließ die Köpfe Balcone's und Rubbiata's fallen, mehr aber anderer

Verbrechen willen, als wegen der Anschläge gegen Bundens Besitzungen.

Während die Fahnen bei Cläven, nebst den Vorstehern des Volks, versammelt standen, errichteten dieselben für kunftige Freiheit beider Kirchenparteien, für bessere Landesverwaltung und treuere Gerechtigkeitspflege bei den Unterthanen mehrere zweckmäßige Satzungen (J. 1585, Febr.). Durch Billigkeit, Ordnung und Sicherheit in Rechten erwächst Zufriedenheit des Volks mit seinem Zustande, und diese ist ein stärkerer Schild öffentlicher Ruhe, als ein Heer besoldeter Wächter, Amtsknechte und Kerkermeister. So wohlgemeint aber auch die Cläver-Satzungen waren, so drückend wurde daneben dem Lande die Last des Heeres, und die Bestreitung aller Unkosten des Feldzuges. Nicht minder goßen die Geldstrafen, mit welchen man die einer Untreue verdächtigen oder schuldlosen Unterthanen belegte, Bitterkeit in viele Gemüther. — Die Fahnen der Bündner kehrten nach vollendeten Geschäften in ihre Heimathen zurück; aber in Cläven und Veltlin war der Unmuth größer, denn zuvor.

Eine Erfahrung brachten die Heimgekommenen mit sich, welche, weise benutzt, vielleicht das Glück der Unterthanen und die Ruhe des gesammten Freistaats manchem Unfall entzogen hätte. Sie hatten das Verderben gesehen, in welches

ein von geldsüchtigen und gewissenlosen Amtleuten verwaltetes Land dessen Bewohner stürzt. Sie hatten in Veltlin den Knechtessinn mißhandelter Menschen gesehen, die in ihrer Unwissenheit von schlauen Priestern geführt, in ihrer Armuth von stolzen Gutsherren mißbraucht, den Glauben an die Menschheit verloren hatten; den Priestern mit Heuchelei, den Reichen mit kriechendem Neid, den Obrigkeiten mit finsterer Heimtücke unter demuthvollen Verneigungen dienten. Das war die Wirkung der frühen Verwahrlosung des Volks, und der bestechlichen Habgier von solchen, welche auf Bundestagen ihre Stellen mit Geld erworben hatten und sich dafür in der Frist zweier Jahre bereicherten.

Schon mehrmals hatte die evangelische Geistlichkeit des Bundesstaates mit rührenden Vorstellungen vor den Boten aller Räthe und Gemeinden um Abschaffung der Mißbräuche gefleht, welche bei Besetzung der Aemter im Veltlin und in den Grafschaften offene Uebung geworden waren. Aber es gingen Stolz und Niederträchtigkeit Hand in Hand. Schamlos ward gefordert und geboten. Darum hörte Niemand auf der Geistlichkeit Bitten.

Nun ermahnten einige Prediger des obern Engadins ihre Gemeinden, dem verbrecherischen Gewerbe der Vornehmen Grenzen zu setzen. Dazu boten willig die Männer des Hochgerichts Hand.

Pregäll, Puschlav, Oberhalbstein, Avers, Stalla, Bergün traten dazu. Abgeordnete gingen in alle Bünde. Die allgemeine Stimmung des Volks zur Abstellung des schändlichen Wesens kam ihnen entgegen. Es versammelten sich die Ausgeschossenen des ganzen Landes zu Chur (J. 1603), und die Berathung der Verbesserung ward in bundestäglicher Ordnung angehoben. Niemand war von jeher unermüdlicher zu diesem löblichen Werk gewesen, als Hartmann von Hartmannis. Dieser edle Ritter, welcher selber als Landeshauptmann die Verschlimmerung der Beherrschten durch die Ruchlosigkeit mehr als eines der Herrschlinge kennen gelernt hatte, konnte, frei von jedem Vorwurf, muthiger denn jeder andere das Wort führen. Feind aller Parteien, weil er des Vaterlandes Freund war, haßte ihn der gemeine Haufe der Vornehmen, weil er unbestechlich blieb. Er liebte das französische Bündniß nicht, aber hatte standhaft die Anträge Spaniens zu einem ähnlichen vereitelt. Als Venedig durch Ritter Alessandro Hiardo einst um ein gleiches geworben (J. 1599), und dieser ihm siebentausend Zechinen Geschenkes bot, wies er mit verächtlichem Unwillen den Gesandten eines Freistaats ab, der die Tugend so schlecht kannte.

Die Standesversammlung erfüllte den Wunsch

aller Edeln, aber nur halb. Vaterlandsliebe hatte begonnen, räubervolle Selbstsucht hatte vollendet. Es ward den Bundestagen die künftige Wahl der Beamten in den unterthänigen Herrschaften entzogen, und unmittelbar den Gemeinden, nach einer bestimmten Reihenfolge, überlassen. Der Handel um die Stellen wurde, wie schon oft, aufs Neue schwer verboten. Aber er hörte durch diese Einrichtung nicht auf, sondern er änderte nur den Markt, der aus dem Rathssaal in die Dorfschenken verlegt ward. Das war der Inhalt eines schlechten Gesetzes, welchem man den prunkhaften Namen einer Staatsverbesserung (Landes-Reforma) gab, wie Könige zuweilen einem Menschen unedler Denkart den Edelmannsnamen beilegen.

Hartmann von Hartmannis, als er diesen traurigen Ausgang erfuhr, betete für sein Vaterland und starb.

8.

Blick auf des Volkes Bildung und häuslichen Zustand.

Zwar waltete in der schweizerischen Eidsgenossenschaft kein edlerer Sinn. Man sah, wie in Rhätien, auch dort, die Umtriebe der Adelsgeschlechter nach Herrschaft und Reichthum des Landes; Unterthanen niedergedrückt; Vogteien ver-

kauft; Sittenlosigkeit des Volks; verbotenes Reislaufen; bürgerliche Rottungen; kirchliche Parteiungen und Feindschaften; gebrochene Bündnisse und Eide; Buhlerei um ausländische Gunst. Doch des Einen Verderbniß rechtfertigt die Schmach des Andern nicht.

Die Bündner, bei kriegerischer Tapferkeit und von der Natur rauher Gegenden beschirmt, in ihrer Armuth gegen die Habgier der Könige geborgen, hatten vom Himmel Alles, um bei Genügsamkeit ein glückseliges Volk zu sein. — Als aber aus den Häusern der angesehenen Geschlechter die alte Einfalt der Sitten entwichen war; als die Bündnisse mit Königen Goldhunger, Parteiwuth und Untreue — die Herrschaft über Unterthanen Bestechung, Gewissenlosigkeit und Feilheit der Aemter — die fremden Kriegsdienste fremde Laster ins Land brachten, ging die Eintracht der Bünde, die Freiheit der Bürger, die Ruhe des Volks sammt der Ehrfurcht vor dem Gesetz und der Liebe des Gemeinbesten ins Grab.

Die sich zu öffentlichen Stellen drängten, betrachteten dieselben als bequemeres oder einträglicheres Gewerbe; legten sich adeliche Namen bei, weil sie sich der Gleichheit mit Ihresgleichen schämten; trieben hoffärtiges Wesen mit Hausgeräth, Kleidung, prächtigen Pferden; verachteten die Demuth und Arbeitsamkeit ihrer Väter, und

reizten durch Beispiel auch den, welcher weniger hatte, zur verderblichen Nachahmung. Man sah wollüstige Gastmähler, wilde und zahlreiche Saufgelage, von denen die Alten nichts gewußt. Den Aufwand zu bestreiten, wurden heimliche Geschenke von denen genommen, welche Aemter suchten, oder Rechtshändel hatten; Belohnungen und Jahrgelder von den Gesandten der Fürsten. Wer das Meiste gab, dem gehörten die meisten; oft nur dem, der zuletzt gab. Sie trieben mit auswärtigen Bündnissen Handel, und Kurzweil mit Ueberlistung der Gesandten. Unentgeldlich dienen hieß Thorheit, Treue im Wort Albernheit. Je feinere Ränke, je mehr Geld, jemehr Achtung. Nur die Rechtlichkeit, oder der Neid des gemeinen Volkes, oder die Tugenden einzelner Staatsmänner, im Geist eines Hartmann Hartmannis, hinderten die Verderbten, verderbter zu sein, und ihre eigne Parteiwuth, sich der ausschließlichen Gewalt zu bemeistern.

Lasterhaftigkeit der Einzelnen war jedoch keinesweges herrschende Gemüthsart des Volks. Selbst in Tagen, da die Gesetze ohne Kraft standen, und zuweilen eine rohe Menge, verführt oder beleidigt, das Strafamt übernahm, verhütete das zarte Gefühl des Rechten, dies einfache ungeschriebene Naturgesetz, ungeheuere Ausschweifungen, welche die Geschichte anderer Freistaaten und noch öfter

würdige Hoheit und den ewigen Ruhm erreichen, der ihr Gedächtniß begleitet. Stille erfolgte, als sich die Nacht der byzantinischen und prätorianischen Cohorten-Willkühr über sie ausgebreitet hatte. Wie anders glänzen die vielbewegten, freien Brüder heutiger Welt, England, Frankreich, Amerika neben den Nachbaren! Aber der Stumpfsinn jener Weltbeurtheiler unterscheidet nicht die Gährung gesunder Kräfte, welche das Leben emporhält, indem sie die schädlichen Stoffe ausscheidet, und eine andere Gährung, welche nach Entweichung des Lebens und Geistes erfolgt, den Leichnam der Staaten, wie der Sterblichen aufzulösen.

Es hatten sich auf der Ostseite des adriatischen Meeres, längs den Gestaden von Istrien, Liburnien und Dalmatien, mehrere andere kleine Seestädte erhoben, welche unter den Verwirrungen und Schwächen des morgenländischen Reichs ebenfalls eine Art Unabhängigkeit annahmen. Den Venezianern nachahmend, versuchten auch sie ihr Glück im Handel. Allein bei ihrer Schwäche waren sie den Frevels der sklavonischen Seeräubern mehr, als die Venezianer, ausgesetzt. Das bewog die Städte, bei den Lagunenbewohnern Bund oder Schutz zu suchen.

Der damalige Duca von Venedig, Pietro Urseolo, seines Namens der Dritte, ein geist-

unbeschränkter Fürsten befleckt haben. Es blieb das Hirtenvolk, dessen Häuptlinge schwelgten, in der genügsamen Einfalt der Vorwelt. Jeder, auch der Vorsteher des Dorfs und der Gemeinde, bearbeitete sein steinigtes Feld mit eigener Hand; weidete seine Heerden in den Alpen; fällte mit starker Hand sein Holz in den Wäldern, und besprach in öffentlicher Versammlung, ohne Eigennutz und Herrschbegierde, was dem gemeinen Wesen frommte. Da, wo die Volksmenge zu ernähren, das Thal zu eng, der Boden zu arm war, wanderten auch wohl viele dürftige Männer aus in die Fremde, wie aus dem Engadin nach Venedig; verdienten mit allerlei ehrlichem Gewerb, als Krämer und Schuhmacher, Geld, und brachten es zur Heimath zurück. Milch, Käse, Obst und was die Heerde, oder der kleine Garten auf felsigtem Boden, oder die Jagd in den hohen Bergen zur Nahrung bot, war des Hausherrn wie des Gesindes Kost; in grober, ländlicher Kleidung kein Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen; Verständigkeit, Mäßigung und ein redliches Herz die Zierde des Besten. Man wohnte, wie die Vorwelt, in niedrigen Hütten von Fichten- und Lärchenstämmen, roh beschlagen; neben dem Gemach des Hausvaters gemeiniglich der Stall seines Viehes; Tisch und Bänke kunstlos mit eigener Hand gezimmert; die Wände des Vermöglichern

mit wohlriechendem Arvenholz getäfelt, welches am Fuß der Alpen und am Rande des ewigen Schnees wächst. Jeder, harmlos durch Freiheit und Unschuld, Fürst in seiner gastfreien Hütte, Mitgebieter in seiner Gemeinde, Theilnehmer am Entschluß seines Hochgerichts, Handhaber vaterländischen Bundesrechts, unabhängig von künstlichen Bedürfnissen, genoß eines Glückes, das Palästen zu mangeln pflegt, und selbst den Vorzug hatte, beneidenswürdig zu sein, ohne beneidet zu werden. Viehzucht und Jagd waren das gemeinste Gewerb. Der Landmann blieb auf dem Erbtheil seiner Väter, und sehnte sich zu keinem andern Gewinn. Er zog das freie Hirtenleben dem gebundenen Stand des Handwerkers und Künstlers vor. Aus dem Ueberschuß dessen, was ihm Gründe und Alpen gaben, erkaufte er von wandernden Krämern die Waaren und Geräthe, so er nöthig hatte. Nur die unentbehrlichsten Handwerke sah man in den wenigen Städten, und kaum genugsam für die nächsten Umgebungen.

Die Sitten des Volks waren roh, ungeglättet, aber, ohne des Gesetzes Zwang, rein und schuldlos; die Frauen arbeitsam, haushälterisch, keusch; die Männer keck, herrisch, bieder, ohne Arg; die Jugend ehrerbietig vor den Greisen. Jünglinge und Mädchen lebten vertraulich; Unschuld und Sittsamkeit waren die Wächterinnen

ihrer Ehre; nächtliche Heimsuchungen der Geliebten eine gefahrlose Sitte aus uralter Zeit. In versammelten Gemeinden horchten die Jüngern auf die Erfahrungen betagter Männer. Es waltete da ein gesunder Menschenverstand, welcher, ohne Schuldildung, die vaterländische Angelegenheit kunstlos, aber richtig behandelte; beredt, ohne Falschheit.

Der Geistliche war der Lehrer, Rathgeber und Hausfreund der Gemeinde. Die Jugend lernte von ihm, oder zuweilen von Schulmeistern, in den Wintermonden die Kunst des Lesens und Schreibens. Bemittelte sandten ihre Kinder in die Anstalten einer Stadt oder ins Ausland. In vaterländischen oder fremden Klöstern nahmen die katholischen Jünglinge, bei gelehrten Pfarrern die evangelischen den Unterricht, welche sich dem geistlichen Stand weihten. Auf ausländischen Hochschulen ward die wissenschaftliche Ausbildung oft vollendet. Die Bündner haben einen aufgeweckten Geist, der seines Gegenstandes schnell Meister wird, mit Neigung zum Scherz das Mangelhafte leicht gewahrt, und mit Beharrlichkeit das Schwere gern besiegt. Viele ihrer größten Staatsmänner und Feldherren hatten in beiderlei Rechten Lehrerwürde; viele ihrer Geistlichen ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen Sprachen.

Als einer der ersten Vertheidiger der Glau-

densfreiheit hat sich Johannes Dorfmann oder Comander ein unsterbliches Gedächtniß gestiftet, gleichwie der feurige Philipp Salutz oder Gallitius, von Puntrilla, einem elenden Dorfe des rhätischen Münsterthales, stammend; oder Philipp Blasius, ebenfalls ein Münsterthaler, erbaulich als Kanzelredner, oft zu leidenschaftlich als Vertheidiger seines Glaubens. Dieser hat mit erasmischer Laune in deutschgeschriebenen Zweigesprächen die Gebrechen seines Zeitalters gegeisselt, und selbst des fürstbischöflichen Hofes von Chur nicht geschont. Dafür mußte der Schriftsteller dem Bischof, im Angesicht des Volks, fußfällige Abbitte thun. Dem Auslande aber ist Simon Lemnius, der Dichter, bekannter geworden. Auch seine Heimath war das arme Münsterthal; sein Vater ein Kaufmann, welcher an der Malserhaide mitgestritten. In neun Büchern besang er die Siege des Schwabenkrieges in lateinischen Versen. Er übersetzte Homer's unvergängliche Lieder und des Dionysius erdbeschreibendes Gedicht. Die Ueppigkeit seines Geistes und die Fülle seines Witzes, in Spott- und Sinngedichten, führten ihn oft in Gebieten irre, die zu betreten Scham und Zucht verbieten. — Noch ist der Nennenswürdigste von allen zu nennen, Ulrich Campell, der Engadiner von Süs, eine Säule seiner vaterländischen Kirche, als Pfarrer

zu Süß und Kloſters, während der erſten Glaubensſtürme; eine Zierde ſeines Volks durch Beſchreibung der Thäler und Geſchichten des alten hohen Rhätiens. Was Gedächtnißwürdiges ſich begeben im Vaterlande, ſeit Einwanderung der Thusken bis zum Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts, hat er, wenn auch nicht ohne den Roſt ſeines Zeitalters, aber treu geſammelt und in einfach-edler Geſtalt dargeſtellt. Er iſt voll Kraft, Lauterkeit, Adel und Wahrheit; reich an Gottesfurcht, ohne Menſchenfurcht; mit hellem Blick in verborgenen Händeln. Darum iſt er in folgenden Jahrhunderten von den Weiſeſten ſeines Volks hochgeſchätzt worden.

10.

Pedro Azevedo baut die Veſte Fuentes wider Bünden.

Im J. 1603–1607.

Unter allen Königen des Welttheils war damals Heinrich IV von Frankreich durch Klugheit, Güte und Tapferkeit der Bewunderſte von ſeinen Zeitgenoſſen. Ob er wohl den evangeliſchen Glauben verlaſſen hatte, und, um die Stürme ſeines Reichs zu beſchwichtigen, in den Schooß der allgemeinen Kirche zurückgekehrt war, blieben ihm nicht minder die Gegenbekenner in allen Ländern ergeben. Sie betrachteten ihn als einen ihrer

mächtigsten Schirmherren. In der Eidsgenossenschaft waren diesem Könige die neugläubigen Stände besonders zugethan; im rhätischen Bundesstaat die Mehrheit der Gemeinden. Daher gelang seinem Botschafter Denis leicht, als im sechszehnhundert zweiten Jahr das französische Bündniß erneuert wurde, daß die Bündner in nicht nur in ihren Thälern Werbung, sondern auch in Kriegsfällen Durchzug gegen Mailand gestatteten. Er hinwieder verhieß, daß künftig jederzeit ein französischer Gesandter in Bünden wohnen sollte, welcher die dem Staat bestimmten Jahrgelder auszurichten habe. Bisher hatte immer der Gesandte bei der Eidsgenossenschaft zugleich die Angelegenheiten Rhätiens besorgt.

So lange Frankreich in Italien Meister gewesen, hatte es nicht unbillig geschienen, dieser Macht den Paß durch die Gebirge zur Verbindung mit ihren lombardischen Staaten zu gönnen. Nun Mailand aber durch Eroberung und Vertrag an die Krone Spanien gekommen, mußte unbedingte Gestattung französischer Durchzüge den spanischen Argwohn gegen Frankreich und gegen Bündens Gefälligkeit erwecken. Schon neunmal in einem halben Jahrhundert hatte Spanien diesem Freistaat sein Bündniß vergebens angetragen.

Einsichtsvolle Bürger warnten bekümmert das Volk vor den Folgen solchen allzuengen Verpflich-

tung gegen Frankreich, die beinah Gestalt einer Feindseligkeit gegen Spanien habe. Mit ihnen vereinte sich eine Partei, welche der Freistaat Venedig zu bilden bemüht war. Denn Venedig, in unfreundlicher Nachbarschaft mit Oesterreich, suchte für sich selber bei den Bündnern um diejenige Gunst nach, welche den Franzosen gewährt ward. Sobald das Bündniß mit Heinrich IV, einmal zu Solothurn geschlossen, nicht mehr zu vereiteln war, trachteten die Venediger neben demselben ein ähnliches für sich zu errichten. Giambattista Padavine, der Staatsschreiber, kam mit vielem Geld und großen Vollmachten aus Venedig nach Chur und betrieb das Geschäft mit Glück (J. 1603). Das Geld, welches er heimlich austheilte, nebst dem Haß derjenigen Geschlechter, welche nicht zu den Anhängern Frankreichs gehörten, siegten über jede Bedenklichkeit und selbst über die Einwendungen des französischen Botschafters Devic zu Solothurn, welcher seinem Herrn die rhätischen Engpässe ausschließlich erhalten wollte. Allein man sagte den katholischen Gemeinden: Warum sollen wir uns der Vortheile eines venedischen Bündnisses entschlagen, da was wir dem Freistaat am adriatischen Meer gewähren, auch Frankreichs Vortheil ist? Beide stehen in Freundschaft; beide haben einerlei Sache gegen die verbündeten Häuser Spanien und Oesterreich. Den evangelischen

Gemeinden hingegen ward gesagt: Durch engere Verbindung mit Venedig stiften wir unsern Glaubensgenossen in Italien keinen geringen Nutzen. Wir empfangen Mittel, uns ihrer in der Noth anzunehmen, und selbst damit das Loos der Unsrigen zu sichern, die im Veltlin bedroht wohnen. — So kam das Bündniß mit Venedig zu Stande auf zehn Jahre (J. 1603).

In Mailand war zu dieser Zeit spanischer Statthalter Pedro Henriquez Azevedo Graf von Fuentes, welcher zuvor die Statthalterschaft der Niederlande gehabt, und als Feldherr in den Kriegen seines Königs bedeutendes Ansehen erhalten hatte. Er war ein Mann von großer Einsicht, Entschlossenheit und umfassender Kraft; aber stolzen und finstern Gemüths, hart, unruhig, in Alles seine Hand streckend, mit allen Nachbarn umher in Spannung. Sobald er vom französischen Bündniß vernahm, schickte er den Baptista Sacco, des Rathes zu Mailand, nach Chur, eine Abschrift des Solothurner-Vertrages zu begehren. Er drohte, weil man den Franzosen die Pässe gegen das Mailändische aufgeschlossen, wo sie keine Besitzungen hätten, müsse er zur Sicherheit seines Königs eine Festung anlegen, welche den Eingang jedes Feindes nach Italien auf dieser Seite verhindere. Von den Bündnern wäre er treuester Nachbarschaft gewärtig gewesen. Da er nun aber

auch vom Abſchluß des venediſchen Bündniſſes erfuhr, ſchritt er zum Werk.

Längſt ſchon lag den Spaniern an, durch Veltlin ungehinderten Weg zur Verbindung mit Oeſterreich zu haben. In dieſer Abſicht mehr noch, als aus Glaubenseifer, hatte Mailand unter der Hand die Veltliner gern gegen ihre Oberherren unterſtützt. Der Bau einer Feſtung an dem Ausgange der Alpen deckte von der einen Seite die Lombardie, mußte anderſeits die Bündner erſchrecken und den meuteriſchen Muth ihrer Unterthanen beleben. Am Ausfluß der Adda in den Comerſee, am linken Ufer deſſelben, ſteigt ein Hügel empor, von einer italieniſchen Meile im Umfang. Man hat auf demſelben eine weite Ausſicht über den großen von hohen Waldgebirgen umkränzten See, tief hinein in die Thäler von Cläven und Veltlin. Dieſen Hügel wählte Azevedo zur Anlegung ſeiner Veſte. Er ließ den Wald darauf umhauen und die Baugeräthſchaften zuführen.

Die Botſchaft von dieſen Anſtalten verurſachte im ganzen Bündnerlande ſo gewaltige Bewegung, daß das Volk Willens war, aufzubrechen, den Bau mit Gewalt zu hindern. Man beſänftigte die Gemüther und ſchickte Abgeordnete nach Mailand, dem Graf von Fuentes das Unerlaubte ſeines Beginnens vorzuſtellen. Auch der Fürſtbiſchof von Chur, Johannes Flugi von Rauchaſvermont,

mußte, weil es um Erwirkung uralter Verträge zu thun war, einen Boten im Namen seines Bisthums beizugesellen. Dazu wählte er den verständigen und thätigen Mann, Georg Beeli, aus altem Geschlecht auf Davos, welcher zu Lasels die Rechte des Hauses Oesterreich im Gotteshausbunde verwaltete. Da die Gesandten vor dem Statthalter des Königs von Spanien erschienen, führte einer derselben, Anton Sonvig, das Wort; zeigte die von den Kaisern und alten Herzogen von Mailand wegen freien Waarenverkehrs über die rhätischen Alpen geschlossenen Verträge; dann diejenigen, welche bei Schleifung des Schlosses Musso nach des Medices Bezwingung errichtet waren, daß zu keiner Zeit daselbst oder in der Gegend, den Bündnern zuwider, eine Veste errichtet werden solle; nun aber beginne man auf der Höhe von Montechio einen Bau, näher als Musso an den rhätischen Grenzen gestanden, und gefährlicher als der Thurm Ologna, welcher in den See gestürzt worden sei. Diesen Bruch heiliger Verträge könne Spanien nicht wollen, werde der Freistaat nie dulden.

Auf dieses erwiederte Fuentes, der fast achtzigjährige Greis: „Aber der Vertrag, nach Musso's Zerstörung, sagt auch, daß zwischen den Mailändern und Bündnern die wechselseitige Freundschaft so heilig gehalten werden solle, als

voller, unternehmender Mann, ergriff begierig die Gelegenheit, seiner Stadt eine Herrschaft über die Küsten zu erwerben und Venedig zugleich von der Furcht zu befreien, in jener Reihe von Seestädten früher oder später Nebenbuhlerinnen im Handelsverkehr zu erblicken. Er segelte (im J. 997) mit der bewaffneten Flotte hinüber, und nahm die Huldigung der Städte ein, die sich freiwillig in Venedigs Schutz begaben; andere, die sich weigerten, zwang er; Nichts widerstand ihm lange, weil man einzeln zu schwach oder unvorbereitet war. Die venedischen Seeleute hatten in anderthalbhundertjährigen Fehden mit den Seeräubern, oder wenn sie den Nachbarn in Italien bewaffneten Beistand geleistet, oder den Kaisern des Orients zur Zähmung der Sarazenen Flotten gebracht, kriegerische Gewandtheit erworben.

Siegreich längs den Ufern Dalmatiens hinrudernd, kam Urseolo auch zu den Inseln Lesina und Curzola, die vor dem Golf von Narenta liegen, zu der Seeräuber Heimath. Auf Curzola, hoch am Felsen, lag der Sklavonier Hauptfeste. Urseolo gebot Sturm. Noch zahlte Venedig alljährlich den Freibeutern Zins. Hier ward er auf ewig abgethan; im schrecklichen Gemetzel die Burg erstiegen, erobert, alle Mannschaft niedergehauen; dann das Thal von Narenta mit Blut und Flammen erfüllt.

wären beide nur ein und daſſelbe Volk. Nun aber habet ihr das Andenken des Herzogthums Mailand, welches euch Reis und Korn und Wein gibt, aus euerm Gemüthe verbannt. Ihr hanget lieber dem allerchriſtlichſten König an." Bei dieſen Worten entblößte er ſpottweis das graue Haupt mit tiefer Verneigung des Leibes, und ſetzte hinzu: „Das Bündniß mit ihm macht euch berühmt und mächtig. Dazu iſt noch der venediſche Freiſtaat eure Stütze. Verlangt ihr aber etwas von Spanien, ſo ſtiftet mit Spanien Vertrage." — Die Unterhandlungen wurden mehrere Tage fortgeſetzt; Georg Beeli, durch ſein Verhältniß zum Haus Oeſterreich, war den Spaniern günſtig. Ohne rückſichtlich der Päſſe Nachgiebigkeit zu beweiſen, war von Azevedo's Starrſinn die Einſtellung des Feſtungsbaues nicht zu hoffen. So ſchloſſen die Geſandten zu Mailand, auf Genehmigung der Gemeinden hin, einen Vertrag wegen Paß und Werbung.

In Bünden bewirkte derſelbe große Entzweiung. Die franzöſiſche Partei, vereint mit den Freunden Venedigs, widerſetzte ſich und ſprach: „Wollen wir endlich, indem wir Allen unſere Päſſe öffnen, früh oder ſpät das Vaterland muthwillig zum Kriegesſchauplatz der Fremden hergeben? Was iſt der Bund mit dem König von Frankreich, und der mit Venedig, wenn wir,

ohne Erlaubniß des Statthalters von Mailand, keiner Macht den Durchzug gestatten dürfen? Und was gewährt uns Spanien für solche Bundbrüchigkeit gegen ältere Freunde? Nichts, als was die Bündner schon durch ältere Uebereinkünfte mit der Lombardie hatten, freien Waarenverkehr."

So wie in Rhätien die französische Partei, hatte in der Eidsgenossenschaft die spanische das Uebergewicht. Daher empfahl diese das mailändische Bündniß, und einzelne Gemeinden im Bundesstaat genehmigten es. Aber beiweitem die Mehrheit des Volks verwarf es; und die goldenen Ketten, welche Fuentes den Abgeordneten des Gerichtenbundes geschenkt hatte, wurden dem Statthalter zurückgesandt (J. 1604). Ergrimmt befahl Azevedo, die Mauern auf Montechis zu erhöhen. Fünf große Basteien stiegen auf. Er legte Besatzung und Geschütz hinein, und nannte die Veste nach seinem Namen Fuentes. So wenig achtete er der Bündner, daß er ungestraft die Ausreisser seiner Besatzung vom bündnischen Gebiet wegnehmen ließ.

In den Thälern des ganzen Landes erscholl die Stimme des Zorns. Die Häupter des Bundesstaates liessen die Gemeinden anmahnen, jede derselben solle Bewaffnete bereit halten, auf ersten Wink an die Grenzen zu ziehen. Dennoch fürch-

tete man, das mit Gewalt zu ertrotzen, was vielleicht noch durch Drohen oder Vermittelung zu erreichen war. Es war Rede, der Veste Fuentes eine andere entgegen zu ſtellen. Man ſprach den venediſchen Freiſtaat um Geld und Waffen, als Beitrag, zur Vertheidigung an. Daſſelbe ward vom Geſandten Frankreichs begehrt, erinnernd, daß Rhätien ſich den Haß der Spanier nur durch die Freundſchaft mit der franzöſiſchen Krone verſchuldet habe. Man ſchickte an die Eidsgenoſſen, als Zeugen und Theilhaber des Vertrags bei der Zerſtörung Muſſo's, und forderte ihre Verwendung oder Hilfe in dieſen neuen Zwiſten mit Mailand, wie es der Würde der Eidsgenoſſenſchaft und der Treue gegen Bundesgenoſſen gemäß ſei.

Die Boten der ſchweizeriſchen Orte, zu Baden auf der Tagſatzung verſammelt (J. 1605), hörten verlegen die Forderungen der bündniſchen Abgeordneten, und die Gegenerklärungen des ſpaniſchen Geſandten Caſati. Die Furcht vor der ſpaniſchen Macht hinderte ſie an unumwundener Erklärung. Sie verhießen jedoch das Möglichſte. Venedig zog ſich mit gleicher Schüchternheit zurück, und wollte durch thätige Hilfe nicht dafür gelten, die Ruhe Italiens zuerſt unterbrochen zu haben. Der König von Frankreich, welcher, nach gedämpften Unruhen ſeines Reiches, froh zu ſein

schien, Frieden zu genießen, zeigte sich wenig geneigt, fremder Händel willen neue Kriege anzuheben. Er rieth inzwischen, dem Schloß Fuentes eine andere Bedeutung entgegen zu bauen. Zu den Unkosten wolle er, nach Maßgabe der übrigen Bundesgenossen, und im Fall des Krieges monatlich 25,000 Kronen Hülfsgelder, beitragen. Diese Erbietungen reizten auch die übrigen Verbündeten zu einem Schein von Thätigkeit. Schon war der Eingang Veltlins gegen die spanische Veste mit langen Graben und mit Schanzen versehen. Der Rath von Venedig sandte einige Waffen und Gelder. Die Eidsgenossen briefwechselten mit Mailand.

Inzwischen verstrichen beim langsamen Gang des Geschäftes Monden und Jahre; Handel und Wandel litten dabei. Der spanische Statthalter benutzte schnell jedes kleinere und größere Mißvergnügen der Leute an der Maira und Adda, sie gegen die Bündner zu erbittern, und an Mailand zu ziehen. In Rätien selbst wuchs sichtbar die Ungeduld des Volks und die Reibung der Parteien. Der Rathschläge Menge brachte Verwirrung und Unentschlossenheit. Viele sprachen: „Was frommen nun alle Verträge? Unsere Bundesgenossen geben uns, wie Ueberlästige, dem Schicksale preis. Die Eide der Könige und Höflichkeiten scheinheiliger Gottesfurcht. Strafet die Freunde durch Freundschaft

mit Feinden.“ Andere geriethen in Wuth, und ermahnten, zu thun, wie die Alten gethan, Unrecht mit Gewalt zu vernichten. Man solle Fuentes brechen; mit bewaffneten Haufen die Lombardie durchziehen; da werde der feindliche Boden zur Unterhaltung des Heers genugsame Mittel geben; im unglücklichen Fall möge man sich hinter die Berge der Heimath, als sichern Aufenthalt zurück. Noch andere, welche glaubten, Hinterlist helfe zu Alles, trugen an, man möge das Bündniß mit Mailand schlieffen, aber einschalten, es solle dem französischen und venedischen unbeschadet sein. So trieben allerlei Meinungsmacher ihr Wesen durcheinander. Keine Ränke wurden gespart; die Stimmen der Gemeinden willkührlich gedeutet, und Beschönigungen für das Unerlaubteste gefunden. Niemand wußte mehr zu unterscheiden, ob Vaterlandsliebe, ob Parteigeist redete? Der Oberst und Ritter Herkules von Salis hatte sehr vergeblich auf der Hochzeit seines Sohns Rudolf die vornehmsten Herren und Häupter der Parteien eingeladen, sie unter sich im frohen Fest zu vereinigen. Der Rausch der Freude brachte Umarmungen, Vergessenheit des Vergangenen, großherzige Entschlüsse. Mit ihm war jedoch das Andenken aller Gelübde verflogen.

Je mehr Gährung in Rhätien, je zufriedener Azevedo. Sein Starrsinn war unbeugsam. Die

Handelssperren dauerten fort. Das Volk des ganzen Landes, vielmals im Begriff die Waffen zu nehmen, und den Streit mit tapferer Faust zu schlichten, faßte endlich gar gegen seine Führer Verdacht, von denen es an Gewaltschritten gehindert ward. Die Muthigsten von diesen sagten hinwieder: daß ihnen das spanische Joch leichter fallen würde, als die ewige Furcht vor Aufruhren eines unbändigen Volks, oder als das Schwanken und Schwindeln zwischen den listigen Umtrieben der Parteihelden. — Als aber nach bedächtigem Zögern die Eidsgenossenschaft sich endlich bestimmt gegen ein Bündniß aussprach, wie es Azevedo begehrte, um das französische und venedische zum bloßen Namenwerk zu erniedrigen; als Zürich und Bern endlich, im Fall eines Friedensbruchs, bundsgenössische Hilfe zusagten, gewann auch in Rhätien, nach langer Ungewißheit, die französische Partei wieder Oberhand. Zur Sicherheit gegen plötzlichen Ueberfall von dem unternehmenden Fuentes wurden zwölf Fahnen über die Alpen geschickt; sechs derselben an die Grenzen Veltlins, eben so viel ins Misox gegen das von Spanien besetzte Bellinzona.

Viel hatte zu diesem Gang der Dinge gegen Mailand Karl Paschal, der französische Gesandte in Bünden, beigetragen, ein feiner Italiener gelehrt, beredt, in Anzettelung und Durch-

führung wohlersonnener Staatsränke Meister. Schon vorher hatt' er, auf seinen Gesandtschaften in England und Polen, durch solche Gewandtheit das ganze Vertrauen seines Hofes gewonnen. Aber bei diesem kecken und stürmischen Hirtenvolk ward er sich oft mit seinen Künsten fast selbst fremd. Denn Alles ging offen zu, was den ganzen Staat berührte. Bei gerechtem Sinn war keine Heimlichkeit vonnöthen; nur in lichtscheuen Zusammenkünften der Parteimacher hatte man sie bisher nützlich gefunden.

Paschal verkannte dies Volk, seine Verfassungen und Menschen. Die Einrichtung des Staats schien ihm der Unsinn des Zufalls zu sein; das Volk eine gesetzlose Menge von Halbwilden; der gebildetere Mann nur Ausnahme von der allgemeinen Verderbtheit, insofern er, der Sache Frankreichs ergeben blieb. Er versprach Hilfe und Sieg; forderte aber Vertrauen. Wolle man Mailand, sprach er, besiegen, und mit Nachdruck und Erfolg wirken, müsse eine festere und stärkere Staatsführung eingerichtet werden, deren Entwürfe nicht eben so schnell offenbar, als entworfen wären. Er schlug die Einrichtung eines geheimen Rathes vor, dessen Glieder, vom Volk besoldet, mit großen Vollmachten ausgestattet, die öffentlichen Angelegenheiten in Geheimniß und Kraft leiten könnten.

Die Bündner, denen in verzweifelter Lage jedes Rettungsmittel willkommen war, willigten um so lieber in den Vorschlag des Gesandten, da sie, unter allen ihren Bundesgenossen, von Frankreich die wichtigste Hilfe erwarteten. Die Häupter der französischen Partei insbesondere gesielen sich, den Staatsversuch zu machen, der ihnen, sollt' er g'lucken, auch wohl festere Oberhand zusichern konnte. So ward ein geheimer Rath als höchste Staatsbehörde gestiftet, welchem die Verweltung des gemeinen Wesens anvertraut, und in den keiner ernannt wurde, der nicht von Paschal vorgeschlagen oder gebilligt war. Nur über Krieg und Frieden, Bündnisse und Veräusserungen öffentlichen Gutes behielten sich die Gemeinden unmittelbare Entscheidung vor.

Inzwischen sah man auch bei aller Thätigkeit der neuen Staatsbehörde keine Besserung des neuen Zustandes. Venedig, im Hader mit Oesterreich und dem heiligen Stuhl in Rom, bot so elende Geldhilfe, daß die Bündner sie anzunehmen verachteten. Die Eidsgenossenschaft, nie in sich selbst einig, wankte fortwährend zwischen Spaniens und Frankreichs Einfluß, und gab mit lauer Freundschaft vielerlei Rath, keinerlei That. Frankreich zeigte allerdings guten Sinn, ohne aber für Rhätiens Sicherheit und Recht mehr, als die andern Mitverbündeten, leisten zu wollen. Darüber ward

täglich die Noth drückender. Fuentes verstärkte seine Besatzungen am Eingang Veltlins, daß zuletzt kein Reisender mehr unbeschwert aus- oder einwandern konnte. Der freie Waarenverkehr war gänzlich unterbrochen; Alles angelegt, das Volk in Verzweiflung zu treiben.

Inmitten dieser beklemmten Verhältnisse verlangte der Rath zu Venedig Erlaubniß, sechs Heerschaaren Fußvolks, jede zu tausend Mann, werben zu können; auch freien Durchzug derjenigen Hilfsvölker, die ihm aus Lothringen und andern Gegenden zukommen sollten. Als das Volk davon hörte, wollte es, erzürnt durch Venedigs karge Beiträge zur Bundeshilfe gegen Mailand, weder das eine noch das andere bewilligen. Es ward vielmehr allgemeine Stimmung: Man solle jedes Bündniß aufheben, um die alte Ruhe und Freiheit einmal wieder zu finden. „Denn wir sind", so sprach man, „von allen, mit denen wir in Freundschafts- und Hilfsverträgen leben, mit leeren Worten abgespeiset; von Allen im Stich gelassen in dem Augenblick, da wir ihretwillen in Noth geriethen. Wir sind von den bestochenen Rottengeistern wechselsweis verführt, und als Schlachtopfer des Eigennutzes dem Ausland verkauft. Es ist Zeit, daß wir uns selber helfen!"

Diese Volksstimmung kam den Hoffnungen und rachlustigen Anschlägen derer gelegen, welche

bisher nur schüchtern die spanische Sache betrieben hatten. Sie setzten durch boshafte Gerüchte die Gemüther noch in ungestümere Wallung, und verschafften damit Vorschlägen Eingang, welche sie Milderungssätze nannten; diese sollten den sichern Ausweg aus den Irrgängen so vieler Parteiung zeigen: Gestattung keinerlei Durchzuges für irgend eine auswärtige Macht; Aufhebung des geheimen Rathes; Bevollmächtigung derjenigen Gemeinden, die schon mit dem Herzogthum Mailand in Verträgen gestanden, solche zu erneuern.

Bald war der Aufstand der Gemeinden nicht mehr zu hindern. Churwalden ließ zuerst die Fahne fliegen, und zog vom Gebirg hinab gen Chur (J. 1607, März); eilf andere folgten; bald vereinigten sich mit denselben auch die übrigen des Landes. In Chur saß der Bundestag versammelt. Die Fahnen lagerten zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Ems, auf der Ebene des Rothbodens. Hier ward der Dreiüeglerbrief, das Gesetz wider Volksaufruhr, in Stücken gehauen, ein Schelmenschirm geheißen; der geheime Rath abgestellt, nie solle ein ähnlicher wieder dem freien Volk gegeben werden; den Priestern von beiderlei Kirchen alle Einmischung in Staatshändeln, selbst die Erscheinung bei Versammlung der Gemeinden untersagt; das Annehmen fürstlicher Jahrgelder den einzelnen Staatsbürgern, wie ehmals, zum Ver-

Venedig, nun ohne Furcht eines Mächtigern im adriatischen Meere, sah sich durch Eroberung der ganzen weitläufigen, vom Capo d'Istria bis zu den Felsen Cattaro's gedehnten Küste und durch Vertilgung der lange schreckbar gewesenen Narenta, zur festen Macht erwachsen. Es konnte nun aus eigenen Besitzungen Mittel zur Befriedigung der ersten Nothwendigkeiten, Hanf und Holz, Oel, Getreide, Schlachtvieh u. s. w. beziehen. Es fand da nicht nur eine Reihe sicherer Hafen und gute Matrosen für seine Flotten, sondern auch eine Bevölkerung, die dem venedischen Handel durch beständigen Waarenverbrauch ausschließlich zinsbar sein mußte. Denn daß irgend eine dieser unterworfenen Küstenstädte sich durch Handlung erheben dürfte, um Nebenbuhlerin der Hauptstadt zu werden, war leicht zu verhindern. Gleichviel, ob sie sich freiwillig in Venedigs Schutz begeben hatten oder gezwungen waren, alle wurden auf dieselbe Weise als Unterthanen behandelt. Der Duca wählte nach Willkühr aus den Geschlechtern der Lagunenstadt diejenigen Männer, welche als Beamte oder Podesta's die unterworfenen Ortschaften im Namen der Republik verwalten mußten.

Es fehlte zwar nicht an wiederholten Empörungsversuchen der Dalmatier, das unerwartete und unverdiente Joch wieder abzuschütteln. Doch

brechen gemacht; den für Venedig geworbenen Soldaten verboten, das Land zu verlassen, bei Straf an Ehr' und Gut; den Boten der Hochgerichte befohlen, zur Verhütung der Betrügereien, die Mehren ihrer Gemeinden nicht ferner mündlich, sondern schriftlich eingeben. Dann wurde wider die, welche das gemeine Wesen bisher übel geleitet hatten, ein Strafgericht angesetzt von achtundvierzig Rechtssprechern, deren jeder, nach alter Uebung, acht bewaffnete Wächter oder „Gäumer" empfing. Keiner von den Richtern aber ward ernannt, der ein Amt oder eine Gesandtschaft bekleidete, oder ausländisches Jahrgeld empfangen hatte. Dies Alles zu größerer Unparteilichkeit.

Nach diesem begannen die Verhaftnehmungen derer, welche dem Volke verdächtig schienen. Es traf die Schuldigen, wie die Schuldlosen; Anhänger jeder Partei. Bis hieher war das ganze furchtbare Werk von den Häuptern der spanischen Partei geleitet worden. Georg Beeli, der österreichische Landvogt zu Kastels, und Kaspar Vaselqa, ehemals fürstbischöflicher Hauptmann zu Fürstenburg, standen an der Spitze derselben. In Freistaaten ein mißvergnügtes Volk zum Aufruhr locken, ist kein schwieriges Werk. Aber wer zügelt nachher den Lauf des unbändigen Grimms? Nicht selten wird der, welcher den schlafenden

Löwen aufschreckt, sein erstes Opfer. Die französische und venedische Partei, als sie Alles wider sich gerichtet und verloren sahen rissen auch die spanische mit sich in den Abgrund Auch Beeli und Baselga wurden verdächtig gemacht, sie wären nur des Fuentes Werkzeuge und Söldner. Man suchte sie auf. Beeli floh in die Ringmauern des bischoflichen Schlosses Ein Haufe Brettigäuer setzt' ihm nach, schleppte ihn von da hinweg, und bedrohte selbst den darüber zürnenden Bischof.

Der Aufstand erregte in der gesammten Eidsgenossenschaft Bedenklichkeit, um so mehr, da man auch die Einverleibung derer vernahm welche für Spanien geneigten Sinn gehegt hatten. Zwölf Orte schickten ihre Gesandten nach Chur, wünschten Loslassung der Verhafteten, Aufhebung des Strafgerichts, und Bestätigung des Dreißiglerbriefs, welcher bewaffneten Auflauf untersagte. Allein man verwarf ihr Verlangen. Sie beschlossen, sich unmittelbar an die Gemeinden zu wenden. Als sie zur Stadt hinausritten, sahen sie sich von einer trotzigen Menge Bewaffneter umgeben. In den Gemeinden zu Rianz, Lugnetz und Disentis, nirgends fanden sie Entsprechung ihrer Wünsche. Eben so wenig fruchteten die Vorstellungen erzherzoglicher Gesandten, welche für Beeli's Befreiung das Wort nahmen.

Die Fahnen der Gemeinden zogen zurück.

Das Strafgericht blieb in Wirksamkeit. Viele von den Angeklagten flüchteten zu den Schweizern. Der Bischof Flugi selbst rettete sich ins Tyrol. Die Eidsgenossen, in der Tagsatzung zu Baden versammelt, schrieben noch einmal an die Gemeinden, sie zur gesetzlichen Ordnung zurückzurufen. „Ihr habt", sprachen sie, „zu den Waffen gegriffen, und die Gesetze eurer Väter gebrochen, welche Aufruhr und Selbsthilfe verboten; ihr habt wider die Bündnisse und Verträge gethan, welche von euern Vorfahren geschlossen, von euch selber beschworen und beeidet waren; ihr habt königlichen, fürstlichen und eidsgenossischen Gesandten die gebührende Achtung entzogen, welche das Völkerrecht heischt; ihr habt eidsgenossischem Bündnisse zuwider an den Grenzen Reisende angehalten, Briefe aufgefangen; ihr habt durch euer Strafgericht diejenigen, welche nicht sogleich auf dessen Vorladung erschienen, als Widerspenstige verdammen lassen, also daß kein Biedermann seines Leibes und Gutes bei euch sicher steht. Euer Beispiel zeigt den Unterthanen der Nachbarn den sträflichen Weg zu Auflehnung gegen Obrigkeiten. Wir können nicht länger gleichgültige Zuschauer dieser Verirrungen bleiben. Im Namen der ganzen Eidsgenossenschaft verlangen wir daher ungesäumte Herstellung gesetzlicher Ordnung; Entlassung der Gefangenen gegen Bürgschaft; Auf-

hebung des Strafgerichts. Werden diese gerechten Begehren nicht erfüllt, stehen wir nicht an, durch alle in unserer Macht liegende Mittel die Ruhe bei euch herzustellen!"

So sprachen die Eidsgenossen (J. 1607, Jun.). Das Strafgericht, wie die Gemeinden, fühlten die Wahrheit der wider sie gerichteten Vorwürfe; aber die stolze Sprache der Warnenden empörte das Selbstgefühl der Bündner. Das Strafgericht fuhr in seinen Verhandlungen fort. Die Eidsgenossenschaft fehlte, daß sie das drohete, was sie nicht vollstrecken konnte. Man spottete ihrer Ohnmacht. Man kannte das Mißvergnügen schweizerischer Landschaften gegen viele dort alleinherrschend gewordene Städte. Man begnügte sich boshaft auszusprengen, das Strafgericht werde in der Eidsgenossenschaft gesandtlich anfragen, ob jene Forderungen zu Gunsten der Parteimänner und Unterdrücker der Freiheit, mit Genehmigung alles Volks zu Stadt und Land geschehen seien?

Das Strafgericht zu Chur, Schöpfung des Volkszorns, ward ein zweischneidiges Schwerd in der Hand des Blinden. Die Parteien wandten es abwechselnd wider einander; darum wurden bald Frankreichs, bald Spaniens Anhänger verletzt. Nicht lange aber schwankt' es in ungewissen Richtungen. Durch Paschals Einfluß erstarkte allgemach die französische Partei; und die stürmische

Verwendung der Spanischgesinnten für Beeli's und Vasalga's Loslassung diente nur, den ersten Argwohn gegen diese zu vergrößern. Die Fahnen vieler Gemeinden zogen abermals gen Chur; von andern erschienen Rathsboten, damit das Strafgericht von geheimen Söldnern Spaniens gesäubert, und der Gang der gerichtlichen Verhandlungen beschleunigt werde. Alle redeteten die Sprache der Vaterlandsliebe; die einen aufrichtig, die andern heuchlerisch; diejenigen am begeistertsten, welche die Schuld zu verbergen hatten, Frankreichs Sache mehr als das Vaterland zu lieben. Den Beifall der Eidsgenossen für sich zu haben, sandten sie denselben Dankfagungen für die wohlgemeinten Warnungen und Drohungen; fügten aber hinzu: Die Bündnisse, welche einmal geschlossen wären, müßten unveränderlich bleiben, darauf ruhe des Volkes Ehre; und gestraft müßten diejenigen werden, welche sich an ihrem Vaterlande versündigt hätten, darauf ruhe des Volkes Freiheit und Sicherheit.

So ward die Schwere des ganzen Ungewitters auf Beeli's und Vasalga's Häupter gelenkt. Beide gestanden unter den Qualen der peinlichen Frage, daß sie von Mailand Geld empfangen, es einzelnen Männern und ganzen Gemeinden vertheilt hätten, um nach Zerstörung der alten Verträge einen ausschließlichen mit der Krone Spanien zu

errichten; daß durch Azevedo's Mithilfe die katholische Kirche wieder in Rhätien habe alleinmächtig werden, und der entflohene Bischof sich, sammt seinen Besitzungen, unter die Schirmherrlichkeit Mailands begeben sollen. Diese Bekenntnisse, mochten sie wahr, oder aus Furcht vor größern Schmerzen, entsprungen sein, beschleunigten über beide Unglückliche den Todesspruch. Baselga ward hinausgeführt zum gemeinen Richtplatz der Stadt Chur und enthauptet (8. 1607, 14. Jul.). Zween Tage nachher folgt' ihm Beeli im Tode, muthiger, als Baselga. Er sprach noch lange zum Volk; läugnete nicht, gegen das Vaterland, bei aller Liebe zu demselben, leichtsinnig gehandelt zu haben; auch nicht, daß er sich den Herzog von Mailand habe wollen zum Freund machen. Er gestand, der Bürger eines Freistaats höre auf freier Mann zu sein, wenn er fremder Fürsten Gunst zu hoch schätze. Darum sterb er mit Reue, doch getrost. — So redete er. Seine letzte Bitte war, den Tod mit unverbundenen Augen vom Schwerd zu empfangen.

Als das Blut dieser Männer geflossen war, wurden die übrigen Urtheile schneller gefällt: Manche der Verklagten auf ewig verbannt; andere ehr- und wehrlos gemacht; die meisten, auch ganze Gemeinden, welche Miethe und Gaben genommen, mit Geldbußen gezüchtigt.

Während noch die Strafrichter beisammensaßen, erschienen abermals eidsgenössische Boten, welche die Auflösung des Gerichts und an deßen Statt eine gesetzliche Behörde forderten, vor welcher sich noch viele von den Geflüchteten oder Verbannten rechtfertigen könnten. Auch vernahm man, daß die Schweizer wirklich kriegerische Rüstungen betrieben. Von der andern Seite erfuhr man, daß die katholischen Stände Helvetiens zu Gersau versammelt gewesen wären, um über die Beschirmung des Bischofs, seines Bisthums und des römisch-christlichen Glaubens in Rhätien Entschlüsse zu fassen. Da waren sogar Reden gefallen, den Gerichtenbund ganz an das Haus Oesterreich zu geben, und den darin verdrängten alten Glauben wieder herzustellen: ferner Rhätien zu zwingen, hinfort, ohne Genehmigung der Eidsgenossenschaft, kein Bündniß mehr zu schliessen, noch ausländische Gesandte bei sich zu haben. Viel anderes ward dort verhandelt, wodurch der rhätische Bundesstaat, als keiner unbeschränkten Selbherrlichkeit fähig, kunftig der Vormundschaft katholischer Eidsgenossenschaft untergeben, zum Gehorsam getrieben, Maienfeld und Malans aber, bis Alles erfüllt sein würde, wie Unterpfand in eidsgenössische Verwahrung genommen werden solle.

Die Bündner, welche davon hörten, spotteten des prahlerischen Uebermuths der katholischen Eids-

genossen. Selbst die Rüstungen Erzherzog Maximilians im Tirol und des Grafen von Fuentes in Mailand, welche mit den völkerrechtsbrüchigen, finstern Entwürfen von Gersau in Verbindung zu stehen schienen, schreckten das Volk nicht. Noch weniger, als der König von Frankreich gegen jede Gewalt vollen Beistand versprach. Dies zog die Bündner insgesammt wieder enger, als je, auf dieses Königes Seite; und Paschal, solcher Stimmung froh, reisete von Gemeinde zu Gemeinde, redete ihre Versammlungen mit volksthümlicher Leutseligkeit an, und ließ sich die Treuversicherungen vom französischen Bund schriftlich geben. Den Sieg der Seinigen vollendet zu sehen ward, nach geschehener Auflösung des Strafgerichts, ein neues in Ilanz von den Gemeinden aufgestellt, die Urtheile des vorigen zu prüfen, und die Vertheidigung der Ungehörterverdammten zu vernehmen. Paschal wollte Frieden. Auch waren unter den Verbannten nicht wenige, welche sich theils bei der ersten Stiftung des venedischen Bündnisses, theils durch Treue im Bund mit der Krone Frankreichs ausgezeichnet, und wirklich in mehrern Dingen eher Lob als Strafe verdient hatten. Allen Verbannten und Entsetzten ward sicheres Geleit gegeben. Alle wurden in Güter und Ehren wieder eingesetzt, Verbrecher und Rechtschaffene, ohne Unterschied, und ohne strengere

Untersuchung ihrer Thaten. Der Unruhen müde, verlangte das Volk mehr nach der vorigen Stille, als nach einer Gerechtigkeit, die es selbst nur so schwer zu üben verstand. Man begnügte sich, den Zurückberufenen ansehnliche Geldbußen aufzulegen; nicht um sie nach Verdienst zu bestrafen, denn Schuldige und Unschuldige mußten sie entrichten; sondern um die aufgelaufenen Unkosten bestreiten zu können.

Nur der Bischof von Chur weigerte sich lange, das Gericht des Volks anzuerkennen. Er ward zur Zahlung von zweihundert Kronen Geldes verurtheilt, doch ihm die Huld der drei Bünde wieder verheißen, wenn er, sich der Oberherrlichkeit derselben unterwerfend, kunftig von Einmischung in öffentliche Angelegenheiten abstehen würde. Als er zuletzt keinen mächtigern Beistand fand, kehrte er demüthig nach Rhätien zurück, und beschwor, was ihm zu Glanz vorgeschrieben worden war.

10.

Fortgesetzter Parteikampf wegen der Bündnisse mit Venedig und Spanien.

Im J. 1605 – 1618.

Das Interesse des Freistaats hatte in jenen Unruhen Einsturz gedroht. Denn die Grundlagen seiner Verfassung und Glückseligkeit, Gerechtigkeit

und Sicherheit, lagen gebrochen. Feile Bestechlichkeit, Habsucht und Untreue, sonst nur die Laster einzelner Vornehmen, hatten nun im Lauf der Jahre den Weg auch zu den Vorständen der Hochgerichte, endlich selbst zu den Hütten vieler Gemeinden und Dorfschaften gefunden. Das Beispiel der Großen; ihr Buhlen und Werben um Gunst der Landleute, während des Haders der Parteien; die Entzügelung der Leidenschaften in häufigen Aufruhren; die Plünderung der Reichen bei Zusammenläufen und Strafgerichten — dies Alles, und dazu noch die Vergabung der einträglichen vogteilichen Aemter auf Landesgemeinden, mußten die Unschuld und Einfalt des Volkes vergiften. Jeder wollte von den Jahrgeldern für Werbungen und Bündnisse seinen Antheil. Jeder nahm die Sache desjenigen fremden Botschafters in Schutz, von dem er den meisten Vortheil für sich erwartete. Man verachtete Wort und Gesetz, sobald Beiz der Gewalt Muth gab; und bestrafte weniger das Verbrechen, als die Ohnmacht, es auszuführen. Unter dem Deckmantel der Gerechtigkeitspflege sich des Gutes der Wohlhabenden zu bemächtigen, waren die Aermern lachend einverstanden. Von nun an Entzweiung, Groll und Rachsucht, Belauschung, Angeberei und Verleumdung aller Orten; Mißtrauen zwischen Nachbarn; Argwohn zwischen Blutsverwandten. Alte

vereinzelt unterlagen ſie immerdar der größern Gewalt der neuen Herren.

3.

Wie ſich die Verfaſſung Venedigs ausbildet und zur Ariſtokratie entwickelt.

Noch war die Verfaſſung des Seeſtaates in ihrer Rohheit bisher geblieben, wie ſie der Patriarch von Grado gegeben hatte. Die verſammelte Bürgerſchaft der Stadt nämlich übte in großen Angelegenheiten ihr Entſcheidungsrecht und wählte nach dem Tode eines Oberhauptes den neuen Duca, der dann in Friedens- und Kriegsgeſchäften unbeſchränkter Gewaltiger war. Er hatte Niemandem Rechenſchaft abzulegen und Keinen zu fürchten, als die öffentliche Meinung, unterſtützt von der meuteriſchen Eiferſucht der reichen Geſchlechter, welche ihr Gut und Anſehen zur Lenkung des unbeſtändigen Volks benutzten. Daher waren in jenen wilden Tagen die Duca's, obgleich Monarchen, doch eben ſo oft in Gefahr, wegen ihrer Tugenden, als wegen ihrer Verbrechen, des Throns und Lebens beraubt oder ins Elend geſchickt zu werden.

Der Kampf der venediſchen Herzoge und der vornehmen Geſchlechter unter einander bewahrte

Ungerechtigkeiten wurden mit neuen ausgeglichen, und die bürgerlichen Trennungen bewaffneten den Glaubenswahnsinn der zwei entgegengesetzten Kirchen des Landes.

Als die Evangelischen des Misoxer-Thals einen Prediger wählten, wie sie immer gehabt (J. 1608), widersetzten sich daselbst die Katholischen, bestürmten die Kirche der Neugläubigen, und trieben den Lehrer derselben hinweg. Die Evangelischen aller drei Bünde nahmen sich ihrer bedrängten Glaubensgenossen an, erinnerten an des Staates altes Bundesgesetz, und drohten dessen Handhabung mit gewaltsamen Maßregeln. Die Misoxer dagegen sprachen das Recht jedes Hochgerichts an, unbeschränkt in ihren innern Angelegenheiten zu verfügen; ergriffen zur Selbstvertheidigung die Waffen, und klagten ihre Sache den katholischen Orten der Schweiz. Diese, besorgt, daß Zwingli's Lehre, mit italienischer Zunge verkündet, in ihren benachbarten unterthänigen Vogteien eindringe, versprießen Beschirmung des alten Glaubens in Misox mit Nachdruck. Neue Aufrühre, selbst Bürgerkrieg zu verhüten, trieben die evangelischen Eidgenossen den Bundnern helvetischen Bekenntnisses zur Nachgiebigkeit; um so mehr, da im Thal Misox die Anzahl der Neugläubigen sehr gering war. Auch Paschals vielwirkendes Wort trug daselbst zur Herstellung der Ruhe nicht wenig bei.

Noch öfters ward dieser einsichtsvolle und kluge Fremdling Schiedsrichter in Kirchensachen. So stiftete er bald darauf (J. 1612) in den Vier-Dörfern den Evangelischen freien Gottesdienst, neben den Katholischen, in gemeinsamem Tempel. Schon stand man hier bereit, die Streitfrage mit dem Schwerd zu entscheiden.

Das Ansehen, welches dieser Gesandte durch Klugheit, Mäßigung, und eben so sehr von Frankreichs Freigebigkeit, als dem Eifer seines Anhangs behalten, in Rätien sich erwarb, war so groß, daß nicht leicht etwas gegen seinen Willen geschah. Während Venedig und Spanien ununterbrochen bemüht gewesen waren, ihre Gönner zu vermehren, brachte es Paschal mit Ausspendung mehrerer tausend Kronen nicht nur dahin, daß der Spanier Ränken um freie Werbung und Durchzug standhaft verweigert blieb, sondern daß auch das venedische Bündniß, als es mit dem zehnten Jahr seiner Dauer endete, nicht wieder erneuert ward. Dagegen vermochte er den Gotteshausbund in einer besondern Uebereinkunft (J. 1612, Junius) zu dem Gelübde, binnen vierzig Jahren keiner andern auswärtigen Macht, ausser der der französischen, die Gebirgspässe offen zu halten.

Niemals war den Venedigern aber an Bündens Gunst mehr gelegen gewesen, als eben in dieser Zeit. Sie lagen mit Erzherzog Ferdinand von

Oeſterreich und den räuberiſchen Uskoken in ſchweren Krieg verwickelt. Von Engländern, Niederländern, Deutſchen und Eidsgenoſſen ward ihnen Hilfe verheißen; aber durch Sperrung der rhätiſchen Päſſe blieb dieſelbe eitel. Kein Kunſtgriff, kein Geld blieb unverſucht. Vergebens ſchickten ſie ihren Mitbürger Gregorio Barbadigo (J. 1613). Dieſer verſchwendete Beträchtliches in Geſchenken und Gaſtereien. Er ſtreute verdächtigende Gerüchte gegen Frankreich aus. Das Ende ſeiner Bemühungen war, daß ihm die Vorſteher des Staates, wegen ſeiner friedensſtöreriſchen Umtriebe, öffentliches Mißfallen bezeugten. Er legad ſich darauf an den Eidsgenoſſen; gewann Zürich und Bern. Als dieſe aber vor Abſchluß des Vertrags die Gesinnung der Bundner wegen des Durchzuges erforſchten (J. 1614), lehnten letztere denſelben ab, weil unbillig ſei, daß ſie die Beſchwerden von einem Bündniß trügen, davon andere den Genuß hätten.

Als Paſchal um dieſe Zeit von ſeinem Könige aus Rhätien abgerufen ward, hoffte Venedig, mit Entfernung des vielmächtigen Mannes freiern Spielraum gewonnen zu haben. Es ſchickte daher ſeinen Geſandten Grambattiſta Padavino nach Chur (J. 1616), eben jenen, welcher vor dreizehn Jahren den erſten Vertrag zwiſchen beiden Freiſtaaten bewerkſtellt hatte. Noch war die An-

muth und Klugheit seines Betragens bei vielen im Andenken. Padavino, wohl unterrichtet, daß Frankreich gegen jedes Bündniß mit Venedig sei, um die Kraft des französischen ungeschwächter zu erhalten, mied sorgsam, von Aufrichtung eines vollständigen Vertrages zu reden. Nur um eine einstweilige Erlaubniß für Werbung und allfälligen Durchzug vom Ausland nach Venedig gehender Kriegsvölker hielt er an. Doch das, was ihm nützen sollte, gereichte zu seinem Schaden. Denn sein bescheidenes, nur für den Augenblick berechnetes Begehren machte selbst diejenigen lau, die ihn wohl gern zu Mehrerm begünstigt haben würden. Der römische Kaiser, kaum von seiner Ankunft berichtet, schickte Paul Tschitschern, Anwald der österreichischen Zinsen und Güter in Feldkirch, bald darauf noch den Graf Kaspar von Hohenems gen Bünden. Beide mußten warnen, seinen Feinden, den Venedigern, weder Volk noch Oeffnung der Päße zu gewähren, weil solches der alten Erbeinigung zuwider sei. Doch ging die Erbeinigung nur Tyrol und die vier Herrschaften jenseits des Arlberg, nicht Italien, an. Der spanische Botschafter bei den Eidsgenossen, Alfonso Casati, trat ebenfalls warnend herbei. Mit Allen in Einklang wider Venedig, sprach auch Paschals Nachfolger, der französische Gesandte Stephan Gueffier, ein trotziger,

heftiger Mann, gewohnt, blinden Gehorsam vor seinen Machtsprüchen kriechen zu sehn. So geschah, daß Padavino's Sendung fruchtlos endete. Er hatte mit weinenden Augen, in einer ausserordentlichen Versammlung der Häupter und Bundesboten, für die Sache seines Vaterlandes flehentlich gesprochen; an die natürliche Freundschaft beider Freistaaten, und daran erinnert, daß viele tausend Bündner, im venedischen Gebiete wohnhaft, dankbar gegen den Staat, der sie nähre und schirme, Beistand von ihrem Vaterlande anriefen.

Es fehlte keineswegs an Personen, welche aus Feindschaft gegen die alleinherrschende Partei, oder von Padavino's Beredtsamkeit gerührt, ihm Werbung und Paß gestatten wollten. Mehrere noch blendete der Glanz seiner reichen Löhnungen. Als ihm Alles, was er gebeten, versagt worden, zogen dennoch freiwillig, wie aus der Schweiz, auch aus den rhätischen Thälern, zahllose Jünglinge in venedischen Dienst. Es war eitel, die Engpässe mit Wächtern zu besetzen. Man führte heimlich, Bündner, wie Fremde, auf Abwegen, über Gebirge, wo vormals nur selten Menschen zu wandern pflegten. Söhne angesehener Geschlechter übernahmen Stellen von Obersten und Hauptleuten. Ihr Beispiel verführte andere.

Als die Vorsteher der Bündner und die Häupter der französischen Partei sahen, daß Venedig ver-

mittelst seines Geldes Alles erhielt, was ihm öffentlich versagt war, und ein Standesläufer mit Farbe, Wappen und offenem Briefe vergebens nach Bergamo gesandt war, das Volk zurückzumahnen, wurde zu Chur ein Strafgericht wider die Ungehorsamen berufen. Es verurtheilte die Uebergänger zu beträchtlichen Geldbußen, und einen Basler, Jakob Zundt, zum Tode, weil er, ungeachtet seines schon zu Glanz abgelegten Eides, kein Volk mehr durch Bünden zu führen, dasselbe Vergehn wiederholt hatte (S. 1617).

Padavino, der bisher nie von eigentlicher Erneuerung des ehmaligen Bundnisses geredet, brachte nun förmlich die Fortsetzung des seitdem bestandenen in Antrag. Er erhöhte alle Vortheile desselben für Rhätien, und das Jahrgeld jedes Bundes von zwölfhundert auf achtzehnhundert Zechinen, ohne für Venedig mehr zu fodern, als es ehmals genossen. Ja, als wäre das älteste Bundniß nie aufgehoben worden, versprach er, daß allen Gemeinden die üblichen Geldantheile und andere Geschenke, jetzt, wie sonst, fortlaufend entrichtet werden sollten. Die Versuchung war groß. Alfonso Casati, der spanische Botschafter, kam eilfertig nach Chur, das Geschäft zu hintertreiben. Auch er trug ewigen Hilfsbund zwischen Mailand und Rhätien an, mit nicht geringern Vortheilen. Pedro Azevedo, Graf

von Fuentes, war ſchon vor ſieben Jahren hochbetagt geſtorben. Ihm war Ferdinand Velasco, in der Statthalterſchaft zu Mailand, und in den Grundſätzen gegen Rhätien, gefolgt. Mit ihm einig, verhieß Calati die Schleifung von Fuentes; jedem Bunde funfzehnhundert Ducatonen Jahrgeldes; im Kriege zweitauſend Mann Hilfsvolk oder das Geld. Dagegen verlangt' er Durchzug im Gebirg für Spanien, wie ihn die fünf Orte der Eidsgenoſſenſchaft hatten; Werbungsrecht für zwei- bis ſechstauſend Mann, und daß Rhätien zu keiner Zeit dem adriatiſchen Freiſtaat Kriegsvolk gebe, oder die Päſſe aufſchließe.

Nun verſtändigten ſich rühriger, denn je, die alten Umtriebe für Venedig und Spanien. Zürich und Bern warnten vor Mailand. Die evangeliſche Geiſtlichkeit ſchärfte den Gewiſſen die Furcht vor den Spaniern, als unverſöhnlichen Feinden des lautern Glaubens, ein. Paravino reiſete in den Gemeinden umher, ſtreute Geld, Schmeicheleien und Hoffnungen aus. Herkules von Salis, ein Mann voll Kraft, Geiſt und Entſchloſſenheit, ſprach öffentlich für Venedig. Rudolf von Planta, ein Mann eben ſo mächtig als verwegen und ſchlau, ward heimlich für die ſpaniſche Sache, während er öffentlich der ergebenſte Anhänger der franzöſiſchen Krone zu ſein ſchien. Das that er, um deſto ſicherer den feindſeligen

Einfluß derselben zu schwächen. Das Volk erkannte das verschmitzte Spiel wohl, und hieß seine Partei nur die spanische mit dem französischen Hütlein.

Ritter Rudolf von Planta ließ nicht ab, bis das venedische Bündniß von den Gemeinden verworfen ward. Die Umtriebe für die Angelegenheit des italienischen Freistaates dauerten nichts desto minder durch Padavino's und Herkules von Salis Thätigkeit fort. Da wurden Aufläufe ins Werk gesetzt, und die Gährungen so drohend, daß Padavino, welcher meistens in Thusis wohnte, Mahnung empfing, für seine Sicherheit zu sorgen, und das Land zu verlassen. Er folgte dem Rath, und ging verzweifelnd nach Venedig zurück, ohne andern Trost, als daß die Gemeinden auch das spanische Bündniß verwarfen. Planta aber, die venedische Partei ganz zu zermalmen, die auch nach der Flucht des Gesandten ihr regsames Leben nicht verloren hatte, rüstete die Engadine, das Münsterthal, viele andere Gemeinden des Gotteshausbundes auf, Strafgerichte wider diejenigen ihrer Bundesleute zu verhängen, welche gegen boter Oberherrlichkeit Mehren und Verbot, um Venedigs Gold, des Vaterlandes Päße und Mannschaft verkauften. Die Fahnen kamen von den Bergen herab auf Chur. Männer, die je für Venedig das Wort geführt, je für Padavino Gefälligkeit geäußert hatten, wurden angeklagt; viele

zu Geldstrafen verdammt, selbst große Gemeinden. Auch Bischof Flugi von Chur gerieth in neue Gefahr, vor Gericht geführt zu werden. Ihn beschuldigte man, den Eid, den er zu Ilanz gethan, gebrochen zu haben. Er floh mit seinen Kleinodien nach Fürstenburg im Tirol. Die Evangelischen im Gotteshausbund mußten desselben Fürsprecher werden, daß nichts weiter gegen ihn unternommen wurde.

Die gestraften Churbündner schrien über Ungerechtigkeit. Sie riefen die beiden andern Bünde auf, in unparteiischer Prüfung zu entscheiden, ob sie schuldig seien? Und wären sie es, so würden es nicht minder Alle sein, welche für Mailand gearbeitet hätten. Nachsicht oder Strenge, dem einen bewiesen, gebühre auch dem andern Theil. Der Obere und Gerichtenbund ernannten ein Prüfungsgericht. Zu Ilanz versammelte Rechtsprecher beschieden die Glieder des churischen Strafgerichtes vor sich. Da derselben keiner erschien, wurden alle Verurtheilten freigesprochen, mit Ausnahme wirklich in venedischen Dienst getretener Hauptleute. Gegen diesen Spruch trat sogleich wieder das alte Strafgericht zu Chur zusammen; verwarf derer von Ilanz Urtheile und verdammte diejenigen, welche die beiden Bünde angerufen, zu noch größern Geldbußen.

Diese Widersprüche erzeugten unbeschreibliche Verwirrung und Erbitterung. Die Venedisch-gesinnten schnoben Rache gegen die Anhänger Spaniens. Wider diese machte mit jenen auch der Glaubenseifer der evangelischen Geistlichkeit gemeine Sache. Denn Mailand, welches heimlich und offen im Veltlin Alles beförderte, was gegen die Ausbreitung des neuen Glaubens war, galt den Predigern in Bünden als der furchtbarste Widersacher des helvetischen Bekenntnisses. So erging aus sehr verschiedenen Beweggründen zugleich von den besiegten Anhängern Venedigs und von den wüthenden Vertheidigern der Lehre Zwingli's allgemeines Geschrei wider die spanische Partei.

Zu Mailand war nach Velasco's Abgang Pedro von Toledo königlicher Statthalter. Unterrichtet von dem beharrlichen Hasse der meisten bündnisischen Gemeinden gegen die spanische Krone, beschloß er, sie nun ihre Abhängigkeit von den Kornfeldern der Lombardie empfinden zu lassen, um sie in Spaniens Wünsche gefügiger zu machen. Er bot durch einen Befehl allen Handelsverkehr auf. (8 1618, im Febr.) Diese Maßnahme, weit entfernt zu schrecken, vergrößerte nur den Ingrimm. Ein Beitag zu Chur verordnete Handelssperre gegen das spanische Welschland. In den Thälern aber überstieg die Raserei der Parteien alle Schranken der Mäßigung, zerriß das Glück

aber auch in der monarchiſchen Form des Staats die öffentliche Freiheit. Er mußte jedoch nothwendig zuerſt Verwandlungen der Verfaſſung herbeiführen; entweder, durch Siege des Duca's, erbliche Herrſchaft, oder, durch Siege der Gegner, Ariſtokratie. Seit fünfthalbhundert Jahren hatten ſchon mehrmals unternehmende Männer auf dem Throne verſucht, wie ſchon erwähnt iſt, dieſen in ihren Familien zu behalten, indem ſie während ihres Lebens den Nachfolger wählten und beſtätigen ließen. Doch nie geſchah es mit dauerhaftem Glück. Der nebenbuhleriſche Stolz der Vornehmen redete den Rechtſamen des Volks das Wort, indem er für ſeinen eigenen Vortheil ſprach. Es gelang ihm endlich im Anfange des eilften Jahrhunderts, durch die Bürgerſchaft das Grundgeſetz heiligen zu laſſen: bei Lebzeiten eines Duca dürfe kein Nachfolger desſelben bezeichnet werden.

Langſam, aber ſichern Schrittes, und wie die Macht der Umſtände ſelbſt den Weg vorzeichnete, gelang man nach und nach ſogar zu den Mitteln, ſowohl die unbegrenzte Willkühr des Oberhauptes, als die wilden Unordnungen der Volksmenge bei öffentlichen Verſammlungen zu beſchränken. Beides war vielmals der gemeinen Freiheit und Ruhe gefährlich geweſen. Denn das Bedürfniß der Ordnung und Sicherheit ward in demſelben Maaſe

häuslicher Ruhe und die Ordnung vieler Gemeinden. Im Engadin floß Blut. Es war Bürgerkrieg nahe.

Im Engadin lebten die Brüder Augustin und Anton, dem edeln Geschlecht der Traverse entsprossen. Ihre Schwester war Rudolf Planta's Weib. Augustin stand zur spanischen, Anton zu des Herkules von Salis venedischer Partei. Beide haßten sich mit grenzenloser Bitterkeit. Beide machten sich die Gunst des Volks und alle Ehren streitig, welche dasselbe zu vergeben hatte. Die Dorfschaften beider Engadine waren getrennt zwischen den Brüdern. Als im obern Engadin auf Mathiastag üblicher Weise die Obrigkeit erwählt werden sollte, warben Augustin und Anton, jeder für sich um die Ammannswürde. Schon lange zuvor kam es darüber zu Aufläufen. In einem derselben wurden zwei Männer erschlagen. Man schoß aus den Häusern auf einander. Die Parteien rotteten sich endlich zusammen, in Wehr und Waffen, mit Feldstücken, und zogen wider einander aus. Bei Zuz fanden sie sich gegenüber. Die Antonischen besetzten die Landstraße. Rudolf Planta sandte den Anhängern Augustins zweihundert bewaffnete Unterengadiner aus den Ortschaften ob Val Tasna, wo er Blutrichter war. Hundert und fünfzig Pregäller eilten den Antonischen über den Maloja

zum Beiſtand. Schon waren mehrere Männer auf beiden Seiten durch die Stückkugeln getödtet, als die Weiber ſich verzweifelnd zwiſchen die Streitenden drängten, und mit zartem Sinn den Ungeſtüm der Männer beſänftigten. Der edlen Frau Anna von Juvalta gelang es, auch die entzweiten Brüder zum Vergleich zu führen, daß Auguſtin jetzt, in den folgenden zwei Jahren Anton Ammann ſei.

11.

Die Kirchenberathung zu Bergün. Jambra's und Rusca's Tod. Untergang von Plurs.

Im J. 1618.

In derſelben Zeit ging die evangeliſche Geiſtlichkeit der Thäler zu einer Kirchenberathung. Sie ward in Bergün gehalten, im wilden Hochthal, von gletſcherbedeckten Bergen umfangen, nah' an den Quellen der Albula. Die Sache des Vaterlandes ſchien Allen dem Heil des Glaubens zu eng verwandt, um ſie von dieſem zu trennen. Man ſprach vom Verderben des Freiſtaates durch der Rottungen Wuth und Beſtechlichkeit, und von der Gefahr evangeliſcher Kirche durch Spanien. Alle Glieder der Verſammlung ſtanden auf, und betheuerten erſt mit einem Eide, daß ſie ſelber weder von Spanien, noch Frankreich, noch Venedig oder

einer andern Macht Mieth und Gaben genommen hätten, oder jemals nehmen wollten; dann ward gefragt: Ob jemand wisse, daß Bundesleute wirklich mit Anschlägen wider die Kirche Christi und das Vaterland umgingen? Nun sagten einige aus, wie sie deren wüßten; auch nannten sie Namen, welche das von Rath und Gemeinden verworfene spanische Bündniß mit Liebe oder Gewalt ins Werk zu richten trachteten. Es hätten dieselben vom Statthalter zu Mailand viel Geldes empfangen, es in den Gemeinden auszusäen. Würde dies vergeblich sein, wollten die Verkauften, mit Mailands Hülfe, im Veltlin Aufruhr machen, im Lande großes Blutbad anrichten, und den evangelischen Geistlichen, welche sich ihrer Absicht widersetzten, Zwingli's Schicksal und Tod bereiten.

Viele von den Predigern hielten diese Sage für grundloses Geschwätz, durch die venedische Partei des Herkules von Salis gegen die Planten ausgesprengt. Aber die größere Zahl beschloß ein Schreiben an alle evangelische Gemeinden, diese vor der verborgenen Landesgefahr zu warnen. Namen sollten einsweilen verschwiegen bleiben, es sei denn, daß solche von unparteiischen Richtern, welche ohne Aufruhr ernannt wären, verlangt würden.

Als dies Schreiben den Gemeinden von den Kanzeln vorgelesen wurde, entstand vieler Orten

Unruhe: am meisten in den Engadinen, wo Ritter Rudolf von Planta und sein Bruder, der ungestüme Pompejus, wohnten. Rudolf trachtete das gehässige Geschrei mit Glimpf und Ernst zu unterdrücken: hinwieder bildeten andere Gemeinden Ausschüsse, vor welchen die Prediger das Geheimniß der Namen offenbaren sollten. Die Münsterthaler, aufgewiegelt von ihrem Pfarrer Joseph Dorta von Bulpera, zogen mit der Fahne über das Gebirg zu den Unterengadinern. Hier stand zu ihren das Volk unter Val Tasna mit gleichem Sinn. Ihre Geistlichen, voll Blutdurst, waren mit ihnen; von allen am feurigsten Georg Jenatsch, der von Samaden herab kam, ein geistvoller aber leidenschaftlicher Mann, mehr geschaffen, das Schwerd, als die Bibel zu tragen. Die Leute ob Val Tasna hielten zum Planta; sie hatten sich ihm mit heiligem Eide verbunden.

Die Fahnen der Aufständischen, in Zutz beisammen, verschickten sofort Ausschreiben in die Thäler aller Bünde: Es müsse Strafgericht gegen die Hochverräther gehalten werden, welche auf Bundestagen mit den Mehren der Gemeinden Verfälschung treiben, und gegen Gesetz und Recht Gewaltthätigkeit üben. Rudolf Planta aber hatte sich zu Zerneh mit mehreren Freunden in seinem Haus und Thurm Wildenberg fest gegen der Bauern Ueberfall verwahrt; denn er verließ sich

wenig auf Eid und Treue der Männer ob Val Tasna. Zu ihm war Ritter Jacob Robustelli, ein Veltliner, sein Vetter, gekommen; noch andere wollten ihm aus Veltlin Hilfe zuführen.

Die Häupter des Freistaats, erschrocken, reiseten von Chur hieher, Frieden zu stiften. Ihre Mühe fruchtete nichts. Das Volk begehrte, Planta solle mit den Fahnen gen Chur ziehen, sich vor unparteiischem Gericht zu rechtfertigen. Planta erwiederte: „Soll ich mich thörigt in die Hände meiner Feinde geben? Sechs Bürgen will ich für mich stellen, daß ich in der Heimath Allem Gehorsam leiste, was Recht und Urtheil über mich verhängen würden.“ — Darauf brachen von Zug die gesammten Fahnen nach Zernetz auf, ihn mit Gewalt wegzuführen. Rudolf Planta entfloh, von einigen Getreuen begleitet, über den Berg Fuldera ins Tyrol. Sein Haus ward erbrochen und geplündert; verdächtiger Briefwechsel gefunden und mitgenommen zum Zeugniß seiner Schuld. Nun ging von da ein Haufe über den Malenkerberg ins Veltlin, um in Sondrio den Erzpriester Nicolaus Rusca von Bedano gefangen zu nehmen. Dieser, ein frommer, durch Einsicht und Tugend ehrwürdiger Geistlicher katholischen Glaubens, war, einiger Aeusserungen willen, von evangelischen Predigern der Theilnahme an einer

Verschwörung wider Staat und Kirche verdächtigt. Seiner Unschuld bewußt, ließ er sich ohne Widerstand ergreifen und wegschleppen; wehrte auch ab, als die Sondrier für ihn zum Gewehr griffen. Ein anderer Haufe zog ins Bregäll, rief die Männer des Thals auf, und nahm den Landammann Johann Baptista Prevost, genannt Zambra, gefänglich mit sich, einen betagten kränklichen Herrn, welcher sehr am Zipperlein litt. Auch er war der spanischen Sache beschuldigt. So wurden noch viele verhaftet in andern Gegenden.

Die meisten Fahnen, in den Bünden aufgemahnt, zogen gen Chur, von da gen Thusis; erneuerten hier mit Wallis den alten Bund; stellten abermals im Lande freie Uebung beiderlei Glaubens fest; eiferten gegen geheime Mieth und Gaben, gegen bleibenden Aufenthalt fremder Gesandten, und ordneten an, daß auf Bundestagen jederzeit auch drei Geistliche in kirchlichen Dingen Sitz und Stimme haben sollten. Das letztere mißfiel jedoch gesammten Bünden und ward verworfen. Es war auf Rath der Prediger in Vorschlag gebracht, welche mit den Fahnen gezogen waren, und nur allzugroßen Einfluß auf die Berathschlagungen hatten. Nach diesem ward das Strafgericht von zweiundzwanzig erwählten Rechtsprechern eröffnet, unter Vorsitz Jacob Joders von Tasur aus der Grub, der schon vor eilf Jahren

dem Strafgericht von Glarz vorgestanden. Neun evangelische Prediger wohnten dem Gerichte bei. Sie mußten sich zwar des Urtheils enthalten; aber sie leiteten den Gang aller Verhandlungen, hörten Beklagte und Zeugen ab und schrieben deren Aussagen nieder. Auch katholische Priester wurden eingeladen; aber diese weigerten redlich und klug, ihre Hand in weltliche Dinge zu legen.

Der vierundsiebenzigjährige Zambra, weil er dem spanischen Bündniß das Wort geführt, bekannte sich, von den Schmerzen der peinlichen Frage überwunden, zu mancherlei Fehl: Er habe von Frankreich und Mailand Mieth und Gaben genommen; Einem wider den Andern gedient; das Volk gehindert, als es vor Jahren im ersten Eifer gegen die Veste Fuentes ziehen wollte. Er ward mit dem Schwert enthauptet. — Der Erzpriester Rusca, welchem vorgeworfen ward, Meuchelmörder gegen evangelische Prediger gedungen zu haben, überzeugte seine Feinde eines andern durch die beredtsame Gewalt der Unschuld. Er verneinte auch auf der Folter standhaft die scheußliche Anklage. Aber die seinen Tod verlangten, ruheten nicht. Er starb im Kerker; man sagt an empfangenem Gift. Keine Schuld ward auf ihm gefunden, als daß er, treu dem heiligen Glauben seiner Väter, diesen mit siegender Kraft gepredigt, und der Ausbreitung von Zwingli's Neuerungen in

einer Gemeinde, und der Stiftung einer evangelischen Schule zu Sondrio mächtig widerstanden hatte. — Rudolf Planta, der Flüchtling, wurde seines Vermögens verlustig und vogelfrei erklärt; eben so sein Bruder Pompejus, in dessen Hause zu Pasyels im Domleschg Briefe gefunden waren, welche ihn verdächtigten, dem Erzherzog von Oesterreich ergebener, als seinem Vaterlande zu sein. Den Bischof von Chur, Johannes Flugi, welcher, so wie die Planta's, abermals flüchtig geworden, sprachen die Richter Lebens und Gutes verlustig, und seines bischöflichen Amtes unwürdig. Viele andere wurden auf Jahre, andere, wie Augustin Travers, lebenslänglich verbannt; andere mußten beträchtliche Geldbußen zahlen, wie Jakob Robustelli, der Planten Vetter, oder der edle Fortunat Juvalta, Landvogt zu Fürstenau, dessen größtes Verbrechen gewesen, einige Prediger durch harte Worte gekränkt zu haben. Selbst die Stadt Chur ward verurtheilt, eine Buße von zwanzigtausend Gulden zu erlegen, weil sie den Spaniern geneigt gewesen.

Wenige von denen, welche hier verdammt wurden, waren ihrer Schuld geständig oder überführt; die meisten Rechtsprecher hingegen mehr oder weniger der venedischen Partei hold. Die Rache saß auf dem Stuhl der Gerechtigkeit; und Priester,

wie sie sich nannten, der wiederhergestellten Kirche Gottes, führten die Schlachtopfer herbei. Das erkannte alles Volk nach verflogenem Rausche wohl, doch mit allzuspäter Reue.

Ein entsetzliches Naturereigniß vereinigte zu dieser Zeit seine Schrecken mit denen, welche die Leidenschaft der Menschen über Rhätien brachte.

Im Thale von Eläven war der große und schöne Flecken Plurs, am Fuße des Berges Conto, die Niederlage des Handels und Waarenverkehrs zwischen Deutschland und Italien. Die zahlreichen Paläste, Kirchen, öffentlichen Plätze und Lustgänge gaben dem Ort städtisches Ansehen. Für die Großgewerbe der reichen Einwohner wurden in der Nachbarschaft jährlich über zwanzigtausend Pfund Baumwolle, über dreißigtausend Pfund roher Seide verarbeitet. Die Topfsteingruben von Prosto im Berge Carotti trugen den Bürgern des Jahrs bei hunderttausend Thaler Gewinn zu. Dieser Stein, in der Erde weich, an der Luft erhärtend, zu Küchengeschirr und zierlichem Hausgeräth vielfältig verarbeitet, war schon vor unserer Zeitrechnung dem üppigen Rom, als Stein von Como, bekannt.

Da wo derselbe am Fuße des Conto gegraben worden, beim Dorfe Eilano, löste sich, nach langer regnerischer Witterung, am vierten Herbstmonds des sechszehnhundert achtzehnten Jahres,

um die Nachmittagsstunde ein Theil des Erdreichs vom Berge ab, und verschüttete viel schönes Rebland. Des erschracken die Hirten von Roncaglia und Ufcione. Sie liefen gen Plurs warnend: der Como habe schon seit Jahren bedenkliche Risse, und die Kühe flöhen diesen Theil des Berges oft mit ängstlichem Gebrüll. Doch die zu Plurs achteten des Wortes der Hirten nicht; auch nicht der Sage, daß die Bienen zu Caſtafegna, Villa, Scatanga und Pirali an demselben Tag ihre Körbe in Schwärmen verlassen hätten, und nach einem Flug von wenigen Augenblicken todt zur Erde gefallen wären. — Plötzlich ward bei angehender dunkler Nacht ein erschütternder Schlag weit umher durch die ganze Gegend verspürt, wie Erdbeben; und Todesstille folgte dem entsetzlichen Schall. Der Maira wilder Strom, welcher vom Septimer herab gen Cläven rauscht, stand bei zwo Stunden in seinen Ufern wasserlos. Als es wieder Tag geworden, bedeckte wunderbarer Dunst und Staub einen Theil des Himmels. Man sah Plurs mit seinem Reichthum und das Dorf Eilano verschwunden; alles vom herabgestürzten Gipfel des Contoberges bis zum Wasser Roveno bedeckt. Der Schutt lag bei hundert Fuß hoch über den Wohnungen der Menschen; keine Spitze eines Kirchthurmes deutete auf die Stätte, wo der reiche Flecken gestanden.

den Bürgern der Hauptſtadt fühlbarer, wie ſie ihre Macht nach Auſſen gewachſen und Reichthum und Bevölkerung inner den Lagunen geſtiegen ſahen. Daher beſchloſſen ſie, an die Stelle ſtürmiſcher Volksverſammlungen, die höchſte Gewalt einem Ausſchuſſe oder großen Rathe von vierhundert und ſechszig Männern zu übergeben, der im Namen Aller bei großen Geſchäften entſcheiden und nach dem Tode des Duca das neue Haupt wählen ſollte. Nicht unmittelbar ſollte das Volk die Glieder des großen Raths, ſondern jedes der ſechs Stadtviertel jährlich nur zwei Wahlherren ernennen, welchen obliege, jene ohne Unterſchied aus allen Bürgern zu erleſen, und, fanden ſich unter denſelben nicht der Würdigen genug, ſolche ſelbſt aus Bürgern der unterthänigen Städte zu nehmen.

Von der andern Seite, um die Willkühr des Duca zu binden, ward geſetzlich: daß der groſſe Rath alle Jahre ſechs Männer aus ſeiner Mitte ernennen mußte, die dem Duca als tägliche Räthe beigeordnet ſein und ohne deren Zuſtimmung keine Befehle der Regierung Kraft haben ſollten. Für Fälle aber, die ſich zwar nicht eigneten, der Geſammtheit aller Stellvertreter Venedigs vorgetragen zu werden, jedoch zu bedeutend waren, um dem Gutachten von ſieben Perſonen überlaſſen zu ſein, ſtiftete man einen durch den

Der ungeheuere Grabhügel umfaßte die Leichen von drittehalbtausend Erschlagenen.

12.

Die Strafgerichte zu Chur und Davos.

Im J. 1619 — 1620.

Nach dem Zeugniß der wenigen Einwohner, welche sich zur Stunde des großen Untergangs ausser dem Umfang der Verwüstung, an deren Grenzen, befunden hatten, war Alles ein einziger, betäubender Augenblick gewesen. Auch in Rhätien verursachte die grausenhafte Botschaft nur einen Augenblick der Betäubung. Dann ward das Unglück über Größeres vergessen, welches Rache und Haß bereiteten.

Die Willkühr und Grausamkeit des Strafgerichtes von Thusis hatte den Abscheu aller Gemäßigten und die Verzweiflung der Unterdrückten erregt. Jambra's Blut und Rusca's Unschuld schrien um Vergeltung. Es schrien Bürger und Gemeinden, welche zu Geldbußen verdammt waren, über parteiische Gewalt. Die Verwandten der Geächteten klagten vor dem Volk. Die Landesverwiesenen riefen in der Schweiz die Eidsgenossen, in Mailand die Spanier, in Oesterreich das Erzhaus an, ihnen im Vaterland Gerechtigkeit zu schaffen. Wider die Gräuelthaten der französischen Partei, und wie sie das Vaterland überwältigte,

ward hier, dort von bekümmerten Katholiken gegen die Evangelischen getobt, und wie sie nur dachten an die Stelle des alten, wahren Glaubens ihr Ketzerthum zu erheben.

Wenige Monden nach Beendigung des Strafgerichtes zogen im grauen Bund die Lugneter mit fliegenden Fahnen aus ihrem engen Felsenthal am Glenner hervor, für „Freiheit und Recht.“ An ihrer Spitze stand Balthasar von Mont, dessen Bruder einer der Verbannten war. Die Fahnen vom untern Rifer, von Calanka und Difentis machten sich auf, den Lugnetzern zum Beistand. Sie lagerten sich bei Oberems, eine Stunde von Chur. Zambra's Mitbürger aus dem Pregäll ob der Pforte, Oberhalbstein und viele andere schlugen sich zu ihnen. Alle begehrten Durchsicht und Prüfung der thuiſchen Rechtshandlungen.

Die Engadiner unter Val Tasna hörten von dieser Rückwirkung. Sie waren noch mit Verfolgung der spanischen Partei beschäftigt, und hatten viele Glieder oder Freunde des Hauses Planta in den Gefängnissen. Nun ergriffen auch sie die Waffen, Ehre und Sache des Strafgerichtes zu schirmen. Zu ihnen gesellten sich die Landesfähnlein von Davos und Brettigäu, die von Pregäll unter der Pforte, auch mehrere evangelische Gemeinden des grauen Bundes. Die feindseligen Haufen lagerten sich bei Chur gegen einander. Bald wurden

einzelne Banden handgemein. Lugnetzer und Misoxer trieben die Engadiner zurück, tödten deren einige, verwundeten andere, nahmen mehrere gefangen. Vermittelnd traten besonnenere Hochgerichte dazwischen, stifteten Vergleich, und, daß nach Beschwörung der Bundesbriefe ein unparteiisches Gericht für diejenigen eröffnet werden solle, welche sich gegen die zu Thusis gefällten Urtheile beschwerten.

Nach Bekanntmachung sichern Geleites für Alle, welche verbannt oder auf andere Weise bestraft worden waren, erschienen dieselben vor dem zu Chur aufgestellten Gericht, ihre Rechtfertigung zu führen. Auch die Glieder des Strafgerichts von Thusis wurden eingeladen, ihre ausgefällten Urtheile zu begründen, und die schriftlichen Rechtsverhandlungen zur Untersuchung vorzulegen. Sie aber, welche in dem, was geschah, nur das Werk der spanischen Partei sahen, mochten weder durch ihr Erscheinen die Rechtsgültigkeit des Gerichts zu Chur anerkennen, noch demselben, durch Auslieferung der Schriften, Waffen wider sich in die Hand geben. Vielmehr bearbeiteten sie das Volk zum Widerwillen und fragten: „Wohin soll es führen, wenn der Landesfürst, mit sich selber im Widerspruch, heute verzeiht oder billigt, was er gestern strafte? Wenn über ein höchstes Gericht abermals ein höherer Richterstuhl gestellt werden

kann, der hernach wieder einem noch höhern unterworfen wird? Was ist Sicherheit für die vom oberherrlichen Volk ernannten Rechtsprecher? Müssen sie nicht fürchten, daß man sie wieder von den Bestraften verurtheilen lasse? Und welches Ansehen, welche Kraft soll ein gerichtlicher Spruch haben im Vaterlande, wenn endlich niemand mehr an Gültigkeit und Dauer richterlicher Urtheile glaubt?"

Mittlerweile setzten die in Chur versammelten Richter ihre Verhandlungen fort, und entkräfteten Alles, was zu Thusis gethan war, als Ausgeburt wilder Rachgier und äußern Glaubenshasses. Man nahm die Brüder Rudolf und Pompejus Planta und alle Verbannten wieder in den Schoos des Vaterlandes auf. Man gab denen, welche ehr- und wehrlos erklärt worden waren, die bürgerlichen Rechte zurück, und würde auch die eingezogenen Güter zurückgestellt haben, wäre es möglich gewesen, die beträchtlichen Kosten des Aufstandes und des Strafgerichts auf andere Weise zu tilgen. Das Alles geschah, indem man geltend zu machen suchte, nur Milde und Mäßigung könne die Spannung der Gemüther mindern und dem zerrütteten Zustande der Dinge helfen. Neben diesem ward jedoch sehr geflissentlich beigebracht, wie die thusischen Richter sich unzähliger Verfälschungen und Betrügereien schuldig gemacht hät-

ten; wie billigerweise die Mordluſt der evangeliſchen Geiſtlichen zu rügen wäre, welche den Tod Zambra's und Rusca's verurſacht hätten; wie der Bundesſtaat zu keiner Ruhe genesen könne, ſo lange der Trotz der meuteriſchen Engadiner nicht gebeugt würde, ſie, die noch immer ihre Verfolgungen wider die Planta's und wider Spaniens ſein ſollende Freunde fortſetzten.

In der That hob man gegegen einige jener Geiſtlichen, Blaſius Alexander und Georg Jenatſch, Unterſuchungen an. Der erſte derſelben ward vogelfrei erklärt. Zween von den im Gefecht bei Chur gefangenen Engadinern, Jakob Anton Bulpius, ein Prediger von Fettan, und Hauptmann Anton Violand, wurden um die Urheber des erſten Aufſtandes ſcharf befragt; doch ohne Nutzen. Hauptmann Violand blieb ſelbſt unter allen Martern der Folter ſtandhaft. Man ſchickte den Engadinern Aufforderung, von ihrem Verfahren gegen das Haus Planta abzuſtehen, und ihre Streitſache vor den Richterſtuhl in Chur zu bringen. Man ſah Angeklagte des Engadins vor denſelben. Niemand gehorchte. Man ſandte drei hochachtbare Männer dahin, zu den Gemeinden zu reden. Sie geriethen bei einem Auflauf in Lebensgefahr. Man beſchied endlich alle fehlbaren Gemeinden unter ſchweren Drohungen vor Gericht; Alle weigerten zu kommen, de-

vor man die im Gefecht bei Chur gemachten Gefangenen, und zwo daselbst genommene Fahnen zurückgegeben haben würde. Nachdem glimpfliche Mittel nichts verfingen, schritt man zur Strenge. Das untere Engadin ward zu einer Buße von vierzehntausend Gulden verurtheilt, und beschlossen, aus jedem Hochgericht der drei Bünde sechszig Kriegsleute dahin zu senden, die Widerspenstigen zu zähmen. Allein es fand sich, daß von den Hochgerichten nicht alle gleiche Neigung fühlten, den Feldzug zu unternehmen; und die Fahnen, welche wirklich ausbrachen, kehrten bald mit großer Eilfertigkeit zurück, als sie schon bei Alvaneu und Filisur vernahmen: Oberengadin und Münsterthal wären mit zahlreicher Mannschaft wider sie im Anzug. Davos und Bergün stünden denselben mit dem Bedeuten bei: Man gestatte keinem „fremden" Volk den Zug durchs Land (8. 1619, Sept.).

Wirklich waren die Davoser keine Freunde des zu Chur bestehenden Gerichts. Daran mochte zum Theil eine besondere Ansicht der öffentlichen Angelegenheiten, zum Theil auch beleidigte Eitelkeit Schuld sein. Denn viele Gemeinden in allen Bünden hatten den Flecken Davos zum diesmaligen Sitz des höchsten Gerichtshofes bestimmt; die Reihenfolge brachte es mit sich: Davos hatte es erwartet. Es war nicht geschehen.

Dies leichteres Spiel hatten die Gegner der für den Augenblick sieghaften Partei. Das mächtige Haus der Salis, die beredtsame evangelische Geistlichkeit, und wer sonst die strengen Grundsätze der rhätischen Rechtsprecher gebilligt hatte, schalt gegen jene gefährliche Sanftmuth, welche die verbannten Planta's und deren Rache in das Vaterland zurückgerufen hatte. Münsterthal, Engadin, Unterpregäll und Davos, nun einmal in Waffen gebracht, wurden benutzt, das churische unparteiische Gericht auseinander zu sprengen. Das Thal vom Bretrigäu, die meisten Gemeinden des Zehngerichtenbundes, bald auch die Vierdörfler und Fürstenauer und andere des Gotteshausbundes; aus dem obern die Gruber, Flimser, Schamser, Rheinwalder, Thusner, Heinzenberger, alle erhoben die Fahnen und zogen zusammen. Sie lagerten bei Malans und bei Zizers. In den Wiesen ob der Lanquartbrücke pflogen sie täglich Rathes mit einander.

Als Rudolf und Pompejus Planta weit um sich her die furchtbare Volksbewegung sahen, entflohen sie voll Schreckens und Zorns abermals über das Gebirg ins Land der Eidsgenossen. Die Rechtsprecher zu Chur, mit den bei ihnen befindlichen Fahnen aus dem grauen und Gotteshausbund, geriethen in ängstliche Verlegenheit, die jedoch ihr Stolz zu verhüllen gebot. Aber die

Gefahr wuchs. Aus dem Lager an der Landquart kam an sie die gebieterische Aufforderung, ungesäumt des Engadins Gefangene und Banner auszuliefern, das Gericht aufzulösen und sich mit ihnen zu verbinden.

Da ging Thomas von Schauenstein, Freiherr zu Haldenstein, und weiser und redlicher Mann, hinüber zu denen, die in Chur versammelt waren, um Bürgerkrieg zu verhüten. Auf seinen Rath wurden die Gefangenen und die Fahnen ausgehändigt. Allen Unruhen aber ein ewiges Ende zu machen, schlug er vor, daß Alles, was einer wider den andern Feindseliges geredet oder gethan, mit ewiger Vergessenheit bedeckt werde. Und um den Frieden auf lange Zeiten zu sichern, rieth er, die Häupter und Führer der plantischen wie der salischen Partei zwanzig oder dreißig Jahre lang von allen Aemtern des Staates auszuschließen, jedoch ihren Ehren ohne Nachtheil. Der Antrag dieses vaterländischen Mannes gefiel den Meisten wohl, nur nicht denen, welche um allen Einfluß gebracht werden sollten. Daher geschah nichts. Man verlachte des Haldensteiners Vorschläge. Es ist ein erhabener Irthum, welcher die Menschheit ehrt, wenn edle Gemüther wähnen, mit der Tugend, die in ihnen glimmt, den großen in kalter Selbstsucht erstarrten Haufen für das Gute und Gerechte entzünden zu können.

Die in den Wiesen von Ilgis versammelten Fahnen der Gegenpartei erklärten inzwischen die Verhandlungen des churischen Strafgerichts ungültig; bestätigten Vieles von dem, was zu Thusis beschlossen war, desgleichen die bestehenden Bündnisse mit andern Mächten. Doch zugleich vereinigten sich Alle: Es solle keinem Gesandten ausländischer Fürsten ferner gestattet sein, in Bünden bleibenden Aufenthalt zu nehmen. Dieser Beschluß war zunächst gegen den französischen Gesandten Stephan Gueffier gerichtet, welcher im Lande gern, wie einst Paschal, geherrscht hätte, ohne dessen Klugheit zu besitzen. Viele stimmten dazu aus redlichem Gemüth, weil des Vaterlandes Unglück großentheils aus den Umtrieben der Ausländer für fremde Angelegenheiten entsprungen war. Weit mehrere aber suchten darin eine Rache wegen der ehemaligen Wegschaffung des venedischen Gesandten Padavino.

Gueffier, als er es vernahm, war sehr aufgebracht. Er begab sich von Maienfeld, wo er wohnte, über Ragatz und den Kunkelsberg in Umwegen nach Chur. Hier ermahnte er das Kriegsvolk, standhaft zu sein, und trug darauf an, einen Bundestag zu versammeln, vor dem er im Namen seines Königes reden könne. Seine Worte flößten den Verzagten frischen Muth ein. Man warf Schanzen vor der Stadt auf, rief mehr Kriegs-

volk herbei, und ließ beim Schlosse Reichenau, wo der Vorder- und Hinterrhein zusammenfließen, an der Brücke starke Besatzung zurück. Nach diesem begab sich Gueffier wieder gen Ragatz auf eidsgenössischen Boden.

Als die bei Zizis und Zitzers versammelten Schaaren wahrnahmen (3. 1619, Oktober), die Gegenpartei wolle sich mit ihnen keineswegs vereinigen, brachen sie alle gegen Chur auf, und lagerten eine halbe Stunde vor der Stadt beim Dorfe Malsans. Die Plessur ward von ihnen rasch überschritten; die Schanze genommen; die Besatzung von Reichenau vertrieben. Disentis und Lugnetz, bald auch die Stadt Chur selbst, sandten ihre Boten, sich dem Willen der Sieger zu unterziehn. So ward die Vereinigung aller Gemeinden mit Gewalt erzwungen; doch beredet, daß weder ein Bund, noch eine einzelne Gemeinde vor Gericht angeklagt werden solle. Gueffier aber, der für seinen Stolz Alles verloren, und sich aus Bünden durch öffentliche Beschlüsse verbannt sah, reisete von Ragatz nach Solothurn. „Der König soll von der Schmach hören, die ihm in meiner Person widerfuhr!“ sagte er wild zu den Bündnern, die bei ihm gegenwärtig waren: „Er wird euch fahren lassen, Spanien euch verschlingen.“

Die Fahnen der Bünde zogen nach Davos.

großen Rath aus seiner Mitte ernannten, engern Ausschuß oder Senat von sechszig Gliedern, die ebenfalls alle Jahre erneuert wurden. Dieser Senat trat gewissermaßen an die Stätte der ehemaligen Pregadi oder Erbetenen, welche ein jeweiliger Duca, während seiner Selbstherrschaft, bei vorzüglichen Anlässen, nach eigenem Gefallen aus Bürgern ernannt hatte, um ihm Rath mitzutheilen.

Diese Verwandlung und edlere Gestaltung der venedischen Staatsform war das Werk des Jahres 1172 und eine Folge der Ermordung des Duca's Michieli II., des Unglücks der Flotten, der allgemeinen Verzweiflung der Stadt durch die aus dem Morgenlande hieher verpflanzte Pest. Mit Recht bewundert man die Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen, vermittelst welcher Freiheit und Recht der Bürgerschaft geschirmt, das Selbstgefühl jedes Einzelnen durch Gleichheit vor dem Gesetze und in der Fähigkeit zu den höchsten Würden geehrt und gehoben, die Gewalt des Fürsten gemäßigter, aber auch sein Thron und Leben geheiligter und eine gesetzliche Zwischenmacht aufgestellt ward, damit das Volk fürder nicht vor den Willkühren des Herrschers, und der Herrscher nicht vor den Aufrühren einer beweglichen Volksmenge zittern dürfe. Es war der Regierung die nöthige Einheit verliehen, um stark,

Hier ſetzten ſie ein Strafgericht nieder, die Verhandlungen von Thuſis und Chur zu würdigen. Dann begaben ſie ſich auseinander in ihre Heimathen. Die Rechtſprecher zu Davos bedienten ſich der ihnen anvertrauten hohen Gewalt mit einer Unmäßigkeit, zu welcher ſectiriſcher Uebermuth und Rache reizen. Sie gaben nicht nur den thuſiſchen Urtheilsſprüchen meiſtens die volle Kraft zurück, ſondern erhöhten noch die Strafe der Vornehmſten von den Verbannten, und ſandten ihre Gaumer und Weibel im Land umher, Verdächtige, oder ſolche zu verhaften, welche mit den Planten des Einverſtändniſſes angeklagt waren. Die Summe der binnen ſieben Monden ausgeſprochenen Strafgelder betrug bei hundert- und viertauſend dreihundert fünfzig Gulden. Doch war ſie lange nicht zur Zahlung der Unkoſten hinreichend. Wie einſt zu Thuſis, ſah man auch zu Davos wieder evangeliſche Geiſtliche in ihrer furchtbaren Geſchäftigkeit, alle Gemüther gegen Spanien und Spaniens Anhänger zu erhitzen, und die Sache ihrer eigenen Kirchgenoſſen zu begünſtigen. Das waren aber von jeher die gefährlichſten Feinde des chriſtlichen Glaubens, die ihn predigten, in der Fauſt Dolch und Kreuz; das die furchtbarſten Mörder der Freiheit, welche dieſelbe mit Schrecken beleben wollten.

Damals lag die Hälfte der europäiſchen Welt

in Krieg und Aufruhr, um des alten und neuen Kirchenthums willen. Großbritannien und Frankreich zitterten unter Bürgerkriegen und Verschwörungen. Heinrich IV, einer von Frankreichs vortrefflichsten Königen, war schon unter Mörderhänden umgekommen. Sein Thronfolger, Ludwig XIII, ein Frömmler und Wollüstling, überließ sich der Leitung seiner Lieblinge, und sah gleichgültig den Mord seiner neugläubigen Unterthanen. Die Niederländer hatten das Joch der spanischen Herrschaft abgeworfen, und mit der Glaubensfreiheit auch die bürgerliche errungen. Spanien raſete gegen die Evangelischen in allen Weltgegenden. Der Norden Italiens war vom Kriege der Spanier gegen Savoyen erschüttert. In der Eidsgenossenschaft fanden katholische und evangelische Orte in feindseliger Haltung, des Augenblicks gewärtig, ihre Händel mit Schwerdstreichen abzuthun. Die Böhmen hatten Aufruhr wider Oeſterreich, und ihre Krone dem Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, dem Haupt der Evangelischen in Deutschland, gegeben. Kaiser Ferdinand sah sich in seinen Erbstaaten von Emporungen der Neugläubigen umringt; Ungarn wankend; Deutschland im Abfall. Die Deutschen selbst rüſteten wider einander Vertilgungskrieg. Der hundertjährige Zank der Gottesgelahrten war die Sache großer Reiche geworden.

Spanien und Oesterreich, beide unterstützt vom Gold und Segen des heiligen Stuhls, erschienen in diesen allgemeinen Unruhen des europäischen Abendlandes, als der alten Kirche treueste Vorfechter; mit ihnen Herzog Maximilian von Baiern, durch Staatsklugheit und entschlossenen Muth einer der ersten Fürsten seiner Zeit.

Die evangelische Geistlichkeit im hohen Böhmen sah den schweren Glaubensstreit der Völker mit banger Furcht. Ihre Wünsche und Gebete stiegen für das Heil ihrer vielbedrohten Kirchenverwandten zum Himmel; mit rücksichtslosem Eifer beförderten sie es auf Erden. Daher ihr Haß gegen Spanien. Und als zu derselben Zeit an den Bundesstaat ein Schreiben Kurfürst Friedrichs, des neuerwählten Königs von Böheim, kam, worin er, neben den evangelischen Fürsten, bat, seiner Macht den Durchzug im Gebirg wider das deutsche Reich zu gestatten, ward sein Begehren nicht nur sogleich erfüllt, sondern auch eine geistliche Gesandtschaft nach Prag abgeordnet, ihm für des evangelischen Glaubens heilige Angelegenheit bereitwillig Hülfe zuzusichern.

Die Absendung der Prediger nach Prag, ohne Genehmigung der Gemeinden gethan, erregte bei vielen derselben Unzufriedenheit; bei den Katholischen Argwohn; in Mailand offenen Zorn der Spanier; in Oesterreich stille Erbitterung. Erz-

herzog Leopold von Oeſterreich verlangte Erlaubniß, aus Italien einen Vorrath von Pulver und Waffen durch das Veltlin zu führen. Allen Verdacht zu meiden, ſchlug er vor, die Bündner ſollten dieſen Waarenzug bis an die Grenzen mit eigenen Wachten begleiten. Allein dem Worte getreu, welches die Verſammlung von Davos dem böhmiſchen Könige gegeben, vielleicht auch aus Furcht, vieles von dieſen Kriegsbedürfniſſen möchte im Veltlin oder in Bünden zur Ausrüſtung der Mißvergnügten bleiben, ward des Erzherzogs Geſuch abgeſchlagen. Oeſterreich klagte über Bruch der Erbeinigung. Es ward erwiedert: Nicht minder handle Oeſterreich der Erbeinigung entgegen, indem es den Planten und andern Verwieſenen aus Bünden Schirm und Sicherheit gewährt habe.

Mit jedem Tag wurden die Verhältniſſe des rhätiſchen Freiſtaates verworrener von auſſen und innen; die Ausſichten ringsum düſterer. Vielen ward bange um den Ausgang der Dinge.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Achtunddreißigster Theil.

Geschichte des Freistaats der drei Bünde im hohen Rhätien. (Beschluß.)

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Geschichte
des
Freistaats der drei Bünde
im hohen Rhätien.

Beschluß.

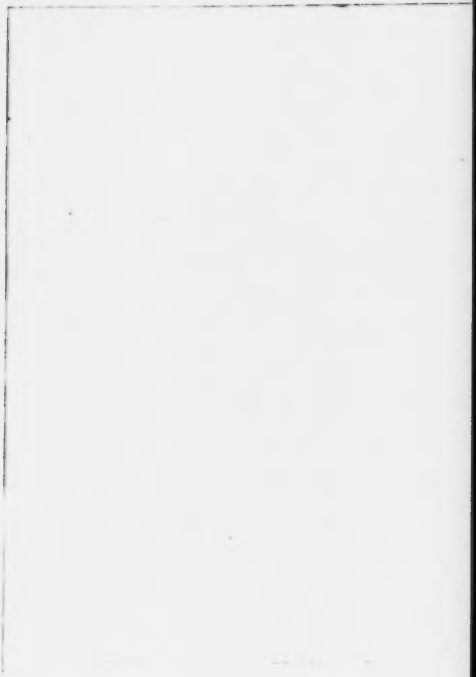

Fünftes Buch.

Die Kriege um die Unterthanenlande.

(Vom J. 1620 — 1700.)

1.

Empörung Veltlins. Ermordung der Evangelischen daselbst. Die Oesterreicher im Münsterthal.

Im J. 1620.

Die Kronen von Spanien und Oesterreich, noch vor einem Jahrhundert auf dem Haupt eines einzigen Mannes, seitdem durch die Blutsbande ihrer Besitzer und durch Frankreichs Eifersucht verbunden, wurden zu dieser Zeit, enger als je, durch die Schicksale der allgemeinen Kirche und des alten, bedrohten Glaubens zusammengeflochten. Das spanische Herzogthum Mailand hatte, eingeschlossen zwischen den französischen und venedischen Machtkreis, keinen natürlichern Bundesgenossen und Schirmherrn, als Oesterreich; dieses keine sicherern Vorrathskammern als die lombardischen Fluren. Zwischen beiden lag die unmittelbare Verbindung

unterbrechend, vom Comersee bis zur Tyrolergrenze, nur der schmale Streifen der Veltliner- und Wormser-Thäler. Der Ausbruch des großen Glaubenskrieges in Deutschland machte den offenen Weg durch diese Landschaft, und ungehemmte Verbindung zwischen Oesterreich und dem spanischen Italien, zum unentbehrlichsten Bedürfniß beider Mächte.

Unter Umständen, wie diesen, wäre für die Staatsklugheit der Höfe von Madrid und Wien der Besitz des Veltlins eines Krieges werth gewesen, wie während eines Feldzuges für den Besitz einer einzigen Brücke eine Schlacht nicht gescheut wird. Die Schwäche des rhätischen Freistaats, vermehrt durch innere Zerwürfnisse, konnte an sich schon den mächtigen Nachbarn als lockende Einladung gelten, sich des Veltlins zu bemeistern. Aber der unbesonnene Eifer der evangelischen Geistlichkeit Bündens; der feindselige Geist des Volkes gegen Mailand; die Gesandtschaft an Oesterreichs Feind, an den evangelischen König von Böheim; endlich die Verweigerung des Durchzuges von Kriegsbedürfnissen aus Mailand nach Tirol mußten in Wien und Madrid den Entschluß zur Reife treiben, ohne weitere Schonung Veltlin zu nehmen, und Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu vergelten. Rhätien hatte sich von keiner Seite Beistandes zu trösten, da die Eidsgenossenschaft durch Glau-

ſchnell und folgerecht zu handeln, und dem Volke das Mittel, ſeine Bedürfniſſe, ohne Empörung, zu verkünden.

Die wohlthuenden Früchte dieſer Anordnungen offenbarten ſich bald. Die Verwaltung des Staates nahm feſtern Gang; die Stadt verſchönerte ſich; die Ernennung des Duca geſchah in Ruhe. Die Form dieſer Fürſtenwahlen war Anfangs, und noch durch das Geſetz vom Jahre 1178, ſehr einfach und minder verwickelt, als in ſpätern Zeiten. Der große Rath wählte nämlich vier Vollmächtige; dieſe ernannten, jeder einzeln für ſich zehn, alſo vierzig Wahlherren, von welchen der Duca erloren wurde. Und um Verfaſſung und geſetzliche Formen gegen jede Verletzung zu ſchirmen, ſtiftete man noch eine neue Behörde aus drei Perſonen, unter dem Namen der Staatsanwälde oder Avogadoren. Dieſe, welche der große Rath ſelbſt, auf empfangenen Vorſchlag des Senats, ernannte, wachten nicht nur darüber, daß keine Behörde den Kreis ihrer Befugniſſe überſchritt, betrieben nicht nur die Anklage der Verbrecher, ſondern konnten durch ihr Veto ſelbſt die Vollziehung der Senats- und großen Rathsbeſchlüſſe, welche unverfaſſungsmäßig ſchienen, hindern, das heißt, ſie für einen Monat und einen Tag verſchieben. Dreimal konnten ſie ihr Veto einwenden, und war dann auf ihre Be-

densmeinungen entzweit, Venedig beleidigt, Frankreich durch Gueffiers Hinwegweisung gekränkt stand. Gleichwie ein wehrloses Kind zwischen gewaffneten Männern, ist ein kleiner Staat zwischen großen Reichen nur durch seine Unschuld ehrwürdig, und seine stärkste Waffe gegen Uebermacht in der Gewalt der öffentlichen Meinung. Auch dieser Schutzwehr hatte sich der Freistaat verlustig gemacht.

Die von der scheußlichen Herrschaft der Strafgerichte aus ihrem Vaterlande vertriebenen Männer arbeiteten in der Fremde die Entwürfe ihrer Rachbegier aus. Einige hielten Zusammenkünfte mit dem spanischen Gesandten Casati in der Schweiz; Pompejus Planta unterhandelte im Elsaß mit Erzherzog Leopold; er und sein Bruder Rudolf warben im Etschland müßiges Volk und herrenlose Kriegsknechte; Jakob Robustelli, der Planten Vetter, that dasselbe in der Lombardie, und knüpfte Verbindnisse mit Mailand an. Der Mittelpunkt von allen Unternehmungen der Verschwornen sollte Veltlin werden. Hier war, nebst der Nähe spanischer Unterstützung, die größte Menge der Mißvergnügten zum Beistand vorhanden; ein bewegliches, halbverwildertes Volk, immer zur Gesetzlosigkeit geneigt, fertig zum Aufruhr.

Die Veltliner, obwohl ohne besondere Theilnahme an dem, was dem Herrscherlande die

große Ursache der Gährungen war, freuten sich doch schadenlustig der Zerrüttung und Schwäche ihrer Gebieter. Sie hatten dieselben nie mit Anhänglichkeit geliebt, und diese sich selten der Liebe würdig gezeigt. Die Amtleute, welche vorzeiten von den Bundestagen, nachher von den Gemeinden, ihre Stellen um Geld steigerungsweise einhandelten, kamen, sich in der Verderbtheit des Volks zu bereichern, statt das Volk zu bereichern, indem sie dessen Verderbtheit minderten. Die Zahl der rechtschaffenen Männer, welche, mit mäßigem Gewinn zufrieden, ihren Ruhm in redlicher Verwaltung gesucht hatten, war so gering gewesen, daß sie neben der Menge eigennütziger Wucherer, bestechlicher Richter und parteiischer Eiferer, kaum bemerkt worden war.

Das schönste und gefährlichste Recht in der Hand eines landesfürstlichen Selbherrrn ist das Recht der Begnadigung. Der Mensch, nur die That kennend, soll gerecht sein; denn Gnade gegen Verbrecher ist Ungerechtigkeit gegen die Guten. Bei Gott, welcher des Thäters Gemüth durchschaut, wird Gnade zugleich die höchste Gerechtigkeit. Selten darf der irdische Machthaber in das himmlische Befugniß eingreifen, und die That straflos machen, wegen des dabei sündlos gewesenen Willens. Der Freistaat der drei Bunde, keine drückenden Abgaben von seinen Unterthanen

fordernd, entſchädigte ſich durch die Geldſummen, um welche er das Recht der Begnadigung den Amtleuten, während ihrer Geſchäftsführung, überließ. Der gewiſſenloſe Gelddurſt derſelben arbeitete ſodann unermüdlich, Verbrecher zu finden, um ſie gegen Zahlung ſtraflos erklären zu können. Schuldige waren willkommener als Unſchuldige. Feile Angeber, Verräther und Ausſpäher fanden Gunſt. Eine Verirrung aus Leichtſinn, und ein Verbrechen aus kalter Bosheit, hatten in der Wagſchale der Niederträchtigkeit gleiches Gewicht; die Laſter ihre ſichern Freibriefe; ſelbſt Vater- und Brudermord einen ſchimpflichen Loskaufspreis. Das iſt aber die ſchrecklichſte aller Staatsverkehrtheiten, wenn ein Landesfürſt mehr aus den Verbrechen oder Thorheiten ſeiner Unterthanen, als aus ihren Tugenden ſchöpft.

Schon die unverhältnißmäßige Vertheilung der Güter bei den Bewohnern dieſer Gegenden hatte von jeher auf ihre Gemüthsart verderblich eingewirkt. Mäßiger, doch allgemeiner Wohlſtand iſt zum Erſprießen bürgerlicher Tugenden der fruchtbarſte Boden. Es iſt wenigen Menſchen gegeben, im Schooß des Ueberfluſſes oder der Armuth ein lauteres Gemüth zu bewahren. Man ſah allezeit im Veltlin die elendeſte Dürftigkeit neben Uebermaß des Reichthums weniger Einzelnen. Daher die Laſter und Gefahren beider häufig, die Tu-

genden des Mittelstandes selten. Trägheit, Leichtigkeit, Schmutz, Lust zur Selbstrache, feige Tücke und Begier nach ungerechtem Gut beim Pöbel; Gewissenlosigkeit, Stolz, Habsucht, Herrschbegier, Hinterlist beim reichern Adel. Unter dem wärmern Himmelsstrich entflammten die Leidenschaften mit schnellerm Ungestüm. Im Beichtstuhl verbarg der Priester die Sünden; vor dem Richterstuhl verkaufte der Amtmann die Straflosigkeit. Darum waren oft die weisesten und edelsten Amtleute verhaßter als die Verbrechlichen. Unwissenden Leuten ist der Einsichtsvolle, Herrschsüchtigen der freie Mann, und Feigen der Muthige ein Gräuel.

War aber der Geistliche zu fromm, der Richter zu gerecht, so ward es dem Missethäter noch leicht, nach vollbrachter Schande in Wälder und Gebirge zu entspringen. Es fehlte auch nie an solchen Flüchtlingen und Verbannten, welche sich dann mit Schicksalsgefährten, die von italienischen Städten vertrieben waren, abenteuernd zusammenrotteten. Im ungebundenen, wilden Leben wurden sie gefährliche Feinde öffentlicher Sicherheit. Ihr Arm und Dolch stand dem Solde jedes Bösewichts zu Gebote.

Eine Menge dieser Verworfenen wandte sich nun dienstbar zu denen, welche während der bürgerlichen Unruhen des Freistaats im Hohenstaufen ihr Vaterland meiden mußten. Die Planken,

die Robuſtelli und andere ſchwärmten mit denſelben an den Grenzen. Indeſſen die Planten vom Tirol aus Einbruch in das Engadin drohten, machte ein anderer Haufe Vertriebener mit den mißvergnügten Calankern gemeine Sache, welche im Streit wider die Miſoxer lebten. Sie brachten in Welſchland geworbenes Geſindel mit ſich, ſelbſt leichte Feldſtücke, und drangen keck ins Thal Miſox und über den Bernhardin gegen Rheinwald. Aber die Männer von Rheinwald, Schams und andern Nachbarthälern eilten in Waffen zuſammen, trieben die wilden Banden zurück bis St. Viktor im untern Miſox, tödteten ihrer mehrere da in blutigen Scharmützeln, und zwangen alle zur Flucht. Calanka mußte den Bundesbrief neu beſchwören (J. 1620, 19. Juli), und daß es in Zukunft ohne gemeiner drei Bünde Befehl nie wieder die Waffen erheben wolle zur Selbſtrache, noch Verbannten Unterſchleif gewähren.

Das begab ſich, als zu Davos ſchon das Strafgericht unter bangen Sorgen wegen feindſeliger Einbrüche aufgelöſet (2. Juli), und Veltlin zum hellen Aufruhr bereit war. — Dieſer Aufruhr, durch die Rache der Verbannten gewünſcht, durch Oeſterreich und Spanien heimlich befördert, ward am thätigſten durch die blutdürſtige Glaubenswuth der Meßprieſter vorbereitet. Dieſe hatten ſich bisher begnügen müſſen, ergrimmte, doch ohnmäch-

tige Zeugen von fortschreitender Ausbreitung der neuen Kirchenlehre zu sein. Ihr Durst nach Rache und Vernichtung aller Gegenbekenner war im gleichen Verhältniß gewachsen, als er lange vergebens nach Sättigung gelechzt. Aber im Stillen hatten sie den gemeinen Mann gewonnen und zum Untergang der Ketzer entflammt.

Längst, und schon seit Fuentes gebaut worden, zitterten die Neugläubigen Veltlins vor der Wuth der Altgläubigen. Es gingen nun neuerdings seltsame Gerüchte und Warnungen von Verschwörungen wider Leben und Eigenthum der Kalvinischen herum. Allein wenige der Bedrohten mogten denselben Glauben beimessen, weil sie auf allzu unerhörte Gräßlichkeit hindeuteten. Die bündnischen Beamten selbst lebten, während die Stunde der allgemeinen Empörung schon festgesetzt war, noch in großer Sicherheit. Ihnen wäre leicht gewesen, aus dem Herrscherland Kriegsvolk zu berufen. Allein manche fürchteten, bündnische Besatzung konnte ihrem Ansehn und Vortheil Eintrag bringen.

Und doch logen die Gerüchte nicht. Jakob Robustelli leitete die Verschwörung in tiefer Heimlichkeit. Die vornehmsten Verbannten oder Gestraften Veltlins standen zu seiner Seite, wie Azzo Besta, Lorenz Paribelli, Johannes Guicciardi, Anton Paravicini, drei

Venosta's und andere. Sie schlichen aus und ein im Lande; keiner verrieth sie; kein Gewalthaber sah sie. Die vielen hundert Geistlichen des Thals, die mißvergnügten Edelleute alle, der raublustige Pöbel, erleichterten jedes Wagstück. Der Fürstabt von Disentis selbst, Sebastian von Castelberg, munterte leise zum Blutwerk auf, für die Ehre Gottes und der alleinseligmachenden Kirche. Robustelli hatte eine Schaar Mörder und Verbannte aus den tridentischen, venedischen und lombardischen Gebieten in Sold genommen. Allerlei loses Gesindel in den Gemeinden Groß und Grossotto, Leute, die wegen Diebere, Todtschläge, Meineide und anderer Schandwerke übeln Ruf hatten, erwarteten seine Befehle. — Noch zögerte er. Endlich, und zwar acht Tage früher, als er selber gewollt, kam die Empörung zum Ausbruch. Denn da eines Tages der Mitverschworne Johannes Guicciardi in großer Angst gen Grossotto zu Robustelli kam, mit den Schreckensworten: Alles sei verrathen, er solle flüchten! entschied sich dieser zum ungestümten Aufbruch.

Es war in der Nacht vor dem neunzehnten Heumond des Jahres sechszehnhundert zwanzig. Da zog Robustelli mit Helfern und Helfershelfern, wohlbewaffnet, hinab gen Tirano, wo sein die Venosta's schon harrten. Damit niemand die er

kornen Schlachtopfer warnen, oder keines derſelben entrinnen könne, wurden Straßen und Wege zum Flecken beſetzt. Robuſtelli mit andern begab ſich hinein, in der Stille das Nöthige vorzukehren. Wie der Morgen graute, hörte man zum Zeichen des Angriffs auf dem Platz vor dem Amtspallaſt vier Schüſſe. Dann wurde mit allen Glocken geſtürmt. Das Blutbad begann. Der Pallaſt ward von Bewaffneten umzingelt und berannt. Der Amtmann von Tirano, Johannes Capol, hielt ſtandhaft den ganzen Tag, bis des Abends die Pforten des Pallaſtes verbrannt wurden. Dann riſſen ihn die Mörder hervor. Anton von Salis, des Thals verordneter Blutrichter, ein hochanſehnlicher Mann, ſuchte vergebens mit ſeinem Statthalter und Diener Rettung in der Flucht; er ward erſchoſſen. Der bündniſche Amtmann von Teglio, Enderli, vertheidigte ſein Leben muthig bis er fiel. Seinen Leichnam, auf die Gaſſe hinausgeſtürzt, zerfleiſchte der Pöbel. Wer ſich von den Bekennern der neuen Lehre auf die Straßen wagte, nach der Urſach des Getümmels zu ſehen, empfing den Tod. Andere erwürgte man in den Betten. Das Haupt des evangeliſchen Pfarrers Antonio Baſſo ward mit einem Pfahl geſpießt, auf die Kanzel ſeiner Kirche geſtellt, und von den wilden Haufen mit Läſterungen begrüßt. Kein Alter, kein Ge-

schlecht fand Gnade. Blutsverwandte zuckten in gräßlicher Glaubenswuth den Stahl gegen Blutsverwandte. Wenigen gelang, über die öden Gebirge zu entkommen. Wer sich menschenfreundlich der Verfolgten erbarmen wollte, ärntete mit ihnen den Tod.

Die Botschaft des schrecklichen Siegs trugen mehrere Verschworene eilig gen Teglio. Da versammelte Azzo Besta die katholischen Einwohner, und predigte den Mord der Evangelischen. Diese feierten eben den Gottesdienst in ihrer Kirche. Das Volk, vermischt mit den ausländischen Mörderknechten, stürmte dahin; sprengte die Thüre des Tempels auf, und unterbrach die feierliche Stille der Andacht mit Flintenschüssen und schauerlichem Gebrüll. Der Pfarrer Hans Peter Danz von Zuz starb betend auf heiliger Stätte. Wer nicht dem neuen Glauben absagte, ward ohne Erbarmen niedergemacht. Mehrere Männer, Weiber, Kinder hatten sich in den Glockenthurm hinaufgeflüchtet. Die Wüthenden trugen Stühle und Bänke zusammen, machten einen Scheiterhaufen daraus, und verbrannten die Unglückseligen.

Zu Sondrio, des Veltlins Hauptort, vernahm man die Gräuel, welche Tirano und Teglio gethan hatten. Die ganze Gemeinde schien bereit, sich ähnlichen Gräueln fremder Mordbanden zu widersetzen. Man traf sogar Anstalt, mit bewaff-

neter Hand Leben und Eigenthum der Einwohner zu ſchirmen. Genoſſen von beiderlei Kirchen ſchlugen Hand in Hand. Die Sturmglocke rief Beiſtand aus benachbarten Dorfſchaften. Schon erfuhr man, Johannes Guicciardi, Proſper Quadri und andere Verſchworenen ſeien an der Spitze blutesudelter Haufen unterwegs. Man fing an die Straßen zu verrammeln. Aber Gaffen ſchlichen fluſternd unter der Menge; und jählings ſah man einzelne der evangeliſchgeſinnten Bürger ermordet zu Boden fallen. Da ergriff Angſt und Entſetzen die andern. Sie ſtoben gegen das Gebirg. Viele wurden auf der Flucht, viele in den Wohnungen erſchoſſen. Ein Metzger rühmte ſich, achtzehn Menſchen umgebracht zu haben. Anna de Liba, Gattin eines der evangeliſchen Glaubens willen verfolgten Vincenzers, lag, von der Furcht kraftlos, auf einem Felſen am Wege, ihr weinendes Kind im Arm. Die Mörder ereilten ſie und ſchrien: „Schwöre deinem Glauben ab!“ Aber ſie verläugnete nicht. Man wollte ihr das Kind entreiſſen. Sie hielt es feſt, entblößte ihren Buſen, und reichte mit himmliſcher Ruhe dem Säugling tröſtend die Bruſt. Und als ſie den Buſen öffnete, ſprach ſie hohen Muthes: „Sehet da den Leib, den ihr wohl todten kannt; aber meine Seele mögt ihr nicht verderben.“ Sie ſprachs. Ein Schuß ſtreckte die junge Mutter nieder. Die

weggründe nicht geachtet, ſtand ihnen zu, diejenige Behörde zu bezeichnen, von welcher ſie über die Beweggründe ihrer Widerſetzung entſcheiden laſſen wollten. Nur Handlungen des großen Rathes, als des Stellvertreters vom Souverain oder dem Volke, konnte keine andere Behörde, mußte er ſelbſt abändern. Das Recht der Avogadoren, dieſer Verfaſſungswächter Venedigs, erſtreckte ſich ſo weit, daß ſie auch der Ernennung unwürdiger Beamten widerſprechen ſollten; weil Nepotismus den Republiken eben ſo gemein und verderblich iſt, als Günſtlingsſchaft in Monarchien. Ja, wenn Beamte zu ihrer Stelle geſetzlich unfähig, oder wegen eines Verbrechens angeklagt, oder dem öffentlichen Schatze ſchuldig waren, ſollten ſie die Amtsverwaltung derſelben einſtellen. Auſſerdem bewachten ſie polizeiliche Ordnung in der Hauptſtadt.

Auch die Schöpfung dieſer Behörde war noch Frucht einer eiferſüchtigen Freiheitsliebe und eines gerechten Stolzes auf die Güte der Verfaſſung. Sie fand ihre Rechtfertigung in der allgemeinen Lockerheit und Keckheit der Sitten, wie ſie im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, in den Tagen der Kreuzzüge, bei einem regſamen, warmblütigen Volke, bei ſo ungeheuern Reichthümern ſein mußten, die ſich in den Lagunen

Unbarmherzigen hießen die standhafte Bekennerin in Stücken; das Kind aber, weil es sehr schön war, nahmen sie mit sich gen Castione, ihre Heimath.

Drei Tage lang währte das Blutfest zu Sondrio und in den Umgegenden. Der bündnische Landeshauptmann Hans Andreas Travers von Seanfs verließ in diesen Schreckenstagen den Palast nicht. Am letzten derselben traten Jakob Robustelli, Azzo Besta, Hans Guicciardi und ihre Gesellen bewaffnet vor ihn hin, und kündigten ihm seines obrigkeitlichen Ansehens Endschaft an. „Landeshauptmann," sprach Guicciardi zu ihm, „du bist vor diesem unser Herr gewesen, du wirst aber nicht mehr sein. Wir sind entschlossen, die Gewaltherrschaft der Lutheraner zu vernichten. Dein Reich hat aufgehört!" Darauf führten sie ihn sammt den Seinigen gefangen aus dem Palast und in das rauhe, waldige Malenkathal, welches sich schmal und tief ins Hochgebirg hinauf zieht zum Engadin. Dort ließen sie ihn nach einiger Zeit frei in sein Vaterland zurückkehren. Sein Hausgeräth aber verkauften sie, und was der Evangelischen im Lande Eigenthum war, bewegliches und unbewegliches Gut, wurde geplündert oder Meistbietenden versteigert. Die Lust am Raube mehrte die Begierde zum Morde. Darum war viel Volks geschäftig, den Flüchten-

den nachzustellen. Die Zins- und Hausleute, in Hoffnung ihrer Schulden und Gulten abzukommen, erwiesen sich als die Eifrigsten, zur Ehre des Himmels Schlachtopfer zu haben. Dabei wurden lachend die scheußlichsten Grausamkeiten verübt; einigen Nasen Ohren und die Backen weggeschnitten, andern die Eingeweide ausgerissen; andern eine Ladung Pulver in den Mund gestoßen und angezündet. Andere wurden zu Tode geschleift, andere in die Wellen der Adda gestürzt.

Gleichwie hier geschah in derselben Zeit auch zu Trahona, Tasvano, Berbenno und andern Orten wo Neugläubige lebten. Bei sechshundert Personen, Männer und Weiber, Säuglinge und Greise, fanden binnen wenigen Tagen, ihres Glaubens oder Vermögens wegen, qualvollen Tod. Viele von denen, welche sich mit der Flucht zu retten gesucht hatten, starben auf unwegsamen Gebirgen, verirrt, von Furcht und Hunger entkräftet. Man hat lange nachher noch in Wäldern, Bergen und abgelegenen Hohlen von ihren Leichnamen gefunden.

Die Thäler der Grafschaft Worms blieben vom Blut der Evangelischen zwar unbefudelt, nicht aber von deren Verfolgung frei. Der Amtmann Bündens daselbst, Christian Fluri, entkam den ausgesandten Mördern nur durch eilige Entfernung. Auch in den untern Gegenden Veltlins

entgingen viele dem Tod geweihte Hausbaltungen dem schrecklichen Loos durch zeitige Flucht, ehe die Mörderbanden zu ihnen gelangten; zerstreuten sich in Bünden, in der Eidsgenossenschaft, und fanden dort Schuz und Treu bei ihren Glaubensgenossen. Vor allen bewies ihnen Zürichs Frommigkeit große Liebe.

Robustelli übernahm sogleich, als Landeshauptmann, im Veltlin die höchste Gewalt. Er schloß mit denen von Worms Bundniß, und sann, auch Cläven in die allgemeine Empörung zu ziehen. Das Volk dieser Grafschaft blieb jedoch Gesetzen und Obrigkeiten treu. Denn hier handhabte, wachsam gegen Meuterei, Ritter Fortunat Sprecher von Berneck die öffentliche Ordnung. Am Seeufer, bei Riva, und am Stein Corberia, wo sich die Adda ergießt, wie im Hauptort der Grafschaft, ward von ihm Kriegsvolk aufgestellt. Robustelli seinerseits sammelte die streitbare Mannschaft Veltlins, und besezte den Ausgang des Puschlaverthals bei Meschino, am See, längs welchem die Straße von Bernina herab nach Tirano geht. Denenigen, welche von Puschlav an ihn gesandt wurden, antwortete er: Das Thal Veltlin werde unter die Herrschaft des rhätischen Freistaats zurückkehren, wenn man Gewährschaft leiste, Alles Geschehene zu vergessen, und keinen Neugläubigen ferner ins Veltlin zu schicken. Das

antwortete er aber nur im ersten Schrecken, welches ihm der Anblick seines eigenen Werks einjagte. In allen Dörfern Veltlins herrschte gesetzlose Verwirrung. An einigen Orten wurden die Wappen des Freistaats abgerissen. An andern zogen die Parteien bewaffnet wider sich ins Feld, und lieferten um die Hinterlassenschaft der Ermordeten Treffen.

Als von diesem Allem Botschaft gen Bünden kam, schauderte das ganze Volk. Dann erwachten ungleiche Ansichten und Entschlüsse. Die einen riethen: Man solle nicht zaudern, sondern aufbrechen, und die Aufruhrflamme im Blut der Empörer ersticken. — Andere, geschreckt durch ein Geschrei, als zöge viel österreichisches Volks St. Luzis Steig zu, warnten vor Uebereilung. Die katholischen Gemeinden des grauen Bundes, von ihren Geistlichen berathen, oder von den Anhängern der spanischen Partei geleitet, nahmen Anstand, ihre Fahnen wider die veltlinischen Glaubensgenossen zu lupfen, sintemal es denselben nicht um Abfall vom Freistaat, sondern um Aufrechthaltung römisch-christlicher Lehre zu thun sei, derentwillen die Unterthanen vielfach bedrängt worden wären. Es fehlte auch nicht an Priestern, welche, was geschehen war, als Gottes Schickung von den Kanzeln priesen. Das Gelingen einer gräuelhaften Sache durch gräuelhafte Mittel für

Beifall des Himmels erklären, ist unter allen Gotteslästerungen die ärgste. Zur Chur tagten die Bürde. Es war an Frankreich, Venedig und die Schweiz der Aufstand Veltlins, die Gefahr des rhätischen Landes berichtet; doch thätiger Zuzug einstweilen von keinem begehrt. Nur der Zehngerichtenbund verlangte solchen in einem besondern Schreiben an Zürich, Bern und Glarus, sowohl des bedrohten Glaubens halber, als wegen Unsicherheit gegen Oesterreich. Von Chur Schams, Thusis, Heinzenberg, Fürstenau, Ortenstein, Rhäzüns, Hohentrins, Flims, Oberhalbstein, Pregell, Schiersch, Ilveneu, Churwalden, Davos, Closters, Castels, Schalkk und andern Hochgerichten zogen bei zweitausend Mann in Waffen mit ihren Hauptleuten über das Gebirg; die einen hinab gen Cläven, mit Johannes Guler, Ulysses von Salis, des Oberst Herkules Sohn, und andern Helden; die übrigen durchs Engadin und Malenthal.

Mittlerweile setzten sich auch die Brüder Rudolf und Pompeius Planta wider ihr erschüttertes Vaterland in Bewegung. Das Werk der großen Verschwörung mußte vollendet sein, ehe den Gegnern Rettung möglich ward. Im Trol fanden sie bei einigen Schaaren österreichischen Kriegsvolks, welche Baldiron und Steiger, die Feldobersten, befehligten. Sobald ihnen

Jakob Robustelli, ihr Vetter, meldete, Alles sei gelungen und gewonnen, führten sie die Oesterreicher hervor ins Münsterthal. Hier hatten die Gemeinden schon lange verdächtige Rüstungen im Tirol wahrgenommen, und auf den Nothfall das Engadin um Zuzug gemahnt. Wie die Kaiserlichen hart an die Grenzen rückten, sandten sie an den österreichischen Landvogt zu Glor, und fragten: Wohin diese kriegerische Anstalten deuten? Der Landvogt antwortete den Boten: Es sei nicht um Feindseligkeit zu thun. Aber die Katholischen im Thal hatten von Planta Winke; stellten sich selbst beruhigt, und geringe Wachten aus. — Da scholl plötzlich Geschrei: Es kommen die Oesterreicher! (28. Jul.) Flugs alle Münsterthaler ins Gewehr; bei ihnen zweihundert Mann vom Engadin. Sie zogen dem Feind bis zum Dorf Sylva entgegen. Hier erblickten sie seine Haufen in großer Uebermacht auf den Wiesen. Alsbald hob Gefecht an; die Hütten von Sylva stiegen in Flammen auf. Bald wichen die Bündner, vom Feind durch Anzahl und Kriegskunst übertroffen. Manche mochten mit den Planta's schon einverstanden sein. Viele schreckte auch das Gerücht, als kämen Wormser und Veltliner über den Berg Braulio ihnen im Rücken. Alles floh. Die Soldaten hausten hinter ihnen übel, plünderten das Dorf St. Maria und die Nachbarschaft Val

Cava, tödteten in den Häusern alte Leute, welche nicht hatten entrinnen können, und steckten die Gebäude in Brand. Alle, welche evangelischen Glaubens waren, bei fünfhundert Personen jedes Alters und Geschlechts, schrien über Verrath, und flohen von Haus und Gut ins Elend zu den glaubensgenössischen Bündnern und Schweizerländern. Nach diesem befahl Baldiron den zurückgebliebenen Münsterthalern, dem Kaiser Treue zu schwören, mit den Bedingungen, wie andere von dessen Unterthanen im Tyrol zu schwören pflegten. Den Abgesandten von den Herren gemeiner drei Bünde aber, die sich des Friedens- und Bundesbruches bei ihm beklagten, gab er zur Antwort: Man solle vor allen Dingen den Planten und übrigen Verbannten Gericht und Recht halten. Rudolf Planta selbst hatte schon den Gemeinden im Engadin gemeldet, er begehre nun Fried' und Geleit und unparteiisches Gericht und Recht. Doch im Herzen wollt' er mehr, als dies. Oesterreich desgleichen.

2.

Der Bündner und Schweizer Zug ins Veltlin.

Im Jahr 1620.

Die Empörung von Worms und Veltlin, und die kaiserliche Besetzung des Münsterthales

verkündeten den Bündnern die Absichten Spaniens und Oesterreichs. Der Landstrich zwischen Mailand und Tirol sollte nicht in der Obergewalt von Rhätien sein. Nur dafür erschien der Planten unruhmliche Rache, der Veltliner Meuterei, der Bündner Zwiespalt willkommen. Dem Glück der Waffen wurde dazu noch der Weg durch gleißnerische Ertlist angebahnt. Denn gleichwie Oesterreich heilige Versprechen gegeben hatte, den Erbverein zu ehren, während die Ueberrumpelung des Munsterthals schon unwiderruflich beschlossen war, gab zu Mailand der Herzog von Feria schmeichelhafte Versicherungen, den veltlinischen Aufrührern keinerlei Hülfe zu gewähren.

Von Cläven aufwärts zogen daher, von der Höfe falschen Worten getäuscht, die bündnischen Streithaufen fechtend über den Stein Corberia; siegreich überall; an der Monteller-Brücke acht Feldstücke erobernd; ohne fernern Widerstand Trahona. Lang' und blutig ward an der Gander-Brücke wegen Morbegno's gefochten. Von der andern Seite drangen die übrigen Bündnerfahnen abwärts durchs Malenkathal, die Rotten der Empörer vor sich hertreibend bis Sondrio. Sie bemächtigten sich des Fleckens; stellten mit denen zu Trahona Verbindung her; besetzten Tirano. Schon war binnen wenigen Wochen die Hälfte Veltlins unterworfen. Gemeind' um Gemeinde

erneuerte schon die gebrochenen Eide der Treue. Die Häuptlinge des Aufstandes wankten kleinlaut und redeten von aufzurichtenden Verträgen. Aber die Gestalt der Dinge änderte jählings.

Hieronimus Pimentello, des Herzogs von Feria Vetter, kam unerwartet mit fünfhundert spanischen Kriegsknechten, besetzte auf clävischem Boden zu Mezusla und Nova die Riva, und sagte unverhohlen, wie er sich des Platzes bemeistere, nur den Ketzern den Paß zu sperren, auf daß sie den Rechtgläubigen in Veltlin nicht größere Noth brachten. Anderes Kriegsvolk ging aus der Lombardie bandenweis über die Berge; stieß zu den Veltlinern, nahm die Orte wieder, welche von den Bündnern verlassen waren, weil sie Cläven decken wollten; befestigte die Gandabrücke, Morbegno, das Schloß Massagri zu Sondrio, auch Platta mala die Burg; umgab Tirano mit Ringmauern und warf mächtige Schanzen in der wormsischen Terra plana gegen die Gebirgsstraßen vom Engadin auf.

Solches verbreitete unter den Bündnern nicht geringe Bestürzung; mehr noch, daß die Gemeinden des grauen Bundes, besonders die katholischen, ihre Schadenfreude darüber nicht verbargen. Diese vergaßen ohne Scheu die Ehre des Vaterlandes über die Ehre der Kirche. Sie waren der plantischen Partei zugethan, und den Veltlinern des

Glaubens willen gewogen. Sie wollten nicht einmal gestatten, daß von den Ihrigen einer zur Unterstützung der andern ins Veltlin zoge. Und als die Häupter des Freistaates in diesen Widerwärtigkeiten Venedig um ein Anlehen von fünfzigtausend Gulden baten, und dringender die Eidgenossen zu Zürich, Bern, Glarus und im Lande Wallis, mit denen sie im ewigen Bund lebten, um sechstausend Mann Hilfsvolker angingen, trachtete der Oberbund Alles zu hindern; hielt mit den fünf katholischen Orten der Schweiz Einverständniß und gab den Verbannten der übrigen Bunde bey sich Freistätten. So zerfiel, was Tugend und Eintracht der Alten zu Bazerol Herrliches gestiftet hatten.

Bern und Zürich, eingedenk der uralten Verträge mit Rhätien, und der großen Gefahr des evangelischen Glaubens, waren schnell auf zur Hilfe. Venedig, durch Oesterreichs und Spaniens engere Verbindung in Furcht, verhieß sechszehntausend Goldgulden zur Werbung. Hinwieder riethen Gueffier und Casati, der französische und spanische Gesandte, die Schweizer ab, sich in die Angelegenheiten Veltlins zu mischen; und der päpstliche Machtbote zu Luzern leitete, wie in Rhätien den grauen Bund, so in Helvetien die katholischen Orte. Als diese letztern Berns und Zürichs Sinn, auf der Tagleistung zu Baden,

sammelten. Diese Behörde, wie groß auch ihr Bedürfniß war, schien durch sich dem Staate selbst nicht Gefahr bringen zu können, so lange sie keine Gewalt hatte anzuordnen, was sein sollte, sondern nur zu verbieten, was in Folge bestehender Gesetze nicht sein dürfte. In dieser Gestalt bildete sich gegen die Vorschnelligkeit oder den Körperschaftsgeist aller andern Behörden ein Gegengewicht, welches der öffentlichen Handlungen gemessenen, würdigen Gang gab und die Uebereilungen der Neuerungsluft verhütete.

Ein Volk, welches, wie das venedische, auf Behauptung seines Rechts und seiner Freiheit eifersüchtig ist, aber sich doch des unmittelbaren Antheils an der Gesetzgebung begibt, und sowohl diese, als Leitung und Kenntniß vom Gang der öffentlichen Geschäfte einer kleinen Zahl ausgewählter Personen vertraut, muß nothwendig auf Gewährleistung bedacht sein, daß die Gewalt nicht mißbraucht und das Grundgesetz des Staates selbst nicht durch die Ehrsucht der Gewalthabenden durchbrochen werde. Vertheilung der verschiedenen Gewalten unter mehrere Behörden, die, wenn auch nur vom Körperschaftsstolz gereizt, einander die Verletzung der aufgestellten Schranken verwehren, dient allerdings als vorzügliche Bürgschaft, doch nicht als zureichende. Denn nichts ist möglicher, als daß im Gang der Zeiten

nicht ändern konnten, erschwerten sie deren Hilfsvölkern noch den Zug ins rhätische Land.

Seit die Schweizer ihre Freiheitsschlachten geschlagen hatten, war von ihnen nichts Großes mehr vollbracht worden. Der Ehrgeiz ihrer Staatshäupter, die gemeine Herrschaft über Unterthanen, die Trennung der Kirchen erzeugte dort, wie in Bünden, Mißtrauen, Eifersucht und Hader. Die Orte, welche sich, einerlei Zweckes wegen, wider die übrigen parteieten, machten eben so oft anderer Absichten willen wieder gegen einander mit denen gemeine Sache, welchen sie übelwollten. Treu und Glauben flohen. Es gab weder wahre Feindschaft, noch wahre Freundschaft; gleißnerischen Wortgepränges viel. Jeder Stand, selbstsüchtig in sich vereinzelt, beschränkte die andern, und ward beschränkt, also daß aus beständiger Gährung beständige Schwäche hervorging, wie zum Bösen, auch zum Guten.

Als der bernische Kriegsoberst, Nikolaus von Rüllinen, zweitausend Mann durchs Aargau herabführte, den Bündnern zum Beistand, verlagerten ihm die katholischen Orte bei Mellingen den Weg über die Reuß. Er nahm ihn bei Windisch gen Zürich. Jakob Steiner, der Züricher Obrist, stieß zu ihm mit tausend Mann. Wie sie durch die March und Uznach zu ziehen gedachten, erzing von den Schwytzern der Land-

sturm. Sie mußten durch Toggenburg über den Gamserberg auf Umwegen den rhätischen Boden suchen. Sobald sie ihn betraten, brachen die Fähnlein des Gotteshaus- und Zehngerichtenbundes freudig mit ihnen auf. Ein Theil derselben verstärkte die Besatzungen der Landschaft Cläven. Zwölfhundert Mann, die Johannes Guler führte, rückten mit den Schweizern ins Engadin. Von Chur eilten Boten hinauf nach Glanz, den grauen Bund noch einmal anzufachen, seine Waffen mit den Eidsgenossen zur Wiedereroberung der empörten Vogteien zu vereinen. Ihnen wird zu Glanz aber erwiedert: „Es ist kein Zug vonnöthen. Wir haben von großen Mächten, und vom Veltlin selber Wort und Zusage, Alles werde ohne Blutvergießen an Bünden zurückkommen. Sorget lieber, daß die Unthaten der Strafgerichte von Thusis und Davos vernichtet, unsere Kosten und Schulden ersetzt und die Bünde wieder in sich selber einig werden. Veltlin ist nicht der rhätischen Oberherrschaft, aber des Glaubenszwanges müde!"

Mittlerweile fliegen die eidsgenössischen und bündnischen Kriegshaufen aus dem Engadin über die steilen Felsenhöhen des Casanna, durch dessen Todtenflur an schroffer Felswand, zwischen Bergtrümmern und wilden Rüfenen ins Federia- und Luvinerthal, Wormser-Gebiets, hinab (8. 1620,

1. Sept.). Da lagen die aus Lärchstämmen zusammengefügten Hütten, verlassen von allen Einwohnern, welche sich in den Wäldern versteckt hatten. Doch der Kriegsleute Zucht und Ordnung, und die Zusage, Glaub' und Kirche seien gefreit, lockte sie wieder hervor. Auf den Knien baten sie, Treue gelobend, um Gnade. Dann wurden die Banner gelüpft gegen die Schanzen und Wälle, welche, aus Steinen, Holz und Rasen mühsam gebaut, von einem Berg zum andern, das Thal zwischen Prima und Terra plana verschlossen. Hier stand mit fünfzehnhundert Mann der Florentiner Johannes von Medices. Die Züricher rückten ihm herzhaft durch die Thalebene entgegen; die Bündner umschlichen ihn über den Berg. Ungestüm angefallen von allen Seiten, seine Wälle erstiegen, flüchtete er mit den Seinigen, im Schirm der Nacht, dem Veltlin zu. Worms ließ er ohne Volk. Hier rückte der tapfere Nikolaus von Müllinen ein.

Durch das Glück der ersten Waffenthat belebt, rastete das Heer nur wenige Tage. Doch wurden auch diese von den Feldherren klug für Sicherheit künftiger Unternehmungen benutzt, die bernischen Vorwachten bis Presc geschoben, dem ersten Veltlinerdorf; Ritter Herkules Salis und Constantin Planta über den Gabiaberg durchs Thal Camonica an die Herrschaft Venedig

abgeordnet, Hilfe zu begehren; die Leute von Worms in Pflicht genommen. Dann rückten die Schlachthaufen wohlgemuth längs der Adda ins Veltlin hinab, allen Widerstand brechend, bis Grosio; das Dorf nahmen die Berner mit Sturm. Ein Bote ging über die Berge an die zu Puschlav befindlichen Fahnen, den eilften des Herstmonds vor Tirano zu erscheinen, dem Feind im Rücken, seine Stärke zu theilen.

Zu Tirano war die volle Gewalt der Spanier und Veltliner versammelt; an ihrer Spitze Hieronimus Pimentello, mit vielem Fußvolk und tausendhundert Reitern. Als dies erkundschaftet war, sprach der bündnische Feldobrist, Johannes Guler, im versammelten Kriegsrath (8. 1620, 11. Sept.): „Heut werden wir den Feind in Bereitschaft finden. So ihr nun gestattet, wollen wir Bündner, weil es um unsers Vaterlandes Ehre geht, die vordersten in der Schlachtordnung stehen!" Nikolaus von Müllinen aber, der tapfere Mann, und Johannes Frisching, der Stadt Bern Fähnrich, begehrten, man solle den Bernern die Ehre des Vorzuges im Schlachtfeld gönnen. Also ward beschlossen, daß dreihundert Berner und Bündner den Vortrab bildeten. Denen folgten die Berner in erster Schlachtordnung. Vor Tirano angekommen, rückten diese auf der Landstraße gegen den Ort, ihnen zur Lin-

ken auf dem untern Weg an der Adda die Zürcher, rechts auf den Bergen die Bündner. Die Uebermacht der Spanier schreckte keinen. Das Feuer erglomm rings um.

Mit ungestümer Wuth drang Nikolaus von Müllinen vor. In den Weinbergen um den Ort lagen die Spanier verborgen. Jählings wurden die bernischen Schlachthaufen vorn und hinten von den Feinden bestürmt. Es entstand wildes Gemetzel. Müllinen blutete, durch einen Schuß am Arm verwundet. Aus spanischer Hinterhut fiel ein Kugelregen auf die bernischen Reihen. Sie standen auf einem halbenden Acker unbeweglich. Des Feindes Reiterei rannte vielmals an; doch eitel gegen der Schweizer Kraft. Als Nikolaus von Müllinen von allen Seiten des Feindes Menge wachsen, die besten seiner Hauptleute fallen sah, riß er einem seiner Soldaten den Spieß aus den Händen und mahnte das Volk an die Tapferkeit der Altvordern. Damit drang er gegen die Mauer Trano's. Die Feinde riefen ihm zu, sich zu ergeben; er antwortete: „Ich bin Müllinen, und will sterben mit den Waffen in der Faust, als einem Kriegsmann wohl anstehet!" So sank er fechtend und starb. An seiner Seite fiel Jost von Bonstetten und Hans Rudolf Wagner, deren Tapferkeit der Feind bewundern

mußte. Bis auf einen, kamen alle Hauptleute von Bern um.

Unterdessen griffen die Züricher den Feind in guter Ordnung an, und trieben ihn, nach heftigem Streiten, aus Feld und Schanzen, bis unter die Pforten Tirano's. Da stieß Johannes Guler mit seinen Bündnern zu ihnen, die vom Berg herab durch den Kastanienwald fechtend den Feind vor sich herjagten. Ulysses von Salis, des Ritters Herkules Sohn, verrichtete Wunder verwegenen Muthes. Der tapferen Hauptleute einer, Fluri Sprecher, des bündnischen Geschichtschreibers Bruder, der erste, welcher die Wälle von Terra plana erstiegen hatte, starb hier den Tod der Helden. Die Tapfern des Zehngerichtenbundes hatten schon das Schloß ob Tirano erobert; die Züricher schon von der andern Seite Tirano's Ringmauer erstiegen. In der Stadt herrschten Verzweiflung und Schrecken. Die Veltliner flüchteten. Die Spanier schickten sich zum Rückzug an. Dennoch ward der Sieg der Bundesgenossen nicht vollendet. Denn es mangelten ihnen Sturmleitern und anderes zur Belagerung nothwendiges Geräth. Es fehlte, nach dem zehnstündigen Treffen, an Pulver und Kugeln. Dazu kam das Unglück der Berner, und daß von Puschlav keine Fahnen erschienen waren. Also mußte der Rückzug beschlossen werden. Er geschah, nachdem

man den edeln Nikolaus von Müllinen und die übrigen Hauptleute begraben hatte. Ein großer Theil des Gepäcks und Kriegsschatzes war dabei der Feinde Raub geworden; aber keines der Feldbanner.

Folgenden Morgens begab sich das Heer auf Worms zurück. Die Feldherren wurden eins, diese Stadt zu befestigen, und mehr Hilfe zu erwarten. Als aber das Kriegsvolk bemerkte, wie es am Nothwendigsten gebrach, sich gegen den Feind vertheidigen zu können, und daß nur einige Maulthiere Pulver, Blei und Zündstricke zugeführt hatten, verlor es Freude und Muth. Viele von den Bündnern verließen unwillig das Lager und sprachen: „Wir wollen uns nicht aufopfern lassen.“ Andere folgten ihnen, ohne Ordnung und Zucht. Bei diesem Anblick sprachen die Eidsgenossen erzurnt: „Verlassen die Bündner ihre eigene Sache, sieht es nicht uns zu, derselben Opfer zu sein!“ Also kehrte das gesammte Heer über das Gebirg nach Bunden zurück. Die Eidsgenossen lagerten bei Zizers und Maienfeld.

Im Freistaat der drei Bünde war zu dieser Zeit die Zwietracht aufs höchste gestiegen; Alles einer allgemeinen Auflösung nahe. Pompejus Planta reisete im grauen Bund auf und ab. Da war Alles für Spanien und Oesterreich laut.

Die Freunde des Bischofs predigten dem Volk: Jetzt sei es an der Zeit, den alten Glauben kräftig zu machen, nun für denselben die größte Gefahr gekommen! Das Kriegsvolk von Zürich und Bern, auf rhätischem Grund und Boden, gab den Hochgerichten des Oberbundes Vorwand, von den fünf katholischen Orten der Schweiz hilfreichen Zuzug zu begehren. Es führte der Oberst Hans Konrad Berolding en von Uri anderthalbtausend Mann aus den katholischen Orten in den grauen Bund. Sie lagerten am Zusammenfluß der beiden Rheine zwischen Reichenau und Rhäzüns. Nun mußten auch die evangelischen Gemeinden des obern Bundes sich bequemen, dem Willen der Altgläubigen beizustimmen. Zu Thusis ward der Bundesbrief neu beschworen; festgestellt beider Glaubensbekenntnisse Freiheit, auch daß Geistlichen gestattet sein solle, aller Orten zu wohnen, und Klöster und Schulen aufzurichten. Ferner ward beschlossen, die Bündnisse mit den Eidsgenossen, mit den Kronen Frankreich und Oesterreich sollten gehalten, in ewigen Zeiten aber keine mit Venedig geschlossen werden; die Beschlüsse der Strafgerichte von Thusis, Zizers und Davos sollten abgethan sein; allen denen aber, welche Klage führten, Recht gehalten werden vor einem andern Strafgericht. Diesen Beschlüssen fügte man noch, um Frankreichs Huld zu gewin-

nen, eine Einladung an Gueßer bei, wieder nach Bünden zu kommen.

Aus diesem Allen offenbarte sich, daß die Führer des grauen Bundes, von ihrer Rache, ihrem Glaubenseifer und Spaniens Eingebungen geleitet, zwar, nach Mailands Winken, Frankreichs schonen, aber Venedig, als Tyrols und der Lombardie eifersüchtige Nachbarin, feindselig betrachten wollten. Ihnen lag nichts daran, daß der seit anderthalb hundert Jahren in alter, freier Rhätia bestandene Bundesstaat auf immer zertrümmert und zerstückelt, Engadin und Münsterthal dem Erzhaus Oesterreich hingegeben werde zum Eigenthum. Schon ward gesprochen, der Oberbund könne wohl, als vierzehnter Ort, zur schweizerischen Eidsgenossenschaft treten, und, mit Ausschluß der andern Bünde, Veltlin und die übrigen Unterthanenlande allein empfangen. Solche Gedanken betrübten die Hochgerichte der übrigen Bünde sehr. In diesen hatten viel redliche Männer von jeher solchen Ausgang des mailändisch-österreichischen Einflusses gefürchtet, und darum Venedigs Freundschaft gewünscht, auf daß ein Gegengewicht sei. Dahin arbeiteten sie noch jetzt. Unter ihnen standen Oberst Johannes Guler, der mannliche Held, und sein Eidam, der thätige und verständige Bürgermeister Meyer von Chur, jederzeit großgeachtet. Alle aber waren der Mei-

nung, der aus dem Bundesstaat hinwegzuweisende Botschafter Gueffier müsse zurückgerufen werden; nur er, sammt den Eidsgenossen, könne der Spaltung der Bunde abhelfen.

Gueffier zu Solothurn kam, doch erst nachdem Alles widerrufen war, was vordem in Thusis, Ilgers und Davos wider die Krone Frankreich, wider ihn selbst und den königlichen Pollmetsch Kränkendes beschlossen gewesen. Als er zu Chur eintritt (J. 1620, 6. Nov.), zog ihm fast aller Adel, die Bürgerschaft der Stadt, und die bewaffnete Mannschaft des Oberbundes feierlichgrüßend entgegen. Auf den Zünften wurden Gastmahle gegeben. Es war Freude, als wäre der Retter des Freistaates erschienen. Die Führer des grauen Bundes hörten es mit bitterm Verdruß, und sannen, wie sie den Churern die Lust verderben wollten. Sie schickten einige beherzte Leute in die fröhliche Stadt, wohlbewaffnet. Die schlichen zur Wohnung des Bürgermeisters Meyer, überfielen und banden denselben, und schleppten ihn in Eil und Nacht gefangen nach Reichenau ins Lager, von da nach Ilanz. Diese That verursachte die heftigste Erbitterung. Boten liefen her und hin. Aber Meyer ward nicht losgegeben, bis er seinen Hütern nachmals über das Gebirg entrann.

Die Gesandten der dreizehn Orte der Eids-

und menschlichen Leidenschaften entweder die Gewalthaber sich zur Unterdrückung der Freiheit einverstehen, oder selber durch die Uebermacht einer einzigen Behörde insgesammt unterdrückt werden. Daher entstand fast in allen ältern Freistaaten, zumal in solchen, welche aristokratischer Natur waren, eine Mittelgewalt, deren Bestimmung war, die höchsten Behörden zu beobachten, sie in ihren verfassungsmäßigen Grenzen festzuhalten, ihre verdachterweckenden Verfügungen zu vernichten, und die Behörden selber von Zeit zu Zeit von Mitgliedern zu reinigen, die des öffentlichen Vertrauens unwürdig schienen. Sparta hatte schon seine Ephoren, Rom seine Volkstribunen. Die Republiken des Mittelalters führten ähnliche Stiftungen ein, wie z. B. die „Heimlichen" mit ihrem jährlichen Prüfungsgericht im Kanton Freiburg, oder die „Sechszehner" als Censoren des Staats im Kanton Bern anzusehen waren.

In Zeiten, welchen Guttenbergs Erfindung fehlte, konnte jene staatsthümliche Einrichtung, zum Schutz der verfassungsmäßigen Rechte Aller, nothwendig erachtet werden. Die beste Wache der Freiheit aber ist heutiges Tages, sogar in Monarchien, die öffentliche Meinung, gestützt auf die Buchdruckerpresse. Kein Bösewicht wagt einen Frevel, dessen schnelle Offenbarung er voraussieht. Der Tirann selbst, der vor keinem Sterblichen

genoſſenſchaft kamen inzwiſchen ebenfalls nach Chur, lieblich zu vermitteln. Gueffier ſchmeichelte ſich, alle Parteien ohne Mühe an einerlei Zaum zu leiten. Er begab ſich ſammt den Boten der Schweiz auf Glanz. Die Oberbündner hingegen, nur von Spanien geleitet, verſpotteten ihn heimlich. Sie hatten ſchon Geſandte nach Mailand abgeordnet, unter ihnen auch den Pompeius Planta, um mit dem ſpaniſchen Statthalter, Herzog von Feria, Waffenſtillſtand und Zurückgabe des Veltlins für ihren Bund allein zu bewirken. Während dieſen Unterhandlungen traten ſie in keinen von Gueffiers Vorſchlägen auf dem Bundestag zu Glanz ernſtlich ein; am wenigſten in deſſen Meinung, daß es der Ruhe des Bundeſtantes zuträglich ſei, ohne des Königs von Frankreich Rath und Willen jede neue Verbindung mit fremden Mächten abzulehnen. Dies letztere war auch den beiden andern Bünden mißfällig, und den Evangeliſchen widerſtand ſeine Zumuthung, dem Bisthum Chur die alten Rechte zu erſetzen, die Geiſtlichen vom weltlichen Stab wieder zu befreien, und ihnen in Ehesachen die Entſcheidungen zu überlaſſen. Viel ward darum geredet, nichts entſchieden. In Dingen des Staats ſchürte Spanien, in Dingen der Kirche der päpſtliche Nuntius verborgener Weiſe die Gluth der Zwietracht an. Der graue Bund ſpannte ſeine Forde-

rungen täglich höher; verlangte sogar gegen alte, wohlverbriefte Rechte, daß, nach wiederempfangenen Unterthanenlanden, die Aemter daselbst unter die drei Bünde nach Maßgabe der Volkszahl vertheilt werden sollten, dem Bund der Zehngerichte zum offenen Nachtheil.

Als die Gesandten der Eidgenossen, die unter sich selbst zwistig waren, einsahen, hier sei nicht zu versöhnen, verließen sie das Land hoffnungslos. Ihnen folgten die Kriegsvölker von Bern. Die von Zürich aber blieben.

3.

Des grauen Bundes Vertrag mit Mailand. Fortsetzung innerer Entzweiungen. Madrider Vergleich. Spanien und Oesterreich wider Bünden.

Im J. 1621.

Gomez Alvarez, Herzog von Feria, spanischer Statthalter zu Mailand, in Kriegs- und Friedenswerken gewandt, sah mit Vergnügen die Verwirrung in Rhätien und das Scheitern von Guessiers Entwürfen. Vor ihm erschienen die Abgeordneten des grauen Bundes; desgleichen die Gesandten Veltlins. Die letzten beschworen ihn, daß er sie nicht wieder an die Oberherrschaft der Bündner gäbe. Er aber folgte dem Vortheil seiner Krone und dem Wink des Augenblicks. Es

ward Vertrag geſtiftet (Z 1621, 6. Febr.): Veltlin und Worms verbleiben dem rhätiſchen Freiſtaat, doch einſtweilen noch mit ſpaniſchen Beſatzungen; den Veltlinern bleiben ihre alten Freiheiten ungekränkt, neben Vergeſſung vergangener Frevel; dem Biſchof von Coms allein die geiſtlichen Rechtſame; den Evangeliſchen keinerlei Befugniſſe zum Gottesdienſt, und hätten ſie Güter, mögten ſie die Güter verkaufen, oder im Jahr vier Monden lang beſuchen, doch ohne Haushaltung.

Dieſem Vertrage knüpfte der Herzog ein Bündniß an, welches er, im Namen ſeines Königs, mit dem obern Bund in Rhätien ſchloß; doch ſollten an demſelben auch Gemeinden der andern Bünde, zumal des Gotteshauſes, Theil nehmen können, wenn ſie ihm beitreten wollten. Wer ſich des weigern würde, ſollte auch vom Recht über Veltlin und die Grafſchaft ausgeſchloſſen ſein. Des neuen Bündniſſes Inhalt aber war: Für die Krone Spanien: Freier Durchzug im rhätiſchen Gebirg, und freie Werbung bis auf ſechstauſend Mann. Für den Bundesſtaat: Jedem der Bünde fünfzehnhundert Goldgulden Jahrgeld, und in Kriegszeiten, auf Spaniens Unkoſten, ſechstauſend Mann Hilfsvölker. Binnen acht Wochen ſollten gemeine drei Bünde über Annahme oder Verwerfung dieſes Vertrags Erklärung aufſtellen.

In den katholischen Gemeinden des grauen Bundes mehreten Alle dafür freudig. Auch die Evangelischen dort, umringt von den Waffen der fünförtischen Eidsgenossen, mußten folgen. Scaramuccia, ein spanischer Abgeordneter aus Mailand, kam gen Planz, vertheilte Geld unter das Volk, und lockte auch den Gotteshausbund. Churbünden verschmähte sein Gold und Verlangen. Hier und in den Zehngerichten herrschte tiefer Unwille gegen des Oberbundes Eigenmächtigkeit und verrätherische Gewaltschritte. Alle klagten ihn an, er habe Glauben und Vaterland an Mailand verkauft. Am wildesten gebehrdeten sich die Engadiner, und die durch Baldiron vertriebenen Evangelischen des Münsterthals. Diese zogen im Land umher, von Steuern lebend. Sie suchten vornehmlich dem Pompejus Planta und seinem Bruder Rudolf, durch deren Bosheit der Freistaat in so großes Elend gefallen sei. Zu Grusch, einem Dorfe des Brettigau, schworen ihrer viele: Man müsse den Pompejus und alle seines Gleichen niedermachen, eher werd' es nicht heiter.

Pompejus Planta wohnte, zurückgekommen aus Mailand, auf der Burg Rietberg im Domleschg. In der Frühe eines Wintermorgens kamen Blasius Alexander, ein Geistlicher und Vertriebener des Münsterthals, Georg Jenatsch, gewesener Pfarrer, Karl von Hohen-

halten und Fähnrich Gallus Niederer von Splügen, vor das Schloß. Jene beiden Geistlichen waren dieselben, welche einst dem thurischen Strafgericht den Geist der Grausamkeit eingehaucht hatten. Nachdem sie die Schloßpforten erbrochen, drangen sie in des Pompeius Gemächer, rissen den Fliehenden aus einem Kamin und tödteten ihn mit vielen Streichen. (Jahr 1621. 25 Febr.) Niederer schlug ihm, da Pompeius sterbend auf dem Bauch hingestreckt lag, noch die Axt durch den Rücken, daß das Eisen am Fußboden haftete. Nach dieser That ritten die Mörder furchtlos durch die Wachten der fünf Orte zu Ems, und durch Chur, wieder ins Brettigäu; von da ins Engadin, wo sie verschiedene Freunde der Planten ermordeten. So thaten in andern Gegenden noch andere. Man hörte von vielen Todtschlägen. In blutdürstiger Raserei ward Gesetz und Recht zertreten; das Leben des Biedermanns jedes Meuchelmörders Spiel.

Gueffiers einziger Trost war noch der beiden andern Bünde gegen den mailändischen Vertrag und Bund; doch fürchtete er seiner Freunde Wankelmuth um so mehr, da sie nicht Alles thaten, was er hieß. Herrisch, und freimännischer Gesinnungen ungewohnt, stieß er oft herbe Drohungen aus. „Ihr Bündner wollet Krieg haben," rief er einst zu Chur in der Gesellschaft einiger

Edeln des Staates, und schleuderte voll Zorns seinen Hut zur Erde und stampfte ihn mit den Füßen: „Ihr wollet Krieg, und ich will euch Krieges genug geben, so weit die Welt ist! Ich hab's gemacht, daß ihr das Veltlin verloren; ich will auch machen, daß ihr euer eignes Vaterland verlieren sollt!“ Einer von den Bündnern erwiderte dem Entrüsteten, und sprach: „Herr, wenn ihr das, so ihr geredet, gethan habet, und das Uebrige ins Werk zu richten gesinnet sind, wahrlich so seid ihr ein Verräther an euerm eignen König und an gemeinen drei Bünden.“ — Weder Gueffier noch dieser Bündner sprachen Lüge.

Als von des Landes großer Mehrheit, was in Mailand verhandelt worden, verworfen war, und der Oberbund, trotzig auf der katholischen Orte Beistand, sich uralten Staatsgrundgesetzen nicht unterziehn und der Mehrheit Folge leisten wollte, lüpften die erhitzten Engadiner, Münsterthaler und Bergüner die Fahnen, Gehorsam zu erzwingen. Gueffier machte Allen Muth. Ihrer gegen neunhundert Mann zogen bei finsterer Nacht von Obervaz aus (S. 1621, 30. März), durch den engenschauerlichen Gebirgsweg Müras, heute der Schyn genannt, zwischen Wäldern, hohen Felswänden, und schwindelerregenden Tiefen, über den Abgrund des Buratobels, hinunter ins Domleschg. Die schäumende Albula, bald nah, bald in unbekann-

ten Tiefen unter ihren Füßen donnernd, wies ihnen den Weg durch die Nacht. Einige der Kühnen waren, über die Felsen herabfallend, Opfer des Wagstücks.

Das Domleschg, von daher keines Ueberfalls gewärtig, erschrack. In getrennten Haufen, an der Spitze des einen Georg Jenatsch, der seit geraumer Zeit die Bibel gegen das Schwerd vertauscht hatte, und an der Spitze des andern Blasius Alexander, ging der Zug von Fürstenau über Sils und die Zollbrücke nach Thusis. Viele Männer aus den evangelischen Gemeinden vermehrten das kleine Heer. Die Wachten und Besatzungen der Oberbündner wichen nach kurzem Widerstand, nicht ohne blutigen Verlust, gen Rhäzüns, wo die Schweizer lagerten. Diese aber verliessen behend ihre umgangenen Stellungen, und flohen hinauf nach Flanz. Die Engadiner traten auf deren Stätten. Nun kamen die Fahnen von Davos und Brettigäu, und vereint mit ihnen schritten die Engadiner landaufwärts, wo die fünfortischen Schweizer, ohnweit Valendas, auf der Höhe von Prada vortheilhaft standen. Ungestüm rannten die Bündner gegen die Eidsgenossen. Es erhob sich langes blutiges Gefecht. Weder Beroldingers von Uri zahlreichere Mannschaft, noch günstigere Stellung schreckte die Angreifer. Sieben Stunden lang ward gestritten (8. 1621,

11. April). Die Schweizer litten viel, nicht minder verloren die Bündner. Diese zogen Abends von Valendas unverfolgt zurück.

Das Geschrei von diesem Treffen verbreitete sich schnell, und beschleunigte das Nachrucken der neuen Fahnen aus den Zehngerichten. Nun hoben auch Chur, Schalfik und andere Hochgerichte des Gotteshauses die Banner. Alle drangen den Eidsgenossen nach, die, mehr auf Beute als Sieg erpicht, Dörfer plündernd, ihren Rückzug nach Uri nahmen, von Dorf zu Dorf zu Dorf fechtend. Jenseits Tavetsch aber flogen hundert Brettizäuer über den hohen Schnee der Berge, ihnen im Rücken. Da liessen die Schweizer die schweren Feldstücke und allen gemachten Raub im Stich, und retteten sich, wie sie konnten, über die Oberalp nach Urseren, verfolgt bis zum Erenstein. Sebastian von Castelberg, Abt von Disentis, seiner Blutschuld am Veltlinermord bewußt, floh mit ihnen, und überließ sein Stift an die Rache der Ueberwinder. Diese frohlockten. Traurige Wonne, im Bürgerkrieg, zwischen den Leichen der Brüder, Obsieger zu heißen! Der graue Bund, übermannt und bezwungen, mußte wieder zum Gemeinsmate schwören, und das mailändische Bündniß verlassen. Nur das Thal von Misox, unterstützt durch Mailand mit Kriegsvolk und durch die fünfortische Mannschaft, welche über den Gott-

hard nach Bellinzona gegangen war, widerstrebte. Der Bundestag aber befahl, die abtrünnigen Misoxer kriegerisch zu überziehen. Von allen Seiten eilten die aufgebotenen Fahnen dahin. Auch Baptista von Salis, Oberster zu Cläven, ward mit dreihundert Mann der Besatzung dazu berufen. Der tiefe Schnee des Farculabergs aber wehrte ihm den Zugang. Inzwischen wurden die Misoxer von den Übrigen in vielen Treffen und Gefechten überwältigt; die Spanier zurückgeschlagen bis ins Thal des Tessin. Das funfortische Volk zu Bellinzona regte sich nicht. In Misox verblieb bündnische Besatzung, bis ringsum alle Gefahr verschwunden zu sein schien.

Während dieser Begebenheiten war durch Dazwischenkunft des Pariser Hofes die für Frankreich, Italien und Deutschland gleichwichtige Streitsache wegen Veltlins in Madrid erneuert behandelt, und darüber ein allgemeiner Vertrag aufgerichtet worden (3. 1621, 25. April). Der Inhalt desselben war: Die Unterthanenlande geben in alten Freiheiten an den rhätischen Bundesstaat zurück, und empfangen Verneuerung alles Vergangenen. In Glaubenssachen soll es verbleiben, wie es im Anfang des Jahres 1617 gewesen. Frankreich, die Eidsgenossenschaft und Wallis haben zu gewährleisten, daß der Freistaat im hohen Rätien dem ihm Vorgeschriebenen Genüge leiste. — Diese

Madrider Satzung wurde von Räthen und Gemeinden des Landes zwar angenommen; auch von der evangelisch gesinnten Eidgenossenschaft gutgeheißen. Doch glaubten die Bündner kaum, daß Spanien, was es mit Gewalt an sich gerissen, gutwillig zurückgeben werde; und die katholischen Schweizer trugen hinwieder Bedenken, Gewährleister eines Verkommnisses zu sein, welches der Kirche der Altgläubigen zu wenig Vortheil in Rhätien gab. Spanien und Oesterreich selbst dachten wohl nie in vollem Ernst daran, Veltlin und die Grafschaften, diese ihnen so hochwichtigen Verbindungspunkte ihrer Gebiete, zurückzugeben. Darum wurden zu neuen Schwierigkeiten, Hindernissen und Neckereien fort und fort Anlässe erfunden, die Vollstreckung des Madrider-Vertrags zu verzögern, oder endlich unmöglich zu machen. Der Herzog von Feria mußte an den Grenzen sein Kriegsvolk vermehren; die Kammer von Innsbruck den Bündnern Zufuhr von Salz und Getreide sperren. Zu Luzern erklärten gesammte katholische Orte der Schweiz, daß sie keine Bürgschaft wegen der Madrider-Satzungen auf sich nehmen wollten.

Betroffen durch diese Begegnisse sandten die Häupter von Bünden zuerst nach Tirol, die Ursache der feindseligen Salz- und Fruchtsperre zu erforschen. Unter den Abgeordneten fanden die um das Vaterland hochverdienten Männer, Ritter

und vor keinem Gott zittert, trägt Scheu vor der öffentlichen Meinung, weil es diese iſt, die ihm das Höchſte gewähren oder entziehen kann, wofür er Tirann iſt, Ruhm oder Sicherheit ſeiner Macht. Auch ein Napoleon war nicht mächtig genug, es wider ſie aufzunehmen.

Die Hüter der Grundgeſetze in den Freiſtaaten des Alterthums hatten eigentlich keine Macht zum Selbſtanordnen, ſondern nur zum Verhindern deſſen, was Andere etwa Schädliches beginnen wollten. Sie konnten nicht ſelbſt Regenten, oder Geſetzgeber, oder Richter werden; ſie mußten dieſe Befugniſſe Andern überlaſſen; ſonſt wäre ein Staat eine zwieſpältige Doppelmacht geworden. Sie bildeten alſo, vermöge ihrer Stellung, in den obern Behörden Unheil und Mißgriffe zu verhüten, gleichſam die Hochpolizei des Staats. In Venedig betrachtete man ſie ſo vollkommen als eine ſolche, daß man ihnen ſogar die Polizei der Hauptſtadt mit unterordnete. Dadurch verlor die an ſich wohlthätige Stiftung ihre Reinheit. Indem man ſie zu einer ſelbſtthätigen, mitverwaltenden Behörde ſchuf, ſchloß man ihr die erſte Pforte zum Mißbrauch ihrer Stärke auf.

Noch eine andere Stiftung jenes Zeitalters verdient ſowohl unſere Beachtung, als unſere Achtung. Auch ſie entſproß dem Boden der Frei-

Fortunatus Sprecher von Berneck, und Fortunatus Juvalta, beide noch den Nachkommen ehrwürdig durch das, was sie fleißig und treu für die Geschichten ihres traurigen Zeitalters gesammelt und hinterlassen haben. Zu Innsbruck kalt und stolz empfangen, vernahmen sie mit Erstaunen, daß Bünden, statt über landfriedens- und bundbrüchige Besetzung des Münsterthals klagen zu können, angeklagt ward, den Erbverein mit dem Hause Oesterreich vernichtet zu haben. Der Beweis davon ward nicht nur aus der Glaubensänderung der Zehngerichte und des Unterengadins, aus der Vertreibung der Mönche vom Kloster Churwalden und St. Jakob im Brettigäu, aus Rusca's Tod und des Bischofs Flugi Verbannung, sondern selbst aus nichtswürdigen Händeln zwischen tirolischen Unterthanen und einzelnen Bündnern erhoben. Den rhätischen Abgeordneten war sehr leicht, ihren Bundesstaat zu rechtfertigen; doch darauf wurde wenig geachtet; ihnen nur, um höhere Befehle erwarten zu können, neue Zusammenkunft in Imbst bestimmt, einem Dorfe Tirols (J. 1621, Julius). Auch auf dieser vernahmen die Bündner des Tröstlichen wenig, sondern bloß eine weitläufige Reihe künstlich zusammengesuchter Beschwerden des Erzhauses gegen das Bundesland; drei derselben gegen den obern, sieben gegen den Gotteshausbund, eilf gegen den Zehn-

gerichtenbund, vier gegen den rhätischen Gesammtstaat. Da wurden Ansprüche auf allerlei Rechte gemacht, von denen man nie vorher gehört. Tirol behauptete vor Allem aus wirkliche landesobrigkeitliche Gewalt über das untere Engadin und die acht Gerichte zu haben.

Unterdessen zu Imbst die Verhandlungen geflissentlich in die Länge gesponnen wurden, ermüdete die Geduld des Volks, welches die Rückgabe Veltlins erwartete. Es ging zwar Rede, der Herzog von Feria würde die Unterthanenlande aushändigen, behielt' er nur freien Durchzug; doch erschienen von keiner Seite Anstalten. Zugendliche Feuerköpfe schworen, mit vierhundert Mann könne das feste Worms überrumpelt, mit wenigen tausend Mann Veltlin genommen werden. Einige Gemeinden waren sogleich für solchen Zug bereitwillig, andere schlugen Gesandtschaft nach Mailand vor. Gueffier, auch der venedische Botschafter, und weise Freunde in der Eidsgenossenschaft riethen ab, nichts Gewaltthätiges zu beginnen. Doch war's nicht länger zu hindern. Der Bundestag beschloß, auf Gebot der Gemeinden, Zusammenzug aller Fahnen im Herbstmond; Oberengadin sollte der Sammelplatz sein. Das war des Volkes Stimmung, welches sein oberherrliches Recht über Worms und Veltlin länger nicht von trüglichen, vergeblichen Unterhandlun-

gen abhängig sehen mochte. Von Hochgericht zu Hochgericht eilte man zusammen, ohne Warnung erfahrner Männer zu achten, ohne Einigkeit, ohne Vertrauen zu den Obern, ohne Besonnenheit und Zucht. Bei sechstausend Mann schaarten sich im obern Engadin; den meisten fehlten Wehr und Waffen, allen die nöthigen Kriegsvorräthe zu einer so großen Unternehmung. Dennoch mit blinder Hoffnung auf Wohlgelingen traten sie den Zug über das Gebirg an (8 1621, 12. Okt.), durchs Thal Pedeno's gen Worms; drängten die spanischen Vorwachten von Ort zu Ort zurück, und nahmen Worms, die Stadt, wirklich ein. Neben derselben aber erhob sich in gewaltigem Viereck die von den Spaniern aufgerichtete Veste Feria. Hier befehligte Ottaviano Sforza, aus dem Hause Visconti, ein erfahrner Kriegsmann, über acht Fahnen. Mit Feuerkugeln beschoß er Worms, bis er es in eine einzige Flamme verwandelt hatte. Die Bündner, ohne Lebensmittel, ohne schweres Geschütz, ohne Werkzeuge zum Sturm, sogar ohne kriegskundige Anführer, traten nach wenigen Tagen, vom Hunger gequält, den Rückzug in noch größerer Eil und Unordnung an, als sie sich abenteuernd hierher gewagt hatten. Mit Schmach und Spott bedeckt, gelangten sie zu ihren Heimathen.

So besorglich man anfänglich im Tyrol die

kriegerischen Bewegungen der Bündner betrachtet hatte, so höhnisch belächelte man dieselben, als der schimpfliche Ausgang des Feldzuges bekannt ward. Nun flogen Boten von Mailand und Innsbruck her und hin; die Beweggründe waren gefunden, dem kleinen Freistaat mit Waffengewalt das Gesetz zu geben, dem er gehorchen sollte. Aus der Lombardie, aus Deutschland, sammelten sich Abtheilungen österreichischer und spanischer Heere vor den Eingängen Rhätiens. Zu Imbs forderten die erzherzoglichen Vollmächtigen von den bündnischen Abgeordneten, ohne weitere Untersuchung des Rechts oder Unrechts, daß Münsterthal, Unterengadin und die acht Gerichte dem Hause Habsburg abgetreten werden sollten; Oesterreichs Rechtsame seien eben so gegründet, als das Erzhaus mächtig, sie geltend zu machen. Der Zug nach Worms, wiewohl er keinen Streifen österreichischen Bodens berührt, nur der Bündner eignes Recht bezielt hatte, wurde als offene Feindlichkeit angegeben. Die Abgeordneten des Freistaats stellten vor: daß die Gemeinden insgesammt gegen das Haus Oesterreich friedlich und freundlich gesinnt wären; daß aber ein Land mit volksherrlicher Verfassung plötzlichen Aufständen und Unruhen gar sehr ausgesetzt sei, und in solchen Aufruhren der Sturmische mehr, denn die Klugheit des Friedfertigen, vermöge. Daher wäre entstanden, daß ungeduldige

Haufen mit wildem Beginnen nach Worms gelaufen, ungeachtet der Zusage, es solle vor Beschluß der Imbster-Verhandlungen keine Neuerung unternommen werden. Die Vollmächtigen von Oesterreich antworteten: „Ihr seid Leute, bei denen weder Ehre, noch Treue, noch Glauben ist. Bei euch ist nichts als Untreue, Betrug und Verrätherei. Wenn wir in euerm Land wären, und einer der Unsern zehn Köpfe hätte, würde er nicht einen davon tragen. Und ob wir gleich Schärfe wider euch zu brauchen Ursach hätten, wollen wir nicht also barbarisch gegen euch verfahren. Wir sehen, daß die Bundner den Fürsten und uns, und euch dazu betrogen haben. Deswegen wollen wir euch, ihr Herren, abziehen lassen, damit ihr des Fürsten von Oesterreich Gnade rühmen möget!"

Mit diesem Bescheid wurden zu Imbst die Abgeordneten des Freistaats entlassen.

4.

Bündens Unterjochung durch spanische und österreichische Macht.

Im J. 1620 — 1622.

An demselben Tag drangen des Kaisers an den Grenzen versammelte Volker, ohne fernere Ankündung und Kriegserklärung, mordend, sengend, brennend in Bunden ein (J. 1621, 17. Okt). Hier, wie im Schooß des sichersten Friedens, war

niemand solches Ueberfalls von Oesterreich gewärtig. Noch ward es, vermöge Erbvereins, als des Freistaates Schutzfreund geehrt.

Der Freistaat, obwohl seines Schicksals werth durch Gesetzverachtung und Zwietracht des Volks, durch unbürgerlichen Sinn der Hohen und Niedern, und durch Verbrechen rachlustiger Parteien, welche lieber das Vaterland Fremdlingen, als den Eigensinn ihres Ehrgeizes dem Gemeinwohl opferten, war doch weder gegen Oesterreich noch Spanien in Krieges würdiger Schuld. Allein die Vergrößerung Tyrols über den Rhätikon bis zu den Innquellen war im Rath der Fürsten einmal beschlossen. In den Wagschalen ihrer selbstsüchtigen stolzen Staatsklugheit glänzte nur der Name des Völkerrechts, ohne zu wiegen. Worms, Veltlin und Cläven sollten fortan zwischen Mailand und Innsbruck deren eigenthümliche Verbindungs- und Heerstraße bleiben; die evangelischen Kirchen im Hochland sollten vertilgt werden. Das war der Entwurf; und darum konnte des Freistaates Unschuld weder die Gerechtigkeit, noch dessen Schwäche die Großmuth der Könige rühren.

Von Finstermünz herauf aus dem Tyrol drangen einige österreichische Heerbanden bis zur Martinsbrücke und ins Thal Samnaun, im untern Engadin; aus dem Münsterthal andere gegen Zernetz. Der Engadiner tapfere Mannschaft trieb

beide zurück. Aber folgenden Morgens rückten durchs Scarlathal der kaiserliche Oberst Baldiron und Oberstheerpfleger Karl Stredel mit achttausend Mann auf Schuls. Rudolf Planta führte sie. Blutig ward hier noch einmal von den Männern der Engadine gefochten. An der Seite der Gatten und Väter kämpften männlich Mütter und Töchter. Aber der Uebermacht mußte aller Widerstand weichen. Weiber und Kinder, die nicht geflohen waren, wurden erschlagen; ihre Hütten ausgeplündert; ihre Heerden weggetrieben. Vom Montafun stieg Oberst Erhard Brion über Schlapina mit achttausend Soldaten ins Brettigäu nieder; raubend, brennend, mordend. Es ward nicht des Kindes im Mutterleibe geschont. Mit mehr denn siebentausend Spaniern und Welschen erschien gleichzeitig der Herzog von Feria an der Riva in der Clävner-Grafschaft. Hier stand Oberst Baptista von Salis nebst geringer Besatzung von kaum vierhundert Bundnern. Die Landstraße mit gefällten Bäumen verrammelt, stritt dieser gegen die Tausende ruhmwürdig, bis fünfzig der Seinigen Leichen, die übrigen entkräftet waren. Dann zog er zurück. Feria besetzte die Grafschaft, übertrug den Befehl derselben dem Graf Serdelloni, und gab der entseelten Evangelischen Häuser den Kriegsknechten zu Beu-

tägiger Plünderung preis. Die katholischen Einwohner sangen: Herr Gott dich loben wir.

Die Stadt Chur, alle des Gotteshauses und grauen Bundes Gemeinden, sandten erschrocken und demuthsvoll an Baldiron, Frieden oder Waffenstillstand zu erbitten. Der Oberst, ohne in das Begehren einzuschreiten, begehrte von der Stadt Chur und den Zehngerichten die Auslieferung ihrer Waffen, gleichwie schon die Engadine entwaffnet standen. Als die Gesandten der Bunde sich mit Wehmuth an Rudolf Planta, des bedrohten evangelischen Glaubens wegen, um Trost wandten, sprach er: „Darüber entscheidet zu Wyhenn und Pfalz das Kriegesloos!“ Er selber, gleichwie er sein Vaterland verrathen, verließ wenige Tage darnach auch den Glauben der Väter, und kehrte in den Schooß der alten Kirche zurück. Baldiron aber ging über den rauhen Alpenweg des Flüela auf Davos und ins Brettigäu, die zehn Gerichte mit seinem Heerzug ohne Mühe überwältigend. Als er der Herrschaft Mayenfeld so nahe kam, wo noch das Kriegsvolk von Zürich stand, brach dieses eilfertig auf und über den Rhein in die Schweiz zurück (3. 1621, 8. Nov.).

Ungehemmt durchzog der kaiserliche Befehlshaber die Zehngerichte. Alle Männer des Landes mußten ihre Gewehre und Fahnen, bei Todesstrafe, aushändigen; dann, umringt von österreichischen

Schlachthaufen, auf den Knien um Gnade bitten; dem Erzhause Oeſterreich Gehorſam und Treue ſchwören; allen Bündniſſen entſagen und die Urkunden derſelben herausgeben. Inzwiſchen raubten und ſtahlen die Kriegsknechte in den Dörfern nach Wohlgefallen, und mißhandelten, nach dem Beiſpiele des Oberſt und ſeiner Hauptleute, die ehemaligen Vorſteher der Gemeinden. Die Unterjochten duldeten, und ſchwiegen. Nur Eins, das betheuerten ſie unter den Säbeln der Oeſterreicher, war ihnen mehr als Leben und Gut werth: der evangeliſche Glauben. Auch ließ Baldiron ihnen denſelben unangefochten. Nur im Münſterthal ward der Gottesdienſt der Neugläubigen abgeſchafft, und eine Schaar bekehrender Kapuziner eingeführt.

Viele hundert Bündner, aus Furcht für ihr Gewiſſen, noch mehr in Schrecken vor Rudolf Planta's Rache, entflohen mitten im Winter über die Gebirge zu den Eidsgenoſſen. Unter ihnen viele der ehemaligen Strafrichter von Thuſis: auch Georg Jenatſch und Blaſius Alexander. Den letzten aber fingen die Bauern von Ruvis und Panix auf, da er aus dem grauen Bund ins Land Glarus entrinnen wollte. Sie überantworteten ihn nach Malenfeld in Baldiron's Gewalt. Da trat Rudolf Planta vor den Gefangenen, und ſchalt ihn Mörder ſeines Bruders Pompejus,

und forderte sein Blut. Blasius antwortete mit unerschrockenem Gemüth, und nannte Rudolfen laut: Verräther am Vaterlande. In Ketten und Banden nach Innsbruck geschleppt, empfing Blasius daselbst, nachdem ihm die rechte Hand abgehauen war, durch des Scharfrichters Schwerd den Tod.

Unter diesen Drangsalen sandten die Bündner ihre Boten zu des Erzherzogs Oberamtleuten, auch an den Herzog von Feria und in die Eidsgenossenschaft, Schonung und Frieden zu gewinnen. Höhnend antwortete Tyrol, gebieterisch der spanische Herzog, und bei den Schweizern freuten sich die einen über Rhätiens Unglück, während die andern es fruchtlos beklagten. Da die Eidsgenossen auf ihrer allgemeinen Tagleistung über des Bündnerlandes Schicksal berathschlagten, erhob sich der Bote von Zürich, und sprach: „Dieses Landes Loos ist unser Aller Spiegel. Umsonst der enge, fast undurchdringliche Zugang; umsonst die gen Himmel gethürmte ewige Felswand; umsonst der Bewohner Heldenmuth; umsonst die heiligen Verträge mit den mächtigen Nachbaren! Von innerer Zwietracht erschüttert, zerfallen die stärksten Staaten. Bisher schützte auch uns der Glaube der Könige, ein freies Volk sei nicht ohne große Gefahr zu unterjochen, ein Volk, welches für keinen Oberherrn, sondern für sich selbst und seinen Herd

heitsliebe und des Gefühls für das Recht. Ich meine die Aufstellung der öffentlichen Richter der Staatsverwaltung nach dem Tode eines Duca; nämlich der fünf Corregidori. Sie ward zuerst nach dem Absterben des großen Duca Heinrich Dandolo (im J. 1204), des Eroberers von Konstantinopel und eines der ausgezeichneten Fürsten des Freistaats, eingeführt. Ihr Zweck war, die unter einem verstorbenen Duca eingeschlichenen Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung und die allfälligen Mängel der Gesetzgebung zu bezeichnen und zu rügen. Diese Rüge war immer in der Zwischenzeit vom Tode des alten bis zur Erwählung des neuen Oberhauptes um so zweckmäßiger, weil durch sie dann weder der Machthaber gekränkt, noch die Veranstaltung des Bessern gehindert werden konnte. Die Corregidoren gingen aber bald von der Beurtheilung der Verwaltung auf die Beurtheilung des Fürsten selbst über. So bildete sich über die venedischen Duca's ein Todtengericht, wie es die alte Welt über die ägyptischen Könige gekannt hatte: und immer konnte die Wahrheit, vom Sarge des Entseelten herab gesprochen, dem Nachfolger lehrenvoll werden.

Vielem war durch diese geschilderten Einrichtungen im venedischen Freistaate vorgesehen, nur noch den Uebeln nicht, an welchen von jeher

kämpft. Aber der goldene Wahn iſt zerſtreut, wenn wir nicht aufſpringen, und unſere Bundesgenoſſen in Rhätien retten. Die Könige werden, erkennen ſie unſere Feigheit, dann auch die Eidsgenoſſen mitten in ihren Gebirgen zu unterdrücken keine Furcht mehr haben. Saget nicht, was haben wir mit den Bündnern zu ſchaffen? Ihr Land iſt einer von der Eidsgenoſſenſchaft großen Vormäuern, über welche die Feinde nur zwiſchen den Leichen der Bündner zu uns gelangen. Oeſterreich-Spaniens furchtbare Macht umklammert uns ſchon vom Rhein und Bodenſee bis zur Lombardie und der Grafſchaft Burgund. Ihr ſaget: Oeſterreich habe gegründete Rechtſame über die Zehngerichte. Sei es; aber der Streit darum iſt nicht vermittelſt des Schwerdes, ſondern des Erbvereins auszutragen. Iſt unſer Schutzbündniß mit den Rhätiern kein lügenhaftes Papier, ſo beweiſet es! Zu welcher Zeit wollen wir unſern nothleidenden Bundesgenoſſen helfen, wenn wir es nicht heute thun? Wenn wir es aber nicht thun, mit welchem Recht dürfen wir einſt in ähnlicher Gefahr Hilfe von unſern eigenen Verbündeten erwarten? Haben wir nicht durch unſer Beiſpiel gelehrt, wie man Treu und Glauben, beſiegelte und beſchworene Verträge hintanſetzen könne? Wohlan, opfert endlich einmal eigenen Nutzen, Hauszwiſt und perſönlichen Unwillen der Ehre und Hut gemeinſamen

Vaterlandes auf. Ohne Eintracht gehen wir unter, sammt den Rhätiern."

So sprach Zürich, so Bern, so mancher andere Ort. Alle Eidsgenossen wurden bewegt. Sie sandten zum Erzherzog Leopold von Oesterreich, zum Herzog von Feria, Waffenruhe, Zurückgabe der in Besitz genommenen Lande, Wiederherstellung freien Handels und Wandels zu erbitten. Es war vergebens.

Gomez-Alvarez Herzog von Feria schrieb zu Mailand, das Siegesschwerd in der Faust, den Bündnern das Gesetz: Sie sollten sich ihrer Rechtsame über Worms und Veltlin, gegen jährlich funftausend Goldgulden von diesen, desgleichen aller Bündnisse mit den Unterengadinern, Münstertholern und Zehngerichten gänzlich und auf ewig entschlagen; in Cläven den evangelischen Gottesdienst nicht zurückführen, den romischkatholischen Glauben in allen Orten Bundens freigeübt lassen, und durch unparteiisches Gericht den Planten und deren Freunden, allen an Ehren und Gütern erlittenen Schaden ersetzen (J. 1622, 15. Jan.). Dieser Machtspruch, mit dem gleißnerischen Namen eines Vertrages ausgeschmuckt, wurde den erschreckten Gemeinden des Freistaats vorgelesen, und vier Wochen nach seiner Abfassung mit Unwillen und Wehklagen von denselben angenommen.

5.

Des Brettigäu's Aufstand.

Im J. 1622.

Aloys Baldiron besetzte nun auch die Stadt Chur, wohin er oft kam, sich gütlich zu thun. Er liebte den Trunk und üppigen Tisch. Rudolf Planta befehligte, als Lehenträger Oesterreichs, über beide Engadine, und nahm von seinen Mitbürgern im untern Engadin reichliches Geld, daß er sie nur im evangelischen Glauben nicht störe. Der churische Bischof Johannes verließ sein Schloß Fürstenberg, und begab sich nach Chur, die alten verlorenen Rechte seiner Kirche unter dem Schrecken fremder Waffen zu erneuen. Ins Kloster von Churwalden kehrte der Abt, umringt von seinen Mönchen, zurück. Bei allem Elend des Landes jauchzte die altgläubige Priesterschaft Sieg. Wo deutsches, welsches oder spanisches Kriegsvolk lag, wurden die Gegenbekenner umhergestoßen; zu Cläven selbst längstbegrabene Leichname ausgescharrt und beschimpft; in den Zehngerichten die Prediger verfolgt, daß bald fünfundsiebenzig Kirchen ohne Lehrer des göttlichen Wortes waren. Baldiron schaltete aller Orten mit grober, trotziger Willkühr; die Leute nannten ihn nur den neuen Holofernes. Wie er, that der Soldner und Landsknecht. Der Bauer hatte kein

Scheres Leben und Gut; er ward oft dem Thier gleich gehalten. Ein kaiſerlicher Fähnrich ſprang voll Muthwillens zu Dalvatz im Brettigäu einem ehrbaren Landmann auf den Rücken, und ritt auf demſelben, während ein Knecht von hinten trieb, den jähen Weg zur fruchtbaren Höhe von Luzein hinauf, ſagend: So muß man die ſtolzen Brettigäuer zähmen! Ein Heer von Kapuzinern geſellte ſich zu den Kriegsknechten, predigte dem Volke Buße und Bekehrung zum alleinſeligmachenden Glauben, und bemächtigte ſich vieler Kirchen des Landes in den Zehngerichten. Aber die Leute hörten ihnen nicht zu, ſondern ſprachen: Wir können Leib und Gut müſſen, aber unſern Glauben nicht.

Wie Oberſt Baldiron Alles im Gerichtenbund zu ſeinen Füßen ſah, kam er, von Kriegsknechten umringt, und machte dem Brettigäuer-Volke kund: die evangeliſchen Prediger zu verſtoßen, und die Kapuziner anzunehmen. (Z. 1622, d. 21. April.) Fruher ſchon war den Pfarrern alle Amtsverrichtung unterſagt worden, auſſer Kinder zu taufen und Ehen einzuſegnen. Da geriethen die Menſchen in ſumme Verzweiflung. Einer forſchte in des andern Augen, weß man entſchloſſen ſei? Alle ſprachen unter ſich: Vaterland, Recht und Freiheit verloren, müſſen wir Hungers ſterben, ſoll auch die Seele verderben?

Es hatte ſich aber begeben, daß Thüring Enderli von Mayenfeld, ein beherzter und ehrenhafter Mann, einen öſterreichiſchen Soldaten über Diebſtahl betroffen und erſchlagen hatte. Darum, ſeiner Heimath verluſtig, war er ins Schweizerland geflohen zu den Auswanderern, und hatte dieſe ermahnt, mit ihm zu gehen, den verzweifelnden Brettigäuern zum Beiſtand. In Werdenberg, Sargans und Hohenſax ward er bei funfzig Mann, zu Allem entſchloſſen. Auch aus den Gerichten Cloſters und Davos ſtanden viele den Brettigäuern heimlich zu. In allen war einerlei Gelübde der Rache. Nächtlicher Weile ward geredet, und die Rettung des Glaubens und vaterländiſcher Freiheit beſchworen. Sie ſuchten die wenigen verſteckten Waffen hervor. Andere begaben ſich in die großen Wälder; die wurden ihr Zeughaus. Sie nahmen daſelbſt zehn Schuh lange Sparren und Keulen, und ſchlugen in deren Enden Nägel und anderes Eiſen. Die Nacht vor dem vierundzwanzigſten des Aprils ward erkoren, alle Oeſterreicher auszurotten. Es war die Nacht vor dem Palmſonntag. Längere Bedenkzeit hatte der Feldherr des Kaiſers den Leuten im Brettigäu nicht gewährt, ſich wegen Annahme der Kapuziner zu erklären. Mit zweideutiger Höflichkeit war ihm auch von den Abgeordneten des Schierſcher Gerichts geantwortet worden: „Wir ſtehen dafür, unſere

meißen Leute kommen dieſen Sonntag zur Kirche!“ Neben der Kirche aber ſtand das öſterreichiſche Feldlager. Auf dieſes deutete ihr ergrimmtes Herz.

Der Palmſonntag grauete kaum, da wards im ganzen Brettigäu laut. Haufen bei Haufen ſtrichen im Finſtern längs den Hügeln in den Thälern. (3. 1622, 24. April.) Ihre Meſſer waren Dolche, ihre Sicheln Speere geworden. Luzern, Saaß und Conters erhoben ſich zuerſt, auch Kublis und St. Antonis. Mit Tagesanbruch Geſchrei und Gefecht aller Enden. Den Verzweifelnden gehörte der Sieg. Am längſten fochten die Oeſterreicher auf dem Kirchhofe zu Schierſch; aber hinter ihnen brachen vom aufgeflogenen Pulvervorrath die Gewölbe des Tempels zuſammen. Die Wellen der Lanquart ſchleppten viel Leichen zum Rhein. Frauen und Jungfrauen ſtritten mannhaft für die Freiheit der Hütten. Salome Schierſch erſchlug der Feinde ſieben an der Kirche von Schierſch. Vor allem groß war der Grimm des Volks gegen die bekehrungsluſtigen Kapuziner. Sie entflohen überall. Nur Pater Fidelis, der den Landleuten durch Eifer und Strenge in Predigt und Wandel am läßigſten geweſen, büßte mit dem Leben. Als er, umnacht von funfundzwanzig Kriegsknechten, am Tage des Zorns gen Seewis gekommen, und, Buße zu predigen, auf die Kan-

zel geſtiegen war, erſchienen plötzlich die Brettigäuer von den innern Gemeinden. Er mahnte die Soldaten zum Streit, ward mit ihnen in die Flucht getrieben und von einem Jüngling erſchlagen. Seinem Schädel iſt lange, als einem Blutzeugen der Wahrheit zu Feldkirch heilige Verehrung bewieſen worden.

Es ſind über vierhundert öſterreichiſche Soldaten an dieſem Tage getödtet, viele gefangen worden. Die übrigen entflohen voller Grauſen aus dem Brettigäu hinab gen Malans und Maienfeld. Ihnen nach die Sieger mit den blutigen Morgenſternen, oder den erbeuteten Feuerröhren und Schwerdern der Erſchlagenen, bis zum Luzienſteig. Den beſetzten ſie. Die Oeſterreichiſchen waren von demſelben auf Guttenberg entwichen. Wie einſt die Bauern dem Baldiron Schanzen bauen mußten, ſo mußten nun deſſen gefangene Soldaten am Luzienſteig den Bauern ſchanzen. Ein Theil von den feindlichen Beſatzungen Bretti aus hatte ſich, früh gewarnt, in das feſte Schloß Caſtels geworfen. Die Männer von Kloſters, deren Führer der tapfere Johannes Jench war, und die Leute von Caſtels brannten die Burg. Am dritten Tage ergab ſie ſich. Die Belagerten, entwaffnet, gingen unter ſicherm Geleit aus Bunden nach Feldkirch, nachdem Hauptleute und Soldaten Schwur und Schrift gegeben,

nie wider gemeine drei Bünde die Waffen zu tragen, und sich bei Oesterreich um Wiederherstellung der alten Verhältnisse mit Bünden zu verwenden. Aber sie brachen ihren Schwur unehrlich. Denn als sie in Feldkirch angekommen waren, begrüßte sie der kaiserliche Feldherr Werner Reitnauer daselbst mit harten Worten, und sprach: „der Eid, welchen ihr Ketzern gethan, ist nichtig!"

Nun, noch so beglücktem Beginnen, mahnten die freien Männer im Brettigäu die Davoser, Schalfiker und Churwalder um Beistand. Kraft ihres ewigen Bundes, dieweil es nicht eine besondere Sache, sondern der Seelen Heil und die alte Freiheit gesammten Volkes angehe; entboten dem Freiherrn Rudolf von Salis, einem klugen und muthigen Herrn, welcher als Auswanderer in Zürich lebte, Volks zu werben und zu ihnen zu stoßen: und schrieben den dreizehn Orten der Eidsgenossenschaft, daß Brettigäu nicht des Hauses Oesterreich Rechtsame in den acht Gerichten anzutasten begehre, sondern sich nur in wohlerworbener Freiheit schirmen, und des fremden Kriegsvolks entladen wolle. Da sandte Davos alsbald Hülfe, und an der Spitze der Mannschaft Johann Peter Gulern, welcher seinem edeln Vater die Freiheits- und Vaterlandsliebe abgeerbt hatte; und von Zürich kam Freiherr Rudolf von Salis, und Ulysses, sein heldenmüthiger

Bruder, mit vielen geflüchteten Bündnern. Er ward alsbald zum Oberfeldherr und Haupt des gewalthabenden Kriegsrathes ernannt.

Wie Baldiron, welcher zu Chur wohnte, von diesem Allem hörte, gerieth er in bange Furcht, that freundlicher zu den Bürgern, denen er sonst rauh begegnete: schickte heimlich Eilboten über die Berge nach Deutsch- und Welschland um Hilfe, befestigte sich in der Stadt und legte Besatzung von zweihundert Mann in das Schloß Lichtenstein, am linken Rheinufer neben Haldenstein, an der Felswand des Calanda, der Stadt Chur gegenüber. Dies that er, damit den Aufständischen der Weg zum grauen Bund gesperrt werde. Diese aber, mit ihnen Thüring Enderli, und viele vom Engadin und Munsterthal, bestürmten inzwischen die Stadt Mayenfeld, wo die kaiserliche Besatzung muthig widerstand. Die Vorstadt ging in Flammen auf. Zu Nagaz erschienen die Gesandten der Eidsgenossen. Waffenstille und Frieden zu vermitteln. Brettigäu foderte nur Aufrechthaltung seiner alten Gerechtigkeiten, ohne Verletzung derer des Erzhauses. Allein Feldherr Reitnauer in Feldkirch hörte die Gesandten kaum an, und zog mit seinem Volk auf Balzers gegen Luzienstieg; besetzte den Berg Eller ob Flisch, und lagerte schon in den Weingärten dieses Dorfs. Peter

Guler und Thüring Enderli vernahmen es. Sie eilten den Oesterreichern entgegen mit fünfundachtzig Mann; überfielen Reitnauers Schlachtordnung mit furchtbarem Geschrei; zerschlugen dieselbe mit ihren Morgensternen, und trieben den Feind in wilde Flucht (5. Mai). Bei dreihundert Gemeine und Hauptleute desselben verloren in diesem Gefecht das Leben. Reitnauer selbst ward nur durch sein gutes Roß gerettet, mit dem er durch den Rhein schwamm, als Guler ihn ergreifen wollte.

Nach dieser Waffenthat, da sich das Heer der Aufständischen von allen Seiten mehrte (auch aus der Schweiz kam ihnen Geld und Volks zu), zog ein anderer Haufe, mit Appenzellern, von Untervaz über den Berg ob Oldis zum Schloß Lichtenstein, den Weg zum grauen Bund zu brechen. Haldenstein, das Schloß, ward erstürmt (8. Mai). Lichtenstein ergab sich um freien Abzug der erschrockenen Besatzung. Die Oberbündner aber erklärten, sie wollten nur unparteisam ihre Grenzen verwahren, und gingen mit offenen Fahnen auf Reichenau und Felsberg. Solches verdroß die Tapfern, die zu Lichtenstein lagen. Ihrer wenige jagten den Grauen eine solche Furcht ein, daß dieselben in Verwirrung aus Felsberg und Reichenau entwichen. Darauf besetzten die Grettisäuer den wichtigen Paß am Zusammenfluß der

jedes Wahlreich nach dem Tode eines Fürsten erkrankte. Denn dann erwachten unter den Umtrieben der Faktionen von neuem und unvermeidlich Eifersucht, Ehrgeiz und alter Haß nebenbuhlerischer Familien, welche die höchsten Ehren ansprachen. Und der in solchen Tagen entflammte Groll glimmte, verderbenvoll für das Gemeinwohl, viele Jahre lang nach. Als einst (im J. 1268) durch anhaltende, wenn schon glückliche Kriege der Staatsschatz erschöpft und das Volk in der Stadt, durch Auflagen auf Mehl, zu Unruhen gereizt war; als sich in die ausgebrochenen Verwirrungen die alte Feindschaft der Tiepolo's und Dandolo's mischte, deren jene die Fürsprecher der ältesten Stadtgeschlechter, diese die Vertheidiger derjenigen waren, welche durch Reichthümer oder jüngere Auszeichnungen ein ehemals nicht genossenes Ansehen behaupteten; als in diesen Zerwürfnissen der Duca Rainer Zeno starb: ward es dringender, denn je, ein Mittel zu suchen, die Umtriebe der Parteien bei neuen Wahlen unmöglich zu machen, und dadurch den Anlaß zu fortdauernden Erbitterungen hinwegzuräumen. Man liebte die Freiheit noch zu sehr, um durch Erblicherklärung des Throns allen Streit der Bewerber auf immer zu enden; man ehrte von der andern Seite den gesunden Menschenverstand zu sehr, um das blinde Loos ent-

beiden Rheine, viele Taminſer und andere evangeliſche Glaubensgenoſſen des obern Bundes geſellten ſich zu ihnen.

Zu Baldirons Troſt kam in dieſer Zeit Camillo del Monte mit ſpaniſchen Hilfsvölkern auf Chur. Nun ward täglich gefochten von Reichenau hinab bis zum Luzienſteig. Der Name der Brettigäuer machte den deutſchen Landsknechten Furcht. Was verzweifelnde Liebe des Glaubens und Vaterlandes vermag, das hat in dieſen Tagen ein geringer Haufen zehngerichtiſcher Helden gegen überlegene Kriegsmacht Oeſterreichs bewieſen. Wie Maienfeld ward bald auch Chur, und Baldiron darin, belagert. Zween Monden lang dauerte der Streit unter den Mauern und Thürmen beider Städte. Dann übergab ſich zuerſt Maienfeld. Die Beſatzung, kaum noch tauſend Mann ſtark (2. Jun.), verließ das Land mit dem Schwur, nie wieder Rhätien zu dienen. Bald wankte auch Baldiron zu Chur. Sein Volk war zum Theil aufgerieben, zum Theil muthlos. Kaum mocht' er vor Kummer noch eſſen. Endlich ward auch ihm freier Abzug über Tiefenkaſten gen Cläven geſtattet. Mit nur noch ohngefähr zweitauſend Mann zu Fuß und Roß ging er aus der Stadt (16. Jun.); vor ihm ſtanden die Brettigäuer und übrigen Belagerer, mit blutigen Morgenſternen in Schlachtordnung. Ihrer waren nicht vierzehnhundert. Unter den

anrückenden Geschwadern wurden auch zwei Bündner erblickt, welche, der Sache des Vaterlandes treulos, dem Baldiron gedient hatten: Rudolf Capell von Bevers und Conrad Planta, des Herrn von Rhäzüns Bruder. Beide wurden vor dem obern Thor ergriffen, von den Pferden geworfen und gerichtet. Capell ward nach einigen Tagen erschossen. Planta jedoch, ins Schloß Mayenfeld geführt, entschlüpfte.

Besatzung blieb in der Hauptstadt des Landes. Peter Guler befehligte am Luzienstieg. Rudolf von Salis rückte hinauf in den grauen Bund bis Ilanz. Keines fremden Feindes Fuß stand mehr auf dem Boden des Freistaats. Aber viele Dörfer lagen in Thälern und auf Bergen eingeäschert oder ausgeraubt durch der Spanischen oder Deutschen Wildheit.

Eine große That war, zur Rettung des Freistaats von rechtsloser Gewalt fremder Fürsten, durch den Muth eines einzigen Thals begonnen, aber nicht vollendet. Rudolf von Salis Waffenzug ins oberländische Gebirg und die Vertreibung der letzten Soldnerschaaren des Auslandes entschied auch über die hartnäckigsten Anhänger von Oesterreich-Spanien im grauen Bund. Disentis und Lugnetz baten hier um Gnade; entsagten dem Mailänder Vertrag; gelobten dem Bundesverein von Rhätien ewige Treue; stellten dafür sechs

achtbare Geiseln als Tröster, und neuntausend Gulden an Kriegskosten. Das Geld ward unter die vaterländischen Krieger vertheilt, über den gewöhnlichen Sold hinaus.

Nun traten eilig wieder Häupter und Rathsboten gemeiner drei Bünde in Chur zusammen (8. 1622, 27. Jun.). Da ward zuerst Versöhnung ausgerufen, und Verzeihung für Alle, die wegen Staatsvergehen landesverwiesen sein mochten, oder nicht, und welcher Partei sie auch angehört haben konnten; der Bundesbrief wieder feierlich angenommen; der spanische und österreichische Vertrag abgeschworen; jedem Bund anbefohlen, zur Beschirmung des Staats zwölfhundert Mann aufzustellen; Rudolf von Salis über Alle zum Feldherrn ernannt; dem Erzherzog Leopold zugeschrieben, daß Baldirons grausame Willkühr die Verzweiflung des Landes geweckt habe; daß man die Erbeinigung halten, die Rechte Oesterreichs in Bünden ehren werde; doch bitte man auch um Rückgabe des Münsterthals und untern Engadins. Dem Herzog von Feria ward Frieden und nachbarliche Freundschaft angetragen, aber auch ihm die Zurückstellung dessen an Rhätien, was er erobert, abgefordert.

So geschah in der Versammlung der Väter zu Chur. Nur Oberengadin, Prezäll und Puschlav, als jenseits der Gebirge gelegen, baten, des Eides entlassen zu werden, damit sie, den Ueberfällen des

Feindes am erſten ausgeſetzt, demſelben nicht dazu Anlaß oder Vorwand gäben. Auch der Biſchof Johannes von Chur weigerte ſich, zum Bundesbrief zu ſchwören, wie ſeine Vorgänger gethan; er muſe zuvor des Papſtes zu Rom Willen vernehmen. Er bewies, ein Biſchof gehöre nur der Kirche, keinem Vaterlande an.

Die Eidsgenoſſen, auf dem Tag zu Baden verſammelt, vernahmen der Bündner Heldenwerk und Verſöhnung und deren Flehen um Beihülfe und Rettung. Gueffier, Frankreichs Geſandter, ſprach warm für Rhätien. Es ward nichts gethan; vielmehr boshaft ausgeſprengt, die Verſöhnung gemeiner drei Bünde ziele auf gänzliche Vertilgung des alten Glaubens. Das gab den katholiſchen Orten Gelegenheit, ſich thätiger Theilnahme zu entziehn. Die Bündner blieben von den Schweizern verlaſſen.

Doch ſie ſelber ſchritten thätig zur Vollendung ihres Unterfangens fort. Noch ſeufzten Münſterthal und das untere Engadin in Oeſterreichs Joch. Dahin hatten ſich Baldiron und Stredel, nach ihrer Vertreibung, geworfen. Die Zeit ſchien hold. Es hatte der Erzherzog von Oeſterreich in Deutſchland ſchweren Kampf mit dem Herzog von Braunſchweig und dem Kriegshelden Ernſt, Graf von Mansfeld; Kaiſer Ferdinand ſchwierige Verhältniſſe mit Böheim und Ungern. Darum rückten

die Fahnen des Gotteshaus- und Oberbundes über den Berg Albula; die Tapfern von Davos und Caßels durchs enge weidenreiche Thal hinauf über das wilde Fluelagebirg ins Niederengadin. Als Baldiron ſie erblickte, floh er vor ihrer Stärke, mit der Schmach eines Mordbrenners, über den Fuldera ins Münſterthal (S. 1622, 9. Jul.). Hinter ihm ſtiegen die Flammen von Vetan, Garda und Fernech zum Himmel; ſeine Todten zeigten den Weg, den er genommen. So groß war der Schrecken ſeiner Schaaren, daß ſie ſelbſt entſchloſſen waren, Münſterthal zu verlaſſen. Aber die Bündner verloren einen gunſtreichen Augenblick.

In derſelben Zeit war Rudolf von Salis, der Feldherr, mit zehn Heerbanden durch die grauſenhafte Mündung des St. Antoniathals, über deſſen fruchtbare Alpen und den ſchroffen Rätikon hinab ins öſterreichiſche Gebiet von Montafun geſtiegen; eben dahin, durch die Wälder des Skapinathales die Mannſchaft von Kloſters; und die von Schierſch über die felſige Furke. Die Gemeinden des Montafun, überraſcht und verzagt, ſahen ſich der Rache der Bündner preisgegeben. Sie gelobten, nie wider Rhätien Waffen zu tragen; wenn ein Kriegsheer durch ihr Thalland gegen Bünden ziehe, Warnung zu geben; und erlegten viertauſend Goldgulden Brandſchatzung. So kehrte der Feldherr zurück. Aber viele ſeiner Leute, kriegeriſcher

Mannszucht ungewohnt, hatten ſchon früher den Rückweg in die Heimath genommen, ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

6.

Der Freiſtaat von neuem durch Oeſterreich überwältigt. Vertrag von Lindau. Mord zu Puſchlav.

Im J. 1622–1623.

Das hatte dem Baldiron Frid gegeben, ſeine Macht zu verſtärken, und mit Uebergewalt von neuem das untere Engadin anzufallen. Zu Chianflor ſchlug er die wenigen Hundert (S. 1622, 14. Jul.), welche gegen Tyrol wachen ſollten, und rückte von da fechtend, ſiegend, raubend, brennend ins Engadin aufwärts. Zu ſpät kam Rudolf von Salis mit ſieben Fähnlein gen Süs im Engadin.

Des Tſchercleas von Trili Siege in Deutſchland, ſeine Eroberung der Pfalz, und die Flucht Mansfelds gaben dem Erzh. Erzog von Oeſterreich Freiheit, gegen Rhätien größere Streitkräfte aufzubieten. Während Rudolf von Salis und Johann Feuch, der Tapfere, Unterengadin und Brettigau mannhaft vertheidigten, rückte ein öſterreichiſches Heer, welches Graf Alwig von Sulz führte, durch Montafun über den Berg und das Thal Samnaun, herbei, dem Baldiron zur Stütze.

Die Oeſterreicher zählten in ihrem Heer zehntauſend Mann, die Bündner kaum über zweitauſend. Dieſen fehlte es dazu noch an Kriegszucht und guten Anführern. Mehrere der Letztern waren auf Werbung aus, oder lagen erkrankt. Die feindliche Macht drängte allen Widerſtand zurück; ging verheerend, in allen Dörfern mordend, über Canova und Süß dem obern Engadin zu. Baldiron wüthete unmenſchlich. Vierzig kriegsgefangene Engadiner ließ er auf dem Feld bei Süß hinrichten. Auch Kinder, auch ſchwangere Frauen wurden erſchlagen; Hütten um Hütten muthwillig angezündet; die Heerden der Alpen entführt.

Engadin verloren, ſann Rudolf von Salis, Davos zu retten. Seine Mannſchaften hatten ſich ohne Zucht zerſtreut. Mit tauſend tapfern Streitern war er nicht vermögend, den feindlichen Schaaren zu wehren, die am ſchwarzen Horn vorüber, hoch über den rauhen Scalettaberg in zahlreichen Schwärmen erſchienen. Es ward in den Alpen geſchlagen, im Dischmaa und ob dem See im hohen Wald bei St. Wolfgang. Mit ſiegender Uebermacht wälzten ſich die feindlichen Säulen gegen Davos; Rauch und Flammen von Dörfern und Alphütten vor und hinter ihnen. Die Wohnungen von Davos wurden geplündert; des Zehngerichtenbundes Urkundenkammern durchwühlt und zerſtört; aus der Fahne, welche Papſt Julius II

vorzeiten den Bündnern zum ewigen Gedächtniß ihrer Tapferkeit verehrt hatte, rissen die Kriegsknechte Hosenbänder.

Der Feldherr Rudolf von Salis, Johann Zeuch, der Tapfere, Georg Zenatsch, der Meerschreckene, und alle ihre getreuen Mitstreiter hatten sich über die Berge ins Brettigäu gezogen, da neue Hilfe zu finden. Denn ihre Zahl ward stündlich geringer, weil die bei ihnen stehenden geworbenen Schweizer davon gingen, nun die Noth am höchsten stieg. Unweit dem Dörflein Saas standen die Bündner, auf dem Platze Raschnals. Fünfhundert starke Mannen des Brettigäu's stießen zu ihnen. Rudolf von Salis rieth zurückzugehen bis gen Grüsch, und dort bei den Trümmern der Burg Solavers fest zu halten, bis ihnen Hilfe käme. Aber die Brettigäuer riefen: „Lasset uns hier fechten und sterben!“ Da ward die Schlachtordnung gemacht; links und rechts Verhau; und weniges Volk mit den Fähnlein in den Wald bei Raschnals gelegt.

Graf Alwig und Baldiron kamen mit dem größten Theil ihrer Macht (8. 1622, 5. Sept.). Um Mittag hob der Streit an. Es war ein schwerer blutiger Kampf. Alwigs Dragoner flohen; bald wichen auch seine Schaaren zu Fuß. Rudolf von Salis ordnete das Treffen allenthalben wohl. Das Schwerd seines Bruders

Ulysses troff vom Blut der Landsknechte. Die Brettigäuer sprangen von Fels zu Fels, schnell wie die Gemsen; ihre Morgensterne leuchteten vielen in die Unterwelt. Es litt Baldiron Mangel an Pulver. Schon war er im Begriff die Gefangenen alle hinzurichten, da er sein Volk nicht mit Worten noch mit Streichen von der Flucht abhalten konnte. Aber Graf Alwig stellte das Gleichgewicht des Treffens wieder her, nachdem er seine Soldaten zur alten deutschen Tugend und Tapferkeit mit scharfen Worten ermuthigt hatte. Er ließ die Brettigäuer auf der Höhe umgehen; rings um sie aus allen Büschen feuern. Nach mannhafter Gegenwehr zogen sich diese zurück in die anstoßende Wiese Aquasana ob Raschnals. Aber sie standen in der Mitte des Feldes, daß dem Feind leicht ward, der Wiese jähes Bord zu ersteigen. Er rückte von allen Seiten an. Da sanken viele Helden im Kugelregen. Als nun der kleine Hause wankte, viele wichen, erhoben sich dreißig Brettigäuer, alle eines Sinnes, des Vaterlandes Freiheit und Ehre nicht zu überleben. Die Keulen geschwungen, stürzten sie, mit gesenkten Häuptern, blindlings in die Menge des Feindes, sprengten dessen Reihen, stritten, sanken Mann um Mann, und starben, umringt von Leichen. Glücklicher, als sie, stürmten gleich ihnen, fünfundzwanzig andere Bündner, Ste-

yhan Thöß, der ſtarke Kriegsmann, Johann von Salis, Melchior Marti, Johannes Enderli, zum Tod entſchloſſen, in die feindliche Reiterei, entriſſen ihr drei ſchon verlorne Bündner Banner, und trieben die Reiſigen in Furcht und Schrecken auseinander.

Mit denen, die ihm aus dem Bluttag auf Scharnals geblieben waren, zog Feldherr Rudolf von Salis in den Boden von Malans und Mayenfeld hinab. Zu ſpät für Brettigäu's Schutz kamen durchs Schalkt die Fahnen von Chur und aus dem grauen Bund. Als ſie vom Berg herab ins Brettigäu ſahen, Oeſterreicher überall, und Dorf an Dorf in hellen Flammen, kehrten ſie muthlos um. Graf Alwig aber ging durch die Cluß beim Schloſſe Fracſtein verwüſtend über Malans, es ward Aſche, auf Mayenfeld. Die Leute in den acht Gerichten wurden aller Orten, als empörte Unterthanen Oeſterreichs, gnadenlos mißhandelt; fort und fort Häuſer ausgeraubt oder angezündet; Frauen geſchändet oder ermürgt; abgelebte Greiſe niedergehauen; Gefangene in den Kerkern vergiftet. Rachſuchtig kamen Montafuner, und ſtahlen Heerden weg, oder kauften um Spottgeld den Raub der Soldaten. Als dieſen nichts mehr zu plündern blieb, hoben ſie die Glocken aus den Thürmen. Die beiden Engadine ſah man faſt menſchenleer; die ſchönen Dörfer

scheiden zu laſſen, wer der Würdigere ſei. Alſo erfand man eine Wahlart, durch welche wenigſtens diejenigen, die den Duca zu erwählen hatten, nie voraus erkannt werden konnten.*)

*) Dreißig Glieder des großen Raths, durchs Loos beſtimmt, verminderten ſich durch eine zweite Ziehung auf 9; die 4 erſten derſelben ernannten jeder 5, die 5 letztern jeder 4 proviſoriſche Wahlherren, die jedoch wieder von den neunen durch Mehrheit von 7 Stimmen beſtätigt werden mußten. Die 40 proviſoriſchen Wahlherren verminderten ſich unter einander durchs Loos auf 12, deren der erſte einen Wähler, deren jeder der übrigen 2 Wähler ernennen mußte, zuſammen 25, die durch Ballotirung jeder durch 9 Stimmen von den zwölfen zu beſtätigen waren. Die beſtätigten 25 wurden durchs Loos wieder auf 9 zurückgebracht. Jeder dieſer 9 ſchlug 5 Perſonen vor, die, zuſammen alſo 45, wieder beſtätigt werden mußten, wenigſtens jeder durch 7 Stimmen. Die 45 ſetzten ſich durchs Loos auf 11 zurück, von denen die 8 erſten jeder 4, die 3 letzten jeder 3 Perſonen vorſchlug, die dann abermals mit 9 Stimmen von 11 zu beſtätigen waren. Die ſo gewählten 41 Wahlherren, welche noch vom großen Rath durchs geheime Stimmenmehr zu beſtätigen waren, wurden ſogleich nach ihrer Ernennung in einen Saal eingeſchloſſen, und durften das Conclave nicht verlaſſen, bis ſie den Duca, nach Vorſchrift, gewählt hatten.

eingeäschert. Die Hälfte vormaliger Bevölkerung war verschwunden.

Die Eidsgenossen, voll Erbarmens, hatten sich inzwischen an den Erzherzog gewendet, um zu vermitteln. Zu Lindau ward ein Tag gehalten, mit dessen Eröffnung Waffenstillstand begann (4. Sept.). Es kamen vier Gesandte Oesterreichs, vierundzwanzig eidsgenössische, drei aus den Bünden selbst zusammen. Nach langen Verhandlungen beharrte Oesterreich unerbittlich bei dem Grundsatz: Die Zehngerichte sind des Erzhauses Erbunterthanen, daher nicht zu den beiden andern gehörend. — Wehmüthig, doch vergebens, wandten sich die Abgeordneten von Rhätien zu den anwesenden Eidsgenossen. Die katholischen erwiederten: „Wir haben euch oft gewarnt vor aufrührerischen Rathschlüssen. Als wir, nicht aus feindschaftlicher Gesinnung, sondern zum Frieden zu helfen, Kriegsvolk schickten, habt ihr dasselbe verjagt. Erwäget nun selber, was unsere Stände auf euer Verlangen erwiedern können?“ — Nur der Bürgermeister von Zürich, Hans Heinrich Holzhalb, redete gütiger und offener, denn alle andern Schweizer, zu den Bündnern, und sprach voll Mitleids: „Liebe Freunde, liebe Bundesverwandte! Auf unsere Hilfe schauet nicht; verlaßt euch nicht auf uns in jetziger Zeit. Wir haben zu Haus genug zu schaffen. Wir sehen

wohl, daß ihr werdet viel eingehen müssen, das ihr nicht gern thut; aber thuet, wie ihr möget, damit das Uebel nicht weiter gehe. Unser Herr Gott wird mit der Zeit bessere Mittel schicken, daß man euch helfen mag; und einmal thut, wie ihr möget, daß das Land nicht weiter verderbt werde."

Also folgten sie ihrer Noth und dem Rath des Bürgermeisters von Zürich, und schlossen im Namen des obern und des Gotteshausbundes und der Herrschaft Mayenfeld mit den Oesterreichern einen Friedensvertrag zu Lindau, kraft dessen das untere Engadin und die acht Gerichte vom rhätischen Bund losgerissen und Oesterreichs vollkommene Unterthanen wurden, jedoch mit Beibehaltung ihrer Rechtsame in der Herrschaft Mayenfeld (S. 1622, 30. Sept.). Den beiden freien Bünden aber ward zur Pflicht gemacht, nie ein Bündniß ohne des Hauses Oesterreich Vorwissen zu errichten; den Kriegsvölkern desselben freien Zug durch Rhätien zu geben, und für das Erzhaus unbeschränkt freie Werbung zu gestatten. — Gueffier, Frankreichs Gesandter, warnte heftig vor Schließung solches Vorkommnisses, und verwahrte gegen dasselbe seines Königs Rechte. Da ward der Vertrag, von der Uebermacht des Siegers geboten, mit Schmerz und Unwillen besiegelt.

Nun traten auch der Bischof von Chur, nun

die andern Prälaten in Rhätien keck hervor, von Landes allgemeinem Unglück Nutzen zu gewinnen. Denn die Gelegenheit schien hold, unter dem Schutz österreichischer Speere Alles zu begehren. Der päpstliche Nuntius Alexander Scapi, ein verschmitzter gewaltthätiger Mann, stiftete sie ämsig auf, und unterstützte sie nach Kräften. Es sprachen Bischof und Aebte längst aufgehobene, vergessene Herrschaftsrechte, Freiheiten, Zehnten, und in frühen Zeiten genossene Einkünfte an. Sie forderten so herrisch und bestimmt, auch das Unbilligste, als wär' es ihr rechtlos entfremdetes Gut. Man hatte kaum zum Widerspruch Muth; denn jedermann glaubte, solches geschehe mit des Erzherzogs von Oesterreich Einstimmung. Zwar dessen Vollmächtiger in Rhätien, Graf Alwig, verlangte die Zurückgabe der bischöflichen Rechte nicht ausdrücklich; doch rieth er, die Streitigkeiten mit den Geistlichen abzuthun. So geschah es, daß die katholischen Gemeinden in Schrecken und Furcht dem Bischof die Entscheidung in Ehesachen und alle Kirchenfreiheiten zurückgaben; daß Chur ihm mehrere Urkunden aushändigte, die Zehnten zu zahlen, und die Klöster St. Luzi und Nikolai mit den Einkünften herzustellen versprach. Andere Gemeinden bequemten sich zu anderm. Noch war der Bischof, nebst seinen Domherren, weit milder, als der päpstliche Machtbote. Die Gemeinden

im Domleschg mußten sich in einem auf fünf Jahre bestätigten Vergleich anheischig machen, ihre dem Hochstift schuldigen Abgaben mehr, als zu verdreifachen. „Auf fünf Jahre?“ fuhr der Nuntius Scapi die Domherren scheltend an: „Schämet euch, daß ihr so dumm seid. Ich will, der Vertrag soll in Ewigkeit währen!“

Unterdessen dauerten die Ausschweifungen des Kriegsvolks fort. Mayenfeld brannte ab, bis auf das Schloß (F. 1622, 21. Okt.). Der Graf von Sulz legte zu Chur zwei Blockhäuser an; entwarf den Bau neuer Vestungen am Rhein, die Eingänge Bündens zu sperren; ließ, umringt von seinen Kriegsschaaren, das Volk in den acht Gerichten den Eid des Gehorsams zu Oesterreich neu schworen, und setzte Landvögte. Seine Winke waren Gesetze; ihre Wirkung Armuth und Sklaventhum. Zwischen Leichnamen und Brandstätten wüthete die Seuche der ungarischen Krankheit, eines tödtlichen Kopfschmerzes. Der Handel lag todt; Feld und Weinberg öde. Die rauhe Jahrszeit kam; Tausenden fehlte Obdach und gewohnte Nahrung. Dieser Winter wird in den rhätischen Geschichten Hungerwinter geheißen; ein Name, welcher für ein Gemälde des schauderhaften Elends gilt.

Wie Oesterreich in den Zehngerichten, schaltete Spanien über Rhätiens gewesene Unterthanen-

lande. Graf Johann Serbelloni ließ die geschliffene Burg ob Cläven neu befestigen; dazu zwang er selbst die Bündner, im Pregäll, beizutragen. Dem Thal Puschlav befahl Jakob Robustelli, veltlinischer Landeshauptmann, die Auswanderer vom Veltlin nicht länger bei sich zu dulden (S. 1622, 3. Dez.). So gesunken und verworfen war der Rhätier Ansehen, daß jeder geringe Beamte oder Befehlshaber den Freistaaten Hohn bot. Graf Theodor Trivulzi forderte sogar unter den nichtigsten Vorwänden das Thal Misox, als das alte Lehen seines Geschlechts, zum Eigenthum. Statt des Rechts zählt' er auf den Beistand spanischer Waffen. Doch schworen die Misoxer, ihre Waffen hervornehmend, die alte wohlerworbene Freiheit mit Gut und Blut gegen den frechen Anmaßer zu vertheidigen, und sandten um Hilfe und Rath an alle Eidsgenossen (S. 1623, Febr.).

Zu so vielem Jammer und Schimpf gesellte sich noch der priesterlich genährte Haß der Glaubensparteien, welcher damals die Eidsgenossenschaft, Deutschland, die ganze abendländische Hälfte Europens, den Norden und Süden erschütterte. Die Mordsucht der Veltliner, einst aller Bündner Abscheu, fand selbst im Innern des Freistaats nun Lobredner. Hin und wieder, vom

Wahnwitz pfäffischen Eifers aufgehetzt, zuckten in Gemeinden oft Nachbarn und Stammverwandte wider einander zur Verherrlichung Gottes den Dolch. Im fruchtbaren Thal Puschlav ward aller Evangelischen Untergang geschworen. In einer Nacht kam eine blutdürstige Schaar aus Veltlin und Bruss, geführt von einem Priester, die Neugläubigen insgesammt in ihren Betten zu erwürgen. Diese aber, gewarnt, entrannen glücklich mit eiliger Flucht durch die ewigen Eiswüsten des Bernina, ins Engadin (J. 1623, 25. Apr.). Es waren ihrer bei dreihundert, jedes Alters und Geschlechts. Nur dreiundzwanzig betagte oder kranke Männer und drei kraftlose Weiber wurden von den nachsetzenden Würgern ereilt und niedergemetzelt; ihre Wohnungen geplündert, ihre heiligen Bücher auf offenen Gassen verbrannt. — Wenn nicht ähnliche Mörderein in andern Landschaften des Freistaats erblickt wurden, gebrach es dazu wenigstens nicht am Willen einzelner Mönche. Im Brettigäu, in allen acht Gerichten unter Oesterreichs Gewalt, wurden den Neugläubigen Kirchen und Schulen entrissen; diese den Katholischen hingegeben, und die Kapuziner umhergesendet in Dörfern und Höfen, das Volk zu bekehren. Dasselbe geschah im Pregäll. Es kam Alexander Scapi, der päpstliche Machtbote, des Landes Verwirrung durch seine Machtsprüche zu voll-

enden. Eigenmächtig verließ er die Aebte von Pfäffers und Disentis aus Verwaltung und Würden. Angestiftet von ihm, erweiterte das Bisthum die Ansprüche über das katholische und evangelische Rhätien.

In der allgemeinen Verlassenheit wagte Keiner mehr einen Laut gegen so viel Gewaltthätigkeit zu erheben. Graf Alwig von Sulz empfahl Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Prielterschaft. Das war genug, um Gehorsam zu bewirken. Es schien den Bündnern schon vieles gewonnen, wenn man nur förmlichen Vertrag an die Stelle herrischer Willkühr setzen, und dadurch die endlichen Grenzen derselben bestimmen konnte. Wirklich unterhandelten der graue und Gotteshausbund nebst Herrschaft Mayenfeld mit dem Bisthum Chur einen Vergleich (J. 1623, Dez.); räumten diesem viele jener Rechte wieder ein, die es vor dem Jahre 1526 in Ehesachen, Wahl von Amtleuten, Zinsen, Zehnten und andern Dinzen genossen hatte; gestatteten den Katholischen aller Orten im Lande Macht und Fug zu wohnen, Kirchen, Klöster und Schulen zu haben; und verpflichteten sich, die aufgehobenen Klöster zu Katis und Chur, sammt deren Einkünften wieder zurückzustellen. — Doch alles dies genügte der unersättlichen Geistlichkeit nicht. War sie in vielem befriedigt, trat sie mit andern Forderungen hervor,

begehrte den Churern selbst die Schlüssel von der Stadt Hauptkirche ab, und versuchte die Ausdehnung ihrer Ansprüche keck, so weit der Kleinmuth der Beamten ging.

Diese, zuletzt für freie Uebung alles evangelischen Glaubens zitternd, verhehlten endlich dem Graf von Sulz weder ihren Kummer, noch wohin Verzweiflung führen konne. Graf Aimig, an Mannschaft theils durch Krankheit, theils durch Versendungen geschwächt, bemerkte des Volkes reizende Unruhen nicht ohne Sorgen, und sprach: Obwohl er rathe, sich gütlich mit dem Bisthum zu vertragen, hab' er doch keineswegs von seinem Fürsten Befehl, sich mit Ernst und Gewalt der Waffen in diese Sache zu mischen. Sie gehe ihn nicht an.

Sobald diese unerwartete Erklärung des österreichischen Oberbefehlshabers kund ward, und jedermann einsah, daß des Papstes Machtbote und der churische Bischof, ohne Beistand vom Erzherzoghofe aus des Landes allgemeinem Schrecken Vortheil ziehen wollten, schämte sich jeder seiner Verzagtheit. Die bisherige Furcht verlor sich in unwillige Verachtung, und was durch vorgespiegelte Drohungen erreicht worden, gerieth in Vergessenheit.

7.

Veltlin wird in päpstliche Verwahrung gegeben, dann von den Franzosen besetzt. Monzonischer Vertrag.

(Im J. 1623 — 1628.)

Spaniens und Oesterreichs Siege auf Deutschlands Boden, und die Gewalt dieser Kronen in Italien hatten sehr bald Eifersucht und Besorgniß des französischen Hofes zur Folge. König Ludwig XIII, obgleich der freigläubigen Kirchen Feind in seinem Reiche, war doch gleichgültiger gegen deren Aufstreben in fremden Landen, als gegen den Anwachs der beiden großen Nachbarstaaten. Er vergaß daher eben jetzt am wenigsten, daß er des unterjochten Rhätiens Bundesgenoß sei. Auch die italienischen Fürsten und Freistaaten durft' er nicht fallen lassen, deren Unabhängigkeit mit dem Augenblick zweifelhaft ward, da durch Veltlins und Bündens Unterjochung, Oesterreichs und Spaniens Gebiete zusammenrückten. Sobald er seinen hugenottischen Unterthanen Frieden gegeben, näherte er sich dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen und dem venedischen Freistaat. Sie vereinigten sich insgesammt durch feierliche Uebereinkunft zu Paris (J. 1623, 17. Febr.), daß Veltlin, Cläven und Worms, gemäß dem Madrider-Verkommniß, an Rhätien, wie vor-

mals, zurückgestellt werden müsse. Ein Heer von vierzig- bis fünfzigtausend Mann sollte, was verweigert werden konnte, mit Gewalt erreichen. Großbrittannien, der deutsche Norden, die Eidgenossenschaft und alle Mächte Italiens wurden zum Beitritt eingeladen.

Die Höfe von Madrid und Wien geriethen bei diesen Wendungen der französischen Staatskunst in Verlegenheit. Es ward um die Frucht aller ihrer Eroberungen über das neugläubige Deutschland gespielt. Papst Gregor XV zu Rom, dem bange ward, Italien mit Krieg erfüllt zu sehen, trat vermittelnd zwischen die Kronen. Er schug ihnen gütlichen Austrag der Streitigkeiten vor, damit nicht die Ketzer aus der Entzweiung rechtgläubiger Fürsten neue Stärke schöpfen mögten. Er erbot sich, bis zur Schlichtung des Handels, die Landschaften, um welche der Hader beginnen sollte, in seine unparteiische Verwahrung zu nehmen. Frankreich, wie Spanien, um Friß zu gewinnen, nöthige Kraft zu sammeln, genehmigten den Antrag mit scheinbarer Friedensliebe. Und päpstliches Kriegsvolk besetzte darauf, statt des spanischen, Veltlin und die Grafschaften Cläven und Worms. Nikolaus Pich, Graf von Bagno, führte den Oberbefehl.

Bald nach diesem starb Gregor XV. Sein Nachfolger auf dem heiligen Stuhl, Urban VIII,

Der durch Alterthum oder Reichthum einzelner Geschlechter allmälig in der Stadt erwachsene Stand von Vornehmen oder Edlern führte, seiner Natur nach, eine Art Aristokratie des Reichthums herbei. Dieser Stand hielt sich, als ein solcher, zu den höchsten Würden berechtigter, als die übrige Bürgerschaft. Obwohl noch kein Gesetz diesen Unterschied geheiligt hatte, machte er sich allmälig doch durch Uebung geltend. Je schärfer der Adel seine Ungleichheit mit dem Bürger zu bezeichnen suchte, je eifriger machte er über bleibende Gleichheit unter sich selbst, daß keiner zu mächtig und reich würde. Daher verbot man den Duca's, sich oder ihre Kinder mit Kindern auswärtiger Fürsten zu vermählen; und dem venedischen Edelmann, in fremden Staaten Ehrenstellen oder Ländereien zu besitzen. Als Fürst Stephan von Ungarn eine Tochter des Hauses Morosini zur Ehe begehrte, nahm der Staat zuvor diese Jungfrau an Kindesstatt, und gab sie, als Tochter der Republik, dem Fürsten, damit das Geschlecht der Morosini aus dieser erlauchten Verwandtschaft keinen gefährlichen Vortheil, oder zu seinen Gunsten Einmischung des Auslandes in die Angelegenheiten des Freistaats gewönne.

Billig verdient diese Fürsorge um so größeres Lob, da sie zur Bewahrung der innern und äußern

ein gelehrter und tugendhafter Mann, hoffte den Zwiſt der Mächte durch billigen Spruch zu ſchlichten. Er ſchlug Zurückſtellung der drei Gebiete an die rhätiſche Oberherrſchaft, doch mit den Beſchränkungen vor, daß hier, wie im Puſchlav, nur der katholiſche Glaube geübt, alle Beamtung nur von katholiſchen Bündnern beſetzt, und den ſpaniſchen Kriegsvolkern freier Durchzug geſtattet werden ſolle (8. 1621, Febr.). Aber eben die Kriegsſtraße zwiſchen Mailand und Tirol wollte Frankreich nicht dulden; darum willigte es in den Vorſchlag nicht, und forderte unbedingte Erfüllung des Madrider-Vertrags. Spanien war gleichfalls mit des Papſt's Friedensentwurf unzufrieden. Es wollte und konnte Veltlin nicht wieder fahren laſſen; und ſchützte ſich entſchuldigend hinter der Zuſage, die es den Bewohnern dieſer Städte gegeben, ſie nie wieder an die Herrſchaft der Bündner ausliefern zu laſſen. In der That war die Furcht Veltlins vor der Wiederkehr bündniſcher Gewalt unbeſchreiblich. Die Adelichen und Prieſter boten ſogar mehrmals ihre Thäler unter der Hand dem Papſt zum ewigen Eigenthum des heiligen Stuhles an; ſei es, daß ſie den ſpaniſchen Verſprechungen nicht trauen, oder hoffen mochten, im Schuz des heiligen Petrus freiere Leute zu werden.

Während dieser Verhandlungen der Höfe seufzte das Volk in Bünden nur nach Befreiung von österreichischen Besatzungen, deren Willkühr und Ausgelassenheit das letzte Ueberbleibsel vormaligen Wohlstandes vernichtete. Oft war deswegen, und daß am Luzensteig keine österreichische Festung aufgerichtet werde, das Einschreiten der Eidgenossen angerufen worden. Diese aber, stets unter sich selbst zerfallen, gaben leeres Wort, statt der That, und höchstens theilweis fruchtlose Fürsprachen beim Erzherzog ein. Erst, als Frankreich stärkere Kriegsrüstungen betrieb, und eine Heeresmacht in Burgund versammelte, hielt es der Kaiser selbst für rathsam, seine Mannschaft aus den Thälern von Bünden zurückzuziehn. Denn nicht stark genug, überlegener Macht den Eingang zu wehren, wollt' er, so lang es möglich sei, offenen Bruch mit Frankreich meiden. Daher ließ sich Graf Alwig geneigt finden, gegen Erlegung ansehnlicher Summen, und unter Versicherung, daß ein Bund den andern in der Ergebenheit zum Erzhause bewachen wolle, mit seinen Schaaren aus dem Lande zu gehn. Man gelobte Alles; zahlte zwanzigtausend Gulden und, für gute Mannszucht beim Abzug, noch viertausend Gulden baar; stellte auch Geisseln für treues Halten des gegebenen Wortes. Dann zogen im Frühling des sechszehnhundert vierundzwanzigsten Jahres

die Oeſterreicher ab aus dem Gotteshaus- und grauen Bund, wie aus der Herrſchaft Maienfeld. Nur in den Zehngerichten und im untern Engadin dauerte die eiſerne Gewalt fort. Hier verordnete ein Befehl Erzherzogs Leopold (3. 1624 Aug.): Wer nicht binnen ſechs Monden zur allgemeinen Kirche ſich bekehre, habe das Land zu meiden. Zur Unterhaltung der Kapuziner muſte jegliches Hochgericht des Jahrs ſiebenhundert Gulden feuern.

Frankreichs, Venedigs und Savoyens Entwürfe, ſich des Veltlins zu bemächtigen, waren inzwiſchen reif. Franz Hannibal von Etrees, Markgraf von Cocuvres, erſchien im Namen König Ludwigs XIII vor den Eidgenoſſen; forderte ſie auf, dem Madrider-Vertrag zur Rettung Bündens beizutreten, und hilfreiche Hand zu bieten. Die katholiſchen Orte trugen Bedenken. Die evangeliſchen zeigten um ſo größere Willigkeit. Die verwieſenen Bündner ſammelten ſich um den franzöſiſchen Botſchafter, ihn mit Rath und Belehrung zu unterſtützen; andere warben für deſſen König Kriegsvolk; Rudolf von Salis an der Spitze derſelben. Zürich, Bern und Wallis ſagten Mannſchaft zu (3. 1624 28 Okt.), und, einverſtanden mit Frankreich, ohne Anfrage und Vorwiſſen der katholiſchen Orte, öfneten Bern und Zürich dem franzöſiſchen Heer den Weg durch die

Schweiz nach Bünden. Als Vortrab derselben rückte sogleich die von Rudolf Salis geführte Bündnerschaar, nach Ueberschiffung des Wallensees, über den Rhein; belehte und befestigte den Luzienſteig; warf an der untern Zollbrücke eine Sternschanze auf, und bemächtigte ſich der Eingänge des Brettigäu's.

Durch das ganze Bündnerland ging frohe Bewegung. In allen Dorfern wurden die Trommeln gerührt zum Zug ins Veltlin. Erschrocken flüchteten die Amtleute des Erzherzogs aus den acht Gerichten ins Tirol, behender noch die ehrwürdigen Väter Kapuziner. In Chur traten die Boten des obern und Gotteshausbunds, nebſt denen von Mayenfeld zuſammen (7. Nov.), die große Angelegenheit des Freiſtaats zu berathen und zu leiten. Unterdeſſen zogen die franzöſiſchen Schlachthaufen fort und fort durch Brettigäu, Engadin und Domleſchg gegen die Grenzen Veltlins. Gelaſſen ertrug das Volk den Mangel ihrer Mannszucht. Die Noth an Lebensmitteln ward ſo groß, daß viele Landleute zur Stillung ihres Hungers Brod aus den herben Früchten wilder Kräuter und Stauden backten, die nie zur Speiſe gedient hatten. Auch die Schaar von Zurich, vom Oberſt Kaſpar Schmid geführt, zog vorüber, tauſend Mann ſtark; die von Bern, unter Niklaus von Diesbach, und die walliſiſche.

Markgraf von Coeuvres, in ſeinem Gefolge die Geſandten Venedigs und Savoyens, als Oberfeldherr der vereinten Kriegsmacht, ſprach die acht Gerichte von Oeſterreichs Gewalt frei; ließ derſelben Boten zu Chur am Bundestag, mit den Uebrigen, die alten Grundgeſetze des Freiſtaats beſchwören, desgleichen die Bündniſſe mit Frankreich; verhieß Zurückſtellung der rhätiſchen Unterthanenlande, laut Madrider-Vertrag, und reiſete dem Heer nach.

Dieſes, verſtärkt von bündniſchen Schlachthaufen, drang unaufhaltſam über die verſchneiten Gebirge mitten im Winter hinab ins Veltlin. Er wurde, wie Cläven und Worms, ohne großen Widerſtand überwältigt. Nur das Schloß von Cläven hielt, von der päpſtlichen Beſatzung herzhaft vertheidigt, bis das ſchwere Geſchütz davor gebracht wurde. Dies ſchleppten die Bündner kühn aus dem Veltlin über den hohen Bernina durch Engadin und Bregäll über das Eis der zugefrornen Berg-Seen, zum Zorn und Entſetzen der franzöſiſchen Stückhauptleute, welche erſt, als das Wagſtück gethan, vernahmen, daß ſie über die Abgründe gefahren waren. Das Schloß ob Cläven, im Paradies, fiel nach dreimonatlicher Gegenwehr (d. 1625, 10. März). Zu ſpät kamen kaiſerliche und ſpaniſche Hilfsvölker, die Eroberer wieder zu verdrängen. Markgraf von Coeuvres

blieb ihnen überlegen, da Venedig und die Eidsgenossen ihre Mannschaft verdoppelten, und selbst Uri eine Schaar ins Veltlin sandte. Ganz Bünden stand in Waffen. Es bewachte seinen Luziensteig selber, während noch vier- bis fünftausend der Seinigen im Veltlin unter den Obersten Rudolf Salis, Schauenstein, Christoph Lehner, Andreas Brücker und andern neben Coeuvres und den Eidsgenossen fochten. Sie haben gefochten, nach Zeugnis der Bundesverwandten und Feinde, nicht nur als wäre Wiedereroberung des Verlornen mehr ihre, denn der Fremden Sache, sondern als wären sie die einzigen, denen das Werk aufgegeben worden. Da wurden wieder die altherrlichen Heldennamen der Salis und Guler, der Planten und Sprecher, der Enderli, a Marca, und vieler andern ruhmvoll. Alle aber schien der kühne Kriegsmann Georg Jenatsch mit seiner Heerbande zu übertreffen.

Als nun der Feind ringsum verdrängt, das Schwerste vollbracht war — nur die Schlösser Fuentes und Codera hielten durch spanische Tapferkeit die Vollendung des Sieges auf — wurden bei Trahona und Tirano neue Veſten aufgeführt, beide in gevierter Gestalt, und die Werke von Worms vergrößert; dann durch den Oberfeldherr Coeuvres die Bündner eingeladen, die Zurück-

ſtellung der Unterthanenlande an ſie mit ihm abzuhandeln. Neun Vollmächtige des Freiſtaats gingen über den Bernina nach Sondrio ins Hauptgelager. Da das Volk Veltlins unter denſelben auch einen der ehemaligen Amtleute, Ulrich Buol von Maladers, erblickte, der ſich vorzeiten durch mancherlei Ungerechtigkeit verhaßt gemacht hatte, rief es laut: „Der Böſewicht ſoll aus dem Thale nicht wieder lebendig gehn.“ Auch durfte er ſich nicht ohne Gefahr auf den Gaſſen zeigen; denn Coeuvres ſelbſt ſprach: „Wollet ihr Bündner dies Volk wieder gewinnen, warum ſendet ihr ſolchen Mann, deſſen Andenken in dieſer Landſchaft verabſcheut iſt?“

Man bemerkte inzwiſchen bald, der franzöſiſche Oberſelbherr ſei durch der Veltliner Geſchenke und Schmeicheleien gewonnen und ihnen gefällig geworden. Manche von ſeinem Gefolge ſagten öffentlich, Veltlin ſei würdiger über Bünden zu herrſchen, als Bünden über Veltlin. Der Markgraf liebte das Gold. Die Spanier hatten, zur Zeit ihrer Herrſchaft, vom ausgeführten Saum Weins einen Batzen Abgabe, die päpſtlichen Befehlshaber nur einen halben erhoben; die Franzoſen dagegen nahmen von jeglichem Saum eine volle Krone. Als von Bedingungen der Uebergabe Veltlins Rede ward (8. 1625, Nov.), ſprach Markgraf von Coeuvres zu den Abgeordneten: „Die

Oberherrlichkeit gebührt euch; doch lasset den Unterthanen freie Wahl aller Beamten, unbeschränkte Selbstverwaltung ihres bürgerlichen und peinlichen Gerichts, und bringet nie von euerm Kriegsvolk in ihr Gebiet. Hinwieder sollen sie euch zur Entschädigung mit jährlich 25,000 Kronen zinsbar sein."

„Wir haben", erwiederten die Abgeordneten, „die feierlich verheißene Vollziehung des Madrider Vertrags, nicht aber Vorschläge erwartet, wie uns schon ähnliche auch von den Spaniern gemacht worden sind. Was ist Oberherrlichkeit, wenn man uns zwar das Recht des Befehlens gewähret, aber den Unterthanen frei stellt, zu gehorchen oder nicht? Müßen sie nicht unsere Thorheit verspotten, wenn wir ihnen gebieten, ohne sie zwingen zu können, das Befohlene zu thun? Wozu 25,000 Kronen, da wir von ihnen den Wein und andere Bedürfnisse kaufen müssen, auf welchen sie durch Abgaben mehr, denn solche Summen, gewinnen und uns ihnen selber zinsbar machen können? Warum habt ihr die Spanier abgetrieben, wenn ihr den Veltlinern Macht lasset, diesen Spaniern, die ihnen Freiheit brachten, dankbar die Straßen durchs Gebirg aufzuschließen?" — Der Markgraf und die Seinigen hörten der Bündner Reden, sahen sich schweigend unter einander an und lachten. „Das Alles wird sich machen lassen!" ent-

gegnete der Oberfeldherr, und mich so wenig von seinen Vorschlägen, als die Abgeordneten vom Madrider-Vertrag. So kehrten die Boten des Freistaates unverrichteter Dingen in ihr Vaterland zurück.

Während noch zu Chur und Sondrio, wie auf den Tagen der Eidsgenossen und durch Botschaften nach Frankreich, der Gegenstand behandelt ward, versöhnten sich unerwartet die Könige von Spanien und Frankreich, und errichteten in der arragonischen Stadt Monzone einen Frieden (8. 1626, 5. März). Darin ward auch über die Unterthanenlande in Rhätien entschieden: Diese sollten dem Freistaat der Bündner wieder angehören, doch also, daß Veltlin, Worms und Cläven keinen andern, als den römischkatholischen Glauben bei sich zu dulden, alle ihre höhern und niedern Aemtern nach freier Wahl selber zu besetzen, und dagegen gemeinen drei Bünden jährlich mit so vielem Gelde zinsbar zu sein hätten, als die Summe betragen haben möge, die vorher der Freistaat in seiner Verwaltung aus den unterthänigen Landschaften bezogen. Auch ward zu Monzone zwischen den Mächten verabredet, daß nach des Vertrages Vollziehung die Veften und Schanzen im Veltlin und beiden Grafschaften geschleift, und bis dahin von päpstlichen Besatzungen gehütet werden müßten. Sollten die Bündner

ſich wider den Vertrag auflehnen, übernahm Frankreich, demſelben mit Waffengewalt Achtung zu ſchaffen.

Als der franzöſiſche Dolmetſch Menin auf einem zu Puſchlaw verſammelten Bundestag den monzoniſchen Vertrag kund that und pries, entſtand großes Mißvergnügen. Frankreich, freilich von innern Unruhen bedrängt und geſchwächt, hatte, dem Papſte zu gefallen, mit treuloſer Klugheit, ſelbſt ohne Venedigs Vorwiſſen und Beiſtimmung, Rhätiens Sache aufgeopfert. Vergebens ſträubten ſich nun die oberherrlichen Räthe und Gemeinden; erneuerten, ihr Recht geltend zu machen, Beweiſe, Vorſtellungen, Klagen, Unterhandlungen, ſandten Botſchaften gen Paris (J. 1627, März). Der monzoniſche Vertrag wurde, ohne darauf zu achten, vollzogen. Geſammte in den Unterthanenlanden ſtehende Kriegsſchaaren gingen in ihre Heimathen zurück, oder loſeten ſich auf; päpſtliches Volk beſetzte einſtweilen wieder die befeſtigten Plätze; — alles Blut war eitel gefloſſen. Wie endlich nach achtzehn Monden auch die gen Paris abgeſchickten Unterhändler — als der letzte von ihnen kam, Oberſt Anton von Molina — mit einer ſogenannten königlichen Erläuterung des monzoniſchen Vertrags (J. 1628, Auguſt), bittern Troſt in ſüßen Worten zurückbrachten, unterzahen ſich die vielgetäuſchten Bund-

Ruhe das Angemeſſenſte war, während andere Republiken ihrer Freiheit, Verfaſſung und Ruhe Verderben bereiteten, weil ſie mit allzugroßer Nachſicht oder Schlaffheit Mitbürgern geſtatteten, von fremden Fürſten Aemter, Orden oder Jahrgelder zu empfangen und gleichſam öffentlich Beſtochene zu ſein.

Aber ein noch rühmlicheres Beiſpiel des Muthes gab Venedig in demſelben Zeitalter, den Einfluß der Fremde auf ſein Inneres zu verhüten. Es waren Kaiſer und Könige des dreizehnten Jahrhunderts, wie der folgenden, furchtſam oder unvorſichtig genug geweſen, der Schlauheit des römiſchen Hofes zu weichen, alſo, daß ſich in ihren Gebieten, neben der einheimiſchen Macht des Thrones, die eines fremden Thrones, unter dem Namen der geiſtlichen oder kirchlichen Gewalt, erheben konnte. Venedig aber, eiferſüchtig auf ſein Recht, vermied die Gefahr. Es ertrug lieber drei Jahre lang den Fluch des päpſtlichen Interdikts, als daß es wider Willen dem Aufgebot Roms zu einem Kreuzzuge gegen Neapel gehorchte, und geſtattete (im J. 1286) die Einführung der Inquiſition oder des Ketzergerichts nur unter den ſtrengſten Beſchränkungen. Nicht nur behielt ſich die Regierung die Genehmigung der vom Papſt ernannten geiſtlichen Richter vor, ſondern ordnete ihnen noch weltliche bei, ohne

ner ſchweigend dem Schickſal, ſtolz und ernſt, und mit dem Gedanken, nur das Glück, nicht das Recht ſei ihnen entriſſen; und im Unbeſtand menſchlicher Dinge wohne die Rächerin frevelnder Gewalt und zertretenen Rechts — die Vergeltung.

8.

Eine kaiſerliche Kriegsmacht bemeiſtert ſich des Freiſtaats bis zum Frieden von Chierasco.

Im J. 1625 — 1630.

Alle Thäler des Hochlandes ſchienen nach dem Abzug des fremden Kriegsvolks in neuer Kraft zu geneſen. Gemeinde um Gemeinde ſtellte ihr zerrüttetes Hauswesen her; jeder Bund ſein Recht. Als der churiſche Fürſtbiſchof, Johannes Flugi, wenige Tage vor ſeinem Tode die Verwaltung des Bisthums niederlegte, die er ſechsunddreißig Jahre geführt hatte, und die Domherren an ſeiner Statt eigenmächtig einen Geiſtlichen von Konſtanz ernannten, verwarf der Gotteshausbund die Wahl, und hieß ſeine Befugniſſe ehren. Alſo ſah ſich in einer neuen Wahl Joſeph Mohr von Zernetz auf St. Luzens Stuhl gehoben (J. 1627, 16. Okt.). Für Kirchenzucht, gute Sitte und Rechtspflege ward in gemeinen Landen Löbliches angeordnet; auch was Verderbliches einſt zu Ver-

gün von der evangelischen Geistlichkeit beschlossen gewesen, nun von derselben auf einem Kirchentag zu Scharans feierlich widerrufen, und dagegen gestiftet: Jeder Prediger sollte seines Amtes warten, und sich weltlicher Staatshändel entschlagen (J. 1627, 22. Jun.).

In den gefreiten Unterthanenlanden aber, wo die Leute, laut neuen Rechten, ihre Obrigkeit selber setzten, war eitel Gährung und Zwietracht. Die Beamten ohne Macht, die Gesetze ohne Ehrfurcht, die Untergebenen ohne Zucht, lösete sich Alles in verwirrenden Umtrieben und Verfolgungen auf. Rathsversammlungen wurden mit bewehrter Faust gehalten; Argliß oder Meuchelmord entschieden die Geschäfte des Tages. Das war die Frucht des gefährlichen Gutes, nach welchem Veltlin und die Grafschaften so begierig getrachtet hatten: Statt Freiheit, Knechtschaft Aller unter der Schreckensherrschaft kühner Verbrecher.

In Italien war die spanische Krone allein mächtig. Frankreich sah es nie ohne Eifersucht. Als in diesen Tagen der alte Hauptstamm der Herzoge von Mantua und Montferrat, mit Vinzenz vom Hause Gonzaga, ausstarb, dachten Spanien und Oesterreich, das Erbe dem Herzog Ferdinand von Guastalla zu geben, Vinzenzens Großenkel. Frankreich hingegen, verbunden mit Savoyen, nahm sich des Herzogs Karl von Nevers

und Rhetel an, welchen der Verſtorbene zum Erben ernannt hatte (J. 1628, März). Darüber abermals Krieg zwiſchen den nebenbuhleriſchen Mächten. Alsbald, zu Spaniens Stütze, verſammelte Kaiſer Ferdinand ein Heer zu Fuß und Roß in Schwaben, längs dem Bodenſee bis zu den Bündnergrenzen.

Das Volk in Hohenrhätien erſchrack. Es verſah ſich vom Kaiſer nichts Gutes. Es ſchoß eilfertig ſechstauſend Mann aus, und ſchrieb an den König von Frankreich, gleichwie an die Eidsgenoſſen. Doch ward es getröſtet, als es der Eidsgenoſſen Eintracht erfuhr, den Kaiſerlichen keinen Durchzug zu geſtatten. Auch vernahm man aus vertrauten Briefen eines Matthias Wertemann von Plurs, des kaiſerlichen Geſchäftsträgers in Frankreich, wie Ferdinands Majeſtät den Bündnern wohlgewogen ſei. Sich darüber Gewißheit zu verſchern, und Frieden und Freundſchaft zu nähren, ordnete der Bundestag eine Geſandtſchaft an Erzherzog Leopold ins Tyrol (11. Nov.). Sie ſollte die Beſtätigung der alten Erbeinigung verlangen. Denn Oeſterreich hatte dem Vertrag von Lindau noch keineswegs entſagt, deſſen die Bündner ſeit Erſcheinung des Cocuvres nicht mehr geachtet hatten.

Die Bevollmächtigten des Freiſtaats, zwar zu Innsbruck gütig vom Erzherzog aufgenommen,

überzeugten sich bald, daß derselbe die alten Ansprüche, und das, was zu Lindau entschieden war, noch keineswegs vergessen hatte. Auch der churische Fürstbischof Joseph brachte nun wieder landesherrliche Hoheit in allen Kirchensachen des Bisthums, weltliche Rechtsache auf Aemterbesetzung, Zehenden und Steuern zur Sprache (J. 1629, März). — Während über dieses und anderes in der Hauptstadt Tyrols weitläuftig gehandelt und gehadert ward, stand in Schwaben das kaiserliche Heer zum Zuge nach Italien fertig. Aus dem Hauptgelager des Grafen von Sulz, im Schlosse Guttenberg, kam ein kaiserliches Sendschreiben an Häupter und Räthe der drei Bünde. Es ward darin der freie Zug des Heeres nach Italien, wegen mantuanischen Erbfolgestreites, angesprochen. Der Graf von Sulz wünschte das Fernere mit Bevollmächtigten abzuthun, die ihm in Eil zugesandt werden sollten.

Die zu Chur anwesenden Räthe des Standes, in großer Bestürzung versammelt, schickten drei Abgeordnete gen Guttenberg zum Grafen (27. Mai), mit Auftrag, durch ihre Vorstellungen das Einrücken des Heers und die Verletzung des Völkerrechts zu hindern. Auch gab der französische Gesandte in Chur, Menin, ein Schreiben an den Grafen mit, worin demselben bedeutet war, Rhätien flehe um Schutz und Bundniß Frankreichs.

Jeder Gewaltschritt wider den Freistaat sei offene Feindseligkeit gegen die Krone seines Herrn. — Die Abgeordneten, auf Guttenberg angekommen, wurden unter nichtigen Vorwänden aufgehalten, inzwischen einundfünfzig kaiserliche Heerbanden zu Fuß und eilf Geschwader Reiterei über St. Luzienssteig in Bünden einrückten; die Rhein- und Landquartbrücken besetzten; zu Maienfeld in der Vorstadt und zu Malans einige Häuser plünderten, und folgenden Tages schon in Chur einrückten (28. Mai). Graf Torrezuliano führte diese Macht, über 40,000 Mann stark. Die Feldherren Gallas, Aldringer und Merode befehligten unter ihm.

Zwar der größte Theil dieser Kriegsvölker zog über das Gebirg ins welsche Land zum Streit wegen Mantua; aber mehrere Tausende blieben zurück, sich Rhätiens zu versichern und die Bergpäße zu hüten. Beim Luzienssteig, am Fläscherberg, vor den Brücken an der Landquart, bei Haldenstein, Reichenau, Fürstenau, Tiefenkasten und Camogask wurden Schanzen aufgeworfen und mit starken Besatzungen versehen; alle Wege bewacht, auf welchen man aus Bünden nach Italien reiset. Das Volk seufzte unter ungeheurer Einlagerung. Der zuchtlose Soldat trieb sein wildes Wesen; leerte des Landmanns Vorräthe und Ställe; ließ seine Rosse in die Wiesen und Kornfelder gehen;

kahl, was ihm gefiel, und zwang die Bauern zum Bau der Schanzen Holz, Steine, Eisen und Kalk herbeizuführen.

Rhätien, wie die ganze Eidsgenossenschaft, waren wegen so höhnisch zertretenen Völkerrechts in tiefer Bestürzung. Beide klagten vergebens. Nun die drei Bünde in Kaisers Gewalt lagen, nahmen auch die Unterhandlungen derselben, wegen Bestätigung des Erbvereins, schnellen und schonungslosen Gang. Wer wagte zu widersprechen? Des Erzherzogs Räthe im Tyrol schrieben dem Freistaat in gebieterischem Ton ein Gesetz; das nannten sie lachend ewigen Bund oder erneueten Erbverein. Demzufolge behielt Oesterreich die Oberherrlichkeit und Macht in den acht Gerichten und im untern Engadin, als über unterthäniges Land. Hier sollte allein römischkatholischer Gottesdienst, kein anderer geduldet, und in Rechtshändeln von den Untergerichten an den Erzherzog gegangen werden. Wenn der Gotteshaus- und graue Bund auch den dritten in auswärtige Verträge einschliessen wolle, könne er es nicht ohne Oesterreichs Genehmigung. Den Erzherzogen blieb freier Zug mit Kriegsvolk durch Bünden unverwehrt. Dafür, und als Beweis fürstlicher Großmuth und Freigebigkeit, verhieß Tyrol den drei Bünden jährlich sechshundert Gulden. Doch die alte Erbeinigung, welche vor hundert und eilf

Jahren mit Kaiser Maximilian geschlossen worden war, sollte als aufgehoben betrachtet sein.

Beschenkt und geschmückt mit güldenen Halsketten, mehr Zeichen öffentlicher Knechtschaft, als Ehre, kamen die bündnischen Abgeordneten aus Innsbruck zurück. Die Gemeinden, von der Gewalt kaiserlicher Waffen umringt, unterzogen sich mit stummem Grimm der Annahme des erzwungenen, unbilligen Vertrags. Schon ehe derselbe geschlossen war, hatte der französische Gesandte Menin seines Königs und Rhätiens Rechte dagegen verwahrt; dann sich, beim Einrücken des kaiserlichen Heers, eilfertig in die Schweiz begeben. — Der größere Theil des Gerichtenbundes seufzte, der Freiheit verlustig, abermals unter Oesterreichs Beamten. Die Gewissensfreiheit schien auf immer entrissen. Im untern Engadin, wo Rudolf Planta hartherzig, als Oesterreichs Vollmächtiger, schaltete, wurden die evangelischen Geistlichen verwiesen. Dieser Planta, welcher einst sein Vaterland verrathen und bekriegt, dann den Glauben seiner Väter abgeschworen hatte, glich wieder einem der alten Zwingherren der Vorwelt. Argwöhnisch und grausam ließ er Kerker und Folterkammern selten von Opfern seiner Rachsucht leer. Aus Furcht vor Verschwörungen nahm er den Unterengadinern das Gewehr; und ging er unter

ſeinen Mitbürgern, war er von einer Leibwache begleitet.

Obgleich der König von Frankreich mit dem venediſchen Freiſtaat in dieſen Tagen ein Bündniß zu Fontainebleau, ſowohl Mantua's willen, als zur Wiederherſtellung rhätiſcher Freiheit, ſchloß (J. 1629, Sept.), berechtigte doch der zweifelhafte Ausgang der Kriege zu keinen beſtimmten Erwartungen. Von den in ſich entzweiten Eidsgenoſſen war für Bünden keine Hilfe zu erwarten. So gänzlich in Oeſterreichs Hand hingegeben, ſannen die Rhätier nur ihr hartes Loos zu mildern. Auch gab ihnen der Krieg des Kaiſers gegen die Franzoſen einen Schimmer von Hoffnung, Oeſterreich werde vielleicht zur Wiederherſtellung der Rechte helfen, die Frankreich im monzoniſchen Vertrag vernichtet hatte. Eine Geſandtſchaft nach Wien, vor dem Thron des Reichsoberhauptes, empfing vom Kaiſer gnadenreiche Verheißungen und güldene Ketten, auch der Stadt Chur Rechtſame feierlich gegen des Fürſtbiſchofs Anmaßungen bekräftigt (J. 1630, 21. Jan.). Das war Alles. Im Lande währten die Durchzüge der Kriegsvölker und die Ausſchweifungen der Beſatzungen fort. Zu allen Uebeln des Tages geſellten ſich noch peſtartige Seuchen, daß in kurzer Zeit bei zwölftauſend Menſchen hinweggerafft wurden.

Von ſo viel Drangſalen niedergebeugt, verlor

das Volk faſt Glauben und Hoffnung des Beſſern. Nur der churiſche Biſchof mit ſeinen Domherren hielt die Tage allgemeinen Unglücks für die ſchicklichſten ſeiner Ernte. Er erneuerte nicht nur, ſondern vergrößerte die Zahl der oft genug verworfenen Anſprüche. Auſſer Allem, was ehemals für das Hochſtift begehrt worden, forderte er, daß die Gemeinden des Gotteshausbundes, auch Thuſis, Heinzenberg und Schams ihm, als ihrem Fürſten, unterthänig huldigen — fernerhin, ohne ſeine Genehmigung keine Verträge und Bündniſſe ſtiften — jährliche Unterthanenſteuer entrichten ſollten. Er erklärte, nicht der Gotteshausbund, ſondern der Kaiſer ſei des Bisthums Schirmherr; jeder in Bünden wohnende Ausländer ſein Unterthan, und deſſen Verlaſſenſchaft, beim Mangel beſtimmter Erben, dem Bisthum gehörig. Er verlangte die Zurückgabe jener Herrſchaften, die einſt den Grafen von Sax gehört hatten, Lugnetz und Grub ſammt Zubehör, auch die Landſchaft Rheinwald und das Gericht Savien; desgleichen ausſchließlich Veltlin, die Grafſchaften Cläven und Worms, das Hochgericht Puſchlaw, Zinsbarkeit und Gehorſam der Stadt Chur, und vieles Andere mehr. — Räthe und Gemeinden erwiederten auf ſolches Anſinnen mit freibürgerlichem Stolz: Biſchof Joſeph Mohr und das Hochſtift mögen erſt das vollſtrecken, was deren Vorfahren ſeit mehr denn hun-

dert Jahren in feierlichen Eiden bestätigt haben, dann sich wieder mit ihren Ansprüchen, doch auf gesetzmäßige Art, laut Vorschrift des Bundesbriefes, melden.

So thöricht und verwegen Joseph Mohrs, des Fürstbischofs, Zumuthungen immerhin zu sein schienen, waren sie doch keineswegs ganz verächtlich, weil er sie im vollen Einverständniß mit dem Hofe zu Innsbruck machte. Erzherzog Leopold selbst schrieb den Häuptern des Freistaats, und ermahnte sie, dem Bischof Genüge zu leisten. Er versicherte von des Kaisers Majestät Vollmacht und Auftrag zu haben, des Hochstifts Ansprüche gegen jede Weigerung in Erfüllung zu setzen. Die Vernichtung der Freiheit und des lange bestandenen selbstherrlichen Staates in diesen Gebirgen schien von Oesterreichs Länderbegier und der Priester Ehrsucht unabänderlich beschlossen zu sein. Niemand kann wissen, ob nicht die finstern Entwürfe schnell vollstreckt worden wären, hätten nicht in Deutschland und Italien plötzlich unerwartete Verhängnisse die Gestalt der Dinge verwandelt.

Oesterreichs und Saviens Waffen hatten bisher siegreich jenseits der Alpen, wie im deutschen Norden geherrscht: Tilly's und Wallensteins fortdauernde Siege auf zahllosen Schlachtfeldern das ganze deutsche Reich zum Raube des Hauses Habsburg gemacht. Da ward nun zu gleicher Zeit

deren Willen jene nichts verfügen konnten, und gebot, keinen Rechtshandel über Ketzer, worunter weder Juden noch Griechen verstanden werden dürften, nach Rom oder wo anders hin zu ziehen. Selbst bürgerliche Vergehen der Geistlichen mußten durch burgerliche Obrigkeiten, wie bisher, gerichtet und die zum Dienst der Inquisition erforderlichen Geldsummen durch weltliche Obrigkeiten verwaltet werden.

Diese weise und starke Handhabung der Selbstständigkeit und Freiheit der Republik war aber nicht bloß das Werk besonnener Ueberlegung dessen, was der Wohlfahrt des gemeinen Wesens fromme, sondern war auch Frucht der Eifersucht unter den Vornehmern, daß keiner von ihnen sich durch fremde Mittel Ueberlegenheit verschaffe. Nur darin waren Alle gleichen Sinnes, daß sie sich wechselseitig in ihrem Ansehen schirmten, und nicht leicht duldeten, wenn ein neues Geschlecht aus dem Bürgerstande, durch Reichthum emporgekommen, sich in ihre Reihen drängen wollte.

Seit hundert Jahren schon waren immer Söhne aus denselben vornehmen Geschlechtern in den großen Rath gewählt worden. Kein Wunder, daß bei jenen Gesinnungen endlich dieser Stellvertreter des Souverains, nämlich der gesammten Bürgerschaft, auf den Gedanken kam, selbst Souverain zu sein, die Bürgerschaft vom Wahl-

wider dieſes, in den Bundsgenoſſen deſſelben die Eiferſucht, in den Beſiegten die Verzweiflung wach. Und, beiden zum Troſt, erſchien von Schweden jählings König Guſtav Adolf mit einem, zwar nicht zahlreichen, aber ruhm- und glaubensbegeiſterten Heer. (J. 1630, im Juni.) Dem fielen ſchnell Pommern und Mekkenburg zu, und Frankreich ſchloß ſich ihm an. In Italien behaupteten dazu die franzöſiſchen Waffen ſieghaft des Herzogs von Nevers Recht auf das mantuaniſche Erbe. — Dies Alles, und die wachſende Gefahr im deutſchen Reiche, und ſelbſt im Innern der Erblande, zwang den Kaiſer, andere Maßregeln zu faſſen, um den gänzlichen Umſchwung ſeines gemißbrauchten Glücks zu verhindern. Er ſchloß zu Cherasco im Piemont mit Frankreich, wegen Mantua's, Frieden, und gelobte auch, kraft dieſes Vertrags, die Päſſe von Rhätien freizulaſſen; die in dieſem Lande gebauten Veſten zu ſchleifen und ſeine Beſatzungen aus den bündniſchen Gebieten zu ziehen. (J. 1630, im Juni.)

Mit Frohlocken empfing das Volk aller Thäler die Botſchaft. Bald erſchien in Chur der franzöſiſche Vollmächtige, Landes, die Vollziehung des Cheraskerfriedens zu handhaben. Die Schanzen wurden geſprengt. Die Heere aus Italien zogen nach Deutſchland heim; mit ihren letzten Schaaren auch die kaiſerlichen Beſatzungen aus

Bünden. (J. 1630, den 10. Sept.) — Da verstummte Bischof Mohr, sammt seinem hochwürdigen Stift.

9.

Die Bündner rüsten für Selbstvertheidigung. Einverständniß mit Frankreich.

J. 1630. — 1631.

Der Könige Gold, dann die Begierde zu herrschen, hatten den freiburgerlichen Sinn der Rhätier früh vergiftet, sie vom Bedürfniß schnöder Lebensgenüsse abhängig, gegen die Freiheit gleichgültig, und den Parteigeist unter ihnen, statt der Vaterlandsliebe, gemein gemacht. Durch maßlosen Glaubenseifer erbitterter Priester und berückter Laien war das Verderben gewachsen; Zwietracht, Heimtücke, Mißtrauen, Wankelmuth und selbstsüchtiger Hochmuth herrschendes Laster geworden. Der Bundesstaat hatte die Verbrechen seiner Kinder schwer gebüßt; Spanien ihn verfolgt, Frankreich ihn verrathen, Oesterreich ihn zertreten. Der Wall der Hochgebirge hörte auf zu schützen, seitdem ihn die Tugend der Bürger nicht mehr mit edler Todesverachtung vertheidigte.

Nun aber gab der allgemeine Druck des Elends vielen Gemüthern die gewichene Spannkraft zurück. Sogleich, nach Abzug der Oesterreicher, versam-

melten ſich unweit Chur, wo die Teû noch wüthete, im Dorfe Ems die Räthe der Gemeinden. (J. 1630, d. 18. Sept.) Sie beſchloſſen Beſchwörung der alten, heiligen Grundgeſetze des Freiſtaats; Beſetzung der Päſſe vom Luzienſteig und der Rheinbrücke mit dreihundert Mann; Befehl an alle Hochgerichte, ſich mit Kriegsbedürfniſſen zu verſehen; Aufgebot und Uebung von tauſend Mann jedes Bundes, auf erſten Wink ſtreitfertig. Landes, der franzöſiſche Geſchäftsträger, munterte kräftig auf, und verhieß Geldhilfe von ſeinem Könige.

Das kühne und glückliche Vorſchreiten Guſtav Adolfs in das Innere Deutſchlands, die Niederlage des niederſiegten Feldherrn Tilly in der Leipziger-Schlacht ſteigerte die Sorge des Kaiſers. Er zog, was von ſeinen Kriegsvolkern zerſtreut war, gegen den furchtbaren Feind im Norden zuſammen. Die Bundner hofft' er einſtweilen durch Drohung und Glimpf untergeben zu halten. Des Erzherzogs Amtleute empfahlen dem Volke des untern Engadins und der acht Gerichte, der beſchwornen Verträge von Innsbruck eingedenk zu bleiben; doch ſetzten ſie freundlich hinzu: Wäre manches Harte darin, würd' es für ſie durch neue Unterhandlungen zu mildern, ſogar volle Glaubensfreiheit zu erlangen ſein. Der Kaiſer ſelbſt ſchrieb huldvoll warnend aus ſeiner Burg zu Wien

den Häuptern des Freistaats, sich von Frankreichs Vorspiegelungen nicht blenden, noch vom Gehorsam gegen das heilige römische Reich und das Haus Oesterreich abwendig machen zu lassen. (8 1631, 21. Okt.) Aehnliche Mahnungen kamen auch vom spanischen Statthalter zu Mailand, dem Herzog von Feria, mit Verheißung und Drohung vermischt. Diesem antworteten die Bündner: Wir sind nicht gesonnen, anderer Fürsten Staaten anzugreifen, aber jedem Land ist Vertheidigung seiner selbst unversagt, so auch uns. (30. Nov.) — Eben so dem Kaiser: Wir empfinden den unschätzbaren Schaden, welcher uns durch vergangene Besitznahme unserer Pässe erwachsen ist, wissen auch nicht, daß wir mit jemandem also verbündet wären, daß wir nicht für Sicherheit und Erhaltung des Vaterlandes Sorge tragen müßten. Darum wollen wir die Ein- und Ausgänge unsers Gebietes der Willkühr Anderer entziehen. Dieses Recht soll den Bündnern unter Beistand Gottes verbleiben. (16. Nov.)

Auf dieses legte Erzherzog Leopold drohsam einige Heerhaufen an die Grenzen, nach Taufers, Nauders und Landegg; der Herzog von Feria einige Schaaren gegen die Marchen Clävens und Veltlins. Das schreckte in Rhätien nicht. Man warf hier neue Schanzen am Luzienſteig auf und an der Rheinbrücke. Unterwaldner, muthiger,

verlangte die Wiederkehr seiner alten Rechte; beschwor ohne Furcht den Bundesbrief des Alterthums; wählte eine Landesobrigkeit, und rief die von Planta Verwiesenen in Würden und Ehrenstellen zurück. Der biedere Landammann Zeuch im Brettigäu sprach zum Bischof von Chur, welcher die Kapuziner einführen und die evangelischen Kirchen daselbst zum katholischen Gottesdienst weihen wollte: „Dazu müßet ihr starke Heerschaar mit euch führen!“ — Auf die Tagsatzung der Eidsgenossen reiseten rhätische Abgeordnete, den Beistand der Schweizer, die Erneuerung der alten Bündnisse oder Stiftung neuer zu begehren. In Bünden selbst wurden sechstausend Mann in den Waffen geübt, zweitausend von jedem Bund. Den Oberbefehl über dieselben übertrug der Freistaat dem Herzog Heinrich von Rohan, Feldherrn des Königs von Frankreich, dem geliebten Zögling des großsinnigen Heinrich VI (J. 1631, 11. Dez.). Dies geschah, als der Herzog, berühmt durch manche Waffenthat, von Venedig gen Chur gekommen war, um als ausserordentlicher Botschafter seines Hofes bei den Eidsgenossen und Bündnern zu leben.

Rohan ward alsbald noch tausend Mann (J. 1632, im März), mit denen er die drei Schaaren der Bündner verstärkte, welche von den Obersten Rudolf Salis, Schauenstein und

Brücker befehligt waren. Er besetzte den Luzienstieg und andere rhätische Grenzpässe; bildete das Volk zum Kriege, und erhielt zur Unterstützung noch einige französische Schlachthaufen, deren Obers Feldmarschall Landes ward. Sämmtliche wurden vom König von Frankreich besoldet: die Franzosen, als Hilfsvolker für Rhätien, laut Bündnissen und Verträgen, gegen Gefahr plötzlichen Ueberfalls. Ludwig XIII wollte sich der wichtigen Gebirgsstraßen versichert halten, ohne deswegen mit Spanien oder Oesterreich in offenen Bruch zu gerathen. Auch wurde in der That, sobald der Schein der Gefahr verschwand, die Menge der Kriegsknechte wieder vermindert. Doch nicht lange. Denn mit Anfang des sechszehnhundert dreiundreißigsten Jahres näherte sich eine kaiserliche Heeresmacht, unter Befehl des Feldherrn Aldringer, durch Schwaben den bündnischen Grenzen, und ohne Scheu zog spanisches Kriegsvolk durchs Veltlin ins Tyrol. Vom bischöflichen Hof herab ließen sich wieder bedeutsame Töne von des Gotteshauses Rechten hören, und Forderungen an die Gemeinden — weissagende Vorboten nahen Sturms.

Das erfüllte das Land mit neuer Furcht. Man besetzte eilig die Steigschanzen stärker; sandte Abgeordnete an die Eidsgenossen; Eilboten nach Frankreich zum Konige. Dieser gab mehr als Worte des Trostes. Er ernannte den Herzog von

Rohan zu seinem Oberfeldstatthalter in Rhätien, und schickte zwo Schaaren Fußvolks, nebst zwei Geschwadern Reiterei, in das bedrängte Hochland.

Das Erscheinen der französischen Schlachthaufen erfüllte die Bündner mit hoher Freude. Denn sie zweifelten nicht, Rohan werde ungesäumt über die Alpen gehen, und sich der rhätischen Gebiete an der Adda bemeistern. Allein die Erwartung log. Venedig, zur Mitwirkung gegen Veltlin aufgefordert, hatte, furchtsam vor Spaniens Macht oder vor Frankreichs Unzuverlässigkeit, Gründe zum Zaudern. Darüber erhob sich neues, langwieriges Hin- und Herhandeln; indessen die französischen Kriegsleute, zerstreut in den bündnischen Thälern, diese erschöpften; durch Einlagerung die Geduld der Gemeinden ermüdeten; durch Ausschweifung und Unzucht den keuschen Sinn des Gebirgsvolkes empörten oder vergifteten. Zwanzig Monate verstrichen so.

Frankreich, immerdar die Feinde Oesterreichs mit Geld und Leuten unterstützend, hatte sich doch bisher nie offen und entschieden gegen den Kaiser und die spanische Macht erklärt. Erst als die Waffen derselben in Deutschland übermächtiger zu werden drohten, und ihm selber Gefahr erwuchs, kündigte es den Krieg an, und griff die österreichischen Gebiete zu gleicher Zeit auf verschiedenen

Punkten an, um die kaiserliche Macht zu trennen und zu schwächen.

10.

Der Herzog von Rohan erobert Cläven, Veltlin und Worms. — Unterhandlung um Rückgabe dieser Lande an Rhätien.

Im J. 1635 — 1636.

Es war in den ersten Frühlingstagen des sechszehnhundert fünfundreißigsten Jahrs, als Rohan, welcher zu derselben Zeit beim Heer im Elsaß war, von seinem Könige den Befehl empfing, von da mit fünf Schaaren Reiterei und sieben Schaaren Fußvolks in Eil und Stille, eh' die Spanier es erfahren oder hindern könnten, durch die Schweiz nach Bünden zu ziehen, und sich des Veltlins zu bemächtigen. Der Vollziehung dieses Befehls fanden aber nicht leicht zu überwältigende Hindernisse entgegen. Ohne Genehmigung der Eidsgenossenschaft mit Heeresmacht über den Boden des tapfersten Volkes zu gehen, von Strömen, Seen und Gebirgs-Engen aufgehalten, konnte Untergang bringen. Hinwieder die Erlaubniß der Schweizerstaaten auszuwirken, von denen viele, zumal die katholischen, den Spaniern gewogener als den Franzosen waren,

verzögerte die Unternehmung und verrieth dieselbe an Spanien, eh' sie noch begonnen war.

Der Herzog, von großer Geistesgegenwart in den schwierigsten Verhältnissen, half sich schnell. Er kannte die Eidsgenossen; ihre innern Zwiste und Feindschaften; und wie sie, berühmt durch redliche Beobachtung auswärtiger Verträge, nur gern wider einander selbst jene Künste treuloser Staatsklugheit trieben, die sie mit Recht an Fürsten verdammten. Rohan also, vertraut mit den Standeshäuptern der evangelischen Orte Bern, Basel und Zürich, die ihn als Freund ihres Glaubens ehrten, welchen er ehemals gegen seinen eigenen König mit dem Schwerd vertheidigt hatte, besprach sich mit ihnen. Liebkosend, heimlich, einzeln gewann er sie Alle. Dann rückt' er schnell an der Spitze seines Heerhaufens durch die Landschaft Basels und des Aargau's über die Reuß in den Freistaat von Zürich; von da ohne Rast durch Toggenburg und die Grafschaft Sax in das Bündnerland (A. 1635, April). So geschah, daß eine fremde Kriegsmacht die Länder der Eidsgenossen durchschritt, ohne Widerstand, selbst ohne Vorwissen von mehr als der Hälfte aller bundesverwandten Orte.

Mittlerweile hatten sich auf des Herzogs Geheiß schon früher die in Bünden gestandenen französischen Kriegsschaaren, nebst drei rhätischen,

gegen Worms und Cläven begeben. Marschall Landes befehligte sie. Als Rohan über den Rhein in die Felder von Chur trat, waren jene zwo Grafschaften schon eingenommen. In denselben herrschte unglaubliches Schrecken. Das Volk voller Angst war mit Hausgeräth und Lebensmitteln zu den Wäldern, Bergen und verborgenen Orten geflüchtet. Veltlin zitterte. Es sandte an den französischen Marschall Bitten um Huld; Erinnerungen, daß es, vermöge monzonischen Vertrages, eben sowohl der Krone Frankreich, als den Spaniern, Freiheit und Glück danke. Doch diejenigen, welche zur Empörung Veltlins gegen Rhätien am thätigsten gewirkt, und seitdem die ersten Stellen des Landes behauptet hatten, vertrauten den Verheißungen des Marschalls wenig. Robustelli, Aijo Besta und Simon Venosta entwichen durch das Camonicathal in den Schutz der Mailänder.

Rohan, vom Adel Bündens und der Bürgerschaft von Chur vor den Thoren dieser Stadt mit schmeichelhaften Ehrenbezeugungen bewillkommt, von der Standesversammlung als Retter des Freistaats begrüßt, zog mit seinem Heer über den Septimer und Splügen hinab in die Grafschaft Cläven. Zum Befehlshaber des Schlosses und der Grafschaft ernannt' er hier den schon durch viele Waffenthaten ruhmhaften Ulysses von Salis.

recht gänzlich auszuſchlieſſen und die Stellen des Raths in denjenigen Familien erblich zu machen, die daran ſeit einem Jahrhundert Theil genommen hatten, oder deren Söhne wirklich im Rathe ſaßen. Stufenweiſe näherte man ſich dieſem Ziel in einer Folge von mehrern einzelnen Geſetzen und in einem Zeitraum von dreiunddreißig Jahren. Man erreichte es endlich im Jahr 1319, da man den großen Rath als für ſich abgeſchloſſen erklärte, alſo, daß die wirklichen Glieder nicht nur lebenslang auf ihren Stellen bleiben, ſondern auch, daß dieſe auf ewige Zeiten nur ihren Nachkommen allein offen ſtehen ſollten.

Damit war, wohin ſeit Beſchränkung der Herzogengewalt längſt gezielt worden, in Venedig eine Ariſtokratie durch Geburtsrecht vollendet. Die Oberherrlichkeit des ganzen Volks war erblich in die Gewalt von kaum dreihundert Geſchlechtern gebracht; ein Adel mit Vorrechten geſetzlich aufgeſtellt und das übrige vormals freie venediſche Volk unterthan.

Dieſe Gewaltthat, wider welche ſich die Bürgerſchaft vergebens aufzulehnen ſtrebte, veränderte aber die ganze Geſtalt des venediſchen Staatsweſens. Der große Rath, als Selbherr nur Anmaßer, fühlte von dieſem Augenblick alle Leidenſchaften, die den Schritt der Anmaßer zu verfolgen pflegen: Mißtrauen, ungemeſſenen Stolz, Furcht,

Die Schanzen am Luzienſteig und Rhein hatte er gegen Deutſchland wohl verwahrt. Ihre Vertheidigung übernahm die Mannſchaft des Gerichtenbundes. Ins untere Engadin zog Oberſt Finer mit den Churbündnern, die Gränzen gegen Tyrol zu decken. Dahin wurden auch die Schlachthaufen des grauen Bundes beſtimmt. Oberſt Georg Jenatſch ließ die Martinsbrücke abbrennen, und Schanzen und Bollwerke zur Sicherung der Engadine bauen.

Alle Thäler erklangen von Waffen. Jeder Bund ſtellte neuerdings zweitauſend Mann zur Vertheidigung des Vaterlandes. In franzöſiſchem Sold wurden drei Schaaren errichtet und geworben unter den Oberſten Hans Simeon Florin, Georg Jenatſch und Johann Peter Guler. Zu Chur waltete die Standesverſammlung ernſt und ſtreng über den Gang der Geſchäfte des Innern. Sie unterhielt freundliches Einverſtändniß mit den Eidsgenoſſen, und mit der Frau Erzherzogin Claudia im Tyrol Briefwechſel, daß die Bündner, treu der ältern Erbeinigung, nichts wider das Gebiet des erlauchten Erzhauſes, ſondern nur die Herſtellung ihrer Oberherrlichkeitsrechte in den eignen Unterthanenlanden unternehmen wollten.

Inzwiſchen hatten Rohans Schaaren das Veltlin beſetzt. Hier, wie in Cläven und Worms,

wurden zur Befestigung des unsichern Besitzthums zahlreiche Schanzen angelegt. Es war hohe Zeit. Denn aus der Lombardie sammelten sich die Spanier schon am Comersee; und durch die tyrolischen Klausen zog der kaiserliche Feldherr, Freiherr von Golz, mit fünftausend Mann zu Fuß und siebenhundert zu Roß auf Raubers. Von da rückte derselbe ins Münsterthal. Er hatte den Bewohnern dieses armen Gebirgs Milde verheißen. Aber er war seiner zuchtlosen Kriegsknechte nicht Meister. Sie plünderten die Hütten; steckten andere in Brand; schändeten die jungen Weiber und schleppten sie mit sich fort; schütteten den Männern Mistjauche in den Hals — das hieß schwedische Tränke — oder quälten sie auf andere Weise, versteckstes Geld herbeizuschaffen; viele todteten sie. Mit gleicher Grausamkeit wütheten sie in Worms, als sie hier, nach Verdrängung der schwachen Bündnerschaar, einzogen. Auch Kinder wurden von ihnen mit gräßlicher Lust gemordet, und Greise, die Geld geben sollten und nicht hatten, lebendig verbrannt. An der Spitze dieser wilden Schlachtbanden drang der Freiherr von Fernemont, welcher den Oberbefehl übernommen hatte, hinab ins Veltlin bis Tirano.

Wie Rohan, zu Cläven mit Vertheidigungsanstalten gegen die schwellende Macht der Spanier beschäftigt, das Vorschreiten des kaiserlichen Heeres

vernahm, flieg er schnell mit beträchtlichem Theil seines Volkes durchs Pregäll hinauf, über den rauhen Malöja ins obere Engadin, den Feinden in den Rücken zu fallen. Fernemont aber, davon belehrt, ging von Tirano durch die Brusasker Bergschlünde und die Thäler von Puschlaw ihm entgegen, über Tschiadella ins Luvinerthal. So konnt' er dem Herzog den Eingang ins Veltlin verrammeln und ihn selbst rückwärts bedrohn. Die kaiserlichen Schaaren, an Zahl den französischen überlegen, fürchteten den umgangenen Roban nicht mehr. Aber plötzlich erschien er vor ihnen. Von Zuz war er über den steilen Casannaberg gestiegen; der französische Markgraf de la Frezelliere besetzte mit der Vorhut die Höhe zwischen dem Luviner- und Federiatha'e. Dann, als das Heer versammelt war, ward der Feind, welcher dem Federiathale zu stand, über Valatta angegriffen mit Ungestüm, und von seiner, das ganze Thal durchschneidenden, Schanze getrennt, die er gehörig zu besetzen versäumt hatte (J. 1635, 27. Juni). Es erhob sich blutiges Gefecht; Brüklers und Zenatschens Schaaren überall voran; dazu die Unterengadiner mit den Morgensternen, und die Fähnlein der Zehngerichten und des Gotteshausbundes. Vor allen pries Roban die kecken Davoser unter Hauptman Leonhard Wildner. Durchs Thal Camora brachen einhundert zwanzig

Oberengadiner hervor; achtzig aus der Schlucht des Fenathals, von welchem man vom Berninaberg in Luvinen eingeht. Die Kaiserlichen, überrumpelt, auf allen Seiten umwickelt und durchbrochen, retteten sich hinab gen Samogo, den Thälern von Worms zu, um von da aus wieder des Veltlins mächtig zu werden.

Der Herzog, ohne seinen Feind zu verfolgen, nahm den Weg über Pischiadella und Puschlaw nach Tirano, so, in bequemer Stellung zwischen Kaiserlichen und Spaniern, ihre Verbindung hindern, und, nach Umständen, sie einzeln schlagen zu können. Kaum bei Tirano angekommen, zeigte sich auch schon die feindliche Reiterei. Bald rückte Fernemont wieder mit aller Macht von Worms her. Rohan, ohne Zögern, griff ihn beim Dörflein Mazzo an, in der Ebene und längs den Weinbergen, und drückte ihn fechtend gegen das Ufer der Adda (S. 1635, 2. Juli). Da eilte, auf ein Zeichen des Herzogs, Zenatsch jählings mit sechshundert Bündnern am rechten Ufer des Stroms heran, dem weichenden Feind entgegen. Dieser, im Gedränge verwirrt, suchte vergebens noch an den Brücken von Grosio und Sondalo einen Halt. Fernemont, unfähig die zerrissene Ordnung herzustellen, überließ sein Volk der Flucht. Die Leichen von vielen hundert Kaiserlichen bedeckten das Schlachtfeld, oder schwammen in den Wellen

der Adda. Viele Flüchtlinge ſtarben auf dem Wege. Einige retteten ſich in die Berge des Luvinerthals; andere in das venediſche Gebiet. Um mehr als zweitauſend Mann geſchwächt, kam Fernemont mit den Trümmern ſeines Heers gen Worms, von da er ſich ins Tyrol in ein verſchanztes Lager unter Glurenz legte, bei dem Hügel Tarſen.

Nun freier, wandte ſich der Sieger wieder abwärts gegen den Comerſee, von wannen die Spanier, geführt durch Graf Serbelloni, ſchon bis Verbenno vorgerückt waren. Sie gedachten den kaiſerlichen Volkern die Hand zu reichen. Als Serbelloni aber Fernemonts Unglück vernahm, räumte er eilends das Veltlin. Darum begnügte ſich Rohan, deſſen Heer dreitauſend Eidsgenoſſen von Zürich, Bern, Glarus und Solothurn kamen, die Grafſchaft Worms und das Münſterthal von feindlichen Beſatzungen zu ſäubern. Die kaiſerliche Schanze beim Wormſerbad ward mit dem Degen in der Fauſt erſtürmt. Die Vorwachten Rohans ſtreiften bis Taufers im Tyrol.

Bei allen dieſen Siegen war des Herzogs Lage nicht freudig; ſein Heer von Kämpfen und Krankheiten ſchnell geſchwächt; das Land ausgezehrt; er ohne Geld. Wahrend dem ergänzten die Deutſchen im Tyrol, die Spanier unter dem

Geschütz der Veste Fuentes ihre Streitkräfte. Sie beschlossen mit gesammelter Macht von allen Seiten, im gleichen Augenblick, den französisch-rhätischen Feldherrn zu überfallen und zu vernichten. Noch zur guten Stunde kam ihm aus Frankreich frisches Kriegsvolk und Geld — bald darauf aber auch Botschaft vom Aufbruch der Oesterreicher gegen Worms, der Spanier gegen Veltlin. Rohan, meistens zu Tirano, als dem Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes, gelagert, eilte schnell mit seinem Heer dem Feind entgegen. Fernemont stand im Freelthal, von wo er nach Gefallen eben so wohl gegen Worms, als Engadin oder Luvinen vordringen konnte. Denn das Freelthal, kaum drei Stunden lang, sich gegen das Thal von Tedenos ausmündend, liegt zwischen Luvinen und Münsterthal, arm und rauh, mit zerstreuten Hütten in den Wiesen. Der Herzog rückte zuerst hierher, und ordnete sogleich den Angriff von allen drei Seiten an, auf welchen das Thal zugängig war (J. 1635, 31. Okt.). Er hatte kaum viertausend Mann. Der Feind, wohlverschanzt mit siebentausend Fußgängern und achthundert Reitern, widerstand tapfer. Doch umsonst. Mit gesenkten Spießen ward der Stoß seiner Geschwader gebrochen. Franzosen und Bündner stürmten die Schanzen von vorn und auf den Flügeln. Oberst Jenatsch kam seitwärts über das Gebirg, und

Univ.-Bibl. München

ſtieß mit Wuth auf die Deutſchen. Gnade ward keinem gewährt. Bei anderthalbtauſend Feinde wurden niedergemetzelt. Die übrigen flohen in Betäubung bis in das Innerſte des Tyrols. Wäre Landes zur rechten Zeit durchs Thal Pedenos beim Kampf erſchienen, kein kaiſerlicher Soldat würd' entkommen ſein.

Indem der Herzog das Schlachtfeld verließ, empfing er Nachricht, die Spanier wären unter Serbelloni's Anführung ſchon bis Morbegno gekommen, während der kaiſerliche Feldherr Graf von Schlik mit einem neuen Heer aus dem Tyrol hervorging. So in Gefahr zwiſchen zwei Feuern, machte ſich der Herzog in Eilzügen nach Tirano zurück; dann ohne Säumen auf Morbegno. Hier ſtanden die Spanier zwiſchen der Adda und dem Gebirg hinter einem kleinen Bach (S. 1635, 10. Nov.). Durch die Ebene von Talamona zogen die Franzoſen, Bündner und Eidsgenoſſen mit fliegenden Fahnen an; Abtheilungen ihrer Freiwilligen erkletterten die Höhen des Gebirgs; andere ſchlichen durch die Weidengebüſche der Adda vor. Der Kampf entzündete ſich in der zweiten Stunde nach Mittag und in der fünften war er von Roban ſiegreich vollendet; die Flucht der Spanier entſchieden, mit Hinterlaſſung ihres Kriegsſchatzes und alles Gepäcks.

Serbelloni's Niederlage vernichtete für

den Augenblick, was man früher entworfen hatte. Die Oesterreicher, weit entfernt, vereinzelt anzugreifen, zogen sich vielmehr zurück; und der Kaiser berief sie nach Deutschland, wo ihre Gegenwart dringender nöthig war. Mit geringer Mühe wurden nun die spanischen Schwärme am Comersee im Zaum gehalten.

So hatten des Herzogs feldherrliche Tugenden, von der Eidsgenossen und Bündner Tapferkeit kräftig unterstützt, den Besitz von Cläven, Worms und Veltlin gesichert. Nun ward die Rückgabe dieser Unterthanenlande an Rhätien besprochen. Rohan kannte die Rechtsame des Freistaats vollkommen; aber auch die sehr gegründeten Beschwerden Veltlins gegen die ehemalige Beherrschung. Die Boten dieser Thäler kamen zu ihm, und klagten gegen die Bündner, wie vorzeiten jener edle Dalmatier dem Kaiser Tiberius: „Statt den Hirten, um die Heerde zu hüten, haben sie uns Wölfe gesandt, dieselbe zu verzehren!“ Rohan, ein bleibendes Werk seiner Weisheit zu gründen, sann darauf, durch Vermittelung den Wunschen Aller Genüge zu thun. Früher schon hatt' er, bald nach der Schlacht bei Mazzo, seine Gerechtigkeitsliebe zu beurkunden, den evangelischen Bündnern, Veltlinern und Clävnern Besitz und Genuß ihrer Güter zurückgestellt (J. 1635, 10. Sept.). Nun unterhandelte er mit

rhätiſchen Abgeordneten zu Cläven über die Rückgabe des ganzen Gebietes, ſo, daß beiden Parteien zum Theil entſprochen, und der monzoniſche Vertrag gewiſſermaßen unverletzt behalten würde (J. 1636, 4. Jan.). Zu dem Ende beharrte er auf folgenden Sätzen: Der katholiſche Glaube ſollte in den Unterthanerlanden der alleinherrſchende, ihnen auch Selbſtverwaltung der Gerechtigkeitspflege bleiben, unter Vorſitz eines Richters aus ihrer eigenen Mitte, welchen ſie aus drei vom Freiſtaat vorgeſchlagenen wählen müßten. Dafür ſeien ſie dieſem mit fünfundzwanzigtauſend Gulden jährlich, und für Kriegszeiten noch mit fünfzehntauſend, zinsbar. Alle andere Rechtſame der Oberherrlichkeit aber ſollten gemeinen drei Bünden verbleiben, welche ſolche durch Beamte zu verwalten hätten.

Zu Thuſis, auf einem Beitag, wurden die Stimmen der ſelbherrlichen Gemeinden über dieſe Clävner-Satzung angehört (J. 1636, 21. April). Die meiſten ſprachen unzufrieden, daß ihnen nicht ihr volles, altes Recht zurückgeſtellt werde. Zürich und Bern mahnten, man müſſe ſich gegen die Unterthanen nicht des Rechtes über Tod und Leben begeben; und die evangeliſche Geiſtlichkeit des Landes hatte dem Herzog ernſt gerügt, daß er den Bündnern freie Uebung ihres Glaubens im unterthänigen Gebiet entreiſſen wolle. Allein viele

Gemeinden waren beredet, des Friedens und der öffentlichen Ruhe willen kein Opfer zu scheuen, und, durch Nachsicht, der Unterthanen Anhänglichkeit zu fesseln. Noch kam dazu, daß Oberst Georg Jenatsch, dessen Rath der Herzog gern zu hören pflegte, erklärte: Rohan werde von seinem Antrag nicht weichen. Darum sei besser, ihn anzunehmen. Verwürfe man ihn, würde man die Franzosen reizen, und sie länger, als gut sein möchte, im Lande behalten. Man müsse, um Alles zurückzugewinnen, nur bequemere Gelegenheit zu erwarten wissen. So ward in Thuß, nicht ohne Sträuben, der Clävner-Vertrag angenommen, doch mit Beisatz: daß Frankreich, dem gegen Spanien alle Vortheile zugestanden wären, zwanzigtausend Pfund baar, und eben so viel nach Jahresfrist zu zahlen, Rhätien hinwieder keine Verbindlichkeit habe, den Vertrag zu halten, wenn derselbe nicht in allen Theilen vollzogen würde.

Rohan hatte im Anfang mehr verheißen, als er nun leistete. Das erregte den Mißmuth des Hochlandes. Nicht für neue madridische oder monzonische Bedingungen, und sich von Frankreichs Willen abhängig zu sehen, wollte das Volk Geld und Blut verloren haben, sondern für Wiedererlangung uralten Rechts. Als solche unzufriedene Stimmung der Bündner gegen den

Grausamkeit, Verheimlichungssucht und ängstliches Streben, Alles in Allem, und Alles allein zu sein. Von diesem Augenblick an mußten Reichthum, Ansehen und überlegene Einsichten außer seiner Mitte verdächtig und gefährlich werden, weil Gaben des Glücks und der Natur oder der Tugend dem Ansehen der Regimentsfähigen Eintrag thaten. Von diesem Augenblick an mußte nicht nur einerseits der Mund des Volks, sondern andererseits auch die Macht des Duca niedergedrückt werden, damit beide nicht mehr zu fürchten wären.

Zur Führung und Verwaltung eines Staates ist unstreitig derjenige der Würdigste, welcher dazu die meisten Eigenschaften des Geistes und Herzens hat. Es ist daher ein Vorzug sowohl der Monokratie, als Demokratie, daß der Landesherr oder das Volk, ohne andere Rücksicht, diejenigen zu den höchsten Stellen erheben kann, deren Tauglichkeit oder Tugend des höchsten Zutrauens werth sind. Denn der gröſtere Geist ist der geborne, von der Natur geweihte, Lenker der Andern. — Reichthum, für sich betrachtet, kann nur durch Bestechung mächtig sein, und ohne mit dem Geist gepaart zu stehen, ist er allein unfähig zu regieren. Indessen hängt ihm doch eine gewichtvolle Wirklichkeit an. Die gröſten Eigenthumsbesitzer eines Landes sind dessen Privatherren und haben damit ein Recht, zur öffentlichen Verwaltung

Herzog an den Höfen von Mailand und Innsbruck bekannt ward, faßten diese sogleich neue Hoffnungen und Anschläge. Sie näherten sich den Bündnern mit kluger Freundlichkeit; bedauerten alte Mißverständnisse, schalten die französische Hinterlist und Unzuverlässigkeit. Graf Serbelloni ließ durch vertraute Personen melden: Spanien würde gewiß Veltlin unter bessern Bedingungen zurückstellen, sobald gemeine drei Bünde von Frankreich ablassen und sich für Spanien erklären wollten. Die Erzherzogin Claudia sprach durch ihren Landvogt Viktor Travers zu Cassels auf ähnliche Weise; äusserte ihren Wunsch, die alte Erbeinigung zu erneuern und die gebrochene Freundschaft wieder anzuknüpfen.

Diese Annäherungen waren den Bündnern willkommen. Nicht daß sie den lieblichen Worten Serbelloni's und Claudiens Glauben beigemessen hätten. Aber mehr oder weniger wieder mit Tyrol und Mailand versöhnt, erwarben sie sich dadurch gegen französische Alleingewalt das verlorene Gegengewicht zurück. Die Standesversammlung zu Davos sprach den Willen der oberherrlichen Räthe und Gemeinden aus (8. 1636, Brachm.): Es solle die alte Erbeinigung mit dem Hause Oesterreich unverletzlich beobachtet werden, sobald dieses, mit Vergessung spaterer Verträge, dahin umkehren würde. In Folge dieser Gesinnungen empfingen

auch die bündnischen Obersten Rebel, nicht mit Rohan, der einen Zug ins Tyrol entwarf, dahin zu gehen; um so weniger, da bei Anwerbung der dreitausend Bündner in französischen Dienst bestimmt ausgedrückt war, es solle die Erbeinigung mit dem Erzhaus nicht damit verletzt werden.

Wer jemals zur spanischen Partei gehört, oder über eine von Franzosen erlittene Unbilligkeit zu klagen hatte, machte nun gemeine Sache wider sie. Die Menge der Mißvergnügten ward selbst durch die sechs bündnischen Heerschaaren verstärkt, welche, in französischem Dienst geworden, seit mehrern Monaten ohne Sold gelassen waren. Die Hauptleute sprachen: „Wir sind auf unsere Kosten von Frankreich für Frankreichs Eigennutz mißbraucht. Wir haben nicht unserm Vaterlande, sondern nur dem französischen Hofe das Veltlin und die Grafschaften erobern sollen, und dafür Blut und Leben opfern müssen. Selbst der Kriegssold wird uns vorenthalten, daß wir, unsere Leute zu lohnen, Schulden machen und Frankreich Alles umsonst habe!“ So sprachen sie unter einander und schworen des Königes Dienst zu verlassen. Sie hatten den Oberstwachtmeister Jakob von Molina aus ihrer Mitte nach Paris geschickt, die rückständige Löhnung zu begehren. Als er nun zurückkehrte, zwar mit Verheißung, gleich nach seiner Ankunft würden einhundert zwanzig-

tausend Pfund ausgerichtet werden, Lanier aber, als französischer Gesandter beim Freistaat, nur dreiunddreißigtausend Pfund zahlte, traten die Hauptleute wieder zu Sylvaplana im obern Engadin zusammen, und beschlossen fest, dem Dienst Frankreichs abzusagen (J. 1636, Weinm.). Sie vollzogen ihr Wort, verliessen ihre Stellungen an den Grenzen des untern Engadins und zogen sich eigenmächtig theils gen Cläven, theils ins Innere des Hochlandes zurück. Nur wenige Heerbanden, wie auch die Obersten Brücker und Ulysses von Salis, nahmen an der großen Meuterei keinen Theil.

Dieser Schritt verursachte bei den Franzosen große Bestürzung. Ihre eigene Kraft war, theils durch den Krieg, theils durch Entlassung und Abberufung mehrerer ihrer Schlachthaufen, sehr geschwächt. Der Herzog von Rohan lag zu Tirano an tödtlicher Krankheit darnieder, ohne Sprache und Besinnung. Lanier, der Gesandte, und Prioleau, Rohans Geheimschreiber, begaben sich eiligst nach Chur, wichtigern Uebeln vorzubeugen. Prioleau versuchte Bitte, Schmeicheley und Versprechen; erbot, aus eigenem Vermögen achtzehntausend Pfund zu geben, wenn das Kriegsvolk zu seiner Pflicht zurückkehren würde. Lanier, stolz und heftig, stieß harte Drohungen

aus: „Ich will meinen Speer zu Chur aufpflanzen und meinen Fuß in den Nacken der meuterischen Hauptleute sehen!“ Jener gewann nichts. Dieser reizte nur die Gemüther noch mehr.

Der Herzog, wie er genas, erschrack über den Bericht aller dieser Vorfälle. Er ließ sich, kaum hergestellt, im rauhen Herbstwetter über das Gebirg in einer Sänfte gen Chur tragen, den Sturm zu beschwören. Alles empfing den Helden mit Hochachtung. Aber die Thore der Hauptstadt wurden von denselben Kriegern bewacht, die sich wider ihn aufgelehnt hatten. Sein Verhältniß war schwierig; um so mehr, da der Vertrag von Thusis, welcher von den Gemeinden nur mit Widerwillen genehmigt worden, am Pariser Hofe, statt der Bestätigung, sehr verderbliche Abänderungen empfangen hatte. Dazu mochten dort besonders der vielmächtige Kapuziner, Vater Joseph, und nicht minder der päpstliche Nuntius Bolognet gewirkt haben, der, als er den Vertrag von Thusis las, das Blatt zur Erde warf und rief: „Das ist Rohans, des Ketzers, Werk, zu Gunsten der Ketzer!“ Nach dem Pariser Entwurf sollten die Bündner nicht einmal Gewalt behalten, Amtleute in die Unterthanenlande zu schicken, sondern nur Einzieher der Zinssteuer; und falls diese nicht entrichtet wurde, war den Widerspenstigen keine Strafe bestimmt, vermuthlich damit den französischen Gesandten die

Entſcheidung und gröſserer Einfluſs bleibe. Den evangeliſchen Gutsbeſitzern war im Jahr nur Friſt von zween Monaten geſtattet, in beiden Grafſchaften und Veltlin ihr Vermögen zu bewirthſchaften. Dies und anderes bewog den klugen Herzog, die vom Hofe empfangenen Erklärungen ſchweigend zurückzuhalten. Er ſchmeichelte ſich noch, durch Vorſtellungen bei ſeinem Könige vortheilhafte Milderung zu bewirken. Doch hatt' er den Inhalt ſchon dem ſchlauen Oberſt Jenatſch vertraulich mitgetheilt, welcher ſich in Rohans Gunſt zu erhalten wuſste, um den Bündnern deſto ſicherer von dieſer Seite zu dienen. Durch Jenatſch war der Inhalt einigen Vorſtehern des Landes ruchbar geworden. Dieſe, ſich unwiſſend ſtellend, beſtürmten den Herzog, die Erklärung des Pariſer Hofes bekannt zu machen. Auch Lanter, nicht des Herzogs Freund, drang heftig darauf, weil es des Königs Wille ſei. So ward Rohan gezwungen, der Standesverſammlung die Geſinnung ſeines Hofes zu eröffnen (d. 15. 11. Nov.); doch verſprach er zugleich, in einer beigefügten Denkſchrift, die zuverläſſige königliche Beſtätigung der Thuſiſchen Satzungen, im Fall die ſelbherrlichen Gemeinden jene Einſchränkungen nicht gutheiſsen würden.

Von dieſem Augenblick an hielten ſich die Bündner ihres zu Thuſis nur bedingungsweiſe ge-

gebenen Wortes entledigt. Zu Glanz verſammelte ſich alsbald eine neue Standesverſammlung. Dieſe ordnete Geſandtſchaft an die Eidgenoſſen ab, mit Klagen über das Benehmen des franzöſiſchen Hofes und mit Bitten, keinem franzöſiſchen Kriegsvolke den Durchzug ferner nach Bünden zu geſtatten. Eine andere ging nach Innsbruck, um dort mit den kaiſerlichen, erzherzoglichen und ſpaniſchen Bevollmächtigten insgeheim Unterhandlung einzuleiten, daß Bünden ſeiner alten Rechte über das Unterthanenland geſichert werde. Dagegen, gab man das Wort, ſollten die Franzoſen ſchnell das Land räumen. Weder Rohan noch Lanier ahneten das Mindeſte von dem, was vorging. Oeffentlich hieß es, die Sendung betreffe den alten Erbverein und Formlichkeiten ſeiner Verjüngung. Selbſt von den einflußreichſten Männern in der zahlreichen Verſammlung zu Glanz wußten nur wenige, um was es zu thun ſei. Unter den wenigen war auch Oberſt Henatſch; er ſelbſt einer von denen, die nach Deutſchland geſchickt wurden; der fähigſte Mann, das große Geſchäft des Vaterlandes zu leiten.

Wie Laniers Ungeſtüm und hochfahrendes Weſen bei den Bundnern zuerſt den Unwillen wider Frankreich zur entſchiedenen Thätigkeit gereizt hatte, ſo erleichterte ſeine Entzweiung mit dem Herzoge das Gelingen ihres verborgenen Vorhabens.

Als Rohan endlich, zu Laniers Verdruß, den rhätischen Hauptleuten am rückständigen Sold hundert- und dreißigtausend Pfund auszahlte; als er eben so viel noch fünf Monden, und das übrige in gewichtigen Schuldscheinen zu entrichten verhieß, selbst als er die Abberufung des unvorsichtigen und allen Bündnern verhaßten Gesandten bei seinem Könige auswirkte, war Alles zu spät.

11.

Das französische Kriegsvolk muß Bünden verlassen.

Im J. 1637.

Vielen zwar mochte unmöglich scheinen, Rhätien aus den Banden französischer Macht und Staatsklugheit zu befreien. Denn dazu ward vereinte Kraft in einem Staate verlangt, dessen Theile von widerstrebenden Meinungen bewegt waren. Es war dazu Verschwiegenheit der Entwürfe verlangt, in einem Lande, dessen Verfassung kein Geheimniß ertrug, weil dem gesammten Volk die höchste Gewalt zustand, und bürgerliche Eifersucht mehr vom Mißbrauch des Geheimnisses fürchtet, als von der weisesten Anwendung hofft. — Dennoch vermochte redlicher Wille das Unglaubliche.

Am sechsten Tage Hornungs des sechszehnhundert siebenunddreißigsten Jahres traten im Hause

des weisen und kraftvollen Bürgermeisters von Chur, Georg Meyer, der nie fehlte, wo es um des Vaterlandes Ehr' und Heil zu thun, einunddreißig von den angesehenen Bürgern des Freistaats zusammen. Darunter waren vom obern Bunde neun, vom Gotteshausbunde zehn, von den Zehngerichten zwölf. Diese, nachdem sie des Landes Leiden und verworrenes Verhältniß besprochen, verschworen sich unter einander mit Leib und Gut zu dessen Rettung. Alle wollten sie nach diesem Ziel hinwirken; alle sich den Beschlüssen ihrer eigenen Mehrheit unterziehen; das Geheimniß jedes Unternehmens verschwiegen bewahren und einander beispringen in Gefahr, Noth und Tod. Sollte einer von ihnen je meineidig werden, räumten sie sich gegenseitig, mit Entsagung auf obrigkeitlichen Schutz, das furchtbare Recht ein, den Feilbaren an Geld, Ehr' und Leben zu strafen.

So verbündet, beschlossen die Einunddreißig die Befreiung Rhätiens von allem fremden Joch. Der Freistaat, an sich zu schwach, allein gegen Frankreich in offenen Kampf zu treten, sollte durch die feindselige Nebenbuhlerei derselben großen Mächte wieder zur Unabhängigkeit gelangen, die ihn zu Grunde gerichtet hatten. Dem wird billig kein Gesetz und Recht gehalten, dessen Uebermuth Recht und Gesetz zertreten hat. Das war der Gedanke der Verschwornen. Schon zu Ilanz hatte

ſich auf der Standesverſammlung ihr Wirken offenbart. Sie handelten aus ſich, mit ungeſetzlicher Eigenmacht im Staat, aber nicht wider ihn, ſondern wider ſeine Unterjocher. Das machte ihnen einen Muth vor den Zeitgenoſſen, und eine Rechtfertigung vor der Nachwelt.

Der Geiſt des verborgenen Retterbundes ſtrahlte bald ſichtbar aus allen Werken. Des franzöſiſchen Hofes Staatskunſt, des päpſtlichen Nuntius Glaubensgroll wurden unerwartet überliſtet und wehrlos. Rohan ſah ſich plötzlich, bei aller ſeiner Klugheit, von einer unſichtbaren Gewalt umgarnt, gebunden und gezwungen, der Macht eines unerwarteten Schickſals zu weichen. Während Oberſt Jenatſch zu Innsbruck handelte, behielt er gegen Rohan die Sprache des Getreuen, doch ſo, daß er durch ſie den Herzog mehr ſchreckte, als erfreute. „Oeſterreich“, ſo meldete Jenatſch ihm, „iſt unbeſtändig; nur an leeren Worten reich. Spanien würde mit Bünden gern einig werden, wenn wir nur die Franzoſen verjagen wollten.“ Rohan verdoppelte demnach ſeine Kraft, die Beſtätigung des tyroliſchen Vertrages an ſeinem Hofe zu bewerkſtelligen. Er erhielt ſie. Als er nun dieſelbe auf einem Bundestag den verſammelten Häuptern vorlegte (J. 1637, 13. März), forderten dieſe unwillig von Seiten Frankreichs eine feierliche Gewährleiſtung ihrer Rechte über die unterthäni-

gen Landschaften. Diese Gewährleistung war vom französischen Hofe im Inhalt des Vertrags schlau genug vergessen. Desgleichen verlangten sie die noch immer zurückgehaltene Bezahlung der allgemeinen und besondern, laut Verträgen bestehenden Jahrgelder, so wie Entrichtung des rückständigen Soldes der im französischen Kriegsdienst befindlichen Bündnerschaaren. Sie begehrten nicht mehr, als ihnen gebührte, und verhehlten dem Herzoge nicht, daß Frankreich auf unwürdige Weise der Ohnmacht eines kleinen Staates spottete. Die Gerechtigkeit aller dieser Anträge erkannte der Herzog an. Er sandte seinen Geheimschreiber Prioleau deswillen noch einmal an den Hof nach Paris. Doch beschwichtigte er damit die Unzufriedenheit der Bündner keineswegs. Er hörte von Gerüchten, das Volk wolle sich der Rheinschanze bemächtigen; man bereite zu Chur insgeheim Schaufeln, Hauen, Sturmleitern. Nun argwöhnisch, verstärkte er die Besatzung jener Schanze. Er besuchte sie selber. Als er aber aus ihr nach Chur zurückritt, überraschte ihn der Anblick der Fahnen von sechs bündnischen Heerschaaren, die, der Landwehr zu, im vollen Anzuge waren. Eilfertig sprengte er zur Rheinschanze zurück. Im Lugiensteig stand, zu dessen Bewachung, noch Oberst Kaspar Schmidt von Zürich. Auch diesen mit

mitzusprechen, weil, was geschieht, sie am meisten betrift. Es läßt sich demnach eine Aristokratie des Reichthums entschuldigungswerth finden, wenn gleich die Aristokratie der Geistes- und Tugendgröße die allein ehrwürdige ist. Die Aristokratie der Geburt aber ist die verwerflichste, weil sie ihr Recht weder auf eine geistige noch irdische Ueberlegenheit, sondern auf ein bloßes Vorurtheil begründet. Die Geburt der Menschen ist gleich; und die Gaben der Natur sind von ihr unabhängig. Der Zufall der Geburtsart steht ausser allem Zusammenhang mit dem Beruf, einen Theil der Welt zu regieren. Zwar in der Monokratie, wie in der Demokratie, sind der Fürst, wie das Volk, erbliche Landesherren durch Geburtsrecht; doch sie sind nur Landeseigenthümer und daher Herrscher, selten aber die unmittelbaren Verwalter und Regenten. In der Aristokratie durch Geburtsrecht hingegen ist die Körperschaft der Landesherren, der Adel, zugleich und immerdar selber Regent und Verwalter, als wenn die Fähigkeit zu dem Beruf willkührlich geboren werden konnte.

Was in seinem Wesen widernatürlich ist, muß auch widernatürliche Wirkungen erzeugen, das heißt, kann sich nur durch Zerstörung des Naturgemäßen ringsum aufrecht im Daseyn halten. Jede Aristokratie solcher Art muß daher das fürchten und vernichten, was die Demokratie und Mo-

seinem Volk rief der Herzog zur Vertheidigung der bedrohten Befestigung.

In der That hatten die Häupter und Räthe des Freistaats, zu Tomils im Domleschg versammelt, dem Volke öffentlich die Klagen gegen Frankreich kund gethan (J. 1637, 18. März). Hier gestanden nun auch die Einunddreißig redlich ihr geheimes Verkommniß zur Rettung des theuren Vaterlandes, und was die Folge ihres Wirkens gewesen; wie man nun mit dem Kaiser, mit dem Könige von Spanien, mit der Erzherzogin Claudia vortheilhafte Unterhandlung wegen freundlicher Nachbarschaft, und Zurückerstattung der Rechtsame über Veltlin gepflogen habe; wie nichts mehr der Herstellung innern und äußern Friedens entgegenstehe, als die Anwesenheit der französischen Kriegsmacht. Darum solle männiglich die Waffen nehmen, dem, was von den Franzosen begehrt werden müße, Nachdruck zu schaffen. Es ward alsbald dem Züricher Oberst Kaspar Schmidt geschrieben, daß er zu Gunsten der Franzosen keine Feindseligkeit gegen die Bündner verüben wolle. Schon war ein Eilbote nach Zürich, diesen eidsgenößischen Stand vom Verhältniß der Angelegenheiten zu unterrichten, und einen Befehl auszuwirken, daß sich der Oberst Schmidt an die vom Jenatsch befehligten Schlachthaufen der Bündner anschließe. Die letztern standen in den Vier-

dörfern, dreitausend Mann stark, und begannen sofort die Feindseligkeiten mit den französischen Vorwachten. Sie zwangen diejenigen Heerbanden, welche noch treu zu Rohan halten wollten, dem Befehl gemeiner drei Bünde zu gehorchen, und besetzten den Luzienſteig. Im Einverständniß mit ihnen rückten beträchtliche Haufen deutschen Kriegsvolks gegen Lindau. Am Comersee sammelte sich ein spanischer Heerhaufe bei der Veste Fuentes. Von Feldkirch ward den Bündnern Kriegsvorrath zugeführt; auch standen dort vierzehn Feldstücke zu ihrer Verfügung.

Rohan, welcher in der Rheinschanze nicht mehr als tausend Mann hatte, die Eidsgenossen einbegriffen, fand sich übermannt. Daß dies alles so gekommen, war nicht sein Werk, sondern die Frucht der falschen Staatsklugheit seines Hofes, die er oft genug getadelt hatte. Er wollte keinen vergeblichen Widerstand gegen ein Volk, dessen Rechte von ihm nie verkannt worden waren, und lehnte selbst den Beistand ab, welcher ihm aus dem Brettigäu und von andern Gemeinden verheißen ward, die ihn als Retter ihrer Gewissensfreiheit dankbar verehrten. Vielmehr, da von Zürich und Glarus eidsgenössische Gesandte zur Vermittelung kamen, erklärte er, ohne Zwang, Veltlin und Rhätien mit seinem Kriegsvolk zu verlassen; auch sandte er sogleich die nöthigen Be-

fehle an ſeinen Unterfeldherr im Veltlin, den Marſchall Lecques. Dieſer aber, hielt ſolchen Abzug den Waffen ſeines Königs für große Schmach, und den von einem empörten Volk umringten Herzog keinesweges für frei genug, einen ſo wichtigen Befehl ausſtellen zu konnen. Er verdoppelte vielmehr ſeine Vertheidigungsanſtalten, um ſich gegen jede Macht zu behaupten. Erſt als ſeine Abgeordneten zu Chur in des Herzogs von Rohan Händen die königliche Vollmacht erblickten, im Fall derſelbe keine Mittel zur Verbeſſerung der Sachen in Rhätien habe, die Schaaren des Königs aus Bünden durch die Schweiz zurückzuführen, unterwarf er ſich. Lecques übergab dem Oberſten der Bündner alle Schanzen und Veſten Veltlins und beider Grafſchaften. Dann führte er ſeine Schlachthaufen über den Bernina und Scyrmer hinweg.

Schon hatte der größere Theil des franzöſiſchen Kriegsvolkes angefangen, Bündens Boden zu verlaſſen, als aus Frankreich der Graf von Guebriant erſchien, den letzten Verſuch zu machen, die Häupter des Freiſtaats noch einmal für Frankreich zu gewinnen. Früher ſchon hatte Priolcau von Paris viele königliche Verheißungen gebracht, daß das Veltlin, doch ohne Glaubensfreiheit für Evangeliſche, zurückgegeben und gewährleiſtet; daß zu Cläven aber auf königliche

Kosten den Reformirten eine Kirche gebaut; daß den Soldaten die Löhnung, dem Freistaat beträchtliche Geldsummen gezahlt werden sollten; allein niemand wollte ferner den Worten eines Hofes trauen, der damit so oft getäuscht hatte.

Keiner war um dies Alles erzürnter, als Marschall Lecourt, zumal ihm nun erst, da er in Chur war, der Befehl des königlichen Staatsschreibers zukam, nichts zu unterlassen, dem übeln Gange der Dinge in Bünden andere Wendung zu geben. Er eilte zum Herzog, tadelte seine Nachgiebigkeit, und schalt vor ihm auf die Häupter und Oberſten der Bündner, als der Empörung Urheber. „Diese Häupter, diese Oberſten", sprach er zu Rohan, „ſind hier in der Stadt beisammen. Nichts leichter, als Rache und Sieg! Die Besatzung von vier- bis fünfhundert Mann besteht aus zusammengelaufenem Bauergeſindel. Von uns ſind aber anderthalbhundert französische Edelleute in Chur. Die Bürgerschaft iſt uns hold. Meine Schaar, achthundert Mann stark, wird diesen Abend zu Trimmis sein; die Schaar Montauſer, drei Stunden von hier, iſt noch nicht über den Rhein; die Schaar Serres iſt noch im Anzug hieher. Ich lasse sechs schon fertige Sprengkugeln an die Stadtthore schlagen. Meine Leute dringen ein. Wir bemeiſtern uns der Stadt; nehmen die im Wirthshaus versammelten Häupter des Landes und die

Oberſten gefangen; machen ſie nieder; und wenn die ſich im Blut wälzen, fallen uns die erſchrockenen Bündner von ſelbſt wieder zu!“ So ſprach Tecques. Edelmüthig, gegebenem Wort als rechtlicher Mann getreu, verwarf der Herzog den blutdürſtigen Rath.

Faſt in denſelben Stunden dachten und handelten die Bündner mit gleichem Edelſinn gegen den Herzog. Die Spanier trugen dringend darauf an, dieſen gefangen nehmen und ihnen ausliefern zu laſſen. Dafür verhießen ſie den Bündnern, was denſelben ſchon ſeit langen Zeiten ein hoher Wunſch geweſen, und noch um keinen Preis gewährt war: die Veſte Fuentes zu ſchleifen. Aber die Vornehmſten unter den Rhätiern ſprachen: „Wie, ſollen wir den Mann verrathen, der unſer Vaterland durch Klugheit und tapfern Muth einer ewigen Knechtſchaft entriſſen hat? Fuentes iſt aus Steinen gebaut, und wird Staub werden. Aber ſolch eine That würde ein unvergängliches Denkmal unſerer Undankbarkeit in den Geſchichten des Vaterlandes ſein, für Kinder und Kindeskinder. Das ſei ferne von uns!“

Alſo zogen die Franzoſen, bei fünftauſend ſtark, mit ihrer Mannszucht aus dem Lande über den Rhein (J. 1637, 5. Mai). Als Rohan ſchiedzingen die Häupter des Staats, die Oberſten und Hauptleute zu ihm, dankten für die heldenmüthig

geleistete Hilfe bei Wiedereroberung der ennetbirgischen Landschaften. „Wenn wir euch", sprachen sie zu ihm, „eben so viel Ehrensäulen errichten wollten, als sich unserer Felsenzipfel viele zum Himmel strecken, würde auch dies noch nicht die Erkenntlichkeit bezeichnen, welche wir solchem Helden schuldig sind." — Der Herzog entgegnete freundlich: „Mein König und ich werden allezeit für den Freistaat der drei Bünde, der mir so theuer ist, Sorge tragen. Wachet über ihn mit Klugheit; bewahret das Empfangene. Aber ich versichere euch, die Spanier werden, so wahr ich lebe, das Veltlin nicht im Stich lassen! Ich fürchte, die Vorsehung des Himmels wird euer Land, seines Wankelmuthes willen, mit schwerer Hand züchtigen!" — Auf ähnliche Weise beurlaubte sich Marschall Lecques von jedem der Abgeordneten. Als er aber zum Oberst Jenatsch kam, zog er gegen diesen, im Zorn erglühend, ein Pistol, und drückte es mit den Worten auf ihn ab: „So scheidet man von einem Verräther!" Das Pulver faßte kein Feuer, und Jenatschens Todesstunde war noch nicht da.

Nach diesem wurden in den Unterthanenlanden die bündnischen Besatzungen verstärkt, das meuterische Volk zu zähmen; die Aemter daselbst aber in bisheriger Weise gelassen. Die zwar riethen, ohne anders in vollen Besitz des ersteren Ge-

bietes zu treten; Andere aber glaubten, Klugheit fordere, ſich vorher mit der Krone Spanien auseinander zu ſetzen, um bleibende Sicherheit zu genießen. Gern hätte auch das Hochſtift Chur jenſeits des Gebirges ſeinen eigenen Amtmann gehabt. Allein die oberherrlichen Gemeinden verwarfen ſolche Neuerung, und geboten, dem Biſchof zu geben, wie in alten Verträgen geheißen worden, jährlich eintauſend Reichspfund für ſein Recht. Damals ſaß Joſeph Mohr nicht mehr auf St. Luzius Stuhl. Ihn hatte die Peſt des Jahrs 1635 hinweggenommen. Fürſtbiſchof war an deſſen Statt Johannes Flugi von Aſpermont, der Andere dieſes Namens, der ſchon einmal den Ernſt des Freiſtaats erfahren hatte, als er die Jeſuiten berief, ſeinen Schulen vorzuſtehen. Die mußten Rätien wieder verlaſſen, aus welchem ſie durch alte Beſchlüſſe verbannt waren.

12.

Die Unterthanenlande gelangen an Rätien zurück.

J. 1637 — 1639.

Die Bündner betrieben eifrig die förmliche Anerkennung ihrer wieder errungenen Rechte bei Oeſterreich und Spanien. Darum gingen Geſandtſchaften nach Madrid und Mailand zum König Philipp IV. Spanien erwies ſich überall huld-

reich, doch in der unverkennbaren Absicht, die bisherige Rolle Frankreichs in Rhätien zu spielen. Es zahlte Anfangs an mehr denn dreitausend Mann, späterhin nur an vier- bis fünfhundert von den bündnischen Kriegsleuten, vertragsmäßigen Sold. Doch schlau genug forderte es vor Allem aus die Schleifung der Befestigungswerke, welche Rohan an der Schiffände von Montello und an der Riva, der Feste Fuentes entgegen, zum Schutz Clavens gebaut hatte. Dies sollte von rhätischer Seite Zeichen friedlicher Gesinnung sein. Die Bündner, begierig Geld für ihr Kriegsvolk zu ziehen, rissen beide Schanzen eilfertig nieder, und schlossen damit unbehutsam die Zugänge ihres Gebiets für die Lombardie auf. Klug, doch fruchtlos, eiferte das Thal Misox gegen die Zerstörung der zwei Vesten, bevor mit den Spaniern Alles berichtigt war.

Die nach Mailand Abgeordneten reiseten bis Asti in das Lager des Markgrafen Diego von Leganes, spanischen Statthalters der Lombardie, damals im Felde gegen Savoyen und Frankreich. Zu Asti ward ein vorläufiger Vertrag auf Genehmigung hin beredet (J. 1637, 5. Juli); aber kaltsinnig von den Gemeinden empfangen, da er nicht Alles in den alten Stand der Dinge setzte. Besseres hoffte man durch die nach Madrid geschickte Gesandtschaft, zumal wegen Freiheit evan-

gelischen Gottesdienstes in der Grafschaft Cläven, und daß evangelischen Beamten Bündens in den Unterthanenlanden unverwehrt sei, Geistliche ihres Bekenntnisses für die häusliche Andacht zu unterhalten. Die Unterhandlungen am Hofe zu Madrid aber dehnten sich Jahre lang. Das war der Spanier Wille, um indessen ungestört die rhätischen Gebirgspässe für Durchzüge ihres Kriegsvolks von und nach Deutschland benutzen, und einst, bei günstigern Verhältnissen, dem Freistaate das Gesetz schreiben zu können. Darüber ward das Volk verdrossen. Es fürchtete von seinen Häuptern, die unbedingt den Spaniern anhingen, wie von den Höfen zu Innsbruck und Madrid hintergangen zu werden, und daß Rohans Weissagung in traurige Erfüllung gehe. In der That blieb für Tirol und Mailand das Veltlin zu wichtig, um es unbeschränkt an den Freistaat zurückfallen zu lassen. Man weiß, daß die Erzherzogin Claudia sogar, während in Madrid unterhandelt wurde, ihre vier Waldstädte am Rhein: Waldshut, Seckingen, Rheinfelden und Laufenburg, zum Tausch für das Veltlin vorgeschlagen hat.

Als des Volkes Unruhe immer höher stieg, und dem Markgraf Leganez die Werbung von fünfzehnhundert Mann in Bünden verweigert ward (J. 1638, Junius), geriethen die Anhänger

Spaniens in große Verlegenheit. Viele derselben, aus Furcht vor Aufstand, wankten. Selbst Oberst Georg Jenatsch, welcher lange zu Gunsten Mailands das Wort geführt, ließ Laute fallen, man müsse sich ohne weitere Rücksichten in Besitz des Veltlins setzen. Das hätte vielleicht der kluge und entschlossene Mann durch seinen Einfluß bewerkstelligt. Aber ihn überraschte der Tod.

Eines Abends (J. 1639, 24. Jan.), da er zu Chur mit andern Obersten und Hauptleuten einem Gastmahl und Tanz beigewohnt hatte, und er gegen Mitternacht im Begriff war, die frohe Gesellschaft zu verlassen, trat Rudolf Planta, der Schloßvogt von Taraſp, Sohn des Pompejus, in den Saal. Ihm folgte der Hauptmann Conradin Beeli; zwanzig Männer von Haldenstein schritten hinter diesem. Planta, gegen Jenatsch voll Grolls, der, zu Gunsten der Traverse, ihn bei Theilung von Ritter Rudolf Planta's, seines Oheims, Hinterlassenschaft benachtheiligt hatte, nahte sich dem Oberst freundlich. Indem dieser die Hand bot, als wollte er ihn zum Tanz führen, drückte einer der Haldensteiner das Pistol gegen Jenatsch ab. Die Kugel fuhr dem Oberst durch die Wangen. Dieser, sich zu vertheidigen, haschte nach einem Kerzenstock; da stürzte ihn der Schlag einer Axt zu Boden. Alle Lichter wurden verlescht. Sechs wiederholte

nokratie vernunftgemäß sucht und befördert; sie muß den Reichthum der Unterthanen, der den übrigen überwachsen kann, eben so sehr, als die überlegene Kenntniß und Geistesstärke derselben scheuen und verhüten. Denn beides endet ihre Hoheit und leitet zur Demokratie über. Ja, sie muß selbst in der Mitte ihrer Körperschaft diejenigen zu unterdrücken streben, welche durch Geistesgröße, Reichthum und Volksvertrauen zu sehr emporragen, weil solche Eigenschaften den Weg zu einer, wenn auch nur vorübergehenden, Monarchie bahnen.

Das Jahr 1319 wurde demnach für Venedig das verhängnißschwerste seines Daseins.

4.

Eroberungen im Morgenlande.

Bis zu diesem Zeitpunkt, von welchem an sich Alles änderte, war die Zeit der Jugend, der Reizbarkeit und Kraftfülle Venedigs gewesen, das sturmvolle Heldenalter der Republik. Zur Beschirmung und Ausdehnung seines Handelsverkehrs war das Volk kriegerisch geworden; und um seine Kriege mit größerer Macht zu führen, war es dem Handel emsiger abgelegen. Die Duca's, voller Ehrgeiz und im stolzen Gefühl fast so unbe-

Schläge mit Aexten raubten ihm das Leben. So ward ihm unter Tanz und Freude der Tod bereitet und meuchelmörderisch gegeben; sein Leichnam aber folgenden Tages mit kriegerischen Ehren und großem Gefolge in der Domkirche beigesetzt.

So endete der Mann, der kaum ein Alter von dreiundvierzig Jahren hatte. Wollüstig, wüst und zuchtlos in Wandel und Sitte, war er zugleich durch Ueberlegenheit des Geistes und Unerschrockenheit des Muthes auf Schlachtfeldern und an Hoflagern der Erste. Mit Ränken hatte er die Ränke französischer und spanischer Staatsklugheit, mit den Waffen ihre Waffen besiegt; keiner, wie er, die Kunst verstanden, im rechten Augenblick zu schmeicheln und zu drohen. Auffahrend, ungestüm, von Leidenschaft beherrscht, täuschte er den Schlauern mit Gleisnerei; schreckte den Starken mit Trotz; überzeugte er den Besonnenen durch die Gabe der Wohlredenheit. Anfangs ein armer Geistlicher, für evangelischen Glauben eifernd, nachher vom Ehrgeiz zur katholischen Kirche übergeführt, hatte er zuletzt das Ansehen eines obersten Feldherrn der Bündner und eines unbeschränkten Staatsverwalters der Grafschaft Cläven angenommen.

Jenatschens Ermordung fand keinen Richter und Rächer. In jenen Zeiten ununterbrochener Unruhen des ganzen Welttheils war Sitte und

Ordnung also verwildert, daß das Gesetz nur selten mächtig genug blieb, den wilden Ausbrüchen der Leidenschaft zu widerstehen. Die Fehde Rudolf Planta's, des Schloßvogts zu Tarasp, mit seinem Vetter Rudolf Planta zu Steinsberg im Unterengadin, die sich in derselben Zeit begab, mag davon ein anderes Zeugniß geben. Beide zankten um die Stelle des Blutrichters im untern Engadin und parteieten das Volk. Der Schloßvogt stellte sogar durch drei Meuchelmörder, aus Valcamonica beschickt, dem Steinsberger nach dem Leben. Unter beider Leuten ward Blut vergossen. Durch einen Schiedsspruch des Landvogts von Castels, Johann Viktor Travers, dem Schein nach ausgeglichen und versöhnt, reiseten endlich die zwei Planten freundlich mit einander gen Worms und Veltlin, die Verlassenschaft des Ritter Rudolf Planta zu theilen. Allein auf der Rückkehr über das Wormser-Joch tödtete des Schloßvogts Vertrauter, Zambra von Prevoß, den Steinsberger mit sieben Wunden, und stieß ihn über die Felsenwand der St. Martinsplatte in den Abgrund. Das empörte die Verwandten und Anhänger des Ermordeten zur Wuth. Im Volksauflauf wurde des Schloßvogts Haus zu Zernetz mit blutiger Gewalt erstürmt; er selbst sammt dem Zambra gefangen und in den Kerker geschleppt; hier eines Tages von vier verlarvten

Männern besucht und umgebracht (J. 1640, 24. Febr.); dem Zambra später der Tod, kraft richterlichen Spruchs, durch Oeffnung der Adern im Bade gegeben. — So war die Zeit und ihre wilde Sitte.

Nach beinahe zweijähriger Abwesenheit kehrten endlich die Gesandten aus Spanien zurück (J. 1639, Mai), alle durch des Königs Philipp Freigebigkeit reich beschenkt mit Gold- und köstlichen Halsketten. Keiner ihrer Diener war unbeehrt geblieben. — Als sie aber der Standesversammlung die königlichen Briefe überreichten, und die geschlossenen Verkommnisse eröffneten, entstand unwilliges Murren. Denn Spanien hatte sich große Vorzüge bedungen, sowohl ältern Verträgen, als andern Mächten zum Schaden. Dazu kam, daß der mailändische Abgesandte, Franz Maria Casnedo, ein eifrig katholischer Mann und geheimer Gönner Veltlins, den Vorstehern des Freistaates beliebt machen wollte, keine Amtleute in das ennetbirgische Land zu schicken, die nicht des Glaubens der alten Kirche wären. Dagegen verhieß er im Namen seines Hofes Entschädigungen an Geld, so wie der König auch die Güter der Evangelischen in den Unterthanenlanden kaufen und bezahlen wollte.

Das verwarfen alle Bündner zwinglischen Bekenntnisses. Die geistlichen Oberältesten der evangelischen Kirche schrieben den Gemeinden:

„Weil wir von franzöſiſchen Verſprechungen getäuſcht waren, mußte Rohans Heer aus Bünden weichen und der Beiſtand anderer Mächte geſucht werden. Nun treibt Spanien mit uns daſſelbe Spiel. Ihm zu lieb haben wir die feſten Werke zu Montello und an der Riva geſchliffen, und die junge Mannſchaft unſerer Gebirge nach Mailand führen laſſen, die man uns wieder ſchickt, wenn man ſie nicht mehr auf Schlachtfeldern braucht. Hingegen werden uns Bannonisse und Verträge aufgenothigt, welche des Freiſtaates herkömmliches Recht nicht wieder aufrichten, und die Gewiſſensfreiheit zertreten. Die ſpaniſchen Unterhändler miſchen ſich keck in die innern Angelegenheiten des Vaterlandes, und bereiten uns neues Joch. Darum wollen wir als Hirten und Wächter des Volks die Gemeinden ermahnen und warnen, ſich der Erhaltung geiſtlicher und bürgerlicher Freiheit anzunehmen.“

Dieſe und ähnliche Reden machten tiefen Eindruck; nicht minder die Erſcheinung des franzöſiſchen Dollmetſchers Vigier in Chur, welcher, von dem Geheimſchreiber des franzöſiſchen Botſchafters in Solothurn begleitet, in Bunden das unterbrochene freundliche Einverſtändniß im günſtigen Augenblick wieder anzuknupfen hoffte. Es waren im Lande viele dazu geneigt, zumal von den Bekennern der evangeliſchen Kirche. Am ſtärk-

ſten von Allen ſprach ſich der Oberſt Johann Peter Guler aus, welcher noch die Beſatzung der Rheinſchanze befehligte, und ſich an Bundes- und Beitägen, nebſt ſeinen Freunden, immer mit vieler bewaffneten Dienerſchaft zu zeigen pflegte, denn er traute den Spaniſchgeſinnten ſchlecht. Von der andern Seite hatten diejenigen unter Häuptern und Räthen, welche auf Standesverſammlungen bisher großen Einfluß geübt, ihrem Anſehn beim Volk durch eigenmächtige Leitung der öffentlichen Geſchäfte Mißtrauen gebracht. Ihnen ward vorgeworfen, und Oberſt Guler ſagt' es öffentlich vor Volk und Räthen, daß ſie, zu Gunſten Spaniens, Verhandlungen mit dem Auslande nicht treu und ausführlich an die Gemeinden gebracht; wohl gar deren Mehren und Meinung willkührlich verdreht hätten. Auch Zürich und Bern ſchritten mit eidsgenöſſiſchen Mahnungen ein, die oberherrlichen Gemeinden des Freiſtaats ſollten kein Bündniß eingehen, welches nicht Vollkommenheit weltlicher und kirchlicher Rechtſame in den Unterthanenlanden zur Grundlage hätte, oder welches die Päſſe des Gebirgs nur einer einzigen Macht, zum Nachtheil anderer Nachbarn und Bundesverwandten, aufſchloſſe.

Das brachte den Casnedo und ſeine Freunde in Sorgen. Er bewies augenblicklich größere Nachgiebigkeit, damit Frankreich nicht neuen Einfluß

gewänne. Es ward auf sein Wort eine feierliche Botschaft nach Mailand im Namen des Freistaats abgeordnet (J. 1639, August), das große Geschäft, nach dem Sinn des Bundesstaates, zum Schluß zu führen. Und nach vieltägigem Unterhandeln wurde zu Mailand am dritten Herbstmonds des sechszehnhundert neununddreißigsten Jahrs mit Spanien der ewige Friede geschlossen, und ein Bundesvertrag auf dem herzoglichen Schlosse beschworen. Er stellte in aller Vollkommenheit die Oberherrschaft der Bündner in Worms, Veltlin und Cläven wieder her, wie sie ehemals bestanden, jedoch unter Vorbehalt unverletzter Verfassung und Freiheiten der Unterthanen. Die katholische Kirche wurde in diesen Vogteien als alleinherrschende anerkannt; das war selbst Wille des katholischen Theils von Bünden, also, daß auch evangelische Amtleute des Freistaates, nach Verfluß ihrer Zeit gehalten waren, das Gebiet der Unterthanen wieder zu meiden, und daß denen, die ohne römischkatholischen Glauben Güter daselbst besaßen, nur wenige Monate Aufenthalts zur Bewirthschaftung ihres Eigenthums gestattet wurden.

Also mußten alle evangelische Bewohner des Veltlins und der Grafschaften, die ihren Glauben nicht verlassen wollten, die Heimath ihrer Altvordern verlassen. Es wurden die Festungswerke von Cläven und Sondrio, auch die Rheinschanze am

Zuſammenfluß des Rheins und der Landuart geſchleift; dagegen riſſen die Spanier ihre Befeſtigungen bei Dazio, Muſſo und auf dem Berge Peſcheda nieder, die in den letzten Kriegen gegen Rohan gebaut worden waren. Die Unterthanen im Veltlin und in beiden Grafſchaften leiſteten den Huldigungseid der Treue, und die Bundner ſetzten ihnen wieder Amtleute und Richter nach alter Weiſe.

Es iſt ein enges Felſenthal, von hohen Urgebirgen umgeben, welches von den Höhen des Splügen hinab nach den Ebenen Clävens zieht. Dies wird das St. Jakobs-Thal genannt, und vom Bergſtrom der Lira bewäſſert. Die Einwohner, ein armes, zufriedenes Völkchen, leben vom Ertrag ihrer Heerden auf heureichen Wieſen und Alpen; oder vom Führen der Waaren mit Saumroſſen über das Hochgebirg, und von Handgewerben im Veltlin und in der Lombardie, während der ſtrengen Wintertage. Sie haben ein freies, redliches Gemüth, und ſind von allen Unterthanen Bundens jederzeit die getreueſten geweſen. Schon als Herzog Rohan vor fünf Jahren die Gewalt der Spanier verdrängt hatte, waren ſie freiwillig zur Standesverſammlung gen Chur gekommen, gemeinen drei Bünden, als ihren Oberherren, den Eid ſchuldigen Gehorſams zu erneuern. Solcher Anhänglichkeit willen hatte Graf Johann Serbelloni

von den Waffen Schwedens, Frankreichs und der freigläubigen deutſchen Fürſten, viele der frühern Anmaßungen ſchweigend fallen laſſen; doch ſie keineswegs vertragsmäßig aufgegeben. Vielmehr bediente ſich der Hof von Innsbruck noch gern, wenn er von den Leuten des untern Engadins, oder der acht Gerichte ſprach, des Ausdrucks: „Unterthanen". So nannte auch die Erzherzogin den Oberſt Johann Peter Guler von Davos, als ſie ſich bei den Häuptern des Landes gegen ihn beſchwerte, er wolle im Dienſt Frankreichs Kriegsvolk werben. Das empörte Gulers freiburgeriſchen Sinn; er erklärte öffentlich, daß weder er, noch ein Mann des Zehngerichtenbundes Unterthan Oeſterreichs ſei. Das erwies er aus uralten Verkommniſſen der gräflichen Schweſtern Kunigunde und Katharina von Werdenberg mit den Davoſern vor zweihundert Jahren, und aus dem Urtheil, welches im J. 1611 gefällt war zu Maienfeld: Die Grafen von Tirol ſollten ſich gegen die Davoſer inskünftig des Unterthanennamens enthalten.

Dem Oberſt wurde zwar die Werbung für Frankreich unterſagt, aber zugleich eine Geſandtſchaft ins Tirol abgeordnet (J. 1610, Januar), die alte Erbeinigung vom Jahr 1518 wieder von Wort zu Wort anerkennen, und alle ſpätere, gewaltthätige Neuerungen abthun zu laſſen. In Innsbruck ſträubten ſich die Räthe der Erzherzogin

lange, den Bündnern zu mißfahren. Allein es war nicht mehr an der Zeit, diesen mit Trotz und Drohungen zu begegnen. Denn die Siege der deutschen Gegenbekenner unter den Fahnen Herzogs Bernhard von Weimar am Rhein, und die Fortschritte der französisch-schwedischen Heere hatten den Stolz des Kaisers gebeugt, und seine Macht beschränkt. Darum ward Alles gütlich zu schlichten, ein Tag zu Feldkirch beschlossen, wohin die Gesandten der Erbherzogen und des Freistaats zusammen reiseten. Diese, nach vielfältigem Vorhaben, vereinigten sich endlich in folgendem Vertrag (8. Heum. 8. Aug.): Es solle die Erbeinigung des Jahres 1518 allein gelten; keine der spätern Neuerungen; es sollen die acht Gerichte, wegen Oesterreichs Rechtsame, den allgemahnten Eid leisten, in ihren Freiheiten aber bestätigt sein; es sollen im untern Engadin die Wahlrechte eines Richters in bürgerlichen Dingen, auch die alten Satzungen des Thals ungekränkt, die Bewohner der Grafschaft Tarasp, mit Ausnahme des österreichischen Schloßhauptmanns und der Besatzung, dem bürgerlichen und peinlichen Gerichte vom untern Engadin unterworfen, und bei der Ernennung eines Richters dem Schloßhauptmann zwo Stimmen verbleiben; es sollen endlich aber auch die Kapuziner wieder in den niederengadinischen

schränkter Gewalt, wie sie irgend ein europäischer Fürst genoß, hatten auf großen Heerfahrten ihre Hoheit zu vermehren getrachtet; dabei gewannen sie noch, daß ihre Mitbürger, während diese auswärts Ruhm und Schätzen nachjagten, der einheimischen Zwiste und Meutereien vergaßen, zu denen sie in der Muße des häuslichen Lebens geneigt waren.

Die Eroberung Dalmatiens hatte den Staat mit verwegenen Soldaten, gewandten Seeleuten und allen Bedürfnissen der Schiffahrt bereichert. Er ertrug kein Unrecht mehr, das ihm zugefügt ward, ohne rächende Vergeltung; er zerstörte die alte Adria bis auf den Grund, weil diese Stadt des Eordanische ansprach, welches Venedig zugleich mit der Hoheit über Cavarzere erworben hatte; es demüthigte die Könige von Kroatien und Ungarn, welche Dalmatien aufgewiegelt hatten, und dämpfte Zara's Empörungsversuche mit Nachdruck. Schon den ersten Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Grabes hatten die Venediger mit zweihundert Schiffen (im J. 1098) begleitet. Während die übrigen christlichen Reiche sich mit Aufopferung ihrer Heere und Schätze erschöpften, gewann Venedig, weil es sich, als Seemacht, nur mit Verwüstung und Plünderung der asiatischen Küsten, oder mit Knüpfung neuer Handelsverbindungen beschäftigte. Es erhielt im Ko-

Dörfern Schuls, Sins und Schleins in ihre Besitzungen und Rechte zurücktreten.

Dieser Vertrag empfing des Kaisers und gemeiner drei Bunde Genehmigung, und ward, nach alter Sitte deutscher Völker, zu Feldkirch auf dem erzherzoglichen Schlosse, mit gegenseitigem Handschlag feierlich bekräftigt. Den Kapuzinern ließ der Freistaat im Unterengadin Haus und Garten zu Gottesdienst und Wohnung einrichten; doch waren diese geistlichen Väter den Gemeinden daselbst nicht gar lästig. Denn lange kamen sie nicht, und als von ihnen nach Schleins gekommen waren, zogen sie bald wieder ab, da niemand ihrer Predigt achtete, und ihre Gemeinschaft begehrte.

Die Verhältnisse mit dem Auslande waren befestigt. Und mochte gleich Spanien, dessen Partei im Lande die herrschende war, durch diese begünstigt, seinen Einfluß zuweilen mißbrauchen; über Gebühr zahlreiches Kriegsvolk aus Deutschland nach Italien durch die Gebirge führen; oder Venedig, ohne Fug, Aehnliches thun, und in Bünden Werbung halten, weil einige Vornehme die eigennützige Hand dazu boten — dies Alles störte die öffentliche Ruhe nicht. Im allgemeinen Frieden blühte der Wohlstand der Thäler langsam wieder auf; die Hirten weideten freudig am Gebirg; Dörfer und Städte verbesserten ihr zerrüttetes Hauswesen, und gemeine Bünde löseten ihre ver-

pfändeten Einkünfte und Gerichtsbarkeiten in der Herrschaft Maienfeld wieder mit Erlegung des Pfandschillings von siebenundzwanzigtausend Gulden aus (J. 1642. März), die sie im Drang der Umstände veräussert hatten. Selbst die kirchlichen Streitigkeiten einzelner Gemeinden gemischten Glaubensbekenntnisses unterbrechen die Friedfertigkeit des Gesammtstaates nicht. Denn was deswegen zu Zizers, Trimmis und Untervaz in den vier Dörfern gehadert ward, legte sich durch freundliche Uebereinkunft bei, indem man den verdrängten Gottesdienst der Evangelischen wieder gestattete (J. 1614). So ward diesen auch zu Puschlav eine neue Kirche zu bauen gestattet (J. 1640); desgleichen zu Brusio, wo viele der aus Veltlin vertriebenen Gegenbekenner wohnten. In Churwalden bemächtigten sich die Evangelischen des ihnen lange entzogen gewesenen Rechts an der gemeinen Kirche; und zu Almens im Domleschg geschah dasselbe mit erobernder Gewalt der Frau. Wie sich jeder in sein Recht setzte, verdient es. So wählten die Mönche, die nach der Vorschrift des Hauses Premontré lebten, aus ihrer Mitte wieder einen Abt des St. Luzienklosters ausserhalb Chur (J. 1640), wo seit Enthauptung des Abtes Theodor Schlegel einhundert und elf Jahre lang kein Abt mehr gewesen war; und der Bischof von Chur- Ulrich VII. bevollmächtigte sechsundzwanzig

Jahre ſpäter (J. 1666), mit Jüngerinnen von St. Dominiks Orden, das Kloſter zu Katzis, die alte Stiftung der Frau Bischöfin Elisabeth, welches der Oberbund ſeit beinah' einem Jahrhundert aufgehoben und zu einer Schule beſtimmt hatte.

Nur im Bunde der Zehngerichte entwickelte ſich durch den Ehrgeiz eines einzigen Mannes zuletzt eine gewaltige Gährung, welche, in ihrem Anfang verächtlich, bald ganz Rhätien in das Unglück bürgerlichen Kriegs zu ſtürzen drohte.

Seit zwei Jahrhunderten war Davos, kraft des Bundesbriefes, als Hauptort der Zehngerichte betrachtet worden, wo ſie ihre Tage leiſteten, und des Bundes Panner, Urkunden und andere Köſtlichkeiten zu bewahren pflegten. Auch hatten darum von jeher die übrigen Hochgerichte aus den Ehrenmännern dieſer Landſchaft, ohne Zwang und ohne Eiferſucht, des geſammten Bundes Landammann, Geheimſchreiber und Weibel erwählt. Seit hundert und mehr Jahren war die Würde eines Bundes-Landammanns faſt jederzeit von einem Guler, Sprecher oder Buol verwaltet, und durch des Volkes Zutrauen oder Gewohnheit dieſen drei Geſchlechtern, wie eigenthümlicher Vorzug, überlaſſen worden.

Johann Guler von Wineck, der berühmteſte und ruhmwürdigſte Mann ſeines Hauſes, welcher mit Feder und Schwerd dem Vaterlande

unvergeßliche Dienſte geleiſtet, hatte mit einigen achtbaren Burgern der Landſchaft vor Veltlins Emporung verabredet, daß ſie mit ihren Stimmen ſeinen Sohn Johann Peter dem Volke zur veltlinischen Landshauptmannſchaft empfehlen ſollten, wenn dieſe höchſte Wurde in den Unterthanengebieten, ihrer Ordnung nach, auf Davos traſe. Der Aufruhr jenſeits der Alpen hatte den Entwurf der vaterlichen Fürſorge vereitelt. Nun, nach wiedergewonnenen eigenthumlichen Vogteien, ſuchte Oberſt Johann Peter Guler das Volk zu bewegen, ihn am Georgentag zum Haupt des Bundes zu erkiesen. In dieſer Wurde hofft er kunftig der Erlangung veltlinischer Landshauptmannſchaft deſto ſicherer zu werden. Aber Reinrad Buol, welcher die erſte Stelle des Bundes ſeit dreizehn Jahren bekleidet hatte, widerſetzte ſich Gulers Umtrieben, ſei es aus Ehrgeiz, oder gereizt von den Spanischgeſinnten, welche den Oberſt eben ſo ſehr haßten, als fürchteten. Da nun das Mehren des Davoſer-Volks den Buol in ſeinem Amt beſtatigte, ward Gulers verwundeter Stolz auf Rache erpicht. Ihm erſchien willkommen, daß Buol, nebſt Bundesſchreiber und Bundesweibel, nach Gewohnheit und Recht, für Aufwand und Auslagen in dreizehnjahriger Amtsführung, betrachtliche Entſchadigung forderten. Das fiel einigen Gemeinden hart; andere wurden

durch Gul-r und seine Freunde gegen den Bundeslandammann, als wär er trughaft, und gegen die Landschaft Davos aufgeriftet, welche solchen Mann beschützte.

Es traten die Angesehensten des Bundes in Chur zusammen (F. 1644, 1. Aug.), und beredeten in der Stille, wie die hohe Würde ihres Landes auch auf Bürger anderer Gemeinden zu bringen sei? Jeden machte eigene Eitelkeit zum warmen Theilnehmer an Gulers Vorschlägen, die den Schein uneigennütziger Liebe des Vaterlandes und der Gerechtigkeit führten. Sie sprachen von Aufrechthaltung des alten Bundesbriefes, der Volksoberherrlichkeit und der Nothwendigkeit, eingeschlichene Anmaßungen, Vorzüge und Mißbräuche abzuschaffen. Sie beschworen insgesammt die vom Oberst Guler schriftlich aufgesetzte Vereinigung, und ernannten aus ihrer Mitte den Thüring Enderlin, welcher in der gulerischen Kriegsschaar Hauptmann gewesen, zum einstweiligen Geschäftsführer des Bundes. Auch ward derselbe, nachdem er die Boten aller Hochgerichte gen Grüsch im Brettigäu berufen, zum Bundeslandammann erwählt, und ihm ein neuer Bundesschreiber und Bundesweibel zugegeben. So war die Spaltung vollbracht. Davos verwahrte seine alten Rechte.

Die Häupter und Räthe der zween andern

Bünde, um keinen von beiden Theilen zu beleidigen, beriefen, bis zur Entscheidung des Streites, weder den hochgerichtischen noch den Davoser-Bundeslandammann zu Beitagen; theilten aber beiden den Inhalt der Berathungen mit, ohne Gefährde der Rechtsame des Zehngerichtenbundes, und suchten den Hader auf billige Weise zu schlichten. Nun ward in einzelnen Zusammentritten, nun vor unparteiischen Sprechern, nun auf Beitagen die Sache verhandelt. Davos vertheidigte die Würden und Vorrechte seiner Landschaft mit Beredsamkeit und gründlicher Kunde altvaterländischer Ordnungen und Bräuche gegen die Umwälzungsversuche seiner Gegner; diese hinwieder sprachen: Es sei in den Rechten aller Hochgerichte und Bundesmänner kein Unterschied; willkührliches Herkommen gebe kein Befugniß; was die Mehrheit der oberherrlichen Gemeinden entscheide, dem sei die Minderheit unterworfen; auch im alten Bundesbrief bedingt, daran mindern und mehren zu können mit gemeinem Rath, wo zu viel oder zu wenig geordnet sein möchte. In der Dauer des Streites wuchs der Parteien Hartnäckigkeit und Erbitterung. Als die Zeit an Davos kam, einen Landshauptmann im Veltlin zu ernennen, schlossen die Hochgerichte Davos selbst vom Bund aus, um jede Wahl zu vereiteln (S. 1643, Anm.). Doch half es ihnen nicht. Denn Meinrad

Buol, welchen Davos erkor, ward von den Boten des Gesammtstaates als Landeshauptmann anerkannt und beeidigt.

Die Hochgerichte dagegen betrachteten Davos nur als eine empörte, strafwürdige Landschaft, die sich dem Willen und Gesetz der selbherrlichen Gemeinden entzöge, angemaßte Hoheit über Alle zu üben. Sie versäumten nichts, ihrem Verein innere Stärke mit äusserm Ansehen zu geben; kleideten ihren Bundesweibel in den himmelblauen und wachsgelben Mantel, und führten ein neues Bundessiegel, gestochen nach dem Vorbild eines alten aus dem Anfang vergangenen Jahrhunderts. Desgleichen leiteten sie beim Hause Oesterreich ein, sich von dessen Rechtsamen im Lande freizukaufen, damit sie ungehindert alle obrigkeitliche Aemter bei sich besetzen könnten, und auch darin denen von Davos nicht nachständen, welche sich in diesen Stücken der Unabhängigkeit vom Erzhaus zu rühmen hatten. Schon früher war den Gerichten solcher Loskauf von der Erzherzogin Claudia angeboten worden, als Georg Jenatsch noch zu Innsbruck wegen des spanischen Bündnisses thätig gewesen.

Nach viel stürmischen Händeln, und mannichfaltigen, immer mißlungenen Versuchen der zween andern Bünde traten auch, vor Gewaltthat besorgt, von Zürich, Glarus und Bern die

Eidsgenossen hinzu, ihre Vermittelung antragend. In der That mochte dieses am zweckmäßigsten scheinen, da im ganzen Rhätien kaum ein Mann war, welcher sich nicht schon für oder wider eine der Parteien erklärt hatte. Also kam, von den Eidsgenossen bevollmächtigt, Johann Heinrich Waser, der Stadtschreiber von Zürich, nach Chur. Es war viel gewonnen, daß sich die Streitenden einem schiedsrichterlichen Urtheil übergeben wollten. Sie wählten vier Spruchherren, zween aus ihrer eigenen Bundesleute Mitte, zween aus den andern Bunden; Waser, als Obmann (3. 1643, Nov.). Dieser aber neigte sich im Herzen bald den Hochgerichten zu, sei es, weil er ihre Sache für gerechter, oder auch der Klugheit angemessener hielt, die öffentliche Ruhe des Staates durch Befriedigung der Mehrheit zu sichern; oder weil er, als evangelischer Schweizer, den Davosern, und mit ihnen den Spanischgesinnten, kein allzugroßes Uebergewicht im Gerichtenbunde wünschte. — Nachdem auch unter den Spruchherren keine Vereinbarung des Sinnes zu bewirken war, that der Obmann, kraft ihm ertheilter Gewalt, auf dem Rathhause zu Chur den Endspruch (3. 1644, 21. Jan.): „Die Landschaft Davos, seit alten Zeiten immerdar als das erste Hochgericht des Bundes genannt, soll es verbleiben, und laut Bundesbrief Hauptort sein, wo die Bundestage oder Versammlungen

der zehngerichtischen Boten gehalten, Urkunden und Panner des Bundes verwahrt werden. Ein Pannerherr sei allezeit von Davos; der Bundeslandammann aber werde jährlich nach Rod der Gerichte erwählt, doch müsse Davos für zwei Gerichte gerechnet werden, daher das Haupt des Bundes zweimal geben, während die Ehre an andere Hochgerichte nur einmal gelange. Der Geheimschreiber wird nach Gefallen erkoren, ohne Rücksicht auf Zeit und Wohnort; der Landweibel aber aus dem Hochgericht, wo das Bundeshaupt wohnt." — So ist es Jahrhunderte lang verblieben. Das war die Rache Peter Gulers, welcher nachmals, unbeklagt von seinen Mitbürgern, in einem Auflauf zu Chur, das Leben eingebüßt hat.

Die wohlthätigste Wirkung dieser Staatshändel ward der fortgesetzte Verkehr mit dem Erzhause, wegen Freikaufs der Hochgerichte von den österreichischen Rechtsamen im Lande. Erst im fünften Jahre nach Wasers Spruch gelang dies Werk (J. 1649, Jan.); und die Gerichte Davos, Klosters, Kastels, Jenaz, Schiers, Seewis und Churwalden löseten sich um funfundsiebenzigtausend Gulden von den herrschaftlichen Rechten ab, welche vorzeiten aus dem Hause Montfort an Habsburg gekommen waren. Dazu half vor Allen der tapfere Marschall Ulysses von

Salis durch seine Verbindungen am Hofe zu Innsbruck, und durch sein Ansehen in Frankreich. Der Armuth der übrigen Hochgerichte schien aber ein so theurer Preis unerschwinglich. Doch auch sie lösten, beinah' gezwungen von den andern, drei Jahre später dem Beispiel der erstern (J. 1652); und Belfort, St. Peter, Langwies und Schalfik entrichteten für ihren Auskauf an Kaiser Ferdinand III zwanzigtausend fünfhundert Gulden. So erklärte Oesterreich sie alle ledig von seiner Gewalt und unabhängig. Früher hatte sich schon die Landschaft Rheinwald mit fünfundzwanzighundert Gulden vom Markgraf Karl Trivulzi und seinem Hause befreit (J. 1634, 22. Sept.). Auch den Zoll an der Splügner-Brücke und einen geringen Jahrszins, den er sich vorbehalten, lösten sie nachher noch ein. Dieses Glücks erfreuten sich in derselben Zeit nicht minder die Gemeinden des untern Engadins. Denn so groß die Dürftigkeit der Einwohner war, die von allen Kriegen, wegen ihrer Nähe an den Grenzen, am meisten gelitten hatten, so fehlten dennoch die Wohlhabendern im Thale nicht, das Werk zu verrichten. Johann Planta von Wildenberg, ihr Mitbürger, unternahm das Geschäft, und vollbrachte es, also, daß die Gerichtsbarkeit der Ortschaften oberhalb des Berges Falon mit vierzehntausend rheinischen Gulden, und diejenige unter

nigreich Jerusalem freien Verkehr für seine Kauffahrer und das Vorrecht für dieselben, nur eigenen Obrigkeiten verantwortlich zu sein. Gleiche Gunst gewährten die griechischen Kaiser in ihren Staaten. Neue Vortheile brachte der andere Kreuzzug (im J. 1123): neben dem Siegesruhm über die Sarazenen in der Seeschlacht bei Jaffa, feste Niederlassung in Tyrus und Askalon. Nichts aber beweiset die wachsende Macht und Kühnheit des Lagunenstaates in seiner Jugendkraft mehr, als daß er selbst dem griechischen Kaiser Krieg machte, da dieser, eifersüchtig auf die Herrschaft der Abendländer im Orient, sich auch den Venedigern treulos erwiesen hatte. Sie verwüsteten ihm den griechischen Archipel und faßten durch Eroberung Modona's festen Fuß auf Morea. Bald nach diesem traten sie als Vermittler zwischen dem Kaiser des Abendlandes, Friedrich dem Rothbart, und Papst Alexander III. auf. Sie schlugen in den istrischen Gewässern mit dreißig Schiffen die überlegene kaiserliche Flotte (1177), zwangen den gedemüthigten Friedrich zum schmachvollen Frieden und führten den Papst im Triumph nach Rom zurück. Dankbar belohnte sie dieser, durch einen goldenen Ring, mit der Oberherrschaft über das adriatische Meer, das längst schon ihren Flaggen gehorchte.

Der Antheil, welchen Venedig noch an spätern

dem Berg Falon mit Entrichtung von zwölftausend sechshundert Gulden von Oeſterreich freigekauft ward (J. 1652, 4. Jul.).

Dieſe Verminderung des bisherigen Einfluſſes vom Erzhauſe in den öffentlichen Angelegenheiten des Freiſtaates trug weſentlich zur Erhaltung des innern Friedſtandes bei. Denn ungerechnet, was in Verwirrungen und Kriegen voriger Zeiten vom Münſterthal abgeriſſen und auf immer zu Tyrol gezählt worden war, Taufers, Rivera und Bovilz, behielt Oeſterreich von daan nur noch ſpärliche Herrſchaftsrechte zu Taraſp und Rhäzüns. — Das Schloß von Taraſp, auf der Spitze eines ſchroffen Felſen, liegt unfern den reichen Salzquellen im untern Engadin, rechts dem Inn; darunter das Dorf, welches ſeinen eigenen Ammann hatte, auch weder Zins noch Zehnten zahlte. Die geſammte Herrſchaft trug kaum fünfhundert Gulden ein, hatte peinliche Gerichtsbarkeit, und das Recht, bei der Wahl eines Ammanns für die im Unterengadin wohnenden tyroliſchen Herrſchaftsleute, zwo Stimmen zu geben, und den Gewählten zu beeidigen. Wichtiger waren die Rechtſame der Herrſchaft Rhäzüns im grauen Bunde; die Einkünfte über vierzehntauſend Gulden. Die Herrſchaft bezog von ihren Leuten in Rhäzüns, Bonaduz und Ems den Zehnten, bis Ems ſich auskaufte; übte das Begnadigungsrecht,

führte die Klage; ernannte aus dreifachem Vorschlag der Gemeinde deren Ammann, hatte auf den Tagen des Oberbundes Sitz und Stimme, und alle drei Jahre den dreifachen Vorschlag eines Landrichters aus den Bundesleuten der Gerichte Rhäzüns, Waltensburg und Obersaz.

14.

Verbesserung der Staatsgesetze. Parteihändel. Malanser-Spruch.

Im J. 1655 — 1700.

Der große Glaubenskrieg, dessen Bühne Deutschland dreißig Jahre lang gewesen war, und welcher die Mächte des Norden und Süden wechselsweise ergriffen und geschlagen hatte, war in dieser Zeit zu Munster und Osnabrück durch einen großen Vertrag des abendländischen Europa's beendigt worden (J. 1648, 24 Okt.). Gedachte gleich Papst Innocenz X durch eine Bulle (J. 1651, 3. Jan.) den jungen Frieden zu vernichten, der ohne seine Genehmigung geschlossen war, und der den Kirchen der Gegenbekenner auf deutschem Boden Glaubensfreiheit und gleiche Rechte gewährte: dennoch zum Glück des Weltheils blieb sein Streben unbeglückt. In diesem Frieden wurden auch die Staaten der schweizerischen Eidsgenossenschaft, weil sie seit langen Jahren „im Besitzthum oder desgleichen eines freien und unabhängigen Daseins“

geweſen, ſelbſtſtändig, und vom Verband mit dem deutſchen Reiche frei, erklärt. Dieſe Wohlthat verbreitete ſich über das bundesverwandte Freiland im rhätiſchen Hochgebirg, welches von jeher den Schweizern beigezählt ward, mit denen es Verfaſſungen, Lebensweiſe und Schickſale gemein hatte.

Nur zwiſchen Frankreich und Spanien dauerte der Streit noch viele Jahre fort, doch ohne Theilnahme Oeſterreichs. Der Kampf der beiden großen Mächte zu Land und zu Meer wirkte mehr oder minder wohl auch auf das Leben der alten Parteien in Bünden, ohne aber die öffentliche Ruhe zu unterbrechen. Der ſpaniſche Anhang war allein mächtig, und überwiegend. Frankreichs Freunde (theilte auch die Mehrheit des Volks mit ihnen das Mißvergnügen an vielen Sätzen des letzten Mailänder-Vertrags) konnten doch nichts wider den ewigen Frieden mit Spanien. Frankreich war zu entfernt, durch innere Entzweiungen zu geſchwächt, und ſelbſt von den ſchweizeriſchen Freiſtaaten unbegünſtigt, weil es den Hilfsvölkern derſelben den gebührenden Sold zu entrichten verſäumte.

Während die Bündner eine lang entbehrte Glückſeligkeit genoſſen, war die Eidsgenoſſenſchaft noch Jahre lang der Raub wilder Volksaufſtände und bürgerlicher Kriege. Erſt ſchreckte die Empörung der Landleute in den Freiſtaaten von Luzern,

Bern, Solothurn und Basel die Städte (J. 1653); dann brach das alte Mißtrauen zwischen den evangelischen und katholischen Orten in offene Feindseligkeit aus. Das Schlachtfeld bei Villmergen gab der Tapferkeit der Schweizer einen traurigen Ruhm (J. 1656). Ihr baldiger Friedensschluß, den sie mit unversöhntem Herzen unterschrieben, verhütete der Bündner thätigeres Theilnehmen.

Mit der Heimkehr heimathlichen Friedens in Rhätien, traten auch die lange vergessenen Ordnungen und Gesetze wieder in heilsame Kraft. Die Heiligkeit derselben schirmte eben so sehr der Wille eines freien und von schweren Erfahrungen belehrten Volkes, als die gegenseitige Eifersucht der angesehenen Geschlechter. Die üble Verwaltung gemeiner Gelder durch einzelne Machthaber in denjenigen Jahren, welche dem Abschluß des Mailänder-Vertrages unmittelbar vorangingen, oder folgten, ward entdeckt, angeklagt und gerügt. Ein Strafgericht, nach alter Sitte, von gemeinen drei Bünden zu Chur angeordnet, entschied. Die Fehlbaren büßten ihre Vergehen, ohne die Grausamkeiten des alten Parteigrolls zu erfahren. Was, mit theilweisem, stürmischem Auflauf, Leidenschaft einzelner Männer angezettelt hatte, ward durch Mäßigung und Gerechtigkeit niedergeschlagen.

In einem freien Volksstaat, wo die Mehrheit

der Bürger Leitung und Verwaltung öffentlicher Geschäfte vertrauensvoll an diejenigen gibt, welche durch Einsicht und Reichthum vorzügliche Fähigkeit oder Muße besitzen, ist ein nebenbuhlerischer Ehrgeiz der Großen eben so unvermeidlich, als dem gemeinen Wesen ersprießlich. Gegenseitiger Neid wird oft, beim Mangel freibürgerlicher Tugenden, Stellvertreter von diesen, und wacht über Vollziehung der Gesetze und Treue der Verwaltung, wo das Auge des Volks selber nicht hinreicht. So ward auch entdeckt und verrathen, daß einige Staatshäupter eigenmächtig dem Bischof von Como, zu dessen Sprengel die rhätischen Vogteien jenseits der Alpen gehörten, unter dem Siegel gemeiner drei Bünde die weltliche Gerichtsbarkeit über die Spitalgüter zu Monasterio im Veltlin verkauft hatten (J. 1651). Viele Gemeinden klagten; am lautesten Brettigäu. Die drei Bundeshäupter, welche das Landessiegel zum Kaufvertrag, ohne Vollmacht der selbherrlichen Gemeinden, gegeben, und andere, die mit ihnen Theil am Handel genommen hatten, vermochten drei Rechtsgelehrte, durch reiche Spenden, ihr abgefordertes Gutachten zu Gunsten des Bischofs zu stellen. Das aber verfuhr den schlichten Sinn des Volkes nicht, dem zugleich in der abgelegten Staatsrechnung verdächtige Lücken bemerkbar gemacht wurden. Die Boten der Hochgerichte, auf dem Bundestag zu Davos

verſammelt, drangen daher auf Zurückziehung der dem Biſchof von Como gegebenen beſiegelten Briefe, und beſchloſſen die Räuber am gemeinen Gute durch ein unparteiiſches Gericht beurtheilen zu laſſen. Dieſes ward von den Gemeinden niedergeſetzt, ohne Aufſtand und Unfuzen. Selten bewies ſich ſich das Volk in Uebung ſeiner Rechte mit ſo ernſter Würde.

Vergebens drohten der ſpaniſche Geſandte und der Hof zu Mailand zu Gunſten ihrer Günſtlinge; vergebens drohte mit ſeinem Bann der Biſchof von Como gegen die bündniſchen Amtleut' im Veltlin, die ſeiner angemaßten Gerichtsbarkeit entgegenſtanden; das Strafgericht, zu Chur verſammelt (J. 1684, 16. Jan. bis 18. Febr.), zehn Rechtſprecher von jedem Bunde, unter Vorſitz des redlichen Stadtvogtes Bernhard Kohl, belegte die Schuldigen mit ſchweren Geldbußen, ohne die Gränzen weiſer Mäßigung zu überſchreiten. Den ungebührlichen Einfluß des ſpaniſchen Geſandten in die innern Angelegenheiten des Freiſtaats zu brechen; früherer Geſetze Werth zu erneu'n, oder ſie von den Schlacken des Parteigeiſtes zu ſäubern, die in ehemaligen Volksbewegungen beigemiſcht waren, vereinigten ſich die Männer des Gerichts zu einer Sichtung der vaterländiſchen Satzungen. Und was ſie in denſelben mehrten und minderten, empfing, als Standesgeſetz, oberherrliche Geneh-

mizung der Räthe und Gemeinden. Auſſer gemeinen, dem Staate vertragsmäßig zukommenden Jahrgeldern von fremden Herren und Fürſten wurden andere, zum Vortheil einzelner Männer, Geſchlechter oder Gemeinden, anzunehmen unterſagt; desgleichen, daß Niemand in gemeiner Lande Rath einſitze, der nicht ſeiner Gemeinde geſetzlichen Auftrag habe; oder welcher nicht gemeiner drei Bünde, ſondern nur eines Ortes oder eines Bundes Bürgers ſei; oder welcher in Unterthanenlanden ein Amt bekleide. Den Häuptern ward verboten, in Hoheits- und Gerechtigkeitsſachen des Freiſtaats zu ſiegeln, ohne der höchſten Obrigkeit, nämlich der Räthe und Gemeinden Wiſſen, und ohne Geheiß bundestäglicher Verſammlung. Auch wurde feſtgeſetzt, daß Niemand vor erreichtem fünfundzwanzigjährigen Alter zu einem Amtmann der Unterthanen oder der Herrſchaft Maienfeld erwählt werden ſolle. Dies- und vieles andere zu beſſerer Landeszucht und Sitte, enthielt das Geſetz des ſechszehnhundert vierundachtzigſten Jahres.

Der Biſchof von Como ſowohl als die ſpaniſche Statthalterſchaft zu Mailand vermochten nichts wider das Recht, welches der Freiſtaat mit ſo vieler Entſchloſſenheit zu handhaben wußte. Gefährlicher ſchien bald nach dieſem ein Zwiſt zu werden, welchen das eigenthümliche Verhältniß

der dem Hause Oesterreich gehörenden Herrschaft Rhäzüns veranlaßte. Die Gemeinden Rhäzüns, Ems und Bonaduz, die zwar dem Besitzer der Herrschaft zum Theil zehentpflichtig waren, ihm auch die Klage in peinlichen Rechtshändeln, Begnadigungsrecht und Bußgefälle überlassen mußten, standen jedoch in allem Andern den übrigen oberherrlichen Gemeinden des Bundesstaates an Freiheit gleich. Daher, wenn sich je zwischen ihnen und dem Eigenthümer der Herrschaft vor Zeiten Zwist erhoben, war dem grauen Bunde, welchem beide Theile zugehörten, richterliche Entscheidung zugestanden.

In denselben Tagen hatte der Freiherr Johann Travers von Ortenstein jene Herrschaft vom Kaiser zum Lehen. Der Freiherr aber gerieth mit den Gemeinden seiner Befugnisse wegen in heftiges Zerwürfniß (J. 1686, Brachm.), und rief zu seinem Schutz und Recht die Lehenkammer zu Innsbruck an. Die Gemeinden hinwieder, unterstützt vom Bunde, verwarfen derselben Richteramt in vaterländischen Sachen. Der Streit darum ward so lebhaft, daß die erzherzoglichen Räthe im Tirol, selten den Freimännern im Gebirg gewogen, an die Stätte des Rechts Gewalt setzten, und die Bündner durch gänzliche Sperrung der Zufuhr nachgiebiger zu machen hofften. Diese Maßregel, welche plötzliche Theurung bewirkte,

erſchreckte und erzürnte das Volk. Abgeordnete reiſeten gen Innsbruck, und bewirkten mit Beilegung des Hayers die Aufhebung der Sperre. Das Geſchlecht der Traverſe aber, um die Gunſt der Mitbürger nicht einzubüßen, that auf das Lehen von Oeſterreich Verzicht. Seitdem ſind die Rechte der Herrſchaft von einem kaiſerlichen Verwalter geübt worden, deſſen Wohnſitz das Schloß auf dem ſchroffen Sandfelſen am Rhein ward, welches Kaiſer Leopold I zu Rhäzüns gebaut hat.

Oeſterreich, wie Mailand, beide im Beſitz der reichen Kornfluren, von deren Ueberfluß die Bewohner der wilden rhätiſchen Thäler einen großen Theil ihrer Nahrung durch Tauſch und Handel bezogen, hatten damit kein geringes Mittel, ſich den Freiſtaat zu verpflichten. Graf Caſati, der ſpaniſche Geſandte (ſeit einem Jahrhundert bekleidete faſt immer ein Caſati dieſe Würde), kannte Rhätiens Armuth und Abhängigkeit wohl. Auch benutzte er ſie öfters, ſeinen Willen durchzuſetzen. Den Verträgen von Mailand ungemäß, war in den bündniſchen Unterthanenlanden noch immer ſtillſchweigend der Aufenthalt mancher evangeliſchen Haushaltung geduldet worden. Aber an Caſati verrathen, forderte dieſer ihre Verbannung. Er ſelber kam nach Chur, ſeinen Klagen Nachdruck zu geben. Und da die Menſchlichkeit vieler Bündner ſich ſträubte, ihren Glaubensge-

noſſen Obdach und Eigenthum zu entreiſſen, erzwang er ſeines Willens Vollſtreckung bald durch Sperrung der lombardiſchen Ausfuhr, bald durch zurückgehaltene Zahlung der ſpaniſchen Bundesgelder. Da wanderten viele von den reformirten Bewohnern Veltlins freiwillig aus den Wohnſitzen ihrer Väter hinweg. Das begab ſich in denſelben Tagen, da von den katholiſchen Bürgern Puſchlavs neue Verſchwörungen zum Mord ihrer evangeliſchen Thalgenoſſen geſtiftet wurden, deren Rettung das Verdienſt der wachſamen Nachbarn im Engadin war. So tief und unverſöhnbar lag in den Gemüthern der alte Glaubenszorn.

Eben jene Fruchtſperren von lombardiſcher Seite, die damit erkünſtelte Theurung in verſchiedenen Jahren, der dadurch geweckte Wuchergeiſt einzelner Reichen, gaben der Regſamkeit burgerlicher Parteiungen neuen Anſtoß. Was einem Staatskörper auch widerfahren möge, jede Veränderung wird in ſeinen krankhaften Theilen zuerſt empfunden. Es geſchah hin und wieder Auflauf, Geſchrei, Anklage. Gemeinden des Schamſer- und Domleſchgerthales, wie die auf der reizenden Höhe des Heinzenbergs, die in Savien und Tſchapina, beſchwerten ſich zuerſt und am gewaltigſten (J. 1694, 27. Jan.). Ein neues Strafgeſetz, zu Tduſis niedergeſetzt (4. März), züchtigte die Fehlbaren, und veranlaßte die Entſtehung jenes

Kreuzzügen, dann an den Händeln der Kreuzfahrer mit den treulosen Kaisern Griechenlands, endlich an der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (im J. 1204) hatten, ist bekannt. So groß war damals die Hochachtung der im Orient siegreichen Abendländer vor Heinrich Dandolo, dem Duca Venedigs, daß sie die Krone des morgenländischen Kaiserthums auf sein Haupt setzen wollten. Es wäre geschehen, aber ein venedischer Edler, Pantaleone Barbo, widersetzte sich, weil er mit Recht den Glanz seines Vaterlandes mehr in der Wohlfahrt desselben, als in Erwerbung unsicherer Kronen gegründet fand. „Die Krone des Kaisers auf dem Haupte eines venedischen Duca's", sprach er, „würde diesen für die Freiheit der Republik zu furchtbar machen, während doch die Republik zu schwach wäre, sein Kaiserthum zu beschützen. Die Vereinigung Venedigs und Konstantinopels würde den Sitz der Regierung in letzterer Stadt nothwendig machen, und Venedig wäre Unterthanin, dieweil sie hätte Griechenlands Herrin sein wollen. Dem Duca aber vorschlagen, aufzuhören Venezianer zu sein, um Kaiser zu werden, heißt ihm einen Thron geben, ohne Mittel, denselben zu behaupten, und der Republik eins ihrer ehrwürdigsten Geschlechter rauben."

Staatsgrundgeſetzes, welches von der einen Seite dem wucheriſchen Fürkauf Grenzen ſetzt, von der andern Seite verbot, Unterthanen zu Bundesleuten anzunehmen, oder ſchon Angenommenen ein öffentliches Amt zu geſtatten, bevor ſie zehn Jahre im Bund oder in der Gemeinde haushäblich geſeſſen. Denn viele reiche Geſchlechter Veltlins und Clävens hatten ſich ſeit dem Mailänder-Vertrag im Herrſcherland angeſiedelt, wie die Alberti, Caſtelli, Paravicini, Pellizari, Peretti, Peſtalozzi, Stampa, Stuppa und andere. Ihr Geld und Geiſt, mehr noch ihr Haß Spaniens, war denen zuwider, die durch Mailands Unterſtützung Anſehn ſuchten.

Caſati's ſtrenges Benehmen gegen den Freiſtaat hatte indeſſen zur Folge, daß ſich die Zahl von Spaniens Anhängern, ſtatt zu vermehren, minderte. Dem Selbſtgefühl eines kräftigen Bergvolks iſt die Schmach ſtolzen Zwanges die unerträglichſte. Ohne Frankreichs Zuthun gewann dieſe Krone neue Freunde im Hochland (J. 1669). Viele junge Männer aus den vornehmſten Geſchlechtern, welche früh ſchon in jene freiwilligen Schaarbanden getreten waren, die ohne Genehmigung des Bundesſtaats und der Eidsgenoſſen in König Ludwigs XIV Sold Peter Stuppa errichtet hatte, wirkten kräftig dazu mit. Stuppa

war ein Sohn armer Aeltern evangelischen Glaubens aus der Grafschaft Cläven. Er hatte sich, nach Verläugnung seiner Kirche, im französischen Kriegsdienst zur Würde eines Obersten aufgeschwungen und der Stadt Chur Bürgerrecht erworben. Seine Feldherrngaben, sein unerschrockenes Herz in Schlachtreihen, gewannen ihm eben so sehr die Bewunderung des Heers, als Feinheit des Geistes und verschmitztes Wesen das Vertrauen des pariſischen Hofes. Ihm war sein jüngerer Bruder, Johann Baptista, an Muth gleich, in wissenschaftlicher Bildung und geschmeidiger Hofkunst überlegen. Lange Cromwells in England Vertrauter, hatte er endlich dessen Gunst verloren, hingegen die Gnade der Königin von Frankreich erlangt, indem er ihr einen wohlabgerichteten Affen verehrte. Dadurch zum Oberstlieutenant in seines Bruders Heerschaar erhoben (J. 1577), ward er zuletzt selber Freibanden in Bunden und der Schweiz für französischen Dienst.

Der Einfluß dieser kriegerischen Abenteurer und die Menge rhätischer Männer unter ihren Fahnen gaben in Bunden der tiefgesunkenen Partei von Frankreichs Anhängern neue Bedeutsamkeit. Es wurden dieser Krone bald wieder offene Werbungen im Hochlande gestattet (J. 1580), und mit ihr neue Verträge über den Kriegsdienst geschlossen. Da erwarb mehr als ein Sohn des zahlreichen

Geſchlechts von Salis Reichthümer, Würden und Ruhm. Peter Stuppa ſelbſt, als Oberſtfeldſtatthalter Ludwigs XIV, dem er beſſer, denn ſeinem Vaterlande, gedient, vertrat zuletzt die Stelle eines königlichen Oberſtfeldherrn der Schweizer und Bundner im franzöſiſchen Kriegsheer.

Spaniens Anhänger ſahen dieſe Fortſchritte ihrer Gegner in der Volksgunſt ungern. Wenzger Mannſchaft lief ihnen zu, wenn ſie für Mailand die Trommeln rührten, oder, wie Paul von Buol und Herkules von Capol (J. 1693), neue Schaaren im Kriegsſold König Karls II aufrichteten. Bald aber begegnete ein Anderes, welches ihr Anſehn noch mehr erſchütterte und die Macht des Hauſes Salis wider ſie erweiterte.

Chur, im rätiſchen Gebirg die älteſte und anſehnlichſte Stadt, durch Handel, Wohlſtand und Wiſſenſchaft ihrer Mitbürger von jeher auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten großwirkend, war zu dieſer Zeit den Spaniſchen günſtig. Vermöge hundertjähriger Uebungen ward als Recht angeſehen, daß jedesmal der Stadt Amtsbürgermeiſter zugleich des geſammten Gotteshausbundes Vorſteher, ihr Stadtſchreiber und Rathsbote aber zugleich des Bundes Schreiber und Weibel waren. Dieſen Vorzug haßten die Anhänger Frankreichs an der Stadt, die ſich desſelben faſt immer mit Glück zum Vortheil der

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14374/65

Partei bedienen konnte, welcher die Mehrheit der bürgerlichen Zünfte anhing. Man erinnerte sich nun, wie vor Jahren der Landschaft Davos ein ähnlicher Rang entrissen oder erniedrigt worden war, der ebenfalls nur auf herkömmlichem Brauch, nicht auf Verträgen oder Staatsgesetzen beruht hatte. Das gab Vielen der Französischgesinnten Muth, in den Gemeinden des Gotteshauses gegen die Stadt und ihre gefährliche Hoheit zu reden. Gemeiner Wohlfahrt liege daran, hieß es, daß den Churern geschehe, wie der Landschaft Davos in den Zehngerichten geschehen sei. Am thätigsten arbeitete dafür Friedrich von Salis-Soglio, welchen persönliche Kränkungen, und ein vieljähriger Erbschaftsstreit mit dem Geschlecht Menhardt zu Chur, wider die Stadt aufgebracht hatten.

So entspann sich der Streit zwischen Chur und den Hochgerichten (J. 1624), welche gleichen Antheil an Erwählung der Bundesbeamten verlangten. Auf das Weigern der Stadt ward sie von den Gemeinden aus dem Bund geschlossen. Dieselben hielten einen Tag zu Couters, einem Dorfe an der Straße, die durch das fruchtbarwilde Thal von Oberhalbstein über den Septimergrath führt. Nur das Hochgericht Fürstenau und Ortenstein, allezeit der löblichen Stadt Chur Freund, fehlte im Kreis der Gemeinden. Hier wählten sie Amtleute des Gotteshausbundes, und

zum Haupt deſſelben ihren entſchloſenen Fürſprecher, Friedrich von Salis-Soglio. Aber alle Spaniſchgeſinnte ergriffen die Sache der Stadt, verfochten deren Recht und bewegten die beiden andern von Chur angerufenen Bünde, der Neuerung zu widerſtehen. Wirklich thaten der graue und Gerichtenbund einen Spruch zum Vortheil der Stadt (J. 1696). Doch blieb er fruchtlos, denn die Gemeinden des Gotteshauſes verweigerten, gleichwie einſt die Zehngerichte gegen Davos, in landesherrlichen Freiheiten Richter über ſich zu erkennen. Sechs Jahre lang ward eitel gehadert, bis Zürich und Bern freundnachbarliche Vermittelung antrugen. Sie ward beliebt.

Es kamen von Zürich Bürgermeiſter Andreas Meyer und Seckelmeiſter Hans Heinrich Rhanz von Bern A. Seckelmeiſter Hs. Bernhard von Muralt und Venner Samuel Friſching. Sie hörten, zu Malans verſammelt, die Reden beider Parteien. Dann, als dieſe, der Redlichkeit der Vermittler vertrauend, denſelben ſchiedsrichterliche Gewalt gaben, erging der Endſpruch über den Streit (J. 1700, 28. Nov.): Vorort und Siegel des Bundes verbleiben bei der Stadt Chur. Alljährlich wählen die Boten aller Gemeinden des Gotteshauſes aus den fünfzehn des kleinen Rathes der Stadt zwei, unter welchen das Loos den Bundesvorſteher beſtimmt. Den Schreiber und Wai-

bei des Bundes ernennen die Boten eben'falls aus den Bürgern der Stadt. Diese drei Beamten sollen aber fortan dem gesammten Bunde schwören und ihm verantwortlich sein. So laurete der Spruch von Malans, den Chur nicht ohne Widerwillen ertrug.

Als die eidsgenössischen Schiedsrichter in ihre Heimathen zurückkehrten, sprachen sie noch zu den Bündnern: „Nachdem wir euern Zwist ausgeglichen, haben wir unsern Abschied aus diesen hochbefreiten rhätischen Landen nicht wohl eher nehmen können, wir hätten denn zuvor unser bundesgenössisches Gemüth und aufrichtige Gedanken offenbart. Wir gewahrten, daß die Natur diesem Land großen Vortheil zugelegt es mit hohen Gebirgen und engen Päßen, wie mit Bollwerken, umschanzt hat. Es ist an Weingewächs, Viehzucht, auch etlicher Orten am Getreid so fruchtbar, daß es vom Ueberfluß noch seinen Nachbarn ertheilen mag. Dem allen gibt der Einwohner arbeitsamer Fleiß, Redlichkeit und tapferer Muth das Leben. Obwohl überzeugt, daß ihr, unsere getreue, liebe Eids- und Bundesgenossen, am besten verstehet, den Genuß dieser reichen Vorzüge auf die spätern Weltzeiten zu erhalten, verhehlen wir euch doch nicht, daß freie Stände, zumal in diesen veränderlichen weitaussehenden Zeitläufen, ihrer Schanz wohlgewahren sollen. Sie sollen nicht vergessen,

wie viel Bluts ihre theure Freiheit gekostet hat, und daß dies edle Kleinod nicht den Nachkömmlingen durch schnöden Eigennutz, Uneinigkeit, Ehrsucht, Parteilichkeit und Verachtung der Landesgrundgesetze verkümmert werde, ohne schwere Verantwortung vor Gott. Erspiegelt euch an den traurigen Beispielen der Städte Rom, Athen, Sparta, ja aller freier Stände voriger Zeiten. Mit was Grundsätzen der Bau eines freien Staates aufgeführt wird, mit denselben wird auch erhalten. Alte Einfalt, eingezogene Sparsamkeit, wahre Treue, brüderliches Wohlverständniß und Bewahrung der Grundgesetze haben die Freiheit immerdar aufrecht gehalten; aber innerliche Zertrennung, Eifersucht, Ehrgeiz, Pracht, Hochmuth und Verschwendung sie oft niedergestürzt. Waren es nicht Mißtrauen, unzeitige Parteilichkeit, schlechtes Verständniß, Anhangen fremder Herren, welche in den dreißig ersten Jahren dieses ablaufenden Jahrhunderts das gesegnete Rhätien zur traurigen Schaubühne eines landsverderblichen Krieges gemacht haben? So weichet denn nicht mehr von den Hauptgrundgesetzen eurer frommen Altvordern, daß der Allerhöchste euern freien Stand ferner erhalte, so lange Grund und Grath bestehen, wie die Worte eures Bundesbriefs lauten!"

15.

Rückblick auf des Volkes Gesittung, Geist und Bildung in diesen Zeiten.

Der Rath dieser Eidsgenossen mochte den Männern in Bünden weise und wohlgemeint däuchten, aber seltsam im Munde derer, welche ihn gaben. Denn die ewigen Zerwürfnisse der Schweizer unter sich selber, die Gährungen ihrer Städte, die Empörungen ihrer Landleute, die gegenseitigen Feindschaften und Parteiungen, fremder Jahrgelder und Kriegsdienste, oder der Kirchen- und Glaubensdinge willen, ihre bürgerlichen Kriege, ihre mannichfachen noch unentwirrten Handel, die schon nach wenigen Jahren die Felder von Bilmergen zum andernmal in einem mörderischen Treffen mit Bürgerblut färbten, waren den Rhätiern kein Geheimniß.

Diese aber lebten, wie seit geraumer Zeit, lange noch in ununterbrochenem Friedstand. Händel ihrer eifersüchtigen vornehmen Geschlechter, oder Auflauf in einem Dorfe, Raufereien kleiner Nachbarschaften, unterbrachen das Stillleben der Gesammtheit nicht, die oft kaum davon erfuhr. Die Hirten in ihren Alpen, die Landbauer in ihren Felsenthälern waren um den Gang der Welthändel und selbst der Ereigniße ihrer Nachbaren unbekümmert, so lange die eigene Freiheit gehor-

gen ſtand. Und ſie war es durch Armuth, Genügſamkeit und kecken Sinn der Bergbewohner. Ueberfluß begehrten die Wenigſten. Sie liebten, wie ihre Väter, vorzugsweis die Zucht und Frucht der Heerden in Thalboden und auf Höhen. Aus andern und rauhern Gegenden wanderten Viele ins reiche Welſchland, ihr Brod zu verdienen, als Taglohner, Schuhflicker, Schneider. Am Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts wurden allein im venediſchen Gebiete einige tauſend anſäſſige Bündner gezählt, zumal aus den Engadinen. Von Handwerken und Kunſtgewerben wurden kaum die unentbehrlichſten getrieben; ſelbſt Aecker und Weingärten nicht, weder mit der ſinnreichen Mühe der Ausländer, noch in der Ausdehnung gepflegt, welche die Gunſt von Erdreich und Himmel wohl geſtatteten. Doch ſchadete vieler Orten auch der Mangel des Volks dem beſſern Anbau des Landes. Denn Kriege und Hungersnöthen hatten viele Menſchen hinweggerafft; nicht minder die ſchrecklichen Peſtzeiten in den Jahren 1550, 1556, 1560, 1566, 1585, 1592, 1593, 1611, 1622, 1630. Viele glaubten, daß des ganzen Freiſtaats Bevölkerung kaum viel über ſechszigtauſend Seelen betrug. Mit Luſt und Leichtigkeit Geld zu gewinnen, zogen Jünglinge in fremden Kriegsdienſt den Fahnen der Könige nach; denn Schrecken des Schlachtfeldes ſcheute Keiner, fröhliches Lagerleben lockte Alle. Das Vor-

Die Sprache Barbo's war der Vaterlandsliebe und des Stolzes eines Römers aus dem Alterthum würdig. Und in der That gewann die adriatische Seestadt, in der Theilung des morgenländischen Reiches, Größeres durch sichere und vortheilhafte Besitzungen, als durch den Ruhm, Gebieterin eines entfernten, aber schwankenden Thrones zu sein. Längs den Ufern des schwarzen Meeres, des Propontis, des Hellespont und Kleinasiens empfing sie viele Städte und Handelsplätze: Adrianopel, die Stadt, und den vierten Theil Konstantinopels; eben so Vieles an den Küsten Morea's; dazu alle Inseln des ionischen Meeres mit Zante, Zefalonien und Korfu. Kandia ward in derselben Zeit (um J. 1204) um zehntausend Mark Silbers vom Markgrafen von Montferrat angekauft.

Die Republik behielt sich von den vielen Erlanden jedoch nur Kandia und die jonischen Inseln unmittelbar vor; die übrigen erlaubte sie venedischen Bürgern zu erobern, und als Lehen des Freistaates zu besitzen. Denn schwer ward es dem Volke in den Lagunen, welches, ungerechnet das aufrührerische Dalmatien, nur aus ungefähr zweimalhunderttausend Seelen bestand, mehrere Millionen entfernter, in zweien Welttheilen zerstreuter Unterthanen in Zaum zu halten. Wirklich brachen bald in Adrianopel, bald wiederholt

urtheil der Alten war ihre Weisheit, die der Sohn dem Enkel vererbte; ihr frommer Glaube roh, aber fest.

Wenn bürgerlicher oder kirchlicher Parteigeist nicht die Vernunft berauschte, fand man bei ihnen gute Rechtspflege, streng aus Gottesfurcht, billig aus Menschlichkeit. Zur Beurtheilung ihrer einfachen gesellschaftlichen Verhältnisse genügte schlichter Mutterwitz; nur örtliche Rechtsame waren in einander verstrickt und wunderbar verwickelt. Geschriebenes Gesetz hatten die wenigsten Gemeinden und Gerichte; das vornehmste lag im Gedächtniß von den Uebungen der Alten; das Beste im redlichen Herzen, von der Natur eingegraben. Die Rohheit des Zeitalters that das Übrige hinzu. Mörder und Räuber waren in Bergschluchten und Waldwinkeln häufig, zumal in den Engadinen; meistens verbanntes, wüstes Gesindel aus Veltlin und Welschland. In einem einzigen Jahr und Monat wurden allein im untern Engadin dreiundzwanzig Menschen, wegen Mordthat, mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht (J. 1616, Mai); dreiundzwanzig Jahre früher eben so viel. Mehr noch, als Weglagerer, wurden aber Zauberer und Menschen gefürchtet, welche, mit dem Fürst der Finsterniß Umgang zu pflegen, im Ruf standen. Wegen schwarzer Kunst und Hexerei sind allein im Thal Misox im Jahr 1613 über fünfzig

Personen verbrannt, und bei hundert verbannt worden.

Inzwischen begann man in diesen Jahren, da auch der Oberbund seine Satzungen über Erb- und Zugrecht, Schuld-, Ehe- und andere Sachen gemeinen Wesens erneute, die heimathliche Gesetzgebung vieler Orten zu verbessern, oder auch nur in Schrift zu verfassen, um sie der Willkühr zu entziehen (J. 1717). So empfing die Landschaft Avers erst jetzt ein geschriebenes Gesetz (J. 1622); wie wenige Jahre zuvor Bergün (1614); und früher noch das untere Engadin (1509 und 1519), welches sich darzu mit Abgeordneten des churischen Bisthums und des Erzhauses vereint hatte. Oberengadin folgte dem mehr als ein Jahrhundert später (1665). Davos ordnete ebenfalls seine Satzungen in einem Landbuch zusammen (1646). Fürstenau und Ortenstein erneuerten die ihrigen (1702); desgleichen Obervaz, Stürwis und Mutten (1707); auch das Hochgericht Oberhalbstein (1716); und ihre einfachen Ordnungen die Gemeinde Bivio (1709). Zwar hatte von jeher Chur für seine häuslichen Verfassungen am frühesten und besten gesorgt; dennoch trugen die Vierdörfer, Zizers, Jais, Trimmis und Untervaz, denen Bischof Paul am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die ersten geschriebenen Gesetze gegeben (J. 1707), den Ruhm

davon, daß wenige Gemeinden und Hochgerichte dem vierdörferischen Landbuch in Klarheit und Bestimmtheit gleichkamen, wie sie es in diesen Tagen erneuten.

Die Sache des Dorfs, der Gemeinde, des Hochgerichts, des Bundes, war jedem Bündner wichtige Angelegenheit. Es steht übel um das Vaterland, wenn dessen Bürger sprechen: Was gehts mich an? Doch ward darum nicht immer der Würdigste an die höhere Stelle gerufen, weil die Landesgemeinde selten frei wählte, sondern von ihren schlauen Führern getäuscht und gereizt ward. Auch sind in Volksstaaten Männer von ausgezeichneten Gemüths- und Geistesgaben, ausser Zeiten der Noth, selten geliebt; nicht weil man sie dem Vaterlande, sondern weil sie der Ehrgeiz der Schwächlinge dem eigenen Ansehen gefährlich achtet. Deswegen sieht man häufig das wahre Verdienst ungeehrt, die glänzendste Tugend wie einen Fehler verurtheilt, und die Gemeinheit werthgeschätzt. Dem ungeachtet mangelte es zu keiner Zeit, weder den rhätischen noch eidsgenössischen Freistaaten, an einzelnen großen Staatsmännern; und es war nicht die Schuld derselben, wenn sie bei großer Kraft wenig Erhebliches leisteten. Denn die Mittelmäßigkeit ihrer Amtsgenossen zog, sie überstimmend, bleiernschwer zur Gemeinheit mit sich nieder. Männer, ohne hohere Bildung und

Weihe, durch Gunst des Volks oder Reichthum und Herkommen zu den ersten Aemtern des Landes emporgekommen, erschrecken gewöhnlich auf der Höhe vor dem Geräusch ihre eigenen Bewegungen, und, gewöhnt an kleinliche Ansichten gemeinen Haus- und Gewerblebens, bedünkt sie, der kühne Gedanke des Staatsmannes sei Raserei. Sie gefallen sich in feigen, kleinen Ränken; sie sind ohne Ruhmliebe und haben statt ihrer nur Eitelkeit. Immer pflegen solche wegen ihres Ansehens am eifersüchtigsten zu sein, weil sie das Wesen obrigkeitlicher Würde verkennen, oder in sich vermissen.

Ausserordentliche Männer, wie Rudolf Salis der vaterländische Held, das verwegene Gebrüderpaar Pompejus und Rudolf Planta, die Coriolane ihres Volks, Georg Meyer der edelsinnige Bürgermeister von Chur, der mannliche Marschall Ulysses von Salis, Georg Jenatsch, und andere, konnten nur theilweise, vorübergehende Erschütterungen wirken. Die Macht der guten, wie der bösen Geister, wird allezeit von der Natur eines Bundesstaates geschwächt. In Rhätien war niemals ein einzelner Bürger, oder ein einzelnes vornehmes Geschlecht fähig, die Alleinherrschaft an sich zu reissen, wie sonst wohl in andern Freistaaten geschehen ist. Denn Keiner war reich genug, die dürftigen Felsenthäler alle

mit Wollüsten zu bestechen, mit Ueppigkeit zu entnerven, oder mit Wollüsten der Kunst über den Verlust der Freiheit zu trösten; Keiner stark genug, Alpen-Hirten mit Schrecken zu zähmen, sie, die von der Mutterbrust hinweg gewöhnt werden, mit dem Entsetzlichen der Natur zu spielen.

Ein durchdringender, lebhafter Verstand, natürliche Beredtsamkeit, Schlauheit mit Geistesgegenwart gepaart, gesunder Witz, zum Spott geneigt, deutsche Bedächtlichkeit, stolzer Ernst — das war von jeher der Bündner Erbeigenthum. Noch mangelten Dörfern und Städten gute, oft alle Schulen. Die Söhne der Wohlhabenden fanden in Klöstern oder ausländischen Bildungsanstalten den bessern Unterricht. Aber Chur gründete schon im Jahr 1632 eine höhere Schule von vier Abtheilungen nach den Stufen der Kenntnisse. Das war vorzüglich der wackern Bürgermeister Georg Meyers und Michael Finers rühmliches Werk. Der gelehrte Meister Hartmann Schwarz ward ihr erster Vorsteher. Zu Chur, zu Bonaduz und Tuschkaw, auch im Engadin befanden sich Buchdruckereien. In romanischer Sprache war aber von der heiligen Schrift noch nichts gedruckt, als die Bücher des neuen Bundes, vom Lucius Gabriel, Pfarrer zu Zlanz, übersetzt. Bald (im J. 1718) ward auch die ganze Bibel in dieser Sprache dem Volk gegeben. Der

Kalender befand ſich, als Hausbuch, faſt in jedermanns Händen; doch verwarf das Mehren der Gemeinden faſt einmüthig die Einführung der verbeſſerten Zeitrechnung, vom Papſt Gregor veranſtaltet, und blieb dem Alten anhänglich.

Bei dem Allem fehlte es in Rhätien nie an hochgelahrten Männern, nicht an verdienſtvollen Schriftſtellern. Von den letztern widmeten die meiſten ihre Feder entweder der Vertheidigung ihrer Kirche, oder der Geſchichtbeſchreibung ihres Volkes. Glaube und Vaterland ſind immer die liebſten Heiligthümer freier Männer.

Vor Allen nennenswürdig ſtehe hier der Name Johannes Guler von Wineck. Er bekleidete lange die höchſten Würden des Freiſtaats mit Ruhm, als Landammann auf Davos, als Landeshauptmann des Veltlins, als Feldoberſter einer Schaar Bündner. Verflochten in die traurigen Schickſale ſeines Vaterlandes, ſtritt er für deſſen Recht und Ehre ſo tapfer mit der Feder als dem Schwerd. Und als Treu und Glauben felten, Vaterlandsſinn gefahrvoll ward, bewahrt' er unbeſcholtenen Wandel, ſelbſt ſeinen Feinden ein hochehrwürdiger Mann. Getreu und ſchmucklos zeichnete er in zwölf Büchern die alten Geſchichten und Verfaſſungen ſeines Volks, und des Landes Beſchaffenheit auf. Auch viele andere Schriften ſind von ihm überliefert worden. Venedig und

Frankreich schmückten ihn mit Rittermürden; Zürich ehrte ihn mit dem Geschenk des Bürgerrechts. Hochbetagt und beklagt starb er am dritten Tag Hornungs im sechszehnhundert siebenunddreißigsten Jahr.

Der sein Leben beschrieb, war ihm an Tugenden gleich, Ritter Fortunatus Sprecher von Berneck, der hochgelahrte, starkmüthige, fromme und mannhafte Held. In Verhandlungen des Staats wohlerfahren und gewandt, als Feldoberst der Bündner bei Eroberung des Veltlins der Tapferſten einer, in Verwaltung der Grafschaft Cläven von unbestechlicher Treue, ward er Zierde und Glanz des Freistaats. In seiner rhätischen Pallas die Geschichten des Landes bis zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts führend, war er Gulers Nebenbuhler; er übertraf ihn an Klarheit und Ausführlichkeit in Beschreibung von den Unruhen seiner Zeit. Was er niederschrieb, trug das Gepräge seines adelichen, redlichen Gemüthes. Er liebte die Wahrheit mehr als seine Partei. Im Gram um die verlorenen Vorzüge und Würden von Davos, seiner Heimath, die durch Peter Gulers, des Sohnes seines Freundes, erzürnten Stolz geraubt worden, gab er am vierzehnten Jänner im sechszehnhundert siebenundvierzigsten Jahr unserer Zeitrechnung, dem zweiundsechszigsten seines Lebens, den Geiſt auf.

Wie Sprecher ſchrieb auch der Landvogt zu Fürſtenau und Landammann des obern Engadins, Fortunatus von Juvalta, die vaterländiſchen Begebenheiten ſeiner Tage nieder, beſonders, in ſo fern er ſelbſt in denſelben als Staatsmann mithandelte. Denn wenige Geſandtſchaften gingen aus Rhätien an fremde Höfe und Städte, denen er wegen Feinheit ſeines Geiſtes, Redlichkeit des Gemüthes und einnehmender Beredtſamkeit nicht beigeſellt ward. Das zeichnete er noch mit zitternder Hand im hohen Alter auf. Er ſtarb ein ſiebenundachtzigjähriger Greis zu Zuz am neunundzwanzigſten März des Jahrs 1654.

Die Geſchichten vom Urſprung und Wachsthum der evangeliſchen Kirchen im Hohenrhätiſchen bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat Bartholomäus Anhorn von Fläſch in einem Werke erzählt, welches ſeinen Glaubens- und Zeitgenoſſen werthvoll war. Denn er bewies ſich darin, nach dem Geſchmack jener Tage, als ein rüſtiger Streiter der neuen Kirche wider das Papſtthum.

An Geiſt und Mannigfaltigkeit der Kenntniſſe übertraf ihn Paganinus Gaudentius von Puſchlaw, ein Sohn von Aeltern evangeliſchen Glaubens, der aber ſeine Kirche verließ, in der er ſchon Prediger geweſen, und ſich zum alten Glau-

ben wandte. Der Papſt reichte ihm Jahrgelder; die hohe Schule zu Piſa räumte ihm einen ihrer erſten Lehrſtühle ein. Denn er ſchrieb gleich zierlich in den Sprachen des alten und neuen Roms. Beſonders widmet' er ſeine Forſchungen der Erklärung chriſtlicher Alterthümer und den Schickſalen der Weltweisheit. Er ſtarb hochgeſchätzt, von den Jeſuiten gehaßt, die er bekämpfte, im ſechszehnhundert neunundvierzigſten Jahr.

Sechstes Buch.

Schicksale des Freistaats, in deren Folge er ein Mitglied des eidsgenössischen Bundes ward.

(J. 1700 — 1815.)

1.

Einleitung. Auflauf zu Sagens. Parteiung wegen fremder Bündnisse. Thomas Maßner.

Im J. 1700 — 1710.

Nachdem in den vorigen Büchern erzählt worden, wie das Hochgebirg bevölkert, lange unter der wechselnden Herrschaft der Römer, Gothen, Allemannen und Franken gestanden, endlich an das Reich der Deutschen gekommen, und in den Zerrüttungen desselben von vielerlei Zwingherren eigenmächtig beherrscht gewesen; dann wie das Volk seine Freiheit gewonnen, seine Bünde und Verfassungen geschaffen, ruhmreich vertheidigt, jenseits der Alpen einen blühenden Landstrich erobert hat, bis es, durch kirchliche und bürgerliche Parteiung getrennt, ein Raub fremder Mächte, seiner

in Kandia, Empörungen um Empörungen gegen die neue Herrschaft aus. Venedig trachtete sich durch Anlegung von Kolonien aus seinen Bürgern in Korfu, Konstantinopel und Kandia zu befestigen. Viele andere Gegenden, am schwarzen Meer und Bosporus, aus der Theilung des orientalischen Kaiserthums erworben, wurden aber versäumt, weil es an Mannschaft gebrach, sie alle zu besetzen.

Außer Venedig hatte indessen auch Pisa, und mehr noch Genua, seit Jahrhunderten den großen Handelsverkehr auf dem mittelländischen Meere betrieben. Genua, die Stadt, einst ohne Gebiet, wie Venedig, war durch Schiffahrt reich, bevölkert, und Herrin benachbarter Landstriche, auch, durch Theilnahme an den Kreuzzügen, Gebieterin vieler Küstenstädte Kleinasiens geworden. Durch den Besitz von Kaffa, auf der krimmischen Halbinsel, beherrschte sie das schwarze Meer und bemächtigte sie sich des unmittelbaren Bezugs ostindischer Waaren.

Genua und Venedig hatten längst ihr gegenseitiges Aufblühen mit eifersüchtigen Blicken beobachtet. Jede forderte den Welthandel für sich. Beide besaßen oft in einer und derselben Stadt der Levante eigene Stadtviertel. Die Verührungen mit einander wurden häufiger und feindseliger. In der Stadt St. Jean d'Acre befand sich für

Eroberungen und Freiheiten verlustig wurde, die es noch einmal, durch Klugheit, rettete: bleibt übrig zu sagen, wie der Freistaat der drei Bünde, bisher der Eidsgenossenschaft zugewandter Ort, in dieselbe, als ihrer Bundesstaaten einer, übergegangen ist.

Es ist nicht leicht, von Zeiten zu reden, die kaum zurückgelegt sind, wo große Leidenschaften, wider einander empört, den Blick des Beobachters verwirrten, und einen Kampf führten, aus welchem keiner ohne Wunden trat. Viele von den dunkeln Triebfedern des großen Schauspiels bleiben das Geheimniß des Allwissenden; viele aus Scham oder Furcht, oder aus menschenfreundlicher Schonung derer verschleiert, die den Streit überlebt haben. Darum sollen hier, auf daß der Umriß vom Gemälde der rhätischen Schicksale, von den ältesten bis zu den jüngsten Tagen, Vollendung erhalte, die Begebenheiten mehr angedeutet, als entwickelt gegeben werden. Der Verfaßer dieser Geschichten, obwohl selber einst Parteigenosse, vor deren Verirrungen er oft, vor deren Sache er nie erröthete, wird, ohne Tadel und Beifall des Geschehenen, dieses melden; das Urtheil der Nachwelt lassen, welcher allein gebührt, die Todten zu richten.

Beim Anbeginn des achtzehnten Jahrhunderts nährte der Groll der alten Glaubenszweiungen

noch, wie in der Eidsgenossenschaft, auch in den Thälern von Bünden fort. Dort brachte er Verschwörungen, Aufrühre, Bürgerkriege; hier nur Wortgezänk und böse Händel einzelner Gemeinden. Oft war der Streit um kirchliche Dinge nur Frucht stolzen Trotzes oder Eigennutzes unter einerlei Glaubensgenossen. So im Thale Misox. Hieher waren in geistlicher Sendung Kapuziner gekommen, das Wort des Heils zu verkünden. Der Beifall, welchen die Predigt der Einwanderer fand, erregte um so mehr die Eifersucht der Weltpriester, da jenen vom Volk einiger Orten, zumal im Nebenthal Kalanka, Kirchen eingeräumt wurden, welche allein von eingeborenen Priestern besorgt werden sollten. Diese sprachen: Es sei der fremden Kapuziner Einwanderung den Landsatzungen entgegen. Sie wiegelten ihre Freunde auf, die Ordensbrüder zu entfernen. Darüber viel Lärmen und häuslicher Verdruß. Auf Bundestagen, selbst zu Rom vor dem geistlichen Rathe der Glaubensverbreitung, ward das Geschäft verhandelt (J. 1706, März); im Misox aber der Grimm der verschiedenen Parteien so wild, daß einer von den Vornehmsten unter den Priestergönnern auf der Landstraße meuchelmörderisch erschossen fiel. Da stieg die Gährung höher. Der Landvogt Francesco Giovanelli, ein herzhafter Mann des Thals, vereinigte sich mit den Entschlossensten der Prie-

sterfreunde. Er zog an der Spitze von hundert und fünfzig Bewaffneten, beim Schall der Trommel, in Calanka, und vertrieb, wie aus andern mißoxischen Kirchspielen, die Kapuziner mit Gewalt (J. 1706, 15. Aug.). Wer aber jenes Meuchelmordes verdächtig geworden, schuldig oder unschuldig, wurde von einem Gericht, meistens aus Anhängern der Weltpriester besetzt, zu schweren Geldbußen verurtheilt, oder verbannt. Darauf schritten die Vorsteher des gesammten Bundesstaates ein, größern Uebeln vorzubeugen. Die Standesversammlung, indem sie die Rechte der Weltpriesterschaft schirmte, untersagte bei hoher Strafe Heimberufung der geflohenen Kapuziner, verpflichtete eidlich beide Parteien zum Frieden; und sandte Abgeordnete, Kläger wie Beklagte glimpflich zu vereinigen.

Nicht so leicht wurde ein anderer Zwist beigelegt, welcher in denselben Tagen, durch Glaubenshaß erregt, der öffentlichen Ruhe gefährlicher drohte, denn jener.

Ohnweit dem Städtlein Ilanz im grauen Bund liegt im Hochgericht der Grube das volkreiche Dorf Sagens. Hier waren die Bekenner der zwinglischen Lehre noch ohne eigene Kirche (J. 1700). Sie wanderten sonntäglich auf Kastris und Ilanz zum Gottesdienst, wohin sie auch ihre Kinder zur Taufe trugen. Ihren Kranken und

Sterbenden zum Troſt kamen die Pfarrer von dort zu ihnen. Endlich beſchloſſen ſie, eigene Kirche zu bauen. Aber der Meßprieſter zu Sagens verbot ihnen dieſes nicht nur, ſondern auch ſelbſt das Beſchicken evangeliſcher Prediger. Alle katholiſche Einwohner des Dorfs unterſtützten ihn. Solche Liebloſigkeit klagten die Unterdrückten vor dem Bundestag an; forderten gänzliche Rechtsabſonderung von den katholiſchen Gemeindsgenoſſen, und beſtellten fortan ihr Geſinde in Haus und Alpen mit Leuten ihres Glaubens. Schiedsrichter, welche der Bundestag zur Schlichtung des Gezänkes ſandte (J. 1701, Mai), bewirkten wenig; die Katholiſchen nahmen vielmehr den Zwingliſchen das Vieh mit Gewalt aus den Alpen. Andere Bundesboten, welche das Recht der Bedrängten zu ehren befahlen, wurden kaum angehört. Da nun die evangeliſchen Glieder der Bundesgeſandtſchaft in einen Garten gingen, ihren Glaubensgenoſſen einen Raum zur Kirche abzuſtecken, wurden ſie von den Katholiſchen überfallen, blutig mißhandelt und verjagt (J. 1701, Sept.). Die Sturmglocke ging. Bei dreitauſend Bewaffnete aus den benachbarten evangeliſchen Gemeinden liefen herbei, vertrieben die Katholiſchen, plünderten deren Wohnungen und des Meßprieſters Haus. Nun ſammelten ſich auch die Altgläubigen der Gegenden von Diſentis und des Thales Lugnetz. Müh-

sam ward Ruhe erhalten. Die Häupter des Bundesstaates, vereint mit dem Bischof von Chur, liessen durch Abgeordnete den Gang der Unfugen mit Strenge untersuchen. Der Meßpriester, als des Lärmens Urheber, ward seines Amtes entsetzt; den Evangelischen häuslicher Gottesdienst, und Besuch des öffentlichen in Zlanz oder Kästris, wie vordem, gestattet. Mit zwanzigtausend Gulden mußten die vornehmsten Theilhaber des Auflaufs büßen, die Unkosten zu bezahlen, oder die da gelitten zu entschädigen. Dennoch dauerte auch nachher noch viele Jahre lang Neckerei und Bedrängung der neugläubigen Sagenser fort, bis der Bundestag zu Davos den Widerspenstigen ernster drohte, und, seinen Worten Nachdruck zu geben, Mannschaften aufbot (J. 1710, Sept.). Des erschracken die Altgläubigen und gehorchten. Vierunddreißig Jahr nach diesem liessen sie friedlich geschehen, was sie vorher so hart verweigert, daß ihre evangelischen Mitbürger eine eigene Kirche bauten, wie ihnen von gemeinen drei Bünden gestattet war.

Dies Alles geschah in derselben Zeit, da das ganze abendländische Europa in Waffen aufgestanden war, um durch das Glück der Schlachten zu entscheiden, wer den spanischen Thron besitzen solle? Denn nach dem Tode König Karls II von Spanien begehrte Oesterreich die Nachfolge für den Erzherzog Karl, vermöge verwandtschaftlichen Rech-

tes (J. 1700, Febr.); und Frankreich für den Herzog Philipp von Anjou, vermöge letzten Willens des Verstorbenen. Vor den Ansprüchen der Mächtigern verstummten diejenigen von kleinern Fürsten. Durch König Ludwigs XIV von Frankreich Ländergeiz und gewaltthätigen Uebermuth empört, wandten sich Briten, Holländer und deutsches Reich auf die Seite des Kaisers, welcher seine Kriegsheere alsbald nach Italien, zur Besetzung der spanischen Lombardie, vorrücken ließ. Hier der Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich auf zahllosen Schlachtfeldern erneut, ward plötzlich Rhätien wieder, mit seinem Volk und seinen Bergpässen, der Eifersucht beider Kronen ein hochwichtiger Gegenstand.

Der Herzog von Anjou hatte sich, unterstützt von französischen Heeren und Flotten, als König Philipp V, schnell des spanischen Thrones bemeistert. Sein Gesandter Casati, gleichwie der französische Botschafter, warben eilfertig um die Gunst der Bündner; machten ihnen Namens ihrer Könige glänzendes Anbieten, und brachten neue Bündnisse mit den vortheilhaftesten Bedingungen in Vorschlag. Am rechten Ufer des Comersees, zwischen dem Schloß Musso und der Seenge, liegen die drei Pfarrdörfer Cera, Domaso und Gravedona; gering an sich, doch den Bündnern werthvoll zur Ausründung ihrer Gebiete

Durch deren Beſitz wären Clöven, Veltlin und Miſox vortheilhafter unter einander zu verknüpfen geweſen. Dieſe bot Frankreich den Rhätiern an, und alle Begünſtigungen, die Oeſterreich gewähren könnte. Dagegen erſchien, vom Wiener Hof geſandt, der Freiherr von Roſt, und verlangte, an die Erbeinigung mahnend, freien Paß über die Alpen. Schmeicheleien, Geſchenke, Hoffnungen und Drohungen wurden von allen Seiten verſchwendet. Viele von den Vornehmen des Landes, ſchon früher dem franzöſiſchen Könige zugethan, neigten ſich dieſem und Spanien zu; andere und mehr noch dem Hauſe Oeſterreich. Dazu bewog manchen die Furcht vor der Nähe der Macht deſſelben; manchen, zumal in evangeliſchen Gemeinden, der Unwille gegen des Comer Biſchofs Eigenmacht, welcher in den Gemeinden Veltlins öffentliche Gebete für das Glück der ſpaniſch-mailändiſchen Herrſchaft anordnete. Johann Baptiſta von Tſcharner, Bürgermeiſter von Chur, damals der öſterreichiſchen Partei Haupt, rieth eifrig, nur den Vortheil des Vaterlandes im Auge, Frankreichs Anträge, beſonders die drei Pfarrdörfer am Comerſee, nicht zu verſchmähen. Beiweiten aber die Mehrheit der Bundner, im Angedenken der vergangenen Zeiten und des Unglücks, welches die Theilnahme an den Händeln der Könige über das Vaterland gebracht, ließ ſich weder durch Bedrän-

gungen schrecken, noch von trüglichen Zusagen locken, und sprach für Bewahrung der strengsten Unparteisamkeit. Also erklärte die Oberherrlichkeit der Räthe und Gemeinden auf dem Tag zu Davos den Staatsdienern der kriegführenden Reiche (J. 1701): daß die Bündner weder der einen, noch der andern Macht den Paß geben, sondern denselbigen mit allen ihren Mitteln beschützen würden, wenn man sich unterstehen könnte, denselben zu verletzen. Das ward durch hochfeierlichen Eidschwur bekräftigt.

Diesem Wort getreu, verschlossen sie ihre Alpenpässe jeder Macht, wenn schon die meisten im Herzen der Sache Oesterreichs günstiger, als der spanisch-französischen waren. Eben deswegen, und sich für Nothfälle stärker zu wissen, schlossen sie, gleichwie Zürich und Bern gethan, mit dem venedischen Freistaat zwanzigjähriges Schutz- und Trutzbündniß. Als Venedigs Vollmächtiger, Markgraf Bianchi, den Vertrag mit ihnen unterhandelte, versuchte der Botschafter Frankreichs, Markgraf von Puiseux, alle Kunst, sie zurückzuhalten. Denn Venedig, um Kaiser Leopold zu schonen, hatte sich ebenfalls vollkommen unparteisam erklärt, und folglich damit die Anerkennung Philipps V, als Königs von Spanien, verweigert. Nicht weniger widersetzte sich von der andern Seite auch der Wiener Hof dieser engern Verbindung Rhä-

tiens mit Venedig; doch von ganz verschiedenen Beweggründen geleitet. Er kannte nämlich in Bünden wohl die wachsende Zahl seiner Freunde im Volk. Vermittelst derselben dennoch endlich die Pässe geöffnet zu erhalten, war seine Hoffnung. Nun fürchtete er, ein Vertrag des alpischen und adriatischen Freistaates werde die Erfüllung dieser Erwartungen gefährden.

In der That erschien ein großer Augenblick, da Alles für Oesterreich darauf ankam, auf dem kürzesten Wege in die Lombardie einzubrechen. Fürst Eugen von Savoyen hatte diese schon erobert und unter den Mauern von Turin die Macht Ludwigs XIV geschlagen. Noch waren die letzten Anstrengungen zu machen, um ganz Italiens Meister zu sein. Die Franzosen ihrerseits wagten verzweiflungsvoll das Aeusserste; trachteten, das österreichische Heer zu umgehen; drangen von neuem gegen Mailand; nahmen die Stadt, beschossen die Festung. Wenser, der kaiserliche, Stanian, der englische Gesandte bei den Eidsgenossen, trieben mit um so dringenderm Ungestüm, Namens der verbündeten Mächte, auf Gestattung des Passes gegen Italien. Sie verhießen, Bünden werde dafür im einstigen Friedensschluß und bei Erneuerung des Mailänder Vertrages von Oesterreich vortheilhaft bedacht werden. Denn, so sprachen Wenser und Stanian, die Lom-

bardie iſt ſchon in dieſem Augenblick nicht mehr als Spaniens, ſondern wie Habsburgs Gut zu betrachten, und die Lage der Dinge eine ganz andere, denn im Beginn des Erbfolgekrieges. Frankreich, aus Italien zurückgedrängt, wird den Rhätiern fortan weder viel Böſes noch Gutes ſtiften können. Venedig fühlt und benutzt für ſich dieſe Verwandlungen ſchon. Es hat den Bündnern nun ein Beiſpiel gegeben, und über ſein Gebiet den Zug der verbündeten Kriegsvölker ohne Bedenken bewilligt.

Dagegen redete Frankreichs Vollmächtiger, der Ritter von Graville (J. 1707, Febr.): Noch iſt das Spiel nicht aus; noch der Würfel des Kriegsglücks in Frankreichs Hand. Gelangt Oeſterreich jemals in Mailands Beſitz, dann iſts um Rhätiens alte Unabhängigkeit bei ſo furchtbarer Nachbarſchaft gethan. Ein kleiner Staat in der Nähe eines einzigen, großen Reichs verſchwindet leicht; nur in der Eiferſucht nebenbuhleriſcher Nachbaren bewahrt er Leben und Bedeutſamkeit. Darum handhabe Rhätien ſeine Unparteiſamkeit und das zu Davos feierlich ertheilte Wort! Venedig thut nicht weniger, nur auf entgegengeſetzte Weiſe, wie es die Natur ſeines offenen Landes erheiſcht. Um ſich beiden kriegführenden Theilen unparteiiſch zu zeigen, geſtattet Venedig beiden über ſein Gebiet einen Durchzug, den es nicht

beide nur eine einzige Kirche. Die Venediger sprachen dieselbe als Gemeingut, — die Genuesen sie als ihr ausschließliches Eigenthum an. Der Streit um den Besitz entflammte zuletzt zwischen beiden einen Krieg (im J. 1258), der, bei einzelnen Unterbrechungen, hundert und dreißig Jahre lang dauerte, mit Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde, und mehr als einmal, bald die eine, bald die andere der Republiken dem Untergange nahe führte.

Doch die stolze Nebenbuhlerei ward dem venedischen Volke ein neues Reizmittel, seine Kräfte unter großen Anstrengungen zu entwickeln. Kaum eine andere Leidenschaft begeistert so tief und dauerhaft. Rom erhob sich durch den Kampf mit Karthago, und würde, wäre Karthago nicht zu früh gefallen, seine Tugenden und seine Größe länger behauptet haben. In den Lagunen freilich blühten nicht die Tugenden Roms, oder Athens und Sparta's. Hier war nur ein kriegerischer Kaufmannsstaat, der Schätze gewinnen, sparen und behaupten wollte. Gewinnsucht tödtet vielmehr die edlern Neigungen des Gemüths, statt sie zu beleben. Gleichwie England in unsern Tagen trotzend auf seine Stärke, uneingedenk des ewigen Völkerrechts, den Ozean als Erbeigenthum nimmt, so sprach damals Venedig die Oberherrlichkeit des adriatischen Meeres an; forderte Abgaben von allen

verhindern kann. Rhätien kann ihn beiden versagen, und soll es.

So redete **Greville**. Die Vorsteher des Freistaates wichen jedoch von ihren ersten Grundsätzen ab, aus Vorliebe zu Oesterreich, oder in Erwartung glänzender Vortheile. Denn **Wenser** und **Stanian** verhießen nicht nur vollen Ersatz jedes Schadens, welcher vom Durchzug erwachsen könne, und Beistand von Oesterreich, wenn Bünden feindselig angefochten werden sollte; sondern auch Aufhebung aller zum Nachtheil des Freistaats auf Salz, Korn, Branntwein und andere Bedürfnisse gelegte Zölle, Abgaben und Beschwerden, und niemalige Wiederherstellung derselben; Auszahlung sämmtlicher noch rückständigen Jahrgelder an Rhätien in sechs Fristen; vortheilhafte Aufbesserung der Mailänder-Verträge; Entrichtung der ausstehenden mailändischen Jahrgelder, und Stiftung vieles andern dem Freistaat Ersprießlichen. — Also ward die Uebereinkunft getroffen (J. 1707, 13. März), und den Verbündeten ein Durchzug nach Italien auf ethan.

Die Veste von Mailand entsetzt, verlor Frankreich Italien. — Der französische Hof empfand diesen Wankelmuth der Bündner tief. Er offenbarte den Verdruß bald, indem er fünfzehn bisher in seinem Sold gestandene Heerhaufen des Freistaats verabschiedete.

Einer von Oesterreichs ergebensten Anhängern und Frankreichs entschiedensten Widersachern im Lande war zu dieser Zeit Thomas Maßner von Chur, ein verschmitzter, thätiger und gewaltsamer Mann, Mitglied des Rathes zu Chur und kaiserlicher verordneter Aufseher gegen Schleichhandel auf österreichischen Grenzen. Er besaß schnell erworbenen großen Reichthum. Dadurch, und weil er weder Schmeichelei noch Ränke, weder Gewaltthat noch Bestechung, noch andere Mittel, vor denen das Zartgefühl erröthet, seiner Zwecke willen verschmähte, genoß er unter seinen Mitbürgern ein gewisses Ansehn, ohne Hochachtung. Man fürchtete ihn wegen einer Denkart, die sich Alles verzieh. Im Volk gingen Gerüchte, wie er sein Gut auf ungerechte Weise zusammen gewonnen, indem er, als Aufseher gegen Einfuhr verbotener Waaren in kaiserliches Gebiet, bald mit Einschwärzern gemeine Sache gemacht, bald sie geplündert habe, besonders französische Kaufleute. Einverstanden mit der österreichischen und englischen Gesandtschaft bei den Eidsgenossen, diente er denselben auf jede Weise. Er selbst trieb, unter dem Handelsschilde Maßner und Sohn, beträchtlichen Versendungs- und Zwischenhandel über das Gebirg.

Da er eines Tages (8. 1706, Okt.) in obrigkeitlichen Aufträgen gen Misox gereiset war, und erfuhr, ein französischer Eilbote werde über den

Solögen geben, lauerte er demſelben auf, nahm ihm gewaltſam die Briefe ab und daneben Waarenwerth von einigen tauſend Thalern. Dies brachte ihn ins Verderben. Die Franzoſen ſannen auf Rache. Merveilleux, der franzöſiſchen Geſandtſchaft Dolmetſch in Chur, bewog ſeinen Bruder, der in Genf wohnte, den ebenfalls daſelbſt befindlichen Sohn Maßners, einen ſechszehnjährigen Jüngling, luſtwandelnd auf ſavoyiſches Gebiet der Nachbarſchaft zu führen. Hier ward der Jüngling überfallen, verhaftet, in die Veſte von Ecluſe, nachher als Gefangener gen Lyon geführt (J. 1710, April). Die Nachricht dieſes Ereigniſſes ſetzte den Vater in Verzweiflung. Ohne Hoffnung, vor franzöſiſchen Behörden Recht zu finden, nahm er, von Manning, dem engliſchen Geſandtſchaftsſchreiber, heimlich ermuntert und geholfen, Bewaffnete mit ſich, verhaftete den königlichen Dolmetſch Merveilleux, und ſchleppte denſelben als Gefangenen in ſein Haus, wo er ihn ſtreng bewachen ließ. So ohnmächtig war der Stadtrath von Chur, oder ſo ſehr von Oeſterreichs Einfluß geleitet, daß dieſer Frevel eines Bürgers ungeſtraft blieb, und man ſich über die Sache mit bloßen Rechtsverwahrungen und Unwillensbezeugungen begnügte. Als aber der franzöſiſche Botſchafter, Graf Dalne, in der Schweiz über Verletzung des Völkerrechts klagte, ward unterhandelt

und vermittelt. Maßner ſolle den gefangenen Merveilleux frei laſſen, dem königlichen Botſchafter zu Solothurn Abbitte thun, und ſich dafür der mächtigen Verwendung deſſelben zur Loslaſſung des Sohnes getröſten. Maßner erfüllte das Verlangte (J. 1710, Julius). Doch ſein Sohn blieb im Kerker. Darüber in neuem Schmerz, und nicht ohne Ermunterung von den kaiſerlichen und engliſchen Geſandtſchaftsbehörden, lauerte er dem Herzog von Vendome, Großprior von Frankreich, auf, als dieſer berühmte Feldherr aus Italien durch die Schweiz nach Frankreich zu reiſen gedachte. Begleitet von bewaffneten Helfershelfern, überfiel er denſelben im Oberbund auf der Landſtraße (28 Okt.), führte ihn mit ſeinem Gefolge nach Feldsberg, und von da auf einem Floß den Rhein hinunter nach Bregenz und Feldkirch in Gefangenſchaft.

Die Verwegenheit dieſer That empörte Bündner und Eidsgenoſſen. Dieſe erklärten Maßnern vogelfrei. Der franzöſiſche Botſchafter verlangte von den drei Bünden Genugthuung, und durch ſie zu bewirkende Erlöſung des Herzogs. Die kaiſerliche und engliſche Geſandtſchaft hinwieder vertheidigten und entſchuldigten öffentlich eine Miſſethat, die ſie furchtbar geahnt haben würden, wäre ſie einem der Ihrigen widerfahren. Die Häupter

und Räthe von Bünden, durch eines einzigen Mannes Vermessenheit in unabsehbare Verlegenheit gestürzt, baten fruchtlos beim Kaiser um des Herzogs, bei Frankreich um des jungen Maßners Befreiung. Endlich (J. 1711, März) sprach der Bundestag zu Chur den Befehl aus, Maßner solle den Herzog frei geben, und seines Gerichts gewärtig sein. Maßner verachtete öffentlich und in Flugschriften das Urtheil, trotzig durch der kaiserlichen und englischen Gesandtschaft Beifall. Im Zehngerichtenbund hatte er sich großen Anhang geworben. Hier ward er zum Landvogt von Mayenfeld erwählt. Mit zweihundert und vierzig Pferden hielt er seinen stattlichen Einzug. Als die übrigen Bunde aber, seine Verbrechen zu ahnden, ein Strafgericht nach Ilanz anordneten, entwich er mit bangem Gewissen gen Feldkirch; ließ daselbst den Herzog gegen Versprechen desselben frei, sich entweder nach Vierteljahresfrist wieder gefänglich zu stellen, oder den verhafteten Jüngling aus Lyon zu erlosen. Dann begab sich Thomas gen Wien.

Die Begebenheit hatte, wie in Bünden, so in der Schweiz und bei den Gesandtschaften der verschiedenen Mächte, giftigen Wort- und Schriftwechsel und ausgelassene Befeindung veranlaßt. Der britische Geschäftsträger wurde sogar meuchelmörderisch beim Bade Pfäffers überfallen, und

mit zehn Wunden bedeckt. Es blieb eitel, daß er von der Eidsgenossenschaft strenges Nachforschen der Thäter verlangte. Da inzwischen das Strafgericht zu Ilanz versammelt war, brachten die Ankläger Maßners unglaubliche Verbrechen aus, die von ihm begangen worden sein sollten (J. 1711, August). Selbst des Falschmünzens, der Giftmischerei und des Straßenraubs bezüchtigt, ward er aller Aemter und Ehren entsetzt, und geviertheilt zu werden verdammt. Nur seiner Gattin bewegliches Flehen und Achtung für die Verwandtschaft hinderte, daß sein Haus nicht zerstört und auf dessen Stätte eine Schandsäule errichtet ward. Maßner aber, welcher auch in Wien Schutz und Achtung verlor, weil Fürsten Verrätherei, nicht Verräther, lieben, begab sich krank, lebensunsicher, und mit Schmach bedeckt, in eine Verborgenheit des Freistandes Glarus. Auch hier entdeckt, floh er wieder auf die andere Seite des Rheins. Ein Sturz seines Wagens beraubte den Mann des Lebens.

2.

Vertragserneuerung mit dem Herzogthum Mailand. Des Munsterthales Auskauf. Ausländische Kriegsdienste.

Im J. 1710 — 1740.

Schon während dieser Händel erwarteten die Vorsteher des Freistaates mit Ungeduld die Erfül-

lung seiner Verheißungen, welche Oesterreich in der Uebereinkunft gegeben, die wegen freien Zuges kaiserlicher Völker über bündnisches Hoheitsgebiet in die Lombardie geschlossen worden war. Da Oesterreich immerdar zauderte, die desfalls mit dessen Gesandten getroffene Uebereinkunft zu bestätigen, und Wensers Nachfolger, Freiherr von Greuth, nur unerfüllte Hoffnungen bot, entschied der Bundestag, die Vermittler des Vertrags, England und Holland, anzurufen. Zu dem Ende wurde, im Namen des Standes, Oberst Peter von Salis-Soglio, einer der reichsten und gewandtesten Geschäftsmänner von Bünden, nach dem Haag und an den königlichen Hof von London gesandt (J. 1709). In vierjähriger Abwesenheit und Unterhandlung erwirkte er zwar dieser Mächte Fürwort, und zwischen Holland und Bünden ein Schutz- und Trutzbündniß (J. 1713, 19. April), kraft dessen der rhätische Freistaat von dem niederländischen in Kriegszeiten hundert- und sechsundfünfzigtausend Thaler jährlichen Hilfgeldes zu beziehen hatte, dagegen vertragsmäßig eine Bündnerschaar in holländischen Sold gab (schon seit achtzehn Jahren war in Bünden, mit Genehmigung, für niederländischen Dienst Werbung gewesen); aber der Wiener Hof verharrte auf seiner Weigerung, einen Vertrag zu erfüllen

oder zu genehmigen, deſſen Frucht er ſchon genoſſen hatte.

Das Erzhaus Oeſterreich war inzwiſchen durch den mit Frankreich geſchloſſenen Frieden in den ungeſtörten Beſitz der Lombardie gelangt (J 1714), und umſpannte ſeitdem mit ſeinen Gebieten das rhätiſche Land in weitem Bogen, vom Luzienſteig bis zur Veſte Fuentes. Das brachte den kleinen Freiſtaat, welcher ſeiner Lebensbedürfniſſe größten Theil aus den ſchwäbiſchen oder lombardiſchen Feldern zog, in oft demüthigendes Verhältniß gegen die übermächtige Nachbarſchaft. Was als Recht anzuſprechen war, mußte nicht ſelten als Gnade empfangen werden. Ein Verhältniß, wie dieſes, ward dem Stoz vieler Bündner drückend. Der Freunde Frankreichs wurden mehr, da man von Allem, was Rhätien für Oeſterreich gethan, dem Vaterlande ſo wenig Erſprießliches erblickte. Dem Hof von Verſailles blieb dieſe Stimmung nicht gleichgültig. Er ſuchte ſie zu nähren. Herkules von Salis, der Bundesvorſteher, ward ganz für Frankeichs Wünſche gewonnen, und bildete ohne Mühe eine neue Partei. Jährlich wurden ihm aus Frankreich zwölftauſend franzöſiſche Pfund Geldes auf heimlichen Wegen zugeſandt, die er unter diejenigen in größter Verborgenheit austheilte, welche ſeiner Partei angehörten. So ward im Stillen gegen des Kaiſers übermäßigen

Einfluß gearbeitet. Doch schwieg öffentlich jeder. Die Vorstellungen am Wienerhofe wurden fortgesetzt; eben so in Mailand. Hier erklärte zuletzt des Kaisers Statthalter, Graf Collorédo, unumwunden, daß eine Uebereinkunft nie gutgeheißen werden könne, bei deren Abschliessung der damalige Gesandte seine Vollmachten und empfangenen Weisungen überschritten hätte. Nach solchen Aeusserungen blieb dem Freistaate nichts, als einzuwilligen, sich mit Erneuerung und Aufbesserung der schon zwischen ihm und Mailand bestehenden Verbindungen zu begnügen. Es ward ein Vertrag in dieser Rücksicht entworfen, welcher den Bündnern durch minderbeschränkte Ausfuhr lombardischen Getraides, durch einige Milderung der kaiserlichen Zölle, und durch die Bewilligung, daß künftig zwölf, wie bisher nur sechs, Jünglinge katholischen Glaubens aus Bünden auf den Hochschulen zu Pavia und Mailand unentgeldlich erhalten werden sollten, Vortheil gewährt. War derselbe auch gering gegen das zu achten, was einst verheißen worden, genehmigten dennoch Räthe und Gemeinden des Freistandes diesen Vertrag, im Glauben, besser sei, Weniges zu geniessen, als vergeblich Größeres zu erwarten. Also ward mit großem Gepränge im herzoglichen Palast zu Mailand der alte Vertrag vom sechszehnhundert neununddreißigsten Jahr, sammt den letzten Zusätzen, am vierundzwanzig-

ſten Tag Weinmonds des Jahres ſiebenzehnhundert ſechsundzwanzig, von den drei Bünden, und des Kaiſers Statthalter, Graf von Daun, beſchworen.

Viele aber, welche an Frankreich hingen und Oeſterreichs Gewalt haßten, die dem Vaterlande läſtig zu werden drohte, tadelten den Vertrag mit großer Bitterkeit, und haßten diejenigen, welche durch ihr Anſehen zu ſeiner Annahme viel vermocht hatten. Beſonders empfand ihren Zorn der Bürgermeiſter von Chur, Johann Baptiſta von Tſcharner. Dieſer, von altem, ſtiftsmäßigem Reichsadel ſtammend, deſſen Vorfahren ſchon lange die achtbarſten Stellen ſeiner Vaterſtadt bekleidet hatten, war durch Lebhaftigkeit des Gemüths, Unbeſcholtenheit des Wandels und tiefe Kenntniß der vaterländiſchen Verhältniſſe von bedeutendem Einfluß auf den ganzen Freiſtaat geworden. Darum wandte ſich nider ihn der Unwille der Gegner am heftigſten, beſonders derer vom reichen, vielzweigigten und mächtigen Geſchlecht Salis. Aber auch keiner ſtand dem Emporſtreben von dieſen, und ihren Bemühungen für die Krone Frankreich beharrlicher entgegen, als der Bürgermeiſter von Chur. Mit Beſtechungen und bei Saufgelagen wurden die gemeinen Bürger der Stadt gegen ihn aufgewiegelt, als

Waaren, die auf demselben von Fremden verschifft wurden, und zwang Bologna, Ancona und andere Städte und Staaten, die den Golf umgaben, diese Anmaßung als Recht anzuerkennen. Das sogenannte Recht des Stärkern besteht inzwischen nur so lange, als die Stärke dauert, durch welche es eingeführt wird, und geht auch mit ihr unter. Daher war lächerlich, daß Venedig in spätern Zeiten, als Mächtigere über ihm standen, noch Ehrfurcht für Rechtsame verlangte, für die es, nach Abgang der Stärke, bloß hundertjährige Uebungen anzurufen hatte.

5.

Erste Wirkungen der aristokratischen Regierungsform.

Venedig hatte, es war am Ende des dreizehnten, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, den Wendepunkt seiner Herrlichkeit erreicht, also zu derselben Zeit, als der Ehrgeiz patrizischer Geschlechter von Volke der Lagunen die Selbherrlichkeit an sich riß, und die Theilnahme an der höchsten Gewalt in denjenigen Familien erblich machte, welche eben im großen Rath waren, wie wir erzählt haben. Die freie Bürgerschaft der Stadt hatte bisher keinen bevorrechteten Erb-

hab' er des Vaterlandes Recht und Wohl in Mailand vergessen. Man stieß ihn aus dem Rath; entriß ihm seine Würden. Erst nach Jahren ward seine Unschuld erkannt, und er wieder in die Stellen seiner Zunft zurückgeführt.

Die Einwohner Veltlins, immerdar der Bündner Herrschaft mit einem Unmuth tragend, der, vom Vater zum Sohn vererbt, durch Priester und Edelleute lebendig gehalten ward, suchten aus dem erneuerten Mailänder-Vertrag auch ihren Vortheil, oder wenigstens Befriedigung ihres Hasses gegen die Evangelischen. Sie wandten sich an Oesterreich, erinnernd, daß Mailands Herzoge jederzeit rechtmäßige Schutzherren Veltlins, und Gewährleister des Vertrages wären, durch welches ihr Land an Rhätien geknüpft sei. Sie klagten über Nichterfüllung der Verpflichtungen, welche Bünden eingegangen sei; und daß noch immer, wie in Cläven, auch bei ihnen, viele Haushaltungen katholischen Bekenntnisses geduldet würden (J. 1728). Sie begehrten deren Vertreibung. Das Wort der Urkunden sprach für ihren grausamen Wunsch. Oesterreich begünstigte sie. Die Eidsgenossenschaft, besonders Zürich und Bern, denen Rhätien in ihren Kriegen mit den katholischen Orten beizustehen nie gesäumt hatte, trugen Vermittelung an. Aber die Bekenner der evangelischen Lehre zu Cläven und Veltlin, mußten

mit Weibern und Kindern auswandern in die Fremde, mitten in des Winters herber Strenge (J. 1729). In Bünden zollten viele katholische Glaubensgenossen dieser frommen mitleidslosen Strenge einen heimlichen und offenen Beifall. Denn immer noch glimmte der alte kirchliche Groll schleichend fort. Immer noch waren unerhebliche Zufälle von Zeit zu Zeit vermögend, die versunkene Flamme aus der Asche neu hervorlodern zu machen. Ein Zwist eiferlüchtiger Geschlechter, der Traverse, Jäkline und Buole; ein Zweikampf Dietrichs von Jäklin mit dem Oberststatthalter Buol in Rhäzüns hätte, faſt zu eben der Zeit, im Thal Domleschg Glaubensfehde zwischen den Dörfern entzünden können, als Unbesonnenheit eines Knaben dazu reizte, welcher die Heiligenbilder in der Kirche des einsamen Bergdorfes Trans entweihte (J. 1725).

Glücklicher war das Völklein des armen, und seines Glaubens willen oft hart bedrängt gewesenen Münsterthals zu preisen. Denn es ward fremder Gewalt frei. Seit ungefähr drittehalbhundert Jahren hatte das Bisthum Chur die Kastvogtei über diese Gegend vom Erzhaus Oesterreich im Besitz und Genuß gehabt. Es übte hier seine Rechte mit Strenge. Bischof Ulrich v. Federspiel, welcher seit sechsunddreißig Jahren das

Gotteshaus in Rhätien verwaltete, faßte den Entschluß, gesammte Hoheiten und Genüsse, welche das Bisthum im Münsterthal besaß, zu verkaufen. Dazu mochten ihn böse Händel geneigt machen, welche er mit den Thalleuten hatte, als er ihre Freiheiten vielleicht über Gebühr beschränken wollte. Sie hatten im Freistaat jederzeit kräftige Fürsprecher gegen ihn. Dessen müde, gab er, kurz vor seinem Tode noch, die bisthümlichen Rechtsame um siebenzehntausend Gulden käuflich an Oesterreich (J. 1727). Die Räthe gemeiner drei Bünde, scheu vor der Gefahr, das Erzhaus mit neuem Einfluß auf einem Theile ihres Gebietes zu erblicken, traten schnell zusammen und machten das Zugrecht ihres Freistaates vor dem Kaiser gültig. Er gewährte ihnen huldvoll, empfing den Kaufschilling, und Münsterthal ward nun, frei von jeder fremden Gewalt, nur vom Bundesstaate abhängig, in welchem es selber ein Hochgericht war. Das geschah im siebenzehnhundert dreiunddreißigsten Jahr. Und siebenzehn Jahre später erkaufte sich das Thal von Münster auch vom Bundesstaat Unabhängigkeit. Dazu halfen treulich und dankbar die edeln Planta im Engadin, deren Geschlechte die Münsterthaler von jeher in mancher Noth Liebe erwiesen hatten.

Alle Evangelische des Landes betrachteten die Auslösung Münsterthals von Oesterreichs Hoheit als großen Gewinn; eben so diejenigen, welche Frankreichs Freunde waren. Diese arbeiteten ununterbrochen, mit dem Hause Bourbon engere Verbindungen ihres Vaterlandes einzuleiten. Daher, als Frankreich von neuem sann, die österreichische Macht in Italien zu dämmen, als es sich deswegen mit der Krone Spanien zu Sevilla verband, als der Krieg jenseits der Alpen von neuem anhub, Frankreich und Savoyen wider Oesterreich, ward die Werbung für Neapel und Piemont mit Freuden aufgenommen. Für jenes errichteten die Grafen von Salis (denn einen Zweig dieses uralten Stammes hatte Kaiser Karl VI kaum zwanzig Jahre vorher in Reichsgrafenwürd' erhoben), für Piemont Conradin Donatz bündnische Schaaren, wie sehr dagegen auch der kaiserliche Gesandte, Graf von Wolkenstein, eifern mochte. Selbst für französischen Dienst wurden die Trommeln gerührt, und Johann Viktor Freiherr von Travers-Ortenstein sammelte neue Heerbanden für König Ludwigs XV Fahnen. Inzwischen wurde, kraft der jüngst beschworenen Verträge von Mailand, auch dem Erzhause Werbung zweier Schlachthaufen in Bünden gestattet. Ihr Oberst war Thomas Franz Graf von Schauenstein.

Die Aufstellung so vieler jungen Mannschaft im Dienst wider einander kriegender Mächte war um so leichter, da, was immer in dem Gedanken Unlößiges liegen mochte, freie Leute im Dienst der Könige gegen einander fechten zu lassen, durch Vertragsbedingungen gemildert, durch Gewohnheit gleichgültig, und durch Noth und Armuth entschuldigt wurde. Denn Viele, die vormals in Kaisers Sold, oder im holländischen gestanden waren, so lange der Krieg um die spanische Thronfolge ging, lebten verabschiedet, ländlicher Arbeitsamkeit entwöhnt, soldatischer Ungebundenheit begierig.

Obgleich gewöhnlich nach Friedensschlüssen die Stärke der gewordenen Mannschaft sehr vermindert zu werden pflegte — so entließ Oesterreich seine Bündnerschaar bald nach dem Wienerfrieden gänzlich — blieb doch immer ein Stamm davon im Sold des Auslandes zurück. Frankreich wie Oesterreich (die Schaar Sprecher), Sardinien und Neapel, wie Genua (seit 1754) und Holland unterhielten, neben schweizerischem Kriegsvolk, bündnerische Schlachthaufen und Heerbanden, vertragsmäßig zu ihrem Dienst gestiftet.

3.

Verbeſſerte Landeszucht. Neuer Vertrag mit Mailand.

Im J. 1740 — 1766.

Die freien Landleute in Thälern und Bergen des alten hohen Rhätierlandes genoſſen lange Ruhe des Innern und Aeuſſern. Unter dem Geſetz ſolzer Unabhängigkeit, waren ſie, die ſie waren; ließen ſie Könige Könige ſein. Im großen Wechſel der Schickſale hatten ſie gelernt: an nichts mehr verzweifeln, und auf nichts zählen. Treu den Verträgen mit dem mächtigen Erzhauſe, wurden ſie von demſelben großmüthig geſchont oder vergeſſen; von den Eidsgenoſſen, als uralt zugewandter Ort, freundnachbarlich geachtet. Frankreich trug ihnen die Verjüngung alübeſtandener Bündniſſe an (J. 1739); Großbritannien die Anknüpfung neuer. Eine ſechsjährige engliſche Geſandtſchaft ſah alle Wünſche durch Frankreichs wie Oeſterreichs geheimes Widerſtreben, und durch die Bemühungen Johann Benedikts, Freiherrn von Roſt, Biſchofs zu Chur, vereitelt (J. 1743). Das ſind allezeit die glückſeligſten Tage der Völker, in welchen die Geſchichte von ihnen das Wenigſte zu ſagen weiß.

Doch ward in dieſer köſtlichen Muße viel Löbliches zur Verbeſſerung des Innern gethan; mehr

noch von vaterländiſchen Gemüthern entworfen, ohne ins Wirkliche ausreifen zu können. Denn, wie die Natur, geht das Volk in Hochgebirgen langſamen Gang, aber freien und feſten. Hier iſt der Roſt des Alterthums dem kindlichfrommen Sinn der Menge theurer, als der Glanz eines neuen Kleinods. An dem Zauberſchilde des Herkommens, auch wenn es das Verwerflichſte decken will, erſtumpfen alle Waffen der Klugheit, Beredtſamkeit und Gewalt.

Während ſchon in Deutſchland und Helvetien großes Streben in Kunſt und Wiſſenſchaft rege, der Aberglaube bekämpft, das Vorurtheil der Alten muthig abgeſtreift wurde; während Italien ſchon die Blüthenzeit eines edlern Geſchmacks genoß, Frankreich den Gipfel wiſſenſchaftlichen Glanzes erſchwungen hatte, blieb das rhätiſche Hirtenvolk in der Armuth ſeiner Begriffe und Kenntniſſe. Einrede gegen das, was Uebung der Altvordern geheiligt, durfte ohne Gefahr kaum gewagt werden. Als im ſiebenzehnhundert ſechszehnten Jahre der Bundestag in Chur, zur Belehrung unwiſſender Rechtſprecher und Blutrichter, einen gedrängten Auszug von Kaiſer Karls V peinlicher Halsgerichtsordnung zu machen befahl, wagte er es nicht einmal, den Hochgerichten denſelben als Richtſchnur annehmbar zu machen. Er ließ ihn durch den Druck verbreiten, und ſtellte ihn ehrſamen Räthen und

Gemeinden zum Gebrauch anheim. Dieſe Schüchternheit beurkundet die Furcht der Vornehmen vor des Volkes Scheu gegen Neuerung; und ihre Wahl dieſes Rechtbuches ihre eigene Unkunde in den Fortſchritten der Wiſſenſchaft bei andern Völkern.

Dagegen ward einzeln in Gemeinden, wo irgend ein weiſer Burger das Volk leitete, zumal in Chur, gemach das Beſſere eingeführt. Der Stadt Beiſpiel reizte die fördern Nachbarſchaften zur Folge. Von Zeit zu Zeit geſchah auch von gemeinen Landen für öffentliche Zucht, Sicherheit, Minderung des Bettels zweckmäßige Anordnung. Beſonders wurde das Herſtellen der Landſtraßen über das Gebirg mehr, denn jemals, Gegenſtand öffentlicher Sorgfalt. Schon ſeit der Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts war der Weg über den Splugen durch den Cardinell geöffnet, doch nur für Saumroſſe gangbar; oft treppenförmig auf Felſenſtufen, neben überhangenden Bergwänden, in der Tiefe des Abgrunds die ſchäumende Lira. Um den Handelsverkehr von Italiens Abendküſten, welcher eben ſo ſehr durch vernachläſſigten Bau der Straßen, als durch die geſteigerten mailändiſchen Zolle dem Gotthardsberg zugelenkt worden, zurück durch Rhätien zu führen, machten Miſox und Hinterrhein die Alpen des Bernhardin wieder wegſam. Denn der Waarenzug von England, den

Niederlanden, Deutschland und der Schweiz nach Italien, und von hier zurück in den Norden, war immer bedeutend. Alljährlich zählte die Stadt Chur bei fünfzehntausend Ballen, Fässer und Packe durchgeführten Kaufmannsgutes.

Dem Herzogthum Mailand selber mußte Großes daran liegen, den friedlichen Handelsverkehr über die Alpen wieder durch sein Gebiet und über Cläven zu leiten. Der Hof von Turin hatte denselben, seit Erwerbung der Grafschaft Anghiera und eines großen Theils vom langen See, staatsklug auf sein Gebiet gezogen, also daß kaum noch zehntausend Frachtstücke über den Comersee gingen, wo vordem gegen fünfzigtausend gezählt worden waren. Darüber entspann sich manche Unterhandlung. Über die Gleichgültigkeit derjenigen Landschaften Bündens, welche entfernt von den Hauptstraßen lagen; die ungleiche Denkart der Gemeinden, die an denselben wohnten; nicht minder die schadenfrohe Störrigkeit Einzelner, welche gegen Oesterreich oder dessen Freunde gestimmt waren, und ein gewisser, oft gereizter, Argwohn gegen das Erzhaus überhaupt, hinderten viel Gutes.

Es war inzwischen gewiß vielmals die eigene Schuld von Oesterreichs Beamten, wenn sie sich das Herz eines Volkes entfremdeten, das ihnen entgegen zu kommen Neigung fühlte. Sie verbargen zu schlecht, wie begierig sie waren, ihre

Hand in die innern Verhältnisse eines Freistaates auszustrecken, dessen Ohnmacht ihnen Muth einflößte, mancherlei zu versuchen. Dies sah das Volk mit Unwillen. Bald war Zwist mit der Herrschaft Rhäzüns; doch ward er, wie billig, vor keiner tyrolischen Behörde, sondern vor dem Oberbundsgericht ausgetragen (wie im J. 1721); bald wegen der Kastvogtei des Frauenstifts Münster (J. 1753), welches noch einige Rechtsame in Untervaltasna besaß; bald und öfters wegen der Bischofswahlen zu Chur.

Laut altem Vertrag des Gotteshausbundes mit dem Hochstift, im Jahr tausend einhundert und fünfundvierzig geschlossen, und welchen jederzeit ein neuer Bischof zu beschwören hatte, sollte ohne des Bundes Vorwissen und Rath kein Bischof gewählt werden; er selbst keine Neuerung in kirchlichen, keine Veräusserung von Eigenthumsdingen des Bisthums machen; keine seiner Aemter mit andern, als Bürgern des Bundes besetzen können; dem Bunde auch auf Begehren von seiner Verwaltung Rechenschaft ablegen. Ueber hundert Jahre war das Hochstift dem Vertrage nachgekommen; und als es sich einst, da der päpstliche Nuntius Karl Borromeo eigengewaltig die Ernennung des Ulrich von Mont zur Bischofswürde erzwungen (J. 1662), der Pflicht entziehen wollte,

adel gekannt. Jeder Tugend war die Bahn zu Reichthum, Ruhm und Ehren oder Verdienſten ums Vaterland offen geweſen. Der von ſeinen Mitbürgern auf den Thron der Vaterſtadt gehobene Duca galt an Glanz und Macht faſt allen Fürſten Europens gleich. Die Flagge des heiligen Markus wehte gefürchtet und geehrt über dem Mittelmeer; der adriatiſche Golf war zinsbar. Die italieniſchen Städte warben um die Gunſt des ſtarken Freiſtaats oder beneideten ſeinen Glanz. Selbſt die Allmacht des römiſchen Hofes brach an ſeiner innern Feſtigkeit. Venedigs Zepter herrſchte über Iſtrien und Dalmatien, über Korfu, Zephalonien, Zante, das Königreich Kandia, über den Peloponnes, über die Eilande des griechiſchen Archipels, über viele Landſchaften und Städte des Orients. Ausſchließlich genoß Venedig faſt allein die Frucht des indiſchen Handels über dem rothen Meere und Aegypten.

Zwar behauptete ſich der Freiſtaat auch unter der neuen Ariſtokratie, welche mit der Lebendigkeit handelte, die jungen Stiftungen eigen iſt, noch zweihundert Jahre lang auf ſeiner Höhe; ja, er ſchien durch Ausdehnung ſeiner Beſitzungen auf dem italieniſchen Feſtlande in der erworbenen Gewalt zu wachſen. Allein dies ſcheinbare Wachsthum war in der That ſchon Beginnen des allmäligen Verfalls; denn damit verwandelte

hielt der Bund es mit ernstem Nachdenken an, sein Recht in schriftlicher Versicherung anzuerkennen. Aber schon nach dem Tode Ulrichs von Mont (J. 1692) erneuerte der Stolz des Stiftes die Untreue; und da man den Bischof Joseph Benedikt von Rost erkor (J. 1728), ward das Hochstift mit offener Zusicherung kaiserlichen Schutzes durch Oesterreichs Gesandten, Freiherrn von Riesenfels, im Bruch beschworner Verträge bestärkt. Handlungen wie diese, wohl weniger durch den Willen des Wienerhofes selbst, als durch unbehutsamen herrischen Diensteifer seiner Geschäftsträger herbeigerufen, schwächten im Gotteshausbunde das Vertrauen zu Oesterreich.

Zwar dieser, durch fremden Einfluß, dem Freistaat aufgedrungene Fürstbischof war ein liebenswürdiger Herr, den Freuden des Spiels und Tisches hold, aber auf seine Rechte gegen die Welt nicht minder, denn jeder seiner Vorgänger, eifersüchtig. Als sich eines Tages ein berüchtigter Dieb aus dem Stadtgefängniß von Chur in den fürstlichen Hof geflüchtet hatte (J. 1753), verweigerte jener, zur Handhabung seiner Hoheit, den Verbrecher auszuliefern. Da ließ der Rath von Chur alsbald zwo hohe Mauern unterhalb dem Schlosse aufführen, um zwischen der Stadt und dem Hofe alle unmittelbare Verbindung aufzuheben, welche den Strolchen vortheilhafter, als rechtlichen Leuten, zu werden

drohte. Einem weitläufigern Hader darüber setzte der Tod des Fürsten noch selbigen Jahres ein Ziel.

Dies Ereigniß reizte den Gotteshausbund zur Verdoppelung seiner Mühen, das alte schon zweimal gebrochene Recht bei der Wahl des Nachfolgers herzustellen; allein durch den Einfluß des kaiserlichen Gesandten ward es auch zum dritten Mal verletzt, und, ohne Rücksicht auf den Bund, Joseph Anton von Federspiel zum Haupt der altgläubigen Kirche in Rhätien erhoben (J. 1754).

Ungerechnet diese einzelnen Bekränkungen theilweiser Rechtsame, schwebten auch zwischen dem Gesammtstaat und dem Herzogthum Mailand noch manche andere Zwiste ob, besonders wegen des Bischofs von Como geistlicher Gerichtsbarkeit in den Unterthanenlanden; wegen Unbestimmtheit der Grenzen; wegen Handel und Zölle und anderer Umstände. Am meisten lag denen, welche in den Unterthanenlanden Besitzungen hatten, daran, daß ihnen daselbst, ohne Rücksicht auf kirchlichen Glauben, beständiger Wohnsitz gestattet werde. Die lombardische Behörde nachgiebiger zu machen, ward daher eine Verhandlung mit Venedig angesponnen, und vorgespiegelt, als sei es Ernst, den Waarenzug, zu Mailands Nachtheil, über venedischen Boden zu leiten. Die List gelang. Die Vollmächtigen Oesterreichs zeigten sich schnell einlaßlicher. Es wurden die beiden ältern mailändi-

schen Verträge abermals der Prüfung unterworfen, ihre Mängel für das Zeitbedürfniß erkannt, und durch Unterhandlungen gemildert. So entstand der dritte von den Mailänder-Verträgen, welches im tausend siebenhundert dreiundsechszigsten Jahr errichtet und bestätigt ward. Der Freistaat gewann in diesem Vertrage mancherlei Begünstigungen, die ihm vormals sowohl in Ansehung der Zölle, als der Unterhaltung bündnischer Jünglinge auf lombardischen Schulen mangelten; desgleichen im tausend Saum vergrößerte Ausfuhrgestattung mailändischen Reises und Getreides: dazu noch Alleinrecht auf den Clävensersee, welches lange streitig gewesen. Den obersten Theil nämlich vom großen Wasserbecken, welches sich aus der Grafschaft Clären bis Lecco und Como dehnt, bildet ein kleineres, abgesondertes Becken, das ringsum von der wilden Pracht eines rauhen, himmelhohen Gebirges umfaßt wird. Es öffnet sich durch schmalen Ausfluß in den größern Wasserspiegel, da wo unter der Veste Fuentes die Adda aus dem schönen Veltlin hervorströmt. Diesen Theil des Sees empfingen die Bündner durch den neuen Vertrag von Mailand. Dagegen verhießen sie die Straße vom Seegestade bis Clären zu bessern, und die ins Gebirg, wie weit es möglich sein würde, fahrbar zu machen.

Wichtig ward aber dem Freistaat vorzüglich ein dem Vertrage beigefügter Satz: Daß im Velt-

lin kein liegendes Gut mehr in todte Hand übergehen könne, und daß einigen namentlich angeführten bündnischen Gutsbesitzern im Veltlin, ungeachtet des evangelischen Glaubens, daselbst Niederlassung gestattet wurde. Letzteres war geheime Bedingung. Gegen Ersteres erhoben sich einmüthig Adel und Geistlichkeit Veltlins, und baten den Bundestag, einen Satz zu verwerfen, welcher Eingriff in die kirchlichen Rechtsame sei, und zum Theil auch die Sicherheit adelichen Guts bedrohe. Gegen Letzteres sprach der Eifer veltlinischer wie rhätischer Katholiken, vereint mit denen, welche die Bevorrechtung einzelner bündnischer Häuser in den Landvogteien mit dem Wesen eines Volksstaates unverträglich fanden. Es ward Erbitterung und Entzweiung. Im Brettigäu und Davos entstanden Aufläufe. Mehrere Vornehme, des Eigennutzes beschuldigt, mußten eine Zeitlang flüchtig werden. Beim Aufnehmen der Mehren der Gemeinden sahen sich die Häupter des obern und Gerichten-Bundes, als Vertheidiger des Vertrags, genöthigt, aus der Stadt Chur vor dem Volkszorn zu fliehen (§. 1764), bis Aufstände, im entgegengesetzten Sinn voranstaltet, die Ruhestörer zu friedlicherm Sinn brachten. Der Mailänder-Vertrag ward zwar bestätigt, doch ohne jene Bedingungen, welche von der verwegenen Selbstsucht einiger Vornehmen zeugten.

Venedig hingegen, dessen Abgeordneter Colombo schon auf dem Weg nach Chur war, nun hintergangen in allen Erwartungen, empfand es schwer, nur Mittel schlauer Staatsspiele gewesen zu sein. Es kündigte sofort im Unwillen den bisher zum Vortheil Bündens bestandenen Vertrag auf; und mehr denn tausend bündnische Haushaltungen, im venedischen Gebiet ansäßig, mußten dieses räumen (Z. 1765), und, in Armuth ausgestoßen, ihr Brod in andern Ländern suchen. Das war die Rache Venedigs.

4.

Das Ansehen des Hauses Salis. Die Händel zu Ortenstein. Fortschritte in der Volksbildung.

Im J. 1786 — 1789.

Unter den vier Abgeordneten des Freistaates, welche zu Mailand den Vertrag geschlossen, waren drei Söhne des uralten und im rhätischen Gebirg vielherrlichen Hauses Salis. Denn zu derselben Zeit wurde im Lande nichts Wichtiges und Großes unternommen, ohne Beistand und Einfluß dieses achtbaren Geschlechtes. Ihm kam an Reichthum, fürstlichen Hulden und mächtigen Verbindungen kein anderes im Hochland gleich. Weit um in den fruchtbarsten Thälern des Gotteshaus- und Zehngerichtenbundes hatten die Glieder desselben ihre Schlösser und weitläufigen Güter; in beiderlei

Kirchen ihre Namens- und Geschlechtsgenossen. Einige trugen den angebornen Rang des alten Adels; andere, Freiherrn- und Grafenwürden. Viele wohnten von ihnen im Ausland, im Dienst der Könige, an deren Höfen, oder in ihren Hauptstädten und Heerlagern. Durch wissenschaftliche Bildung, feine Sitten und leutseliges Wesen verbanden sie, mit dem äussern Glanz der Glücksumstände, innere Würdigkeit. Das Volk umringte sie mit Vertrauen.

Nie, seit dem Schwur zu Vazerol, war im Lande der Bündner ein Geschlecht mächtiger gewesen, als dieses, oder fähiger, mit unmerklicher Gewalt, wie einst die Medicis zu Florenz, sich der Herrschaft zu bemeistern, und dem schwankenden Wesen des Bundesgeistes Kraft der Einheit oder Stetigkeit zu geben. Doch was in Italien, was in Griechenland, was selbst in eidsgenössischen Städten vorübergehend oder bleibend gewesen, vereitelte in Rhätien des Hirtenvolks Armuth, unzwingbarer Freiheitssinn, und furchtloser Muth. Ländlichen Beschäftigungen hingegeben, zog das Volk zwar den Gewinnst von denselben der unerträglichen Ehre vor, in Aemtern zu sein; begnügte sich, die eigenen Beamten zu wählen, und deren Rechenschaften zu beurtheilen; aber nie verlor es auf seine Oberherrlichkeit die angeborne Eifersucht. Das Volk schenkte den Großen Ver-

trauen; aber verzärtelte Lieblinge kannt' es unter denselben nie. Der gefreite Landmann, Fürst in seiner Hütte, sah in allen Männern des Landes nur seines Gleichen; in den Häuptern des Staates nur die Diener das gemeinen Wesens, die er selbst emporgehoben hatte, die er wieder abrufen konnte. Der Feldmarschall und der Alpenhirt waren vor dem Gesetz und in der Gemeinde gleichen Werthes und Rechtes. Adelicher Name, in Fürstenländern bedeutsam, galt nichts; adeliche Thät Alles. Vergehen der Geschäftsmänner und Feldherren wurden mit oft furchtbarer Strenge gerügt; Verdienste um das Vaterland niemals mit ausserordentlichen Vorzügen belohnt. Denn nach des freien Mannes schlichtem Sinn, war das Gute Pflicht, die, erfüllt, keines Lobpreisens werth, verletzt, strafbar hieß. Veltlin und Cläven errichteten wohl verschiedenen Bürgern, unter deren Verwaltung sie glücklich gelebt, öffentliche Denkmale; Rhätien selber keinem. Wenn in einem Freistaat Vorsteher desselben mehr durch persönliche Vortrefflichkeit gelten, als durch des Gesetzes Kraft und des Amtes Würde, geht das Volk der Dienstbarkeit entgegen.

Das Geschlecht der Salis kannte des Volkes Gemüth. Und wenn es, durch Tugenden und Klugheit seiner Glieder, Standesversammlungen und Bund und Gemeinden lange beherrschte, wird

es sorgfältig den Schein der Herrschaft. Erst als es dieses vergaß; als es seinen Einfluß zur Erweiterung seiner Reichthümer benutzte; die meisten Heerbanden im königlichen Solde von Frankreich den Kindern seines Hauses zum Erbgut machte; die übrigen an Geschlechter des Landes vertheilte, welche ihm anhängig waren; die Zölle, das einzige Staatseinkommen Bündens, um geringe Pacht an sich nahm; eines Nutzens willen ein Unrecht verzieh: verband sich mit dem Argwohn guter Bürger der Neid der Schlechtern gegen den herrlichen Stamm.

Neben den Salis blühten noch hochgeachtet die altedeln Häuser von Planta, die Jäkline von Hohenrhealta, vielleicht den Grafen dieser Burg entsprossen; die von Castelberg, Mont, Juvalta, Tscharner, Buol-Schauenstein, Travers, die Sprecher, Enderline und viele andere, durch Tugenden im Alterthum und neuer Zeit um den Freistaat wohlverdient. Doch alle diese wurden vom Reichthum und Einfluß des Salischen Stammes übertroffen: und manche, die mit einem dieses großen Geschlechts in Wettstreit zu gehen wagten, nicht selten Gegenstand von dessen, oder seiner Glieder Rache. So entsprang zwischen den Häusern Travers und Salis lange Feindschaft, welche sogar die Ruhe des Freistaats für Augenblicke trübte.

Johann Viktor, Freiherr von Travers, Oberstfeldstatthalter des Königes von Frankreich, ein Mann von ritterlicher Tapferkeit und feldherrlicher Gabe, auf manchem Schlachtfeld gepriesen, ward am Hofe zu Paris, um den Besitz einer Heerschaar, Nebenbuhler des Freiherrn Ulysses Anton von Salis-Marschlins. Diesen begünstigte das Hofglück. Von da an tödtlicher Haß. Der Freiherr von Travers wohnte nach diesem auf dem Schlosse zu Pasvels im Domleschg, in selbstgewählter Ruhe. Sein Ehrgeiz beschränkte sich darauf, freundlich mit dem Hause derer von Jäklin zu Rotels die Angelegenheiten des Hochgerichtes Ortenstein zu leiten. Hier aber wurden die Gemeinden, welche in den Bergen wohnten, wider ihn aufgewiegelt. Es lebte droben ein kräftiger, doch roher Menschenschlag, jederzeit zu Gewaltthätigkeiten aufgelegt; mit den Gemeinden im Boden zerworfen um Vorrang und Stimmentheil im Hochgericht. Darüber war schon Graf Prosper Paravicini einmal in Lebensgefahr gerathen, den Tomils, eine der Gemeinden des Bodens, zum Bürger angenommen und mit Aemtern beehrt hatte (§. 1761). Die von den Bergen hatten sein Haus bestürmt und ihn mißhandelt. Aber Freiherr Travers fürchtete den Pobel nicht. Mehrmals ward er bedroht. Da er eines Tages einen diebischen Gärtnerburschen eigenmächtig acht

Tage lang verhaftete, ſtand ihm Haus und Leben in Gefahr; mehr noch als er ſich der Wahl eines unwürdigen Bürgers zur Landammannswürde vom Hochgericht widerſetzte. Der Beleidigte, mit den Leuten von Feldis, Scheid, und den andern Dörfern am Gebirg, kam herab, und verſammelte, wider der Obrigkeit Willen, das Volk zur Landsgemeinde auf dem Platz von Tomils. Dazu erſchien auch unverzagt der alte Freiherr, begleitet von ſeinen Freunden und bewaffneten Dienern, und gebot der ungeſetzlichen Verſammlung Auflöſen. Mit Steinwürfen von den berauſchten Bauern empfangen, taumelte er betäubt nieder. Seine Diener, alle Ausländer, ſolches Schauſpiels ungewohnt, voller Rache, oder voller Furcht, gaben Feuer auf den wilden Haufen. Drei Männer ſtürzten getödtet, andere verwundet nieder; die übrigen flohen. Der Freiherr beklagte das Unglück und pflegte die Wunden der Leidenden. Im ganzen Bündnerland aber ward Rache gegen ihn ausgerufen. Die Traverſe und Zälkine mußten ins Ausland flüchten. Der Freiherr ſah ſeine Heimath nie wieder. Ein Strafgericht ward niedergeſetzt zu Thuös; Baptiſtin von Salis deſſelben Vorſteher, und Ulyſſes von Salis der Kläger. Doch konnte daſſelbe, auch bei üblerm Willen, nur eine mäßige Geldbuße zum Troſt der Wittwen der Getödteten, und zur Tilgung

sich die Natur des Seestaates. Der erste Schritt zum Tode Venedigs war in jenem entscheidenden Jahr 1319 geschehen, als die alte, freie Staatsverfassung durch den Ehrgeiz des großen Raths gebrochen worden.

Nun die Gleichheit aufgehoben war, theilte sich Venedig in drei Stände, die einander wechselseitig haßten oder fürchteten. Da stand der große Rath in gewaltthätig angemaßter Selbherrlichkeit: von einer Seite ihm die unterthänig erklärte Bürgerschaft, von der andern ihm der noch mit alten Machtmitteln ausgestattete Duca feindselig gegenüber. Zuerst versuchte es gegen ihn die Bürgerschaft, ihr verlornes Recht wieder zu erringen. Die Empörungen unter Marino Bocconio, dann unter den Querini's gegen den großen Rath und gegen den Duca waren blutig, obwohl fruchtlos. Aber doch erschütterte die Verschwörung der Quirini's die Sicherheit des großen Rathes so sehr, daß sich derselbe, auch nach dem Siege, noch nicht geborgen genug glaubte. Er ernannte im Jahr 1310 zur Bewachung der Staatssicherheit eine eigene Behörde, den Rath der Zehner (Consiglio di Dieci), stattete ihn mit diktatorischer Vollmacht, mit Losgebundenheit von allen gesetzlichen Formen und mit Befreiung von aller Verantwortlichkeit aus. Diese furchtbare, in dunkler Heimlichkeit wirkende Obrigkeit, an-

ergangener Kosten den Flüchtlingen zusprechen. Denn die Unschuld derselben war allzuhell und bald erkannt worden. Im Ortensteiner Hochgericht dauerte indessen der Streit zwischen den Gemeinden am Berg und im Boden jahrelang fort, bis ein Schiedsspruch beide auf immer in zwei Gerichte von gleichen Rechtsamen trennte (J. 1778).

Diese Begebenheit lehrt, welcher Ungebundenheit in Hochgerichten und Gemeinden das Volk fähig war, und wie Leidenschaft Einzelner die Freiheit Aller mißbrauchen konnte. Darum stieg in weisen Männern vielmals frommer Wunsch nach festern Ordnungen auf. Mehrere Gotteshaus- und Oberbündner schlugen sogar eine verbesserte Verfassung des Bundes vor, um die Willkühr ränkehafter Parteihäupter und unruhiger Gemeinden zu zähmen (J. 1767). Die Zeit war nicht reif.

Das Gute, welches der uneinige Wille des Gesammtstaates nicht zu schaffen vermochte, gedieh desto herrlicher in geräuschloser Wirksamkeit, durch Kraft einzelner Bürger. So gründete Martin Planta, von Süß aus dem untern Engadin, eine höhere Lehranstalt für Jünglinge, im Schlosse zu Haldenstein, unweit Chur (J. 1763). Auch diese Herrschaft war seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an Kinder des Hauses Salis gekommen. Planta's Gehilfe ward Johann Peter Nesemann, ein deutscher Gelehrter von Riedes-

Sachsen. Die Vortrefflichkeit beider Männer im Unterricht, wie in der Bildung jugendlicher Gemüther zu großen Gesinnungen, verbreitete den Ruhm ihrer Anstalt schnell durch Bünden und die benachbarten Länder. Bald wurden hier Jünglinge gesehen aus der Eidsgenossenschaft, aus Deutschland und Frankreich und Holland, neben den rhätischen, die sich mit schöner Begeisterung den Wissenschaften weihten. Viele derselben haben als Staatsmänner und Gelehrte in ihren Vaterlanden und selbst im ganzen Welttheil Namen erworben. Die Gründung der Schule von Haldenstein ist für Bünden der Anfang einer neuen Zeit geworden. Denn nun drang bessere Erkenntniß und Achtung für das Höhere des Lebens in viele Gemüther. Was in Deutschland, Frankreich und Italien Weltweise gedacht, Dichter gesungen, gewannen die Liebe der Bündner. Edlere Begriffe und Ansichten traten von hier aus in den großen Umlauf, und entwanden mit sanfter Macht tausendjährigen Vorurtheilen den Zepter.

Verlor die Schule von Haldenstein gleich, nachdem sie in das Schloß des Ulysses von Salis zu Marschlins, damals des mächtigsten Bündners, verlegt worden war (J. 1774), Ruhm und innern Werth: den Segen ihrer ersten Zeiten sie. Viele vermögliche Bürger bildeten in ein-

samen Felsenthälern ausgewählte Sammlungen von den Werken grofer Schriftsteller aller Zeitalter. Die Stadt Chur gab ihrem kleinen Bücherschatz gemeinnutzigern Zweck. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Männern, deren Unterhaltung Wissenschaft und Vaterland wurden. Das Dorf Zizers ward der Versammlungsort einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, welche, was Rhätiens genauere Kunde, oder des Landbaus und der Viehzucht Vollkommenheit fördern konnte, berieth und in Zeitschriften ausbreitete. Es ging eine Reihe achtungswurdiger Schriftsteller hervor, deren Werke des Vaterlandes Licht und Nutzen bezielten. Einige derselben glänzen nicht nur als ihres Landes ewige Zierden, sondern selbst aller deutschredenden Völker Stolz. Von den Alpen herab bis zu den beiden Belten werden noch lange die Lieder Johann Gaudenzens v. Salis-Seewis, des zarten Sängers der Unschuld und Natur, gehört werden. Die Bruchstücke der Staatsgeschichte des Thales Veltlin und der Grafschaften Cläven und Worms, welche Ulysses von Salis-Marschlins gab, konnten wegen urkundlicher Gründlichkeit sowohl, als wegen der Kunst, wie sie den spröden Stoff meisterte, den besten Werken ähnlicher Art beigesellt werden. Dem frommen Fleiße des gelehrten Pfarrers von Scamfs, Peter Dominik Rosius a Porta, welcher

die Geschichte von der rhätischen Kirchen-Umgestaltung beschrieben, haben Bündner und Eidgenossen Hochachtung gezollt. Noch mancher andere wäre hier zu nennen, wie Johann Baptista von Tscharner, der seinem Vater, dem Bürgermeister von Chur, gleich genannt, ihm auch in der öffentlichen Würde folgte, und durch Staatsschriften, für das Bedürfniß der Zeit berechnet, Freiheiten und Rechte seines Vaterlandes verfocht; oder wie Karl Ulysses von Salis-Marschlins, der emsige Forscher und Freund der Natur und Schicksale des Rhätierlandes.

Diese höhere Geistesbildung war jedoch nur der Vorzug Einzelner. In herkömmlicher Unwissenheit leite die Volksmenge fort. Die meistens ärmliche Besoldung der evangelischen Pfarrer, und ihre Abhängigkeit von der freien Landleute Gunst, raubte diesem Stande, wo nicht die Neigung, doch häufig das Mittel zu wissenschaftlicher Vollendung in ihrem Beruf. Daher bei vielen derselben Mangel der innern und äussern Würde, der Salbung und Weihe. Dies und die angeborne Sehnsucht der Sterblichen nach dem Göttlichen, vom gemeinen werkheiligen Gottesdienst des Sonntags nicht gesättigt, beförderte in mehrern Landschaften die schnelle Ausbreitung jener schwärmerisch-frommen Kirchenpartei der Herrnhuter, welche, in gottesfurchtiger Strenge oft die unschuldigsten

Freuden verdammte, und auch wohl dem Lenz der Erde, wie des Lebens, seine Blumen hätte entreissen mögen. Da hörte man wieder, wie in den Tagen der allgemeinen Kirchentrennung, feierliche Streitreden zu Davos und Chur; und die Eifersucht der glaubensämsigen Schüler Zwingli's liess es selbst nicht an Verfolgungen der neuen Brüdergemeinden fehlen (Z. 1775 bis 1786).

Hingegen der ländlichen Jugend besserer Unterricht ward versäumt; kaum dürftig von Winterschulen bedacht; geflissentlich oft von der Selbstsucht kleiner Herrscherlinge niedergehalten, die da glaubten, Blinde seien leitsamer, denn Sehende. Das aber hat ihnen, wie dem Lande, Verderben und Unehre gebracht. Darum dauerten die mancherlei Gebrechen des Staats, und das Unvermögen fort, sie zu heilen; daher schleichender und unsicherer Rechtsgang; Mangel öffentlicher Ordnung und gemeinnützigen Geistes; daher, neben hartnäckigen Vorurtheilen in Haus-, Feld- und Alpenwirthschaft, die Armuth sammt ihren Lastern; daher Seltenheit der Handwerker und einer nützlichen Gewerbsamkeit; daher selbst die fortschreitende Abnahme der Bevölkerung. Denn ungerechnet, was von junger Mannschaft ausländischer Kriegsdienst hinwegraffte, oder Auswanderungssucht mancher Thäler in alle Länder Europens

lockte, mit Zuckerbäckerei und Kaffeesieden Gewinn zu machen, bewirkte Mangel an Nahrung die Verseltenung der Ehen; Furcht vor Noth, eine Scheue, viele Kinder zu haben; Entbehrung öffentlicher Gesundheitsanstalten, das Verbreiten mörderischer Krankheiten; Widerwille gegen Aufnahme nützlicher Fremdlinge, das allmälige Aussterben einheimischer Geschlechter.

So vielem und anderm Verderben, welches aus der Geistesverwilderung feldherrlicher Gemeinden oder dem verworrenen Verband des Gesammtstaates fort und fort quoll, verzweifelten auch die Muthigsten unter den Weisen und Freunden des Vaterlandes wehren zu können. Und doch ward tief empfunden, ein Volk ohne öffentlichen Unterricht, ohne allgemeine Landeszuchteinrichtungen, ohne Waffen, ohne feste Rechtspflege, ohne Vertheidigungsanstalten, ohne öffentliche Einkünfte, ohne innere Hilfsmittel, könne nicht lange mit Glück, sondern nur mit Schmach und Gefahr bestehen, wie ein freier Tatarenstamm in der Mitte mächtiger, blühender, bildungsvoller Länder Europens.

5.

Streit über Verpachtung der Landeszölle, französischen Kriegsdienst, und Klagen der Unterthanen. Allgemeine Standesversammlung und Strafgericht.

Im J. 1789 — 1794.

Die Zeit aber führte zur großen Heilung einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse herbei, wie man ihn weder erwartete, noch wünschte, weder befördern noch verhüten konnte.

Lange Zeit waren die Anstrengungen derer, welche sich Freunde des Vaterlandes nannten und den Grundverbesserungen im Zustande desselben nachstrebten, nur gegen den wachsenden Reichthum und gebieterischen Einfluß der verschiedenen salischen Häuser gerichtet. Neid, Eifersucht, Ehrgeiz, Rache oder Schadenfreude, und alle Leidenschaften der Selbstsucht schlossen dazu ihren Bund mit den reinen Gesinnungen derer, die des Volkes Wohlfahrt in uneigennützigem Ernste wollten.

Wie die salischen Geschlechter vornehmlich an Frankreich hielten, welches ihren Söhnen Hauptmannsstellen, Würden und Jahrgelder gab; selbst einen der Ihrigen zum königlichen Geschäftsträger beim Freistaat der drei Bünde machte — so bildeten ihre Gegner eine Partei unter dem Machteinfluß des erbvereinten Hauses Oesterreich. Doch waren

weder Alle, welche den Namen der Salis führten, von einerlei Meinung, noch die Gegner unter sich in Entschlüssen und Ansichten eins. Auch hatten beide selten anerkannte Häupter und Führer; wiewohl Einzelne, durch Geistesmacht über die andern ragend, vorzüglich auf den Gang des Kampfes wirkten, Ulysses von Salis-Marschlins, der französische Geschäftsträger, oder Johann Baptista von Tscharner, der Bürgermeister von Chur.

Jener, welcher mit der Würde eines Sprechers der Krone Frankreich alles heimathliche Ansehen seines Geschlechtes in sich vereinigte, ward von keinem seiner Landesgenossen an Tiefe und Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, an Feinheit des Geistes, in leichtem Wenden und Entwirren schwerer oder verwickelter Geschäfte, an einnehmender Anmuth des Umgangs und in jener Leutseligkeit übertroffen, die dem Volke gefällt. Doch ward ihm vorgeworfen, allezeit mehr als des gesammten Freistaats Vortheil, den Nutzen seiner Verwandten, und mehr, als diesen, den eigenen geliebt zu haben. Darum waren selbst viele der Geschlechtsgenossen wider ihn. Die Begierde, Herrschaft zu üben und Alles zu thun, machte ihn unbedenklich in den Mitteln zum Ziel. Geraume Zeit war in Rhätien keiner mächtiger, als er.

Tscharner, der Bürgermeister von Chur,

ein Mann von reinen Sitten, scharfsinnigem Verstand, genauer Kenntniß vaterländischer Dinge, und strengem Geschäftsfleiß, hatte viele Tugenden seines Vaters ererbt, der unter verderbten, bestechlichen und partheisüchtigen Beamten jederzeit untadelhaft, ein würdiges Bundeshaupt, gerecht, fromm, durch Bewußtsein stark, gestanden war. Seinem Gegner ungleich an glänzenden Eigenschaften des Geistes, war Tscharner der Macht desselben nur durch den Muth gewachsen, welchen Bewußtsein des Rechten verleiht. Gleichwie einst, in desselben Jahrhunderts Anfang, ein Bürgermeister seines Namens, sein Urgroßvater, als Haupt der österreichischen Partei gegolten, und im Kampfe gegen den damals mächtigen Graf Peter von Salis-Soglio gelebt und gelitten, so galt auch er bald als Angesehenster seiner Meinungsgenossen.

Fast sechszig Jahre lang hatte das Haus Salis-Maßner zu Chur die Zölle des Landes um zwölf- bis sechszehntausend Gulden jährlicher Pacht besessen. Ihren wahren Ertrag kannte niemand. Die Verpachtung stammte aus jener Zeit, da der Staat durch kostspielige Gesandtschaften in Schulden versunken, und Graf Peter von Salis-Soglio, als Gesandter nach Holland und England, einer der Hauptgläubiger desselben geworden war. Ein Antrag, den Zoll wieder, wie ehe-

mals für Rechnung des Staats zu führen, ward eben so oft verworfen, als gethan. Von Jahrzehend zu Jahrzehend, bei jeder Pachtverleihung, steigerten andere Bündner den Zins, ohne dem Hause Salis die Einnahme entwinden zu können. Endlich trieb das Handlungshaus Bawier zu Chur den Preis auf sechszigtausend Gulden (J. 1787), mit Erbieten, den Zoll unter eidlicher Rechnung zu beziehen, und, wäre Ueberschuß, denselben an den Staat zu überlassen, gegen zu bestimmende Einzugsgebühr. Die Standesversammlung, obwohl ihr die bisherigen Pächter kein höheres Angebot thaten, schwieg dennoch auch zu diesem. So groß war die Gewalt des salischen Geschlechts, dessen Verwandte unter den Boten des Bundestages, zu Gunsten der Ihrigen, die Mehrheit entschieden. Ohne Gefahr des Volkszorns konnte aber der Bawiere Antrag nicht verworfen werden, ohne durch Besseres überwogen zu sein. Daher trafen die Salis-Maßner Vergleich mit jenen, daß jedem Theil die Zollpachtung auf fünf Jahre zustehen solle. Weil aber viele, die zuvor an der Theilnahme gewonnen hatten, nun einbüßen mußten, haßten sie die Urheber ihres Verlustes mit Heftigkeit.

Schier in derselben Zeit hatten die Unterthanenlande neue Klagen gegen ihre Beherrscher erhoben, sowohl wegen Willkührlichkeit der Amtleute, als wegen Verletzung der mailändischen

fangs nur für wenige Monate geschaffen, mußte ihr schreckliches Daſein bald auf immer zu behaupten, und ward mit der Folge der Zeit dem Bürger, wie dem Fremdling, dem Duca, wie dem großen Rathe gefahrvoll, während er nur Wächter über die Rechte der Ariſtokratie ſein ſollte.

Nach dieſem erlebte Venedig die Verſchwörung ſeines eigenen Duca gegen den großen Rath. Die Beleidigungen, welche der Herzog Marino Falieri von jungen Patrizierн ungeahndet hatte dulden müſſen, die neuen Beſchränkungen der herzoglichen Gewalt, welche man nach dem Tode des letzten Duca eingeführt hatte, alſo, daß der Fürſt in dem ihm beigeordneten Rathe nichts mehr, als ſeine Stimme beſaß, daß alſo nicht er, ſondern die Mehrheit des Rathes (Collegio de sora) die Staatsgeſchäfte verwaltete und leitete; daß er nicht einmal auſſer der Gegenwart dieſer Behörde eingegangene Schreiben eröffnen konnte, während ſie es, auch ohne ihn, thun durfte, machte ihn mißmuthig. Er verſchwor ſich mit Männern aus der Bürgerſchaft. Es war auf nichts Geringeres, als auf Ermordung aller Patrizier im großen Rathe abgeſehen. Aber der Duca ward verrathen, gefangen und enthauptet (im Jahr 1335).

Von dieſer Zeit an ſtanden die venediſchen Herzoge ſtrenger bewacht. Beſchränkt durch die Rechte des ihnen zugegebenen hohen Rathes, durch

Verträge. In den Veltlinern lebte seit Jahrhunderten, mit der Verderbtheit der Denkart und Sitten, und mit Beibehaltung mangelhafter Verfassungen, ein angestammter Widerwille gegen rhätische Oberherrschaft. Der ennetbirgischen Vogteien Verwaltung hatte übrigens zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts dieselbe Gestalt noch, welche sie zu Anfang des sechszehnten empfangen. Die Grundsteuer Veltlins, eines Landes von beinahe dreizehn Geviertmeilen des fruchtbarsten Bodens, der jährlich allein bei hunderttausend Saum köstlichen Weins zeugte, und von mehr denn sechsundsechszigtausend Seelen bewohnt war, betrug noch, wie ehemals, kaum tausend Gulden; der Zoll zwischen fünf- und sechstausend, meistens von Fremden bezahlt. Die übrigen Einkünfte flossen aus den den Gefällen der Rechtspflege, zumal bei Begnadigungen und Freisprechungen der Fehlbaren, wovon der bündnische Beamte zwei Drittel behielt, ein Drittel der bündnischen Kammer verrechnete. Veltlin hatte den Rhätiern für so elenden Vortheil weit größeres Uebel zugebracht. Daher war jener Rath an sich selbst nicht so verächtlich, welchen in dieser Zeit Baptistin von Salis (g. 1783, 17. Okt.), aus eigenem Trieb, oder von Andern ermuntert, gab, als er in einer Denkschrift vorschlug, das Veltlin um neunhundert dreiundvierzigtausend

Gulden zu veräuſſern. Die Kauflustigen ließ er freilich ungenannt; doch meinte sie jeder zu errathen. Aber der Gemeinden tiefgekränktes Ehrgefühl ward so empört, daß sie die Schrift durch Henkershand zu Chur verbrennen lieſſen. Mehrere hatten sogar den Tod des Mannes begehrt, welcher die Frucht von so viel Strömen vergossenen Blutes und so vieler Opfer der Vorältern, um schnöden Preis wegzuschleudern rieth.

Die obrigkeitlichen Aemter im Veltlin und in beiden Grafschaften wurden noch immer von den Gemeinden an die Meiſtbietenden verkauft. Glichen die Versammlungen den selbherrlichen Gemeinden zur Besetzung der Richterstellen einem Markte, so wurden die Beamtungen hinwieder ein Gegenstand kaufmännischer Berechnung und Gewinnsucht vornehmer Geschlechter. Nicht ohne Mitwirkung des klugen und vielmächtigen Ulysses von Salis-Marschlins fügten sich zuletzt mehrere Häuser wie Handlungsgesellschaften zusammen, verwalteten die Vogteien für gemeinsame Rechnung, und vergröſerten durch vereintes Zusammenwirken die Ausbeute der Aemter. Dies verursachte häufigere Absendungen von Vollmächtigen, Namens der hohen Oberherrlichkeit gemeiner drei Bünde, welche mit höchster Gewalt bekleidet in den Unterthanenlanden Endurtheile aussprachen, die von ihrer Willkühr abhingen. Es gab keinen höhern Rich-

terflubl gegen sie anzurufen. Diese Sendungen aber, Namens des Oberherrn, vermehrten auf der einen Seite die Einkünfte der Amtleute und auf der andern Seite den Druck der Unterthänigen.

Mit Recht trat Veltlin gegen so schimpfliches Gewerbe auf, im Stillen von Oesterreichs Gesandten in Bünden ermuntert und unterstützt (S. 1786). Die Abgeordneten der Vogteien wurden kaum angehört; sprode empfangen; herrisch abgewiesen. Da wandten sie sich an den Herzog von Mailand, als der bestehenden Verträge Gewährleister, klagend: daß sich viele, besonders reiche, Bündner kalvinischen Glaubens vertragswidrig im Veltlin eingenistet hätten; die besten Güter an sich zogen; dann die Aemter des Landes, wie erblich, zu Gunsten von Handelsgesellschaften, besäßen; Recht und Gerechtigkeit schamlos um Geld den Meistbietenden verkauften, und ihre Zollbefreiung, als Bündner, zum Schaden der Eingebornen nützten. Darum müsse die Entfernung derselben aus dem Veltlin geschehen.

Diese riefen dagegen die dem letzten Mailänder Vertrage beigefügte geheime Bedingung zum Vortheil einiger Bundnergeschlechter, riefen den in Oesterreichs Staaten herrschenden Geist kirchlicher Duldsamkeit, und selbst das menschliche Mitleiden gegen so hartes Begehren an. In Bünden selbst aber waren sowohl viele katholische Gemein-

den aus Glaubenseifer, als andere aus Mißgunst gegen die Bevorrechteten, und noch andere aus gerechtem Unwillen über bisherige Mißhandlung der Unterthanen, diesen in ihren Wünschen günstig. — Kostspielige Gesandtschaften, vieljährige Unterhandlungen zu Mailand, Vorschläge zu Verbesserungen der Rechtspflege, Entwürfe zu Ausgleichungen und Verkommnissen führten den Streit nicht zum Ziel, sondern zu immer wilderer Erbitterung. Die Sprecher und Führer der Volkssache in den Unterthanengebieten redeten kühner; nannten, wie einst vor dem Veltliner Mord, die rhätische Oberherrschaft rechtslose Anmaßung, und verbreiteten durch Wort und Schrift Gährung in Gemüthern. Bald begannen sie, kühn und eigenmächtig, sich den Verfügungen des Freistaats zu widersetzen, oder herkömmliche Uebungen zu verwerfen, wenn sie solche auf irgend eine Weise mit den Mailänder Verträgen oder alten Landesordnungen in wirklichem oder scheinbarem Widerspruch darstellen konnten. So ward zuletzt abermals offene Empörung vorbereitet; von Oesterreich schweigend genährt; von einem Theile der Bündner selbst gebilligt; vom andern nicht mit Ernst unterdrückt.

Dies alles begab sich in den Tagen, da das Königreich Frankreich durch innere Unruhen schwer erschüttert war. Ludwig XVI saß auf dem alten Thron der Bourbonen, ein gutmüthiger, doch

ſchwacher König, von einer geiſtvollen aber verſchwenderiſchen Gemahlin geleitet. Was in vergangenen Zeiten erſchöpfende Kriege, Sittenloſigkeit und Ueppigkeit des Hofes, des Adels Stolz und Willkühr, und der Geiſtlichen Habſucht zum Verderben Frankreichs begonnen hatten, vollendete nun des Königs Schwäche; der Fürſtenkinder Verderbtheit und Hochfahrt; der Prieſter und Edelleute wegwerfender Uebermuth, welche zugleich die Luſt des Müßiggangs und die Belohnungen der Tugend begehrten. Das alles vermehrte des Reiches Murren. Die Verſammlung der Stände zuſammenberufen, begann in ihr offene Fehde zwiſchen Volk und Hof. Des Königs Gewalt ward verfaſſungsmäßig umzäunt; des Prieſterthums und Adels Vorrecht zerbrochen. Man ſprach von den ewigen Rechten der Menſchheit; den Befugniſſen und Pflichten der Herrſcher und Beherrſchten; der rechtlichen Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Geſetz.

Eben dieſe Sprache, eben jene Gährungen des großen Reiches, durch den ganzen Welttheil mit ungleichen Empfindungen und Wünſchen wahrgenommen, ſteigerten auch im Veltlin die Kühnheit der Volksvertheidiger gegen die Herrſchaft der Bündner.

In Rhätien ſelbſt aber ward die Staatsveränderung Frankreichs noch zu andern Zwecken be-

nutzt. Von den bündnischen Kriegsleuten in französischen Diensten klagten viele, daß bei Beförderung zu höhern Stellen bisher mehr Gunst der Oberbefehlshaber, als Gerechtigkeit obgewaltet habe. Sie forderten von den Gemeinden ihres Freistaats, daß das Vorrücken in Kriegsämtern nach Dienstalter geschehe, damit nicht ferner ein unerfahrener Jüngling, seines Herkommens willen, dem Manne vorgezogen werde, welcher in langer Reihe von Dienstjahren und Feldzügen Ansprüche erworben — Diesen widerredeten die erblichen Inhaber französischer Heerbanden und sprachen: Als die Schaaren errichtet wurden, haben unsere Häuser aus eigenem Vermögen die Vorschüsse zur Werbung gethan, darum gebührt uns ausschließlicher Genuß der Hauptmannsstellen. —

Ueber fünfzig achtbare Männer und Beamte aus allen drei Bünden, gegen den Vorrang des Geschlechtes Salis eingenommen, erliessen aber zu Gunsten jener Klagenden eine Zuschrift an die französische Staatsversammlung zu Paris (J. 1790, 11. März), begleitet von Winken auch zur Entlassung des Geschäftsträgers Ulysses Salis-Marschlins, der, als Glied und Verwandter der Bevorrechteten, Partei bilde. Eine Zeitlang blieb der Streit unentschieden. Bald nach diesem erfolgte die Entlassung alles bündnischen Kriegsvolks aus Frankreichs Diensten. Denn dieses Reich

hatte in wilden Bewegungen den tausendjährigen Thron seiner Könige zertrümmert; und das Volk, die morschen Ketten seiner Knechtschaft zerreissend, nahm die Verfassung eines Freistaats an, ohne die Tugenden, welche der Freiheit würdig machen. Die meisten Könige des Welttheils ergriffen das Schwerd, einen so furchtbaren Aufruhr zu dämpfen, welcher den Glauben der Welt an die unverletzbare Heiligkeit der Kronen vernichten wollte.

Jene Geschlechter Khattens, deren Einkünfte durch Steigerung und Theilung der Landeszölle, durch Widerspenstigkeit Veltins, durch Verlust der Kriegsdienste in Frankreich gelitten hatten, wurden voll Zorns gegen diejenigen im Lande, welche dazu geholfen oder Beifall gezeigt hatten. Die Aufhebung des Adels in Frankreich, die Vernichtung erblicher Vorzüge daselbst erbitterten ihr Herz gegen das Reich, dem sie so lange angehangen waren. Sie theilten mit den Grossen, den Fürsten und Priestern des übrigen Welttheils den Abscheu gegen ein empörtes Reich, welches in der Wuth und Trunkenheit dem Kerker entwichener Sklaven, Thron und Altar und alles Ehrwürdige der Vorwelt zerstörten. Besonders hatten viele Glieder des salischen Geschlechts durch die Reihe jener Begebenheiten bedeutende Vortheile und Vorzüge eingebüßt. Sie und ihre Freunde wandten sich nun um so eifriger dem Hause Oesterreich zu,

als sie vormals dessen Einfluß in rhätischen Angelegenheiten am heftigsten widerstanden hatten.

Es begab sich in denselben Tagen, daß zween französische Gesandte, Semonville und Maret, bestimmt nach Konstantinopel zu gehen, durch Chur reiseten, um gen Venedig zu kommen. Die österreichischen Behörden zu Mailand hatten, ohne sie zu nennen, in Steckbriefen deren Personen beschrieben, wie man Landstreicher bezeichnet, welche anzuhalten und auszuliefern sind. Von diesen Steckbriefen waren auch den bündnischen Beamten im Veltlin gesandt worden. Die Botschafter, schon in Chur vor dem Comersee gewarnt, begaben sich dennoch über Cläven dahin, und wurden, da sie zu Novate, einem bündnischen Grenzdorf, anlangten (J. 1793, 25. Jul.), von mailändischen Zolldienten und andern Bewaffneten überfallen, verhaftet und nach Mailand geschleppt. Selbst der bündnische Amtmann zu Trahona, Johannes Walser von Chur, war bei dieser That nicht ohne Schuld oder Verdacht geblieben. Er war Zeuge derselben, und steckte das Schreiben der drei Bundeshäupter, welches ihm der die Gesandten begleitende Bündner überreichte, uneröffnet ein. Nachmals entkam er in kaiserlichen Schutz.

Die Gemeinden des Freistaats, durch Verletzung des Völkerrechts und Entweihung ihres Bodens erzürnt, befahlen genaue Untersuchung die-

ſer Frevelthat. Viele derer, welche ihren Haß gegen Frankreich laut auszuſprechen gewohnt waren, geriethen in Verdacht. Schon wurden einzelne beſchuldigt. Man ſprach davon, Walſer, der den Namen eines Amtmanns zu Trahona geführt, habe dieſe Würde, die er nicht Vermögen genug beſeſſen zu kaufen, ſtatt eines andern verborgenen Eigenthümers bekleidet, deſſen Werkzeug er bloß zur Vollführung der Schandthat geweſen. Aber der kaiſerliche Geſandte in Chur, Freiherr von Kronthal, unterdrückte weiteres Nachforſchen, mit Androhung einer Grenzſperre gegen Bünden. — Man ſchwieg. Denn der Mißwachs des Getreides in derſelben Zeit drohte ohnedem Theurung. Sie kam und ward mit Beſchränkung der Kornausfuhr von Schwaben durch Oeſterreichs Maßregeln vermehrt, welche alles Einbringen des Getreides durch Bünden und die Schweiz nach Frankreich hindern wollten. — Das Volk in den Thälern gerieth in Unruhe. Der Parteigeiſt nahm ſeinen Theil daran. So wie diejenigen, welche ſich bisher der Macht des Hauſes Salis und anderer demſelben durch Bande des Blutes oder der Grundſätze verbundener Geſchlechter widerſetzten, bei Semonville's Entführung, auf ſie einen furchtbaren Verdacht gewälzt hatten: ſo wälzten dieſe hinwieder den Argwohn des Volks auf ihre Gegner, daß ſie die Theurung durch Kornwucher er-

zeugten. Bald ward das Handelshaus Bawier dieſes Verbrechens ſchuldig genannt; bald die ganze Partei, zu welcher die Bawiere zählten. Man ſagte, ſie liefern das Korn an Frankreich; dadurch entſtehe der Mangel. Die Gährung ſchwoll. Man entlehnte aus der Sprache der franzöſiſchen Staatsumwälzer Schimpfnamen, um ſich gegenſeitig mit denſelben noch verhaßter zu machen. Franzöſiſchgeſinnte, Patrioten, Jakobiner wurden die einen geheißen, welche gegen die Uebermacht reicher Geſchlechter und den Gewaltseinfluß des Ulyſſes von Salis-Marſchlins ſtritten; Oeſterreichiſchgeſinnte, Ariſtokraten, Oligarchen wurden die andern geſchimpft, welche Vortheile und Vorzüge vertheidigten, die ihnen im Lauf der Zeiten zu Theil geworden waren.

In der That hatte die Umgeſtaltung der Dinge in Frankreich auch der Richtung der bürgerlichen Parteien in Rhätien eine veränderte Geſtalt gegeben. Denn die ehemaligen Anhänger des alten Frankreichs waren nun, zur Rettung ihrer Geburtsvorzüge, Freunde Oeſterreichs geworden; und hinwieder fanden die, welche bisher unter Oeſterreichs Mitwirkung gegen Frankreichs Günſtlinge, gegen Geſchlechterauszeichnungen und andere, im Freiſtaat vormals unbekannte Mißbräuche geeifert hatten, zuviel Aehnlichkeit in ihren heimathlichen Verhältniſſen und freibürgerlichen Grund-

das Ansehen des Senats, durch die Gesetze des großen Rathes, genossen sie mehr die äussern Ehren, als die Befugnisse eines regierenden Fürsten. Sie selbst mußten schwören, nie ihre Macht zu erweitern, und sogar diejenigen anzuklagen, welche ihnen Rath dazu ertheilen würden. Ja, bald untersagte ihnen das Gesetz, Venedig ohne Erlaubniß zu verlassen. Von Jahrzehend zu Jahrzehend zog der Argwohn und Stolz des Patrizats engere Schranken um sie her.

Sie waren auf diese Weise dem venedischen Erbadel nicht mehr furchtbar, der sich wohl hütete, unternehmende Männer auf den Thron zu setzen, sondern weit lieber abgelebte Greise dahin wählte. Noch weniger hatten die herrschaftsfähigen Familien ferner vor dem Groll der unterjochten Bürgerschaft zu zittern Ursache. Denn diese, in einer Reihe von Jahren endlich zur Unterwürfigkeit gewöhnt, im Zaum gehalten durch die Kriegsmacht der Regierung, in sich selbst durch eingeführte Rangordnung höherer und niederer Klassen gelähmt, wagte keinen frevelnden Gedanken mehr an Wiedererlangung staatsthümlicher Rechte, und begnügte sich mit dem Genuß der Handwerke, kaufmännischen Gewerbe und geringer untergeordneter Stellen. Die diktatorische, schreckenvolle Macht des Raths der Zehner waltete über sie, füllte jede Brust mit Furcht und säete überall Mißtrauen. Wer auch nur verdächtig

sähen mit denen des neuen Frankreichs, um diesem nicht Glück zu wünschen.

Gereizt von Furcht vor Hungersnoth, oder durch die Reden von Männern jeder Partei, schickte das Volk aus den Thälern Lugnetz und Grub zahlreiche Ausschüsse nach Chur, Untersuchung und Rechenschaft über vielerlei Angelegenheiten, besonders über die Urheber des Kornmangels zu begehren. Der Untergang der stillen oder lauten Begünstiger Frankreichs war entschieden (J. 1791, Februar). Sie schienen durch die stumme, doch heiße Begier des Volks, zum Opfer für jene Unglücklichen bestimmt zu sein, welche achtzehn Monden früher, neben andern Schweizern der königlichen Leibwacht, zu Paris vom Pöbel ermordet worden waren. Noch hatten viele Landschaften ihre Trauer nicht abgelegt. — Boten liefen an alle Gemeinden, Ausschüsse zu einer allgemeinen Standesversammlung zu senden. In kurzer Zeit, und genehmigt durch das Mehren der Hochgerichte, standen Abgeordnete des ganzen Freistaats beisammen.

Die ausserordentliche Standesversammlung, nachdem sie unter freiem Himmel die Hauptgrundgesetze des Staates beschworen, eröffnete ihre Sitzungen bei unverschlossenen Thüren. Glieder beider Parteien saßen hier mit ruhigem Antlitz und zorniger Seele beisammen. Die, welche von der

öffentlichen Meinung, als Urheber der Theurung angeklagt waren, riefen selber mit Ungeduld zur Prüfung gegen sie erhobener Beschuldigungen auf. Die Unmöglichkeit, wider sie Beweise zu führen, erwarb ihnen Genugthuung und das Vertrauen wieder welches der Unschuld gebührt. Dann aber ward, nach dem Willen der Gemeinden, und von der Partei, die sich gerechtfertigt sah, ihren Gegnern zum Schrecken, Beurtheilung und Abschaffung eingerissener Mißbräuche verlangt; Veltlin, Cläven und Worms aufgefordert, die Beschwerden vorzulegen. Aus Untersuchung derselben erhoben sich von selbst Anklagen genug gegen diejenigen, welche bisher, in mächtiger Verbindung unter einander, die öffentlichen Geschäfte geleitet, und des Staates Vortheil zuweilen über den eigenen versäumt haben konnten. Man erfuhr, wie seit Jahren Beschwörung und Beobachtung altrhätischer Grundgesetze von den Bundestagen unterlassen; wie die hier zu gebenden Stimmen durch Verträge auf mehrere Jahre gemiethet, oder durch Gewinnantheil bei Verpachtung der Zölle zur Niederhaltung des Pachtpreises bestochen; wie Hoheitsrechte im Veltlin um Geld veräussert; viele Klagen gegen der Amtleute Ungerechtigkeit unwiderlegbar; verbotene Jahrgelder von fremden Mächten genommen waren, und andere Vergehen mehr.

Die schwersten Vorwürfe trafen den bisher gewaltreich gewesenen Ulysses von Salis-Marschlins. Viele von ihm einst Verfolgte oder Gekränkte wurden nun laut. Andere brachten gegen ihn aus, wie er mit den kaiserlichen Beamten im Vorarlberg einverstanden gewesen, nur falschgesinnten Gemeinden Korn verabfolgen zu lassen; wieder andere, er habe zur Untersuchung oder Theilung Bündens Entwürfe gesponnen. Vieles war unerweisbarer Vorwurf des Parteigrolls; vieles mochte allzugegründet sein.

Man veranstaltete gegen die Staatsverbrecher ein Strafgericht. Schon nach dem ersten Verhör entwich Ulysses aus dem Lande. Seine Flucht ward als Geständniß der Schuld genommen; der Greis geächtet, verbannt, sein Vermögen dem Staat zugesprochen. Wie er ein anderes Mitglied seines Geschlechtes; auch der entronnene Amtmann von Trahona. Andere der Angeklagten, die da flohen oder blieben, fast sämmtlich aber gegen den Gerichtsstand Einwendungen machten, wurden für längere oder kürzere Zeit aus gemeiner Lande Rath und That gethan, die meisten mit Geldbußen belegt. Nur Eins zeugt ehrenvoll für dieses Gericht, daß keiner der Beklagten in Gefängnisse gethan, und daß Fehlbare von beiderlei bürgerlichen Parteien mit gleicher Strenge gerichtet worden sind. Doch der Gestraften waren mehr von der

Seite des Hauses Salis; und Verdacht galt für manchen auch hier wohl ſtatt des erwieſenen Verbrechens.

Die allgemeine Standesverſammlung ſchloß ihr Werk mit Erläuterung oder näherer Beſtimmung der ältern Hauptgrundgeſetze gemeiner drei Bünde, und Hinzufügung eines neuen Strafgeſetzes (Landesreforma geheißen), deſſen unverkennbarer Zweck treue Landesverwaltung, Verbannung alles fremden Einfluſſes und Beförderung der Volksbildung war. Wer im Dienſt auswärtiger Mächte ſtand, oder deren Ordenszeichen trug, ward unfähig gehalten, in Standesverſammlungen zu ſitzen; in amtlichen Verhältniſſen des Landes der Gebrauch aller von fremden Höfen ſtammenden Adelsnamen verbannt, weil jeder gefreite Bündner, dem andern in Rechten gleich, keinen Unterſchied der Stände in ſeinem Vaterlande anerkennt, welcher Frucht der Eitelkeit oder Staatsklugheit bei Ausländern ſein mag.

So endete die außerordentliche Standesverſammlung (J. 1794, Auguſt).

6.

Der Standes-Ausſchuß. Empörung und Abfall Veltlins. Der Landtag.

J. 1794 — 1795.

Diejenigen aber, welche ins Ausland geflüchtet waren, ſchrien, wie von jeher in ähnlichen Fällen

geschah, gegen Ungerechtigkeit, um sich als unschuldige Schlachtopfer einer französisch gesinnten Partei darzustellen. Andere, welche von den Gestraften oder Mißvergnügten im Lande blieben, und sich des alten Einflusses beraubt sahen, versuchten jede Anstrengung, sich desselben wieder zu bemächtigen; erregten Argwohn; arbeiteten der Vollziehung dessen entgegen, was von der Standesversammlung angeordnet worden, und trachteten durch Oesterreichs Beistand den Sturz ihrer glücklichen Gegner herbeizuführen. Oesterreich säumte nicht, Beistand zu leisten. Es erschien eine Druckschrift voller Beschwerden gegen die vielfältigen Uebertretungen des allgemeinen Bundesbriefes, der Erbeinigung, des ewigen Friedens, der Mailänder-Verträge und Kränkungen der Rechte der Herrschaft Rhäzüns, welche die verfassungswidrig in Chur zusammengetretenen Versammlungen geübt haben sollten. Diese Schrift, mit einem vorausgehenden Schreiben des kaiserlichen Staatsdieners Graf von Wilczeck in Mailand an den Freiherrn von Krontbal, als österreichischen Gesandten in Bünden, ward von letzterm amtlich den Häuptern des Freistaats übergeben (J. 1795, 20 März). Die Ausdehnung, welche darin den Rechten der Herrschaft Rhäzüns im rhätischen Bundesstaat gegeben, und die Drohung, welche beigefügt ward, daß alle Verträge von Seiten Oesterreichs aufgehoben werden sollten,

wenn einer gegen das Erzhaus feindseliggesinnten Partei nicht Schranken gesetzt würden, mußte den Bündnern große Besorgnisse erwecken, und bewiesen ihnen auf kränkende Weise, was der Mächtigere gegen den Schwächern wagen darf. — Mit Würde und Gründlichkeit ward des Grafen von Milczeck Klage und Ansicht der Dinge in einer Gegenschrift widerlegt, deren Verfasser Gaudenz von Planta, Jakob Ulrich Sprecher, Baptista von Tscharner und andere Männer der freisinnigen Partei waren. Ihr Wort wurde den Gemeinden übergeben, und dem österreichischen Gesandten edelmüthig erklärt, falls er Beweis führen könne, daß die Standesversammlung einem einzigen Vertrage mit Oesterreich und Mailand widerhandelt habe, solle jedes Werk derselben vernichtet werden. Keine Antwort erfolgte.

Das Ringen auf beiden Theilen um Oberhand dauerte mit wachsender Macht fort. Jede der Parteien zählte in ihrer Mitte gewandte Staatsmänner, Redner, Schriftsteller und Volksführer. Hier Anton von Salis, nach Ulysses Flucht der Thätigste, ein beharrlicher, feiner und besonnener Mann; hier die beiden geistvollen und entschlossenen Salis-Soglio, Anton und Friedrich Anton, und mit ihnen mancher andere erleuchtete Mann ihres Stammes oder ihrer Grundsätze. Ihnen gegenüber, mit Johann Baptista von

Tscharner, dem Bürgermeister von Chur, Gaudenz von Planta von Samaden, von Chur Johann Simeon Rascher, Jakob Bawier, auch Jakob Ulrich Sprecher von Berneck, nebst vielen andern. Männer von so vielen Einsichten, seltenen Fähigkeiten und edeln Gesinnungen, geschaffen in kräftigem Verein des Vaterlandes Glück zu bauen, das Alle liebten, schienen nur die Gaben der Natur zu haben, den Freistaat um so schneller ins Verderben zu reissen. Getrennt in Grundsätzen und Ansichten, geschieden durch unversöhnbares Mißtrauen, geblendet von gewaltigen Leidenschaften, hielten sie sich gegenseitig für Feinde des Vaterlandes, dessen Retter sie sein wollten, und führten sie stillen Krieg auf Tod und Leben.

Einen Augenblick lang schien die allgemeine Gefahr des Staates sie zur Rettung desselben vereinigen zu wollen, als Napoleon Bonaparte's großer Feldherrngeist an der Spitze des französischen Heers mit wunderbarer Macht binnen wenigen Monden Italien unterwarf (J. 1796), Oesterreichs Heere zerschlug und die Ueberbleibsel derselben in die tyrolischen Gebirge trieb. Es ward ein Standesausschuß in Chur niedergesetzt, bei ausserordentlichen Zeiten über gemeine Wohlfahrt und des Staates Unparteisamkeit gegen das Ausland zu wachen. Dieser Ausschuß genoß anfangs allge-

meines Vertrauen. Selbſt die meuteriſchen Unterthanen jenſeits des Gebirgs näherten ſich ihm, durch Unterhandlungen ihr Schickſal auf ehrenvolle Weiſe mit dem des Herrſcherlandes zu verknüpfen. Inzwiſchen fehlten ihm alle Mittel, dem Freiſtaat gegen das Ausland und die ſeine Grenzen umfluthenden Heere eine Achtung gebietende Stellung zu geben. Im Innern zerriſſenheit, und, bei öffentlicher Unparteiſamkeit des Landes gegen auswärtige Händel, parteiiſche Denkart in Einzelnen; das Volk nirgends in Waffen geübt: den Fortſchritten der Kriegskunſt ſeit hundert Jahren fremd geblieben, ſelbſt mit den unentbehrlichſten Heerbedürfniſſen zur Selbſtvertheidigung nicht zur Genüge verſehen. Der Schatz ohne Geld; das Land verarmend. Kaum ſiebenmalhunderttauſend Gulden kamen alljährlich für ausgeführtes Vieh, für Wein, und vom Gewinn am Waarendurchzug, an Jahr- und Gnadengeldern des Auslandes und vom Aemterverkaufen; dagegen floſſen der Fremde Jahr um Jahr mehr denn eine Million Gulden für Salz und Getreide, und andere Bedürfniſſe der Nahrung, Kleidung oder des Wohllebens zu. Das war des Landes Zuſtand im Augenblicke, da es von Auſſen durch Stürme bedroht ward, welche dem geſammten Welttheile Umgeſtaltung verkündeten.

Der Standesausſchuß ſelbſt behielt das öffentliche Vertrauen nicht lange, da der Parteiſinn auf

der Mitte deſſelben Glieder zu entfernen, andere einzuführen wußte, welche neuen Zwieſpalt anregten. Am früheſten ward dies im Veltlin empfunden. Hier hatten ſich die Volksführer, beim ſiegreichen Annähern der franzöſiſchen Waffen, mit der Freiheit geſchmeichelt, die Frankreich allen von ihm eroberten Gebieten der Könige verhieß. Ein Beiſpiel hatte es in der Lombardie und andern Ländern Italiens aufgeſtellt. Mailand ſelbſt war die Hauptſtadt eines neuen cisalpiniſchen Freiſtaats geworden. Der Geſchäftsträger der Franzoſen in Bünden, Comeyras, hatte vorgeſchlagen: Veltlin, Cläven und Worms ſollten ſich um Billiges von den Rechtſamen des Herrſcherlandes loskaufen, und dann als eigner Staat mit ſelbſtherrlichen Rechten in den rhätiſchen Verein treten. — Allein jene Befreiung, dieſe Vereinigung, von Vielen gebilligt, ward von eben ſo Vielen gefürchtet und verworfen.

Im Veltlin war eine beträchtliche Anzahl von Bürgern, welche, durch eine Uebereinkunft mit Bünden, ihren bisherigen Beherrſchern, doch als freie Leute, angehörig zu bleiben wünſchten. Allein noch größer war die Zahl derer, welche, bald nach Entſtehen des neuen Cisalpiniens, Einverleibung in dieſes begehrten. Die Letztern ordneten deswegen die Ferrari, Paribelli und den Erzprieſter Paravicini nach Mailand und Paris ab.

Und da die Freunde Rhätiens wahrnahmen, daß der Standesausschuß zu Chur gefliſſentlich zauderte, nichts that, ihren Wünſchen zu entſprechen, entſank auch ihnen der Muth oder die Neigung, länger auf Verein mit den drei Bünden zu beharren. Alſo brach der Aufſtand im Veltlin aus. Es wurden Freiheitsbäume gepflanzt; die rhätiſchen Amtleute entlaſſen und zurückgeſandt. Der veltliniſche Thalrath kündigte dem Volk im hohen Rhätien feierlich Gehorſam und Anhänglichkeit auf (3. 1797, 19. Juni). Solchem Beiſpiel folgten Cläven und Worms ſchnell. Nur das getreue Volk des St. Jakobsthals, wie ehemals in den Tagen Rohans, flehte wieder mit beweglicher Bitte, auch dieſesmal: Bünden wolle es nicht von ſich abreiſſen laſſen.

In Rhätien tiefe Beſtürzung. Eilfertig ward Gaudenz von Planta, als Abgeordneter zum franzöſiſchen Oberbefehlshaber Napoleon Bonaparte, in deſſen Hauptgelager zu Montebello geſandt, durch vermittelnde Maßregeln deſſelben, Verhütung geſetzwidriger Schritte der Unterthanen zu bewirken. Dort befanden ſich ſchon Abgeordnete Veltlins. Dieſe erklärten: Ihr Volk werde eher mit den Waffen in der Hand ſterben, denn in der Bündner Unterthänigkeit zurückgehen, oder ſich auch nur mit ihnen, als ein vierter Bund, vereinigen. Der Feldherr Frankreichs erbot ſeine Dazwiſchen-

schien, ward von den zahlreichen Spähern dieser Behörde Schritt um Schritt beobachtet. Juden, Mönche, Freudenmädchen, Bürger, Edelleute standen als geheime Auflaurer in Sold und Dienst derselben. Dazu kam, daß noch ausserdem Jeder, der wollte, schriftliche Anklagen in die Eisenrachen werfen konnte, welche an allen häufig besuchten Plätzen zum Empfang schnöder Anzeigen stets offen standen.

Nachdem weder das Murren der dienstbaren Volksmasse, noch die Schattenmacht eines Duca mehr Besorgniß einzuflößen fähig war, hatte die aristokratische Körperschaft von Venedig nichts anderes mehr, als die Tugend oder das Verbrechen in ihrer eigenen Mitte zu fürchten. Jene konnte durch Uebergewicht ihres Einflusses, dieses durch verrätherische Benutzung des Parteispiels, der bestehenden Rechtsgleichheit der Patrizier Gefahr bringen. Der Ehrgeiz des Familienstolzes, oder die Eifersucht und Blutrache desselben, wenn er irgend unterlag, ließ es nie an gewaltthätigen Faktionen fehlen. Die Anschläge der Mißvergnügten waren um so furchtbarer, weil die Urheber derselben Mitwisser um Geheimnisse und Schwächen des Staats waren. Man empfand das Bedürfniß einer kraftvollen, folgerechten und schnell durchgreifenden Monarchie, aber haßte die Hoheit eines Einzigen. Das gegenseitige Mißtrauen be-

kunft; doch ließ er blicken, daß, ſollten Veltlin und die Grafſchaften nicht für den Freiſtaat verloren gehen, müßten ſie demſelben als neuer Bundesſtand zu gleichen Rechten angefügt werden. Der zehnte Tag Herbſtmonds im ſiebenzehnhundert ſiebenundneunzigſten Jahre ſollte über das Schickſal Aller entſcheiden.

Die wichtige Frage ward zur Beantwortung der oberherrlichen Gemeinden ausgeſchrieben. Sie fand in allen Gegenden entzweite Meinungen. Viele ſprachen: „Laſſet uns die Unterthanen als Brüder in unſern Bund empfangen; beſſer, denn ſie als Feinde von uns ſcheiden ſehen. Vereint mit uns bleibt Rhätien ſtärker; durch einen Vorwall gegen das gährende Italien gedeckt, und das Eigenthum bündniſcher Gutsbeſitzer in jenen Landſchaften geborgen. Billig iſt, daß ein freies Volk dem andern das Kleinod gönne, auf welches es ſelber ſtolz iſt. Unterthanenland war von jeher die Quelle des Verderbens für unſer Vaterland!“ Aber viele andere redeten in entgegengeſetzter Geſinnung, und ſprachen: „Lieber das Volk jenſeits der Berge verloren, als mit gleichen Rechten in unſerer Verbindung! Denn durch ſeine Denkart zur Freiheit unreif, wird es die unſere mit ſeiner eigenen Verderbtheit vergiften; allezeit zu Unruhen und Meutereien geneigt, wird es unſere Ruhe ewig ſtören; in Umtrieben und Ränken gewandt,

wird es ſich nicht mit gleichen Rechten begnügen, ſondern bald, durch Verſchmitztheit ſeiner Führer und Reichthum ſeiner Kirchen und Edelleute, die ehemaligen Beherrſcher zu beherrſchen trachten. Gemüth und Sprache ſcheiden den Bündner und Veltliner. Und ſollte Frankreich die Empörung der Unterthanen begünſtigen; uns unſere Vogteien rauben: es iſt nicht für immer. Frankreichs Waffenglück, in dieſem Augenblicke groß, kann ſchnellen Umſchwung erfahren. Mit Oeſterreichs wiederkehrenden Siegen ſehen auch unſere Rechte wieder unverletzt. Darum entſaget ihnen nicht freiwillig. Schon einmal hatten unſere Väter Veltlin verloren. Sie gewannen es wieder!"

Die Gemeinden des Freiſtaats, von ſolchen widerſtreitenden Anſichten der Parteien bewegt, ſchwankten in ihrer Wahl. Viele erklärten ſich für die Einverleibung Veltlins in den rhätiſchen Bund; viele entſchieden dagegen; viele blieben unbeſtimmt oder zweideutig. Der Beitag, indem er die Willensmeinung der Gemeinden unterſuchte, glaubte darin Stimmenmehrheit wider die Einverleibung und Befreiung der Unterthanenlande zu erkennen, weil ſeiner Glieder mehrere dieſes Sinnes waren. Gaudenz von Planta aber beſchuldigte ſie, den Willen des Landesfürſten durch willkührliche Deutung verdunkelt oder verfälſcht zu haben. So ſprachen alle, die zu ſeiner Partei

gehörten. Er weigerte sich fortan, die Sendung an den französischen Oberfeldherrn anzunehmen. Comeyras, der französische Geschäftsträger, warnte den Beitag: Würde man nicht Männer mit unbeschränkter Vollmacht an den Vermittler senden, wäre Veltlin sammt den Grafschaften auf immer verloren. Neue Ausschreiben ergingen an die Gemeinden.

Unter diesen Gezänken war die vorgeschriebene Zeitfrist verstrichen, in welcher das Loos der Unterthanenlande entschieden werden sollte. Da stellte es Napoleon Bonaparte den Thälern Veltlins, Clävens und Worms anheim (J. 1797, 10. Okt.), sich mit dem Freistaat Cisalpinien zu vereinigen. Sie thaten es. Am 28. Weinmonds des siebenzehnhundert und siebenundneunzigsten Jahres wurden Worms, Veltlin und Cläven von Rhätien losgerissen und zu Italien gethan, nachdem sie, kraft uralter Rechte, und von großen Mächten feierlich gewährleisteter Staatsverträge, seit ihrer letzten Empörung, über anderthalbhundert Jahre dem Freistaat der drei Bünde im hohen Rhätien zugehört hatten. An dem gleichen Tage, da diese Verträge gebrochen wurden, bemächtigte sich mit räuberischer Feindseligkeit der Volksausschuß zu Sondrio alles Gutes und Eigenthums, welches einzelne rhätische Bürger in den bisherigen Unterthanenlanden besessen hatten. Es betrug einen Werth

von acht Millionen mailändiſcher Pfunde. Viele unſchuldige Haushaltungen ſtürzte dieſer einzige Tag in die bitterſte Armuth. Zu ſpät kamen Bündens Abgeordnete zum franzöſiſchen Oberfeldherrn; er nannte das Geſchehene unwiderruflich.

Im ganzen Herrſcherlande war großes, doch ohnmächtiges Entſetzen. Die Partei, welche Einverleibung gewünſcht hatte, wälzte den Zorn des Volks auf ihre Gegner. Ein Landtag, welcher, laut Geſetzen, nur alle zehn Jahre gehalten werden ſollte, ward noch vor der geſetzlichen Zeit gen Chur zuſammengerufen, aus fünfzig Gliedern jeglichen Bundes zuſammengeſetzt. Nicht ohne Sorgen ſahen die, welche gegen Einverleibung geredet hatten, das Herannahen des Gewitters, geleitet von ihren geſchwornen Feinden. Einige der Bedrohten, in Chur wohnhaft, zogen Landleute in die Stadt und zahlten reichlichen Sold, um entweder ihre Perſonen gegen Mißhandlung zu ſchirmen, oder um dem Landtage ſelber zu drohen. Als dies bemerkt ward, wurde von andern Gemeinden bewaffnete Mannſchaft in die Hauptſtadt genommen, der Staatsverſammlung zum Schutz.

Dieſe, unter Vorſitz des Bürgermeiſters von Chur, Johann Baptiſtas von Tſcharner, eröffnete ihre Sitzungen, und ſchickte noch einmal Abgeordnete zum Feldherrn Bonaparte, die ver-

lornen Lande zurückzugewinnen. Er jedoch wiederholte: „Es iſt zu ſpät. Euer braves Volk war übel berathen; die liſtigen Führer desſelben ſetzten ihre Leidenſchaften und Vortheile an die Stelle vom Wohl ihres Vaterlandes.“ Eben ſo fruchtlos endete eine andere Geſandtſchaft in Mailand. Die Eidsgenoſſenſchaft ward nun um Beiſtand angerufen, im Fall das vergrößerungsſüchtige Cisalpinien ſogar die jenſeits des Hochgebirgs liegenden altrhätiſchen Hochgerichte Puſchlav, Bregäll oder Piſoz, an ſich zu reiſſen Neigung zeige.

Nachdem auf Veltlin die letzte Hoffnung verſchwunden war, richtete ſich der Unwille des Landtages wider diejenigen, welche den Verluſt jener Gebiete durch verdrehte Willensmeinungen der oberherrlichen Gemeinden verurſacht zu haben, beſchuldigt wurden. Man rief ein unparteiiſches Strafgericht zuſammen. Mehrere der Angeklagten wurden auf eine Zeitlang ſtaatsbürgerlicher Rechte unfähig erklärt; Alle mit ſchwerern oder leichtern Geldbußen belegt. Eine Partei, ſiegend für den Augenblick, richtete über die andere; doch in ihren Sprüchen mit größerer Mäßigung, als ſo ſtark entflammte Leidenſchaften erwarten ließen.

7.

Rhätien wird von öſterreichiſchem Kriegsvolk beſetzt; von den Franzoſen erobert; mit dem helvetiſchen Freiſtaat vereint.

(Im J. 1798 — 1799.)

Während dieſer Verwirrungen im Freiſtaat der drei Bünde war auch nicht minder die Eidsgenoſſenſchaft wieder von Zwieſpalten und Aufruhren erſchüttert. Hier beſtand noch, neben den uralten, theilweiſen Verbindungen der Stände, deren Uneinigkeiten fort. Eiferſucht, Mißtrauen und kleinlicher Stolz hielt die Orte von aufrichtigerm, innigerm Verband unter ſich, und von Allem ab, was in Zeiten allgemeiner Gefahr Noth iſt. Kein feſterer Bund war geſchloſſen; keine Verbeſſerung des Heerweſens bedacht. Schweizer und Bündner ſchienen nur gute Krieger zu ſein, den Thron fremder Könige zu beſchützen; aber zur Vertheidigung eigenen Vaterlandes hatten ſie die Kunſt der Waffen verlernt. Statt deſſen war ieglicher Stand bedacht geweſen, örtliche Rechtſame gegen den andern zu verwahren, oder im eigenen Gebiet zu erweitern. Die ſelbherrlichen Städte hatten unmerklich viele Freiheiten des ihnen unterworfenen Landvolkes geſchmälert. Sie

fürchteten lichtſcheu des Volkes Aufklärung, die Freiheit der Druckerpreſſe; und verriethen ihre Schuld oder Schwäche, daß ſie die Werke ihres Lebens in geheimnißvolles Dunkel hüllten. Die bitterſten Schmähſchriften gegen Verfaſſung oder Verwaltung der Staaten ſind deren eigene Geſetze zur Unterdrückung der Preßfreiheit und des öffentlichen Verkehrs der Gedanken über vaterländiſche Angelegenheiten. Volk und Obrigkeit lernten ſich als getrennte Weſen betrachten, oft befeinden. Es ward Herrſchaft und Knechtſchaft. In Prunkreden und Liedern pries man der Helvetier Loos. Längſt aber ſchon hatten im Lauf des Jahrhunderts einzelne Unruhen, Verſchwörungen und Aufſtände der Welt offenbart, daß das Glück der freien Schweizer nicht allgemein ſei.

Als endlich das franzöſiſche Volk den Thron ſeiner Könige geſtürzt hatte, und zu den Grundſätzen der Freiheit ſchwor, welche den Unterthanen ſchweizeriſcher Städte verſagt war, regte ſich auch in jenen die Begierde, wenigſtens Rechtſame wieder zu erhalten, die ſie in frühern Zeiten gekannt hatten. Es entſtanden unruhige Bewegungen unter den Landleuten am Zürichſee, in den Gemeinden des Waatlandes und des Abtes von St. Gallen. Es wandte ſich das Bisthum Baſel, es wandte ſich Genf zum franzöſiſchen Freiſtaat. Die Abſichten des letztern, der geſammten Schweiz

Meiſter zu werden, waren bald nicht mehr zweifelhaft. Aber die Häupter der Eidsgenoſſenſchaft, in unerklärlicher Sicherheit, gellbt auf altes Recht und Beſitzthum, ſchienen die Zeit und die Gefahr nicht zu erkennen. Sie beſchworen mit kalter Feierlichkeit zu Aarau halbvergeſſene Bünde (8. 1798, 25. Jan.), während Frankreichs Kriegsvolk ſchon den eidsgenöſſiſchen Grenzen nahte, die Treue der Unterthanen ſchon unſicher war; Waatland ſchon in vollem Aufruhr ſtand; der Freiſtaat Baſel ſich ſchon vom morſchen Bundesverein der Eidsgenoſſen abgelöſet hatte.

Binnen wenigen Monden war die geſammte Schweiz in einzelnen Gefechten von den Franzoſen überwunden, und beſetzt, der eidsgenöſſiſche Bund zertrümmert; Alles in einen einzigen Freiſtaat aufgelöſet und verſchmolzen: vom Machtgebot Frankreichs abhänzig. Von nun ſchalteten zwiſchen Rhein und Alpen franzöſiſche Vollmächtige, franzöſiſche Feldherren und Krieger. Sie raubten die Staatsſchätze weiland ſelbherrlicher Städte aus, und führten ehemalige Häupter derſelben gefangen nach Frankreich, die öffentliche Ruhe zu ſichern. In ungeheurer Verwirrung, von entgegengeſetzten Leidenſchaften getrieben, ſah man alle Volkerſchaften zwiſchen Leman und Bodenſee gähren. Hier Hoffnung des Beſſern; dort Verzweiflung;

hier Freude der Befreiten; dort blutige Aufrühre der Unterdrückten.

Immitten dieser allgemeinen Zertrümmerung des Alten forderten die Vorsteher des schweizerischen Freistaats das Volk der drei Bünde in Rhätien auf, sich mit Helvetien zu einem Ganzen zu vereinen (8. 1798, 23. Juni). Der in Chur versammelte landtägliche Ausschuß theilte, nicht ohne Widerwillen und Furcht, die Einladung den oberherrlichen Gemeinden mit.

Wie vorauszusehen war, bewirkte solch ein Ruf in allen Thälern des Hochgebirgs die heftigste Bewegung. Veltlin ward vergessen, nun es das eigene Schicksal galt. Die Partei, welche bis jetzt noch als Siegerin gestanden war, sprach sich für Vereinigung Rhätiens mit dem helvetischen Freistaat aus. Denn nun, aufgelöst Alles mit den Eidsgenossen in Eins, sah sie sich vor künftiger Rache ihrer Gegner geborgen. Sie zitterte, daß, wie Frankreich die Schweiz, so Oesterreich hinwieder das Hochland Bünden beim ersten Ausbruch eines Krieges besetzen, und dann diejenigen begünstigen würde, welche bisher die erklärtesten Feinde der französischen Macht gewesen waren. Von der andern Sei e richtete sich nun die Partei auf, in gewisser Hoffnung, den Sieg über ihre Besieger zu erringen. Sie zählte auf der Priesterschaft Haß gegen die altarschändenden Franzosen, und auf

des Volkes Anhänglichkeit an vielhundertjährige, ehrwürdige Gewohnheiten.

Beide Parteien schritten zum letzten, entscheidenden Kampf. Ihre Freunde und Anhänger eilten von Gemeinden zu Gemeinden, warnten, baten, schmeichelten, drohten. Was ruhige Besonnenheit sprach, verlor sich in der Wallung entgegengesetzter Gefühle und Meinungen. Eins aber ahneten Alle: Daß Bündens Selbstständigkeit im Lauf weniger Monden, sei es durch Frankreichs oder Oesterreichs Gewalt, enden würde. Schon erklärte sich Florent Guyot, der französische Geschäftsträger, welcher nach des Comeyras Abberufung erschienen war, bestimmter, Helvetiens Einladung sei der Wunsch Frankreichs. Mit bedeutsamem Schweigen beobachtete der Freiherr von Kronthal, des Kaisers Gesandter, den Gang der Ereignisse.

In allen Bündnern lebte nur ein einziger Wunsch, ihr Vaterland frei und selbstständig zu bewahren, wie es bisher gestanden. Viele aber, welche die Unmöglichkeit von dessen Erfüllung sahen, sprachen: „In der Wahl zwischen Oesterreich und Helvetien darf niemand, dem Freiheit theuer ist, wanken. Rhätien, einzeln, ohne fremden Schutz, an Oesterreich hingegeben, wird sich von dessen Gewalt nie wieder losen. Dann ist's um unsere Freiheit vielleicht auf ewig gethan. Darum

wirkte gegenseitige Heuchelei und Heimlichkeit. Dem, was im Dunkeln angesponnen ward, konnte nur im Dunkeln entgegengearbeitet werden. Selbst der furchtbare Rath der Zehner schien zur Bewahrung des Geheimnisses noch zu zahlreich. Man entschloß sich, die vollziehende Gewalt desselben einzig drei Gliedern zu übertragen, deren Amtsdauer aber nur ein Jahr bestehen sollte. Rom hatte nur in Tagen der Gefahr die unbedingte Macht einer Diktatur aufgestellt. Aber die mißtrauische Furcht der Aristokratie sah immerwährende Gefahr, und immerwährend blieb daher die schreckenreiche Macht der neuen Behörde.

Seitdem der Rath der Zehner (im J. 1501) durch den großen Rath bevollmächtigt worden war, aus eigener Mitte drei Glieder, unter dem Namen der Staatsinquisitoren, mit seiner ganzen diktatorischen Gewalt und Nichtverantwortlichkeit zu bekleiden, also daß von diesen Dreien über Einzelne verhaften, an die höchsten Stellen zu Wasser und zu Lande Befehle ertheilen, über die Glieder des Zehnerraths verfügen konnte, Alles ohne über sein Thun Rede und Antwort schuldig zu sein: stieg die Gewaltsherrschaft dieser Behörde aufs Höchste. Denn kein äusseres Zeichen verkündete ihr Dasein. Vorladungen und Verhaftsbefehle erschienen nie in ihrem, sondern im Namen anderer Obrigkeiten.

lasset uns lieber mit denen in Helvetien halten, wie unsere Väter jederzeit treue Freunde der Eidsgenossen waren. Theilen wir ihr Schicksal; mit ihnen verbunden, behalten wir Hoffnung, freie Leute zu bleiben. Vermischt mit ihnen, werden wir nicht, mehr der Raub innerer Parteien sein, wie wir es Jahrhunderte lang für uns waren. In festern Ordnungen werden die Gräuel unserer Gesetzlosigkeiten aufhören; und bessere Gerechtigkeitspflege, Kirchen und Schulen, Wissenschaften und Künste, Gewerbe und nützliche Anstalten bei uns gedeihen können. Auch die Schweiz hat ihre Hirtenvölker. Was sie tragen und vermögen, können auch wir. Besser, wir treten freiwillig, als in den Stürmen künftiger Kriege, einst gezwungen zu ihnen. Jetzt mag die Vereinigung noch unter Verträgen und uns vortheilhaften Bedingungen geschehen; daß unser öffentliches Gut unangetastet, daß unser Land von Einlagerung fremden Kriegsvolks verschont bleibe."

So riethen viele. Andere aber widerredeten: „Wer sagt, daß das erbvereinte Erzhaus die Selbstständigkeit unsers Freistaats aufheben wolle? Aber Frankreich hat die Selbstständigkeit der Schweiz vernichtet, wie es die unserige zu vernichten begierig ist. Die Thäler der Schweizer sind mit dem Blut ihrer Bewohner gefärbt, die vergebens für ihre Freiheit rangen. Die Schätze, die ehrwür-

digsten Staatsmänner der Schweiz, sind nach Frankreich geschleppt. Die Kirchen stehen verlassen; zum Theil in Schutt und Asche verwandelt. Das Volk seufzt unter Plünderungen, Auflagen und eisernen, ihm unangemessenen Gesetzen. Elend ist dort aller Enden. Sollen wir muthwillig unser Glück um den Jammer der Schweizer vertauschen? Frankreich kann und wird uns zu keiner Vereinigung mit Helvetien zwingen wollen; denn wir haben keinen Krieg, keine Feindschaft weder mit Frankreich noch Helvetien, daß Grund wäre, uns feindselig zu behandeln. Uns schützt unsere Unschuld, unser Recht. Bewahren wir unsere Unparteisamkeit!"

Die Mehrheit der Gemeinden verwarf die Vereinigung mit Helvetien mit vierunddreißig Stimmen; sechszehn Stimmen forderten Aufschub; nur eilf Unterhandlung (S. 179, 29. Jul.).

Der landtägliche Ausschuß zu Chur verlor, nach diesem Siege seiner Gegner, Bedeutsamkeit, Haltung und Muth. Das aufgewiegelte Volk schalt in erwachter Wildheit jeden, der auf Rhätiens Selbstständigkeit Verzicht gethan, Verräther des Vaterlandes. Die dafür gestimmt hatten, wurden in Zithers und Trimmis und andern Dörfern mißhandelt; an andern Orten geächtet; an andern zur Flucht gezwungen, ihr Leben zu retten. Der landtägliche Ausschuß, von Furcht beherrscht, lö-

sete sich auf (28. Aug.), und, der Verfassung gemäß, traten die drei Bundeshäupter wieder, mit ihren Zugeordneten, an das Staatsruder.

Die gegenseitige Erbitterung überschritt Gesetz und Ordnung; die Bande des gesellschaftlichen Vereins lösten sich auf. Man horte von französischen und österreichischen Heerbewegungen gegen die bündnischen Grenzen. Nichts schreckte. Zu Disentis ward vorgeschlagen, der Freistaat müsse sich unter den Schutz des Hauses Oesterreich begeben. Im Hochgericht Mayenfeld, selbst zu Chur, trug man hinwieder öffentlich die Hutaasten mit dreifacher helvetischer Staatsfarbe und redete von theilweiser Vereinigung mit der Schweiz. Bald sah man Razaz, Wallenstadt und andere schweizerische Grenzörter von Flüchtlingen aus Bünden angefüllt, welche die Freiheit ihrer Meynung mit Aufopferung der Sicherheit im Vaterlande büßen mußten. Mehrere Gemeinden, welche der bedingungsweisen Vereinigung mit Helvetien zugestimmt hatten, unter ihnen Malans im Zehngerichtenbund zuerst, nun von allen Seiten gewaltthätig bedroht, standen schutzlos, Leben und Gutes ungewiß. Diese, vor der wachsenden Gefahr Schirm zu finden, ordneten den in Razaz befindlichen Bürgermeister von Chur, Johann Baptista von Tscharner, und den Verfasser dieser Geschichten an die Häupter und Räthe des helve-

tischen Freistaates gen Aarau ab, Vereinigung und Schutz zu erwirken. Jene verhinderte die Macht der obschwebenden Staatenverhältnisse; Schutz aber, und thätige Hülfe gewährte die Großmuth der Schweizer den Flüchtlingen aus Bünden freudig. Diesen Allen ward in Helvetien Bürgerrecht gegeben (3. 1798, 28. August).

Unterdessen genossen die, welche in Rhätien den Sieg errungen hatten, die Lust der Rache, doch nicht ohne Furcht vor den Wechseln des Glücks. Der Bundestag, in Glanz versammelt, verordnete Aufgebot und Rüstung von sechstausend Mann, entschlossen zu verzweiflungsvoller Gegenwehr im Fall französischen Angriffs (24. Sept.). Mit den österreichischen Behörden ward vertrautes Einverständniß gepflogen; ein Kriegsrath aufgestellt von großer Gewalt, innere Ruhe und äußere Sicherheit zu bewachen; die Gemeinde Malans entwaffnet; dann insgeheim mit dem kaiserlichen Feldherrn Auffenberg, dessen Heer an den Grenzen stand, Vertrag abgeschlossen, das Land zu besetzen (17. Okt.).

Plötzlich erging eines Tages Geschrei, französische Kriegsmacht rücke heran (19. Okt.). Ein blinder, nicht unabsichtlicher Lärmen. Aber in Folge desselben zogen zehn österreichische Schlachthaufen ins Land, und besetzten den Luziensteig und die Wege zur Schweiz. So war es der Wille

der Vorsteher des Staats; klug, daß sie in der Zeit Fürsorge thaten, die Grenzen mit geübten Kriegsleuten zu decken, ehe es zu spät ward. Das Volk in den Gemeinden, um seinen Willen unbefragt, getäuscht, tadelte die That nicht, aus Haß oder Furcht gegen Frankreich. Nun im Gefühl eigener Sicherheit schritt der Kriegsrath in Chur zur Vollendung seines Werks. Er nahm Gut und Eigenthum der Ausgewanderten in Beschlag; untersagte das Eindringen öffentlicher Blätter aus der Schweiz; verbot gesellschaftliche Zusammenkünfte der Bürger in Chur, wo vermessene Reden gingen; waltete mit Strenge, die Mißvergnügten zu schrecken, und ließ im ganzen Freistaat einen Dank- und Bettag feiern, dem Höchsten zum Preise, der das Vaterland schirmte. Doch um die Zukunft ward Vielen bange. Denn die Wiedereröffnung des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich war kaum mehr zweifelhaft. Der Kaiser hatte furchtbare Rüstungen betrieben, die Unterdrückung der Schweiz, die Wegnahme Piemonts, die Besetzung Neapels, und eigener Schmach viel, an Frankreichs Uebermuth zu rächen. Aus der Tiefe des Norden kamen ihm russische Hilfsheere. Als Frankreich diese Anstalten sah, wollte es dem wider ihn gerichteten Angriff zuvorkommen, und befahl seinen Heeren mit den ersten Märztagen des siebenzehnhundert neunundneunzig-

ſten Jahres über den Rhein ins deutſche Land einzudringen. Die Feindſeligkeiten begannen.

Früher ſchon war der franzöſiſche Feldherr Maſſena mit ſeinen Völkern aus Helvetien gegen die rhätiſchen Grenzen gegangen, und unerwartet auf mehrern Punkten zugleich in das Hochland eingefallen. Das kaiſerliche Heer, noch unvorbereitet in den Thälern zerſtreut, von allen Seiten durch Maſſena's Feldherrnkunſt und Uebermacht umgarnt, überall zurückgeworfen und zerriſſen, rettete ſich nach blutigen Treffen durch die wilden Gebirge (8. 1799, 6. Febr.). Ein Theil deſſelben, ſammt dem Feldherrn Auffenberg, fiel in Gefangenſchaft. Nur einige franzöſiſche Schlachthaufen, welche vom Gotthard her, durch die Oberalp herab gegen Diſentis rückten, wurden vom Landſturm des Bündnervolks mit Wuth und Glück zurückgetrieben. Die, welche von den Feinden verwundet, ermattet oder verirrt zurückgeblieben waren, wurden gefangen; dann alle in den Häuſern, wo ſie eingelagert worden, ohne Menſchlichkeit erwürgt. Als aber Botſchaft von Auffenberg's Unglück durch die Thäler lief, verbargen die Leute ihre Waffen. Andere flüchteten ins Gebirg.

Das Land, voll unbeſchreiblichen Entſetzens, unterwarf ſich ohne Gegenwehr. Der Sieger aber vertraute den Verſicherungen der Ehrerbietung nicht, welche ihm von denen gebracht wurden, die

Oeſterreichs Schlachthaufen gerufen hatten. Er hob der drei Häupter Staatsführung und den feindſinnigen Kriegsrath auf; ließ mehrere von den Vornehmſten der öſterreichiſchgeſinnten Partei verhaften und nach Salins in Frankreich wegführen; ernannte eilf Männer, die als Freunde des franzöſiſchen Freiſtaates oder doch gemäßigter Denkart bekannt waren, und übergab ihnen, zur einsweilen Verwaltung des Landes, Vollmacht, bis die Vereinigung Rhätiens mit dem helvetiſchen Freiſtaats vollbracht ſein würde.

Dieſe zu bewerkſtelligen, erſchienen bald darauf zween Vollmächtige der Schweiz, begleitet vom franzöſiſchen Geſchäftsträger Florent Guyot zu Chur. Der Vereinigungsvertrag ward unterzeichnet am einundzwanzigſten Tag Aprils, des Jahres ſiebenzehnhundert neunundneunzig.

8.

Fortdauer des franzöſiſch-öſterreichiſchen Krieges im Hochgebirg. Rhätien ein Kanton des helvetiſchen Freiſtaats. Die Vermittelungs-Urkunde.

Im J. 1799 — 1803.

Inzwiſchen hatten die Kaiſer'lichen Waffen bei Stockach über die franzöſiſche Hauptmacht geſiegt, und dieſe in einer Reihe blutiger Gefechte bis in das Innere der Schweiz zurückgetrieben. Gegen

den Luzienſteig drängte der öſterreichiſche Feldherr Hotze; ein anderer Heerhaufen aus dem Tyrol hervor gegen die Engadine. Der Muth aller Feinde Frankreichs in Bünden erwachte unter neuen Hoffnungen. Die alte Verfaſſung und Freiheit des Vaterlandes zu retten, ward das Volk im Stillen ermuntert: mit den kaiſerlichen Heerführern heimlicher Weiſe in Briefwechſel und Verabredung beſtimmt, was zunächſt gethan werde. Ein Tag ſollte Frankreichs Macht im Hochland verderben. Er kam (J. 1799, 4 Mai). Mit überlegener Gewalt griffen die Oeſterreicher ſämmtliche Stellungen auf den bündniſchen Grenzen an. In demſelben Augenblick ſtanden die Landleute des Thales Tavetſch noch einmal auf, überfielen und entwaffneten die wenigen Franzoſen der Beſatzung im Dorf ohne Mühe; dann, nach blutigem Widerſtand auch die, ſo zu Diſentis lagen. Der Landſturm ging. Rachathmend ſtrömte das Volk herbei aus den Nebenthälern, von den Nachbarſchaften des Lukmanier, und zog gen Chur hinab, die Gefangenen mit ſich führend. Als die Haufen Diſentis verließen, und einige der Gefangenen zu entfliehen ſuchten, wurden dieſe Alle ohne Mitleid ermordet. Von Dorf zu Dorf, mit Güte oder Gewalt, ſchwoll der Zug. Wenige trugen andere Waffen, als Senſen, Sicheln, Sparren und Morgenſterne. Sie drangen fechtend

vor bis Reichenau, wo eine geringe Abſendung franzöſiſchen Kriegsvolkes die Brücke vergebens vertheidigte. Ueber Ems bis in die Nähe von Chur, zu den Gärten der Stadt, rückte die Gewalt der Landleute in ungeordneter Menge (3. Mai). Von Muth und Wein berauſcht, ſah man ſchlechtbewehrte Haufen dem feindlichen Geſchütz entgegenſtürzen und Feldſtücke erobern. Ob Tauſende fielen, achtete Keiner. Wie im Alterthum der Rhätier, fochten Weiber mit in den Reihen, an Muth und Todesverachtung den Männern gleich. Die wenigen franzöſiſchen Heerbanden fochten nicht mehr um Sieg, ſondern verzweiflungsvoll nur um ihr Leben. Schon zur glücklichen Stunde erſchien plötzlich Verſtärkung. Ein Geſchwader franzöſiſcher Reiterei trieb die wilden Haufen des Landvolks auseinander, die ſich fliehend über Reichenau und ſeitwärts in die Wälder und Berge retteten. Man kennt die Zahl der Getödteten nicht; aber ihrer ſollen Tauſende geweſen ſein. Früher ſchon waren an den deutſchen Grenzen die Angriffe der Kaiſerlichen durch franzöſiſche Tapferkeit abgewehrt.

Feldherr Mesnard, welcher an Maſſena's Statt zu dieſer Zeit in Bünden befehligte, ſandte ſeine Schaaren zur Vernichtung des Aufſtandes über Reichenau und Flanz hinauf bis in das Thal von Lavetſch. Auf ſeinen Befehl ward Diſentis, zum Sühnopfer der dort ermordeten Fran-

zosen, den Flammen übergeben (S. 1799, 5. Mai). Doch seines Sieges freute er sich nur wenige Tage. Denn in wiederholten Angriffen erstürmten die Kaiserlichen, bald nach diesem, den Luzienssteig; drangen siegreich in das Innere Rhätiens über Chur und Reichenau vor, und rasteten nicht, bis ihr Feind aus allen Thälern vertrieben war.

An die Stelle der von Massena berufen gewesenen einsweiligen Landesverwaltung, deren Glieder in die Schweiz geflüchtet waren, richtete sich im Schutz österreichischer Waffen eine andere ein, wie sie das Bedürfniß des Augenblicks forderte, nicht nach des Landes alterthümlichen Ordnungen. Es war aber banges, unfreudiges Leben. Der Soldat schaltete. Unzählige Haushaltungen beweinten in verwüsteten Thälern ihre auf den Schlachtfeldern gebliebenen Todten, andere zerstörten Wohlstand; andere ihre nach Frankreich entführten Gatten, Väter und Brüder; andere die in der Schweiz umherirrenden Geliebten. In allen Hütten ward nur die Stimme des Schmerzes oder der Rache gehört. Diese letztere zu sättigen, oder Bürgschaft für das Schicksal derer zu erhalten, welche, fern vom Vaterlande, zu Salins Gefangenschaft litten, wurden von den obersten Beamten der Bündner die Blutsverwandten, oder auch nur Freunde aller nach Helvetien Geflüchteten verhaftet, und als Geiseln ins Tyrol fortgeführt.

Die Aufhebung einer angeklagten oder verdächtigen Person geschah unversehens; das Gericht im geheimnißvollsten Dunkel. Selbst die Gesandten auswärtiger Mächte waren im Innern ihrer Wohnungen von Spürern umringt. Umgang oder Vertraulichkeit eines venedischen Edelmannes mit einem fremden Gesandten konnte jenem einen schnellen Tod zuziehen. Selbst Meuchelmord war für dies Tribunal ein gesetzliches Strafmittel; und was noch schrecklicher war, es konnte das nämliche Tribunal sein Befugniß zum Meuchelmord einem ausser Venedig wohnenden Gouverneur, oder Gesandten, oder General übertragen, wenn derselbe für den Staat vortheilhaft fand, dem Leben irgend einer Person ein Ende zu machen.

Durch den Uebergang in erbliche Aristokratie hatte Venedig aufgehört Freistaat zu sein; denn nur eine im Verhältniße zur übrigen Bürgerschaft kleine Zahl von Familien genoß staatsthümlicher Rechte und Freiheiten. Durch die Stiftung des Zehnerraths verwandelte sich die Aristokratie in eine Wahl-Oligarchie, deren argwöhnisches und finsteres Gewaltthum ungebundener und grauenvoller, als die Willkühr der asiatischen Sultane schaltete. Härte und Schlauheit waren durch kaufmänniſches und kriegerisches Gewerbe der Venediger schon seit Jahrhunderten Grund-

Diese Fortführung, welche auch Männer traf, welche nie an bürgerlichen Händeln Theil genommen, vermehrte die Größe des allgemeinen Kummers.

Zwischen Schrecken und ungewissen Hoffnungen verstrichen einige Monden. Dann kam die Botschaft von Massena's Sieg bei Zürich, von Niederlage und Flucht der Oesterreicher und Russen (d. 1799, 25. Sept.). Bald sah man zerstreut, verworren, ermattet und verfolgt die Völker Suwarow's, des russischen Feldherrn, über die Gebirge von Glarus herabsteigen, und durch Bünden hinweg nach Deutschland ziehen. Bald hörte man wieder den Donner des Heergeschützes, wie am Fuß des Falknis, so über den Trümmern von Disentis. Doch behauptete der Muth des österreichischen Kriegsvolks nach manchem Gefecht das rhätische Gebirgsland bis zur Mitte des letzten Jahres vom achtzehnten Jahrhundert.

Sobald aber Napoleon Bonaparte, welcher zu dieser Zeit Oberhaupt des französischen Freistaats geworden, bei Marengo in einer einzigen Schlacht Italien bis zum Mincio und Po wieder erobert, und Moreau, Frankreichs großer Feldherr, sein Heer von Sieg zu Sieg in das Herz des südlichen Deutschlands geführt hatte, blieb Rätien den kaiserlichen Kriegsvölkern ein unsicherer Besitz. Hier befehligte wieder Feldherr

Auffenberg, der aus französischer Kriegsgefangenschaft frei geworden war. Doch focht er mit eben so ungünstigem Glück, wie das erstemal, da die Franzosen gegen ihn von allen Seiten eindrangen. Sein neuer Besieger, Lecourbe, entriß ihm in einem Tage die feste Stellung von Reichenau, Chur, den Luzienkeig, die Hälfte des ganzen Landes. Mit ihm flohen die bündnischen Oberbehörden, von Chur nach Zernetz im Engadin.

Nachdem der Eroberer seine Stellungen befestigt hatte, ernannte er einen Rath von Landesvorstehern, aus sieben Mitgliedern (16. Juli); an ihrer Spitze den Gaudenz von Planta, wegen seiner Einsicht und Entschlossenheit. Dieser theilte alsbald das Land in eilf Bezirke ein, nach der Ordnung, die im helvetischen Freistaat galt; gab den Bezirken Namen nach ihren Bergen oder Flüssen; jedem einen Statthalter, und Gericht; den Gemeinden Friedensrichter und Gemeinderäthe. Allen, die ihr Vaterland verlassen, oder sich in andere Thäler geflüchtet hatten, verkündete er Sicherheit der Person und des Eigenthums; selbst den Mitgliedern der von den Oesterreichern verordnet gewesenen Landesverwaltung. Wo Güter der Flüchtlinge, Auszewanderten oder Weggeführten in Beschlag genommen waren, hob er denselben auf, und gab ihnen, bis zur Rückkehr der

Abwesenden, Verwalter, die den Eigenthümern Rechenschaft abzulegen hatten. So that er Vieles, um mit weiser Mäßigung den wechselseitigen Verfolgungen ein Ziel zu setzen, die Parteien zu besänftigen, und das Volk mit einer neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen. Aber die gen Zernez geflohenen Häupter haßten und fürchteten diese Milde nicht weniger, als eine neu verheerende Rache. Sie unterhielten mit ihren Anhängern treues Verständniß; munterten zum Widerstand auf, und verkündigten baldige Wiederkehr der kaiserlichen Fahnen. Die Gemeinden im Brettigäu hielten trotzig ihre altherkommlichen Verfassungen fest, und kündigten dem Rath zu Chur Gehorsam und Dienst auf. In andern Gegenden athmete derselbe Geist der Widerspenstigkeit. Die Ruhe ward nur unter dem Schrecken fremder Waffen erhalten.

Darum, als der Vollziehungsausschuß der Schweizer seinen Bevollmächtigten, Heinrich Füßli von Zürich, nach Chur sandte, die endliche Auflösung Rhätiens in den helvetischen Freistaat zu vollenden, lehnte der Rath der Vorsteher dies Unternehmen ab, das Volk nicht zu heftig zu reizen; oder weil Alles, bis zur Entscheidung durch einen Friedensschluß der kriegführenden Mächte, ungewisse Arbeit sein würde. Am meisten war Gaudenz von Planta wider die Vollziehung de-

helvetischen Verfassungsgesetze in Rhätien. Denn, während seiner Auswanderung in der Schweiz, als Oberstatthalter zu Bern angestellt (§. 1800, 29. Juli), hatte er die Untauglichkeit dortiger Staatseinrichtungen, die Last ungewohnter Abgaben, und die Unbeständigkeit der Verwaltungen kennen gelernt. Gegen diese sein Vaterland zu verwahren, vielleicht auch aus persönlichem Unwillen gegen die höchste Staatsbehörde von Helvetien, zu deren Handlungsweise sein Gemüth nicht stimmte, beharrte er darauf, daß Rhätien einstweilen für sich bestehen müsse. Dieser Entschluß war um so zweckmäßiger, da die französischen und österreichischen Heere, nach einem zu Parsdorf in Baiern geschlossenen Waffenstillstand, für einige Zeit, wie in Deutschland, auch in den bündnischen Gebirgen, die Stellungen behielten, welche sie eingenommen hatten. Nach Aufhebung jenes Waffenstillstandes räumten zwar die kaiserlichen Völker das Land; aber desto mehr ward es von den französischen angefüllt, welche unter Macdonalds Befehl mitten im Winter über die tiefverschneiten Alpen nach Italien ziehen sollten.

Die Thäler von Bünden, bald Schlachtfelder, bald Lagerplätze fremder und zahlreicher Heere, waren durch die Menge herbeiströmender Schlachthaufen und Geschwader Frankreichs einer Hun-

gersnoth nahe. Denn der Winter trat mit Strenge ein. Die Gebirgspässe lagen tief im Schnee vergraben. Jeder verzweifelte, daß ein Kriegsheer sie überschreiten könne. Dennoch erzwang Macdonald, was unmöglich schien. Der Zug ging gegen die Höhen des wilden Splügen; die stärksten Bergochsen voran, welche den Schnee mit ihren Brüsten gewaltsam auseinander drückten; dann Kriegsknechte, welche die Bahn ebneten (J. 1800, 1. Dez.). Fußvolk, Reiterei, Geschütz und Gepäck folgten vom Sturm und dichten Schneegestöber verfolgt. Viele stürzten in die Abgründe.

Nach dieser Entleerung der Thäler athmete alles Volk freier. Der Rath der Vorsteher zu Chur waltete ohne Furcht. Ein helvetischer Schlachthaufe war hinreichend, seinen Befehlen Achtung zu schaffen, wenn hin und wieder die öffentliche Ordnung bedroht zu werden schien. Inzwischen gelang es den Vorstehern, auch die Freilassung der nach Frankreich und Oesterreich fortgeführten Geiseln zu bewirken. Sie kamen in das zerrüttete Vaterland zurück, voll schmerzlicher Freude, nicht mit geändertem Sinn.

Denn als Oesterreich, tiefgebeugt durch das Waffenglück seiner Feinde, zu Lüneville den Frieden aus Frankreichs Hand empfangen hatte (J. 1801, 9. Febr.), wurden die alten Parteien im Innern

Rhätiens bald wieder lebendig. Einige begehrten Wiederherstellung des alten Freistaats und seiner Verfassungen unter des Erzhauses Schirm; manche sogar, die den Verlust ihrer Güter im Veltlin beklagten, Vereinigung mit dem cisalpinischen Freistaat, weil Bünden nicht ohne Veltlin bestehen könne. Aber eine größere Mehrheit, entweder aus Neigung, oder im Anerkennen des Unvermeidlichen, neigte sich dem Wunsche zu, dem Freistaat der Schweizer auf immer einverleibt zu werden. Im Sinn der letztern kam die Entscheidung von Paris, wo Jakob Ulrich Sprecher von Bernegg, ein staatserfahrener Mann, von gemäßigten Grundsätzen, seit Jahren die Angelegenheiten Rhätiens unterhandelt hatte (J. 1801, 22. Juni). Und bald nach diesem erschien ein Bevollmächtigter vom Vollziehungsrath Helvetiens, Namens Andermatt, in Chur, welcher die wirkliche Verbindung der rhätischen Landschaften mit der Schweiz ohne Schwierigkeit ins Werk setzte. Denn das Volk, vieljährigen Elends müde, sehnsüchtig nach Frieden, unterwarf sich gern den Gesetzen der Nothwendigkeit, da es, wo nicht seine alterthümlichen Ordnungen, doch seine Freiheit gerettet sah. Es sandte seine Abgeordneten zur helvetischen Tagsatzung (J. 1801, 13. August), Männer von jeder Partei, selbst solche, die durch Strafgerichte vor-

zeiten öffentlicher Aemter auf viele Jahre unfähig erklärt worden waren; ernannte seine Beamte, gemäß den allgemeinen Gesetzen des schweizerischen Freistaats, und heilte seine Wunden aus, ohne besonders thätige Theilnahme an jenen Umwälzungen zu nehmen, welche von Zeit zu Zeit die Gestalt, bald der höchsten Landesbehörden, bald der Verfassung Helvetiens änderten (J. 1802).

Da endlich in der Schweiz die Parteiungen in Aufstand und Bürgerkrieg ausschweiften, gebot Napoleon Bonaparte, Haupt des französischen Freistaats, Frieden. Nachdem er die vornehmsten Männer jeder Gesinnungsart zu sich nach Paris berufen, und die getrennten Meinungen derselben vernommen hatte, gab er ihnen, ihren Streit vermittelnd, eine Verfassung, welche geeignet schien, alle Widersprüche zu versöhnen. Er löste den helvetischen Freistaat wieder in seine vormaligen Bestandtheile auf (J. 1803, 19. Febr.); vernichtete die Herrschaftsrechte der Städte, bildete aus ehemals unterthänigen Gebieten neue Freistände; gab Allen Selbherrlichkeit inner ihren Grenzen; zeichnete Allen die bleibenden Grundzüge der Verfassung vor; und vereinigte sie insgesammt zu einem Bundesstaat von neunzehn Orten, wie vorzeiten die Eidsgenossenschaft gewesen, doch durch allgemeinere und festere Bande gehalten.

9.

Zeiten der Ruhe unter der Vermittelungsurkunde. Vernichtung derselben. Neueidsgenössischer Bund.

Im J. 1803 — 1815.

So erhielt auch Rhätien, nun Mitglied der neubergesellten schweizerischen Eidsgenossenschaft, sein eigenthümliches Leben, und, mit leichten Milderungen, jene Verfassung zurück, die ihm in einem halben Jahrtausend theuer geworden war. Oesterreich hatte seine herrschaftlichen Rechte, die dem Freistaat so oft gefährlich gewesen, in Rhäzüns eingebüßt. Taraſp ward dem untern Engadin, der Hof des Bisthums der Stadt Chur, Haldenstein dem Hochgericht der Vierdörfer einverleibt. Mayenfeld genoß mit den andern Hochgerichten gleiches Recht.

Ein großer Rath von dreiundsechszig durch die Hochgerichte erwählten Gliedern entwarf die Gesetze des Landes, die empfingen ihre Rechtskräftigkeit durch den Beifall des versammelten Volks in den Gemeinden, und ihre Vollziehung vom kleinen Rath, der aus den drei Bundeshäuptern bestand. Jeder Bund aber wählte sein Haupt, frei aus den eigenen Bürgern, ohne Rücksicht auf altherkömmliche Uebungen oder örtliche Vorrechte;

hatte so wenig, als das einzelne Hochgericht-Macht, von sich aus mit fremden Mächten, oder andern Freistaaten der Schweiz, oder mit einem andern Bund oder Hochgericht in öffentlichen Angelegenheiten zu handeln und zu verkehren; alle Verbindung eines Theils mit dem andern geschah nur durch den großen oder kleinen Rath. Streitigkeiten unter Gemeinden entschied der erstere allein, welchem auch die Vertheilung allfälliger Abgaben unter den Gemeinden zustand. Beiderlei Glaubensbekenntniß, und Freiheit jedes Bürgers, im ganzen Lande seinen Gewerbfleiß üben zu können, ward gewährleistet.

Der Gesammtstaat, indem seiner einzelnen Gemeinden gefahrvolle Selbherrlichkeitsrechte geschwächt wurden, in deren Mißbrauch und Verstrickung sonst nur Parteigeist gewuchert hatte, gewann eine Kraft und Einheit, die er nie vorher gekannt. Das war es, was ihm noth gethan. Neben der alten Volksherrlichkeit bestand eine geheiligte Macht, zur festen Leitung des Ganzen und zur Handhabung des von der Mehrheit geweihten Gesetzes gegen Meuterei des Einzelnen; neben dem vollen Freiheitsgefühl des Bürgers das Opfer des Gehorsams. Es ist kaum zu glauben, weder, daß das Volk freiwillig und aus sich selber eine solche Grundverbesserung jemals un-

ternommen, noch der selbstsüchtige Geist alter Parteien ihm Dauer gelassen haben würde. Aber das Machtgebot des Vermittlers und der Verband mit der Eidsgenossenschaft gaben der neuen Ordnung Haltbarkeit. Der Kriegssturm, der ihr vorangegangen war, der Alles, was seit Jahrhunderten bestanden, in Trümmern zurückließ, hatte die Schöpfung eines würdigen Seins vorbereitet. Eine Reihe von glückseligen Jahren lehrten den Werth desselben, und ließ das Neue ins Leben hinein Wurzel treiben. Nur die Rechtspflege blieb noch lange in früherer Unvollkommenheit, weil die Vermittelungsurkunde sie unberührt gelassen hatte.

Es entfaltete sich von nun an der rhätische Freistaat in frischer Kraft, zu edlerm Streben. Immer, auf des Uebels Gipfel, wohnt das Bessere. Alle jene Umwälzungen und ungeheuern Verwandlungen waren so groß, mannichfaltig schnellwechselnd und betäubend vorübergegangen, daß der kurze Zeitraum, den sie erfüllten, beinahe ein Jahrhundert zu sein schien, wenn man ihre Menge übersah. Der Zorn der Parteien, ohne durch auswärtige Fürsten, oder durch ein Unterthanenland genährt zu sein, erstarb in leisen Zuckungen allmälig. Erinnerung des Vergangenen riß nur zuweilen noch halbverharschte Wunden auf. Ein einziges Jahrzehend brachte dem Vaterlande nun

züge in der Gemüthsart des Inselvolks geworden; damit hatte ſich, durch Reichthum und Glück genährt, hochfahrender Stolz verbunden. Das ging nun in Verfaſſung und Geſetzgebung des Staates über und zeichnete ihn unter allen übrigen in Europa durch eine Eigenthümlichkeit aus, welche wohl oft überraſchen, nie aber wahre Bewunderung oder Vertrauen erregen konnte. Vielleicht ſtand eben ſo einſt oder auf ähnliche Weiſe, aus ähnlichen Urſachen, das Karthago der alten Welt, mit ſeiner finſtern, harten und verſchmitzten Politik, vor welcher die Römer Scheu und Abſcheu trugen.

Die Stiftung eines Erbadels, eines Patriziats, von Geburtswegen Herrſcher, zeigte ſich dem Staate noch von anderer Seite verderbensvoll. Der Geſchlechterhochmuth machte ſich wichtig. Er fand es bald rathſamer, die Wurzeln der Stammbäume im Pallaſte altrömiſcher Helden, als in der gebrechlichen Schifferhütte eines der Urahnen zu ſuchen, der den Schlamm der Lagunen befeſtigt und durch Fleiß und Arbeit Vermögen erſpart hatte. Eheliche Verbindung mit Töchtern des Bürgerſtandes galt bald wie Entweihung. Kinder ſolcher Ehen waren nicht herrſchaftsfähig, da hingegen Vermählungen mit unehelich gebornen Töchtern der Patrizier keineswegs entadelte. Kaufmänniſche Geſchäfte zu trei-

weisere Gesetze und wohlthätigere Anstalten, als vormals eine Reihe von Jahrhunderten. Ein allgemeiner Gerichtshof des Freistaats konnte von den untern Gerichten angerufen werden. Ein eigenes Handlungsgericht entschied die zweifelhaften Fälle beim Waarenverkehr. Oeffentliche Gesundheitspflege, Ordnungen und Uebungen im Handel und Wandel, und Unterhaltung der Landstraßen wurden besondere Sorgen der öffentlichen Verwaltung. Das Heer- und Kriegswesen des Landes nahm verbesserte Gestalt an, den Zeiten und Fortschritten anderer Völker in den schrecklichsten ihrer Künste angemessen. Die öffentliche Erziehung genoß die ihr lange entzogene Pflege. Eine höhere Bildungsanstalt ward für Jünglinge des evangelischen Glaubens aller drei Bünde zu Chur, für die der katholischen Kirche zu Disentis neubegründet, und viel Anderes vollbracht oder angehoben, was gemeiner drei Bünde Ruhm und Wohlfahrt vorbereitete. Die Gemeinden sahen mit Beifall zum Segen des Vaterlandes den Wetteifer der Männer, welche ehedem ihre Kraft zum gegenseitigen und allgemeinen Untergang verschwendet hatten. Was dem Geist und Wesen eines Landes widerstreitet, thut keine Obrigkeit ungestraft; aber was sie aus des Volkes Natur und Gemüth Herrliches zu entwickeln versteht, wird ihr mit

Preis belohnt; dann fühlen sich die Bürger selber in dem Thun ihrer Staatsführer geschmeichelt.

Nur drei Dinge blieben in diesen erquickenden Tagen schmerzenvolles Nachwehn der Vergangenheit: zerstörter Wohlstand, dessen Wiederblühen ein langes Kriegen der fremden Mächte hemmte; verlorenes Gut vieler Bündner in den ehemaligen Unterthanenlanden, welches vergebens, und wiederholt, als rechtsloser Raub von Frankreichs Gerechtigkeit zurückgeheischt ward; Stellung junger Mannschaft zu den Schweizerscharen, welche die Eidsgenossenschaft vertragsmäßig in französischem Kriegsdienst hielt, und fortwährend auf fernen Schlachtfeldern verloren gingen.

Denn Napoleon Bonaparte, durch der Briten unversöhnbaren Haß und eigenen Ehrgeiz, zu immer neuen Feldzügen getrieben, ward der Verwüster des ganzen Welttheils, welchen zu beglücken er von der Natur Beruf und Macht empfangen hatte. Was Cäsar dem alten Rom, war er dem französischen Freistaat geworden; doch glücklicher, denn jener. In dem großen Reiche zwischen Rhein und Pyrenäen, dessen Bewohner der Freiheit nie fähig gewesen, richtete er sich einen neuen Thron auf. Er schmückte seinen Scheitel mit kaiserlicher Krone und mit der königlichen Italiens. Den Süden Europens unterwarf er

seinem Zepter; der ganze Norden bebte vor seiner Größe. Königthümer verschenkte er aus freier Hand; eine Kaisertochter führt' er, als Gemahlin, vom Siegesfelde in den pariſiſchen Palaſt; dem Welttheil gab er Geſetze. Als er den Gipfel einer Hoheit erſchwungen hatte, wie vor ihm ſeit tauſend Jahren kein Fürſt, ſchlug ſeine Stunde. Eine Winternacht in ruſſiſchen Schneefeldern vertilgte ſeiner Heere Kern. Die Tapferkeit nordiſcher Völker beſchleunigte ſein Verderben. Der Aufſtand aller unterjochten Länder vollendete es. Er verlor Ruhm und Reich. Seine Thaten waren glänzender, als groß, und größer, als er ſelbſt geweſen. Die verſtoßenen Bourbonen nahmen den Thron ihrer Väter wieder ein.

Da zerriß auch die Eidsgenoſſenſchaft ihre von ihm empfangene Vermittelungsurkunde. Denn die weiland herrſchend geweſenen Städte erwarteten Wiederkehr ihrer alten Oberherrlichkeit und ihrer geſchmälerten Gebiete. Neue Zwieſpälte, Auflehnungen und Verwirrungen in Helvetien. Zwar ſchufen die Staaten der Eidsgenoſſenſchaft einen neuen Bundesvertrag (J. 1814, 8. Sept.); Viele ſich neue Verfaſſungen. Ihren Hader aber konnte nur der vermittelnde Ausſpruch der europäiſchen Mächte ſchlichten (J. 1815, 20. März), als dieſelben zu Wien verſammelt waren.

Auch Rhätien ward noch einmal, doch nur vorübergehend, zu Aufständen für Herstellung abgeschaffter Unfugen, durch Flugschriften und Söldnereien, ganz im Geist des ekelhaften ehemaligen Rottenthums, versucht. Eitle Mühe. Das Volk that seiner würdig. Weit entfernt, zu den Mängeln der Urverfassung heimzukehren, veredelte es nur dieienige, der es seit eilf Jahren sein Glück dankte. Von den Kaisern und Königen des Welttheils in der Versammlung ihrer Vollmächtigen zu Wien, verlangte es allein Gerechtigkeit und Entschädigung, für seine in Veltlin ihrer Besitzungen beraubten Bürger. Oesterreich, welches, als Frucht der Siege, die Lombardie, sammt dem Gebiet des vernichteten venedischen Freistaats genommen, behielt auch Veltlin, Cläven und Worms für sich. Wohl mogten die Eidsgenossen, selbst viele in Rhätien, dem Erzhause diesen Zwietrachtsapfel gönnen, um welchen schon so viel Blut geflossen war; doch niemand gern in eines guten Fürsten Hand denselben sehen, noch befleckt von einer Ungerechtigkeit gegen schuldlose Haushaltungen.

Von allen Völkerschaften des eidsgenössischen Bundes hat vielleicht keine den Stürmen und Umwälzungen der Vergangenheit herrlichere Frucht abgewonnen, als das Volk im Hohenrhätien.

Keines paart, mit größerer bürgerlicher und persönlicher Freiheit in volksthümlicher Verfassung so großen Kraftverein in der Staatsführung, und setzt dem Ehrgeiz herrschsüchtiger Geschlechter oder Einzelner, wie der Gesetzlosigkeit einer ungebundenen Menge festere Schranken entgegen. Die Ueberbleibsel der uralten Bundesordnungen mäßigen eben so sehr die Gewalt der Staatskraft, welche, zusammengedrängt, in weniger Männer Hand ruht, als sie die Anstrengungen mißvergnügter Parteien lähmen, welche dem Ganzen Gefahr dräuen.

Aber mehr, als die Tugend der Verfassung, wird die Tugend des Volkes in den rhätischen Gebirgen die Freiheit beschirmen.

Literarische Anzeige.

Da die Ausgabe auf ordinärem Druckpapier von der zwölften Auflage der Stunden der Andacht in gr. 8. nun wieder vergriffen ist, so ermangelt der Endunterzeichnete nicht, davon die Anzeige zu machen, und daß dermalen nur noch einiger Vorrath von der Ausgabe auf weißem Papier in gr. 8. à 11 fl. oder 7 Thlr. 8 gr. vorhanden ist. Diese Ausgabe ist unstreitig die vorzüglichste, welche bis jetzt erschienen, und der Unterschied des Preises besteht nur in 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 20 gr. mehr, als die ordinäre Ausgabe kostet.

Es wird also nur allein diese gute Ausgabe während den nächsten sechs Monaten im Buchhandel zu haben sein.

Die dreizehnte Auflage wird indessen im Druck beginnen, und in gleichem Taschenformat in zwölf Theilen erscheinen, wie die eilfte Auflage für Katholiken erschienen ist. Die ersten sechs Theile von dieser dreizehnten Auflage in Taschenformat werden binnen sechs Mona-

ten im Druck vollendet und im künftigen Monat Juli allgemein im Buchhandel versendet; die folgenden sechs Theile werden dann im künftigen November nachfolgen, und somit wird diese Taschenausgabe, welche von vielen Literaturfreunden wegen ähnlichen Ausgaben gewünscht wird, im Laufe dieses Jahres abgeliefert werden; der Ladenpreis von zwölf Theilen dieser Ausgabe auf ord. Papier wird nicht höher als 30 kr. per Band, also 6 fl. oder 4 Thlr. kosten; auf ganz weißes Papier à 8 fl. oder 5 Thlr. 8 gr. wird nur eine kleine Anzahl Exemplare abgedruckt werden.

Der Druck der eilften Auflage für Katholiken wird indessen ebenfalls fortgesetzt, und die noch restirenden Theile werden unfehlbar nach und nach erscheinen.

Von Zschokke's Schriften ist der 35. und 36. Theil schon früher versandt worden, und somit die Taschenausgabe unter dem besondern Titel der Vaterischen Geschichten in 8 Theilen ebenfalls beendiget; der 37., 38. und 40. Theil sind bereits ausgedruckt, und zum Versenden bereit. Es ist somit die ganze Sammlung in 40 Theilen vollendet, und es werden vollständige Exemplare auf weißem Papier noch um den bisherigen Preis von 28 fl. oder 18 Thlr. 16 gr. mit 25 Prozent netto bis zum Schlusse der nächsten Leipziger Jubilatemesse ausgeliefert. Desgleichen werden auch

den Beſitzern der erſten 28 Theile die noch übrigen 12 Theile, vom 29. bis 40. Theil, um den bisherigen Preis à 6 fl. oder 4 Thlr. auf ord. Druckpapier, und à 8 fl. oder 5 Thlr. 8 gr. auf weißem Druckpapier, erlaſſen, und man beliebe ſich mit Beſtellungen darauf an die nächſtgelegenen Buchhandlungen zu wenden, welche ſolche noch bis zu dem feſtgeſetzten Zeitpunkt übernehmen werden; ſpäterhin wird dann der Ladenpreis von vollſtändigen Exemplaren in 40 Theilen um ein Fünftel erhöht werden.

Januar 1829.

H. R. Sauerländer.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Neununddreißigster Theil.

Abelline.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

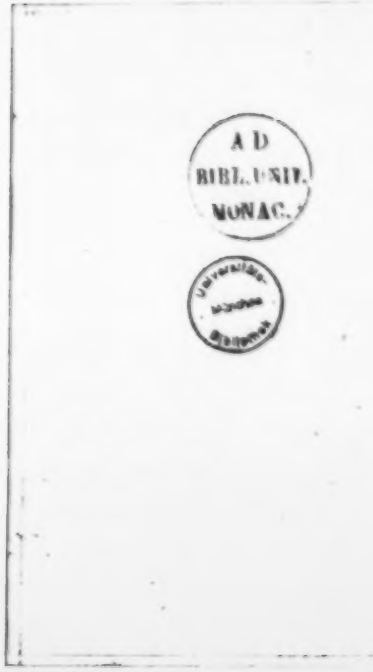
A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

ben, denen der Staat seinen Glanz dankte, schien Edelleuten nach und nach unanständiger; ward zuletzt gar untersagt und nur Bürgern überlassen. Patriziern, als gebornen Staatsmännern und Regenten, geziemte nur vom Staate zu leben, als obere Beamte, als Verwalter auswärtiger Unterthanenprovinzen, als Hauptleute beim Heere, als Befehlshaber zur See, als Gesandte zu fremden Mächten u. s. w. Aber auch fürchtete man, und nicht ohne Grund, daß im Handelsverkehr das Glück eine der Familien mit übermäßigem Reichthum begünstigen und die Gleichheit aufheben könne, wie die Florentinischen Mediceer in der Geschichte gezeigt haben. Verbot doch auch schon in Rom das Claudische Gesetz Senatoren, ein Kaufartheischiff im Meere zu halten, welches mehr denn vierzig Modien Fracht einnehmen konnte. Wo nicht Tugend, nicht Kenntniß und Verdienst, sondern Geburt allein Anspruch auf Verwaltung öffentlicher Aemter machen darf, ist der Staat bloße Domäne, das Volk deren Dienerschaft, die Staatsführung meistens zum Schlechtesten hinneigend, zumal wenn das Amt mehr Erwerbsquelle des Angestellten, als Gelegenheit wird, dem Vaterlande wohlthätig zu werden.

Die venedischen Gouverneurs, Proveditoren und Podesta's in den Unterthanenlanden bekleideten ihre dortigen Stellen nur auf kurze Zeit. Um so

In einem Kreise junger Freunde, die sich auf der ehemaligen Hochschule zu Frankfurt an der Oder den Wissenschaften widmeten, gehörte zu den geselligen Ergötzlichkeiten, daß jeder aus dem Stegreif eine Geschichte erzählen mußte, deren Ende und Ausgang Keiner von den Zuhörern errathen konnte. Einem dieser Erzähler, als ihn die Reihe traf, kam zufällig eine Anekdote zu Hilfe, die er in einem alten deutschen Büchlein, schon im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts gedruckt, gelesen hatte, und zwar von einem klugen venedischen Edelmann, der, um eine Verschwörung gegen den Staat zu entdecken, sich mit großer Kunst verstellt, unter die Banditen begeben und mit ihnen gemeine Sache gemacht habe. Der

junge Erzähler benutzte diesen Stoff so gut, daß die übrigen Nebenbuhler reichlichen Beifall zollten, ihn mahnten, das Geschichtchen schriftlich aufzusetzen, und, als dies geschehen war, sogar ein Theaterstück daraus zu versuchen.

So entstand das Schauspiel Abellino, dessen Verfasser sich damals schwerlich träumen ließ, daß das flüchtige Werk eines geselligen Muthwillens bald auf allen deutschen Bühnen lärmen, und sogar zu Engländern, Franzosen und Spaniern übergehn würde. Er selbst sah das Stück in seinem Leben nur dreimal aufführen. Späterhin, da das zusammenhangslose, grobgeschnitzte Marionettenbild auch nach zehn und zwanzig Jahren sich noch auf Thaliens Bretterwelt behauptete, ging er, mit einer Art schamhaften Verdrusses, an neue Bearbeitung desselben, um, wo möglich, das alte Unwerk zu verdrängen, dessen beharrliches Leben weder ihm, noch dem guten Geschmack der deutschen Bühnenvorsteher schmeichelhaft sein konnte. — Er warf jedoch verdrossen

auch die spätere Bearbeitung wieder zurück, in der Hoffnung, daß endlich das Vergessenswerthe nothwendig vergessen werden würde. Er irrte sich. Der Bandit trat auch nach dreißig Jahren, selbst auf einigen größern Bühnen, frischerdings hervor. Dies bewog den Verfasser, die spätere Bearbeitung erscheinen zu lassen, um wenigstens seinerseits zu beweisen, daß er dem guten Geschmack eine Sünde abzubitten, mit voller Reue, geneigt sei.

Ob die Abbitte keine neue Sünde sei, mögen Andere entscheiden. Er glaubte zum mindesten den alten, verzeichneten Holzschnittfiguren menschlichere Gestaltung und reinere Haltung gegeben zu haben. Das Beste zur Sache würden, hoffte er, die Künstler auf der Bühne hinzufügen müssen.

Nebenbei aber wäre zu wünschen, daß dann diese auch nicht den venedischen Adel in altdeutschen Hüten, spanischen Wämsern und ungarischen

Hosen zur Schau bringen mögten; zumal die gesetzliche Tracht der Nobili von Venedig, so lange die Republik bestand, allerdings etwas Würdereiches, wenn auch Einförmiges, hatte. Die in Aristokratien heimische Eifersucht, welche Alles leichter, als Auszeichnung eines ihrer Glieder erträgt, verbot den Edeln der Lagunenstadt, anders, als im langen, schwarzen, talarartigen Rock, der bis auf die Füße niederfiel, vorn herab mit Pelzwerk verbrämt, um den Leib einen breiten, mit silbernen Schildchen verzierten, Gürtel, und die lange venetianische Mütze unterm Arm, zu erscheinen. Nur die Rathsglieder höhern Ranges, wie auch die Prokuratoren von St. Marco, mußten, als Zeichen ihrer Staatswürde, die langen Röcke von karmesin- oder purpurfarbenem Sammt oder anderm Stoff tragen. Selbst der Doze entfernte sich nicht vom üblichen Schnitt der Adelstracht, obwohl sein Talar von königlicher Pracht war, besonders wenn der Fürst im vollen Glanz seiner Würde erschien, das Haupt mit dem herzoglichen Baret oder Corno bedeckt, den

vern ein Rubin, ringsum ein Gewinde von großen, orientalischen Perlen schmückte.

Den zum jungen Abbate degradirten Kardinal des alten Stücks kann man sogar, wenn es sein muß, mit leichter Mühe in einen weltlichen Rock kleiden. Er wird nichts dagegen einwenden. Wenn die lastervollsten Fürsten, wenn die grausamsten Kriegshelden, wenn Neronen und Alba's auf die Bühne gebracht werden, fällt gewiß Keinem ein, daß damit die Ehrfurcht gegen den erhabenen Stand der Fürsten und Feldherrn verletzt sey. Aber es läßt sich nachkommenden Geschlechtern erzählen, daß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hin und wieder für den Klerus höhere Ansprüche, als für den Rang der Könige, Helden und Staatsmänner gemacht worden sind; und daß es Verachtung der Religion, Entweihung des an sich ehrwürdigen Standes der Geistlichkeit geheißen worden ist, wenn etwa ein entarteter Mitglied desselben vom Dichter oder Schauspieler dargestellt wurde, und das in einer Zeit, wo das

apoſtoliſche Spanien die Urbilder ſolcher Abbaten zahllos in ſchauerlicher Wirklichkeit aufwies.

Die Vorrede iſt für das nachfolgende Spiel faſt zu ernſt und zu lang geworden; mögte ſie, da Andern, doch keine Nachrede veranlaſſen.

Abellino.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

(Nach der spätern Bearbeitung.)

Personen.

Andreas Gritti, Doge zu Venedig.
Rosamunde, dessen Nichte.
Idaella, ihre Erzieherin.
Dandolo, einer der Procuratoren von St. Marco.
Canari, einer der Groß-Staatsinquisitoren.
Bledoardo, ein venedischer Edler.
Abbate Tolomeo.

Parozzi, Falieri, Contarino, Memmo, } venedische Edle und Verschworne.

Matteo, Abellino, } Banditen.

Ein Senator.
Ein Diener.
Mehrere Banditen, Senatoren, venedische Edelfrauen, dalmatisches Kriegsvolk.

Die Geschichte fällt in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein halbdunkles, enges und ärmliches Gemach.

Abellino,

im tiefern Nachſinnen an einem Tiſchlein. Nach einer Weile ſich ermannend, ſpringt er auf:

Wer den Himmel will erobern,
Darf die Höllenfahrt nicht ſcheun. —
Fort, die Grillenfängerei'n!
Will, nach ſechs und ſieben Tagen,
Schon die Ungeduld dich plagen,
Und das Heldenwerk gereun?
Heldenwerk? — Verdammter Spott!
Lieber Landsknecht in der Feldſchlacht;

Da blitzt Degen gegen Degen,
Und die Spieler stehn sich gleich.
Aber hier, in blut'ger Kneipe,
Mordknecht eines Mördermeisters; —
Meuchlings, um ein paar Zechinen,
Einem Wicht das Leben stehlen; —
Wie die feige Tigerkatze,
Mit den gierigschlauen Augen,
Hinter Büschen, hinter Mauern
Auf das sichre Opfer lauern: —
Schlechter bleibts, als Henkerwerk.
Heiligt je ein Zweck das Mittel?
Ist die Ehre feil um Schmach? ...

(Neues Nachsinnen.)

Was denn, Bursch? Wo will's hinaus?
Sprangst du denn nur für den Goldschaum
Eiteln Ruhms in's Abenteuer? —
Vorwärts, vorwärts, Abellino,
Blick' auf's Ziel und auf den Preis!
Deine Würfel sind geworfen! —
Sind geworfen! ... nun so sei's! (Er setzt sich.)

eilfertiger und gewiſſenloſer benutzten ihrer viele die geſetzliche Friſt, ſich zu bereichern. Alle fünf Jahre ward freilich eine Kommiſſion von drei Senatoren in die unterthänigen Landſchaften geſchickt, um die Amtsführung der Angeſtellten und die allfälligen Klagen der Unterthanen zu prüfen, ohngefähr wie die ehemaligen ſelbſtherrlichen Kantone der Schweiz Syndikate in ihre unterthänigen Landvogteien ausſchickten; allein da die Prüfenden, wenn ſie pflichtvergeſſen ſein wollten, minder den Mißmuth einzelner, ohnmächtiger Unterthanen, als, wenn ſie gerecht ſein wollten, die frühere oder ſpätere Rache der Mitadelichen zu fürchten hatten, blieb die Ausſendung der Kommiſſionen großtentheils nur ein Gepränge, das der Regierung zwar einen Schein der Gerechtigkeitsliebe, hingegen den Unterthanen nur ſchlechte Hilfe geben konnte. Daher empörte ſich in den erſten dreihundert Jahren nach der Eroberung Dalmatiens Zara ſiebenmal; mehrmals empörte ſich Trau; Kandia, ſeit Beſitznahme dieſer Inſel, nicht minder. Fehlgriffe oder Ungerechtigkeiten der Regierenden waren gewöhnlich die Urſachen der Aufrühre, und Flamme und Schwert über die Unglücklichen gewöhnlich das Mittel, ſie zu ſtillen.

Nicht jederzeit konnten alle Adelichen mit Aemtern verſorgt werden. Zu unwiſſend, oder zu hochmüthig, durch ehrenhafte Arbeit Unterhalt

Zweiter Auftritt.

Matteo und einige andere Banditen treten herein.

Abellino (für ſich hinſprechend).

Und zuletzt, was liegt am Leben,
Wenn's der Geiſt nicht adeln kann?
Nimmer wird ein rechter Mann
Seinen Pfifferling drum geben,
Bleibts, vom Anfang bis zum Ende,
Nur ein fahler Bettlertraum.

Matteo (leiſe zu den Andern).

Still da! unſer Sadrach-Medech,
Glaub' ich, treibt Philoſophie.

Abellino,

(der ſie ſeitwärts bemerkt, ohne es wahrnehmen zu laſſen).

Länger mag ichs nicht erleiden,
Hier auf fauler Bärenhaut.
Der Matteo iſt ein Gimpel,
Daß er meiner Fauſt nicht traut.
Freitag .. Montag .. alle Teufel!
Eine lange Woche ſchon
Schleppt der Schurke mich voll Argwohn

Mit sich um am Narrenseil.
Eine Woche — unerhört! —
Sah ich am Stilet kein Tröpfchen
Rothen, warmen Menschenblutes.
Bei St. Paul und bei St. Peter,
Ich muß wieder Farbe schauen!
Will der Mucker mir nicht trauen,
Flieg' ich selber aus auf Fang.

Matteo (zu Abellino).

Hab' es dir der Teufel Dank,
Wenn du solches Stückchen wagest!

Abellino (ausfahrend).

Heda! — Horcher! ... Ha, seid Ihr? —
Nun was bringt Ihr heim vom Markte?
Nichts zu ritzen? Nichts zu kitzeln?
Viel Bestellung? ...

Matteo.

Bluthund, du!
Unser eins treibt sein Gewerbe
Ehrlich, um gerechten Lohn.
Aber dich ergötzt es, spassend

Armen Teufeln vor den Nasen
Ihre Lampe auszublasen.

Abellino.

Nicht den Lohn verschmäh' ich; aber
Der dünkt mich ein lump'ger Weidmann,
Welcher, wie ein Wolf der Wälder,
Nur den Magen anzufüllen,
Nach dem fliehnden Wilde streicht.
He, was sind wir? Menschenjäger,
Gleich dem Kriegesknecht im Felde,
Gleich dem Arzt am Krankenbett.
Gold ist nicht das Ziel der Kunst;
Jede lohnt sich in Vollendung
Edler Frucht, die sie sich selbst zeugt.

Matteo.

Bei St. Marens, schwatzen kann er,
Wie des Teufels Advokat!
He, wer hat dich das gelehrt?
Bist du ein entsprungner Pfaff?
Ein verdorbner Studiosus?
Ein versuchter ...

Abellino.

Schweig, du Schlucker!
Wahrlich, glaub' es, mir ward nicht
An der Wiege schon gesungen,
Daß ich dermaleinst bei Euch
Medicinisch fuschern sollte.

Matteo.

Nun, ich glaub' es dir aufs Wort.
Dir sind andre Herrlichkeiten
In den Windeln prophezeit:
Ordensbänder um den — Hals,
Hohe Stellen in der — Luft! ...
Abellino, nichts für ungut,
Aber Wunder bleibts, und Wunder,
Daß du nicht schon tausendmal
In des Henkers Schlinge hingst.
Kain nicht, der Brudermörder,
Was vom Herrgott so gezeichnet,
Daß ihn tödte, wer ihn finde,
Brüderchen, wie du.

Abellino (grinsend).

Hi, hi!

Matteo.

Wer sah zwischen Erd' und Himmel
Je ein Belials-Gesichtchen,
Ganz erkoren und geboren
Für den Galgenarm, wie dies?
Diese Stirn, ein Mauerbrecher,
Hü der Frechheit Eisenschild.
Aus den häm'schen, scharfen Winkeln,
Hier, um das verzogne Maul,
Spottet schnöde Gotteslästrung!
Aus dem einz'gen, finstern Auge
Glüht der ew'gen Hölle Inbrunst.

Abellino.

Narr, das beste Büchlein trägt
Oft ein falsches Titelblatt.
Magst du mich darum beneiden?
Sieh, das ist des Himmels Gabe.
Tröste dich, du bleibst ja dennoch
Futter für die jungen Raben. — —
Nun, Matteo, Scherz bei Seite!
Kurz zur Sache, sprich, wie stehts?

Gibt es etwas anzuzapfen?
Oder magſt du mir nicht trau'n?
Rede offen!

Matteo.

Höre, Burſche.
Du gefällſt mir, aber ...

Abellino.

Rede!

Matteo.

Ich bemerke: dir fehlt Eins nur.
Unſere Profeſſion,
Stets im Angeſicht des Todes,
Fordert Eins: — Religion!

Abellino.

Biſt du närriſch, oder trunken?

Matteo.

Du beſuchſt ja nie die Kirchen,
Nie die Meſſe, nie die Beichte,
Rufſt auch keinen Heil'gen an!
Sieh, der zorn'ge Himmel kann dich
In die Hand der Sbirren liefern,

Auf die Folter spannen lassen ...
Und du könntest uns verrathen, ...
Hei! da wär' uns schlecht gedient.

Abellino.

Puh! es hat mir nicht geträumt,
Daß man mit des Himmels Hilfe
Auch dem Teufel opfern könne.

Matteo.

Lästermaul, wie lästerst du?
Wir sind nur des Schicksals Werkzeug,
Sind die Ruthen seines Grimmes;
Sind nicht besser, sind nicht schlimmer,
Als, in seiner Hand, der Krieg,
Oder Pest und Hungersnoth.
Aber fehlt Religion:
Sind wir selbst strafwürd'ge Sünder!

Abellino.

Nun denn, bei St. Paul und Peter,
Ich will heute mich bekehren,
Beichte sagen, Messe hören,
Wenn du mir zu schaffen gibst.

Matteo.

Gut, du kannst, da dichs gelüstet,
Bald ein Probestückchen machen;
Arbeit gibts bei uns vollauf.
Geht, ihr Andern, macht Euch lustig,
Zieht auf frische Kundschaft aus.
Struzza, reiche du zuvor
Aus dem Mauerschrank im Winkel
Unser Arsenal hervor.

(Die Banditen entfernen sich.)

Abellino.

Hei, was Arsenal? Seh hier,
Alles trag' ich schon bei mir.

(Er entblößt einen Dolch.)

Schau, die Scheere keiner Parze
Schneidet dir, so glatt und sicher,
Jeden Lebensfaden ab,
Wär' er auch von Stahl gesponnen ...

Matteo.

Nichts da! hast ja nur bisher
Eitel Fuscherei getrieben.

Heut erst sollst du, in Venedig,
Beim Gewerbe zünftig werden.
Sieh, man hält hier stark auf Ordnung.
Du bist Fremdling; fremde Fuscher
Duldet meine Innung nicht.
Mancher hat es zwar versucht,
Unsre Kunst für eigne Rechnung
Und auf eigne Faust zu treiben;
Aber ungesegnet kam er,
Hui und Pfui! zur Welt hinaus.

(Struzza bringt ein Kästchen, legt es auf den Tisch und entfernt sich.)

Abellino.

Also, Handwerksneid auch hier!
Sticht der zunft'ge Dolch denn besser,
Als des Fuschers gutes Messer?

Marco

(indem er das Kästchen öffnet und einige Stiefe hervorzieht).

Bursche, wie du albern fragst!
Fleisch ist Fleisch und Stahl zu Stahl.

Aber wer der Kunst sich weiht,
Soll sie kunstgerecht behandeln.
Junge, tritt heran und schau:
Dieser Dolch, — die schöne Klinge —
Strich um Strich muß dir daran,
Wer Bestellung gibt, bezahlen.
Gilt es eines Zolles Tiefe, ...
Nicht zum Tode, nur zum Schrecken,
Forderst keck du zehn Zechinen.
Zwei Zoll, in des Menschen Leib,
Kosten zwanzig; drei Zoll dreißig.
Geht's auf's Leben, dann begehre
Was du willst, nach Stand und Würden.

Adellino.

Mäß'ge Apothekertaxe.

Matteo.

Hier ein Dolch, schau an, von Glas!
Gut, in's dicke Fleisch zu stoßen;
Bricht du in der Wund' ihn ab,
Bleibt er sicher drin verschlossen
Bis zum Auferstehungstag. —
Sieh, zum Beispiel, mancher möchte

zu erwerben, versanken viele in Armuth. Sie schämten sich nützlicher Thätigkeit, aber nicht des Müßiggangs und des Almosens. Es wurden Stiftungen für verarmte Nobili gegründet; sie empfingen Zahrgelder; ihre Söhne genossen unentgeldlichen Schulunterricht, ihre Töchter wurden in Kloster gegeben. Darum war die gesetzliche Sitte nicht unweise, daß alle venedische Edelleute ohne Ausnahme, gleich den Bürgern, im langen, schwarzwollenen Oberrock gehen mußten. Theils ward durch diese Verbannung äußerer Unterscheidungszeichen, welche die Prachtliebe und Eitelkeit erfindet, unter den Nobili mehr Gefühl der Gleichheit erhalten; theils den Reichen des Bürgerstandes erschwert, die Dürftigkeit des Adelichen zu erkennen und sich über dessen Armseligkeit zu erheben.

Die beschränkte Zahl der öffentlichen Aemter, welche von Patriziern bekleidet werden konnten, und daneben die Nothwendigkeit, die adeliche Jugend anständig zu versorgen, gab der Staatsklugheit Venedigs neuerdings falsche Richtungen. So oft sich nämlich Gelegenheit darbot, in der Nachbarschaft das Gebiet mit einer neuen Provinz zu erweitern, ward sie vom großen Rathe mit Begierde ergriffen. Denn jede neue Eroberung gab dem Patriziate neue Aussicht zur Versorgung und Anstellung von Söhnen und Verwandten.

Gern vom reichen Vetter erben,
Aber will nicht jähen Tod,
Sondern, vor des Vetters Sterben,
Dies und das noch mit ihm handeln;
Oder, nur aus Frömmigkeit,
Ihn nicht in die Ewigkeit,
Ohne letzte Oelung, senden.
Dazu dient dies edle Glas!

Abellino.

Nun, das heiß' ich zunftgerecht;
Zunftgerecht, nicht kunstgerecht! —
Kunstgerecht geht die Natur,
Drum geht Kunst naturgerecht.
Also, Meister unsrer Zunft,
Laß mich frei und eigen schalten....

Matteo.

Still, das Beste kommt zuletzt!
Dieser Dolch, mit seiner Spitze,
Feiner, als der Sonnenstrahl,
Gleicht dem mörderischen Blitze;
Denn er tilget schnell das Leben,
Hinterläßt kein blut'ges Maal.

Nur ein Schrämmchen in die Haut,
Nur ein Punkt, wie Mückenstich,
Liefert auf die Todtenbahre;
Denn die kaum sichtbare Spitze
Ist ins schärfste Gift getaucht.
Nimm ihn, denn schon heut bedarfst du,
Heut des edeln Kleinods schon.

Abellino.

Schön! das gibt ein Meisterstück.
Aber sprich, an wem? und wo?

Matteo.

Kennst du, Bursche, in Venedig
Endlich alle Weg' und Stege;
Alle Mauern, alle Gassen;
Jedes Loch, um aufzupassen;
Jede Gondel, jedes Boot?

Abellino.

Ho! in meinem eignen Wamse
Weiß ich besser nicht Bescheid.

Matteo.

Und dann unsre edeln Kunden,
Die ich alle dir schon mehrmals

Nannte und mit Fingern zeigte,
Wenn ſie zum Senate gingen,
Oder in die Freudenhäuſer;
In die Kirchen; und am Spieltiſch,
Bei Gelagen, Saufereien,
Tänzen und Prozeſſionen?

Abellino.

Beſſer kenn' ich ſie, als dich.

Mattes.

'Jener prächtige Parozzi ...

Abellino.

Prächtig, bei St. Paul und Peter,
Wie ein Silberſarg voll Aas;
Reizend wie ein Sodomsapfel!

Mattes.

Und der kluge Faliert ...

Abellino.

Der, mit ſeiner Vipernzunge,
Freund und Feind und ſich vergiftet.

Mattes.

Und der kecke Contarino ...

Abellino.

Keck aus Stolz, und kolz aus Dummheit.

Matteo.

Dann der umſichtsvolle Memmo ...

Abellino.

Umſichtsvoller, als ein Haſe!

Matteo.

Läſtermaul, ſo wirſt du doch
Pater Tolomeo ehren.

Abellino.

Ehre dem ehrwürd'gen Fuchs,
In dem Hühnerſtall Venedig!
Alle, alle kenn' ich ſie,
Dieſe luſt'gen Springinsfelde,
Dieſe Lebemänner, dieſe,
Lockern Zeiſige von Hauſ' aus,
Die den Juden und den Wucherern
Längſt ihr väterliches Erbe,
Und dem Teufel in der Hölle
Leib und Seel verſündet haben.

Matteo.

Sie ſind unſre beſten Kunden,
Und wir zählen deren mehr.

Abellino.

O ich weiß, der Schurken Menge
Wird Venedig bald zu enge;
Drum iſt's Billigkeit und Noth,
Daß man unſre Hilfe fordert,
Blos ein wenig Raum zu ſchaffen.
Alſo friſch, ich bin bereit;
Fordre, Meiſter, und gebeut!
Welchem reichen Geizhals ſoll ich,
Welchem läſ'gen Nebenbuhler,
Welchem Oberen im Amte,
Seine Himmelspforte öffnen?

Matteo.

Höre mich! vor allen Dingen
Wirſt du deine Andacht halten;
In der Kirche von San Marco
Zehn Ave Maria beten;
Deinem Heil'gen dich empfehlen,
Daß er ſeinen Schutz gewähre.

Beide gehn wir dann verkleidet,
Schwarz, im pelzverbrämten Leibrock,
Zierlich, wie die Nobili,
In den Garten Dolabella.
Dort wird heut des Dogen Nichte,
Im Begleite andrer Frauen,
Sich des Frühlingsabends freun.

Abellino (lauernd).

Wie? die schöne Rosamunde?

Matteo.

Unter irgend einem Vorwand
Trittst du hin zur zarten Rose
Und — brichst sie vom Lebensbaum.

Abellino.

Bist du rasend?

Matteo.

Nur ein Ritzchen
In den weißen, zarten Arm
Mit dem gift'gen Messerspitzchen,
Und des Todes schöne Braut
Fällt dir ohne Klagelaut.

Abellino.

Geh zur Hölle!

Matteo.

Was? erschrickst du
Vor dem leichten Probestück?

Abellino (grinsend).

Ich erschrecken? Ich? Hi, Hi!
Wenn's die heiligen zehntausend
Jungfraun sammt und sonders wären!
Aber, Meister, das verdrießt mich,
Daß du meiner starken Faust
Nur ein schwaches Mägdlein bietest.
Warum nicht den Sbirren-Hauptmann,
Mitten unter seiner Schaar?

Matteo.

Alles, Freund, hat seine Zeit.

Abellino.

Und, zum Teufel, welcher Teufel
Hat dies Opfer sich erkoren?

Matteo.

Still davon! Ich plaudre nicht.
Kein Bestteller wird verrathen.

Alles, was man uns vertraut,
Bleibt verschwiegen und begraben,
Wie Geheimniß einer Beicht'.
Also vorwärts, ich begleite
Dich zur Kirche, dann zum Garten.

Abellino.

Du? wozu denn mich begleiten?
Traust du meinem Muth so wenig?

Matteo.

Das ist unsre alte Satzung!
Tritt der Neuling in die Zunft,
Muß der Meister, auf der Stelle,
Zeuge sein der ersten That.
Der Erfahrene hat Rath;
Und es gibt oft schwier'ge Fälle!
Wie, zum Beispiel, wird die Donna
Vom Gefolge stets umschwärmt;
Ist sie nimmer dir recht nah;
Weißt du es nicht anzugreifen:
Nur ganz leise darfst du pfeifen,
Und ich bin zur Hilfe da.

Abellino.

Alte Satzung ſoll man ehren!
Nun wohlan, ſo laß uns hin!
Und mein Dolch ſoll dich belehren,
Burſche, daß ich Meiſter bin.

Matteo.

Folge mir zur Kleiderkammer,
Länger dürfen wir nicht zaudern.
Trage mir die Dolche nach.

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Abellino

(allein, halblaut, in tiefer Bewegung).

O allwaltendes Verhängniß!
Muß der Frevel, wider Willen,
Mir den Abgrund deiner Weisheit
Selbſtverrätheriſch enthüllen!
Ja, du haß mich, du erwählt;

Und ich fühl', im tiefsten Innern,
Deine furchtbarstrenge Führung.

(Er geht schweigend durchs Zimmer, bleibt in Gedanken verloren stehn. Dann mit Fassung:)

Nun so mag das Spiel beginnen!
Ob verlieren, ob gewinnen,
Ist nicht heut die Frage mehr.
Meine Stunde hat geschlagen;
Und das Schicksal rief mich her.

Freie Faust will ich mir machen.
Adellino muß allein
Meister in Venedig sein;
Die elenden Spießgesellen
Sind zum Rabenfutter reif.
Einzig werd' ich, einzig stehn,
Einzig soll um meinen Willen,
Wie die Welt um ihre Achse,
Die Lagunenstadt sich drehn!
Alle, die Verwirrung brüten,
Und mit Trümmern der Gesetze
Ihre Schulden decken wollen,

In Demokratien ſind die Beſoldungen der Beamten meiſtens gering und die Aemter werden mehr der Ehre und des Einfluſſes wegen, als der Bereicherung willen, geſucht. In Monarchien iſt der Fürſt wegen Ernährung ſeiner Familie auſſer Verlegenheit. Dort, wie hier, führen meiſtens Ruhmliebe, oder Vaterlandsſtolz in den Eroberungskrieg. In der Ariſtokratie hingegen, wo die Menge der bevorrechteten Familien angewieſen iſt, ſich ausſchließlich vom Regieren, als einem Gewerbe, zu ernähren, wird der Staat zum Fideikommiß, von dem ſie das Nutznieſſungsrecht haben, und die Erweiterung des Gebiets iſt Erweiterung der Privatvortheile.

Der damalige innere Zuſtand Italiens, die Zerriſſenheit, Zwietracht und Schwäche vieler kleiner Staaten auf der Halbinſel, begünſtigte die Vergrößerungswünſche des großen Raths. Neunhundert Jahre hatte Venedig beſtanden, zufrieden mit dem kleinen Streif feſten Landes von Italien, der an die Lagunen ſtieß. Man ſuchte in Europa nur Freiheiten und im Morgenlande Niederlaſſungen zu Gunſten gröſſern Handelsverkehrs. Selbſt die Eroberung Dalmatiens und der Inſeln hatte keinen andern Zweck gehabt. Aber in demſelben Augenblick, da die Zahl der herrſchaftsfähigen Familien abgeſchloſſen, der große Rath zum Landes-

Dolche miethen, Kuppler zahlen,
Lotterbuben aller Enden
Sollen künftig ſich zu mir,
Als der einz'gen Sonne, wenden.

Und iſt alles feſt umſponnen,
Und die Stadt von mir umgarnt:
Dann urplötzlich, und zermalmend,
Donnr' ein Wetterſtrahl von oben
In das ungewarnte Neſt.
Und in Nord und Oſt und Weſt
Fährt die wüſte Brut zerſtoben.

Matteo (draußen).

Abellino!

Abellino.

Ich erſcheine! (ab.)

Vierter Auftritt.

Ein Garten. Seitwärts im Vordergrunde eine Rosenlaube mit einer Rasenbank.

Andreas Gritti, Doge von Venedig, und Dandolo, im Luſtwandeln.

Doge.

Den Geſandten Frankreichs, ſagt Ihr,
Hat mein Wort verdroſſen, das ihm
In der Signoria ward?
War's unwürdig? war's zu hart?
Warum nennet ſich ſein Herr
Allerchriſtlichſter der Fürſten,
Er, der Türken Buſenfreund,
Die nach blut'gem Untergang
Jedes Chriſtenreiches dürſten?
Darf ich, — darf die Republik
Je vergeſſen unſrer Schmach?
Je vergeſſen Corfu's Jammer?
Fünfzehntauſend arme Chriſten
Schleppten ſie in Sklaverei,

Und die Insel liegt verwüstet!
Das geschah durch Frankreichs Ränke;
Und der tückische Doria
Sah die Landung der Barbaren,
Floh mit seiner ganzen Flotte,
Feig und schadenfroh, davon.

Dandolo.

Euer Zorn, durchlauchter Herzog,
Allerdings grollt er gerecht.
Aber ... (die Achseln zuckend.)

Doge.

Ich versteh Euch, Freund.
Frankreich und der deutsche Kaiser
Stehn uns allzuüberlegen.
Doch, fürwahr! noch ist Venedig
Nicht der fremden Fürsten Magd.
Hundert unserer Galeeren
Furchen noch den Ocean.
Und aus tausend Feuerschlünden
Brüllt der Löwe des St. Marcus
Noch den stolzen Gegner an.

Dandolo.

Ach, der Löw' iſt alt geworden,
Seine Kräfte ſind gebrochen;
Und die Zeit, die aus der Fülle
Ihres Schatzes Alles reichet,
Gibt die Jugend nie zurück.
Mit gewohnter Ehrfurcht ſchauet
Noch Italien zu Euch auf.
Noch hat Kaiſer Karl des Schreckens
Nicht vergeſſen, als er vor Euch
In die Berge von Vicenza
Zitternd und verlaſſen floh;
Als Ihr Padua erſtürmtet,
Und den Paß von Serravalle.
Aber wenn einſt ... gnädger Herr ...
Andre Stunden, andre Sterne!

Doge.

Fort den Trübſinn, Dandolo!
Laßt den Sterblichen verſchwinden,
Blüht die Menſchheit doch unſterblich
Wie Natur, in ew'ger Jugend.
Andre werden nach uns kommen,

Ihres Vaterlandes Zier,
Groß und größer wohl, denn wir.

Dandolo (bitter lächelnd).

Andre? Meint Ihr unsre Helden,
Die, alltäglich und allnächtlich,
Hinter Flaschen Weins verschanzt,
Frech die alte Tugend höhnen?
Denen keiner Jungfrau Ehre,
Keine Tugend heilig gilt?
Die nach Ehrenstellen geizen,
Um Provinzen auszuplündern,
Und, mit dem erlohnen Golde,
Ungebundner Lust zu pflegen?
Die in Pracht und Weichlichkeit
Cyperns Wollust und Verderben
Dem Lagunenstaat vererben?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Canari kömmt.

Doge.

Ha, Canari! steht mir bei!
Unsern Cato, unsern lieben

Procurator von San Marco,
Quälet seine finstre Stunde.

Canari.

Ist kein David mit der Harfe
Bei der Hand, den Geist zu bannen?
Nicht doch, besser wirkt vielleicht
Unter Rosamundens Fingern
Ihres Zitherspieles Zauber.

Doge.

Er verzagt, weil wir ergraun,
An Venedigs Herrlichkeit,
An Venedigs jungem Adel.

Canari.

Greisenkummer, Greisengrille!
Wenn wir altern und erschwachen,
Dünkt die Welt uns alt und schwach.
Meint Ihr, Signor Dandolo,
Weil die Thränen oder Jahre
Unserer Augen Licht verdunkeln,
Daß der Sonne Glanz verarmet,
Und die Sterne minder funkeln?

Dandolo (ernſt).

Freund Canari, redet offen;
Unſer Grabſtein iſt nicht fern:
Was iſt für den Staat zu hoffen? —
Mit dem Erbfeind aller Chriſten
In den ſchwerſten Krieg verflochten,
Sehn wir unſre Städte fallen,
Unſre Eilande verödet.
Thatlos ſchwärmen unſre Flotten
Durch das weite Mittelmeer;
Denn den Schiffen fehlen Helden,
Und dem Staatsſchatz fehlt das Gold.
Frankreich bläſt des Krieges Feuer
Im Palaſt des Sultans an;
Kaiſer Karl ſtößt ſchlau und treulos
In die Flammen uns voran;
Während Rom in tiefer Stille,
Rom — das nimmer rückwärts ſchreitet,
Prieſterſchaft und Laien wirbt,
Adel und Gemeine kirret
Und des Volkes Sinn verwirret,

Um die Schranken zu zerstören,
Die des Papstes Einfluß wehren.

Doge.

Ist das Alles? oder war
Unser Staat, bei tausend Stürmen,
Nie in schwererer Gefahr?

Dandolo.

Nie, so glaub' ich; denn die Alten
Wußten noch, woran sich halten:
Da war Muth zu jedem Wagstück,
Sittenernst und Freiheitsstolz.
Heut ist alles das vergessen,
Und des Freistaats Majestät
Von der Selbstsucht Gift zerfressen. –
Alle Banden sind gelöst,
Und der Körper ist verwest.
Zwar noch hangen seine Glieder
Leben heuchelnd an einander:
Aber tragt ihn an die Luft,
Und der Moder fällt zusammen.

Canari (scherzhaft ängstlich).

Hier ist mehr, als König Saul!
Wo ist David? Wo die Harfe?

Dandolo.

Spottet meiner nicht, Canari,
Wenn wir, mitten im Senate,
Spuren von Verschwörung wittern;
In der Mitte dieser Stadt
Vor Banditendolchen zittern! —
Deckt nicht jede Morgensonne
Dem erschrocknen Blick des Volkes
Neue Greuelwerke auf?
In Kanälen und in Straßen
Blutige, entstellte Leichen?
Niemand weiß, wer sie entseelte,
Niemand, wer die Mörder soldet.

Canari.

Still! ein Wörtchen im Vertrauen,
Dandolo, zu Euerm Trost.
Dunkle Spuren sind gefunden,
Und wir schleichen leise nach.

Doge.

Wirklich? Iſt es Staatsgeheimniß
Unſrer Inquiſition?

Canari.

Nein, bis jetzt das mein'ge einzig,
Und es ſoll das Eure werden.
Dandolo, ich denk', Ihr kennet
Jenen tapfern, jungen Ritter
Flodoardo von Florenz?

Dandolo.

Hm, der von den Mediceern
Ward, vor ſiebzehn, achtzehn Monden,
Aus Toskana weggetrieben?

Canari.

Weggetrieben; ihm zum Ruhme,
Darf ich hoffen! denn er ſtand dort
Gleich verhaßt dem laſtervollen
Alexander Medicis,
Wie dem Mörder dieſes Herzogs,
Lorenzino, deſſen Vetter.

herrn erklärt wurde, offenbarte sich das Streben, Besitzungen auf dem festen Lande von Italien zu haben, und aus dem Handelsstaate eine Landmacht zu bilden. Auf widerrechtliche Weise bemeisterte sich Venedig der Stadt und des Gebiets von Ferrara (1310). Bald ward im Krieg wider den Herrn von Verona auch Treviso und Bassano (im Jahr 1338) Venedigs Eigenthum; bald Argos und Napoli di Romagna (im Jahr 1386) durch Kauf. Bald geriethen Vicenza, Feltre, Belluno, Rovigo, Verona und mehrere Städte am Po in Venedigs Besitz; durch das Recht der Waffen auch Padua, die uralte Mutterstadt Venedigs (im Jahr 1405); das Friaul im Kriege mit dem Patriarchen von Aquileja (1420): vier Jahre später Brescia, dem Herzoge von Mailand entrissen, so wie Bergamo (1428). Nach diesem wurden in fortgesetzten Kriegen Lonato, Valeggio und Peschiera erworben (im Jahr 1441), die der Herzog von Mantua fahren zu lassen gezwungen war; Ravenna ward dem rechtmäßigen Erben durch Anmaßung entrissen, und das furchtbare lombardische Gebiet von Crema (1449) den Mailandern durch Waffenglück, wozu hernach kraft Vertrags mit dem Markgrafen von Este noch die Polesine di Rovigo (im Jahr 1484) kam.

Dandolo.

Hat, als Fremdling, nun bei uns
Glaub' ich, Kriegesdienſt genommen?

Doge.

Unſer Admiral Peſaro
Rief ihn zu ſich auf die Flotte.
Aber Fremdling iſt er nicht;
Denn ſein Name ſteht, gleich unſerm,
In das goldne Buch geſchrieben.
Er ſtammt von den Mocenighi.

Dandolo.

Und was trieb ihn nach Florenz?

Canari.

Schon vor mehr denn hundert Jahren
Setzte bei den Florentinern
Sich ein Mocenigho an.
Seinen Vater kannt' ich gut.
Waren beide Waffenbrüder,
Dienten beid' auf gleichem Schiffe,
Und er rettet' einſt mein Leben,
Mit Gefahr des eignen, als wir
Vor den Dardanellen kreuzten.

Ich gedenk' es seinem Sohn,
Und will diesem Vater werden.

Dandolo.

Mög' er würdig sein der Sohnschaft!

Doge.

Dafür hat der kühne Jüngling
Geltenden Beweis geleistet.
Wißt Ihr nicht, daß er's gewesen,
Der in Corfu meine Nichte,
Und noch zwanzig edle Jungfraun,
Von der Sklaverei befreite?

Dandolo.

War es dieser? Und wo ist er?
Ich will ihm den Handdruck geben.

Doge.

Vor zehn Tagen nahm er Urlaub,
Um nach Padua zu reisen.

Canari.

Jeden Tag erwart' ich ihn.

Dandolo.

Doch, Canari, erst vorhin
Waren andre Angelegenheiten

Gegenstände des Gespräch's.
Von den Spuren der Verschwörung
Sagtet Ihr, die Ihr gefunden,
Denen Ihr im Stillen nachschleicht ...
Habt Ihr selber Euch, mit Absicht,
In der Rede unterbrochen?

Canari.

Nein, ich habe das Geheimniß
Unserm Herrn und Euch versprochen.
Also eben jener ... Könnt wer? ...
Jener junge tapfre Mann,
Der ...

Doge.

Ich höre Frauenstimmen
In der Nähe.

Dandolo.

Wenn's gefällt,
Gehn wir ein'ge Schritte weiter.

Doge.

Kommt in den Palaß zurück.

(Sie gehn ab.)

Sechster Auftritt.

Zduella und Roſamunde.
(von der andern Seite).

Zduella.

Eine wunderliche Laune!
Oder was hat dich verſtimmt?
Was getrieben, die Geſellſchaft
So ganz plötzlich zu verlaſſen?

Roſamunde.

Kann ichs ſagen? Schmerz und Wehmuth, –
Wunderbare Bangigkeit
Hat mich jählings überfallen.
Kaum, nur kaum vermogt' ich, mich
Lauten Weinens zu erwehren.
War's die Allmacht der Muſik?
Waren es Erinnerungen,
Die, mit ihren Geiſterzungen,
In den Klängen jener Saiten
Da zu meiner Seele ſprachen? ...

Aber mir iſt wieder wohl,
Und ich athme leicht und heiter.

Idaella.

Ja, wie Roſen nach dem Regen,
Wenn, vom Thau der Wolken ſchwer
Sie das Köpfchen hangen laſſen ...
Zittert da nicht noch ein Tröpfchen
Thränenthau dir in den Wimpern?
Nicht doch! fröhlich, liebe Seele!
(Ihre Hand nehmend.)
Fort, wir müſſen uns zerſtreun.
Weißt du keine Neuigkeit?

Roſamunde.

Keine.

Idaella.

Aber ich!

Roſamunde.

Die wäre?

Idaella (forſchend).

Daß der ſchöne Florentiner
Bald aus Padua ... Du wendeſt
Mir den Rücken zu? Du hörſt nicht?

Roſamunde (abgewandt).

Nein, ich will nichts von ihm hören.

Ydnella.

Nichts? Wie ſprichſt du, Wunderbare?
Nichts von deinem Retter hören?

Roſamunde.

Weil du meiner ſpotteſt, weil du ...

Ydnella.

Spotten? Nennſt du Warnen Spott?

Roſamunde.

Und warum mich ewig warnen?
Ich erkenne deine Liebe, ...
Treue, liebe Ydnella, ...
Deine Mühen ſind umſonſt!

Ydnella.

Roſamunde, das klingt herbe.
Du, die ich in zarter Kindheit
Oft in meinem Arm gewiegt;
Du, für die ich hundert Nächte,
Hundert, ſchlummerlos durchwachte;
Du, an der ſelbſt deine Mutter

Feſter, zärtlicher nicht hing, ...
Alle meine Müh'n umſonſt?

Roſamunde
(ſie mit Heftigkeit umarmend).

O, vergib mir, Ybuella,
Freundin, Mutter ... o, vergib mir!
Darf ich ... mögt' ich dich denn täuſchen?
Sollt' ich ſelber mich belügen?
Ach, du weißt es! Alles kennſt du;
Ich vermag's ja nicht zu ändern.
Quäle meine Seele nicht!

Ybuella.

Alſo weihſt du eigenſinnig
Dich dem bodenloſen Abgrund?

Roſamunde.

Bin ja glücklich, — o ſehr glücklich

Ybuella.

Wie ein Trunkner, der im Taumel
An des Abgrunds Rande jauchzt.

Roſamunde (tiefatmend).

Laß mich dulden — ſchweigen — hoffen.

Idaella.

Hoffen? Armes Kind, was hoffen?

Roſamunde.

Weiß ich's ſelber?

Idaella.

Höre mich.
Mit dem Mutterherzen red' ich
Zu der theuern Tochter Herz;
Doch vielleicht iſt's allzuſpät.
Deine Seele glüht im Fieber
Der gewalt'gen Leidenſchaft.

Roſamunde.

Glaub' es nicht. O, meine Freundin!
Wie der kalte Spiegel deine
Lieben, frommen Züge, will ich
Deine Lehren in mich faſſen.

Idaella.

Flodoardo floh verloſen
Von Toskana zu uns her;
Nichts vom Erbtheil ſeiner Väter
Folgte dem Verbannten nach.
Er iſt arm! — Ich ſage: arm!

Und ihn nähret nur das Brod,
Was sein Degen ihm verdient.

Rosamunde.

Mindert das des Ritters Werth?

Idulla.

Seinen Werth nicht; wohl dein Hoffen!
Wähnst du, daß die edle Tochter
Eins der alten Wahlgeschlechter,
Daß die Nichte, daß die Erbin
Eines Herzogs von Venedig
Ihren Trauring am Altare
Einem armen Kriegsmann ...

Rosamunde.

Frevle nicht an meiner Seele;
Denn sie liebt das Heil'ge rein.
Sprach' ich von Altar und Trauring?
Oder gar vom Hochzeitschmucke
Aus ostindischem Gewebe,
Und mit Kanten von Brabant?
Nie sei davon wieder Rede!
Was Geburt und Stand gebieten,
Weiß ich, und verehr' ich schweigend.

Fest nur ruht des Staates Bau
Auf dem Felsengrund der Sitte. — —
Doch im Reich der Seelen scheidet
Nicht des Ranges Machtgebot;
Da thront Gott allein als Vater;
Und die Geister stehn verbrüdert.
Auch von diesem Reich, o Freundin,
Bin ich hier schon Bürgerin.
Still, im heiligsten Gefühle
Lieb' ich, ohne Wünsch' und Ziele.

Idulla.

Mir ist schwer, dich zu verstehn;
Hast du selbst dich wohl verstanden?
Doch ... nichts mehr davon ... nur Eins.
Stets vergaß ich eine Frage:
Ist des Ritters tapfre That
Würdig schon vergolten worden?

Rosamunde.

Wer ein solches Heldenleben
In den Kauf für fremdes wirft,
Sage an, wie zahlt man dem?

Die lange Reihe dieser Erwerbungen, welche, Dalmatien ungerechnet, das Gebiet der Lagunenstadt auf dem italienischen Festlande über einen Flächenraum von sechshundert Geviertmeilen ausbreitete, verwickelte Venedig in eine große Zahl von Kriegen mit allen Nachbarn. Auſser diesen Landkriegen wurden aber noch andere zur See, theils gegen das nebenbuhlerische Genua geführt, theils gegen Ungarn und das widerspenstige Dalmatien, theils gegen die Ungläubigen im Morgenlande zur Vertheidigung venedischer Beſitzungen und Niederlaſſungen oder zur Behauptung bisheriger Handelsrechte.

Eben diese Anstrengungen, unter welchen der Staat mehr als einmal zu erliegen drohte, entwickelten jedoch neue Kraft, wenn auch nicht neue Tugenden. Die patrizische Jugend erhärtete dabei unter Waffen und gewann Liebe des Ruhms. Mit Heldenmuth focht sie zu Lande und zu Waſser in dreien Welttheilen, während die Väter in der Heimath den Gang der öffentlichen Angelegenheiten geheimniſsvoll, schlau und unerschütterlich zu dem erkornen Ziel führten, welches sie nie aus den Augen verloren.

Der Tapferkeit venedischer Land- und Seehelden kam wohl die Tapferkeit anderer Nationen gleich; aber die Regierung keines damaligen Staa-

Yduella (verlegen).

Keine Zahlung ... aber doch ...
Wenn der Herzog ... selbſt, wenn du ...

Roſamunde.

Ich? ... Mein Leben iſt ſein Gut. —
Als er aus dem Kampf in Corfu
Wieder zur Galeere kam,
Und er meine Banden löſte, ...
Glänzend, wie ein Siegesengel
In der Cherubs-Herrlichkeit
Stand der Retter vor mir da.
Ach, ich wollte Dank ihm ſtammeln,
Konnt es nicht ... doch er verſtand mich ...
Und im Wahnſinn des Entzückens
Warf ich mich zu ſeinen Füßen,
Küßt' ich des Erlöſers Hand.
Und des Mitleids Thräne glänzte
In des ſtolzen Siegers Augen.

Yduella.

Faſt zuviel! Des Anſtands Würde ...
Doch, nach ſoviel Schreckenstagen,

Nach so langen Todesängsten,
Solche plötzliche Errettung, —
Alles das entschuldigt viel!
Glaub' indessen, daß auch jeder
Andere Soldat soviel
Und noch mehr geleistet hätte.

Rosamunde.

Heber? — O, wie irrst du sündlich!
Warum gab Andreä Doria
Corfu unserm Feind zum Raube?
Warum floh Pesaro nach? —
Einzig Flodoardo trennte
Sich vermegen von der Flotte.
Lange kreuzt' er um die Insel
Mit der einzigen Galeere!
Nächtlich sehn' er Boten aus.

Dann, ... im letzten Augenblick,
Als der Zug gefangner Frauen,
Für den Sultan auserwählt,
Schon beim düstern Schein von Fackeln,
Durch das Thor der alten Burg,

Jammernd zum Geſtade wankte; —
Alle mit gebundnen Händen,
Janitſcharen links und rechts
An den Waffen; Allah brüllend ...
Da nun — jählings, ... welches Schauſpiel!
Vor uns gaukelt, hart am Strande,
Eine breite Flammenſäule;
Glühnde Wolken wirbeln auf.
Dieſer Brand ... es war das Schiff,
Welches gen Conſtantinopel
Uns Gefangne tragen ſollte.
Todtenſtille des Entſetzens
Folgte jetzt. Der Zug hielt an.
Drauf vernahm man fernes Lärmen,
Schreien, Flintenſchüſſe, Jauchzen.
Und, wie wenn der Sturm von weitem
Durch die Wälder ſich daherwälzt,
Wälzte ſich die Schlacht heran.
Bald erblickt' ich mir zur Seite
Das Gefecht, der Säbel Wüthen;
Die gebrochnen Reihn der Türken;
Und — mit glühendem Angeſicht,

Und mit einem Schwert voll Blutglanz...
Flodoarden über Leichen.

Hduella.

Er vollſtreckte ſeine Pflicht.

Roſamunde
(halblaut, aber mit Nachdruck).

Als er mit den Flammenblicken
Mich im Zug der Frau'n erkannte,
Schrie er laut: Victoria,
Die Erlauchte iſt gerettet! — —
Meinſt du, oder meinſt du nicht;
War dies Alles ſeine Pflicht?

Hduella.

Kind, nichts mehr davon! — Wahrhaftig
Keine Sylbe. Jedes Wörtchen
Iſt ein Windhoſ in die Gluten.
Kehren wir zum Saal zurück;
Oder plaudern And'res; oder,
Willſt du lieber, bring' ich dir,
Zu den Garten, die Guitarre.

Rosamunde.

Kannst du doch so gütig sein!
Ja, am liebsten die Guitarre!
Denn der Abend naht sich prachtvoll:
Hier, auf dieser Rasenbank,
Will ich, Liebe, deiner warten.

Eduella.

Sinn' indeß auf heitern Sang.

(Ab.)

Rosamunde
(nach einer Stille, im Nachdenken).

Sinnen soll ich? — Ewig kann ich sinnen; —
Er nur ist's, den der Gedank' umkreist.
Er ist fern! ... die flücht'gen Stunden rinnen,
Und das schöne Leben liegt verwaist.
Unbeglückt, o Frühling, bleibt dein Prangen,
Deines Odems Wehn ein Seufzer nur;
Jede Blume schmachtet im Verlangen,
Und im Brautschmuck trauert die Natur.
Fehlt die Sonne ihren goldnen Sphären:

O, so kann des Mondes blasse Pracht,
Kann das Sternenheer uns nichts gewähren,
Als — das dunkle Schauspiel einer Nacht!

Siebenter Auftritt.

Abellino,

als hochbetagter Greis, in der Tracht eines Nobile, nähert sich langsam Rosamunden. Im Hintergrunde zwischen Gebüschen wird von Zeit zu Zeit Mateo sichtbar.

Rosamunde (überrascht).

Ah! wer kömmt, mich jetzt zu stören?

Abellino.

Ein Paar altersblöde Augen,
Und der Krückstab, wahrlich, taugen
Schlecht zum Botendienst und Suchen.

Rosamunde (ihn mitleidig betrachtend).

Signor, und wen sucht Ihr Euch?

Abellina.

Eine Lilie ohne Stütze,
Die der erste Sturm zerknickt;
Eine unschuldsvolle Taube,
Ueber welcher in den Lüften
Schon der Falke gierig flattert;
Rosamunden, die erlauchte
Nichte unsers Herrn und Fürsten.

Rosamunde.

Die Ihr sucht, ist leicht zu finden,
Weil sie selber vor Euch steht.

Abellino.

So betrog mich nicht die Ahnung!
Konnte solch ein seltner Liebreiz,
So viel Mild' und Majestät,
Einer Andern angehören?

Rosamunde.

Wahrlich, nie hätt' ich's erwartet,
Blumen noch für mich im Schnee
Eurer Winterzeit zu finden.

Doch, um Blumen mir zu spenden,
Habt Ihr mein wohl nicht begehrt?

Abellino.

Nein, Signora, spottet nicht,
Wenn ein Greis in Eurer Nähe
Das verlorne Paradies
Seines Lebens wieder sieht! —
Würde doch der stille Zauber
Eurer Anmuth, Eurer Tugend,
Auch im kalten Marmorsteine
Flammen des Gefühls entzünden,
Und blutdürst'ge Tiger binden.
Aber dennoch ... glaubts, Signora,
Glaubt, das größte Ungeheuer,
Welches die Natur gebar,
Folgt gehorsam dem Gebote
Seiner Mutter, der Natur;
Aber furchtbar ist der Mensch,
Welcher, die Natur verlachend,
Nicht der Welt mehr, nicht dem Himmel,
Nur sich selbst noch angehört;
Welcher einsam, wie ein Satan,

Losgesprochen von der Schöpfung,
Auf den Trümmern alles Schönen
Seiner Selbstsucht Thron erbaut.

Rosamunde (verlegen).

Ich versteh' Euch nicht ... mir graut ...

Abellino (leise).

Grau'nvoll, freilich! Menschen sind es,
Die Euch nach dem Leben trachten.

Rosamunde (lächelnd).

Mir? O scherzt nicht, würd'ger Alter!
Traun, Euch treibt ein Mißverständniß
In die finstre Sorg' um mich.
Ist vielleicht bei meinem Namen
Ein unfreundlich Wort erklungen?
Nun, Ihr wißt's, der Menschen Zungen
Sind oft schlimmer, als ihr Herz.

Abellino.

Engel sehen unterm Himmel
Ueberall nur ihres Gleichen;
Ja, auch in der Hölle selbst,

Weinend, nur gefallne Engel.
O Signora ... hören müßt Ihrs ..
Glauben müßt Ihrs ... Euerm Leben
Wird von Mördern nachgestellt.

Rosamunde (erstaunt).

Herr, was wollet Ihr?

Abellino.

Euch warnen.

Rosamunde.

Und wer seid Ihr?

Abellino.

Euer Schutzgeist.

Rosamunde.

Ihr nicht .. Gott wird mich bewachen!

Abellino.

Er hat mich hieher gesandt.

Rosamunde (ängstlicher).

Wer? — Ihr redet irre, Signor.
Laßt mich, daß ich mich entferne.

Abellino (lauter).

Bleibet! Fürchtet nichts. Vertraut mir.
Nur ein Schritt von dieser Stelle,

tes wußte die in ihrer Gewalt liegenden Mittel so gewandt und kräftig zu benutzen, als die venedische. Die finstere Diktatur im Rathe der Zehner, welche die Anschläge fremder Höfe, wie die Familienheimlichkeiten der Stadt ausforchte, selbst aber, dem Fremden, wie dem Einheimischen, in ihren Absichten unerforschlich blieb; jene Diktatur, die für ihre Zwecke nicht Bestechung, nicht Wortbruch, nicht Meuchelmord scheute, und zur Vollstreckung ihrer Rathschlüsse immer den blinden Gehorsam bereit fand, ließ sich weder durch Gunst noch Ungunst des Glücks berauschen oder erschrecken, und blieb in ihren Maasregeln eben so folgerecht, als in ihren Vorsätzen unabänderlich.

Man kann nicht läugnen, in der ganz eigenthümlichen Ausbildung dieses Zehnerraths, in seiner Allwissenheit, welcher die Augen zahlloser Spione in allen Ständen dienten, in seiner Schrecklichkeit, vor welcher der Duca, wie der ärmste Gondelier, zu zittern Ursache hatten, in seiner Verborgenheit, mit welcher er Alles verrichtete, ohne irgendwo selbsthandelnd zu erscheinen, in seiner Verantwortungslosigkeit, daß er, wenn ein Patrizier auf seinen Befehl aus der Welt geschafft ward, dem großen Rath nur melden ließ, es sei ein Platz leer: — darin lag die ganze Spannkraft des venezianischen Staatsgetriebes. Man sollte billig erstaunen, daß Volk und Adel, willig und ununterbro-

Und der Tod hat Euch erbeutet.
Redet leise! Zittert nicht!
Laßt, ich bitt', Euch nichts befremden,
Was in diesem Augenblicke
Gräßliches begegnen kann.
Dieses nur bekennt mir noch;
Dies nur, — bei dem ew'gen Rächer
Aller Schuld beschwör' ich Euch!
Sprecht: habt Ihr das stolze Herz
Irgend eines Mann's verhöhnt?
Irgendwo die düstern Gluten
Einer Eifersucht empört?
Sinnt umher! Nennt mir den Namen;
Denn Ihr nennt den Namen dessen,
Der dem Dolche Euch geweiht hat.

Rosamunde (mit Hoheit).

Was hab' ich mit Euch zu schaffen?
Hebet Euch von hinnen, Alter;
Ich befehle ...

Abellino.

Nimmermehr!
Hört mich! Fasset Zuversicht!

Unsichtbar in dieser Nähe
Schleicht der Tod schon, und der Mordstahl
Gegen Eure Brust gerichtet.

Rosamunde.

Flieht, wahnsinn'ger alter Mann.
Nur das Mitleid hindert mich,
Hilfe mir herbei zu rufen.

Abellino

(seiner Geistesrolle vergessend, in voller Kraft aufgerichtet).

Täuscht Euch nicht, erlauchtes Fräulein!
Euer Schutzgeist wird nicht weichen.
Fasset Muth, die Macht der Hölle
Soll kein Haar von Euerm Haupte
Krümmen dürfen, keins entweihn!

Rosamunde (mit Grausen).

Gott im Himmel! — Mensch, wer bist du?

Abellino.

Abellino ist mein Name.
Heilige, gedenket seiner,
Wenn Venedig ihn verdammt.

Roſamunde.

Unmenſch, möchteſt du mich morden?
Hilfe!

Abellino

(drängt ſie gewaltſam in die Laube).

Still, Unglückliche! (Er ſticht).

Iſter Achter Auftritt.

Matteo

(fährt mit gezücktem Dolch, in großen Sätzen, gegen die Laube).

Wozu rufſt du, Kerl?

Abellino (indem er ihn niederſticht).

Zum Tode!

Matteo

(taumelt neben der Laube zu Boden).

Ei, Verruchter!

Roſamunde

(auf die Raſenbank geſunken, mit matter Stimme:)

Hilfe! Hilfe!

Matteo (stutzend).

Abellino! — falscher Satan ...

Abellino.

Spießgesell der Pestilenz,
Fluchst du Abellino noch?
Nun, der Fluch des Teufels gilt fast
Einem Gottessegen gleich.
(Zu seinem Dolch, indem er ihn betrachtet und verbirgt).
Blut'ger Stahl, du bist geheiligt!
(Seine Blicke fallen auf Matteo und Rosamunde.)
Welch ein Anblick! Wunderbar!
Dort der Menschheit Schlamm und Hefe,
Hier die reinste ihrer Blüten!
Wie? die Beiden Eines Stammes
Vom Geschlecht der Sterblichen?
O fürwahr, nicht halb so weit
Liegen, wie es Manchem dünket,
Höll' und Himmel auseinander;
Ihre Grenzen stoßen hart
In der Menschenbrust zusammen.

(Er blickt schweigend auf die Ohnmächtige nieder, kniet und spricht halblaut:)

Rosamunde! — Rosamunde!
Schönes Ebenbild des Todes,
Lachle neu das Leben an.
Ach, daß du mich Mörder nanntest!
Daß du mich so schwer verkanntest,
Mich, der, Heilige, für dich
Tausend Tode sterben kann! — —
Still! — sie regt sich; — sie erwacht!
Und das Rosenlicht des Lebens
Fließt um ihre Wangen nieder. —

Nun, ade, du Auserwählte!
Mein, für Zeit und Ewigkeit,
Mein bleibst du! In dieser Stunde
Hab' ich dich zur Braut geweiht!
Nobili und Fürsten buhlen
Wohl um diese schöne Hand,
Und dies stolze, edle Herz — —
Was sie Alle nicht errungen,
Soll sich der Bandit erzwingen.

Rosamunde (von Ohnmacht genesend.)
Yduella! — Yduella!
(Sie starrt mit Grausen den Knieenden an).
Ha, du noch? — Entsetzlicher!

Abellino (ehrfurchtsvoll).
Abellino's treue Faust
Hat dem Abgrund Euch entrissen.

Rosamunde.
(Mit abgewandtem Gesicht auf den Leichnam deutend.)
Meuchelmörder, — Meuchelmörder!

Abellino.
Edle Frau, ich habe da
Einen garst'gen Wurm zertreten,
Der ins Herz der reinsten Rose
Sich des Gifts entleeren wollte.
O Signora ...

Rosamunde.
Fleuch von hinnen!

Abellino (ihre Hand ergreifend).
Blickt mit Gnaden auf mich nieder.

Roſamunde (indem ſie aufſpringt).
Böſewicht!

Abellino (ihre Hand küſſend).
Lebt wohl! Lebt wohl!

Roſamunde (die Hand befreiend).
Ungeheuer, tödte mich; —
Nur befudle nicht der Beilbauch
Deines Mundes meinen Leib!
Laß mich fahren! — Hilfe! Hilfe!

Abellino.
(Springt auf, und indem er ſchnell umher ſieht.)
Lebet wohl! wir ſehn uns wieder!
(Entflieht in den Hintergrund.)

Roſamunde.
(Flüchtet nach einer andern Seite.)

Zweiter Aufzug.

(Saal im Palaß des Dogen)

Erſter Auftritt.

Canari und Iduella
(von entgegengeſetzten Seiten einander begegnend).

Canari.

Ah, das nenn' ich wohlgetroffen!
Nur ein Wörtchen! Dürft' erlaubt,
Vom Befinden Eures Fräuleins
Nach dem Abenteuer-geſtern ...

Iduella.

Sie hat ſanft die Nacht geruht;
Und vom tödtlichen Entſetzen
Blieb ihr keine Spur zurück.

Eine kühn're Heldenſeele
Hat vielleicht auf Erden nie
Einen zartern Leib bewohnt.
Grenzenlos war mein Erſtaunen,
Als ſie dieſen Morgen ſchon
Scherzend, zu der Laute Klang,
Aus ihr Abenteuer ſang.

Canari.

Herrlich! Eures Zöglings würdig!
Nur die höchſte Lebensweisheit,
Oder blos die reinſte Unſchuld,
Dürfen, gröſſer, als das Schickſal,
Harmlos mit dem Schickſal ſcherzen.

Isabella.

Iſt der beiſpielloſe Frevler, —
Abelino, glaub' ich, heißt er, —
Schon entdeckt, ſchon eingefangen?

Canari.

Nichts! er iſt und bleibt entronnen.
Der verſteht ſich meiſterlich,
Scheint es, auf die ſchwarze Kunſt.
Denn, beim erſten Lärmen, warden

Alle Pforten flugs geſchloſſen,
Alle Gondeln losgebunden,
Alle Winkel ausgeſucht.
Keine Spur! Er blieb verſchwunden.

Ibuella.

Doch man ſagt mir, dieſe Nacht
Sei der große Fang vollbracht,
Den die Staats-Inquiſitoren
Lange ſchon vergebens wünſchten;
Und das nächte Mordgeſindel,
Welches unſichtbar, ſeit Monden,
Uns erſchreckte, ſei erhaſcht.

Canari.

Richtig! Alles iſt gefangen,
Schon verhört und bald gehangen,
Nach Venedigs guter Art.
Leider war ihr Spielgeſell
Abellino nicht darunter.
Aber wißt Ihr, was nicht minder
Mich an der Geſchichte freut?

Ibuella.

Und das wäre?

chen, solche Gewaltherrschaft duldeten, wenn man nicht wußte, wie groß die Macht der Gewohnheit wäre; oder wie schwer es gewesen sein würde, die gesetzliche Schreckensherrschaft, nachdem sie sich in ihrer schauderhaften Stärke entwickelt hatte, wieder zu vernichten. *) Zudem stand sie als Grundtheil der Staatsverfassung da, und der Adel wollte lieber diese, denn Verschwörungen in seiner eigenen Mitte, oder von Seiten der Plebejer, zum Umsturz seiner Hoheit fürchten.

Noch darüber könnte man sich wundern, daß die Zehnmänner nie auf den Gedanken kamen, sich selbst der Oberherrschaft auf immer zu bemeistern, da sie nur auf kurze Frist ihr Amt bekleideten. Allein ihre Anzahl war zu klein, um einer Umsturz der Dinge zu bewirken, und zu groß, um unter sich Eintracht für ein Wagstück zu finden. Die Dunkelheit, in die sie sich hüllten, schützte ihre Personen gegen den Dolch der Rache, aber hinderte auch, daß die Nation durch Anerkennung ihrer persönlichen Verdienste für sie gewonnen werden konnte. Zudem noch gab ihnen das Gesetz die Pflicht und Vollmacht, gegen einander selbst

*) Man versuchte es mehrmals im großen Rathe, (im Jahr 1465, 1552, 1628) den drei Staatsinquisitoren das Recht über Leben und Tod der Patrizier zu nehmen; doch vergeblich.

Canari.

Daß kein Andrer,
Als der junge, muth'ge Ritter,
Flodoardo von Florenz,
Das verborg'ne Nest entdeckte,
Und, mit Wagung seines Lebens,
Jene Ottern lebend fing.

Ducella.

Er? — ist wieder in Venedig? ...
Wunderschnell bekränzt er sich
Mit dem Lorbeer der Verdienste,
Wie kaum Einer unsers Adels.

Canari.

Seid gerecht, und sagt, wie Keiner.
Seine Waffenthat auf Corfu
Hat zu ew'gen Schuldnern ihm
Viel der edelsten Geschlechter,
Und den Doge selbst, gemacht.
Aber das gelungne Wagstück
In der Höhle der Banditen,
Für Venedigs Sicherheit,

Trägt ihm nun sogar den Namen
Unsrer Republik ins Schuldbuch.

Idnelle.

Wahrlich, dieser seltne Mann
Wagt zuletzt das Riesenwagstr,
Und — den Kühnen liebt das Glück.

Canari.

Wohl! Er mag vom Glücke sagen.
Eine Spanne weiter rechts,
Und die Kugel eines Strolchs
Wäre ihm durchs Herz geschlagen.

Idnelle.

Wie? der Ritter ist verwundet?

Canari.

Kleinigkeit. Zwei Tropfen Bluts!
Nur ein Streifschuß links am Arm.

Idnelle (sich verbeugend).

Eure Herrlichkeit verzeihn; —
Diese Botschaft ist zu wichtig,
Daß ich selbst sie nicht zuerst
Rosamunden bringen sollte. (ab.)

Canari (allein).

Frau'n gebührt das Heroldsamt,
Nicht den Mannern. Sie verſtehn es,
Uebles zierlich zu umſchleiern,
Schönes zehnfach zu verſchönern....
Nun zum Tanze!

Zweiter Auftritt.

Canari und Flodoardo.

Canari.

Ha, willkommen!
Ihr verwöhnt uns, Flodoardo,
Euch, nach einer Trennung, niemals
Anders wieder zu erblicken,
Als geſchmückt mit neuer Großthat.

Flodoardo.

Eure Herrlichkeit ...

Canari.

Seit wann
Kamt Ihr heim aus Padua?

Flodoardo.

Um die Vesperſtunde geſtern.

Canari.

Wie? ſo ſpät? und habt, kaum etwas
Später, die Banditen ſchon
Ausgeſöhnet, eingeſchloſſen,
Aufgehoben, weggeſchleppt?
Unter uns geſprochen, treibt Ihr
Nicht ein wenig Hexerei? —
Leider unter unſerm Adel
Sind der Hexenmeiſter wenig!
Darum iſt auch ganz Venedig
Eures Ruhmes heute voll.

Flodoardo.

Eure Herrlichkeit beliebt ...

Canari (mit beigender Wärme).

Was da „Herrlichkeit"? — die Hand her,
Edler Jüngling! Nicht die Hand her, —
Her das Herz, das Heldenherz!

(Er umarmt ihn.)

Gott mit dir, du tapfrer Degen!
Nenns mich nicht Herrlichkeit —

Vater nenne mich, das bin ich!
Sieh, dein Vater, dem du gleichest,
Einst war er mein andres Ich;
Nun erbt meine Lieb' auf dich.

Flodoardo
(ihn gerührt umarmend).

O schon längst lieb ich im Herzen
Dankbar Euch den Vaternamen.
Denn wer nahm sich meiner an,
Als ich, ein verbannter Flüchtling,
Wieder nach Venedig kam?
Als ich unbekannt und einsam
In der Heimath meiner Ahnen,
Ein verlorner Fremdling stand?
Wer hat ...

Canari.

Ei, was fragst du mich?
Weiß ich denn ein Wort von Allem?
Also still davon, mein Sohn,
Still! — Hingegen eine Bitte:
Weil der Vater auch den Umgang
Seines Sohnes gern genösse —

Er iſt alt, und alte Herrn,
Weißt du, plaudern gern ihr Stündchen —
Mußt du, ohne Widerrede,
Haus und Tafel mit mir theilen.
Hand her!

Flodoardo.

Mir geziemt Gehorſam.

Canari.

Schön, das Bündniß bleibt geſchloſſen,
Und es gelte bis zum Tode. —
Hat der Doge dich geſprochen?

Flodoardo.

Nein; — berufen ließ er mich.

Canari.

Seine Hoffnung baut auf dich.

Flodoardo.

Ach, noch hab' ich nichts geleiſtet ...

Canari.

Als genug war, die Erwartung
Zu noch Höherem zu ſteigern.
Du haſt Kraft; Wir haben Macht.

Jede Bahn dir aufzuriegeln,
Die den Mann zum Ruhme führet.
Lieber Freund, versäume nicht,
Heute deine Ehrerbietung
Rosamunden zu bezeugen.
Denn mit ungewohntem Antheil,
Sagen sollt' ich fast, mit Wärme,
Sprach des Dogen edle Nichte
Gestern uns von dir, und ...

(Er unterbricht sich, beobachtet eine Weile schweigend Flodoarden, dem er einige Schritte näher tritt.)

Flodoardo.

(Verlegen, indem er Canari's Aufmerksamkeit ausweicht.)

Wirklich?
Allerdings .. noch heut .. ich werde ...

Canari.

Was erblick' ich?

Flodoardo (wie vorhin).

Was bemerkt Ihr?

Canari (rasch).

Tief hinab glaubt' ich zu schaun,
In den glühnden Boden eines
Heimlichen Vulkans. — Es brannte
Flammenhell auf deinem Antlitz
Bei dem Namen Rosamundens. —
Sah ich recht? Sah ich im Abgrund
Deines Innern jenen Brand
Einer Leidenschaft, die dich nur ...
Lähmen, nur — entehren konnte?

Flodoardo (ist).

Mich entehren? — Nein, Ihr irrt.

Canari.

Nun, so röthete die Wangen
Dir der bloße Wiederschein
Von dem Flammenschwert des Cherub,
Der dein besseres Selbst bewacht.
(Er nimmt Flodoardo's Hand in die seine.)
Freund, du gabst mir Vaterrecht.
Laß michs üben! — Offenherzig,
Was verrieth denn dies Erröthen,

Als ich Roſamunden nannte?
Liebſt du ſie? — —

(Nach einer Pauſe, in der er Antwort erwartet.)

Unglücklicher!
Dann brich auf und rette dich;
Rette dich, wenn du noch kannſt,
Vor dir ſelbſt! — Sei deiner würdig.

Flodoardo.

Meint Ihr, daß es mich entwürdige,
Wenn ich jener Herrlichen
Nicht die Huldigung verſage,
Die ihr ganz Venedig bringt?

Canari

(läßt Flodoardo's Hand fallen).

Ich verſtehe dich. — So hätt' ich
Dennoch mich in dir getäuſcht?
Dieſer Schwäche, dieſer Thorheit
Glaubt' ich nimmermehr dich fähig.
Sohn, verzeih es, wenn dein Vater,
Mit dem vollen Vaterherzen

Warnend, sorgend zu dir spricht!
Weißt du denn, wohin empor
Deines Wahnsinns stolzer Blick
Sich erheben will? — Es warben
Schon Italiens Fürstensöhne
Um Andreas Gritti's Nichte;
Schon die Söhne von Venedigs
Alleredelsten Geschlechtern.
Rosamunde, jeder Fürstin
An Geburt und Reichthum gleich,
Wies die Werbenden zurück.
Denn ihr Oheim, zweifle nicht,
Hat die Hand der schönen Nichte
Einem Mächtigern bestimmt.

Flodoardo (höhnend).

Sei es! Ich steh' ohne Anspruch.

Canari.

Hüte sehr dich, fremden Augen
Deine Schwachheit auszuplaudern;
Denn entweder straft dich schwer
Das Gelächter aller Spötter,
Oder plötzliche Verbannung.

dieſelbe Strenge zu üben, welche ſie Andern zeigten, auf daß Keiner von der Furcht frei bleibe, die Alle empfanden. Denn auſſer den drei Staatsinquiſitoren ernannten die Zehner noch einen vierten, der, wenn Einer des Triumvirats ſich ſchuldig machte, verbunden mit den zwei Andern über den Dritten richtete.

So feſſelte gegenſeitig Mißtrauen Jeden an ſeine Pflicht, was ſonſt Frucht der Tugend und Liebe des Vaterlandes oder des Ruhms zu ſein pflegt; und Venedig bewies dadurch in Tagen der Noth eine Stärke, wie Athen oder Rom in den ſchönſten Tagen republikaniſcher Begeiſterung. War Alles verloren, gab es nichts verloren, und mit Erſtaunen ſah man den Staat, nach den großten Niederlagen, von ſeinen zahlloſen Hilfsquellen mit neuem Ueberfluß überſtrömt, glänzender und reicher erſcheinen, als er vorher geweſen.

In einem der ſchwerſten Kriege, den Venedig zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen Genua, gegen den König von Ungarn, gegen den Patriarchen von Aquileja und den Beherrſcher von Padua in gleicher Zeit beſtehen mußte, war es dahin gebracht, daß es, Dalmatiens verluſtig, ſeine letzte Provinz auf dem Feſtlande dem Herzoge von Oeſterreich hinopferend, getrennt von ſeinen Kolonien, nicht mehr, als ſechs Galeeren ins Meer ſchicken konnte, und von Pietro Doria

Flodoards.

Mich erſchrecken beide nicht.

Canari (ſeine Hand nehmend).

Sohn, mein Sohn, ſei deiner würdig!
Kämpfe kühn den ſchwerſten Kampf,
Laß, von dieſer Leidenſchaft,
Deinen freigebornen Geiſt
Nicht zu früh in Ketten ſchlagen;
Sie wird deiner beſten That
Des Verdienſtes Kranz entreiſſen.
Freilich, auch die Liebe, ſagt man,
Kann zu Heldenwerk begeiſtern.
Und warum die Liebe nur?
Auch die Rachgier; auch Verzweiflung,
Auch der Trunkenbold im Rauſche,
Kann vollbringen, was der Held;
Auch der Söldner ſtirbt für Geld;
Ja doch, Sumpfluft leuchtet! Aber
Sumpflicht iſt kein Himmelslicht.
Was durch die Jahrhunderte
Will in ew'gem Glanze flammen,
Muß aus höhern Welten ſtammen,

Wo die Tugend, frei und herrlich,
Fremd dem Staube, ihre Fahne
Für die Gottesſache ſchwingt.
Still, dort drüben, durch die Hallen,
Tritt der Herzog ſchon heran.
Laß uns ihm entgegen eilen.

(Ab.)

Flodoardo (allein).

Was iſt Macht, was Gold und Weltruhm?
Armes Spielzeug armer Seelen,
Die des Himmliſchen entbehren.
Roſamunde, — ein Gedanke
Nur an Dich, du Wunderbare,
Und die Güter dieſes Lebens
Fallen tief in ihrem Werth.
Mich durchſchauert Gottestraft,
Die aus mir ein höh'res Weſen,
Zu dem Höchſten auserleſen,
Und zum Schwerſten mächtig, ſchafft.
Laß mich kämpfen, — laß mich ringen!
Kann ich auch mein höchſtes Gut,
Kann ichs endlich nicht erſchwingen?

O ſo gilt mir, für's Gelingen,
Doch des Wollens ſtolzer Muth!

Dritter Auftritt.

Der Doge. Canari. Flodoardo.

Flodoardo
(dem Doge entgegeneilend).

Gnäd'ger Fürſt ... durchlauchter Herzog ...

Doge.

Flodoardo Mocenigho,
Seid uns im Palaſt willkommen.
Dankbar grüßt, durch meinen Mund,
Euch das Volk der hundert Inſeln.
Der Senat der Republik,
Willig, das Verdienſt zu krönen,
Wird mit Markus goldnem Orden;
Euer doppeltes belohnen.

Flodoardo.

Pflichten gegen Vaterland
Sind nur Schulden, nicht Verdienſte.

Wer, wie ich, die Schuld entrichtet,
Hat nichts Uebriges gethan.

Doge.

Die Banditen hatten jede
Oeffentliche Sicherheit
Der Lagunen aufgehoben.
Wie von ganz Italien,
Wurden ſie Venedigs Plage.
Ihre blut'ge Gilde wußte
Sich in eine Nacht zu hüllen,
Deren Finſterniß ſogar
Auch dem Auge von Venedigs
Weltberühmter Polizei
Undurchdringlich worden war.
Ueberraſchend habt Ihr aber
Euern Meiſterſtreich vollführet.

Flodoardo.

Was geſchehn iſt, ſcheint mir wenig,
Für die Sicherheit des Staates.
Denn da, wo ſich Raben ſammeln,
Muß ein Aas ſein, das ſie lockt.
Wäre dieſes erſt entdeckt,

Läg's im Grund des Meers vergraben:
Ohne andres flöhn die Raben.

Doge.

Ihr sprecht räthselhaft, in Bildern.
Redet klar. Vermuthet Ihr
Böse Geister andrer Art,
Die im Staat Verderben brüten,
Und das Mordgesindel locken?

Flodoardo.

Laßt mich schweigen, gnädger Herr.
Warum sollt' ich Argwohn säen?
Schlimmer, als die schlimmste Wahrheit
Ist der Glaube des Verdachts.
Würde meiner Ahnung aber
Jemals das, wovon sie nur
Noch der Schatten ist, begegnen ...

Doge.

Wohl! Ich bau' auf Eure Treue.
Habt Ihr Kunde von dem Gauner,
Den sie Abellino nennen?

Flodoardo.

Keine andre, als das Zeugniß
Der Banditen auf der Folter,
Daß er Ihrer einer sei;
Was ich ohnehin schon wußte.

Doge.

Wahrlich, jedes andre Beispiel
Von vermessener Verruchtheit
Bleibet hinter dieses Menschen
That von gestern weit zurück;
Und ein Wunder, daß das Schrecken
Bei dem grauenvollen Schauspiel
Nicht das Leben meiner armen
Rosamund' auf ewig brach.
Er beschleicht sie; überfällt sie;
Nennt sich ihren Engel; spricht,
Glaub' ich, gar von seiner Liebe; —
Dann, da sie um Hilfe schreit,
Und ein fremder Mann herbeieilt,
Sticht er meuchlings diesen nieder,
Und wird plötzlich unsichtbar.
War's Verrücktheit oder Frechheit?

Für die Frechheit ſcheint der Frevel
Mir zu albern und zu planlos; –
Für Verrücktheit allzuklug.

Canari.

War der Menſch des ſüßen Weins voll,
Konnt' er Eins und Andres ſein.
Wahnſinn und Schamloſigkeit
Sind ja für den trunknen Zecher
Stets die Neig' im leeren Becher.
Uebrigens der Tollkopf wird
Seinem Galgen nicht entwiſchen.

Doge.

Er, allein noch von der wüſten
Bande, ſtreicht jetzt frei umher.

Flodoardo.

Ohne Zweifel hielt ich ihn
Mit dem andern Volk gefangen;
Aber finſter war's im Schlupfloch.
Plötzlich hörte man die Scheiben
Eines Fenſters klirrend ſpringen.
Die Soldaten ſtürzten nach,
Und erkannten hell im Mondſchein

Eines Fliehenden Gewand.
In Venedig wird er ſchwerlich
Sein Gewerbe länger treiben;
Denn der Armenſünder-Glocke
Dumpfer Ton hat ihm das Schickſal
Seiner Bande heut verkündet,
Und das ſeine ihm geweiſſagt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Dandolo mit einem Papier in der Hand.

Doge.

Ha, Freund Dandolo! willkommen!
Seht, wie finſter iſt ſein Gruß.
Keine ſchwarze Wetterwolke,
Welche Hagelſchauer trägt,
Wenn ſie ſtumm von ferne ſteht,
Droht ſo düſter. — Nun, was gibt es?

Dandolo.

Wie Ihr's ſaget: Hagelſchauer.

Canari.

Stets der alte Hiobsbote!

Dandolo.

Ja, ein Hagelschauer iſt's,
Der die Sicherheit der Stadt,
Der die Freude jedes Hauſes,
Der die Ehre unſrer Namen,
Der den Ruhm der wohlbewährten
Alten Ordnungen des Staats
Niederſchlägt, wie dürre Halmen!

Doge.

Redet, gebt die bittre Neuheit
Uns nicht tropfenweis zu trinken.

Dandolo.

Gnäd'ger Herr, ein einz'ger Mann
Spottet unſrer Macht und Vorſicht;
Füllt die Stadt mit Schrecken an.
Er bedroht in offner Fehde
Zehner-Rath und Signoria. —
Abellino iſt ſein Name.
Urtheilt! eben dieſe Nacht,
Da die Rotte der Banditen

Ihren Untergang gefunden,
Schlug er furchtlos Aufrufzettel
An die Kirche von St. Markus,
An das Thor des Arsenals,
Und bei der Rialto-Brücke,
Selbst an Euern Palast an.

Canari.

Ei, das klingt mir fast, als spiele
Satan bei uns Karneval.

Dandolo.

Wollt Ihrs, gnäd'ger Herr, gestatten,
Les' ich diesen Zettel ab.

Doge.

Wie's beliebt.

Dandolo (liest).

„Venetianer!
„Leider sah die letzt' Nacht
„Unsre tapfern Bravo's Alle
„Zu der Seufzerbrücke wandeln.
„Alle starben heldenmüthig
„Durch die Rache unsrer Feinde.
„Darum aber zage Niemand.

vergebens Frieden bat, der mit seinen Genuesen, Meister des adriatischen Golfs, sich schon bereitete, die Hauptstadt in den Lagunen selbst zu nehmen. Nur Verzweiflung und Nationalhaß gegen Genua, verbunden mit glücklichen Zufällen, rettete damals noch den Staat.

Kaum vierzig Jahre nachher aber prangte Venedig schon wieder in fast nie gesehener Machtfülle. Daru hat uns aus glaubwürdigen Urkunden den damaligen Zustand Venedigs (ums Jahr 1420) geschildert. Die Hauptstadt besaß, nach einer zu derselben Zeit veranstalteten Zählung, 190,000 Einwohner; die Bevölkerung war im Wachsthum; die Gebäude, deren Werth auf sieben Millionen Dukaten angeschlagen wurde und wovon die Miethe allein auf 500,000 Dukaten betrug, stiegen fortwährend im Preise. Man bezahlte damals einen Palast mit 3000 Dukaten. (Die heutige Bevölkerung der prächtigen Stadt übersteigt kaum viel die Zahl von 120,000 Seelen, worunter bei 20,000 Bettler sind!) Es wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold, 200,000 Stück Silbermünzen und 800,000 Stück Scheidemünzen ausgeprägt. Man zählte tausend Edelleute in der Stadt, deren Vermögen sich auf 4000 bis 70,000 Dukaten Einkünfte für Einzelne belief. — Dreitausend Kauffahrteischiffe von 100 und 200 Tonnen, und dreihundert große Fahrzeuge beschäftigten 25,000

„Einer lebt noch, der bin Ich!
„Wer mich anrufe, soll mich finden:
„Wer mich haschen will — den Dolch.
„Kommt! — Ich sehne mich, die Schatten
„Meiner Bruder in dem Blute
„Der Tirannen zu versöhnen.
„Mag es Dog' und Signoria,
„Zehner-Rath und Jeder wissen;
„Keinen furcht' ich.

„Abellino."

Doge (nach einiger Stille).

Ist der Blutmensch Abellino
Keinem Irrenhaus entlaufen:
So äfft uns durch ihn die Hölle.
Er, der gestern noch es wagte,
Gleichsam unter unsern Augen
Eine Mordthat zu vollbringen, —
Beispielloser Frevelmuth! —
Heute, mitten unter uns,
Ruft der Gauner-König höhnend,
Vor dem Angesicht Europas,
Unsre Ohnmacht aus und Schande.

Tausend biet' ich der Zechinen,
Aus dem eignen Schatze, jedem
Der das Ungeheuer tödtet.
Dandolo, — Canari, folgt mir,
Die Pregadi sind versammelt.
Euch, Herr Ritter, werd' ich bei mir
An der Tafel heut erwarten.

(Mit Dandolo und Canari ab.)

Flodoardo (allein).

Eine Handvoll rothen Goldes
Will er um das Wagstück bieten?
Und nicht mehr? — Gibt es nichts Besseres?
Ach, der Welt verwöhnter Sinn
Kennt nichts Edleres, als Gold.
Was dem Menschen die Natur
Als ihr Schönstes angewiesen:
Leben, Liebe, Ruhm und Tugend ...
Alles wiegt — ein Goldstück auf.

Fünfter Auftritt.

Roſamunde und Flodoardo.

Roſamunde (betroffen).

Signor ...

Flodoardo (eben ſo).

Mein erlauchtes Fräulein ...

Roſamunde.

Ah, wie bin ich überraſcht!
Eben, Signor, war't Ihr noch
Mein Geſpräch mit Ibuella.
Doch wie ahneten ſo nah uns
Nicht den Helden dieſes Tages.

Flodoardo.

Ueberglücklich preiſ' ich mich,
Im Geheimniß Eurer Seele
Fortzuleben, ...

Roſamunde
(mit verbindlichem Lächeln).

Mein Herr Ritter,
Wohl beneidenswürdig wäret Ihr,

Wenn Euch das beglücken könnte!
Denn so lang' ich nicht vergesse,
Daß ich Ehre, Freiheit, Leben,
Euerm Muthe danken muß,
Werdet Ihr in vollem Maße
Jenes Ueberglücks genießen.
Fast indessen will es scheinen,
Ist's mit der Genügsamkeit,
Die ihr äussert, kaum ein Ernst.
Es sind angenehme Worte.
Worte tauscht man aus wie Münzen,
Achtet einzig auf's Gepräge,
Wenig auf den innern Werth.
Doch zuletzt bei Tausch und Täuschung
Findet Jeder seine Rechnung.

Flodoardo.

Glaubt Ihr? — Gönnet mir's, zu zweifeln.
Keiner lernet vom Gepräge
Schöner Worte, schöner Münzen,
Wie er steht, wie reich er ist.

Rosamunde.

Niemand auch, der reich sich dünket.

Weiß dabei, wie arm er iſt:
Alles wohnt in Täuſchung glücklich.
Doch die Täuſchung, die uns treu bleibt,
Gilt der beſten Wahrheit gleich.

Flodoardo
(mit wachſender Lebhaftigkeit).

Nimmermehr. O, das iſt Hofgeiſt,
Denkart aus der feinen Welt;
Oder eines Menſchenfeindes,
Deſſen Herz die Welt belog.
Nein, der Thau der Morgenröthe,
Wenn er auf der Lilie bebt,
Glänzt ſo lauter nicht, ſo klar,
Wie in Stimme, Blick und Zügen
Euer ganzes Weſen lebt.
Dieſes Aug', aus dem der Himmel
Reiner Güt' und Unſchuld lächelt, —
Warum wollte es denn betrügen?
O wenn ſolche Lippen lügen,
Glaub' ich keinen Himmel mehr.
Alles Heil'ge, alles Wahre,

Ist dann hohle Gaukelei;
Und die Tugend blos ein Irrlicht
Unsrer kranken Fantasie.

Rosamunde.

Welch ein Aufruhr, eines armen,
Mißverstandnen Wörtchens willen!
Sagt' ich denn, ich woll' Euch täuschen?
Würd' ich's dürfen, wenn ich's wollte? —
Wer in Wahn und Täuschung fällt,
Hat sich, glaubt es, seine Falle
Meist mit eigner Hand gestellt.

Flodoards.

Nun denn, mag auf dieser Erde
Alles eitel Blendwerk sein,
Und der blode Geist oft irren:
Doch das Wahre, doch das Schöne
Und das Heil'ge ist kein Wahn.
Darum will ich an Euch glauben,
Und in diesem Glauben mich,
Ueber Wahn und Trug im Leben,
Zu dem Wahren, und dem Schönen,
Und dem Heiligen erheben.

Rosamunde
(verlegen und erröthend, indem sie eine Rose von ihrem Busen nimmt und damit spielt).

Lieber Ritter ... wenn ich ... laßt uns
Dies Gespräch ... und diese Richtung ...
Meine Hochachtung für Euch
Will mir nicht erlauben ... Ritter ...
Worte, wie die Euren, schwächen
Meine Zuversicht in Euch.

Flodoardo (vortretend).

Fräulein, Ihr verkennt mich schwer!
Treues Zeugniß von dem Innern
Meines Herzens legt' ich ab; —
Und Ihr wähnt, gemeines Schmeicheln
Eines Höflings anzuhören;
Und vermengt mich mit dem Haufen
Fader Süßlinge, die Euch
Täglich ihren Weihrauch opfern.
Oder, was in meinen Worten
Hat die Achtung, die die Welt,
Hat die Ehrfurcht, die mein Herz
Für Euch fordern kann, verletzt?

Euer Mißtraun ... nehmt es von mir,
Denn es stürzt mich in Verzweiflung.

Rosamunde.

Nicht doch! Warum gebet Ihr
Meiner Rede diesen Sinn?
Nein ... nur wenn Ihr jene Sprache
Schwärmerischer Trunkenheit ...
Mein Verhältniß, und ... das Eure ...

Flodoardo (mit Ehrerbietung).

Niemals werd' ich mich vermessen,
Fräulein, Eurer Fürstlichkeit,
Und der Stellung zu vergessen,
Daß Ihr meine Herrin seid.

Rosamunde (lebhaft).

Nein! O das nicht! Warum zürnt Ihr?
Warum spottet Ihr mich Herrin? — —
Edler Retter meines Lebens,
Ich beschwör' Euch, seid nicht grausam.
Sprecht, was fordr' ich denn? Nur Schonung,
Nur Beachtung einer Grenze,
Die um uns die Sitte zog;
Einen heiteren Verkehr nur

Zwischen Euch und mir, den nicht
Die Verleumdung lästern darf.
Zweifelt nicht an meines Herzens
Ewiger Erkenntlichkeit.
Mein Gebet preiß Euch vor Gott.
Flodoardo Mocenigho,
Nein, verkennet mich nicht länger,
Glaubet mich nicht undankbar.
Viel schon habe ich gesonnen,
Nicht, wie ich vergelten könne,
Was Ihr einst für mich gewagt;
Sondern einzig ...

Flodoardo.

Haltet ein!
Konnt Ihr mich betrüben wollen?
Nichts hab' ich für Euch gewagt.

Rosamunde.

Nichts, als Euer eignes Leben.

Flodoardo.

Es gehörte mir nicht an,
Seit ich Euch gesehen hatte.

Rosamunde.

Nun, verschmähet Euer Stolz denn
Die Beweise meines Dankes,
O so, bitt' ich, helft mir sinnen,
Daß ich Euch ein Zeichen gebe,
Wie ich, edler Mann, Euch ehre.

Flodoards (schüchtern).

Darf ich kühn ein Zeichen fordern,
Nur ein Zeichen Eurer Huld?
Sorglicher, als je ein König
Seinen Schatz bewachen ließ,
Als die Kirch' ihr Heiligthum,
Werd' ich's hüten und bewahren.
Wie die Andacht vor dem Bilde
Ihres Heil'gen kniet und betet,
Will ich, wenn ich Euch nicht sehe,
Vor der Gabe Eurer Hand
Meinen Geist zu Euch erheben....
Darf ich ... Fräulein ... darf ich fordern?

Rosamunde.

Und was muß ich ...

Matrosen; und fünfundvierzig bewaffnete Galeeren, mit 11,000 Mann besetzt, waren beständig zum Schutz des Seehandels thätig.

Die Flotten führten Jahr um Jahr für zehn Millionen Dukaten Waare in die Fremde aus, die einen Gewinn von zwei Fünfteln abwarfen, davon die Hälfte die Unkosten der Schiffe zahlte und 36,000 Seeleute nährte, und die andere Hälfte den Geldstock der Kaufherren vergrößerte. Der Waarenabsatz in die Lombardei allein betrug jährlich wenigstens 2,789,000 Dukaten. Die gesammten Einnahmen des Staats, nach Abzug aller Unkosten, gewährten ein reines Einkommen von 996,290 Dukaten.

Zwar die Eroberungen der siegreichen Türken im Orient, welche zuletzt selbst Konstantinopel nahmen und zum Hauptsitze ihres Reichs machen, bedrohte einige Zeit lang den venedischen Handel schwer. Der Staat verlor mehr denn 200,000 Dukaten nur durch den Verlust von Pera. Aber ein Freundschafts- und Handelsvertrag, der bald nach dem Fall Konstantinopels (im Jahr 1454) mit Sultan Mahumed II. geschlossen ward, so wie ein anderer mit Melech Elmayd, Sultan von Aegypten, sicherte wenigstens die vorherbestandenen Freiheiten, obgleich die alten Besitzungen in Asien und Griechenland zum Theil Beute der Ero-

Flodoardo.

Diese Rose,
Die in Euern Händen blüht!

Rosamunde.

Diese Blume nur?

Flodoardo.

Betrachtet
Die Bedeutungsvolle wohl.
Nicht umsonst führt sie den Namen
Einer Königin der Blumen,
Denn sie trägt die schönen Farben
Dessen, was die Welt beherrscht.
Diese süße Glut, im Innern
Ihres Busens, nennt sich (saftlaut) Liebe;
Und das dunkle Grün der Blätter
Deutet auf die stille Hoffnung.

Rosamunde (erröthend).

Warum wollt Ihr ... warum wendet
Ihr Euch stets zu dieser Sprache?
Ritter ... müßt' ich in den Tod
Für Euch wandeln, o wie freudig!

Aber ... nur nicht diese Sprache!
Wählt, erhöret meine Bitte,
Wählt Euch Andres ...

Flodoardo
(zu ihren Füßen, mit flehender Stimme).

Diese Rose!

Rosamunde (hinwegblickend).

Stehet auf, so sollen wir
Nicht beisammen sein.

Flodoardo.

Verstoßt mich,
Aber lasset mir die Rose,
Und die Blume wird mich trösten,
Wird zu dem Verbannten sagen:
Rosamunde denket dein!
Darf ich ...
(Er streckt die Hand zur Blume.)

Rosamunde
(will ihm die Blume rasch entziehen. Die Rose fällt vom Stengel zu Boden).

Ach! Sie ist gebrochen!

Flodoardo

(nimmt die Rose von der Erde, steht auf und betrachtet schweigend die Blume).

Ach, Ihr laßt mir wohl die Liebe,
Aber traurig — ohne Hoffnung!

Rosamunde

(halblaut, mit gesenkten Augen).

Und die Ros' habt Ihr genommen,
(sie drückt den grünen Stengel an ihre Brust).
Und — die Dornen mir gelassen.

Flodoardo.

Nein, laßt mich die Dornen tragen,
Gebt sie mir, und mir die Hoffnung!
O, ich will die Schmerzen segnen,
Welche solche Hoffnung bringen.

Rosamunde (traurig).

Bald verdorrt das grüne Laub,
Und die Rose wird entblättert;
Nur die Dornen bleiben immer!
Nur die Dornen! — Wehe mir!

(Sie verhüllt das Gesicht.)

Flodoards (mit ängstlichem Ungestüm).

Fräulein! Fräulein! — Höret mich!
Nein, ich wollt' Euch nicht beleid'gen.
O verzeiht. Ich war im Wahnsinn.
In den tiefsten Abgrund wünsch' ich
Meine Unbesonnenheit und mich.
Weinet nicht. Denn jede Zähre
Steigert meine Schuld und klagt
Meinen Frevel [illegible]er an.
Ich will flieh'n mit meiner Liebe
In die weite, öde Welt;
Will, die Sünde abzubüßen,
Ewig Euer Antlitz meiden. —
Wein't nicht! Lebet wohl! Verzeiht!

Rosamunde (ihn anlächelnd).

Zögert einen Augenblick! —
Thränen sind der Zoll der Schwäche.
Und Ihr waret nur der Zeuge
Weiblicher Gebrechlichkeit.
Kaum noch Eurer Achtung würdig,
Steh' ich hier vor Euch verrathen. —

Ja, Ihr wißt, an wen ich glaube!
Unter allen Sterblichen,
Hab' ich meine Ruh' und Ehre
Euch, nur Euch anheimgestellt.
Ja, Ihr wißt, in wem ich lebe;
Daß mir Erd' und Himmel nun
Keine Luft und Freude spenden,
Als durch Euch, aus Euern Händen.
Nun üdt Großmuth, edler Freund,
Großmuth ist des Mannes Krone!
Tief vergrabt in Eurer Brust
Das Geheimniß meiner Leiden,
Das Geheimniß meiner Lust.
Liebt mich, wie die Gottheit liebt,
Nur durch Thaten, ohne Worte.
Plaudert mit mir in Gedanken,
Früh und spät, in allen Träumen;
Aber stumm bleib' Eure Lippe,
Still, wie der verschwieg'ne Tod.
Selbst die Augen laßt verstummen.
Gleich beschneieten Vulkanen,
Tragt das Herz voll ew'ger Flammen, —

Aber Blicke kalt, wie Eis ...
Nun lebt wohl! Man wird mich ſuchen.
(Sie will ſich entfernen.)

Flodoardo.

Einen Augenblick verweilt!
Denn ich träume, fiebre, ſchwindle;
Weiß nicht, ob Ihr ſelbſt es ſeid,
Oder ob ein ſchöner Wahnſinn
Zaubereien vor mir treibt?
(Er kniet und küßt ihre Hand.)
Laßt die treue Wirklichkeit
Meine Sinne überzeugen ...
Roſamund'! es iſt kein Wahn.
Ja, der Himmel aller Sel'gen
Iſt mir Sel'gen aufgethan.

Roſamunde
(entzieht ſich und geht einige Schritte).

Lebet wohl! — Ich höre Rauſchen.
Sorgt, daß Ungeweihte nicht
Mit Verrätherohren lauſchen!

Flodoardo (steht auf).

Eins nur! — Ach, das Eine noch!
Liebe gabt Ihr mir und Glauben, —
Nur die Hoffnung wollt Ihr rauben?

Rosamunde.

(Der Rosenstengel zittert in ihrer Hand. Sie läßt ihn fallen und geht langsam zur Thür, von der sie gekommen war.)

Flodoardo

(hebt ihn auf, drückt ihn an sein Herz, und eilt zum Hintergrunde nach der entgegengesetzten Seite).

Auch die Hoffnung läßt sie mir!

(Er bleibt stehen, wendet sich und streckt die Arme nach Rosamunden.)

Rosamunde!

Rosamunde

(sieht, stehn bleibend, zurück).

Flodoardo!

(Sie läßt die halberhobnen Arme mit einem Seufzer sinken und entfernt sich schnell. Eben so Flodoardo auf der andern Seite.)

Sechster Auftritt.

Im Zimmer des Signor Parozzi. Auf dem Tische Weinflaschen und Gläser.

Parozzi und Memmo treten ein.

Parozzi.

Seid verdammt, Ihr trägen Schnecken!
Einer heute, Einer morgen,
Und ist doch soviel zu thun!

Memmo.

Ist dein Pförtner sicher drunten?
Kennt er unsre Leute wohl,
Daß kein ungebetner Gast
Uns im Besten überrumple?

Parozzi.

Der ist wohlbewährt. Sei ruhig.
Brüderchen, was gibt es Neues?

Memmo.

Höllenlärmen in der Stadt!
Unsre Bravo's sind gehangen.

Parozzi.

Friede sei mit ihrer Asche.

Memmo.

Und das Beste: In den Foltern
Sagte Keiner auf uns aus.

Parozzi.

Ha, der Einz'ge, der uns kannte,
Fiel durch fremden Dolch zuerst,
Durch den Teufel Abellino.

Memmo.

Richtig! der mit Anschlagzetteln ...

Parozzi.

Das ist weltbekannter Plunder!
Sonst nichts Neues?

Memmo.

Die Geschichte
In dem Dolabella-Garten ...

Parozzi.

Alte längstverlegne Waare!

Memmo.

Brüderlein, hier unter uns:
Sage ehrlich, hast du wirklich
Den Matteo hingeschickt?

Parozzi.

Und wohin?

Memmo.

Ei, du verstehst mich!
Um des Dogen spröde Nichte
Für das Körbchen abzustrafen,
Das sie, glaub' ich, dir gelieh'n.

Parozzi (auffahrend).

Mensch, wer hat dir das gelogen?

Memmo.

Ei, ich dacht' es nur bei mir.

Parozzi.

Du verdientest, in Gesellschaft
Deiner albernen Gedanken,
Einen Pfahl und einen Strick.

Memmo.

Nun, man weiß ja doch, Parozzi,
Daß du ihr den Hof gemacht;
Daß ...

Parozzi.

Nichts weißt du, sag' ich, nichts!
Aber willst du etwas wissen,
Mag ich's dir wohl anvertrau'n.
Doch sub rosa! Und ich hab' es
Aus unmittelbarer Quelle,
Vom Bandit Matteo selbst.

Memmo.

So erzähl'; ich kann ja schweigen.

Parozzi.

Früher oder spät r wird
Die Signora dennoch endlich
In die beff're Welt verschickt.
Denn sie weiß um ein Geheimniß,
Welches, würd' es je verrathen,
Einen großen, heil'gen Namen

An den Pranger schlägt. Nun ist
Weiberzungen nicht zu trau'n,
Wenn sie ein Geheimniß brennt.

Memmo.

Weiter doch, ich bin ganz Ohr.

Parozzi.

Unser frommer Herr Abbate,
Dessen andachtsvoller Wandel
Jedes Christenherz erbaut,
Dessen Wort und heil'ge Hand
Wunder unter uns verrichtet ...
Heil'ge haben Fleisch und Blut,
Haben ihre schwachen Stündchen,
Gleich uns Kindern dieser Welt! —
Ließ vom bösen Geist sich plagen,
Sich, als Seelenbräutigam,
Rosamunden anzutragen.

Memmo (hämisch lachend).

Ei verflucht!

Parozzi.

Darauf begab's sich,
Beide waren jüngst beisammen,

Ob zum Beichten oder Beten
Ist mir wahrlich unbekannt; ...
Kurz, der Heil'ge kam in Flammen
Und vergaß sich so, daß er ...
Still! Mich dünkt, ich höre kommen.
(Er geht gegen die Thür.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Falieri.

Parozzi.

Ha, bist du's? Warum so spät?
Nun fehlt uns noch Contarino
Und Abbate Tolomeo.

Falieri.

Wartet nicht auf Tolomeo,
Denn er ist beim Nunzius.

Parozzi.

Um den Handel abzuschliessen,
Den wir gestern ihm geboten?

Alles, Alles geht vortrefflich.
Schon die meisten Klöster wirken
Für uns thätig auf das Volk.
Rom verleiht uns Gold und Segen
Für die Hoffnung, daß wir bald
Die Gewalt des heil'gen Stuhls
In Venedig mehren werden.
Auch das Arsenal ist unser,
Jeden Tag, wann wir es fordern.

Falieri.

Wirklich? O du Tausendkünstler!
Ist der alte, blöde Fuchs
In die Eisen dir gelaufen?
Sprich doch!

Parozzi.

Er hat angebissen!
Lange sperrte sich der Hauptmann;
Endlich rollt' ich sein Gewissen
Ohne Müh, wie einen Faden,
Ueber hundert kleine Rollen
Voller goldenen Dukaten.

Memmo.

Und nicht zu vergeſſen, Leutchen,
Immer ärger ſchimpft Zanhagel
Auf den Doge und ſein Kleeblatt.
Seht doch, heißt es, den Tirannen!
Herrſcht er nicht mit Eigenmacht
Unbedingter, als ein König?
Müſſen nicht die Signoria,
Die Pregadi und Quaranti,
Und die Savi und die Cori,
Stumm nach ſeinem Pfeifchen tanzen?
Sind nicht die Inquiſitoren,
Und der ganze Zehner-Rath
Sammt und ſonders, Gliederpuppen,
Welche die Holzkopfe ſchütteln,
Heben, bücken, nicken laſſen,
Wie er ſie am Drahte zupft?

Falieri.

Alle Karten liegen gut;
Nur einmal das Spiel begonnen!

Parozzi.

Doch bei Bechern nicht und Mädchen,

Und nicht an der Pharobank,
Wird die Kraft der Republik,
Und die Freiheit hergeſtellt.
Kinder, es iſt hohe Zeit!
Täglich ſtürzen wir uns tiefer
In das weite Meer der Schulden,
Wo zuletzt der beſte Schwimmer
Jämmerlich ertrinken kann.

Memmo.

Freilich, ja! Das ſag' ich immer,
Morgens aus den ſchönſten Träumen
Pochen Gläubiger mich wach;
Abends ſchläfern ſie mich wieder,
Mit Jeremiaden, ein.

Falieri.

Sämmtlich ſind wir Patienten
In dem gleichen Lazareth.

Memmo.

Seht Ihr, ſagt' ich Euch nicht immer:
Laſſet uns fein züchtig leben?
Aber das war Wind in Wind.

Parozzi.

Kyrie Eleison!
Schweigt von Eurer Reu' und Buße!
Wollet Ihr, wie Kato, Brutus,
Für die Republik Euch wagen?
Oder feigen Knaben gleichen,
Die, der Ruthe zu entwischen,
In der Herzensangst, den Aeltern
Ueberm Kopf das Haus verbrennen?
Meinerseits beklag' ich nicht,
Daß ich etwas Wildfang war;
Nicht mit andern Alltagsmenschen
Hinterm Tisch zusammenschnurrte,
Federn schnitzte, Männchen malte,
Und vor einer Maus erschrack.
Kühne Geister unsrer Art
Sind der faulen Welt vonnöthen,
Wie Sturmwinde der Natur,
Die den stillen Sumpf der Luft
Frei von gift'gen Dünsten fegen.
Geister unsers Gleichen treiben
Die Gewohnheit aus dem Gleise,

Brechen, was unhaltbar iſt,
Daß das Beſſre Raum gewinne;
Spornen Kräfte, wecken Leben,
Und beflügeln neu das Streben
Der erſchlafften, trägen Menſchheit
Zu den Zielen der Vollendung.

Memmo.

Ganz vortrefflich! Unterdeſſen,
Eh' wir für die Menſchheit ſorgen,
Thun wir, glaub' ich, nicht gar übel,
Erſt an unſer Haus zu denken. —
Wie, wenn all' die ſchönen Plane
Für Venedigs Freiheit ſcheitern?
Wie, wenn das Despotenjoch,
Das wir zu zerbrechen ſchwören,
Stärker hält, als wir vermuthen?
Seht, ein Feldherr vor der Schlacht
Hält zwar nur den Sieg im Auge,
Doch bereitet er mit Umſicht
Auch den ſichern Rückzug vor.

Barozzi.

Jetzt liegt, Alles gegen Alles,

Da, auf einer einz'gen Karte.
Mög' es enden, wie es wolle,
Mit Verderben, oder Sieg,
Stets, und das bleibt unser Trost,
Endet glanzvoll unsre Rolle.
Hinter sich darf Niemand schaun;
Jedem von uns droh'n im Nacken
Schand' und Elend, oder Tod.
Vor uns aber winkt ein Ziel,
Werth, das Leben dran zu setzen.
Alles schon ist angebahnt,
Jeder Zufall schon berechnet;
Und die Augen unsrer Feinde
Sind durch Zauberband geblendet,
Bis die Pulvermine springt,
Und der Abgrund sie verschlingt. —
Alles oder Nichts! va banque!
Bald entweder stehn wir glorreich,
Schöpfer einer neuen Schöpfung;
Oder wir, und unsre Feinde,
Finden gleichen Untergang
Im Zusammensturz des morschen

Tauſendjährigen Gebäu'ß;
Und die alterthümlichen,
Ungeheuren Trümmer werden
Uns ein majeſtätiſch Grab.

Memmo.

Majeſtätiſch, oder nicht;
Grab bleibt doch am Ende Grab.

Falieri (zu Memmo).

Sieh, Parozzi mögte ſagen:
Wenn's mit Brutus hinken will,
Muß man Katilina ſpielen.
Und am Ende hat er Recht.
Oder ſollten wir, wie andre
Arme Schlucker unſers Adels,
Säck' aus unſern Mützen machen,
Um vom Markt uns ſelber drin
Mageres Gemüs zu betteln?

Memmo.

Horcht! — Mir däucht, die Pforten gehn!
Das iſt Riegelſchlag, Parozzi!

Univ. Bibl. München

werden. Einer kinderlosen Königin fehlte es freilich keineswegs an zahlreichen Erben. So nahmen in Venedig schon einige Verwandte Katharinens vorläufig aus Eitelkeit, oder Erwartung des Größern, Fürstentitel an. Aber die Staatsinquisitoren geboten plötzliches Schweigen, unter Androhung der Todesstrafe.

Aus Furcht endlich vor möglichen Zufällen beschloß der Senat, ohne länger zu zaudern, Zypern in förmlichen Besitz zu nehmen und von der Königin die Niederlegung ihrer Krone zu fordern. Katharinen dazu zu bewegen, ward ihr eigener Bruder ausgewählt. Der Zehnerrath gab ihm den Auftrag; das heißt, es ward für ihn gefahrvoll, unverrichteter Sache zurückzukommen. Ohne eine Vorstellung dagegen zu wagen, reisete er nach Zypern. Gleichzeitig mit ihm traf auch die große venedische Flotte dort ein. Umsonst beschwor Katharina ihren Bruder, wenigstens den Versuch zu erlauben, die Regierung von Venedig auf andern Sinn zu bringen. Er antwortete: der Senat ist in seinen Beschlüssen unbeweglich. Schon waren die Wachen ihres Palastes, schon alle Plätze der Insel mit venedischem Kriegsvolk versehen. Sie mußte die Entsagung der Krone unterzeichnen. Mit aller Feierlichkeit nahm Venedig (im Jahr 1489) das Königreich Zypern in Besitz, ward hier

Parozzi.

Still: der ſchreitet ſchwer und langſam
Durch den Gang. Es iſt ein Fremder.
(Eilt zur Thür)

Falieri.

Wenn's nicht Tolomeo iſt!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Contarino.

Parozzi.

Ha, willkommen, Contarino!

Memmo.

Ei, wie biſt du blaß und matt!

Falieri.

Haſt du mit den holden Phrynen
Wiederum die Nacht verſchwärmt?

Contarino.

Einen Seſſel her!

Parozzi (ſieht ihm den Strumpf).
Was fehlt dir?

Contarino.

Um zehn Pfunde meines Blutes
Bin ich leichter heut, denn geſtern;
Und trotz dem mir noch zu ſchwer.

Memmo.

Iſt dir Unglück widerfahren?

Contarino.

Wein her! Habt Ihr alten Cyprer?
Oder Sect? Lacrymä Chriſti
Vom Veſuve? Malvaſier?
Geht vom Lärkſen! Denn der Starke
Soll des Schwachen Stütze ſein.

Parozzi (ſetzt ihm Wein ein).

Hier vom älteſten Falerner,
Derb und hochroth, wie Rubin;
Süß und durch die Nerven brennend,
Wie der Kuß der erſten Liebe.

Contarino
(gibt das leere Glas zurück).
Nicht zu viel gelobt! — Da Capo!
Rother Wein ſetzt rothes Blut.

Faliери.
Wirklich? wurdeſt du verwundet?
Wie? und wo denn? und von wem?

Contarino (während er trinkt).
Wie? Durch eine Degenklinge.
Wo? Im Neſte unſrer Bravo's.
Und von wem? Von dem verdammten
Flodoardo Mocenigho.
Drei iſt guter Dinge Zahl,
Füllt noch einmal den Pokal!

Memmo.
Schlug der Milchbart dich gefährlich?

Contarino.
Ich verſichre dich, auf Ehre!
Seine Klinge, ohne Milchbart,
Fuhr mir ſieben Zoll lang — ſchau!
(Zeigt das Pflaſter auf entblößter Bruſt.)
Scharf, durch Wamms und Hemd und Fleiſch,
Bis hinunter auf die Knochen. (Er trinkt.)

Memmo.

Brr! Mich fröſtelt's, wie im Fieber.
(Er ſtürzt ſich am Tiſch ein Glas.)
Hurtig, hurtig, Arzenei!

Parozzi.

Contarino, jetzt berichte,
Wie geriethſt du zu Händeln?
Dieſer Flodoardo, heißt es,
Sei des Herzogs neuſter Günſtling.
Ohne Zweifel wird er nächſtens
Einer unſrer Capi ſein.

Falieri.

Wenn er nicht zuvor den Hals bricht.

Contarino.

Schweigt und hört. Denn geſtern war ich,
Leider! Aug- und Ohrenzeuge
Der Verhaftung unſrer Braut's.

Memmo.

Alle Wetter! Du dabei!

Parozzi (betroffen).

Du? Und wurdeſt du erkannt?

Contarino.

Schweigt und hört! Ich will erzählen.
Euerm Rathsbeschluß gemäß
Sollt' ich für den Inquisitor,
Für den lauernden Canari
Einen langen Schlaf bestellen.
Also spät am Abend gestern
Fahr' ich hin nach Malamocco,
Geh' zum mir bekannten Posten;
Husse dreimal. Man erwiedert
Das gegebne Zeichen mir.
Ich begehre nach dem Häuschen
Mit der rothen Ueberschwelle.
Man verkehrt mich. Mit verbundnen
Augen werd' ich von Kanal
Zu Kanal umhergefahren,
Stets von einem Kerl bewacht.
Mit der größten Vorsicht haben
Die Banditen ihren Wohnsitz
Gegen Freund und Feind verhehlt.
Darum bleibt's ein Räthsel, wie

Jener Spürhund Flodoardo
Sich zu ihrem Neſt gefunden.

Faliери.

Weiter, weiter!

Contarino.

Als den Augen
Wiederum zu ſehn erlaubt ward,
Sahen ſie, bei Licht und Qualm
Einer Lamp', in engem Zimmer
Mehrere handfeſte Kerls.
Keinen kannt' ich, keiner mich.
Falſcher Bart und Bauertracht
Hatten mich gar wohl verſtellt.
Doch zum größten Unglück fehlte
Der, den ich geſucht, Matteo,
Dieſer Bande Herr und Meiſter.
Ich entſchloß mich, zu verweilen,
Und den Hauptmann zu erwarten.
Plötzlich ſtürzt ein junges Weib,
Leichenblaß mit fieren Blicken,
Durch die Thür herein und ſchreit:
„Nehmt die Flucht! Wir ſind verrathen!“

Alle ſtehn, wie angedonnert.
Und es drängen Hellebarden,
Degenklingen, Feuerrohre,
Durch die ſchmale Thür herein.
Flodoardo Mocenigho,
An der Spitze der Soldaten,
Ruft mit wahrer Bärenſtimme:
„Namens unſrer Republik,
Ohne Widerſtand, ergebt Euch!“

Falieri.

Welcher Teufel zündete
Dieſem Wagehals hieher?

Memmo.

Die Geſchichte macht mich todkalt.

Contarino.

Jetzt ein fürchterliches Brüllen
Der Verrathnen. Jeder greift
Fluchend zu der nächſten Waffe.
Flugs erliſcht das Lampenlicht;
Tiſch und Bänke ſtürzen nieder,
Und die Finſterniß wird nun

Noch vom Monde matt gebrochen.
Mitgefangen, mitgehangen!
Dacht' ich, und lief mit dem Schwerde
Flodoarden auf den Leib.

Memms (bedenklich).

Mitgefangen, mitgehangen!

Contarino.

Aber meine Hiebe glitten
Von ihm ab, als wär' er Stahl.
Denn sein Degen flatterte
Rings um ihn, wie Blitz, und schien
Hundert Klingen auszustrecken.
Plötzlich schlitzt' er mir die Brust auf.
Blutend zog ich mich zurück.
Ein'ge Flintenschüsse fielen.
Ich erkannt' im Pulverblitz
Eine unbesetzte Thür;
Floh durch eine Winkelkammer,
Brach das Fenster durch, entkam
Ueber ein paar niedre Zäune
Zum Kanal, und war gerettet.

Memmo.

Nun, das Kammerfenster sei
Von uns Allen benedeit!

Contarino.

Jetzt genug von mir, Ihr Herren,
Und kein Wörtchen mehr darüber.
Nicht um meine Wunde klag' ich;
Aber daß ich sie vergebens
Für die große Sache trage.
Denn die Bravo's sind nicht mehr,
Und Canari lebt noch immer!
Er und Dandolo, der Finstre,
Gelten beid' im Volke viel;
Gelten beim Senat und Herzog;
Und, Ihr alle wißt's, sie sind
Unserm Treiben weit furchtbarer,
Als Senat und Signoria.
Räumt Ihr sie nicht aus dem Wege,
Spielt Ihr grob verlornes Spiel.

Parozzi.

Allerdings, wenn die vier Augen
Schlafen, schläft die Republik.

Hm, man muß von andern Orten
Ein paar Bravo's herbefördern.

Falieri.

Und wie steht es mit den Geldern?

Contarino.

Rom will uns die Summen schießen,
Heute, morgen, wie's gefällt.

Falieri (nachdenkend).

Lieber borgt' ich von der Hölle!
Laßt Euch vor den Römern warnen!
Wagt Ihr Gut und Blut um Freiheit,
Um sie wieder zu verschachern?
Nichts gereichte unserm Staate
Vor der Welt zu höherm Ruhm,
Als der alte Widerstand
Gegen geistliche Gewalt;
Und ihr werft den Ruhm der Väter
In den Koth, um Sündengeld!
Aller Tyranneien Gipfel
Bleibt die ungebundne Macht
Derer, die für Hell' und Himmel
Bind'- und Löseschlüssel führen;

Vasallin des ägyptischen Sultans, und öffnete damit der patrizischen Jugend neue Aussichten auf Erwerb von Reichthum und Genuß.

7.

Beginnender Verfall von Venedigs Macht.

Eine Schiffer- und Fischer-Insel, nach und nach von armen und reichen Flüchtlingen bevölkert, durch günstige Lage zum Handel gelockt, durch eigene Unwirthbarkeit dazu getrieben, bildet sich mit wachsender Volkszahl unter freien Einrichtungen zum Staat. Durch die Gefahren des Meeres abgehärtet, durch Wahl eines alleslei-tenden Fürsten stark, durch Verkehr mit vielerlei Nationen kenntnißreich, gewandt und verschmitzt, erreichen die Bewohner der Insel einen für die damaligen Zeiten seltenen Wohlstand. Sie erobern Gebiete; machen den adriatischen Golf zinsbar; wetteifern mit den ersten Seemächten; bringen den größten Theil des indischen Handels in ihre Gewalt; machen durch ihre Waaren die meisten Länder des Welttheils zinsbar, und zwingen selbst den größern Reichen des festen Landes Ehrfurcht ab.

Wie bewundernswürdig dieser Aufschwung Venedigs erscheint, darf man doch nicht vergessen,

Ohne Vaterland, und darum
Taub dem Ruf des Vaterlandes,
Ohne Gattin, ohne Kinder,
Fremd den zärtlichſten Gefühlen,
Lebt das halberſtarrte Herz
Nur im kalten Stolz der Selbſtſucht.
Selbſt der Kirche Majeſtät
Wird der Schemel ihres Hochmuths,
Und der Schleier ihrer Kühnheit.

Memmo.

Frevler, dank' dem Himmel, daß dich
Kein Dominikaner hört!

Contarino.

Worte! Worte! — Lungenkraft,
Die das Ohr füllt, nicht den Beutel!
Oder willſt du in der Wüſte
Uns der zweite Moſes werden?
Wohl, ſo ſchlage friſche Quellen
Aus dem dürren Fels hervor.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Abellino (gleicht, von Keinem bemerkt, bei Contarino's letzten Worten herein.

Abellino
(mit vielen Verbeugungen).

Hollah! Hollah! guten Abend,
Oder gute Nacht, ihr Herrn.

Alle
(voller Bestürzung durcheinander).

Wer da? — He, Verrätherei!
Ein Gespenst! — Was will der Schleicher?

Parozzi
(mit entblößtem Degen gegen ihn).

Mensch, wer bist du?

Abellino (sich verbeugend).

Abellino,
Eurer Herrlichkeit zu dienen.

Alle
(mit neuer Bestürzung).

Abellino? — Ist er das?
Was will dieser? —

Parozzi.

Wie gelangtest

Du herein, in den Pallast?

Abellino.

Durch die Thür, — nein, glaubt Ihr's lieber?

Durch ein offnes Schlüsselloch.

Parozzi.

Keinen Spaß zur Unzeit, Bursche.

Sprich, was suchst du bei uns?

Abellino.

Kundschaft.

Parozzi.

Welche Kundschaft?

Abellino.

Wie Ihr fremd thut!

Habt Ihr, nach dem Tod der Bravo's,

Meinen Aufruf nicht vernommen? —

Eure Feinde sind die meinen;

Darum wend' ich mich zu Euch.

Zieht doch Eurer nackten Klinge,

Bitt' ich, wiederum das Hemd an;

Denn sie schämt sich; ist noch Jungfrau;
Und die Jungfrau'n — fürcht' ich nicht!

Contarino (zu Parozzi).

Fort, den Degen auf die Seite.
Kömmt der Kerl nicht, wie gerufen?

Abellino (mit Verneigungen).

Eure Herrlichkeiten haben
Meiner also nicht vonnöthen?
Nun denn, — unterthän'ger Knecht!
Mein Geschäft ist abgethan.
(Will sich entfernen.)

Parozzi (wirft den Degen weg).

Bleib!

Abellino (zurückkehrend).

Was steht noch zu Befehl?

Contarino.

Bleib! Wir könnten dich gebrauchen;
Scheinst dein Handwerk zu verstehn.

Abellino.

Zweifelt Eure Herrlichkeit
An den Wundern meiner Kunst,

Laßt ſie ihre Proben machen.
Wen von Euren Herrlichkeiten
Langeweilet dieſe Welt?
(Er muſtert mit irgendem Blick)
Binnen zwei Minuten iſt er
Schon in's Paradies geſtellt.
Seht, ich greif' an ihm vorüber,
Regt kein Fältchen ſich an mir,
Und er ſtürzt, an meiner Seite,
Wie vom Schlag getroffen, nieder. — —
Ständ' er hundert Schritte weiter,
Schickt' ich ihm aus einer Windbüchſ',
Ohne Knall und ohne Schall,
Blaue Pillen in den Magen.
Wenn's gefällt, ich zeig' Euch gern
Andre Taſchenſpielerſtückchen;
Geh', zum Beiſpiel, hier am Schenktiſch
Wie von ohngefähr, vorbei,
(Er geht neben dem Tiſch vorüber.)
Und — Ihr ſeht nichts! — allen Bechern
Iſt der Wein ſogleich vergiftet.

Memmo (schaudernd).

Gott sei bei uns! Neben diesem
Sind wir Sünder doch noch Engel!

Salieri (argwöhnisch).

Gut! mach' an dir selbst das Pröbchen,
Leere diese Becher alle!

Abellino
(trinkt ein Glas um's andre leer).

Meint Ihr, daß mich's nimmt? Hi, hi!
Kehl' und Magen salb' ich immer
Mit probatem Gegengift.

Parozzi.

Scherz beiseite, Abellino!
Falls du treu bist und verschwiegen ...

Abellino (mit unwillen).

Bei St. Peter und St. Paul,
Glaubt Ihr, ich sei Eures Gleichen?
Hat ein Brave, der sein Wort gab,
Treu' und Glauben je gebrochen?
Haben meinen Kameraden
Siedend Pech und Folterstrick
Eine Silbe abgezwickt?

Oder glaubt Ihr, ich verhandle
Meine Kunst und meine Gunst,
Einer feilen Dirne gleich,
Jedem der das Meiste bietet?
Längst schon könnt' ich der Regierung
Fettes Gnadenbrödchen schlucken,
Hätt' ich ihr von Euern Plänen
Nur ein Wort in's Ohr geflüstert!
Oder dort den Löwenbals
Am herzoglichen Palaste
Mit Papierchen füttern wollen!

Parozzi.

Welche Pläne? Kerl, was weißt du?

Abellino

(die Finger auf dem Mund).

Daß ich Eure Heimlichkeiten
Besser, als Ihr selbst, verberge.

Contarino.

Mich bedünkt, ihm ist zu trau'n.
Abellino, sieh, wir wollen
Dich ganz königlich besolden.

Wahr' indeſſen deine Haut!
Unſre Staatsinquiſitoren
Haben hundert Argusaugen
Und Briareus Rieſenarm.

Abellino
(füllt ſich ein Glas und trinkt).

Mit Erlaubniß Eurer Gnaden! —
Jedem iſt ſein Ziel beſtimmt.
Ganz gewiß werd' ich gehangen,
Oder wenigſtens gekopft,
Oder bei lebend'gem Leibe,
Wie Laurenzius, gebraten.
Immer bleibt's zuletzt der Tod;
Eine und dieſelbe Speiſe,
Die in and'rer Brühe ſchwimmt.

Memmo.

Zeterkerl, mit ſeinen Späßen
Macht er Einem Zähneklappern!

Abellino.

Oder müßt' ich mich denn ſchämen,
Selber ein Geſchenk zu nehmen,

Das ich, mit freigeb'ger Hand,
So viel Ehrenleuten ſpende?
Doch kurz ab, und raſch zur Sache.
Habt Ihr etwas zu beſtellen?

Contarino.

Höre! Kennſt du den Canari,
Den Großſtaatsinquiſitoren?

Abellino.

Allerdings.

Contarino.

Nun ... du verſtehſt mich.

Abellino.

Muß er dran? Nur er allein?

Parozzi.

Dandolo ... auch Fioravdo ...

Contarino.

Erſt Canari! Hörſt du?

Abellino.

Sterben?

Contarino.

Ja doch!

Parozzi.

Aber unverzögert!

Abellino.

Gut. Die Nacht ſchon wird er tief
Im Lagunenſchlamme ſchlafen.

Falieri.

Wieviel forderſt du dafür?

Abellino.

Nichts, als hundert Goldukaten,
Fünfzig heut zum Hand- und Aufgeld,
Fünfzig nach vollbrachter Arbeit.

Parozzi.

Du biſt theuer.

Abellino.

Das iſt Taxe.
Seltne Waare, hoher Preis!
Was iſt in Venedig ſeltner,
Als die unbefleckte Treue?
Als der Staatsmann ohne Ränke,
Als der Pfaffe ohne Stolz,
Als der Noble ohne Schulden?
Je rechtſchaffener der Mann,

daß ihn auch die Verhältnisse der Jahrhunderte, die Zustände damaliger Nationen nicht minder beförderten, als die kluge und unternehmende Regsamkeit der Lagunenbewohner. Während diese im Umgang mit Völkern dreier Welttheile deren Sitten, Vorzüge, Künste und Gewerbe kennen lernten, sie sich eigen machten, und damit die Ueberlegenheit höherer Ausbildung empfingen, verharrte der größere Theil des übrigen Europa in einer Art Barbarei, der er sich nur langsam entwand. Während in Venedig Freiheit blühte, hingen die meisten übrigen Staaten gelähmt in den Fesseln des Feudalwesens und der Priesterherrschaft. Während Venedig, ungehemmt, seine Verfassung im Innern der Stadt gestalten konnte, waren die übrigen Reiche durch Faustrecht und Lehenthum zerrissen, oder durch Gewaltsherren, oder durch gothische Verwirrung zahlloser einzelner Rechtsame bestrickt. Venedig hatte nur schwache Nachbarn, mit denen es furchtlos in den Kampf trat; die Mächtigern wohnten entfernt. Ausser Pisa und Genua standen selbst keine Mitbewerber um den Welthandel da; die nordische Hansa blieb auf den Norden beschränkt.

Sobald aber diese Umstände änderten; sobald mit den fortrückenden Zeitaltern auch bei andern Nationen Künste und Wissenschaften erwachten; die Staaten bessergeordnete Verfassungen und Ge-

Um ſo beſſer muß man zahlen.
Denn der braven Leute ſind ja
Wenig aus der Welt zu räumen.
Alltagsmenſchen liefr' ich Euch
Hederzeit um halben Preis;
Und ſo liebe, loſe Seelen,
Wie, zum Beiſpiel, unſers Gleichen,
Nun — ich gebe ſie um Spottgeld.

Memmo.

Meinerſeits verbitt' ich höflich
Dieſen Witz von „unſers Gleichen.“
Habt dem Kerl und laßt ihn ziehn;
Denn, wenn ich nicht irre, riecht er
Ganz nach Satans Schwefelpfuhl.

Parozzi (reicht ihm einen Beutel zu).

Abellino, hier die Summe.
Morgen alſo ...?

Abellino.

Iſts verrichtet!
Eurer Gnaden, Herrlichkeiten,
Unterthänger Knecht! Adio!

(Will fort.)

Contarino.

He, wo treffen wir uns wieder?

Adelline.

Ueberall, an allen Ecken;
In der Kirche, im Theater,
Auf dem Markt und in der Messe.
Sorgt doch nicht! Ich häng' an Euch,
Wie ein Schatten an der Ferse;
Wie Beelzebub am Sünder!

(Schnell ab.)

Dritter Aufzug.

Ein Inſel-Garten. Im Hintergrunde das Meer der Lagunen und in der Ferne die Stadt Venedig.

Erſter Auftritt.

Der Doge wandelt ſchwermüthig auf und ab. In einiger Ferne Flodoardo nachdenkend an einen Baum gelehnt.

Doge
(bleibt ſtehn, trocknet die Augen).
Wirklich? — Thränen? Seltne Gäſte,
Seit der Knabenzeit mir fremd!
O, der Mittag meiner Jahre

Iſt vorbei! Der Abend kömmt.
Nur der Morgen und der Abend
Pflegen ihren Thau zu weinen; —
Und der Greis iſt wieder Kind.
Nein, ich würde ſo nicht trauern,
Waffenbruder, mein Canari!
Hätt' in offner See- und Landſchlacht
Dir ein Todesengel lächelnd
Des Vollenders Kranz gereicht.
Aber du, — ſo ſchmählich, meuchlings,
In dem mitternächt'gen Schlummer
Hingemürgt von tück'ſcher Fauſt;
Aus dem Bett, aus dem Palaſte
Bei den ſilbergrauen Locken
Hammervoll hinausgeriſſen,
Und in's Meer hinausgeworfen ...
O entſetzlich! — Warum ſchlief
Dieſe Nacht der Vorſicht Auge?
Warum hat des Schickſals Weisheit
Dieſen makelloſen Greis
An des Mörders Dolch geliefert,
Und, gewogner dem Verbrecher,

Dieſen ſeiner Straf' entrückt?
Was frommt Gottesfurcht auf Erden,
Wenn der Himmel mit den Sündern
Gegen Heil'ge ſich verſchwert?
(Er verhüllt das Geſicht.)
Ruhig- Alter! — Ruhig- Wahnſinn!
(Indem er Flodoarden erblickt, und ſich ermannt, nach einer Pauſe.)
Ihr noch immer dort, Herr Ritter?
Flodoardo (herankommend).
Mein durchlauchter Herr und Fürſt.
Doge.
Eure Trauer iſt gerecht.
Meinen Freund hab' ich verloren;
Ihren Stolz die Republik;
Aber Ihr verlort den Vater!
Es entehret des Mannes Wange
Nicht die Thrän' um ſolches Gut.
Doch verbannt das ſtumme Brüten
Dieſes unfruchtbaren Grams.
Geht, und heilt ihn durch den Zorn
Um die gräuelvolle That,

Bis das ſchwarze Blut des Mörders
Unterm Henkerbeile fließt,
Und die ſatte Rache wieder
Euch die erſte Freude gönnt.

Flodoardo.

Der ſoll nimmer uns entrinnen!
Ganz Venedig lärmt empört.
Hunderttauſend Augen forſchen
Auf dem Land und auf dem Meer
Nach dem Böſewicht umher.
Und in allen Häuſern ſchallet
Laute Klage um Canari;
Denn er war der Schutzgeiſt Aller ...
Und ich — durft' ihn Vater nennen.

Doge.

Kaum nur wißt ſelbſt Ihr, wie brünſtig
Euch das edle Herz geliebt hat;
Mit wie glänzenden Entwürfen
Es ich trug für Eure Zukunft.
Selbſt zum Erben ſeiner Güter
Waret Ihr von ihm erleſen. —
Doch er iſt nicht mehr! — So nehm' ich,

Als Vermächtniß des Erwürgten,
Euch an meinem Herzen auf.
Immer blieb ich noch der Schuldner
Eurer Waffenthat auf Corfu,
Und der Rettung Roſamundens. —
Kommt — gebt mir Canari's Platz —
Nennt mich Vater. Seid mir Sohn.

Flodoardo.

O mein Fürſt, werd' ich mich je
Solcher Gnade würdig finden?

Page.

Dankbarkeit iſt keine Gnade;
Und unwürdig meines Herzens
Kann der Retter Roſamundens,
Kann Canari's Sohn nicht ſein.

Flodoardo.

Aber, wenn ich's jemals würde! —
Ach, wer darf für's Schickſal bürgen,
Und für's ſchwache Herz des Menſchen? —
Wenn ich je, durch meine Schuld,
Eure unverdiente Huld
Wider mich in Fluch verkehrte! . . .

Vatersegen baut den Kindern
Freudenhütten hier auf Erden;
Aber Vaterfluch schreit Sündern
Bis zum Weltgerichte nach.

Doge.

Eure Rede däucht mir seltsam.
Was bewegt Euch, mehr den Fluch,
Der Euch nicht bedräut, zu fürchten,
Als, was gern ich will gewähren,
Meinen Segen zu begehren?

Flodoardo (vor ihm hinkniend).

O, ich fleh' um diesen Segen,
Theurer Fürst und Herr, und — Vater!

Doge (gerührt).

Gott mit Euch! — Von Herzensgrunde
Wie ein Vater für den Sohn,
Wünsch' und bet' ich um Gedeihen
Vor der ew'gen Liebe Thron;
Möge mild des Herren Engel
Eure Wege vorbereiten;
Möge selbst des Lebens Trübsal
Euch nur heiligen und läutern.

Tauſendfält'ge Früchte ſoll
Eurer Thaten Ausſaat bringen;
Selbſt des Feindes Tück' und Mißgunſt
Helfe Euch zum Wohlgelingen;
Daß der Fallſtrick Euern Füßen
Eine Leiter, und das Gift
Euern Wunden Balſam werde.

Flodoards Mocenigho,

Beſſ'res kann ich nicht gewähren;
Und der Himmel wird erhören.
Stehet auf, mein Sohn, und werdet
Meines Alters treuer Stab.

Flodoards

(bleibt noch in tiefer Rührung auf den Knieen, und küßt die Hand des Dogen mit Inbrunſt).

O zu viel! — Wie kann ich's meiden,
Daß Euch nie mein Undank kränkt? ..
Ich bin Menſch; nicht ſündenrein. ...

Doge.

Ich bin Menſch, und kann verzeih'n:
Mahnt mich einſt an dieſe Stunde.

Flodoardo (steht auf).

O mein väterlicher Fürſt,
Dieſe Huld vernichtet mich! ...
Meine Sprach' erliſcht im Seufzer;
Mein Gedanke wird zur Thräne ...

Doge (ſeine Hand drückend).

Thaten ſind die beſten Zungen.
Sprecht durch ſie zu mir, als Sohn.
Gebt, als Sohn, mir einſt Erſatz,
Wenn die Freude meines Alters,
Meine Tochter ... von mir ſcheidet.

Flodoardo (betreten).

Scheidet? Wie? ...

Doge.

Nun darf ich wohl
Das Geheimniß Euch entſchleiern.
Doch Geheimniß ſoll's noch bleiben! — —
Herzog Carlo von Savoyen,
Fürſt von Piemont, bewirbt
Sich um Roſamundens Hand.
Er erblickte meine Nichte
Auf dem letzten Carneval,

ſetze annahmen; die Völker Handel und Gewerbfleiß liebgewannen, die Fürſten denſelben zur Vermehrung ihres Glanzes begünſtigten: trat für den Lagunenſtaat eine vorher unbekannte Nebenbuhlerei ein.

Noch war Venedig reich, noch mächtig auf den Meeren. Noch war es nicht bloß handelnder Staat, ſondern ſelbſtfabrizirender. Es verarbeitete nicht nur die rohen Stoffe der Fremde, um den Gewinn daran zu verhundertfältigen, ſondern verſuchte die rohen Stoffe auf eigenem Boden zu erzielen, und ſich auch hierin von der Gunſt des Auslandes unabhängig zu ſtellen. Es bevölkerte die Weiden der Poleſine und die iſtriſchen Berge mit Schafheerden, bepflanzte die Küſten Friauls mit Maulbeerbäumen zur Zucht des Seidenwurms und verſuchte die Erziehung des Zuckerrohrs auf den levantiſchen Inſeln. Verona, Vicenza, Padua und Baſſano arbeiteten in Wolle und Seide; Padua lieferte Hüte, Murano alle Arten Glaswaaren; Breſcia Seiden- und Leinenzeuge; vorzüglich aber Waffen aller Gattung und Holzarbeiten; Bergamo gezwirnte Seidenſtoffe, Papiere, leichte Linnenzeuge; die Hauptſtadt ſelbſt Seidenwaaren, Spitzen, Hüte, Seife, Spezereien, Gold- und Silbergeräthe u. ſ. w.

Aber auch Frankreich, auch Deutſchland und andere Länder veredelten nun allgemach ihre Ge-

Und es ward ſeit jenem Tage
Roſamunde ſeine Wahl.
Ihr begreift, das Haus Savoyen,
Alt und groß und immer wachſend,
Mächt'gen Königen verwandt,
Mit dem Anſpruch auf Morea,
Ja ſogar auf Cyperns Krone,
Wird der Republik zu wichtig!
Eine Tochter von Venedig
Auf der Savoyarden Throne
Gibt dem Löwen von St. Marcus
Neue Würd' und neue Stärke.

Flodoardo.

Ich erkenn' es ... allerdings ...
Alſo formlich ſchon ...

Doge.

Noch nicht.
Alles Unterhandeln geht
Durch den Weg vertrauter Schreiben,
Bis zur Reife des Geſchäfts.
Nur das jungfräuliche Sträuben
Meiner Nichte, oder ihre

Allzutreue Zärtlichkeit
Für den Oheim, hindern noch
Die Vollziehung unſers Wunſches.
Aber Roſamunde wird
Endlich ihrem Vaterlande
Opfer bringen. Ehrfurcht zollt ſie
Dem Gebot der Staatsklugheit.
Dennoch, nur mit Furcht und Zittern,
Denk' ich, daß erfüllet wird,
Was ich wünſch' und wünſchen muß. —
Wenn der fürſtliche Gemahl
Einſt das hochgeliebte Kind,
Meines Lebens Luſt, mir nimmt,
Und die Braut er von Venedig
In die eigne Hauptſtadt heimführt;
O, fürwahr, dann bin ich, dann
Ein verwaiſter, alter Mann!
Dann bedarf ich eines Sohnes,
Der mich liebt, wie ſie mich liebte.

Flodoardo.

Wenn es mir auch möglich wäre,
Ihre Zärtlichkeit für Euch,

Gnäd'ger Fürſt, zu überbieten,
Dennoch könnte nimmermehr
Auch der reinſte Engelwillen
Die erfinderiſche Sorgfalt
Ihrer Liebe übertreffen;
Niemand ihre zarte Vorſicht
Und die Anmuth ihres Pflegens.
O, ſie weiß es. Darum kann ſie,
Wird ſie nie den theuren Oheim
Fremder Liebe überlaſſen.

Toge.

Das iſt Roſamundens Sprache.
Aber ihren Eigenſinn
Sollt nicht Ihr mit ſolchen Reden
Zur Halsſtarrigkeit verziehn.
Es iſt meiner Nichte würdig,
Höheres dem Staat zu leiſten,
Als die Krankenwärterin
Eines greiſen Manns zu werden.
Ja, ich hoffe, tauſcht mich nicht! —
Mit entſcheidendem Gewichte
Soll einſt Euer Wort und Anſehn

Meinen Wünſchen bei der Nichte
Den vermißten Nachdruck geben.

Flodoardo.

Werd' ich .. kann ich .. die Erwartung ...

Doge.

Dankbar pflegt ſie Euch zu ehren,
Wie ſehr billig iſt und recht;
Und es wiegt das kleinſte Wort
Ihres muthigen Befreiers
In der Wagſchaal' ihres Urtheils
Schwerer, denn das Flehn der Andern.
Wird ſie aber nun vernehmen,
Was Ihr mir geworden ſeid;
Daß ich, als verwaiſ'ten Sohn
Des ermordeten Canari,
Euch zu mir ans Herz gezogen,
Ins Geheimniß unſers Hauſes
Selbſt Euch eingeweihet habe:
Dann wird allgemach auch ſie
Trauter Euch entgegen treten;
Und Ihr habt das Recht gewonnen,
Ihr ein freies Wort zu ſprechen.

Still: dort unter den Cypreſſen
Naht ſich Dandolo. Er ſucht mich.
Laſſet ihn allein mit mir.

Flodoardo (ab).

Dritter Auftritt.

Der Doge und Dandolo.

Doge (ihm entgegen).

Seid willkommen auf der Inſel,
Letzter meiner alten Freunde,
Den mir noch das Schickſal ließ.
Welche Botſchaft bringet Ihr
Aus Venedig?

Dandolo.

Manche Botſchaft,
Aber keine fröhliche.

Doge.

Her, nur her! — Die ſchrecklichſte
Hab ja ſchon vorangegangen;
Nun kann auch, was immer kömmt,
Mich fürwahr nicht tiefer beugen.

Iſt der Leichnam des Erſchlagnen
Endlich aufgefunden?

Dandolo.

Nirgends.
Die Bemühungen der Fiſcher
Und der Gondeliers ſind eitel.
Kein Kanal blieb undurchforſcht.
Taucher ſtürzten in die Tiefe
Der Lagunen ohne Nutzen.
Und die Schiffe unſers Hafens
Suchten eitel durch des Meeres
Waſſerwüſten weit umher.
Dennoch deuten immerdar
Des vergoſſ'nen Blutes Tropfen
Vom zerwühlten Bett Tamari's
Längs der Marmorſtiege nieder
Zu den Schwellen des Pallaſtes,
Und zum Ufer des Kanals.
Niemand löſt jedoch das Räthſel,
Wie die Unthat möglich war?
Wie bei finſtrer Nacht die Mörder
Durch verſchloſſ'ne Pforten drangen?

Jeder von den Dienern ſchwört:
In der mitternächtigen Stille
Kein verdächtiges Geräuſch,
Keinen Laut gehört zu haben.

Doge.

Doch das ewig wache Auge,
Dem die Nacht nicht Nacht iſt, kennet
Den geheimnißſchweren Gräuel;
Kennt den Stifter alles Jammers.
Nein, verſchwiegen bleibt er nicht!
Wie geborgen ſich der Frevler
Dünk', in trotz'ger Sicherheit; —
Ihm im Nacken ſtreckt ſich ſchon
Unſichtbar die Rächerhand.
Und iſt ſeine Stunde reif,
Schleppet ſie ihn ins Gericht,
Seine That ans Sonnenlicht.
Miſſethat zu offenbaren,
Wird der todte Stein lebendig,
Müſſen ſtumme Gräber plaudern.

Dandolo.

O, der Mörder iſt bekannt ...

Doge (ſchnell.)

Wie denn?

Dandolo.

Hat ſich ſchon genannt!

Doge.

Angegeben? Wann und wo?

Dandolo (nimmt ein Papier hervor).

Abermals durch Mauerzettel.
Dies Papier ward in der Frühe
An der alten Löwenſäule
Auf St. Marcusplatz gefunden.

Doge.

Was enthält's?

Dandolo.

Es lautet alſo:

„Jeder weiß, Venetianer,
„Goldner Lohn iſt dem verheißen,
„Welcher von Canari's Mörder
„Irgend eine Spur verräth.
„Euch die Mühe zu erleichtern,

„Will er ſelber ſich verrathen.
„Hier ſein Name:

Abellino."

Doge (unglaublich lächelnd).

Freund, man äfft uns. Das iſt Machwerk
Loſer Buben, deren Muthwill
Mit der Angſt Venedigs ſcherzt.
Welch ein Grund denn wäre denkbar,
Daß ein Meuchelmörder laut
Seinen Namen ausposaunen,
Seine That verkünden ſollte,
Während das vergoſſ'ne Blut
Wider ihn noch auf zu Gott ſchreit?

Dandolo.

Eure Durchlaucht woll' erwägen,
Daß, im Garten Dolabella,
Eurer Nichte eigne Augen
Dieſen Abellino ſah'n;
Daß die Züge in der Handſchrift
Hier durchaus dieſelben ſind,
Die wir geſtern ſchon erblickten.

O mein Herzog, richtet nicht
Diese Zeiten nach den Tagen,
Die wir ehmals beide sah'n!
Vormals schminkte noch die Sünde
Ihr bleifarbenes Gesicht;
Strebte sie noch gern, der Blüthe
Reiner Unschuld gleich zu scheinen.
Doch das Laster heut'ger Welt,
Voller Stolz, verschmäht sogar
Auch nur Tugend noch zu heucheln.
Abgefallen ganz vom Himmel,
In verkehrter Ruhmbegier
Durch das Leben fortgewirbelt,
Will man heut in Ausschweifungen
Glänzen, groß in Lastern sein,
Held noch in Verbrechen heißen.]

Doge.

Nicht doch! bleiben wir gerecht.
Unzufriedne Schwermuth wirft
Ihren Trauerflor uns beiden
Um die Augen, um die Seele;
Darum dünkt der Schnee uns schwarz,

werbe und warfen die Erzeugnisse ihres Bodens und Kunstfleißes in den Handel. Durch vorzüglichere Güte der Waaren, oder durch wohlfeilern Preis derselben bei gleicher Güte, verlor Venedig nach und nach in vielen Gegenden die gewohnte Menge der Käufer. Vergebens machte seine Eifersucht mancherlei Hand- und Kunstgriffe der Werkstätten zum Geheimniß: es fehlte den fremden Völkern nicht an erfinderischem Geist. Keine Quelle des öffentlichen Reichthums ist für einen Staat unzuverlässiger, als die, aus welcher jedes andere Volk, sobald es will, sein Bedürfniß eben so gut schöpfen kann.

Noch hatte Venedig die Ueberlegenheit der Seemacht. Vermittelst weitzerstreuter Besitzungen und Niederlassungen, die ihm den Genuß des Welthandels zuzusichern schienen, trieb es einen Verkehr, welchen selbst der zunehmende Gewerbsfleiß der Europäer nicht zu bedrohen, sondern vielmehr zu vermannigfaltigen schien. Doch dieser Vorzug währte nur, so lange der Orient getheilt und schwach stand. Als aber die türkische Macht die Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasiens bedeckte und Konstantinopel genommen hatte; als Sultan Soliman (im J. 1530) eben dies Konstantinopel zum Durchgangsort für alle Waaren machte, die von Asien, ja durch Syrien und Aegypten nach Europa geführt wur-

Und der heitre Himmel ſäuſer.
Mögen neben reinen Seelen
Immerhin Verworfne wandeln,
Wie der Schatten neben Licht;
Gott kennt Beid' und hält Gericht.
Längſt ſchon wären alle Bande
Der Geſellſchaft aufgelöſt,
Längſt die Staaten ſchon zertrümmert,
Wenn der Erdball, wie Ihr wähnt,
Nur ein weiter Tummelplatz
Raſender Satane wäre.
Aber feſt in den Geleiſen
Heil'ger Ordnung geht die Welt
Unſerm Zweifel zu beweiſen,
Daß des Guten Macht dem Böſen
Immerdar die Wage hält.

Dandolo.

Glaubet Ihr's im Ernſt, mein Fürſt?
Eine altererbte Ordnung
An den Zugen feſtzuhalten,
Traun, bedarfs der Tugend wenig.
Denn die Boſen ſelber liefern

Dazu dauerhaften Kitt.
Das Gewohnte wirkt gewalt'ger,
Als das Machtwort der Vernunft:
Unlösbarer, denn der Eid,
Fesseln Eigennutz und Neid.
Glaubt Ihr, daß nur Edelmuth
Des Gesetzes Hoheit schütze?
O, die Feigheit wird viel öfter,
Als das Recht, des Rechten Stütze!

Doge

(zeigt auf die Stadt in der Ferne).

Fasset Muth! Laßt Euch nicht beugen.
Seht, wie noch in Majestät
Dort Venedigs Thürm' und Tempel
Aus dem Schoos des Meeres steigen.
Seht die Riesenflotte, sie schwebt,
Ihre Zinnen in den Wolken,
Herrschend, nur durch eigne Kraft,
Ueber Adria's Gewässern.

Pandolfo.

Wohl, sie schimmert noch im Lichte
Ihres Sonnenunterganges.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14375/053

Doch iſt ſie nur noch das Grabmal
Längſt geſtorbner Herrlichkeit;
Ein Scherbe, in deſſen Innern
Würmer der Verweſung nagen.
Meuchelmörder hohnen ſchmählich
Des Geſetzes Heiligthum.
Und ein ſchmeichleriſcher Adel
Buhlend um die Huld des Pöbels,
Raubet, mit Verbrechenthaten,
Seines Vaterhauſes Stutz.

Doge.

Dandolo, bannt die Geſpenſter!
Schaut, noch ſteht die Nixenſtadt.

Dandolo.

Iſt ſie's wirklich? Oder iſt ſie
Ihr Geſpenſt nur? Iſt ſie noch
Königin der weiten Meere?
Warum zittert Cypern? warum
Liegt ihr Corfu ob' und wüſt?
Ah, ihr Zepter iſt gebrochen!
Genua, des Kaiſers Magd,
Spottet ihrer, zerrt die Holze

Rebenbuhlerin zu sich
In die Schmach der Knechtschaft nieder.
Wehe uns, der Tag wird kommen,
Und vielleicht ist er schon nah,
Da des edeln Marcuslömen
Leichnam Geierbeute wird.
O mein herrliches Venedig,
O mein theures Vaterland!
Weh, wenn dir einst dummer Knechtschaft
Hoch den stolzen Nacken beugt!
Dann wirst du, mit Wittwentrauer,
Deiner alten Helden Enkel
Halbentblößt und hungernd sehn,
Wie sie, vor zerfallnen Kirchen
Bettelnd, um ein Zehrgeld flehn.
Deine Marmormauern werden
Unbewohnt zum Schutt verwittern;
Die Kanäle und Lagunen
In Moraß und Sumpf erstarren,
Sonder Wasser für die Gondel,
Sonder Erdreich für den Wanderer,

Während bleiche Fieberseuchen
Drüberhin in Nebeln schleichen.

Doge.

Eure düstern Weissagungen
Rufen nicht und bannen nicht
Unsrer edeln Stadt Verhängniß.
Kommt! — Ein Wort von andern Dingen! —
Männern soll die Macht des Schicksals
Nie die Macht des Muthes rauben.
Laßt uns, statt an Weissagung,
An des Himmels Weisheit glauben.

(Beide gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Rosamunde und der Abbate Tolomeo.

Rosamunde
(mit den Augen suchend).

Meint' ich doch, in dieser Gegend
Tone meines Oheims Stimme.
Ich bedaure sehr ...

Tolomeo.

Mit nichten!
Man vergißt in Eurer Nähe
Leben gern, wohl gar sich selbst.
Stellen mir das Suchen ein;
Mein Geschäft will keine Eile;
Und die Aussicht, hier auf's Meer,
Bildet ungesucht den schönsten
Hintergrund für (er heftet den Blick bedeutsam auf sie) soviel Reiz.

Rosamunde.

Können denn sogar die Heil'gen
Sich des Hofton's nicht erwehren!

Tolomeo.

Wenn zufällig Ton des Hofes
Ton des Herzens ist, Signora.
Aber Ihr — wie dürft Ihr mich
Sünder zu den Heil'gen reihen?

Rosamunde.

Wie Ihr zu den Schönen mich.
Gut. Wir irrten beid' uns, glaub' ich.

Tolomeo.

Ach, wenn ich so heilig glänzte,
Als Ihr schön, ha, wieviel Wunder,
Und wie große würd' ich wirken!

Rosamunde.

In der That, dann wäret Ihr
Wundershalb ein Heiliger.

Tolomeo.

Könnt Ihr ahnen, welches Wunder
Dann mein erstes werden sollte? ...
Eine holde Spötterin
Würd' ich augenblicks bekehren.

Rosamunde.

Nichts, als das? Wie leichtes Spiel! —
Bleibt der Würde, bleibt der Pflicht
Eures Standes eingedenk, —
Und die Spötterin verstummt.

Tolomeo (verdrossen).

Würde! — Pflicht! — Was wollt Ihr sagen?
Höher, denn die Menschenwürde,
Ragt die Standeswürde nicht;

Und — das Schöne anzubeten,
Untersagt mir keine Pflicht.

Rosamunde.

Nur besorg' ich, Eure Andacht
Habe böse Wahl getroffen.
Geht, verehrt die ew'ge Anmuth
Unserer Himmelskönigin.

Tolomeo.

Und warum nicht Rosamundens,
Dieser holden Königin
Alles Schönen unterm Himmel?

Rosamunde.

Weil sie Euren Scherz verlachen,
Euren Ernst verachten müßte.

Tolomeo

(etwas bestürzt, schweigt eine Weile).

Wie? .. verlachen mich? .. verachten?
Ihr seid grausam. — Wohl, Signora,
Hätte sich mein Herz betrogen,
So geschah's durch Euren Zauber.
Wenn mich sonst in frohen Stunden
Euer Flammenblick durchblitzte,

Sprach er da nicht andre Worte?
Wenn zuweilen Ihr, mit wahrhaft
Schwesterlicher Traulichkeit,
Offenbartet, was Euch quälte;
Wenn ich Euch von mir erzählte,
Und das zarte Mitgefühl
Mir aus Euren Thränen sprach:
War's Verachtung? war es Spott?
Oder stilles Ueberneigen
Eures Wesens zu dem meinen?
Lange hab' ich stumm geduldet
Diese bittersüße Qual;
Und Ihr selbst habt sie verschuldet.
Längst schon kämpfte der Entschluß,
Euch mein Innerstes zu nennen ...
Und nun zeigt Ihr mir Verdruß?
Oder traget Ihr vielleicht
Fromme Scheu vor meinem Kleide?
Laßt dem Pöbel seinen Wahn....
Waffenrock und Mönchsgewand
Sind das Werk derselben Scheere;
Und das Vorurtheil ist — Zuthat.

den; als die Venezianer durch Uebermacht der Osmanen immer mehr in Handelsfreiheiten bedrängt, aus immer mehr Inseln des griechischen Meeres vertrieben, endlich durch Amurath III. sogar aus dem Besitz Zyperns (im J. 1571) verstoßen wurden, litt der alte, große Waarenverkehr schwere Erschütterungen. Nicht leichtere erfuhr er fast gleichzeitig im Abendlande, wo Kaiser Karls V. Riesenmacht überwog und den Venezianern in allen Häfen seines weitläuftigen Reichs nicht nur Aus- und Einfuhrzölle auf ein Fünftheil des Waarenwerths hinaufsteigerte, sondern ihnen sogar den unmittelbaren Verkehr mit den Küsten der Barberei untersagte, weil er dort seine Stadt Oran zum Stapelplatz für den Handel mit Afrika erheben wollte.

Am gefährlichsten aber für Venedigs bisherigen Glanz ward der neuentdeckte Wasserweg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung (im J. 1498). In den Lagunen empfing man die erste Nachricht davon durch den venedischen Gesandten zu Lissabon. Er meldete, daß Schiffe, mit Pfeffer, andern Gewürzen und Waaren befrachtet, wirklich aus Asien angekommen wären. Man vernahm, daß sich die Portugiesen an den Küsten Indiens ansiedelten und die köstlichsten Gegenstände des Handels von dort bald wohlfeiler nach Europa liefern würden, als

Rosamunde
(einen Schritt zurücktretend).

Vorurtheil! — Signor Abbate,
Eure Weihen, Eure Pflichten,
Die Gelübde ... Vorurtheil?

Dolomeo.

Allerdings ... doch ... wohlverstanden!
Ja, ... der geistige Vermittler
Zwischen Welt und Himmel, — Er,
Nicht der Mensch empfängt die Weihen! —
Unentweiht steht der Geweihte;
Irdisch bleibt der Mensch und — schwach.
Und — die reizendste der Schwächen
Ist zugleich die höchste Macht
Unsrer irdischen Natur.
Nennt die Liebe nicht Verbrechen!
Wäre sie es, welchen Namen
Könntet ihr denn allem Leben,
Ja, der weiten Schöpfung geben,
Die als Werk der Liebe prangt?

Rosamunde.

Ihr erschreckt mich. — Welche Worte!

Zittert, daß sie Euer Engel
Nicht ins ew'ge Schuldbuch trägt.

Tolomeo (lächelnd).

Hm! mit dem nun wüßte sich
Unser eins schon abzufinden.

Rosamunde.

Ich bewunderte bis heut,
Mit gesammter Stadt Venedig,
Eure strenge Heiligkeit: —
Jetzt genug! — Gehabt Euch wohl!
Denn mir graut, Euch anzuhören.

Tolomeo

(vertritt ihr den Weg).

Nein, Ihr dürft mich nicht verlassen;
Nicht verstoßen, nicht vernichten!
Dafür hab' ich nicht, Signora,
Mit dem innigsten Vertrauen
Mein Geheimstes aufgeschlossen.
Glaubt nicht, daß ich Euch verkenne,

(kosthaft, halblaut)

Nicht schon wissen sollte, wie Ihr,

Liebenswürd'ge Evenstochter,
Vom verbot'nen Baume nascht.

Rosamunde.

Gleißner! Euer Heil'genschein
Wird um Euch, wie Höllenrauch.

Tolomeo (kalt lächelnd).

Gleißnerei um Gleißnerei.
Ich, nun freilich, bin kein Engel,
Doch auch Ihr nicht, wie es scheint.
Man hat Augen, man hat Ohren;
Und man hört und sieht zuweilen,
Wie Ihr Andern wohl gewährt,
Was Ihr spröde mir versagt.

Rosamunde.

Wißt, Herr Abt, vor wem Ihr steht.
Euch geziemt nicht diese Sprache!
Wollt Ihr einer Schuld mich zeihen?

Tolomeo.

Schuld? — Das Wörtchen klingt zu rauh.
Aber wie, zum Beispiel, wenn
Eines Herzogs von Savoyen
Halbverlobte, schöne Braut,

Mit der tiefsten Heimlichkeit
In den Armen eines Lieblings, ...
Eines Ritters von Florenz,
Ihre Treue ... nein, die Hoffnung
Des erhab'nen Bräutigams ....

Rosamunde (kalt).

Wißt, der Herzog von Savoyen
Trägt kein Recht auf meine Hand,
Und — mir mangelt es an Neigung,
Rechenschaft Euch abzulegen.
Künftig mög' es Euch belieben,
Meine Gegenwart zu meiden.

(Ab.)

Tolomeo (allein).

So? — das konnte wohl geschehn!
Aber nächstens, hoff' ich, wirst du
Deinen Himmel dankbar preisen,
Ein Asyl bei mir zu finden.

(Nachdenklich, nach einer Pause.)

Abgewiesen! ... ausgehohnt! ...
Hätt' ich das erwarten sollen?
Allzustürmisch, besser — plump,

Fuhr ich viel zu weit hinaus.
Für die schlaue, kalte, feine
Diplomatik in der Liebe
Bist du noch zu warm, Abbate! —
Uebrigens steht nichts zu fürchten;
Sie hat zu viel Zartgefühl,
Um den Vorfall auszuplaudern,
Und mich Andern zu verrathen.
Mangelte Ihr diese Großmuth:
Würde sie doch Klugheit haben,
Ihres eignen Namens, welcher
Mit im Spiele steht, zu schonen.
Und — wenn ihr auch Klugheit fehlte,
Würd' ihr dennoch Niemand glauben;
Denn mein Ansehn bei dem Volke ...
Bst! der alte Herzog naht!

(Er läßt sich Anwärts in betender Stellung auf die Knie nieder.)

Fünfter Auftritt.

Der Doge. Abbate Tolomeo.

Doge

(steht still, wie er ihn erblickt).

Ah! Er ist es! — Ich will bleiben.
Schon der Anblick eines Peters
Weckt den Frommsinn im Gemüth,
Und zieht unsre Andacht nach.

Tolomeo

(wendet, wie zufällig, das Gesicht; sieht den Dogen und erhebt sich langsam von den Knien).

Doge (nähert sich).

Ich beklag' es, wenn ich Eure
Stille Andacht unterbrach.

Tolomeo

(erwidert durch verbindliche Verbeugung):

Doge.

Ich vernahm durch meine Nichte,
Daß Ihr mich gesucht, Herr Abt.

Tolomeo.

Pflicht und Freude, Eurer Durchlaucht
Einen schwachen Dienst zu leisten,
Führte mich zur Insel her.
Heut' empfing ich aus Turin,
Von dem Erzbischof, ein Schreiben.
Er berichtet: länger könne
Nicht der Herzog von Savoyen
Seiner Sehnsucht widerstehn,
In Venedig Euch zu sehn.
Zwar es rufen ihn Geschäfte
Erst gen Rom, zum heil'gen Stuhl;
Doch von dannen, ohne Weilen,
Will er nach Venedig eilen.

Doge.

Meinen Dank für diese Botschaft.
An dem heut'gen Tag der Trauer
Hat sie Doppelwerth für uns.

Tolomeo.

Ich verstehe. Tief und schmerzvoll
Beugte Euch des Schicksals Hand
Heute durch den Tod des Freundes.

Aber in Gebet und Demuth
Werfet Eure Zentnerlast
Vor den Thron des Ew'gen nieder,
Und sein Engel wird erscheinen
Und Euch, aus dem Kelch des Glaubens,
Balsam in die Wunde giessen.

Doge.

Eine Wunde, frommer Herr,
Bei schon winterweißen Haaren,
Kann zur Noth wohl noch verharschen;
Heilen aber wird sie nimmer.
Junges Fleisch benarbt sich schnell;
Altes schwer; es läßt dem Tode
Immer gern das Thürlein offen.
Was ein Jüngling einbüßt, kann er,
Auf der weiten Lebensstrecke,
Wieder zu gewinnen streben;
Nicht der Greis, zwei Zoll vom Grabe.
Doch ich murre nicht, und solls nicht!
Hab' ich mir doch aus Canari's
Reicher Hinterlassenschaft
Schon den besten Theil genommen.

Tolomeo.

Edler Dulder, wahrhaft großer!
Eure willige Ergebung
In des Himmels heil'gen Rathſchluß,
Dies gelaſſ'ne, ſtumme Trinken
Aus dem bittern Leidenskelch,
Soll auch mir Unwürdigen
Muſterbild im Leiden werden.

(Wie ſich zufällig erinnernd.)

Eure Durchlaucht ſprach ſo eben, ...
Doch, das iſt blos Nebenſache ...
Von der Hinterlaſſenſchaft
Eures frommen Freundes, glaub' ich;
Und von einem ſchönen Antheil? ...
Meinen Glückwunſch ...

Doge.

Geht nicht irre!
Den, für welchen er gern lebte,
Seinen Sohn, die einz'ge Freude
Seines Alters, wählt' ich mir.
Dieſem will ich Vater werden.

Tolomeo.

Heil dem Manne, der der Waisen
Und der Wittwen sich erbarmt!
Das ist ein gottselig Werk.
Seinen Sohn? — Wie jeder glaubte,
Starb der Signor Prokurator
Unvermählt. — Ein Sohn also ...
Wie's die Welt nennt: Kind der Liebe?

Doge.

Wohl! im edlern Sinn des Wortes.

Tolomeo.

Edel? Ach mein theurer Fürst,
Mancher Adel ist auf Erden,
Dessen Stammbaum man im Himmel
Gar nicht kennt und kennen will.
Also unterlag Canari
Einer sündlichen Verfluchung!
Und er fuhr in Sünden hin,
Ohne Absolution! — —
Lasset hundert Messen mehr
Für die arme Seele lesen.

man sie über das rothe Meer, durch den Euphrat und Don beziehen konnte.

Die venedische Regierung wiegelte den Sultan von Aegypten auf, die Niederlassungen der Europäer in Indien zu hindern, wo bisher die Muhamedaner allein den Verkehr gehabt hatten. Dies ohne Frucht, denn der Sultan hatte dazu weder Macht noch Geist genug, wandten sich die Venezianer an den König von Portugal. Sie erboten sich, alle aus Asien kommende Waaren von ihm um einen bestimmten Preis anzunehmen, wenn er ihnen den Verkauf derselben im übrigen Europa ausschließlich gestatten würde. Allein der König war zu klug, ihnen den Alleinhandel zu lassen. So wählten sie als das letzte Mittel: alle über Aegypten kommende Waaren von jeder Abgabe frei zu machen, und dagegen alle, die von Portugal hervorgingen, möglichst zu belasten und ihren Verschleuß zu hindern. Wie wenig aber diese Maasregel dem neuen Gange des Handels Abbruch thun konnte, sieht Jedermann leicht ein.

Schon alle diese Schritte Venedigs in dem entscheidendsten Augenblicke beweisen, wie sehr der alte, kühne, kluge Unternehmungsgeist entwichen war; wie nicht nur Ungunst der äussern Verhältnisse, sondern mehr noch Verderbniß der innern, den Verfall der bisherigen Stärke herbeirief. Billig muß man erstaunen, daß die Re-

Doge.

Nein, hochwürd'ger Herr, Ihr deutet
Meine Worte falsch. Es ist
Rede hier von einem Jüngling,
Der ihm lieb war, wie sein Kind;
Von dem Ritter Flodoardo.

Tolomeo.

So? Verzeihung, daß ich irrte!
Ist's der junge Florentiner?

Doge.

Eben er! Von Euerm Alter!
Tapfer, muthig, ohne Gleichen,
Wie ein alter Paladin;
Bieder, klug — ein wahres Glückskind!
Was er anrührt, wird zu Golde;
Was er unternimmt, gelingt.

Tolomeo.

O, ich kenn' ihn und verehr' ihn!
Mögte Euch des Himmels Gnade
Durch ihn segnen, theurer Fürst;
Mögte Eure edle Nichte,

Zu sie ihm einst anvermählt,
Jedes Glück an seiner Seite ...

Doge (unterbricht ihn).

He, davon ist keine Rede.

Tolomeo.

Keine? — Doch sagt ganz Venedig,
Daß dem seltnen Mann gelungen,
Was bisher den reichsten Werbern,
Was sogar auch Fürsten fehlschlug:
Rosamundens Herz zu rühren.

Doge.

Thorheit, sag' ich, ist's; Verleumdung!

Tolomeo.

Wirklich? Nun, ich glaub' es gern;
Denn die Welt liegt tief im Argen!
Freilich scheint es wohl bedenklich,
Daß so manche Augenzeugen
Wunderbar geblendet wurden.
Mißgunst, Neugier, Eifersucht,
Tragen sonst doch scharfe Brillen!

Doge.

Und was sah'n sie?

Tolomeo.

Nichts besonders;
Nichts, als das Gewöhnliche
Zwischen einem jungen Paare,
Das schon einverstanden lebt:
Stilles Seufzen und Erröthen; ...
Stummes Deuten; Augenwinke; ...
Selbstvergeß'nes Für-sich-Träumen
In der heitersten Gesellschaft; ...
Rasches Wechseln, wie bei Trunknen,
Zwischen Lustigkeit und Wehmuth; —
Oefters Sichzusammenfinden,
Immer, wie durch's Ohngefähr.

Doge (in Gedanken verloren).

Sah man das? ... Ich weiß es nicht.

Tolomeo.

Ah, in dem Fall wird es Pflicht,
Das Geschwätz zu widerlegen.
Denn daß jener junge Mann Euch,
Da Ihr ihn so zärtlich schirmt,
Hinterlistig, frech verrathen, —
Daß er sich vermessen hätte,

Nach des Herzogs eigner Richte
Seine Schlingen auszuwerfen ...
Himmelschreiend wäre das!

Doge.

Meine Nichte also, sagt man ...

Tolomeo (ausweichend).

Afterrede blos, — Verleumdung!
Der Gerechte muß viel leiden.
Will sich Niederträchtigkeit
Ueber das Gemein' erheben,
Geht sie, als Verleumdung, auf;
Speit und lästert. Wenn der Koth
Staub wird, steigt er stolz empor
Und bedeckt die Wiesenblumen
Und des Tempels goldne Kuppeln
Mit — sich selbst.

Doge.

Ihr habet Recht.
Unterdessen wird mir wichtig,
Der Geschwätze Grund zu kennen.
Sehr gelegen deshalb kommt

Eben Donna Isabella,
Wie ich sehe, gegen uns.

Tolomeo (schnell herumblickend).

Eure Durchlaucht ... ich muß bitten ...
Sehr ... mir Urlaub zu gestatten.
Die gewohnte Stunde schlägt,
Welche mich zur Andacht ruft.

Doge.

Nur ein Augenblickchen zögert,
Daß Ihr selber ...

Tolomeo (dringend).

Gnäd'ger Herr ...

Doge

(gibt das Zeichen der Entlassung).

Sei's! — Es wäre Sünde, wollt' ich
Eurer frommen Neigung Zwang thun.
Schliesset mich, hochwürd'ger Herr,
In das heilige Gebet ein.

Tolomeo (ab).

Doge

(allein, geht in unruhiger Ueberlegung einzelne Schritte).

Doch wohl möglich! (pauft) Nimmermehr!

Was? — Er, den ich an mein Herz nahm,
Eine undankbare Natter? —
Nein, dies denken schon ist Todtschlag.
(Pause.)
Ja, sehr sonderbar zuweilen!
Läge da des Räthsels Schlüssel
Von des Mädchens Widerstreben?
Ist der Herzog von Savoyen
Ihr verhaßt, weil sie schon wählte?
Wählte! — Wen? — Es macht mich sinnlos.

Sechster Auftritt.

Der Doge und Idnella.

Doge.

Näher, näher nur, Signora.
Sagt mir, wo ist Rosamunde?

Idnella.

Froh im Kreise der Gespielen.
Mitten im Zitronenwäldchen,

Auf dem Rasenplatz im Freien.
Dort ist nichts für sie zu fürchten,
Denn die Insel wird ringsum,
Durch die Gondeln, wohl gehütet.
Wollte Abellino nah'n,
Müßt' er schwarze Kunst versteh'n,
Und, vollkommen unsichtbar,
Durch die Gondelwachen geh'n.

Doge.

Sagt mir, ... Euer Blick durchschaut
Rosamundens ganzes Wesen.
Meine Nichte kennt Ihr besser,
Als sie selbst sich kennt. Ihr sahet,
Wie die zarte Knosp' allmälig
Sich zur Blüthe, — wie das Kind
Sich entfaltet hat zur Jungfrau.
Kein Gedanke kann so leise
Durch des Mädchens Seele schleichen,
Den Ihr nicht sogleich gewahrtet.
Sagt mir, scheint Euch Rosamunde
Nicht, seit einiger Zeit, verwandelt?

Isabella.

Darf ich fragen: wie verwandelt?

Otto.

Fremd mit Allem außer sich;
In sich selber still verschlossen,
Wie wenn sie in ihrer Brust
Ein Geheimniß hüten müßte?
Aenderlich in ihren Launen,
Wie der Märztag? die Gedanken
Weit entfernt oft von der Stätte,
Wo sie mit den Leuten spricht?

Isabella.

Gnäd'ger Herr, Ihr malt der Jungfrau
Erstes Knöspchen-Erwachen,
Wie sie stumm ihr Wesen ahnt,
Das sie nicht enträthseln kann.
Wenn der Schmetterling aus seiner
Puppe hervorsteigt, und die Flügel
Mit dem Gold- und Purpurglanze
Leise auseinander breitet,
Steht er kaum verwandelter,

Als die Jungfrau, wenn die Hülfe
Ihrer Kindheit von ihr bricht.

Doge.

Gut. Allein mich dünkt, ihr Herz
Trage eine wunde Stelle.
Sie iſt ungewöhnlich reizbar.

Idmella.

Allerdings; wie könnt' es fehlen?
Sie iſt nun nicht mehr dieſelbe,
Die ſie einſt war; nun nicht mehr
Die das Kind, in Andern lebend,
Sondern heim an ſich gewieſen,
Nun ſich ſelbſt bedeutſam worden.
Andre Sinnen und Gefühle,
Riegekannte Ahnungen
Haben ihre Welt verwandelt.
Fremd und ſchüchtern ſteht ſie drinnen,
Und von allem tief ergriffen.
So wie einer Harfe Saiten
Schon im ſanften Zug des Windes
Ueber deſſen Härte klagen,
Tönet, wenn auch zart berührt,

Das jungfräuliche Gemüth,
Unter Luſt und Trauer, wieder.

Doge.

Laſt mich Euch beſtimmter fragen. —
Es bewirbt ein großer Fürſt ſich
Sehr um meiner Nichte Hand;
Ungern würd' ich ſie verweigern.
Doch verwahret dies Geheimniß
Tief, Signora! Niemand darf,
Selbſt nicht Roſamund', erfahren,
Was ich Euch entdecken mögte.
Zwar ſie weiß um die Bewerbung,
Aber leint ſie ſtandhaft ab.
Ha, ſo feſt ſcheint ſie entſchloſſen,
Jeden Antrag zu verſchmäh'n,
Daß ſie wohl, im ſchlimmſten Fall,
Einen Nonnenſchleier lieber,
Als den Trauring, nehmen würde.
Nie hat ſie mich ſonſt durch eine
Widerſpenſtigkeit gekränkt;
War der treue Schatten, folgte
Stets ihr Wille meinen Winken.

gierung, daß das Volk nicht selbst Flotten zur Eroberung fester Plätze in Ostindien ausrüstete und mit überlegener Einsicht und kaufmännischer Thätigkeit den Portugiesen die Urquelle der kostbaren Schätze, nach denen Europa von jeher geizte, streitig machte. Aber Venedig war nicht mehr die freie, nicht mehr die alte!

Durch Rechtsgleichheit aller Bürger einerseits und durch Handelsverkehr anderseits hatte dieser Inselstaat vorzeiten sich zur ausgedehnten Herrschaft erhoben und den schwersten Unfällen getrotzt. Jetzt, seit Einführung der Aristokratie, war der Welthandel nicht mehr der höchste Wunsch der Patrizier. Diese, im ruhigen Besitz der Macht und Selbherrlichkeit, im Genuß ererbter Reichthümer und der vornehmsten Stellen des Landes, mußten mehr um Erhaltung und Sicherstellung ihres Genüsse und Vorzüge bekümmert sein, als um Bereicherung der Bürgerschaft. Sie, zum Regieren geboren, blickten mit zunehmender Geringschätzung auf das Treiben vor Gewerben, durch die einst ihre Väter groß geworden waren. Allenfalls sprach ihren Stolz noch die Ausdehnung nicht allzufern gelegener Unterthanenlande an, um, was für den Staat am Gewinn des Handels verloren ging, durch Abgaben zu ersetzen, oder um die Kinder des Adels mit

Und wie anders steht es nun! —
Jetzt belagern meine Bitten
Ihren ersinn vergebens,
Sie verwirft des Fürsten Hand! — —
Sollte sich mein Argwohn irren?
Hat ihr unerfahrnes Herz
Schon vielleicht sich in den Strom
Einer Leidenschaft geworfen?
Liebt sie? — Wen? — Signora, redet!
Unverhohlen sprecht; — sagt Alles!
Ihr wißt Alles.

Idmella.

Gnäd'ger Herr,
Wer mag immer ganz verstehen,
Was ein junges Herz bewegt?
Wer mag in die Tiefen sehen,
Die es vor sich selbst verbirgt? —
Wie dem Mann der frische Ruhm,
Seine unentweihte Ehre, —
So ist erstgeborne Liebe
Einer Jungfrau Heiligthum.
Und, wie seine Klugheit, macht

Ihr Gefühl des Schicklichen
Für die Reinheit des Kleinodes.
Klugheit iſt das Schickliche
In der Kraft und That des Mannes;
Das Gefühl des Schicklichen
Iſt des Weibes ganze Klugheit.

Doge (ungeduldiger).

Mit dem krauſen Schaum der Worte
Stillt Ihr meinen Hunger nicht.
Nichts, Signora; Sachen! Sachen!
Nennt mir Namen, Tage, Orte.
Wen liebt meine Nichte? — Wen? ...
Warum ſtockt Ihr? ...

Iduella.

Gnäd'ger Fürſt ...

Doge.

Redet offen, ich gebiet' es! — —
Mit argloſer Zuverſicht
Hatt' ich Euch, wie einer Mutter,
Meinen Liebling anvertraut;

Wollt Ihr mit des Kindes Thorheit
Euch nun wider mich verschwören?
Eine Aussicht auf den Thron
Nun mit Weibertand zerstören?
Nein, Signora, irrt Euch nicht! —
Liebt sie, sprecht, den jungen Ritter
Von Florenz, den Flodoardo?
Seit wie lange? Wer half kuppeln?
Hielten sie Zusammenkünfte?
Wo? bei wem? Was trieben sie?
Warum zaudert Ihr? Das Schweigen
Klagt Euch an; es spricht Euch schuldig!

Ydnella

(schon während der Rede des Dogen zu sprechen versucht, geräth in größere Bestürzung, und fällt zu dessen Füßen).

Zürnet nicht, durchlauchter Herzog,
Zürnt nicht! Höret mich zuvor.
Wenn der erste Augenblick
Durch den Schein mich zwar verdammet,
Spricht der zweite doch mich los.
Ich bin Eurer Gnade würdig.

Doge (sie bei der Hand erhebend).
Stehet auf. Signora, redet.

Iduella.

Das Vertrauen Eurer Nichte
Unbedingt mir zu erhalten,
Mußt' ich meine Zunge binden;
Mußt' ich vor dem Oheim schweigen.
Hätte Rosamundens Argwohn
Ihr Vertrau'n zu mir verdrängt:
Würde sie sich meinem Rath,
Meiner Leitung ganz entrissen,
Ganz, dem steuerlosen Schiff gleich,
Sich der Fluth der Leidenschaft
Wehrlos hingegeben haben.
Sie zu retten, — meine Pflicht
Gegen Euch und Eure Nichte
Zu vollstrecken, mußt' ich schweigen.

Doge.

Ist sie also noch zu retten?

Iduella.

Ja, ich hoff' es noch: durch Trennung!

Schickt den Ritter von Florenz
Jahrelang in ferne Länder.

Doge

(legt, wie in Betäubung, die Hand vor Stirn und Augen).

Also wirklich? Flodoarden
Liebt Sie?

Idnella.

Seit dem Unglückstage,
Da, zum erstenmal, Canari
Euch den Ritter vorgestellt,
Sie zum erstenmal den Fremdling
Im Palast gesehen hatte,
Ward ihr Leben und ihr Weben
Zaubertaumel, Fiebertraum.
Und nachher, als sie auf Corfu,
Durch des Ritters Arm, befreit ward,
Da erschien die heft'ge Neigung
Ihrer dankbegier'gen Seele
Als die heiligste der Pflichten.

Doge (schmerzlich).

Nun genug! — o, schon zuviel! ...

(Indem er ſie mit einem Zeichen beurlaubt.)
Ich werd' Euch auf andre Zeit
Wieder zu mir rufen laſſen.

Iduella (ab).

Doge (allein).

Alſo muß am gleichen Tage
Mir der Jugend erſter Freund
Und des Alters letzte Freude, ...
Alles mir entriſſen werden?
O, wie arm ſink' ich ins Grab!
(Schweigen des Nachdenkens).
Er ſoll fort! Fort nach Morea ...
Morgen, heut', — auf ewig fort!
Konnte ſich die Ungerathne
So vergeſſen, — mich vergeſſen, ...
Nun, ſie lern' auch ihn vergeſſen!
Fort mit ihm, bis an die letzten
Ufer der bewohnten Welt!
Nichts ſoll von ihm wiederkehren,
Selbſt die ungewiſſe Kunde
Seines Schickſals, ſeines Endes,

Muß auf weitem Wege sterben,
Eh' sie unser Ohr erreicht.

(Pause.)

Gritti! Gritti, sei gerecht!
Ist ihr Leichtsinn sein Verbrechen?
Soll's ihm nun Verbannung lohnen,
Daß dem fernen Asien
Die Verlorne er entriß?
Du hast ihn zum Sohn gesegnet,
Und die erste Vatergunst
Soll ein Todesurtheil werden?
O, daß noch Canari lebte!
Wer gibt Rath und Trost, und führ
Mich aus diesem Labyrinthe?

Siebenter Auftritt.

Abellino (plötzlich aus dem Gebüsche) vor dem Dogen.

Abellino.

Ich, mein Fürst, wenn Ihr's erlaubt.

Doge.

Mensch! — wer bist du?

Abellino.

Abellino,
Euer und der Republik
Treuer und ergebner Diener.

Doge

(empört, nach Schwert und Dolch suchend).

Ha! — daß ich jetzt wehrlos stehe!

Abellino.

Fürchtet nichts, durchlauchter Herr.

Doge (mit Hoheit).

Wen suchst du auf dieser Insel?
Was hast du mit mir zu schaffen?

Abellino.

Abellino wollte sich
Seinem Herrn und Fürsten zeigen;
Denn man sagt, der Doge trüge
Große Neugier, ihn zu seh'n.

Doge.

Ja, am Galgen.

Abellino (mit Verbeugung).

Gnäd'ger Herr,
Die Erhöhung wäre wahrlich
Viel zu hoch für mein Verdienst.

Doge.

Wie gelangtest du zur Insel?

Abellino.

Auf den Sohlen, durch die Luft,
Um Euch Trost zu sagen, wenn Ihr
An Banditentreue glaubt.

Doge.

Unmensch, warum mußtest du
Don Canari's Mörder werden?

Abellino.

Um ihn von der argen Welt,
Die ihn haßte, zu befrei'n.

Doge.

Wer bezahlte dich?

Abellino.

Mein Herz.

Doge.

Treibe deinen Höllenscherz,
Teufel, unter deinen Teufeln.

Abellino.

Glaubt, es ist mein baarer Ernst;
Aber Euch beliebt zu zweifeln.
Zum Beweis, wie wahr ich rede,
Gnäd'ger Herr, erlaubt zu sagen:
Euer Freund ist nicht der Letzte;
Einen Andern hol' ich nach.

Doge.

Ungeheuer, du! was reizt dich,
Deine Hand in Blut zu tauchen,
In das Blut der besten Menschen?

Abellino.

Meine Liebe für ihr Blut.

Doge.

Zittre, frecher Meuchelmörder,
Vor dem Grimm der Republik!

Abellino.

Zittern? ich? Hi, hi! die Feige
Zittert selbst vor Abellino.

Stellen zu versorgen. Sobald Venedig Landmacht geworden, sank es als Seemacht. Bei den vielfachen Erschütterungen Italiens wurde es fort und fort in erschöpfende Landkriege verwickelt und in alle Schicksale eingeflochten, die über diese Halbinsel gingen. Dadurch sah es sich gezwungen, endlich fremde Kriegsleute zu miethen und ihnen sein Heil anzuvertrauen, während denselben sein Gold zufloß. So sank Venedig.

Auch die ehemalige Strenge der Sitten war schon in der Fülle des müßigen Genusses erschlafft. Die Eroberung Zyperns ward durch die vom wollüstigen Eilande in die Lagunen verpflanzte Ueppigkeit verderblicher, als vortheilhaft. Denn die reichen Venezianer, welche dorthin zogen, um ihres Daseins in ungebundener Lust zu genieſſen, oder die Beamten, welche dort im Vergnügen der Gewalt und des Wohllebens geschwelgt hatten, nahmen ihre Gewohnheit an Pracht und Weichlichkeit in die Hauptstadt mit zurück und vergifteten durch Beispiel die Denkart der nachahmerischen Menge. Die Regierung, nur die innere Ruhe des Staats und die patrizischen Hoheitsrechte mit Eifersucht hütend, litt es gern, daß die Liebe der Freiheit in den Armen der Wollust starb, und sah um so gelassener den Fortschritten des Luxus zu, da er die Gemüther zu edlern oder

Doge.

Wenn du uns entrinnst, du kannst
Nie der schweren Rache Gottes,
Die dich fordern wird, entgehn.

Abellino.

Hei, ich denke, wenn dort oben
Mit uns abgerechnet wird,
Will ich, sonder Müh' und Noth,
Meine Blutschuld leicht verfechten.
Wollt Ihr aber Buße pred'gen,
Da sind andere Signoren:
Diebische Prokuratoren,
Falsche Staatsinquisitoren,
Hinterlist'ge Senatoren,
Ho! welch eine Menge — Ohren! ...
Ihnen predigt, gnäd'ger Herr!
Und ich will Euch Texte geben,
Bei St. Peter und St. Paul!
Eure Leute soll's dabei
Wie das kalte Fieber schütteln.
Macht nur einen Abendgang
Mit mir, durch Palläst' und Zellen,

Durch die Winkel, wo kein Licht brennt,
Und nichts geht vom Zehngebote,
Als das sechste auf den Kauf. ...

Doge.

Keinen schwärzern Bösewicht
Fänd' ich überall, als dich.

Abellino.

O Verzeihung, gnäd'ger Herr!
Es gibt da noch fromme Leute, —
Wär' ich schwärzer, als ein Mohr,
Schneeweis prangt' ich neben ihnen!
Edle Herrn, zum Beispiel, welche
Lieber heute noch, denn morgen,
Unsre gute Republik
In die Lüfte sprengen möchten,
Um vom Geld- und Aemter-Regen
Sich ein Sümmchen zu erfegen.
Frömmler, die im heil'gen Eifer,
Wegen dieser Welt Verderben,
Fast vor Leid und Jammer sterben,
Aber dann, im Hinterstübchen,
Sich nicht scheuen, selbst dem Himmel

Tapfer X für U zu machen.
Prieſter, die, in ſtolzer Demuth,
Freien Denkern Scheiterhaufen,
Brudermördern Ablaß ſpenden;
Die Vernunft des Volks beſchneiden,
Um die willenloſe Heerde
Unterm Hirtenſtab zu weiden.

Doge.

Schweig, denn mich gelüſtet, wahrlich,
Deines Läſterwitzes nicht.
Du haſt Trauer, haſt Entſetzen
Ueber unſre Stadt gebracht;
Und je länger hier dein Fuß weilt,
Je unſel'geres Verderben
Ruft dein böſer Geiſt hervor.
Du kannſt deine Schuldenlaſt
Nicht mit tauſend Henkerqualen,
Nicht mit hundert Toden zahlen. —
Dennoch ſoll mich's nicht gereu'n,
Gnade dir, für Recht, zu bieten,
Räumſt du ungeſäumt, zur Stunde,
Das Gebiet der Republik.

Mangelt dir der Reisepfennig?
Hier, ein Beutel voll Dukaten.
(Schleudert ihm denselben zu.)

Abellino
(wirft die Börse nachläßig auf den Boden).

Herr, ich bin nicht, um Zechinen
Zu erpressen, hier erschienen;
Sondern daß Ihr rühmen möget:
Den Banditen Abellino
Sahet Ihr, in dieser Stunde,
Angesicht zu Angesicht.
Einst kann die Erinn'rung freuen.

Doge.

Schwerlich, Mensch, in deinem Sinn.

Abellino (ernst).

Hört mich! faßt mein Wort mit Glauben,
Und bewahrt es im Gedächtniß;
Denn es ist das Wort der Wahrheit
Und der Wahrsagung zugleich;
Sonst ein seltnes Schwesterpaar!
Bis dies Wort erfüllet worden,
Werd' ich Euch nicht mehr erscheinen.

Die geheiligte Person
Eurer Durchlaucht steht gehütet.
Jedes Haar von Euerm Haupt
Wird von meinem Dolch bewacht.
Wenn im tiefsten Grund erschüttert,
Bald, vielleicht in wenig Tagen,
Eures Staates Feste wankt:
Zittert nicht, durchlauchter Herr,
Traut auf Euer treues Glück,
Auf Venedigs guten Stern!
Wenn, vielleicht heut' oder morgen,
Der und Jener unversehens
Aus dem Lande der Lebend'gen
In das Reich der Todten zieht:
Härmet Euch nicht um die Todten!
Traut auf Euer treues Glück,
Auf Venedigs guten Stern!

Doge.

Ich vertrau' ihm, selbst wenn du
Seinen Untergang verkündigst.

Abellino.

Herr, gedenket meiner Worte!

Doge.

Still, Würgengel, sieh' mir Rede!
Sprich, wo ruht Canari's Leichnam?
Leider kannst du nicht sein Leben,
Doch die Asche wieder geben.

Abellino.

Sucht ihn in der blauen Luft.
Sucht mit tausend Luchsenaugen;
Dennoch müßt Ihr ihn nicht finden.
Wen ich mir aufs Korn genommen:
Weggeblasen, und verstoben
Ist er aus der Welt, als hätte
Ihn sein Schöpfer nie geschaffen.
Basta! Habt Ihr mehr zu fragen?

Doge (mit zorniger Bewegung).

Steh' mir Rede! Wisse, rings
Ist die Insel scharf bewacht.
Sbirren horchen in der Nähe.
Waffen her! — Du bist gefangen!

Abellino.

Ich gefangen? Hi, hi, hi!

Abellino schon gefangen?
Ei, da wär' er werth zu hangen.

Doge (schreiend).

He da! Hülfe! Leute, Hülfe!

Abellino

(richtet dicht vor dem Dogen einen Pistolenschuß in die Luft und verschwindet im Gebüsch).

Also Basta! und Adio!

Doge (zurücktaumelnd).

Halt! Wohin ist er geflüchtet?
Lebt kein Rächer mehr dort oben?
Leute, hieher! hieher, Leute!
(Er geht rasch gegen den Hintergrund.)

Vierter Aufzug.

Im Palaſte des Herzogs.

Erſter Auftritt.

Der Doge ſchläft in einem Lehnſeſſel.

Roſamunde

fächelt ihn mit der Hand, beugt ſich beobachtend über ihn und entfernt ſich wieder leiſe.

Ihm iſt wohl! — Er ſchlummert ſüß.
Du, ſein unſichtbarer Engel,
Kühl' im Traume ihm die Schläfen
Mit dem weichſten Veilchenkranz!
Ach, das harte, rauhe Leben
Flicht für ihn nur Dornenkronen.

Welche Nacht der finstern Schrecken
Mußte dieser Vielgeprüfte
Heute abermals bestehn!
Wer mag sein Entsetzen denken,
Als er, aus dem Schlaf gerissen,
Um sein Bett die Trauerboten
Mit erbleichten Wangen sah,
Und von schreckgelähmten Zungen
Dandolo's Ermordung hörte; —
Als er selber durch die Nacht
Zum Pallast des Freundes flog,
Und die blutbefleckten Hallen, —
Aber keinen Leichnam fand!

(Sie geht zum Schlafenden, fächelt ihn und entfernt sich wieder.)

Was will diese Zeit gebären?
Ungewohntes kündet sich.
Was soll jener Ernst verkünden
In den Mienen aller Menschen?
Was die wunderbare Stille,
Wie vor schweren Hochgewittern,
In der lebensreichen Stadt? —

Längs den Mauern, stumm wie Schatten,
Ziehn die Leute durch die Gassen.
Jeder horcht und keiner spricht;
Und auf allen Gondeln schweigen
Zitherspiel und Rudersang.

Warum will mir niemand sagen,
Wer dies stumme Graun gebot?
Leichter ist die Noth zu tragen,
Die man trägt, als welche droht.

(Indem sie den Dogen wieder fächelt, erwacht er)

Doge.

Du hier, meine Rosamunde?
Dieser Schlaf hat mich erquickt.
Könntest du doch, gleich den Mücken,
Auch die Sorgen weiter schicken.

Nein, auch das nicht! Du, noch gestern,
Selbst die schwerste meiner Sorgen,
Bist es heute schon nicht mehr.
Des Geschickes Schläge fallen
Schneller auf mein graues Haupt.

ſtolzern Anſprüchen unfähig machte. — Der ärmere Adel war zu abhängig, um auf die öffentlichen Angelegenheiten mächtigen Einfluß zu haben, und die Bürgerſchaft in ihrer Unterthänigkeit ohne Stimme.

So mußte Venedig unaufhaltſam fallen, und ſchneller, als es emporgeſtiegen war. Faſt in keinem andern Staate ſah man ſo ſehr, wie zu Venedig, die Erb-Ariſtokratie in ihrer mißgeborenen Ungeſtalt: aber auch in keinem andern offenbarte ſich der Nachtheil ſo ſichtbar. In Monarchien, wo keine bevorrechtete Kaſte geſetzlichen Antheil an der Gewalt des Fürſten oder ausſchließliches Recht zur Beſetzung der erſten Aemter, oder wo der Bürger wenigſtens offenen Weg hat, ſich durch Verdienſte zur Nähe des Throns zu erheben, kann Liebe des gemeinſamen Vaterlandes, kann jede aus ihr hervorgehende Tugend und allgemeiner Wetteifer der Bürger zur Verherrlichung des Staats ſo wohl ſtatt finden, als in freien Verfaſſungen. In Ariſtokratien aber zieht ſich die Liebe des Vaterlandes und des Ruhms nur in die ſtolze Bruſt der Wenigen zurück, welchen das Vaterland und die Ehre allein gehört. Die übrigen Einwohner ſind mit Geld und Blut dienſtbar, daß ihnen geſtattet wird, Bedürfniſſe ihres Körpers zu befriedigen. Die

Als im Hagelsturme Schlossen. —
Ein Schmerz will den andern tödten.

Rosamunde.

Ach, wie bin ich doch so arm!
Könnt' ich doch, mit eignem Leben,
Eure hundert Wunden heilen,
Fröhlich bot' ich es dahin.

Doge
(mit traurigem Lächeln).

Gäbest du dich, mir zur Liebe,
Auch dem Herzog von Savoyen?

Rosamunde (schaudernd).

Wenn es Euer Leiden endet ...
Ja, mein Oheim, ja dem Tode; ...
Und der Herzog ist mein Tod.

Doge.

Still! zu andrer Zeit davon!
Ist die Leiche Dandolo's
Noch nicht aufgefunden worden?

Rosamunde.

Niemand weiß darum.

Doge.

Der Satan

Hält erschrecklich mir sein Wort.
Sage! als du halbgenesen
Von der Ohnmacht warst, im Garten,
Bei der Mordthat Adelino's,
Hast du wirklich, mit Bewußtsein,
Deutlich, seinen Schwur verstanden,
Daß er dich zur Braut gewählt?

Rosamunde.

Allerdings.

Doge

(dem Lehnstuhl aufspringend).

Der ist im Stande,
Die Verheißung zu erfüllen!
Ja, buchstäblich hält er Wort.
Nun allmälig jagt auch mir
Der Banditenkönig Grausen
Durch die Seele. — Geh, mein Kind.
Geh! laß jetzt mich den Geschäften.

Rosamunde

(küßt ihm die Hand und entfernt sich).

Doge (allein).

Welche unheilreiche Zeit!
Bin ich noch Venedigs Herzog?
Träum' ich einen schweren Traum?
Meine Nicht', um die ein Fürst
Bei mir wirbt, Banditenbraut?
Ich, das Haupt der Republik,
Blos noch Schützling eines Gauners?
Pandolo und du, Canari,
Blutig von mir weggerissen;
Ohne Macht ist das Gesetz,
Euch zu schützen und zu rächen.
Warum stehst du selbst noch länger,
Alter Eichstamm in der Wüste,
Und streckst deine dürren Aeste
Klagend zu den Wolken auf?
Stürz' auch du hinab zum Moder!
Krone, Mark und Wurzel hat
Schon des Himmels Blitz zerrissen;
Und der Sturm dich längst entlaubt!

Zweiter Auftritt.

Der Doge und Flodoardo.

Flodoardo.

Eure Durchlaucht ...

Doge.

Näher! näher!
Haben die verdächt'gen Bürger
Im Verhöre ausgesagt?

Flodoardo.

Sie beharrten fest im Läugnen;
Schworen, daß der Waffenvorrath,
Der bei ihnen, in Gewölben,
Aufgehäuft gefunden worden,
Nur für Rechnung andrer Häuser
In Italien gekauft sei.
Zwei derselben haben endlich
Auf der Folter eingestanden,
Ein venedischer Senator
Habe diese Waffenmenge

Dort durch sie verwahren lassen. —
Wider unsre Republik
Sei Verschwörung nah' am Ausbruch.
Sie versprachen, was sie wissen,
Zu entdecken.

Doge.

Gott sei Dank!
Und der Name des Senators?

Flodoardo.

Sie gelobten, ihn zu nennen.
Doch der Eine sank in Ohnmacht,
Und dem Andern machten Schmerzen
Ganz unmöglich, mehr zu sprechen.
Eben jetzt vergönnt man ihnen
Zur Erholung kurzen Stillstand.

Doge.

Wisset Ihr der Bürger Namen?

Flodoardo
(ein Papier überreichend).

Hier, mein Fürst.

Doge

(den Zettel überblickend).

Ganz unbekannte!

(Reicht ihm mit zärtlicher Bewunderung die Hand.)

Junger Mann, dich müßt' ich lieben,
Hättest du schon meinem Herzen
Auch den Todesstreich versetzt.
Dein Entdecken dieser Waffen,
Und der tückischen Verräther,
Rettet unsre Republik.
Um den Preis vergißt man Vieles....
Glückssohn, dem soviel gelingt,
Mögte Dir noch Eins gelingen,
Den Banditen Abellino ...
Aber .. hüte selber dich
Vor des Fürchterlichen Schlingen!

Ich will einen Augenblick
Mich in mein Gemach begeben.
Bleibet hier!

(ab.)

Flodoardo (allein).

Bald iſt die Rolle
Bis an's Ende ausgeſpielt.
O mein Glück, verlaß mich nicht!
Nur noch acht und vierzig Stunden
Treu mir! dann iſt's überwunden.
Es iſt Zeit, die Bank zu ſprengen.
Die Verſchworenen beginnen
In die Karte mir zu ſchielen,
Und das falſche Spiel zu wittern.
Drum zum Ziel. — Der beſte Spieler
Iſt zuletzt des Zufalls Spiel,
Und im feinſten Rath iſt Unrath.

Dritter Auftritt.

Flodoardo. Parozzi.

Parozzi (ſehr freundlich).

Ha, mein edler Mecenighe!

Flodoardo (ihm entgegen).

Mir gegrüßet, Don Parozzi.

Lange ward mir nicht die Ehre,
Eure Herrlichkeit zu sehn.

Parozzi
(ihm die Hand drückend).

Ach, mein Bester, Niemand mehr,
Als ich selbst, verlor dabei.
Man ist Meister wohl des Herzens,
Aber Meister nicht der Stunden.
Tausendfache Kleinigkeiten,
Kränklichkeiten, Lustpartien,
Ehstandssachen, Staatsgeschäfte,
Hielten mich im Garn verstrickt;
Nicht der Traum blos, auch das Wachen,
Quält uns mit dem Mißgeschick,
Daß man fort und immer fort will,
Und im sehnsuchtsvollen Streben
Keinen Zoll breit weiter rückt.

Flodoardo.

Ihr scheint wohlgemuth und heiter.

Parozzi.

Könnt' ich anders bei Euch sein?

Glaubt mir, wenn der Knochenmann
Hipp' und Sanduhr vor mir schüttelt,
Wäret Ihr bei mir, ich lachte
Ihm ins grinsende Gesicht.

Flodoardo.

Spötter, Spötter! warum wichet
Ihr mir aus, wenn oft ich gern
Näher Euch gekommen wäre?

Parozzi.

Ausgewichen? Ihr seid grausam.
Aber wer, zum Beispiel, lehnte
Rund und kalt, vor drei, vier Wochen
Meine Einladung zum Ball ab?

Flodoardo.

Wer vermied geflissentlich
Lustbarkeiten und Bankete,
Wenn er wußte, daß ich Gast war?

Parozzi (laut auflachend).

Allerliebst, der Streit gefällt mir!
Wer uns hörte, würde schwören,
Daß wir Liebesleutchen wären,

Die sich zanken, um die Wollust
Der Versöhnung zu erhöhn.
(Er umarmt ihn.)
Hier die Hand! — und hier den Mund!
Nun denn ... ewige Versöhnung!

Flodoardo.

Eure Herrlichkeit beschämt mich.

Parozzi.

Also bin ich guter Christ;
Sammle helle Feuerkohlen
Auf dem Haupte meines Feindes.
Weg den Groll, und ew'ge Freundschaft!

Flodoardo (lächelnd).

Ew'ge Freundschaft! O ich sah
Manche, schön, wie Aphroditen,
Aus dem Schaum des Weins gestiegen,
Wieder mit dem Rausch entfliegen.

Parozzi.

Falsches Gleichniß! Wir ja sind
Nüchtern, wie zwei Diplomaten.

Natur rüſtete die Edelſten unter denſelben vergebens mit Gaben für Höheres aus.

8.

Fortſetzung. — Verluſt großer Beſitzungen.

Während Portugieſen und Spanier neue Niederlaſſungen in beiden Indien gründeten, verſchwendeten die Venezianer noch Zeit und Kraft um den Beſitz des kleinen Landſtrichs von Cremona. Niederländer, Franzoſen, Briten folgten Eins ums Andere den glücklichen Eroberern der neuen Welt; bemächtigten ſich wetteifernd der oſt- und weſtindiſchen Archipele und Küſten; ſchufen Flotten; führten unermeßliche Reichthümer über den Ozean zurück; wurden Seemächte erſten Ranges und verdunkelten den alten Ruhm Venedigs, Genua's und Piſa's ſowohl durch Größe, als Erfolg ihrer Unternehmungen. Venedig hatte jetzt für immer den wichtigen Augenblick verloren. Vom ausſchließlichen Welthandel zurückgedrängt, war es des ehemaligen Hebels ſeiner Macht beraubt und mußte ſich mit dem levantiſchen Verkehr und dem Küſtenhandel begnügen lernen, ſo lange beide nicht von Stärkern angeſprochen wurden.

Flodoardo.

O, die schliessen ew'gen Frieden,
Dauerhaft, wie Märzenschnee.

Parozzi (etwas betreten).

Ich begreif' Euch nicht. Ihr scheint
Zweifel oder Widerwillen ...

Flodoardo.

Nein, ich bitte sehr, verzeiht!
Kindischbange Aengstlichkeit
Läßt mich zittern, Eure Freundschaft
Könne mir verloren gehn.
Eben meine Furcht verbürgt,
Was mir dieses Kleinod gilt.
Doch wozu Versicherungen?
Worte sagen, was man sein kann:
Thaten lehren, was man ist.
Darf ich einen Dienst Euch leisten,
So gebietet über mich.

Parozzi.

Allzugütig, lieber Ritter.
Im Palast hier, sagt man, seid Ihr
Wie im eig'nen Haus daheim.

Kennt Ihr eine Unterredung
Mit dem Herzog mir verschaffen?
Aber ganz allein mit ihm.
Es sind dringende Geschäfte.

Flodoardo.

Mit Vergnügen. Wollt Ihr Euch
Einen Augenblick gedulden?

(Ab, in das Gemach des Degen.)

Parozzi

(allein, mustert den Saal mit Wohlgefallen, und durchschreitet ihn mit einer Art Hochgefühls).

Ja, noch ein paar rauhe Wochen,
Ein paar Stürme durchgekämpft,
Und es dürfte dann wohl dieser
Alterthümliche Palast
Von Parozzi's Wohnsitz werden....
Uebel scheint sich's nicht zu leben
In den königlichen Salen,
Von der Ehrfurcht einer Welt,
Und der alten Pracht umgeben.
Wenn einst vor der Markuskirche,
Mitten auf der Riesentreppe,

Die durchlauchte Signoria
Mir begegnet, — mir das Haupt deckt
Mit herzoglichem Barete:
Ha, in andrer Majestät
Will ich mich dem Volke zeigen,
Als der altersschwache Gritti.

Vierter Auftritt.

Der Doge. Parozzi.

Parozzi
(ihm ehrerbietig entgegen).

Eurer Durchlaucht unterthänigst ...

Doge.

Welcher angenehme Zufall
Lockt Euch heute, seltner Gast,
Zu mir her in den Palast?

Parozzi.

Darf Anhänglichkeit und Treue
Für den Staat und Eure Durchlaucht
Zufall heißen ...

Doge.

Ei, zuweilen
Kann selbst Tugend Zufall sein.
Das Verhältniß macht den Menschen;
Heut' ihn trotzig, morgen weibisch,
Heute ehrlich, morgen feil.
Sagt, was wäre Alexander
Ohne Philipps Thron geworden?
Was der Gauner Abellino
An der Spitze eines Heers?

Parozzi.

Es geziemt mir, glaub' ich, nicht,
Meiner Vaterlandesliebe
Ehrenreden hier zu halten.
Besser spricht für sie das Werk.

Doge.

Was betrifft es?

Parozzi.

Die Verschwörung,
Deren ersten Faden, sagt man,

Flodoardo Mocenigho
Aufgefunden haben soll.

Doge.

Ha, das große Wort des Tages,
Dessen Donnerruf die Ohren
Taub für jedes Andre macht. —
Frische Botschaft? ... oder besser ...
(die Augen forschend auf Parozzi's Miene)
Ein Beweis, daß doch am Ende
Alles falsch sei, eitel, nichtig,
Leeres Schreckbild unsers Argwohns?

Parozzi.

Nein, im Gegentheil, ich trage
Euch ein Licht zu, dessen Strahlen
Der Verschwornen finstre Werkstatt
Tief ins Innerste beleuchten.

Doge (stutzig).

Ihr? — Wie so? Erzählt. Was gibt es?

Parozzi.

Doch, durchlauchter Herr, mein Name
Bleibe einstlich geheim.

Doge.

Ist er nicht als Bürgschaft nöthig ...

Parozzi.

Nein, ich bring' Euch bessre Bürgschaft.

Doge.

So empfangt mein Wort; es soll
Euer Name heimlich bleiben.

Parozzi.

Würd' er ruchbar ... o, es müßten
Welt und Nachwelt ihren Fluch
Mit Empörung auf mich schleudern.
Denn — o Gott — ich darf's kaum sagen,
Dem geschwornen Bürgereide,
Und der Pflicht für's Vaterland
Soll ich meines Herzens Frieden,
Meine zärtlichsten Gefühle,
Und was je dem Mann von Ehre, —
Was den Völkern aller Zeiten
Hoch galt — kurz ... ich muß, ich soll
Meinen eignen Freund verrathen.

Doge (stutzend).

Euern eignen Freund? ... Doch weiter!..

Ihr könnt jetzt nicht mehr zurück,
Und das rasch entfloh'ne Wort
Aus der Luft nicht wieder fangen.

Parozzi.

Lange hab' ich schwer gerungen
Zwischen Liebe und Gesetz.
Mitleid und Erbarmen klagten
Laut um den verirrten Freund;
Aber lauter schrie der Jammer
Unsrer edeln Republik.
Schwerer hat das Schicksal niemals
Einen Sterblichen geprüft.
Nirgends sah ich für mich Ausflucht,
Immer drängte nur die Wahl:
Hochverräther an der Freundschaft
Oder an dem Staat zu werden.

Doge.

Allerdings, die Wahl ist graunvoll.
Doch Ihr habt den Kampf bestanden;
Und — es tröstet mich für Euch, —
Euer Schmerz, wie mich bedünkt,

Spricht gesetzt, spricht ziemlich nüchtern.
Drum zur Sache. Nennt den Namen.

Parozzi.

Darf ich? Muß ich nicht befürchten,
Daß dies Wort, wenn mir's entfährt,
Euer Herz zu schwer erschüttre,
Eure köstliche Gesundheit
In den feinsten Wurzeln tödte?

Doge (finster).

Sorget nicht um mich, und wagt's!
Meine Proben sind bestanden.

Parozzi.

Denn, man sagt, er sei Euch theuer.
Und Ihr hättet ...

Doge.

Rasch zum Ende!
Klage, Kläger und Beweis!
Eure Botschaft ...

Parozzi

(nimmt gemächlich einen Brief hervor).

Gnäd'ger Herr,
Als ich, um die Dämmrung, gestern

In der Kühle mich erging,
Fand ich einen offnen Brief
Unweit der Rialtobrücke.
Das Papier, ein Spiel des Windes,
Flatterte vor mir am Boden.
Ich erhaschi' es, steckt' es zu mir,
Und fand zentnerschweren Inhalt. —
Wie Ihr seht, das Schreiben ist
An Don Kassowich gerichtet,
Obersten Befehliger
Der dalmatischen Besatzung.
Ihm wird eilends angedeutet,
Daß die Stunde der Entscheidung
Zwar um sechs und sieben Tage
Weiter hin verschoben sei;
Daß er aber dennoch wachsam
Bleiben müsse, und bereit,
Auf den ersten Wink des Bundes
Mit dem Kriegesvolk zu wirken.
Ferner, daß er den Marcasca,
Hauptmann bei der Zeughauswache,

Von dem wicht'gen Platz entferne;
Denn der Hauptmann sei verdächtig.

Doge.

Und die Unterschrift?

Parozzi.

Sie lautet: ...
Flodoardo Mocenighs.
Hier der Brief in seiner Urschrift.
(Er überreicht denselben.)

Doge

(mit ruhigem Ernst, indem er den Brief durchsieht, spricht, immer die Augen auf das Papier geheftet:)

Das ist Flodoardo's Handzug! ..
(Nach einer Pause.)
Und man findet auf den Straßen
Von Venedig solche Briefe? ...
Feiner pflegen doch Verschworne
Sonst ihr falsches Spiel zu treiben.

Parozzi.

Mit noch feinerm Finger aber
Spielt die Vorsehung hinein.

Der Senat in den Lagunen hatte allerdings auch kaum Zeit genug, Entwürfe auf Eroberungen in entfernten Welten zu bilden, da seine nähern Landbesitzungen in fortwährender Gefahr schwebten, verloren zu gehen. Die Erweiterungen seines Gebiets auf dem Festlande Italiens hatten ihn mit der Eifersucht aller benachbarten kleinen Staaten umringt. Frankreich und Oesterreich, zu Hauptmächten des Welttheils erwachsen, sandten Heere über die Alpen und rangen in den Feldern Neapels und Norditaliens um die Oberherrschaft der Halbinsel. Venedig konnte nicht vermeiden, in die schwersten dieser Kriege gemengt zu werden. Die Liga von Cambrai (im J. 1509) brachte in achtjährigen Feldzügen die Republik dem Untergang nahe. Mit Recht wurde die würdige Haltung des Senats in allen Unfällen, seine Standhaftigkeit und Klugheit bewundert, mit welcher er aus den verzweiflungsvollsten Lagen hervorzugehen wußte. Er verlor aber die kaum erworbenen Ufer der Adda, auch Cremona, Romagna und Triest wieder, und sah seinen Schatz erschöpft, seine Provinzen zerstört. Aus dem Kampfe, welchen bald nach diesem Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich mit Nebenbuhlerei in Italien erhoben, ging Venedig nur vermittelst Aufopferung seiner Hafenplätze im Neapolitanischen und einer Summe von 300,000

Doge (mit dem Blick auf ihn).

Ihr habt Recht; wahrhaftig Recht!
Drum baut jeder Bösewicht,
Und wie schlau er's sich berechne,
Immer nur den eignen Galgen.
Alle Bosheit ist nur Dummheit,
Die zuletzt sich selber fängt;
Jeder Vorsatz des Verbrechens
Aufruhr eines Sonnenstäubchens
Wider Gottes Weltenzepter.

Parozzi.

Allerdings! — Wie sehr beklag' ich
Die Verirrung Fiedsardo's!
Nur Verblendung, nur Verzweiflung
Einer hoffnungslosen Liebe
Ward vielleicht den jungen Mann
Für den Bund der Mißvergnügten.
Dieser Bund bot seinem Stolze
Eine große Hoffnung an,
Oder eine große Rache ...
In der That, ich lieb' ihn noch!
Und ... warum nicht? .. mir scheint's möglich,

Ihn vielleicht auch jetzt zu retten,
Ohne Nachtheil für den Staat.
In der Macht von Eurer Durchlaucht
Liegt es, schnell ihn zu entfernen;
Jeder Fingerzeig des Briefes
Ließe sich auch dann benutzen,
Wenn die Handschrift Flodoards's
Schon im Rauch verflogen wäre.

Doge (kopfschüttelnd).

Laßt das Recht den rechten Weg ziehn!
Euch verdank' ich Eure Treue.

Parozzi.

Aber, wie gesagt, mein Name ...

Doge.

Bleibt verschwiegen, zweifelt nicht.
(Indem er ihm das Zeichen der Entlassung gibt.)
Morgen, an dem Namensfeste
Meiner Nichte Rosamunde,
Hoff' ich, werdet Ihr nicht fehlen?

Parozzi.

Eure Durchlaucht ... allzugnädig ... (ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Doge allein, nachher ein Diener.

Hm! ein Wind spielt auf der Gasse
Mit dem Briefe? wirft ihn eben
Vor Parozzi's Füße nieder? (Er klingelt)
Mir weht Wind in der Geschichte!
(Ein Diener kömmt).

Doge.

Ruft aus meinem Arbeitszimmer
Mir den Ritter von Florenz.

Diener ab.

Doge (den Brief noch einmal musternd).

Das schrieb Flodoardo's Hand.
Hier ist Wahrheit, unläugbare;
Doch der Mann, der mir das brachte,
Sah der Lüge etwas gleich.
Wem soll ich, und was hier glauben?
Sei's, ich will mich gehen lassen.
In verworrenen Geschäften

Ahnt ein dunkles Rechtsgefühl
Leichter oft das Wahre aus,
Als der glücklichste Verstand.

Sechster Auftritt.

Doge und Flodoardo.

Flodoardo.

Mein durchlauchter Herr, ich möchte ...

Doge

(hält ihm den Untertheil des Briefes vor die Augen).

Weß ist diese Unterschrift?

Flodoardo.

Meine eigne.

Doge (hält ihm den ganzen Brief vor).

Und die Handschrift?

Flodoardo.

Irr' ich nicht, so schrieb ichs selber.

Doge (zieht den Brief zu sich).

Wann habt Ihr dem Obersten
Der dalmattschen Besatzung
Diesen Brief gesandt? — Besinnt Euch.

Flodoardo.

Dem schrieb ich noch keine Zeile.

Doge.

Oberst Kassowich?

Flodoardo.

Noch niemals.

Doge.

Sagt mir denn, was haltet Ihr
Von der Treue des Marcasca,
Hauptmanns bei der Zeughauswache?

Flodoardo.

Ich bedaure, Eure Durchlaucht
Nicht befriedigen zu können,
Denn er ist mir unbekannt.

Doge.

Nun denn ... Mehr ein and'res Mal.
(Er will sich entfernen.)

Flodoards.

Eure Durchlaucht, eine Bitte
Wollet Ihr mir noch gewähren ...
Ein Geſchäft von Wichtigkeit ...
Nur des Augenblicks bedarf es,
Um die Sache abzuthun.

Doge
(ſchon an der Seitenthür).

Dringenderes ruft mich fort.
Zögert hier ein Viertelſtündchen,
Und verlaſſet nicht den Saal. (Ab.)

Flodoards
(allein, verdrießlich).

Nur ein Viertelſtündchen! Wüßt' er's,
Wie Minuten heute ſchwer ſind! — —
Und was wollt er mir mit ſeinen
Sonderbaren Fragen deuten? —
Jener Brief dazu! — Vermuthlich
Gar ein Liebesdienſt Barozzi's!
Und wozu? O, ganz gewiß
Will mir dieſe glatte Flachkopf

Einen übeln Streich verſehen.
Nattern tragen flache Köpfe!

Siebenter Auftritt.

Flodoards. Roſamunde.

Flodoards (ihr entgegen).

Ha, Signora!

Roſamunde (tritt).

Hier ſo einſam?
Müßt' Ihr, Ritter, vor den Thüren
Meines Oheims Schildwacht halten?

Flodoards (etwas verſtimmt).

Wirklich Schildwacht; und das mehr
Als in einem Sinn des Wortes.

Roſamunde.

Schön, ich muß ihn glücklich preiſen.
Unter Eurer Obhut iſt er
Wohlgeſchirmter, als wenn tauſend
Der dalmatiſchen Soldaten
Seinen edeln Leib bewachten.

Flodoardo (mit Achselzucken).

Ah, ich stände and'rer Orten
Besser wohl an meinem Platz; —
Aber ich bin hier gebannt; ...
Soll davon, und darf es nicht.

Rosamunde (scherzend).

Sehr verbindlich, edler Herr,
Schon, im ersten Augenblick
Eines flüchtigen Gesprächs,
Langeweile mir zu klagen.
Macht mich ja nicht stolz, zu glauben,
Ihr vergesset neben mir
Ganz Venedig und die Welt.

Flodoardo
(sich in ihren Ton stimmend).

Zweifelt nicht; so ist es wirklich.
Ganz Venedig und die Welt,
Nur Euch selbst nicht, über Euch.
Ist nicht morgen Namensfest
Unsrer heil'gen Rosamunde?
Hab' ich da nicht tausend Dinge

Diesem Festtag vorzurüsten?
(vertraulich, halblaut)
Und — ich hoffe mir bei Euch,
Wenns gelänge, die Gewährung
Einer Bitte zu verdienen.

Rosamunde.

Einer Bitte? Und die wäre?

Flodoardo.

Daß die Herrin meines Lebens
Mich, wie ihrer Diener einen,
Mit dem süßen Du benenne.

Rosamunde
(mit Lächeln und Kopfschütteln, drängt ihn sanft von sich).

Wie ich hier Euch nenne, (auf das Herz deutend)
weiß ich;
Euch jedoch frommts nicht zu wissen.
Uebrigens laßt uns die Formen
Eingeführten Brauches ehren.
Sie sind nichts an sich, und zarter,
Als der Spinne feinster Faden;
Dennoch stärker als das Stär'ste.

Wißt, der Sturm der Leidenschaften
Wird von ihrer Macht gefeſſelt,
Der die Welt ſonſt aus den Fugen
Aller Ordnung treiben würde ...
Ah, ſchon ſtraft mich heut die Reue
Daß ich geſtern ... daß die Blume ...
(lebhafter und ängſtlich)
Ich beſchwör' Euch, edler Lieber,
Laßt es keine Seele ahnen,
Wer ſie gab und — was ſie deutet!

Flodoardo.

Fürchtet nichts, erlauchtes Fräulein,
Das Zuweel iſt wohlverwahrt;
Liebes- oder Leichenſchmuck,
Ruht es hier am treuen Herzen.

(Indem er an der goldnen Halskette zupft, um ſie hervorzuziehen, und ungeduldig das Bruſttuch dabei öffnet, erblickt man einen verborgenen Panzer.)

Roſamunde (erſchrocken).

Flodoardo! ... Was ſoll das?

Dukaten, die es dem Kaiser zahlen mußte (im J. 1529). So wurden fortan alle Landkriege den Lagunen verderblich; wenigstens brachte ihnen keiner derselben Vortheil. Sie empfanden die Ueberlegenheit der Mächte, welche jetzt, statt der ehemaligen kleinen Staaten, über Italiens Angelegenheiten das Wort führten, und leisteten Verzicht auf den Gedanken, Besitzungen dort zu erweitern, wo sie sie kaum noch zu behaupten im Stande waren. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mischten sie sich nicht mehr in die Händel der europäischen Mächte, sondern bewahrten im spanischen Erbfolgekriege, im Kriege um die Erbschaft von Parma und Toscana u. s. w. mit kluger Vorsicht stille Unparteisamkeit. So retteten sie wenigstens ihr Dasein, ihre Unabhängigkeit und was ihnen von Provinzen auf dem festen Lande von Italien und Dalmatien geblieben war.

Weit unglücklicher war noch ihr Loos auf dem Meere gegen die Uebermacht des türkischen Reichs gewesen. Auch Siege ihrer Flotten blieben ohne Folgen. Sie wurden schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von den Inseln des Archipels und von ihren Sitzen in Morea zurückgedrängt; und noch am Ende desselben Jahrhunderts aus Zypern (im J. 1573); im folgenden aus Kandia. Der Friede von Passarowitz (im J. 1719)

Warum traget Ihr den Panzer
In Venedig? im Palast
Eures Herzogs? — Ist Gefahr?
Sprecht, um Gottes willen! stellt Euch
Abellino nach dem Leben?

Flodoardo

(betreten, verbirgt den Panzer).

Nichts ... es war Vergeßlichkeit ...
Diesen Morgen ... Ihr seid blaß?
Warum zittert Ihr? — Wir Männer
Haben öfters tolle Händel.

Rosamunde.

Nein, gepanzert und gewaffnet,
Wie zur Feldschlacht, wie auf Corfu,
Denkt Ihr, blut'ge Lustbarkeiten
Dir zum Feste zu bereiten.
Darum, darum ist's zu thun!
Dies geheimnißvolle Gähren
In der Stadt und im Palast,
Dieses Treiben, dieses Fliegen
Stummer Boten her und hin,
Die Verdoppelung der Wachten,

Die Verſammlung aller Räthe ...
Alles ſagt mir an: es hange
Schon ein ungluckſchweres Schickſal
Drohend über unſern Häuptern.
(Vertraulicher)
Flodoardo, bin ich wirklich
Eurer Achtung nicht ganz unwerth,
O ſo nehmt die Angſt von mir.
Sagt, was ſtehet uns bevor?
Fürchtet nichts; ich will nicht zittern ...
Schwebt Ihr ſelber in Gefahr?
O geſteht mir's! Warum ſchweigt Ihr?
Euer Leben, iſt's nicht mein?
Retter, Engel meines Daſeins,
O, verhehlt mir nichts, ich flehe,
Ich beſchwör' Euch ... Edler, Lieber ...
(Leiſe, ihn in Thränen anlächelnd.)
Ich befehle Dir es, hörſt Du?
Ich gebiete Dir's!

Flodoardo
(ihre Hand küſſend).

Wer könnte

Den Gehorsam da verweigern?
Nun, so wißt's! — Doch, was ich sage,
Niemand soll's von Euern Lippen
Wieder hören, auch nur ahnen. —
Allzufrüh entsiegelt, bringt
Das Geheimniß mir den Tod! —
Ha, ich seh' in voller Schlacht.
Schwerern Streit muß heut' ich führen,
Als in Corfu mit den Heiden.
Im Verborg'nen zielen hundert
Feuerröhre, hundert Klingen
Auf mein Herz, beim ersten Wink,
Wenn der Zufall mich verräth.

Rosamunde (mit Bangigkeit).

Gilt es Euch allein — so flieht!
Fliehet auf Pesaro's Flotte;
Rettet, rettet Eure Tage.
Was Ihr rettet, ist **mein** Leben.
Säumet nicht! Nun wird die kalte
Todesangst von meiner Seele
Nicht mehr weichen, bis ich Euch
Aus der Stadt entronnen weiß.

Flodoardo.

Hört mich ganz. Obwohl ich einzeln,
In zweideut'ger Stellung, kämpfe,
Weder Feind von meinen Feinden,
Noch der Freund von meinen Freunden,
Kämpf' ich dennoch nicht um mich.
Nein, der Streit geht um viel Höhes,
Um das Leben Eures Oheims,
Um die Sicherheit Venedigs,
Um die uralt-heil'ge Ordnung,
Um den Ruhm der Republik.

Rosamunde (ihn anstarrend).

Steht es so? — Es wird mir Licht.
Nun, — so walte Gott! — Ihr bleibt!
Bleibt, und streitet: fället, siegt;
Alles gleich! — Wir Menschen leben
Nicht des eiteln Lebens willen.

Flodoardo.

Seid beruhigt. Morgen schon,
Hoff' ich, ist das Werk vollbracht.
Laßt Euch, was nun auch geschehe,
Nichts erschüttern; glaubet nichts,

Was man irgend wegen meiner
Deuteln, rathen, plaudern wird.
Würdig will ich Eurer leben;
Eurer würdig kann ich sterben.

(Indem er knieend ihre Hand küßt.)

Weinet nicht, denn diese Thränen
Sind zu früh, sie sind zu köstlich;
Können mit dem schwarzen Blute
Meiner Feinde nimmermehr
Aufgenommen werden! — Bete,
Engel Gottes, bete freundlich;
Deine Lippe ruft den Sieg!
Denn Du stehst der Gottheit näher,
Als wir Sündige, verwandt.
Gott hat noch zu allen Zeiten
Einen Liebling aus dem Himmel
Auf die Erd' herabgesandt,
Um, in menschlicher Gestalt,
Sehnsucht nach dem Göttlichen
Unter Sündern zu entzünden:
Und Du — bist die Botin Gottes.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Doge.

Doge

(indem er beide erblickt, bleibt plötzlich stehen; dann mit Aufwallung des Zorns, als **Flodoardo** ihm entgegen treten will).

Ritter, das geziemt Euch übel ...
Ihr vermeidet auf der Stelle,
Für die Zukunft, den Palast,
Und begebt Euch auf die Flotte!
Rosamunde, — du mein Stolz einst,
Meine Schmach jetzt, — fort von hier!
Fort, in dein Gemach, und wenn du
Lieber willst, ins Nonnenkloster.

Flodoardo (verscheidend).

Eure Durchlaucht, ich gehorche. —
Mein Gebieter seid Ihr über
Thun und Lassen, Tod und Leben;
Nur drei Dinge bleiben dennoch
Auch dem ärmsten Sklaven frei:

Ueberzeugung und Gewiſſen,
Und des Herzens innre Neigung. —
Wenn ich Eure edle Nichte
Tief und anſpruchlos verehre ...

Doge (bitter).

Wirklich? Auf den Knien ſogar? —
Undankbarer, dafür will ich
Euch mit meinem Fluche danken!

Flodoardo

(in bittender Stellung).

Euer Segen, Fürſt und Vater,
Hat des Fluches Arm entwaffnet.
O, gedenket heut' der Stunde,
Als Ihr, mir zum Troſte, ſprachet:
„Ich bin Menſch, und kann verzeih'n."

Doge

(zur Nichte gewandt).

Warum zögerſt du? Was denkſt du
Noch zu heucheln? Fort, von hinnen!

Roſamunde

(mit ruhigem Stolz).

Ich gehorche, theurer Oheim;

Doch gestattet mir, in Demuth,
Euch mein Lebewohl zu sagen.
Binnen einer Stunde werd' ich
Fern von hier im Kloster wohnen.
Diesem Manne, der mich ehmals
Aus der Knechtschaft der Barbaren
Löste mit seinem Blute,
Ihm gehört mein Herz zu eigen.
Meine Hand verschenk' ich nicht,
Und — sie läßt sich nicht verkaufen.

Doge.

Still! Davon ist hier nicht Rede.

Flodoardo.

Wenn Ihr mir ein Wort erlaubet,
Allerdings, durchlauchter Herzog.
Ihre Liebe macht nun ewig
Meine höchste Seligkeit.
Ihre Hand darf ich nicht fordern.
Wäre sie um einen Preis
Zu erringen, o der schwerste
Würde mir zum Federspiel.

Doge (ärgerlich).

Wirklich? Nun, so rüstet Euch,
Hier gibts etwas zu verdienen!
Geht, und sprenget die Verschwörung,
Eh sie uns sprengt und den Staat.

Flodoardo

(stürzt ihm freudig zu Füßen).

O, mein Herzog! viel zu wenig!
Viel zu wenig! — Könnte das schon
Euern Zorn mit uns versöhnen?

Doge.

Geht, vollbringt's, und hintennach
Prahlt, es sei nur Spiel gewesen.
Geht, und schleppt den Abellino
Bei den Haaren mir hierher,
Mir lebendig hier zu Füßen ...

Flodoardo.

O, zu niedrig ist der Preis! ...

Rosamunde (heftig).

Nimmermehr! Es ist zu viel.
Oheim, was hat er verbrochen,
Daß Ihr seinen Tod begehrt?

Flodoardo

(aufspringend und Rosamunden sanft zurückhaltend).

Rosamunde, laßt mich walten!
as, das iſt die heiße Schlacht,
Die ich liefre! Laßt mich walten!
Ja, mein gnäd'ger Fürſt und Herr,
Binnen vierundzwanzig Stunden
Iſt's gethan, wie Ihr geboten,
Oder zählt mich zu Todten.

Doge (ſtutzig).

Junger Menſch, Euch dreht der Schwindel!...

Flodoardo

(zieht Papiere hervor, die er ihm überreicht).

Wenn Ihr unbedingten Glauben
Mir zu würdigen geruht,
Wenn, und was ſich auch ereigne,
Und wenn Alles wider mich
Zeugend beide Hände aufſtreckt,
Nichts in Euch die Zuverſicht
Auf mein Wort und meine Treue

ließ ihnen, auſſer Dalmatien und einem ſchmalen Landſtrich in Albanien, von allen ihren weitläuftigen Beſitzthümern im Mittelmeer nichts, als die Eilande Korfu, Zefalonien, Zante und einige kleinere Inſeln in der Nähe von dieſen, Paxo, Santa Maura, Theaki, Aſſo, den Felſen Cerigo und die armſeligen Strophaden. So tief ſanken die vormaligen Eroberer Konſtantinopels, daß ſie, nach fruchtloſen Kämpfen, ſogar den Seeräubern der afrikaniſchen Küſte, wie einſt den Narentinern, des Friedens willen, zinsbar werden mußten; eine Schmach übrigens, welche vielleicht erträglicher ward, da größere Mächte nicht errotheten, ſie zu tragen. — Dies war die Frucht vom Wachsthum der Kunſt, Wiſſenſchaft und Freiheit bei andern Nationen, und vom wachſenden Verderbniß des Innern der venediſchen Ariſtokratie.

Daß Frankreich, Oeſterreich und die Pforte großmächtig geworden, hatte Venedig keineswegs hindern können; es mußte nothwendig in gleichem Verhältniß ſchwächer werden, wie jene erſtarkten, weil es nicht mit ihnen wuchs. Daß der große Handelsweg von Oſtindien durch Colombo's und Vasco de Gama's Entdeckungen eine andere Richtung genommen und ſich eine aufblühende Zahl neuer Seemächte desſelben bemeiſtert hatte, war auſſer Venedigs Gewalt geweſen, zu ändern. Aber Schuld der Regierung blieb es, daß ſie nicht, wie

Wanken macht, — dann wird's gelingen!
Ja, bei meiner ew'gen Liebe,
Bei der Unschuld dieser Heil'gen,
Bei dem Throne der Vergeltung
In den Himmeln, sei's geschworen:
Ich bin Euch und dieser Heil'gen
Und dem Vaterlande treu.

Doge.

Die Papiere hier?

Flodoardo.

Ich bitte,
Daß es Euch gefallen wolle,
Was darin bezeichnet ist,
Wegen Eurer Nichte Festtag,
Wegen Truppen und Galeeren,
Wegen Wachten und Verhaftung
Einzelner Venetianer,
Alles auf das pünktlichste
In der vorgeschriebnen Stunde,
Nicht zu früh, und nicht zu spät,
Ohne Fehl vollziehn zu lassen.
Morgen dann, zur achten Stunde,

Wenn, zum großen Feiermahle,
In dem glanzerfüllten Saale
Herrn und Frau'n versammelt sind,
Werd' ich wiederum erscheinen.
Mein Erscheinen gilt als Botschaft
Unsers Sieges, unsrer Freiheit!

Doge

(ihn durchforschend).

Ihr — mit dieser Zuversicht
Der Entwürfe — solltet Ihr
Mehr schon, als ich selber, wissen
Von dem Werk der Finsterniß?
Warum, wenns in Eurer Macht steht,
Hebet Ihr nicht pflichtgemäß
Ganz die Decke vom Geheimniß?

Flodoards.

Laßt mich schweigen, gnäd'ger Fürst.
Hinter seinem Garn verborgen,
Liegt der Vogelsteller lauernd,
Athmet kaum. Ein unvorsicht'ger
Laut entführet ihm die Beute. —
Was ich Euch in diesen Blättern,

Was ich mündlich Euch vertraute,
Darf kein Sterblicher vernehmen,
Bis die That es ihm verräth.
Lautlos fällt der Blitz vom Himmel,
Und zermalmt die Felsenburgen;
Dann verkünden erst die Donner
Seine Macht.

Doge.

Es sei darum.
Wohl, ich darf Euch trau'n; Ihr redet
Mit der Zuverlässigkeit
Eines Mannes, der sein Spiel kennt.
Aber bauet nicht zu viel
Auf die eigene Berechnung!

Flodoardo.

O ich weiß, es rechnet freilich
Noch ein And'rer im Verborg'nen!
Unser Spiel wird von dem Spiele
Jener fremden Hand durchkreuzt,
Welche mit dem Staub der Wüste,
Mit dem Frost der Winternacht
Niedezwung'ne Heere schlägt;

Mit dem Blasen eines Windes
Unbesiegliche Armaden
In den nassen Abgrund legt.
Doch auch dann ... mein Herr und Vater,
Gönnt mir Euer fürstlich Wort,
Zu vollziehn, was ich gebeten.

Doge.

Auch nach einem Strohhalm, sagt man,
Hascht in banger Todesnoth
Der Ertrinkende voll Hoffnung.
Hier mein Wort, und hier die Hand!

Flodoards.

Morgen um die achte Stunde ...
Wenn ich nicht erscheinen würde ...
Wenn die neunte Stunde schlägt,
Und ich nicht erschienen wäre ...
(Er überreicht einen versiegelten Brief.)
Dann erbrecht dies schwarze Siegel,
Und vollstreckt des Inhalts Winke.
Nun, die Stunde ruft zum Werke;
Laßt mich an die Arbeit eilen.
Lebet wohl! Ich muß von hinnen.

Rosamunde, lebet wohl! — —
O du auserwähltes Licht
Meiner Laufbahn, leuchte mir,
Hin durch Stürm' und Finsternisse,
Wie dem Schiffenden sein Nordstern ...
Bete! — hoffe! — traure nicht!

Rosamunde (mit Begeisterung).

Soll Venedigs Tochter trauern,
Wenn für Recht und ew'ge Ordnung,
Für des Vaterlandes Ruhm,
Helden in die Schranken treten?
Sind denn meine Wangen bleich?
Sind in diesen Augen Thränen? —

Fahre wohl, du edler Streiter.
Wer, den Gott in seiner Brust,
Nicht vor Schicksalstücken zittert,
Hat den Sieg schon halb errungen,
Hat das Stärkste schon bezwungen.
Fahre wohl; ich weine nicht!
Ueberwind', ich will dich kränzen;
Stirb, ich sterbe freudig nach.

Wenn für Heil'ges Waffen glänzen,
Iſt der ganze Himmel wach.

Flodoardo und Roſamunde

reichen ſich die Hände zum Abſchiede; — heften die Blicke ſtumm auf einander — trennen ſich ſchweigend, und gehn langſam auf verſchiedenen Seiten ab.

Doge (nach einer Pauſe).

Iſt's das Alter? Sind's die Zeiten?
Alles dünkt mich irr' und wirre;
Und der Geiſt ſchwebt dumpf und ſtumpf
Ueber'm Chaos wüſter Händel. —
That ich recht, all' meine Macht
Und das Schickſal von Venedig
In des Jünglings Hand zu werfen? —
Selbſt die Frag' iſt ſchon zu ſpät.

Neunter Auftritt.

Der Doge. Drei Senatoren.

Ein Senator.

Auf Befehl des Zehner-Rathes
Kommen wir, durchlauchter Herr,
Euch zu bitten, die Verhaftung
Flodoardo Mocenigho's
Allerschleunigst anzuordnen.

Doge.

Flodoardo Mocenigho's?
Und weshalb?

Ein Senator.

Es haben wirklich
Ein'ge der gefang'nen Bürger
Unter'm Schmerz der Folterеisen
Eingestanden und bekannt,
Daß der Ritter von Florenz
Für den Zweck der Mißvergnügten
Sie erst angeworben, dann
Ihnen Pulver und Gewehre
Selber anvertrauet habe.

Doge.

Thorheit! und er selber hätte
Sie dann hintennach verrathen?
Selber sie dann eingefangen?
Und sie hätten voller Großmuth
Ihn verschwiegen, bis die Qual
Sie am Ende übermannte? ...
Ich begebe mich zur Stelle
Zu dem Zehner-Rathe. — Folgt mir.
(Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Zimmer im Palast Parozzi's. — Seitwärts ein Tisch mit Weinflaschen. Im Hintergrunde ein schwarzbehangener Tisch, darauf ein Kruzifix zwischen brennenden Kerzen, vornan ein Todtenkopf.

Parozzi, Memmo, Falieri, Abbate Tolomeo treten herein.

Parozzi.

Eure Herrlichkeiten, diesmal
Seid Ihr Männer nach der Uhr!

Memmo (zu Parozzi).

Was? Altar und Kruzifix?
Und der Todtenschadel? — Theurer,
Schafft das grausige Gesicht
Mit den hohlen Augen fort!
Solche Weltgerichtsfiguren
Taugen zu uns luft'gen Zechern,
Wie Erdbeben und Orkane
Allenfalls zum Maskenball.

Falieri.

Der hochwürd'ge Herr Abbate
Will uns, scheint es, Messe lesen.

Parozzi.

Freunde, heut zum letztenmal
Sammeln wir uns hier zu Rath,
Morgen Nacht ruft uns die That.
Darum, denk' ich, sollen wir
Unsern Bundesschwur erneuern,
Treu zu halten Mann an Mann.

Tolomeo.

Ja, und feierlich betheuern,
Auch den letzten Tropfen Bluts

Für das heil'ge Werk zu opfern,
Bis es in Vollendung strahlt; —
Bis der ketzerische Stolz,
Ausgerottet im Senate,
Gotte giebt, was Gottes ist,
Und, zu Rom dem Stuhle Petri
Unterwürfig, dessen Recht
In der Kirche anerkennt: —
Bis, von weltlichen Gesetzen
Unbeschränkt, die heilige
Inquisition des Glaubens
Reinheit freudig schirmen kann; —
Bis das Laster der verruchten
Simonie entwurzelt worden:
Daß gesammte Geistlichkeit
Nicht unmittelbar vom Staate,
Wie bisher, abhängig schmachte,
Sondern ihrem Oberhirten,
Wie in andern Christenländern,
Wieder heimgegeben sei.

Falieri (bämisch).

Pah! das wird sich Alles machen;

in den alten, freien Zeiten, von den Zeitumſtänden den Vortheil zu ziehen Geiſt und Muth hatte. Mit Recht ſagt Montesquieu von der Ariſtokratie: Sie trachtet nicht der Vergrößerung, ſondern der Bewahrung deſſen nach, was ſie erworben. Statt mit den Jahrhunderten zu gehen, ſtatt ſich denſelben gemäß zu halten und ſich mit ihnen zu verjüngen, beharrte der Senat unveränderlich in ererbten Anſichten und Grundſätzen, und ſo veraltete der Staat neben dem Neuen, was ihn umgab. Das war das Werk der Verfaſſung, und alle Feinheit, und alle Staatsklugheit, die in immer kleinlichere Sphären zurückſchrumpfen mußte, blieb ohnmächtig, dem vollen Untergang zu wehren.

Die Ausſchließung jedes ausgezeichneten Geiſtes, wenn er ſich im Bürgerſtande oder bei Unterthanen entfaltet hatte, von Theilnahme an höhern Staatsämtern, — die Unterdrückung eines edeln Wetteifers der Verdienſte ums Vaterland, der in Monarchien ſtatt findet, beraubte den Staat der geiſtigen Ueberlegenheit, das heißt, des wichtigſten ſeiner Rettungsmittel; machte die Maſſe des Volks gleichgültiger gegen Wohlfahrt des Ganzen, und bannte die Auswahl derer, welche durch Einſichten und Tugenden die Größe Venedigs heben ſollten, auf eine geringe Zahl Perſonen ein, die durch ihre Wiege bezeichnet waren.

Erst gefegt und dann der Tanz!
Doch wozu die Kinderpossen,
Bundesschwur und Fixlefanz?
Schwören oder nicht, wir müssen
Vorwärts in Triumph und Tod.
Vorwärts geisselt uns die Noth;
Es bedarf wohl keines Schwures,
Daß es niemanden gelüste
Unter'm Henkerbeil zu enden.
Und wer dennoch wanken mögte,
Den, Ihr wißt's, trifft unser Dolch.
Aber wichtiger ist heut,
Daß wir uns ein Haupt ermählen,
Welches die zerstreute Kraft
Blinder Glieder kennt und züchtet,
Und vereint zum Ziele richtet.

Memmo.

Wohlgesprochen! Hab' ich das
Nicht schon tausendmal gepredigt?
Recht, das wahre Haupt im Staat
Ist, Ihr wißt's, der Zehner-Rath.
Er hat Willen und Gedanken;

Ist der Geist, der Alles treibt;
Und der Doge an diesem Haupte
Nur das Aeuss're, — das Gesicht.
Gut, Ihr Andern bildet künftig
Unsern neuen Zehner-Rath;
Seid Ihr dann das Buch der Weisheit,
So macht mich zum Titelblatt.

Parozzi (lächelnd zu Memmo).

Merkt Ihr nicht, daß Falieri
Selber nach der Krone schielt?
Unser edler Freund, ich wette,
Sieht sich mit dem Herzogsmantel
Schon im Geiste angethan;
Und wie er, voll Majestät,
Auf dem goldnen Bucentauro,
An dem Fest der Himmelfahrt,
Ueber Adria's Gewässern
Mit dem goldnen Trauring schwebt;
Dann, umringt von tausend bunten
Gondeln, Barken und Galeeren,
Bei dem Donner des Geschützes,
Und dem Festklang aller Glocken,

Die Vermählung mit dem Meere
Unter Jubelruf vollbringt.

Falieri (heiter).

Eignet mir doch nicht die Träume
Eures faden Hochmuths zu!
Denkt, statt an den Hermelinschmuck
Um den Leib, an euern Hals,
Und vergeßt nicht, daß der Weg,
Den mir mit einander morgen
Wagen werden in der Nacht,
Uns erst an der Seufzerbrücke
Hart vorbeiführt, neben Kerkern,
Und den schaurigen Bleikammern, —
Rechts vorüber an den Säulen
Von St. Theodor und Marcus,
Zwischen welchen, aller Zeiten,
Blutgerüst' und Galgen wachsen.
Darum thut ein sichrer Führer
In der dunkeln Nacht uns Noth.

Tolomeo.

Nöthiger uns noch die Eintracht!
Was geschehn soll, ist beschlossen;

Der Entwurf ſteht feſt geregelt,
Jede Rolle ausgetheilt.
Dabei laßt es nun bewenden;
Bannt den Hader; ruft ihn nicht
Durch die Eiferſucht herbei.
Horcht! Man kömmt!

Parozzi.

Es ſind die Freunde!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Contarino. Abellino.

Memmo.

Contarino und — der Teufel!

Contarino.

Heda! füllet an die Becher
Mit dem beſten Cyprier;
Denn ich bring' Euch frohe Mähr.
Die Geſchäfte gehn von ſtatten!

Abellino.

Und ich komme auch nicht leer.

Contarino.

Die gefang'nen Bürger ſah ich
In die Märterkammer ſchleppen.
Wetter, das gab Höllenſpaß!
Unſre armen Schelme riefen
Erſt die heil'gen zwölf Apoſtel,
Dann auch die zehntauſend Jungfraun,
Als die Bürgen ihrer Unſchuld;
Aber deren keiner kam.
Darum blieb beſtändig Frage:
Was ein Mann, wie unſer Schneider,
Mit den Picken und Gewehren,
Statt der Nadeln und der Scheeren,
Schneidern, näh'n und bügeln könne?
Oder was der feiſte Bäcker
Backen woll' aus Blei und Pulver?
Jener pfiff, gleich einer Spitzmaus,
Wenn der Schmerz aufs höchſte ſtieg;
Dieſer blies aus vollen Backen
Wie vor ſeines Ofens Glut.

Parozzi.

Und bekannte einer?

Contarine.

Keiner.

Selbſt, als man den Bäcker endlich,
Halb entkleidet, mit den Armen
Oben an die Eiſenſtange
Aufgehangen, unten aber
Ein paar Schuhe ihm von Blei
An den Fuß gebunden hatte,
Sehr, er blies nur; muckſte nicht.
Muckſte nicht, auch wenn der Henker,
Aus der glüh'nden Pfanne, luſtig
Pech und Schwefel, mit dem Beſen,
Gegen die Gelenk' ihm ſpritzte.

Alle.

Bravo! bravo!

Memmo

(halblaut, im Gefühl eines Gefolterten).

Mordio!

Contarine.

Anders pfiff das Schneiderlein,
Als es ausgeſpannt, durchſüchtig,
Wie ein lock'res Spinngewebe

Diesen Feuerregen spürte.
Gnade! schrie es, ich bekenne! —

Alle.

Und bekannte?

Contarino.

Allerdings ...

Alle.

Wetter! das ist übel!

Memmo.

Halt!
Alles, alles ist vorbei!
Leute, flieht! Wir sind verloren,
Sind verrathen, sind verkauft!
Jesus du, Marie und Joseph!

Contarino (ängstlich).

Quacke nicht und laß mich reden.
Kurz, das Schneiderlein bekannte,
Den bei ihm gefundnen
Waffenvorrath habe ihm
Flodoardo zugestellt.

Alle.

Flodoardo? O vortreflich!

Contarino.

Schnell zum Zehner-Rath und Herzog
Flogen Boten; Sbirren eilten
In die Wohnung Moceniglio's,
Doch der Vogel war entwischt.
Aufgeschoben ward sodann
Das Verhör bis übermorgen.

Parozzi.

Gut, dann sitzen, hoff ich, wir
Selber auf den Richterstühlen,
Und das Schwerd schlägt umgekehrt.

Falieri.

Daß, in aller Welt, der Schneider
Zu dem klugen Einfall kam!

Contarino.

Er, wie's blinde Huhn zur Gerste.
Mir gelang es im Vorbeigehn,
Unbemerkt, und wie im Riesen,
Ihm den Namen zuzuflüstern.

Parozzi

(füllt und vertheilt die Gläser).

Trinkt auf Contarino's Wohl!

Seine Geiſtesgegenwart
Hat uns wunderbar gerettet.

Alle (trinken).

Contarino! Contarino!

Abellino (nimmt ebenfalls ein Glas).

Und die Gans vom Capitol,
Und der Schneider von Venedig!

Contarino.

Doch, vor Allen dich, Parozzi,
Deinen Brief an Kaſowich,
Und die Hexenfeder, welche
Flodoardo's Züge ſtahl —
Euch zuſammen ſollte man,
Zum Gedächtniß ew'ger Zeiten,
Unter die geſtirnten Bilder
Unſers Firmaments verſetzen.
Denn mit einem Federſtriche
Ward der Ritter von Florenz
Aus des Herzogs Schutz geriſſen;
Kaſowich, der Eiſenfreſſer,
Von dem wicht'gen Platz verſtoßen;
Unſerm Mann, dem Oberſt Follo,

Deſſen Stelle eingeräumt.
Alſo ſind wir nun des Kriegsvolks,
Auch des Arſenals verſichert.
Selbſt Marcasca itzt verhaftet. — —
Trinket auf Parozzi's Wohl.

Alle (trinkend).

Brav, Parozzi! Hoch, Parozzi!

Tolomeo.

Ein der That ein Meiſterſtreich
Ein gewonnen Treffen: das iſt
Mehr, als Abellino's Dolch!

Abellino.

Hm, ich hab es oft gehört,
Daß, in eines rechten Teufels
Faust, die Feder ärger morde,
Als ein zweischneidiges Schwert;
Ha, die Dinte unfehlbarer,
Denn Tofana-Wäſſerlein.
Nun, von heut an will ich's glauben!
Kann mich, als Bandit, in Ehren
Nicht der ſcharfe Dolch ernähren,

Aber die mehrsten derselben waren solche, die im Genuß ihrer Güterfülle, in der gewissen Aussicht auf glänzende Stellen, sorglos wurden, und wohl durch Stolz und Ehrgeiz die Kunst verschmitzter Umtriebe, nicht die Anstrengungen und den erhabenen Sinn wahrhaft großer Männer kennen gelernt hatten. Venedig, hätte es zur alten Freiheit heimkehren können, oder seinen Bürgern und Unterthanen die Rechte geben dürfen, deren sich die Unterthanen der Monarchien erfreuen, würde selbst gegen die großen Nachbarreiche eine vorher unbekannte Kraft entwickelt, jeder Brust das Gefühl vaterländischen Hochsinnes und dem Staate einen Reichthum unternehmender, erfinderischer und tugendhafter Männer erworben haben.

Doch Furcht und Mißgunst gegen die Talente der Unterthanen dehnte sich, wie bemerkt worden ist, bei den Patriziern selbst auf die hervorstechenden Geistesgaben von Gliedern ihres eigenen Standes aus. Es war nur erlaubt, mittelmäßig zu seyn: allzugroße Auszeichnung brachte Verderben. Daher bietet die ganze Geschichte Venedigs kein einziges glanz- und thatenvolles Leben eines Einzelnen dar, sondern, läßt sie hier und da einen Mann mit überlegener Kraft erscheinen, verschwindet er, mit Ehren oder Strafen bedeckt, plötzlich in die dunkle Menge aller Andern niedergezogen. Man mied sogar, Patrizier an die Spitze

Ruf' ich: Dint' und Feder her!
Und vertausch' ich das Gewehr.

Parozzi (zu Memmo).

He da, heldenmüth'ger Bravo,
Haſt du keine friſche Lorbeern
Heut um deine Stirn geſammelt?

Abellino.

Treu vollſtreckt, was Ihr geboten.

Falieri.

Sahſt du Spur von Flodoardo?

Abellino.

Er gibt eben großen Schmaus.

Contarino.

Lügner, nein, er iſt entwiſcht.

Abellino.

Hi, hi, hi! hab' ich doch ſelber
Thor und Riegel ihm geöffnet.

Memmo.

Sprachſt ja erſt von einem Schmauſe ...

Abellino.

Den er Fiſchen gibt und Würmern.

Parozzi (froh zuſammenfahrend).

Iſt er wirklich ... wirklich ... biſt!

(Er ſchnalzt mit den Fingern in die Luft hinaus.)

Abellino.

Falls ich in der Finſterniß
Einen Andern nicht, ſtatt ſeiner,
In den Freudenhimmel ſchickte.
Aber kennet Ihr vielleicht
Flodoardo's Siegelring?

Parozzi.

Wie den eignen.

Abellino (reicht ihm einen Ring).

Nun ſo ſchaut,
Dieſen zog ich ihm vom Finger.

Parozzi.

Das iſt Flodoardo's Ring.
Unſere Sache ſteht gewonnen!
Zehnerrath und Signoria
Gehn verlockt, auf falſcher Fährte.

Memmo.

Lasset nicht zu früh uns freuen!
Teufels Mehl wird oft zu Kleien.

Parozzi.

Füllt die Becher! Morgen Nacht
Ist das große Werk vollbracht.
Nicht allein mit ihren Schrecken
Soll die stumme Finsterniß
Unsere kühne That bedecken;
Auch der trunkne Gott der Lust
Will uns schadenfröhlich morgen
Seinen Rosenmantel borgen. —
Wenn die herzenhellen Säle
Im herzoglichen Palast
Tummelplatz der Freude werden;
Wenn die bunten Tänzerreihn,
Nach dem Zauberruf der Floten,
Sich entwirren und verschlingen,
Muß die Mine donnernd springen.
Jeder von uns, edle Herrn,
Kennt den ihm bestimmten Platz.
Kurz vor Mitternacht verläßt

Contarino ſtill den Ball;
Nimmt das Zeughaus; ſtellt das Kriegsvolk
Längs dem Marcusplatze auf,
Und Geſchütz an alle Brücken.
Jede Gondel, die verdächtig
Naht, wird in den Grund gebohrt.
Bei dem erſten Schuſſe ſtürzen
Unterdeß wir Andern alle
Auf die Gäſte bei dem Balle.
Was ſich widerſetzt, das fällt.
Abellino aber führt,
Wohlvertheilt auf vielen Wegen,
Uns die Mißvergnügten her,
Die im Dunkeln ſich bewaffnet
Auf den beiden Lido's ſammeln.

Tolomeo.

Abellino iſt mein Troſt!
Er muß künftig Meſſer Grande,
Herr und Haupt der Sbirren ſein!

Contarino.

Ja, das muß er! Schenket ein.

Er iſt unſer rechter Arm.
Hoch ſoll Abellino leben!

Alle.

He! er lebe! lebe hoch!

(Alle ſammeln ſich um den Trinktiſch, ſtoßen an und verlieren ſich in frohe Geſpräche.)

Abellino

(hat indeſſen den Todtenkopf genommen und betrachtet).

Kamerad, was machſt du hier?
Gelt, du meinſt, 's iſt alles eitel.

(Er kommt damit in den Vordergrund, und zeigt ihn den Uebrigen, die aber im Geſpräch ſich durchs Zimmer zerſtreuen und nicht auf ihn hören).

Schaut, der Seele kahles Haus!
Alle Pracht iſt dran verflogen;
Die Verweſung grinſt heraus;
Denn — der Gaſt iſt fortgezogen.

Seelchen, wie gefiel es dir
In dem winzigen Quartier?
Welche Plane wurden hier,

Unterm Schädeldach, gebohren?
Galt's des Ruhmes Sternenflug,
Oder Büberei im Stillen?
Oder frommen Weltbetrug?
Oder Weltverbeßrer-Grillen?
Oder, in der Alltagsnoth,
Sorge nur um täglich Brod? —
Vieles ward hier ausgeboren, ...
Das Geborne — iſt verloren!

Seelchen, blitze mild und gut
Frommer Thränen ſchöne Glut
Einſt durch dieſe Augenlücken?
Oder — Brunſt verborgner Tücken? —
Und was hat zumeiſt, von allen
Lebensſchätzen, dir gefallen?
Voller Tafeln Gaumenweide?
Hübſcher Weiber Liebelei?
Prunk und Pracht in Sammt und Seide?
Fürſtengunſt und Kriecherei?
Bänder, Sterne, Ordenskreuze?
Handel durch die weite Welt?

Oder, wohlgezählt vom Geize,
Eisenkisten voller Geld? — —
Die Begierden sind verglommen, ...
Sprich, was hast du mitgenommen?

Pulvis sumus, sumus umbra!

Seelchen, edler Gottesschatten,
Mußtest mit dem Staub dich gatten; —
Bliebst du göttlicher, denn Staub?
Gabest du der Welt zum Raub
Deines Daseins feinste Freuden
Für der Tugend stillen Glanz?
Trugest du, für Recht und Wahrheit,
Des Märtyrers Dornenkranz?
Sprich, was hast du dort bekommen,
Wo Vergeltung lohnt die Frommen?
Keine Antwort? Alles stumm?

(Er sieht auf die Uebrigen zurück, die im Hintergrund des Zimmers lebhaft sprechen).

Hei, wie streiten die herum!
Thoren, die sich darum grollen,
Was sie morgen träumen wollen!

(Zum Todtenkopf.)

Vorwärts, pred'ge, Kamerad,
Predige das Wort in That:
(Gegen den Hintergrund gehend mit erhobener Stimme:)
Pulvis sumus, sumus umbra!

Fünfter Aufzug.

Im Palaſt des Dogen. Ein groſser Prachtſaal in gothiſchem Geſchmack.

Erſter Auftritt.

Glänzende Verſammlung von Senatoren und Edeln, unter ihnen der Doge, Contarino, Parozzi, Memmo, Faliери, Abbate Tolomeo, — und von Edelfrauen, unter denen auch Roſamunde und Iduella. Sie bewegen ſich in geſelliger Unterhaltung durcheinander; einige ſtehn in einzelnen Gruppen vertheilt.

Memmo

(zu Parozzi und Contarino in den Vorgrund kömmt, halblaut).

Sagt doch, Leutchen, iſt's hier richtig?
Oder habt Ihr's recht gehört?

Warum mußte Mann für Mann
Von den Gästen Dolch und Degen,
Vor dem Eintritt in den Saal,
In die Hand der Diener legen?

Parozzi (verdrießlich).

Ei, es sei ein Rathsbeschluß,
Der verwirrten Zeiten wegen.

Memmo.

He, nun stehn wir da, wie Laffen,
Plötzlich ohne Wehr und Waffen.
Was beginnen, wenn wir nun
Schaffen sollen, was uns obliegt?

Parozzi.

Hm, im Nothfall wird von uns
Jeder doch ein Dutzend Weiber,
Oder einen von den dürren
Federnutzern, auf sich nehmen?
(Er schlägt sich auf die Hüfte).
Uebrigens, ich bin versehn!

der venedischen Heere zu stellen, aus Furcht, wie Daru sehr gut sagt, daß der, welcher die Republik zu retten im Stande war, sie auch wohl vernichten konnte. Man wählte lieber fremde Feldherren, die gemiethet und von beigegebenen Provveditoren sorgfältig bewacht wurden.

Dieser durch das Wesen der Aristokratie genährte Geist des Mißtrauens und neidischen Unwillens gegen jeden, der hervorragend zu werden drohte, gab allen Gliedern nach und nach einerlei, ich möchte sagen klosterartiges, Gepräge der Denkart und Handlungsweise. Es ward eine gewisse Einförmigkeit der Grundsätze, eine gewisse Beschränktheit der Ansichten vorherrschend, über welche man sich nicht ungestraft erheben konnte, und die, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, tiefer und tiefer wurzelte, daß sich auch die bessern Köpfe zuletzt von dieser Befangenheit nie ganz loszuwinden vermögend waren. Was ausser dem gewohnten Horizont lag, mußte für Irrthum oder Verbrechen gelten. So entwickelt sich aus ähnlichen Ursachen auch in Mönchsgesellschaften der abgegrenzte Mönchssinn und in kleinen Städten das Spießbürgerthum.

Die Fortschritte des Zeitalters wenig betrachtend, verblieb der venedische Senat selbstgefällig beim Alten. Sogar den Verbesserungen der Schiffsbaukunst und des Heerwesens, die bei andern Na-

Contarino.

Sorget nicht. Sobald es dunkelt,
Werd' ich mich von hinnen schleichen,
Werd' ich frische Waffen reichen.

(Sie gehen gegen den Hintergrund, da sie den Doge und Rosamunden nahe sehen.)

Doge.

Richte dich empor und leuchte,
Als die Königin des Festes,
Allen in der Freude vor.

Rosamunde.

Oheim! — Oheim! meine Seele
Will in Bangigkeit verschmachten.
Längst schon hat die achte Stunde
Im St. Marcusthurm geschlagen, . .
Längst . . und Er ist noch nicht hier.

Doge.

Nur vor wenigen Minuten . . .

Rosamunde.

Schlug das erste Viertel schon,
Und die neunte Stunde naht.

Oheim! Unglück iſt gekommen!
Zieht das ſchwarze Siegel vor.

Doge.

Nichte des Andreas Gritti,
Will dein ſtolzer Muth verzweifeln?
Nimmermehr! Und welches Loos
Immerhin das Schickſal werfe —
Roſamunde, Wir ſind Wir! —
Feſten, unerſchrocknen Sinnes,
Unveränderten Geſichts,
Laß uns beide dem Verhängniß,
Laß dem Tode, wenn es ſein muß,
In das ſtarre Antlitz ſchau'n.

Ein Senator (naht ſich).

Eure Durchlaucht ...

Doge (zum Senator).

Sind die Gäſte
Allzumal im Saal beiſammen?
Habt Ihr einzeln durchgezählt?

Senator.

Alleſammt, und keiner fehlt.

Doge.

Ruft nun aus der Vorderhalle
Die Dalmatier heraus;
Laßt sie mit den Hellebarden
Wachen an des Saales Pforten.

Senator (entfernt sich. Der Doge und Rosamunde folgen ihm).

Faliери

(tritt im Gespräch mit Parozzi vor).

Glaubt mir doch! Geht selbst zum Fenster.

Parozzi (ärgerlich).

Still, und scheint nicht so verlegen.
Eure Furcht malt Euch Gespenster.
Ohne Zweifel Abtheilungen
Der dalmatischen Besatzung,
Um die Wachten abzulösen.

Faliери.

Nein, es sind bei tausend Mann,
Die den Marcusplatz besetzen;
Während tausend andre schon,
In vierfache Reih'n gegliedert,
Den Pallast und uns umzingeln.

Barozzi (verächtlich).

Seltsam! Laßt mich selber sehn.
Ohne Contarino's Willen
Regt sich kein Kriegesvolk.
Sollt' er wirklich eigenmächtig
Den Beschluß geändert haben?
Sein verdammter Ungestüm
Kann uns in Verderben werfen.

(Verliert sich unter den Bäumen.)

Memmo (sehr hitzig).

Faliero, was gibt's draußen?
Alles wimmelt von Soldaten.

Faliero (ganz murmelnd).

Wenn's nicht Vogelkäfer sind.

Memmo (ängstlich ausrufend).

O, daß ich doch Flügel hätte,
Auch nur einer Fledermaus!
Ich, wahrhaftig, muß hinaus,
Frische, freie Luft zu schöpfen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Wachten mit Hellebarden besetzen den Hintergrund. Zwei Dalmatier treten hinter des Dogen Sitz. Unter den Anwesenden Bewegung und Erstaunen.

Falieri (winkt Parozzi heran).

De, Parozzi, seht Ihr dort?

Parozzi (halblaut).

Nichts! ein halbes Dutzend alter
Schnurrbärt' aus Dalmatien.
Lustig! Immer unbefangen!
Steht nicht, wie die thörigten
Jungfraun da, mit leeren Lampen.

Memmo.

Ha, ... wenn das Gewissen .. das ...

Parozzi (verdrießlich und schnell).

Man muß kein Gewissen haben,
Dann beißt auch das böse nicht.

Falieri.

Still! Der Doge, scheint's, will reden.

Doge (in der Mitte des Saals).

Laßt Euch, Edle von Venedig,
Dieses krieg'rische Geräusch
Nicht befremden, und noch minder
Eure frohe Laune stören.
Freilich, seltsam muß es scheinen,
Hier, zur Lust vereinte Gäste
Mitten im Geklirr der Waffen,
Gleich Gefangenen, zu seh'n.
Und vielleicht noch wunderbarer,
Als das Rathsel, ist die Losung.

Memmo (halblaut zu Zaliere).

Wenn uns nicht ein Wunder hilft,
Kann mich wahrlich nichts mehr wundern.

Doge.

Alle wißt Ihr, welch Entsetzen
Abelino, jener Mörder
Des ehrwürdigen Canari,
Des gerechten Dandolo,
Durch die Stadt verbreitet hat.
Ja, sein Dolch scheint nur das Werkzeug
Einer mächtigen Verschwörung.

Alle aufgebotne Summen
Alle Schlauheit, alle Kunst
Ihn zu fangen, war umsonst.
Stets verschwand er, wie der Schatten,
Vor der Fackel der Verfolger.
Flodoardo Morenigho,
Der durch kühne Waffenthaten
Das Vertraun Venedigs ward,
Flodoardo Morenigho
Hat sich nun erboten, jenen
Ungeheuren Meuchelmörder
Uns lebendig einzuliefern.
Nur auf sein Begehren ward
Der Palast umringt mit Kriegern,
Und das Innere mit Wachten
Angefüllt, wie bei Belagrung.
Nur auf sein Begehren darf
Niemand, bis zur neunten Stunde,
Diesen unsern Saal verlassen,
Jeder aber darf herein.
Die Großstaatsinquisitoren,
Die erlauchte Signoria,

Der gesammte Zehner-Rath,
Haben seinem Wunsch gewillfahrt,
Denn ich selber stellte ihnen
Bürgschaft für des Ritters Treue.
Um die neunte Stunde will er
Heut die Siegesbotschaft bringen. —
Bringt er sie, dann wollen wir
Uns der ungebundnen Lust
Ohne Fessel überlassen,
Und die Königin des Festes
Soll des Siegers Haupt bekränzen;
Schöner, als die Republik
Ihn belohnen kann, vergelten.

Alle gehen mit Zeichen der Verwunderung und des Beifalls, in Unterhaltung durcheinander.

Falieri (tretend zu Pietro).

Fehlgeschossen allerseits! — —
Ihn bekränzen, in des blauen
Meeres Grund, die Nereiden.

Parozzi.

Gerüig konnt' ich doch den Honig
Ihrer Hoffnungen verſalzen, —
Seht — hier — Flodoardo's Ring!

Memmo.

Nun, man darf ſchon wieder athmen.
Gritti hat die Goldfor.Ze
Ausgeſchickt, den Hecht zu freſſen.

(Geht mit den Andern in den Hintergrund.)

Tolomeo

(im Gleichnis mit dem Degen vortretend).

Daß der gnadenreiche Himmel,
Für des edeln Ritters Heil,
Mein inbrünſtig Fleh'n und Seufzen
Hören wurde! — Ach, in dieſem
Schattenſpiel des nicht'gen Lebens
Iſt ja Alles — Alles eitel,
Und das Eitelſte die Hoffnung!
Traut nicht allzuſeſt! — Der Hoffnung
Schönſtes Morgenroth iſt oft nur
Wetterleuchten aus der Ferne.

Doge.

Nichts erwart' ich, nichts befürcht' ich.
Was Gott fügt, das iſt mein Hoffen.
Doch mich dünkt, hochwürd'ger Abt,
Euer Ton verkündet Unheil ...

Tolomeo.

Nichts .. o gar nichts. .. Nur, im Fall
Irgend eine Trauerbotſchaft,
Statt des Siegers ...

Doge (ſtehend).

Trauerbotſchaft?
Wollet Ihr mich auf das Schwerſte
Vorbereiten? Iſt vielleicht ..,

Tolomeo.

Nicht doch! nicht doch! Leere Sagen,
Farbenwechſelnde Gerüchte, ...
Eitel luft'ge Wechſelealge,
Deren Mutter niemand kennt ...

Doge (aufbrauſend).

Flodoardo ſei ...

tionen auffallend wurden, folgte er nicht, oder nur langsam und ängstlich. Er konnte unmöglich die Uebermacht Frankreichs oder Oesterreichs verkennen, aber lange auch nicht den alten Stolz vergessen, über Angelegenheiten Italiens das Wort zu geben. Er hatte sich in jene unglücklichen Landkriege gemischt, aber sie mit fremden, aus Italien, der Schweiz und Graubünden gemietheten oder zusammengerafften Soldaten und mit fremden Heerführern geführt. Schon daß er zu Miethlingen Zuflucht nehmen mußte, weil er in den eigenen Provinzen nicht Volks genug fand, ein Heer zu Lande und die Flotten zugleich damit zu versehen, hätte ihn abschrecken sollen, seine Macht auf beiden Elementen zu versuchen.

Erst nachdem sich das Patrizist in einer Reihe nachtheiliger Kriege von der Ohnmacht seiner Mittel überzeugt und seine entferntern Besitzungen eingebüßt hatte, entschloß es sich im furchtsamen Gefühl der Schwäche zur Beibehaltung der staatsthümlichen Unparteisamkeit, und nahm es die Rolle eines bloßen Zuschauers der Weltbegebenheiten an.

Nur auf sich und auf die Verwaltung des Innern beschränkt, erstarb Neigung und Muth zu großen Werken, weil es dazu an Gelegenheiten fehlte. Genuß-Seligkeit, Golddurst und Aemtersucht wurden die gemeinen Leidenschaften, welche das Gemüth der patrizischen Jugend am lebhafte-

Tolomeo.

Ja, leider
Durch des Meuchelmörders Hand ...

Ein Senator
(aus dem Hintergrund kommend).

Eure Durchlaucht ...

Doge
(verhüllt das Gesicht, dann nach einer Pause mit männlicher Ruhe).

Was begehrt Ihr?

Senator.

Ritter Mocenigho bittet
Um Erlaubniß, einzutreten.

Doge (erschüttert).

Flodoardo Mocenigho?
War es so? Noch einmal sagt es.

Senator.

Flodoardo Mocenigho ...

Doge.

Flodoardo? — Hoch willkommen
Tret' er ein!

Tolomeo (mit Schrecken).

O heil'ger Gott!

Senator (entfernt sich).

Doge

(zum Tolomeo, mit Besorgniß).

Euch ist unwohl! — Ihr seid blaß.

Tolomeo (matt).

O, das zieht vorüber ... Schwindel ...

(Er wankt seitwärts zu einem Stuhl im Vordergrund, wo Pazzi, Memmo, Contarino und Falieri im Gespräch stehen. Er setzt sich kraftlos nieder.)

Doge

(mit starker Stimme zur Versammlung).

Fried' und Segen auf Venedig!
Flodoardo Mocenigho's
Ankunft soll ich Euch verkünden.
Er ist hier schon im Palaste.
Nehmet, edle Herrn und Frau'n,
Nehmet Eure Plätze ein,

Daß wir ſtill, und ohne Stören,
Seine wicht'ge Meldung hören.

(Die Anweſenden entfernen ſich; die Frauen laufen ſich längſt dem Saal in Sitzen nieder; die Herren ſtehen dahinter. Im Vorgrund ſeitwärts ſitzt der Doge, zwei Dalmatier mit Hellebarden hinter ſeinem Stuhl wachend; neben ihm Roſamunde mit Idusſen. Ihnen gegenüber ſitzt der Abbate Tolomeo. Contarino, Parozzi, Falieri und Memmo ſtehen zunächſt hinter demſelben in heimlichem Geſpräch.)

Contarino (halblaut).

Wetter! hört Ihrs nicht? Er lebt!
Hat der Bravo uns belogen?

Parozzi (flüſtert).

Ihn vielleicht, wie uns, der Ring.

Falieri.

Ich will meine Seele wetten,
Der gewiſſenloſe Gauner
Nahm von Freund' und Feinden Geld,
Und der Schelm betrog ſie beide.

Memmo.

Sagt' ich's — sagt' ich's Euch nicht immer?
Teufelsmehl wird oft zu Kleien!

Barozzi.

Ruhig! Laßt mit fester Haltung
Uns der Dinge Ausgang sehn.

———

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Flodoardo.

Rosamunde

(indem sie bei seinem Anblick die Hände betend zusammenlegt und mit Entzücken himmelwärts blickt).

Ja, er ist's! Gelobt sei Gott!

Flodoardo

(sich dem Doge mit heiterem Antlitz nähernd).

Eure Durchlaucht ...

Doge (heftig).

Seid willkommen.
Eilet Ritter, tausendmal ...
Habt Ihr Euer Wort gelöst?

Flodoardo.

Alles, wie Ihr mir geboten,
Ist erfüllt; die Republik
Frei von jeglicher Gefahr;
Und der Himmel lächelt heiter.

Doge.

Und der Mörder unsrer Freunde?

Flodoardo.

Abellino's Tod und Leben
Liegt in Eure Hand gegeben.
Die Verschwörung ist zertrümmert,
Ihre Banden sind gesprengt;
Ihre Helfershelfer füllen
Schon die Kerker und Bleikammern.

Doge.

Und die Rädelsführer? ...

Flodoardo.

Dieſe
Stehn im Saal hier ſchon beiſammen.

Doge (beſtürzt).

Wie?

Flodoardo.

Ich hoffe ſie zu zwingen,
Ohne Lärmen und Gewalt,
Vor der feſtlichen Verſammlung
Ihr Verbrechen zu bekennen.
Hier ſind viel erhab'ne Zeugen,
Glieder oberſter Behörden.
Ihre Gegenwart iſt wichtig.
Darum bitt' ich Eure Durchlaucht,
Zu geſtatten, daß ich jetzt
Meinem Werke hier das Siegel
Der Vollendung geben dürfe.

Doge (topfſchüttelnd).

Dieſes Feſt, und dieſer Ort,
Sind dafür nicht gut gewählt.

Flodoardo.

Alſo ſcheint's. Doch wird die Folge

Wahrlich die Rechtfertigung
Meiner Bitte bei Euch führen.
Halb nur iſt mein Thun gelungen,
Ohne freies Eingeſtändniß
Der Verbrecher und der Schuld.
Dazu mögt' ich edler Zeugen
Wider dieſe mich bedienen;
Zeugen, welche wohl verdienen,
Theil am heut'gen Feſt zu nehmen;
Zeugen, deren Rang und Würde
Ungern nur vor Richterſtühlen,
Sündern gegenüberſtände.

Doge
(nach einigem Beſinnen).

Wohl, es ſei! Ich geb' Euch Vollmacht.
Doch gedenkt der zarten Frauen,
Die vom heut'gen Feſt mit Recht
Fröhlichern Genuß erwarten.

Flodoardo.

Ich verheiße dieſen ſchönen
Töchtern unſrer Republik
Heut den ſeltenſten Genuß.

Und was immerhin geſchehe,
Niemand fürchte. Wir ſtehn ſicher.

Doge.

Ich vertrau' Euch. Ihr habt Vollmacht.
Nennt die Häupter der Verſchwörung.

Flodoardo
(zu den Verſchwornen).

Contarino, Falieri,
Memmo, und Parozzi, Ihr,
Auch Abbate Dolomeo,
Eure Schuld iſt aufgedeckt.
Stehet Rede, gebet Antwort!
Jede Ausflucht iſt verloren. —
Auf den Lido's werden ſich
Keine Mißvergnügte ſammeln
Ihre Führer ſind gefangen! —
Contarino, Euer Oberſt
Follo liegt ſchon in den Eiſen;
Die Dalmatier ſind treu.
Kaſſowich befehlt die Truppen,
Und Marcasca wacht perſönlich
Vor des Arſenales Thor.

Kriegsvolk füllet den Palaſt,
Selbſt den Saal; Ihr ſeid entwaffnet! —
Euch Parozzi, Falieri,
Memmo, gibt um Mitternacht
Kein Kanonenſchuß das Zeichen,
Roſamundens Namensfeſt
In ein Blutbad zu verwandeln. —
Ihr, hochwürdiger Herr Abbate,
Habt die Summen Roms verſpielt;
Denn Venedigs Kirchenfreiheit
Steht von heut' an unerſchüttert.
Alles Läugnen wird vergebens.
Redet! — Freies Eingeſtändniß
Kann die vollgefüllte Schale
Eures fräflichen Beginnens
Um ein Großes noch erleichtern.

Parozzi

(nach langer Stille, in der die Verſchwornen betrübt daſtanden).

Iſt es möglich? — Redet Niemand?
Oder lähmet das Entſetzen
Ob der niegehörten Frechheit

Aller freien Edeln Zunge? — —
Wo wagt man uns, gegen Ordnung
Und Verfassung, anzuklagen?
Ist der Tanzsaal ein Gerichtshof?
Und wer wagt es, schamlos uns
Der Verrätherei zu zeihen?
Ist's ein Mensch von Ehre? nein!
Von Florenz, als Ränkestifter,
Ausgetrieben, steht er selber
In Venedig wiederum
Schweren Hochverraths bezüchtigt.
Und ein solcher darf hier frech
Edle, unbescholt'nen Namens,
Oeffentlich mit Schimpf besudeln? —
Und Ihr schweigt, Venetianer?
Nun, — im Namen des Gesetzes,
Fordr' ich den Verhaft des Lügners!
Hört! ich selbst gab, eigenhändig
Dem durchlauchten Herzog gestern
Einen Brief, den Flodoards
Schrieb. Und dieser Brief ist Zeugniß
Von dem Hochverrath des Menschen!

sten rührten, schon früher durch Müßiggang, Reichthum und zyprische Ueppigkeit zum Edlern entnervt. Schon in den letzten Seekriegen gegen die Türken war nicht mehr die Regsamkeit, Wachsamkeit, Ordnungsstrenge und allesbesiegende Entschlossenheit der Alten sichtbar gewesen.

Nur Festhalten an bestehenden Formen der Verfassung, Heilighaltung herkömmlicher Einrichtungen, Abwehrung fremden Einflusses auf Angelegenheiten des eigenen Staates, Geheimhaltung derselben vor den Augen der Eingebornen und des Auslandes, verblieben in gewohnter und verderbenvoller Kraft. Ja, weit entfernt, sich im Laufe der Jahrhunderte zu schwächen, verhärteten und erstarrten diese Grundsätze mit zunehmendem Alter des Staats. Sie mußten es nothwendig, weil das Interesse aller Patrizier war, sie zu bewahren, weil, ohne sie, die regierungsberechtigten Geschlechter ihren Untergang vorsahen. — Daher stand die venedische Regierung in neuern, wie in ältern Zeiten, verhüllt und in sich abgeschlossen da. Der Geist ihres Gewaltthums aber milderte sich zu keiner Zeit. Jede Auflehnung der Gedrückten ward mit blutdürstigem Zorne gerächt. Darum sah man auch immer von Zeit zu Zeit Auswanderungen vieler bedrängten Unterthanen, von Zante, von Cattaro, von Dalmatien nach Rußland, oder selbst in die Türkei (noch im Jahre 1785). Nie aber auch

Flodoardo
(mit ruhiger Würde).

Wohl, daß Ihr mich des erinnert.
Euer Schreiber, der so trefflich
Meine Schrift zu malen weiß,
Sitzt gefangen; ja noch mehr,
Hat die Büberei erzählt.
Und wie steht's? — Wo ist mein Ring?
Sprecht, wo ist mein Siegelring?
Gestern Nachts gab Abellino
Euch den Ring, als Pfand und Bürgschaft,
Daß er Euern Mordbefehl
Gegen mich vollzogen habe.

Parozzi (betroffen).

Welche ... beispiellose Bosheit? ...
Was schaff ich mit Meuchelmördern,
Die bei Euch im Solde leben?

Contarino.

Länger, o Venetianer,
Dürfen wir es nicht erdulden,
Daß der fremde, eingeschlichne
Abentheurer uns entehre.

Wir begehren, laut Geſetz,
Die Verhaftung dieſes Menſchen,
Gegen welchen die Gefang'nen
Schon, im peinlichen Verhör,
Vor den Richtern Zeugniß gaben.

Flodoardo.

Contarino, auch der Schneider,
Den Ihr weiland tapfer nanntet,
Hat mit Wankelmuth bekannt,
Wie Ihr meinen Namen ihm
Auf der Folter eingeflüſtert.

Falieri.

Nun genug der ſchweren Schmach:
Will Venedigs Adel, will
Uns der Herzog ſelber nicht
Wider dieſen Läſt'rer ſchützen:
So verlaſſen wir den Saal
Und verwahren unſer Recht.

Flodoardo.

Halt! Ihr bleibt. Ihr ſeid Gefangne.
Eure Bosheit iſt entlarvt.
Was im Finſtern Ihr gebrütet,

Kriecht ans Licht, als Viperndrut,
Die nach Euerm eignen Blut,
Mit den scharfen Zungen, lechzet.
Auf, bekennet und bereuet!
Reue ist die letzte Tugend,
Die dem Sünder treu verbleibt.
Warum schweigt sie denn in Euch?
Muß ich fremde Hilfe rufen,
Ihr das Zungenband zu lösen?

Falieri

(mit heiterer Fassung).

Rufe deine ganze Hölle;
Was vermagst du wider uns?

Flodoardo.

O, nur Einer soll erscheinen
Aus dem Reich der Finsterniß!

(Er entfernt sich.)

Doge

(nach einer Pause).

Kaum vermag ich's, vom Betäuben
Des Entsetzens zu genesen.
So, wie Mocenigho sprach,

Sieges ſicher ſpricht die Wahrheit
Mit zermalmender Gewalt.
Aber meine Seele ſträubt ſich,
Das Unglaublichſte zu glauben. —
Ihr, Abbate Tolomeo,
Ihr, Parozzi und Ihr Andern,
Gräßlichen Beſchuldigungen,
Wie ſie wider Euch ergehn,
Soll man anders widerſtehn.
Sagt, was brachte ſolche Lähmung
Euch in Stimme und Geberde?
Wer blies Euch die Todtenfarbe
Auf die hangenden Geſichter?
Warum bohren Eure Blicke
In die Erd', als wollten ſie
Da ſich einen Abgrund hohlen?

Falieri

(ſchlägt die Augen auf).

Edelleute von Venedig
Sind, o Fürſt, noch nicht gewohnt,
Unvertheidigt und geſetzlos

Sich vor Euch beſchimpft zu ſehn.
Nur Beſtürzung übermannt uns,
Furcht nicht. — Auch verbiſſ'ner Zorn
Jagt das Blut wohl aus den Wangen
Uns erſtarrte Herz zurück.

Doge (warnend).

Falieri, Falieri,
Nehmet Eurer Schanze wahr!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Abellino ſchleicht langſam aus dem Hintergrund hervor. Zwei Dalmatier folgen ihm wachend mit entblößten Degen. Getauſch des Schreckens durch die ganze Verſammlung.

Contarino (ſchaudernd).

Daß der Abgrund ...!

Memmo.

Gott ſei bei uns!

Doge (auffahrend).

He, was wagt der Böſewicht?

Roſamunde (ängſtlich).

Oheim, Oheim! Laßt gewähren,
Denkt der Vollmacht Flodoardo's.

Abellino

(indem er ſich aus ſeiner gedruckten Stellung
aufſtreckt und den Verſchwornen naher).

Pulvis sumus, sumus umbra!

(lange Pauſe. Lettenſtille.)

Weh! das Schifflein unſrer Hoffnung
Hängt am Felſenriff geborſten!
Seine Ruder ſind gebrochen,
Und das Meer verſchlingt die Wimpel. —
Auf! den letzten Sprung gethan,
An das Ufer des Erbarmens,
Oder — in die Fluth der Tiefe!
Auf! ich ſchreite Euch voran!

(Indem er ſich gegen den Doge wendet und
ehrfurchtsvoll vor ihm niederkniet.)

Trauer bracht' ich und Entſetzen
Ueber Euer heil'ges Haupt.

Es erfüllte mich mit Leid. —
Doch nur um Gerechtigkeit,
Nicht um Gnade, will ich flehen.
Hier, durchlauchter Herr, das Blutgeld!
Hier der Beutel voll Zechinen,
Welchen mir Parozzi gab,
Als er zu Canari's Morde
Meine scharfen Dolche borgte.
Hier ein zweiter, den er trunken
Nach der That mir an den Hals warf.
Seht, sein eigner ist's! Sein Wappen
Glänzt da golden eingeflickt.

(Er legt die beiden Beutel zu des Dogen Füßen.)

Parozzi (wüthend).

Unthier! Unthier! gift'ger Drache!
Den die Höll' ins Leben spie,
Wann trieb ich gemeine Sache
Mit dir, Ungeheuer? — Nie! —
Nie hat dich zuvor mein Auge
Irgendwo erblickt. Wer bist du?
Und wie wagst du, deine Blutschuld
Meinen Händen aufzulegen?

Sagt, Venetianer, sagt,
Wer ist diese Mißgestalt,
Die das Zeichen Kains trägt?
Sagt, wer suchte aus dem tiefsten
Koth des Pöbels sie hervor,
Um, mit dem gestohlnen Beutel,
Eben heut, und eben hier,
Mir Verbrechen zu beweisen?

Doge (zu Abellino mit Abscheu).

Unhold! fort vor meinen Füßen!
Dich umschwebt noch Leichenduft!
Fort, und trage deine Sache
Mit den edeln Herren aus.

Abellino (steht auf).

Hei, die ist bald ausgetragen,
Ihnen trägt sie Stroppeln ein!

(Zu Parozzi:)

Also habt Ihr über Nacht
Mich denn ganz und gar vergessen? —
Große Herren, kurz Gedächtniß! ...
Aber, Contarino, Ihr
Werdet Euch doch mein erinnern?

Wißt Ihr, als Ihr, laut Beschluß
Eurer Freunde, mir gebotet,
Dandolo aufs Korn zu nehmen, —
Wißt Ihr, wie auf Eurer Brust
Nie das goldne Kreuz gefiel,
Und Ihr's von der Kette risset,
Mich mit Eurer Huld zu zieren?
Schaut, heut trag' ich's, Euch zu Ehren.

Contarino.

Scheusal, wenn, was ich verlor,
Du im Gassenkehricht fandest,
Hebe nicht den Koth zugleich auf,
Meine Ehre zu besiecken.
Ekelhafter, als die Kröte,
Die in faulen Winkeln faucht,
Wärst du längst von mir zertreten,
Hätt' ich jemals dich begegnet.

Abellino (gegen den Thür gewandt).

Hier die unberührten Summen
Für das Leben Dandolo's;

(er legt zwei Beutel zu den andern am Boden)

Und das goldne Kreuz dazu.

Falieri, wollt auch Ihr
Euern alten Freund verläugnen?

Falieri (verächtlich von ihm gewendet).

Schurke, forich mit deines Gleichen!

Abellino (zu Tolomeo).

Aber Ihr, hochwürd'ger Herr,
Seßern wolltet Ihr, voll Gnaden,
Mich zum Meßer Grand' erheben,
Mich zum Haupte aller Sbirren!
Wie verricht' ich heut mein Amt?

Tolomeo

(erhebt sich im Sessel, gegen den Herzog gewandt).

Eure Ehrfurcht für die Kirche,
Mein durchlauchter Herzog, wird,
Hoff' ich, unter Euern Augen
Meine prieſterliche Würde
Nicht dem Spott des Pobels laſſen.
Darum bitt' ich, zu erlauben,
Daß ich mich von hier entferne.

(Will gehen.)

Doge (hastig).

Bleibt! — Ihr ſeid wohl ſchwer beſchuldigt;

erhielt die Geistlichkeit hier den Wirkungskreis, welcher der Ruhe anderer Staaten oft gefährlich war. Rom mochte drohen und donnern, wie es konnte, Mönche und Weltgeistliche blieben in uralter Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit; ausgenommen rein-kirchliche Vergehen der Priester- und Mönchschaft, wurden alle vor weltlichen Gerichten beurtheilt und bestraft. Sobald die Jesuiten im Staate und gegen den Staat eine gewisse Selbstständigkeit anzunehmen nur die ersten Versuche wagten, wurden sie fortgeschaft und nie wieder, als Orden, zugelassen.

Man hat die Unveränderlichkeit der venedischen Regierung, die Festigkeit ihrer Einrichtungen oft bewundert. Aber diese ging aus der Natur einer argwöhnischen, um ihr Dasein besorgten Aristokratie hervor. Das Glück des Staates blieb dem Wohlsein des Patriziats einzig untergeordnet. Man hat bewundert, was eben ein Gebrechen war und das Unheil des Lagunenstaates herbeirief. Man hat, geblendet von dem Wunderbaren oder Eigenthümlichen dieser Regierung, den langen Fortbestand des Staates der Weisheit seiner besondern Verfassung zurechnen wollen, während er, schwach an Mitteln gegen die Gewalt überlegener Nachbarreiche, nur durch deren Großmuth, oder durch ihre Achtung des Völkerrechts, oder durch ihre gegenseitige Eifersucht ein Dasein behielt, welches

Und die Wachten des Palastes
Halten Thor und Thür gesperrt.

Tolomeo.

Ich bin Römer; im Gefolge
Eines päpstlichen Legaten;
Schon, als Priester, nicht dem Stab
Weltlicher Gerichtsbarkeit
Unterworfen ...

Doge.

Ich erkläre
Euch, wie jene Angeklagten,
Bis die Sachen heiter worden,
Zu Verhafteten des Staats.

Abellino.

Heiter soll der Handel werden,
Gleich der Luft nach Wetterschauern!
(Zu den Verschwornen:)
Mir entwischet Ihr nicht mehr.
Wie des bösen Geistes Kralle
Eure armen Seelen, lass' ich
Euer zappelndes Gewissen
Nimmer aus den Klauen fahren.

Und mit Skorpionengeißeln
Will ich das Gedächtniß Euch
Aus dem Todtenschlafe jagen.
Horchet, horcht! Hier klirren Schlüssel
Vom Geheimniß der Verschwörung.
He! wer kennt dies schwarze Heft?
(Er schüttelt ein schwarz gebundnes Papierheft in der Höhe)

Parozzi (plötzlich aufjuckend).

Ha, Verdammter!
(Er sinkt dumpf in sich zusammen.)

Abelino (tückisch lachend).

Hi, hi, hi!
Hier die Rechnung aller Summen
Des hochwürdigen Abbate!
Hier an's Volk Verkündigungen,
Nach vollbrachter Umwälzung.
Hier der Plan, die Unterschriften
Und die Briefe dieser Herrn.
Hier die Liste aller Opfer,
Die sie meinem Dolche weihten;
Rosamunde oben an,

Deren heilig schönes Leben
Ich dem tolpischen Matteo
Guten Glückes abgewann. —
Eine grausenhafte Reihe;
Flodoardo schließt den Zug,
Und ein reicher Vetter Memmo's,
Der, bei vollen Silber-Kisten,
Allzuzähes Leben hat.

(Pause.)

Kennt Ihr, Herrn, den Abellino?

(Sie andonnernd.)

Auf, ermannet Euch, Verbrecher,
Euer jüngster Tag ist da,
Und erschienen ist der Rächer! —
Dem zuerst von Euch die Reue
Den verschloßnen Mund erbricht,
Ihm soll Gnade widerfahren.

(Pause.)

Wie sie dastehn, bleich und schaudernd;
Stumm die schuldbeladnen Häupter
Zur erstarrten Brust gesenkt!
Und dort drüben Heil'ge Gottes

Ihnen traurig gegenüber!
Also werden sich dereinst,
An des Weltgerichtes Morgen,
Vor dem Stuhle des Vergelters,
Sel'ge und Verdammte scheiden.

Contarino

(halblaut zu Memmo, den er anstößt).

Memmo, warum schweigst du immer?

Memmo.

Was denn? soll ich? ...

Contarino.

Reden, reden!

Memmo (mit Jammerblick auf ihn).

Also muß ich? — Muß ich reden?

(Er schwankt langsam einen Schritt vor, fällt aufs Knie und streckt die Hände gegen den Degen).

Gnade, o durchlauchter Herzog!
Willig wollen wir und reuig
Die Verirrung eingestehn.
Meine Richter aber werden

Nicht in mir den Rädelsführer,
Sondern den Verführten sehn. . . .

Parozzi
(verzweiflungsvoll einfallend).

Hört ihn nicht, Venetianer,
Angst hat ihm das Hirn verwirrt!

Contarino.

Stille! still! Verdammter, schweig!
Wer hat dich dazu gerufen?

Falieri.

Ist vom Teufel der besessen?
Wahnsinn alles! eitel Wahnsinn!

Tolomeo.

Ach, die Schurken! Also liefern
Sie sich selber an den Strang!

Memmo
(sieht erschrocken auf, geht zu den Verschwornen, die sich von ihm zurückziehen).

Abelkino (mit gebieterischer Stimme).

Schweigt! — Die Mine ist gesprungen!
Bei St. Peter und St. Paul,
Euer Lied ist ausgesungen!

Alle zugleich sprechend.

Fort! fort! in die stillen Kammern,
Die Euch schon bereitet stehn;
Dort versöhnt Euch mit dem Himmel.

Parozzi (mit Verstellung).

Hört mich, Edle von Venedig!
Hört mich! — Ist es denn beschlossen,
Will man uns verderben sehn —
Nun so sei es. Aber wisset,
Wir sind schuldlos. Lug und Trug,
Und Parteisucht will uns morden.
Könnt Ihr's dulden? — Was uns heut
Wider alles Recht geschieht,
Kann Euch morgen widerfahren.
Wollt Ihr's dulden? Ihr seid Zeugen,
Daß der Herzog selbst befahl,
Keiner soll den Saal verlassen. —
Doch wohin ist Flodoardo?
Offen klag' ich vor Venedig
Der Parteisucht, der Gewaltthat
Euch, Andreas Gritti, an.
Unsre freien Männerstimmen
Im Senate, gegen Willkühr,

Hatten Euern Stolz empört.
Die sind unsere Verbrechen!
Darum dürstet Eure Rachsucht;
Darum mußte Euer Günstling,
Jener freche Abenteurer,
Flodoardo Mocenigho,
Uns, an ungewohntem Orte,
Hier mit Klagen überfallen;
Er, den die Gerichte schon
Selbst, als Angeklagten, rufen.
Eh' wir Antwort geben konnten,
Ließt Ihr aber ihn entwischen,
Wider das gegebne Wort.
Will man uns in Kerker schleppen,
Schleppt den Flodoardo mit.
Will man ihn entrinnen lassen,
So gebührt auch uns die Freiheit.

Abellino.

Don Parozzi, Euer Witz
Stöhnet in den letzten Aengsten.
Denn bei der Bedingung sehet
Ihr die Freiheit nimmer wieder.

Flodoardo Mocenigho
Steht noch mitten unter Euch. ...
Abellino hat's vollbracht;
Flodoardo kehre wieder!

(Er wirft Netzkarve, Falschhaar, Pflaster, Mantel und Wamms ab, steht als Flodoardo da, und spricht mit dessen eigner Stimme.)

Seht, ihr Herren, mögt Ihr mir
Sämmtlich in die Karte schau'n!

(Die Verschwornen fahren zusammen. Lautes Gemurmel des Erstaunens durch die Versammlung.)

Doge

(erhebt sich rasch vom Sessel, sinkt langsam zurück, und spricht in tiefster Bewegung mit unterdrücktem Ton des Schmerzes).

Höllisch Wesen! — Weh, wie wird mir? ...
Er der Mörder! .. Schwarze Lüge!
Wüstes Blendwerk meiner Sinnen!
Kann ein Mensch mit seinem Todfeind,

Nebeln gleich, zusammenrinnen?
Und doch ist er's! Er steht da! ...

Rosamunde

(die bei Adelino's Verwandlung ihr Antlitz verhüllte, tritt zum Dogen, ihre eignen Gefühle bekämpfend).

Mein erlauchter Oheim ... Vater ...
Ihr entfärbt Euch ... Eure Blicke ...
Ruhet ... sammelt Eure Kraft.
Laßt dies grauenvolle Räthsel,
Wenn es kann, sich selbst entwirren.
Richtet nicht! ... Ihr gabt ihm Vollmacht ...
Und er bat, — erinnert Euch —
Um Vertrau'n, was immerhin
Sich vor uns ereignen möge ...

Flodoardo

(der mehrmals zum Doge zu reden versuchte, als er dessen Bewegungen bemerkte).

Darf ich .. hab' ich Euch verstanden?
Nur ein Wort ...

Doge
(zu Rosamunden, ohne ihn zu hören).

O still! o still!
Fluche, Kind, des blöden Alters
Allzugläub'ger Zuversicht.
Sieh, da steht er! — Er ist's selber! —
Gram- und schamlos freut er sich
Der verbrecherischen Tugend.
Ah, so kann des Himmels Erbfeind
Auch des Himmels Werk verrichten?
Mußte dieser kalte Würger,
Für die Rettung von Venedig, —
Mußt' er seinen Höllengeistern
Blut'ge Menschenopfer weih'n?
Und — das Blut der besten Bürger? ...
Fort! — mit allen in die Kerker!

Rosamunde (vor ihm kniend).

Oheim! um der Heil'gen willen,
Höret ihn, eh' Ihr verdammt!
Ist's kein Gaukelspiel des Bösen,
Ist er's selber, so verläßt

er eben so bald verlor, als jene Bedingungen seines Lebens aufhörten.

Gegen innere Erschütterungen schützte ihn freilich die schauerliche Wachsamkeit der Staatsinquisition, deren Laurer im Dunkel jeden Schritt des Unterthanen, wie des Patriziers verfolgten. Noch ausgedehntere Macht des Zehnerraths, die dieser mehrmals dadurch zu gewinnen bemüht war, daß er sich nach Gutdünken zahlreiche Beigeordnete aus dem großen Rathe und andern Behörden nehmen und wieder entlassen zu können das Recht suchte, mußte selbst dem gesammten Patriziate gefahrvoll dünken. Man gestattete ihm die Vermehrung nicht. So lange er aus zehn Personen, nebst Beiordnung des Duca mit sechs von dessen Räthen, bestand, konnte er, wegen der geringen Zahl seiner Glieder, nie ein zerstörendes Uebergewicht erhalten. Auch ward ihm (schon im Jahre 1583) das Befugniß untersagt, eigenmächtig in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und des Staatsvermögens einzugreifen. Aber seine Schreckensherrschaft ließ man ihm gern, in der er als Wächter der Staatssicherheit unantastbar stand und um keine seiner Grausamkeiten verantwortlich werden konnte. Man sah eines Morgens (im Jahre 1618) viele Menschen an den Galgen des St. Markusplatzes aufgehenkt. Es waren allesammt fremde, unbedeutende Leute, wie deren

Eh' die Sonne ihren Himmel,
Als der Ritter seine Ehre.

Doge (halblaut).

Fort! Man zeigt auf dich mit Fingern;
Heißt dich die Banditenbraut.

(laut.)

Fort! der Mörder mit den Andern!
Laßt sie in die Kerker wandern.

Die Verschwornen

(alle mit Geschrei durcheinander).

Nicht zum Kerker! Stoßt ihn nieder!
Nieder mit dem Meuchelmorder!
Er allein hat Blut vergossen!
Stoßt ihn nieder! Nicht zum Kerker!

Faliero (mit Würde).

Ohne Gnade! macht ihn nieder!

Tolomeo.

Nieder! Er treibt schwarze Kunst,
Steht im Bund mit bösen Geistern.
Nieder, eh' er Euch entrinnt!

Contarino.

Alles, Alles iſt ſein Werk!
Wie die hohe Signoria,
Hat er alle Welt belogen,
Und die Republik verwirrt.
Uns verführt' er, als Bandit,
Zu vermeſſenen Entwürfen,
Während er, als Flodoardo,
Gleisneriſch den Retter ſpielte,
Um in Würden aufzuſteigen.
Wir ſind rein: An ſeinen Fingern
Klebt vergoßnes Bürger-Blut!

Flodoardo.

Schweigt. Ihr fühlt, des Himmels Zorn
Donnert Euch zum Abgrund nieder.
Wie einſt die gefallnen Engel
Den Erzſtreiter Michael,
Wollt Ihr mich, im Sturze, mit Euch
In die Höll' hinunterzerren.
Aber Eure Angſt umklammert
Meinen Schatten nur, nicht mich.

Traun, ich bin Bandit geworden.
Seit geraumer Zeit schon hatten
Leichen, mit dem blut'gen Mund
Ihrer Wunden, uns das Dasein
Eurer Mörderzunft verklagt.
Eitel forschte man ihr nach;
Und mich jammerte der Stadt.
Da beschloß ich, was Beamten
Und Behörden nicht gelungen,
Einzig und allein zu wagen.
So kann auch das Kind die Nadel
Mühelos vom Boden heben,
Was zwölf riesenstarken Männern
Nicht in gleicher Zeit gelingt.
Und ich ward Bandit. Ich führte
Glücklich aus das Mordgelichter
Und zugleich die dunkle Hand,
Welche alle Dolche lenkte.
Da beschloß ich, ich allein
Wolle Mittelpunkt von allem
Lastervolk Venedigs sein;
Ueberlieferte die Rotte

Der Banditen den Gerichten;
Kündigte mich allen Landen
Keck als Abellino an;
Und gab meinen eignen Thaten
Schauerliche Ruchbarkeit.
So erwarb ich wundrschnell
Das Vertrauen der Verruchten.

(Zu den Verschwornen.)

Klagt mich nicht als Mörder an.
Ihr — Ihr waret es! nicht Ich!

Contarino.

Abenteuerliche Mährchen
Zu ersinnen, bist du flink.
Schuldlos seyn wir. Ueber dich
Komme heut das Blut Canari's
Und des edeln Dandolo.

Flodoardo.

Meiner Unschuld Zeugen harren!
Muß ich die Ermordeten
Wieder aus den Gräbern wecken,
Daß sie Euch der Lüge zeihn?

Auf denn, auf, ihr meine Todten!
Es ist an der Zeit, macht auf!
(Er eilt schnell zur Thür des Hintergrundes.)

Fünfter Auftritt.

Die **Vorigen. Canari** und **Dandolo**, von **Flodoardo** geführt, nahen sich langsam durch die Versammlung dem Dogen. — Alles fährt auf. — Todesstille. — Der **Doge** starrt, ohne Bewegung, mit Grauen und Entzücken den Kommenden entgegen. — **Rosamunde** hebt in sprachloser Inbrunst die Blicke und gefalteten Hände zum Himmel. — Die **Verschwornen** verhüllen ihr Antlitz.

Parozzi (entgeistert).

Aus! ... nun aus! ... und Alles aus!
(Er stößt sich einen Dolch in die Brust und stürzt zu Boden.)

Doge.

Seid Ihr's? Geister meiner Seligen! ...

Canari (mit Rührung).

O mein Herzog! ...

Dandolo.

O mein Fürst! ...

(Die drei Greise umschlingen sich mit ihren Armen, still weinend.)

Rosamunde

(in Verklärung die Hände gen Himmel streckend).

Der Vergeltung Himmelskrone
Strahlet Gottes stillen Duldern
Schon hienieden um das Haupt!

Ein Senator

(aus dem Hintergrund herangekommen, zu den Verschwornen).

Auf Befehl und in dem Namen
Der Großstaatsinquisitoren,
Signor Contarino, Memmo,
Falieri, folget mir:
Folgt, Abbate Tolomeo!

Floboardo

(auf Parozzi's Leiche deutend).

Doch der Feigste iſt entwichen.

Senator.

Wachten! Ihr begleitet uns!

(Die nahe ſtehenden Dalmatier ſchleppen Parozzi's Leichnam fort. Mit geſenkten Häuptern folgen Tolomeo, Contarino, Falieri und Memmo. Die Hallebardierer von des Dogen Stuhl ſchließen ſich dem Zuge an. Floboardo folgt ihnen einige Schritte. Mehrere Herren begegnen ihm glückwünſchend. Roſamunde ſteht von Frauenzimmern umringt. Die geſammten Anweſenden bilden, in froher Aufmerkſamkeit ſich nähernd, einen Halbkreis um die drei Greiſe.)

Doge

(betrachtet die beiden Freunde).

Bin ich wach? War das Vergangne
Fiebriſche Geſpenſterei?

Oder tröstet mich ein Wahnsinn,
Voll Erbarmens, um Verlornes?
Redet, daß ich auch das Leben
Eurer Stimmen wieder höre.
Redet, daß der warme Hauch
Eurer Worte mir bezeuge,
Was mir Aug' und Hände sagen.

Canari.

In der Einsamkeit, worin uns
Flodoardo's Lieb' und Klugheit
Achtundvierzig Stunden barg,
Hörten wir von Euerm Gram;
Hörten ihn mit Schmerz und — Freude.
Dieser edle Gram der Freundschaft
In der Brust des frommen Herrn
Ist der reinste Sold im Leben,
Und der schönste Ehrenkranz
Auf dem Sarg des treuen Dieners. —
O verzeiht uns, wenn wir Euch
Und Venedig schmerzlich täuschten.

So nur ließ allein die Rotte
Der Verschwornen sich geblendet,
In den eignen Schlingen fahn.
Als wir die Gefahr des Staates,
Und des treuen Flodoardo
Unfehlbare Wege sahn,
Boten willig wir die Hände
Zu dem schlau verweg'nen Plan.

Dandolo (heiter).

Stark und fest noch steht Venedig!
Heere wanken, Flotten sinken,
Wenn die Tugend wankt und sinkt;
Doch wo sie auch in der Brust
Eines einz'gen Bürgers noch
Treu für Fürst und Vaterland
Mit der alten Liebe flammt,
Wird sie eine Welt entzünden,
Und die Hölle überwinden.
Flodoardo Mocenigho ...

Doge.

Meine blöden Sinne taumeln.
Gönnt mir Frist. Ich will mich sammeln.
Ah, wie bleiern macht das Alter
Den sonst schnellen Flug des Geistes;
Und wie blitzesschnell dagegen
Den sonst lahmen Flug der Zeit.
Eh mein Auge sieht, was kömmt,
Ist's nicht mehr. — Wo war ich? Wie? ...
Ja, Ihr lebt! ... Ihr seid es Beide!
Euer Tod — die blut'gen Spuren
Eurer fortgeschleppten Leichen —
Alles Täuschung! Ja, Ihr seid's! —
Die Verbrecher sind entlarvt;
Ihre Anschläg' offenbart,
Eingestanden, hier; von ihnen
Eingestanden! — War es möglich?
Söhne des uralten Adels
Hochverräther! — Eingestanden!
Unsre Ohren wurden Zeugen.
Abellino lag ja selber

ſich in volkreichen Städten immer aufzuhalten pflegen. Den Tag nachher waren die Galgen mit neuen Hingerichteten belaſtet, die ebenfalls Niemand kannte. Man ſagte ſich, daß noch weit mehr Perſonen erdolcht und ertränkt worden wären. Den wahren Beweggrund zu dieſen Mordereien hat man nie vernommen. Kein vorausgegangenes Ereigniß, kein nachfolgender Umſtand hat jemals das abſcheuliche Räthſel gelöſet. Der damalige franzöſiſche Geſandte in Venedig behauptete, es ſei der Regierung, ſich der osmaniſchen Pforte gefällig zu erweiſen, darum zu thun geweſen, einen den Türken verhaßten Korſaren aus dem Wege zu räumen, und um ihn ſicher zu treffen, habe man Viele, die verdächtig ſchienen, aufgeopfert. Fünf Monate nach dem blutigen Gräuel ordnete ein Beſchluß des Senats öffentliche Dankgebete, wegen Rettung der Republik aus großer Gefahr, an. Aber worin die Gefahr beſtanden, blieb Geheimniß. Vielleicht gefliſſentlich breitete man das Gerücht von einer entdeckten Verſchwörung aus, um dem Geſchehenen einen Schein der Nothwendigkeit zu borgen. — So handelte die venediſche Polizei.

Hier, — zu unsern Füßen! — Nicht doch,
Flodoardo wollt' ich sagen!
Seht, ich schwindle. Viel zuviel war's!
Wärt Ihr beide nicht die Bürgen
Dieser heitern Wirklichkeit,
Müßt' ich irre an mir werden.

Kommt! zerstreut mich! — Nur Zerstreuung.
Heut', am Rosamundenfeste,
Feiern wir im Leben schon
Wiedersehen nach dem Tode!
Kommt! Es harren längst die Gäste....
Aber ... Einer fehlt! ... der Beste!
Er, der wunderkühne Mann,
Der die schwierigste der Schlachten
Für die Republik gewann.
(Eilt zu Flodoardo und führt ihn vor.)
Wo verbirgt er sich? — Heran!
O, wie konnt' ich Dich verkennen!
(Er umarmt ihn bewegt.)

Zürne mir nicht, edler Mann....
Und wie konnen wir dich ehren?
(Zu Rosamunden, die sich nähert.)
Schmücke du des Helden Schläfe
Mit dem immergrünen Lorbeer.
Liebe lohnt die schwersten Opfer.

Rosamunde
(dem Flodoardo gegenüber, mit niedergesenkten Augen).

Reiner lohnet das Bewußtsein.
(Sie hebt einen Myrthenkranz von ihrem Haarschmuck und legt ihn um Flodoardo's Scheitel, indem sie ihn anlächelt.)
Glauben hab' ich Euch gehalten!

Flodoardo
(tritt, indem sie ihn bekränzt, vor ihr nieder).

Und die Hoffnung? und die Liebe?

Doge (mit großer Rührung).

Rosamunde, ... Nichte ... Tochter, ...

Beut ihm dar die Hand des Danks!
Beut ſie ihm ... Er iſt mein Sohn;
Und empfah' des Vaters Segen.

Roſamunde

(ſinkt neben Eleonoren vor dem Doge auf die Knie).

Neue Verlagsbücher,

welche

bei H. R. Sauerländer in Aarau

im Jahr 1827 erschienen sind.

Abelline. Schauspiel in fünf Aufzügen von H. Zschokke, neu bearbeitet; in Taschenformat auf weißem Pap. 1 fl. od. 16 gr. — auf ord. Pap. 45 kr. od. 12 gr.

Der Herr Verfasser hoffte, daß endlich das Vergessenswerthe der frühern Ausgabe nothwendig vergessen werden würde; aber auch nach dreißig Jahren trat der Bandit selbst auf größern Bühnen neuerdings hervor. Dies bewog ihn, diese neuere Bearbeitung erscheinen zu lassen, und glaubte darin zum mindesten den alten, verzeichneten Holzschnittfiguren menschlichere Gestaltung und Haltung gegeben zu haben. Und wir glauben, daß diese neue Bearbeitung sich nun noch manche dreißig Jahre auf den Bühnen ferner erhalten werde, so wohlgelungen scheint sie uns zu sein. Das Publikum wird entscheiden, und meisterhafte Künstler durch gelungene Darstellung es bewirken.

Mein Besuch Amerika's im Sommer 1823. Ein Flug durch die Vereinstaaten Maryland, Pensylvanien, Neu-York, zum Niagarafall und durch die Staaten Ohio, Indiana, Kentuky und Virginien zurück. Nach der franz. Handschrift des Herrn S. v. M. geh. 1 fl. 30 kr. — 1 thlr.

Der Verfasser sagt: meine Reise ging wie ein Traum, und mein Besuch der neuen Welt hat mir hohen Genuß gewährt, und freut mich in den Bildern der Erinnerung noch heut. Der Leser wird durch den interessanten Inhalt dieses ungemein anziehenden Reiseberichts auf eine belehrende Weise sich angenehm unterhalten finden, und eine geschickte Hand nicht verkennen, die hierbei die Feder geführt.

Erheiterungen: herausgegeben von Heinrich Zschokke. 17ter Jahrgang 1827.
8 fl. 15 kr. — 4 thlr. 20 gr.

Die ganze Sammlung, welche mit diesem Jahrgang nun beschlossen wird, ist noch vollständig im herabgesetzten Preis zu haben.

Interessante Züge aus dem Jugendleben berühmter Künstler, Gelehrten, Kraftgenies und anderer merkwürdiger Personen. Zur Nacheiferung für die heranreifende Jugend von Pfarrer H. Friedr. Franz. 8. broschirt.
1 fl. — 16 gr.

Dieses lehrreiche Lesebuch ist hauptsächlich zum Gebrauche in Schulen geeignet, da bekanntlich gute Beispiele zur Nacheiferung einen bleibenden Eindruck auf Gemüth und Geist der Jugend machen. Auch durch die

Wohlfeilheit dieſes Buches wird die Anſchaffung ſehr erleichtert.

Deutſche Sprachlehre für Schulen von M. W. Götzinger. Erſter Theil: Theorie der Sprache. Zweiter Theil: Praktiſche Aufgaben zur Einleitung der deutſchen Sprachlehre. 2 Tble. gr. 8. 1 fl. 30 kr. — 1 thlr. auf halbweißem Druckpapier, und auf weißem Druckpapier 2 fl. — 1 thlr. 8 gr.

In der Vorrede ſagt der Herr Verfaſſer: „Trotz der ungeheuern Menge von Sprachlehren für Schulen iſt auſſer denen von Schmitthenner und Bernhard keine einzige, die dem jetzigen Standpunkt der Wiſſenſchaft Genuge leiſten konnte. Ein Lehrbuch für höhere Klaſſen, in welchem der Lehrſtoff in Verbindung mit Aufgaben ſtande, die den höheren Forderungen ſchon etwas vorgeſchrittener Schüler entſprächen, iſt noch gar nicht vorhanden.“ Es wird dieſe neue Erſcheinung alle Aufmerkſamkeit der Sprachforſcher erregen, und ſie verdient, ſich damit ganz vertraut zu machen. Korrekter Druck, ſtarkes Papier und ein auſſerſt billiger Preis werden überdies dieſem trefflichen Schulbuche bald allenthalben Eingang verſchaffen.

Hebel, J. P., allemanniſche Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Neue gegen den Nachdruck veranſtaltete wohlfeile Taſchenausg., mit dem Bildniß des Verewigten. 1 fl. od. 16 gr. weiß, 45 kr. od. 12 gr. ord. Tap.

Unter allen Völkern deutſcher Zunge wird der gemüth-

liche Sänger immer allgemeiner beliebt, und er wird unübertrefflich als deutscher Nationaldichter auch bei den nachkommenden spätesten Geschlechtern fortleben, und wahrhaft klassisch bleiben. Jeder Versuch in Uebersetzungen sein deutscher Mundart ist bisher völlig erfolglos geblieben, denn man hat ihn in allemannischer Sprache nun allenthalben verstehen gelernt, und ihn nur in dieser ganz gefaßt, und folglich origineller und trefflicher gefunden.

Neue praktische französische Grammatik von C. Hirzel. Vierte vermehrte Ausgabe von C. v. Orell. gr. 8. 54 kr — 14 gr.

Diese neue Auflage ist nun durch unermüdete Sorgfalt des Herrn von Orell zu einer solchen Vollkommenheit gediehen, daß im Voraus versichert werden darf, es werde in den folgenden neuen Auflagen keine bauerliche Umarbeitung mehr statt finden. Auch ist diese neue Aufgabe mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und als eines der grundlichsten Lehrbücher in vielen Schulen in Frankreich, Deutschland und der Schweiz eingeführt worden. Mit dem dazu gehörigen neuen **französischen Lese- und Uebersetzungsbuch**, das wegen seiner geschickten Auswahl von Aufgaben und wegen seines eben so wohlfeilen Preises zu 54 kr. — 12 gr. auch eine sehr günstige Aufnahme bereits gefunden und nebst dem neuerschienenen **französischen Schulwörterbuch** in beiden Sprachen und in zwei Abtheilungen, welches in einem Band um den wohlfeilen Preis zu 1 fl. 36 kr. — 22 gr. verkauft wird, bilden nun diese drei Lehr-

bücher: Grammatik, Lesebuch und Wörterbuch, ein zum vollständigen Unterricht in der französischen Sprache erforderliches Ganze. Dabei haben diese drei Schulbücher gleiches Format, starkes Papier und korrekten Druck, und kosten also zusammen 3 fl. 15 kr. — 2 thlr.; ein für die gesammte Schuljugend möglichst billiger Preis.

Katholikon. — Für Alle in jeder Form das Eine. Zweite verb. Aufl. Zwei Thle., auf weißem Papier 2 fl. od. 1 thlr. 8 gr. — auf ord. Papier 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.

In unsern Tagen ist dieses Buch gewiß eine der wichtigsten und heilbringendsten Erscheinung, da leider so vieler ultramontanischer Unfug wieder getrieben wird. Man lese, erbaue und erquicke sich darin, und ein gesundes geistiges Wohlsein wird erfolgen, das über allen Wirrwarr erhebet, der heute wieder in kirchlichen Dingen erregt worden, und gegen den sich alle Vernünftige unter allen Religionsparteien mit allem Ernst vereinigen sollten.

Luh. M., vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. Ein geographisch-statistisches Handlexikon über alle in gesammter Eidsgenossenschaft befindlichen Kantone, Bezirke, Kreise, Aemter, Städte, Dörfer, Schlösser, Klöster, Alpen, Gletscher, Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche, Bäder. Nach alphabetischer Ordnung. Zweite, durchaus umgearbeitete und viel verm. Ausg. in 3 Oktavbänden, geheftet 5 fl. 30 kr. oder 8 Schwfr.

Alle Reisende, welche sich mit diesem schätzbaren Werke näher bekannt machen, werden es als unentbehrlich be-

trachten und dessen vorzüglichen Werth anerkennen, wie solches auch bereits von dem resp. schweizerischen Publikum mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden ist. Auch ist dieses Werk unter allen Reise-Handbüchern das wohlfeilste, indem für die drei starke Bände im engsten Lexikon-Druck, und 95½ Bogen oder 1531 Seiten enthaltend, und jeder Band in einem farbigen Umschlag geheftet, dieser ungemein wohlfeile Preis angesetzt wird.

Rychner, J. J., Versuch durch mehrere Vorschläge mittelbar dem Wesen der Hundswuth näher zu kommen. Mit einigen Zeichnungen in Steindruck. gr. 8. geh. 24 kr. — 6 gr.

Es enthält diese Schrift eine Beantwortung der von der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft in Zürich aufgestellten Preisaufgabe über Hundswuth, und sie wurde von derselben als preiswürdig anerkannt.

Stunden der Andacht. Eilfte Auflage in Taschenformat. 12 Bde., für Katholiken bestimmt. Auf weiß Papier 8 fl. od. 5 thlr. 8 gr. — Auf ord. Papier 6 fl. od. 4 thlr.

Schon vor mehreren Jahren ward ich von ausgezeichneten Gottesgelehrten der katholischen Kirche gewissermaßen aufgefordert, zur Vermeidung aller fernern ärgerlichen Streitigkeiten, auch eine besondere Ausgabe für ihre Glaubensgenossen zu veranstalten, in welcher diejenigen Ausdrücke und Stellen, die der römisch-katholischen Kirche oder deren Seelsorger mißfallen haben, sorgfältig vermieden würden, damit auch Allen der Genuß des übrigens geistreichen Inhalts zu Theil

werden möge, den sie sonst gänzlich entbehren müßten. Ich bemühte mich, diesem Wunsch zu entsprechen, und wandte mich damals an den Königl. Baierischen Studiendirektor, Herrn von Weiller in München, mit dem Ansuchen, die sorgfältige Revision dieses Werkes zu einer geeigneten Ausgabe für katholische Christen zu übernehmen. Derselbe hat sich auch sogleich mit besonderer Güte und Liebe dieser Durchsicht gewidmet, und nach Beendigung derselben mir die Versicherung ertheilt, daß diese Ausgabe nun auch nichts Anstößiges mehr für Katholiken enthalte, und daß solche von denselben ohne Anstand und unbedenklich gelesen werden könne.

Um nun den häufig eingegangenen Nachfragen nach derselben beförderlichst zu entsprechen, habe ich bereits den Druck des ersten, so wie des eilften und zwölften Theiles beendigen lassen, also den Anfang und das Ende, damit sich alle diejenigen, welche eine solche Ausgabe wünschten, völlig überzeugt und beruhigt finden mögen, daß sie für Katholiken geeignet ist. Die Fortsetzung wird in Lieferungen von drei zu drei Theilen in möglichst kurzer Zeitfrist nachfolgen.

Man sollte übrigens dieses Werk nicht als ein Gebetbuch für den täglichen Gebrauch der größern Volksmasse ansehen, indem die katholische Christenheit über alle Glaubenslehren und Fest- und Feiertage eine reichliche Sammlung auch von sehr guten Gebet- und Erbauungsschriften besitzt, sondern man sollte nur bei der einfachen und wahren Ansicht stehen bleiben, wie solche auch von einem der ausgezeichnetsten Dichter Deutschlands ausgesprochen worden, daß diese Stunden der Andacht ein Lehrbuch aller christlichen Lebensweisheit seien, welche hauptsächlich belehrende Be-

9.

Venedig im achtzehnten Jahrhunderte, vor dem Untergange seines Staates.

Daß das Volk diese Herrschaft der Willkühr, des Argwohns und Schreckens nicht nur erträglich, sondern gar behaglich finden konnte, fällt Keinem auf, der da weiß, daß ja auch wohl Leibeigene, ohne Gefühl für Würde der Menschheit, ihren schmachhaften Stand dem ungewohnten Stande der Freiheit vorgezogen haben. Man muß aber auch nicht die Klugheit der Regierung vergessen, welche keineswegs alle Provinzen mit einerlei Härte behandeln ließ; man verwaltete die entferntern, besonders die Nachbarn der Lombardie, wie Brescia und Bergamo, auch die Hauptstadt selbst, weitaus milder, als die übrigen Gegenden, weil in der Hauptstadt, wie in der Lombardie, jeder Volksaufstand für das Patriziat gefährlicher gewesen wäre, als im Innern des Landes, oder in Dalmatien und den Inseln. Die empörendsten Beispiele gewaltherrlichen Schaltens wurden dabei nur selten gegeben, oder gelangten selten zur öffentlichen Kunde. Die Grausamkeit der Polizei bezog sich mehr auf Beschützung der Sicherheit und des Ansehens der Regierung, als auf andere Vergehen. Vielmehr war dem Leben und Treiben der Menschen, sobald es nicht un-

trachtungen über die Werke Gottes in der Natur, oder Vorlesungen über die Pflichten des Menschen in allen Verhältnissen des Lebens, oder über die Tugend und Sittenlehre für alle Stände und für jegliches Alter und Geschlecht enthalten, so daß alle diese Abhandlungen insbesondere für den Gebildeten ohne Unterschied der Kirche geeignet sind.

Stunden der Andacht. In acht Bänden vollständig und in großer Druckschrift. Zwölfte Original-Auflage. — Auf ordin. Druckpapier 8 fl. 15 kr. oder 5 thlr. 12 gr. — Auf weißem Druckpapier 11 fl. oder 7 thlr. — Auf feinem Schreibpapier 16 fl. 30 kr. — 11 thlr.

Noch ist keine ähnliche Ausgabe in so großer Druckschrift erschienen, welche in Großoktavformat und nicht in gespaltenen, sondern in durchgehenden Zeilen in acht Bänden vollständig gedruckt wird, und wovon bereits der sechste Band an alle Buchhandlungen versandt worden ist. Es werden auch die schwachsten Augen bei Lesung dieser Ausgabe nicht angestrengt, und sie wird vor allen als die beliebteste mit Beifall aufgenommen.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Vierter Jahrgang 1827. 12 fl. — 8 thlr.

Die vollständige Sammlung wird im billigsten herabgesetzten Preis erlassen werden. Ueber die Fortsetzung derselben erscheint eine besondere Anzeige.

H. Zschokke's sämmtliche Schriften, in Taschenformat, 29r bis 40r Theil. Auf ordin. Druckpapier 6 fl. — 4 thlr. Auf weiß Druckpapier 8 fl. — 5 thlr. 8 gr.

Sie sind von folgendem Inhalt:

29r bis 36r Theil: Geschichten des baierischen Volkes und seiner Fürsten, acht Theile, sammt Noten.

37r und 38r Theil: Geschichte der drei Bünde in Hohen-Rhätien.

39r Theil: Abellino, Schauspiel in fünf Aufzügen, nach der spätern Bearbeitung gänzlich neu umgearbeitet.

40r Theil: Die Irrfahrten eines Philhellenen.

Dadurch wird diese Sammlung mit des Herrn Verfassers trefflichsten Geschichtsbüchern ergänzet, welche bekanntlich als seine ausgezeichnetsten Geistesprodukte allgemein geschätzt werden. — Als Zugabe zu den Werken ernstern Gehaltes und Werthes erscheint auch das Schauspiel Abellino, die Jugendarbeit des Verfassers; aber nicht in jener ersten unreifen Gestalt, in der sie sich seit dreißig Jahren auf den Bühnen erhielt, sondern nach einer spätern, bisher nicht im Druck bekannt gewesenen Bearbeitung, würdiger dem Namen des Verfassers und dem Geschmack des Publikums.

Auch werden die belletristischen Schriften in 14 Theilen ferner noch im wohlfeilsten Preis à 9 fl. oder 6 thlr. erlassen; desgleichen wird auch der bisherige Subskriptionspreis von Zschokke's sämmtlichen Schriften in 28 Theilen auf weißem Papier à 20 fl. oder 13 thlr. 8 gr. ferner beibehalten.

H. Zschokke's Geschichten des baierischen Volkes und seiner Fürsten, acht Theile, in Taschenformat, auf ordin. Druckpapier 4 ß. — 2 thlr. 16 gr.

Diese Ausgabe in Taschenformat erscheint nur auf ordinärem Papier zur Verhütung des Nachdrucks. Eine Ausgabe in groß Oktavformat auf ganz weißem Papier in vier Banden ist noch vorräthig zu haben.

Zur künftigen Ostermesse 1823 werden folgende neue Werke erscheinen:

Bronner, F., abentheuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen, Anführers eines großen Räuberheeres in Italien, nebst einer kurzen Geschichte der Herzoge von Urslingen im Schwarzwalde, nach gleichzeitigen Schriftstellern treu geschildert.

— — ausführliches Rechenbuch, sowohl die Grundlehren mit ihren Beweisen, als deren mannigfaltige Anwendung in den Geschäften des Lebens, umfassend, mit vielen ganz neu bearbeiteten Beispielen und mit vergleichenden Tafeln einheimischer und fremder Maße, Gewichte und Münzen.

Troxler, Dr., die Logik, als Wissenschaft und Kunstlehre des Denkens.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Vierzigster Theil.

Hermingarda.
Die Irrfahrt des Philhellenen.

Aarau 1828.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Hermingarda.

Nach einer alten Handschrift aus dem sechszehnten Jahrhundert.

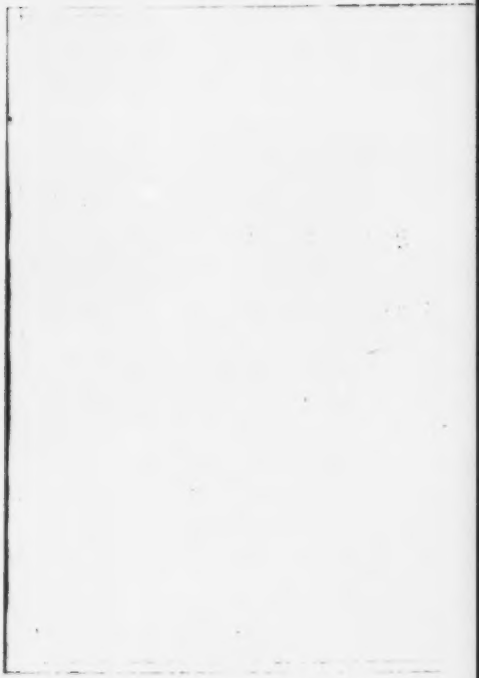

Der Bruderzwiſt. *)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — auf den Berg um. Dann ſetzte ſich Graf Ulrich auf einen Felſenſtein, und winkte mir, daß ich desgleichen thäte. Ich aber ſtellte mich vor ihn, betrachtete ihn lange und ſprach: „Lieber Ulrich, was geht in dir vor? Du ſchleichſt umher, wie ein Nachtgeiſt, und weichſt mir aus wie einem Mörder. Haben wir nicht von Kindesbeinen an wie Zwillinge uns geliebt, die unter einem Herzen gelegen und von einer Bruſt geſogen? Haben wir nicht, als wir Buben waren, alle

*) An der Handſchrift fehlten ganz im Anfang derſelben ohngefähr acht bis zehn Quartblätter, ſo wie am Ende einige. Das Uebrige, obwohl von Naſſe aber Staub beſchädigt, war dennoch ziemlich lesbar behalten. Das Ganze, ohne die hier dazu gelugten Kapitelüberſchriften, mag als ein Gemälde der frommen und wüſten Lebensweiſe jenes Zeitalters, zumal Italiens, gelten. Am Rande der Blattſeiten ſtand immer die Zahl des Jahres, in der ſich die Geſchichte zutrug. Die erſte Jahreszahl iſt 1389.

Wecken mit einander getheilt? War ich nicht dein, warst du nicht mein Schatten? Wie, du getreuer Welzer, willst du den Preisnamen deiner Väter an mir verläugnen, und mir untreu werden? So rede, wenn du es noch redlich meinst, und schließe mir dein Herz auf."

Da sprach er jach vom Sitz auf, griff meine Hand, drückte sie gewaltig, und sah mir mit funkelnden Augen ins Antlitz, als wollte er mich verzehren.

„Was säumest du? frisch auf und sprich!" sagte ich nochmals.

Er antwortete: „Wohlan, Bastian, so laß vom Fräulein Sibylla. Das Fräulein ist mir vom Vater erkoren, und ich liebe es über alles Gut. Aber es hat Abneigung, weil es dich gesehen und dir im Herzen den Vorzug gegeben. Darum versprich mir, das Fräulein zu lassen."

„Oho!" rief ich: „Sollte uns ein Mädchen trennen? Mit nichten! Das Fräulein von Grota ist mir Ehren und Liebe werth; und ein Schimpf wäre, wenn der Stein, den es berührt, nicht warm würde, geschweige der Mensch. Doch gebe ich dir mein Wort, daß ich dem Fräulein nicht förder nachgehe. Auch ist mir unbekannt, ob es mir Vorzug gibt; wohl weiß ich, du hast den Vorzug in meinem Herzen vor allen Männern und Jungfrauen."

Da schloß er mich in seine Arme, und wir gingen wieder hinab zum Schlosse. Unterwegs vertraute er mir, daß er mit dem Graf Sigismund gesprochen, ihm seine Liebe zum Fräulein offenbaret, und daß der alte Herr ihn umarmt und geküßt und gesprochen habe: „Mein Sohn, sie ist die Deine und soll es sein. Auch deine Mutter selig war eine Grota. Wird um des Fräuleins Gunst.“

Dies erzählte er mir. Als wir aber zum Schlosse kamen, verschloß ich mich in meine Kammer, und dachte an das, was mir Graf Ulrich gesagt, und am meisten, daß mir das schöne Fräulein den Vorzug gegeben. Da fühlte ich erst, daß mir Sibylla unendlich theuer sei, und sie kam mir liebreizender vor, als jemals. Ich beschloß zwar, ihr nicht mehr nachzugehen, aber als die Glocke zur Tafel läutete, trat ich doch eilig zum Spiegel und betrachtete mich, daß ich der wunderschönen Jungfrau gefällig erscheinen möchte. Auch hätte ich gerne errathen mögen, ob ich in Gestalt und Geberde wirklich den Graf Ulrich übertreffe?

Bei Tische war Ulrich sehr aufgeräumt und sprachselig; auch die ganze Gesellschaft. Aber ich sah nicht vom Teller auf. Und als das Fräulein mich zuletzt anredete und sprach: was ist dem Herrn begegnet? entbrannte mein Herz, und es überfiel mich ein Zittern, daß ich kaum antworten konnte.

mittelbar an die Sache des Staates rührte, eine Freiheit gestattet, die oft in Zügellosigkeit überging und in wenigen andern Ländern erlaubt gewesen wäre.

In spätern Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts ließ die Verwaltung noch in vielen Stücken von ihrer vormaligen Strenge nach, sei es, daß das Beispiel der Milde, welches andere Regierungen gaben, bessere Ueberzeugungen hervorgerufen hatte, oder daß der venedische Senat im lebendigern Gefühle wachsender Schwäche erkannte, die Ruhe des Staates müsse durch kräftigere Mittel, als durch Miethsoldaten und Staatsinquisitoren geschirmt werden. Man gewährte den Dalmatiern, die sich zum griechischen Glaubensbekenntnisse hielten, (im Jahre 1761) Freiheit des Gottesdienstes, wie hart der Papst auch die Republik darüber anließ. Man schloß den reichern Unterthanen Möglichkeit auf, in den Rang des herrschaftsfähigen Adels zu treten. Durch einen Beschluß (von 1775) wurde das goldene Buch für zwanzig Jahre offen gehalten, daß sich Edelleute der Unterthanenlande, die zehntausend Dukaten Einkünfte hatten und ihren Adel bis zum Urältervater zurückführten, auf vierzig an der Zahl, einschreiben lassen konnten.

So ward das Loos der venedischen Unterthа-

Auch entfernte ich mich sogleich nach aufgehobener Tafel, und wollte an dem Kurzweil der Gesellschaft keinen Theil nehmen, obschon mich sogar Graf Ulrich bat.

So hielt ich mein Wort zwei Tage lang, aber den dritten verging es von selbst.

Denn als ich am Abend im gemauerten Gartenhäuslein oberhalb des Schlosses allein saß, und mich am Gesang der Vögel im nahen Wald ergötzte, auch sonst vielfältig träumte, hörte ich deutlich ein leises Weinen und Seufzen unfern von mir. Ich trat alsbald aus der Hütte, und sah das Fräulein auf einem Stück eingefallener Mauern drei Schritte von mir sitzen und die Augen trocknen. Bei meinem Anblick erhob es sich jählings und wollte davon. Ich aber ergriff die schöne Hand und küßte dieselbe ehrerbietig, und sprach: „Will das gnädige Fräulein seinen treuesten Diener fliehen?“ — Darauf folgte es mir in das Gartenhäuslein, und setzte sich auf die Bank darin, ohne zu reden. Es verbarg seine Thränen und wollte scheinen, als sei ihm nichts widerfahren, gab auch auf mein dringendes Fragen nur den Bescheid: „Das Menschenherz ist nicht allzeit wohlauf. Der Herr wird es am besten wissen. Auch mag es ihm gleich gelten, ob ich so oder anders Sinnes sei!“

Da vermaß ich mich hoch und theuer, daß mir

alles, was ihre holdselige Person angehe, nichtiger sei, als betreffe es mein eigenes Wehe und Wohl, und ich jede Thräne ihren schönen Augen zu ersparen einen Strom meines Herzblutes vergießen möchte.

Sie glaubte mir aber nicht, und gab zu verstehen, daß ich das Gegentheil meiner Worte im Herzen trage. Das habe ich seit drei Tagen erwiesen, da ich sie absichtlich meide und meinen Zorn wider sie nicht habe verbergen können, wiewohl sie unschuldig sei.

Da vergaß ich mein Wort an Ulrich, und was um mich her war. Ich kniete vor dem Fräulein, bedeckte seine Hand mit meinen Küssen, und sagte: „Habe ich Zorn und Haß gewiesen, so wußte mein Herz nur vom Gegentheil.“

Sie antwortete nicht; ich redete nicht. Ich weiß nicht, was geschah. Wir hatten uns mit den Armen umfangen und Mund an Mund gedrückt. Ich lag dann ohne Bewußtsein an ihrer Brust; sie eben so an der meinigen. Und als meine Sinnen wieder genasen, und der Gesang der Vögel in mein Ohr drang, und das goldene Sonnenlicht durch die grünen Zweige vor der Hütte wieder sichtbar wurde, erstaunte ich selbst, mich vor dem Fräulein auf den Knien, und mich von ihrem Arm umschlungen zu fühlen.

Ulrich that mir leid. Doch solches Aben-

theuer mag einem Gesellen von fünfundzwanzig Jahren wohl gelegen sein. Der Graf an meiner Stelle hätte nicht anders gethan.

Nach vielem Gekose traten wir vor die Hütte hinaus und sahen in die Tiefe hinab, wo die Nur zwischen grünen Matten wie ein breites Silberband sich zwischen den Bergen hinauswand, und hoch an dem Gebirge die Bauern fröhlich arbeiteten. Die ganze Welt dünkte uns um eins schöner.

Da ersah ich Graf Ulrich, der des Wegs zum Schloß auf seinem Roß zurück kam; und ich erschrack höchlich, und trat zurück.

Das Fräulein von Grota fragte mich: warum ich erblasse? Und ich antwortete: „Ist er nicht Euer Bräutigam?“ Da ward sie finster und senkte die Augen zur Erde, und die Frage gereute mich.

Wie sie in die Hütte zurückging, ihr dort gelassenes Tuch zu reichen, eilte ich ihr nach, und schloß sie abermals in meine Arme, wiewohl sie sich sträubte. „Geht,“ sagte sie mit weggekehrtem Angesicht, „wir thun unrecht. Ihr wisset, was Ihr mir leider seid, und wer ich leider bin.“ Auch wollte sie mich nicht ferner anhören, sondern sagte: „Fliehet, oder ich fliehe aus dieser Gegend. Es ist nicht zu ändern. Meine Mutter hat mich dem Graf Sigismund für seinen Sohn zugesagt. Es muß Unglück vermieden werden. Aber Euer Andenken soll mir theuer und werth bleiben.“

Bei dieſen Worten gingen ihr die ſchönen Augen in Thränen über, und wir nahmen in zärtlichen Liebkoſungen von einander Abſchied. Sie ſtieg den gewöhnlichen Weg zum Schloß nieder, ich aber von der andern Seite in den Wald hinauf, daß uns Ulrich nicht beiſammen ſehe. Als wir noch gutes Gewiſſen hatten, waren das Fräulein und ich wohl ohne Furcht neben einander gegangen.

Der Graf hatte uns gleichwohl droben am Gartenhäuslein erblickt, und er war unfreundlich mit mir, wie ichs verdiente. Ich nahm mir vor, ihm abzubitten, aber er mied es, uns unter vier Augen zu ſehen. Da gelobte ich im Herzen, ich wolle das Fräulein nie wieder allein finden, und dem Freunde ohne Anſtoß wandeln. Und auf daß das Fräulein mich nicht mißdeute, wolle ichs ihm ſelbſt bei erſtem Anlaß ſagen.

Der Anlaß fand ſich von ſelbſt, und ich ſagte der Braut des Grafen, wie er mit mir auf dem Berge geſprochen, und wir ſchieden auf ewig unter Thränen und Küſſen von einander, mit Verſprechen, uns nie wieder allein zu begegnen. Aber einen Tag um den andern hatte bald ich, bald ſie noch etwas dem Abſchiede beizufügen, damit er deſto kräftiger ſei, und wir mußten uns ſuchen und ließen uns finden. Eine Trennung war beweglicher als die andere; aber wir hörten nicht

auf Abschied zu nehmen, weil wir nicht von einander lassen konnten.

Ulrich aber war so bitter und böse, daß er mir kein Wort mehr gönnen mochte, und als ich ihn einst bei der Hand nahm, meine Schuld zu bekennen, stieß er mich unsanft zurück, und sprach: „Meineidiger!“

Ein anderer als er hätte die Schmähung nicht ungestraft ausstoßen dürfen. Aber ich fühlte sein Herzeleid und meine Schuld; darum nahm ichs hin.

Der Auftrag.

Fünf Tage nach diesem ward ich vor den Grafen Sigismund beschieden. Er saß in seinem Zimmer allein vor einem großen Buch und las. Als ich hineintrat, winkte er mir, näher zu kommen; er aber verschloß die Thüre hinter mir.

Dann setzte er sich wieder und sprach: „Ihr thut nicht mehr wohl bei einander, du und Ulrich. Es muß anders werden, und soll jetzt geschehen. Bastian, du bist mir lieb, wie mein Sohn. Ich habe dich seit deinem fünften Jahr in meinem Hause erzogen, und in allen Wissenschaften unterrichten lassen, die einem Edelmann wohl anstehen. Du hast mit Ulrich die hohen Schulen besucht; du bist fähig, in Dienst kaiserl. Majestät zu treten. Ich wollte euch beide zuvor noch drei Jahre auf

Reisen senden; denn Reisen sind die wahre hohe Schule des Menschen. Allein Ulrich liebt das Fräulein von Grota, und ich sehe gern, daß er sich vermählt. Er bleibt. Du aber sollst reisen."

„Gnädiger Herr, je eher je lieber!" rief ich, und war ausser mir vor Freuden, denn ich dachte, wie Ulrich sich mit mir nur durch Abwesenheit aussöhnen könne. Auch war ich von Kindheit an begierig, fremde Länder und Menschen kennen zu lernen, und wußte keine größere Lust, als in der Welt umher zu schwärmen, frei wie ein Vogel, von Land zu Land.

Als der alte Herr meine Freude sah, ward er noch freundlicher, und nahm meine Hand, segnend: „Bastian, du bist nicht reich. Du weißt es, deine Mutter hinterließ dir nichts, als die verschuldeten Güter deines Vaters. Aber ich will für dich sorgen; und sollte ich sterben, ehe du heim kommst, so bedenk dich mein letzter Wille. Ich bin es dir und deiner Mutter schuldig. An Reisegeld soll es dir nicht gebrechen. Es muß alles Zweck und Ziel haben. Ich gebe dir einen Auftrag, an dem mir viel liegt. Vertraue ihn aber niemandem anders, und verrathe ihn keinem in meinem Hause."

Dies versprach ich. Damit genügte ihm aber nicht. Er las mit feierlicher Stimme einen geschriebenen Eidschwur ab, in welchem stand, daß

ich nicht heimkehren wolle, bis ich den Auftrag vollzogen. Ich trug kein Bedenken und schwor mit aufgehobenen Fingern, was Graf Sigismund von mir verlangte, dem ich Ursache hatte als meinen Vater zu lieben, obwohl ich ihn nicht also nennen durfte.

Er schien mit meiner Entschlossenheit sehr zufrieden, und lobte mich höchlich. Dann fragte er mich, ob ich jemals von einem Spiritus familiaris gehört habe?

Ich erwiederte: „Wohl, auf der hohen Schule habe ich davon vernommen, daß es ein kleiner Kobold sei, der in ein Fläschchen gebannt zu sein pflege, und dem Besitzer in allen Dingen großen Vortheil bringe; seinen Säckel allezeit mit Geld fülle, seine Gestalt anmuthig mache, und seinen Leib fest gegen Hieb, Stich und Schuß."

„Dem ist also!" sagte der Graf. Es geht die Rede, man finde ihn nur im Welschland. Durch einen Freund hat ihn von dorther mein Oheim Veit von Welz-Ebersheim empfangen, der große Kriegsheld, dem weder die Kugeln noch das Gift der Venetianer schaden konnten. Als kaiserlicher Oberlandeshauptmann in Kärnthen hat er das Herzogthum viele Jahre kräftig beschützt, daß alle Kunst und Wuth des Feindes zu Schanden ward. Ihm dankt unser Haus noch heut Glanz und Reichthum, und die kräftige Krone, mit wel-

cher kaiserliche Majestät das Wappen seiner getreuen Welzer geziert."

Da konnte ich mich nicht überwinden zu fragen: wo der Spiritus familiaris des kaiserlichen Oberlandeshauptmanns hingekommen?

Graf Sigismund erwiederte: „Er war in einem goldenen Käfichen, und fiel meinem Oheim unversehens in die Donau, als er in seinem achtzigsten Jahre wie ein rascher Junggesell bei Wien über die Brücke sprengte. Als er das Kleinod verloren, erkrankte mein Oheim und verschied selig in den Armen seines Beichtvaters."

Noch vieles erzählte mir Graf Sigismund von den Tugenden des Spiritus familiaris, welchen Veit von Welz-Eberstein besessen, und trug mir auf, sofort nach Welschland zu gehen, und alle Mühe anzuwenden, ihm und seinem Hause den Geist zu verschaffen, es koste was es wolle.

Wohl kam mir ein Grauen an, mich mit solchen wunderbaren und unheimlichen Dingen zu befassen. Doch hatte ich mein Wort von mir gegeben, und ich freute mich des Reisens. Auch erhielt ich Briefe nach Augsburg, wo ich Wechsel erhalten sollte, und Empfehlungen nach allen Städten in Italien, wohin ich gedachte.

Als die Nachricht von meiner nahen Abreise im Schlosse bekannt wurde, ward auch Ulrich wieder freundlich mit mir, und bat um Verzeihung

daß er mir gezürnt habe. Ich aber sagte ihm, daß, wenn mir nicht sein Vater vom Reisen gesprochen, ich um dessen gnädige Erlaubniß dazu gebeten haben würde, weil ich keineswegs die Ruhe eines Freundes Gefahr bringen wolle.

Die Abreise.

Wenige Tage nachher ward das Fräulein von Grote dem Graf Ulrich verlobt. Es waren bei dem Feste viele Verwandte und andere hohe Fremde zugegen, und man lebte hoch. Die Braut schien auch gefälliger, als sonst, gegen ihren künftigen Gemahl zu sein, aber in ihren Augen stand verborgenes Leiden geschrieben. Es wußte kein anderer um die Ursache, als ich.

Den gleichen Tag beurlaubte ich mich von allen Bekannten und Freunden, weil ich folgenden Morgen in aller Frühe das Schloß verlassen und in die Fremde gehen wollte. Wir aßen spät Nachts aus einander. Der Abschied kostete uns allen Thränen, selbst dem Graf Sigismund. Aber dem Fräulein mußte ich heimlich versprechen, es, wenn alles schlafe, noch einen Augenblick zu sehen, um ihm das schmerzliche Valet zu sagen.

Und als alles schlief, ging ich durch das Schloß zu dem wohlbekannten Zimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Das Fräulein saß beim dunkeln

Schein einer Lampe und weinte. Ich tröstete und verhieß, oft in Briefen an Graf Sigismund von mir Nachricht zu geben.

Der Morgen graute, als wir endlich im Ernst von einander schieden: denn mein Knecht Thorheimer führte schon die Rosse auf den Schloßhof vor. Wie ich kaum in meinem Zimmer angekommen war, erschien ein Diener, der mich wecken sollte, und brachte mir ein Morgenessen. Bald darauf kam auch Graf Sigismund, und mit ihm sein Sohn Ulrich, die mir noch einmal das Lebewohl bringen wollten. Ich aber war so beschämt, daß ich vor Ulrich die Augen niederschlug, und mein Gewissen machte mir viele Vorwürfe. Der alte Herr segnete mich, und gab mir viele heilsame Lehren, was ein junger Mensch auf Reisen zu bedenken habe, um nicht in Schaden zu kommen. Ich aber hörte von allem wenig, und war wie im Traum. Ich dankte meinem Vater, und wünschte dem Graf Ulrich eine glückselige Ehe, welcher Wunsch auch zu meiner Freude erfüllt worden ist, wie ich lange nachher in Italien vernommen habe.

Reise über Augsburg in die Schweiz.

Am 11. Juni 1789 reiste ich also ab, ohne zu wissen, ob ich das Land wiedersehen werde. Es

nen in vielen andern Dingen milder: genug, wenn sie zu dem schwiegen, was die Regierung verfügte, und nicht die Rechte der Unterthanen in Monarchien oder Demokratien, nicht den Weg zu Ehren und Aemtern aufgeschlossen verlangten, sondern ihn mit stummer Verzichtung den Patriziern überliessen. Der Anblick der lebensreichen Hauptstadt selbst, zu einer Zeit, da sich die Lebenskraft des Staates schon tief geneigt hatte, mußte bei Fremden und Einheimischen hohe Vorstellungen vom glücklichen Zustande der Gesammtheit erzeugen. „Diese wunderbare Stadt," um mich hier der Worte Daru's zu bedienen, „einzig durch ihre Lage; das da waltende ganz eigenthümliche Wesen und Treiben; eine unwandelbare Ruhe, gehandhabt durch eine wachsame Polizei, die zugleich in Allem, was ihr keine politischen Besorgniße einflößte, bis zum Uebermaase nachsichtig war; das Zusammenströmen von Fremden, die einem mannigfaltigen Verkehre zinsbar wurden; die Gewerbsamkeit in einer Menge von Werkstätten, um den Bedürfnissen des Aermßten, wie den Launen des Reichsten zu entsprechen; eine Sittenfreiheit, die fast an Dasein bürgerlicher Freiheit glauben ließ; der Anschein von Wohlstand; der Aufwand der Künste; die Denkmäler ehemaliger Siege; eine zugleich Pracht und Sparsamkeit liebende Verwaltung, die mit würdevollem

ich die angenehmen Tage meiner Jugend gelebt hatte. Auch machte mir der Eid bange, den ich wegen des Spiritus familiaris geſchworen hatte. Doch war dies bald vergeſſen, als nun Schloß und Thal hinter mir lagen und ich gutes Glück zu ſuchen in das blaue Weite hinauszog.

In Augsburg ruhete ich einige Tage aus, denn die Roſſe hatten es nicht minder nöthig. Ich gab die Briefe des Grafen Sigismund ab, und empfing andere für Genua, Padua, Venedig und andere Städte. Auch beſah ich alle Merkwürdigkeiten der reichen und großen Handelsſtadt. Beſonders erſtaunte ich über die Pracht des Hauſes derer von Fugger, wo ich alltäglich eingeladen war, und mir wie einem Blutsverwandten Ehre erwieſen wurde. Herr Marx von Fugger zeigte mir ſeine koſtbaren Münzſammlungen. Aber noch köſtlicher dünkten mich ſeine Gärten, die er unterhalb der Stadt anzulegt. Das Waſſer wird in einem Bächlein dahin geleitet, und mit unbegreiflicher Kunſt, weil das Bächlein tiefer liegt, in die Höhe getrieben, daß es im Garten aus vielen zierlichen Springbrunnen hervor ſprudelt. Dann fließt es in kleinen Kanälen zur Bewäſſerung der blumenreichen Beete umher, die mit himmelſchönen Farben prangen.

Von da kam ich nach Stuttgard, einer zierlichen Stadt am Neckar, mit einem ſchönen

Schloß. Ich hatte die Gnade, dem Herzog Ludwig vorgeſtellt zu werden, der mich einlud, einem Konzerte ſeiner wohlbeſtellten Kapelle beizuwohnen.

In Lindau erfreute mich der Anblick des Koſtnitzer-Sees, durch welchen der Rhein fließt, ohne ſein Waſſer mit dem Waſſer des Sees zu vermiſchen. Die hohen Berge der Schweiz ſchweben wie bunte Teppiche zwiſchen Erde und Himmel. Ich konnte des Schauens mich nicht erſättigen, und der Thorheimer wollte gar nicht glauben, daß man über die hohen Gebirge wegreiſen könne.

Man rieth mir, die Pferde in Lindau zu laſſen, oder ſie zu verkaufen, weil ich an Berge und Seen kommen würde, über welche keine Pferde geführt würden. Da verkaufte Thorheimer unſere beiden Gaule, und weinte bitterlich, als er von den guten Thieren Abſchied nahm.

Wir fuhren in einem großen Schiffe über den Koſtnitzer-See, wie über einen ungeheuern Spiegel, deſſen Widerſchein am Boden des Schiffes wie an den Rudern ein hellgrünes Licht warf. Auch habe ich nie vorher ſo ſchön geträumt, als hier zwiſchen See und Wolken, während die hohen Gebirge an mir vorübertanzten.

In Koſtnitz wollte man mir zeigen, wo vor zweihundert Jahren die Kirchenverſammlung den Johannes Huß wegen Ketzerei verdammt. Mochte

es aber nicht sehen, noch begreifen, wie fromme Väter in so schöner Landschaft ans Verbrennen der Menschen denken konnten. Gottes Barmherzigkeit ist wohl größer, als Menschenerbarmen.

Nach einigen Tagen erreichten wir auf einem Wägelein die alte und gelehrte Stadt Zürich. Ein gewisser Wilhelm Stukius daselbst zeigte mir die Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt des Schweizerlandes, und auch die Häuser, wo Conrad Geßner und Josias Simler geboren waren. Zwar von der hohen Schule her hatte ich große Ehrfurcht für diese berühmten Männer getragen, doch dünkt es mich thöricht, daß mir deren Häuser gewiesen wurden.

Der See, an welchem die Stadt liegt, ist noch reizender, als der Kostnitzer; solche Pracht von Dörfern, Garten und Bergen schwimmt einem da um die Augen. Und ich hätte wohl allezeit hier wohnen mögen, wenn mich nicht der Spiritus familiaris an Welschland gemahnt. Ich fuhr den ganzen See entlang, und schlief am andern Ende desselben in einem schlechten Wirthshause.

Da es am Abend ein Gewitter gab, wollten wir uns des folgenden Morgens nicht auf einen andern See begeben, über welchen man muß, um nach Chur im Graubündner Lande zu gelangen. Denn es stürmte sehr und war regnerisch, und der See ist von schroffen Felsbergen wie mit Mauern

umzeben, daß man ſchwerlich in der Noth landen kann. Allein ein ſpaniſcher Hauptmann, der nach Genua und mit uns über das Waſſer wollte, ſprach mir Muth ein. So ließ ich mirs gefallen, und wir ſtiegen ein.

Das Schiflein war ſehr gebrechlich, von faulem Tannenholz, und ſo klein, daß wir nahe beiſammen ſitzen mußten. Als wir uns mitten auf dem See befanden, erhoben ſich Wind und Wellen und Regen fürchterlich, daß wir glaubten verſinken zu müſſen. Selbſt die drei Schifleute verzagten. Der ſpaniſche Hauptmann aber lachte ob unſerer Furchtſamkeit, und ſagte zu mir in italieniſcher Sprache: es dünkte ihn in einer Wiege zu ſchaukeln. Dann hüllte er ſich in ſeinen rothen Mantel und ſang in Wind und Wetterwuth ein ſpaniſches luſtiges Liedlein.

Der Mann machte mir mit ſeiner Vermeſſenheit faſt Grauſen, denn der Tod ſtarrte uns aus jeder Welle an. „Herr Hauptmann,“ ſprach ich, „ſeid Ihr Eures Lebens ſo geſichert, daß Ihr Euch nicht auf das letzte Stündlein vorbereiten möget?“ Darauf antwortete der Spanier: „Habet guten Muth, es wird uns kein Unglück widerfahren. Im Aeuſſerſten biete ich Euch ein Plätzchen auf meinem Scharlachmantel an; ich will ihn über die Wellen ſchlagen, wie ein Floß, und wir fahren ſicher drauſhin.“

Bei dieſen Worten kreuzigte ſich Thorhaimer, der im Stillen ſein Roſenkränzchen gezogen hatte. Ich that desgleichen, und empfahl meine Seele Gott und den lieben Heiligen.

Da fielen uns die Wogen in groſſen Stößen an, daß das Schifflein krachte, und einer der Ruderleute über Bord ſtürzte und im Gebrauſe des Waſſers verſchwand. Wir übrigen ſtießen groſſes Geſchrei aus. Der Hauptmann aber nahm den Mantel von ſeinen Schultern und warf ihn ins Waſſer, jedoch behielt er einen Zipfel in der Hand. Zu unſerer Verwunderung hing plötzlich der in den See gefallene Schiffer daran, und der Hauptmann zog ihn ſammt ſeinem Mantel ins Schif.

Unterdeſſen waren wir dem Ufer nahe gekommen. Als Thorhaimer eine Felſenplatte erſah, legte er in der Eile Wamms und Bruſtlatz ab, bereit in den See zu ſpringen, indem er mir zuſchrie: „Mir nach, gnädiger Herr, und halter Euch an meinem Gürtel.“ — Der Hauptmann aber wehrte es ihm. „Wenn Ihr kein Zutrauen habt, ſo bringe ich Euch ans Land!“ ſagte er, riß das Steuer an ſich, und führte das Schif wunderſchnell in ein Felſenloch, das vorher niemand geſehen. Da warfen wir ſchnell unſere Ränzel ans Ufer und ſprangen nach. Der Hauptmann wandte das Schif, ſtach in den See und rief: „Adio! wir ſehen uns im Welſchland wieder.“

Zum Glück gewahrten wir Stufen, wie in Felsen gehauen; da stiegen wir mühselig hinauf an den Berg. Und obwohl wir geklettert waren und in Mänteln, vom Regen durchweicht, und der Sturmwind uns von den Felsklippen in den See zu schleudern drohte, wanderten wir doch hochvergnügt, weil wir festen Boden unter den Füßen fühlten. Unterwegs kam uns diesen Berg hinab ein elender Wagen entgegen, mit Ochsen bespannt, der nach dem Abgrund fuhr, worüber wir uns sehr verwunderten.

Und als wir die Augen schaudernd hinabsenkten zum finstern See, sahen wir des Spaniers Mantel in der Ferne über dem Wasser ausgebreitet, daß wir glauben mußten, das Schiff sei untergegangen. Nun gereute es mich, daß ich mich nicht an den seltsamen Hauptmann näher gemacht, oder mich wenigstens seines Weges erkundigt hatte. Denn der mochte schon einen Spiritus familiaris haben.

Unfern der Höhe des Berges fanden wir ein Haus. Die Leute nahmen uns freundlich auf, gaben uns Speise und Trank, und unsere nassen Kleider trockneten an dem warmen Ofen. Auch verweilten wir wegen des Regens den Tag hier und die Nacht.

Unſere Wirthsleute hatten für ein Schifflein geſorgt, daß wir den folgenden Tag gegen Abend abfahren konnten. Wind, Wetter und See waren ſtill. Wir ſtiegen denſelben Bergweg zurück, welchen wir heraufgegangen waren, und das Schiff wartete an derſelben Stelle, wo uns der Spanier Tags zuvor verlaſſen hatte.

Als wir das Land erreicht, zog ich überall ſorgfältige Erkundigung um den Hauptmann ein. Doch hatte ihn niemand geſehen. Auch in der Stadt Chur erfuhr ich im Wirthshaus von ſeiner Ankunft nichts. Thorhaimer ſagte: „Den Großſprecher nebſt ſeinem Zaubermantel freſſen die Fiſche. Gott habe ſeine Seele gnädig!"

Hart hinter dem Städtlein gings durch einen hohlen Bergweg hinauf ins hohe Gebirg. Wir hatten jeder ein Saumroß, und für das Gepäck ein drittes, nebſt Führern, die den Weg durch die Wildniß kannten. Es war uns angſt und weh, als wir ſo hoch kamen, daß wegen der harten Kälte kein Baum mehr gedeihen mochte, und Schnee und Eis um uns lag, welches die Strahlen der Sonne ſeit Anbeginn der Welt noch nicht geſchmolzen. Doch begegneten wir oft einzelnen Reiſenden, die aus Italien ins deutſche Land gin-

gen, und weit hinauf im Gebirg freundliche Dorflein mit Wirthshäusern und aller Bequemlichkeit.

Als wir auf einen der höchsten Berge des Erdbodens gelangt waren fiel ein so starker Schnee vom Himmel, daß wir davon wie im strengsten Winter bedeckt wurden, obwohl es Mitte Augusts war. Wir dankten Gott von Herzen, als wir das Dorf Poschiavo erreicht hatten, in einem schönen Thal. Von dannen kamen wir an einem kleinen See entlang durch eine äußere enge Schlucht in das große Thal Veltlin, welches den Graubündnern angehört. Der Podesta des Ortes gab uns zehn bewaffnete Männer zum Geleite mit über den Berg bis zur venetianischen Grenze, wegen der vielen Räuber und Mörder, die dort das Reisen unsicher machen. Doch stieß uns kein Uebel zu, und wir langten wohlbehalten in Brescia an.

Gott der Herr hat nicht vergeblich Fels und Abgrund zwischen die welschen und deutschen Völker gewälzt, denn sie wären bei offener Hausthür nimmermehr freundliche Nachbarsleute mit einander gewesen, oder die Welschen schon gar längst von den Deutschen in allen Meeren ersäuft. Es ist da kein Treu und Glauben noch Aufrichtigkeit leicht zu finden. Sie haben das Herz kalt, aber die Luft heiß; im deutschen Land ists umgekehrt. Daher mögen die Welschen den Deutschen wohl, aber die Deutschen haben billige Scheu vor ihnen.

Auch iſt beſtändig Haß zwiſchen den Franzoſen und Italienern; denn die Franzoſen ſind Gecken und leichtſinnig bis in das vierzigſte Jahr, dann aber werden ſie geſetzt und ehrbar, und übertreffen den Deutſchen an Annehmlichkeit. Der Italiener hingegen iſt gefällig ſo lange er jung iſt, und hat offenes Gemüth, aber im Alter verſchloſſen, unbarmherzig und ohne Liebe ſeines Gleichen. Der Deutſche beherzt, der Franzoſe verwegen, auch wenns nicht Noth iſt, der Italiener ränkeſüchtig, wie mögen die drei zuſammentreffen?

Ich hatte große Sehnſucht nach meinem Vaterlande heim, und verwünſchte im Herzen den Spiritus familiaris, welchen ich dem Grafen Sigismund verſprochen. Doch zog mich mein Verhängniß vorwärts, wiewohl es vor meiner Seele da lag, wie ein ſchweres Unglück. Ich empfahl mich der göttlichen Obſorge in dieſem fremden Lande, und reiſete nach Verona, wohin ich Empfehlungen an den Graf Bevilacqua hatte.

Das Bild.

Verona iſt eine alte, große Stadt, voller Reichthum und Koth. In den engen, krummen Gäſſchen iſt unſicher wandeln, wie in einem Irrgarten. Thorhaimer hatte ſich in einem Tage dreimal darin verloren, und nur mit großer Mühe

das Wirthshaus wieder gefunden, sintemal er der Sprache des Landes nicht wohl kundig war.

Nachdem ich mich mit Kleidern und dem feinsten Linnen neu versehen, um wiederum anständig auftreten zu können, auch den Thorhaimer mit frischer Leibtracht ausgestattet, besuchte ich den Graf Bevilacqua. Er war schon ziemlich bei Jahren, sehr ernsthaft von Geberden, jedoch ungemein höflich. Weit umher galt er für den reichsten Herrn. Da er nie verheirathet gewesen, konnte er großen Aufwand treiben, ohne Sorge wegen der Erben. Auch gedachte er, wie er mir sagte, seine Tage in Rom zu beschliessen.

Sein Haus war mit den kostbarsten Bildsäulen und Gemälden geschmückt von den größten Meistern der Welt. Doch hatte der Graf, welcher alle Künste liebte, an keiner ein so empfindliches Vergnügen, als an der edeln Tonkunst. In jeder Woche gab er dreimal in seinem Palast Konzert. Dazu waren allezeit Herren und Frauen von den ersten veroneſischen Geschlechtern eingeladen; desgleichen alle Fremde von Rang, an denen es in Verona nie Mangel hatte. Dreißig bis vierzig der allerreizendsten Stimmen und geübtesten Tonkünstler wetteiferten mit einander, wessen Kehle oder musikalisches Werkzeug den Vorzug verdiene. Wer zugegen war, dessen Gemüth ward voll Himmel.

Der Graf hatte mich mit vieler Artigkeit em-

Ernſte eine gewiſſe hauſerrliche Freigebigkeit verband; glanzvolle Feierlichkeiten und Umgänge, und Feſte, wie nur Venedig ſie anzuſtellen wußte, — dies Schauſpiel von Groſſe, Reichthum und Luſt belebte eine thätige, ſinnreiche Volksmenge, und flößte ihr einen Stolz ein, der ſie wirklich mit ihrem Schickſale mehr als zufrieden machte."

So befand Venedig ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende desſelben. Wie wenigen Antheil es auch an den allgemeinen Welthändeln nehmen konnte, mußte es doch durch diplomatiſche Regſamkeit von Auſſen, und durch tauſendäugige Polizei im Innern, den Ruf einer vortreflichen Staatsverwaltung und den Schein einer unerſchütterlichen Hoheit zu behaupten.

Schärfern Blicken entging inzwiſchen der zunehmende Verfall nicht. Der edlere Ehrgeiz war längſt entwichen, nur Stolz und die Stellenſucht zurückgeblieben. Während die Quellen des Reichthums verſiegten, ſetzten Hang zum Wohlleben und Hochmuth den Aufwand fort. Schon im erſten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts betrugen die öffentlichen Einkünfte nur noch ſechs Millionen Dukaten, und die Schuld des Staats war auf acht und zwanzig Millionen geſtiegen. Weil die Staatsgläubiger ſechs und ſieben Jahre keine Zinſen bezahlt erhielten und ihre Renten auf Zwei vom Hundert niedergeſetzt wurden, verlor das Ge-

pfangen, daß man wohl sah, er habe lange Zeit an großen Höfen gelebt. Er nöthigte mich zu seiner Tafel: ich mußte seinen Konzerten beiwohnen so oft ich konnte, und er führte mich in verschiedene angesehene Häuser ein, die mit ihm befreundet waren.

In der That aber war Bevilacqua ein rechtschaffener Mann, zu welchem ich immer größeres Zutrauen faßte. Auch ward er mir von Tag zu Tag, ohne mein Verdienst, gewogener, so daß er den Antrag machte, ich sollte über Winter in Verona bleiben, und ihn im Frühjahr nach Rom begleiten. Er wußte es auch so gut anzustellen, daß mir Woche an Woche schnell verstrich, und der Winter unvermerkt anrückte. Jedoch gleicht der Winter dieser Länder nur einem kühlen Herbst mit schönen Tagen.

Als der Graf an den Hof von Mantua reisete, mußte ich ihn dahin begleiten. Der Herzog Vincenzo war ein Herr von etwa achtundzwanzig Jahren, sehr gnädig und gesprächig. Seine Gemahlin Eleonore hingegen kalt und stolz. Sie war die Tochter des verstorbenen Großherzogs von Florenz, und mütterlicher Seits deutscher Herkunft vom Erzhaus Oesterreich.

Allein der ganze Hof und seine Herrlichkeit vergnügte mich nicht so sehr, als die Bildergallerie des Herzogs. Sie war zwar klein, enthielt

aber nach der Versicherung der Kenner große Schätze — und für mich den allergrößten.

Denn wie ich das erstemal langs den Bildern hinschritt, sah ich an der gegenüberstehenden Wand ein Gemälde von eigenthümlicher Pracht und Lieblichkeit, darob ich alle Bilder vergaß. Es war eine Mutter Gottes von überirdischer Schönheit und voll göttlicher Wehmuth. Sie schien um den geliebten Sohn zu klagen, hatte aber die warme Fülle einer siebenzehnjährigen Jungfrau. Ihr Blick drang in meine Brust wie ein Lichtstrahl, und ich ward dermaßen ergriffen, daß ich mich selber nicht mehr fühlte. Kaum hatte ich Muth genug, einige Schritte näher zu thun; so große Ehrfurcht erfüllte mich; und ich würde vor der Gebenedeiten niedergesunken seyn, wenn ich nicht bedacht, daß es doch nur ein Bild sei.

Als der Graf Bevilacqua und der Kämmerer des Herzogs mir andere Stücke zeigen wollten, schien mir alles gering und nichtig; und ich kehrte jedesmal zu der Gebenedeiten zurück. Da folgte mir Bevilacqua und sprach: „Es ist nicht übel, doch von keinem Meister, und in der falschen Manier einiger Neuen aus der römischen Schule.“ Ich gerieth in Erstaunen, wie er von Manier und Schulen reden möge, wo die Allerheiligste glänzte. „Wer ist auch der Künstler, welcher in die Himmel gestiegen, und dort die Göttliche ge-

ganze Herzogthum Mantua für das einzige Bild hingegeben hätte, wenn mir Wahl zwischen beiden gegeben wäre. Wohin ich kam, in Mantua und Verona, sah ich nur die Allerheiligste vor mir. Sogar des Nachts kam sie mir in Träumen vor. Ich war ganz unempfindlich gegen die Schönheit anderer Frauenzimmer geworden, und obwohl es nicht an Reizungen fehlte, genügte doch ein Gedanke an die Gebenedeite, um die artigste Veroneserin unerträglich zu finden.

Daher war es mir unaussprechliche Freude, als Graf Bevilacqua sagte: er wolle mir die Kopie von Sclavani's Madonna verschaffen; nur müsse ich den Winter in Verona ausharren, denn vor Frühjahr ende der Künstler die Arbeit kaum. Er sagte das aber nur, um mich zu überraschen. Denn am Neujahrstag 1540 sandte er mir ein kleines Kästchen von Ebenholz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt; und als ich es öffnete, fand ich das Bild meiner Allerheiligsten, unter Glas in goldener Einfassung, kaum von der Größe dreier Daumenbreiten, und auf das ähnlichste getroffen. Ich war erstarrt vor Verwunderung, Entzücken und Ehrfurcht, als ich die Göttliche mit ihrem Blick voll zarter Wehmuth fand. Ich stellte das Bild auf den Tisch, kniete davor nieder, betete mit großer Inbrunst und zerfloß in Thränen. Anfangs wagte ich es gar nicht, meine

Lippen auf das Glas zu drücken, denn im Kusse schien mir Unheiligkeit zu sein. Ich hing das Gemälde mit einer seidenen Schnur um den Hals, und trug es von da an immerdar an der Brust, als mein allerköstlichstes Kleinod.

Einige Tage nachher begab sich Bevilacqua gen Mantua, und ich begleitete ihn wieder nach meiner Gewohnheit. Dann fuhren wir zu Hof, dem Herzog und der Frau Herzogin die üblichen Glückwünsche abzustatten. Wir wurden angewiesen, im Vorsaale zu warten, weil der Herzog ein wichtiges Geschäft habe. Man sagte uns, er habe sich seit zwei Stunden in seinem Arbeitszimmer mit einem Fremden verschlossen.

Wir mußten wohl eine halbe Stunde warten, daß uns die Zeit lang dauerte. Endlich trat der Herzog hervor, und hatte den Fremden an der Hand. Hilf Himmel! als ich diesen näher betrachtete, war es kein anderer, denn der spanische Hauptmann, welchen ich voriges Jahr auf dem Schweizersee kennen gelernt; eben die hagere, lange Gestalt, das bleichgelbe, eingefallene Antlitz, die tiefen Augen, die große Adlernase — alles war er wieder, nur hatte er seine Hauptmannskleider gegen einen Gallarock vertauscht, und statt des Uebermuthes, welchen er auf dem See zeigte, war in seiner Geberde nichts, denn die unterthänigste Aufmerksamkeit gegen den Fürsten.

Der Herzog, indem er uns im Vorbeigehen freundlich doch flüchtig begrüßte, führte den Spanier zur Thüre, sprach dann wieder leise und vertraulich mit ihm, begleitete ihn hinaus, und kam erst nach einigen Minuten zurück, um unsere Wünsche zu vernehmen.

„Ich bin Euch sehr dankbar für Eure Zuneigung, die Ihr mir zu erkennen gebet," sagte der Herzog zu mir: „doch wäre mir lieb, von Euch den Beweis zu empfangen. Ich schätze die Deutschen über alles hoch; sie sind aufrichtig, getreu und mannlich; im Kriege aber nicht minder tapfer, als die Schweizer. Wollet Ihr in meine Dienste treten, so gebe ich Euch eine Oberstelle in der Leibwache.!"

Graf Bevilacqua und ich waren gleich sehr von dem Antrag des Herzogs überrascht. Ob mir gleich die Stelle ehrenvoll schien, und das Zutrauen des Fürsten schmeichelhaft, konnte ich mich dennoch zu keiner Annahme entschliessen. Ich gab daher vor, durch mein Wort und Versprechen an die vaterliche Heimath gebunden zu sein, daß ich nicht wissen konne, wann ich zurückkehren müsse. Eigentlich aber lag mir der Spanier jetzt mehr denn jemals im Sinn, und der Spiritus familiaris des Grafen Sigismund Welzer. Der

Herzog aber ließ ſich nicht abwendig machen, und gab mir drei Monate Bedenkzeit, während ich nach Haus berichten ſolle.

Sobald wir vom Schloſſe kamen, fragte ich Bevilacqua, ob er den Spanier kenne? Er antwortete Nein, wolle aber auf mein Verlangen Erkundigung um ihn einziehen. Da erzählte ich, was mir mit demſelben auf dem See begegnet ſei, und wie er in allem Sturm in die Fluth hinausgeſtoßen, bis man nichts mehr vom Schifflein, ſondern nur noch den rothen Mantel über den Wellen ſchwimmend geſehen habe. Die Geſchichte erregte dem Grafen Bevilacqua faſt Grauſen. Er ſagte, er traue ihm nichts Gutes zu. Solch ein Menſch könne wohl mit böſen Geiſtern Umgang pflegen. Darauf wagte ich ihn zu fragen, ob er auch ſchon von einem Spiritus familiaris gehört? — „Allerdings," ſagte er, „auch ich habe in meiner Jugend einen Mann gekannt, der zu Neapel wohnte, und einen ſolchen gehabt haben ſoll. Dieſer Mann war über hundert Jahre alt, und beſaß unermeßliche Reichthümer. Er hat den Armen viel Gutes gethan, und die Klöſter reichlich beſchenkt. Zuweilen begleitete ihn ein ſchneeweißes Hündlein, welches vielen Leuten verdächtig war. Wenn der alte Herr zur Meſſe ging, blieb das Hündlein vor der Kirchthür liegen, und folgte ihm nie nach. Eines Tages

fiel ein groſser schwarzer Hund das kleine Thier vor der Kirche an, und tödtete es. In demſelben Augenblick ward der Greis ohnmächtig mitten in ſeiner Andacht, und genas nie wieder. Er ſtarb drei Tage nachher, und von ſeinen Reichthümern hat man nie erfahren, wohin ſie gekommen ſein mogen."

Ich hörte dieſer Erzählung mit groſser Aufmerkſamkeit zu, und dem, was der Graf Bevilacqua noch ferner über die Sache ſprach, denn er war ein ſehr gelehrter Mann, und viele glaubten von ihm, er habe Erfahrung in den geheimen Wiſſenſchaften, weil er ohne groſse Erbſchaft groſsen Reichthum beſitze. Doch überzeugte ich mich bald, daſs Bevilacqua nichts von geheimer Wiſſenſchaft halte. „Es gibt zwar", ſagte er, „gute und böſe Geiſter; aber oft ſind ſie ſchwer zu unterſcheiden, weil auch Kinder der Finſterniſs als Engel des Lichts kommen. Böſe Geiſter dienen den Menſchen nur um den gefährlichſten Sold; gute Geiſter ſoll man aber nicht zur Dienſtbarkeit zwingen."

Wir verweilten eine ganze Woche zu Mantua und am Hofe. Der vermeinte Spanier aber war nirgends mehr zu finden. Doch erfuhren wir, er ſei nichts weniger denn ein Spanier oder ein Hauptmann im Dienſt der Krone von Spanien, ſondern aus einem der altvornehmſten Geſchlechter

Italiens entsproſſen, Namens Alfonſo Piccolomini. Er ſei Herr von Monte-Marciano in der Marca von Ancona, und lange Zeit in Frankreich geweſen, wo er tapfer die Partei des Herzogs von Guiſe in dortigen Unruhen gehalten.

Der Graf Bevilacqua, in Staatsbändeln ſeiner Zeit gründlich erfahren, vertraute mir, daß der Herzog von Mantua, gleich wie die meiſten italieniſchen Fürſten, dem Könige von Frankreich abgeneigt geweſen, der im Auguſt vorigen Jahres von dem Dominikanermonch Clemens meuchelmörderiſch umgebracht worden. Daher, ſetzte der Graf hinzu, könne er ſich wohl die vertraulichen Zuſammenkünfte des Piccolomini mit dem Herzog Vincenzo deuten.

Der Beſuch.

Sieben Tage nach unſerer Zurückkunft in Verona brachte mir ein ſehr reich gekleideter Diener ein verſiegeltes Handſchreiben des Morgens in das Zimmer, als ich vom Bette aufgeſtanden war. Er nannte mir dabei den Namen ſeiner Herrſchaft, welchen ich nicht wohl verſtand, und ging fort. Von dem Brieflein war der Inhalt folgendergeſtalt: ich ſei eingeladen, von freundſchaftlicher Hand, einer Perſon den Beſuch zu machen, die mich hochſchätze. Falls mir an der Bekanntſchaft

gelegen, möge ich mich vor der Hauptpforte der Kirche San Giorgio Abends neun Uhr finden laſſen, wo man mich abrufen werde.

Im Anfang beſchloß ich, nicht zu gehen. Da ich aber immer an das Wiederfinden des Piccolomini glaubte, zweifelte ich zuletzt nicht, die Einladung komme von ihm. Unſtreitig hatte er mich in Mantua ſo gut gekannt, als ich ihn. Auch mochte er Urſache haben, unbekannt bleiben zu wollen.

Abends verließ ich die Geſellſchaft im Palaſt Bivilacqua früher, als meine Gewohnheit war, und begab mich nach Hauſe. Nachdem ich mich umgekleidet und in den Mantel gehüllt, befahl ich dem Thorhaimer, aus Vorſicht, ſich zu bewaffnen, und mich nach San Giorgio zu begleiten. Er ſolle aber jederzeit in einiger Entfernung von mir bleiben und auf das Haus wohl Acht haben, in welches ich gehen würde, auf daß wir es bei Tage wieder fänden. Zugleich befahl ich ihm, wenn er mich nicht bis zwölf Uhr ſpäteſtens zurückkommen ſähe, daß er Lärmen machen und die Schwarmächter ſuchen möge.

Es war ſehr finſtere Nacht, und wir warteten bis zehn Uhr, ohne daß jemand zum Vorſchein kam. Da ward ich verdroſſen und des Glaubens, irgend einer habe mir einen Poſſen ſpielen wollen, und wollte den Rückweg nehmen. In gleicher Zeit

meinwesen das Zutrauen. Eine Reihe von Friedensjahren besserte die Uebel nicht, obgleich der Landbau in den Unterthanenländern Fortschritte gemacht hatte. Am Ende des Jahrhunderts betrug die Staatsschuld vierundvierzig Millionen Dukaten, und doch war Alles mit Abgaben belegt, in deren Erfindung das achtzehnte Jahrhundert allzu sinnreich geworden war.

In den letzten Zeiten der Republik bestand die Landmacht derselben nur noch aus siebentausend Italienern und fünf- bis sechstausend Sklavoniern. Der Dienst war schlecht unterhalten, schlecht bezahlt, von den Patriziern, aus Hochmuth oder Liebe zum behaglichen Leben, verachtet. Die Seemacht zählte acht bis zehn Linienschiffe, einige Fregatten und vier Galeeren, die in See gehen konnten; ungefähr zwanzig Fahrzeuge lagen auf den Schiffswerften, ihr Bau wurde nie vollendet. Als die Franzosen im Jahr 1797 in Venedig einrückten, fanden sie dreizehn Schiffe und sieben Fregatten auf den Werften; es fehlte an nöthigen Mitteln, sie auszubauen. Zwei von diesen Schiffen waren schon im Jahr 1752 angefangen worden, zwei andere seit 1743, und zwei endlich seit 1732!

In den Unterthanenlanden hatte sich durch Gewerbfleiß und Verbesserung des Landbaues die Bevölkerung vermehrt. Sie betrug 2,914,000 See-

ging eine Magd an mir vorüber, blieb stehen, sah nach mir, und fragte leise, ob ich einen Brief empfangen, daß ich hier warten müße? Ich antwortete Ja. Darauf bat sie mich, ihr getroß zu folgen. Ich hustete und gab damit verabredetermaßen dem Thorhaimer das Zeichen.

Das Mägdlein, bebend auf den Füßen, führte mich über den Platz in ein Haus, der Kirche gegenüber. Da war es so dunkel, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Die Magd ergriff meine Hand, und leitete mich, bis wir wieder auf eine Straße kamen, und von da wieder in ein anderes Haus, welches wir stillschweigend auf die gleiche Art durchgingen. Wie wir nun von neuem eine Straße entlang gingen, sagte das Mägdlein, ich sollte mir die Zeit nicht lang währen laßen, denn wir seien an Ort und Stelle. In der That ließ sie mich wieder in ein Haus treten, wo ich durch einen schwach erleuchteten Gang, über einen geräumigen Hof, und dann zwei Treppen hoch stieg. Ich ward in ein großes Prachtzimmer gebracht, wo zwei Wachskerzen auf silbernen Leuchtern ziemlich dunkel brannten. Da niemand im Zimmer war, säuberte ich die Lichter, um heller zu sehen.

Bald darauf that sich leise eine Thür auf, und ein zartes, junges Frauenzimmer blickte schüchtern herein. Die junge Dame schien bei meinem Anblick erschrocken, und sagte: „O Gott! seid

Ihr es?" Dann trat ſie einen Schritt näher und verſchloß die Thur hinter ſich, und mit zitternder Verwirrung ſagte ſie: „So ſpat habe ich Euch nicht mehr erwarten konnen. Die erbetene Stunde war längſt vorüber. Ich war im Begrif, mich zu entkleiden." Und ſie war in der That nur leicht und nachläßig angethan, nicht als wollte ſie Beſuch empfahn: darum aber nicht minder ſchon.

Ich muſte mich an ihrer Seite auf ein Ruhebett niederlaſſen, und ich fragte mit vieler Ehrfurcht, weswegen ſie mich beſchieden? Sie erzählte, wie ſie von mir gehört, ich ſei ein Deutſcher und verwandt mit den Welzern von Kornten. Sie habe einige Zeit in Wien gelebt, und ein Frau von Welzer-Spiegelfeld gekannt. Nun hofte ſie, von mir Nachricht uber dieſelbe zu vernehmen.

Mittlerweile ich ihren Fragen uber die Welzer Beſcheid that, ſetzte ſie ein Credenztiſchlein mit Wein und Konfekt vor das Ruhebett. In dieſem Geſchäft aber konnte ſie nicht verhindern, daß vieles Verborgene aus Licht kam, welches ſie jedoch ſogleich ſchamhaft zu hullen bereit war. Aber ich verlor mehr als einmal das Wort und ward ſo verwirrt, daß ich nicht wuſte, was ich ſprach. Ihr Gehen und Kommen, das Spiel ihrer weißen Arme, alle ihre Bewegungen und Reize brachten meine Sinne in Aufruhr.

Die junge Dame schien meine Unruhe und Verlegenheit zu bemerken, denn sie fragte: ob mir nicht wohl sei, daß ich oft mitten in einer Rede abbreche? — Ich hatte Muth genug, ihr zu erwiedern: es sei kein Wunder, wenn der beredteste Mann vor der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts verstumme. — Sie antworte mit anmuthigem Lächeln: „Ihr seid zwar auch ein schöner Mann, aber das soll kein Weib aus der Fassung bringen." — Und also gerieth das Gespräch auf neue Gegenstände von gefährlicher Art. Die Dame wollte auch wissen, ob ich schon geliebt habe, und der Erwählten meines Herzens treu sei? — Da drückte mich von ungefähr das Bild der Madonna auf meiner Brust. Ich aber wähnte, es sei das kein Ungefähr; und die heilige Wehmuth der Gebenedeiten erfüllte mich. — Als die Neugierige ihre Frage wiederholte, gab ich zur Antwort: „Hätte ich nie geliebt, so müßte ich nein sagen. Hätte ich geliebt, so würde ich nie davon reden." Sie belobte meine Denkart, und sagte: „Sie wünsche keinen andern Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, als einen, der mir gleiche." Dabei sah sie mir mit bescheidenem doch durchdringendem Blick in die Augen. Vielleicht wäre ich zu jeder andern Stunde schwach gewesen, zu ihren Füßen zu fallen. Doch konnte ich nicht mit mir die Allerheiligste vor dieser Irdischen demüthigen.

Unſer Geſpräch ſtockte. Die Dame ſchien verdroſſen zu ſein, oder in Verlegenheit. Da ſtand ich auf, um mich von dannen zu begeben. Mittlerweile ich meinen Hut nahm, entſtand ein Getöſe im Nebenzimmer. Die Dame fuhr erſchrocken auf, ergriff mich und ſprach: „Um Gotteswillen, Herr, verberget Euch, ſonſt werdet Ihr unglücklich. Ich bin verrathen.“

Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Warum mich verbergen? Ich habe doch kein Uebels gethan!“ Das Getöſe ward ſtärker. Ich hörte Mannerſtimmen. Die Dame ward ängſtlicher, und wollte mich in die Thür hineintreiben, aus der ſie gekommen war. „Euer Leben iſt in Gefahr!“ ſchrie ſie.

Da traten fünf oder ſechs Kerle herein, und als ſie mich ſahen, zuckten ſie das Schwert und riefen: „Macht den deutſchen Hund nieder! Gut, daß wir ihn erwiſcht haben!“ — Ich ſtellte mich an die Wand, zog meinen Degen und ſprach: „Was wollet Ihr von mir? Ich bin hierher beſchieden, und ſeid Ihr Meuchelmörder, ſo bekommet Ihr mein Leben nicht umſonſt.“ — Als ſie von dieſen Worten erſchrocken ſchienen, und unter einander leiſe redeten, erhob ich die Stimme lauter denn vorher, und ſprach: ob ſie mich wollten ziehen laſſen? Darauf ſtürzten drei Meuchelmörder gegen mich. Es entſtand ein Gefecht; ich

ſchützte mich mit Mühe gegen ihre Streiche. Da trat die Dame zwiſchen uns. Man ſprach abermals leiſe unter einander, davon ich nichts verſtand. Doch deuchtete mir, als hörte ich den Namen des Herrn von Monte-Marciano nennen. Ich mag mich auch leichtlich geirret haben.

Nach einer Weile ſagte die Dame: „Ihr ſeid frei, Herr.“ Und einige der Meuchelmörder ſprachen: „Ziehet von hinnen; aber verlaſſet Verona, wenn Euch das Leben theuer iſt.“

Dann ergriff die Dame einen Leuchter, und zündete mir vor, bis an die Treppe, leiſe ſprechend: „Ihr ſeid ein wackerer Mann.“ — Ich antwortete: „Aber wer Ihr ſeid, weiß ich nicht.“ — Sie antwortete: „Unſchuldig.“

Die Magd ließ ſich wiederſehen, und führte mich den gleichen Weg zurück, welchen ich gekommen war, bis zu dem Thorhaimer, dem die Zeit lang geworden. Ich war über die Begebenheit voller Zorn und Unruhe. Am folgenden Tag erzählte ich dem Grafen Bevilacqua das Abenteuer. Er war ſehr erſtaunt, und begriff nicht, was die Spiegelfechterei gefollt; doch gebot er mir, gegen jedermann zu ſchweigen, um mir gröſſeres Unglück zu erſparen.

Ein anderer Beſuch.

Zwei Tage nach jenem Vorfall ſaß ich ſpät gegen Mitternacht in meinem Zimmer, denn ich war kaum von einem Feſte gekommen, welches Bevilacqua am Namenstage einer ihm theuern, ſehr jungen und liebenswürdigen Verwandtin gegeben hatte. Mir ſumſete noch das Getön der Geigen, und ich war ſo munter, daß kein Schlaf in meine Augen kam. Darum nahm ich mein Tagebuch, um hinein zu ſchreiben, und legte das Bild von Sclafani's Madonna vor mir auf den Tiſch.

Indem ich ſchrieb, erhob ſich draußen ein gewaltiger Sturmwind gegen die Fenſter. Darauf bewegte ſich der Erdboden unter meinen Füßen, Tiſch und Stuhl wankten, und das ganze Haus machte ein ſeltſames Getöſe. Mit großem Entſetzen ſprang ich auf und rief Thorhaimern. Im gleichen Augenblick fiel mein Degen, der an einem Nagel der Wand hing, mit großem Gepraſſel von ſelbſt zu Boden. Ich war erſchrocken, daß mir die Knie wankten. Aber nun ward alles wieder ſtill im Hauſe. Nur der Sturm heulte auf den Gaſſen. Als ich Thorhaimern in ſeiner Kammer aufſuchte, fand ich ihn ſchlafend. Darum wollte ich den Glücklichen nicht wecken, und ging zurück. Ich öffnete ein Fenſter; auf den Straßen war alles todt und leer.

Nun ſetzte ich mich zum halberloſchenen Feuer des Kamins. Ich war voller Furcht, und gedachte abermals Thorhaimern zu rufen, weil ich nicht allein bleiben mochte. Da knifterte es draußen, wie von leiſen Fußtritten. Es ſchlich zu meiner Thür und pochte dreimal. Mich überfiel ein Grauſen, ich wußte nicht warum? Doch rief ich beherzt: „Herein, wer draußen ſteht!“ — Die Thür ging auf. Leiſe trat ein Mann herein, der mich grüßte. Als ich ihn näher betrachtete, war es kein anderer, denn der Spanier, oder vielmehr Herr Alfonſo Piccolomini.

Er ſprach: es freue ihn, mich noch außer dem Bette zu finden. Er wohne mit mir in gleichem Wirthshauſe, und wolle nicht abreiſen, ohne mich vorher begrüßt zu haben.

Mir that es wohl, einen Menſchen zu ſehen, und fragte: ob er von dem Vorgefallenen etwas empfunden habe? — Er antwortete ganz gleichgültig: „Es war vielleicht ein Erdbeben. Was iſt's mehr?“

Da fiel mir ſeine Gelaſſenheit auf dem Schweizerſee und der bewußte rothe Mantel ein; und ich nahm mir alsbald vor, ihn wegen des Spiritus familiaris zu erforſchen.

„Ihr ſeid immerdar unerſchrocken,“ ſagte ich, „auch wenn Ihr nicht den rothen Mantel traget,

der Euch über die Wellen schifft. Saget mir, wie machet Ihr das?"

Er zuckte die Achseln, als wolle er nicht Rede stehen. Ich aber drang mehr und mehr in ihn, bis ich das Gespräch auf den Spiritus familiaris gebracht.

Da ging er schweigend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, blieb einigemale stehen, und ging wieder. Endlich kehrte er sich plötzlings zu mir mit der Frage: „Da Ihr es denn errathen habet, so antwortet: habet oder suchet Ihr ihn?"

„Ich suche ihn. Konnet Ihr mir rathen? — Denn ich glaube, Ihr besitzet ihn."

„Wenn Ihr mannlich seid und die Probe bestehet, mag Euch werden, was mir geworden ist."

„Wer hat ihn? Wie kauft man solches Gut?"

„Um kein Geld. Wer den Geist bezwingen will, muß sich zuvor selbst bezwingen. Ihr müsset allem, was Ihr habet und liebet, entsagen, um des Einen willen, dann werdet Ihr durch ihn Alles haben. Könnet Ihr das?"

„Wenns vonnothen ist."

„Und müßet lang um ihn dienen und keine Gefahr scheuen. Doch hilft Euch der Feuergeist dienen. Den Spiritus familiaris kann Euch niemand geben, als der Feuergeist."

„Wer ist der Feuergeist?"

„Ein Geist des obern Luftkreises; auch leicht

zu haben. Wer ihn hat, deſſen Leben iſt wider alle Todesgefahr im Waſſer und Feuer, Luft und Erde geborgen. Schwert und Kugel mögen verletzen, aber nie tödten.

„Wie lang muß ich mit dem Feuergeiſt dienen?“

„Dreimal ſieben Monde, dreimal ſieben Wochen, dreimal ſieben Tage, dreimal ſieben Stunden.“

„Und was verleiht mir der Spiritus familiaris für den langen Dienſt?“

„Leben, ſo lang Ihr wollet; Geld, ſo viel Ihr bedürfet; alle Freuden, die Ihr begehret, und Kenntniß großer Geheimniſſe, die mehr als Leben, Geld und Freude werth ſind.“

Er ſprach darauf vieles von der Beſchaffenheit der Geiſter und von der Gefahr, mit böſen in Gemeinſchaft zu kommen; desgleichen warnte er mich, meine Wünſche nicht jeglichem zu eröffnen. Auch ſagte er mir vieles, deſſen Sinn ich nicht begriff.

Seine Worte machten einen wunderbaren Eindruck auf mein Gemüth. Doch glaubte ich, daß es wohlgethan ſei, ihn ſelbſt zu verſuchen, und ſprach: „Da Ihr, Herr Alfonſo, mich alſo warnet vor Betrügern, woran ſoll ich den Wahrhaften erkennen?“

„An guten Zeichen, die er Euch gibt.“

„So fordere ich von Euch selbſt ein gutes Zeichen.“

„Ich habe es Euch auf dem See gegeben, da ich Euer Leben rettete. Seid Ihr des noch nicht zufrieden?“

„Laſſet Ihr es bei dem bewenden?“

„Nein, Baſtiano, noch eins! Ihr ſollet ein anderes haben.“ Dann ging er zum Tiſch, löſchte die Kerze aus, und verdeckte die Flamme des Kamins. Dann ſprach er einige Worte leiſe, und ich ſah ein bleiches Flämmlein aus ſeiner Hand ſteigen, wodurch ſein Antlitz ſchwach erhellt war; es glich dem Antlitz eines längſt Verweſeten. „Gut!“ ſprach er. Das Flämmlein verging. Er zündete die Kerze wieder beim Kamin an.

„Hier habt Ihr ein Zeichen!“ ſprach Piccolomini zu mir: „Entweichet aus Verona. Ihr habet Feinde. Vor achtundvierzig Stunden war Euer Leben in Noth. Der Gbtüliert will Euch übel, weil ſeine Gemahlin Euch wohl will. Doch hat er noch nichts wider Euch unternommen. Vorgeſtern waret Ihr in Gefahr durch die venetianiſchen Spione. Doch wurdet Ihr durch Liſt und Liebe einer edeln Frau gerettet. Sie ſelbſt hat mir es vertraut.“

Ich gerieth bei dieſen Worten in große Beſtürzung.

„Was habe ich mit den Venetianern?“ rief ich.

len. *) In Venedig selbst war sie auf 149,476 Seelen (im Jahr 1769) gesunken, und zur Zeit des Einrückens der Franzosen zählte man nur noch 138,000 Seelen.

Wie ungern auch die venedische Aristokratie die Verbreitung von hellern Einsichten bei den Unterthanen sah, hatte sie dieselbe doch nie ganz verhindern können. Das Licht des übrigen Europa drang auch hier ein, und offenbarte die Blößen und Schwächen der öffentlichen Verwaltung. Der Stand des Patriziats, wie eifersüchtig oder eingebildet er immerhin auf seine Geburtsvorzüge sein mochte, genoß daher beiweitem nicht mehr jener Achtung, der er in allen Zeiten theilhaftig gewesen. Er selbst hatte sie durch keine Tugenden und aufstrebende Geistesgaben zu behaupten gewußt. Der halbgebildete, wenn auch reiche, Müßiggänger oder Beamte kann wohl Achtung für sein Amt, nicht aber für seinen persönlichen Werth fordern. Der Landadel sah den Verfall der venedischen

*) In den Provinzen am rechten Ufer des Mincio 600,000 Seelen; in denen am linken Ufer, in Friaul und Istrien 1,560,000; in Dalmatien 557,000; in Albanien 31,000; in den Inseln von Preveza 10,000; von Korfu 48,000; von Santa Maura 15,000; von Zefalonien 60,000; von Zanta 20,000; von Cerigo 9,000.

„Daß Ihr unbesonnen über die Landesregierung gesprochen habet, und von Eurer Gefahr im Gebirg von Tirano nach Brescia.“

Ich erinnerte mich dessen. Da ging Piccolomini am Tisch vorüber und sah die Madonna Sclafani's. — Er nahm das Bild, und warf es gleichgultig nach einiger Betrachtung auf die Seite.

„Gebet mir noch ein Zeichen!“ rief ich, und trat vor ihr.

„Es sei.“

„Konnet Ihr ein Wesen in die Welt hineinzaubern, wie dies?“

„Darum sollte ich nicht? — Wer hat dies Bildniß gemacht? Wie seid Ihr dazu gekommen?“

Ich sagte es ihm. — Dann fragte er: wen das Konterfei vorstelle, und wo die Person lebe, welcher es gleicht? —

„Solch eine lebte nie, oder im Reich himmlischer Seligkeit, oder in der Einbildungskraft des künstlerischen Meisters.“

„Ihr sollet einer solchen begegnen; aber auch nur begegnen. Seid Ihr dann zufrieden mit meiner Kunst, Don Bastiano?“

„Zu welcher Zeit wollet Ihr mir ein Wesen zeigen, dieser Himmlischen gleich?“

„Reiset morgen gen Peschiera,“ sagte Piccolomini, „da findet Ihr mich. Euer Wille soll erfüllt werden. Doch Mittags seid in Peschiera.“

Und daß Ihr mich bei Euch habet, verschweiget jedermann. Gute Nacht!"

Er ging davon, und hinterließ mich in unbeschreiblicher Unruhe.

Die Bildsäule.

Ich konnte nicht schlafen. Das Erdbeben, Don Alfonso's Besuch, das Gespräch, dann die Hoffnung, die Ueberirdische zu erblicken, die Besorgniß vor den Venetianern, dies Alles machte mich faß krank. So schwach und müde ich am folgenden Morgen war, fuhr ich dennoch mit Thorhammer gen Peschiera.

Der Herr von Monte-Marciano stand nach einer Viertelstunde im Wirthshause zu Peschiera vor mir. Ich mußte Thorhammern und mein Fuhrwerk zurücklassen, und in den Wagen des Piccolomini steigen. Vor dem Thore der Stadt verband er mir die Augen, unter dem Vorgeben, er wisse nicht, ob ich auch verschwiegen genug sei. Er führe mich, sagte er, auf das Landgut eines seiner Freunde.

Die Fahrt dauerte lange. Als wir ausstiegen, war es beginnende Nacht und sehr kühl. Da wir Schritte gegen uns kommen hörten, riß er mir das Band von den Augen. Ich befand mich in

einem unbekannten Hause, worin große Pracht zu herrschen schien. Der Schein der Kerzen blendete mich. Ein reichgekleideter Diener führte uns in einen Saal, wo zwei Edelleute, die schon bei Jahren sein mochten, am Kaminfeuer beisammen saßen und Früchte speiseten. — Als beide den Piccolomini erkannten, eilten sie ihm mit den Bezeugungen des Erstaunens und der Freude entgegen. Ich vernahm, daß man sich gegenseitig seit zwei Jahren nicht gesehen. Auch Piccolomini verbarg nicht, daß ihm dies Wiedersehen Freude mache. Er stellte mich ihnen als einen Freund vor, welcher die Kunst liebe, und ihr zu Gefallen aus dem deutschen Lande in die italienischen Städte gereiset sei. Dann fragte er: ob die drei florentinischen Bildsäulen noch vorhanden wären? Der älteste der Edelleute, welchen er Don Andreazzi nannte, bejahte es. Nun bat er um Erlaubniß, daß man sie mir sehen lasse. Die Herren lachten und sprachen: „Wie möget Ihr die Schonheit eines Kunstwerks beim Schein der Lampen würdigen? Gedaldet Euch bis zur morgenden Tagesbelle. Bei Nacht sieht man keine Gemälde und Bildsäulen.“

Don Alfonso aber sprach: „Es thut mir leid, denn wir dürfen bei Euch nicht übernachten; wenn die Rosse ausgeruht haben, setzen wir die

Reise fort. Doch nach vier Wochen sehen wir uns auf längere Zeit."

Als er sich nun durch kein Bitten abwendig machen ließ, befahl Andreazzi den Dienern, welche Erfrischungen für uns brachten, den Gartensaal zu erleuchten, auch das Nachtmahl zu beschleunigen. Mit großer Höflichkeit drangen unsere gefälligen Wirthe in mich, daß ich Piccolomini solle allein reisen lassen, um ihre kleine Gallerie von Kunstwerken mit Muße und am Tage zu schauen. Allein ich schlug es unter allerlei Vorwand aus. Zwar bei meiner gar großen Ermüdung wäre mir die Ruhe allhier willkommen gewesen, wenn ich nicht noch begieriger gewesen, zu erfahren, wie Piccolomini mir sein Versprechen erfüllen würde.

Nachdem wir einige Erfrischungen genossen, und über die wechselnden Gespräche ein paar Stunden vergangen waren, äusserte Piccolomini nochmals seinen Wunsch wegen der Bildsäulen, welche, wie er vorgab, ich zu sehen vor Ungeduld brenne. Ich wußte nicht, warum er mir diesen Wunsch andichtete, und achtete es für einen Vorwand, daß wir einkehren und die Rosse ausruhen lassen konnten.

Unsere Wirthe führten uns also aus dem Zimmer, eine breite Treppe hinauf, durch einen langen Korridor; dann in einen großen hellerleuchteten Saal, dessen Wände mit Gemälden behangen waren. In einer geräumigen Nische der Wand

ſtanden drei hohe, marmorne Bildſäulen, weibliche Geſtalten in Lebensgröße, die eine mit einem Anker, die andere mit einem Buch, die dritte mit einem Kranz, vorſtellend die chriſtlichen Haupttugenden, Glauben, Liebe und Hoffnung. Da ich nun an den Gemälden vorüberging, die geprieſenen Bildſäulen zu ſchauen, ſchlug mein Herz gewaltiglich. Denn der wankende ungewiſſe Schein der Lichter ſchien gleichſam den Marmor zu beleben. Nie habe ich ein größeres Meiſterwerk der Kunſt zuvor geſehen gehabt, ſo wahrhaft dünkte mich alles. An einer dieſer Statuen fehlte die Hand. Don Andreazzi verſicherte, die größten Bildhauer hätten ſich geweigert, dieſe Hand zu erſetzen, weil ſie nichts ſo Vollkommenes und Würdiges auszuführen wüßten, daß es nicht ſchändlicher zum Ganzen ſtehe, als der Fehler. Indem er dies ſprach, gähnte er überlaut, und klagte über Schläfrigkeit, vermeinend, der Weihrauch betäube ihn, den die Diener wider ſeinen Willen angezündet. In der That ſtanden wir faſt in einer Wolke von Rauch. Piccolomini aber ergriff mich bei der Hand, drückte ſie mir heimlich, und ſagte ſchnell und leiſe zu mir: „Betrachtet die Liebe!“ Damit führte er mich hart vor die Niſche der Bildſäulen.

Und wie ich da ſtand, ergriff mich ein gewaltiges Zittern, denn ich erkannte in der mittelſten Bildſäule abermals die Geſtalt der Himmliſchen,

welche ich in der Gallerie des Herzogs von Modena geſehen, und davon ich die Kopie beſaß. Sie war es ganz — ach, aber nur Stein.

„Ich verſprach Euch,“ ſagte Piccolomini, „Ihr ſolltet ihr begegnen. So habe ich denn Wort gehalten.“

Es ward mir zu Muth, als ſollten meine Sinne vergehen. Ich hätte niederſinken mögen, und der Ueberirdiſchen den Fuß küſſen. Meine Augen wurden voller Thränen. Und ich rief einmal um das andere! „Iſt es möglich! iſt es möglich!“ Da riß mich der Herr von Monte-Marciano gewaltſam an ſich, und indem er einen Hammer mit der Hand vom Tiſche nahm, fragte er: „Glaubet Ihr an die Macht des Spiritus familiaris? Ich will dieſe Bildſäulen mit dem Hammer zerſchlagen, daß die Stücke zu Boden fallen, und in einem Augenblick ſollen ſie unverſehrt wieder vor Euch ſtehen.“ — Er hob den Hammer, um alſo zu thun; aber ich hielt ſeinen Arm, rufend: „Was beginnet Ihr doch? Zeiget ein anderes, und gebet dieſem Stein Leben, ſo thuet Ihr mehr, als das.“

Er lächelte, und ſagte dann: „Es ſoll geſchehen; aber erſchrecket nicht zu ſehr.“ Damit führte er mich aus dem Saal, denn der Weihrauch betäubte uns; die andern waren ſchon voraus gegangen.

Als wir zu ihnen kamen in das vorige Zimmer,

entſchuldigten ſie ſich vielmals, uns verlaſſen zu haben, und ſchalten nur den unverſtändigen Diener.

Das Gaſtmahl.

Nach dieſem wurden wir in den Speiſeſaal geführt, wo ein runder Tiſch mit den auserleſenſten Speiſen und Weinen bereitet ſtand, alles im koſtlichſten Geſchirr. Wir ſetzen uns ſogleich, und ein munteres Geſpräch würzte dieſen Genuß des Gaumens. Ich aber glich einem Träumer, denn ich konnte die ſchöne Bildſäule nicht vergeſſen. Und als mich Don Andreazzi fragte, wie mir die drei Huldgöttinnen gefallen? ſagte ich: ich würde die Kunſt des geſammten Alterthums für ein einziges Stück von den dreien hinweggeben. Ich mochte nicht mehr ſagen, denn ich fürchtete, die Herren dürften meiner Gemüthsbewegung ſpotten.

Obgleich vier Wachskerzen auf dem Tiſch brannten war es doch nicht hell genug, denn die Kerzen brannten trübe. Über das that mir gar wohl, denn ich hatte mich vor allen verbergen und nur der Himmliſchen allein gedenken mögen. Da ſchmälte Don Andreazzi und ließ vier andere Kerzen anzünden. Aber wie dieſelben zu uns geſtellt wurden, glimmten ſie ſogleich trübe.

Indem geſchah ein ſchwerer Fall, wie es ſchien in einem Zimmer neben dem, wo wir zu Tiſche

saßen: alle fuhren erschrocken auf, aber ich blieb ruhig, denn mein Herz war wohl von ganz andern Dingen verschlungen. Als sie noch darüber sprachen, ist ein Diener gekommen, der meldete: in der Gallerie sei die mittelste der Bildsäulen von selbst umgefallen und aus der Nische hervorgestürzt. — Da warf mir der Herr von Monte-Marciano einen Blick zu, und gab mir dadurch zu erkennen, daß nun geschehe, was ich begehrt. Don Andreazzi aber, der mir gegenüber saß, war plötzlich erschrocken, und verließ seinen Sitz, um zu sehen, wie sich das Unglück zugetragen, und ob Schaden an der Statue geschehen sei. Ich bebte von innerlichem Frost, und konnte keine Speise mehr nehmen; auch fehlte mir aller Muth zum Reden.

Mittlerweile hörten wir an dem einen Ende des Speisesaals sehr schwere Tritte; und als ich die Augen dahin richtete, erblickte ich die Bildsäule der Himmlischen, und sie schritt mit langsamem Gange vorwärts. Auch Piccolomini hat sie gleich bemerkt. Aber der Freund des Don Andreazzi, dessen Name mir entfallen, schien mit Taubheit und Blindheit geschlagen zu sein; denn er hörte nichts, wiewohl der Fußboden von jedem Schritt der Bildsäule bidmete; sah auch nicht um, von wannen das Getose kam, sondern füllte meinen Becher, und ermahnte mich zum Trinken, sagend: „Die Herren Teutschen verschmähen sonst unsere

Weine nicht!“ — Allein es iſt mir alle Kraft gewichen, und obwohl mir die Zunge trocken ward, wie ein Scherben, mochte ich den Becher nicht aufheben, ſondern ich ſtarrte unaufhörlich die wandelnde Bildſäule an. Schritt um Schritt kam ſie näher, blieb am leeren Stuhl vor mir ſtehen, und obwohl ſie hart am Freunde des Don Andreazzi ſtand, bemerkte er doch ihr Daſein nicht, ſondern ſah gleich einem Blinden gleichgültig über alles hin, und ſprach luſtig lebhaft fort, und Piccolomini mußte ihm antworten. Als er bemerkte, wie ernſthaft ich geworden, ſetzte er mir nur eifriger mit Trinken zu; auch Piccolomini alſo, der mir den Becher aufdrang, ſagend: ich ſei blaß und nicht recht wohl.

Schweren Schrittes war die ſteinerne Geſtalt am Tiſch vorbei. O wie ſoll ich ausdrücken die Würde, Holdſeligkeit und ſüße Betrübniß in den Geberden dieſes ſchönen Antlitzes! Und wie ſoll ich ſagen, was meine Seele empfunden hat? Ich war fortan meiner ſelbſt unbewußt, und ſah nicht mehr, was um mich war und ſprach, ſondern allein die Himmelsgeſtalt, die mich mit Grauen, Wolluſt und Schrecken erfüllte. Ich gedachte aufzuſpringen, und die Wundergeſtalt oder das Gaukelſpiel noch einmal ſo nahe zu betrachten; doch ſind mir die Knie eingebrochen, als wären meine Sehnen zerſchnitten. Der Herr von Monte-Marciano

winkte mit gebietenden Augen, daß ich keine Bewegung mache. Und also verlor sich die Bildsäule im Hintergrunde des Speisesaals, ohne daß ich in der daselbst herrschenden Verschattung wahrnahm, wohin sie gekommen.

Bald darauf trat Don Andreazzi lachend herein, und sagte: er habe lange keinen der Diener zwingen können, mit ihm in die Gallerie zu gehen; denn die Bildsäule sei in der Gallerie umgewandelt, wie etliche versichern, die es gesehen haben wollen. Als er endlich den Herzhaftesten mit sich genommen, wäre die Bildsäule in der Nische zwischen beiden andern unverrückt auf der alten Stelle gestanden, also, daß die Diener entweder voll Weines oder Narrheit gewesen sein müßten, um sich so thörichte Dinge einzubilden. Ich aber wußte wohl, was davon zu halten sei; doch äußerte ich, wie billig, meine Gesinnungen nicht, aus Furcht vor Piccolomini, der unsere Wirthe lautlachend in ihrem Irrthum bestärkte. Der Wein machte das Gespräch lebendig, und des Scherzes und Gelächters ward kein Ende, bis um Mitternacht.

Da hörten wir den Wagen vorfahren, und wir nahmen freundlichen Abschied von Don Andreazzi; auch mußte ich diesem versprechen, wieder bei ihm einzukehren, wiewohl ich nicht wußte, wo ich mich befand. Darauf stiegen wir, der Herr

Patrizier, und buhlte wenig mehr um die Ehre, ihnen beigezählt zu werden.

Die Mehrheit der Nobili selbst war seit dem Verlust so vieler Kolonien und Inseln, seit der Abnahme des Handels und der Flotten, der alten Hilfsquellen verlustig, in Glücksumständen zurückgekommen oder verarmt. Reichthum, Einfluß und Stellen zogen sich in einen immer engern Kreis herrschaftsfähiger Familien zusammen. Es gestaltete sich, bei der Ungleichheit des Vermögens und Abhängigkeit des ärmern Adels, unvermerkt eine Oligarchie und eine feindselige Reibung zwischen den verschiedenen höhern Behörden, deren jede ihren Machtkreis ausdehnen zu müssen glaubte. Der Senat griff die Befugnisse der Räthe des Duca an; die Quarantia criminale oder das peinliche Obergericht haderte gegen den Senat; der große Rath, obwohl kraftlos, unternahm die Gewalt des Zehnerraths, und besonders der Staatsinquisitoren, zu lähmen. Gleicher Zwiespalt erwuchs zwischen Weltgeistlichkeit und Klostergeistlichkeit. Die letztere war im Besitz von 4,274,460 Dukaten jährlicher Einkünfte. Dies schien dem verarmenden Adel ungebeuer. Dennoch waren die Geistlichen nicht übermäßig reich, weil ihre Anzahl sich auf 45,773 Personen belief; eine Menge, allerdings ohne Verhältniß zu einer Bevölkerung von nur kaum drei Millionen Seelen.

von Monte-Marciano und ich, in den Wagen und fuhren nach Peschiera zurück.

Der Vertrag.

Als wir allein waren, verband mir Don Alfonso abermals die Augen, wie zuvor, da wir gekommen waren. Doch that es nicht Noth, denn der Schlaf trieb mir die Augen mit Gewalt zu, also, daß ich, nach kurzem Gespräch, wie gefühllos hinsank. Auch bin ich nicht erwacht, bis vor den Thoren des Städleins Peschiera, wo mich mein Begleiter rüttelte, und die Binde vom Gesicht nahm. Da war schon der Tag im Anbruch.

Wie ich nun die Stadt wieder sah und das Wirthshaus, und bald darauf auch den Thorthürmer, meinte ich nichts anders, als es sei alles ein Traum gewesen, was ich in vergangener Nacht gesehen. Aber Don Alfonso nahm mich auf die Seite, und sprach: „In einigen Stunden reise ich von hier wieder ab, und lasse Euch allein, Bastiano. Ihr habet die Macht des Spiritus familiaris erfahren. Bei Euch steht es nun, ihn zu erhalten, und mich wieder zu sehen."

„War also doch kein Traum noch Blendwerk, was ich erfahren?" rief ich.

„Es sind nur Kleinigkeiten gewesen, die ich Euch zeigte. Bedenket Euch, was Ihr nun beginnen wollt."

„Es iſt ſchon ſo gut als bedacht. Ich will mit dem Feuergeiſt dienen dreimal ſieben Monden, ſieben Wochen, ſieben Tage. Aber wie verſchaffe ich mir den Feuergeiſt?“

„Das werdet Ihr ſeiner Zeit vernehmen. Jetzt bezehre ich von Euch drei Dinge, ohne die Ihr ſelbſt den Feuergeiſt nicht gewinnet. Dieſe drei ſind: Verſchwiegenheit, Aufrichtigkeit des Herzens, und Selbſtverläugnung. Wollet Ihr die gewähren?“

Als ich zugeſagt hatte, fuhr er fort: „So machet eure Prüfung. Ihr ſollet ſchweigen gegen Jedermann von dem, was Euch widerfahren iſt, wie von dem, was Ihr ſuchet. Ein Wort raubt Euch alles. Dann ſollet Ihr mir angeben, wie viel Ihr Gelder erheben konnet; doch tauſend Goldſtücke müſſet Ihr bereit halten, ſie dem zu geben, der Euch das Geheimniß des Feuergeiſtes verkaufen wird.“

Ich erſchrack und ſprach: „Soviel Geldes habe ich nicht; weiß es auch nicht zu ſchaffen vor zwei Monaten.“ Er zuckte die Achſeln und ſagte: „Am erſten Tag des Maien findet Ihr mich hier wieder, Baſtiano. Waret Ihr bis dahin verſchwiegen, und habet Ihr die Summe aufgetrieben, ſo kommet gen Peſchiera, mich aus dieſem Hauſe abzuholen. Alles andere wird ſich dann finden. Doch ſage ich Euch, daß Ihr nicht ſo bald nach Verona zurückkommen werdet, ſintemal Euch andere Dinge zu

thun aufgehoben sind. Ihr werdet hinaus gehen ins Feld, und Euch als ein tapferer Kavalier im Krieg herumtummeln, und lustiges Leben führen zwischen Leid und Freud."

Darauf versprach ich ihm, nach Haus zu schreiben wegen der großen Geldsumme, und sollte ich dieselbe bis zur bemeldeten Frist empfahen, mich gehorsam in Peschiera einzustellen, und das Uebrige zu erwarten.

Also verabredeten wir alles mit einander; darauf schied er von mir, und wie er hoffte, auf Wiedersehen. Ich begab mich aber mit Thorheimer nach Verona, und schrieb sogleich den glücklichen Erfolg meiner Bemühungen nach Teutschland, mit inständigem Verlangen, die nothwendige Geldsumme vor dem ersten Tag des Maien zu erhalten, wenn nicht alles verloren sein solle.

In Verona hatte niemand meine Abwesenheit bemerkt. Auch stellte ich mich gegen Bevilacqua und alle meine Freunde, als sei nichts vorgefallen.

Ich vertrieb mir die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art, woran es nicht fehlte. Auch hatte ich kein Unglück bei den Weibern, denn sie haben die Teutschen gern, und glauben, der Teutsche sei treuer als der Welsche. Doch hutete ich mich wohl vor der Donna Mathilde, des Gbristiers Gemahlin, wiewohl sie keine Anlockungen sparte. Denn Don

Alfonso hatte mir wahr gesprochen, und nicht vergeblich gewarnt, wie ich nachher erfuhr.

Als nun die schöne Jahrszeit anrückte, ward mir bange, ich sei vom alten Welzer vergessen worden. Denn es kam weder Brief noch Geld. Auch rüstete sich Bevilacqua zur Reise nach Rom, und bat mich inständiglich, ihn zu begleiten. Aber ich blieb unter allerlei Vorwand in Verona zurück, und er reiste allein dahin ab; jedoch gab ich das Versprechen, ihn dort aufzusuchen, wenn mich der Weg durchführe, denn ich wurde eine große Reise durch Italien während der Sommerszeit thun.

Ein Mord.

Am siebenundzwanzigsten Tag des April hatte ich großes Glück und Unglück zugleich. Denn an diesem Tage empfing ich einen großen Brief mit Wechseln und Anweisungen Geld zu erheben, mehr als ich vonnöthen hatte. Der alte Graf war ob dem Wohlgelingen meiner Nachsuchung hocherfreut; doch gebot er mir, zu trachten, den Spiritus familiaris truber zu Handen zu bekommen, als im Vertrag mit Don Alfonso ausgemacht war, und sollte es auch noch einmal so viel kosten.

Da rief ich Oberheimern, und gab ihm Befehl, alles zur Abreise zu rüsten; gab ihm Geld, unsere Schulden zu tilgen, und noch mehr, um

sich gütlich zu thun. Denn ich war ausser mir vor Freuden, also nahe am Ziel zu sein und dem Herrn von Monte-Marciano Wort halten zu können.

Darauf eilte ich, Abschied von meinen veronesischen Freunden zu nehmen, und ging auch hinaus vor das Thor, wo Don Ghiliert ein feines Landgut besaß, um ihm und seiner schönen Frau Lebewohl zu sagen. Als ich dahin kam, führte mich eine Magd zu ihrer Frau; denn der Herr war nicht anwesend. Wie ich nun mit Donna Mathilde allein war, und ich ihr sagte, daß ich Verona zu verlassen gedächte, konnte sie ihre Bestürzung nicht verbergen, und der Glanz ihrer Augen erlosch in Thränen. Ich gerieth in große Bangigkeit, da ich die schöne Frau weinen sah. Und als sie ihrem Schmerz Gewalt anthat, und mich durch die Thränen anblickte, indem sie lächelte und mir die Hand bot, ward mein ganzes Herz innig bewegt; denn sie war der Madonna des Meister Sclosani fast ähnlich worden. Auch hätte ich den jeden mögen, der hier widerfunden hätte. Ich bog mein Knie und küßte ehrerbietig die feine Hand.

Darauf sprach sie: „Don Bastiano, Ihr habet diese Thränen nicht verdient: denn Ihr liebet mich nicht, und scheidet mit Freuden aus Verona. Aber ich kann es nicht ändern. Gott und die Heiligen wollen Euch geleiten."

„Ich scheide nicht mit Freuden," antwortete

ich, „und am wenigsten von Euch, holdselige Frau; aber meines Bleibens kann nicht in Verona sein; und es ist meine Heimath fern von hier. Darum, weil ich doch muß, wenn auch nicht mit Lust und Willen, vergönnet, daß ich mich Euerm Angedenken empfehle."

Sie hob mich auf, und sprach: „So gehet denn. Ihr habet hier nichts verloren. Euer Andenken ist nur allzuwohl verwahrt; möchte also das meinige in Eurer Brust sein. Aber ihr Männer ohne Herz und Freundschaft gehet kalt wie Salamander durch die Gluten, in denen die Frauen vergehen. Hinterlasset mir nur das Wort, mich noch einmal zu sehen, bevor Ihr aus Italien ziehet."

Ich gab ihr das Wort, und sie verlangte ein Unterpfand, und schnitt mir mit der Scheere eine Haarlocke vom Haupt. Da verlor sie das Weinen, und sah mich mit flammenden Augen an, daß es mir tief in die Seele fuhr, und sprach: „O könnte ich doch, wie dies gelbe Haar, Euch Alles rauben und nehmen, dies Gold, diese blauen Augen, diesen Mund, diese Geberden, diese Seele; Euch häßlich machen, daß Jede vor Euch flöhe, ich würde Euch doch lieb haben." Und mit diesen Worten legte sie sich leise weinend an meine Brust.

Es that mir recht im Herzensgrund weh; ich hielt sie fest in meinem Arm; da ward sie stumm

und still, und hatte die schwarzen Augen sanft geschlossen. Sie seufzte wieder und sprach: Könnte ich nur sterben! — Dann stieß sie mich zurück, und sagte: Geh, schöner Verräther, und brich mir das Herz.

Da vergaß ich alle meine Gelübde, meine Vorsätze, den Spiritus familiaris und Sclafont's Heilige; ich ward zur Feuerflamme, und schwur: Ich gehe nicht: Das schwur ich bei allen Heiligen, und nahm die Donna Mathilde gewaltsam in meinen Arm, und wiederholte ihr den Schwur.

Indem ging die Thur auf, und es geschah zu gleicher Zeit ein Musketenschuß, daß das Fenster, an dem wir standen, zersplitterte. Don Ghisslieri stand an der Thur, bleich wie ein Gespenst, mit hellfunkelnden Augen.

„Ungeheuer!“ schrie ihm Donna Mathilde entgegen, „willst du auch diesen ermorden, so ermorde mich denn zuvor.“

„Ha, Vermaledeite,“ schrie Don Ghisslieri, „fehlt die Kugel, trift ihn das Eisen.“ Damit hat er die Buchse zur Erde geworfen, und den Degen gezogen, um mich zu übermannen. Ich trat ihm aber mit gezucktem Degen entgegen, und rief: Don Ghisslieri, mäßiget Eure Wuth; denn ich schwöre Euch, es ist nichts Unerlaubtes geschehen. Ich komme Valet zu sagen, und werde Verona nicht wiedersehen. Donna Mathilde ist

die Edelste und Reinste ihres Geschlechts, und Ihr seid ein wahnsinniger Mörder."

Da er abermmersort auf mich eindrang, und Donna Mathilde mit ihren Armen mich hinderte, warf ich sie zurück, und wehrte mich tapfer. Der Unglückselige sah im Zorn nicht was er that, und lief blindlings in meinen Degen, indem er mich zu durchbohren gedachte. Als er in seinem Blute kläglich niederstürzte, schrie Donna Mathilde aus Leibeskräften um Hulfe. Dann kamen ihre Mägde und Diener, die Diener aber alle bewaffnet; einige derselben hoben ihren Herrn auf, und trugen ihn hinaus. Da hörte ich ihn sagen: „Laßt ihn nicht entwischen."

Ich ward plötzlich rücklings zu Boden gerissen; andere knieten auf mich nieder und entrissen mir den blutigen Degen. Donna Mathilde fuhr mit entsetzlichem Geschrei durch das Gemach, und wollte es wehren, daß man mich nicht bände. Aber sie banden mir dennoch Hände und Fuße, daß ich ganz in ihrer Gewalt war, und trugen mich hinaus in ein finsteres Kämmerlein, wo ich viele Stunden auf einem harten Bett liegen blieb.

Da hatte ich Zeit, mein Schicksal zu überlegen, welches jetzt anfing, mich zu verfolgen; und ich empfahl mich Gott und den lieben Heiligen,

und bereuete alle meine Sünden von Herzensgrund. *)

Als es schon dunkle Nacht geworden, brachte man mir Trank und Speise, löste meine Bande und sagte, ich sei ein Gefangener und müsse vor Gericht; denn Don Gbtilliori sei nach einer halben Stunde Todes verblichen, und ich als Mörder desselben angeklagt. Darauf legten sie mir eine Kette an Hand und Fuß, fuhrten mich hinaus in einen Wagen, und brachten mich zur Stadt in ein Gefängniß. Neben dem Wagen gingen mehrere bewaffnete Gerichtsknechte.

Der Tag zu Pescheira.

Der Kerkermeister war ein harter und unbeweglicher Mann, denn er gestattete mir nicht, weder den Thorhaimer zu sehen, noch demselben zu schreiben; doch vertrat er mir, daß wenn das Urtheil über mich aufgefällt sein würde, solle ich sprechen, wen ich wolle, auch Geräth empfangen, meinen Verwandten zu schreiben. Bis dahin solle ich mich ruhig verhalten, und meine Seele vorbereiten, denn ich werde schrecklich mit dem Leben

*) Hier folgen im Original einige andächtige Betrachtungen mit Gebeten untermischt, die gegen das Vorhergehende wunderlich genug stechen.

ertkommen, da die ganze Familie des Don Ghiſlieri meine Hinrichtung verlangen muſs.

Dieſer Zuſpruch erfüllte mich mit groſsem Schrecken; denn ich kannte die Macht der Familie Ghiſlieri und die Strenge der Geſetze bei den Venetianern. Zudem hatte ich keinen, der ſich meiner erbarmen konnte, als Thorhaimer, oder höchſtens Donna Mathilde. Allein ich durfte auf jenen nicht hoffen, und noch minder, daſs die letztere ſich für den Mörder ihres Gemahls verwenden werde. Auch iſt es von beiden nicht geſchehen.

Die erſte Nacht im Kerker verfloſs mir langſam unter Kummer und Schrecken, und ich konnte kein Auge ſchlieſsen. Um die Mitternachtsſtunde hörte ich von Zeit zu Zeit an die Hauptſchloſs der Kerkerthür rütteln; oder Fuſstritte neben mir hin gehen; oder ein ſtilles Seufzen neben mir, wie eines Menſchen, der ſterben will. Beſtändig war mir Don Ghiſlieris blutiger Leib vor dem Geſicht, und ich konnte es nicht wegwiſchen. Ich brachte darauf die Nacht im Gebet zu, und erwartete mit Ungeduld das Tageslicht.

Am andern Morgen fragte ich den Kerkermeiſter, ob er vor der Thür geweſen in der Nacht, und von wannen das ängſtliche Seufzen möge zu mir gedrungen ſein? Er ſchüttelte den Kopf und ſprach: er ſei nie vor der Thür geweſen und niemand. Doch ſollte ich nicht ſagen, denn es iſt

Schon dieſe innern Händel und Spannungen, welche auf groſse Abänderungen der öffentlichen Einrichtung hinzielten, verriethen eine tiefempfundene Unbehaglichkeit der patrizischen Mehrheit. Armuth, Schlaffheit der Grundſätze und Verderbtheit der Sitten gaben den Gährungsſtoff, welcher früher oder ſpäter Auflöſung oder Verwandlung des Ganzen herbeiführen mußte.

10.

Stürme, die dem Untergange vorangehen.

So war das Innere Venedigs, als (im Jahr 1789) die ſtaatsthümlichen Einrichtungen Frankreichs durch Noth des dortigen Volks, durch Widerſpruch beſtehender Ordnungen mit Bedürfniſſen und Einſichten der Nation, durch hartnäckige Selbſtſucht der Geiſtlichkeit und des Adels, durch Zerrüttung des öffentlichen Haushalts und durch Mißgriffe einer übelgeleiteten Regierung ſich aufzulöſen begannen, und bald unter ſtürmiſchen Erſchütterungen gänzlich zuſammenbrachen. Der ganze Welttheil gerieth in Bewegung.

Antonio Capello, damaliger venediſcher Geſandter zu Paris, wachſam über die Ereigniſſe der Zeit, mahnte ſeine Regierung, aus ihrer Sicherheit hervorzugehen, ſich auf auſſerordentliche

noch keinem Leides in diesem Gemach widerfahren, wiewohl alle geklagt hätten, die vor mir darin gewesen. Dies nächtliche Uebel sei entstanden, seit der Bergamasker Ruggieri sich darin mit eigener Hand erdrosselt habe. Dieser Ruggieri hatte einen Mönch erschlagen und die Kirche zu Marostica beraubt.

Da bat ich ihn, er möge mir ein anderes Gemach geben; er aber weigerte es und ließ mich wieder allein.

So verging ein Tag nach dem andern; und ich erwartete immer, vor das Gericht gestellt zu werden. Allein erst am dritten Tag erfuhr ich, daß die Richter nicht versammelt wären um der Ferien willen, und ich mein Schicksal in Geduld erwarten müsse. Das brachte mich in große Betrübnis, denn ich wünschte zuletzt lieber den Tod, als in diesem Aufenthalt länger zu leben. In jeder Nacht vernahm ich das ängstliche Geräusch und Seufzen, und ich glaubte oft einen äußern Schatten in dem Gefängniß auf und ab wandeln zu sehen, daß es mir die Haare bergan trieb.

Am allertraurigsten ging ich die Nacht vor dem ersten Tag des Maien an, sintemal der Kerkermeister mir gesagt, ich werde an diesem Tage vor das Gericht gestellt werden, Rede und Antwort zu geben. Nun erwartete mich Don Alfonso Piccolomini in gleicher Zeit zu Peschiera, mit den

Feuergeist zu schaffen. Ich warf mich auf die Knie und weinte und betete zu allen Heiligen. Da zog ich auch das Madonnenbild von Sclafani hervor, und warf mich vor ihm nieder, und flehte mit Inbrunst um Erlösung und Gnade: denn ich war mir bewußt, Don Gisilieri's Leben nicht muthwilligerweis geraubt zu haben. Da ward mir wunderbar aller Schmerz gestillt, und ich stand freudiglich von den Knien auf, und that das heilige Bild wieder an meine Brust. Auch schlief ich sanft ein, wie ich noch in keiner Nacht geschlafen hatte.

Jedoch um Mitternacht erwachte ich wieder; denn es ließ sich abermals ein seltsames Getös neben mir hören. Ich horchte, und vernahm mit Entsetzen aus der großen Stille das Seufzen des Sterbenden. Da empfahl ich mich Gott und der heiligen Jungfrau und der Madonna Sclafani's; dann schloß ich die Augen. Doch nicht lange. Es berührte Jemand meinen Fuß, und eine unbekannte Stimme rief: „Don Bastiano her!" und ein Hund brummte und bellte vor meines Kerkers Thür. Da ward es wieder still. Aber ich fuhr mit großem Entsetzen vom Lager auf.

Da ich nun um mich her sah, erblickte ich am Fußboden in der Mauer ein Loch, und eine menschliche Gestalt kam dadurch hervor, sagend: „Don Bastiano her, Ihr seid frei. Schlüssel durch

mir nach.“ Das däuchtete mir eine süße Muße; und ich legte mich auf den Erdboden, und kroch rücklings mit den Füßen voran durch das Loch. Als mich aber der enge Raum und die Kette hinderten, mich weiter zu bewegen, ward ich mit Gewalt bei den Füßen herausgezogen. Da stand ich auf einer hohen, zerfallenen Mauer, neben einem runden Thürmlein, worin mein Gemach gewesen. Und ein starker Mann lüpfte einen viereckten Stein in das Loch der Thurmwand, und setzte es mit andern behauenen Steinen zu, wie es zuvor gewesen. Dann schlang er mir ein Seil um den Leib, band es fest und sagte: ich solle von der Mauer steigen und mich auf ihn verlaßen. Das that ich auch. So ließ er mich zur Erde. Wie ich den Boden berührte, empfing mich ein Anderer, der mich nahm und das Seil löste. Nachdem er mich durch einige kleine Krautgarten geführt, kamen wir auf die Landstraße zu einer Kapelle, wo zwei Roße angebunden standen. Er leitete mich in die Kapelle; da leuchte er mir beim Schein der heiligen Ampel die Kette mit leichter Müh von Hand und Fuß, und deutete, ich solle eines von den Roßen besteigen, welches auch geschah.

Nun jagten wir die Landstraße entlang bei Sternenlicht; er voran, ich nach. Ich dankte Gott und der heiligen Jungfrau in meinem Herzen für die gnädige Erhorung meiner Bitte, und

sobald mein Befreier langsamer zu reiten anfing, machte ich mich zu ihm, und sprach: „Ei Lieber, Ihr habet mich aus großer Noth gelöst; wer seid Ihr, oder wer sendet Euch? und wem muß ich für meine Errettung danken?“ Er aber winkte mir blos mit der Hand, ihm zu folgen, und gab dem Gaul die Sporen in beide Seiten.

So habe ich mich in derselben Nacht oft an ihn gemacht, und um die gleiche Frage gethan; er aber hat mir niemals Bescheid gegeben, sondern mir wie das erstemal gewinkt, und schärfer geritten. Als ich ihm nun keine Rede abgewinnen konnte, stellte ich meine Neugier zufrieden, und folgte ihm nach, ohne zu wissen, wohin. Ich aber war so wohlgemuth, wie seit langer Zeit nie, und hätte singen mögen und jauchzen. Die Nacht war lieblich warm, und die ganze Luft vom Duft der wohlriechenden Blumen gewürzt.

Wie die Sterne über uns zu erbleichen anfingen, und zu unserer Rechten die Gebirgsgipfel hell wurden, verdoppelte mein unbekannter Erlöser seine Eil, bis wir ein Wäldlein von Eichen hinter einem Dorfe erreicht hatten. Da ritt er langsamer, und kam zu mir, und deutete, ich solle voran, wie ich auch that. Da ich ihn aber weder neben noch hinter mir ferner hörte, sah ich mich nach ihm um, und er war verschwunden. Ich wartete lange, und meinte, er werde wo verweilt ha-

ben, und noch kommen; ritt auch deshalb eine Strecke Weges zurück. Allein mein Harren blieb eitel; darum setzte ich meine Straße fort, und war nur auf eigene Sicherheit bedacht. Doch ging es von nun an langsam, denn das Roß war sehr ermüdet.

Mit Tagesanbruch ward ich eine Stadt gewahr, die vor mir lag, und als ich näher kam, sahe ich, daß es Peschiera war. Da schlug mein Herz hoch von Freuden, denn ich gedachte sogleich, es sei der erste Tag des Maien, und der Herr von Monte-Marciano da.

Auch hatte ich nicht geirrt. Denn wie ich zum Wirthshaus kam, und in ein Zimmer geführt ward, trat mir Don Alfon'o in Schlafkleidern entgegen, sprechend: „Willkommen, Don Bastiano, Ihr habet schon einen scharfen Ritt gethan; aber auch ich bin diese Nacht erst von Mailand gekommen. Ich gebe mich anzukleiden, denn für Euch ist hier kein Säumens. In dieser Stunde tritt der Kerkermeister in Euer Gefängniß, und da er Euch nicht findet, bringt er Verona in Aufruhr. Zum Glück ist Donna Mathilde in einem Kloster; auf sie fällt also kein Verdacht wegen Eurer Flucht. Ihr sehet denn also, daß ein Spiritus familiaris kein gemeines Ding sei, weil wir auch unserm Freunden Beistand leisten können. Schicket Euch nun zur weitern Reise an."

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm, daß er mein nicht vergessen, und fragte, ob er mir den Feuergeist geben würde, wie er versprochen; die Geldsumme sei dafür in Bereitschaft. Er schlug das Geld aus, und sagte, er habe nichts zu verkaufen; er wolle mich aber zu dem Manne führen, der mir ihn ablassen wolle. Dann gebot er mir, meine Kleider zu ändern, auf daß ich nicht durch sie den Venetianern verrathen würde. Bei diesen Worten führte er mich aus dem Zimmer, weil der Wirth herein kam, und brachte mich in das Gemach, wo er geschlafen hatte.

Da kam Thorhaimer mit Freudengeschrei gegen mich und fiel vor mir auf die Knie und küßte meine Hände, indem er vor Freuden laut weinte. „Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, denn hier erwarte ich Euch schon seit zwei Tagen, und ich verzweifelte fast." So sprach er. Und da uns Don Alfonso allein ließ, erfuhr ich von Thorhaimern, wie desselben Abends, da ich Don Ghisilieri erstochen, ein fremder Mensch zu ihm gekommen, der ihm in meinem Namen befohlen, eilfertig alle Habschaft aufzupacken und gen Peschiera zu flüchten, wohin auch ich zum ersten Tag des Maien kommen und ihn abholen werde. Er habe demnach mit großer Furcht und Bangigkeit gefolget, wie ich befohlen, und Tag und Nacht für mich gebetet.

Diese Rede Thorhaimers machte mir allerlei

Gedanken. Doch ließ ich ihn bei seinem Irrthum und sagte gar nicht, was ich vermuthete, sondern sprach nur: „Du hast wohl gethan, Thorhaimer.“

Nach diesem ist Don Alfonso wieder hereingetreten, mit Kleidern aller Art, und einer kleinen Salbenbüchse. Er gebot mir, mein Haar mit der Salbe zu schwärzen, und die Kleider anzulegen, die er gebracht. Ich gehorchte denn auch, und schien mir in der Kleidung ein ganz anderer Mensch zu sein. Es war aber ein grüner Wamms, roth bukchbrochen, ein scharlachfarbenes Leiblein mit goldenen Nesseln, und ein Birctlein mit schwarzen Federn. Auch färbte ich mir Haupthaar, Bart und Augenbraunen.

So ritten wir nach wenigen Stunden wieder von Peschiera aus, hinter dem Herrn von Monte-Marciano her, als wären wir seine Leibknechte oder Reisige, die er geworben.

Die Einsiedelei.

Wir ritten aber den ganzen Tag, ohne Aufhören, und hielten nur an, wenn wir unsern Rossen Zeit gönnen mußten zum Futter. Des Abends kehrten wir in ein einsam gelegenes Berghäuslein neben einem Wald ein, wo uns der Bauer mit schlechtem Wein und grober Reiskost bewirthete. Auch mußten wir drei neben einander

auf Strohlager ſchlafen, weil kein Bett vorhanden. Aber ich that einen ſüßen Schlaf nichts deſto minder, und vergaß alles überſtandene Ungemach. O guldene Freiheit, wie werth biſt du!

Am andern Tag ſetzten wir unſere Reiſe gar gemächlich fort, dem appeninischen Gebirg entgegen, und hielt uns niemand auf und an. Aber wir weilten in keiner Stadt, ſondern Don Alfonſo umging ſie jedesmal. Am Abend des dritten Tags blieben wir in einem Dorfe, am Ufer eines großen Fluſſes gelegen. Da vernahm ich mit Erſtaunen, dies ſei der Po, welchen wir doch ſchon den Tag vorher hatten hinter uns liegen gelaſſen. Ich hatte alſo nicht darauf geachtet, daß wir auf unſerm Weg einen großen Kreis beſchrieben.

Don Alfonſo verließ uns hier, und kam erſt in der Nacht ſpät zurück. Wie Thorhaimer des Morgens die Pferde ruſtete, ſagte Don Alfonſo, es ſei nicht vonnöthen; wir würden dieſen Tag hier verweilen, um den armen Thieren Ruhe zu laſſen. Das war dem guten Thorhaimer gar recht. Ich erfuhr aber ein anderes, nämlich, daß ich nahe daran ſei, den Feuergeiſt zu erhalten.

Nachdem wir uns mit Speiſe erquickt, ſagte der Piccolomini, er wolle mich zum Zeitvertreib in der Gegend herumführen, und da er mich allein hatte, ſagte er: „Nehmet die Geldſumme, und folget mir, Don Baſiano, wir ſind am Ziel.“

Ich zeigte ihm die Summe in Wechselbriefen auf Genua und Venedig. Da er die Papiere gelesen, sagte er mit zufriedenem Angesicht, es gefalle ihm wohl; ich solle alles zu mir thun.

So gingen wir fort, bis wir zu einem Walde kamen, in welchen wir hinein mußten. Don Alfonso wußte guten Bescheid, denn die Wege waren schlecht, oft gar unkenntlich. Endlich kamen wir in ein dichtes Gebüsch, und erblickten hohe verfallene Mauern, wie von einem ehemals hier gestandenen Kloster. Neben den Trümmern und einer Felswand war ein sauberes kleines Haus, darauf ein Kreuz; unfern eine Kapelle.

Als Piccolomini an die Hausthüre gepocht, ward uns dieselbe von einem alten Walddruder geöffnet, der uns hinein ließ. Der Walddruder war von gar ehrwürdigem Ansehen, und hatte eine aufrechte, majestätische Gestalt, und raschen Gang, wie man von seinem hohen Alter nicht hatte erwarten sollen. Da sagte ihm Don Alfonso sein Begehren, wie ich den Feuergeist verlange und dafur zahlen würde, was er fordern möge.

„Ich bin von Euern Wunschen unterrichtet," sagte der Walddruder zu mir, „und will Eurer Bitte nicht entgegen sein. Gehet in die Kapelle und leget die Kaufsumme auf den Altar; dann verrichtet Euer Gebet daselbst, und kommet wieder, wenn ihr die Glocke läuten horet."

Ich that auch, wie er mich geheißen: ging in die Kapelle, legte die Summe auf den Altar, und verrichtete mit bußfertigem Sinn meine Andacht. Da erscholl in der Kapelle ein entsetzliches Gebrüll, welches weder mit eines Menschen noch eines wilden Thieres Stimme zu vergleichen war. Es erschütterte mich durch Mark und Bein. Aber da die Glocke nicht läutete, blieb ich vor dem Altar, und dachte, es könne mir auf so geheiligter Stätte der böse Feind nichts anhaben. Auch geschah nichts weiter; doch grausete mir.

Endlich tonte das Glöcklein über der Kapelle und ich ging hinaus. Der Waldbruder erwartete mich an der Thür seiner Klause, und nahm mich bei der Hand. Wir gingen in die verfallenen Klostermauern. Da führte er mich in eine Zelle, die noch ziemlich wohl erhalten war. Darin stand Piccolomini mit entblößtem Degen. Ein blauer Teppich hing im Hintergrunde der Zelle von der Wand herab. Gegen diesen Teppich stellte mich der Einsiedler; vor mir ein Rauchgefäß, welches Wohlgerüche dampfte. Keiner redete. Der Einsiedler und Piccolomini sprachen nur durch Zeichen. Auch mir ward gedeutet zu schweigen.

Darauf sind die Beiden vor mir stehend zum Rauchgefäß getreten, und haben jeder ein krystallenes Fläschchen hervorgezogen aus dem Wamms und Busen, und solches in die Wolken des Weih-

Erſcheinungen gefaßt zu machen, und nicht länger zu glauben, daß ſie eines beheglichen Friedens genieſſen werde, wenn das geſammte Europa in einen ungeheuern Krieg geſtürzt würde.

In ruhigen Alltagszeiten können die alltäglichſten Menſchen, wenn Herkunft oder Vermögen ihren blöden Verſtand unterſtützen, für ganz vorzüglich gelten und ſich ſelbſt dafür halten; eben ſo können Regierungen in gewöhnlichen Zeiten mit einem Schein von Weisheit und Kraft und Würde glänzen, weil das einmal aufgezogene Uhrwerk des Staats von ſelbſt läuft. Schmeichelei oder Eigenliebe halten das für Kunſt des Steuermanns, was Wind und Wellen von ſelbſt thun. Aber im Sturm erſt wird des Mannes Werth am Ruder offenbar.

Die venediſche Regierung hatte noch das alte Vorurtheil Europens für ſich; ſie ſelbſt aber beſaß noch ein größeres von ihrer Vortrefflichkeit. Die Zeit der Prüfung erſchien und enttäuſchte ſie und alle Welt. Man führte noch große Namen aus der Vorzeit und große Worte aus der Gegenwart, aber nur für beſchränkte Anſichten und kleinliche Intereſſen. Nach einem ſiebenzigjährigen Frieden fühlte man keine Kraft oder Luſt in ſich, bequemliche Ruhe gegen wagende Thätigkeit zu vertauſchen. Die bisherige Gleichgültigkeit gegen das Kriegsweſen blieb, wie ſie war, wenn ſchon der

rauchs gestreckt. In gleicher Zeit geschah ein ungeheurer Fall, daß die ganze Erde zitterte und der Kalk von den Wänden der Zelle lief. Es war eine alte Mauer, welche unweit der Zelle gestanden, und nun zusammengestürzt war, daß der Staub hoch ging und die Luft verfinsterte. Piccolomini und der Einsiedler blieben dabei gar gelassen, als sei nichts geschehen. Mir ward dabei nicht wohl, denn ich meinte, die Zelle könne über uns zusammenstürzen. Doch ließ ichs nicht verspüren.

Nach einiger Weile sind die Beiden abermals zum Rauchgefäß gegangen, und haben ihre Fläschlein darüber gehalten. Da geschah hinter mir ein entsetzliches Gebrüll, wie von einem Unthier; auch merkte ich ein Schnauben und Wehen im Nacken. Es war dies Gebrüll, wie es mich schon in der Kapelle vor dem Altar geschreckt hatte. Weil aber der Einsiedler, desgleichen Don Alfonso gar ruhig verblieben, mochte ich auch weder Angst noch Neugier verrathen, wiewohl mir insgeheim das Herz bebte. Ich vermuthete wohl, man wolle meine Unerschrockenheit erproben, oder der Feuergeist scheue sich, in meinen Dienst zu gehen.

Als die Beiden ihre Fläschlein zum dritten Male in den Rauch stießen, hat es mich hinten am Wamms gefaßt von der Erde in die Höhe gezogen, und dreimal gewaltig gerüttelt, wie einem

Kindlein ein ſtarker Mannsarm war. Ich griff vergeblich nach meinem Schwerd, dieweil ich vermeinte, ich ſchwebe in Gefahr — aber ich war wehrlos. Doch ward ich alsbald gemach zu Boden gelaſſen. Darauf wandte ich mich um, und ſah mit Grauſen unter dem blauen Teppich hervorgegangen einen Elephanten, der den Rüſſel vor mir ſenkte, dann ihn wieder gegen mich ſtreckte mit einem Flaſchlein von Krißall, gleichwie der Einſiedler und Piccolomini hatten.

Da winkte dieſer mir freundlich, es dem Elephanten abzunehmen, welches ich ſofort that. Darauf ergriffen mich beide und riſſen mich mit großer Eile aus der Zelle nach der Klauſe, wo wir noch lange das Geſchrei der Beſtie hörten.

Andeutungen.

Wie wir nun allein waren, ſind wir um einen ſchlechten Tiſch geſeſſen, auf holzernen Bänklein. Ueber dem Tiſch war das allerköſtlichſte Linnen mit goldenen Franzen ausgebreitet; darauf ſtanden die lieblichſten Gerichte in goldenen und ſilbernen Schüſſeln, wie man nur bei großen Fürſten ſieht. Auch die Becher waren von ſchwerem Gold, und der Wein gleich Oel und Feuer, als ich noch keinen getrunken habe.

Wie wir nun beiſammen ſpeiſeten, belobte der

Einsiedler höchlich mein herzhaftes Wesen, und sprach mir zu, fortan nichts mehr zu fürchten, da ich den Feuergeist im Fläschlein hätte. Dies Fläschlein aber war ohne alle Oeffnung, mit seltener Kunst gemacht, und darin nichts, als ein goldgelber Staub, worüber es schwebte, wie ein beweglich Rauchwölklein. Dann sagte er mir, ich müsse es sorgfältig verwahren und nie von meinem Leibe lassen; denn so lange ich es auf mir trage, werde mir nichts schaden, und in der Gefahr, worin zehntausend untergehen, würde ich allein schadlos davon kommen müssen.

Darüber war ich gar erfreut; auch habe ich empfunden, von dem Augenblick, als ich es getragen, daß alle Bangigkeit aus mir gewichen war, und ich neues Leben und neuen Muth gehabt, wie nie zuvor. Eben so hat sich erwahrt, daß mir kein Uebel hat weh thun können, und alles, was mir zugestoßen ist, verlor seine Macht an mir, wie ich erzählen werde. In den vielen Gefechten, die ich bestanden, hat mir weder die Schärfe des Schwerds, noch die Lanze, noch das Geschoß eine Wunde zufügen mögen, daher ich oft tollkühn in alle Gefahr gegangen bin, ohne Schaden.

Die einzige Gefahr, die mir drohe, sprach der Einsiedler, sei, daß ich meines Kleinods verlustig ginge durch eigene Fahrlässigkeit, oder durch Feindes Gewalt in Gefangenschaft. Darum solle ich un-

verzagt sein in allem Kampf, und nicht den Tod scheuen, wohl aber Ergebung. Wenn ich dreimal sieben Monate, sieben Wochen, sieben Tage um den Spiritus familiaris gedient, könne er mir nicht entgehen.

Als ich nun fragte, wie ich dienen solle? erwiederte Piccolomini: mit mir gegen des Papstes Tyrannei, und für Herstellung römischer Freiheit. Papst Sixtus habe grose Gewalt gehabt an Edeln und Unedeln; mit seinem Geiz die Güter der Kirche verschlungen; und getrachtet nach Gut und Leben, wenn einer noch habe. Wer aber wider ihn rede, werde verbannt, also, daß Italien voller Unglücklichen sei, alle von guten Häusern und Stammen die nicht wissen, wohin ihr Haupt legen. Es seien mehr denn tausend dergleichen Verbannte, welche trostlos umherirren, und sich ihr Leben mit dem Schwerd in der Faust schirmen. Darum müsse des Papstes Grausamkeit gezähmt und sein Hochmuth gebeugt werden, daß er nicht ganz Welschland verzehre.

Auf dieses sprach mir der Einsiedler zu, daß ich Piccolomini nicht verlassen solle; dieser werde mich nach vollendeter Dienstzeit auf den Berg Ostensara führen, wo ich den Spiritus familiaris erblicken und empfangen würde. Dann möge ich mit demselben nach Deutschland heimziehen, und

in Fülle leben, gleich einem großen Fürsten. Doch, fügte der Einsiedler hinzu, wird es Euch darum keine Noth thun, sondern Ihr werdet allen Reichthum und Glanz verschmähen um der Freude willen, die Ihr sodann genießen könnt. Worin diese besteht, kann ich Euch nicht offenbaren, weil sich dem Tauben die wunderbare Macht der Musik verschließt, und der Blindgeborne die Pracht der Farben nicht erkennt, von der man ihm reden mochte.

Als ich nun gelobte, zu thun, was mir Piccolomini heißen werde, gebot mir der Alte, den Feuergeist auf den Altar der Kapelle zu legen und mit darauf gelegter Hand mein Gelübd zu betheuern. Wir begaben uns also nochmals in die Kapelle, wo ich einen schweren Eid ablegte. Nachdem dies geschehen, sagte der Einsiedler: „Ziehet nun in Frieden! Gedenket meines Worts: es wird Euch wohl gehen, sofern Ihr den Feuergeist nicht verliert; Ihr verliert das Kleinod, wenn Ihr dessen Besitz einem Andern verrathet, oder Don Alfonso verlasset. Ihr traget eine geheime Liebe im Herzen; der Feuergeist wird Euch zum Ziele leiten."

Darauf verabschiedete uns der Greis, wir gingen durch den Wald wieder des Wegs, den wir gekommen waren. Unterwegs sagte mir Don Alfonso: Man behaupte, der Einsiedler habe ein Alter von mehr denn hundert und zwölf Jahren,

welches mir schier unglaublich vorgekommen ist, sintemal derselbe kaum sechzig alt zu sein schien. Auch sagte mir Don Alfonso, wir wollten nun ein Herrenleben führen, voll Saus und Braus in Krieg und Feld, wie es einem tapfern Kavalier wohl anstehe, der die Mönchen nicht scheue und sich in seiner Jugend etwas versuchen wolle.

Reise nach Bologna.

Als ich mich Abends auf mein Lager hinstreckte und mein Gebet verrichtet hatte, fiel mir bei, das Fläschlein, worin der Feuergeist, in einen breiten Gurt von ledernen Riemen zu verbergen, und solchen auf dem bloßen Leib zu tragen, um meines Kleinods desto sicherer zu sein. Da aber die Ampel erloschen und alles finster war, wollte ich es bis zum folgenden Tag verschieben. Erstaunt griff ich darnach und fand das Fläschlein, welches ganz hell schimmerte von darin verborgenem Licht. Dieser Anblick erfüllte mich mit großem Vergnügen, und ich betrachtete das Spiel des Feuergeistes eine Stunde lang und darüber mit Wohlgefallen. Dann that ich das Flaschlein in den Leibgurt, wie ich vorher Willens gewesen, und befestigte denselben um meinen Leib.

Am andern Morgen berichtete ich dem Piccolomini, was ich gesehen hatte; er aber sagte mir,

dies sei ihm nicht neu. Ich solle aber allezeit um Mitternacht darauf achten. Je heller der Feuergeist strahle, je mehr bedeute es mir Glück.

Wir ritten darauf fort und Thorhaimer mit uns. Piccolomini sagte: wir wollen jetzt nach Monte-Marciano ins Land Arulien ziehen, wo seine Herrschaft gelegen sei; da gedenke er Truppen zu werben, und dann sich mit mir an die Spitze aller Vannisirten zu stellen. Vorerst aber müßten wir gen Bologna, da habe er große Summen Geldes liegen, die er erheben wolle. Auch würde ich daselbst tapfere Männer kennen lernen, die von unserm Bund wider den Papst wären.

Als wir nun nach Bologna kamen, kehrten wir in das Haus eines Edelmanns, Don Aldovrandi, ein, der nahe an dem schönen Kloster der Dominikaner in einem weitläufigen Palast wohnte. Don Aldovrandi bewirthete uns gar gastfreundlich fünf Tage lang, und ich hatte die beste Gelegenheit, die Merkwürdigkeiten der großen Stadt zu betrachten. Und obwohl ich von früh Morgens bis Abends auf den Straßen, in den Kirchen, Schauspielen, Gärten und vornehmsten Gebäuden war, habe ich doch nur den allerkleinsten Theil des bologneischen Reichthums sehen können.

Am Abend des vierten Tages ließ mich Picco-

lomini rufen. Wie ich in sein Gemach trat, waren zwei Fremde bei ihm, deren einer Maria de Sciarra, der andere Vastavilla del Aquatro war. Als ihnen Piccolomini sagte, wer ich sei, grüßten sie mich freundlich, sagend, es freue sie, daß ein deutscher Kavalier zu ihnen trete. Der Papst müsse nur wohl eine Meinung geben zum Zeitvertreibe, wenn ich ins Vaterland heimkehre. Der Marco war ein kleiner, magerer Mann, schwarzlichten Angesichtes und verwilderten Blickes. Er war schon seit Jahr und Tag das Haupt der Verbannten, ein verwegener Mensch, dessen List und Glück nichts bekam. Mit seinen Truppen hatte er das ganze neapolitanische Land durchzogen, und zweitausend Mann an die Flucht geschlagen, welche der Vicekönig Don Juniga wider ihn geschickt hatte.

Wir machten also Bekanntschaft, und versprachen tapfer Hand in Hand zu schlagen für die gute Sache der Vertriebenen. Die beiden Herren verließen uns erst spät nach Mitternacht; auch sahen wir sie in Bologna nicht wieder, wo sie nur eine Zusammenkunft mit Piccolomini gehabt, und Geld zu neuen Werbungen erhalt hatten. Piccolomini aber schien sehr erfreut, und er berichtete mir, wie alle Verbannte nach seiner Ankunft schmachten, und begehren, daß er ihr Oberhaupt und Anführer werde. Auch habe er sich nun

mit Pierconto de Montalto ausgezeichnen, mit welchem er lange in Feindschaft gelebt.

Flucht.

Eines Morgens, welches am sechsten Tag unsers Aufenthalts in Bologna gewesen, kam mit Sonnenaufgang Don Alfonso zu mir ins Zimmer gelaufen, da ich noch schlief, und rührte mich unsanft, indem er schrie: „Auf, auf, Don Bastiano! Der Feind ist da! wir müssen fliehen, ehe man uns auffängt.“ Ich kleidete mich schnell an, und eilte mit Alfonso und Thorheimer, ohne dem Herrn Alboveandi Valet zu sagen, zur Hinterthür hinaus durch schmale Gäslein und ein Pförtlein der Stadtmauer und viele Gärten, bis wir ins Freie kamen. Da fanden wir drei Pferde bei einem Kreuz im Gebüsch, die aber nicht dieselben waren, die wir sonst geritten hatten, und sechs bewaffnete Leute zu Pferde dabei, die unserer warteten.

Wir saßen blitzschnell auf und ritten mit verhängtem Zügel davon. Als wir aber ein Wäldlein erreicht hatten, hielten wir gleich Schritt, und ließen die Pferde verschnaufen. So kamen wir zu einer Kapelle an einem Kreuzweg, wo sich viele Straßen trennten. Da überfiel uns ein Hinterhalt von päpstlichen Reutern, bei zwanzig

an der Zahl, die ihre Büchsen von allen Seiten auf uns abschoßen. Piccolomini lachte und sprach: „Ist das nicht der Knabe Ottavio Cesis, den die Pfaffen absenden? Er begegnet aber dem unrechten Mann, ich will ihn zeichnen. Faße nur jeder von uns zwei Mann, die übrigen bleiben nicht stehen!"

Indem wir nun langsam mit gezucktem Schwert gegen die Kapelle ritten, wo die Päpstlichen uns den Weg zu verrennen gedachten, und wie sich links und rechts die Straßen im Wald vor uns aufthaten, sahen wir alle diese Straßen mit Soldaten bedeckt, also, daß wir von jeder Seite umgeben waren. Und da die Schüsse rings um uns her fielen, wollte man kurzig werden, und sich zurückziehen. Ich fragte aber Piccolomini, welches der Weg wäre, den wir zu ziehen hätten? Er zeigte mir denselben mit der Hand. Darauf sprach ich: so laßt uns die Bahn fegen! und sagte voran, dem Haufen, der an der Kapelle stund, vorbei, dem andern zu, welcher mitten in jener Straße auf uns wartete. Die übrigen folgten mir. Da kam es schon bei der Kapelle zum Gefecht, also daß ich wieder umkehrte, den andern hinter mir zu Hilfe.

Die Feinde waren uns zwar in Zahl überlegen, doch nicht an Muth, und es gab manchen blutigen Hieb. Im Handgemenge verlor ich un-

ganze Welttheil vom Waffengeräusch erscholl. Das Bewußtsein der Schwäche verbarg sich hinter vornehmen Redensarten, die Trägheit hinter dem Schilde der Unparteisamkeit, und die Feigheit trotzte auf die Heiligkeit der Unschuld. Man bildete sich ein, die großen Weltangelegenheiten, wie etwa Stadtsachen, mit Polizeimaasregeln abthun zu können, und vertraute voll blinden Glaubens dem allsehenden Auge der Staatsinquisition. Man scheute sogar, sich großen Mächten anzuschliessen und für Nothfälle Stärke zu gewinnen. Dagegen machte man den Zeitungen Krieg, stiftete Zensuren und unterdrückte freimaurerische Gesellschaften. Mit dieser Klugheit hoffte man die Gewitter Europens zu beschwören.

Die größern Mächte des Welttheils traten gegen Frankreich in Bund. Es war für Oesterreich wichtig, wenn Italien Schauplatz des Krieges ward, sich mit seinen Heeren hier unbeengt bewegen zu können; Freiheit zu haben, seinen Kriegsvölkern Verstärkungen auf den kürzesten Wegen, auch über fremde Gebiete, zuzusenden. Die italienischen Staaten wurden zur Theilnahme am großen Bündniß der Könige aufgefordert.

Die venedische Regierung gerieth in Bestürzung. Sie war durch das Gefühl ihrer Ohnmächtigkeit, wie ihres Hasses gegen die Grundsätze der Freiheit, gleich sehr gereizt und gehemmt. In

sere Leute aus dem Gesicht, und ich schlug mich umsonst durch den Haufen, und rief nach den Unsrigen. Denn es war das Getümmel, der Staub und die Menschenmenge so groß, daß man sich nicht erkannte. Als ihrer viele gegen mich allein anrannten, und ich befürchten mußte, übermannt und vom Pferde gerissen zu werden, zahlte ich Fersengeld. Drei Reuter von den Päpstlichen verfolgten mich; da wandte ich mich, hieb dem Vordern über das Gesicht, worauf die beidern andern den Reißaus nahmen. Indem rannte und jagte alles vom Kreuzweg davon, in gleiche Straße hinein, wo noch Gedränge zu sein schien, also daß ich schloß, es seien die Unsrigen auf der Flucht. Sie thaten gar wohl daran. Aber ich war übel von ihnen getrennt. Ich achtete, besser sei, meines Wegs allein zu ziehen gen Neapolis, und Don Alfonso in Monte-Marciano zu suchen. So wandte ich mein Roß, und ritt behende davon durch das Wäldlein.

Wie es Abend ward, kam ich in das Städtlein Forli. Da kaufte ich mir andere Kleidung, auf daß ich wohl standesmäßig erscheinen könne, und wusch mein Haar von der schwarzen Farbe rein. Um den guten Thorheimer habe ich viel im Stillen geklagt. Er war mir werth. Ich konnte doch gute deutsche Muttersprache mit ihm reden. Und dann haben wir viel von Hause gesprochen,

vom alten Herrn Graf Sigismund, bei dem er fünfzehn Jahre lang treulich gedient: vom Graf Ulrich, den er aber nie so lieb gehabt, als mich. Er hat mir oft erzählt, wie Ulrich und ich als kleine Kindlein an einander gehangen; ich aber immer ein Wildfang gewesen vom Haus aus, der auf alle Bergapfel und Tannbäume zu oberst geklettert, darauf mich denn Ulrich seinem Vater verklagt. Auch sagte der Thorhaimer mir oft, es habe das ganze Schloß darum gewußt, wie ich dem Fräulein von Greta lieber gewesen sei, als Graf Ulrich; und wie jeder gesagt, es wäre besser, man thäte den Junker Sebastian mit dem Fräulein zusammen. Das alles mußte er mir zu sagen, und ich hörte den Alten gern erzählen; denn es war immer das Gleiche, und doch immer etwas aus dem Hause. Nun fehlte mir der Thorhaimer; ich wußte auch nicht, ob er gerettet, gefangen oder todt? Das grämte mich sehr. Und wer er verwunder, wer pflegte sein?

Darum wartete ich auf Mitternacht; dann zog ich das Fläschlein aus dem Leibgurt, und es leuchtete köstlich schön, wie eine kleine Sonne. Dies nahm ich für ein gutes Zeichen, den Thorhaimer wieder zu finden; und ich ward ruhig und schlief fest ein.

Wie mich nun der Schneider bald mit allem verſorgt, weßen ich bedürftig geweſen, reiſete ich nach der Stadt Ancona, am Meer gelegen. Dieſes iſt eine luſtige Stadt, und bin ich viel daſelbſt am Hafen auf- und abgegangen, das Getümmel der Schiffleute zu ſchauen, und das weite Meer. Da ging mich die Luſt an, nach einem Schiffe zu fragen, das gen Azulien ſegeln möchte; aber es war keines vorhanden.

Nun vernahm ich im Wirthshauß, wo viel Volks aus allerlei Ländern war, daß ich mich nur noch wenige Stunden von der Stadt Loreto befände. Dieſe Nachricht erfüllte mein Herz mit groſſer Freude, denn es hatte Graf Sigismund mir ſehr empfohlen, das heilige Haus zu beſuchen, und meine Begier ſtand längſt danach. Ich beſchloß demnach zu dem heiligen Orte zu wallfahrten, und Ablaß für meine Sünden zu nehmen.

In der Morgenfrühe reiſete ich von Ancona dahin, jedoch zu Fuß, mein Roß an dem Zaum führend, mit bußfertigem Gemüth. Jede halbe Stund betete ich mit lauter Stimme den Roſenkranz. Ich begegnete vielem Volk, das freudig mit Ablaß zurückkehrte; doch noch mehrere wallfahrteten dahin, wie ich. Und da einige Herren zu Roß hinter mir kamen, und ſahen, wie ich zu

Fuß ging, schämten sie sich, stiegen bebend ab, und nahmen ihre Rosse am Zaum und beteten, wie ich. So kamen wir zu guter Zeit in den Ort, und es waren der Fremden so viel, daß ich mit großer Mühe Unterkommen fand. Darauf begab ich mich alsobald in die Kirche, worin das heilige Haus befindlich, welches die heiligen Engel aus dem Land Galiläa hieher getragen, um es den Ungläubigen zu entreissen.

Und wie ich die Stufen erstiegen, und die Kirche betreten, ergriff mich große Andacht; denn es war, als strahlte der Himmel vor mir aufgethan, als ich das heilige Haus erfah, worin die Jungfrau gewohnt. Darum fiel ich auf die Knie und berührte mit der Stirn der Boden, bis ich drei Ave's gebetet. Dann rückte ich auf den Knien bis zum heiligen Hause. Da küßte ich das silberne Gitterwerk, und sah mit großer Ehrfurcht das Bildniß der heiligen Jungfrau. Es war himmelblau bekleidet, und das Kindlein in ihren Armen in rothem Gewande. Aber ich konnte den Glanz der silbernen Ampeln und der Diamanten und Juwelen kaum ertragen, wie gern ich auch das dadurch ganz dunkel gewordene Antlitz der heiligen Jungfrau erkannt hätte.

Darum zog ich das Bildniß meiner Madonna von Sclafani aus dem Busen, legte es auf die heilige Schwelle, und betete. Da überfiel mich

bei dem Anblick der Hochgebenedeiten eine unaussprechliche Wehmuth, daß ich weinte wie ein Kind. Und ich küßte die heilige Schwelle, und blieb lange mit der Stirn am Boden, um den Leuten meine Betrübniß zu verbergen. Denn es beteten viele hinter und neben mir.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

Als ich mich wieder aufrichtete, hatte ich ein großes Schrecken, und doch ein freudiges. Denn wie ich mein Bild von der heiligen Schwelle nahm, und es inbrünstiglich an meinen Mund drückte, seufzte zu meiner Seite eine knieende Jungfrau laut auf: o Gott! daß ich mich nach ihr umsah. — Ich schreibe es aber, wie es mir widerfahren.

Wie ich nun mein Gesicht zu ihr wandte, erblickte ich die Madonna Sclafani's lebendig, im vollen Glanz ihrer Himmelsschönheit. Ihre Augen betrachteten mich; ein heiliger Schmerz lag in ihren Geberden; und über ihre Wangen fielen zwei Thränen, wie durchsichtiges Silber. Sie war schneeweiß gekleidet, und um ihr Haupt war die Fülle der Haarlocken von einem himmelblauen Tuch zusammengehalten, mit Gold durchwirkt. Je länger ich sie ansah, je helleres Licht deuchtete mir um ihr herrliches Haupt zu schweben, welches so glänzend ward, daß von den Strahlen die ganze

Kirche und das heilige Haus bedeckt wurde. Ich vernahm ferne Gesänge, wie vom Himmel und Stimmen der Engel, und ein Sausen daherrauschen, wie von den Stürmen der göttlichen Macht. Darauf verwandelte sich diese Gestalt der Heiligen in einen einzigen Strahl, der mich blendete. Die Kirche wankte, der Boden wiegte sich weich unter meinen Füßen, wie eine Wolke. Ich verlor Licht, Athem und Leben und fiel eines süßen Todes zu den Füßen der überirdischen Konigin der Himmel.

Ich wußte nichts mehr von mir, bis mich ein seltsames Getöse aufweckte, und ein Gemurmel von vielen Stimmen. Da schlug ich die Augen auf, und sah zahllose Menschen, die um mich her knieten oder neubegierig auf mich schauten. Ich lag auf einem harten Stein von den Stufen, draußen vor der Kirchthur, und ein alter Mann fragte mich um mein Wohlsein.

Da mir nun gar wohl und leicht ums Herz war, stand ich von dem Erdboden auf, und wußte nicht, was mir geschehen. Der alte Mann aber führte mich gar freundlich durch die Menge der Leute die Stufen hinab zur Straße, und gegen mein Wirthshaus, welches ich ihm beschrieb. Wie wir auf der Straße wandelten, und ich bei mir nachdenkend wurde, erinnerte ich mich wieder des Geschehenen, und wie mir in der Kirche die Hochgebenedeite erschienen sei. Das verbreitete über

mich ein stilles Grausen, denn ich wußte nun nicht gewiß, ob ich geträumt oder gesehen habe. Da fiel mir mein Bildniß ein, wie ich es von der heiligen Schwelle aufgehoben. Aber ich fand es nicht mehr, welches mir große Traurigkeit verursachte. Das bewog mich, umzukehren, denn das Bildniß wollte ich nicht missen um viele tausend Gulden. Jeden fragte ich darum, und ich fragte durch die ganze Kirche, und suchte es vor dem heiligen Haus und vor der Kirchthür, wo ich gelegen war.

Da es nun Nacht geworden war, ging ich betrübt zu meiner Wohnung, denn ich hatte meinen schönsten Schatz eingebüßt, und keine Hoffnung, ihn wieder zu sehen. Weil mich der Kummer also plagte, daß ich nicht zu Nacht speisen konnte, trat die Wirthin zu mir, eine betagte, wohlmeinende Frau, und fragte, was mir so hart am Herzen liege? Da sie erfuhr, wie ich mein Heiligthum verloren, und ich tausend Gulden dem zahlen wolle, welcher es mir wieder schaffe, sprach sie mir guten Muth ein. Sie ließ es am folgenden Morgen durch die ganze Stadt verkünden und an allen Häusern, auch an den Kirchthüren, und zeigte es selbst der Geistlichkeit an, und den Beichtvätern von allen Nationen, in der Hoffnung, daß der Fund oder der Raub in einer Beichte laut werden möchte.

Allein da der Tag verging, und ſich niemand mich zu tröſten eingefunden, warf ich mich ſchmerzvoll auf mein Lager und weinte bitterlich. Um Mitternacht aber leuchtete der Feuergeiſt im Fläſchlein ſo vergnüglich, daß ich alles Gute hoffen konnte. Darum begab ich mich zur Ruh. Und ich träumte die ganze Nacht von nichts anderm, als der Gebenedeiten, wie ſie mir vor ihrem heiligen Hauſe wundervoll erſchienen war. Doch hatte ich niemandem offenbart, was mir geſchehen.

Die zweite Erſcheinung.

Weil ich auf die Verheißung des Feuergeiſtes vertraute, verließ ich auch den andern Tag das Wirthshaus nicht, hoffend, es werde der Ueberbringer meines Kleinods erſcheinen. Doch erſchien niemand.

Da ging ich zur Kirche mit großer Niedergeſchlagenheit des Gemüthes, und betete wieder vor der heiligen Schwelle, wo ich mein Köſtlichſtes auf Erden verloren und das Allergottlichſte mit meinen Augen erblickt hatte. Und ich kniete auf derſelben Stätte, wo mir die Himmelskönigin ſichtbar geworden war, und flehte mit heißer Inbrunſt um die Gnade abermals; doch mein Gebet war umſonſt.

Nach verrichteter Andacht, wie ich zur Kirche

austreten wollte, ließ mich eine Frau leise an den Arm, sprechend: „Herr, ich weiß, was Ihr suchet; folget mir nach, doch in weiter Entfernung, bis ich still stehen und Euch winken werde.“ Die Matrone ging mit diesen Worten von mir; sie hatte verschleiertes Antlitz und einen schwarzen, großen Mantel umgethan, wie viele Wallfahrter weiblichen Geschlechtes dortigen Landes zu tragen pflegen.

Da sprang ich hoch vor Freuden, und folgte der Pilgerfrau von fern, wie sie geboten hatte. Oft übernahm mich die Ungeduld dergestalt, daß ich ihr mit schnellen Schritten nahe kam, um sie zu fragen, ob sie das Bild gefunden; aber dann erinnerte ich mich ihres Befehls, und ich blieb wieder zurück.

Nachdem sie aus dem Flecken gegangen den Hügel hinab zwischen Gärten, blieb sie unter einem hohen Baum stehen, und setzte sich dann auf ein steinernes Bänklein neben einer Kapelle, die unter dem Baume aufgebaut war. Da winkte sie mir, und ich lief so schnell, daß ich athemlos zu ihr kam, und kaum die Frage sprechen mochte, welche ich unterwegs schon tausendmal leise gethan.

Sie sprach: „Ich habe das Bild gefunden, mit einer goldenen Kette darum, und habe es Euch selbst überliefern wollen, doch gegen einen Dedinz.“

Als ich dies hörte, rief ich: Dank sei Gott und seiner heiligen Mutter und Euch! Es soll Euch Euer ehrliches Gemüth nicht gereuen, und ich gebe Euch, was ich verheißen, und mehr" — Und üracks suchte ich mein Geldsäcklein hervor, um ihr an Gold zu geben, was ich bei mir trug, versprach ihr aber, das Fehlende morgenden Tags zu bringen, wohin sie wolle.

Sie weigerte sich, das Geld zu nehmen, und sagte: „Ich gebe das Bild um kein Geld hin, und Ihr empfanget es nicht, es sei denn, daß Ihr mir saget, wer es Euch gegeben, oder wie Ihr dazu gekommen? denn ich muß es wißen.

Da erzählte ich ihr, wie ich aus Deutschland gen Verona gekommen, zu Don Bevilacqua, und gen Mantua, wo ich die Madonna in der herzoglichen Gallerie bewundert. Wie ich darauf keine Ruhe mehr genossen, bis mir Bevilacqua eine Kopie von dem Bilde der Gebenedeiten verschafft. Seitdem trage ich dasselbe allezeit auf meinem Herzen, und verehre es wie mein allerkostbarßes Gut; ja, ich wolle viel lieber als Bettler wieder über die Alpen nach Deutschland heimwandern, denn das Bild in Welschland zurücklaßen.

Als ich dies gesagt, fragte sie nochmals, ob ich redlich sei? Und dies betheuerte ich.

Darauf that sie den Mantel auf, als wollte

muthlos, um mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten, und zu erbittert gegen Frankreichs Beginnen, verkündete sie die Nothwendigkeit einer strengen Neutralität, und hatte doch keine Lust, sie zu halten. So verlor sie sich schwankend in eine Halbheit von Maasregeln, die ihre Unfähigkeit beurkundete, der Größe der Gegenwart gewachsen zu sein, und verrieth eben dadurch ihre Schwäche, wodurch sie dieselbe zu verbergen hoffte. Sie erklärte dem Wiener Hofe, daß sie sich nie von der angenommenen und bisher behaupteten Unparteisamkeit in den Staatshändeln Europens entfernen werde; aber sah mit schweigendem Wohlgefallen Mißhandlungen französischer Bürger und Schiffe auf ihrem Gebiet durch den aufgehetzten Pöbel verübt, oder Verfolgungen solcher, die sich der Sache Frankreichs günstig zeigten. Sie brüstete sich mit den Grundsätzen der Unparteisamkeit in Paris, aber gestattete den Durchzug österreichischer Kriegsvölker nach Italien, und ermahnte Genua dringend, ihn den Franzosen zu verweigern. Sie lehnte es ab, als der französische Thron umgestürzt war, einen Gesandten der französischen Republik anzuerkennen, aber unterhandelte mit ihm, und zwar vermittelst seines Geheimschreibers, weil der Name Republik nicht in dessen Vollmachten stand. Auf die Anzeige vom Dasein einer französischen Republik ward geantwortet: „Venedig

ſie mir das Bild geben, zog ihn aber ſählings wieder um ſich zuſammen, als gereuete es ſie, und fragte noch einmal, ob ich redlich ſei, und wie ich heiße, von wannen ich komme, und wohin ich gedenke?

Ich legte die Hand auf mein Herz und betheuerte zum andernmal, daß ich Wahrheit ſage, nannte auch meinen Namen und von wannen ich komme; dann ſagte ich, daß ich gedenke, nach Arulien zu reiſen, des Vergnügens willen. Denn ich ſcheute mich doch, in dieſem Stück die lautere Wahrheit zu bekennen.

Nachdem ich alſo geredet, ſchwieg ſie geraume Zeit, als denke ſie meinen Worten nach. Dann ſchlug ſie den Mantel auf, und ich ſah wohl, daß ich mich geirrt hatte in ihrer Geſtalt, ſie ſchien nichts minder, denn alt zu ſein, ſondern eine ſchlanke Jungfrau. Als ſie aber mein Bild aus ihrem Buſen ziehen wollte, und das Schleiertuch vom Geſicht auf die Seite warf, erblickte ich die Gebe-edele wieder, wie ſie vor ihrem heiligen Hauſe mir erſchienen war.

Da überfiel mich ein groſſes Zittern und ein Entzücken, daß ichs nicht beſchreiben mag. Und ich ſank zu ihren Füßen, denn ich konnte nicht glauben, daß ſie etwas Irdiſches ſei.

Sie reichte mir das Bild, das nur ihr ſchwaches Conterfei und lebloſes Ebenbild war, und lächelte ob meinem Erſtaunen und Entzücken.

Dann ſagte ſie mit holdſeliger Anmuth: „Don Baſtiano, ſtehet auf, es geziemet Euch nicht, vor mir zu knien. Auch möchte ich nicht, daß Euch Menſchen in dieſer Stellung ſähen. Stehet auf, oder ich fliehe.“ So gehorchte ich ihr, ſtand auf, konnte aber nicht reden, ſo ganz außer mir war ich; ſondern einer Bildſäule gleich, blieb ich aufrecht vor ihr, und betrachtete ſchweigend die Pracht und Heiligkeit ihres Antlitzes.

Sie ſagte und lächelte wieder mit unnennbarem Liebreiz: „Ihr habet wohl recht, Euch zu verwundern, daß Ihr zu Euerm Bild eine Perſon gefunden, der es gleichet, und daß Ihr anſtatt der Heiligen nur ein ſterbliches Weib gefunden; gleichwie ich in große Verwirrung gerathen bin, da ich dies Bild in Euern Händen erblickte, als Ihr in der Kirche neben mir gebetet habt. Ich nahm es zu mir, als Ihr übel wurdet und ohnmächtig niederfielet zu meinem großen Entſetzen. Denn ich fürchtete, das Bild werde in andere Hände gerathen oder zertreten, weil gar großes Gedräng von Leuten um Euch entſtand, die Euch hinaustrugen. Ich bekenne auch, daß ich Euch das Bild vorenthalten wollte. Da Ihr aber es

in ganz Loreto aller Orten habt auskünden laſſen, und ich erſah, wie viel Euch daran gelegen ſei, ſuchte ich Euch wieder in der Kirche, um es Euch zuzuſtellen. Schon geſtern ſuchte ich Euch daſelbſt vergebens. Nehmet es denn, wenn es Euch vergnügt, und entweihet es niemals."

Ich nahm das Bild aus ihrer zarten Hand, und drückte das Wiedergefundene an mein Herz und hielt es hoch gen Himmel; es ſchoſſen Thränen in meine Augen, aber reden konnte ich nicht.

Darauf that ſie die Frage: „Laſſet wiſſen, was dieſem Bilde für Euch ſo großen Werth gegeben?"

Ich antwortete zitternd: „Was anders, denn die Heiligkeit und Anmuth, welche in Euch wohnet."

Sie betrachtete mich lange zweifelhaftig, und ſagte: „Ihr ſeid nicht wahrhaft. Wo habet Ihr die Perſon geſehen, der es gleicht?"

„Das wiſſet Ihr am beſten," gegenredete ich: „vor dem heiligen Hauſe, und nun hier, wo Ihr über, und ſonſt nirgends, weder in meinen Träumen."

„Nirgends ſonſt?" fragte ſie abermals.

Ich antwortete: „Ich habe nimmer geglaubt, unter dem Himmel ſo viel vereintem Leibreiz zu begegnen. Gott iſt Zeuge."

Dann fragte ſie: „Und Ihr wiſſet auch den Namen der Perſon nicht, der es gleichet?"

Ich erwiederte ihr: „Könnte ich ihn wiſſen, da Ihr mir nicht ſaget, wie Ihr heißet? Ich nannte das Urbild meine Heilige, meine Anbetungswürdige, und dies ſeid Ihr.“

Da ſenkte ſie das Haupt, und zog das Schleiertuch vor ihr ſchönes Antlitz. Ich aber flehte mit gefalteten Händen: „Entzieht mir Euere holdſeligen Blicke nicht. Habe ich geſündiget, entſündiget mich wieder durch Euer Anſchauen. Ihr ſeid meine Heilige! Nehmt mich in Euern Dienſt. Verſtoßet mich nicht!“ — Sie ſtand auf, als wollte ſie ſich entfernen. Aber ich ließ nicht ab mit Flehen und Bitten, bis ſie erhörte, und ihr Antlitz noch einmal enthüllte.

„Ihr irret Euch,“ ſagte ſie, „ich bin keine Heilige.“

„Oder wie ſoll ich Euch nennen?“

„Herningarda di Solis.“

„Darf ich mich nicht Euerm Dienſt weihn? O gewähret mir die Gnade.“

„Ich habe nicht über mich ſelbſt zu gebieten.“

„Von wem Ihr abhängt, von dem hängt mein Leben ab.“

„Ihr wäret übel berathen, guter Fremdling. Gehabt Euch wohl. Verlaßt mich. Und wo Ihr mich erblicken möget in Loreto, verrathet mit keinem Zucken des Mundes, mit keinem Augenaufſchlag, daß Ihr mich kennet.“

Sie wollte gehen. Ich wagte es, ihren Mantel zu halten, und sprach: „Fräulein, Ihr wollet mich unglücklich machen. Ich soll Euch nie wieder finden? O Fräulein, machet mich zum geringsten der Knechte Eures Hauses. Nur in Eurer Nähe mag ich das Leben noch lieben."

Da warf sie mir einen langen, düstern Blick zu; dann verhüllte sie ihr Gesicht in's Schleiertuch, und ihre Gestalt in den Mantel und sprach: „Lasset mich allein gehen; Eure Begleitung könnte mir Schaden bringen."

Und als ich fragte: „Zürnet Ihr mein?" reichte sie mir die Hand und sprach: „Nein! — Bleibet fern von mir. Gehabt Euch wohl." — Ich küßte knieend ihre Hand, die sie mir schnell entriß. Sie entfloh mit bedeutendem Schritt. Ich war vom Schmerz betäubt. In der Ferne folgte ich ihr zum Flecken zurück. Sie ging zur Kirche; ich verfolgte sie im Haufen der Betenden. Begleitet von einer Matrone, ihr gleich gekleidet, verließ sie die Kirche nach einem kalben Stündlein. Ich folgte, und sah das Haus, in welches sie ging.

Ein Schritt näher.

Nun fehlte ich keinen Tag mehr in der Kirche, und ganz Neuß die Straße auf und ab, wo die wunderherrliche Hermingarde wohnte. Aber es

glückte mir nie, ſie wieder zu ſehen. So ſtreng ward ſie gehalten. Denn ich hatte durch fleißige Kundſchaft endlich erfahren, daß ſie gen Loreto zur Wallfahrt gekommen mit ihrer Stiefmutter und ihrem Stiefbruder, welchen man Domenico nannte, und daß ſie hart bewacht ſei, auch viel leide.

Dies ging mir gar zu Herzen, und ich grämte mich faſt ab, und genoß keine Ruhe Tag und Nacht.

Wie ich eines Morgens auf der Straße geſtanden vor Hermingardens Herberg, iſt Don Domenico aus dem Hauſe getreten, und hat mich mit rauher Stimme angeredet: „Ihr ſeid ein müßiger Geſell, daß Ihr alltäglich hier wandert und gaffet. Was ſuchet Ihr?“

„Herr, ich habe meine Herrſchaft verloren und ſuche Dienſt. Ich bin ein Deutſcher, und habe nicht, wovon heimreiſen. So meine Perſon Euch aber anſtändig, ſo will ich Euch um Nahrung und Kleider dienen mit Treue und Ehren, und Ihr ſollet mich fortan nicht mehr müßig in allen Gaſſen finden.“

Dieſe luſtigen Worte gab mir, glaube ich, der Feuergeiſt ein; denn ſie ſchlugen nicht fehl, und ich wußte meine Reden ſo gut zu ſtellen, daß Don Domenico endlich ſprach: „Ich habe Euch in der That gehalten für das, was Ihr ſeid; auch ſehe ich mich ſchon ſeit Langem nach einem getreuen

Diener um, der die Rosse wohl zu pflegen weiß, und behend ist zu allerlei Aufträgen. Suchet Ihr also Dienst, so kann er Euch werden, und wenn Ihr treu seid und fleißig, wird es Euch nicht gereuen bei mir."

Darauf wurden wir schnell Handels einig, und er führte mich in das Haus, wo Hermingarde wohnte. Als ich aber die Schwelle betrat, hätte ich niedersinken mögen, um mit Entzücken den Boden zu küssen, welchen ihr Fuß betreten. Domenico führte mich in ein Zimmer; da saßen zwei Frauen, beide verschleiert. Ich erkannte in der einen die Gottliche; Domenico aber redete mit der andern, welches die Stiefmutter war. Ich weiß nicht, was sie redeten; denn ich schlug die Augen zu Boden, um mich nicht zu verrathen, und zitterte am ganzen Leib, und verstand nicht, was man mir sagte, so voll Verwirrung war ich.

Und es gereuete mich schier, das kecke Abenteuer eingegangen zu sein, obwohl ich freudig heimsprang, meine ritterlichen Kleider einpackte, und mit meinem Roß in den Dienst des Domenico ging, wie in ein Himmelreich. Aber so oft ich Hermingarden sah, ward ich sprachlos, und ich fürchtete, mich zu verrathen. Am folgenden Tag, da ich zur Stiefmutter kam, von ihr Aufträge zu vernehmen, fand ich die Gottliche bei ihr im einfachen Morgenkleide und schleierlos. Und da mich

Herminigarde erblickte, glühte ihr schönes Antlitz von schamhafter Röthe; und die Heilige verbarg ihr Angesicht vor der Stiefmutter wie eine Sünderin.

Am fünften Tage meines Dienstes ward ich berufen, und die Stiefmutter befahl mir, Alles zur Abreise zu rüsten. Das that ich, und vollzog, was mir befohlen worden. Am Abend dieses Tages befahl mir Domenico, das Haus nicht zu verlassen, um zu verhüten, daß sich Herminigarde, seine Schwester, nicht aus den Zimmern entferne; denn er und seine Mutter wollten noch einmal zum heiligen Hause gehen. Ich verhieß Gehorsam in allen Dingen, und er ging mit seiner Mutter fort. Ich blieb aber im Vorsaal und hütete Herminigarden.

Erklärungen.

Nach einer Viertelstunde trat sie gar schüchtern und sittiglich aus ihrem Zimmer, und sah mich lange schweigend an. Dann sprach sie mit leiser Stimme: „Don Bastiano, warum habet Ihr mir das gethan?"

Ich antwortete und sprach: „Fräulein, mein Leben ist nur für Euch!"

„Ziemt es auch einem edlen Ritter, Knechtsdienste zu leisten?"

„Für Euch, Fräulein, was Ihr wollt; ich

verlange keinen andern Sold, als nur in Eurer Nähe zu athmen."

„Was wollet Ihr? Ihr sehet, daß ich eine unglückselige Gefangene bin. Mein Stiefbruder und seine Mutter hassen mich. Ich bin sehr elend."

„O Fräulein, saget das nicht, so lange mein Blut und Gut Euch helfen kann. Der Himmel wäre treulos an sich selbst, wenn er Euch verliesse."

Da ich diese Worte gesprochen, zerfloß sie stillweinend in Thränen. Da vermochte ichs nicht länger über mich, und fiel weinend der Göttlichen zu Füßen und rief: „Tödtet mich lieber, als daß ich Eure Thränen sehen muß."

Sie ging von mir mit raschen Schritten, verriegelte die Thür des Vorsaals, kehrte zurück, und hob mich vom Boden. „Sie kommen vielleicht bald zurück, also — vertraue ich mich blindlings Euerm Herzen. Es muß geschehen. Gott und die heilige Jungfrau mögen mir helfen! Habet Ihr Muth, Don Bastiano?"

„Für Euch zu jedem Tod, Fräulein."

„Schwört Ihr, mich nicht zu verrathen, wenn Ihr nicht helfen könnet?"

Ich küßte ihre Hand und sprach: „Bei dem Heiligsten, was ich unterm Himmel kenne, bei Euch selbst!"

Sie erröthete und wand ihre Hand aus der meinigen. Aber ich hielt sie mit Inbrunst fest,

und fragte: „Zürnet Ihr mir darum? Gebietet mir, was Ihr wollet, nur nicht, daß ich aufhöre, Euch anzubeten."

Sie ließ ihre Hand in der meinigen, und sah mich milde seitwärts an, und sprach: „Bastiano, Ihr seid wohl ein rechtschaffener Kavalier. Ich schätze Eure Freundschaft. Ich will mich ihr vertrauen."

Darauf erzählte sie mir unglaubliche Dinge, wie sie seit Kindheit in die Gewalt ihrer gottlosen Stiefmutter gekommen, welche meist Don Domenico vielen Aufwand machen, ohne Vermögen zu haben. Wie beide allerlei rohes Volk unter allerlei Vorwand auszuplündern verstehen, und selbst sich dazu der Stieftochter bedienen, wiewohl diese voller Abscheu gegen deren schändliches Gewerbe gewesen. So seien jetzt Mutter und Bruder bereit, sie an den Kardinal Giuliano zu verkuppeln, der ihnen große Summen und Leibgedinge verheißen, wenn sie Herminzarden vermochten, sich seinem Willen zu ergeben, und seine Liebe anzuhören. Domenico, ein gefährlicher und boshafter Mensch, habe ihr mit dem unfehlbaren Tode gedroht, wenn sie nicht gehorche. Darauf hatte Herminzarde nur angehalten, daß sie zuvor noch eine Wallfahrt zum heiligen Hause von Loreto thun dürfe, wo sie Gelübde lösen wolle; nachdem gedenke sie ihr Wort zu geben, doch nie zuvor. Sie habe aber dies Be-

werde nicht von den ersten, aber auch nicht von den letzten sein, sie anzuerkennen."

Es fehlte im Senat nicht an Männern, welche, als sich in Italien, nach einer Reihe von Schlachten, die Gefahr mehrte, zur Entschlossenheit aufforderten. Francesco Pesaro, der Prokurator, mahnte daran (April 1794), es sei mit eiteln Neutralitätserklärungen nicht geholfen, wenn man dem Worte nicht durch Waffen Gewicht zu geben wisse. Wirklich durchzuckte eine augenblickliche Begeisterung einmal wieder den venedischen Rath. Er beschloß die festen Plätze in Stand zu setzen, das schwere Geschütz in Ordnung zu bringen, die Landwehren aufzubieten und das stehende Heer auf 40,000 Mann zu vermehren. Allein die Beschlüsse blieben unvollzogen. Es fehlte an Entschlossenheit und Geld. Dreimal donnerte Francesco Pesaro im Senat gegen die Unthätigkeit. Es hieß aber: Wir haben keine fähigen Hauptleute; der Schatz und die Magazine sind leer; die jährlichen Ausgaben sind um 600,000 Dukaten geringer, als die Einnahmen. — Wirklich wurden auch nur ungefähr 7000 Mann Kriegsvolk aufgestellt und eben so langsam, als mühsam, unter die Fahnen gebracht. Ja, man sagte sich ganz unverhohlen: Bewaffnet oder unbewaffnet, wir werden uns immer von den Verbündeten oder von den Franzosen gefallen lassen müssen, was sie thun

gehren nur darum gefleht, daß sie Zeit oder Gelegenheit zum Entweichen gewinne. Aber außer dem einen Male, da sie zum Kreuz gegangen, mir das Bild zurück zu geben, sei es ihr nie gelungen, der strengen Aufsicht zu entschlüpfen.

„Nun aber", fuhr sie fort, „glaube ich, die heilige Jungfrau hat meine tausend Seufzer und Thränen erhört, und Euch mir gesandt. Auch seid Ihr mir allezeit im Sinn gelegen, seit ich Euch gesehen, und habe Euch nicht vergessen. Doch konnte ich mich Euch nie offenbaren, aus Furcht, mich und Euch in Unglück zu stürzen. Gott und der heiligen Jungfrau aber sei Dank, daß sie uns diesen Augenblick gegeben."

Nach diesem erklärte sie mir, sie wolle diese Nacht entfliehen oder sterben. Wenn ich sie aber zu einer Frau, unweit Montefiascone am Bolsener-See, bringen wolle, die als Magd im Hause ihres Vaters gedient, und sehr rechtschaffen sei, werde sie mir lebenslang erkenntlich sein. Dort hoffe sie verborgen zu leben, und den Nachstellungen ihrer Stiefverwandten zu entkommen.

Ich sprach ihr Muth zu, und verhieß, alles zur Flucht zu bereiten, und ihrer von Mitternacht an auf der Treppe zu warten.

Da sah ich ihr schönes Gesicht zum erstenmal lächeln, und ihr Blick erhob sich dankend zum Himmel; dann sah sie mich mit Wohlgefallen an.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14376/654

drückte meine Hand, und sprach: „So vertraue ich Euch! Gott wird Euch lohnen. Wartet mein, ich komme gewiß.“

Damit schieden wir, denn wir fürchteten die Rückkehr der Herrschaft.

Die Entführung.

Ich hatte in der Dunkelheit mein und Domenico's Roß aus dem Stall gezogen mit unterbundenen Hufen, daß man den Schlag der Füße nicht höre. Und wie ich harrend nach Mitternacht auf der Treppe des Hauses saß, trat hinter mir leise eine Mannsgestalt aus dem Dunkel hervor. Des erschrack ich sehr, und fragte: wer da gehe?

Es war aber Hermingarde in Kleidern ihres Bruders, mit einem Bündel unter dem Arm. Freudig führte ich sie in eine enge Gasse des Fleckens, wo die Pferde angebunden standen, hob sie auf mein Roß, und schwang mich auf dasjenige ihres Bruders. So trabten wir schweigend von dannen.

Als wir im Freien waren, rief sie: „Gott hat Wunder an mir gethan; denn meine Stiefmutter schlief neben mir, wie eine Todte, und hörte nicht, als ich von ihrer Seite wich.“

Wir ritten scharf, und als es Morgen ward, hatten wir schon das Städtlein Fabriano vor

uns. Ich aber konnte mich nicht satt schauen an der wunderbaren Schönheit des zarten Knaben, der mit Hermingardens Geberden zur Seiten ritt. Kein Liebesgott wird von den Malern schöner abgebildet.

Auch in den Dörfern, wo wir weilten, uns zu erfrischen und den Rossen Futter zu geben, bewunderte jedermann die Schönheit meines Begleiters, und die Weiber bezeugten laut ihr Entzücken, und lachten, wenn Hermingarde vor dem Lobe erröthete. — Als wir durch einen Eichwald ritten, sagte sie: „Färbet mir mein Gesicht, Bassiano, daß ich männlicher scheine.“ Sie stieg vom Pferde und suchte Pflanzen, die braun und gelb färben sollten, und zerrieb die Blätter und bestrich sich damit die zarten Hände. Dann befahl sie mir, auf gleiche Weise ihr Gesicht zu entstellen.

Als ich nun mit meinen Händen die schönen Wangen berührte, und die Rosen auslöschen und den Schnee ihrer Haut bedecken sollte, überfiel mich ein Zittern, und ich konnte nicht.

„Ich bin unglücklich!“ sagte sie.

„Und ich noch unglücklicher!“ seufzte ich: „wie sollte ich also sündigen, und Gottes schönstes Werk verunstalten?“

Da schlug sie die Augen nieder, und ich konnte nicht mehr reden.

„Nehmet“, ſprach ſie, „die Blätter — machet mich unkenntlich, ſonſt ſind wir ſchnell verrathen.“

Darauf nahm ich die zerriebenen Blätter. Wie ich aber meine Hand an ihre Wangen legte, verſchwand unter der Berührung alle meine Beſinnung. Ich umfing die Himmliſche mit meinen Armen, und hielt ſie und zitterte, und ſtammelte nur leiſe: „Hermingarde! Hermingarde!“ Und wie ſie nicht antwortete, und mich mit ihren Armen aufrecht hielt — denn ich wankte, wie einer Ohnmacht nah — zerfloſſen Erde und Himmel vor meinen Augen in einen wunderbaren Glanz, und ich war wie geſtorben vom Entzücken, und wie losgebunden von dem Staube dieſes Leibes. Ach, ich wußte nicht, daß meine Lippen an Hermingardens Lippen hingen; daß die Göttliche mit ihren Thränen meine Wangen benäßte. Und als ich zu Sinnen genas, ſtand ſie vor mir wie eine Verklärte; ich ſelbſt ward mir wie eine Gottheit, die Welten zu vergeben hat. Da hielt ich alles für einen Traum.

„Liebſt du mich aufrichtig, Baſſiano? Willſt du mich nicht verlaſſen?“ Alſo fragte ſie, und ich antwortete: „Meine Seele verläßt eher das Leben, denn dich.“ — Da ſchwuren wir, und gaben Seele um Seele im Kuſſe. Dann reichte ſie mir wieder die Blätter, und ich mußte ihr Antlitz braungelb färben. — O welche Mühe! welche Se-

ligkeit! — Des Eichwaldes bei Aſſiſi gedenke ich wohl mein Lebtage.

Darauf nahmen wir abermals unſere Roſſe zur Hand, und ſetzten unſern Weg fort.

Unglück.

Als wir nun am andern Tage zu einem Wäldlein kamen, vermochte ſie es nicht länger, und ſprach: „Lieber Baſſiano, ich bin nicht vermögend, Euch zu folgen auf dieſem Roſſe, und bin gar ſehr ermüdet. Eilet in die Stadt hinauf, und ſuchet ein Wägelein für uns beide. Ich will im Schatten dieſer Eichen gelagert bleiben, bis Ihr wiederkommt. Ich bitte Euch, erfüllet meinen Wunſch, denn ich kann nicht weiter."

Da half ich ihr vom Pferde, und führte ſie ins Gebüſch zum Schatten gegen die heißen Sonnenſtrahlen. Dann nahm ich den zärtlichſten Abſchied von ihr, und ſchwang mich wieder aufs Roß, und ritt behend den Weg zum Städtlein Trevi, welches auf einem hohen Hügel vor uns lag.

Nach langem Suchen und vieler Mühe gelang es mir endlich, um ſchweres Geld ein altes, ſchlechtes Reiſewägelein zu erhandeln, davor ich meinen müden Gaul ſpannte. Aber kaum war ich auf dem rauhen, ſteinigten Weg einige tauſend Schritte gefahren, war daran ſchon ein Rad gebrochen,

also, daß ich zu Fuß in die Stadt zurückkehren mußte. Erst gegen Sonnenuntergang konnte ich meinen Rückweg zum Eichwäldlein verfolgen.

Wie ich aber zur Stelle kam, wo ich Hermingarde gelassen, war sie verschwunden. Ich rief ihren Namen; ich suchte durch das ganze Waldlein, denn es war nicht groß, und sehr licht; ich kehrte zu der Stelle zurück, wo sie in Gras und Kräutern gelegen war; ich lief ins Freie; ich flog jenseits des Waldleins auf einen Hügel; ich fragte die Landleute und Reisende; ich suchte bis in finstere Nacht — und sah und hörte nichts mehr von der Verlornen.

Da ward ich von großer Verzweiflung ergriffen, und ich warf mich heulend auf den Boden, und zerraufte mein Haar; denn ich zweifelte fortan nicht länger, ihr Stiefbruder Don Domenico habe sie entdeckt und fortgeführt. Ich bin geworden wie ein Wahnsinniger, und weiß nicht, was ich gethan. Endlich in später Nacht spannte ich mein Roß aus, legte den Sattel auf, und ritt bis zu einem elenden Dorflein an der Straße, wo ich Herberg fand. Aber wonach ich forschte, fand ich nicht. Und als ich mein Fläschlein zog, um den Feuergeist zu fragen, war er gar schwach, und leuchtete fast nicht mehr, was mich fast erleuchte. Ich schlief des Nachts kein Auge.

Drei Tage lang habe ich in der ganzen Gegend mein Forschen fortgesetzt; dann den Weg nach Montefiascone und zum Bolsener-See gewählt. Auch erfragte ich gar bald die Wohnung der Martha Balbino, jenes getreuen Weibes, welches lange Zeit im Hause von Hermingardens Aeltern als Magd gedient hatte. Diese Martha wohnte in einer schlechten Hütte, einsam auf einem Hügel am See gelegen, eine Stunde von der Stadt Montefiascone, in lustiger Gegend. Denn der ganze See ist mit Bergen und Waldern anmuthig umschlossen; auch kein bequemerer Ort, sich vor der Welt zu verbergen, als diese Einsamkeit.

Jedoch die Martha, schon eine betagte Frau, hatte seit vielen Jahren nichts von Hermingarden vernommen; und als ich ihr das Schicksal des Fräuleins erzählte, und wie sie habe zu ihr flüchten wollen, weinte sie untröstlich. Nun war auch hier kein Bleibens für mich, und ich gab der Frau ein Geschenk und eilte nach Rom, den Aufenthalt des Kardinal Giuliano zu erfragen: denn ich konnte wohl denken, Don Domenico habe seine Strickschweßer ihm verkuppelt und zugeschleppt.

In Rom vernahm ich, der Kardinal sei vor wenigen Tagen gen Napoli verreiset. Da hatte ich keine Ruhe, sondern kaufte ein frisches Roß, und miethete mir einen Knecht zur Bedienung. Der Knecht war von Geburt ein Romer und hieß

Giuſeppe; aber ich klagte um Thorbaumern fort und fort, denn die Welſchen ſind treulos und mögen keine Mühe ertragen.

Und ich grämte mich um mein Schickſal alſo ab, daß ich weder Speiſe noch Trank genießen konnte, und keine Freude ſehen mochte. Auch blieb der Feuergeiſt trübe; das deutete noch auf viel Ungemach.

Die Sängerin.

Ich war ſo hinfällig, daß ich mich kaum auf dem Roſſe halten mochte. Wie ich nun am andern Tag unſerer Abreiſe von Rom bei einem Brünnlein abgeſtiegen war, wo Giuſeppe die Roſſe tränkte, und ich mich neben der Straße am Boden lagerte, kam ein vornehmer Herr des Wegs geritten, von vieler Dienerſchaft in koſtbarer Kleidung begleitet. Er hielt vor mir an, und grüßte mich freundlich, und da er mein bleiches Geſicht ſah, fragte er leutſelig nach meinen Umſtänden. Ich war ſo matt, daß ich kaum Antwort leiſten mochte. Giuſeppe aber ſagte, ich ſei ein reicher Kavalier aus Deutſchland, der gen Napoli wolle, aber ſchwerlich dahin gelangen würde, ſintemal ich todeskrank ſei, und dennoch alle Arznei verſchmähe.

Da ſtieg der Herr ab, und ſprach mir gaſtfreundlich zu, daß ich in ſeinem Landhauſe ausruhen und meiner Geſundheit pflegen ſolle; zudem

versicherte er, daß die Wege gen Napoli wegen der vielen Räuber und Banditen gar unsicher wären, also daß selbst Don Carlo Spinelli nichts wider sie ausgerichtet habe, welchen der Vicekonig von Napoli gegen sie ins Feld geschickt.

Ich dankte ihm gar höflich, und erfuhr, er sei der Prinz von Colleferro aus dem Hause Pamfilio, und folgte ihm zu seinem Landsitz, der nicht gar fern gelegen war. Ich empfing in dem Palast prächtige Zimmer, und alle Dienerschaft war auf meinen Wink bereit. Auch besuchte mich der Arzt des Prinzen, und gab mir Stärkungen, also daß ich bei so guter Pflege in wenigen Tagen hergestellt war.

Darüber hatte der Prinz große Freude, und ich mußte ihm viel von meinen Reisen und von Deutschland erzählen. Auch wollte er mich nicht so bald von sich lassen, da er die Ankunft seiner neuvermählten Schwester erwartete, welcher er große Feste aller Art zubereitet hatte. Da gelobte ich dem edelmüthigen Prinzen, noch acht Tage lang bei ihm zu verweilen, und an seinen Festen Theil zu nehmen.

Noch den gleichen Tag erschien seine Schwester mit ihrem Gemahl, dem Herzog von Monteleone, und überaus zahlreichem, glänzendem Gefolg. An Köchen, Komödianten, Spielleuten, Sängern und Sängerinnen war kein Mangel, und für alle Raum

wollen. So zaghafter Geist beherrschte die Regierung, daß sie in die unaussprechlichste Verlegenheit gerieth, als sie (November 1794) in öffentlichen Blättern die Zuschrift eines französischen Departements an den Nationalkonvent las, worin der Verfasser, aus Unkunde, auch Venedig unter die offenen Feinde Frankreichs gezählt hatte. Sogleich bereute man die voreilige Keckheit, den Gesandten der französischen Republik nicht anerkannt zu haben, und beeilte sich sehr zuvorkommend, den Fehlschritt gut zu machen. Man nahm den Gesandten auf; man anerkannte die Republik; man schickte einen venedischen Botschafter nach Paris (Juli 1795), und wies, auf das bloße Verlangen des französischen Direktoriums, den König Ludwig XVIII aus dem Lande fort, wo derselbe bisher, als Graf von Lille, zu Verona Zuflucht gefunden hatte. Hundert und vierundvierzig Stimmen gegen dreiundvierzig sprachen (April 1796) die Verbannung aus. „Ich will abreisen," sagte der König, als ihm der Befehl bekannt ward: „aber man reiche mir das goldene Buch her, damit ich den Namen meiner Familie darin ausstreiche, und gebe mir die Rüstung meines Ahnherrn Heinrich IV wieder, womit seine Freundschaft die Republik beschenkt hatte."

Bonaparte eröffnete zu derselben Zeit seinen ersten Feldzug in Italien. Es folgten die

in den weitläuftigen Gebäuden des Prinzen. Alles ging mit königlicher Pracht zu, und ich hätte wohl vergnügt sein können, hätte ich nicht um Herminegardens Verlust getrauert. Auch bin ich oft beiseits gegangen, um mich satt zu weinen, wenn jedermann sich an den Lustbarkeiten ergötzte. Denn die Freudenbezeugungen so vieler Menschen machten mich viel traurigter. Ich that auch nur zum Schein, als nähme ich an den Vergnügungen Theil, und stellte mich aufgeweckter als ich war.

Den ersten Abend, als in einem großen Gartensaal Musik aufgeführt ward, bin ich auch dahin gebracht worden. Aber ich hielt mich weit von den andern zurück; denn ich wollte verbergen, wie weh mir zu Muthe war. Auch vernahm ich nichts von dem, was auf dem Theater vorging, und saß mit niedergeschlagenen Augen in einem Winkel des Saals, und dachte an die unglückselige Herminegarde. Indem entstand eine große Stille, denn eine der vornehmsten Sängerinnen ließ sich hören. Sie hatte auch eine solche zauberische Stimme, daß ich selbst davon ganz durchdrungen ward, und sie nur mit der Stimme eines Engels oder meiner verlornen und angebeteten Göttin vergleichen konnte.

Darum mochte ich mich nicht enthalten, die Augen aufzuschlagen, um die Sängerin zu bewundern. Aber da ward es mir, als sei ich wahnsinnig;

denn ich erkannte in der Sängerin auf dem Theater die vielbeweinte Hermingarde.

Da konnte ich mich vor Entzücken und Erstaunen nicht mäßigen, und sprang auf, und ich wäre zum Theater gelaufen, und ich hätte mich ihr zu Füßen geworfen, wenn mir nicht der Anblick so vieler vornehmen Anwesenden Ehrfurcht eingeflößt. Ich verließ aber meine Stelle, und drang bis zur Bühne vor, um mich zu überzeugen, ob ich mich nicht betrogen habe. Und sie war es! Ich zitterte an allen Gliedern, und fühlte, daß ich nahe daran sei, den Athem und alle Besinnung zu verlieren. Sie sah mich zuweilen mit Aufmerksamkeit an, doch störte sie dies in ihrem Gesang nicht, und ich verwunderte mich über ihre Macht und Verstellungsgabe. Auch bemerkte ich wohl, daß sie nicht gekannt sein wolle; denn sie trug hier den Namen Donna Lucia, und hatte vorgegeben, sie komme von Florenz. So sagte mir jeder, den ich nach der Sängerin befragt.

Betrübte Entdekugen.

Inzwischen erfuhr ich bald vom Prinzen mehr, als mir zu wissen lieb sein konnte. Denn da ich nach vollbrachter Musik die vorgebliche Donna Lucia sprechen und aufsuchen wollte, und den Prinzen deshalb anging, rieth er mir, vorsichtig-

lich zu führen, weil sie die Geliebte des reichen Marchese de Lamentano sei, welcher sie von Florenz entführt, und grose Eifersucht habe. Auch sei es nur auf vieles Bitten geschehen, daß der Marchese bewogen worden sei, Donna Lucia öffentlich singen zu lassen.

Ich konnte die Erzählung nicht reimen mit demjenigen, was ich von Hermingarden wußte, und mochte noch minder glauben, daß sie mich in Loreto und seitdem so schnöde belogen und mit ihrer Tugend hinter das Licht geführt habe. Zudem war der Marchese de Lamentano ein abgelebter, häßlicher Herr, der kaum noch in Haut und Knochen hing, und in Hermingardens Herzen nicht viel gelten konnte.

Jedoch hatte der Prinz Recht; denn der Marchese verließ meine Angebetete keinen Augenblick; und als getanzt wurde, war er beständig ihr zur Seite. Ich hutete mich wohl, ihm Argwohn zu erwecken; aber ich selbst war vor Wuth und Verdruß ausser mir; denn Hermingarde spielte ihre Rolle also geschickt, daß sie mich kaum bemerkte oder zu kennen schien. Auch war sie so lebhaft und voller Heiterkeit, wie ich sie nie gesehen hatte seit der Stunde vor dem heiligen Hause.

Endlich, da der Marchese vom Tanz ermüdet sich unweit von mir setzte, trat ich bescheiden zu ihm, und bat ihn gar höflich um die Hand seiner

Tänzerin. Er verweigerte es auch nicht, und ich führte Hermingarden in die Reihen, und war ganz Gluth. Aber ich erschrak ob ihrer Kälte; denn sie verrieth auch durch keinen Blick, daß sie mich kenne. Als sie nun mein Stolz und meine Liebe emporte, einer Treulosen gedient zu haben, welche die Verstellung gegen andere so weit trieb, wie gegen mich, flüsterte ich ihr beim Tanz zu: „Hermingarde! wie viel habe ich Noth gelitten deinetwillen, und wie muß ich dich wiederfinden? — Da ward sie roth, und lächelte mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und erwiederte: „Ihr irret Euch, mein Herr, ich heiße Lucia."

„Ich weiß es wohl! Und mir also willst du nicht mehr Hermingarde werden? — O wie haß du mich getäuscht und wie mein Herz zerrissen! — Gute Nacht! Ich fliehe dich auf ewig. Noch diese Nacht fliehe ich. Konnte ich mit dir nur meine Leiden und die Erinnerung deiner Schwüre hinter mir lassen."

„Nein," sagte sie leise, „ich bitte Euch, fliehet nicht. Bleibet! wir müssen uns einander noch erklären; und was ich geschworen, Euch würde ich so etwas nicht brechen. Aber haltet Euch ferne von mir, daß uns niemand entdeckt. Meine Magd soll Euch aufsuchen, wenn ich allein bin, dann höret Ihr mehr."

Dabei lachelte sie so schön flehend, daß ich

alles vergaß und in großer Seligkeit an ihrem Arm hinschwebte. Auch hielt ich Wort und sprach sie nicht wieder, sobald ich sie dem Marchese zugeführt hatte. Doch konnte ich es mir nicht verhehlen, daß Hermingarde mich grausam hintergangen, sowohl in Loreto, als im Wäldlein bei Trevi, daß sie mich nur zum folgsamen Werkzeug ihrer Absichten gemacht, und dann, als ich ihr entbehrlich war, mich mit guter Art von sich entfernt habe.

Was mich am meisten betrübte, war, daß sie keineswegs die sittige Heilige sei, wie sie sich sonst vor mir ausgegeben, und daß sie von Don Domenico und ihrer Stiefmutter nicht vergebens so streng gehütet worden sei. Auch war sie in ihren Geberden nicht mehr die Schüchterne und Liebenswürdige, noch in ihren Kleidern so einfach wie sonst, sondern sie strahlte an Pracht wie eine Fürstin, daß ich sie kaum wieder erkennen mochte.

Zusammenkunft.

Erst spät nach Mitternacht schieden die Gäste von einander. Da trat sie im dicken Gewühl der Scheidenden zu mir, leise meine Hand drückend, und sagte: „Wartet am Springbrunnen im Schloßgarten.“

Ich verfügte mich dahin, und blieb da noch bei

einer Stunde allein. Endlich kam ein Mägdlein, nannte mich bei meinem Namen, und führte mich in den gleichen Flügel des Schlosses, wo mein Zimmer war, durch eine Gallerie in das Zimmer Hermingardens.

Hier saß sie, beim dunkeln Schein einer Kerze, und kam mir mit sanftem Tritt entgegen, äußernd: „Ihr sehet, Herr, ich bin wohl gut, daß ich mir Euretwillen noch den Schlaf abbreche."

„O Hermingarde," sagte ich, „du weißt es nicht, wie viel Nächte ich ohne Schlaf geblieben, seit du mich so treulos nach Trevi hinabschicktest, um Vorwand zu haben, mein los zu werden!"

„Ich Euch nach Trevi?" sagte sie lachend, und that desgleichen, als verstände sie mich nicht, wollte auch lange nicht das Ansehen haben, als wenn sie von allem wüßte, was geschehen. Ich mußte ihr von Loreto an, bis wo sie mich verlassen, alles erzählen; sie fragte nach allen Kleinigkeiten, stellte sich, als sei sie mir ganz fremd, und lachte immerfort, wie eine Närrin, daß mich ihr Spott zu verdrießen anfing.

„Nun, Ihr müsset mir verzeihen", sagte sie, und that ihrem bisherigen Muthwillen Gewalt an, und zwang sich, ernsthaft zu bleiben: „denn der Gram Eurer Liebe hat Euch in der That also entstellt, daß Ihr mir fast unkenntlich geworden seid. Doch, lasset es nur sein, und verzeiht mir,

Univ. Bibl. München

daß ich mich ob Eurer Verwunderung eine Weile ergötzt habe. Ihr wisset, die Liebe will geneckt haben."

Ich entgegnete: „Nein, mein Fräulein, Eure Lustigkeit stimmt zu meiner Betrübniß gar übel; denn ich erkenne nur zu wohl Euere Leichtfertigkeit, und daß Ihr mich zu keiner Zeit geliebt habet."

„Wer aber sagt dem Herrn, daß, wenn ich denselben noch nicht geliebt, ich ihn nicht lieben könne?"

„Hermingarde, mein Herz thut mir solches kund. Ihr gebrauchtet mich nur, daß ich Euch aus den Händen Euerer Stiefmutter befreie, um zu dem Marchese de Lamentano zurückzukommen."

Sie lachte von neuem, und ich ward ihrer Schadenfreude so zornig, daß ich mich nicht enthalten konnte, bittere Vorwürfe zu machen, und zu sagen, daß ich sie nicht mehr liebe, sondern verachte. Denn wie eine Heilige habe ich sie verehrt, und nun sähe ich, sie sei ein gefallener Engel. Ich hätte meine Wünsche so weit getrieben, in ihr einst meine Braut und Gemahlin anzubeten, und nun fände ich sie als Sängerin und Courtisane in fremden Armen.

Mein Zorn belustigte Hermingarden, oder, wie ich sie nennen will, um den heiligen Namen, der mir theuer gewesen, nicht zu besündigen, Lucia. Sie ging zu mir heran, nahm meine Hand,

und fragte schalkhaft lachelnd, ob ich unversöhnlich bleibe? Und da ich dies betheuerte, fragte sie lachend: „Auch keines Kusses mehr bin ich werth?“ — Da zog ich meine Hand aus der ihrigen, und verließ mit Unwillen ihr Gemach.

Ich brachte abermals die Nacht schlaflos zu. Nur nach Sonnenaufgang überfiel mich eine so große Müdigkeit, daß ich erst nach Mittag von einem todtengleichen Schlaf erwachte. Der Prinz hatte schon vielmals gesandt, sich nach mir zu erkundigen, und da ich die Augen aufthat, fand ich den Arzt an meinem Bette.

Aber ich empfand mich so tief erquickt, wie ich seit langem nicht gewesen, und begab mich alsbald zur Gesellschaft des Prinzen, der mich freudig empfing und mir viel Lob über meine muntere Gesichtsfarbe sagte.

Ich war von meiner Liebe ganz genesen, wie von einem Schmerz, und schämte mich, so schwach gewesen zu sein, eines Weibes verstellten Gebärden zu trauen. Diese Erfahrung hatte mich ganz anders denken gelehrt, und ich verachtete die Weiber aus Herzensgrund, und ich konnte mich kaum überwinden, den Frauenzimmern mit gebührender Höflichkeit zu reden, ungeachtet viele Schönheiten zugegen waren.

Aber doch war die verrätherische Lucia die

reitendste vor allen, und ich durfte sie nicht ansehen, ohne daß mein Herz von neuem tief bewegt ward.

Mord und Flucht.

Jedoch schien es vom Verhängniß beschlossen, als sollte keine andere Gestalt meine Augen erfreuen konnen. Immer neigte ich mich wieder zu ihr hin, wie das Blumlein zur Sonne, wiewohl es von den brennenden Strahlen derselben erkrankt. Ich glaubte mir selbst nicht mehr, und meinte, ich selbst habe, nicht sie, mich geblendet und betrogen. Ich verabscheute sie, und betete sie an. Ich nannte sie ein Ungeheuer und die Schande ihres Geschlechts, und liebte sie als die Krone der Schöpfung.

Donna Lucia sah nicht, was in mir vorging. Vor den Leuten that sie mir fremd, als kenne sie mich nicht; aber verstohlen lächelten mir ihre Augen so wunderbar süß zu, wie sie im Waldlein von Assisi gethan. So lag ich in ihren Banden, und hasste mich selber darum. Hätte ich gewußt von ihr, was ich nachher erfahren, sie hätte mich nicht gefangen.

Am Abend winkte sie mir selbst zum Tanz, denn ihr Marchese war erkrankt und abwesend. Ich wollte mich entschuldigen, und lief doch freudig mit ihr in die Reihen, als hätte ich noch nichts

anderm Verlangen getragen. Und ſie ziſchelte mir leiſe ins Ohr: „Wollet Ihr dieſe Nacht wieder am Springbrunnen warten?“ Ich beſchloß, es zu verneinen, und antwortete an deſſen Statt: „Hermingarde, wie gern!“

Da ichs nun zugeſagt, fehlte ich auch nicht. Die Magd kam wieder, wie das erſtemal, und führte mich in das gleiche Gemach.

„Was wollet Ihr von mir, Hermingarde, oder Lucia oder wie Ihr heißen möget?“ ſagte ich, da ich zu ihr hineintrat. „Ich kann doch nicht anders, Treuloſe, als Euch mit meinen gerechten Vorwürfen läſtig fallen; denn alſo iſt auf Erden noch kein Menſch betrogen worden, wie ich durch Euere Scheinheiligkeit betrogen ward.“

Sie antwortete: Don Baſtiano, eben das dünkt mich ſehr luſtig. Iſt denn aber darum Donna Lucia minder ſchön? Und könnet Ihr Lucien nicht lieben, wie Hermingarden?“

Da wollte ich Nein ſagen, aber alles in mir rief Ja, und ich lag zu ihren Füßen, und ſchalt ſie und betete ſie an. Ich wollte fliehen, und blieb in ihren ſchönen Armen hangen. An ihren Lippen wurden meine Verwünſchungen Schwüre beſtändiger Liebe. Es ergriff mich wie Wahnſinn. Ich opferte mich ihr auf.

Aber Marcheſe Lamentano errieth unſer verbrecheriſches Einverſtändniß. Als ich einſt aus Lu-

Schlachten und Treffen von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi und Lodi rasch auf einander. Siegend schritten die Franzosen über den Po und Mincio und die Adda, und kamen zugleich mit den fliehenden Oesterreichern auf venedisches Gebiet. Der österreichische Feldherr Beaulieu hatte einen Augenblick lang gehofft, sich längs dem Mincio behaupten zu können, und deswegen von seinem Kriegsvolk in die venedische Festung Peschiera geworfen, nachdem er dem Proveditore Nicola Foscarini davon eine bloße Anzeige hatte zugehen lassen. Peschiera war aber von Venedig im schlechtesten Vertheidigungszustande gelassen. Es hatte eine Besatzung von sechszig Invaliden, Kanonen ohne Lafetten, den bedeckten Weg mit Bäumen bepflanzt, die Werke seit hundert Jahren versäumt. Beaulieu konnte sich nicht halten. Er zog ab. Bonaparte folgte, besetzte Peschiera, und ließ den General-Proveditore der venedischen Provinzen auf dem festen Lande, Nicola Foscarini, zu einer Unterredung einladen. Dieser, der einer der angesehensten Staatsmänner der Republik war, der schon die Gesandtenstellen zu Wien und Konstantinopel bekleidet hatte, gerieth in solche Angst, daß er sich für verloren hielt, weil er sich vor dem französischen Oberfeldherrn zu stellen hatte. „Ich reise ab," schrieb er aus Verona, wo er wohnte, an seine Regierung (31. Mai 1796): „ich reise

cia's Gemach schlich, trat er mir in der Gallerie entgegen, und rannte mit gezucktem Degen auf mich ein. Ich, unbewaffnet, flob in mein Zimmer, er mir nach. Er ließ mir kaum Zeit, meine Waffe zu nehmen. Beim ersten Stoß stürzte der Wüthende entseelt auf die Erde. Ich weckte alsbald meinen Knecht, der die Rosse herbeiführen mußte; ich packte auf und flüchtete mit Giuseppe, ehe jemand im Schlosse nach ward.

Giuseppe entläuft.

Wir nahmen unsere Richtung nach den Gebirgen von Abruzzo; denn ich gedachte an Don Piccolomini, und hoffte ihn wieder zu finden, weil das Gerücht ging, er sei das Haupt der Verbannten geworden, und habe viel Volks beisammen. Napoli hatte für mich keinen Werth, sintemal ich Lucien gefunden, ehe ich glaubte. Dagegen war meine Begierde um so größer, Nachrichten über das Schicksal des redlichen Thorhaimer zu vernehmen, wie auch mit meinem Feuergeist rechtschaffen um den Spiritus familiaris zu dienen.

Als Giuseppe verspürte, wohin meine Reise gehen sollte, ward er unruhig und verzagt. Er hörte nicht auf, mich vor den Banditen zu warnen, die das Gebirg unsicher machten, und erzählte mir von ihren Grausamkeiten. Wiewohl ich nun den feigen Menschen auf alle Weise tröstete, traute

er doch nicht. Und schon in der ersten Nachtherberge entwich er mir sammt dem Pferde. Es hat mich nicht viel gegrämt; habe ihn auch mein Lebtag nicht wieder gesehen. Er war ein verschmitzter, lügnerischer Bursch, that was er wollte, und war zu nichts besserm zu gebrauchen, als wenn es Schelmenstücke gab. Der alte Thorhaimer war wohl ein anderer Gast!

Ich machte demnach andern Tags meinen Weg allein, und gar wohlgemuth. Selbst die Donna Lucia that meinem Herzen nicht weh; denn ich hörte nicht auf, sie zu verachten, weil sie mich bitterlich hintergangen.

Und mit ihr war mir nun das ganze Menschengeschlecht und alle Lust des Lebens, und mein Leben selbst gleichgültig geworden.

Große Ueberraschungen.

Am gleichen Abend erreichte ich das Städtlein Celano, und kehrte daselbst ein, zu übernachten. Am Morgen brachte mich ein großes Getummel aus dem Schlaf. Und es war auf den Gassen wie im Haus Rufen und Schreien, als sei Feuersnoth. Ich sprang jählings aus dem Bett und warf mich in die Kleider. Da ward meines Gemaches Thür gewaltthätig aufgerissen, und viele bewaffnete Herren traten herein, alle von wildem kriegerischen Ansehen.

„Zum Teufel, Don Baſtiano, findet man Euch hier? Ich glaubte, Ihr waret in Kreuzſtucken zerhauen!“ Alſo rief einer, und ich erkannte mit großer Verwunderung den Herrn von Monte-Marciano. Ich lief ihm alsbald freudig entgegen, und die andern grüßten mich. Einige derſelben waren von denen, die ich zu Bologna geſehen, auch Marco de Sciarra und Baſtiello del Aratro.

Darauf begehrte Don Alfonſo, von dem ich wohl bemerkte, daß er der vornehmſte von allen ſei, von mir zu hören, wie ich in dem Gefecht unweit Bologna entronnen ſei, und welches Abenteuer mir ſeitdem begegnet? Und er führete mich abſeits in ein kleines Zimmer, und fragte: „Habet Ihr nun gefunden, daß der Feuereifer ſeine guten Dienſte leiſtet? — Aber, ich wußte vom Spiritus familiaris, daß ich Euch hier treffen würde; darum bin ich gen Celano aufgebrochen und hieher gekommen. Nun folget mir als ein tapferer Streiter ins Feld. Es ſoll Euch nicht gereuen. Euch allein vertraue ich an, das Schloßlein Cicoli zu nehmen, und zur Belohnung verheiße ich Euch, das Schönſte der Erde darin zu finden.

„Herr,“ ſprach ich, „ſendet mich, wohin Ihr wollet, ich achte meines Lebens nicht, ſeit ich das Schönſte auf Erden verloren.“

„Wie meinet Ihr das?“ fragte Don Alfonso. „Iſt Euch der Feuergeiſt abhanden gekommen?“

„Mit nichten. Aber er leuchtet trübe.“

„So ſollet Ihr ihn nähren und ſtärken; er verſchmachtet bei Euch, weil ihr ihm keine Speiſe reichet.“

„Wie ſoll ich ihn ſpeiſen?“

„Stellet ihn von Zeit zu Zeit der Sonne blos; er nährt ſich mit ihren Strahlen, denn er iſt himmliſcher Natur. Aber der Spiritus familiaris verheißet Euch noch andern Sold. Wiſſet Ihr, wie Euch Sclafani's Madonna entzückte? — Und wie Ihr ſie als Bildſaule ſahet? — Lebend ſoll ſie Euch erſcheinen, wie ſie uns erſchienen iſt.“

Als Don Alfonso alſo ſprach, ſchüttelte ich unwillig den Kopf, und ſprach: „Mich verlangt nicht nach ihr. Der Spiritus familiaris oder die Gunſt meines Feuergeiſtes gab mir die Dirne, und lehrte mich die Eitelkeit menſchlicher Wünſche.“ Und darauf berichtete ich treu und genau mein Abenteuer vor dem heiligen Hauſe zu Loreto, bis zur Flucht Luciens bei Trevi, und wie ich ſie beim Hochzeitfeſte des Herzogs von Monteleone wieder gefunden, und vor drei Tagen verlaſſen habe.

Da lachte der Herr von Monte-Marciano mit lauter Stimme, und ſagte: „Baſtiano, Euch hat ein böſer Geiſt geäffet. Das iſt aber auch wohl andern Mannern widerfahren, welche um den

Spiritus familiaris dienen wollen. Ihr habet die schöne Hermingarda di Solis allerdings bei Trevi verloren durch höllisches Zwischenspiel; aber auf der Hochzeit von Monteleone hat Euch ein schöner Kobold geneckt, der Menschengestalt angenommen, um Euch zur Untreue und Sünde an Hermingarden, und zu blutigem Mord zu verleiten. Glaubet mir, das war ein Gespenst, was Ihr im Schlosse des Prinzen Colleferro umarmt habet, und der Unhold ist gewißlich wie ein Rauch verschwunden, als er seine Absicht vollbracht sah."

Als dies der Herr von Monte-Marciano sagte, kam mir ein Grausen an, und noch mehr, da er mich nahm, und mich zu den andern Herren zurückführte, sagend: „Don Bastiano schwört, das Fräulein Hermingarda di Solis im Hause Colleferro gesehen zu haben, wo sie die monteleonische Hochzeit feiern."

„Nein, sie ist seit sechs Tagen auf dem Schloß, sein ob Ticoli", rief einer der Kavaliere, „dahin entkam sie mit ihrem Bruder Don Domenico Falterra bei unserm Gefecht mit der Besatzung von Ticoli. Wir hatten sie schon gefangen, unsere Leute aber ließen sie wieder im Stich."

„Ist die Rede von Don Domenico Falterra?" sprach darauf Don Marco de Sciarra: „Der ist unter einem Maulbeerbaum begraben bei Olgiato, wo die Landstraße nach Tivoli geht.

Geſtern des Morgens kam er von ſechs Reitern bewaffnet des Wegs von Cicoli, mit ihm ein zartes Frauenzimmer, welches er ſeine Schweſter nannte, auf einem Maulthier reitend. Unſerer Vierundzwanzig überfielen ihn. Dennoch wollte er Widerſtand leiſten, und ſtreifte mit einer Kugel den Mario di Aſſano. Da ließen ihn drei zugleich nieder, daß er auf der Stelle verblich. Die ſechs Reiter flüchteten behend nach Cicoli. Aber Domenico's Schweſter ward als gute Beute nach Olgiato geführt. Dort iſt ſie noch verwahrt, und kein Teufel ſoll ſie antaſten, denn ich habe ſie mir behalten."

Bei dieſen Worten warf Marco den Mantel vom linken Arm, und wies auf ein Tuch, welches er darum gebunden, und ſprach: „Da ſehet Ihr mein Wahrzeichen. Als ich geſtern Nachts von ihr ſchied, weinte ſie laut, und fürchtete Gewaltthat von meinen Leuten. Da ſchwor ich jedem den Tod, der ſie nicht ehrfurchtsvoll anſähe, und ich nahm ihre Hauptbinde, und band dieſelbe um meinen Arm, und ſprach: „Von nun an bin ich Euer Ritter und Schirm."

Und es war dieſelbe Hauptbinde, welche ich an Hermingarden geſehen, als ſie mir das erſtemal vor dem heiligen Hauſe in Loreto erſchienen war, nämlich das himmelblaue Tuch mit Gold durchwirkt, ſo ihre Locken zuſammenhielt.

Da ſah ich ein, daß mich ein boſer Geiſt auf

der montekoniſchen Hochzeit grauſam betrogen. Und das Herz ſchlug mir gewaltig, und meine Liebe ward wieder neue Flamme.

In dem Augenblick ſah ich durchs Fenſter auf der Gaſſe den alten Thorhaimer mit andern Kriegsknechten. Da entbrannte mein Herz und ich ſprang ſach hinaus zur Straße. Der Alte fiel mir mit Thränen zu Fußen, umarmte meine Knie und rief: ‚Gottlob, daß ich Euch wieder ſehe, liebſter, beſter Herr! Daß Ihr noch lebet, habe ich erſt ſeit geſtern aus dem Munde eines ſchonen Fräuleins vernommen, welches untrüglich meinte, da ich Euern Namen nannte. Es iſt Euch ſehr ergeben. O kommet mit nach Olzato.“

Da ward mir zu Muthe, als wäre alles Zauberei, was ich erfuhr, und ich wußte nicht, ob ich träumte.

Thorhaimers Schickſale.

Darauf begab ich mich abſeits mit Thorhaimer, wo uns niemand hören konnte, und forſchte aus, wie es ihm ergangen, und welches Fräulein ihm von mir geſprochen.

Und er berichtete nach ſeiner gewohnten Umſtändlichkeit alles, wie folgt. Doch hat er ſeinen Bericht vielmals mit neuen Freudenbezeugungen unterbrochen, weil er mich wiedergefunden, und aus den Augen kamen ihm Thränen. Ich ſelbſt

bin dabei oft gar bewegt worden, und schüttelte dem Alten oft die Hand, und schwor ihm, daß ich ihn lebenslang nicht wieder von mir lassen wolle.

Er sagte, nach dem Gefecht unweit Bologna habe jedermann behauptet, ich sei erschlagen. Nur ein einziger Reiter widersprach dem, und versicherte, er habe gesehen, wie ich des entgegengesetzten Wegs geflüchtet sei, statt mich zu den Andern zu halten. Von unsern Leuten ist aber niemand bei dem Handgemenge umgekommen, nur sind vier verwundet worden, doch ohne Gefahr. Don Alfonso aber sei ein verwegener Mann, denn er habe wiederholt sich in den dicken Haufen der Feinde geworfen, und viel Schadens gethan, und mit eigener Hand mehrere Kriegsknechte niedergehauen. Auch glaube jedermann, er sei sich- und schußfest, denn ihm sei kein Haar gekrümmt worden.

Nachdem habe Don Alfonso sich in die appeninischen Berge begeben, wo man noch mehrere Freunde gefunden, daß ihrer über hundert an der Zahl geworden. Auch Don Marco de Sciarra sei dabei gewesen. Darauf hat Don Alfonso befohlen, in getheilten Haufen gen Apulien zu ziehen. Thorhaimer aber, voll großer Betrubniß, daß er mich verloren, habe Abschied nehmen und den Rückweg nach Deutschland wählen wollen. Da sei Don Alfonso zu ihm gekommen sagend: er wisse nun gewiß, daß ich noch am Leben wäre, und in Apu-

lien werde mich Thorbaimer wieder finden, wie denn auch in der That erfolgt iſt.

Dieſer Zuſpruch hat den Thorbaimer alſo getröſtet, daß er den Verbannten willig gefolgt iſt. Und da die Haufen getheilt worden ünd, iſt Thorbaimer dem Marco Sciarra gegeben; denn Marco hat ihn vom Monte-Marciano verlangt, weil er einen Deutſchen zu ſeiner Leibbedienung gewünſcht. Nach dieſem iſt Thorbaimer immerdar bei dem Marco, als ſeinem Herrn, geblieben, und mit ihm nach Apulien gezogen, wo man, wie auch im Neapolitaniſchen, allerlei Volks zum Krieg geworben.

Don Alfonſo hat auch Volk werben wollen in Monte-Marciano, aber der Gouverneur der Provinz hat es unterſagt. Danach ſei Alfonſo zum Marco gekommen, der ſich in das Land Abruzzo zurückgezogen, nachdem er die römiſche Landſchaft durchſtreift und ausgeplündert.

Hier haben die Häupter der Verbannten den Herrn Monte-Marciano zu ihrem Anführer erkohren, obwohl Pierconto Gabutio ſehr dagegen geredet, und ſind mit Lebenhundert entſchloſſenen Mannen in das Römiſche eingefallen, und bis vor die Thore der Stadt Rom gedrungen. An reicher Beute hat es nie gefehlt, und das Landvolk iederzeit mit den Verbannten gehalten. Auch iſt Paolo Vagelieri, den der heilige Vater wider ſie ins

Feld geschickt, ohne Unterlaß geschlagen worden. Darauf hat der Papst Urban den Vagelieri zurückgerufen, und dem Virginio Ursini das Kommando übergeben wider die Verbannten. Desgleichen hat der Großherzog von Toscana Marchese Camillo del Monte mit achthundert Fußknechten und zweihundert Pferden ausgeschickt, dem Virginio Beistand zu leisten.

Aber Don Alfonso Piccolomini habe dem Virginio eine Falle gelegt, und ihn bei Storta unweit Tivoli in einen Hinterhalt gelockt, also, daß die Römer zusammengehauen und mit blutigen Köpfen auseinander gesprengt sind. Virginio ist selbst nur mit genauer Noth entronnen.

Während sich nun Virginio mit dem Camillo del Monte und seinem toskanischen Kriegsleuten vereinigte, hat Marco de Sciarra Olgiato in Besitz genommen, dessen Mauern gar fest sind. Und bei einem Streifzug, welchen Marco gegen das Städtlein Tivoli unternehmen wollte, ist man einigen Bewaffneten begegnet, welche ein Frauenzimmer begleitet. Einer von diesen ist erschlagen: darauf haben die andern Fersengeld gegeben, und das Frauenzimmer ist nach Olgiato geführt, wo es Don Marco in seinem Hause mit großer Ehrerbietung behandelt.

Da fragte ich den Thorhaimer: wann dies geschehen? Und er antwortete: „Es sind kaum vier-

ab. Möge Gott meine Kräfte stärken und mich zum Opfer nehmen.“ Und den folgenden Brief begann er voll Hochgefühls mit den Worten: „Ich habe die Pflicht des Bürgers erfüllt. Ich bin nach Peschiera gegangen. Ich habe mich in den Händen der Franzosen gesehen. Ich habe mitten durch die langen Heerhaufen dieser wilden Kriegsleute den Weg gemacht. Ich sah den General Bonaparte.“

Dieser benutzte den Gemüthszustand des erschrockenen Mannes sehr gut, wie die Fortsetzung von Foscarini's Schreiben zeigt. „Er hat mir gesagt,“ schrieb er, „die Republik Venedig habe den freundschaftlichen Gesinnungen seiner Nation schlecht entsprochen. Wir hätten Frankreich verrathen, weil wir Peschiera von den Deutschen besetzen lassen, was ihm den Verlust von fünfzehnhundert Mann gekostet habe, deren Blut um Rache schreie. Um Neutralität zu halten, hätte man den Oesterreichern Widerstand leisten, und, wäre man zu schwach gewesen, Hilfe von ihm verlangen müssen, die er gewiß gegeben haben würde; wenn, wie ich ihm sagte, die Oesterreicher unser Vertrauen gemißbraucht hätten, sollt man ihnen gleich den Krieg erklärt haben. Nachdem er mir noch alle Klagepunkte Frankreichs gegen das zweideutige und offenbar feindselige Betragen der Republik wiederholt hatte, fügte er hinzu: Er habe Befehl

undzwanzig Stunden. Das Fräulein iſt ſchon einmal in Gewalt der Verbannten geweſen, vor ſieben oder acht Tagen; aber damals nebſt ſeinem Bruder glücklich in ein Schloßlein ob Cicoli entkommen. Da aber dieſer Bruder die Straßen ſicher gemeint, weil Virginio und del Monte mit einem Heer nahe lieben, hat er die Schweſter gezwungen, den Weg fortzuſetzen, worüber er das Leben verloren.

Neuer Kummer.

Nachdem Thorhaimer alſo geredet, ſchüttelte ich den Kopf unglaubig; denn es wollte mir nicht ein, daß ich in dem Hauſe des Prinzen Colleſeero mit einem Blendwerk und hölliſchem Gaukelſpiel zu thun gehabt haben ſolle. Auch war es wohl gedenkbar, Donna Lucia habe ſich, da ſie Don Lamentano's Tod vernommen, eilfertig auf die Flucht begeben, und ſei mit ihrem Bruder in das unvorhergeſehene Unglück geſtürzt. Dieweil ich nun aber erſt vor zwei Tagen aus dem Hauſe des Prinzen geflohen, konnte nicht wohl ſein, daß dieſelbe Perſon ſchon vor ſechs Tagen bei Cicoli geſehen worden, mit welcher ich in gleicher Zeit die Eiferſucht des Lamentano betrog.

Aber Thorhaimer verſicherte, aus dem Munde des Fräuleins die Begebenheit bei Cicoli erfahren zu haben, alſo, daß er nicht an der Wahrheit deſ-

sen zweifelte. Sie sei, sagte er, eine gar tugendsame und liebreizende Person, und kein Unwahres auf ihren Lippen. Er habe den ganzen gestrigen Tag bei ihr zugebracht, auf Marco de Sciorra's Geheiß, um sie zu trösten und zu bedienen. Und da sie bemerkt, daß er, Thorhaimer, ein Deutscher wäre, habe sie ihn angefragt, ob er vielleicht einen deutschen Kavalier kenne, und habe ihm meinen Namen genannt und meine Person und Kleidung geschildert. Da sei er hoch aufgefahren vor Freuden, und habe gerufen: „Das ist mein Herr! wo ist er? wann habet Ihr ihn gesehen? lebt er noch?“

Darüber ist Thorhaimer mit der vermeintlichen Dame Lucia sehr vertraut geworden. Und sie hat ihm erzählt, wie sie mich in Loreto auf der Wallfahrt kennen gelernt, wie ich sie aus den Händen ihres Stiefbruders großmüthig befreit, und bis Trevi gebracht. Da habe sie in einem Wäldlein auf mich gewartet, während ich gegangen sei, einen Wagen in der Stadt zu miethen. Nach einigen Stunden hätte sie Rosse gehört, und sicherlich geglaubt, es sei niemand, denn ich; darum wäre sie frohlockend auf die Landstraße hinausgegangen, und im gleichen Augenblick von drei Männern umringt worden, die zu Pferde herangesprengt kamen. Einer derselben wäre ihr grausamer Stiefbruder gewesen, der ihr einen Faustschlag gegeben, davon sie zu Boden gefallen. Dann hätten die

beiden andern sie zu ihrem Bruder auf das Roß gehoben, und auf seinen Befehl ihr die Füße gebunden, und den Mund geknebelt, auch das Roß, auf welchem sie bisher geritten hatte, mitgenommen. Dann wären sie schleunig davon gejagt, sie habe nicht gewußt wohin. Sie habe vor Entsetzen alle Besinnung verloren, und wäre in Ohnmacht geblieben lange Zeit. Als es Nacht geworden, habe Domenico in einem Städtlein Herberg genommen, und ihr befohlen, sich von der Farbe zu waschen, womit ihr Gesicht übertuncht gewesen, um sich unkenntlich zu machen. Auch habe sie müssen weibliche Kleidung anlegen, und so wäre die Reise folgendes Tags weiter geganzen, bis man endlich gen Rom gekommen.

Hier sei sie tödtlich erkrankt, aber durch die Kunst der römischen Aerzte schnell genug hergestellt, also, daß Domenico auf die Fortsetzung der Reise gedrungen. Er habe ihr aber nie bekennen wollen, wohin er sie zu führen gedachte, und da sie gedroht, sich das Leben zu nehmen, habe Domenico gesagt: er führe sie in ein Kloster. Des sei sie wohl zufrieden gewesen, und ihm daher von Rom willigsich gefolgt. Auch habe sich von da an Domenico freundlicher gegen sie bezeigt, ihr ein bequemes Maulthier verschafft, und was sonst vonnöthen geweſen zu ihrer Erquickung. Und da sie gen Tivoli gekommen, wäre ihnen viel flüchtiges

Kriegsvolk entgegen gelaufen, sagend: Piccolomini wäre im Anzug mit einer großen Menge Verbannter. Wie ihr Bruder nun wieder nach Rom umkehren wollen, sei ihnen abermals fliehendes Volk entgegengeeilt, mit Klagegeschrei, die Banditen wären vor den römischen Thoren, und bedrohten die Stadt. Da habe Domenico sich gegen das Gebirg gezogen, in der Meinung, der Gefahr durch einen Umweg zu entrinnen. Allein er wäre nun erst seinem verderblichen Verhängnis zugelaufen. Denn bei Cicoli faß gefangen, wäre er hernach bei Olgiato wegen thörichten Widerstandes, welchen er leisten wollen, grausamer Weise umgebracht worden.

So erzählte Thorhaimer, und ich konnte nicht länger zweifeln, daß Hermingarde in Olgiato lebe. Ich beschloß also, gleich mit Thorhaimern dahin zu eilen, um zu sehen, wie das Unmögliche möglich sei.

Wie wir aber ins Haus zurücklamen, wo Piccolomini mit den übrigen Häuptern der Verbannten war, und ich ihm sagte, daß ich gen Olgiato wolle, klopfte er mir auf die Schulter, und sprach: „Morgen gehen wir insgesammt dahin: bis dahin geduldet Euch. Denn wir haben vor einer Viertelstunde vernommen, Olgiato sei von der gesammten und vereinten toskanischen und römischen Macht berennt. Darauf ist Marco de Sciarra mit funfzig

Reitern alsobald aufgebrochen, um sich noch zu rechter Zeit in den Platz zu werfen, wenn er hindurch kann. Auch Pietrangelo, Tutio de Petralta und der Battistella sind mit ihm dahin, alles verzweifelte Burschc, die den offenen Höllenschlund nicht scheuen.

Diese Worte erschreckten mich sehr; denn nun lagen alle meine Hoffnungen zu Boden. Zwar sprach mir Piccolomini Muth ein, und sagte: „Don Bastiano, ich führe Euch morgendes Tags in Olgiato ein, und wenn zwanzigtausend Mann davor lägen!“ Dennoch tröstete mich das nicht.

Nächtliche Erscheinung.

Wie ich um Mitternacht schlief, erwachte ich von einem wunderbarlichen Getöse, und es war mir, als höre ich mich deutlich bei Namen rufen, und als wäre es Hermingardens süße Stimme. Da ich die Augen aufthat, schwebte sie wie auf einer blaßgelben Wolke in der Mitte des Zimmers. Ihre Augen schienen mich voll großen Mitleids zu betrachten, und ein sanfter Schmerz lag in ihren himmlischen Zügen verbreitet. Sie war weiß gekleidet, wie in Schnee, und um ihr Haupt faßte die Fülle ihrer Haarlocken das himmelblaue mit Gold durchwirkte Tuch zusammen. Je länger ich sie betrachtete, je heller und schöner ward sie, daß

sie endlich wie aus Lichtstrahlen glänzte. Und ich konnte nicht rufen und nicht reden. Mein Herz lag in Angst und Wonne. Ihre Gestalt ward aber immer helleuchtender, daß sie wie eine Strahlensäule dastand, und von dem Glanz ward alles umher bedeckt, daß meine Augen ihn nicht ertragen mochten. Und ich fühlte mein Lager sanft mit mir emporgehoben und durch die Lichtstrahlen schwimmen, wie durch ein Meer von Sonnen, und ein sanftes Brausen floß um mich her. Da sank ich auf mein Lager zurück, und schloß die Augen in betäubter Ohnmacht.

Wie ich wieder zu Kraft genas, und die Augen öffnete, war Alles finstere Nacht, und ich sah durch das Fenster die himmlischen Gestirne. Deß verwunderte ich mich, und konnte nicht fassen, was mir geschehen sei? — Und ich dachte, dies Gesicht bedeute mir ein großes Unglück. Deshalb zog ich den Gürtel, um den Feuergeist zu befragen. Wie ich aber das Fläschlein hielt, glänzte es so hell, daß der Schein davon mein ganzes Lager beleuchtete. Dies war also ein günstiges Vorzeichen, und machte mir große Freude.

Ich betete aber zu Gott und der heiligen Jungfrau mit vieler Inbrunst, daß sie mich vor den Fallstricken des Satans bewahren wollten, auf daß

ich nicht vom bösen Geiſt wieder verſucht werde, wie bei der monteleonischen Hochzeit.

Treffen bei Olgiato.

Andern Morgens war ich früh auf, denn ich konnte nicht erwarten, bis wir aufbrächen gen Olgiato. Aber meine Freude ward zu Waſſer; denn Piccolomini erwartete noch Bericht von der Stärke und Stellung des Feindes; auch wollte er unſere Leute wohl ruhen laſſen.

Gegen Abend kehrten die ausgeſandten Kundſchafter zurück, und erzählten, wie ſie erfahren, Don Marco de Sciarra habe ſich glücklich und noch zu guter Stunde in den Platz geworfen; aber nun ſei er in Olgiato eingeſperrt, daß keine Maus weder aus noch ein konne. Der toskaniſche Herr General Camillo del Monte liege nebſt Virginio Urſini mit aller Macht davor, doch ſcheine es beiden an Kraut und Loth zu fehlen. Es ſei aber dergleichen von Rom unterwegs.

Als Piccolomini dies gehört, gab er Befehl, daß ſich jeder bereit halten ſolle, auf den andern Tag den Feind zu ſuchen; man wolle in der Morgendämmerung hinaus, Olgiato zu befreien.

Ich erwachte fröhlich, da mich Thorhaimer rüttelte. Piccolomini beſchenkte mich mit zwei koſtbaren neapolitaniſchen Zeltern aus des Vice-

königs Marſtall; Steigriemen und Zaum glänzten von Silber, und die Decken aus purpurfarbenem köſtlichen Zeuge ſtarrten von Gold. Auf meinen Hut ſetzte er zwei hohe Reigerfedern, ſchneeweiß, und um meinen Hals hing er eine goldene Kette. Daran erkannte man die Feldhauptleute. Er gab meinem Befehl fünfzig Reiſige unter, und ſprach: „Baſtiano, Ihr ſollet heut den Vortrab führen, auch der erſte im Angriff ſein; denn wir müſſen die Toskaner und Römer aus einander jagen, und uns mit dem Marco de Sciarra vereinen. Können wir Olgiato nicht retten, ſo iſt der Kern unſers Heeres verloren, und die ſchöne Hermingarde dazu."

Dann brachte er mich zu den übrigen Hauptleuten, mit denen wir zu Morgen aßen, dieweil ſich unſer Volk ſammelte. Die Häupter der Verſammlung waren frohmüthig, obwohl jeder wußte, daß wir in Allem nur vierhundert und zwanzig Mann Fußvolk, und einhundert und fünfzig Reiter hatten, da doch des Feindes Macht bei fünfzehnhundert Mann ſtark war.

Ehe die Sonne aufging, waren wir ſchon weit von Celano, und gegen Mittag erblickten wir die Thürme und Mauern von Olgiato. Camillo del Monte hatte von unſerm Anzug vernommen. Er kam uns entgegen in einem kleinen Thal. Die Römiſchen ſtanden links auf den Anhöhen; die Toskaniſchen waren in der Fläche. Virginio Urſini

befehligte die auf den Hügeln. Der Feldherr des Großherzogs hielt die Mitte, wo er drei Stück Geſchütz hatte, und Ercole di Piſa, ſein Feldhauptmann, führte die toskaniſche Reiterei an, die uns zur Rechten ſtand.

Da befahl Piccolomini dem Pierconto de Montalto, mit hundert Fußknechten die Römer von den Bergen zu treiben; mir, dem Ercole entgegen zu gehen; er ſelbſt mit allen übrigen wollte den Camillo del Monte nehmen. Bevor Piccolomini noch die Schlachtordnung geſtellt hatte, kam die toskaniſche Reuterei gegen uns an mit verhängtem Zügel, und das ſchwere Geſchütz war gegen unſere Fußknechte gerichtet. Da rief ich meinen Leuten, und wir zogen dem Ercole entgegen.

Wie wir an einander waren, erhoben alle ein großes Geſchrei, und jeglicher faßte ſeinen Mann. Aber die Welſchen ſind feige Leute; ſie mögen ſich lieber gegen Wunden decken, als ſolche zufügen. Daher tummelten ſie ſich weidlich herum, Alles in großer Ordnung durch einander; einer trachtete dem Andern im Rücken beizukommen, oder den Rücken frei zu haben. Und da wir übermannt waren von den Toskaniſchen, nahmen meine Leute bald die Flucht. Jedoch zum Glück hatte Piccolomini unſere Noth geſehen, denn er ſchickte uns

noch hundert Reiter zum Beistand. Da ging das Gefecht neuerdings an.

In dem Getümmel kam mit gezucktem Schwert auf schwarzem Roß ein Kavalier gegen mich gerannt, und ich sah, wie er sich unter den Seinigen Platz schaffte, um mit mir handgemein zu werden. Wie er vor mir war, rief er: „Ich bin Ercole di Pisa, und will's allein mit Euch ausmachen, wenn Ihr der Verräther Piccolomini seid.“ Ich sagte: „Ich will Euch alsogleich mit dem Schwert meinen Namen zwischen beide Ohren legen.“ Darauf sind wir an einander gerannt, und die Leute um uns her standen still, den Kampf zu schauen. Wie wir uns tummelten, legte ein toskanischer Reiter die Büchse auf mich an, aber ich entkam ihm, und Ercole rannte in den Schuß und ward getroffen von seinen eigenen Leuten. Ich spaltete ihm, wie er sank, den Schädel. Da stieg entsetzliches Geschrei auf von allen Seiten, und unsere Reuge griffen frisch an. Aber die Toskanischen wehrten sich verzweifelt. Nach einer Stunde kam ihnen viel Fußvolk zu Hilfe, auch setzte man uns mit einem Stückgeschütz hart zu, so daß wir viele verloren. Da drehten unsere Leute dem Feind den Rücken zu, und suchten das Weite. Ich selbst war zweimal daran, gefangen zu sein, und entkam doch glücklich.

Als wir nun unser Fußvolk suchten, sahen wir

vor seiner Regierung, Verona abzubrennen, was auch die Nacht sogleich geschehen solle. Der Heerhaufen des Feldherrn Maßena sei schon mit Kanonen und Mörsern dahin auf dem Wege, und vielleicht habe das Feuer jetzt schon angefangen." — Vermuthlich war diese Drohung Bonaparte's nur, um dem Manne Furcht zu machen. Aber so groß war der Schrecken des Proveditore, daß er selbst anbot, französisches Kriegsvolk in Verona aufzunehmen.

Als der Proveditore nach Verona zurückkam, und man hörte, die Franzosen würden einziehen, flohen Nobili, Reiche und Bürger in Eil. Die Straße nach Venedig war im Augenblick mit Kutschen, Karren und Wagen aller Gattung bedeckt. Wer die nicht hatte, flüchtete zu Fuß, Männer und Weiber mit Kindern in den Armen. Der Adigo wimmelte von Schiffen und Kähnen, belastet mit den Schätzen der Reichen, mit den Geräthschaften der Armen. Alles eilte Venedig zu. Mit größerm Entsetzen waren einst im Alterthum nicht vor Attila's Anzug die Veneten in die Lagunen gerannt.

Nun in Venedig Unruhe und Verzweiflung; nun plötzlich nach allen Seiten Aufgebote und kriegerische Rüstungen angeordnet; die Zeughäuser mit Arbeitern angefüllt; Steuern ausgeschrieben; Kassen für Geschenke auf den Altar des Vaterlan-

es schon weit von uns in der Flucht; denn wie ich nachher erfahren, hat Pierconte de Montalto dem Virginio auf den Höhen schlechten Stand gehalten, also, daß er das erste Zeichen zur Flucht gegeben.

Der Feind aber verfolgte uns nicht weit, denn er befürchtete Hinterhalt. Wir kamen athemlos und zerstreut bei einem Dörflein zusammen, St. Maria geheißen, das auf einem Berge lag. Piccolomini war sehr aufgebracht, und fluchte abscheulich, und vermaß sich hoch und theuer, er wolle es dem Camillo del Monte folgenden Tages einsalzen. Wir hatten von den Unserigen bei hundert Leute eingebüßt. Aber die Feinde hatten auch beträchtlich verloren, wie wir von den Ueberläufern und Gefangenen vernahmen; der Oberfeldherr Camillo hatte selbst eine Hand schwer verwundet, und mußte das Heer verlassen, also daß nachher Virginio allein die Belagerung von Olgiato fortsetzte.

Besuch in Olgiato.

Durch solche Niederlage war die Muthlosigkeit unserer Leute so groß geworden, daß sie in der Nacht haufenweis davon liefen, am meisten die Neapolitaner.

Da sagte Piccolomini in der Versammlung der Hauptleute: „Haben wir nur erst den Sciarra frei,

so mögen wir wieder bis Rom ziehen; denn er hat unsere tapferste Mannschaft mit sich in das Nest genommen. Es soll einer hin, und ihm sagen, wie er sich durchschlagen und zu uns stoßen müsse."

Weil hierauf Niemand antwortete, und mich die Neugier und Liebe nach Hermingarden baß plagte, sprach ich: „Wohlan, das übernehme ich. Ich gehe als Ueberläufer zum Virginio in künftiger Nacht, und erforsche seine Stellung, und trachte auf Olgiato zu kommen." Der Anschlag gefiel Allen wohl.

Als es nun Nacht ward, übergab ich meine Sachen und Gelder dem Thorhaimer, mit Verheißen, er solle mich bald wieder sehen. Thorhaimer wollte mit Gewalt mich begleiten, aber ich litt es nicht. Dann zog ich das Kleid eines gemeinen Fußknechts an, und beurlaubte mich vom Piccolomini, und nahm den Weg gegen Olgiato.

Wie ich eine Stunde gelaufen war, fand ich zwei von unsern Leuten, die ebenfalls im Begriff waren, zum Virginio überzugehen. Wir machten gemeine Sache zusammen, und kamen vor Tagesanbruch zu den Toskanern, denen wir unsere Dienste antrugen. Sie führten uns in das Gezelt des Virginio, wo er uns über Alles befragte, was Piccolomini mache, dann wurden wir weggeführt, und nicht beisammen gelassen, sondern unter verschiedene Haufen getheilt.

Ich blieb neun Tage lang bei den Römischen, und Alles ging müßig und links und rechts auf Beute aus, oder schoß zum Zeitvertreib gegen Sciarra's Volk auf den Mauern von Olziato. Denn Virginio wollte nichts unternehmen, bis das schwere Geschütz von Rom angekommen sein würde.

So hatte ich Zeit genug, das ganze Lager zu durchlaufen, und als ich mir Weg und Steg aller Orten wohl gemerkt hatte, und wo Virginio am schwächsten stand, schlich ich in der Nachtstunde davon, und kam zum Graben von Olziato. Die Wächter wollten anfangs die Zugbrücke nicht niederlassen, obwohl ich sagte, ich komme aus Auftrag des Herrn Monte-Marciano. Endlich ist Don Marco de Sciarra selbst herbeigerufen worden, und da ich ihm meinen Namen sagte, befahl er, mich einzulassen.

Nun berichtete ich ihn, weshalb ich mich auf den Weg zu ihm gemacht habe, und in welche Noth Piccolomini seit dem letzten unglücklichen Gefechte gerathen sei. Wir sprachen die ganze Nacht mit einander. Sciarra sagte, er wolle Rath halten mit den Seinigen. Darauf wies er mir ein Nachtlager in seinem Haus.

Nun brannte ich vor Begier, das Fräulein zu erblicken, aber meine Hoffnung ward den ganzen folgenden Tag vereitelt. Denn Sciarra, Battistella, Tutio de Petralta, und die andern Häupter der Verbannten liessen mich nicht los, und hatten beständig Raths mit mir zu halten.

Wie ich den andern Tag vor der Thür des Hauses stand, mich umzuschauen, erblickte ich ein verschleiertes Frauenzimmer, welches sich auf das Geländer des Erkers über mir lehnte, und seine Blicke nach mir zu richten schien. Ich grüßte höflich hinauf und zitterte vor Furcht und Freude, denn es schien die Gestalt meiner Geliebten zu sein. Ich hatte auch nicht geirrt; denn sie schlug den Schleier auf, und sagte mit schwacher Stimme: „O Gott, Bastiano, seid Ihr es!"

Wie ein Pfeil flog ich hinauf die Stiegen — zu ihrem Gemach — zu ihren Fußen.

Sie war sprachlos, schwankte und sank ohnmächtig zu Boden, gleich einer Todten. Ich hob sie auf und trug den schonen Leichnam zum Ruhebett, und rief mit tausend Liebkosungen ihre Seele in den süßen Leib zurück. Eine Zeit lang, wie ich sie betrachtete in der todhaften Stellung, schien sie mir fremd. Als sie aber die Augen aufthat, erkannte ich Donna Lucia wieder.

Ich hing über ihr, ihre blassen Lippen küssend. Da drängte sie mich zurück, und sprach, wie sie mich lange betrachtet: „Er ists!“ Und sie richtete sich auf und starrte mich wieder lange Zeit an; dann fiel sie an meine Brust, laut weinend.

„Ist Euch meine Erscheinung ungelegen, Donna Lucia, oder klaget Ihr, daß ich Euch unglücklich machte?“

Sie lispelte leise ein schwaches „Nein!“

„Aber Ihr wisset“, fuhr ich fort, „ich mußte Euch verlassen. Bleiben konnte ich ja nicht. Ich aber war unschuldig.“

„O Ihr waret unschuldig, guter Bastiano.“

„Wann habet Ihr seinen Tod erfahren?“

„Ich sah ihn vor meinen Augen sterben. Gott gebe seiner Seele Frieden, lieber Bastiano. Er trennet uns aber fortan nicht mehr.“

„Er ist also an seiner Wunde geblieben?“

„Ich sah ihn sterben.“

„Was sagte man? Sprach man nicht davon, mich zu verfolgen? Hat mir keiner nachgesetzt?“

„Nein, Bastiano. Sie waren zufrieden, mich in ihrer Gewalt zu haben, und kümmerten sich um Euch nicht.“

„Aber wie seid Ihr ihnen entronnen?“

„Bei Olgiato erschlugen sie ihn, wie ich Euch sagte, und seine Helfershelfer entflohen, und die Verbannten führten mich hieher. Ach, Bastiano,

nur um Euch trug ich leid! Hätte ich Euch nie nach Trevi hinaufgehen lassen. Daher das große Unglück! Ich hätte es wohl noch ertragen mögen bis zum Bolsener-See. O verzeiht mir! ich glaubte uns schon in aller Sicherheit."

„Wie kömmt es Euch bei, süßes Fräulein, noch um das vergangene Alte zu klagen?"

„Sollte es nicht sein? Ach, konnte ich hoffen, Euch jemals wieder zu sehen? O wenn Ihr wüßtet, guter Bastiano! seit Trevi bis heut, was ich gelitten habe! Wie lieb wäre mir gewesen, zu sterben!"

„Seit Trevi bis heut?" rief ich erschrocken: „und seitdem haben wir uns nicht gesehen?"

Sie entgegnete darauf: „O wohl, in Träumen und Gebeten, alltäglich und nächtlich."

Als sie dies gesagt, drückte sie meine Hand inbrünstiglich an ihre Brust. Ich aber hütete mich wohl, ihr von der monteleonischen Hochzeit und von Lamentano ferner zu reden, weil sie mich nicht verstanden, und ich war überzeugt, daß Donna Lucia und alles was im Hause Colleferro geschehen, das Blendwerk boser Geister gewesen sein möge. Und ich sah wieder die Heilige, wie ich sie in Loreto gesehen, und liebte sie mit noch größerer Gewalt, als jemals. Da schwor ich auf meinen Knien, sie nie wieder zu verlassen, und sollte ich darum das Leben einbüßen.

Indem trat Don Marco de Sciarra hinein, welcher sich verwunderte. Da sagte ihm Hermingarde, wie sie sich freue, mich wieder gefunden zu haben, und wie wir in Loreto Bekanntschaft gemacht. Er aber schien darum verdrießlich, und runzelte die Stirn sehr. Doch blieb er in den Schranken der Höflichkeit, und konnte sich meisterlich verstellen. Er führte mich aber von Hermingarden hinweg, um mit mir Raths zu pflegen, wie wir in folgender Nacht Olgiato verlassen, Virginio's Heer durchbrechen, und uns mit Piccolomini vereinigen wollten. Auch stellte er es so geschickt an, daß ich Hermingarden den ganzen Tag nicht wieder sah.

Flucht aus Olgiato.

Ich aber verließ das Haus fast gar nicht, und hütete alle Ausgänge mit meinen Augen. Auch befragte ich, wie es dunkel ward, den Feuergeist, und da er mir hell und freudig entgegenglänzte, schöpfte ich frischen Muth.

Um die Mitternachtsstunde sammelte sich in aller Stille das Volk der Verbannten von Sciarra's Haus. Auch sah ich, wie Hermingarde dicht verhüllt auf die Straße hinausgeführt und auf ein Maulthier gehoben ward. Da bin ich zu ihr ge-

treten, als wollte ich zu ihrer Bequemlichkeit bereit sein, und drückte ihre Hand, sagend: „Fürchtet Euch nicht, schönes Fräulein, was auch geschehen möge; denn Bastiano ist um Euch, und wird Euch nicht verlassen.“ — Sie antwortete: „Gottlob, nun fürchte ich mich nicht!“

Sciarra blieb bei ihr zu Fuß, und stellte sich mit ihr in die Mitte des Zuges. Ich aber mußte vorn an die Spitze desselben treten, wie unter den Anführern verabredet worden, um allen den Weg zu zeigen. Man hatte mir auch ein weißes Tuch um den Hut geschlagen, damit mich ein jeder in der Finsterniß erkennen möchte.

So zogen wir aus der Pforte von Olgiato den Hügel hinab nach der Gegend, die mir wohl bekannt war, und wo nur Virginio's Leibwachen die Hut hatten. Als wir zu einem Bach kamen, hinter welchem die Römer lagen, rief mich ein Soldat an, ich aber stieß ihn sogleich mit der Hellebarde nieder. Da liefen auf sein Geschrei die römischen Kriegsknechte zusammen, und es erhob sich ein entsetzlicher Lärmen jenseits des Baches.

Obwohl wir nun verrathen waren, gingen wir doch mit festem Schritt hinüber, und es erhob sich alsbald ein lebhafter Streit. Je weiter wir drangen, je größer ward die Zahl derer, die uns Widerstand leisteten, bis wir zuletzt von allen

Seiten umringt waren. Man hörte weit umher nur das Brullen und Geschrei derer, die sich zum Kampf ermunterten, oder von ihren Wunden niederfielen; das Aneinanderschlagen der Waffen, und das Knallen der Büchsen. Virginio selbst, wie wir den Tag nachher in Erfahrung gebracht, ist zu dem Gefecht gekommen, und hat darin zwei Wunden erhalten.

Die Verbannten aber kämpften wie Verzweifelte thun, und drangen unaufhorlich vorwärts. Die Romischen umschwärmten uns in großer Verwirrung, wie wuthende Wespenhaufen, und konnten wir uns ihrer nur mit großer Mühe erwehren.

Als ich merkte daß das Gefecht hinter uns noch hitziger war, denn vor uns, gab ich meinen Hut einem, der neben mir stand, und zeigte ihm den Weg nach St. Maria, der nicht mehr zu verfehlen war. Dann ging ich zuruck, weil mir für Hermingarden bangte. Zum Glück graute der Morgen schon.

Da sah ich vor mir einen fürchterlichen Streit von vielen Römischen gegen einen der Unserigen. Ich bahnte mir den Weg, und sah Sciarra am Boden liegen; zwei Verbannte schützten ihn. Als ich aber zur Hilfe kam, flohen die Romer, und hinterliessen drei Todte. Sciarra war nicht einmal verwundet, sondern nur zu Boden gerannt.

Da schrie ich: „Marco, wo habt Ihr das

Fräulein gelaſſen?“ — Er aber fluchte und verſchwor ſich, er wiſſe nicht mehr, wohin es in dem Gedränge gekommen! Da fuhr ich wüthend in die nächſten feindlichen Haufen, denn ich achtete nun meines Lebens weiter nicht, und wollte nicht leben ohne die Himmliſche. Wie ich aber mitten im Streit ſeitwärts einſam das Maulthier ſtehen ſah, lief ich dahin; doch das Fräulein war nicht mehr bei demſelben zu finden. Nun ward mein Schmerz ausgelaſſen, und wo der Kampf und das Getümmel am größten, dahin rannte ich.

Und wie ich eben über ein Feld lief, hörte ich meinen Namen rufen hinter mir. Es war die Stimme Hermingardens. Hermingarde ſtand zitternd unter einem alten Baum, und ich war an ihr vorüber gerannt, ohne ſie zu ſehen. Da ſchlang ich freudig meinen Arm um ſie, und in der andern mein blutiges Schwert, ſprach ich: „Nun ſterben wir mit einander!“ Dann führte ich ſie alſo durch das Gewühl vor, und ſchlug das romiſche Geſindel zurück, welches uns entgegenkam, und brachte ſie früher, als ich vermuthen konnte, in Freiheit und aus dem Gefecht.

Um dieſe Zeit ließ aber Virginio's Volk von uns los; denn Piccolomini kam uns mit ſeinen Leuten zum Beiſtand entgegen, und unter den Romiſchen war große Verwirrung eingeriſſen. Und

des geöffnet. Aber die Provinzen des festen Landes zu vertheidigen, war's zu spät, und zur Vertheidigung der Hauptstadt wären nur Schiffe und Barken vonnöthen gewesen. Man wußte nicht, was man that. Man reizte durch drohende Veranstaltungen, die doch gegen Durchzüge der Oesterreicher unterlassen worden waren, unklugerweise den Argwohn der Franzosen, daß man ihnen entweder Furcht einflößen, oder, wenn sie durch Oesterreichs Glück einen Unfall erlitten, sich gegen sie erklären wolle.

Nachdem indessen der erste Schreck vorübergegangen war, kehrte, wenn auch nicht wahrhaft neutraler Sinn gegen die kriegführenden Mächte, doch die frühere Besonnenheit zurück. Man haßte die Franzosen, ihren Uebermuth, ihre Grundsätze, ihre Räubereien; man unterhielt gern in den von ihnen durchzogenen oder besetzten Provinzen die stumme Wuth des vom fremden Kriegsvolk hartgeplagten Volks: aber predigte öffentlich Mäßigung, Ergebung in das Geschick, und redete mit Glimpf und Würde zu den Feldherren und Gesandten Frankreichs. Diese trugen ein Bündniß an. Frankreich verhieß nicht nur Gewährleistung für alle Besitzungen, sondern versprach noch beträchtliche Vortheile. Aber der Senat von Venedig lehnte standhaft die Anerbietungen ab, mißtrauisch gegen die Dauer des französischen Waffenglücks,

wie wir auf Piccolomini's Haufen ſtießen, erhoben wir alle ein groſſes Freudengeſchrei.

Nachdem trat Marco zu mir, und forderte das Fräulein. — Ich aber ſprach: „Ihr habet es in der Noth verlaſſen, und da habe ich es mir mit Gefahr meines Lebens erkauft, und es iſt die Beute, welche mir gehört. Auch iſt ſie mir nur feil, Schwert gegen Schwert, Leben gegen Leben!“

Da ward er ergrimmt, und wollte das Schwert wider mich zücken, aber Hermingarde rief, indem ſie mich umfaßte: „Ich laſſe ihn nicht, und wollet Ihr ihn todten, ſo tödtet mich zuvor.“ Auch der Herr von Monte-Marciano ſprang dazwiſchen, und wehrte dem Marco mit harten Worten, alſo, daß dieſer fluchend ſich von uns entfernte.

Mahnungen.

Wir hatten fortan keine Ruhe, denn Virginio, ſobald er Olgiato beſetzt hatte, wandte ſich wider uns mit ſeiner geſammten Macht. Darum beſchloſſen wir, uns im Gebirg zu zerſtreuen, und friſches Volk zu werben. Ich aber fürchtete des Marco Nachſtellungen, und ward mit Hermingarden eins, ſie zu Martha am Bolſener-See zu bringen. Ehe wir aber den Entſchluß ausführen konnten, kam Virginio von allen Seiten gegen die Verbannten angerückt. Da brachen dieſe in

der Nacht auf, und vertheilten sich im Gebirg, jeder nach dem Ort, welchen Piccolomini anzeigte, denn er führte über uns den obersten Befehl. Mich schickte er mit zehn Reitern nach dem Ort Alcini, welcher aus einzelnen Häusern besteht, die hoch an den Bergen liegen.

Als wir dahin kamen, gaben uns die Landleute Nahrung und Obdach, weil wir Geld hatten, ihnen zu zahlen. Auch vermehrten sie meine Schaar mit zwölf entschlossenen Leuten, welche mit uns auf Beute gehen wollten.

Hermingarde aber beschwor mich, diese Lebensart zu verlassen, und mit ihr zum Bolsener-See zu gehen; auch nach Deutschland wollte sie mir folgen, wenn ich es heißen würde. Ihre Worte bekümmerten mich sehr, denn ich konnte ihr noch nicht mein Geheimniß vertrauen. Auch Thorhaimer, der mit uns war, drang mit rührenden Bitten in mich, daß ich dies böse Gewerbe aufgeben solle, welches nichts anders sei, denn ein gemeines Räuberleben. Aber ich blieb unerschütterlich, denn ich wollte treulich um den Spiritus familiaris dienen, wie mir vorgeschrieben worden. Da nun Thorhaimer sah, daß ich nicht zu bewegen sei, sprach er: „Ich verspüre wohl, lieber Herr, daß Euch geheime Ursachen nöthigen, dies gefährliche Handwerk nicht zu verlassen. Und tröstet es mich, daß es nicht lange währen wird, bis Ihr

davon zurückkehret. Doch gedenket des zarten Fräuleins, und daß es nicht diese unnütze und sündhafte Lebensweise ertragen mag, ohne seine Gesundheit einzubußen. Darum sorget wenigstens für dessen Ruhe und Sicherheit. Auch ist es nicht wohlgethan, daß Ihr mit diesem tugendhaften Fräulein umherziehet, das Euch mit so großer Liebe zugethan ist. Aber an Euch ist es am ersten, die Unschuld des Fräuleins zu schützen. Darum bedenket wohl, was Ihr thut."

Ich ward durch diese und andere Reden in tiefes Nachdenken gebracht, und beschloß in meinem Herzen, Hermingarden mit durch Priesters Hand vermählen zu lassen, wenn sie einwilligen würde, und sie dann nach Rom oder in eine andere Stadt, oder wohin sie begehren würde, in Sicherheit zu bringen, bis meine Dienstzeit um den Spiritus familiaris abgelaufen sein werde. Da ich aber zu dem Ende noch Unterredung mit Piccolomini pflegen mußte, begab ich mich zu Hermingarden, und stellte ihr vor, wie daß ich, um unserer Zukunft willen, mit dem Haupte der Verbannten Abrede nehmen wolle. Ich versprach ihr, nach zwei Tagen zurückzukehren, und Thorbammern zu ihrer Bedienung und zu ihrem Schutz zurückzulassen.

Hermingarde willigte nur weinend in meine Entfernung, und ich erkannte, wie zärtlich ich von ihr geliebt sei. Und es verflossen zehn Tage,

ehe ich meinen Vorsatz vollführte. Da aber schickte mir Piccolomini, der zu Scenna lag, einen Eilboten, daß ich mich zu ihm verfügen müsse, und ich gehorchte. Mit stummer Wehmuth lag ich an Hermingardens Brust, und wie ein Verzweifelter schied ich von ihr.

Unglück.

Piccolomini empfing mich zu Scenna mit düsterm Gesicht. Auch vernahm ich bald, welche Unruhen ihn plagten. Er meldete mir, wie der neue Papst Gregorius, des Namens der Vierzehnte, gleich nach seiner Erwählung, ihn, den Piccolomini, und fünfzehn andere Häupter der Verbannten durch ein Breve nach Rom berufen habe. Weil nun keiner von ihnen Folge geleistet, habe der Papst sie alle zum Tode verdammt, und die Herrschaft Monte-Marciano in Besitz nehmen lassen, den Piccolomini derselben verlustig erklärt, und diese Stadt dem Ercole Sfondrata, des Papstes Neveten, zum Geschenk gegeben.

„Ei," sprach er, „wie mag Euch dieser Verlust zu Herzen gehen? Habet Ihr nicht den Spiritus familiaris, der Euch mehr Gold und Gut verschaffen mag, als der Papst Euch jemals rauben kann?"

Don Alfonso antwortete und sprach: „Es ist

auch nicht dies, was mich am meinen betrübt, wohl aber die Unbeständigkeit meiner Freunde. Denn kaum haben ſie vernommen, daß ich Monte-Marciano durch den Papſt verloren habe, wollen ſie gegen mich lau werden, und trachten ſie die Leute von mir abwendig zu machen. Der niederträchtige und verruchte Pierconto Gabutio iſt wiederum der Erſte geweſen, welcher ſeine alte Feindſchaft erneuert und das Volk gegen mich aufgeſtiftet hat. Dann iſt der Marco Sciarra mir gram geworden, ſeit ich das Fräulein Herminigarda di Solis ihm abgeſprochen, daß er Euch dasſelbe überlaſſen mußte, und hat ſich zu der Partei des Pierconto geſchlagen. Nun iſt es darum, daß wir berathſchlagen, was wir beginnen, um Ordnung herzuſtellen."

Ich ſagte, daß ich entſchloſſen ſei, mit ihm zu halten, wenn ich vorher meine eigenen Angelegenheiten berichtigt habe, und trug ihm vor, was ich wegen meiner Geliebten entſchloſſen ſei.

Er erwiederte trocken: das könne nicht ſein, denn ich dürfe mich nicht vermählen und einem Weibe anhangen, ſo lange ich um den Spiritus familiaris diene, widrigenfalls meine Mühe und Arbeit, ja ſelbſt der Dienſt des Feuergeiſtes verloren wäre. Wohl möge ich aber das Fräulein mit mir führen, und dasſelbe erkennen, wie eine

Gemahlin; doch dürfe mich keines Priesters Hand mit demselben verbinden, bis mein Dienst auf die letzte Minute abgelaufen sei.

Dies machte mir große Bestürzung. Bald darauf kamen Battistella, Dutio de Petralta und Pierrangelo. Sie sagten, Sciarra liege in dem Städtlein Valva. Man müsse jetzt alles Volk, sammt den Neugeordneten zusammenthun, gen Valva zu brechen, und einen Vergleich stiften, oder die Mißvergnügten mit Gewalt zu Paaren treiben. Doch solle man trachten, Sciarra zu gewinnen, und wenn man ihm das Fräulein zurückgäbe, welches er unweit Olgiato gefangen, und durch Monte-Marciano's Spruch verloren, würde er sich leicht versöhnen lassen.

Da sagte ich, wenn das wäre, so würde bis zum jüngsten Tage keine Versöhnung zu hoffen sein, denn ich ließe mich viel lieber viertheilen, als mir meine Verlobte rauben.

Indem kam auch Paolo de Siena herein. Er war den Augenblick von Valva hergekommen, und brachte Briefe von Sciarra an Piccolomini, in welchen Sciarra erklärte, daß er von Piccolomini keine Befehle mehr anzunehmen gedachte. Und als Paolo hörte, daß von dem Fräulein die Rede sei, und Als ich meine Worte wiederholte, die ich vorhin gesprochen, brach er in ein großes Gelächter aus, sagend: „Es sei darum nicht zu

thun, denn Sciarra habe das Fräulein schon wiederum, und er werde es sich nicht abermals so gutmüthig entreissen lassen."

Ich erstarrte bei diesen Worten vor Schreck, und sprach: „Paolo, Ihr lüget wie ein Schelm; denn das Fräulein ist bei mir in guter Verwahrung."

Er antwortete: „Wenn Euch der Glaube tröstet, so behaltet ihn für Euch. Aber ich weiß, was meine Augen gesehen haben, und diesen Morgen, als er von seinem Streifzug heimkam, hatte er auch das Fräulein gefangen mit sich gebracht, und zwar dasselbe, welches wir mit uns aus Oliato geführt haben, Namens Hermingarda di Solis. Es weinet und ist untröstlich, vermuthlich ist ihr Don Bastiano lieber."

Da ich dies hörte, war für mich keine Ruhe mehr. Ich sagte dem Piccolomini, welchen ich bei Seite führte, ich zweifle an des schelmischen Paolo Aussage, wolle aber nach Alcini zurück, und sogleich mit meinen Leuten und dem Fräulein zu ihm stoßen. Er könne fest auf meine Treue zählen.

Don Alfonso belobte mich zwar, aber er setzte hinzu, wie er wünsche, sich mit Sciarra auszusöhnen, und daß, falls Sciarra das Fräulein entführt habe, ich des Mägdleins willen nicht unsere gemeine Sache aufopfern solle. Es werde sich

ſchon Gelegenheit finden, ihm die Beute wieder liſtiger Weiſe abzujagen.

Dieſe Rede aus Piccolomini's Mund war mir ein großes Aergerniß; denn ich ſah gar wohl aus dieſem und allem, was er noch hinzufügte, daß er geſonnen ſei, um Sciarra's Freundſchaft alles hinzugeben. Darum erkaltete auch ich in meinem Herzen gegen ihn, und ſchwor, ich würde ihn und den Spiritus familiaris und alles lieber, denn meine Verlobte im Stich laſſen.

Damit ſchwang ich mich auf das Roß, wiewohl es ſchon ſpät Abends war, und eilte nach Alcini zurück, indem ich die ganze Nacht ritt. Es iſt aber von Scenna bis Alcini eine volle Tagreiſe. Als ich mich des andern Tages dem Orte näherte, ſah ich großen Rauch aufſteigen von der Gegend. Und da ich hinkam, ſah ich alle Hütten abgebrannt, alles Volk verſchwunden, und weit und breit niemanden, der mir Red und Antwort geben konnte.

Ich ſtürzte wie ſinnlos neben der Brandſtätte des Hauſes nieder, wo ich den Thorbarner mit Hermingarden verlaſſen, und ſchlug die Erde mit meinen Fäuſten, und geberdete mich wie ein Raſender. Und raffte mich wieder auf, ließ mein verwundetes Roß ſtehen, und lief umher zu den entfernteſten Hütten an den Bergen, um eine Nach-

richt vor dem groſsen Unglück zu erhalten. Aber alle Hütten ſtanden leer und verwüſtet.

Ueber mein Nachſuchen war der Tag vergangen. Ich blieb über Nacht in einem der verlaſſenen Bauernhäuſer, wo ich einige Lebensmittel fand, die mich erquickten. Folgendes Tags, nachdem ein guter Schlaf meine Glieder geſtärkt, machte ich mich zu Fuß auf nach Valva, und ſchwor, dieſe Schmach in Sciarra's Blut zu tilgen. Denn er allein, wie ich nun überzeugt war, hatte dies Unheil geſtiftet. Doch erſt den andern Tag des Abends erreichte ich das Städtlein, welches von dem Volk der Verbannten ganz angefüllt war.

Ich miſchte mich unter das Geſindel, als gehöre ich zu Sciarra's Leuten, und erfuhr ſeine Wohnung und daß das Fräulein wirklich darin ſei. Wie es dunkel ward hüllte ich mich in meinen Mantel, und trat mit dem Dolch in der Fauſt zum Haus hinein, den Sciarra aufzuſuchen, und Hermingarden zu erlöſen. Es war in dem Hauſe ſtockfinſter, und ich tappte lange umher. Da hörte ich Stimmen. Ich folgte, denn mir war es, wie wenn ich eine weibliche Stimme darunter erkenne. Ich fand endlich eine Thür. Wie ich ſie öffnete, erblickte ich Hermingarden, an einem Tiſchlein ſitzend, das ſchöne Haupt ſchwermüthig auf die Hand geſtützt. An der Thür ging ein Soldat auf und ab.

Ich rief: „Hermingarde!“ Da fuhr sie auf, erkannte mich und fiel mir um den Hals, rufend: „O Bassiano, rettet mich!“ Der Kriegsknecht fluchte, und wollte sie von mir reißen, und zuckte gegen mich sein kurzes Schwerd. Aber jach schlug ich ihm den Dolch in die Brust, umfing Hermingarden, und eilte mit ihr stillschweigend zum Haus hinaus über die finstern Straßen. Erst da wir ins Freie gekommen waren, fiel mir Thorhaimer bei, und ich fragte, ob er noch am Leben sei? Sie aber rief ängstlich: „Flieh, flieh, bevor man uns findet. Ich weiß ja nicht, ob Thorhaimer lebt.“

Nun verdoppelten wir die Schritte, einem Fußweg folgend, der von Valva hinwegführte; wir wußten nicht wohin. Auch war uns gleichgültig, wohin wir kamen, und wir getrauten kaum zu reden. Ich freute mich aber meines Glücks. Der Himmel war dicht umwölkt, daß man kaum einen Schritt weit sah.

Nachdem wir wohl drei Stunden zurückgelegt hatten, gelangten wir an einen Strom, der sehr breit und reißend zu sein schien. Am Ufer stand eine von Schilf und Binsen aufgeschlagene Hütte, worin kaum drei Personen Raum hatten, wenn sie saßen. Da wurden wir einig, auszuruhen, denn es erhob sich zu gleicher Zeit starker Regen. Und wir flüchteten unter das niedrige Schilfdach, wo

welchem er im Herzen fluchte. Er bereitete sich vielmehr insgeheim, aber zu spät, sollten früher oder später Oesterreichs Fahnen wieder obsiegen, diesen durch allgemeinen Volksaufstand thätig beizustehen. In der Hauptstadt, noch mehr in den Provinzen, die abwechselnd von Franzosen und Deutschen verwüstet wurden, zeigte sich alles Volk willig. Der Podesta von Bergamo meldete seiner Regierung: man erwarte nur Venedigs Wink, und 30,000 Mann würden sich in Waffen erheben. Ueberall wurden die Rüstungen eifrig fortgesetzt; aus Istrien, Dalmatien und Albanien Soldaten gezogen; kleine Vesten aufgeworfen; Päße verschanzt; alle Fahrzeuge der Lagunen bewaffnet. Es war endlich darum zu thun, einen Oberfeldherrn zu ernennen. Keinem der Patrizier traute man aber Kriegskunde genug zu; auch wollte man nicht von der Handlungsweise des Alterthums abweichen, sondern das Heer lieber einem Fremden anvertrauen. Es hielt sich eben damals zu Venedig der Prinz von Nassau-Siegen auf, der durch manche Waffenthat zu Land und zu Wasser, und besonders durch seine Anführung der schwimmenden Batterien vor Gibraltar, einen Namen erworben hatte. Man dachte daran, ihn an die Spitze der venedischen Macht zu stellen. Aber ein Wink von Wien, der Kaiser sei diesem Prin-

wir den Boden mit altem Stroh zu einem Lager bedeckt fanden.

Nun erst erzählte ich Hermingarden, wie ich schon zu Scenna das Unglück erfahren, was begegnet sei, und wie ich nach Alcini zurückeeilt wäre, und statt ihrer nur rauchende Brandstatten gefunden hatte; wie ich sodann gleich aufgebrochen und zu ihrer Rettung nach Valva geflogen wäre.

Als es Nacht ward und der Regensturm nachließ, bedeckte ich die Heilige mit meinem Mantel, daß sie des Schlummers genösse. Ich aber trat vor [illegible] Hütte und wachte die ganze Nacht hindurch, bis zum Morgenroth. Denn ich zitterte, daß sie mir abermals geraubt werden konne.

Merkwurdiges Gespräch.

Nie war Hermingarde liebenswürdiger erschienen, als beim Aufschlagen ihrer Augen im blendenden Gold der Morgensonne.

„Ach!“ sagte sie, „wie sehr liebe ich dich, Bastiano! Aber du hast übel gethan, nach deiner Flucht von Colleferro dich zu den Banditen zu schlagen, und mit diesen Räubern Gemeinschaft zu halten. Gelobe mir, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, und mich nach Rom zu führen.“

„Nach Rom will ich dich führen, göttliche Hermingarde,“ antwortete ich: „aber schon in Alcini

sagte ich dir: alte und theure Gelübde binden mich an Piccolomini. Ja bin in Verzweiflung. Ich kann dich nicht verlassen. Mein Leben hängt an dem deinigen, und doch, ich verliere alles, wenn ich nicht mit Piccolomini gehe."

Da wollte sie schlechterdings wissen, was mich an den Verbannten fesseln möge, und ich mußte ihr erzählen, wo und wie ich den Herrn von Monte-Marciano kennen gelernt. Ich that dies auch, doch hütete ich mich wohl, ihr von dem Spiritus familiaris zu sagen, um den ich diene. Wohl gab ich ihr zu verstehen, daß er im Besitz vieler geheimen Wissenschaften sein möge.

„Hermingarde," sprach ich, „und meinen Verwandten in der Heimath habe ich gelobet, geheime Kenntniß mitzubringen aus Italien. Piccolomini oder keiner kann mir solche geben. Davon habe ich Beweis."

Sie sprach: „Es ist ein gemeiner Abentheurer, und Bastiano eine gar ehrliche Haut. Wollte ich Bastiano's Leichtgläubigkeit betrügen, ich würde es können im halben Schlaf." — Sie lächelte gar zärtlich bei diesen Worten, damit ich nicht zürne.

Aber ich zürnte doch heimlich, denn ich mochte nicht dulden, daß sie mich weniger achte, als liebe. Und ich wies ihr darauf ihr Bildniß, welches ich immerdar auf meiner Brust trug, und sprach: „Kennst du diese Madonna noch? Seit dem Tage,

da ich es in Verona empfangen von Bevilacqua — seit dem Tage habe ich dich mit abgöttischem Herzen geliebt."

Sie fragte: „Weißt du, woher es Bevilacqua empfangen?"

Ich antwortete: „Aus der Gallerie des Herzogs von Mantua ließ er die Kopie nehmen."

Sie lächelte, als verstände sie nun alles. Ich aber verstand sie nicht, und fuhr fort: „Als nun Piccolomini das Bildniß bei mir zum erstenmal gesehen, bat er mir verheißen, ich werde bereits das Urbild lebendig schauen."

„Er konnte es dir wohl verheißen, Bastiano, da er mich kannte. Ich aber hasse den Piccolomini. Ich sah schon in der Villa Foscarini, daß er dich zu mißbrauchen gedenke. Ich aber ließ mich zu dem Possenspiel verleiten, weil es meinen Freunden Lust machte, dich zu ängstigen. Sage mir, Bastiano, hat dir Piccolomini jemals Geld begehrt? oder hast du ihm jemals geliehen?"

Ich antwortete, jedoch nicht ohne Stocken: „Niemals für sich selbst."

Sie strich mir lächelnd mit der zarten Hand über das Gesicht, und sprach: „Ich mag nicht sehen, wie du lügst. Es steht dir nicht wohl. Also dafür ließ der Betrüger steinerne Bildsäulen wandeln, um dich zu fangen. Selbst seine Freunde

betrog er, und machte sie zum Werkzeug seiner gottlosen Plane."

Diese Worte machten mich ernsthaft, und ich fragte: „Was weißt du Uebels von dem Mann?"

Sie entgegnete: „Erinnerst du dich der Villa Foscarini? Glaubtest du ernstlich damals, als ich unter den drei Bildsäulen gestanden, ich sei ein Steinbild? oder als ich an deinem Tische vorübermandelte, mit Kreide gebleicht, wie ein weißer Marmor, ein Stein könne wandeln?"

Da fuhr ich auf erschrocken, und schrie: „Herminarde, was sprichst du? Bist du selbst es gewesen?"

„Ich war es allerdings, weil uns deine thörichte Gespensterscheu belustigen sollte. Auch haben wir redlich auf deine Unkosten gelacht. Doch wir hielten den Piccolomini nur für einen lustigen Zeisig, der uns ein Fest geben wollte. Er aber hat dich geblendet, und ich irre mich nicht, du verehrst noch heut in ihm ein Zauberer."

Von dieser Rede war ich sehr betroffen. Und da ich sie noch weiter wegen der Umstände jenes Abends befragte, antwortete sie mir auf alles, nannte mir die Namen der Anwesenden, ihre Gestalt und Kleidung, selbst die Speisen, welche auf dem Tische standen, als die Bildsäule vorüberging, also, daß ich an der Wahrheit ihrer Rede nicht zweifeln konnte.

Da verbarg ichs nicht länger, und fragte: ob ſie niemals davon gehört, daß ein Menſch einen Spiritus familiaris beſeſſen, durch welchen er wunderbare Einſichten erlangt, und große Dinge verrichtet?

Sie antwortete: „Ich habe wohl davon gehört, aber noch niemanden geſehen, der im Beſitz des Geiſtes geweſen. Doch wenn der Piccolomini ſich deſſelben rühmt, ſo glaube ich es nicht, denn ſeit er der Herrſchaft Monte-Marciano verluſtig erklärt worden, iſt er ein armer Ritter, der nichts hat, als was er zuſammenraubt. Er iſt ein Schandflecken ſeines erlauchten Geſchlechtes, und die Seinigen erröthen vor Scham, wenn ſeiner gedacht wird."

Neue Verlegenheit.

Hermingardens Reden hatten mich in große Beſtürzung geſetzt, daß ich in tiefes Nachdenken verfiel, bis ſie mich daran mahnte, aufzubrechen, um über den Strom zu kommen und Scarra's Nachſtellungen zu entgehen. Wir gingen alſo am Waſſer entlang, bis wir im Gehölz einen Steg von Baumſtämmen darüber fanden, zwiſchen Felſen. Nach einer halben Stunde erreichten wir ein Bauerhaus, wo wir uns mit ſchlechtem Brod und Milch erquickten.

Wir hatten nun mühſames Wandern, und

mußten zwei Tage lang in schlechten Dörfern Herberg nehmen, bis wir endlich zur Stadt Aquila gelangten. Und ich litt auf dieser Reise großen Kummer um Hermingardens willen, denn ihre zarten Füße waren des Laufens ungewohnt. In Aquila hielt man uns für Pilger, denn wir hatten unterwegs Kleider gekauft und angethan, wie die Wallfahrer zu tragen pflegen. Auch stand ich in großer Noth, weil ich schier ohne Geld war; denn all mein Gut hatte ich dem Thorhaimer zu Alcini in Verwahrung gegeben.

Da Hermingarde erfuhr, wie übel es mit mir sei, ward sie ernst, und sprach: „Könntest du mich gen Rom bringen, so wäre mir und dir geholfen. Denn meine Kassen sind durch den Prinzen von Colefero nach Rom vorausgesandt, und einer meiner Diener dabei. Auch habe ich großen Theil aus dem Nachlaß des Marchese de Lamentano. Ich wollte dich stattlich kleiden, und du würdest bei mir wohnen und mein Bruder heißen.

„Wie?“ rief ich mit Erschrecken: „Also warst du doch im Hause des Prinzen Colefero? warst du nicht die Courtisane des unglückseligen Lamentano? Bist du wieder Donna Lucia, nicht mehr Hermingarde?“

Sie lachte und sprach: „Du bist ein Thor! und ich bin Lucia; aber nie eine Hermingarde gewesen. Ich muß wohl für dich selber sorgen.“

Damit verließ sie das Zimmer der Herberg, in welchem wir beisammen waren.

Ich aber saß gleich einem Steinbilde da, und wußte nicht, was beginnen. Denn nun war mir hell, daß ich mit Hermingardens Gestalt reise, und doch nicht Hermingarde habe, sondern daß mich abermals ein böser Geist äffe, wie auf der montekeutischen Hochzeit. Schon waren mir unterwegs oft Zweifel rege geworden, wenn sie vermied, von Olgiato und dem Treffen zu reden, und von unsern Gesprächen in Alcini, was ich ihr alles wiederholte. Auch erwachte mir Argwohn, wenn ich in ihren Armen lag; denn Hermingarde liebte mit keuscherm Gemüthe, als Donna Lucia, und ein allzuverwegener Kuß, in Alcini gegeben, drohte mir ihre Verachtung und Ungnade.

Und je länger ich erwog, je mehr fand ich zwischen dieser und Lucia's Gestalt und Art Aehnlichkeit. Oft hatte ich in Alcini Hermingarden von Piccolomini geredet, aber nie nannte sie ihn einen Betrüger. Wohl hatte mich Don Alfonso oft gewarnt vor bösen Geistern, die mir den Gewinn des Spiritus familiaris zu entreissen trachten würden. Darum riß ich auch allen Verdacht wieder aus dem Herzen, welchen sie mir gegen Alfonso eingeflößt hatte. Denn konnte sie mich von ihm abwendig machen, so war ich auch ab-

wendig vom Spiritus familiaris, und selbst der Feuergeist wäre Betrug gewesen, der mir allezeit Wahrheit verkündet, und mich in den blutigsten Gefechten unverletzt erhalten hatte, wie mir Piccolomini vorausgesagt.

Da beschloß ich, den Feuergeist zu befragen, und noch in derselben Stunde Aquila und Lucia zu verlassen und zum Piccolomini zurückzugehen, wenn er mir durch trübes Licht andeuten würde, daß ich in Gefahr sei. Wie ich ihn aber aus dem Gürtel hervorzog, leuchtete er glänzender, denn jemals; dies machte mich sehr irre, und ich beschloß, abzuwarten, was aus den Gaukeleien werden konne, die mir getrieben wurden. Denn der Feuergeist hatte mir noch nie übel gerathen.

Und als Lucia wieder in das Gemach hereintrat, überfiel mich ein Schauder, denn je länger ich sie betrachtete, je mehr sah ich doch, es war Hermingarde.

Fortsetzung des Vorigen.

Sie aber schien meine Unruhe wahrzunehmen, und beflissigte sich sehr daran und sprach: „Welchen Unterschied findest du an mir, wenn ich dir als Herminzarde oder als Lucia erscheine?

Ich sprach: „Keinen, als daß ich deinen Besitz jedesmal mit einer Mordthat bezahlen muß, wie ich denn deinetwillen mich mit dem Blute Lamen-

tano's und mit dem Blute des Soldaten in Valva befudelte. Darum iſt mir nicht wohl bei dir. Ich bete dich an und verabſcheue dich. Mir iſt nicht wohl, bis ich fern von dir bin."

Da hob ſie bitterlich an zu weinen, und warf ihre Arme um meinen Hals, flehentlich, daß ich ſie nicht allein laſſe in der fremden Stadt, ohne Rath und Beiſtand. Und ſie erinnerte mich an meine Gelubde, die ich ihr zu Loreto gethan, und an die Stunde, da ſie mir im Wäldlein bei Aſſiſi zuerſt ihre Liebe geſtanden. Und ſie beſchwor mich, ihr den Muthwillen zu verzeihen, welchen ſie mit mir getrieben, als könne ſie in zweierlei Geſtalten erſcheinen. Sie habe nur meine eigenen Einbildungen benutzt, und mich darin beſtärkt, um ſich Vergnügen zu machen. Auch werde Thorhaimer mir ſagen, wie ſie zu Alcini gelitten, da ich ſie verlaſſen, und wie ſie von Sciarra's Leuten hinweggeſchleppt worden, habe ſie nur meinen Namen gerufen, bis ſie ohnmächtig geworden ſei.

Und wie ſie dies ſprach, verſchwand mein Grauſen, und meine Liebe erwachte von neuem. Denn es war keinem Menſchen möglich, ſie zu haſſen, wenn ſie in Thränen verging. Und ich erneuerte meine Gelubde, und erinnerte ſie daran, wie ſie in Alcini verheißen, mir nach Deutſchland zu folgen. So ſolle es geſchehen, und ich wolle ſie mir ewig verbinden durch Prieſters Hand, doch nicht

alsog!eich, sondern wenn ich zuvor noch ein großes Geschäft vollendet haben würde, deswillen ich nach Welschland gekommen sei.

Als ich sie besänftigt hatte, ward sie wieder die Holdselige, die sie immer war; doch legte sie ihren Muthwillen ab.

Ich gedachte andern Tags, wie ihr Begehren gewesen, sie nach Rom zu führen, wohin ich selbst verlangte, um Don Bevilacqua zu sehen, an welchen für mich Briefe und Gelder aus Deutschland geschickt zu werden pflegten. Denn ich war jetzt sehr arm, und hatte kaum genug, die Reise gen Rom zu thun. Aber Hermingarde klagte über große Müdigkeit, und bat so inständig, sie einige Tage ruhen zu lassen, daß ich nicht wohl anders konnte. Wir blieben also vier Tage lang müßig in Aquilo.

Am fünften Tage kam ein kostbarer Wagen, mit schönen Maulthieren bespannt, vor die Herberge gefahren; ein reichgekleideter Diener trat in das Haus und begehrte Donna Lucia zu sehen. Sie winkte mir, daß ich sie allein lasse, und es verging eine Stunde, bevor sie mich wieder rufen ließ. Da ich zu ihr kam, fand ich viel Gepäck in ihrem Gemach, und sie war köstlich, doch wie zur Reise gekleidet, und hatte goldene Ringe an allen Fingern, und mehrere Goldstücke lagen auf dem Tische.

„Jetzt ist geholfen, Bastiano!“ sprach sie, „und

zen persönlich abgeneigt, — und es ward unterlassen.

Inzwischen währte der Kampf der Deutschen und Franzosen auf italienischem Boden fort. Bonaparte schlug die Schlachten von Arcole und Rivoli. Mantua fiel (Febr. 1797). Erzherzog Karl trat zwar mit einem neuen Heer aus den deutschen Gebirgen hervor, wurde aber vom Tagliamento bald wieder bis ins Innere Oesterreichs zurückgedrängt. Die Regierung von Venedig sah damit neuerdings ihre Erwartungen vernichtet. Sie verbarg ihren Grimm, aber verlor die Hoffnung nicht, ihn früher oder später gegen Frankreich sättigen zu können. Sie hoffte vergebens. Der rechte Augenblick war verloren. Das Verderben brach ein.

II.

Abfall von Bergamo und Brescia. Feindseligkeiten Venedigs gegen die Franzosen.

Um die Frucht seiner Siege, und im Rücken eines Heeres die Ruhe zu sichern, hatte der französische Feldherr Bonaparte die Lombardei zu einem selbstständigen Freistaate gemacht. Gefährliche Nachbarschaft für Bergamo und Brescia!

ich danke Euch, daß Ihr mir diese Tage treu geblieben, und mich nicht im Elend allein gelaſſen, und bitte Euch, mich zu begleiten. Weil aber Eure Kleider zerriſſen, und vom Staub und Unrath übel zugerichtet ſind, ſorget dafür, Euch neues Gewand zu ſchaffen. Nehmet von dem Gelde ſoviel Euch beliebt."

Es that mich dies Wort befremden, und noch mehr die Art und Weiſe, wie ſie mir zuſprach. Ich wollte von dem Gelde nicht, und ſagte: ich würde ſonder Zweifel in Rom für mich finden.

„Vielleicht gehet Ihr lieber zu Euerm Freund Piccolomini zurück," verſetzte ſie darauf, „und nun will ich Euch länger nicht halten, wenn Ihr in Euer Verderben rennen wollet. Denn ich habe zur Genüge erfahren, daß der Böſewicht Euch mehr werth ſei, denn meine Perſon. Und hätten Euch meine Bitten und Thränen nicht bezwungen, Ihr würdet mich ſchon den Abend nach unſerer Ankunft allhier in meiner jämmerlichen Lage verlaſſen haben. Gehet denn hin! Ich habe meine Gunſt einem Unwürdigen verſchwendet. Aber hütet Euch wohl, Euch deſſen zu rühmen, es könnte Euch gefährlich ſein."

„Wie, iſt das die Stimme meiner Hermingarde, die ich höre?" rief ich! „Alſo hieltet Ihr mich nur feſt, nicht weil Ihr mich liebtet, ſondern mei-

ner zu Eurem Schutz bedurftet? Also waren jene Schwüre und zärtlichen Liebkosungen eitel Trug?"

„Nein, Bösewicht, schöner Bösewicht!" sagte sie: „Ich habe dich geliebt, und liebe dich noch, wie ich keinen Mann geliebt habe. Und ich fürchte durch dich zur Thörin zu werden. Darum ist besser, wir scheiden; denn ich darf und will mein Leben nicht an das Leben eines Abenteurers hängen, der mit Räubern lebt. Sehr, Bastiano, welchen Beweis ich Euch von meiner Liebe gebe. Vergesset des Piccolomini und seiner Bande, kommet mit mir gen Rom, und nennet Euch meinen Bruder, so soll es Euch an nichts gebrechen. Selbst wegen Lamentano's Tod habet Ihr nichts zu befahren, denn Lamentano hat noch reuig ausgesagt, er sei an seinem Unglück schuld, und kein anderer. Ihr dürfet also ohne Furcht bei mir wohnen und öffentlich erscheinen. Wollet Ihr Piccolomini verlassen?"

Da wandte ich mich mit Verachtung von ihr und sagte: „Nein! eines solchen Weibes willen fällt der Mann nicht ab vom Mann. Daß Ihr mir also redet, ist Zeugniß genug, Ihr habet mich nie geliebt, sondern nur Eure Lust mit mir büßen wollen. Verflucht sei meine Leichtgläubigkeit und der Tag, da ich Euch vor den Schwellen des heiligen Hauses zuerst erblickte; verflucht die Stunde

bei Assisi, da ich Eure ersten Gelübde hörte, und verflucht das Bild, das mir die Leidenschaft gab!"

In der Wuth riß ich die Madonna Sclafani's von meiner Brust, und zertrat das Bild auf dem Erdboden, hob die güldene Kette auf und sprach: „Ich will sie zu einem Goldschmied tragen, er wird mir dafür geben, daß ich ohne Eure Almosen reise."

Ich ging aus dem Zimmer und glühte vor Zorn. Sie rief mir ängstlich nach, und wollte mich zur Umkehr bewegen; aber ich blieb taub und ging von dannen.

Abenteuer in Rom.

Der Goldschmied von Aquila zahlte mir kaum die Hälfte dessen, was die Kette werth gewesen, und betrachtete mich gar argwöhnisch, als hielte er mich für einen Räuber. Von ihm begab ich mich in die Kirche, da eben Messe gelesen ward, und verrichtete mit bußfertigem Gemüth meine Andacht. Als ich wieder zur Herberge kam, war Donna Lucia in ihrem Wagen abgereiset; und da ich bezahlen wollte, was wir verzehrt hatten, war die Rechnung schon abgethan. Der Wirth übergab mir aber ein Briefchen, welches Lucia für mich hinterlassen, des Inhalts: „Sie warne mich zum letztenmal vor meinen schlechten Freun-

den; verzeihe mir auch meinen Zorn, und werde mir in Rom Beweise geben, daß ich ihr noch immer theuer sei. Sie hoffe, ich werde mich eines Bessern besinnen und ihr gen Rom folgen."

Ich zerriß den Brief und verließ die Stadt, und lief den Weg ins Gebirg zurück, um Piccolomini zu suchen. Da ich aber unterwegs bedachte, wie ich doch besser thue, Don Bevilacqua aufzusuchen, wo vielleicht Nachrichten von Hause auf mich warten mochten, kehrte ich wieder um, und wanderte die Straße gen Rom.

Spät Nachts kam ich in einem Flecken an, Vicovaro geheißen. Da fand ich in der Herberg einen Wandersmann, der am Tische saß, Wein zu trinken. Wie ich mich zu ihm setzte, und ihn näher betrachtete, erkannte ich ihn, daß er zu dem Haufen gehöre, welchen Vattiella del Aratro führt. Und ich machte mich an ihn, und fragte leise: „Ist der Vattiella nahe? oder Piccolomini?" Da erblaßte der Mensch, und sah mich mit starrem Blick an. Wie er mich aber erkannte, schnalzte er mit den Fingern in der Luft und sagte: „Alles vorbei! alles aus einander!"

Nun begehrte ich mehr zu wissen, und erfuhr, daß Piccolomini von allen Verbannten im Stich gelassen worden sei, und der Mark Ancona zugeflüchtet ware, um sich nach Venedig zu retten. Ein großer Haufen der Verbannten treibe sich in

der Gegend von Niete umher, wo ſie alles Korn aufſingen, was den Tiberfluß hinab nach Rom ginge, und ſie hätten tägliches Gefecht mit Don Virginio Urſini, dem päpſtlichen Feldherrn. Auch Don Marco de Sciarra wäre dabei. Aber die Sache neige zum Ende, und Jeder bringe ſeine eigene Haut in Sicherheit.

Eben dies erfuhr ich auch andern Tags auf der römiſchen Landſtraße, wo ich mit den Landleuten redete, die Korn nach Rom fuhrten; denn in der Stadt, wie ſie ſagten, war großer Mangel. Nun gereuete es mich nicht, daß ich nicht, wie es anfangs mein Wille geweſen, ins Gebirg gegangen, den Piccolomini zu ſuchen. Doch fing mir die Flucht des Piccolomini an großes Beſorgniß zu erwecken, und der Argwohn, welchen Donna Lucia in mir angeblaſen, ſchien gerechtfertigt werden zu wollen. Falls Don Alfonſo Herr des Spiritus familiaris wär', dachte ich in mir ſelber, mochte er aller menſchlichen Nachſtellungen ſpotten; er wurde allezeit des Geldes vollauf haben, und an Anhang konne es ihm nicht fehlen.

Zu Rom kehrte ich in eine geringe Herberg ein, wohin arme Pilgersleute zu gehen pflegen; auch gab ich den Leuten vor, aus Deutſchland zu kommen, um zu St. Peter Ablaß zu holen. Ich that es aber, weil mir Geld fehlte. Folgendes

Tages kaufte ich mir vor einer Bude sogleich saubere Tracht und einen Degen, und ging damit in meine Herberg und kleidete mich neu. Dann machte ich mich auf, Don Bonifacium zu suchen, und ließ mich zu der Wohnung führen, die er mir schon in Verona bezeichnet hatte. Als ich aber dahin kam, vernahm ich mit großer Bestürzung, wie er vor einem Monat gen Florenz abgereiset sei, weil er die böse Luft von Rom nicht ertragen können.

Nun war ich in großer Noth, denn ich hatte alles, was mir zu Aquila für die goldene Kette gegeben worden war, an die neue Kleidung verthan, und das Brod war in Rom so theuer, daß man kaum für Geld bekam. Ich strich den ganzen Tag schwermüthig auf den Gassen und in den Kirchen umher, und wußte meinem Uebel keinen Rath zu schaffen. Ich war zu stolz, die verrätherische Lucia aufzusuchen, und wenn ich gewollt hätte, wußte ich nicht, wo sie finden in der unermeßlichen Stadt. Ich bezahlte mich des Abends ungesättigt auf mein hartes Lager, wo ich jedoch neben vielen andern Pilgern sanft einschlief; denn der Glanz des Feuergeistes gab mir tröstlichen Muth.

Den andern Tag verzehrte ich mein letztes Geld, also, daß ich nicht mehr behielt, ein Nachtlager zu zahlen. Ich war in großer Bangigkeit. Aber der Feuergeist machte mir neue Hoffnung;

denn da ich ihn am frühen Morgen im Dunkeln betrachtete, war er voll Glut.

Es blieb mir keine Hilfe, als die neuen Kleider wieder zu verkaufen, womit ich mich geschmückt hatte, um mit dem Wenigen, so ich daraus lösen würde, Florenz zu erreichen. Aber man bot mir weniger, denn die Hälfte deſſen dafür, was ſie mich Tags zuvor gekoſtet hatten.

Da redete ich einen Juden an, und bot ihm die Kleider. Er ſchüttelte den Kopf und fragte nach Koſtbarkeiten; ſagte, er ſähe wohl, ich ſei ein Kavalier, der in der Noth ſei, und wäre bereit, mir zu helfen. Er verlangte nichts von mir zu kaufen, ſondern wolle mir Geld darleihen, wenn ich ihm Unterpfand geben würde. Ich ging mit ihm, wiewohl ich nichts hatte, ihm zu geben. Wie wir nun in ſein Haus getreten waren, begehrte er zu ſehen, was ich ihm als Unterpfand bieten möchte. Ich gerieth in große Verlegenheit, und verſicherte, wenn er mich gen Florenz begleiten würde, ihm ſeine Reiſe zu zahlen, weil ich dort mehr Gelder zu heben habe, als ich gebrauche. Er ſchüttelte zu Allem den Kopf. Da fiel mir, als letztes Hilfsmittel, der Feuergeiſt ein, und ich hoffte den Juden zu bewegen, mich gen Florenz zu bringen, wenn ich ihm zeigte, in welchem wichtigen Beruf ich ſei. Zwar erinnerte ich mich wohl, wie mich Piccolomini ernſt-

lich gewarnt, Niemandem mein Kleinod zu verrathen; allein die Noth war groß.

Da ich nun dem Hebräer von diesem Geheimniß redete, horchte er begierig auf, und begehrte den Schatz nur zu sehen, mit Verheißen, er wolle ihn gar nicht berühren. Darauf zog ich das Fläschlein, und wies ihm den Feuergeist. Er betrachtete ihn lange mit großer Aufmerksamkeit, und dann rief er: „Der Herr wird mich nicht betrügen! Ist nichts, denn ein bononischer Stein, auf besondere Art zubereitet und eingeglaset. Ich habe auch, und kann dem Herrn davon verkaufen."

Damit ging er und reichte ein Geschirr, worin kleine gelbgrune Steinlein lagen, und hielte sie an die Sonne. „Sehe der Herr, Feuergeister so viel er mag! Aber sie machen nicht sich- und schuhfest." Nachdem hielt er sie ins Dunkle, und ich gewahrte mit Erstaunen, wie sie gleich glühenden Kohlen brannten und leuchteten wie mein Feuergeist. Da fiel es mir schwer auf das Herz. „Stelle der Herr nur sein Fläschlein oft an das Tageslicht, so wird der Stein darin glänzen, wie ein Carfunkel." sagte der Hebräer, und that sein Geschirr wieder auf die Seite. „Der Herr hat nichts anderes, als den bononischen Stein; so können wir keine Geschäfte machen.

Nach diesen Worten führte er mich an die Thür, und ließ mich auf der Stelle allein stehen.

Darüber bin ich sehr niedergeschlagen gewesen. Ich meinte, ich wolle über die Einfalt und Unwissenheit des Hebräers lachen, und konnte es doch nicht. Zwar hatte sein bononischer Stein viel Gleichheit mit dem in meinem Fläschlein, und hatte im Finstern dessen Licht; auch traf zu, daß man den Feuergeist mit Sonnenstrahlen nähren muße, gleichwie den bononischen Stein; aber der Feuergeist hatte meinen Leib doch vor allem Unglück bewahrt, und konnte mir bös und gut wahrsagen, was kein bononischer Stein mag. Dann aber gedachte ich wieder, daß der Feuergeist mir schon gestrahlt, wo ich doch von Hermingarden selbst verrathen worden bin, und seit vielen Tagen hell leuchtete, wo ich nicht hatte, meinen Hunger zu stillen. Und wenn ich an Don Alfonso's hilflose Flucht gen Venedig, und an Hermingardens Warnungen, und an den Betrug dachte, welcher mir mit dieser Courtisane gespielt worden, als ich sie für eine Bildsäule halten sollte, entzog mir alle Lust am Leben. Denn ich sah mich von einem Betrüger ins Elend gebracht, welchen ich für meinen Freund gehalten, und von einem Weibe schimpflich verspottet, welches, seiner Abenteuer zu pflegen, mir wie eine Heilige erschienen war, und meine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte zur Sünde. Da schwor ich in meinem Herzen, keinem Menschen

mehr zu trauen, und ich sehnte mich nach einer Einöde, wo ich der Welt absterben konnte.

In diesen Gedanken vertieft war ich durch manche Straße gegangen, und stand unweit eines alten Mauerwerks, welches vor Zeiten eine Kirche der Heiden gewesen sein mag, worin sie ihre Götzen verehrt. Und wie ich dasselbe betrachtete, fiel mir ein Mann zu Füßen und umarmte meine Knie, daß ich sehr erschrack. Wie er aber sein Angesicht aufrichtete, war es der alte Thorhaimer, der vor Freude und Thränen nicht reden konnte. Da ward mir, als sähe ich einen Engel des Herrn, und fiel ihm um den Hals und küßte ihn, und weinte vor Freuden wie er.

Nachdem gingen wir Beide Arm in Arm, gleich Trunkenen, durch die Straßen, und wurden des Erzählens nicht satt. Und wie ich ihm sagte, in wie große Armuth ich gerathen, wie Hermingarde treulos geworden sei, stand er still und betrachtete mich, und meinte, ich rede irre.

„Wie sprechet Ihr auch, liebster Herr!“ rief er und schüttelte den Kopf: „Das Fräulein ist nicht von mir gewichen, seit wir in jener schrecklichen Nacht Aleini verlaßen haben, da die römischen Kriegsleute den Ort überfielen und verbrannten.“

„Nein, Alter!“ unterbrach ich ihn. „Stiarra hat die Wuth gegen Bosbert gegen Picco-

Denn die Freiheit der Lombarden mußte auch den venezianischen Unterthanen verführerisch werden. Hier lebte ein vom Stolz der Patrizier geringgeachteter und gekränkter Adel; eine große Zahl gebildeter Männer in der Klasse der Kaufleute, Güterbesitzer, Gelehrten und untergeordneten Beamten. Die Verwirrungen Italiens, die ungeheuern Siege Frankreichs, das Beispiel der Lombardei, die geschehenen Verfolgungen derer, die sich freimüthig über die Gebrechen der venedischen Verfassung geäussert hatten, trugen dazu bei, den Wunsch lebendiger zu machen, in einer neuen Ordnung der Dinge die Rechtsgleichheit aller Bürger aufgestellt zu sehen.

Der Podesta Alessandro Ottolini von Bergamo witterte Böses. Um zu erfahren, ob von Mailand aus, wo sich schon viele venedische Unterthanen befanden, staatsumwälzerische Umtriebe angezettelt würden, schickte er einen gewissen Strephant als Späher dahin. Dieser aber, von Vertrauten dortiger Polizei umgeben, erfuhr nur, was man ihm wissen zu lassen für gut fand; hinterbrachte, es werde wirklich in zehn Tagen ein Aufstand in Bergamo ausbrechen, der aber schon den Tag nach seiner Heimkunft ausbrach.

Die Nacht vorher hatte der französische Platzbefehliger die Kanonen aufführen und die Streifwachen verdoppeln lassen. Zum Vorwand nahm

lomini, und hat das Fräulein mit sich gen Valva entführt, wo ich es wieder befreite."

Er antwortete: „Wenn Ihr mir nicht glaubet, möge Euch das Fräulein selbst sagen, wie in der Nacht die Römischen gekommen sind, wie der Feldobrist Virginio unser Haus umringt hat, und eingetreten ist; wie sie dann demselben zu Füßen gefallen und um Erbarmen gefleht, weil sie von den Räubern gefangen worden, und nichts mit ihnen gemein habe; wie Don Virginio sie darauf huldreich aufgehoben, und ihr und mir erlaubt hat, mit unserm Gepäck und zwei Maulthieren abzuziehen, und er uns durch seine Leibwachten bis auf die römische Landstraße hat führen lassen; wie hinter unserm Rücken die Hütten von Alcini gebrannt haben; wie das Fräulein zum See Bolsena begehrt hat, aber krank geworden, ehe wir Rom erreicht hatten; wie es seitdem in Rom auf dem Krankenlager geblieben, und nur durch die Hoffnung gewesen ist, daß ich Euch im Gebirg von Abruzzo aufsuchen und wiederfinden würde.

Da sagte ich: „Wenn dem also ist, wie du sagst, so möge mir Gott gnädig sein. Denn auch ich habe dir die Wahrheit geredet; und das Fräulein ist bei mir gewesen, bis in die Stadt Aquila, wo es mich gar schnöde verlassen hat. Und es ist dasselbe, welches ich in Loreto gesehen, bei Trevi verloren, im Hause des Prinzen Colleferro wie-

dergefunden, dort verlassen, aus Olgiato gerettet, und in Aquila auf ewig verloren habe."

„Lieber Herr," sagte Thorbaimer, „ich habe schon oft aus Euern Reden verspürt, daß unholde Geister mit Euch spielen mögen. Darum kommet und fliehet dies gefährliche Land. Auf deutschem Boden ist doch besser wohnen, und das tugendsame Fräulein führet als Euer Gemahl in das Schloß der getreuen Welzer ein. Aber schwöret dem Don Piccolomini ab, denn er führet Euch mit seiner schwarzen Kunst in den Rachen des Verderbens; und es ist kein Anderer, denn er, welcher das Teufelswerk treibet, womit er Eure Augen verblendet."

Nun war ich wieder in größter Verwirrung des Gemüthes, und ich wußte mich nicht zu fassen über das, was ich gehört und was ich doch ganz auf andere Weise erlebt hatte. Wie wir nun vor dem Hause standen, wo Thorbaimer und, wie er behauptete, das Fräulein wohnten, bat er mich, zu verweilen an der Thür, auf daß er die Kranke wegen meiner unverhofften Ankunft vorbereiten konnte. Ich folgte ihm aber, ohne daß er es wußte, bis vor die Thür des Gemachs, in das er eingegangen war.

Bekehrung.

Nun hörte ich von innen die Stimme Hermingardens, dann wie Thorhaimer erzählte, daß er glaube, mich gesehen zu haben; wie Hermingarde zweifelte, wie Thorhaimer sagte, er habe mich gesprochen, bis er ihr beherzt sagte, ich sei in der Nähe. Nun hörte ich das Fraulein einen großen Schrei thun — dann Todtenstille. Nach einiger Zeit schrie Thorhaimer: „Jesus Maria!“ und eine fremde Weiberstimme heulte laut.

Da schlug mein Herz gewaltig, und ich stürzte mit Zittern in das Gemach. Thorhaimer lag knieend an einem Bett, und über das Bett beugte sich eine betagte Frau, und im Bett sah ich Hermingarden eingefallen und bleich mit verschlossenen Augen.

„Ach!“ rief Thorhaimer, „diesen Augenblick ist sie verschieden. Ich Elender habe das Himmelskind mit der voreiligen Botschaft getödtet.“

Aber das Weib winkte ihm und flüsterte leise: „Nein, es ist noch nicht alles Leben geflohen. Rufet den Arzt!“

Thorhaimer eilte alsobald hinweg, und wie ich Hermingarden sah, und ihre von Krankheit verzehrte Gestalt, zweifelte ich nicht länger, daß Thorhaimer die Wahrheit geredet, und mich abermals in Valva ein höllisches Trugbild berückt habe.

Und ich sank weinend auf den süßen Leichnam meiner Geliebten, und küßte ihre kalten Lippen, und rief tausendmal ihren Namen. Darauf schlug sie die trüben Augen auf, und starrte mich an, und seufzte einen tiefen Seufzer, und schloß die Augen wieder und ward wie eine Todte.

Da Thorbaimer den Arzt brachte, ward ich in ein anderes Zimmer geführt; da lag ich verzweifelnd auf einem Ruhebett, bis der Arzt wieder zu mir kam, und versicherte, das Fräulein sei gerettet; doch dürfe ich mich nicht zeigen, bis den andern Tag, sonst würde es das Leben der zarten Blume gelten. Welch ein schmerzlicher Tag, welch eine qualvolle Nacht!

Wie ich des andern Morgens zu Hermingarden geführt ward, saß sie aufrecht im Bett, von ihrer Wärterin unterstützt. Sie breitete stumm und lächelnd und mit nassen Augen ihre beiden Arme nach mir aus. Und wie ich sie mit den meinigen umfing, sank sie an meiner Brust zusammen, wie eine geknickte Lilie.

Und ich empfand in meinem ganzen Wesen, daß es die Eine, die Unbescholtene und Reine sei, welche ich in Loreto zuerst erblickt, und die mein Herz mit unsäglicher Liebe erfüllt hatte. Und ich dünkte mich selbst heiliger zu sein in ihrer Nähe; es war nicht, wie bei dem schönen Gespenst im

Hauſe Colleferro oder Aquila, bei deſſen Berührung mich ein ganz anderes Feuer ergriffen hatte.

Der Arzt, die Liebe und die Freude thaten Wunderdinge. Die holde Kranke nahm von nun an ſichtbarlich mit jedem Tage an Kräften zu, und blühete wieder allgemach zu ehemaliger Lieblichkeit. Doch vergingen Tage und Monate; ich verließ ſie faß nie. Unterdeſſen ſagte ich ihr nicht, was mir mit der Erſcheinung in Valva und Aquila begegnet, auf daß meine ſchmähliche Untreue, die ich verübt, mir nicht ihr Herz entfernen möge.

Der Beichtvater.

Aber das Geheimniß drückte mich ſehr, und fürchtete ich durch neue Nachſtellungen böſer Geiſter wieder von meiner Geliebten geſchieden zu werden. Darum beſchloß ich, meine bedenklichen Angelegenheiten einem geiſtlichen Herrn anzuvertrauen, wozu mir auch Thorhaimer oftmals gerathen, auf daß ich mein armes Gewiſſen erleichtern möge.

Und Thorhaimer brachte mich eines Tags zu einem Franziskanermönch zur Beichte, bei welchem er ſelbſt Beichte ging. Ich vertraute mich demſelben, denn er war gar ehrwürdig von Geſtalt und Geberde, als ein Greis von mehr denn ſiebenzig Jahren.

Wie ich ihm im Beichtſtuhl mein Herz eröff-

net und mein Schickſal mit Piccolomini und dem Feuergeiſt und den böſen Geiſtern offenbaret hatte, die mich oft unter Hermingardens Geſtalt geblendet, befahl er mir, nach ertheilter Abſolution, fein an der Pforte der Kirche zu harren.

Bald nachher kam er auch, und führte mich zu ſeiner Zelle im Kloſter, wo er den Feuergeiſt zu zu ſehen begehrte. Als ich das Fläſchlein zeigte, legte er es an die Sonne, und ſagte: „Mich dünkt, Ihr ſeid von dem Piccolomini um Euer Geld betrogen, denn was er Euch gegeben, ſcheint ein bononiſcher Stein zu ſein, und nicht mehr. Aber Piccolomini iſt daran, den Lohn ſeiner vielen verruchten Thaten zu empfangen. Denn in der Gegend von Cesena iſt er von dem toskaniſchen Obriſt Biſaccioni gefangen worden, und an Händen und Füßen gebunden, durch Imola nach Florenz gebracht worden. Danket dem Himmel, daß er Euch zu rechter Zeit von der großer Gefahr befreit hat."

Als ich Piccolomini's Schickſal vernahm, überfiel es mich wie Eis. Der alte Mönch aber, nachdem er das Fläſchlein wieder zur Hand genommen und lange im Dunkeln betrachtet, gab es mir zurück, und ſagte: „Es iſt der bononiſche Stein, künſtlich in dies Gläslein gethan, mit einer Flüſſigkeit, die ich nicht kenne. Und der Stein hat Euch nicht vor Gefahr behütet, ſondern die Hand Gottes. Auch hat Euch der Stein nicht den Muth

gegeben, allem Schreckniß Trotz zu bieten, sondern der Glaube an die Wunderkraft des Fläschleins. Piccolomini aber hat Euer Geld und Euern Arm vonnöthen gehabt. Glaubt mir, es ist nichts mit dem Spiritus familiaris, nach welchem Euch Graf Sigismund von der Welz ausgeschickt hat: und ist ein solcher nichts, als menschliche Einbildung. Was aber das Blendwerk ist, von dem Ihr redet, daß Euch ein Weibsbild in Gestalt Eurer verlobten Braut betrogen, so hütet Euch vor dieser Verlobten, und prüfet sie wohl, denn ich meine, sie überliste Euch."

Nachdem er mir seinen Segen ertheilt, entließ er mich. Ich steckte aber das Fläschlein zu mir, voll großen Unwillens, denn der Mönch hatte mir schlechte Auskunft gegeben, und ich glaubte ihm nicht.

Neue Erscheinung.

Der Mönch begleitete mich bis zur Klosterpforte, und fragte nach meiner Behausung in der Stadt. Dann hob er warnend den Finger und sprach: „Junges Herrlein, es thut mir leid um Euch. Ihr scheinet eines guten Gemüthes zu sein, jedoch unerfahren. Ihr seid in üble Hand gefallen."

Ich mochte ihm nicht antworten, und ging von dannen, denn ich sah wohl ein, daß er Her-

mingarden in Verdacht genommen. Ich sagte aber Hermingarden kein Wort, um sie nicht zu betrüben.

Am Abend des gleichen Tages, da ich bei ihr war, trat Thorhaimer in das Zimmer zu uns. Und er fuhr erschrocken zurück, da er unser ansichtig ward, als sähe er etwas Böses. Und wie ihn das Fräulein um die Ursache solches Entsetzens befragte, wollte er lange nicht die Sprache finden. Endlich sagte er: „Euer Geist betet drüben in der Kirche unter dem Volke. Ich lag während der Messe auf den Knien, und that meine Andacht, da seid Ihr gekommen und neben mir gekniet, und seid geblieben. Da ich diesen Augenblick hinweggegangen bin, wie ist es möglich, daß ich Euch hier finde?"

Hermingarde entfärbte sich, und ward nachdenkend. Ihre Unruhe ging in mich über; denn ich kannte jenes gespenstische Ebenbild, und fürchtete dessen Nähe.

Aber das Fräulein richtete sich bald auf, und sprach freundlich zu Thorhaimer: „Gehet, eilt, fliegt hinüber zur Kirche, guter Thorhaimer, und gebet Acht, wohin sich nach gepflogener Andacht die Dame begeben wird, welche Ihr für mich selbst angesehen habet."

Und als Thorhaimer hinweg war, und ich furchtsam zu Hermingarden sprach: „O du Süße, diese Erscheinung bedeutet unserer Liebe neues Unglück!" antwortete sie mit der Sicherheit der Un-

ſchuld: „Warum fürchteſt du Boſes? Ich halte dafur, es ſei Eugenia, meine Zwillingsſchweſter, die mir allzu ähnlich iſt. Aber ich will ſie gern meiden, denn ſie hat mich nie lieb gehabt."

Da erſchrack ich von Herzen, denn dieſe Worte riſſen einen Schleier von allem Geheimniß meiner letzten Begebenheiten. Ich umfaßte ſie und ſprach: „Du Liebe, warum verbargſt du mir das?"

Sie antwortete: „Die Schweſter iſt mir geworden, wie eine Fremde; doch hatte ich nicht Urſache, ihr Daſein zu verhehlen." Und nun vernahm ich, wie Hermingarde und Eugenia die einzigen Kinder ihrer Mutter geweſen, die beide zärtlich geliebt hat. Als aber nach dem Tode der Mutter der Vater in die zweite Ehe getreten, habe die leichtfertige Eugenia ſchon als Kind die Gunſt der Stiefmutter genoſſen, und Hermingarde viel gelitten, beſonders nach des Vaters Tode. Eugenia wußte mit Verſtellung und Schmeichelei die Stiefmutter zu leiten; war leichtſinnig, eitel und veränderlich, und was ſie that, ward gutgeheißen. So täuſchend ſich die Geſtalten der Zwillingsſchweſtern glichen, ſo unähnlich waren ſich beider Denkarten. Sie flohen einander, und wann ſie zuſammentrafen, entſprang Zwietracht. Als darauf durch Verſchwendungen der Stiefmutter und ihres Sohns die Guter verſchwanden und Mangel einzukehren drohte, ſollten die Tochter

durch ihre Schönheit den Reichthum vornehmer Anbeter in das öde Haus locken. Eugenia lieh sich willig dem eigennützigen, kupplerischen Spiel der Stiefmutter, aber Hermingardens Sprödigkeit zog ihr den größten Haß aller zu. Und es war schon daran, daß Hermingarde in ein schlechtes Kloster gestoßen werden sollte, als Eugenia's Leichtsinn dies Schicksal abwendete. Ein Prinz aus dem Hause Colonna war unter den Anbetern Eugeniens der freigebigste, und darum der begünstigte bei Mutter, Schwester und Bruder. Aber bald verdroß es die kaum sechszehnjährige Buhlerin, mit ihren Reizen nur für Andere Ueberfluß zu gewinnen. Sie begehrte in der großen Welt zu glänzen, und jeden Zwang abzuthun, und verschwand mit dem Prinzen, und man erfuhr nichts mehr von ihr, als daß sie in verschiedenen großen Städten Aufwand trieb, und die Liebhaber wechselte.

Nach diesem mußte Hermingardens Schönheit einige Jahre lang dienen, die Hand der Mutter und des Bruders mit den Geschenken unbesonnener Liebhaber zu füllen. Als aber ihre strenge Tugend allen ein Aergerniß ward, und der Kardinal Giuliano großes Gut bot, die Tochter von den Stiefverwandten zu erkaufen, ward sie mit Bitten und Drohungen bestürmt, daß sie keinen heitern Augenblick behielt. Und wie sie mit den letzten Grausamkeiten bedroht ward, sann sie auf Flucht, und

er die Bewegungen unter den venedischen Soldaten der Besatzung. Bald erschienen beim Podesta Ottolini Mitglieder des Stadtraths und zeigten ihm an, der französische Befehlshaber habe sie ziemlich gebieterisch ermahnt, ohne Umstände dem Wunsch des Volks nach Freiheit und Vereinigung mit Cisalpinien nachzugeben. Ottolini bat sie, standhaft zu sein, treu einer Regierung zu bleiben, der sich ihre Vorfahren seit vierhundert Jahren freiwillig unterworfen hätten. Unterdessen aber lief das Volk in großen Haufen zusammen, wählte eine neue Munizipalität, und diese schrieb des folgenden Tags nach Mailand um Vereinigung mit Cisalpinien. Dem Podesta Ottolini ward angezeigt, er möge sich entfernen. Er gehorchte. — Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Franzosen, wenn auch keinen öffentlichen, doch sehr thätig einen heimlichen Antheil an dieser Umwälzung genommen haben. Man kennt die Franzosen aus jener Zeit. Jeder Korporal nahm damals die Miene eines Staatsverbesserers und Freiheitsstifters an. Aber es ist eben so wenig zu läugnen, daß das Betragen der venedischen Regierung und ihrer Landvögte in den Provinzen einen großen Theil des Volks gegen sich gestimmt hatte. Ottolini war Vielen durch sein herrisches, willkührliches Verfahren verhaßt worden. Erst da die Gefahr erschien, wollte er plötzlich ein freundlicher

ſuchte durch die Wallfahrt nach Loreto Gelegenheit und Zeit zu gewinnen.

Wie ich dies Alles nun von ihr erfahren, bekannte ich ihr, wie ich vermuthlich die Zwillingsſchweſter, und keine andere, auf der monteleoniſchen Hochzeit gefunden, und aus Valva entführt habe, wie ſie mich durch ihre Aehnlichkeit und ſchlaue Rede getäuſcht, und ſich oft über meine Verwirrung mit großem Muthwillen beluſtigt habe.

Hermingarde hörte mich ſehr aufmerkſam an. Doch Alles geſtand ich ihr nicht, denn ich fürchtete, ſie zu betrüben. Aber wie ein Schatten von Verdacht zog es über ihre Seele, und ſie ſagte plötzlich: „Baſtiano, ſo du mich liebſt, führe mich weit hinweg von Rom - in ein Kloſter, oder — am Altar vorüber in das Haus deiner Aeltern.“ Ein ſchönes Roth überzog bei dieſen Worten ihr Antlitz; ſie legte es an meine Bruſt und weinte.

Thorhaimer hatte inzwiſchen den Gang zur Kirche vergeblich gethan. Das ſchöne Geſpenſt war verſchwunden. Ich aber eilte folgendes Tages, Alles anzukaufen, was zu einer langen Reiſe und für Hermingardens Bequemlichkeit vonnöthen ſein möchte. Auch wollte ich Rom nicht verlaſſen, ohne meines höchſten Wunſches Erfüllung, die Hochgeliebte als Gemahlin zu umarmen.

Und da ich nach manchem Geſchäft kam, ſie

zu besuchen, fand ich bei ihr den alten Franzis kaner, welchem ich gebeichtet hatte. Er reich te mir lächelnd die Hand, und sprach: „Euer Schicksal lag mir am Herzen, darum suchte ich Euch. Zürnet nicht meiner Zudringlichkeit. Ich habe durch das Vertrauen dieses tugendhaften Fräuleins genug erfahren. Ihr seid in bessern Händen, als ich fürchtete."

Darauf erzählte er auch mir, daß er eine wunderseltsame Entdeckung gemacht; denn ihm sei Donna Lucia wohlbekannt, und er erschrocken gewesen, sie hier zu finden, bis er vernommen, Hermingarde sei die Zwillingsschwester. Doch wolle er der Sache weiter nachforschen.

Nun wandte ich mich an den ehrwürdigen Vater, und bat, daß er mich mit meiner Verlobten vor dem Altar vermählen wolle. Nachdem er unser beider Herkunft und Geschichten von uns vernommen, fand er besonders meine Begebenheiten höchst sonderbar, drückte uns die Hand, und bestimmte freundlich den Tag der Vermählung.

Auch dieser Tag erschien. Wir begaben uns in die Kapelle des Ehrwürdigen, und er sprach über uns vor dem Altar den Segen. Und wie ich hoch beglückt die reizende Gattin heimführen wollte, winkte er mir und sprach: „Ehe wir vielleicht auf ewig scheiden, gewähret mir noch eine Bitte. Euer

Schicksal ist so seltsamer Art, daß einer meiner Freunde, ein Mann von hohem Range, begierig ist, Eure Bekanntschaft zu machen. Gewährt mir's, mich zu ihm zu begleiten. Es wird Euch nicht gereuen."

Ich mochte dem Greise die letzte Bitte nicht verweigern. Er setzte sich in unsern Wagen, und ließ denselben hinfahren, wohin er begehrte. Wir traten in einen der schönsten Paläste Roms. Reichgekleidete Dienerschaft empfing uns beim Eingang, und oben an der breiten Marmorstiege erschien zu meiner nicht geringen Bestürzung der Prinz von Colleferro. Er aber schloß mich freundlich in seinen Arm, und inzwischen unser Franziskaner meine Gemahlin in ein Zimmer führte, sprach der Prinz lange mit mir in einem großen Vorsaal von meinen Abenteuern nach Lamentano's Tode. Ueber diesen beruhigte er mich vollkommen. Auch wußte er von meinen Verständnissen mit Donna Lucia. Doch beschwor ich ihn, meiner Gemahlin nichts zu entdecken.

Nachdem in diesen Gesprächen wohl eine Stunde vergangen war, sehnte ich mich doch wieder, meine Gemahlin zu sehen; aber ich wagte es nicht, den Prinzen daran zu erinnern. Seine Diener brachten uns Erfrischungen und zündeten die Kerzen an, denn es begann Abend zu werden.

Endlich erschien der alte Franziskaner, und nahm mich wie den Prinzen lächelnd bei den Händen, sagend: wir würden erwartet. Er führte uns in ein prachtvolles Zimmer, von unzähligen Kerzen blendend hell, wie der Tag. Darin stand Niemand, denn Hermingarde, aber zu meinem großen Entsetzen zweimal.

„Nun wählet," sprach der Franziskaner, „welches Eure Gemahlin sei! Ich selbst weiß es nicht mehr."

Der Prinz schien nicht weniger betroffen, als ich, und schwor, dieser Anblick wäre einzig in der Welt. Ich sah wohl ein, daß der Prinz nebst dem Mönche die schönen Schwestern zusammengeführt hatten, um sich an dem wundersamen Spiel der Natur und an meiner Verwirrung zu weiden. Aber der Prinz war nicht minder betroffen, als ich. Die Täuschung zu vollenden, waren beide gleich gekleidet.

Doch wie ich sie verglich, fand ich der zarten Verschiedenheiten viel; am Funkeln ihres Blickes erkannte ich mit geheimem Schauder Donna Lucia. Da neigte ich mich zu der mildern Schwester, die den stillen Himmelsblick der Liebe auf mich senkte, und küßte ihre Hand und sprach: „Ich kann sie nicht mehr verwechseln."

Donna Lucia, oder vielmehr Eugenia, lachte

mit ausgelaſſenem Muthwillen, und ſagte: „Wie meinet Ihr, Don Baſtiano, habe ich Euch nicht rechtſchaffen gequält?“

Ich ſagte: „Man verzeiht ſolche Sünden wohl gern. Aber warum habet Ihr mir das gethan?“

Sie antwortete: „Erſt aus Neugier, ob ich meiner ſchönen Schweſter einen frommen Verehrer ſtehlen könne: dann aus Noth, denn wäre ich ehrlich mit Euch geweſen, Ihr hattet die Höflichkeit gehabt, mich in dem Lande der Banditen im Stich zu laſſen. Aber ich rächte mich zu Aquila; doch hintennach habt Ihr mir leid gethan.“ Und ſie drückte mir heftig die Hand und flüſterte: „Ja, ſchöner Böſewicht, wiſſe es nur, ich liebe dich doch noch! Darf es aber weder mein Prinz, noch deine Prinzeſſin hören.“

Der Prinz gab uns ein koſtbares Mahl. Die Schweſtern, wiewohl ſie ſich ſeit Jahren nicht erblickt, ſchienen ſich ſelbſt hier gern zu meiden. Hermingarde unterhielt ſich mehr mit dem Prinzen oder dem Franziskaner; Eugenia wich mir nicht von der Seite.

Spät ſchieden wir aus einander. Ich führte meine junge Gattin im Triumph heim. Wir fanden auf Hermingardens Zimmer ein Kästlein mit koſtbaren Juwelen, welche der Prinz ihr geſandt, mit einem Briefchen, darin die Worte ſtanden:

„Der göttlichen Hermingarde zur Aussteuer und Erinnerung an einen Freund.“ — Aber sie achtete des funkelnden Geschmeides nicht, sondern hing um meinen Hals und seufzte: „Ich kann meine eigene Seligkeit nicht glauben! O Bastiano, sage es doch, damit ich es glaube, daß wir einander ewig gehören!“

Ueberraschung.

Die Sonne weckte uns mit ihren güldenen Strahlen. O welche Anmuth und Liebe war über die himmlische Gestalt verbreitet! — Thorhaimer huldigte der neuen Gebieterin und Frau mit Freudenthränen vor ihr kniend. Am Abend desselbigen Tages reiseten wir aus Rom ab, nach Florenz, wo ich Don Bevilacqua aufzusuchen gedachte.

Wie ich nach einigen Tagen in Florenz eingezogen, kam uns in der Straße viel Volks entgegen; ein armer Sünder ward zum Galgen geführt. Er ging mit gesenktem Haupt zwischen zwei Mönchen, umgeben von Scharwachten des Großherzogs. Wir mußten wegen des großen Gedränges still halten, denn die Vorsehung wollte mich furchtbar an meine Besserung mahnen. Ach, wie der Unglückliche unweit von mir hinging, erkannte ich ihn. Es war Don Alfonso Piccolomini,

der den Lohn ſeiner Schandthat erntete. Er wurde aufgehangen, und ſein Leichnam auf dem Galgen zum warnenden Beiſpiel viele Tage lang ausgeſtellt. Es war im Winter, der vierzehnte Hornung 1591.

Alſo hat dieſer Mann ſchimpflich geendet, der aus einem der edelſten Häuſer Italiens entſproſſen war, und deſſen Gemahlin Hippolyta Pica dem Geſchlechte Mirandola entſtammte.

Als wir zur Herberg angekommen waren, begab ich mich in ein ſtilles Gemach, fiel auf meine Knie, und dankte Gott und der heiligen Jungfrau mit Inbrunſt, mich vor ſolchem Schickſal gnädiglich bewahrt zu haben, wie ich doch meiner vielen Sünden willen wohl verdient. Dann habe ich mit gerechtem Zorn das trügliche Fläſchlein mit dem Feuergeiſt im Hof der Herberge gegen einen Eckſtein zerſchmettert, daß es in viel tauſend Splittern zerſprang. Und ich erkannte ſchier allzuſpät und mit bitterer Reue, wie der Menſch ſich ſelbſt gefährlich verblenden könne, und das Wahre für Trug, und den Trug für Wahrheit halte, wenn er ſich einmal mit ganzem Gemüth einer thorichten Meinung hingegeben.

Ich nahm mir auch vor, andern Tags dem Graf Sigismund nach Deutſchland zu ſchreiben, wie uns Piccolomini irre geführt, und welches Ende er genommen, und in welche Gefahren ich

gegangen. Wie ich aber zu Graf Bevilacqua kam, fand ich einen Trauerbrief von meinem Bruder Ulrich von Welz, der mir den tödtlichen Hintritt des alten Herrn meldete; auch wie mich derselbe reichlich in seinem letzten Willen bedacht, und alle Güter gegeben, die er für mich verwaltete, als — — —*)

*) Hier endet die Handschrift. Vielleicht ergeht es den Lesern wie uns; gern hätte man noch erfahren, wohin der eheliche Sebastian mit seiner jungen Gemahlin gekommen. Vermuthlich sind sie zur Stille ihres Erbgutes auf deutschem Boden eingekehrt.

Die Irrfahrt des Philhelenen.

Volksmann werden: er sprach vom hundertjährigen Glück des Landes, von Vaterlandsliebe u. dgl. m., und machte eben damit sich, seine Regierung und die alte Ordnung nur verächtlicher.

Dies Alles war zu Bergamo ohne weitere Ausschweifungen binnen wenigen Tagen geschehen (vom 12. bis 14. März 1797), und gleich darauf fiel auch Brescia ab. Hier war der Provveditore Battaja, ein schwacher, furchtsamer Mann, der aber sonst gern eine weltgebietertische Miene gehabt hätte. Eines Tages (den 17. März) hatten sich ungefähr hundert Menschen unweit der Stadt versammelt und rückten gegen sie an. Battaja schickte ihnen entgegen, um zu erfahren, was sie wollten. — „Die Freiheit!“ antworteten sie: „Es folgen uns auf dem Fuße fünfhundert Bergamasker, zehntausend Cisalpiner und viele Franzosen. Beim geringsten Widerstand wird Alles niedergemacht.“ Es war daran kein wahres Wort. Battaja aber verlor die Besinnung: er ließ der Handvoll Aufrührer die Thore öffnen, seine zahlreiche Besatzung entwaffnen und die venedische Verfassung vernichten. Es zeigten sich weder Bergamasker, noch Cisalpiner. Die Franzosen auf dem Schlosse von Brescia blieben lachende Zuschauer.

Der Senat in Venedig wußte nicht, was thun. In seine Beschlüsse kam schwankendes, widersprech-

1.

Die Flucht.

Landeck, 23. Juli 1819.

Meinethalben, edler Jeremias, ſtiere das Blatt mit erſchrockenen Augen an; frage, wo liegt dies Landeck? ſprich immerhin: Franz hat ſeinen Verſtand in den Mond geſchickt! Ich bin nun einmal hier, bin zufrieden, und gebe, wills Gott, weiter, wenn's mir gefällt. Landeck liegt im Tirol

Was kümmern mich Vettern, Gevattern und Baſen in unſerm Städtchen? Dieſe Leute da reichen mit ihrem Verſtand wahrhaftig blos über die Straße von einer Hausthür zur andern. Sie meinen, in der Welt ſei nichts Edleres, als ein **Spießbürger** ihres Gleichen. Mir aber iſt nichts Ekelhafteres. Ich will **Weltbürger** ſein. Ich bin's ſchon. Mein Weg ging über Kaſſel, Ulm und Lindau hieher.

Blut weinen möchte ich über die ſechs ſchönen Jahre, die ich verſchlief. Da roſtet Herz und Geiſt in dem kleinſtädtiſchen, engen Hühnerhof, wo man ſich einen Tag, wie alle Tage, bewegt

einen Tag, wie alle Tage, singt und kräht. Unter dem matten, platten Einerlei sieben zuletzt alle Gedanken ab; die große Gotteswelt schrumpft um das Städtlein zu einem Sack zusammen; die Menschen werden zu Automaten; der Schöpfer des unendlichen Alls wird endlich selber so klein, wie ihn der alte Katechismus macht. Das ist nichts für mich. Wieder lebendiger Mensch zu werden, sog ich in die lebendige Welt zurück. Ich jagte mit Extrapost durch Deutschland, Tag und Nacht, zwischen Traum und Wachen. In Feldkirch schlief ich zum ersten Mal wieder in einem Bett.

„Wohin wollen Sie?" fragte der Postmeister: „Nach Bludenz? über den Arlberg?"

„Allerdings!" sagt' ich, zufrieden mit dem Reiseweg, den ich selber nicht wußte. Ich nahm die Karte.

„Es ist nur der Pässe wegen, die visirt sein müssen!" fuhr der Postmeister fort. Ich gab also mein Signalement ab, um zu beweisen, daß ich kein entlaufener Verbrecher, kein demagogischer Umtreiber, Bankerotierer, Schleichhändler und dergleichen sei. Lieber Jeremias, rühme mir nicht die Stufe der Ausbildung, auf welcher wir Europäer stehen. Ein Ehrenmann, wohin er kommt heutiges Tages, gilt ex officio so lange für einen Schelm, bis er sich wegen seiner Unschuld legitimirt hat. Die besten unter den alten Staaten, in

denen der Mensch noch als Mensch galt, wußten von dem Unwesen nichts. Das ist Auszeburt neuer Zeit, der Ueberklugheit, wo man, um einige Spitzbuben zu ertappen, tausend rechtschaffene Leute, als Verdächtige, von Polizeinachten beäugeln läßt.

Lieber Jeremias, ich habe gegen das Gute nichts einzuwenden, aber gegen das Uebergute sehr viel: denn es ist das Schlechte. Die Aufsehenden betrüben sich in allen Dingen. Unmäßige Reinlichkeit hab' ich immer als neue Unflätterei wiedergefunden; unmäßige Freiheit als Hottentotterei, und unmäßige Ordnung als Verwirrung aller natürlichen Ordnung. Sind die europäischen Unterthanen nicht wahres Leibeigenthum ihrer Leibherren, ohne deren Willen sie sich nicht von der Scholle Landes entfernen dürfen, auf der sie entstanden? Ich mag daran nicht denken. Ich mag davon nicht schreiben. Die Polizei könnte den Brief erbrechen, und mich als Demagogen und Carbonari ausschreiben. Sogar vertraute Gedanken unter Freunden sind nicht mehr zollfrei. Der Leibherr verlangt Rechenschaft von Vorstellungen des Gemüths. Der Leibherr möchte sogar Seelenherr werden. Das war selbst im Mittelalter Ketzer. Basta!

Hinter Feldkirch ein offenes, ebenes, geräumiges Thal. Die Hochgebirge von Flözkalk schich-

ten ſich links und rechts zu erſchrecklicher Größe auf. Sie glichen an den Himmelswänden ungeheuern Gemälden, mit Duftfarben auf Luft gezinkelt. Ich meinte ſie mit Händen anteſten zu können. Der Teppich des flachen Thalbodens war ein grüner Wieſengrund, von kleinen Feldern mit Tabak, Haber, Welſchkorn, Hanf, Kartoffeln und Gerſte durchbrochen.

Hinter Bludenz treten die Rieſenberge enger zuſammen. Der Feldbau ſtirbt. Von ſchroffen Felſen herab flattern ſchmale ſilbergraue Bänder. Als ich näher kam, waren es Waſſerfälle.

Ueber den Arlberg iſt ſchöne Straße; ich mußte Vorſpann nehmen und ging zu Fuß. Hier iſts der Mühe werth zu weilen. Was ſind die Naturalienkabinete der großen Herren gegen die Prachtſtücke Gottes; neben dieſen ſenkrechten Schichten der Urkalkfelſen und goldbraunglänzenden Glimmerbergen, wo das brennende Blau der kleinen Gentianen und die roſenfarbenen Blüthen der Rhododendren friedlich-freundlich lächeln! Edler Jeremias, ich habe mit dir das herzlichſte Mitleid. Wag' es doch, Kriech nur einmal aus der dampfen Höhle deines verqualmten Comptoirs heraus und in die Stille der feierlichen Alpenwelt empor. Dann wirſt du entdecken, was es heiße, Menſch ſein und im Reich Gottes leben.

Mir war wohl, ſeit ſechs Jahren zum erſten

Mal wohl. Ich lebte allein. Denn der Postknecht, die Postpferde und der Postwagen galten mir gleich Maschinen. Als ich bergab nach Nassereit wieder zu Menschen gelangte, ward mir's bei denselben unheimlich, doch nicht unbehaglich, sondern lächerlich. Ich sah nach der Natur wieder Unnatur und Geschmacklosigkeit. Die Leute gafften mich an und ich sie. Weiber und Mädchen mitten im Sommer in dicken Wollenröcken; auf dem Kopf kegelförmige, zottige, schwarze oder braune, zwei Finger dicke Wollenkappen. Heil mir, daß ich von da weg bergab floh, zwischen den schwarzen Waldbergen auf engem Weg. Links streiften die Achsen der Räder beinahe die Glimmerwand des Felsen, der wie polirtes Kupfer schimmerte: im Abgrund rechts unter mir schäumten die Wellen der wilden Rosanna ihren kaltigen Schnee über die blaßgrüne Stromfläche. Der Wagen flog sausend neben dem Abgrund hin, von dem kein Geländer schied; aber mein kecker Tiroler leitete mit sicherer Hand sein Gespann.

Ein neuer Aufzug. Die Bergwände schoben sich auseinander. Ein kreisförmiges Thal erscheint, mit Hochgebirgen umzäunt. Hügel, Felsen, Wiesen, Wälder durcheinander in schöner Verwirrung. Rechts ein Dorf am Inn, die Schindeldächer mit Steinen belastet gegen das Blasen des Sturms. Dabei auf der Höhe eine Kirche, und unweit davon

mit alterthümlichem Gemäuer eine Burg, nebſt hohem, viereckтem Wartthurm. Das iſt Landeck.

Sage allen Vettern, Gevattern und Baſen daheim, ich erlaube ihnen, über mich zu ſchnattern drei Vierteljahre lang. Sie ſehen mich nicht wieder. Zwar, edler Jeremias, du in eine armſelige, verkrüppelte Spießbürgerlarve durch dein Schickſal Verpuppter, zwar dich möcht' ich, dich muß ich wiederſehen, aber nur nicht zwiſchen den Erkerhäuſern mit den ſchüttenden Dachrinnen, ſondern auf einem Berge, in einer Alp, in einer Einöde, wo Gott, du und ich! — Zwar auch Oberfeuereinnehmers Lenchen, ach, das Meiſterſtück der Natur, aber verhunzt durch die Welt! Nein, ich mag's nicht wiederſehen, denn nach wenigen Jahren iſt dieſe Tulpe verblüht, und was bleibt dann von ihr? — Das arme Ding, das mit ſich ſelber nichts Beſſeres anzufangen weiß; das ſeine jugendliche Anmuth nur als Kapital an guten Zins legen will, um einen reichen Mann, ein hübſches Haus, modiſche Kleider, behaglichen Titel, Kutſch' und Pferde, Abends Whiſt und Boſton zu bekommen.

Adieu.

2.

Die Stiefschweſter.

Weis, den 6. Auguſt 1519.

Durch Wieſengründe, ſchlechte Dörfer und heitere Lärchenwälder fuhr ich nach Innsbruck. Rechts und links finſtere Waldgebirge, dazwiſchen zerklüftete, nackte, zerbröckelnde Kalkberge, die zu Schutthaufen werden. Das iſt nicht der bloße Flügelſchlag der Zeit, wie die Poeten ſagen, der die Gebirge verödet. Die dumme Rohheit der Menſchen, welche nach und nach die Höhen ihres Schutzes, nämlich der Wälder, und dadurch des Bindemittels für die fruchtbare Erde und der Quellen beraubt, die zerſtört mehr, als die Natur. Was Natur verwüſtet, weiß ſie auch wieder zu verlangen. Nicht ſo der Menſch.

Von Zeit zu Zeit kamen mir Tiroler Schützen entgegen mit ihren Stutzern, und hübſche Bäuerinnen im Feſtſchmuck, die unter ihren runden Filzhüten recht keck hervorſchauten. Schattenſpiel an der Wand!

Hinter Zirl fuhr ich längs der rieſigen, ſchroffen Felsmauer hin, die man die Martinswand heißt. Sie ließ mich ſehr gleichgültig, trotz der vielen Treffen, die an ihrem Fuß von Franzoſen, Baiern und Tirolern geliefert waren,

und troz dem, daß sich auf ihrem Gipfel einmal ein Kaiser Maximilian verirrt hatte. Die meisten Dinge, welche die Leute für merkwürdig halten, sind immer Verirrungen; und die machen mir eben Langeweile. Ihre Weisheiten und Edelthaten halten die Sterblichen selten für Merkwürdigkeiten, und sind doch die merkwürdigsten Seltenheiten. Es ist aber wahrlich keine Bescheidenheit ihrerseits.

Innsbruck macht im Hintergrunde der weiten Ebene des Thales ein artiges Bild. Die Stadt selbst trach mich in ihrem Innern nicht an. Sie trägt Spuren einer gewesenen Haupt- und Residenzstadt, kam mir aber vor, wie ein verblichener Gallarock. Als ich nach der Hauptkirche ging um da das gepriesene Denkmal Kaiser Maximilians I zu sehen, zeigte mir mein Führer links an einem Hause ein Vordächlein, wie es Krämer über ihre Ladengewölbe in unserm Städtlein zu haben pflegen. Der gute Trosi hielt es für sehenswürdig, weil es vergoldet war.

Ich erschrack fast, als ich in das hohe, stille Gebäu der Hofkirche trat, worin ausser uns nichts Lebendiges athmete, und sich da, links und rechts dem Mittelgang freistehend, dunkle Menschengestalten, ohne Bewegung, in übernatürlicher Grösse erhoben. Ich glaubte die Schatten der Vorwelt zu sehen, die leise Unterredungen pflogen, und deren Asche vielleicht unter meinen Fußsohlen in

vermeinter heiliger Erde begraben lag. Es waren aber, in alterthümlicher Tracht, zwanzig bis dreißig eherne Bildsäulen alter Fürsten und Fürstinnen Tirols. Sie machen im Halbdunkel des Tempels großen Eindruck; deßo kleinern gewährte mir Maximilians Marmordenkmal, mit den Kardinaltugenden und Thaten des Kaisers, in halberhabenen, geschnitzten Bilderlein überladen. Nürnberger Tand!

Die Kirche hatte für mich einen ganz andern Schatz. Hier spukte ein schönes Gespenst, das mich noch immer ein wenig neckt. Die kleine, niedliche Spießbürgerin, die ad modum des Obersteuereinnehmers, ihres Vaters, der doch nur die Gulden seiner Mitbürger einnimmt, die Männerherzen mit Steuern belegt, nur sie begegnete mir auch hier, aber heiliger, größer, als sie selbst. Droben, hinter dem Chor, als ich vor einer großen Blende in der Mauer vorbeiging, sah ich sie. Aber es war, sagte mir der Führer, das Denk- oder Grabmal der reizenden Philippine Welser, der bürgerlichen Gemahlin des durch sie bemerkbar geliebenen Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, in weißem Marmor. Guter Jeremias, denke die nicht Sarg, nicht Tod; nicht die armselige, schmeichelleiselige Erfindung Canova's in der Wiener Augustinerkirche für das Grabmal einer Herzogin von Sachsen-Teschen; nicht das Widerliche und Peinliche des Hindelbanker zerbrochenen Grab-

ſteins, wo ſich ein zartes, junges Weib, mit dem Kindlein eingeklemmt, hervordrängt zwiſchen den Steinen, als wäre ſie darunter lebendig begraben worden. Nein, Jeremias, denke dir nicht Sarg und Grab und Tod, ſondern auf weißem Marmorlager ruhend mit geſchloſſenen Augen, ein leichtbedecktes, ſchönes, junges Weib, wie Jairi Töchterlein im Evangelium, von dem der Herr ſagte: Sie iſt nicht geſtorben, ſondern ſie ſchläft.

So ſoll man den Tod darſtellen, — einen ſüßerquickenden Schlummer! Die ekelhafte Zerrgeſtalt, der Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, konnte aus keiner griechiſchen, ſondern nur aus einer finſtern, nordiſch-chriſtlichen Fantaſie hervorgehen. Und dieſe Philippine und Lenchen, denke dir meine Beſtürzung! Beide waren dasſelbe, Zug um Zug. Dieſelbe ſtille Milde, dieſelbe ſelige Ruhe in ſich ſelber, dieſelbe Unpigkeit der zarten Lippen. Aber nicht mehr das von einer freundlichen Seele bewegte Antlitz, ſondern blaſſer, ſtarrer, kalter Todesſchlaf. Die Kälte durchſchauerte mich bei der Berührung des Fingers. Je länger ich ſie betrachtete, je mehr ſchien ſie des Lebens wieder fähig. Warum war hier Niemand, der ſprechen konnte: Kind, ſtehe auf! — „Und ihr Geiſt kam wieder und ſie ſtand alſobald auf.“ In der That ſchien ſich nach und nach vor meinen Augen der Buſen mit der leichten Linnendecke

volles Wesen. Während die Regierung durch Proklamationen, die Obrigkeiten durch freundliche Worte, die Geistlichen durch Predigten das Landvolk aufregten, die Bergamaskischen und Bresicianischen Empörer zurückstießen, schwärmten diese am rechten Ufer des Mincio durchs Land, rissen die Fahnen des heiligen Markus ab und pflanzten Freiheitsbäume auf. Der Senat verlor sich ängstlich in ungewissen Maasregeln; schrieb nach Paris; schrieb an den Oberfeldherrn; näherte sich wieder dem französischen Gesandten. Dieser, befragt, ob sich Venedig, wenn es sich mit Frankreich verbände, Schutzes und Beistandes gewärtig sein dürfe, äusserte nur, ohne wohl eigentlich dazu von Paris aus bevollmächtigt zu sein: Man habe Frankreich lange zurückgestoßen und feindsinnig behandelt. Jetzt komme man etwas spät, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er glaube nicht, daß sich seine Regierung in die zwischen dem venedischen Adel und dem Volke ausgebrochenen Zwistigkeiten mischen werde; wohl aber dürfte, zur Beseitigung dieser, so wie zur festern Freundschaft mit Frankreich, vortheilhaft werden, wenn Venedig selbst seine Staatsverfassung mehr dem Geist und Bedarf des Zeitalters annähern würde. Es gab darüber eine lange Berathung. Seit fünfhundert Jahren hörte man zum erstenmal über Abänderung der Verfassung reden. Von ungefähr zwei-

ſchwach zu heben und zu ſenken. — Ich ging mit einem Seufzer von dannen. Schade um Lenchen!

Ich warf mich in den Wagen, um mich wieder zu zerſtreuen, und wandte rechten Ernſt daran. Die Gegend mit dem verheerenden Innſtrom machte mir Langeweile. Auch hier ſtrecken ſchon mehrere Berge, all ihres Pflanzenthums und Erdreichs entblößt, die nackten Felſenknochen zur Schau. Weder das lebendige Städtlein Hall, noch das traurige Schwatz, welches eben aus der Aſche wieder hervorzukriechen anfing, lockten mich.

Da kam die holdſelige Natur, die Reine, die von Menſchen Unentweihte, und küßte mich und gab mich mir wieder, als ich gen Söll flog. Im zitternden Abendſonnenlicht umfing mich eine idylliſche Landſchaft: Wieſen im friſchen Grünglanz, Hütten ausgeſtreut hinter Gebüſchen; fern in lieblicher Einöde auf der Höhe, im Roth der Abendwolke, ein Schloß, wie durch Feenkunſt hingehaucht. Seitwärts im Schatten und Duft ein frommes Kirchlein auf dem Hügel. Zwiſchen Alles ein ſpiegelnder Bergſtrom durchgeſchlungen. Da und hier Kinder mit Geſichtern von Schnee und Roſengluth; Knaben mit unbedeckten Knien; Weiberlein mit grauen Fi'zhüten, gutmüthige Augen darunter. Aber Aphrodite ſelbſt würde zur Zerrgeſtalt, wenn ſie die vielen Röcke, den ſteifen Bruſt-

lah, die dicken Wollenstrümpfe, die dicke, blaue, zuckerhutförmige Mütze, oder den kurzkrämpigen Grünhut einer Tirolerin trüge.

Mittags fuhr ich in Salzburg ein. Jeremias, das ist dir unter den Städten, was Philippinens Grabmal zu Innsbruck unter den Sarkophagen, — schön und todt. Stille Paläste, große Plätze ohne Volk, eine Natur voller Majestät ringsumher. Die Stadt lagert sich an einer weiten Ebene aus, eingeflammert hinterwärts von Riesenbergen mit den schönsten Formen. Man sieht aller Orten, diese Stadt ist priesterliches Prunkwerk!

Das kleinlichste, lächerlichste Prunkwerk aber ist, was die Leute in Salzburg mir als das sehenswertheste zeigen wollten, — ein unreinliches, feuchtes, hohes, thorförmiges Loch durch einen Felsen gehauen, — ein feuchtes, wüstes Amphitheater, ebenfalls in Felsen gehauen mit Sitzen, Logen und Zubehör ohne Zweck und Nutzen. Ich weiß nicht, wie der Kirchenfürst geheißen, der in den großen Naturumgebungen solche Maulwurfsideen hatte, und sein von den armen Unterthanen empfangenes Geld so fruchtlos vergeudete, für nichts Gutes und Schönes. Ach, hätte der Mann die Armuth, Unwissenheit und Trägheit dort in so mancher Hütte gesehen, wie ich! Aber solch ein

Mann lebt sich, und nicht Andern. Und seine Prahlsucht fand eben so elende Schmeichler. Sie machten ihm in den Felsen, die er durchlöchert und benagt hatte, eine Inschrift: Saxa loquuntur (die Steine reden). Nun, mögen ihn die Steine, allenfalls auch die Steinhauer preisen; er verlangte nichts Besseres und mußte wahrscheinlich nichts Besseres. Als Pharao hätte er in Aegypten vermuthlich Pyramiden gebaut, die am Ende, eben durch die unermeßlichen Flächen der Wüsten, aus denen sie aufsteigen, doch etwas Bedeutsameres und Seelerhebenderes sind, als die kleinen, dumpfen Löcher bei Salzburg.

So satt war ich der Stadt der Todten, daß ich noch spät Nachts fortreisete, und ich sah die Welt, trotz dem, daß ich sie, den Mond ungerechnet, mit zwei Wagenlaternen beleuchtete, erst bei Volkabruck wieder. Es war Sonntag. Die Landleute kamen, den Kirchendienst zu beobachten, aus benachbarten Ortschaften, Weilern, Höfen. Männer und Knaben in schwarzen, kurzen Jacken, runden Hüten, kurzen Beinkleidern, weißen oder blauen Strümpfen und geschnürten Halbstiefeln. Mädchen und Frauen in schwarzen, niedlichen Spenfern, langen Röcken, Städterinnen gleich, aber meistens schöner, als Städterinnen zu sein pflegen. Grazienhafter Wuchs, die feinsten Ge-

sichtszüge, und, ausser der zarten Farbe, eine ganz eigene, halbblode, verschämte Lieblichkeit im Antlitz. Der reizende Menschenschlag hörte endlich gegen Wels hin mit der Sitte der Bäuerinnen auf, ihre großen, lebhaft-grünen oder dunkelrothen Tücher recht geschmackvoll ums Haupt zu winden. Von allen weiblichen Nationaltrachten Deutschlands ist hier die schönste. Ihrentwillen reisete ich langsamer, hielt von Ort zu Ort in schlechten Wirthshäusern, bis mir endlich eine artige Wirthstochter stillsaß, daß ich sie in ihrem Gewand zeichnen konnte.

Drum kam ich in dunkler Nacht erst nach Wels. Ich hielt an einem freien Platz unweit dem Thore. Ich sprang aus dem Wagen; mir odemlos unter der Thür ein junges Frauenzimmer mit ausgebreiteten Armen entgegen. Es schloß mich fest an sich, und heftete die Lippen mit Inbrunst auf die meinigen, eh' ich zur Besinnung kam, und in Zwischenseufzern halbleise rief sie mich bei meinem Namen: „O Franz! o Franz!“

So zärtliches Empfangen weiset man auch im neunundsechszigsten Jahre nicht unzart ab; geschweige im neunundzwanzigsten. Ich gab Umarmung und Kuß auf Gerathewohl zurück, und überzeugte mich, es müsse Lenchen sein, die Einnehmerin der Herzenssteuern. Warum aber hier?

Wie so schnell konnte sie da sein? Wie konnte sie meine Ankunft wissen? Wollte sie mich in die Gefangenschaft zurückführen? Ich drückte sie herzlicher an mich. Da ließ sie das Köpfchen hangen; sie sank in meinen Armen zusammen. Gleichzeitig erschienen Aufwärter mit brennenden Kerzen unter der Hausthür, wie auch eine ältliche Frau in Reisekleidern mich begrüßen zu wollen schien, aber schnell Miene änderte, als sie mich sah, und rief: „Helene! Helene! er iſt's ja nicht!“

Also auch das noch: wieder ein Lenchen, wenn auch nicht meine kleine Spießbürgerin. Aber Helene erwiederte keine Silbe. Man zündete. Ein blasses, zartes, edles Gesicht mit geschlossenen Augen lag stumm an meiner Brust, leblos wie die marmorne Philippine von Innsbruck. Die Frau wehklagte um ihre leichenähnliche Tochter. Ich trug die unter ihren Freuden Entseelte in ein Zimmer, wo schon für drei Personen das Nachtmahl bereit stand. Aber die dritte Person war nicht ich, sondern Helenens Bruder, den man diesen Abend aus dem Salzburgischen erwartete. Man war ihm, laut brieflichen Abreden, bis Wels entgegengereiset.

Man brachte das Fräulein gemach wieder zu sich selber. Als Helene von der Ohnmacht halb genesen war, und die Augen aufschlug, streckte sie

die Arme nach mir und sagte mit mattem, sehnsuchtsvollem Tone: Franz!

„Kind," redete die Mutter, „aber er ist's nicht."

„Mit Erlaubniß, gnädige Frau," versetzt' ich, „doch heiß' ich auch Franz."

„Und was sonderbarer noch ist," erwiederte die Mutter, „Sie gleichen unserm Franz selbst in Gestalt und Art. Kein Wunder, wenn sich das gute Mädchen im Dunkeln und in der ungeduldigen Freude betrog. Es wäre mir fast nicht besser ergangen."

Wie wir noch redeten, — aber Helene schwieg dabei und wagte kaum aufzublicken, während sie mit zitternder Hand ein Glas Wassers zum Munde führte, — wie wir noch redeten, rollte wieder ein Wagen heran auf der Straße. Er hielt. Sie sah hastig das Glas ab und sagte: „Ist er's?" Die Mutter schien auch auf dem Sprunge zu sein, aber hielt wieder an sich, etwas ungläubig. Man berathschlagte, vermuthete. Indessen ging die Zimmerthür auf. Die Mutter flog an die Brust eines jungen Mannes von meiner Größe. Dann eilten sich Bruder und Schwester entgegen. Aber Helena war jetzt minder stürmisch; ich weiß eben nicht, hemmte die Gegenwart eines Fremdlings ihren schwesterlichen Ungestüm, oder hatte sie schon den Champagnerschaum des Entzückens an mich Unwürdigen weggegeben.

Hätte die begeisterte Familie auf meine mehrmaligen Versuche geachtet, mich von ihr mit Anständigkeit zu verabschieden, so würd' ich mich entfernt haben. Als es mir aber endlich gelang, mein Wort anzubringen, bestanden Mutter und Sohn darauf, ich müßte das Nachtmahl mit ihnen theilen, da ich die Freude des Wiedersehens mit ihnen getheilt hätte. Mein Namensbruder lachte, wie ein Narr, als die Mutter ihm Helenens Irrthum erzählte, und das arme Mädchen auf dem Sofa saß so beschämt und reuig da, als hätt' es eine Todsünde gethan.

Bei Tisch, als man gefragt hatte, weß Landes und Standes ich sei, erfuhr ich zur Vergeltung, daß Mutter und Tochter zu Pesth in Ungarn wohnhaft, in Wien zum Besuch gewesen, dem Sohn und Bruder entgegengereiset wären. Sie hatten ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Die wortselige Mutter erzählte noch weit mehr; der Sohn nicht minder. Helena und ich waren die Schweigsamsten. Ich weiß nicht, warum sie? wohl aber, warum ich? Die schöne Helena, welche einst der Hirt von Ida eroberte, und derentwillen Troja in Flammen aufging, konnte unmöglich schöner gewesen sein. Mir brannten noch immer die Lippen.

Schwesterkuß und Wein und Reiz des Beispiels entsiegelten endlich den Korallenmund des

Mädchens. Ich kann noch jetzt nicht entscheiden, ob mehr Seele in ihren Augen, oder in ihrer Stimme lag; ihr Ton, so weich und süß er auch klang, durchklang mein Innerstes. Alles Fremde verschwand zwischen uns. Sie schien mir's verziehen zu haben, daß sie mich im Irrthum geküßt hatte: und ich erlaubte mir's, ihr Stiefbruder heißen zu wollen.

Dem lustigen Abend folgten drei schöne Tage. Edler Jeremias, du wirst mir's nicht verargen, daß ich, als Müßiggänger von Beruf, mir in Wels nicht übel gefiel, wenn auch nur, um mit einer artigen Stiefschwester am Traun-Ufer zwischen aufgeschichteten Holzbiegen Arm in Arm wandeln zu können. Hier wird nämlich gewaltiger Holzhandel getrieben, und Alles schien mir holzern in der Welt, nur nicht die seelenreiche Stiefschwester.

2.

Verschwunden.

Wien, 15. August 1819.

Wie gewaltig ist die Natur! wie unerklärlich ihr Zauber über uns! Was wir nun so Liebe nennen, ist wohl mehr als Frühlingstrieb des Thieres; ja, man liebt nur findet durch den Gedanken an jenen Trieb sein Heiligthum entweiht. Die

Liebe ſteht ſo hoch über das irdiſche Drängen der Natur, als der göttliche Menſchengeiſt über Polypen und Affen.

Daß die ſchöne Helena von Wels mich ein wenig anfeſſelte, — wie konnt' es anders ſein? Die Schönheit hat ihr Reich. Rührte mich nicht auch des Marmors Form zu Innsbruck? Die Anmuth des Umgangs konnte die Feſſel nur ſtärken. Sie ward feſter durch das Hochüttliche der jungfräulichen Seele, die mich mit Ehrfurcht erfüllte. Aber das Geheimnißvolle hat nun das Werk vollendet. Warum eben dies? Ich habe ſie nicht mit der Trunkenheit eines Liebenden geliebt; warum lieb' ich ſie jetzt mit Trunkenheit? Höre!

Als ich nach dem ſchönſten Abend, vom ſchönſten Träumen, am Morgen erwachte, ſah ich ein Blättchen Papier durch eine Spalte meiner Zimmerthür hervorragen, offenbar von auſſen hereingeſchoben. Ich nahm es und las: „Gute Nacht, edler Freund! Ich bin verloren und elend. Es iſt für mich Alles aus. Leben Sie ewig wohl. Ich bete zu Gott für Sie. Beten Sie für Ihre Schweſter Helene.“

Mit Entſetzen las ich die Zeilen, um einen Sinn herauszuahnen. Ich warf mich in die Kleider und läutete dem Aufwärter. Die Freundlichkeit des Burſchen beruhigte mich ſehr; denn es

konnte doch kein Unglück begegnet sein. Ich erkundigte mich, ob meine Gesellschaft schon nach sei, und erfuhr mit Befremden, Mutter, Sohn und Tochter, nebst Kammerfrau, wären Mitternachts, beim Glockenschlage zwölf Uhr, abgereiset; Mutter und Tochter mit rothgeweinten Augen, der Sohn und die Kammerfrau mit verstörten Mienen. Es wäre beim Einsteigen in den Wagen fast kein Wort gefallen, der Weg gen Linz genommen.

Mehr zu erforschen war nicht. Niemand hatte mir ein Lebewohl hinterlassen. Helenens Zettel machte mir Kummer. Guter Jeremias, ich war daran, alle Fassung zu verlieren; darum that ich das, was ich in ähnlichen Fällen zu thun pflege, meine Besonnenheit zu retten. Ich nahm den Schein vollkommener Ruhe und Gleichgültigkeit an; trank meinen Kaffee gar gemächlich im Beisein der Wirthsfamilie, um beobachtet zu sein, denn der Beobachtete hat größere Gewalt, als der Einsame, über sich selbst: verlangte Extrapost nach Linz, und ward somit, was ich mich zu sein stellte, wirklich.

Auf der ersten Station fragt' ich vergebens, wann meine Flüchtlinge angekommen, wohin sie gereiset wären: Man hatte dergleichen Reisende weder in der Nacht, noch am Morgen gesehen. Ich fuhr zur zweiten und empfing gleichen Bescheid.

hundert Anwesenden stimmten nur fünf für Abänderung, nur etwa funfzig für kraftvolle Maasregeln, den Revolutionsgeist im Lande zu dämpfen; weitaus die Meisten dafür, daß man die Verfassung allmälig, durch leichte Uebergänge, verbessern, aber die wirkliche Umgestaltung doch auf ruhigere Zeiten verschieben solle.

Der Prokurator Francesco Pesaro und der Staatsminister Joh. Bapt. Carnaro waren als Abgeordnete nach Grätz zum französischen Oberfeldherrn gekommen. Dieser, nur mit dem Gange seines Feldzuges beschäftigt, bekümmerte sich für jetzt wenig um die innern Angelegenheiten der Venezianer, sondern behandelte die Sache als Kriegsmann. Er verlangte Unterhaltung seines Kriegsvolks mit den unentbehrlichen Bedürfnissen, oder monatlich dafür eine Million baares Geld, — einen Freundschaftsdienst, wie sie in andern Arten auch den Oesterreichern vielfach geleistet worden wäre. Er versprach, die Summen sollten nach dem Frieden an die Republik zurückgestellt werden. „Es gibt für Sie keinen Mittelweg mehr!" sagte Bonaparte, indem er den Prokurator beim Arm nahm: „Wollen Sie Krieg mit uns, so ist entweder Venedig, oder meine Armee verloren. Bedenken Sie also, was Sie thun wollen, und setzen Sie den altersschwachen St. Markus-Löwen nicht gegen das Kriegsglück eines Heeres, das wohl noch

Ich fragte bis Linz, und jenseits Linz, — ohne Glück.

„So bleibts ein Reiseabenteuer, und am Ende nichts anderes!“ seufzt' ich und zerstreute mich gewaltsam.

Zu Melk ruht' ich. Ich ging der Zerstreuung willen über die Gassen den Hügel hinauf ins Kloster. Es ist da prachtvolle Aussicht über die Donaufluthen, die sich zwischen den waldigen Uferhöhen spiegelnd umherkrümmen, und auf das romantische Pechlarn, uraltes Getrümmer, wohlbekannt aus den Sängen der Nibelungen, als des tapfern Rüdiger Sitz.

Der Pater Gastmeister zeigte mir gar höflich die Handschriftensammlung des Klosters, die dich, edler Jeremias, an deinem Pulte, bei deinen Geldrollen und Strazzen, so wenig interessiren mögen, als den, der sie mir vorwies. Denn dieser führte mich mit gleicher Miene, wie in die Bibliothek, in die paar Prachtzimmer des Klosters. In einem derselben deutete er mit besonderer Wichtigkeit auf den gebohnten Fußboden, den ein schwarzer Brandfleck entstellte.

„Schade!“ sagt' ich höflich: „Sie werden das leicht ausbessern lassen.“

„Ei, beileibe!“ rief der Pater Gastmeister: „In diesem Zimmer hat Kaiser Napoleon gewohnt.

Hier empfing er eine Depesche. Die zündete er an der Kerze an, warf sie auf den Boden und ließ sie da einbrennen."

So hält nun der würdige Geistliche den verkohlten Flecken für eine ewig bedeutsame Verzierung seines sogenannten Kaisersaals; und doch hinterließ Napoleon wohl manches bedeutendere Brandmal.

Ach, die Kinder!

Ländlich, sittlich. Nichts belustigte mich auf der Fahrt nach Wien so sehr, als der Anblick der Zeiselwagen, welche zwischen Oesterreich und Baiern regelmäßig her- und hingehen, und gemeinen Leuten zur bequemern Reisegelegenheit dienen. Es sind ziemlich lange Frachtwägen, mit Korbgeflecht ausgefuttert, oben mit übergespanntem Segeltuch bedeckt, und unter diesem Zelt liegen lang ausgestreckt Männer, Knaben, Weiber, Mädchen, behaglich auf Stroh, neben einander geschichtet, wie gebundene Kälber. Mich stach das Gelüst, eine solche Zeiselfahrt mitzumachen. Sie muß in der bunten Gesellschaft gar unterhaltend sein; und man fährt Tag und Nacht. Ich behalte mir die Freude bei der Rückkehr von Wien vor.

Meine Einfahrt in die Kaiserstadt hielt ich an einem schönen Morgen. Die Stadt ist klein. Aber wie ein Ring, oder ein Hof um den Mond, liegen

eine halbe oder Viertelſtunde davon die zahlloſen, an einander gewachſenen Vorſtädte drum herum. Man hatte meine Reiſeſtöcke an der Grenze des Landes mit Bindfaden und Blei geſchloſſen, daß ich ſelber nicht mehr Herr darüber war. Hier öffnete man ſie beim Schlagbaum, um ſie nach verbotener Waare zu durchwühlen. Aber ein paar Stückchen Portiergeld lähmten und erſtarreten alle Finger des getreuen Beamten ſo ſchnell und ſtark, daß er zurücktrat und ſagte: „Ich ſeh' ſchon, Ew. Gnaden hab'n halt Alles in Ordnung.“

Die Sorglichkeit der wieneriſchen Hausmütter ſprach mich gleich beim Eintritt in die Hauptſtadt gar vorzüglich an. Frauenzimmer, oft zierlich aufgeputzt, von einer Magd oder keiner begleitet, kaufen auf dem Markt ſelbſt ein, füllen ihren Korb mit Gemüſe, und wandern, mit einem Bündel junger Hähne oder ſchreiender Hühner in der Hand, nach Hauſe.

Ich habe **Paris**, ich habe **Berlin** geſehen. Es iſt dort, über alle Hefen der Großſtadterei hinaus, etwas Feineres, Geiſtigeres im Leben und Umgang und Genuß. Selbſt der gemeine Mann ſtrebt, wenn auch nur in äußern Formen, da hinauf. Man denkt: man lieſet; man zielt aufs Witzige, Anſtändige, Geiſtvolle, oder auch nur Empfindſame. Liebe, Politik, Mode, Religion,

Wiſſenſchaft ſind da ſtehende Artikel in der Unterhaltung der groſſern Zahl, ſo wie es in unſerm Städtchen, o Jeremias, du weißt es wohl, Witterung des Tages, Hochzeit- und Kindtauf-Nachrichten zu ſein pflegen.

Hier in Wien, ſcheints mir, neigt ſich Alles mehr dem Derben und Maſſigen zu, und gefällt man ſich mehr im ſoliden Glauben, ſoliden Eſſen und ſoliden Trinken, was man Lebensfreudigkeit nennt. Die Einfuhr fremder Tabaksſorten, Gedanken und Fabrikate iſt verpönt; in der Politik iſt der öſterreichiſche Beobachter das Orakel, und in der Welt keine Stadt ſolch ein Himmel, als Wien. Man glaubt, ißt und trinkt.

Gleich in den erſten Tagen ſah ich Laxemburg, Schönbrunn, Belvedere, Gemäldegallerien, Porzellanfabrik, Arſenale, Gärten, Naturalien-, Kunſtkabinete, Theater, und ſpeiſete im Prater, im Augarten. Dann beſucht' ich Caſino's, Bierhäuſer, Kirchen, Bibliotheken, Privatgeſellſchaften u. ſ. w., und finde nun zuletzt: will man auf freie Denkart, am beſten aufs Denken ſelbſt, und auf feinere, wiſſenſchaftliche Unterhaltung verzichten, es lediglich aufs einzige Einſamleben, aufs Sinnlichbehagliche abſtellen: Wien iſt ein ganz trefflicher Ort.

Mir Muſiggänger that es gar wohl, die Arme auf dem Rucken, längs der Donau hinzuſchlen-

dern, die großen Schiffe zu betrachten, die von vielen Roßen an langen Seilen stromaufwärts gezogen wurden; oder Abends mit der schönen und häßlichen Welt hinauszuströmen, ein großes Feuerwerk verpuffen zu sehen; oder dem bunten Menschengetümmel in allerlei Trachten zuzuschauen; hier Soldaten, Fasmaniten (ungarische Studenten von zwanzig bis dreißig Jahren, in blauer Mönchstracht mit dreieckten Hüten von einerlei Stuß), Grubenmädchen und Staatsherren; dort Türken und Griechen, in morgenländischer Kleiderart, mit Turbanen und dampfenden hölzernen Langpfeifen vor den Kaffeehäusern; oder im Prater umherzustreichen, der weiten, von vielen Schattengängen durchschnittenen Wiese, voller Luft-, Bier-, Tanz- und Spielhäuser zwischen alten Linden, Eichen, Roßkastanien und kleinen Gebüschen, wo nah und fern Trompeten und Pauken lärmen, um zum Ringelstechen und Sich-Herumtrillen-Lassen einzuladen. Wo ein paar tausend Menschen spazieren gehen, geh' ich wohl auch mit.

Dies sind die letzten Zeilen, die ich dir aus Wien schicke. Alles ist zur Abreise nach Ungarn oder zum schwarzen Meere gerüstet und mein Paß- und Finanzwesen geordnet. In Ungarn, sagte man mir, liebe man das Wiener Papiergeld nicht, und

kenne man deutſche Münze ſchlecht. Am beſten fahre ich mit Zwanzigkreuzerſtücken Wiener Courant.

Wunderſt du dich, was mich ins Ungarland treibt? Eine Erſcheinung im Prater.

„Was gibt's da zu ſehen?“ fragt' ich im Prater, als ich vor einem unanſehnlichen, etwas thurmartigen Hauſe vorbeiſchienderte, wo Leute aus- und eingingen.

„Eine Camera obscura, darin man faſt den ganzen Prater überſchaut.“

„Das muß ich ſehen!“ ſagt' ich, trat hinein, einige Treppen hinauf, in ein kleines, dunkles Gemach, wo mehrere Perſonen um ein Tiſchchen ſtanden. Ich vermehrte die Geſellſchaft, und ſah auf dem Tiſch das lebendige Bild des Praters mit Lichtſtrahlen gemalt.

Der Anblick beluſtigte mich eine kleine Weile. Es iſt etwas Trockenes in den Farben der Camera obscura und die Schatten ſind etwas ſchwärzlich, wie mit Tuſch hineingewaſchen. Aber daß ich in einem Gemälde die Bäume und Blätter bewegen, ohne daß man den Wind hört: daß Menſchen und Thiere durcheinanderlaufen und wirklich von der Stelle kommen, überraſcht und gefällt immer, eben weil man ſich in der Täuſchung immer am meiſten gefällt.

Mitten aus der Luſt ſchreckte mich ein unerwarteter Auftritt in dieſer Farben- und Figuren-

ſpiegelung auf. Es traten darin zwei weibliche, dann zwei männliche Geſtalten groſſer und deutlicher, alſo ohne Zweifel näher dem Gebäude, worin ich war, aus dem Gebuſch. Sie blieben, als legten ſie es recht darauf an, uns in unſerer äuſſern Kammer durch ihr Geberdenſpiel zu ergötzen, in lebhaftem Geſpräch ſtehen. Die beiden Frauenzimmer wandten ſich gegen die Herren zurück. Das ältere ſchien ſich ſehr heftig zu erklären; das jüngere hielt das Köpfchen niedergeſenkt auf die Bruſt, und ſchrieb mit dem Stecken des grünen Sonnenſchirmchens im Staub des Weges. Einer der Herren drohte mit beiden Fäuſten gegen die Schreiberin, der andere kopfſchüttelnd, indem er mit ausgebreiteten Armen und auseinanderſpreizten Fingern von oben nach unten fuhr, ſchien allen Streit damit niederdrücken zu wollen. Das junge Frauenzimmer bob das Antlitz mit wehklagender Geberde gen Himmel. Edler Jeremias, es war meine ſchöne Helena von Wels, Zug um Zug. Bald erkannt' ich nun auch ihre Mutter, und in dem Droher ihren Bruder. Hingegen der Friedensſtifter, ein ältlicher Herr in Jünglingstracht, deſſen dickes Halstuch faſt über das Kinn zur langen kameelartig-n Naſe reichte, blieb mir fremd.

Während ſich meine Gefährten im äuſſern Zimmer an dem Schauſpiel beluſtigten, war ich faſt verſteinert, bis auf Aug' und Herz. Dieſes pochte

als wollt' es die Bruſt ſprengen, und die Augen ſtarrten unbeweglich auf Helenens ſchöne Geſtalt nieder. Ich hätte ſie anreden, ich hätte mich in den Streit mengen mögen.

Edler Jeremias, man iſt zuweilen ſehr einfältig. Statt hinunter zu ſpringen und ſie zu ſuchen, blieb ich ſtehen und beobachte mit den Blicken ihre Unterhaltung. Erſt da ſich Alle wieder ſchnell wandten und in dem Gebüſch verloren ginzen, lief ich aus dem Gemach davon, die Treppen hinab, ins Freie. Hier aber ſah die Welt ganz anders aus, als in der Camera obscura. Gebüſche bewegten ſich rinzs umher, aber in welchem ſich meine Leute befunden hatten, ließ ſich nicht unterſcheiden. Wie ein Jagdhund auf der Wildfährte, im Zikzak kreuzt' ich von der Linken zur Rechten, von der Rechten zur Linken. Als ich in der Nähe des Hauſes vergebens geſucht hatte, erweiterte ich den Kreis meiner Streifereien. Wozu noch viele Worte? Die Verſchwundenen blieben verſchwunden, ob ich gleich bis Nachts umherſtrich und alle Häuſer durchrannte, und alle Plätze, wo man bei Windlichtern an langen Tiſchen im Grünen ſchmauſete.

Unauslöſchlich war die Camera obscura-Gruppe vor meinen Augen. Ich ſuchte ſie den folgenden Tag auf- und wieder vergebens. Am dritten Tag ließ mich der glücklichſte Zufall der Welt in der Ste-

phanskirche den friedliebenden Herrn mit der Jünglingstracht, mit der Dromedar-Nase erblicken. Sobald er seine Andacht verrichtet hatte, kletterte ich mich mit aller Andacht an ihm. Vorwand zu einer Frage, die dem Fremden leicht wird, fehlte nicht; dann das Spielen angenehmer Ueberraschung, in ihm den wieder zu erkennen, den man im Schattenspiel der Camera obscura gesehen; dann, und so weiter. Genug, ich erfuhr, woran mir wenig gelegen war, daß er in der ungarischen Kanzlei angestellt sei, und daß, — woran mir etwas mehr lag, — die ich suchte, schon am vergangenen Tage nach Ungarn, und zwar nach Pesth, oder wohl gar nach Odessa, gereiset wären.

Und die Praterszene in der Camera obscura? Der ungarische Kanzellist schien davon beinahe so wenig verstanden zu haben, als ich. Er hatte die Frauenzimmer, die er blos durch einen Empfehlungsbrief kennen gelernt, in den Prater begleitet. Hier schien, der Himmel weiß, wodurch? im Gespräch ein heimlicher Familienzwist angeregt worden zu sein. Die Mutter hatte Schweigen geboten, mit Versicherung, sie werde ihren Willen durchsehen, und sollte die Welt untergehen. Der Sohn hatte sich mit fürchterlichen Schwüren vermessen, einem gewissen Jemand, der nie genannt wurde, die Kugel durch den Kopf zu jagen, wo

er ihn träfe: und das Fräulein hatte mit Traurigkeit in Ton und Geberde nur die Worte wiederholt: „Ich laſſe mir nicht Leib und Seele verkaufen. Ich kann ohne Mühe ſterben.“ Der Kanzelliſt ſeinerſeits verſicherte, er habe, ganz unbekannt mit dem Gegenſtande des Streites, nur um Ruhe gebeten, damit man im Prater kein Aufſehen mache. Aus Allem aber ſchien hervorzuleuchten, daß Sohn und Mutter der armen Helena Krieg machten, und das unglückliche Mädchen in ihrer eigenen Familie verlaſſen ſtehe.

Und wenn ſie nicht ſo ſchön wäre, und wenn ich ſie nicht liebte, und wenn das Geheimnißreiche ihres Schickſals ſie nicht ſo intereſſant gemacht hätte: das Mitleiden allein hätte mir's zur Pflicht gemacht, ihr meine Hilfe zu bieten. Ich reiſe nach Peſth. Nichts von ungefähr! Und nicht von ungefähr führte mich mein Verhängniß in Wels an ihre Bruſt, ehe ich ſie ſelbſt und ſie mich kannte. Ach meine arme, ſchöne Stiefſchweſter!

Ich glaube beinahe, du lachſt boshaft hinter deinem Pult, Jeremias? Lache nicht über die unverkennbaren Fügungen des dunkelwaltenden Geſchicks!

in seiner Ergänzungsmannschaft, und unter seinen Verwundeten, Leute genug haben dürfte, um durch Ihre Lagunen zu dringen."

Von Paris sandte der venedische Botschafter eben so wenig Trost. Während dieser Unterhandlungen verbreitete sich der Geist des Aufruhrs immer weiter im venedischen Lande. Im Städtchen Salo am Gardasee rief man die Freiheit aus, verhaftete den Proveditore und entwaffnete die Sclavonier. Wenige Tage nachher geschah das Gleiche in der Stadt Crema (28. März), wo man erst kurz vorher das Volk zu einer neuen Eidesleistung aufgefordert hatte. Solche Eidesleistungen in Zeiten der Noth, wenn bessere Hilfsmittel fehlen, sind todte Feierlichkeiten und stellen nur die Verzweiflung der Regierungen auffallender zur Schau. Auch pflegen gewöhnlich bald darauf die Ausbrüche des Verderbens zu folgen. Wissen Regierungen in Friedenstagen nicht Vertrauen und Liebe des Volks zu gewinnen, sind in Tagen der Entscheidung und Noth alle Eide falsch, alle Waffen stumpf. Die verjagten Podesta's meldeten immerdar nach Venedig, das Volk wäre der Republik treu und ergeben; es wären nur einige Bergamasker und Franzosen, welche Unruhen und Umwälzungen machten. Inzwischen beweiset Daru, daß das zerstreute französische Kriegsvolk sich überall ganz ruhig verhielt. Aber man war

4.

Die trojanische Helena.

Odessa, den 18. Jänner 1820.

Da ſitz nun der fahrende Ritter am Ufer des ſchwarzen Meeres, und hat nicht mehr weit bis Ovidiopolis, um dort, wie der römiſche Dichter, Klagelieder ex Ponto über ſeine Liebe und Narrheit zu ſchreiben.

Was ſoll ich dir, würdiger Jeremias, von der tollen Reiſe erzählen? In den erſten Tagen meiner Fahrt über Preßburg, ins Ungarland hinein, ſah und hört' ich nichts. Nur das Camera obscura-Bild gaukelte mir noch vor den Augen; ich weidete mich an der ſchwebenden Geſtalt der Schwermüthigen, an dem Spiel des Faltenwurfs in ihrem Gewande, an den edeln Bewegungen ihres Leibes. Erſt in Peſth ermunterte ich mich vom Träumen. Es war hier eben Herbſtmeſſe, glaub' ich. Alles wimmelte von Kaufleuten, Krämern und Waaren, von Juden, Griechen, Türken, Ungarn, Polaken, Siebenbürgern, Tartaren und Deutſchen. Ich blieb vom 21. Auguſt bis 1. September in dieſer Stadt, wo ſchon die wiſſenſchaftliche und feinere Geſittung des Abendlandes mit der Barbarei und rohen Pracht des europäiſchen Oſten zu wechſeln beginnt.

Man ſchickte mich vom Pontius zum Pilatus,

um über die geheimnißvolle Helena etwas zu erfahren, und ich vernahm endlich, man wiße durch Kaufleute, ihre Mutter ſei mit ihr wirklich von Wien nach Odeſſa gereiſet, wo ein reicher Kaufmann, den man mir nannte, Helenens Oheim, ſeit zehn Jahren das groſte Haus bilde. Beiläufig hört' ich auch, Helena hätte in Ungarn einen der erſten Magnaten heirathen konnen, wenn ſie ſo gutes Geld, als guten Adel, gehabt hätte; ſie habe in Peſth nur etwa ein halbes Jahr gelebt, und ſei vorher zu Kronſtadt in Siebenbürgen geweſen, wo man von ihrer Familie und ihr ſelbſt wahrſcheinlich mehr wiſſen würde.

Die Nachricht gefiel mir nicht ganz übel, und am meiſten der Grund, warum ſie keine Gemahlin eines Magnaten geworden wäre. Alſo auf und nach Kronſtadt! Es ging durch Haid' und Moor; ich ſah viel Büffelochſen und Büffelmenſchen; ſelten ein leidliches Wirthshaus. So kam ich nach Kronſtadt, der langen Stadt, im engen Thal, zwiſchen hohen Bergen.

Meine Nachforſchungen brachten hier noch dürftigere Frucht. Es lag mir wenig daran, zu wiſſen, daß Helenens Vater vorzeiten ein reicher Mann geweſen, in Wien durch Spiel und Handelsſpekulationen verarmt und endlich Selbſtmörder geworden ſei aus Verzweiflung: daß ſich die Wittwe darauf mit ihrer jungen Tochter zu einer alten

Verwandtin nach Kronſtadt begeben und hier in der größten Eingezogenheit gelebt habe; daß nach dem Hinſcheid der alten Kronſtädterin, welche ihren Schützlingen nur geringen Theil von ihrer Hinterlaſſenſchaft vermacht hatte, Helenens Mutter Siebenbürgen verlaſſen habe, in der Hoffnung, entweder nebſt ihrer ſchönen Tochter bei ihrem Sohn in Deutſchland, oder bei einem ſteinreichen Stiefbruder in Odeſſa zu wohnen.

Zwar, ich geſteh' es, mir war bei der Abreiſe aus unſerm Städtchen nie in Sinn gekommen, die Richtung nach dem ſchwarzen Meere zu nehmen, oder irgend einer Helena durch die Welt nachzuziehen: allein wenn ich es jetzt that, opfert' ich auch keine andern Plane auf. Ich will ein paar Jahre lang auf dem Erdball umherſchwärmen, mehr nicht; wer weiß, ob ich nach dem Tode dies Milben-Theater wiederſehe? Mir iſt's gleichviel, wohin mich Zufall oder Nothwendigkeit ſchleudern.

Man hatte mir ſchon in Kronſtadt geſagt, die Reiſe von da, durch die Moldau und Neurußland, ſei etwas mühſam, vielleicht etwas gefährlich. Indeſſen der Verſuch konnte gewagt werden. Es befanden ſich in Kronſtadt gerade zu der Zeit deutſche Auswanderer, welche nach der Krimm ziehen und dort ein neues Vaterland ſuchen wollten. Es waren bei zwanzig Perſonen, Männer,

Weiber, Kinder. Sie machten denſelben Weg, wie ich, und daher ſchloß ich mich an ſie, um in größerer Geſellſchaft zu ſein.

Wir reiſeten am 1. Oktober ab. Die Leute hatten mehrere Wagen, die mich an die Wiener Zeiſelfuhren erinnerten. Ich hatte mich faſt auf ähnliche Weiſe eingerichtet, wie ſie, und höchſt einfach, um unter ihnen für nichts mehr, als einen Handlungsdiener zu gelten, der in Odeſſa ſein Unterkommen ſuche.

Die armen Leute dauerten mich. Sie reiſeten mit goldenen Hoffnungen durch die Wildniſſe, und ſprachen noch immer mit Liebe von ihrem Vaterlande, das ſie nicht hatte ernähren können. Viele ſprachen von ihren Regierungen nicht mit großem Lobe; denn dieſe, die ihnen kein Brod geben konnten, ſondern nur Steuern und Steuern forderten, hatten ihnen tauſend Hinderniſſe in den Weg gelegt, um ſie am Auswandern zu hindern.

Die Hospodaren der Moldau haben ein großes, zum Theil äußerſt fruchtbares Land. Aber es iſt arm, faſt ungebaut, ausgeplündert, erſchöpft durch den ruchloſeſten Deſpotismus der Fürſten und ihrer Wucherer im Fanal. Der Hospodar ſchreibt ſich aber doch: Wir, von Gottes Gnaden! ſo gut, als ein Anderer.

Das Reiſen durch dies Land iſt eine Buße.

Wir hatten mit dem gröſten Ungemach zu kämpfen. Tagelang mußten wir durch öde Steppen ziehen. Nur wenige Dörfer waren zu ſehen, alle ſchlecht, zerfallen, unreinlich; keine Häuſer, nur niedrige, ſtallähnliche Hütten. Wirthshäuſer fehlen ganz, oder, wo irgend eine kothige Baracke dieſen Namen trug, war es ungaſtlich und unheimlich darin. Man warnte uns vor der Peſt, die eben dort graſſirte. Ich nahm daher mein Nachtlager mehr denn einmal im Wagen oder auf bloßer Erde. Ach, würdiger Jeremias, das Camera obscura-Bild ward immer matter und bläſſer vor mir, und die Schwärmerei meines Herzens entwich ſo ſehr vor dem Zorn meines Magens, daß ich im vollen Ernſt den närriſchen Einfall verwünſchte, mich in dieſe Wüſten hineingeabenteuert zu haben, über welche der Despotismus alles Elend aus Pandorens Büchſe hatte fliegen laſſen. Nur die Hoffnung war auch mir noch zurückgeblieben. Ich tröſtete mich, in der Stadt Gallatſch Erquickung zu finden.

O Himmel, welche Stadt! Eine unflätigere hatt' ich nie geſehen. Alle Häuſer ſind von Holz, ſchmutzig, dumpf und ſtinkend; die Straßen nur mit holzernen Balken belegt, damit Niemand im Moraſt untergehe. Weil meine Gefährten ein Donauſchiff miethoten, entſchloß ich mich auf der

Stelle, den Argonautenzug mitzuthun, und ließ mir von dem gefälligen österreichischen Konsul, Herrn Menfoli, eine Empfehlung nach der ersten Quarantaine in Neurußland geben.

Wir kamen noch an demselben Tage, es war der 14. Oktober, bei dem Quarantaine-Orte an, denn er ist nur drei Wegstunden von Gallatsch. Hier aber zwang man uns, bis den andern Tag auf dem Schiffe zu bleiben; dann, als wir Fuß ans Land setzen durften, sperrte man uns am Ufer in eine erbärmliche, mit Pallisaden umschlossene Hütte ein, und hier mußt' ich mit allen Männern, Weibern, Kindern vierzehn Tage bleiben, trotz meiner Empfehlungen vom österreichischen Konsul.

Ich war mit lebendigem Leibe in der Hölle, edler Hermias. Aber endlich lernt' ich hier doch, daß man sich zuletzt auch sogar an die Hölle gewöhnen könne. Die Speisen waren für gutes Geld elend, und für den sauern Wein mußt' ich vierzig Para's zahlen.

Sobald wir der Gefangenschaft entlassen und — ich weiß nicht warum? — visitirt worden waren, begaben wir uns eine kleine Wegstunde weiter ins Land zu einem Dorfe, das Domaro hieß, die Leute dort aber eine Stadt nannten. Hier kauft' ich mir Brod, Kaffee und Wein, miethete mir ein Fuhrwerk, nahm einen jungen Kerl aus meinen zudringlichen Reisegefährten zur Begleitung, und so

fuhren wir durch Beſſarabiens Steppen wohlgemuth dem Dnieſter zu nach Bender. Zwei Mähren, die kein Loth Fleiſch am ganzen Leibe hatten, und ein Wagen, an dem kein einziger eiſerner Nagel, geſchweige eine eiſerne Radſchiene war, — ſiehe, das war unſere Equipage. Wir gingen meiſtens zu Fuß; die geſpenſterhaften Roſſe hätten lieber von uns gezogen werden mögen, als daß ſie uns ziehen konnten. In den unendlichen Steppen erblickt man ſelten ein menſchliches Antlitz, noch ſeltener ein Dorf. Wenn wir dergleichen erreichten, bekamen wir grobes Brod und ſtinkenden Branntwein; das Waſſer hatte häufig einen widerlichen, ſalpetrigen Geſchmack.

Als man mir in Bender wieder von Quarantaine ſprach, die jenſeits dem Dnieſterfluſſe lag, und wo ich etwa einundzwanzig Tage weilen ſollte, überfiel mich kaltes Entſetzen. Ich verlangte gar nicht, die Stadt zu ſehen, welche Karl XII berühmt gemacht hatte, drückte den Ruſſen, die mich anfangs gar nicht verſtanden, ein Stück Geld in die Hand, worauf ſie, plötzlich erleuchtet, mir beſſeres Fuhrwerk ſchafften, und mich nach der beſſarabiſchen Hauptſtadt Kiſchinew ſchickten. Am 28. November kam ich hier an, elend, ausgehungert und krank.

Dieſe Hauptſtadt, edler Jeremias, iſt ein wüſtes Neſt mitten im alten europäiſchen Scythen-

lande. Da leben arm, träg, unreinlich Tartaren, Russen und Juden beisammen; doch fand ich auch zum Glück einige deutsche Familien. Bei einer derselben lagerte ich mich ein und pflegte meines Leichnams aufs Beste. Ein junger russischer Offizier, der meinen Wein vortrefflich fand, leistete mir Gesellschaft. Er sprach das Französische sehr geläufig, und hatte den Feldzug gegen Napoleon, von Moskau bis Paris, mitgemacht.

Ich gesche dir offen, Heremias, das Leben eines unabhängigen Privatmannes in England oder Nordamerika, in Frankreich oder der Schweiz, oder einigen ländern Deutschlands, im Genusse eines milden Himmels und alles dessen, was Kunst und Wissenschaft seit Jahrtausenden Herrliches und Großes geleistet und errungen haben, und im behaglichen Sein zwischen gebildeten Freunden und Werken älterer und neuerer Schriftsteller, und in dem erhebenden Allwissenheitsgefühl, welches Briefwechsel oder Zeitblatter von entfernten Freunden und Gegenden auf dem Erdball gewähren, — das Leben eines solchen Privatmannes ist unendlich reicher und edler, als das Leben aller barbarischen Hospodaren, Fürsten und Khane dieser kulturlosen, wüsten Landstriche Ost-Europens zusammengenommen.

Man hat wohl sehr überflüssige Furcht, wenn man sich vor dem Tage ängstigt, da es dem schein

baren Koloß der ruſſiſchen Macht einfallen dürfte, ſich gegen das blühende Abendland und den Süden unſers Welttheils zu wälzen. Dieſer jüngſte Tag, den ſelbſt Napoleon, ich weiß nicht, ob im Ernſt, oder um abſichtlich Furcht zu machen, zu fürchten ſchien, — dieſer Tag iſt noch ſehr fern, oder kömmt wahrſcheinlich nie.

Ich gebe euch gern zu, daß die Sehnſucht der Nordvölker immerdar nach dem Süden zieht; aber darum allein kommen ſie ſo bald nicht als Eroberer zu uns. Es liegt zwiſchen Wunſch und Erfüllung ein langer Weg. Die Zivilisation des Abendlandes ſtämmt ſich ihnen mit jener überlegenen Gewalt entgegen, welche der Geiſt jederzeit über körperliche Macht allein zu haben pflegt. Eben noch jener Rückzug Napoleons aus Rußland hat die Ueberlegenheit abendländiſcher Bildung bewieſen. Immer wurden die Ruſſen, wo irgend angegriffen ward, von den Trümmern eines durch Froſt und Hunger zerſtörten Heeres zurückgewieſen. Tapfer und gewandt ſind die Ruſſen im Feld und Schlacht, das wird Niemand läugnen. Aber wie anders fechten die Preuſſen, Sachſen, Baiern, die Franzoſen und Engländer! Gleiche Zahl dieſer Abendländer gegen die Nordvölker macht die Partie ungleich. Dafür ſprechen die Thatſachen der neueſten Kriegsgeſchichte.

Allerdings, das ruſſiſche Reich iſt ein ungeheures Reich, aber nur — an Landſtrichen. Es hat eine Ausdehnung von beinahe 350.000 Geviertmeilen; aber welch ein Land! Ein Theil desſelben Eis und Schnee; ein noch größerer Theil unendliches, unwirthbares Steppenland oder unermeßlicher Wald. Nur der kleinſte Theil des Bodens iſt fruchtbar. Selbſt im europäiſchen Rußland iſt noch lange nicht der dritte Theil der Erde angebaut. Jene oden Wieſengründe aber müſſen bleiben, weil das Land nur noch zur Viehzucht taugt; jene weitläuftigen Wälder müſſen bleiben, weil nur mit Hilfe des Brennmaterials der Menſch dort wohnen kann. Eben dieſe Härte des Klima's, dieſe Unwirthbarkeit des Bodens bleibt aber auch das ewige Naturhinderniß der höhern Civiliſation und des engern Beiſammenlebens; und vierzig bis fünfzig Millionen Menſchen wohnen da, wie verloren, in den weiten Räumen. Wo da auf dem Raum einer Meile hundert Perſonen haufen, ſieht man tauſend in Deutſchland, Frankreich, England.

Und dann, edler Jeremias, ſehen müßteſt du dieſe Nationen, um dir einen Begriff von der Tiefe ihres Standes auf der Himmelsleiter menſchlicher Geſittung bilden zu können. Allerdings hat Rußland einzelne treffliche Gelehrte, Künſtler, Schriftſteller, Staatsmänner, Feldherren, die mit denen der übrigen höhern Menſchheit in Reih' und Glied

damals gewohnt, auch Inländer, die sich der Staatsumwälzung gewogen zeigten, Franzosen zu heißen. Es war lächerlich, daß die Podesta's behaupteten, eine Handvoll Bergamasker und Mißvergnügter habe aller Orten Insurrektionen gemacht, wo Podesta's, Satschiere, venedische Besatzungen standen: und noch thörichter war's, daß man sich in Venedig gern täuschen ließ.

Wirklich erschienen nur die Bauern in den Alpenthälern von Bergamo, Brescia, und besonders im Val-Sabbia, der Regierung rechtschaffen ergeben; fielen, aufgeboten und angeführt vom Podesta Ottolini, über die Aufständischen von Salo her, berannten Brescia und griffen selbst zerstreutliegende französische Besatzungen an. Von der polnischen Legion fielen zweihundert Mann in ihre Gewalt. Das bewog den französischen General, der damals in der Lombardie befehligte, die Bergbauern zu entwaffnen. Es war Gefahr. Es ging nicht ohne Brand und Blutvergiessen ab. Thätig, vielleicht nicht ohne Einverständniß mit Oesterreich, ward von Venedig aus der Aufstand des Landvolks gegen die Franzosen fort und fort begünstigt. Bonaparte stand mit seinem Heere in Tirol gefahrvoll. Er konnte, ohne Furcht für das Schicksal seiner Kriegsmacht, die Unruhen im Rücken derselben nicht gleichgültig ansehen.

Er schickte sogleich einen seiner Feldgehilfen

ſtehen. Aber dieſe gelten ſo wenig für Zeugen deſſen, was das ruſſiſche Volk ſelbſt ſei, als Deutſchlands, Englands, Frankreichs große Geiſter für die Kulturſtufe der Volksmaſſen zeugen, unter denen ſie leben. Und welch ein Abſtand zwiſchen dem britiſchen, deutſchen, niederländiſchen, franzöſiſchen Landmann und dem ruſſiſchen!

Aber auch die Kultur der Menſchen in dieſen von der Natur unfreundlich ausgeſtatteten Weltgegenden kann unmöglich ſchnellen Schritt gehen, wenn auch Jahrhunderte lang menſchenfreundliche und weiſe Fürſten, gleich Alexander, den Thron der Czaaren inne hätten. Dem widerſetzt ſich nicht nur das Zerſtreutleben der Völker, von denen viele ganz nomadiſch ſind und bleiben müſſen, ſondern auch die unüberwindliche Notwendigkeit, die aus der Natur eines ſo weitläuftigen Reichs hervortritt. Hier muß, um das unüberſehbare Gebiet zuſammen zu halten, auf welchem hundert Sprachen geſprochen werden, ſtatt der Freiheit, der Machtwille eines Einzelnen gelten; hier muß, um die weiten Grenzen nach drei Welttheilen hin zu decken, ein für die Volkszahl unverhältnißmäßiges Militär auf den Füßen gehalten werden. Und wenn es ſchon in ziviliſirten Ländern ſchwer iſt, beſſere Begriffe zu verbreiten, wie nun hier? Und wenn nun noch bei einem oder dem andern

Staatsmann sogar die Furcht hinzukömmt, Volksaufklärung sei ein gefährliches Ding! — — —

Ich sehnte mich wieder zu Menschen, und verließ mit meinem Begleiter am 21 Dez. Kischinew. Wir kamen folgenden Tags zu einem Dorfe am Dnießer, gegen Dubißa oder Dubissan über, wo man mir die höchstliebliche Nachricht von einer Quarantaine brachte, die ich in Dubissan, etwa zwanzig Tage lang, auszuhalten haben werde. Der Bauer, welcher mir sie gab, war ein Deutscher; er freute sich, die Töne der Heimath von unsern Lippen tönen zu hören, und lud uns gastfreundlich zu sich ein. Er meinte: mit der Zeit komme Rath; der Dnießer wäre schon stark gefroren; man müsse Gelegenheit und Stunde abwarten und die Quarantaine umgehen. Das ließ ich mir gern gefallen, und der brave Deutsche verpflegte uns trefflich, besorgte auch bei der Polizei des Orts das Unterzeichnen unserer Pässe, — denn wenn sonst keine Spur europäischer Zivilisation, findet man doch in den Wildnissen bis Asien noch Polizei und Pässe. Die schmierige Unterschrift der Polizei bezahlt' ich aber mit vier Rubeln oder zwei Gulden.

Nach drei Tagen rief eines Abends mein Deutscher: „Jetzt, ihr Herren, vorwärts! Der Dnießer ist fest; die Wachten in Dubissan geben

ſich ſchwerlich Mühe, nach Mitternacht da zu luſtwandeln, wo ſie Niemanden erwarten.“ Wir gingen. Zwei Pferde ſtanden vor dem Hauſe. Mein Gepäck ward aufgeladen. In Schnee und Mondhelle reiſeten wir ab. Wir zogen über die Eisdecke des breiten Fluſſes, nicht ohne Grauſen, unſerm Führer nach; mit noch großerm Grauſen aber jenſeits des Stroms dem Wachthauſe vorbei, im Schnee watend, einen ſteilen, mühſeligen Hügel hinauf. Wären wir bemerkt worden, hätte man uns mit Flintenſchüſſen zum Beſuch der Wachthütte eingeladen. Wir entrannen der Gefahr und trabten die ganze Nacht durch fürbas einer Stadt, wie ſie unſer Deutſcher nannte, ihren Namen hab' ich vergeſſen, mit Eilſchritten entgegen.

Gegen Morgen ſprang uns plötzlich ein ruſſiſcher Soldat in den Weg, der aus einer Art Höhle hervorgekrochen war, und forderte unſere Päſſe. Die unerwartete Erſcheinung hatte mir keinen geringen Schreck verurſacht. Mein ehrlicher Deutſcher aber wußte beſſer Beſcheid und ſagte zu mir: „Der Kerl kann ſo gut leſen, als mein Roß die Flöte ſpielen. Geben Sie ihm ein Trinkgeld.“ Ich gab dem gewiſſenhaften Kriegsmann eine Handvoll Kupfermünze, und die Sache war ſogleich mit vielen Komplimenten abgethan.

Ziemlich erſtarrt langten wir in dem kläglichen Dorfe, welches Stadt hieß, bei einem Bekannten

unſers Führers an, und thaten uns nach der nächtlichen Heldenfahrt gütlich. Das Beſte war, daß wir hier zwei deutſche Kolonien aus Glücksthal antrafen, die im Begriff waren, mit ihren Schlitten in die Heimath zurückzukehren. Die gute Belohnung, welche ich meinem bisherigen Führer gab, machte die Kolonien noch freundlicher. Wir wurden ſchnell einig, daß ich in ihrem Schlitten nach Glücksthal fahren ſolle. Es ging vorwärts.

In dem traurigſten aller Glücksthäler feiert' ich, in dunkliger Stube, den erſten Tag des Jahres 1820. Die ganze Kolonie beſteht aus Teutſchen und Schweizern. Mein Wirth war ein Graubündner. Man brachte mich, nach einigen Tagen Ruhe, ziemlich raſch und bequem von Kolonie zu Kolonie, an denen die Namen das Schönſte waren, von Glücksthal nach Kaffel, und zum Städtchen Tiraspol am Dnieſter. Es iſt dies ein ganz neu gebauter Ort, ſehr regelmäßig angelegt, von ſchmutzigen Roskolniken, Zigeunern, Tartaren und Juden bevölkert. Eine Stunde davon, jenſeits des Dnieſters, erblickt' ich noch eine andere Stadt. Denke dir mein Erſtaunen. Jeremias, a's ich vernahm, das ſei abermals Bender, wo ich ſchon vor vier Wochen geweſen! Alſo war ich durch das öde Land von der Welt vierzig Tage und Nächte im Ring herum geſchleppt worden, ohne zu wiſſen, wo ich mich befand; und das blos, weil

ich der Quarantaine hatte ausweichen wollen. Man reise nicht bei den Tartaren und Wallachen, ohne ihre Sprache, und ohne Landkarte oder Kompaß.

Im Sturm und Schneegestöber kam ich, bei kurzen Tagreisen über die Kolonien Straßburg und Seitz no sich mein bisheriger Begleiter, der junge Auswanderer dankbar von mir trennte, in Odessa an. Es war der 8. Jänner 1820.

Nun denn, edler Jeremias, lache dich satt! Die beßarabischen Steppen haben das liebekranke Herz vollkommen hergestellt. Schicke alle Verliebte deines Städtchens, sobald man sie für Unheilbare hält und die Aerzte verzweifeln, zu den Bulgaren, Wallachen, Moloroßionern, Tartaren und Zigeunern dieser Steppenwelt. Sie werden genesen.

Daß e wun ere dich nicht, daß ich mit dem ruhigsten Gemüthe von der Welt, wenige Tage nach meiner Ankunft zu Odessa, erfuhr daß meine Helena, Gott weiß, wohin? vielleicht nach Troia an den Hof des Priamus entführt und ich der betrogene Menelaus sei. Der berühmte, steinreiche Oheim hatte vor Jahr und Tag schon Bankerot, und sich selber unsichtb e gemacht; Helena und ihre Mutter waren glücklich längst vor mir in Odessa angekommen, und über die Unsichtbarkeit des Oheims fast in Verzweiflung gerathen. Ich sage aber fast, weil sich bald ein junger, reicher

Brite, voll christlicher Liebe, fand, welcher die Verlassenen zu trosten übernahm. Acht Tage vor meiner Ankunft in Odessa hatte dieser neue Paris meine trojanische Helena, nebst deren Mutter, entführt, und zwar ohne Hindernis. Sie waren alle nach Konstantinopel. Glück zu!

5.

Das Leben am schwarzen Meere.

Odessa, in den Jahren 1821 und 1822.

Nein, edler Jeremias, du irrst. Wenn man Ungarn, Siebenbürgen, die Steppen der Moldau und Bessarabiens durchwandert und ein halbes Jahr Hunger gelitten hat, wird man es nicht so bald satt, in einem großen, palastartigen Hause, in zierlich tapezirten Zimmern zu wohnen, mit der Aussicht auf die buntscheckigste Welt, wie man sie einzig nur am schwarzen Meere, auf den Grenzen Asiens, in einer großen Handelsstadt sehen kann; nicht so bald satt, an einem Tische zu sitzen, den alle Tage wechselnd der Speisekünstler mit den Leckereien des Orients und Occidents bedeckt, oder in Kaffeehäusern, Casino's, Theegesellschaften, Theater und Konzert umherzufahren, und nach der angenehmen Last des Tages in weichen Betten vom feinsten Stoffe auszuruhen.

Und ſollt' ich noch zehn Jahre in Odeſſa bleiben, ich werde bleiben, und mein kühles Grab lieber am Ufer des ſchwarzen Meeres graben laſſen, als daß ich noch einmal die Wüſteneien ſehen möchte, welche ich durchzogen bin.

Odeſſa iſt eine große Stadt im Werden. Sie mag bei 40.000 Einwohner halten, iſt aber noch lange nicht vollendet. Ich liebe aber das Werdende, weil die Hoffnung unendlich mehr reizt, als die Erinnerung oder der Genuß der Gegenwart. Die Straßen ſind ſehr breit, und alle in graden Linien gezogen; aber noch keine iſt ganz beendigt. Ueberall Lücken und leere Stellen.

In zwei, drei Sommer-Monaten kann hier ein ziemlich großes Haus, zwei Stockwerk hoch, mit gewölbten Kellern von Grund aus maſſiv, aufgebaut und im Winter ſchon bewohnt werden. Die Baukoſte ſind in den Steinbrüchen nahe. Die Fundamente und Zwiſchenmauern werden von hartem Kalkſtein gemacht; was über der Erde iſt, von einem weichen tufſartigen Stein, der ſchon in den Brüchen zu viereckten Stücken geſägt und mit Beilen behauen, hundertweis verkauft wird. Der Wohlhabende läßt ſein Dach mit Eiſenblech decken und es grün anſtreichen, was nicht übel ſteht.

An Handwerkern aller Art für Bedürfniß und Ueberfluß oder Ueppigkeit mangelt's nicht. Karawanen führen durch die Steppen, Flotten über

die Wellen den nöthigen Stoß herbei. Aber eins noch mangelt und wird lange noch vermißt werden: die sämmtlichen Straßen sind unpflastert. Es würde Millionen kosten, diesen schwarzen fetten, weichen Boden aus den Steinbrüchen zu bestreuen. Beim Graben von Grundlagen der Häuser findet man in der Tiefe nur gelblichen Lettengrund und keinen Stein; daher dringt jeder Regen und Schnee allgemeinen Morast, und Niemand, selbst das Frauenzimmer, wagt sich unbedeckt aus dem Hause. Jeder Schuh wäre unwiederbringlich verloren. Im Frühling und Herbst kann man sogar kaum die Trottoirs gebrauchen, die kaum nur sehen, die bei gutgebauten Häusern aus spitzen, eckigen Steinen zusammengesetzt, aber vom Koth begraben zu sein pflegen.

Daraus entsteht ein anderes Uebel. Die Fuhrwerke jeder Art gerathen bei nasser Witterung in unglaubliche Noth. Es ist oft betrübt, oft lächerlich zu schauen, wie da Menschen, Rosse und Räder im tiefen Sumpfe umherkneten. Am schlimmsten daran sind die sogenannten Wasserbauern, welche auf ihren Wagen das Wasser aus benachbarten Quellen, in Fässern nach der Stadt führen und eimerweise verkaufen. Nach starkem Regenwetter schlägt daher der Preis des Wassers beträchtlich auf, weil daher jedesmal mehrere Pferde zu Grunde gehen.

Im Sommer hinwieder, da es ſelten nur regnet, verwandelt ſich alles in einen Staub, der die Straßen oft wie dichter Nebel füllt. Dazu helfen die beſtändigen Winde mit allzugroßer Dienſtfertigkeit. Wer ſeine Augen auch nur ein wenig lieb hat, faßt ſie daher hinter Glas und Seide in Brillen ein. Aber der wechſelnde Wind, der wechſelnde Staub und Moraſtduft, das plötzliche Aendern der Temperatur zeugt mehr Krankheiten, als zum ſeligen Leben vonnöthen ſind.

Am beluſtigendſten wird für mich ſtets der Maskenball unter meinen Fenſtern bleiben. Es iſt ein gar köſtliches Schauſpiel, dies Durcheinanderwimmeln von allerlei Nationalphyſionomien, Trachten, Geſichtsfarben, Sprachen! Der Menſch iſt ein wunderliches Thier, voller Stolz und Neid, wie kein anderes. Frag' herum, Jeder wird mit ſeinem Looſe unzufrieden ſein und Beſſeres begehren; und doch wird ſich Jeder, mit dem, was er hat, für etwas Beſſeres, Würdigeres, Klügeres anſehen, als Alles außer ihm. Jeder zieht eigenſinnig ſeine Sitte, Lebensweiſe, Tracht und Religion den übrigen vor, und belacht oder bedauert die Andern.

Neben Figuren, faſt aus allen europäiſchen Staaten, die der Handel hierher lockte, ſieht man am meiſten Juden und Griechen auf den Gaſſen

und öffentlichen Plätzen; oder sie fallen vielleicht auch nur am meisten durch ihre Trachten auf.

Die Juden erblickt du noch alle morgenländisch gekleidet, in einem langen, faltenreichen Gewande, um den Leib mit einem Gürtel. Ihr Gewand ist gewöhnlich schwarz; nur bei den Reichern zuweilen auch von einer andern dunkeln Farbe und von Seidenstoff. Dazu tragen all-sammt große, runde Hüte und lange Bärte, wodurch sie eben nicht anmuthiger werden. Köstlicher noch schmücken sich die Jüdinnen heraus, aber nicht geschmackvoller. Alle wollen in Seidenzeugen gehen. Der Kopf der reichern ist ganz mit Perlen beschneit, deren Weiße auf der glänzenden Rabenschwärze des Haares blendet.

Die Griechen verwechsle ich noch immer mit ihren muhamedanischen Unterjochern. Sie haben ganz orientalischen Schnitt, und sind fast zu sehr verturkt, als daß sie mich an ihre Phocionen, Aristiden und Cimonen mahnen sollten. Alle tragen Schnurrbärte; einige auch lange Bärte; wenige sind, gleich den Europäern, um Kinn und Lippen geschoren. Die reichern Griechinnen werden sich früher vereuropäern, als ihre Männer; sie haben häufig die Frankentracht angenommen. Doch die neulich den Blutbädern in der Türkei Entronnenen sind ihrer morgenländischen Kleidung noch treu geblieben.

mit zwei Briefen nach Venedig, den einen mit Weisungen an den französischen Gesandten daselbst, den andern an den Duca Luigi Manini, aber der Feldgehilfe mußte den Brief an diesen in voller Rathsversammlung ablesen. Er ward (den 15. April) in den Rath eingeführt und las folgendermaßen:

„Das ganze Festland der erlauchten Republik Venedig ist unter Waffen. Von allen Seiten schreien die Bauern, die Sie aufgewiegelt und bewaffnet haben: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten des Heeres von Italien sind schon das Opfer geworden. Vergebens sagen Sie sich selbst davon los; Sie haben diese Zusammenrottungen bewerkstelligt. Glauben Sie, daß ich nicht das erste Volk der Welt in Achtung erhalten kann, wenn ich mich im Herzen Deutschlands befinde? Glauben Sie, daß die Legionen von Italien die Metzeleien dulden werden, die Sie anstifteten? Das Blut meiner Waffenbrüder soll gerächt werden; es ist kein französischer Schlachthaufe, der für so einen edeln Auftrag seinen Muth nicht verdoppelt, seine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der Senat von Venedig hat unserm großmüthigen Verfahren mit der schwärzesten Tücke entsprochen. Ich schicke Ihnen mit diesem Briefe meinen Feldgehilfen, der Ihnen Frieden oder Krieg zu erklären hat. Zerstreuen

Dieſe Flüchtlinge jammern mich. Sie irren auf den Straßen Odeſſa's wie Verlorene umher. Ohne Zweifel haſt du das Leichenbegängniß ihres Patriarchen in allen deinen Zeitungen geleſen, wie es im Mai gehalten ward, als man aus Konſtantinopel den grauſam Mißhandelten und Ermordeten über das ſchwarze Meer hieherbrachte. Auch ich war unter den Zuſchauern des Zuges, der anfangs von einem Tage zum andern verſchoben ward, weil man den erſten Sarg für die Gebeine des Heiligen untauglich erklärte und einen zweiten verfertigen ließ. Dieſer war ein großer, ſchwerfälliger Kaſten, von innen mit dem beſten engliſchen Zinn ausgefüttert, worein der Todte in ſeiner orientaliſchen Amtstracht gelegt ward.

Eine unermeßliche Menge Volks ſtand am Hafen, Zeuge der Feierlichkeit zu ſein. Es war einer der lieblichſten Mittage. Unter dem Kanonendonner aller vor Odeſſa gelegenen Schiffe ward der Sarg ans Land gebracht, mit golddurchwirkten, prächtigen Teppichen behangen. Morgens 9 Uhr begann der Zug. Ein Prunkwagen, von ſechs Roſſen gezogen, trug unter einem Baldachin den Sarg. Patriarchen, Biſchöfe, Prieſter, ruſſiſche Generale, Offiziere, Zivilbeamte, ſämmtlich in Feierkleidern, begleiteten die Aſche des Märtirers. Der Anblick der reichen Gewänder, des

vielen Goldes und Silbers, blendete, in der Sonne wiederstrahlend, fast die Augen. Der Zug dauerte fast zwei Stunden bis zur russischen St. Nikolauskirche; und wurde folgenden Sonntag mit gleicher Pracht wiederholt, weil man dann erst den Sarg in die griechische Kirche führte.

Reisende beklagen sich über die Todtenstille der Sonntage in England. Sie sollen nach Odessa kommen. Hier ist der Sonntag der lärmendste und lustigste Tag der Woche. Nie hört man auf der Gasse mehr Lärmen von Reitenden, Fahrenden, Frachtwagen, Lustwagen russischer und polnischer Edelleute, Spaziergängern, Kirchengängern, Kolonisten, Wasserbauern, Krämern, Hoken, Handelsleuten u. s. w.

Morgens läuten von sieben Kirchen die Glocken zum mannigfaltigsten Gottesdienst. Nur die Deutschen sind hierin am bescheidensten. Sie haben keine eigene Kirche, sondern ein Zimmer im griech. Magazin gemiethet, worin sie ihre Andacht nach lutherischer Ordnung verrichten. Alle Straßen sind mit Kirchgängern bedeckt. Man fährt in leichten Wagen und Droschken dahin. Die Kirchen sind gewöhnlich von einer Wagenburg während des Gottesdienstes umringt. Vor den russischen Kirchen sitzen Männer und Weiber, die den Andächtigen Früchte, Leckereien, Brod, Kinderland

verkaufen. Ein Haufe von Bettlern, halbnackt, in zerrißenen Kleidern, mit scheußlichen Bärten, umlagert die Pforten der Tempel und erfleht Almosen. Seltsam ſticht neben dieſem kothigen Troß die Tracht der ruſſiſchen Popen ab, wenn ſie in ihren langen, gold- und ſilberbeſetzten Kleidungen, als demuthsvolle Jeſusjünger, majeſtätiſch herdurchſchreiten.

Aber nicht nur bei den Kirchen iſt eine Art Markt, ſondern zugleich alle Sonntage wird vom Morgen bis zum Mittag, auf drei verſchiedenen, ſehr großen Plätzen, der gewöhnliche Wochenmarkt gehalten. Dahin ſtrömt nun Alles zu Fuß und zu Pferd, und mit allerlei Fußwerk. Eine Menge Fiaker ſtehen da bereit, Jeden, oder ſeine eingekaufte Waare, wohin er will, zu bringen. An Mundvorrath aller Gattung mangelt's nicht.

Die ruſſiſchen Bauern und deutſchen Koloniſten ſind die erſten auf dem Platz: auch die Juden und Griechen ſind gleich früh bei der Hand. Dazwiſchen tummelt ſich die elegante Welt in allem Schmuck, neben betrunkenen Bauern, fluchenden Polizeidienern und lachenden Bauerweibern im ſteifen Sonntagsſtaat. Nachmittags gehts auf öffentliche Luſtplätze, in Trinkhäuſer und Tanzſale. Es iſt nichts ungewöhnliches, daß ſich Dienſtmägde von ihrer Herrſchaft ſogleich beim Antritt die Erlaub-

niß bedingen, Sonntags Abends auf den Tanzplatz zu gehen.

Nur an hohen Festen, nämlich Ostern, Pfingsten und Weihnachten, darf kein Markt gehalten werden und sind alle Krambuden geschlossen. Darum aber treibt man nicht minder sein lustiges Wesen, besonders am Osterfest. Gleich nach der Morgenmesse lauft, fährt, reitet da Alles hinaus vor die Stadt auf eine benachbarte Haide, unweit der Festung. Dort sind dann Zelte und Buden in Menge aufgeschlagen, Spiele aller Art aufgerichtet, Schmausereien und Trinkgelage in Fülle. Es ist ein großes Lager im Schlaraffenland. Die Alten selbst werden hier zu Kindern, die Klugen zu Narren. Das dauert acht Tage lang. Zum Schluß der Freude begibt sich am Montag die gesammte Volksmasse auf den Todtenacker, wo jedes Grab seinen Namen und besonderes Zeichen trägt. Aber auch hieher wird Wein, Branntwein, Brod und Braten, und was dem Magen behagen mag, mitgeschleppt. Man schmauset und zecht über den Gräbern, bringt den Verstorbenen Trinksprüche und treibt Kurzweil. Ländlich, sittlich! Die Leute entschädigen sich nur für die strengen, vierzigtägigen Fasten, in denen sie nicht einmal Eier, Butter, Milch, Käse u. s. w. genießen dürfen.

Adelsstolz, Geldstolz, Glaubensstolz, — ei nun, kein Wort davon, er ist überall daheim, nicht nur bei Russen, Tartaren, Handelsleuten, Juden und Griechen von Odessa. Weil viel Verkehr ist, herrscht viel Luxus, wenn auch nicht vom edelsten Geschmack begleitet. Er nahm besonders in den Jahren 1816 und 1817 zu, als aus dem Abendlande unermeßliche Geldsummen für Getreide hieher strömten, und man am schwarzen Meere goldne Zeiten feierte, während das übrige Europa hungerte.

Der Arme lebt hier fast nur von Brod und Branntwein. Es ist auch nichts Seltenes, Leichname solcher Armen mitten in Straßen und Spaziergängen zu finden. Liegt ein Todter da, treten neugierig die Vorbeigehenden hinzu. Russische Männer und Weiber legen, als Reisegeld in die Ewigkeit, Kupfergeld auf den Körper, daß er oft ganz davon bedeckt ist. Dann kommen Soldaten, tragen ihn fort und verscharren ihn, wie er ist, in die Erde. Vermuthlich ziehen sie ihm vom Reisegeld für die Ehre des militärischen Begräbnisses etwas ab.

Man kann's ihnen nicht übel deuten. Hier spricht Alles von Gewinn und Rabat. Wohn' ich länger in dieser Stadt, werd' ich selbst zum Schacherer. Die Juden sind, wie in Bessarabien, auch hier die Geldwechsler. An allen Ecken der Stadt sieht man einen Juden oder eine Jüdin auf offener

Straße hinter einem kleinen Tisch Bankgeschäfte treiben, Silber und Gold gegen Kupfermünze, baar Geld gegen Banknoten auf blauem (5 Rubel), rothem (10 Rubel) und weißem Papier (25–200 Rubel) vertauschen.

Mit Papier werden gewöhnlich die Beamten besoldet, und die Besoldung ist im Durchschnitt gering. Daher jagt Jedermann den Gebühren und Sporteln nach. Ein Polizeimeister, der ein gutes Haus führen, schöne Dienerschaft, Equipage mit vier oder sechs Pferden halten will, kann mit seinem Jahrgehalt von 1500 Rubel Papiergeld schwerlich drei Monate ausreichen.

Es versteht sich, auch ein großer Theil des schönen Geschlechts treibt Handel, nämlich mit seinen Reizen. Kann ein Mädchen nicht nach dem Rang seines Standes, oder seiner Schönheit, durch Arbeit der Hände leben, oder ist ein junges Weib mit dem Mann in Zwist, miethet es sich ein nettes Zimmer, schmückt es aus und führt stille Wirthschaft. Die Anbeter fehlen nicht; die Einnahmen mehren sich; man verdoppelt den Putz, man nimmt eine Magd, führt großen Ton.

Die Zahl solcher Wesen ist groß: russisch, griechisch, indisch, französisch gekleidet: von aller Gestalt, Sprache und Bildung, und zu jedem Preise. Man begegnet ihnen in allen Straßen und öffentlichen Gärten, und erkennt sie leicht,

weil ſie — die Schminke lieben. Dieſe Sittenverwilderung iſt Urſache, daß viele junge Männer unverheirathet bleiben.

Geld und Vergnügen, dem jagt Alles nach; aber die geſelligen Vergnügungen feinerer Art wollen in Odeſſa nicht gedeihen. Man hatte ein ruſſiſches Theater; es war aber ſchlecht und war gezwungen, ſchuldenhalber mit ſeinen Gläubigern zu akkordiren. Man hatte ein italieniſches Theater, es war beſſer angeordnet, aber ſpielte zuletzt bei leerem Hauſe. Man wollte auch eine Redoute einrichten, wofür ſich beſonders die ausländiſchen Kaufleute werkthätig zeigten. Es wurden Abonnements geſammelt; Unterſchriften fehlten nicht. Allein die Sache zerfiel wieder. Das erſtemal erſchienen zwanzig bis dreißig Frauenzimmer dabei; das zweitemal deren kaum noch zehn. Man ging kalt auseinander.

Am tödtlichſten ſteht den geſellſchaftlichen Freuden der Rangſtolz entgegen. Der ruſſiſche und polniſche Edelmann will ſich mit dem Handelsmann nicht gemein machen, obgleich dieſer im Ganzen mehr Geld als der Adel hat. Die Kaufleute höhern und niedern Ranges ſtreben eben ſo weit aus einander. Einer, der zu Land und zu Waſſer Verkehr treiben darf, alſo zur oberſten Klaſſe gehört, und dafür bei zweitauſend Rubel Abgaben zahlt, mag ſich mit keinem vermengen

lassen, der in der zweiten Klasse nur etwa tausend Rubel oder wen er von seinem Gewerbe steuert. Bleiben die Menschen nicht ewige Kinder?

Man hat auch angefangen, das Betreiben geringerer Geschäfte, und selbst Handwerke, mit Abgaben zu belegen, um vielleicht vom menschlichen Stolz Gewinn für die Staatseinnahme zu ziehen. Kaffeeschenken z. B. sollen jährlich vierhundert Rubel, Handwerker, die ein Schild aushängen wollen, bei fünfzig Rubel entrichten. Ich zweifle aber, ob diese Besteuerungsart von Dauer sein werde. Sie scheint das beste Mittel zu sein, die Gewerbe, oder die den Käufern vortheilhafte Konkurrenz zu vermindern.

Das Leben der aus Deutschland eingewanderten Kolonisten zog mich sehr an. Ich besuchte diese Leute in den benachbarten Gegenden mehrmals in ihren neuen Heimathen, wo sie ihre Robinson-Crusoe-Rolle spielen, aber nicht immer mit der Anstelligkeit eines Robinsons.

Die Wenigsten machen ihr Glück, und die Meisten sind durch eigene Schuld so übel dran, als sie irgend in Deutschland sein konnten.

Da sind Familien, welche von der russischen Regierung einige hundert Morgen Landes, mit zehnjähriger Abgabenfreiheit, ausserdem noch Vorschusse von 500 Rubeln und einigem Vieh erhiel-

ten. Sie könnten alle sehr wohlhabend sein. Nur wenige haben es aber dahin gebracht.

Man macht sich keine Vorstellung, wie unwissend, roh, träg und unreinlich der Mehrtheil dieser Menschen ist. Ihr Land bauen sie bei weitem nicht mit der Sorgfalt an, wie sie sollten. Seit funfzehn bis sechszehn Jahren fehlen vielen noch die Obstbäume, weil sie keine setzten; sogar Gebüsche zum Brennholz; sondern lieber verbrennen sie gedörrten Mist ihres Viehes zum Kochen und Heizen, oder Strauchwerk, das sie in den Haiden zusammensuchen, oder Torferde aus Morästen. Statt selber Hanf zu pflanzen, kaufen sie ihn um theures Geld in der Stadt.

In ihren wüsten Hütten und schmutzigen Kleidern werden sie den Tartaren, ihren neuen Landsleuten, immer ähnlicher; so auch in den Sitten. Sie tragen fast alle braune Ueberröcke oder Mäntel aus grober, ungefärbter Schafwolle, hinten mit einer Karazinerkutte versehen; andere geben Winters und Sommers in schmierigen Fellen, die Pelzkappe dazu auf dem struppigen Kopf. Die Weiber erscheinen nicht minder in Jacken von Schaffellen. Pferde, Fuhrwerk und Geschirr entsprechen dem Allen.

Haben sie in der Stadt vom Ertrugniß ihrer Heerden und Felder Geld gelöset, tragen sie selten viel davon zurück. Da gehen sie mit ihren Wei-

bern in die Keller, zechen, zanken und schlagen eins mit einander und versöhnen sich wieder, so bald sie nüchtern sind. In den Jahren 1816 und 1817 konnten sich alle durch den hohen Preis des Getreides bereichern; die wenigsten zogen Nutzen von der Zeit; die meisten wurden nur liederlicher. — Seit einigen Jahren nun war die Witterung hier, wie im Innern Rußlands, dem Getreideverkehr ungünstig; das Geld fehlt; die Schulden drücken; die Freijahre sind vorüber; die Abgaben sollen gezahlt werden. Nun hört man aller Enden klagen. Mancher würde gern nach Deutschland zurückkehren. Allein das ist keine leichte Sache. Denn wer der Krone schuldig ist, erhält natürlich keinen Paß; es wäre denn, daß man in Deutschland eine Erbschaft zu holen hätte. Dann aber muß der Zurückkehrende vorher drei gute Bürgen stellen, daß er wiederkommen werde.

Ohnehin ist für Jeden schwierig und kostspielig, Pässe ins Ausland zu erhalten; man muß deswegen mehr als ein Bureau durchlaufen. Wer in Odessa einige Zeit gewohnt hat, darf nicht eher abreisen, bis er es zuvor dreimal in den Zeitungen bekannt gemacht hat.

Da im Durchschnitt das Getreide in Rußland wohlfeil ist, wundert's mich, daß nirgends zur Bierbrauerei ermuntert wird. Vielleicht besorgt man entweder anfangs geringen Absatz, oder,

Sie die Zuſammenrottungen nicht auf der Stelle, verhaften und liefern Sie mir nicht die Anſtifter der Aufruhre ſogleich aus, ſo iſt Krieg erklärt. Es iſt kein Feind auf Ihren Grenzen, der Türke ſteht nicht da, und doch haben Sie, wohlbedacht, Aufgebote gegen das franzöſiſche Heer gerichtet. Binnen vierundzwanzig Stunden ſind die Rotten zerſprengt. Wir leben nicht mehr in Karls VIII. Tagen. Wenn Sie mich aber wider die wohlbekannten Geſinnungen der franzöſiſchen Regierung zum Krieg zwingen, ſo bilden Sie ſich nicht etwa ein, daß die franzöſiſchen Soldaten die Ländereien der ſchuldloſen und unglücklichen Bewohner des Feſtlandes verwüſten werden, wie jene von Ihnen bewaffneten Mordbanden; nein, ich werde dieſelben vielmehr ſchützen, und ſie werden einſt vielleicht ſogar die Frevel ſelbſt ſegnen, durch welche das franzöſiſche Heer genöthigt war, ſie Alle vom Joch ihrer tyranniſchen Herren zu befreien.“

Man kann ſich denken, mit welchen Empfindungen die Ableſung dieſes Briefes angehört ward. Der Senat, zu ſtolz bei ſeiner Schwäche und zu feig bei ſeinem Stolz, antwortete mit Verſicherungen ſeines feſten Entſchluſſes, Friede und Freundſchaft zwiſchen Venedig aufrecht zu halten; bedauerte die vorgefallenen Unordnungen von Seiten derer, die freiwillig die Waffen ergriffen

wenn der Abſatz glückt, daß ſich ein Pächter Namens der Krone einfindet, der Alles an ſich zieht. Selbſt die Branntweinbrennerei wird verpachtet, und daher der Branntwein in dieſen Gegenden der widerlichſte Fuſel, weil keine Konkurrenz unter den Fabrikanten iſt. Es iſt wahr, die Krone bezieht guten Pachtzins davon und von ſo vielem Andern; aber die Gewerbe blühen dabei nicht auf und veredeln ſich nicht. Viele Koloniſten verfertigen für ihren Hausbedarf ein treffliches Getränk, aber unter ſchwerer Strafe dürfen ſie davon nicht verkaufen.

Die Regierung hat den Koloniſten nun Waldpflanzung und Weinbau anbefohlen. Das Klima iſt dem letztern allerdings gewogen und mild und heiß genug, wenn ſchon auch die Winter ſtreng genug ſind. Im Winter von 1822 auf 1823 begann die ſcharfe Kälte zu Odeſſa ſchon im November und ſtieg bis 26 Grad Reaumur. Sie dauerte bis Ende Februars.

Ich bin in mehrere gute Familien eingeführt, und es behagt mir in den freundlichen Kreiſen. Aber, lieber Jeremias, neben der übrigen orientaliſchen Prunkerei, abendländiſchen Ueppigkeit, großſtädtiſchen Fremdthuerei und kleinſtädtiſchen Rangſuchtelei waltet doch in allen Ecken übrigens die nordiſche Unmenſchlichkeit noch gar zu vorherr-

ſchend. Ich kann mich an Alles, nur nicht an den Anblick dieſer Brutalität gewöhnen. Leibeigene Knechte werden von den Ruſſen zuweilen härter, als bei uns Hunde, gehalten. Ich kenne einen ſolchen Unglücklichen, der das Eigenthum einer gefühllosen Ruſſin iſt, und ſchon wegen ſeines hohen Alters Schonung verdienen ſollte. Es iſt ein Greis von ſiebenzig bis achtzig Jahren. Und dieſer muß Nachts vor der Stubenthüre der Gebieterin, Winters in der Küche auf dem harten, kalten Boden ſchlafen; ſeine Nahrung iſt ſchlechtes Brod und dann und wann Juſel. Er, der ſich ſelber noch kaum tragen mag, muß alles Holz, alles Waſſer u. dgl. für die Wirthſchaft herbeiſchleppen, und wird bei jedem Fehler oder übeln Laune der Gebieterin unbarmherzig geſchlagen.

Man ſagt mir wohl, der Ruſſe will hart behandelt ſein, ſonſt fühlt er's nicht. Allerdings, ich habe es ſelbſt geſehen, daß Leute, wenn ſie blutrünſtig geſchlagen waren, hintennach nur dazu lachten. Allein mit Schlägen macht man den Menſchen nicht menſchlicher, und mit beſtändiger Entehrung nicht ehrliebender. Die Knute zeigt nie den Weg zur Civiliſation.

Gröbere oder geringere Vergehen werden öffentlich auf dem Marktplatz mit Schlägen abgeſtraft. Der Fehlbare, durch Soldaten mit aufgepflanztem Bajonet dahin geführt, hört hier ſein Urtheil,

entkleidet ſich, es ſei Mann- oder Weib, legt ſich mit dem Leib auf ein Bund Stroh, und empfängt zwanzig bis hundert und zweihundert Hiebe mit dickem, ledernem Riemen auf den entblößten Rükken. Iſt die Exekution vorüber, eilen Männer und Weiber herbei und beſchenken die gezüchtigte Perſon mit einiger Kupfermünze.

Schauerlicher noch iſt die Strafe der Knute. Ich war nur ein einzigesmal Augenzeuge, und mochte es nie wieder ſein. Man legte den Menſchen auf eine Bank, die ſich gegen den Kopf hin erhohte, ſchloß ihm den Hals mit eiſernem Ring feſt, eben ſo die Füße, daß er ſich nicht regen konnte. Dann folgten die Streiche des Knutmeiſters auf den nackten Rücken, mit einer Peitſche von Lederriemen, die bei jedem Hieb einſchneiden. Schon beim erſten ſprang das Blut hervor; beim dritten mußte die Geißel ſchon abgetrocknet werden. Der Zerfleiſchte ward nach überſtandener Strafe auf einen Wagen gelegt und ins Gebäude der Polizei zurückgeführt.

Nach Sibirien Verbannte führt ein Soldat gewöhnlich durch alle Gaſſen der Stadt, um Almoſen zum Reiſegeld ſammeln zu können.

Die Rohheit des Volks wundert mich, beim großen Mangel der Volksſchulen, nicht. Ich kam an einem Sommermorgen dazu (im Jahr 1821), als allgemeine Schlägerei zwiſchen Juden, Grie-

chen und Russen statt fand. Soldaten und Kosaken mischten sich, wie gewöhnlich geschieht, sogleich in die Prügelei, um ihren Vortheil dabei zu machen. Es war ein allgemeiner Angriff gegen die Juden. Aber nicht nur an diesem Ort, sondern auf allen drei Marktplätzen zu gleicher Zeit und Stunde, offenbar also durch Einverständniß, hatte man sich gegen sie aufgemacht. Die Polizei von Odessa mußte schon von dem Plan Nachricht gehabt haben, denn die Juden waren durch sie gewarnt worden, denselben Morgen nicht auszugehen, ja den ganzen Tag unsichtbar zu bleiben und ihre Krambuden nicht zu öffnen. Allein sie hatten, aus Liebe zum Gewinn, dem Rathe keine Folge geleistet.

Die Mißhandlung der Kinder Israels war abscheulich. Man schlug sich mit großen Stücken Holz. Es floß Blut. Einige wurden getödtet; noch mehrere schwer verwundet; einige büßten die Augen ein. Plötzlich fing man an, die Wechseltische an den Gassenecken sammt Geld und Banknoten zu Boden zu werfen. Das machte neues Getümmel und Gewimmel. Kosaken und Soldaten lasen zusammen und füllten ihre Taschen. Es gingen in jüdischen Häusern, Kramläden, Wechselbanken u. s. w. beträchtliche Summen in einem Augenblick verloren; nie hat man erfahren, wie viel? In der Judenstraße, in den Wohnungen,

ſelbſt in der Synagoge wurden Unfuge getrieben. Fenſter und Thuren eingeſchlagen, alles in gleicher Zeit. Mehrere hundert jüdiſche Familien hatten beinahe Alles eingebüßt.

Freilich wurden nachher ſtrenge Unterſuchungen angeordnet. Es geſchahen Verhaftungen. Allein ſchwer war auszumitteln, wer die Thäter geweſen. Man ſagte, der ganze Lärmen ſei von den Griechen angeſtiftet worden, weil ſie die Juden im Verdacht gehabt, an ihrer Sache in Konſtantinopel verrätheriſch gehandelt zu haben. Aber die armen Hebräer zu Odeſſa waren an dem, was in Stambul geſchehen, ſo unſchuldig, wie am Abfall der beiden Amerikas. Sie wußten nicht, warum ſie gemordet, zerſchlagen und ausgeplündert wurden. Sie hatten im bloßen Gedränge und Handgemenge keinen ihrer Gegner recht erkannt. Man hatte ſelbſt im Getümmel keine Griechen, ſondern nur ruſſiſchen Pöbel geſehen. Aber man ſagte nun, die Griechen hätten ſich in ruſſiſche Kleidung verſteckt gehabt. Vielleicht waren auch die Griechen ganz unſchuldig. Die Sache blieb unentwirrt; man konnte Niemanden ſtrafen. — Weiſer Jeremias, ſage mir, warum treiben in Nordamerika ſo viel jüdiſche Familien Ackerbau, Viehzucht, Handwerke u. ſ. w., und hingegen unter den viel weiſern Verfaſſungen und

Gesetzgebungen in Europa im Allgemeinen nur verderbliche Wucherei und Schacherei?

Die Zivilisation Rußlands geht langsamen Schritt; ihr stämmt sich Alles entgegen. Alexanders staatskluge Bestrebungen ringen vergebens mit der rauhen Natur des Himmels und der allgemeinen Verwilderung, den Gang der Gesittung zu beschleunigen. Peter der Große und Katharina leisteten viel für den Staat; aber doch nur für den Staat, die Form des Ganzen; allein das Volk, die Menschheit selbst, der Inhalt der Form, blieb unveredelt.

Die Leibeigenschaft ist nur wenig gemildert; und wurde sie auch plötzlich durch eine Ukas aufgehoben, sie bestände dennoch fort, weil keine Ukas den Knechtssinn der rohen Menge aufheben kann. Die Leibeigenen finden sich auch in ihrem Stand so wenig unglücklich, als die dem Menschen dienstbaren Lastthiere. Auf meiner Reise von Odessa nach Charkow und zurück sah ich dieser Menschen zu Tausenden. Man machte sie mir an ihrem Haupthaar kenntlich. Dies tragen sie in der Runde am Kopf abgeschnitten.

Wie die Unwirthlichkeit des Bodens und Himmelsstriches, verhindert auch die Leibeigenschaft allgemeinern Anbau des Landes, und damit zugleich rascheres Fortschreiten der Bevölkerung.

Denn es ſind die Kräfte des menſchlichen Geiſtes, und nicht die Kräfte des menſchlichen Körpers (die wir mit den Thieren gemein haben), welche den Erdball entwildert, und verſchönert und verwandelt haben. Der verwahrloſete Geiſt der Leibeigenen macht es ihnen unmöglich, ſich ſelber zu helfen. Ohne Eigenthum, und blos geboren zum Dienſt Anderer, fehlt ihnen Alles, was zur höhern Thätigkeit reizen konnte. Auch die aus ſolchem Zuſtand hervorgegangenen barbariſchen Meinungen und Sitten ſtreiten mörderiſch gegen Wachsthum der Bevölkerung und des Anbaues.

Es iſt bekannt, daß in Rußland faſt immer der vierte Theil der in einem Jahre Geſtorbenen aus Kindern von 1—5 Jahren beſteht. Eine große Menge derſelben rafft die Taufe hinweg. Denn es iſt Gebrauch des Volks, daß man die zarten Geſchöpfe, wenn ſie getauft werden, dreimal nach einander in ein Gefäß kalten Waſſers eintaucht. Vom plötzlichen Froſt erſtarrt, zitternd, blau am ganzen Leibe, kommen die Kleinen aus dieſem Bade der Wiedergeburt hervor, und tragen durch die unbarmherzige Erkältung gewöhnlich Koliken und Zerſtörung ihres Lebens davon. Vergebens leuchtet dem gemeinen Mann das Beiſpiel der Vornehmern, die ſich, zur Taufe ihrer Kinder, warmen Waſſers bedienen. Der rohe Menſch, eben

weil er nichts verſteht, glaubt Alles beſſer zu verſtehen, und weil er keine Religion hat, mehr Religion und größeres Vertrauen auf Gott zu haben, als der Reiche.

In Cherſon und in der Krimm that ſich zu dieſer Zeit eine religiöſe Sekte auf, die nicht nur unter den Bauern, ſondern auch unter den Soldaten, ja ſogar unter den Offizieren Anhänger fand. Ich konnte über ihre eigentlichen Glaubensartikel nichts Klares vernehmen; vermuthlich lag nicht viel Klarheit und Verſtand darin. Aber die Hauptſache, wodurch dieſe neuen Glaubenseiferer Aufſehen machten und die Aufmerkſamkeit der Polizei an ſich zogen, war, daß ſie statt nach Art Anderer, ihr Fleiſch ſammt den Luſten und Begierden zu züchtigen, geradezu die Wurzel alles Uebels vertilgen wollten, und ſich, wie der fromme gelehrte Kirchenvater Origenes, entmannten. Somit glaubten ſie auf die leichteſte Weiſe Heilige zu werden, und ihre That aus einer Bibelſtelle rechtfertigen zu können. Damit war aber dem ruſſiſchen Staat nicht gedient, der, wenn der Grundſatz allgemein geworden wäre, an ſchneller Entvolkerung untergegangen ſein würde.

Du haſt weislich geſprochen, weiſer Jeremias. In der That verwundere ich mich über mich ſelbſt, daß ich in dieſer Handelsſtadt drei Jahre zubrin-

gen konnte, ohne mich wegzusehnen. Aber mir gefiel die fremde Welt an der asiatischen Grenze, wegen ihrer Neuheit; — ich hatte alle Tage neues Schauspiel mit neuen Schauspielern; — ich sah hier die wüsten Aussenenden der Menschheit, die grauenvollste Barbarei der Bildungslosigkeit und der üppigen Verbildung unsers Geschlechts dicht zusammenruhrend. Unter den Menschenheeren der großen Städte Europens, in London, Wien, Paris, Berlin, erblickt man nur die Nacht- und Schattenseite dessen, was Kultur und Künste zur Monstruosität der menschlichen Thierheit beitragen konnen, das verfeinerte Laster, die schlauere Selbstsucht, die geschminkte Sünde, die vernünftelnde Irreligiosität, die mit Studium getriebene Wollust, Entnervung und Selbstentwürdigung der menschlichen Natur. Aber die Wirkungen derselben Art durch Unwissenheit, knechtische Geistesverkrüppelung, ursprüngliche Brutalität und Wildheit fehlen daneben. Man sieht da keine Tartaren, keine Leibeigene, keine Nomaden. — Am Ende gleich' ich einem, dem auf einem Theater das Einerlei der gewöhnlichen Stücke Langeweile verursacht, und der durch das Ausserordentliche erschüttert sein will.

Neben dem genoß ich bisher, um auch den schneidenden Gegensatz des Bessern zu haben, Leben und Lust in Familienkreisen, in welchen Un-

schuld, Wahrheit, Edelsinn, mit geistiger Ausbildung und Zartsinn für das Gute und Schöne daheim sind. Das mag dir das Räthsel meines langen Aufenthalts in Odessa lösen. Mir war hier wohl. Du irrtest, wenn du mich in den Banden einer Liebschaft vergarnt und gehalten glaubtest. Und wenn nicht der für mich schicksalsvolle Ausflug nach Charkow gewesen wäre, ich würde vielleicht noch länger in Odessa bleiben. Mein Herz wäre vielleicht noch jetzt frei.

6.

Der Besuch in Charkow.

Odessa, im April 1823.

Es war, ich weiß nicht welche närrische Laune, vielleicht Hang zur Abwechselung, Sucht nach Abenteuern, oder was immer sonst, das mich in einer lustigen Stunde unter guten Freunden bewog, einem derselben das Wort zu geben, ihn in seiner Geschäftsreise nach Charkow zu begleiten. Ich wollte nachher mein übermüthiges Versprechen nicht zurücknehmen, obgleich mich alle Bekannte und Freundinnen warnten. Denn es sind von Odessa bis Charkow siebenhundert Werste, schlechte Wege, seltene Dörfer, unfreundliche Menschen, wilde Thiere, und das Schlimmste von Allem war, daß die Jahreszeit, weit vorgerückt, schon den be-

hätten, um Abtrünnige und Empörer wieder zum alten Gehorsam zurückzuführen; versprach über diejenigen, welche Morde an Franzosen verübt hätten, Nachforschungen zu halten, und sandte zur Beförderung bessern Einverständnisses zwei neue Abgeordnete, den Zensor Francesco Doria und den ehemaligen Kriegsminister Lenardo Giustiniani, ins Hauptlager des französischen Oberbefehlshabers.

12.

Ermordung der Franzosen zu Verona; Mißhandlung derselben zu Venedig und anderer Orten.

Mittlerweile dort und in Paris neu unterhandelt ward, um Zeit zu gewinnen (denn noch immer hoffte man auf Oesterreichs wiederkehrendes Kriegsglück), geschahen in verschiedenen Gegenden des venedischen Gebiets Vorfälle, welche, im vollen Widerspruche mit den freundlichen und beruhigenden Aeußerungen des Senats, die Rache Frankreichs hervorrufen mußten.

Im Tyrol stand der kaiserliche Feldherr Laudon. Die Venezianer hatten mit ihm Einverständniß, und erwarteten ihn, um im Rücken der Franzosen plötzlich aufzustehen. Er mußte sich

ginnenden Winter zeigte. Doch ſchon nach ſechs Wochen konnten wir in Odeſſa wieder zurück ſeyn.

Genug, wir begaben uns am 9. November (1822) auf den Weg. Mein Verführer hatte für alle Bequemlichkeiten Sorge getragen. Vier ſtarke Pferde, von einem des Wegs kundigen jungen Fuhrmann, Namens Petrowitſch, gelenkt, zogen unſern gemächlichen, halbbedeckten Wagen, den wir auch ganz verſchließen konnten. Es fehlte uns nicht an Vorräthen von Lebensmitteln, an Thee, Chocolade, Caffee, Fleiſch, Brod, Wein, Rum u. ſ. w., an Kleidern, Pelzen, ſogar Betten. Dieſe Vorſicht war höchſt löblich: ich kannte die beſſarabiſchen Hotels aus trauriger Erfahrung. Man findet da nirgends ein beſſeres Wirthshaus, als im Wagen.

Den Beweis dafür lieferte gleich die erſte Nacht ganz ungeſucht. Wir hielten bei einem Wirthshaus in der Haide. Da war nicht einmal ein Stall und Obdach für die Roſſe, ſondern nur ein geraumiger Hofplatz mit Mauern umgeben, durch eine Pforte verſchließbar. Petrowitſch, unſer Kutſcher, verſtand ſich ſchon auf die edle Simplizität der ruſſiſchen Haushaltungen, zog ein dickes Tuch hervor, befeſtigte es an die Wagenbreite in Geſtalt einer Krippe, und ſchüttete Heu und Haber hinein, die er vom Wirth gekauft hatte. So fan-

den noch mehrere Fuhrwägen, Karren und Droschken mit den Pferden im Hof.

Wir indeßen nisteten uns in die heiße Stube ein, die von russischen Fuhrleuten angefüllt war. Hitze, Dunst und Gestank trieben mich etlichemal ins Freie hinaus. Kein besonderes Zimmer, noch weniger ein Bett, kaum Stroh zu bekommen. Wir konnten nicht ausdauren, und krochen in unsern Wagen zurück, verschlossen ihn auf allen Seiten und übernachteten darin.

Mein lustiger Reisegefährte hatte nicht Ursache, mir Dank einzuernten. Im Vergleich mit seiner bessarabischen Wanderschaft schwamm ich im Wohlleben. Es fehlte uns nie an Stoff zu Gesprächen und Scherzen, nie, wenn uns diese ermüdeten, am Schlaf, und wenn wir dessen satt waren, sogar nicht an Büchern. In der Aussenwelt war wenig, das unsere Neugier reizte; unendliche Steppen und Heiden, hin und wieder ein Bauernhof, ein nasses Dorf, eine armliche, hölzerne Stadt. Bei Jelisabethgrad sah ich nach langer Zeit einmal wieder Weingärten, bei Kremenschuk führen wir über den Dnepr auf einer Schiffbrücke; bei Pultawa sah ich viel Morast und in der Ferne eine Steinsäule auf dem durch Karls XII. Niederlage berühmt gewordenen Schlachtfeld von 1709. Obwohl nach solchen Denkmälern wenig lüstern, nahm mir doch der anhal-

tende Regen die Luſt, deswegen aus dem Wagen zu ſteigen.

Nur zuweilen ward die ewige Einförmigkeit der Steppen, Wälder und Moorfelder durch lange Karawanen unterbrochen, die mit Waaren zwiſchen Odeſſa, Charkow und Moskau hin- und hergehen. Es ſind zwanzig, funfzig, hundert beladene ein- und zweiſpännige Karren und Wagen, die in langer Linie hinter einander fahren. Die Fuhrleute gehen ſchweigend nebenher, wenn ſie nicht ein Branntweinrauſch begeiſtert hat. Sie halten auf Reiſen gern zuſammen, weil es nicht an Beiſpielen mangelt, daß Reiſende beraubt worden ſind. Einzelne Wanderer zu Fuß erblickt man ſelten, oder nie, es ſey denn ein Bauer, der von ſeiner Heimath nicht ſehr entfernt iſt.

Beide waren wir froh, Charkow nach einigen Wochen endlich erreicht zu haben. Die ſchlechten Wege hatten uns länger aufgehalten, als berechnet war. Es gefiel mir in dieſer Hauptſtadt der Ukraine, nach einer ſo ermüdenden Fahrt, ganz wohl. Da ſie zugleich ein Muſenſitz iſt, fand ich mich bald, mit Hilfe einiger Empfehlungsbriefe von Odeſſa, in guter Geſellſchaft. Ruſſiſche Fürſten, Grafen und Edelleute ſenden ihre Söhne hieher, ſelbſt Töchter, um feinere Bildung und Glätte anzunehmen. Dieſe feinere Bildung beſteht aber meiſtens in franzöſiſcher Art und Sitte. Der

Mehrheit der jungen Leute, die an der hiesigen Hochschule leben, widmet sich denjenigen Wissenschaften, die einst im Kriegsstande vortheilhaft werden können. Es sind der Studirenden aber nur einige Hundert. Kaiser Alexander hat große Summen für die hiesigen Stiftungen ausgesetzt. Unter den Lehrern sind mehrere Deutsche und treffliche Männer.

Einer derselben sagte mir ein Wort über die Zivilisation des russischen Reichs, welches mir, nach meinen eigenen Erfahrungen, sehr wahr zu sein scheint. „Der edelmüthige Alexander", sagte er, „hat für die Zivilisation nicht weniger gethan, als Peter der Große. Diese einzelnen, im unermeßlichen Reich zerstreuten Pflegen der Wissenschaft und Kunst wirken ungemein wohlthätig auf die Umgebungen. Aber nur die höhern Stände schöpfen Nutzen davon, und nur eben so viel als sie etwa für sich nöthig glauben. Das trefliche Schauspiel der allgemeinen Noth wirkt aber nachtheiliger auf Denkart und Lebensweise der höhern Stände zurück, als die Bildung und das bessere Beispiel von diesen auf den verwilderten großen Haufen. Und wenn man erwartet, daß das Edlere und Bessere von oben herab nach und nach ins Leben des Volks übergehen soll, wird es wenigstens noch ein halbes Jahrtausend dauern, ehe Rußland diejenige Stufe innerer Kraftent-

nickelung erreicht, auf welcher die meiſten Staaten des abendländiſchen Europens ſchon gegenwärtig ſtehen.

„Die Entwilderung der ruſſiſchen Welt iſt nur durch Hilfe der Religion in höchſter Bedeutung des Wortes möglich. Hing' es von mir ab, ich würde eine große Zahl von Popenſchulen ſtiften. Nur der Prieſter kann ſittlichen Einfluß auf den Pöbel gewinnen. Er ſelbſt aber muß in Allem das Beiſpiel geben und Führer werden. An meinen Popenſchulen würd' ich's mit theologiſcher Gelahrtheit meniger ernſt nehmen; aber deſto mehr auf Auswahl ſittlichernſter, gemüthvoller, beredter Männer halten; ſie für Volksbildung begeiſtern; ihnen Unterricht in den wichtigſten Fächern der Naturkunde, der Technologie, ja ſogar in der ländlichen Baukunſt, Landwirthſchaft, in Haushaltungskünſten u. ſ. w. ertheilen laſſen. So wie im rohen Mittelalter die bekehrten Heiden erſt von den Mönchen pflanzen, bauen, Steinhauen, kochen lernten u. ſ. w., ſo ſollten meine Popen in ihren Dörfern die Künſte einführen, welche das Leben verſchönern, in Allem Lehrer und Rathgeber ihrer Untergebenen werden, und Jugendſchulen gründen und leiten, um ein würdigeres Geſchlecht dem gegenwärtigen nachzuziehen. So ſollten beſſere Bauart der Häuſer und Ställe, geſundere Kochkunſt, gefälligere Reinlichkeit in Gebäu-

den und Kleidungen, zweckmäßigere Bewirthschaftung der Wälder und Anpflanzung der Gärten, und Versuche zu verständigerer Benutzung von Erzeugnissen der verschiedenen Gegenden befördern, kurze sollten die Reformatoren Rußlands werden."

Statt Anfangs Dezember wieder in Odessa zu sein, wie der erste Vertrag lautete, saßen wir noch in Charkow. Mein lustiger Freund konnte mit seinen Geschäften nicht ans Ziel kommen, und zuletzt kündigte er mir noch gar an, er müsse nach Moskau. Rund schlug ich's ab, ihn dahin zu begleiten. Er drang nicht weiter in mich, war vielmehr so gütig, mir seinen Petrowitsch, sammt Wagen und Pferden, zur Rückreise nach Odessa zu überlassen. Petrowitsch ist ein braver, tüchtiger und dabei hübscher Kerl, der sich nur Abends, und nie am Tage, einen Rausch soff, und in Allem wohl Bescheid wußte. Weil ich leider nur wenige Worter Russisch gelernt hatte, kam mir Petrowitsch ganz gelegen. Ich konnte mich auf ihn verlassen.

Nun gings mir erst seltsam. Als die Nähe meiner Abreise bekannt ward, empfahl man mir in einer Gesellschaft eine bejahrte, gramliche, alternde Französin als Begleiterin nach Odessa mitzunehmen. Sie hatte einen Ruf dahin als Gouvernante oder Bonne in einem Handelshause. Ich lernte noch denselben Tag die französische Minerva kennen;

und ob mir gleich das gelehrte Madonne-Gesicht keineswegs gefiel, und ich davon mancherlei Unannehmlichkeiten auf der langen Reise besorgte, konnte ich doch die Bitte nicht wohl ablehnen. Ich sagte also mit den verbindlichsten Ausdrücken zu.

Am Abend vor der Abreise kam einer meiner neuen Charkower Freunde, ein russischer, junger Offizier, und beschwor mich, ein hübsches, junges Mädchen von guter Erziehung mit nach Odessa zu nehmen. Es sei, sagte er, von Moskau, schon seit einigen Wochen in Charkow, und habe nur auf schickliche Gelegenheit zur Fortsetzung der Reise gewartet. Man hatte von mir gehört, sich an ihn, als meinen Freund, gewendet, damit er Fürbitte thun solle, und nun ließ er nicht ab, mich zu quälen. Ich stellte ihm vergebens vor, daß ich schon an der Bonne eine Begleiterin habe, und der Raum eng und unbequem ausfallen dürfte.

„Ich weiß Alles!“ antwortete er lachend: „Aber ein schöneres Frauenzimmer finden Sie zwischen Moskau und dem schwarzen Meere nicht; je enger der Platz, je traulicher und wärmer sitzt man im Wagen beisammen. Mich, wahrhaftig, sollte man nicht so lange bitten, wenn ich in Ihrer Stelle wäre. Ich beneide Sie um die Reise. Spielen Sie nicht länger den Sproden; Sie werden mirs Dank wissen!“

Was sollt' ich thun? Keiner hatte mir wäh-

rend meines Aufenthalts in Charlow so viel Artigkeiten erwiesen, als er; mit Keinem war ich vertrauter geworden, als mit ihm. Ich mochte in seinen Augen nicht undankbar sein. Ich willigte ein.

„Und wer ist denn die Schöne?"

„So wahr ich lebe," sagte er lachend, „ich kenne sie nur unter dem Namen Lenette. So hörte ich sie nennen. Aber an einem schönen Mädchen ist nicht immer der Name das schönste. Wer fragt auch danach? Alle Reizenden trägt sie selbst."

Er ging froh von mir, sobald er seinen Zweck erreicht hatte. Ich stellte Betrachtungen über den Namen Lenette an. Vermutlich also wieder eine Helena, und die Helenen sind mir doch immer gefährlich gewesen. Lache nur hinter deinem Pult, boshafter Jeremias, so bosshaft du magst. Ich bin ein geborner Helenenfreund oder Philhelene und es gilt wohl eben so viel, als ein Philhellene zu sein.

Zeit und Stunde der Abreise waren in der Morgenfrühe bestimmt. Meine Damen hatten sich mit ihrem wenigen Gepäck schon am Abend eingestellt, um im Wirthshaus zu übernachten und nichts zu versäumen. Ich sah aber beide erst, als am Morgen, beim Licht der Laternen, der Wagen gepackt wurde, denn ich war Nachts gar spät aus

fröhlicher Gesellschaft, vom Abschiedspunsch, zurückgekommen.

Nun aber ereignete sich beim Wagen, wo meine Reisegefährtinnen einander seitwärts musterten, ein wunderlicher Auftritt. Die französische Madonne zog mich mit einem ernsten Minervengesicht (dem Gegentheil eines Madonnengesichts) auf die Seite, und erklärte rund heraus, daß sie in jener zweideutigen Gesellschaft nicht reisen könne; daß sie zu gute Erziehung habe, um mit dieser Russin gemeine Sache zu machen; daß ich mir das Mädchen, vermuthlich weil ich in Charkow zu wenig bekannt gewesen, habe aufbinden lassen. Ihr guter Ruf würde darunter in Odessa, Charkow, Moskau und Petersburg leiden, wenn es bekannt würde, sie habe mit einer Gefährtin solches Schlages eine so lange Reise gemacht.

Genug, ich vernahm, daß die gerühmte Lenette wegen ihrer Tugenden nicht gar vortheilhaft in Charkow angesehen sei, eine Russin ganz gemeinen Ausgepräges, und vermuthlich wegen ihrer Aufführung von einer Herrschaft in Moskau verjagt worden were. Nun fiel mir auch der ganz eigene Ton ein, mit dem sie mir von meinem lachenden Freunde, dem Offizier, so dringend empfohlen worden war, der sie nur unter dem Namen Lenette kannte.

Indessen ich hatte das Mädchen einmal zur

Reiſe angenommen; die Zeit war zu kurz, die Sache zu ändern. Darauf aber ging die ſtrenge Minerva nicht ein, ſondern ließ ihre Päckchen wieder aus dem Wagen nehmen, und bedauerte, nicht die Ehre genießen zu können, in meiner angenehmen Geſellſchaft zu bleiben. Gegenvorſtellungen fruchteten ſo wenig, daß ſie vielmehr daraus ſchloß und zu verſtehen gab, ich möge mir die Ruſſin aus Urſachen zugeſellt haben, die einem Frauenzimmer von Ehre nicht erlaubten, Augenzeugin des bevorſtehenden Verkehrs auf der Reiſe zu ſein. — Das beleidigte mich. Ich zuckte die Achſeln und ließ die griesgrämige Gouvernante ziehen, wohin ſie wollte.

Als ſie ſich trotzig entfernt hatte, und ich zum Wagen zurückkam, wo man eben den Reiſekoffer der Ruſſin aufband, war dieſe mit dem Petrowitſch in heftigem Wortwechſel. Ich verſtand zwar keine Silbe, aber das Mädchen hatte einen kolenweichen Ton der Stimme. Zwar mir den Rücken zugewandt, hatte die in einen Pelz von groben Fellen gewickelte Geſtalt, mit plumpen Pelzſtiefeln an den Füßen, und auf dem Kopf eine Pelzkappe, etwas Breites, Unbegaßliches, Gemeines. Als ſie ſich aber zu mir drehte, und mir unter der Pelzkappe und aus einem dunkelrothen Tuche hervor, das ſie um Nacken und Kinn geſchlungen hatte, das feine, ängſtlich-ernſte, jugendliche Ge-

gegen Verona bewegen, einen festen Punkt zu haben. Hier lagen in der Stadt, ausser der Bürgerwacht, zweitausend Mann Sklavonier, ein italienisches Regiment, mehrere tausend Bauern, und in der Nähe der Stadt befand sich eine Heerschaar von achttausend Mann, sowohl Soldaten, als bewaffnete Bauern. Die Franzosen hingegen hatten, die drei Vesten Verona's und die verschiedenen Stadtthore zu besetzen, nur dreizehnhundert Mann, die sie endlich, als sie Gefahr witterten, mit grosser Mühe auf neunzehnhundert brachten. Ausserdem befanden sich in der Stadt von den Franzosen Beamte, die zur Kriegsverwaltung gehörten, Weiber und ungefähr vierhundert Kranke.

Der Proveditore und Podesta zu Verona wollten gewiß keinen voreiligen Volksaufstand. Aber bei der Wuth, die man dem Volke gegen die Franzosen gern ließ, und bei dem Gefühl der gegenwärtigen Ueberlegenheit und der Annäherung Laudons, waren die Unordnungen nicht mehr zu hindern. Es geschah Auflauf (den 17. April Nachmittags). Ein französischer Bataillons-Chef und drei andere Franzosen wurden ermordet. Darauf donnerten drei Kanonenschüsse von den Vesten zur Warnung. Dann ward mit Kugeln herabgeschossen. Das Volk zog die Sturmglocke, fiel über alle Franzosen in der Stadt her: mordete Soldaten, Angestellte, Weiber ohne Unterschied, und

ſicht, den kindlichen Mund mit ſeinen Korallenlippen und die blauen Sterne ihrer Augen zeigte, ließ ich's gelten. Sie redete mich mit geſenkten Blicken ruſſiſch an, und weil ich's nicht verſtand, dollmetſchte mir Petrowitſch: das Frauenzimmer wolle nicht mitreiſen, wenn die Franzöſin nicht Geſellſchaft leiſte. Nur unter Bedingung, in Begleitung eines Frauenzimmers zu gehen, könne und wolle ſie nach Odeſſa. Man habe ihr das verſprochen. Nachdem ich alle Mühe gehabt, ihr durch den Petrowitſch erklären zu laſſen, warum uns die Madonne treulos geworden (den wahren Grund wagt' ich aber nicht anzudeuten), und ihr vorgeſtellt hatte, ſie werde ſchwerlich Gelegenheit finden, ſo bald, ſo bequem und ſo ſchnell nach Odeſſa zu kommen, als mit mir, ergab ſie ſich endlich in ihr Schickſal, aber mit ſaurer, verdrießlicher Miene. Es entging mir nicht, daß Petrowitſch ihr weit mehr Worte gemacht hatte, als zur Ueberſetzung meiner Phraſen nöthig geweſen, und daß ſie wohl mehr ſeinen Bitten, als meinen Gründen, nachgegeben habe. Denn alle Geberden des jungen Kerls ſprachen ſeinen Wunſch, ſie nach Odeſſa fahren zu können.

Als ich das Mädchen endlich in den Wagen zu ſteigen einlud, ſchüttelte es den Kopf, indem es ſich ehrerbietig oder dankbar verneigte. Petrowitſch erklärte, die Jungfrau wolle unter keiner

andern Bedingung mitreisen, als neben ihm auf dem Bock. Ich mußte es gestatten. Wir fuhren endlich ab.

Ich will's dir nicht verhehlen, werther Jeremias, daß ich etwas empfindlich war, mir von dieser Reisegenossin den Kutscher vorgezogen zu sehen. Doch was der Offizier in Charkow über ihren sittlichen Werth hatte durchblicken lassen, was die abtrünnige Gouvernante über sie geäußert hatte, bewies mir jetzt ihr Betragen. Sie zeigte sich als eine gemeine russische Dirne, dem Pöbel ihrer Landsmannschaft zugewandt. Schade um das zarte Gesichtchen, um die Unschuldsaugen und den kindlichen Korallenmund!

Während die auf dem Bock vor mir plauderten, der Himmel weiß, wovon? hatt' ich im Wagen peinliche Langeweile. Ich ärgerte mich, die gern gouvernirende Minerva gegen diese russische Lenette vertauscht zu haben. Ich mußte mich begnügen, zum Zeitvertreib Betrachtungen von hinten über die breiten Figuren vor mir anzustellen, die einander in ihren Kitteln und Kappen von groben Pelzen, wie in ihrer Sprache glichen. Man sah sich kaum nach mir um, erzählte, lachte sogar, ich weiß nicht, worüber? Denn mich konnten sie hinter sich ohne Furcht für taub halten, und ich

war froh, nur dann und wann auf meine Fragen eine Antwort des Petrowitsch zu hören.

Ja, Jeremias, ich will dir's bekennen, es kam in der Langeweile so weit mit mir, daß ich nach und nach faſt eiferſüchtig auf meinen Kutſcher ward; daß ich anfing, dem Mädchen, nur um auch einen Blick von den Blauaugen zu empfangen, bald vom beſten Wein, bald von den Leckereien meines Mundvorraths darzubieten. Den erſten Tag lehnte es Alles ab, ſehr höflich nach ſeiner Art, aber mit einem ſchüchternen Ernſt; den andern Tag nahm es einige Tropfen Madera und ein Zuckerbrod. Und, Jeremias, ich freute mich, wie ein Kind, dieſe Halbwilde, die mich nur zu fürchten ſchien, weil ich kein Ruſſiſch ſprach und verſtand, kirrer werden zu ſehen. Sie hatte ihren eigenen Speiſevorrath mitgenommen; davon zehrte ſie in den elenden Wirthshäuſern, vor denen ſie ſo wenig Grauen empfand, daß ſie ſelbſt Nachts darin blieb. ſo gut als Petrowitſch, während ich mich in den Wagen einſchloß. Ich konnte mir's kaum erklären, wie Lenette, mit einem ſo niedlichen Geſicht, das in allen Palaſten Eroberungen gemacht haben würde. und mir immer edler zu werden ſchien, je öfter ich's ſah, ſo viel Gemeines, ja Widerliches in Haltung und Betragen paaren mochte. Wenn ſie ging, war ihr Gang

ſchwer und watſchlig, wie der der ſchlechteſten ruſſiſchen Viehmagd. So gewährte freilich ihr geſammtes Weſen das beſte Gegenmittel wider die Gefahren, die ihr Lärvchen allenfalls hätte erregen können. Aber — —

Als wir am dritten Tage beinahe Pultawa um Mittag erreicht hatten, blieben Pferd und Wagen bei der Anhöhe dieſer Stadt im Moraſt ſtecken. Wir mußten abſteigen; Petrowitſch und ich bemühten uns, die Räder aus dem Schlamm zu heben und die Roſſe zu treiben, ihre letzte Kraft zu verſuchen. Aber nach einer Stunde hatten wir kaum eine Strecke von wenigen Schritten zurückgelegt. Nun erſt bemerkt' ich Lenetten tief im Koth ſtehen. Sie jammerte mich. Ich ging, hob ſie mit aller Kraft meines Leibes hervor und trug ſie, durch den Sumpf watend, mit großer Anſtrengung bis zum feſten Boden hinüber. Sie fror und weinte. Sie war ſo ſchön, daß mir das Herz ſchlug. Ich hatt' ihr eine Thräne wegküſſen mögen.

Petrowitſch und ich verzweifelten indeſſen faſt, Wagen und Pferde erretten zu können. Wir befanden uns ſo nahe bei der Stadt, daß man unſer Rufen hören konnte. Allein Niemand gab ſich Mühe, heranzukommen. Es kamen ruſſiſche Fuhrleute mit leichten Karren vorbei; wir riefen ihren

Beiſtand gegen Bezahlung an. Die Kerls lachten und fuhren weiter. Drei Stunden lang hatten wir uns abgequält. Wir waren vom ſchwarzen Schlamm ſo beſudelt, daß wir kaum noch menſchliche Geſtalt behielten. Wer weiß, was aus uns geworden wäre, hätte nicht eine ſehr ſchnelle Wendung der Roſſe und des Wagens, verbunden mit unſerer Geiſtesgegenwart und Verzweiflung, zuwege gebracht, daß wir endlich feſten Grund gewannen.

Drei Stunden waren darüber vergangen. Lenette hatte Zeit gehabt, ſich indeſſen ſo gut als möglich vom Schlamm zu reinigen; aber nun erſt bemerkt' ich, daß ſie einen ihrer Pelzſtiefel im Moraſt hatte ſtecken laſſen, und zitternd daſtand, einen der niedlichſten Füße im feinen Wollenſtrumpf, den andern im plumpen, elephantenfußartigen Stiefel. Sie bebte vor Froſt. Ich hob ſie in die Chaiſe. Denn ſo konnt' ich ſie nicht auf dem Bock ſitzen laſſen. Das fühlte ſelbſt Petrowitſch, der ihr tapfer zuſprach, im Wagen zu bleiben. Ich warf unterdeſſen Stiefel und Oberkleid von mir, ſetzte mich zu Lenetten, und wir fuhren in Pultawa ein.

Die Bequemlichkeit des Wirthshauſes that uns in Pultawa wohl. Vor dem andern Morgen konnten wir nicht von hier fort. Ich erhielt ein eigenes

in der wüſten Tracht der vorigen Tage, mit Elephantenfüßen. Sie hatte ſich neue Pelzſtiefeln zu verſchaffen gewußt. Ihr Geſicht trug ein blaſſes, leidendes Anſehen. Durch Petrowitſch erfuhr ich, ſie habe ſchmerzliches Kopfweh, und in der Nacht Fieber gehabt. Sie nahm, ohne großes Weigern, den angebotenen Platz wieder neben mir im bequemen Reiſewagen an. Da lehnte ſie ihren Kopf ſchweigend in den weichgepolſterten Winkel der Chaiſe, und ſchloß die Augen, wie zum Schlafe.

Ich hatte alle Muße, das feine Ebenmaß und die zarten Züge im Geſicht der reizenden Sünderin zu betrachten. — Ich hätte ſie nicht ſo betrachten ſollen. Sie glich einer büßenden Magdalena, und erweckte in meiner Bruſt eine Art Mitleidens. Ich dachte mir zu dieſem Geſicht die geſtrige entpelzte oder entruſſete Engelsgeſtalt und den kleinen Fuß im Wollenſtrumpf beim Moraſt von Pultawa, und hätte weinen mögen, daß dies Meiſterſtück der Natur durch Erziehung und ſchlechte Geſellſchaft entheiligt worden ſei. Sie genoß faſt den ganzen Tag nichts. Mein Kummer um ſie wuchs. Wie ſehr verwünſcht' ich jetzt, während meines langen Aufenthalts in Odeſſa, nicht Ruſſiſch gelernt zu haben. Hätt' ich auch wenigſtens nur de Lavals alte franzöſiſch-ruſſiſche Grammatik bei mir gehabt, um ein paar Redensarten herausfiſchen zu können! Wie beneidet' ich den ungeſchliffenen Pe-

trowitſch um ſeinen Sprachſchatz! Er mußte allzeit mein Dolmetſcher ſein. Aber wie roh und unverbindlich klang das, was er von ihren Antworten überſetzte!

Erſt gegen Abend nahm ſie von meinen Speiſen und meinem Wein auf dringendes Anhalten; doch nur Weniges. Sie ſchien meine Unruhe wegen ihrer Unpäßlichkeit zu bemerken, und ließ mir durch Petrowitſch ſagen, ſie befinde ſich um vieles beſſer. Dabei zwang ſie ſich gegen mich zu einem dankbarfreundlichen Lächeln, während noch Petrowitſch ſprach. Wahrhaftig, Jeremias, am Morgen war ſie mir als Magdalena erſchienen; in dieſem Lächeln ſtrahlte etwas Ueberirdiſches aus einem Heiligen-Antlitz.

Es war unmöglich, den Tag noch die Stadt Krementſchuk zu erreichen. Wir hielten in der Haide bei einem halbzerfallenen Hauſe, von innen voller Unflath, Branntweingeſtank und wüſten Bauerntroſſes. Die bußende Magdalena trat deſſen ungeachtet hinein. Nach langer Unterhaltung mit einem ekelhaften Weibe ließ ſie mich durch Petrowitſch bitten, die Nacht im Wagen bleiben zu dürfen, weil das ganze Haus kein Bündel reines Stroh und keine leere Kammer habe. Ich ſelbſt hatte, wegen ihrer erſchütterten Geſundheit, ihr ſchon die enge und unbequeme, doch wenigſtens

reinliche Nachtherberge des Wagens antragen wollen.

Sie ſtieg alſo in den Wagen, nicht ohne ſichtbare Verlegenheit. Während ich die Schutzleder rings um ſie verſchloß, mußte ihr Petrowitſch ſagen: ſie ſolle unbekümmert der Ruhe pflegen, ich würde meinen Platz erſt nach einigen Stunden an ihrer Seite einnehmen, weil ich nicht müde ſei. Aber es war von mir ſchon beſchloſſen, in der wüſten Barake zu übernachten und die der Ruhe Bedürftige nicht zu ſtören.

Man hat von der ekelhaften Wirthſchaft einer ruſſiſchen Herberge in der Haide keine Vorſtellung. In der einzigen Wohnſtube, wo Alles der Wärme nachzog, ward gewirthet und zugleich gekocht. Hinter einem Verſchlag von Brettern grunzten Schweine; in einer Ecke daneben befand ſich ein anderer Verſchlag für die Hühner. Der Rauch der Küche, Tabaksqualm, Fuſelgeſtank und Ausdünſtungen von Menſchen und Vieh füllten die Luft. Nach beendigten Bacchanalien lagerte ſich Jeder in ſeinen Pelz zum Schlafen, wohin er kam; die Mehrheit auf den Erdboden. Ich hatte eine Holzbank unterm Fenſter zeitig in Beſchlag genommen. Aber von Zeit zu Zeit mußt' ich hinaus des Nachts, aus der verpeſteten Luft, um reinen Odem zu ſchöpfen. Ich umſchlich leiſe meinen Wagen. Magdalene ſchlief ſanft. Es iſt ein

Himmelsgefühl, für die Erquickung eines leidenden Wesens sorgen und Opfer bringen. In dieser Nacht lernt' ich, daß in der Sorgfalt der Mütter um ihre Kleinen, auch bei den größten Entbehrungen, unaussprechliche Süßigkeit liege. Erst gegen Morgen fiel ich in festen Schlaf, aus dem mich selbst das Geräusch der Fuhrleute nicht weckte, die weiter zogen.

Es war hell, als ich erwachte. Ich sah Magdalenen schon vor dem Feuer stehen neben Petrowitsch. Sie bereitete mit eigener Hand den Kaffee. Ihr stummer, freundlicher Morgengruß gegen mich, und der beredte Blick, mit dem sie die kärgliche Stube und mein hartes Nachtlager, mich bedauernd, betrachtete, sagte mehr, als Alles, was sie dem Petrowitsch auftrug, um ihre Erkenntlichkeit auszudrücken. Vom Schlaf erquickt, blühte sie schöner, als ich sie je gesehen. Ihr Erröthen, da ich vertraulich grüßend die Hand reichte, entzückte mich, denn es war Beweis, daß dies Mädchen, wenn auch von der Tugend abgefallen, nicht den bessern Empfindungen abgestorben sei, welche die Natur in das weibliche Gemüth gepflanzt hat.

Ich ließ mich gern beim Frühstück von ihren Händen bedienen. Sie wußte das Geschäft mit großer Gewandtheit und Anmuth zu verrichten. Ihr Betragen gegen mich war ein Gemisch von

drohte Jedem den Tod, der verdächtig war, französisch gesinnt zu sein. Ueber hundert Franzosen und sechsundzwanzig Veronesen kamen um.

Mit Mühe gelang es dem Proveditore und Podesta, die Sturmglocke schweigen zu machen, die weiße Fahne aufzustecken und Unterredner an die Befehlshaber in den Vesten abzuschicken, die Ursache der Feindseligkeiten zu erfahren. Der Kommandant Beaupoil kam zu den Abgeordneten herab. Der wüthende Pöbel aber ergriff ihn, riß ihn zu Boden, und er rettete sein Leben mit Noth. Die Mehelcien dauerten fort. Sklavonier und Bauern, venedische Nobili an ihrer Spitze, griffen die französischen Wachten bei den Thoren an. Diese fochten verzweifelt. Es kamen viele Menschen um. Die Franzosen wurden übermannt. Noch einmal erschien Beaupoil, begleitet von der Bürgerwacht, um sich zur Unterhandlung ins Regierungsgebäude zu begeben. Kaum erkannte ihn der Pöbel, so fiel man ihn von hinten an, riß ihn bei den Haaren nieder, mißhandelte ihn und seine Begleiter. Es kostete viel, ihm das Leben zu erhalten. Man kam mit ihm überein, es solle Alles wieder in den vorigen Stand zurückgesetzt, die vorgefallene Unordnung, als zufällig, nicht für das gute Einverständniß beider Nationen störend sein; aus Verona sollten die bewaffneten Landleute fortgeschickt werden;

Zurückhaltung und Zutraulichkeit geworden. Die Dankbarkeit schien sie verwandelt, und ihr bisheriges fremdes, halbwildes Wesen in reine Freundlichkeit aufgelöset zu haben. Nichts aber fiel mir so sehr auf, als daß ihr bauernhaftes Wesen der vorigen Tage mit dem Kopfweh verschwunden war, und sie sich in ihrer dicken, entstellenden Pelztracht mit Adel und Leichtigkeit bewegte. Selbst der watschelnde, ungelenke Schritt ließ sich nicht bemerken, und in meinem Leben hab' ich keine Elephantenfüße so behend umhertrippeln gesehen.

Man gewöhnt sich nie leichter zusammen und wird nie einander so bald Bedürfniß, als wenn man auf einige Wochen, in dem engen Raum eines Reisewagens mit einander eingeschifft, Niemanden hat und kennt, als die nämliche Gesellschaft. Ich glaube, ich konnte auf diese Weise guter Freund eines Erzbosewichts werden, und das häßlichste aller Hexengesichter ganz leidlich finden lernen.

Neben der Magdalene von Charkow war nicht halb so viel Zeit nöthig, sie lieb zu gewinnen. Ich gesteh' dir's, edler Jeremias, es kostete mir nicht geringen Kampf, mich immer an das entehrende Gewerbe zu mahnen, dem sich dies Mädchen hingegeben hatte, und zu verbergen,

welche Macht es über mein Herz gewonnen, deſſen es nicht würdig war. Oft wünſcht' ich, ſie möchte häßlicher, oder tugendhafter ſein. Oft, wenn der ſtumme, klare Blick ihrer blauen Augen auf mich traf, und ſich ſchnell und wie verſchämt von mir wegwandte, hätt' ich ihre Unſchuld mit tauſend Eiden betheuern mögen. Aber ich wußte wohl, die Verworfenſten ihres Geſchlechts machen den frommen Schein der Unſchuld zum Hauptſtück ihrer Kunſtfertigkeit.

Ich lernte auf dieſer Reiſe mehr ruſſiſche Wörter, als vorher in Jahren. Petrowitſch diente mir als Wörterbuch und Grammatik. Es war mir Bedürfniß, mich mit der reizenden Ruſſin zu unterhalten. Ich bewunderte ihr Zartgefühl, mit dem ſie zuweilen einen faſt unbeſiegbaren Reiz zum Lachen über mein Radbrechen ihrer Mutterſprache überwand.

So viel es ſich thun ließ, wählte ich, Magdalenens wegen, nur Städte zu Ruhepunkten auf der Reiſe. Daher hatt' ich Gelegenheit, dieſe auf der Rückkehr näher zu betrachten, als das vorige Mal. Ich pflegte ſogar meine Reiſegefährtin, wenn wir bei Tage ankamen, darin umherzuführen, weil ich — o Jeremias, verzieh' deinen Mund! — mich nicht gern von ihr trennte.

Krementſchuk am Dnepr iſt nicht voll-

reich, aber weitläufig. Die Häuser der Stadt sind, ausser wenigen, alle von Holz gebaut. Die unendlichen Waldungen weit umher liefern Ueberfluß des Materials. Es befindet sich hier bedeutender Handel, wozu der Strom Bequemlichkeit und Hilfe schafft, der die Stadt in ihrer Mitte durchfließt: auch ist der geräumige Marktplatz die schönste Zierde des Orts. Die Schifsbrücke über den breiten Dnepr, bei dreitausend Schuh lang, war wkgen des Eisganges weggenommen. Ein Theil derselben lag am linken, der andere am rechten Ufer. Wir wurden mit unserm Wagen erst nach vielen Umständen, welche die Zollbeamten und Schiffer machten, hinübergeschafft. Es harrten hier schon seit drei und vier Tagen Fuhrwerke ihrer Ueberfahrt entgegen, ohne dazu zu gelangen. Daran war die Habsucht der Beamten Schuld, die, bei kärglicher Besoldung, sich gern am Reisenden erholen. Meine Reisegefährtin, die das wohl wußte, machte den Oberaufseher, mit welchem Petrowitsch lange gezankt hatte, bald geschmeidig, als sie ihren Geldbeutel zog. Aber der Anblick dieses Geldbeutels, den ich in den Händen Magdalenens zum erstenmal erblickte, that mir im Innersten weh. Er war ganz mit Goldstücken angefüllt. Die Unglückliche, um welchen Preis hatte sie diesen Reichthum gewonnen!

Auch Jelisabethgrod, ein Werk der Kaiserin Elisabeth, von der die Stadt den Namen trägt, iſt an ſich unbedeutend, und mag ungefähr nur fünf- bis ſechstauſend Einwohner zählen. Die Wohnhäuſer ſind insgeſammt von Holz; nur wenige Kirchen gemauert; die Straßen, wie gewöhnlich, ungepflaſtert. Neben der Stadt liegt eine kleine Feſtung, worin ebenfalls hölzerne Gebäude ſtehen. Mehr weiß ich davon nicht zu erzählen.

Wir nahten dem Ziel unſerer Reiſe. Wie ſchnell war mir die Zeit verſtrichen! Ich wünſchte, Odeſſa läge noch einige hundert oder tauſend Werſte entfernt. Mich hat kein Frühlingsgarten je ſo freundlich angeſprochen, als die große Einſamkeit der verſchneiten Halden und Steppen zwiſchen dem ruſſiſchen Muſenſitz in der Ukraine und dem ſchwarzen Meere. Neben dieſer Magdalene fühlt ich mich nach und nach ſelbſt heiliger, denn ſie mied jede unſchuldige Tändelei; ihr gütiges Lächeln hatte noch einen ſanftabweiſenden Ernſt. Eben darum, und mochte es auch nur Scheinheiligkeit ſein, ward ſie mir jeden Tag liebenswürdiger. Ich ward oft irre an ihr. Sie zog ſich bei der leiſeſten Berührung in ſich zurück, wie die zarte Mimoſa. War dies anlockende, verführeriſche Heuchelei? War es das Gelübde ernſter Reue? War es das Zittern der Unſchuld? — Aber jene mit Gold gefüllte Börſe in der Hand eines jungen Mädchens,

eines Mädchens von dieſer Schönheit und Jugend, welches aufs Gerathewohl durch die ruſſiſchen Wildniſſe in allein männlicher Geſellſchaft zu reiſen kein Bedenken trägt!

Das Räthſel löſete ſich bald.

Am vorletzten Abend unſerer Reiſe, es war ſchon dunkel, doch der Weg noch ſchneehell, bat Magdalene, vor einem einſamen Hauſe, an dem wir in der Steppe vorüberfuhren, den Wagen halten zu laſſen. Wir hatten kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zu einem erträglichen Wirthshauſe, wo wir übernachten wollten. Sie aber fühlte ſich ſchon lange vom heftigſten Durſt geplagt, und ſtieg ab, um in der Kneipe einen Trunk friſchen Waſſers zu begehren. Man hörte in dem Gebäude Lärmen und Gelächter beſoffener Ruſſen. Bald aber drang auch Magdalenens Stimme ſchreiend durch. Eilig, wie der Blitz, flog ich aus dem Wagen in das Haus. Vier oder fünf trunkene Kerls hatten das Mädchen umringt, und verſuchten an demſelben ihre ekelhaften Liebkoſungen. Ich drang in das tolle Gemenge, ſchlug und ſchmetterte rechts und links die nächſten dieſer rohen Geſellen zu Boden, und machte der Gefangenen Luft, die mit Haſt entſprang, während die Uebrigen mit mir handgemein wurden. Ich weiß nicht, wie es mir in dieſer Schlägerei ergangen ſein wurde,

hätte nicht einer der Tölpel die brennende Oellampe umgeworfen, daß ſie erloſch, und ich ungeſehen und unverletzt den Rückzug nehmen konnte. Wir fuhren raſch davon, und hörten noch lange das Gebrüll hinter uns.

Während wir uns durch Petromitſchens Vermittelung über das Abenteuer unterhielten, fühlte ich am ſanften, warmen Strömen über meine Wange, daß ich Blut verlor. Ich entdeckte die Stirnwunde bald. Um meine Geſellſchafterin nicht zu ängſtigen, und da wir von unſerer Station nicht entfernt ſein konnten, verſchwieg ich's, und band ein Tuch feſt um den Kopf, das Bluten zu hemmen. Mir ward nicht wohl und ſchläfrig. Ich ſchmiegte mich in die Wagenecke, und fühlte von Zeit zu Zeit, traumhaft dunkel, daß ſich Menſchen mit mir beſchäftigten.

Ich ſchlug endlich, von wohlthätigem Schlaf erwachend, am hellen Morgen, und mit nicht geringem Erſtaunen, die Augen auf. Ich lag auf einem Strohſack am Boden, in elender, doch warmer Bretterkammer, bedeckt von meinem Mantel und Reiſepelz. Neben dem Strohſack ruhte auf beiden Knien Magdalene; ihre Augen waren rothgeweint. Sie zog, als ich aufſah, erſchrocken ihre Hand zurück, die meine Hand in der Nähe des Pulſes gehalten hatte. Ich ſtarrte das ſchöne Geſicht unverwandt an, und glaubte wirklich im

Traum zu ſehen. Magdalene glich einer Bildſäule. Sie ſtarrte auch mich an, ängſtlich, ohne alle Bewegung. Endlich hört' ich ihre Stimme und vernahm ſie mit wunderbarem Grauen. Denn meinem Gehör und Geſicht konnt' ich nicht länger Glauben beimeſſen, und doch bei vollſtem Bewußtſein, daß ich wache, empfing ich die deutlichſten Ueberzeugungen, daß ich träume.

„Ach Gott! kennen Sie mich nicht?“ fragte ſie halblaut im reinſten Deutſch, das zwar etwas fremdartig von ihren Lippen tonte, aber ſehr gut ausgeſprochen wurde.

„Was iſt denn?“ fragt' ich erſchrocken, und richtete mich, auf den Ellbogen geſtützt, empor: „Wo bin ich? Was geht hier vor?“

„Beruhigen Sie ſich, um Gotteswillen!“ ſagte ſie: „Sie ſind wohl verſorgt. Strengen Sie ſich nicht an. Wie befinden Sie ſich? Befehlen Sie Thee?“

Ich rieb mir die Augen, betrachtete ſie und ſagte: „Sie ſind ja meine Reiſegeſellſchafterin. Was führt Ihnen ſo plötzlich die deutſche Sprache zu?“

„Ach, die Angſt!“ ſagte ſie beſtürzt und erröthend, indem ſie aufſtand vom Boden.

„Wie? Sie reden die deutſche Sprache?“ rief ich: „Und auf der ganzen langen Reiſe raub-

ten Sie mir das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten?"

Sie schien betreten, entschuldigte sich stammelnd und lenkte davon ab auf das Einzige, was sie jetzt das Wichtigste nannte, auf mein Befinden. — Außer einem leichten Schmerz am Kopfe befand ich mich vollkommen gesund, so daß ich heiter vom Strohlager aufsprang. Nun erblickte ich mich in meinen Kleidern, die vom Blut starrten, und erfuhr den Zusammenhang der Begebenheit.

Als ich nämlich am gestrigen Abend auf Petrowitschens Reden nichts mehr erwiederte, glaubten er und meine Gesellin, ich schlummere. Aber da man vor der Herberge hielt, fand man mich im Wagenwinkel unnatürlich zusammengesunken, beim Licht der hereingebrachten Laterne bleich, blutig, leblos. Man trug mich in diese Kammer, auf dies Stroh. Es gelang nach langer Mühe, mich aus der Ohnmacht zurückzuringen; mir einige Tassen Thee einzuflößen; meine Stirnwunde frisch zu verbinden. Dann verfiel ich in natürlichen Schlaf, der die ganze Nacht ununterbrochen währte. Ich erinnerte mich von Allem nichts. So erzählte mir Helene.

Während die Hände meiner schönen Pflegerin nachher draußen in der Küche das Frühstück bereiteten, kam auch der treue Petrowitsch voll großer

Freude, mich wieder hergeſtellt zu wiſſen. Von ihm erſt vernahm ich das Rührendſte des ganzen Hergangs. Helene hatte im erſten Augenblick, bei der Entdeckung meines Zuſtandes, beinahe das Bewußtſein verloren. Dann war ſie in troſtloſen Schmerz übergegangen. Helene war's geweſen, die unter tauſend Thränen mir ſelber das Blut vom Geſicht gewaſchen, meine Wunde gereinigt, dann mit einem ſchwarzen Taffetyflaſter bedeckt und verbunden hatte. Durch nichts war ſie zu bewegen geweſen, mich in meinem Zuſtand zu verlaſſen. Sie ſelbſt hatte die ganze Nacht neben mir gewacht, indeſſen Petrowitſch dicht an der Bretterwand im andern Zimmer ruhen konnte. Er glaubte gehört zu haben, daß ſie von Zeit zu Zeit leiſe geweint; doch aus Furcht, Geräuſch zu machen, oder ihr zu mißfallen, hatte er nicht gewagt, hereinzukommen.

Petrowitſchens Erzählung rührte mich ſehr. Ich war froh, ihm die Gemüthsbewegung verbergen zu können, da er mich verließ. Nein, dies Mädchen konnte keine Sünderin ſein, und — ſelbſt wenn ſie's wäre! dacht' ich.

Man hatte faſt all unſer Reiſegepäck in dieſe Schmerzenskammer gebracht, weil man vermuthlich langen Aufenthalt vermuthete. Ich wechſelte die durchblutete Wäſche und Kleidung gegen friſche

um. Und als endlich Helena mit dem Frühlicht hereintrat, wie eine glühende Aurora, und ſie es auf eine der Kiſſen niederſetzte, konnt' ich mich nicht erwehren, zu ihr zu treten, ihre Hand zu küſſen, und mit Thränen im Auge ſie als Retterin meines Lebens zu begrüßen.

„Ja doch,“ ſagte ſie mit dem ſeligen und doch verſchämten Lächeln einer Hebe, „eines Lebens, das Sie vorher im Begriff waren, für mich zu opfern!“

O Jeremias, ſollteſt du jemals die Klänge deutſcher Sprache von dieſen Lippen küſſen hören, — ſie geſtalten ſich wunderbar, bekannt und doch fremd, wie Seufzer des Frühlings in einer Windharfe, — wahrlich, die Töne der italieniſchen Zunge würden dir, neben dem Wohllaut und der Macht deutſcher Rede, wie zimperliches Hackbret-Geklimper klingen, neben dem Silbergeräuſch eines Tonkugels.

Wir reiſeten den nämlichen Tag noch bis Odeſſa. Welche zärtliche Sorgfalt trug ſie für meine Kurmonate! Vor dem Abfahren verband ſie dieſelbe eigenhändig noch einmal. Aber Jeremias, du wirſt den erſten, deſſen Naſen beißen, die den Kopf zu zerſchlagen, um von ſolchen Fratzen geheilt zu werden. Und dabei glänzte eine Thräne des Mitleids in ihren blauen Augen. Wie viel

aber dagegen müßten auch die von Peschiera anrückenden französischen Truppen nicht in die Stadt ziehen. Beauvoil bewilligte in der gefahrvollen Lage, worin er sich zwischen rasenden Volkshaufen befand, Alles, doch auf Genehmigung des den Oberbefehl führenden Generals Balland bin. Balland aber schickte statt dessen folgende Bedingungen: Binnen drei Stunden Entwaffnung aller Bauern und Bürger; Wiederherstellung sichern Verkehrs; schnelle Genugthuung für den Mord aller Franzosen; sechs Geiseln nach Auswahl.

Der Lärm dauerte fort; eben so das Feuer zwischen der Stadt und den Vesten. In der Nacht plünderte das Volk die französischen Magazine. Man verlangte, die Vesten mußten gestürmt werden. Tags vorher schon waren Boten zum General Laudon geeilt, seinen Anzug, zum Beistand Verona's, zu beschleunigen.

Der Tag brach an. Man unterhandelte und kämpfte durch einander. Das Feuer zwischen der Stadt und den Schlossern dauerte fort. Die Franzosen machten fruchtlose Ausfälle. Der venedische Senat, von Allem belehrt, befahl dem General-Proveditore zu Vicenza, den Veronesen mit Mannschaft und Geschütz Hilfe zu bringen. Er brachte ungefähr zweitausend Mann.

Die Franzosen sahen die Menge der Belagerer stündlich sich mehren, und mußten eine über-

hatt' ich dieſer Wunde zu danken! Auch ihr Mund war dadurch für mich entſiegelt. Und wie viel hätt' ich gern von ihr hören mögen, nun Petrowitſch nicht mehr unſer Sprachrohr war. Der einzige Tag mußte mich für das Schweigen der ganzen Reiſe entſchädigen.

An freundlichen Vorwürfen von mir, du kannſt es leicht vermuthen, fehlte es nicht, daß ſie mir, mit unbegreiflichem Eigenſinn und mit eitler Verſtellung, in den langweiligen Einöden der ruſſiſchen Wälder und Steppen kein Geſpräch erlaubt hatte. Und doch wußte ſie ſich ſo vollkommen zu rechtfertigen, daß mir ihre Klugheit bewundernswürdiger ſchien, als Penelopens ſchlaue Weberei, um des Odyſſeus Heimkehr zu erwarten.

In verzeihlicher Aengſtlichkeit, eine ſo weite Reiſe mit unbekannten Perſonen zu thun, hatte ſie nämlich alle Waffen der Liſt für ihre Sicherheit benutzen wollen, und ſich, unzeachtet ſie auch deutſch und franzöſiſch ſpricht, einer Stockruſſin gleichgeſtellt; alles blos um ihre Reiſegefährten ſicher zu machen. So hatte ſie gehofft, ohne erkannt zu werden, alles zu erfahren, was ihr von der Denkart der Mitreiſenden wichtig, gefährlich oder vortheilhaft werden konnte. v.

Aber ich vermuthe, weil ſie doch ſchon in Charkow gewußt, ich wäre ein deutſcher Edelmann, ihre geheime Abſicht ſei zugleich geweſen, einen

unzerbrechlichen Riegel aus der ruſſiſchen Sprache zu ſchaffen, vermittelſt deſſen ſie allen möglichen Vertraulichkeiten oder läſtigen Galanterien den Weg ſperren werde, die auf langer Reiſe ſo leicht möglich werden. Darum, ohne Zweifel, hatte ſie auch in den erſten Tagen das Schwerfällige und Linkiſche ihres Ganges und aller ihrer Bewegungen geheuchelt, bis ſie mehr Vertrauen zu mir gewonnen hatte, oder bis ihr dieſe Art Bürde ſelber zu ſchwer ward. Denn für ein Mädchen kann doch keine Verſtellung ſchwieriger ſein, als erkünſtelte Häßlichkeit.

Uebrigens verhehlte die liebenswürdige Heldin nun ſelbſt mancherlei andere kühne Entwürfe nicht, die ſie in ihrer Furchtſamkeit geſponnen hatte. Sie war entſchloſſen geweſen, bei jeder Verletzung der Achtung, die ſie erfahren haben würde, in den Steppen zurückzubleiben. Ja, in dem Reiſeſäckchen, das ſie ſtets bei ſich trug, führte ſie ſogar ein kleines Arſenal; ſie zeigte mir ein geladenes Terzerol und einen Dolch mit koſtbarem Griff.

Es ſchien jetzt, als fühle auch ſie, wie ich, die Begierde, ſich für das anhaltende Schweigen in vollem Maaße durch ununterbrochenes, trauliches Geplauder entſchädigen zu müſſen, und ſich der Neigung zu einer Mittheilung hinzugeben, die nirgends natürlicher iſt, als im langen, einſamen

Beiſammenleben auf der Reiſe, als da, wo man durch Gewohnheit und ſtündliches Sehen einander Bedürfniß, und durch Ablegung des Zwanges, wie im häuslichen Kreiſe, heimathlich-bekannt und vertraut wird. Hier lies, was ich von ihr über ſie erfuhr.

Helene, die auch durch den franzöſiſchen Erziehungsſchnitt der großen Häuſer in Rußland Lenette heißen mußte, ſtammt aus einer achtungswürdigen Familie in Polen, die, in der Revolution unter Kosciusko, geächtet ward, und zu Grunde ging. Ihr Vater blieb ſeitdem der Regierung verdächtig, nahm aus Armuth im Jahre 1809 franzöſiſchen Kriegsdienſt und iſt nachher im Auslande geſtorben. Ihre Mutter, eine Deutſche, begab ſich darauf zu einer Schweſter nach Rußland, die dort, einem der reichſten Adlichen vermählt, auf deſſen Gütern im Gouvernement Moskau lebte. Dieſe würdige Frau vertrat, nach dem Tode von Helenens Mutter, die Stelle derſelben vollkommen bei ihrer Nichte, welche ſie, weil ſie ſelber kinderlos war, als ihr eigenes liebte.

Doch Helenens Himmel ſchwand bald, da ſie ihr ſiebenzehntes Jahr erreicht hatte, mit dem Leben ihrer Pflegerin. Der verwittwete Alteroheim beging dann die Thorheit, eine junge Frau zu heirathen, deren geringſter Fehler an der Seite des betagten Eheherrn eine ſehr verdächtige Gefäl-

ſucht war. Die ehemalige Stille und Einfalt des Schloſſes ward durch Prachtaufwand und rauſchende Feſte verdrängt. Helene mochte die Blicke und Neigungen der Fremden und Gäſte zuweilen mehr an ſich ziehen, als es der guten Laune einer gebietenden Dame zuträglich ſein konnte, die allein gefallen wollte. Alſo erſchienen für das Mädchen die Tage, an welchen es empfand, daß es eine verlaſſene Waiſe ſei. In dieſer Lage kam ihr die Bekanntſchaft und der Schutz eines benachbarten Grafen in der Nachbarſchaft zu ſtatten, welchen ſie, ſowohl wegen ſeines vortrefflichen Gemüths, als wegen ſeines hohen Alters, ſchon lange gewohnt war, Vater zu nennen und als Vater zu lieben. Dieſer nahm ſie zuletzt aus dem Hauſe zu ſich, wo ſie manche unzarte Behandlung hatte dulden müſſen, und führte ſie auf ſeine Güter, wo ſie in dem angenehmen Verhältniß einer dankbaren Tochter zu dem wohlthätigen Greis lebte.

Allein die ehrerbietigen Zuneigungen der Tochter erweckten in der Bruſt des guten Alten nach und nach zärtlichere Gefühle, als die eines Vaters zu ſein pflegen, und entzündeten unter dem Schnee ſeines Lebenswinters noch ein Feuer, welches nur die Pein der Jugend zu ſein pflegt. Er entdeckte ihr ſeine Gefühle und trug ihr ſeine Hand an, verbunden mit einem beträchtlichen Theil ſeines Vermögens, welches im Stande war, ihr Loos nach

ſeinem Tode zu ſichern. Helene, welche unmöglich die bisherige Stellung als Tochter, zu demſelben Manne mit der Stellung als Gattin, vertauſchen konnte, lehnte eine Güte ab, die ihr Grauen erregte und die ſie doch ehren mußte. Obgleich ſich der alte Graf darum in ſeinen freundſchaftlichen Geſinnungen für die ſchöne Waiſe nicht änderte, trat dennoch in beide Verhältniſſe ein geſpanntes, unliebliches Weſen, das ſich mit aller Mühe nicht überwinden ließ.

Zu dieſer Verſtimmung des vorigen Einklangs fügte ſich in kurzer Zeit ein neues Uebel, als der Sohn des Grafen aus Petersburg zum Beſuch eintraf. Den Schilderungen nach, welche Helene von ihm gibt, muß es ein Wüſtling ſein, wie ihn halbe Bildung, flache Grundſätze und großer Reichthum leicht machen können. Ohne Tugend, und ohne Glauben daran in weiblichen Herzen, verfolgte er mit ſeinen Anbetungen Helenen ſchon in den erſten Tagen; und bei wachſender Leidenſchaft, bat er zuletzt um ihre Hand zur Vermählung, trotz ſeiner frühern Schwüre, ſich nie durch ein Ehband feſſeln zu laſſen.

Während die ſchöne Waiſe von dieſer Seite gefoltert wurde, ward ſie anderſeits nicht minder durch die Eiferſucht des alten Grafen gequält. Dieſer war in ſeinem Innerſten empört, den entarteten Sohn als Nebenbuhler erblicken zu müſſen.

Es mag zu harten Auftritten zwiſchen beiden gekommen ſein, in welchen der Sohn wohl ſeines Vaters nicht geſchont haben wird; denn der Greis fühlte ſeine Kräfte vom täglichen Verdruß ſo aufgerieben, daß er ſelber für ſein Leben fürchtete. Und in Beſorgniß Helene konne früher oder ſpäter noch Beute des Sohnes werden, und um dieſen Triumph zu vereiteln, war er es ſelbſt, der Helenen rietd, der Gefahr durch heimliche Abreiſe zu entrinnen. Sie ſchien ihm aber weder in Moskau, noch in Petersburg geborgen genug. Einem ſeiner älteſten und vertrauteſten Freunde, der mit einer liebenswürdigen Familie ſeit einigen Jahren in Odeſſa wohnte, empfahl er ſie. Und als Helena, die keine andere Rettung kannte, einwilligte, ſtattete der Graf ſie nicht nur reichlich mit Reiſegeldern aus, ſondern verhieß auch, ihr eine ſorgenloſe Zukunft zu bereiten.

Auf ſeine Veranſtaltung ward ſie, während nachher vorgegeben werden ſollte, ſie wäre nach Petersburg abgereiſt, gen Moskau geführt, und von hier in guter Geſellſchaft nach Charkow, wohin ſie durch ein achtbares Haus von Moskau Empfehlungen mitnahm. In Charkow aber ſollte ſie als eine nach Odeſſa gehende Gouvernante gelten.

Dieſer von ihr angenommene Stand, ſo wie ohne Zweifel noch mehr ihre Jugend und Anmuth verleideten ihr bald in dem Hauſe zu Charkow den

Aufenthalt, wo eine Menge ſtudirender Adlichen und ruſſiſcher Offiziere täglichen Zutritt hatten, die ſich gegen eine hübſche Gouvernante manche Freiheit erlauben zu dürfen glaubten. Ungeachtet es ihr nicht an Mitteln fehlte, ſich eine Reiſe der bequemſten Art nach Odeſſa zu bereiten, ward ſie doch durch Unerfahrenheit und eben ſo ſehr durch ihre Furchtſamkeit gehindert, ſich unbekannten, gemietheten Menſchen auf einer langen Reiſe anzuvertrauen. Denn ſie kannte die gewöhnliche Denkart ſolcher Miethlinge in Rußland. Daher wartete ſie mit Sehnſucht auf Gelegenheit, die Reiſe mit Sicherheit in anſtändiger und angenehmer Geſellſchaft zu thun.

Nun ward meine Rückreiſe nach Odeſſa bekannt und daß mich eine ältliche Dame dahin begleite. Sogleich mußte einer von den Bekannten des Hauſes, der mit mir Umgang hatte, um einen Platz in meinem Reiſewagen werben. Aus übermäßiger Aengſtlichkeit, um in den Steppenländern den Leuten nicht durch fremde Tracht auffallend zu ſein, legte ſie über ihre häusliche Kleidung gemeine, ruſſiſche Weibertracht an. Den ehrlichen Petrowitſch, den ſie ſchon am Abend vor der Abreiſe im Wirthshauſe zu Charkow kennen gelernt und den ſie über mich und die Minerva vollkommen ausgefragt hatte, wußte ſie durch Freundlichkeit und ein gutes Trinkgeld an ſich zu gewinnen. So war ſie

gerüſtet, das Abentheuer der Reiſe zu beſtehen, als die plotzliche Sinnesänderung der grämlichen Minerva, nicht mit uns zu gehen, ſie in ihrem Entſchluß erſchütterte. Nur Petrowitſchens Vorſtellungen und dringende Bitten, und der Widerwille, in das ihr nicht angenehme Haus von Charkow zurückzugehen, auch ſogar — wenn ich es nicht als höfliche Schmeichelei nehmen muß — ein gewiſſes Vertrauen einflößendes Etwas meiner Geſichtszüge, — ich glaube, jedes Frauenzimmer hat zur Phyſiognomie angebornes Talent, — genug, das alles überwog endlich ihre Bedenklichkeiten. Dennoch nahm ſie ihren Platz lieber neben Petrowitſch, als mir, und ſchwatzte, mich zu betrügen, ruſſiſch, weil ſie wußte, ich verſtünd' es nicht.

Hätt' ich denn je glauben ſollen, daß ein Loch im Kopf mir, mitten in der ſcythiſchen Wüſte, mitten im Winter, einen der Paradieſes-Tage meines Lebens geben konnte? Wie ſchweſterlich-traulich die ſchöne Waiſe da neben mir plauderte! Und wie es mich von ihren Lippen entzückte, zu hören, daß nur Blödigkeit, nur Furcht, ihr Betrug könnte mein Wohlwollen gegen ſie beeinträchtigen, ſie zurückgehalten habe, mir ſchon früher zu geſtehen, daß ſie der deutſchen Sprache mächtig ſei. Schon am Tage nach dem Verluſt bei Pultawa, wo, wie Karl XII den Sieg, ſie den Stiefel eingebüßt

hatte, — noch mehr am zweiten Tage nachher, als ich, aus Zartgefühl für ſie, keinen Anſpruch auf den Wagen gemacht, und die Nacht im Unflath einer ruſſiſchen Haiden-Kneipe zugebracht hatte, war ſie für mich — warum ſollt' ich dir denn, Jeremias, nicht ihre Worte ſchreiben? — mit Zutrauen und Ehrfurcht erfüllt und wollte ſie mich gern anreden und entſchädigen. Ja, nun erfuhr ich, ſie hatte mich in jener Nacht mehrmals geſehen, wie ich aus dem Hauſe trat und leiſe um den Wagen ſchlich und lauſchte, als wollt' ich ihren Schlummer behorchen und ihre Sicherheit bewachen.

Dagegen erzählt' ich ihr von meinen Reiſen und Verhältniſſen recht ehrlich, um Zuverſicht mit Zuverſicht zu erwiedern. Ich erzählte von unſerm ehrſamen Städchen, von Dir, edler Jeremias, von Allem. Nur von den beiden Helenen, die ich ſchon geliebt, ſagt' ich keine Silbe; noch weniger wagt' ich ihr zu geſtehen, daß ſie die einzige Helene ſei, die ich lieben könne und werde.

Als Petrowitſch ſeinen Roſſen zum letztenmal vor Odeſſa das Futter gab, legte Helena in einem Haidehof ihre ruſſiſche Tracht ab, mit der ſie der armen Wirthin ein überraſchendes Geſchenk machte. Ich kannte ſie kaum wieder. Schöner war einſt die meergeborne Aphrodite nicht aus dem Schaum der Wellen hervorgeſtiegen, als dieſe ſar-

matiſche Grazie aus den groben, ſteifen Pelzen und Kitteln einer ruſſiſchen Bäuerin.

Sie war feuerroth und ſenkte ſtumm die Augen, als ſchämte ſie ſich ihrer eigenen Anmuth, da ſie meine Ueberraſchung bemerkte, und wieder, da ſie im Wagen neben mir ſaß, und ich beide Hände vor meine Augen legte und ſagte: „Ich darf Sie nicht mehr anblicken!“ Sie wollte mir nachher einen kleinen Verweis geben, daß ich nun andern Ton anſtimme, als auf der Reiſe. Aber ich wurde, je näher wir Odeſſa kamen, in vollem Ernſt traurig. Denn nun ſollt' ich ſie verlieren, die mir ſo lange ausſchließlich angehört hatte.

„Nicht doch, ich erwart' es von Ihnen,“ ſagte ſie halblaut und mit rührender Schüchternheit, „ich erbitt' es von Ihnen, entziehen Sie mir in Odeſſa die Güte nicht, die Sie mir bisher gewährten. Ich bin fremd dort, — ich kenne ja die Familie nicht, der mich mein Wohlthäter, der Graf, empfohlen hat. Wenn ich nun eines Schutzes, eines weiſen Rathes bedürfen ſollte, an wen müßt' ich mich wenden? Niemand weiß ja ſo ſehr, wie verlaſſen ich ſtehe, wie beklagenswürdig!“ — Hier floſſen ihre Thränen ſtillperlend über ihre Wangen. Ich hatte naſſe Augen. Reden konnt' ich nicht. Ich nahm zitternd ihre Hand und drückte dieſelbe an meine Bruſt. Daß ſie mir dieſe Hand darauf nicht entzog, war die höchſte Gunſt, welche ſie ge-

reichiſche Heerſäule im Anzuge. Sie litten Mangel an Brod. Indem entdeckten ſie vom Schloſſe St. Felice herab einige franzöſiſche Schlachthaufen, die ſich der Stadt näherten. Es war General Chabran mit zwölfhundert Mann. Die Veroneſen vertheidigten die Stadt gegen ihn. Gefechte und Unterhandlungen dauerten, bis man erfuhr, der Friede zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſei abgeſchloſſen. General Viktor rücke mit ſechstauſend Franzoſen an. Da allgemeine Beſtürzung. Die venediſchen Proveditoren machten ſich davon. Die Veroneſen bewilligten vierzigtauſend Dukaten Brandſchatzung, Eigenthum und Leben gegen jede Rache zu ſchützen. Die Bauern wurden entwaffnet, die venediſchen Kriegsvölker mit Waffen und Gepäck nach Vicenza entlaſſen.

Während jener Vorfälle, da man in Venedig noch auf den Ausgang des veroneſiſchen Aufruhrs geſpannt war, begegnete in Venedig ſelbſt ein nicht minder trauriger Vorfall. Franzoſen und Venediger erzählen die Veranlaſſung verſchieden.

Am 20. April des Abends ſah der venediſche Befehlshaber der am Eingange des Hafens gelegenen Veſte Lido drei bewaffnete Schiffe kommen. Er ließ ihnen verbieten, ſich zu nähern. Zwei derſelben, die hintern (es waren öſterreichiſche Korſaren), kehrten um. Das vorderſte,

währte. Stumm ward ſie; ſtumm blieb ich. Aber dies Schweigen war noch unendlich ſchöner, als unſer Reden den ganzen Tag geweſen war. Es ſchlich von den Fingerſpitzen zum Herzen eine milde, wunderbare Gluth, und das bisherige edle Vertrauen unter uns verwandelte ſich in eine fromme Vertraulichkeit, in ein Einverſtändniß gegenſeitig zufriedener, argloſer Seelen, das keiner Worte bedurfte, um feſter zu werden.

Der Wagen rollte in Odeſſa hinein durch die Straßen. Sie flog vor dem beſten Gaſthof der Seeſtadt ab. Als ich Helenen verſorgt wußte, führte mich der treue Petrowitſch in meine ſtille Wohnung.

7.

Die Heimfahrt des Philhelenen.

Konſtantinopel im Juni 1823.

He, frommer Jeremias, erſchrickſt du nicht, dieſes Briefpäckchen aus der Reſidenz der Ungläubigen zu erhalten? Nimm daran kein Aergerniß, Jeremias; der Padiſchah der Ungläubigen, obgleich er alle Chriſtenheit gern in ihrem eigenen Blut erſäufen mögte, iſt darum nicht minder ein ganz ehrenwerther Herr, den alle chriſtliche Politiker beim löblichen Werk der Chriſtenausrottung in Griechenland begünſtigen müſſen. Dieſe Griechen

sind Rebellen und verdienen allerdings Züchtigung, daß sie sich nicht mit tausend Freuden von den Pascha's und Bey's plündern, schinden, schänden, in den Koth treten ließen, ja, daß sie sich anmaßten, Menschen, gleich edeln Türken, seyn zu wollen.

Freilich mir hat in Odessa mehr als einmal das Herz geblutet, wenn ich da die Tausende von hellenischen Flüchtlingen in ihrem Elend sah! Du hast von dem Schauspiel keine Vorstellung, als im Frühjahr 1821 plötzlich die Menge dieser Menschen Odessa und Bessarabien überschwemmte. Fürsten, Bettler, Weiber, Kinder, Kaufleute, Schiffer. Die Auswanderung der Griechen dauerte den ganzen Sommer. Ihr Erstes und Letztes war die Verzweiflung. Sie kauften alle Arten Waffen auf, alte Säbel, Gewehre, Riemenzeug u. dgl., was die Russen nicht gebrauchten, die dabei guten Gewinn machten; ließen Uniformen machen, schwarze Kittel, schwarze ungeheure Hosen; zogen dann zur Rache in den Kampf, und wurden großentheils aufgerieben. Die dem Untergang Entkommenen und Zurückgekehrten schlichen nun traurig und oft als Bettler umher; andere nährten sich kümmerlich mit allerlei Gewerb, legten Kaffee- und Billardhäuser an; viele gingen in's Innere. In allen Kirchen Rußlands wurden Liebesfeuern

für ſie geſammelt, wovon ihnen monatlich kleine Gehalte gereicht wurden.

Die Muſelmänner betrachten die Griechen ungefähr ſo, wie wir bei uns zu Lande die Juden. Wenn ſich in irgend einem chriſtlichen Staate plötzlich alle Juden empörend unter die Waffen ſtellen würden, um ihren vielhundertjährigen Entehrungen und Bedrückungen ein Ziel zu ſetzen, was würden unſere Chriſten ſagen? Den Juden Recht widerfahren laſſen? Ich zweifle ein wenig. Und noch minder werden ſich die Moslemim gefallen laſſen, jemals den trotzigen Forderungen der Griechen nachzugeben, obgleich dieſe in meinen Augen alles Recht haben, die Türken zu verjagen. Denn dieſe Barbaren, aus Aſien gekommen, ſind nur Eroberer vom Erbtheil der Griechen. Du begreifſt jedoch, einſichtsvoller Jeremias, daß ſolche Erbſchaftsgeſetze nicht im Codex der türkiſchen Politik gelten. Da gilt das poſitive Recht über alles göttliche Recht hinaus und das beati possidentes.

Du magſt es mir auf mein Wort glauben, daß ich in Odeſſa der eifrigſte und treuſleißigſte Cicerone der ſchonen Helena ward. Ich beſorgte ihr vor Allem weibliche Dienerſchaft, mit Hilfe daſiger Freundinnen; führte ſie in die Familien, kreiſe ein, die mir ſeit Langem offen ſtanden, und begleitete ſie in das palaſtähnliche Haus ihres kunſ-

tigen Beſchützers, dem ſie durch den alten Grafen, ihren ehemaligen Wohlthäter, empfohlen war. Sie ward mit großer Auszeichnung aufgenommen; doch zog ſie vor, ſtatt der Zimmer, die ihr in dem Hauſe des Schirmherrn bereitet werden ſollten, eine von ihr ſelbſt ausgewählte Privatwohnung zur Miethe zu nehmen. Denn der alte Schirmherr konnte ihr nicht ganz gefallen. Er bezechte ſich in der Regel täglich und war nur des Morgens nüchtern. Seine Familie, die Helenen durch ihren Pflegvater, als „liebenswürdig“ geſchildert worden war, was ſie auch vermuthlich vor zwei bis drei Jahrzehnten geweſen ſein konnte, beſtand aus einigen alten, ſpielſüchtigen, mediſanten Damen, an denen weder viel Liebliches noch Würdiges zu entdecken ſtand.

Der alte Herr bei Moskau hatte demnach ſeine allzugeliebte Tochter übel berathen gehabt, weil er ſich der Flüchtigkeit der Zeit und der Nichtigkeit des Schonen nicht erinnerte. Aber noch weit triftigern Grund gab er ſeiner ſchonen Waiſe zur Klage oder doch Unruhe, daß er ſeine Verſprechen vergeſſen zu haben ſchien, ihrer auch in Odeſſa als wohlthuender Schutzgott zu gedenken. Vergebens ſchrieb ſie ihm. Es erfolgte keine Antwort. So vergingen zwölf Wochen ohne Nachricht.

Sie aber, ziemlich gleichgültig, lächelte in ewiger Heiterkeit, ſo oft ich ſie im Kreiſe unſerer

Freunde sah, oder sie mich zu sich in eine Abendgesellschaft mit andern einlud. Denn gleich nach der ersten Woche ihres Aufenthalts zu Odessa hatte ich das Glück verloren, sie uneingeladen sehen zu dürfen. Ich gestehe dir's offen, Jeremias, was du beim Lesen dieser Zeilen über jenes beständige Schweigen des alten Grafen und Helenen's muntern Sinn dabei argwohnen magst, — das fing auch ich an, zu argwohnen. Die ganze Geschichte des Mädchens konnte ein wohlersonnener Roman sein; denn, wäre sie reine Wahrheit gewesen, wie hätte der überzärtliche Pflegevater sie so lange antwortlos lassen, oder wie hätte sie so gelassen bleiben können?

Freilich, warum hätte sie mich mit einem Mährchen betrügen sollen? Allenfalls ihre volle Goldborse zu entschuldigen, die mir durch die Aeusserungen der Minerva von Charkow schon verdächtig geworden war? Ich konnt' es nicht glauben. Und wenn ich sie dann sah, dies edle Antlitz sah, welches das Bewußtsein der reinsten Unschuld in allen zarten Zügen trug, welches jeden schon durch Anschauen für die Tugend begeisterte, — nein, ein Mädchen von kaum neunzehn Jahren konnte diesen höllischen Mißbrauch mit ihrer Engelsmaske nicht treiben. Und am Ende, Jeremias, wäre sie eine ganz gemeine Abenteurerin gewesen,

die auf bloße Glücksjagd ausging, — — ich, der ſie anbetete, ich hätte ſie auch dann noch geliebt. Sie konnte nicht ganz verdorben, ſie konnte noch errettbar ſein. Ich hatte ſie bekehrt.

Das Räthſel löſete ſich unerwartet. Eines Morgens ließ ſie mich ſelber zu ſich kommen. Eine Seltenheit! Ich fand ſie allein, blaß, mit verweinten Augen. Sie entfernte ihre Dienerinnen. Dann wandte ſie ſich mit gezwungener Faſſung zu mir, und ſagte: „Nun ſehe ich wirklich verlaſſen in Gottes weiter Welt. Was ſoll ich beginnen? Wohin mich nun wenden? Ich habe Briefe von meinem guten Vater erhalten. Er iſt nicht mehr unter den Lebendigen, der Gute! Leſen Sie die Briefe. Dort liegen ſie. Dann rathen Sie einer Rathloſen, die nur allein Ihnen volles Vertrauen geben kann und will.“

Ihr Schmerz, der ſich in ſtille Thränen ergoß, ihre Worte hatten mich erſchreckt. Ich ging zitternd zu einem Spiegeltiſch, auf welchem mehrere Briefe in franzöſiſcher, einer in ruſſiſcher Sprache, neben offenen Wechſeln lagen. Nachdem ich mit Erſtaunen und haſtig die franzöſiſchen Briefe geleſen hatte, bat ich um Ueberſetzung des ruſſiſchen. „Er enthält nichts,“ ſagte Helene, „als freundſchaftliche Zeilen des treuen Schloßverwalters, der mir immer ſehr ergeben war, mit der Anzeige

vom Tode des Grafen, der ihm auf dem Sterbebette angedeutet, wo er zwei versiegelte Briefe für mich finden würde, die er mir ohne Verzug überschicken müsse."

Die Briefe des Grafen, voller Kummer und Zorn über seinen Sohn, der wieder in Petersburg war, geschrieben unter Vorgefühlen des nahen Todes, athmete noch die zärtlichste Leidenschaft für Helenen. Ich vergaß Helenens Betrübniß unter den Schmerzensausdrücken des unglücklichen Greises, dessen rührende Klagen mir Thränen in's Auge lockten. Er sandte der Tochter, die er noch am Rande des Grabes mit jugendlicher Gluth vergötterte, eine — ich muß sagen ungeheure Summe in Wechselbriefen auf verschiedene Häuser in Odessa und Moskau. Es war ein reiches Vermögen; es schien eine Art Enterbung des Sohnes zu sein.

„Was wird nun aus mir werden?" sagte Helena schluchzend.

Nachdem sie ruhiger geworden war, erwiederte ich ihren wiederholten Fragen: „Der edle Greis hat väterlich für Ihre Zukunft Sorge getragen. Nur eins ist zu befürchten: der Sohn kann die Verschenkung so beträchtlicher Summen als eine Beeinträchtigung seiner Rechte, als eine Beraubung seiner Erbschaft ansehen. Wollen Sie sich nicht freiwillig entschließen, das, was Ihnen der letzte Wille Ihres würdigen Freundes zuwies, dem

Sohne zurückzuschenken, wozu ich nicht rathe, weil Sie Ihr neues Eigenthum mit Recht besitzen: so kann er, im Fall er Ihren Aufenthalt erfährt, Ihnen einen Prozeß darüber zuweisen. Ja, es ist noch mehr zu fürchten, er kann nach Odessa kommen und seine vorigen Zudringlichkeiten erneuern. Denn wer steht dafür, daß er Ihren jetzigen Wohnort nicht durch den Schloßverwalter, der von ihm nun abhängig ist, oder durch einen vergessenen Zettel seines Vaters, oder durch einen Ihrer eigenen, vielleicht unvernichtet gebliebenen Briefe, oder auf irgend andere Weise von Odessa aus, erinnert? Gehen Sie nach Deutschland zurück, verlassen Sie diesen Boden, an den Sie nichts mehr fesselt! Auch wenn Sie das zurückgeben wollten, was Sie rechtmäßig besitzen, und das Ihnen von Niemandem mit Recht zurückgefordert werden kann, sind Sie ja nicht verlassen, wie Sie glauben. Ich besitze ein mäßiges Vermögen auf deutscher Erde. Theures Fräulein, was ich habe, ist Ihr Eigenthum."

So ungefähr sprach ich. Was ich noch weiter sprach, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß sie bei meinen letzten Worten erröthete; daß ich auf den Knien vor ihr lag; daß ich ihre zitternde Hand mit Küssen bedeckte; daß sie mich aufhob; daß sie, ich weiß nicht, was zu mir sagte; daß sie weinend an meine Brust sieł; daß wir lange stumm

blieben; daß wir uns beide dann viel, viel zu geſtehen hatten; daß ich erfuhr, ſie habe mich geliebt, ſeit jener Fiebernacht im Wagen, diesſeits Pultawa, und habe ſich in Odeſſa aus Furcht vor ihrer eigenen Leidenſchaft und Schwäche von mir zurückgezogen. Auch weiß ich noch, daß ich an mein eigenes Glück nicht glaubte, und allen ihren zärtlichen Betheuerungen nicht glaubte, bis ſie mir vor dem Altar angetraut, bis ſie mein Weib geworden war und ich mit ihr im Zimmer der Kajüte einſam über das ſchwarze Meer gen Konſtantinopel ſchwamm, einſam wieder mit ihr, wie auf der reizenden Fahrt von Charkow zum Pontus Euxinus.

In meinem Leben hatt' ich nicht ſo viel Geſchäfte, als die letzten achtzehn Tage in Odeſſa; in meinem Leben keine lieblichern. Denn Alles geſchah für ſie. Und wie lohnte ſie mich, die Göttliche! Da mußt' ich für Einkäufe der Reiſebequemlichkeiten ſorgen, für Verwandlung ihrer Wechſel in Papiere auf Wien, Augsburg, Frankfurt, London, die du nun alle in Händen haſt; da mußt' ich, wegen der Päſſe, von Pontius zu Pilatus, zu zehnerlei mußigen Schreibern; da mußt' ich, laut Polizeiverordnung, meinen und Helena's Namen, mit Anzeige, daß wir Odeſſa verlaſſen würden, dreimal binnen vierzehn Tagen in alle öffentliche Blätter einrucken laſſen; da

mußten Abschiedsschmause besucht werden, — und endlich die Trauung selbst! Sie geschah in Reisekleidern, eine Stunde vorher, ehe wir in das Fahrzeug des braven genuesischen Schiffkapitäns Raguin stiegen.

Wir segelten bei widrigem Winde ab; hatten Regentage; hatten Windstillen; sahen die unreinen Donauwellen, wo sie den dunkelgrünen Wasserspiegel des schwarzen Meers mit ihrem Schlamm vierzig, funfzig Stunden weit trüben; sahen die Küsten Asiens und Europens; endlich das majestätische Stambul, gegenüber Scutari, in einem unabsehbaren Feengarten, — nein, Heeres, glaub' es nicht. Wir beide sahen nichts, als uns beide; alles Andere war uns nur Dekoration. Wir würden den Tod nicht gesehen haben, wenn uns das Meer verschlungen hätte.

Dem Serail gegenüber ward gelandet am 30. April. Wir waren elf Tage lang unterwegs gewesen. Ich hatte schwören können, elf Stunden und keine Minute darüber.

In Pera, wohin wir Empfehlungsbriefe hatten, empfingen wir bequeme Wohnung. In dieser Vorstadt halten sich die meisten Franken oder Christen auf: darum nennen es die frommen Türken vielleicht das Schweine-Viertel. Wir mußten hier länger verweilen, als wir wollten, um bequeme Gelegenheit nach Triest zu erhalten.

eine Brigg mit acht Kanonen und vierunddreißig Franzoſen, von jenen verfolgt, ſetzte ſeinen Lauf fort, warf zwiſchen den venediſchen Schiffen Anker und ſchoß (die Venezianer ſagen, auf ſie; die franzöſiſche Mannſchaft ſagte, es begrüßte das Fort Lido). Jetzt ward von der Veſte, wie von den benachbarten Schiffen, Feuer gegeben. Venediſche Matroſen und Soldaten ſprangen auf die Brigg über und nahmen und plünderten ſie; einige Mann wurden dabei getödtet. Der Senat bezeugte, durch einen Beſchluß vom 22. April, den Hauptleuten und dem Kommandanten von Lido ſeine Zufriedenheit wegen ihres Betragens und belohnte die Mannſchaft der Schiffe, welche die Brigg angegriffen hatten, mit einem Monatsſold. Noch wußte man damals zu Venedig vom Ausgange der Dinge in Verona und vom Friedensſchluſſe von Leoben nichts. Zu gleicher Zeit hatte man auch, weil man auf Laudons nahe Ankunft zählte, die verſchiedenen zerſtreuten kleinen Beſatzungen der Franzoſen zu Chiuda, Caſtiglione, Peſenzano, Chiari und Valeggio überfallen, gefangen oder niedergemacht.

Indeſſen hatten wir buntes, luſtiges Schauſpiel alle Tage. Helena, um mich überall begleiten zu können, verwandelte ſich in einen wunderſchönen Knaben.

In den erſten Tagen unſerer Ankunft ſahen wir die ganze turkiſche Flotte unter dem Donner der Kanonen am Serail vorüberſegeln, wo der Sultan dem Kapudan Paſcha einen koſtbaren Sabel mit großer Feierlichkeit überreicht hatte.

Hoffe aber nicht auf Beſchreibung dieſer Stadt. Du findeſt ſie ja in hundert Büchern. Ich ſah nur Helenen; und nur das Vergnügen, welches ſich über das Fremde und Wunderbare des Schauſpiels in ihren Augen ſpiegelte, ward mein Vergnügen.

Die Hauptſtadt des Padiſchah iſt vollkommenes Aſien in Europa, ein Prachtmantel über Unflath gedeckt, ein vom Ungeziefer zerfreſſenes Paradies. Ja, die Landſchaft rings umher iſt, über alle Herrlichkeit der Einbildungskraft hinaus, reizend. Die Ausſicht, beſonders vom ſogenannten Todtenfelde hinweg über die unermeßliche Stadt, über das von Segeln und Wimpeln belebte Meer, nach Aſien hinüber, findet ſich vielleicht in unſerm Welttheil auf keine ſo entzückende Weiſe wiederholt. Aber der einheimiſche Menſch hier hat dafür keinen ſeiner Sinne ausgebildet. Da ſitzt der Türk, mit verſchränkten Füßen, träumeriſch, die lange Pfeife dampfend, in ſteifer Würde, die der Dummgeſinnigkeit eigen iſt, ſitzt da in ſeinem Zimmer,

oder an der Straße, oder auf der Wacht, oder im Kaufladen, oder sonst wo, — nichts stört ihn aus dem Gedankenmüßstand, als Gaumenkitzel, wilder Zorn, wollüstige Gier, Habsucht, Kitzel des Hochmuths oder was sonst noch ein Thier aus der Ruhe weckt. — Mag's Ausnahmen geben, viele Ausnahmen, besonders in den hohern Ständen — hier gibt's keine Stände, der gemeinste Kerl kann Pascha, der Sklav Großvezier werden und wieder in den Koth zurückfallen — ich rede von den Türken, wie sie in der Masse sich darstellen.

Sie haben von Asien her die orientalische Bestialität, und vom eroberten byzantinischen Kaiserthum das europäische Sittenverderbniß dazu genommen. So wie diese Tataren einst aus dem Gebirge Belur hervorgekommen sind, wild, sinnlich, gebieterisch, unmüssend, so sind sie noch. Sie hängen rohe, wie bildungslose Menschen immer, an dem Altherkömmlichen, am Gewohnten, mit abergläubiger Hochachtung ihrer barbarischen Altvordern. Wie in den Steppen und Gebirgen trugen sie noch, in der Sonnengluth ihrer Sommer, die Pelze, die dicken Turbane; und zu Pferde ihre Stiefelein und Pantoffeln. Wie damals, wie immer der Bildungslose, verachten sie dummstolz Alles, was sie nicht verstehen, was sie nicht sind, was sie nicht glauben. Ihr Militär schleppt sich noch immer, wie damals, in weiter Morgenlands-

tracht, Dolch und Piſtolen im Gürtel. Gar zierlich ſteht dazu ihr Koch und Profos, bunt gekleidet, wie der Hanswurſt, auch mit dem Pritſchholz aufgeſtattet. Wenn nicht Opium oder Fanatismus, macht ſie ihr alleinſeligmachender Glaube an das Fatum tapfer, und gegen die Peſtilenz gleichgültig. Sie mögen kaum der Flamme aus dem Wege gehen, die oft genug ihnen über den Köpfen zuſammenſchlägt.

Ohngefähr ſechs Wochen vor meiner Ankunft in Konſtantinopel waren etwa zwei- bis dreitauſend Häuſer der Vorſtadt Top-Hané abgebrannt. Wir ſahen die weite ungeheure Brandſtätte. Glaubſt du, dieſe Türken würden durch die ewigen Feuersbrünſte vorſichtiger? würden mit ihren ewigbrennenden Pfeifen in dieſen Zundel-Gebäuden behutſamer? würden an feſtere Bauart denken, ſtatt ſich luftige Wohnungen aus Holz und Riegelwerk mit ganz flüchtiger Ausmauerung der Zwiſchenräume in wenigen Wochen aufzuführen? Du biſt im größten Irrthum.

Ein junges Weib, von neunzehn Frühlingen, wie Helena, das alle Lieblichkeiten eines ſüdlichen Himmelsſtriches, und einer nie genoſſenen Freiheit im Knabengewande, und ſogar der ehelichen Flitterwochen in Konſtantinopel genießt, mag das Leben hier ſehr anmuthig finden. Helena ſehnt ſich nicht

hinweg. Sie ſieht die erſten ungetrübten Freuden der Liebe, Jugend und Ungebundenheit auf Rechnung von Stambuls Anmuth. Alles ſcheint zu ihrer Beluſtigung vorhanden. Daß ſie Ende Aprils ſchon Kirſchen, im Mai ſchon Birnen, Aprikoſen, Artiſchoken naſchen kann, iſt ihr Fabelwelt und Eloſium. Zwiſchen den moskowitiſchen Birken und Tannen freilich ward ihr das nicht einmal im Traum geboten. Sie beredet ſich, hier athme und wandele Alles bloß des Genuſſes willen. Und wenn man die zahlloſe Menge der Zuckerbäckereien, Kaffeehäuſer und feilgetragenen Leckereien ſieht, möchte man's beinahe glauben.

Auch die bunten Trachten des Orients, die vor ihr umhergaukeln, beſchäftigen ihre Neugier und Luſtluſt nicht wenig. Die Nationen unterſcheiden ſich durch die Fußuniformen; Turken wandern in gelb n, Armenier in rothen, Juden in blauen, Griechen in ſchwarzen Halbſtiefeln und Pantoffeln. Dort ein reicher Herr in langem, weitem, grünem Leibrock mit grüner, hochgethurmter Mütze, rother Halsbinde, gelben Stiefeln — es iſt ein Stück vom turkiſchen Klerus. Dort eine unförmlich vermummte, geſpenſterartige Geſtalt, ſelbſt Tücher um Stirn und Mund und Naſe geſchlungen — es iſt eine Frau. — Dort ein unerſchlachter Held, mit Dolch und Piſtolen im Gürtel, ſchwarzem Knebelbart und nackgeſchornem

Kopf, auf welchem ein ungeheurer Turban, groß wie das größte Kopfkissen, ruht – es iſt ein türkiſcher Offizier. Dort ein Herr zu Pferde, mitten im heißen Sommer im großen Mantel von Wollentuch über ſeine vielen Unterkleider, eine große Pelzmütze auf dem Kopf, zu Fuß neben ihm ein Knecht in türkiſcher Tracht, der einen Sonnenſchirm trägt und das Roß führt – es iſt ein Armenier.

Den Tag über ſchwärmten wir meiſtens in Konſtantinopel umher: da ſind die Straßen breiter, die Gebäude ſchöner, als in Pera. Die Naſe wird ſeltener vom Geſtank verweſender Hunde und Katzen beleidigt, die auf den Gaſſen umherliegen. Da ſind die großen, reichen Gewölbe und Läden voller Gold- und Silberwaaren, Teppiche, Stickereien, köſtlichen Shawls aus Perſien und Indien. Auch nach Scutari fuhren wir mehrmals über. Es muß dieſer Ort wie eine Vorſtadt Konſtantinopels angeſehen werden; auch fährt man unaufhörlich herüber und hinüber. Man hat ſolche Seefahrt um ſechs Para's oder drei Kreuzer. Eine majeſtätiſche Stadt, durch welche das Meer ſtrömt, wie durch andere Städte nur ein Fluß. Sie iſt zu einer Welthauptſtadt geſchaffen, und Konſtantinopel hatte Recht, den Thron des Römerreichs von der Tiber hierher zu pflanzen.

Aber unter dieſen orientaliſchen Barbaren wohnen mögen, das kann nur Kaufleuten, Juden,

Diplomaten und Gelehrten des Abendlandes recht sein. Der gesittete Mensch und gebildete Christ lebt hier im Exil. Warum siedeln sich nicht die heutigen Herolde der Willkühr-Herrschaft in diesem Paradiese des Despotismus an?

Als ich neulich die Karte von Europa nahm, um den Heimweg zu suchen, bemerkte ich, daß auch die Zivilisation unsers Welttheils ihren magnetischen Meridian hat, und zwar von Konstantinopel nach London. Deutschland befindet sich im Indifferenzpunkt beider Pole; von da nimmt die Zivilisation, deren Wesen die bürgerliche und geistige Freiheit ist, über Frankreich bis Albion zu, und über Polen, Ungarn, Moldau zur Türkei ab. Eigentlich sollte man London und Konstantinopel nicht mehr zum europäischen System zählen. England mit seiner Gesetzgebung, Verfassung und freien Gewerbigkeit gehört schon zu Nordamerika, Konstantinopel zu Asien.

Endlich ist's müde, den Völker-Karneval in der Hauptstadt der Osmanli zu schauen. Helena sehnt sich wieder zu Menschen. Wir verlassen Konstantinopel. Die Art, wie europäische Frauenzimmer hier behandelt werden, behagt ihr nicht. Sie hatte gestern kein geringes Schrecken, als sie auf der Gasse einige wohlgekleidete Europäerinnen mit modischen Federhüten öffentlich und ungestraft

vom Pöbel beſchimpft und deren Federhüte vom Kopf in den Koth fliegen ſah. Sie ſegnete ihre Knabenkleider.

Gewöhnlich wagen ſich Frauenzimmer, die zu den europäiſchen Geſandtſchaften gehören, nicht ohne bewaffnetes Geleit auszugehen. etwa einen Janitſcharenoffizier in weißem Turban und brennend rothem Scharlachmantel voran, bewaffnete Bediente hintennach. — Reiſen Türkinnen mit ihren Kindern auſſer der Stadt, iſt ihr mit Ochſen beſpannter Wägen von bewaffneten jungen Leuten zu Pferde beſchirmt. In Pera iſt an kein Fuhrwerk zu denken. Die Straßen ſind da, bis auf einige, ſo eng, daß man Alles durch Packträger, Eſel und Pferde fortbringen muß, und ſich vom zweiten Stock der einander gegenüberſtehenden Häuſer die Hände ſchütteln könnte.

Triest, im August.

Nichts erzähl' ich dir von Konſtantinopel, nichts erzähl' ich dir von der großen Seereiſe. Ich lebte nur für Helenen und ſah nur ſie, die doch das Schönſte in Konſtantinopel und auf dem Meere war. Wir ſegelten am 13. Juli ab. Des Großherrn weitläuftiger Serail mit ſeinen Moſcheen, Gebäuden und Gärten ſchwamm an uns vorüber. Im ſchönſten Licht breitete ſich die wundervollſte Welt, Konſtantinopel, Pera, Top-Hane, Scutari

mit Palästen, schimmernden Thürmen, Lustgärten, Moscheen, Hainen um uns her aus. Abends sahen wir schon in schönen üppigen Geländen die sogenannten sieben Thürme. Andern Tags ging die Fahrt durch diese Meerenge hin, deren Ufer mit anmuthsvollen Hügeln und Felsen malerische Bilder gaben. Bei Gallipoli versah sich unser Schiffsbauptmann mit frischem Wasser und Wein. Wie fruchtbare und reizende Landschaften, wie schlecht bevölkert, wie mangelhaft angebaut! Ach, die abendländischen Fürsten, die sich um einiger magern Landstriche willen von Jahrhundert zu Jahrhundert Schlachten liefern, begünstigen die Barbarei dieser Asiaten gegen die unglücklichen Griechen, welche Freiheit und Gesittung fordern. Lebt denn kein Peter Eremita kein Bernhard von Clairvaux mehr, der zum Kreuzzug für menschliche Kultur begeistert möchte? Für die Wiederherstellung Griechenlands konnte man sich mit irdischen Paradiesen bezahlt machen und den Ueberschuß der Völker dahin senden, der jetzt zum Schaden Europens das freie Amerika bevölkert, bereichert und mächtig macht.

Als wir am 14. des Morgens unter den Batterien der vier Hauptschlösser am Eingang der Dardanellen halten mußten, die Pässe untersuchen zu lassen und die Abgabe zu entrichten, sahen wir ein Schiff einsam vor Anker liegend, weil auf

demſelben die Peſt herrſchte. Die Mannſchaft war am Ufer, und hatte dort Betten und Kleider in der Sonne ausgebreitet im Graſe, anderes auf auf Seilen ausgehängt. Ein Menſch lebte weit getrennt vom andern, und ſprach mit den andern nur aus der Ferne. Das Schiff ſelbſt war nur von Wenigen bewacht und für Konſtantinopel mit Korn beladen.

Sobald man die Dardanellen verlaſſen hat, begegnen dem Blick bergige Inſeln, in der Ferne am Horizont ſchwebend. Der griechiſche Archipel iſt ein majeſtätiſcher Irrgarten auf dem Ozean. Zwiſchen Andro und Tino ſchwamm das Schiff durch eine Straße, links und rechts von hohen Felſen begrenzt. Die Fahrt in dieſen Gewäſſern iſt wegen der Seeräuberei jetzt gefährlicher denn je. Der Schiffshauptmann ließ, da wir in den Kanal von Cerigo kamen, Waffen und Munition in Bereitſchaft halten.

Gegenwind und Windſtillen verſäumten uns ſo ſehr, daß wir erſt am 24. Juli an Zante vorüber kamen. Doch Helenen und mir ſchien die Fahrt nicht langweilig. Das junge Weib glich einer Seligen des Himmels. Aber iſt da nicht der Himmel, wo der Engel wandelt?

Bei unſerer Ankunft in Trieſt mußten wir im Hafen Quarantäne halten. Gottlob, eine

menſchlichere als in Rußland. Man behandelte uns ſehr gefällig, und hielt uns auch nur wenige Tage auf. Ich ſage dir nichts von dieſer Stadt, die täglich wächſt. Welcher Zauber hängt doch an dem Worte „frei!“ Noch vor hundert Jahren lag hier ein unbedeutendes Städtlein mit engen, wüſten Gaſſen und wenigen tauſend Einwohnern zwiſchen kahlen Hügeln und Felſen. Da ward Trieſt zum Freihafen erklärt, und Felſen und Hügel überkleideten ſich ſofort mit Anmuth und Ueppigkeit; neue Straßen mit Kirchen, Paläſten und öffentlichen Plätzen breiteten ſich am Abhang der Landſchaft gegen das Ufer des adriatiſchen Meeres aus; bei 30,000 Einwohner belehen jetzt den ſchönen Platz mit Handel, Gewerb, Fabriken und Manufakturen. Trieſt iſt die erſte Handelsſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Das benachbarte Venedig verfault in ſeinen Sümpfen, während hier ein friſches, reiches Leben erblüht. Die ganze trieſtiniſche Küſte iſt von reizenden Landhäuſern überſchneit, wie von weißen Blüthen im Lenz die grüne Flur. Ich würde hier meine Wohnſtätte mit Helenen wählen, wenn nicht von einem Ende der Stadt zum andern — verzieh das Geſicht nicht, edler Jeremias! — Alles kaufmannelte und vom Morgen bis zum Abend rechnete und ſpekulirte.

Nein, das iſt zwiſchen Helenen und mir ſchon abgethan, wir reiſen den ganzen Sommer noch,

13.

Bonaparte und die venedischen Gesandten.

Inzwischen waren die Abgeordneten Doria und Giustiniani in's Hauptlager Bonaparte's nach Grätz gekommen, um seinen Zorn wegen der frühern Vorfälle zu beschwichtigen. Vom Blutbade zu Verona, von der Geschichte bei Lido u. s. w. war weder ihnen selbst, noch im Lager des Oberfeldherren etwas bekannt. Er empfing sie höflich und ließ sie alles sagen, was sie sagen zu müssen glaubten, um ihn von der Freundschaft und Zuneigung der venedischen Republik zu überzeugen. Sie fügten hinzu, man wäre bereit, die Urheber der Meuchelmorde aufzusuchen und abzustrafen; alle Unterthanen zu entwaffnen, sobald man nur auch französischer Seits die abgefallenen Städte Bergamo und Brescia anhalten würde, zum Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit zurückzukehren; Alles wolle man thun, um jeden möglichen Verdacht abzulehnen.

Nachdem Bonaparte Alles ruhig angehört hatte, war seine Frage: „Gut! sind die Gefangenen jetzt frei?“

Die Abgeordneten sagten: Die Franzosen, die Polen und einige Brescianer, ja!

„Nein, nein!“ rief er: „Alle will ich, Alle, die wegen Meinungen eingekerkert sind, woher sie

bis wir unſern bequemen Winkel gefunden haben werden. Er muß in einem Lande liegen, wo man noch ein wenig frei athmen und plaudern und leſen darf: wo kein Miniſterium uns gebietet, welche Grundſätze wir haben ſollen; wo uns auch der Genuß von Frankreichs und Deutſchlands Literatur ungehindert gewährt iſt; wo die Gegend lieblich, der Menſch gutartig iſt, und die Nähe einer großen Stadt unſer einſames Landgut mit Bequemlichkeiten verſieht.

O du, dem ſeine ſchwarzgefleckte Strazza, nebſt Hauptbuch mit Debet und Kredit, über Oberon und befreites Jeruſalem, über Schiller und Voß hinausgehen, o Jeremias, du Erbfeind aller Schauſpiele und Romane, halte dich bereit, den romanhafteſten Romanenſtreich zu leſen, der je, ſeit dem Einzug Abrahams und der ſchönen Sarah in Aegypten erlebt iſt.

Das erſte Geſchäft, welches vorgenommen ward, ſobald wir den ſchönen Gaſthof in der Thereſienſtadt bezogen hatten, beſtand in Herbeirufung von Schneidern, Putzmacherinnen, Muſterkarten, um uns in den neueſten Kleiderſchnitt zu werfen, weil wir die Moden von Beſſarabien und Cherſon etwas veraltet fanden. Eine junge, hübſche Frau hat auch in ihrem Engelsherzen kleine irdiſche Wunſch

und Launen. Helena that keinen Schritt auf die Gasse, bis sie vollständig kostumirt war. Unterdessen miethete ich mir einen ehrlichen, handfesten Schweizer zur Bedienung, ein wohlgebildetes Schwabenmädchen zur provisorischen Zofe meiner Gebieterin.

Als ich mit Helenen zum erstenmal ausging, um die Stadt zu besehen, und wir uns endlich, denn der Sommerabend war lieblich, beim großen Kanal auf eine der Bänke niederliessen, um vom Wandern zu ruhen und die Schwärme der Lustwandelnden vor uns zu mustern, — tönt plötzlich, ohnweit von uns, eine helle weibliche Kehle, ruft meinen Namen und schreit: „O Herr Jemine! ist's denn möglich? Sind Sie es wirklich?"

Meine Helene macht etwas große Augen, ich noch größere, — denn ich sah Obersteuereinnehmers Lenchen in ihrer ganzen Theetisch-Grazie und Assembleen-Holdseligkeit vor mir. Ich sprang überrascht und freudig auf und begrüßte die angenehme alte Liebe mit so viel Herzlichkeit, als es der öffentliche Platz, die Nähe meines jungen Weibes und eines langen, breiten Herrn gestattete, der sich zu Lenchen mit einer Miene voller Sicherheit hielt, die da ankündete, er habe das Recht dazu. Mir fiel sogleich, o Jeremias, dein letzter Brief bei, der mir bis Konstantinopel nachgelaufen war, und daß dieser Herr, dem die doppelte Buch-

haltung aus beiden Augen durch die grüne Brille sah, kein anderer, als der ihr verlobte Kommerzienrath sei. Sie stellte ihn mir sogleich als ihren wirklichen Gemahl vor, mit dem sie in einer prächtigen Equipage so eben auf der Hochzeitreise begriffen wäre, an die er gelegentlich eine merkantilische Spekulation geknüpft habe. Auch jetzt noch, Jeremias, auch jetzt noch, an der Seite meiner wunderlieblichen Eroberung aus den russischen Steppen, mußt' ich Lenchens schöne Formen bewundern. Mit dem Kommerzienrath wurden, wie sich gebührt, höfliche Worte ausgewechselt: ich stellte ihnen meine Lebensgefährtin vor.

Der Kommerzienrath, welchen es allerdings durch die Brille anfangs etwas befremdlich dünken mogte, seine Frau und mich auf so vertraulichem Fuß zu sehen, ward plötzlich sehr freundlich, nun er wahrnahm, daß auch ich nicht mehr einsam stehe, sondern ebenfalls doppelte Buchhaltung führe. Er lud uns dringend ein, Parthie von einer angenehmen Abendgesellschaft zu sein, in der er sich befinde. Und damit zeigte er seitwärts auf einige Frauenzimmer und junge und alte Herren, welche ganz in der Nähe zu warten schienen. Lenchen, das gleich mit den ersten Blicken Feinheit, Zierlichkeit und Geschmack im Anzug meiner Helene, vom Spitzensaum des Rocks bis zur Schleife am modischen Strohhut, überflogen hatte, vereinte

sich mit den Bitten und Schmeicheleien ihres Mannes bei meiner Lebensgeister.

Während dessen hatte sich höflich, oder neugierig, auch die wartende Gesellschaft mehr genähert, und, o Jeremias, lerne an Wunder glauben! — das schönste der jungen Frauenzimmer in der Mitte dieser Gesellschaft heftete in demselben Augenblick seine Aufmerksamkeit auf mich, als die Wohlgestalt dieser Schonen auch meinen Blick anzog. Sie erröthete und trat hastig zwei Schritte gegen mich vor, blieb zaudernd stehen, und ich — ich eilte mit hochschlagendem Herzen zu ihr. Es war ja meine Helena von Wels, meine Helena aus der Camera obscura des Praters, derentwillen ich mein Kreuz auf mich genommen und Ungarn, Siebenbürgen und die heillosen Steppen und Quarantänen der Tataren besucht hatte.

Sobald wir beide unsere unglaubliche Ueberraschung, oder vielmehr Bestürzung vor der Gesellschaft mit einzelnen Redensarten mehr überschleiert, als uns erleichtert hatten, wandte sie sich rasch zu einem artigen jungen Mann, dem sie auf Englisch zurief: „O komm, Lieber, sieh, das ist er! das ist ...“

Sir Bailey, so hieß er, sagte mir viel Gütiges: er schien mich durch seine Gattin zu kennen, denn das war sie. Er wußte wenigstens, daß sie mich geliebt habe, eine Offenherzigkeit,

die ich ihr gegen den Ehemann kaum zugetraut hätte. Ich erfuhr aber nachher, daß sie dem wackern jungen Mann, der in Odessa von der heftigsten Leidenschaft für sie ergriffen war, nur halbgezwungen die Hand gegeben, und, um ihn abzuschrecken, sogar ihm ihre Empfindungen für mich entdeckt hatte. Die Ursach alles ihres frühern Leidens war ihre Mutter gewesen, die, stolz und geldbegierig, aber der äussersten Verarmung nahe, wie es scheint, überall mütterliche Kuppelei mit ihrer Tochter treiben wollte, um durch die Schönheit derselben einen begüterten Eidam und sich selber wieder Wohlleben und einigen Glanz zu bereiten. Nur durch die verzweifeltste Entschlossenheit hatte Mistreß Bailey zweimal eine Verkuppelung ihrer Person mit, der Beschreibung nach, alten reichen Sündern verhindert, bis sie sich endlich zu Odessa, mehr um der Herrschaft ihrer Mutter zu entkommen, als aus Neigung, mit dem Briten verband. Dieser, der weder alt, noch ein Sünder war, schien jetzt ihre volle Zärtlichkeit errungen zu haben. Die Mutter aber war nach Wien zurückgegangen, wo sie nun gemächlich und anständig durch die Fürsorge ihres reichen Eidam leben kann. Helena wollte, so groß war ihre Bitterkeit im Gemüth dieser Langegequälten geworden, weder mit ihrer Mutter, noch mit ihrem Bruder, der vermuthlich wenig von der Denkart seiner

seiner Schweſter hat, ferner jemals in naher Gemeinſchaft und Berührung ſein.

Ganz natürlich, die Einladung des Kommerzienraths zur Abendgeſellſchaft ward nicht abgelehnt, und ſie war, um mich eines beliebten Ausdrucks von Lenchen zu bedienen, elegant und ſplendide, nämlich in dem Landhauſe eines reichen Trieſtiners, mit dem der Kommerzienrath im engſten Verkehr ſtand und bei dem er wohnte.

Mir aber ward in der romantiſchen Umgebung von drei Helenen, die ich alle nach einander geliebt hatte, und die alle auf mich gewiſſe Anſprüche bilden konnten, zuweilen ſeltſam zu Muthe. Ich fühlte mich wirklich etwas verlegen, weil es mir mitunter ankam, als müſſe ich gegen die beiden frühern noch den frühern Ton anſtimmen, was ſich doch ſchicklicher Weiſe nicht thun ließ. Vermuthlich ging es den beiden jungen Weibern ihrerſeits nicht beſſer, wenn die eine etwa an die Bälle ihres Städtchens und die andere an die Welſer Holzhiegen am Traun-Ufer dachte. Auch bemerkte ich, daß ſich beide weniger mit Worten, als vielmehr und häufig mit forſchenden, prüfenden Blicken zu meiner auserwählten moskowitiſchen Helena wandten. Vielleicht ſtellten ſie heimliche Vergleichungen zwiſchen dieſer und ihrer eigenen Schönheit an.

Glaube mir, Jeremias, ich verwünſchte manchmal, der Philhelene geworden zu ſein. Es iſt etwas Peinliches, mit drei Geliebten zugleich auf einem kleinen Platz beiſammen zu ſtehen. Auch ich machte, das konnte nicht fehlen, mehrmals Vergleichungen zwiſchen den drei Grazien, wenn ſie zufällig beiſammen ſaßen oder ſtanden. Jede trug ihren eigenthümlichen Reiz. Indeſſen fanden hier doch vollkommen die drei Vergleichungsgrade der Grammatik ſtatt. Oberſteuereinnehmers Lenchen war der Poſitiv, die ungariſche Helena der Comparativ und meine ſchöne Steppen-Roſe entſchieden der Superlativ.

Der Superlativ warf mir aber zuweilen mit den Blauaugen ſchalkhaftdrohende Blicke zu, die ich wohl verſtand, und die mir immer das Blut in's Geſicht trieben. Es war mir auch, als wenn der Kommerzienrath ſowohl, als der Sohn Albions ernſthafter wurden, ſo oft ich mit ihren Frauen plauderte. Auch ſchienen ſie ſich aus einer bloßen Art Rache gern vorzugsweiſe mit meinem andern Ich zu beſchäftigen, das den Abend die Eroberung aller Trieſtiner und Trieſtinerinnen gemacht zu haben ſchien.

Wärſt du im Beſitz eines andern Ichs, edler Jeremias, ſo wüßteſt du, was eine Gardinenpredigt und darauf die ſüßeſte Abſolution ſei. Denn es verſtand ſich, meine junge Moskowitin

mußte wohl etwas betroffen sein, bei den ersten Schritten, die ich mit ihr auf den Boden des abendländischen Europa's gethan, mich sogleich von so trauten, weiblichen Bekanntschaften begrenzt zu finden. Ich beichtete nun alles haarklein.

„Es ist mir doch dabei etwas unheimlich!“ sagte sie lächelnd: „Werden uns noch mehr Helenen begegnen, je weiter wir in's Innere des Landes kommen, Herr Philhelene?“

Ich konnte sie wegen dieser Besorgniß mit gutem Gewissen beruhigen. Nun stellte sie sich zwar zufrieden und ertheilte mir wegen meiner Philhelenenschaft vollkommenen Ablaß; „aber“, setzte sie hinzu, „in diesem Fall wär' es doch vielleicht nicht übel, wenn wir wenigstens den Helenen in Triest aus dem Wege gingen. Zwar haben wir ihnen den morgenden Tag zugesagt, aber übermorgen, dächt' ich, können wir unsern neuen Reisewagen versuchen. Man sagt, es wohne etwas Gefährliches in alter Liebe, weil sie nie ganz rostet.“

Es scheint, als hätten meine frühern Helenen ihren Männern ähnliche Beichten thun müssen, wie ich, und als wäre bei ihnen das nämliche Ergebniß daraus hervorgegangen. Denn — heut waren noch alle fröhlich beisammen, und alle kündigten wir uns unsere Abreise aus Triest auf morgen an. Morgen fährt der Britte mit der Welser Helena gen Westen, die doppelte Buchhaltung nach Osten und ich mit meiner kleinen Eifersüchtigen nach Norden, zu dir, edler Jeremias!

Bei H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Verlagsbücher im J. 1828 erschienen und in allen Buchhandlungen um die beigesetzten Ladenpreise zu haben:

Bronner, Fr. X., ausführliches Rechenbuch, sowohl die Grundlehren mit ihren Beweisen, als deren mannichfaltige Anwendung in den Geschäften des Lebens umfassend, mit vielen Beispielen und vergleichenden Tafeln der Maße, Gewichte und Münzen. gr. 8. auf halbweißem Druckpapier à 1 fl. 45 kr. od. 1 Thlr. 4 gr. Auf weißem Druckp. à 2 fl. 15 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

Der Herr Verfasser hat sich während einer langen Reihe von Jahren dieser gründlichen Arbeit gewidmet, und er gibt in der Vorrede selbst darüber folgende Rechenschaft: „Die angewandte Rechenkunst ist, wie überhaupt die ganze Mathematik, von solchem Umfange, daß es nicht wohl möglich ist, ihr ganzes Gebiet zu umfassen; doch ward Sorge getragen, daß keiner der Gegenstände, welche in den Rechnungsbüchern aufgefuhrt zu werden pflegen, in dieser Anleitung fehle. Sie enthält zuerst den Unterricht in der Rechnung mit ungleichnamigen Zahlen, welche in den weniger umfassenden Rechenbuchern billig hinter den gemeinen Brüchen folgt, und als Vorbereitung zur Regel-de-tri betrachtet wird. Diese Rechnungsverrichtungen mit benannten Zahlen sammt ihren Reduktionen und Resolutionen, Abkürzungen und Vortheilen habe ich mit besonderer Ausführlichkeit abgehandelt, weil sie allen Ständen nützlich sein können, und jedem die Wahl darbieten, die angemessenste Methode zu ergreifen. — Die Lehren von den Dreisatzen, Vielsatzen, vom Kettensatze, die jedem Rechner so unentbehrlich sind, wurden ebenfalls mit Vorliebe bearbeitet. Ich glaube auch die Lehre von den

umgekehrten Verhältnissen und Proportionen, die den Anfängern so manche Schwierigkeit macht, klar und faßlich entwickelt zu haben. Die Gesellschafts- und Mischungsrechnungen, das Münzwesen, die Kaufmannischen, Zins- und Rentenrechnungen wurden mit Hilfe der besten Quellen entworfen, und sorgfältig dargestellt. In der Mischungsrechnung mit mehr als zwei Bestandtheilen mußte ich zum Theil eigene Wege suchen. — Alle Lehren habe ich mit Beispielen belegt, die ganz neu bearbeitet worden sind. Man wird finden, sie seien großentheils aus dem gemeinen Leben, manche auch aus der Physik aufgegriffen. — Dem Ganzen habe ich mit Sorgfalt berechnete Tabellen über Maße, Gewichte und Münzen beigefügt. — Daß also dieß Rechenbuch nicht aus bloßen Excerpten entstand, sondern überall aus einem sorgfältig erwogenen Gedankensysteme hervorgegangen, und nach eigenen Ansichten abgefaßt sei, wird Jedem einleuchten, der sich die Mühe nimmt, es zu durchgehen." — Man wird es für alle Stände brauchbar finden, so wie auch in Schulen, da auch der Ladenpreis so ungemein billig angesetzt ist.

Bronner, Fr. X., abentheuerliche Geschichte Herzog Werners von Urslingen, Anführers eines großen Räuberheeres in Italien, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; nebst einer Geschichte der Herzoge von Urslingen am Schwarzwalde. gr. 8. auf weißem Druckpapier **2 fl. 15 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.**

Ueber die Erscheinung und Bearbeitung dieses Werkes deutet der Herr Verfasser in der Vorerinnerung den rechten Gesichtspunkt in folgender Stelle an: „Als die Geschichte Italiens in den langen Winterabenden unter einem nördlichen Himmel uns deutschen Auswanderern zu Lesen manche Stunde kürzte, fiel uns Werners verderbliche Macht durch Errichtung eines unabhängigen Räuberheeres und die Reihe seiner Thaten auf, die sein Erscheinen merkwürdig machen: erst ward er die Geißel kleiner, in unerbittlichem Streben nach Frei-

auch seien, selbst die Veronesen. Alle sind Freunde von Frankreich. Gibt man sie nicht Alle los, so sprenge ich selbst eure Bleigewölbe. Ich will keine Inquisition mehr. Das ist ein Geschöpf des barbarischen Zeitalters. Meinungen sollen frei gehen."

— Ja, aber soll eine kleine Zahl Menschen das Recht haben, einem ganz treu bleiben wollenden Volke Gewalt zu thun?

„Ich sage es noch einmal, meine Meinung ist, Alle sollen losgelassen werden, die wegen Meinungen eingekerkert sitzen. Ich habe das Verzeichniß von ihnen."

— Aber dies Verzeichniß meldet wahrscheinlich nicht, ob sie wegen Meinungen oder Verbrechen sitzen. Die Brescianer zum Theil wurden mit den Waffen in der Faust durch die von ihnen angefallenen Bürger von Salo gefangen.

„Nun denn, und meine Leute, die man ermordet hat? Die ganze Armee schreit um Rache. Ich kann sie nicht verweigern, wenn Sie selbst die Mörder nicht strafen."

— Sie sollen gestraft werden, wenn man sie uns anzeigt, wenn man Beweise gibt...

„Ihre Regierung hat der Spione doch genug; so strafe sie die Verbrecher. Hat sie keine Mittel, den Pöbel in Ordnung zu halten, so ist sie erbärmlich und verdient nicht da zu sein. Der Pöbel haßt die Franzosen. Warum? Weil der Adel

heit zersplitterter, unter sich selbst uneiniger Staaten, dann ein Werkzeug der Kirche, um die Mörderin ihres königlichen Gemahls als Königin einzusetzen, bald der Verräther seines von ihm zum Ritter geschlagenen Königs, endlich die untrügliche Plage aller, die mit ihm in Verbindung traten, und seine Heeresmacht wieder zu ihren Zwecken gebrauchen wollten. Ein Jahrzehend hindurch (von 1341 bis 1351) hatte seine Geschicklichkeit, große Schwarme unbandiger, raubgieriger Kriegsknechte in Ordnung zu halten, wichtigen Einfluß auf die meisten Ereignisse Italiens. Seine Geschichte zieht sich wie ein schwarzer Faden durch das Bild der Vorfalle jener Tage hin, und es schien mir nicht uninteressant, an diesen Faden die Darstellung der Sitten jenes Zeitalters und die Beschreibung der Leiden der damals Lebenden anzureihen. Schwerlich ist Jemand Sonderling genug, um die Rückkehr jener unglücklichen Zeiten zu wünschen. Es ist jedoch angenehm, das Gemälde so rauher Vorzeit mit dem der jetzigen zu vergleichen, um zu ermessen, wie weit seit etwa 500 Jahren die Erziehung der europäischen Völker zur Humanität vorwärts gerückt sei."

Erholungsstunden für geistige Erheiterung. Auswahl deutscher Originalarbeiten. 1r Jahrg. 1828, in 12 Heften, 8. br. à 7 fl. 30 kr. od. 5 Thlr.

Diese belletristische Zeitschrift ist an die Stelle der Erheiterungen getreten, und der zweite Jahrgang für 1829 erscheint nun bei meinem Bruder J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M., da mir nicht Zeit und Muße übrig blieb, den Verlag gehörig zu besorgen.

Hirzels neue praktische französische Grammatik. Fünfte völlig verbesserte Ausgabe von C. v. Orell, in großerm Druck, gr. 8. auf halbweißem Druckpapr. à 54 kr. od. 14 gr. auf weißem Druckpapr. à 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

An diese Grammatik reihet sich das unter folgendem Titel erschienene Lesebuch an, welches nun ebenfalls in vielen Schulen eingeführt werden:

Hirzels neues französisches Lese- und Uebersetzungsbuch. Eine Auswahl französischer und deutscher Aufgaben zur Uebung im Lesen und Sprechen; vervollständigt von C. v. Orell, gr. 8. à 45 kr. od. 12 ar.

Zum vollständigen Unterrichte in der französischen Sprache gehört dann ferner noch das ebenfalls in einer zweiten verbesserten Auflage erschienene

Nouveau Dictionnaire français-allemand et allemand-français, oder deutsch-französisches Schulwörterbuch in zwei Theilen in einem Band. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. geheftet à 1 fl. 30 kr. od. 22 ar.

Diese drei Lehrbücher bilden nun ein vollständiges Ganzes, indem ein jedes derselben, sowohl Theil, deutschen und französischen Druck, und sind in den äußerst billigen Preisen angesetzt, so daß sie zusammen nur 3 fl. 15 kr. oder 2 Thlr. kosten, und somit Jedermann, auch in ihrer kleinen Einrichtung diesen kann. Bei Bestellungen auf 12 Exemplare wird ein Freiexemplar beigelegt.

Luz, M., Zusätze und Berichtigungen zum geographisch-statistischen Handlexikon der Schweiz, nebst einem historischen Abriß des Kurzgedrängten Staates, begleitet mit einem neuen Wegweiser durch die schweizerische Eidgenossenschaft. Vierter Theil, gr. 8. geheftet auf ordinairem Druckpapier à 1 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. auf weißem Druckp. à 2 fl. 15 kr. od. 1 Thlr. 12 ar.

Das vollständige Werk in vier Theilen kostet nun 7 fl. oder 4 Thlr. 16 gr. auf ordin. Papier, und auf weißem Papier 10 fl. 30 kr. oder 7 Thlr. in Karten gebunden. — Ueber dessen entschiedenen Werth sind auch bereits in deutschen Literatur-Zeitungen günstige Rezensionen erschienen, und es sei hier nur folgende

Stelle darüber mitgetheilt: „Der Rezensent kennt nicht, durch so vielfältige Weise, welches in die Dunkelheit aller Lieder über die Schrift in so großer Anzahl erschienenen Schriften nennen möchte, und welches seinen hohen Werth auf jeder Seite zur Schau trägt, dem deutschen Publikum dringend anempfehlen; — — — Arbeit Allen, welche die Schrift benutzt haben, oder noch benutzen wollen, — den Lehrern, um sich eine eben so angenehme als treue Auffrischung zu verschaffen, und den Lesern, um einen ganz zuverlässigen, nie im Stiche lassenden Begleiter auf ihren Wanderungen und Aufsuchen bei der Hand zu haben. Kein Rezensent kann mit gutem Gewissen verhehlen, daß derselbe auf jedem Blatte das Bestreben an den Tag legt, überall die vorzüglichsten Nachrichten und die genaueste Aufkunft zu ertheilen; u. s. w."

Malten, v., Bibliothek der neuesten Weltkunde. Geschichtliche Uebersicht der denkwürdigsten Erscheinungen bei allen Völkern der Erde, ihrem literarischen, politischen und sittlichen Leben. n. 12 Thle. gr. 8. geh. à 12 Sgr. od. 54 Thle.

Von dieser schätzbaren Sammlung ist bereits der erste Theil für das Jahr 1830 erschienen. Ein zahlreicher Kreis von Lesern empfängt diese Bibliothek mit beifallsvollen Urtheilen, und sie ist sehr günstig beurtheilt worden.

Stunden der Andacht für katholische Christen. Eilfte Auflage, in Taschenformat. 12 Theile auf weißem Papier à 8 Sgr. od. 5 Thlr. 8 gr. auf ord. Papier à 6 Sgr. od. 4 Thlr.

Aus den bereits erschienenen Theilen wird man sich überzeugen, daß diese Aufgabe unbedenklich den Glaubensgenossen in der römisch-katholischen Kirche empfohlen werden darf; die übrigen Theile folgen bald nach.

Stunden der Andacht, in großem Druck und in acht Bänden, zwölfte unveränderte Auflage, gr. 8. auf ord. Papier à 8 Sgr.

15 fr. od. 3 Thlr. 12 gr., auf weiß Pap. à 11 fl. od. 7 Thlr. 8 gr., auf Velin. 16 fl. 30 kr. od. 11 Thlr.

Der Vorrath auf erstin. Papier ist wieder vergriffen; die Ausgabe auf ordinär. Papier, nur 2 fl. 45 kr. billiger im Preis, ist noch vorräthig; sie ist eine der schönsten, so bis jetzt erschienen, und für schwache Augen vorzüglich geeignet. Bibliophilende Bücherfreunde werden diesen geringen Unterschied im Preise nicht achten und mehr Wohlgefallen daran finden.

Troxler, Ign., Naturlehre des menschlichen Erkennens, oder Metaphysik gr. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Thlr. 16 gr.

Inhalt: Vorwort. — Fantasien des Metaphysikers. — Wahre und falsche Philosophie. — Orientirung nach dem Urbewußtsein. — Seelenlehre mit zwei Flügeln. — Eitelkeit der Sophisterei. — Symbolik, oder Sein im Schein. — Ahnungen, oder das Geistige Kunstwerk. — Raum und Ewigkeit, Ort und Zeit. — Metaphysik von Schlaf und Wachen. — Das Erkennen Uebersinnung und Grundgesetze. — Religion, oder der Mensch in Gott. — Mysterium, oder: Gott im Menschen.

Wegweiser, neuer und vollständiger, durch die ganze schweizerische Eidsgenossenschaft und die benachbarten Länder, nebst genauer Anleitung der Entfernungen, Nebenwege, Abkürzungen, Wirthshäuser, Münzen, Schiffahrten, Fuhrer u. s. w. gr. 8. geheftet à 1 fl. oder 20 gr.

Diese besondere Ausgabe des Wegweisers ist als die dritte Auflage dieses nützlichen Büchleins zu betrachten, das nun mit aller Genauigkeit abgefaßt und zu wohlfeilem Preis angesetzt ist, damit recht unbemittelten Reisenden die Anschaffung erleichtert werde, die, mit diesem Wegweiser begleitet, sich nicht mehr irren können.

Zschokke, H., sämmtliche Schriften. Die drei erste Theil in Taschenformat, auf ord. Druckpapier à 1 fl. od. 1 Thlr. auf weißem Druckpapier à 1 fl. oder 1 Thlr. 9 gr.

Ungeachtet ſich eine beträchtliche Anzahl der Beſitzer der 28 Theile noch nicht für dieſe folgenden Theile gemeldet hat, obgleich ſolche die werthvollſten Arbeiten im Fache der Geſchichte enthalten, die bis zur ſpäten Nachwelt zum Ruhme des Herrn Verfaſſers gereichen, ſo iſt dieſe vollſtändige Ausgabe dennoch nun im Druck beendigt. Auch können dieſe Theile vom 29. bis 40. jetzt noch durch alle Buchhandlungen um obige Preiſe nachbeſtellt werden. Auch vom 25. bis 28. Theil, welche die Bilder aus der Schweiz enthalten, iſt noch Vorrath vorhanden, da nicht alle Beſitzer der erſten 24 Theile dieſe Fortſetzung beſtellt haben. Desgleichen ſind noch vollſtändige Exemplare in 40 Theilen auf weißem Papier vorräthig, welche im bisherigen Preis à 28 fl. oder 18 Thlr. 16 gr. erlaſſen werden.

Von folgenden Verlagsbüchern ſind im vergangenen Jahr bei mir neue Auflagen erſchienen, welche jederzeit durch alle Buchhandlungen zu erhalten ſind:

Hebel, J. P. allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Neue, gegen den Nachdruck veranſtaltete wohlfeile Taſchenausgabe, mit dem Bildniß des Verewigten. 1 fl. oder 16 gr. weiß Papier, 45 kr. od. 12 gr. ord. Pap.

Katholikon. — Für Alle in jeder Form das Eine. Zweite verbeſſerte Auflage. 2 Theile. Auf weißem Papier 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr. — Auf ordinärem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

H. Zſchokke's Geſchichten des baieriſchen Volkes und ſeiner Fürſten, acht Theile, in Taſchenformat, auf ordin. Druckpap. 4 fl. od. 2 Thlr 16 gr.

Dieſe Ausgabe in Taſchenformat erſcheint nur auf ordinärem Papier zur Bertreibung des Nachdrucks. Eine Ausgabe in groß Octavformat auf ganz weißem Papier in vier Banden iſt noch vorräthig zu haben à 1 fl. 30 kr. od. 9 Thlr 6 gr.

Aus der Jenaischen allg. Literaturzeitung sei hier nur die Einleitung zu einer ausführlichen Rezension über nachstehendes gute Schulbuch mitgetheilt, das nach seinem ausgezeichneten Werte beurtheilt worden:

Deutsche Sprachlehre für Schulen von M. W. Götzinger. Erster Theil: Theorie der Sprache. Zweiter Theil: Praktische Aufgaben zur Einleitung der deutschen Sprachlehre. 2 Tble. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr. auf halbweißem Druckpapier; und auf weißem Druckpapier 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

„Herr Götzinger zeigt sich auch in vorliegender Sprachlehre überall als einen denkenden Kopf, der nicht blindlings einem Systeme huldigt, sondern das Gute in Allen annimmt, verbindet, auswählt, in seinem Eigenthum verarbeitet, und durch eigene Ansichten bereichert wieder zu einem neuen Ganzen verbindet. — Nahen den Forderungen an die Theorie der Sprachwissenschaft sind die praktischen Aufgaben des Schulbuchs keineswegs vernachlässigt. Die Darstellung vereinigt Kürze mit Klarheit und Gründlichkeit, und die im zweiten Theile gegebenen zweckmäßigen Aufgaben zur Einübung der Regeln werden dem Lehrer sehr willkommen sein. So ist das Buch eine sehr willkommene Erscheinung im Felde der Sprachkunde, wie im Kreise der Schulautoren, und dem Verfasse unbedingt zu empfehlen; v. l. w." — Daß der Verfasser auf sein gutes Werk einen großen Fleiß verwandt hat, davon zeugt besonders auch der Umstand, daß alle Beispiele zu den Erklärungen und Regeln aus Schriftstellern genommen wurden. Druck und Papier sind gut. Der ungemein billige Ladenpreis erleichtert sehr die Anschaffung für Lehrer und Schüler.

Der

Schriftſtellerteufel.

Ein klaſſiſches Original-Leſebuch

für unglückliche Autoren.

Dem Herrn Ritter von Zimmermann gewidmet.

Nebſt einem Appendix:

Bahrdt mit der eiſernen Stirn betreffend.

Berlin, bei Karl Matthorff 1791.

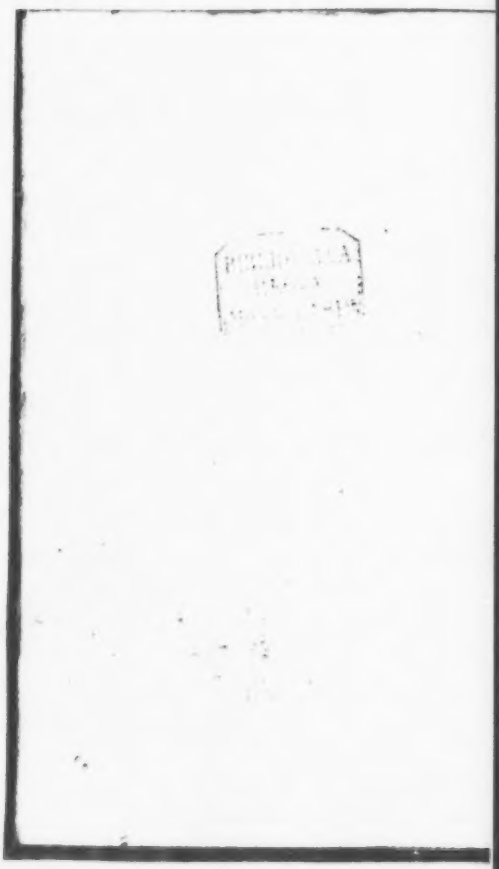

Der
Schriftstellerteufel.

ſie haßt, und dafür ſollte die Regierung ihn züchtigen. Zu Udine, wo ein guter Gouverneur iſt, ſieht man ſolche Unordnungen nicht, wie anderswo."

— Es gibt aber keine Polizei, die Millionen Unterthanen im Zaume halten oder Meinungen beherrſchen könnte. Die Wuth der Bauern rührt von der Verwüſtung ihrer Felder und Wohnungen her; wenn unſer Volk die Franzoſen haßt, ſo muß man die Uebel anklagen, welche der Krieg bringt...

„Kurz, wenn nicht Alle, die Frankreich beleidigt haben, geſtraft, nicht alle Gefangene losgelaſſen werden, wenn der engliſche Miniſter nicht fortgejagt, das Volk nicht entwaffnet wird, wenn ſich Venedig nicht zwiſchen Frankreich und England entſcheidet, ſo erkläre ich euch Krieg. Ich habe eben mit dem Kaiſer Frieden geſchloſſen. Ich hätte können bis Wien gehen; ich verzichtete darauf. Ich habe achtzigtauſend Mann und zwanzig Kanonenbarken. Ich will keine Inquiſition, keinen Senat mehr. Ich will ein Attila für Venedig werden. Als ich noch den Prinzen Karl mir gegenüber hatte, bot ich dem Herrn Peſaro den Bund mit Frankreich an, bot ihm unſere Vermittelung an, die empörten venediſchen Städte wieder zur Ordnung zurückzubringen. Er ſchlug's ab, weil er einen Vorwand haben mußte, das

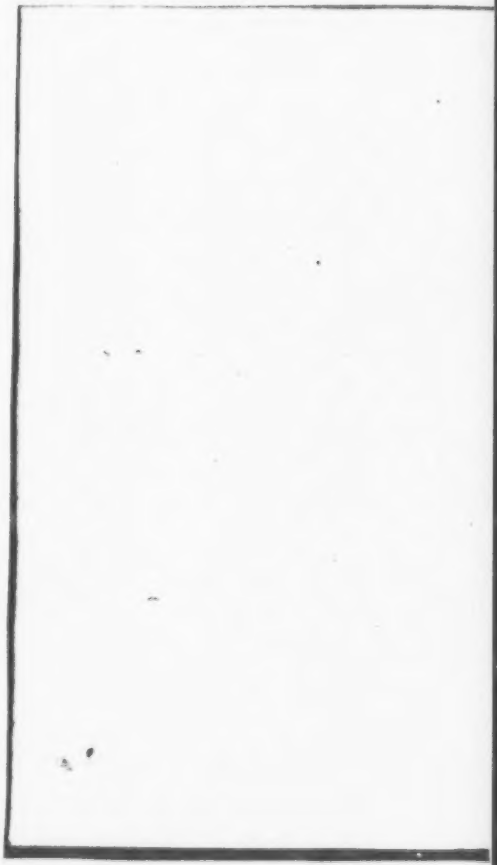

Mein Herr Ritter!

Lange ſchon verehrt' ich Sie im Stillen, ſo wie jeder Freund des Wahren und der kirchlichen Orthodoxie; eben ſo lange wünſchte ich Ihnen meine Hochachtung öffentlich zu bekennen; und wie konnt' ich eine Gelegenheit vorbeiflieben laſſen, als dieſe iſt, da ich ſo glücklich bin, ein Werk von mir gedruckt zu ſehn, welches ſeit Menſchengedenken noch niemand zu ſchreiben wagte; ein Werk, welches der Unſterblichkeit gewiſſer iſt, als Ihr unnachahmliches Meiſterſtück über den großen Friedrich, den nordiſchen Salomo und Cäſar. —

Ich werde Ihnen mit dieſer Dedikazion um ſo willkommner ſein, ie näher meine Grundſätze den Ihrigen kommen. Denn glauben Sie's mir, auch ich gehöre zu den Antipoden der geſunden Vernunft, und haſſe ieden, der nicht in ſeinen Urtheilen mit den meinigen harmonirt. Ob ich gleich weiß, wie ſehr relativ die meiſten unſrer Erkenntniſſe ſind,

und wie große Urſachen wir deswillen haben tolerant zu ſein: ſo bleibe ich doch, trez Ihnen, ein unverſöhnlicher Feind aller Duldung und Aufklärung. Ja, wenn es darauf ankömmt, gebe ich Ihnen ſogar im Beſchimpfen ehrlicher Leute nichts nach; ſtatt eines Schurken und Aufklärungsdragoners hab' ich ein Duzzend noch ſaubrer Schimpfwörter in Petto, womit ich Ihnen jederzeit zu Dienſten ſtehe, wenn Sie Luſt und Belieben trügen ſich noch ferner an dem Pranger ſelbſt zu brandmarken.

Freilich, der fürchterliche Bahrdt hatte mit Ihnen ein ſo unhöfliches, deutſches Wort geſprochen, wie nur iemals Luther Deutſch ſprach; Ihr Gehör muß dabei ſehr gelitten haben, allein, mein Herr Ritter, — nicht verzagt! und würden Sie ein Märtyrer um der heiligen Dummheit willen, — deſto herrlicher; ich ſelbſt ſezze Ihnen dann die Märtyrerkrone in der Schriftſtellerhölle auf. Verlaſſen Sie ſich auf Ihren Freund

den Satan Merimaths.

I.

Etwas von mir dem Verfaſſer.

Meine Leſer und Schüler!

Ihr wiſt, daß es Sitte iſt, zu Anfang eines Büchleins, iedesmal eine kleine Erwähnung von ſeinem Ich, als dem Autor des Folianten, oder der Brochüre, mit beſcheidener Prahlerhaftigkeit zu machen. Ich finde dies unausbleiblich nothwendig und nüzlich; denn zuweilen ſind die Leſer unſers Buches impertinent genug, den Vater über die Schönheiten ſeines Kindes zu vergeſſen — und wozu hat er's denn gemacht? doch wahrhaftig nicht, um der Welt eine ſchöne Geburt, ſondern ſich in derſelben zu zeigen. Ich rede hier nicht von jenen ſchwachgeiſtigen Schriftſtellern, die einfältig genug ſind, weder zu Anfang noch zu Ende, oder in der Mitte ihres Werkes, eine

Silbe von ſich zu ſagen. Die ehrlichen Pinſel glauben dadurch Welt und Nachwelt in die ängſtlichſte Neugier zu verſezzen, um den Autor zu erforſchen. Aha! da betrügen ſie ſich; der hoch- und wohlgezeigte Leſer macht ſich keine halbe unruhige Minute ihrentwegen; er iſt zufrieden mit der Gabe, was geht ihn der Geber an? —

Nein, nein, meine Herren und Damen, wir handeln in dem Punkte unendlich gewizzter! ehe der Leſer zur Thür unſrer Geheimniſſe eingeht, müſſen wir's ihm wol auf drei, vier Seiten nachrufen, daß wir — und nur wir die Verfaſſer ſind. Es iſt auch nicht undienlich, daß man demſelben in der Mitte und gegen das Ende des Büchleins dies Notabene! und beſonders bei gewiſſen Stellen, deren Schönheiten wir ſelbſt allgewaltig empfinden, ins Gedächtniß einreibt. — Warum? wir verewigen uns! bringen das Andenken an unſer liebes Ich auf die Nachwelt! und ſo erlangen wir denn mit leichter Mühe das Ziel, wonach alles in tauſenderlei Krümmungen hinanklettert, deswillen mancher beſcheidne Folianſchreiber umſonſt ſich für dieſes und jenes Leben lahme Finger ſchmiert. —

Geſetzt auch, unſer unſterbliches Werk ginge den Weg alles verdorbenen Papiers — verlöre ſich in die Makulaturkammer, was ſchadet das? über zwei, drei, vier Jahrhunderte verkauft vielleicht ein unwiſſender Krämer einem Gelehrten für drei Pfennig Käſe in unſre unſterbliche Schrift gewikkelt; dieſer lieſt das Blatt, entdeckt unſer Ich, und ſupplirt stante pede ſeinen Jöcher damit; hält wohl gar eine erſtaunlich gelahrte Diſputazion über das Käſeblatt — ein Fall, der ſehr möglich iſt, weil wir izt ſchon täglich derlei Käſeblattdiſputationen anzuhören haben!

Aus dieſen und mehrern Gründen *) die ich übergehe, meine Herrn Schriftſteller und Schriftſtellerinnen, halte auch ich mich verpflichtet, Ihnen von meinem Ich etwas zu ſagen, beſonders da ich mir das ehrwürdige Amt ihres Lehrers anmaaße. **)

Ich bin der Satan Merimatha, der König, Apoll und Geſezgeber aller elenden Autoren und Autorin-

*) Eine vortrefliche Redenſart, wenn man nichts mehr zu ſagen weiß!

**) Schon in dieſer Periode findet man die Ichs-Theorie, zum Muſter aller ſchwachen Autoren, viermal praktiſch angewendet.

nen, Wochenblätter und Pamfletenschmierer ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. — —

„Um aller Grazien willen!“ hör' ich etliche Damen schrein: „Der Satan — der Teufel spricht mit uns aus diesen Blättern, kurtig das Riechfläschgen her, ich sinke — in Ohnmacht!

Nicht doch! erschrekken Sie nicht! (was Ihre Ohnmacht betrift, so weis ich schon aus Erfahrung, daß es nur Scherz damit ist; denn Sie gewöhnen sich leicht daran, wenn Sie öftere Liebeserklärungen anhören müssen, die Ihnen nicht — gleichgültig sind!) —

Glauben Sie denn, Mesdames, daß ich, wie ieder gewöhnliche Gottsleibeiuns, vor welchem der Aberglaube drei Kreuze schlägt, daste che? daß ich Ihnen in einer rauhen Beelzebubsfigur, mit Krallen, funkelnden Augen, Pferdefus und Schwanz die Cour machen werde? — Beileibe! — Der Teufel ist klüger, als manche unsrer heutigen Philosophen, welche die ganze Welt nach sich, nicht sich nach der Welt bequemen wollen! —

Jezt hüpf' ich mit frisirten Haaren, Chapeaubas, seidenen Strümpfen, Tanzschuhen und parfümirten Frak unter unsern Schönen herum; sizze mit über-

schwänglicher Allongeperükke, umhängt mit Sternen und Orden, im Rathe der Sereniſſimuſſe; wandle im ſchwarzen Rock und Mantel, mit Perükke und Päſſchen, mit geſenktem Haupte, andächtiglich verdrehten Augen; ſchmiere Schriften à la Machiavel und Aretin zuſammen, um das Gift der Bosheit in die Herzen der Höflinge, und das ſüße Verderben der Wolluſt in den Buſen unerfahrner Jünglinge und Mädchen zu flöſſen. Ich ſizze auf Fürſtenthronen, drükke gleichgültig die ſeufzenden Unterthanen; verkündige vom Richterſtuhl der Unſchuld das Todesurthel; lehre vom Lehrſtuhl verderbliche Sätze; ſchimpfe aus dem Kritiker, and ſtolzire auf den Gaſſen daher, wie ein hohlhirniger — Baron. Kurz, Mesdames, ich bin Protheus genug, mich in iede Menſchenlarve zu ſchmiegen, und alle Rollen, die ich wage, Schröderiſch-ſchön zu ſpielen. —

Als Stuzzer ſtattere ich um die unverdorbene Unſchuld; liſple dem Mädchen ſüße, koſende Worte ins Ohr, gewöhne daſſelbe nach und nach Zweideutigkeiten anzuhören, daß durch kleine Unverſchämtheiten die arme Tugend wanke, gieße ihr hundert üppige Bilder, wollüſtige Ideen, geheimes Sehnen nach ſinnlicheren Freuden ein; ſpiele in ihre Hände

Gedichte im Geschmack des Grecourt, Xantharien, Geschichtchen des Herrn von H** u. s. w.) benuzze dann einen willkommenen Augenblik, und raube, was sich nur einmal rauben läßt — die Unschuld. Dann hüpfe ich weiter; überlasse das arme Ding einsam ihrer Verzweiflung, von Gespielinnen verhönt, aus dem Schooße ihrer Familie weggebannt, und mag sie dann wählen zwischen einem Leben voller Schande oder Selbstmord.

Als Höfling Mesdames, (denn ich plaudre von niemanden lieber als von mir, zumal in Schriften!) als Höfling kriche ich allerunterthänigst zu den Füßen des Fürsten, liesple Honigworte zu ihm hinan und küsse den Staub von seiner Ferse. Der elendeste Gedanke von ihm entzückt mich bis zum Himmel. Ist er wollüstig; so nenne ich ihn sanft und mild, wie die Maienluft; hat er einen mittelmäßigen Einfall: so erhöhe ich ihn über Salomon und Friedrich. Bei Fürstinnen vergeß' ich nie, die medizeische Venus herabzusezzen; ist sie religiös; so verspreche ich ihr mit zuversichtlicher Miene im Rahmen der Nachwelt die Kanonisazion. — Sprech ich mit meines Gleichen: so bin ich ganz Busenfreund; mein Herz fühlt der Freundschaft süße Bande; zwanzig mal schwör ich

ihm angebetet, mein Gut und Blut für sein Glük zu opfern — kaum aber ist sein lezter Feuerkus auf meiner Lippe verglüht: so eil' ich sein brüderlich Banditen zu besolden, weil Serenissimus ihm vor einer Stunde — zu gnädig anlächelte. Ha, ha, ha! ha!

Als Fürst, meine Herrn, sehen Sie mich im Marke meiner Unterthanen schwelgen. Meine Landeskinder verkauf ich, wie Mastvieh, um blanke Münze; mit eben der Gleichgültigkeit unterzeichne ich ein Todesurthel, als eine Kollazion zum frohen Banket. — Ich gebe Gesezze, lasse sie feierlich beschwören, und übertrete sie zuerst; ich liebe das Wohl meines Wildes, welches in einer Nacht, — ha, ha, ha! — des unglücklichen Landmanns lezte Hofnungen zerstört, mehr, als das Wohl meiner Bürger. Wahrheit wird mit Kerkern bestraft, und abgefeimte Tükke, offenbare Schmeicheleien belohn' ich mit Gütern.

Als Tartüffe seufz' ich über dies Jammerthal, und erschwelge mir einen Wanst: verkezzere den Feuerblik des Jünglings und buhle heimlich; strahle meinen Bann auf Lykus Brüder, und trinke mir täglich ein Räuschchen; keine Sünde ist mir zu sündig —

Volk unter den Waffen zu halten, um mir den Rückzug abzuschneiden, wenn ich ihn nöthig gehabt haben würde. Jetzt, nun Sie das, was ich anbot, fordern, schlage ich's meinerseits ab. Ich will kein Bündniß mehr mit Ihnen, will nichts von Ihren Planen; ich will nun das Gesetz selbst machen. Jetzt geht's nicht mehr, mich zu betrügen, um Zeit zu gewinnen, wie Sie es durch Ihre Sendung bezwecken möchten. Ich weiß recht gut, daß Ihre Regierung, die keine Mannschaft hatte, um die kriegführenden Mächte von ihrem Gebiete abzuhalten, auch kein Mittel hat, um ihr eigenes Volk zu entwaffnen. Ich will die Mühe übernehmen, wider Willen Ihrer Herren werde ich das Volk entwaffnen. Die Adelichen in den Provinzen, die nur Ihre Knechte waren, sollen so gut, wie die andern, Theil an der Regierung haben. Aber diese Regierung ist schon altersschwach; sie stürzt von selbst zusammen."

Die venedischen Abgeordneten erwiederten die Drohungen mit Ruhe und Würde. Inzwischen setzte man die Unterhandlungen wegen Freilassung aller Gefangenen und wegen einer allgemeinen Entwaffnung fort mehrere Tage. Es flogen deswegen Eilboten nach Venedig.

Die Abgeordneten waren schon im Begriff abzureisen, als sie vom Senat Nachricht über den Vorfall bei Lido und Weisung erhielten, wie sie

mich schüzt eine kahlgeschorne Platte, mein Medzgewand, meine Disciplin!

Mit einem Worte, ich herrsche ziemlich allenthalben. Kann ich im Kabinette nicht, als ein Alba' oder Granella präsidiren; erkennt man mich in der Mönchskutte: so miethe ich mich auf ein einsames Dachstübchen ein und arbeite unverdrossen an dem Gewerbe des menschlichen Elends. Ehmals konnt' ich dies fälich durch Propagazien des Aberglaubens bewirken; Trithem, Parazels und D. Knauer überschwemmen in meinem Namen die Erdenwelt mit tausend häßlichen Fantomen des Mystizismus, der Orthodoxie und des Fanatismus; — izt aber, meine Herrn, da alles Toleranz und Aufklärung predigt: so bequeme ich mich nach dem haut gout, und bin geschäftig, mit Verfeinerung der menschlichen Gewohnheiten und Sitten, mit Verfeinerung der Sprachen, Kenntnisse und Bedürfnißbefriedigungsmittel, auch Albernheiten, Fehler und Laster zu policiren — und zu verstekken! — —

Nun halt' ichs beinahe der Bescheidenheit zuwider, mehr von meiner Wenigkeit dem hoch- hoch- und wolgeneigten Leser zu sagen. Ich bin, wie jeder weiß und sieht, ich bin nichts weniger, als ruhm-

ſüchtig, oder mit meinen unbedeutenden Verdienſten prahlend *).

(Beiläufig geſagt: ich würde alles in der Welt darum gegeben haben, wenn mein Verleger mich zur Zierde dieſes Werks hätte in Kupfer ſtechen laſſen. Aber der wunderliche Kopf, ich mochte ihn bitten, wie ich wollte, und mit Thränen that ichs, blieb unbeweglich! — Was wir armen Schriftſteller nicht von der Laune tyranniſcher Verleger auszuſtehen haben! ich hätte ſchon längſt eine brennende Satyre auf dieſe Leute geſchrieben, nur mußt' ich befürchten, daß ſie mir ungedruckt liegen geblieben wäre, und das iſt der Tod eines Autors! Sie ſelbſt, meine ſchriftſtellernden Meſſieurs und Mesdames, Sie ſelbſt werden ja wiſſen, wie Ihnen zu Muthe war, wenn Nikolai, Weygang, Dyk, u. ſ. w. die Exkremente Ihrer Muſen abwies — ach da lobt man ſich doch die Wieneriſchen Verleger, wo ſich's jeder beinahe zur Ehre ſchätzt Wucherer zu ſeyn, und auch mit Exkrementen zu wuchern! —)

*) Schriftſteller werden dieſen feinen, alles hertuſchenden Uebergang nicht unbemerkt laſſen! — Der Leſer muß und, Trotz unſrer übertriebenen Prahlerei, noch obendrein für zu beſcheiden halten; aber das iſt eben der ſchönſte Autorkniff!

Ich sehe die Parenthese war etwas lang, und doch mir noch zu kurz. Das ganze Werk ist ja eigentlich nur eine Parenthese für und an meine mir unterthänigen lahmen Poeten, plaudernden Journalisten, und wie die Kompanien meines gebrechlichen Schriftstellerheeres weiter heissen mögen; also halt ich mirs auch erlaubt, in einer andern meine Wünsche bei dieser Gelegenheit einzuklammern. Also nur das Ohr her, damit uns kein Ungeweihter belausche! — —

(Was meinen Sie, ich habe einen nahmenlos schönen Gedanken! Als ich nämlich meinen Tyrannen, (ich dächte, so nennten wir unglücklichen Genies schlechthin alle Verleger) wegen des bewußten Kupferstiches des und wehmüthig anflehte, versprach er mir Erhörung, sobald das erste Heft meines Werks in allen Journalen, Monatschriften, fliegenden Blättern, kritischen Magazinen, Bibliotheken, Ephemeriden, fliegenden Merkuren, gelehrten und ungelehrten Zeitungen, Wochenblättern, Annalen, Archiven, Anzeigen, Beiträgen, litterarischen Notizen (o weh, der Odem geht mir aus!) kurz sobald mein Buch sein gelobt und angepriesen werden würde. — Das klingt nun freilich nicht viel besser, als wenn der erbitterte

Karl dem guten Hüon ſein offenbares Todesurtheil ſpricht und dann hinzuſetzt:

Geh hin, und, wie geſagt, eh du es ſtraks vollzogen,
Was ich dir hier von Stück zu Stück gebot,
Iſt deine Wiederkunft unmittelbarer Tod.
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen *).

Allein es bleibt doch immer noch ein Strahl der Hofnung übrig. Hätt ich armer Dachſtübchen-Reſident Dukaten zu verſpenden, ſo wäre mir um das Lob der meiſten Recenſionenmacher nicht bange, ich bedürfte keines andern Oberon. Alſo ein beſſrer Rath! „Es iſt nicht Sitte, ſprach mein Tyrann, daß Schriftſteller eher im Kupferſtich erſcheinen, bevor ſie nicht allgemeinen Beifall erhielten!“ **) — Darum, meine Herrn, haben Sie doch die Gnade für Ihren Patron und Gönner, ſeinen Ruhm und ſein Buch mit vollen Backen auszupoſaunen. Ich weiß, daß ſehr

*) Wielands Oberon, Geſ. 1. Stanze 68.

**) Was das für eine Lüge iſt! ich habe wohl mehr als zwanzig Büchlein mit dem voranſtehenden Bildniſſe des Herrn Autoris geſehen, der doch wahrſcheinlich keinen Menſchenſeele als ſich und ſeinem Verleger bekannt war! —

viel von Ihnen Mitarbeiter an obigen Recensionsmanufakturen sind — loben, preisen, rühmen und trompeten sie alle männiglich! — Auch fühle ich's, ohne Selbstsucht sei's gesagt, daß meine Schrift nicht so ganz verachtet zu werden verdient; sie enthält viel Geld, wer's nur herauszufinden versteht! — Ich werde dankbar seyn, und wahrhaftig mit meinem Gegenlobe nicht geizen. Wenn niemand den schlechten Schriftsteller rühmt, mein Gott, wie will er emporkommen. Kurz, ich dränge alle nur mögliche Beschwörungen, die wir je in unsern Trauerspielen herbeten hörten, in meine Bitte zusammen: Loben Sie mich! — Ich wollte Ihnen wol sagen, Sie mögten auf meine Thränen sehn, wie sie, jede ein Gebet, herniederflössen — aber Sie glaubten mirs ja doch nicht!) — —

* * *

II.

Meine Verſprechungen. *)

Nichts, meine Leſer, iſt entehrender, als um Beifall zu wimmern, aber entehrender noch, wenn der Schriftſteller, um dieſen Beifall zu erhaſchen, ſeinen Leſern Welten verſpricht und kaum Sandkörner giebt. Ich fühle mich, mein inneres Bewußtſein ruft mirs zu, rein von dieſen Autorſünden. **)

Ehe ich alſo zum Weſentlichen meines geringen Werkes (der Himmel wolle, daß es dieſer Selbſtverläugnung willen eben ſo ſehr geprieſen werde, als mir dieſelbe ſauer wurde!) übergehe, muß ich ſowol die Urſachen als den Plan meines für einen ſo groſſen Theil der Menſchheit merkwürdigen Buches anzeigen.

Ich Satan Merimatha, der Patron und Schutzherr aller Dummköpfe, Lehrer und treuer Wegweiſer zum Tempel des Nachruhms, Tröſter aller ſchiffbrü-

*) Gewöhnlich das ſchönſte Kapitel in den Büchern.

**) Das iſt der ſataniſche Widerſpruch; indeſſen merk' ich wol, man macht mit Widerſprüchen ſein Glük in der leſenden Welt. „Es ſind Paradoxa!“ ruft man; „wir verſtehen ſie nicht, aber dadurch erhalten ſie eben den Reiz der Schönheit!“

chen Autoren, ich, ja ich, lag einmals in der Unterwelt auf einem Sofa, und trieb meine gewöhnlichen Geschäfte daselbst; das heißt, ich richtete die ankommenden Schriftsteller nach ihren Thaten, machte Voltairen zum Wetterhahn, den Cäsar zum kleinen Mignon meiner Frau Schwester Martheit u. s. f. Nun herein mein Bote Jikkim herein mit Briefschaften aus der Oberwelt. —

„Was bringst du mir Jikkim, keine Folianten, keine Quartanten wenigstens, womit ich das höllische Feuer unterhalten kann? — Wären es auch nur die wäßrichten Reime eines Pikanders, es wäre doch etwas. Feuchtes Holz brennt auch im Mangel des trocknen, und zur Noth dient mir ein Franzek zum Blasebalg!“ —

„Es ist vorbei“, rief er, „du erhabener Schriftstellerteufel, vorüber die glükliche Zeit der Folianten und Quartanten. Unsre armen Unterserlen werden verfaulen, wenn du nicht bald mit deiner Einsicht Rath zu schaffen weißt, wie dem Unwesen zu steuern sei! — hier ist ein Brief von der Zunft der elenden Schriftsteller im heiligen römischen Reiche!

Noch nie, ich muß es offenherzig gestehen, bin ich seit Antritt meiner Regierung in solcher kritischen

Lage geweſen. Die Autoren, welche es warm in der Hölle haben wollten, waren immer ſo verſtändig, mir vor ihrer Ankunft in das Reich der Schatten, ganze Laſten von unverdaulicher Makulatur zuzuſchicken. Aber wie nun? — Freilich die theologiſchen, juriſtiſchen und mediziniſchen Fakultäten ließen mich nicht im Stich, und noch bis zur heutigen Stunde, ich muß es ihnen zum öffentlichen Ruhme nachſagen! verproviantiren ſie mich ſo reichhaltig, daß ich ohne haushälteriſch zu ſein, ſchon auf Jahrhunderte Vorrath habe, und dabei iſt mit unter ihr Autorwuſt ſo fett, daß er beſſer als Kienholz in den Flammen anfodert. — Aber, ach, die armen, armen Belletriſten! juſt meine Lieblinge unter allen winzigen Skriblern und Dunſen, juſt dieſe mußte das Unglück treffen, daß ihr Unſinn verſiegte, ihre Tollheit aufhörte! — Frieren ſollten nun die armen Thierchen, ſie, die auf Erden in den winterlichen Dachſtuben ſelten ein Paar warme Finger haben, um eine glühende Ode zu ſchreiben!

Ich war troſtlos; verſchloß mich und las den Brief, wie da lautet:

* * *

III.

Seufzer der elenden Schriftsteller des heil. Römischen Reichs.

Dies sind unsre Nöthen, unsre Klagen,
Die wir itzt an Deinem Throne wagen,
Du der Dummheit großer Fürst!

(lächelnd) Es sind doch liebenswürdige Kinder, sie schämen sich ihres Ahnherrn nicht. — —

Schon seit Monden und seit Tagen
Kämpft der Hunger mit dem Magen
Und der Gaumen mit dem Durst.

Glaubt's euch wol! rief ich bewegt, und weinte bitterliche Thränen: aber tröstet euch damit, daß auch die größern Genie's gleiches Fatum mit euch hatten; speisten ihre Helden oft mit Manna und Ambrosia, indes sie an Brodrinden und Zwiebeln knauerten; goßen ihren Göttinnen die Kelche voller Nektar, bis zum Ueberlaufen, und sie berauschten sich indessen mit Begeisterung und Wasser!

Ach, Apoll, vom Hunger abgemattet,
Klettern wir, umsonst vom Lorbeerreis umschattet,

Nach dem Gipfel Deines Helikon:
Denn wir ſind ſo leicht wie dürre Schindeln,
Jeder Zephyr fährt mit uns davon.

Sie ſollten ſich in allen Fällen bleierne Sohlen machen laſſen, wie jener alte, durchſichtige Poet. Zum Unglück werden ſie ſie nicht bezahlen können, ſonſt würde ſich der Preis des Bleies gewaltig verſteigern! das Sprüchwort bleibt doch wahr, jeder Schaden hat ſeinen Nuzzen.

Seltſt unſre Uniformen ſehen,
Uniform ſind ſie durch mancherlei;
Erſtlich, daß ſie keinem von uns ſtehen,
Denn ſie ſtammen aus der Juden Trödelei,
Zweitens ſind ſie uniform entzwei, —
Ach, vergebens hilft uns unſer Nähen;
Wir, die wir vermittelſt eines Reims,
Die verſchiedenſten Gedanken mengen,
Welten an entlegne Welten hängen,
Knittelverſe an die Lieder Reimo —
Ach, was hilfts, Apoll, wir ſtikken
Faſt in Thränen! einen Reif zu ſtikken,
Da bedarf es mehr den Reimerein,
Unſre Weisheit iſt zur Schneiderkunſt zu klein,

die Sache dem französischen Oberfeldherren milder vorzustellen hätten. Sie waren so erschrocken, daß sie es nicht wagten, mündliche Eröffnungen zu thun. Sie verrichteten es schriftlich und reiseten ab. Unterwegs brachte ihnen schon ein Bote aus Venedig Anzeige von Bonaparte's vollzogenen Drohungen; vom Einzug der Franzosen in Vicenza und Padua und dort vollbrachter Umwälzung. Jetzt beschlossen sie mit Bonaparte noch einmal persönlich zu reden. Sie erwarteten seine Ankunft in Palma nuova und verlangten bei ihm Gehör. Er schrieb zurück: „Meine Herren, ich kann Sie, mit französischem Blute bedeckt, nicht empfangen. Wann Sie mir den Admiral von Lido, den Kommandanten des Thurms und die Staatsinquisitoren, welche die Polizei von Venedig unter sich haben, werden ausgeliefert haben, will ich anhören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen haben. — Sie sind ersucht, das feste Land auf's schleunigste zu verlassen. Indessen, meine Herren, wenn der Eilbote, den Sie erhalten haben, Bezug auf die Sache von Laugier hat (den im Hafen auf der Brigg ermordeten französischen Hauptmann), so können Sie sich vor mir einstellen."

Sie begaben sich zu ihm, sagten: es solle bei ihm stehen, die Art Genugthuung, die er verlange, vorzuschreiben; sie solle gewährt sein, wenn sie sich nur mit dem Dasein Venedigs und seiner

Hilf Merimath, ſei unſer Rächer,
Sprenge ganze Kleider an uns Schächer! — —

Ja, was wollen denn die Leute? ſind ſie toll? ſie haben doch nicht gar etwa im Sinne, aus ihrem Pöbus einen Schneider zu machen? da kämen ſie mir blind!

Möchten gern allein, es iſt umſonſt!
Folianten voller Verſe ſudeln,
Aber die Verleger hudeln
Uns zu ſehr mit unſrer edlen Kunſt;
Keiner, denkt nur, giebt für unſre Leier,
Von den Leuten, einen rothen Dreier,
Und verſchenken wie das liebe Manuſkript,
Wo ſind wir um Geld und Müh und Zeit gewippt.

Da haben die armen Schafte nun freilich Recht; ja deſſen dächt' ich ſollten ſie ſich an die Buchhandlungen in den kleinern Städten des deutſchen Reichs wenden; zum Beiſpiel nach Budiſſin u. ſ. f. — Doch dieſe ſind zum größten Leidweſen, an die Makulaturſchmierer der Juriſten, Theologen, Oekonomen und Mediziner verpachtet, die dort ihre Mühlen im ſchönſten Gange haben; und ihnen von ihren Ge-

rechtsamen zu rauben, wäre unpolitisch, sie bereichern mich zu sehr mit ihrer Makulatur — es geht nicht!

Seit daß Bodmer, Wieland, Klopstock, Kleist,
Gesner, Bremer und Berlinergeist
Rahner, Riedel unsre Buchhandlungen gepachtet
Stehn wir einsam und verachtet;
Hilf uns, Herr, aus unsrer Noth,
Gieb Verleger, Kleider, täglich Brod,
Rette uns aus diesen trüben Sümpfen,
Und bekleide uns mit Ruhm und — heilen Strümpfen!

Wahrhaftig, schon der Schlußreim enthält so vielen feinen, angenehmen Witz, so etwas Hinreissendes, so viel Rührendes, daß ich blos um dieses Verses willen Himmel, Hölle und Erde zu Schriftstellern machen möchte.

Ich ging, nachdem ich nicht ohne Wehmuth die Supplik überlesen hatte, in meinen Divan, der aus der verstorbenen, vortrefflichsten Autorschaft aller Nazionen besteht, und legte die Bittschrift unsern annoch lebenden Komilitonen vor.

* * *

IV.

Seſſion des Divans.

Götze. (*mürriſch*) Ha! was ſchiert's mich? mögen ſie meinetwillen verhungern; ich bin ein Chriſt, und weiß, daß ſie ſich im Glauben und in der Geduld faſſen ſollten. Es ſind Narren; ſie ſuchen und haben ihre Weisheit immer am unrechten Orte. Was mich betrift, ſo liegen all' meine theologiſchen Gelahrtheiten im Magen. Da ſitzen die Muſikanten! erſt den verſorgt, die Unſterblichkeit und heilen Strümpfe finden ſich ſodann von ſelbſt!

D. Bartholomäi. Herr Senior, ich will doch nicht hoffen, daß ſie unſrer Hochbelobten Belletriſtenſchaar ſpotten? Herr, ich war ehedem Conſulent der Reichsſtadt Ulm, und Fürſtlich Hohenlohiſcher Hofrath, bin der Verfaſſer der unſterblichen Fata einiger Seefahrer, abſonderlich S. M. Frankens, mein Ruhm iſt gegründet — und ich lege Ihnen alſo hiemit ein feierliches Stillſchweigen auf; wo Nachtigallen ſingen darf die Gans nicht ſchnattern!

Merimartha. Schön gegeben! man ſieht und hört doch gleich, was ein Schöngeiſt iſt; die magern

Nachtigallen mit den ausgehungerten, armen Poeten zu vergleichen, die ihr Futter unter freiem Himmel suchen müssen, inzwischen die fetten Gänse gemästet werden! vortreflich! Ha, ha, ha!

Götze. Ei, ei, man erwäge auch, daß die Gänse das Kapitol gerettet, und manche theologische Zotiantenmacher die Christenheit auf den heranziehenden Feind aufmerksam gemacht haben!

Monsieur Nicole. Ja, ja, hab sit Recht, Monsieur Kornfrater, car un faiseur des Romans, et un poëte de theatre est un empoisonneur public, non des corps, mais des ames fideles, qui se doit regarder, comme coupable d'une infinité d'hommicides spirituels, ou qu'il a causé en effet, ou qu'il peut causer par ses écrits pernicieux.

Götze (verlegen.) Sie können Recht haben — Sie wollen sagen: Gänse nutzen auch nach ihrem Tode noch mit dem Kadaver — ha, ha, ha, ja, ich verstehe sie ganz gut!

D. Bartholomäi. Auch die Franzosen müssen schweigen, wo Deutsche sitzen; ist es noch nicht genug, daß sie sich in die Polizei unsers Vaterlandes eingenistet haben, wollen sie auch noch über die ehrbare deutsche Poetenzunft dominiren!

Gottſched. Ich bin lange ſtill geweſen, aber iezt . . .

Madame Gottſched. Erhizze dich nicht liebes Kind!

Gottſched. Nu, nu! —

Merimatha. Allein, meine Herrn, wir kommen ganz von unſerm Zweck ab; hier iſt die Streitfrage; was ſoll man thun, um die Zahl der matthezizaen Polygraphen und Antagoniſten des geſunden Menſchenverſtandes in Deutſchland zu vermehren, da alles nur an Klopſtok, Wieland, Bürger, Ramler, Kant u. ſ. f. hängt, da kein Buchhändler iezt noch ſchlechte Schriften drukken laſſen will, da der Geiſtesarmen Autoren — ach! von Tag zu Tag weniger werden?

Lohenſtein (declamirend.) Ihr Himmel, höret an, und du, o Hölle . . .

Gryphius. O tempora, o mores!

Madame Gottſched. Ach ſo lieſt man meine . .

Anna, Owena, Hoyerin. (ſeufzend) Die G'lärten ſind, wie Luther ſagt

Die verkährten, Gott leis geklagt!

P** M**. Gemach, gemach, meine Herrn und Damen! ſparen Sie Ihre Seufzer; ich, der ich vor

wenig Tagen erſt die Oberwelt verlaſſen habe, kann Ihnen Troſt geben. Noch immer iſt die Dummheit, in ihrer bewölkten Majeſtät, Lieblingin, Patronin der deutſchen Dichter, Kritiker und Philoſophaſter. Immer noch beſchirmen dieſe ihren Thron, weihen ihr Opfer auf dampfenden Altären, denen der Zahn der Zeit nicht ſchaden konnte. — Freilich vergöttern ſie wohl den Alvater Homer, aber die Hälfte von ihnen kaum verſteht denſelben, und keiner macht ihn zum Muſter. Auf ihrer Bühne laſſen ſie fürbas den Harlekin mit der Thalia walzen; morden in luſtigen Trauerſpielen Könige und Kaiſer; beuten Unſinn und zeigen in wahnſinnigen Rollen ihres Geiſtes ſchönſtes Talent. Schreitet nur erſt der fünfte Akt furchtbar daher: ſo fallen Helden und Heldinnen wie vor dem einerndtenden Tode, keine arme Seele widerſteht der Mordwuth.

Einige Beiſitzer des Divans. (etwas gerührt) Gottlob, ſo hat's nichts zu ſagen.

P.** M**. Ja was noch mehr; nicht genug, daß ſie zwanzig Menſchen wie Tollhäusler auf der Bühne ſchwärmen laſſen, daß ſie ganze Armeen einander in die Haare führen: ſo nehmen ſie ſogar noch

ein Duzend Geiſter zu Hülfe, um dem ganzen Weſen den Stempel der Narrheit unverkennlich aufzudrükken.

Lohenſtein. (beyſeitzutreten) Getreulich meine Kopie!

P.** M**. Jeder Dufs, dem ſein Vater unwillkührlich in der Hochzeitnacht eine Römiſche Naſe fabrizirte, wähnt ſich ihrentwegen zum Philoſophen geboren; jeder Zänker ſich zum Moraliſten, er ſezt ſich hin, brütet faule Romane und beſtielt ſeine Poſtille.

Alle. Ha, ha, ha!

P.** M.** (entzüchtet, aufſpringend) Eher werden die Fürſten Europas die Algiererbrut in ihrem Raubneſte vertilgen, ehe die Jrokeſen, Leſſinge und Friedriche unter ſich zählen und mit den Hottentotten um ſchriftſtelleriſchen Nachruhm buhlen, eher wird Pius Luthern kanoniſiren, — ehe die Göttin Dummheit von den deutſchen Büchermachern weichen wird.

Alle beklatſchten inbrunſt die erlauchte glänzende Schriftſtellerei in Deutſchland; — was nicht beklatſchte, ſchlief. Endlich ging die Seſſion auseinan-

der. Jeder klagte über Kopfweh vom zu vielen Denken, und bewunderte seine Thaten.*)

Nur ich armer Teufel war so klug als vorher, und die gänzliche Ausrottung meiner Pflanzen in Deutschland mahlte sich meiner Fantasie so fürchterlich vor, daß ich, wie ein gedankenarmer Professor, wenn ihm sein Quartant in kritischen Situazionen die lezte Zuflucht versagt, dreimal meine Schnupftabacksdose leerte.

Zum Glük fiel mir's ein, den lieben Sohn Machiavel kommen zu lassen; er, dacht' ich, hat schon so manches Gute mit seiner eigenthümlichen Schlauheit durchgesezt, er wird dich auch hier nicht in deiner Klemme stekken lassen.

*) Man sieht aus diesem Gemälde des unterirdischen Divans, daß in demselben eine ungemeine Aehnlichkeit mit vielen deutschen Synoden, Kirchen- Raths- und Staatsversammlungen herrscht; folglich glaube keiner, daß es in den höllischen Kongressen der Schriftsteller so ganz einfältig hergehe. Nein, alle Vorzüge, die mancher Divan in Deutschland nicht hat, findet man hier zusammen vereint. Man vergißt die Hauptsache über Nebendinge; vertheidigt sein und nicht das Interesse des Allgemeinen; schwazt und lacht statt zu denken, und gähnt — und schläft. Alle Moden der Oberwelt gehn auch in das Reich der Schatten über!

Machiavel kam. Ich gab ihm den Brief.
Dieser Politikus schaffte gleich Rath.

„Zuerst," sagte er," streue den Saamen der Zwietracht unter die Buchhändler aus, die sich dem Schwall der elenden Schriftsteller mit verbundner Kraft entgegenstämmen. Schwäche das feindliche Heer durch sich selbst; desto weniger Widerstand kann es hernach leisten. Beschenk den verdorbensten Geisteeproduktenkrämern, denen kein guter Gelehrter ein Manuskript anvertraut, weil er befürchten muß, um sein Honorar geprellt zu werden, die besten Verlagsartikel angesehener Handlungen nachzudrukken. Zulezt wird sich ieder Buchladen fürchten, noch schöne Schriften anzunehmen, weil ganz gewöhnlich der Schade dabei den Vortheil überwiegt. Die faedesten Bücherkiefer werden wieder aufgesucht werden, indem von ihren Schmierereien kein Nachdruk zu befürchten iß, und nun geht alles wieder den alten Gang. Da werden die Aushängeschilder der Buchführer vor wie nach mit den Titeln der Insel Felsenburg und des Loke, des Voltaire und Seiler, des Messias und Schönaichischen Herrmann's in einem lustigen Gemische prangen!*)"

*) Es verdrießt mich ungemein, daß einige Buchhandlungen diese alte Mode mit den Aushängeschildern abgeschaft haben.

„Zweitens", fuhr Machiavel fort: " mache dich selbst auf; geh nach Deutschland und nimm die Gestalt eines verhungerten Poeten an. Miethe dir ein Dachstübchen, wo du die Harmonie der Sphären belauschen und alle Herrlichkeiten der Welt unter deinen Füßen sehen kannst. Deinen Rok, deine Beinkleider überlaß ihren Schicksalen; je älter, desto ehrwürdiger; je geflikter desto interessanter! deine Haare las immerhin etwas verwildern, wenn du nur nicht das Ansehn des wüthenden Orlando darinnen hast; beileibe aber reinige sie des Morgens nicht von den Stoppeln des Strohs oder der Federn, denn eben dies macht dich zum Genie; man wird von dir sagen: ein grundgelehrter, tiefsinniger Kopf! er sinnt nur auf die Verschönerung seines Geistes, Kleinigkeiten

---

und an dessen Statt mit goldnen Buchstaben über den Laden schreiben, was daselbst zu erkaufen sey. Jeder Schuster hängt in seinen Stiefel heraus, jeder Besenbinder seinen Besen, jede schmutzige Garküche ihr Gemälde: Allhier speiset und trinket man nach Belieben!" warum denn nicht auch die Buchhandlungen! Wie mancher dumme Landjunker wird denn eure eidne Schrift lesen thunen, wenn er zu seinen schönen Franzbänden ein Buch kaufen will? — kurz, wer den Andern aller Dummheit noch etwas bot hat, klebe die Titel wieder an!

Staaten vertrüge. Das sei der Wunsch der ganzen Nation. Sie hofften, er werde sich gegen sie so zeigen, wie gegen die Feinde, mit denen er Frieden gemacht. — Er hörte ruhig zu, beharrte aber auf dem, was er schon im Briefe ausgesprochen hatte. Die Abgeordneten versuchten gar leise, ihm eine Genugthuung anderer Art in Vorschlag zu bringen. Allein heftig erwiederte er: „Nein, nein, und wenn Sie mir dies ganze Land mit Gold überdeckten, alle Ihre Schätze, alles Gold von Peru konnen das vergossene französische Blut nicht zahlen!“

Bonaparte, sobald er aus dieser Zusammenkunft trat, machte die Kriegserklärung gegen Venedig öffentlich.

14.

Verwirrungen in Venedig.

So war der Tag des Untergangs für diesen Staat herangekommen, der an die Möglichkeit seines Untergangs selbst nicht glaubte, während er, schon längst seiner edeln Lebenskräfte verlustig, noch in todten Formen und Uebungen zusammenhing und dem morschen Gerippe nur durch äussere Pracht und Ansehnlichkeit den Schein von Lebenswürdigkeit gab. So pflegen Greise zuwei-

bleiben weit unter seinem Gesichtskreise!" — oder beliebt dir's eine Perükke über die Residenz deiner unsterblichen Seele zu hängen: so besorge ja, daß sie sich immer etwas schief nach dem linken oder rechten Ohre hinsenkt, das ist ein Sinnbild deiner Hypothese vom Schwerpunkt, oder der Attraktion aller möglichen Körper; oder schiebe sie bis auf die Nase vorn ins Gesicht und las den Nakken kahl — da wirst du die Gelegenheit sinnbildlich vorstellen, die auf der Stirn behaart und am Hintertheil des Kopfs beschoren war, die Applikazion ist leicht! — Deine Schreibefinger vergis nicht mit Dinte zu beschmuzzen, und auf Straßen und in Gesellschaften die Lorgnette nicht vom Auge kommen zu lassen! das ist der feinste sinnlichste Autorkniff, um das Volk zu täuschen, es glauben zu machen, du habest durch nächtliches Studieren deinen schönsten Sinn verloren.*) Man würde dich aber doch immer noch für einen Halbgelehrten halten, wenn du nicht ein halb Duzzend ausgerauchte Tobakspfeifen in den Fenstern und an dem Ofen herumstehn

*) Herr Machiavel ist mir hier etwas naseweis mit seinem Doppelsinn! soll der schönste Sinn meine Augen oder meinen Verstand bedeuten? —

umſtehn hätteſt — vernachläſſige alſo vor allen Dingen dieſen Artikel nicht: In Geſellſchaften ſpiele ſtets den Zerſtreuten; ſpricht man vom kothigen Wetter, ſo fange du einen Sermon über den M. Kühl in Hamburg an; frägt man dich, was du vom Cü de Paris, der neueſten Mode der Damen, hälſt; ſo antworte querfeldein: Thllo gefällt mir bas! und will ein Architekt dein unmaasgebliches Gutachten über ein verhunztes, vormals ſchönes Palais wiſſen: ſo entgegne zerſtreut: Sie fragen nach Herrn Plümike's Räuber? Auf ſolche Art, Signor Teufel wirſt du bei dem ſeichteſten Kopfe für einen Ausbund von Gelahrtheit paſſiren. Dann aber unterlaſſ' auch nicht, auf deinem Dachſtübchen ſelber zu ſchriftſtellern, beſonders aber, was noch zu ſelten geſchehen iſt, Unterweiſungen für einfältige Autoren zu verfertigen, und über die Mittel nachzudenken, ihren Haufen zu vervielfachen."

Machiavel ſchwieg, ob ich ihm gleich noch drei Tage und drei Nächte hätte zuhören mögen; ich umarmte ihn, und rief: „Fürwahr, Machiavel, du und deines Gleichen ſind klüger als der Teufel!" — Er beurlaubte ſich, und ich machte nun Anſtalt zur Reiſe nach

Deutſchland, um als ein elender Schriftſteller meinen Lieblingen zu dienen.

Ehe ich abreiſte, übergab ich feierlich meiner Schweſter Narrheit die Interimsregierung in der Autorenhölle, wiewohl ich befürchten mußte, daß ich nach meiner Zurükkunft nicht alles in der beſten Ordnung wiederfinden würde; denn die gute Dame iſt ſchon etwas alt, iſt noch älter als ich, und eine große Favoritin von den Büchermachern! — Unterdeſſen ließ ich von meinem geheimen Sekretair Chriſtian Weiſe, der stante pede in uno drei Bogen vollſchreibt, und bei den Deutſchen unter den Polygraphen als ein helleuchtendes Geſtirn glänzt, nach Freund Machiavels Plan folgendes ausfertigen:

* * *

V.

Ermahnung und Privilegium zum Nachdruck guter Schriften.

Ehrenveſte, Liebe, Getreue!

Ich Satan Merimatha, Patron und Schutzherr aller verderbenen Buchhändler und Schriftſteller ꝛc.

ꝛc. ꝛc. im heiligen Römischen Reiche entbiete Euch mein freundlichsten Gruß.

Da ich vernommen habe, wasmaßen es schlecht mit Eurem Verkehr und Handlungswesen bestellt sey, dieweil Ihr Euch untereinander verbunden habt, keine schlechten Werke fürder zu verlegen, gute Schriftsteller aber Euren Winkeldrukkerein nichts zu verdienen geben und anvertrauen wollen, sintemalen sie um ihr Honorar oder Trinkgeld zu kommen befürchten: so erlasse ich Euch hiemit aller Schuldigkeiten und Pflichten der Menschenrechte, Naturgesezze, christlicher Nächstenliebe, des Gewissens, guten Nahmens und überhaupt der Religion, die ihr bis dahin beobachtet habt, und befehle Euch hiermit an, die vorzüglichen beliebten schriftstellerischen Werke deutscher Nazion, ohne alle Furcht und Aengstlichkeit nachzudrukken, rechtmäßige Verleger dadurch um ihren Gewinnst zu betrügen, ihnen ihr Eigenthum diebisch entwenden, und das Wohlhaben ehrlicher Männer zu verringern.

Ich privilegiere Euch hiemit zu jeder Schurkerei, und spizbübischer Schalkheit, ohne daß Euch eine Landesobrigkeit deswegen bestrafen soll.

Vollkommen überzeugt bin ich, daß Ihr mir gern Gehorsam leisten werdet, besonders, wenn Ihr einen

so vielen Verstand als Niederträchtigkeit besizzet, um einzusehn, welche Vortheile Euch durch den Nachdruk erwachsen.

Ohne zu gedenken, daß jeder Rechtschaffene bei Eurem Nahmen ausspeit, und der Neid, ein gewöhnlicher Gefährte kühner Thaten, Euch in die Karre wünscht; werdet Ihr den Nuzzen haben, Eure Kasse von fremdem Gute anschwellen, und Euren Familiennahmen in der Chronic scandaleuse jedes Säkulums, wie Galgen und Rad an der Stirn eines Sünders, prangen zu sehn.

Ich selbst werde Euch dankbar, wenn Ihr in das Reich der Schatten übergegangen sein werdet, dafür mit Eurem Nachdruk eine warme Hölle heizen, wie sie kein Schriftstellerlein besser zu haben sich rühmen soll. Hoffend, daß Ihr Eurem Fürsten getreu sein, und bis zu Ende Eures ruhmvollen Lebens Nachdrukker sein und bleiben werdet, weil ausserdem die Schurkerei nur halb gethan sein würde, verharre ich mit vieler Gnade Euer Patron ꝛc. ꝛc. ꝛc.

An die Buchhändler zu W***
Karlsruh, T*** und Konsorten.

Sat. Nierimatha.
mppr.

(L. S.) Christ. Weiſe, scrps

Ich kann nicht läugnen, das Ding gefiel mir. Mein ehrlicher Sekretair, deſſen Feder nun einmal in Fluß gekommen war, ſah mich mit ſo heißhungrigen Augen an, ihm mehr zu diktiren, daß ich nicht umhin konnte, ein zweites Sendſchreiben, zum Vortheil der elenden Skribenten, zu verfertigen.

Schon lange ging ich nämlich mit dem Plan ſchwanger, ein Viertel der hölzernen Juriſten zu Proſeliten des Belletriſtianismus zu machen, da ich ohnedem an Makulatur der Morum Ueberfluß hatte. Allein hier war mir der ſonſt ſehr liebenswürdige Kanzleiſtiel ein mächtiges Obſtakel, denn durch ihn werden ohnehin geſchmakloſe Köpfe endlich ihres Quentlein Geſchmaks ſo baar und quitt, daß ſie nicht einmal ſchöngeiſteriſche Schriften leſen, geſchweige ſchreiben mögen. Hier fand ich alſo fürs Beſte, erſt den undeutſchen Kanzleiſtil auszurotten, dieſes Dekret an die Leute aber ſelber in ſolcher Schreibart zu verfaſſen, um nur beglaubt und geleſen zu werden.

* * *

VI.

Edictum Principis contra stylum Curiae.

Wir ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Fügen hiermit männiglichen, hiedeß Darthuung Unſers gnädigſten Grueſſes Unſern lieben Getreuen der nen von der Ritterſchaft, Bürgermeiſteren, Richtern, Räthen und Ambtleuten in den Städten und Aembtern zu vernehmen und zu wiſſen, waſmaßen und welchergeſtalt Uns geziemend angezeiget und vorſtellig gemacht, wie daß es nicht wohl zu Ehren des teutſchen Geſchmaks ſtehe, wenn annoch in den Kanzeleien, Gerichten u. ſ. w. eines gar abſonderlichen Styli gepflogen wird, geſtalten derſelben mit dem deutſchen Stylo ganz auſſer Aehnlichkeit ſeie: alſo wollen Wir in Gnaden geruhen, alldarüber und derowegen Unſern Willen edictaliter ergehen zu laſſen. Wenn Wir nun den billigen Petito gnädigſt Raum und Plaz gegeben, mithin gegenwärtiges, öffentliches Reſcript an ſämmtliche Obenbenannte erkannt haben: Als ſind Wir wohleinſichtlich bedacht und beſtiſſen, dieſemnach iener ſic dicta inſania der Kanzeleien und Gerichte zu ſteuren und zu wehren, und thuen Wir bei

solcher der Sachen Bewandsame hiemit kund, daß, weilen wir Teutsche sind, sich niemand in tempore futuro erkecken wölle, sowohlen überhaupt eines kauderwellischen Styli beflissentlich, als auch in specie jenes Styli curiae sic nominati, seye es ex quocunque capite vel causa, zu'rflegen, ihn zu befördern und zu gestatten, sintemahlen und alldieweilen pro Imo) derselbe nicht sattsam und iedermänniglich verständlich, wie denn auch IIdo) allen Vernünftigen ein Aergerniß und Greuel ist, Uns aber IIIto) verhoffentlich nicht zu Lasten geleget werden könne, allermaassen Wir IVto) solcherley Verfahren höchlich misbilligen, hemmen und verhindern wollen. So befehligen und legitimiren wir euch dennoch, auf daß ihr sub poena & finali praejudicio solches Mandatum annoch innerhalb dreier Wochen befolgen und notificiren sollte, wir drigenfalls der Uebertreter, nach allerforderst sattsamlicher Erweisung des corporis delicti und legaler Vergewisserung desselben angemessen bestrafet und jede seiner appellationum & reppellationum mit einer unheilbaren Nullität behaftet werden soll. Wir indessen werden geruhen, dem Uebertretere sammt und sonders seinem rügebarem Stylo, wes Standes und Würden er auch seye, allergnädigst das neuerrichtete Narren-

hospital, mit Verlustigung eines Theiles seiner Mobilium & immobilium zur immerbeständigen Wohnung und unwandelbaren Aufenthalte anzuweisen, Allwonach sich iedermänniglich zu richten habe.

Datum in Unſrer Residenz. Merimalda. mppr.

(L. S.) Christ. Weise. scr.

Wahrhaftig, kein Kandidat kann freher sein, wenn er am Schlusse seiner Predigt das „Amen!“ ruft, kein Theaterpoet entzükter sein, wenn er zum glüklich vollbrachten fünften Akt seines Graußpiels schreibt: Vorhang fällt, als ich war, da ich meinen werthen Nahmen unter den barbarischen Wörterschwall sezzen konnte.

Zwar sah mich mein schreibsüchtiger Sekretair noch eben so sehnsuchtsvoll, als vorher, an, aber ich hies ihn gehen, und klingelte statt dessen den leichtfüßigen Jikkim.

Jikkim kam. Ich gab ihm die Depeschen, und er flog davon.

Schwester Narrheit segnete mich noch einmal, wie es denn die alten Damen gern machen, ich nahm meinen Wanderstab, und zog gradewegs nach Deutschland.

* * *

VII.

Autorperükke. — Der Teufel kriegt Schläge.

Der Himmel weis es, wofür man mich ansehen mochte, denn ich hatte einen steifen Bürgerrock von rother Farbe mit silbernen Knöpfen an; eine Reitpeitsche über die rechte Schulter, zur linken Hüfte hin, wie ein Ordensband, herabhangen, ein altes Jagdmesser an der Seite; die Haare ehrbar rings herum, nach Art der izzigen Philantropisten, verschnitten, und trug dazu einen dreieckigten Hut, dessen Vorderschnabel am Ende so künstlich zusammengespizt und in die Länge hervorragend war, daß sich iedermann fürchtete, von diesem Mauerstürmer unbarmherziger Weise aufgespießt zu werden. Ich vermuthete nichts gewisser, als in dieser Tracht irgend einem Studenten von Frankfurt, Halle, Jena zu gleichen, denn ich weis, daß meine Schwester sich in diese hübschen Buben verliebt hat, und sich daher auch alle Tage ihrem Geschmak gemässer kleidet. Zwar die Matrone ist alt, aber ihre Moden sind neu, und verschreibt man sie sich immer noch von Paris, Lyon und London.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14332/010

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 1437/055

Zum Unglück merkte ich bald, daß ich mehr einem Schlächter, als einem brapirenden Musensohne ähnlich sehen müßte.

Auf der Landstraße begegnete ich einem Pächter, oder doch einem diesem ziemlich gleichartigen Geschöpfe.

„He, Vetter, wo soll die Reise hingehn?“ fragte er mich, und watschelte neben mir her.

„Nach der Stadt!“ antwortete ich.

Pächter. So, so! — hm! hm! hat er einen Meister, will ich man sagen?

Ich (bescheiden). Ha, ha, ha! nun freilich, und der bin ich selber! (und so eben wollte ich mit meiner Titulatur losbrechen, als ich mich noch zur rechten Zeit erinnerte, daß ich den nun an die Reihe eines armseligen Schriftstellers spielte.)

Pächter. So, so, hm, hm! hat er schon etwas eingekauft, oder will er's noch?

Ich. Nun ja, kann er mir keinen Verleger zuweisen?

Pächter. Ei, es kömmt nur darauf an, ob er Schafe oder gute fette Hämmel verlangt; ich habe selbst noch von den ersten sechs Stück in meinem

Stalle liegen; aber daß sie extra sind, versteht sich, will ich man sagen.

Ich (itzt dacht ich an Machiavells Rath, und in dem Augenblik fiel ich wie zerstreut aus dem dritten Himmel). Ja, mein Lieber, bester Mann, wenn er von dem Magister aller Magistrorum, dem Philosoph der Philosophen, dem Schöngeist aller Schöngeister, dem Hungrigsten aller Hungrigen spricht, von meinem Masius spricht — —

Pächter (starr und verwundert, die Hände über den Bauch gefaltet, mich angaffend). Wa — was?

Ich. Wenn er von dem unsterblichen Masius spricht, dann bin ich gleich sein Eigenthum mit Leib und Seele.

Pächter (bedenklich mit dem Kopfe wankend). Hör er 'mal, er sieht mir selbst beinah aus, wie so ein Monsieur Blasius, der seinem Herrn aus der Lehre gelaufen ist, und andre ehrliche Leute, wie mich zum Beispiel, gern bei der Nase zupft, will ich man sagen!

Ich (demonstrirend). Denn seh er nur, solch einen Original-Eunuchen, der tausenderlei will, und tausenderlei nicht kann, weil ihms Beste fehlt, sieht die Schöpfung nur selten, und gebärt jedes Säkulum kaum einmal.

Pächter (auffahrend). Herr, hat er schon in meinen Säkel gesehn, zu wissen, wem's von uns beiden am Besten fehle!

Ich (fortdeklamirend). Herr, ich will Grossing heissen *), wenn ich mehr plaudre, als ich verstehe! zeig er mir in der ganzen Geschichte der Erdenwelt einen Gelehrten, der mit größerer Kühnheit und größerer lieber Einfalt von der Natur ausgestattet ward, als der Religionsvereiniger! — Die beiden entgegenstehenden Zipfel des menschlichen Verstandes, Aberglauben und Aufklärung, an einander knüpfen wollen, welch ein Riesengedanke! — und auf diesen ungeheuren Entwurf, eben das Ungeheuerste der ganzen Sache, zur unrechtesten Zeit, und beim unrechtesten Ende anzupacken, da schon der ehrenveste Calixtus vor hundert Jahren diese liebe Geburt vergebens in die Welt brachte — das vergöttert meinen Mann, setzt ihn neben den grossen Raimond Lulle, und verbreitet seinen Ruhm bis zu beiden Polen! — Mit einem Worte, hat der große Magister von Leipzig noch keinen Anhänger, keinen Bewunderer gefunden;

*) Ein gewöhnlicher Terminus der schriftstellerischen Unterwelt, der so viel, als Prahlhans, bedeutet, und in der Oberwelt eben nicht gäng und gebe ist.

so will ich, mein Herr, der erste Masianer sein, und sollt' ich unglücklicher werden, als ein Inquisit der heiligen — — —

Pächter (kehrte sich um, und ging brummend seiner Straße).

Ich merkte wol, daß er mich, wie Lavater den Waser in Verdacht hatte; denn er sah' mich an, und rieb stillschweigend mit dem Finger auf der Stirn herum. —

Ich kam endlich in die Stadt, und mein erster Gang war zu einem Kleider-Juden, um mir die symbolische Tracht eines verdorbenen Gelehrten anzulegen, da man mich zuvor mit einem Hammel- und Schafkäfer verwechselte.

Der Jude war sehr artig, und führte mich, da er von meinen Bedürfnissen Notiz eingezogen hatte, aus seinem Wohnstall in ein anderes Behältnis, welches sein Garderobezimmer vorstellte. Ich muß es dem Israeliten zum Ruhme nachsagen, daß es in diesem Kleidergemach beinahe eben so unordentlich, als in den Bibliotheken großer Gelehrten und Antiquare zuging; statt daß man bei den letztern über aufgeschichtete Pyrenäen unvergeßlicher Meisterstükke der Dichtkunst und Weltweisheit halsbrechende Klette-

reien zu wagen hat, verwirrte man sich in dem Ma-
gazine des Beschnittenen, mit jedem Schritte, in die
Meisterstükke der Tuchmacher- Schneider- und Fri-
seurgesellen.

„Vor allen Dingen eine gelehrte Perükke!" rief
ich, und der Jude präsentirte mir sein Duzzend von
verschiedenen Gattungen.

„Ebs Kores!" fing der hebräische Schelm
an *): wollt der Herr schaun a Perükke von a gres
Mann aus Ihren Leuten, der wer a knadiger Herr
Superndent, und hot Pankrut gemocht; 's wer
a rachter Konkurs, und do hob ich von reinen sie-
bzig Reichstholern, die ich dem knadigen Herrn
Superndent boor verkeschussen, nit mehr, als fünf
Prezent in Perükken, olten Lumpen und Büchern
bekuhmen!" —

Die Perükke gefiel mir nicht übel; sie glich einer
malerisch-schönen grausmogigten Welle, die ander-
halb Duzzend kleinere hinten und vorn an sich trägt.
Ich erinnerte mich, einmal den Voltaire mit solcher
unblichten Glorie in Kupferstich gesehn zu haben.
Doch, da sie mit der alten deutschen Ehrlichkeit aus

*) Das Beiwort ist hier nicht überflüssig!

der Mode gekommen war! so lies ich sie hängen, und wählte mir einen Stuz.

„Ach wulde den Herrn nit zu rothen, sie hat kehört anen ehrmen Gogim, der hot viel schöne Bücher mochen ketohn!"

„Eben deswillen Jude, mus ich sie haben!" — ich nahm sie von dem Nagel herab, der Hebräer aber ris sie mir aus den Händen, und hing sie sehr behutsam wieder an Ort und Stelle. „Ha," rief ich entzückt aus, und meine Wangen glühten im Lavaterischen Enthusiasmus: „seht her, ihr empfindsamen Christen und Christinnen, die ihr die Werke eurer unsterblichen Genies anstaunt, und euch in ihren Schönheiten berauschet, die Künstler aber selbst keines leichten Achselblikkes würdiget, seht her, und errötbet: denn ein Jude verehrt die geringsten Kleinigkeiten eines Schriftstellers als Heiligthum — und ihr, ihr — o ich mögte weinen!" — — Ich wandte mich zum Juden und fuhr fort:

„Nicht wahr, ehrlicher Israelit, diese Reliquie ist dir zu heilig, zu ehrwürdig, als daß du sie betasten liessest, geschweige denn gar verkaufetest: dieses Ueberbleibsel erwärmte einst das Gehirn eines schöpferischen Kopfes zu glühenden Fantasien, und" — —

„No, der Herr hot verflohn unracht; der Buchermacher iſt keſtorbe var kurze im Tollhaus, und do hob ich all ſane Mobiile gekoft fuhr 16 Groſchen, zu theuer — denn die Klatt wibbelt a kribbelt von a gewiſſen Ungeziefer!" —

Mich wandelte urplötzlich ein ſo heftiges Nieſen an, als hätte ich eine Prieſe von Anticyra geſchnupft, ich vermuthe, daß es mehrern fühlenden Naſen beim Leſen dieſer Stelle nicht gelinder ergehn wird. Die Perükke blieb ungeſtört; mit einem Seufzer ex imo riß ich mich von ihrem Anblik los.

In dem Moment ſah ich eine lange hagre Geſtalt neben mir ſtehn, welche, wie ich, auf eine von den Perükken Spekulazion machte. Das Drolligſte war, daß er ſich nach gewiſſen Handzeichnungen, Silhouetten und Kupferſtichen richtete, wo eitel berühmte Perükken- und Haarbeutelträger zu ſehn waren. Der Mann, dacht ich bei mir ſelber, hat wahrlich ſein nosce te ipsum gründlich ſtudirt. Man fühlt den Geiſt ſonſt willig, aber das Fleiſch ſchwach, bei dieſem iſt es umgekehrt, das Fleiſch willig, aber der Geiſt ſchwach. Dem Weſentlichen nach kann der gute Tropf nicht werden, was ſeine Muſter waren und ſind; drum ahmt er im Aeuſſerlichen nach, und

wird,

wird was seine Kupferstiche sind — Körperkopien berühmter Geister. *) Unterdessen, daß iener die reellen Perükken mit denen im Kupferstiche verglich, vertauschte ich meinen rothen Fleischerrok, meine Hetzpeitsche, mein Couteau de Chasse gegen einen alten, schabigten, schwarzen Rock und Weste, die mir beide zu weit, in Rücksicht der Länge aber sich ziemlich gleich waren, denn beide stiessen mit ihren steifen Schößen an Knien und Kniekehlen. Meinen Mauerbrecher sezt' ich gegen einen runden Hut um, welchen vor langer Zeit ein durchreisendes Genie verkauft haben soll, um einen Reisepfennig zu bekommen, —

In der Sekunde, da sich meine Hand nach einer Haarbeutelperükke ausstrekte, welche das meiste Autormäßige zu besizzen schien, bewegte sich auch die dürre Rechte des Mannes mit den Kupfern, als Kompetent, in gleicher Richtung dahin. —

*) Was das ein alltäglicher, fader Gedanke ist! Und warum alltäglich? weil er gewöhnliche Dinge mit gewöhnlichen Worten bezeichnet. Ist denn das etwas Ausserordentliches, wenn ein Bauergenie einen Rathsherrn, ein Hasenherz das Portepée, ein Ignorant den Prälatenschmuk trägt? — pfui, wie alltäglich!

Ich sah das hagere Gespenst, und das hagere Gespenst mich an; ich blieb unbeweglich, mein Gegner dito. So blieben wir lange in ein und ebenderselben Attitüde stehn. Endlich zog jener die Kinnbakken von einander, und schnarrte ein fürchterliches: „Mein Herr — r r r? Ich, der ich ohnedem nichts weniger denn feigmüthig bin, parodirte sein: „Mein Herr r r r!"

So pflegen zwei giftige Spitzhunde, jeder eine Pfote auf den zwischen ihnen liegenden Knochen strekkend, einander mit funkelnden Augen anzusehn, um, wie friedseelige Potentaten, die Sache noch in der Güte zu schlichten; — bald aber schimmern von beiden Seiten die weissen, mörderischen Zähne; bald schnarrchen sie sich in einem rauhen Rrrrrrton ihren Zorn oder Kriegsmanifeste entgegen, und dann — — doch eine häßliche Allegorie, Gelehrte mit Spitzhunden zu vergleichen!

Da der jenseitige Perükkenprätendent gewahrte, daß ich von meiner Beute nicht ablies, suchte er mich durch Gründe von der Wichtigkeit seiner Ansprüche zu überzeugen.

„Mein Herr, wie Sie hier im Kupferstiche sehn werden, hat dieses Capillamentum mit dem Haar-

len sich selbst über die Nähe ihres Todes zu täuschen, indem sie ihren hinfälligen Leib jugendlicher kleiden.

Als die ersten Ahnungen der Auflösung den Senat durchlebten, waren mehrere der Einsichtsvollern, welche freiwillig bekannten, daß Venedig selbst die Schuld davon trage; daß Frankreich Recht zum Kriege und zur Rache gegen einen Staat habe, dessen Regierung mit kluger Feigheit gleißnerische Worte gegeben und sich, sobald es geschehen konnte, davon entbunden hatte.

Als Venedig, seit Einführung der Aristokratie, auf Benutzung aller im Volk lebenden höhern Geistesgaben für das gemeine Wesen Verzicht that und die großen Angelegenheiten des Staats zur erblichen Sache einer kleinen Zahl von Adelsgeschlechtern gemacht hatte, hatte es dem mächtigsten Hebel entsagt, wodurch Staaten Macht und Wachsthum erlangen und behaupten, nämlich des Wetteifers der Talente. Der herrschaftfähige Adel, gegenübergestellt einer zur Dienstbarkeit verurtheilten Nation, vergaß äussere Feinde und Erwerbungen, weil er stillen Krieg mit dem selbstgeschaffenen Feinde im Innern zu führen hatte. Im Genuß der Gewalt und des ererbten Wohllebens erschlaffend, änderte er die Bestimmungen des Lagunenstaats. Bald durch die wachsende Macht der benachbarten Könige zurückgedrängt,

ſchmuk des ehrwürdigen Daries eine ſeltne Aehnlichkeit; ich aber bin ein Schüler dieſes Philoſophen atqui ergo" — —

„Bedürfnisbefriedigung geht vor der Nachahmung, Nachahmung iſt ſchon das luxuriöſe Kind des Wohlhabens, folglich" — —

„Au, wei mir, mai Perükke zerraſſe die Herrn mir!"

„Ich laſſe dieſen Darieſtaniſchen Korymbos nicht!

„Dito! gab ich lakoniſch zur Antwort, und riß die ſtreitige Sache aus den Händen des Gegners, die aber — o weh! nun offenſiv, gegen meine Ohren handelten. — Ich fuhr mit der Linken und Rechten aus, um ein abermaliges Dito zu reſpondiren, traf aber unglüklicher Weiſe den Hebräer auf die neutrale Naſe, — nun war das Gewezzel allgemein; ieder ſchlug um ſich herum: ein Hagel von Hieben regnete auf meinen neuen Schriftſtellerrok; ich kam gar nicht zu mir ſelber, bis ich merkte, daß ich eine ziemlich unangenehme Fahrt von einer Treppe hinunter machte. Schnell raffte ich mich, als ich feſten Grund unter mir fühlte, auf, und ſprang zum Hauſe hinaus. Hier ſtanden ſchon viele Menſchen verſammelt, die der Lärmen herbeigelokt hatte; ich miſchte mich unter

sie, sah, wie sie, das Haus verwundert an, und bemerkte weislich, daß sich oben zwei Menschen zankten. Aber mitten aus meinen Muthmaßungen und Bemerkungen schreckte mich die plözliche Erscheinung des Juden und Gespenstes auf, die sehr kläglich, mit aufgehabenen Händen, ihre Perükke vom Himmel wiederzufordern schienen. Ich bewies bei der Szene viel presence d'esprit, indem ich, ohne mich umzusehn, davonlief, bis mir der Odem verging. „Diesmal, dacht ich, eine Perükke gestohlen, und dein Lebtage nicht wieder!" —

Es war inzwischen Abend geworden, und ich in einer unbekannten Stadt, die, wie ich nachher erfuhr, Purlenburg hies. Dazu kam noch, daß mir das Abentheuer viel Spuk in meinem Autorstolz-Departement machte, so, daß ich am Ende verzweifelnd dastand, und nicht wußte, ob ich heimkehren sollte zu den unterirrdischen Revieren, oder bleiben. Ich sazte mich auf einen Stein, und hielt folgenden Monolog, meine unsterbliche Seele zu beruhigen:

„Aber, pfui, daß du auch davonlaufen und deinen Feinden das Kampffeld überlassen mußtest! — o Himmel! was wird die Nachwelt nun von dir sa-

ten?*) Es ist unerhört; ich habe mir ein Dementi gegeben — doch still! ist nicht der große Demosthenes eben so fähig gewesen zu flüchten, als zu raisonniren? hat nicht Papa Horaz selber die Beine aufgehoben, da es mit seinem patriotischen Enthusiasmus, Matthäi am=lezten war? — Alleinz auch in der Flucht blieben sie beide große Männer, denn sie flohen vor einer Armee, und du — vor einem Juden, und Gott weiß, vor was noch Hasenhetzigerem!**) — Ja, lässest dich in eine Faustkollazion mit den zwei Schächern ein; pfui, was wird die Nachwelt sagen! — I, rief meine kleine Eigenliebe, weißt du denn nicht, daß es zum Karakteristischen des aufgeklärtesten aller Jahrhunderte gehört, wenn sich Tugendpriester wie Magdeburgische Butterweiber anpelfern, wenn Schriftsteller das Federrecht ins Faustrecht verwandeln? — Hat sich nicht der Vater der Pädagogik selber, nachdem ihn Lykus feierlich zur Schlacht eingeweiht, mit Welken und Schatten zu

*) Genie's leben nicht für Zeitgenossen, sondern nur für die Nachwelt, wie jedem Sachverständigen täglich bewußt sein wird.

**) Vermuthlich einem Poeten.

baren erlaubt? — dies geschah in der schönsten Epoche seines Grosthums, und du — —"

Enlin, ich war besänftigt, und mit lachender Seele trat ich in ein Wirthshaus.

* * *

VIII.

Der Irrthum.

O Himmel, und ich hatte mich betrogen — mein Glück oder Unglük führte mich in das Haus eines Ausbundes von Gelehrsamkeit. —

Eine ältliche Dame, in der Linken eine Lampe haltend, unter dem rechten Arm einen Folianten, kam mir entgegen, salutirte mich mit drei Knixen, und fragte, was mir zu Befehl stände? — Ich entschuldigte mich gebührlich, sagte, daß ich ein reisender Gelehrter wäre, und aus Unwissendheit ihr Haus für einen Gasthof gehalten hätte.

Ohne mir zu antworten, schrie sie zu widerholten Mahlen: Ruperte! Ruperte! Ruperte! — Ich stand wie vom Donner gerührt, denn nun schien sie mir

die leibhafteste Hexe zu sein — ich hielt die Hausthür mit beiden Händen fest, um

wenn alle Uebel zusammenkämen —

Horazens Schuzpanier zu nehmen.

Statt des von mir erwarteten Dämons erschien ein alter Mann, hinter iedem Ohre eine Feder, in der Hand ein Dintefas. Die Dame flüsterte ihm etwas ins Ohr, und er winkte mir zu. „Kommen Sie näher, kommen Sie näher, ein reisender Gelehrter hat alle Ansprüche auf meine Achtung — Sie müssen die Nacht bei mir vorliebnehmen, denn es ist spät, und die Wirthshäuser sind schon verschlossen. Treten Sie herein; Gastfreundschaft war die erste Tugend bei den alten Völkern!"

Wie gern gehorchte ich nicht — all meine Hexenfurcht war durch das neubeginnende, submisse Knixen der Foliantenmatrone verschwunden. Ich erwartete sehnlich, daß man sich nach meinem Wagen gehorsamst erkundigen würde, aber umsonst! die Leutchen plauderten nur stets von Büchern, Alterthümern, reisenden Gelehrten, Schuleramen, bevorstehendem feierlichen Aktus u. dergl., wiewol mein hungriger Freund von innen nicht selten durch ein vernehmliches Brummen seine Unzufriedenheit zu erkennen gab.

Rupertus Balsamus, mein Wirth, war ein ehrsamer Schulkollege im Städtlein Purlenburg, nicht wenig eingebildet auf seine Gelahrtheit, und unausstehlicher im Selbstlobe, als ein gewisser Herr Von im grauen Haare. Nichts war ihm behaglicher, als seine Fata, und wenn er sie auch schon neun und neunzigmal hergeleiert hatte, zum hundertsten Mahle repetiren zu können. Er hatte es darin schon so weit gebracht, daß er ganze Gesellschaften zum förmlichen Gähnen zwingen, und von wizzigen Aerzten statt des Opiums verschrieben werden konnte.

Er verbrämte iedesmal seine Orazionen mit den Purpurlappen lateinischer Klassiker; seinen Worten gab er durch demosthenische Gestikulazion Emphase, dermaaßen, daß ihn eine viertelstündige Rede total unter Wasser sezzen, und ein entfernter Zuschauer ihn für St. Gaßner halten mußte, wenn derselbe mit den Unsichtbaren ficht.

Ausser der Schule vegetirte er zwischen Büchern. Antiquitäten der Aegypter, Griechen und Römer war sein Lieblingsstudium. Nebst einem alten Hause, etlichen hundert Büchern, einem Schlafrock, dessen die allgewaltige Zeit so wenig, als der sieben Welt

wunder, geschont hatte, besas er zu seiner Kommodität eine zärtliche Hälfte, die vor vierzig Jahren ihn, wie eine pommersche Sidonia behext, und vor sechzehn Jahren einen kleinen Baldrian Balsam ans Tageslicht edirt hatte.

Sie zog den Buben in aller christlöblichen Einfalt auf, und Er bildete ihn in einer Woche zum Spartaner, in der andern zum wollüstigen Meder. Dabei schwizte der Junge unter dem Schwall lateinischer und griechischer Vokabeln und Antiquitäten, als sollt' er ein Herrmann Konring II. werden. Er war klein und rund wie ein Eskimo: da seine Nase noch nicht älter als fünf Jahre war, verkündete sie schon etwas Großes, und in der Folge bildete sie sich schneller noch, als das Baierische Publikum aus. Sein Haar war kraus und wollicht, als wär der antike Papa ein Neger, dieser aber fand darin ungemein viel Aehnliches mit einem Römischen Kopfe, welchen er im Holzschnitt besaß, und bald Ciceron, bald Ovid den bald Maro'n auffezte, weil der eigentliche Besizzer desselben zu Balsams unbekannten Dingen in der Welt gehörte.

Man fand es endlich sehr diensam, sich zur Ruhe zu begeben, weil am künftigen Tage, wie man sagte,

ein Familienfest gefeiert werden würde, zu welchem eine heitere, frohe Spannung der Seele vonnöthen wäre. Ich glaubte es, ging zur Stube hinaus in eine mir angewiesene Kammer: mein Magen brummte: gute Nacht!

* * *

IX.

Purlenburg verliert — nichts.*)

Das Ostereramen der Purlenburgischen Schule war vorüber, und nun sollte ein öffentlicher Aktus gehalten werden. Zweimal drei Monden hatte man sich hiezu schon gerüstet; Schneider und alte Dissertazionen waren in Bewegung gesetzt; ängstlich schwitzten die Akteurs dem furchtbaren Morgen entgegen, und die Spartischen Mütter hatten schon ihre holdseelige Soade erschöpft, die Buben zu stärken, als sollten sie Troja in eigner Person bestürmen.**)

*) Dieser Kapiteltitel ist, unter uns gesagt, ein interessantes — Räthsel!

**) Da der Artikel: komisches Heldengedicht, in den Leipziger Messkatalogen, wahrscheinlich wegen Mangel

Der Morgen graute trübe und düster; kein Sonnenstrahl schimmerte durch das Gewölk, um die heutigen Abentheuer zu verschauerlichern. — Der Schulkollege weckte mich mit einer halben Philippischen Rede — ich stand auf, und folgte ihm zum Kaffetische.

Wie eine Puppe von Lyon stand Baldrianchen schon da, indes

Das Mütterchen ihn um und um besah
Und immer noch an ihm zu puzzen hatte.

Er überlas seine Rede, mit welcher er heunt ein Purlenburgisches Publikum bezaubern sollte. Vater Rupert war der Verfasser, indem er aus hundert antiquarischen Bruchstükken ein meisterhaftes, herrliches Ganze zusammengeflikt hatte. Der Titel lautet: Umständliche, doch wahrhafte Beschreibung von den Hörnern, welche Moses, als er vom Berge Sinai kam, zum Erstaunen des ganzen Israelitischen Volks mitbrachte, wobei in Parenthesi viel von den Hörnern des Ammon Jupitere, Beelzebub's, Oberon's, (welches ist der Satanas selber,) der Hahnrei's, Hirsche, Ochsen und andern

des Stofs ganz auszusterben scheint: so werden alle getreue Merkurialisten hier wissen, — was sie zu thun haben.

in rerum natura vorhandenen, abgehandelt und gesprochen wird. —

Schon schlug es acht Uhr — Rupert hatte sich in eine mächtige Knetenperükke vermummt und sein schwarzes Amtskleid angezogen, — noch eine halbe Stunde, und der fürchterliche Augenblik des Scheidens war da. Angst und Besorgniß fingen an, sich in der Balsamschen Familie auf die drolligste Art von der Welt zu äussern, denn alle drei, Vater, Mutter und Sohn liefen stumm und mechanisch das Zimmer auf und ab, daß Fenster und Tassen klirrten.

Rupert strich — von Ahndungen gezwikt — hin und her; sein schmaler Mantel schwebte mit der allmächtigen Haarwulst des tiefsinnigen Kopfes in horizontaler Richtung, daß iene einen geschwänzten Kometen, (cometae barbatae) oder einem feurigen, schweifenden Drachen, wenn er dem Schornsteine zuzieht, nicht unähnlich sah.

Valdrian memorirte peripatetisch, indem er neben dem langbeinigten Vater hergaloppirte; der Schweis rann ihm von der Stirn, doch er rannte noch heftiger. *)

*) So gern ich's, als ein Original-Schriftsteller, sähe, wenn man fein oft mein unsterbliches Werk zitirte und

hörte Venedig auch auf, bedeutende Landmacht zu sein. So sank es, sich nicht dem Geist der Zeitalter gemäß entfaltend, von Mittelmäßigkeit zur Schwäche, und ward alt, weil es, an das Alte geklammert, im Uebergang zum Bessern gefährliche Neuerung gehaßt hatte. Den Fortgang und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts festzuhalten, Alles in gegenwärtigen Formen festzubannen, Herrschaft und Knechtschaft, Recht und Pflicht, Einsicht und Unwissenheit: das ist der Wunsch jeder Aristokratie, sie bestehe in Republiken oder Monarchien.

Daher mußten die Grundsätze der nordamerikanischen, noch mehr der französischen Staatsumschaffung den Nobili's von Venedig Gräuel sein. Daher traten sie mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie, im Kampfe der europäischen Fürsten gegen Frankreich, von Staatswegen Venedigs Unparteisamkeit aufstellten, während der Geist der Regierung schon Partei genommen hatte. Sie predigten ihrem Volke Haß gegen Frankreich, und in diplomatischen Noten friedfertige Gesinnungen gegen dasselbe. Sie schmeichelten sich, mit den Verbündeten den Genuß der Siege theilen zu können, ohne Opfer dafür bringen zu müssen. Aber sie vergarnten sich im Netze einer feigen Klugheit.

Einen Theil ihres Volkes konnten sie begeistern oder mit blinder Wuth erfüllen wider die

Auch Mütterchen gab den Wettläufern nichts nach, wahrscheinlich wurde sie durch den Zauber des Beispiels magnetisch fortgerissen, wie die Weltkörper durch Des Cartens Wirbel; oder sie ward von der sehr verzeihlichen Besorgniß herumgejagt, daß ihr zu schön ausstafirter, runder Liebling die empfindsamen Purlenburgerrinnen um Herz — um Alles bringen mögte.

Unter dieser herkulischen Arbeit verfloß das halbe Stündchen; beim Glokkenschlage wurzelte ieder Fus an — Seufzer flogen auf und nieder, statt der Personen. — Die Frau Schulkollegin brach die Todtenstille zuerst:

„Ach, es hat erbärmlich geregnet, liebes Männchen, die seidnen Strümpfchen werden im Kothe Noth leiden; und der fremde Herr Gelehrte" . . .

„O dulce decus meum," hub der Alte an; „traurige Omina, Jam satis terris . . ."

„Ich will dir ne' Säfte bestellen thun!"

„Wie du willt, so geschehe!"

---

ausschriebe: so verbitte ich mirs doch bei diesem schönen Wortspiel, damit die Nachwelt nicht in Rücksicht des witzigen Erfinders zweifelhaft gemacht werde.

Mütterchen flog ab — ein Paar Minuten, und sie kam verrichteter Sache wieder.

Die Sänfte schien in der ersten Hälfte dieses erlauchten Säkulums ihre Existenz empfangen zu haben, zwar ziemlich baufällig und antik, doch darum gefiel sie dem Herrn Schulkollegen doppelt — kein Wunder ihrs war's, wenn wir beide die unglücklichste aller Begebenheiten darin erleben mußten! Balsam stieg hinein; ich folgte mit Schaudern. Die Träger trabten starken Schritts von dannen. Kaum waren wir zehn Schritt vom Hause, als der Boden unter unsern Füßen vernehmlich zu knistern und zu knastern begann. Wir entfärbten uns beide — sahn uns ängstlich mit einer weissagenden Miene an — krach! brach der Boden des Kastens aus, und wir standen graden Fußes auf Gottes lieber Erde. Die Träger schoben uns unaufhaltsam fort; Balsam wollte schreien, aber die Stimme versagte ihm. Ich fügte mich in mein enges Schikksal; der arme Schulmeister aber ächzte, stämmte sich, biß die Zähne zusammen, arbeitete, wie ein Kandidat auf der Kanzel, mit beiden Händen fürchterlich um sich herum — vergebens! Ruhig endlich mit forttrabend, rief er: „o tempora, o mores!" hat man in der ganzen Weltge-

ſchichte ſo einen Zufall! entſezlich; me Hercule, 's iſt unerhört!"

Wir kamen endlich an den Ort der Beſtimmung; Balſam warf den Sänftenträgern ihren Lohn hin, die uns dankbar wegen des ausgetretenen Bodens nachſchimpften — wir aber ſchlichen demüthig hinter das Theater.

Dieſes erhob ſich gar künſtlich auf etlichen Tonnen, die den Blikken der Zuſchauer von einer buntbeſtrichnen Leinwand entzogen waren. Der Koulissen waren zwei Paar, und vor fünf und zwanzig Jahren einmal von einer peregrinirenden Schauſpielertruppe erbeutet. Der Hintergrund präſentirte eine Teraſſe, vermuthlich weiland zum Hamlet qualifizirt. Auf der einen Seite zeigten die Koulissen einen Baum und eine Säule ioniſcher Ordnung; auf der andern freies Feld und Fenſter.

Die Sizze der Zuſchauer bildete ein nettes, bewegliches Amphitheater — alles von der Invenzion des Herrn Rektors, der mit Leib und Seel ein Mathematiker war. — Freilich ruhte dies Gebäu auf ſchwachen Stüzzen, deswillen es der Kollega Balſamus ſcherzweiſe die pendentes hortos Semiramidis zu nennen pflegte, aber der mathematiſche Rektor traute

seinen Berechnungen der Schwere und Gegenkraft eben soviel zu, als Whiston seiner Kalkulazion über den Untergang der Welt.

In fünf Allegretten hatten die anwesenden Stadtmusikanten schon ihre Saiten zergeigt, als plözlich Baldrian Balsam hervorschos, und in siebenteshalb Kraxfüßen sein Dasein merkbar machte. Tiefe Stille waltete über dem vollgepfropften Hörsaal; alles wandte seine Augen auf den Redner, der mit pathetischer Stimme wechselweis die Arme von sich strekkend begann. Madam Balsam konnte vor Freuden nicht stillsizen, und lispelte es tausendmal ihren Nachbarinnen im Parterre zu, daß der Deklamator ihr Baldrianchen sei. Papa Rupert sprang hinter den Koulissen zwei Fus hoch, daß das Theater erbebte, stampfte ganz ausser sich mit den Füßen, und brüllte, seiner im Wonnetaumel unbewußt, zweimal auf, daß allen Purlenburgern die Ohren gelten.

Unterdes nun der Redner zum Erstaunen des gaffenden Parterrs über zwei Duzend Hörner und Hörnerträger abgefertigt hatte, trieben die übrigen Peticicero's und Lysiasse, seine Kondizipels, unterm Theater bei den Tonnen ihren Spuk. Etlichemal drohte,

drohte schon die ganze Bühne einzustürzen, aber die Hand des unerforschlichen Verhängnisses waltete darüber, und die Lehrer, sammt und sonders versunken im Anschaun, bemerkten auch nicht mit dem flüchtigsten Blikke die vorübergegangene Gefahr.

Doch ach!!!

Noch war der behörnte Sermon noch nicht zu Ende, noch warteten der gehörnte Siegfried, noch Astaroth, Belias auf ihre Erlösung; Balsam raisonnirte eben über die Materialität der Hahnreihörner, als — o weh! alles um und neben ihm sank, und wich und schwand. Die Sprache verging ihm über das unerwartete dieses Ebentheur's, nur seine Hände fochten noch immer taktmäßig fort ——

Er sinkt, doch sinkt er ohne Klagen!

Häuser, Bäume, Säulen, Fenster, Himmel und Erde stürzten ihm seufzend nach; Todtenstille herrschte, ausser dem zuckenden Lamento der Buben, welche, wie Simson, des Unglücks Stifter, unter den Trümmern begraben lagen. — Leihe du mir itzt schauerlicher Salvator-Rosa deinen Pinsel, mit welchem du die verwüstete Natur in ihren Ruinen aufs Blatt zau-

berst, *) oder du, tragischer Schiller, deinen Kiel, mit dem du den Leipziger Knaben den Kopf verrükt — um diese Gruppen würdig zu mahlen. — Weine, empfindsames, siegwartisirendes Seelchen, weinet ihr holden Vergißmeinnichtaugen bei dieser kläglichen Szene. — — Herzrührend war's anzusehn, wie dort ein rekterliches Bein mit der Balsamschen Knotenperükke hoch in die Luft fuhr, wie hier ein erschrekner Kantor mit zwei Tonnen, zwei Tonnen mit dem Kantor in Kulissen kamen. Allenthalben erblikte man Beine, Hände, Tonnen, fragmentarische Kulissen, schreiende Geschöpfe, Mäntel, Stangen, Perükken im schauerlichen Gewimmel.

Anfangs hielt sich das gemischte Parterr bei diesem Trauerspiele sehr passiv; viele glaubten sogar, das Wesen sei mit Fleis zu ihrer Erbauung also veranstaltet, darob man in einem lauten applaudirenden

*) Da sowohl Text als Noten dieses Büchleins nur für euch ihr lieben armseligen Schriftgeizer und Schnitzstecherinnen verfaßt wurden: so hoff ich, daß ihr einem Lehrer jeden Wink, finden und gelehrt zu schreiben, akkurathem werdet. Ob ich gleich mein Lehrer keinen Strich von Rosa's Pinsel gesehn habe, rufe ich ihn doch begeistert um Hülfe an, die er mir nicht leisten wird. Es ist die Mode so!

Gelächter sich hoch erfreute. — Aber die weibliche Erschütterung des Zwergfells wirkte auch auf die Stüzzen des Amphitheaters, und alles brach von der obersten Gallerie an, bis unten, wo die Honorazioren nur einen halben Fus über die Erde schwebten, so, daß alle Balken und Bänke krachten, und in Gesellschaft des ehrsamen Purlenburgischen Publikums zur Erde niederfuhren.

Jezt ward der Lärmen noch teller. Alles rief Zeter über den erschrokuen Rektor, der entgeistert, ohne Schuh' und Perükke durch ein niedriges Fenster flüchtete, und Mathematik und Aktus lästerlich verwünschte. Auf den Erdboden aber lag alles wunderſam durch das Ohngefähr zusammengewürfelt, Narren bei Weiſen, Räthe bei Kesselflikkern, Mädchen in den Armen der Geliebten, Taschenspieler bei Advokaten, Freigeister bei Pfarrherrn, geldsüchtige Wucherer bei Kriminalrichtern. — Hier wurde konzertirend gelacht, geflucht, geweint, geküſt, gewettert, geächzt, gezankt, geschrien, ieder rafte ſich auf, ſtieß die Nachbarn nieder, und ward wieder niedergezogen.

Alſo ſtürzte einſt das berühmte Meiſterwerk der Römer ein, welches ganze Generazionen erſchlug, und unterm Schutt begrub.

Die Schulkollegen rafften sich zuerst auf dem Gewühl; keiner büßte sein Leben, desto mehr aber jeder die Kleidungsstükke ein. Baarhäuptig, ohne Schuh mit halben Strümpfen, flog einer nach dem andern, zum Aergerniß der ganzen honetten Christenheit, durch das offne Fenster über die Straßen hin. Alle Purlenburger liefen aus den Häusern, sahn dem Skandal zu, riethen hin und her, und errietben doch nie das Motiv der baarhäuptigen Gelehrten zur Flucht. — Unglücklicher Weise murmelten einige alte, ängstliche Leute von einem etwa unter dem Aktus ausgekommenen Feuer; plözlich scholl das Gerücht weiter, plözlich stürmten die Thurmglokken, plözlich wurden die Trommeln durch alle Gassen geschlagen, auch die Feuerspriizzen herbeigeholt. — Aus den Fenstern des Hörsaals qualmte ein dikker Staub hervor; im blinden Eifer sah man ihn für Rauch, das Jammern der auf der Erde Wimmelnden für Hülfegeschrei an; — blind vor Schrekken und Furcht sprizte man ängstig darunter, und der Lärmen stieg mit jeder Minute.

Die Verwirrung von innen ward durch ein Paar starke Balken vermehrt, welche sich vor der Thür des Hörsaals festgerammelt hatten. Keiner konnte herein, keiner hinaus; gegen das Fenster durfte sich nie-

mand wagen; man schrie und fuchte um Hülfe und Erbarmen, und die Sprüzzenarbeiter — verdoppelten mitleidig ihre Kräfte.

Endlich war man so glüklich, die Thüre aufzusprengen — wolgebadet und triefend brauste alles im Sturm, und drang hinaus; matt und ohnmächtig hinkte ieder und iede nach Hause; was noch Kräfte hatte prügelte die barmherzigen Sprüzzer mit ihren Instrumenten von der Straße, so, daß sich vom Morgen bis zum Abend kein Mensch auf den öden Gassen erblikken lies.

Seit der Zeit soll das heilige römische Reich um einen großen Theil an wasserfüchtigen Genie'n und hinkenden Versifexen reicher geworden sein. Was mich betrift, so war ich nicht weniger, als alle andre getauft, — ich fühlte es, auch der geringste Ueberbleibsel vom Wiz war zur Stunde von mir abgespült.

X.

Ein neuer Prospekt.

Wer hätte doch in aller Welt denken sollen, daß die Purlenburger Aktusgeschichte mir so merkwürdig seyn würde! nicht etwa, weil ich dort einen Rest überflüßiger Autor-Tugend verlor, sondern weil das Abentheuer die wundervolle Vorspiegelung einer der schönsten Epochen meines Lebens war.

Ja, ihr glorwürdigen Schriftsteller und Schriftstellerinnen vom traurigen Gelichter, ja es herrschen Geheimnisse in der Natur, die keines Menschen Verstand ergründet, Dunkelheiten, die kein Strahl der Erkenntnis aufklärt. Es existiren geheime Ahndungen, dumpfe Vorempfindungen künftiger Schicksale, weisse und schwarze Dämonen, die dem innern Gehör der Seele Weissagungen einflüstern. — Bezweifelt alles, wie's die Mode mit sich bringt, bezweifelt Gott, Unsterblichkeit und Tugend, bezweifelt, wenn ihr wollt, meine Existenz — nur bezweifelt nicht den prophetischen Sinn eures Geistes.

Ich will zu meiner Bewährung nicht der grossen und kleinen Propheten, nicht der kanonisirten Apo-

Ideen, in welchen und für welche die französische Nation kämpfte; nicht aber einen andern Theil, den erleuchtetern, welcher ihr Spiel durchsah, und sich selbst die Rechte wünschte, die man zu verwünschen ermahnte. Daher entgegengesetzte Wirkungen, als die französischen Heere dasselbe thaten, was vorher den österreichischen gestattet war, und den Boden des venedischen Gebiets betraten. Ein Theil des Volkes sah die Erscheinung mit so vielem Vergnügen, als der andere mit Ingrimm. Daraus heillose Verwirrung, Aufstand, Selbsthilfe, Bürgerkrieg. Indem die Einen von der alten Ordnung abfielen, die Andern aber Franzosen überfielen und mordeten, brachten beide dem Staate gleiches Unglück. Die Auflösung des Ganzen war da; die Regierung sowohl zu schwach, die Abtrünnigen zu versöhnen, als die Wuth der Andern, die sie selbst gereizt hatte, zu bändigen. Sie, die nie, so lange Frankreichs Kriegsglück zweifelhaft war, offene Feindin Frankreichs gewesen, begann die Feindseligkeiten, als Oesterreich und die ganze Macht Deutschlands, durch die französischen Brigaden zurückgeworfen, keinen Widerstand mehr wagte.

Nun vernahm man in Venedig ein dunkeles Gerücht, daß der Wiener Hof, von dem man Schutz hoffte, zu Leoben, für eigenen Vortheil, die venedische Republik aufgeopfert habe. In der

kalypse, des ehrlichen Nothankers theologisches Steckenpferdchen, nicht des weisen Niklas Dabriz, Jakob Gassarels, nicht Stöflers, und nicht des unvergeßlichen Ziegra's gedenken, ich führe euch zu euch selber, und weise euch auf die scharfsinnigen Werke Sukro's, Seip's u. a. m. die mit Händen und Füßen ihre Dämonen, ihre Schutzgeister vertheidigten.

Juckten euch nicht zuweilen die Finger, und war't ihr nicht Tag's darauf ein Autor? — Stürzte nicht zuweilen das Dintefas über euer Manuskript, welchem nachher vom deutschen Merkur, der allgemeinen deutschen Bibliothek, und der Jenaischen Zeitung, (der Himmel strafe die unbarmherzigen Geißler unserer ohnehin gebrechlichen Musen!) sämmtlich mitgespielt wurde? — Hattet ihr nicht zuweilen unausstehliches Magenweh, ehe ihr einen dürren Roman von euch purgirtet? — — Alles das waren Ahndungen. Euer *Spiritus Familiaris* krabbelte euch an den Schreibefingern, stieß das Dintefas um, und rumorte in dem schlappen Magen!

So gings auch mir.

Ich steuerte folgenden Tags nach dem unglücklichen Aktus durch die Straßen; suchte mit vieler

Sorgfalt nach dem größten Hause der Stadt, in dessen Giebel ich hinfort residiren konnte, als mir unvermuthet eine seltsame Personnage entgegen kam.

Es war ein junger Mensch von ohngefähr zwanzig Jahren; er ging krummgebückt und keuchend; sein Gesicht war hager und blaßgelb, von tausend kleinen Runzeln entstellt. Sein Hut verrieth ein hohes Alter; die Hinterkrämpe lag sich geschmeidig über den Kopf, an welchen sie, so wie die übrigen, mit kleinen Stecknadeln, statt der Schnüre, befestigt war; von der alten Krawatte wehten nur noch einige verwitterte Reste herum. Die Haupthaare waren in Mehl getaucht; jedes Löckchen entführte eine Wolke von demselben, und jeder Schritt stäubte den Kragen des Rockes weißer. Dieses war eigentlich ein hellgrüner Frack mit schmalen Goldtressen besetzt, die aber an verschiedenen Orten ausgegangen. Einige Knöpfe waren desertirt, die übrigen hingen alle demüthig ihre Häupter, viele schwebten hin und her an einigen Zwirnsfäden, statt der Orden pour le merite. Die Beinkleider hatten sich wund gekniet, ihre wesentliche Farbe blieb ein Problem. Die weißen seidnen Strümpfe hingen mager herab, wie ein Paar hohle Segel in einer Windstille.

„Ein Original-Kraft-Genie!“ dacht' ich bei mir, und suchte die Lorgnette.

Wie sehr verwunderte ich mich aber, als der junge Greis vor mir stehen blieb, und nach einer äusserst galanten Verbeugung sagte:

„Eben Sie, mein Herr, eben Sie sucht' ich; der Himmel sei gedankt, daß ich Sie wieder alles Vermuthen finde, da ich eben nach Ihnen ausging.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ stammelte ich sehr verlegen, und ris den Hut so unbehutsam ab, daß die leidige Autorperükke darinnen kleben blieb. — Der Fremde stand unbedeckt vor mir; ich gab ihm in der Höflichkeit nichts nach, ohne daß ich den dummen Streich ahndete, welchen mir die Perükke gespielt hatte. — Jener sah mich eine Weile starr an, ich ihm auch, und ward dabei immer verlegner. —

Der Fremde (nach meinem Kahlkopf schielend.) Mein Herr, — Sie sind — ich habe —

Ich. Befehlen — Sie nur, was Sie — wollen, ich stehe zu — Ihren Diensten.

Der Fremde (ängstlich). Verzeihen Sie, daß ich Ihnen sagen muß — daß Sie in der Vergessenheit — daß Sie —

Ich. Nun was denn? — Ich kann mich nicht erinnern, Sie — gesehn zu haben — oder vergessen —

Der Fremde (vermeint lächelnd). Ihre Perükke mus wol — ich glaube — Sie werden —

Ich (glaubte, er wolte mich foppen, denn was konnte er mit meiner Perükke wollen?). Um Verzeihung, Herr, die geht Ihnen nichts an; oder halten Sie mich zum Narren?

Der Fremde (heiternd). Bewahre, Ihr Hut aber — belieben Sie nur zu sehn.

Ich sah nach meinem Hut, und, wie ward mir zu Muthe, da ich das treulose Ungeheuer darin entdekte! — Doch mit aller mir eignen Geistesgegenwart trennte ich augenblicklich die beiden guten Freunde, klemmte den Hut zwischen die Kniee, und sezte den verwünschten Haarbeutel zurecht. — Drauf wandte ich mich an den Fremden, bat ihn sich zu bedekken, und erkundigte mich nach seinem Willen. — Er fragte, ob ich ein Dichter sei, und schon für's Theater gearbeitet habe?

„Wie kommen Sie darauf?"

„Ich hatte das Glük gestern neben Ihnen zu sizzen, als das Schultheater einstürzte, und sie nachher seufzend ausriefen: O, heilige Thalia, heilige Mel-

pomene, was haben diese armen Teufel verſündiget, daß du ihre Altäre zerſtörſt? *) Dies machte mich aufmerkſam; ich forſchte Ihren Aufenthalt und Ihren Stand aus; erfuhr, daß Sie ein reiſender Gelehrter wären, und ſchon" — —

„Da haben Sie ganz recht gehört; ja, ja, ganz recht!"

„Sie haben ſich alſo auch ſchon als dramatiſcher Schriftſteller gezeigt?"

„Natürlich, natürlich! ein Dichter, der nur kleine Liederchen klimpert, iſt noch kein Dichter — aber ein Schauſpiel zu verfertigen, ein Schauſpiel! das, mein Herr — aber wen hab' ich die Ehre zu ſprechen?"

„Ich bin der erſte Liebhaber bei der bekannten Kümmelſchen Schauſpielergeſellſchaft. Unſer Principal ſchikt mich an Sie ab, um Sie zu fragen, ob es Ihnen nicht unwillkommen ſein würde, ſich bei ihm, als Theaterdichter zu engagiren?

*) Da ſieht man, wozu oft ein einziges, gelaſſenes Wörtlein nüzt! Man unterlaſſe ja nicht, dieſe goldne Regel zu obſerviren, immer gelehrt zu ſchwazen, wenns auch Unſinn wäre!

„Ich, ich" — (das Herz klopfte mir vor Freuden. Theaterdichter, man denke doch, vor Wasser und Brod hätte ichs sein wollen!) Ich muß es überlegen — doch vor der Hand lassen Sie uns zu Ihrem Direkteur gehen."

Ich verhielt mich wie ein Mädchen bei einem Liebesantrage; sie stellt sich gleichgültig, will aber gern mehr hören; lächelt; erlaubt den Hand-, den Mundkuß, und läßt mit sich kapituliren.

Wir gingen; traten in des Direkteurs Logis, und fanden daselbst die ganze Truppe männlichen und weiblichen Geschlechts versammelt. Mein erster Liebhaber stellte mich vor. Herr Kümmel, ein kleines Männlein von bleicher Gesichtsfarbe, in einem blauen Pelz, rother, goldbetreßter Weste, kam auf mich zu, und führte mich in eine Kammer, wo er mir, ohne Umstände, seine Bedingungen vortrug, unter welchen ich bei seiner Truppe engagirt werden sollte. — Ich war verblüfft. — „Ueber anderthalb Thaler wöchentlich kann ich Ihnen nicht geben; mein erster Liebhaber bekömmt nur drei!" — Dies war seine Losung. Ich handelte wie ein Jude — umsonst! „Ueber anderthalb Thaler unmöglich; mein erster Liebhaber bekömmt nur drei!" — Ich gab mich zufrieden in mein hungriges Schikksal und unterschrieb. —

Ein Theaterdichter zu sein! o Himmel, so hoch hatt' ich nie hinausgeschwindelt — Bok, Plümike, Schink! waren nun, was ich war, und ich, was sie — — berauscht von der Wonne, trat ich mit dem Prinzipal in die Stube zurük. —

* * *

XI.

Auch der Klügste lernt noch.

Das Theater der Truppe wurde auf einem kleinen Privatsaale errichtet, die Schauspieler rüsteten sich männiglich; die Damen besorgten reine Wäsche, und Prinzessenkleider; ich verfertigte einen Prolog für die Direktrize, und bedauerte höchlich, daß mein Nahme, wegen Mangel einer Drukkerei, nur auf den Zetteln geschrieben wurde.

Die Bühne ward eröffnet, und die neugierige Purlenburger versammelten sich zahlreich, für ihre zwei Groschen Entregeldes etwas zu sehn. —

Der Vorhang ging auf; mir schlug das Herz gewaltig; ich zitterte ungeduldig, meinen schönen Prolog aus dem Munde der Madame Kummel zu vernehmen. Sie kam — knixte — stotterte — schwankte

und sank beinahe in Ohnmacht. Mir verzaingen alle fünf Sinne; ich sah nicht; ich hörte nicht. Mühsam radebrechte sie dies Meisterstük eines Prologs zu Ende, und empfahl sich. Hierauf folgte der Graf von Esser, in welchem der kleine Herr Kümmel in seinem weißen Sonntagskleide, mit einer papiernen Feder auf dem Hut, den großen Esser martialisch herdeklamirte. —

Das Stük schlief sich glüklich aus.

Ich ging mismüthig zu Hause, und entwarf den Plan zu einem fürchterlichen Originaltrauerspiele: die Eroberung und Zerstörung von Purlenburg, in fünf Akten, um den schiffbrüchichen Prolog zu vergüten. Ich will nicht erwähnen, daß mein Stük gräslicher flucht, als ein Schillerscher Liebertin; unsinniger rast, als Klingers Guelfe; daß im vierten Akt schon Weib und Kind, wie Rüben, auf dem Theater herumgemäht liegen, und alles erstochen, erschossen, ersäuft, erhängt, erschlagen, vergiftet ist, was in den vorigen Aufzügen Odem saugt; nicht erwähnen, daß der fünfte aus lauter Geisterszenen, schauerlich und grauerlich, zusammengesponnen ist, — denn man hat seine Noth von den übrigen vagabundirenden Truppen, welche nur nach derlei Grausspielen lech-

gen — sondern will für meine armen, schriftstellernden Leser, die irgend einmal zur theaterpoetischen Ehre gelangen dürften, einige wichtige Bemerkungen liefern, die ihnen, bei einem solchen rühmlichen Amte, wohl zu statten kommen müssen.

Erstlich etwas über die Schauspieler, dann über dramatische Poetenkniffe:

1) — Ihr werdet liebe Kandidaten des Theaterpoetenamts, sehr oft das Wort Kabale aus dem Munde der Schauspieler hören; dies hat hier aber einen ganz andern Sinn, als ihr gewöhnlich davon hegt.

Die Theaterprinzessinnen, ein ganz artiges Völkchen, können unmöglich von wöchentlichen zwei, drei Thalern sich standesgemäs aufführen, wenn die guten Künstlerinnen noch so ökonomisch denken. Man sieht oft die Königin Elisabeth am andern Tage ihre Hemden waschen; Romeo's Julie ihr Kamisölchen an dem Ellenbogen flikken; Agnese Janetti sehr leutselig den Strumpf ausbessern, oder die Schottländische Maria eigenhändig Wassersuppen kochen. Oekonomie genug, aber doch nicht zureichend, alle Ausgaben zu bestreiten! die Haushälterinnen nehmen es sich daher gar nicht übel, neben ihrer Kunst ein kleines

Seitengeschäft zu treiben, welches darin besteht, daß sich die große Elisabeth statt des Essex einen reichen Officier zum Galan erwählt; daß die keusche Julie ihren Romeo über die Börse eines schmachtenden Stadtschreibers vergißt, daß Zanetti den Verlust ihrer Galora mit Hülfe eines galanten Kaufmanns zu ersezzen sucht u. s. — Geschieht es nun aber, daß Maria von Schottland die Königin Elisabeth um ihren hofrenden Fahnenjunker betrügt, so heißt dies, meine Herrn, Theaterkabale!

Nicht selten wird ein gutmüthiger, argwöhnischer beweibter Schauspieler von seinem Nebenbuhler im Parterr gepfiffen; das heißt: Theaterkabale! — Ein andrer wird von jungen Wüstlingen, bei denen er extra den Komödianten in Tabagien und Kommerschen macht, beklatscht; dies nennen die unbeklatschten: Theaterkabale.

Schauspielerehen sind nur im Himmel geschlossen, der Priester weis selten ein Wort davon; Ehebruch findet daher bei diesen tugendhaften Seelen nicht statt.

Demoiselen sind, wenn sie gleich einen lieben dreijährigen Jungen füttern — Demoiselen! ein Beweis ihrer unbefleckten Demoiselenschaft sind die kleinen

That war zu Leoben vorläufig bedungen, Oesterreich solle zur Entschädigung seiner Verluste Istrien, Dalmatien und das venedische Festland empfangen: der Stadt in den Lagunen aber wolle man ein neues Gebiet aus den Bezirken des Kirchenstaates schaffen.

Indessen vollzogen Bonaparte's Unterfeldherren dessen Befehle und entwaffneten im venedischen Lande das Volk; eine französische Heerschaar rückte bis zum Ufer der Lagunen vor. Nun unbeschreibliches Entsetzen und Niedergeschlagenheit in der Hauptstadt, wohin sich alles Kriegsvolk habe zurückziehen müssen. Man zählte hier ungefähr 3500 italienische und 11,000 sklavonische Soldaten; dazu 37 Galeeren oder Feluken, 165 Kanonenbarken mit 750 Feuerschlunden und 8500 Mann. Alle Stuckschanzen, welche die Zugänge bewachten, waren wohl besetzt. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo Venedig, konnte es seinen Untergang nicht hindern, ihn in ruhmreicher Gegenwehr, mit dem Glanze einer letzten Waffenthat, seines Alterthums werth, wie mit einem köstlichen Leichentuche bedecken sollte.

Als man vorläufig beim Duca berieth, was dem großen Rathe vorzutragen sei, und der Prokurator Francesco Pesaro mahnte: in diesem Augenblicke sei nur eins zu thun, die innere Ruhe der Stadt zu handhaben und sich mit dem

kleinen Jungen selber. Ihr werdet diese nie „Mas „ma" sondern nur „Mamsell" rufen hören.

Die gewöhnliche Floskel, welche oft in die Gespräche solcher Künstler eingemengselt wird: „ich bin ein alter Schauspieler! heißt soviel, als: „ich bin schon ausgepfiffen worden!" — Werdet Ihr von ihnen mit Tod, Genikbrechen, Messern und Giften gedroht: so verliert darum das Herz nicht; es ist eine aus den getrauerspielten Rollen hergenommene Redensart, und bedeutet, daß Ihr nichts zu befürchten habt.

Aechte Komödianten sind so unverkennbar, als Makulatur; diese ist es durch seichte, unnüzze Gedanken, iene sind es durch erborgte Schauspielsentiments. Hat ihnen ein Jude nichts auf ihr ehrliches Gesicht kreditiren wollen, so rufen sie mit heulender Stimme: „Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodillenbrut; eure Augen sind Wasser — Schwerdter im Busen, und Küsse auf den Lippen!" — Will der Mehlbrei den Damen nicht schmekken, so seufzen sie im Ariadnenton: Einst war ich glüklich! — als ich noch in dem königlichen Garten meines Vaters — u. s. w."

Soviel, meine Herren, von den Mysterien der lo besamen Künstler, und nun

a) — etwas von Theaterpoetenkniffen. Hierdurch verstehe ich all die geheimen Mittel, vermöge welcher der Dramaturg bei den Truppen sein Glük zu befördern im Stande ist.

Vor allen Dingen geht nie in Euren dramatischen Werken den Mittelweg. Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung sind Spielerein des trokenen Kunstrichters, und schlagen das kühne Genie in Fesseln. — Tropen, Blumen und kunstgesuchte Wendungen sind ein vortrefflicher Goldschaum, womit sich die offenbarsten Fehler verkleistern lassen; der Liebessieche mus wizzeln, der Hypochonder schwadroniren, der Rasende philosophiren! zwar etwas unnatürlich, doch eben deswegen auffallend und schön. Wiz und Menschenkenntnis sind Euch eben so unnüz, als birnlose Deklamazionen vortheilhaft; nie mus Euer Held sich früher erstechen, ehe er nicht einen rührenden Sermon zu Ende gebetet hat. Den Knoten des Stükkes schürzt vorzüglich gut, und für die Entwikkelung

lasset fein

den lieben Herrgott sorgen! —

Freund Klikwort im schwarzen Mann ist, im strengsten Sinne des Worts, ein feiner Kenner des deutschen Publikums; Harlekinaden im Lustspiel, Tollhäuslerwiz und Matrosenstüche im Trauerspiel bezaubern. Indes Emilia Galotti einschläfert, Minna von Barnhelm gähnen macht, Julius von Tarent unausstehlich ennüyirt, — entzükt der Klingersche Spiegelzerschlager, und schallt das ganze Schauspielhaus bei Brezners Luftball vom wiehernden Gelächter.

Drollig ist die Grille des gutherzigen Schwärmers im Taschenbuch für die Bühne, der in seiner Apologie für wandernde Truppen sehr viel vom moralischen Nuzzen des Drama's fantasirt. — Ha, ha, ha! da sollt' er zu uns kommen, wir wollten ihn eines Bessern belehren!

Wie gesagt, ihr Herren, keine Regel erlahme mit ihrer bleiernen Fessel den Gang unsrer Muse, Regeln, die das Wassergenie eines Kunstrichters in langweiligen Stunden ausheckte. Manchen Originalgedanken von Shakespear stahl für die Nachwelt der Reim hinweg, und Tasso's Adlerflug sank unter dem Wust der Regeln zum Gestatter der Gans mit beschnittenen

Flügeln, deren Rumpf die Erde scheuert. — Mag der Kritiker auch darob die Nase rümpfen, die Kuppel rhetorischer Hunde und Zoilusse schnarchen, sie, die nur immer nach methodischen Geschwäzze wittern, wir bleiben jüdischen Starrsinns unserer Freiheit getreu.

Besonders verschwendet Eure Erfindungskraft an dem Aushängeschilde Eurer Produkte; ie sonderbarer ie besser! — Es kann dem Wörterarmen Autor nimmermehr wohlgehen, der die lobesame Mode der langen Titel abänderte. Ehemals konnte man doch noch etwas sagen; umständliche Beschreibungen seines Büchleins voransezzen; Lobreden auf dasselbe halten — aber izt? o Himmel, da ist schon ein kleines erläuterndes „Oder" zuviel!

Indessen richtet Euch nach der allgewaltigen Mode; wer kann wider den Strom rudern? da es Sitte ist, iedes Pamflet mit dem Worte „Original" zu begolden: so benuzt den Vortheil; ist Eure Misgeburt gleich seichter, als der Isländische Magnetismus, und zusammengestoppelter als ein Journal; was schadets? das Papier wird über eure Originallüge nicht roth und das Originalsüchtige Publikum nicht böse! — Mundus vult decipi, decipiatur ergo!

Ihr werdet natürlich gar oft durch die liebenswürdigen Theaternymfen in nonplatonische Versuchungen gerathen, denn diese Künstlerinnen sind beides, Meisterinnen in der Schauspiel- und in der Liebeskunst; aber wehe euch, wenn es Eurer Gestalt an Reizzen, oder Eurer Geldbörse an Kraft und Schönheit fehlen sollte, wodurch die Lüsternheit der verzärtelten Damen rege gemacht werden könnte! — Nur ein Mittel bleibt Euch übrig, das Felsenherz der Dulzineen zu zerschmelzen, und dieses ist der gefährliche Brennspiegel des Ruhms. Nicht genug, daß Ihr Euch ihrentwillen in Balladen erhängt, in Elegien zerpeint, in Oden erschiesset, ihr müßt den angebeteten Nahmen der Künstlerinnen, bald in der Rolle der Amalia, bald der Louise, bald der Minna, bald der Kassandra in den Ephemeryden, Annalen, Journalen, Tagebüchern, Zeitungen und Kalendern des Theaters verewigen! — Vor diesen Talismann riegeln sich eiserne Thore auf, und die unerbittlichste Spröde verliebt sich sterblich in Eure Nachtmüzze, wenn Ihr wollt. Glaubt Ihr denn, daß die schönen Hymen auf die Zauberein der Künstlerinnen in obigen Euch benahmhaften Blättern alle aus lautern Quellen rinnen? ha, ha, ha! da habt Ihr falsch ge-

schmekt; den Sak schlägt man, und den Esel meint man, sagt Meister Miller! —

Eure Börse zu spikken, versäumt nicht iede festliche Gelegenheit bei den Haaren zu haschen, wo Ihr einem fetten Bürgermeister, oder einem General, oder unter wessen Schuz Eure Bühne eröffnet wurde, einen Prolog in Bezug auf den glüklich erlebten Geburtstag u. s. f. demüthig und sauber abgeschrieben in Goldpapier gewikelt, überreichen könnt. Nur hütet Euch vor der Wahrheit, denn sie ist eine ungekaufte, verhaßte Waare; um so viel Zolle Ihr Euch tiefer bükt, um soviel Dukaten, oder Reichsthaler, oder Achtgroschenstücke habt Ihr zu erwarten!

XII.

Man sezt sich in Autorität.

Unsre Truppe reiste, nach Art aller Peregrinanten, von einer Stadt zur andern; und der Ruf des Herrn Kümmels sowohl, als der seines Theaterdichters, erscholl weit und breit durchs Land.

Mein Trauerspiel, die Eroberung und Zerstörung von Purlenburg, hatte gellenden Beifall, wie ichs vorhersahe; es wurde in allen Städten gegeben, nur daß wir iedesmal den Nahmen der Stadt auf dem Komödienzettel änderten, und es durch diesen Kunstgrif für ieglichen Ort lokal machten, wenn er gleich seit seiner Existenz keinen Fund gesehen hatte.

Meine blühendste Theaterepoche war iezt. Von allen Seiten erhielt ich Trauer- Graus- Schau- Familien- Lust- Possen- und Singspiele eingeschickt, um mein Urtheil und Gutachten darüber zu geben, und sie auf dem Kümmelschen Theater aufführen, oder denen Verfassern zurükkommen zu lassen.

Viele dieser dramatischen Poeten beklagten sich noch immer über die Grausamkeiten der Buchhändler, welche ihren Schefel nicht bezahlen wollten; dies weckte die alte Grille wieder in mir auf, derentwillen ich die Hölle verlassen hatte. — Doch beruhigte ich mich mit der Hoffnung, daß meine an die Buchhändler und Juristen abgefertigte Edikte, (siehe Pag. 34. ff. und 38. ff.) diesen für die hungernden Schriftsteller so mislichen Umständen bald eine andre Wendung verschaffen würden.

Ich war bis dahin still, und vertrieb mir inzwischen die Langeweile mit der Kritik der eingesandten Schauspiele, von denen ich, um eine Probe meiner kunstrichterlichen Talente zu liefern, einige anzeigen will:

1) Selbst ist der Mann. L. 5. A. von Mannbröckel.

Ein allerliebstes Stück, von einem sehr berümten, ziemlich federfertigen Mitgliede unsrer löblichen Poetenzunft. Der Autor besizt alle Tugenden, die wir nur von einem dramatischen Dichter erwarten dürfen; seine Arbeit ist so intrigant, als man nur ver-

langt, um dabei zu gähnen. Die leichtesten Einfälle umspinnt er mit schönen, einschläfernden Phrasen — ich selbst empfand die Allgewalt seiner Kunst, denn meine verdroßnen Augenwimpern konnten sich unmöglich beim zweiten Akt noch länger offen halten. — Wir bitten ihn hiemit feierlich in seinen schriftstellerischen Arbeiten nicht aufzuhören, sondern fortzufahren, die Tutenkrämer mit Makulatur zu versorgen, und seine sesquipedales aures unter verdorrten Lorbeern zu verstecken.

a) Theaterstückchen von Mannhage.

Ich befürchte, mich schon in Lobeserhebungen bei dem erstern erschöpft zu haben, darum wiederhohle ich alles schon Gesagte für diesen Ehrenmann. Er ist ein kühnes Genie; zerbricht iede Fessel, welche ihm die gesunde Vernunft anlegt, und, wie er mir in seinem Briefe schreibt, schauspielert mit eben so großem Beifall, als er maculaturificirt! — Er muß sehr früh seinem Schulmeister entlaufen seyn, denn er schreibt noch einen erbärmlichen Quartanerstyl; aber eben dies vergrößert den ungeheuern, wagenden Kopf, und macht ihn für seine schriftstellernden Mitschauspieler, für einen Brandes, Iffland

und Beil furchtbar. — Er fahre zum Wohl aller papierarmen Geldwechsler, Patronenmacher und Papilliotendreher zu schreiben fort!

3) Abälard und Heloise. Trsp. 5. A.

Unter aller Kritik! elend, planmäßig, ohne Kraft, Schwung, Sturm und Drang; — unter aller Kritik! — Der Verfasser unterstehe sich nicht, diesen Wisch herauszugeben, bei Strafe des Neides aller großen Schriftsteller.

Hab' ich je ein schlechteres Trauerspiel lesen müssen; so war es dieses. Man stelle sich vor, die Fürsten und Könige reden darin wie andre schlichte Menschen im gemeinen Leben. Keiner sucht und spricht in erhabener Götterssprache, ein Beweis, daß der Verf. keine monde hat. (Als ein Schriftsteller, und aus dem Gesichtspuncte des Schriftstellers habe ich freilich noch keinen Fürsten sprechen zu hören, die hohe Gnade gehabt — aber man sieht doch leicht ein, daß Prinze nicht wie Menschen schwatzen können!) Zweitens, hat der Verf. das schönste Süiet für die Bühne elender verstümmelt, als nur in Fulbert den Geliebten der schwärmerischen Heloise verstümmeln konnte. Wie schauerlichschön würde sich die Szene der Kastrirung des Abälard auf dem Theater ausge-

Degen in der Faust zu vertheidigen, hörte Jeder diese Erklärung mit Entsetzen. Als der Befehlshaber der Flotille meldete, die Franzosen hätten angefangen sich am Ufer der Lagunen zu verschanzen, er aber mache sich anheischig, Alles mit seinem Geschütze zu vernichten, sobald man Befehl geben wolle, gerieth die Versammlung in trostlose Bestürzung, — (ich bediene mich der Worte des genau unterrichteten Daru). Man fühlte weder Kraft zur That, noch zum Entschluß. Der Duca Manini, nicht minder beklemmt, als die Andern, irrte im Saale auf und ab, und ließ nur die Worte hören: „Wir sind nicht mehr sicher, ruhig in unserm Bette zu schlafen."

Endlich empfing der Admiral den Befehl, er solle mit aller Macht die Franzosen verhindern, ihre Werke fortzusetzen, aber zugleich bemächtige man ihn, einen — Waffenstillstand zu unterhandeln.

Schon denselben Abend hatte man zu Venedig ungefähr vierzig Kanonenschüsse gehört. Man entwarf sogleich für Abgeordnete, Waffenstillstand zu erbitten, eine Weisung. Während dies geschah, sagte der Prokurator Francesco Pesaro mit Thränen im Auge zu einigen bei ihm Stehenden: „Ich sehe es, um mein Vaterland ist's geschehen. Ich kann ihm nicht helfen. Aber ein

nommen haben — aber davon findet man hier kein Wort! — Einem Schikaneder, oder einem übergeschnappten Anhänger des Schillerianismus wünscht' ich diesen dramatischen Stoff in die Hände. Da würde man seine Freude erleben! — Drittens, stirbt nur ein einziger in allen fünf Akten, wo man weder eine Wahnsinnige, noch eine Geistererscheinnng findet. — Doch ich habe schon mehr gesagt, als ein solches unschmakhaftes Ding verdient.

4) Der Wittwer. Lustspiel von Theophil. Friedr. Konzel.

Das ist einmal wieder ein Meisterstük! Welche liebenswürdige Einfältigkeit herrscht nicht durch das Ganze gewebt! — kein vernünftiger Gedanke, kein nach der Schule riechendes Gefühl des Schönen wird in dieser Harlekinade vom scharfsichtigen Auge entdeckt werden. — Ja, es ist schon bei seiner Vorstellung vor lauter Freuden ausgepfiffen worden. Der Verfasser ist, wie man erwarten kann, ein Genie; wir stellen ihn zum Muster vor, und rükken die Worte seines eignen Briefes hier ein, um seine Verdienste um die Schoßlitteratur in ein klareres Licht zu sezzen.

„Ich bin, sagt er, ein Schauspieler und Gelehrter zugleich, ein Pfiffikus im gemeinen Leben, und ein merkwürdiger Aventurier. Viermal sas ich selber am Ruder der Schauspieldirekzion, und eben so oft wurd ich entweder gestürzt, oder dankte ich selber die Truppe ab, welches lezte ich jedesmal that, wenn meine Börse am vollsten war; was meine Akteurs betraf, mußten sie oft deswegen betteln gehn. In Warschau gab ich ein theatralisches Quodlibet heraus, welches ich aus 99 andern Büchern zusammenquirlte, wozu ich dann und wann von meinen Selbstgeburten eben eine kleine Ingredienz that. Als es hier aber mit mir schief zu gehen anfing, wanderte ich sachte von hinnen, kam endlich nach Schleswig, und spielte dort abermals den Schriftsteller. — Meine Habseligkeiten bestanden in einem Exemplare des bewußten Quodlibet; immer genug für einen Mann von Kopf. Ich engagirte mich, ob ich gleich viel Gegner hatte, endlich bei dem dasigen Theater. Aber ehe ich hiezu kam, wovon da nun gelebet? — Ich ging in eine Druckerei, akkordirte, und schriftstellerte. Mein altes Quodlibet that mir treffliche Dienste — ich schrieb mich selber ab! wahrhaftig, schrieb mich selber ab! — es ist ein zum todlachen

vortreflicher Coup, den nur irmals ein irrender Glücksritter spielen konnte, wenn er bankeret am Geiste und Gelde war. Nachher führte mich mein Stern ins Meklenburgische. Hier taufte ich mein Warschauer Kind abermals zu einer periodischen Schrift, Allerlei genannt, um, und machte mir Geld damit. Freilich, die Meklenburger wollten gar keinen Geschmack daran finden, aber ich warb mir in den Weinkellern und Tabagien Pränumeranten, und sezte das Wesen so lange fort, bis ich eine wandernde Schauspielergesellschaft gesprengt, und auf ihren Ruinen eine andre gegründet hatte, deren Direkteur ich war. — Nachher ward ich zwar wieder aus dem Sattel gehoben; allein ich verlor den Muth nicht, und in allen Fällen liegt mein Quodlibet noch in Reserve; — u. s. f." — — Ein Mann, welcher von sich selbst so viel Schönes zu sagen weis, bedarf unsres Weihrauch's nicht. Ich empfehle ihn jedem zur Nachahmung. Es ist, meine Herren, ein altes Sprüchwort: die Waare mus sich selber loben; da wir Autoren nun eine Waare sind, die an den Mann gebracht sein will; so ist es auch unsre Pflicht, uns selbst zu loben. — Der Schlus ist in seinen Prämis-

sen und Folgeskizzen ausserordentlich richtig, wie jeder einsehen wird.

Doch ich breche meine Rezensionen ab. Ich bin überzeugt, daß von nun an die Herrn Journalisten mich mit Briefen blokkiren werden, um mich zum Mitglied ihrer kritischen Gerichte zu machen, — aber ich verbitte mir alle Anfechtungen dieserhalb ein für allemal, und füge zugleich hinzu, daß ich jeden unfrankirten Brief mit Protest zurükschikken werde, weil es mir unmöglich fällt — das Postgeld aufzubringen.

Ueberdem ist es mein ernster Vorsaz, eine eigne periodische Schrift anzulegen.

Den Titel anzuzeigen, so lautet er: Journal von und für Narren. — Es ist seltsam, daß man, da die Autorwelt für jede Volksklasse der deutschen Nazion eine Wochen- Monats- oder Viertelsjahrsschrift besorgte, die größte Klasse der Deutschen vergas! — das Buch wird reissend weggekauft, und gierig von der hungrigen Menge verschlungen werden! ich befinde mich izt schon in einer ängstlichen Verlegenheit, wenn ich daran denke, wie es doch irgend in der Welt möglich zu machen seyn wird, so viel

Exemplare herbei zu schaffen, als Narren in Germanien wohnen; und geſetzt ich könnte monatlich eine Million Exemplare des Narrenjournals liefern, ſo würde doch kaum die Hälfte der reſpektiven Leſer befriedigt ſein. — Eine Million Narren! fürwahr, wenn ſich das heilige Römiſche Reich einmal zu einer Zeit nicht mehrerer bewußt ſeyn ſollte: ſo iſt es entweder von irgend einer Landplage entvölkert, und ſeine Volksmenge bis auf eine und eine viertel Million herabgeſchmelzen, — oder aber der jüngſte Tag bricht an, wo dann vorher ein Hirt und eine Heerde ſein ſoll.

Ich und mein Verleger werden unſre Summen Geldes nur nach Scheffeln meſſen; ich werde alle Buchhandlungen an mich kaufen, und ſie von eitel gebrechlichen Epopöenmachern, lahmen Rhapſodiſten, ſeichten Epigrammatiſten, verwirrten Dramenfudlern und hinkenden Syſtemenſchmieden mit Makulatur vollpropfen laſſen; — werde ganz Deutſchland zur Fabrike belletriſtiſchen Unſinns machen; — werde meiner alten Schweſter einen prächtigen Tempel ſtiften, wohin man aus Rom, Paris und Konſtantinopel wallfahrten wird; — werde, o was werde ich nicht alles!

Dann Heil der unsterblichen Dummheit, Heil ihrem großen Beschüzzer Merimatha und Heil allen hungrigen Skriblern!

* * *

XIII.

Kleinigkeiten und Studenten.

Meine Perükke war mir sehr oft ein Stein des Anstoßes, so wie mein Nek. Die Damen waren abgesagte Feindinnen von der ersten, ich mogte ihnen Liebeserklärungen in sechs- oder fünffüssigen Versen thun, so blieben diese doch immer lahmfüssig, ohne Effekt, und die Schönen ohne Rührung. Mein ehrbarer, schwarzer Nek führte viele in Versuchung, mich für einen abgesezten, oder verlaufnen Dorfküster zu halten; — ich wurde also gezwungen, eine formale Kleiderreformazion zu veranstalten. — Mit Thränen schied ich von meinen alten Gefährten; ich streichelte den Haarbeutel liebreich, und umarmte und drükte den Nek wehmüthig an mein Herz. — Man sieht daraus, daß es mir mehr Mühe kostete, mich

von

von diesen Lumpen loszureissen, als selbst den beschämenden Fratribus Fraterrimis ihren Klöstern zu entsagen.

Ich hatte überdies einen sehr wichtigen Grund, meine Perükke mit dem eigenen Haare, den Schwarzrok mit einem modischen Frak zu vertauschen, weil unsre Truppe nach einiger Zeit ihren Wohnsiz in der deutschen Universität Teterow aufschlug, und die jungen Musensöhne mit eben so vieler Delikatesse hinter seltsam gekleidete Fremde herzureanen pflegen, als die baarfüßigen Straßenbuben. —

Die Universität war katholisch, gab aber an liebenswürdigen Absurditäten der besten protestantischen nicht nach.

Wir eröffneten unsre Bühne in einem Wirthshause vor dem Thore. Die Stadt war uns verboten, denn ein privilegirter Augen- und Zahnarzt, der auf öffentlichem Markte seine Quecksalbereien exprieß, stämmte sich dagegen. Es ist doch traurig, daß die Fürsten medizinische Possenreisser privilegiren, und die arme dramatische Kunst hintansezzen! — Aber wir rächten uns an den Marktschreier, indem wir seinen Hanswurst, durch dessen Kapriolen er den Pöbel herbeilokte, von ihm abspenstig, und zum Mitgliede unsrer Schauspielertruppe machten. Der Mensch

spielte die Rollen der komischen Alten, Pedanten, wirs digen Offiziere und betrunkenen Advokaten mit aufs ferordentlichem Beifall.

Mein oftbenanntes, berühmtes Trauerspiel erndtete, wie billig, auch hier Lorbern ein, die Studenten waren unsers Direkteurs Gönner, und einige von ihnen meine Freunde.

Ein Sonntag war mir vorzüglich wichtig. Ich schlenderte nämlich gedankenlos durch die Stadt, und traf endlich in eine Kirche hinein. Hier kam mir der Küster mit vielen Reverenzen entgegen, erkundigte sich, ob ich ein Fremder wäre, und die heiligen Reliquien zu sehen Verlangen trüge. Meine Neugier wurde gespannt — ich ging mit ihm.

Die merkwürdigsten Seltenheiten waren:

1) Der halbe Hirnschädel von Bileams Esel. Ich bemerkte hier sehr weislich, daß unter den Hirnschädeln der Poeten, (wie man mir einen in einer gewissen Stadt vom großen Hans Sachs gezeigt hatte,) und der Esel eine auffallende Aehnlichkeit herrsche. Der Küster stimmte mit mir überein, und wollte sie aus der Homogenität des Gedankensystems beider Theile herleiten. Ich wollte gern widersprechen, aber — —

s) Ein Stückchen von den sieben Leuchtern aus der Offenbarung Johannis. Der Küster lobte mir die wunderthätige Kraft dieses himmlischen Metalls, welche sich besonders bei Blödsinnigen, Verrükten und überstudierten Gelehrten äussern sollte. Das Metall auf die Zunge gelegt, macht bescheiden, sanftmüthig, und sondert alle Geschwäzzigkeit und Klatschsucht ab; das rechte Auge damit gekühlt, schärft den Blick, klärt in der Seele auf, räumt allen Unsinn aus, mindert die Schriftstellerwuth u. s. w. Die Reliquie auf das Herz gedrückt, fuhr der Küster fort, reinigt von wollüstigen Wünschen, spizbübischen Projekten, Sittenverderbender Schreibesucht, von Trug und Lug. Das Heiligthum wider die Gurgel, ...

„O, hör Er auf, lieber Mann," rief ich, und lachte mich ausser Odem: „hör' Er auf, denn ich will eher an Mesmers und Lavaters Wunder, als an die Wunder des Johanneischen Leuchters glauben. Wahrhaftig, die Kirche der Universität Teterow würde bei solcher Bewandnis nie von Wiener, Berliner, Leipziger, Hamburger, Jenaer, Erfurter, Mannheimer und andern Schriftstellern ledig werden, bei denen es im Kopfe dunkler, wüster und verworrner aussieht, als in einer Trödelbude. — Unsre plauderhaften Da-

men, unſre zaunflüchtigen Moraliſten, unſre politiſche Projektanten, unſre winddeutelnden Journaliſten, alle wurden ſie . . .

„Nicht doch,“ fiel mir der Küſter ins Wort: „die Herren und Damen haben keinen Glauben! ſie ſtellen es ſich nicht vor, daß ſie Kinder der Finſterniß ſind, daß ihr Herz und ihr Kopf ſchon längſt das Ausfegerlohn verdient haben; und eben dies macht den Irrthum zur Narrheit bei ihnen. Würden Sie in ſich gehen, wie der Zöllner, würden ſie das Lächerliche und Schändende ihrer Thaten mit dem Auge der ſtrengen Prüfung und nicht durch das verkleinernde Zauberglas der Eigenliebe beſchauen: ſo wollt' ich meinen Kopf gegen einen rothen Pfennig verwetten, daß dieſe Kirche vom Morgen bis zum Abend mit reuigen Narren aus allen 32 Windgegenden des heiligen deutſchen Reichs angefüllt ſein müßte. — Umſtände aber verändern die Sache. Der bleiche Onanit' heuchelt ſeine Geſundheit; die Dame ſchielt von ihrem zehnten Jahre an nach Beinkleidern; der Halbgelehrte ſchriftſtellert um ein magres Trinkgeld; der Schauſpieler macht ſich für ein Paar Groſchen zum Harlekin; der adliche Soldat vergißt den edeln

Ehrenmann findet überall ein Vaterland. Man muß in die Schweiz gehen!“

Die Abänderung der Verfaſſung war ſchon im Senate zur Sprache gekommen. Eine Partei hatte dafür gehalten, man ſolle die uralte Verfaſſung wieder herſtellen, die vor Einführung der Ariſtokratie beſtanden habe. Als dieſe Meinung in's Mehr geſetzt ward, erhielt ſie nur fünf Stimmen. Eine andere war geweſen: man müſſe jede Neuerung verwerfen, und was daſtehe, zu vertheidigen und zu behaupten wiſſen. Das hatten beinahe fünfzig Senatoren unterſtützt. Die dritte Meinung war die ſchwankendſte und dunkelſte von allen, nämlich man wolle ſich ſtufenweiſe den demokratiſchen Formen, ohne wirkliche Erſchütterung, annähern, jedoch ſo wenig, als möglich, die Verfaſſung von Venedig ſelbſt ändern. Dafür hatten ſich hundert und achtzig Senatoren erhoben, weil dies Hinhalten und politiſche Nichtsſagen den Meiſten das feinſte aller Mittel ſchien.

Am 1. Mai ward der große Rath verſammelt, der Palaſt mit Kanonen und Kriegsvolk umringt. Streifwachen durchzogen die Straßen der Hauptſtadt. Sechshundert und neunzehn Patrizier, alſo ungefähr die Hälfte des geſammten Adels, traten in den Saal des großen Raths.

Der Duca, bleich, entſtellt, entwarf mit einer oft durch Thränen unterbrochenen Stimme

Gedanken — und alle glauben, nicht allein nichts böſes, ſondern etwas ſehr lobenswürdiges zu thun."

Indeſſen der Küſter ſo plauderte, hatte ich heimlich das Siebenleuchterſtükchen auf mein rechtes Auge gedrükt, um nur zum Scherz einmal die ungerühmten Tugenden deſſelben zu erproben. Allein ich ſpürte nicht die mindeſte Veränderung in mir: meine Schriftſtellerwuth blieb ein' und eben dieſelbe, wie vorher.

„Guter Freund," ſprach ich zum Vorſteher der wunderthätigen Reliquien: „Er mag in allen Stükken Recht haben; nur muß Er wiſſen, und ſag Er, ich hab's geſagt: Autorſucht iſt unter allen möglich-heilbaren Krankheiten die unheilbarſte!" —

3) Ein Stück vom *membro virili* des Levia-than. *)

*) Ein Thier, deſſen Hiob gedenke, und von dem die Juden wiſſen, daß Gott ein Männchen nebſt einem Weibchen am fünften Schöpfungstage erſchaffen, das Männchen hernach verſchnitten, das Weibchen aber abgeſchlachtet und eingeſalzen habe, um es zum großen Feſtin, welches der Meſſias, bei ſeiner Ankunft zum tauſendjährigen Reiche, begehen würde, aufzubehalten. *Buxtorf ſynag. iudaica.* — *Ludolf in hiſt. Ethiop.* — Iſelins hiſt. Lexikon.

Es glich einer schwarzen Eisenschlakke. „Wahrhaftig," sprach ich zum Heiligthumswächter: „wenn das übrige Pökelfleisch eben so derb und dicht ist, so mögen sich die Juden einen gesunden, verdauenden Magen erschachern. Was mich betrift, bin ich ihr Gast nicht." — „Oho!" gab mein Küster zur Antwort: „die toleranten, duldsamen, aufgeklärten Christen geben dieser Nation noch härtere Bissen zu verschlukken, und sie müssen es doch verdauen!" —

4) Ein Haar vom Felle des Behemot.*) Dies war ein hoher eiserner Pfeiler der Teterewischen Kirche. „Das Haar hat," sagte ich: „in seiner Länge Proporzion genug mit einem Ungeheuer, welches täglich seine tausend Berge abweiden soll. Allein es ist doch nur eine hirnlose Geburt der jüdischen Skribenten. Warum macht man demungeachtet solch' ein Bruchstük von einer Fabel zum Pfeiler der christlichen Kirche?" — Der Küster schmunzelte verlegen, und gab mir endlich die Antwort: „Mein Herr,

*) Die Talmudisten, vorzüglich Rabbi Elieser in seinen capitulis meinen, Gott lasse dies Ungethüm bis zur Ankunft des Messias, zum grossen Schmause sich fett grasen. Sam. Bochart, in Hierozol. L. V. C. 15. macht den Behemoth zum Seepferde. Ludolf in hist. Ethiop. u. a. m.

Sie können sich darauf verlassen, dieses Haar aus dem Judenthum, als Pfeiler unsrer christlichen Kirche, ist eine feine Allegorie!" — Ich drükte den dienstfertigen gelehrten Mann eine kleine Dankbarkeit in die Hand, und fragte zugleich noch: „Wovon denn eine Allegorie?"

„Ganz ergebenster Diener!" antwortete er mit vielen Krazfüßen, und sistirte sich.

Ein alter ehrlicher Spiesbürger trat mit einer treuherzigen Miene näher, und notificirte mir, daß, sobald diese Säule umstürzte, die heilige Lehre vom jüngsten Gerichte, der Auferstehung, und Ewigkeit höllischer und himmlischer Strafen und Belohnungen nach dem Tode, wie auch viel Sakramente ihren Werth und ihr Dasein in der christlichen Religion verlieren würden.

Indem ich noch das Haar des Behemot betrachtete, erhob sich ein fürchterlicher Lärmen auf der Straße, den das Echo in den Winkeln und Gewölben der Kirche murmelnd wiederhallte. Mir war bange — ich sah den alten Bürger mit einer ängstlichen Verlegenheit an, — doch dieser ließ sich nicht in seinen Auslegungen der Geheimnisse stören. Mitterweile

hörte ich ein wildes Geräusch an einanderfahrender Degenklingen — ich trippelte hin und her — der Bürger stand phlegmatisch an den eisernen Pfeiler gelehnt, und rührte sich nicht. —

Ich. (nach einer langen Pause) Was bedeutet doch das schreckliche Getöse — vor der Kirche?

Er. Hm! die Studenten teilen einmal wieder; sie bringen wahrscheinlich einem Abgehenden das Vivat.

Wir gingen aus der Kirche, und stellten uns auf die Straße hin, wo der Zug dieser Bachanten vorüber passiren mußte. Wir sahen sie hernach auf dem Markte einen Kreis schliessen; der Abgehende brüllte ein: „es grüne, blühe und wachse die akademische Freiheit hoch!" mit sehr vornehmlicher Stimme, worauf denn das ganze Chor dies „Hoch!" mit solcher Energie repetirte, daß ich mich unter die Amerikanischen Wilden versetzt zu sein glaubte, die ein Kriegsgeschrei erhüben, oder einen ihrer Feldherrn apotheosirten. Das ganze Wesen beschloß ein Rundetanz der klagenden Freunde um ihren scheidenden Zechbruder. — Mein alter Teterower stand mir noch immer zur Seite, und sahe kaltblütig dem zügellosen Schmerz der Studenten zu.

Ich. Herr, hier zu Lande äussert sich ja die Empfindung des Traurigen auf eine ganz ungewöhnliche Art! — Doch sagen Sie mir, welche Bewandnis hat es denn mit der eben ausgeschrieenen akademischen Freiheit? worin besteht sie denn?

Er. Hm, das ist ja klar! erstlich in solchen Aufzügen!

Ich. Die Freiheit hat iedes Gewerk. Wenn die Handwerker ihr Herbergenschild verlegen und fortbringen, so sieht man sie in gleicher Prozession, mit Trompeten und Pauken, ja sogar mit Hanswürsten, durch die Gassen ziehn. Darin sind ich nichts Ausserordentliches.

Er. Sie haben das Recht, den breiten Stein auf der Straße zu behaupten, und iden andern ehrlichen Mann aus dem Wege zu stoßen.

Ich. Ja, nun erkenne ich gern die akademischen Freiheiten der Studenten; sie genießen alle Vorrechte, welche man sonst nur Betrunkenen oder Tollhäuslern einräumt. —

Er. (die Achseln zukend.) Im Grunde genommen so . . .

Ich. Ich verstehe, ich verstehe! Freiheit ist ein lokkendes Wort, die Universitäten zu heben, wenn

gleich jeder Gesittete, Edle, statt dieser niedrigen Matrosen-Freiheit eine anständige, ehrenvolle Sklaverei erwählen wird. —

Ich trennte mich von dem alten Manne, denn ich konnte länger unmöglich die heuchlerische Maske vors Gesicht halten. Meine Wangen glühten, mein ganzes Wesen lachte; wohl, dacht ich, wohl der Schriftstellerwelt, und dem Reiche der Dumnheit, da in Minervens berühmtesten Schulen die größten Taugenichtse gebildet werden! —

Ich sah die künftigen Lehrer der Weisheit, die dereinstigen Prediger der Religion in Bordellen sich herumsudeln; sah die dereinstigen Stützen der Themis den Philistern die Fensterscheiben einbombardiren; sah die dereinstigen Erzieher der Jugend ihre Gesundheit verkommerschiren — o, Heil diesen Pflanzschulen unsrer künftigen Obrigkeiten!

Einige wohlerzogne junge Leute wollen zwar auf Akademien eine dem polizirten, aufgeklärten XVIII. Jahrhundert angemessnere Lebensart einführen; sie kleiden sich mit Geschmak und Anstand; sammeln sich zu weisen, stillen Vergnügungen und ma-

chen aus ihrem Zimmer eine kleine Kapelle der Minerva; — aber mit Recht werden sie überall und von iedem verspottet und verlacht, der den eigentlichen Zweck der akademischen Jahre besser einsieht. — O der Thorheit, auf Universitäten studieren zu wollen! nein, das ist eine alte einfältige Mode, auf welche der Herr Papa nur noch etwas hält, der jährlich seine mühsam zusammengesparten Thaler an die Gläubiger des lieben Söhnchens schiken mus. — Die Professoren beteuern zwar immer zum weisen Gebrauch der akademischen Zeit, und zum Besuch ihrer Kollegien, allein das Wohl der holden Comilitonen und *sanctissimorum amicorum*, wie die Studenten vorzugsweise von ihnen genannt werden, interessirt sie wahrhaftig weniger, als die halbjährigen Louisd'or derselben! ich wette, bestanzt man die Bänke mit Kohlköpfen, statt der Studiosen, (der Unterschied wäre bei den meisten sehr unerheblich) und legte iedem Kohlkopfe ein Goldstück auf den Scheitel; so würden die Herrn Musageten darum nicht scheel sehen, es müsse denn honoris causa geschehn. Vielmehr würden die Stellvertreter ihrem Lehrer nicht, wie es sonst Brauch ist, durch tausenderlei Foppereien die Galle überlaufen machen. —

Auf, ihr Herren, es blühe die akademische Freiheit! überlaßt es den Aermern, sich mit Wissenschaften zu beschäftigen, gesittete ächte Menschen zu sein, und Tag und Nacht bei den Büchern zu vegetiren, — ihr habt für euer Geld das Recht dumm zu bleiben, und Narren zu sein an Seel und Leibe. Wozu frommt euch am Ende alle Gelahrtheit, wozu der Wust von gründlichen Einsichten? Kömmt ihr von Universitäten, ie nun, so werdet ihr nicht verhungern, eure Familie wird sich entsezlich über die mit vielem Gelde erkaufte Dummheit freun, und der Staat euch die glänzenden Ehrenposten eines Tambours oder Thorschreibers, oder wohl gar eines Makulaturfabrikanten eröffnen, und auch da wird der Spruch wahr bleiben; der Herr läßt seine Sonne scheinen und seine Wolken regnen über Weise und Dummköpfe, über nüzliche Männer und Taugenichtse! — —

XIV.

Endlich auf ein Dachſtübchen.

Füglich ſollte ich dies Kapitel mit einer Jeremiade beginnen, um den Kontraſt deſſelben mit dem vorigen zu verſchönern, zu erheben; denn eben dieſes leidige Kapitel ſtürzt mich von meinem dramatiſchen Thron, und ſchmälert meine wöchentliche Leibrenten um reine anderthalb Thaler; — allein ich rükke ia darin auch dem großen Ziele näher, deſſentwillen ich den Klüften der Hölle entflatterte, und der Vortheil hält dem Schaden das Gleichgewicht.

Ueberhaupt, meine geliebten Schriftſteller und Schriftſtellerinnen von der hinkenden Legion, überhaupt hat man die vorhergehende Geſchichte, nicht als das Weſentliche, ſondern als Einleitung zu dem kühnen, herrlichen Plan zu betrachten,

Den ich Teufel auf Erden, in meiner Menſchheit, vollendet.

Aber doch hielt' ichs für unumgänglich nothwendig, Ihnen dieſe einleitende Geſchichte zu erzählen, theils wegen ihrer innern Erbaulichkeit, und man-

chen für Sie fruchtbaren, daraus herzuleitenden Folgen, theils auch, weil ich noch oft in der Zukunft auf die darin verflochtenen Umstände und Vorfälle Rücksicht nehmen werde.

Ich habe freilich nicht den alltäglichen Gang der Romanenschreiber beobachtet, und den Leser auf jeden Absprung, und jede Begebenheit allmälig vorbereitet, um dem Ganzen ein angenehmeres Kolorit des Wahrscheinlichen zu geben; aber ich denke, man wird mir diese Sünde vergeben, da ich, wie gesagt, nur die für die Zukunft merkwürdigsten Szenen ausbob, und deshalb in einem Zikzak, bald hierhin, bald dahin vom Wege abschweifte, je nachdem mir der Gegenstand interessant war. —

Sitze ich nur erst auf meinem Dachstübchen: so werde ich mich schon besser zur Ordnung gewöhnen; werde ich auch näher mit meinen Absichten und Entwürfen hervorrükken — bis dahin Geduld! —

Als ich also von meinem Spiesburger und den frohen Grillen über akademische Freiheit verlassen war, trottete ich mit heitrer Seele dem Schauspielhause zu, um meinem Prinzival eine Abendvisite abzustatten.

das Gemälde vom Zustande der Republik und fügte hinzu: es scheine nothwendig, zwei Abgeordnete an Bonaparte mit ausgedehntester Vollmacht zu senden, um sich wegen einiger Milderungen in der Verfassung mit ihm zu verständigen. — Es folgte den fernern Entwickelungen dieses Antrags dumpfes Schweigen. Man schritt zum Abstimmen. Fünfhundert und achtundneunzig Glieder genehmigten den Vorschlag.

Die Abgeordneten des großen Raths trafen Bonaparten schon am Ufer der Lagunen, zu Marghera. Er empfing sie höflich. Die Nachricht von der Einmüthigkeit des großen Raths, in Abänderungen der Verfassung zu willigen, machte ihn stutzen. Vielleicht hatte er mehr Starkmuth von den Enkeln der Dandolo's, der Zeno's und anderer Erlauchten erwartet. Mit Mühe nur war ein sechstägiger Waffenstillstand zu gewinnen. Das den Abgeordneten deswegen mitgegebene Schreiben sagte: „der Oberfeldherr trete in nichts ein, bis der große Rath die Staatsinquisitoren und den Admiral hätte verhaften und auf eine exemplarische Weise strafen lassen.“ Man wünschte sich Glück, daß im Schreiben nur von Bestrafung der Personen Rede sei und nicht ihr Tod wörtlich ausgedrückt wäre.

In Venedig herrschten Furcht und Verwirrung. Bald schien der äussere Feind kaum noch

„O Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodillenbrut, eure Augen sind Wasser" u. s. f. — so schallte es mir entgegen, als ich die Stubenthür öffnete. Ich lies mich nicht abschrekken, sondern machte mein submisses Kompliment, und erkundigte mich nach dem Wohlbefinden der Direkzion.

Herr Kümmel schien mir, seit ich ihn zum lezten mal gesehn, dreimal magrer und bleicher geworden zu sein. Er maas die Länge seines Zimmers mit großen Schritten; Madame Kümmel gleichfalls, daß es mir vorkam, als hätten sie dies Manöver dem Purlenburgischen Schulkollegen abgesehn. Ich blieb vor Verwunderung stumm und starr an der Thür stehen.

„Wir sizzen!" sagte endlich der Direkteur zu mir, und ich sezte mich.

Kümmel. Spotten Sie meiner im Unglük?

Ich (befremdet). Warum? Wer spottet denn?

Kümmel. Mein Gott, sizzen wir doch!

Ich. Sie sehen es ja, ich kann doch nicht mehr thun, als Ihnen gehorchen.

Kümmel Herr!

Ich (verwundert). Mein lieber Seelen-Kümmel!

Kümmel. Sind Sie denn taub — hören Sie, verstehen Sie gar kein Deutsch mehr?

Ich. Es kann möglich seyn, daß mich die Stu[illegible]nten um meine Hörkraft gebracht haben — allein —

Kümmel. So kömmt alles Unglük zusammen.

Ich. Unglük?

Kümmel. O Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodi : : :

Ich. Nun ja, das weis ich, nur weiter!

Kümmel. Da sizze ich nun, ein Herr ohne Geld, ein Direkteur ohne Truppe: — meine Leute sind mir davon gelaufen.

Ich (erschrekken). Was sagen Sie mir da?

Kümmel (verdrießen). Ich sage nicht gern Zweimal, was mir schon einmal zu sagen unangenehm ist. — Ich werde nun zusammenpakken, und Sie können reisen, wohin es Ihnen gefällt.

Ich. Ist das Ihr Ernst, Herr Kümmel? — und Sie wollen auch meine wichtige Person verlieren?

Kümmel. Wichtig! Ha, ha, ha! Sie waren just das unnüzzeste Möbel in meiner Direkzion.

Ich (aufspringend). Undankbarer — also hat mein großes Trauerspiel, die Eroberung und Zerstöru : : :

Kümmel. Mir Nachtheil mehr, als Nuzzen geschaft — Sollte der Himmel so gnädig sein, und mich noch einmal zum Führer einer Schauspielergesellschaft

erhöhen: so sollen alle Trunkspiele aus derselben verbannt sein; sie sind der Ruin meiner Börse und ,,,

Ich. Herr, davon verstehen Sie ,,

Kümmel. Mein Herr, da ist die Thür ,,

Dieser Dialog, die lezten Worte, und zugleich das damit verbundne, gewaltsame Herausschieben meiner Person folgte so schnell hinter einander, daß ich, da ich hinter Kümmels Thür stand, nicht begrif, wie sich das alles so seltsam und behende hätte entwikkeln und geschehbar machen können. Ich blieb lang in einer Stellung, und dachte der ganzen Geschichte nach, fand aber am Ende immer, daß ich, mir *nichts*, dir *nichts*, zur Thür *herausgeführt*, und um mein tägliches Brod, durch die Deserzion der liebenswürdigen Söhne Thalias, gekommen sei.

Mismüthig ging ich zum Haus hinaus; ich fluchte, murmelte, focht' und stritt auf der Strasse, und kam endlich in mein Quartier an. Hier stand ein Postillion, mit Briefen und Packeten beschwert, der schon lange auf mich gewartet hatte. — Ich führte ihn in mein Zimmer, und erkannte in dem Boten meinen getreuen Jikkim. Meine Freude war unbeschreiblich, da ich diesen alten Bekannten aus der lieben Unterwelt sahe; ich umarmte ihn, sezte ihm

Wasser und Brod vor, das beste aus meiner Speisekammer.

Jikkim. Nun, Herr, wie gefällts Ihnen auf der Oberwelt? geht's wie es gehn soll?

Ich (den Kopf schüttelnd). Nicht so recht, Freund Jikkim, die Welt ist ein sonderbares Gemisch von Thorheit und Weisheit, daß man sich nie in ihr zurecht findet. Man irrt, wenn sie aufgeklärt, und irrt, wenn sie toll von uns genannt wird. Aber von izt an werde ich dafür sorgen, daß das leztere das Uebergewicht erhalte. — Was hast du bei den Buchhändlern ausgewirkt?

Jikkim. O, die Herzensleute segneten dich und deinen Einfall; sie gehorchen dir blindlings, und drukken nach, was ihnen in den Wurf kömmt.

Mehr wollt' ich nicht wissen. Mein Plan lag anschaulich vor mir da; ich that den ersten großen Schritt zur Vollendung desselben, und suchte mir ein schickliches Dachstübchen.

Das Glück und der damit verschwisterte Zufall kamen mir zuvor. Der Teterowische Thurmwächter war in dem Herrn entschlafen; die vortheilhafte Stelle lokte bald verdorbne Perükenmacher, Invaliden und Schuhputzer aus allen Regionen herbei —

auch ich meldete mich zur Vakanz, und zwar in einem geistreichen drei Bogen langen Gedichte an den achtbaren, gestrengen, ehrenvesten Kirchenvorsteher, Herrn Stupz, Meister des löblichen Reimer-Handwerks. — Ich unterlies nicht in einem göttlichen Wortspiele und Anagramm, die Reimer-Kunst mit der Reimerkunst, das Leder, mit den zähen ledernen Gedanken eines Gedichts zu vergleichen — und dies erwarb mir den Triumph über alle andre Thurmkompetenten.

Ich bezog nach einigen Tagen mein Stübchen unter dem Thurmdache, wo ich, wie ein Gott, aus meiner Höhe auf das Menschengeschlecht hinniedersah, die Natur unter mir blühn und verwelken, die Sterblichen huren, stehlen, balgen, plündern, beten, Kinder und Bücher machen ließ. Ich athmete die reinste Luft; kein Geräusch störte mich; der Lärmen der Stadt verlor sich in das leise Gesumse der Mükken; meine Betrachtungen flossen heiter und rein, wie ein Hauch des Zefirs, in den hohen Revieren der Athmosfäre. — Ich war glüklich, und Federn, Dinte und Papier verdoppelten meine Seeligkeit.

Fiel eine Krone mir zu, und es bedürfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaschen,
Ich strekte nicht die Hand.

Ich pflegte mechanisch der Thurmuhr; schlummerte am Tage, und arbeitete in stiller Mitternacht an meinem kühnen Plan und seiner Vollendung. Jikkim war mehrentheils mein Gesellschafter, zuweilen auch Christian Weise, mein Staatssekretair. Dieser gos meine Gedanken mit eben der Behendigkeit aufs Papier, als ich sie, vermittelst der Sprache in sein Ohr; und Jikkim besorgte indes die übrigen Thürmergeschäfte. Er bemerkte iede Stunde die umliegenden Gegenden, und Nachts nahm er sein Horn,

Und sezt' es an den Mund, und zwang mit sanftem Hauche

Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche,

um den schlaflosen Städtern seine Wachsamkeit zu verrathen.

XV

Fortsezzung des zweiten Kapitels.

„Dacht ich's nicht!" wird ieder von Ihnen, meine Herren Schriftsteller und Damen Schriftstellerinnen, schon längst ausgerufen haben, nachdem Sie das zweite Kapitel erwartungsvoll durchlasen, und dann sich unaussprechlich grob gefoppt fanden; „dacht ichs nicht, daß er uns auf gut teufisch etwas vorwindbeuteln würde? ia, ia, seine Versprechungen, wo sind die geblieben! ha, ha, man traue doch nur Teufeln und Schriftstellern, um hinters Licht geführt zu werden!" — —

Nun, nun, meine Herren und Damen, beruhigen Sie sich; mon Dieu *), wer kann dafür, daß es die Mode in der Bücherwelt nicht anders will? Freilich, ich mus gestehn, die Digression war etwas gros,

*) Der Leser wird schon oft beobachtet haben, daß mir statt eines deutschen, ein französisches Wörtchen leiten; dies geschah nicht ohne Grund. Erstlich verräth's tiefe Kenntnis ausländischer Sprachen; zweitens feines, zartes Gefühl des Richtigen und Karakteristischen im Ausdrukke. Wieland brachte die Mode auf, ein gewisses, vorzugsgendes je ne sai quoi' in den

und der Fehler ist noch größer am Ende des Buchs erst von dem zu reden, was man dem resp. Leser zu überantworten gedenkt; allein auch dieses ist einer der schönsten Autorypfiffe, welchen ich männiglich empfehle. Wir müssen unsre Pläne und Geschichten in die Länge spinnen, wie einen Prozeß; desto voluminöser das Manuskript, und vollwichtiger das Honorar! — Eben diese kleine Fopperei verwandelt das erste Heftchen meines klassischen Originallesebuchs in eine Einleitung zum Folgenden, dem eigentlichen Kern meiner Schrift. —

„Nun, und was werden wir in ihm zu erwarten haben?"

Ich dächte, daß sie es schon längst geahndet hätten; doch weil Ihre Frage mir das Gegentheil weissagt, und im Grunde läßt sich wol von Ihnen nicht viel Ehrenvolleres erwarten: so muß ich mich demnach bequemen, Ihnen umständlich meinen Plan, der so

---

Französischen Worten zu finden, welches er in der deutschen Sprache vergebens suchte. Ich dächte, man ließe den feinen Schmeichler nach. Es ist die leichteste Manier, in der Autorwelt für einen zuthätigen Sprachkenner zu passiren. Z. B. das *mon Dieu* der Franzosen; es liegt darin so viel Ausdruck versteckt, daß ich ihn selbst nicht ganz weiß! —

wichtig für das gemeine Wesen der Schriftstellerlein ist, zu entfalten.

„Doch ohne Umschweife und lange Prälekzionen zur Sache. Wir halten Sie izt fest, Herr Teufel, und lassen Sie nicht wieder so leicht, als im zweiten Kapitel, entschlüpfen!"

Wie Sie befehlen. Wenn's auf Versprechungen ankömmt, so thue ichs ieder Broschüren- und Foliantenankündigung zuvor! — Also, *audire atque togam iubeo componere.*

I. Ueber die leichtesten Mittel, seichte Köpfe, geistesbankerote Autoren, wässrige Dichter, und dgl. m. in Flor, Ansehn und Unsterblichkeit zu erheben. Man wird leicht einsehn, welch ein interessantes Werk man sich zu versprechen hat; — und welches nun die Mittel sind, diese süsse Schwärmerei zu realisiren, wird die Zukunft lehren.

Einweihen will ich Euch in die Geheimnisse der Schriftstellerkunst; und Knaben werden ihren Donat, und Primaner ihren Livius, Schuster ihre Pfriemen, und Wollkämmer ihre Kämme hinlegen, lauschen und schriftstellern. — Ganz Germanien wird zum Narren werden, die Dummheit ihren Wohnsitz aus-

strekken, und die Buchhändler sich vermehren, wie der Sand am Meergestade.

II. Zerstörung alles dessen, was wahr und schön ist; dies, meine Herren, ist das vortreflichste und einzige Mittel zum großen Ziele zu gelangen. Laßt uns die alte Barbarei wieder einführen in Deutschland, in welcher unsre Väter einst so glüklich waren; laßt uns die Tempel umstürzen, in welchen Sittenkultur und Aufklärung gepredigt wird; laßt uns heimkehren in die glüklichen Zeiten, da der Deutsche noch ein Deutscher war, und das Faustrecht entschied, wo izt verdorrte Federhelden klopffechtern. Dann wird uns der nervigte Jüngling danken, der izt hinter dem Pulte krumm in einander wächst; dann werden wir die alten Heldenseelen der Vorzeit in neuen Riesenhüllen umherschreiten sehn, und kühne, unsterbliche Thaten erblikken; dann wird die Freiheit ihre Wimpel wieder ausstrekken in der Luft, und tausende werden ihr nachziehn. — —

Ist es denn ein so Großes, die Bahn zu bewandeln, die tausende vor uns mit ihren Fersen ebneten? Dürfen wir hoffen, auf dieser von den Unzähligen betretnen Bahn der Nachwelt merkwürdig zu werden? — o die Nachwelt wird der Vorwelt an

so gefährlich, als der innere. Es gingen Gerüchte, daß bei sechszehntausend Bürger über die Patrizier herfallen und sie niedermachen würden, wenn sie die Verfassung nicht änderten. Man empfing Berichte, durch welche die Treue der sklavonischen Soldaten anfing verdächtig zu werden. Man schlug vor, sie wegzuschicken.

Es versammelte sich der große Rath am 1. Mai des Morgens. Schrecken war in Aller Zügen. Der Duca trug mit zitternder Stimme vor, man solle die Staatsinquisitoren und den Befehlshaber von Lido gefänglich einziehen, um ihnen den Prozeß zu machen: man solle zugleich Bevollmächtigte an den Oberfeldherrn senden, um noch einmal Versöhnung zwischen Frankreich und Venedig, selbst mit Aufopferung der Unverletzbarkeit der Verfassung, zu versuchen, jedoch Alles unter Vorbehalt der endlichen Genehmigung durch den großen Rath. Siebenhundert und vier Stimmen nahmen den Antrag an gegen zehn, die dagegen waren.

15.

Gänzliche Auflösung der Republik.

Die Eil, in welcher über Ruhm und Schmach, Sein und Nichtsein der Republik entschieden, man kann nicht sagen, berathen wurde; die ganze Ver-

Schwachköpfigkeit nicht weichen; wir haben nichts von ihr zu hoffen, wenn nicht eine Gigantenthat unser Dasein in den Zeitbüchern markirt, —

Nur die Sirenenstimme der holden Unsterblichkeit lokte den Moses, Solon, Konfutse, Hus, Luthern, Steinbart, Kant und Garve aus der Dunkelheit hervor, die Fakkel der Wahrheit anzuzünden; und eben diese Sirenenstimme drehe unsre Pläne um, bewaffne uns wider die Mode, wider den Geist unsers Zeitalters, und hauche uns Muth und Kraft ein, die angezündete, hellodernde Fakkel zu verlöschen. Der Zauber des Nachruhms begeisterte den kühnen Klopstok zum Homer, den göttlichen Wieland zum Ariost, den schwindelnden Schiller zum Shakespear; und eben dieser Zauber fasse uns, alles Gefühl, allen Geschmak für Schönheit auszurotten bis zur Wurzel, ehemalige, stille Einfalt einzuführen in unsre Schriften, Worte und Handlungen, Dummköpfe zu vergöttern, und Strohpuppen anzubeten. Dann werden wir uns als neue Otfriede, Manesse, Eschilbache, Taulers, Sebastian Brande, Geilers zeigen können. Wir werden Helden des Faustrechts bewundern, und die Nachkommen dieselben in unsern epischen Liedern.

Auf! es ist ein grosser Gedanke, eine Welt zu erschaffen, und eben so gross der, sie in das alte Chaos umzustürzen. Fürchtet nicht, ihr, die ihr mit mir, nach der Verewigung eurer Thaten brennt, daß das Werk zu schwer werde; liegen nicht schon die schönsten, fürchterlichsten Aussichten offen vor uns da? — Die Nachdrukker schwizzen schon bei ihren Pressen; die schönsten Blumen deutscher Dichter sind verblüht; die besten Journale, die Direktoren des Geschmaks, sterben aus. Der deutsche Merkur war als Jüngling schön; alles folgte ihm lüstern, und die vorzüglichsten Genies kokettirten um seine Huld. Als Mann war er stark; die Schönheiten des Jünglings reiften zur Vollkommenheit; zwar schwärmte er nicht mehr in blühenden Gefilden umher: doch bot er sein Auge noch mit jugendlichem Feuer, und verschönerte die Gegenden, welche er bewandelte; Weisheit paarte sich mit der lieblichen Fantasie. Und itzt gleicht er einem Greise, der sich zuweilen noch an frohe Stunden zurückerinnert, desto mehr Moral predigt, und mit weisem Ernste kannegiessert. Das alte Museum ist vergessen, man hat sich neues errichtet, aber allenthalben schimmert die liebe, matte Kopei durch. — Die Berliner Monatsschrift ist noch furchtbar für uns.

Darum, ihr Komilitonen, reißt das halbvermoderte Panier der Dummheit aus dem Staube, und drehet die Welt um. Sprengt Wolken empor, verdunkelt das Licht, und laßt euch von der Nachwelt schauernd an der Spitze des allgemeinen Aufruhrs anstaunen. — Zittert ihr, man werde euch zu den Herostraten stellen? o nicht doch, er wird ein Mordbrenner gescholten, weil der furchtsame Narr nur einen Tempel zerstörte; Länder hätte er verwüsten, Generazionen ermorden, und Völker zerstreuen sollen, dann würde er zu den Alexandern, Solimannen, Attila'n, Karln XII. gezählt, und der Große beigenahmt worden sein. — Es ist ein fürchterlicher begeisternder Einfall: dich wird Welt und Nachwelt, Greis und Enkel, dereinst noch in späten Jahrhunderten nennen; Knaben werden deinen Nahmen und deine Thaten lernen müssen; Schriftsteller werden Folianten über dich schreiben, und sich durch dich verewigen — wenn du eine ganze Nazion wieder hinunterstürzest von der großen Leiter, welche mühsam erklettert wurde.

Ich sehe, eure Gesichter erglühen, eure Nerven spannen sich, euer Geist fühlt sich kühn und wagend — euer Auge forscht nach dem Wege zu dem vorge-

steckten Ziele — geduldet euch, bis zur Folge dieses klassischen Werkes, hier spiegle ich euch nur den Inhalt desselben vor. — —

III. Wiedereinsezzung des Aberglaubens in die alten Rechte. — Der Aberglaube ist nicht erstorben; er schlummert nur im Dunkeln, um neue Kräfte zu gewinnen. Mitten in dem hellen, aufgeklärten Jahrhundert walten noch die Thorheiten vergangner Zeiten; Schwarzkünstler, Geisterseher, Zeichendeuter, Teufelsbanner, Schazgräber, Wahrsager, und wie die Legion dieser geheimen Weisen sich weiter nennen mag, weben und leben, verkappt und unverkappt, noch in den Volksklassen höhern und niedern Ranges. — Es bedarf nur eines gewagten Signals, und die heuchelnde Larve fällt ab von einem großen Theile der Deutschen, die, weil es die Mode mit sich bringt, mit der Feder den Afterglauben bekämpfen, mit den Lippen alles bezweifeln, und — insgeheim gierig saugen an dem Wahn der Vorzeit. —

Alles läugnen wollen, was unserer Unze Wiz unmöglich ist zu ermessen, heißt thörigt handeln. Wer sah in die innern Tiefen der Natur, sie, die geheimnisvoll ihre Kräfte verhüllt, und nur die Geburten derselben ans Licht stellt. Wer klärt wir mit dem

hochgepriesnen Flämmlein der Vernunft gewisse düstre Gegenden meiner Erkenntnisse auf, und streut Licht auf Gegenstände, deren Dasein ich schlechterdings nicht bezweifeln darf?

Ich kenne keinen gelegnern Ort, eine intrikante Anekdote aus unsern Jahrzehenden zu erzählen, die die Aufmerksamkeit iedes Denkers spannen muß, als den Raum dieser Blätter.

In einer gewissen Gegend von Deutschland lebt auf seinem Landgute der Herr von B**, ein würdiger, biedrer Greis. Er hatte einen Sohn, der eben so wohlgebildet am Körper, als Geist, war. Der alte Vater durfte, ohne sich nach gewöhnlicher Väterart zu viel zu träumen, gegründete Hofnungen hegen, sich einmal in diesem Sohn verherrlicht zu sehn.

Der junge Leopold v. B** war vier Jahre auf Universitäten gewesen, eben so viel Jahre hatte er seinen Vater, und dieser ihn nicht gesehn.

Es war ein feierlicher Tag, als er zurükkam, den Vater in seinen ländlichen Beschäftigungen überraschte, und sich in die Arme des weinenden Greises stürzte. Er hatte einen akademischen Freund mit sich gebracht, den wir einstweilen Holder nennen wollen,

ein junger, schöner Mann, um dessen Mienen aber immer ein stiller Ernst schwebte, welcher zuweilen in Melankolie über zu gehen schien. Holder wurde dem alten Herrn vorgestellt.

„Diesem Mann," sprach Leopold enthusiasmirt: „bin ich Leben, Gesundheit, Glük — alles schuldig, ihm verdank' ich's, daß ich Sie izt widersehe, Vater."

Holder erröthete, und bat zu schweigen. Der Herr v. B** starrte den Unbekannten an, und verlangte nähern Aufschlus von seinem Sohn.

„Wir wurden mit einander in einem Duell bekannt. Ich war gefodert; man beschied mich in dreien Tagen auf eine entlegene Schenke, um Satisfakzion zu geben. Ich erschien. Es waren viel Studenten in dem Wirthshause versammelt, und doch hatte mir mein Gegner geheissen, ohne Sekundanten zu kommen. Wir gingen in ein benachbartes Wäldchen, warfen die Kleider ab, und zogen den Degen. Im dritten Gange traf ich den Gegner in die Brust, daß er niederstürzte. Ich selbst war athemlos und an Kräften erschöpft. In dem Augenblikk stellte sich ein zweiter, und fuhr mit der Klinge auf mich ein. Vergebens beklagte ich mich über diese gesezzwidrige That, keiner hörte mich. Ich vertheidigte mich ohnmächt-

mächtig, — ein fürchterlicher Hieb war mir zugedacht, — plözlich strekte dieser Holder seinen Degen vor, und schlug sich statt meiner mit ienem, bis beide zu gleicher Zeit getroffen wurden und niederfielen. — Holders Wunde war nicht gefährlich, sie ward bald kurirt und er mein Freund. Seit der Stunde lieb' ich ihn, seit der Stunde hat er mich mit Wohlthaten überschüttet, und ich war nie vermögend, ihm zu vergelten!"

Die Empfehlung war für den Fremden wichtig genug. Er mußte drei Monate auf dem Schlosse des Herrn von B** verbleiben, und die drei guten Seelen ketteten sich so aneinander, daß man nur mit Schaudern an die Trennung gedachte.

Unter der Zeit arbeitete Holder sehr oft in seinem Zimmer verschlossen; keiner aber erfuhr, woran. Er wechselte stark Briefe mit unbekannten Personen in verschiedenen Orten Deutschlands; bekam zuweilen Besuche; ging oft allein in der Nacht aus, und Leopold sahe ihn zuweilen im Mondenschein mit vermumten Personen auf dem Felde plaudern. — Man wagte es nicht ihn darüber zu befragen, und er fand es nie für gut davon zu sprechen. Je länger man mit ihm umging, je unbekannter und räthselhafter er

wurde, und doch war er der angenehmste Gesellschafter, der wärmste, innigste Freund.

Als drei Monde beinahe verflossen waren, diesem liebenswürdigen Zirkel wie drei Tage, erhielt Leopold von seinem Fürsten das Patent eines Kammerherrn, und zugleich den Befehl, am Hofe zu erscheinen. Dieses Glükk hatte er der Vermittlung seiner Freunde in der Residenz zu verdanken; er mußte gehorchen; der Vater willigte mit Lust und Wehmuth ein, und der Tag der Abreise ward bestimmt.

Holder entschlos sich, an eben dem Tage das B** sche Schlos zu verlassen, aber hieran war kaum zu gedenken. Er hatte sich dem alten Vater seines Freundes unentbehrlich gemacht; und dieser lies nicht eher ab, ihn mit Schmeicheleien und Bitten zu bestürmen, bis er länger zu bleiben einwilligte.

Der Tag vor Leopolds Abreise war ein finstrer, neblichter Tag; düstre Schwermuth umwölkte die ehmals lachende Stirn der Freunde. Stumm, Hand in Hand geschlossen, sassen sie da, oder irrten sie durch die Zimmer.

„Wenn es dir unglüklich ginge am Hofe!" sprach der ehrwürdige Greis bebend zu seinem Sohn.

„Wenn es dir unglücklich ginge!" rief Holder mit weissagender Stimme, als er sich mit Leopold allein im Zimmer befand.

Leopold lächelte und schwärmte sich glückliche Tage vor.

Holder (ihm froh und wehmüthig die Hand drückend). Du bist ein vortrefflicher, junger Mann; nicht deine Schwärmerei, aber das durch dieselbe hervorschimmernde gute Herz macht dich liebenswürdig.

Leopold. Holder, schmeichle mir nicht, ich bin ein junger Mensch — könnt ich nur lange, lange leben, um schöne Thaten und herrliche Entwürfe zu vollenden.

Holder (in glühender Ekstase) Junge, deine Seelengüte entwindet mir ein Geheimnis — wie lange wünschtest du auf Erden zu bleiben? rede, bei dir steh'ts, deinen Lebenslauf zu verlängern.

Leopold (lächelnd). Und wenn nur auf hundert Jahre, Schwärmer.

Holder. Bei dem Ewigen, Heiligen, Verborgenen schwöre ich dir's — handle schön, und über hundert Jahren sprechen wir uns noch in dieser Welt.

Leopold sah bestürzt den Unbekannten an; sah sein glänzendes Auge hochstarren bei dem fürchterli-

chen, seltsamen Schwur; sahe seine Lippen beben, seine ernsten Gesichtszüge sich in eine himmlische Entzükkung umfalten — und konnte sich nicht erklären, wer dieser Holder sei, ob eine Gottheit in menschlicher Gestalt, oder ein alltäglicher Enthusiast.

Eine unbekannte Simpathie zog beide an einander; Holder lag um Leopold, Leopold um Holder, und die sanfte Abendstille verfeierlichte die Szene.

Der Herr v. B** hatte Holders Schwur, ohne gesehn zu werden, angehört; — er trat in das Zimmer herein, ohne sich etwas merken zu lassen. —

Holder führte den jungen Leopold abseits; sie sprachen heimlich, doch keiner entdekte dem Alten, wovon, oder warum.

Leopold reiste ab. — Zehn Tage nachher hörte man in der Nacht einen großen Lärmen auf Holders Stube. Der Herr v. B** sprang aus dem Bette, ging zu seinem Freunde, doch dieser war fort. Kleider, Schriften und einige Goldstükke lagen unordentlich auf der Erde herum. Er erschrak; faßte sich aber, und schrieb die wunderliche Geschichte seinem Sohn. Zwar wartete er eine Woche nach der andern, einen Mond nach dem andern, ob sich Holder nicht wieder

kettung von Mißgriffen und Staatsfehlern jeder Art, bewiesen, wie wenig diese Senatoren, diese Räthe, diese Patrizier würdig waren, die Schicksale einer Nation zu leiten. In ihren beschränkten Ansichten unvermögend, höhern Standpunkt zu fassen; eingerostet mit ihren Vorstellungen in das Gewohnte des gemeinen Geschäftsganges; zu selbstsüchtig und feig, als daß sie die Ehre des Vaterlandes ihrem eigenen Leben hätten vorziehen, oder, wie einst Roms Senatoren, die eindringenden Gallier mit unerschrockener Majestät hätten erwarten können, waren sie weder besonnen genug, freiwillig die Vorrechte ihres Standes aufzugeben, und mit der venedischen Bürgerschaft gemeine Sache zu machen, noch starkmüthig genug, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben.

Selbst einem französischen Heere wäre die Eroberung Venedigs noch nicht leicht geworden. Dazu mußte erst eine Flotille für die Lagunen geschaffen, unter dem Feuer von tausend Kanonen der Weg durch unsichere Krümmungen der Kanäle gesucht, Insel um Insel, Festungen gleich, von zwei- bis dreihundert Fahrzeugen mit achttausend Seeleuten und von vierzehntausend Streitern vertheidigt, erstürmt werden. So groß aber war die Muthlosigkeit, daß man den Tag nach der Abreise der Abgeordneten, in einer Zusammenkunft beim Duca, sogar vorschlug, die Hauptstadt zu über-

finden würde, aber Jahr und Tag verflossen, ohne daß man eine Spur von dem liebenswürdigen Sonderling entdekte.

Leopold inzwischen war am Hofe der Glüklichste; er wurde geliebt und liebte wieder. Eine verheirathete, aber von ihrem Gemahl getrennte Prinzessin, sah den jungen von B** täglich vor ihren Augen; kein Wunder, wenn sie, ohnehin eines wollüstigen Temperaments, ihre Augen auf ihn warf, ihn durch tausend Umwege an sich lokte, und endlich an seiner Brust ihren Rang vergas, und in verbotnen Früchten schwelgte. —

So geheim die Geschichte gespielt wurde, blieben doch dem Auge des Neides und Argwohns nicht der große Aufwand, die üppige Verschwendung des Kammerherrn v. B**, nicht sein verstohlnes Liebäugeln mit einer angesehnen Prinzessin, und seine öftern Audienzen bei ihr unbemerkt. — Ein Jahr verfloß, und die ganze geheime Aventüre ward verrätherisch entdekt. An einem Morgen wurde die Prinzessin in eine entlegne Stadt gebracht, und in Verwahrung gegeben, und Leopold war eben so schnell unsichtbar worden.

Der ehrwürdige, alte Vater des unglücklichen Kammerherrn erfuhr die Begebenheit in einem Briefe aus der Residenz. Er schlug die Hände über den Kopf zusammen, und verblieb lange in dieser Stellung. Thränenlos mit Todesangst schlich er in seinem Schlosse herum; er aß und trank wenig oder gar nichts; er flohe jede Gesellschaft, und weidete sich nur an seinem Jammer.

Mittlerweile waren seit der Unsichtbarwerdung des Kammerherrn fünf Wochen verflossen; keiner wußte gewis zu bestimmen, ob er noch lebe, oder schon durch die Hände des heimlichen Blutgerichts gefallen wäre, in dessen Macht er sich wirklich befand. — Der Vorfall wurde so verschwiegen behandelt, daß man in der Residenz und am Hofe selbst nicht die wahren Umstände mit Gewisheit behaupten konnte.

Aber eben dies vermehrte den Harm des guten Greises; einem Schattenbilde war er ähnlicher, als einem Menschen; des Nachts wälzte er sich schlaflos in den Federn, oder durchirrte die Stuben und Säle, gleich einem Gespenste.

An einem Morgen, da er auf seinem Sofa sas, und düster vor sich hinstarrte — sprengte Holder zu Pferde in den Schloshof herein. O Gott! wer mahlt

mir hier das frohe Erstaunen des Greises. Seine Kräfte verjüngten sich; er eilte dem Manne entgegen; ihm dämmerte in seiner Seele ein matter Strahl der Hoffnung auf — und in einer Minute lagen sich die liebenden Freunde in den Armen. In eben dem Augenblick geschah auf Leopolds Stube ein lauter Schus — der Herr v. B** erschrak; Holder rief: „Gottlob!“ und wild und glühend *) — — — — — — — — — — — — — — — — — —!

*) So gehts den Originalschriftstellern! — Kein Bißtchen Papier blieb mir übrig, das Punktum zu vollenden. — — Jezt verdenk ich's der A. L. Z. zu Jena nicht, wenn sie die Feder spizt — ich lasse mir willig die Hände binden! — — —

Appendix,

d. i.

ein Wörtchen über das Meiſterſtük deutſcher Narrheit,

benamſet:

Bahrdt mit der eiſernen Stirn u. ſ. f.

ein Schauſpiel in vier Aufzügen

vom Freiherrn v. Knigge.

Goldne Aſpekten! ihr meine Leſer und Schüler, ihr Skribenten von der traurigen Geſtalt, goldne Aſpecten! — wie hätt' ichs mir träumen laſſen können, ſobald nach meiner Erſcheinung auf dieſem kleinen, ſublunariſchen Planeten ſo viel Anhänger zu finden? kaum daß das lottriche Geſindel elender Autoren, Notenſchreiber, Pennalbuben u. ſ. f. die Anweſenheit ihres Herrn und Meiſters in Deutſchland erwitterten, kaum daß der erſte Bogen meines unſterblichen Werkes die Preſſe verlaſſen, ſtrömt alles mir zur Huldigung entgegen.

Wie kann ich ohne Rührung die Freude meiner Kinder anſehn, meinen ſchmeichelhaften Empfang ih-

nen ohne öffentlichen Dank lassen? nimmermehr, ich müßte denn kein Teufel nach der Mode sein, nicht wissen, daß es heuer eben so nothwendig ist, den Kozzen zu streichen, als gassenbübisch zu schimpfen.

Auch goldne Aspekten für meinen Verleger und meine zahlreichen Leser, denn die närrischsten und bosthaftesten Köpfe haben sich zu Mitarbeitern an den Fortsezzungen dieses meines Buches erbötig gemacht; der Unsinn rebellirt allenthalben gegen die ehmalige gesunde Vernunft in Deutschland, sogar die Tollhäusler sind von der Schriftstellerwuth infizirt.

Wer kann aus der Weltgeschichte eine Nazion aufstellen, deren Schriftsteller sich so schnell in allen Fächern der Litteratur erhoben, sich so viel auf ihre Helldenkerei gütlich thaten, so fein und französirt zu sein glaubten, und die mit einemmahle tief unter den Pöbel herabsanken? — Niemand. Aber die izzigen deutschen Büchermacher, die so gern nach Originalitäten schnappen, und gewöhnlich fehl laufen, sind es, unter denen sich einige so meisterhaft in den Annalen der litterarischen Welt den Stempel der Infamität auf die Stirn zu drükken wissen. Heil unserm Vaterlande!

Ich werde in den künftigen Stücken des Schriftstellerteufels eine Liste und Karakteristik der elendesten deutschen Sudler, welche sich durch ihre Revoluzion wider den guten Geschmak, wider die guten Sitten, wider die gesunde Vernunft auszeichnen, und von der Nachwelt gekannt zu werden verdienen, periodisch einrükken. Die Herren und Damen dieser Race werden demnach ergebenst von mir ersucht, ihre Vor- und Beinamen, und ihre merkwürdigsten Erzeugnisse aufzuzeichnen, und postfrei an mich, oder meinen Herrn Verleger, einzusenden.

Vor izt kann ich nicht unterlassen, eines der liebens- und lesenswürdigsten Pasquille auf den deutschen Karakter und die menschliche Vernunft, rühmlichst anzuzeigen, dessen Titel schon bemerkt ist.

Der Verfasser hat mir selber sein Buch nebst folgenden Brief zugesandt:

„Ew. u. s. w.

haben wahrscheinlich noch wenig von meinen ansehnlichen litterärischen Verdiensten gehört, weil ich leider zu oft in dem Zuchthause zu * * * für meine Autorsünden habe büssen müssen, denn schon als Sekundaner auf der Schule schrieb ich Pasquille wider meine Lehrer und eigne Verwandten.“

„Aber auf dem Zuchthause wegen solcher Kleinigkeiten zu ſizzen!“ werden Sie ausrufen. O, bester Teufel, kein Schade ohne Vortheil; die Biene saugt aus allen Blumen Honig! — Woher meinten Sie denn wohl, daß ich meinen Wiz entlehnt hätte? Ich schöpfte ihn aus der schmuzzigsten Pfüzze; aus eben der Pfüzze, in welche man mich warf, mich von dem mir so eigenthümlichen Unflath zu reinigen. Ein entnervter Bordelwirth, ein Landstreicher und ein Dieb waren meine liebsten Gesellschafter, und wie ich von ihnen profitirt habe, beweiſet mein Buch. Jezt, liebenswürdiger Teufel, jezt bin ich endlich frei, so frei, als es irgend iemand in einem Stande sein kann, — bin Student. Im Grunde frag ich den Teufel so wenig nach Zimmermann als Bahrdt; aber weil der Streit dieſer sonst ganz guten Kerls mir die herrlichſte Gelegenheit an die Hand giebt, wieder einige derbe Unfläthereien a la mode drukken zu lassen, weil ich doch einige Groſchen Honorars gewinnen kann, meine Beinkleider und Stiefel ausflikken zu lassen: so schrieb ich. Mein Verleger, im Grunde kein reputirlicheres Männchen, als ich, der nun einmal durch Makulatur sein Glük oder Unglük machen

will, läßt Sie durch mich um eine Stelle in Ihrem höllischen Reiche bitten, und zwar wünscht er sie nicht allzuentfernt von der Region der Beutelschneider."

„Daß ich mein Machwerk dem Herrn v. Knigge unterschob, scheint mir ein sehr niedlicher Einfall zu sein; nicht etwa, weil ich ihm zutraue, daß er mir so ziemlich an Pöbelhaftigkeit gleich kommen mögte, (denn das würd' ich auch verflucht übel nehmen; darin muß ich allein in Deutschland den Vorzug behalten!) sondern weil er bei dem ganzen Spiele vielleicht die argloseste Seele ist; und er das Gesicht mächtig verlängern wird, wenn er sich so unverhofft zum Vater eines scheußlichen Monstrums gemacht sieht. Doch mag er ruhig sein; heutiges Tages ist so etwas in der Gelehrten- und Ehstands-Welt nichts Ungewöhnliches."

„Wenn Sie mir, bester Teufel, ein bequemes, warmes Plätzchen in Ihrer unterirrdischen Residenz versprechen: so bin ich teil, wofern ich nicht jeden rechtschaffnen Mann herabläßre; denn mein Buchhändler ist hungrig und einfältig genug, jedes abergwitzige Geschmiere zu kaufen, was ein verdorbner

Komödiant, Schuljunge oder relegirter Student gehekt hat. — "

„Donnerwetter, da seh' ich eben, daß ich schon über zwei Minuten an diesem Briefe geschrieben habe! Noch eine Minute und er würde zu lang. Sie wundern sich, daß ich so schnell schreibe? Ohol das ganze beiliegende Pamflet: D. Bahrdt mit der eisernen Stirn ꝛc. habe ich in einem einzigen Brandtweinrausch verfertigt. Sie haben sich noch viel von meiner Federfertigkeit zu versprechen, wenn mich nicht etwa wieder das Unglück zu früh in das verdammte Zuchthaus führt.

Ich bin u. s. f."

Der Bursche hat sich in seinen Nichtswürdigkeiten selbst übertroffen, so daß ihm wenig Schlamm übrig bleiben wird, wenn es ihn etwa gelüstete, die Monumente andrer großen Männer zu besudeln.

Freilich Gedike, Biester, Büsching, Campe, Trapp, Boie, Lichtenberg, Nikolai, Kästner und andre mehr, werden höchlich erstaunen, sich von unserm rüstigen Knaben angebellt zu sehn, aber beim Lichte beschaut, werden sie doch, statt unwillig höchst zufrieden sein, von einem solchen, und auf solche Art geschimpft zu werden; ich selbst bedaure den braven

Luther, Goldhagen und Zimmermann, wegen ihres Lobes, ich, für meine Person, wünschte lieber den Tadel unsers Federhelden.

Freund, offenherzig gesprochen, du hast allen Ruhm verdient, auf welchen irgend ein Pasquillant Ansprüche machen darf, aber zugleich einen häßlichen Fehler begangen, der darinn besteht, daß aus der Maske eines Freiherrn dein Zuchthäuslergesicht zu sehr hervorsteht. Dein Schimpf bedarf, dein Applaus entehrt; und was hat denn unser armer, zum Popanz gemachter Zimmermann verschuldet, daß er, der doch für seinen kleinen Stolz schon genug gebüßt hat, von dir — lust von dir noch sogar gelobt wird?

Du, Herzensfreundchen, bessre dich für die Zukunft, lobe und tadle feiner! — indes der Fehler sei dir verziehen, denn was kann man Vortreffliches von dem gebrechlichen Gesindel meiner schriftstellernden Unterthanen erwarten?

Fahre fort zu sudeln; klatsche jede Tugend an; verschmähe die Vernunft, und berge deinen Witz fürder von der ehrsamen Gesellschaft im Zuchthause. — Nur, Freundchen, Freundchen, hüte dich auch, daß du nicht zu früh mit dem Hals in die Schlinge läufst,

geben, und nur Sicherheit des Lebens und der heiligen Oerter zu begehren. Wirklich gab man auch, ohne die Rückkehr der Gesandten zu erwarten, dem Befehlshaber der Lagunen Vollmacht, mit den Franzosen, sobald sie sich zeigen würden, die Uebergabe der Stadt abzuschliessen; und behielt sich nur die Genehmigung des großen Raths vor.

Unterdessen verzögerte sich die Rückkehr der Abgeordneten, weil sie nach Mailand waren. Diese Frist, statt klug benuht zu werden, verlängerte nur Verwirrung und Angst. Schon dreimal hatte man in Berathung gesetzt, ob man nicht die eilftausend Sklavonier fortschicken wolle, weil man sich doch nicht zu vertheidigen im Stande sei. Man beschloß es. Einige Glieder des Raths wollten sich widersetzen, als es plötzlich hieß, die Staatsumwälzung werde sich am folgenden Tage machen und die Sklavonier selbst würden den Freiheitsbaum aufpflanzen. Nun stieg die Furcht aufs höchste. Der Duca hatte schon in der Sitzung den Antrag gemacht, er wolle die Zeichen seiner Würde ablegen.

Wenn sich eine Regierung in Tagen der Gefahr unter ihrem eigenen Volke nicht sicher fühlt, erkennt sie damit an, daß sich das Volk vorher unter ihr nicht wohl befand; daß sie und Volk,

und den Schnellgalgen hinanfliegst! Noch verspreche ich mir von deiner kothigen Feder manchen Oktavband.

Deinem Verleger grüsse von mir, und danke ihm in meinem Namen für das sehr bequeme, niedliche Titelvignettchen, welches Eurer beider Qualitäten so passend mahlt, des Buchhändlers gierige Geierklaue und des Verfassers tölpische Bärentatze. — Aber verbiet' ihm hinfort zu deinen Schriften dergleichen weiches Papier zu nehmen, damit sie nicht zu früh verwunzt werden möchten!

Deiner Frechheit befohlen, Bursche: deinen Namen wirst du erster Tages in diesen Blättern glorwürdigst genannt finden, übrigens gelob' ich dir zum Gratiale, daß alle deutsche Schriftsteller der niedrigsten Klasse, wenn sie an Ausdrücken für elendes Geschreibsel banauerot sind, saaen sollen; nur der Schmierer von der Possenreisserei: Bahrdt mit der ꝛc. kann ärgern Nonsens hinkleksen.

Abällino

der

grosse Bandit.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Geschichte dieses Namens von demselben Verfasser.

Verhältnisse bestimmen den Menschen.

Leipzig und Frankfurt an der Oder,
bei Christian Ludwig Friedrich Aue. 1794.

Personen.

Andreas Gritti, Doge zu Venedig.
Rosamunde von Corfu, seine Nichte.
Idnella, Rosamundens Hofmeisterin.
Dandoli. } Gritti's Vertraute und Rät
Canari. }
Flodoardo von Florenz.
Kardinal Grimaldi. } Venetianische
Parozzi. } bili und A
Falieri. } schworne.
Contarino. }
Memmo. }
Mättes. } Banditen.
Abällino. }
Ein Senator.
Mehrere Banditen, Senatoren und Damen.

Die Geschichte fällt in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts.

An

Friedrich Volk.

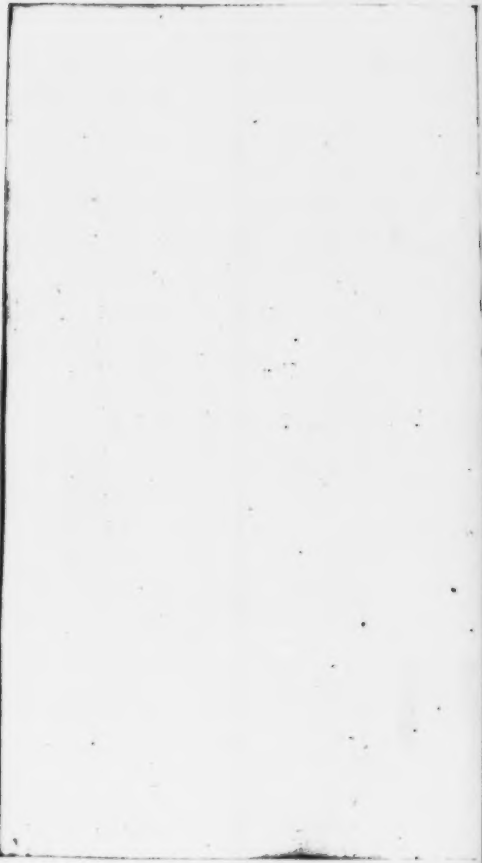

Die Geschichte des Abällino war das Produkt einer angenehmen, flüchtigen Laune. Das Gemälde war ohne Sorgfalt hingeworfen, nur skizzirt, selten hie und da ausgearbeitet, und eigentlich wohl nur angelegt, als Stoff zu einem Drama. Inzwischen hatte es das Glück, dennoch zu gefallen, und auch besonders Ihnen, lieber Volk.

Mein nun verstorbner Freund, der ehemalige Verleger jener Erzählung, munterte mich mehr, als einmal auf, den Abällino fürs Theater zu bearbeiten. Späterhin erfuhr ich, daß man wirklich schon den Versuch gemacht habe, ihm den Cothurn anzuziehn. — Ich versuchte es nun auch und wünschte noch — daß andre glücklicher seyn mögten in dieser Arbeit.

Ich hab' einige Charaktere schärfer gezeichnet, und manches Unwahrscheinliche dichter verschleiert — mehr that ich nicht. Die gewaltige Verstellungskunst des Abällino ist an sich nicht unbegreiflich. Wir haben in neuern Zeiten an dem berüchtigten Banconotenverfälscher Price ein Beispiel davon gehabt. Price that oft mehr, als Abällino, und ich weiß nicht, ob der Schauspieler immer ein Garrik seyn müßte, um diese Rolle mit Glück zu spielen.

Abäl-

Adelinens Handlungen gränzen freilich an das Abentheuerliche; allein wie reich ist nicht unser Jahrhundert an größern Abentheuerlichkeiten, wollte der Himmel, sie wären alle so edel, als die des Adelino! — Zudem weis' ich auch auf mein Motto zurück: Verhältnisse bestimmen den Menschen! — Am allerwenigsten, lieber Freund, haben wir in dieser Hinsicht Ursach, das Mißfallen des deutschen Parterre zu fürchten, denn dies ist längst durch unsre neuern Opern daran gewöhnt, nicht etwa die größten Abentheuerlichkeiten, sondern den größten Unsinn mit Vergnügen zu sehn.

Aber nicht das letztere sey mir zur Rechtfertigung.

Sollte mein Adelino Ihnen noch einmal, im neuen Gewande, eine angenehme Stunde geben, so preis' ich mich glücklich. — Freund Apitz lebt herzlich grüßen mit Weib und Kinde; ich bleibe unveränderlich

Ihr

J. H. D. Z.

Vorzeichnung einiger Charaktere des Stücks, zum Behuf der Schauspieler.

1. Andreas Gritti, ein Greis, nahe an das siebzigste Jahr. Mitten durch die Schwächen seines Alters blizt zuweilen noch jenes Jugendfeuer, durch welches er sich die Würde eines Herzogs erschwang. Sein Aeußeres ist Würde und Majestät, ohne abgezirkelte Steifheit; Selbstgefühl eines Verdienstes, nicht Stolz auf seinen Rang. Er ist unter den seinigen nur Vater, zärtlich und vertraulich, gutmüthig, oft bis zur Schwachheit.

2. Rosamunde von Corfu, durchaus reine, unverfälschte Natur, gefällige Naivität, ohne Einfalt; voll feinen Gefühls für das Sittliche und Erhabne, selbst großer Handlungen fähig.

3. Dandoli, ein ehrwürdiger Alter, dem mans ansieht, daß er einst, und gern Soldat war, kalt und ernst, rauh aber bieder.

4. Canari, ein sanfter, liebenswürdiger Greis; reizbar und empfindsam, sanguinisch-melancholischen Temperaments.

5. Kardinal Grimaldi, ein ganzer, studierter Weltmann, durchaus ohne Affekt zu verrathen, kalt, berechnend, der sein imposantes Wesen fast ganz nahe zum Heiligen zu verstellen weiß.

6. P...

6. Parozzi, ein wilder, schöner, junger Mann, an welchem die verschwenderische Natur nichts verabsäumt, Verführung und schlechte Gesellschaft aber alles verderben hat; nach Hoheit ringend, ohne die Mittel zu prüfen, bezaubernd durch sein Betragen, hinreißend, als Redner.

7. Flodoardo von Florenz, ein schöner, edler Mann, durch traurige Schicksale zu einer seltnen Heftigkeit und einem Ernst gestimmt, der sich beinah zur Schwermuth überneigt. Sein Charakter wäre der eines gewöhnlichen Greises, wenn die Liebe ihn nicht mit ihrer Schwärmerei anflöge. Er strebt nach Größe; vielfache Erfahrung, die ihn endlich nichts mehr abentheuerlich, das Gefühl seiner Kraft nichts unübersteigbar finden.

8. Abälline, eine scheußliche Figur, an Gestalt und Charakter. Er trägt gewöhnlich über dem linken Auge ein Pflaster; einen falschen Zwickelbart, und das Kinn hinter einem schwarzen Tuch versteckt. Die Haare oben sind unter einer ledernen Kappe zusammengezwängt, worüber er noch den Hut trägt. Sein Gesicht ist verzogen; voll schlauer Bäuerei und Tücke; sein Lachen ist ein widerliches Grinsen; sein Witz schadenfrohe Bosheit. — Er läßt seinen Stolz allenthalben schimmern; ist schüchtern, wie ein Verbrecher, und dabei dreist, bis zur Possirlichkeit, wie das glückliche Laster.

Erster

statt eines Geistes zu sein, in doppeltem Geist gelebt hatten. Der Senat, wie gern er sonst, sich und Andere täuschend, mit der Ergebenheit und allesopfernden Treue der Unterthanen zu prunken pflegte, vertraute darauf so wenig, daß ihn schon der bloße Schatten einer Gefahr von Seiten der unzufriedenen Bürger zum Aeussersten brachte.

Als eines Tages der Ausschuß des Raths beim Duca versammelt war, ward gemeldet, zwei Männer seien draussen, welche eine wichtige Schrift zu überreichen hätten. Man schickte Glieder der Versammlung zu ihnen. Sie kamen bald mit einem Papier zurück, dessen Inhalt ohne Unterschrift, aber unter den Augen des französischen Gesandtschaftsschreibers abgefaßt sein sollte. Es hieß darin: um größern Gefahren vorzubeugen, müsse man den Absichten des französischen Oberbefehlshabers entgegengehen, u. s. w.

Dieser seltsamen Schrift, mit ihren bunten Vorschlägen, die, eben so oberflächlich, als wieder ins Einzelne gehend, den Gang der Geschäfte vorzeichnen wollte, fehlten alle Kennzeichen der Amtlichkeit. Niemand wußte, wer sie verfaßt hatte; und wäre sie vom französischen Gesandtschaftsschreiber gekommen, so kam sie von einem untergeordneten Angestellten, der sich ohne alle Vollmacht in Venedig befand. — Die Versammlung

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Das Theater ſtellt die ſchmutzige, kleine Wohnung der Banditen vor.)

Abällino. (allein.)

Die Kerls bleiben lange. (er geht an ein Tiſchchen und füllt ein Glas mit Wein, welches er hinterſtürzt.) Hätt' ich es vor zwei Jahren träumen können, daß ich einmal in Venedig, als Bandit meine Rolle ſpielen würde? O, wo ſind die goldnen Hofnungen, die lieblichen Pläne, welche meine Jugend umgaukelten? — Ich bin ein Bandit, noch weniger, als ein Bettler!

Wenn mein grauer Vater mich oft im Enthuſiasmus umſchlang und rief: Sohn, du wirſt den Namen Obizzo glänzend machen, was dacht' ich; was empfand ich, was wollt' ich da nicht alles! — und der Vater iſt tod, und ſein Sohn — — ein venetianiſcher Bandit!

Wenn meine Lehrer mich bewunderten und sie entzückt riefen: Graf, ihr verewiget einst das alte Geschlecht der Obizzo, ha, was versprach' ich mir da nicht in seliger Trunkenheit von der Zukunft! — oh, oh, hinweg ihr Bilder der Vergangenheit, euer Erscheinen führt zum Wahnsinn! (Er wirft sich auf einen Stuhl nieder.)

Zweiter Auftritt.

Matteo und zwei andre Banditen treten herein.

Abällino. (vor sich hin sprechend) Doch nein, so ists recht; ich will alle Grade des menschlichen Elendes durchwandern, und allenthalben mir gleich bleiben und allenthalben groß seyn. —

Matteo. (leise zu den Banditen.) Still, der Kerl philosophirt über das menschliche Elend.

Abällino. (vor sich.) Der Mann, welcher zuerst sagte: unser Leben sei ein Schauspiel, hat die Welt gekannt. Gott, welche Rolle spielte ich einst — und welche izt? — Lustig genug ist die Rolle, welche ich freiwillig übernommen habe, aber wird sie auch lustig zu Ende laufen?

Matteo. Bei meiner armen Seel eine interessante Frage! He, Abällino! Abällino!

Abäl-

Abällino. (zusammenfahrend) Was ist? Wer? Ha, seid Ihrs? Was wollt Ihr, Bluthunde?

Matteo. Die vier Wände ablösen, mit denen Du izt plauderst. — Höre, Du bist mir ein seltsamer Gesell, und ich wäre wohl neugierig Deine Lebensgeschichte zu wissen, denn einen abscheulichern, häßlichern Kerl hat wohl die Sonne seit Anbeginn der Welt nicht beschienen, wie Dich.

Abällino. (lustig einfand) Hi, hi, Du bist noch um zehn Jahr älter, als ich.

Matteo. Sag' mir nur einmal, welchem Zuchthause bist Du denn eigentlich entronnen, welcher Galeere hast Du Valet gesagt? — Ich glaube Du bist ganz zum Banditen geboren, weil Dich die Natur ausdrücklich dazu gestämpelt hat.

Abällino. (die Arme in die Seite stämmend) Hi, hi! desto besser! so darf der Himmel künftig nicht sauer sehn, wenn er mich selbst zu Euerm Handwerk berief. Aber sagen will ich Euch denn doch, daß mirs an der Wiege nicht gesungen worden ist, dermaleinst einen Gradum in der medicinischen Facultät bei Euch zu erlangen.

Matteo. Das glaub ich. Dir sind Ordensbänder und hohe Würden prophezeit. Er

deutet mit dem Finger um den Hals und in die Höhe.)
Nicht wahr?

Abällino. Das schwör' ich Euch. Der Kerl, den Ihr izt als Euern Kameraden vor Euch seht, machte einst in Neapel gewaltiges Aufsehn.

Matteo. He, he, he. Gewiß mit krummen Fingern!

Abällino. Wenn Ihr fünf Bischöfe erwürget, so schleppt Ihr noch nicht ein Fünftel des Vermögens zusammen, worüber ich einst herrschte. Ich stamme aus der alten Familie der Odizzo's, und war ein glücklicher Mann. Aber ich hatte Vettern und Basen, die nach meinem Golde dürsteten; und um es desto bequemer in Besitz zu nehmen, theilten sie sich mit der heiligen Inquisition darin. Ich war freimüthig in meinen Urtheilen, und man schalt mich einen Ketzer; ich lachte über die dicken Bäuche der Mönche, und man behauptete, ich griffe die Religion an; ich machte mich lustig über die Dummheit der Fürsten, Pfaffen und Laien, und man sagte, ich tadelte die Dreieinigkeit. — Kurz, man überlieferte mich dem eisernen Arm der Inquisition und mein schönes Vermögen ward confiscirt.

Matteo. Pfui! Und Deine Vettern und Basen?

Abällino. Waren meine Ankläger. Menschen,

schen, die ich sonst satt fütterte, die ihre Mükkenseelen an meiner Tafel in Cyprier berauschten, und die Leckerbissen fremder Welttheile von meinen Schüsseln naschten, warfen mir nun keine verschimmelte Brodrinde zu. (Pauſe.) O es ist abscheulich, abscheulich von den Menschen und vom Himmel! — — Mit Lebensgefahr entwischt' ich aus meinem Gefängnis, und kam hieher — und Ihr nahmt mich auf.

Matteo. Bei meiner armen Seel, Leben um Leben! ich hätte Lust, das bigotte Neapel in Brand zu stecken.

Ein Bandit. Und ich gäb' ein Jahr von meinem Leben darum, wenn ich all die Klosterunken in ihren giftigen Winkeln zu Tode kützeln könnte.

Zweiter Bandit. Und ich mögte all Deine Vettern und Basen auf einer Röste braten, wie den heiligen Laurentius.

Matteo. (ihm die Hand schüttelnd) Du bist unser! Die Menschheit im Durchschnitt ist ein verdorbnes Gesindel, räche Dich, und raube Dir Deinen Schaden wieder zusammen. Wenn der Herrgott die Menschen lieb hätte: so ließ er gewiß nicht Krieg, Pestilenz und Hungersnoth auf Erden zu. So denk' ich, und folglich sind wir Kerls des Himmels liebste Söhne. Wir

sind

sind die Handlanger des Todes, die Zormuthen des Richters dort.

Abàllino. Hi, hi, Du weißt Deiner Sache trefflich das Wort zu reden. Nur weiter, Advokat, denn offenherzig gesprochen, zuweilen wirds mir hier unterm Wamms noch sehr beklemmen, wenn Ihr mir von Euern Mordgeschichten erzählt.

Matteo. Höre, Du wirst dennoch ein braver Kerl werden, das seh' ich voraus. Fange nun auch an, das Brod, was wir Dir geben, selber zu verdienen. Vier Wochen bist Du nun bei uns. Kennst Du endlich die Stadt mit ihren Seitengäßchen, Schleifwegen und Schlupfwinkeln?

Abàllino. Venedig von aussen und innen, wie meine Tasche.

Matteo. Bravo. Jezt will ich Dich ausrüsten. (Ihn vertraulich ergreifend) Junge, aus Deiner höllischen Physiognomie leuchtet etwas Großes hervor. Ich bin Dir gewogen, denn Du wirst unser aller Meister werden. — Höre, heut' sollst Du Dein erstes Probestück ablegen!

Abàllino. (schaudernd) Heute?

Matteo. Heute! — (zu einem Banditen) He Struzza, bringe mein Arsenal her.

Ein Bandit. (ab.)

Abàllino. Heut' soll ich das erste Blut ver-

vergießen? Das ist sonderbar! es ist grad' an meinem Geburtstage.

Matteo. Desto besser. Das bedeutet viel Gutes! Nur ruhig, mein Sohn, Du sollst den ganzen Zusammenhang erfahren. Heut hat's Deine Geschicklichkeit nur mit einem Weibe zu thun.

Der Bandit. (bringt ein Kästchen und setzt es auf den Tisch nieder.)

Matteo. (schließt auf und langt einige Stilette hervor) Tritt her, Junge. Hier hast Du einen Dolch vom feinsten Stahl. Du läßt Dir jeden Strich daran bezahlen. Drückst Du den Stahl nur einen Zoll tief in das Fleisch Deines Gegners: so foderst Du von dem, der Dich besoldete, zehn Zechinen; zwei Zoll, zwanzig Zechinen; drei Zoll, dreissig. Der ganze Dolch — so viel Du selber willst. Das ist so die Taxe.

Abällino. Wahrhaftig, spottwohlfeil. Die Mediciner sind doch sonst theurer.

Matteo. Hier hast Du einen gläsernen Dolch; an ihm hängt der unfehlbare Tod dessen, dem er ins Fleisch gestoßen wird. — Kaum ist der Stich geschehn, so brichst Du ihn in der Wunde ab, und das Fleisch zieht sich über die abgebrochne Spitze zusammen, die bis zum Auferstehungstage darin ihr Quartier behält.

Abällino. Das heißt die Kunst studieren!

Matteo.

Matteo. (giebt ihm einen dritten Dolch.) Hier dieser metallene Dolch bewahrt in seiner Höhlung ein subtiles Gift; stoß ihn, wem Du willst, in den Leib, drücke hart an diese Feder und Du sprützest in eben dem Augenblick den Tod in die Adern des Verwundeten. — Nimm die Dolche, ich gebe sie Dir zum Geschenk, ein Kapital, das goldne, schwere Zinsen trägt.

Abällino. (die Dolche langsam wiegend.) So habt Ihr Euch schon eine runde Summe zusammengestohlen?

Matteo. Schurke, hältst Du uns für Straßenräuber, Beutelschneider oder Verwandte dieses diebischen Gelichters?

Abällino. Hi, hi! dreimal ärgre Diebe sind wir ja, als jene, die nur Schränke und Geldbörsen plündern, welche sich immer wieder füllen lassen. Wem wir aber einmal die Lebenslampe ausgeblasen haben, der zündet sie nicht wieder an.

Matteo. Beim heilgen Marcus, ich glaube Du willst moralisiren? ha, ha, ha!

Ein Bandit. Ich versteh' ihn noch gar nicht.

Abällino. Höre, Matteo, noch eine Frage: wie finden wir uns dereinst mit dem Weltrichter ab?

Alle. (lachen aus vollem Halse.) Ha! ha! ha! ha! ha!

Abäl-

Abällino. Glaube nicht, daß es dem Abällino an Muth fehlt. Sieh, ich will auf Dein Kommando das halbe Venedig erwürgen, aber ...

Matteo. Närrchen, als ein Mann von Welt mußt Du Dich über die Fabel von Sünde und Tugend hinwegsetzen. Das sind Menschengrillen, von der die Polizei der Weltregierung nichts weiß. Wer von uns zur Seligkeit bestimmt ist, der wird einmal selig und wer verdammt ist, der bleibt verdammt in alle Ewigkeit, und wenn er gleich nach menschlicher Meinung ein Heiliger wäre. Also weg mit der Fantasterei. Wir sind Menschen, so gut, wie der Doge und seine Senatoren; wir können, so gut wie sie, Gesetze geben und aufheben, und bestimmen, was Sünde und Tugend seyn soll.

Abällino. Deine Philosophie ist meuchelmörderischer, als Dein Dolch. Ehre und Schande werden an der Lampe Deines Witzes zum Schattenspiel an der Wand.

Matteo. Was sprichst Du da von Schand und Ehre? Alles ein leerer Schall, ein magres Hirngespinnst. Der Geizhals behauptet, es sey Ehre, reich zu seyn, und die Goldstücke mit Scheffeln zu messen. — Ehre, sagt der Wollüstling, ist es, von jedem Mädchen angebetet zu werden und jedes schöne Weib zu besiegen.

Nein!

Mein! ruft der Feldherr, Städte zu erobern, Armeen zu schlagen, Dörfer in Rauch und Flamme zu verwandeln, das bringt Ehre. Der Gelehrte sezt seinen Ruhm in die Menge der Folianten, die er geschrieben, oder gelesen hat; der Kesselflicker in die Kunst Scherben wieder genau zusammen zu flicken. So, Freundchen, findet jeder seine Lorbeerkrone auf dem Gipfel seiner Kunst; warum sollte denn in der Vollkommenheit unsrer Kunst kein Ruhm zu finden seyn? — Doch zur Sache! (zu den Banditen) Das Arsenal an seinen Ort, und dann macht Euch auf die Lauer. Es ahndet mir, unsre goldne Zeit wird izt anbrechen, denn es werden der Schurken in der Welt so viel, das sie nicht mehr Platz haben.

Die beiden Banditen (gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Matteo und Abällino.

Matteo. Hör', Bursche, vier Bravo's stehn unter mir in Venedig und ich bin ihr Meister; aber es sind erbärmliche Gesellen, ohne Plan, ohne Geist, deren ganzer Witz eine geballte Faust ist. — Du gefällst mir, Abällino, ich mache Dich zu meinem Vertrauten.

Abäl-

der Rathsherren beim Duca hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als Nicola Morosini, dem aufgetragen war, für die öffentliche Ruhe in der Stadt zu sorgen, Bericht sandte, er sehe Volksbewegungen vor.

Diese Botschaft steigerte das Schrecken und bestimmte die Versammlung, Alles, was jenes Papier verlangte, treulich zu befolgen. Indessen verzögerte sich die Vollziehung des Beschlusses noch um vier Tage.

Endlich am 12. Mai ward der große Rath versammelt. Es erschienen, sagt man, fünfhundert und siebenunddreißig Glieder; also nicht einmal gesetzlich vollständig. Der Duca, verworren und beklemmt, stellte die Lage des Staats dar. Man las einen langen Bericht über die zu nehmenden Maasregeln. Ein Redner übernahm es, die Vorschläge noch weiter auseinanderzusetzen. Während seiner Rede hörte man ein paar Flintenschüsse vor dem Palast. Einige sagten, sie kämen von Leuten aus dem Volke, um den großen Rath zu schrecken; Andere, die Sklavonier brennten ihre Flinten ab, die sie eben ausbändigen müßten. Aber die Verwirrung, welche durch jenen Knall im ganzen Saale entstand, war unbeschreiblich. Die Glieder des großen Raths sprangen von ihren Sitzen auf und schrien: „Abgestimmt! abgestimmt!“ Fünfhundert und zwölf Stimmen waren für den

Abällino. Herz um Herz! Du sollst der meine werden.

Matteo. Zwar kenn' ich das Herz nicht, welches Du mir anbietest, aber es muß der Mühe werth seyn, es zu besitzen, wenn es auch nur die Hälfte von dem gilt, was Deine Beelzebubslarve verspricht. — Du kennst den Kardinal Grimaldi, den Contarino, den Parozzi und die lockern Zeisige alle. Diese jungen Venetianer vom besten Adel, Springinsfelde, Bonvivants, die allen Wucherern in Venedig mehr schuldig sind, als ihr väterliches Erbe beträgt, diese sind unsre besten Kunden.

Abällino. Ich kenne ihr ganzes Gelichter.

Matteo. Einer von ihnen muß bei der schönen Rosamunde von Corfu den unglücklichen Liebhaber gespielt haben, kurz man hat sie unsrer Kunst übergeben, und Du, Abällino, sollst bei ihr Dein Probestück versuchen.

Abällino. (zurückprallend.) Rosamunde von Corfu, sagst Du?

Matteo. Freilich; das schönste Mädchen, welches seit einem Jahrhundert der Boden der Republik trägt. — Diesen Nachmittag gehn wir gut gekleidet mit einander in den Garten von Dolabella. Dort pflegt sich der Doge mit seiner Nichte öfters einzufinden; Du suchst sie

ſie irgend in der Einſamkeit zu ertappen, und dann — nun weißt Du's.

Abällino. Und Du willſt mich begleiten?

Matteo. Ich will von Deiner erſten That ein Zuſchauer ſeyn; ſo pfeg' ich'ſ zu halten bei jedem. Kömmſt Du in Verlegenheit: ſo pfeif' nur, dann ſpring ich hervor.

Abällino. (durch die Zähne murmelnd.) Wie tief der Stoß?

Matteo. Bis aufs Leben. Die Bezahlung iſt fürſtlich. Ich empfange ſie nach Roſamundens Tode. Es iſt ſchon ſpät. Komm in die Kleiderkammer, ich will unſern Habit verſuchen. (ab.)

Vierter Auftritt.

Abällino (allein.)

Alſo das erſte Probeſtück, meiner neuen Handthierung! — Bandit, Bandit, faſſe Muth! — (er geht mit großen Schritten ſchweigend vor ſich hin. Ein großer Gedanke geht durch ſeine Seele. Er bleibt ſtehen.) Nein, mit fünf erbärmlichen Gaunern mach' ich kein Complot wider die Menſchheit. Ich allein muß die Republik zitternd machen, und jene meuchelmörderiſchen Buben ſollen in acht Tagen hängen. Fünf Banditen ſoll Venedig nicht füttern, aber einen — einen einzigen.

Und

Und dieſer Einzige ſoll dem Dogen die Spitze bieten, ſoll über Recht und Unrecht wachen in der Republik. An mich allein müſſen ſich dann all jene Schurken wenden, welche vormals meine Spiesgeſellen zum Morde der Rechtſchaffnen gedungen haben. Ich lerne nun die feigen Mörder, die vornehmen Buben kennen, die den Matteo ſonſt und ſeine Knechte bezahlten. — O, ſo wahr ich lebe, ich will der einzige meiner elenden Zunft ſeyn und werden, und die Nachwelt ſoll den Namen verehren, den ich verherrlichen kann! — ha, Abällino! Abällino!

(geht ſchnell ab.)

Fünfter Auftritt.

Im Dolabellaiſchen Garten. — Links eine Laube, worin ſich eine Rasenbank befindet.)

Der Doge Andreas Gritti und Dandoli im Spaziergange begriffen, nachher Canari.

Gritti. Als wir vor Scardona lagen, Dandoli, und die Türken uns dort den Sieg ſo ſchwer machten, da waren wir nicht ſo vergnügt, als dieſen Abend. Nicht ſo?

Dandoli. Wahrhaftig nicht, gnädigſter Herr; aber es ruht ſich nach ſolchen Arbeiten ſchön. Ich denke noch immer mit frohem

Scha-

Schauder an den neblichten Novemberabend, da wir Scardona eroberten, und den halben Mond von den Stadtmauern hinunterstürzten. Bei Gott, unsre Venetianer fochten, wie die Löwen.

Gritti. Nun, lieber, alter Kriegsgefährte, lustig! wir haben uns Ruhe erstritten.

Dandoli. Ruhe und Lorbeern! — O bei Gott, ich bin glücklich, und glücklich ist jeder, der unter Euern Fahnen gefochten. Ihr gnädigster Herr, habt mich verewigt. Wer in der Welt hätte an Dandoli gedacht, wenn Dandoli nicht an der Seite des grossen Andreas Gritti gefochten hätte!

Gritti. (lanchelnd.) Der Cyprier besticht Eure Fantasie, braver Dandoli.

Dandoli. Freilich sollt' ich Euch nun wohl gar nicht gradezu den Grossen nennen, und in Euerm Beisein beloben, aber ich bin alt und mag mich nicht verstellen. Mögen das unsre jungen Hofschranzen thun, die noch nicht im Pulverdampf dastanden, und für Venedig und Andreas Gritti fochten.

Gritti. Alter Schwärmer. Wird der deutsche Kaiser auch so denken.

Dandoli. Wenn Karl der Fünfte nicht betrogen wird, oder sein Stolz noch die Größe eines andern ertragen kann: so muß er bekennen: Ich fürchte den Gritti von Venedig, aber

auch

auch nur allein er iſt mir auf Erden überlegen! — So lange Gritti lebt, zittert Venedig nicht. Aber, gnädigſter Herr, wenn Ihr einmal werdet heimgegangen ſeyn zur ewigen Ruh' und Eure Helden mit Euch! — O Venedig, Venedig, ich fürchte, deine goldne Zeit neigt ſich zum Untergang.

Canari (ſtumm.)

Gritti. Laſſen nicht unſre jungen Offiziers vieles hoffen?

Dandoli. Ach, was ſind die meiſten? Helden hinter den Pokälen; Helden in den Felsdern der Liebe; entnervte, ſanftloſe Süßherrchen, ſchlaff an Körper und Geiſt.

Canari. Halt! nein, braver Dandoli, dagegen hört' ich doch ein Wörtchen einzuwenden. Es giebt noch Männer in Venedig, und unſre Weiber wiegen noch Helden für die Zukunft. Wir ſind alt und haben unſer Theil genoſſen, aber laßt uns darum nicht glauben, daß alle Herrlichkeit des Lebens mit uns Grauköpfen zu Grabe gehe.

Gritti. Bravo, lieber Canari, wir wollen discreter ſeyn.

Dandoli. (mürriſch.) Nennet mir doch nur einen einzigen von Euern Helden, und ich will ſogleich die Segel ſtreichen. Denkt Ihr etwa an die Contarino's, Falieri's, Memmo's und die

ganze

ganze Zunft der lustigen Brüder? Da habt Ihr Recht. Diese Männer mit den aschgrauen Gesichtsfarben, dem hohlen Blick, den rothblauen Ringen ums Auge, lassen keiner Flasche den Hals, keinem Weibe die Ruhe. Furchtbar werden sie Venedig machen; Sodom und Gomorrah waren weiland auch furchtbar.

Canari. (mit Würde und Heftigkeit.) Wird das auch der Flodoardo?

Gritti. (mit Triumph im Blick.) Dandoli! auch Flodoardo?

Dandoli. Ich kenn' ihn zu wenig.

Canari. Zieht Euer strenges Urtheil zurück. (mit Gefühl.) Aber lernet meinen Flodoardo kennen. Sein verstorbner Vater war mein sehr guter Freund, mein Waffenbruder. Er diente in seiner Jugend mit mir auf einem Schiffe und [illegible] manchen Türkenkopf heruntergesäbelt. — Er war ein braver Soldat.

Dandoli. Ihr vergeßt seinen Sohn.

Canari. Sein Sohn will sich ganz dem Dienste unsrer Republik weihn. Venedig ist sein eigentliches Vaterland, wenn er gleich in Florenz erzogen wurde. Ich schwöre Euch, bei meinem grauen Kopfe, bei meinem unbescholtnen Namen schwöre ich's; Flodoardo wird einmal Venedigs Stolz seyn, wenn unsre Asche vom Winde verweht ist.

Gritti.

Gritti. (mit herzlicher Theilnahme ihn Hände ergreifend.) Offenherzig gesprochen, Freunde, noch hab' ich in der Welt keinen Mann gefunden, der so sich meiner ganzen Liebe bemeistert hat, als dieser Flodoardo. Ich war nie so glücklich, Vaterfreuden zu fühlen. Ich verstand die Seeligkeit der Eltern nicht, wenn sie mit ihren Kindern tändelten oder beim Andenken an einen guten Sohn vor Freude weinten. — Aber seit ich den Flodoardo sah, weiß ich auch von diesen Gefühlen. Ich hänq' an ihm mit ganzer Seele, wie ein guter Vater an seinem guten Kinde. — Aber wissen muß Flodoardo kein Wort davon.

Canari. (gerührt.) O, gnädigster Herr, wie einem das wohl thut, wenn man auf einem und demselben Wege dem Herzen eines Freundes begegnet. Flodoardo verdient diese Liebe. Er verdient sie um so mehr, weil er ein unglücklicher Mann ist.

Gritti. (betroffen.) Unglücklich ist Flodoardo?

Canari. Nein, verzeiht, itzt ist er nicht mehr unglücklich, nun Ihr ihn liebet, gnädigster Herr. Aber er war wohl einmal recht unglücklich. Als ein Verfolgter floh er hieher in sein wahres Vaterland, floh er hieher in meine Arme um Schutz zu suchen. Keinen hatte, kei-

nen kannte er hier, als mich allein. Ich stellte ihn Euch vor. Ihr nahmet ihn, um meiner Empfehlung willen, als Freund auf. Wohl mir und ihm, daß er nun sich selbst besser zu empfehlen wußte, als ichs konnte.

Gritti. Aber wer, und wo verfolgte man ihn? Ihr macht mich neugierig.

Canari. Verzeiht, darüber liegt ein Schleier geworfen, den ich nicht aufheben darf. — Er hat sich mir ganz anvertraut, aber auch nur mir. Ich hab' ihm ein ewiges Stillschweigen gelobt, und dies Gelübde mögt' ich niemanden ungerner brechen, als dem Flodoardo. — Dandoli, kennt Ihr diesen Flodoardo noch gar nicht?

Dandoli. Wer sollte ihn nicht kennen? Man nennt ihn nur den Adonis von Venedig. Seit dem halben Jahre, welches er bei uns lebte, hat er in der Weiberwelt viele Revolutionen erregt. Er ist das tägliche Gespräch, der ewige Gedanke der Venetianerinnen geworden. Manches Mädchen schlief seit der Zeit unruhiger und träumte izt schwerer. Manche vermählte Donna stellte izt Vergleichungen an zwischen ihm und ihrem lungensüchtigen Eheherrn. Ihr seht, daß ich ihn auch kenne, den gepriesenen Flodoardo.

Canari. Da kennt Ihr nur seine Aussenseite,

seite, von welcher er vielleicht selber nicht ein Wort weiß.

Gritti. Wo schwärmt er denn umher? er ist ja schon an sechs Wochen abwesend.

Canari. Ich hätt' es Euch längst offenbaren können — er ist abwesend im Dienst der Republik, und um sich Euch durch eine kühne That zu empfehlen.

Gritti. Ich verstehe Euch nicht.

Canari. (leis.) Er spürt den Banditen nach, welche das Gebiet der Republik beunruhigen, und will nichts weniger, als sie sammt und sonders Euern Gerichten überliefern.

Dandoli. Das ist nicht Tapferkeit, sondern Vermessenheit.

Gritti. (unwillig.) Ein gefährlicher Vorwitz.

Canari. (leis.) Und er wird sein Wort halten.

Gritti. Wißt Ihr, was es heißt, Banditen zu fangen? dies Gesindel ist unsichtbar und allgegenwärtig; man sieht es allenthalben und nirgends, und noch ist es den Polizeidienern der Republik nicht möglich gewesen, diese Brut zu erhaschen, wiewohl in Venedig kein Winkel ist, den unsre Spione nicht kennen, nicht durchstöbern.

Canari. Desto ehrenvoller für ihn, wenn er sein Versprechen erfüllt.

Gritti. Das heißt ein kostbares Leben umsonst aufs Spiel zu setzen.

Canari. Verzeiht, er setzt es für das Wohl der Rechtschaffnen aufs Spiel.

Gritti. Hättet Ihr mir nichts davon gesagt! Ihr bringt mich um die nächsten frohen Stunden. — Hat er denn schon einige Spuren . . . Still, wir sind hier nicht allein, ich höre in der Nähe sprechen. Kommt in den Pallast zurück.

(Sie gehn ab.)

Sechster Auftritt.

Idurlla und Rosamunde (kommen von der andern Seite.)

Rosamunde. (Sieht den Abgegangenen nach.) Sieh! sieh, Idurlla, da geht mein Oheim mit Dandoli und Canari. Sieh doch, wie lebhaft sie mit einander plaudern, wahrhaftig, so lebhaft, als wenn sie auch von Flodoarden sprächen.

Idurlla. (lächelnd.) Meinst Du denn, man könne in der Welt von nichts mehr mit Enthusiasmus sprechen, als von dem Florentiner?

Rosamunde. Aber mein Oheim spricht gern von ihm und immer mit Feuer, wie ich.

Idurlla. Das glaub ich wohl.

Rosa-

Beschluß, der das Leben der venedischen Republik endete, zwölf dagegen und fünf null.

Der große Rath eilte hastig von einander. Die Erschrockensten flüchteten sogleich ihren Wohnungen zu; einige Personen blieben beim Duca, und die alte Regierung war aufgelöset, ohne daß man etwas Anderes an deren Stätte hatte. Das Volk vor dem Palast schrie durch einander: „Es lebe die Freiheit! Es lebe St. Markus!“ Nun Ungebundenheit überall. Der Pöbel fing an hin und wieder zu plündern, besonders in den Häusern derer, die im Verdacht waren, an der Revolution Theil gehabt zu haben. Der Unfug dauerte bis in die Nacht. Erst gegen zwei Uhr Morgens brachte man einige Mannschaft unter Gewehr zusammen. Zweihundert Soldaten, auf die Rialto-Brücke gestellt, gaben gegen einen auf sie anrückenden Volkshaufen Feuer. Einige Kanonenschüsse zersprengten den Haufen. Ungefähr zwanzig Menschen blieben todt. Folgenden Tags verkündete ein Anschlagzettel Todesstrafe gegen jeden Frevler an der nun vollendeten Revolution.

Es ward eine Munizipalität von sechszig Personen gewählt, worunter nur zehn Patrizier waren. Am 16. Mai holte, mit vieler Festlichkeit, eine Flotille ungefähr dreitausend Mann Franzosen vom festen Lande. Sie wurden auf

Roſamunde. Und Flodoarden ſehn, und ihn nicht lieben, das hält ſo ſchwer, als einen Blick ins Paradies thun, und nicht küſtern werden. Flodoarden ſehn, und ihn haſſen, das iſt Dir ſo unmöglich, wie dem Blindgebornen das Tageslicht zu haſſen, das er zum erſtenmal erblickt, wenn ihm der Staar vom Auge gezogen wird.

Iduella. (warnend.) Roſamunde! Roſamunde!

Roſamunde. Höre, Iduella, ich habe Deine Reden überdacht und gefunden, daß ſie zwar ſehr richtig, ſehr weiſe ausgedacht ſind, aber — —

Iduella. Was Deine Vernunft bejaht, verneint Dein Herz.

Roſamunde. Gewiß.

Iduella. Ich tadle Dich auch gar nicht, liebes Kind, ſondern ich habe Dir ja ſelber geſtanden, daß, wenn ich in Deinem Alter wäre und ein Flodoardo erſchiene, und bettelte, oder bettelte nicht um meine Gunſt, ich ihm gewiß nicht böſe werden würde. — Flodoardo bleibt unſtreitig ein angenehmer und für jedes Mädchen von Geſchmack, ſehr gefährlicher junger Mann. Er hat viel Einnehmendes in ſeiner Geſtalt, vielen Reiz in ſeinem Umgange, viel ſchöne Züge in ſeinem Karakter — — aber,

er iſt ein armer Edelmann, dem der Doge von Venedig unmöglich ſeine Nichte zur Gemahlin geben kann und wird.

Roſamunde. (lachend.) Ei, wer ſpricht denn von Gemahlin werden? Ich will ihm ja nur — — nur gut ſeyn.

Iduella. So? alſo würdeſt Du zufrieden ſeyn, wenn Flodoard ſich mit einer andern Venetianerin . . .

Roſamunde. (ſtutzt.) O, das thut er gewiß nicht.

Iduella. Liebes Kind Du willſt Dich ſo gern ſelbſt betrügen. Aber thu' es nicht. Ein Mädchen, welches liebt, verknüpft mit dem Gedanken an ihre Liebe immer zugleich den Wunſch einer ewigen Verbindung. Und den Wunſch darfſt Du hier gar nicht hegen, ohne Deinen Oheim zu beleidigen, der, er mag der beſte Mann von der Welt ſeyn, doch dem eiſernen Geſetz der Politik und Etikette gehorchen muß.

Roſamunde. Ja, ja, ich weiß das ſehr gut. Sieh nur, ich will ihn auch nicht lieben, ſondern — nur ſeine gute Freundin ſeyn. Und er verdients gewiß, daß ich ihm gut bin; ach, glaube mir, Flodoard verdient noch weit mehr.

Iduella. Und Freundſchaft und Liebe? — —, Roſamunde, Du kennſt dieſe Gäſte nicht.

Freund-

Freundſchaft und Liebe vertauſchen oft ihre Masken unter einander. Die Liebe hängt oft den Mäntel der Freundſchaft um, wenn man ſie in ihrer eigenthümlichen Geſtalt nicht ſehen will. — Mit einem Worte, liebes Kind, denk' an Deinen Oheim, denke daran, wieviel Du ihm ſchuldig biſt, und opfre ihm eine Grille Deines Herzens auf.

Roſamunde. Ja ich glaube beinah ſelber, daß es nur eine vorübergehnde Laune bei mir iſt. Ich will den Flodoardo nicht mehr lieben. Du kannſt Dich darauf verlaſſen. — Ich bin ihm izt gar nicht mehr gut, wenn ich daran denke, daß er mich von meinem lieben Oheim abwendig machen will.

Iduella. (ungläubig.) Sollteſt Du ſo viele Gewalt über Deine rebelliſchen Empfindungen haben?

Roſamunde. Gewiß. Es wird ſich zeigen. Ich bin ihm gar nicht mehr gut, dem Verführer.

Iduella. (mit einem ſtarken Blick auf ſie.) *Gar nicht mehr gut?*

Roſamunde. (mit niedergeſenkten Augen.) Je nun ja, wohl noch etwas. Denn haſſen kann ich doch den armen Flodoardo nicht. Das hat er nicht verſchuldet.

Iduella. Nun, wir ſprechen uns wieder.

der. Vergiß Deinen ſchnellen Vorſatz nicht ſo raſch, als er in Dir aufflog. — Ich will mich erkundigen, wenn eher der Doge zurückfährt. Ich bringe Dir ſogleich Beſcheid; es iſt ein gar herrlicher Abend, wir müſſen ihn noch länger benutzen. — Träume unter der Zeit — nicht von Flodoard! (geht ab.)

Roſamunde. (wandelt in ihre Schwärmerei verſenkt vor ſich ſchweigend hin. — Ein halb unterdrückter Seufzer fliegt über ihre Lippen.) Aber er iſt doch ſo ſchön! — (Pauſe. Sie bleibt wieder ſtehn.) Nein, nein du armer Flodoard, böſe will ich Dir nicht werden. — Freilich, mir iſt er nicht halb ſo gut. Denn ſo lange müßt er dann nicht ausbleiben! — Sechs Wochen ſchon nicht in Venedig — das iſt doch grauſam. Er muß noch keinem Mädchen gut geweſen ſeyn!

Siebenter Auftritt.

Abälline, als Greis verkleidet, an einem Stab he ſchleichend, nähert ſich Roſamunden. — Im Hintergrunde zeigt ſich dann und wann mit Schlichtermiene Matteo.

Abälline. (mit zitternder Stimme.) Ha, dort ſeh' ich ja eine Laube. Nun, dem Himmel ſey Dank, daß ich endlich ein einſames Ruheplätzchen finde.

Roſa-

Roſamunde. Du armer, alter Mann.

Abällino. Oh! (er wankt entkräftet von der Seite.)

Roſamunde. (ihm zur Hülfe ſpringend.) Warte, warte, alter Mann! ich will Dich führen. Lehne Dich getroſt auf meinen Arm.

Abällino. Oh, lohn' es Euch Gott, Signora. — Ich bin ein alter, ſchwacher Mann, habe nun mein ein und ſiebzigſtes Jahr zurückgelegt, und mag mich noch ſo gern in der lieben Soun' erwärmen.

Roſamunde. Schon ein und ſiebzig Jahr!

Abällino. Ein und ſiebzig Jahr muß ich tragen. Aber ſie wären noch nicht ſchwer genug, meinen Nacken zu beugen, wenn nicht mehr, als ein und ſiebzig Unglücksfälle mich niedergeſchlagen hätten. Ich bin ein Hiob auf Erden.

Roſamunde. (führt ihn der Laube zu.) Hier ruht Euch auf der Raſenbank.

Abällino. Ich hatte auch einſt eine Tochter — nun könnte ſie mich ſo führen und ſtützen wie Ihr. (weinerlich.) Ich hatte ſie einſt, und nun hab' ich keine mehr.

Roſamunde. Iſt ſie tod?

Abällino. Sie iſt tod. Es war ein ſchönes Kind, ein frommes, tugendhaftes Geſchöpf.

schöpf. Ach, sie liebte mich so zärtlich, ihr Leben hätte sie gern dreimal für mich aufgeopfert. — Aber, man hat sie mir entrissen.

Rosamunde. Euch entrissen? o das ist gottlos. Wer hat sie Euch denn genommen?

Abällino. Ein liederlicher Bube, der so schön mit ihr that, ihr goldne Berge versprach, und mit glatter Zunge ihr Gewissen in den Schlaf lullte und ihre Unschuld raubte. — Und ich erfuhr von allem nichts, bis das Aergste geschehn war, und ich nicht mehr rathen und helfen konnte.

Rosamunde. Pfui, das ist boshaft.

Abällino. Da gestand mir weinend das verführte Mädchen ihre Sünde — und ich lief hin, und wollte von dem Böswicht, er solle meine Tochter wieder zu Ehren bringen. Aber er lachte, und zeigte mir seinen hochadlichen Stammbaum.

Rosamunde. Der abscheuliche Mensch.

Abällino. Ich lief hin zu den Gerichten und klagte, und man sprach von Schadloshaltung durch monatliche Geldsummen, von Alimentation der Mutter und des Kindleins, mehr aber hört' ich nicht. — Was sollt' ich machen? Du lieber Gott, wir armen Leute müssen ja wohl schweigen, wenn die großen Herrn donnern; wir sind ja nur in der Welt zu ihrem Zeitver-

vertreib. Womit ſollten ſich die vornehmen Herrn die Langeweile tödten, wenn ſie nicht mit unſer Bischen Armuth ſpielten und unſre Weiber und Töchter verführten. Das iſt ja ſo Mode in der Welt.

Roſamunde. Du armer, armer Mann!

Abällino. Meine Tochter erfuhr dies. Eines Abends ging ſie an den großen Kanal, und ſtürzte ſich hinunter. Gott mag der Selbſtmörderin ſich erbarmen, ich habe ihr vergeben. — Ob droben auch noch der hochadliche Stammbaum gelten mag?

Roſamunde. Vergiß das, alter Vater. — Hier, ſetze Dich auf dieſe Raſenbank.

Abällino. (ſetzt ſich nieder.) Gottes Lohn, Signora.

Roſamunde. (ſich mitleidig zu ihm hinabbiegend.) Iſt Dir nun beſſer?

Abällino. (ſeufzend.) Beſſer. — Signora, verzeiht einem alten Manne ſeine Neugier. Darf ich fragen, mit wem ich rede? Seid Ihr nicht die edle Roſamunde von Corſu, des Dogen Nichte?

Roſamunde. Wohl bin ichs, lieber Alter.

Abällino. O, Signora, da hab' ich Euch etwas Wichtiges zu entdecken — Gott führt mich zu Euch.

Rosamunde. Ihr mir etwas Wichtiges zu entdecken? Was wär' es denn?

Abällino. Ach, du lieber Gott, wie können doch die Menschen so grausam seyn! — seht nur, aber Ihr müßt nicht erschrecken — man trachtet nach Euerm Leben.

Rosamunde. (sieht mit Entsetzen zurück.) Wer? warum? was ist das?

Abällino. Ich bitte Euch, seid ruhig. Kein Haar soll Euch gekrümmt werden.

Rosamunde. (mit Angst.) Um Gotteswillen, habt Ihr, wollt Ihr — —

Abällino. Izt seyd Ihr außer Gefahr. Ihr sollt nicht sterben, aber thut mir den Gefallen, und verhaltet Euch ganz still.

Rosamunde. Wie kann ich das? Ich will zu meinem Oheim.

Abällino. Izt nicht, um Gotteswillen nicht. Wenn Ihr diese Laube verlasset, seid Ihr des Todes.

Rosamunde. (staudernd.) Das ist Verrätherei! — Lieber Vater — ach, Idnella!

Abällino. Fürchtet nichts, Signora, fürchtet nichts. Seid unbesorgt. Der Mörder soll vor Euern Füßen sterben.

Rosamunde. Um Gotteswillen laßt mich! (Sie will entfliehen.)

Abällino. (springt rasch auf und vergißt seine Ver-

Greiſenrolle; er ſchlingt ſeinen Arm um ſie und hält ſie in der Laube feſt.) Ich bin Euer Beſchützer!

Roſamunde. (indem ſie die Verwandlung des Greiſes entdeckt, mit Entſetzen.) Du haſt mich betrogen — wer biſt Du Menſch!

Abällino. (mit Hohn.) Ich bin der Abällino!

Roſamunde. Abällino, Du willſt mich ermorden?

Abällino Dich nicht! zurück in die Laube! (er ſchleudert ſie hinter ſich, und zieht einen Dolch hervor.)

Roſamunde. (kaum mehr hörbahr, auf die Rasenbank nieder.) Hab' Erbarmen!

Abällino. Sieh acht! (er pfeift.)

Achter Auftritt.

Matteo (ſpringt mit gezücktem Dolch nach der Laube.)

Abällino. (eilt ihm entgegen.) Halt! (indem er ihn niederſtößt.) Frieden in Venedig!

Matteo. (neben der Laube niederſinkend.) Abällino! (er ſtirbt.)

Abällino. Abällino röchelſt Du, alter Handlanger des Todes? Dies iſt das erſte Lobelied auf meinen Namen, wenn ihm der ſterbende Mund eines Schurken flucht. (er ſteht auf Roſamunden herab, und dann auf den Leichnam. Ein Schauer überläuft ihn.) Das iſt wunderbar, bei dem ewi-

gen

gen Himmel, wunderbar! Beinah möcht ich daran zweifeln, daß hier Wirklichkeit iſt! — Hier Roſamunde, die Angebetete, dort der Banditenhauptmann! Himmel und Hölle zur rechten und linken! — Der erſte Schritt iſt gethan; ich habe in dieſem Morde nicht geſündigt, ſondern mich geheiligt. Gott ſteh mir bei, ich hab' ein großes Werk vor mir!

Roſamunde. (erwachend.) Iduella! Iduella.

Abällino. (mit halber Wildheit.) Roſamunde! (wilder.) Roſamunde, der dort ſtirbt Deinetwillen. Geh' hin, zu Deinem Oheim Andreas Gritti, und ſage, Abällino habe Dein Leben gerettet.

Roſamunde. (ohnmächtig ſammelnd.) Flieh, Mörder, flieh!

Abällino. Abällino fliehn? Abällino flieht nie! (indem er ſie lange mit wilder Trunkenheit anſtarrt.) O, bei Gott, Roſamunde, Du biſt ſchön, ſchön wie Emmoina! Roſamunde! ſchlage Deine Augen auf und ſieh mich an. Von nun an will ich Dein Schutzgeiſt ſeyn, der Dich allenthalben umſchwebt; ich will Dich bewachen mit meinem Leben. Kein Sterblicher ſoll Dir ein Haar krümmen! — Aber Du, Roſamunde, Du mußt der Preiß meiner Bemühungen ſeyn, Du der Lohn meiner Sorgen, meiner Arbeiten! —

Roſa-

den St. Markusplatz ausgeschifft und von einem Theile des Volks mit lärmender Freude empfangen, während das düstere Schweigen vieler Andern noch beredter war, als das Jauchzen.

In den ersten Tagen nach Auflösung der alterthümlichen Aristokratie wurden die Gefängnisse der Inquisition zerstört, dreifarbige Kokarden vertheilt, das goldene Buch unter Feierlichkeiten am Freiheitsbaum verbrannt und ähnliche Dinge im Geschmack jener Zeit gethan.

16.

Vernichtung des venedischen Staats.

An demselben Tage, da die vom festen Lande gerufene französische Besatzung in Venedig einzog, hatten die Abgeordneten der Republik mit dem Oberfeldherrn Bonaparte in Mailand den Friedensvertrag abgeschlossen. Zwar dieser war demüthigend gewesen. Er stellte die Aufhebung der erblichen Rechte der Aristokratie fest, die Entrichtung von drei Millionen baaren Geldes Brandschatzung an Frankreich und eben so viel an Werth in Schiffsmunition, Uebergabe von drei ganz ausgerüsteten Kriegsschiffen und zwei Fregatten, desgleichen von zwanzig Gemälden und fünfhundert alten Handschriften. Es war auch festgesetzt,

Roſamunde. (bebend ihre Hand ihm entgegenſtreckend.) Geh, ſchrecklicher Menſch!

Abällino. Schrecklich will ich ſeyn, aber nur Dir nicht. Hörſt Du dereinſt den Namen Abällino: ſo bete für ihn, Abällino arbeitet für Dich. — Meine auserwählte Braut ſey Du! hörſt Du, Nichte des großen Andreas Gitti, Du biſt eine Banditenbraut und windeſt Dich von mir nicht wieder los. (er biegt ſich über ſie hin und drückt einen brennenden Kuß auf ihre blaſſe Wange.)

Roſamunde. (matt entgegenſtrebend.) Jduella!

Abällino. Hiemit hab' ich Dich geweiht! — Vergiß nicht wer Dich küßte? geh hin und ſag's dem Dogen laut: der Bandit Abällino! (fliegt ab.)

Zwei.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Zimmer im Pallaſt des Dogen.)

Canari und Jduella.

Canari. (deſſen Mienenſpiel eine lebhafte Freude verräth.) Wie befindet ſich Euer Fräulein, unſre gute Roſamunde?

Jduella. (ihn beobachtend.) Verzeiht, ich kann Euch unmöglich meine Verwundrung verbergen. Ihr müßt heut einen glücklichen Tag erlebt haben, Signor.

Canari. Wie ſo? — Nnn ja. Ich bin ſehr vergnügt, ſehr; — und wenn Ihr wollt, ſehr glücklich.

Jduella. Eure lachende Miene predigt es wenigſtens ſehr laut.

Canari Nnn, wie ſtehts um Roſamundens Geſundheit?

Jduella. Beſſer, als ich geſtern Abend hoffen dürfte. Sie hat glücklich Ihren Schreck über-

überwunden und ist sehr zufrieden, der fatalen Begebenheit so entgangen zu seyn. — Sie spielte diesen Morgen schon wieder ihr Lieblingsliedchen auf der Harfe.

Canari. Wie hieß der häßliche Kerl? ich kann seinen Namen nicht behalten.

Iduella. Abällino.

Canari. Und man hat weiter nichts von ihm entdeckt?

Iduella. Soviel ich bis izt weiß, nicht die geringste Spur, ob gleich kurz nachher alle Gondeln losgebunden wurden und die ganze Insel besezt ward. Vergebens hielt man alle andre Gondeln an, vergebens untersuchte man alle Gäste des Dolabellischen Gartens, der sogenannte Bandit Abällino war verschwunden.

Canari. Ihr wißt doch, daß in dieser Nacht das ganze Mordgesindel aufgehoben worden ist?

Iduella. Man hat's mir erzählt. Und Abällino?

Canari. Der Gauner muß doch entwischt seyn, denn ich habe seinen Namen nicht gefunden. — Aber eins wißt Ihr gewiß noch nicht.

Iduella. Und dieses wäre wenn ich fragen darf?

Canari. Was ich selbst erst heut' er-

fuhr — daß kein andrer die Banditen in ihrer Räuberhöhle ausgespürt und mit Hülfe der Polizeiwache aufgehoben hat, als mein Flodoardo!

Idnella. (sich aufrichtend.) Flodoardo! Ist er endlich wieder in Venedig?

Canari. (mit lebhaftem Vergnügen.) Freilich ist ers nun wieder. — O, da mir der Polizeilieutnant die Nachricht brachte, ich taumelte vor Freuden. Wort mußte mein Flodoardo halten, das wußt' ich ja wohl. — Solch ein Herz, wie das seinige, lügt nicht. — Kennt ihr meinen Flodoardo? es ist ein herrlicher Junge, ganz sein Vater, wie er leibte und lebte. Eben die Schönheit, die Wildheit, das Feuer, das Bedachtsame, Ernste und Fesse.

Idnella. Wo ist er?

Canari. Aber eine Wunde hat er doch davon getragen — eine Massette hieb ihm mit dem Säbel über die linke Hand. Aber wahrhaftig, die Wunde ist so ehrenvoll, als trüg' er sie aus einer Schlacht. Der Doge hat ihn zu sprechen verlangt. —

Idnella. Da muß ich zu Rosamunden. Sie weiß noch von nichts. Verzeiht, daß ich Euch verlasse. (geht ab.)

Zwei-

Zweiter Auftritt.

Canari und Flodoardo, deſſen linke Hand verbunden iſt.

Canari (ihm mit aufgebrochenen Armen entgegen eilend.) Flodoardo! Mein Sohn!

Flodoardo. Mein Vater!

Canari. (ihn gerührt umarmend.) Ja, ja; Dem Vater bin ich. Ach, das iſt ein ſüßes Wort, laß es mich oft hören. Mein Sohn ſollſt Du ſeyn und bleiben!

Flodoardo. Hat der Doge ſchon nach mir gefragt? Ich bin etwas ſpät geblieben.

Canari. Noch iſt er nicht hier geweſen. Er wartet auf Deine Ankunft.

Flodoardo. Wie iſts mit Roſamunden?

Canari. Gut, ſehr gut. — Wäre Roſamunde meine Tochter, ſich, keinem andern gib' ich ſie, denn Dir.

Flodoardo. (betroffen.) Ach, wollte der Himmel, hier wäre kein Wenn!

Canari. (Flodoardens Hand faſſend.) Wie, junger Mann? von dieſer Seite hab' ich Dich noch nicht gekannt. Sollt' ich wirklich eine gewiſſe Saite durchs Ohngefähr berührt haben; eine Saite, die man ſich ungern berühren läßt? — (Dann.) Flodoardo! was iſt das? Kannſt Du auch lieben?

Flodoardo. (verlegen.) Canari!

Canari. Nein, Flodoardo, ehrlich gesprochen: liebst Du wirklich etwa die Nichte des Dogen? antworte offenherzig, wie ein Sohn seinem Vater. Jede Entdeckung in Deinem Herzen ist mir interessant.

Flodoardo. Ich weiß nicht, ob es möglich ist, gegen Rosamunden gleichgültig zu bleiben? — (abwinkend.) Doch, Signor, wir wollen davon schweigen; was hilfts, daß Ihr wieder eine fruchtlose Sehnsucht in mir aufweckt?

Canari. Nein, so sollt nicht seyn. Das müssen wir weiter besprechen.

Flodoardo. Ein unglückliches Schicksal warf mich vor sieben Monaten hieher in das venetianische Gebiet. Hier glaubt ich endlich Ruhe zu finden nach so vielen überstandnen Leiden; hier glaubt' ich in irgend einem Winkel, wie ein Einsiedler, mein Leben hinträumen zu können, fern vom unseeligen Getümmel der Welt. — Aber das alles ist nun so nicht! Ein böses Gestirn verfolgt mich auch hier. — Canari, ich bin izt unglücklicher, als ichs jemals in meinem Leben war.

Canari. Nicht doch! worin denn?

Flodoardo. (mit einem großen, zweideutigen Blick auf ihn.) Ihr fragt, worin? O wenn Ihr das

das noch nicht ahndet, so helfen alle Worte nicht, es Euch zu beschreiben.

Canari. Du liebst Rosamunden. Der Einfall ist zwar verwegen, aber ich erwartete keinen andern von Dir. Die Nichte des Dogen Andreas Gritti wird ihre Hand keinem Edelmann geben dürfen, der in der Republik weiter nichts, als seinen Adel für sich hat, allein ...

Flodoardo. (ihn unterbrechend.) Das ist mein Todesurtheil. Ich weiß es, so gut, als Ihr; ich hab' es mir selbst zudiktirt. Und doch ... Nein, Canari, die Stunde, welche mich nach Venedig brachte, wird nie meinen Seegen erhalten. Hätt' ich Eure Insel und Eure Rosamunde nicht gesehn! — Bettler werden, wenn man sonst über Millionen herrschte; im Staube kriechen, wenn man sonst die rechte Hand des Fürsten war und Wohl und Weh des Landes von unsrer Laune abhing; Krüppel werden, wenn man sonst um seine gesunden Glieder beneidet wurde — das ist Scherz, das ist kein Unglück, darüber kann man im Nothfall noch lachen. Aber wenn unser eignes Herz uns untreu wird, wenn die Schlange der Liebe sich hier einnistet, und wir besinnungslos ihr nichts, als unser Leben vorwerfen können — das ist Elend. (mit Kälte.) Ich bitte Euch, saget niemandem ein Wort von dem, was ich Euch anver-

vertrauet habe. Verschließt es, als ein Geheimnis in Euer Herz. Denn mir kann niemand helfen.

Canari. Ei warum denn nicht? Weißt Du denn schon so gewiß, daß alle Hoffnungen verloren sind?

Flodoardo. Alle? Nein alle sind es noch nicht. Eine einzige ist mir noch übrig geblieben, aber sie ist schrecklich. Sie zeigt mir zwar das Ziel, aber in einer tiefen, schauerlichen Ferne; sie zeigt mir zwar den Weg; aber es ist eine dunkle einsame Straße, die vor mir noch kein Sterblicher gegangen ist. Canari, Canari, wenn Ihr das alles — alles sehn und wissen solltet, Euer Haar würde sich mit Entsetzen emporsträuben. — Und diese Straße will ich wandeln, mit der Gefahr meines Lebens. Ich ahnde einen fürchterlichen Ausgang; ich habe niemanden dort, als Gott und die Liebe. Sie sollen mir durch die Finsternis leuchten.

Canari. Ja, ja, verliebt bist Du, Schwärmer, das verräth Deine Sprache. Ich kenne diese Sprache noch aus meiner Jugend, da hab' ich fleißig in Petrarkas Gedichten gelesen. Aber höre mich an. Zu Rosamundens Hand und Herz führt nur ein einziger Weg: Verdienste um die Republik!

Flo-

Flodoardo. (dieser vor sich hinstarrend.) Verdienste um die Republik!

Canari. Im Vertrauen gesagt, der Doge liebt Dich herzlich, er wills aber nicht gehabt haben. Verstehst Du? — Nun werd' ich bei erster Gelegenheit darauf antragen, daß er ein Schiff ausrüstet und Dir das Commando überträgt. Du kreuzest dann gegen die türkischen Korsaren, und kömmst glücklich, als Sieger zurück. Unterdessen werd' ich ganz unvermerkt für Dich in der Stille weiter arbeiten; Du erhälst dann eine ansehnliche Militair- oder Civil-Charge in der Republik — Du hörst mich ja nicht.

Flodoardo. (wie vom Traum erwachend.) Ich bin ganz Ohr.

Canari. Setze Dich dann zum Universalerben meines Vermögens ein und — wer wird Dir dann noch Rosamunden streitig machen?

Flodoardo. (zerstreut.) Wie viel Tage — nicht doch Monate wollt' ich sagen, sinds bis dahin noch?

Canari. (ihn verwundernd anblickend.) Tage? Monate? Ei, ei! Jahre — meinst Du. Je nun, ich wills kurz angeben. Zwei, drei, vier bis fünf Jahre könnt' es wohl dauern. Ist Dir

der

der Himmel günstig, desto besser, so ists mit noch wenigern abgethan.

Flodoardo. Zwei, drei, vier bis fünf Jahre! — Ach, Canari, Ihr seid mein einziger Freund in Venedig, seid mein lieber, guter Vater, aber — geliebt habt Ihr wohl nicht?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und der Doge Andreas Gritti.

Gritti. Seid mir willkommen in unsern Revieren, braver Flodoardo.

Flodoardo. (ihm entgegen.) Auf den gnädigen Befehl Ew. Durchlaucht . . .

Gritti. Nehmt von mir im Namen der Republik den Dank für Eure überraschende That. Ganz Italien und Venedig kennt keine gröſſere Plage, als das gottlose Gezücht der Banditen. Die Schlachtopfer, welche unter ihren Dolchen fielen, sind nicht mehr zu zählen. Vergebens hat ihnen unaufhörlich das nachsame Auge unsrer in der ganzen Welt berühmten Polizei nachgespürt; und ich begreife noch nicht, wie Euch der Meisterstreich gelungen ist.

Flodoardo. Meine Liebe zu Euch, gnädigster Herr, macht mir alles möglich.

Gritti.

daß eine französische Besatzung, so lange es die neue Regierung wünsche, in Venedig sein, den Staatsinquisitoren, dem Befehlshaber von Lido und Andern, die sich des Mordes der französischen Soldaten schuldig gemacht hätten, Verzeihung ertheilt, und wegen Gebietsaustauschungen zwischen beiden Republiken Frankreich und Venedig Uebereinkunft getroffen werden sollte.

Wie nun die Gesandten mit dem Vertrage nach Venedig kamen, fanden sie schon Alles verwandelt. Es war kein großer Rath mehr vorhanden, der über Annahme oder Verwerfung des Vertrags berathschlagen konnte. Die provisorische Munizipalität indeß genehmigte ihn, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie das Recht habe. Sie war ihrer Natur nach nur eine Ortsbehörde; doch maßte sie sich gern das Recht der alten Regierung an. Dafür aber erkannten sie die Städte des Festlandes nicht an und wiesen ihre Aufträge zurück. Man hatte drei Millionen baares Geld an Frankreich versprochen, und die Franzosen forderten nun statt dessen fünf Millionen. Man mußte zahlen und gezwungene Anleihen machen. Der Herzog von Modena hatte sich mit seinem Schatze nach Venedig geflüchtet; nun umringte man sein Haus und entführte ihm 190,000 Zechinen, um der Armee Genüge zu thun.

Endlich ward der Friedensvertrag von Campo

Gritti. Ich wünschte, Ihr fodertet Euch selbst eine Belohnung, denn die Republik soll Eure Schuldnerin nicht seyn.

Flodoardo. Ich bitte um Eure Gnade.

Gritti. (ergreift seine Hand ergreifend.) Junger Mann, Ihr seid kein gewöhnlicher Mensch, sondern der Himmel hat Euch zu etwas Grossem geschaffen. Bewahret diese schönen Gesinnungen und dieses bescheidne Heldenherz, dann wird einmal die Geschichte in künftigen Jahrhunderten mehr von Euch, als von uns Alten zu erzählen haben. (zu Canari.) Er hat sein Wort gehalten, als ein Mann!

Canari. (mit ganzem Vergnügen.) Wort hat er gehalten, und das muß unser Dandoli noch zehnmal hören.

Gritti. Noch funfzig Jünglinge, wie Euch in Venedig, und ich könnte mich zu einem Welteroberungsplan verführen lassen. — Aber, Flodoardo, den gröbsten Missethäter habt Ihr nicht gefangen. — Ein Bube lebt noch und ist frei, der meiner armen Rosamunde gestern — e, ich mag daran nicht denken — — Abällino soll er heissen.

Flodoardo. Als ich in der vergangnen Nacht mit der Polizeiwache in den Schlupfwinkel der Bösewichte einbrach, muß er noch zugegen gewesen seyn. Mitten im Gefecht hörte man

ein Fenster gewaltsam zerschmettern; einige Soldaten stürzten dahin; es war dunkel, und sie erkannten noch beim Mondschein zum Fenster hinaus das Gewand eines Fliehenden.

Gritti. Es ist schändlich! So weit hat es kein Bösewicht noch in seiner Frechheit getrieben. Ein Bandit überfällt Rosamunden im öffentlichen Garten, mordet einen andern Schurken vor ihren Augen und entweihet ihre Lippen mit einem Kusse. Es ist mir unbegreiflich, daß die Menschheit sich so gänzlich aus dem Menschen verlieren kann.

Flodoardo. Der Schurke wird seinem Galgen nicht entlaufen.

Gritti. Das soll er nicht. Ich will die Schmach meiner Rosamunde fürchterlich an ihm rächen; in allen Winkeln der Republik, in allen Winkeln des Erdbodens will ich ihn aufsuchen lassen. Endlich wird er doch die Langmuth des Himmels ermüden, endlich wird er doch in meine Netze laufen, und dann schwör' ichs, bei Gott und seinen Heiligen schwör' ichs, ein unerhörtes Strafexempel will ich an ihm statuiren, so unerhört, wie sein Verbrechen ist.

Canari. Die Gefangennahme seiner Spießgesellen wird ihn nun wohl vor der Hand etwas schüchtern machen, und der dumpfe Schall der armen Sünderglocke bei Hinrichtung seiner Kame-

Kameraden mögte für sein Herz wohl auf lange Zeit eine zermalmende Bußpredigt sern.

Flodoardo. Ihr habt meine Gedanken, Canari.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Dandoli (mit einem Papier in der Hand.)

Canari. Ha, unser Dandoli! — Wer von uns soll nun die Segel streichen, da Flodoardo die Banditen überliefert hat?

Dandoli. (etwas stutzend.) Es ist wahr! — hier meine Hand, lieber Flodoardo, unsre Freundschaft gelte ewig. Ihr habt ein Meisterstück vollbracht, aber die Sicherheit der Republik hat dadurch nichts gewonnen.

Gritti. Nichts? das wäre hart.

Canari. (lachend.) Mir zu widersprechen, das ist ja einmal Dandoli's Steckenpferd.

Dandoli. Hier kein Gedanke an ein Steckenpferd. Es ist noch nichts, gar nichts gewonnen; wir triumphiren viel zu früh, denn das Nonplusultra aller Bosheit, der König unter den Gaunern, Abällino ist noch frei und spottet unsrer Vorsicht.

Gritti. Ist etwas vorgefallen?

Dan-

Dandoli. Freilich wohl, gnädigster Herr. Die ganze Stadt ist in Aufruhr und Bewegung durch diesen Abällino.

Alle. (bestürzt.) Was ist denn? was ist denn?

Dandoli. In eben dieser Nacht, worin die Meuchelmörder dürch Flodoards Schlauheit aufgefangen wurden, hat der Erzbösewicht Abällino an die vorzüglichsten Statüen, Strassenecken und öffentlichen Gebäude der Stadt eine Addresse angeschlagen, die alles in Furcht und Schrecken sezt. Mit Eurer gnädigen Erlaubniß les' ich sie Euch vor.

Gritti. (ihn unterbrechend.) Leset nur!

Dandoli. (liest.)

„Venetianer!"

„Matteo, Struzza, Thomas, Petrini und Baluzzo, die bravsten Männer von der Welt, die, wenn sie an der Spitze einer Armee gestanden hätten, Helden heißen würden, und izt als Banditen der Staatsetikette zum Opfer dargebracht werden, existiren für euch zwar nicht mehr; aber mit Leib und Seele noch Einer, dessen Name diesem Blatte unterschrieben steht. — Lächerlich ist mir Venedigs Polizei, lächerlich der Stolz des schlauen Flodoard, der meine Brüder zur Schlachtbank hinschleppte. Ich lebe noch: Wer meiner bedarf, der suche mich; wer

wer mir verrätherisch nachspürt, der wird mich nirgends sehn. — Venetianer Ihr versteht mich! Wehe dem, der mich verfolgt. Sein Leben und sein Tod ruhn in meiner Hand. — Ich bin der venetianische Bandit Abällino."

Gritti. (mit Grimm.) Hundert Zechinen dem, der mir das Ungeheuer entdeckt, und tausend dem, der es mir liefert, tod oder lebendig. — Flodoardo, ich erwarte Euch diesen Mittag an meiner Tafel; und Ihr Canari und Dandoli folgt mir in mein Kabinet. (Gehen ab. Dandoli und Canari folgen.)

Flodoardo. (allein.) Hundert Zechinen dem, der das Ungeheuer entdeckt, und tausend dem, der es lebendig oder tod liefert? — Der Preiß ist zu gering; für Deine Münzen, Doge, will ichs Leben nicht wagen, und mein Heil auf ein ungewisses Spiel setzen. — Aber Rosamunden gieb mir, Rosamunden! — Und die ist freilich um einen Banditen zu viel! — Wie werden nun nicht alle Müssiggänger, Pflastertreter, Lungerer und Banqueroteurs den tausend Zechinen auflauern!

Fünfter Auftritt.

Flodoardo und Rosamunde.

Rosamunde. (hereinfliegend.) Wo ist er? wo ist er?

Flo-

Flodoardo. (mit Schalkheit ihr entgegen.) Wenn ich fragen darf, wer, schöne Signora?

Rosamunde. (zurückfahrend, indem sie ihn erblickt.) Ach! (mit affektirter Ruhe.) Mein Oheim, Signor.

Flodoardo. (auf eine Nebenthür deutend.) Er ging vor einigen Augenblicken mit Canari und Dandeli in sein Kabinet. — Ihr werdet schwerlich itzt Gelegenheit haben ihn zu sprechen.

Rosamunde. (ihn mit großen Augen musternd.) Ihr habt uns so lange verlassen können?

Flodoardo. Lange? Es waren ja nur anderthalb Monate. Eine kurze Zeit!

Rosamunde. Vielleicht für Euch.

Flodoardo. Und für wen denn lange?

Rosamunde. Für wen? Eine sonderbare Frage, die Euch gewiß nicht vom Herzen kömmt.

Flodoardo. Ich kenne niemanden, dem ich zu lange ausblieb.

Rosamunde. Nicht? das glaub' ich Euch nicht. Ich kenne doch jemanden, der recht sehnlich auf Euch hoffte.

Flodoardo. Und der wäre?

Rosamunde. (stockt.) Ei nun Ich — Ich (verwirrt erröthend.) Ich glaube, mein Oheim.

Flodoardo. (lächelnd.) Euer Oheim nur? —

Rosa-

Rosamunde. Er hat oft nach Euch gefragt. Idaella ebenfalls.

Flodoardo. Auch Idaella?

Rosamunde. Und wenn ich nicht irre, auch Canari.

Flodoardo. (ihr näher tretend.) Und Rosamunde von Corfu hat meiner nie gedacht?

Rosamunde. (stockend.) Rosamunde? o doch, zuweilen.

Flodoardo. (stockend.) Nur zuweilen?

Rosamunde. Denken? Ei nun, das ist ja keine Sünde; das kann man ja wohl oft.

Flodoardo. Wenn das Denken, und das Denken an Euch Sünde wäre, wie wollt' ich da meine unzähligen Sünden abbüßen können! — So hab' ich mich, zum Beispiel, noch oft des ersten Abends erinnert, an welchem wir uns bekannt wurden; Wie Euer würdiger Oheim mich Euch zuführte zum Tanz; wie uns Hand in Hand geschlungen die rauschende Harmonie des Orchesters empfing; wie wir unter den süßen Accenten der Musik die Reihen der Tänzer hinunterschwebten, und mit unsern Augen uns suchten, und mit Entzücken uns wieder zusammenfanden. — O, Signora, es war mein erster seeliger Tag in Venedig, der einzige in meinem Leben.

Rosa-

Rosamunde. Ich hab' ihn auch nicht vergessen. Es war ein schöner Abend.

Flodoardo. Und izt — Ihr da und ich hier! — Das heiß' ich unglücklich seyn!

Rosamunde. (bekümmert.) Wie, unglücklich? Ich verstehe Euch nicht, Signor. Wer ist denn unglücklich?

Flodoardo. Der, der vor Elysium dasteht, und nicht hineintreten darf; der, dem da dürstet, und doch den Pokal vor sich sieht, welcher nicht für ihn gefüllt ist.

Rosamunde. (ihn ängstlich anlächelnd.) Seid Ihr etwa der Fremdling in Elysium, oder der Dürstige neben dem Pokal, der nicht für Ihn gefüllt ist? Es scheint, als wolltet Ihr, daß ich Eure Worte so verstände.

Flodoardo. Ihr habt sie verstanden, schöne Rosamunde. Und sagt, bin ich nicht recht sehr unglücklich?

Rosamunde. Wo ist denn das Elysium, in welchem ihr fremd wäret?

Flodoardo. Um Rosamunden ist Elysium.

Rosamunde. (schlägt erröthend die Augen nieder.)

Flodoardo. Seid Ihr böse? hat Euch diese Offenherzigkeit gekränkt?

Rosamunde. (indem sie einige Blumen von ihrem Busenstrauß in Gedanken pflückt.) Flodoardo, diese Sprache versteh ich nicht.

Flo-

Flodoardo. Aber wem wird Rosamunde einstens dasjenige schenken, was diese Blume bezeichnet? — Doch eine alberne Frage! ich weiß auch gar nicht, wie ich heut beschaffen bin — verzeiht mir den lächerlichen Verwitz, Fräulein.

(Sie schweigen. Ihre Blicke ruhen schwärmerisch auf einander. Mit dem Lächeln der Unschuld starrt sie den Liebling an, und er studiert mit schüchternem Zweifel dies Lächeln.)

Flodoardo. (unwillkührlich seufzend.) Rosamunde!

Rosamunde. (mit zitternder Stimme.) Flodoardo!

Flodoardo. (etwas zaghaft.) Gebt mir das Veilchen, o mir!

Rosamunde. (schüttelt lächelnd den Kopf.)

Flodoardo. Fodert, fodert dafür eine Königskrone, ich will zum Räuber darum werden. Rosamunde, mir — mir die Blume! (Pause.)

Rosamunde. (sieht ihn unbeweglich an.)

Flodoardo. Mein Glück, meine Ruhe, mein Leben hängt an dieser Blume. So wahr ein Gott lebt, ich thue dann Verzicht auf alles, was die Erde Schönes trägt.

Rosamunde. (die Blume schwankt — die Hand bewegt sich.)

Flo-

Formio kund und enthüllte Venedigs Schicksal. Das Gebiet dieses Staats ward zwischen Frankreich, Oesterreich und Cisalpinien getheilt. Venedig, die Hauptstadt selbst, mit Istrien, Dalmatien und andern Landstrichen, ward an Oesterreich gegeben. Verzweiflung und Wuth herrschten zu Venedig: aber es war ohnmächtiges Jammern. Die Franzosen entführten die venedische Flotte, die Vorräthe des Zeughauses, die ehernen Rosse, welche einst Dandolo als Siegesbeute aus der Eroberung Konstantinopels in seine Vaterstadt gebracht hatte.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzosen Venedig. An demselben Tage rückten die Oesterreicher ein. Der ehemalige Prokurator Francesco Pesaro, eben derjenige, welcher noch vor Kurzem gesagt hatte, er wolle die Freiheit in der Schweiz suchen, — er erschien wieder in seinem Vaterlande als — österreichischer Regierungs-Kommissär. Er war es, in dessen Hände die alten Magistrate Venedigs den Eid der Treue gegen den deutschen Kaiser ablegen mußten. Auch der letzte Duca Venedigs, Manini, mußte vor ihm erscheinen. Als dieser seinen in einen kaiserlichen Kommissär verwandelten Mitbürger sah, erblaßte er und sank ohnmächtig zu Boden.

So verschwand die alte Republik Venedig, nach einem Daseyn von mehr denn tausend Jah-

Flodoardo. Rosamunde erhört mich? Ich bettle nicht umsonst?

Rosamunde. (vor sich.) Wie, wenn ich ihm die Blume gäbe, was würde Idaella sagen! — Nein! (Sie zerreißt die Blumen.)

Flodoardo. (tiefgekränkt zurücktretend.) Dies erwartete ich nicht.

Rosamunde. (unbefangen.) Wenn es Euch glücklich machte, o wahrlich, lieber Flodoardo, ich gäbe Euch mehr, als ein Paar armselige Blumen. Aber diese Blumen kann und darf und will ich Euch nicht geben, weil Ihr diese Blumen — zu mehr, als Blumen gemacht habt. Und so laßt uns nie wieder beisammen stehn.

Flodoardo. (mit verbissenem Schmerz.) Rosamunde! (innigst.) Rosamunde! (tritt langsam und entschlossen zurück, und empfiehlt sich mit einer stillen Verbeugung. Ab.)

Rosamunde. (allein. Sie sieht ihm ein Weilchen nach.) Und es ist alles nicht wahr. Ich bin Dir doch gut, glaub es nur! — Ich stelle mich ja nur so böse, Idaellen zu gefallen. — Daß er das aber auch gar nicht merkt; ich hätts ihm beinah sagen mögen! —

Und nun geht geht er hin und meint es sei mein Ernst wird schwermüthig und verläßt Bezdig! — (Traurig den Kopf schüttelnd.) O, Ro-

 samunde,

samunde, das war eine erbärmliche Heldenthat! ich hab's so nicht gemeint. Ich möchte meine eignen Siege beweinen!

Still! Idaella soll dafür büßen. Idaella soll Dir einen ganzen Korb voller Veilchen bringen, und in meinem Namen rufen: Freundschaft und Seeligkeit!! (davonhüpfend.)

Sechster Auftritt.

(Im Zimmer des Signor Parozzi. Abends. Auf einem Tische stehn einige brennende Lichter, Bouteillen und Weingläser, Bücher und Papiere unter einander geworfen.)

Parozzi. (allein, wild und wüst.)

Noch keiner hier? — Verdammt, mit solchen Schnecken ist viel anzufangen! und grade heute, am wichtigsten Tage. — Unsre Bravo's liegen in den Gefängnissen; Rosamunde lebt noch und Abällino meldet sich öffentlich an in Venedig! — Das sind mir ewige Räthsel! (er wirft sich verdrüßlich in einen Stuhl.) Rosamunde lebt noch! — lebt noch! — desto besser, so wird sie vielleicht bald in der allgemeinen Verwirrung der Dinge mein! (mit Schwärmerei vor sich hinausstarrend.) O, wie glücklich könnt' ich seyn, wenn Rosamunde mir zulächelte. — Eine Ewig-

Ewigkeit so da zu stehn, sich spiegeln zu können im liebenden Auge des Weibes, hören zu können die leisen Seufzer der Sehnsucht, berechnen zu können am Aufwallen und Sinken des Busens die Ebbe und Fluth der Empfindungen — dies ist der erste Himmel, zu welchem die Liebe führt (aufspringend) das alles ist vorbei! — Parozzi, Parozzi, und wenn nun der schlaue Andreas Gritti all' Deine Pläne entdeckte, wenn er wüßte, daß Du an der Spitze mehrerer Leichtsinnigen ... Wie? Leichtsinnigen? Ja doch; was sind die Knaben anders, die, um der Ruthe zu entgehn, den Eltern das Haus übern Kopf anzünden wollen? — Parozzi, wenn das alles dem Gritti verrathen würde!

Siebenter Auftritt.

Memmo und Falieri treten herein.

Memmo. Guten Abend! Parozzi.

Falieri. Guten Abend! Parozzi.

Parozzi. (auf- und abgehend.) Was giebts Neues?

Memmo. Aber Brüderchen, um des Himmels willen, ich bin ausser mir. Hast Du den Matteo gegen Rosamunden ausgeschickt?

Parozzi. (etwas sich erschaffend um.) Ich? — kein Gedanke, ich glaube Du schwärmst.

Memmo.

Memmo. Wahrhaftig, ich sprechе im ganzen Ernst. Frag nur den Falieri, der kann Dir mehr erzählen.

Falieri. Höre, Parozzi, der Procurator Dandoli hats dem Dogen als eine heilige Wahrheit beschworen. Du spielteſt bei Roſamunden den unglücklichen Liebhaber, und der alte Dandoli benuzt dieſes um = = =

Parozzi. Und ich ſage Euch, der Kerl raſet.

Memmo. Aber nimm Dich in Acht. Gritti iſt fürchterlich.

Parozzi. Der Doge iſt ja ein erbärmlicher Menſch; ein guter Soldat kann er ſeyn, aber Kopf hat er gar nicht.

Memmo. Und ich ſchwöre Dirs, Gritti iſt wild, wie ein Löwe, und ſchlau, wie ein Fuchs.

Falieri. Durch das verdammte Kleeblatt, davon er der Stiel iſt, der es zuſammenhält. Man nehme ihn den Canari, Dandoli und Flodoardo, und er wird daſtehn, wie ein Schulknabe im Examen, dem mans Concept geſtohlen hat.

Parozzi. Falieri hat Recht.

Falieri. Und ſtolz iſt der Gritti wie ein Bauer dem mans Purpurkleid angezogen hat. Er iſt unleidlich. Merkt Ihr denn gar nicht, wie er täglich ſeinen Hofſtaat vermehrt.

Memmo.

Memmo. So wahr ich lebe, Falieri, diesmal hast Du auch würklich recht.

Parozzi. Und welche Gewalt er sich allenthalben anmaßt! Die Signoria, die Quaranti, die Procuratoren di St. Marco, die Avogadori wollen und wünschen nichts anders, als was dem Gritti gefällt. Alle hängen sie an den Faden seiner Launen wie Marionetten, die ihre Holzkopfe schütteln oder verneigen, nachdem sie gezogen werden.

Falieri. Und das Volk vergöttert noch dazu diesen Gritti.

Memmo. Ja, das ist eben das schlimmste!

Falieri. Aber ich will verdammt seyn, wenn sich das Spiel nicht bald dreht.

Parozzi. Ja, nur angefangen, Leute. Aber was thun wir? da liegen wir in Weinhäusern und Bordellen, saufen und spielen, stürzen uns in ein Meer von Schulden hinein, wo zuletzt der beste Schwimmer ertrinken muß. Laßt uns den Anfang machen — laßt uns thätiger werden, laßt uns angreifen, die Verhältnisse müssen sich ändern, oder es geht in dieser Welt mit uns nicht gut.

Memmo. (intonirend.) Freilich, freilich! die Gläubiger zerklopfen mir schon seit einem halben Jahre die Thüren, wecken mich des Morgens

gens aus dem besten Schlaf und lullen mich des Abends mit ihren Klagen wieder ein.

Parazzi. Ha, ha, ha! Nun Ihr wißt ja, wie mirs geht.

Memmo. Hätten wir minder flott gelebt, so würden wir itzt ruhig sitzen können in unsern Pallästen, und, aber itzt — —

Falieri. Nun, wahrhaftig, ich glaube Memmo will uns eine Bußpredigt halten.

Parazzi. So machens die alten Sünder sammt und sonders. Wenn sie nicht mehr sündigen können, dann wollen sie gar zu gern in Abrahams Schoos kriechen. Nein, seht, ich bin zufrieden mit meinen Ausschweifungen; ich seh doch daraus, daß ich kein Alltagsmensch bin, der mit seinem Pfleama hinter dem Ofen zusammenschmilzt, Federn schnitzt, Männerchen malt, und vor ungewöhnlichen Einfällen schaudert. Die Natur hat mich einmal zum Wildfang geboren, und ich will meine Bestimmung erfüllen. Brächte der Himmel nicht zuweilen Geister, wie die unsrigen hervor, so würden die Menschen endlich einschlafen. Aber wir treiben die alte Ordnung aus ihrem Schneckengang, geben einer Million Müßiggänger Räthsel auf; ja zeu einige hundert neue Ideen durch die Köpfe der grossen Menge, verursachen allgemeine Gährung, und sind zulezt der Welt so nüzlich,

wie

ein Sturmwind der trägen, sich selbst vergiftenden Natur.

Falieri. Prächtige Floskeln, so wahr ich Falieri heiße. Parozzi, das alte Rom wird Dich vermissen. — Allein Jammer und Schade, daß an dem Geklimper Deiner Worte so wenig Realitäten hängen! — Siehst Du, inzwischen Du mit Deinem Rednertalent vielleicht barmherzige Ohren ermüdet hast, hat Falieri gehandelt. Der Kardinal Grimaldi ist mit der Regierung unzufrieden: Gott weiß, wodurch ihn Gritti wider sich aufgehezt hat — Kurz Grimaldi ist von unsrer Parthie.

Memmo. (erstaunt und frot.) Falieri, bist Du toll — der Kardinal Grimaldi?

Falieri. Und er hängt an uns mit Leib und Seele. Freilich, ich habe ihm viel von unsern edeln Absichten, von unserm Patriotismus, von unsrer Freiheitsliebe vorwindeuteln müssen. Aber Grimaldi hat Luchsaugen und ist ein Pfaffe! und so taugt er für uns.

Parozzi. (reicht dem Falieri die Hand.) Bravo, Herr Bruder, wir spielen den Katilina zu Venedig! — was mich betrifft: so hab' auch ich gehandelt. Zwar hab' ich für uns noch keinen großen Fang gethan, aber doch besitze ich nunmehr ein großes, allmächtiges Netz, womit ich den besten Theil Venedigs zu unsern Plänen zusam-

zuſammenfiſchen werde. — Ihr kennt doch die Markiſe Almeria?

Memmo. Hält nicht jeder von uns eine Liſte über die ſchönſten Weiber und wir ſollten Nummer Eins vergeſſen haben?

Falieri. Roſamunde und Almeria, die Loſung aller Helden und Trosbuben unter Amors Fahnen!

Parozzi. (mit Grandezza, hingeworfen.) Almeria iſt mein.

Falieri. Was?

Memmo. (durch die Zähne.) Almeria?

Parozzi. Nun, gafft Ihr mich nicht an, als weiſſagt' ich Euch den Einſturz des Himmels? — Kurz, ich bin Almerias Favorit, und mit Ihr aufs innigſte vertraut. Aber unſre Liebſchaft wird verdeckt gehalten. Was Ich will, will auch Sie, und wie Sie pfeift, ſo tanzt Venedigs halber Adel.

Falieri. Du biſt unſer Meiſter, Parozzi.

Parozzi. (verbeugt.) Ich wünſchte mehr gethan zu haben. Wäre Roſamunde im Doſabelliſchen Garten wirklich ermordet worden: ſo würd' ich Euch wenigſtens noch vorlügen können, daß ich die züchtige Donna für mein baares Geld hätte in den Himmel ſchicken laſſen, damit der Doge den Namen verlöhre, womit er Venedigs erſte Männer gefangen hält. Denn

lebt

lebt Rosamunde nicht mehr: so werden die glänzendsten Häuser von ihm abgefallen, weil ihre Hoffnung gescheitert ist. Sie erbt einmal vom Degen.

Memmo. Fast schäme ich mich, denn noch hab' ich nichts gethan. Aber, damit ich Eurer würdig sey, will ich — Geld schaffen. Mein alter, grämlicher Vetter hinterläßt mir zur Universalerbschaft volle Kisten. — Und der alte Filz kann ja sterben, wenn ich will.

Falieri. Er hätte längst sterben können!

Memmo. Ja, ich war nur zu ängstlich. — Wahrhaftig, Leutchen, Ihr glaubts gar nicht, ich bin zuweilen so hypochondrisch, daß es mir vorkommt, als hätt' ich Gewissensbisse.

Parozzi. Freund, nimm einen guten Rath an, geh beizeiten ins Kloster.

Memmo. He, he, he, he!

Falieri. Horch, da kommt jemand die Treppen herauf.

Parozzi. Das ist kein andrer, als unser Seelenbruder Contarino! (gut vor Thür.)

Achter Auftritt.

Vorige. Contarino, (wird und schaudert.)

Contarino. Guten Abend, Ihr Herrn!

Alle.

Alle. Guten Abend, Contarino, guten Abend!

Parozzi. Wetter, was ist das? hast Du geblutet, Contarino? Was hast Du gemacht.

Contarino. Kleinigkeiten vom gestrigen Abend. (er wischt den Mantel ab.) He, ist Wein da? gießt mir den ersten, besten Becher voll, mich dürstet!

Memmo. (reicht ihm Wein.) Aber, Herzensbruderchen, Du bist sehr erhitzt.

Contarino. (trinkt den Becher leer.) Gift! Gift! schenkt ein!

Falieri. (giebt den Becher voll.) Du hast wahrhaftig geblutet.

Parozzi. Erzähle doch, was ist vorgefallen?

Contarino. (trinkt.) Tausend Spas! he, füllt den Pokal!

Memmo. (die Hände faltend.) Nun da stehn mir die Sinne still.

Contarino. (zu Memmo.) Nicht so? Siehst Du, Memmo, dafür bin ich auch Contarino, und nicht Memmo. Die Wunde hat zwar geblutet, aber sie ist nicht gefährlich. (reißt das Hemde auf.) Da seht her, was ists mehr, als ein Hieb von zwei Zoll Länge durchs Fleisch?

Memmo.

ren, durch die Gleichgültigkeit des Volks gegen das Vaterland, durch die Schlechtigkeit der Vornehmen, durch die Untüchtigkeit der Regierung und durch die Verhöhnung alles Völkerrechts von Seiten eines ungroßmüthigen Siegers aus der Reihe der europäischen Staaten, Andern eine furchtbar belehrende Warnung!

Memmo. (schaudernd) Das ist gräßlich!

Contarino. Ich bin gestern bei der Niederlage der Banditen gewesen. Der! ich bekomme das Wundfieber, wenn ich mir den Frost vertreibe! (er trinkt) Das brennt hinunter, wie Gift und Operment. Nun Leutchen setzt Euch um mich her, ich hab' Euch wunderliche Geschichten zu erzählen.

Alle (setzen sich) Erzähle! Erzähle!

Contarino. Ich ging um die Abenddämmerung aus, die Banditen aufzusuchen. Ich kannte die Kerls von Person nicht, den Matteo ausgenommen, und sie mich eben so wenig. Ein abentheuerliches Unternehmen, werdet Ihr sagen: Allein ich that's, um Euch zu überzeugen, man könne alles, wenn man nur will! — Ich hatte schon Notizen genug, und siehe da, in meiner Verkleidung ließ ich mich mit einem Gondelier ins Gespräch ein. Ich merkte fast, daß er von dem Aufenthalte der Bravo's etwas wisse. Ich rückte mit Geld und guten Worten immer etwas näher, er that desgleichen, und zuletzt erfuhr ich, daß er selbst ein Gesell des saubern Gelichters sey. Ich schloß mit ihm einen Contrakt; er fuhr mich auf seiner Gondel durch ganz Venedig, bald links, bald rechts; zuletzt wußt' ich in der Dunkelheit selber nicht mehr, in welchem Viertel der

Stadt

Stadt ich mich befinde. Er verband mir endlich sogar die Augen und ich mußte mirs gefallen lassen. Nach einer halben Stunde hielt die Gondel an. Er befahl mir auszusteigen, führte mich durch ein paar Straßen in ein Haus, und da in eine enge, kleine Stube. Hier riß er mir die Binde von den Augen. Ich sah mich umgeben von einigen fremden Kerln und einer Weibsperson.

Falieri. Ein Wetterkerl der Contarino!

Contarino. Hier war keine Zeit zu verlieren, sondern ich warf mein Geld auf den Tisch, versprach ihnen goldne Berge und machte sie mit gewissen Tagen, Zeichen und Stunden bekannt, durch welche wir uns irgendwo zusammen finden wollten. Gab ihnen zugleich den Befehl, den Dandoli, Canari und Flodoardo aufs Korn zu nehmen.

Alle. Bravo! Bravo!

Contarino. Kurz es ging alles glücklich von Statten, aber plötzlich wurden wir durch einen unerwarteten Besuch gestöhrt.

Parezzi. Nun?

Memmo. Mir wird ordentlich bange.

Contarino. Man klopfte. Das Weib sprang hinaus, öffnete die Thür und kam todtenblaß wieder zurückgestürzt in unser Zimmer und rief: Nehmt die Flucht!

Falieri.

Falieri. Nun?

Contarino. Bewaffnet und bewehrt traten Polizeioffiziers und Sbirren herein, an ihrer Spitze der Fremdling von Florenz mit dem Degen in der Faust.

Alle. Flodoard? Flodoard?

Contarino. Flodoard.

Falieri. Welcher Teufel führt den dahin?

Parozzi. Hagel und Wetter, warum konnt' ich nicht bei Dir seyn!

Memmo. Da siehst Du nun Parozzi, da siehst Du nun, daß der Flodoard kein furchtsamer Hasenfuß ist?

Falieri. Still, laß ihn erzählen.

Contarino. Wir standen natürlich, wie angedonnert, da und keiner rührte sich. — Im Namen der Republik und des Dogen ergebt Euch! schrie Flodoard. — Der Satan ergiebt sich Dir eher, als wir, rief ihm mein Gondelier zu und griff nach einem Degen. Die andern griffen die Flinten von der Wand, und ich zog die Klinge, und schlug die Lampen um, damit keiner den andern sähe. Aber der Mond schimmerte matt durch die Fensterscheiben. —

Ich dachte, hier wirds heißen, mitgefangen, mitgehangen! und ging dem Flodoard mit der Klinge zu Leibe. Aber meine Schläge glitten jedesmal von seinem Säbel ab, der wie ein

Mann um ihn herumfurierte. Ich fühlte, wie ein Rasender, um mich herum; aber hier ward meine Kunst zu Schanden, und es ist mir verlassen, schützte er mir die Brust auf. Ich fühlte die Wunde, sprang zurück; es fielen ein paar Schüsse. Im Pulverdampf erkannt' ich eine unbesetzte Redenthür. Ich entwischte glücklich in eine Kammer, schlug mit einem Faustschlag ein Fenster durch, sprang hinunter, lief einen Hofraum durch, überkletterte ein paar Zäune; kam an den Kanal; ein Gondelier fuhr mich zum Markusplatz und nun rannt' ich nach meinem Quartier. —'— Da habt Ihr das vermaledeite Abenteuer!

Memmo. Ich danke Gott, daß Du so glücklich entkommen bist.

Falieri. Aber wie hat Fledoardo den Aufenthalt der Bravo's erfahren?

Contarino. Wahrscheinlich durchs Ohngefähr, wie ich. Aber meine Brustwunde soll er mir noch bezahlen.

Parezzi. (aufspringend.) Sein Tod!

Alle. (greifen nach den Gläsern.) Sein Tod! sein Tod!

Contarino. (trinkt.) Gift für ihn!

Parezzi. (setzt und trinkt.) Ich gestehe, wir sind fürchterliche Helden — im trinken und fluchen. Aber das größte Unglück ist, daß keine

keine Mücke daran ſtirbt, und keine Maus darum die Flucht ergreift.

Contarino. Da haſt Du recht. Wir müſſen handeln. Handeln müſſen wir, und die Gelegenheit beim Haar ergreifen, eh ſie uns den kahlen Hinterkopf zeigt. Es iſt die höchſte Zeit, wenn noch etwas gethan werden ſoll.

Parozzi. Das ſag ich auch. Wir begraben nun entweder unſer Elend unter den Ruinen der alten Ordnung, oder wir befeſtigen dieſelbe noch mehr durch unſre Todtenſchädel. In beiden Fällen erlangen wir Ruhe. Die Noth hat uns mit ihrer Geiſſel nun hinaufgepeitſcht auf den lezten Gipfel ihres Felſen, wo wir uns entweder durch einen Genieſtreich erretten, oder von der andern Seite in den Abgrund ewiger Vergeſſenheit und Schande hinunterſchwindeln müſſen.

Falieri. Laßt uns jezt nur raffiniren: woher Geld zu den nöthigſten Unkoſten und woher Theilnehmer an unſern Plänen?

Parozzi. Geht hin und erobert die berühmteſten Metzen Venedigs, auf deren Altären der Staatsmann, Mönch und Bürger opfert. Was wir mit aller Beredſamkeit, Banditen mit ihren Dolchen, Millionairs mit ihren Goldbörſen nicht vermögen, kann ſolch' eine Phryne mit einem einzigen Blick. Wo der Witz des

Pfaffen scheitert, und die Folter des Criminalrichters ohnmächtig wird, kann noch ein Kuß, ein süßes Versprechen Wunder thun. An dem wollüstigen Busen solcher Weiber schläft endlich die wachsamste Treue ein; ein Kuß von solchem Weibe thaut der stummen Verschwiegenheit die Lippen auf, und eine Schäferstunde kann die heiligsten Grundsätze zu Grabe läuten!

Alle. (mit Enthusiasmus.) Bravo! bravo!

Parozzi. Oder will Euch das Glück bei den Weibern nicht wohl, oder fürchtet Ihr Euch selber, Euch in den Netzen verwirren zu können, die Ihr für andre ausspannt: so versuchts mit den Pfaffen. Schmeichelt den Stolz dieser Hochmüthigen, malet ihnen auf das leere Blatt der Zukunft Kardinalshüte, Patriarchencinsuln, Bischofsstäbe und Pontificalien. Ich schwör' es Euch, sie haschen zu und Ihr habt sie in Eurer Gewalt. Sie, die Gewissensräthe der bigotten Venetianer lenken Mann und Weib, Edelmann und Bettler, Gondelier und Dogen, Gelehrte und Laien am Zaum des Aberglaubens. Habt Ihr die Pfaffen in Eurer Gewalt: so könnt Ihr Tonnen Goldes sparen, um die Gewissen zu bestechen, denn sie handeln mit dem Himmel in Compagnie, und verschenken nach ihrem Gefallen bald die ewige Seeligkeit, bald die ewige Verdammiß.

Con-

Contarino. Brave, die Lektion wollen wir uns merken.

Memmo. Still! — hört Ihr nichts? Wer kömmt noch ſo ſpät in der Nacht?

Parozzi. Ich habe niemanden beſtellt. Hat man die Thüren nicht vertiegelt?

Memmo. Verrätherei!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Abällino.

Abällino. (ſchüchtern hereinſchleichend.) Hollah! hollah! Guten Abend oder gute Nacht, Ihr Herrn.

Contarino. Wer da?

Parozzi. Wer biſt Du?

Abällino. Abällino bin ich.

Alle. (zurücktretend) Abällino?

Parozzi. (zieht den Degen.) Wen ſuchſt Du ſo ſpät in der Nacht? Iſt jemand aus dieſer Geſellſchaft bezahlt, daß Du ſeine Seele holen willſt. Du haſt Dich verdammt geirrt.

Abällino. Mit nichten, Parozzi. Ich ſuche Kundſchaft.

Parozzi. Welche Kundſchaft?

Abällino. Verſtell Dich doch nicht. Laßt Euch nicht ſtören, Ihr Herrn, wir ſind gute

Freunde. Habt Ihr denn nicht meine Addreſſe an die Venetianer geleſen?

Contarino. Ja, das haben wir. Du biſt ein braver Kerl.

Abälline. Alſo braucht Ihr mich nicht? — Gehorſamer Diener, Ihr Herrn, dann iſt mein Geſchäft hier vorbei. Es giebt ja wohl noch anders wo Verdienſt. (er will gehn.)

Parozzi. Bleib!

Falieri. Bleib; wo willſt Du hin? wir müſſen uns näher kennen lernen.

Abälline. Näher? hi, hi! Euch kenn ich da alle, bis auf den Boden der Seele. Von innen ſeid Ihr verbrannt, von auſſen wurmſtichicht. Dieſer hier hat von allen noch die beſte Lunge, und heißt Parozzi. Der dort iſt Contarino, der berühmteſte Schuldner in Venedig. Falieri dort hat den Willen, aber leider das Vollbringen fehlt ihm. Wie? und der Mammeluk da iſt auch unter Euch? Ich glaub' er heißt Memmo. — Doch, Ihr habt ja Wein hier; mich dürſtet!

Parozzi. (bringt ihm ein Glas.) Trink.

Abälline. (ſtürzt den Wein hinter.) Der Kardinal Grimaldi — aber gießt mir das Glas voll, ich muß mich erſt durch und durch erquicken.

Falieri. (bringt ihm ein anders Glas.) Was iſts mit dem Kardinal Grimaldi? — Rede.

Ab ä l.

Abällino. (trinkt.) Der Kardinal Grimaldi [illegible] füllt mir das Glas zum dritteumal. Der Wein ist ein gut Ding und darum dreimal. So pfleg' ichs zu halten.

Contarino. (ihm das Glas reichend.) Antworte? was will der Kardinal?

Abällino. (trinkt.) Basta! nehmts Glas hin. — Der Kardinal läßt Euch schön grüssen.

Falieri. Wenns weiter nichts ist!

Parozzi. Bist Du auch mit ihm bekannt?

Abällino. Hi, hi, mit den Geistlichen am ersten. Ich stamme aus geistlichem Geblüt.

Contarino. Wahrhaftig, das sieht man Dir beim ersten Moment an.

Abällino. Meinst Du? sieh nur, ich bin im Kloster erzogen. Mein Vater war ein Prälat in Lukka, meine Mutter eine keusche Nonne vom Orden der Ursulinerinnen. Da sollt' ich studieren sollen. Mein Vater wollte mich zu einem Kirchenlicht machen, aber ich fühlte mich zu einer Mordbrennerfackel tauglicher.

Alle. (lachen.) Ha, ha, ha!

Parozzi. Du bist ein schrecklicher Mensch. Aber wie, wenn man Dich einst, wie Deine Kameraden fängt?

Abällino. Wahrscheinlich werd' ich dann gehängt, noch wahrscheinlicher werd' ich geköpft

kopft, am allerwahrſcheinlichſten werd' ich wohl verbrannt.

Memmo. Behüte der Himmel, mir klappern die Zähne.

Abàllino. Nun was bedeuten alle dieſe Namen? — Den Tod. Hi, hi, ſoll ich mich denn vor einer Gabe fürchten, die ich ſelber ſo gern austheile? Ich ſterbe dann nicht wie jeder gewöhnliche Alltagsmenſch auf die gewöhnliche Weiſe. Monumente werden mich verewigen, Schandſäulen und Rabenſteine. — Doch kurz ab und zur Sache: habt Ihr mir etwas aufzutragen?

Falieri. (zu den andern.) Hört, wir müſſen dem Kardinal Grimaldi einen Gefallen thun. Der Procurator Dandoli ſtand ihm längſt beim Dogen im Wege, Dandoli iſt ſein abgeſagter Feind!

Alle. (mit Beifall.) Richtig! Ja! Dandoli!

Falieri. (zum Abàllino.) Höre Burſche, Dandoli = = = Du verſtehſt mich.

Abàllino. Sterben?

Falieri. Nun ja doch! was foderſt Du für ſein Leben?

Abàllino. Pah, fünfhundert Zechinen.

Alle. (in ſichtbarer Beſtürzung und Verlegenheit.)

Falieri. Wetter, Du biſt verdammt theuer.

Hollands Schickſal

1.

Wenn der Holländer auf ſeinem Dache ſitzt, ſagt Raynal, und von weitem das Meer ſieht, wie es achtzehn bis zwanzig Schuh über dem Boden ſeines Landes erhaben iſt, wie es brüllend gegen die Dämme ſtürzt, die er ihm entgegenbaute: ſinnt er und denkt bei ſich, früher oder ſpäter wird jenes wilde Ungeheuer Meiſter. Dann wird ihm ſeine unſichere Heimath verächtlich; ſein Haus von Holz oder Stein in Amſterdam iſt dann nicht mehr ſein Haus. Das Schiff iſt ſeine Zuflucht, ſein Vaterland; nach und nach wird er gleichgültiger, und ſeine Sitten nehmen das Gepräge dieſer Idee an. Ihm iſt das Waſſer, was andern Volkern die Nachbarſchaft der Vulkane.

Wenn (fährt Raynal fort) zu dieſen phyſiſchen Urſachen, welche die Vaterlandsliebe lähmen müſſen, einſt noch der Verluſt der Freiheit kommen ſollte: würden die Holländer nicht ein Land verlaſſen, welches nur durch freie Menſchen

Abälline. Ja, ich habe ſo meine eigne Maxime in der Todestaxe. Seht nur, je rechtſchaffner der Mann iſt, je theurer laß ich mir ihn bezahlen; denn Rechtſchaffenheit iſt ſelten in der Welt, wie ein weiſſer Rabe, man kann ſo was nicht alle Tage niederſtoßen. Je verdorbner und ſchlechter mein Mann iſt, um ſo billiger laß' ich mich finden. Iſts gar ein ausgemachter Schurke, ſo ſchaff ich ihn ſpottwohlfeil aus der Welt, und Euch, zum Beiſpiel — umſonſt.

Memmo. Der Kerl iſt ſehr ſpasshaft.

Parozzi. (die Börſe verlangend.) Du läßt Dich handeln.

Abälline. Um keinen Heller. Ich verſprech' Euch, als ein ehrlicher Kerl, daß, wenn Ihr mir mein Geld gebt, der Procurator Dandoli ſeine Augen auf ewig ſchließt. Er hänge am Himmel, oder verkehre ſich in der Hölle, ich finde ihn und treffe ihn.

Contarino. Was ſoll man thun? Werft zuſammen.

Parozzi. (wirft ihm die Börſe zu.) Zweihundert!

Contarino. (gibt ihm die ſeinige.) Hundert!

Falieri. (desgleichen.) Hundert!

Memmo. (verdrüßlich ſeine Börſe hingebend.) Auch noch hundert.

Abälline. Hi, hi, gute Nacht, Ihr Herrn!

Herrn! morgen iſt kein Dandoli mehr in der Welt! — (ab.)

Alle. (greifen zu den Gläſern und füllen ſie.) Luſtig! noch eins getrunken!

Memmo. Es iſt ein grimmiger Kerl der Abällino.

Parozzi. (trinkt.) Abällino ſoll leben!

Alle. (trinken.) Abällino ſoll leben!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Im Garten des Dogen Andreas Gritti.)

Der Doge Andreas Gritti. (allein.)

(Er ſitzt auf einer Raſenbank, mit verſchlungenen Armen ſchwermüthig vor ſich hinausſtarrend da.)

Nun endlich, werd' ichs müde zu regieren. — O Venedig, belohnſt du mich ſo? belohnſt du ſo die Wunden, welche ich in fünf Schlachten für dich auffing? ſo die ſorgenvollen, ſchlafloſen Nächte, welche ich für dich mit zärtlichem Kummer durchwachte? Venedig, Undankbare belohnſt du ſo? — Furchtlos hebt das Laſter ſein Drachenhaupt empor; Mörder halten Triumphe und Edle bluten unter ihren Dolchen! — (mit einem tiefen Seufzer.) Mein Dandoli! warum fielſt du nicht unter den Mauern von Scardona, dann wärſt du gefallen, als ein Held in ſeiner ſchönſten Laufbahn! —

(indem er aufſteht und einige Schritte von ſich hingeht.)

Abäl-

Abälino, wenn wir einſt rechnen werden, du ſollſt mir dieſe ſauern Minuten mit deinem Blute ſchrecklich — ſchrecklich wieder bezahlen.

Zweiter Auftritt.

Gritti und Canari.

Gritti. Nun, lieber Canari?

Canari. (in dumpfer Betrübniß.) Es iſt gewiß?

Gritti. (niedergeſchlagen.) Gieb mir Deine Hand, alter Waffenbruder. Du biſt ja nun noch der einzige, den ich habe. — Unſer ſchönes Triumvirat iſt ſchändlich zerriſſen worden.

Canari. Schändlich!

Gritti. In der Welt hat man ja nichts, nichts was ein reines Vergnügen gewährt, was uns in der Jammerſtunde aufrecht erhält und aus den Wermuth des Lebens wieder verſüßt, als — die Freundſchaft. Ich hatte Freunde (mit thränendem Blick gen Himmel.) Ich hatte ſie! Drei Freunde nur, durch mein ganzes Leben; und ich bin ein halbes Jahrhundert alt worden. — Guiscardo von Corſu verlohr ich in einer Seeſchlacht. Sein Schiff ging zu Grunde. Ich ſah ihn noch commandiren. Und als er ſank, ſtreckte er ſeine Hand nach meinem Schiffe,

Schiffe, als wollt' er mir Valet ſagen. — Mein andrer war Dandoli! — Er war!

Canari. (ſinnend.) Und wir ſtehn noch allein übrig hier.

Gritti. Du, Canari, biſt nun der lezte. Laß uns Freunde bleiben, ſo lange wir noch ſo beiſammen wohnen. Wir ſind alt, und über ein Kleines ſind wir mit Dandoli wieder verbunden. Laß uns Muth faſſen. Das Laſter wird nicht ewig über die Tugend ſiegen.

Canari. (ſich das Auge trocknend.) Und eine männliche Thräne dem Schatten unſers erſchlagnen Dandoli entehrt unſer Auge nicht. — Er wird nun nicht mehr Gelegenheiten ſuchen, freundſchaftlich mit mir zu badern; wird nicht mehr — — Doch, weg damit. Es ſey vorüber! — Ich kam nur hieher, gnädigſter Herr, um Euch zu ſagen, daß man den Leichnam des guten Procurators noch nicht gefunden habe, wiewohl es gewiß iſt, daß ihn der Böſewicht, zur Verheelung ſeiner Mordthat in den Kanal hinabgeſtürzt hat. Man hat nicht nur Dandolis Baret, welches er im Hauſe zu tragen pflegte, im Waſſer gefunden, unweit der Rialto-Brücke, ſondern auch Spuren vom Blut gegen den großen Kanal zu.

Gritti. Entſezlich!

Canari. Alle Fiſcher und Gondeliers ſind geſchäf-

geschäftig den Leichnam des Ermordeten aufzutreiben. Die Wachen sind allenthalben verstärkt und die Patrouillen sollen von nun an die ganze Nacht durch die Straßen ziehn. An allen Straßenecken ist es ausgerufen worden, daß die Republik dem eine große Prämie verspricht, der den Mörder entdeckt, aber ...

Gritti. Sollt' es uns denn nie gelingen den Buben ausfindig zu machen?

Canari. Er hat sich schon selbst angegeben.

Gritti. (betäubt.) Wer?

Canari. (Zieht einen Zettel aus der Tasche.) Diesen Wisch fand man heute früh an die Hauptpforte der venetianischen Signoria angeschlagen.

Gritti. Was enthält er?

Canari. Ein neues Pasquill auf unsre Polizei! (er lies.) „Venetianer! Bemüht Euch nicht den Preis zu verdienen, welchen der Doge und seine Polizei auf meine Entdeckung setzen werden. Ich selber gebe mich hiemit an, und bekenne: Abällino war Dandolis Mörder, und wer ihn hascht, den will er königlich belohnen.“

„Abällino.“

Gritti. (mit schrecklicher Stimme.) Wer ist der Mensch, der so vermegen unsrer Vorsicht spottet, lachend das Gesetz unter seinen Füßen zertritt, das Strafgericht Gottes und die Wandelbarkeit

barkeit ſeines böllſchen Glücks nicht fürchtet? Wer iſt der Menſch, daß er ungeſtraft ganze Familien ins Elend ſtürzt und unſre Republik in Furcht und Schrecken ſezt? Ich begreif es nicht.

Canari. Er muß mit der Hölle in einem Bund getreten ſeyn.

Gritti. Ich kann mich noch aus meinen jüngern Jahren erinnern, daß man auf dem feſtem Lande, in Italien ganze Banditenheere geſehn hat, die ihre Könige unter ſich hatten. Es wurden kleine Armeen wider ſie ins Feld geſchickt und ſie wurden endlich doch beſiegt. Aber wem ſoll man wider dieſen unſichtbaren Meuchelmörder ausſenden, der vielleicht allenthalben am meiſten iſt, wo man ihn am wenigſten vermuthet?

Canari. Das iſts, was mich quält, und noch mehr als, alles, ich zittre nicht davor, daß auch ich ſeinem Dolche zur Beute werde; immerhin, ich bin mit Ehren grau worden, und kann nun immer dieſe Welt mit Ehren verlaſſen — aber mir graut für das Leben meines Flodoardo! — Dieſer unbändige Wageshals will ſchlechterdings nicht raſten, er will dieſen Abällino ausſpüren und ihn niederſtoßen wenn er ſich ſelbſt auf den Hochaltar hinflüchtete. Meine Bitten ſind vergeblich, ſich nicht

ſo

ſo offenbar der Gefahr in den Rachen zu ſtürzen. Er bleibt ſeinem Vorſatz getreu. Mit Thränen hab' ich ihn beſchworen, und endlich hat er mir verſprochen, noch einige Zeit ruhig zu bleiben, um abzuwarten, ob unſre Polizei glücklicher ſeyn wird, als bisher.

Gritti (beſorgt.) Um alles in der Welt, nein! ſagt dem Flodoardo, ich wolle dem die Hälfte meines Schatzes geben, der den Abällino ausliefert, aber — er ſolle ſich dem ſchrecklichem Feind nicht Preis geben, bei meiner ſchwerſten Ungnade nicht.

Canari. Und wenn ich ihm auch das ſagen würde ...

Gritti. Sendet ihn zu mir. Ich will ihn ſelber ſprechen, will ihn ſelber warnen, ihn ſelber bitten.

Canari. (dem Dogen traurig die Hand drückend.) Nun, das iſt noch ein Wort des Troſtes. Das will ich. Ihr gnädigſter Herr habt vielleicht einige Gewalt mehr über ſein Herz, als ich. Und ich — oder weiß es doch — ich liebe ihn ja ſo herzlich. Ich ſchicke ihn zu Euch. Er weiß es ſelber nicht, wie viel er uns gilt, und wie viel unſre Republik noch von ihm erwärtet! (will abgehn.)

Gritti. Ich begleite Euch. Der Kardinal Grimaldi hat Briefe von Rom empfangen,

die

die er mir mittheilen will. Aber ich bin zu allen Staatsgeschäften verdorben.

Canari. Und es bleibt dabei — Flodoardo erhält das Commando über das Kriegsschiff, welches im Hafen ausgerüstet wird?

Gritti. Es bleibt dabei. Der hohe Rath hat nichts dagegen eingewandt — das Patent soll ihm bald ausgefertigt werden.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Rosamunde, (unterm Arm eine Guitarre, sehr eifrig — mit den Augen umhersuchend.)

In dieser Gegend müßte sie doch seyn, denn hier wachsen die meisten — Ha, ha, ha, ha! da ist sie ja, an der Terrasse. O wie mühsam sie sucht und pflückt! damit geschieht Dir ganz recht, du gute Idnella. Das ist nun Deine Strafe. Ich wette, der liebe Flodoardo hat die Nacht kein Auge zugethan. — Aber wer weiß, ob sich die Männer auch wohl grämen können! —

Still, sie richtet sich auf, sieht sich um — wahrscheinlich suchet sie sich mich. — Ich will sie locken und mein Favoritliedchen singen, das kann sie ja auch nicht leiden, weil so viel Liebe darin ist. Desto besser. Sie muß vor-

geht

pelte Strafe leiden, erſtlich weil ſie mich, und zweitens weil ſie den armen Flodoardo gekränkt hat.

(ſie ſetzt ſich auf die Raſenbank und ſpielt und ſingt.)

Liebe, Liebe Kind des Himmels
Aller Welten Königin,
Durch die Graun des Weltgetümmels
Warſt du meine Führerin.
Früh hat mich dein Arm umſchlungen,
Früh dein holder Geiſt bezwungen,
Früh dein Roſenmund geküßt!

In dem Morgentraum des Lebens
Sog des Lebens erſte Luſt,
Stiller Wonne, frohen Bebens,
Ich, o Lieb' an deiner Bruſt!
Ja, von deinem Arm geſchaukelt,
Deinen Tändelein umgaukelt,
Floh zu früh des Lebens Traum.

Sie horcht! — aber laß ſie nur horchen, ich laſſe mich nicht ſtöhren. Nun kömmt der ſchönſte Vers:

Deinen Namen, deinen Stempel,
Trägt die Schöpfung immerdar,
Sieh der Himmel iſt dein Tempel
Und die Erde dein Altar —
Ja, ſo lange meine Augen
Noch den Reiz der Schöpfung ſaugen,
Ger' ich dich, o Liebe, an!

Vier-

blühend werden kann? Dies Kaufmannsvolk wird seinen Handel, sein Geld irgend anders wohin tragen. Jene Inseln Asiens, seine afrikanischen Comptoirs, seine Kolonien in der neuen Welt, alle Hafen Europens werden ihm Asyle öffnen. — Und doch! sieht man heutiges Tages die allgemeine Erschlaffung, den Durst nach Reichthum, den alles verschlingenden Kaufmannsgeist, den immer gewaltigern Hang zu Luxus und Bequemlichkeit, die fortschreitende Nachgiebigkeit für Erblichkeit der Oberherrschaft — was muß man erwarten? — Müssen nicht, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, die vereinigten Niederlande unvermerkt, ohne Blutvergiessen, ohne Gewaltthätigkeiten, unter die Monarchie gerathen?

So weit hatte Raynal richtig geahnet. Seine Weissagung, vor ungefähr vierzig Jahren ausgesprochen, da er für Holland noch nichts so sehr als die Präponderenz eines Erbstatthalters fürchtete, ist in Erfüllung gegangen; freilich aber aus andern Gründen und durch Verkettung von Ereignissen, die kein Sterblicher voraussehen konnte.

2.

Ehe die Völkerschaften, welche das flache Moorland zwischen den Mündungen der Schelde

Vierter Auftritt.

Roſamunde und Iduella.

Iduella. (mit einem Körbchen voller Veilchen am Arm.) Deine Stimme nimmt ſich im Garten allerliebſt aus.

Roſamunde. (mit angenommener Schwärmerei.) Bet' ich dich, o Liebe an! — Ha, ha, ha! Biſt Du nicht etwas böſe auf Roſamunden?

Iduella. Gar nicht. Du wollteſt mir meine Arbeit durch Deinen Geſang erleichtern.

Roſamunde. Nein, das wollt' ich aber gar nicht. Ich wollte Dich böſe machen.

Iduella. Böſe? ich ſoll Dir böſe werden? warum denn?

Roſamunde. I nun, weil — weil Du mich geſtern — — — ach, das ſind allerliebſte Veilchen. Aber nun iſt Dein Geſchäft noch nicht zu Ende — weißt Du wer dieſe Veilchen haben ſoll?

Iduella. Gewiß Dein Oheim?

Roſamunde. Falſch gerathen. Flodoardo! Flodoardo!

Iduella. (ſchüttelt den Kopf.)

Roſamunde. Das hilft Dir nun einmal nichts.

Iduella. So kannſt Du ſie ihm bringen. Er iſt izt auf dem Schloſſe.

Rosamunde. (lebhaft.) Wie? auf dem Schlosse, sagst Du? (indem sie davon will.) Warte, ich muß doch = = (sie kehrt wieder um.) Nein, das wäre beinah was Schönes geworden! — Geh Du hin, liebe gute Iduella, und gieb diese Veilchen dem Edoardo und sag zu ihm die zwei Worte: Freundschaft und Seeligkeit!

Iduella. Von Dir nimmt er sie gewiß lieber. Gieb sie ihm doch!

Rosamunde. Ich? das ist Dein Ernst nicht. Dann würd' ich ja roth werden müssen und mich schämen.

Iduella. Nun so müßt ich ja wohl auch roth werden?

Rosamunde. Behüte, behüte. Hat er Dir denn auch schon Veilchen abgefodert, und dabei gesagt, sie bedeuten Freundschaft und Seeligkeit? Und hast Du sie dann auch zerrissen?

Iduella. Und das hast Du gethan?

Rosamunde. Freilich. Aber daran bist Du allein Schuld. Du hättest mich vor ihm so sehr gewarnt, und nachher kam er zu mir. Davon laufen konnt' ich doch nicht; und eigentlich hatte ich ihn selbst aufgesucht — aber das bitt' ich, bleibt ein Geheimnis! Kurz, wir sprachen, und sprachen, ich glaube vom schönen Wetter, oder von dem häßlichen Abällino, oder sonst von

etwas.

etwas. Am Ende sprachen wir von der Schönheit eines Veilchens, von der Freundschaft, und wie wohl einem dabei wäre. —

Idulla. Niedliche Uebergänge!

Rosamunde. Nun bat er sich das Veilchen von mir aus — ach, ich verstand ihn wohl! — um das armseelige Blümchen wars ihm nicht zu thun, das wächst in allen Gärten, aber (indem sie mit einem bedeutenden Lächeln auf ihr Herz zeigt.) Freundschaft und Seeligkeit! —

Idulla. Wie nahmst Du Dich?

Rosamunde. O sehr schlecht, aber Du wirst wohl sagen, sehr gut. — Anfangs ward mir, da er so rührend bettelte, ganz wunderlich. Hat denn bei Dir noch keiner gebettelt? Da könntest Du Dir ohngefähr einen Begriff machen. Er stand so zahm, so demüthig vor mir und blizte mich dann zuweilen mit seinem schwarzen Auge so fodernd an: ich hätt' ihm wohl um den Hals fallen, ich hätte ihn küssen mögen. — (traurig.) Aber nun dacht' ich an Dich, Idulla, und vorbei war alles — vorbei meine Freude, vorbei mein Herzklopfen, vorbei meine Zutraulichkeit! — Ich zerriß die Veilchen und sagte ihm etwas, was ihm gewiß so unangenehm war, wie mir.

Idulla. Was willst Du nun thun?

Rosamunde. Frieden stiften, Frieden. —

Ich hab alles meinen Oheim erzählt, und ihn gefragt, ob ich den guten Flodoardo ein wenig lieben dürfe, aber nur ein klein wenig! — Und er sagte, weißt Du was?

Iduella. Ich bin neugierig.

Rosamunde. Er sagte — Nichts. Aber er lächelte und nikte freundlich mit dem Kopf. Heißt das nicht soviel, als wenn der Mund Ja sagt? — Und nun ward mit dem Frieden zugleich Deine Strafe beschlossen. — Nämlich, damit der arme Flodoardo wieder ruhig werde, sollst Du ihm nicht ein Veilchen, sondern diesen ganzen Korb voll überreichen, und dabei sagen: Freundschaft und Seeligkeit! Willst Du das, liebe Iduella?

Iduella. (verneinlich den Kopf wiegend.) Rosamunde!

Rosamunde. (Sie lacht.) O Du liebe Iduella, willst Du das?

Iduella. (ernst.) Nimm Dich in Acht. Eure Worte, Eure Handlungen sagen unter Euch beiden mehr, als Eure Herzen sich selbst eingestehn wollen. Mit Freundschaft ist wohl Seeligkeit, aber mit der Liebe ist tiefquälender Schmerz verbunden!

Rosamunde. (Sie fortfahrend.) Komm! komm! keine Liebe! behüte mich der Himmel;

nur Freundſchaft und Seeligkeit! nur Freundſchaft und Seeligkeit! (geht beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Doge Andreas Gritti und der Kardinal Grimaldi. (einhergehend.)

Gritti. Nein, Herr Kardinal, ich bin es zu feſt überzeugt, ſaget auch, was Ihr wollt.

Kardinal. (die Achſel zuckend.) So kann ich ſchweigen.

Gritti. Nein, ich bitte Euch ſehr, redet. Es iſt mir lieb, auſſerordentlich lieb, wenn ich von meinen Freunden, und beſonders über den räthſelhaften Fiedcardo etwas Neues erfahren kann.

Kardinal. Ihr nennt ihn doch alſo ſelbſt räthſelhaft, gnädigſter Herr.

Gritti. Ich nenn' ihn ſo, aber wahrhaftig nicht im unedeln Nebenſinn. Wollte Gott, ich könnte eben ſo nur die Hälfte der Venetianer räthſelhaft nennen, und traurig genug für unſer Zeitalter, daß man anfangen muß, die Tugend auf Erden für ein Räthſel zu halten.

Kardinal. (mit einem Blick gen Himmel.) Leider, leider!

Gritti.

Gritti. Aber der Mann, welcher mir ihn empfahl, iſt ein Biedermann, Canari iſt ſein Name; ein Mann, der in ſeinem Leben nicht gewohnt war zu lügen, ein Mann, der dem heiligen Vater zu Rom ſelbſt mit dreuſter Stirn die Wahrheit ſagen würde, ein Mann, wie, auſſer ihm, die Republik Venedig wenige aufſtellen wird.

Kardinal. Ich würde ſündigen, wenn ich je daran zweifeln wollte.

Gritti. Wohlan, ſo redet nun Ihr, Herr Kardinal. Ihr ſeht, wie überflüſſig es iſt und ſeyn würde mich auf Nachrichten vorzubereiten, die etwa übel klingen dürften.

Kardinal. Es wäre mir gewiß nie eingefallen, mich um dieſen Fiodoardo zu erkundigen, wenn mich nicht meine unbegränzte Liebe und Ergebenheit zu Eurer Perſon, gnädigſter Herr, verführet hätte: Und wenn man dann von ſichrer Hand gewiſſe Umſtände erführe, welche allerdings mit denen im Widerſpruch ſtehn, welche gewöhnlich vorgegeben werden: ſollte man dann ſchweigen? Wie, wenn ſelbſt der gute Name Eurer Familie darunter leiden und das Volk von einem geheimen Unwillen ergriffen werden ſollte: iſt es dann recht, dies alles zu verheelen?

Gritti. Redet nur, ich will gern einen

gedul-

geduldigen Zuhörer abgeben. — Aber noch einmal, Canari hat mich nicht betrogen.

Kardinal. Dies glaub' ich sehr gern. Aber laßt uns offenherzig eingestehn, daß wir nie das menschliche Herz ausstudieren werden. O, was wird in der Welt nicht alles unter dem Namen der Freundschaft feil geboten! Auch das Laster hängt ja den reizenden Schleier der Tugend um, wie wollte es sonst in den Familien der Rechtschaffnen Zutritt finden? — Jahrelang können wir mit einem Menschen umgehn, jahrelang können wir ihn beobachten, jahrelang kann er unsern Beifall fesseln, und zuletzt, wenn seine Pläne zur Ausführung gereift sind, stößt er uns doch hinterrücks in die Gruft des Verderbens.

Gritti. Das ist menschenfeindlich gedacht, wie es einem Priester des Christenthums nicht geziemt. — Doch zur Sache.

Kardinal. Jedem liegts doch daran zu wissen, mit wem er beisammen lebt. — Fiedeardo kam zu Euch, als ein Fremdling, und um Canaris willen nahmt Ihr ihn freundschaftlich auf. Er gab vor, aus der alten Familie der Fiedeardo's in Florenz abzustammen; er wußte die Sache sehr wahrscheinlich zu machen und Canari bildete sich ein, seinen Vater gekannt zu haben. Die Sache ist falsch. Er hat Euch, gnä-

gnädigſter Herr, belogen und ſeinen erſten Wohlthäter Canari dazu.

Gritti. (verächtl.) Das wäre boshaft!

Kardinal. Natürlich iſt izt die Frage: woher ich das wiſſe? und will ich nicht als ein verabſcheuungswürdiger Ohrenbläſer daſtehn, ſo muß ich mich rechtfertigen. Dieſer Flodoardo, er ſei nun, wer er ſei, und vor deſſen wirklichen Verdienſten ich immer Hochachtung behalten werde, dieſer Flodoardo, ſag ich, ſchien mir gleich anfangs, ich möchte ſagen verdächtig. Da ich das Glück habe, mit einigen florentiniſchen Familie des erſten Ranges in einer Art von Verbindung zu ſtehn, ſo nahm ich mir die Freiheit mich nach unſern Flodoardo und ſeiner Familie zu erkundigen. — Aber wie mußt' ich erſtaunen als man dort keine Spuhr von ihm wußte. Ich ließ es bei ſolcher Privatverſicherung nicht bewenden, ſondern bat um gerichtliche Beſtätigung ſolcher Nachricht von Seiten der ganzen Flodoardiſchen Familie, und (indem er Papiere hervorzieht und dem Dogen überreicht.) Hier iſt ſie.

Gritti. (indem er die Blätter flüchtig durchſieht.) Ich bin erſchrocken — Was iſt das?

Kardinal. Wenn nun auch dieſer ſogenannte Flodoardo wirklich der brayſte Mann von der Welt wäre: ſo ſcheint es mir doch nicht

ganz

ganz gleichgültig zu seyn, welche Art von Menschen, welche Art von Menschen die geheiligte Person unsers verehrungswürdigsten Oberhauptes der Republik umgiebt. — Es ist überhaupt doch nicht ganz gleichgültig, ob ein Abentheurer, oder ein anerkannter Biedermann sich seinem Herzen nahe drängt!

Gritti. (sehr entrüstet.) Ich sch es ein, ich fühl es!

Kardinal. Wollten wir uns jeder schmeichelnden Physiognomie, jedem süßhauchenden Redner überlassen, ohne weiter sein Innres und seine vorhergehenden Verhältnisse zu prüfen: so würden wir uns in hundert Fällen neun und neunzig mal selber hinters Licht führen. Einem Privatmanne wäre dies nur kaum verzeihlich, und einem Fürsten, dem seine Feinde von allen Seiten auflauern, dem sie die feingesponnensten Fallstricke zu legen wissen . . .

Gritti. Es ist wahr . . . ganz Unrecht habt Ihr nicht; ich begreif' es nicht, warum man mich so grob belog! (geht verdrießlich auf und ab.)

Kardinal. Wenigstens ist dem kalten Beobachter gern zu vergeben, wenn er für sich selbst die Frage aufwirft: Wer ist der sogenannte Fiesdoardo? Warum drängt er sich so ängstig on die Person des Dogen? — Wäre dieser Fiesdoardo nicht etwa ein Flüchtling, der sich vielleicht

leicht in irgend einer andern Weltgegend überflüssig gemacht hat, um in unserm Staate eine glänzende Rolle zu spielen, wäre er wirklich von einem guten Hause entsprossen: warum erborgte er sich dann den Namen einer ehrwürdigen Familie, und warum stiehlt er deren Glanz, um sich damit zu verherrlichen? — Aber ich will nichts gesagt haben. Behüte der Himmel, daß ich eine Unschuld verläumdete!

Gritti. Es ist ärgerlich, sehr ärgerlich!

Kardinal. Und diesem Manne wollt Ihr, gnädigster Herr, das Kommando über eines der vorzüglichsten Kriegsschiffe anvertrauen?

Gritti. Ihr habt durchaus Recht. Ich fühle hinlänglich meine zu voreilige Ergebung — Aber vertrauen? Seht, hochwürdigster Herr, nicht ein Kriegsschiff allein, meine eigne Person wollt' ich diesem Flodoardo ohne Zittern anvertrauen, denn ich weiß es, ich fühl es, solch ein Mann kann mich nicht betrügen!

Kardinal. Niemand sollte mehr, als der Menschenkenner, den schönen Wahlspruch lieben: unser Wissen ist Stückwerk!

Gritti. Ich sehe die Richtigkeit aller Eurer Einwendungen ein, aber ich behalte dennoch meinen Glauben an Flodoardos Rechtschaffen-

und Ems austrockneten und anbauten, einen eigenen Staat bildeten und Spaniens Joch abschüttelten, war ihr Leben ohne Einfluß auf die Schicksale anderer Nationen; ihre Geschichte ohne Interesse für den übrigen Welttheil. Roms Legionen drangen nicht bis zu jenen Sümpfen vor, wo der Schlamm der Flüsse, und was das Meer auswarf, bald neues Erdreich gebar, bald verschlang. Zu den Zeiten des Erdbeschreibers Mela hatten der Rhein-, der Vechtfluß und die übrigen dort, ganz andern Lauf und andere Mündungen. Noch im dreizehnten Jahrhunderte waren Norddholland und Friesland nur durch den schmalen Strom Flevo geschieden, und grünte da festes Land, wo sich jetzt ein weitläufiger Meerbusen vom Enkhuyser Sande und Takezyl in Friesland bis zu den Inseln der Zuyder See ausgewölbt hat.

Einzelne Fischerhütten lagen lange Zeit einsam auf den Sanddünen am Meere umher, nur vom Strandholze und Schilfe dürftig errichtet; bis die wachsende Menschenmenge von Morgen her drängte, die Sümpfe durch Kanäle und Graben trocken legte, das ungewisse Bett der Ströme befestigte, und den nagenden Wellen des Ozeans das übriggebliebene feste Land durch kostspielige, ungeheure Dämme entriß. Indem die Noth den Menschen zwang, den Gewässern erst den Boden,

ſchaffenheit. — Herr Kardinal, ſollten wir immer erſt klügeln, und prüfen und bedächtig die Erfahrung über den Menſchen befragen, bevor wir ihn liebten, ſollten wir aufgeben den Glauben an Seelengüte und Tugend, wo ſie uns freundlich aus Augen und Mienen und Worten eines Mannes, auch eines Fremdlings, entgegenlächelt — Herr Kardinal, ſo würde auf Erden keine Freundſchaft geſchloſſen!

Kardinal. (mit Achſelzucken.) Es iſt möglich!

Gritti. (mit ſtrafender Miene.) Es iſt bei Gott unendlich ſchöner: ſich zehnmal lieber betrügen laſſen, als einmal den Glauben an die Menſchheit verlieren.

Kardinal. Ja, ja, es iſt ſchöner; ich will's nicht läugnen. Aber, (mit ſcharfem Blick und bedeutendem Accent.) darf es die moraliſche Maxime des Fürſten ſeyn? Wo der Fürſt zehnmal betrogen wird, da wird auch das Land zehnmal betrogen! — (ſtark davon abſtehend.) Doch ich dächte, wir brächen ab. Ich habe nur meine Bemerkung über Flodoardo mittheilen wollen, und zugleich die Geſinnung des Volks über ihn.

Gritti. Ich bin Euch meinen Dank ſchuldig. Aber was ſprecht Ihr da vom Volke? hat ſich dieſes ſchon geäuſſert?

Kar-

Kardinal. Ihr wißt ja, gnädigster Herr, daß das Volk sogern über die Handlungen der Grossen kunstrichtert, und auf einem sehr natürlichen Wege oft mehr entdecken kann, als die Grossen, umschanzt von ihren Creaturen, jemals wissen können. — Das Volk frägt, und wer will ihm die Fragen verübeln: Wer ist der Flodoardo? warum drängt er sich zu der geweihten Person unsers geliebten Dogen?

Gritti. Und die Antwort?

Kardinal. Ich will sie Euch, mit Eurer gnädigsten Erlaubnis, eben so ehrlich auftischen. Da heißt es: Flodoardo liebt nicht den Dogen, liebt nicht etwa mit brennendem Eifer unsre Republik: sondern — die schöne Rosamunde von Corfu!

Gritti. Eine boshafte Bemerkung!

Kardinal. Aber wie, wenn sie nun richtig — ich will nicht sagen: wäre — sondern, seyn könnte?

Gritti. (mit tiefem Sarkasmus.) Seyn könnte? — ich geb' es gern zu, sie könnte es seyn! — aber das ist ja doch keine Sünde.

Kardinal. Man weiß sich sogar schon allerlei Anekdoten von Flodoardo und Eurer schönen, liebenswürdigen Nichte zu erzählen. Zum Beispiel, wie Flodoardo alle Künste verschwendet habe, Rosamundens unbefangnes

Herz

Herz zu feſſeln. Aber, ſagt man, Roſamunde, habe ihm doch widerſtanden, obgleich ſie ihm nicht abgeneigt wäre. Kurz Flodoardo habe mehr, als einmal ein förmliches Körbchen von ihr erhalten; der junge Herr, welcher ſonſt nirgends bei den Weibern Widerſtand zu finden gewohnt war, habe eine ſinnreiche Rache ausgeſonnen, und einen ſchlechten Kerl beſoldet, der von der Geſtalt der häßlichſte unter der Sonne war. Dieſer mußte ſie im Dolabellischen Garten überfallen, und ſie nicht nur recht herzlich küſſen, ſondern ſie förmlich zu ſeiner Braut einweihn.

Gritti. Das iſt gottlos erlogen.

Kardinal. Relata refero. Nicht mehr, als ich ſelbſt gehört habe. Inzwiſchen iſt ſo viel gewiß, daß die liebenswürdige Roſamunde ſeit jener Zeit der einzige Gegenſtand der Mediſance, und der Unterhaltungsſtoff aller müßigen Schwätzer und Schwätzerinnen geworden iſt. Man nennt ſie izt allenthalben in Venedig nur geradehin die Banditenbraut.

Gritti. (aufgebracht.) Herr Kardinal, izt iſts genug. Mehr hab ich nicht Luſt und Geduld anzuhören. Ich danke Euch unterdeſſen recht ſehr für die mitgetheilten Nachrichten, und dieſe Papiere der Flodoardiſchen Familie werdet

Ihr

Ihr mir noch einige Zeit erlauben. Ich werde den besten Gebrauch davon zu machen wissen.

Kardinal. Nur würd' ich bitten, bei allem, was daraus entstehn dürfte, meinen Namen nicht ins Spiel zu mischen. —

Gritti. Seht dort hinten nicht Canari? Er kömmt den Heckengang herunter. Desto besser. Die Sache soll sich bald entwickeln.

Kardinal. (mit einer Verbeugung.) Nur wünscht' ich kein Zeuge des Auftrittes zu seyn; überdies müssen die Papiere mehr, als meine eigne Aussage beweisen können. — Ich empfehle mich Eurer Gnade. (ab.)

Sechster Auftritt.

Der Doge (allein.)

Ein unausstehlicher Mensch! — ich erschrecke, so oft ich ihm begegne, denn er ist mir von jeher ein Hiobsbote gewesen! — aber das traurigste ist, daß er diesesmal recht hatte, daß ich nicht im Stande war, ihm zu widersprechen! (nachdenkend.) Flodoardo! Flodoardo! Hättest Du mich betrügen können, hätte wirklich deine ehrliche Miene geheuchelt, dein ehrliches Auge belogen mich und meinen Canari belogen: so verantworte du's, wenn mein Herz von nun an jedem freundlichen Gefühl gegen Menschen verschlossen bleibt.

Sie

Siebenter Auftritt.

Der Doge und Canari.

Gritti. Gut, lieber Canari, daß Ihr kommt; ich hätte Euch aufsuchen müssen.

Canari. Die Deputirten aller Departements sind eben im Audienzsaale versammelt, wegen des unglücklichen Dandoli . . .

Gritti. Ich bin nicht gestimmt sie zu empfangen, geschweige Condolenzen anzunehmen. Vertretet Ihr meine Stelle diesmal, Canari. Aber vorher müssen wir ein ernstes Wort mit einander reden.

Canari. Ich gehorche.

Gritti. (unruhig auf- und abgehend.) Nur einen Augenblick Geduld.

Canari. Ihr scheint sehr bewegt zu seyn, gnädigster Herr.

Gritti. Wohl möglich!

Canari. Darf ich den Grund dieses Mismuths nicht erfahren?

Gritti. O ja. Alles, alles.

Canari. (beobachtet ihn schweigend.) — Gnädigster Herr . . .

Gritti. (auf ihn zugehend.) Canari! (mit einem durchdringendem Blick.) Canari, wir waren von jeher Freunde!

Canari. Das waren wir. Und von je-

her

her hab' ich nichts heiligers, nichts Angenehmers gekannt, als dieſe Freundſchaft.

Gritti. Wirklich, Canari?

Canari. Es muß etwas Seltſames vorgefallen ſeyn, daß Ihr zu dieſem zweifelhaften Tone gerathet. Ich war nie gewohnt ihn von Euch zu hören.

Gritti. Ja, es iſt etwas Seltſames vorgefallen!

Canari. (noch immer ruhig.) Darf ichs denn wiſſen. Betrifft's auch mich?

Gritti. Sehr. Euch und mich und unſern hoffnungsvollen Liebling.

Canari. Flodoarden?

Gritti. (mit feſtem, nichtsirrlichem Tone.) Sagt mir, wer iſt dieſer Flodoardo?

Canari. (verwundert.) Verzeiht, die Frage iſt mir dunkel.

Gritti. Und mir noch immer die Antwort. Wer iſt dieſer Flodoardo?

Canari. Was ſoll ich eigentlich hierauf zur Antwort geben? Ihr ſelber, gnädigſter Herr, kennet ja ſein Aeußres und Innres, ſo gut, als ich ſelber. Er iſt nichts mehr und nichts weniger, als was er ſcheint, und wozu ihn Eure Gnade erhoben hat.

Gritti. (argwöhniſch.) Eure Antworten gefallen mir nicht. — Lieber, ehrlicher Canari,

es

es liegt mir alles daran, den Flodoardo näher zu kennen; ich muß ihn ganz kennen; sagt mir nur, bei unsrer Freundschaft beschwör' ich Euch, kennet Ihr ihn schon ganz?

Canari. (mit Festigkeit.) Soviel man den Menschen, die tausend Nebenfalten seines Charakters abgerechnet, überhaupt zu kennen im Stande ist — ganz.

Gritti. Ich will nicht vom Charakter reden, sondern von der Geburt, von dem Herkommen dieses Flodoardo. Es liegt mir alles daran, es zu wissen. Wissen muß ich, mit wem ich umgehe, wem ich eigentlich mein Vertrauen schenke. Die Venetianer hätten Ursach auf mich zu grollen, wenn ich einem unbekannten Fremdling, vielleicht einen bloßen, irrenden Glücksritter zum Freund erhöhe, ihm den Weg zu den glänzendsten Ehrenstellen der Republik eröffnete und dagegen eingeborne Landeskinder zurücksetzte.

Canari. Er ist ein Landeskind, geboren im venetianischen Gebiet, und irr' ich nicht, selbst in dieser Stadt.

Gritti. Was sagtet Ihr mir einmal von seiner Familie?

Canari. Ich sagte, sie sey eine der ältesten und merkwürdigsten; sagte, daß seines Geschlechtes Stamm schon damals herrliche

Zweige trug, als das Geschlecht der Gritti, Canari und Dondoli noch unter den wilden Gesträuchen keimte; und ich glaube, ihre Ceder grünt noch und giebt berühmte Zweige von sich, wenn unsre Familien rings umher ausgestorben sind, wie dürres, schwaches Pflanzwerk.

Gritti. Glaubt Ihr dies? habt Ihrs nie anders gewußt? heißt er Flodoardo?

Canari. (schweigt betreffen.)

Gritti. Antwortet!

Canari. Ich glaub es; habs nie anders gewußt. Er heißt Flodoardo.

Gritti. O, das ist schändlich. Canari, so hat er uns wahrlich beide belogen, denn Ihr könnt mich unmöglich hintergehn. — (zieht die Papiere des Kardinals hervor.) Die Familie der Flodoarder verläugnet diesen Flodoardo; sie will nichts von ihm wissen. Nun mags der Himmel wissen, mit wem wir uns eingelassen haben. Pfui, so alte, graue Männer, wie wir, und lassen uns so betrügen! — da, leset nur diese Familienurkunde!

Canari. (wendet sich ab um seine Bestürzung zu verbergen.) Gott im Himmel!

Gritti. (ihm nachgehend.) Nehmt doch die Papiere hin. Was ist das? Ihr habt Eure Farbe verändert?

Canari.

Canari. (vorlegen.) Gnädigſter Herr . . . (nimmt das Papier.)

Gritti. Ich glaubs Euch; glaubs Euch gern. Mir ergings nicht beſſer. Aber leſet nur.

Canari. (durchſieht flüchtig die Schrift.) Ich mags nicht leſen.

Gritti. Faſſet Euch! Nun müſſen wir ſchlechterdings hinter die Wahrheit gelangen. Sey der Flodoardo, wer er wolle: ſo bleibt es unedel, uns beide ſo zu täuſchen. Ich bin in der That ſehr aufgebracht.

Canari. (mit Wärme.) Nein, beide hat er uns nicht hintergangen, gnädigſter Herr. — Ich ſehe, es iſt verrathen, was Geheimniß bleiben ſollte. — Flodoardo verdient Euren Groll nicht.

Gritti. (verwundert.) Was iſt das wieder? Wißt Ihr . . .

Canari. Ich weiß es, aber auch nur ich allein, und ich darf nichts verrathen. Ich habe ihm Verſchwiegenheit angelobt; kein Menſch ſoll mich dahin bringen, etwas zu offenbaren, was er nicht will. Es iſt richtig; Flodoardo hat keine Gemeinſchaft mit der Florentiniſchen Familie, aber ein Vagabond, ein wandernder Glücksritter iſt dieſer Flodoardo nicht.

Gritti. (beleidigt.) Canari, ſo ſeid auch Ihr mir treulos worden?

Canari. (empfindlich.) Gnädigſter Herr, dies iſt der erſte Vorwurf, das erſte harte Wort, welches ich von Euch hören muß. — Es kränkt! aber ich nehm es hin, weil es um Fiodoardo's willen iſt.

Gritti. So weiß ich dann nicht mehr, an wen ich mich anſchließen ſoll — ich ſtehe mitten in meinem Hauſe, mitten in meinem Vaterlande unter Fremdlingen. — (mit Herzlichkeit.) Canari, hab' ich jemals ein Geheimniß vor Euch gehabt? Lag mein Herz nicht immer aufgeſchloſſen vor Euch da, wie ein offner Brief? — Canari, warum belohnt Ihr mich ſo?

Canari. Genug, gnädigſter Herr, Ihr ſollt alles erfahren, alles! aber nicht von mir, ſondern von ihm ſelber. Ich habe keine Vollmacht, ſeine Geheimniſſe auszuplaudern — er ſelber ſoll ſich rechtfertigen. Aber dann werdet Ihr auch erfahren, daß Euch der alte Canari nie belog, nie — zum Verräther an Euch ward! (will fortgehn.)

Gritti. (ihn zurückhaltend.) Lieber, guter Canari, Ihr ſcheint auf mich zu zürnen. Nein, wir wollen dennoch Freunde bleiben!

Canari. Aber der alte Canari iſt kein Verräther — bei Gott, das iſt er nicht. Wir haben mit einander gefochten, Gritti, haben mit einander Leid und Luſt getragen. Für Euch,

dann dem Boden die kärgliche Nahrung abzukämpfen, entstand in diesem Niederlande ein hartes, ausdauerndes, gewerbsames, thätiges Volk, unverzagt in Gefahren, sparsam, kühn auf dem Meere, erfinderisch, allen Bequemlichkeiten fremd.

Nur in der Freiheit konnte hier ein Volk gedeihen; der Aufwand eines schwelgerischen Hofes würde diese werdenden Fluren bald wieder in Moor und Sanddüne verwandelt, die kleinen Fischerflotten zerstört und die rege werdenden Werkstätten verödet haben. In der That genossen die Städte und Dörfer der Niederlande, wie sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert sammelten und mehrten, großer Freiheit unter allen Fürsten, deren Zepter über das Niederdeutschland bis zur Nordsee in verschiedenen Zeiträumen herrschte.

Als Roms Macht vergangen war, und die Franken ihr Reich zwischen Rhein und Pyrenäen aufgerichtet hatten im fünften Jahrhunderte, ward das Niederland nicht zu demselben gezählt, sondern zu Deutschland überhaupt. Wie überall, auch hier formten sich nach den Völkerwanderungskriegen einzelne Große und Mächtige, welche als Herren und Grafen größere und kleinere Gebiete regierten, schützten, und wieder mit dem Streben nach Unabhängigkeit Mächtigern zinsbar wurden. Die Städte erwarben schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Munizipalrechte. Die meisten

Euch, Gritti, hab ich den Hieb mit meinem Schädel aufgefangen, der dem Eurigen zugedacht war, als die Türken bei Sabioncello enterten! — Und der Mann iſt kein Verräther, der ſein Leben für den andern in die Schanze ſchlägt.

Gritti. (gerührt.) Canari! (Seine Hand ergreifend.)

Canari. (bewegt.) Gritti!

Gritti. (ihn umarmend.) Wir ſind Freunde!

Canari. (ihn küſſend.) Freunde! (indem er ſich losreißt.) Flodoardo war noch vor einer Stunde oben; ich werd' ihn herführen. Er mag ſich ſelbſt vertheidigen.

Gritti. Deſto beſſer.

Canari. Ich führe ihn her! (eilig ab.)

Achter Auftritt.

Der Doge (allein.)

Der alte, wunderliche Hitzkopf! war er nicht Feuer und Flamme für ſeinen Flodoardo? — Er iſt noch immer derſelbe, der er in ſeinen jüngern Jahren war — und auch ich immer derſelbe, der Gutherzige, Leichtgläubige, wenn es darauf ankömmt, immer das Beſte von dem menſchlichen Herzen zu denken. — (traurig umhergehend.) Dandoli, Dandoli! nur daß ich

Dich

Dich verlieren mußte! o, wer wird dieſe blutende Wunde einmal wieder heilen?

Neunter Auftritt.

Abällino. (aus dem Gebüſche hervorſpringend.)

Abällino, Ich, wenn Du willſt!

Gritti. (erſchrocken zurückprallend.) Wer biſt Du?

Abällino. Der Mann der Deinen Dandoli erſchlug, übrigens Dein und der Republik allergetreuſter Diener.

Gritti. (der ſeine ganze Geiſtesgegenwart verloren hat.) Ich — Menſch — wie kommſt Du hieher?

Abällino. Wie ich hieher komme? auf dem natürlichſten Wege. Alle Gondeln in Deinem Venedig hab' ich gepachtet; alle Wachten, Thürhüter und Sbirren ſtehn in meinem Solde.

Gritti. (ſich ermannend.) Was willſt Du, Ungeheuer?

Abällino. (freundlich grinſend.) Mich Dir zeigen. Denn man hat mir geſagt, Du habeſt den Abällino einmal an der Tafel gelobt und gerufen: Schade daß der Kerl nicht an der Fronte einer Armee ſteht; ich mögte ihn kennen, nur einmal ſehn! — Nun will ich Deinen Wunſch erfüllen.

Gritti. (schaudernd.) Du bist ein fürchterlicher — abscheulicher Mensch!

Abälline. Fürchterlich? hi, hi! das freut mich von den Lippen eines venetianischen Herzogs zu hören. — Abscheulich? das mögt' ich nicht sagen. Freilich mein Aushängeschild zeugt von einem abscheulichen Handwerke, aber, Doge, was meinst Du? vielleicht sind wir beide die größten Männer Venedigs, Du in Deiner, ich in meiner Art.

Gritti. (unwillig lächelnd.) Elender!

Abälline. O lächle nicht so ungläubig. Erlaub' es immerhin, daß ich mich, als Bandit mit einem Doge vergleiche. Dein seidner Rock, und mein grober Kittel machen unter uns nur einen kleinen Unterschied. Der Purpur macht nicht zum großen Mann und der Bettelstab nicht zum kleinen. Weißt Du das nicht? — Hi, hi! ich denke immer, man darf sich mit dem vergleichen, mit wem man sich messen kann.

Gritti. (macht Mine, ihn zu verlassen.)

Abälline. (schmunzelnd.) Nicht doch! nur einige Augenblicke verzögre noch! Denn das Ohngefähr führt solch ein Paar große Männer nicht sobald wieder auf diesen kleinen Landstrich zusammen! Bleib doch!

Gritti. (mit Hoheit.) Höre, Abälline, Du hast

haſt große Talente vom Himmel empfangen, warum wucherſt Du mit denſelben nicht beſſer? — Ich verkündige Dir hiermit völlige Verzeihung und Amneſtie über alles das, was geſchehn iſt, unter der Bedingung, daß Du mir den nennſt, der Dich zu Dandolis Morde gedungen hat, und daß Du das Gebiet der Republik augenblicklich verläſſeſt.

Abällino. Hi, hi! Du verkündigſt mir Pardon? Du? und Du mir? Doge, bin ich denn izt in Deiner Gewalt, oder Du in der meinigen? — Aber laß das gut ſeyn, geſezt das wäre alles nicht, ſo bin ich doch längſt über die Grillen hinweggeſprungen. Menſchen können mir für meine Sünden keinen Ablas ertheilen; und an jenem Tage, wenn alle Menſchen ihren Schuldbrief vorzeigen, dann werd' ich auch noch immer den meinigen aufweiſen können. — Du willſt den Namen deſſen wiſſen, der mich zu Dandolis Ermordung bezahlte? Dieſen Namen ſollſt Du mit der Zeit erfahren, aber heute nicht. — Du ſagſt, ich ſoll das Gebiet der Republik meiden? — Warum? aus Furcht vor Dir? hi, hi! aus Furcht vor der Republik? — ha, die fürchtet wohl den Abällino, aber Abällino fürchtet ſie nicht!

Grimi. Du biſt ſehr keck. Glaubſt Du, Böſe-

Böſewicht, glaubſt Du, daß die himmliſche Langmuth Dir immer durch die Finger ſehn werde? Weißt Du nicht, daß ein Gott über den Sternen richtet, der Dich endlich finden, endlich fürchterlich richten wird?

Abällino. Das weiß ich und wenns darauf ankäme, hielt ich Dir noch eine beßre Bußpredigt. Drum bitt' ich Dich, laß das alles gut ſeyn. — Aber höre, haſt Du einmal Luſt zu predigen: dann laß mich nur rufen, ich will Dir Texte vorlegen, worüber Deinen Zuhörern das kalte Fieber anwandeln ſoll. Ihr großen Herrn müßt Euch immer im Ringe umherdrehen, und könnt nicht hinſchaun, wo unſre Augen all hingaffen dürfen. Eine Abendpromenade ſollteſt Du nur mit mir machen, ſo in manchen Winkel, wo keine Laterne brennt, oder hinter der Mauer, wo niemand geht, als das ſechſte Gebot auf den Kauf!

Gritti. Und ich würde allenthalben kein größres Ungeheuer erblicken, als immer Dich.

Abällino. O ſtill, ſtill! Es giebt noch Menſchen in der Welt, neben welchen ich, und wenn ich ſchwarz wie der Teufel wäre, ſchneeweis wie ein Engel erſcheinen würde. Fromme Kinder zum Beiſpiel, die ihre Eltern, wenn ſie zu lange leben, zur Thür hinaus werfen, oder in ein Loch, wo ſie ſich langſam zu Tode grämen

men können; Advokaten, die das Vermögen der Wittwen und Waisen in einem Frühstück verprassen und dann die Bettler ins Arbeitshaus sperren; Pfaffen, die sich die Lungen zerheulen über das Verderben der Welt, Meinungen und Ueberzeugungen im Lande zur Contrebande machen, und das freie Gewissen in den Bock spannen, inzwischen sie sichs selber nicht übel nehmen, dem Himmel ein X für U zu machen.

Gritti. Du bist ein Original!

Abällino. Das ists, wonach ich ringe. Leben wir nicht in der erbärmlichen Zeit, worin man von dem am meisten spricht, was man am wenigsten hat? Originalität schallt von allen Zungen, und alltägliche, platte Alltagsgeburten kriechen in jedem Winkel herum. —

Gritti. (ihn mit den Augen mustrend.) Abällino, Schade, daß Du im Ungeheuern Original bist; aus Dir hätte ein andrer Mann werden können.

Abällino. Nie mehr, als was ich izt bin. Glaubst Du, daß ich mich meiner Rolle schäme? Sieh, Doge, wenn Jahrhunderte einst untergegangen sind, und man das, was izt Gegenwart heißt, graue Vorzeit nennen wird; wenn man die weitläuftige Geschichte unsrer Zeit in ein paar Worte compendienmäßig zusammenschmelzen wird: dann wird in der Historie

von

von Venedig nur noch Dein Name neben den meinigen genannt werden.

Gritti. Keine reizende Nachbarschaft. — Noch einmal, Abällino, verlaß' unsre Republik!

Abällino. Biete Dein ganzes Land wieder mich auf, ich sage: Nein! und bleibe; denn, Doge, Du solltest es wohl nicht glauben, ich . . . Doch was frägst Du noch meinem Herzen! Unter einer einzigen Bedingung aber will ich Deine Staaten räumen.

Gritti. Und die wäre? Willst Du zehntausend Goldstücke?

Abällino. (ärgerlich.) Ich gäbe Dir selber gern zehntausend Goldstücke, wenn Du Deine häßlichen Worte ungesagt machen könntest. — Nein, höre, gieb mir Deine Nichte, Rosamunde, die Tochter des Guiscards von Corfu, zur Gemahlin! (ernst) Unter keiner andern Bedingung wirst Du mich los.

Gritti. (erzürnt, mit tiefer Verachtung.) Unmensch!

Abällino. Hi, hi! Du willst nicht?

Gritti. Verlaß mich, oder ich schreie Gewalt, und wenn Du mich auf der Stelle niederstoßen wolltest.

Abällino. Ich habe noch Lust zu plaudern; und Dein Schreien würde Dir nichts helfen, weil rings um Dich herum meine Wa-

chen

chen stehn. Glaubst Du, daß Absalino sich so unbeschützt hinstellen würde? Absalino besoldet seine Trabanten, so gut, wie der erste italiänische Fürst. — Du willst nicht Rosamunden geben?

Gritti. (zieht den Dolch.) Den Rabenstein, Bandit!

Absalino. Wohlan, so denke an das Wort, welches Absalino in dieser Stunde zu Dir sprach: Ehe will ich nicht ruhn, ehe soll kein fröhlicher Morgen für mich anbrechen, bevor Rosamunde nicht die meine ist! — Rauben will ich sie Dir nicht, und gewaltsam sie Dir nicht von Deinem Arme reißen, Du selbst sollst mit thränenden Augen mir das Mädchen überliefern, Du selbst sollst mich zu Deinem Eidam erkiesen, Du selbst mich zur Brautkammer mit ihr führen! — So wahr ich lebe, und so wahr der blaue Himmel über uns wohnt.

Gritti. Tollhäusler, so müßte die Natur Wunder gebären, oder ich vor der Zeit kindisch werden. Noch einmal und zum letztenmal, Absalino, wehe, wenn ich dereinst, als Richter, vor Dir stehe!

Absalino. Das Wort hat keinen Sinn für mich.

Gritti. Absalino, höre noch meine Warnung, da es Zeit für Dich ist. Fodre Geld und Gut,

Gut, ich gebe Dirs. Und wenn die Republik eine Million an Dich verlöhre, ſo würde ſie dennoch gewinnen, wenn Du ihre Luft nicht verpeſten wollteſt!

Abällino. Noch einmal, beſinne Dich! — In vier und zwanzig Stunden ſind Fiodoardo und Canari zum Teufel. Dann ſprich: Abällino hats geſagt!

Gritti. (ſtaunend.) He! heda! hieher!

Abällino. (zieht ſchnell ein Terzerol hervor und ſchießt es dicht vor dem Dogen in die Luft ab.) Adio! (er entſpringt durchs Gebüſch.)

Gritti. (taumelt zurück und ſucht erſchrocken den Abällino.) Wo iſt er? — Was iſt das? — Ich komme von Sinnen! — Iſt denn kein Gott mehr im Himmel, der mit ſeinem Donner dieſen Fürchterlichen zerſchmettert? — (Pauſe.) O, ruhig, ruhig nur, daß ich meinen Geiſt ſammle, und mich faſſe. Es ſoll anders werden! noch will ich nicht verzweifeln, weil noch das Auge der Vorſehung über uns wacht. Ueberliſtet und verrathen kann die Tugend, verfolgt und gekränkt kann ſie werden, aber überwunden nie.

Zehnter Auftritt.

Andreas Gritti und Canari.

Canari. (kömmt ehemlos dahergerannt) Gnädigster Herr ... ich suchte unsern Flodoardo ... allein ...

Gritti. Ruhig, ruhig! laßt Euern Flodoardo — und wenn er der Sohn eines Bettlers wäre, ich würde ihn lieben, denn er steht auf die Proscriptionsliste des Abälino. Er muß gewiß ein Biedermann seyn. Canari, lieber Canari (ihm wohlmeynend die Hand drückend) auch Ihr!

Canari. Alle Dunkelheiten, alle Räthsel über die neusten Begebenheiten von Venedig sind mir nun aufgeklärt. - Höret mich nur. Ich bin noch außer mir selber.

Gritti. Ich will nichts hören, lieber Canari, nur eine Bitte hab ich, verlaßt meinen Pallast nicht, ohne eine Bedeckung mit Euch zu nehmen. — Ihr sollt ermordet werden — Euer Leben ist schon bezahlt.

Canari. Was acht ich mein Leben, ich habe dem Tode mehr als einmal frei geboten — aber das Wohl und Weh unsrer Republik schwebt itzt in Todesgefahr.

Gritti. (erschrocken) Sammeln sich denn alle Ungewitter an diesem Tage?

Canari

dieſer Landſchaften fielen endlich an das mächtige Haus Burgund, deſſen letzter Herzog, Karl der Kühne, im Jahre 1477 durch die Tapferkeit der Schweizer unterging. Seine Tochter Maria, dem Kaiſer Maximilian dem Erſten vermählt, brachte die Niederlande an Oeſterreich, und ſein Urenkel, Kaiſer Karl der Fünfte, vereinigte ſie, unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes, dem römiſchen Reiche.

Die zahlreichen Rechtſame und Freiheiten, durch welche die Städte und Dorfſchaften der Niederlande volkreich und blühend geworden waren; Freiheiten, die das Haus Burgund geehrt, die ſelbſt der ehrgeizige, eroberungsſüchtige Karl der Fünfte, trotz ſeiner hinterliſtigen und einem ſo mächtigen Fürſten oft ehrloſen Politik, bedächtlich geſchont hatte, verachtete thöricht ſein Nachfolger Philipp der Zweite, König von Spanien. Dieſer, abſcheulich in der Weltgeſchichte durch Grauſamkeit, Stolz und Verſchmähung alles Rechtes, wo ihm Liſt und Gewalt zum Ziel halfen, verächtlich durch fromme Blindgläubigkeit und Eitelkeit, brachte die Niederländer erſt zum Selbſtgefühle ihrer Kraft und ihres Werthes, durch ſein gewaltſüchtiges Unbeſchränktſeinwollen.

Canari. Fiedoardo hat hier in Venedig die Spuren einer Verſchwörung entdeckt — in dieſem Augenblick iſt man beſchäftigt, ein ganzes Arſenal von mancherlei Waffen aus dreien Bürgerhäuſern wegzuſchleppen, die zum Behuf einer Bewaffnung im Aufruhr dienen ſollten. Sieben Bürger ſind in Verhaft genommen; ihre Papiere und Geräthſchaften ſind verſiegelt. Mehr weiß man noch nicht.

Gritti. Muth! Muth, Canari, Gott läßt uns nicht ſinken! Ich habe ſo manchen Sturm überſtanden, ſollt' ich in dieſem letzten untergehn?

Canari. Der hohe Rath wird ſich noch in eben dieſer Stunde verſammeln.

Gritti. So laßt uns nicht ſäumen! Ich ahnde noch furchtbare Stunden; die Zukunft geht mit abſcheulichen Dingen ſchwanger. Aber nur Muth! wir wollen den Kampf beginnen, und entweder ſiegen über die Bande der Böſewichte, oder auf den Ruinen unſers Vaterlandes ſterben!

(Beide ab.)

Vierter Aufzug.

(Im Pallaſte des Dogen Andreas Gritti.)

Erſter Auftritt.

Der Doge Andreas Gritti (ſchlummert in einem Lehnſtuhl) — Roſamunde (mit dem Blumenkörbchen kömmt herein.)

Roſamunde. (tritt ſie den Schlummernden erblickt.) Bſt! er ſchläft ſo ſüß — die ganze Nacht iſt er wach geweſen im Cabinette! Ich möchte nicht Doge von Venedig ſeyn. (ſie ſetzt ſich neben ihn auf einen Stuhl und unterſucht ihren Blumenkorb.) Nun hängen ſie alle die Häupter, alle ſind ſie nun verwelkt, und die arme Iduella hat ſie vergebens gepflückt, ich habe mich vergebens gefreut und Flodoardo hat nichts davon geſehn! Daß auch gerade izt wieder die häßlichen Unruhen in Venedig angehn! Man kann dabei nicht froh, und des wilden Flodoardo gar nicht habhaft werden. —

Ich

Ich sehe überhaupt mit meinem Verstande nicht ein, warum sich doch die Menschen in der Welt so gar gern beiseiten und zanken. Warum lieben sie sich nicht lieber? Nein, da führt man Kriege, da zettelt man Verschwörungen an, verklagt einander, trachtet einander nach dem Leben — ach! — und den lieben, guten Canari haben sie auch umgebracht!

Gritti. (erwachend — sieht.) Mit wem plauderst Du?

Rosamunde. (lächelnd.) Für die Langeweile mit mir selber. (Ihm die Hand küssend.) Guten Morgen, lieber Oheim.

Gritti. Wie hoch ists an der Zeit?

Rosamunde. Zwei Stunden nach Mittag.

Gritti. Was willst Du hier?

Rosamunde. Nichts, gar nichts. Ich fürchtete mich in meinem Zimmer allein zu bleiben; mir wars immer, als wenn Canari hereintreten wollte.

Gritti. Fort! fort, Banditenbraut, ich will allein seyn. (etwas milder.) Nun?

Rosamunde. (ihn mit großen Augen anstarrend.) Mein Oheim! (mit Thränen.) Mein Oheim!

Gritti. Fort, in Dein Zimmer, sag ich Dir.

Rosamunde. (geht langsam und weinend der Thüre zu.)

Gritti. (Bange.) Roſamunde! — Roſamunde! (mit ſanfterer Stimme.) Komm einmal her!

Roſamunde. (kehrt zurück.)

Gritti. Sey ruhig Kind, ich bin Dir nicht böſe. Küſſe mich!

Roſamunde. (küßt ihn.)

Gritti. (gerührt.) Haſt Du geweint?

Roſamunde. (ſchluchzend und eine Thräne wegſtreichend.) Nein, ich habe nicht geweint!

Gritti. (ſanft.) Geh, meine Tochter! unſre goldnen Tage ſind vorüber.

Roſamunde. Vorüber ſchon? Ich glaubte ſie würden erſt anbrechen. (ab.)

Gritti. (ſteht auf und geht mit ſteigender, innrer Unruhe auf und ab.) Ja, er muß ein übermenſchliches Weſen ſeyn, ſonſt begreif ichs nicht. Den Unglücklichen in der Mitternacht aus ſeinem Bette zu ſtehlen — unerhört! Nun, er ſah es ſelbſt voraus und ſtarb als Chriſt und Mann — und nur ich bleibe tiefgebeugt zurück. (mit Thränen vor ſich hinabſchauend.) Gute Nacht, auch du mein Canari, gute Nacht mein lezter Freund! — und einſt, (mit Inbrunſt die Hände gen Himmel faltend.) einſt guten Morgen am Tage des Weltgerichts; ein herrlicher, troſtvoller Morgen, mein Dandoli, mein Canari! — Dann, dann iſt euer alter verlaßner Gritti wieder

der unter euch, dann das schönt Kleeblatt guter Seelen wieder verbunden.

Zweiter Auftritt.

Flodoardo (mit düsterm Ernst hereintretend.)

Gritti. (traurig) Flodoardo, Du lebst noch?

Flodoardo. Ich komme izt vom Verhör der eingezognen Conspiranten, gnädigster Herr. Sie läugneten hartnäckig; und behaupteten die Waffen, welche man, nebst Munition, in ihren Häusern gefunden hat, auf Speculation zum Handel aufgekauft zu haben. Zwei derselben sind nun auf die Tortur gebracht worden, und einer hat, vom Schmerz überwältigt, ein Bekenntniß versprochen.

Gritti. Ich hoff' es, der Staat wird diesesmal gerettet werden, so schrecklich auch alle Erscheinungen sich anlassen.

Flodoardo. Gewiß, gnädigster Herr, gewiß.

Gritti. Aber wenn ich auch zulezt einen herrlichen Triumph hielte über diese geheime Verschwörung, von welcher wir doch nur erst den Schatten entdeckt haben, o so werden dann doch immer zwei Männer fehlen, welche sich sonst mit mir freuten. Ach, Flodoardo, ich

stehe izt hienieden so einsam, so tiefgebeugt, wie eine alte, absterbende Eiche, deren schönste Zweige der Sturm herabschmetterte, deren Wurzeln nur noch lose mit der Erde zusammenhalten.

Fiodoardo. Gnädigster, auch nur die schwächste Stütze dieser ehrwürdigen Eiche zu werden, wäre mein grosses Glück.

Grimi. Hüte Dich, junger Mann! ich zittre für Dein Leben. Denn nun allmählig muß ich anfangen an die Allmacht des Abbätino zu glauben. Hüte Dich, vielleicht hat er Dich in der künftigen Nacht zum Schlachtopfer ausersehn. (er zieht die Papiere des Mantels mit hervor.) Hier nimm dies. Dein erschlagner Freund blieb mir noch die Antwort auf eine wichtige Frage über Deine Herkunft, und Deine Familie schuldig. Du bist nicht von Florenz, Du bist kein Fiodoardo — wenn Dir aber Deine Rechtfertigung schwer fallen sollte, so sei sie Dir erlassen. (geht in sein Cabinet.)

Fiodoardo. (allein — er durchsieht mit schnellem Blick die Papiere.) Was ist das? — Es ist verrathen! — Nun immerhin; izt bin ich im Hafen und die Stürme schaden mir nicht mehr. (er wirft sich mit Gluth gestreckt in den Sessel.) Die geheimnißvolle Rolle ist ausgespielt; Venedig ist in meiner Gewalt mit all seinen Biedermännern

um)

und Schrecken. Aber so muß es auch kommen. Die schwere Katastrophe liegt nahe vor der Thür; itzt ist es Zeit den Knoten der schrecklichen Begebenheiten aufzulösen. Das Lustspiel oder Trauerspiel neige sich zu Ende, wie es wolle, so soll der Frieden heimkehren in diese öde Mauern, und wenn ich selber zum Opfer würde.

Dritter Auftritt.

Flodoardo und Parozzi.

Parozzi. (sehr freundlich.) Ha, Flodoardo!

Flodoardo. (aufspringend.) Willkommen, Signor Parozzi. Was bringt Ihr uns Gutes? Wie lange ists her, daß man nicht so glücklich war, Euch in diesem Hause zu sehn?

Parozzi. (den umarmend.) Kränklichkeiten ... Familienangelegenheiten ... Ehestandssachen ... das alles kann uns wohl beim besten Willen die Fessel anlegen.

Flodoardo. Ihr seht aber sehr munter.

Parozzi. Und wenn ich auf dem Sterbebette läge, und der Tod schüttelte mir das abgelaufne Stundenglas vor den Augen, so würd ich noch fröhlich sein, wenn ich solch einen Freund neben mir erblickte.

Flodoardo. O, Spötter, und doch ver-

vermeidet Ihr so sorgfältig jede Gelegenheit, wenn ich mich näher an Euch drängen wollte!

Parozzi. Vermieden? das ist grausam von Euch. Wer war es, der es mir rund abschlug, als ich ihn lezthin zum Banquete bei mir einlud?

Flodoardo. Und wer war es der so behutsam jede Gasterei vermied, bei welcher ich zugegen war?

Parozzi. Allerliebst! der freundschaftliche Zank gefällt mir. Wahrhaftig, es hat das Ansehn, als wären wir ein Paar zürnender Liebesleutchen, die sich nach der Versöhnung sehnten. Hier ist meine Hand, hier mein Mund! (ihn küssend.) Ewige Versöhnung!

Flodoardo. Ihr beschämt mich.

Parozzi. Ehrenvoll für mich, wenn ich feurige Kohlen auf Euerm Haupte sammle. — Also, nicht mehr gezürnt und ewige Freundschaft!

Flodoardo. (nachend.) Ewige Freundschaft! Freilich, ich habe schon dem seeligen Ende mancher ewigen Freundschaft beigewohnt, die in einer frohen Stunde beim Weinglase geschlossen ward, und welche man bald nachher wieder mit dem Rausche verschlief.

Parozzi. Ich dächte die Bemerkung wär' hier am unrechten Orte, da wir, wie ich glaube, beide so ziemlich nüchtern sind.

Flo-

Flodoardo. Auch nüchtern wird manches Bündniß geschlossen, und beim ersten Rausch der Leidenschaft wieder gebrochen. Doch, verzeiht, Ihr seht, wie sehr mir an Eurer Freundschaft gelegen ist, da ich so ängstlich jeden Fall erwäge, wo ich sie wieder verlieren dürfte. — Laßt uns übrigens mehr handeln, als sprechen. Kann ich Euch izt worin dienen?

Parozzi. Mir nichts, mein Bester, als daß Ihr mir Gelegenheit verschaffet den Dogen auf ein wichtiges Wort allein zu sprechen.

Flodoardo. Mit Vergnügen. Einen Augenblick geduldet Euch nur. (geht ins Cabinet des Dogen.)

Parozzi. (allein.) Hier steh ich nun endlich wieder einmal — nach so langer Zeit wieder zum erstenmale! — Jeder Winkel, jedes Plätzchen, jede Säule, jedes Gemälde dieser Wände ist mir noch so bekannt, so merkwürdig, so heilig. O wie war ich glücklich, als ich noch in diesen Mauern wie das Kind des Hauses geliebt ward, wie war ich glücklich, als ich noch mit Rosamunden in glücklicher Unschuld tändelte! — Pfui, wär ich nie in die Gesellschaft der Wüstlinge gerathen, ach man würde mich nie aus diesem Paradiese verstoßen haben. — Doch still davon, still! Es ist nun nichts, gar nichts mehr zu ändern, und der Kerl

ist

ist in meinen Augen immer ein elender Schelm, der nicht auch im Bösen consequent handelt.

Vierter Auftritt.

Der Doge Andreas Gritti und Parozzi.

Parozzi. (ihm mit Ehrfurcht entgegen.) Mein gnädigster Herr = =

Gritti. (ernst.) Seid mir willkommen, Parozzi. Welcher Zufall, oder welche Nothwendigkeit führ Euch einmal wieder in den Pallast von St. Marco?

Parozzi. Ich glaube nicht, daß Anhänglichkeit und Treue für das Wohl der Republik und die geheiligte Person Ew. Durchlaucht Zufall seyn können = = =

Gritti. (bitter lächelnd.) O, Parozzi, da kennt Ihr die Menschen nicht; sie werden vom Spiel der Convenienzen umhergetrieben und ihr grösstes Laster und ihre grösste Tugend haben oft immer nur eine und dieselbe Quelle. Nicht der Eid sondern der Neid macht sie den Gesetzen getreu.

Parozzi. Es würde auf diese Art Großprahlerei verrathen, wenn ich behaupten wollte, daß meine Treue eine Ausnahme von der traurigen Regel mache. Mögen meine Handlungen also

3.

Wie hier an den Ausmündungen des Rheins in das Weltmeer, war, fast aus gleichen Ursachen, schon um ein paar Jahrhunderte früher, an den Quellen desselben Stromes in den Alpengebirgen eine freie Volksbundesschaft entstanden. Die allzuhoch und rauh gelegenen Thäler Helvetiens leisteten dem Anbau des Bodens eben so hartnäckigen Widerstand, als die allzutief an der See ausgelagerten Niederungen Bataviens. Dort waren es Gletscher, Felsen und unwirthliche Gründe, hier Sümpfe, Haiden und Meerbrandungen, mit welchen der Mensch um seine tägliche Nahrung, ja um die Sicherheit seines Daseins zu ringen hatte. Die natürliche Armuth und Ungemächlichkeit des Landes brachte von selbst den Bewohnern desselben ein gewisses Maas von Freiheit. Denn zum beständigen Kriege gegen die widerwärtige Natur bedarf es eines ungebundenen Armes; und wo nicht viel zu gewinnen ist, drängt sich die Herrschsucht der Eroberer minder gierig zu. Ohnehin diente den batavischen Niederländern, wie den helvetischen Hochländern, das, was in ihren Heimathen das Leben mühsam macht, das Moorland und das Felsengebirg, zugleich als Schutzwehr gegen Anfechtungen von fremder Gewalt.

alſo die Stelle des Advokaten erſetzen. — Zur Sache. Es iſt uns allen bekannt, daß die Republik nie in größerer Gefahr geſchwebt hat, als in dieſen Tagen. Beweiſe davon liegen an dem Tage. Eure treuſten Diener werden ermordet; niemand iſt bei Nacht und Tage ſeines Lebens auf den Straßen ſicher. Das Leben jedes ehrlichen Mannes iſt an Banditen verkauft und eine große Verſchwörung ſcheint im Dunkeln unter den gänzlichen Umſturz der Republik zu brüten.

Gritti. Ach, es iſt nicht bloßer Schein, ſondern eine grauenvolle Gewißheit.

Parozzi. Flodoardo, ſagt man, habe zuerſt die Spuren der Conſpiration bei etlichen Bürgern entdeckt — aber, und verzeiht, ich rede ohne Partheilichkeit, ohne Nebenabſichten, ohne Hoffnung, ohne Furcht, wie ich es dereinſt vor dem Tribunal des Todtenrichters werde — aber man ſagt auch allgemein in Venedig, daß eben dieſer Flodoardo — Ihr werdet erſchrecken, Ihr werdet es nicht glauben, und ich möchte daran zweifeln — —

Gritti. (aufbrauſend) Nun dieſe vorbeugenden Parentheſen prophezeien einen ſchrecklichen Schluß Eurer Periode.

Parozzi. Daß eben dieſer Flodoardo an — der Spitze der Conſpiration ſtehe, und

daß

daß die Anzeige von dem Waffenvorrath in den erwähnten Bürgerhäusern nichts, als eine feine Maske sey, die Augen der Obrigkeit von sich selbst abzulenken. (er zieht Papiere aus der Tasche.)

Gritti. (den Kopf schüttelnd.) Und das glaub Ihr, und wollte mir glauben machen? Wißt Ihr wie viel dazu gehört eine solche Denunciation zu vertheidigen?

Parozzi. Vielleicht nicht mehr, gnädigster Herr, als diesen Brief vorzuzeigen, den man auf den St. Marcusplatz gefunden hat. Er ist offenbar von Flodoardo's Hand geschrieben und an den Hauptmann des Arsenals gerichtet, der darin gebeten wird, sich durchaus ruhig zu halten und vor der festgesetzten Zeit nicht aktiv zu seyn.

Gritti. (nimmt den Brief.) Und solche Briefe liegen in Venedig auf öffentlicher Straße? ich hätte doch den Verschwornen mehr Behutsamkeit beigemessen.

Parozzi. Ich habe meine Pflicht erfüllt und bin für alles, was ich gesagt habe, verantwortlich.

Gritti. Wie sich das von selber versteht.

Parozzi. Ich zweifle nicht, daß Ihr den Flodoardo sowohl als den Hauptmann des venetianischen Arsenals . . .

Gritti.

Gritti. Es soll untersucht werden. (er macht eine Verbeugung gegen Parozzi.)

Parozzi. (sich empfehlend.) Wie glücklich würd' ich seyn, mir Eure Gnade zu verdienen. (ab.)

Gritti. Ich werde immer fester überzeugt, daß Flodoardo ein braver Mann seyn muß, denn wie könnten ihn so viele Schurken verläumden?

(er ruft in sein Cabinet hinein.) Flodoardo!

Fünfter Auftritt.

Flodoardo und der Doge.

Gritti. Lieber Flodoardo, hier war ein sehr guter Freund von Dir. Er hat mit mir wenig, aber viel gesprochen. Ich soll Dich fragen, ob Du die Hand kennst, welche dies geschrieben hat. (hält ihm den Brief vor.)

Flodoardo. (ruhig.) Sie hat viel Aehnliches mit der meinigen.

Gritti. So. (giebt ihm das Papier.) Lies doch einmal den Inhalt. (er beobachtet ihn während des Lesens mit scharfen Augen.)

Flodoardo. (liest und lächelt zuweilen.) Ein Meisterstück! (giebt den Brief zurück.)

Gritti. Also gefällt er Dir? — Sieh, Flo-

Flodoardo, ich kenne Dich nicht, aber mein guter Canari hat für dich und für Dein Herz Bürgschaft geleistet und (indem er den Brief mitten durchreißt) so ehr' ich hiermit sein Andenken. Sei Du nun, wer Du willst. Die Denunciation ist vernichtet.

Flodoardo. (niederfallend.) Gnädigster Herr! — mein Vater!

Gritti. (ihn umarmend.) Mein Sohn!

Flodoardo. Canari soll nicht gelogen haben, bei Gott, das soll er nicht!

Gritti. Sei ruhig. Ich glaub es, denn ich liebe Dich. — Wenn Du mir nur bleibst, ich bin izt ein verwaister Mann. — Es schleicht der Teufel durch Venedig unter den Namen Abällino's und raubt mir alles was mir theuer ist. Flodoardo, ich zittre auch für Dich. — Sei ruhig. In einer halben Stunde werd' ich Dich rufen lassen; izt ruft mich die bekümmerte Republik zu ihren Geschäften. — Sieh, da kömmt Rosamunde den Säulengang herauf, unterhalte Dich bis dahin mit ihr. (ab.)

Sechster Auftritt.

Rosamunde und Flodoardo.

Rosamunde. (tritt zurück, als sie Flodoarden erblickt.) Flodoardo!

Flo-

Flodoardo. (sie schüchtern begrüssend.) Signora!

Rosamunde. (sieht schweigend vor und starrt verlegen mit ihrer Stickerei fort.)

Flodoardo. (nähert sich ihr mit heimlicher Furcht, bleibt vor ihr stehn und schlägt die Augen nieder.) Rosamunde!

Rosamunde. (zitternd.) Flodoardo!

Flodoardo. (nach einer Pause.) Ihr zürnet noch?

Rosamunde. (erröthend.) Ich zürne nicht.

Flodoardo. (mit heiterer Stimme.) Und Ihr habt mir meine Sünde ganz vergeben?

Rosamunde. Sünde? — nun ja, ganz vergeben. Ein Sterbender muß ja gern verzeihn, damit ihm dereinst auch gern vergeben werd. — Und ich bin ja eine Sterbende, ich fühl es.

Flodoardo. Signora!

Rosamunde. Dandolo und Canari sind dahin — Idnella weint unaufhörlich und mein Oheim, o, der ist schon seit einigen so verändert, so mürrisch, so hart. Ich werde auch bald sterben. — Und, Flodoardo, wenn ich Euch auch gekränkt haben sollte: so bitt' ich ebenfalls recht innig um Verzeihung. (Pause.)

Flodoardo. (stumm.)

Rosa-

Rosamunde. Ihr scheinet sehr rachsüchtig, sehr unversöhnlich zu seyn. (Pause.)

Flodoardo. (lächelt sie wehmuthig an.)

Rosamunde. (ihm die Hand reichend.) Nun, Signor, alles vergessen?

Flodoardo. Nein, nein, das kann ich nicht. Ich kann nichts vergessen, was ich mit Euch gelebt habe. Ich will nichts vergessen, die Auftritte sind mir viel zu heilig. — Aber verzeihen? (indem er ihre Hand an seinen Mund drückt.) Ach, wollte Gott, Ihr hättet mich recht sehr beleidigt, theure Rosamunde, recht sehr beleidigt, dann könnt' ich Euch sehr vieles verzeihn — aber itzt, kann ich nichts vergeben.

Rosamunde. (nach einer langen Pause.) Ihr habt wohl viel herumgeschwärmt im Lande seit den lezten Wochen. Man hat Euch ja lange nicht erblickt.

Flodoardo. Viel.

Rosamunde. Und hattet viel Vergnügen.

Flodoardo. (scharf.) Warum nicht? man sprach ja allenthalben mit mir von Rosamunden.

Rosamunde. (mit strafendem Blick, aber sanftem Ton.) Flodoardo! Warum müßt Ihr aber auch immer so leere Schmeicheleien sagen?

Flodoardo. Schmeicheleien? Wahrhaftig nein. Doch war mein Wort Euch schmeichelhaft, o desto schöner. Ich lüge nicht, bei Gott,

Gott, ich lüge nicht. Wenn Ihr doch nur lesen könntet in diesem Herzen.

Rosamunde. Ach nein, so ists sehr gut. Wenn ich dort lesen könnte, Himmel, was würd ich alles dort entdecken!

Flodoardo. (schüchtern.) Es ist wahr, ja, es ist besser das Ihrs nicht könnt. Ihr dürftet wunderbare Dinge, frevelhafte Wünsche hier erblicken und mich zuletzt wohl hassen.

Rosamunde. Euch hassen, o gewiß nicht.

Flodoardo. Wie, wenn Ihr nun in diesem Herzen Euer Bild auf ewig eingeprägt erblicktet?

Rosamunde. So würd' ich Euer Herz belächeln, daß es sich mit solchem Bilde ewig beschäftigen kann. Ein Flodoardo fände für sein Herz wohl einen würdigern Stoff.

Flodoardo. Also nur lächeln würdet Ihr? — nur lächeln? Und wie nun, wenn Ihr Euer Bild ganz schmucklos fändet, leer von allem Nebenwerk des Zufalls. Wenn Ihr nun in diesem Herzen nicht die Worte: Rosamunde von Corfu, Nichte des Andreas Gritti Dogen von Venedig, sondern nur das einzige, schöne Wort: Rosamunde fändet?

Rosamunde. (lustschauernd.) So würd' ich sagen: jeder ist Monarch in seinem eignen Herzen,

zen, jeder kann den Bettler dort zum König und den König wiederum zum Bettler machen.

Flodoardo. Wie nun, wenn Ihr alle meine Wünsche, meine schönsten Träume um Rosamundens Bild versammelt fändet, und fänder wie jeglicher Gedank' in mir vor Rosamunden ruht, und sie Königin von diesem Herzen nennt?

Rosamunde. (erröthend.) Flodoardo, fahrt nicht weiter fort.

Flodoardo. (wirft einen trüben Blick auf sie und schweigt.)

Rosamunde. (sieht langsam vor sich hin — mit heimlicher Unruhe sieht sie dann und wann auf ihn zurück.) Flodoardo!

Flodoardo. (traurend.) Signora!

Rosamunde. (zurückredend.) Sagt, warum plaudern wir denn immer von Dingen, die ich nicht hören kann, nicht darf, nicht soll, nicht will?

Flodoardo. Habt Ihr mir nicht einsmals selber nicht befohlen, nur immer die Wahrheit zu reden? So muß ich nun entweder Wahrheit reden, oder schweigen.

Rosamunde. Laßt uns von andern Dingen sprechen.

Flodoardo. O, gern gehorch' ich Euch, allein mein Herz — mein Herz gehorcht mir nicht.

nicht. Gesezt wir sprächen von der fernsten Sache, so würde meine treulose Einbildungskraft dort Aehnlichkeiten finden, die ich liebe, weil sie die Euern sind. Gesezt, wir sprächen von dem wilden Meere, so baute meine Phantasie dort einen Nachen, ich schwömme durch den Sturm zu Euch hinüber und wenn Ihr tausend Meilen weiter drüben wohntet. — Oder betrachten wir den blauen Himmel, so ist nichts natürlicher, als daß ich, ohne es zu wollen, an Eure Augen denke. Lenken wir die Unterredung auf das Grab, so würd ichs, als die Pforte betrachten, Euch droben einst in einer Welt zu suchen, wo nicht des Raumes Unterschied uns trennt.

Rosamunde. Flodoardo, Ihr seid gefährlich.

Flodoardo. Deste besser, wenn ichs bin; so kann ich das Geschäft der Wiedervergeltung führen, so wär ich doch nicht schwächer, als der Wurm, der, wenn man ihn verlezt, mit seinem Stachel sich rächen kann.

Rosamunde. (sehr ernst) Flodoardo, Lieber, bedenkt, daß wer Unmöglichkeiten will, sich selbst verlachen muß. Wir sind in einer Welt, wo wir nicht mit dem Zufall spielen dürfen, sondern wo der Zufall nur allein mit uns sich lustig macht. Was würdet Ihr von einem

Wanderer sagen, der am Wege einen hellen Quell entdekt, und dürstet. Der Quell sprudelt oben aus dem Felsen, quillt nicht tiefer; der Felsen aber ist so steil, daß, wer ihn zu ersteigen wagt, gewiß schon in der Mitte seines Wegs herunter stürzen muß. Was konnte hier der Pilger bessers thun, als ...

Flodoardo. (Lacht.) Getrost hinan klettern!

Rosamunde. Wie und wenn er stürzte?

Flodoardo. Sterben, eh' ihn der Durst verzehrt.

Rosamunde. Weh' Ihr seid auf einem übeln Wege? Er führt zum Unglück.

Flodoardo. Auch dies ist reizend, denn es wäre ja für Euch. Steigt man nicht mit Gefahr des Lebens um einer Perle willen in den Schlund des ungetreuen Oceans hinunter? Ach, und ist Rosamundens schönes Herz nicht mehr werth als die schönste Ausgeburt der schmuzigen Muschel?

Rosamunde. Still, Flodoardo, still, ich kann mit Euch nicht fechten, denn unsre Waffen sind zu ungleich.

Flodoardo. (Schwermüthig.) Sie sind's, sie sind's! — ich fechte mit den Waffen des Herzens, ach und Ihr nur mit den Waffen der Convenienz.

Rosa-

Die staatsthümliche und bürgerliche Freiheit der Volker, welche unter unfreundlichen Himmelsstrichen und in unwirthbaren Landschaften das erste Kind gebieterischer Nothwendigkeit iſt, kann in fruchtbaren Gegenden und unter milderm Himmel nur das letzte Werk allgemeiner Geiſtesmündigkeit und öffentlicher Tugend ſein; ſo wie der reifere Mann nur durch mühvoll erkämpfte Weisheit endlich jene Wahrheit, Einfalt und Unſchuld gewinnt, die dem Kinde natürlich ſind.

In Batavien, wie in Helvetien, führten örtliche Verſchiedenheiten und Hinderniſſe, welche die Verbindung unter benachbarten Landſchaften erſchwerten, wie Gebirgsketten, und Sümpfe oder Polder, eine Trennung der Gemeinweſen herbei, welche nachher erblich durch die Zeiten des Alles zerſtückelnden Lehenweſens in die freien Verfaſſungen der Bundesſchaft beider Staaten überging. Auch bewegt ſich die Volksfreiheit in kleinern Gemeinweſen gemächlicher, als in großern, weil da ungleich weniger Rückſichten und Verhältniſſe beſchränkend eintreten. Der Menſch ſpricht und handelt inner den vier Mauern ſeiner Wohnung unbeengter, als öffentlich in der Stadt, und hier unabhängiger, als im weitern Staatsverband. Je großer das Reich und die Volkszahl, je mehr muß Recht und Frei-

Rosamunde. (Hält ihn lange stillschweigend an.) Flodoardo, Lieber, wir haben uns auf eine Bahn verirrt, von der kein Weg zur Seelenruhe führt. (Indem sie ihm betrübt die Hand reicht.) Lebt wohl! wir wollen lieber scheiden. So müssen wir in dieser Welt nie wieder gegen einander über stehn.

Flodoardo. (Fällt auf Knie und drückt Rosamundens Hand an seine Lippen.) Das ist sehr leicht — sehr leicht — sehr leicht! O, Rosamunde, wenn man so am Ziele steht, da stürzts sichs sanft! (Indem er ihre Hand wiederholend küßt.) Nun wohl, so siege denn der blinde Zufall und das Herz zermalme endlig unter seinen Füssen. — Herzen dürfen hier unserm Munde ja nicht handeln; dürfen nicht! Die Eitelkeit, die eingeführte Sitte und das leere Ungefähr spielt hier die Königsrolle. Dürften hier die Herzen handeln, dürften sie — so wäre einst kein andrer Himmel nöthig!

Rosamunde. (Seufzend.) Um dieses andern Himmels willen, laßt uns nie wieder so begegnen. Unser Seelenfriede wird zerstöhrt, und wo uns dieser mangelt, fehlt die Kraft zur Tugend. — Flodoardo liebt die Tugend.

Flodoardo. Ich liebe sie so heis und innig, weil sie Rosamunde besizt und ist. (Indem er ihre Hand küßt.) Zum lezten-

mal alſo, — zum leztenmal! o, Gotteslohn, für dieſe ſchöne Stunde! (er geht ab.)

Roſamunde. (mit einer Thräne im Auge.) Dort haben wir ſie wieder. Ach, Flodoardo, Flodoardo, hütet beſſer Euer Herz, als ich das meinige gehütet habe. Geht, ſo iſt es beſſer, geht!

Flodoardo. (kehrt.) So wäre es beſſer?

Roſamunde. Ein unglückſeeliges Geſtirn waltet über unſer Schickſal — wir fodern mehr, als Freundſchaft — ich ahnde einen trüben Ausgang. Geht.

Flodoardo. Nein, die Gottheit waltet über den Geſtirnen und unglückſeelig iſt das unſre nicht, denn Gott iſt ja die Liebe! (er geht gegen die Thür zu.)

Roſamunde. (verhüllt weinend ihr Geſicht. — Nach einer Pauſe ermannt ſie ſich und ruft Flodoarden nach.)

Flodoardo. (trocknet eine Thräne vom Auge und blickt noch einmal auf Roſamunden.)

Roſamunde. (mit Schmerz.) Er weint. (Sie ſteht ihm entgegen und ſinkt erſchüttert an ſeine Bruſt.) Flodoardo! Flodoardo!

Flodoardo. (mit Entzücken.) Nun iſts errungen das höchſte Gut! Roſamunde nun mein! Wirſt Du mich wieder einſt zurückſtoßen, Du, die Du mich izt umarmeſt?

Roſamunde. (mit Ach und Weh.) Ich

verle

verlasse Dich nicht, Flodoard! Nein, wenn Du mich auch unglücklich machtest, wenn auch Ituallas Weissagungen in Erfüllung gingen, ich verlasse Dich nun nicht. — Ach, ich hab' einen sauern Kampf gekämpfet, und mit blutenden Herzen die harten Worte gesagt = = = aber so meint' ichs nicht, Flodoardo, Du Verführer, so meinte ichs nicht!

Flodoardo. (sie küssend.) Und ich verlasse Dich nicht! Wenn Gott und Menschen ihr Angesicht von Dir wenden sollten, Rosamunde, herrliche Unschuld, so verlass' ich Dich nicht! (er bleibt in einer stillen Umarmung.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen und der Doge Andreas Gritti.

Gritti. (tritt aus dem Zimmer einige Schritte, wird bemerkt von den Liebenden, vor, bleibt betäubt stehen, ist einige Augenblicke lang ein stiller Zuschauer der Scene, verstellt die Augen in ein kleines Fächerlein und geht zurück.)

Rosamunde. (erblickt ihn und tritt sich erschrocken um.)

Flodoardo. (ihm nachrufend.) Gnädigster Herr, = = =

Gritti. (wendet sich um und geht einige Schritte vor.) Flodoard!

Flo-

Flodoardo. (zu den Füßen des Dogen.) O, gnädigster Herr . . .

Gritti. (mit starker Stimme, voller Würde und Ernst.) Ich mag Eure Vertheidigung nicht hören.

Flodoardo. Nein! (mit lebhaftem Ernst.) Nein, gnädigster Herr, ich bedarf keiner Vertheidigung, daß ich Rosamunden liebe. Der müsse sich Gott vertheidigen, der sie nicht lieben könnte. Ich aber ein Verbrechen, daß ich Rosamunden anbete, o, so mag mich Gott von dieser Sünde frei sprechen, weil er Rosamunden so schön erschuf.

Gritti. Ihr scheint auf Eure sinnreiche Apologie vielen Fleiß gewendet zu haben, als hättet Ihr den Fall vorausgesehn. Aber sie verfehlt ihren Zweck.

Flodoardo. (aufstehend.) Ich sag es noch mals, gnädigster Herr, entschuldigen will ich mich nicht. Aber ich will mehr thun — — ich bitte Euch um Rosamunden.

Gritti. (steht da mit einem großen Blick auf.)

Flodoardo. Freilich, gnädigster Herr, freilich bin ich nur ein armer Edelmann und es scheinet Vermessenheit zu sein, wenn ein solcher um die Nichte des venetianischen Dogen bittet. Aber beim Himmel, ich glaube, der große Gritti wird seine Rosamunde nicht an einen von jenen

nen Männern verschenken, die nur mit Goldstücken, Titeln und Grafschaften prahlen, oder sich in den Glanz ihrer Ahnen verhüllen, wenn sie nicht selber glänzen. — Ich gesteh es freilich, noch besitze ich keine Verdienste, die mich Eurer Rosamunde würdig machen könnten, aber ich will sie mir erwerben . . .

Gritti. (wendet sich unwillig um.)

Rosamunde. (die bisher beschämt in einem Winkel stand, fliegt hervor und umschlingt den Nacken des Dogen.) Oheim, lieber Oheim, zürnet nicht!

Flodoardo. Fodert, was muß es seyn, was soll ich thun, um Rosamunden zu gewinnen. Fodert, gnädigster Herr, es soll mir ihretwillen das Schwerste ein Kinderspiel werden. Beim Himmel, läge Venedig izt unter der gräßlichsten Gefahr, oder würde Euer Leben von zehntausend Dolchen bedroht — dann dürft' ich hoffen Rosamunden zu verdienen. Ich rettete Venedig und schlüge zehntausend Dolche zurück.

Gritti. (nachdenkend.) Viele Jahre hab' ich der Republik gedient, Leben und Blut hab ich für sie gewagt, und hoffte zur Vergeltung nur ein ruhiges Alter — allein ich habe mich betrogen. Meine alten Freunde wurden mir durch Meuchelmörder entrissen, und Ihr, Flodoard, nehmt mir nun noch die, die meine

lezte

letzte Freude seyn sollte! (Leise zu Rosamunden.) Höre meine Rosamunde, liebst Du diesen Flodoard?

Rosamunde. (nimmt beklommen Flodoardes Hand.) Lieber Oheim ...

Gritti. (geht langsam durch's Zimmer — eine lange erwartungsvolle Stille.) Flodoard, ich habe den Entschluß gefaßt. Werdet Ihr von diesem Mädchen geliebt, so sey es; ich will der Wahl ihres Herzens keine Schranken bauen. Aber Rosamunde ist mir viel zu theuer, als daß ich sie, dem ersten, besten überlassen könnte der sie fodert. Der Mann, dem ich Rosamunden abtrete, muß Rosamundens werth seyn; sie soll eine Belohnung seiner Verdienste werden. Noch habt Ihr Euch aber nur geringe Verdienste um den Staat erworben — es ist izt die Gelegenheit vorhanden, Euch ein sehr großes zu verschaffen. Ihr sagtet einmal, Ihr wäret dem Abällino auf die Spur — — schafft mir den fürchterlichen Banditenkönig Abällino, tod oder lebendig!

Flodoardo. (betroffen zurücktretend.) Gnädigster Herr ...

Gritti. Ich weiß sehr gut, welche Foderung ich wage, wenn ich den Abällino fodre. Lieber will ich mich selber durch eine türkische Flotte schlagen und das Admiralschiff aus ihrer Mitte

Mitte stehlen, als diesen Abällino fangen, der mit dem bösen Geist im Einverständniß lebt, der allenthalben und nirgends ist, den viele gesehen haben, und keiner kennt; der den Witz unsrer Staatsinquisitoren, des Collegiums der zehn Männer und ihrer Spione zu Schanden macht; vor dem jeder edle Venetianer zittert, vor dessen Dolch ich selber auf meinem Thron nicht sicher bin. — Ich weiß es was ich fodre, aber ich weiß auch, was ich gebe. — Flodoardo, ich glaube, ist es einer vermögend, den Abällino zu fassen, so seid Ihrs.

Flodoardo. (geht schnell durchs Zimmer — eine große Unentschlossenheit äußert sich in seinen Mienen wieder.)

Rosamunde. (an den Degen greifend.) Flodoardo!

Gritti. (fest.) Nun, Flodoardo?

Flodoardo. (mit großem Nachdruck.) Erhalt' ich wahrlich Rosamunden von Euch, wenn ich den Abällino überliefere.

Gritti. Nicht eher.

Rosamunde. Flodoardo! Flodoardo, laß ab von mir — Abällinos Dolch wird Dich früher finden, als ihn der Deinige.

Flodoardo. (mit den Zähnen knirschend.) Still! (gefaßt.) Gnädigster Herr, gebet mir Eure herzogliche Hand.

Gritti. Ich schwör es Euch, schafft Ihr mir

wie den schrecklichsten Widersacher der Republik: so gab ich Euch Rosamunden mit fürstlicher Aussteuer zur Gemahlin.

Flodoardo. (Legt schweigend die Hand hin.)

Gritti. Hier empfangt meine herzerhabne Rechte.

Flodoardo. Der Abend übereilt uns. Wohlan, so sei's. In vier und zwanzig Stunden überliefr' ich Euch den fürchterlichen Banditen Abällino.

Gritti. (stutzend.) Junger-Mann, versprecht weniger, und leistet mehr.

Flodoardo. (stark und fest.) Es gehe, wie es gehe; ich halte entweder Wort, oder nimmermehr steige ich über die Schwellen Eures Pallastes. — Ich habe Spuren, ich habe sichre Merkmahle von dem Bösewicht — entweder spiel ich morgen um diese Zeit ein Lustspiel, oder es werde in Gottesnamen ein Trauerspiel!

Gritti. Uebereilung ist gefährlich.

Flodoardo. Ueber die Jahre der Uebereilung bin' ich endlich hinweg gesprungen zu seyn.

Rosamunde. (ihme heimlich winkend.) Flodoardo, Flodoardo hütet Euch vor dem Dolche Abällinos?

Flodoardo. Eben deswegen soll und muß

muß alles in vier und zwanzig Stunden, — oder nie abgethan werden. Ich will nun beweisen, was die Liebe alles wagen kann ... .

Gritti. Wagen freilich, aber ob erringen?

Flodoardo. (dem man eine wachende Verlegenheit ansieht.) Macht mich nicht kleinmüthig, gnädigster Herr, sehr, ich will Euch bessern Muth geben. Habet die Gnade, morgen Nachmittag in diesem Saale, Gesellschaft zusammen zu bitten; Damen und Herrn. Ladet vorzüglich die Beisitzer des ehrwürdigen Gerichts der zehn Männer ein, damit sie doch den Abälino von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, mit dem sie so lange vergebens im Kriege lebten.

Gritti. (sieht ihn lange bedenklich an, endlich) Sie sollen erscheinen.

Flodoardo. Auch würd' ich bitten zu diesem Feste einige meiner guten Freunde einzuladen, und diese besonders. Dahin gehören der Kardinal Grimaldi, die Nobili Kontarino, Memmo, Falieri und Parezzi.

Gritti. (verwundert.) Sie sollen gegenwärtig seyn.

Flodoardo. Aber noch eins. Ehe sie sich nicht alle auf Euern Befehl eingestellt haben, entdeckt niemandem die Ursachen dieser sonderbaren Zusammenkunft. Dann wenn alles versammelt ist, stellt rings um Euern Pallast

Wache

Wache mit geladnen Gewehren, und mit der ſtrengſten Ordre, jeden herein, aber niemanden heraus zu laſſen bei Todesſtrafe. Denn vor Abälino iſt niemand ſicher.

Gritti. Es wird geſchehn!

Flodoardo. Morgen, mit dem Glockenſchlage fünf ſehn wir uns wieder, oder nie. — Nun gute Nacht, Gott und die Liebe leiten mich. (ab.)

Roſamunde. (halb ohnmächtig.) Flodoardo! Flodoardo!

Gritti. Roſamunde, Du verwandelſt die Farbe, was iſt Dir?

Roſamunde. Oheim! Flodoardo! wir ſehn ihn nicht wieder!

Gritti. (indem er ſie in ihr Zimmer führt.) Roſamunde, Dir iſt nicht wohl. Ruhe aus! —

Roſamunde. (indem ſie zur Thür hinausſieht.) Gute Nacht, Flodoardo! (ab.)

Achter Auftritt.

Der Doge und ein Senator.

Gritti. Woher? was bringt Ihr?

Senator. Ich komme im Namen des Raths der Republik, Ew. Durchlaucht um die Verhaftnehmung des Flodoardo von Florenz zu bitten.

Gritti.

heit des Einzelnen durch Mannigfaltigkeit von Ansprüchen der Andern geschmälert werden. Aus diesem Grunde sah man auch überall die Freistaaten alter und neuer Zeit in Eidsgenossenschaften blühen: so in den zwölf Stämmen Israels, so in Griechenland, im mittelalterischen Italien, in der Schweiz, in den Niederlanden, so heute noch in Amerika. Der alt-römische Freistaat hatte nur eine freie Stadt, das war Rom selber.

Die ursprünglichen Rechtsame der niederländischen Städte und Landschaften wurden nicht nur von Fürsten, Herren und Grafen in den Tagen des Lehenthums geehrt, sondern vielfach erweitert. Dasselbe fand auch in den helvetischen Thälern statt. Es bestand noch in jenen Zeiten neben roher Sitte rechtlicher Sinn und unverdorbener Menschenverstand, die besten Stücke aus der Erbschaft der alten Wildheit oder Barbarei. Fast alle Völker Europens, groß und klein, besaßen ihre Landstände, Parlamente, Cortes, großen Räthe u. s. w. Mit der asiatischen Prachtliebe und Ueppigkeit kehrte hernach auch Gewaltsucht in die Palaste der Großen ein, und die Minister derselben begannen den verborgenen Krieg gegen die Unterthanen. Fast alle Stellvertretungen der Völker verschwanden, oder wurden als todte Zierrathen und Schaustücke aufbewahrt,

Gritti. (bestürzt.) Fiodoardo?

Senator. Die gefangenen Bürger haben während der Folter auf ihn bekannt, der die Conspiration angezettelt hätte.

Gritti. Das wäre abscheulich! — Er ist hier nicht mehr vorhanden; aber saget dem hohen Rathe, daß ich ihn morgen selber an das Gericht ausliefern wollte, wenn er schuldiger befunden würde, als ers nach der bloßen Aussage der Gefolterten seyn könnte. Niemand solle während dieser Zeit dem Fiodoardo in einer Sache hinderlich werden, niemand an seine Gefangennehmung denken. Ich selber will mich so lange für ihn zum Bürgen stellen!

Senator. (ab.)

Gritti. Großer Gott, hätte mich dennoch dieser Mensch hintergangen, hätte Parozzis Anklage Grund gehabt — ich könnte mit eigner Hand eine Mordthat begehn. — Fiodoardo, Fiodoardo, ich habe mich und die Republik freiwillig in deine Hände geliefert, Fiodoardo, könntest Du zum Verräther werden, so würde mich das erbitterte Volk vom Thron stoßen, aber, Fiodoardo, ich schleppte Dich in eben den Augenblick vor den Richterstuhl Gottes!

(in heftiger Gemüthsbewegung ab.)

Mean-

Neunter Auftritt.

(Mitternacht, im Zimmer des Parezzi. Auf der rechten Seite des Zimmers steht zwischen zweien Wachskerzen ein Todtenkopf, und vor demselben liegen kreuzweis zwei entblößte Schwerdter auf einem schwarz behangnem Tische.)

Parezzi und Kardinal Grimaldi.

(Vermummt.)

Parezzi. (in der Thür.) Tretet nur herein, Herr Kardinal!

Kardinal. Mir däucht es ist schon spät, und ich finde Euch zu meiner größten Verwunderung noch allein?

Parezzi. (kalt und unerschrocken.) Ich bin nicht allein gewesen. Meine Grillen haben mir Gesellschaft geleistet, und bis daher die Zeit ganz gut vertrieben.

Kardinal. Grillen? Was nennt Ihr Grillen, Parezzi? Nein der Name ist für die großen Plane zu unedel, die Euer schlafender Geist über Venedig entwarf.

Parezzi. (in einen Stuhl hineinwerfend.) Ach, beträte der Himmel, ich dachte nur so daran, ob ein venetianischer Edelmann am Galgen hängen könne, oder nicht? ob ein Kardinal öffentlich am Halseisen stehen dürfe, und wie sich das wohl ausnehmen würde?

Kar-

Kardinal. (betroffen) Ob ein Kardinal ... Parozzi, seid Ihr rasend? Ihr wollt doch keine Anspielungen ...

Parozzi. Auf Ew. Eminenz? o behüte, nein. Aber es wäre doch ein verdammter Streich, wenn in der Signoria des Himmels grade zum Spas beschlossen wäre, daß Ihr am Pranger stehen solltet.

Kardinal. (den Kopf schüttelnd.) Parozzi, Ihr fiebert.

Parozzi. Wahrhaftig nicht! wenn nun zum Beispiel das wetterwendische Glück uns den Nacken zeigte, wenn nun der Doge unsre Pläne ahndete und, ohne unser Wissen alle Verkehrungen getroffen hätte? Wenn wir nun übermorgen, statt die Oberherrn der Republik und des adriatischen Meers zu seyn ...

Kardinal. Ruhig! sehr, wenn auch unser ganzes Spiel verloren seyn sollte, wenn wir schon entdeckt, unsre Truppen geschlagen, Eure Fäuste entwaffnet wären, dann trat' ich im Getümmel hervor mit dem schreckbaren Bannstrahl unsrer allein seelig machenden Kirche bewaffnet.

Parozzi. Ich fürchte, Ihr würdet dann mit dem Bannstrahl in der Tasche am Pranger stehn müssen. — Ihr seid doch beim Dogen gewesen, Ihr habt ihm die florentinischen Briefe

gege-

gegeben, worin der Flodoardo entlarvt wird. Was hats Euch geholfen? — Auch ich habe den Andreas Gritti gesprochen, auch ich habe ihm einen Brief übergeben, und ich hoffe, er soll beßre Wirkung thun. Mein Secretair kann vortreflich Handschriften nachmalen — er ist ein Meister darin. Nun mußt er im Namen Flodoardos an den Hauptmann des Arsenals schreiben; der Brief ward gesiegelt und erbrochen, ich trug ihn selbst zum Dogen und erzählte, wie man ihn auf den St. Marcusplatz gefunden habe.

Kardinal. Und der Doge?

Parozzi. Nahm den Brief, und las ihn, und blieb ganz ruhig. — Merkt er die Spitzbübereien? oder ist er überhaupt zu einfältig, das verworrne Gewebe der Kabale zu übersehn? — Kurz, seit der Zeit stiegen in mir all jene schwarzen Träume auf, ich sah meine Eminenz am Pranger und ein Dutzend venetianischer Edelleute am Schnellgalgen.

Kardinal. Ihr macht mich selbst besorgt — so hätten wir das ganze Werk nicht unternehmen sollen.

Parozzi. Noch eine Hoffnung hab ich. Und diese ist, daß die gefangnen Bürger so vernünftig seyn, und in der Folter auf dem Flodoardo aussagen werden. Geschieht dies, so sind

ſind wir gerettet, ſo iſt übermorgen die Republik rund am gedreht, und wir ſtehn am Ziele. Nur wie geſagt, der tauſendäugigte Flodoardo muß aus dem Wege geräumt werden, ehe kommen wir mit all' unſerm Heldenmuth und all unſrer Weisheit auf keinen grünen Zweig.

Kardinal. Aber wie konnten wir erwarten, daß die Gefangnen auf den Flodoardo bekennen werden?

Parozzi. Nichts natürlicher, als dies! jeder von unſern Bundesgenoſſen vom erſten bis zum lezten hat die Ordre, im Fall er, vor Ausführung des großen Werks, in die Hände der Juſtiz fallen ſollte, entweder ein tiefes Stillſchweigen zu beobachten, oder den Flodoardo zu nennen.

Kardinal. Das ließe ſich hören. —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Memmo und Falieri.

Memmo. Guten Abend, Ihr Herrn!

Falieri. Juchheiſa, die Sachen gehn treflich! Glück zu, Ihr Herrn.

Memmo. Wißt Ihrs ſchon, dieſen Abend werden unſre alten Freunde hingerichtet.

Parozzi. (erſchrocken.) Wer? wer?

Memmo. Die Banditen. Ich weiß es gewiß.

Parozzi. (seufzet.) Meinethalben, lebt doch der Abällino.

Falieri. Ich hab' Euch einen lustigern Streich zu erzählen.

Parozzi. Laßt hören!

Falieri. Ich bin bei der Inquisition der gefangnen Bürger gegenwärtig gewesen.

Alle. Wie? Was? Du? erzähle.

Falieri. Nun die Kerls betrugen sich ganz ehrbar; und antworteten, wo sie Ja sagen sollten, Nein, und wo man das Nein erwartete, Ja.

Parozzi. Herrlich! herrlich! weiter.

Falieri. Da man nun mit ihnen auf keine Weise zurecht kommen konnte, so drohte der Senat mit der Tortur. Unsre armen Schelme appellirten an Gottes Gericht, an die heiligen zwölf Apostel, an die fünf tausend Jungfrauen, an ihre eigne Unschuld, an den Teufel und seine ehrwürdige Grosmutter — alles half nichts. Sie sollten bekennen, oder man drohte ihnen die Wahrheit mit Daumschrauben auszupressen.

Parozzi. Wetter, mir wirds schwul!

Falieri. Die Kerls blieben dabei, daß sie die Waffen, welche man bei ihnen gefunden habe, auf Speculation gekauft hätten. Nun

wars freilich auffallend, was ein Schneider mit Piken, Degen und Flinten zu speculiren hätte, oder was der Bäcker aus Pulver und Blei backen wollte. Es half also kein Ach! und kein O! kein Vatern und Mattern, sie mußten hinunter in die Folterkammer.

Memmo. (schaudernd.) Das ist ein infamer Ort; mein selger Vetter hat mich dort einmal vor anderthalb Jahren herumgeführt.

Falieri. Gelt Memmo, wenn man Dich dort einmal in den Trog sperrte, wenn Du bekennen solltest an welcher Arzenei Dein Vetter neulich krepirte, Du würdest bald Dein Pater peccavi! heulen.

Memmo. Ich muß Euch sagen, ich — fiele in Ohnmacht.

Falieri. Das that nun keiner von unsern Leuten. Aber als man meinem Schneider die Daumschrauben ansezte, und ihm die Gelenke in einander schob, wie einem Krebs, als sich das arme Sünderblut nun durch die Nägel drängte und durchplatzen wollte — Donner, was schnitt der Kerl Gesichter, nicht anders, als wenn man ihn mit einigen Dutzend Nähnadeln spickte.

Alle. (in ein lautes Gelächter ausbrechend.) Ha, ha, ha!

Falieri. Und bekannte kein Wort.

Parozzi. Bravo, Bravo!

Falieri. Zulezt ward den Kerl aber doch der Spas zu grob: er winselte wie ein Kind und schrie zulezt daß sich der Folterknecht selbst die Ohren zuhalten mußte. Am Ende wollt' er alles bekennen.

Kardinal. Da haben wirs! Ich begreife nur von Eurer Weisheit nicht, wie Ihr einem Schneider die Waffen anvertrauen konntet.

Parozzi. Erstlich weil man sie bei einem Schneider am lezten suchen würde, zweitens weil so ein Kerl im Fall der Noth schon immer an Stichwunden gewöhnt ist. Erzähle weiter, Falieri.

Falieri. Nun, die Schrauben wurden ihm abgenommen. Er sollte gestehn. Der arme Teufel besah sich die Finger, die in dem ersten halben Jahr zu seinem Handwerk verdorben sind, und behauptete fest man habe ihm seinen Verstand so fest zusammengeschroben, daß er sich unmöglich in dem Augenblick auf alles besinnen könnte. — Man ließ ihm also Zeit und führte den dicken Bäter vor, der die Augen mächtig aufriß, als man ihm die Schrauben ansezte. — Aber der Kerl war ein Held in Folio.

Parozzi. Bekannte auch nicht.

Falieri. Behüte der Himmel, er mach-

te,

ſte, er pfiff nicht einmal. Als man ihm endlich zu heftig zuſetzte, und er noch keine Miene verzog, machte der Kriminalrichter die ſchlaue Bemerkung, daß der Bäcker unmöglich ein Menſchenkind ſey, ſondern vielleicht eine ausgeſtopfte Lederfigur wäre. Man ließ ihm alſo die Knochen noch enger in einander preſſen, und nun ward' es dem armen Teufel zu warm. Er fing plötzlich an mit vollen Backen zu blaſen, als ſtänd er vor ſeinem Backofen. Aber weiter folterte man ihm auch nichts ab und, kurz von der Sache zu kommen, man ließ den empfindſamen Schneider von neuem holen, der freilich noch immer über die Verſchränkung ſeines Verſtandes klagte. — Er mußte ſich entkleiden, oben die eiſerne Stange faſſen, wo man ihn feſtband, an den Füſſen zog man ihm bleierne Schuhe an, jeder nur ein halber Zentner ſchwer.

Memmo. (sich schaudernd.) Ver!

Falieri. Nun zerrte man ihm auseinander, was vorher zuſammengepreßt war; man konnte ihn durch und durch ſehn, wie ein Spinngewebe. Noch hielt er ſtandhaft aus, wie der bravſte Märtyrer der heilgen Wahrheit. Aber als der Folterknecht die Pfanne mit dem brennenden Pech hervorzog und ihm periodenweiſe damit die Knochen anſprengte — da rief er heu-

heulend: Pardon! — Man nahm ihn ab und er bekannte . . .

Parozzi. (auffahrend.) Donner und Teufel!

Falieri. Bekannte, daß Flodoardo selbst der Urheber der ganzen Geschichte sey.

Alle. (einstimmig.) Bravo! bravo! bravo!

Falieri. Ein Deputirter des Gerichts eilte zum Dogen, ein andrer zu Flodoardo's Wohnung. Aber der Vogel war ausgeflogen, nirgends zu finden und sein Verhör ward bis auf übermorgen verschoben.

Parozzi. Uebermorgen? Ha, ha, da sitzen wir zu Gericht und wollen wir das Spiel umkehren.

Memmo. Wenn uns der Doge nicht auf die Sprünge kömmt.

Kardinal. Er ahndet nichts, von allem nichts, dafür hafft' ich.

Memmo. Ei, zum Teufel, jeder Beutelschneider, Pflastertreter, Abentheurer, Bettler und wie das Lumpengesindel heißen mag, welches unsre Armee ausmacht, weiß davon und er sollte noch nichts davon gewittert haben?

Parozzi. Du Narr, da gehts ihm, wie den ogmen Ehemännern. Jeder Schalk weiß, daß sie Hörner tragen, nur sie selber haben keine Notiz davon. Aber wahrhaftig, wir müssen nun den Anfang machen, plötzlich und unver-

wie, nach Erfindung des Pulvers, die Harnische und Helme der verlornen Ritterwelt zum Schmuck der Zeughäuser dienen mußten.

4.

Alle siebenzehn niederländische Provinzen, wenn schon seit Jahrhunderten durch Verschiedenheit der Herren, der Verfassungen und Gesetze getrennt, daß keine von besonderer Theilnahme für die andere bewegt ward, fühlten fast mit gleichem Unwillen Philipps Tirannei, als er zur Ausrottung fremder Religionsmeinungen die Inquisition erneuerte, neue Bisthümer und Erzbisthümer gründete, und, um unbedingt zu herrschen, selbst die weltlichen Rechtsame der Stände — die durch Alterthum heiligen Verfassungen antastete. Des Kardinals Granvella Grausamkeit verwandelte die Gährung in Empörung. Zu spät ward er (im Jahr 1564) zurückberufen. Der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotz kirchlicher Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich.

Philipp sandte den aufgeblasenen, blutgierigen Herzog von Alba, die Widerspenstigen in Zaum zu halten. Dieser begann ein gräßliches Trauerspiel, von dem Europa bis zur französischen

vermuthet unſre Projecte auszuführen, oder wir werden verrathen, eh wirs glauben.

Memmo. Du haſt recht, Bruder.

Falieri. Die Misvergnügten, die ſich auf unſre Seite geſchlagen haben, ſinds zufrieden, wenn der Bettelntanz ſchon in dieſer Nacht vor ſich ginge.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Contarino.

Contarino. Wein her!

Falieri. Sieh da, unſer luſtiger Bruder!

Einige. Guten Abend, Contarino!

Contarino. Wo iſt Parozzi? (indem er ihn mit Ungeſtüm umarmt.) Höre Du biſt ein kapitaler Kerl! Du und Dein Secretair und Dein Brief, Euch drei ſollte man zum ewigen Andenken unter die himmliſchen Sternbilder verſetzen. Wißt Ihr denn ſchon, daß wirklich der verfluchte Capuzzi, der alte unbewegliche Eiſenfreſſer, der Hauptmann des Arſenals in engem Arreſt ſizt?

Falieri. Kein Wort!

Contarino. Und wißt Ihr, wer dort morgen Nacht die Wache haben wird? Kein andrer, als unſer allerliebſter Seelenfreund, der Capitain Sebilli.

Alle.

Alle. Herrlich! brave! herrlich!

Parozzi. Nun muthig, so ist der letzte Stein von meinem Herzen gewälzt! das Arsenal ist unser!

Contarino. Das alles ist noch Spas! Morgen ist beim Dogen großer Ball, große Maskerade! Und wir, die wir alle hier stehn, sind zu demselben eingeladen.

Einige. Wir? wir zur Maskerade?

Parozzi. Dahinter lauscht Hochverrath!

Memmo. Verrätherei! halt, es ist vorbei — wir sind betrogen, entdeckt, verrathen, verkauft.

Faliери. Ei so quake! Laßt uns doch die Sache erwägen, wie sie sich verhält.

Contarino. (zu Allen) Seid ruhig, wir wollen sammt und sonders beim Dogen erscheinen. Es sind mehrere Damen und Herrn bei ihm geberen. — Ich glaube, Rosamundens Geburtstag = = = wars nicht vor einem Jahre, als wir ebenfalls = =

Parozzi. Richtig! richtig! ich glaube selbst. Ueberhaupt sey es, wie es wolle, gewagt muß nun werden. Wenigstens erwartet der Doge, wenn er auch von unserer Verschwörung jeden Buchstaben wüßte, gewiß nicht den Ausbruch derselben auf morgen schon. Und morgen soll nun das große Loos in jedem Fall gewor-

geworfen werden. Jeder mit einem Dolch versehn, gehn wir zum Degen.

Memmo. Ich schwör es Euch, es geht nicht richtig zu! wir sind verrathen! — besinne Euch! guter Rath kommt oft zu spät.

Contarino. Ei Du verdammter feiger Knabe, bleib zu Hause hinterm Ofen. Aber sind wir durchgedrungen so komm' nicht und fodre Deine Geldsummen wieder.

Memmo. Bei meiner Seel, Contarino, an Muth fehlt mirs nicht; willst Du, ich messe mich in diesem Augenblick mit Dir mit der Klinge. Aber Dein unseeliger Hitzkopf fehlt mir.

Contarino. Was haben wir denn dort zu befürchten? was denn? Jeder von uns wird doch dort im Fall der Noth ein halbes Dutzend Weiber und einen Mann auf sich nehmen? Wenn der Doge eine Ahndung unsrer Verschwörung hätte, Narr, würd er warten, bis wir ihm selbst mit den Messern an die Kehle rückten?

Kardinal. Und wenn alles verderben ist, so macht es die Kirche wieder gut und das große Wort Sr. Heiligkeit. (giebt Memmo einige Papiere) Leset ungläubiger Thomas.

Memmo. Donner und Wetter, wir treiben also eine privilegirte Schurkerei!

Kardinal. Der Pabst muß uns schützen, ich sage er muß, denn wir vertheidigen die Gerechte-

rechtsame des apostolischen Stuhles in der Republik Venedig. Schon das kann und muß Euch eine Quelle des Muths werden, wenn in der lezten Noth alles scheitern sollte. Keine Hand darf Euch verletzen.

Parozzi. Contarino und Falieri, wir dürfen heut nichts mehr abreden, denn was wir beschlossen haben, das ist beschlossen. Contarino, um Mitternacht verläßt Du den Ball und bemächtigst Dich des Arsenals. Um zwölf Uhr wird mit den Glocken im St. Marcusthurm gestürmt. Der Schiffskapitain Adorno wird auf das Signal mit seinen Leuten zu uns stoßen. Wir, die wir in der Signoria versammelt sind, bemächtigen uns der Personen des Andreas Gritti und der anwesenden Senatoren. — Unsre Leute entwaffnen die wenigen Wachen, die hie und da ausgestellt sind; besetzen die Brücken mit Kanonen und wo sich eine Gondel blicken läßt, die nicht unsre Losung angiebt, wird sie in den Grund gebohrt. — Laßt uns mit den Schauern der mitternächtlichen Finsterniß bewaffnet so lange fechten, bis der Tag uns als Sieger begrüßt. Freunde und Feinde müssen durch einander wüthen, keiner muß wissen, woher? wohin?

Contarino. Bei meiner Seel, ich danke Gott, daß es endlich soweit gediehen ist. Hast

Haſt Du die weiſſen Armbinden unter unſre Leute ausgetheilt, Parozzi?

Parozzi. Schon vorgeſtern. Es iſt alles beſorgt.

Memmo. Freunde laßt uns alles noch einmal weislich überlegen. Ich ſag Euch, guter Rath kommt oft zu ſpät.

Parozzi. Pfui! Ueberlegung iſt das Kind der kalten Vernunft, und dieſe gilt in der Rebellion nicht. Hier ſpricht die Verzweiflung. Nur erſt das Werk begonnen, die alte Ordnung mit Heldenmuth über einander geworfen, daß keiner mehr weiß, wer Herr und wer Unterthan ſey. Dann mag die Ueberlegung kommen und rathen, wie weiter! — Hollah, luſtig eingeſchenkt.

(man hört in der Ferne eine Glocke läuten.)

Memmo. Hört Ihr? hört Ihr? izt wird der Stab über die Banditen gebrochen, und werden ſie zum ſtillen Gericht geführt!

Kardinal. (mit Würde.) In dieſem heiligen Augenblik Freunde laßt uns vor dieſem Altar noch einmal den Eid des Bundes erneuern! — und Treue ſchwören, uns und dem apoſtoliſchen Stuhl!

Alle. (ziehn die Degen und knien nieder.) Wir ſchwören.

Kardinal. Schwören in dieſe feierlichen

der Stunde, bei unserm Leben, bei unsrer Seeligkeit, daß wir in der künftigen Nacht, der Nacht des großen Gerichts, befreien wollen das Volk von dem Uebeln der unordentlichen Staatsverwaltung, von den tyrannischen Gesinnungen der Senatoren, und daß diese Republik unterwürfig sein soll und werde einem frommen Senat, welchen wir selbst erwählen wollen, unterwürfig werde dem Stuhl Petri zu Rom. Schweren, daß keiner den andern verlassen wolle in den Schrecken jener Nacht, sondern daß einer für den andern sein Leben wage, einer für den andern liege, oder sterbe!

Alle. (mit aufgehobenen Klingen) Wir schwören!

Pazzi. (mit aufgehobenem) Blut und Blut, Blut und Gut wollen wir wagen: königlich soll uns jeder Blutstropfen belohnt werden, welchen wir einbüßen werden, — aber Schande und Verderben falle auf den in Ewigkeit, der diesen Bunde treulos wird, Schande und Spott der Welt und Afterwelt jedem Verräther, dem Feigen, dem Abtrünnigen unter uns! Kneter, welche einst mit seinen verwitterten Schädel spielen, sollen ihn fluchend noch anspein und rufen: er gehörte einem Schurken! Wir schwören!

Alle. (durch einander rufend.) Wir schwören! (die Degen ein.)

Contarino. Halleh, Brüder, die Kelche

che gefüllt! so wie izt ſitzen wir nicht wieder beiſammen, als bis nach vollbrachter Arbeit.

Alle. Brave, wir wollen trinken! wir wollen trinken! (Es umringen einige mit Bechern und Gläſern verſehen Zeffi.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Abälline.

Abälline. Mordhunde, ich trinke mit!

Alle. (erſtaunt.) Abälline!

Parozzi. Schalk, wo kommſt Du her, wie kömmſt Du zur Nachtzeit in euer verſchloſſne Gebäude?

Abälline. Hi, hi, meinſt Du nicht, daß ich den Schlüſſel zu allen Hütten und Palläſten Venedigs bei mir trage? Wollte der Himmel, ich könnte ſo die Herzen aufſchließen, wie ich die Schlöſſer erbreche: ſo dauert' es nicht drei Monate, ich würde Pabſt, und brächte die widerſpenſtigen Köpfe der geſammten Chriſtenheit unter einen Hut.

Parozzi. Bruder, was macht Fiordiaride?

Abälline. Er wird ein großes Mahlzeit geben, wozu ein Paar hundert Damaszener eingeladen ſind.

Parozzi. Fiordiaride? — Man ſagt,

er ſey unſichtbar geworden, weil er gewiſſer Urſachen willen vors Criminalgericht . . .

Abällino. Haſt recht, hi, hi! er iſt entwiſcht! ich habe ihm ſelbſt Thor und Riegel geöffnet.

Parozzi. Was willſt Du damit ſagen? Du ſprachſt ja von einem Gaſtmahl?

Abällino. Was er den Würmern und den Fiſchen geben wird.

Parozzi. (ſteht zuſammenfahrend.) Iſt er tod?

Abällino. Wenn ich ihn ſonſt gut getroffen, oder nicht einen andern für ihn gehalten habe. Es war ſchon dunkel. Aber kennſt Du Flodoardo's Siegelring? (er giebt ihm den Ring.)

Parozzi. Wie meinen eignen. (er betrachtet den Ring.) Juchhe! — Ihr Herrn, Flodoardo iſt tod!

Alle. (mit ausbrechendem Geſchrei.) Bravo! Triumph! Victoria! Vivat Abällino!

Kardinal. Iſt Dir alſo doch der Fuchs in die Falle gelaufen? Nun wird die Geſchichte luſtig. — Meiſter in Deiner Kunſt, daſür trinkt ein Kardinal Deine Geſundheit!

(er giebt ihr der andern.)

Abällino. Pah, Kardinal und Bandit! der Titel ſcheidet nicht, aber Bruder Kardinal! das Herz!

Alle.

Alle. (am Schenktiſche.) Es lebe Abälline!

Abälline. (allein im Vordergrunde, betrachtet den Todtenkopf und nimmt ihn vom Stabe.) Kamerad, was machſt Du hier? — Nicht wahr, Du ſagſt: es iſt alles eitel! — Hing um dieſe Schläfe einmal vor Zeiten ein Lorbeerkranz, oder ein Fürſtendiadem, oder eine Bettlermütze? — Gährten unter dieſem Schädel einmal Welteroberungsträume, oder philoſophiſche Syſteme, oder Harlekinspoſſen? — Hat dieſes hohle Auge vormals freundlicher gelacht, Weiberherzen erobert, oder mit Tonnen Goldes geliebäuzelt? — Blühten einmahls dieſe Wangen in der Farbe der Unſchuld und Geſundheit, oder bließ das Laſter ihnen bald die reizende Schminke ab? — Das alles weißt Du nicht, und keiner auf Erden weiß das zu ſagen. Iſt dort oben niemand, dem Du merkwürdiger wareſt, als Deinen Brüdern auf Erden? Iſt droben keiner der Dich kennt? — Du grinſeſt freundlich, und antworteſt nicht! — Kamerad wir müſſen Bruderſchaft trinken!

Fünf

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Rosamundens Zimmer.)

Idaella. (ängstlich auf und abgehend.)

Ich hab es befürchtet! meine Ahndungen haben mich nicht betrogen. Armes Kind, ist ists möglich, daß Du zur Banditenbraut wirst; denn Abälimo hat gesiegt — über Fledoardo gesiegt! — —

Wie soll ich ihr die Nachricht bringen? wie soll ich sie darauf vorbereiten, daß der Fledoardo, dem sie anbetet, der der Abgott ihrer Gedanken, der Engel ihrer Träume ist, — daß er durch Abälimos Hand fiele?

Nein, nein, ich liebe sie zu sehr — ich sag es ihr nicht! Himmel, da kömmt sie.

Zwei-

Revolution nichts Aehnliches wiedersah. Er ließ die Häupter der edeln Grafen von Egmont und Horn auf dem Schaffot fallen. Durch sein Revolutionstribunal, der Raad der Beroerten geheißen, starben des gleichen schmählichen Todes mehrere tausend Menschen. Zahllose starben auf den Schlachtfeldern.

Unter Alba's Verwaltung drohten die Niederlande bald ungeheure Wüste zu sein. Er wurde zurückgerufen. Die Tapferkeit und kluge Mäßigung seines Nachfolgers, Don Zuniga y Requesens, vermochte mehr über die Mißvergnügten, als Alba's Mörderei. Aber schlecht von seinem Könige unterstützt, und bald vom Tode übereilt, gelangte er nicht zum Ziel. Die Rebellion, an deren Spitze der tapfere und staatskluge Wilhelm, Prinz von Oranien, jede Unternehmung der Spanier unter ihrem Don Juan von Austria und nachmals unter dem Feldherrn Alexander, Herzog von Parma, fruchtlos zu machen wußte, erstarkte.

Nur der verschiedenen Landschaften uralte gegenseitige Eifersucht; des hohen Adels und der Häuptlinge Nebenbuhlerei; der verschiedenen Religionsparteien ewig wacher Argwohn wider einander; daraus entspringender Zwiespalt der Interessen und Zwecke, erschwerten den Niederlanden selbst Kampf und Sieg. Erst am 23. Jänner des

Zweiter Auftritt.

Iduella und Roſamunde.

Iduella. Du ſiehſt ſehr blaß, liebes Kind. Dir iſt nicht wohl.

Roſamunde. Ich hatte eine unruhige, ſchlafloſe Nacht. Das weißt Du ſelber. Aber Du weißt nicht alles. Ein böſer Traum erſchreckte mich. Ich wollt' ihn Dir anfangs nicht erzählen; aber itzt bin ich heurer. Willſt Du ihn hören?

Iduella. Erzähle doch!

Roſamunde. Du haſt ja ſelbſt geſagt, Träume ſind Schäume; und die böſen Träume kommen nicht von Gott. — Mir träumte, ... aber Du mußt aufmerkſam hören!

Iduella. Ich höre.

Roſamunde. Mir träumte, ich hätte mich in einer gränzenloſen Wüſtenei verloren, und irrte troſtlos umher. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war zu ſehen; weit um mich herum, ſo weit mein Auge reichte war alles dürrer Sand und blauer Himmel! da fiel ich auf meine Knieen, da betete ich in fürchterlicher Herzensangſt, — und ſiehe! ſchwarze Gewitterwolken zogen am Himmel herauf dicht über mir. Und aus dem Wolken ſtreckte ſich mit

Wetterleuchten eine Hand, die mit einem Palmenzweige die Erde schlug.

Idnella. Gott behüte, der Traum ist prophetisch!

Rosamunde. Da blühte alles um mir auf; grüne Thälen, anmuthige Gebürge und schöne Gebäude schwammen ringsumher vor meinem Blick. Da ward ich froh! — Und plötzlich sprang eine schöne Gestalt aus einem der Gebäude; das schwarze Haar, das lachende Auge, die schmeichelnde Stimme verriethen ihn. Florvardo war's. — O wie schlug mir das Herz, wie zitterte ich an seiner Brust! — Ach, und mit einemmale — mir schaudert die Haut!

Idnella. (ängstlich) Nun? mit einemmale?

Rosamunde. Riß mich beim Nackenhaar eine gewaltige Hand zurück. — Bist Du nicht meine auserkorne Braut? brüllte eine abscheuliche Stimme hinter mir? Und ich sah mich um — Idnella, da stand der entsetzliche Adlumo und seine Fäuste schimmerten noch vom frischen Blute.

Idnella. Gott sey uns armen Sündern gnädig, das ist fürwahr der böse Geist!

Rosamunde. Und Florvardo sah mich an, mit einem Blick, o Idnella, noch [illegible] Blick

Blick und ich würde sterben! sah mich an und lächelte und wurde blaß wie die Wand. Florindo! rief ich: rette mich. Er aber lachte fürchterlich auf und stieß mich in Adalmes Arm zurück. — Was bedeutet dieser Traum?

Idaella. Kein Traum bedeutet, sondern ist. Dein Traum bedeutet nicht, sondern ist Dir etwas Böses. Ueberhaupt liebes Kind, hänge Dich auf dieser Welt an nichts weniger, als an Träume, wenn Du ein ruhiges Herz erhalten, wenn Du glücklich werden willst. Hänge Dich nicht an die Träume des Stolzes, an die Träume der Liebe, sie werden uns nie erfüllt und machen uns bei ihrem Verschwinden unzleich elender, als sie uns durch ihre Gegenwart entzücken.

Rosamunde. Träume der Liebe sagst Du? Ist die Liebe ein Traum? Das ist nicht möglich, dann hieße ja leben soviel als schlafen! wenn lieben — träumen heißt.

Idaella. Rosamunde, und keine Liebschrift sah je der Schwärmerei eines Traums ähnlicher, als die Deinige. Sie enthält so viel Abentheuerliches, Romanhaftes, als läse man ein Märchen aus dem Morgenlande.

Rosamunde. Ungewöhnliche Geister gehn ungewöhnliche Straßen. Wir sind ja nur Alltagsmenschen neben Florindo, und da nennen

wir freilich ſeine Laufbahn abentheuerlich und romanhaft, weil wir ſie nicht nachwandeln können. Aber glaube mir Idaella, was die Natur verſäumt hat, kann die Liebe erſetzen. Nennſt Du das Unternehmen Flodoardos abentheuerlich, daß er um meine Hand zu gewinnen, ſich der Todesgefahr ausſetzt: ſo würdeſt Du keinen Namen mehr für mich übrig behalten, die ich aus Liebe noch mehr wagen könnte.

Idaella. Gott behüte, Roſamunde, in welcher Stimmung biſt Du?

Roſamunde. Iſt Dir das ſo auffallend? Nicht wahr, ich ſcheine Dir etwas verwandelt zu ſeyn, ſeitdem ich Flodoarden liebe.

Idaella. Etwas? nein ganz und gar verwandelt.

Roſamunde. Das ſollte Dich nicht befremden. Bisher war ich ein Kind, und Kinder handeln nicht ſelber, ſondern werden gelenkt. Aber der erſte Pulsſchlag der Liebe in unſern Adern, iſt das erſte Signal zum Selbſthandeln, dann werfen wir das Gängelband ab und erſcheinen in unſern eigenthümlichen Weſen.

Idaella. Der gefährlichſte Augenblick des Lebens!

Roſamunde. Das iſt er, aber dennoch ein unausſprechlich ſchöner Augenblick unſrer Wiedergeburt. Zu reich an jugendlicher Kraft,

ver-

verſchmähen wir den alten Schneckenweg der Dinge; wir verlaſſen die Heerſtraße der Convenienzen und der Etikette; wir haben nichts, als — nur ein Herz!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und der Doge Gritti.

Idnella. Dein Oheim.

Gritti. (mit einem heitern Lächeln.) Flodoardo lebt noch!

Idnella. (frohlockend.) Lebt noch!

Roſamunde. Iſt das ſo wunderbar? War denn Flodoardo unter den Todten?

Idnella. In Venedig ging das Gerücht, er ſey ermordet worden vom Abällino. Nun bin ich entzückt, Dir nichts geſagt zu haben.

Gritti. Eben izt erhielt ich ein verſiegeltes Billet von Flodoardos Hand — auch er hat von ſeiner eignen Todesnachricht gehört und will mich beruhigen. Noch mehr, er iſt in dieſem Augenblick beim Abällino — aber noch weiß er nicht, wie er es möglich machen wird, ihn zu fangen. — Sein ganzer Brief iſt ohne Zuſammenhang und ſehr räthſelhaft. Der Himmel gebe ihm Sieg!

Roſamunde. Er wird gewiß überwinden. Die Liebe hat ja ſonſt wohl Wunder gethan.

Gritti.

Gritti. (Heraustretend) Rosamunde! Rosamunde! ich schwebe noch in einer namenlosen Höllenangst. Ach, es soll sich noch so manches — so manches aufklären, und allenthalben liegt noch so viel Finsterniß! — Doch, was geschehn ist, das ist geschehn. Mag sich ereignen, was da will, Rosamunde, so laß uns entgegen gehn, daß wir Christen sind! — Die Gesellschaft ist schon versammelt, man erwartet Deine Ankunft. Tummle Dich, und laß uns nicht lange warten. (Ab.)

Rosamunde. Ich will sogleich erscheinen. Izuella, geh Du nur voran. Ich möchte nur einen Augenblick allein seyn, um mich zu sammeln, um mich vorzubereiten. — Geh, voran, Izuella.

Izuella. (Ab.)

Rosamunde. (allein.) Namenlose Höllenangst leidet mein Herz — aber ich! o, wer weiß das, was mein Herz itzt foltert. Im Grabe muß es stiller seyn, als so im Leben. — Flodoardo, ist naht der wichtigste Augenblick seines Flodoardo, itzt die entscheidende Minute, die Leben oder Tod im Munde führt. (Er eilt auf die Seite, faßt die Hände mit Inbrunst empor und betet in der Seele Innigkeit, nur stammelnd die Worte hervorlallend.) Barmherziger! Ruhe! Ruhe dieses Herzen! — Ruhe in meines Flodoardo Armen

Armen — oder sehe ich zu viel — Ruhe in Grabe! (Er steht auf.) Auf denn, wir bin an den Ort, wo er mich heut zum erstenmale rührte, hin in die Versammlung, wo der ich bald — bald mein Todesurtheil hören dürfte. (Ab.)

Vierter Auftritt.

(Im ersten Zimmer des Palasts.) Herren und Damen in Gesellschaftskleidern sind im Hintergrunde sichtbar, unter ihnen die Senatoren des Ruggiero, der Kardinal Grimaldi, Parozzi, Memmo, Falieri, Contarino. (Es geht unter ihnen der Kardinal, oder Falieri in einigen Gesprächen ist sichtbar.)

Ein Senator. (zum Kardinal.) Es ist heut ein erbärmliches Wetter; Wind und Regenzeschauer vom frühen Morgen an.

Kardinal. Ihr habt Recht; es ist wenigstens nicht gut unterwegs seyn.

Senator. Aber ich liebe auch solche Tage.

Kardinal. Besonders in einer so angenehmen und glänzenden Gesellschaft, wie die gegenwärtige.

Senator. Freilich. Aber auch so ein trüber, melancholischer Tag hat an und für sich selbst gewisse Reize für mich. Ich sah den ganzen

zen Morgen zum Fenſter hinaus, und beobachtete mit ſtillem Vergnügen wie der Wind in den Wellen des Kanals ſtürmte und in den Wetterfahnen der Paläſte am Marcusplatz. Ein Regenſchauer folgte dem andern, und fegte die Straßen. Von Kindheit her hat ſolch ein Anblick immer etwas Düſteres, Schwermüthig-erhabnes für mich gehabt.

Kardinal. Dies ſcheint melancholiſchen Temperamenten überhaupt eigen zu ſeyn — — — der Doge kömmt:

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Idnella und Roſamunde, welche ſich unter den Gäſten verlieren, und der Doge Andreas Gritti.

Gritti. Eine fröhliche Nachricht hab ich zu verkündigen. Ihr alle wißt, welch eine ſchreckliche Sage ſeit dem heutigen Morgen in Venedig ausgeſprengt war — Flodoardo ſey von dem berüchtigten Abällino ums Leben gebracht. Ich bin im Stande dieſes Gerücht zu widerlegen, welches niemanden ſo ſehr erſchüttern konnte, als mich.

Einige. Er lebt alſo?

Gritti. Flodoardo lebt!

Alle.

Alle. (bezeichnen mit ihren Mienen die lebhafteſte Freude. Ein ſanftes, frohes Gemurmel entſteht.)

Kardinal. (dem Parozzi mit ſtarrem Blick die Hand drückend.) Parozzi, er lebt!

Parozzi. (mit ängſtlichem Lächeln erwiedernd.) Er lebt!

Gritti. Nun ſey dieſer Tag der Freude geheiligt; wir wollen uns ohne Feſſel ganz dem Vergnügen überlaſſen, nur eine ſehr wichtige Sache wird noch dieſem Vergnügen voran gehn — wichtig für uns alle und für die ganze Republik.

(man hört draußen ein verworrenes Waffengeklirr.)

Kardinal. (beſtürzt.) Was iſt das? ich höre draußen das Stampfen der Gewehre?

Parozzi. (am Fenſter.) Ich ſehe unten am Pallaſte rings herum Wachen geſtellt.

Alle. (in einer ängſtlichen Verlegenheit durch einander murmelnd.) Um Gotteswillen! was iſt das?

Gritti. (tritt langſam in die Mitte der Verſammlung.) Wundert Euch nicht, meine Lieben, über jene ſeltſame Anſtalten. Es hat nichts zu bedeuten, was dem Vergnügen dieſer Geſellſchaft gefährlich ſeyn könnte. — Euch allen wird der Bandit Abällino bekannt ſeyn, der Ruheſtöhrer des ganzen Venedigs, der Erzböſewicht der niemals auf Erden ſeines Gleichen fand, der Mörder meiner Freunde, der Mörder meiner

getreuen

gerneurn Räthe Lunari und Dandoli. Dieser, vor welchem jeder rechtschaffne Republikaner zittern muß, dem nichts heilig und ehrwürdig ist, der allen Trotz bietet, allen drohet — dieser höllische Anschlag wird binnen einer Stunde in diesem Saale vor unsern Augen erscheinen.

Alle. (mit lautem Erstaunen.) Abällino?
Abällino?

Gritti. Wie ich sage.

Kardinal. Freiwillig?

Parozzi. Freiwillig?

Gritti. Nein, freiwillig in der That nicht. Aber Fiodoardo von Florenz hat gelobt unserer Republik diesen wüthigen Dienst mit Gefahr seines eignen Lebens zu leisten; er hat gelobt, es koste, was es wolle, den Abällino zu fangen und hieher zu bringen.

Ein Senator. Viel, unendlich viel versprochen!

Memmo. Ich zweifle stark an der Vollführung seines Gelübdes.

Kardinal. Ei, ei! Aber wenn es ihm glükken sollte, ich sage sollte: so würde sich Fiodoardo uns und unsre Republik zu großen Schuldnern machen.

Senator. Wahrhaftig, wie sollte der Staat dem Fiodoardo vergelten, denn jeder von

Jahres 1579 schlossen die sieben nördlichen Provinzen (Geldern, Holland, Utrecht, Seeland, Friesland, Oberyssel und Gröningen) die Union zu Utrecht, durch welche sie bis auf unsere Zeiten im Verbande blieben. Aber erst, als Philipp von Spanien schändlich genug 25,000 Thaler auf den Kopf des Prinzen Wilhelm von Oranien bot, erklärten sie sich von spanischer Herrschaft los.

Doch für diese Unabhängigkeit hatten sie noch einen dreißigjährigen schweren Kampf zu kämpfen, den Prinz Moriz von Nassau, als Statthalter, in Wilhelms Fußtapfen fortsetzte, da dieser durch eines Meuchelmörders Kugel (1583) gefallen war. Mehr als einmal, durch Spaniens Uebermacht gedrängt, rangen die Niederländer verzweifelnd am Rande des allgemeinen Verderbens; mehr als einmal boten sie der Königin Elisabeth von England, dann den Franzosen, ihr zerstörtes Land zum Eigenthum dar, und doch vergebens.

Aber Frankreichs und Englands Kriege gegen Philipp den Zweiten, dann der Tod dieses elenden Monarchen, die Schlafheit seines wollüstigen Sohnes, Philipps des Dritten, die Siege Moritzens bei Neupoort und im Brabantischen über die spanischen Waffen, und die der niederländischen Admirale über die Flotten der damals großten Seemacht auf Erden, führten endlich den ruhmvollen Frieden von Ant-

von uns wäre ihm gewiſſermaßen die Erhaltung des Lebens ſchuldig.

Gritti. Ich ſelber würde verlegen ſeyn, welche Belohnung dem jungen Helden anzubieten wäre, wenn er nicht ſelbſt ſchon die Art der Vergeltung beſtimmt hätte. Dieſe iſt allein in meiner Gewalt. Fiodoardo hat um die Hand meiner Nichte angehalten, und ich — wenn er als Sieger kömmt — ich gebe ſie ihm.

Alle. (Sehen ſich unter einander ſchweigend an, theils mit Zeichen der höchſten Zufriedenheit, theils des Erſtaunens.)

Falieri (ruft — indem er den Parozzi auf die Seite führt.) Parozzi? Parozzi, was meinſt Du?

Parozzi. (heimlich lachend.) Abällino wird ſich fangen laſſen!

Falieri. Ich habe von der Nachricht das kalte Fieber bekommen, ſo wahr Gott lebt! — Inzwiſchen wir können ja den Ausgang der Dinge abwarten.

Kardinal. Meine Herrn, hat einer von Euch ſchon den Abällino von Angeſicht zu Angeſicht geſehn?

Einige. Wir nicht! wir nicht!

Falieri. Es iſt ein Geſpenſt das nur dann und wann und ſehr unverhofft und ungebeten erſcheint.

Gritti. Wie er mir erſchienen iſt, wird Euch bekannt ſeyn.

Memmo. (zu einigen Senatoren.) Ich habe mir von dem Ungeheur tauſend Wunderdinge erzählen laſſen. Er iſt, wenig geſagt, der Teufel in menſchlicher Geſtalt — ich halte es daher nicht für gut, daß man ihn in dieſe Verſammlung bringe, denn er iſt ja wohl fähig, hier, ohne Gnade, einen nach dem andern zu erwürgen.

Mehrere. Gott bewahre! In dieſen Saal?

Contarino. Die Hauptſache iſt, ob ihn Flodoardo beſiegen werde, oder ob das unglückſelige Gegentheil geſchehn wird. Aber ich fürchte leider das letzte. Faſt mögt' ich eine ſchwere Wette darauf eingehn, daß Flodoardo unverrichteter Sache abziehn werde.

Ein Senator. Und ich halte die Wette mit. Nur ein einziger Mann iſt im Stande, es mit dem Abällino aufzunehmen — und dieſer eine iſt Flodoardo von Florenz; eben der, von dem ich längſt prophezeit habe, er werde einmal in den Jahrbüchern der Welt eine glänzende Rolle ſpielen.

Contarino. Tauſend Zechinen! Abällino läßt ſich nicht greifen, oder er wäre denn geſtorben.

Der Senator. Tauſend Zechinen, der Flodoardo haſcht ihn —

Gritti. Und liefert ihn tod oder lebendig!

Contarino. Ihr, edle Venetianer, ſeid Zeugen. (Er reicht dem Senator die Hand.)

Senator. Die Wette gilt.

Contarino. (lachend.) Ich danke Euch für die tauſend Zechinen, Signor! Abällino iſt ein verſchmizter Kerl — gewiß Flodoardo hat Urſach ſich vor ihm zu bewahren.

Kardinal. Hat Flodoardo die Sbirren zur Hülfe?

Gritti. Keinen, als ſich ſelber. Eben deswegen entſchuldigte ich ihn, als der hohe Rath über ihn den Verhaftsbefehl gab.

Kardinal. (tritt mit einem triumphirenden Blick zu Parozzi.) Glück zu Sennor!

Parozzi. (tritt.) Nur ſtill! nur ſtill!

Memmo. Ich lebe wieder auf; nun, nun, man wird ja ſehen!

(es ſchlägt in der benachbarten Kirche ſechs Uhr.)

Gritti. (ängſtlich.) Jezt iſt die Stunde, wo Flodoardo zu erſcheinen verſprach. Meine Angſt vergrößert ſich.

Contarino. (zum Senator.) Ich wünſche wohl an Euch tauſend Zechinen und zweitauſend zu verlieren, weil mit der Gefangenſchaft Abällinos die allgemeine Sicherheit der Republik gewönne.

Sena-

Senator. Wenn ihn Flodoardo heut nicht liefert, so geschieht es gewiß doch ein andermal und ich gewinne immer die Wette.

Einige. (in der Gesellschaft.) Still! still! draußen ist Geräusch.

Stimmen von draussen. Werda? (Antwort.) Flodoardo, aufgemacht.

Alle. Flodoardo! Flodoardo!

Senator. Gewonnen! Gewonnen!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Flodoardo (in einem großen Mantel gehüllt.)

Flodoardo. (wird laut und wild, indem er den Hermelinhut vom Kopf herabreißt.) Verzeiht, edle Venetianer und Venetianerinnen, daß ich in solchem unhochzeitlichen Kleide vor Euch erscheine. Meine Geschäfte machten es nothwendig, und welche Geschäfte ich seit vier und zwanzig Stunden getrieben habe, wird Euch ohne Zweifel unser gnädigster Doge und Herr gemeldet haben.

Alle. (drängen sich um ihn herum.)

Einige. Habt Ihr den Banditen?

Gritti. (ihn mit den Augen messend.) Habt Ihr den Abällino?

Flodoardo. Verzeiht gnädigster Herr, daß auch ich eine Frage wiederholen darf: Ist es

es dieser edeln Versammlung bekannt, für welchen Preis ich den Abällino fangen wollte?

Gritti. Es ist bekannt. Ich versprach Euch meine Nichte zur Gemahlin.

Flodoardo. Wird Flodoardo Rosamunden, wirklich Rosamunden erhalten, wenn er den Abällino in Eure Hände liefert?

Gritti. Habt Ihr diesen Abällino?

Flodoardo. Ach, gnädigster Herr, verzeiht, Eure Antwort soll erst die meinige bestimmen. Empfang ich Rosamunden?

Gritti. (kalt.) Ohne Widerspruch, ja! der Retter der Republik empfängt sie mit einer königlichen Aussteuer.

Flodoardo. Ihr Edeln von Venedig, Ihr habt das große Wort unsers Dogen gehört.

Viele. Wir haben's! wir haben gehört!

Flodoardo. (indem er einige Schritte durch den Saal macht, und die Gesellschaft mustert.) Abällino ist unter Euch!

Alle. (mit Entsetzen.) Unter uns? Wer? wo? wer?

Flodoardo. Er ist in meiner und Eurer Gewalt?

Alle. (im wilden Tumult.) Hilf Himmel! wo ist er? Abällino!

Gritti. Tod oder lebendig?

Flodoardo. (stark.) Lebendig!

Alle

Alle. (in sprachloser Verwunderung oder mit Entsetzen ihm nachlallend.) Lebendig!

Kardinal. (mit der Hand über die Stirn fahrend.) Lebendig!

Contarino. Das geht ins Weite!

Gritti. (gnädig lächelnd.) Die Republik iſt Deine Schuldnerin, mein Sohn!

Flodoardo. (mit ſchwerem Seufzer.) O gnädigſter Herr!

Senator. Und wir danken Euch, heldenmüthiger Flodoardo, für Eure unbegreifliche Heldenthat. Die Republik wird vergelten.

Flodoardo. (traurig mit den Augen auf Rosamunden deutend.) Dort ſeht ſie, dort meine einzige Vergeltung!

Gritti. (mit Würde.) So führe denn den ſchrecklichen Böſewicht hieher — ich kenne ihn. Es war eine Zeit, da ſagte er zu mir: Herzog, ich meſſe mich mit Dir! Die Erde trägt ſelten auf einem ſo ſchmalen Landſtrich zwei ſo große Männer beiſammen. — Führe doch den großen Mann hieher!

Einige Damen. (in ſchrecklicher Furcht.) Um Gotteswillen!

Flodoardo. (ſchmerzhaft lächelnd.) Fürchtet Euch nicht mehr vor ihm, ſchöne Venetianinnen. Er wird Euch unangefochten laſſen, er hat ja nun ſeine Braut! (indem er auf Rosamunden deutet.)

Paroj.

Parozzi. (erstaunt.) Ist er hier schon im Pallast?

Flodoardo. Ja, mein zärtlicher Busenfreund, hier im Pallast.

Senator. Warum laßt Ihr uns so lange in banger Erwartung schweben?

Flodoardo. Wohlan, die schönste und schwerste Stunde meines Lebens ist angebrochen — die Rollen sind zu Ende gespielt. Abällino soll erscheinen. Tretet alle an die Seiten. (Er verläßt den Saal.)

(Es werden von beiden Seiten des Saales Stühle gesetzt. Der Doge sitzt für vorn in der auf einer Erhöhung, neben den Senatoren und Damen. Gegen den Doge zu sind die Notabeln neben Adelaid die Kardinal, Parozzi, Mamma, Falieri, und Contarino, eben auf den Seiten dem Doge und seiner Nichte zunächst. Den Hintergrund füllen die Wachen.

Senator. Signor Contarino, erinnert Euch der tausend Zechinen!

Contarino. (durch die Zähne.) Mit Vergnügen, mit Vergnügen!

(Eine tiefe Stille herrscht durch den Saal; alle Augen sind voller Erwartung auf die Thür gerichtet.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Flodoard stimmt mit ernsthaftem Angesicht, in den Mantel verschlungen und [illegible] im Hintergrunde stehn, entblößt dann plötzlich das Gesicht.

wirft den Mantel zurück und steht in Adällino verwandelt da.

Alle. (mit lautem Entsetzen.) Wehe! Wehe! Betrug! Verrätherey! Hülfe!

Adällino. (ruhig dastehend.) Keiner rege sich von der Stelle, ich gebiete, Adällino gebietet, bey Lebensstrafe!

(es wird tiefe Stille herrschend. Die Sinnen des größten, starken Entsetzens sind sichtlich in aller Mienen. Einige verhüllen ihr Gesicht; andere starren mit Grauen die Erscheinung an.

Rosamunde. (Statt entgeistert in Edwalds Arm.) Gott erbarm sich mein!

Adällino. (umherzuschauend.) So werden am Weltgerichtsmorgen die Schaaren der Seeligen und Verdammten dasteyn, verworren unter einander gemischt, und doch grell von einander verschieden. Engel und Teufel bis izt noch in brüderlicher Eintracht beysammen, aber bald vom Richter auseinander gesondert. (er geht mit Majestät die Reihen vorüber und bleibt vor dem Stuhl des Papsts stehn.) He, kennt Ihr noch den Adällino? Hier ist er, mit Leib und Seel ist er hier, gnädiger Herr, um seine Braut einzuholen.

Giulli. (ganz erstarrt, wirft einen schrecklichen Blick auf ihn.) So bin ich noch nie hintergangen!

Adällino. Ha, ha! was wagt nicht Liebe und Verzweiflung!

Kardi-

Kardinal. (überrennt) Wache! Wache!

Mehrere. Wache! Hülfe! Wache!

Abällino. (zieht kaltblütig eine Pistole aus dem Gürtel.) Der erste, welche Wache schreit, oder nur die leiseste Bewegung macht, ist in dieser Minute des Todes. Glaubt Ihr, Thoren, daß ich mich selber hier überliefere, selber die Wachen an den Thüren bestellt haben würde, wenn ich mich vor ihnen fürchtete, oder wenn ich Euch wieder entrinnen wollte? Ja, ich will Euer Gefangner seyn, dazu bin ich hier erschienen. Fangen soll den Abällino kein Mensch, er muß selber kommen, um sich seinen Richtern zu überantworten. Oder glaubt Ihr, der Abällino sey der gewöhnliche Bravo's einer, der vor den Thüren läuft, der aus Neid und Eifersucht oder Leidenschaft meuchelmordet? Nein, beym Himmel, nein, das bin ich nicht. War ich Bandit: so war ich Bandit aus Grundsätzen.

Gritti. (in Verzückung.) Großer Gott, ist es möglich! ist das Traum — ist das Wirklichkeit!

Abällino. Wirklichkeit! und eine schöne Wirklichkeit, denn Abällino hat obgesiegt! — Höret mich an, all ihr Seelen und Verdammten in dieser Versammlung, in welchen itzt das rebellische Gewissen erwacht, oder deren Seele mir ruhig entgegen lächelt; höret mich an.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14378/058

werpen im Jahr 1609 herbei, in welchem Spanien die sieben vereinigten Provinzen als unabhängigen Freistaat anerkannte.

Zwar galt dieser Friedensschluß nur für zwölf Jahre; der Kampf erneuerte sich nach Ablauf der Frist. Aber die Niederländer hatten in diesem Zeitraum, ungeachtet ihrer innern Unruhen, schon einen Grad von Macht und Ansehen erschwungen, daß sie, auf Schlachtfeldern und Meeren zuletzt Sieger, im Münsterschen Frieden (1648) die reichen Eroberungen an ihren Grenzen, wie in den spanischen Indien, als Denkmäler ihrer Tapferkeit behielten.

So ward, nach einem siebenzigjährigen Kampfe, unter fürchterlichen Strömen Blutes, die Freiheit der vereinten Niederländer gegründet und behauptet.

5.

Das also war das unbeabsichtete Werk des gewaltsamen Philipp von Spanien; so wie auch die Freiheit in den Alpen Helvetiens das Werk des ländersüchtigen Königs Albrecht von Oesterreich geworden war. Völker, die von Natur arm sind, und die Quellen ihres Wohlstandes allein in der größern Freiheit erblicken müssen, mit der sie sich bewegen und erwerben können,

on, Ihr die Ihr mich richten wollet, ich will mich rechtfertigen!

Gritti. Schweig, Auskund der Hölle, schweig, wie willst Du Deine Laster verhüllen?

Abälino. Nicht verhüllen, sondern entschleiern will ich meine Verbrechen; selber will ich ohne Folterbank alles bekennen, und Eure Barmherzigkeit wird mir nicht entgehen. Ihr, die Ihr mich unter dem Namen Fiedcardo's kehret, und unter dem Namen Abälinos verfluchet, höret mich an und wisset, ich bin ein Unglücklicher, der Euern Schutz sucht und Schutz erbettelt von der Republik. Ich bin kein Florentiner, sondern ein Venetianer von Geburt. Der bekannte Graf von Olivze war mein Vater. Er zog mit mir in meiner Kindheit nach Neapel; hier ward ich erzogen; hier ward ich Erbe eines ungeheuren Vermögens; hier ward ich von meinen Blutsfreunden verfolgt, von der heiligen Inquisition als ein Ketzer aus der Gemeinschaft der römischen Kirche verstossen, meiner Hab und Güter verlustig erklärt und ins Gefängniß geworfen. Arm wie ein Bettler kam ich hier an in Venedig, als ich dem Kerker glücklich entsprungen war; Canari, ein alter Freund meines Vaters, erbarmte sich meiner. Unter einem fremden Namen gewann ich hier Sicherheit vor der Inquisition und die Liebe

Eurer

aller Herzen. Da lernt ich jenes Meisterstück der Natur kennen; ich liebte Rosamunden und aus Liebe zu ihr — ward ich Bandit.

Gritti. Verflucht sey Deine Liebe, verflucht sey der Name Lorzo in Venedig!

Rosamunde. (sich erhebend.) Allbarmherziger, er ist es nicht! es ist ein satanisches Blendwerk!

Abällino. (zu ihr tretend.) Nein, kein Blendwerk, schöne Rosamunde. Dem Fledoardo ist Abällino und Abällino Dein Fledoardo.

Rosamunde. (ihn mit Abscheu zurückstossend.) Geh, geh, entsetzlicher Unglücklicher, es ist nicht möglich! — Du und Fledoardo! Seraph und Satan, wer schmilzt die zusammen? Fledoardo handelte groß und gut, wie ein Halbgott — ich habe von ihm gelernt die Tugend mit Enthusiasmus zu lieben. Er war ohne Leidenschaft, zu jeder schönen That entschlossen. Elend und Kummer ertrug er, um des Guten willen; die Thränen der Leidenden zu stillen, waren seine Triumphe. — Hollischer Bösewicht, den die Schatten der Ermordeten vor Gottes Richterstuhl verklagten, Bösewicht, über welchen die Flüche der Wittwen und Waisen schweben, Bösewicht, prahle nicht mit dem Namen meines Fledoardo!

Abällino. (mit Grau.) Rosamunde, Du

verzeih ich. Du bist ein Weib! — Sieh her, ich und Dein Fiodoardo sind eins! sieh her! (er zieht die Löwenkappe vom Kopf, das Haar vom Gesicht, faltet die verschlungenen Arme in ihre natürliche Ordnung zurück, und stellt dem Geliebte und die Stimme nach als Fiodoardo vor ihr.) Sieh her! Siebenmal, Rosamunde, will ich mich noch verwandeln; siebenmal sollst Du mir begegnen und meine Gestalt nicht erkennen. Aber diese Physiognomie gehörte Deinem Fiodoardo; unter ihr hast Du mich liebgewonnen, ich will sie also vor der Hand behalten.

Kardinal. (die Hände gen Himmel streckend.) Entsetzlich, und der Zorn des Himmels schweiget noch?

Alle. (durch einander murmelnd.) Unerhört! schrecklich!

Rosamunde. (ihn anstarrend.) Fiodoardo — Du bist kein Mensch!

Abällino. (liebreich.) Versöhnst Du Dich nun mit mir? Rosamunde, wenn ich ein Sünder war, so ward ich es Deinetwillen!

Rosamunde. Fort, fort von mir! (indem sie sich von ihm abwendet.) Dich hab ich nie gekannt!

Abällino. (sich zu ihr hinbeugend.) Rosamunde, Deinetwillen hab ich mich selbst überliefert — kannst Du mir vergeben, kannst Du mich

mich nicht lieben? — Nur einen Blick erbettl' ich noch!

Rosamunde. (mit so anderer Verlegenheit.) Ach, daß ich Dich nie gesehn, daß ich Dich nie geliebt hätte!

Abällino. Willst Du nicht die Braut Flodoardes, — die Banditenbraut seyn?

Rosamunde. (sieht ihn schweigend an, mit sich selber im fürchterlichen Kampfe.) Flodoarde!

Abällino. Was hab ich für Dich gewagt! ganze Nächte hab ich für Dich durchwacht; für Dich hab ich mein Leben hundertmal Preis gegeben; für Dich lud ich den Fluch des ganzen Landes auf mich. Rosamunde, für Dich hätt ich noch mehr gethan — doch still! Nur eine Sylbe laß mich hören von Deiner Lippe, nur ein armseeligs Ja oder Nein! — Rosamunde, liebst Du mich noch?

Rosamunde. (mit steigender Unruh.) Flodoarde = = (wirft sich weinend in Rinaldas Arm.)

Gritti. (springt ergrimmt auf.) Hat niemand ein Schwerdt?

Ein Senator. (fällt ihm in den Arm.) Gnädigster Herr = = um Gotteswillen = = =

Abällino. (geht dem Dogen mit bestemdender Kälte entgegen.) Ruhig, gnädigster Herr, laßt uns unsre Sache mit kaltem Blute abschließen. Soll ich den Tod des Verbrechers sterben: so

ser-

ses es. Aber ich frag Euch auf Euer Gewissen: werdet Ihr mir Euer herzogliches Wort nun brechen?

Gritti. (wendet sich) Ha, abscheulicher Böseswicht, Dein Plan war fein, boshaft und schrecklich angelegt, mich zu betrügen. Sagt, Venetianer, bin ich verpflichtet, einem solchen Böseswicht Wort zu halten? Da geht er hin, spielt eine betrügerische, blutige Rolle, mordet die Edeln Venedigs um Lohn, um mit dem Blutgelde Aufwand machen zu können. Dann kömmt der abgefeimte Abentheurer unter der Maske eines Biedermannes, schleicht sich in das arglose Herz meiner Rosamunde ein, foedert mir das Mädchen ab, unter der Bedingung den Abällino zu schaffen — und hat Frechheit genug, sich selber einzustellen, verlangt nun die Erfüllung meines Versprechens und erwartet schlau genug zugleich die Amnestie seiner Verbrechen. — Sagt, Venetianer, bin ich gebunden, diesem Böseswicht das Wort zu halten?

Alle. Nimmermehr! nimmermehr!

Abällino. (mit Ernst) Auch dem Fürsten der Finsterniß müsset Ihr Euer Versprechen halten, wenn Ihrs einmal von Euch gebet. O, pfui, pfui, Abällino, so hast Du Dich denn schänd-

schändlich verrechnet, und umsonst dich ausgeliefert! (mit drohendem Ernst.) Noch einmal, und zum leztenmale, soll das herzogliche Wort gebrochen seyn?

Gritti. (mit richterlicher Würde.) Entwaffnet Euch!

Abällino. Wollet Ihr mich ohne Gnade verstoßen?

Gritti. Dem braven Flodoardo hätt ich Rosamunden nicht verweigert, aber dem Mörder Abällino hab ich nichts in der Welt versprochen.

Abällino. Hi, hi, meine Mordthaten drücken Euch ja nicht; dereinst will ich meine Sache vor dem Richter der Welt schon ausfechten.

Kardinal. (zum Doge.) Welche Gotteslästerung!

Abällino. O, Herr Kardinal, bittet doch für mich. — Ihr kennt mich ja, ich bin ein guter Kerl.

Kardinal. (mit Zorn und geistlicher Hoheit.) Elender, was hatt ich mit Dir zu schaffen?

Abällino. Soll ich verdammt werden? Heda, nimmt sich keiner von Euch des armen Abällino an? (Eine Pause.) Alle schweigen? gut, so eile denn auch alles zu Ende mit mir!

Rosamunde. (aufspringend und zu den Füßen des Dogen.) Gnade! Gnade Barmherzigkeit für ihn!

Abällino. (mit Seelenruhe.) Oh, oh! ein Engel bitter in der lezten Stunde für mich.

Roſamunde. Erbarmen für ihn, mein Vater, Erbarmen für ihn! war er ein Sünder, ſo richte ihn Gott! — Ach, er konnte ſo böſe nicht ſeyn — ich liebe ihn noch!

Gritti. (ſie von ſich ſtoßend.) Das iſt mein Kind nicht, fort, Schlange!

Abällino. (ſteht mit verſchränkten Armen da und wendet ſich an der Seite.) Dies ſey die letzte Probe ihrer Liebe!

Roſamunde. (ſich halb vom Boden erhebend.) Haber Ihr mit ihm kein Erbarmen, ſo habet es nur mit mir nicht! Richtet Ihr ihn, ſo richtet Roſamunden zuvor. Ich habe ihn verführt — ich hab Euch boshaft hintergangen. — Vater — ich hab Euch betrogen! Gnade nur für ihn!

Abällino. (gerührt.) Gott, welch ein Engel! Und Ihr könnt es kalten Auges ſehn, wie ſich dies Lamm zu Euren Füßen windet? (er hebt ſie vom Boden auf und trägt ſie zu Boden.) Mädchen, Du biſt meiner Leiden werth! Jezt biſt Du mein. Ich ſag es Euch, izt iſt ſie mein, und der Tod ſoll uns nur erſt von einander ſcheiden! (Pauſe.)

Venetianer, es ſcheinet als wolltet Ihr Gericht über mich halten, und den Stab über mich brechen. Wohlan, es ſey Euch erlaubt. Aber

zuvor

zuvor will ich mit mehrern von Euch Rechnung halten.

Seht hier, ich bin der Mörder Canari's, der Mörder Dandolo's! ich läugne es nicht. Wollt Ihr aber die Herrn kennen lernen die mich dazu besoldeten — so seht, Venetianer, auf jene Schranken da, — eins, zwei, drei, vier — Grimaldi, Parozzi, Memmo, Falieri, und Contarino! diese laßt in Verhaft nehmen.

(Es entsteht ein Gemurmel im Saal.)

Kardinal. (lallend.) Ein schändlicher Gauerkniff! rachsüchtig will nun der Boshafte uns in seinen Proceß verwickeln, da er sieht, daß ihm nichts zu seiner verlornen Freiheit hilft.

Parozzi. (erbittert.) Er war in seinem Leben der größte Bösewicht, und will es auch im Tode seyn!

Abällino. (mit Majestät.) Schweigt! ich kenne Euer ganzes Complot, kenne Eure Proscriptionslisten, kenne Euren Anhang, und, indem wir hier mit einander sprechen, nimmt man die Herrn mit den weißen Armbinden gefangen, die in der kommenden Nacht Venedig umdrehen sollten. — Vertheidigt Euch nicht!

Gritti. (erstaunt.) Was ist das?

Abällino. Nichts mehr und nichts weniger, als eine durch mich gescheiterte Verschwörung wider den Staat und Euer Leben. Seht, so

so erhält Euch ein Bandit aus Dankbarkeit das Leben, weil Ihr ihm bald das seinige rauben wollt.

Ein Senator. (zu den Angeklagten.) Venetianer, Ihr vertheidiget Euch nicht?

Abällino. Hier sind alle Vertheidigungen fruchtlos — ihre Bande ist auf meinem Befehl izt desarmirt, und in die Staatsgefängnisse vertheilt; besuchet sie, da werdet Ihr mehr erfahren. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich um und in diesen herzoglichen Pallast die bewaffneten Soldaten des fürchterlichen Banditen Abällino willen hinstellte, nein, sondern um jene Helden dort in engere Verwahrung zu führen.

Gritti. Ein Erstaunen verdrängt in mir das andre.

Abällino. Und nun, Venetianer, ich habe mit Gefahr meines Lebens den Staat gerettet, ich habe die Rolle des Banditen gespielt, um in die Versammlungen der Gottlosen einzuschleichen, habe Sturm und Regen, Frost und Hitze getragen, habe, wenn Ihr sanft schliefet, für Eure Ruhe gewacht, und Ihr — Ihr wollt mich verdammen? — Alles hab ich für Rosamunde von Corfu gewagt, und Ihr wollt sie mir verweigern? Ich habe Euch Euer Leben, habe Euch das Leben Eurer Weiber und Kinder erbeten — Menschen, Menschen! und Ihr wollt mir das meinige rauben?

Gritti.

Gritti. (bewegt in seinem Sessel niedersinkend.) Gott, mein Gott, ich höre Flodoardos Stimme wieder!

Abällino. O seht doch, wie sie da sitzen, jene Bösewichter, von Gott und ihrem innern Richter verdammt. Oeffnet sich wohl ein Mund zur Rechtfertigung? widerlegt mich auch einer nur mit einem Kopfschütteln? — Ich will Euch von meiner Ehrlichkeit noch besser überzeugen. (indem er sich mit Majestät zu den Verschwornen wendet.) Heda! bekennt die Wahrheit — es ist alles entdeckt, alles verrathen, denn ich selbst war in Eure schwarzen Geheimnisse eingeweiht! — Derjenige, der unter Euch zum ersten gesteht, soll Gnade erhalten im Gericht, das versprech ich, der Bandit Abällino.

(eine lange Todtenstille.)

Memmo. (steht langsam und zitternd auf.) Venetianer = = Venetianer = = Abällino lüget nicht!

Die Verschwornen. (springen auf.) Er lüget! er lüget!

Abällino. (mit fürchterlichem Grimm.) Still! jeder verlasse seinen Platz nicht früher, als bis ich befehle — setzt Euch nieder, die Ihr ein ruhiges Gewissen habt, und laßt mich sprechen!

Die Verschwornen. (setzen sich.)

Abällino. (mit schrecklicher Hoheit.) Seht, Ihr nennt mich einen Lügner, und wer würde Euch

geben leichter in Verzweiflung und Aufruhr über, als reichere Nationen. Denn jene verlieren mit ihren Freiheiten zugleich die Bedingungen, unter welchen ihnen Lebensgenuß möglich und Aufenthalt in unfruchtbaren Landſtrichen erträglich iſt. Völker hingegen, die ihr Wohlſein mehr der Freigebigkeit des Bodens, den ſie bewohnen, oder der vortheilhaften Lage ihrer Heimath danken, legen geringern Werth auf ſtaatsthümliche und bürgerliche Unbeſchränktheit. Hier kann ſich ſogar aſiatiſches Gewaltthum ungehinderter ausbilden, weil, wenn auch alle Rechte verloren wären, der Zwingherr doch nicht ſo leicht die natürlichen Vortheile des Landes und die reichen Spenden der Natur erſchöpfen und vertilgen kann.

Die Niederländer hatten, mit längern oder kürzern Zwiſchenriſſen, ſiebenzig Jahre lang für die Grundlage ihres Daſeins und Wohlſtandes zu kämpfen; die Schweizer beinahe zweihundert Jahre lang, nämlich von der Schlacht bei Morgarten (1315) bis zur letzten Schlacht des Schwabenkriegs (1499). Es fällt vergötterten Gewaltigen der Erde jederzeit ſchwer, an der Unüberwindlichkeit ihres Willens zu zweifeln, oder an die Stärke eines Volkes zu glauben, das wegen ſeiner Freiheit das Aeußerſte wagen will.

Vielleicht früher und glücklicher wäre die Sache der Niederlande gegen Spanien entſchieden

Euch nicht gern Glauben beimessen, da Ihr einen Kardinal unter Euch habt, venetianische Nobili seid, und ich — nur ein Bandit bin. Aber wißt, ich verdiene den Namen des großen Banditen mit hohem Rechte, denn ich kann Geister citiren und Verstorbne in ihren Gräbern erwecken, die Euch Lügen strafen sollen! (zur Thür hineinspringend.) Hollah! heh! ihr Geister auf, die Tugend soll endlich ihren großen Triumph feiern!

Achter Auftritt.

Die Vorigen und Canari und Dandoli, hereinschwankend, vom Abälino geführt.

Contarino. Verrätherei! (er springt auf und stößt sich den Dolch in das Herz.)

Gritti. (hebt sich auf, stürzt den todtgeglaubten Brüdern entgegen und stürzt ihnen weinend in die Arme.) Canari! Dandoli!

Abälino. (zu den Verschwornen.) Diese himmlische Szene ist Eures Anblicks nicht würdig. Auf, fort von hier. Wache herein!

Die Verschwornen. (eilend erschrocken und verwundert zur Thür.)

Abälino. (reißt den Contarino auf.) Und Dein Blut befudle nicht den Tempel der Tugend! (trägt ihn an die Thür.) So! o das ist einmal wieder

der ein freier, herrlicher Anblick, nun keine Schatten das schöne Licht mehr verdunkeln.

Rosamunde. (auftaumelnd und an Abällinos Herz fliegend.) Abällino! (schluchzend.) Mein Abällino, Du bist kein Mörder! (Umarmung.)

Gritti. (mit Freudenthränen.) Mein Canari! o mein Dandoli! erst in den Wohnungen des Himmels hofft ich Euch, schöne Seelen, wiederzufinden — Mein Gott, und hier umfaßt Euch noch mein Arm auf Erden!

Dandoli. Und wir umarmen mit Entzücken unsern Freund, unsern Waffenbruder, unsern Herzog!

Canari. Seht da den jungen Helden, der uns im entlegensten Winkel verbarg, um uns vor den Dolchen der Verschwornen bis zur rechten Stunde zu bewahren — seht ihn, er hat uns gerettet und die Republik.

Rosamunde. (mit Thränen.) Abällino, Du großer, unaussprechlich großer Jüngling, wie bin ich Deiner werth?

Abällino. (mit Entzücken sich an Rosamundens Thränen und der dicht verschlungenen Gruppe der drei Gerettenden weidend.) Herrlicher Anblick! — wer ist auf Erden der nicht die Tugend lieben sollte, wenn

er

er ihre Seeligkeit nur einmal — einmal nur empfand! — Wie reizend sich das lebende Kleeblatt großer Männer dort umschlingt. Ihre Thränen rechtfertigen meine That! — Wie, oder wollt Ihr mich noch verdammen?

Gritti. (ihm weinend die Hand reichend.) Dich verdammen? o, ich gäbe meine herzogliche Krone dahin, wenn ich werden könnte ein Bandit, wie Du! — Großer, großer Bandit, Du hast mich überwunden, Du bist größer, als ich! — Nimm hin, meine Rosamunde, nimm was ich habe, was ich bin! — (in seine Arme sinkend.) Mein Sohn!

Canari und Dandoli, der Doge und Rosamunde umringen und umarmen schweigend den **Abällino.**

Rosamunde. (jauchzend sich an ihn hinaufschlingend.) Großer Bandit!

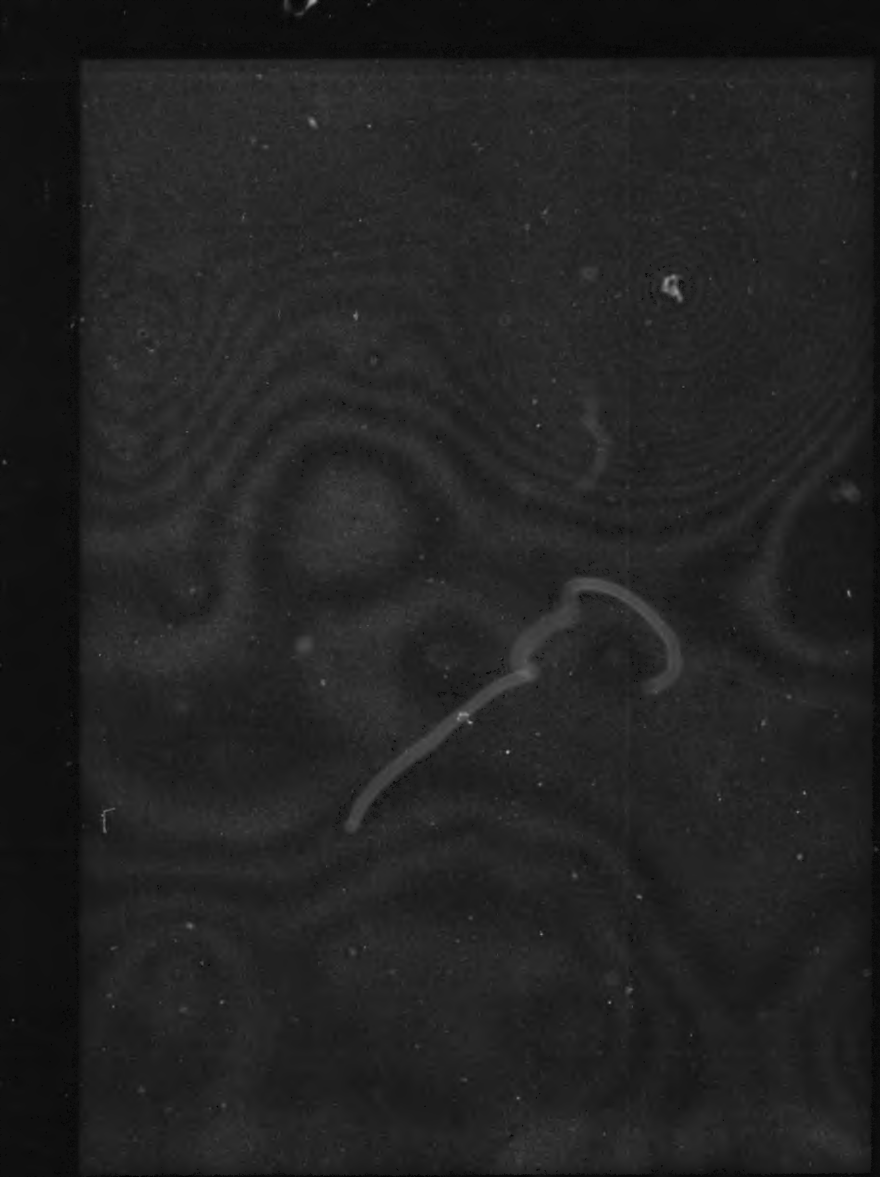

Arkadien,

oder

Gemälde nach der Natur,

gesammelt

auf einer Reise

von

Berlin nach Rom.

[Wunschmeister]

Baireuth,
bey Johann Andreas Lubeck's Erben, 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Meinen Lesern.

Mag die Natur ihre reitzenden Schauspiele auch mit jedem zwölften Mond wiederholen, sie behalten dennoch ihr magisches Intresse. Der erste Schlag der Nachtigall im Frühjahr dünkt unserm Ohre wieder neue, nie gekannte Melodie zu seyn; die ersten Blüten des Kirschbaumes erfüllen uns wieder mit einem Schauer angenehmer Gefühle, und wenn wir sie auch seit vierzig Jahren schon in ihrer Silberpracht kennen; die ersten Schneeflocken, welche die Novemberluft an unsre Fenster treibt, machen wieder die trauten, häuslichen Winterscenen, die fröhlichen Abendstunden am Kaminfeuer lieben[illegible]würdig und theuer.

Daß ich also gewisse Gruppen der schönen landschaftlichen Natur aufgriff und sie mit Worten zu malen suchte, wird mir gewiß jeder und jede gut heissen— allein vielleicht ist auch nur die Wahl des Gegenstandes das Lobenswürdigste in meiner ganzen Arbeit.— Inzwischen will ich doch den Versuch vorlegen und die Urtheile berhorchen.— Vielleicht sind diese kleinen, in arkadischen Augenblicken gereiften, Früchte nicht ganz, nicht bey allen unglücklich.

Aber ich halt' es für Pflicht, den Leser oder die Leserin mit dem Ursprung und Zweck dieser Idyllen, Episteln, Phantasien u. s. f. vertrauter zu machen, damit sie theils dieselben richtiger beurtheilen; theils wissen können, was sie noch in der Folge zu hoffen haben, wenn sie anders eine

Hofnung von meiner Hand annehmen wollen.

Ich bin auf einer Reiſe nach Rom begriffen. Mein Weg ſchlängelt ſich durch Franken, Baiern, die Schweiz, Tyrol und das Venetianiſche. — Welchen prächtigen Landſchaften, welchen merkwürdigen Menſchengruppen werd' ich da begegnen! —

Durch Aufzeichnung der reitzendſten und intreſſanteſten Vorfälle, Gegenden und Spektakel, ganz in dem lebendigen Colorit, wie die Wirklichkeit ſie mir entgegenrückte, werd' ich jeden ſeligen Augenblick zweimahl genieſſen, werd' ich mir meine Freuden in Schattenriſſen aufſparen und nach Jahren und Tagen meinem Erinnerungsvermögen das lieblichſte Geſchäft erleichtern.

Ich ſollte glauben, eine ſolche bunte Sammlung von Gemälden, aufgenom-

men in den verschiedensten Ländern unter den verschiedensten Nationen, müßte auch deutschen Lesern, die sich oft herzlich an den abentheuerlichsten Romanen erlaben können, nicht so ganz verwerflich seyn.

Darum liefr' ich hier das erste Heft zur Probe, an welchem ich selber die zu grosse Einförmigkeit tadle, welche in den folgenden Heften ohnehin wegfällt. Es sind hier überall nur Landschaften, Frühlingsstücke, Schwärmereien beym ersten unverälschten Genus der ländlichen Natur. Daher fast durchgängig der Idyllenton, welchen ich nicht freiwillig wählte, sondern den die Natur jedem einhaucht, der sie besingen will. Mit der Schreibtafel in der Hand, entwarf ich die Gemälde nach der Wirklichkeit, die

worden, hätten sie sich für das gemeinschaftliche Ziel früher zu einem festen Bund vereinen lassen. Aber ungleicher Druck der Noth in den verschiedenen Landschaften, örtliche Vorurtheile, Vortheile und Gewohnheiten, Parteigeist der Bürger, Persönlichkeiten der Häupter, hinderten hier die gleichzeitige Theilnahme aller Provinzen am Kampf und Zusammenschliessen in einen einzigen Staat. Gleichwie erst im Jahre 1579 die fünf Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, in der Utrechter Union zusammentraten, und dann erst durch Overyssels, zuletzt durch Gröningens Beitritt (im J. 1594) die Republik der vereinigten Niederlande gebildet ward: so war auch die schweizerische Eidsgenossenschaft der acht Orte erst im Jahre 1353 gebildet und der ewige Bund der dreizehn Kantone erst anderthalbhundert Jahre (1513) vollendet worden. Aber die Niederlande, wie die Schweiz, dankten beide dem westphälischen Friedensschluß erst staatsrechtliche und allgemeine Anerkennung ihrer Unabhängigkeit.

Die Niederländer waren schon von Alters her gewohnt, die vollziehende Gewalt in den Provinzen durch Statthalter der Fürsten und Grafen ausgeübt zu sehen. Daher behielten sie auch während der Freiheitskriege diese Form bei, nur daß sie sich die Statthalter selber setzten. Einer konnte es zugleich von mehrern Provinzen sein,

vor mir lag; das Hiſtoriſche darin iſt nur die Drapperie.

Die erſte Hälfte dieſes Bändchens enthält Gemälde einiger ſchönen Parthien aus dem Park der Fantaſie.

Fantaſie iſt ein Dörfchen, mit einem Schloſſe und engliſchen Garten, eine Stunde von Bayreuth. Die izt regierende Herzogin von Würtemberg Friederike Sophie Dorothee, eine Prinzeſſin von zartem und richtigen Gefühl des ächten Schönen, iſt Eigenthümerin dieſes vortreflichen Parks, und läßt ihn noch unaufhörlich durch neue Anlagen verſchönern.

Die andre Hälfte umfaßt Darſtellungen einiger Haingegenden von Sanspareil.

Dieß iſt ein Amt und Dorf, vier Stunden von Bayreuth. Es wetteifert mit der Fantaſie um den Vorzug. Der

hier befindliche Hain, von coloſſaliſchen Felsmaſſen unterbrochen, in welchen ſich die ſchönſten Grotten wölben, iſt der Wallfahrtsort der Franken geworden. Die Gemahlin des Markgrafen Friedrich von Anſbach-Bayreuth ließ dieſe romantiſche Gegend durch ihr gemäße Anlagen ſchmücken, und benannte die merkwürdigſten Grotten und Felſen nach dem Telemach. Blos dieſem Umſtande iſt die Erzählung vom Telemach in "den Moshütten" zuzurechnen. Wie leicht, wie gern ſtürzt ſich ein mit dem Alterthume befreundeter Geiſt in deſſen fabelhafte Dämmerungen, in deſſen Meer von Wundern!

Jezt ſey es genug! — aber ob für immer? das müſſen mir meine Leſer und Leſerinnen entſcheiden.

Der

Der Park der Phantaſie.

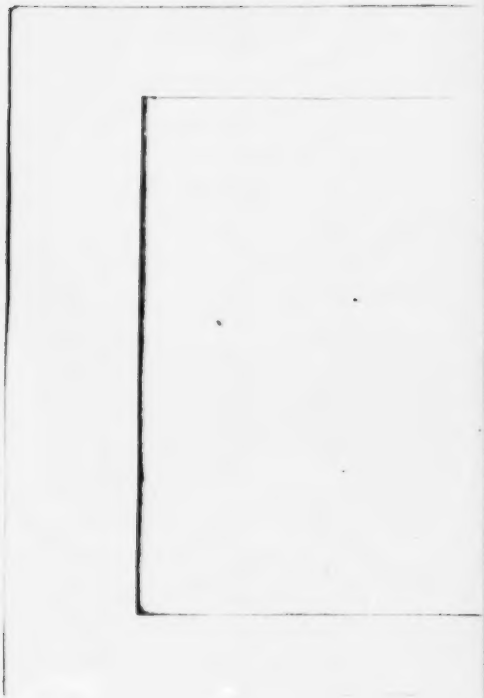

I.

Der Eingang.

Er kam, er kam, des Jahres lieblichſter Sohn, von den öſtlichen Hügeln herab, von lächelnden Horen umtanzt! Er kam von den öſtlichen Hügeln, aus Indiens ewigem Tempe, der Blumen umſchlungene Mai!

Auf ſeinen lichten Locken zog ſchimmernder Thau. Ein Kranz von blauen Veilchen und Hyacinthen und knoſpenden Roſen flog duftig um die lachende Stirn ihm. Seine Wangen hatte Aurorens Finger geſchminkt; wohin ſein ſonnigter Blick ſank, ſprangen erwachende Quellen durchs Binſen-Ufer, hüllten ſich Haine und Hügel und Wieſen und Thäler in keimende Pracht.

Mit neuen Melodien verkündeten Lerchen ihn; und Nachtigallen und Schwalben priesen die Ankunft des himmlischen Jünglings. Amkreisch flog sein Odem durch die erwachende Schöpfung, und mit tausend Zungen begrüßte die Schöpfung den reizenden Gast.

Aber in meiner dumpfen Zelle Dämmerung saß ich, fern von den Hainen, von den veilchenschwangern Thälern. Ich sah kein Morgenroth, sah nicht den Abendstrahl des Berges haupt, der Eiche heiligen Wipfel röthen. Ein kleiner Streif des blauen himmlischen Gewölbs strahlte mir nur zwischen hohen Gemäuern der oden Stadt, und selten schimmerte der Sonne Gold mir auf des Saitenspiels.

Da schall es plötzlich her, weit über der Pallaste Zinnen, und über den Thürmen und Thoren der Stadt, da schall der frohe Aufruhr der Natur zu meinem Ohr. Entgegen

weht' es mir, wie sauer Blüthenduft; 'entgegen tönt' es mir, wie Nachtigallenton und Lerchenhymne.

Ich sprang berauscht empor; ich horcht' entzückt dem Aufruhr der Natur, als wär aus schweren Träumen ich gesunken.

„Er ist gekommen, gekommen, des Jahres lieblichster Sohn von den östlichen Hügeln herab, von lächeladen Horen umtanzt! — Er kam von den östlichen Hügeln, aus Indiens ewigem Tempe, der blüthenumgürtete Mai!„

„Hinaus in die freie Natur, du Zellenbewohner! schon rollt sein blumigtes Kleid der Anger aus, schon schwebt von Gebüschen und Bäumen ambrosisches Silber; es grünen die moosigten Felsen! Durch die Wiesen schwärmen weiße Lämmer und an den Bergen lustige Ziegen. Die braunen Stiere brüllen im röthlichen Klee; es jauchzen in

den schilfbesäumten Weihern die Frösche; es tönen die Gebräuche, es schallen die Haine vom Vogelgesang. „

„Hinaus in die freie Natur, Bellen-bewohner! was säumst du unter den Menschen, die sich vom Arm unsrer Mutter verloren? Warum säumst du unter den Flitterträgern, welche lächeln und weinen ohne Empfindung? Die hassen und lieben, verzehren und suchen nach der Mode Gebeut? — Hinweg, du Sohn der Natur, von den geschminkten Wangen und Herzen!„

Ich seh die Stadt, hinaus in die freie Natur. —

Und ach! ein schönerer Himmel und eine schönere Erde umfangen mich hier. — Um mich lagern sich in lieblicher Einfalt Gebürg' und Wälder, gekrümmte Bäche von Silberweiden beschattet, reifende Waldnisse links, und rechts, von krausen Gebüschen halbver-

ſteckt, ein einſames Dörfchen, und tiefer der hohen Gebirge dunkelblaulicher Saum.

Ein ſchöner Pfad, beſchirmt von breiten Buchen und grauen Linden, leitet mich ſanft über Hügel und Thäler dahin, wo der edelſten Fürſtinnen Deutſchlands eine aus der Wildnis ein Eliſium lockte.

Ah, hier will ich ruhn, hier an Elyſiums Schwellen! — hier, und nicht weiter, denn Aug' und Seele ſind des ſeligſten Anblicks voll.

Hinter jenem prunkloſem Pallaſte, von grauen Quadern erbaut, hinter jenem Hügel, auf deſſen Haß der geſchäftige Steinmetz ſchöne Formen dem Felſenſtück leihe, hinter jenem rezen Wall von blühenden Gebüſchen, ruht verlorzen Dorotheens Paradies.

Über vor mir hinab zu meinen Füſen ſenkt ſich ein lachendes Thal, nur hin und

wieder durchwachsen vom nakten Felslein, oder junger Bäumchen zarten Laubwerk und eines verlornen Baches kieſigten Bette.

Welch reizendes Gemiſch von Scenen entfaltet ſich in deinem Buſen, o Thal!

Links unter dem alternden Felſen, von welchem melodiſch herab im Schauer des Windes Fichten und Tannen erbrauſen, dehnt ſich ein einſamer grasigter Plätzchen; ein halbzerfallner Zaun von Reifern beſchützt es, und rechts ein kleiner Wall mühſam aufgethürmter Steine. Hier ſchmelzt im feuchten Graſe ein junges Kinderpaar, und rennt bald hie, bald dort, und ſchleift bisweilen hinüber, wo nachbarlich aus friſchen Furchen die junge Saat hervorſproßt. Aber den Ludernen wehr't der Stecken jenes kleinen Knaben die heilge Gränze zu überſchn. Stolz ſitzt der Knabe da, auf ſeinem Stein, und pfeift ſich ſtiftlich ein Liedchen, inzwiſchen mit dem

und war besonders das Haupt ihrer bewaffneten Macht. Dadurch ward es möglich, daß das Haus Oranien zu höherer Bedeutsamkeit gelangte, indem die Söhne dieses Heldenstammes, durch Verdienste in den Freiheitskriegen gegen Spanien, bleibendes Ansehen und Vertrauen bei der Nation begründeten. Ganz andere Verhältnisse fanden bei den Schweizern statt. Ihre Städte und Länder, meistens unmittelbar unter Kaiser und Reich, nur im lockern Verbande mit denselben, fühlten deren Einfluß wenig. Die Reichsvögte besaßen geringe Gewalt, wohnten nicht einmal jederzeit im Lande selbst. In Kriegstagen wählten die Völkerschaften aus ihrer Mitte, oder aus der Nachbarschaft, einen bekannten kriegserfahrnen, tapfern Ritter zum Feldhauptmann. So gelangte in der Schweiz kein einzelnes Adels- oder Fürstengeschlecht zu besonderm Ansehen. Wäre Graf Rudolph von Habsburg nicht auf den kaiserlichen Thron gerufen worden, hätte vielleicht Habsburg in Helvetien die Rolle spielen können, welche Oranien in den Niederlanden übernahm.

Dieser Umstand machte den Gang des Schicksals in beiden Bundesstaaten fortan verschieden.

Meſſer er dem beherrſchenden Zepter ſich unterer ſchmiegt.

Zu ſeinen Füſſen ſchlängelt ſich des Bächleins leeres Bett. — Trauernd ſtehn am kleinen, unbewäſſerten Ufer junge Erlen, und Pflaumengebüſche. Ihre zarten Zweige hängen vergebens in ſanften Biegungen über den grasigten Bord hin, ach ſie ſehn ihr Bild nicht mehr in dem cryſtallenen Spiegel.

Treuloſe Nymfe dieſes verödeten Baches, wohin entfloßt du? Warum murmelſt du nicht mehr von den Felſen hernieder, und netzeſt die durſtenden Wurzeln der jungen Erlen und Pflaumengebüſche? Zärtlich ſtrecken ſie noch die freundlichen Arme über dein vertrocknetes Bette, es zu beſchirmen vor der Mittagsſonne verzehrender Glut und des Winters erſtarrendem Odem. —

Treuloſe Nymfe kehre zurück! oder biſt du hinüber geeilt in die Thäler, wo zwi-

ſchen ſchönerm Geſer du rieſelſt, und einer Fürſtin reizender Fuß zuweilen dein blumengeſchmücktes Ufer berührt? — Ich werde dich finden, Ungetreue, dich finden, und dort mit meinen Klagen dich beſtürmen.

Wo rechts das Thal zum buſchreichen Hügel empor ſchwillt, liegen zerſtreut die kleinen, braunen Hütten, von wilden Geſträuchen umarmt, und hinten von ſtolzen Kaſtanien gedeckt. Wie ſtill ſie da ruhn', die kleinen Hütten, voll ländlicher Einfalt, in reizender Unordnung!

Auf dem niedern Giebel der Hütte ſonnt ſich ein Taubenpaar, und putzt und ſtreift ſich die weißgrauen Flügel. Ha, das Weibchen entflattert! wer ſchreckt es? lauert irgendwo ein muthwilliger Knabe, oder ſchleicht die lauſchende Katze heran? — In dem dunkelſten Grun des röthlichblühenden Apfelbaumes wiegt es ſich auf ſchwankem Aſte, und ſieht verſtoh-

len hinab auf das verlaßne Männchen. Und der Tauber gewahrt es; da fliegt er dem Weibchen nach zum heimlichen Duniel und straft mit tändelndem Schnabel die schüchterne Gattin.

Unterdessen begießt im Gärtchen neben der Hütte emsig das junge Mädchen die kleinen Beete, mit Küchengewächsen bepflanzt. Lauschend hinter der wilden Hagedornhecke lehnt sich des Nachbars blühender Sohn. Ihm nähert sich ahndungslos die kleine Gärtnerin, in ihre Geschäfte vertieft; sie sieht auf die schmachtenden Pflanzen und benezt noch hie und da ein verzessenes Fleckchen. Aber plötzlich umfliegen ihr Haupt fallende Halme, Blümchen weis und gelb und Blätter von allerlei Bäumen.— Erschrocken sieht sie sich um; da lacht der schelmische Jüngling hinter dem Heckengesträuch, und freut sich des gelungenen Werkes.

Angenehme Ueberraſchung! Er ſtreift erröthend vom Buſen und Nacken die Halmen, Blumen und Blätter und dreht dem geliebten Thäter mit aufgehobenem Finger. Doch ihr lächelndes Auge giebt Verzeihung. Sie naht ſich ihm ſchüchtern und reicht über dem lebendigen Zaun die Hand.

Aber indem mit zärtlichen Blicken die Liebenden ſpielen und tändeln, öffnet der graue Vater das Fenſterchen der Hütte, vom Jasmin und blühendem Baldlatt umſchwebt.— Er nimmt behutſam das qualmende Pfeifchen vom Munde, und ſtreckt das ehrwürdige Haupt durchs offene Fenſter. Die Liebenden ſehn, und hui, ſind ſie von einander geflogen. Fleißig begießt die Dirne ihr Beet, inzwiſchen der ſchlaue Bube an der Hütte grüſſend vorbey zieht, und munter den verzogenen Feldweg hinan klimmt.

Droben, wo der ſteinigte Pfad ſich unter dem hangenden Buſchwerk verirrt, ſteht

der Liebende noch einmahl herab auf das tiefere Gärtchen und das einsame Mädchen. Noch ein Küßchen winkt er dahin und verschwindet hinter den Bäumen.

Den schönen Gipfel der Anhöh bekränzen oben ein Dörfchen mit seinen grauen Hütten, durchwachsen von mancherley Grun. Sanfter schallt von dort hernieder ins schweigende Thal der treuen Hunde Gebell, und der wachsamen Hähne zeitweises Krähen.

Aber über den traulichen Hütten, über der hohen Bäume regen Wipfeln leuchtet einsam die Kirche hervor mit dem gezogelten Dache und dem schlanken schieferfarbenem Thurme. Silbern tönt die Glocke herab ins Thal, und der Wandrer drunten horcht und berechnet sinnend die Länge des Weges.

O, ihr anmuthigen Höhen, ihr seligen Thäler, euch besinge mein Lied! Hier wo am Schwesterbusen der Kunst die schöne Na-

tur lacht; hier wo Lieb und Einfalt in dunkeln, duftigen Lauben des Hains ruhn, oder in felsigten Grotten, oder am schilfigten See, hier ertone mein ungekünsteltes Lied, dir zur Ehre, o Liebe, dir zum Preise, Natur!

Mag ein Kühnerer die hehre Tuba ergreifen, und singen von Schlachten und Siegen am Rhein und vom blutigen Lorbeer der Weltenbezwinger, ich beneide ihn nicht.

Hier am reizenden Abhang des Felsen, im Schatten des vaterländischen Hains, umduftet von würzigten Kräutern und Blümchen, umsummt von suchenden Bienen, stimm' ich entzückt mit sanftem Haberrohr in den Gesang der Schöpfung ein.

Es singet mit mir das Chor der kleinen Sänger des Hains; Gesang wird der braunen Stiere frohes Gebrüll im Thale, der Wollenheerde Blöcken am schattigten Weidenbach; Gesang, der Lüfte Säuseln in den

Zweigen der Ulmen und Eben; Geſang das leiſe Gemurmel des Waſſerfalls.

Und kehr' ich am Abend aus deinem Heiligthume zurück, o labyrinthiſche Wildniß, in meine Hütte zurück, dann ſammle' ich in ein Buch die gedichteten Lieder, in der trauten Stille der Nacht, beim Schimmer der Lampe.

Einſt wallt, von dieſen Blättern begleitet, vielleicht ein einſamer Jüngling durch das idiſche Eden. Hingeworfen im tiefen Graſe, von Ringelblumen umweht, lieſt er mein Lied und betrachtet entzückt die lebenvolle Natur und vergleicht das kleine Gemälde, welches mein zitternder Pinſel entwarf. Oder er ſucht die hohe, umſchattete Felsbank, wohin das Lied ihn winkt, oder die heimliche Grotte, vom rankenden Epheu umwebt, wo ſchelmiſche Faunen des Baches Najaden im Bade belauſchten.

Ode vielleicht verirrt ſich ein liebendes Mädchen in der Schattengänge grüne Finſterniß, wo die Nachtigall in ſüſſen Accenten klagt, und einſam die Grasmücke girrt. Eingewiegt, in berauſchende Träume, ſitzt ſie da und ſtarrt mit ſinnendem Blick auf den blumigten Raſen hinab, oder zerpflückt ein unſchuldiges Veilchen, indeß ihr Herz den Geliebten umſchwebt.

Eilend Vögelchens Raſcheln in den wilderadten Zweigen führt die Holde aus der magiſchen Traumwelt heim. Sie nimmt von neuem das Büchlein, lieſt und wird von den Klagen ſeufzender Hirten gerührt, oder vom Glück der Liebe in den ländlichen Hütten, und leiſe Sehnſucht ſchwellt nach Genuß den Buſen empor ihr.

Oder ein glückliches Paar verliert ſich in meiner Lieder Geſellſchaft zu des heimlichen Lauben vertraulicher Nacht, wo Liebesgötter

verſtecke in Roſenniſchen lauern und Kränze für Hymen winden vom Jelänger je lieber und himmelblauen Vergißmeinnicht. Wenn dann ein ſüſſer Kuß des dichtverſchlungenen Paars die zärtlichen Seufzer ſtillt, dann flüſtert vielleicht der ſchwärmende Jüngling, dann vielleicht das [illegible]ende Mädchen: dem Dichter Heil, der [illegible] Lauben der Liebe beſang.

Und wenn auch du, dieſes zaubervollen Revieres ſchöpferiſche Göttin, fürſtliche Dorothea auch du, des Dichters leichten Liedern horchteſt, und wenn dein fühlendes Herz, von leiſen Schauern ergriffen, wiederempfände beim Liede der ländlichen Reize Gewalt, wenn du wiedererkenneteſt deiner Schöpfungen ſchöne Wahrheit in dieſen Gemälden, — o ſo ſtünd ich beglückt am Ziel und hing meine Flöte, unter Kränzen von Immergrün und Myrthen, im Tempel des Gartengotts auf.

2.

Der Abend im Parterre.

Schon glühte der lichte Fi[illegible]wald vom kommenden Golde des Abendl[illegible] Verklärung ſtrömte von Weſten über die Felſen und purpurn zitterten die krauſen Wipfel der Gebüſch' im Thal. Vom alten Dorfthurm rief der Vesperglocke Silberton den müden Landmann heim zu ſeiner Hütte. Mit lärmender Freude eilten ihm die Kleinen entgegen; entgegenſtrebte ihm lächelnd vom Arm der ſchmeichelnden Mutter der jährige Säugling.

Die ſatten Heerden zogen von den Triften, ein fröhliches Gebrüll, durchläutet von den kleinen Glocken, verkündet' ihre Ankunft. Der Wandrer ſah die ſchrägern Schatten der

6.

Schon wie die junge Republik der Niederländer noch unter Anſtrengung der Verzweiflung gegen die erſte Macht des Welttheils für ihre Freiheit focht, erwarb ſie durch Gewerbfleiß und hohe Sparſamkeit die Achtung des Auslandes. Aus den Moraſten der Nordſee und vieler Strommündungen hervorblühend, ward der Ozean, gegen deſſen Wuth ſie früher, als gegen Spanien zu ringen hatte, das Element, auf welchem ſie nun Reichthum und Lorbeern ſammelte. Der Krieg mehr als eines halben Jahrhundert hatte die Bürger abgehärtet, der Sieg ſie zu gewagten Unternehmungen entſchloſſen gemacht. Durſt nach Ruhm und Reichthum ward Leidenſchaft; aber Wohlleben und Bequemlichkeiten ſchwächten noch nicht die Kraft republikaniſchen Bürgerſinns.

Damals ſtörte blinde Religionswuth den häuslichen Frieden faſt aller europäiſchen Nationen; und eben dieſe Verfolgungen bereicherten den neuen Freiſtaat, der eine Zuflucht der Unterdrückten ward, mit ſchnell wachſender Bevölkerung. Dieſer ſchwellenden Volkszahl fehlten Boden und Aernten; Nahrung mußte jenſeits des Weltmeers geſucht werden. Die Republikaner wurden auf Noth Korſaren, ſchufen auf Koſten der Portugieſen und Spanier eine Marine, und beugten den

Gebüsch und Hügel, und doppelte die Schritte; oder wanderte, der Bürde und des Weges müde, dem kleinen Wirthshaus zu im Dorfe, wo das buntgemalte Schild ihm winkte.

Da saß auf grünen Rasenstufen, an des hohen Schlosses Eingang, der alte Menalk, wenn [illegible] des Tages Schwüle sich zu erquicken [illegible] der den dunkeln, weitzerstreuten Zweigen des Lerchenbaumes saß er da, und labte sich am zärtlichen Farbenspiel der Blumen, in Töpfen rechts und links mit weiser Hand geordnet, und auf den Beeten vor ihm hingepflanzt.

Ihn sah der junge Leukon, des Nachbarn wißbegieriger Sohn. Er nahte sich dem freundlichen Greis und dem Rasensitz am hohen Lerchenbaum.

"Sey mir gegrüßt, Menalk! Dich such' ich schon vor deiner Hütte, auf der kleinen

Bank, vom alten Weinſtock luſtig überſchlungen."

Menalk. Sey mir willkommen, Leukon. Ich wünſchte kühlere Schatten, denn der Tag war heiß, und ich vom frühen Morgen der ſengenden Sonne Ziel. Aber hier iſts lieblich und friſch, hier zwiſchen der Buchen grünen Mauern neben [illegible] Beeten. Setz dich zu mir, Leukon. Wir wollen den ſchönen Abend mit Geſprächen verbringen, bis der Vollmond über dem Geller des Schloſſes glänzt.

Leukon. Lieblich iſt der Abend und lehrreich ſind deine Geſpräche. Sieh, hier ſtz ich ſchon. — O, welche Pracht umringt uns; röthliche Flammen ſpielen durch die zitternden Blätter der grünen Hecken drüben; golden ſind die hangenden Birkenzweige über den ſchwarzen Gewölben der Buchen, und ſilbern ſchimmert die helle Rinde darunter her.

Menalk. Witterst du nicht den süssen Duft verborgner Veilchen? nicht den Blüthenhauch der Linde? Sieh, die prangende Tulpe schließt den goldenen Kelch, mit Purpurstreifen besäumt, zu, aber die stille Nachtviole eröffnet den ihrigen nun.

Leukon. Und wie hell das Meer der Federnelken daher scheint, unter den wankenden Bäumen, als strahlte Mondenschimmer darauf. Horch, da läßt sich in den Bogengängen die Nachtigall hören, und in der Ferne über den Saaten die wirbelnde Lerche! — O Menalk, Menalk, wie ist der Abend so schön hier. Wollen wir nicht ihn feiern mit Gesang? Doch nein, du bist mir noch dein grosses Gartenlied schuldig. Hast du mir es nicht zu singen versprochen, als sich dir am heilgen Abend vor Pfingsten aus dem Busche die jungen Maien brachte, um deine Hütte zu schmücken?

Menalk. Wohl, ich singe dir, Leukon, mein groſſes Gartenlied, denn ich gelobt' es dir am heiligen Abend vor Pfingſten. Aber ſchau' umher, daß niemand uns belauſche, denn ich ſchäme mich der heiſern Kehle.

Leukon. Es belauſcht uns niemand im ganzen Schloß iſt es tod, ſeitdem uns die Fürſtin verließ; es ſchweiget alles im Dorfe, nur auf dem Wege drunten, zwiſchen den Gartengeländern, treibt ein kleiner Knabe noch ſeine Ziegen daheim. Singe, Vater Menalk, iſt deine Stimme auch heiſer, ſo iſt doch mein Herz von ſchnöder Tadelluſt rein.

Menalk. Ich ſinge den Urſprung der Gärten und wie die Kinder der Menſchen, an den Händen der ſchönen Natur, was ſie einſt verloren, durch ihre Weisheit erſetzten.

Das erſte, glückliche Paar der Erdbewohner war aus den Händen der Gottheit ge-

fließen. Wie von ſüßen Träumen erwachten die Neuerſchaffnen. Die Sonne ſchwebte hinter den blauen Gebürgen des Morgens auf, und tauchte in roſigen Schimmer die reizendſte Landſchaft der Welt.

Nie ſah man wieder auf Erden ſolchen prachtvollen Garten, nimmer wird er geſehen werden, in ſeiner Schönheit, der Garten Gottes!

In verdämmernder Ferne zog rings umher ſich ein Felſengebürge, mit Wäldern unten beſaumt, oben von leichten Purpurwolken umkränzt. Eine ewige Wehr und Mauer des göttlichen Edens.

Durch verſchlungene Myrthenhaine, vom falben Grün der hohen Palme gehoben, luden lachende Ausſichten, bis zur verſchwimmenden Ferne, das Auge zur Luſt. Ein immerwährender Frühling theilte mit dem fruchtreichen

Herbſt ſeinen Thron. Gelbe Citronen hingen in lockender Reife neben blühenden Blüten des Pfirſichs; an den duftenden Pomeranzen ſchlang ſich der Weinſtock empor und lehnte vertraulich ſeine vollen, bläulichen Trauben auf ihn.

Unter Lorbeergebüſchen, von Roſengeſträuchen umflochten, öffnete hier ein Felſen ſeine kühlende Grotte, unten von der Natur mit blumigtem Teppich geſchmückt, oben von wunderbar geäderten Marmor gedeckt. — Dräben rieſelte, von jungen Erlen umduftet, ein Bach; ungewartet ſchmückten ſein grünendes Ufer, ſtolze Lilien, ſuſſe Hyacinthen, zärtliche Levkojen, die prahlenden Malwen und ſtillen Vielen, in reizender Miſchung.

Im Schatten blühender Aprikoſen, und überhangender dunkelrother Kirſchen ſchlummerte ſorglos hier das weiſſe Lämmchen auf des Löwen goldiger Mähne, und droben in den

Zweigen der prächtigen Ceder niſtete die Taube neben dem Reiher.

Geſang erſcholl aus den luſtigen Wäldern, Geſang von den Auen, und aus der Ferne tönte von den Felſen herab ins Thal der donnernde Fall des ſchäumenden Phrat.

Freiheit war und Seligkeit die Loſung der Welt. Aber Freiheit verſchwand und Seligkeit, als die Sterblichen ſündigten wider den Schöpfer. Verlaſſen mußten ſie den irdiſchen Himmel und ein Cherub bewachte mit flammendem Schwerd die Schwellen des Einganges.

Nie ſah man wieder auf Erden ſolchen prachtvollen Garten, und nimmer wird er wieder geſehen werden in ſeiner Schönheit, der Garten Gottes!

Weinend erzählten die erſten Eltern den horchenden Enkeln von dem Glück des Pa-

radiesen; klagend ſagten es die trauernden Enkel ſpätern Jahrhunderten wieder.

Freiheit und Seligkeit, die liebliche Loosung in Eden, war verloren! Nur Tyrannen und Sklaven bewohnten den Erdkreis. Niedre Lüſte beherrſchten vom blutigen Throne die Völker.

Trauernd zogen Jahrtauſende über den Erdball. Mühſam wanden ſich die Sterblichen aus der Tiefe ihres Falles empor. Ein göttlicher Geiſt beſeelte von neuem ihr Herz.

Da erſchienen, vom Engel des Friedens geleitet, die edleren Künſte, und erquickten nach langen Stürmen die troſtloſe Menſchheit, wie nach banger Gewitternacht der Sonne erſter, lachender Blick die ſchaudernden Fluren.

Eingedenk, wie eines köſtlichen Morgentraumes, der Erdgeſchaffnen Glück, ſeufzten

die Sterblichen um des Paradieſes Rückkehr, aber unwiderruflich war des Ewigen Wort.

Siehe, da ſchloſſen die Künſte den ſchönen Verein, nachzubilden das göttliche Eden, wie es die Hand des Schöpfers im Anfang geſchaffen. Und mit frohem Erſtaunen ſah der Menſch die wunderbaren Gebilde.

Felſen bauten ſich, und dürre Wüſten gebaren ſchattichte Bäume und Blumen von allen Farben und Düften. Der einſame Quell ſtarrt brauſend empor in lieblichen Bogen die zerfallene Flut, mit Iris ſchimmernden Farben. In des Dickigts grüner Wildniß wölbten ſich Lauben und hohe Bogengänge, vom freundlichen Epheu umſtrickt. Da, wo unbemerkt der Bach vom Hügel herabſchlich, ſtürzte gebrochen er nun von Stufe zu Stufe, und immer brauſender, hinunter zum tauſendblumigten Thale, wo ihm ein ſchimmerndes Marmorbett

von hundertjährigen Linden umdämmert, zum Bade der schaudernden Nymfen empfing.

Hocherrothend sah die verschönte Natur sich in des silberhellsten Sees Spiegel, reizend ausgeschmückt von der Künste Magie.

O ihr Töchter des Himmels, sprach die Verschönte: welcher von euch gebühret mein innigster Dank. Einstens fürchtete ich eure Meißel und Scheeren, eurer Launen feindseliges Spiel. Aber, ihr Töchter des Himmels, unter euch allen ist eine meine geborne Freundin, eine gab mir zurück den bräutlichen Schmuck, welchen einst ich empfing von des Ewigen Hand, welchen einst ich verlor durch der Sterblichen Fall.

Und die Dichtkunst trat hervor, die Göttervertraute, aus dem Kreise der himmlischen Schwestern:

„O Natur, sprach sie: ich bin die geborene Freundin dir. Hab' ich nicht gesezen

Stolz ihres alten Unterdrückers dadurch am schmerzlichſten, daß ſie ihm den Handel mit Indien zum Theil entzogen, deſſen bisherige Stapelplätze, Liſſabon, Cadix und Antwerpen, alle in ſeiner Gewalt vereint lagen.

Frankreich wie England ſahen lange frohlockend den Verfall der ſpaniſchen Uebermacht, und halfen den Holländern ihre Eroberungen und Beuten in fremder Weltgegend ſchirmen, — Eroberungen, deren Werth jene zwei Reiche damals kaum zu ſchätzen wußten.

So wurden in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, bald nach errungener Freiheit, die vereinigten Niederlande der erſte Handelsſtaat der Welt, und ihrer Seemacht kam keine andere gleich. Mit ungefähr hundert Kriegsſchiffen trotzten ſie jeder nebenbuhleriſchen Gewalt. Ihre oſtindiſche Geſellſchaft, bereits in den zweifelhaften Augenblicken des Freiheitskrieges (1602) gegründet, eroberte Inſeln und Königreiche in Aſien, mit einem Grundvermögen von 6,152,840 Gulden; und die erſten Aktien deſſelben von 3000 Gulden ſtiegen bald zu einem Werth von 18,000 empor. Mit ungefähr zweihundert Schiffen betrieb ſie den Handel bis China, ſogar nach Japan, wohin kein anderes europäiſches Volk Eingang fand. Sie verſorgte unſern Welttheil mit den aromatiſchen Produkten der Gewürzinſeln, mit

einſt an deinen Buſen, haſt du mich nicht geleitet in den Tagen der Kindheit? Bin ich nicht meine irdiſche Mutter, wie der Himmel mein Vater? Siehe, dankend vergalt' ich dir.— Ich war es, welche deine Reize ordnete, hier verſchleierte, dort enthüllen ließ. Hier, rief ich, ſchlinge ein Hain ſich um die Stirn des Gebürges; dort ſteig' aus dem See die Inſel der Liebe hervor; Blumen ſpielen hier am Abhang des Berges mit leiſen Zefiren; und dort murmle ein Bach neben Ruinen ins Thal.„

„Wie?„ ſprach die Göttin der Maleréi, umſtrahlt von ihrer ſiebenfarbigen Glorie: „wie, bin ich minder mit dir verwandt, o Natur? Auch ich bin deiner Töchter eine und zolle dir zärtlichen Dank. Zwar ließſt du deine Farben mir, allein ich ordnete des Lichtes ſanfte Abſtufungen, der Farben blendenden Kontraſt. Ich zeichnete den

Beete bunten Schmelz, des düstern Hains Labyrinthe. Ich gab den wilden Heken ihre Form, dem ewgen Grun anmuthige Fülle.„

„Und ich, Natur,„ rief itzt die Baukunst: „ich sorgte nicht allein, daß du mit wechselndem Glanz der Sterblichen Auge rührest, nein, daß auch ihrem Geiste du reizende Nahrung bötest. Hier strahlt durchs dunkle Gebüsch vom Hügel herab ein ländliches Schloß; Einfalt umschwebt es und Würde, und giebt der menschlichen Brust, mit dieser sanften Empfindung, sie ewig zu nähren, den Wunsch. Im Cypressenthale ruhen dort unten, verloren unter grauem Moose, ehrwürdige Trümmer, deren Schutt die Bilder der Vorwelt zurück ruft, und mit sanftem Schauren an des Lebens hinfällige Freuden erinnert. Jene Siedlerhutte, versteckt in der schweigenden Wildniß, ruft den Sterblichen aus dem wüsten Getümmel des Lebens zur

einſamen Betrachtung und ſtillen Beſinnung.„

Eben ſo redete die Bildhauerkunſt zur Natur: „Ich bin es, welche die Tugend verkörpert, und ſo ſie dem Sinne des Sterblichen verrückt, oft wenn er ſchon ſie zu verlaſſen, eilt. Wilde Lauben verwandl ich in Tempel der Liebe und baue Altäre darhin; ich baue ſie dir, o Natur! — In deinen dunkeln Gründen, oder auf luftigen Höhen verkünden Pyramiden und Obelisken ehrwürdige Namen, oder ich weihe den Freunden der Menſchheit, den Vaterlandshelden, dem nützlichen Weiſen, Statüen und Säulen.„

Still und beſcheiden erſchien auch die Muſe der Tonkunſt. „Hab ich gleich wenig gethan: ſo lieb' ich dich dennoch, Natur! — Es ſingen Amſeln und Meiſen, Finken und Grasmücke lieblich, lieblicher Lerch und Nachtgall, und habe ſie nicht unterwie-

ten, nicht ihre Gesänge erfunden. Anmuthsvoll säuselt der Hain ohne mich, und rauschender tönet darin der einsame Wasserfall. — Aber wenn vom Hang des Felsens, oder aus dem hallenden Thal hin, ein Hirt auf seiner Hirtenflöte bläst, und rings umher in sanftern Accorden der Wiederhall einstimmt; wenn der fleißige Schnitter fröhliches Lied erklinge in den Feldern; oder ein angenehmes Concert von weichen Flöten und muntern Hörnern die stillen Säle des Waldes durchschallt — dann, o Natur, dann hab' auch ich dich verschönt!„

Also sprachen die Künste zur Mutter Natur, und jauchzend sahe die Menschheit hier der sonstigen Feindinnen ewige Versöhnung. Denn wo ehmahls die Kunst geherrscht, verlor die Natur ihr Reich, und wiederspenstig drängte diese aus ihren wilden Revieren, jene zurück. — Aber Friede war nun gestiftet, Friede auf ewige Zeiten.

Und

Und es ward der heilige Bund geſchloſſen: Eine Familie ſeyn Kunſt und Natur hinfüro! Reizender iſt die Kunſt, wenn mit der Natur ſie, oder Natur, wenn mit der Kunſt ſie Farb' und Ton und Spruch und Sinn und Gang und Ziel tauſcht.

Freiheit und Seligkeit! rief nun das glückliche Menſchengeſchlecht, in den neuerſchaffnen Paradieſen wieder.

Leukon. Habe Dank, Menalk. Ich lerne das Lied mir, weil es dem Gärtner zieme von ſeiner Kunſt zu ſingen. Wenn ich Morgen die Nelken binde, oder den Weinſtok, welchen der lezte Sturm von den Planken mir warf, ſumſ' ich leiſe das Lied. Was mir fehlet, das lehrſt du mich. Jeden Sonntag bring ich dafür dir, wies die Jahrszeit liefert, Anemonen und Lilien, wurzigte Pfefferfeldblumen und doppelte Nelken.

3.

Der Kuß am Ende der Welt.

(Le bout de Monde.)

Einſam irrte der braune Myrtas durch der Buchenzänge ſtilles Labyrinth. Wie ängſtlich ſuchte ſein Auge die grünen Hallen entlang; wie eilt' er bald rechts, bald links, bald zu dem lebendigen Brunnen unter den alten Birken, wo mit leiſem Geplätſcher das Waſſer herabquillt, bald zu der Hecken heimlichen Wegen, wo die Liebe nur gern und die Nachtigall weilt.

„Ach, ich ſuche Ehleen, und finde ſie nicht!„ ſeufzte der Jüngling: „Ehlee, das ſchönſte Kind der Flur, Ehlee hat mich verlaſſen und ich finde ſie nicht. — Sagt mir,

küſſende Zweige, ſahe ihr die Liebliche nicht? Schön iſt ſie wie der lächelnde Mai, aber muthwillig wie die junge Ziege, wenn ſie der liebenden Mutter entſchlupft und an den ſteilen Bergen hinanklimmt. Streifte ihr Kleid nicht am zitternden Laube hier? ſind nicht ihres kleinen Fußes die Spuren im Sande? — Ach, ich ſuche Ehloen und finde ſie nicht!„

Alſo klagte Mortak; Sehnſucht bob die junge Bruſt. Und als er traurig umherſah, da ward er im finſterſten Winkel des Buchengangs hart am kleinen Raſenwall, eines weiſſen, blendenden Fleckens gewahr. Lauſchend trat er näher, und ſiehe, da ſtand Ehloens Körbchen von weißgeſchälten Weidenruthen geflochten, angefüllt bis oben mit hellrothlichen Glaskirſchen, blauen Pflaumen und gelbrothen, ſammthäutigen Aprikoſen. Drüber waren Blumen geworfen in lieblicher Unordnung, Myrthenſtängel, Winterlevkoyen, Pomeranzen-

blätter und goldner Saft. Da stand das Körbchen im hohen Grase, von der rückkehrenden Nessel bewacht.

„Ehlens Körbchen!“ rief Murrad: „verlieren will ich sie nun meine Angst. Suchen soll sie das Körbchen und mich.“

Er nahm es, entwandte mit schalkischem Lächeln zum nachbarlichen Seitengang, wo ungesehn er durch die verwachsenen Arme der Buchen Ehlens Verkürzung belauschte.

Sie kam, mit Taufeuchtchen und Vergißmeinnicht vom nahen Blumengarten kam sie. Oweh! das Körbchen war aber gestohlen. — Wie stehn von ihren Wangen die Rosen, die noch nicht sechzehn Frühlinge dort geblüht!

„Ach!“ rief die kleine Ehlse zitternd. Wie heller Thau auf einer schwarzen Kirsche, so blinkt ein Thränchen ihr im Auge: „Wer hat das Körbchen mir genommen? o, Götter,

Strafe den Räuber! Ich stellt' es hier in dieses Winkelchen, an diese Nessel hier, die sich mit ihren Säbelblättern drüberbog. Hier sind die Halmchen noch gedruckt! —„

„Wer hat das Körbchen mir genommen? was hab' ich dir vorher genommen, Räuber? — Meine Freude ist dahin! Siebzehn Jahre ist Mennen Murrad, und ich liebe meinen Murrad. Womit soll ich ihn beschenken, nun das Körbchen fehlt?„

„Früher, als die Lerche, wollt' ich morgen dem Herr entköpfen, und wenn nur kaum über den schwarzen Hügeln des Tages erstes Grauen geschwebt, hört ich gestanden an Murrads Hüttenfensterchen, um welches die fetten Schwertbohnen und der dreiblättrige Kürbis ein grünes Netz webten. Dann wurd ich mein Körbchen von außen zwischen die runden Scheiben des Fensters und die umrankten Stäbe gestellt, und die Blumen darüber ge-

hänge haben, die ich noch diesen Abend zum Kranze wand. Dann hätt' ich dreimahl an die klirrende Scheibe gepocht, den lieben Träumer geweckt und wäre entflohn.„

„Aber das Körbchen ist mir genommen. Ach, wer mir es bringt, dem geb' ich, was er auch von mir Armen fordert.„

Also Chloe. Ein Thränchen floß von ihrem schönen Auge.

Da trat Myrtal hervor: „Chloe, du weinst?„

Chloe. Ich habe mein Körbchen verloren, mit Blumen und Früchten gefüllt. Myrthen und Winterkirschen, Pomeranzenblätter und Laub ruhten darauf; drinnen gelbrothe Aprikosen, Glaskirschen und bläuliche Pflaumen.

Myrtal. Weine nicht, du liebliche Chloe, weine nicht. Ich habe das Körbchen gesehen

Gold, Perlen, Edelsteinen und köstlichen Stoffen des Orients. — Geringern Glückes konnte sich die später gestiftete westindische Kompagnie rühmen; aber sie begann, als Frankreich und England schon eifersüchtig auf Hollands Größe und die Quellen seines Reichthums blickten.

Cromwel war der erste, welcher die Britten an ihre Bestimmung mahnte, als geborne Seeleute, die Herrschaft des Ozeans zu ergreifen. Ludwig der Vierzehnte strebte für sein Volk nach gleichem Ziel; er schuf Hafen, Arsenale, Werften, Kriegsflotten. Aber in seinen Unternehmungen mehr prangend, als planvoll; begieriger, mächtig zu erscheinen, als zu sein, fehlte seiner Macht auf dem Meere die Grundlage: thätiger Seehandel, womit damals in Frankreich kaum der Anfang gemacht worden war. So erhielt Großbritannien, welches seinen Verkehr in der Stille nach allen Weltgegenden ausdehnte, unvermerkt Oberhand. Bald hatte Holland mit der furchtbaren Nebenbuhlerin auf allen Meeren zu streiten. Und unbehutsam stürzte es sich durch allzulebhafte Theilnahme an den französischen Kriegen in Schulden, und erschöpfte noch mehr seine Kräfte in dem spanischen Erbfolgekriege durch ungemessene Anstrengungen.

Dies und besonders der zwieträchtige Geist des Bundesthums, welcher das Innere des republikani-

mit den Blumen und Früchten. Giebſt du mir, was ich will, ſo ſchaff ich dir das Verlorne wieder.

Chloe. Und was willſt du denn, Myrtal?

Myrtal. Ach, Chloe, einen — einen einzigen Kuß nur, du reitzende Dirne!

Chloe. Wie du mich doch machſt, Heuchler. Aber zeige den Korb mir.

Sie gingen, und fanden das Körbchen unter dem dichten Laub und den breiten Büſcheln ſchwarzröthlicher Beeren am Fliederbaum.

„Und nun?„ — fragte Myrtal, mit ſchlauem, forſchenden Lächeln, das fröhliche Mädchen.

„Warſt du nicht ſelber der Dieb? — Und ich ſoll mit Küſſen den argen Raub dir bezahlen? Nein, meine Mutter hat auch eine kluge Tochter. — Geh, du haſt mich böſe

gemacht! geh, und fodre den Kuß dir einſt am Ende der Welt. —„

So rief Chloe mit muthwilligem Lächeln, und eilte hurtig davon. Nicklad ſah ſie noch einmal, um und unter den Buchengewölben verſchwand ſie.

„Alſo entrinnſt du nicht, wortbrüchiges Mädchen!„ rief Myrtas der Fliehenden nach und verfolgte ſie.

Wie mit beflügelten Füßen flog die holde Brjaate aus dem Buchengewinde in das groſſe Gehäge, wo der emſige Gärtner Florens und Pomonens Schätze in getheilten Beeten verwahrt. Rechts krochen am fruchtbaren Boden der Bohnen und Erbſen gelbliche Ranken mit gefüllten Schoten umher, oder ſchlungen ſich üppig um die herabhangenden Stäbe. Weiter hinunter fullte mit bleichem Grüne die ebnen Furchen der breite Salat, der Sommerabende kühle Erquickung; dunkelgrun und gelb, mannichfach

geſtimmt und pockigt ruht halb unter ihrem zackigten Laube verſteckt die ſaftige Gurke; neben an erhebt ſich mit ſchlanken Stämmen und fein verſchlungenem Laube ein kleiner Wald von aufgeſchoſſenem Spargel, an welchen das ſchmale Revier der bräunlichen Kohlſtaude gränzt. Nur matt beſchattet vom grauen Apfelbaum und dem feiner gezweigten Kirſchbaum zieht ein ſchützendes durchflochtnes Geländer ſich um den dankbaren Bezirk; des jungen Birnbaums geſchmeidige Aeſte weben, daran geflochten, eine grüne Wand, inzwiſchen von innen am Geländer hinab, mit wechſelnden Grün, Erdbeeren und Timian, die dunkle Meliſſe und blaſſer Salbey ſich verbinden.

Hieher entfloh die reizende Chloe mit geflügelten Schritten, wie einſt Daphne floh, als Apollo, der ewige Jüngling, Liebe bittend, ihre Spuren verfolgte. Sie floh hinab, und da, wo über der Mauer Pforte ſich

ein Thürmlein erhebt am Ende des Gartens, schwenkte sie plötzlich den atalantischen Lauf.

Mortal, keuchend, von Sehnsucht und Liebe gefeltert, sah die Flüchtlingen droben im Blumengarten, unter der einsamen Fichte Schirm. Neckend winkte die Lese herüber, und lachte laut des armen Betrognen. Scham und Ernst gesellten sich itzt zur Liebe des Jünglings; er flog dahin und Chloe davon. So verfolgt mit Inbrunst der Knabe den bunten Schmetterling, der sich sorglos bald hie, bald dort auf schwankenden Halmen wiegt, und immer wieder entschlüpft, wenn schon der geschwungene Hut zum Fange herab sinkt.

Aber nun, o Chloe! Chloe, wer rettet dich nun? Näher und immer näher dringt der geliebte Verfolger, der seine Kräfte schlau gespart. Wie wechseln so rasch ihre Tuchen; wie flattern ihr leichtes Gewand im Hauche der Luft und der aufgelösten Haare nächtliche

Locken. Schon tönt ſein Odem hinter ihr lauter heran, ſchon ſtreckt ſein Arm ſich der Fliehenden zu, und ihres Gürtels ſeidenes Roſenband ſpielt wehend um ſeine Hand.

Rechts ſenkte ſich itzt ein Pfad der felſigten Mauer zu; ſie eilt' ihn hinab. — O weh, gefangen war Ehloe, gefangen in dem verrätherischen, lockenden Abgrund, vom jungen Hellunder beſchattet, der oben dem Felſenſpalt entquillt.

„Hier hat die Welt ein Ende! — Ehloe, hier fodr' ich den Kuß mir. Ungeſtraft entkömmſt du nicht.„

Alſo Myrtas mit bebender Stimme, indem er ſeinen Arm um das odemloſe Mädchen ſchlang. Freundlich ſchlugen in raſchen Takten ihre Herzen zuſammen. Stürmiſch ſank und flog des Mädchens halbentſchleierter Buſen an des Geliebten Bruſt.

„Ich bin überwunden, Myrtas!„ ſeufzte Eblee, und ſah mit zärtlichem Blick zu ihrem Beſieger empor, und reichte den Kuß ihm.

Der Felsgrund aber empfing von nun an den Namen: Das Ende der Welt. Zwei ſchlanke Maien wuchſen aus ſeinem Boden empor, zum Zeichen dieſer Begebenheit, und ihre Wipfel berührten ſich kuſſend oben, wie Eblee und Myrtas ſich küßten.

4.

Der Quell der Hoffnung.

(Jardin des pins — la Fontaine de l'eſperance.)

Wohin, o wohin wankt mein irrer Fuß durch dieſe halb verwelkten Geſträuche? durch dieſe grünen Nächte ſtiller Gebüſche? Hieher verirrt ſich nur die blaſſe Schwermuth, nur der thränenloſe Kummer. Traurig flüſtern der Buchen ſchwarze Zweige, traurig der Birke hangendes Laub.

Ruinen ſpringen aus des Gebüſches Finſterniß hervor: einſames Gemäuer, woran der dunkle Epheu klebt und droben, an des Architraves Stelle, die nickende Diſtel im

Hauch der Abendluft weht. Ich ſteh umringt von übermoosten Trümmern; hier iſt das Haus des ſtillen Grams! —

Verwitterte Gemälde an zerſtörten Wänden, aus deren Spalten bleiches Gras herabſieht — verfallne Niſchen, einſt der heiligen Laren Altar, vom grauen Moos und wildem Unkraut überwachſen — zerbrochne Vasen in den öden Winkeln, ſchlummernd auf ihrer beſſern Hälfte Schutt — umgiebt mich hier dein ernſtes Bild, Vergänglichkeit.

Betrübt gelehnt an die zerbrochne Pforte, ſtarr' ich hinab auf dieſes öde Grab. Hier girrt kein frohes Heimchen im Gebüſche, hier lockt kein Vögelchen die Braut; nur aus der Ferne tönt vom Schilfumkränzten Mühlen-Teiche der Unken ſchwermuthsvolles Lied, und unterm feuchten Geſtein raſchelt die einſame Eidexe durch das welke Riedgras hervor.

Es umfliegen mich kalte Schauer. Es flüſtern rings die zitternden Geſträuche. — Umſchwebt ihr mich, ſelige Geiſter, die ihr einſt hier wohntet, ehe der Tod die Hütten eures Leibes zerſtörte? Umſchwebt ihr klagend die traurigen Reſte eurer väterlichen Wohnſtatt, die Monumente entflohener Freuden? —

Ein ſanftes Geliſpel tönt in mein Ohr; geiſtige Küſſe ſtreifen an den Wangen mir vorüber, wie leiſer Anflug der Zefyre.

Frieden mit euch, ihr heiligen Schatten! Schönere Wohnungen ſind euch dort oben bereitet, im Lande der Ruhe, wo der vermüſtende Arm der Stunden nicht hinreicht. Dort wehn über den Roſen keine Cypreſſen, und die Blumen der Freude benagt kein Wurm.

Oder ſehnen wir drüben zuweilen noch heim uns zum Staub dieſer Erde, dem Spiel-

platz irdischer Träume, verzeihlicher Wünsche, heim zu den Gräbern wo unser Staub schlafe unter den schlummernden Brüdern, wie wir uns sehnen aus dem männlichen Alter von den Freuden der Ehre und Liebe und reineren Wahrheit hinweg, zu den goldnen Tagen der Kindheit, wo wir mit Täuschungen spielten und heiter und am Busen trüglicher Träume wiegten?

O dann werd' auch ich einst, wenn längst meine Asche vermodert ist, oft den ätherischen Wohnungen entschlupfen, und suchen auf Erden das Plätzchen, wo als Kind ich gespielt. Schweben will ich um das kleine, väterliche Haus, wo ich des Erdelebens erste Lust empfand, und noch einmahl segnen die heilige Stelle, wo mein Vater mich geküßt, mit sterbender Lippe in seiner Todesnacht geküßt.

Wandern will ich dann unsichtbar durch die kleinen Blumengänge des Gärtchens hin-

ſchen Hausweſens zerrüttete, zwang Holland, von der glänzenden Rolle und der Theilnahme an den Händeln der europäiſchen Welt zurückzutreten. Die Eiferſucht der freien Niederländer gegen die Anſtrebungen und Abſichten der Statthalter aus dem Hauſe Oranien, hielt den Bundesſtaat in immerwährender verderblicher Gährung, und erfüllte ihn mit Parteien, deren Groll vom Vater zum Enkel vererbte.

7.

Die niederländiſche Bundesverfaſſung hatte ſich ungefähr eben ſo theilweiſe und gelegentlich zuſammengeſtaltet, wie die eidsgenöſſiſche in den Alpen. Jeder von den kleinen Freiſtaaten war, mit Vorbehalt ſeiner alten Rechte und Einrichtungen im Innern, als ſelbherrlich zum allgemeinen Verein getreten. Das urſprüngliche Verhältniß unter ihnen war eigentlich ein engeres Schutz- und Trutzbündniß gegen fremde Gewalt. In der Schweiz wurden allgemeine Angelegenheiten in einer Tagſatzung verhandelt, zu welcher die Kantone insgeſammt Abgeordnete ſandten, die von ihren Sendern mehr oder minder beſchränkte Weiſungen und Aufträge mit dahin nahmen. Zürich, weil es durch Macht, Reichthum und Bildung

ter dem Hauſe, wo ich im Schatten hoher Birnbäume tandelte, Kränze mit rund aus blauen Cyanen und rothlichen Nadelblumen und weiſſen Kamillen, oder wo ich unter dem groſſen Jasminbuſch im graſigten Winkel Hüten mir baute und Brücken über ſelbſtgeleitete Bäche, und der krauſe Tannenzapfen mir reitzender ſchien, als die ſchönſte Eiche des Waldes.

Umſchweben würd ich die ſtillen Wohnungen meiner Freunde, wo dann ich vergeſſen bin, und mein Bildniß im goldnen Rahme unterm Spiegel nur noch zum Schmuck hänge; aber ach! in der einſamen Kammer ſah ich vielleicht noch eine geliebte Schweſter trauern und eine Thräne der Wehmuth ihr Auge weinen dem frühen Tode des Bruders; ſähe verlohren ihren Geiſt in der Erinnerung Schatten, wo ich meine Freuden mit ihr getheilt, wo ſie mich liebend umarmte.

Ich suchte mein niedres Grab dann unter dem einsamen Maulbeerbaum. Schon wehte darüber im Schauer der Abendluft hohes Gras und die wuchernde Nessel. Wer kennet dieß Grab? wer schlummert darunter so süß? — Eine von tausenden kennet diesen Hügel allein, eine nur den, welcher darunter so süß schläft. — O Idalia, Du! Getreue, allein nur Du!

Ich sähe dich schwanken um den unbemerkten Hügel, welcher dessen Gebeine umschließt, der einst so zärtlich dich liebte; sähe dein blutendes Herz, sähe dein weinendes Auge! O Idalia, du Eine, du holde Getreue! wenn es denn traurig flüstert in den Zweigen des Maulbeerbaums, wenn es dann schaurig dich anrührt, wie Wehen des Lüftchens, dann ist es mein Geist, mein Geist, der dich liebend umschwebt.

Lebe wohl, ihr stillen Ruinen, ihr Gefährten der Schwermuth! dort lockt mich oben ein milderer Schein, wo der Rasenweg hinanzeigt.

Sanft ist der Pfad hinauf, aber von wilden Gesträuchen umflochten, und dichtem Gebüsch verdüstert. — Es eilet sich der Augapfel ein mildes Licht ströme mir entgegen; ein lauer Blütenduft umwehe mich.

Wohin bin ich hier verzaubert, in diesem einsamen Bezirk, der mich mit sanfter Macht umfängt? Ist dieß der stille Vorhof von Elysium?

In lieblichem Gemisch, in schöner Anordnung stehn Bäume jeder Art hier freundlich neben einander. Dort winkt die amerikanische Fichte zum Schatten, den aber wilde Blumen, sie mit ihren feinen Nadeln wirft, und drüben die silberne Birke mit den schwebenden Zweigen. Die schwarze Zeder breitet

der mir die dunkeln Arme auf; der Linsenbaum daneben lacht mich mit hellerm Grüner an, inzwischen trauert der falbe Rosmarin drein trauert.

Ein wunderbarer, melancholischer Reiz ist über diesem einsamen Plätzchen, über jedem Baum und jedem Strauch verbreitet. Nur ein sanftgezeichnet Licht umschwimmt die hohern Gebüsche, und zittert auf den kleinen Blumen im Gras, und den einzelnen Steinen umher.

In der Mitte dieses stillen Revier's begegnet meinem Blick ein kleines, reglose Gewässer, von grünen Rasen eingeschlossen und von den Niedergrasen gekrümmten Halmen umgaukelt. Am Blumenbord des Wassers ist ein grauer Stein errichtet, unten von den kleinen, durchsichtigen Wellen bespült, oben mit Lorbeergesträuch geschmückt, künstlich geschnitzt. — Und eine Schrift am grauen

Stein! — was werd' ich lesen? — wem ist dieser heilge Ort, der sanftern Schwermuth Aufenthalt, geweiht?

— Den Entfernten! (*Aux Absens.*) —

Zwei Pfeil' aus Amors Köcher drunter auf einem abgespannten Bogen.

Den entfernten Geliebten? — Ja, der schönen Erinnerung sie die begeisternde Ruhe geheiligt, welche innerhalb dieser grauenden Mauern wehnt.

Seyd mir willkommen, ihr Lerchenbäume, in eurer majestätischen Trauer, ihr verwelkten Narcissen, am Rand der geräuschlosen Quellen, und du, o lispelnde Pappel, mit fallerem Grün bekleidet — seyd meiner Schwermuth willkommen!

Hier will ich mich lagern an der Quelle, und mich wieder hinträumen in die Stunden der verdammenden Vorzeit.

Ach, ich war einst glücklich und frey! Frey wie das Vögelchen dort, welches von Zweig zu Zweig am weichen Hollunder hüpft, jetzt hinauf schwirrt zur Höhe, in die reichliche Runde pickt und fröhlich davon fliegt.

Ihr goldnen Tage der Freyheit, wohin seyd ihr entflohn? Damahls hatte noch kein Freund mich beheuchelt, keiner Freundin süsser Kuß mich gestohlen. Damahls wußte noch nichts von leidenschaftlicher Wärme mir am Herzen; fühlte ich mich nicht der Liebe sanft verzehrendes Gift, nicht der Ehre Dornenzangel, unter Liebesqualen zerfleischt. Damahls schlich mir noch ein gefälliger Traum mit weicher Hand die Augen, wann vom Spiel ermüdet, mich der fromme Vater aus Lager führte, und deren viele; damahls rief noch nicht die bittere Sorge, wie ein böser Geyst, mich aus dem lieblichsten Schlummer.

O, ihr goldenen Tage, wohin seyd ihr entflohn?

Als ich nun hinaus ins tosende Meer der Welt stieß mit eigenem Nachen, und ich einsam schifte, das Landchen der Ruhe zu suchen, als ich Gefahren mir ward zur gefährlichen Reise, o wie regt sich da mein gutmuthiges Herz! — Unerfahren drängt' ich mich manchem traulich ans Herz, gleich dem geselligen Geißblatt, welches dort dem dürren Stabe sich anschmiegt.

Ach, ich irrte lange umher in mancher Krümmung, wie der verzogene Wind hier zwischen den Nasen sich schlängelt; suchte lange den Freund, lange die Freunden, welche mit mir theilten Sturm und Ruhe, Gewitternacht und Sonnenschein auf des Lebens tosendem Meere.

Und ich habe auch sie gefunden! — Dank sey dem gütigen Himmel gewiss in dieser Thräne! — habe auch sie gefunden.

Aber fern von ihnen will' ich umher, Ach, Gebürge schweben, Ströme brausen zwischen uns; doch über Fels und Strom schmieze Geist an Geist sich!

Rinne sanft, o Quell, und ewig, im gefunden Schatten junger Rosen — sanft und ewig rinne auch meine Hofnung. Wiedersehen werd ich die Geliebten, nach der bittren Pilgerzeit; weinen werd ich des Entbehrens Thränen an dem Halse der Vermissen. Klagen wollen wir dann freundlich und den überstandnen Schmerz! — Rinne sanft, o Quelle, und ewig — sanft und ewig rinne auch meine Hofnung.

Blasser Wehrmuth grüne, o Quell, an deinem niedern Ufer, nahe bey das schmach-

tende Vergißmeinnicht! — Wehmuth und Vergißmeinnicht ſchlingen ſich um meiner Hofnung Anker. Wehe! wenn ich wiederkehre zu der väterlichen Hütte, und frage: wo iſt der Freund, mit welchem ich in jenen Lauben ſo oft Luſts Fest beging? wo iſt der Freund, der Schutzgeiſt meiner Jugend, der, wenn ich ſtrauchelte, mich hielt, der, wenn ich weinete, mitleidig mir die Wangen trocknete? Wo iſt der Freund, an deſſen Herz mein Herz, in gleichen Pulſen, ſchlug; der zärtlich mich an ſeine Lippen ſchloß, die Erde unter mir zum Paradieſe ſchuf und über mir den Himmel offen hielt? — Was weint ihr dann, ihr trüben Augen, mir entgegen und weiſet den thränenſchweren Blick zum hügelvollen Kirchhof hin? — Wo iſt das braune Mädchen, welches ſelenvoll einſt unter jener Linde zu mir lächelte und mit dem Lächeln meine Ruhe ſtahl? Wo weilt die liebliche Geſpielin meiner Kindheit, die oft

den Rosenkranz aus ihren Locken riß und um die Stirn mir wand? wo weiter sie, die mich mit süßem Kusse in schöne Welten oft verzückt, und meine trunknen Sinnen dann in schöner Ohnmacht hielten hieß?

Ach Gott! — sie ruhen alle! — alle ruhen sie im kühlen Arm des Todes. — — Alle! Ein schmaler, unbeschwerter Stein, ein niedres Kreuz läßt ihre theuren Namen lesen. —

Weh mir, wenn ich zur väterlichen Hütte kehre, und breite liebend meine Arme aus, euch an das schlagende Herz zu drücken, ihr, die ihr so vermißt mir diesem Herzen seyd! — weh mir, wenn ich zur väterlichen Hütte kehre, und mitten in dem trauten Zirkel eurer Kinder, mitten im stillen häuslichen Geschäfte, oder beim fröhlichen Mahle hinter laubumrankten Fenstern euch zu überfallen traume — und sind euch dann — o Freunde, Freunde! und

ſeiner Bürger beſonderes Anſehen genoß, ungefähr wie die Provinz Holland bei den niederländiſchen Provinzen, empfing damit die Ehre, erſter oder Vorort der Eidsgenoſſenſchaft zu heißen; hatte durch ſeine Abgeordneten auch den Vorſitz in der Tagſatzung, und wenn ſich dieſe aufgelöſet hatte, die Geſchäftsbeſorgung im Namen Aller, ohne irgend eigenmächtige Verfügungen von einiger Bedeutung treffen zu können.

In den Niederlanden blieben, nach vollbrachter Stiftung des Bundes zu Utrecht, einige Vollmächtigte der vereinten Landſchaften in der Stadt beiſammen, um die laufenden Geſchäfte abzuthun. Sobald aber wichtigere Angelegenheiten eintraten, riefen ſie die Staaten zuſammen, das heißt Abgeordnete der Provinzen, die dann, wie die Schweizer zur Tagſatzung, mit weiterer oder engerer Vollmacht verſehen waren, über Krieg, Frieden und andere allgemeine Angelegenheiten abzuſtimmen. Dieſe allgemeinen, oder Generalſtaaten, waren jedoch nicht beſtändig verſammelt. Erſt ſeit dem Jahre 1593 löſeten ſie ſich nicht mehr auf und hielten von da an ihre Sitzungen im Haag.

Die höchſte Gewalt der vereinigten Niederlande, obwohl in den verſammelten Generalſtaaten dargeſtellt, lag dennoch offenbar in den einzelnen Ständen der Provinzen ſelbſt, aus denen ſie

sind euch dann im Grabe nur — im Grabe nur! — Und kann dann nur noch eine heiße Thräne weinen auf dem stummen Hügel, und um das schwarze Kreuz nur einen Rosmarinkranz hängen! — —

Wohl schlingen Wehrmuth und Vergißmeinnicht sich auch um meiner Hofnung Urne!

Aber, sieh, die Rose lächelt hinterm Wehrmuthsstrauche vor, wie die junge Morgenröthe hinter blassen Nebeln lächelt. Ja, nur Nebel sind und Dunste dieses Lebens Kummerstunden; ewig wahren sie ja nicht!

Einstens sind ich euch versammelt, selge Augenblicke dieser Welt, Freuden, Freunde, welche Räuber Hasso mir raubte; denn das Leben hinterm Grabe ist nur eine große Scheune, wo wir sammeln und sammeln lassen die Garben unserer Seligkeit. Dieser Erd,

hall ist der große Acker, wo wir Garben binden, ohne zu genießen.

Rinne sanft, o Quell, und ewig, im gesunden Schatten junger Rosen, — Quell der Hoffnung heiße nun!

5.

Die Felshütt' im Walde. *)

Lukas. Komm zurück, Thomk, dieß iſt der Weg zum Dorf nicht. Sieh, der Himmel bewölkt ſich immer mehr, der Abend eilt näher und immer finſtrer wirds im Buſch hier.

Thomk. Knabe, lehre den Weg mich zum Dorfe nicht kennen. Hab' ihn oft beſtiegen mit dem Jäger Matthias, wenn wir in

*) Dieſe Ruinen liegen dem eigentlichen Garten der Fantaſie gegen über, an einem waldigten Berge, und zwar in der Gegend, welche der Himbeerſchlag genannt wird.

die Dünen die hellerleuchteten Seeen letzten. Etwas das in ewige Felsklüfte unter der Fichte mit dem dunklichten Nacken, ist mein Merkzeichen. Scheuet den Weg und nicht verrammeln zu wollen, das graue Unterholz? Aber wir finden dergleichen noch mehr, dort hinter den Tiefen.

Lukas. Komm zurück, Thomé, dieß ist der Weg zum Dorf nicht. Meine Mutter hat oft mir von falschen Pfaden erzählt, die im Holze sich krümmen und den Wandrer zuletzt in tiefe Moräste ziehn. Immer schauerlicher wird es umher. Ha, wie drohen der Rabe schreit in der Föhre, und wie das Gekrächze im hellen Gehölz so ängstlich hinunter schallt!

Thomé. Laß den Raben krächzen, ich weiß, was ich weiß. Bald müssen wir nun am Bach seyn, der in üppigem Umschwung die kleine Insel bildet, von Haselstauden und

wilden Reſen bewachſen, darunter im feuchten Graſe helle Sternblumchen, röthliche Kleeblüt' und Waſſerkreſſe gedeihen. Zwei Wege begegnen ſich dann und verbinden ſich zwiſchen der Inſel und den alten Ruinen zu einem. Wir wählen aber zur rechten.

Lukas. Sieh, Thomä, hier ſchimmert links das Bächlein durch die lichten Stämme der Waſſerbirken. — Wie der Froſch da quakt im Schilfgras! ich möcht' ihn werfen. — Wahrlich die Inſel tritt vor, da, hinter dem jungen Tannengeſträuch und den hohen, doppelten und zweifachen Sarbachen, tritt ſie hervor.

Thomä. Und dort der geſpaltene Weg, wo vom morſchen Kirnblock die weisblaue Bachſtelze ſchwirrt. Da hüpft das munre Thierchen an den weichgepolſterten Raſenbank hin. Es zeigt uns die Ruhbank. — Wirf den Korb vom Rucken, Lukas, hier rollet der

meine. Dir fliegen die jungen Tauben und mir die Hühner nicht aus; wir haben das blanke Geld in der Tasche.

Lukas. Hier sitz' ich auf dem Rasenherre. Über, Thomß, mir graut in der Todtenstille; kein Sperling pfeift vom grünen Dach der Bäume, selbst der Frosch krächzt nur zuweilen dumpf aus dem grünen Gestelle, und das Summen der irrenden Biene macht die Stille noch stiller. Thomß, mir graut. Und in den Trümmern, hier auf dem röthlichen Felsen, scheint es mir nicht geheuer. Denn warum stehn sie so wüst da? aus den offenen Fensterlöchern schauen Gesträuche und in der veredelten Pforte halten Nesseln und graue Disteln die Wache.

Thomß. Ist die Gegend nicht voller Anmuth am Abend? Schau, wie links die Insel hervorragt aus des Baches grünlicher Welle, mit ihren Gesträuchen, und wie rechts hier

hier aus der Röhre das helle Waſſer träufelt, und rothgelb die Rebe' und die nahen, zitternden Halmen färbt. Und dicht vor uns das alte Geſtein der Siedlerhütte, von Himbeergebüſch und dünnem Birkenſchlag ſparſam umflüſtert, und wie ſich gebrechlich dort zur linken der verfallene Schwibbogen unten an den Felſenfuß der Ruinen lehnt.

Lukas. Wer ſein Leben liebet, der meide auf dem ſteinigten Pfad unter dem Bogen zu wandeln. Scheint er nicht, aus Felſenſtücken nur loſe zuſammengethürmt, immerwährend nieder zu ſtürzen zu dem mooſigten Geſtein am Boden?

Thomas. Und den prächtigen Kranz betrachte, welchen um die Ruinen herum die hohen Bäume führen, mit mannigfaltigem Laub; ſilberſämmigte Tannen mit den ſchwarzen, rippenförmigen Zweigen neben braunen

Kiefern und hellen Birken mit erquickendem Grungfanz.

Lukas. Schöner iſt es doch im Thale am Dorfe, unter den Brombeergebüſchen am Berge, wo die kleine Maria Lämmerchen weidet, und zuweilen mich küßt. Aber hier iſts ſchaurig. Thomas; ich dachte, du ſängeſt ein Lied. Denn im ganzen Dorfe biſt du der zierlichſte Sänger; wenn du ſingeſt, ſchmeicheln die ältern Hirten und die Mädchen umringen dich ſchmeichelnd.

Thomas. Gieſſt du, Lukas, gieſſt du mir deinen Sproſſer, der der Nachtigall ſo lieblich nachpfeift, ſiehe, ſo ſing ich dir das Lied von der Felshütte im Walde, und gebe noch dazu den plaudernden Staar, um welchen du geſtern mich anſprachſt.

Lukas. Singſt du mir das Lied von der Felshütte, ſiehe, ſo geb' ich dir den luſtigen Sproſſer für den plaudernden Staar.

Aber horch! ſchon träufelt leiſe der Regen mit kleinen Schlägen herab auf die Blätter. Drüben ſitzen wir unter dem Felſen geſichert; da hebt ſich eine natürliche Bank, und die Stimme fällt hallender in den vor und liegenden Waldgrund entlang.

Thoms. Herrlich iſts unterm Felsgewölbe hier, von dem das haarigte Moos zierlich herabhängt. Mag der Regen träufeln wir ſind im Trocknen und ich ſinge mein Lied.

Hier wo zwei Wege ſich grüſſen, hier zwiſchen den Ruinen moosigten Geſtein und der kleinen Quelle unter den Birken, hier iſt der ſtummen Danide Grab.

Klage, du murmelnder Quell, klaget, ihr traurigen Tannen im Schauer des Lüftchens! hier iſt der ſtummen Danide Grab.

Schön war Danide, die Tochter des Ritters von Ratenzgau, ſchön wie ein friſcher

Lenzmorgen. Ihr Wuchs glich dem ſchlanken Silberbaum des Hazels, ihr Haar geflochtenem Golde, ihre Wange dem Purpur der Ranunkel in der Mitte milchweiſſer Blätterchen. Sanft war ſie und beſcheiden, wie das Maizlöckchen im Thale, aber majeſtätiſch, wie die ſtille Sommernacht.

Eins nur fehlte der Lieblichen, — Sprache. Sprache allein nur. Die ſchöne Danide war ſtumm.

Klage, du murmelnder Quell, klaget ihr traurigen Tannen im Schauer des Lüftchens! — Danide war ſtumm.

Aber dennoch ward ſie von den Rittern geliebt umher; und es buhlten und warben der Herren und Grafen gar viele um Danidens feuſche Hand. Aber einen nur liebte die Holdſelige, einen mit loderndem Herzen und ewiger Treue; es war der ſchöne Ritter vom Stein.

ſtammte. Keine Provinz hatte übrigens einen Vorrang in der Verſammlung; ſelbſt die Ehre des Vorſitzes wechſelte unter ihnen ab. Die Staaten glichen in ihrer Vollmacht und Beſchränktheit den heutigen Tagſatzungen der Eidsgenoſſenſchaft, nur daß ſie auch in Betreff des Münzweſens Anordnungen treffen, in den Städten Obrigkeiten, in den Feſtungen Befehlshaber anſtellen konnten.

Für Kriegsweſen und Verwaltung der öffentlichen Einkünfte war den Generalſtaaten noch eine beſondere Behörde untergeordnet, der Staatsrath. Aber auch dieſer ward nur aus beſonders dazu ernannten Abgeordneten der ſelbherrlichen Provinzen zuſammengeſetzt; ſo wie die Generalitätsrechenkammer, welche die Rechnungsgeſchäfte mit den einzelnen Provinzen beſorgte. Die fünf Admiralitätsämter, zur Verwaltung der Seemacht und Leitung des Seekrieges, ſtanden ebenfalls unter der Hoheit der Generalſtaaten.

In den Provinzen ſelbſt hatte man anfänglich die vollziehende Gewalt irgend einem Statthalter übergeben, zu welchem man Vertrauen fühlte. Theils Gewohnheiten und Herkommen, theils das Bedürfniß, in Tagen allgemeiner Umwälzung eine kraftvolle Regierung zu haben, hatte das Beibehalten dieſer Einrichtung empfohlen. Jede Provinz wählte ſich ihren Statthalter, als erſten

Dort oben, wo die Föhren wehn, da ſtand das Schloß des Ritters vom Stein, und auf dem felſigten Vorſprung hier unten, deſſen Gewölb und decke, die Capelle.

Als aber der Ritter von Ratenzgau zu ſeinen Vätern geeilet war, da führte der ſchöne Herr vom Stein Daniden heim, als treuer Gemahl. Wie koſte der Ritter, wie ſchwur er ſo oft: „Danide, eher wanken die Felſen der Burg, als meine Liebe zu dir wankt! — „

Klage, du murmelnder Quell, klaget ihr traurigen Tannen im Schauer des Lüftchens! — Der Ritter vom Stein war kein Ritter von Wort.

Oft ſaſſen ſie beid' im Schatten des alten Hollunders vom Geisblatt durchkrochen, und trieben freundlich der Minne Spiel. Stumm war die ſchöne Danide, aber was die Lippen verſchwiegen, das mußt ihr zärtli-

des Auge zu plaudern; und der Hände schmeichelnder Druck, sagte mehr, als die Zunge vermag. Wie um die Ulme sich die Weinrebe spinnt, so hing die schöne Dauid' um den Garten gerankt.

Als aber ein Jahr verflogen war, da ward des Ritters Liebe lau. Dauide war ihm nicht mehr schön; er warf ihr hart die Grausamkeit vor, und stieß das leidende Weib zurück. Da weinte die Verlassene; stumm betteten sie mit gefalteter Hand um seiner Liebe Wiederkunft, ach! reden konnte die Arme nicht.

Klage, du murmelnder Quell, klagen ihr traurigen Tannen im Schauer des Lüftchens! — hart war der Ritter vom Stein, wie Stein.

Oft wenn ihn ein böser Geist bekannt, schlug er sogar die stumme Dulderin. Er kannte das sanfte Mitleid nicht; und ihrer

Thränen Jammerſtrom, die blutigen Serie-
men der Lilienhaut erweckten ſein Erbarmen
nicht. Er wünſchte ihr nur ein baldiges
Grab und ſeinem Arm ein redendes Weib.

Dann ging Daniſe in des Hains tiefſtes
Dunkel, und ſah gen Himmel mit naſſem
Blick, und knieend hub ſie zum Gebet die
Hände gen Himmel, und bat mit ſtummen
Seufzern: „ihm bald ein redendes Weib,
mir bald ein ruhiges Grab!„ — Denn ach!
ſie liebte den Ritter noch.

Und kam ſie heim zur Jammerburg, dann
nahte ſie freundlich und ſchüchtern ſich dem
grauſamen Geliebten, und küßte mit Inbrunſt
die Hand, die ihr die ſchmerzenden Wunden
ſchlug. Sie lächelt' ihm dennoch holdſelig
zu; und ſonder Vorwurf war ihr Blick. Er
aber kannte nicht mehr der blauen Augen
Sprache, fühlte nicht mehr der Hände ſchmei-
chelnden Druck.

„Kiette!„ rief er dann wehl und ſchleuderte weit durchs Zimmer das leidende Weib zurück, welches die Zähren verbarg; ſchwang ſich pfeifend auf's Roß und durchjagte die Halde, bey des Hüfthornes Klang und der Doggen Gebell.

Klage, du murmelnder Quell, klaget ihr ernſthaften Tannen im Schauer des Lüftchens! — Danide hielt Treue bis an den Tod.

Einſt kam von der Jagdluſt der Ritter heim, unter Hüfthornes Klang, unter Doggengebell. Er ſprang vom Roſſe im Gebüſch und klimmte zu Fuß den Berg hinan. — Da hörte er Geflüſter, und Kußgelispel hart an der Capelle im Roſengeſträuch. — Er ſchlich dem Geflüſter lauſchend nach; und bog die Zweige leiſe zurück. — O weh, da ſah er — o weh! die treue Danide in eines fremden Jünglings Arm.

Wie ſprach ihr Blick ſo zärtlich hinan; wie ſchlang um den Buben ſo feſt ſich ihr Arm; wie Tropfen an Tropfen vom Felſenell träufeln, ſo drängten die Küſſe der Liebenden ſich!

„Ha!„ rief der Ergrimmte, und zuckte den Dolch: „ſtumm iſt die Schlang' und entehret mich doch und zerreiſt heimliche Bubſchaft an. Weg, Schlange, vom Leben, ſamma deinem Kumpan, und herze dich in der Hölle mit ihm!„

Er rief's, ſtieß beiden den Dolch in die Bruſt. Tod ſank der Jüngling zur Erd' und blutend warf über ihn jammernd Daride ſich.

Der Ritter eilte zu ſeiner Burg. Da traten ihn grüſſend an der Pforte fremde Knappen und Knechte entgegen: „Sey uns gegrüßt, o Ritter vom Stein, es grüſſet freundlich dein Schwäher dich, der mit uns

von Jeruſalem kam. Dort weile er unten an der Capelle, am Roſengeſtrauch, bey ſeiner Schweſter.„

So ſprachen die Knechte. Ein Donner fuhr zermalmend auf des Mörders Herz. „O Jeſus, Erbarmer, was hab' ich gethan!„ jach ſtürzte er zur Capelle zurück.

Da lag auf ihres Bruders Leichnam im blutigen Graſe Danide geſtreckt. Die treue Danide blutete hier ihr unglückſeliges Leben aus.

„Danide, mein Leben, Danide, ſteh auf! Danide vergieb mir, dem Mörder vergieb! Es war auf Erden kein Weib ſo gut, ſo treu, ſo engelrein, wie du. — O ſtürzet ihr Felſen über mich; eröffne dich, Abgrund, verſchlinge mich hier!„

So ſchrie der Ritter und ſank ins Gras, zu den blutenden Theuren hin. Danide hob ſich matt empor; wie quoll ihr Leben, wie

quoll ihr Blut aus der unschuldigen Brust hervor! — Sie lächelte noch mit sterbendem Blick den treugeliebten Mörder an, ergriff noch seine harte Hand, die Hand, die einst ihr Getreuen schlug, die Hand, die ihr das Leben nahm, und küßte mit zuckender Lippe die Hand. — Sie seufzte traurig auf und starb.

Klage, du murmelnder Quell, klage, ihr traurigen Tannen! hier ist der treuen Davide Grab.

Des Ritters Burg ward nun zerstört, daß kein Stein auf dem andern blieb. Der Mörder Fob büßend in Pilgergestalt hin nach Jerusalem, und kam bleich und verharmt nach vielen Jahren heim. Er baute sich eine Zelle hier auf diesen Felsen über uns; und weinte viele Nächte noch auf seiner treuen Davide Grab. Oft war es ihm, als schwebte hell Davidens Geist, wie Duft im Mon-

denſcheine, mit himmliſchem Lächeln zu ihm nieder, um ſeine gebeugte Seele zu erheben. — —

Klage, du murmelnder Quell, klaget ihr traurigen Tannen im Schauer des Lufthens! Hier iſt der ſtummen Danide Gruft!

Lukas. Lieblich iſt dein Geſang, Thomas, aber traurig, wie das Tröpfeln des Regens auf den ſtillen Zweigen in der Nacht. Sieh, ich habe geweint. — Himmliſcher Frieden über der ſtummen Dulderin Gruft! — Ich habe geweint!

6.

Der blinde Seher.

(Banc de Dorothee.)

Es war zur Zeit der heißen Mittagsglut; der Wanderer ſuchte die kühlen Gruften, und das Vögelchen den Schatten dichtverſchlungner Bäume: da wandelten Lyder und Lyda, ein ſchönes Zwillingspaar, kaum funfzehn Sommer alt, am breiten Kleeweg hinab, den blinden Vater in der Mitte, zwei jungen, kaum aufgebrochnen Knoſpen gleich, in deren Mitte eine hingewelkte Roſe hing. Sie wandelten den langen Kleeweg hin. Rechts beſchattete nur ſeine eignen Wurzeln ein wildes Buchengeſträuch; links zog der Weinſtock ſeine Ranken an der Feldwand auf. Ein Zaun

ſchielt lachend hinter dem breiten Laube nach der Blüte künftger Trauben.

„Es glüht die Luft!„ ſeufzt der ſilberlockigte Alte: „der Sand brennt an den Sohlen mir, und der ſengende Sonnenſtrahl verwundet mein Geſicht. Wo ſind wir nun?„

Ludor. Wir ſind am Ausgang des ſchattenloſen Wegs, dicht vor uns weiden junge Eichen und Birken kühle Lauben.

Der Alte. So führe mich links den Weg zu Dorotheenruh. Da wollen wir im Schatten der Gebüſche des Abends Kühl' erwarten. Vielleicht daß dort ein ſanfter Schlummer mich befällt, dann könnt' ihr beid' indeß am Bache ſpielen.

Ludo. Hier, Vater, iſt die kleine Bank. Hier ſetz dich nieder. Ein Felſenbild iſt die Wand hinter dir, von welchem Moos gepolſtert. Das Obdach der gekrümmten Reſte

Vollziehungsbeamten und Heerführer, nach Gefallen. Er hatte nicht überall die gleichen Rechte. Nach Ermordung des Prinzen Wilhelm von Oranien ernannte man sogar über die Provinzialstatthalter einen Oberstatthalter, den Grafen von Leicester. Doch diese der Freiheit furchtbare Stelle, vor welcher der scharfsinnige und muthige Oldenbarneveld beharrlich warnte, endete mit Leicesters Abgang.

Inzwischen war nicht untersagt, daß nicht mehrere Provinzen einem und demselben Manne hätten die statthalterliche Gewalt übertragen können. Es geschah dies auch mehrmals. Am meisten strebten, mit ungleichem Glück, die Söhne des Hauses Oranien dieser Würde und Macht nach, vermittelst derselben sie, an der Spitze der Heere und Flotten in den Provinzen, Vollstrecker der Gesetze und Nebenbuhler der höchsten Gewalt selbst wurden. Weil in den Kriegen ihr hoheitliches Ansehen am meisten galt und glänzte, war nichts natürlicher, als daß ihr Streben immer auf Vermehrung der Kriegsmacht und auf Verwickelung der Niederlande in fremde Fehden gerichtet war.

Man fühlte sehr wohl, daß so große Gewalt, in die Hand eines einzigen Mannes niedergelegt, endlich der allgemeinen Freiheit gefährlich werden mußte. Der Reichthum, den er mit leichter Mühe sammeln, der Glanz, mit dem er sich umgeben

ſchirmt dich vor der Sonne, und wilder Rosmarin und Quendel duften unter und im Strauß. Ich ſitze neben dir.

Lyder. Und ich die Linke, im Schatten der bejahrten Buche; auf ihrer Wurzel gehn drei ſchlanke Bäumchen auf, und werden mir zur Rückenlehne.

Lyda. Auch ich hab' einen Lehnſtuhl, dieſes Felsſtück hier, worauf mein Arm ruht. O, wie ſchön das Moos iſt! Sieh, Lyder, es gleicht einem kleinen Walde, mit Gebürg und Thal. Hier heben ſich, wie dunkelgrüne Tannen, zartgezackte Bäumchen mit gefiederten Aeſten, und jene krauſen Buſchreihen, die ihre feinen Spitzen aufwärts ſtrecken, ſehn wie Kiefern aus. Kahle Stengel ragen dazwiſchen hoch hinauf, wie Fichtenſtämme, ihres grünen Schmucks beraubt. Dort wandelt unter dem Gewebe breiter Blätterchen die kleine Ameiſe her. Sie irrt rechts und

links in dieſer grünen Wildniß. Dort bleibe ſie ſtehn. Was hat ſie da gefunden? Einen Schatz, den ſie zu ihrer Fabel ſchleppen will? — Ach, einer kleinen Maike Leichnam iſts. Tod liegt und abgeblicht das Thierchen da, mit ſeinen durchſichtgen Flügelchen. Du gute Ameiſ, o, du weißt wohl nicht, was tod iſt? beſorgt läuft du um dieſe fremd' Erſcheinung rum und ſiehſt das Wunderding dir an. — — Ach! welch ein rauhes Ungeheuer wälzt dort unterm breiten Lindenblatte ſich hervor? Du wälzt dich hinder über meinen Tannenwald und drückt die Gipfel ein. — Ha, eine Raupe! Luder, Luder, heillos und dankbrauns ungeheuer! — o, ach, du raubſt Unthier, ach, du willſt mir auch die kleinen Zichten noch zerfreſſen?

Luder. Ich, Schweſter, mich beſchäftigt ein weit ſchönrer Gegenſtand, als dort dein Wald. Vom Buchenzweige faſt bin ich

eine

eine Spinne. Still ſchwebt ſie in der Luft und ſchaut ſich um, und hat doch keine Flügel und hält ſich nirgend an. Sie klettert in der Luft zurück. O, itzt verräth ſich ihre Gaukelſpielerei; am feinen ſelbſtgezogenen Faden ſchwebt ſie da. Sie irret auf und ab und hin und her, und knüpfet ihre Faden an, und ſpinnt das luftige Gewebe.

Der Alte. Ach, daß ich mein Geſicht verlor, daß ich im Finſtern tappe, ach, daß ich deine wundervollen Spiele nicht ſehn kann, o Natur! — Tauſend Menſchen wandeln, und haben Augen und ſehen nicht; und fühlen nicht das himmliſche Entzücken, was du, Natur, durch unſrer Augen Weg uns in die Seele gieſſeſt. — So ſind denn ihr itzt meine Augen, Kinder! Erzählet mir, was mich umringt. Zwar ſchwebt es dunkel noch vor meiner Seele, allein es ſind nun ſieben Jahr', ſeitdem das Licht der Augen mir erloſch.

Lydor. Ich schildre dem Vater was ihn zur Linken, du Schwester, was zur Rechten ihn umgiebt. Schöner ist meine Hälfte, Lyda, als die Deine, aber du hast die Gabe reizender mit Worten zu malen.

Lyda. Wir sitzen am Abhang des Berges, Vater; durch das grüne Gitter des Laubes erblick' ich unter mir das weite Thal, von buschreichen Höhen umkränzt.

Lydor. Zur linken umzieht dich die liebliche Wildniß in einander verflochtener Zweige, die ihren Schatten freundlich auf dich werfen. Still und säulenförmig erheben rings sich in majestätischer Pracht die silbergrauen Eichen, braunen Eichen, und die Stämme der Birken, gebogen und knotigt, aber weißschimmernd, wie der Schnee des Winters. Zwischen ihnen spielet das jüngelnde Laub der niedern Gesträuche und

Stunden, heller und dunkler im Wechſel des Lichtes.

Lydia. Wer uns, hinter dem Maiendickigt ſpalten ſich der Felſen, auf welchen wir ruhn. Aber über die dunkle Kluft führt eine ländliche Brücke, aus jungen Tannenſtämmen zuſammengefügt; ſicher iſt ſie. In der Nacht ſchützen an beiden Seiten den Wandrer Geländer; denn in den Gabeln aufrechter Stützen ſind Stangen mit einander verbunden.

Lydor. Auf ſchwellenden Raſen, zwiſchen denen der Weg ſich krümmt, blühen Roſengeſträuche, wilde Nelken und blaue Schlüſſelblumen im Schatten kleiner Acacien. Aber tiefer hin erhebt ſich der Berg allmählig immer höher und höher; ein Baum ſieht über den Wipfel des andern; und in der erhabnen Ferne bewegt ein Lüftchen die wankende Saat, wie Aehren des Feldes.

Lyda. Hinter der Brücke über der Kluft rage steil empor der nahe Felsen. Es drängt sich üppig, zwischen wild zerrissenem Gestein, das krause Zimbelkraut und der wuchernde Geniste vor, und aus den dunkeln Tiefen kriecht der buhlerische Brombeerstrauch an den braun- und grünbemoosten Klippen, sie zu kränzen. Aber unter der Felsenbucht überhangendem Gewölbe, vom dünnen Grase leicht beschattet, tieft sich eine schauerliche Grotte. Hier ist die heilge Wohnung einer Nymfe. Hier rieselt mit eintönigem Geplätscher aus ihrer Urn' ein kleiner Quell, der bald, als Bach, sich durch der Brücke Bogen über kleine Blumen schleicht. Er breitet dann die kleinen Arme aus, und schlingt sie liebend um die bunte Wiese des Thales hin.

Lydor. Welch einen prächtigen Durchblick schließt der wehende Baumschlag mit

auf zu dem Gipfel des Berges! — Aus blaulicher Ferne am Himmel ſtrahlt im Glanz der Sonne Flora's Tempel herüber. Blendend ſtrahlt er hernieder durch das wankende Grün der dichten Wildniß. Auf weißen Säulen ruht ſein hohes blumenbekränztes Dach, wie glänzender Marmor von röthlichen Adern durchſpielt. Hoch ruhet Floras Tempel über den Wipfeln, denn der Göttin Zepter beherrſcht die Gegend umher.

Lyda. Sie beherrſcht die Gebürge und die blumigten Thäler, lächelt auch gnädig auf dich, nachbarliches Thal, herab. Schön, wie der Teppich, welchen die Hand des künſtlichen Webers gewirkt, und ſchöner, o Wieſengrund, iſt dein lachendes Kleid. So viele Farben zählet nicht der Bogen des Himmels, als du kleine Au in deinem Schooße trägſt. — Ach, wie reizend iſt es drunten, wo über den Bach die kleine Brücke hängt, und an

dem Ufer, im Schatten gekrümmter Weiden der Knabe dort mit dem muntern Mädchen scherzt. — Himmel, trügt mich mein Auge? Der Knabe — er iſt es! Hilas, der braunlockigte Hilas iſt es, und — ich muß — und Idia!

Lydor. Wo? Wo? Idia, die ſchwarzäugigte Lea? Wo? — Iſt ſie mir nicht ein Küſschen ſchuldig für die erſten Erdbeeren, die ich ihr geſtern vom Garten brachte?

Lyda. Siehe, der Vater ſchläft! —

Lydor. Schläft du Vater? — Er hört nicht. Da neigt er das Haupt an den Felſen.

Lyda. O, der ſchmeichelnde Junge erblickt mich! — ſieh, wie er da winkt!

Lydor. Ah und Idia! Lyda, Idia! — Komm an den Felſen hinunter, hier durch die Haſelnußſträuche. Hurtig!

Lyda. Pfui, an den Felſen hinunter? Ich bin kein Knabe, wie du. Mich würden die Dornhecken ſchön begrüſſen. Nein, daß ich eine Thörin wäre, da hätte Hilas zu lachen!

7.

Die kleine Flurkönigin.

(Les reveries de la petite Souveraine.)

Bin ich nicht eine kleine Königin! rief Daphne, die schönste Tochter der Flur, Daphne, die Liebe aller Hirten, ihrer Gespielinnen Bewunderung: bin ich nicht eine kleine Königin! rief sie, indem sie mit aufgeschürztem Gewande am Hügel hinaufstanzte, einsam und entzückt, im Feuerglanz der Abendsonne.

Ein Kranz von siebzehn Rosenknospen umschlinget mir die schwarzen Locken des Haupres; ein lieblicher Kranz von siebzehn Frühlingen umschlinget mein Leben. Ich trag eine

konnte, die Abhängigkeit der Beamten von ihm, die öffentliche Ehrfurcht, welche man seiner Stellung schuldig war, verwandelten ihn unmerklich in einen Oberherrn. In der Furcht, einen solchen bleibend über sich zu erblicken, entzogen die Niederländer wirklich im Jahre 1651 dem Hause Oranien die Würde eines Statthalters und Landeshauptmanns der Feld- und Seemacht; übertrugen die vollziehende Gewalt in den Provinzen bürgerlichen Behörden, und die oberste Befehlshaberstelle im Kriege für jeden Feldzug dem, den sie am tauglichsten dafür hielten.

Allein aus Liebe zur Freiheit verirrten sich die Provinzen in ein entgegengesetztes Uebel. Statt Oberaufsicht und Leitung des Kriegswesens in einer höchsten Bundesbehörde zu vereinen, die den versammelten Generalstaaten untergeordnet blieb, zersplitterten sie die wichtigen Geschäfte und die Vergebung der Kriegsämter bei der Land- und Seemacht an die Provinzialregierungen. Nun fehlte Einheit, Nachdruck und Ordnung. Eigennutz, kleinliche Rücksichten, Begünstigung von Verwandten und Freunden walteten bei Vertheilung der Stellen vor. Flotten und Landheere wurden schlechter bedacht; Festungen und Zeughäuser geriethen in Verfall, und die Folgen der verderblichen Einrichtung blieben nicht aus. Sie offenbarten sich im französisch-niederländischen

duftige Krone; Fürſtinnen haben ſie nicht ſo. Zwar ſtrahlt von meiner Bruſt kein ſilberner Stern; aber dieß Sträuschen, aus Myrthen und weißgelben Jasmin gewunden, in der Mitte die ſüßduftende Nelke, mit röthlichen Streifen, ſteht mir ſchöner, als der duftloſe Stern, am Buſen; und die flammende Abendröthe ſchmücket mit Gold mir das einfache Kleid. Es prangen die Herren der Welt mit köſtlicherm Geſchmeide; aber tragen ſie auch ein fröhlicheres Herz im Buſen, denn ich?

Bin ich nicht eine kleine Königin! dieſe hölzerne Bank, von jungen Blumen umwachſen, iſt mein erhabener Thron. Mitten aus des Berges rückens ſanftem Niederhang ſteigen hohe Felſenſtücke hervor; unter dem feierlichen Säuſeln gemiſchter Weiden, Pappeln und Eichen ſteigen ſie hervor, wie eine bewaldete Inſel im grünen See, und bilden mir den majeſtätiſchen Thron. Der überragende

Felſen iſt mein Baldachin, dem grünen Netze rankender Zweige umſtrickt, die lieblich von oben herabzittern. Meine Füſſe ruhn auf dem grünen Teppich, welchen die Natur mir ſchöner, mit Blumen allerlei Art durchwirkt hat, als es des Künſtlers Hand im Teppich der Fürſten vermag. — Statt der ſteifen Trabanten, halten an beiden Seiten der Thronesſtufen die ſchlanken Ulmen Wacht; ihr Kleid iſt grün, die Uniform der Natur, vom röthlichen Gold des ſinkenden Tages verbrämt; Ordensbänder tragen ſie nicht von Silber und Seiden, aber wohl vom blühenden Geisblatt, das zärtlich ihre Rinden umflammert.

Bin ich nicht eine kleine Königin? weit herrſcht mein Blick umher über den lachenden Abgrund, von kleinen Bächen durchrieſelt. Millionen weiſſer Blümchen heben nahe vor mir am ſinkenden Hügel ihre Kelche im Graſe,

ihren Duft mir zu opfern, ihrer Königin — mir! Als bedten die blendenden Flocken des frischgefallenen Schnees auf grünenden Halmen, also schimmert silbern die Wiese herauf, von meiner kleinen Unterthanen Pracht. Und tiefer hinab, ach, welche reizende Verwandlung des Thals! Tausend goldgelbe Blumen folgen nun dem Beispiel ihrer weißgekleideten Schwestern und ein dienstbarer Zefyr trägt auf leisem Gefieder des Opfers Duft mir entgegen. — Wo ist auf Erden ein Fürst, so liebend umringt von seiner Unterthanen Millionen, deren jeder so willig den reizenden Zoll ihm entrichtet?

Bin ich nicht eine kleine Königin? schütz ich nicht mit starken Heeren mein anmuthsvolles Gebiet? Drunten, wo sich der Bach unter einem mannigfaltigem Gewebe üppig verschlungener Blumen und Kräuter verliert, unterm Dache der weißlichen Weiden und

ſchwarzen Erlen, drunten beginnt mein zahlreiches Heer von Buchen und Eichen. Und wo ſich jenſeits amphitheatraliſch der Felſen emporhebt, ſtehen Armeen von pfeilgeraden Tannen und Fichten, und beſchützen vor wilden Stürmen die kleine, blumenſchwere Trift.

Ich beſolde nicht Geiger und Pfeifer, Cymbeln und Trompeten; aber freiwillig bringen mir alle Gebüſche Muſik. Mutwillig zirpen die Heimchen im niedrigen Klee; eintönigt plätſchert der Waſſerfall hinter den Buchen daher, und mit untermiſchten Pauſen erbrauſen die Föhren und Eichen im Hauche der Winde. Die Lerchen trillern und Finken ſchlagen dazwiſchen. Die Nachtigall flötet im Schleengebüſch am Garten; der Kukuk ruft aus dem Hain und die Wachtel im blühenden Waizen.

Bin ich nicht eine kleine Königin? mich lieben die Mädchen, mich lieben die Hirten

der Flur. Ach nur der treulose Elykon liebet mich nicht. Gestern, als ich den Veilchenstraus ihm verweigerte, den ich mir mühsam gepflückt, gestern verließ er mich, ach! und küßte die schalkhafte Phyllis, und ich sahe den Kuß. Schöner ist Phyllis denn ich, aber ich liebe dich mehr, ottreuloser Elykon, als sie dich liebet.

Wenn ich Königin wäre, so wüßt' ich meinen Entschluß. Mit Blumenketten gebunden sollten die Hirten den schönen Verräther mir zu meinem Throne führen. Knieend sollte er vor mir liegen, und seufzen sollt' er und um Gnade betteln mit seinen schwarzen Augen. Aber ich würde ihn mit strengen Blicken betrachten, und sprechen: treuloser Elykon, ich liebe dich nicht mehr. Hast du mich nicht verlassen, ach, länger denn zwanzig Stunden verlassen? hast du nicht die schalkhafte Phyllis vor meinen Augen ge-

ſüße? — Und als ich dieſen Morgen am Bache ſtand und Waſſer ſchöpfte, um das Garn auf der Bleiche zu netzen, ſahe, da kamſt du aus der Hütte, und ſaheſt mich nicht einmahl an. Ja, noch dieſen Morgen hätt' ich dir verziehen, denn ich ſchielte feinerlei hin nach, und mein Herz ſchlug gewaltig. Aber du wollteſt mich nicht ſehen, und da gieng ich mit naſſen Augen zurück.

Alſo würd' ich ſprechen. Ach, wenn ich Königin wäre! ach, wenn er vor mir läge, der böſe Elyſon! — Lange aber könnt' ich ihm doch nicht zürnen; denn mein Herz iſt zu weich und ihm zu getreu.

Indem die kleine Schwärmerin ſo lieblich träumte, rauſchte es plötzlich in dem nahen Eichengeſträuch am Felſen. Elyſon hatte die Reizende belauſcht! da lag er zu ihren Füſſen, und ſeufzte traurig und betrieſte um Gnade mit ſeinen ſchwarzen Augen. Aber

Daphne zitterte und ſprach kein Wort; ſie bebend hing ihr Blick an dem buſſenden Sünder.

„Daphne!„ ſtammelte Glykon mit bebender Lippe.

„Glykon, o Glykon!„ lispelte ſie und der Schmerz der Verachtung beklemmte ihre Bruſt, und das Gefühl unſchuldig empfundener Kränkung näßte mit Thränen ihr Auge. Unwillkührlich ſtreckten ſich ihre weißen Arme ihm entgegen; unwillkührlich zog ſie ihn auf, und Glykons trunkne Lippen ruhten am ſchönſten Buſen der im Sturme ſolcher Gefühle ſank und ſtieg.

„Königin!„ ſeufzte der trunkene Glykon.

„Ach!„ entgegnete ſie: „du haſt mich zur Sklavin gemacht!„

8.

Die Gegend am Mühlen-Weiher.

Dich kleines engumgränztes Thal, von luſtreichen Hügeln umarmt, vom reinſten Blau des Himmels überwölbt, dich wähl' ich itzt zum ſtillen Aufenthalt. Hier an den krauſen Stamm des Weidenbaums gelehnt, welcher ſich über das ruhige Gewäſſer beugt; hier auf der Wurzeln moosigtem Stuhl, mit Himbeerkraut und duftger Wieſenraute umflokt, — hier will ich ſorglos träumen. Der irren Fliege leiſes Summen wiegt mich in ſüſſe Fantaſien ein und kühlend haucht ein Weſt mir durch des Nackens Locken.

Wie reizend krümmt des Teiches grüner Spiegel zu meinen Füſſen ſich im ſchmeichelnden

senden Thal entlang. Er iſt das Bild der Ruh.

Ein wehender Kranz von breitem Kalmus und dünnem, bläulichſchimmerndem Riedgras umgürtet ſein Ufer, im Schatten niedrer Weiden und vielſtämmigter Erlen.

Wie eine gekrümmte Landzunge bildet hier flüſterndes Schilf, welches weiter in den kleinen See ſich verdehnt, einen Hafen, der munteren Fiſche ſichre Zuflucht. Und mitten in dem ruhigen Gewäſſer ſteigt eine wankende Inſel von Kalmus auf, von blauen Waſſerjungfern, mit erzfallenen Flügelchen, umſchwirrt. Bald ſchaukeln ſie ſich auf zarten Halmen, bald jagen ſie ſich tändelnd durch die Luft, und ſtören ſchadenfroh der ſpielenden Mücken Abendtanz, um des weißen Rohrs hangendem Federbüſchel.

Einſam ſteuert unter mir die ſchwärzliche Waſſerſpinne über den ſinterndn Grund und

zieht ſeine Wellenfurchen mit lebenden Flöh-
chen. Bald bleibt ſie ſinnig ſtehn, und der
leiſe Hauch des neckenden Zefirs treibt ſie
ſanft zurück; bald ſchießt ſie ſchnell im Zick-
zak her und hin, ein fallendes Mückchen zu
erhaſchen.

Am glatten Kieſel ſchleicht die graugeſtreifte
Schnecke dem Ufer zu. Scheu fühlen ihre
vorgeſtreckten Hörner der Waſſerkreſſe nahen
Wald. Erſchrocken flieht die braune Ameiſ'
an des nächſten Gräschens ſchwanken Stamm
hinauf; und ſieht von oben noch zurück, wie
jetzt das wunderbare Thier ſein braungeſtreckts
Marmorhaus in niederer Kräuter Schatten
zieht.

Da hüpft ein lauſchender Froſch unten
vom Boden empor zur warmen Oberfläche.
Wie falbe Wolken ziehn des aufgeregten
Schlammes gelbliche Wirbel ihm nach. Er
quakt vergnügt und rudert weiter, wo die

Kriege (im Jahr 1672 — 1678). Das Unglück desselben ermuthigte daher den Anhang des Hauses Oranien gegen die republikaniſche Partei der de Witte's. Prinz Wilhelm III. wurde wieder zum Generalkapitän und Statthalter der Niederlande erhoben.

8.

Zwar ſiegte das Haus Oranien alſo über die republikaniſche Partei, durch die es faſt ein halbes Jahrhundert lang die Statthalterſchaft über die meiſten der vereinten Provinzen verloren hatte. Es gelang ihm ſogar, nach blutigen Volksunruhen (1747) die Statthalterwürde in allen Provinzen für Oranien erblich zu machen und weibliche Nachkommen, und ſich auch in ſpätern Jahren durch Hilfe preuſſiſcher Waffen (1787) zu behaupten: aber Wilhelm der Fünfte hatte ſein Hoheitsrecht nicht auf des ganzen Volkes Neigung, ſondern auf fremden Schutz gegründet, und ſeinen republikaniſchen Widerſachern das gefährliche Mittel verrathen, wie man die Gewalt kürzen könne.

Als daher die Fahnen Frankreichs im Jahr 1794 an die Grenzen der Niederlande ſiegreich wehten, erhoben ſich alle Mißvergnügte mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm. Oranien, welches imm.r

helfarbe Waſſerroſe unter ihren breiten Blättern ſchwimme. Da ſpringt der Sklave auf das nahe Blatt. Betrogen! ha, die kleine Inſel wankt, ſinkt langſam unter ihm und er beſchämt ins Bad zurück.

Welch' eine graue Wolke ſchwebt durch die Binſen hervor über das Waſſer ſonnigrem Boden? Ha, ein ſchwarmendes Heer nichtiger Geſchlinge, welches am kieſigen Ufer entlang zieht. Emſig verfolgen ſie ihren Lauf; keiner ſondert ſich ab. Unter der grünlichen Meerlinſen Dache entſchwinden ſie ſpielend meinem Auge wieder.

O Natur, du Unendliche, du unerforſchlich große Bildnerin, ein freies Erſtaunen ergreift meine trunkene Seele beim Anblick dieſer kleinen, nie bemerkten Welt. Unermeßlich iſt deiner Schöpfungen Spiel! eine bevölkerte Stadt iſt jeglicher Grashalm, jeder Waſſertropfen ein lebendiges Meer! — Al-

ich lebe und webe in Sternen des Himmels, in ungeschornen Grasen! — Welten gravitiren unser wandelnder Fuß und wir kennen sie nicht; Welten gaukeln um uns, im wallenden Lüftchen, und wir ahnden sie nicht. — Ach, zieh mich hinauf an deinen Busen, Natur, heilige Mutter, Natur! lehre mich thätig sein und wirken zum Guten, wie du ewig wirkst durch der Gemeinsinne und in den Adern des Blumenreichs; lehre mich lieben, wie du liebst, all' meine Mitgeschwistern, die du mit mir säugest an deinen hundert Brüsten!

Prächtig steigt der majestätische Felsberg jenseits dem Weiher empor, und trägt auf seinen Schultern das prangende Fürstenschloß. Es schimmert feierlich im Abendsonnenglanz, mit seinem strahlenden Fenstern, und dem zinnoberfarbenen Dach daher, von Kastanienlaube halb umschattet. Rechts steht der hohe Berg

in grüner Gebirge Tiefen ſich, und trägt auf ſeinem Rücken vorher des Thalbewohners kleine Gärten, von halbzerfallnem Reiſigzaun umflochten.

Tief unten rechts im Winkel der Gebüſche am Silberbache ruht die ſchindelbedeckte Hütte, die ſpiegelnd ihr Gebild hinab ins Waſſer wirft. An ihrer weißgetünchten Wand ſtreicht Rebenlaub empor und kleine Fenſter; und vor dem Fenſter blühn in braunen Blumentöpfen des Hausherrn Frühlingsfreuden auf. — O ſchönes Bild der ländlichen Einſamkeit, wer kann dich anſchauen ſehn? —

Da eilet von der ſteilen Wendeltreppe die arbeitſame Magd herab, den Eimer in der Hand. Sie nimmt den Weg zur ſchmalen Brücken, im maleriſchen Hintergrund, vielleicht um kühles Waſſer am nahen Felſenborn zu ſchöpfen.

Die Hausfrau lange inzwiſchen von dem Reiſerhaufen erecknet Brennholz, und trägt es ſich zum Herde; ſchon dampft der Schertopf, ſtein oder rökig; im weiten Rauch verqualmen ringß die Wipfel naher Bäume.

Dort wo, von ihrer kleinen Brut umſpielt, die mütterliche Gans mit weiſem Ernſt die helle Flut des Teichs durchfreyt, und ſich dem Ufer wieder nähert, weidet die gelbe Ziege an den Dornſträuchern; gewiß iſt ſie der armen Bäuerin Schatz, die mit den Augen ſorgſam ſie bewacht, und mit der frommen Eichel, im Ährenſcharren, am Felſenſtein, ſich Obſt und Kräuter mäht. Ab, hinterm blühenden Wachholderbuſch ſpringt itzt der Ziege weiſſes Lämmchen her; die Mutter eilt ihm freundlich meckernd zu, und lockt es an die vollen Euter. — Wie freylich geht die Bäuerin dem Paare zu, der Hofnung künftiger Tage! Sie ſcharrt itzt, und ſetzt

ſich wieder um, und reicht dem zahmen Thier die Hand voll grünen Futters.

Vom Felſ herniedre wandeln langſam her die weißgefleckten Kühe, wedelnd mit den Schweifen. Sie brüllen laut, daß laut es widerhallt, und traben allgemach dem Meerufer zu. Ein junges Mädchen treibt mit dünner Ruthe ſie. Inzwiſchen hört die Kühe durch den Kalmus waten, erwählt die braune Dirne neben an für ſich die Stätte, wo feiner Sand durch den Krokall der Wellen glänzt. Mit jungfräulicher Scham rauſcht ſie ſich bis ans Knie, zum Fußbad, auf und ſteigt vom Ufer nieder. — Schon wühlt der Wellen Schwarm wollüſtig unterm Knie; ſie wagt ſich weiter aus, zupft höher das Gewand, und ach! ein junger Hirt ſchleicht hinterm Felſ ans Ufer und lauſcht der Badenden, indem er ſanft von ſich zurück der Erlen hergende Zweige beugt.

Der Jude! da pfeift er auf dem Schiffsblatt hinter ihr. Erschrocken fährt das arme Mädchen hoch, und läßt die aufgeschürzten Kleider fallen. Triefend steigt er ans Ufer, wo mit lautem Gekläffer der Schall hervorspringt.

Nein, nein, ich werfe den verwegenen Pfeifer hin; ich male dich nicht, o liebliche Landschaft, denn unter meiner Hand erblickt dein duftiger Reiz. Schweigen soll nur das Auge, nicht beschreiben die Hand; schweigen im wechselnden Grün der Felsen und unter den Gebräuche, in deren heimlicher Nacht die Vögel sich lecken und paaren; schweigen am plätschernden Quell des Waldes, welcher den gebogenen Kahnd begrünzt und die Binsenlaube des Weibers und die schalmeiblasende Hirte im duftigen Hintergrund.

Nein, ich pirsche nicht im Wendereh den einsamen Wanderer auf der steinern Brücke,

wie er daher walle, ſeinen Bündel am Stabe über die Schulter geworfen, und vom getreuen Hunde langſam begleitet; nicht die arme Bäuerin, wie ſie den krummen Felſenpfad hinanklimme, auf dem Rücken den Korb voll armen Futters gepfropft, und am Seil die ſeltſame Ziege, inzwiſchen das muntre Lämmchen voranſpringt; nicht das leiſe Weben und Schweben der Gebüſche im kühlenden Weſt.

Nein, nur ſehen will ich und hören und mich berauſchen in der friſchen Kräuter würzigten Düften. Will empfinden nur und ſchweigend danken dem hehren Unbekannten, welcher die Pracht erſchuf und deſſen begeiſternder Odem dieſe Werke durchſtrömt.

9.

Flora und Asja.

(Gradin auprés de Place de Bellevûe.)

Auch ehmahls rage auf diesem heiligen Hügel, wo itzt, von Blumen umkränzt, der Tempel Florens ruht, ein Tempel glänzend in die Luft, auf Marmorsäulen zirkelrund erhoben. Auch er war dir, o Blütengöttin, heilig, die du mit deinem Lilienstabe auf einem Thron von jungen Rosen wohnst, und schwesterlich den Bruder Frühling küssest.

O Göttin, laß mich hier an deines Tempels Schwellen dein Lob verkünden; deine Wunder laß mich singen deren heilge Spuren mich noch umwehn. Lieblich hallte mein Lied ins dämmernde Thal voll reger Gebüsche hinab, aus deren grüner Nacht von

Mainen umflüßert, stille Ruinen schimmern, und rechts die hohe, einsame Säule sich hebt, von zarten Ebreschen und Buchengesträuchel umgürtet; hinab ins Thal dahinter, wo Eichen und Birken und stolze Kastanienbäume mit wechselnden Farben sich drängen, und den waldigten Berg im Hintergrunde verdecken, auf welchem sichtbar allein die Wipfel der Fichten und Tannen wie niederes Haidekraut ragen. Reizend ist dieser lebendige Grund, reizend des Gebürges Kranz darum geschlungen, über welchen, die Krone des Ganzen, der väterliche Taphiensberg in blauer Ferne schwimmt.

Seit langen Zeiten herrschte Feindschaft zwischen Perun*) Dienern und deinen Priesterinnen, o Blutengöttin! —

*) Perun oder Perkun hies der Donnergott der Sklaven, der ältesten Bewohner eines grossen Theils des heutigen Frankens, eben der Gott, welchen

Du thronteſt in anmuthigen Thälern, im Schatten duftender Blumen; Kränze wanden die ſanften Prieſterinnen unter frohen Geſängen zu deinen Füßen, Kränze von Eichenlaub, Roſenknoſpen, und Myrthen; und Liebesgötterchen flochten ſie ſchwebend um deine Klötze.

Aber auf des winterlichen Fichtelgebürges Felſen ſtand der donnernde Perun, von Blitzen umflattert; zwiſchen den öden Klippen ſammelten melancholiſche Prieſter dürres Eichenreis zur Nahrung des ewigen Feuers ihm

die alten Deutſchen in heyligen Wäldern unter dem Namen Thors anbeteten. Man findet noch itzt, wiewohl ſehr verwiſchte Spuren, davon, daß dem Perun von den alten Bewohnern des nordöſtlichen Europa's, von den Bernſteinküſten Preuſſens bis zu Dalmatiens Felſen, von Deutſchland und Böhmen bis zum Ob und Saureſus allgemein gehuldigt wurde.

die Sache Englands geführt, und zumal im nordamerikanischen Kriege zum groſſen Schaden des Staats geführt hatte, während die antioranische Partei für Frankreich sprach — Oranien ging unter. Frankreichs Feldherren geboten fortan in Holland, und die alte Verfassung der Bundesstaaten ward zertrümmert.

So lange in freien Staaten noch jene heldenmüthige Tugend lebt, durch welche die Freiheit und Glückseligkeit eines Volkes begründet wurde, steht das Grundgesetz des Landes beſtimmter und vollkommener in der Brust aller Bürger, als es die Feder des Gesetzgebers auf das Papier zeichnen kann; und die Mängel der Verfassung werden leicht über die Güte und Kraft der öffentlichen Denkart vergessen. Wenn aber im Wohlleben des Friedens, oder durch betäubenden Reiz des Reichthums die Kraft gebrochen ist, dann erst treten die Gebrechen der Verfassung heller vor, die doch nur der leitende oder stützende Stab menschlicher Schwachheit sein kann. Das geschah in den Niederlanden. Zu dem Uebergewicht, welches unbehutsame Dankbarkeit in frühern Zeiten dem Heldenhause von Oranien gegeben, hatte sich die Todeskrankheit der freien Staaten, die Selbstsucht der Bürger, gesellt. Sobald Gewinnlust oder Ehrgeiz der Niederländer an die Stelle der alten Freiheitsliebe getreten war,

junger Maien. Erumm und erröthenden ſahn ſie anfangs ſich; doch ach! kaum ſtahn Ihres blauen Auge Gnade, ſo hatte liebend ihn ſchon des Mädchens Herz erhört. — Es wehte zwiſchen Roſenhelder und ſchmalen Eberſchen eine Laub' um ſie der ſchleichende Genſter; da ſanken ſie ſich ſeufzend in die Arme, als hätten langſt ſie ſchon aus Träumen ſich gekannt. Da ſchwuren ſie der Liebe zärtlichen Schwur; da tauſchten ſie Herz um Herz im Wechſel entflammender Kuſſe und ſanken berauſcht aufs grüne Bett von Moos und kriechendem Dorgyr und krauſen Quendel gemiſcht.

Ehe hehren ſpät zu ihren Tempeln heim. Der ſchwalbgeſohnen Seligkeiten Bilder umſchwebten ſie, wie wallender Blüten Laub im Abendwind die ſtillen Bäum' umſchweben. Sie nährten ernſtlich der geheimen Liebe Glut, wiewohl Gebirge ſie und Haine ſchieden, und

heller lederte die ſchöne Glut in ihren jugendlichen Buſen auf, da Stunden, Wochen, Monde flohn und nie des Wiederſehens Augenblick erſchien.

Denn alte Feindſchaft herrſchte zwiſchen Berunt Dienern, und deinen Prieſterinnen, o Blütengöttin!

Aber Trennung iſt der Liebesflammen wohlthätiges Oel. Weinend ſchlich Aſja oft durch die ſtillen Scharten des Hains, und klagte mit den Nachtigallen ihrer hoffnungsloſen Sehnſucht Schmerz. Nur wo Roſenholder und Ebreſchen ſich paarten, vom buhlenden Geniſter umſtrickt, da verweilte ſie lieber und ſchwärmte mit traurigem Geiſte in der Vergangenheit reizenden Abgrund zurück. — Flyor! rief ſie an den umnachteten Quellen; Flyor! an den dämmernden Felſen, ach! und in die ausgebreiteten Arme, an den Buſen, von Sehn-

sucht erwärt, stürzte sich nur ein sußlender West.

Melancholisch irrte, seit der Götterstunde, Flor einsam unter Perunds Eichen, in den öden Klippengründen, an der Berge düstern Abhang. Er, allein der Lächelnde sonst unter des Donnerführers melancholischen Priestern, war itz traurigst, denn alle. Thränen rollten ihm oft über die entröthete Wang' in des Altars heilge Glut, wenn er die dürren Reiser herbey trug. Thränen zitterten an seinen Wimpern beym dumpfen Hochgesange der Priester. Ahja! rief er an den umnachteten Quellen; Ahja! an den dämmernden Felsen.

„Nein!„ seufzt' er einst, als er am Bache lag in der Eschen Finsterniß, und sprang auf und eilte vom Berg hinab: „nein itz trag' ich länger nicht. Ich muß sie sehn, Ahja sehn, die Geliebte. Lebet wohl, ihr traurigen Wolkenheim, unter himmlischen

Lauben winkt Aſias Liebe mir?— Aſia, ich komme! o du liebender Himmel, beſchirme die Flucht.„

Alſo rief er. Er ſprang von Klippen zu Klippen. Über Perun ſah den flehenden Prieſter ſeines Altars.

Schwarze Gewölke wälzten, wie dunkle Gebirge, ſtrakt ſich über den Himmel. Nacht ward es umher über den Gipfeln und in den Klüften des Berglands. Die Sonne erloſch und ließ am Rand der düſtern Wolken nur einen blutigen Schimmer zurück.

Die Stürme heulten grauſend auf allen Schluften und Schlunden durch die Finſterniß auf, und pfiffen um die Klippen und brauſten durch donnernde Wälder. In der tanzenden Windsbrut wirbelten Staub und überjähriges Eichlaub rauſchend im Sandthal über die Haide hin. Die Fichten ſchürrelten ihre Raben los, die ſchreiend um den Hohlweg

flatterten, und vergebens die Jungen riefen. Bären und Wölfe brüllten erschrocken durch die empörte Wildniß, in den schauerlichen Pausen des brüllenden Orkans.

Bebend und mit Todesangst wanderte Flavr an den Felsen. „O, wohin nun, wohin, ihr Götter, soll ich mich wenden? Hier wandl' ich einsam, wer wird mich schützen in der Elemente Aufruhr? Hier wandl' ich planlos durch die Nacht, wer wird mir zeigen den Weg!

„Ich!„ flüstert' es rechts: „Ich!„ flüstert' es links aus den hohlen Stämmen der Bäume. Mitleidige Dryaden erbarmten sich des schönen Flüchtlings und leuchteten ihm mit faulem Holze vor.

Ein schwerer Regen aber stürzte aus den Wolken. Prasselnd stürmte er von den Felsenzinnen herunter; schäumend vom nackten Gestein. Triefend zog der unglückliche Wand-

rer, und gefchlagen von den Regenſtrömen, ſeine Bahn.

Und droben wards nicht leichter und drunten nicht ſtiller. Unermüdet peitſchte die Flut den Fels; raſtlos tobten die ergrimmten Stürme. Steinberge riſſen ſich los und fuhren lärmend in die bebenden Tiefen hinunter; jammernd ſtürzte die entwurzelte Steineiche nach. — Geheul und Gewinſel in Thälern und auf Höhen; Verwüſtung wohin das Auge durch die Dämmerung ſtarrte!

„Aſja! Aſja!„ ſeufzte Ilger und eilte odemlos über die ſinkenden Ruinen.

Hui! Blendung-ſaller Wetterſchimmer! — gräßlich zerriſſen die Himmelsgewölbe; dunkle Feuerfluten quollen zwiſchen flammenſtreifelndem Gewölk her. — Erd und Himmel loderten; die naſſen Felſen brannten und die Wälder funkelten! — Aber blinde Rabennacht

verſchlang nun wieder die kaum ſichtbar gewordne Linde, und ein Donner, betäubend, als brächen die ewigen Bogen des Firmaments herab, raſſelt' erſchütternd über die Burg in fürchterlichen Intervallen.

„Ich höre dich, Perun! ja, Erſchrecklicher, ich höre dich!„ ſammelte Ilger und das Entſetzen griff ihm mit eiſiger Hand durch der Gebeine Mark: „Aber ich liebe Alja, die fromme Alja lieb ich; und ich ſiehe zu ihr. Iſt Lieb' ein Verbrechen, o, ſo mag der wankende Berg mich verſchütten, denn mein Verbrechen iſt groß. Lieb' iſt mein Leben, Leben meine Liebe; wohl, Schrecklicher, reiſſeſt du Felſen von Felſen, doch nicht meine Liebe vom Leben mir los.„ —

So ſprach er und floh von den Bergen hinab. Es flammten die Blitze; zerſplitterte rauſchten die Tannen vom Hügel; es rollte der Donner mit doppeltem Grimm, wie lei-

ſere Muſik erſcholl dazwiſchen des Orkans banges Gewinſel.

Doch endlich erreichte der Müde mit verwundeten Füſſen der Blumengöttin heiliges Revier.

Hier zerſchmolzen die Gewölke vor der Sonne Liebesblick; hier ſangen friedlich in grünenden Zellen die Vögel ihr Lied und ruhig murmelten die Bäche durch Wieſen.

Flor ſtreckte dankend die Hände zum lachenden Himmel empor, ſchon ſchimmerten ihm die weiſſen Marmorſäulen des Blumentempels vom luſtigen Hügel entgegen. Noch einmahl ſah er ſich um zu dem finſtern Gebürge. Wehe, da ſtog, wie ein Geſpenſt, des Donnergottes Oberprieſter, ſein eigner Vater, ihm nach.

„Steh!„ rief der Greis ihm zu, deſſen grauer Bart im Strom des Winds flog:

„Treuloser, sieh! mich sendet der Donnergott. —— Ich bin dein Vater nicht, du bist mein Sohn nicht mehr! sieh, daß ich dich mit eigner Faust, dem Donnergott zur Sühne, würge!„

„Komm, würge mich an meiner Ilja Busen! dort sey mein Schlachtaltar, in ihrem Arm mein Tod.„

Er flog den Hügel hinan, mit ergrimmtem Schritt der wüthende Greis ihm nach.

Ilja lag im Tempel betend. Für Ilgers Heil betete sie. Da stürzte bleich der Jüngling herein; da lallt' er ihr mit bebender Lippe sein Schicksal vor, und sank erschöpft an ihrem Busen nieder.

„O Ilger! Ilger!„ weinte sie und küßte seine kalte Stirn.

„Hier sey mein Schlachtaltar, in diesem Arm mein Tod!„

ſuchte man Zinſen, Einkommen und Ehrenämter für ſich, nicht mehr das Wohl des Vaterlandes für Alle. Wenn ein Königreich untergeht, iſt es mit Recht zu beklagen: denn ein ganzes Volk geht unter durch die Fehler Weniger, denen alles nachfolgt. Wenn aber ein Freiſtaat vernichtet wird, daß die Bürger ſeinen Untergang überlebten, war er des Todes werth: denn er ſtarb durch die Sünden der Menge. Parteikämpfe ſind nur die letzten Zuckungen des verſcheidenden Staatskörpers.

Die Niederländer hatten ſchon aufgehört ein freies Volk zu ſein, ehe Oranien erbliche Hoheit annahm; ſo wie ſie denn auch nichts gehindert hätte, ein Freiſtaat in monokratiſcher Form zu ſein, wenn die Bürger noch den Geiſt ihrer herrlichen Ahnherren feſtgehalten hätten.

Nun entſtand eine batavische Republik; die ſieben Provinzen wurden in einen einzigen Freiſtaat verſchmolzen; die Macht der Geſetzgebung einer ſtellvertretenden Verſammlung, die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Aber dieſe Verfaſſung, das Ebenbild der damaligen franzöſiſchen, unbeſonnen einem Volke aufgedrungen, deſſen Denkart, Uebung und Bedürfniß dabei als Nebenſache übergangen worden waren, laſtete bald eben ſo ſchwer auf die Nation, als das Gefühl ihrer Abhängigkeit. Denn von nun an ward ſie die willenloſe Dienerin des Sieger-

„O Flora komm! entrinne der Gefahr. Nur einge Schritte noch, dann bist du in dem Tempel und in der Göttin Schutz!„

„Ich bin gelähmt, entnervt; zerschlagen ist mir mein Gebein. Ach, Asja! sterben will ich hier.„

„Stirbst du, Getreuer, was soll mir die Welt? So laß mich auch an deinem Herzen sterben. Ach, solch ein Tod ist, neben thränenreichen Tagen, nur Seligkeit!„

Sie sprachens und umschlangen unauflöslich sich mit Inbrunst. Da keuchte der Aleam Berg' herauf.

„O Göttin, der ich meines Lebens wenge Stunden weihte, beschirme uns auf diesem heiligen Grund!„ schrie Asja klagend auf. Und siehe! In einem lichten Wölkchen von Blumenduft, im strahlenden Gewand, von jungen Rosen umgürtet, erschien hernieder schwebend Flora aus der Luft.

Sie streckte über das liebende Paar den Lilienzepter aus und sprach: — süsser, als Nachtigallenton war ihrer Stimme Klang, überirdisch das begleitende Lächeln — „zittert nicht! Ewig, wie eure Liebe, sey euer Leben, ihr Holden. Sterben sollet ihr nicht; es wird im Grabe nicht modern eurer Hülsen schöner Staub. Werdet beide zu Tannen, dicht in einander verschlungen, und beschirmet mein Tempelchen hier. Aber eure Geister mögen, als Sylfen des Baumes, diese Hallen bewachen, lustend schweben im Blumenduft; oder wenn treue Liebende diese Schatten besuchen, von Amors Händen gefaßet, dann umflügelt sie freundlich und schreckt den Verräther zurück, der ihre Umarmung belauscht.„

Die Himmlische alse. Ihre Worte waren noch nicht verhallt, als Ilner und Lisa, ein zärtliches Tannenpaar, da stand, an des Tempelchens Schwellen. In der sinkenden

Umfaſſung blieben die ſchönen Körper auch in der Verwandlung. Oben Bruſt an Bruſt, in einem Stamme verloren, fußen die Wipfel ſich, als Häupter, getrennt.

In dem Augenblick des Wunders flog der Alte herbey mit ausgebreiteten Armen zum Morde des Jünglings.

„Werde Baum, wie ſie, und ſchütze zur Strafe das traute Paar vor dem öſtlichen Sturm!„ ſo rief die zürnende Göttin, und der Fuß des Greiſes wurzelte ein; die ausgebreiteten Arme erſtarrten zu Aeſten und ſein Bart hing krauzig, als Tannengrün, nieder.

Frage nicht mehr, o Ehlorik, wenn du in dämmernden Lauben drunten am Hügel mich liebend umſchlingſt, frage nicht mehr: „wer iſt es? wer kuſt mit Zefurlippen mir den gebogenen Nacken?„— Elfyrs und Aſjas Geiſter umſchweben uns beer.

10.

Alexis.

(Banc d'Alexis, auprès de pont du Chien, ou pont cheri.)

Wann kühler die Abendluft in den zitternden Espen spielte, und hinterm schwarzen Berg der Mond aufging; wann die Vögel ihre Nesterchen wärmten, der Wiesnebel finsterer stieg und schon hie und da, durch die Gesträuche, der leimernen Hütten Fenster röthlich, vom hellen Caminfeuer, strahlten, dann irrte Alexis der Hirt noch einsam im nächtlichen Gebüsche, zum traurigen Lieblingsort.

Da saß er dann, umschauert von der Wildniß, und sah mit trüben Blicken vor sich

hin. Zu ſeinen Füßen murmelte der Bach, der von der ſteilen Felswand über Moos und Erlenzweigen leiſe niedertröpfelte. Er ſah des Baches Wellen mit des Mondes goldnem Schimmer ſpielen, wo ſie ſich über hellglänzende Steine in die Finſternis von hohen Waſſerkräutern ſtürzten. — Bald wandte er den Blick zur wellenſchlangnen Wieſe, die durch des Fichtenlaubes und der Eichenzweige ſpielendes Gegitter, im Mondenlichte ſchwamm; bald in die ſchauerliche Dunkelheit des Dickigts, welches ihn zur Rechten überwachtete.

Hier ſchlich ihm eine Eidexe nach. Längſt fehlte ihr der ſonne Hirt im frohen Abendkreiſe. Still ſetzte ſie ſich hinter ihm auf eines Felſenhaufes Moos.

Da ſeufzte tief der traurige Ulerid. Wie die Wolke ihrer Laſt im ſanften Regenſchauer ſich entbinden: ſo ergoß Ulerid' Schwermuth ſich in klagenden Geſang.

Ihr kennt, ihr brennenden Gefühle an diesem Ufer, kennt mein Leid, ihr kennt die Ursach meines Harmes, stille, dunkle Eichen! Ach, meinen Bublis hab ich hier verloren, dort von dem übermächtigen Felsen stürzt er mir herab, und fiel zu meinen Füßen. Ach, Bublis war mein treuer Freund, und — war doch nur ein Hund.

Du, freundliche Nymfe dieses Bachs, du hast ihn oft gesehn. Wenn in den Sommer Mittagsglut ich an dem grasbewachsnen Bett mich legte und schlummernd horchte auf dein lieblichs Geplätscher, dann lag er neben mir, und saute spielend an Halmen des Grases, oder verfolgte schnappend die summende Libelle, oder leckte deinen kühlenden Schaum.

Bublis verstand meine Blicke. Ohne Weigern gehorchte das gute Thier; da flog er' es an Bergen, da lechzt' es in der Hitze, da watet' es im Schnee, da schwamm

es durch Seen mir nach. Und wenn es dann des Lächelns Spur in meinen Mienen las, dann sprang es fröhlich zu mir heran, und beßre vergnügt und streichelte meine Hufen mit den sanften Pfoten.

Ja, mein treuer Hund ist thränenwerth; würdiger ist er meiner Klagen, als mancher Mensch, behaftet mit Gott und Edelstein. Wer weint über dem Hügel des Armenpfarrers, der der Witwe den letzten Heller nahm und der Waise des Vaters Segen stahl? — Wer weint auf der Gruft des schlauen Höflings, welcher Fürsten verführte, Landeskinder verfeilschte, und prassende Maitressen und enervirte Land rief? — Wer beweint des falschen Heuchlers Tod, der nicht strenge genug vom Tribunale strafen konnte, und selber jüdisch wucherte mit der Armuth Zinsen und der Mädchen Unschuld mit gellem Hauch vergiftete? — Fluch' umrauschen den Bösen

Graber, aber ich betraure meines treuen Hundes Tod.

Nun wird er nicht nach meinem Winken mehr die irre Heerde regieren; sie mir nicht mehr wieder versammeln, wenn über Thal und Berg nach lockenden Kräutern sie schwärmen, oder sie aus dem angefallenen Scharen des Schilfes im Meere mir hellen. Arbeitsam war Bublik; er vollbrachte sein Tagewerk: darum beweint' ich meines Bublik Tod, ihr Menschen. — Mancher vornehme Herr verrichtet nicht halb so viel; er schläft am Tage nur Fliegen tod, macht viele Bücklinge, spielt Abends mit weisem Ernst' in der Ehaere und schläft des Nachts.

Wenn ich reich war, und Bublik Leckerbissen von meinen Tellern naschte, o da lacht er freundlicher nicht mit den braunen Augen mich an, als wenn ich meine Armuth ihm gab. Auch für dürre Brodrinde lecke

er mir dankbar die Hand, und verließ mich nicht, wenn gleich ihn fremde Fleischtöpfe lockten. Treu war Publio in Luſt und Noth, nie hat mich Publio verlaſſen. — So lange mir das Glück die lachende Stirn gezeigt, ſprachen die Menſchen zu mir: Alexis wir ſind Brüder! — Als aber die wetterwendiſche Göttin den Nacken mir zugedreht, als meine volle Scheune in einer Nacht zum Aſchenhäufchen ward, und meiner Heerde ſämmtlicher Theil an giftigen Kräutern ſtarb: da ſangen die Menſchen kalt an meiner Hütte vorüber, und fragten nicht: wie gehts Alexis? da lachte mich keiner freundlich an, und drückte mir keiner die Hand und labete mich zum Gaſtmahl. — O Menſchen ſind zu edler denn unvernünftige Thiere; aber ein Thier war treuer, als ſie.

O Publio dein vergeß' ich nicht! Wenn ich des Abends vor meiner Hütte ſaß, auf

dem steinernen Bänkchen meines Vaters; wenn ich zum Zeitvertreibe dann mir alle Seufzer, alle Thränen überrechnete, die ich gestuft, die ich vergessen hatte, und dann mein Auge trüber schwamm, und immer trüber: dann, guter Publik, erheiterten nur du, mit lustigen Sprüngen mich und riefst mich in den Arm der glücklichen Vergessenheit. — Ach, und nun hab' ich keinen, der ferner mir die Schwermuth verjagt.

Des Nachts lag Publik zu meinen Füssen. Auf dasselbem Heu bereitet' ich sein Bett. Aber er schlummerte nicht; nein, er bewachte getreu seinen schlummernden Herrn. — Weiber, sagt man, bewachen auch den wachen Gatten, aber verrathen oft ihn im Schlaf.

Wie die Erinnerung eines abgeschiedenen Freundes, so ist o Publik an dich mein trauerndes Gedenken. Publik war mein Freund. Unter dem kleinen Thorn ist sein ruhiges Grab.

volks, half deſſen Laſten tragen, ohne deſſen Siege zu genieſſen.

Freilich ſchon ſechs Jahre nachher änderte man die unbequeme Verfaſſung, theilte die Republik wieder in ihre gewohnten ſieben Provinzen, wozu als achte die Generalitätslande gefügt wurden; vereinfachte das Regierungsperſonal; erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staats-Bewind von zwölf Männern. Aber nicht daher allein war des Landes Elend quellend; auch Hollands Handel war verſchwunden.

Noch kurz vor dieſer ſchrecklichen Epoche hatten die Holländer zu den erſten Handelsnationen gezählt; ihre Flaggen wehten noch auf allen Meeren; kein Volk trieb einen ſo ſtarken Oekonomiehandel, beſonders im baltiſchen Meer, wie ſie; ihre Fabriken, ihre Fiſchereien, ihre Kolonien vermehrten jährlich die Summen des Nationalwohlſtandes. Dies alles war nicht mehr. Die bataviſche Republik, unfähig mit den geringen Ueberbleibſeln eigener Kraft nach eigenen Zwecken zu handeln, ſah ihre Flotten durch die Ueberlegenheit Großbritanniens verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Verkehr auf bloße Küſtenfahrt und Landhandel beſchränkt, und die Bank von Amſterdam bis zur Vernichtung erſchüttert. Der Friede oder vielmehr der Waffenſtillſtand von Amiens (1802) raubte ihr noch die reichſte ihrer Inſeln, Ceylon

Gras. — Oft ists mir, als wedelt' er freundlich noch mit dem Schwanze um mich her, als schnoberr' er unter dem Grase mir nach. Oft will ich ihn immer noch rufen; ich suche ihn unter den Bäumen, suche ihn hinter dem Hügel und besinne mich seufzend. Mittags setz ich ihm oft noch wartend sein Futter hin; Abends seh ich sein Bett von duftendem Heu leer, wo er sonst in einander gekrümmt so sanfte lag.

O, mein Bathli, daß ich dich verlor!

Als die Sonne gesunken war, ging ich an einem Abend hieher. Hier in den Rothbuchen sang mir dann die Nachtigall; auch sah' ichs gern, wenn von den Wiesen der falbe Nebel, wie Hütterrauch, durch die Gebüsche drang, inzwischen der kleine Bach einschläfernd rieselte.

Da fehlte Bathli. Er war auf dem Felsen, und ich wußt es nicht. Ich pfif, o

hätt' ich ihn nicht gerufen! Gehorſam erſchien er droben am Felſenrand: das hohe Ufer, die nächtlichen Schatten bedeckten das arme Thier. Byblis ſtürzte herab, vom überwachſenem Felſen dort, ſtürzt' er herab, und fiel auf harte Klippen.

Ich ſprang hinzu, wie winſelt' er ſo kläglich zu meinen Füſſen da!— Ich ſtreichelt' ihn: "Du wirſt nicht ſterben, guter Byblis!" ſprach ich weinend. Da leckte er noch einmahl zärtlich mir die Hand, und — ſtarb.

Wie hab' ich da geſchluchzt an meines treuen Freundes Leiche! Nur du, du Nymfe dieſes Baches, fahſt meine Thränen, ohne Zahl. Die ganze Nacht hab' ich geweint. — Ach, niemand in der Welt hat es gewußt, wie ſehr ich meinen Byblis liebte, wie ſehr er mich geliebt. Denn Byblis war mein treuſter Freund, und war doch nur ein Hund!

Dort unterm Ahorn iſt ſein Grab, nicht fern von der Cypreſſe. Ich bin es ihm mit Veilblatt überpflanzt; im Schatten ſoll mein Bobilis ruhn. Ach, ohne neue, heiße Thränenſtröme ſah ich nicht hin zum Grabe meines Treuen!——

So ſang der Hirt. Weinend ſchwieg er, ging über den Bach, jenſeits der kleinen Brücke, zum Ahornſtrauch.

Aber auch Aglaja, auf dem mooſigten Stein, auch Aglaja hatte um den guten Bobilis eine Thräne verloren. „O Alexis!„ ſeufzte ſie leiſe: „wer ein Thier mit ſolcher Empfindung liebe, wie muß der die Menſchen lieben können?— Alexis, auch Aglaja iſt getreu!„

II.

Die kleine Pfauenhüterin.

(L'Elisée.)

Fremder. Du, kleines Mädchen, zeige mir den Weg zum Dorf hinauf. Ich bin in diesem schönen Garten mich verirrt und weiß den Aufweg nicht.

Mädchen. Geht, lieber Herr, nur um den großen Springbrunnen dort, worin der steinerne Wassergott im Muschelwagen sitzt, und mit dem schwarzen Dreizak den Tritonen winkt. Da werdet ihr von breiten Steinen die Treppe finden, unter Eichen und Kastanienschatten; ihr steiget auf an ihr, und wandelt rechts zum Fahrweg, oder links wo

an dem ſchmalen Wege, hinterm ſchönen, halbzerfallnen Hauſe dort, der Gärtner ſeiner Blumen wartet, und auf den Glasbedeckten Beeten die köſtlichen Melonen zieht.

Fremder. Hab Dank. Was machſt du, kleines Mädchen, hier?

Mädchen. Ich habe reife Erdbeern gepflückt. Für Wilhelm hab ich ſie gepflückt. Sonſt kam der liebe Junge her zu mir, und ſpielte oft den ganzen Tag mit mir. Nun iſt er krank. Er liegt, in jener Hütte dort, die über den Hollunder ſieht, im Bette krank. Wenn er vom Fieber ſich erholt, dann frägt er nur nach mir. Und wenn ich nun an ſeinem Bette ſitze, dann giebt er mir die kalte Hand und lächelt ſtill. Aber ich muß weinen.

Fremder. Du gutes Kind! auch du biſt krank. Du ſiehſt ſo blaß.

Mädchen. Das Fieber quält auch mich und meine arme Mutter auch; allein dem kleinen Wilhelm ſag ich nicht.

Fremder. Geh in dein Haus. Die feuchte Regenluft iſt ungeſund.

Mädchen. Dann fliegen ja die Pfauen mir davon. Ich muß die Pfauen hüten. Die Mutter kann es nicht.

Fremder. So wirſt du kränker, und mußt ſterben.

Mädchen. Wenn ich gleich ſterbe, hat doch meine Mutter noch zwei andre Kinder. Aber wir, wir haben ja nur eine Mutter!

12.

Die Säugende.

(La place ſous le toit des rochers, au deſſous de banc des domes.)

„Wie der Bube ſo hold mir auf dem Schoos entſchläft! — Glübt ihm nicht die Wange, wie Pfirſchblüte? und das gelbe Härchen ſtreift über die Stirne ihm, wie das dürre Laub der Hangebirke über dem erſten Schnee. — Süſſer Junge, ich mögte dich erdrücken! aber nein, dann hätt' ich ja keinen kleinen Ugoni!„

Alſo flüſterte Roſalinde. Unter dem natürlichen Dache wildzuſammengeworfner Felſenſtücke, am buſchigten Hügel, ſaß ſie da. Von runden Fichtenſtämmen hatte Ulrinder

seinem jungen Weibe unter dem Felsdach eine Bank gezimmert. Auf dem Bänkchen saß die zwanzigjährige Mutter nun, denn Alcindor hatte ihr den Sitz gebaut.

Lächelnd über den schlafenden Säugling gebogen, starrte sie unverwandt mit zärtlichen Blicken ihn an, und streifte mit leisem Finger ihm die gelben Locken von der Stirn. Wie ein Liebesgott lag der Bube, und hielt im Schlummer noch die zarte Hand an die geliebte Mutterbrust, und drückte noch die kleinen, geizigen Lippen zur Rosenknospe des enthüllten Busens.

„Schlummerst du denn so süß, lieblicher Engel?„ lispelte Rosalindens Mutterherz: „Freilich hier ists kühl, unterm steinernen Dach, an welchem das Immergrün aufschleicht; Weißbuchen und Ebereschen fassen Wurzel oben, und aus des Felsens grünen Schatten nickt trautes Zimbelkraut. Tausend verwirrene

Aeſte, Zweige und Blätter, hier am Hügel und aus dem Thale hervor, wehren den ſtechenden Sonnenſtrahl ab. Nur ein erquickender Zefur ſtiehlt ſich durch die laubigten Schanzen heran, uns zu erfriſchen. Und wenn du erwachſt, du Engel, dann zeig ich dir durch ein wildes Fenſter von Zweigen drüben am Berge das feurige Gold des Abends, auf dem Hügel, im Tannenwald, der aus der Ferne, wie Kornfeld, ſcheint. —„

„Weg da, Bienchen, ſumme nicht hier; wecke den kleinen Schläfer nicht auf. Weg da! wie ſie ſein Köpfchen umſchwärmt! Aeolienblut' iſt der Wangen Schimmer, ein Roſenknöſpchen das Mündchen. Gelt, Bienchen, das lockt dich zum Naſchen heran?„

„Da regt ſich der Engel! du, Bienchen, haſt Schuld, wenn mir der Kleine zu früh erwache. Schlummre, du Lieber, ich ſinge

dir auch ein Liedchen ſo leiſe, wie Taubenflug ſumme.„

„Erſt blühſt du neun Monden, du zartes Geſchöpf! und lächelſt und weineſt, und weißt es nur kaum. Und haſt du die Aeuglein trübe geweint, dann ſtillt dein Leid die die Mutterbruſt! — Weißt nicht was Sorge und Kummer ſey; weißt nichts von Sturm und Sonnenſchein; du lebſt im Traume, wo alles, was kömmt, bald wieder in andre Geſtalten zerſchmilzt, und Farben nimmt und wieder tauſcht, und eins nach dem andern ſich wieder vergißt. Du kennſt, du zählſt die Schweißtropfen nicht, die uns zu erhalten, dein Vater vergießt. Auch er, wenn am Abend zur Hütte er eilt, und du ihm lächelnd entgegenſtrebſt, bald zappelnd mit Armen und Beinen ihn willſt, bald ſchämend dich wieder vor ihm verbergſt, auch er — er kennet und zählet dann nicht, die Tropfen des Schweiſ-

Doch alle dieſe Unfälle zogen nur als Vorſpiele vor größern her. Der erſchöpfte Freiſtaat behielt keine Zeit, die Kraft der Geneſung zu ſammeln, ſondern ward ſchnell wieder in den neuen Krieg Frankreichs und Großbritanniens (1803) hineingeriſſen. Surinam und das Kap wurden Englands Raub; britiſche Schiffe blokirten Hollands Küſten; die Niedergeſchlagenheit ward grenzenloſer, je ſichtbarer die Summe der öffentlichen Schuld und die Verarmung ſtieg.

Zum drittenmale mußte binnen zehn Jahren (1805) die holländiſche Staatsverfaſſung verwandelt werden. Man hoffte vielleicht der Nation mehr Kraft zu verleihen, indem man ihrer Regierung erhöhte Gewalt und Einheit gäbe. So ward die Geſetzgebung neunzehn hochmögenden Herren und die Vollziehung einem einzigen Manne übertragen, der als Rathspenſionär fünf Jahre lang im Amte ſtehen ſollte. Aber Schimmelpenninks Tugenden waren in dieſem Sturme unfähig, ein Vaterland zu retten, welches weniger durch den Verluſt aller Ordnung, als durch den Verluſt der innern Tugendſtärke, der Selbſtſtändigkeit und der alten Hilfsquellen unterging.

Die Zeiten der unſterblichen Tromp und Ruyter waren ohne Wiederkehr verſchwunden; man vernahm von keinen holländiſchen Flotten

ſeſt, die uns er vergoß. Weißt nicht, wenn der Winter die Hütte umſtürmt, die Wieſen verödet, die Fenſter beſchneit, weißt nicht von Kälte, vom ſchneidenden Wind. Dann ſpielſt du, Lotte, am Buſen mir, und freuſt dich der Flammen im warmen Camin.„

„Doch wenn neun Monde neun Jahre einſt ſind; dann, Engelchen, biſt du ein ſtattlicher Herr. Dann ſchleuderſt du ſchon mit dem Vater durchs Feld, und fragſt nach dieſem Buſen nicht mehr. Da wird dir die bunte Fibel gekauft; da eilſt du zur Schule und wieder heraus. Dann muß ich die ſchwarze Schürze dir leihen, die Pfeifchen ſchneiden aus weiſſem Papier; du ſtellſt dich aufs Bänkchen, und predigeſt laut, und ruhrend wie es dem Paſtor geziemt. Dann wird der Säbel hervorgeſucht. Das Steckenpferdchen aufgezäumt, zum kleinen Garten hinausgetrabt— dann, wilder Huſar, dann

verſchone mir nur die unſchuldigen Mohnköpf' am niedrigen Zaun!—„

„Und flichen dann wieder neun Jahre vorbey, dann Junge, o Junge! was machſt du dann?— Dann machſt du, wie es dein Vater gemacht, als er deiner Mutter die Ruhe ſtahl. Dann predigſt du horchenden Mädchen gar ſchön von Freundſchaft und Liebe her; und was die Lippe verſchweigen will, das ſtammelt dein Seufzer, das fodert dein Blick.— Ihr armen Mädchen hütet euch, blau iſt des loſen Schelmes Auge, blau wie des Vaters Auge iſt.„

„Auch ich war einſt ein gutes Kind; ſchon hatt' ich achtzehn Sommer geſehn, und noch die Liebe nicht. Frei hupfte ich durch die Tage hin, und kannte kein Ach! und kannte kein Weh! und träumt' ich Nachts von einem Mann, ſo ward dem loſen Nachbar nur. Der Nachbar war ein böſer Mann,

er hatte einen ſcharfen Bart und rieb mir oft die Wangen wund. — Einſt ſaß ich auf der Raſenbank vor meines Vaters Gartenthüre, und dachte her und dachte hin und ſtrickt' an meinem Strumpf. Da kam ein junger Mann daher und ſetzte freundlich ſich zu mir. Der Mann war hübſch, mir ward, als hätt' ich längſt ihn ſchon gekannt. Wie's nun ſo geht, wir wurden bald, ich weiß nicht wie? vertraut. Und als er ging da waren mir die Thränen nahe nah. Flugs träumt' ich in der Nacht von ihm, und nicht vom böſen Nachbar mehr.„

„Er kam noch oft, er ging noch oft. Sein Handedruck war Feuerglut, und ach! der erſte Kuß! — Es glänzte durch den Kirſchenbaum der volle Mond im Garten; wir ſtanden da, und ſprachen nicht, und ſahn uns an und lächelten, und wußten nicht warum. Da frage' er leiſe bebend mich,

und drückte mir dabey die Hand: „O Roſalinde, liebſt du mich?„ — und ich, ich weiß nicht, wie es kam, ich fragte: „Alcindor, liebſt du mich?„ — Da lag er zitternd mir am Hals, als wollt' er eine Miſſethat, und gab — den erſten Kuß. Vier Wochen drauf war er ein Mann, und ich hieß ſeine Frau!„

So ſang Roſalinde unterm kühlen Felſendach. Der Knabe ſchlummerte ſanfte. Sie ſchwieg und lehnte ſich zurück; die Stille rings umher, nur von des Lüftchens Säuſeln gebrochen, wiegte auch ſie zum Schlummer ein.

Da ward es Abend, und Alcindor kam vom Felde heim. Er fand im Schatten des Felſendachs das ſchlummernde Weib, das ſchlummernde Kind. O, wie reizend lagen ſie beide da! — Ein loſer Zefor tändelte in ihren ſchwarzen Locken um den Hals. Die

Abendröthe ſpielte lieblich durch das zitternde Laub auf ihres Buſens Schnee, von blauen Adern verſchönt und auf des Säuglings Rosenwange.

„O Gott! wie bin ich glücklich!„ rief Aleindor und lehnte leiſe ſich über die Schläfer hin. Und ſie erwachten nicht. Da küßt' er einen ſanften Kuß auf Roſalindens Buſen. Sie ſchlug verwirrt die ſchönen Augen auf, und ſah in ihres Aleindors Arm den kleinen Liebling lächeln.

13.

Idor und Phanias.

(Banc des Cyprès.)

Aus den Thälern, von den ſchweigenden Wieſen, war in die Haine nur kaum die braune Nacht entwichen. Die Lerchen waren erſt erwacht. Hinter den Spitzen der öſtlichen Berge ſtieß nur ein blaßzeiſiger Schein auf und beſäumte das nächſte Gewölk, indeſſen gen Abend der Mond mit erſterbendem Schimmer dem kommenden Tag' entrann. Da traten Idor und Phanias aus ihren Hütten und grüßten ſich freundlich, und gingen Hand in Hand den Pfad entlang am Gehölz, und über die kleine Brücke des Thalbachs. Sie wollten, ſo hatten ſie es am vorigen Abend gelobet,

das Erwachen der Sonne belauſchen, denn ſie liebten die immerſchöne Natur.

„Wie ſo tiefe Stille durch die Gebüſche herrſcht!„ rief Idor: „die Fröſche ſchlafen in ihren ſchilfigten Betten noch am Teiche, und droben im Dorfe regt ſich niemand. Nur ein wachſamer Haushahn krähet dem Morgen ſeinen Frühgruß, im benachbarten Hofe, und von Haus zu Haus krähen bis zur Entfernung die übrigen Hahne ihm nach.„

Phanias. Aber ſieh, dort treibet ſchon der junge Lucas die braunen Stiere vorbey am Brunnen unter dem Nußbaum, wo die geſchäftige Magd mit der Kette am Eimer raſſelt.

Idor. Wir müſſen eilen, Phanias, die Sonn' iſt dem Aufgang nahe. Sieh, das blaſſe Gold der Wolken farbt ſich dunkler und brennender ſchon; dort hinter dem Schleengebüſch am Gipfel des Berges ſchon hochroth.

Phanias. Wir müssen eilen, Ider, durch die Sträucher hier links. Schnelle die Zweige nicht mir ins Gesicht, du Leser! Sie triefen noch vom nächtlichen Nezen.

Ider. Sieh, der schwazende Rothspecht, wie er oben am Baum hängt und in die Rinde hammert, sein Frühstück zu suchen.

Phanias. Mir gefällt die kleine Meise am Weidbern hier unten. O sieh doch, wie sie das schwarze Köpfchen so drehend umdreht, und mit dem Schnabelchen nun das gelb und schwarzgestreifte Gefieder putzt!

Ider. Hier ist es schön! hier draussen am Gebusch. Hier wollen wir bleiben, auf der Mitte des Hügels. Die Bank ladet uns beide zur Ruh ein. O, wie prächtig ist hier an der alten Birke die Aussicht hinan und hinab!

Phanias. Ja, schön ist es hier. Hinter uns zirpen und zwitschern die erwachen-

den Vögel; und mich umduftet das Spiegelgesträuch mit den kleinen, weißen Blüten, die der Herbst in hellrothe Beeren verwandelt. —

Ider. Nah um uns schlingt sich der gekrümmte Weg mit gelbem Sande durch den Rasen. Wie auf einer kleinen Insel ägen wir, die ein Bach umarmt. Auf dem Inselchen über weißblühenden Klee duftet der Rosenstrauch mit erhabenen Knospen, neben an wächst der kleine Erdbeerbaum mit den schmalen Blattrechen, und am Ufer jenseits steht die einsame, kleine Cypresse, wie ein Stab mit Myrten umfangt.

Phanias. Wer sieht dich, oben am dunkeln Saum des Hügels! — steht das ganze Firmament nicht in Flammen? glühn die Wolken nicht hie in die Mitte des Himmels, einzeln umher, wie brennende Inseln? Und die hangenden Birken am weißen Gartengeländer tragen feurigen Laub! Ider! Ider! —

Die Sonne erſcheint! — Die ganze Schöpfung ſinkt in Entzücken dahin. — Die Lerchen wirbeln lauter in hellen Chören. O, Ader, ich ertrage den Glanz der Himmlischen nicht. Blaue, rothe, grüne Sternchen umflittern meine geblendeten Augen.

Ader. Die Sonne erſcheint! O welche Pracht! die weite Natur ſteht auf, ſie zu empfangen. Wie brauſen beſeelter die Haine ihr! wie ſtrahlen die thauigten Fluren ihr! — O, Phanias, wie wird mir? Ich zittre. Mein Odem ſtockt, und Thränen bewegen mein Auge. Laß mich beten, denn der ganze Weltkreis liegt vor dem Schöpfer betend.

Phanias. Auch meine Knieen beugen ſich, Schöpfer, dir, auch meine Seele betet zu dir, in dieſer Herrlichkeit des Morgens. O höre auch meinen lallenden Mund, du Wunderbarer, meine Stimme des Danks an-

mehr, die sich in den Ozean hinauswagten, den Uebermuth Albions zu beugen. Was hätte auch die Republik, welche im Jahre 1805 nur noch kaum fünfzehn Linienschiffe und eben so viel Fregatten aufzeigen konnte, der britischen Seemacht entgegenstellen sollen? — Dagegen vernahm man von batavischen Landtruppen, welche, den französischen Fahnen folgend, die Feldzüge derselben gegen deutsche Fürsten unterstützen mußten.

Den Verlust des Ozeans schien eine Erweiterung des holländischen Landgebiets ersetzen zu sollen. Aber was sind jene dem Meere abgezwungenen Torf- und Sandfelder ohne Flotten, ohne Fabriken, ohne Handel, durch welche sie allein verschönt und angebaut werden? — Nur ein einziger Wunsch konnte dem Volke übrig bleiben, welches, vom französischen Gebiete umschlungen, willenlos Frankreichs Leitungen folgen mußte; und dieser Wunsch war: gänzliche Einverleibung in das Reich Napoleons; Theilnahme an der Siegesbeute, an dem Ruhme, an den Handelsvortheilen seiner Unterthanen. Mochte sich auch das vaterländische Selbstgefühl gegen diese Vernichtung des Staates sträuben — nur in solchem Tode war noch Wiedergeburt zu hoffen.

Ein Schritt dazu geschah, als durch den Vertrag zu Paris (1806) Napoleons Bruder Lud-

ter den tausend Stimmen, die zu dir empor-gehn, aus den Wäldern und Thälern.

Ider. Schöpfer, auch ich liege hingesunken vor dir. Ich mein Herz ist deiner Grösse voll, aber — Worte hab' ich nicht; daß meine Thräne dir gelten, als Gebet, meinen zitternden Seufzer, als Lobgesang.

Phantas. Welche reine Empfindung überströme mein Herz, wenn ich im grossen Tempel der Natur dem Allerheiligsten den ehrfurchtsvollen Dank gezollt!

Ider. Dann ist es mir so hell, so leicht, so frei, wie, wenn nach einem schwülen Sommertag ein sanfter Regen die Erde erquickte.

Phantas. Und mir so lieblich, als käm ich heim von einer guten That; als hätt' ich mit Gefahr des Lebens einem Feinde das Leben gerettet, oder einem Armen

meine Baarſchaft hingereicht, — ſo lieblich iſt es mir.

Ida. Auch iſt es mir, als hätte dann die Gegend mit ſchönern Reizen ſich geſchmückt. Dann ſtillt ein ſchönres Licht auf alle Blätter und Sträuche, und drücken mögt' ich jeden Baum an meine Bruſt.

Thamas. Wer die Natur liebt kann nicht verbrechen. Es lächelt Unſchuld uns aus allen Geſichten entgegen, und Frieden wohnt in jedem Wiesengrund. Was will der Neid hier unter den ſtillen Blumen? was ſtören der Ehrgeiz wohl der ländlichen Einfalt ab?

Ida. Wie welcher Anmuth ſenkt ſich unter unſern Füßen der Hügel links zum Thale rechts hinab. Es iſt ein grünes Meer von wallenden Halmen und Gräſern. Rheinroſen kriechen darunter, und Silbern heben ſich dazwiſchen die weißen Kamillen, blühender Klee, neben den purpurnen Kelchen der

kleinen Seelenmütterchen und neben den goldnen Butterblümchen.

Phanias. Und in der Mitte ragt stolz am braunen Stein der Brennesselbusch hervor, wie unter guten Völkern ein Tyrann.

Ador. Oben am Hügel hinter dem weissen Erländer des Gartens sehen die qualmenden Strohhütten, nur mit den grauen Dächern, heraus. Auf den hervorstehenden Stäben der Giebel sitzen die Schwalben und singen mit brauner Kehl ihr leises Lied, inzwischen unten die Hühner lustig kakeln.

Phanias. Aber vor mir füllt den Winkel dahinten schwarzes Buchenstrauch, hinter welchem der kahle, schichtige Felsen, steil hergeht. Auf seinem Rücken trägt er ein feines Häuschen, doch ist es bald nur sichtbar hinter den krausen Spitzen des Buschwerks. Nur das rothe Ziegeldach und darunter die schwärzliche Bretterwand seh ich.

mit den beiden kleinen Fenstern darin. Und wie ein grünes Gebürge ziehn sich von dem Hauchen Obst- und wilde Bäume in ernster Mischung bis zu der angrenzenden Linde dahin. Die schauernde Schalerlerche hat dort ihr Nest im Wipfel des Baumes, und singt ab und zu.

Oben. Mit andern Bildern erzieht sich vor mir der Hügel in die Schatten des Waldes hinab. Ein blühendes Roggenfeld schimmert, von bunten Kornblumen geschmückt, mir hinter den Eichen und Ulmen entgegen. Die den Bach in der Tiefe beschatten. Und dieselbst des Baches grüner in stillen Furchen entlang fanftes Ackerfeldgras. Ein Kreuz von blühenden Hecken, hin und wieder durchbrochen, umarmt den kleinen Acker brüderlich.

Phantasie. Ueber die wogenden Gebürge unter und drunten über die Nacht des

Waldes, grauenhaft schattirt. — Da flattern schreiend Raben und Krähen hervor; und einsam schwebt der Geier in den Lüften.

Oder. Jetzt, o Phanias, laß zu unsern Hütten uns eilen. Unsre Weiber haben indeß die Morgensuppe bereitet. Trefflich soll sie schmecken in der Kinder Kreis, und dreimahl fröhlicher werden wir heut arbeiten. Und wenn die Sonne hinterm Gebürge verschwindet, dann, o Phanias, dann sammeln wir uns mit Weib und Kindern unter dem alten Nußbaum, und erzählen einander unser Tagewerk aus.

14.

Der lehrende Faun.

(Banc des Dames.)

„Höret mich an, hochbuſige Nymfen, die ihr in bewachſnen Felſengrotten, unterm Zelt des Jungfernweines ruht, oder ihr Dryaden dieſes Hains, die ihr euch mit Geiſblatt eure Schenkel gürtet und mit Blumenknöpfen eure Haare ſchmückt! Höret mich an; auf dieſem ſchattenreichen Hügel will ich euch ein Liedchen ſingen, wie es mir zu euern Ohren kam. Ich hab' es ſelbſt gedichtet, denn ihr wiſt, Apollo iſt mein Gönner...

„Aber die Schönſte von euch muß mir mit ſolchem Maß die Kurtiſanſchen füllen, und die andre mir ein Küßchen geben, und die

dritte mir mit Lorbeerblättern meine ſiebenröhrigte Querpfeif' umkränzen.„

So rief der alte Faun, und ſezte ſich ins Gras und warf die Ziegenfüſſe über einander. Da horchten die Nymfen aus den Grotten und die Dryaden aus den Wipfeln der Eichen.

„Kommet, rief er: hieher, ihr Nymfen und Dryaden! hier beſchatten auf dem Hügel junge Maien, Buchen und Eſchen ein heimliches Plätzchen, der ſtillen Wolluſt geweihet. Die Grillen zirpen luſtig herum; das Wachtelweibchen lockt mit ſüſſem Girren, und Turteltauben fliehn vom nahen Dörfchen her, um in der Finſterniß des grünen Laubes zu koſen. Mit ſeinen breiten, weiſſen Blüten ſtrozt der Hollunderbaum im Winkel, und aus dem Buchendickigt quellen üppig wilde Roſen heraus.„

„Hieher, ihr schüchternen Nymfen und Dryaden! seht drunten beyde die junge Schäferin schon an ihrem Herzen gelehnt. — Hieher, ich lehre euch lieben. Lieben lehr ich euch, denn ich habe Erfahrung. Siebzig Jahre zähl' ich schon; kahl wird mein Scheitel zwischen den Hörnern; und ein und siebzig mahl hab ich geliebt.„

Also der pozzigte Satyr; und kußend und lachend schlichen aus ihren Grotten die schalkhaften Nymfen heran, und aus den Gebüschen muthwillige Dryaden.

„Lehre uns lieben, du bärtiger Liebling Erytherens. Noch hat Amor sich nicht in unsre Grotten verloren, und unsre Gebüsche sein Pfeil nicht durchstreift. Eine solle dir mit Most die Kurbißflaschen; eine andre küsse deinen reizenden Mund, und die dritte umschlinge mit Lorbeer deine Flöte von Schilf. Die

übrigen ſollen dir auf andre Weiſe die ſchöne Mühe belohnen; mit Epheukränzen entweder deine Höhle ſchmücken oder mit friſchem Laube und duftigem Klee ein neues Lager dir ſtreun. Lehre uns lieben, du bärtiger Liebling Cytherens!„

Alſo riefen mit loſem Gelächter die Nymfen, und umringten den Faun im Graſe. Er aber ſah mit weiſer Miene in der Verſammlung umher und ſang:

Der du immer meinen Geſängen hold warſt, Apollo, der du ſelber die ſchöne Daphne liebteſt, deren verwandeltes Haar itzt deine Stirn umkränzt, ſtehe du mir bey, denn ich lehre den ſchönen Dryaden und Nymfen die Liebe; wär' ich jünger, ſo küßt' ich allen ſie ein.

Eh' ich trinke, küſſ' ich die Flaſche. Eh' ich die ſüßen Lehren der Liebe beginne, muß

ich erklären, was Liebe ſey. Denn die Schafe lieben den Klee; die Fiſche das Waſſer. Gemſen der Felſen Moos, und Frauen den guten Wein, aber, ihr ſchönen Nymfen, doch iſt dieß die Liebe nicht, die ihr von mir lernen wollet. Denn die Liebe, die mir meinem, ſprießt nicht unter Kräutern, gehet nicht unter Winzers Händen, keimt auf keinen Klippengipfeln.

Liebe keimt und ſprießt und gährt nur in unſern Buſen auf. In des Herzens weichen Boden ſäen Götter ihre Saat; von der Schönheit Sonnenwärme, in des Lebens Blütenmonden wird die Saat hervorgelockt. Wo ich junge Buſen beben, Augen ſchmachtend und bezwungen, ſtille Seufzer heimlich reden, da, da keimt die Liebe ſchon. Sehnſucht nährt das zarte Pflänzchen: Thränen geben ihm Gedeihn.

wig die Königswürde von Holland annahm, und ihm die Besitzungen in beiden Welttheilen gewährleistet wurden. Und daß Napoleon es zum Grundgesetze machte, daß die Kronen von Frankreich und Holland nie auf einem Haupte vereinigt werden sollten, schmeichelte auch die, welche beim Verluste äusserer Unabhängigkeit wenigstens noch einen Trost im Dasein eines Hollandes fanden.

Aber alle Hoffnungen der Zukunft versöhnten nicht mit den Schmerzen der Gegenwart, und der Glanz der Königskrone verblendete kein Auge über das schmähliche Elend des Landes. Ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, und doch gezwungen, allen Feldzügen Napoleons zu folgen, nur vom Schleichhandel lebend, unter einer Staatsschuld von beinahe neunzig Millionen erliegend, ohne Macht, ohne Ansehen, sank die Nation zur Muthlosigkeit der Verzweifelung. Umsonst waren die Anstrengungen ihres Königes, dies Schicksal zu mildern, und um so mehr, da Ludwig die Freundschaft seines eigenen Bruders verloren hatte. Daß des mächtigen Bruders Unwille nicht dem ganzen Staate Nachtheil werde, beschloß der König, sich selbst für das Wohl Hollands zu opfern, und legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten eines unmündigen Sohnes nieder.

Wie die Weinreb', eh' der Winzer sie zur schlanken Ulme führet, niedrig nur am Boden kriechet, jede Blume sanft umschlinget, jeder Stunde sich vermählt: so ihr Nymfen und Dryaden, auch der Liebe junge Pflanze.

Seht den Knaben, eh das Bärtchen, um das glatte Kinn ihm schwebt! schmeichelnd drängt er sich zu allen, küßt den Knaben, küßt das Mädchen, fühlt der Sehnsucht leisen Drang, ach, und sucht und wünscht und hofet, immer mit verkündnen Augen, will und mag, und weiß nicht, was?

Seht das Mädchen, wenn der Busen sich zu wölben kaum beginnt; freundlicher blizt dann das Auge, zärtlicher fragt ihre Stimme, rührender drückt ihre Hand. Seht, sie wankt im Mondenschimmer, horcht der Nachtigallen Lied; sieht mit stummen Wohlgefallen,

wenn ſich Turteltauben ſchnäbeln, und ſie ſucht und wünſcht und hoffet, will und mag, und weiß nicht, was?

Aber kaum hat nun die Rebe ihren feſten Stab gefaßt: ſo ſchlingt ſie ſich dicht und innig bis zum höchſten Gipfel auf. Die Natur führt unſerm Herzen endlich auch die Ulme zu, und dann ſchlingt die Liebe traulich, feſt und treu, um den Geliebten mit den Rebenarmen ſich.

O ihr Nymfen und Dryaden, kennet ihr die Liebe nicht? Wenn in eurer Lauben Schatten oft ein junger Hirt entſchlief, oder an des Baches Ufer, von Lyäus Geiſt benebelt, ſich ein Faun mit leiſem Seufzer unter Blumen hingeſtreckt; und ihr wandelter dann ſchüchtern zu dem ſchönen Schläfer nieder; ſahe mit Luſt der Locken Wogen in dem Spiel der Zefyretten, ihm um Hals und Schlä-

Schläfen wehn; sahe der Wangen helles Glühen, und der Lippen rothe Spaltung, wie der Kirschen sanften Riß: Pochten da nicht eure Herzen dann, in regern Pulsen, lauter? Führte nicht die Einsamkeit euch in liebliche Versuchung? Strebten da nicht eure Lippen glühend zu des Schäfers Mund? — o ihr Nymfen, ihr Dryaden, bei Silenens heilgem Eifel! das war Lieb' und Liebeszug.

Wenn in Grotten und in Lauben euch ein Liebling überflog; wenn ihr dann beschämt und schuchtern gern dem Frevler zürnen wolltet, und ihr ihm mit süssem Lächeln nur ins trunkne Auge fahr. Wenn sich seine Arme leise um euch schlichen, und ihr mit gerechtem Eifer schelten wolltet seiner Kühnheit, o! und dann — nur ein tiefer, tiefer Seufzer euch entfloh. Oder wenn nun überwunden, Brust an Brust im Wechselschlage angeschmiegt, mit feuchten Blicken zärtlich,

ſprachlos er euch ſehte, und an ſeinen heiſſen Lippen eure ſchönen Lippen glühten, und durch alle Nerven Feuer, Feuer durch die Adern tobte, und in ſeligem Entzücken eure trunknen Sinne ſtarben — — oihr Nonnen und Dryaden, kennet ihr die Liebe nicht?

Aber höret nun die Lehren, die der alte Faun euch giebt! Sie ſind mehr, als hundert Flaſchen ſüſſen Moſel, mehr als hundert Küſſe von den Roſenlippen, mehr als hundert Lorbeerkränze um mein Flötenſpielchen werth.

Dieſer Hügel, könnt' ihrs glauben? iſt das Sinnbild der Liebeskunſt. Sehet nicht auf die ſchönern Hügel eures Buſens nieder, Nonnen; dieſer Hügel, und kein andrer, iſt der Liebeskunſt Sinnbild!

Sehet, das ſtille Bächlein drunten, an des Hügels dunkeln Fuß; wie ein rinnendes

Silber zittert zwischen Erlen es dahin, ohne Murmeln, ohne Plätschern, unter hangender Blumen Kuß. Diese stillen Wellen deuten auf Verschwiegenheit der Liebe. O, ihr Nymfen und Dryaden, wo die Lippen wiederplaudern, welche Früchte sie genaicht, da war keine reine Liebe, sondern unter ihrer Hülle nur die schlaue Eitelkeit. Heimlich in dem tiefsten Schatten, paarten sanfte Tauben sich; und der Nachtigall Bezarten sah nicht Cynthia, nicht Phebus.

Stufenweis, von Klippen oft durchbrochen, mit Gesträuchen überwachsen, steigt der Hügel hier empor. Auch die Liebe zählet Stufen; sie durchirret Labyrinthe; überklettert schroffe Klippen; windet sich durch Wüsteneien; ringt mit tausend Hindernissen, ehe sie ihr Ziel umarmt. Schwillt der Waldstrom nicht, wo Felsen seinem Lauf entgegenringen? Ach, wo ohne Kampf und Mühe uns der Liebe

Hafen winkt, wo uns Arme willig faſſen, Buſen ſelber ſich erbieten, und die Schäferglocke läutet, ehe wir ſie angezogen: da liſcht Amors Fackel, ehe Hymen ſie dem Bruder nimmt. Liebe iſt ein Götterkind, ſie verſchmäht die gröbre Koſt, luſtert nur nach geiſtigen Speiſen; Sehnſucht, Zürchten, Hoffen, Träumen, iſt der Lieb' Ambroſia!

Doch iſt nun der Berg erſtiegen, o ſo freuet euch des Ziels. Durch der Birke weiten Aeſten, über der Gebüſche Wipfel, zeigt des Dörfchens Stundenzeiger, warnend, ſchöne Mädchen, her. Denn die Zeit führt Adlerſchwingen: eilig ſchweben ſie dahin. Nutzt die ſeligen Minuten, welche euch das Schickſal beut; führet euern treuen Liebling in der Lieb' Elyſium; gebet, was ihr geben ſollet; nehmet, was ihr nehmen wollet — flüchtig ſtürzt die Zeit vorüber. Sehet, es drehen die Ruinen auf dem Thale euch ent-

gegen!— Alle Herrlichkeit des Lebens, aller Freuden reizende Magie iſt ein Morgenträumchen, ach zu früh, wecken uns die böſen Parcen. Ueber den Ruinen ſchwebet dauſſer die Vergänglichkeit; ſprede Schönen, euer Zauber, iſt er härter, als der Felſen der Ruinen? denn er länger Hohn der Siegerin, der Zeit?

So ſang der alte Faun, und foderte ſeinen Lohn. Aber die Nymfen lachten laut und die Dryaden verſpotteten ihn. Sie warfen ihn mit Roſenknospen und Tannzapfen, reihten ſich Hand in Hand an einander, tanzten um den Betrognen und ſangen mit lieblicher Stimme:

„Bärtger Liebling Cytherens, wofür denn der Lohn? Du wollteſt die Liebe und lehren; wir kennen die Liebe noch nicht!— Bärtiger Liebling Cytherens, merke die Regel dir: Lieben lehrt und lernt man nicht!—

Wie ein Schauer der Sommernacht überfällt und der Liebe Weh. Ungerufen, ungesucht läßt sich Bruder Amor finden. Eh' von seinem Pfeil verwundet nicht das frohe Herz uns blutet, kennen wir die Liebe nicht. — Zullen wollen wer die trocknen Schlüsse mit Mark dirt, aber Küsse sind nicht und Kränze den Lockigsten Lehrern der Liebe geschaffen. — Lieben lehrt und lernt man nicht!„

10.

Die Catacomben. — Fragment.

(Diis moribus pia Dorothea.)

Welch' eine Nacht! ein leiser Schauer wehte mich aus den wankenden Gebüschen an. Gesträuch' und Stauden beugen ihre stillen Wipfel herab zu mir, willkommen mir zu flüstern; und doch ist dieser Gruß nicht freundlich, wie er sonst es war, wenn ich des Morgens vom thauigten Hügel hupfte. So still, so schauerlich begrüssen sich die freudenlosen Scharren am Ufer des Cocyt.

Als ich vor einer Stunde kaum mein kleines Haus verließ am Walde, da lächelte der Abend noch so schön: da pfiff im Grase noch das Heimchen, und horchte, wenn mein Fußtritt

näher durch die Halmen ſtreifte; da ſötete die letzte Nachtigall noch in der Eile am Gartenzaun, und über jenen ſchwarzen Hügeln ſchimmerte das letzte Roth des Abends noch.

Nun ſchweigt das Heimchen unterm Graſe, und die Nachtigall am Garten; mich hör' ich nur allein; nur mich in dieſer oden Stille. Ein blaſſes Licht ſchleicht an den ſchwarzen Stämmen auf und zittert an der Pappellaub und an der Trauerweide tiefgeſenkten Ruthen.

Zerriſſnes, düſteres Gewölk umkreuzt den Himmel wie ein Trauerflor. Von einer ſchwarzen, goldbeſaumten Wolkenſtreife durchſchnitten, blickt wehmuthig der blaſſe Mond auf die lebensleere Welt herunter. Nur hie und da durchbricht die tiefen Schatten der Bäume ein matter Sternenſchein.

Durch meine zitternden Gebeine rinnet, wie kalter Fieberhauch. Das Herz pocht

Dies war der Augenblick, in welchem Napoleon Holland dem französischen Reiche einverleibte, und so mit wohlthätiger Hand den Todeskampf einer Nation endete, welche ohne Ruhm und Kraft längst nur noch den Namen der Freien, ohne Freiheit, führte.

Der Untergang Hollands ist kein Werk der gegenwärtigen Zeiten, sondern wurde längst vorbereitet im Schooße der Vergangenheit.

Der holländische Republikaner war von jeher durch einen ganz andern Geist beseelt, als der römische oder schweitzerische. Diesen galt das Vaterland mehr, als Reichthum durch Handel; dem holländischen der Handel mehr, als die vaterländische Wohnstätte. Der Römer war ausser Rom unter Barbaren, der Schweitzer fühlt ausser den Alpen sein Heimweh.

Der holländische Republikaner mußte seine Freiheiten und Rechtsame lieben, als die nothwendigen Bedingungen, unter welchen er allein Gewerbsfleiß und Handel und Wohlstand erlangen konnte. Der Römer liebte die Freiheit aus Stolz; der Schweitzer liebt sie auch in der Armuth, und verschmäht den Reichthum, wenn er der Preis derselben werden soll.

Die Niederländer waren von jeher duldsamer in ihren kirchlichen, als in ihren politischen Un-

ängſtlicher. Weg, weg von hinnen, meiner Hütte zu!

Aber, wehe! — ich ſtehe unter traurigen Ruinen der Vergangenheit; verfallnes Gemäuer umſchließt mich; und rieſenhafte ragt eine dunkle Säule drüben aus den Schatten der Nacht ins Mondlicht auf. Meine Schritte wecken die Bewohner aus dem Schlummer; es lebt und ſchwirrt um mich. Es tanzen Fledermäuſe hoch über meinem Haupte, hoch über den Trümmern ihren Tanz, und werfen flehende Schatten über das Gemäuer; und auf der alten Eiche ſchlägt die Eule den gräßlichen Triller dazu.

Lebe wohl, ihr freudenloſen Gräber der Vorwelt; ihr füllet mein beklommnes Herz mit ſtillem Grauſen! Ich will nicht eure Tänze ſehn, nicht hören eure melancholiſche Muſik, Trümmernbewohner! Ich eile der kleinen Hütte zu, da harret mein das trau-

liche Kämmerlein, und mein das weiche Bett, worüber der Schlummergott und leichte Träumchen schweben.

Ach! dieß iſt nicht der Pfad zur kleinen Hütte! Wo führeſt du mich hin, einſamer Steig? wo, zwiſchen engen Felſenwänden, hinab? Hier leuchtet ſchauerlicher der Mondenſtrahl unter hangenden Epheuruthen her, und zeichnet der Zweige rege Schatten rauſchend an die Felſen gegen über? — Unterm feuchten Epheulein ſchlüpft der Salamander über den Weg und ſpielet unter bethauten Kräutern. Wie bittrer Todtenduft weht von den hellen Blütenbüſchen des Fliederbaums Gerüche mir herab. Nein, dieß iſt nicht zur heimiſchen Hütte der Pfad!

Ha, ich erkenne euch, — ſeyd mir gegrüßt! — ich erkenne euch, ihr düſtern Felſenhallen, und in den Niſchen eure Todten-

nenn, und euch, ihr kleinen, heiligen Elemente der stillen Unterwelter. Seid mir gegrüßt, und meiner Schwermuth willkommen, ihr feierlichen Zuschauer zu dieser Opfer-Scene. —

Hier grünt im Felsenwinkel der süße Wehrmuthsstrauch; der dunkle Rosmarin wirft seinen Schatten über ihn. Nehmt diese kleine Opfer an, ihr stillen Götter der Unterwelt! Ich trete auf euer nächtliches Gebiet zum Rosmarin und Wehrmuthsstrauch!

Wie um mich her die Welt so ruhig schlummert, die Wiesenbäche am Berge, in den Tiefen des Waldes die Vögel, auf hoher Spitze der Felsen, im Widerschein der weiße Mond! Und keines sieht dich, schöne Nacht, in deiner schauerlichen Majestät, keiner der Sterblichen teilen Dich durch der Geister Spiel, keiner deine verwandelnde Zauberei, o silberner Mond.

Vallis und Dorf und Hain und Wiese schwimmen in blassem Duft, wie Nebelgestalten, umher; und leise Abendwinde wiegen die schlummernden Gebräuche in ihrem Arm. Auf stiller Trift Herdenglockenhall; fern der Thore dämmernder Schein; und durchdringt Licht umhelle den Himmel, besternte Grenzen, verklärt den kleinen Bach. Der ihren Armen entschleicht und unter den Thränenweiden verloren nach hie und da durch die Gebüsche blitzt.

Es schlafen die Flüren der Hirten, die auf dem Thale herauf so lieblich tönten, in zwischen an den Bergen die Heerden ziehen und die Ziegen an hohem Klippen klettern. Es schlafen der Mädchen frohe Gesänge, welche der lachende Wiederhall in seiner Höhle lernte und fern zu Feiern verhallt.

Ruh und ermüdend hin auf Schlummerthe Glückseligkeit! — wenn der Morgen mit

Thau die Kelche der Blumen füllt, durch die Haine dämmert, die grauen Gebirge röthet, und ein Lüftchen die Lerche unter den Aehren weckt: dann erwachet auch ihr, und junges Leben wehe euch von allen Pflanzen entgegen und allen Büschen.

Aber vereinst werdet ihr eilen zum Schlummer, o ihr Glücklichen, und ruhig schlummern, und es wird kein Morgen für euch mit Thau den Arlch des Blumchens füllen, er wird nicht für euch durch die Haine dämmern, oder die grauen Gebirge röthen; kein Lüftchen wird da für euch die Lerche unter den Aehren wecken!

Und wenn ihr dann schlafet, bewohnen Fremdlinge eure Hütten, und Fremdlinge pflanzen in eurem kleinen Garten; Enkel spielen über euren Aschenhügeln mit Todtenblumen und wissen nicht eures Schlummerhaus. Nur einzelne Greise — sie weinen sie, als Säuglinge, noch an der Mutter Busen — erinnern

Ich dunkel denn unser Sein und erfüllen in bestimmten Kreisen, was ihr geben habt.

O, das ist eine große, furchtbarernste Musik! — Laß hundert mahl Ich um die Sonne nur der Erde sich gleichgemessen haben, dann ist nicht mehr, was je nach Ihrem Sein — ist nicht mehr! Der ewige Trieb, die kleine Freude, der Streit, der Thränen — ach, alles was sich heut dem langen Tag entgegen sehnte in schönen Träumen, ist dann verweht, vergangen und vergessen!

Auch ich, auch ich werd' einst vergessen und vergessen sein! — wie der Gedanke meiner Treu' erschütternd: vergangen und vergessen sein! — — —

Der Stunden Cymbel rollt den Jahrhunderten ewig auf und ab; Geschlechter kommen und verblühn; der Odem, welcher sich begeistend durch alle Zungen der Natur ergießt, und Myriaden Wesen aus dem Staube lockt,

stört andre Monaden wieder. So wird die Arbeit der Natur vor uns durch tausende von Jahren; so übt die Arbeit der Natur mit uns, nach uns, durch tausend neue Perioden. Der große Weltzeit setzt und setzt das Lebens-Saiten auf mit seinen Händen, inzwischen doch sein Fuß die hohen Pflanzen rings umher zerreißt.

Grausames, rathselhaftes Spiel, von welchem nur die kurze Bühne uns erscheint, und nie der Schöpfer und des Schöpfers Ziel!

Ach, warum sind der Erde Freuden doch so reizend; warum müssen wir sie, müssen wir sie alle doch so innig, glühend umschlingen, als würden ewig sie an unserm Herzen lächeln, ewig sie um unsre trunknen Sinne gaukeln; — und sahen sie dann nur, um — ihren Tod in unserm Arm mit doppeltem Entsetzen zu betrachten? — — —

Verbirg dich immerhin, über dem schweigenden Hügel, o Mond, in deiner Wolken

Thränen! Ferner, als diese Nacht, in welcher ich Traum, und Traum, und Zeit und meinem Bild verlieren, ferner ist mein Herz. Mit schwermüthigem Verlangen ruht mein Auge noch auf dem blassen Glanz der Ferne seinem Gewölk schreckhaft verzerrt, und verfolgen noch den letzten Strahl, der nun die Ferne nachtdunkle und erhellt.

Ach, so weilst du einst auch meinem Bild ein Paar in die Todesnacht! So flieht' ich da, und starre ihm weinend noch und flechte meine Arme schmachtend ihm nach! — —

Ein mir, wehmüthige Erinnerung, bey mir willkommen, die du mir das erste Bildniß meines Vaters, das Vollmaß seiner Treppelkunst' entgegenhieltest. Oft habe ich geweint vor dir. Oft sind die letzten Thränen nicht, die meinem Aug' in dieser Stunde Einsamkeit entrannen.

Ich war ein Kind. Nun schmacht, ach! und kann nur schmacht sehe ich die Wesen

ſich mit jungen Blumen ſchmücken. Ich war ein Kind, und hatte nichts, o nichts in dieſer Welt, als meinen Vater nur allein. Wenn er mir zürnte, und er zürnte ſelten, dann bat' ich ſterben mögen in meinem Gram, ach, wenn er lächelte, dann kannt' ich keine andre Freude mehr.

Wie glücklich war ich, wenn im Mondenſchein, auf ſeinem Schoos, in ſeinem Arm ich oft vor unſrer kleinen Hütte ſaß, und er mir dann den Mond und die Geſtirne zeigte, und dann mich deren lehrte. Wie glücklich, wenn ich ſo in ſeinen grauen Locken tandeln durfte, und ſeine Stirn und ſeinen kahlen Scheitel küßte! Wie glücklich, wenn er ſtundenlang von mir getrennt, zur Hütte wieder kam, und ich dann ſeine Kniee umſchlos und ſie mit Inbrunſt an mich drückte!

Ach, und wie er da lag in der letzten Nacht, auf ſeinem Sterbebette! — des Lämpchens ſalber Schein umſchimmerte ſein blaſ-

sah Unsichte, wie Heiligenstatt. Ich zitterte in einem Winkel knieend und betete für ihn und schluchzte laut. Da winkte seine Hand mich zu sich. Ich trat zu ihm und schluchzte lauter. Er aber wandte wehmuthsvoll scheidend noch einmahl, zum letztenmahl den Blick zu seinem Kinde.

„Willst du mich auch noch einmahl sehn, mein Sohn?„ so frisch der Fromme: seine Stimme zitterte. Ich sah ihn weinend an, und jammerte: „o Vater! du willst mich verlassen?„ — —

Er starb. — Auf seinen Hügel pflanzte ich ein Vergißmeinnicht, und jeden Frühling blühte es unter meinen Thränen wieder. — — —

teressen. In diesen blieben die Provinzen und Städte unversöhnlich getrennt, wie sie es schon unter den alten Grafen und Häuptlingen von Flandern, Holland, Utrecht, Friesland u. s. w. waren. Daher die mangelhafte Bundesform ihrer ersten freien Verfassung, und der Sieg der Statthalter über die Parteien — endlich die Schwäche Aller. Die Niederlande erfuhren, was alle Staaten von ähnlicher Verfassung, wie Griechenland, Deutschland, die Eidsgenossenschaft, erfuhren.

Es ist leichter, die Freiheit erkämpfen, als bewahren; weil es leichter ist, in der Begeisterung, als in nüchterner Ueberlegung groß zu handeln.

Holland hörte nach dem Aachner Frieden (1748) auf, Kriegsmacht zu sein. Während ringsumher andere Staaten ihre stehenden Heere vermehrten, minderten die Niederlande ihre Truppen, um Geld zu ersparen. Sie hatten sich selbst entwaffnet, während Frankreich, Preussen, England, Deutschland am furchtbarsten gerüstet standen. Schon seit der kriegerischen Lust- und Heerfahrt des Herzogs von Braunschweig im J. 1787 konnte kein Holländer mehr ohne Furcht zu Bette gehen, ob er nicht am andern Morgen als Preusse, oder Franzose, oder als Engländer aufstehen werde?

Nach Napoleons Untergang empfingen die Niederlande, vergrößert durch die belgischen Provin-

Die
Hainfelsen von Sanspareil.

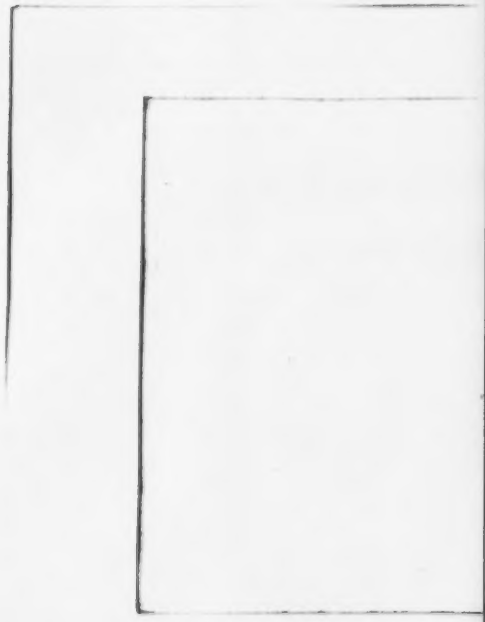

I.

Das Hüttchen auf dem Gollersfelsen.

(Eine Epistel.)

Irrer dein liebender Geist mir nach durch die Fernen? Schwebt dein Gedanke über dem rauhen Gefilde des Gebirges, oder in stillen Thälern, wo Engerern hinter Rosenzerbüschen lauern und Zefore Blütenblättchen auf den Busen schlummernder Nimfen erazen? Suchest du mich in den festlichen Kreisen der Stadt, wo verzerrter Gesichter Blick der Karten bunten Unsinn andarrt, oder wo auf der Bühne papierne Bäume und Flüsse den Erdter enzücken, und Kalfenkumblitz mit Grausen sein Inneres erfüllt?

Nein, Sedalia, da findet dein Geist mich nicht!

Hieher wende das suchende Auge, hieher, wo die Natur in einer lieblichen Laune Wunder hervorbringt, wo sie in amathuntischen Hainen die Felsen gebart; mit blumigten Rasen, auf welchen Liebesgötterchen schwärmen, Wasserein ihre mählig und Eichland Reige an die Schrecken des Tartarus band. Hieher wende dein suchendes Auge, in der Wunder romantisches Land.

Hier wohnt ich, Lächle nicht, schalkhaftes Mädchen, ich bin ein frommer Einsiedler worden. Kennst du meine Zelle? Siehe, durch die duftigen Saaten schlängelt der Pfad sich dem hohen, klippenreichen Fels entgegen. Droben, wo er über dem schwindlichten Abgrund seinen Rücken hinaufbeugt, hervorragt mit haselnußsträuchern, Vogelgesang und Felsenfelsen, droben ruht meine einsame Zelle. Ein niedriger Balken schaut vom Giebel des runden Daches über die stille Ferne hinaus.

Wenn der Morgen sich röthet, klimm' ich den Weg hinauf, aus dem Felsen gehauen. Ein schwarzgrauer, ungeheurer Gestein ragt an der Seite hervor; Wacholdergestrüpp schwebt an seinen Rippen und die einsame Distel mit der rothlichen Krone schmücket seinen Scheitel. Hier herum windet der Pfad sich, und zum Nachbarfels hinüber, welcher die kleine Hütte trägt. Beschwerlich ist der steile Gang. Ein steinernes Bänkchen lacket im buschigten Winkel zur Ruhe, und die schlanke Eberesche wirft ihre Schatten darauf. Mit jungen Kräften wird der Berg erstiegen; eben führt den Wand das Eisengeländer, welches sich an dem Rand der schroffen Klippen krümmt.

Hier ist meine Hütte, einfach und ländlich. Am offnen Fenster sitz ich träumend da, und sinne und dichte, und streife mit schwärmenden Blicken an den Bildern der

Landschaft umher; oder ich lese ein nützliches Buch und wiege des Lehrers goldnen Sinn in stiller Besinnung; oder ich schreibe ein Briefchen, welches die Sprache des Herzens zu den entfernten Lieblingen trägt.

Dann und wann besucht mich ein kleines Rothkehlchen am Fenster. Vom Zweige des Faulbeerbäumchens hüpft es herein und pfeift mir den Gruß, und nickt und dreht sich auf zarten Füßen umher, und entflattert. Unten im schattigten Erdluft, wo die Balsampappel sich über das Felsstück beugt, ist des Thierchens Nest. Da flattert es hinab und singt mir auf den Zweigen ein süßes Liedchen. Horchend lehn' ich mich dann zum Fenster hinaus und verfolge der Stimme liebliche Läufe. Aber, die Schlaue! kaum sieh' ich da, so schwirrt sie davon; kaum eil' ich vom Fenster hinweg, so lockt sie mich wieder heran.

Oft wenn ich, von schönen Betrachtungen umringt, mit meinem Geist die Edeln der

Vorwelt umschwebe, oder über den Gräbern meiner Lieben trauernd verweile, oder mich, Sydalia, in dein Zimmer verloren habe, hingegossen dich finde auf schwellendem Polster, von leichten Träumen umflattert, wie dein Busen sich sehnend unterm Nebel des Flors emporringt, inzwischen das weisse Aermchen nachlässig über das schlummernde Haupt geworfen, von braunen Locken umspielt wird: dann stehet mich oft ein summendes Bienchen aus meinen reizenden Träumen und leicht die heilige Stille meiner Zelle mit ihrer Flügel Getöse. Da schwirret sie an den Scheiben des Fensters hinauf und herunter und sucht mit Gewalt den Ausgang zu erstürmen durch die verhärtete Luft des hellen Glases; kehret ermattet endlich zurück, fleucht bittend zu mir und ich muß der Armen dann Thor und Riegel eröffnen, um ihrer Nache zu entrinnen.

Ein grauer Eremit ist mein Nachbar, drunten wo unter den Felsen ein Rebenzaun abschleicht vom Pfad' und in die wildverwachsne Höhle sich beugt. Lieblich ist die Wölbung der Höhle zwischen den Felsen. Blaudes Gras steht freundlich unter rankenden Epheuzweigchen von oben herab, und Efeu, vom goldgelbem Steinmark verbräunt, einen wehenden Kranz um die Grotte.

Oefter führ' ich den grauen Nachbar, als er mich, mit Pelzchen. Er vermehrt seinem morschen Bänkchen nicht, denn die rastlose Neugier quälet ihn nicht mit Ameisstichen, und Wechsel der Dinge belustigt sein Herz nicht.

Da sitz er, ein murmelliger Wesgaufelt in des Bartes wehendem Teiler und in des Haares dünnen Locken. Ein grober, grauer Kittel ist sein Kleid, denn kurzlicher

und Kreuzer iſt des grauen Nachbars Philoſophie, als weiland die Philoſophie des Mannes in der Tonne.

„Grau iſt mein Kittel und ſchlecht; es iſt wahr. Aber er wärmt, wenn der Winter durch die Steinritze pfeift, und mir fallendem Silber meine Grotte verrammelt. Er wehrt im Sommer den Sonnenſtich ab, und ſchuzt vor dem Anfall läſterner Mucken, auch mag der Neger ihn nicht im erſten Gluſe erweichen. Mehr kann unter allen Kitteln der Welt kein Kittel mir leiſten. Oder ſoll ich mich ſchmucken, wie der buhlende Jüngling, welcher mit ſpielenden Farben und klingelndem Geſchmeide, nicht mit der Tugend Reizen, Weiberherzen betrügt? Warum ſoll ich, wie ein Opferthier, meinen Leichnam geziert dem Tode entgegenführen? Ha, Freund Senſemann philoſophirt um keinen Pfifferling anders, denn ich. Schön machen die Federn

den Vogel, aber nicht fern. Wer es lassen sich wohl die Greise mit duftenden Oehlen ihre Glatze und hängen Purpur über die morschen Rippen, kaufen sich Jugendröthe in Schachteln und helle Zähne vom Elephanten, ach, der Thoren! wandelnde Gräber sind sie, den auffen mit Kränzen und Urnen und Blumen geschmückt, von innen abscheulicher Würmer dumpfes Speisehaus, dampfende Quellen der Pest!„

Sr. Sedalia, mein grauer Nachbar. Widerlege den alten Sonderling nicht, mein Kind, denn er vertheidigt sich nicht, weil die Wahrheit, wie er glaubt, zum Siege nur des Schweigens bedarf. Geschrei macht sie immer verdächtig.

Aber lern' ihn näher kennen, den Alten, er verdiene des Studiums Mühe.

Einen Liebling hat er doch in der Welt, wiewohl an nichts auf Erden sein Herz ge-

zen, nicht nur das Haus Oranien, geschmückt mit der niederländischen Königskrone, sondern unerwartet selbst die alte Verfassung, wie sie unter erbstatthalterlicher Regierung gewesen, doch in veredelter Gestalt, zurück. Aber unwiederbringlich schien die alte Seeherrlichkeit verloren, und erweitertes Landgebiet auf dem Festlande die ehemalige Bedeutsamkeit nicht wieder erneuern zu können.

feſſele ſeyn will. Denn Philoſophen ſollen nichts von irdiſchen Gütern beſitzen, um frey zu leben; nichts ſich wünſchen, um reich zu heiſſen; alles entbehren, um alles zu haben, und mehr der Welt verleihen, als nehmen.

Aber einen Liebling hat er dennoch, der Graue; rathe, Sodalis, wen? — Es iſt ſein alter Wanderſtab, an welchem er durch das Leben ging, über Berg und Thal, über Strom und Meer, durch Wohl und Weh und Luſt und Leid. — Der treue Gefährt muß überall ihm itzt noch folgen, und bei ihm ruhn. Von oben bis unten iſt er geſchnitzt mit Sternen und Kreuzen mannigfach. Sie haben einen geheimen Sinn, den ich Sodalien deuten kann. Wenn niemand den grauen Nachbar ſieht, dann nimmt er den Stecken und ſtarrt ihn an; und zählet die Sternlein auf und ab, und zählet die Kreuze

rund herum, und lächele dabei, und weine geheim. Denn Philosophen sind gar selig. Sie sind nur Götter offenbar und — Menschen in der Einsamkeit.

Aber ich deute dir des Pilgerstabes Geheimniß mit den Worten des Nachbars, die niemand hörte, denn ich! Weit bin ich, weit umher gewandert, vom Compostell bis zum Calvaria, vom Grab des heilgen Dunstan bis Loretto und der Sixtenkuppelstadt. Mein Leben war ein schöner Rosenkranz mit Rosmarin durchflochten, und dieser Stab mein treuester Freund; er war die Krücke meines Leichnams und ward denn auch die Krücke der Erinnerung. So oft ich eine Lebensfreude mit unversöhnter Seligkeit genoß, setzt' ich ein Sternlein an. Ich kenne jedes Sternlein noch, und jede heilge Stunde noch, zu der es mein Gedächtniß winkt. So oft ein Kummer mich gedrungen, heimrucksch mich ein Freund

verrieth; ein Bruder Eſe' und Brod mir ſtahl, der Tod mir einen Liebling nahm; ſo oft grub ich in dieſen Stab ein Kreuzlein, und mit Thränen netzte ich oft des Stabes friſche Wunden. Nun drängen Kreuz' und Sterne ſich, und, wunderbar! ich treffe hier ſo viele Stern', als Kreuze an. Der Stab iſt die Theodicee für mich, und der laut rufende Beweis, daß dieſes Leben nicht die Hölle, doch auch noch nicht der Himmel ſey!„

Was, Sodalis, was ſageſt du nun vom grauen Nachbar? doch ſtill! ich lehre ihn näher dich kennen.

Eine Urne friſchen Waſſers, dem Forellenbach entſchöpft, und ein ſchwarzes, feſtes Brod neben ſeitwärts, wo am Felſen ſich ein hölzernes Geſims lehnt. Dicht daneben ein Gebetbuch, dem man anſieht, daß der Alte es nicht allzuſehr benutzt.

Wie? ein Freigeist? Nein, das sieht seinem weissen Haar nicht ähnlich, nicht der stillen frommen Miene, die des Lebens Glanz verschmäht, und dem Auge, welches heller dann nur lächelt, wenn es auf zum Himmel schaut. Aber höre seine Meinung:

„Das Herz bedarf der Krücken nicht? gesund soll es vor Gott erscheinen. Die Andacht soll mit fremden Flügeln nicht, mit eignen Schwingen durch die Himmel eilen. Die Gottheit liebt nicht schöne Worte, sondern Herzen liebt sie nur, voll Wahrheit, Unschuld, milder Freundlichkeit und Güte. Die Sänger des Haines preisen den Ewigen schön, schön der schreiende Rabe, das brüllende Wild der Forsten und der Würmer Summen, Ziegen und Hyänen — ach, sie haben kein Gebetbuch, und dennoch höret der Ewige sie!„

Glaube, Sedalia, mir, der graue Nachbar hat Recht. Oft hab' ich kein Gebet —

oft fliehen die Wörter mich und die Thränen nahn, dann bring' ich die Thräne für Worte.

Sagen darf ich dir kaum, daß der Siedler ein weiser gelehrter Mann sey? Seines Bartes weiches Silber rollt über den Folianten ohne Blatter. Das Alter lähme die Liebe zur Weisheit nicht; denn die Weisheit ist ein Ocean, worin der Wissenschaften Ströme sich ergiessen, ach! und unser längstes Leben ist an dieses Oceanes Ufern wie eine hohle Hand.

Aber ich nenne dir des dicken Buches Inhalt: es ist die Summa aller scholastischen Weltweisheit, und das Büchlein daneben Paracelsi Entschleierung der wunderreichen Natur.

Nicht so? du bebest zurük vor der Sphäre des Weisen? o ruhig, du Liebe, er macht es nicht besser, als du an seinem Tischlein

es würdest. Er schaut mehr über, als in das tiefgelahrte Buch!

Ueber das grosse Buch schaut er träumend hinweg, durch der Felsen wilden Schwung in das grössere Buch der Bildnerin Natur hinein. Drunten drängen sich fruchtbare Felder, blühende Saaten, Thäler, Felsen, Dörflein und in der Ferne schwebende Städte am Horizont! Ein schönes Blatt im Buche der Natur, und jede Jahrszeit, jeder Mond, ja, jeder Tag rollt ihm ein andres Blatt auf mit gefälligem Finger!

O, Sodalia, hier erkenne den Weisen! In dumpfen Zimmern sassen eingekerkert die Lehrer der Schulen, und schrieben grosse Bücher, und meinten, sie hätten Grosses gethan auf Erden, und den unendlichen Born der Weisheit erschöpft. Liessen sich konterfeien und anbeten von den erstaunenden Jungern und weihrauchen für und für. Aber sie hatten nicht

was sie wähnten. Der Pfad der Natur verlor sich unter ihren Füßen, weil die Herren, gleich blinden Nachwandlern, überall, was da lag, nicht sahn, und was sie nicht sahn, suchten und sahen im Traume. Wohl dem Manne, welcher ihren Tapfen nicht folgt, nicht aus den Pfützen der Schalen den dürstenden Geist tränkt: sondern, mit der Natur vertraut, nur diese zur Führerin wählt, und saugend, an ihren Brüsten nur hängt!

Ist mein grauer Nachbar nicht ein Weiser, wie man der Weisen wenige findet? — aber wenn jeder von ihm es glaubt, so glaubt doch er selber es nicht. Er prahlet nicht, er ist verschwiegen, demüthig, und still; flicket nicht Sekten, hänget sein Herz nicht heftig an der Zeitungen Posaunenlob, preiset nicht, aber verhehle auch seinen Tadel.

Ohne Falten ist sein Herz, ohne Tadel sein Wandel; er verstellt sich nicht, nein,

gieht ſich hier und dort und — denke dir, Sedalie! verbirgt auch unter der grauen Kutte dem Neugierigen nicht einmahl, daß er — nur aufgeſteckter Strohmann ſey.

Nur Strohmann? — freylich! aber dieß raubet meiner Achtung für ihn kein Quentlein. Denn, meine Liebe, wer in der Welt ergeben ward, der ehrt oft das Gewand nur, nicht den Mann darin; der ſieht den Hut vor goldnen Treſſen, vor einem Silberſtern, vor einer Elle Seidenband am Knopfloch. — Ach, wäre mancher Band- und Sternenträger ein Strohmann, wie mein grauer Nachbar, nur: ſo wär' es wahrlich oft beſſer für die unbeſeelte Menſchheit, Liebe!

Barne, du Reizende, nicht, daß ich vom einer Puppe ſo lange mit dir ſprach — man ſchwatzt ja wohl öfters von Puppen, die auf des Lebens Marionettenbühne ſich an der Leidenſchaft Faden zerren laſſen und drehen. Der

Eremit ist doch mein bester Nachbar! — Kühl ists in seiner Grotte, wenn die Luft am Mittag glüht, und von der Sonne gesengt die Halmchen bleichend sinken. Dann eil' ich zu ihm hinab und setze mich neben ihm; zieh ein Buch aus dem Busen und — sehe drüber hinweg, wie er es mich gelehrt.

Und wenn die braune Nacht, von heiligen Schauern umringt, emporsteigt, um den Erdkreis zu beherrschen mit ihrem magischen Mohnstab, von Nachtviolen umkränzt; wenn die Gestirne nun in funkelnden Schaaren heraufziehn und hinter dem Hain der Mond erscheint die himmlische Bahn beginnt; wenn kühler durch die Blumen Abendlüfte hauchen — o dann, Sokalis, steig ich entzückt von meinem Felsen hinab und eile mit flüchtigem Fuße den dämmernden Hainen entgegen.

Den Göttern heilig ist des Haines grüne Nacht! — Hier sah ich, glaub es mir, Dia-

nen Hüllen von ihren reifenden Formen umrinnt! Ich sah, die Göttliche, mit gefalteten Händen über die schwankenden Kelche der Blumen schweben; mein Kuß ihr Kleid nachschimmernd wie aus Mondenschein gewebt. Ich sah am Tausendsäulen-Tempel der Hellenen-Jungfrauen Amoretten spielen und Psyche; hörte die leisen Seufzer beider Menschen, wie Flüstern im Widerhall, und in den Grotten traute Namen, mit Liebeslaub die frommen Herzen geschmückt, ihr Evan! Evoe! dem hellen Rauschen sagen.

Ich sind, ihr Musen, mir hold, kann sing ich die Lieder wieder, und sage das Glück der Hirten und die Liebe der Mädchen: sage, was ich, von Rosenschatten umarmt, in den Grotten zärtlicher Nymfen sah, wenn, vom Schatten der Nacht verschleiert, die grünen Eremite Hymens Fackel erhellet; sage die Tänze der Herrlichen im Schimmer des Mondes, die Verrätherein tändelnder Feste.

Da sich in einer Anzahl Abdrücke von der ersten Anzeige über die Herausgabe von H. Zschokke's Schriften in Betreff der Preise einige Druckfehler eingeschlichen haben, so diene Folgendes als die genaue Berichtigung derselben:

H. Zschokke's ausgewählte Schriften, in 24 Bänden, kosten im Subskriptionspreise auf weißem Papier 16 fl. oder 10 thlr. 16 gr., und auf halbweißem Papier 12 fl. oder 8 thlr.

Der Subskriptionstermin bleibt noch bis nach der Leipziger Jubilatemesse 1825 offen, und man kann daher noch in allen soliden Buchhandlungen für obiges Werk zu diesen wohlfeilen Preisen subskribiren. Späterhin werden dann die erhöheten Ladenpreise eintreten. — Auch ist vorläufig zu bemerken, daß zufolge der bereits eingegangenen Bestellungen die Ausgabe auf halbweißem Papier sehr bald vergriffen sein dürfte.

H. R. Sauerländer.

Aber du, Sodalin, bezahle dereinſt, wenn uns des Wiederſehens ſelige Stunde tönt, mir ſüßen Kuſſen meinen Geſang. Ach, dann entdeke' ich gern des Lorbeers welkende Pracht, gern vergeß' ich dann des nüchternen Kritikers Tadel und gönne ihm der Lorbeerzweige mehr, als mir, um ſeine Midaskohren zu beſchatten.

Aber Ehre dem freundlichen Leſer, der mit des Saitenſpiels falſche Stimmung zeigt, und meiner Muſe winkt, ma ſie im Rauſche der Begeiſterung vergaß, daß ſie vor mehr, als einem Ohre ſang.

2.

Der Blick vom Berge.

(Belvedere.)

Erhoben iſt der Felſen. Ich trinke eine reinere Luft in vollen Zügen ein; ich athme freier; ein andrer Himmel wölbt ſich über mir, und eine andre Erde ſchwimmt dort unten in der ſchönen, ſchauerlichen Tiefe. O Himmel, welche Empfindung überwältigt mein Herz!

Abgeſondert von der Erde, näher dem blauen Gewölbe, iſt mirs als wär' ich den Sinnen entzogen geſtorben. Jupitershimmer liegen aufgerollt, wie eine bunte Ebene, unter meinen Füßen, aber wie klein und zuſammengeſchmolzen ruhen ſie da! Iſt es der

Mühe werth, die Hand nach ihnen zu strecken? Ist es der Mühe werth einen Tropfen Blutes für ihren Besitz zu verschwenden? —

Hier in dieser feierlichen Höhe schweigt der niedern Leidenschaften Sturm; reiner strömen die Gefühle durch das Herz; rein wie diese Luft, die mich umströmt.

Wie ist es hier so herrlich, hier so still. Träumend seh ich da am eisernen Geländer, woran der Jaulbeerbaum von unten seine grünen Zweige lehnt, und die Holderstaude mit hellrothen Beeren, und die Wipfel der großblätterigten Wasserlinde, und verdorrtes Gesträuch eine Wand ziehn. Träumend steh' ich da, und verliere mich mit schwindelndem Blick in der unermeßlichen Aussicht wechselnden Szenen. Unstät schweift mein Auge umher; bald hängt es am sanften Grün der Haberspreiten, bald am schwarzen Torf, bald

an der entferntern Gebürge Blau, bald an den Dörfern und Städten, weit über die grosse Ebne ausgesät. Wie kleine Fäkel flattern drunten die Schwalben in der Tiefe, und die braunen Rinderherden im Thale gleichen weidenden Ziegen, und der Wanderer dort am Felsen, einer Säugethiergestalt! — Ein reizendes Landschaftstück, vom kühnen Pinsel entworfen, worin die Gestalten belebt umherirren! — Wohin ich mich wende begegnen dem Auge überraschende Verwandlungen; alle Grössen liegen in kleine Punkte verschwunden; was ich oben nannte, ist unten; der Hain hinter dem sanftgeschwollnem Hügel, ist er mehr, denn ein wogendes Aehrenfeld? und die einsame Eiche am Wege, die ihre Schatten weit über die Felder goß, unter welcher ich oft am Mittag lechzend im Grase lag, deren Zweige mir einschläfernd von oben hernieder säuselten, wo sind ich die einsame Eiche wieder? Ich sehe nur

wo der Weg in leisen Krümmungen über Hügel und Thäler dem fernen Dorfthurm zuschleicht, ein rundes Gesträuch.

Ein Stein löst sich vom Fels unter meinem zuckenden Fuß. Er fällt, und prasselt hinab von Klippe zu Klippe, und immer tiefer. Ich hör' ihn nicht mehr, aber sehe seinen Fall noch in den erschütterten Pappelwipfeln, und verschwunden ist er unter dem Laube, wie ein fallendes Staubfluß.

Ein bangen Grausen umarmt mich, wenn ich den Blick in die verwachsene Tiefung senke. Das Blut stiehet ängstlich aus den zitternden Füßen herauf; es hebt sich alles, alles leise unter mir auf und ein dumpfer Schwindel lähmt meine Besinnung. Fester umschling ich die Eisenstäbe; das Auge meidet schüchtern die Bilder des Abgrunds und spielet vertraulich mit dem liebkosenden Laube des nachbarlichen Hollunders.

Aber es ist doch so reizend, wieder hinab zu tauchen den Blick in die verkleinernden Gründe, wo mit dem Blick sich der Geist im Unermeßlichen verliert, und alles umher in duftigen Punkten verschwimmt und alles umher verlischt.

Da fühl' ich mich mitten im Kleinen groß, und meines Geistes hehern Ursprungs Ahndung umfliegt mich lieblich. Wie klein und zart und gebrechlich ist des Menschen Hülle! drunten wandelt er im Staube dahin, wie die Milb' auf ihres Käses Ebnen und Hügeln. Ach, wer sollt' es glauben, daß jener bewegliche Staubpunkt den hehen Geist umfaßt mit seinen Talenten und Kräften, welcher gewaltig durch die Elemente den herrschenden Zepter streckt, des Himmels zermalmende Blitze bindet, der Erd' ihr geldernes Eingeweid' entreißt, den Strömen neue Ufer gräbt, und durch des Aethers enge,

gränzenlose Räume von Welt zu Welt mit Götterschritten reiset?

Nein, nein! der du die diesen Erdball unterjochest, der du die Nachbarwelten über uns, und ihre Bahnen, ihre Zeiten massest, der du allein, von allen Milliarden Wesen einzig umher allein, des höhern Wesens dunkle Ahndung fühlest, und dich anbetend vor dem Unbekannten beugtest, — nein, nein, du bist nicht Staub und Staub allein nur, Mensch!

Dein Geist, von dieses Sternes Asch' umkleidet, geht, höhern Zielen aufgespart, durch dieser Welten Labyrinth, und steigt, und wächst, und schwingt dem seligen Urquell des Vorhandnen in riesenentzückenden Momenten sich entgegen.

Heil mir! Heil mir! ich bin ein Mensch! Ja, auch in mir regt seine Schwingen ein edler Geist, für dieses Staubfeld nicht geboren. Auch mir, auch mir glänzt aus der

Zukunft uferlosen Fernen der schönen Hofnung
milder Schein; ich sehe mich, wenn aus des
Lebens Kelch ich einige Tropfen dieser Zeit
geschlurft, der Erdentheil' entbunden, im Fes-
sellosen Flug der Gottheit näher eilen. Heil
mir, ich bin ein Mensch! der kleine Hügel
Sandes, der diese Leichnam einst verbirgt,
ist nicht das letzte Ziel des Ringens, nicht
meiner Bahnen Schluß. Er ist es nicht!

Ha! welch ein Anblick unter mir zur
Linken! Zerrissne Felsenmassen wälzen sich
chaotisch durcheinander, und ihre Klippen
ragen unter mir heran, von keinem Strauch,
von keinem Halm beschattet. — Nur tiefer,
wo der Schlunde täuschende Nacht beginnt,
greifen aus den dunkeln Spalten, der Eichen
starre, wildgewundnen Arme vor, und wiegen
Raben auf den Zweigen; und tiefer neckt das
breite, ausgezackte Laub des alten Ahorns an

der Felsen kahlen Wand die schwarzen Schatten. Und immer jäher, immer tiefer wölbt der dustre Kessel hohler Klippen sich hinunter, — und ach! ein geldnes Licht strömt unten über grunen Grund herein, worüber einsam und mit dunnem Laubwerk ein schwarzer Zweig im Hauch des Lüftchens spielt.

Doch lachender, als diese Felsengruft, ergiessen neben an mit mannigfaltigem Grün sich weit entlang des Landmanns junge Saaten, vom Pflug sanft gestreift. Hier kriecht der Fußsteig, wie ein schmales Band, durch bunte Hecken geschlungen; dort windet sich des Wagen breites Gleis, nur hie und da vom grunen Saum der Hecken matt beschattet, zum Hügel auf, von welchem halb verdeckt ein felsenreicher Hain im stillen Grunde ruht.

Doch ganz kann nicht der steile Wald vom Hügel sich verbergen lassen; da tritt er recht

hervor, in seiner dunkeln Majestät, wo sanft zur Ebene der Berg versöhnt, und streckt den schwarzen Flügel über das helle Ackerland.

Wie lieblich wallt und woget des Gerstenfeldes goldne Saat am niedern Zaune dort; Zephire jagen über der weichen Fläche und schimmernd stürzen ihnen die hohlen Wellen nach. Klapprosen strahlen hie und da, wo sich die Aehre beuget, in feurger Röthe vor, und werden wieder von der goldnen Flut verschlungen. O! welches rege Spiel der mannigfaltigen Farben!

Den dunkelgrünen Hopfen hat nur kaum der Furchen brauner Schooß geboren, so rankt er freundlich schon sich an den Stangen auf, die, wie ein Heer von Thurmspitzen, in gleichen Reihen das Felsenstück umringen. Der Herr der hoffnungsvollen Pflanzen mustert von Stab zu Stab das Heer; und lehnt die

Romane, Erzählungen, Gedichte, Schauspiele und Unterhaltungsschriften,

welche

im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau erschienen

und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Belisar. Aus dem Französischen der Frau von Genlis. Begleitet von einer biographischen Skizze des Feldherrn, von H. Zschokke. 8. 1 thlr. 4 gr. oder 2 fl.

Bronner, F. X., der erste Krieg. In sechszig metrischen Dichtungen. Zwei Bände. Mit Kupfern. gr. 8. 3 thlr. 8 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens; von H*****. 8. brosch. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Brun, Fr., geb. Münter, Wahrheit aus Morgenträumen, und Ida's ästhetische Entwicklung 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Erheiterungen. Eine Monatsschrift für gebildete Leser; herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. 1811 bis 1823, dreizehn Jahrgänge vollständig genommen, werden im herabgesetzten Preise für 39 thlr. oder 55 fl. erlassen. Einzelne Jahrgänge aber kosten im Ladenpreise 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Fünfte

die zarten Reben wieder an, wo sie ein böser Wind entriß, und wirft die Steinchen sorgsam aus den Furchen.

Mit starkem Nacken zieht der Ochsen frommes Paar den Pflug durchs Brachfeld hin, in Schlangenlinien. Der Landmann geht mit trägem Schritt ihm nach, und drückt das Eisen tiefer in den harten Grund und übersinnt die Aussaat und der künftigen Erndte Schatz. — Dort führe ein andrer erst mit schwerem Wagen den Dünger an das unfruchtbare Land, und theilet ihn in gleichen Haufen durch das leere Feld. — Wie mancher Tropfen sauren Schweisses floß, wie mancher müde Seufzer ward geseufzt, eh' nur ein Bissen Brodes reifte, welchen oft mein leckrer Mund verschmähte!

An deiner Seite aber kleines Mädchen, schleicht noch nicht die Sorge, drüben, wo du deine Gänseheerde durch den tiefen Klee

treibt, an der braunen Hütte. Die gute Hirtin! nicht allein das schnatternde Volk zu hüten ist ihr Amt, sie muß auch noch des kleineren Geschwisters warten. Da hing's an ihrer Seit' ein Knäbchen auf dem Steckenpferde durchs hohe Gras, daß seine Schenkel überrage; auf ihrem Rücken trägt sie, eingeschlungen in das weiße Tuch, ein stilles Kindlein, kaum der Mutterbrust entwöhnt. Du armes kleines Erdenburger du, hast eine harte, unbequeme Wiege, und ruhest doch so still, so sanft darin!

Unterm schattigten Maßholder, wo der Hecken dunkler Streif, als Gränze zwischen den fallen Saaten sich vom Hügel in das Thal zieht, flicht ein andres Mädchen Blumenkränze. Kaum zehnmahl kann die kleine Kunstlerin der Blumen Flor gesehen haben. Am hohen Korne schleicht der emsige Knabe, und sammelt blaue Tremsen, glühnde Klappresen,

sanfte Nadelblumen und hohe Kamillen. Sein kleiner Hut iſt angefüllt. Er eilt zurück, und gießt den bunten Schatz mit lauter Freude in des Mädchens Schooß. Vollender iſt der erſte Kranz. Die Binderin ſpringt auf, und ſchlingt ihn um die braunen Locken des Buben. O, welche Luſt für beide! Dankbar hängt der loſe Junge ſich an ihren Hals und küßt ſie ſchön. O ſieh, wie ſich die Kleine ſchaamhaft wehre, ſie liegt ſich weit zurück, der Knabe giebt nicht nach, und ach! da liegen ſie beid' im Graſe, da!

Ganze Tage könnt' ich von meines Berges Zinne unermüdet das Schauſpiel der Natur betrachten, ganze Tage unermüdet euch betrachten, ihr ländlichen Szenen des Fleiſſes und der Unſchuld! Denn ihr ſeid immer neu und gebe dem Geiſte immer junge Nahrung und immer ſchönre Räume der Fantaſie zu ihren freien Spielen.

Wie reizend spannt die tiefe Ferne sich vor meinen Augen aus, mit täuschenden Farben und Bildern! Hart hinterm Felsen aus dem Thale steigt ein schwarzer Schieferthurm, wie eine Pyramide vor, und lehrt den Wanderer des Dörfchens Nähe, wenn gleich kein Hirtengiebel hinter den Gesträuchen schimmert.

Bläuliche Waldstreifen schleichen wie dunkle Inseln, oder Wolkenschatten in die falbne Ebne, einzelne Häuser und Dörfchen ruhen dazwischen malerisch verstreut, bis das öde Gebürg' im blassen Hintergrund am Saum des Horizonts verschwimmt!

3.

Die Mooshütten auf dem Felsen.

(Aupres de Roche carpe gene.)

Bartol. Der Abend ist da; die Felder sind leer, selbst der arbeitsame Dameras wandert neben dem müden Gespann mit dem umgestürzten Pflugschaar vom Acker der stillen Hütte zu.

Daphnis. Ich sehe die dumpfe Hütte, schöner leuchten hier die blaßrothen Felsengipfel über das Thal von leichtem Laub umkränzt. Noch ist die Sonne nicht neunmahl untergegangen, seit ich bey dir, o Bartol, in dieser anmuthigen Gegend wohne, aber ich kann meine Freuden nicht mehr zählen, die du mir gabest und du, o gastfreundliche Natur!

Bartol. Sieh, wo der krumme Steig über den frischen Acker und durch die junge Saat schleicht zu den einsamen Fels hinüber da wollen wir hin und uns eben setzen. Das Aug empfange der reizende Aussichten, welche es nicht umfassen kann. Oder, wenn du lieber willst, durchirren wir den nachbarlichen Hain, wo mit den schlanken Buchen sich ungeheure Felsentrümmer messen, und gesunde Kräuter aus hohem Grase duften.

Daphnis. Eben wir in den nachbarlichen Hain, wo sich die schlanken Buchen und Felsentrümmer verwirren, und gesunde Kräuter duften. Der Mond ist schon hinter den finstern Bergen aufgegangen, und bescheiden eilt die Abendröthe vor ihm zurück.

Bartol. So laß uns nicht säumen, denn die Nacht ist nahe. Wir gehn den Fahrweg hinab, wo er sich in die Buchengründe senkt.

Daphnis. Welche wunderbare Finsterniß umarmt mich, nur hie durch der Buchen spielende Wipfel zittert hie und dort ein matter Schein. Eine feierliche Stille wird dann und wann vom Säuseln dunkler Gebüsche gestöhrt.

Barbo. Der lezte Frost war hart. Sieh, kaum erhohlt sich neben der rauhen Kandelweide die heilsame Schwellbeerstaude mit dem dreizackigten Ahornblatte! mein schöner Glaskirschenbaum im Garten neben der Hütte hat es empfunden. Ohne Hofnung sieht er für dieses Jahr da; ich hätte weinen mögen, als ich seine tausend Blüten unten zerstreut fand auf dem Tulpen- und Primelnbeete.

Daphnis. Ha, wie fürchterlich drängt sich zwischen den Buchen hier zur rechten der hohe Felsen heraus, und wie hängt die Klippe dort so drohend herüber, daß man zittern möchte darunter zu wandeln. Aus den Ritzen sprießt

Farrenkraut hie und dort, und wilde Johannisbeersträuche weben mitleidig ein Netz um das nackte Gestein.

Battos. Wir nennen ihn den Telemachsprung. O Daphnis, ich singe dir die kühne That vom Sohn des Ulysses, wie er der schönen Calypso entrann. Laß uns die Felsenstufen hinangehn, wo sich die braunen Steine oben zusammenneigen und eine Pforte wölben.

Daphnis. Hier ist es schauerlich unter der Pforte; immer düstrer schlüpft der enge Pfad durchs überhangende Gebüsch. Steine rollen unter meinen Füssen. Reich' mir deine Hand, o Battos, und leite mich durch die Nacht, denn unerfahren bin ich hier des Weges und schüchtern.

Battos. Zittre nicht, Daphnis. Schon dämmert es wieder heller über uns. Siehe, silbernes Licht fließt herab durch der Reb-

buchen saftiges Grün, auf dieses heitre Plätzchen. Nun die Treppe links am Berg hinauf. Halt dich fest am alten Geländer, denn die Steine sind feucht und schlupfrig.

Daphnis. Hier endet der Weg sich vor den kleinen beyden Mooshütten unter den schlanken, überzogenen Ebereschen. Wie froh bin ich! Aber die Mühe belohnt sich schön. — Ich weich' eine schwindlichte Tiefe unter uns; hell stetzen, wie Marmorsäulen, die weiß umrindeten Buchen aus dem Abgrund empor, und bilden über uns noch mit ihren Kronen ein luftiges Dach.

Damon. Der Felsen theilt sich zerrissen unter uns von einander; nur der gesellige Epheu spinnt beide wieder zusammen und läßt sein zartes Laub über der Tiefe schwimmen. Fühle, wie seidenweich das krause Moos am Stein liegt, und wie schön die Kräuter umher die Steinklumpen schmücken; hier das niedre

Knabenkraut mit dem marligten Blatte, dort der feine Storchschnabel zwischen den Farrenblättern, und das wuchernde Erdbeergestrauch mit der rothlichen Frucht!

Daphnis. Hier singe, Battes. Singe mit den kühnen Sprung vom Sohn des Ulysses, als er der schönen Calypso entrann. Battis, ich gebe dir den schönsten Becher, welcher daheim meine Hütte ziere, wenn du das Lied mir singest, denn ich weiß, daß in der Gegend du der lieblichste Sänger seyn sollst.

Battes. Ich singe den kühnen Sprung vom Sohn des Ulysses dir. Aber, Daphnis, deinen Becher verlang' ich nicht; laß ihn daheim in der fernen Hütte. Ich singe dir ohne Preis, denn ein Fremdling bist du in unsern Hainen. Darum sing' ich dir ohne Preis.

Daphnis. O gastfreundlicher Battes, daß ein holdes Geschick dich bald zu unsern

vollständige Original-Ausgabe. Mit Kupfern. 12. dreifsirt.
Auf Velinpapier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl.
Auf weifsem Druckpap. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Hebel, J. P., Allemannische Gedichte. Neue gegen den Nachdruck veranstaltete wohlfeilere Ausgabe. 12. broschirt 12 gr. oder 45 kr.

Heigels dramatische Bagatellen. 8. 1½
1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Kruse, L., Erzählungen. — Der Traum, zum Theil aus Kriminalakten. — Scharlachrothe; eine Skizze. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Pfister, M. v., Eugenia von Nordenstern. Zwei Theile mit Kupfern von M. Eslinger gestochen. 8. Auf Schreibpapier 3 thlr. 8 gr. oder 5 fl.

Sammlung spanischer Romanzen aus der frühern Zeit. 8. 10 gr. oder 36 kr.

Soden, J. Graf v., Theater. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers, gestochen von Lips. gr. 8. 4 thlr. 15 gr. oder 7 fl. 24 kr.

— — Emmi oder die zerbrochenen Eier. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Starklof, L. v., die Prinzessinnen. Zwei Thle. Wohlfeilere Originalausg. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Tasso, Torquato, Rime, scelte e rivedute da *Lucio Heid*. II Vol. 8. (Mit dem Bildnisse Tasso's, gestochen von H. Lips.) 3 thlr. oder 5 fl. 24 kr. Schöne Ausg. Velinpap. 4 thlr. od. 7 fl. 12 kr.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Erster Jahrgang 182½ gr. 4.
6 thlr. oder 9 fl.

Hütten führen. Dann sollst du bey mir wohnen, und essen von meinen Früchten und Heerden, und trinken von meinem Wein und meiner Milch. Euch hab' ich eine reizende Nachbarin; die braune Cilia ist meine Nachbarin, die schönste Dirn' im Dorf' und die lieblichste Sängerin, sie! Wenn sie morgens vor meiner Hütte vorüberwankt, o Battus, und sie freundlich unter ihrem Blumenkranz zu mir hereinlächelt und nickend grüßt: dann sollst du mir danken, Battus, und ich will dich zu ihr führen, und ihr werdet euch lieben. Spend ist Cilia, wie die Rose unter ihren südlichen Zweigen, aber du wirst sie überwinden, Battus, mit jugendlicher Anmuth und deines Gesanges Zauber. Dann will ich lachen, und will nicht hinsehn, wenn die Besiegte dir traurig die Hand zum Abschiede drückt.

Battus. Nun du mir von der schönen Cilia erzählest, Daphnis, nun ist meine

Begeisterung verschwunden; denn ich habe lange schon von Cilia gehört, daß sie die schönste Dirne unter Hirten sey und die liebkichste Sängerin treten. Dann pochte mir immer das Herz; wenn ich hörte; denn ich liebte das Mädchen, ehe ich zu kennen. Wenn doch auch Cilia, so seufzte ich oft, von mir und meiner Hütte, und meinem Federn, und meinem Gesange erführe! Ich wünscht' es mir wohl.

Daphnis. Wenn du dein Lied mir vergönnst, Tityrus, so will ich den Wunsch dir erfüllen. Sobald sie sich über den niedrigen Gartenzaun lehnt, oder Windes vor der Hürde im Dunkel des duftigen Nußbaums sitzt, oder mit ihren Gespielen durch die zerstreuten Saaten am Teich entlang geht, dann will ich zu ihr treten und sagen: Cilia, dich liebt ein Jüngling. Tityrus ist sein Name und glänzend wie krystallisch Eis

sein eingelenkes Haar. Er ist in seinen Hütten der reichste Jüngling, in der Gegend umher der reizendste Sänger. Du kennst Bartek nicht, auch kennet er dich nicht. Aber deiner Tugenden schöner Ruf erreichte sein Ohr und besiegte sein Herz. Silia, warum errötheſt du so?

Bartek. Willst du, Daphnis? o wie brennt mirs im Busen. Daphnis: Ich habe das Mädchen neulich im Traum gesehn: Amor selber zeigte mir die Sängerin in einer Grotte. Von knospenden Rosen umkränzt war ihr dunkles Haar, und süß ihr Lächeln, wie das Lächeln des schönsten Morgens, wenn er errötheud hinter den Hainen erwacht. —

Daphnis. Aber lange laß du deinem Gesang mich entgegen schmachten, Bartek. Singe, lieblich wird in den stillen Hallen dein Lied ertönen, und von allen Felsen und Grotten es wieder erklingen.

Verse. Ich singe den Heldenkampf der Lieb und Pflicht in einer jünglings Brust, singe Sucharis traurige Klage und die Leiden des göttlichen Weibes, von Amors Pfeilen verwundet.

Wie eine Reihe schöner Morgenträume glitten Stunden und Tage und Wochen dem Erben des Ulysses vorüber. Ach, ein Sturm hatte kaum das Schiff an akroitischen Klippen zermalmt, auf welchem er nach Troja Brande den irren Vater zu suchen, unbewogen war, seine treuen Gefährten hatte der unersättliche Ocean verschlungen, und allein den weisen Mentor ihm gerettet.

Oft bewandte er nach am Gestade der treibenden Insel, welche Calypso beherrschte, den Tod der Gefährten, und die Wellen des Meeres mit rauhen tumpfen an den schauerigen Felsen empor in seiner Schwermuth Klage. Wenn in stillen Mitternachten hüben die nassen Klippe

ren an Cynthiens Fackel glänzten, und des Mondes Schimmer über den krausen Wogen tanzte: dann sah er ihre Geister noch über den feuchten Gräbern schweben, und traurend winken und verschwinden.

Aber, siehe, den Unsterblichen rief die Liebe zu den Lauben der Freude heim. Der Sohn des Ulysses liebte; aber die er liebte, nannte sein Herz allein in leisen Seufzern und bekannte nimmer der verschwiegene Mund.

Calypso, die Göttin der zauberischen Insel, wohnte hier in prächtiger Cypressen Dämmerung, von ihren Nymfen bedient. Wie die schlanke Feder unter niedern Gebüschen, ragte sie majestätisch unter den Mädchen hervor; anfänglich in voller, blendender Schönheit, verdunkelte sie alle umher. Wie die reife Rose, mit üppig aufgeschlossenem Purpurkelch, die kleinern Knospen verdunkelt. Götter Ver-

gen lauschend vom Olymp, um sie zu sehn, wenn durch die Myrthenhaine sie hinwandelnd ging, oder im reinsten Krystall der umschatteten Quellen ihre Reize hüllenlos badete.

Aber Calypso verschmähte der Götter Huldigung, und verlor sich in lieblicher Einsamkeit ihren verwirrenden Blicken, bis — der schöne Sterer erschien, vom Vater zu Pluto's Hölle bisher geflucht, die Schmach der Himmlischen zu rächen.

Ulysses Sohn erschien, schiffbrüchig und vom Meer an ihre Ufer ausgespult, des sanften Erbarmens Gegenstand. Noch kräuselte sein schwarzes Haar, an Stirn und Nacken fest geschmiegt; noch schimmerte der Wellen Naß von blaß gerötheten Wangen ihm.

Da pochte lauter und lauter ihr Herz beim Anblick des schönen Jünglings; und nie empfundne Glut entbrannt' in Ihres Busens Innern.

nerstem. Ach, was ſie Mitleid nannte, war des Liebesgottes ſüſſes Gift.

Sie führte den Sohn des Ulyſſes und ſeinen grauen Gefährten in ihrer Grotten unterirdiſche Hallen. Sie ſammelte alle Freuden der Inſel und opferte dem ſchönen Fremdling ſie. Ein jeder Tag ward ihr zum Feſt, und aller Feſte Gott — Ulyſſes Sohn.

Sie ahndete, ach, zu ſpät des Liebesgottes Tücke; denn jegliche Stunde trug zum heimlichzehrenden Brande ein Myrthenreis, bis ſeiner Flammen Glut, ſich in der Blicke ſchmachtenden Glanz, ſich in der Hände heiſſen Druk verrieth.

„Du liebſt ihn! warum willſt du es dir verhehlen, mir ungetreues Herz? Du liebſt ihn den reizenden Verführer! er iſt zu ſchön! — O, Schikſal, warum mußte unter den Sterblichen allen dieſer mir, ach, dieſer

nur begegnen? warum ward er unüberwindlich gewaffnet mit allem Zauber der Schönen, und wider mein Herz gesandt? — War die Ruhe dieses Herzens ein Verbrechen? ein Verbrechen meiner Blicke unbefangnes Lächeln? O, mein Schicksal, warum mußte dieser unter den tausend Sterblichen allen, dieser mit allein entgegenkommen, dem mein Herz sich überwunden beugt?„

So seufzte Calypso. In der stillen Felsengrotte lag sie einsam, über Rosenblätter ausgegossen, die mit süssem Duft die Lüfte schwängerten. Reben schossen und Jelängerjelieber woben vor dem Eingang ein künstliches Netz, durch welches Amoretten und Zefire schlüpften der Göttin schleierlosen Busen zu umspielen.

„Wie alles nun, ach, alles so verwandelt ist! Seit ich den Jüngling sah ist jener heilge Myrthenwald mit seinen Lauben nicht mehr

ſchön, und nicht des Baches rieſelndes Silber unter den Blumen, und nicht die goldne Abendröthe mehr. — Ich fühle eine fremde Flur durch alle Adern rinnen; fühle etwas, träume, ſeufze, wünſch und winke — ach, und kenne dieſes Etwas nicht. — O Telemach!„

„In meinen ſchönſten Träumen ſchlingt er ſich lebendig um mich an, der Liebliche! dann küſſt, — dann küſſt, als wär' ich meiner Centnerbürden los, als fühlte ich zum erſtenmahle der Göttlichkeit beneidenswerthes Loos. Ach, und wenn ich vom ſanften Rauſch des holden Traums erwache, dann —? O Liebe, Liebe, wie brennen deine Wunden! und der Schmerz, wie thut er mir ſo wohl, ſo weh. Welch' eine wollüſtige Qual!„

„Ja, Liebling, ja, du haſt mich überwunden! — So gefiel es dir denn des Auges trübes Schmachten, der Wangen fülles Erröe-

then, des Odems leises Zittern, der Arme matter Druck: du hast mich besiegt!„

„Sieh, wie der duftende Jasmin sich dort zu heimlichen Lauben schlingt; Tausendschönchen und Veilen streuen uns ein sanftes Lager. Sieh, labyrinthische, dunkle Gänge verlieren sich im Myrthenwäldchen, und Turteltauben girren da sich ihrer Liebe süße Pein. Sieh, in dem Felsen wollen sich krystallne Grotten über uns, vom zarten Epheulaub umschleiert; die nahe Quelle murmelt uns ein weiches Schlummerlied, und Hyacinthen und Narcissen umduften die geliebte Quelle!„

So seufzte Calypso. Sehnsucht schwellte ihren Busen und ihr Auge irrte lauschend durch des Geisblatts blühende Ranken. Aber den ihr schönes Auge suchte, fand sie nicht.

Sie rührte mit rosigem Finger an die funkelnde Krystallwand, und ein leichter Quell ergoß sich in das helle Marmorbecken. Erröt-

Vogel, W., kleine dramatische Spiele für Privattheater. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

— — Unterhaltungsstunden für Gebildete. Eine Sammlung kleiner Romane, Erzählungen, Anekdoten, Charakterzüge und witziger Einfälle. 12. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Zschokke, H., Bilder aus der Schweiz. 3 Thle. 12. geheftet. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Der erste Theil enthält:

Der Flüchtling im Jura.

Der zweite und dritte Theil enthalten:

Der Freihof von Aarau.

Jugend- und Erziehungsschriften, Lehrbücher.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Dictionnaire, nouveau, français-allemand à l'usage des écoliers. Tome premier. — Neues Deutsch-Französisches Schulwörterbuch. Zum Gebrauch für Schüler, welchen Hirzels französische Grammatik zum Unterricht dient. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Fellenberg, Em. v., Darstellung des religiösen Bildungsganges der Erziehungsanstalten in Hofwyl. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Ferdinand Dulder, oder die Macht des Glaubens und der Liebe; ein Lesebuch für Kinder. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Geschenk für fleißige Mädchen, oder Anleitung in allen Arten von Strickerarbeiten. Mit illum. Stickmustern. 8. 1 thlr. 16 gr. od. 2 fl. 30 kr.

thend stand sie vor des klaren Wassers Spiegel und betrachtete ihrer Glieder weiche Formen und umschlang die seltnen Reize mit duftigen unverschwiegnen Schleiern. Wie ein rosenfarbnes Wölkchen über weissen Lilien, schwebte das Gewand von der Achsel zur Hüfte, in lockende Fältchen verschoben, und verheelte nicht des Busens leises Hervordrängen. Kaum eine Spanne über des rechten Fusses röthlichem Knie faßt' eine goldene Schnur die wehenden Falten zusammen, und ließ den kleinen umnezten Fuß sehn, mit Schneeglanz und Rosenröthe zart geschminkt. Ein Kranz von Myrthenzweigen und Nelken durchkroch ihrer Locken goldiges Gekräusel.

So trat die Göttin aus der Grotte. Wie von den Schwingen des kleinsten Zefirs entführt, schwebte die Unsterbliche unter den Lebensbäumen und Palmen hin; kaum bogen sich Maienglöckchen und Veilchenkelche und des blühn-

den Grübchens Federbüschel unter ihrer Ferse Betäubung.

Einsam schwebte sie dahin, und stand plözlich, wie festgezaubert im Schatten einer Malve still.

Da lag er, schöner, als Apollens ewige Jugend, schöner als Lyäus von süssen Schwermereien ermüdet. Da lag er im Schlummer. Flüsterndes Pappellaub goß balsamische Schatten über sein Antliz und über die männliche Brust hin; ein gaukelndes Blumenheer drängte sich um seine Knieen und Ferſen, und des Geraniums duftendes Muſchellaub verbarg zur Hälfte den ruhenden Heldenarm.

Träumend hing die Entzückte über dem Schläfer; trüber funkelte ihr Aug' hernieder auf ihn und eine sanfte Unruh stürmte des Busens Heiligthum wach. Lächelnd sah Amor, hinter Rosengebüschen versteckt, die Leiden der Göttin; er entschlupfte und hinterbrachte den

Bewohnern des Olymps die Botschaft der glücklich gelungenen Rache, mit loser Schadenlust.

Aber unwillkührlich sank die Königin des Zauberreylandes nieder neben den Sohn des Ulysses, und seufzte: „O, ihr Himmlischen, warum ist er so schön, der Verführer? — Ach, ich kann ihn nicht hassen, nicht meiden, nicht ohne Erglühen ihn anschaun. Mein ganzes Wesen hängt an diesem Einzigen, diesem Geliebten, mit unsichtbaren Banden gefettet. O, ihr Haine, umdämmert uns, ihr Weste flüstert leiser durch die Blüten — einen, nur einen Kuß dem Schläfer auf die Lippen!„

Sie sprach es leise und neigte sich bebend über den Schlummernden nieder. Sanft wehte seines Odems Gerön. Sie küßte in leiser Berührung den Träumer. Schüchtern bog sie sich zurück; er regte sich, sie zitterte erschrocken empor; er schlug die Augen auf und sah die reizende Göttin im Schatten der Malve.

„Calypso!„ stammelte er: „ach, könnt' ich ewig so schön erwachen.„

„O Telemach,„ seufzte sie zitternd: „du kannst es. Siehe, diese Insel sey dir unterthänig mit allen ihren Freuden. Herrsche hier! du Liebling der Götter, ich werfe meinen Zepter in deine Hand.„ So sprach sie und betete sich auf weichen Blumen an seiner Seite.

„Aber, o Göttin, vereder stehn die väterlichen Hallen, und Penelopes Gram strickt rastlos mit an ihren Geweben. Ach, mein Vater winkt mir aus diesem Elysium von dir. Ich muß ihn suchen; wiederfinden muß ich den theuren Helden, dem ein böses Gestirn durch die Welt folgt, für Trojas Mauern stürzten.„

„Wirst du, wenn ihn einmahl des Orkus Schatten umschlangen, wirst du ihn wiedergeben dem Licht der Oberwelt? — Wird Penelope länger den Freiern widerstehen, die

zu ihren Füssen ihre Kronen legen? Nein, o Sohn des Ulysses, hier ist die Heimath der Freude in diesen schattigten Gründen; hier das Vaterland, wo dich die Liebe mit ihren Rosen bekränzt. Weile und lebe mit mir, und herrsche durch diese Gefilde, ach, du herrschest ja schon in ihrer Königin Brust!„

„Und mitten in der Wollust schwelgerischen Umarmung wird, ein blasses Gespenst, Ulysses Schatten erscheinen. Wenn ich den Becher der Freude schwinge, wird er erscheinen, der Zürnende, und meiner erstarrenden Hand der Freudenbecher entstürzen. Wenn ich in den Hainen der Liebe am Kusse glühender Lippen taumle, wird er erscheinen, und kalt und erbleichend werd' ich dem Traume entfliehn.„

„Nein, ich lasse dich nicht! — Siehe, ein Tropfen an Lethes heiligen Ufern geschöpft, wird alle Bilder der Vorzeit von deinem Gedächtnisse tilgen. Dann wird keine Vergan-

genheit dich trüben, nur die Gegenwart soll und die Zukunft aus unerschöpflichen Armen dich mit nie empfundner Wonne überströmen. Ewig wie dieser Myrthenhain soll deine Jugend blühen; ewig, wie jener Quell dem bekränzten Felsen entträufelt, soll meine Liebe dich beglücken. Reiche mir deine Hand, du reizender Liebling, theile meinen Thron mit mir, und meiner Unsterblichkeit Zauber.„

Seufzend blickte Ithacus Erbe zur Göttin empor. Ihr Lächeln durchschauerte ihn mit nie gefühltem Entzücken; aber des Vaters Gedächtnis erwachte traurig in seiner Seele.

Calypso sah des Jünglings Kampf und seine keimende Schwermuth; da rief sie mit süsser Stimme in das Wäldchen, und aus allen Gebüschen drangen die Nymfen hervor, jede schöner, als die Schönste unter den Sterblichen. Ein Kranz von jungen Rosen umschattete ihre frohlichen Stirnen; ein Kranz von jungen Ro-

fen hing ſchwebend um Achſel und Buſen und den blendenden Rücken nieder. Luftige Gewänder, mit allen Farben der ſchimmernden Iris geſchmückt, floſſen reizend über die Hüften, unten mit Blütenkeren aufgeſchürzt. Wie ein volles, buntes Blumenbeet, von tändelnden Zefiren angeregt, ſtanden die Mädchen da, in reizende Gruppen verbunden.

Sie wandten alle zu ihm ihre ſchönen Augen und bewunderten den Jüngling. Demuthsvoll und in ſich ſelbſt geſchmiegt ſtand nur eine unter ihnen, und wagte nicht den ſchüchternen Blick bis ihm. Die jüngſte war ſie unter den Nymfen; Eucharis ihr Name. Und wenn ſie verwegen ſich mit den Augen zu ihm hinüberverlor, dann glühten heller ihre Wangen und mit liebenswürdiger Verworrenheit rief ſie die ungehorſamen Augen vom Freund der Göttin zurück. Ach, Eucharis liebte, was ſie nicht durfte; aber des Jünglings Blick ver-

folgte liebend die holdselige Kleine, und was Calypsos Zauber nicht ihm entlockte, fühl der jungen Nymfe Anmuth ihm.

Die Göttin hatte gewirkt; der Nymfen Schwarm sich wehend getheilt. Unter natürlichen Lauben überhangender Acacien sang und spielte der Mädchen eine Hälfte, inzwischen die andre sich zu Reihentänzen verschränkte. Lieblich schollen Sang und Klang durch die Gebüsche umher, und die Haine sangen und die Felsen es wieder. Lieblich schwebten, mit wechselnden Füssen die Nymfen über den Blumen umher, bald in dichte Haufen verschlungen, bald in schwankenden Reihen entwirrt. Ueppig gaukelten Locken und Kränze um der Tanzenden glühnde Schläfen; wogend säuselten die Gewänder, spielend irrten die kleinen Füsse unter den Blumen und über den Halmen, nach den Accenten der sanften Musik. Wie stürmten die Busen, von schönen Leiden-

schaften empört; wie zärtlich schwangen die Arme sich liebend einander entgegen! der Schenkel üppiger Schwung, der Knieen sanftes Begegnen, der Augen schmachtende Rede, verriethen, bekannten und flohen und lockten, was keine Zunge stammelt und keine Sprache uns nennt.

Doch eine verfolgte, nur eine des Jünglings äußerer Blick; er sah' nicht den wühlenden Haufen, er sah Eucharis nur. Und wenn im Strom der Musik sie majestätisch hinabschwamm durch die Doppelreihe der Schwestern, oder die Holde sich im schwebenden Kranz des Tanzes verlor, dann sank oft unwillkührlich ihr Blick mit stummen Bitten dem träumenden Jüngling entgegen: — und dieser sah die Welt rings um sich her verschwunden, und mit Eucharis allein im Unermeßlichen sich.

Calypso winkte; Gesang und Klang erstand im leisen Nachhall der Haine. Die Göt-

ein lächelte noch einmahl den Ungetreuen an, und eilte nun zum Bade.

„Fliehe!„ rief der düstre Mentor: „entnervend ist der Wollust Hauch! Sohn des Ulysses, dein Vater lebt, und weinend klagt Penelope in der verlaßnen Burg des Gatten und des Sohnes Verlust. Sohn des Ulysses, dein Vater lebt! auf, auf, wohin dein Herz dich ruft. Ich nenne dich nicht Ulysses Sohn, wenn nicht Penelopes Jammer mehr als dieser Weiber Sirren dich rührt; ich nenne dich nicht Ulysses Sohn, wenn deine Tugend an Calypsos Busen entschläft!„

„Ich fliehe, Mentor, denn ich bin Ulysses Sohn. Mein Vater ist mir heilig und heilig meiner Mutter Schmerz. — Ach, aber — seze seufzend der Jüngling hinzu und irrte durch die Gebüsche mit den Augen, wo ihm Eucharis entschwand: ach, aber — —

Glatz, J., kleines Erzählungsbuch für fleißige Knaben und Mädchen, welche sich in der deutschen, wie in der französischen Sprache üben, und sich angenehm und lehrreich beschäftigen wollen. Mit der französischen Uebersetzung zur Seite, von Abbé Libert. Mit 5 Kupfern, gebunden. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Großmama, die, in der Wochenstube. Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege. 8. 1 thlr 8 gr. oder 2 fl.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik, oder vollständiger Unterricht in der französischen Sprache. Dritte neu bearbeitete Ausg. von C. v. Orell. gr 8. 14 gr. od. 54 kr.

Krüsi, H., bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, als Winke der Natur über den Zusammenhang des äussern und innern Lebens. 8. 10 gr. oder 36 kr.

Peter, oder die Folgen der Unwissenheit; eine Geschichte für Kinder. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Soden, J. Graf von, die Staatsnationalbildung. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Wagner, System des Unterrichts, oder Encyclopädie und Methodologie des gesammten Schulunterrichts. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Zschokke, H., Umriß von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile. gr. 4. 7 gr. oder 24 kr.

wie entfliehn? wo iſt ein Schif, das uns von dieſen Geſtaden trägt?„

„Hinab ins Meer — ins Meer hinab geſtürzt, den Göttern iſt ja Kindesliebe theuer. Sie ſchützen uns, wenn wir die ſalzigen Wogen durchſchwimmen. Delphinen werden uns auf ihre Rücken laden, und im Triumf Tritonen uns, auf krummen Schneckenhörnern blaſend, von Welle zu Welle geleiten bis an ein freundliches Schif.„

„Kennſt du den Felſen„ ſprach Ulyſſes Sohn, „wo ich in ſtillen Mitternächten den heiligen Manen unſrer treuen Brüder ſo manche Thräne opferte? Wild bellt er mit zerrißner Stirn ſich über die tobenden Wellen hin; von ſeinem Scheitel wehn Dornenhecken; ſchwarze Cedern bekleiden ſeine Schultern.„

„Ich kenne den ſchroffen Felſen am Meer; der die zerrißne Stirn wild über den Wellen beugt. Oft ſaß ich einſam da und horchte

der Wellen trauriges Gemurmel; und starrte nassen Blickes über die graue Flut, ob endlich nicht ein Schiff am Horizont mir wehre, ob nicht ein Wimpel endlich meiner Sehnsucht winkte. Ich kenne den Felsen, und wenn das Abendroth an seinem Scheitel glüht erwartet Mentor drüben Ulysses Sohn!„

Schon neigte sich Phöbus Flammenrad der andern Hälfte des himmlischen Pfades zu; die Zweig und Hügel senkten ihre Schatten gen Osten, und anmuthige Kühlung hauchte aus dem Haine hervor.

„Ach!„ rief Telemach, und stand einsam unterm Obdach des Weinstocks und dessen Blätter und Trauben am Marmorfelsen gelehnt. „Ja, ich will fliehn! fliehn, diese verführerischen Gründe, diese lustvollen Anhöhn Calypsos. Aber wer rettet mich von dem Zauberbilde, welches mich allenthalben

begleitet, und bis in den Schoos der Träume verfolgt? Ich will hinab mich stürzen in die salzigen Fluten des Oceans, aber mit mir wird sich unter den Wellen Eucharis Bildnis begraben. Ihren Namen werden zuerst mir die Wipfel der Bäume an fremden, niegesehnen Gestaden entgegen lispeln, und wenn ich mich über die Quellen beuge wird Eucharis schüchternes Lächeln von daher meinem Blicke begegnen. O, daß ich nie des Mädchens blaues Auge, und nie die himmlische Unschuld in diesen Augen gesehen!„

So seufzte der Sohn des Ulysses, und sein Seufzer forderte allen Grotten, allen Gebüschen die schöne Eucharis ab.

Mentor, der düstre Greis, wandelte melancholisch im fernen Palmengang; zuweilen blieb er stehn, zuweilen eilt' er schneller.

bald von seiner Betrachtung gefesselt, bald vom Sturm der Empfindung fortgerissen. Dann und wann fiel sein Blick auf den kämpfenden Jüngling unterm Rebendach am Marmorfelsen. Auch der Erbe von Ithaca sah des Freundes Wandel unter den Palmen, und bemerkte Mentors wachenden Blick.

„Wohlan,“ sprach er halblaut, „wohlan, so will ich ihm beweisen, daß unerschütterlich, wie dieser Marmor, mein Entschluß sey. Ich will auch nun die schöne Eucharis nicht wiedersehn. Fliehn will ich diese Stätte; hieher — o wie leicht könnte sie hieher kommen! Wie wurd' ich mich retten? Ein Blick ihres Auges würde meinen Vorsatz zerstören, wie der Sonne Durchblick des Eises Diamant schmilzt. — Nein, jenes Myrthenwäldchen umnachte mich — Mentor, ich fliehe die schöne Eucharis!“

Er eilte über die Blumenau, und über den Bach, von Platanen umdämmert, ins kleine Gehölz, wo Myrthen und Cypressen von blühenden Rosen durchschimmert, links und rechts geheime Lauben zogen.

„O heilige Jungfernnacht!“ sprach der Jüngling von Athen: „nimm mich auf in dein Heiligthum! hüll' in deiner dichtesten Schleier meiner Scel' Euharis heilsch Bild. Ich, ich darf, ich kann, ich will sie nicht mehr sehn — hassen müßt' ich, die Reizende! — hassen die Unschuld? Was that das arme Mädchen dir? Ich, geist' ich selber nicht nach einem einzigen Lächeln jener süßen Mienen? bubl' ich selber nicht um einen freundlichen Blick von ihren blauen Augen? Wär' ich es nicht, der süß in sich seufzte, wenn sich die schüchterne Röthe der Scham hell über ihre Wangen ergoß, so oft mein Blick den ihrigen berührte? —

ich nein, Eucharik, nein, du warſt nicht grauſam!„

„Ha, hall mein Ohem, ich höre Geiſtergeſang, weich und lieblich wie Aolsharfenſpiel im Schauer des Abendwindes! ſchweigen ihr Lüftchen in den Myrthen und Cypreſſen, nur nicht Eucharis Stimme? o ihr geſchmäzigen Pfeifchen, ihr plaudernden Täubchen unter den Roſenbüſchen, ſchweiget! meine Mumfe ſingt. — Meine Knieen wanken unter mir, ich bin ihr nahe! — Eine Grotte liegt im tiefſten Myrthengebüſch vor mir; ein ſilberner Kreis von Lilien umkränzt den kleinen Vorhof! — ihr Geiſter verſunket, ach, Mentor, vergieß, dieß iſt Eucharis Aufenthalt!„

So floß zerriſſen ſeiner Gedanken Strom, dem Sturm der Liebe und Hofnung unterbrochen. Schönere Ahnungen Spiel umgaukelten ihn; er wankte unwillkührlich einige

Schritte vor, blieb wieder ſtehn und ſchalt des dürren Laubes Knittern unter den ſchleichenden Zehen.

Ein ſüßer Lilienduft ſchlug ihm im Hauch der lauen Luft entgegen und heller ſtarrte der Geſang von unbekannten Silberſtimmen aus grünem Dunkel:

„Sie ſchläft!„ Ein ſchöner Traum wiegt ſie in ſeinem Arm, und mit den bunten Schwingen fächeln Zephire Kühlung ihr entgegen. Sie ſchläft, ihr Schweſtern ſammelt von Thälern und von Wieſen des Lenzes jüngſte Blüten, Veilen, Laubenblühen und Lilienglöckchen. Wir wollen ſie bekränzen und lächelnd ſie belauſchen, wenn ſie ſich beym Erwachen vom Lenz begrüßen laßen.„

„Sie ſchlummert! Blumen neigen im üppigen Gedränge zu ihren zarten Füßen-

zu ihren Rosenwangen, zu ihren kleinen Händen die duftvollen Schauer. Denn schöner blühe die Blume, die sie nur sanft berühre.„

„Sie schlummert! es umringen mit zärtlichem Erstaunen so kleine Amoretten, und wähnen, ihre Mutter sey dem Olymp entschwunden, um in der schönen Gestalt ein Träumchen zu erschlummern. Sie lesen ihre Küsse mit Ehrfurcht von ihr nieder, und werden in der Dämmerung der Täuschung nicht gewahr!„

Ex der Gesang.

Doch länger konnte der Jüngling den Schatten nicht dem segnenden Triebe widerstehen. „Noch einmahl! — einmahl nur will ich die Holde noch sehn, und dann auf ewig sie meiden und ewig Entsetzliche Gefilde. Nur einmahl! — Gelingt dieser gefährliche Gang,

wenn er mich tiefer in der Liebe Schlingen verwirret, muß meine Tugend vergrößern; denn zweifach mächtiger wird nun mich Amor befehden, und doppelter Kraft bedarf zum Widerſtreite mein Herz, und doppelt glänzender iſt der ſauererrungene Sieg dann!“

Er ſprach und lüpfte mit ſeinem Finger das Nankengewebe vom Eingang, und trat in der Grotte magiſche Dämmerung ein.

Welch' eine Pracht umfing den Staunenden! Hohe cryſtallene Säulen, mit tauſend flammenden Spitzen, trugen das ſchneckenförmige Gewölbe, von ſpielendem Farbenglanz unzähliger Muſcheln verſchönt. Unbekannte Blumen, vielleicht an Elyſiums Quellen gezeugt, liefen, in hangendem Kranzgeflechte, am Gewölb' umher. Zwiſchen den Säulen träufelten aus den Wänden ſilberne Tropfen; ſanft ſtarrten ſie über mannig-

Stufen in ein Marmorbecken herab, aus deſſen klarer Tiefe Goldſand funkelte.

Ach! und ſchlummernd lag am Rand des Gewäſſers die Nymfe, nachläſſig hingegoſſen über Moosgewerk. Die linke Hand ruhte unter dem ſchönen Haupte; ein Schleier umſchimmerte das Gelokte, und verbarg den kleinen Mund und das kleine Grübchen und den Lilienbuſend ſchmeichelnde Hand. Blumengehänge verſchlangen ſonſt ihre hohen Glanz und den kleinen Fuß, ergötzlich den unter ſchwebend noch im Waſſer hing und kühlende Wellen ihn küßten.

Von dieſen Wundern in ein lieblich Erſtaunen gebadet, ſtand er lange und ſtrekt da, und ſtarrte, wie die Elfe ſpinnt, wenn ſie ſtirbt ein Weib in ihre Zwerge Hafe. Er wagte keinen Odemzug.

„Eudoxia, o ihr Götter! Eudoxia, wie ſchön! — Er drükte ſein Herz in der angeſtrengte

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Fünfter Theil.

Geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball.
Schicksale der Freimaurer in Europa.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

men Empörung aller Gefühle, aber ſeine Lippen ſchwiegen.

„Entfleh, du Sohn des Ulyſſes, entfleh! Hier erlahmen deiner Tugend Kräfte, hier verſiegen Mentors heilige Lehren, wie der Thau des Himmels auf glühendem Boden verſiegt! — Ja, ich will dir entrinnen, reizende Gefahr, noch kann ich entrinnen. Entzückend ſink in dir zu verſinken, aber dem Helden würdiger zu fliehn.— Jezt! dieß ſey der lezte Blick— und dieſer noch. Ach, wie die Zauberin da ſo ſorglos ſchlummert in ihrer Unſchuld Arm! — Nur einen Kuß auf dieſen wogenden Busen, um welchen des Flores falber Duft ſo lockend ſchwimmt. Es ſey der Scheidekuß! —„

Er bog ſich über die Schlummernde hinunter. Verwegen zupfte er den neidiſchen Schleier vom Angeſicht der Nymfe ab. —

O Himmel! Calypſo ſchlug die Augen auf.

Erstarrt, entgeistert stand Penelopeh Sohn vor der Göttin, aber deren Augen des Zornes leichtes Gewölk schwebte. In stiller Scham errüthend, hob er drohend die Hand empor.

„Verräther!„ rief sie: „wie wagst du es in meiner Grotte Heiligthum zu dringen, wohin kein Gott die Ferse setzen darf? — Ein Wink, ein Blick und schrecklich müßtest du den Frevel büßen. — Und doch — —„ ein trüber Schimmer umflog ihr Auge: „wer bist du, wunderbarer Sterblicher, daß meine Macht sich vor dir beugt? Hassen soll dich dieß Herz und beut dir Liebe entgegen? drohen soll dir die Hand und ungehorsam weicht sie dir nur? Ach, dieß Auge, welches dich fassen will, bittet für diesen Willen von deinem Herzen Verzeihung. Wer bist du, wunderbarer Jüngling, der mehr, als die Götter des Himmels vermögen, wider Calypso vermag?„

So sprach sie. Zorn und Liebe, Sehnsucht und Schämen, Drehen und Locken, Stolz und Ergebung waren der wechselnde Inhalt ihrer Geberden.

Noch immer stand der Jüngling ohne Sprache vor der Göttin, welche mit unaussprechlicher Anmuth vor ihm hingegossen lag auf Seidenmoos und Blumen, und halb und halb in Schleier sich vergraben hatte, wie in ein fallen Veilchen. Die Dämmerung der Grotte verschönerte den Unsterblichen Reiz; und ihrer Stimme sanften Fall begleiteten, wie leichte Saitenschläge, der Silberrosen tropfende Geträufel in des Marmorbeckens Ring.

„Verzeih, o Göttin!„ stammelte Ulysses Sohn: „die Donnerglut im Myrtenhaine trieb mich zu der Grotte; und das Erstaunen fesselte mich in dieser wunderreichen Nische fest.„

„Und nur Erſtaunen feſſelte an dieſe Wundergrotte dich? Wie? fühltest du der Liebe ſanften Zug zu dieſer ſtillen Gegend nicht? Hat Amor keinen Pfeil für deine Bruſt geſchliffen, und keine Ketten für dein Herz geflochten?„

„Ach, hätt' ich nimmer die Geſtade dieſer Inſel, nimmer dieſe Hain' erblickt! Ein Sturm jemalmete unſer Schiff und grub im Schoos des Oceanus meiner Gefährten dürres Grab; ein andrer Sturm hat mir des Lebens Ruh genommen, und meine Freuden mir geraubet.„

„Wie, fühlest du den Sturm, der länger auch mich durchwüthet, und dieſe Thäler, dieſe Haine mir verheert?„

„Ich fühl' ihn, Göttin! ach, er hat mir ſelber mich entriſſen.„

„Betrieb, er führet uns in ſchönre Welten aber, hin wo das Auge nicht mehr weint,

das Herz und nicht mehr blutet. — Ha, warum zauderſt du der Liebe Heimath zu bewandern? Ich führe dich an meiner Hand dahin, und will auf die verſiegenden Schaalen dich mit Wolluſt kränken.„

„Die Heimath der Lieb' iſt die Heimath des Grams. Dort blühn nur Myrthen im Schatten der Cypreſſen; dort keimt die Roſe auf der Wermuth bittern Stauden! die Weisheit wendet ihr Angeſicht verhüllt von jenen Thälern ab, wo in der Schwelgerey der Sinne der dürſtende Geiſt vergebens lechzt. Die Tugend flieht, wo thränlos das Leben verſtreicht. Der Ruhm verweigere die Palme dem Schwerdte, welches Amor bekränzt an ſeinen Altären ſchwebend ſah.„

„Die Heimath der Lieb iſt die Heimath der Luſt. Die Weisheit giebt Falten und Ueberdruß; der Ruhm heilt nicht mit ſeinen

Palmen die Wunden, die er ſelber ſchlug. Geh kränze dich mit ſeinen Kränzen, und geh dann eins mit kalten Blicken zu, wenn ſie des Neides Schlangenzahn zernagt! — Nein, Jünglig, nimm das reizende Geſchenk von meiner Hand, warum dich Götter ſelbſt beneiden. Entſchlumme' in dieſem Arm von ſchönen Kämpfen ermüdet, von Liebesſtürmen bewacht. Und wenn der Morgen das Meer mit Roſen überſtreuet, und Geld auf alle Blumen thaut, dann wecke dich der Heimgeſang zu unbekannten Seligkeiten auf. Unſterblich ewig jung und ſchön, wird ein Jahrhundert dir, wie heut ein Tag entrinnen; und jegliches Jahrtauſend wird zum Blumenkranz in deiner Freuden Kranz.“

„Und wenn Jahrhunderte verrinnen, ſo nur meine Schande mit im grauen Strom der Zeit! — Ach, einen theuren Vater ſollt ich vergeſſen können, den Griechenland und Rom

in rühmlichen Liedern ehren? Vergeſſen ſollte des Ulyſſes — Ulyſſens eigner Sohn? Nein, ewig wie des Vaters Ruhm ſey ſeines Sohnes Kindesreue! Wo ſeine Lorbeern grünen, da ſoll meiner Schande Dorn nicht wachſen; der Nachwelt Lippe ſoll nicht ſeine Weisheit preiſen, und meiner Feigheit fluchen!„

Die Göttin ſah des Jünglings Ernſt, und ſeine feigende Wehmuth mit welcher er des groſſen Vaters gedachte. Auch dieſe ſanfte Thränen, auch dieſer wilde Mißmuth ſeiner Mienen gewährt ihm neue Schönheit. Ein tiefer Seufzer zitterte aus ihrer Bruſt empor. Sie winkte dem edeln Jüngling; ehrerbietig verneigt' er ſich und verlies die zauberiſche Grotte.

Inzwiſchen Calypſo einſam trauerte, und neue Pläne entſpann, den widerſpenſtigen Liebling zu umgarnen, ſah Telemach durch den

Hain; die düstre Schwermuth eilt' an seiner Seite. Er sah dem Felsen entgegen, wo er am Meere, mit der kommenden Nacht des silberlockigten Menteus harren wollte. Er sah, doch seinen Fersen folgte der Liebe zärtlicher Kummer nach. Mit jedem Schritte seufzte er: Eucharis! und jedes Vögelchen sang: Eucharis! — Eucharis lispelte jedes Blatt.

In einer Wolke von Blumendüften schwebte der kleine Gott von Gnidos über den Wipfeln des Myrthenhains. Er sah den Sohn des Ulysses flehn zum felsigten Gestade, und harrt unter Blütengebüschen Menteus Worte beherzt.

„Wie?„ rief der kleine Gott: „so will der Jüngling meiner Allmacht spotten? nicht achten der Wunde, die mein Pfeil ihm schlug? — Er seufzt, sein Auge schwimmt in heimlicher Thränen Thau und dennoch will

er flieht? — Die gute Eucharis soll vergebens schmachten, vergebens seinen Namen mit leiser Wehmuth rufen, vergebens ihn an ihren Busen winken? So will ich meinen Köcher, meine Pfeile Silenens frommen Thiere schenken, wenn ungestraft der Stolze mir entweicht?„

Er sprachs und schwang sich schneller, als sein Pfeil, durch die Lüfte empor. Tönend flog der goldne Köcher ihm nach, im spielenden Schatten der regen Schwingen; säuselnd kosten seine Locken im streifenden Winde.

Schon schwebte er hoch über den uferlosen Wellen des grauen Oceans. An einsamen Klippen sonnten die Nymfen ihr grünes Haar und schmückten es mit wehnden Binsen und köstlichen Korallen und schillerndem Muschelglanz. Sie sahn den schwebenden Gott, und hörten den tönenden Köcher an seiner Hüfte.

Da verbargen ſie ſich ſchüchtern unter den Wogen, wie ſich die Täubchen verbergen, wenn über ihnen der Reiher lauſchend dahinziehe, denn auch die friedlichen Götter des Meeres fürchten Amors fliegenden Pfeil.

Jezt wehten ihm kühlere Lüfte von den Geſtaden des Pelleponts entgegen; links ſah er Argos und Sycion, von ihren Hügeln umkränzt, rechts die ſtillen Fluren Lacedämons, noch nicht Lycurgus Waffenſchulen. Bald ſtiegen unter ihm aus ihrer Brandungen Silberſchaum die hehren Cycladen hervor, und der ſteile Ida an Creta's geſtirnzeltenden Küſten. Endlich erreicht er des langen Weges Ziel. Wie eine holde Tochter Amphitrite's, mit Blumenkränzen geziert, erhob ſich aus dem Schoße tändelnder Wellen, mit allen Hügeln und Hainen, Cypern empor.

Hier ſank Amor mit ſanfterm Fluge hinab, dem heiligen Wäldchen zu, welches Ida-

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

lias Hügel umgürtet. Hier ragte über die Myrthengebüsche, auf Marmorſäulen gelehnt, der Tempel ſeiner Mutter.

Holdſelig lächelte die Königin der Freuden ihm entgegen, auf ein Wölkchen vom Veilchenduft gelehnt. — „Woher?„ ſprach ſie: „Woher, du kleiner Schwärmer? Warum ſo finſter der Blick und ſo tiefgefenkt die kleinen Augenbraunen? Hat ein loſer Faun dir wieder die Hälfte der Pfeile verſteckt, indeſſen du am Buſen einer Nymfe ſchliefeſt? Oder iſt die ſchöne Najade dir wieder entſchlüpft in die krokallene Grotte, eh des Bogens Sehne dir trocken ward, die ſie mit hellem Waſſer begoß?„

„O Mutter!„ rief Amor und küßte der Göttin roſiges Knie: „Ich komme von Salopeks Inſel; und ach, mein Werk iſt dort nur halb vollendet. Zwar ſchmachtet

vergebend die stolze Halbgöttin, die der himmlischen Liebe verschmähte; und die Himmlischen sind gerächt! zwar seufzt die jüngste Nymfe dem Sohn des schlauen Ulisses nach; auch ihn hat nicht der Gegenliebe Pfeil verfehlt. Und doch, o Mutter! und doch will er die Insel fliehn und Eucharis verlassen. Schon eilt er dem Felsgestade zu. Erschöpfe ist meine Macht; rette nun mich und unsre Ehre, du!„ —

Die Göttin lächelte: „Wenn ihn der jähe Hang der schroffen Klippen nicht, und nicht der Tod ihn schrecke, der grinsend von Woge zu Woge tanzt: so mag Eucharis ihn mit ihren Armen umwinden. Sie werfe zwischen dem Meere sich und ihm, und kann er diesen Banden entrinnen: so ist er nicht Ulisses Sohn, so hat ihn nicht ein sterbliches Weib geboren!„

Venus-Idalia ſprachs und Amor entſchwang ſich dem mütterlichen Tempel.

Von ſchweren Träumen erwachte die kleine Eucharis in ihrer heimiſchen Grotte. „Er will entfliehn!„ rief ſie, und eine Thräne bebte über ihrer Wangen gerötheten Schnee: „Er will entfliehn, und ich ließ' ihn doch!„

Sie ſah ſich um, und ein fröhliches Lächeln ſchwamm in ihren Mienen, als ſie entronnen der ſchwarzen Gefalt des Traumes ſich im ſtillen Bezirk ihrer Grotte erblickte. —

„O wie bebt' ich, ihr gütigen Götter! ich ſah den Fels ſich beugen über die grauen, tobenden Fluten, und den Fremdling, ach! den geliebten an des Felſens Spitze. Ich rief; ich breitete meine Arme nach ihm aus. Er blickte ſich zum nach mir, und

ſtürzte, und ſah im Stürzen noch mit ſich um. — Welch ein Traum! habet Dank, ihr gütigen Götter! ich opfre Morgen euch das erſte Vögelchen, welches ſich auf meinen Heerd verirrt, und das liebſte Turteltaubenpaar, welches über meiner Grotte niſtet.„

So ſprach Euchariſ. Freude färbte ihre Wangen; Freude ſchwellte ihren jungen Buſen auf. Tiefathmend trat ſie aus dem ſchimmernden Gewölbe in die freie, lachende Natur. Wie würzigt dufteten die Kräuter ihr entgegen, wie freundlich ſangen ihr die Vögel von den grünen Zweigen den Gruß!

„Ich will ihn ſehn; ach, ſehn will ich ihn nur, den holden Günſtling meiner Göttin. Mehr will ich nicht. Er iſt ſo gut, ſo ſanft, ſo ſchön, wer ſollte ihn nicht lieben? Ach, kenne ich unſichtbar den Lieben, wie ſein Schatten, ihn umſchweben! ach, wär ich nur ein Vögelchen! da flatterte

ich ihm allenthalben nach, und wecke' ihn Morgens mit Gesang, und sang' ihn Abends ein. Ich flog' ihm über den Wellen nach, und ruhte auf dem Schiffe dann, das ihn zu fremden Küsten trüge. Und sah' ich früher eine Gefahr': so flattert' ich ängstlich um ihn her und warnte ihn mit traurigen Zwitschern; und wär' er glücklich, — glücklich, o dann, dann wög' ich freudig mich auf einem nahen Zweig' und sänge mein schönstes Lied. — Ach, wär ich auf der Wiesenflur das ärmste, kleinste Blümchen. Dann sah' er mich vielleicht, und dann — dann pflückt er mich vielleicht von meiner Wurzel ab, und drückte mich an seinen Mund, und — wär' es nicht, o so zerträte mich vielleicht sein Fuß, und ach! ich stürbe doch durch ihn!„

Eucharis seufzte so und ging in Träumerein versenkt am Perlenbach entlang; und wo sie ging und wo sie stand, da schwärmte

des Geliebten Bild um ihre trunknen Sinne hin.

Schon goßen die Gesträuche längre Scharten über die wankenden Halme der Au; und rothgelb flammte zwischen den Zederstämmen die Sonnenscheibe herüber.

„Nicht weit ist mir der Felsen mehr, wo ich den schönen Fremdling, im Spiegel des Traumes sah. Vielleicht! — ich eile dahin! — vielleicht, o ihr himmlischen Mächte, ich liebe euch so sehr, und dir, o meergebohrne Cypris! dir weih' ich mit jedem kommenden Frühling dreimahl drei Taubenpaare, mit Rosen und Myrthen gebunden! — vielleicht ist er am Felsen dort. — Und wär' er dort? — — ach! den Calypso liebet, der sieht das arme Mädchen nicht, das im Verborgnen leidet. Wer achtet noch des kleinen Veilchens, wo die Reh' am hohen Busche pranzt? — Und wenn er mich denn auch

nicht sähe, wer wehret' es mir, daß liebend ihn mein Aug umschwärme? — Ich will ihn sehn, ach, sehn will ich ihn nur!„

Sie klimmt' am Felsen empor, der die zerrissne Stirn weit über die Wellen bog, und warf sich harrend in der schlanken Zeder Schatten. Die Winde wehten kühl vom Meer und über dem Wasser schimmerte der Vollmond schön.

Eucharis forscht' umher nach dem Geliebten. Doch nirgends erfreute ihn ihr Blick; still war und leblos rings herum; nur unten, fremdes am Felsen stand der graue Mentor einsam da; im Strom der Meerluft floß das Silber seines Bartes.

Und tiefer hinter dem Cederbusch und hinter der blauen Gebirge Saum sank schon die Sonne nieder. Halb leuchtete ihr flammendes Rad noch über dem Gebirge her —

und schwand; und glühende Röthe floß hellbrennend über Baum und Strauch vom Himmelsbogen herab.

„Er kömmt nicht!“ rief Eucharis: „Er kömmt nicht, zu dem Felsen her. Der Traum hat mir gelogen; o weh mir, daß er log! — Nun kömmt er nicht, und stürzt sich nicht in Thetis tiefen Schooß hinab, und bleibt auf unsrer Insel. Und bleibet er auch nicht für mich, so bleibet er doch hier.“

„Er kömmt nicht! ach, schon steigt die Nacht mit kühlen Schauern aus dem Meer; schon spiegelt sich der volle Mond in dunkeln zitternden Wellen drüben, und schwarzer hängt das Dorngebüsch vom jähen Felsen dort hinunter. — Der Traum, der Traum hat mich belogen, o weh mir, daß er log! — Denn, ach, ein langer Abend wird in meiner Einsamkeit mich quälen; und eine lange, lange

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 1437/657

Nacht, in der ich ihn — nicht sehe! — Schon hoff ich auf das Morgenroth, und noch ist kaum die Sonne unter.„

Indem die Träumerin so sprach, und traurig auf die Blumen niederstarrte, flüsterte leise hinter ihr, wie Espenzeisel, eine Stimme: „Du hoffest auf das Morgenroth, o schöne Eucharis, sprich warum?„

Eucharis blickte zitternd um sich. O Himmel! da stand er, der Geliebte, und liebeflehend sprach sein Blick.

„O Telemach!„ seufzte die Nymfe, und sank, in süsse Ohnmacht aufgelöst, in seinen Arm zurück: „O Telemach!„

„Eucharis!„ lispelte der liebeselige Jüngling: „Eucharis, höre mich!„

„Ihr holden Götter, habet Dank! mehr — mehr hab ich ja nicht — o Telemach!„ so

Geschichtliche Darstellung

der

Ausbreitung des Christenthums

auf dem Erdball.

---

stammelte sie; und er sank schweigend zu ihren Füssen nieder.

Er wollte reden — lallen seines Herzens einziges Bekenntniß und seine Stimm erstarb, und seine Lippe glühte an Eucharis Lippen; gebrochen schwamm ihr Blick, gebrochen zitterte sein Seufzer.

„Wie lieb' ich dich, du Einzige, nur dich!„ rief Telemach.

„O fühle, zähle meines Herzens Schläge;„ entzegnet' sie, im Uebermaas der Wonne: du fühlst sie wohl, doch zählest du sie nicht. So fühlest du, o Theurer, meiner Liebe Glut, doch zählen kannst du ihre Flammen nicht.„

„Eucharis! welche Seligkeit, an diesem Busen hier zu wohnen!„

„O Theurer, welche niegefühlte Freuden erwachen unter deinem Kusse!„

So kosten sie und ihre Stimmen schmolzen in matten Seufzern hin.

Und plötzlich brauß ein Wirbelsturm hoch über die Cedern, hoch über den Fels heran. Es flammte weiß und blau und roth wie Schwefelglut um allen Zweigen, und in dem Wetterschimmer erschien die zürnende Calypso oben.

„Verräther! Ha, ist das der Lohn, daß ich gastfreundlich dich vom Strande zog, an den das Meer dich ausgespült? ist dieß Vergeltung meiner Sorgen? Dieß deines Heldenherzens Dank?„

So rief die Zürnende.

Eine schreckliche Stille herrschte durch die Gebüsche und Sträuche umher, und die zaudelnden Zefore ließen furchtsam ihre Schwingen sinken und horchten den Worten der er-

grimmten Göttin. So horche noch tiefschaudernd die Natur, wenn über den Gebürgen der Donner hinwegrollte.

Eucharis sank erblassend in den Arm des jungen Helden zurück. Aber Telemach umschlang liebend das Mädchen und starrte kühn, mit furchtlosem Blick die Wüthende an, welche, wie der schlangenhaarigten Eumeniden eine, vor ihm stand.

„Geh, Verräther!„ fuhr sie fort: „meiner Rache bist du nicht werth, nur meine Verachtung folge dir über die Meere und ihre Gestade. Geh, Undankbarer, von meinem Fluch begleitet, und bösen Gestirnen irre geführt. Dich scheue die Wege, welche deinen Fersen entfliehe. Es verdorre der Zweig, der Schatten dir gibt. In Lybischen Wüsten buhle mit Tygern, und suche Nahrung auf den Felsen des unwirthbaren Caucasus! — Hinweg von meinem Blick, auch du, treulose

Rumfe, und fühle den Zorn deiner Göttin!„

Sie sprachs und schlug mit ihrem Blumenstabe den Boden, daß der Staub in gelblichen Wolken emporkräuselte. Die Erde spaltete sich. Eucharis sank aus Telemachs Armen, und sterbend lächelte sie ihren Geliebten an und lispelte nur: „Vergiß mein nicht!„

Schon hatte der gierige Abgrund zur Hälfte die schöne Beute verschlungen; als aus den Lüften eine fremde Stimme drang: „O du getreue Eucharis, werde zur Blume! sey mir und meiner Mutter geheiligt!„

Es wandten sich aller Augen empor. In einem goldnen Wölkchen schwebte Amor über den Cedernen mit traurigem Lächeln. Er sah gerührt zur schönen Eucharis herab, die itzt, wie ein Duft, sich in einen grünen Strauß junger Blütterchen verlor. Himmelblaue Blümchen entsprossten sich lächelnd über

den kleinen Halmen; blau und unschuldig lächelten sie, wie die Augen der reizenden Nymfe sonst lächelten.

Da beugte sich Telemach zu dem freundlichen Blümchen, pflückte deren, und rief: Vergiß mein nicht! Eucharis letzte Worte.

Er lief zum Abhang des Felsen und stürzte sich in die Fluten des Meeres; Mentor folgte ihm nach. Da eilten die schuppichten Delphinen herbey und trugen ihn auf ihrem Rücken durch die salzigen Wogen. Tritonen umrauschten ihn freundlich und bliesen auf ihren krummen Hörnern, und Nymfen priesen Telemachs Muth und die Blume der Liebe in seiner Hand.

Daphnis. Bartel, du bist des Gesanges Meister; dich haben die Musen zu ihrem Günstling gewählt. Morgen flecht' ich dir einen Kranz von den blauen Blümchen,

und häng' ihn um deinen Scheitel. Einen andern bring' ich der reizenden Cilia in unſern Hütten, und ſage: o Cilia, höre den jungen Barros die traurigen Siege der ſchönen Eucharis ſingen, dann bittet du ihn, wie Eucharis bat: Vergiß mein nicht!

4.

Das Spiel.

(Le theatre, chez la Grotte de Calypso)

Eine falbe Dämmerung ſchwebte bereits um den Gebüſchen, denn die Sonne war ſchon hinter dem Hügel, und nur ein dunkles Gelbe leuchtete noch in langen Streifen von Abend daher durch das glänzende Buchengrün, um den weißgeſprenkelten Stämmen. Da ging Halys den einſamen Weg am Hain entlang, Halys, den die Mädchen der Flur liebten, weil er ſanft war, wie das Lämmchen, und ſchön und jung.

Er ging am Hain entlang und über die Felſenſtiegen und durch den jungen Baumſchlag, wo Buchen und Eſpen, Maßholder und Mehlbeergeſträuche mit zarten Zweigen durch ein-

ander spielten. In seiner Hand hing ein Körbchen, von bunten Bändern geflochten, und in dem Körbchen lagen allerley Blümchen, die er selber am Nachmittage gepflückt hatte; dornlosrother Klee, violenblaue Glockenblumen mit den Goldstäben im Kelche, weisse Wicken mit feinen Purpurstrichen, Feldnelken, duftender Thymian, und himmelblaue Tremsen lagen darin.

„Ach!„ rief er traurig, als er die kleine Anhöh hinaufflog und sich unter die Rothbuche setzte, an welche der Ahorn seinen glatten Schlangenarm hinanlehnte: „ach! dieß wird nun der dritte Kranz seyn, welchen ich für die schwarzen Locken der braunäugigten Leucothee winde, und vergebens winde. Wie groß ist mein Muth, wenn sie nicht neben mir steht! — o wie viel Schönes weiß ich ihr zu sagen, wenn ich allein im Walde am Holzhaus sitze, und ausser dem Rothschwänzchen nichts um mich her lebendig ist! — Aber

wenn ich bey ihr bin, dann bin ich stumm, wie die kleine Forelle, wenn sie neben der goldigen Waserblume schmeichelnd zieht. Zwey Kränze hab' ich schon zerrissen, die ich ihr nicht anzubieten wagte!„

So sagte er und setzte sich nieder, und knüpfte sinnend an den geschmeidigen Stängeln.

Vor ihm bildete der rötliche Felsen in ungeheuern Schwingungen einen prächtigen Schwibbogen, durch dessen unebner Wölbung die Ruinen eines alten, steinernen Theaters schimmerten. Auf dem Theater trieben die Kinder der benachbarten Hütten jauchzend ihr fröhliches Spiel. Aber Halys hörte nicht, und sah nicht die Schönheit der Felsbogen, vom bräunlichem und grünem Moos anmuthig scharrirt, und eben von einer Buche niedergedrückten, krummen Astgewebe gekrönt. Er dachte nur an die Blumen und an Leucothoen.

Aber als die Arbeit vollendet war, da ſtand er auf und ging durch den Schwibbogen der röthlichen Felſen und ſah dem Spiel der Kleinen zu, auf der Bühne. Es ward ihm ſo heiter im Sinn, als hätt' er ſchon der geliebten Leucothoe ſein Geſchenk durch die Haarlocken gewunden. Die Abendluft wehte erquickend von balſamiſchen Kräutern und im Finſtern ſchimmerten unter den Bäumen die fliegenden Johanniswürmchen mit grünlichem Lichte, wie irrende Funken. Das gab ihm fröhlichen Sinn.

„Wäre Leucothoe hier!„ dacht' er: „ſo ſchön ſah ich dieſe Gegend nie. Rechts ſchlinge ſich der Felſenarm um die Trümmern der Bühne wie eine graue Wolke, und links ragen vier ſchlanke, jugendliche Hornſtämme hoch empor und biegen ſich in lieblicher Krümmung von oben wieder hernieder, wie von der ſchweren Bürde des Laubes niedergezogen. Wie flim-

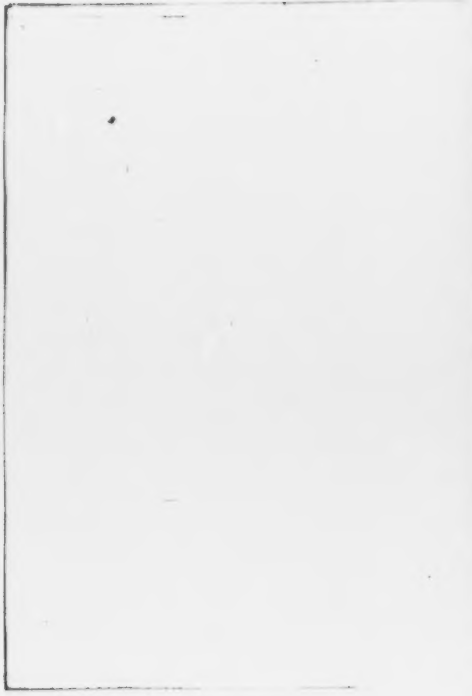

merte der Mond auf den bunten Steinchen der Mauern, und auf den steinernen Zaun in der Wand mit der sechshelmigten Ilite, und auf seinen Nachbar, der mir den Trauben liebäugelt! — Der bärtige Terminus aber muß an der Hinterwand im Schatten stehn, weil er so böse Mienen zum Spiele der Knaben und Mädchen zieht. O, wäre Leuzether hier!„

So dacht' er; aber die Kleinen auf der Bühne sahn ihn nicht, denn er stand im Schatten, zwischen der Urne, auf deren steinernen Kränzen das Moos grünt, und zwischen dem Ahornbusch am Felsen. Darum spielten die Kinder ungestöhrt fort.

Vier Knaben und vier Mädchen standen, unter einander gemischt, schlau umher, zur rechten und linken, an den Scenen der Bühne und sahn sich an und winkten und rauschten ihre Plätze schnell und jauchzend. Ein kleiner Bube schlich von Scene zu Scene mit

ehrfurchtsvoller Geberd' und fragte von einem zum andern: „ist ein Kämmerchen zu vermiethen hier?„ Aber dann schüttelte jeder den Kopf und zeigte zum Nachbar. So schlich der Schlaue umher, wie Amor, wenn er offne Busen sucht, die noch sein Pfeil nicht geritzt; und wo ein Kämmerchen leer ward und schnell nicht der Tauschende eintrat, da nahm es der Lauscher hinweg und ließ dem Beraubten die Rolle des Suchers. Dann begann ein helles Jubelgetön und des Spieles Erneurung.

Lächelnd sah Hafis den Spielern zu, und hing über die Urne den Kranz.

Und als er so da stand, fühlt' er plötzlich seine Augen verschlossen von einer schalkhaften Hand, und eine andre seinem Herzen sich nähern. — „Ist ein Kämmerchen zu vermiethen hier?„ lispelte süß ihm ans Ohr eine Stimme.

„Nein!“ antwortete Halos, und ein frostiger Schauer zitterte ihm durch die Glieder: „Nein, längst hab' ich das Kämmerchen vermiethet; dem Mädchen gehörts mit den braunen, schälkischen Aeuglein und den schwarzen Locken da drüben im Dorfe! Leucothoe heißt das Mädchen.“

„Das müßt' ich doch wissen!“ lispelte die Stimme. Die Hand ließ ab von den Augen, und vor ihm stand Leucothoe mit schelmischem Lächeln.

„O Leucothoe, ist dir das Kämmerchen lieb?“ fragte der blöde Hirt. Da sank das Mädchen ihm an die Brust und küßt ihm die Wange und sprach: „hier zahl' ich das Miethsgeld!“ Kühner umschlang er die Liebe und küssend hing er um ihre lockigten Schläfen den Kranz.

S. 15

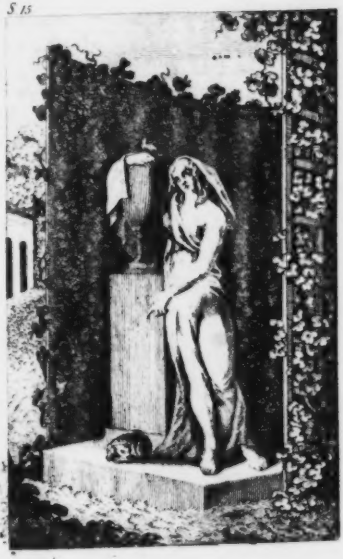

Vignetten

gezeichnet
vom Verfaßer
des
Abällino

mit Kupfern.

Basel 1801
in der Flickschen Buchhandlung

MATH. WIESER

Vignetten.

Bericht an den Buchbinder.

Titelblatt angedruckte Kupfer bleibt als Frontispice. Das zweite Kupfer wird vo
te Erzählung: Herrn Amtmann Verlobung, pag. 127 gehunden.

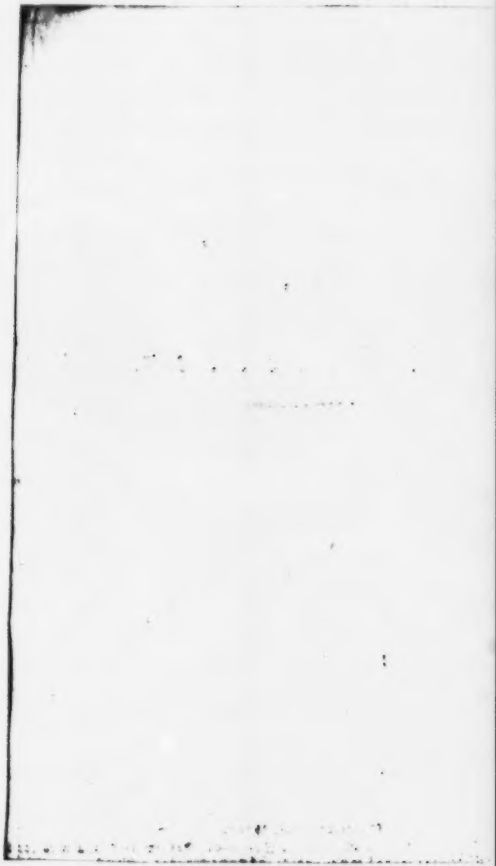

Vorbericht.

Seit dem Ausbruch der Revolution in der Schweiz war der Verfaſſer der folgenden Erzählungen unaufhörlich von groſſen und traurigen Arbeiten über-

Diese kleine Schrift erschien zuerst in der Zeitschrift: Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, Jahrgang 1819, und wurde wieder besonders gedruckt. Man ist schuldig, diese Anzeige zu geben. Denn mit ihr wird zugleich die Ursache bezeichnet, warum der Verfasser in Vielem nicht ausführlicher gewesen, da es ihm wahrlich an Stoff nicht gebrechen konnte; oder warum er nicht umständlich alle Quellen genannt, aus denen er schöpfte. Beides schien jener Zeitschrift nicht ganz angemessen, und wird auch wohl von den wenigsten Lesern begehrt.

Wie zusammengedrängt, oder unvollständig immerhin diese Uebersicht des großen Gegenstandes gegeben worden sein möge, der nicht mehr oder weniger jeden anziehen muß, dem seine Religion das edelste Gut des Gemüthes ist, kann es doch sein, daß sie, in Ermangelung des Bessern, Nutzen stiftet. Vielleicht erweckt sie in einem geistreichen Manne den Gedanken, mit der ausführlichen Geschichte der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch alle Welttheile, ein Gegenstück zu Raynal's Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes zu liefern; wohl würdige Aufgabe für deutschen Ernst, Scharfsinn, Fleiß und unbefangenen Sinn.

Denn die Geschichte von Verpflanzung des Christenthums in die fernsten Gegenden ist Geschichte der Gesittung aller Nationen; Geschichte der Geistesfreiheit, der

laden, die mannigfaltigen Leiden seines Vaterlandes, während der Kriegsstürme, in denjenigen Gegenden zu mildern, welche ihm von der Regierung dazu angewiesen waren. — Seine Nebenstunden widmete er den Musen; und in der Aufheiterung, so diese ihm gewährten, schöpfte er neuen Muth für die Amtsgeschäfte. Umgeben vom Kriegsgetümmel, von unglücklichen Familien, von Trümmern verwüsteter Dörfer,

flüchtete sein Geist sich gern in die selbstgeschaffne Idealenwelt, wo ein heitererer Himmel lachte und schönre Seelen ihm begegneten. — So entstanden nach und nach, in dem traurigen Zeitraum von drei Jahren die kleinen Märchen.

Sie gaben dem Verfasser, und seinen Freunden in abendlichen Vorlesungen,

manche frölichere Stunde — vielleicht sind sie von gleicher Wohlthätigkeit auch in fremden Cirkeln. Wär' es: so hätten sie ihre höchste Bestimmung erreicht.

Harmonius.

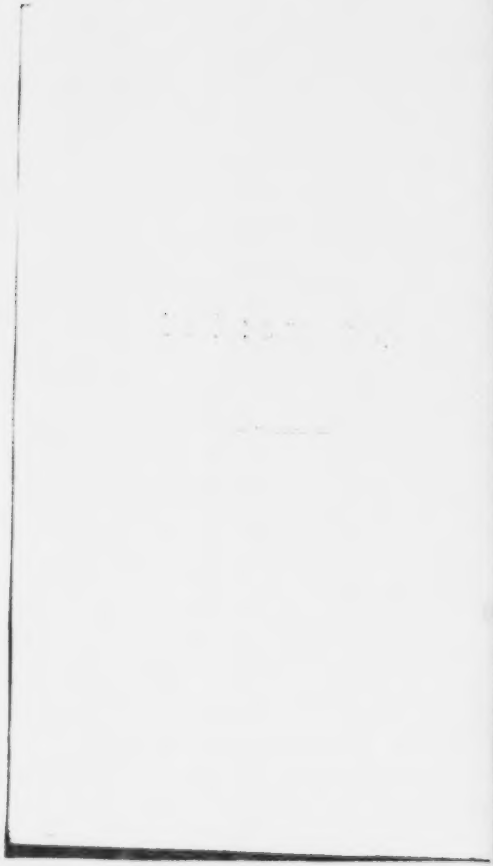

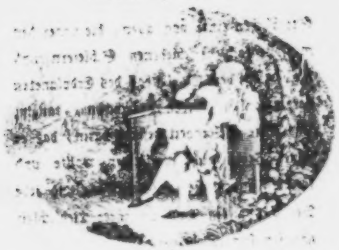

I.

Wir ſaßen im Frühjahr oft im Garten des Harmanius beiſammen. Nie hab' ich einen Menſchen geſehn, der inniger, reiner liebte; nie einen Menſchen, der, bei der zärtlichſten, heiligſten Gegenliebe, ſeines Herzens würdig geliebt worden wäre. — Ich ſage noch mehr, er war der ſeltenſte

Sterblichen einer von allen, die unter den millionenfach verschiedenen Schleiern und Farben auf dem Maskenball des Erdplaneten herumwanken, irren, kriechen, tanzen. Und seine Seltenheit bestand darin, daß er seine Seele nicht verkleiden wollte und konnte, indem sie zu schön war, und jede Verhüllung ein Raub an ihrer Lieblichkeit gewesen sein würde.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst, als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Holde und Reine an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen, rosenfarbnen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich durch das heiße Sommeralter, und endlich in den

dich selbst, dann wirst du auch die ganze Welt erkennen. Weil du dich aber verkannt hast, must du nun auch die ganze Welt verkennen, die dich eben so wenig versteht. Ach, lieber, blinder Mann, kehre heim, und bleibe der Natur getreu, so wirst du alles natürlich finden. Fliehst du aber aus den Armen der Mutter Natur, so wird dir alles unnatürlich scheinen, weil du selbst unnatürlich geworden bist.

2.

Aus diesen einzelnen Gedanken wird ein gebildeter Geist leicht den Geist des Harmonius ahnden, und ich sag es mit Entzücken, das Gemüth des ehrwürdigen Menschen, so ich hier mit leichtern Zügen andeutete.

ist, — zur Ehre der Menschheit — kein Roman.

O, ihr gleichgeschaffnen Seelen, die ihr in dem Bilde, welches an diesem Blatte hängt, euch selbst wieder erblickt, seid mir gegrüßt, seid meine Leser. Unsre Seelen umarmen sich über diesen Worten.

Es ist nicht mein Wille den Lebenslauf des Harmonius zu schreiben; ich kenne ihn nicht ganz; doch errath' ich ihn leicht. Nur einen Zug, nur einen Faden aus dem reinen Gewebe seines Da'eins will ich geben, wie er ihn selbst herauszog und gab. Durch ihn sind wir fähig auf das übrige zu schließen, und uns selbst das ganze Gemälde zu vollenden, wie ein sinnvoller Künstler aus einzelnen Pinselstrichen den Geist des abwesenden Meisters ersieht.

Vor der Laube von rankenden Jelänger-jelieberblumen geflochten, im Garten des Harmonius, ſtand eine aus Marmor gehauene Gruppe, die den Blik des Luſtwandlers feſſeln muſte. Ein junges ſchönes Weib lehnte ſich an einen Aſchenkrug. Ein Vogel ſas ruhend neben ihm auf der Urne; und ein Hündchen lag ſchlummernd zu ſeinen Füſen.

Am Piedeſtall ſtanden die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen — Ewiges Wiederfinden — Kurze Trennungen.

Als wir das erſtemahl beiſammen im Garten des Harmonius waren, und jene Gruppe ſahn und jene Worte laſen, glaubten wir den Sinnſchlüſel gefunden zu haben, da Harmonius ſagte: jene weibliche

ächten Veredlung des menſchlichen Geſchlechts; Geſchichte der großen ins Ewige fortdauernden Revolutionen der Geiſterwelt, mit denen ſich weder an Umfang noch Wirkung die Revolutionen der Staaten, des Handels, der Kriegskunſt, oder irgend eines andern menſchlichen Werkes vergleichen laſſen. Vielmehr alle dieſe Erſcheinungen und Verwandlungen der Völker-Verhältniſſe ſind erſt Wirkungen von der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes. Und kein Sieg bei Zama, oder in den katalauniſchen Feldern, oder (Karls des Martellen wider die Sarazenen) bei Poitiers, oder (wider die Napoleoniſche Macht) bei Leipzig, geſtaltete die Welt ſo um, wie der Sieg eines beglückten Weiſen über die Herrſchaft eines allgemeinen Irrthums der Menſchheit.

Viele treffliche Männer haben die Schickſale unſers Geſchlechts, ſeit ſich daſſelbe ſeiner Vergangenheit durch Sage und Schrift bewußt ward, beſchrieben, und aus höhern Standpunkten betrachtet; es ſcheint mir aber auf dem höchſten noch nicht. Der geiſtreiche Herder in ſeinen „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" berührt ihn, meines Wiſſens, am nächſten. Aber er ſchilderte nur, beinahe möcht' ich ſagen zu einſeitig, den Einfluß des Phyſiſchen, der Klimate, Menſchengattungen u. ſ. w. auf den Bildungsgang der Nationen und ihre Schickſale. Es bliebe noch übrig, aus der Darſtellung der religiöſen und wiſſenſchaftlichen Begriffe der Völker, aus ihrer ſtufenweiſen vor- oder zurückſchreitenden Geiſtesfreiheit die Urquellen ihrer Zuſtände und Verhängniſſe zu erkennen. Das wäre allgemeine Geſchichte der geſittigten Welt. Wie der Menſch, ſo

Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweiht, die vor mehrern Jahren in der Blüte ihres Lebens starb. Wir schwiegen, um sein zartes Herz mit unsrer Neugier nicht zu verneunden. Der Hund erschien uns als ein Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne, als das Sinnbild der Seele, welche sich über irrdischem Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Da wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein grösseres, welches viele Verwandschaft mit der Statüe im Garten hatte. Wir sahen hier das nämliche junge Weib mit ausdrechlichem Liebrein bekleidet, und nebenhin auf dem Tische sas auf grünem Zweige ein Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß es eine Finke sei;

sei; und ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse schneeweiß, lag lauernd zu den Füßen der Jungfrau. Die Augen dieser drei verschiedenen Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehn wurde.

Wir verweilten lange vor diesem Stücke, und als wir dem Verfasser desselben nachfragten, antwortete er; „ich selbst bins." Seine Augen wurden von einer Thräne dunkel. Er sah unverwandt das Bild an mit geheimer Rührung.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer herrlichen, weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, alle drei umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und himmelblauen Vergissmeinnichten. Das erste Bildnis stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir schon vorhin sahn; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebensgröße; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbnem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andre Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text. Am meisten fiel uns auf ein schlummernder Knabe, dem ein Vogel an seinen Lippen pickte; — ein Jüngling unter Ruinen schlafend, den ein Hündchen

bellend gegen Räuber vertheidigte, und ein weinendes, übelgekleidetes Mädchen in den Armen eines jungen Mannes, in dessen Zügen viel Aehnlichkeit mit denen des Harmonius lebte.

Unsre Aufmerksamkeit ward durch dies alles gebunden, doch keiner von uns wagte, die Bescheidenheit zu brechen und um Lösung des Räthsels zu bitten.

Aber so oft wir zu Harmonius kamen, blieben wir einzelnen hie und da vor den Gemälden stehn, ohne es verabredet zu haben, und jeder forschte für sich nach dem geheimen Sinn.

Ueber das, was ich nun im Erfolg erzählen werde, enthalt' ich mich jedes Urtheils, wie wir alle gethan haben, die wir den Harmonius kannten. Mag der Leser seine

Stimme geben, wohin er will, mag er dem ehrwürdigen Greise es zur Schwäche zählen, sich mit der wunderbarsten und seltensten Täuschung vergnügt zu haben, — oder sein Urtheil verschwiegen zurückbinden, gleich wie wir, indem der schöne Wahn des Harmonius das Bürgerrecht in unsrer heiligen Glaubenslehre zu verdienen scheint — es ist mir genug einen merkwürdigen Zug aus dem Leben eines merkwürdigen Menschen aufgestellt zu haben, der wenigstens nie gegen das Herz des Besitzers zu schliessen berechtigt.

3.

Wir sassen an einem Sonntagsabend noch spät vor dem Gartenhause um den Greis

versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerriß den Schleier seines Gewölkes, und sein geißliches Silber mit den Blüten vom hangenden Apfelbaum floß, wie ein elysischer Regen, über uns aus.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft in den blumigten Gesträuchen gebrochen, erwachten unsre Seelen alle zu einem melancholischen Ernst.

„Solche Abende sind ein feierlicher, sanfter Ruf ans Menschenherz, an Gott und Ewigkeit zu denken; — sind einzelne, herübergewehte Blätter aus andern Welten, so schön, als lieblichen Grauens voll; sind fliegender Sommer aus den Gefilden des unbekannten Jenseits!" So sprach einer von den unsrigen, welcher dem Greis am nächsten saß.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach: „Du gefällst mir. Du bist ein Glücklicher, und ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt ist uns das, was wir ihr sind. Nicht sie macht uns glücklich, oder unglücklich, sondern wir machen sie zu einer glücklichen, oder unglücklichen Welt. Der Böse siehet sie böse; schöne Seelen sehen sie schön. Wer an die Tugend glaubet, hat selbst Tugend; wer keinen Gott glaubet, für den ist kein Gott. Da wir nun gleichsam die Schöpfer unsrer moralischen Welt, eines Himmels, oder einer Hölle sind: so lasst uns gute Schöpfer bleiben. Wahrlich so wie wir in diesem grossen Wundergarten pflanzen und säen, also erndten wir."

Da fragte einer der unsrigen: „Ich habe noch wenige Menschen gefunden, die sich ganz glücklich achten. Soll ich glauben, daß sie nicht tugendhaft und rein genug waren?"

„Ich will nicht richten über das Herz der Menschen," antwortete Harmonius: Auch glaub' ich selbst, daß alle unsers Geschlechts nicht gleichen Grades der Glückseeligkeit fähig sind, weil sie vertheilt stehen auf mannigfaltigen Stufen, ob sie gleich alle einem Ziel entgegenklimmen. Aber ich glaube, daß niemand ausser dem Wahnsinn, sich unglücklich genug achte, sein Ich und Selbst mit dem Ich und Selbst eines andern zu vertauschen, ob er den andern gleich glücklicher preist. Jeder Mensch fühlt mitten in seinen Leiden noch so viel Wohlsein und innre Quellen von Glück-

seeligkeit, daß er sie nie verläugnen kann und mag. — Frage daher den Leidenden: willst du aufhören du zu sein, und ganz und gar in allem der andre werden, welchen du seines Glückes wegen beneidest — jedermann, so er nicht noch ganz roh ist, wird den Tausch ausschlagen. Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird sie ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Mensch von halber Bildung kennt den Werth der Entbehrungen nicht. Er will ein moralisches Unding; er will nichts entbehren. Auch beneidet der Mensch nicht sowohl das Glück eines andern, als vielmehr dessen Mittel zum Glück. — Jedem aber ist in seinem Verhältnis ein gleiches Recht und gleiche Kraft gewörden, sich hart oder weich zu betten."

„Aber, sprach ich: wenn auch jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt ist: so haben doch nicht alle gleiche Einsicht empfangen, den Weg zur Glückseeligkeit zu finden. Du weist, Harmonius, wie mancherlei Glückseeligkeitslehren unsre Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten und täglich an neuen Systemen baun."

Harmonius antwortete mir: „Wer ausser sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Der Mensch bedarf keines eurer Schulsysteme; er kennet seinen Weg ohne philosophische Blendlaterne. — Die Glückseeligkeit ist in die Welt gekommen, ehe eurer weisen Meister einer gebohren ward. Wir haben alle eine gute Lehrerin em-

hat und erlebt auch die Nation nur das, was sie sich vermittelst des Gemüths bereiten kann.

Unstreitig würde die umständliche Geschichte von Verbreitung des christlichen Glaubens über alle Welttheile ein wichtiger Beitrag dazu werden können. Wenn nun schon der hier gegebene Umriß, seiner Natur nach, nicht eben das leisten kann, dürfte er dennoch wohl mehr, als bloße Stillung der Wißbegier oder Neugier, gewähren. Er kann vielleicht in mancher Brust die Ueberzeugung von der Göttlichkeit und ewigen Wahrheit des Christenglaubens erfrischen, und als Erklärung der bedeutsamen Rede dienen: Gottes Wort bleibt ewiglich. Er kann vielleicht in manchem Herzen den Glauben an die Selbstoffenbarung der Gottheit in der Geisterwelt stärken, indem wir kein Volk finden, in welchem nicht schon hellere oder dunklere Vorstellungen von göttlichen Dingen leben. Er kann dem philosophischen Geschichtsforscher Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen von mancherlei überraschenden Verwandtschaften des christlichen Kirchenglaubens mit dem heidnischen Mythen gewähren, z. B. daß der aus Gott hervorgegangene, Mensch gewordene Sohn auch bei verschiedenen heidnischen Nationen von einer Jungfrau geboren worden u. s. w. Er kann vielleicht mitwirken, die gegenseitige, noch immer rege, unduldsame Verachtung christlicher Kirchparteien zu schwächen. Denn gleichwie man auf Reisen, im Anblick mannigfaltiger Bildungen und Sitten der Städte und Länder, am leichtesten mancherlei Vorurtheile des Geburtsorts von sich wirft: so wird man christlichhöher, wenn man Leben und Treiben von allerlei Kirchparteien in den verschiedensten Weltgegenden über-

pfanaen, wir in Europa und unsre Brüder am Indus und Missisipi; diese ist die Natur — die Natur mit ihrer unbeugsamen Gesetzgebung. Wer innerhalb derselben lebet und webet, hat den Frieden; wer eines der Gesetze verschmäht, verliert die Rose, fühlt den Stachel, verwundet sich selbst. — Warum kehrt der Thor ob der Warnung nicht in die Gränzen zurück? — Warum erkünstelt er statt dessen mancherlei betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz. Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden; man sucht sofort neue Arzenei gegen die Würkungen der ersten. Und so verirren wir uns von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Also haben wir uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die

zur Beseeligung nicht vonnöthen waren. So haben wir aus mürben Brettern gebrechliche Fahrzeuge erbaut, um nicht von den Meereswogen verschlungen zu werden, indem wir das feste, sichre Land verliessen. Die Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht."

4.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns und jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß B**, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzete.

„Freilich haben unter den Menschen

manche das feste Land verlassen," hub er an: „und haben sich in das gebrechliche Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist auch das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum ist auch unsre Wisbegierde so groß, daß wir uns nicht mit dem begnügen, was wir haben? — Warum wollen wir noch so gern entdecken, was ausser unsrer einsamen Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten, und wünschenswürdigsten Gegenstände, wie Gott und Ewigkeit sind, undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das wertheste ist?"

Deine warums, entgegnete Harmonius: kann ich dir nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind

deſelben bin, wie du. Aber an dem Inhalt und an der Verurſachung deiner Fragen ſelbſt glaub ich wohl mancherlei tadeln zu dürfen. — Iſt unſre Wisbegierde wirklich zu gros für den Umfang unſrer Lebensinſel? Iſt dieſe zur Nahrung unſers Geiſtes wirklich zu arm und zu klein, daß wir ein andres Eiland ſuchen müſſen? O gewis, das haſt du nicht meynen, nicht ſagen wollen. Du biſt überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen iſt für unſern Geiſt: daß unſer Aufenthalt in derſelben zu kurz iſt, um auch nur von allem darin auf das allerflüchtigſte zu genieſſen. — Siehe, ich habe ſiebenzig Jahre; und es nennen mich die Menſchen einen Greis, und erinnern mich mit dieſem Worte an meinen baldigen Abſchied von ihnen; aber mein

Geist ist noch so jugendlich; ich bin noch so ungebildet; mein Durst ist noch nicht gelöscht, und ich lerne täglich und bin noch ein Schüler in meinem siebenzigsten Lebensjahre. Du aber zählst deren kaum zwanzig und einige!"

Du sagst, der Horizont unsrer Erkenntnisse ist zu eng für unsre Wisbegierde? Ich sagte er sei zu reich, zu überfüllt. Worin liegt unser Wiederspruch? Vielleicht in dem, was du Wisbegierde nennst. Die Begierde zum lernen und wissen kann hienieden im Ueberflusse schwelgen und wir werden den uns gereichten Vorrath nie verbrauchen, nie ausschöpfen. Was du aber Wisbegierde nennst, würde ich Neugierde heissen, und Neugierde ist moralische Krankheit. Sie will nicht geniessen, sondern nippen; nicht

erforschen, sondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten, ihr Gelüst zu stillen. Für die Neugierde ist freilich der Horizont unsrer Erkenntnisse zu eng; sie hat nimmer genug, so wie dem Engbrüstigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug trägt. Sie ist Krankheit, moralische Engbrüstigkeit.

Und endlich, mein Lieber, hast dich nun in der Speculation gebrechliches Fahrzeug geworfen; du hast dich umhergeschifft, das unbekannte Land zu entdecken. Was hast du nun gefunden? Was weist du nun mehr, als du wusstest, ehe du vom Ufer abstiessest? Nicht, als daß es verlorne Mühe sei, sich aus den Gränzen der Natur, oder der Vernunft, oder was dasselbe ist, sich aus sich selbst zu schwingen. Du wolltest z. B. zweifellose Gewißheit über dein Dasein

nach dem Tode des Leibes: du wolltest die Zaubereien der Musik ohne ein Gehör dazu, und einen Blick ins Elysium, ohne Augen.

Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; — fruchtlos, nicht weil wirklich ausser unsrer Lebensinsel kein andres Land vorhanden ist, sondern weil dein Nachen zu gebrechlich war. Oder willst du, Blinder, nun die Farbenpracht des Frühlings weglängnen, weil dir das Gesicht mangelt? —

Kehre heim. Verwandle deine Neugier in eine vernünftige Wisbegierde, sintemahl du ein vernünftiges Wesen sein willst. — Nimm die göttliche Arzenei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung, und Geduld.

Oder

Oder willst du den Glauben verschmähn? — Was hast du mehr, wenn du nicht glaubst? Willst du aber den Glauben zurückstossen, so stössest du auch deine Vernunft zurück die dir ihn anzwingt; du widersprichst dir dann selbst; du bist ein krankes, fieberndes irrerendes Geschöpf, und dann bist du der letzte, welcher sich der Wisbegier rühmen darf.

„Was sollen wir aber glauben?" fragten unser einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: wie ihr doch so kindlich fraget! oder wollet ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebeut, und das Herz euch räth. Kein Glaube läßt sich vorschreiben, oder einimpfen. Ein andres ist mit

Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn der Organismus der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein andres ist es um den Glauben. Er wird nicht ertheilt und genommen. Er ist eine geistige Blume, so freiwillig entsprießt, nach Maasgabe der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden, und derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüte der Seele; an der Blüte erkennst du den Baum. Zerstöhre die Blüte nicht, beschneide die Blüte nicht, wenn sie dir an einem andern misfällt, oder du läufst Gefahr den ganzen Baum verrath

und fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gieb ihm besseren Boden, feinere Nahrung. Verschönere die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.

Ich aber, fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und Blüten, und sein Auge verklärte sich, indem es zu den Sternen sah: Ich aber glaube an dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube eine Unsterblichkeit der Geister, und eine heilige Welt, worin Vergeltung und Seeligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unsrer Liebe in allen Hüllen!

Als Harmonius die lezten Worte gesprochen hatte, verlies sein Blik den

blickt, und wie sie, des Wesentlichen eingedenk, nur um Unwesentliches hadern.

Vorzüglich aber wird klar, warum die Sendungen zu den Heiden so selten ihren vollen Zweck erfüllen, und welche Verbesserungen ausführbar und wünschbar sein würden; — wie viel noch übrig sei zu thun für die allgemeine Veredlung der Menschheit durch das Christenthum, und wie ehrwürdig die Bemühungen jener Missions-Anstalten sind, welche unbekümmert um das schnöde Urtheil des gemeinen Haufens, der sie verkennt) im Stillen zur Aufklärung und Vermenschlichung der Wilden fortwirken. Höheres, als dies, kann kein Sterblicher verrichten; denn wer es verrichtet, folgt, als ein neuer Bote des Himmelreichs, den Schritten seines göttlichen Meisters.

Zu solchem Heldensinn und Erlöser-Geschäft aber fromme Jünglinge und Männer zu begeistern; oder christliche Fürsten und Fürstinnen zu erwecken, mit Freigebigkeit das heilige Werk der Welt-Erleuchtung und Welt-Gesittung zu befördern; oder für Verbreitung des Christus-Glaubens unter den Wilden mehrere Vereine wohldenkender Männer auch in Deutschland zu veranlassen, wie dergleichen zahlreich und hochwürdig in Großbritannien dastehen: solch eine köstliche Frucht von seiner unvollkommenen Arbeit zu sehen, ist dem Verfasser wohl zu wünschen, aber nicht zu erwarten erlaubt.

Himmel und sank mit stummer Sehnsucht auf das Marmorbild vor der Laube.

5.

O Harmonius! wie froh bin ich deines Glaubens zu sein! „rief ich aus: Doch den Sinn deiner letzten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klärer zu machen."

Ich will es gern, antwortete der freundliche Greis. — Doch ist der Glaube selbst, welchen ich mit jenen Worten bezeichnete so individuell, und der Erfolg von so eigenthümlichen Gemüthsstimmungen aus meinem Leben, daß ich dazu eine ganze

Geſchichte zu erzählen hätte. Doch kann ichs ja. Wenn Ihr nicht müde werdet mir zuzuhören, und manches zu vernehmen, was euch ſehr unbedeutend ſein kann: ſo werd' ich gewis nicht müde werden, euch zu erzählen, denn ich mus ja von dem reden, was mir in meinem Lebenslauf ſo über alles lieb und theuer und heilig iſt.

Wir drängten uns Dichter um den Liebenswürdigen zuſammen, und ſo vom engen Kranze ſeiner Zuhörer umſchloſſen, begann er die Erzählung.

Ich kann in meiner Erinnerung noch weit zurückſehn auf die vollendete ſiebenzigjährige Lebensſtrecke. Doch in der äuſſerſten Ferne fangen die Gegenſtände an, wie ein falber Nebel, abzubleichen, und ungewis zu werden. Ich erkenne noch in zweifel-

hatten Formen die ehrwürdige Geſtalt meines Vaters. Meine Mutter erblicke ich gar nicht. Sie ſtarb ein Jahr nach meiner Geburt. Jener ſechs Jahre ſpäter. Ich ward eine Waiſe und fremden Händen übergeben.

Waiſe zu ſein war mir ein hartes Loos; doch damahls nur hart, weil ich nicht meinen Geſpielen gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter die mich lächelnd an ihr Mutterherz zog. Dies nagende Entbehren machte mein kleines Herz unaufhörlich wund. Ich weinte ſtill vor mir; ich vertiefte mich mit unausſprechlicher Luft in den Paradieſen meiner kleinen Morwelt; zur lauterſten Zärtlichkeit bildete ſich jedes Gefühl in mir.

Und meine Kindheit ward traurig.

Von allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man hies mich einen Träumer; meinen Gespielen war ich einerlei. — Im Sommer wünscht ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um meine Gespielen wieder zu finden; ich sah sie dann im Geist lächelnder, liebevoller, treuer unter den blühenden Gesträuchen.

Als ich zwölf Jahr alt war, grade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; und ich schlummerte halb.

Ach, mir war wohl; aber ich quälte mein Herz mit wehmüthigen Träumereien. Thränen drängten sich durch meine geschlossenen Augen. Ich sah auf, und sah durch die

Thränen und durch die grüne Wildnis der Zweige in den Himmel. „Ach, stiegst du einmahl nur herab! seufzt' ich und dachte meinen Vater: Nur einmahl, mich zu sehn! Ich bin so verlassen. Es kennt mich keiner in der Welt, als du. Und wenn ich dich gesehen hätte, wollt' ich dich nicht wiederrufen, bis ich hinauf zu dir käme."

Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen meine Thränen über die heißen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

In dem Augenblick, fühlt' ich, setzte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und pickte mit dem Schnabel mir tändelnd an den Lippen. Ich erschrack; und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

Ich richtete mich auf. Der Vogel saß im Baume über mir. Es war als betrachte er mich aufmerksam.

O was hätt' ich hingegeben, das Thierchen zu besitzen. Ich lockte, kirrte, aber umsonst. Es flog nicht davon, es kam auch nicht näher. Ich suchte aus meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flogs hernieder, naschte einige und sah mich dabei an, als wollt es danken. Doch bei meiner leisesten Bewegung entflattert' es wieder.

„ O Vögelchen, liebes Vögelchen, rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum empor, in welchen es geflüchtet war: o Vögelchen, ich bin nicht grausam, ich will dich so lieben und füttern, und niemand soll dir leides thun. "

So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf mein Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

Wie soll ich mein Entzücken schildern. Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug sich zu beobachten mit schmeichelnder Eigenliebe, um sich zu bemitleiden, oder zuweilen auch zu bewundern. Daher haben wir für unsre Freuden ein so kurzes Gedächtnis, für unsre Leiden aber ein so langes.

Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir zu selbst ergeben. Ich trugs auf meine Kammer. Da küßt' ichs tausendmahl. Da füttert' ichs; da ließ ichs frei umherflattern.

Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward' ich in der Schule; artiger im Hause; lächelnder unter meinen Gespielen. Jeder kam; jeder bewunderte meinen Vogel und seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann stand' ich auf, dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich sezte mich zu meiner Schularbeit, er

hüpfte geſellſchaftlich auf meinen Tiſch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbſt bei offnen Fenſtern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus; und kehrte zwitſchernd wieder.

Lächelt nicht, daß ich ſo lange und mit ſo vielem Vergnügen von dieſer Kleinigkeit erzähle. Für mich war und iſt es keine Kleinigkeit. Meine ganze Zärtlichkeit war jetzt auf dies einzige hingewandt. Alle meine Gedanken und Empfindungen vereinigten ſich in Liebe zu dem Thierchen. Ich bin nun alt worden; doch bin ich ihm um nichts minder treu blieben. Zu den ſchönſten Träumen meines ſiebenzigſten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Scenen aus den Kinderjahren zurückſpiegelt.

Das Thierchen starb mir, nach einer anderthalbjährigen Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es alle Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern sas traurend an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zulezt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand; ich trug es an meinem Busen; es schien sich wohler da zu fühlen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verlarg es wieder sein kleines Haupt in den staubigten Federn, wie zum Schlafen. —

Eingang.

Man schreibe keineswegs die Ueberlegenheit der Europäer in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Ordnungen der Macht ihres Himmelstrichs und Bodens zu. Dieser Welttheil war lange ein unermeßliches Scythien, als Indien, China, Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und Griechenland schon in Kenntnissen, Gewerben und Sitten groß standen. Aber er schwang sich nach Verlauf der ungeheuern Völkerkriege und Völkerzüge weit über die asiatischen und afrikanischen Staaten empor, weil ihm das Christenthum geworden. Im Morgenlande erblicken wir über Trümmer des Gewesenen traurigen Stillstand des menschlichen Geistes, gebeugt durch Knechtschaft und Sultanenthum.

Wer weiß, wenn die Lehre des Göttlichen von Nazareth ihre Richtung ostwärts oder südwärts genommen hätte, statt gegen Mitternacht und Niedergang, ob dort nicht heute die gebildetsten Völker des Erdballs herrschen würden, während wir neben ihnen Halbwilde geblieben wären? Denn warum richteten sich Griechenland, Asien, Aegypten und Karthago nach den Völkerwanderungen nicht so schnell und kräftig wieder auf, als Italien,

Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel, zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

Ich stieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, küßt, es vom niedern Zweig an den Boden und so schwach es war doch mir entgegen; als wüßt es um die nahe Trennung; als wollt es auch mich noch zum letztenmahle liebkosen, zum letztenmahle sehn und danken. — Spät schlief ich endlich ein, unter Thränen. Ich schmeichelte mich, am folgenden Morgen es gesunder zu finden.

Als ich aber am Morgen erwachte, lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein

Plätzchen verlaſſen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu ſterben.

O, du holdes, treues Thierchen, du ſtummer Engel meiner Kindheit! warum mußteſt du ſo früh ſcheiden? Ach, Menſchen giebt es, die ſo treu nicht lieben, wie du!

Erſpart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn ſchluchzend unter demſelben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerſt gefunden hatte. So begrub ich meinen ſchönen anderthalbjährigen Traum, all meine Kinderfreuden! — Ihr ſeht die Thräne in meinen Augen; ſie ſind der Nachhall meiner damaligen Betrübnis. — Harmonius ſchwieg. Wir alle waren von ſeiner Erzählung bewegt; alle ſeine Empfindungen hatte er uns mitgetheilt.

6.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: Wer da recht liebt, der liebet mit Treue, denn die Treue ist nur Fortsetzung der Liebe. Warum sollt' ich meines Jugendfreundes nicht mit treuer Zärtlichkeit gedenken, da sein Tod mir keinen Anlas gab, ihn weniger, als sonst zu lieben. —

Wer ohne Treue liebt, geht einsam durch die Welt; er ist eine Waise, ohne Familie, und macht nur vorüberfliegende Reisebekanntschaften.

„Meinest du, Harmonius," fragte der, so dem Greise zur Seite sas: „meinest du, daß wir auch im Tode unsre Treue retten? — daß wir auch nach der Auflösung unsers

Leibes

Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülf uns auch diese Liebe durch ein Paar irrdische Minuten, wenn wir nach dem Tode unire Freunde nicht wiederfinden, nicht wiedererkennen, nicht wiederlieben könnten!"

„Du begreifest leicht, erwiederte der Ehrwürdige, daß deine Frage ein Land berührt, in welches unser Blick nicht reicht. Aber ich kann eben so fragen: meinest du, daß wir jezt auf Erden zum erstenmahle leben? meinest du, daß wir zum erstenmahle hier lieben?"

„Wo aber hätten wir schon einmahl gelebt, und wo und wen geliebt? — Was half mir Leben und Liebe, die jezt für mich nicht mehr sind? — Der schönste Traum einer Sommernacht, den ich vergessen habe wenn die Augen aufgehn?" So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. Nicht doch, du lieber, sprach er: nimm es so ernsthaft nicht. Verlangst du von mir keine unwiedersprechliche Gewißheiten: so will ich ferner mit dir reden. Du siehst wohl ein, hier ist nicht das Gespräch von Wissens- sondern von Glaubenssachen. Glaube denn, was die Vernunft dir räth und das Herz dir gebeut. — Aber kein Glaube gedeiht, wenn er nicht auf dem Boden tiefer Wahrscheinlichkeit entsprießt. — Willst du mich ferner anhören?

» Wir wollen!" sagten alle.

Der Greis sprach: Wer ergründet die Natur und den Gang und die Bestimmung unsrer Geister? — Ein grosses ehrwürdiges Räthsel. Wie unzählige Menschen ver-

ſuchten die Löſung, aber dieſer Sphynx blieb noch unüberwunden.

Ich ſage euch meine Gedanken.

Für mich ſcheidet ſich das Weltall in zwei groſſe Hälften, Sinnliches und Ueberſinnliches, Körper und Geiſt, Staub und Seele.

Und ſoweit Menſchengedächtniſſe in die Vergangenheit zurückreichen, finden wir immer alles, wie heut. Die Körper zerſtäuben, und ziehn durch manche Verwandlungen, aber ſie ſelbſt hören nicht auf zu ſein. Nichts kann ſich aus dem Kreiſe der Schöpfung verlieren. Der Thautropfe verduftet an der Blume im Sonnenſtrahl, ſteigt im Sonnenſtrahl zu den Wolken, ſinkt im Regen herab auf Land und Meer, wird Stoff von Quellen, Pflanzen,

Thieren, verändert sich tausendfach und verliert sich nie.

Nichts verliert sich aus dem Weltall; nichts wird vernichtet. — Und nur der Geist, welcher, mehr, als Staub, diesen Staub und seine Veränderungen faßt und denkt, nur er soll das schreckliche Loos ewiger Vernichtung tragen? — Warum denn ihm diese grausame Ausnahme vom Universalgesez der Welt?

So wenig wir glauben können, daß die Seele einst untergehe, so wenigen Grund haben wir, von der andern Seite, zu glauben, daß sie erst erschaffen worden sei, da unter dem Herzen der Mutter sich ihre Hülle, dieser Leib, bildete. Ich halte die Schöpfung der Welt für vollendet: ihr unendliches Gebiet leidet keinen

Abgang aber auch keinen Zuwachs. Unſre Seelen haben ſchon einmahl gelebt — ſie waren mit Anbeginn der Dinge — ſie vermählten ſich mit manchen Formen — ihre innere Kraft wuchs und reifte — ſie werden auch dereinſt die Menſchengeſtalt abwerfen und weiter reifen.

Wir waren und werden ſeyn.

Schwer iſts die geheimnisvolle Haushaltung der Natur zu ergründen, aber wohl erlaubt aus einzelnen Winken derſelben ſie zu ahnden.

Warum ſind auch die Geiſter der Menſchen und deren Kräfte ſo verſchieden? Welch eine Mannigfaltigkeit, welch' eine Stufenfolge unter ihnen! — Ihr ſaget, es ſey Zufall; ich kenne in der weiſen Verkettung der Natur kein frielendes Ohn-

gefährt. Ihr saget, diese Verschiedenheit der Geister war Gottes unergründlicher Wille. Ich kenne keinen göttlichen Willen, als den von heiligster Gesinnung, und ebenster Gerechtigkeit. — Und wahrlich, meinem schwachen Verstande ists immer Widerspruch mit dem Bilde der Gottheit, zu glauben, sie habe ihre Gaben in der Geisterwelt partheiisch, oder zufällig ausgestreut, wie der Säemann seine Saat. — Ich glaube, wer hohe Talente in sich trägt, habe in einem frühern Dasein schon Stärke errungen durch eignes Streben. Ich glaube, daß mein Kämpfen hienieden nicht vergeblich war, und ich aus dem irrdischen Leben einst einen edlern Geist entführe, als hineintrug in dasselbe.

So sprach Harmonius. Der Gedanke, so fremd und schön, welchen er uns gab, überwältigte unser Gemüth. Lange blieben wir staunend an ihm hangen.

Nur B** der Zweifler brach das Schweigen zuerst, und rief: „O Harmonius, wenn du wahr redetest! wie schön würde die Welt, wie glücklich ihr Bewohner sein!"

„Wenn ich nicht wahr redete, sprach der Greis: so zeihe mich meines Irrthums. Der Glaube schlichtet den Zweikampf der Vernunft und Erfahrung, und baut die düstern Regionen an, in welche weder die Hand der letzten, noch der Scharfblick der ersten reicht. — Ein Glaube, welcher mir so viele moralische Räthsel löset, ohne von der Vernunft, oder von der Erfahrung absolut widersprochen zu werden, ein

Gallien, Süddeutschland? — Dort endeten Mungalen und Muhamedaner die allgemeine Umwälzung. Aber die Eroberer Italiens, Galliens, Deutschlands: Gothen, Longobarden, Franken, waren schon Christen.

Das Geistige ist in der uns bekannten Natur das Höchste; und der religiöse Gedanke das Höchste vom Geistigen. Es ist, unsers Wissens, noch kein Volk ohne Achtung des Ueberirdischen gewesen. Selbst die Vielgöttischen und Abgöttischen, welche die Macht des höchsten Wesens unter selbstgeschaffenen Bildern, oder im Glanze einzelner Naturerscheinungen mit roher Einfalt verehren, — sie ahnen, fürchten, lieben, was wir.

Es entsprangen mit dem Beginn der Völker und Reiche mancherlei Vorstellungsarten von himmlischen Dingen. Aber was Christus dem menschlichen Geschlecht gegeben, ist darum das Vollendetste und Heiligste, weil es eben so sehr mit den innersten Ordnungen der Natur, als mit den ewigen Gesetzen der Geisterwelt im Einklang steht; daher allen Erdstrichen, wie allen Zeitaltern gemäß ist; durch keine menschliche Kunst und Weisheit, Gesetzgebung und Staatsverfassung verbessert werden kann, sondern vielmehr, Alles vergöttlichend, die Ansichten der Weisen, der Gesetzgeber, Sittenlehrer und Staatenordner veredelt. Denn es ist an sich wahrhafte Geisteserleuchtung, Geistes-

Glaube welcher mir das Chaos der sittlichen Welt in Ordnung und Einklang auflöset, ein Glaube, welcher mir im schönsten Glanz, welchen das Auge des Sterblichen ertragen mag, die Gottheit darstellt, führet für mich das Siegel der Wahrheit an der Stirn. Ein Glaube ist uns nothwendig; der stolze Sterbliche, welcher nur wissen und nichts glauben will, ist dem Wahnsinn nahe, und in jeder Stunde seines Handelns und Denkens in Widersprüchen und Inconsequenzen verloren. Sollte aber mein Glaube mich täuschen, so tröstet es mich, daß nicht ich, sondern derjenige mich täuschte, der mir Vernunft und Streben nach Heiligkeit gab.

„Gern wär' ich deines Sinnes, sagte B**, gern wollt' ich mit dir glauben,

früher schon des Lebens genossen zu haben, allein es mangeln mir die leisesten Erinnerungen dafür. Wer bürgt es mir, daß ich aus dieser Welt einst nach dem Tode mein Bewußtsein rette? — Und wenn ich es nicht errette, wenn ich mich nicht bewußt bin, daß ich es sei, der schon einmahl, der da und dort gelebt hat: was ist mir dann die einzige Fortdauer? Ein jeder Tod ist dann für mich totale Vernichtung, und jede Geburt oder Wiedererstehung meiner für mich eine erste Erschaffung."

Laß uns, erwiederte Harmonius, laß uns nicht allzuhart sein — du hast den stärksten Einwurf mir gesagt. Vernimm auch mich. — Du sagst: es manselt dir die leiseste Erinnerung für ein früheres Leben. Ich glaub es dir; sie fehlt auch mir. Allein,

dies iſt noch kein Beweis, daß du es nicht kannteſt dies frühere Leben. Wie mancherlei haſt du hienieden nicht ſchon gekannt, geliebt, des du dich nicht mehr erinnern kannſt; — wie manchen Tag haſt du hienieden ſchon gelebt, der nie in dein Gedächtnis heimkehrt. Haſt du ihn darum nicht gelebt den längſtvergeſſnen Tag? Unſer armes enges Gedächtnis faſſet kaum den tauſendſten Theil von unſerm Leben; nur einzelne uns ſtärker ergreifende Dinge bleiben in demſelben heim. Unſer Lebenslauf iſt dem getreuſten Gedächtnis nur eine zeitweiſe Aneinanderfädelung unzuſammenhängender Minuten, einzelner, abgeriſſener Momente unſers Handelns.

Gefühl des Daſeins, Gedanke daß ich Ich bin, heißt bei mir Bewußtſein. — Du

lieber Jüngling, scheinst Bewußtsein mit Erinnerung zu verwirren. Daß unsre Erinnerung für das frühere Leben fehle, geb' ich zu; sie fehlt uns auch von den meisten Minuten des gestrigen Tages schon. Aber darum hatten wir doch gestern, und auch vor unsrer Geburt, wie ich glaube, ein Bewußtsein.

Du gehst noch weiter, verwechselst Bewußtsein mit dem Leben. — So ist es nicht. Du lebst, und bist dich deiner oft nicht bewußt, wie es scheint. Ich will nicht reden vom Schlaf. Giebt es nicht oft Augenblicke, worin dein Geist in voller Thätigkeit sich gleichsam selbst vergißt: wo dir Gefühl des Daseins und Bewußtsein deiner selbst erlöschen? — Und doch lebtest du, warst nicht vernichtet. Leben ist nicht

die Folge des Bewußtseins, sondern das Bewußtsein kann eine Folge des Lebens sein. — Doch halt' ich ernst dafür, daß wir das gänzliche Gefühl des Daseins nie verlieren können; es selbst im Schlaf, in Ohnmachten haben, nur daß wir dessen uns nicht nachher erinnern, so wenig wir uns vollständig der Gedanken und Gefühle erinnern, die wir vor wenig Tagen um eben diese Stunde hatten.

Noch eins, mein Lieber, es betrift das härteste, so du gesprochen. Du sagtest: „wenn ich mich nach dem Tode nicht erinnere, daß ich derselbe sei, der da und dort schon war: so ist die ewige Fortdauer nichts für mich, als ein immerwährendes Erschaffen- und Vernichtetwerden!" Was foderst du damit? — ein unendliches

Gedächtniß fodern du, nicht nur ein unendliches Leben. Warum verachtest du nicht schon das gegenwärtige Leben, der gebrechlichen Erinnerung willen? Warum sprichst du nicht, ich habe die Tage nicht gelebt, und nicht die Jahre, so ich mich nicht erinnre. Und doch, mein Lieber, wärst du in den vergeßnen Tagen deines Lebens froh — daß sie genoßen, würdest sie damals nicht verschmäht haben, wenn man dir vorausgesagt hätte, du würdest sie einst vergeßen haben.

Ich kannte in meiner Jugend einen Mann der als ein sechsjähriger Knabe in den Wäldern wie ein Wilder aufgefangen worden war. Es ist unbekannt, durch welches Schicksal er in jene Wildniß gerathen war. Er lebte mit den Thieren, wie ein Thier, hatte keine Sprache, war scheu und sah

vor Menschen, kannte seine Wildniß vollkommen, und wurde mit vieler Kunst und Mühe endlich erhascht. — Im ersten Monat seiner Gefangenschaft war er traurig, schien sich aus den schönen Zimmern des Fürsten, der ihn als ein Wunderding behandelte, immer noch nach seiner Wildniß zu sehnen. Er lernte allgemach reden, und als er reden konnte, hatte er sein voriges Leben in der Wildniß so ganz vergessen, daß er keine Rechenschaft davon zu geben fähig war. Selbst wie er in des Fürsten Schloß gekommen, war ihm unbekannt. — Alles, was vor seiner Sprachkenntniß geschehen war, war ihm ein dumpfes, unbegreifliches Dunkel. So erzählte mir der Mann selbst.

Sieh, mein Lieber, so ists um unsre Erinnerung, um unser Bewußtseyn.

großen Wohnhaus meines Vaters, und überall begegn' ich ihm, denn überall ist Gott.

» Du redest tröstend und erhaben, o Harmonius, sprach ich: " wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zurückspiegelt — Dann, haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahn! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke! "

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistergestalt in unsern Kinderträumen strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

Den Staub siehst du nicht wieder, sprach Harmonius: hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im grossen Hause Gottes, ist Bürger

noch von unsrer Geisterwelt — du kannst ihn also wiederfinden.

Doch täuschen wir uns oft. Wir heften unsre Liebe oft mehr an das Aeussere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort giebt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder, und Brüder.

Die Geisterwelt mit ihren Verhältnißen, Kräften und Gesetzen ist uns noch verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier weht uns durch die Dunkelheit schon manche liebliche Ahnung an — das Einzige. Wir dürfen es nicht verwerfen. Es giebt in unsern Na-

Geschichte wird nicht bedeutender werden, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der für mich so beseeligend ist, und einen schönen Strahl durch mein ganzes Leben und durch alle Finsternisse desselben wirft.

7.

Unsre Aufmerksamkeit wurde von neuem gespannt. Harmonius bemerkte es lächelnd und sprach:

Ihr werdet euch in euern Erwartungen getäuscht finden. Das Ausserordentliche, so ich euch erzählen werde, liegt nicht in den Begebenheiten, sondern in den Vorstellungen, welche ich mit ihnen verknüpfte.

erregung, Geistesstärkung. Es ist Urstamm und Wurzel aller Religionen — das Höchste und Heiligste, das allen zum Grunde liegt. Es durchdringt daher mit den Urbildern des Vollkommenen, und mit der Sehnsucht zu ihm. Es reizt daher zum Anbau der Wissenschaften. Diese hinwieder, dankbar zurückwirkend, befreien die Lehre des Göttlichen von menschlichen Verunstaltungen, von Erfindungen der Unwissenheit, Schwärmerei und priesterlichen Herrschsucht.

Ausbreitung des Christenthums — nicht bloß christlicher Kirchengebräuche — ist mithin Ausbreitung der Aufklärung, der Gesittung, der Geistesfreiheit! Man kann folglich nicht Freund der Menschheit, nicht Freund seiner eigenen Vernunft sein, ohne die Erweiterung des Alles verklärenden Gottesreiches zu wollen, und mit Entzücken die Veredlung unsers Geschlechts unter allen Himmelsgürteln zu sehen.

Von ungefähr zehn- bis zwölfhundert Millionen Menschen, welche gegenwärtig den Erdkreis bewohnen mögen, sind kaum zweihundert Millionen, welche das Christenthum bekennen; noch weit weniger erkennen es. Welch unermeßliches Feld bleibt der erhabensten Art der Wohlthätigkeit offen!

Schon Großes leistete Europa den übrigen Welttheilen in Rücksicht der Mittheilung göttlicher

Lange konnte ich den Vogel nicht vergessen; so lächerlich mir es auch schien, glaubte ich doch, jahrelang nachher, ihn in jedem ähnlichen wiederzufinden.

Ein Abentheuer mit einem Hündchen brachte den Verluſt von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergang auf dem Domfelde ermüdet und ſetzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kaſtanienbäumen, um die Luſtwandelnden vor mir auf und nieder wallen zu ſehen.

Ohne daß ichs bemerkte, hatte ſich ein Hund mir genähert; er ſtreifte leiſe an meinen Füßen hin, als ſchmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich wurd' er ſo vertraulich, daß er ſich aufrichtete, und mir ſeine Pfoten auf die Kniee legte. Ich ſah das Thier mit einiger Verwunderung an.

Er schien mit seinen Augen zu mir zu sprechen, und wedelte freundlich mit dem Schwanze. Bald fühlt' ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebkosete es. Es war schön; hatte ein seidenweiches kastanienbraunes Haar, Brust und Pfoten schneeweis, herabhängende, lappichte Ohren.

Indem wir einander schmeichelten, stand ein Fremder in Reisekleidern und rief mit einigem Unwillen: Mylon! Der Hund schien zu erschrecken, lies von mir ab, und gieng demüthig zu seinem Herren, und von ihm wieder schüchtern und langsam zu mir.

„Wie kömmts, sagte der Fremde in französischer Sprache zu mir, daß der Hund sie kennt? Haben wir einander schon irgendwo auf Reisen getroffen?"

Schwerlich, antwortete ich: denn ich habe

Ihren Hund nie gesehn, und bis itzt war ich nie auf Reisen.

Das wundert mich, entgegnete der Fremde: ich sehe es zum erstenmale, daß dies treue Thier einem Unbekannten Schmeicheleyen giebt.

Er rief ihn an sich, und gieng davon. Ich folgte ihm unwillkührlich. Mylon sprang noch einigemal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreisen um seinen Herrn und mich rings um.

Ein Paar Bekannte traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Gespräch. Mylon und sein Herr entfernten sich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. — Mir wars, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber

war mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach: "dort ist dein geliebter Vogel." Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin; öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen, unter wechselseitigen Liebkosungen erwachte ich.

Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaftig gegenwärtig. Der Traum schien mir die unerwartete Freundlichkeit des Hündchens enträthselt zu haben. Ich wagte es zu glauben, daß die Seele meines Vogels nach mancherley Wanderungen izt Mylons schönen Leib belebe, und die alte Neigung

wieder für mich empfände. Ungeachtet mir im Glauben Täuschung zu liegen schien, fand ich doch auch die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

Ich war im Begriff mein Schlafgemach zu verlassen; ich gieng zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Bestürzung an. Er hatte seinen Herren verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht wartend vor meiner Kammerthür zugebracht.

Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jezt eins. Kein Zweifel wagte sich gegen

den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahn ich und er nicht wieder. Meine neue Glückseligkeit will ich euch nicht schildern. Nur einen Zug noch muß ich hier anführen.

Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Aufort hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylons, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

. O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche verstehen. Er war so gehorsam, so treu; so in alle meine kleinen Launen ergeben. — Man sah ihm seine Liebe zu mir an. Und wahrlich, schon damals fühlt ich die Unmöglichkeit solche ganz sich dahin gebende Liebe und alle ihre tausend Opfer vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt und ahndet, der sie empfängt!

Ich verlies meine Vaterstadt, ich besuchte mehrere Jahre lang einige hohe Schulen, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir mein Wohl und Weh.

Nach Italien, ich gesteh es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunstsalen von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andre Umstände. Zu Colorno, unweit Parma wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbnen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bey Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftlicher Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgelöst. Ich war neugierig diesen Mann, den Bruder dessen zu sehn, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äus-

serer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegenwärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schrecklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

" Unter Mördern! " riefen wir alle erschrocken.

Freylich! antwortete Harmonius. Doch konnt' ichs nicht bestimmt erfahren, wer die die Mörder für die Brust des Greises gedungen hatte? — denn auch seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andren Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie

scheinen die Erde zu hassen, von der das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. Soviel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertste Feinde meines Oheims gewesen, wegen seiner hellern Grundsätze und Lehren, die er überall mitzutheilen gewohnt war.

Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehmahls das seinige war. Sobald ich mich demselben näherte, erkannt' ich überall seine fleißige, ordnende Hand. Mitten unter Weinhügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schloß, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Fruchtbäume leiteten.

Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz aus der Zendapesta gezogen zu haben,

Aufklärungen über die theuersten Angelegenheiten der Menschheit. Seit Jahrhunderten wanderten tausend fromme Männer aus in alle Indien, das Licht Gottes dahin zu tragen. In den Städten Europens ward für Gesittung, Kunst und Wissenschaft der Völker in den fernsten Erdstrichen gearbeitet. Im Hallischen Waisenhause bildeten sich Lehrer beider Indien. Paris und Neapel unterrichteten Chinesen und Araber. Rußland machte Irkutsk zur Hochschule für Tartaren und Japaner. Mehr, denn alle, leistete Rom. Hier sandte die Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens seit dem siebenzehnten Jahrhundert Gottesboten in alle Welt, die nur für dieses Ziel vorbereitet waren. In mehr denn dreißig aussereuropäischen Sprachen wurden von dieser Kongregation Werke gedruckt. Mit ihr verbunden arbeitete das Seminarium zur Ausbreitung des Glaubens; wetteifernd daneben die Kongregation der Priester von den auswärtigen Missionen; das französische Seminarium zu Missionen an auswärtige Völker, so wie die französische Kongregation vom heil. Sakrament.

Noch ist der edle Eifer nicht ermattet. Abermals, wie einst im Mittelter, erwacht er zur Fortpflanzung der christlichen Religion mit neuem Leben in Britannien. Welche ungeheuere Anstal-

wo Zoroaſter der Perſer ſpricht: " Wer die Erde baut mit Sorg' und Aemſigkeit, hat höheres Verdienſt vor Gott, als wer zehntauſend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!" — Aber dies rettete ſein frommes Leben nicht. Möchte ſein Blut das letzte ſein, ſo um der Religion willen durch Prieſterwuth flos! — die Unglücklichen! ſie ſind mehr zu beklagen, als mein Oheim.

" Wie! rief einer von uns, den Harmonius unterbrechend: wie? die verruchten, abgefeimten Pfaffen, du beklagſt ſie mehr, als deinen ermordeten Oheim?"

Biſt du beſtürzt ob meiner Rede? antwortete Harmonius; ich bins noch mehr ob deiner eignen. Willſt du der Mörder lieber, oder der Ermordete ſein? Er war rein und gut; die Mörder waren Blinde, Irrende.

Irrende. Ein einzger, falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt zum ewgen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzge Lehre: das nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seeligmachende sei! — wie vieles Unheils Stifterin ward sie auf Erden! Noch leben wir in Tagen der Barbarei, weil die Vernunft der Menschen allzu unentwickelt bleibt, und falsche Sätze uns regiren. Wir handeln mehr mit Klugheit, als Vernunft. Die Klugheit wäre uns entbehrlich fast, wenn alle Menschen vernünftig, das heißt, tugendhaft sein könnten.

Im ehmaligen Landgut meines Oheims erkundigte ich mich nach dem Unglücklichen, und den Ursachen seiner Ermordung, erfuhr

aber wenig neues. Als ich nun beklagte, ihn nicht mehr sehn zu können, gab man lächelnd mir zur Antwort: "Ihr könnt ihn immer sehn!"

Und wo? fragt ich mit grosser Verwunderung.

"Unter den Ruinen der alten Abtei, erwiederte man mir; da ward er ermordet; da geht allnächtlich sein Schatten umher, auffallend kenntlich. Es wird sogar behauptet, er zeige sich seit einiger Zeit sogar am Tage. Die Söhne des Ermordeten, um sich davon zu überzeugen, haben selbst den Versuch gemacht, und eine Nacht lang bei der Abtei durchwacht. — Am folgenden Tage waren sie erkrankt und schwermüthig. Sie läugneten nicht, ihn gesehn zu haben. Bald nachher verliessen sie diese Gegend." —

Ihr werdet, fuhr Harmonius fort: ihr werdet wohl glauben, daß ich Anfangs zu solcherlei Erzählungen wenig Vertrauen empfand. Aber da mir dasselbe von so vielen Personen, endlich von Augenzeugen, und selbst vom jetzigen Besitzer des Gutes wiederholt wurde, machte es doch meine Aufmerksamkeit rege. In jedem Fall lag irgend ein Geheimniß hinter diesen Erscheinungen. Meine Neugier ward lauter; in einem unglücklichen Augenblick beschloß ich, mich dahin zu begeben, um die wunderbare Erscheinung selbst zu sehen — zu spät bereute ich meinen Entschluß.

Gegen Abend gieng ich, wohlbewaffnet in Gesellschaft meines alten Dieners Matthias und meines Myton dahin. Ein Bauer aus der Nachbarschaft diente uns zum Führer.

Er brachte uns nicht weiter, als bis zum Ausgang eines finstern Gehölzes, wo wir die Trümmern des Klosters hinter niedern Gebüschen vom Monde beleuchtet emporsteigen sahn. Ein wildes Schrecken ergrif bei diesem Anblick den Bauer; er floh zurück, ohne ein Wort zu sagen. Wenig hätte gefehlt, mein ehrlicher Mathias und ich wären ihm mit gleicher Behendigkeit gefolgt.

Langsam giengen wir dem Ort entgegen, wo wir die Ruinen erblickt hatten; bald verschwanden sie, bald traten sie wieder aus den Gebüschen abwechselnd hervor. Ein unwillkührlicher Schauer überlief uns, und machte uns die Einöde grausenvoller, als sie war. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind sumsete von Zeit zu Zeit

durch die Aeste der über uns ſchwebenden Bäume.

Wie kleinlich iſt der Menſch, wenn ſein Gemüth von abergläubiger Furcht übermannt wird! Als ich mich zu dieſem Gange entſchloß, dachte ich nie im Ernſt davon eine Geiſterſcene zu ſehen, ſondern nur ein Geheimniß zu löſen, was für eine Geſtalt ſich unter den Trümmern der Abtei meinem Oheim ähnlich zeige? — jetzt warf ich mir die Keckheit oder Vermeſſenheit vor, hieher mich zu wagen in eine unbekannte Einſamkeit, in welcher der Bruder meines Vaters ſchon erſchlagen ward! — Auch mein Mörder konnte hinter allen Stauden lauern. —

Als wir die verfallenen Gemäuer der Abtei erreicht hatten, wandelte ſich mein leiſes Selbſtgeſpräch wunderlich um. Wenn

gespenstisch die Schatten der Wolken an den mondhellen Wänden vorbeizogen, lagerte sich eine drückende Angst über mein Herz. Gegen Räuber und Mörder glaubt ich allenfalls gesichert zu seyn durch meine Begleiter und durch meine Waffen; aber wär es nicht möglich, dacht' ich, daß die Seelen der Verstorbenen noch Gewalt haben sich den Sterblichen zu zeigen? — Wir können unmöglich ganz verwerfen all die unzähligen Nachrichten von den Erscheinungen der Todten seit Jahrtausenden; was hilft doch unser Raisonnement dagegen, wenn die Erfahrung dafür stimmt? Die Natur der Geister ist uns noch viel zu unbekannt!

So quälte ich mich mit mancherlei Träumereien. — Meine Einbildungskraft erglühte, und gaukelte mir seltsame Phan-

tome vor. Ich wagte es nicht mehr mit dem ehrlichen Matthias zu reden, welcher ohnedem in Mylons Gesellschaft ruhig entschlafen war.

So durchbracht' ich die Stunden der Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umris der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubiges Schrecken, und schämte mich so vergebens meinen Muth fahren gelassen zu haben. Ich bedauerte jezt, ganz ohne Abentheuer geblieben zu seyn.

In demselben Augenblick rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr mit Entsezen zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Finsternis eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern hinbewegen. Ich sprang auf und lief mit bebender

Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Moment stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

Meine Sinnen entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zuletzt mit dem festen Schlummer verbunden haben muß; denn ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei häßliche Kerls zwischen den Ruinen, die sich mir in übler Absicht zu nähern schienen. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt und einer von ihnen mit einem Stilet, der andre mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen

beide zugleich mörderisch über ihn her; ich hatte unterdessen Zeit gewonnen mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehn und auf die Räuber abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein andrer Schuß gegen die Elenden von der entgegengesetzten Seite.

Matthias war's, der mir zu Hülfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen, die Ruinen verloren und mich; hatte endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdekt, und nun sich hieher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sey?

Die Räuber entflohn. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon,

ten sind dort, seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, durch fromme Privatleute für Erleuchtung der Wilden und Halbwilden jenseits der Weltmeere begonnen! Ihre Begeisterung weckte die Begeisterung anderer Völker Europens. Selbst Amerika sendet nun schon Lehrer des himmlischen Wortes ins Innere Asiens und der Inseln. Dieser Zug des Zeitalters ist einer der ehrwürdigsten im Bilde desselben. Der Versuch, wie unvollkommen er auch sein möge, den gegenwärtigen Stand der Ausbreitung des Christenthums in den verschiedenen Welttheilen darzustellen, wird daher Vielen nicht unwillkommen sein. Was könnten wir der Betrachtung jedes großsinnigen Weltbeobachters Würdigeres darbieten?

I. Europa.

1. Ausbreitung des Christenthums in den ersten acht Jahrhunderten.

Es ist nicht schwerer in den Wundern der Weltgeschichte, als in den Wundern der Natur, den „Gottesfinger" zu zeigen.

Die drei Jahre, in denen Christus, arm und verachtet, unter einem armen, verachteten Volke seine Lehre offenbarte, waren von den uns geschichtlich bekannten sechs Jahrtausenden un-

wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutigen Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen Matthias aus einem nahen Bache Wasser herbeiholte, die Wunden zu waschen.

Ich sollte ihn nun verlieren; sein Wimmern ward leiser. Er leckte meine Hand und sah mich unverwandt an, als kenne er den langen Abschied von mir. In diesen herben Momenten erneuerte sich die ganze Vergangenheit; die Todesstunde meines Vogels; Mylons erstes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Domfelde meiner Vaterstadt; — die Flucht von seinem Herren zu mir; sein und des geliebten Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer — alles

wurde so lebendig vor mir. Hier lag er nun, um für mich zu sterben, als treuer Freund, seine Liebe mit seinem Leben aushauchend.

Mein Schmerz wurde heftiger. Das gute Thier sank sterbend ein und schlos sein verdunkeltes Auge. Es kannte mich nicht mehr. Weinend rief ich es wiederholt bei seinem Namen; Mylon hörte noch meine Stimme; er öffnete noch einmahl seine Augen zu mir; machte noch einmahl die Bewegung mit seiner Zunge, meine Hand zu lecken. Er verschied.

Matthias und ich saßen weinend neben der Leiche des theuren Thiers; er war unser gemeinschaftlicher Liebling gewesen.

Wir gruben ihm gemeinschaftlich nun sein Grab, und verscharrten ihn.

Ruh sanft, du theurer Staub! rief ich: ruh sanft! — O Milon wir finden uns wieder; ewig währet unsre Trennung nicht! —

Nie war mein Glaube erquickender gewesen. Matthias konnte jahrelang den treuen Geführten nicht vergessen; ich lächelte bald wieder. Ich war in mir gewis, den geliebten Geist wieder zu finden.

8.

Hier habet ihr nun die Geschichte derjenigen kleinen Begebenheiten, die in mir jene Vorstellungen über die unbekanntern Gegenden unsers Daseins erzeugten. Als Anhang dazu liefre ich euch noch die Geschichte

ſeine Keime verſchloſſen; ſie erwachen ſämmtlich unter der milden Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. In ihrer Welt gehn die Geiſter ihren eignen Gang. Sie geſellen ſich zu den Körpern nach unbekannten Geſetzen, und löſen ſich wieder von ihnen ab. Geſchaffen von Ewigkeit her, reifen ſie für die Ewigkeit. Hier iſt ein unendliches Fortſtreben; jeder Tod nur eine Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irrdiſchen ſollen ſie nicht an dieſem kleben, ſondern nach dem Geiſtigen trachten. Ich bin unſterblich; das Univerſum hat keine irrdiſche Gränzen für mich; früher oder ſpäter darf ich hoffen Zeuge erhabnerer Szenen zu ſeyn. —"

"O Harmonius, ich fühl es, der Welt-Urheber iſt kein Catechismus-Gott,

und ewig-ſchöner Wechſel! — Und unter allen Geiſtern auch vielleicht für mich ein theurer Geiſt, ein Zwilling, Brudergeiſt: — und daß wir immer, ewig uns Getrennte wieder finden, nähren; und daß die Liebe, dieſer Gottesfunken nicht ganz erliſcht, wenn unſre Lebensflamme ſtirbt!

Er ſchwieg. Es war keiner unter uns, welcher ſein Feuer nicht ergriffen hätte. Reden konnte keiner. In einem milden Strome von Empfindungen verſanken die Seelen. Der Mond flos durch ein Goldmeer von Gewölken hin; ſein Schimmer wehte über die blühenden Gebüſche, bald ſtrahlender, bald matter. Zwiſchen den verworrenen Zweigen der Kaſtanien und Pappeln blizten hin und her die Sterne, vom Laube ſpielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die

ganze Landschaft schien ätherischer, in feinen Duftgebilden aufgelöst, um uns zu schweben. So sahn der Dorweit Dichter ihr Elysium.

Harmonius, seines Versprechens eingedenk, nahm dann den Faden der Erzählung auf und sprach:

9.

Auf meiner Heimreise ins Vaterland hatte ichs zur Gewohnheit, wenn das Wetter irgend erträglich war, den Weg zu Fus zu machen. Das Reisen im Fluge ist so genuslos, als das Leben im Fluge. —

Gewöhnlich eröffneten wir auch unsre Wandrung jeden Tags schon vor der Sonne Aufgang. —

Einſt hatt' ich ſie erwartet auf einem waldigten Hügel. Unten in der Tiefe zog ſich ſchlängelnd der Fahrweg, am Ufer eines unbekannten Fluſſes. In ſaftem Duft lagerte die ſchöne Gegend, mit ihren Fruchtfeldern und zerſtreuten Hütten am jenſeitigen Ufer.

Matthias war langſam inzwiſchen vorausgegangen. Er wollte mich nicht ſtören. Es gehörte zu den Sonderbarkeiten unſrer Reiſe, daß wir ſelten miteinander gingen, ſondern jeder für ſich. Man reiſet nicht um zu plaudern; man tödtet ſich nur mit ſaftem Geſchwätz in der beſtändigen Geſellſchaft; man beobachtet nur halb und unſre Exiſtenz iſt getheilt.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn grade jetzt vermißte, und mich zu ihm

sehnte. Die Sonne ging auf; ich aber lief den gekrümmten Fusweg am Hügel entlang, und suchte den ehrlichen Gefährten. Er war eben im Begrif einer wohlthätigen Handlung. Eine Bettlerin stand vor ihm. Er reichte ihr das Allmosen, und fügte hinzu: geh arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!

Als ich näher trat, setzte er unbefangen seinen Weg fort. Ich stand vor der Bettlerin.

O Gott, welch ein Augenblick! — hier war Sonnenaufgang in meinem Leben.

Ihr kennet das Gemälde meiner verstorbenen Gemahlin. Ich darf euch nicht sagen, daß sie schön war. Denket euch jezt diese reizende, schöngeformte Gestalt, mit diesem

Antlitz eines zartempfindenden Engels, denket sie euch in Lumpen gewickelt!

Unwillkührlich blieb ich stehn. Ich sah sie an, und fühlte mein Herz so beengt, all meine Vorstellungen und Empfindungen so in Eins aufgelöst, daß ich mich selbst nicht kannte. Ich war in einer Feengegend, von Bezauberungen umsponnen; die rührendste Schönheit schwebte vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

Auch sie schien bestürzt. Eine glühende Röthe überflog, wie der Wiederschein eines brennenden Morgengewölks, ihr Angesicht. Dann ward sie blas; schien sich ermannen und entfliehn zu wollen, wankte seitwärts, fürchte den Verlust ihrer Kräfte, und hielt sich bebend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach. —

ſtreitig der auserwählteſte Augenblick. Nicht minder verſetzt uns die nachfolgende Verkettung und Gewalt der Umſtände, jenes weiſe berechnete, Spiel der — Zufälle, wenn ihr's ſo nennen wollt, in Erſtaunen, welche das Senfkorn der göttlichen Verkündung zum Lebensbaum zahlloſer Länder und Völker erzog. Veraltende Throne und Religionen der Zeit, Ueberwinder und Ueberwundene, Völker aus unbekannten Wüſten hervorſchreitend, geſtalteten ſich zuletzt nur zu Werkzeugen in unſichtbarer, unwiderſtehlicher Hand, den einzigen, den großen Zweck zu erfüllen, für welchen Chriſtus auf Golgatha bluten mußte. Doch hier iſt nicht der Ort, den geheimnißreichen Faden zu verfolgen.

Die wenigen Männer, welche aus der Schule Jeſu hervorgegangen waren, trugen das von ihm empfangene Licht bekanntlich mit eben ſo bewundernswürdigem Muth als Glück von Jeruſalem aus durch benachbarte und entfernte Länder. Sie brachten es durch Syrien, durch Phönizien, durch das übrige Kleinaſien nach Griechenland und Italien. Ob es Markus den Aegyptern, ob es Thomas oder Andreas dem Innern Aſiens gegeben, wiſſen wir nicht. Doch ſind die von den älteſten Kirchenſchriftſtellern aufbewahrten Sagen nicht unwahrſcheinlich.

Denn ſchon im zweiten Jahrhundert

"Dir iſt nicht wohl, mein Kind!" ſprach ich.

Sie antwortete nicht, wiewohl ihre kleinen Lippen ſich öffneten, eine Antwort zu geben. Sie ſah mich mit ihrem Unſchuldsblick lange und unverwandt an, als wolle ſie in meiner Seele leſen. Dann drehte ſie ſich plözlich ab, und ging davon.

Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte ſie ſich wieder an eine hohe Eiche, und ſah zurück nach mir. Sie weinte, und ſchien mit Gewalt einen geheimen Schmerz und ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

Ich näherte mich ihr. "Was fehlt dir, mein Kind? fragt' ich: biſt du unglücklich?"

Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut; starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie in meinem Arm auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Blässe übergossen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehn. Ich rief sie, ich rührte ihre kalte, zarte Hand; sie hörte, sie fühlte mich nicht mehr.

Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurük zu einem lebendigen Quell, der unter den Felsen hervor über dem Weg floß; schöpfte in meinem Hut das kühle Wasser und kehrte zurük.

Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fustritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

Eine blaſſe Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

"Du biſt ſehr krank!" ſprach ich.

Sie lächelte wehmüthig, und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme; "gewis nicht!"

Meine Bezauberung war noch nicht geendet. Ich dachte und that, wie ein Träumender. Ich hielt die Hand der Betrlerin, war ſtumm und ſah bald vor mir nieder, bald zu ihr auf. Und ſie nicht anders.

Matthias kam. Er behauptete eine Stunde lang voraus geweſen zu ſein; er hatte gefürchtet mir ſey ein Uebel widerfahren.

Ich ſtand auf. Das Mädchen ſank nieder ins Gras und weinte laut.

" Sie iſt gewis krank!" ſagte ich zu Matthias. Ich zog meine Geldbörſe hervor, und ſtatt ihr Münze zu ſuchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch zu wenig gegeben zu haben. —

Das Mädchen erröthete, gab mir das Geld zurück und ſprach: " ich verlange nichts."

" So wollen wir dich wenigſtens zu deiner Wohnung begleiten, denn du biſt ſchwach!"

Sie nahm es an; erhob ſich, und lehnte ſich auf meinen Arm.

" Sie iſt nicht weit von hier!" ſagte ſie.

" Haſt du deine Eltern dort?" fragte ich.

" O Nein. Meine Eltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind wenigläufige Verwandte, arme gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Ausser dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hüte die Gänse, oder trage Milch."

" Warum gehst du aber in keinen Dienst?" sagte Matthias.

" Ich kann nicht. Der alte Mann in unserer Hütte wäre dann ohne Pflege. Er ist krank."

" Und wie alt bist du?" fragt ich.

" Neunzehn Jahr!" seufzte sie.

Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung; — eine baufällige Hütte, von Epheu, der sie umrankte, gleichsam zusammengehalten und an eine röthliche schroffe Felswand gebunden. —

Von innen überall die Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch altes Linnen an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigten Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

Wir setzten uns auf ein hölzernes Bänkchen, ohnweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über dem Fluss gegen das jenseitige Ufer.

"Darf ich euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstük?" fragte das Mädchen.

Ich nikte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon. "Ich komme sogleich wieder!" rief sie.

Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflegetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, und stimmte in ihren Berichten mit dem überein, was ich von dem Mädchen selbst erfahren hatte. — Doch auch den Namen derselben erfuhr ich noch: Cecilia hies das arme Kind.

"Es wird spät werden!" sagte Matthias, als wir allein waren.

Was versäumen wir anderswo? entgegnete ich.

"Freilich, erwiederte mein Matthias schmunzelnd: wäre die Alte dorthinten eine Frau von Stande, und ihr Pflegekind wenigstens ein Fräulein, so liesse sich aus solchem Besuch etwas ziehn. Schön genug

wäre die Jungfrau, allenfalls, wenn es sein müßte, eine Prinzessin zu heissen." —

"Und dann?"

"Ei und dann hätten ihr eine Gemahlin, junger Herr, und das Hauswesen würde bestellt!"

Ich erschrak, und schwieg. — Nach einer Weile erschien Cecilia. In saubern hölzernem Geschirr setzte sie uns Milch und gutes Brod vor. — Ich konnte nichts genießen. Mein Auge hing unveränderlich an Cecilien. Sie erschöpfte mein Ideal von reizender Weiblichkeit. Ich war berauscht. Hütte, Felsen, Fluß, Gebüsche, alles schien Verklärung und Schönheit von ihr zu empfangen; alles die Folie dieses reinen Diamants zu sein.

"Cecilie, sagt ich: du jammerst mich. Du bist unglücklich."—

Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

"Willst du immer Bettlerin bleiben?" fuhr ich fort.

"Die Armuth hat mich nicht unglücklich gemacht!" seufzte sie.

"Ich mögte alles für dich thun: sagte ich wieder nach einer Pause. — Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeeltern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben!"

Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecilie sah mit tiefer Unruh und mildem Erröthen vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsam-

keit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück nicht auszuschlagen. Cecilie, ihrer Pflege gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld und schickte sie ins Dorf für Cecilien gute Kleider zusammenzukaufen. Matthias ging inzwischen, im Wirthshause ein Mittagsmahl zu verordnen.

Ich war allein. Auch Cecilie hatte sich entfernt. — Ich hätte sie nun gern gesprochen; ich war berauscht von jedem Blick, welchen ich in meine Zukunft warf; so glücklich war ich nie.

Aus meinen Thränen störte mich ein dumpfes Wimmern. Ich erkannte die Stimme Cecilens; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme in der Hütte.

Ich flog dahin. Eine halboffne Thür ließ mich das arme Mädchen in einer Kammer

unſerer Zeitrechnung jauchzete der Märtirer Juſtin, wenn freilich noch zu vorſchnell: „Es iſt keine Völkerſchaft, weder unter Griechen noch Ausländern, ſelbſt unter denen nicht, die ohne bleibende Stätte in Zelten wohnen, bei welcher dem Vater und Schöpfer des Weltalls nicht im Namen Jeſus, des Gekreuzigten, Gebet und Dankſagung gebracht würden!“

Die hohe Klarheit und Einfalt, das aller Vernunft, allen Gemüthern innig Zuſagende der neuen Religion, der Lebensadel und die Todesverachtung ihrer erſten Bekenner, gewannen ihr ſchnell zahlreiche Freunde und Freundinnen. Und neben dem Drangſal der Zeiten, und der Einheit des Weltreichs, deſſen Herz Rom war, wohinzu, wohinweg Alles ſtrömte, haben gewiß auch nicht wenig die bald von Aſien nach Afrika, bald von Afrika nach Europa umhergeworfenen Legionen der Cäſarn zur Verbreitung des Chriſtenthums mitgewirkt. Viele von den Kriegsmännern, welche keine Heimath, als die eroberte Welt hatten, und hinter jeder neuen Staatsgrenze neue Gottheiten, neue Verehrungsarten derſelben fanden, mußten zuletzt Spötter des bunten religiöſen Wirrwarrs auf Erden werden. In Rom begann der Unglaube mit der Heimkunft der Heere aus entfernten Reichsgegenden.

Mit der Ehrfurcht vor den alten Götterſagen

sehn. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobnen, zusammengefalteten Händen stand Cecilie da, und weinte, schluchzte, und lies zuweilen einzelne Worte hören:

"Du hast meine Thränen gezählt! sprach sie überwältigt von ihren Gefühlen: du hast meine Seufzer gezählt! — o mein Gott! o mein Gott! wie hab ichs verdient, daß du mich so glüklich machst!"

Ein solches Gebet, mit solcher Empfindung hatt' ich nie gehört. Ich ging hinaus zur Hütte. Auch ich strekte meine Hände empor zu dem Unbekannten, zu welchem sie betete. Ich weinte, wie sie vor ihm weinte, und sprach leise: "Du hast mich zum Glük erschaffen!"

Das

Das Gebet, so es vom gepreßten Herzen aufsteigt, ist gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rausch. Der betende Mensch ist immer im Stande seiner Erhöhung. Wer ihn sieht, bekennt, er gehöre der untermondischen Welt nicht allein; er spricht mit dem, vor dem nichts Großes ist.

Ich setzte mich wieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilie heran. Noch wogte der schöne Sturm in ihren Empfindungen auf und ab. — Unbeweglich sah sie mich an; unbeweglich ich sie.

„Warum weinst du, liebe Cilia?“ fragt' ich.

Entzückt stürzte nun ein Thränenstrom über ihre Wangen hin. Sie warf sich vor mir auf die Knieen; sie ergriff meine Hand, drückte sie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück ist allzugroß! Wie konnt' ich so viel hoffen? — Ich will eure treuste Magd sein; ich will euch nie verlassen; ich will gern für euch sterben! —“

Ich war tief bewegt. Ein Engel weinte zu meinen Füßen.

Ich richtete Cecilien auf. „Und ich will dich nie verlassen!“ sagt' ich.

„Lasset mich knieen!“ rief sie: „so will ich immer vor euch erscheinen. Nur so wird mir ganz wohl sein, wenn ich euch sehe.“

„Aber ich, liebe Cilia, aber ich kann dich, darf dich so nicht sehen. Du bist

meine Sklavin nicht; ich will auch deine Herr nicht ſein!“ —

So ſprachen wir lange. Ein Gemiſch von unausſprechlicher Demuth und unausſprechlicher Liebe lebte in ihrem reizenden Mienenſpiel.

Matthias und das Weib kamen endlich zurück. —

Daß ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Feſt in der Bettlerhütte — ich verlies erſt am folgenden Tage dies ſchöne Erdenplätzchen und das Dorf.

Von Cecilien ſchied ich lächelnd; aber mein Herz blutete. In der nächſten Stadt ſollte ſie die Poſt nehmen bis hieher in meine Heimath. Tag und Stunden hatt' ich berechnet, wann ſie ankommen müſſe; in den Städten ihr die beſten Gaſthöfe empfohlen:

und doch — eine so lange Reise — wie vielen Unglücksfällen war das verlassne Mädchen ausgesetzt, welches zu seinem Schirm nichts, als seine Schönheit und seine Thränen hatte.

Matthias war nur bemüht, mich zu beruhigen; drei Tage lang wiederholte er mir seine Trostgründe vom Morgen bis zum Abend.

Ich beschloß in der nächsten Stadt Cecilien auf der Post nachzufragen, sie aufzusuchen und sie unmittelbar zu begleiten. — Schneller zum Ziel zu kommen, miethete ich im ersten Flecken einen Wagen, bis zur Stadt. Indem wir den staubigten Weg dahin flogen, sahen wir Cecilien einsam vor uns wandern. Wir kamen, hielten an: sie erblickte uns und stieß einen lauten Schrei

aus. Ich ſprang vom Wagen, nöthigte ſie zum Einſteigen, und ſo erreichten wir die Stadt.

O wie viel hatten wir zu plaudern! — wie viel zu fragen, wie viel zu erzählen! — Aber ihre Schüchternheit und Demuth blieb ſich immer gleich. — Sie wohnte mit mir nun in gleichem Gaſthofe. Ich lies ihr neue Kleider anmeſſen, weil die bäuriſchen ihr wenig anpaſſend waren. — Sie erwartete für ſich die Kleider einer Dienſtmagd; ich aber gab dem Schneider heimlichen Befehl, nach den beſten Moden zu arbeiten.

Sobald die Kleider ankamen, beſchlos ich abzureiſen.

Ich gieng in Ceciliens Zimmer, um ihr das neue Geſchenk zu zeigen, und mich an ihrer Beſtürzung zu freun. Sie ſaß am

Fenſter und ſtrikte. Vor ihr lag ein aufgeſchlagener Kalender.

„Wiſſet ihr auch, mein lieber Herr, wie lang ich euch nun kenne?“ ſagte ſie mit holdſeeligem Lächeln.

„Die Tag: laſſen ſich noch zählen, liebe Cilia:“ gab ich zur Antwort.

„Es ſind nun ſechszehn Monate, ſeitdem ich euch das erſtemahl ſah! — Ach, ihr erinnert euch meiner freilich nicht mehr. Ihr würdigtet mich damahls keines Anblicks.“ —

„Wo aber, Cecilie?“ rief ich.

„Es ſind nun ſechszehn Monate, da ihr durch unſer Dorf reiſetet, mit Matthias und einem braunen Hündchen. Ihr hattet einen eignen halben Wagen; hieltet des Mittags beim Wirthshauſe an. Ich ſtand an der Thür. Meine Augen haben euch

nicht verlassen. Ich sah euch mit Matthias speisen. Ihr truget einen runden Hut, einen grünen Ueberrok mit rothem Kragen und strohfarbne Unterkleider. Ihr waret damahls sehr ernsthaft. O wie gern hätt ich an die Stelle des braunen Hündchens sein mögen!"

„Du hast recht, Cilia, vor ohngefähr so vieler Zeit, wie du sagst, bin ich wirklich durch jene Gegend gekommen. Aber daß ich dich nicht gesehen habe, begreif ich nicht!"

„Ich begreif es wohl, lieber Herr. Wie solltet ihr auch eines armen Gretelmädchens geachtet haben; oder wenn ihr mich sahet, wie hättet ihr euch dessen erinnern mögen? Aber ich! — ach, ich! — O erlaubt mirs, daß ichs euch sage. Schon tausendmahl

hab' ichs sagen wollen, und niemahls konnt' ichs. Ach, ich — als ihr nun fortreistet, als der Wagen durch die Strasse des Dorfs hinrollte, — o mein Gott, ich weiß nicht, wie mir ward! — ich wollte an das Fenster gehn, nur noch den Staub sehn, den eure Räder aufgeregt haben mogten, nur die Gegend, wohin ihr flöget — und ich erreichte das Fenster nicht. Die Wirthin war so barmherzig mich auf ihr Lager zu tragen. Sie sah mich am harten Boden leblos liegen. —"

„Seitdem hab ich euch nie vergessen. Täglich waret ihr in meinen Gebeten und in meinen Träumen. — Ich glaubte nicht, in dieser Welt euch wieder zu finden; — ich war nun zwar so froh nicht mehr, wie sonst, aber doch auch wieder in manchem

andern seeliger, als sonst. Ich bin wirklich frömmer geworden. — O Gott! —“

Bei diesen Worten sank sie mir wieder zu Füßen; sie weinte heftig und umklammerte meine Hand. „O Gott! rief sie: ich bin allzuglücklich. Mein lieber Herr, könnt' ich nur sterben, nur so, an eurer Hand, zu euern Füßen! — ich ertrag es nicht!“

Die Erzählung Ceciliens von ihrer ersten Liebe — und die Heftigkeit ihrer Empfindungen übermannten mich. Immer noch hatt' ich mich ernster und kühler gegen das liebenswürdige Geschöpf gestellt, als ichs sein konnte. Ich riß sie vom Boden auf; meine Thränen vereinten sich mit den ihrigen; ich drückte sie an mein Herz, mein Kuß glühte

verging nicht in der Bruſt der Menſchen die Ahnung höherer, überirdiſcher Weſen. Der Krieger von Bildung, überall in der Welt zu Hauſe, wollte aber einen von engen Ländergrenzen unabhängigen Weltgott und einen von den Prieſterſchaften der Volker unabhängigen Glauben. Was er dunkel fühlte, machte ihm die einfache Jeſuslehre klar. Was er davon in Aſien, in Aegypten, oder bei den Griechen lernte, lehrte er wieder in Gallien und Britannien.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auf dieſe Weiſe das Chriſtenthum in vielen Gegenden Europa's einzeln bei den Völkern eingeführt oder vorbereitet worden ſei. Wir wiſſen, daß die rechtglaubigen Biſchöfe Britanniens nachmals in den ſchottiſchen Hochlanden eine Art Chriſten gefunden haben, der nichts vom römiſchen Pabſt und katholiſchen Kirchenſatzungen bekannt war. Es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß durch die Legionen oder Kaufahrer ſelbſt die Lehre Johannes des Täufers weit vom Ufer des Jordan in andere Gegenden verpflanzt worden ſei. Denn dürfen wir den älteſten Urkunden und ſinnbildlichen Gebräuchen der Freimaurer einigen Glauben beimeſſen, wird uns auffallend, daß dieſe in ihren Verſammlungen und Baubütten lange Zeit nichts von Chriſto und dem Kreuz gekannt zu haben ſcheinen, wohl aber, neben der heidniſchen

auf ihren Lippen. „Wir verlassen uns nie!“ rief ich.

Welch' eine Stunde! welch eine Fülle von Seeligkeit mag das menschliche Herz ertragen! — Cecilliens erster Kus, mit Schüchternheit und Glut gegeben, löste meine Sinnen auf.

Ich führte sie zu den Kleidern. — „Cecilie, sprach ich: nimm diese Kleider. Du wirst meine Gattin! —“

Sie erschrack beim Anblick des Geschenks; noch mehr bei dem Namen Gattin. Beides wollte sie nicht; nur meine Magd sein und heissen wollte sie. Lange währte ihr Kampf. — Ob Liebe, ob demüthiger Gehorsam, — sie schwieg zuletzt.

Die Hand des Stadtpfarrers verband uns noch in derselben Woche. Als mein Weib führte ich sie in meine Vaterstadt ein. — Ich darf euch nicht sagen, wie unaussprechlich glücklich die Tage unsrer Ehe waren.

Die rührende Geschichte ihres Todes, und wie ihr Sterben an meiner Brust auch die letzte Wurzel alles Zweifels gegen meinen Glauben hinwegris — dies ein andermahl, ihr Lieben!

Die Nachtluft wehet kühl, und ich bin siebenzig Jahr.

Wir erhoben uns, den Greis in seine Zimmer zu begleiten.

„Unser Beruf im Universum, sagte er beim Abschiede, ist ein göttlicher Beruf! —

Die Geister sterben nicht aus, und die unbekannte Gewalt, welche Seelen an Seelen führt, wird mich nicht ewig von Mylons und Ceciliens Geist scheiden!

II.

Herrn Quints Verlobung.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, sein Landgut lag fast im Mittelpunkt desselben, ist gewis eins der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn roth' und weisse Blüten von allen Bäumen leuchteten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangten, dann wars, als hätte das Thal einen ewigen Sonn- und Fest-Tag, und Homers Götter würden hier gewis ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein dreistundiges langes Oval, und mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebürgen umzäunt, an deren Brust reizende Dörfer ruhn und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen auf einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten, und wohlbewohnte, tiefumbüschte Dörfer liegen da, wo Ruh und Einfalt heimathlich sind.

Durch die Länge des Wunderthales hin strömt ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zernühlt, und der einzige Friedensstöhrer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden hin, und wagt es nur dann sich gegen die Ebne zu senken, wann ihm ein Dörfchen winkt.

Drei

Drei Brücken über dem Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern auf den Enden deſſelben, vereinigen die Ufer, und die Bewohner vom Dieſſeits und Jenſeits.

Das Thal iſt hiemit geographiſch-richtig beſchrieben, und wer es kennt, weiß ſelbſt deſſen Namen.

2.

Ich habe ſchon geſagt, das Landgut des Herrn Quint lag ohngefähr in der Mitte deſſelben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, der hier erſt ſeit zwölf Monaten

Libation: Fundе merum Genio! von Pythagoras ſagten und noch mehr vom Johannes.

Man zählte im dritten Jahrhundert ſchon eine lange Reihe Chriſtengemeinden, wie in Weſtaſien und Nordafrika, auch längs den europäiſchen Küſtenländern am Mittelmeer. Die heiligen Schriften der Chriſtenheit wurden, wie in ſyriſcher, ägyptiſcher und äthiopiſcher Ueberſetzung, auch in lateiniſcher verbreitet. Die Gleichgültigkeit oder Huld einzelner Cäſaren oder Ortsobrigkeiten gegen die Anhänger der neuen Gottesverehrungsart gab denſelben Zeit zur Befeſtigung in ihren Grundſätzen und zur Ausbreitung derſelben. Doch weit mehr noch beförderte ſolches die Unklugheit einzelner gegen ſie erhobener Verfolgungen. Ohne dieſe Verfolgungen wäre vielleicht die erſte, heilige Begeiſterung zu früh erloſchen. Nun aber trugen Verbannte ihre Meinungen, derentwillen ſie litten, in Gegenden über, wo man ſie noch nicht kannte. Nun reizte Muth und Freudigkeit einzelner Märtirer die übrigen Chriſten zur ſchwärmeriſchen Kühnheit; die erſtaunten Heiden zur Prüfung eines Glaubens, für welchen Männer und Weiber das Sterben ſüß fanden. Nun arbeiteten alle Bekenner um ſo thätiger, ihre Zahl in allen Ständen des Volks zu vergrößern: theils aus Frömmigkeit, theils aus der natürlichen Neigung, die Wahrheit eigener Ueberzeugungen

lebte; vor ihm hatte das Landgut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint, hatte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbaren täglich mit Leides Augen gesehn, sie würden geschworen haben, er sey überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für sehr gelehrt; nur warf man ihm doch vor, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehn, noch abhören.

Nach unsrer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt. — Er liebte die Menschen, aber floh sie. Er hätte gern alles glücklich gemacht, nur von keinem weder Bitte noch Dank anhören mögen. Nichts war ihm widerlicher,

als Verkünſtelung; er liebte unverſtelltes, offenes Weſen, verbunden mit dem feinſten Zartgefühl im Umgange. Alle Arten bedeutungloſer Höflichkeiten, leerer Complimente, hohler Feierlichkeiten waren ihm verhaßt und eckelhaft. Noch nie war er freiwillig der Genoß eines öffentlichen Gaſtmahls geweſen; er war auf keinem Hochzeitsfeſte, und auf keiner andern Kindtaufe geweſen, als auf ſeiner eignen.

Er mied alles Aufſehn, und war darinn bis zur Aengſtlichkeit wachſam. Im ſchlechteſten Wetter und bei einſamen Bergreiſen trug er ſeine neuen Kleider, um ſie ſchnell alt zu tragen. — Er war Verfaſſer mehrerer intreſſanter Schriften, aber ſelbſt ſeine Verleger erfuhren nie ſeinen Namen. Meuſels litterariſche Kundſchafter zerriſſen daher

nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist der Verfasser jener vortreflichen Charakterschilderungen, in welchem sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschliessen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward niemand von den Menschen mehr hintergangen als Herr Quint. So haben berühmte pädagogische Schriftsteller oft die übelgezogensten Kinder; und fallirende Oekonomen schreiben am besten über Haus- und Landwirthschaft.

Herr Quint lebte in seinem schönen Meierhofe, wie ein Eremit. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, botanisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pok, beinah wie er; ebenfalls unverheurathet, aber doch als Wittwer; ebenfalls auf einsamen Landgute, weiland ein altes Ritterschlos, mit Laufgräben und Schiesscharten, und Thürmen wohl versehn. Herr Pok ein wohlgerundeter Mann, mit rosenfarbner Laune, liebte hinlagen Gesellschaft, war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städchen, besonders im Winter, der ihm gewöhnlich Langeweile machte. Herr Pok sprach gern, und gern über alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von Natur, und dennoch spann er sich überall Prozesse an, um nur seine Sache öffentlich plaidiren zu können.

Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf seiner Seite hielt. Er gieng lachend zum Gegner, gab ihm was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit mit Herrn Pol bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die landwirthschaftlichen Kenntniße des Herrn Pol, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es gieng von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie eine Stunde weit aus einander.

3.

Eben der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich zum Theil die Schüchternheit des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sey ein interessanter Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar einseitig, die stäte Gesellschaft hingegen oft allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen den Pflanzen in den hohen Alpen; sie sind einfältig, schmucklos, aber kernigt, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pol so herzliche Freunde bei so ungleichem Charakter wurden war wohl natürlich. Beide hatten

ein gutes, reines Gemüth: die übrigen Verschiedenheiten machten die Würze, den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von ganz gleicher Denkungsart und gleichem Temperament vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, an andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum giebt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigten Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar: er konnte mithin die Brünetten so heftig, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeussere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fusswerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Ge-

sellschaft von zwanzig Männern, (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er glaubte sich lächerlich zu machen, und in Verlegenheiten zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit zwoen Damen verdammte. Zudem hatte er bemerkt, daß je feiner er sich nehmen wollte, je steifer und linkischer er wurde.

So lange er mit Herrn Pol bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, ausser Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen keine andre weibliche Person gesehn. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pols alter Burg mehr Wohlgefallen, als an allen neuen Gebäuden welschen Geschmacks in und ausser seinem Thale fand.

Auch nahm er sich vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehn.

4.

Zwar war es ein heißer Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch mannigfach abwechselnde Szenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten umringt von ihren Fruchtgärten; kleine hervorströmende Bäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhangenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Fluſſe hinweg, links gegen den Fuß des hohen Gebürges zog ſich ein ſteinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein viereckigter Thurm, der aus den krauſen Gebüſchen aufſtieg, ſichtbar in der Ferne war. Hier umfieng eine erquickende Kühle den Wanderer zwiſchen grünen Hügeln und unter den breiten, weitgeſchwungnen Zweigen der Kaſtanien und Eichen. — In dieſem romantiſchen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu raſten, denn der Weg erhob ſich nun ziemlich ſteil gegen das Schloß. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmahl ſeiner Gewohnheit untreu wurde. Aber ſeine Geſtirne wollten es ſo.

Deſto müder war er und erhizter als er nun die Höhe, und die geräumige Graſebne

allgemeiner anerkannt zu machen: theils gegen künftige Gefahren, durch die Stärke ihrer Partei gesicherter zu werden.

So geschah, daß das Christenthum in Europa mit wunderbarer Macht und Schnelligkeit verbreitet ward: daß ganze Ortschaften, ganze Legionen, selbst viele der angesehensten Staatsmänner und Feldherren christisch wurden, und sogar Kaiser Konstantin, welchen man den Großen nennt, es seiner Klugheit gemäß finden konnte, sich öffentlich für die bisher unterdrückte Glaubenspartei zu erklären. Obgleich beiweitem noch die große Mehrheit des Volks dem alten Heidenthum treu anhing, waren doch die Christen durch ihre Anzahl, durch ihren Einfluß, durch ihre Gelehrten und durch ihre verzweifelungsvolle Entschlossenheit in allen Enden des Reichs bedeutsam genug, daß sie die dankbare Schutzwehr eines oft erschütterten und unsichern Thrones werden konnten. Des Kaisers vielmächtige Thätigkeit, die seiner staatsklugen Erklärung folgte, verbunden mit dem rührigen Eifer seiner neuen Glaubensgenossen, entschieden. Die christliche Religion ward die herrschende des römischen Reichs im vierten Jahrhundert.

Cäsar Julian, den, in Erinnerung der untergegangenen Herrlichkeit Roms, die Gegenwart anekelte, versuchte noch einmal, doch vergebens, das Unhaltbargewordene altrömischer Schulweisheit

vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte hier, daß sein Freund an dem heutigen Tage ein grosses Waschfest haben müsse, denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts übersponnen, woran schneeweisses Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg zu entdecken war.

Herr Quint, ohne sich lange zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines grossen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Fantasie lies ihn hier bald Hügel und Thäler sehn; im Schatten der breiten Halme des Gras-Waldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über den niedern Moosgebü-

schen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Wäldchens; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzichten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stets zurückkehrte. Plözlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewis nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Träumen gestöhrt.

5.

Es erſchienen vor ihm, und gewis nicht über fünf Viertel Spannen von ſeiner Naſe entfernt, zwei Füſſe eines Menſchen, die in der ſtillen Strafgegend einen entſetzlichen

Unfug trieben. — Man mußte aber gestehn, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint sah aufwärts; aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Person, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welcher sich in seiner gegenwärtigen Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt mit seinen Augen Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweis, die rothen Saffian-Pantoffeln ziemlich nett und neu. — Sie konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von 12—15 Jahren, oder einem Mädchen von 15—20 Jahren angehören. Lezteres wäre für Herr Quint der aller-

schlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Wer hätte es auch sein können, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insassen hatte?

Unter solchen Umständen war auch dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihn. Nur der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein mögte, jagte dem guten Mann eine heimliche Furcht ein. Er beschlos sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, da es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tischtuch ein wenig, dukte den Kopf, schielte aufwärts, und sah — unselige Entdeckung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiften Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd

Zitternd zog er den verwegnen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in die bitterste Verlegenheit zurückgestossen. Hier lag er zum erstenmahle zu den Füssen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäs, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzenräumen machen liessen, in die Klasse der lieblichern Wesen gehören mußte. Hier hätte zur Vermehrung der öffentlichen Noth niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In dieser kritischen Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehn, oder ruhig am Erdboden harren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch die jähe Erscheinung

eines unbekannten Mannes erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint etwas Angenehmes über seine vorige Lage, über die neue Bekanntschaft, über, Gott weis was? sagen, und sich auf eine vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber niemand in der Welt hätte sich dazu weniger einverstanden, als Herr Quint. — Er beschlos demnach, so lange, als möglich, alle Bewegungen einzustellen, und unentdeckt zu bleiben.

Doch sein Schicksal hatte noch nicht ausgewüthet. Es entstand unvermuthet bei ihm ein leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblick stärker wurde. Herr Quint hatte bisher die alte, gesunde Uebung, recht laut und kräftig zu niesen. Jezt war er unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward

selbst an ihm zur Verrätherin. Wer konnte widerstehn? Welch' ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plözlich ein bisher unentdeckter Mann unter ihm von Herzen genieß hätte! Welch eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich jezt erhoben, und seine obenerwähnte Entschuldigung mit einem fürchterlichen Niesen begonnen hätte? —

Indem Herr Quint mit wachsender Angst seine verzweiflungsvolle Situation von allen Seiten übersah, und mit den Augen unverwandt die niedlichen Saffian-Pantoffeln angaffte, ereignete sich ein neuer etwas wunderlicher Zufall, und zwar noch vor dem öffentlich Ausbruch der Krise in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die oftbesagten beiden kleinen Füße setzten sich jetzt in Bewegung. Sie trippelten eine Weile seitwärts her und hin am Tischtuch, erhoben sich auf die Zehen, und trieben mancherlei Gaukeleien. Herr Quint schloß daraus, daß die Unbekannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tischtuch geschlagen und mit hölzernen Klammern befestigt war. — Er hatte nicht unrecht. Die wankenden Gabelstangen, welche das lange Seil in gewissen Zwischenräumen stützen mußten, waren etwas hoch. Die Unbekannte aber, voll Eigensinns, ließ ihren Vorsatz nicht fahren. Sie hüpfte so lange, bis sie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da verlor sie, sammt den

Gabelstangen das Gleichgewicht. Stanzen, Seile, Wäsche, alles bog sich vor und sank. — Herr Quint diesmahl hätte lieber den Einsturz des Himmels gesehn — das Tischtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tischtuch in grader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Welch ein unbarmherziges Verhängnis! — Mit welchen Zügen soll ich jezt die Verzweiflung des bedauernswürdigen Mannes schildern? Er lag da, ohne Regung. Kaum hatte er Geistesgegenwart genug, unter dem Druck dieser unvermutheten Bürde sich ganz leidend zu verhalten, und um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu ersparen, sich schlafend zu stellen.

und Vielgötterei aufzurichten. Er verkannte das Christenthum (kein Wunder, denn schon ward es selbst von vielen Christen seiner Zeit, nur in anderm Sinn, verkannt); er verkannte sein Jahrhundert. Darum erfuhr er das Schicksal derer, die dem Geist ihrer Zeit widerstreben. Inzwischen empfingen auch Persien und Armenien, und die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Boten des Evangeliums. Ulphylas gab seinen Gothen in Moesien die Lebensbeschreibungen von Christo in ihrer Muttersprache; und der Aegypter Frumentius trug deren Inhalt jenseits der großen Wasserfälle des Nils durch die Sandwüsten nach Habesch.

Das Christenthum war in drei Welttheilen gegründet, aber das römische Reich ging in denselben unter. Vandalen und Gothen, Allemanen, Franken und Longobarden kannten Christum. Sie stifteten neue Reiche, keinen neuen Glauben. Vielmehr das Schrecken, welches im fünften Jahrhundert vor den entsetzlichen Hunnen herzog, vermehrt mit abergläubiger Furcht und Hoffnung die Neigung zahlloser Gemüther zum Christenthum, während beherzte Glaubenshelden nicht müde wurden, das Wort des Gekreuzigten, wie in den Gebirgen des Libanon und Antilibanus, und selbst an den Küsten von Malabar, auch in

Eine bessere Parthie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht seine vorwitzige Nase, ohne alle Rücksichten einen Querstreich gespielt hätte. Diese nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu niesen nach ihrem besten Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin spürte bald nach ihrem Falle, daß unter dem Tischtuche ein andrer Unglücklicher verborgen sein müsse; als sie aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf; sie hob mit zitternden Händen das Linnentuch vom Herrn Quint. Herr Quint richtete sich sprachlos auf, und wurde feuerroth.

„Verzeihn Sie!“ sagte er stammelnd, und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehn, welches in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm da stand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihn Sie,“ stammelte er: „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsezlich — es thut mir sehr leid!“

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?“ fragte sie erröthend, und wagte es nicht ihn anzusehn.

„Es thut mir gewis leid, — ich habe keinen Schaden genommen! —“ antwortete er.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war vorbei. Keine Sylbe wußte er

vorzubringen. Alle Versuche waren umsonst; die Lippen regten sich, die Hände desgleichen, nur die Stimme fehlte ihm ein für allemahl.

Auch den geübtesten Weltmann hätte ein solches Abentheuer aus der Fassung bringen müssen; und wär es nicht das Abentheuer gewesen: so würde es der Anblick dieses Mädchens gethan haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild reizender Unschuld, einfach und häuslich gekleidet; die Blicke schaamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint glaubte unter dem Himmel nie etwas Schöneres gesehn zu haben. Ueber das Anschaun vergas er den Hut das Tischtuch, die Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die liebe Unbekannte

ihre Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich wieder ihr Blick. So wechselten sie lange mit einander ihre Seher-Rollen, und schienen es nicht müde zu werden. Beide wurden von ungewohnten Empfindungen bestürmt; beide schienen sich seltsam glücklich. Ihre Geister redeten mit einander, und schlossen trauliche Bekanntschaft.

7.

Man mus zwar gestehn, daß Frauenzimmer in derlei Fällen den Mann bei weitem in Gewandheit und Geistesgegenwart übertreffen; allein diesmahl geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst. —

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmahl mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmahl mußte man doch die Stelle verlassen, aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun gerade die Reihe an Herrn Quint war, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pantoffel verloren hatte, und mit den schneeweissen Strümpfen im Grase stand.

Er gieng seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffel auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist es Ihnen gefällig?“ sagte er mit leisem Ton, und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen.“ Antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet, in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschaun zur unrechten Zeit; denn Herr Quint vergas darüber das Geben, und seine Gesellschafterin das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese leise Berührung schien ihn zu entnerven; er lies unwillkührlich die Pantoffeln fallen; und statt sie zu haschen ergriff er nur die Hand der Unbekannten, doch alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die ihm offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Bedeckungen des Fusses zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr ungalanter Tausch. — Er blieb also in statu quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend verschlimmerte, das Verhältnis von beiden Theilen kritischer, die Entwickelung der Szene immer schwieriger wurde.

Unerlöschlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die alte Schüchternheit wieder. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ohngefähr in der Attitüde, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand sich höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt, dachte er bei sich: was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, — nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verlegenheit — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich noch duldet — noch nicht zurückgeschleudert, — noch nicht mit ihren schönen Augen dich . . .“

„Seid ihr schon so gute Bekannte?“ rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen ihnen, daß beide weit aus einander fuhren. Es war Herr Pok in eigner Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pok etwas zu früh erschienen ist, sintemal er

ihn in einer wichtigen Bemerkung gestört hat, die er so eben zu machen Gelegenheit hatte.

Es ist ausser allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergaß. Es giebt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen, dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntschaft, sey es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Menschenarten das Bekanntschaftschliessen übrigens bei weitem delikater, als mit jeder andern Menschenart ist. Man fährt am besten solch ein erstes Zusammentreffen so lang als einen Scherz für den Augenblick zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte übrigens durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleis, die verlornen Pantoffel an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb außer der alten Ordnung, — das Herz der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrner, als man glauben sollte. Er ließ es sich nicht ausreden, daß die beiden Abentheurer einander geblendet hätten, daß sie den offnen Weg bei hellem Tage nicht mehr sahn. — Der Hut und die Pantoffel unterstützten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn ins Haus.

den Wäldern der Deutschen und Iren zu verkünden.

Die Erschütterungen der europäischen Welt durch das Getümmel der Völkerwanderungen schadeten der Fortpflanzung des Christenglaubens nicht. Die damals lebten, konnten fürchten: Alles müsse wieder in Heidenthum und nordische Barbarei untergehen. Wir Spätere erkennen aber aus der Lösung der ungeheuern Verwirrungen, daß hier die Gewalt einer weisen Vorsehung waltete. Einige Augenblicke — denn was sind Jahrhunderte in der Ewigkeit? — ward das reine Licht schwächer, weil es sich zerstreuen mußte. Der Norden aber sollte den Süden zu neuem Leben erfrischen und verjüngen, und von ihm höhere Gesittung entlehnen.

Wie nun in den Abendländern die Lehre vom Kreuz ihre Herrschaft über die barbarischen Eroberer auszudehnen begann, verlor sie im siebenten Jahrhundert einen großen Theil des Morgenlandes. Hier war in Arabien ein neuer Glaubensstifter Muhamed aufgestanden, welcher die Wahrheit seiner Offenbarungen mit einem siegreichen Schwerte beurkundete. Er und seine Nachfolger ließen den Ueberwundenen nur die Wahl zwischen Annahme des Koran, oder der Knechtschaft und des Todes. So ward in Arabien, Syrien, Persien, Palästina, Aegypten, so im ganzen

„Und du, Bärtele," sagte er zu dem verwirrten Mädchen schmollend: „weißt du noch, daß unsre Erdbeeren im Gartenhause stehn? Ich dächte, du trügst sie uns ins Zimmer; da ists kühler."

9.

Als sich die Herren Pok und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühler Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bärtely gefragt, und wer sie sey? und wie sie hieher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man

„Man muß eingestehn, daß die Kenntniß des gestirnten Himmels jede andre Wissenschaft an Interesse übertrift. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuren Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . . "

„Ei, rief Herr Pok, was beginnet Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?"

Herr Quint wurde feuerroth. „Als Eure Nichte ist sie?" sagte er.

„Ei, Herr Nachbar, rief Pok: ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die ungeheuren Schwingungen eurer Welten anders observirt habe. — Ihr aber seyd geschossen, wie ein Fuchs,

und wollet es nicht Wort haben. Gehen wir nur mit einander ganz einträchtlich fort und der Wahrheit die Ehre: Ihr seyd abgeschossen."

„Was redet ihr auch?" erwiederte Herr Quint; ich verstehe euch nicht! — „Ihr möchtet euch gern hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Grosvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Versteckenspielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat euch zur Erkenntnis des Guten und Bösen gebracht, ich aber will euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt euch auf mich! —"

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte die Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine

schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bäteley?"

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?" fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint einigemahl gesehn, wenn er durch unser Dorf ritt." Antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sey Zeit irgend eine Artigkeit anzubringen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offnen Mund bewenden, weil er durchaus sprachlos war.

Schnell drehte sich Bäteley um und entschlüpfte aus der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte allen Muth verloren.

10.

Sobald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden sich genügen, welche er selbst, wie Blumen auf eignen Beeten ziehn könnte.

Herr Pol fand seinen Nachbar sehr wunderlich. Er bemühte sich ihn auf alle Art zu ermuntern, umsonst. Man machte einige Luftgänge im Schatten der Kastanienreihen: in der Ferne wandelte Bätelo; Herr Quint schielte seitwärts dahin und klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte, antwortete Herr Val, versteht sich besser auf die Medizin, als ich. Sie hats von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros. Die Weiber immer en detail. Wir beurtheilen die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Verhältnissen und Theilen. Wir sind fähig etwas Neues, Grosses, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit euerm linken Auge, Bätely wird Rath dafür wissen."

„Es giebt sich von selbst, sagte Herr Quint: der Schmerz ist so gros nicht."

„Deſto beſſer, entgegnete Herr Pok: aber ſeht künftig weniger nach den Sternen. Die Sternſeherey mag ihre Vortheile haben, ſo lange man unverheurathet iſt. Ich dächte aber, ihr hinget mit euern Augen allgemach zuweilen lieber am Bett-Himmel, als am Sternen-Himmel. Doch ich ſchreibe euch nichts vor."

„Ihr redet, ſeufzte Herr Quint: ſo dunkel, daß ich euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens iſt es ein delikates Ding ums Heurathen; ich bin nicht ſchön, ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mags auch nicht einmahl ſein, und ſo werd' ich niemahls zu einem Weibe kommen."

„Ei, Poſſen!" verſetzte Herr Pok: meinet ihr, daß unſre Väter alle Engel und

im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es giebt sich in der Welt kein Ding leichter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsre Evchen thun, als wär unterm Himmel ihnen keine Creatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann, oder als wär' ihnen nichts leider, als das Heurathen — verlaßt euch auf mich, sie meinen es nicht so. — Sie nehmen nur so die Miene an, um sich nicht allzusehr zu verrathen, und wenn ihr, statt nach den Sternen zu sehn, eure Ohren zuweilen ans Schlüsselloch legtet, würdet ihr erfahren, daß wo drei Weiber beisammen sind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindtaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine

Schlachten zu liefern, keine Bücher zu ſchreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müſſen ſie doch thun. Sie ſpielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit ihren Kindern. Ihre Beſtimmung iſt erzogen zu werden und zu erziehn.

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genus das Geſpräch ſeines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — ſie ſtanden nicht weit von der Bura, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken ſaß Bätely. —

Herr Quint ſah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne indem er mit der Rechten den Hut abzog, um ſich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde

zu Hause von allzudringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmahl scheiden. —

Pyk entschloß sich ihn zu begleiten. Er drehte sich um, und rief Bäteln. Bäteln, als hätte sie nichts gehört und gesehn, statt näher zu kommen, gieng ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte mich ihr zu empfehlen!" stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!" sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück."

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebne. Herr Quint war voller

Nordafrika das Christenthum ausgerottet; der Glaube des Propheten von Mekka allein gewaltig. Selbst Spanien lag von arabischen Waffen unterjocht; Frankreich, Helvetien, Italien schon bedroht, bis Karl, genannt der Martell, in der Schlacht bei Tours, ihrem Siegeslauf den Grenzstein setzte. Die That oder das Glück des Martellen rettete Frankreich und Deutschland vom Kalifat und Koran.

Geringer Gewinn schien daneben, wenn in derselben Zeit die Schotten Columban und Kilian, der Irländer Gallus, der Angelsachse Willebrod, desgleichen Winfried und Andere, einigen deutschen Völkerschaften, so wie den Leuten im helvetischen Gebirge, das Evangelium predigten und die Altäre des Heidenthums stürzten; oder wenn Kaiser Karl der Erste, sonst der Große geheißen, den Sachsen und Bewohnern der pannonischen Ebenen als ein christlicher Muhamed erschien, und sie mit der Schärfe des Schwertes bekehrte. Allein in der Weltgeschichte ist nichts groß zu nennen, aber auch nichts gering, sobald es mittelbar oder unmittelbar in das allgemeine Geisterleben einwirkt. Freilich der Verlust Jerusalems, Alexandriens, Antiochia's oder Karthago's ward, so schien es wohl für den Augenblick, schlecht vergolten durch den Gewinn, welchen die Christenheit an den Wildnissen des kleinen Helve-

Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Vorwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und ihre Verachtung verdient zu haben, die sie ihm offenbar an den Tag legte, indem sie nicht einmahl das Adieu sagen wollte.

„ Eure Nichte, sagte er: scheint mir böse zu sein. "

„ Ach, schwatzet doch nicht so! " entgegnete Herr Pyk: „ warum denn böse? ich habs ihr an der Mienen abgemerkt, daß sie euch gut ist. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sags euch noch einmahl, Herr Nachbar, und vergeßts nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durchs Schlüsselloch, als durch die Fern- und Stern-Gläser sehn. "

Der Burgherr hatte diesmahl gewis recht.— Bäteley hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzuge rüste, als sie alle Lust und Freude verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwand sich dem Oheim nähern, um dem Gaste noch einmahl nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb alles, indem er sie rief. So offiziel sich zeigen, wollte sie nicht. Es lag ihr darinn etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm auf allzu gewöhnlichen Wegen begegnete. — Genug sie lief, soviel sie konnte, um dem Oheim zu entgehn, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thal-Landschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah Herrn Quint, und sah nur ihn. „Was wird er von dir sagen?" dachte sie: „o wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihn, daß du auf ihn fielst. Nicht einmahl abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich verachten. Er wird nicht mehr an dich denken. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmahl! — ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben recht, mir nicht zu verzeihn."

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, hatten sich ihre Arme nach ihm ausgebreitet, und ihre schönen Augen waren mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage war Herr Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg glichen ihm einem wunderbaren Traum, und der Engel dieses Traums schwebte ihm überall vor. Bätelys Gestalt, ihre Mienen ihr Anzug hatten sich seinem Gedächtnis allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreun. Er wollte schreiben und zeichnete Bätelys schönen Kopf zwanzig mahl aufs Papier hin; er trat ans Klavier und alle Saiten hallten ihm seine Empfindungen zurück; er besuchte seine Spaziergänge und hielt förmliche Unterredungen mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne darüber böse zu werden, fühlte er wie sehr sein Innres durch das Abentheuer

eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingssätze, aller Stoizismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen — alles was ihm bisher Reiz und Werth hatte, alles worauf er bisher einigen Stolz setzte — alles lag auf die Seite geworfen, wie ein abgenutzter Hausrath, wie ein fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch der Liebe, laß mich in dir sterben!" seufzte er, als er am Abend des ganz durchträumten Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im weiten Schatten des in röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaums saß? —

„Was hilft auch all unser Gros- und Herrlichstein, und unsre Gelahrtheit und unser Können? — Wir werden doch nie Götter?

laßt uns einfältige, gute Menschen bleiben. — Und die grossen Massen unsrer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — gewiß nicht; glücklich sind sie nur, weil sie sich in Arme milder Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsre Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? — Laß ich mich doch gern täuschen vor dem Theater; wein' ich doch bei den Leiden der Helden und Heldinnen, lach' ich doch bei ihren Thorheiten; die Täuschung beglückt mich. Was gewinn' ich, wenn ich selbst hinter die Koulissen trete, und sehe die Bäume von Papier, und den Kolofoniumblitz und den Pauckenschläger donnern?"

„O Bätely, Bätely, säßest du, wie ich! mögtest du eintreten mit deinem schönen Herzen harmonisch in den Zaubertraum, den du bewirktest! — Bei dir, mit dir währt er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah; es' ist eine Welt voll Geist und Sinn und Leben. Ein magischer Glanz ist über alles ausgeflossen. Die Wolken tändeln am Himmel und suchen sich, und fliehen und finden sich, um in einander zu zerrinnen. Und die Halmen der Wiese neigen sich, um Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist wo sie ist; daß alles in der Natur sie erkennt, sie erwartet, ihr vertraulich angehört; daß an ihrer Seite

die

die Dinge beſſer, bedeutender, liebkoſender werden."

Man ſieht aus allem hell und baar, Herr Quint ſtehe nicht mehr auf dem alten Fus. Er ſelbſt dachte Viertelſtunden über ſeine Verwandlung und ſeine ſeltſamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem beſten Willen nicht ergründen, ob er jezt klüger worden ſei, oder närriſcher? —

Drum nahm er ſich vor, ſeine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müſſe doch auch einmahl wieder nüchtern werden, gleich andern ſeiner Brüder.

„Das Mädel geht erſt übermorgen nach Hauſe!" hatte geſtern Herr Pol ſich ziemlich deutlich verlauten laſſen. — Daraus

folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredsamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely sehn ohne Mühe, und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangne vergessen machen durch seine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er weiter spinnen wollte den Calcul. —

Mitten in seiner Seeligkeit blieb ihm eine grosse Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es lies sich unter allen möglichen Voraussetzungen nicht hoffen, daß Bätely jemahls sein Weibchen werden würde, weil das des Himmels zuviel wäre; auch fühlte er lebhaft, daß es ihm leichter sein würde in einer halben Stunde aramäisch

zu lernen, als binnen einer vollen Woche eine wohlgemachte Liebeserklärung zu setzen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft verschwommene Hochgebirg herüber flogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage hinter ihm lag. — Acht und zwanzig Jahr alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahr machen acht und dreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahr, dann: acht und vierzig! — „O Bäteln, Bäteln, da weht der Wind das Laub ab und

tiens, Hessens, Thüringens und Sachsenlandes machte. Von eben diesen Gegenden aber ging nachmals die große kirchliche Umgestaltung im sechszehnten Jahrhundert aus, deren Wirkungen sich auf die entferntesten Welttheile erstreckten, und einen großen Theil Asiens, Amerika's und Afrika's dem Christenthume wieder erwarben.

5.

Verbreitung des Glaubens bis zu unserer Zeit.

Mit dem neunten Jahrhundert ward das Kreuz immer tiefer hinaus in den Norden gerückt. Ansgarius brachte es den Isländern und Cimbern, den Dänen und Schweden; Rembert von Bremen es den Gegenden Brandenburgs, während Dalmatien, Mähren und Böheim es aufnahmen, und die Heidenschaft an der untern Donau bis in die Ukraine es durch Konstantinopels Eifer kennen lernte. Sogar schon in den Eisgefilden Islands und Grönlands ward Christus verkündigt. Die wilden Rügen in Pommerland, die noch wildern Normänner und Russen, wie die Sarmaten und Ungarn, sahen sich mit der Taufe ein Jahrhun-

die Säfte versiegen, und die Zweige verleben!“

Er hatte sich wirklich mit Eleganz gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frak. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweis gepudert; der Haarbeutel schmal und zierlich nach der neuesten Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter; es war um Bätely geschehn. Man sah allzudeutlich, Herr Quint legte es auf einen förmlichen Sturm an. —

All seine Hausleute verwunderten sich deswegen, besonders die alte Haushälterin Anne-Marie war ausser sich. Weiber haben in derley Angelegenheiten einen feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte allen vertraulich ins Ohr: „es wird grosse Aenderung im Hause geben.“ Die

andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich, und wo es Gelegenheit gab, schlichen sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch andrer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Strauß aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verlies er das Haus,

ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur grossen Strasse, welche von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur wachte auf unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebürge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung floss vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen über Blumenbündel. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thal-Welt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. All die Herrlichkeit und

Neid der Freudlunde war für ihn nur der [illegible] Eingang zur Loge seiner Zukunft, der Einläuten seines grossen Sonn- und Festtags! —

Träumend ging er auf der Strasse hin, gegen das grosse Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Stroms über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen beseit und verworrenem Dickigt.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wirbeln der unten vom Strom-Ufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft drüben auf, in deren Mitte sein Landgut wunderschön gelagert war. — Auch überlah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke, der sich nun wieder in die Tiefe

zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.

Hier beschloß Herr Quint Position zu nehmen, und Vivette zu erwarten. Denn es ließ sich ihr doch nicht so entgegenlaufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war negative Elektricität für sein Herz: Amor ließ die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüchel: ein trüber Hauch zog dunkel über den Glanz der Natur hin, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unselige Erinnerung wühlete mit winterlicher Hand in dem Frühlingsgarten seiner Phantasie. Alle Freuden und Hoffnungen welkten schnell ab: er stand da, wie einer der niemanden anredet: wie ein

Pfeiler im plötzlichen Nebel: oder wie ein Trinker der mitten unter seinen Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fus gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmahl vor dem liebenswürdigsten Geschöpfe unterm Himmel lächerlich zu machen: Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so albern! — o, warum war ich nicht recht unglüklich, warum nur lächerlich!"

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei. Es ist gewis, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie kann nicht! — Da hätt' er einmahl wieder sauber angerannt, wenn er ihr sein Compliment geschnitten, wie einer alten und sichern,

aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Trotz er sich ganz sachte daran, daß er erst Gras wachsen über seine Albernheit, und wenns vorbei und vergessen ist, dann klopf er wieder an und meld' er sich!"

So mishandelte sich selbst mit cartheuserhafter Strenge der arme Quint. Er fühlte in dem Augenblick seine Fehler alle, die wie Wunden und Narben auf ihm lagen, und gedachte seiner Tugenden nicht. — Er verzweifelte so sehr an sich, verkannte selbst sein Gutes so sehr, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen akkiren dürfte . . .

„Ach, es fehlt mir nur alles, — alles — alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu seyn!"

Er drückte sich den Hut tiefer ins Gesicht; schwankte halb, und wollte so eben den Rückzug in die Heimath antreten, als sein Unglück zu mehren, Satan schadenfroh noch ins Ohr ihm blies: „Und ob du klug und liebenswürdig wärst, hat Bäkely schon Mann und Kind!"

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen schnell, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt

ganz aufgelöst zu werden, erwachte wieder unter diesem Gaukelspiel. Unwillkührlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er so tief verworfen, so ganz werthlos nicht sei. — Die düstern Nebel brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schos über seine innre Welt hin, und weckte aus der nächtlichen Wüste ein keimendes Eden. —

Er ging stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken über.

„Juhhei!“ rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebestaumel; „es ist doch noch möglich, und wir wollen es versuchen. Bärely wird mein Weib, mein liebes Weib! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!“ —

Die lezten undeutschen Worte dachte er nicht, sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Wegs zur andern hinüber und eben so wieder zurück.

Wahrscheinlich hätte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag, wahrscheinlich hätt' er ihn noch lange fortgesezt, es war ein Mittelding zwischen Menuet und Walzer, wenn nicht — — genug Herr Quint sprang mit einemmahle von der Seite, wie ein scheues Ros, während es courbettirt. Er schlüpfte ins Dickigt zwischen der Heerstraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

dert später geweiht; und erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert die Finnländer, Livländer, Slaven, Letten und Preussen.

Alle diese, wie andere Bekehrungen, huben zu derselben Zeit zwar durch fromme Regungen christlicher Fürsten und Priester an; aber von Seite der Bekehrten wirkte seltener so mächtig die Ueberzeugung des Bessern, als die Staatsklugheit der heidnischen Fürsten, der Gehorsam ihrer Unterthanen, oder die Furcht beider vor den siegreichen Waffen der christlichen Nachbarn. Es ist bekannt, wie die Päpste, nachdem nachdem die Kreuzzüge in's Morgenland das heilige Grab nicht von den Händen der Sarazenen befreien konnten, Kreuzzüge gegen das Heidenthum des Nordens befahlen. Es ist bekannt, mit welchen Grausamkeiten und unmenschlichen Gräueln die Krieger, zumal aus Deutschland, das Reich Gottes, wie sie es nannten, den tapfern Liven, Preussen, Letten u. s. w. aufnöthigten. Es geschah ungefähr in derselben Weise, wie es Karl der Heilige und Große den Sachsen gebracht hatte; wie es ein paar hundert Jahre später die Spanier und Portugiesen den Amerikanern predigten; oder wie Muhameds Nachfolger noch immer den Koran zu verbreiten fortfahren.

Das an der blutigen Spitze des Schwertes dargebotene Christenthum war freilich nicht mehr

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bärely in höchstseiner schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmahl geliebt hat, wird sich den wandelbaren Seelenzustand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfnen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint in der Einsamkeit schon mitgetanzt habe irgend einmahl; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem Jubilo überrascht wurde, und leider grade von derjenigen

Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lustkanz der einfacher Vocalmusik angestellt war.

Herr Quint, der in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figurren im Schilde geführt hatte, war von Bärelis Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bärely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz- Quer- und Lustsprüngen erkannt: so wars unfehlbar auf ewig um ihn geschehn. Was hatte auch ein Mädchen zu denken, wann sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend präsentierte, ein Mann, sonst so ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegenkam wollte! — Um

Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblik seine kurze Luft auf die empfindlichste Weise. Er mußte mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil es unter ihm, bis zum Ufer des Stroms hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten: der bei jeder Bewegung nachlies.

Jeden Falls mußte er in so grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblik länger aufrecht erhalten zu können. Der Boden sikkerte allmählig unter seinen Fusohlen hinweg. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehn, aber nicht vor Bätelys Blicken bedeckt, wie hier.

Jndem

Zudem war mit jeder Abänderung des Standes ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen quaalenvolle Träume, wo der Beängstete laufen und entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden schließt, oder schreien will um Hülfe, ohne eine Stimme zu haben — ausgenommen solche Höllen-Märchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie etwas Peinlichers der Art empfunden.

Der Boden sikkerte langsam fort — eine weite Fahrt am Berge über Kies und Gries hinunter wars — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bäbely hatte so eben die Höhe des Bergwegs erreicht, und stand zwei

Schritt vor Herrn Quint, dem im Schreck der Odem entging, — und stand still und betrachtete erstaunt die schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder andre würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor den Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines glücklichen Engels vom Morgenroth angeschimmert. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich hinab, und sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts sich auf einen Felsenstein zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Strauß, doch ohne Eil; denn ihr Blick irrte

in der gegenüberliegenden Landſchaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebſt Garten ſchwammen.

„Er hat auch Blumen in ſeinem Garten, dachte ſie: und wie man ſagt, ſolls ein ſchöner Garten ſein.“ —

Ihre Hände ſanken in den Schoos auf die kühlen Blüten hin; ein zitternder Seufzer hob langſam ihren Buſen.

Unwillkührlich, denn wer nimmt ſich dergleichen vor? gedachte ſie ſich, als Hausfrau, da drüben, und meinte, man müſe mehr für die Küche pflanzen, als für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenſter, des Schornſteins deuteten ihr phyſiognomiſch. Das Innre des Wohngebäus, und das Verhältnis der Zimmer und Kammern, der Küche und Keller, der Treppen und Gän-

Sie hatte viel zu rusen und zu ändern; besonders bestand sie darauf, Winter und Sommer schneeweiße Gardinen vor den Fenstern zu haben, mögte auch der liebe Mann sagen, was er wollte. Und des Abends im Sommer wollte sie mit ihm in der schönen Gartenlaube zu Nacht speisen; und im Winter sollte nur das kleine Stübchen gewärmt werden; da sollte auch das Klavier stehn, und er müsse es spielen, sie aber wolle dazu den gelben Flachs spinnen.

Eine seelige Zukunft stieg unter dem Ruf der Liebe vor ihrer Einbildungskraft auf; es umringten sie nun die schönsten Momente häuslichen Glücks, und die ganze Welt lächelte und blühte vor ihr in Regenbogenfarben.

Ein singender Vogel, ein wehendes Gebüsch weckte sie unterweilen auf aus dem Traum. Das alles war noch nicht — und doch hätte es so schön sein können; aber Herr Quint! — „Mag er an dich armes, unwissendes Mädchen denken?“ dachte sie: „Er soll so ein gelehrter Herr sein, und er wird sich eine gelehrte Frau suchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du bist sein allzu unwürdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich auch gewis vergessen.“

Mit diesem Worte fiel eine egyptische Nacht über all' ihre Träume.

Sie faltete krampfhaft die Hände zusammen, streckte sie so, mit einem sehnsuchtsvollen Blick, hin, gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und sprach (denn sie glaubte

ſich unbelauſcht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint . . .“

Herr Quint hatte, obgleich unter tauſend Beſorgniſſen wegen ſeiner ſchlechten Poſition, mit Vergnügen die Geliebte ſich gegen über geſehn. Er war voller Entzücken; er war wie berauſcht. Und als ſie die ſchönen Arme gegen ſeine Wohngegend hinſtrekte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätheriſche Seufzer: Herr Quint! hinflog . . . da riegelte ſich der Himmel vor ihm auf; da wollt er hin zu Bätelos Füſſen; nie lächelte das Glük ihm holder; er breitete ihr ſeine Arme entgegen, unbekümmert um die Gefahr ſeiner Stellung . . .

Mit dumpfem Geräuſch löſete ſich unter ihm der Kiesſand; der lockere Boden kollerte praſſelnd hinunter; Herr Quint unaufhalt-

sam, mit allem was ihm aus dem Mineralreich umgab, folgte verzweifelnd nach. Er suchte unterwegs vergebens. Es hätt' ihm nicht geholfen, wenn er auch mit Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr war ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf und hinunter. Es war keine andre Disposition zu treffen, als in Gottes Namen dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise zu machen.

14.

Wenn unter vorigen Umständen, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde

die Lehre Jesu; es war ein christliches Heidenthum. Die Barbaren vertauschten Götter ihres Vaterlandes mit Heiligenbildern der Fremde, lernten ein Kreuz schlagen, knien, und ein Gebet dazu. Daher war eben so wenig auffallend, in einem Jahre oft ganze Völkerschaften getauft, als sie wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig zu sehen, weil alte Gewohnheit nicht leicht gegen neue Uebung vertauscht wird. Die Preussen stritten bis in's vierzehnte Jahrhundert treu für die alten Götter.

Natürlich konnte das Christenthum jener Tage, wenn es Christenthum geheißen werden darf, keinen sichtbaren wohlthätigen Einfluß auf Gesittung und Geistesbildung der bekehrten Völker haben. Dennoch aber war der erste Schritt dazu gethan. Der Begriff von der Einheit Gottes, von der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes, von den Folgen menschlicher Handlungen nach dem Tode, ward allgemeiner. Wie verworren und roh auch dieser Begriff sowohl bei den Bekehrern als bei den Bekehrten sich gestalten mochte: es war der erste Lichtfunke in ihrer Geistesfinsterniß. Dazu kam, daß die gemeinsame Religion die halbwilden Volkerstämme mit mehrgebildeten in vertraulichern Verkehr brachte, und des Auslandes Erfindungen, Künste, Kenntnisse und bürgerliche Einrichtungen jenen bekannter machte. Mehr

verhimmeln können, plötzlich ein so äuſſerst proſaiſcher Zufall dazwiſchen tritt — wo iſt eine geduldige Seele, welche darüber nicht allen Gleichmuth verliert? — Und doch iſt das arme Leben des Menſchen nichts, als ein Roman mit Verſen vermiſcht, oder ein Singſpiel ohne Muſik, ein Ding aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geſchiehts, daß auch die ſanfteſten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Sanftmuth und Gelaſſenheit abſchütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge ſtand, und ſich von ſeinen vieren erhoben, und durch künſtliche Sprünge den Angriff verſchiedner nachrollender Steine glücklich vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er ſeinem Misgeſchick mehr fluchen, oder ſeinem Glücke

mehr danken sollte, eine so gewaate Bergfahrt, ohne allen Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Bäreln zu suchen. Wahrscheinlich hatte sich das gute Kind bei dem entsetzlichen Getöse mit der Flucht salvirt. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weise verheelen, daß seine schwarzseidnen Unterkleider ausser Stand gesetzt waren, sich einer Geliebten zu präsentiren. Er mußte froh sein, deren Flecke und Risse also verdecken zu können, daß er, ohne Aufsehn, bei hellem Tage in die Heimath anlangen konnte.

Er weinte vor Wuth! — Auch Philosophen vergessen sich. Es ist noch kein Mensch gefunden, der weise war zu allen Stunden

des Tags. Herr Quint, der Brüyere und Theophraft seines Thals, Herr Quint der feine Menschenkenner, hätte gewis diese Thränen nicht in Anschlag gebracht, wenn er seinen eignen Charakter hätte schildern sollen. Und doch charakterisirten sie ihn so sehr! — Aber man weint nie derley Thränen auf dem Markte, oder am Theetisch.

Den Menschen kennen zu lernen muß man ihn sehn, wenn er sich allein glaubt. Jeder kokettirt nach seiner Weise. Jeder macht, ehe er auf die Strasse tritt, oder ins Gesellschaftszimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pot noch einmahl recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durchs Schlüsselloch, als durch Fern- und Stern-Gläser sehn."

15.

Am folgenden Tage erſchien Herr Ryk. Es war ein Regentag; dicke Wolken trieben ſich unterwärts am Gebürge von Schluft zu Schluft und die Koppen der Berge waren im niedergeſunknen, ſchweren Regenhimmel verloren. Solche Tage waren für Herrn Quint immer etwas willkommnes. Die weite Stille, die einförmige Trübe in der Landſchaft, der Mangel an Zerſtreuung im Aeuſſern, ſchränkten ihn ganz auf ſich ſelbſt ein. Er glaubte dann *mehr* zu leben, als ſonſt, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu ſolchen Zeiten.

Seines Unſterns vergeſſend, trieb er ſich mit Plänen umher, wie Bätely zu gewinnen ſei? — Schon fur er erwacht war,

brühte er darüber. — Es war alles in Ordnung gebracht, als Herr Pok erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar willkommner gewesen. Er kam grade von Northeim her geritten. In Northeim wohnte Bäsely bei der Schwester des Herrn Pok. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pok warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quants Schlafrok und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend worden, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger ward.

Als sie nun beisammen saßen, stopfte Herr Pok die Tabakspfeife und sprach: „Nehmts mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mirs gern bequem, und bin gern bei euch.

Hättet ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmälkte, — worüber? ist gleichviel: — so wär ich noch um fünf Prozent zufriedner. Ich hör' ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenn' ich gleich, ob die Frau Geist und Herz hat; und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmälken den bösen Männern, lieben treu und zärtlich und sind einst noch holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vorn anzufangen, wenn da euer Bedienter kömmt, oder eure Maad, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als wenns

gar nicht geschehe, und lockt auch nicht zum Mahle. Wenn Herz nicht warm ist, sind die Speisen gewürzlos."

„Ihr habet wohl recht;" entgegnete Herr Quint, und sein Antlitz brannte: „ich fühle auch, daß ihr wahr redet. Aber schwer ists heut ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar gezogen wird durchs Herz des Mannes, welches sich ihm dort anbeut für die Ewigkeit. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als eben eure schöne Nichte, Jungfer Bärely."

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife, und sprach: „so schnell?"

Quint bückte sich, und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Das Bekenntnis

war gemacht; rückwärts durft es nicht mehr gehn.

„Hab' ichs doch wohl bemerkt!" „setzte Herr Pok seine Rede fort: das Mädel und ihr — ihr seyd keine Comödianten, sonst müßtet ihr euch besser verstellen. Ihr waret geschossen, beide geschossen — das hatt' ich auf den ersten Blick weg. Kurz und kündig, alles zusammen genommen . . . Herr Quint unterbrach ihn: —" Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß . . erinnert sich Bärsey, daß . . ich wollte sagen, glaubet ihr, daß Eure Nichte, wenn ich — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an . . . ich wills euch nur offenherzig gestehn, denn wozu hilft auch vor Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmahl . . . "

„Er!“ rief Herr Pok: „so laßet mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Geschichte.“

„Desto beßer!“ sagte Herr Quint: „Ihr seyd fein, und saget wohl in der ersten Stunde, daß ich Eure Bätely unaussprechlich lieb hätte . . . allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!“

„Pub! da kommet ihr schön an!“ rief lachend Herr Pok: „Weiber haben feine Blicke, und sind allzumahl Physiognomiker, wie kein Mann werden wird. Ein einziger Nebenblick den sie, wie ohngefähr weise, auf uns in aller Beiläufigkeit fallen laßen, demaskirt uns, wir mögens machen wie wir wollen. Das erste Urtheil so beim ersten

Blick

Blick das Weib über uns fällt, ist immer das richtigste; die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bätelen hat mir euch geschildert und conterfeyert, wie eine fünfzigjährige Bekanntschaft."

„So hat sie doch noch von mir geschwätzchen?" seufzte Quint.

„Ei, so redet doch, wie ihr denkt! — habt ihrs denn dem Bätely nicht angesehn, daß es durch euch halbverwirrt worden. Sie hat mirs zwar abstreiten wollen mit aller Gewalt, sie denke nicht an euch, sie liebe euch nicht, aber sie hat bis zum letzten Augenblick, da sie heimging von nichts, als euch gesprochen, und um nichts als um euch gestritten. — Bei ihrer Tante macht sie es

zwar aus Furcht vor Fegefeuer, Hölle und Teufel, als aus Liebe zum höchsten Wesen und zum Guten, ward das, was die Kirche Sünde hieß, gemieden. Aber damals entwickelten sich allmälig auch die zarten Tugenden der Menschlichkeit, und die reinen Vorstellungen von Recht und Unrecht. Schneller, als man hätte erwarten dürfen, bereitete sich die Entwilderung des nördlichern Europa's neben der des südlichen. Schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert blühten in zahllosen Klosterschulen und Hochschulen die Wissenschaften mit verjüngter Kraft.

Was während des fünfzehnten Jahrhunderts im westlichen Ende Europens durch Vertreibung der muhamedanischen Mauren aus Spanien für die Christenheit an Raum gewannen ward, ging an der südöstlichen Grenze durch Eroberung Griechenlands, vermöge türkischer Tapferkeit, wieder verloren. Die altberühmten Kirchen Konstantinopels, Thessalonichs, Korinths und Philippi's verwandelten sich in Moscheen und bis an die Grenzen Ungarns drängte der Koran das Evangelium zurück.

So blieb es ungefähr bis zu unserer Zeit. Mit Ausnahme der Türkei bekannte der ganze übrige Welttheil die Lehre Jesu. Denn auch Samogitiens Götzen wurden im fünfzehnten

lein Haar beſſer. Die Tante hats ihr auf den Kopf zugeſagt dieſen Morgen: du biſt verliebt: und ich habe hinzugeſäzt: er iſts desgleichen!"

„Um Gotteswillen!" ſchrie Herr Quint, und war auſſer ſich: „was habet ihr auch gethan? Ihr macht mich unglücklich. Was wird Bäteli nur von mir denken?"

„Narrenpoſſen!" entgegnete der Oheim: „was wird ſie von euch denken. Ihr ſeid verliebt, wird ſie denken, und das iſt ihr ſchon gelegen. — Und ich geſteh es euch, Ihr beiden jungen Leute ſeid mir gleich lieb. Es iſt ein Plänchen von mir geweſen euch zuſammenzubringen. Und würdet ihr einander gefallen haben: ſo hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bäteli hat ein ſchönes Vermögen und iſt ein gutes

Kind. Der Himmel hats gewollt, da er euch zu mir führte, daß ihr früher mit ihr zusammentrafet, als ich selbst dachte. Jezt ist es im Reinen. Da habet ihr meine Hand drauf.“

Herr Quint war ausser sich vor Entzücken. Er ergrif die Hand des wackern Pol; er warf sich um dessen Hals; er küßte ihn mit Inbrunst und Heftigkeit und seine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!“ schrie Herr Pol: „was habt ihr? seid ihr verblendet? meinet ihr das Bäteley zu sehn und zu haben? — “

Quint zog sich zurück — der Felsen war von seinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schwester,“ fuhr der Oheim fort, „ein langes und breites

drüber geschwatzt. Sie ist mit der Partie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Pätelo mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen speisen bei mir. Die Verlobung geht vor sich, und dann ein für allemahl in der Kirche ausgekündet . . .“

„Ich bitte Euch, unterbrach ihn Quint, und rückte auf seinem Stuhl umher voller Unruhe: ich bitte euch, nur langsam; Ihr redet zu schnell, Ihr redet zu viel; ihr wollet zu viel und wollet zu schnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Essmahl, Notarius, Verkündung . . .“

„Halt! schrie Herr Pyk: da seid Ihr links. — So etwas muß schnell abgethan sein, ich sage schnell, doch in aller Ordnung.

Erst Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe. Es giebt Dinge in der Welt, die müssen allzumahl kurz abgethan werden, wenn sie nicht allen Werth verlieren sollen: — Taufe, Heurath und Begräbnis. Das sind die drei Kapitel unsers Lebenslaufes, oder die Titel zum Kapitel, die sich um so schöner ausnehmen, je bündiger sie sind. Durch die Taufe entsagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es steht aber bei Euch. Die Verlobung macht sich auch übers Jahr."

„Nein! fuhr Herr Quint auf: bei Leibe nicht. Machts, wie Ihr wollt. Ich überlasse mich Euch ganz. Ich bin der glücklichste Mann unter der Sonne durch Euch. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen die

Verlobung, sondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich hasse den Prunk: das Complimentiren; das Ceremonienwesen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?"

16.

Hier war neue Verschiedenheit im Charakter der beiden Philosophen. Herr Pok liebte Pracht und Geräusch. Er war ein Aristokrat, und wäre gern ein Adelicher gewesen. Sein Haus war mit alten Helden-Gemälden austapeziert, die er in öffentlichen Versteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die sie, nebst grossen

Wolken-Perücken trugen. Von den 365 Tagen des Jahrs gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Festtage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte Testament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten, mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanschetten, wenns hätte zur Wahl kommen müssen, dem Unter- und Ober-Hemd vor.

Unter solchen Umständen bleibt es kein weiteres Räthsel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe sein mußte, als Herr Pyk schlechterdings zur Verlobung, ausser dem Notar und Pfarrer, auch die nächsten Verwandte von Seiten des Herrn Bräutigams

und der Jungfer Braut gezogen wissen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieser Gegenstand diskutirt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäste bei der Verlobung, belief sich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zwei und zwanzig Personen. Für den Schmaus, und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar selbst sorgen, weil die Verlobung in seinem Hause gehalten werden müßte.

Herr Quint blieb schlaflos. — „So ist doch keine Rose ohne Dornen," seufzte Herr Quint, und warf sich unruhig umher auf seinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überflossen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenster: „Keine

Rose ganz ohne Dornen! — Nicht einmahl das einfache Bekenntniß der Liebe, der süße Schwur sich ewig anzugehören, ein Schwur, der schöner und würdiger in der Einsamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde, kann ohne Zeugen und alten Bockbeutel abgelegt werden! — O ihr armen Menschenkinder, warum quälet ihr euch doch so gern selbst? Warum lasset ihr doch keine Freude in euer Herz einschleichen, ohne von eurer Thorheit mit einem Schmerzenszoll beleget zu sein?“

Doch alles half nun ferrlich nichts. Herr Pok ließ sein System nicht fahren. Er reißte des Morgens in hoher Frühe ab. Die Gäste wurden eingeladen; Notarius und Pfarrer verschrieben; das Gastmahl bereitet — kurz am Sonntag Morgen war alles

angeordnet, was zu einer Verlobung, und zu einem kleinen häuslichen Feste, aus dem Stegreife gefeiert, vonnöthen sein konnte.

Um 10 Uhr Vormittags erschien im Hause des Oheims, von der Tante begleitet, Bätely, obwohl das gute Kind nicht ahndete, das heut der Tag seiner Verlobung sei. Oheim und Tante waren darinn übereingekommen, Bätely zu überraschen. —

Um halb eilf Uhr erschienen Pfarrer, Notarius und die Vettern und Muhmen in Feierkleidern, mit lautem Geträtsche, schaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pal fühlte sich an diesem grossen Tag ganz in seiner Würde. Indem er das Glück zweier lebenden, tugendhaften Seelen, die ihm so theuer waren, gründen, befestigen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit seinen Wohlstand, der an Reichthum gränzte, zu entfalten. Die kleine List, den Zweck des Festtags zu verheimlichen bis zur entscheidenden Minute, kützelte ihn besonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, sagte allen Gästen etwas Schönes, hörte den Schmeichelspruch von allen, gab Befehle in Küch' und Keller, und drückte dem schüchternen Bötely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Jahrhundert größtentheils zertrümmert. Und in der Türkei ward das Christenthum beiweitem nicht ganz vertilgt; mehr als die Hälfte der europäischen Unterthanen des Großsultans blieb christlich.

Von den hundert und achtzig Millionen Bewohnern Europens gehören ungefähr hundert und neunundsechszig Millionen zu irgend einer der verschiedenen christlichen Kirchen. Von diesen herrscht die katholische in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, im südlichen Deutschland, in Polen und einigen Gegenden der Schweiz, wie der österreichischen Staaten; — die protestantische Kirche dagegen in Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preussen, Norddeutschland, Niederland und einem Theile der Eidsgenossenschaft, die alte, griechische Kirche im russischen Reiche. Europa hat kein Heidenthum mehr, als hin und wieder einzeln noch im äussersten Norden, in selten besuchten Eis- und Schneeflüren der Lappen und Finnen.

Aber keine Ros iſt dornenlos. Zwei Dinge ſtörten die Laune des Herrn Vok.

Seine Schweſter, Bätelys Tante, hatte in der Wonne eines Herzens, mit geſchwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimnis des Tags vertraut. Die Gevatterin wäre lieber geſtorben, als daß ſie das Geheimnis, ſo ihre Zunge brannte, einen Augenblik ihrem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verſchwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen ſeinen anweſenden Kunden entdecken zu müſſen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Eheliebſten. Genug binnen drei Minuten durchlief das Geheimnis alle vierzig vorhandne Ohren; alle Geſichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das

Seelenheil der kleinen Täufin zu thun war, ging mit abgemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und heutiger Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher nicht gern andre sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgethanen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht in Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches schaamroth wegen verrathner Liebe (sie glaubte nur Gott und die Tante wissen darum) mit gesenkten

Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr, wie vernichtet da saß. —

Mit weitgeöfneten Augen und Ohren trat Herr Pot ins Zimmer und sah und hörte den complimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstöhrt; er runzelte die Stirn; er blieb stehn; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, grossen, rothseidnen mit gelben Blumen gestikten Schoos derselben auf- und nieder bewegte, wie einen Fittig, auf welchem er sich hätte in alle Lüfte schwingen mögen vor Verdrus.

Kaum aber ward er gesehn: so strömte lobend, drohend, schmeichelnd, gratulirend der plappernde Haufen von Bätelgs Stuhl hinweg, gegen ihn an. Von zärtlichen

Vorwürfen überschüttet, eine wichtige Sache so lange geheim gehalten zu haben, blieb ihm nichts übrig, als lachende Miene zum verderbten Spiel zu machen. — Er ergab sich in sein Unheil; beantwortete grazios die Complimente, und ging zu Bäteln, welche noch immer in Bestürzung und Schämen versunken, da auf ihrem Sessel sas.

Der Oheim drückte umsonst ihre Hand, und fragte umsonst mit schalkhaftem Lächeln.

„Was sagst auch du zu dem Spas" —

Sie erholte sich sobald nicht.

Ihre beklommene Seele von Angst und Liebe, Schaam und Freude angefüllen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ihr reizendster Traum faltete sich plözlich, wie unter einem Feenspruch zur Wirklichkeit auf; der Mann, für den allein sie sich in die

Welt gerufen fühlte, und den sie doch sich selbst nicht vorzunennen wagte, ward laut und feyerlich, als ihr Bräutigam und Verlobter proclamirt. — Sie sollte ihn sehn, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens zwang die Tante ihr heut den goldnen Rosettenring auf den Finger! — Nicht vergebens sprach sie im Ton der Weissagung: „Ein andrer wird ihn dir wieder abziehn! —"

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzu zart den zähen Sturm der Lust auszuhalten, löste sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrack. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grunde waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätelys Unwillen oder ihre damit etwa verrathene Abneigung gegen Quint, oder ihr

mög-

möglicher Verdrus, daß in so bedeutender Angelegenheit sie zulezt befragt worden, — alles das wars nicht, was ihm den Schauder anjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thal-Märchen werden zu sehn.

Er entschlos sich kurz, führte Bätely durchs geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, sezte sich schweigend an ihre Seite und lies sie — weinen.

„Was fehlt dir?" fragte er einigemahl. Er blieb unbeantwortet. —

„Ich glaubte das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —"

„Ach!" seufzte die holde Jungfrau, und schlug zum erstenmahl die von Thränen fortgelenden Augen auf; denn sie verehrte

den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimnis.

„Ist dir Herr Quint also zuwider? sagte er: du willst ihn nicht? — gestch es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dies nicht vorläufig sagte, oder besser bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Mutter hats falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht."

Bärely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einem Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!“ rief der verlegne Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände, für ihn war jezt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagnen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späschen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bätely. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß nur bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbätely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn einmahl mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten erzählen, eine über die andre, wo aus ge-

zwungnen Ehen die besten Ehen geworden sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und diese Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nur einmahl, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das andre wird sich schon nach finden."

„Aber, stammelte das Mädchen, wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?"

„Dich leiden, Herzensbäteln?" schrie der Onkel und die ahndungsvolle Frage lies ihn wieder vollkommen aufleben:

„Dich leiden? daß sich Gott erbarme, er liebt dich von Herzen bis zum Sterben."

Bäteln verlor bei diesen Worten Sprache und Sinn. Sie sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!“ rief Herr Dok, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich nur, mein Schaz! rede nur, probire nur. Versuch nur die Verlobung, du stellst dir auch das Ding gewis schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben.“

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben!“

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit des Oheims Nacken, verbarg ihr Gesicht an seine Brust, und sprach: „Saget ihm nur, denn ich kann es ihm nicht sagen: ich lieb ihn auch von Herzen!“

3.

Schilderung des Lapp- und Nordlandes — Ueberbleibsel des alten Heidenthums — Versuche, die Nomaden unter den Polkreisen für das Christenthum zu gewinnen.

Jenseits des mitternächtlichen Polkreises und noch diesseits, wo das feste Land Schwedens und Norwegens, in vielfachen Buchten, Landzungen und Scheren zerrissen, gegen das Eismeer ausgeht, breitet sich der weitläufige Landstrich der Finn-, Nor- und Lappmarken aus. Er nimmt den Raum von ungefähr zehntausend Geviertmeilen ein; ist also an Ausdehnung nicht geringer, als Deutschland oder Frankreich. Aber nur eine schwache Bevölkerung belebt diese Gegenden, denen die Natur selten ihren freundlichen Blick gönnt. Im Durchschnitt mögen da vier Seelen auf eine Geviertmeile gezählt werden können.

Wie anders? Es ist ein rauher Boden, ohne Städte und Gewerbe. Die Länge und Strenge der Winter gestattet selten einer Getreideart zu gedeihen. Keine Baumfrucht blüht und reift da mehr. Während des tiefsten Winters erblicken die nördlichsten Landschaften sieben Wochen lang keinen Tag. Nur eine anderthalb- oder zweistündige

Herr Pok wäre beinah zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmahl, als wollte er selbst das Echo dieser Worte noch auflauschen. „Ei, du Närrle," rief er: „warum kannst du mich auch so quälen. — Also, das wäre dein Ultimatum? — bravo!" Er küßte sie, und rief: „nun hol' ich dir Herr Quint her, das mußt du ihm selbst sagen."

Er sprachs. Vergebens streckte Bäteles Arm sich hin, ihn zu halten. Er flog davon ins Zimmer, um den Bräutigam zu suchen. — Alle saßen sie da die Gäste, in ihrer Pracht versammelt. Nur Herr Quint war nicht zu sehn, und hatte sich noch nicht sehn lassen.

Herr Pok zog die Taschenuhr. Es war schon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir

denn heut alles in die quere?" brummte er, und ging vors Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Querstag. Der Mensch ist nicht Herr über sein Schicksal. Er steht unter der Macht schicksalischer Gestirne. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war dem Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ehmals fremd waren. Er schrieb Anreden, Dankesagungsreden und rüstete sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter der Sr. Majestät dem König präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der in voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden steckender Kaufmann am Lotterie-Tag, dem das grosse Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht, und des Gedankens mächtig worden war: Heut ist Verlobungstag! —

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit mit seinem Niesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge amüsirt, mit seiner

Infahrt in die Gründe zum Strom-Ufer in die Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrenäste, fast alle mildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Complimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preisgegeben, von allen Balen und Mukmen begafft. — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit und Pomp-Lust des Herrn Pot. Er hätte mit Freuden eine Tonne Goldes hingeworfen, wenn er dafür sich von der fatalen Prachthandlung, worinn er die Hauptperson spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesarbeit verleidet, um des anlenden Spektakels willen, dem er beizuwohnen hatte.

„Was hat auch die Narrenwelt davon,“ sprach er bei sich selbst, indem er bald angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief; „was hat sie auch davon, daß sie die einfache Natur mit Schnörkeln umkun und die Schönheit in Frazenwerk verieren mus. O meine Bäteln, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur auf den Rok und den Beaten sieht; und für das andre ohne Sinn ist? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einanderschlagende Herzen, zwei im Kuße sich in einander verierende Seelen — das ist die ganze Verlobung. Ach, allein mit dir, Bäteln, wollt' ich die Verlobung nicht scheun! —“

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmahl ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehn, sich zu compromittiren vor der Braut und sämmtlichen Verwandschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studierte er ämsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiedrungen. Aber es war, als wenn sein Geist

ihm alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine gerechte Furcht. Im tiefen Nachsinnen vergas er die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde erst vom Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbnen Rock. —

Die Garderobe mußte von neuem revidirt werden. Unterdessen gingen verloren die glücklichen Einfälle, welche er sparsam zum Compliment zusammengestoppelt hatte. Er lies die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth ans Schreibepult, um einige vorzubringende Artigkeiten aufzuzeichnen. Er

fühlte mit Todesverdruß seine Unnatürlichkeit für die Gesellschaft. Er verwünschte tausendmahl den Tag und die Verlobungen, und die Riesenlänge des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —" Es ist aber noch die große Quästion, ob man Bätely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach der Verlobungs-Akte. Besser also: „Junafer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre, überaus schätzbare Hand, die —" das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr und weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmahl herauskommen, um so mehr, da

bis jezt von keiner Seite eine solche eröffnet worden war. Die schönste Erklärung wäre die einfachste: „Jungfer Pok, ich bin Ihnen gut.“ Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumsitzende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in ein Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicker und Gelache zu verheimlichen: —

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben gings auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblik brachten ihn zwei sehr verschiedne Dinge außer sich selbst. —

Endlich, er fand sich angekleidet, aber noch sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienst schon zurück über alle benachbarte Wege und Stege verbreitet.

Ein Schauer rieselte ihm über die Haut hinweg. Er hätte fast Hexerei glauben mögen, denn er fand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt er hätte sich sporenstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegnen Burg des Herrn Pot traben. Dann wars elf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft —

Dämmerung um Mittagszeit unterbricht die lange, traurige Nacht. Auch im höchsten Sommer sieht man die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt, der schon in einer Linie, dreitausend Fuß über der Meeresfläche erhaben, unvergänglich ist.

Wie weit das Auge trägt, bietet sich ihm der Anblick kahler, weiter Ebenen an, deren Boden oft schönen Graswuchs, eben so oft aber auch meilenweite Moore zeigt, neben dürren, sandigen oder grienigen und steinigen Feldern mit magerm Pflanzenwuchse. Wälder von düstern Roth- und Weißtannen wechseln mit einzelnen Föhrenhorsten, Birken und Erlen ab, und verlieren sich, je weiter man gegen Norden oder auf die Höhen tritt. Nur zerstreutes Gestrüpp, kraftlose Birken bleiben übrig, die immer niedriger werden, bis zuletzt einige kriechende Alpenweiden und Zwergbirken der letzte Holzwuchs sind. Die Gebirge der unfruchtbaren Kjölen und Nordfelsen erheben sich ohne Anmuth, schroff und schauerlich mit ihren finstern Granitzacken und Fiällarn oder Gletschern in den Himmel, fünf- bis achttausend Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres.

Am Fuße dieser Gebirge, an den Ufern der Seen und wilden Elven oder Felsenbäche und längs den Fiörden (Buchten) Am Meere, wohnen die Lappen und Finnlappen. Die ungeheure, vielgezackte Bergkette der Kjölen scheidet

wahrscheinlich war es nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehn, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benuzt, drei Stunden Weges zu machen, im kleinen „Thal-Wägli." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt, und unangezogen vor dem Spiegel da, die weissen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Charakter grosser Männer, daß sie auch durch die gewaltsamsten Ereignisse nicht ausser Fassung gebracht werden. Alles Grosse, Ungeheure, Erschütternde gehört gleichsam

gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tygers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden, als Mann getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum drittenmahl die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts gutes herauszubrin-

gen. In der Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studierte noch immer Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verdarb er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimahl schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaße zu Boden, und hob sie dreimahl wieder auf, denn es war nun einmahl Verlobungstag, und es lies sich nicht ändern.

Schlechter denn jemahls frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff seine Concepte von Complimenten noch einmahl zu durchfliegen — da schlug die beherte Dorf-Uhr elf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimahl hinterdrein.

Herr Quint ward blas vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jezt unmöglich in Pots Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heisser Tag — zur Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den flidenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbne Kleid an — aber damit wars wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuhe war Puder gefallen; der Hut hatte am Bette gehangen und Feder-Dunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeschäfte, die mit Urgenz abgethan werden mußten, und von keinem andern abgethan werden konnten.

Es schlug ein Viertel auf zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem; man mußte langsamer gehn, und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füssen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß es nun schon gefehlt sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pol über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein; in jedem Fall hatte Herr Pol das Recht zu schmählen, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegengestellt werden —

in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und davon segeln mögen.

Wenigstens war Herrn Quint so zu Muthe. Ausser seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehn haben würde, hatte er in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und grade dieser heutige misglückte ihm so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing sengend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kahlen Felsenwände an den Gebürgrippen blendeten das Auge; jeder Fustritt

wehte über die schmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschlus, heimzukehren und dem ganzen Plunder von Verlobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem Vorgeben, er sey plözlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern; eine halbe hatte er jezt zurückgelegt.

Sein Misbehagen zu vermehren, rührte er starke Eslust. Sein Magen kannte die gewohnte Mittags-Stunde, und hielt auf gute Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der projektirten Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühlüftchen, welches Herrn Quint gewis wohlgethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare hergeblasen hätte. – Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel zu Hause vergessen, oder unterwegs verloren. —

Hier war keine Zeit zu verlieren. Er schwenkte sich, und jagte vollen Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder andre, was würde er in der Lage des unglückseeligen Mannes gethan haben? — Noch einmahl den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben, und ein freundlicheres Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der aufstionirte Haarbeutel von schwarzen Taffent lag wirklich auf dem Schreibetisch, neben seinem guten Freunde, dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmahl und grade das wichtigste mahl versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Ort im Nacken, das Fernglas in der Hand, verlies Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andernmahl seine stille, verwaiste Wohnung.

Jetzt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner gehaart, um ihm eine Stunde nach der andern selbst ins Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen lang von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, allen Muth und Trost. Nie ist man abergläubiger, als wenn man hofft; und nie hofft man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als eine unfehlbare Weisung, daß Bäteley für ihn nicht bestimmt

die norwegischen Lappmarken von den übrigen. Das Volk ist arm, roh und zerstreut lebend, ohne Ackerbau, ohne Viehzucht. Die Einen wohnen in festen, aus Rasen erbauten Hütten, wo sie der Fischfang zu bleibenden Stätten einladet; die Andern führen nomadisches Leben unter runden Gezelten, bald auf Höhen, bald in Thälern, wo sie für ihre Rennthierheerden Nahrung, oder gegen die Strenge des Winterfrostes Holz finden. Es fehlt nicht an mancherlei Wild, das ihnen Fleisch und Pelzwerk liefert. Das Rennthier gibt kräftige Milch und Käse; dabei hilft es zum Fortführen der menschlichen Habseligkeiten auf Reisen. Gemahlene Fohrenrinde (pinus silvestris) mischt der Finnlappe unter das Brod; das nahrhafte Isländermoos, welches alle Felsen bedeckt, dient, wie dem Rennthiere, auch dem Menschen zur Speise. Den Mangel des Obstes ersetzt die ungemein schmackhafte und saftige nordische Brombeere (rubus articus), welche auch in den kältesten Gegenden grünt. Flüchtig, aber heiß und das Pflanzenthum schnell belebend ist der Sommer; die langen Winternächte werden vom Schneeglanze, Mondenscheine und Nordlichte fast zur Tagesheiterkeit. — Gewöhnlich hat eine Haushaltung, aus zehn, zwanzig und dreißig Personen bestehend, zum sommerlichen Nomadenzuge einen eigenthümlichen Bezirk des Landes, den kein Nachbar ver-

sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe, fand er sich der Liebe jenes Mädchens nicht würdig, weil ihn bisher alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu erscheinen. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mismuths. — Er ging, — er wollte zur Verlobung, es koste was es wolle. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pok zog, Verzweiflung wars. Er wüthete gegen sich selbst, er bot seinem Unstern Trotz. Er wollte alles erwarten, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehn.

„ Eigentlich aber" — so sprach er bei sich selbst: — „ eigentlich aber ist er mit all seiner eingebildeten Weisheit ein armer Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' ihm nicht wiederfahren. Geh er jetzt hin; laß' er sich ein bischen auslachen; komm' er zu seiner Verlobung, wenn die andern des Wartens müde, schon am Tisch sitzen und abgegessen haben; präsentir' er sich, Herr Pinsel, und mach' er seine Bücklinge links und rechts. Was will er denn antworten? was will er vorwenden, um seine Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!"—

Indem er ſich alſo den Text ſelbſt las und mit herben Vorwürfen laßeite, ward er in der Ferne einige ihm entgegenkommende Perſonen gewahr. Er zitterte und blieb ſtehn. „Wahrſcheinlich ſind ſie abgeſchickt dich zu ſuchen — was willſt du ſagen?“ Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich ſah er nun hell und deutlich zwei feſtlich gekleidete Männer; ſie gingen mit ſcharfen Schritten ihm entgegen. Er beſchloß ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Märchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über dem Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er ſchlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyls Behauſung zu kommen, ſetzte

er doch eilfertig hinüber. Die Furcht lieh ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder schlich er schaamhaft hinter den Gebüschen weg, um von den Abgesandten nicht ausgespäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Weges lag nun vor ihm! —

Und als er nun auch diesen saß durchlaufen hatte, — als nun vor ihm schon hinter den Gebüschen die Thürme und Dachgiebel von Thosa aufstiegen, und links vom andern Ufer des Wassers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thosa schlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienst ein.

„Es ist vorbei!“ seufzte betrübt Herr Quint: „man erwartet dich nicht mehr. Du kömmst in jedem Fall zu spät an.“

21.

Um sich dessen mehr zu versichern, beschloß er einen benachbarten, diskumbüschten Hügel zu besteigen, von wo herab er die Polische Burg, nebst allem was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte sich das bequemste Plätzchen, und zog sein Fern-Rohr. — Da sah er die Fenster offen — sah an einer langen gedeckten Tafel die Gäste umhersitzen in bunter Reihe. Man schien vergnügt zu sein, und

seiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen flogen ihm ins Auge. Er fühlte all das Häßliche seiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tags, hungrig und traurig, auf einem abgestorbnen Eichstamm sitzend, mußte er seinem eignen Verlobungsfeste durchs Fernrohr zuschaun. Wer wäre an seiner Stelle gleichgültig geblieben?

Er warf den Tubus auf die Seite, und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen weg. Er schwor sich in seinem Herzen von Bäsele und der ganzen Welt los. Er schwur, noch strenger nun die Einsamkeit zu suchen; niemanden anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darinn zu finden, unglücklich zu seyn.

In diesen Schwüren lag sittlich kein logischer Zusammenhang; aber die brausenden, leer sein Herz zusammenschlagenden Empfindungen verdunkelten alles Uebrige. Er fühlte sich hier in der tiefen Stille des Waldes unter seinen Thränen und Träumen zum erstenmahl wieder wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfnen, Ruhesuchenden, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die milde Stille weit umher, die grüne Dämmerung unter den Zweigen wirkten sympathetisch in sein krankes Gemüth. Er nahm diese Beruhigung, als Folge seiner philosophischen Entschlossenheit.

„So sei es denn!“ sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh vorhanden.

Die

Die Welt ist nicht für mich, auch ich tauge nicht für sie. — Aber — ach! — Bäthy — Bäthy! — Wenn ich einsam und verblühend unter meinen Bäumen wandle — Ein gütiges Ohngefähr führt sie dann vielleicht einmahl des Wegs neben meinem Aufenthalt vorüber. Sie erblickt mich. Wehmuth füllt ihr Herz, und die erstorbnen Empfindungen ehmahliger Liebe erwachen leise zu einem neuen Leben unter dem Hauche zarten Mitleids. Wir nahen einander. Thränen werden unsre Sprache. Wir schwören einander an — o Bäthy, Bäthy — dann ewig! Und die Stunden des Kummers verschweben hinter uns, wie melancholische Geister. Wir aber gehören einander, und der Abend unsers Lebens wird sich über uns röthen, und wir werden Seelige sein."

Neue Thränen füllten sein Auge, neue Schmerzereien sein Herz. Er erwartete auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehn und ungekannt wollt' er seiner Heimath zu.

Herr Quint hat nachmahls gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Thränen verlebte, zu den genussvollsten seines Daseins gehörten. — Um sein selbstgeschaffnes Paradies durch nichts gestöhren zu lassn, verlies er den Anblick des Polschen Lustgutes und Verlohrungsmahls; wählte eine andre, finstre Strasse; sah hier einen Theil des Thales unter seinen Füssen; sah verfarbne Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durchs Thal und über den Strom wandeln, oder zu

Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster war, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber ein heftiges Donnerwetter trat jetzt hinter den Gebürgen hervor. Bald entflammten alle Wolken und Felsen; und der Donner rollte stossend durchs Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schreckte ihn nicht. Es harmonirte mit seinem Innern. Wenn fressend der Bliz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner an den Bergwänden und Himmelsgewölken lärmte: so wach sein, als lagere sich ein Grab mit mehr-

leht. Und immer kommt die wandernde Familie einmal im Jahre auf einen und denselben Platz zurück.

Die Menschen, so karg auch die Natur des Landes gegen sie zu sein scheint, sind glücklich; denn sie sind frei, genügsam und haben ihre Nahrung. Sie zahlen beinahe keine Abgaben, und stellen ihre junge Mannschaft nicht in den Kriegsdienst. Sie sind von gesundem, kräftigem Gliederbau, selten über fünf Schuh groß, ziemlich gewandt, gute Pfeilschützen, und erreichen gewöhnlich bei ihrer einfachen Lebensart ein hohes Alter. Ohne Tücke, gutmüthig, gastfreundlich, sind sie beim Anblicke eines Fremden wohl etwas scheu und argwöhnisch, nie aber, sobald sie ihm vertrauter werden, ungefällig. Wie alle Bergvölker und Nomaden halten sie fest an uralten Sitten und Meinungen.

Schon früh hatte man, von Norwegen und Schweden aus, versucht, ihnen Begriffe des Christenthums zu geben, die aber wenig fruchteten. Jubmel blieb ihnen das höchste Wesen, der Schöpfer aller guten Gaben; Perkel der Urheber alles Bösen. Sie verehren den einen eben so sehr aus Furcht, als den andern aus Liebe, ungefähr wie viele Christen den Teufel und Gott. Dabei bewahrte sich ihnen eine lange nordische Sage von Göttern und Halbgöttern, unter denen

thätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein gewaltiger Regen trieb ihn vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauerhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergas seines kummervollen Tages; erquickt setzte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hofte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen; aber Mitternacht wars, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen erneute sich mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, osferte nun auch noch den lezten Wunsch auf. Er beschlos also im Zollhaus zu übernachten, denn er

war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zöllners.

Hier schlief schon alles tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau allein war noch wach. Sie kannte Herrn Quint und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr ins Haus getrieben, und kein Bette mehr für ihn übrig war.

„Unseeliger Tag!" brummte Herr Quint, der besonders ein gutes Bette liebte: „muß sich auch alles heut gegen mich zusammenrotten?"

„Wartet!" rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenns Euch nicht zuwider ist, so könnet ihr ja seld-ander schlafen. Das Gewitter hat den Herrn Pfarrer von Plunderen zum Einkehren gezwungen; er hat ein grosses zweischläfriges Bett, worinn auch

zu Nacht drei Raum hätten. Ihr müßet nun vorlieb nehmen, wie es kömmt. — Das Bett iſt sonſt gut, und der Herr Pfarrer ein braver Mann."

„Nein, um des Himmelswillen, ich will ihn im Schlaf nicht ſtören." Rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte Mann hat feſten geſunden Schlaf und nimmts nicht übel." Erwiederte ſie. „Da, nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erſte; wenn Ihr die Treppe hinauf ſeid."

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beſchriebne Thür kam, löſchte er beſcheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer deſto weniger zu ſtören. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben.

Er fand das Bett; warf nur Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich leise neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von so vielen Abentheuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätter-Schatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte vielmehr gewünscht mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er bald und bald den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber wie es schien, etwas unruhig.

Herr Quint, um sich ein Compliment, oder eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begrif, geruhsam zu entschlafen; da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm queer über den erschrocknen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb er unbeweglich liegen und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzuzarte Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein andrer, minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den erwähnten Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Gränzen gewiesen haben; — er aber konnte es nicht.

Langsam und unmerklar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, wollte er sich unter dem schweren Arm hervorziehn. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zweimahl ein tödliches Schrecken abjagte. Allein, als er schon auf der Hälfte des Wegs war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager auf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Dem Herrn Quint wandelte plötzlich wieder das Niesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß ihm keine Ueberlegungsminute übrig blieb. Alles, was sich in der Eil zum Besten thun ließ, that er; er unterdrückte, wider seine übliche Weise und Sitte den herzhaften Ton. Desto mächtiger war aber die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle

wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen davon; Herr Quint aber stellte sich in dieser Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe.

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, lies aber den Arm liegen auf Quints Halse, und schien wieder entschlafen zu wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mislungene Verlobung, über die Einsamkeit am Waldhügel, und das leide Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht grosse Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am

gestrigen Abend. Seine Fantasien waren verduftet; mit der baaren Wirklichkeit hatte es nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Puk mußte es nothwendig gedeihen; — das Märchen aller Dörfer im Thal zu werden, war unausweichlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten; fürchtete seinen eignen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrs läge. Als flüstre es ihm sein guter Dämon zu, befiel ihn der Gedanke, plözlich eine groſſe Reise zu machen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Ausbleibens; konnte

an Herrn Pok schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bätely konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie würde ihn lesen, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — indem er sich unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, und dort mit Heimweh sich nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann gedachte der Heimkehr mit ihren Freuden — indem er alle einzelne Auftritte des Wiedersehns mit der reizendsten Färbung ausmalte: — tönte ihm

plözlich eine liebliche Stimme ins Ohr: „Ach, Gott!"

Es war keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geiß aufgeben zu müssen. Er schlug die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süsser Engelston kömmt aus keiner pfarrlichen Kehle.

23.

Der lastende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andre Seite. Herr Quint wollte an dem, seinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seinen

auch noch Asjik, der an die Asen der Edda mahnt, und Thor erscheint. Auch diesen bringen sie, im Staube gebeugt, ihre Opfer, nämlich Knochen und Hörner ihrer Rennthiere, eine Speise, die ohnehin den Menschen zu hart ist und daher wohl den Göttern zusteht. Ausserdem sind die guten Finnlappen schwerlich um vieles abergläubiger, als unser Pöbel in Sammet, Seiden und Zwilch. Statt aus Kaffeesatz, Bibelstellen, Spielkarten, wahrsagen sie sich mit der kleinen Zaubertrommel die Zukunft; und statt zu Scharfrichtern, Wasserbeschauern, Wundärzten und Kapuzinern, gehen sie zu ihren Zauberern, deren Zahl sich aber von Tag zu Tag mindert.

Als die Lappmarken an die schwedische Krone kamen, wollte man sie christlich machen. Man zwang sie einiger Orten, ihre Kinder taufen und ihre Ehen von Priestern segnen zu lassen; lehrte sie vor Kreuzbildern knien, und das war ihr Christenthum. Gustav I., König von Schweden, schickte dann Priester unter sie, und baute ihnen in der Stadt Pitea in Westerbotrn sogar eine Schule. Karl IX. ließ in den weitläufigen Ländern einzelne Kirchlein aufrichten; Gustav Adolf ließ lappländische Schulbücher für sie drucken; und Königin Christina versorgte sie mit ordentlichen, wohnend bleibenden Pfarrern. Alle diese Anstalten aber blieben äusserst mangelhaft.

seinen weißen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten Seelen-Bischof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er sich leise, um den Nachbar seitwärts anzuschauen.

Da lag mit weggewandtem Gesicht ein schöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppig-ringelnd das dicke Goldhaar über eine halb entblößte Achsel quoll.

Herr Quint versteinerte fast bei dem Anblick. Er wollte seinen Augen nicht glauben, und doch blieb eine weibliche Haube, ein blondes, wolligtes Haar, eine alabasterfarbne Achsel. —

Ein ärgeres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht,

Reise-Plan! — wer ihn hier fand, wer ihn nur aus der Schlafkammer gehend erblicken würde, mußte Glossen machen, die für ihn nicht vortheilhaft ausarten konnten. Bäteln, Herr Pyk, die ganze Genossenschaft von Verwandten konnt' es leicht erfahren. „Darum also kam er gestern nicht zur Verlobung!" wird es heißen: „Jezt mag er sehn, wie er sich weis brennt!"

Bei aller seiner Unschuld fühlte Herr Quint die heftigste Gewissensangst. Der Schein zeugte gegen ihn. Er, ein so frommer, tugendlicher Mann, dem jeder Hausvater seine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weis wem? im Bette. Da half kein Protestiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falsche Kammer angewiesen, oder er die Kammer des

Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne sein mogte, welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie denken, glauben, sagen beym Erwachen, beym Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestüzt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte immer das schöne Gespenst neben sich an, unfähig irgend einen schicklichen Entschlus zu nehmen. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren!“ seufzte er bei sich.

Die Schläferin erwachte, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint . . . o, was hätte er drum gegeben, wenn jezt der jüngste Tag angebrochen wäre;

die

die Engel in die Posaunen gestossen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war die kleine Bäteli selbst, welche ihn mit ihren blauen Augen ansah.

24.

Wer auch noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne grade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser blöder Schäfer: n..d sich das Entsetzen desselben, lebhaft einbilden können, da er, wie durch Zauberei, in demselben Moment neben der Geliebten halb sitzt, halb liegt, wo er sich weit von ihr entfernt glaubte. Sein ganzes Abentheuer mit dem Mädchen von

Rothheim, seit dem Tanz der rothen Tulpen, bis jetzt, war ihm so wunder-seltsamlich, daß er seiner ganzen philosophischen Stärke bedurfte, um nicht bei so bewandten Dingen steif an Hexerei zu glauben.

Bärely hingegen war unmöglich minder erstaunt. Sie hatte den ganzen gestrigen Tag hindurch von nichts, als ihm gehört, an nichts, als an ihn gedacht: kein Wunder, wenn sie in der Nacht von ihm träumte, und ihr Erwachen an seiner höchsteignen Seite für Fortsetzung des Traums unter andern Decorationen der Einbildungskraft hielt.

Ihre Seele, obwohl zwischen Schlaf und Wachen taumelnd, verständigte sich doch bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieselbe immer unbegreiflicher war, als das Spielwerk

eines Traums. Sie streckte ihre Hand vor, und berührte, um sich zu überzeugen, daß sie nicht mehr träume, die vor ihr ruhende Gestalt. Sie fand statt des Hingespinnstes — Fleisch und Bein.

„Mein Gott!“ rief sie: „Herr Quint!“

„Jungfer Bätely —“ stotterte der arme Mann: „Es ist gewis, ganz gewis und sicherlich nicht — mit Vorsaz geschehn, daß ich hier bei Ihnen bin.“

„Ach, das glaub' ich wohl!“ entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erst an ihren gestrigen Kummer, wo sie umsonst auf den zu Verlobenden den ganzen Tag gewartet, und endlich nach vergeblichem Hoffen gefolgert hatte, er sei entweder unglücklich gewesen, oder liebe sie nicht. Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine

Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil der anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltnem Trost-Schmause erst sehr spät trennten, weswegen, von Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten, sich bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hieher gewiesen in diese Kammer," gegenredete der Philosoph: „und meinte, hier schlafe der Herr Pfarrer von Flundren. Es thut mir leid. Ich bin ausserordentlich erschrocken. — Sie werden . . ."

Bärbel sah aus Quints ehrlicher Miene, das er nicht log. Sie hätte ihn freilich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14380/058

gern unter andern Verhältnissen gesehn, als diesen. Aber leider war das Unglück einmahl da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch glaubte sie wirklich bei ihrer Unschuld und Herzens-Reinheit nichts Arges von ihm, noch von der ganzen Welt. Das Aergste so sie von ihm denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das wars, was ihr gestern so viele geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen war sie gestern eingeschlafen.

„Sie werden mir gewis böse sein, Jungfer Bätely!" stammelte Quint.

„Ich hörte freilich gestern . . .“ erwiederte Bäteln mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie mir nichts von gestern,“ rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht vergeben.“

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bäteln las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen alles offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Vor Ihnen will ich kein Geheimniß tragen. Und wär ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehne mir wäre, wie ungeschehn — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück —

Wegen der verschiedenen lappländischen Mundarten verstanden wenige Leute die Sprache der Schulbücher, und wegen der Größe des Landes, in welchem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erst dreizehn Kirchlein standen, lebten und starben Tausende, die nie eins der Kirchlein gesehen.

Erst König Friedrich I. von Schweden betrieb im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das Werk der Bekehrung ernster, doch etwas barsch. Denn welcher Lappe nicht alljährlich beim weltlichen Richter einen Schein des Pfarrers vorweisen konnte, dem Gottesdienste und Abendmahle beigewohnt zu haben, ward zu öffentlichen Arbeiten verdammt. Auch wurde im Jahre 1738 die Bibel in's Lappländische übersetzt, und eine besondere Sendungsanstalt gestiftet, wozu man bald ein Vermögen von 300,000 Thalern sammelte. So gelang es, daß im Jahre 1750 das gesammte schwedische Lappland zwölf Haupt-, acht Tochterkirchen und sechs Schulen besaß. Nur die katholischen Lappen in der Luleamark, gerade unter dem Polkreise wohnend, bezeugten sich am störrigsten, bis der wackere Peter Högström Muth und Geduld genug hatte, ihr Apostel zu werden. Er, der alle Lappländer, wie wir aus seiner Beschreibung des Landes wissen, für Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft

aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich. Ja, gewis, alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag.“

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständnis war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram, und seinem Entschlus, der Welt zu entsagen, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!“

„Und ich würd es!“ seufzte Herr Quint:— „ich würd es, wenn . . .“ hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stock-

ten seine Worte; aber der unwillkührliche, zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlichflehende Blick zu ihr, verriethen alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte auch sie nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Eine unbekannte Empfindung durchschauerte beide. Ihre Seelen sprachen zu einander, und irrten schwesterlich durch einen niegeahndeten Himmel. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte und entzündete sich über ihnen im Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irrdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des

Schöpfers zur Seeligkeit drang süß durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobnem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig nieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust.

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätelys Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, an die versäumte Verlobung und Herrn Lyks muthmaaslichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät:“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätelys Finger.

“Giebst du mir den Deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geſchloſſen. Keiner ſprach dabei eine Silbe: Thränen, ſo in ihren Augen ſpielten, erſetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht ſtammeln konnten. —

Die Morgenſonne umſtrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbnem Lichte.

„O Bäteln, meine Bäteln!“ rief Herr Quint.

Sie ſanken gegen einander. Ihre Lippen berührten ſich. Ihr Leben, ihr Bewußtſein verloderte in Flammen unbekannter Gefühle. Es war der erſte Kuß, den beide küßten; nie hatte er ein Weib, nie hatte ſie einen Jüngling geliebt.

25.

Herr Pol, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomonis in Requisition gesetzt, die Verlobung seiner beiden Freunde prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehn war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergas seiner Leiden und Reise-Entwürfe. Das veilchenfarbne Kleid, die beständten Schuhe und der Haarbeutel wurden nun eilig hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich von aller Seeligkeit trunken, aus Bälgels Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stören.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag, und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffian-Pantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

HIPPOLYT UND ROSWIDA.

SCHAUSPIEL IN VIER AUFZÜGEN

VON

HEINRICH ZSCHOKKE.

ZÜRICH, 1803.

BEY ORELL, FÜSSLI UND COMPAGNIE.

Dem Leser.

Die Muse des Dramas gleicht der ersten Liebe, von welcher sich das Herz vergebens losschwören will — man kehrt immer wieder zu ihr zurück. Ich fahre also fort, der deutschen Bühne meine kleinen Beiträge zu schenken. Den Stoff des gegenwärtigen gab mir eine französische Heroide, welche der Zufall mir einst in die Hand spielte, dessen Inhalt mein Gedächtnis bewahrte, ob es gleich undankbar genug den Namen des Verfassers verlor.

Bei dieser Gelegenheit mufs ich bemerken, dafs seit vier oder fünf Jahren von mir keine Zeile für das Theater geschrieben, oder vielmehr dem öffentlichen Druck übergeben worden ist. Demungeachtet haben verschiedne litterarische Schleichhändler die Schaamlosigkeit gehabt, meinen Namen ihren Geburten aufzudrücken, deren Väter sie selbst zu seyn errötheten.

In Prag erschien ein Schauspiel: Barbareien des achtzehnten Jahrhunderts. Der Prager Buchhändler trug kein Bedenken, meinen Namen aufs Titelblatt zu pflanzen, ungeachtet ich das Werk gar nicht kenne und geschaffen habe. Vermuthlich ists ein Nachdruck von Julius von Sassen, und dann freilich Barbarei, aber nicht von mir.

geführten Hebräer hielt — der Einfall war seltsam genug! — reisete mit ihnen nomadisch umher, und gewann sie nach und nach.

Die norwegischen Lapp- und Finnländer wurden ungefähr in derselben Zeit, wie ihre schwedischen Nachbarn, mit Einführung christlichen Unterrichts bedacht. Der dänische König Friedrich IV. ließ den häuslichen und religiösen Zustand dieser Völkerschaften im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts untersuchen, und errichtete dann im Jahre 1714 eine eigene Anstalt zur Bekehrung der Heiden. Aber mehr, als er, leistete der unverdrossene Muth eines Privatmannes. Thomas v. Westen, ein Prediger des Stiftes Drontheim, dessen Gemeinde den Bergkirchen am nächsten lag, verließ freiwillig sein ruhiges Leben, und begab sich unter die Heiden, ihnen das Wort des Welterlösers zu verkünden. Unterstützt von der Regierung baute er Kirchen und Schulen, und richtete er zu Drontheim eine Pflanzschule künftiger Heilsboten ein. Bei seinem Tode im Jahre 1724 hatte die Finnmark schon drei Kirchen, zwei Versammlungshäuser und zwei Schulen, und Nordland zwei Kirchen, zwanzig Versammlungshäuser, achtzehn Schulen. Auch für die Heiden im Amte Drontheim waren Schullehrer und Missionarien.

In Augsburg ward mit meinem Namen ein Schauspiel, betitelt: Mifsverständnifs, herausgegeben, welches mir eben so fremd, als das obige ist. Der dasige Buchhändler aber bereute in einem Schreiben an mich sein Vergehen, da ich ihm deswegen verdiente Vorwürfe gemacht hatte.

In Wien erschien, von einem entsetzlichen Kupferstich begleitet, ein Schauspiel, genannt: Das rächende Gewissen, ebenfalls mit meinem Namen behangen. Als ichs erhielt, erkannt ich darin die Zauberin Sidonia, für das k. k. Hoftheater bearbeitet von Herrn von Kotzebue. So lieb ich nun auch den Herrn von Kotzebue habe, kann ich doch nicht anders, als ihm diese Sünde, so er wider mich beging, auf sein eignes rächendes Gewissen zu legen.

Der Himmel weifs, ob nicht mehr dergleichen Wechselbälge unter meinem Namen umherlaufen. Da ich genug für meine Sünden zu büfsen habe, warum soll ich die fremden dazu tragen?

HIPPOLYT UND ROSWIDA.

Personen.

Lord Douglas.
Sir Hippolyt, sein Sohn.
Roswida, dessen Gemahlin.
Sir Hamilton.
Der alte Rook, Steuermann, Roswidens Vater.
Francis, sein Sohn, Matrose.
Krapp, ein Matrose.
Stephens. Haushofmeister und Vertrauter des Lord.
John, Hamiltons Diener.
Ein einjähriges Kind.
Kammermagd.
Bediente, Jäger, Landstreicher u. d. gl.

Erster Aufzug.

(Anmuthiger Platz vor einem einfachen Bauernhause, Francis Wohnung. Aus der Tiefe eines dunkeln Parks sieht man im Hintergrunde einen Flügel von Hippolyts Landschlosse schimmern.)

Erster Auftritt.

HAMILTON *(nachlässig gekleidet, in Ueberrock und Pantoffeln, kömmt gähnend aus dem Park.)* JOHN *(folgt ihm, ein Tischchen tragend, mit Liqueurflasche, Gläsern und Gebacknem besetzt.)*

HAMILTON.

Nur dorthin!

JOHN.

Wohin?

HAMILTON.

Siehst du hier den Steinsitz unter den Baumen?

JOHN.

Leibhaftig.

HAMILTON.

Wohlan, du Schnecke.

JOHN.

Bins wohl zufrieden. (*setzt den Tisch zurecht*) Sechste Station!

HAMILTON (*aus dem Hintergrund hervortretend.*) Verdammtes Landleben, wer dich erfand, war an das ewige Einerlei des Kerkers gewöhnt. Man ißt, man trinkt, man schläft. Die Erde ist grün, der Himmel blau, und so heut und immerdar. Ein Tag wie der andre; einer wie dreihundert und fünf und sechzig, und wer ein Jahr hier zubringt, hat in allem einen einzigen Tag gelebt. (*er wirft sich der Hütte gegenüber auf eine hölzerne Bank.*) Länger hält man das nicht aus. Ich verwildre; ich bin nicht mehr ich selbst; bin, weiſs Gott, nur eine Pflanze. Dem alten Eichbaum drüben fehlen nur Händ und Füſse, Schlafrock und Pantoffeln, dann wär er Philosoph wie ich. — He, John!

JOHN.

Herr!

HAMILTON.

Hieher mit deiner Ladung, du plumper Frachtwagen.

JOHN (*bringt den Tisch*)

Siebente Station!

HAMILTON

Was siebente Station?

JOHN.

Wir beide, der Tisch und ich, haben nun den Park nach Ost, und West, und Süd und Nord durchkreutzen müssen, und es hat Ihnen nirgends gefallen das Frühstück zu nehmen. Hier machen wir zum siebenten Male Halt.

HAMILTON.

Hast recht, und es ist hier, wie überall, unausstehlich. Nimms zurück ins Schloss. Ich will in meinem Zimmer frühstücken.

JOHN (*indem er den Tisch fortträgt*)

Das hab ich wohl gedacht.

HAMILTON (*allein*)

Nirgends ein vernünftiges Gesicht; keine Intriguen, keine Geheimnisse, keine Parthien.

Ich lebe wie ein Heiliger, aber die Frömmigkeit macht entsetzliche lange Weile. Hippolyt ist ein verliebter Narr, und sein Turteltäubchen Roswida ist ihm treu, wie sein Schatten. Nicht einmal bis zum Händedruck kann ichs bringen. — Zurück mit dir nach London, Hamilton! — *(er sieht in den Park.)* Da kommen sie. Er dort, sie da! Sie suchen sich beide. *(Steht auf.)* Ich will euch nicht stören, ihr Arkadier!

Zweiter Auftritt.

HIPPOLYT und HAMILTON.

HIPPOLYT.

Wo ist Roswida? Bei ihrem Bruder in der Hütte?

HAMILTON *(gähnend)*

Ich glaube nicht.

HIPPOLYT

(geht zur Hütte und will die Thür öffnen)

Verschlossen!

HAMILTON.

Hippolyt, wie stehts? Wollen wir das Eremitenleben noch lange so treiben? Nun sinds wahrhaftig zwey Jahre, daſs wir in diesem entlegenen Winkel des Königreichs wirthschaften, und hätt' ich in der Zeit nicht sechsmal London gesehen, so wär ich schon siebenmal am Heimweh gestorben.

HIPPOLYT.

Unruhiger Dämon, willst du wieder von hinnen?

HAMILTON.

Was hier schaffen? Es ist immer das alte Lied! — Du mufst mit mir; du mufst wieder in die Welt. Man wird dich in London kaum kennen. Fang auch wieder einmal an zu leben.

HIPPOLYT.

Zu leben? In London? Das hiefse das Leben an den Nagel hängen. Ich bin der Menschen satt in deiner grofsen Welt. Ich ärgre mich an den elenden Geschöpfen, von Selbstsucht aufgeblasen, wie die Pfauen. Vorurtheil ist ihre Weisheit, und Leiden-

schaft ihr Thun. Sie treiben albernes Kinderspiel, jedes nach seiner Weise, und jedes dünkt sich grofs damit. Schweig davon!

HAMILTON.

Siehe Prediger Salomonis, Capitel 6, Vers 18.

HIPPOLYT.

Spotte immerhin, aber gönne mir meine Einsamkeit. Hier bin ich froh. Hier bin ich Mensch. Hier lieg ich kindlich festgeschmiegt am Mutterbusen der Natur, und werde still und gut wie sie. Ist's möglich, Hamilton, kann der rührende Zauber dieser Landschaft, dies harmlose Stillleben, nichts über dein Herz gewinnen? Hier könnt ich ewig wohnen, und ewig wären mir diese Haine, diese Wiesen, diese Morgen- und Abendröthen — — —

HAMILTON.

In Gottes Namen, ich sehe nichts als Gras und Bäume, und rothe Wolken, und wird mir auch nichts andres draus, und wenn ichs angaffte, bis an mein seeliges Ende. Siehst du mehr?

Seitdem sind mehrere Kirchen und Schulen dort gebaut. — Lappland besitzt gegenwärtig dreizehn Hauptkirchen, zehn Tochterkirchen und sieben Schulen. Es hat in der Sprache des Volks lutherische Gesangbücher, Katechismen, kleine Erbauungsschriften und Erklärungen der Evangelien gedruckt, und von der Bibel allein drei Uebersetzungen. Ganz vorzüglich verdient machte sich in dieser Hinsicht die seit Anfang des Jahres 1808 gestiftete evangelische Gesellschaft von Schweden; nicht minder die aus derselben im Jahre 1816 hervorgegangene schwedische Bibelgesellschaft zu Stockholm, mit ihren Hilfsgesellschaften zu Gothenburg, Lund, Westerås, Wisbye, Skara, Wexiö und Nerike. Auch müssen an der Hochschule zu Upsala beständig zwölf junge Männer auf königliche Kosten zu Predigern für die Lappsinnen gebildet werden.

Das altnordische Heidenthum ist bei jenen Nomaden bei weitem noch nicht ausgetilgt, so wenig, als bei ihren Nachbarn, den am nördlichsten wohnenden Finnen, die sich, wie jene, in freier Wilde umhertreiben. Wie die schwedischen, sorgen aber auch die russischen Bibelgesellschaften redlich für Verbreitung der ältesten Urkunden des Christenthums bei den russischen Lappen und Finnen. Noch im Jahre 1815 wurden an siebentau-

HIPPOLYT *(verdrossen)*

Du bist ein prosaischer Mensch.

HAMILTON.

Aber gesteh mir auch, Hippolyt, für einen Spafs, wie dein Aufenthalt hier ist, währt die Geschichte zu lange. Als ein Liebesabenteuer liefs ich die Comödie gelten, die wir auf einige Wochen mit Roswiden spielten. Nun aber wird das Ding gedehnt, wie eine Ehestandsgeschichte. Wir müfsen nach London, da wartet noch manches Mädchen, um sich von uns besiegen zu lassen.

HIPPOLYT.

Aber Roswida ist mir noch eben so lieb, so schön, wie das erstemal, da ich sie dort unter der Thür ihrer Hütte fand. Sie ist nun Mutter geworden! Ich bin Vater geworden, o Hamilton, ich bin Vater! — Da liegt eine neue Fülle von Seeligkeit, eine neue mir vormals unbekannte Welt! Hamilton, ich bin nicht mehr der Wildfang von ehemals; mich knüpfen Banden des Bluts an dieses Paradies, an dieses theure Geschöpf. Mit einem Worte:

Ich verlasse Roswiden nicht. Wir haben sie betrogen, aber ich will eher sterben, als sie aus ihrem Traum erwecken.

HAMILTON.

Wetter, wo denkst du hin? Was soll daraus werden? Lord Douglas ist auf der Rückkehr von seinen Reisen. Willst du dich hier überraschen lassen? Du weifst, dein Vater ist im Punkt der Ehre kützlicht. Er wird erfahren, wie wir Roswiden überlisteten, und - - -

HIPPOLYT.

Warum quälst du mich so?

HAMILTON.

Meinst du, Lord Douglas werde jemals einwilligen, dafs sein einziger Sohn und Erbe sich mit der Tochter des Matrosen im Ernst vermähle?

HIPPOLYT (*finster*)

Ich weifs es, er wird es nie!

HAMILTON.

Sey also kein Kind, und brich ab. Setze dem Mädchen ein Jahrgehalt aus, entdeck ihm deine Verhältnisse, sag ihm, dafs der Prie-

ster, welcher euch vor zwei Jahren zusammengab, ein verkleideter Lakey war, daſs Liebe dich zu dieser List bewog, daſs du sie aber nie vergessen wolltest, daſs du ihr treu bliebest bis an dein Grab, daſs du sie noch im Himmel lieben wolltest, und dergleichen schöne Dinge - - -

HIPPOLYT (*heftig*)

Ich Bitte dich, wenn du mich lieb hast, schweig!

HAMILTON.

Sey versichert, Roswida wird von selbst so vernünftig sein, und sich in ihr Schicksal ergeben.

HIPPOLYT.

Ergeben? — In Gram und Verzweiflung!

HAMILTON.

Ach, wenn alle Mädchen an betrognen Hoffnungen stürben, so wär in der Welt keine Hochzeit mehr. — Besinne dich Hippolyt! Ich geh' zum Frühstück. Wir wollen's schon machen. (*geht.*)

HIPPOLYT

(*düster vor sich hinstarrend eine Weile, dreht sich, und eilt ihm nach.*)

Hamilton! (*mit Heftigkeit*) Hamilton! (*Hamiltons Haud an sein Herz drückend*) Es regt sich eine Höll' in dieser Brust! Rathe mir! Von dir kam der Einfall, Roswiden zu betrügen. Ich bitte dich, führe mich aus dem Labyrinth zurück.

HAMILTON (*gaft ihn verwundert an*)

Was faselst du da? Bist du von Sinnen gekommen?

HIPPOLYT

(*zieht ihn auf die Seite, dann heimlich und mit angenommener Ruhe*)

Ich wills dir nur gestehen, Hamilton, seitdem mein Vater unterwegs nach England ist, leb' ich in fürchterlicher Verlegenheit. Es ist sein Plan, ich soll die junge Gräfin Somerset heurathen. Er darf nicht erfahren, wie ich mit Roswiden bisher stand — ich bin vernichtet, geschändet, gebrandmarkt vor ganz London, wenn mans dort hört. Ich fürchte

meines Vaters gränzenlosen Zorn - - - ich bin — ich habe seit drei Nächten kein Auge geschlossen, und fühl's — ich bin strafbar.

HAMILTON.

Pah! Lord Douglas hat in seiner Jugend auch nicht bei den Carthäusern gefastet. — Er wird lachen, und damit holla!

HIPPOLYT.

Aber ich habe eine Unschuld verrathen, ein ehrliches, himmlischgutes Mädchen betrogen — ich kann Roswiden nicht verlassen - - sie ist Mutter, ich bin Vater - - ich habe nur nicht den Muth ihr zu bekennen, dafs ich ihre Tugend belog, dafs sie nicht mir anvermählt sey - - und wenn sie es hört - - ein Dolch durch ihr Herz! — O Gott, mein Weib, mein Kind! — Hätt' ich nur, lieber Hamilton, hätt' ich nur den Muth gehabt, ihr mein Verbrechen zu gestehen, gewifs ich würde sie längst zum Altar geführt, und selbst den Fluch meines Vaters ertragen haben.

HAMILTON (*zurückfahrend*)

Bist du rasend?

HIPPOLYT.

Ich wäre mit Roswiden nach Frankreich geflüchtet. In irgend einem Winkel der Erde, wohin keine Zeitung von England dringt, hätt ich den Zorn meiner Verwandten verachtet, wär' ich in Londons Gedächtnis gestorben - - -

HAMILTON (*scherzend*)

Eine entsetzliche, klägliche und bewegliche Liebeshistorie hätte das gegeben, wobei alle empfindsame Seelen Blut geweint haben würden. (*traulich*) Sey kein Närrchen! Ich will schon Rath schaffen. Verlafs dich auf mich. — Da kömmt Roswida. Ich wills beim Frühstück überlegen!

(*ab.*)

Dritter Auftritt.

ROSWIDA (*ihr einjähriges Kind auf dem Arm tragend*) und ein KAMMERMÄDCHEN (*kommen aus dem Park.*)

ROSWIDA.

Lieber Mann, ich suchte dich überall. Sieh doch den kleinen Eduard. Der Engel will seinem Vater den guten Morgen bringen.

HIPPOLYT (*drückt ihre Hand*)

Herzensweib! (*er küsst das Kind*) O du mein Abgott! Hast du dir so purpurrothe Wangen geschlafen? Kannst du mir schön thun? (*er nimmt das Kind auf seinen Arm*) Komm zu mir.

ROSWIDA.

Das junge Herrchen hatte heut sehr üble Laune.

HIPPOLYT.

Wer üble Laune hat, muſs tanzen. (*Er lässt das Kind auf dem Arme hüpfen.*)

ROSWIDA.

Es ist ihm zu kühl in der Herbstluft am

Morgen. (*Zum Kammermädchen*) Nimm das Kind ins Schloſs zurück.

HIPPOLYT.

O Gott, ich bin so glücklich, so glücklich! (*indem er das Kind gen Himmel hält*) Ach, um dieser Unschuld willen, zerstöre unsre Seeligkeit nicht!

(*Das Kammermädchen nimmt den Knaben, und geht ab.*)

ROSWIDA.

Ueberall im Park sucht' ich dich, lieber Hippolyt.

HIPPOLYT.

Und ich dich.

ROSWIDA.

Nun bin ich müde. (*Sie setzt sich auf die Bank*) So! Hier ist doch mein Lieblingsplätzchen, und diese alte hölzerne Bank ist mir theurer, als der weichste Sofa im Schlosse. Denke nur, dies mürbe Brett hat mein Vater mit eigner Hand geschnitten; und hier dies Kreutz hat er selbst hineingeschnitzt. Mein Bruder kanns dir erzählen. Ach, der arme Vater! Was

gäb er darum, wenn er auf seiner Bank noch sitzen dürfte. Nun sitzt er an die Ruderbank geschmiedet bei den Algierern. (*Sie betrachtet Hippolyten, der sinnend mit verschlungenen Armen vor ihr steht.*) Warum so traurig, lieber Mann? Was fehlt dir?

HIPPOLYT.

Nichts. Wenn ich bei dir bin, nichts!

ROSWIDA (*ungläubig lächelnd*)

Kannst du auch lügen?

HIPPOLYT

(*setzt sich auf den Boden ihr zu Füssen, und küsst mit Inbrunst ihre Hand*)

Roswida! — Du bist ein Engel.

ROSWIDA.

Da fällt mir der erste Abend ein. Da safsest du auch so. Ich zitterte wie ein Espenlaub; aber du hattest mir schon mein Geständnifs abgequält. Und hier schworst du mir, — und ich legte meine Hand auf dein Herz, und schwor desgleichen. Es war still und dunkel. Da ging der Mond aus den Wolken, als wollt er der himmlische Zeuge seyn; und die Bäume

standen glänzend umher, wie Geister. Und es war mir, als ofnete sich drüben die Hütte meines Vaters, als trät' er leise heran, uns einzuseegnen - - - o Hippolyt, ich vergefs' es nie! Da gab dir die Braut den ersten Kufs.

HIPPOLYT *(mit tiefer Bewegung)*

O Roswida, ich verlasse dich nicht!

ROSWIDA.

Ich habe nicht gesagt, dafs du mich verlassen werdest. Ich las aus deinen Augen deine Liebe; es war wohl unnütz, dafs die Zunge schwor. Eins hätt' ich damals nur gewünscht; du seyst kein reicher Herr. Ich war ein armes Mädchen. Ich fürchtete deinen Glanz. Francis war auf dem Meere. Ich zitterte, Bruder Francis könne schmähen, dafs ich ohne seinen Willen geheurathet habe. Jetzt aber ist alles gut, und alles eine Liebe, eine Seele. — Hast du auch Nachrichten von deinem Vater?

HIPPOLYT *(steht auf)*

Nein. *(Er geht von ihr)*

send Bibeln unter die letztern vertheilt. Und so ist vorauszusehen, daß auch dort sich der Menschengeist gemach zu seiner Würde erheben werde.

4.

Beschluß.

Wie rauh Himmel und Erde unter dem Polkreise sein mögen, ist dennoch nicht zu bezweifeln, daß das Christenthum, indem es die Sitten veredelt, die Empfindungen reinigt, den Gedanken freier macht, und der Jugend in vermehrten Kirchen und Schulen gleichsam eine neue Welt von Begriffen mittheilt, auch hier seine wohlthuenden Wirkungen äussern, und selbst den Zustand des Volks in bürgerlicher Hinsicht verbessern werde.

Der Finnlappe ist, wie jeder Hirt, Berghewohner und Nomade, unerschrocken vor Mühseligkeiten, welche die Natur beut; aber scheu vor Arbeit, welche sich der Mensch freiwillig auflegt, um sein Verhältniß zu verbessern. Nur, zu welcher Gattung Gewerbsfleißes ihn Noth treibt, schreitet er; das Mehr dünkt ihn Thorheit. Nichtsthun gehört zu seinen bessern Genüssen. Bei dieser Lust zur Trägheit, bei der Einfachheit seiner täglichen Beschäftigungen und gesellschaftlichen

ROSWIDA.

Ich mögt ihn sehen. (*ihm nachgehend*) Wird er mich auch lieben?

HIPPOLYT.

Gewiſs.

ROSWIDA.

Fragt er auch niemals an, wie dein Sohn lebt?

HIPPOLYT.

Er schreibt mir selten. — Er ist so eigen — zuweilen — —

ROSWIDA.

Warum denn so nachdenkend, lieber Hippolyt?

HIPPOLYT.

Ach es ist — es ziehn mir tausend Dinge durch den Kopf — verdrüsliche Rechnungssachen — nichts, als Verwirrung.

ROSWIDA.

Ich glaub' es wohl, du armer Mann. Kann Hamilton nicht helfen?

HIPPOLYT.

Hamilton? - Ich denke. Ich will ihn suchen.

Sieh, da Francis, dein Bruder. Und mit ihm ein andrer Matrose. (*Er führt Roswiden gegen den Hintergrund.*)

ROSWIDA.

Nur einen Augenblick lafs mich ihn sprechen.

Vierter Auftritt.

FRANCIS und KRAPP ein Matrose (*gehn, ohne die andern zu sehen, auf die Hütte zu.*)

KRAPP (*will die Thür öfnen*)

Holla! Holla! (*er trommelt mit den Fäusten dagegen*) Hussah, feins Liebe, aufgethan! Donner, die schnarchen drinn bis zum hellen, lichten Tag? Saubre Wirthschaft! Das sollte mir meine Frau seyn, ich wollte sie lehren aufs Verdeck kommen.

FRANCIS.

Ich habe keine Frau, Hans Narr! Ich wohne da allein.

KRAPP.

Was, Kalmäuser, hast du mir nicht gesagt, du habest eine Schwester?

FRANCIS.

Wohnt aber nicht mehr bei mir.

KRAPP.

Dumme Streiche und kein Ende! Wo wohnt sie denn? Meinst du, ich komme deiner schönen Augen willen, und habe mich für dich so ins Zeug gelegt? Mit nichten, Kamerad. Wenns recht geht will ich dein Schwager werden. Also vorwärts, zum Schwesterle.

FRANCIS.

Hat noch Zeit damit.

KRAPP.

Zeit damit? Was heißt das, Zeit damit? Hast du mir nicht selbst gesagt, sie sey schon zwanzig Jahre alt?

FRANCIS.

Du schwatzest wie ein Seepferd. Sie hat schon einen Mann.

ROSWIDA.

Guten Morgen, Francis.

FRANCIS.

Bist du hier, Schwester? Da, Kamerad, das ist sie.

KRAPP

(steht mit abgezogenem Hut verblüfft da.)

Die Madame da? deine Schwe — Schwester? Es ist nicht wahr. Lüg du und der —

ROSWIDA.

Ja, glaubt es mir nur, das ist mein lieber Bruder Francis.

FRANCIS.

Nun rede doch mit ihr.

KRAPP.

Poz Hagel, was soll ich nun auch reden? Aus der Heurath kann einmal nichts werden, Ich gehe weiter, und schau herum. Ja, wahrhaftig, Madame, ich muſs mich ordentlich schämen es zu sagen, ich dachte, meines Kamerad Francis Schwester wäre so ein Mädel, wie unser eins. Und da hab' ich anfangs gedacht, wir könnten allenfalls Handels eins werden. Ich blieb ein ganzes Vierteljahr lang auf dem festen Lande, und da hatt' ich mir schon in Smirna steif und fest vorgenommen, in dem Vierteljahr Hochzeit zu machen.

FRANCIS.

Lafs den Kopf nicht hängen, kann immer noch geschehn. Ich helfe dir suchen.

KRAPP.

Du, Kapes, mit dir seegl' ich nicht auf Beute. Ade! Im Wirthshaus zum gebratenen Schweinskopf treffen wir uns wieder. Aber, ja! Nimm doch den Brief hin. (*zieht den Brief hervor.*)

FRANCIS.

Bleib mir mit deinem Brief vom Halse, 'sag ich! Es schreibt kein Mensch an mich, und ich schreibe an keinen, weil ichs in meinem Leben nicht gelernt habe.

KRAPP.

Aber der Postknecht, du kennst ja den Kerl mit der breiten Nase, hat ihn mir für dich gegeben, da ich ohnedem herging. Ich frage, willst du ihn, oder nicht?

FRANCIS.

Ich will ihn nicht.

KRAPP (*wirft ihn an die Erde*)

Ich auch nicht.

HIPPOLYT

(der bisher in tiefen Gedanken umherging, bleibt stehen in der Nähe, und hört aufs Gespräch)

Laſst doch den Brief sehn.

FRANCIS *(hebt ihn auf)*

Sie können ja Geschriebenes lesen, Schwager, er ist gewiſs an Sie gerichtet.

HIPPOLYT *(liest die Aufschrift)*

An Francis Rook, Matrosen, wohnhaft zu Welsington bei - - -

FRANCIS

(reist ihm den Brief aus der Hand, und betrachtet denselben von allen Seiten)

Zum Kukuk, er gehört mir also doch! Was will denn das Ding? Lesen Sie doch, was drinn steht? Das ist das erste Geschöpf dieser Art, welches mir die Ehre erzeigt. Lesen Sie nur, Schwager. Ists denn männlichen oder weiblichen Geschlechts?

HIPPOLYT.

Ohne Unterschrift, ohne allen Namen.

FRANCIS.

Ohne Unterschrift?

HIPPOLYT.

Und hier drinn eine Banknote von 20 Pfund Sterling.

KRAPP.

Der Brief ist so einfältig eben nicht.

FRANCIS.

Wer schickt mir die Banknote da? — Lesen Sie doch laut.

HIPPOLYT

(durchsucht den Brief, umarmt mit freudiger Rührung Francis, und dann Roswiden.)

Francis! Roswida! Ihr lieben ihr glücklichen Kinder! Eine frohe Botschaft — fasse dich Roswida!

FRANCIS.

Lesen Sie, lesen Sie!

HIPPOLYT *(liest)*

«Mein lieber Francis, euer Vater ist aus der Sklaverei erlöst, er hat Algier verlassen, er ist auf der Reise nach England. Nehmt für ihn beiliegendes Geschenk an."

FRANCIS und ROSWIDA *(stehn eine Weile sprachlos da, und sehen sich an, ohne alle Bewe-*

gung. Roswidens Augen füllen sich mit Thränen. Sie breitet ihre Arme gegen den Bruder aus, er die seinigen gegen sie. Sie umarmen sich mit Entzücken.)

ROSWIDA.

Francis, er ist erlöst!

FRANCIS.

Roswida, der Vater kömmt! Er ist erlöst!

ROSWIDA (*hüpft zu Hippolyt ihn küssend*)

Er ist erlöst! (*zurück in die Arme ihres Bruders fliegend*) Wir werden ihn wiedersehen!

FRANCIS.

Er wird uns sein Elend erzählen.

ROSWIDA.

Wir werden seine Leiden nun vergelten!

FRANCIS.

Er wird wieder in der Hütte seiner Väter wohnen.

ROSWIDA.

Und ich werde neben ihm auf seiner Bank sitzen!

FRANCIS.

Juchhei! mein Vater — Mein Vater kömmt

wieder! (*er nimmt die Schwester in den Arm, und hüpft und tanzt mit ihr herum. Beide jauchzen.*)
Der Vater kömmt wieder!

KRAPP

(*stand theilnehmend da, als gerührter Zuschauer; die Freude ergreift auch ihn. Er schwingt den Hut.*

Hurrah! Hurrah! Der Vater kömmt! (*er macht einige Sprünge, will den Hippolyt umarmen, tritt aber wieder zurück, sieht den John aus dem Park kommen, ergreift ihn, und springt mit ihm herum.*)

Fünfter Auftritt.

JOHN und die Vorigen.

JOHN

(*macht vergebliche Versuche sich von dem Tänzer loszuwinden*)

Plagt euch der Gott sey bei uns?

HIPPOLYT

(sieht mit stillem Vergnügen diesem Auftritt zu)

O ihr Glücklichen! So lohnt der Himmel seine Kinder. Ach, könnt' ich froh seyn, wie ihr!

JOHN.

Ich habe keinen Odem mehr! — Ich platze — Hülfe!

KRAPP.

Rund herum, du alte Weltkugel! Der Vater kömmt! *(er springt wieder mit John.)*

JOHN.

Ich aber — ich will nicht tanzen. Laſst mich los! Ich muſs zu meinem Herrn. — Laſst mich gehn! *(er reisst sich los, und taumelt schwindelnd gegen Hippolyt. Er hält sich an einen Baum)* Es dreht sich alles mit mir. Der verdammte Kerl!

ROSWIDA und FRANCIS *(bleiben im Hintergrunde sich umarmend stehn.)*

FRANCIS.

Liebe Roswida!

ROSWIDA.

Ach, Bruder, wenn er nur da wäre!

Verhältnisse, versinkt sein Geist in eine Art Halbschlaf. Was er zu thun hat, bedarf kaum des Nachdenkens. Seine Rennthierheerden versorgen ihn mit Allem. Er hat an diesen nützlichen Geschöpfen eine Art Ueberfluß, daß er sich kaum Mühe gibt, die zu seiner Heerde gehörigen Stücke zu zählen. Entsteht Mangel, gewähren Fischfang und Jagd Aushilfe. Das Beispiel landwirthschaftlicher Thätigkeit, welches einige hieher geschickte deutsche, schwedische und finnische Ansiedler geben sollten, denen man zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht mancherlei Vorrechte gewährt hat, fruchtete wenig, den Lappländer aus dem Gleise herkömmlicher Lebensweise hinwegzulocken. Dies Beispiel war noch dazu selten ermunternd, weil die Fremden meistens selbst unwissende, arme Bauern waren.

Es gibt drei Wege, Thätigkeit und Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses mittheile, zu deren Befriedigung es einer grösern Kraftanstrengung erfordert; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sklaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder daß ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen

JOHN (*tief Odem holend*)

Puh! Ich habe das Tanzen verschworen, und kömmt mir nun der Trunkenbold da, und lafst mich springen, dafs die Seele pfeiffen mögte. Grobian, der!

HIPPOLYT.

Wolltest du zu mir, John?

JOHN.

Freilich, gnädiger Herr, freilich! Aber der ungehobelte Bursch vergafs allen Respect, und hätte mich ums Leben bringen können. — Es ist ein Courier da, gnädiger Herr.

HIPPOLYT.

Wo ist der Brief?

JOHN.

Er hat ihn behalten; er will noch weiter, drum blieb er zu Pferde im Schlofshof. Ich soll es Ihnen melden.

HIPPOLYT.

Schon gut. Von woher kömmt er?

JOHN.

Ich weifs nicht. — Vom Lord Douglas sagte er.

HIPPOLYT *erblassend)*

Von Lord Douglas? — Geh!

JOHN *(ab.)*

HIPPOLYT *(vor sich)*

Von meinem Vater! O Himmel, wenn er schon in der Nähe wäre! — Ich kann ihn unmöglich sehn. Elender, was willst du thun?

ROSWIDA *(zu ihm hüpfend)*

Lieber Hippolyt! — Und du so still? — O Hippolyt, du siehst sehr blafs. Bist du krank? — Du schweigst? Was hast du lieber Freund?

HIPPOLYT.

Sey ruhig, Kind! — Es geht vorüber.

ROSWIDA.

Du erschreckst mich. Gewifs dir ist nicht wohl! Deine Hand ist kalt, wie Eis. Du siehst mich nicht an? Zürnst du mir?

HIPPOLYT

(ihr freundlich die Hand küssend)

Ich geh ins Schlofs. Begleite mich. — Nein, bleib bei deinem Bruder. *(er geht in den Park.)*

ROSWIDA.

Ich verlasse dich nicht! (*Sie folgt ihm, und geht mit ihm ab.*)

KRAPP.

Da sind wir wieder allein.

FRANCIS.

(*drückt den Brief an seine Lippen und an sein Herz*)

O du wackrer Mann, du Schutzengel meines armen Vaters, du hast diesen goldnen Brief geschrieben. Ich weifs es, ob du dich gleich nicht genannt hast. Gott lohne dirs auf Erden und im Himmel! — Höre, Krapp, wir müfsen auf das Wohlseyn des braven Mannes trinken, der meinen Vater ranzionirt hat! (*klopft auf den Brief,* das ist er, wie er leibt und lebt, und kein andrer.

KRAPP.

Hast Recht. Wir wollen trinken; und ich will ihn zu meiner Hochzeit bitten, und er soll den ersten Tanz mit meiner Braut machen, sobald ich eine habe. Wie heifst er denn?

FRANCIS.

Ich weifs es nicht wer er ist, ich kenn' ihn aber

wohl. Du kennst ihn auch. Die ganze Welt kennt ihn. Es giebt nur einen Mann wie er.

KRAPP.

Das ist dumm gesprochen. Hole Wein herbei, so wirst du klüger!

FRANCIS *(schliesst die Hütte auf)*

Geduld! Du sollst die Geschichte hören. *(er geht hinein und bringt zwei Flaschen Weins.)*

KRAPP.

Bravo, dabei läfst sichs hören! *(er nimmt eine Flasche)* Stofs an, es bedarf keiner Becher. Der brave Mann ist der Flaschen werth, und hätt' ichs, so würd ich ihm zu Ehren mit Tonnen anstofsen. *(er setzt sich und trinkt)* Erzähle, Francis.

FRANCIS.

Du hast meinen Vater gekannt?

KRAPP.

Er diente auf dem Delphin; ich war damals Schiffsjunge.

FRANCIS.

Seit sieben oder acht Jahren hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Er war mit

Kapitain Kelly unter Seegel gegangen nach der Levante, und weder er, noch das Schiff, noch einer von den Leuten drauf kehrten wieder zurück. Es hiefs, das Schiff sey vom Sturm verschlagen, und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Vor einem Jahre, als ich von St. Domingo heimkam, und unser Schiff bey Cadix vor Anker lag, erfuhr ich durch den rothen Thoms, dafs mein armer Vater in der Algierischen Sklaverei sey. Denke dir, wie mir zu Muthe war!

KRAPP.

Lieber in einem Wallfischbauch, als in den Klauen der ungläubigen Hunde! Aber der rothe Thoms ist ein Lump, der mich geprellt hat.

FRANCIS.

Nun hatt' ich des Tags keine Ruhe, des Nachts keinen Schlummer. Mein armer Vater ging immer vor mir her, und streckte die dürren, abgezehrten, gefesselten Hände nach mir aus. Lieber Gott, wie sollt' ich ihm helfen? Ich hatte kein Geld; und wenn

ich da die Hütte und den Garten verkauft hätte, wär' es nicht zureichend gewesen. Da giebt mir Gott den Einfall, ich will nach Algier, und meinen Vater losmachen, und statt seiner Sklav werden. Ich laufe zum Schiffskapitain. Ich sag ihm meinen Entschluſs, und flehe um Urlaub.

KRAPP (*steht auf und umarmt ihn.*)

Höre, Francis, du bist ein braver Bursch! Mein Seel, du bist ein braver Bursch. Und der Kapitain ist nun der brave Mann, der sich des alten Vaters erbarmt? — Stoſs an, der muſs leben!

FRANCIS.

O nein, ein Unhold, ein Henker war er. Er wollte nichts von mir hören. Er lieſs mich zur Thür hinauswerfen, als ich nicht gehen wollte. Aber der Teufel gab ihm bald nachher den verdienten Lohn. Er kam in einem Duell ums Leben.

KRAPP.

Ich wollt' er hätte sich selbst gehenkt.

FRANCIS.

Beim Kapitain war ein alter Herr, den hatt' ich kaum bemerkt. Dem hatte mein Jammer das Herz gebrochen. Ich safs am Ufer des Meers und weinte, und rief den Namen meines Vaters tausendmal. Da stand der alte Herr vor mir, und lächelte mir zu, und sagte: Weine nicht, mein Sohn! Ich will dir helfen. Dein Vater soll befreit werden.

KRAPP.

Alle Wohlthaten des Himmels auf den Mann!

FRANCIS.

O du hättest ihn sehen sollen, wie gütig er sprach. Ach, er ist keiner der Grofsen, die, wenn ihr Fufs den glücklichen Ameisenhaufen von tausend Familien zerstört, glauben etwas Kleines gethan, und glauben ein Königreich verschenkt zu haben, wenn sie unser eins einmal gnädig anlächeln. Er drückte mir ein Goldstück in die Hand, und sprach: Sey ferner unbekümmert! Ich warf mich ihm schluchzend zu Fufsen, umarmte

und küſste seine Knies. Und ich wollte ihm ins Angesicht sehn, aber er wandte es gerührt von mir; ich sah nur sein schneeweiſses Haar im Winde wehn, wie Heiligen Glanz.

KRAPP.

Das ist mir wohl ein heiliger Mann!

FRANCIS.

Und denke dir, als er sich beugte, und sich von mir loswand, sah ich Thränen auf seiner Wange. Er ging von mir. Ich blieb am Strand liegen, und betete zu Gott für ihn und meinen Vater. Ach, was konnt' ich mehr. — Und sieh, Krapp, nun ist mein Vater frei, und da der Brief kömmt vom Erlöser.

KRAPP.

Stoſs an, Fra- is! Der gute, alte Herr soll leben! (*er zieht den Hut ab*) Hoch, und lange soll er leben. Und wäre diese Flasche voll bittern Giftes, und könnte ihn vom Tode retten, ich leerte sie mit einem Zuge aus. Stoſs an!

FRANCIS

(indem sie mit den Flaschen zusammenstossen)

Gott segne ihn! Ich hab ihn nie wieder gesehen. Er will nicht, daſs die Menschen wissen, daſs er besser sey, wie tausende von ihnen mit ihren Kronen, Bändern, und Schurzfellen. O guter, alter Herr, es ist umsonst. Es giebt nicht nur Sünden, die im Himmel schrein; es gibt auch Tugenden, die durch die Wolken dringen. Und deine Wohlthat redet droben von dir!

KRAPP *(der bisher fleissig getrunken)*

S'ist doch ein golden Ding ums gute, schöne Menschenherz! Bruder, es ist, bei meinem Leben der Mühe werth, ein Mensch zu seyn. Unser eins kann zwar — — — *(ärgerlich)* da werden wir gestört von den beiden Herrn dort. Es ist mir zu Muth, wahrhaftig, als säſs ich in der Kirche, und da fallen die uns wieder in die Andacht. Wir wollen für uns seyn! Komm in dein Haus! *(er geht mit Francis in die Hütte.)*

Sechster Auftritt.

Hamilton und Hippolyt.

Hippolyt (*ausserordentlich bewegt.*)

Es ist umsonst. Ich bin verloren. Ich bin Verbrecher, werde zum Verbrecher, ich wähle, wo ich wolle. Scherze nicht. Deine Späße sind Dornen, womit du ein blutendes Herz kützelst. Meine Besorgnisse erwahren sich fürchterlich; es sind Riesen, du behandelst sie wie Zwerge. Ich fühl's, ich bekenn' es; ich bin ein Böswicht! Und wenn mir alle Welt verziehe, so würde mich die ungeheure Last meiner Schande dennoch erdrücken.

Hamilton.

Du bist im Fiebertaumel, Hippolyt. Sobald dein Paroxismus verflogen, wirst du sehn, daſs der Ocean, der dich verschlingen will, ein Wassertropfen ist, und daſs die Teufel die dich umsurren, unschuldige Mücken waren. Wer wird auch um einen Liebes-

Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender Geschlechter zur Selbstthätigkeit reize.

Ein einziger neuer Gedanke, welcher mit überzeugender Gewalt das ganze Wesen einer Nation durchdringt, ist genug, die größten Verwandlungen seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Zustandes zu bewirken. Und welcher Gedanke ist dazu mächtiger, als der höchste, der göttlichste, den Jesus gab? Das hat die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden denkundet. Wo das Christenthum diesen Einfluß nicht äussert, ist's ein Beweis, daß dasselbe seiner ursprünglichen Reinheit verlustig geworden, und in kirchliche Werkseligkeit, in leeres Aussenwesen oder in unfruchtbaren Wortkram dogmatischer Spitzfindigkeiten und Meinungen übergegangen ist.

II. Asien.

1.

Blick auf die erste Ausbreitung und nachmalige Verdrängung des Christenthums in Asien.

Im Morgenlande war vor der Zeit der Alles verwilderden Völkerwanderungen das Christen-

handel die Welt in Flammen setzen? Wenn Mylord Douglas kömmt, wirfst du dich ihm in die Arme, erzählst ihm selbst den Spaſs, oder die jugendliche Uebereilung, und ich wette, dein Vater bringt die Sache mit eigner Hand in Ordnung.

HIPPOLYT.

Spaſs, eine arglose Unschuld verführt haben? — Uebereilung, dazu die heiligen Gebräuche der Kirche mißbraucht haben? — Höre, Hamilton, deine Freundschaft macht dich zum Heuchler. Du hast nicht verbrochen, was ich verbrach, sonst würd' ich glauben, du wärst ein größerer Schurke, als ich selbst bin.

HAMILTON.

Ich hätte mir nie beifallen lassen, daſs Hippolyt noch kindisch vor der Ruthe seines Vaters zittern würde.

HIPPOLYT.

Hast du noch einen Vater, den du liebst?

HAMILTON.

Das eben nicht; allein selbst wenn - - -

HIPPOLYT.

Elender, so richte glimpflicher das Herz eines Sohnes, und verspotte nicht ein Gefühl, das dir fremd ist. Heut will er kommen! — Heut! Ach, sonst flog ich ihm mit zärtlichem Ungestüm entgegen, wenn er nur wenige Tage von mir geschieden war. Jetzt — da ich ihn seit drittehalb Jahren nicht gesehn — jetzt fürcht' ich mich an sein Herz zu werfen.

HAMILTON.

Weifst Roswida schon den Inhalt des Briefs, und die nahe Ankunft von Lord Douglas.

HIPPOLYT.

Sie ist noch unwissend, ach, so unwissend, wie über meine Verrätherei gegen sie. Ich habe nicht die Kraft, ihr das abscheuliche Geheimnifs aufzudecken. Ehrfurcht und Liebe binden meine Zunge, so oft ich zu ihr trete.

HAMILTON.

Und doch wird sie es einmal erfahren müfsen.

HIPPOLYT.

Einmal! — Sie wird es!

HAMILTON *(traulich)*

Zerstreue dich einen Augenblick. Du bist zu sehr erschüttert. Dann überlege mit kalter Besonnenheit, und triff deine Wahl.

HIPPOLYT.

Meine Wahl? Ich wähl' und wähl' und rühre überall an mein ewiges Elend. Schaudernd wank' ich längst zwischen den zwei grafslichen Waagschalen, und forsche nach dem leichtern Uebel. Hier meines verlafsnen Weibes Thränen, und mein Kind ein Bastard — dort meines Vaters, meines theuern Vaters Fluch und Gram, und meiner Familie auf mich gewälzte Schande. *(indem er sich händeringend entfernt)* O mein Weib! Mein Kind! Mein Vater!

HAMILTON *(folgt ihm kopfschüttelnd.)*

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

ROSWIDA (*tritt aus der Hütte*)

Francis wird staunen, wenn er nun alles drinnen verwandelt sieht! — Ach, guter Vater, komm doch bald! Keine fremde Hand hat dir dein Zimmer ausgeschmückt, und dir dein Ruhebett bereitet. Ich habe alles selbst gethan. Ich will dich immer mit eigner Hand bedienen; ich will dir deine Speisen bringen; ich will dich des Abends in den Schlaf plaudern. Hippolyt hat mich gelehrt die Laute schlagen, ich will dir meine schönsten Lieder vorspielen, und mein Kind soll sich auf deinem Schooße wiegen, und mit seinen kleinen Händen wird es den freundlichen Grosvater liebkosen.

Zweiter Auftritt.

Roswida und Hamilton.

Hamilton.

So allein?

Roswida.

Ich habe gearbeitet; habe das kleine Zimmer meines Vaters zu seinem Empfang bereitet. Ach, wär er nur da!

Hamilton.

Wie beneidenswürdig ist der Vater, den so schöne Hände pflegen sollen! Wie gern hätt ich an seiner Stelle zehen Jahre lang die Sklavenketten getragen, wenn ich mir damit nur die Hälfte dieser zärtlichen Sorgfalt hätte erkaufen können.

Roswida.

Nein, wünschen Sie sich nicht ein solches Schicksal!

Hamilton

(*ihre Hand in die seinige schliessend*)

Wenn solche Tochter, — wenn Roswida mirs gelohnet hätte? Doch nein, Sie

haben Recht. Ich wünsche mir kein herberes Loos, als ich schon zu tragen verdammt bin. Das Elend der Galeerensklaven ist vielleicht Wollust gegen mein Schicksal.

ROSWIDA (*betroffen*)

Was sagen Sie?

HAMILTON.

Ich habe schon zuviel gesagt — und sagt' ich alles, Roswida würde mir nicht glauben. Ich bin wohl unglücklicher, als Sie meinen. Ich darf mein Elend niemanden vertrauen.

ROSWIDA.

Auch Hippolyten nicht?

HAMILTON.

Ihm am wenigsten.

ROSWIDA.

Mein Gemahl ist Ihr Freund,

HAMILTON.

Er ists, und ich bin der seinige, wie nie ein Mensch des Menschen Freund war. (*ihre Hand an seine Brust drückend, und mit zitternder Stimme*) Ich brachte dieser Freundschaft mein eignes Herz zum Opfer.

ROSWIDA.

Lieber Hamilton, ich verstehe Sie nicht.

HAMILTON.

Ach, wie gern würd' ich Roswiden meinen Schmerz klagen, den Schmerz dessen Urheberin sie so unverschuldet ward! — Oh, ich habe schon zu viel gesagt. Immer verschloſs ich das Geheimniſs in das Innerste meiner Brust — aber diese Empfindungen haben nun ihren Kerker gesprengt; ich bin ihrer nicht mehr Herr.

ROSWIDA (*ängstlich*)

Hamilton, Ihre Reden machen mir Furcht.

HAMILTON.

Furcht? — Nicht doch; Roswida hat den Mann nicht zu fürchten, der ihrentwillen ein Leben voller Kummer trägt. Sie haben mich falsch verstanden. Ich bin kein Bösewicht. Mögen Sie doch alles wissen, da ich einmal so weit getrieben worden bin. Ihr Zartgefühl wird wenigstens die Ruhe meines Freundes mit der Entdeckung eines Geständnisses verschonen, was ich nur I h n e n machen darf.

ROSWIDA.

Was darf Hippolyt nicht wissen, das ich wissen darf?

HAMILTON.

Er darf nicht wissen, dafs ich Roswiden geliebt und angebetet habe, ehe er sie kannte, und dafs ich meine Leidenschaft, meine Ruhe, alle meine Freuden freiwillig den Pflichten der Freundschaft aufopferte, da er Roswiden kennen lernte, und sie ebenfalls liebte. Ich ward der Mörder meiner Ruhe, damit er glücklich würde.

ROSWIDA

(hört ihn mit Bestürzung an — eine Pause — sie reicht ihm mit liebreichem Lächeln die Hand)

Lieber Hamilton, — Sie sind ein guter — ein edler Mann! Ich bin ihre Freundin — gewifs, ich werd es immer seyn.

HAMILTON

(die Hand mit Heftigkeit küssend)

O Roswida! Den Bettler erquickt das Allmosen. Jetzt können Sie sich meine Zerstreuung, meine üble Laune, mein öfteres Davon-

reisen — jetzt mein ganzes Wesen erklären. Oft schwor ich, nie nach Welsington zurückzukehren, — aber Roswidens Bild verfolgte mich, und meine Leidenschaft bannte mich an diesen heiligen Ort. — Ich bin ein Unglücklicher — ach, die Tugend lohnt ihre Verehrer nicht immer auf Erden mit dem Himmel!

ROSWIDA (*trocknet ihre Augen.*)

HAMILTON.

Roswida weint! (*zu ihren Füssen, ihre Hand an seine Lippen gedrückt*) Es ist zuviel! Mit dieser Thräne, o Engel, ist das Leiden eines Jahrhunderts bezahlt.

ROSWIDA.

Lassen Sie mich, Hamilton. Beruhigen Sie sich. Glauben Sie, mein Herz ehrt ihre Tugend. Seyn Sie wieder heiter, so werd' ich glücklich seyn. Es wird mich schmerzen, Sie traurig zu sehn. (*Sie windet sich los.*)

HAMILTON.

Und mich verlassen?

ROSWIDA.

Ich sehe Sie bald wieder. (*Reicht ihm die*

Hand) Seyn Sie heiter. Aber lassen Sie mich einen Augenblick mir selbst.

(Sie geht ab.)

HAMILTON

(allein. Er steht auf, und sieht ihr eine Weile nach)

Bei alle dem doch ein allerliebstes Geschöpf! Die Bahn ist gebrochen, und die Arbeit leichter, als ich glaubte. Ein wenig Kummer in den Augen, und ein wenig Frömmigkeit auf den Lippen — dem widersteht kein Weib! *(er zieht Briefe hervor, und sucht darunter)* Jetzt gilts noch den Hippolyt davon zu sprengen; je weiter, je besser! Wollen sehn, wie dieser Brief wirkt? Er hat verzweifelte Angst vor dem Vater. Ist er einmal übers Meer, und Roswida ohne Succurs, so fällt die schöne Vestung von selbst. — *(er will gehn, und sieht Hippolyt kommen)* Er kömmt! *(wirft sich auf die Bank, legt die Briefe neben sich, und nimmt eine nachdenkende Stellung an.)*

Drit-

thum nicht minder vorgeschritten, als in Europa. So weit sich der Zepter römischer Cäsaren erstreckte, galt nur das Evangelium; die Heidenschaft lag verachtet, oft mit allen Ausschweifungen frommer Wuth verfolgt. Im gesammten Kleinasien, tief in's Innere Arabiens wurde das Wort Jesu gehört. Auch in Armenien, und selbst in Persien, bildeten sich während des vierten Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden um das Licht des bessern Glaubens. Die Begeisterung einzelner Männer, in die Fußtapfen der ersten Boten Jesu einzutreten und fernen Gegenden den wahren Gott zu verkünden, war kaum in Europa lebendiger gesehen, als in Asien. Man hat hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Syrer Bar-Thomas schon im fünften Jahrhundert bis Hindostan und zu den malabarischen Küsten gekommen sei und gepredigt und getauft habe. Gewisser noch ist, daß Horden, welche zwischen dem Kaukasus und schwarzen Meere lebten, ungefähr ein Jahrhundert später, durch Sendungen aus Konstantinopel bekehrt worden sind.

Vor Allem bewies sich jene Kirchpartei zur Verbreitung des Christenthums in Asien am thätigsten, welche von Nestorius, einem Patriarchen Konstantinopels, gestiftet worden war. Dieser Bischof hatte nämlich mit seinem Gegner Cyrillus über den der Jungfrau Maria gegebenen Beinamen

Dritter Auftritt.

HIPPOLYT *tritt aus dem Park.*

HIPPOLYT *(niedergeschlagen, vor sich)*

So ist denn feige Schwachheit immer die Handlangerin aller Verbrechen, und der stolze Verstand der Sterblichen nur ein feiler Advocat ihrer Leidenschaften. — Arme kleine Hütte, einst noch der stillen Unschuld Tempel — jetzt von mir entweiht, ach, daſs ich kommen, daſs ich deinen Frieden stören muſste! Wie ein Satan zog ich verwüstend durch dieses Eden, und Klagen und Thränen sind die Spuren meiner Bahn. *(er erblickt seinen Freund)* Ist das nicht Hamilton? *(er nähert sich ihm)* Hamilton! — Hamilton!

HAMILTON *(zusammenfahrend)*

Ach, bist du's? Ich war — ich hatte mich in allerlei Träumereien verloren; und doch wollt' ich dich aufsuchen. Du weiſst, daſs ich Briefe habe? — Was treibst du indessen?

HIPPOLYT.

Nein, ich w e r d e getrieben, von der Reue,

wie ein Kain. Jedes Blatt dieser einsamen Wälder wird zur Zunge, und rauscht mir Vorwürfe. Jede Laube nennt mir meine Schande. Das holde Lächeln meines Kindes jagt mir Todesangst ein; und Geiſſelhiebe würden minder schmerzen, als die zärtlichen Schmeicheleien meines Weibes. — Weibes? darf ich den Engel noch bei diesem ſüſsen Namen nennen? (*er verhüllt sein Gesicht.*)

HAMILTON.

Hör endlich auf zu wimmern, wie ein Knabe. Handle als ein Mann, und deiner würdig.

HIPPOLYT

(*mit festem Ton und scharfem Blick auf ihn*)

Hamilton, und diese Lehre giebst mir du, und jetzt? Warum sprachst du das Wort nicht damals, als Roswidens Schönheit mein unbefangnes Herz berauschte? Warum, als in dem Wahnsinn meiner Leidenschaften mein guter Engel von mir wich, riefst du ihn nicht zurück mit diesem einzgen Worte? (*mit Innigkeit*) Oh, damals war ich schuldlos

noch und gut, und kein Gedanke in mir zitterte vor dem Licht des Tages!

HAMILTON

(mit spöttisch verzogner Miene)

Schuldlos und gut!

HIPPOLYT *(lebhafter)*

Bei Gott, ich war's! Und meine Liebe selbst war Ehrfurcht vor Roswidens Tugend. Hab' ich vor deinem Rath nicht oft gezittert? Warst du nicht selbst der Kuppler zwischen mir und der Schandthat? Wußt ich ums Bubenstück, als du mich an jenem Abend in die Hauskapelle führtest, und meinen entflammten Begierden Roswiden zeigtest, umringt von ihren Gespielinnen, und den Altar, und den verkappten Priester?

HAMILTON

(steht auf, nimmt die Briefe zusammen, und mit der Miene, als wollt' er sich entfernen, und mit angenommener Kälte.)

Die Predigt wird zu lang.

HIPPOLYT.

Und wie sie dastand in edler Herrlichkeit

ihrer Unschuld und Schönheit, und liebend und erröthend mir die Hand reichte, wie sie meinte, zum ewigen Bündnifs - - o Hamilton, so hättest du auch einen Heiligen in der Wüste verführen können - - - ich war betäubt, berauscht, - - ich sah Roswiden mir gegeben, die ich anbetete - - ich sah sie mein - - sie nannte mich ihren Gatten - Und noch damals, als das Verbrechen einen Himmel um mich baute — noch damals ein einziges Wort von dir, das Wort von vorhin, und du hättest mich gerettet.

HAMILTON.

Soll ich der Hüter deiner Tugend seyn?

HIPPOLYT.

So fragte der erste Brudermörder auch.

HAMILTON.

Brechen wir ab. Mylord Douglas kömmt. Ich mag ihn nicht erwarten, und noch weniger ein Zeuge deiner Thorheiten seyn. Man thue nur den Menschen Gutes, wenn man von ihnen gesteinigt seyn will. — Hast du etwas auf London zu befehlen?

HIPPOLYT.

Du willst fort?

HAMILTON.

Sogleich.

HIPPOLYT.

Du darfst nicht, Hamilton. Ich bitte dich, hilf mir zu einem Entschluſs.

HAMILTON.

Ich werde mich wohl hüten. Glaubst du deine Vorwürfe machen mich so lüstern, neue zu hören? Oder soll ich am Ende noch beim Vater abbüſsen, was der Sohn nicht recht gethan hat?

HIPPOLYT.

Nicht so! Verzeih mirs, wenn dich meine Verzweiflung kränkte. Aber du kennst meine Lage. Ich darf sie dir nicht schildern. Hamilton, gieb Rath.

HAMILTON

(*reicht ihm gelassen einen eröffneten Brief.*)

Lies nach, was mir Obrist Waller schreibt. Dein Vater, wie es scheint, hält gute Kund-

schaffter, und sieht die Posse für wichtiger an, als sie ist.

HIPPOLYT (*indem er liest*)

Du guter Vater! (*erschrocken*) Einen Verhaftsbefehl gegen mich ausgewirkt? (*auffahrend*) Roswiden und ihr Kind - - - Nimm den Brief! Hier ist kein Augenblick zu verlieren. Ich werfe mich zu den Füßen meines Weibes, bekennen — alles, alles will ich ihr gestehn — sie wird mir verzeihn — und ich vermähle mich heut feierlich mit ihr, die rechtmäßige Ehe soll auch kein Parlamentsspruch auflösen.

HAMILTON.

Gemach! Gemach!

HIPPOLYT.

Ich bin entschlossen. Roswida soll durch priesterliche Einsegnung vor Gott und Menschen meine Gemahlin werden. Willst du mich begleiten? — Roswiden und mein Kind soll niemand schmähn!

HAMILTON.

Dein Vater kann dich enterben.

Hippolyt.

Ich bin jung. Ich kann arbeiten, kann Unterricht geben, kann Noten schreiben – – – die Liebe adelt jedes Gewerbe, und ein frohes Gewissen darf stolz vor Fürsten einhergehn.

Hamilton.

Er kann dich auf ewig aus seinem Hause stoßen. Gilt dir seine Liebe nun so wenig?

Hippolyt.

Alles gilt sie! O könnt ich sie mir mit meinem Blute zurückkaufen, mein ganzer Leib sollte eine Wunde werden. Aber ich thue Verzicht darauf, wenn Rosmida und mein Kind der Preis seyn sollen. Es läßt sich kein Glück erkaufen mit ehrloser Büberei.

Hamilton.

Aber doch zuweilen durch eine Handvoll Witz und Besonnenheit.

Hippolyt.

Wie meinst du das?

Hamilton.

Dein Liebchen behalten, und den Vater nicht verlieren.

HIPPOLYT.

Und wie das?

HAMILTON.

Bist du bei Gelde?

HIPPOLYT.

Ueber 1500 Pfund Sterling könnt' ich noch verfügen.

HAMILTON.

Entdecke dich Roswiden, berede sie zur einstweiligen Flucht nach Irrland, erwarte hier den Vater, besänftige seinen ersten Zorn, zeige dich standhaft, und sey gewifs sein Herz zu überwinden. Er wird sich an den Gedanken gewöhnen, Grofsvater zu seyn; und am Ende - - - nur, wie gesagt, entzieh seiner ersten Wuth Roswiden. Kommt sie in seine Gewalt, so wird er sie so schön versorgen, dafs wir kein Stäubchen wieder von ihr sehn, bis zum Tag der Posaunen, wo wir uns alle wieder zusammenfinden. — Oder schicke sie nach Frankreich, und will's dir beim Vater nicht glücken, so folgst du ihr nach.

HIPPOLYT.

Besser nach Frankreich. Irrland wäre für sie nicht sicher.

HAMILTON.

Ich glaube selbst. Aber jetzt nicht gezaudert! Rette Roswiden, und bezwinge den Unmuth deines Vaters. Den Versuch wenigstens mußt du wagen, die väterliche Gunst wieder zu gewinnen; dann bist du zuletzt, wenn alles vergebens war, vor deinen eignen Vorwürfen geborgen.

HIPPOLYT (*nachsinnend*)

Es muß seyn. Du hast recht. Ich will auch das versuchen. Ich kenne meinen Vater zu gut. Er denkt zu groß, um Vorurtheilen seinen Sohn zu opfern. Hamilton, verlaß mich nicht!

HAMILTON (*gleichgültig*)

Wie du meinst.

HIPPOLYT.

Du mußt Roswiden und mein Kind über das Meer nach Calais begleiten.

HAMILTON (*lebhafter*)

Wahrhaftig, das bedacht' ich nicht. Freilich man kann sie nicht allein Wind und Wellen überliefern. Du hast mein Wort; es soll geschehn. Aber eins bitt' ich, dafs du mich nicht - - - ich möchte nicht gern lange aufser England bleiben - - - ich mufs schlechterdings nach London, wo mich Geschäfte rufen. Im Nothfall kann ich ihr in Calais Wohnung miethen, und wieder zurückkommen.

HIPPOLYT.

Ich werde dir schreiben. Was du versäumst, will ich dir vergelten. Zähle auf meine Dankbarkeit. Mach Anstalt zur Abreise. (*er zieht eine Brieftasche hervor, und reicht ihm einen Bankozettel*) Nimm dies auf Abschlag. Lafs es ihr an keiner Bequemlichkeit fehlen. Jetzt will ich sie aufsuchen. Weifs sie nur erst alles, so ist das schwerste überstanden! — Nimm meinen Reisewagen, und in der nächsten Stadt Postpferde!

(*er geht eilig ab.*)

einer Gottesgebärerin, und ob in Christo zwei Personen auf geheimnißvolle Weise vereinigt wären, einen Streit geführt, der, wie thöricht er auch war, doch bald der Streit der ganzen christlichen Kirche, wenigstens ihrer Lehrer, ward. Nicht Güte, nicht Gewalt, nicht kaiserliche Befehle konnten die Entzweiten wieder vereinigen. Die Nestorianer, welche ihrer Vorstellung von der Zweiheit der Person in Christo, dem Gott und dem Menschen, treu blieben, waren in Asien die zahlreichsten. Durch Bekehrungseifer unter den Heiden erweiterten sie in diesem Welttheile die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die im Abendlande verbannt blieben. Nestorische Christen durchzogen Persien, die tartarischen Steppen, und drangen bis China. Im eilften Jahrhundert wurde von nestorisch-christlichen Metropoliten und Bischöfen in der kleinen Bucharei oder Kaschgar, in Turkestan, selbst im tibetischen Gebirge gehört. Man zweifelte kaum noch, daß binnen wenigen Jahrhunderten die gesammte asiatische Menschheit sich im Geiste Jesu erheben und heiligen würde.

Aber Alles verwandelte plötzlich die Erscheinung Muhameds, des Propheten von Mekka. Arabien wandte sich seinen Wundern oder seinen schmeichelnden Lehren, und dem Glück seiner Waffen zu. Das Christenthum ward dort, bald auch in den angrenzenden Ländern, ausgerottet. Diese

HAMILTON (*durchsieht die Banknote*)

So hätten wir denn wieder einmal Geld. Ich kann meinem Vater nicht genug für das ehrliche Gesicht danken, so er mir hinterlassen hat, — ein Creditbrief auf 1000 Pfund Sterling in allen fünf Welttheilen! Adieu, England! Ich habe hier nichts zu verlieren, als saure Gesichter und Schulden. Jetzt eingepackt! (*ab.*)

Vierter Auftritt.

Lord DOUGLAS und STEPHENS (*in Reisekleidern.*)

DOUGLAS.

Er vermuthet mich so früh nicht. Vielleicht überraschen wir ihn auf einem Spaziergang. Die Lage des Gutes ist vortrefflich, und macht seinem Geschmack Ehre. Nur die Nähe des Stromes gefällt mir nicht. Das Wasser ist zu wild, und läßt sich nicht dämmen.

STEPHENS.

Dort kömmt jemand aus dem Park. Wahrscheinlich einer von Sir Hippolyts Knechten. Der scheint nicht festen Fuſs zu haben.

DOUGLAS.

O Stephens, verrathe meinen Namen nicht. Hippolyt soll von mir nicht wissen, bis er in meinen Armen liegt. Ich selbst will ihn aufsuchen — Wie mir das Herz schlägt! Frage du den Menschen dort, wo sich mein Sohn befindet.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. KNAPP (*etwas trunken.*)

STEPHENS.

He, guter Freund.

KNAPP.

Was giebts da?

STEPHENS.

Ihr seyd wahrscheinlich in Sir Hippolyts Diensten?

KRAPP.

Kein wahres Wort, wer euch auch die Lüge angehängt haben mag. Ich diene Gott und unserm König, und sonst keiner Seele! Nun wißt ihrs, und das könnt ihr wieder sagen.

STEPHENS.

Aber seyd hier zu Hause?

KRAPP.

Zu Hause? Das auch nicht. Ich muß euch sagen, ich stehe auf Freiers Füßen, wie ihr seht.

STEPHENS.

Aber nicht fest, guter Freund.

KRAPP.

Da sitzts eben. Seht ihr, ich bin eigentlich zu spät gekommen, sonst hätt' es doch etwas geben können. Ich bin allemal noch der Mann der vor Anker gehen kann, wo er will. Und Francis, ja Francis ist mein bester Kamerad, und hätte mir seine Schwester gewiß nicht abgeschlagen. Aber der da im Schlosse hat Lunte gerochen, und schnappte mir das Madel weg. Jetzt ist sie eine präch-

tige Staatsdame geworden, statt Matrosenfrau. Aber das mufs ich sagen, Sir Hippolyt ist ein rechtschaffner Kavalier, und hat den besten Keller im ganzen Lande.

STEPHENS.

Was hat Sir Hippolyt in eurer Heurath zu schaffen?

KRAPP.

Zu schaffen, Herr? Einmal mehr, als ihr und ich und die ganze Admiralität. Von keinem andern hätt' ichs gelitten, dafs er mir meine Braut gekapert hätte. Potz Million, ich würde ihn in Grund gebohrt haben ohne Pardon! Aber, das sag' ich euch, er ist ein rechtschaffner Kavalier.

STEPHENS.

Ist Sir Hippolyt vermählt?

KRAPP.

Zum Hagel, was anders, wenn er geheurathet hat?

STEPHENS.

Seit wie lange?

KRAPP.

Oho, seit Jahr und Tag, und mit Weib und Kind.

DOUGLAS (*erschrocken*)

Stephens! Was ist das?

STEPHENS.

Gewifs ein Mifsverständnifs. Ohne ihr Vorwissen, ohne Ihnen eine Zeile zu melden, würde er nicht – – –

DOUGLAS (*zu Krapp*)

Hört, guter Freund!

KRAPP.

Da sind beide Ohren.

DOUGLAS.

Ist Sir Hippolyt gewifs vermählt?

KRAPP.

Ich sag euch, mit des eheleiblichen alten Schiffssteuermanns Rook einziger Jungfer Tochter.

DOUGLAS (*erblassend*)

Stephens! — Es ist nicht möglich!

KRAPP.

Ihr glaubts nicht? — Hand her, was gilt

die Wette? Zehn Bonteillen Rum vom besten! — Hand her, ich hole Zeugen! Den Francis, und den Sir Hamilton, und den dicken Pompejus, und die Kindsmagd, und wenn ihr wollt.

STEPHENS (*schlägt ein*)

Es gilt. Holet Zeugen!

KRAPP (*zu Douglas*)

Und ihr seyd Zeuge; zehn Flaschen Rums, und zwar von der besten Quantität, versteht sich!

STEPHENS.

Ruf Zeugen, aber nüchterne Leute.

KRAPP.

So nüchtern wie ihr und ich und die ganze Admiralität dazu. (*er geht zur Hütte*) Francis, komm' heraus. Zehn Fässer Rum gilt die Wette! Komm heraus! — (*die Thür ist verschlossen*) Das ist ein Seekalb! Ist er nicht daheim! Habt nur Geduld, ihr Herrn, ich will euch gleich hundert Menschen herbeirufen, die es beschwören sollen.

(*geht ab.*)

rotzer geworden. — Fort, ehe wir von andern bemerkt werden! *(sie gehen ab.)*

KRAPP *(kömmt zurück)*

Seyd ihr auch noch da; ich muſs eure Namen vorher wissen, sonst könnte mir jeder Narr zwölf Fässer Rum wetten. — Weg sind sie! Das dacht' ich. Aber die Wette gilt. Ich will euch schon finden, wenn ich euch wieder habe.

Sechster Auftritt.

HAMILTON *(in sichtbarer Verlegenheit.)*

HAMILTON *(lebhaft auf und nieder)*

Puh! Die Sachen stehen schlecht. Wie nun weiter? Nur das liefs sich nicht berechnen. Dafs sie bei seiner Erzählung in Ohnmacht fiel, war vollkommen in der Ordnung. Aber dafs sie sich so erklären würde, wie sie that - - und wenn sie Wort halten würde - - -

KRAPP.

Ja, Sir, Wort muſs gehalten werden, und wenns Kopf und Kragen gilt. Und Sie sind Zeuge, daſs Sir Hippolyt verheurathet ist!

HAMILTON.

Bist du toll?

KRAPP.

Sie sind ein rechtschaffner Kavalier! Die beiden Fremden müſsen Ihnen das auf ihre Parole glauben.

HAMILTON.

Was für Fremde?

KRAPP.

Da sitzts wieder! Sie sind auf und davon. Es war ihnen aber um Sir Hippolyt gewaltig zu thun, und gewiſs sind sie zu ihm.

HAMILTON.

Wer denn?

KRAPP.

Herr, und wenn Sie und die ganze Admiralität mir auf Leib und Leben gingen, ich weiſs nicht, wer? Der eine hatte schneeweiſse Augenbraunen, und war ziemlich alt: der

andere trug einen grünen Rock, der war aber nicht jung und nicht alt. Der rothe Thoms hat mich auch schon um eine Wette geprellt. Sir, wir ehrlichen Leute, wir – – –

HAMILTON (*aufmerksam*)

Ich will von deiner Ehrlichkeit nichts wissen. Was wollten die Fremden hier?

KRAPP.

Herr, meine Ehrlichkeit ist wasserfest, das müssen Sie und ich und die ganze Admiralität bezeugen. Meine Ehrlichkeit, Herr ich bin ein gemeiner Matrose, Herr — aber mich soll keiner in Schimpf bringen, und an meiner Ehrlichkeit zweifeln. Das will ich dem rothen Thoms und Ihnen beweisen, Herr. Wenn Ihre und meine Ehrlichkeit von Leder wären, so liefen sie hundert paar Schuhe davon entzwei, ehe ich ein halbes, Herr. (*er macht die Gesticulation eines Boxers*) Das will ich auf der Stelle beweisen. (*er zieht die Jacke aus*) Wir boxen!

HAMILTON.

Krapp, du hast nicht genug getrunken,

Siege der begeisterten Anhänger des Koran schienen zugleich das Wohlgefallen des Himmels und die Wahrheit einer Religion zu beurkunden, welche, dem Gefühl barbarischer warmblütiger Morgenländer zusagend, Großmuth athmende Sittenlehre mit Einfalt der Glaubenssätze, und Vertrauen in die unwiderruflichen Beschlüsse des höchsten Wesens mit Kriegerruhm und Lebensgenuß vereinigte. Das geschah, während das Christenthum jener Gegenden und Zeiten meistens noch mit gottesdienstlichen Kirchengebräuchen gelehrte Künsteleien und spitzfündige Meinungen der Schriftausleger darbot. Der Geist des Weltheilandes war, im Streit um die Beschaffenheit seiner Person, vergessen. Der unversöhnliche Haß der Kirchparteien erleichterte die Fortschritte der Sarazenen, und jauchzte mehr zum Fall der christlichen Meinungsgegner, als er vor den Triumphen der ungläubigen Araber zitterte. Die Nestorianer geriethen sogar nicht ohne Grund in Verdacht verrätherischer Mithilfe, daß die Kalifen Abubekr, Omar und Othmann so wunderbar schnell Syrien, Phönizien, Palästina sammt Jerusalem, ganz Kleinasien und selbst Persien unterjochten, und zum Glauben ihres Propheten zwangen. Aber mehr als nestorischer Haß, beförderte die Erbärmlichkeit der Kaiser zu Konstantinopel den Untergang des griechischen Reichs und des Christenthums. Die

darum verstehst du mich falsch. Komm mit mir, und trink erst, so wirds Licht besser brennen!

KRAPP (*beruhigt*)

Das müfste seyn! Sonst, Herr, an meiner Ehrlichkeit - - -

HAMILTON.

Was fragten dich die Fremden?

KRAPP.

Ob Sir Hippolyt verheurathet sey? Und machten gewaltige Augen dazu, als ich rund weg ja sagte; ganz sonderbarlich aber kam mir der mit den weifsen Augenbraunen vor.

HAMILTON (*beiseite*)

Es ist Mylord Douglas oder sein Gespenst.

KRAPP.

Und die zehn Fässer Rums vom befsten sind gute Prise. Herr, Sie sind Zeuge. Ist Sir Hippolyt nicht recht natürlicher Weise mit seiner Frau verheurathet: So ists kein Mensch mehr.

HAMILTON.

Schrei nicht so laut! — Komm, suche mir die Fremden. Ich muſs sie doch sehn.

KRAPP.

Ich auch! — Zeigen Sie mir nur den Weg, Sir Hamilton, den die Leute genommen haben.

(*geht ab.*)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. ROSWIDA, (*ihr Kind auf dem Arm.*)

ROSWIDA (*blass, mit stierem Blick, in heftiger Gemüthsbewegung, eilt gegen die Hütte.*)

HAMILTON

(*einen Augenblick bestürzt, dann sich ermannend, fliegt zu ihr, und hält sie an*)

Roswida!

ROSWIDA

(*mit einem Seitenblick auf ihn voll tiefen Zorns*)

Was wollen Sie von mir? Gehn Sie! Diese Hütte ist noch mein und meines Bruders Eigenthum. Hier will ich unbeschwert seyn.

HAMILTON.

Sie erschrecken mich! Um unsrer Freundschaft willen, hören Sie mich nur einen Augenblick.

ROSWIDA.

Elende, fürchterliche, gräßliche Geschöpfe ihr! Besudelt das heilige Wort nicht mit euern Lippen. (*bitterlächelnd*) Freundschaft! Wo habt ihr eiskalten Mörder nur auch dies Wort gelernt? — Ich will nichts hören, o mein Gott! Ich habe schon zuviel hören müssen. — Lassen Sie mich.

HAMILTON.

Sie zürnen. Aber Warum mir? Was hab' ich verbrochen? Was ist vorgefallen? Sie sind bleich, entstellt — Sie zittern - - -

ROSWIDA.

Nicht mehr lange. Euer Schlachtopfer ist zum Grabe reif. (*indem sie das Kind emporhält*) Aber du, gerechter Himmel, werde der Rächer dieser Unschuld über dem Grabe seiner unglückseeligen Mutter! Fort von hier, mein Herr! Gehn Sie zu Ihrem Lastergefährten,

und halten Sie Triumph! *(sie schliesst die Thür auf, reisst sich los, geht hinein, und verriegelt von innen.)*

HAMILTON

(sieht eine Weile verblüfft da.)

Es gilt also Ernst! Da wäre der Knoten gelöst; die Reise nach Frankreich unterbleibt; der alte Douglas ist vielleicht schon hier; Hippolyt thut Busse, und — ich? Verdammter Streich! Kann ein Weib auch solchen Stolz haben? Ha, da kömmt Hippolyt! Weh, welch eine arme Sündergestalt, aus Reue und Leid zusammengeflickt!

Achter Auftritt.

HAMILTON und HIPPOLYT.

HAMILTON.

Gut, dafs du da bist. Aber was fehlt dir? Warum so verstört? — Rede doch! — Was

Was gibts? Du hast Roswiden das Geheimniſs entdeckt? Sie will sich nicht zur Flucht entschlieſsen? Ihr kleiner Stolz ist gekränkt? Was weiter? (*Pause*) Gieb doch Antwort, und steh nicht da, wie einer, den Gott und Menschen verlassen haben.

HIPPOLYT

(*vor sich hinstarrend, mit gefaltenen Händen*)

So bin ich.

HAMILTON.

Ist sie schlechterdings nicht zu bewegen, sich für einige Zeit zu entfernen? Hast du ihr auch den Zorn deines Vaters lebhaft geschildert?

HIPPOLYT.

Sie haſst mich. Ihre Liebe ist zum unversöhnlichen Abscheu geworden. Das Geständniſs meines Verbrechens beraubte sie anfangs aller Besinnung. Ihre Ohnmacht war der schreckliche Tod aller freundlichen Gefühle. Sie erwachte. Sie forderte noch einmal meine Erzählung. Ihr Blick ward voll Entsetzens und Eckels. Sie stieſs mich zurück. Sie nahm

ihr Kind aus der Wiege und floh hieher. Vergebens hielt ich sie zurück. Vergebens bat ich auf den Knieen um Versöhnung. Vergebens erbot ich mich, sie sogleich zum Altar zu führen. Vergebens beschwor ich sie, wenigstens auf kurze Zeit sich dem Zorne meines Vaters zu entziehn - - - o Hamilton, Hamilton! Ich bin verloren!

HAMILTON.

Verloren? Wie schlecht kennst du die Weiber! Bei ihnen wechseln Lieb und Hafs, und Hafs und Liebe, wie Lachen und Weinen, und Weinen und Lachen. Lafs sie ein wenig grollen, sie wird wieder lächeln. Lieb' ist den Weibern Noth, wie die Luft.

HIPPOLYT.

Sie kann, sie wird mir nicht verzeihn! Du kennst die Festigkeit ihrer Entschlüsse. Ich habe sie zu arg hintergangen, eine gemeine Dirne würde mich verfluchen. Alle Bande des zärtlichen, stillen Vertrauens sind auf ewig zerrissen; kein Gott kann sie wieder zwischen uns anknüpfen, und das Vergangene unge-

sehehn machen. Sie ist unglücklich — ich gehe unter in Verzweiflung!

HAMILTON.

Rede sie noch einmal an. Versuchs! Und hörst du nur noch ein mildes Wort, einen ihre Liebe beklagenden Seufzer, verräth dir nur ein Blick, dafs du ihr theuer gewesen: So richte sich dein Muth wieder auf. O Hippolyt, die Liebe wurzelt tief ins Menschenherz, und wird von keiner Gewalt, und keinem Alter, nnd keiner Kunst ausgerottet. Die kleinste, unbemerkte Faser treibt wieder neue Wurzelzweige, und wuchert und keimt und schiefst wieder mächtiger empor, denn vorher. — Geh und versuchs!

HIPPOLYT.

Es eckelt mich mein abscheuliches Selbst an, wie soll ichs andern empfehlen? Ich bin der Mörder ihrer Ruhe, ihrer Ehre, ihres Glücks geworden! Was ich auf Erden allein lieb hatte, hab' ich selbst zertreten, geschändet, erwürgt! — O verflucht sey deine höllische Dienstfertigkeit, verflucht mein Wahn-

sinn, der dir folgte! — Aber keine Vorwürfe; ich habe das Recht verloren, sie zu machen. Vergieb, Hamilton! Vergieb!

HAMILTON.

Wahrhaftig, dies unmännliche Verzagen kleidet dich schlecht. Warum zerfleischest du dich, statt mit Besonnenheit zu handeln, und das Uebel zu mindern. Sprich mit Roswiden; und will ihr Eigensinn nicht folgen, so mufs man sie entführen, um sie nicht in die Gewalt deines Vaters zu liefern. Ich fürchte, er sey uns schon näher, als du denkst. Ich habe seine Spuren getroffen. Besinne dich, und handle. Ich gehe, um zu entdecken, ob Lord Douglas vorhanden ist? Du siehst mich bald wieder. Sey guten Muthes! Wir müfsen eilen!

(*ab.*)

HIPPOLYT (*allein*)

Stilles Thal, geliebte Hütte, ihr heiligen Oerter meines verlornen Glücks! Ich werde von euch scheiden — von meinem Himmel

scheiden, und einen unbekannten Felsenwinkel suchen, der vor den Menschen mein Elend und meine Schande verheelt. (*die Thür wird aufgeriegelt*) Gott, ich höre sie!

Neunter Auftritt.

ROSWIDA

(*tritt hervor, und geht über den Platz*)

ROSWIDA (*ruft mit kranker Stimme*)

Francis! Francis!

HIPPOLYT (*naht sich ihr*)

Roswida!

ROSWIDA.

Francis! — Ach, wo er auch weilen mag! — Er hört mich nicht. (*sie wendet sich, und geht an Hippolyt mit trüben, stieren Blick vorüber, ohne ihn wahrzunehmen, der Hütte zu. Sie bleibt stehn, faltet die Hände empor, und ruft voll bittern Schmerzes:*) Sey freundlich, Himmel, und erbarme du dich der Verlaſsnen! Wie wäre mir im Grabe wohl, könnt ich

mit meinem Kind im Arm dort schlafen — still und ewig schlafen! — Kein Erwachen, kein Erinnern! Meine Wunden würden nach Jahrtausenden noch bluten.

HIPPOLYT

(ohne ihr näher zu treten mit flehender Stimme)

Roswida!

ROSWIDA

(sie erblickt ihn, und zittert erschrocken zurück)

Weh mir! (indem sie sich ermannt) Sir Hippolyt, die einzge, letzte Gnade, — entziehn Sie mir Ihren Anblick — meiden Sie mich ewig — ewig! Diese Hütte meines Vaters, ehemals die Freistätte der Unschuld und glücklichen Armuth, lassen Sie sie jetzt die Freistätte meines Elends seyn!

HIPPOLYT.

Roswida, einmal nur, zum letztenmal noch höre mich, dann will ich deinem Befehl gehorchen, — du sollst von mir nie wieder vernehmen, als die Sage vielleicht, wie ich mein elendes Leben in fernen Landen schlofs - - - Pause.)

unermeßlichen Anstrengungen Europa's in den Kreuzzügen konnten beides nicht retten.

Noch lange hat inzwischen durch das Innere von Asien die nestorische Kirche geblüht. Man kannte sie in den hohen Tatareien: man kannte sie in Hindostan; am Hofe des Moguls selbst; und China zählte noch im dreizehnten Jahrhundert viele christliche Gemeinden. So bedeutend waren oder schienen Nestors Jünger damals, daß drei römische Päpste ihnen Gesandte zuschickten, um sie zu bewegen, sich mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Auch verfertigte ihnen Johann a Monte Corvino Psalmen und Schriften des neuen Bundes in tatarischer Uebersetzung. Eins war damals billig zu beklagen, daß den nestorischen Christen während ihrer Glückszeit nicht gelungen war, in Türkestan, in den Steppen von Khorasan und Bokhora ein Volk zum Glauben an Christum zu führen, welches bald ganz Asien mit seinen Schrecken und Siegen erfüllte.

Dies waren die Türken. Sie, welche bald auch die Zerstörer der arabischen Kalifate wurden, Persien und Kleinasien ihrer Gewalt unterwarfen, und Europa bedrohten, hatten sich zu Muhameds Lehre gewandt, und unduldsamer als die Araber selbst, die Christen aller Orten zum Gegenstand eines grausamen Hasses gemacht. Durch sie büßten selbst die Nestorianer viel von ihrer Ausdehnung und ihrem

Roswida (*mit abgewandtem Gesicht ihn mit der Hand deutend, sich zu entfernen*)

Hippolyt.

Nur dies: Ich war nicht boshaft — aber schwach — ich fürchtete des Vaters Unwillen — und liebte dich —

Roswida.

O still! O still! Wie konnt' auch Lieb in einem Herzen wohnen, das jahrelangen, schwarzen Hochverrath mit treuer Liebe trieb! — Du fürchtetest den väterlichen Zorn; aber das dir ergebne, treue Herz zu brechen, ward dir Spiel! — O, warum lag in deinem ersten Kusse nicht mein Tod; ich wär' im frohen Wahn so schön gestorben!

Hippolyt.

Roswida, höre mich!

Roswida.

Kein Heiligthum war deiner Bosheit heilig; mein Frieden, meine Unschuld nicht, nicht Kirche, nicht Altar, nicht Gottes Gegenwart, die du zum Zeugen deines Meineids wähltest. — Ich bin entehrt, ein Spott der Welt, der

Raub unendlichen Jammers worden, durch den, der in der Welt mein Gott, mein Alles war! — Es ist genug! Schwer ist das Schicksal so du mir zum Lohne meiner Zärtlichkeit gegeben — ich will die harte Bürde tragen — sie drückt mich in das Grab.

HIPPOLYT.

Kann keine Reue mein Verbrechen büssen? Roswida, folge mir zum Altar — lafs mir den Trost, dafs wenn ich ferne von dir lebe, die Welt dich wenigstens, als meine Gattin, ehrt! Und willst du unversöhnlich mich verstofsen, so lege dann der Priester unsere Hände zum letztenmal zusammen, sein Segensspruch sey mein Verbannungsurtheil.

ROSWIDA.

Es ist umsonst! Mit Schaudern würd' ich nur den Namen meines Mörders führen. Kein Sacrament wälzt das Verlangen um, und setzt der Schande eine Krone auf. — Geh hin, sey glücklich, wenn du's seyn kannst. Doch wifs' es für die Todeswunden getäuschter Liebe wächst kein Balsam! —

HIPPOLYT (*zu ihren Füssen stürzend*)

Roswida! O Roswida! Ich liebte dich, — und bis zum letzten Odemzuge hängt meine Seele an dir! Leichtsinn machte mich zum Verbrecher — aber ich liebte dich! Roswida, ist dein Vorsatz unabänderlich? Soll ich verstoßen seyn von dir? Kann keine Buße, keine Thräne dich versöhnen?

ROSWIDA (*windet sich los*)

Sir Hippolyt, wir sind geschieden. So fürchterlich war nie ein Herz mißbraucht, als Sie das meinige und sein Vertrauen mißbrauchten. Ihr Zartgefühl wird Ihnen sagen, daß nie für uns die freie Zuversicht zurückkehrt; daß ewig die Erinnerung des Vergangnen, wie ein Gespenst sich zwischen unsre Herzen lagert. — Gehn Sie, es sey das letztemal, daß wir uns sahn!

HIPPOLYT

(*erhebt sich, betäubt und kraftlos*)

Roswida — groß, sehr groß ist meine Schuld, — doch — größer ist die Härt dieses Spruchs — Es sey! — Es sey. Ge

horsam eil ich in den Tod! — Gott segne dich! — Leb wohl! — *(geht. — Dann wieder umkehrend, mit gebrochener Stimme)* — Dies Gut, und was das Meine war, gehören dir! Ich hatt' es langst dir schon verschrieben. — Und nun, eh' ich diese Gegend und mein Vaterland verlasse — Roswida — lafs mich meinen Sohn noch sehn! — Nur einmal noch mein theuerstes, mein heifsgeliebtes Kind sehn! — Dafs ich es segne — dafs ich den Scheidekufs ihm geben könne — — Es ist mein Sohn!

ROSWIDA *(erschüttert)*

Er schlummert.

HIPPOLYT.

Er hat mit seinen Thränen den Vater oft geweckt, mag er auch einmal unter den Thränen des Vaters erwachen. Vielleicht verewigt dies mein Bild in seinem Gedächtnifs; und es wird ihm theuer seyn, wenn er einst nichts mehr von mir hat und weifs, als dies. — Wo ist mein Kind? Lafs mich zum letztenmal mein Kind umarmen!

ROSWIDA *(öffnet die Thür langsam, und verhüllt ihr Gesicht voller Schmerz.)*

HIPPOLYT *(geht in die Hütte hinein.)*

ROSWIDA *(wankt über die Bühne, und wirft sich weinend auf die Bank.)*

HIPPOLYT *(innerhalb der Hütte)*

O mein Sohn! — Mein Sohn! Gott erhalte dich — du meine theure Seele — Gott erhalte dich, — und deine Mutter — *(Pause)* dich verlieren! Dich! —

ROSWIDA

(sinkt schluchzend mit dem Angesicht auf die Bank nieder.)

Es ist zuviel — o Gott!

HIPPOLYT

(nach einer Pause – mit bebender Stimme)

Nun leb wohl, — leb wohl, du mein Abgott! Mein Leben! — Noch diesen und diesen Kuſs — der letzte deines Vaters – – –

ROSWIDA *(schluchzt heftiger, ohne sich zu erheben.)*

HIPPOLYT *(tritt nach einer Weile wieder hervor, mit verweinten Augen; er geht zu Ros-*

widen, kniet vor ihr nieder, küsst ihre Hand, richtet sich auf, und geht, indem er noch einen schmerzlichen Blick auf sie zurückwirft, ab.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

HAMILTON und JOHN nachher.

HAMILTON (*allein*)

Ziemlich verworren. Jeder macht seinen Gang allein. Ich bins zufrieden. Sie da in ihrer Hutte verschlossen; Hippolyt in seinem Zimmer mit Friedensrichtern und Advocaten. Es scheint, er wolle fort, und doch läst er mir nichts wissen. Glückliche Reise, Sir Hippolyt; wir beide taugen nicht zusammen! Zieh du in die Wüste, oder in ein Kloster mit deiner schlappen Frömmigkeit; Roswida und ich wollen in Paris glänzen.

JOHN (*kömmt*)

HAMILTON.

Ich warte schon seit Stunden.

JOHN.

Und ich muſs sie in allen Winkeln suchen.

HAMILTON.

Wie stehts?

JOHN.

Sechs handfeste Tagediebe sind bereit auf jeden Nothfall. Sie liegen im Wirthshaus und zechen auf unsere Rechnung.

HAMILTON.

Du bist ein Goldschatz! Wie in der Welt hast du so viel Zeugs auch so schnell zusammengetrieben?

JOHN.

Herr, nichts leichter, als das, wenn man eine Handvoll Menschenkenntniſs zusammengespart hat. Diese Stiefkinder der Welt, Glücksritter und Taglöhner des Zufalls, die niemand kennt und niemand will, haben alle ihre eigne Physiognomie.

HAMILTON.

Und das Schiff?

JOHN.

Ist bereit. Es liegt am Ufer hinter den Weiden.

HAMILTON.

Gut! Ich verlasse mich gänzlich auf deine Klugheit. Es darf an nichts fehlen. Wir haben lange genug in dieser Abtei gelungert; Paris soll uns schadlos halten. Aber das Mädchen da muſs mit uns, es koste was es wolle. Verstehst du? Lord Douglas ist zum Rasen erbittert gegen das schöne Kind, man muſs es retten.

JOHN (*mit schlauem Lächeln*)

Ich verstehe. Aber, Herr, es scheint mir hohe Zeit damit. Das Schloſs wimmelt voller Bediente und Jäger des Lords. Die Kerls haben fatale ehrliche Augen: sie geben sich alle so ein verdammt rechtliches Aussehen, und man weiſs nicht, wie man mit ihnen ist.

HAMILTON (*betroffen*)

Was sagst du? Wäre Mylord Douglas angekommen?

JOHN.

Ich glaube nur die Burſche beſtellen Quartier. Der Lord ſelbſt iſt noch nicht da. Man weiſs nicht, wo er geblieben, oder ſeine Doggen wollens nicht ſagen. Genug, mir kömmt alles verdächtig vor. Ich wünſchte, wir ſäſsen ſchon in dem Schiffe und führen Strom ab, gegen das Weltmeer.

HAMILTON.

Und Sir Hippolyt?

JOHN.

Er hatte allerlei Menſchen bei ſich — die ſind verabſchiedet. Er läſst niemanden vor. Die Bedienten und Mägde ſtehn unter den Thären, und gaffen einander an, und ſchneiden Geſichter, als warteten ſie auf das jüngſte Gericht. Herr, ich dächte, wenn Sie ſonſt nicht geneigt ſind, Mylord Douglas aufzuwarten, Sie lieſsen den Spaſs mit dem Frauenzimmer dort für diesmal beiſeite, und zögen in aller Stille ab.

HAMILTON.

Schweig, du Memme.

Ansehen ein, zumal im abendländischen Asien. Fester standen sie in den Gebieten der Mongolen. Ja, als diese im dreizehnten Jahrhundert, unter der Anführung ihres gewaltigen Dschengiz-Khan, und unter dessen Nachfolgern, ihre Herrschaft von den Grenzen China's bis Syrien und weiter ausbreiteten, schienen die Siege der schrecklichen Barbaren zugleich Siege für das Christenthum zu werden. Man sagt sogar, Mangu, des Dschengiz-Khan Enkel, sei schon Christ gewesen, er, der Bagdad eroberte und über den Euphrat schreitend, Kleinasien und Syrien erschütterte.

Bald aber kam ein Gewaltigerer über sie Alle. Im Innern der Tatarei, im Dschagatai, welches an die persischen, chinesischen und indischen Grenzen rührt, erhob sich einer der Emirn, Timurlank, und ward ein neuer Dschengiz-Khan. Im Lauf seiner glücklichen Waffen zerstörte er eine ganze Kette alter und neuer Thronen, und als Eiferer für den Koran seines arabischen Propheten alle Tempel und Altäre der Christen. So furchtbar vollendete er sein Werk, daß man im fünfzehnten Jahrhundert kaum noch einige Spuren des nestorischen Christenthums im mittlern und hohen Asien sah. Neben dem alten Heidenthum der Wildnisse war die Religion Mahomeds, Lama's und Brama's die alleinsiegreiche geworden. China zeigte nur noch bedeutungslose

JOHN.

Die Entführungsgeschichten sind uns schon zweimal garstig bekommen. Wissen sie noch, wie es bei der Jungfer Helene, der Pächterstochter ging? Am Ende trägt niemand mehr Schläge davon, als ich, weil mein Rücken der breiteste ist.

HAMILTON.

Es muſs seyn, und wenn ich sie am hellen Tage stehlen sollte. Geh du, und sag unsern Leuten, sie sollen sich im Park herum zerstreun, und die Hütte hier nicht aus den Augen verlieren. Wenn ich ins Hifthorn blase, sollen sie mir zu Hülfe springen.

JOHN.

Wenns denn seyn muſs, Herr, so lassen Sie uns wenigstens die Dunkelheit der Nacht benutzen.

HAMILTON.

Es hängt von den Umständen ab. Die Gelegenheit entscheidet.

JOHN.

Aber mit Vorbehalt, daſs ich bei der gan-

zen Geschichte aus dem Spiel bleibe. Ich will das Schiff bewachen. Bekommen sie mich: So klopfen sie mich zu Brei."

HAMILTON.

Fort! Thu, was ich dir befahl! Jeder soll sogleich auf den Anstand, und beim ersten Ton des Horns hieher! Du kannst ihnen das Fernere sagen. Im Schiffe zahl ich aus.

JOHN *(geht ab.)*

HAMILTON.

Gelingts, so ists billig, dafs es für mich gelingt. Für ein schönes Mädchen hat die ganze Welt Trost. — Fehlts: So wird *mir* Hippolyt glauben, dafs ich Rosviden für ihn habe entführen wollen. In keinem Fall ist dabei viel zu wagen; unser eins liebt ohnedem nur mit kaltem Feuer, und schiefst sich nicht gleich tod.

JOHN

(kömmt zurück, einen Brief in der Hand)

Dies gab mir ein Bedienter Sir Hippolyts für Sie.

HAMILTON (*erbricht den Brief und liest*)
Schon gut. Besorg' dein Geschäft, John!

JOHN (*ab.*)

HAMILTON (*allein*)
Was ist das? Geld herausgeben? Was faselt er? (*er liest:*)

« Auch wir, Hamilton, werden uns nicht wieder sehn. Besser, ich hätte dich niemals gekannt, und niemals in deine verfluchten Pläne gewilligt. Werde ein besrer Mensch, » — Ich habe alle Anlagen dazu! — « Dann finden wir uns vielleicht wieder zusammen. » — Ist nicht sogar dringend! — « Die dir übergebene Banknote wirst du ohne anders Roswiden, als ihr Eigenthum einhändigen: du magst dir hingegen vom Verwalter zweihundert Pfund auszahlen lassen, gegen inliegende Anweisung. » — So haben wir nicht gewettet, Sir Hippolyt. Das Geld bleibt, wo es ist! — « Die Entführung Roswidens unterbleibt. » — Mit nichten, Sir Hippolyt! Wahrhaftig, das Ding sieht wie ein Testament aus. Der verstorbene Freund hat sich aber einen schlech-

ten Vollstrecker gewählt, und zu dem Ende, will ich das Terrain recognosciren.

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Der alte Roox (*kömmt langsam durch den Park*)

Wie wird mir? — Ja, sie ists, sie ists, die stille Hütte meiner Väter! — Noch dieselbe, noch so heimlich, so freundlich, so einladend! Und hier das Gebüsch — ich hab's mit eigner Hand gepflanzt! Und das freie Plätzchen vor der Thür — und dort — o noch die arme, alte Bank sogar! — — Ich kann nicht mehr! Mein Herz bricht unter dieser Freude, die es nicht mehr erwarten dürfte! Wie ist mir denn? Wie, wenns nun alles, wie ein Dunst, vor mir verlöschte, und Traum und Nebel wäre? Wenn ich nun wieder erwachte im Kerker zu Algier — und die Gefährten meines

Elends auf faulem Stroh in ihren Ketten links und rechts! — (*er beschickt seine Arme*) Nein, nein! Hier sind die Narben von der Fessel noch, das Eisen aber ist nicht mehr. — Ich bin daheim! (*er setzt sich auf die Bank nieder*) o meine Kniee zittern mir — Gott, meiner Väter, das hast du gethan! — Ich darf im Vaterlande sterben!

Dritter Auftritt.

Der alte Rook und Roswida (*aus der Hütte; sie ist sehr einfach, ländlich gekleidet.*)

Rook (*für sich*)

Wer ist der holde Engel, der aus meinem Hause tritt und mich zuerst begrüßt?

Roswida (*für sich*)

Den ganzen Tag schwärmt er umher. Bald wird es Nacht. Er kann nicht lange säumen! (*Sie erblickt den Alten*) Guten Abend, lieber Alter! Ihr seyd müde?

ROOK.

Wie sollt' ich nicht? Zwölf Stunden hab' ich heut zurückgelegt mit wunden Füßen. Sagt mir doch, schönes Kind, wer wohnt dort in dem Hause, aus dem ihr kommet?

ROSWIDA.

Francis Rook, der Matrose, und ich.

ROOK.

Ich bin so ermattet; nicht ohne Noth mögt' ich von dieser Stelle mich bewegen. Gönnt mir einen Winkel diese Nacht in eurem Hause. Morgen, mit Tages Anbruch verlaß ich euch wieder.

ROSWIDA (*verlegen*)

Mit Freuden! Aber unsre Hütte ist so klein!

ROOK.

Doch vorn und hinten Zimmer.

ROSWIDA.

Eins wäre leer. Allein, verzeiht das hab' ich meinem Vater zubereitet, wenn er kömmt; das darf nur er allein bewohnen. Er ist schon lange unterwegs — doch eine weite Reise

ists lieber zu Lande und zu Wasser von Algier.

ROOK.

Wie, Kind? Von Algier?

ROSWIDA.

Freilich, wo er in die Sklaverei gerieth — Bald sinds neun volle Jahre. Denkt nur, wie unaussprechlich viel er da gelitten! Wie es ihm wohl thun wird, wenn er sein Stübchen nun in schöner Ordnung findet, und da des Alters pflegen kann. — Doch, lafst es euch nicht kümmern, ihr könnt in meines Bruders Kammer schlafen.

ROOK (*mit Zärtlichkeit*)

Habt Dank! —

ROSWIDA.

Wenn ihr so weit daher seyd, habt ihr nicht vielleicht von ohngefähr auf der Strafse, oder in den Gasthöfen einen Mann gesehen, den ihr für meinen Vater halten könntet; von dem ihr hörtet, dafs er über Meer gekommen; dafs er von Seeräubern gefangen und mit grausamen Qualen gepeinigt worden?

ROOK.

Wenn ihr mir seine Gestalt beschriebet!

ROSWIDA.

Ach Gott! Ich war ein Kind, als ich ihn schon verlor. Doch dunkel erinnr' ich mich noch seiner Gestalt, weiſs aber nicht, ob mir sein Bild von Träumen nicht verfälscht wurde?

ROOK.

So habt ihr oft, recht oft des armen Mannes gedacht?

ROSWIDA.

Er war mein tägliches Gebet. Und der Himmel hats erhört. — — Habt ihr keine Kinder, die euch lieben?

ROOK.

(indem er aufsteht und ihre Hand mit Wehmuth drückt)

Ich habe — ja, und habe eine Tochter — eine Tochter der zu lieb ich wohl neun Jahre Turkenketten trüge, — eine Tochter, für die ich Gott mit Thränen danken muſs — meines Alters Stolz und Trost — die noch mein sterbend Auge segnet — mein Alles, —

die

die Vergelterin von vielen tausend ausgestandnen Jammertagen meines Lebens — *(mit Thränen)* eine Tochter - - -

ROSWIDA *(gerührt)*

Kann man auch einen guten Vater genug lieben? Man zahlt nur heilge Schulden.

ROOK.

O sie thut mehr! — O mehr! — Wahr ists, sie wird das ganze Ebenbild der Mutter! So gütig, sanft und himmlisch fromm, wie sie. — O Gott, auch ich war ihr tägliches Gebet, wie sie das meine war, und vor deinem Thron berührten sich unsre Seufzer! *(er trocknet seine Augen, und tritt Roswiden näher)* Ja, Kind, - - ich bin so glücklich - - bin so reich durch diese Tochter - - sie heißt Roswida! *(sie schluchzend an seine Brust ziehend)* Du bists! — Du! Du!

ROSWIDA.

(mit einem Schrei der Freude seinen Nacken umklammernd)

Vater! — Vater! — Vater!

ROOK *(nach einer langen Pause)*

Brich nun du armes, müdes Herz, du hast genug gelebt! —

ROSWIDA.

Nun, Vater — ewig bleibst du bei mir. Du verläfst uns nimmer wieder — nimmer —

ROOK.

Bis Gott mich ruft von dir zu deiner Mutter. — *(neue Umarmung. Er betrachtet sie in seinem Arm mit innigem Vergnügen.)* Erkennst du mich denn noch, du Engel, aus deinen Kinderträumen?

ROSWIDA.

O lebhaft, deutlich — ja, du bists, du lieber Vater! Aber dies Angesicht war nicht so blafs, und eingesunken; und diese grauen Haare kenn' ich nicht - - - sie waren vor Zeiten schwarz, wie eine Kohle.

ROOK.

Die heifse Sonne von Algier — und heifse, hoffnungslose Pein acht Jahre lang, sie trocknen wohl das Oehl des Lebens aus. Ich bin ein Liebling des Himmels wahrlich — von

und verachtete Ueberbleibsel von der Nestorianer ehemaligen Herrlichkeit. Das christliche Königreich Jerusalem, am Schlusse des eilften Jahrhunderts von der schwärmerischen Tapferkeit europäischer Kreuzfahrer gestiftet, hatte längst schon wieder sein Ende gefunden. Die Bekenner des Evangeliums lebten einzeln, zerstreut und geschmäht in den Gegenden Armeniens, Syriens und Kleinasiens unter türkischer Gewaltsherrschaft, die sich selbst über Konstantinopel und Griechenland, bald bis zur untern Donau gegen das Innere Europens ausdehnte.

2.

Zustand der Kirchparteien im türkischen Asien — Katholiken, Griechen, Maroniten u. s. w. Ihre Verwilderung.

Noch heute beherrscht der Großherr zu Konstantinopel eine Länderstrecke von mehr denn vierundzwanzigtausend Geviertmeilen im abendländischen Asien. Von den eilf bis zwölf Millionen Seelen, welche diese Gegenden unter türkischer Hoheit bewohnen, sind kaum zwei Millionen Christen. Sie wohnen unter dem Stolze der Türken verachtet, aber mit edelmüthigerer Duldung behandelt, als die Protestan-

den Gesellen meines Unglücks hab' ich die meisten begraben müfsen — von hunderten bin ich der einzige Hochbeglückte, der den Rauch seiner Heimath wiedersah. Noch weifs ich nicht durch welches Wunder die Vorsehung mich rettete.

ROSWIDA.

Auch wir kennen den Namen des unbekannten Menschenfreundes nicht. O wüfst ich ihn, ich würde zu ihm fliegen, ich würde dankend seine Kniee umarmen — ich würd' ihm sagen - - - ach, was könnt' ich sagen! Wär er nur hier — wär er nur Zeuge von der Seeligkeit die er uns gegeben - -

ROOK.

Wir können nicht belohnen, Kind! — Vergeltung kömmt von oben. Dorthin für ihn an jedem Morgen, jedem Abend unser feurigstes Gebet.

ROSWIDA.

Jetzt, Vater, *(sie nimmt seine Hand)* jetzt kehre wieder in dein Haus zurück, und ruhe aus. Francis kann nicht mehr lange ausblei-

ben. Ich sah ihn fast den ganzen Tag nicht. Er wird gewifs bald hier seyn. Wie wird er überrascht werden, wenn er dich wieder im gewohnten Lehnstuhl am Tische sieht! Er mufs nichts wissen — er mufs so plötzlich dich entdecken. Und wenn er dann zweifelt, und staunt, und zweifelt — dann will ich ihn an dein Herz werfen!

ROOK (*lehnt sich auf ihren Arm*)

Ich bin so entkräftet, so erschöpft - - - ein halbes Leben voll Ungemachs wiegt solchen Augenblick nicht auf. (*sie gehn in die Hütte.*)

Vierter Auftritt.

FRANCIS. Nach ihm KRAPP.

KRAPP (*ausser der Szene*)

He, Francis! Francis!

FRANCIS (*bleibt im Hintergrunde stehn*)

Wer ruft da?

KRAPP (*noch draussen*)

Zieh doch die Segel ein, und lafs mich nachkommen.

FRANCIS.

Bist du es, Krapp? Wo hast du denn gesteckt. Gewifs beim Kellermeister zwischen den Flaschen.

KRAPP (*kömmt hervor*)

Zwischen den Flaschen? Hat sich da was zu Flaschen. Nüchtern bin ich von Angst und Schrecken, wie ein Käfer. Weifst du denn auch den Teufelsstreich? Ich habe die Wette verloren, zehn Bouteillen Rum verloren, — ohne Gnade! Verloren sag ich dir. Und sieh, ich war dir des Dinges so sicher, ich hätte meinen Kopf allenfalls gegen einen Haarbeutel gesetzt.

FRANCIS.

Welches Dinges?

KRAPP.

Das fragst du so kalt, als wenn die Rede von einem Mann im Monde wäre? Weifst du denn noch nicht, wovon dir selbst der

Kuchenlube im Schlosse ein ganzes Evangelium erzählen kann?

FRANCIS.

Ist etwas vorgefallen? Ich bin über Land gewesen — nur im Dorfe drüben auf dem Berge.

KRAPP.

So weifst du nichts? Gar nichts? Ja, lieber Francis, so halt das Herz fest. Ich bin ein schlechter Krämer, und kann meine Waare nicht loben.

FRANCIS.

Nur hurtig, wenns der Mühe werth ist.

KRAPP.

Es ist der Mühe so wenig werth, als ein Bein- und Halsbruch. Drum ists Christenpflicht, dafs ich dich vorbereite. Erstlich ist das ganze Schlofs voller Menschen mit Tressenröcken, denn Mylord Douglas ist im Anzuge. Zweitens hat sich der saubre Hippolyt unsichtbar gemacht — man behauptet aber er sey nicht weit — Gott sey ihm gnädig, wenn ich ihn pakke.

FRANCIS.

Bist du rasend, Narr.

KRAPP.

Dem Windbeutel merkt' ichs an der Nase an, daſs er deine Schwester nur zum Beſsten gehabt, und sie mit dem Kinde würde auf dem Bettel sitzen lassen, wenn er ihrer satt wäre. Da haben wirs! Wärs ihr nicht um die gnädige Frauschaft so wundersehr zu thun gewesen, so wär sie jetzt eine brave Matrosenfrau, von unser eins. Aber jetzt? — ja, wer ihren Namen nennt, wird eine Prise Taback nehmen, und sich auf den Titel besinnen.

FRANCIS *(auffahrend)*

Unverschämter Gesell, soll ich dir den Schlund zuschnüren?

KRAPP.

Meinst du, ich lüge?

FRANCIS.

Du lügst!

KRAPP.

Ein andrer sollte das mir nicht sagen, ich würd ihm die Wahrheit mit den Fäusten in

die Augen werfen, daſs er zeitlebens glauben lernte. — Genug, ich habe meine Wette dran verspielt. Ein Spitzbube von Kammerdiener hat Pfaffenkleider anziehn und sie copuliren müſsen. Da haben sie miteinander nun zwei Jahre unter falschen Flaggen gesegelt - - -

FRANCIS *(wüthend)*

Halt ein, sag ich dir! Oder willst du mich mit Spässen äffen, so denk auf andre; aber rühre mit keinem tollen Einfall an die Ehre meiner Schwester.

KRAPP.

Willst du mir nicht glauben: So laſs dirs von allen Bettlern im Schloſshof erzählen. Genug deine Schwester ist angeführt, wie du. Sie ist so schuldlos aber wie du und ich und die ganze Admiralität. Der vornehme Bösewicht hat sich auf und davon gemacht - -

FRANCIS

(zitternd vor Zorn, aber Krapps Hand mit angenommener Ruhe ergreifend)

Krapp, lieber Krapp — thu mir den ein-

ligen Gefallen — sage mir, du habest Scherz treiben wollen. Sage mir, du habest nur gelogen.

KRAPP.

Eher wollt' ich mich von einem Hay lebendig schmausen lassen, als das!

FRANCIS

(lässt seine Hand fahren und geht in fürchterlicher Bewegung über die Bühne. — Nach einer Pause:)

Und wenn es wäre - - -! Heilger Himmel, wenn es wäre! Meine Schwester — meine arme Schwester — entehrt, — von einem verruchten Wollüstling — und nun preisgegeben aller Schmach — sieh, wenn es wäre, Krapp, der Einfall aber ist so gräßlich, so höllisch — wenn es wäre, ich würd ihn anfallen wie ein Tyger, ihn erdrosseln, ihn zerschmettern — nein, ihn tausend, tausend qualenvolle Tode sterben lassen.

KRAPP.

Er hat sich aber aus dem Staub gemacht.

FRANCIS.

In allen Höhlen, allen Wäldern, allen

Städten, allen Meeren würd' ich ihn suchen — die Rächerhand des Himmels würde mich leiten — ich würde nicht rasten, bis ich seine kublerischen Haarlocken um meine Faust geschlungen — aber, was red' ich? — Ein schadenfroher Satan hat das Märchen ausgeheckt; ein Mensch hats nie ersonnen — es ist nicht möglich. Geh verschlaf den Rausch, der dir so schauderhafte Dinge ins Gehirn dampft — komm dann wieder!

KRAPP.

Wirf mir ein Messer in die Rippen, wenn ich lüge. Ich hab es wohl gemeint. Ich wollte mit dir ziehn, und dir die Spur des Fuchses suchen. Weit kann er noch von Welsington nicht seyn. Sprich endlich nur ein vernünftiges Wort!

FRANCIS

(geht gegen die Hütte, als wolle er hinein — kehrt schaudernd wieder um)

Krapp, — und meine Schwester, weiſs sie drum?

KRAPP.

Muſs doch! Es wird gesagt, sie sey nicht wieder ins Schloſs gekommen: sie hab ihm Ringe, Kleider, und Juwelen, und alle sieben Sachen, die sie von ihm hatte, zurückgesandt, bis auf die letzte Nadel.

FRANCIS.

O meine unglückselige Schwester! — Die Hölle selbst hätte es nicht gewagt, mit deiner Unschuld Spott zu treiben — es muſste ein Mensch — es muſst ein Bube seyn aus jenen Ständen, in denen Gott, Gewissen, Ewigkeit nur hohle Namen sind! O bei Gott und seiner Ewigkeit, ich will dein fürchterlicher Rächer werden.

Fünfter Auftritt.

Vorige. ROSWIDA, und nachher der alte ROOK.

ROSWIDA (*öffnet die Thür der Hütte*)
Ich höre seine Stimme.

FRANCIS

(geht auf sie zu, und führt sie schweigend vor)

Schwester! Sieh, ich bin kalt und ruhig — so sey auch du — antworte mir gelassen — ganz gelassen — der Jammer hilft hier nichts — *(er nimmt ihre veränderte Kleidung wahr)* Was ist das? Bist du in den Stand des Mädchens zurückgekehrt, dafs du die armen, jungfräulichen Kleider wieder trägst? *(an Krapps Brust geworfen)* O Kamerad, du hast mich nicht belogen!

ROSWIDA.

Bruder!

KRAPP.

Macha kurz und bündig. Die Sonne ist schon unter. Die Nacht zieht an, die Schutzpatronin aller Schelmen; wir müfsen ihn ihr noch abjagen.

FRANCIS.

Schwester, — Roswida, wie stehst du mit Hippolyt? Bist du sein ihm anvermählte Weib? Bist du's?

ten in Spanien und Portugal und andern katholischen Ländern, oder als in manchen protestantischen Gegenden Europens die Katholiken. Aber, wie in Europa, machen sich auch in Asien die Kirchparteien durch gegenseitigen Haß verächtlich, durch gegenseitigen Bekehrungseifer lächerlich. Nicht selten müssen türkische Schildwachten beim heiligen Grabe zu Jerusalem, wie uns neuere Reisende erzählt haben, die christlichen Andächtigen mit dem Stock zur Ordnung führen, wenn diese voll eifersüchtiger Frömmigkeit untereinander ins Handgemenge gerathen, und der nestorische Christ den katholischen verhöhnt, oder der katholische den griechischen.

Die Katholiken haben unter großherrlichem Schutze in Kleinasien, besonders im heiligen Lande, mehrere zerstreute Gemeinden und Klöster, die, so wie die Katholiken der europäischen und afrikanischen Türkei, unter kirchlicher Leitung von zehn Bischöfen und zwei Erzbischöfen ihres Glaubens pflegen. Von Mesopotamien, Bagdad und Bassora aus wurden bisher die meisten katholischen Bekehrungsanstalten auf die Syrer und Chaldäer gerichtet. Es wird im Innern der syrischen Gebirge der katholische Gottesdienst so frei ausgeübt, wie in Rom selbst. Dort aber sind die Sitten einfacher und reiner. Die Mönche der Syrer sind weder ausserordentlich streng noch große Got-

ROSWIDA (*schluchzend*)

Wie bin ich elend worden!

FRANCIS.

Oh! Nun alles — alles weiſs ich! (*er umarmt sie*) Schwester, weine nicht. — Gott lebt, Gott wacht noch! Entehren konnte der Bösewicht, der Abscheuliche, nur deinen Namen — nicht dein reines gutes Herz! — Sey ruhig! Ich bin dein Bruder! Ich werd' ihn finden. Ich werde mit ihm Rechnung halten. Ich gelob es dir, bei deiner zertretnen Ehre, bei unserm bisher unbefleckten Namen, bei der Asche unsrer Mutter, bei der Liebe unsers Vaters schwör' ich dirs - - -

ROSWIDA.

Halt ein! — Keine Rache, Francis! — Ueberlaſs den Elenden der Folter seines Gewissens — mich tröstet keine Rache.

FRANCIS.

O du arme, leichtgläubige Unschuld! — Der Folter seines Gewissens? — Der gewissenlos dich Jahrelang und mich betrog? Der ohne feuerroth zu werden, dich lächeln

mh? Ohne zu ersticken von Schaam und Hollenangst sein Weib dich nannte? — Nimmermehr! Sey still! — Und kümmre dich nicht um mein Thun! — Krapp, du begleitest mich; du nimmst ein Gewehr.

KRAPP

(zieht ein langes Messer an messingner Kette vor)

Ich hab' es schon!

FRANCIS.

Ich nehme meine Kugelbüchse. *(er will in die Hütte.)*

Der alte ROOK *(tritt heraus)*

FRANCIS *(zurückprallend)*

Hilf, grosser Gott! —

Der alte ROOK

(geht mit ausgebreiteten Armen ihm zu)

Mein Sohn, Francis!

FRANCIS *(sich erholend)*

Bist du? — *(er fällt vor ihm nieder und umklammert seine Knie mit Heftigkeit.* O Vater! O mein Vater! *(er springt auf, und umarmt ihn)* O mein lieber Vater!

KRAPP (*trocknet eine Thräne ab*)

Ihr armen, guten Menschen!

ROOK.

Gott segne dich, mein Francis! (*er drückt ihn an sich*) Was hast du, Sohn? Deine Glieder zucken? Wie ist dein Angesicht so blaß, so schrecklich, so verzogen? Ermanne dich und werde deiner Meister! —

ROSWIDA

(*sich an ihren Bruder schmiegend*)

Francis! Um Gotteswillen, du machst mir Angst! Komm zu dir selber!

ROOK.

O rede doch, mein Sohn! — Gieb deinen Worten, deinen Thränen Lauf.

ROSWIDA.

Krapp, kommt, helft ihm! Er stirbt uns in des Vaters Arm!

KRAPP und ROOK (*führen Francis zur Bank und setzen ihn nieder.*)

ROOK.

Francis! Sieh nicht so starr! Sieh auf zu

mir. Laſs uns des ersten Wiedersehns doch froh seyn!

FRANCIS (*matt*)

Es geht vorüber! — Vater, zu welcher Unglücksstunde bist du in dein Haus gekommen!

ROOK.

Unglücksstunde? Was sprichst du, Francis? Wo bin ich wohler, als bei meinen Kindern!

ROSWIDA.

Bruder, was willst du thun? Erspare unserm Vater das Herzeleid in diesen ersten Augenblicken.

ROOK.

Ein Herzeleid! Ich hab' euch wieder beide — ihr lebt, ihr seyd gesund! Woher noch Herzeleid?

FRANCIS.

Roswida war seit zweien Jahren vermählt — mit aller Feierlichkeit — Sir Hippolyt, Mylord Douglas Sohn, ihr Gemahl — —

ROOK (*gespannt*)

Nun weiter —

FRANCIS.

Sie ward Mutter —

ROOK.

Roswida, und das verbargst du mir?

ROSWIDA

(ihr Gesicht an seine Brust verbergend, schluchzend)

Ich ward von ihm hintergangen.

ROOK.

Hintergangen? Von wem hintergangen?

FRANCIS.

Von Hippolyt die Vermählung war nur verfluchtes Possenspiel — ungültig — kraftlos — falsch —

KRAPP.

Und heut erst, da Lord Douglas ankömmt, plagt ihn die Angst, und das Geheimniſs geht zu Tage — — —

ROOK *(jammernd)*

O weh mir! Meine Tochter!

FRANCIS *(sich aufraffend)*

Verzweifelt nicht! — Ich will nicht bei

euch wohnen, bis ich das Ungeheuer habe. *(er lauft ins Haus.)*

ROOK.

Mufst ich darum aus meinen Kerkern gehn, um meines Hauses Schande zu beweinen! O, hingen mir die schweren Banden noch am wundenvollen Leichnam, sie würden mir so weh nicht thun!

ROSWIDA

(ohne ihr Gesicht von seiner Brust zu erheben)

Vater, klage nicht! Lafs mir allein mein Leiden!

FRANCIS

(mit übergehängter Jagdtasche, und Flinte)

Krapp! — Komm! — Geschwind! *(geht ab.)*

KRAPP *(traurig)*

Ich wollt' euch auch ein frohliches Willkommen sagen, Vater Rook! Nun kann ichs nicht! Es sey drum! Der Himmel tröste euch! *(er eilt dem Francis nach, und verschwindet im Gebüsch.)*

ROOK.

Verzage nicht, mein Kind! Hier sind wir

unter Christen — es giebt Gerechtigkeit — — weh mir, und alle Gerechtigkeit giebt dir nicht deine Ehre und unserm Hause keinen Frieden wieder. Läg' ich, o längst, im heissen Sand von Afrika begraben! — — Nein, nein, ich will so frevelhaft nicht wünschen. Ich kann dich trösten — kann deinen Kummer dir erleichtern durch Gespräch, — kann deine Thränen trocknen — und den Betrüger — das Ungeheuer — wir werden ihn wohl finden können - - - er soll es büßen, o bei Gott, er soll!

Sechster Auftritt.

Vorige, und Stephens.

Roswida.

Du sinnst auf Rache; überlasse sie dem Himmel. Ich trete gegen ihn vor kein Gericht. Ich habe ihn geliebt; er aber hat mich nie geliebt — Gott mög es ihm verzeihn, wie er mich täuschte.

STEPHENS (*tritt näher*)

Wo ist Sir Hippolyts Gemahlin?

ROOK (*ergrimmt*)

Gemahlin? Herr, wer Sie auch seyn mögen, das Wort nicht wieder.

STEPHENS.

Wer seyd denn ihr?

ROOK.

Der Vater dieses beschimpften Kindes!

STEPHENS.

Seyd ihr also der alte Rook?

ROOK.

Ich bins!

STEPHENS.

Mylord Douglas sendet mich. Ich soll ihm eure Tochter ins Schloss führen.

ROOK.

Ins Schloss? Keinen Fuss soll sie in das verruchte Haus setzen. So über alles lieb sie mir ist, aber bei den Haaren würd' ich sie zurückschleppen. Das sagen Sie an Mylord Douglas — dem Vater unsers Mörders!

STEPHENS.

Er will sie sprechen. Er befiehlt.

ROOK.

Befehlen? Es ist mein Kind — niemand hat darüber zu gebieten, denn ich allein. Ich, ich bin Vater — gebeugter Vater!

ROSWIDA

(*mit Ruhe gegen Stephens gewandt*)

Was will Mylord Douglas von mir? Er hat von mir keine Klage, keine Rechenschaft zu fordern. Ihn hier' ich nicht zu meinem Richter auf. Drum sagen Sie dem Lord, daſs ich ihn ehrfurchtsvoll ersuche, mein zu schonen. Ist er vielleicht bekümmert um die Schenkung, welche sein Sohn mir noch mit Schloſs und Gütern machen wollte: So lassen Sie ihm wissen, daſs ich die Urkunde eingerissen ihm zurückgeschickt habe. Mit allem Gold der Welt wird kein Verbrechen abgekauft, kein blutendes Herz gestillt, und kein Gewissen bestochen.

STEPHENS.

Lord Douglas hat mir aufgetragen, Sie zu

bitten nur einen Augenblick ihm zu vergönnen.

ROSWIDA.

Sie kennen meine Antwort.

ROOK.

So recht, mein Kind! — Aber ich — — der Lord ist ja im Schlosse — ich will hin! Er soll mich hören, hören das Geschrei des elendesten von allen Vätern! Ich will sein Herz zermalmen — Gerechtigkeit und Rache soll er geben! — Gerechtigkeit und Rache, oder diese mürben Gebeine — — Kommen Sie, mein Herr.

ROSWIDA.

Mäßige dich, Vater!

ROOK.

Sey getrost. Im Augenblicke kehr' ich wieder. Kommen Sie, Herr; ich will Lord Douglas sprechen. Ich muß ihn sprechen. Kommen Sie! *(er geht ab)*

STEPHENS *(folgt ihm in den Park)*

ROSWIDA *(allein)*

Warum härmen und kümmern sich alle?

teſgelehrte, aber ſie geben einfache Regeln und befolgen ſie genau. Die Weltgeiſtlichen ſtehen weder durch Rang, noch theologiſche Kenntniß erhaben, aber geachtet und fromm. Sie kennen keine andere Vorſchrift, als das Evangelium. Sie leben arm und ernähren ihre Familien durch ihre eigene Arbeit. Alles anders, als in Rom. Die Seelenzahl dieſer Chriſten iſt ſo wenig, als die der neſtoriſchen und die der Jakobiten, bekannt, welche weit umher bis in Arabien und Perſien leben, und ſich noch ſeit einem Jahrtauſend über die Naturen und die Willen in Chriſto, ſo wie über gottesdienſtliche Einrichtungen, untereinander nicht verſtändigen können. Der in ſeiner Würde erbliche Patriarch der neſtoriſchen Chriſten hat ſeinen Sitz zu Toch-Hames, in den Gebirgen des nordlichen Kurdiſtans. Mehr dem Anführer eines kriegeriſchen Stammes, als dem Vorſteher einer Glaubenspartei gleich, übt er Macht über Tod und Leben ſeiner Untergebenen.

Im Kloſter Ver-Zaaferan, drei Meilen von der meſopotamiſchen Stadt Mardin, wohnt der Patriarch der ſyriſchen Jakobiten, welcher einundzwanzig Biſthümer unter ſich hat. Dieſe Jakobiten ſind roh und unwiſſend, wie ihre Prieſter. Der Biſchof von Hkezn, zwiſchen Mardin und Jezira am Tigris, iſt einer der berühm-

Es hat ja niemand gelitten, und niemand verloren, als ich. So hing ja kein Herz an ihm, und so ward keines mifshandelt, als das meine — und es ist so ruhig und still-verblutend. - -

Sey mir willkommen, du alles verhüllende Nacht! Deine Finsternisse schrecken den Blick von der Erde hinweg, aber die Lichter des Himmels glänzen, und ziehn ihn empor. Es ist ein schönes, geheimes Wort, so die Natur uns anflüstert: Wenn es dunkel wird hienieden, dann wirds droben für uns hell.

Siebenter Auftritt.

Roswida. Hamilton.

Hamilton.

Um des Himmelswillen, Roswida, was wagen Sie? So allein hier?

Roswida.

Warum nicht? Und ich bitte Sie, mir diese

Einsamkeit nicht zu nehmen. Was wollen Sie noch so spät?

HAMILTON.

Sie zu retten.

ROSWIDA.

Mich retten? Vor wem?

HAMILTON.

Mylord Douglas ist wüthend — er will Sie in seine Gewalt — er heifst Sie eine Verführerin seines Sohnes, eine - - - ich unterstehe mich nicht die Schmähworte zu wiederholen, die seine rasende Zunge gegen Sie ausstöfst. Flüchten Sie auf der Stelle. Noch können Sie. Seine Knechte sind schon auf dem Wege vom Schlosse hieher.

ROSWIDA (*erschrocken*)

Kann er das? Bin ich Verbrecherin? (*gefasst*) Dafs sie kommen, seine Knechte, ich fürchte sie nicht! Auch den Grimm des Lords nicht!

HAMILTON.

Er läfst Sie, o Roswida, — mir lähmt Ent-

Entsetzen die Zunge - - Sie werden ins Gefängnifs geworfen - - -

ROSWIDA *(gelassen)*

Ich bin dann schuldlos genug. Es sey!

HAMILTON *(ihr zu Füssen)*

Hören Sie die Bitte eines Freundes — öffentliche Entehrung, Kerker, Zuchthaus - - - o Roswida haben Sie Erbarmen mit sich selbst — mit Ihrem Kinde — glimmt kein Funken Freundschaft mehr für Hippolyt in Ihrer Brust?

ROSWIDA.

Nein, Sir Hamilton, und ewig nein! Und darum überlassen Sie mich meinem schwarzen Verhängnifs. Ich bin zu schwach, ihm entrinnen zu können, und wahrlich zu stolz ihm entrinnen zu wollen. — Gehn Sie, Sir Hamilton, ich danke Ihnen für die vergebliche Sorgfalt.

HAMILTON *(aufspringend)*

Nimmermehr! Die Gefahr ist zu groß! *(er stößt ins Hifthorn einen Ton, und schlingt seinen Arm um sie)* Sie müssen gerettet werden!

ROSWIDA *(gegen ihn ringend)*

Um Gotteswillen! Sir Hamilton! — Was beginnen Sie? — Hülfe!

Achter Auftritt.

Einige Kerls springen herbei. Nachher HIPPOLYT.

HAMILTON *(übergiebt ihnen Roswiden)*

Da nehmt sie. Faßt sie!

ROSWIDA *(sich sträubend)*

Bösewichte! *(schreiend)* Hülfe! Hülfe!

HAMILTON *(wirft ihnen ein Tuch zu)*

Knebelt sie!

ROSWIDA.

Hülfe!

HAMILTON.

Alle Wetter, ihr Hunde, geschwind! — Und hinunter hurtig ans Ufer — das Schiff ist fertig! Hurtig!

ROSWIDA *(sich wehrend)*

Hülfe!

HIPPOLYT

(*im Reisekleide, stürzt herbei*)

Das ist Roswidens Stimme! — Was für Menschen? (*er zieht den Hirschfänger, und dringt auf die Kerls ein*) Auseinander, auseinander, ihr Schurken! — Des Todes alle! (*er ergreift Roswiden, und sprengt das Gesindel aus einander.*)

HAMILTON

(*anfangs sprungfertig zur Flucht, kehrt zurück, da er Hippolyts Stimme erkennt, und zieht den Degen gegen ihn.*)

Willst du sie fahren lassen?

HIPPOLYT.

O du Niederträchtiger, bist du's?

HAMILTON (*schäumend*)

Willst du sie fahren lassen, elender Bursch! — Ich stoße dich nieder! — Fort!

HIPPOLYT (*fechtend gegen ihn*)

O Scheusal, entsetzliches!

ROSWIDA

(*bebend, mit ausgestreckten Armen*)

Hippolyt! Hippolyt! O Gott im Himmel, steh ihm bei! Er wird ermordet!

HAMILTON (*zurücktaumelnd*)
Halt! Halt! (*er fällt von neuem aus.*)
HIPPOLYT (*fechtend*)
Verfluchter Meuchelmörder du!
HAMILTON (*lässt den Degen fallen*)
Halt ein! Pardon!

Neunter Auftritt.

STEPHENS mit einigen Jägern.

STEPHENS (*betrachtet Hamilton*)
Richtig! Er ists! Packt ihn.
Die JÄGER (*fassen den Hamilton*)
HAMILTON.
Wer seyd ihr? Was wollt ihr, Schurken?
STEPHENS.
Sir Hamilton, ohne Umstände. Auf Mylord Douglas Befehl sind Sie Gefangner.
ROSWIDA (*angstvoll Hippolyt umfassend*)
O Hippolyt, rette dich!

STEPHENS

(tritt näher, erkennt Hippolyten und zieht den Hut ab)

Sir, — Mylord Douglas läßt Sie schon lange suchen. Heut aber will er Sie nicht mehr sprechen. Er erwartet Sie morgen beim Aufstehen.

HIPPOLYT.

Ich werde gehorchen. Seht auf euern Gefangnen. Ich glaube, er sey schwer verwundet.

HAMILTON *(schreiend)*

Hulfe!

STEPHENS.

Fort, Fort, zum Schlosse! *(er geht mit den Jägern ab, die Hamilton unter sich mitschleppen.)*

ROSWIDA

(in halber Ohnmacht in Hippolyts Armen, ihn umfassend)

Hippolyt!

HIPPOLYT.

Du bist von den Mördern gerettet!

ROSWIDA.

Sieh; du blutest!

HIPPOLYT.

O mit Freuden! — Und doch nur schlecht getroffen.

ROSWIDA

(besonnener, läßt ihn fahren, und entwindet sich seinem Arm)

Lassen Sie ihre Wunde besorgen!

HIPPOLYT

(schweigt, blickt wehmüthig auf Roswiden. Er seufzt)

Für mich sorgt niemand mehr.

ROSWIDA

(sucht ihre Verwirrung zu verbergen)

Sir Hippolyt - - - *(sie geht zur Hütte)*

HIPPOLYT *(er sieht ihr nach)*

Unversöhnliche! — Doch nein, ich habe mehr, als das verschuldet.. — Engel, lebe wohl! *(er geht schnell ab)*

ROSWIDA *(vor sich hinträumend)*

Für ihn sorgt niemand mehr! — Wenn er nur wüßte, wie die Liebe mir die Sorge zur

Gewohnheit machte. Ich sorge noch! — — O weh, mein Herz, du selbst dir ungetreues — er hat es nicht verdient - - - du liebst ihn noch!

(ab.)

Vierter Aufzug.

(Morgens. Eine sanfte Musik von Flöten und Waldhörnern läßt sich aus den Gebuschen in der Nähe hören. — Die Hütte ist über der Thür mit Blumenkränzen und Bändern geschmackvoll geziert — Bediente durchirren von Zeit zu Zeit den Park. —

Erster Auftritt.

BEDIENTE (*bringen kleine Tische im Hintergrunde der Bühne, decken und besetzen sie. —* STEPHENS *kömmt etwas später dazu.*)

STEPHENS.

Munter, ihr Leute! Wenn Mylord Douglas erwacht, muſs alles in schönster Ordnung dastehn, wie er es gestern wünschte. Es darf an nichts ermangeln! Der Lord will einen frohen Tag haben, da muſs die ganze

testen Räuber seiner Horde. Selbst wenn er Messe lieset, nimmt er die Flinte mit sich zum Altar.

Zahlreicher sind die Maroniten, besonders am Gebirge Kesroan, einem Zweige Libanons. Ihre vielen Pfarreien, deren man gegen zweihundert zählt, verbreiten sich durch Syrien über Haleb und Damask. Zu Damask selbst erscheinen die Christen freilich mehr wie Sklaven, denn wie freie Menschen, sowohl wegen der Generalherrschaft der Türken, als wegen Niederträchtigkeit eigener Denkart. Man erkennt sie auf den Straßen, wie ein neuerer Reisender versichert, schon am kriechenden, unterwürfigen Wesen. Ihre Priester, besonders in den Gebirgen, sind arm, und können sich, jedoch nur mit einer Jungfrau, verheirathen. Wenige von ihnen bleiben unvermählt, womit ihre Pfarrkinder sehr zufrieden sind. Der Gottesdienst wird in syrischer Sprache gehalten; Evangelium und Gebet aber in arabischer vorgelesen. Die Maroniten im flachen Land und im Gebirg stehen freier und edler, als die in den Städten, redlich im Betragen, unschuldig, oft furchtbar streng in ihren Sitten. Die Weiber gehen hier nicht so dicht verschleiert, wie in Städten; aber ein schwangeres Mädchen büßt das Vergehn der Wollust mit dem Leben durch die Hand der eigenen Aeltern, und eine Mutter achtet sich für entehrt, wenn sie nicht von der Tugend ihrer

Nachbarschaft fröhlich seyn. Jetzt sind durch den ganzen Park zwei und vierzig Tische zerstreut. — So recht. Schafft noch Bänke und Stühle herbei. In Welsington soll heut kein betrübtes Gesicht gefunden werden; und wenn einer von euch erfährt, dafs irgend ein Kranker in der Nähe sey: So meldet mirs sogleich!

Zweiter Auftritt.

Vorige und Krapp.

Krapp.

Juchhei! Das geht hier lustig. Schöne Musik, die Fufssohlen kützelts mir. Aber zum Tanz ist mir Lust und Muth geschwunden in der verdammten Nacht. Hollah, da hinten giebts auch zu trinken, wie ich sehe! (*zu Stephens*) Herr, guten Morgen, Herr! (*zurückfahrend*) Seyd ihrs? Nun es ist richtig, Herr. Ihr habt die Wette gewonnen. Ich kenn' euch wohl! Noch diesen Morgen sollt Ihr eure zehn Bouteillen Rum haben.

STEPHENS.

Wofür, Freund?

KRAPP.

Ei, der verwünschte Lecker hat Francis Schwester und mich geprellt. Er ist ihr Mann nicht. Ihr habt gewonnen. Ich will ihm aber die zehn Flaschen Rum auf den Rücken schreiben.

STEPHENS.

Laßt es gut seyn! Ihr habt die Wette verloren, aber ich mache euch mit dem Verlurst ein Geschenk.

KRAPP.

Nein, alle Hagel, nein, Herr! Bezahlt mufs bezahlt, und der Rum getrunken seyn.

STEPHENS.

So sollt Ihr meinen Antheil auf mein Wohlseyn trinken — ich kann den Rum nicht ertragen.

KRAPP.

Das läßt sich hören. Topp, ihr seyd ein braver und gescheidter Mann. Aber hört, ihr habt Wein hier, und mich *friert*, und

dürstet. Ich bin die ganze Nacht in Feld und Wald und Nebel herum gestrichen, wie ein Wilddieb. Füllt mir das Glas.

STEPHENS (*füllt und giebt ihm ein Glas*)

Es ist noch früh.

KNAPP.

Eben deswegen; Herr. Man muſs sich frühzeitig im Guten üben. (*er trinkt und bedient sich fleissig mit eignen Händen*) Herr, ist mein Gesicht nicht breit, wie ein Eulengesicht? Zwanzigmal bin ich in der Nacht mit der Nase gegen die Bäume gerannt. Wenn ich meinte den Hippolyt zu haben, packt' ich einen alten Zaunpfahl.

STEPHENS.

Sir Hippolyt suchtet ihr?

KNAPP.

Wen anders? Und fassen wir ihn, das sagt ihm nur: So hat er den letzten Tropfen in dieser Welt getrunken. Er soll kein ehrlichen Gesellen mehr berücken und prellen. Ich will ihm den Kopf glatt hämmern, wie einen Kessel.

STEPHENS.

Untersteht euch nicht! Wenn das Mylord Douglas erführe, ihr würdet heut bei Wasser und Brod sitzen, statt an der Hochzeittafel.

KRAPP.

Hochzeit? Wer hat Hochzeit?

STEPHENS.

Sir Hippolyt.

KRAPP.

Sir Hippolyt? Hat ihm sein Vater eine Braut mitgebracht?

STEPHENS.

Freilich; und für euch auch, wenn ihr noch nicht versehen seyd. — Man ruft mich. Auf Wiedersehn! (*ab*)

KRAPP.

Gehorsamer Diener! Ich hätte wohl nöthig, herzlich nöthig, aber — frische Fische gute Fische. Wein und Weiber sind zwei gute Dinge, aber sie werden leicht gefalscht, und machen dann Kopfweh beide. (*trinkt.*)

Dritter Auftritt.

KRAPP und JOHN.

JOHN (*schüchtern hervor*)

Seyd ihr da? Wohl bekomms euch! Guten Morgen.

KRAPP

(*nimmt die Weinflasche unterm Arm, und zieht das lange Matrosenmesser*)

Halt du, Fischotter! Halt! Bist du nicht Hippolyts Bedienter? Du sollst gehenkt werden.

JOHN.

Ei behüte! Sein Bedienter so wenig, als des Grofsmoguls.

KRAPP.

Aber des Hamiltons?

JOHN.

Hamilton? Den haben meine Augen nie gesehn.

KRAPP.

Willst du mich blind machen? Hab' ich mit dir nicht gestern gewalat, du altes Theerfafs?

JOHN.

Steckt nur das Messer ein, und sagt mir, was diese Musik, und diese Feierlichkeiten bedeuten.

KRAPP.

Hippolyts Hochzeit bedeuts und die meinige. Hätt' ich nur einen Stock, ich wollte dir aufspielen, du solltest den Tanz eröffnen.

JOHN.

Sir Hippolyts Hochzeit? Ist die Gräfin Sommerset mit Lord Douglas angekommen?

KRAPP.

Du weißt also besser Bescheid denn ich? Du bist verdächtig, Bursche. Vorwärts, wir wollen einen Strick suchen, damit ich dich an einen Baum binden kann, bis Francis wiederkömmt. Dann soll Kriegsgericht gehalten werden über dich. Immer vorwärts, oder ich kitzle dir die Rippen!

JOHN (*furchtsam*)

Ich will ja gutwillig. Bleibt mir mit dem Messer vom Leibe! Wo soll ich hin?

KRAPP.

Ins Schloſs, oder zum Seiler wo es Stricke giebt. Fort! (*er treibt den Jahn vor sich hin. Beide ab.*)

Vierter Auftritt.

HIPPOLYT (*aus dem Park*)

Was ist das? Alles ist verwandelt? Alles athmet Freude. Wohin ich sehe, schwärmen Haufen von jungen Bauern und Bäuerinnen im Sonntagsschmuck. Musik in allen Gebüschen. Wozu dies Fest? Was will mein Vater? Ich begreif ihn nicht. — Ach, aus meiner Brust ist die Freude gewichen. Mein Vater ist mein Richter, und ich zittre vor dem Augenblick, da er mich rufen lassen wird. — Mögt er mich verbannen von seinen Augen: mögt er mir gestatten über alle Meere zu fluchten — nur von hier hinweg, wo mir alles die Qaual des Todes, ohne den Tod, giebt.

Fünfter Auftritt.

Stephens und Hippolyt.

Stephens.

Sir Hippolyt!

Hippolyt.

Ah, guten Morgen, Stephens. Ist Mylord Douglas geneigt, die zärtlichen Glückwünsche seines Sohns zur unerwarteten Ankunft zu vernehmen?

Stephens.

Er sah Sie eben in den Park gehn, und schickt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie auf Ihren Zimmern bleiben, bis er Sie rufen läßt.

Hippolyt.

Ich gehorche. (*will gehn.*)

Stephens.

Noch eins, Sir Hippolyt, was Sie nahe angeht. Man erwartet die schöne Gräfin Somerset diesen Morgen, mit einer zahlreichen Begleitung ihrer Verwandten.

Hippolyt *betroffen*)

Wahrscheinlich, dem Lord ihre Freude

wegen seiner glücklichen Rückkehr ins Vaterland zu bezeugen.

STEPHENS.

Vielleicht noch mehr. Wirklich hab' ich die Ehre, von Mylord Douglas beauftragt zu seyn, Sie wegen dieses angenehmen Besuchs vorzubereiten.

HIPPOLYT.

Mich vorbereiten? Er überrascht mich nicht, dieser Besuch.

STEPHENS.

Sie kennen die Absichten Ihres Herrn Vaters — seine Freundschaft mit dem Hause Sommerset — seine Wünsche, die er vor der Abreise geäufsert.

HIPPOLYT (*bestürzt*)

Ich versteh euch nicht. Ihr seyd während einiger Jahre auf Reisen vertrauter mit den Geheimnissen meines Vaters geworden, als ich es seyn kann.

STEPHENS.

Die Gräfin ist reitzend, wie ein Engel, und von den mächtigsten Verbindungen in

England — selbst mit dem königlichen Hause verwandt.

HIPPOLYT.

Ich gönne ihr einen Thron. — Aber zur Sache! Welches ist euer Auftrag?

STEPHENS.

Sie sehen jene festlichen Zurüstungen. Ganz Welsington ist Leben und Glanz.

HIPPOLYT.

Zu meinem Erstaunen. — Ist es nur, um die Sommersets zu bewirthen?

STEPHENS.

Sie wollen mich nicht verstehn, Sir Hippolyt. Ihre feierliche Verlobung mit der jungen Gräfin.

HIPPOLYT (*erblassend*)

Wie? — Will Lord Douglas - - -

STEPHENS.

Ist die Botschaft so schrecklich, daß Ihre Wangen alle Farbe verlieren?

HIPPOLYT.

Aber mein Vater hat mir seit zwei Jahren nie ein Wort darüber wissen lassen. Er wird

Tochter am Tage nach der Hochzeit durch den Eidam überführt wird. So machen sich die Maroniten besonders den Drusen achtbar. Zinsbar den Emirn derselben, sind sie zuweilen deren angesehenste und treueste Diener. Auch ist das maronitische Christenthum fortdauernd unter den Drusen wachsend. Es wird selbst behauptet, daß Ubschir, der Drusen-Emir (im Jahr 1811) Christ gewesen sei, wenigstens im Herzen. Die Katholiken betrachten die Maroniten übrigens als ihre Angehörigen und Zugewandten, weil dieselben den römischen Papst als Oberhaupt ehren, der ihren Patriarchen, die sie wählen, Bestätigung gibt. Noch im Jahr 1818 erschien Giarve, ihr Erzbischof von Jerusalem, zu den Füßen des heil. Vaters in Rom, und erbat vom König von Frankreich eine syrische Druckerei für sein Kloster auf Libanon. Eben so werden auch viele von den zerstreuten Ueberbleibseln der nestorischen Kirche, aus gleichen Ursachen, für gute Katholiken gehalten.

Am zahlreichsten sind die armenischen, mehr noch die griechischen Christen durch das türkische Reich in Asien verbreitet. Das Haupt der armenischen Kirche hat seinen Stuhl aber nicht auf türkischem, sondern persischem Boden, im Kloster der „Herabkunft des Eingebornen“ oder Edschmiassin in Eriwan. Da führt der Patriarch den Namen eines „Hugas Katholikos“, das

doch auch meine Neigung befragen — er wird mein Herz nicht unter seinen eisernen Willen biegen wollen?

STEPHENS.

Er setzt voraus, daſs Sie gegen eine Verbindung nichts einwenden können, um welche Sie von den ersten Familien des Reichs beneidet werden. Alle Zaubermittel, welche je ein Männerherz in der Welt bezwangen, stehn in der Gräfin Gewalt. Wir sahn sie vor einigen Tagen. Sie ist eine aufblühende Rose, die das Auge wunderbar blendet, und einen Sterbenden noch entzücken könnte. Mylord Douglas konnte nicht genug eilen, für Sir Hippolyt um ihre Hand zu werben.

HIPPOLYT.

Unselige Eil! — Stephens, es ist nicht meine Schuld, wenn das Haus Sommerset gegen das unsrige erbittert werden wird.

STEPHENS.

Welche Worte! Sie erschrecken mich.

HIPPOLYT.

Ich bin für die Gräfin nicht geboren. Ich

kann ihr meine Hand nicht bieten, ich kann die Wünsche meines Vaters nicht erfüllen, und wenn ich sein Herz, seine Gnade, seinen Seegen auf immer verlöre. Ach, warum darf ich mich nicht selbst zu seinen Füßen werfen; warum muß ein Dollmetscher zwischen mir und ihm wandeln! Geht, lieber Stephens, geht eilends und fleht meinen Vater, daß er mich anhöre.

STEPHENS.

Es würde vergebens seyn. Er will schlechterdings, daß ich ihm zuvor Ihre Gesinnungen wegen seines Antrags melde.

HIPPOLYT.

So meldet ihm, was ihr vernommen habt. Meldet ihm, daß er mich verstoßen soll, daß ich seiner Liebe unwürdig sey, daß er mich hassen soll.

STEPHENS.

Sie verschmähen die Hand der Gräfin? Bedenken Sie, was Sie thun. Unbiegsam ist der Wille des Lords.

HIPPOLYT.

Und unveränderlich das Wort, so ich gegeben. Saget ihm, ich sey nicht mehr frei: saget ihm, dafs ich liebe, was er hasset; dafs ich anbete, was er in den Staub wirft; dafs ich - - -

STEPHENS.

Sprechen Sie von der schönen Tochter des alten Hook, der von Algier gekommen? Mylord Douglas hat davon gehört.

HIPPOLYT (lebhaft)

Hat er? O Stephens, lieber Stephens! Freund und Vertrauter meines Vaters - - hat er? Und wie nahm ers auf, als ers hörte?

STEPHENS.

Wie — Sie erlauben, dafs ich freimüthig rede — wie einen leichtsinnigen Jugendschwank. »Das kann meinem Sohn kein Ernst seyn,« sprach er: »Man wird das Mädchen bezahlen, und sie an irgend einen jungen Menschen mit reicher Ausstattung verheurathen.«

HIPPOLYT.

Beim Himmel, mein Vater irrt sich. Sie ist keine der gemeinen Dirnen; Gräfinnen waren werth, sie zu bedienen. Ja, Stephens, diese Roswida ists, die ich verehre und keine andre. Sie ist für mich verloren; ich weifs es. Aber mag auch sie selbst mich verabscheuen, möge mein Vater mich enterben und seine Liebe einem Fremdling zuwenden, möge ganz England mich ausspotten, und die ganze Welt mich von sich ausstofsen — mein Herz bleibt dennoch nur der einzigen ergeben, und huldigt sie, wenn auch die letzte Hoffnung stirbt. Geht, saget meinem Vater dies.

STEPHENS.

Unmöglich!

HIPPOLYT.

Vielleicht erklärt er seinen Sohn für wahnsinnig. Desto besser; so ist der Vorwand gefunden, den Sommersets das Wort mit guter Art zurücknehmen. Er sperre mich ein, wie man den Rasenden thut.

STEPHENS.

Sein gereitzter Unwille könnte - - -

HIPPOLYT.

O, desto besser! O, geht, sagt ihm, ich sey blödsinnig worden, dann werd' ich nur sein Mitleid wecken, und ungestraft Roswiden nehmen dürfen. Mit ihren Reliquien will ich die Wände schmücken, und in der todten Einsamkeit mein Leben rückwärts leben, und träumend die öde leere Gegenwart in das rosenfarbne Gewand der Vergangenheit wickeln.

STEPHENS.

Behüt' uns Gott, Sir Hippolyt, welch eine Schwärmerei!

HIPPOLYT.

Ach, glaubt mir, trauter Stephens, ich bin vom Wahnsinn nicht einen Kinderschritt entfernt. Das ganze Weltall ist mir kahl und fade. Nichts schreckt, nichts lockt mich mehr. Ich bin so stumpf, so todt für alles, ich würde nicht mit den Augenwimpern zucken, wenn die Veste des Himmels über uns zusammenbräche.

STEPHENS.

Kommen Sie, kommen Sie auf ihr Zimmer, falls Mylord Douglas nach ihnen verlangen sollte.

HIPPOLYT.

Ich bin bereit. Führt mich, wohin ihr wollt. *(sie gehen ab.)*

Sechster Auftritt.

ROSWIDA *(tritt vor die Hütte)*

Wie reitzend die warmen Flammen des Morgens durch den Wald spielen, und die zarten Bande des Schlafs von der Natur lösen. Alles erwacht schöner, und hoffender, und neigt sich gefühlvoller liebend zusammen. — Einst war auch mein Erwachen, wie dieses: jetzt lieg' ich, wie ein zertretner Halm am Wege, den die alles beseelende Sonne nur bleicht.

Sie-

Siebenter Auftritt.

Der alte Rook und Roswida.

Roswida.

Auch du schon munter, lieber Vater? Der Himmel wolle dir künftig fröhlichere Stunden geben, als die ersten waren, so du wieder in deiner Heimath gefunden.

Rook.

Es war mir, als würd' ich geweckt von einer lieblichen Musik. Hast du sie nicht gehört?

Roswida.

Ich hörte sie; aber dem Kranken wird Honig zum Wermuth; wonach vielleicht andre tanzten, weint' ich.

Rook.

Und ein Duft von süßen Blüthen und Kräutern weht mir im Hauch der Morgenluft entgegen, als läg' ich unter Blumen begraben. — Was ist das? Wer hat diese Kränze gewunden und um meine Hütte geflochten?

ROSWIDA.

Wahrlich, auch ich erstaune. Von Francis konnte der Einfall nicht kommen. Er war die ganze Nacht auſser dem Hause.

ROOK.

Ich fürchte, Roswida, die Musik und diese Kränze sind Erfindungen Hippolyts; sie sollen bei dir vielleicht Stellvertreter seiner treulosen Zunge seyn. Aber höre auf diese Redner nicht.

ROSWIDA.

Sorge nicht, Vater. Wenn die Liebe eine Krankheit ist, so bin ich von ihr unwiderbringlich genesen, und frei und heiter, (*traurig für sich*) wie Sterbenskranke noch kurz vor ihrer Auflösung sind.

ROOK.

Ich sagte dir gestern Nachts nicht alles, was ich von meinem Besuche bei Mylord Douglas zu sagen wuſste. Ich wollte dich nicht erschrecken. Du warst der Ruhe bedürftig. Wie alle Dinge bei der Finsternis andre Gestalten haben, als beim Tageslicht: So sind

dieselben Gedanken und Nachrichten auch anders, wenn man sie am Morgen, oder des Abends hört. Mylord Douglas hat mir nicht gefallen.

ROSWIDA.

Und gestern priesest du ihn in den Himmel?

ROOK.

Er war sehr gnädig. Er drückte mir zweimal die Hand. Er befahl mir sogar, mich neben ihn zu setzen. Alles gut; alles schön. Aber er sprach sehr seltsam zuweilen und bedenklich. Ich hab' ihn nicht errathen können, aber seine Augen blitzten fürchterlich, wenn er von dir und seinem Sohne sprach.

ROSWIDA.

Aber was sprach er?

ROOK.

Mylord, sagt' ich, Sie sind grosmüthig und gerecht. Ihr Sohn hat meine Tochter betrogen. Sie sind Richter! Sie dürfen jetzt nicht Vater seyn. Ich heische Rache für die beleidigte Tugend und Ehre meiner armen

Tochter. — Da lächelte er dir so kalt, als ich das sagte, und mein Blut mir kochte und alle meine Wunden mir anfingen zu schmerzen — so kalt, so kalt - - -! «Ehre? Tugend eurer Tochter?» gab er zur Antwort: «Was redet ihr doch, Alter? Da hat sie nichts eingebüfst!»

ROSWIDA.

Wärest du nicht zu ihm gegangen!

ROOK.

Jetzt — wie mir da zu Muthe ward! Ich brannte auf, wie ein zerschmetternder Funken im Pulvergemach, und schleuderte Verwünschungen und Vorwürfe umher. — Da lachte er nur und zog mich wieder nieder. Und als ich schwieg aus Ehrfurcht, da ward er ernster. Seine Augen funkelten. er stiefs Drohungen aus, und sagte, nicht ich sondern er sey der klagende Theil. Sein Sohn habe den Namen des Hauses Douglas entweiht, und bei dem Handel seine Ehre aufs Spiel gesetzt. «Ich habe», sagte er, «ich habe nicht euch, ich habe eure Tochter zu mir

heißt eines Kaisers der Erwählten, und ertheilt in heiliger Machtvollkommenheit seine Befehle den Erzbischöfen der armenischen Kirche zu Ajas in Karamanien, zu Agtamar am turkomanischen Salzsee Wan, und zu Konstantinopel, so wie den vielen untergeordneten Bischöfen und Klostersäbten Syriens und des übrigen Kleinasiens. Das Oberhaupt aber des katholisch-armenischen Glaubens wohnt zu Konstantinopel, so wie das des katholisch-syrischen auf dem Berge Libanon, und das des katholisch-chaldäischen zu Diarbekir. Die Kirche der katholischen Chaldäer ist jedoch im traurigsten Verfall.

Hingegen das Oberhaupt der griechischen Kirche, so weit sich dieselbe unter türkischer Botmäßigkeit ausdehnt, hat seinen Wohnsiz zu Konstantinopel, als Erzbischof von Stambul, und ökumenischer Patriarch über die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, über mehr denn zwanzig Metropoliten und eben so viele Erzbischöfe, über hundert und zwanzig Despoten, das heißt Bischofe, und über zahllose Archimandriten, Igumenen, Papa's, Diakonen u. s. w.

Unbedeutend ist die Zahl protestantischer Gemeinden im türkischen Reiche. Doch fehlen sie nicht ganz. Nicht nur zu Konstantinopel, sondern selbst im Innern Syriens, zu Haleb,

rufen lassen, und sie muſs dazu beitragen helfen, daſs Hippolyts Name nicht vor der ganzen Welt zu Schanden werde. Und will sie nicht zu mir kommen: Ich werde sie morgen schon aufsuchen!« Ich wollte gegenreden. Aber er sagte, ich solle ruhig bleiben, und schickte mich fort.

ROSWIDA (*beklommen*)

Heilger Gott, was kann er fordern? Zu was will er mich zwingen? Weh uns, Vater, wir haben nur das kraftlose Recht, er aber trägt die Gewalt.

ROOK.

Zufällig auf dem Heimgang bekam ich Licht über die Worte des Lords. Die Bedienten waren überall sehr geschäftig, und einer der mich nicht kannte, sagte mir, es gäbe auf heut ein groſses Fest in Welsington. Die Gräfin Sommerset werde erwartet, und jeder wisse, sie sey Sir Hippolyts Braut.

ROSWIDA (*erblassend*)

O still, Vater!

ROOK.

Zwingen wird er dich nun, deinen Umgang mit ihm und die Buberei der falschen Ehe zu verläugnen; zwingen wird er dich wollen, mit Drohung und Geschenken, daſs du den Vater deines Kindes verläugnest - - -

ROSWIDA

(läſst sich ohnmächtig auf die Bank nieder)

Vater, wenn du mich lieb hast - - - nichts weiter.

ROOK.

Aber er wird kommen; er wird kommen und sein Begehren stellen. Wir müſsen uns gefaſst machen, ihm eine Antwort zu geben. Was wirst du?

ROSWIDA.

Frage mich nicht — du weiſsts, was ich erwiedern werde.

ROOK.

Er hat Macht uns einzukerkern. O was liegt den Groſsen der Welt am Leben und Glück eines Armen? Nicht umsonst ist der blutige Purpur ihre Leibfarbe. — Und wenn

er mich und dich und Francis einkerkern liefse?

ROSWIDA.

Wenn wir elend seyn sollen, Vater, so lafs uns noch der Wahrheit und Gott treu bleiben.

ROOK.

Auch vertreiben kann er uns — zwingen kann er uns, unser Bündlein zu schnüren, und in die weite Welt zu ziehn.

ROSWIDA.

Dann zieht Gott mit uns. Francis geht zur See, und ich finde Arbeit um Tagelohn für dich und mein Kind.

ROOK.

(umarmt sie, weinend und freudig)

O du Engel! So ists! — So lange du noch neben mir gehst, kann ja der Himmel nicht von mir weichen. *(mit hoher Glut aufgerichtet)* Komm denn, Lord Douglas, mit deinen Schrecken und deiner Herrlichkeit, wir stehn da, und haben die Allmacht des guten Gewissens! Sieh, Roswida, und wenn dich

der Grimm des zornigen Mannes besiegen könnte — Weiber sind furchtsam — sieh, wenn sie alle heut glänzend um ihre prächtige Tafel sitzen, die Gäste, und hoch leben unter Musik und Gläserklang — dann will ich das Kind nehmen, und dein nafsgeweintes Tuch, und will es laut schrein: Dies ist der Sohn des meineidigen Hippolyt, und dies sind die Thränen seiner Mutter!

ROSWIDA.

Nicht doch! Du sollst den Grimm der Unbarmherzigen nicht spornen.

ROOK.

Soll ich schweigen? Lächeln zu meiner Schmach und zu deinem Verderben? Nein, o nein! Hier und hier — da sind die Narben von eisernen Ringen die mich acht Jahre lang drückten — ich ward ihrer gewohnt, und trug sie mit Ergebenheit in Gottes Willen. Aber mit Stolz will ich sie tragen, und wie goldnes Geschmeide, würden mir die Handschellen noch einmal angeschmiedet, und für blutende Unschuld und unter die Füsse ge-

worfene Gerechtigkeit, der ich das Wort sprach.

ROSWIDA (*ihren Vater umarmend*)

Beſänftige dich! Dieser Eifer, dieser Zorn zerstört dich.

ROOK.

O seht doch, schämen also will er sich deiner? Schämen! Fürwahr, ich mögte ihn nicht zu meinem Eidam den Bösewicht, und wär er ein Königssohn. Und läge der Königssohn mir bettelnd zu Füſsen, und wollte sein Erbe mit mir theilen, und wär' ein Niederträchtiger, wie des Lords Sohn, ich nähme ihn nicht zu meinem Eidam auf.

Achter Auftritt.

Vorige und STEPHENS.

STEPHENS (*eilig*)

Ich soll euch die Ankunft von Mylord Douglas melden!

Roswida.

O Himmel, steh uns bei!

Roos.

Sehr wohl, mein Herr, sehr wohl. Mylord erzeigt uns viel Ehre. Wir sind sein gewärtig — immer gewärtig.

Stephens (*zieht sich zurück*)

Roswida.

Gieb mir ein Wort, Vater! Du mußt mein Verlangen erfüllen, es koste dir auch die bitterste Mühe.

Roos.

Ich will, wenns möglich ist.

Roswida.

Verliere deine Gelassenheit nicht, es geschehe uns, was da wolle. Stiller Muth ist die Majestät die den Gerechten umgiebt.

Neunter Auftritt.

Vorige. Lord Douglas *mit einem Gefolge von Dienern.* Stephens *und das Gefolge bleiben im Hintergrunde.*)

Douglas (*geht allein hervor, bleibt stehn und winkt Stephens.*)

Stephens.

Mylord!

Douglas.

Gieb Befehl, dafs man meinen Sohn hersende. Wenn ich ihn nöthig habe, werd' ich dir winken.

Stephens (*entfernt sich wieder, und schickt einen Jager ab.*)

Rook (*geht dem Lord entgegen*)

Mylord — die hohe Ehre Ihres Besuchs — so viele Gnade —

Douglas.

Lafst es gut seyn. Ich habe mein Wort von gestern zu erfullen. Das dort ist eure Tochter?

ROSA.

Unterthänig aufzuwarten.

DOUGLAS (*betrachtet sie lange mit stummem Erstaunen*) —

ROSWIDA

(*schlägt erröthend die Augen nieder*)

Gnädiger Herr - - -

DOUGLAS (*für sich*)

Nein, soviel Anmuth hatt' ich nicht erwartet! Der Junge hat doch Sinn für Schönheit! (*er nähert sich Roswiden und beobachtet sie mit forschendem doch freundlichen Blick. Endlich nimmt er ihre Hand in die seine.*) Warum zitterst du so, mein Kind?

ROSA.

Verzeihn Sie, Mylord, gnädigst ihre Schüchternheit. Die unerwartete Gnade macht sie bestürzt. Sie hatte keine Ursach zu erschrecken.

DOUGLAS

(*neigt sich, und küsst Roswidens Stirn*)

Sey nicht so furchtsam, Kind. Wie alt bist du?

Roswida.

Zwanzig Jahre, Mylord.

Douglas.

Du kennst, wie ich erfahren habe, meinen Sohn Hippolyt?

Rook.

Rede die Wahrheit! — Sey nicht so blöde, Roswida. Wir stehn alltäglich vor Gott, und zittern nicht.

Douglas.

Nur Muth gefaßt, mein Kind.

Roswida.

Ich kenne ihn. Seit zwei Jahren, Mylord, kenn' ich ihn.

Douglas.

Wie aber machtest du seine Bekanntschaft? Dies nur mögt' ich noch wissen. Von allem übrigen weiß ich leider nur zuviel. Erzähle mir. Sey offenherzig, zutraulich.

Roswida.

Er kam auf einer Reise durch dies Land. Es war in Welsington das Maienfest, und

alle Jünglinge und Mädchen der Nachbarschaft versammelt zum Tanze unter der großen Linde. Da war Sir Hamilton, den ich nicht kannte, ein Zuschauer. Nach einer Weile sah ich ihn Ihren Sohn herbeirufen.

ROOS.

Den Sir Hamilton — ich kenn' ihn nicht — aber Mylord, mit aller Achtung für Sie, ein Abscheum aller Sünden ist er, ein eingefleischter Satan — wenn ich ihn sähe, ich würde den Höllengeist beim ersten Blick erkennen. Mit Kohlen wollt' ich sein Gesicht an die Wand sudeln, und jeder sollte sagen: Er ists! Er ist der erste Stifter unsers Unheils!

DOUGLAS.

Erzähle weiter.

ROSWIDA.

Die jungen Leute des Dorfes luden auch die Fremden ein zum Tanze. Da forderte Sir Hippolyt mich auf, und fast den ganzen Abend tanzte er nur mit mir. Ich wagt' es

findet man Kirchen und Schulen der Reformirten und Lutheraner.

Der Bekehrungseifer der Chriſten dort, inſofern er ſich gegen die Bekenner des Korans zu richten wagt, iſt lebensgefährlich; daher kaum bemerkbar; überhaupt nicht groß. Allenfalls predigt man wohl den Juden das Evangelium, aber ohne reiche Frucht. Jene Sendanſtalt, welche in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Halliſche Profeſſor Callenberg zur Bekehrung der Muhamedaner gründen half, erſtreckte ihre Wirkſamkeit nur äuſſerſt ſchüchtern gegen Kleinaſien. Höchſtens freute man in Konſtantinopel, Smirna und Aleb einige tauſend Stücke des überſetzten neuen Teſtamentes, oder des kleinen Katechismus von Luther aus. Ungefähr darauf beſchränken ſich auch gegenwärtig noch die Bemühungen der britiſchen und ruſſiſchen Bibelgeſellſchaften.

Vielleicht wäre es das gröſte Verdienſt um die chriſtlichen Kirchen des türkiſchen Aſiens, wenn man damit begönne, dieſe ſelbſt erſt zum Chriſtenthume zu bekehren. Denn bei weitem der gröſte Theil dortiger Chriſten aller Kirchparteien lebt in Unwiſſenheit und ſittlicher Verwilderung. Prieſter, wie Laien, ſind meiſtens in allen Schlamm eines Aberglaubens verſunken, den ſie Religion heiſſen. Die Türken ſelbſt erſcheinen oft edler, vernünftiger und religiöſer. Das Gemälde, welches uns

nie, ihm ins Gesicht zu sehn. Gewiſs ich hätt' am folgenden Tag ihn nicht erkannt.

DOUGLAS.

Und weiter.

ROSWINA.

Er verschwand auf einige Wochen aus der Gegend. Dann kam er plötzlich wieder mit seinem Begleiter, und man sagte, er habe Welsington gekauft. — Es war geschehn. Unser Haus steht in der Nähe, am Park. Sein Spaziergang führte oft ihn, oft seinen Begleiter hier vorüber. Er mischte sich zuweilen vertraulich in den Kreis meiner Gespielinnen aus dem Dorfe, und alle gewannen wir ihn lieb. Mein Bruder Francis aber war auf dem Meere; mein lieber armer Vater schmachtete in Algier.

ROOS.

O, daſs ich dort seyn muſste, Mylord! Wär ich hier gewesen, und hätte ich gesehn, daſs mein Kind ihn liebgewonnen — Mylord, ich hätte meine Hütte da mit eigner Faust in Brand gesteckt und wäre ausgewandert!

DOUGLAS.

Ihr wurdet beide nach und nach bekannter.

ROSWIDA.

O, wir wurden es! Und eh ich wuſste, daſs ich Hippolyten liebe, wuſst es Hamilton und Hippolyt. Ja, Mylord, ich habe Ihren Sohn einmal geliebt! (*sie trocknet ihre Augen*) Ich kannte dies gefährliche Gefühl nicht --- ich glaubte noch an Hippolytens Tugend ---

DOUGLAS.

Und trug er dir die Ehe an?

ROSWIDA.

Einmal, da er auf seinen Knieen vor mir lag, geschahs. Ich erschrack. Ich sagt' ihm weinend: Mein Bruder ist auf dem Meere -- er ist für mich an Vaters Statt. Er schwieg. Doch Hamilton wiederholte nachher seine Anträge, so innig, so dringend, und Hippolyt ward so niedergeschlagen --- Hamilton wuſste meine furchtsamen Einwendungen zu widerlegen, selbst alle meine Gespielinnen auf seine Seite zu bringen, daſs auch sie mich

bestürmten, die Gemahlin des Gutsherrn von Welsington zu werden.

ROOK.

Verflucht sey der Bösewicht!

ROSWIDA.

Und eines Abends — meine Freundinnen, Hamilton — alle rissen mich bittend hinweg. Ich mufste zur Schlofskapelle. Der alte Geistliche des Dorfes war gestorben; ein Fremder reiste durch — er ward benutzt — — ich ward betrogen — — ich ward — — (*Thränen hemmen ihre Stimme.*)

DOUGLAS (*bewegt*)

Genug, genug, mein Kind! (*herzlicher zu ihr.*) Noch eine Frage mufs ich thun — horch auf dein Herz, und treulich, wie es spricht, wiederhol es deine Lippe: Kannst du meinem Sohn verzeihn?

ROOK

(*geht ungeduldig umher, und wirft ängstliche Blicke auf seine Tochter*)

Antworte, was du willst — mir gleich - - - ich sage nichts dazu - - - aber - -

Douglas.

Kannst du ihm ganz verzeihn?

Roswida (*mit Thränen im Auge*)

Verzeihn? — Mein Christenthum gebietet es. Ich fordre keine Rache. — Sey er glücklich, wenn er kann. — Das ist nun alles!

Rook (*heftig*)

Ja, Mylord, Alles! — Alles! Und auch kein Schatten einer Sylbe mehr. Was der Mensch verzeihn soll, mufs das Gesetz ahnden. Das Menschenherz ist weich, das Gesetz ehern.

Roswida.

Lieber Vater - - -

Rook.

Mylord — gesprochen sey es mit tiefster Ehrfurcht — aber — wir sind mit Ihren Entwürfen fremd — erlauben Sie, Mylord, — und dies Verzeihn soll keine Schlinge für uns werden.

Douglas (*wendet sich*)

Stephens! — Meinen Sohn herbei! (*zu Rook*) Warum erglüht ihr so vergeblich, Alter?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen und Hippolyt.

Hippolyt (*Furcht und kindliche Liebe in Mien' und Bewegung. Er nähert sich langsam, mit gesenkten Augen, fällt zu des Vaters Füssen und umarmt dessen Kniee.*)

Douglas.

Elender! — Bringt so der Sohn dem Vater das zärtliche Willkommen nach der langen Trennung? — Liebe zog dich sonst an meine warme, hochschlagende Brust; — die Schande drückt dich jetzt zu meinen Füßen nieder. Und ich beklagenswürdiger Vater, segnen muſs ich noch mein Glück, daſs du noch nicht stark genug bist, die Schande mit Gleichmuth tragen zu können.

Hippolyt (*ohne aufzublicken*)

Ich habe ihren Zorn in vollem Maaſs verdient — ich hasse mich selbst.

Douglas.

Wie freut' ich mich schon jahrelang darauf, dich wiederzufinden! Als ich mich aus

deinen Armen riſs, muſste dieſe Hoffnung mir die Thränen trocknen; sie liefs mich das Ungemach der Reisen nicht fühlen, und gab allem Schönen was ich in Europa sah und hörte, neuen Werth, denn ich sah und hörte nur für meinen Sohn; mit ihm wollt' ich die Freuden der Erinnerung theilen. — Und jetzt — er athmet noch, er liegt noch vor mir, dieser Sohn, und ich muſs zweifeln, ob ich ihn noch habe! — Steh auf.

HIPPOLYT (*steht auf*)

Gnädiger Herr - - mein theurer Vater - - wenn ich Ihnen noch diesen Namen geben darf — mein eignes Bewuſstseyn foltert mich mit herbern Vorwürfen —

DOUGLAS.

Nicht umsonst liefs ich dich hieher beschei-den - - du hast meine Hoffnungen getäuscht, und dadurch mich beleidigt tief - - - aber du selbst hast dich am meisten entehrt, und eh' du deine Schande nicht vertilgen kannst, sollst du nicht an das zerrissne Herz deines Vaters zurückkehren. — Steh her, den Greis,

den glücklichsten aller Väter, weil er die tugendhaftesten aller Kinder hat — einen Sohn hat, der wie man sagt, sich selbst für seinen Vater in dessen Banden stellen wollte — eine Tochter - - - genug du kennst sie. Auch ich kenne sie, und dein unseeliges Verhältniſs mit ihnen — alles, alles weiſs ich!

HIPPOLYT.

Vielleicht nicht alles. Doch erleichterte mir die Last, wenn ich gestehn darf, hier und feierlich, daſs ich Roswiden liebte, liebe, und sie ewig lieben werde.

DOUGLAS (*zornig*)

Schweig. Priester und Altar strafen dich Lügen.

HIPPOLYT.

Der Himmel ist mein Zeuge, ich hätte nie gewankt ihr meine Hand zu geben; doch meine Leidenschaft, Hamiltons verdammte Kunst, die mich bestrickte, späte Scham, den Fehltritt zu bekennen — Furcht vor Ihrem Unmuth, Vater, daſs ich ein Mädchen, ohne Herkunft, ohne Stand und Rang - - -

DOUGLAS.

Ohne Herkunft, Stand und Rang? Bist du ein Britte? Mag unter Halbbarbaren noch der Wahnsinn herrschen, daſs die Geburt den Menschen zum bessern oder schlechtern Wesen weihe; mag in dem gothischen Gebäu der Monarchie die Scheidewand und Eifersucht der Kasten nützlich seyn dem Thron — — das Herz, so an ein fremdes Herz sich schlieſst, soll auf die Würden sehn, die uns vor Erd' und Himmel adeln!

HIPPOLYT

(auflebend, mit glänzendem Blick)

Vater, edler, guter Vater – – !

DOUGLAS.

Die Edeln der Menschheit sind die Edeln jedes Volks. Du schämtest dich ihrer – – – die dastehn, in der Glorie ihrer Tugend – – – sieh, ich nicht! Du wanktest, dies liebenswürdige Geschöpf dein Weib zu nennen vor der Welt, und sie soll meine Tochter seyn von nun an. Dem Greise dort, vor dessen Kittel du vielleicht erröthest, hab' ich

zur Feier seiner Wiederkehr das heutge Fest bereitet — das Fest des tugendhaften Vaters unter den tugendhaften Kindern! (*er giebt dem alten Rook die Hand, und legt seinen Arm um Roswiden*) Nehmt mich als euren beſten Freund — und du mich, liebes Kind, als deinen andern Vater!

ROOK (*sehr bewegt*)

Mylord - - - diese Ehre - - - ich bin verwirrt - - - ich kann nichts sagen - - -

ROSWIDA (*ihm die Hand küssend*)

Mylord, unsre Thränen, unsre Bestürzung sagen Ihnen alles.

DOUGLAS.

Seht, ich habe die Welt nun lange genug, und habe sie unter allen Verhältnissen gesehn. Ich ward ihrer satt — fand überall nur Vorurtheil, und Tand, und Selbstsucht, Eitelkeit, und falsches Wesen. Man hieſs mich krank und menschensatt — ich war es nie! Ich sehnte mich nach dem Bessern Ich fand es nirgends, als wo Natur und Tugend in ihrem ewigen Glanze blühn.

HIPPOLYT.

Weh mir, dies ist der bitterste Augenblick meines Lebens! *(er verhüllt sein Gesicht)*

DOUGLAS.

Ich habe mit Königen gespeist, mit Fürstinnen getändelt; ich sammelte Titel und Orden; das Volk spannte sich vor meinen Wagen im Triumph - - - mein Herz blieb kalt, und leer - - - nur hier, nur so erwärmt es, wo ich Einfalt, Wahrheit und ungeschmückte Seelengüte finde. — Hippolyt, wenn dir mein Herz noch theuer ist, suche die verlorne Gunst dieser Guten!

HIPPOLYT.

Roswida wird und kann mir nicht verzeihn - - -

ROSWIDA *(zu Hippolyt)*

Nein, Sir Hippolyt, Sie irren. Verzeihn ist gern — doch dies genüge Sie. Sie können, werden keine Liebe fordern, die Sie mit eigner Hand getödtet.

DOUGLAS.

Er ist mein Sohn. Ich kenne sein Vergehn.

Ich

einer der neuesten, redlichsten und sinnigsten Reisenden, Meyer von Arbon *), von den Griechen gegeben hat, mag erklären, daß die Türken im Abscheu vor dem Christenthum wachsen müssen, wenn sie die Ruchlosigkeit derer täglich vor Augen sehen, die sich Christen nennen.

Die Mönche im türkischen Asien leben größtentheils von der Dummgläubigkeit der Laien, und besonders die zu Jerusalem von Wallfahrten morgenländischer und abendländischer Pilger. Nur allein das Kloster zum heiligen Grabe verkauft jährlich für fünfzigtausend Piaster Reliquien, Rosenkränze, Agnus Dei, Kruzifixe und Amulette aller Art. Mehrere hundert Kisten solcher Waare werden jährlich weit umher versandt; selbst muhamedanische Familien ernähren sich durch Verfertigung dieser Artikel für Klöster. Die Feierlichkeit am Palmsonntage zu Jerusalem, wenn sich Männer, Weiber, Kinder, alle nackt öffentlich in den Jordan stürzen; oder am Abend vor Ostern, wenn Griechen, Armenier und Katholiken, wie rasend, mit „Huja"-Geschrei um das heilige Grab laufen, springen, kriechen; oder mit Wuth zum Grabe drängen, um da ihre Kerzen am hei-

*) Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem u. s. w. St. Gallen 1815 3 Bde.

Ich habe mich überzeugt, daſs Hamilton, der jetzt schon dafür büſst, ihn zu Belials-streichen verleiten, aber nicht sein Herz verderben konnte. Ich hab' ihn geprüft – – – Roswida, er hatte dich geliebt, und liebt dich noch. Nimm den Verlornen wieder auf. Laſs mich ganz dein Vater seyn, — ich will dich selbst zum entweihten Altare heut zurückführen.

Roswida.

Er war nie mein Gemahl — nie kann ers werden. Mylord, unsre Ehe würde immerdar von unseeligen Erinnerungen verbittert werden — ich ahnd' es! Ich bin nun einmal durch tausend gebrochne Eide zum ewigen Zweifel hingeführt – – und mein Vertrauen ist vernichtet.

Douglas.

Vater Rook, vergebet meinem Sohn, und werdet sein Fürsprecher bei eurer Tochter. Macht mich wieder glücklich — ich bin es, wenn mein Sohn es wieder ist. Ihr seyd ein

glücklicher, beneidenswürdiger Vater, lafst mich es auch seyn!

ROOK.

Mylord, — ich zwinge meines Kindes Herz nicht.

DOUGLAS.

Das schmerzt! — Geh, Unglücklicher, mit deiner Schande, bis die Jahre Vergessenheit auf dein Verbrechen streun, und Reue dir des Engels Zutrauen wieder wirbt. — Und wifs' es: Auch ich bin unglücklich, weil du es bist.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, und FRANCIS.

FRANCIS *(sehr verwildert kömmt herbei — erblickt den Hippolyt, bleibt stehn, und legt mit der Flinte auf ihn an.)*

ROSWIDA

(Stellt sich bedeckend vor Hippolyt, mit zitternd ihrem Bruder entgegengestreckten Armen.)

Um Gotteswillen, — Francis!

FRANCIS (*wild*)

Hinweg du!

MYLORD (*gegen Francis*)

Wer bist du? Was wagst du?

FRANCIS

(*sieht den Lord, lässt das Gewehr fallen, — starrt den Lord mit Erstaunen an, indem er den Hut zieht — eilt auf ihn zu, und sinkt zu seinen Füssen nieder*)

Unser Schutzgeist! — Vater, Schwester! Dies ist er! Dies! Und kein andrer! Dies!

ROOK.

Wer? Wer?

FRANCIS.

Dein Erloser von der Sklaverei! Dein Heiland!

ROOK

(*taumelt zurück — Thränen stürzen in seine Augen — er will reden — er kann es nicht — er fällt vor Douglas nieder*)

Oh! — Oh! Mein Erlöser! Mein Retter!

ROSWIDA (*gesellt sich zu den Knieenden*)

Retter meines Vaters!

DOUGLAS

(erschüttert, indem er auf die Knieenden niederblickt)

Was wollt ihr? Ich bin es nicht! Ihr irrt euch, Kinder!

FRANCIS.

Nein, nein! Sie sinds! Sie suchten mich am Strand des Meeres auf, wo ich verzweifelnd lag. Sie sinds, der meine Thränen trocknete mit seinem Trost! — Sie haben Ihre That vergessen — Gott und wir vergafsen sie nicht — vergessen sie in Ewigkeit nicht! O unser Wohlthäter, entziehn Sie sich ietzt unsern Thränen, unserm Dankgeschrei nicht!

ROOK *(stammelnd)*

Dank! — Heifsen, ewgen Dank!

ROSWIDA.

O Mylord, Ihr schönes Erröthen — Ihre Rührung verräth selbst Ihre That, die Sie umsonst verbergen! Sie sinds! — O was wir haben, was wir sind, ist nur das Ihre!

DOUGLAS (*sehr bewegt*)

Steht auf! Steht auf, ihr Lieben, oder ihr verjaget mich. (*zu Francis*) Und du, junger Brausewind, hättest du auch diesmal schweigen können!

(*sie stehn auf*)

ROOK (*zu Roswiden*)

Er sagte, er sey nicht glücklich, ohne seinen Sohn! — (*er wirft sie in Hippolytens Arm*) Da, geh! Du liebst ihn noch, ich hab' es wohl bemerkt.

HIPPOLYT.

Vater Rook! — Roswida! — Ich darf nicht hoffen - - - du liebst mich nicht; lafs mich entfernt von dir mein Vergehen büfsen - - - O Roswida, wann - - -

ROSWIDA

(*lächelt ihn unter Thränen an, und schlingt ihre Arme um seinen Hals*)

Hippolyt!

DOUGLAS.

(*dem alten Rook die Hand drückend*)

Jetzt schweigt von allem Dank. Ich habe

meinen Lohn dahin! (*zu Francis*) Braver Jüngling, guter Sohn, ich will dein Vater werden! (*indem er Hippolyt und Roswiden umarmt*) Dir ist verziehen, Hippolyt, und dieser Engel führe dich in das verlorne Paradies zurück. Seyd glücklich wieder; die Tugend ist das Himmelreich; und Schwäche das Genie zu jedem Laster!

LEBENSGEMÄLDE

VOM

VERFASSER DES ABÄLLINO.

ERSTES BÄNDCHEN.

ZÜRICH, 1803.
BEI ORELL, FÜSSLI UND COMPAGNIE.

ALAMONTADE

DER GALEEREN-SKLAV.

Vom

VERFASSER DES ABÄLLINO.

Erstes Bändchen.

ZÜRICH, 1803.
Bei Orell, Füssli und Compagnie.

ALAMONTADE.

ERSTER THEIL.

ligen, vom Himmel gefallenen Lichte anzuzünden, muß die Türken mit Verachtung gegen das Chriſtenthum erfüllen.

In Syrien und im größern Theile Klein-Aſiens gelten die Jeſusbekenner, beſonders Griechen und Armenier, für die verdorbenſten, argliſtigſten Menſchen. Sie ſelbſt haben im Durchſchnitte mehr Achtung und Vertrauen gegen Muhamedaner, als zu ſich ſelbſt, und am wenigſten gegen diejenigen, welche fleißig nach Jeruſalem oder andern Andachtsorten pilgern. In letzterm ſtimmen ſie mit den Verehrern Muhameds ziemlich überein, welche, ob ſie gleich eine Fahrt nach Mekka für verdienſtvoll halten, das Sprüchwort behalten: „Hüte dich vor dem Nachbar, der in Mekka war; und war er zweimal da, verkaufe dein Haus und zieh von ihm!“

Vielleicht daß die Vertheilung türkiſcher, armeniſcher, ſyriſcher und arabiſcher Ueberſetzungen der Bibel zur Wiederherſtellung des Chriſtenthums in jenen Gegenden beiträgt. Der ökumeniſche Patriarch und Erzbiſchof von Konſtantinopel, Namens Cyrillus (im Jahre 1814) hat wenigſtens ſeine patriarchaliſche Erlaubniß zum Verkaufen und Leſen der Bibel unter den Griechen ertheilt. Es gibt ſelbſt Biſchöfe und Erzbiſchöfe, welche bisher von den heiligen Schriften der Chriſtenheit

VORBERICHT.

Nicht leicht wird der erhabene Zweck der folgenden Erzählung verkannt werden, wenn gleich der Erzähler fühlt, wie wenig seine Kraft der grosen Unternehmung und das Werk selbst dem höhern Ideal entsprach.

Die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschheit sollen hier, umsponnen von jenen schrecklichen Zweifeln, welche die halbgebildeten Selbstdenker mehr empfinden, als lösen können, siegend emporgehn, und die abstrakten Wahrheiten der Vernunft

in der zarten Hülle der Dichtung auch dem ungeübtern Auge sichtbar werden.

Wenn nun auch der kühne Versuch nur halb gelungen, und nur mancher Leser am Ende des Buchs beruhigter aufsteht, so ist mir die Mühe schön gelohnt, welche ich in geschäftslosen Augenblicken dem Heimlich-Kranken weihte.

In diesem Falle, und das öffentliche Urtheil wird michs lehren, werde ich die zerstreuten Blätter Alamontades, deren der Abbé Dillon erwähnt, ebenfalls mittheilen.

Erstes Buch.

1.

Der Abbé Dillon setzte sich auf ein grünes Rasenstück am Seeufer, beschattet vom verworrenen Baumschlag, über uns hängend an der schrofen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur rechten „und linken"! sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhn. Roderich setzte sich, und ich folgte. Alle drei waren wir noch in der Stille beschäftigt den Gedankengang unsers abgebrochnen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des Sees glühte der Abendhimmel über den Gebürgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Seefläche. In der Ferne sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bey Gott"! rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört doch dazu, unterm Himmel glücklich zu seyn! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiliget sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schlägt ruhiger am Mutterherzen,

und die hundert hoffnungslosen Wünsche verduften in einem Seufzer des innern Glücks"!

„Sie fühlen dies Glück jetzt, liebster Roderich"! sagte ich zu ihm: „Hängt es nicht von Ihnen ab, es immer zu genieſsen"?

Der Abbé lächelte. Roderich verfinsterte sich, und sprach nach einer Weile: „Und glauben Sie nicht, daſs man so recht seelig seyn, und dauerhaft seelig seyn könne"?

„Recht seelig? o ja"! antwortete ich: „Aber dauerhaft seelig? — ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben soll, müſsen Sie sich noch sehr bestimmt über das erklären, was Sie „Mutter-Natur" nennen. Sie, liebster Roderich, sind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schul-

weiser, der immer deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zusammen, und verstehen uns nicht, während unsre Herzen doch immer harmonisch schlagen. Lassen Sie mich offenherzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden, reitzend beleuchteten Seegegend für die Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieser Stimmung? Können Sie solche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, sich willkührlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Ach, liebster Roderich, der Mensch wird unterm Monde nicht zum Engel. Auch Empfindungen, auch unsre Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie sind jung. Sie lieben

und werden geliebt. Eine schöne Zukunft schwimmt vor Ihnen. Ihre Phantasie treibt ihr magisches Spiel — Sie sind glücklich. Aber einige Jahre flattern vorbei. Ihr Blut rinnt träger; ihr Haar wird weiß, und das Paradies, so jetzt vor Ihnen blühet, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich selbst keinen Tag ähnlich."

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. „Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück"? fragte er.

Ich antwortete: „Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprachen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Ar-

beitsame durch den Segen seines Fleifses glücklich, der Ruhmdürstige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird dann zum unglücklichen."

„Davon rede ich nicht", sagte Roderich: „Ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt."

„Es giebt", erwiederte ich: „Es giebt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seeligkeit nenne, weil an diesem

schönen Worte sich dunkel in meiner Vorstellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit verschwistern. Dieser Zustand ist unabhängig von äußern Zufällen, erhaben über dem Wechsel der zeitlichen Dinge. Die Seele selbst muß ihn bereiten, und er kann unzerstörbar, ewig seyn. Selbst die gewaltige Zeit, welche unsern Leib austrocknet und unser Haar bleicht, und unsre Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden steht er ohne Verbindung; nur er selbst vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Diese Seeligkeit, diese unvertilgbare Zufriedenheit ist's, Roderich, so Sie meinen."

„Sie ist's"! rief Roderich.

nichts, etwa den Inhalt der vier Evangelien, kannten. Noch weniger wußten andere Griechen und Armenier von ihres Glaubens schriftlichen Quellen. Nur zu bedauern iſt, daß dieſe Leute ſelten gute Schulen haben, und, wenn ſie allenfalls die Kunſt des Leſens verſtehen, ſelten Neigung zum Leſen empfinden. Sie überlaſſen dies ihren Geiſtlichen, und dieſe achten lieber auf Gaben und Opfer, die ihnen gebracht werden, als auf Frömmigkeit der ihnen vertrauten Heerden. Bekannt iſt's, daß der Patriarch zu Konſtantinopel ſeine chriſtliche Ehrenſtelle, die ihm den Rang eines Paſcha von zwei Roßſchweifen gibt, um hunderttauſend Piaſter vom Sultan erkaufen, und darauf denken muß, die Summe wieder in dem heiligen Schatz herzuſtellen.

3.

Das Heidenthum Sibiriens und der ruſſiſchen Staaten. — Mangelhafte Bekehrungsanſtalten. — Die Kloſterſchulen. — Die Miſſionen.

Der weitläufige Norden Aſiens, dem ruſſiſchen Zepter unterthan, ein Flächenraum von beinahe 280,000 Geviertmeilen, groß genug, den ganzen Welttheil Europa, und wäre er um die Hälfte größer, hineinzulegen, iſt noch heutiges

„Tugend heißt ihr Quell. Nicht jedermann auf Erden kann glücklich seyn; aber jedermann auf Erden kann sich jene Seeligkeit bereiten. Denn in der Brust aller Sterblichen liegt das Sittengesetz, und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Umstände erhaben; er ist gleich seelig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unsrer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns selbst. Aber, tugendhaft zu seyn, hängt vom Willen jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist

unser Meister in allem; nur unsrer Tugend kann kein Schicksal gebieten. Nach dieser Seeligkeit sollen wir ringen, und Roderich, es ist ja so schwer nicht. Handle so, daſs du dich nie selbst verachtest! — sieh, dies ist der Faden, welcher durchs ganze Labyrinth leitet. Seelengüte giebt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn Gottähnlich macht, und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reitzlos in den Staub, und der Tod selbst wird durch ihn seiner Schrecken entwafnet. Mit der Tugend im Herzen bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünsche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenseits des Grabes, aber ich bedarf dessen nicht zu meiner Seeligkeit hienie-

den. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schicksals Sturm und Sonnenblick, erwartet selbst von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er ist frei. So ist Gott frei. Er nimmt, was ihm zufällt, als Geschenk, als Glück, ohne es, als eine Entschädigung für die von ihm gemachten Opfer zu begehren. Denn die ist keine Tugend, welche belohnt seyn will"!

Roderich starrte vor sich nieder, versunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillon, welcher bisher immer geschwiegen, legte seinen Arm um mich, und drückte mich an seine Brust. „Freund", sagte er: „Dein Tugendhafter ist mehr, als Mensch. So hat, wie er, noch keiner auf Erden

gewandelt. Ach, wo ist die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann"? —

„Ihre Tugend ist mehr furchtbar, als liebenswürdig"! tönte Roderich ein: Wer ist's, der am Grabe mit Resignation auf die Ewigkeit ruhig hinsinkt"?

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einst in meiner Todesstunde kühles, unbefangnes Bewußtseyn habe — wenn von diesem Augenblick bis zum nächsten mein letzter wäre — so würde ich selbst der Mann mit der schauerlichen Resignation seyn, wiewohl ich keiner der tugendhaftesten unter den Menschen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für sie ist mir also keine Ewigkeit von-

nöthen, — — und für meine Fehler noch weniger."

Roderich sah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich", sprach er: „Ich mag kaum denken, daſs Sie im Ernst reden. Ihre Tugend ist eine schreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann. Kein Mensch vom Staube geboren wird sie jemals umarmen. Eine Tugend, die sich so ganz selbst genug ist, daſs sie weder einer Ewigkeit, nach eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche, menschliche Herz."

„Sie urtheilen zu strenge"! antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seeligkeit gewähren könne, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sag', es sey die Tugend allein, das

Bewufstseyn, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution kann meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab schleudern; der Tod kann meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich seyn, aber dies alles ist nicht stark genug meine innre Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben"; das alles hab' ich nicht verschuldet! „Wäre mein Schmerz so groß, daſs ich des Gedankens nicht Meister werden mögte: „Warum weinst du auch über das Vergängliche? Hast du etwas anders vom Staube erwarten dürfen"? — So würde, was meine Seelenstärke nicht vermögte,

die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern meiner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust scheu' ich das Schwerdt keines Tyrannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelassen Allmosen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehn, wie zu meinem Bette. — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seeligkeit, als diesen? Ich weiß nur dies eine: So lange ich tugendhaft bin, so lange ist mein innrer Frieden beschirmt, und bin ich seelig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es häng

von mir ab gut, mithin also auch glückselig zu seyn."

Der Abbé sagte: „Sie haben beinahe recht! — Die Tugend kann vieles zu unsrer Zufriedenheit gewähren, aber nicht alles. Irr' ich mich nicht, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menschen jeder zu einseitig? Der eine von Ihnen erblickt in ihm nur das sinnliche Wesen, allen Stürmen, allen schmeichelnden Lüftchen der Sinnenwelt blosgegeben; der andre sieht ihn nur, als Geist, und nur allein als solchen, unabhängig von Fleisch und Blut? — Ach, meine Lieben, fordern wir an uns, einer falschen Definition willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergessen wir nicht, dafs wir nicht Geist allein sind"!

Ich glaubte den Abbé unterbrechen zu müſsen und sagte: „Sie behaupteten aber, die Tugend allein, und das Bewuſstseyn, recht gethan zu haben, sey nicht an und für sich hinreichend, uns ganz zu beseeligen."

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu seyn", erwiederte Dillon: „Sie sagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückseligkeit des rechtschafnen Mannes stören. — O Freund, ich habe doch in meinem langen Lebenslauf so manchen edeln Menschen gesehn, dem seine Tugend keinen Trost gewährte. Nehmen Sie nur einen sehr alltäglichen Fall! Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an Hypochondrie leidet? Der gutmüthige Hypochonder, welcher dem Wohl seiner Lebens-

ge-

genossen die schwersten Opfer bringt, wird ängstlich seine eigne Tugend bezweifeln. Er sieht begangne Fehler vor sich schweben in gespenstischen Riesengestalten, und von der guten Saat, die er ausstreute, weiſs er nicht, wohin sie gefallen ist? — Ueberhaupt glaub ich giebt's in der Welt keinen so ganz trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der Bewuſstlosigkeit im Schlaf, oder Nichtseyn dem Wachen und sogar dem Bewuſstseyn hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir sagen: Aber er ist krank? — Wohlan, mein Lieber, es ist doch ein Mensch ohne Gemüthsseeligkeit bei all seiner Tugend. Diese reicht also nicht allein aus, ihn froh zu machen."

Roderich gab dem Abbé Beifall.

Tages von vielen heidnischen Völkerschaften bewohnt, welche in ursprünglicher Wildheit leben. Dies ungeheuere Gebiet, von kaum neun Millionen Menschen bewohnt, liegt größtentheils als schauerliche Einöde da, voller unübersehbaren Steppen, deren Salzboden kein Baum verschönt, oder voller Moorgründe und endlosen Waldungen, in deren Inneres selten ein Sterblicher dringt. Die todte Wildniß wächst mit jedem Schritte gegen den Polarkreis, wo das Erdreich alles Anbaues unfähiger wird, bis Thier und Mensch zuletzt unter dem rauhen Himmel im stündlichen Kampfe mit der Natur unterliegen. Es ist nichts Unbekanntes, daß die sibirischen Sommermonde zuweilen noch Schneeflocken herabschütten, und in den Wintern von Nertschinks und Tobolsk das Quecksilber zur harten Masse erstarrt, die sich in Bleche verhämmern läßt.

Der größere Theil der Völkerschaften führt irres Nomadenleben, frei und roh, unter wandelbaren Zelten und Jurten, in Höhlen und Erdhütten, mit Räuberei, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigt. Manche, von den Sorgen um Lebenserhaltung niedergedrückt, ohne Ahnung eines bessern Zustandes, brüten in dumpfer Gedankenarmuth über Fristung ihres kläglichen Lebens hin, wie das Thier, nur den ersten Naturtrieben folgend. Andere haben sich zwar zu rela-

Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen der edelsten Menschen kannte, der bei aller Tugend, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüthes empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, dafs wir kaum zwischen beiden die zarte Gränzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewufstsein der Seelengüte allein ihn trostlos läfst, geschweige ihn über sein Elend erhebt.

Ja, noch mehr, wir sind, auch beim beſten Willen, nicht immer stark genug unsrer Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlaft in den weichen Arm unsrer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegen geworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht gestillt. „Eines andern Stabes bedarf

er, als der Tugend"! sagte er; aber noch hatte er ihn nicht genannt.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte, er sey von einem grofsen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger Ernst durchfloss seine Mienen, die sonst nur das Eigenthum eines gutmüthigen Lächelns zu seyn pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig"! Sagte er und drückte ihm mit herziger Freundlichkeit die Hand: „Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön,

wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verherben"?

„Es ist wahr"! sagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen in mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so, Ihr Lieben, Ihr kennet diesen theuren Namen schon"?

„Er ist mir ganz fremd"! sagt' ich: „Doch glaub' ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben."

„Alamontade"? rief Roderich: „Wie? Der Galeerensklav, von welchem Sie mir die erhabne Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daſs er sich mit seinem Genie zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben."

„Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden"! Sagte der Greis: „Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach, er hat mir unsaglich Gutes gethan, und — nicht einmal meinen Dank hat er empfangen."

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen Wimpern seines Auges zerschmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten sie leise Töne. Die Wehmuth des Edeln schien von ihm in uns über zu gehn. Jeder gab sich in den Strom durch einander wogender Empfindungen hin; niemand störte des andern Betrachtungen.

Ich vergesse dieses schönen Augenblickes nie. Selbst die Natur umher schien fühlend in unsre Träume einzutretten. Wir saßen im Schatten der Felsen, aber vor uns schwamm in halbdurchsichtigen, glänzenden Duft die Gebürgslinie, mit ihrer stillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte sich dunkel unter uns aus,

zwischen dort und hier. So scheidet das unergründliche Grab von den Paradiesen des Jenseits, welche wir zuweilen in Ahnungen sehn.

Ein sanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des Sees von drüben her, Hofs kühlend um unsre Schläfe, und verlor sich tönend in den Gesträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unsre Hände, zog uns an sich, und sprach: „Ihr seyd jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht ist es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muſse Systeme zu bauen für die Menschheit."

„Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé", sagt' ich zu ihm:

„Und alles, was ich von Ihnen höre, bestätigt, daſs Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher. Sagen Sie mir, was giebt es in der Welt besseres und beruhigenderes, als die Tugend? Welch' ein Trost im Leiden ist süſser, als der den unsrer Seele die Unschuld reicht? Was stärkt mehr das Herz gegen eine Welt voller Feinde, als das Gefühl der Rechtschaffenheit? — Ich kenne keine andre Stütze am Tage des Sturmes, als diese. Die Natur reichte sie jedem Sterblichen."

„Wohlan, mein Lieber", sagte der Abbé: „Der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden, als im ernsten, traulichen Gespräch, in

welchem sich die Seelen zu den Heiligthümern der Menschheit erheben müfsen. Als ich vorhin den Namen Alamontade aussprach, war ich es schon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle gewesen sey, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er von mir schied. Die Erinnerungen an ihn sind mir noch jetzt wohlthätig und eine wahrhafte Erbauung."

„Erzählen Sie"! Rief Roderich: „Ein Mann, ein Galeeren-Sklav, den Dillon mit so vieler Innigkeit ehrt, mufs ein aufserordentlicher Mann seyn."

„Ehe ich die Geschichte selbst beginne", sagte der Abbé: „Sei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszusenden. Ihr müfst erst meinen Geist

kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret; ohne jenen würdet ihr diese nicht verstehen. Ihr würdet vor einem schönen Leichnam stehen, und dessen Seele vermissen und euch vergebens darnach sehnen."

„Auch ihr habet schon, und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder Gewalt entgegen wirft, auch ihr habet schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck euers Daseyns, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fodre euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen; denn was haben wir wichtigeres hienieden"?

„Der Mensch wird geboren, reift

giösen Vorstellungen aufgeschwungen, oder sie von den Altvordern ererbt; aber diese Vorstellungen sind dürftig und ungeschlacht, wie ihre Lebensweise, ein Heidenthum, welches die Mißgeburt des allerrohesten Verstandes heißen kann. Andere noch tragen wohl Zeichen des Christenthums und Namen von Getauften, ohne aber einen auch nur dunkeln Begriff vom Glauben der Christen zu kennen. Sie sind Heiden, den Göttern ihrer Alten treu, und werden es lange noch sein. In spätern Zählungen fand man gegen eine Million Fetischen- und Feueranbeter; ausserdem vom lamaischen Gottesdienste bei 300,000 Unterthanen, ungerechnet die Verehrer des Koran, deren bei drei Millionen dem russischen Zepter in Asien gehorchen.

Schon im achtzehnten Jahrhunderte geschahen mannigfache Versuche, das Christenthum durch die Tatareien und die Einöden Sibiriens zu verbreiten. Aber die wenigsten zeigten löbliche Frucht; auch waren die wenigsten mit Klugheit und reinem Christensinn unternommen. Philophei, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts griechischer Erzbischof zu Tobolsk, sandte mehrere seiner Geistlichen zu den mongolischen Stämmen und deren Kutuchten, oder lamaischen Oberpriestern, doch ohne Erfolg. Er selbst begab sich endlich, frommen Eifers voll, im Jahre 1712 zu den Ostja-

allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daſs er lebe. Ohne seinen Willen trat er in das unermeſsliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen und Dornen — er lächelt bei jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: „Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaſs, Gefühllosigkeit, Nichtseyn"? Seinen Fragen tönt keine antwortende Stimme."

„Er tröstet sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorgieng; aber er bleibt nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? Fragt er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muſs ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich

mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten gewinnen könne? Das wär' ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseyns und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben alles dahin, als wär' es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Hab' und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkt. Die Welt gleicht da einer Wüste, in welcher alles sucht und ringet und sparet, um sich des Hungertodes zu wehren."

„Oder ward' ich hiehergesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszu-

bilden? Die sittlichen Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel aller seyn. Und doch ists nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse raft die gröfste Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühn sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte und Erwerbung hoher Tugend. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch' ein Ziel zu ahnden. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, in steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, welcher ohne

zu wissen, daſs er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die Meinige verschieden"?

„Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsre Bestimmung liegt auſser dem Horizont des irrdischen Seyns. Wir müſsen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn sich nun schon hie fände, daſs unsre Tugend selten einen Himmel, unser Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen der rohen Vorwelt? Aber hat uns die Hölle, wer uns den Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heide? — Oder

der, welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte"?

„Bin ich für eine andre Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser seyn? — Vielleicht, um mich für jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Säugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andre Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum spricht mich keine Stimme an aus dem Reiche der Todten"?

Roderich stand bei diesen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angesicht. „Ach, Abbé"! rief er: „Auch Sie! — also auch Sie! Wie sehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit

im Geheimen, und schämte mich andern mein verborgnes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hatt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt;— ach, und mit Schaudern seh' ich den Arzt seine eignen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die Meinigen"!

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erschrocken. Ich ergriff seine Hand, und sprach: „Wie, lieber Roderich, ist Ihnen das so fürchterlich, was unser Dillon gesprochen? Es thut mir leid, dafs ich die Rede auf diese Dinge gelenkt. Aber schon längst war ich mit allen seinen Gedanken vertraut; schon längst hab' ich auf meine schönsten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schicksal ergeben. Roderich, auch ich

habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entschluſs ist genommen. Ich will tugendhaft seyn, und mit dieser Tugend einst im Arm der Vernichtung erstarren, ohne Graun und ohne Klage. Und ist ein Gott, und gilt in seinem Reiche das süſse Wort Vergeltung, was wir Menschen kennen; gilt in seinem Reiche das süſse Wort Vergeltung, und gilt es bei ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht: So will ich vergehn, und mit dem Bewuſstseyn, mit dem lohnenden Stolz vergehn": Du gabst mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen, mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit, und einer bessern Welt. Du gewährst mir diese nicht.

Es seyn. Keine Klage soll über meine Lippe gehn. So bin ich größer, als das weltordnende Schicksal"!

Roderich sah düster auf den Boden hinab. Meine Rede schien ihm nicht zu gefallen. Er schüttelte den Kopf. „Nein, o nein", rief er mit schmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu seyn. Ich bin ein Mensch, und mehr mögt' ich nicht seyn. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Rasenden spiele, der alles draußen schöner sieht, als es ist. Ich will ja nichts, als daß die Außenwelt in Einklang sey mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Weh mir, wenn ich aus diesem Irrsaal nicht gerissen werde;

wenn ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüsten eines frommen Traums mein Glück gesogen! — Ich würde meine Täuschungen nur vergebens segnen; würde vergebens alle eure Wahrheiten darum hinbieten. Verlornes Glück kauft sich um keinen Preis zurück"!

Die Klage Roderichs rührte mich tief. Ich stand auf, und schloſs ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich", sagte ich zu ihm: „Warum denn so zaghaft? Auch in dem Schooſs der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohsten Menschen, trotz all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heitrer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das

Vergnügen überall, und bin ichs nicht, der es gern andern giebt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen."

„Nein, nein"! rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläst den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten."

3.

Jetzt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte. „Vernehmt auch mich", sprach er: „Ihr beide werdet bei der

ken, die in den Wildnissen am Obi von Jagd, Vogelfang und Fischerei leben. Er nahm Priester mit sich und russische Soldaten. Er drang in die Jurten der furchtsamen Leute; bestritt deren Schamanen oder Zauberer; verbrannte die Hausgötter, schlechtgeschnitzte, hölzerne Puppen mit Lappen behängt; schlug die heiligen Bäume um; verbot Vielweiberei und Genuß des Pferdefleisches; empfahl die Beobachtung der griechischen Fasten und das Tragen des Kreuzes, und taufte dabei fleißig. Oftmals ließ er große Haufen der Widerspenstigen durch seine Kriegsknechte in's Wasser jagen, wo sie dann die Taufe empfingen, gern oder ungern.

Ungefähr auf ähnliche Weise wurden von Andern in andern Gegenden Bekehrungsversuche getrieben, bei den weichlichen, trägen Buräten, die in Filzhütten, vom Jenisei bis zu den Grenzen China's, den guten Geist Oktorgon Burchan, und den bösen Öködol, nebenbei Gestirne und Hausgötterchen verehren; bei den jagdliebenden Wogulen am nördlichen Uralgebirge, die zu jedem Weidmannsgeschäfte eigene Gottheiten anrufen; bei den Tungusen, Wotjäken u. s. w. Daher war's gar nicht unglaublich, als der tobolskische Metropolit Theodor im Jahre 1721 mit Himmelsfreude die Taufe von mehr denn 40,000 Tataren, und ihre in kurzer Zeit vollendete Bekehrung meldete; oder wenn das Collegium de

Verschiedenheit eurer Empfindungsweise, eurer Phantasie, eurer Vernunftbildung schwerlich jemahls eines Sinnes, eines Glaubens, einer Ueberzeugung werden. Und euer Loos, ist das Loos aller unsrer Brüder. Es thut mir weh, um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich selbst so krank nicht, als er im ersten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balsam. Daſs ihr beide dahin kamet, über eure Bestimmung, über euer Wesen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforschen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwischen Täuschung und Wahrheit Wunden davon: doch ist der Unterschied zwischen euch so groſs noch nicht, als ihr glaubet. Die Wunden

des einen bluten noch jetzt; die des andern sind zwar verharscht, aber bei weitem nicht geheilt — ein Stoſs, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr beide tratet aus den schönen Träumen der Kindheit hervor, und sahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet wie einen Schatten am Licht wachsender Kenntnisse verbleichen. Der eine will sich nun gewaltsam in die alten, lieblichen Täuschungen zurückwerfen, und bietet dafür seine Gefühle auf und die Magie seiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn so lange das Licht besserer Erkenntnisse brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der andre waffnet sich mit dem Stolz der Vernunft, und will sich selbst verhärten gegen die schönsten Wünsche der menschlichen Natur

Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen." —

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben, auch den, daſs wir endlich selbst vergessen, daſs wir elende Wesen sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen"? Rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig", seufzte Roderich: „Sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall. Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseeliger Vernunftlosigkeit dahin schleicht: den fröhlichen Augenblick des Daseyns genieſst, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen"! —

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er entblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken." Seht her, sprach er; Mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tage, daſs der geschäftige Tod an die Thür meines Kämmerleins pocht. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleudr' ich meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen, denn meine Phantasie erlahmt, und mein Blut rinnt schon seit langem kühler. Aber es giebt noch ein andres, was uns Muth verleiht, und ich habs ge-

funden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo all meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll auch eure Wunden heilen. Zürnet darum nicht, wenn ich das Pflaster von ihnen reiße, und sie wieder bluten lasse. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber, ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich. Wir reden ungestöhrt."

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greisen, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem strengsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand"! Sprach

er: „Aber glaubet nicht, dafs ihr die einzigen seyd, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bildung gelangen endlich dahin, wo ihr seyd, so bald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift hatten. Wenige reden davon, aus Furcht andre so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschliefsen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden und lächerlich, oder verächtlich zu werden. Ihrer viele nehmen den verschwiegnen Kummer in das Grab; ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen und in dem sie lasterhaft werden, um in niedrigen Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen

sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Tauschungen und werden die fleissigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleissigsten Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion betrauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, so sie noch besuchen, nur Gewohnheits-oder Ehren wegen dem Gottesdienst beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, dafs die Söhne sich des Gebetes schämen; ich höre die Mütter seufzen, dafs ihre Töchter erröthen von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewifs, dafs das Lesen neuerer

Schriftsteller, und die Aufheiterung der Begriffe dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sey die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nicht vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit an diesen erhabnen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehmals ihre Stütze, liegt verworfen da. Sich, ohne diese Stütze empor zu halten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in dumpfe Muthlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöst, und

nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorhin erwähnte."

„Ach"! seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Herr Dillon hatte schon längst unsre Erwartung auf den Punkt hingespannt, und zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster inniger Frömmigkeit, und ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstöhrbaren Heitersinns war. Die ganze weite

Landschaft verehrte den Greis; aber niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuspüren, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings streifte, war genug, ihm den Mann zu verrathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen Wortwechsel drang er in dessen Innres. Jeder Leidende fand in dem außerordentlichen Mann, nicht einen Tröster, einen mitleidigen Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eignen Unglücks wieder. Man ward mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsre eignen Gedanken und

propaganda fide dem heiligſten Synod zu Peters-
burg in einer Reihe von acht Jahren (von 1740
bis 1747) die Bekehrung von 295,679 Seelen un-
ter den Wotjäken, Tſchuwaſchen, Tſche-
remiſſen und Mordwinen meldete. Raſch
genug gings auch mit dem Taufen der Kalmu-
ken durch den Eifer des aſtrakaniſchen Archiman-
driten Nikodemus Lenkeiawitz; beſonders
ſeitdem ſich Mursa Teniſchnow im Jahre 1732
und endlich ſogar die kalmukiſche Khanin Dſhan
zu Moskwa, im Jahre 1744, das Bad der Wie-
dergeburt hatten gefallen laſſen, wofür ſie von
ihrer Pathin, der Kaiſerin Eliſabeth, reich be-
ſchenkt und in den Fürſtenſtand erhoben wurden.

Es iſt kaum nothig, über den Geiſt der mei-
ſten jener ruſſiſchen Apoſtel und ihrer Bekehrten,
und über das Chriſtenthum beider, Bemerkung
zu machen. Die Reiſen eines Gmelin, eines
Pallas und ſpäterer Männer geben von der fin-
niſchen, tatariſchen und mongoliſchen Chriſtenheit
unfreudige Schilderungen. Wir erfahren, daß es
meiſtens in gröſter Noth und Armuth lebende
Horden ſind, die ſich in Hoffnung auf Gewinn
taufen lieſſen; daß ſie durch die ſogenannte Be-
kehrung um nichts chriſtlicher geworden ſeien, als
ſie vorher geweſen waren (höchſtens machten ſie,
den Ruſſen gefällig zu ſein, ein paar griechiſche
Kirchengebräuche mit, und feierten die Kirchenfeſte

heimlichen Wünsche, heller geordnet und aus einander gefalten, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang, und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt die strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Herregott, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit der Ober- und Unterwelt. Aber meine Eltern dachten nicht so. Sie haßten den irrdischen Krieg, liebten aber den geistlichen desto mehr gegen die Mächte der Finsternis. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paars und ergab mich dem geistlichen Stand."

„Ich

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeiz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erschüttern, träumte nun alle Kirchen der Christenheit mit dem Glanz meiner Heiligkeit zu füllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einsamkeit und stille Pracht des Klosters, in welchem ich lebte; die Lesung der Kirchengeschichte, der christlichen Verfolgungen, der Leiden unsrer Heiligen und Märtyrer begeisterten mich. Ich sah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott selbst der Hohepriester sey. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, dessen

Schönheit mich entzückte, dessen schüchterne Freundschaft für mich, ein Paradies um meine Einsamkeit zog. Ich brachte diese Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So wähnt' ich den ersten Schritt zur Brüderschaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln sah, schmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meine Eitelkeit. Wie grofs, wie geläutert von dem groben Stoff des Irrdischen, wie heilig erschien ich mir selbst! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Eltern hielten mich zurück. Ich wurde Weltpriester, und erhielt bald eine schöne Pfründe, durch den Einfluſs meiner Verwandten."

„Kaum lebt' ich auſser den hohen

Ringmauern des Klosters, so verduftete mein Rausch der Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel einer grosen Seestadt reitzender, als das schwermüthige Einerlei inner den geweihten Mauern. Mein Ehrgeiz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsres und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläuftigen Gefilde der Theologie und Philosophie seyn. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden."

„Ich las, und dacht' und schrieb, und ehe ichs selbst gewahr wurde, stand' ich mit den Waffen gegen das

Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gedacht hatte. Die eingeschlichnen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlorner Sohn. Ich wollte endlich zu meiner eignen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühn! Diese Trümmern, was waren sie? Graue Vorurtheile aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerrißne Täuschungen, eingesunkne Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden meiner harmlosen Jugend; wühlte umsonst im Schutte meiner Träume, verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen.

Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter öffnen wollten."

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in einer unendlichen Finsternifs. Ich wollte Gott näher schaun, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehmals ich mit süfsem Schauder seine Gegenwart ahnte, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehn, und starrte in ein unermefsliches Grab, worinn das Schweigen der Vernichtung lag, und alles umdunkelnde Vergessenheit." —

„Um mich aus meiner verzweiflungsvollen Weisheit zu erretten, ward kein

Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstöfsliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hofte immer endlich einen Irrthum zu entdecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewifsheit stieg, dafs ich ewig im Dunkeln bleiben müfse."

„Was ist die Welt? Fragt' ich, und stand schon wieder an der engen Gränze menschlichen Wissens. Ich sehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte

und Weiche der Dinge, die ich Körper heiſse, und damit kenne ich die Dinge nicht, sondern nur ihre Aussenseite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich sehe Masken, aber nicht die Schauspieler dahinter; ich sehe Erscheinungen, aber nicht ihren Quell. Ist diese Aussenseite der Dinge ihnen eigenthümlich? Oder ist sie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiſs es wieder nicht. Denn die leiseste Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entspringt vor mir eine neue Welt."

„Und diese meine Sinne, was sind sie? Wie kann ich durch diese Häute, Röhren, Fasern und Säfte zur Vorstellung dessen kommen, was aussier mir

schwebt? Wie können sie das Sinnliche in Geistiges, das Körperliche in Vorstellung verwandeln? Ist die Harmonie, welche draußen mich im Weltall anspricht, Eigenthum dessen, was hinter den Erscheinungen spielt, die ich Körper nenne, und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterscheide, oder ist sie Wirkung jener Röhren, Fasern und Säfte? Oder Wirkung der Organisation meines Vorstellungsvermögens, welches ich bald Geist, bald Seele heiße"?

„Was ist meine Seele? — Es geht mir mit mir selbst, wie mit den Erscheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eignes Daseyn nur in den Erscheinungen meines Ichs in den Gedanken, in den Vorstellungen, in den Wünschen, in den Handlungen aller Art.

Was ich nun selbst bin, das dieses alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geist ist ein unsichtbarer Quell; ich sehe Ströme seiner Thaten fließen, ohne zu wissen, woher? Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Gestalten aller seiner Freunde kennt, nur nicht seine eigne, die er nie gesehen."

„Welch' eine Verwirrung? Ich bin, ohne zu wissen wer? In Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich so? Warum nicht anders? Wie kam ich als Theil zu diesem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich ans Bewußtseyn? Was soll ich auf diesem räthselhaften Schauplatz"? —

„Fragen und ewige Fragen, denen

redlich, weil's dabei Bier oder Branntwein zu saufen gab). Die wohlhabendern Nationen hingegen, die heerdenreichern Tungusen, die Beltiren u. s. w. verharrten treulich bei ihren Landesgöttern und väterlichen Uebungen. Ja, die Auswanderungen vieler Kalmuken in's chinesische Gebiet sollen eine Folge des Unwillens dieser Mongolen gegen die russischen Priester und deren bewaffnete Diakonen gewesen sein, indem die lamaischen Geistlichen dem Volke den Bekehrungseifer der Russen folgendermaßen erklärten: „Der russische Gott will Geld, der russische Statthalter Brod, der russische Czar Rekruten; darum sollt ihr Christen werden und Ackerbau treiben, wie Gefangene."

Schonender und vorsichtiger ging man unter der Kaiserin Katharina II. zu Werk. Besonders zweckmäßig war die Anlegung von Pflanzschulen für tschuwaschische, tscheremissische, mordwinische, kalmukische und anderer tatarischen und mongolischen Stämme Knaben, die man unterrichtete, um sich ihrer nachher als Lehrer und Priester unter den Nomaden zu bedienen. Dergleichen wurden zu Irkutzk, bei Kasan und andern Orten begründet; auch die Jesuiten blieben nicht müßig, Bekehrer in die wüsten Steppen hinauszusenden.

Doch von den Aernten ihrer heiligen Saaten

keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Bestimmung nicht; nicht, ob ich als eigner Zweck hieher gestellt wurde, oder als Mittel für andre, dunkle Absichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen des Universums, und muſs nun da seyn, und weiſs nicht einmal, ob ich mich aus denselben losreiſsen kann mit eigner Macht. Ich kann das Werkzeug zerstöhren, diesen Körper, durch welchen ich handle und Erscheinungen zeuge; habe aber keine Gewiſsheit, ob ich damit das Unbekannte zerstöhrt habe, welches die Handlungen wirkte? Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiſs nicht den Urstoff, das Wesen, jene Aufsenseite zeugte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den

Zusammenhang, und ich nenne nun die neue Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich hab' es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andre Erscheinung hervorbringen können."

„So steh ich da, ungewiſs, ob ich mich losreiſsen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müſse? Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiſs ichs nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ichs wieder wissen, daſs ich da sey? Ich taumle durch unerleuchtbare Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch' ein Land liegt hinter diesen Schranken"?

„Daſs die Welt so erscheint, wie

ich sie wahrnehme, ist also nicht weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinnen eingerichtet sind, daſs ich sie dergestalt mir vorstellen muſs. — Muſs? Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle Empfindungen und Vorstellungen genieſse. So denk' ich mir alles auf einander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit ist nichts auſser mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir; und doch nicht eine bloſse Vorstellung, denn diese könnt' ich ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form in der ich zwangsweise

alle meine Vorstellungen reihen muſs. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draußen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Ist dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beiden allein in meinem Gemüth? Ist ein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen"?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches ohne zu wissen, wie und was und warum es ist, nur erkennt, daſs es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie, muſs es denn geschaffen seyn? Wer ist denn des Schöpfers Schöpfer? Ist es nothwendig daſs alle Dinge einen

Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursach nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armseeligen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthümlichen Organisation meines Gemüths? Kann es bei den Dingen an sich nicht ein ganz andres Bewandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber der Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör' ich dann auf? — Da stoß' ich wiederum an den Gränzstein meiner Vernunft — ich kann den

Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe."

„So, ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüstenei. Ich sah eine Welt voll Betrüger und Betrogner; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden glichen fürchterlichen Rasereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Kniee sich beugen vor Altären für ein unbekanntes Wesen, dessen Daseyn die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen."

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum lächelten und starben, sie waren so glücklich! Wie gern gäb' ich all meine Weisheit hin, rief ich oft: Für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; — und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölbe des Himmels über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahndung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlings-

lingsmorgen den Himmel anzündete und die Gebürge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Kniee in der Freude einsanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammenfielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten — ach, dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut' ich noch Blüten auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzens, welche auf den geliebten Todten fiel, war zugleich die erste Thräne der Hoffnung nnd Sehnsucht, bald ihm wieder vereint

zu seyn, da wo kein Seufzer mehr die müde Brust bewegt, und Seeligkeit ist ohne Aufhören."

„Ihr seht, meine Lieben", fuhr Dillon fort: „Ich war sehr unglücklich. Aber ich suchte mich zu erheben, und ein Schicksal männlichen Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wissen, ob ein Gott herrsche, und Unsterblichkeit mein Loos sey, ehrt' ich die Gesetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Trost. In dieser Gemüthsstimmung war es, dafs ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurück gab."

5.

„Eines Tages", so erzählte unser Abbé: „Empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bagno zu begeben, um dort einen alten Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten. Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angestellten Geistlichen. Diese fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher sich durchaus nicht bekehren lassen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, schien den Sklaven zu schätzen, und da er mich persönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des verstockten Sünders zu sorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Ab-

ist wenig namhaft geworden. Indessen darf man glauben, daß nicht alle Mühe eitel gewesen; wenigstens war sie Vorbereitung zum Bessern. Und wie darf man hoffen, große Wirkungen sichtbar werden zu sehen vom Eifer einzelner Menschen, die sich in der Menge der verschiedenen Völkerschaften auf so ungeheuern Räumen, wie unbeachtete Punkte, verlieren? Unter Völkerschaften, die oft ganz zerstreut wohnen, oft ohne bleibende Stätte sind, und noch Mangel an der ersten, nöthigen Vorbildung ihres Geistes leiden! Immer stehen die religiösen Begriffe der Nationen im gleichen Verhältnisse mit ihren übrigen. Daher findet man auch im Innern Asiens wohl noch Christen aus alter Zeit, wie die Awchasen, im russischen Georgien, oder bei den Lesii, in deren Thälern und Bergen am Strome Koisu noch die unzweideutigen Ueberbleibsel der alten Avaren und Hunnen erblickt werden, welche ausser der gottesdienstlichen Sonntagsruhe und den langen Fasten der griechischen Kirche, keine andere Uebungen des Christenthums kennen. Eben so werden muhamedanische Völkerschaften angetroffen, die ausser dem Abscheu vor Schweinefleisch und starken Getränken, und ausser der Beschneidung, wenig vom Koran des Propheten wissen. Auch jüdische Takaren werden z. B. im Khanat von Kuba gesehen, die von Moses Satzungen wenig behalten haben.

trünnigen in den Schoofs der Kirche zurückzuführen, gab ich doch den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem man allgemein behauptete, der Ketzer sey vollkommen vom Teufel besessen, sey ärger als Calvin, und bringe die geschicktesten Heidenbekehrer aus dem Text."

„Ich gieng. — Sonderbar genug," dacht' ich unterwegs bei mir selbst, und konnte mich des Lachens nicht erwehren: Ein Freigeist soll hier den andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich besser gekannt, er würde mich nicht so bestürmt haben. Aber so treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär er der Weiseste und Tugendhafteste, hat

Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehn."

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da saſs er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Gesicht gegen das ofne Fenster gekehrt, im vollen Sonnenschein, als wolle er sich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Aussicht ins Freye genieſsen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergesse dieses blasse Heiligen Gesicht, so lang ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düſtre, stiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die schamlose Frechheit des verhärteten Lasters, oder die dumpfe Reue und Niedergeschlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebesserten Bosheit; — nein, es war die stille Unbefangenheit

einer reinen Seele, die Güte der Unschuld, welche aus den grofsen schönen Augen sprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krankheit, hatte, so sehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeschornen Hauptes erblickte man noch einige dünne, graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Ansehn gaben. Genug, ich war bei diesem Anblick sonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet."

„Ich näherte mich ihm. — Verzeihn Sie", sprach er: „Ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie sehn

meine Füße da auf dem Strohkissen hingestreckt. Sie sind schon bis zum Knie angeschwollen. — Ich trat vor ihm hin, und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Alamontade, gab mir seinen Geburtsort an, und zugleich daß er, in der Blüte seiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überstanden habe. Er war nun fast seit neun und zwanzig Jahren Galeeren-Sklav gewesen."

„Wohl dir", sagt' ich zu ihm: „So wirst du bald erlöst seyn — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können."

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehn""! Sagte er mit einer beben-

den Stimme: „„Ich habe keine Heimath in dieser Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er nun schon gezögert hat.““

„So ungefähr redete der Sklav. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme, mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sey; daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verwornen Gesellschaft, worinn

er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müsse." —

„Glaubst du also", nahm ich wieder das Wort: „Glaubst du also, Alamontade, daſs du deine Freisprechung nicht erleben werdest"?

„„Ich hoff' es wenigstens"", gab er zur Antwort: „„Daſs der Tod mich früher von der Bürde meiner Tage, als das Gesetz von den Fesseln, erlösen werde.""

„Und kannst du wirklich mit so groſser Ruhe an den Tod denken? Hast du deine Strafzeit auch also angewandt, daſs du hoffen darfst vollkommen mit dem Richter der Todten und Lebendigen ausgesöhnt zu seyn? — Sieh, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin

hat viele Gnade für dich. Er glaubt selbst, du werdest nur noch wenige Tage zählen - - - ich komme wirklich, bewogen durch sein Verlangen, zu dir, um - - -"

„Alamontade unterbrach mich": „Die Gnade unsers Herrn Kapitäns rührt mich tief; auch Ihre Menschenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigst, meinen Herrn zu ersuchen, keinen Geistlichen weiter zu senden, sondern meinen letzten Stunden den Trost der Einsamkeit zu lassen. Soll und muss ich denn auch dieses Trostes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, so erklär' ich nochmals, dass ich schon seit drei und zwanzig fürchterlichen Jahren auf die schöne Minute meines Sterbens vorbe-

reitet bin; dafs ich ohne Kummer sterbe; dafs ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden: So fleh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oehlung gereicht werden mögen."" —

„Er sagte dies mit so herzlichbittender Stimme, dafs ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern liefs ich dabei den Gedanken ganz unwillkührlich fallen: Es sey eine Pflicht das Begehren der Sterbenden zu ehren, und wenn er ein Gotteslängner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen."

„„Sie sind ein Geistlicher""? sagte er: „„Ihre Worte haben mir

wohlgethan, mehr denn alle Ermahnung Ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung und Erbarmen und Einsicht kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm seyn.“ “ —

„Ich gab ihm zu verstehen, daſs ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche: und daſs es keines Dankes werth sey, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seyen. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „„Mein

Herr, Sie sind ein außerordentlicher Mann""!

„Außerordentlich"? sagt ich: „Ich finde nichts außerordentliches in Erfüllung der ersten Pflichten jedes Menschen."

„„Eben darin liegt das Außerordentliche""! Rief er.

„Ich verlangte von ihm, sich näher zu erklären. Er schien Anstand zu nehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich versicherte ihn, daß es mir sehr lieb seyn werde." Darauf sprach er: „„Mein Herr, wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein

Sie sind allzumal Heiden, wie die übrigen, — wie die Mongolen in den Sandebenen Chilgontui's, in denen sich deren berühmtester Datsan oder Tempel erhebt, und welchen in den Tropfsteinhöhlen des hohen Uda-Gebirgs die Heimath aller guten und bösen Geister ist.

Es werden Jahrhunderte verstreichen, ehe alle jene zum Theil noch wenig bekannten Völker Nord- und Mittel-Asiens eine höhere Stufe öffentlicher Gesittung einnehmen. Die Natur ihrer Himmelsstriche selbst und die daraus entspringende Lebensart hindert sie. Das Beste muß dazu vom europäischen Rußland aus gethan werden — aber auch dieses steht größtentheils noch weit hinter den übrigen Nationen unsers Welttheils zurück.

Daher verdiente Kaiser Alexander durch sein Bemühen um Verbesserung des Schulwesens den vorzüglichsten Ruhm von allen Freunden der Menschheit. Bekannt ist seine schöne Ukase in Betreff der geistlichen oder sogenannten Klosterschulen. Doch sind der letztern gegenwärtig kaum sechszig im ganzen Reiche, die allein einen Aufwand von 360,000 Rubeln erfordern, um sie aufrecht zu halten. Im Jahre 1814 befanden sich darin, und zwar in den sechsunddreißig höhern derselben, welche Seminarien heißen, und von den achtzehn niedern unterschieden werden, wo nur Unterricht im Christenthume, Rechnen und

Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. An gebornen Königen soll man jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Duldung fremder Meinung rühmen.""

„Einem alten Galeeren-Sklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müssen. Aber doch wurde der Mensch mir durch dies und alles, was er sprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, sein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in seiner Jugend den Wissenschaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank geführt sey. Er hatte sein Verbrechen, welches es auch immer

seyn mogte, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugier mich brannte, glaubte ich doch des Unglücklichen schonen zu müßen mit der Erinnerung seiner Vergehungen, in den letzten Momenten eines trauervollen Daseyns."

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu seyn. Er bat demuthsvoll um Wiederholung meiner Besuche." „„Ich bin dieser Gnade nicht würdig"", sagte er: „„Aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter, und ohne Eigenthum. Doch hab' ich noch ein Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich noch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter

gelassen, auf welche ich meine Klagen unter tausend Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als mein Vermächtniſs einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb.""

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Angelegenheiten der Menschheit. — O ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verliefs niemals den göttlichen Sklaven, ohne gebesserter zu seyn; und in der Stille meines Zimmers zeichnete

ich

ich mir die Gespräche wieder auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet! Ich theile euch Alamontades Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sey es zu euch gesprochen." —

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir giengen schweigend am Ufer des Sees hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nicht zu ver-

gehn in der Qual ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hiengen uns fest an Dillons erhabnen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater sich schmiegen.

Als wir auf des Abbé Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns, und Dillon las:

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte, weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über Religion.

„Wie", sagte ich: „Du hast doch also eine Religion, Alamontade"? Glau-

ben Sie, antwortete er; daſs ein Mensch ohne Religion sey? Nur die Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche seyn. —

„Und welche ist die Deinige? Denn man hält dich für einen Gotteslängner."

Ich bin ein Verstoſsener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: Darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum wag' ichs nicht mehr, den Mund zu öfnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer mögte sie auch theilen mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen. —

Er versank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? Wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer meiner Vernunft mir durch den Mund derselben offenbarte. Die Vorurtheile des grofsen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütterlichen Wahrheiten der Natur erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieses leitete mich aus dem Schoofs der Kirche in den Arm Gottes. —

„Und du fandest dich unter allen Schicksalen bei deiner Religion beruhigt"?

Ach, mein Herr, beruhigt? Ja wohl,

aber darum litt' ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehn. Aber so umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und stände uns der Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus. —

„Ich wünsche dir Glück, daſs dein Glaube dir wenigstens so viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag ist, deine religiösen Ueberzeugungen anzutasten, wünsch' ich sie kennen zu lernen, um sie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre."

Meine Religion, mein Herr, kennt ein jeder. Sie ist der Stamm und das

Wesen einer jeden. Sie finden sie in allen Welttheilen wieder. Alle Völker haben sie; nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz, dessen sie für mich nicht bedarf. Mir ist's leichter, als allen, sie so zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menschheit. Darum hab' ich nicht mehr die Religion eines Volkes, sondern die Religion der Menschheit, und niemand verfolgt mich darum. Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz. — Aber seys doch? Wohl denen, die da für ihren Glauben siegten, wohl denen, die für ihn starben. Beide waren in ihm seelig.—

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zwei-

fels t; wenn du also überzeugt bist, dafs die Religion anderer nur Wahn und Irrthum sey, wie magst du sie doch seelig preisen"?

Weil sie es waren. Ach, wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrau'n und Liebe gewonnen; dennoch hätt' ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesamt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen steh'n umher sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur und zeugt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt

Schreiben ertheilt wird, zwanzigtausend Schüler mit zweihundert siebenundneunzig Lehrern. Auf den geistlichen Akademien zu Kioff, Moskwa, Alexandroff und Kasan zählte man zugleich viertausend Jünglinge mit fünfzig Lehrern.

Neben diesen Bemühungen erwarben sich die russischen Bibelgesellschaften durch Verbreitung der heiligen Schriften in russischer, armenischer, kalmukischer, grusischer, persischer Sprache u. s. w. großes Verdienst; nicht minder auch die Sendungen der erst im Jahre 1796 gestifteten Edinburger Missionsgesellschaft. Es ist merkwürdig, daß von Großbritannien, in unserm Zeitalter, wie vor Jahrhunderten im Mittelalter, abermals die meiste Belebung des Eifers zur Bekehrung des Heidenthums, zugleich auch die größte Zahl der Heidenbekehrer ausgeht. Denn dort bestehen gegenwärtig zwölf verschiedene, große, thätige Gesellschaften, das Christenthum zu verbreiten.

Schon im Jahr 1803 reiseten zwei britische Prediger, Heinrich Brunton und Alexander Paterson, begleitet von einem jungen Afrikaner, Namens Gillorum Harrison, nach Rußland, um Jesum in der Tatarei zu verkünden. Sie empfingen freundliche Aufmunterung von der Regierung, begaben sich nach Astrakan, und von da nach Karaß, einem tatarischen Dorf:

im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Unsterblichkeit der Seele — doch ist ihr Vertraun zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor der Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen der Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk hat seinen Gottgesandten und Propheten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millionen; sie verstehn das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes wird ein Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen. —

„Kann aber", sagte ich: „Kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt"?

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod genieſsen sollen im Schweiſse des Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webestuhl, in der Scheune und am Schiffsruder im Dienst irrdischer Bedürfnisse. Nur wenigen ward es gegönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihn. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Resultate der Philosophie und Naturkunde, und die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntniſs, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet alles sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist —

aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die grosen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus eignen Quellen unmittelbar schöpfen, sondern sie im Vertraun auf des Lehrers Weisheit empfahn. — Und so wie dann, so steht es noch jetzt. Es hängt an dem Autoritäthabenden. Jetzt noch an einem Göttlichen; späterhin an einem Irrdischen. Graue Vorurtheile werden ausgehn, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir noch heut leben — sie werden das öffentliche Elend mindern — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie hervorschreiten können. —

„Ich zweifle, ob die Menschheit, in dem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht und des Zartgefühls sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte"?

Warum nicht? O wahrlich, mein Herr, unter einem veredeltern Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Können Sie nicht glauben, dafs mit der Kultur der Völker die öffentliche Glückseeligkeit steigt, und das Elend sinkt: So vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unsrer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehn; theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglaubens, die Ungezähmtheit brünstiger Leidenschaften,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14381/659

die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens --- vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unsrer Zeitrechnung! — Die Entwickelung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergröfsert den Genufs des Lebens, und die Freuden der Sterblichen; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauerndeu Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft vermindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Gröfse und Kraft, mit welcher sie sich selbst über die unabänderlichen Uebel emporhebt. —

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort; nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Laune der Philosophen, welche in der Kultur der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseeligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt, oder einer bessern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die niemand erlebt hat und niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu seyn; es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reitzender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen der

Moment, in dem wir ihn kaum dachten und ein andrer schwebt schon vorüber; eh' wir ihn erwarteten. Unsre Empfindungen sind in diesen Momenten zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Momenten der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehn, und beide gewinnen abermahls frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Seeligkeit des kindlichen Lebens, aber wenn ein Gott uns die Wahl frei gäbe, wer würde dahin sich zurück stellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Kultur der Nationen anklagen, bauet ihnen doch Hütten

unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tataren, oder den Algierern und Marokkanern und erwartet ob sie ihr Loos rühmen?

So redete Alamontade. Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Einwürfe galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand' ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz; — er lächelte mich an; nie hatte ich ihn lächelnd gesehn.

„Du scheinst dich heut wohl zu befinden"? Sagte ich zu ihm. — O sehr wohl! „Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften;

und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch länger nicht dem Feind widerstehn, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße." —

„Stirbst du denn so gern, Alamontade"?

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? Sprach er: — Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von den müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heimath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird mitleidig

über

am Fuße des kaukasischen Gebirges, wenige Tagereisen von den persischen, bokharischen und türkischen Grenzen und fast in gleicher Entfernung vom kaspischen Meere und dem schwarzen gelegen. Hier siedelten sie sich in der Nähe der Räuberschwärme an. Aber nur Bruton blieb da; ward indessen von fünf andern Briten, meistens fremden Handwerksleuten, in seinem Werk unterstützt. Hier übersetzten sie das neue Testament ins Tatarische und druckten es selbst; kauften gefangene Kinder, und unterrichteten diese in der tatarischen und englischen Sprache. Mehrmals aber mußten sie von Karaß flüchten, bald ins russische Kastel Konstantinsgorski, bald in die feste Stadt Georgiewsk, sechs deutsche Meilen von Karaß. Bald war es die Pest, die sie vertrieb; bald feindlicher Ueberfall der Tataren, gegen welche sie weder hinter den Wällen und Pfahlwerken ihre Niederlassung, noch durch die Schutzwacht russischer Kosaken gesichert waren. Immer aber kehrten sie unverdrossen dahin zurück, wo nebst ihnen noch etwa dreißig deutsche Familien und einige getaufte Tscherkessen und Tataren wohnten. Kaiser Alexander sicherte ihnen Allen, wenige Tage nach der Leipziger Schlacht, durch eine Ukase an den Oberbefehlshaber in Georgien, stärkern Schutz für die Zukunft zu. Auch geschah in Folge seines Wunsches, daß zwey der dortigen Heiloboten,

über seinem Leichnam in Thränen sich auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade"?

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen seyn werde; wo ich wieder in der grofsen Familie des Allvaters, als Kind auftrete, und allen gleichgeschaffnen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiet des Ewigen, aber hier ward ich hinausgeschleudert ins Elend, und keiner kannte mich, keine Seele grüfste mich, als Bruderseele. —

„Weifst du es denn, Alamontade, weifst du es gewifs, dafs nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens

dich erwarten? Magst du mit unerschütterter Ueberzeugung dein Auge schliessen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, dafs keine geoffenbarte Religion dich erquicke. Wie magst du, ohne höhere Offenbarung dein Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen."

Wahrlich, antwortete Alamontade: Diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst stehe da, wo diejenigen standen, welche dem schwachen kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung gaben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im Weltall zu orientiren. Nur der Blinde mufs geleitet werden

durch fremde Hand; ihm bleibt die Straſse dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen sie beleuchten. —

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung"? Fragt ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen ebenmäſsig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiſs — erwiederte Alamontade: — Wer mit den Händen gehen, und mit den Füſsen schreiben will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen, und sich vorstellen will; oder wer die angenehmen Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer da leugnet das Gewesene, was seinem Gedächtniſs entronnen, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch

nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Daseyn so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Daseyn unsers Ichs. — Stark ist der Mensch, und groſs und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung seiner Kraft macht ihn gebrechlich. Er will mit seinen Augen hören, mit seinen Ohren sehn. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall die Wahrheit, und ist doch selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne, ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all meinen Frieden zerstörte.

An allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd: Also auch daran, dafs Sie zweifeln? Sie finden nirgends in der Welt Gewifsheit, also auch darin nicht, dafs Sie es sind, der keine Gewifsheit findet? —

„Nein"! Rief ich: „Dafs ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; dafs ohne mich noch andre Dinge sind, ist auch gewifs. Aber was diese Dinge sind, warum sie sind, warum ich bin? — Das weifs ich nicht."

Woher wissen Sie, dafs Sie sind? Wer hat es Ihnen offenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schliefs' ich, das etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkühr meiner Vor-

stellungen, ich habe demnach keinen Grund am Vorhandenseyn andrer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge an sich kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Sinne nicht, mit der Aufsenwelt. Ich finde, je länger ich die Natur studiere, dafs die von den Aufsendingen in mir erzeugten Wirkungen, mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schliefsen, sondern dafs die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sey."

Ach, mein Herr, sagte Alamontade: Wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse, unendliche Fortdauer, Vergeltung nach dem Tode

u. s. w. an thun wäre: Die Kenntniſs der ihn umgebenden Dinge würde ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseyns versüſsen. Ich gestehe mit Ihnen, daſs mir die Dinge an sich in geheimniſsvoller Finsterniſs wohnen; daſs ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die sich mir nach den Gesetzen meines Gemüths präsentirt. Aber auch in dieser muſs ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas, von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwey Theile zerfallen; eine Welt voller

Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ists, die ich allein erkenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen, zu diesen gehört mein Ich, oder wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Außenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabne Künstler. —

„Du sprichst, sagt' ich, du sprichst von Ursachen und Wirkungen, aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sey? Wer bürgt dafür, daß nicht alles anders sey, als du dir es vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr

und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Produkt der innern Einrichtung des Rosenstockes ist?"

Darauf — erwiederte mein Philosoph: Läßt sich nur eins antworten: Entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen etwas Vernunftwidriges an die Seite setzen, als gleich geltend, und dann hört alle Philosophie auf, und der Wahnsinn nimmt ihren Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich also Mensch

bin, das heifst vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahndung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist. —

Genug, ich weifs, dafs ich da bin, wie wohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln mögte, ich weifs, dafs andre von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genufs des Daseyns mit Millionen anderen Wesen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffne Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben

John Mitchel und Karl Fraſer, im Brachmond 1814 nach Orenburg reiſeten, um am Ural eine neue Niederlaſſung zur Bekehrung der nomadiſchen Tataren und Muhamedaner zu gründen.

Alle dieſe und andere Arbeiten zur Verſittlichung und Verchriſtlichung des ruſſiſchen Aſiens ſchreiten langſam, und in ewigem Kampfe mit den Hinderniſſen fort, welche die Natur der Himmelsſtriche und Völkerſchaften erzeugen. Selbſt die alten Stiftungen der Brüdergemeinde an der Sarpa, wo ſie im Jahre 1765 Sarepta anlegten, wirken minder fruchtbar auf die Umgebungen, als man anfangs erwartet hatte. Die dahin gezogenen Europäer werden, beſiegt vom Klima, zuletzt den Aſiaten ähnlicher, als die Aſiaten den Europäern in Sitte und Art. Sarepta's Brand im Jahr 1812 erſchütterte dabei den ſchön begonnenen Wohlſtand der Kolonie nicht wenig.

Man fing ſchon an der Möglichkeit zu zweifeln an, jemals die kalmukiſchen Horden für das Evangelium zu gewinnen. Die Brüdergemeinde zu Aſtrakan, welche auch eine eigene Schule für Kalmukenkinder hielt, gab jedoch den frommen Muth nicht auf. Noch im Frühling 1815 gingen zwei Miſſionarien aus Sarepta, Gottfried Schill und Chriſtian Hübner, von neuem in die Steppen der Kalmuken.

Aſtrakan, die anſehnliche Stadt auf einer

allerlei zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Aber ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu den Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müßen sie Geheimniß bleiben"? Fragt' ich.

Auf dieses Warum? — Antwortete er: — Findet keine Antwort inner den Gränzen unsrer Erkenntniß; die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat, aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens.

Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist das Unmögliche wahrzunehmen, der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen: So muſs uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns ganz allein mit dem zu begnügen, was wir haben. —

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens ist genug zu unsrer Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die ganze Natur bleibt; nur die Formen, die Farben der Dinge ändern, aber was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt,

hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen. Aber damit hab' ich nur ein Verhältniſs der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemahls Palast hieſs, die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andre Erscheinungen zeugen sie jetzt, das heiſst, sie machen auf meine Sinnen einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehn. —

Weiter dring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Gränzstein meines Wissens, theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir." Sagt' ich zu Ala-

montade": Deine Philosophie ist sehr genügsam. Die Meinige leider fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewifsheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Sie Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müfsen wir unsre Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu be-

dienen, von den Ohren fordern daſs sie sehen, von den Füßen, daſs sie den Dienst der Hände verrichten sollen; wenn wir auf den Händen gehen, und mit den Augen Töne behorchen wollen. Es geschieht, wenn wir unsre Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstöſslichen Gewiſsheiten sehn, und dennoch in der Welt voller Täuschungen, eben durch die Täuschungen, sehr vergnügt seyn können. So ist der Philosoph, (wenn ich den noch einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen mit sich selbst gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur

an, und sollte doch nur seine eigne Thorheit befehden. —

„Wie aber erklärst du dirs", fragte ich ihn: „Dafs die Menschen immer geneigter werden zu zweifeln, je mehr sich ihre Kentnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil statt? Warum sind die am ruhigsten, und wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen, und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsre schönsten

Hoff-

Hoffnungen zerreißt, unsre heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsre Sehnsucht zieht?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl, „Auf meinem Eden", rief er: „Liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten Weltall; aus ihm verliert sich nichts. Mein Seyn ist mit dem Seyn des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich geboren; ihr Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht Dunkel jedem Herzen Ahndung an; und jeder Vernunft ists geboten, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott"! — —

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er: Als dafs der Mensch immer tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer, aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit glaubt alles; sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreifst entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewifs neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mistrauns voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstöfsliche Gewifsheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen; unter andern Verhältnissen könnt' es doch auch anders alles seyn! — Er wird zum Zweifler.

So rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug daher die ersten Atheisten der Christenheit. —

Zwischen der Nacht und dem Tage ruht die Dämmrung; zwischen dem Irrthum und der klaren Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels. —

„Aber warum verschmachtet so mancher in diesen Nebeln und findet sich nicht hinaus zum Licht?" Fragt' ich dazwischen.

Vielleicht fehlts manchem, sagte er; an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in grader Bahn; ein andrer, der die Träume seiner Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt zurück, von wannen er kam. Ich kannte

in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten. —

Noch andre suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehn sie sich in ihrem Zweifelkreis herum. Sie wollen beruhigende Ueberzeugung vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an sich, der Kräfte an, von denen wir doch nur die Wirkungen, und nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren was Gott an sich, und was die Seele an sich sey, während wir doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach langem fruchtlosem Bemühn stehn sie in ihrem Helldunkel wieder auf

Inſel an den Mündungen der Wolga gelegen, mit 70,000 Einwohnern, ward von der mähriſchen Brüdergemeinde wegen der eigenthümlichen Lage zum Mittelpunkt ihrer Sendungen erwählt. Denn leichter von hier aus, als anderswo, läßt ſich auf Sibirien, die Tatarei, Perſien und die Türkei wirken, von welchen Ländern beſtändig Reiſende aller Art gen Aſtrakan kommen. Bisher ward jedoch wenig geleiſtet. Die Edinburger Miſſionsgeſellſchaft ſandte im Jahr 1815 zwei ihrer rüſtigſten Genoſſen, das Bekehrungswerk zu erneuern. Wildheit des Himmelsſtriches, Rohheit der Völkerſchaften, zerſtreutes und nomadiſches Wohnen, waren die bleibenden Hinderniſſe am Gedeihen aller menſchenfreundlichen Unternehmungen.

Faſt dasſelbe läßt ſich von jenen zahlreichen Pflanzſtätten der Europäer längs den Ufern der Kuma und ihren Nebenſtrömen im kaukaſiſchen Lande ſagen, welche ſeit dem Jahre 1781 von ausgewanderten Deutſchen, Franzoſen, Niederländern und Schweizern angelegt wurden. Man nennt ſolcher Pflanzſtätten gegenwärtig dreiundfünfzig. Und über hundert derſelben liegen, eben ſo von Europäern bevölkert, in den Ebenen längs der Wolga. Die letztern wurden nach dem ſiebenjährigen Kriege geſtiftet, und haben ſich ſeitdem, rückſichtlich ihrer Bevölkerung, unglaublich vermehrt, wie ungünſtig auch Land und Himmel

der alten Stelle, und sie verzweifeln sich aus dem Labyrinth zu finden.

Wieder andre wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandne auf einander wirkt, sich aneinander zieht, sich scheidet und neue Dinge erzeugt. Daſs der Mensch denkt, erkennt, und will und handelt, daſs er die Umlaufs-Bahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie nun für ein Produkt seiner Organi-

sation, wie Frucht und Blüthe Folgen der Einrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns nun gelehrt? Sie erklärten aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte so wir wissen mögten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben ihnen Räthsel. Aus den Erscheinungen also wollen sie ein Etwas erklären, und dessen Schicksale, was selbst nicht Erscheinung, oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft, ich meine den menschlichen Geist. Sie machen den Menschen zum aufgezognen Uhrwerk, zum Automat, und predigen des Ruhmes willen ihre Lehre, an die sie selbst nicht glauben mögten. —

Aber bei den meisten Menschen entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der regern Fantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter gewissen wenn gleich dunkeln Bildern *vorstellen*, was sich nur *denken* läßt, wie mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Sie sind der Einbildungskraft zu wenig Meister. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese oft für jene und verzweifelt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jun-

gen Männern ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt der Vernunft tritt, und beide liebt, und beide wirken läfst, und die ersten Werke unsrer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Misgestalten werden. —

„Das gilt für Euch beide"! Sagte Dillon lächelnd und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen recht. Man mufs aber seine Worte zwei und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen."

„„Mich gelüstets am meisten," sagt' ich: „„Des Mannes eigne Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen, oder befestigen werden.""

„Es sey"! Antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontades von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen."

Dillon überschlug einige Hefte, zog eins der letztern hervor, und las:

9.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden!"

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens, und über mein künftiges Schicksal. Wem sind die-

se Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntnifs über diese Aegelegenheiten führen konnten; den Weg der Erfahrung, und den Weg der selbstthätigen Vernunft. —

Der Weg der Erfahrung schien mir lange der allein sichre. Allein bald empfand ich, dafs meine Gegenstände aufser dem Horizont irrdischer Erfahrung wohnen; dafs ich nie, bei meinen gegenwärtigen Verhältnissen, mit den dermaligen Werkzeugen meines Gemüths, die aufsersinnlichen Ursachen der Dinge, oder Erscheinungen erkennen möge, die mich umgeben; dafs ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben wurden; dafs

ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sey, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen. —

So blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daſs ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, ich doch immer auf die Gesetze der Vernunft zurück sehn muſste. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daſs alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemahls gesehn zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaſsen, wie ich, und daſs sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine

Reihe von eignen Erfahrungen und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu unterscheiden, das heifst: Sich seiner bewufst zu werden, dafs es eben sobald anfieng, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe beim abgestorbnen Greise, dessen Einbildungs-Vermögen versiegt, dessen Gedächtnifs verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich, bei Lähmung seiner Sinn-Werkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen kindisch wurde, nicht mehr im Stande seyn mogte, die ihn umringenden Dinge recht zu erkennen, richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden. —

Denk' ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch ich's, mich ihrem Gebot zu entziehn, so stürzt alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter mich selbst zerreifsenden Widersprüchen hin; ich rase. —

Diese Einrichtung meines Ichs zwingt mich alles, als Ursach oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursach meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Daseyn der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen zu-

sammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er giebt ihnen Ewigkeit, wie andre sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Daseyn Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unsrer Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für blind nach ihren Gesetzen wirkende Wesen. Die Natur, sagt er, von Ewigkeit so, trieb von Ewigkeit her ohne sich dessen bewußt zu seyn, die Er-

sind. Denn in diesen öden Ebenen, wo weit umher kein Wäldchen sichtbar ist, kein Berg, kein Hügel; wo man den Kuh- und Pferdemist zu Brenntorfen backen muß, um Feuerung zu haben; wo die wenigen Obstbäume, welche hierher verpflanzt wurden, jeden Winter erfrieren, während die Hitze des Sommers oft erstickend ist: in diesen Gegenden wohnen demungeachtet bei fünftausend Familien von europäischen Eingewanderten oder Nachkommen derselben, die alle ihr Leben zwar durch das, was sie pflanzen, fristen können, aber auch ohne Aussicht auf höhern Wohlstand bleiben.

Seit dem Jahre 1816 ward Irkutzk im Innern Sibiriens ein neuer Punkt der frommen Sendanstalten der Briten. Diese Stadt ist, als Stapelort des Handels zwischen Rußland und China anzusehen, und noch größtentheils von Anhängern des lamaischen Glaubens bewohnt. Doch leben dort auch griechische Christen und viele Muhamedaner. Von den benachbarten Völkerstämmen sind die Burâten, mongolischer Abkunft, in ihrer Sprache den Kalmuken ähnelnd, am bedeutendsten; vielleicht mehr noch die Manschutataren, welche aber unter chinesischer, nicht russischer Hoheit stehen.

Die Kultur des russischen Asiens ist allerdings nur möglich, wenn sie durch Fleiß europäischer

scheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewufstseyn des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären Götter zu heifsen, weil sie allein eigentlich leben, und die Natur erkennen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen. —

Zwingt mich die Vernunft ein höchstes Grundwesen anzunehmen: So zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommner mir zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Welt-

ganzen, diese berechneten Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind ein so erhabner Gedanke, wie keiner von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahnde aus diesem Gedanken eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseyns. Und so tief die Werke menschlicher Kunst unter der Organisation des Universums liegen, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter Gott und unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens. —

Ja mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende,

alles-

allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseyns. — Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseyns und seiner erhabnen Eigenschaften auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist selbst, daß er durch Organisation seiner Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als seine innern Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zweifel anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sey kein Gott — Der Schrey der ganzen Natur ist wider ihn. —

Gott ist. Ich kann mich in tausend Zweifeln verstricken, und mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib'

ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien empor. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Philosoph und Kantschadale, der Jude und Sinese, der Muselmann und Neger alle beugen sich anbetend vor dem Urwesen, dessen Bild sich in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vernunft wahrnehmen läßt, klärer oder verworrener. —

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Daseyn des unendlichen Welt-Geistes? Zweifeln an der ewigen

Wahrheit der Vernunft-Grundsätze? So wollet ihr, ich solle den grellen Widerspruch vorziehn der einfachen Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehn der Wahrheit; so meine eignen Zweifel bezweifelnd, schreite ich von Unsinn zu Unsinn. Merkwürdig ists, dafs unsre Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie andre; nur in ihrem Studierzimmer wurden sie irre. Ihre Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinns.

Alles was man bei dem Anblick des wundervollen Weltalls, und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist: Ich begreif' es nicht! — Armer Mensch, wie willst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend

Klaftern tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirrdische Natur belauschen mögtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Feuerspeiungen bereitet, ach, dann hast du ja nur kaum die dünne Haut des ungeheuren Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewafnet, das weite Reich des Himmels durchstreift, und die Weltkörper mifst, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen; wenn du in ungeheuren Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Daseyn sonst kein Sterblicher ahndete, und für deren Entfernung jeder irrdische Maafsstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der

Größe des Wassertropfens in welchem du lebst, und ahndest schauernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigner unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, worin dein kleines Weltall bedeutungslos hinrinnt, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschließen. —

Und doch philosophirt das Würmchen in seinem Tropfen über das unendliche, und wagts zu läugnen, was er nur nicht begreift. —

Die Vernunft gebietet mir, von diesem unendlichen, unbegreiflichen All, den unendlichen, unbegreiflichen Urheber zu glauben. Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, unter deren Größe jedes Maaß

aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, das wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer, nicht der Gott der Unendlichkeit, sondern ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten, — bis er einst sich entschleiert, bis wir reif sind, und vollkommener. —

10.

„Ich trat, fuhr der Abbé Dillon erzählend fort:" An das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: „Du hast recht, Alamontade. Alles, was auch der

strengste Zweifler nur über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich darüber kein anschaulicher Beweis, weder dagegen, noch dafür geben. Ich fühls, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Kraft, ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber nun Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz so hinwegläugnen wollen — elendes, winziges belebtes Stäubchen, der Mensch! — Ist die überspannteste Anmaaßung eines unwissenden Thoren, eines Philosophasters dem zum figuriren mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen gleichsam durch seine Organisation, durch seine innern Verhältnisse, durch die Gesetze seines Denkens, muß ein

höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Dieser Glaube ist mit allen Gesetzen der Vernunft so innig verflochten, dafs ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heifst. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk auf Erden sprach jemals: „Ich weifs Gott"! Sondern in allen Zungen heifst es: „Ich glaube Gott"!

Wohlan, fuhr Alamontade fort: Und in diesem von der Menschheit unablöslichen Glauben liegt zugleich ihr höchster Trost, ihr unzerstörbarer Werth. Der Gott, welcher sich auf keine andre Weise in unsrer Vernunft offenbaren konnte, als dadurch dafs er dieselbe so organisirte, dafs sie auf

Hände begonnen wird. So lange der wildfahrende Geist der urſprünglichen Einwohner nicht durch Schulen entwildert, durch Chriſtenthum geadelter wird, iſt an keine innige Vermiſchung der Anſiedler und Barbaren zu denken. Beide werden, immerdar von einander geſchieden, in einer Art feindſeligen Verhältniſſes ſtehen, wie die europäiſchen Kolonien zu den Stämmen der freien Wilden in Amerika. Verſchiedenheit religiöſer Anſichten unter Völkern erſchwert die Auflöſung derſelben in einander mehr, als Verſchiedenheit der Sprachen. Denn man vertauſcht leichter ſeine Sprache, als ſeine Ueberzeugung oder ſeinen gemüthlichen Zuſtand gegen andere.

Die Verſittlichung der aſiatiſchen Nationen, welche dem Zepter Rußlands gehorchen, wird auch leichter in mildern Gegenden begonnen und bewerkſtelligt werden, als in rauhern, nördlichern, wo der Mensch, mit Sorge um die erſten Lebensbedürfniſſe belaſtet, kaum Muße oder Luſt für edlere Beſchäftigung des Gedankens behält; wo Armuth der Natur ihn zwingt, in weiten Länderſtrecken einſam zu bleiben, und eine Lebensart zu wählen, die durch Einfalt oder Wildheit, wie Jagd, Fiſcherei, nomadiſches Hirtenthum oder Räuberſchaft, im vollſten Gegenſatze mit höherer geſelliger Veredlung ſteht; wo Mangel an Mannigfaltigkeit des Genuſſes und Erwerbes den Mangel

sein Daseyn nothwendig hinstoßen mußte, der Gott, welchen ich als das Erhabenste von allem was ist, denken muß, der Gott, sag' ich, kann wenigstens nicht unvollkommner seyn, als der menschliche Geist selbst ist. Ich muß ihn mir also denken, als die erhabenste Macht, als die grenzenloseste Weisheit, als die unendlichste moralische Güte.—

Bei diesen Worten unterbrach Roderich den Abbé: „Da, lief ein seltsamer Gedanke durch Alamontades Rede"! Rief er: „Er sprach von der Offenbarung des höchsten Wesens in unsrer Vernunft. Ich gestehe, daß es zur Beruhigung des Menschen doch außerordentlich beigetragen und allen Zweifel immerdar zerschlagen haben würde, wenn Gott durch irgend eine Art sich dem Menschen in

der Welt offenbart hätte, und nicht allein in der Vernunft. Es ist mir schwer, den Gedanken oder Wunsch recht deutlich auszudrücken. Aber ich will ungefähr so viel sagen, dafs die Art der Gottes-Offenbarung, von der Alamontade redet, bei weitem nicht so einleuchtend wäre, als manche andre seyn würde."

Der Abbé Dillon lächelte, legte sein Heft vor sich nieder und sprach: „Für die Rolle, welche wir hienieden zu spielen geschaffen wurden, auf dem Punkt, wo wir in der Verkettung der Wesen stehn, mit den Werkzeugen der Erkenntnifs, deren wir als Wesen, die Menschen heifsen, theilhaftig wurden, ist keine andre Selbstoffenbarung der Gottheit möglich, als die durch die

Vernunft. Mit meinen äufsern Sinnen, mit Augen, Ohren, Gefühl, Geruch und Geschmack kann ich nur das Sinnliche wahrnehmen. Aber das Uebersinnliche, Geistige kann nur vom Geist berührt werden. Welche Offenbarung kannst du selbst erfinden, die über allen Zweifel hinaus erhaben wäre? — Einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der uns ihr Daseyn gepredigt und mit Wundern bestätigt hätte? Fast jedes Volk rühmt sich diese Gesandten gehabt zu haben, sie lebten und lehrten einige Jahre, und Zweifel folgten ihrer Sendung und ihren Wundern nach. Der Sinese glaubt an seinen Fohi, der Inder an seinen Brama, der Jude an seinen Moses, der Türke an seinen Pro-

pheten. Wir, lieber Roderich, zweifeln aber an der himmlischen Sendung aller. Wenn heute die Todten ihre Gewölbe sprengten, auferständen und Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Auferstehung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unsrer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehn. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eignen Schoofs, nicht in mit ihr selbst unverwandten Dingen. Wenn ich dir beweisen wollte, der Cirkel, indem er rund ist, sey zugleich ein Viereck, und zwei mal zwei seyen sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun

zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln liefse: So würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt seyn, sondern sprechen: Es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, dafs wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen."

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heifst, ihm die Empfindung mittheilen: Gott ist! — So konnte es nicht durch eine Wirkung auf die Sinne, sondern auf den Geist geschehn. Diese Wirkung mufste nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern beständig, zu allen Zeiten, dauern, nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Aus-

erwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Freund, diese Offenbarung, diese einzig mögliche, nun haben wir. Der Schöpfer steuerte die Menschen mit einem Vermögen aus, welches wir Vernunft nennen. Dies Vermögen hat dieselben Gesetze des Denkens unter allen Zonen und Zeitaltern, und in eben dieses Vermögen legte Gott die Offenbarung von seinem Daseyn. Er offenbarte sich aber durch die unabänderliche Einrichtung der Vernunft, dafs sie, in eben dem Augenblick, wo sie thätig werden will, nothwendig auf den Gedanken hintreiben mufs: „Es ist ein Gott"! Verlangst du mehr? Spricht dieses grofse geoffenbarte Wort nicht die älteste Urkunde der Menschheit und das jüngste

Volk des Erdballs, welches nur von jener Urkunde nicht einmal weifs"? —

Dillons Rede erschütterte auch mich mit sonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten beide zugleich die Arme aus, umarmten den holden Greis, küfsten seine Wangen, und riefen: „Es ist ein Gott"!

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offnen Fenster kühlend her um unsre glühenden Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaftes Wesen, und eine Million ferner Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

11.

Nach einer kleinen Weile nahm der

Abbé Dillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und so, rief Alamontade, ists genug! Was will ich denn weiter? Es ist ein Gott, die höchste Güte, die höchste Macht — es ist kein willenloses, todtes, mechanisches Wesen — denn sonst wäre ich, der ich mit Bewußtseyn ausgerüstet bin, mehr als Gott! — Ich bin das Werk dieses höchsten Wesens voller Heiligkeit und Güte — ich bin sein Werk! Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will sterben — der Tod macht mich nicht zittern. Es ist ein Gott, auf ihn sterb' ich mit süßem, ganz hingebendem Vertrauen. — Unsterblichkeit? Soll ich mich mit Beweisen quälen und mit Zweifeln? O nein, das kümmert mich nicht weiter. Ich bin das Werk des heiligsten

ligsten Wesens. Er war es der in meiner Brust die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Ewigseyn selbst einhauchte; nicht ich habe diese Sehnsucht mir geben können. Er wars, nicht ich, der in meiner Vernunft, wie in aller Menschen Vernunft, das Gesetz des Denkens legte: Aus Nichts wird Nichts, und wieder: Ein Ding, das da ist, kann nicht aus dem Sinn vertilgt, oder nichts werden, sondern alles bleibt, was im Weltall ist, inner dem All; aber nur nicht wie es ist, bleibts. Und dieses Gesetz meiner Vernunft, dem die Erfahrung beistimmt, so weit sie reicht, ist mir die von Gott gegebne Ahndung, das reine Symbol meiner Unvernichtbarkeit. Ich sehe wohl überall in der Natur das Reich der Formen ändern, aber

mannigfaltiger Begriffe und Vorſtellungen zur Folge hat, und eine gewiſſe Starrheit und Sprödigkeit die Gedankenwelt durchdringt, wie die winterliche Natur ſie jenen großen Einöden gibt, in welche noch unverweſet Hörner und Gerippe einer untergegangenen thieriſchen Rieſenwelt, der Mammuthe und Rhinozeroſſe, gefunden werden, oder die ellenlangen Krallen jenes Rieſenvogels, der an den fabelhaften Vogel Rokk mahnt.

4.

Verſuche der Jeſuiten und Kapuziner in Tibet. — Aehnlichkeit des lamaiſchen Kirchenweſens mit dem katholiſchen und griechiſchen.

Wie man ſich gemäßigtern Himmelsſtrichen nähert, wird der Menſch für erhabenere Vorſtellungen und zartere Gefühle empfänglicher; zum gewerbigen, ruhigen, freundlich-geſelligen Leben geneigter. So erblickt man ihn in den hohen Thälern des tibetiſchen Hochlandes, wo eine Milde der Sitten, eine geſellſchaftliche Anmuth, eine Mannigfaltigkeit der Beſchäftigungsarten gefunden wird, welche an europäiſche Bildung erinnert.

Ungeachtet der Aufmerkſamkeit neuerer Reiſenden, eines Turner, Crawfurd u. a. m. iſt

jene Erscheinung wirkt, die ich Sonnenstäubchen heiſse, warum soll ich glauben, daſs sie vom Anbeginn der Dinge war und ewig bleiben wird, daſs hingegen die Kraft, welche ich mein Ich heiſse, und die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhöre? —

Es war von jeher ein wunderlicher Misgriff der Schulgelehrten, wenn sie Kundschaft über die Natur der menschlichen Seele, und über die wechselseitigen Einwirkungen der Seele und des Körpers sammeln wollten, um dadurch auf Beweise für oder wider Unsterblichkeit zu gelangen. Diese weisen Meister nahmen die Seele etwa, wie ein Gebäu, deſsen längere oder kürzere Dauer sich etwa aus dem Werth der Zusammensetzung der Materialien, oder

der Güte von diesen erkennen liefse. Alle jene Bemühungen sind deswegen eitel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie unbesonnen, und kindisch waren. Die Natur der Seele an sich, so wie das Wesen des Körpers an sich sind unerkennbar, weil wir beide, (Seele und Körper) nur als Erscheinungen verborgner Kräfte wahrnehmen. Es fehlt uns aber, so lange wir Menschen sind, ein Sinn für die finstre Welt der Dinge an sich, oder der hinter den Erscheinungen derselben spielenden Kräfte. Es ist dennoch gleich thörigt, Beweise für die Vernichtung oder Unvernichtbarkeit des menschlichen Geistes aus dem herauszuziehn, was unerforschbar ist. Alle Erfahrung verläfst uns bei diesem Gegenstande, weil wir nie Erfahrung haben

von den Urkräften, oder Dingen an sich, sondern nur von den Erscheinungen für unsre Sinne. —

„Wirklich, mein lieber Alamontade," Sagte ich: „Habe ich die Versuche längst verachtet als fruchtlos, aus der Natur der Seele über ihre Fortdauer oder Vernichtbarkeit zu urtheilen. Auch die Erfahrung bleibt stumm. Inzwischen will ich dir nicht bergen, dafs neulich die Stelle eines Buches mich sehr erschüttert hat, wo von eben dieser Angelegenheit geredet wird, und der Schriftsteller sagt: Ich finde überall, dafs das Geschlecht der Dinge fortdauert, aber die Individuen untergehn. Es liegt mir darin etwas Wahres. Die Natur, unbekümmert um die Erhaltung des Einzelnen, sorgt nur für die Fortpflanzung

der Gattung, und dies ist genug für die Dauer der Weltordnung. Es liegt der Natur nichts daran, ob in einem Tage Milliarden Insekten vergehn, als wären sie niemals im Gebiet der Schöpfung gewesen, aber ihre Gattung, ihr Geschlecht bleibt." —

Gattung? — Rief Alamontade: Geschlecht? Giebt es im Reiche der Wesen an sich auch Gattung und Geschlecht? Reden Sie nicht von den Körpern, von dem Sinnlichen, das heißt von den Wirkungen der Kräfte? Nun ja, da sind Gattung und Geschlecht; da lösen sich die einzelne Theile wieder auf, während die Race bleibt. Was hat dies alles, was wir durch die Sinne erfahren, zu schaffen mit der Welt an sich? Ich rufe Ihnen meine ersten

Grundsätze ins Gedächtniſs zurück, um mich deutlicher zu machen. Alles was wir hören, sehen, fühlen, riechen, schmecken sind Wirkungen unbekannter Dinge auf unser Vorstellungs-Vermögen durch das Werkzeug der Sinne. Farbe, Gestalt, Härte, Säure, Schwere u. s. w. sind also Wirkungen, oder Erscheinungen der unbekannten Dinge, und nicht sie selbst. Meine eignen Gedanken und Empfindungen selbst sind nur Wirkungen oder Erscheinungen einer unbekannten Ursache, die ich mein Ich nenne. Das ganze Weltall des Menschen scheidet sich also in zwei groſse Hälften. In die wahre Welt, oder in das Reich der wirkenden Kräfte, und in die Welt der Erscheinungen oder in das Reich der von jenen Kräften erzeug-

ten Wirkungen. Wir selbst, oder unser Ich gehört zu der Welt an sich, oder zu der übersinnlichen (weil sie nicht durch die Sinne wahrzunehmen ist,) sie beschäftigt sich aber nur mit den Erscheinungen, oder der Sinnenwelt. Alle Erscheinungen sind aber nicht im Stande uns über die Natur der Dinge an sich zu belehren. Alle unsre Gedanken und Empfindungen belehren uns nicht über das Wesen des dunkeln Quells, aus dem sie hervorströmen, und den wir Seele nennen. Wie also können Sie, mein Herr, von jenen Verhältnissen gewisser Erscheinungen, die wir mit den Worten Theil und Ganzes, Gattung und Geschlecht bezeichnen, auf die Vernichtung der Urkräfte schließen, welche jene einzelnen Theile, oder Erscheinungen

hervortreiben, die man Gattung und Geschlecht heißt? —

„Ich erkannte den durch die Verwechslung begangnen Irrthum" sagte der Abbé Dillon: „Und bat meinen Philosophen fortzufahren."

Nicht die Erfahrung — sagte Alamontade: Und alles was von da herrührt, belehrt uns über unsre Fortdauer. Wir haben darüber keine andre Offenbarung empfangen, als diejenige, welche der Urheber unsrer Vernunft in diese selbst eingelegt hat. Indem wir die Vernunft ungehindert nach ihren Gesetzen wirksam werden lassen: Ist sie es, welche die Weissagung ausspricht von unsrer Unsterblichkeit. Die Ahndung eines Lebens nach dem Tode schwellt die Brust aller Nationen von einiger Reife (im

Kinde und dem ihm gleichen Volke ist die Vernunft noch nicht in voller Wirksamkeit.) —

Nicht genug, dafs wir die Dinge an sich, oder die unter den Erscheinungen verborgnen Kräfte nicht kennen, mithin also auch gar nicht einmal über ihre Vernichtbarkeit einen Ausspruch wagen dürfen; — nicht genug, dafs uns absolute Vernichtung eines Etwas sogar unbegreiflich, unvorstellbar ist, (denn was wir als Vernichtung kennen, ist nur Veränderung des Verhältnisses einer Erscheinung zur andern:) So gebietet die Vernunft aus höhern Ursachen die Unsterblichkeit zu glauben. Dies ist aber nicht ein Glaube, den wir willkührlich annehmen oder ablegen können, ohne grofsen Nachtheil; sondern wir bringen

die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, wir zerstören die wunderbare, mit höchster Weisheit geordnete Harmonie ihrer eignen Gesetze und Wahrheiten, wenn wir jenen Glauben verwerfen, und die Unsterblichkeit unsers mit Gedanke, Gesetz und Willen ausgerüsteten Ichs in Zweifel ziehn. —

12.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontades nachsannen, blätterte jener in den Heften. Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, noch das Letzte für heut, und einst für mich, und vielleicht jetzt für euch das Wichtigste von allem was jener liebenswürdige Sklav gesprochen."

„Ach"! Rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ists auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeeren-Sklav! Wie konnt' in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabnen Grundsätzen sich soweit verirren, daſs er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für Lebenszeit? Es ist unbegreiflich"!

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren"! Sagte Dillon: „Wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Heiligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem

uns das weitläufige und wundervolle Tibet, dieſe aſiatiſche Schweiz, noch ſehr unbekannt. Hier im Gebirgslabyrinth, deſſen Gipfel unter ewigem Schnee und Eiſe glänzen, während Weintrauben, Mandeln und Pfirſiche in den wärmern Thälern reifen, vermählten ſich die feindſeligen Naturen des aſiatiſchen Nordens und Südens. Hier wandelt Zobel und Bär in hohen Einöden, und Löwe und Affe in den Waldungen tieferer Gelände. Viele Pflanzen, viele Thierarten ſind nur dieſer Weltgegend eigenthümlich, wie der Rieſenhund oder jene Ziege, deren feinere Wolle den Stoff der vielgeſuchten Shawls gibt. Die höchſten Firſten der tibetiſchen Alpen übertreffen weit die Höhe des europäiſchen Montblanc, und vom Felſenhorn des kahlen Hymalaya ſo wie des Dhawalagiri wird geſagt, daß es mehr denn 26,000 Pariſer Fuß über den indiſchen Meeresſpiegel emporrage. Ackerbau, Viehzucht nebſt Bergbau beſchäftigt die Mehrheit des Volks, dem es auch nicht an nöthigen Künſtlern und Handwerkern mangelt; nicht an niedern und hohen Schulen und an Schriftſprachen, deren eine für das bürgerliche Leben, die andere für geiſtliche Gegenſtände gilt.

Alles iſt hier in Bürgerliches und Geiſtliches getheilt; das ganze Volk, männlichen und weiblichen Geſchlechts. Ein Theil der Nation treibt

setzte ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterliefs mir dies Tagebuch, und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe, oder an den heifsen Gestaden Afrikas geschriebnen Aufsätze, als Vermächtnifs. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erbe seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildnifs."

„Sein Bildnifs"? Schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich, er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwöre Sie lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Abbild"!

Dillon stand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unserm Freunde

durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich sein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasschrank, und öffnete die Thür.

Da hieng Alamontade's Bild, und um dasselbe herum eine schwere, eiserne Kette.

„Diese Kette", sagte Dillon: „Dient meinem Heiligen statt des Strahlen-Kranzes."

„Ists möglich"! Rief Roderich mit feuchtem Blick und sanftbebender Stimme: „Ists auch möglich, dafs solch ein Mann, wie dieser, die unglückseelige Fessel tragen mufste? Welch ein Adel, welch eine wunderbare Gemüths-Stille in diesen angenehmen Zügen"!

Roderich hatte recht. Hier war nicht das heimlich-düstre, in sich zurückge-

zogne Wesen, das Rohe, Freche, welches die Gesichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antlitz eines Dulders, voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blassen Mienen, aus den matten Zügen um die geschlossenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achsel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes unter schwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenlosen tiefen Gram, und die tausend mannigfachen Leiden, welche diesen edeln Mann in einer schauerlichen Reihe von Jahren allmählig tödten mußten. Aber der feste und doch so gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während es

draußen stürmte; einen Geist, gewaltig durch frohes Bewußtseyn, der zu den Schmerzen seiner Hülle lächeln, und den Schlangen verzeihen konnte, die an seinem Herzen sogen.

Wir standen lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als schwebe des Dulders Geist unter uns. Eine liebliche Wehmuth bemächtigte sich unsrer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiserne Kette, und seufzte mit emporgewandtem Blick: „Er war ein irrdischer Engel! Er war unschuldig und trug unverdientes Leiden — ach! Und wie ers trug! Alamontade, einst will ich sterben, wie du; mögt' ich's mit dem hohen Tugendsinn, wie du"!

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es

„Es wird spät, ihr Lieben", sagte er: „Morgen soll uns die Geschichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich versprach euch aber noch einen der wichtigsten Gedanken Alamontades aus unsern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal euere Aufmerksamkeit. Es ist der erhabenste Gedanke, welchen der Sterbliche, nächst dem Gedanken: „Gott" denken kann. So oft er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irrdische von sich abfallen, und lernt verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörig, ihre hohe Selbstständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnden."

Wir sêtzten uns wieder, wie vorher.

Da nahm der Abbé die Papiere und las:

13.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Vom Kapitain Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführen, war nun er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und ihre Grundsätze mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daſs ich bisher nicht gedacht, sondern bange geträumt; daſs ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sinnenwelt stehn, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt seyn wollen, in ein Fantasie-Bild hatte bringen wollen;

dafs all mein Zweifel, all mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseyns eine anschauliche, gleichsam bildliche Vorstellung schaffen wollen, wie man von sinnlichen Dingen zu haben pflegt. Ich sah ein, dafs das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer, der Spinozist, welcher ihn sich wie das All und Eins der Welt, wovon was wir erkennen nur besondre Gebildungen (Modificationen) sind, oder wie die Seele des Weltkörpers vorstellt, dafs alle, sag' ich, sich kindlich-verwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade", sagte

ich: „Der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen. Du selbst wirst eingestehn, dafs du nicht immer im Stande bist, deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; dafs es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist."

Allerdings, antwortete Alamontade: Nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehn, und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen.

In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, allliebendes Wesen, welches mich und alles zur Glückseeligkeit ins Daseyn gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen beschäftigen, seine Heiligkeit, erwecken in mir ein kindliches, gränzenloses Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet. —

Sehn Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, dies Glauben, das nothwendige, unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer, gleichviel wie und wo? Dies ist meine

Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaaßen ihrer Vernunftäußerungen schon erfreun. Dies ist der Stamm aller Religionen. —

Darum hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit, daſs er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, liebendste Wesen, welches aber von keinem irrdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat. —

Aber seine einfache Lehre nahm, wie sie zu verschiednen Völkern kam, verschiedne Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war, oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie schon vor Erscheinung des

irdischen, der andere himmlischen Verkehr; jener arbeitet für diesen, dieser faßet und betet für jenen. Hier ist der Hauptsitz und Mittelpunkt jener lamaischen Religion, welche von den Ufern der Wolga bis Japan und den Schneebergen Korea's herrscht, und neben der muhamedanischen und christlichen die ausgedehnteste unter den Volkern der Erde ist.

Dem Weltweisen, welcher die verschiedenen Gestaltungen der Glaubensarten unter den Bewohnern des Erdballs betrachtet, wird eine Religion eben durch ihre große Verbreitung schon wichtiger und bedeutsamer. Die lamaische ist aber für uns weniger merkwürdig durch den Inhalt ihres Glaubens, als durch ihre Kirchlichkeit. Denn jenem liegt die orientalische Ur-Idee zum Grunde von einem höchsten Wesen Burchan, einfach oder in geheimnißvoller Dreiheit dargestellt; waltend über die von ihm ausgegangene Geisterwelt; widerspenstig begegnet von einem Ur-Bösen; Mensch geworden, um sich den Sterblichen zu offenbaren, durch eine von ihm ausgeflossene Kraft — Gottes-Wort, Gottes-Licht, Gottes-Sohn, Japans Amida Buth und Schaka, China's Fohi, Hindostans Budda, der Birmanen Gaudma u. s. w. — Den Gottessohn der Tibeter heißt Mahamuny, auch Schaka, geboren von einer Jungfrau im Lande Kaschemir, und ist nach tibetischer

Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkührlich oder unwillkührlich zusammenschmolz. —

Es waltet eine unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern, groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religionen, denn es giebt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und daher noch an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen und werden entstehen die verschiedenen Glaubens-Partheien; unter den Glaubens-Partheien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Menschen.

Wie sollt' es auch anders seyn? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändert. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern wenn es zum Jüngling reift; einen andern als junger, handelnder Mann; einen andern als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt. —

Und lasst ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen, seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniss, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu Blüthen, und es umfängt ihn

ein neuer Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwerdt. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht stutzen und beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler, durch Loswickelung von der gröbern nnd dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Stärkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Herrenhuter seine liebliche Schwärmerei und Strenge; und dem ernsten Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben, machet ihn frei, ihn fähig zum Denken, und ihr habet alles gethan. —

Jeder Mensch hat seine Religion, nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth genug hatte sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenen Zweifeln schwebte, und um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen, und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satz zu verlöschen sucht. Diese fürchterlichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Convenienz ist, knüpfen in sich die Aussenenden der menschlichen Bildung zusammen, Brutalität ihrer thierischen Natur mit geübtem Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Vermuthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftge-

setzes,) und zwänge sie also anzuerkennen, es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend, und risse diese allgewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen zum Mitleiden hin: Wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdballe. Die gräfslichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart. —

„Lieber Alamontade" sprach ich, gerührt und erschüttert von der Macht und Hoheit in welcher er zu mir redete: „So glaubst du doch auch, dafs der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben mufs, weil er ein vernünftiges nicht mit sich selbst in Wider-

spruch schwebendes Wesen seyn will und seyn soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu seyn? Davon hast du bisher gänzlich, und ich gesteh es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was andre die natürliche, oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der sittlichen Weltordnung, das ist: Den Glauben, daß hier oder dort, später oder früher, Vergeltung statt findet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zu-

rückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen."

14.

An und für sich sind Religion und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, dafs sie auf einander wirken sollen. — Antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbstständig ist, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist. —

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie

ist die sicherste Stütze, an welcher wir zur Sittlichkeit gelangen mögen, oder an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmählig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft. —

Das ewige, in uns vorhandne, in allen Menschen, in allen Zeiten und Weltgegenden gleiche Sittengesetz sagt uns, wie wir, als vernünftige Wesen handeln sollen. Und wenn ich nun so handle, wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll: Denn bin ich erst, der ich seyn soll: Ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eignes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist — Mensch. Wenn ich Gutes thue für Geld, so war ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen, nach Maaßgabe seiner Ur-

theilskraft; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, unabhängig von allem Wohl und Weh. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung, genug wenn so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anders, als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist, (ohne Verbindung mit, oder) ohne Einfluss von einem nach thierischen Absichten und Intressen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein Gut, er würde nie unsittlich handeln können, er wäre ein heiliges,

das heifst, von sittlichen Mängeln reines Wesen. Eben dafs unser Geist in einer seinen Gesetzen, oder seinem Wesen, oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nun er, und nur er, handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Intressen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoffnung des Gewinns, nach eignem (Vernunft- oder Sitten-) Gesetz wirkt: Denn ist er tugendhaft, das heifst, frei, stark, selbstthätig, oder Geist wie er seyn soll, und wirklich seiner würdig ist. —

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unsterblichkeit in ihm: So würde er dennoch gut, oder tugendhaft handeln können. Die Religion ist also nicht unauflöslich mit der

Tu-

Zeitrechnung um tauſend Jahre früher in die Welt getreten, als Jeſus Chriſtus. Er gilt als der vorzüglichſte Gegenſtand kirchlicher Verehrung. Ungefähr denſelben Grundgedanken findet man in den meiſten Religionen des wärmern Aſiens; ſo wie in den meiſten derſelben einen vermenſchlichten Gott, Gottmenſch, Halbgott, wunderthätigen Propheten u. ſ. w., welcher den Sterblichen das Heiligſte geoffenbart hat.

Aber wie geſagt, für uns iſt noch merkwürdiger das Kirchliche der Tibeter, als ihr innerer Glaube. Denn es ſcheint, die orientaliſche religiöſe Ur-Idee habe bei ihnen das Gewand von der chriſtlichen Kirche entlehnt. Wenn auch ihre Lehre von Gott und deſſen Geſandten, vom Teufel und der Hölle, von der Dreieinigkeit und dergleichen nicht auffallend wäre, muß es deſto mehr ihr Glaube an ein Fegefeuer, ihr Gebet für die Seele der Verſtorbenen, ihr Gebrauch des Roſenkranzes, des Weihwaſſers, der letzten Oelung und manches andere ſein, was an Lehren und Uebungen der griechiſchen und katholiſchen Kirchen erinnert. Wie bei den Katholiken, iſt bei den Tibetern alles Laie, oder Prieſter. Die letztern unterſcheiden ſich durch ihre Tracht von den Laien. Sie haben in allen Thälern und Hohen Mönchs- und Nonnenklöſter. Schon achtjährige Knaben werden in dieſelben aufgenommen und heißen während ihres Noviziates Tyo-

Tugend verbunden. Beides kann ohne einander seyn. Es giebt viele Menschen, welche Gott und Unsterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu seyn. Es kann Menschen geben, die ohne Religion, von Zweifeln hinweggerissen, dennoch tugendhaft sind. —

Tugend und sinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückseeligkeit heißt, sind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eines um des andern Willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich zwar mein Wohlseyn vermehren; aber Zufall ists, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit der Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daſs ich all mein Wohlseyn dahinopfern muſs,

weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetze in mir, handle. —

Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie andre das, was sie ihr Recht nennen. Er kann, wie andre für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehn, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes. —

So ists denn nur Schwäche, und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen Weltweisen gewesen, welche lehrten, dafs Sittlichkeit und Wohlseyn immerdar in Einklang stehn sollten, und dafs, weil nur allzuoft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künftigen

Leben eine sittliche Vergeltung, eine Harmonie dieser beiden Ziele (Wohlseyn, Ziel unsrer thierischen, Sittlichkeit Ziel unsrer geistigen Natur) dieses von ihnen so geheißenen höchsten Gutes, statt haben müße. —

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der ins Universum fällt. Wie der Keim nach den physischen Gesetzen, nothwendig in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlägt, den Keim treibt, Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so, in seinem Verhältniß ist: So der Geist des Menschen, wenn er erscheint wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen

den sogenannten Gesetzen der Körper- und der Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe, das Sittengebot ist ein physisches Gesetz des Menschengeistes, indem er wirken muſs, weil er nicht anders kann. —

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung, oder Furcht vor künftigen Strafen, ist nur Religiosität, oder Frömmigkeit, mit nichten aber Selbstthätigkeit, Freiheit des handelnden Geistes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht schon die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet schon die Freiheit des Geistes vor, führt zur Tugend, und ist insofern die Religion, als ein Erziehungs-Mittel der Völker, ehrwürdig. Es ist zuviel

gefordert, daſs jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle gleich anfangs; es ist zuviel gefordert vom Kinde, daſs es kaum geboren, gehe, ohne seine Kräfte allmählig geübt zu haben; vom Geiste, daſs er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke, Reinheit und Selbstständigkeit, ohne Vorübung. —

Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der moralischen Weltordnung, von der einstigen Uebereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseyns unentbehrlich; so wie für den verwilderten Menschen das Schwerdt der bürgerlichen Gerechtigkeit ein Leitungsmittel zu gesetzmäſsigem Betragen wird. —

„Wie", rief ich erstaunt: „All die Tausende, welche muthig in der Hoff-

nung eines bessern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott, die Leiden der Erde tragen, und ihr eignes Heil gern dahingeben, wenn es darauf ankömmt Pflichten zu vollstrecken — wie, Alamontade, sie wären keine tugendhafte Menschen"?

Nein, antwortete der Greis: Sie sind nicht tugendhaft, denn sie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung dafür ein größeres zu empfahn. Aber sie sind fromme Menschen, und nahe ihrer Vollendung. Sie sind mir ehrwürdig; sie sind mir lieb. Ihnen gilt es noch ein Schritt, und sie sind vollkommen frei. —

Sehn Sie, mein Herr, hier haben Sie nun die Ursach, warum ich in meiner Religion durchaus von keinen sittlichen

Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter gesprochen. Der Geist handelt, wie er soll. Seine Tugend ist keine Convenienz; er nimmt für sie keine Nebenabsichten zu Hülfe. Er bedarf für sich keiner Belohnung; er kann nicht einmal belohnt werden, es sey denn durch das Bewußtseyn der Stärke, der Eigenmacht und Freiheit, zu der er sich emporgerungen. Er zählt seine schönsten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit. —

Und wenn wir nun um unsrer Tugend willen leiden müßen, mein Herr, wer ists denn, der da leidet? Es ist nicht der Geist, denn er genießet eben dann seines Siegs; nur die sinnliche Natur des Menschen leidet. Diese

also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden; aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt auch belohnen und vergelten? Wenn ich mein lebelang einen kranken Körper mit mir herumschleppte, würden mir durch einen gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten seyn? Hätte ich die Schmerzen darum nicht getragen? Hätte ich die tausend bittern Jammer-Thränen nicht geweint? —

„Freund", erwiederte ich mit einigem Schauer: „Ich fühle deiner Worte schwere Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist sehr trostlos. Ich mögte deine Lehre nicht predigen. Hätte der arme Mensch, gedrückt von tausend Mühsee-

ligkeiten, nicht die süße Erwartung: Du leidest nicht vergebens; einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seeligkeit — ach, Freund, er würde oft verzweifeln müßen."

Es ist wahr, entgegnete Alamontade; der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter über den Sternen glaubt, verzweifelt nicht. Aber der vollendetere, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet zwar, aber nicht sein vorwurfsloser Geist. Er weiß, daß früher oder später mit dem Körper, die Quaal zugleich von ihm genommen wird. — Uebrigens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in verworrenen Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher werden

in dem, wovon wir reden. Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein andres Leiden, als das Bewußtseyn *gefehlt*, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Intressen unterlegen zu haben. —

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Körperliche Schmerzen dauern *nie* anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, der Tod oder die Genesung des Leibes befreien uns endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke von Ruhe. —

pa's; im fünfzehnten Jahre werden ſie Tohda's, und nach dem zwanzigſten Jahre vollkommene Mönche oder Gylongs, die unter ſtrengen Regeln, mit unverbrüchlichen Gelübden der Enthaltſamkeit und Keuſchheit, ihre Tage den Uebungen der Andacht weihen. Die Klöſter der Gylongs haben Lama's oder Aebte, und von denſelben ſteigt die hierarchiſche Verkettung aufwärts bis zu den hohen Kutuchten, oder tibetiſchen Kardinälen. Das Haupt Aller in geiſtlicher und weltlicher Hinſicht, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der heilige Vater und oberſte Hoheprieſter, iſt der Dalai-Lama oder Tiſchulama.

Die tibetiſche Hierarchie iſt, wo möglich, noch vollkommener oder folgerechter gebildet, als die der katholiſchen Kirche bei den europäiſchen Chriſten. Zwar die tibetiſchen Kardinäle wählen ebenfalls nach dem Tode eines Hohenprieſters, oder göttlichen Stellvertreters, einen neuen, aber immer ein, in der Todesſtunde, oder doch am Todestage des Verſtorbenen, neugebornes Kind, in welches, nach ihrer Lehre, ſich der Geiſt des Verſtorbenen neu verkörpert hat. So iſt demnach der Stifter der lamaiſchen Religion und Stellvertreter des höchſten Weſens auf Erden, immer derſelbe, wie er ehemals geweſen; nur öfters verjüngt. Seine Seele ändert nie, ſondern bleibt auf Erden, ewig, unbefleckt, herrlich, nur die

Aber herber sind die sogenannten Seelenleiden. Von diesen ists der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnre mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als einer unterlag dem Kummer, wenn er aus dem Schooße des Reichthums zum Bettelstabe schreiten sollte; oder wenn treugewähnte Freundschaft ihn abscheulicherweise verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigne Schuld der Schande und Entehrung blosgestellt wurde; oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hat, rettungslos verlor. —

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen

sie; aus dem Uebergewicht unsrer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth? Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Bequemlichkeiten versagen müßen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier, als Geist — und will er darfür nun Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind. Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als rührend. —

Ehre und Schande? Wie sehr hängt dies von den Umständen ab? Nur in

der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig seyn. Wem es noch nicht gelungen, seinen eignen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit unbeflecktem Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des grosen Haufens zu erheben, ist ein armes, beklagenswürdiges Geschöpf; mehr Thier, als Geist; mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechselnden Spiel der Umstände, als an dem ewig Wahren und Guten. —

So ists, wie mit diesen, auch mit allen unsern sogenannten Seelenleiden. Unsre eigne Schwäche veranlaßt sie; unsre sittliche Stärke vernichtet sie. —

Es hat Menschen gegeben, welche ihre Zeit mit Bücherschreiben verschwendeten, um die Uebel des Lebens darin hinwegzuvernünfteln; oder sie zu vertheidigen, um, wie sie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein beßres Leben jenseits des Grabes. Wozu dies alles? Diese Uebel sind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Daseyn ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsre Bestimmung aber ist, Reife oder Vollendung unsers Geistes. Er ist reif, er ist vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinnlicher Intressen, durch sich selbst, nach eignem (Vernunft-) Gesetz handelt. Die Uebel der Menschheit treiben den Geist derselben zu seiner

Selbstständigkeit. Daher ist das Sprüchwort eine nur allzu wenig verstandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weisen. Der Unbestand des Irrdischen macht uns auf den bleibenden Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab, und zwingt ihn zur Erkenntniß seiner eignen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht ihm länger anzugehören, und kehrt zu sich zurück und wird nun selbstständig: er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andre Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So

legte es der unbekannte Weltordner an, daſs der Menschengeist durch alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in anderm, auſser ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel aufhören müſsen: Sobald jene verschwinden. —

Auch die Körperwelt hat gewisse Grundstoffe, welche eine ähnliche Selbstständigkeit besitzen, wie zum Beispiel unter den Metallen das Gold seyn mag. Dieser Grundstoffe sind nur wenige. Aber aus ihrer mannigfaltigen Verbindung ist der Erdball zusammengesetzt, mit allem was er trägt. Es gelingt der Chemie alle Körper aufzulösen, ihre Bestandtheile von einander zu scheiden,

diese

diese wieder in neue Bestandtheile, oder Stoffe aufzutrennen, bis zuletzt gewisse Materien unverändert bleiben. So das reine Gold. Es verbindet sich millionenfach; es wird aus unzähligen Körpern geschieden als Urstoff. Aber fruchtlos werden alle Versuche der Kunst, das Gold in Bestandtheile zu zerlegen, aus welchen es zusammengesetzt wäre. Es bleibt Gold und wird immer wieder Gold; es besteht aus nichts anderm, als sich selbst. —

Also denke ich mir den Menschengeist als einen selbstständigen Urstoff des Universums. Verbunden mit dem irrdischen Körper, wird er Mensch. —

15.

„Der Gedankenflug meines ehrwür-

digen Philosophen rifs mich gleichsam über mir selbst fort." Sagte der Abbé Dillon: „Ich ward einer niegekannten Empfindung meines eignen Ichs theilhaftig. Die irrdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reitz für die Sinne verschwanden unter mir im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich empfand, dafs sie nicht mir, dafs ich nicht ihnen gehöre. Das Weltall erschien mir neu. Ich erblickte es aus einem nie geahndeten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdecke er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen mich unter diesem ungewohnten Horizont zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde."

„O Alamontade"! Rief ich: „So begreif ichs, wie du mit Seelenruhe sterben, und harmlos die fernere Rolle deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst? Doch gesteh' ich dir, daſs es dem Menschen doch wohl seyn würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daſs niemand darum in Zweifeln erkranken könne."

Wie, mein Herr? Entgegnete Alamontade: Sie glauben, daſs es dem Menschen wohler seyn würde? Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh seyn, wie jetzt.

Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das was aus dem Irrdischen quillt. Ihn beseeliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum nicht unglücklicher. Sie sehn ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit, Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein andres sinnliches Uebel drückt. —

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine

irdiſche Hülle ändernd, daher er der heilige, und auch der ewige Vater aller Gläubigen, d. i. Lama Lacku, genannt wird.

Es hat inzwiſchen in der lamaiſchen Religion ſo wenig, als in der chriſtlichen, an Sekten gefehlt; eben ſo wenig an Glaubenskriegen. Doch iſt das tibetiſche Alterthum noch mit zu tiefer Dunkelheit verdeckt. Vielleicht erfahren wir einſt mehr aus ihren heiligen geheimen Schriften. Die Sekte der Schemmers, welche ſich durch rothe Spitzkappen äuſſerlich kenntlich macht, ſoll einſt die herrſchendere geweſen ſein; nachher iſt die gelbkappige Gollukpa's-Sekte mächtiger geworden. Die Schemmers herrſchen noch gegenwärtig im ſüdlichen Theil des Hochlandes, in Butan, unter drei hohen Lama's. Die Gollukpa's im nördlichen oder eigentlichen Tibet beſitzen ebenfalls drei hohe Lama's an ihrer Spitze, den Dalailama zu Laſſa und Putala; den Tiſchulama zu Tiſchulumba, und den Jernautlama zu Khorka.

Das Leben des tibetiſchen Volks iſt ernſt, fromm; ſeine Sitte ſanft und ziemlich naturgemäß; meiſtens naturgemäßer, als die der verfeinerten Europäer. Wenn aber ein Frauenzimmer dort, indem es ſich verheirathet, zugleich das Weib aller Brüder ihres Mannes wird, vergeſſe man nicht, daß dieſe eigenthümliche Sitte ſelbſt den jüdiſchen Patriarchen einſt nicht ganz fremd

höhere Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen"? fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht."

Er kann nicht, antwortete der Philosoph: Weil er nicht das Unmögliche wünschen kann. Nicht dem Körper und unter Körpern konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie unser Ich also organisierte, daſs dasselbe nothwendig sie denken und glauben muſste. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unsrer Vernunft zu uns spricht: „Ich

bin"! Und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt: Erlöschen alle Zweifel; — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Fantasie, und dem durch Erfahrungen aus der Körperwelt gebildeten Verstande erhoben werden. —

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, alles was wir besitzen und erfahren, alles was wir entdecken in uns und was wir wissen, alles, sag' ich, beschränkt den Geist zuletzt auf sich selbst, führet ihn mit sanfter Macht zur Selbstständigkeit. Diese müßen wir als das letzte Ziel unsrer Handlungen, als unsre Bestimmung, als unsre Hoheit ansehn. —

Wahr ists, dies Erdeleben ist voller

Uebel; nichts ist darin beständig; alles wechselt, und wir treiben in einer unwiderstehlichen Fluth von unberufnen Ereignissen und Schicksalen dahin. Aber klagen wir darum nicht so laut. Eben dies ist der Fingerzeig des Weltordners, daſs wir uns über das Irrdische erheben, unser Heil und unser letztes Ziel nicht in ihm, sondern in unserm Ich suchen sollen. Der Geist des Menschen ist nicht das Eigenthum des Sinnlichen; aber er selbst hat auch kein andres Eigenthum, als sich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Mensch, für einige Zeit verbunden ist, bleiben ihm nicht. —

Wahr ists, daſs wir von den Millionen Gegenständen welche uns im Weltall umschweben nur wenig begreifen. Daſs

wir die Dinge nur kennen, was sie in Bezng auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst seyn mögen. Aber darum wollen wir nicht erschrecken. Denn daſs uns alle Objectivität der Erkenntniſs mangelt, daſs wir immer nur auf unsre eignen Vorstellungen, auf unsre subjective Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unsers erhabnen Werthes, unsrer Hoheit, unsrer ungebundnen Selbstständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder diese Herabsetzung nur ahnden lieſse. Wir stehen einsam; aber wir stehen für uns im unermeſslichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erschei-

nungen hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennet sein selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er seyn soll, ein denkendes, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoff, den wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott. —

Ja, ich bin ein für mich geschaffnes, selbstständiges Wesen, und indem mich alles nur auf mich zurückgeführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensinn verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der Selbstständigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit. —

Mag denn der Sinnen-Mensch zittern, wenn an ihm, was Irrdisches ist, zerfällt, und er sich selbst zu verlieren wähnt. Was in diesem Leichnam denkt und lebt, ist nicht Staub, ist nicht Erscheinung, wie der Staub, sondern eigne Urkraft, welche selbst Erscheinungen wirkt. Sie dauert, sie wirket ferner. Denn Unsinn ists zu sagen: Die Kräfte des Universums verlieren sich aus dem Universum, oder die Welt verliere sich aus sich selbst. —

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehret mich bald, daſs mein selbstthätiges Ich verschiedner Natur sey von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiſse. Mag dieser aufgelöst werden in die Stoffe, aus welchen ihn die gährende Natur zusammensetzte; mein Ich

dauert in seiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erscheinungen. —

Bald, o bald zerfällt dieser Staub! — Fuhr Alamontade in fürchterlicher Begeisterung fort, und sein Auge starrte glänzender gen Himmel: Es sey. Ich stehe als unzerstörbarer Bestandtheil im Ringe der Weltordnung, und durch eben diese Ordnung werd' ich wieder in Asche dieses Sterns, welchen wir Erde nennen, oder eines andern Weltballs gehüllt — gleichviel! Nicht dieses Irrdische, nicht diese Erscheinungen verborgner Kräfte, sind Wesen wie ich. Die Welt der Kräfte selbst, der Geister wunderbares Reich ist meine Heimath. In ihm wohnen die mir gleichen Wesen; dort meine Brüder! —

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menschen-Natur, — aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durchgerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; schmachtend an den glühnden Küsten Afrikas, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück, denn alle Dornen blühen nun so wundervoll, sie die ich einst gehaßt, die mich verwundeten. —

Und du, — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamms um sein Angesicht, während ich ehrfurchtsvoll

da sals, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergiengen: — O du, Erhabnes, Unbekanntes, Heiligstes, durch den ich ward, dein bin ich, und dein bleib' ich ewig. Hoch hast du mich gestellt in deiner Wesenordnung, o Unnennbarer, denn ich darf dich ahnden, darf dich denken; du selber sprichst von dir in mir. O Vatergeist! O Vatergeist! — Ich bin noch immer Mensch, und darum immer kindlichen Sinns, und den Gedanken an dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlichempfundner Dank! — Wie glücklich bin ich, dals ich bin! In dir web' ich. Durch dich erheb' ich mich, und gleit' ich von einem Punkte deines Alls zum andern. — O Vatergeist - - -

Hier wurde seine Sprache immer leiser, immer unverständlicher. Es schien, als schüttle sein Geist die Fessel der Worte ab, um schnellern Flugs emporzusteigen. Ein wunderbares Entzücken strahlte aus seinen Gesichtszügen. Dann und wann bebten seine Lippen, wie im leisen Gebet, als wollte der müde Körper noch den erhabnen Geist in seiner Andacht, in seinem Dank zu Gott begleiten.

16.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber keiner war ermüdet. Wir schwiegen. In unsern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Brust weinend. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So

gewesen, besondere Veranlassung im Alterthum gehabt haben möge und nicht Folge der Ausschweifungen, sondern der Gesetze sei. — Wenn die Klöster der Mönche, wie der Nonnen, im tibetischen Gebirg zu häufig, und jedes einzelne zu stark bevölkert gefunden wird (z. B. zählte Turner bloß im Kloster von Tischulumba 3700 Gylongs zur Verrichtung des täglichen Gottesdienstes), so erinnere man sich an Rom, an Spanien, und an den Zustand des katholischen Deutschlands oder Frankreichs vor dreißig und vierzig Jahren. Wenn die Tibeter ausser Gott, den sie anbeten, noch, wie einen Halbgott, ihren Papst oder Grosslama, und eine ganze Stufenfolge von untern Geistern verehren: so urtheile man schonend in der Erinnerung, daß die höhern Wesen, denen sie, als dem Höchsten näher, Verehrung weihen, die Stelle der Heiligen Gottes einnehmen, welchen man bei uns Altäre baut.

Ein Volk mit schon so fest geordneten kirchlichen Uebungen zum Christenthum zu bereden, war ein um so mißlicheres Unternehmen, je verwandter alle diese Uebungen und Lehren den katholischen standen, und je enger die Staatsverfassung mit der Kirchenverfassung verbunden war. Katholische Missionarien in Tibet mußten ungefähr daselbst eine eben so unwillkommene Erscheinung werden, als wenn tibetanische Gylongs oder

hielten wir ihn lange beide an unsre schlagenden Herzen, und sprachlos. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade selbst an unsre Brust; als wäre dieser Dank nicht dem Abbé, nein, als wär er ihm gebracht.

„Und so sank auch ich ihm einst ans Herz"! Sagte Dillon: „O Mensch, rief ich tiefbewegt: Wie war es möglich, daſs dich die Menschen aus ihren Reihen verbannten? Wie konntest du mit diesem erhabnen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann schmiedet man den Tugendhaften an die harte Ruderbank? Warst du wirklich ein so grober Sünder, daſs die bürgerliche Gesellschaft vor dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräſslichsten der Strafen verdammt wor-

den. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du mußt geehrt noch einmal ins Leben zurücktretten. Die Schande darf nicht über dein Grab gehn"!

„Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick." „Oh"! Rief er: „Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längstverwaisten, armen Herzen! Ach, es hat in den drei und zwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seeligkeit, bevor es bricht"! „Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte weinend."

„Nach einer langen Pause erhob er

sein

sein Gesicht zu mir", und sprach: „„O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient""?

„Könnt' ich dein Leben fristen, lieber Mann", rief ich: „Gern opferte ich dafür das Meinige hin. Du aber weifst es nicht, dafs du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weifst es nicht, dafs du mich aus den Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt, dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und du bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorne Religion zurückgab."

„Er schien mich nicht zu verstehen. — Sieh, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte meinen Gott aus meiner Welt verloren, und starrte bebend in die Zu-

kunft hin, wie in eine lebenlose Finsterniß. Zweifel über alles, über mein Haben und mein Seyn umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich elend umher und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet, und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. Gott, Unsterblichkeit und Selbstständigkeit meines Ichs, — sie sind! Mein Geist kann sich nicht sich selbst ablängnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Welt umher; gewogen liegt auf den untrüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. die Finsternisse klären sich wieder auf, und was verödet, blüht

mit jungem Leben! — Und alles das ward mir von dir ertheilt"!

„In dieser schönen Stunde wars, daſs Alamontades Herz sich freier gegen mich aufschloſs. Er gab mir in zerrissenen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich auf mein dringendes Bitten mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt. — Ich darfs nun wohl nicht erst sagen: Alamontade war unschuldig! Ich wollte auf der Stelle an seiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daſs ihm die Gerechtigkeit öffentlich Genugthuung leiste, ihm die geraubte Ehre zurückgäbe. Er schüttelte den Kopf, und bat mich, so lang' er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er sey nicht mehr lüstern nach der Achtung einer Welt, die ihn so lange, so unbarm-

herzig verstieß, und zög es vor, die letzten seiner Tage unzerstreut und ungestört sich selber zu gehören."

„Ich wirkte für ihn bei den Behörden sogleich ein besseres Zimmer, größere Bequemlichkeiten aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach so viel ausgestandnen Leiden. Ach daß ich ihn so spät erst kennen lernte"!

„Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch den geheimsten seiner Wünsche zu entdecken, sagte er endlich: „Wohlan, schreiben Sie doch nach Nismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob sie noch im Leben sey? Ob sie sich verheurathet hat? Ob sie glücklich war"?

„Ich kannte diese Clementine aus seinen Papieren und seinen mündlichen Erzählungen. Und wie, Alamontade, sagt' ich: Wenn nun Clementine noch am Leben wäre? Nicht so, Du würdest wünschen, sie noch einmal zu sehn"?

„Er lächelte bei der Frage still vor sich nieder. Ach, sie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verschönte, und mich weinend bis an die Schwellen des verlornen Edens führte. Nein, bemühen Sie sich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontades nicht mehr gedenken, wenn sie lebt; und noch weniger wird sie sich überwinden können, eine Reise zu machen zum Sterbelager des Galeeren-Sklaven"!

„Ich schrieb. Ich bot die Hülfe aller

meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und sie zu bewegen ohne Versäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorständen. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Er war in St. D.* bei Montpellier, wohin sie seit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, so entschloss sie sich, die Reise nach Toulon zu machen, ungeachtet sie an einer schweren Krankheit niederlag."

„Doch, Ihr Lieben", fuhr Dillon fort: „Wir vergessen, dass die Mitternacht vorüber ist, dass wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn Ihr wollet, erzähl' ich euch die Geschichte unsers

gemeinsamen Freundes. Sie ist rührend, und belehrend. Ein so grausames, ehernes Schicksal konnte, ohne darunter zu vergehn, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eignen Schmerz, gieng er heldenmüthig durch ein schauerliches Leben hin, von welchem jede Stunde schreckhafter, als der Tod ist."

Bei diesen Worten erhob sich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben sie sich selbst in unserm Namen gesprochen"! Rief ich: „Welch ein majestätisches Wesen dieser Alamontade in seinen Ketten! Welch ein mächtiger, seltner

Geist! Seine Worte tönen wie Götter-sprüche, und machen göttlicher den Menschen. Ich will mir seine Reden abschreiben. Nur Bruchstücke sind sie, aber ein in sich Vollendetes. Man muſs sie öfters lesen, öfters hören, um in das schöne Heiligthum ihres Sinnes ganz einzugehn"! —

„Und ich errichť ihm einen Altar in meinem Garten"! Rief Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich Alamontade denken, und mein ungeübter, schwacher Geist wird sich in der Erinnerung an ihn stark erheben, und mächtig seyn"!

So schieden wir begeistert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

proteſtantiſche Prediger nach Rom gekommen wären, das Bekehrungswerk unter Katholiken am Fuße des Vatikans anzuheben.

Demungeachtet lieſſen ſich Jeſuiten und nach ihnen Kapuziner nicht abhalten, hieher zu gehen, um als Lama-Gokhars, oder europäiſche Geiſtliche, den Gekreuzigten zu verkündigen. Schon ums Jahr 1624 predigte der Jeſuit Antonio Andrada, und andere ſeines Ordens folgten ihm. Allein ſie erreichten den Zweck ſchlecht; oder vielleicht verfolgten ſie ihn nur mit halbem Ernſte. Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſie ſich nur vorzüglich durch Anknüpfung von Handelsgeſchäften Vortheil zu machen ſuchten. Daher wurden ſie der Regierung verdächtig, und als Einſchwärzer verbotener Waaren fortgewieſen. Im Jahr 1707 kamen einige Kapuziner nach Laſſa. Der Dalai-Lama, ohne Argwohn, ertheilte ihnen gaſtfreundliche Erlaubniß zur Niederlaſſung in ſeinem Reiche, doch in ſeinem darüber ausgeſtellten Befehl ſchloß er ausdrücklich die handeltreibenden Geiſtlichen der Europäer vom Genuſſe dieſer Gnade aus; bewilligte den Kapuzinern Anſiedelung zu Laſſa, ſo lange ſie ſich den Staatsgeſetzen gemäß betragen würden, und gebot, ſie freundlich zu behandeln. Von der Predigt einer neuen Religion iſt in der Urkunde des Dalai-Lama keine Rede. Natürlich hüteten ſich die ehr-

LEBENSGEMÄLDE

VOM

VERFASSER DES ABÄLLINO.

Zweites Bändchen.

ZÜRICH, 1803.
Bei Orell, Füssli und Compagnie.

ALAMONTADE

DER GALEEREN-SKLAV,

VOM

VERFASSER DES ABÄLLINO.

Zweites Bändchen.

ZÜRICH, 1803.
Bei Orell, Füssli und Compagnie.

ALAMONTADE.

ZWEITER THEIL.

Zweites Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier" sagte er: „Ist Alamontades Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu allem nur die vereinende Schnur; Alamontades Gedanken und seine eignen Worte sind es, die ich darauf aneinander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit noch mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen ihn dazu leiteten."

Unsre Neugier war aufs höchste gespannt. Mir war es ein unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galeeren-Sklav im Besitz so reifer Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gewesen, oder wie ein Mann, als er, durch richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte? Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Philosophie die erhabenste. Welche Zartheit der Empfindung gepaart mit riesenhafter Geistesgröfse! Welch ein Heldenmuth der reinsten Tugend und welch ein herbes Schicksal derselben! Wie verschwindet unter seiner Hoheit die Gröfse jener Helden des Alterthums, die nur durch der Dichter Zauberwerk uns erschüttern? Ein Geist, wie der des ge-

liebten Sklaven ist jeder dichterischen Darstellung entwachsen. Einsam, anspruchslos und um so erhabner wandelte seine Tugend über die versinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Saitenspiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenstände der sinnlichen Natur schauen; selbst seine Götter kleiden sich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dillon, beschattet vom spielenden Weinlaub am Fenster, las. Nie vergefs' ich dieser schönen Stunden.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, „erzählte Alamontade." Ich

verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber außer dem Zehnden von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseeligen Gewinns den vierten Theil von Steuern und Auflagen hingeben. Unsre alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Schulden. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas", sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „Meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße des Angesichts dennoch keinen

schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuſs auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprachs ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen."

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ichs konnte. Aber mein kindischer Trost beugte ihn nur tiefer noch. Er ward kränklicher, und ahndete das Annahn seiner letzten Tage. Oft sah er mich tiefgerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittre Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verlies, wenn ichs sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan, denn ich konnt' es nicht ertragen,

würdigen Väter weislich, davon etwas ahnen zu laſſen.

Franz Horaz della Penna di Villi ſtand an ihrer Spitze. Sie beſchäftigten ſich zuerſt mit Erlernung der Landesſprache; ſandten das tibetaniſche Alphabet nach Rom, wo danach Schrift gegoſſen, dann eine vollſtändige Druckerei, begleitet von zwölf Kapuzinern, gen Laſſa geſchickt wurde. Denn die übliche tibetaniſche Druckerei durch Einſchneidung der Buchſtaben in hölzerne Tafeln ging zu langſam.

Wirklich behaupteten ſich die Kapuziner in ihrem Hospitium zu Laſſa während des ganzen Jahrhunderts; legten auch zu Takpodſchini, in der Landſchaft Takpo oder Butan, ein anderes an, und zeigten, zu ihrer Erhaltung, während der Stürme bürgerlicher und kirchlicher Kriege, viele Klugheit. Aber ſeit langer Zeit ward nichts mehr von ihnen vernommen; noch weniger, oder vielmehr noch nie etwas von den Wirkungen ihrer Sendung zur Verbreitung des Chriſtenthums.

In Ländern, deren Bewohner ſchon eine gewiſſe Stufe der Ausbildung betreten haben, und die jeden Fremdling als einen Mindergebildeten anſehen, weil er weder der Landesſprache mächtig genug iſt, den Reichthum ſeiner Begriffe zu entfalten, noch Kenntniſſe genug beſitzt, um die

ihn weinend zu sehn. Ich umklammerte seinen Hals, und küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O, mein Vater, weine doch nicht!"

Welch ein glückliches Volk könnte jene Gegenden bewohnen, wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Erndten giebt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es giebt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen, giebt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit

und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, so unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schooß der Erde entrungen ward.

Ich war achzehn Jahr alt, da starb mein Vater. Es war ein heitrer Abend, die Sonne nahe am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte, im Schatten des Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genießen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich gieng zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn"! Sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kömmt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht ver-

gessen. Ich werde vor Gott stehn, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk an uns, und sey der Tugend treu bis in den Tod; wir wollen für dich beten. Gott sorget für dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach, Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wirds thun, wenn die drei seeligen Herzen der Eltern und des Kindes wieder aneinander schlagen vor Gottes Thron"!

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebürgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechli-

chen Hülle des Körpers frei. Die theuren Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht, sein Name ist mir entfallen, welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Strassen der Stadt Nismes giengen. Ich zitterte. Ein unwillkührlicher Schauder faſste meine Seele.

„Du bebst, Colas"? Sagte der Knecht: „Du siehst blaſs und finster. Ist dir nicht wohl"?

„Ach"! Rief ich: „Bringe mich nicht hieher in dies schwarze, steinerne La-

byrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laſs mich taglöhnen in der grünen, freien Heimath. Sieh doch diese Mauern, sie stehn wie schwarze Kerkerwände, und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie alle Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller", antwortete er: „Wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnden. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvolle Herzen der gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, so ich in den Straſsen

des

des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniſs nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Es war natürlich. Gewöhnt in der Natur und mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oehlbaums gewiegt, und in der grünen, heitern Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mogt' ichs in den engen, dumpfen Mauern ertragen, wo

nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt. In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Natur an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Narben zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Karmeliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das schöne Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider" — —

„Und was denn leider"?

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, lieblicher Geist sprach mich aus allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung, safs die Mutter am Tisch, von vier blühnden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweyjähriger Knabe safs auf dem Schoofs der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, euer Schwestermann ist gestorben und in Armuth. Darum befahl er mir, euch seinen Sohn zu bringen, daſs ihr sein Vater seyn möget."

„Sey mir willkommen und gesegnet, Colas"! Sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater seyn."

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand, und sprach: „Ich will deine Mutter seyn."

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küſste die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die vier Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern"!

Von dieser Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahre trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleifs und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum Hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehr-

Ideenwelt der Eingebornen zu überschauen, ist das christliche Bekehrer-Amt ungleich schwerer, als unter Halbwilden, wo der Europäer schon durch Ueberlegenheit der Einsichten Ehrfurcht, Bewunderung und Zuversicht erwecken kann. Aber auch die geistvollsten der Apostel, welche von Europa dahin gesandt werden könnten, würden die Aufgabe noch schwierig finden. Denn nachdem sie die vollste Kenntniß der Sprachen, Verfassungen und Sitten erworben haben, werden sie auf ein Heer von Vorurtheilen stoßen, welches bei Völkern von mehr oder minder Bildung allezeit größer ist, als bei ungebildeten, und um so fester steht, je ehrwürdiger es durch sein Alterthum, oder als Schutz der bestehenden Verfassungen, geworden ist. — Auch die europäischen Völker sind auf ihrer Gesittungsstufe reich an ehrwürdig gewordenen Vorurtheilen, und nicht wohl wäre einem Missionär des gesunden Menschenverstandes zu rathen, bei uns das Bekehrergeschäft zu versuchen.

5.

Die Religionen in Japan. Strenge gegen die Christen.

Man kann sich daraus erklären, warum die Sendungen christlicher Glaubensboten nach hun-

jahre vollbracht: So send' ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du einst Vertheidiger unsrer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unsrer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten."

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihte mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volks und die Wuth der Mönche verfolgte die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese

unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in aller Herzen. Gezwungen und zum Scheine besuchten wir die Kirchen der Katholiken, und feierten ihre Festtäge, und hielten die Bilder ihrer Heiligen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haſs der Verfolger aus.

4.

Schwebend zwischen zweierlei Religionen, deren eine ich öffentlich, die andre heimlich bekennen muſste, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Partheien, und wie Stolz, und Haſs, und Eigennutz mehr, als Einsicht und Frömmigkeit unter die Fahnen der krie-

genden Kirchen standen, wurd' ich, ohn' es zu wissen, Zweifler und Heuchler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren Durchdachter, feiner und wirksamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtnen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze, nur die nie angefochtnen behielten in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Innres allen, um nicht allen ein Greuel zu seyn.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftslosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchem sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder

wegen eines Strich Landes, oder wegen eines Titels ihrer Fürsten bekriegten, ward mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in allem von mir verschieden urtheilten. Ich sah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht menschlicher, als jene vor deren Menschenopfern wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschen schlachteten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altar ihrer Götter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Greuel meines Zeit-

alters, und sah kein Mittel die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechtstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Vieh-Gattung, die mächtigsten Reitze zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht; des Steigens und des Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahndet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne dafs ihr Wesen die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald das Gelächter der Umstehenden, das Opfer des allgemeinen

Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du Einziger, du Erhabner! Dich verkannten deine Feinde, aber noch mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag!

Doch allzu verwundend für mich war die finstre Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraum der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönre Welt zu baun, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle überpflanzte. Ich ward Dichter, und betrauerte den Untergang Roms und Griechenlandes, welche ein schöneres Daseyn der Menschheit erwarten liefsen, und die Erwartung bitter täuschten.

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römer-Größe, waren mein Lieblings-Aufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabnen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mirs, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Diese Ueberbleibsel längst verstobner Menschengeschlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An das römische Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die

beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms den Gothen errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnung armer Taglöhner und Fabrik-Menschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hülfegeschrei eines weiblichen Geschöpfs unter den Schwibbögen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschos, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußstritte machte den Ver-

brecher schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen, mit zerrissenem Haar saſs auf einem Marmorblock, bebend und auſser sich.

„Ist Ihnen leids gethan"? Fragt' ich.

Sie betastete ihren Kopf: „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Stein-Nadeln von Werth. Mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter und Schwester. Sie erwarten mich draufsen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth und er führte mich in diese entlegne Gegend."

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten ans Licht. O Clementine! — —

Es war eine Blüthe von sechszehn

Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild; ich vernahm ihr Wandeln nicht. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft. Und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutraun, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war ein und zwanzig Jahre alt worden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden der alten Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach, sie war wohl etwas anders.

Liebe ist die Poesie der menschli-

dertjährigen Bemühungen nicht nur in Tibet, sondern auch in Japan und China keineswegs so glücklich waren, wie bei unwissendern und wildern Nationen.

Den Bemühungen der römischen Kirche war es zwar schon im siebenzehnten Jahrhundert gelungen, Missionsanstalten in Japan zu gründen; doch von keiner innern Dauer. Sie wurden schnell, als Feind der öffentlichen Ordnung und des bestehenden alleinwahren Glaubens, zerstört. Das japanische Reich, mit all seinen Bedürfnissen, Mitteln und Zwecken gewissermaßen auf sich allein beschränkt, und in sich selbst abgeschlossen, trägt in vielen Dingen eine Vollendung bürgerlicher Einrichtungen, die den europäischen ähnlich sind, sie wohl oft übertreffen mögen. Es hat zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt scharfe Grenzen gezogen. An der Spitze beider Art Verwaltungen befinden sich besondere Fürsten, die man bei uns etwa Kaiser oder Papst heißen würde. Ihren beiden Häusern ist Erbfolge zugesichert. Nicht minder streng, wie die bürgerliche, steht die kirchliche Ordnung der Japaner geregelt, und all die rohen Albernheiten, welche ehmals, aus Unwissenheit und Mißverständniß der Missionarien, darüber mitgetheilt wurden, verdienen kaum Widerlegung. Wir wissen durch Kämpfer, daß hier der uralte religiöse Gedanke herrscht, welcher die Grundlage

chen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irrdischen. So ists wahr, dafs die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

Ich gieng und gieng, und hatte all meine Besinnung verloren, und wir kamen ans Karmeliterthor wo ich mich plötzlich erkannte.

„Sie sind fremd"? Stammelte ich.

„Freilich", antwortete sie: „Aber es ist vergebens dafs wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir."

„Ich

„Ich führe Sie dahin."

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Strassen waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern wie glänzende Gewölke und die Menschen zogen, wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie drängte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommen, welche durch ausgesandte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mir mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um mei-

nen Namen; ich nannte ihn, verbeugte mich und verlies die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straſse des Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte unaufhörlich vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor die Hofnung, die schöne Erscheinung wieder zu haben, aber nicht meine Sehnsucht.

Erst jetzt empfand ich, daſs ich allein stand in der Welt und mich nicht schmiegen konnte an ein mir verwandtes Wesen. Ich war ohne Mutter und Vater, ohne Schwester und Bruder. Geliebt von der Familie meines guten Oheims, sah ich mich doch in ihr nur,

als eine glückliche Waise, und in allen die mich mit Wohlthaten überhäuften, nur Erhabnere.

Die Zeit erschien, daſs ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaaſs seines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. Die ganze Familie stand weinend um mich her beim Abschiede. Ich versprach in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und gieng, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle Stunden. Ich wanderte im

Schatten der Maulbeerbäume zu Fuſs zwischen goldnen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette entlang, über welche die grauen Sewennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer des Vidourle, im Schatten eines saubern Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maafs nach, zu Wirken übrig bleibe. Ich fand noch vierzig Jahre und schauderte vor der Kürze unsrer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebürge bedarf zu ihrer Entwickelung eines

Jahrhunderts und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Seyn so flüchtig! Und Warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber vielfältiges Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehn. Der Gedanke beruhigte mich. Nun dann, dacht' ich, vier Jahrzehende, und dann stehst du Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmählig in diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äußern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffes erlahmte

die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir sein Werkzeuge heifsen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irrdischen anwurzelt, wurden alle Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und alles was durch die sonst geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in der vollkommnen Gewalt, und vergafs die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich, und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und

ich gab zuweilen Reden, die niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, dafs ich der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten: Sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seyns, wie man im festen Schlaf hat, wo man selbst nicht einmal mehr träumt. Dies Seyn, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeufserm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher kein Folgen, und keine Zeit mehr. Genug ich war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, in der Sinnlichkeit, wo wir die Veränderungen der

Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Gefolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden aber von allem Wechsel ist im Seyn keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall aufs Weltall zu seyn. Ich empfand immer heller, und hörte wieder ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische mich umströmen. Vor mir schwammen goldne, blendende Stralen, und Silbergewölke gaukelten darin. Ich senkte den verwundeten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im kristallklaren Aether flos-

sen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schönheit, einen Kranz von jungen Blumen ums dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaſs mich nicht"! dacht ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen herbei. Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben sie wohl, Alamontade"! Sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

der Religionen am Indus und Ganges, im tibetischen Gebirg und durch ganz Hinter-Indien blieb. Es iſt möglich, daß die Urreligion des Landes armſeliges Schamanenthum ſei, vom großen Haufen geliebt; erhabener ſind gewiß die von China ſtammenden Vorſtellungen, und bekannt iſt, daß die japaniſche Sekte der Siutto's frei von allem Götzendienſt, oder aller Bilderverehrung, einen mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft zuſammenſtimmenden Glauben bekennen, der auch der Achtung erleuchteter Männer würdig iſt. Daß die japaniſchen Prieſter Geld und gute Tage mehr, als die Gemüthstheiligung und Verſittlichung des Volks ſuchen; daß der japaniſche Aberglaube mit großer Andacht zu geweihten Orten wallfahrtet; daß daſelbſt zahlreiche Kloſter mit ſtrengen Uebungen beſtehen — dieſe und manche ähnliche Vorwürfe den Bewohnern des äuſſerſten Aſiens zu machen, ſteht nicht immer den Europäern zu.

Seit Vertreibung der chriſtlichen Glaubensboten in der andern Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, entſchloß ſich zuerſt der fromm-eifrige Abt Guidotti im Jahr 1715 wieder, den Verſuch zu erneuern, in Japan das Chriſtenthum zu verkünden. Er hielt ſich für das von Gott erkohrne Werkzeug. — Männer, welche nicht ſolche Ueberzeugung in ihrer Bruſt tragen, müſſen Verzicht darauf thun, große und gefahrvolle Unternehmun-

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabnen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte ob ich Erfrischungen verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade"? Sagte er. Ich bejahte es. „Nun Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl für Sie hinterlassen." Erwiederte er. Ich gieng zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeſslich schönen meines Lebens.

7.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Montpellier, des Herrn Bertollon ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller eines auf der gegenseitigen Straſse stehenden Pallastes waren meine Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hieng über meinem Schreibtisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen

der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Kelchblättchens von ihm auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirrdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, die mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehn. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne, und Nismes, und vielleicht in irgend einem glücklichen Zufall auch die geliebte Heilige wieder zu sehn.

Eines Tages öffnete sich die Thür meines einsamen Gemachs. Ein junger,

schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige Aussicht", sagte er und trat ans Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt"! Setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehn, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie", sagte er: „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben"?

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges

Geld reicht kaum für die nothwendigsten Bücher."

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren." Gab er zur Antwort und verliefs mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe, Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens aber der melodische Ton.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn ans Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer. Meine Seele sank unter

im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daſs Bertollons Augen voller Thränen waren, daſs er sich umwandte und horchend vor mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer"! Rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müſsen Freunde werden"!

Ich war der seinige schon; wir wurdens noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich muſste ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung, und Bertollon schien allein bei mir froh werden zu können. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-

Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war in mehr, als einer Hinsicht ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude, sein Stolz war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eines der ange-

nehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Kastelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gemahlin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie nur selten. Nicht Liebe, sondern Convenienz und Intresse schien diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltne Ausnahme. Demungeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst ein Glied von der Brüderschaft der grauen Penitenten. „Es ist so ein Geringes", sagte er: „Die Menschen

zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man sie nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offnen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr. Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte sie ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung und bewies mir, dafs sie unter verschiednen Nationen auch verschiedne Farben trage. Sein Witz wufste mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem

er eine meiner Cardinaltugenden zu verschiednen Völkern wandern und überall anlaufen liefs.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze lieb, denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Palastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein andres Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht für sein erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht ins Paradies von Languedok hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

gen zum Besten der Menschheit zu beginnen. Sein Schicksal aber ist dunkel geblieben. Jesuiten und Dominikaner folgten ihm. Auch sie verrichteten wenig. Unter welchen Vorwänden und unter welchen Verkleidungen sie auch von China oder Kamschatka dahin gelangten, wurden sie doch immer mit scharfem Blick beobachtet, und die Hinrichtung eines ihrer Glieder, des Dominikaners Guido de Angelicis im Jahr 1748 bewies, wie verhaßt jeder blieb, welcher als Christ erschien. Man weiß aus Krusensterns letztem Besuch der japanischen Küsten, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß Europäer ins Innere des Landes dringen, oder daselbst unbewacht thätig sein können. Ja, nur auf das Christenthum Bezug habende Schriften in Japan anzubringen, ist fast unmöglich. Denn jeder Fremde, sobald er japanischen Boden betritt, wird aufs strengste untersucht, was er hat, genau durchlesen. Ist darin die geringste Anspielung auf Christenthum, wird er, bestehenden Gesetzen zufolge, aus dem Lande verbannt. Beamte der Regierungen stellen oft Hausuntersuchungen an. Fänden sie auch nur ein Stückchen Papier, auf dem des Christenthums gedacht, oder ein Kreuz stände, wird das Haus geschleift, und wer es bewohnt, zum Tode verdammt. So berichten die in Batavia wohnenden Japaner. Daher ist kaum zu glauben, daß die christliche Religion dort

Der Zufall. — Denn Erkundigungen einzuziehn verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daſs die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, daſs sie in tiefer Trauer sey um Clementinens neulich verstorbne Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Vierteljahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwendet an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück; und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien. Ich flog nach Nismes, in der

Hoffnung dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehn. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen. Ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder und auf der Stätte, welchen Clementinens Fuß einst durch seine Berührung geheiligt hatte. Lieb und Wehmuth zogen mich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach umsonst harrt' ich einer Engels-Erscheinung entgegen. Ich verließ den

schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebne nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude"! Rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unsrer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt und wie deine Lehrer

dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort dich zu stärken, denn unsre Leiden sind groſs, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug die Macht des Antichristes zu brechen, und das in den Staub getretne Evangelium triumphirend emporzuheben"!

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeuſserungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaſs. Man trug seine Drohun-

gen gegen die Calvinisten von Mund zu Mund, jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andre Sorge. Vergebens hatte ich alltäglich die Strafse des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

Auf der Strafse begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich; er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreuungen dieser grofsen Han-

delsstadt ihren Schmerz um den Verlurst einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augenblick lang und aus der Ferne nur zu sehn, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche mich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Pläne, nach Marseille zu gehn, nur drei Tagereisen waren es bis dahin — und dann wollt' ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen — könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehn. Sie warf mir ja den Blumenkranz auf die Brust, könnte sie mir nicht für so viele Mühe auch einen freundlichen Blick gewähren.

Aber die besonnene Ueberlegung zerstöhrte mir bald den abentheuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagner trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward' ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ists denn"? Sagte Herr Etienne mit starker Stimme. Er hatte überhaupt ungeachtet seines frommen Aeußern etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohsten seyn soll, wenn

die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt. Der Marschall liegt nicht außer der Gewalt des Herre Gotts"!

Ich gab meine Verwunderung über dies alles zu erkennen. „Du hast wohl recht, Colas", sagte der Alte: „Und es verdreußt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hieher gesandt, und dir gebieten laßen, morgen um die zehnte Stunde ins Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ists nun? — Will dir dein Gewissen wohl, so geh zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperte Hölle." —

Allerdings konnte der von einer so erhabnen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Officiere, Edelleute und Garden begleitet. Der äußere Pomp der Großen übt über die Gemüther der Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr"! Rief Herr Etienne: „Geh hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging

Der Marschall von Montreval war in seinem Cabinet. Nach mehr denn anderthalb Stunden ward' ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand ohne Zwang, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehn, Alamontade", sagte der Marschall: „Da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lobe ausgezeichnet sind. Bauen Sie ihre Talente an. Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen,

ſo lebhafte Fortſchritte mache, und der Kaiſer ſelbſt ihr beizutreten geneigt ſei, wie römiſche Miſſionarien, allzuvoreilig oder großſprecheriſch, über China her nach Europa berichten wollten.

6.

Zuſtand der chriſtlichen Gemeinden im chineſiſchen Reiche. — Zwietracht der Miſſionarien.

Beſſere Hoffnungen leuchteten von China her. Der Bildungsſtand der Bewohner dieſes unermeßlichen Reiches iſt allzumannigfaltig, um nicht einen lichtvollern Glauben zu begünſtigen, der unter den ewigen bürgerlichen und religiöſen Gährungen des Volks hin und wieder ſchon Wurzeln geſchlagen hat. Wie bindend und lähmend auch das ſtrenge Zeremoniel des Umgangs in geſellſchaftlichen Verhältniſſen der Chineſen, und wie durchgreifend auch die Gewaltherrſchaft vom Throne herab geübt werden mag: das Reich iſt zu ungeheuer in ſeinem Umfang, die Bevölkerung von etwa hundert und fünfzig Millionen Menſchen (nach Barrow und Macartneys jüngſten Angaben 333 Millionen) zu groß, die Einwohnerſchaft aus zu verſchiedenen Nationen, Chineſen, Mongolen, Tataren, indiſchen Lolos, wilden Miaoſen in den Gebirgen u. ſ. w. zuſammengeſetzt, als daß Alles vom Geiſt

aber ämsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners zu behaupten, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen laßen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien nach einer kleinen Unterredung mit mir Wohlwollen gegen mich blicken zu laßen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbaren und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt ichs nicht"? Rief Herr Etienne: „Gott ists, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der

Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzens ragt das heilige Kreuz gen Himmel"!

9.

Herr Bertollon war aufs Land zu seiner Gemahlin gereist, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniſs stand ich in meinem Dachstübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küſste das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mirs wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes soll-

ten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Liebe, meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier"! Sagt ich zu mir, und sah hinüber zu dem Pallast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine seyn"! Rief's in mir, aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht und nicht die Macht aufzusehn und Ueberzeugung zu suchen.

Als

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor, und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er hob sich — ich sah Clementinen, und in einem Augenblick, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundne Glut brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehn zu müfsen. Und als ich abermals hinübersah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ists"! Tönte es in mir, und ich stand auf einer nie errungenen Höhe irrdischer Seeligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir, und

begeisternde Ahndungen schwebend zwischen mir und ihr. Ein goldner Schimmer überfloß die rußigten Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumen-Meer. Die Welt zerfloß unter mir, wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach, welcher Seeligkeit ist das Menschenherz mächtig"! Rief ich, und sank auf die Knieen nieder und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung"!

10.

Es war Clementine. Am Abend

strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmählig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im leichten Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruſs ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich ans Fenster gebannt, Zuweilen begegneten sich unsre schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O seelige Stunden, die ich dort

harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Ich ahndete eine Gegenliebe, ohne es zu wagen, sie mir, als Möglichkeit, zu denken. Arm und Geschlechtlos, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie dürft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes buhlten?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniſs jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier und dem Engel. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irrdischen und göttlichen Natur in uns, machen den Preis

des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden durch die Dornen am Wege: und auch die Wildniſs glänzt schöner unter dem Schimmer einer still lodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und lieſs die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neusten und rührendsten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erste Strofe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es seyn, als Clementine, die das Echo

meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der fühlenden Seele. Welch' eine unnennbare Wollust für mein Herz, Clementine würdigte mich eines solchen Gesprächs!

Ach, tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfahn, in welchem sie gegeben und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahn wir

uns schweigend und liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete ich mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet unter den Schattenbäumen des Peyrou*) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsre Freude und unsern Kummer, wir

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

und Willen eines Einzigen, des Kaisers oder seines Hofes, durchdrungen und zusammengehalten werden könnte. Oder welche Macht bände und zwänge auf lange Zeit den Geist des gesammten Europa's, wenn dieser Welttheil mit seinen Bewohnern, das heißt, mit etwa hundert und achtzig Millionen Seelen, in die Hand eines einzigen Gebieters hingegeben wäre?

Durch die Mannigfaltigkeit hier herrschender oder geduldeter Religionen wird unbemerkt Gährung der Ideen mächtiger befördert. Denn ausser des erhabenen Confutse Glauben an den einzigen Gott, und ausser den chinesischen Herrenhutern, genannt Lao-Kiuns, treiben hier die Bekenner des lamaischen Glaubens, die Bonzen und Verehrer Fo's, die Muhamedaner, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Jerusalems Zerstörung eingewanderten Juden, gemeine Heiden und Gestirnanbeter, selbst Jukiao's, oder Leute ohne einen Gottesglauben, die sich mit bloßen Tugendlehren beruhigen, ihr Wesen. Religiöse Schwärmerei ist dabei nichts Seltenes. Durch sie ward selbst noch im Jahr 1815 Kaiser Bantadschin des Thrones beraubt.

Die meisten bürgerlichen Unruhen, welche seit einigen Jahrzehenden China bewegen und erschüttern, haben religiöse Beweggründe oder Vorwände. Ungerechnet den Aufruhr gegen das Herr-

baten und gewährten, wir hoften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahndete unsern Umgang, unsre süße schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herr Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr Gemahl ihr vor.

„Hier", sagte er: „Ist Alamontade, ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche,

als daſs er noch der Ihrige werde, Madame."

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit in ihrem Wesen verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth alle Magie verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt, aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein empfindungsvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachläſsigt, von jun-

gen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verläumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezognes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Universitätszeit, gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtlichste Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzeneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich sie nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigne Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniſs wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nicht anders, denn sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe zu machen.

„Aber was willst du, Colas"? Rief er: „Bist du Meister deines Herzens, daſs du es wagen kannst, dem meinigen Gehorsam abzufordern. Wenn du willst, nun ja, ich will es dir einräumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht

in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man aber nicht zu lieben, sondern nur zu bewundern höchstens. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeugte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dankbar. Es soll ihr an nichts von allem fehlen was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicherweise unter diesen Fehlern einer oder der andre von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner

Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht Convenienz-Ehe in Herzens-Sache umschaffen könnte"?

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers. —

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund kann ichs schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unsrer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungloses Aufwallen, ihre alleszerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äußern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern

muſs, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äuſsert, aber dann ist es unvernichtbar, und alles verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu seyn; ohne ihr unglückliches Temperament mögte sie eine Heilige werden. Aber eben dies vernichtet alles Beſsre. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräſslich, so schauderhaft, daſs man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läſst sich kein Herz stehlen:"

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich

Bertollons feine Menschenkenntniſs und seinen richtigen Blick schon oft erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daſs sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelten meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faſste den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umgangs entfesselte uns allmählig von der lästi-

gen Etikette, und gab mir für Madame Bertollon den Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter", sagte sie einsmals, als sie, an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder gieng: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Charakter giebt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade, Sie wissen es: Warum hasst mich Bertollon"?

Er hasst Sie nicht, Madame. Er ist voll tiefer Hochachtung für Sie. Hassen? Er müsste ein Ungeheuer seyn, wenn er das könnte. Nein, und er ist ein edler Mensch. Er kann niemanden hassen. —

„Sie haben wohl recht. Er kann niemanden hassen, weil er niemanden lie-

lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und niemandem; die ganze Welt und jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvollern Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame. —

„O, dafs es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame, beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern. —

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe."

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch. — „Liebenswürdig? Er ists. Er weifs es, und bemüht sich, es zu seyn; aber leider, nicht um andre,

ſcherhaus vom Stamme der Mantſchutataren (vielleicht durch Nachkommlinge des im ſiebenzehnten Jahrhundert geſtürzten Geſchlechts der Mings geſtiftet) bereiten ſich in allen Gegenden andere vor, oder ſind ſchon ausgebrochen. Zum Theil abgefallen ſind ſchon die Inſeln Formoſa und Haynan, Küſtengegenden Tunkins und Kochinchina's. Im Norden des Reichs thun ſich die Pelin-Kin, d. i. Feinde fremder Religionen, auf; im Weſten und Süden die raſenden Kedufi's (religiöſe Meuchelmörder), wie die Regierung ſie heißt; Menſchen, die, wie einſt in Deutſchlands Bauerkriegen, mit dem Schwert in der Fauſt Thian-Thee-Ohé, das heißt „Himmel und Erde eins!" brüderliche Gleichheit aller Menſchen, Gemeinſchaft aller Güter predigten, und neun Provinzen des Reichs im Jahr 1804 mit ihren Verwirrungen erfüllt hatten. In andern Gegenden führt die Geſellſchaft der drei Mächte: „Himmel, Erde und Menſch", ihr meuteriſches Weſen, in welchem ſie, unter Vorwand, Beſchirmer der Unſchuld, Rächer der Ungerechtigkeit zu ſein, ſelbſt obrigkeitliche Perſonen mordet.

Wenn die chriſtliche Religion bei den Chineſen, wo ſie ſchon ſeit einigen Jahrhunderten gelehrt ward, nicht größere Fortſchritte gemacht hat, lag wohl die größere Schuld am Benehmen der Miſſionarien, oder am Geiſt nicht der chriſtlichen,

sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht schlecht ist."

Gewiſs, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daſs ich Ihr Vertraun mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu seyn, und so sehr geeignet waren, es eins durchs andre zu werden, als Sie und Ihr Gemahl. Und doch stehn beide von einander getrennt da! Gewiſs, ich will glauben genug gelebt, und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander aufs innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte. —

„Sie sind sehr gütig. Aber unge-

achtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilt längst dem seinigen nach, welches vor mir flieht: So fürcht' ich doch, wünschen Sie eine Unmöglichkeit. Wenns aber nach einem gelingen sollte: So würden Sie der Eine seyn. Sie, Alamontade, sind der erste, dem Bertollon so ganz eigen sich hingiebt, an den er sich so fest klammert. Versuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Charakter."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, daſs Bertollon noch ausüben soll? Er ist groſsmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich - - - —

„Sie haben recht, das alles ist er."

Und wie soll ich ihn ändern? —

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen"!

Zum bessern Menschen? — Erwiederte ich erstaunt und blieb stehn, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen: — Ist er denn böse? Ist er lasterhaft? —

„Das ist Bertollon nicht." Antwortete sie: „Aber er ist nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daſs er all die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen? —

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet.

Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vortheilhaft ist. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur klug. Er sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute oder Böse. Er würde eben so gern die Hölle zur Erreichung seiner Absichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er setzt seine Seeligkeit darin, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und thut er, was unter den gegebnen Umständen zweckmäßig seyn mag. Die Welt ist ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlausten alles gehört. Das Gedränge der beisammenlebenden Men-

schen schuf, wie er glaubt, Staaten und Gesetze, und Religionen und Uebungen. Der Weiseste ist ihm, wer das verworrene Geflecht der Convenienzen bis auf den feinsten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag alles. An sich ist nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehn Sie, Alamontade, dies ist mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur sich. Sein Sinn und Geschmack ändert, und darnach sein Wesen. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er seine Ziele. Er ist der Sohn einer angesehnen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlstandes herabgesunken war. Er wollte reich sein; ward Kaufmann, verschwand in entlegne Gegenden, und

kam als Herr einer halben Million zurück. Er wollte seinen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluſs auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt kein Heiligthum. Er überwältigt alles; niemand ist ihm stark genug, weil jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch alles das in mir zur

deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte, und verzagte, sie ausebnen zu können.

„Aber, Madame", sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: „Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, Ihre Tugend wird ihn fesseln endlich."

Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit des Charakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung hält, woran die Fantasie der Blöden mit kindischem Eifer spielt? —

„Er hat doch aber ein Herz, der Mann"!

Er hat ein Herz, aber er hat es nur für sich, und nicht für andre. Er will geliebt seyn, ohne sich dafür zu veräußern. Ach, und kann man einen solchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie giebt sich ganz dem Geliebten hin, und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht, sie wagts darauf, ob endlich Treue sie beseeligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht seyn. Sie begehrt des andern Herz und eben darin liegt ihr Himmelreich. —

13.

„Und eben darin liegt ihr Him-

melreich"! Seufzt' ich, als ich in meinem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien sie nicht damals mit eigner Hand dies Herz krönen zu wollen? Wär es nur kindische Tändelei gewesen, ach, hätte es ihr gleich gegolten, ob es eine Dornenkrone, oder eine Blütenschnur war, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich

hin, sah hinab in die Straße, und nicht mehr zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir einst gereicht zu haben. Jetzt ward es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen, als Gattin, gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu seyn. Aber Gattin? Ich der arme Sohn eines in Schulden verstorbnen Bauern, ich der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montpelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte

sondern derjenigen Religion, die sie da predigten. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte Franz Xaver, der Apostel Hindostans, die Jünger Loyola's hin, unter welchen sich besonders Matthäus Ricci durch seine und seiner Gefährten mathematische Kenntnisse die Huld des damaligen Kaisers am glücklichsten sicherte, so, daß den Christen freier Gottesdienst gestattet wurde. Bald nachher, im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, traten zu den Jesuiten auch Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner an das Bekehrungswerk.

Allein man weiß, wie nun die Genossen der verschiedenen christlichen Mönchsorden ihre Feindschaft und Eifersucht aus Europa auf chinesischen Boden verpflanzten, und dadurch gegenseitig sich und der heiligen Sache schadeten. Weil die klügern Jesuiten kein Bedenken trugen, den wahren Gott Thien und Changti zu nennen- und den Bekennern Christi gestatteten, den weisen Confutse, gleich wie andere Chinesen thaten, zu verehren, eiferten Dominikaner und Franziskaner gegen sie, als Religionsverfälscher. Der Streit ward viele Jahre vor dem päpstlichen Stuhl zu Rom mit Bitterkeit geführt; mehr als ein Legat ging zur Prüfung des Geschäftes nach China. Was die Jünger Ignazens aber gegen ihre Widersacher nicht in Rom vermochten, bewirkten sie durch ihren Ein-

Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daſs ich die Convenienzen des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äuſseres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob. Ich wollte mir durch eigne Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangne Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und lieſs, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drucken, deren einen bedeutenden

Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall hob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und ich erndtete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen, als die meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie

ihn ja am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen, und sie empfindet es, und ist voll stillen Danks.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte, und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloss sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er

gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daſs er auch ein Herz habe für andre. Er lieſs keinen Tag entfliehn ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O Bertollon", rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „Welch ein Mensch bist du? Warum muſs ich dich doch eben so beklagen, als bewundern"! —

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das eine und nicht das andre. — Antwortete er mit liebkosendem lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daſs du gut und tugendhaft bist, ohne es seyn zu wollen,

Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sey damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußstapfen. Für jetzt sey wenigstens tolerant. Ich nenne Klugheit was du Tugend nennst. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen. —

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten"?

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar. —

„Wenn du Montpellier vom Untergang

gang erretten könntest, durch eigne Aufopferung: Wärst du fähig lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden"?

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daſs es dergleichen giebt. Aber komm' auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daſs du immer an den Grillen saugst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusammen, die für deine Begriffe in den Tod gehn sollen, du findest unter hundert Millionen nicht einen Mann. Alles ist nur unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der

Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten. Sie starben für ihre Vorstellungs-Art und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren. —

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen."

Dann wärst du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft. —

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich ins Verderben stießest: Würdest du mich ins Verderben stoßen"?

Für eine solche Frage sollt ich dich hassen, Colas. —

„Und doch konnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem was dir nützlich ist. Du

wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs."

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer die nach deinen Begriffen gute Sache vertheidigen willst, und nie die ungerechte, wenn du Vortheil dabei spinnen könntest. —

„Ich schwör es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren mögte."

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr, als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn gezeichnet findest. Geh! Du wirst der

Welt Narr, wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannst. —

So stritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir seine schrecklichen Meinungen nicht immer so scherzend gesagt hätte, als wenn er sie selbst nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harnisch jagen, und wenns ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber sprachen gegen seine Worte.

15.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den schönen Sinn, der sie beseelte. Sie glühte für die Tugend, welche sie mit religiösem Eifer übte.

Ich ward ihr Tischgenosse. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einsam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe schlagen. Bald konnt' ich ihren reitzenden Gesang mit meinem Saitenspiel begleiten. Sie sang meine Lieder und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden seyn, wenn mein Herz nicht an Clementinen gehangen.

Wenn Ich von ihr mit Enthusiasmus zu Bertollon sprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, dafs er ein so liebenswürdiges Geschöpf sich selbst überlassen könne, antwortete er: „Unser Geschmack ist verschieden. Lafs doch einem jeden den seinigen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe

fluß am chineſiſchen Hofe. Der päpſtliche Legat a Latere, Karl Thomas von Tournon, mußte vierjährige Gefangenſchaft im Hauſe des Biſchofs von Makao, eines Jeſuiten, ausſtehen. Selbſt die furchtbare Bulle des Pabſtes Klemens XI.: Ex illa die (vom 19. März 1715) blieb gegen die Hoheit der chineſiſchen Jeſuiten ohnmächtig, und Mazabarba, der neue Geſandte des Papſtes an den Kaiſer, mußte froh ſein, daß ſich Kam-Hi, der Kaiſer, nur über den Papſt, deſſen Bulle und Glauben zu beluſtigen geruhte, und meinte, die Bulle gehe bloß den Aberglauben der gemeinen Europäer an, nicht die große und ehrwürdige Lehre der Chineſen.

Auch als nach des duldſamen Kam-Hi Tode das Verbreiten des Chriſtenthums unterſagt, das Bekenntniß verfolgt ward, hörte der Zwiſt der Mönchsorden weder in Kerkern noch Verbannungsörtern auf, und unter des weiſen Herrſchers Kien-Long milderm Zepter (1735) gewann das theologiſche Unweſen nur neuen Spielraum. Dieſer hundertjährige Zank wegen chineſiſcher Gebräuche und Namen trug nicht wenig dazu bei, die Glaubensboten verächtlich oder verhaßt zu machen; daher auch ſpäterhin ihre und aller Chriſten neue Verfolgungen in China zum Theil als Früchte dieſer Zwietracht und gegenſeitigen Verklagung

und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiſs es, meine Frau verliert an mir nichts. Sie ist also darum nicht unglücklich, daſs ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wuſste dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freuts mich; und lieb ists mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Colas, auch ich bin groſser Aufopferungen fähig. Denn ich überlasse dich ihr, oft wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniſs vor den Tribunalien des Königreichs als Anwald

zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bei Madame Bertollon seltner. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander bedürftig geworden; aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

Zuweilen schien es mir, als wäre sie traurigér, denn sonst — und dann wieder liebreicher und hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgnisse beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir be-

fremdend; aber ich bemühte mich vergebens davon die Quellen zu erforschen. Indessen blieb es mir nicht verborgen, daſs sie nicht mehr die immer Heitre und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften mehr und mehr. Eine verheelte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühte mich oft vergebens sie aufzuheitern. Die stille Wehmuth ihres Blicks, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben mir unter ei-

künstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiele sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die Harfe zurück. Sie stand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

Nein, rief sie: Lassen Sie mich"!

Aber so kann ich sie unmöglich verlassen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht sehn? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht selbst so? Und giebt dieser schöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniſs zu fragen, die Sie mir umsonst verdecken wollen. —

„Lassen Sie mich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich"! Rief sie, und wollte sich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie sind unglücklich - - - — sagt ich.

„Ach, unglücklich"! Seufzte sie mit unverhaltnem Schmerz, und ihr schönes Gesicht sank an meine Brust, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkührlich schlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zusammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich stammelte ihr Worte des Trostes, und bat sie sich zu beruhigen.

„Ach, unglücklich bin ich"! Rief sie mit Heftigkeit und schluchzend. Ich wagte es nicht weiter mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfindungen abzuwehren. Ich liefs sie ausweinen, und führte sie zu den Sesseln zurück, da ich fühlte, dafs sie schwächerward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Brust.

„Ihnen ist nicht wohl"? Fragt' ich schüchtern.

Es wird mir wohl! — Antwortete sie. Nach einer Weile ward sie ruhiger

Sie sah auf, und sah meine Augen naſs. „Warum weinen Sie, Alamontade"? Lispelte sie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben? — Antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug in Auge saſsen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floſs über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küſste sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte ihren Kuſs sanft erwiedert. Unsre Umarmung löste sich nicht; unsre Thränen verdufteten über der Glut der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freund-

schaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd wie ein Berauschter, kam ich in mein Zimmer, Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender

wars, der ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unseelige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mufste.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten vor; vergebens enthüllt ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons grofsmüthige Freundschaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reitzend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluss verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die

süße Glut ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die sanfte Wahrheit der Vernunft.

„Elender, du wirsts bereun, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des späten Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen"! So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangnen Abends schwelgte, und dunkle Ahndungen höherer Freuden mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welcher wir beide durch unsern Umgang gerie-

bei den Mandarinen und vor dem Thron angesetzen werden konnten.

Das Christenthum ist bei dem Allen in China's Landschaften weit verbreitet worden, und unter allen Mißhandlungen kräftig geblieben. Bei Kam-Hi's Tode (1779) hatten die Jesuiten (denn die wider sie geschleuderte Vernichtungsbulle Ganganelli's ließ sie in China unvernichtet), in der Hauptstadt Peking selbst, dreißig Missionarien, und man zählte daselbst in vier christlichen Kirchen jährlich an Kindern dreihundert, an Erwachsenen viertausend, die getauft wurden. In den Provinzen Kiankieu, Koeitscheu, Yunnan und Suntscheu waren große christliche Gemeinden, Klöster, Kirchen und andere fromme Stiftungen. Der Bischof von Cartoria zählte noch unlängst in der Provinz Fokien der in einem Jahr getauften Erwachsenen 1677 Personen, und der getauften Kinder 10,384.

Inzwischen haben die meisten dieser und anderer Nachrichten viel Unzuverlässiges, weil man seit einem Jahrhundert gewohnt ist, von den Missionarien nur allzuprahlerische Berichte zu empfangen. Unbekannter noch, als die wahre Anzahl der Jesusbekenner in China, ist der Geist derselben in religiöser Hinsicht geblieben. Wie er aber auch beschaffen sein möge, achtungswürdig muß er in jedem Falle sein, da er, unter wiederholten

then, und ihr zu sagen, daſs ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müſste.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr ernstes Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe, log' ich ihr vor, wie lange schon mich geheime Leidenschaft für sie verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ich bat, ich beschwor sie, mich nun nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Fantasie ein begeisterndes Gemälde unsrer künftigen Seeligkeiten auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriſs den Brief, und schrieb einen

zwei-

zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder. Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehn: Schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehn.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedne Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der allesverschlingen-

den Neigung. Ich beschloſs zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daſs auch sie sich wegen ihrer bewiesnen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daſs auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht seyn konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubtheit unsrer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch vergehn"? Rieſs wieder in mir: „Also doch nun einbüſsen den langebewahrten innern Ruhm der Unschuld"? Ich wankte, und trat zurück.

„Sey rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet"! Sprach ich zu mir selbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Gedanke: Sey rein wie Gott! Tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nur lauter, und ich verspottete meine eigne Religiosität.

Da öffnete sich die Thür meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl"? Sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, dafs ich mich aufs Bett hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blafs"!

Sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene"! Riefs in mir: „Dem Ehemann entdecke alles, alles: So ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes"!

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe"! Sagt' ich schnell, und mit Furcht, ich mögte das Bekenntnifs nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestossen: So überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war geschehn. Der Ehemann wufste alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unsrer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sey Rettungsmittel. Wir müßen gleichsam den widerspänstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu vollziehn, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung vor den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innre Stimme sagt: „Ergreife sie"!

Bertollon verfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas"?

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehn, denn ich liebe sie." Antwortete ich.

Du bist ein Narr, glaub' ich. — Sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniſs, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin zu schwach, um immer meiner Herr zu seyn, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daſs ich an ihrer Seite gleichgültig seyn könnte."

Ein Heiliger, wie du, Colas — sagte Bertollon lautlachend: — Der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Her-

zehn in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sey ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sey dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wältet: Würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiſs, ihr denket beide zu edel, als daſs ihr euch vergessen solltet! —

Er sagte dies alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daſs ich gerührt ihn an mein Herz schloſs. Sein Edelmuth erneute

meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur daſs ich noch einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein, sagt' ich, lieber Bertollon: Ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe, und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jeden entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daſs ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehn. Ich will" . . .

Wozu mir das sagen? — Unterbrach

mich Bertollon: — Genug ich vertraue dir. Denkst du, daſs ichs nicht längst bemerkt, daſs meine Frau dich liebe? Daſs ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Charakters trage? Daſs ihre Leidenschaft um so gewaltiger sey, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen Rechterlichen Haſs verwandeln, und dann wehe dir! —

„Was machst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihres Charakters? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Aufflug entdeckt"!

Freund Colas, du kennst die Weiber

Verfolgungen, oft zum bewundernswürdigsten Muth und Märtirerthum begeistern konnte. Denn Tausende starben freudig den Bekennertod; Tausende opferten mit gläubiger Treue irdisches Vermögen, Vaterland und Lebensglück auf. Solche Opfer werden nur für Ueberzeugungen gebracht, die das Gemüth mit göttlichem Feuer entzünden.

Die Maasregeln der Regierung, durch Verbannung, Kerker und Todesstrafen höhere Ueberzeugungen auszurotten, werden schwerlich ihren Zweck erreichen, sondern vielmehr denselben vernichten. Gefährlicher ist die Waffe des Spottes, wenn sie gewandt gebraucht wird. Auch das geschah in China, und sogar durch die Regierung. Die katholischen Missionäre gaben dazu mit manchen ihrer Heiligen-Geschichten Stoffs genug; und die Wunderthaten, welche z. B. von der heiligen Ursula erzählt wurden, mußten dem gesunden Menschenverstande der Chinesen, als Probe europäischer Albernheit, selbst in kaiserlichen Edikten dienen.

Der Befehl gegen die Christen, welcher unterm 30. Jänner 1815 gegeben wurde, besteht noch gegenwärtig in Kraft. „Wie dürfen die Europäer sich unterfangen (heißt es unter andern darin), das Volk unsers Reichs mit ihrem Geschwätz zu verwirren? Ohne unsere Erlaubniß führen sie Priester und andere Beauftragte herbei, welche

nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind. —

Er brach hiemit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursach hatte die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd ich selbst, und je entschlossener, mich allmählig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah' ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt.

Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide sprachlos lange. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ichs noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen"? Sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehn zu büßen."

Sie Schwieg.

„Ich habe Ihr Vertraun gemißbraucht", fuhr ich fort: „Ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes, — ich habe gefehlt."

Und ich! — Stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühls, ich bin zu wenig in meiner eignen Gewalt,

und wer könnt' es seyn, bei Ihnen. Aber - - - und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein Entschluſs ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innre meines Herzens entdeckt" - - -

Entdeckt? — Rief sie erschrocken: Und er? —

„Er verfärbte sich anfangs" - - -

Er verfärbte sich? — Stammelte sie.

„Aber mit Vertraun auf Sie, Madame, und mit einem Vetraun, gröſser, als meine Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen."

War das Ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ists noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie

nicht unterbrechen, der ich so tausend Wohlthaten schuldig bin."

Sie sind ein edler Mensch! — Sagte sie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verheelen, Alamontade, daſs ich wünschte, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsre Freundschaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen. —

Sie schluchzte heftiger. „Ja"! Rief sie: „So ist es besser! Wir müſsen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsre Herzen ruhiger schlagen; bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können"!

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund"! Sagte sie jammernd und warf sich an meine Brust: „Ich überlebe diese Trennung nicht lange"!

Und indem ihr Herz an dem meinigen schlug, und unsre Leidenschaft höher loderte, und unser Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungespürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und schworen, sie doch zu tödten in unsrer Brust. Wir beschlossen, daſs wir uns trennen, daſs wir uns selten nur sehn, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns sehn wollten, und versiegelten mit heiſsen, entseelenden Küssen den unzerstörbaren Bund unsrer Seelen.

Welch ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wenn er am stärksten zu seyn glaubt. Wer die Versuchung flieht ist allein Held; wer sich muthig in sie begiebt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir schieden von einander, hatten wir verabredet, ich solle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reisen. Auf dem Landgute bei Kastelnau wollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Besuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorsatz aus, so sehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich

meinen Bitten weichen. Ich reiſete ab, ohne auch nur den Abſchieds-Beſuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rauſche. Ich fühlt' es, daſs ich Madame Bertollon nie geliebt hatte, und verabſcheute mich ſelbſt, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Sinnenrauſch gewesen, entſtanden erſt unter der unglücklichen Liebe, welche die ſchöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln ſtieg mein Gemüth allmählig zu ehemahliger Reinheit und Heiterkeit hervor, und Cle-

men-

mentinens Bild stand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte bei meiner Flucht aus Montpellier Kranz und Harfe zurückgelassen. Nicht dafs ich Clementinens damals ganz vergessen gehabt hätte, sondern Scham und heilige Scheu stiefsen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hätte berühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu seyn, und hielt die Quaal der Sehnsucht und der Entfernung nur für die gelindeste Buße meines Verbrechens.

Es verstrichen vier Wochen. Bertollon allein besuchte mich. Er kam oft, „denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch fesseln mich meine Geschäfte an, die unseelige Stadt"! Sagte er.

Er machte verschiedene Versuche,

mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umsonst. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einsamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Larette ist draußen, er will sie schlechterdings sogleich sprechen"! Sagte er und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verstört.

„Stehn Sie auf, rief er, und kommen Sie sogleich nach Montpellier."

„Was giebts"? Fragt' ich erschrocken.

„Stehn Sie auf, kleiden Sie sich an. Sie haben keinen Augenblick zu säumen. Bertollon ist vergiftet und liegt auf den Tod." —

„Vergiftet"? Stammelte ich und sank ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehn. Ich bin hieher gesprengt auf seinen Befehl"!

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

„Vergiftet"? Fragt' ich wieder unterwegs.

„Freilich." Erwiederte Larette: „Doch, es ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet."

ihre Lehre in allen Provinzen verbreiten, unserm ausdrücklichen Gesetze zuwider. Von jetzt an soll es also gehalten werden: Der Anführer von einer solchen Bande von Verführern wird hingerichtet; wer die Religion der Europäer ausbreitet, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, wird ins Gefängniß gelegt; wer jene Religion annimmt, soll, wenn er sich nicht bekehren will, nach He-Lan-Kiang verbannt werden. Tataren verlieren in diesem Fall ihren Sold. Die Europäer, welche gegenwärtig zu Peking wohnen, Mathematiker sind, und keinen andern Beruf treiben, dürfen ihr Geschäft fortsetzen. Alle übrigen werden gen Kantong geschickt, wo sie mit erster Gelegenheit nach Europa zu senden sind."

Man ersieht aus diesem Befehl, daß die Hauptrichtung desselben gegen die Glaubensboten aus Europa ging. Der Klugheit der Statthalter in den Provinzen ward damit, rücksichtlich der Eingebornen, zur Schonung und Strenge Spielraum genug gelassen. Daher konnte im Reiche sehr ungleiche Vollstreckung des Befehls statt finden.

In der Provinz St-Tschuen ist der Hauptsitz der französischen Mission, zu der ungefähr sechszigtausend Christen gehören. Das Haupt derselben, Gabriel Dufresse, apostolischer Vikar, welcher, obwohl er verbannt worden, dennoch zurückgekehrt war, wurde hingerichtet, sein Haupt

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen? —

„Der Magistrat."

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubts, und jedermann" - - -

Herr, Sie zucken die Achsel? Und jedermann - -? Nun fahren Sie doch fort, was wollten Sie noch sagen? —

„Daſs es jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, meyn' ich, heiſst er" - - -

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne - - —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift

auf Befehl der Madame Bertollon vor ohngefähr acht Tagen geholt zu haben."

Der höllische Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie alles."

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat sie eingestanden? —

„Daſs Valentin ihr das Gift habe holen müſsen."

Entsetzlich! Und auch daſs sie es sey, die ihren eignen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer gesteht auch so was gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine

gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke besitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine sehr kostbare Essenz die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte."

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz. —

„Sie selbst goß die Arzenei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Gifts. Der Arzt that sein Mögliches ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur

Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sey eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt; auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchtbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizei-Amt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und ihren Befehl. Madame Bertollon ward oberkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand

das vom berufnen Spezereihändler wiedererkannte Gift, nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehn die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette, den kein Fremder wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsre Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich ihrer Heftigkeit und der zerstörenden Glut

im Charakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daſs ich ihrem Gemahl unser Verhältniſs offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewiſsheit. — Ich konnt' es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in ihr reifen mogte; ich sah sie den verfluchten Trank einrühren, und von ihrer Leidenschaft geblendet dem unglückseeligen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuren

Wohlthäters. „Lebt er noch"? Rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun müsse, und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung seyn sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon"? Fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen in aller Frühe das Haus verlassen, und sey zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sey nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man

erzählte mir noch im Vertrauen, dafs Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eignen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seyen gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würd' ich ein Verbrechen eingestehn, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann."

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, in so fern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Magie,

ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit, nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Madame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und alles, was mir Larette nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannigfaltiger Umstände breiteten ein immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier war durch diese außerordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmählige Genesung,

durch die Kunst der Aerzte, erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollón"! Rief ich; „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärst! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Sieh, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich ins Grab zu gehn. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reitzen ausgestattet, ein Weib deren Aug und

an den Galgen geſchlagen. Mehrere Chriſten, die ſich am eifrigſten zeigten, verloren mit ihm das Leben. Die nach Kantong geführten Europäer nannten es natürlich „eine wüthende Verfolgung im ganzen Reiche.“ Sie erzählten, daß im Jahr 1817 erſt zu Peking größere Strenge eingetreten, eine Zahl von mehr denn vierhundert Katholiken verhaftet und gefoltert worden ſei u. dgl. m. Hinwieder meldeten ſpätere, in Rom eingetroffene Berichte, daß die ſogenannte Verfolgung keineswegs allgemein oder groß geweſen ſei; daß ſogar die Miſſionarien in Fokien und Kankien ganz ruhig gelaſſen worden wären, und der Kaiſer zu Gunſten der Jeſuiten die ältern, wider ſie und die Chriſten erlaſſenen Edikte zurückgenommen habe. Wirklich wurden im Frühling 1817 zwölf Jeſuiten des in unſerm Zeitalter hergeſtellten Ordens aus Rom nach China geſchickt.

Man weiß inzwiſchen beſtimmt aus Kruſenſterns Berichten, daß die europäiſchen Glaubensboten zu Kantong ſcharf beobachtet, und nicht ins Innere des Reichs gelaſſen werden. Dies mag ſich auch auf diejenigen Evangeliſchen beziehen, welche von der Miſſionsgeſellſchaft zu London im Jahr 1807 nach Kantong geſchickt wurden. Es waren die beiden Prediger William Milne und Robert Morriſon. Dieſe, nachdem ſie ſich in der Sprache China's befeſtigt

Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich seyn"?

Liebst du Sie noch, Alamontade? Fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt: Nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnenkützel wars, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen mein Herz. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen die ich ihr verschwendete. Ach, ich kannte sie nicht"!

Unterdessen war der Prozeß gegen

die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Der berühmteste Advokat von Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern erfüllt, die seinetwillen oft von entlegnen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts", sagte Bertollon: „Als daſs man mich von der Giftmischerin auf ewig trenne. Ich dringe auf keine andre Bestrafung ihres mislungenen Versuchs. Ihr eignes Gewissen, und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiſs es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daſs er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaſsen verwirren und verblenden wird, daſs meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

Das wird er nicht! — Rief ich und glühte auf: — Ich bitte dich Bertollon, wenn ich gleich nur ein Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach: Uebergieb mir deine Angelegenheit.

Ver-

Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh, gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst hochachtete, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige. —

Bertollon lächelte; aber er äußerte mir zugleich sein Besorgniß, daß ich der Macht meines Gegners nicht gewachsen sey. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon", sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und erheben, wenn ich einmal unter Menards überlegnen

Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzueilig selbst eingestanden."

21.

Seit ungedenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grauenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehn der darin spielenden Partheien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, welche ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemand ahndete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre wü-

thende, unerlaubte Neigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dies war noch Geheimniß. Es sollte Geheimniß bleiben; nur, wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwald Bertollons sey: Gab man schon im voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugen-Verhören, wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen jungen Menschen aufzu-

treten, der noch vor kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, dafs er mich selbst aufs innigste erschütterte und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozefs dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volkes aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Parthei gewonnen, und ihre ehmalige

Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochner Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen sich Madame Bertellon einst gezeigt hatte.

Je mehr inzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Parthei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen ward. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine

Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung ihrer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir auch dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daſs ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte oft den Kopf. Sie machte mir eine drohende Gebehrde. Ich glaubte sie zu verstehn, und zuckte die Achseln, und lieſs mich nicht abschrecken, eine

Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach, ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seeliger, als ich. Jahrelang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseeligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sich im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten

hatten, beſchäftigten ſich beſonders mit Verbreitung der Bibel und anderer Erbauungsbücher in chineſiſcher Sprache; eine Arbeit, welche guten Fortgang zu haben ſchien. „Denn die Chineſen ſind (ſchrieb Marrifon unterm 11. Jänner 1814 aus Kantong) lernbegierige vernünftige Leute; ſie leſen gern; und nehmen Bücher und Belehrungen dankbar an.“

Inzwiſchen iſt gegenwärtig an Verbreitung der Bibel in China wenig zu denken, da die Regierung nicht nur, aus Furcht vor Verſchwörungen, alle religiöſe Verſammlungen, ſondern auch die Bücher der katholiſchen Kirche verboten hat, um die religiöſe Schwärmerei zu vermindern, zu welcher das gemeine Volk mehr, denn je, Neigung äuſſert.

Die katholiſchen Bekehrer in China werden ohne Zweifel den evangeliſchen Bekehrern nicht geringere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Mandarinen und der Hof ſelbſt thun können. Denn beide bringen ihre Vorurtheile und kirchlichen Feindſchaften aus Europa mit ſich nach Aſien. Ein proteſtantiſcher Chineſe wäre in den Augen von Dominikanern und Kapuzinern ſo beklagenswerth, als ein Heide. Und hinwieder wird der proteſtantiſche Miſſionär nicht ohne Mitleiden die katholiſchen Chineſen vor den Heiligenbildern knien ſehen. Beide Parteien werden ſich,

habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig mache. Ich drang nun darauf, daß man sie vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft habe? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheute den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalds vermogten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon vor Gericht ihre Sache selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reitzender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Blässe des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechli-

chen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniſs auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiſs schuldlos"!

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daſs niemand entzückter seyn würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu seyn, als ihr eigner Gatte, und deſsen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sey es daher, daſs sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daſs sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Ver-

theidigers. Sie sah mich mit einem sehmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Almontade"! Sagte sie mit matter Stimme: Und Sie müfsen es seyn, der darauf dringt meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier? „Sie schwieg eine Weile, dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte", sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständnifs zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozefs enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich"! —

Sie drehte sich um, und verliefs den Saal, und Todtenstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig"! Ueber die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heitrer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, dafs es ihm nur Kummer machte, wenn ich so hartnäckig auf meinen strengen Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, dafs ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, dafs

alles auf Erden nur Convenienzen-Spiel sey.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir waren fröhlich; um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern, und schworen wir uns ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas", sagte er: „Kennst du Clementine de Sonnes"?

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen, und rief einmal ums andre: „Aber Närrchen du, mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sey doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt: Sie

wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Verlaß dich auf mein Wort! Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde."

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott"!

Desto besser. Denn ich bedarf noch deines göttlichen Beistandes in einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches

Mädchen wohnte in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder der Handelsspeculationen willen so fleifsig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ichs; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin: Halt' ich um die Venus von Agde an. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie er sie bei meiner ersten hatte. —

„Wie, Bertollon"? Rief ich erstaunt: „Du liebst? Du willst dich wieder vermählen"?

Was anders. Siehst du, ich meinte anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen;

ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätt' ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Ei wäre mir grade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können. —

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nur nicht."

Ich muſs dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte, — lache nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lame Jacques

kam

kam grade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaſs gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schob vorbei und grüſste ehrbarlich. —

„Welchen Spaſs denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben"!

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldner Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewuſst hättest, daſs ich das Gift selbst in die Essenz gethan? —

„Nein wahrhaftig nicht, lieber Bertollon."

Nun und eben deswegen wars klug

wie es in andern Gegenden von den Missionarien geschah, gegenseitig verkehern, und vor einander warnen, und damit das Christenthum selbst den gebildetern Chinesen noch verächtlicher machen.

Das traurige Schauspiel — schon zu oft ward es, wie in Europa, auch in andern Welttheilen gegeben; man lese nur die Missionsberichte der Katholiken und Protestanten! — beurkundet, wie wenig der große Haufe der europäischen Geistlichen aller Kirchen den Geist Jesu Christi erfaßt habe.

7.

Hinblick auf Tunkin, Kochin China, und das Reich der Birmanen. Die Hauptsprache.

Südwärts von China, durch ungeheuere Wüsten und schroffe Gebirge von demselben getrennt, breitet sich das große, von Bergketten und fruchtbaren Thälern durchschnittene Reich Tunkin aus. Die Einwohner dieses Landes, gegen zwanzig Millionen an der Zahl, mongolischen Stammes, haben milde Sitten, geistreiches Wesen und eine der chinesischen ähnliche Bildung in Kunst und Wissenschaft. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sie von Völkern am Ganges aus frühern Zeiten empfangen zu haben. Sie ehren ein höchstes Wesen; mehr noch beten sie zu Schutzgeistern ihrer Familien und Gemeinden, in zahllosen Tem-

von mir dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thuts keinen Schaden mehr. —

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen"?

Ei, ich sah schon, daſs mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf der Schachtel drüben geschrieben. Aber was denkst du auch, daſs sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel"!

Aber fein wars? Nicht so, Colas. Denn nun stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, liefs es meiner Frau sagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch bestellt: So konnte gleich dem Gift entgegengearbeitet wer-

den. Ich hatte aber nur eine winzige Portion hinein gethan. —

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig"?

Das ist grade das lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muſs glauben, sie sey rein behext. Denn sie weiſs nur nicht, daſs ich für alle ihre Schränke den beſsten Dietrich habe. —

„Aber" - - sagt' ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daſs davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du. Und es hätte noch übel gehn

können. In der Eil stiefs ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liquors um, und vergafs es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch seyn. Ich schwöre dir, an dem Tage da ich Julien von Agde heurathe, feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? Du wirst, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie! —

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern Hand das Glas reichte. Ich drängte schaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem was ich gehört hatte.

„Geh schlafen"! Sagte er.

Ich verliefs ihn. Er taumelte mir lachend nach.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14382/060

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend an ein so scheusliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod seyn kann!

Es wurde mir wohler, wenn ich

glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können: Wie mogte er es wagen sein lebelang ein Glas Weins über die Lippe zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß aufzulösen drohte? Wie konnt' er sich einem Böse-wicht, wie einem rechtschaffnen Manne schaamlos in ganzer Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeußerungen über mich und die unglückseelige Gattin, und wie er unsre Liebe gern gesehn, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte - - - ach, es war nur alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane

vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschieden gefallenen Reden, und daſs er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mistrauisch auf unser beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit und Verschlossenheit ihres Charakters gesprochen: So bereitete er wahrscheinlich schon damals einen Entwurf vor, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich that es ihm leid, daſs ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlufslos. Gerettet muſste die Unschuld werden, aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes! — Nur ein Uebermaaſs seiner Liebe zu mir hatte

ihm das entsetzliche Geständniſs entlockt — sollt' ich hingehn, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks, sollte die Hand, welche von ihm unzählige Allmosen empfing, ihn undankbar in den unermeſslichen Abgrund stürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollt' ich verlieren!

„Unseelige Verkettung der Begebenheiten"! Seufzt' ich: „Warum muſst' ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu ermorden"?

Aber die Vernunft gebot: „Sey gerecht, ehe du gütig seyn kannst"! Welches auch immer die Folgen unsrer Handlungen seyn mögen, welche wir pflichtmäſsig üben, — und

müßten wir uns selbst zerstören: Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz immerhin in deine Armuth zurück, und geh einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trag' in dir das stille Bewußtseyn: Du thatest, wie du als ein gerechter Geist solltest. Es ist ein Gott, sey rein wie er!

Ich schrieb an den Polizei-Beamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchstdringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon"! Seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn un-

ter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir", sprach ich endlich: „Ist deine Frau gewiſs unschuldig? Hättest du wirklich selbst die Essenz vergiftet"? —

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig"!

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du das alles gethan? Oder wolltest du mich nur"....

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe du bist gescheut"!

Aber rede doch! Bertollon, heut wird das Präsidial-Gericht über deine

welchen. Im Innern des Gebirgslandes, wird erzählt, verehrt man mit Opferdienst nur den bösen Geist, vielleicht aus demselben Grunde, wie viele europäische Christen mehr aus Furcht vor ihrem Teufel, als aus Liebe zur Gottheit, fromm sind.

Hierher waren schon im siebenzehnten Jahrhundert die Jesuiten Baldinotti, Marquez und Alexander von Rhodez gegangen, den Gekreuzigten zu verkünden. Was sie und ihre Nachfolger aber von der Macht ihres Wortes unter den Heiden rühmten, daß sie in wenigen Jahren zweihundert schöne Kirchen in vier Provinzen des Reichs gehabt, und bei achtzigtausend Tunkinesen binnen zwei Jahren (1645 und 1646) getauft hätten, scheint eine jener Uebertreibungen zu sein, deren sich die Jesuiten gern bedienen, entweder ihren Ruhm in Europa zu vergrößern, oder andern ihrer Brüder Muth zur Nachfolge einzuflößen. Daß sie aber mit ihrem Bekehrungswerke Aufsehen in Tunkin erregten, und vielleicht Störungen der Ruhe, ist wahrscheinlich genug. Denn im Jahre 1721 wurden alle aus dem Lande verwiesen; viele der Bekehrten, besonders reichere Personen, gepfündert, mit Sklaverei, selbst mit Tode bestraft. Von Macao sandten die Portugiesen neue Bekehrer dahin; doch mußten diese ihre wahre Absicht sehr geheim halten. Und wiewohl Kriege und

Gattin den Spruch fällen. Lafs die Unschuld nicht verderben! —

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust der Verräther deines Freundes zu werden?"

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker, innrer Bewegung. Er war sehr bleich worden, und bläulich wurden seine Lippen und sein Auge starrte grafs vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewifs, dafs er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrak, da er sie bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles andre."

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?"

„Flieh, sag ich, noch ist es Zeit!"

„Warum?" Entgegnete er: „Hast du im Sinn - - - oder vielleicht schon - - -

„Um alles was dir lieb und heilig ist, flieh sag' ich."

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief ungekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, dafs seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschufs und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür sprang auf; der Polizei-Beamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die

abgefeuerte Pistole, in der andern eine Zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund!" Schrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuſs fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer grosen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erhohlt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte; um nach dem Versammlungs-Ort des Präsidial-Gerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig worden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, dafs ich mich ins Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des

Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen hätte. Die Erlaubniſs zu reden ward mir gegeben. Eine Stille floſs durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter", sprach ich: „Einst stand' ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände, getäuscht gemiſsbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer

einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückseelige, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!"

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungs-Szene aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend gesehn zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davon getragen

hatte,

hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als aber ich schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren von Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie Umringenden hingesunken. Der Vice-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heut in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschall Mont-

reval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich liefs mich zu Madame Bertollon führen. Meine Kniee brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihn?" Stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade!" Seufzte sie leise und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mufste

aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groſs. Man führte mich durch die gedrungne Menschenmasse, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palastes hinab.

Im Begriff in die Sänfte zu steigen, ward ich von einem jungen, wohlgekleideten Mann angehalten.

„Sie können", sagte er: „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichsten Ereignisse erinnern muſs. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein

Herr, Sie wenigstens einsweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen."

Diese Einladung mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daſs ichs nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straſsen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daſs es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straſse war, worin Clementine wohnte, wel-

bürgerliche Unruhen die Vollziehung der Gesetze eine Zeit lang lähmten, blieben die Gesetze selbst nicht ganz vergessen. Noch im Jahre 1775 wurden zwei Dominikaner, weil sie als Bekehrer verrathen waren, feierlich hingerichtet.

Inzwischen hatte der Same des Christenthums dennoch in diesen Thälern Ostasiens Wurzel gefaßt. Und wie häufig auch die Bekehrten der öffentlichen Verachtung, den Gelderpressungen der Statthalter, oder der Raubluft des Pöbels preisgegeben waren, pflanzten sie doch beharrlich ihre edlern Ueberzeugungen fort. Nach römischen Missionsberichten ist der Kaiser von Tunkin, Namens Dscha-Loang, duldsamer und gnädiger. Er hat das alte Verfolgungsgesetz zurückgenommen; dem katholischen Bischof de la Barbette gestattet, mehrere Kloster für fromme Kreuzverehrer zu errichten, und den Christen unangefochtenen Gottesdienst erlaubt. Die Anzahl derselben unter vier Bischöfen betrug (im Jahr 1807) 307,000 Seelen; wenigstens gab diese Zahl ein Missionär, der seit achtzehn Jahren diese Länder bewohnt und bereiset hatte, dem Franzosen Renouard de St. Croix an, welcher die Küste und den Hafen von Turon besuchte.

An Tunkin stößt, als Fortsetzung der Ostküste Hinter-Indiens und des tunkinischen Kaiserreichs, das Gebiet von Kochin-China. Auch hier ward

ches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung seyn konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem grosen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraum dieses Tages für mich zusammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöfnet. Einige Damen traten hervor mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbun-

den, dafs er mir die Ehre verschaft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehn."

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes; und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzu entkräftet. Der Blutverlurst am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöpft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie, und sprachlos sie, bis Gestalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mufst ich Bett' und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verliefs mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollonschen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wufste ja nicht, welchen Werth er mir trug?

Unterdessen war Madame Bertollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, dafs die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereist und in ein entferntes Kloster gegangen sey. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschlufs an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken. „Sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all mein Wohl und Weh begleitet.

Hier ist er:

„Abtei St. G. ** zu V. **
D. 11 May. 1702."

„Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten seyn. Ich habe das stürmische Leben der grofsen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgiebt mich; ich habe mich ohne Mühe von allem, was mir einst lieb und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt mit mir genommen, als die Wunden, die sie mir schlug."

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniſs dort draußen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod, desto reitzender zu machen."

„In der Blüte meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwen-Schleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andre, die mich zerstört."

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verheelen mogte, daſs ich Sie liebte. Sie wuſsten es, Sie wissen es — ach, und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zücken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen.

Sie haben mich nie geliebt! Nicht daſs mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daſs Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben seyn würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!"

„Doch, nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und immer noch geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar seyn. Ich fühl es wohl, die Gattin eines andern dürft ich dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth."

„Ich fühlte es immer, und immer gieng ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehn der Gefahr meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatte es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Schaam mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach, Unglücksbringer, und du mußtest es seyn, der vor den Richtern mich darum befragte!"

„Du hast mich nie geliebt. Meine

Entfernung wird dich nicht betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muſs für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läſst mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt zu mildern."

„Hier, in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da, meinen Trost!"

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dastehn! Und einsam bin ich, denn mich liebt keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in ihren fröhlichen Kreisen vergessen, meine

Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebürg, unbekennt und ungesehn; sie gab und empfing keine Freude. Ihr Verschwinden läfst keine Spur zurück."

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, als den Scheidebrief. Ein brechendes Herz dictirte sie; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an, und will dich selbst nie sehn. Ich will zu Gott flehn für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihn, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod ins beſsre Leben leiten."

„Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaſs ich sie. Oft weint' ich unter ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft besucht. Nicht wie einen Fremdling, sondern wie einen Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für andre zu leben. Immer nur beflissen, andern Freude zu machen, andern Dienste zu erweisen, wuſste sie denen das Ansehn ihrer eignen

seit länger denn anderthalbhundert Jahren von Franziskanern, französischen Priestern und Jesuiten die Bekehrung der Völkerschaften versucht, welche in Sprachen, Sitten und religiösen Begriffen mehr oder minder Verwandtschaft mit ihren Nachbarn zu haben schienen. Wie in Tunkin und China führten sich die Missionarien auch hier zuerst, als europäische Mathematiker, bei den Großen des Reichs und am Hofe ein. Als solche genossen sie Schutz und Achtung; empfingen sie sogar Hofämter, und die Jesuiten wußten sich derselben zu versichern, um großen Einfluß zu behaupten. Pater Siegbert erhielt sogar (1741) die Ehre, der kaiserlichen Majestät zu Kochin-China oberster Hundehüter zu werden.

Der römisch-katholische Kirchenglaube hatte in Cochin-China schon herrlichen Anfang, als im Jahr 1751 alle europäischen Missionarien aus dem Lande gejagt, alle Kirchen auf Befehl des Hofes niedergerissen wurden. Die meiste Schuld dieses Unglücks trug abermals die Unverständigkeit der christlichen Glaubensboten selbst. Denn Jesuiten, Franziskaner und Dominikaner nährten auch hier die europäische Eifersucht ihrer Orden gegen einander fort; und der Streit um Jansenismus tönte zu Bak-Kingh und Cachao in Kochin-China so lärmend, wie in Paris und Rom. Jeder der Orden wollte auch hier das Meiste gelten, haben

Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Liebe hatte nur das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig ganz war Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatt' ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd; ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daſs man nur immer sie sah, und nur immer sie bewunderte. Und von allen war sie die Demüthigste; sie wuſste von ihren eignen Vorzügen

teten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der grosen Welt? Ich hatte zwar im Bertollonschen Prozefs ein so allgemeines Ansehn gewonnen, dafs die Zahl meiner Clienten täglich gröfser ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen dürfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihren Zimmern, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach, sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein Reden, mein Kommen

und mein Gehen waren eben so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward' ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloſs mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht und bat nicht, aber sie ward ernster, und wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!" Sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan,

daſs Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie."

Alle Ursachen, welche ich erfinden mogte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste dürft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan", sagte sie endlich: „Wir müſsen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum ists nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder

Stunde wieder ausreifsen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich seyn. Ich zittre, dafs sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blafs und zitternd. „Clementine!" Stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in ihr Zimmer!" Sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie wird es in meinem Gedächtnifs auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten

ihm dem Zauber und das Leben nicht rauben. Da saſs sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reitzend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüte blauen Flieders hing über ihr Haupthaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als solle sie das Sinnzeichen dessen seyn, wessen sie am meisten bedürfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!"

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daſs ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher."

„Noch unglücklicher?" Entgegnete sie und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?"

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnen mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal, früher oder später — dies alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine und es könnte doch die Zeit kommen — wie ständ' es dann um mich?" Sagt' ich indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht. — Antwortete sie.

„Wollte Gott, daſs ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!" Rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heifs auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?" Sagte sie.

Hab' ich ein Recht auf Ihre Freundschaft, Clementine? Und dies schöne Herz, ach, wird es nicht einst für einen andern lauter schlagen müßen, als für mich? Und dann, Clementine, dann? —

„Nie, Alamontade!" Antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz von sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog unter dem Sturme schöner

Empfindungen. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das süße Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsre Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben, Seel um Seele.

O welche Seeligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das herbe Loos versüßt mit dem Irrdischen vermählt zu seyn!

Lange lagen wir in dieser Umarmung. Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Namen lallen, und sie mir den meini-

und thun. Aus Europa wurden zwar mehrere geiſtliche Abgeordnete an ſie geſandt, Frieden zu ſtiften; man theilte unter ſie das Land; gab die eine Gegend des Reichs zum Miſſionswerk den Jeſuiten, die andere den Franziskanern; zwiſchen beide ſetzte man die franzöſiſchen Geiſtlichen. Doch blieb Alles eitel. Die Machtſprüche der Päpſte ſelbſt beſſerten nichts in einer Ferne, wo die Jeſuiten ſchlau und trotzig den Verordnungen des heiligen Vaters auszuweichen verſtanden. Alles endete, wie geſagt, mit Verbannung ſämmtlicher Bekehrer.

Zwar ſpäterhin, ſeit dem Jahr 1774, wurde ihnen wieder Zutritt erlaubt, und den Chriſten, die bis dahin ihres Glaubens wegen mißhandelt worden waren, mehr Recht geſtattet; — doch ruht über den gegenwärtigen Stand des Chriſtenthums bei den Kochin-Chineſen tiefe Dunkelheit. Wir wiſſen nur durch den alten Miſſionar, welchen Renouard de St. Croix im Hafen von Turon ſprach, daß ſich, aus Mangel an hinreichenden Mitteln zu Seminarien, die Anzahl der Geiſtlichen ſehr verminderte, während im Lande wohl ſechsmal hunderttauſend katholiſcher Chriſten wohnten.

Wahrlich, wenn man die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über die kochinchineſiſchen Miſſionen gewechſelten zahlreichen Streit-,

gen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und schöner war alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus jedem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in den gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!" Rief ich.

„Und ewig!" Setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mir an. Sie ging mir lächelnd entgegen, und sagte: „Was haben Sie

aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt. — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiſs Ihnen Dank — aber, wie soll ich danken?"

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm, und küſste mich.

„Sie sind ein guter Mensch!" Fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum sie uns verlassen wollten."

Ich war so bestürzt, daſs ich keine Sylbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere seyn, Alamontade, und sind es immer, aber diesmal nicht! Glaubten Sie ich hätte nicht

bemerkt, daſs Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniſs machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?"

„Madame"---stammelte ich, immer verwirrter.

„Ich denke, Sie mögten noch gern läugnen, wenn Sie könnten." Sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beide, da ihr in der Fülle eures Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daſs ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig seyn könne. Meine Tochter lebt für Sie, — machen Sie sie glücklich, und ich bins dann auch."

Welch eine Frau. Ich sank zu ihren Füſsen, und küſste ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!" Sagte sie: Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame", rief ich: „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung" - - -

„Ich gebe nichts." Entgegnete sie: „Nein, mein Lieber; Sie sind es, der uns den Frieden giebt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt sie schon länger, als ich. Ihrentwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl!"

„Es ist zuviel!" Rief ich: „Mein Entschluſs war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug - - ich bin arm, Madame" - -

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?" Antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken: und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst alles verlieren: So schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: So kann euch nicht fehlen."

Vergebens macht ich verschiedne Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen, welches nur aus den Convenienzen hervorgehn konnte.

„Nein, mein Herr", sagte sie: „Daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum liebten, war mir wohl

bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werths genug, um seines Selbsts willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt also unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen: Wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr Werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüchtern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heurathet, an der ein ungeliebter Mann geknüpft ist: Sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" - - - Sagte Clementine.

indem sie in ihrer reitzenden Unschuld hereinhüpfte, meine Hand nahm und ihrer edeln Mutter freundlich ins Auge sah.

„Du hast wohl gewählt!" Sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich.

28.

Clementine ward meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf ihren Händen. Ich galt im Pallast de Sonnes, als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und würde ermüdend, wenn ich die Mannigfaltigkeit meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an

den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbnen Vater, nebst einer beträchtlichen Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbner Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londner-Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser-Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genufs von vierzehntausend Livres.

Ob ich gleich wufste, dafs einer meiner Oheime in seiner Jugend nach

Ame-

Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten: Konnt' ich doch kaum glauben, dafs er ein so grofses Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flöfste mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens in so fern er Erbschaft seyn sollte, wiewohl er, als Geschenk mir zu grofs schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Oheim verstorben seyn sollte. Nie aber hab' ich ein mehrers entdeckt, als ich schon wufste. Doch konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, dafs in dieser

Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Oheim, gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden. „Genießen Sie Ihr unbestrittnes Eigenthum, und lassen Sie ein dutzend Messen für den Oheim lesen," sagte er: „Und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig genießen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen. Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehn. Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir zuviel werth.

Ich dankte dem Marschall für die ehrenvollen Gnadensbezeugungen. Ich

Anklage- und Rechtfertigungsschriften lieſet, — wenn man von der einen Seite die ſtille Sehnſucht der gutmüthigen Tunkiner nach Kenntniß des Höchſten, und daneben die Unwürdigkeiten der chriſtlichen Prieſter, ihre Nichtswürdigkeiten, erblickt, ſo wird man zweifelhaft, ob nicht ein frommes Heidenthum beiweitem ſolchem ruchloſen Chriſtenthum vorzuziehen ſei. Da die römiſche Kongregation zur Glaubensverbreitung im Jahr 1738 den Biſchof de la Beaume, als Pater Viſitator, nach Kochin-China geſchickt hatte, verurſachten ihm die Jeſuiten den bitterſten Verdruß, und ſpielten hundert ärgerliche Poſſen, um ihm die Sendung zu verleiden. Die Einen machten ihm ſeinen Koch, die Andern ihm ſeinen Wundarzt abwendig, welchen er zur Pflege der Geſundheit mit ſich gebracht hatte. Und als er vor Kummer erkrankte, trieben ſie den Spaß, eine ganze Kuppel ſpringender, bellender, heulender Hunde in ſein Haus zu ſchicken, die der Ueberbringer für ein Geſchenk des Kaiſers ausgab, der den Pater Viſitator zu ſeinem Hundehüter ernannt haben ſollte! Der alte de la Beaume ſtarb wirklich darüber vor Herzeleid.

Es ſpitzt ſich Hinter-Indien ſüdwärts in eine über zweitauſend Geviertmeilen große, von Sümpfen, Gebirgen und endloſen Waldungen bedeckte Halbinſel aus. Dies iſt Malakka, Ur-

bat nur um einige Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten, und entliefs mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschliefsen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter alter Oheim war aufser sich vor Freuden, als er den Antrag des Marschalls von mir vernahm.

„Da du, in deinem Linnenkittel und in deinen Holzschuhen, als Knabe zu mir kamst", sprach er: „O Colas, und da du so in deiner Armuth vor mir standst, und mein Herz rührtest: Da war es, als hört' ich die innre Stimme des Geistes, die mir gebot,

dich aufzunehmen an Kindesstatt, denn du würdest einst der Schutzengel der bedrängten Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Grofses an dir gethan. Da stehst du nun wieder auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigre dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, so zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht."

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreise nur eine Tochter fehlte, die verheurathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, liefsen nicht

ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mufste halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, dafs ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müfse, mir einen gröfsern Wirkungs-Kreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes." Sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus."

Und so geschah es. Wir reiseten

mit einander gen Nismes. Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen dürft' ich ausruhn von Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehn, und Einfluſs auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der sinnliche Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseeligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und alles wurde zu einem hellen, rosenfarbnen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Groſsvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsre

Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mirs abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen umnebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch

allerlei ehmalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkürlichkeiten zu begehn, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten: Aber dabei war er sehr religiös. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß es ahndete. Er versäumte keine Messe, und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte selten, war meistens ernst und kalt, und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch wie Bertol-

lon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehn könnte für seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gotteslängner und der Bigotte, ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiches Gift. Beide, ohne Gefühl ihrer erhabnen Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Convenienzen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide

fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andre beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draußen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen *fürchteten von mir einen ihren* Absichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig mir es um Einfluß beim Marschall zu thun war, und verloren sich allmählig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Charakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sey.

Die Protestanten von Nismes sahen

mich, als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müßen, wär' er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu seyn, stieg ihre Schwärmerei, im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein", rief Herr Etienne, mein

Oheim: „Nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehn, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müßen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Lutherus, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sey denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

30.

„Sie sind doch kein Ketzer?" Fragte mich einst der Marschall von Montreval

heimath der verſchmitzten und tückiſchen Malaien, deren Geſchlecht und Sprache ſich über alle Eilande Aſiens bis zu der Oſtküſte Afrika's und der Weſtküſte Amerika's, im auſtraliſchen Ozean bis zu den Sandwichinſeln verbreitet hat. Sie wohnen da im Innern des Landes mit unzähmbarer Freiheit unter verſchiedenen Häuptlingen; arm, genügſam, trotzig. Ihre religiöſen Vorſtellungen ſind roh, wie ihre Sitten. Man ſpricht, daß ſie in ihren endloſen Urwäldern noch Menſchenopfer bringen. Und Malakka, die vornehmſte malayiſche Stadt, iſt der Hauptmarkt des Handels für die ganze Halbinſel.

Auch hieher kamen früh, ſchon mit den portugieſiſchen Kaufleuten des ſechszehnten Jahrhunderts, katholiſche Prieſter, das Reich Gottes zu offenbaren. Aber ſie begnügten ſich mit der Predigt an den Küſten. Daß ihre Arbeit nicht ganz vergebens geweſen, beweiſet das Daſein eines Biſchofes in Malakka, deſſen Kirchſprengel jedoch weder ausgedehnt, noch ſicher iſt. Den Niederländern lag mehr am Pfeffer, Zinn und Elfenbein, als an der Bekehrung der Malayen. Nachdem die niederländiſchen Beſitzungen von den Briten in den Napoleoniſchen Kriegen erobert worden ſind, ſandte auch die Londner Miſſionsgeſellſchaft nach Malakka Boten des Heils zur Aufklärung der Ma-

mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mufste. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte in den gegebnen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einflufs den Anhängern Calvins werden mufste, die sich mit allzugrofsem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschlufs, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit

machte mich nur glücklicher, aber die Protestanten immer verwegner.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahinzugehn.

„Und morgen fodr' ich meine Entlassung." Sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen: „Mag auch die Mutter sagen was sie will, morgen geschiehts! Und dann Clementine? - -

Und dann? - - — Fragte sie.

„Nicht länger unsre Verbindung verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarzen Trauerkleider abgelegt

hast. Also in acht Tagen bist du meine Frau."

Sie erröthete, und lispelte: „In acht Tagen?" Und legte ihr Haupt an meine Brust.

„Und dann" — fuhr ich fort: „Dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling kömmt mit seinem Schmuck; wir müßen ihn in freier Natur leben!"

So wars beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim Herr Etienne war gekommen; er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas," sagte er: „Heut ist Palmsonntag. Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das." War meine Antwort: „Denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall.

„Und ich," sagte er mit feierlicher Stimme: „Und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Grofser dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen; aber wir sind daselbst versammelt in Jesus Namen, und er wird mitten unter uns seyn. Wir alle, einige hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrak.

„Welch eine Verwegenheit!" Rief ich: „Wisset ihr nicht, dafs der Marschall in Nismes ist."

Wir

Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da! —

„Wollt ihr euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet aufs strengste alle Versammlungen dieser Art. Es drohet mit dem Tode."

Welches Gesetz? Das Gesetz des sterblichen Königs? Du sollst Gotte mehr gehorchen, denn den Menschen. —

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit biblischen Gemeinsprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche solcher Zusammenkunft einsah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon schilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jesus verrathen war," rief er: „Und als der Verräther neben ihm

stand, und als er es wußte, daß man sich rüste, ihn zu fangen, o Golas, von den Schrecken des gewissen Todes umringt, setzte er das heilige Sacrament des Nachtmahls ein — und wie, wir wollen Jesu Schüler seyn, und beben? Nein, nimmermehr, und wenn die ganze Hölle in Waffen stände, sie sollte uns kein Grauen machen!"

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papisten und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim gesehn, und seinen Verdruß in allen Geberden. Sie forschte nach den Ursachen; ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unschuldigen Liebkosungen verlor sich

gemach meine Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leidenschaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie seelig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine," sagt' ich: „Um andre glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groſs seyn, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann

mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld; und dein Kufs lohnt mirs, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsre Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsre Harfen tönen am Abend im Schatten des eignen Hains die unbeneidete Seeligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getrösteten werden unsre Gesellschafter. Gewifs, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — Nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter — Mutter! O Clementine" - - -

Ihre heißen Küsse unterbrachen meine Worte, aber nicht den Flug meines Traums. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter den stillen Ahndungen höherer Freuden.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was ist die?" Fragt' ich.

„Herr," stammelte er: „Die Calvinischen sind draußen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotnen Gottesdienst" - - -

Ich erschrak heftig. Also verrathen wars. „Und weiter?" Rief ich.

„Die Mühle ist von den Dragonern umringt. Alle sind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marschall von Montreval ist in eigner Person dort.

Der Predikant und noch andre von den eingeschlossenen Ketzern wollten sich durchs Fenster mit der Flucht retten, da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer."

„Gaben Feuer?" Schrie ich: Wurde einer getödtet?"

„Ihrer vier liegen tod auf dem Platz." Antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blafs. Sie verlor die Sprache und hing mit stummer Angst an meinen Hals.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorsatz bekannt, hinzueilen um den Marschall

laien. Der erste dieser Boten war C. H. Thomson, von dessen Schicksal wenig kund geworden ist.

Erst seit M. Symes seine im Jahr 1795, auf Befehl des Generalgouverneurs von Ostindien, in das Königreich Ava gemachte Gesandtschaftsreise der Welt mitgetheilt hat, ist neues Licht über die Reiche und Länder und Völker angezündet worden, welche die Westküste Hinter-Indiens und den größten Theil dieser ungeheuern Halbinsel ausfüllen. Da erst vernahmen wir wieder von dem goldenen Land des alten Ptolomäus; dem Arrakan, Siam, Ava und Pegu der Portugiesen, von dem, seit deren Entdeckungs- und Handelsfahrten zu den Weltgegenden jenseits des Ganges, nichts mehr erschollen war; da erst von dem großen Reiche der Birmanen, welches der unternehmende und geistvolle Alompra in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestiftet hatte, welcher sich aus dem Stande eines gemeinen Jägers auf den Kaiserthron von Imerapura zum unumschränkten Gebieter über Ava, Pegu, Arrakan, Meklay und Westsiam erhob; da erst von der höhern Bildungsstufe dieser Nationen; von ihren gewerbreichen großen Städten; ihren prachtreichen Palästen, Tempeln und Klöstern; ihren milden Sitten; ihren Schätzen, ihren Bibliotheken, ihren alterthümlichen Gesetzen und Uebungen. China und Japan stehen auf kei-

zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluſs; bat mich selbst, ohne Säumen dahinzufliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte.

Ich ging: sah an der Thür mich noch einmal um nach Clementinen; sah sie blaſs und bebend auf dem Schooſse ihrer Mutter; ging zurück, küſste ihren verblichnen Mund, und eilte davon. — Nie sah ich sie wieder.

31.

Ich kam vors Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches dann mit brennender Neugier und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend dastand, Kopf an Kopf.

Kalten Entsetzens sah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herrn umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!" Rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!"

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?" Fragt' ich.

„Darüber sinn' ich!" Erwiederte er: „Schon seit einer Viertelstunde."

„O gnädigster Herr," rief ich: „Wahr ists, diese verblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz, aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seyen Sie großmüthig, gnädigster Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder" - -

„Was?" Unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade machen kann *)?"

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567 gegen dreißig Magistrats-Personen, Chorherrn und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name der Michelade für diese Mordnacht entstand.

„Nein, gnädigster Herr," sagt' ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daſs Sie den Unglücklichen dort eine Greuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen."

„Es ist Zeit ein strenges Beispiel zu geben!" Sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand; ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!"

Halberstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!"

„Weg da!" Rief er und warf mir

einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen. Ich ließs das Pferd los, und fiel auf meine Kniee nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!"

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zetergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Bein. Gott weiſs es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher und unter dem kläglichen Geschrei der

dem Tode Geweihten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raft' ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. In gleichem Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!" Sagt' ich und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!" Schrie der Marschall; „Ich sagt's doch immer, er sey einer von ihnen!" Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch!" Brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus dem

Arm die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so!" Sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheulicher Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott!" Schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen, gleich den andern. Ich rafte mich auf, riß einem der Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich,

ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!"

Indem ich um mich hersah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — Ueber Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieſs einen gräſslichen Schrei gen Himmel aus, und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebtesten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt. Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlt' ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin konnt' ich mich ihnen blindlings hingeben. Nur genährt von den Meisterwerken der gröfsten Geister unsrer Zeit, wiegt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen ein. Ich hielt dafür, die Menschheit sey um vieles menschlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung, Ludwigs XIV. sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahres 1703 ein Tag des goldnen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes

ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Ermordeten ward confisciert — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbern bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, dafs man sich mit mir beschäftigte, und dafs ich Schmerzen litt; aber schnell war erloschen wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in

eine

ner höhern Staffel der Gesittung; aber die Birmanen sind minder verschlossen und argwöhnisch. Selbst ihre Frauenzimmer haben die Freiheit geselligen Umgangs, wie bei europäischen Völkern. — „Ihre Gesetze, sagt Symes, sind weise und voll gesunder Moral. Ihre Polizei ist besser, als in manchen europäischen Ländern. Weder durch Vorurtheile von Kasten und Adelschaft auf erbliche Handthierungen beschränkt, noch durch Religionsordnungen vom Umgang mit Fremden ausgeschlossen, sind die Birmanen von Natur freundlich und gastfrei auch gegen den Ausländer, mehr zu männlicher Offenherzigkeit, als zu höflicher Verstellung geneigt. Die Kenntnisse sind in diesem Lande so ausgebreitet, daß kein Handwerksmann und selbst beinahe keiner aus der untersten Volksklasse anzutreffen ist, der nicht lesen und schreiben konnte (was in vielen europäischen Ländern selten ist, die sich mit Zivilisation brüsten wollen)."

„Nachbarn des hohen Tibet und der Braminen am Ganges, haben die Birmanen in ihren religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit den bei jenen herrschenden. Ja, es sind dieselben Grundbegriffe jenes Glaubens, der, ausgebreiteter, als selbst die christliche und muhamedanische Religion, und ungleich älter, als beide, ganz Süd- und Ostasien erfüllt, auf den Bergen

eine Düsternheit, wie in einen schweren Schlaf.

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!" Dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arzenei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

„Wo bin ich denn?" Fragt' ich.

„Bist bei mir!" Sagte der Kerl. — Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hierseyn zu danken hatte.

„Bin ich denn ein Gefangner?"

Allerdings und das von Rechtswegen! — Antwortete mein Wärter.

„Weiſs Madame de Sonnes davon? Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?"

Kennst du Leute hier? Wo wohnt sie?

„In der Martins Gasse, im Hause Albertas."

Narr du, in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weiſst nicht, daſs du in Marseille bist. —

„In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?"

Es mögen drei Wochen seyn, du armer Teufel. Ich glaubs wohl, daſs du nicht drum weiſst. Hast bis gestern Nacht im hitzigen Fieber geraset. Muſst eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben. —

„Was soll ich hier in Marseille?"

Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn? —

„Das ist ein Galeeren-Kittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?"

Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neun und zwanzig Jahre an die Ruderbank. —

Der Kerl sprach nur zu wahr. Sobald ich genesen war, eröffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffes auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet daß ich erwiesen ein geheimer Protestant seye, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge

meines Amtes Einfluſs gehabt, manchen Unterschleif begangen, war ich zu neun und zwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte; doch im süſsen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer erborgten Bleifeder auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach, ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riſs ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich, nebst andern Unglücks-

geführten zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweifs die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidnen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermefsliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich, und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze

Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um nur lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Gränzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille schon meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andre Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend, ach, Clementine! Clementine und von dir! — Aus dem

Schooſse des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückende Gespräche, nun die Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straſsenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Kette nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Und ich will ihn tragen!" Sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein Geist dauert hinaus über das Grab! Ich habe mich nicht

selbst verloren. Ich blieb der Tugend getreu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die stille Achtung mit mir übers Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müßen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war."

So gewann mein Geist den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren die mich einst liebten. Ich hatte kein heitres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längstentschwundne

Paradies meiner Jugend zurücksehn konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mirs oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meers, und lächle mir Muth zu, wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehn, aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all die Seeligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertollon mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehr-

furcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besafs. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heifsen Gestaden Afrikas, und immer sah ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neun und zwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heifsersehnter Freund, kömmt mich zu erlösen. Ach, mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Ihre Tugend lohnt sich selbst. Unsre Geister sind verwandt und berühren sich einst vielleicht wieder.

Tibets, wie in Tunkin und Khochin-China, in Ceylon wie in Japan und China gilt.

Hier iſt Anbetung eines höchſten Weſens, hier Verehrung des menſchgewordenen Gottes, oder göttlichen Geſandten, der von den Birmanen unter dem Namen und Bilde Gaudma's und Budda's in zahlloſen Tempeln verehrt, von den Siamern Somodo-Codom, auch Bud, auch Po (der Chineſen Foh) genannt wird. Hier finden wir wieder die Lehre von der Seelenwanderung, von Seligkeit und Strafe der Seelen am Ende ihrer Wanderſchaft; von der Milde und Barmherzigkeit Gottes, die, wie ſeine erſte Eigenſchaft, auch die erſte Tugend der Menſchen ſein ſoll. Hier erblicken wir wieder die Aehnlichkeit kirchlicher Vorſtellungen und Gebräuche mit chriſtlichen, die wir ſchon in Tibet ſahen. Auch der Gaudma iſt ein von einer Jungfrau geborner Gottesſohn; auch hier hört man vom Fegfeuer; ſieht man Mönchs- und Nonnenklöſter, Roſenkränze, religiöſe Prozeſſionen, geſchorne und barfüßige Kloſterbrüder, die täglich im Chor ſingen, kein Geld haben dürfen und ehelos leben; auch hier wird Beichte gehört und Ablaß der Sünden ertheilt.

Wenn nicht viele jener Lehren und Gebräuche aus der vielleicht älteſten Religion Aſiens durch orientaliſche Chriſten nachmals in die kathy-

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale bis zum Beginn seines fürchterlichen Leidens!" Sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiednen Anläßen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitain Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung und man könnte sagen Ehrfurcht aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Officiers im Schiff hielten etwas

auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur gröſsere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstere aber selten, oder gar nicht, und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerer, ohne für sich etwas zu behalten. Machte man ihm deswegen Vorwürfe: So antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug seyn. Jedes Gute so mir allein erwiesen wird: Ist nur eine herbe Vermehrung des Uebels den andern." Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und war dies sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In

den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nur nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, andre für Kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie seyn müße. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern ahnden. Als ihm im letzten Gefecht mit den Korsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? Und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangne seinen Verlust, und einige

von diesen rohen Kerln weinten sogar, wie Kinder." —

„Dies ist alles, sagte Dillon, was ich vom Kapitain Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist, und mit dem Blick auf Gott, durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eignen Aufsätzen, wo eine reitzende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsre Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!" Schrie Roderich: „Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon keine Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch!" Erwiederte der Abbé Dillon: „Wer kennt nicht den Märtyrer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendant von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn losbaten? Lebt nicht Faber noch heut in den Sevennen in Dürftigkeit *) während er als Held in

*) Im Jahre 1787.

der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird? *) Alamontade hat wohl recht. Wir leben noch immer in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

„Aber, lieber Abbé," sagt ich: „Noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille. Wie glücklich muss unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden seyn, nach so langer Trennung!"

34.

„Als ich ihm," erzählte Dillon: „Die Nachricht mittheilte, dass Clementine kaum erfahren habe, er sey noch am Leben

*) Die Oper heisst: *l'honnête criminel.*

Leben und in Marseille; so hätte sie den Entschluſs gefaßt, ihn zu sehen; war er tief gerührt. Er schwieg lange: „So hat sie mich dann nicht vergessen!" Rief er endlich sehr bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie nur noch einmal gesehn habe. O Clementine! Vielleicht ists Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der groſse Weltordner auch auf die edlern unsrer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irrdischen, daſs die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehn, so vielleicht finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden

Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandnen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil worden war, sollte aber auch diese Glückseeligkeit nicht mehr genieſsen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein mildes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert

und in ein beſsres Leben übergegangen zu seyn. Ich warf mich weinend auf die Kniee nieder zu den Füſsen seines Betts, und war trostlos, wie man um einen verstorbnen Vater trostlos ist.

Einen Tag, nachdem er begraben war, später kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie muſste sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, aber unverkennbar selbst noch jetzt die Spur ehmaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Arme stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontades Bild. Sie küſste es, und lieſs es copiren für sich. Auch muſste ich ihr aus Ala-

montades Nachlaſs sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arzenei und die wenige Speise nahm, so sie genoſs.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu seyn. Ich muſste ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontades Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war bis im Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind es schon funfzig Jahre, seitdem dies alles geschah, aber Alamontades Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Laſst uns, Ihr Lieben, laſst uns leben, wie er! Laſst uns die Selbstständigkeit

liſche Kirche übergegangen ſind, muß man allerdings über die Aehnlichkeit der katholiſchen Kirche, ihrer Vorſtellungen und Uebungen (die doch erſt mehrere Jahrhunderte nach Chriſti Geburt aufgenommen wurden), mit denen von Hindoſtan, Tibet, Japan, Korea, China, Siam, Ava, Pegu, Ceylon u. ſ. w. in Verwunderung gerathen. Denn daß dies im weiten Aſien Alles nur Wirkung und halbverwiſchte und verwilderte Spur des untergegangenen neſtoriſchen Chriſtenthums ſein könne *), fällt Niemandem ein, ſeit uns das vorweltliche Aſien heller geworden.

Wie bei den Hindus, Tibetern und Japanern die heilige Schriftſprache verſchieden iſt von der im bürgerlichen Leben, alſo iſt ſie auch bei den Birmanen. Hier iſt die Paliſprache die heilige und uralte der Anhänger des Budda oder Gaudma, und nimmt dieſelbe Stelle bei den Birmänen für geiſtliche Gegenſtände ein, wie das Sanſkrit bei den Braminen, das Arabiſche bei den Muhamedanern, das Lateiniſche bei den römiſch-katholiſchen Chriſten. Die Kenner der orientaliſchen Sprachen erkennen die Paliſprache für die

*) Wie La Croze in ſeiner Histoire du Christianisme des Indes S. 518 glaubte, ohne dafür irgend einen haltbaren Beweis zu kennen.

unsers Geistes, seine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als die Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten, durch den Blick auf die Ewigkeit, und den Gedanken: Sey rein, wie Gott!

Alamontades Lehre führte mich aus den Irrgärten der Zweifel, und knüpfte mich mit edlern Banden wieder an die Welt. Ach, dafs auch ich dem Erhabnen einst wieder begegnen mögte im Weltall!

Bey Orell, Füſsli und Compagnie in Zürich sind nachfolgende neue Bücher zu haben.

Almanach, helvetischer, für das Jahr 1803. geb. à fl. 2 netto.

Bonstetten, C. von, über Nationalbildung. 2 Thle. 8. fl. 3. 30 kr.

Bouginé, J. C., Handbuch der allgemeinen Literargeschichte, nach Heumanns Grundriſs. 6n Bdes 2r Thl. gr. 8. fl 2 45 kr.

Brun, Friederike, geb. Münter Gedichte, mit Vignetten. Dritte vollständige Ausgabe mit Vign. gr. 8. fl. 2. 15 kr.
Auf gegl. Velinp. fl. 3. ord.

Füſsli, H. R., kritisches Verzeichniſs der allerbesten Kupferstiche, die nach den berühmtesten Mahlern aller Schulen gestochen worden sind. 3r Thl. 8. fl. 1. 30 kr.

Gemählde, kleine, Reminiscenzen und abgebrochene Gedanken, von einem Dilettanten, mit Vignetten und Musik. 8. br. fl. 3. 45 kr.

Gesneri tabulæ phytographicæ. Fasc. X et XI. gr. fol. c. tab. pictis. fl. 36. netto.
— — idem. c. tab. nigris. fl. 5. 30 kr netto.

Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Kupferstecher und ihre Werke, vom An ang dieser Kunst bis auf gegenwärtige Zeit; chronologisch und in Schulen geordnet nach der franz. Handschrift Hrn. M Hubers, von C. G. Martini. 6ter Band, welcher den zweyten Theil der Niederländischen Schule enthält. 8. fl. 2.

Helvetisches Journal für Litteratur und Kunst. 1tes u. 2tes Hefs. gr. 8. fl. 1. 48 kr. netto.

Journal, theologisches, für ächte Protestanten; herausgegeben von J. H. Bremj, Prof. 1ten Bdes. 1tes Stück. 8. fl. 1. 15 kr.

Lavaters, J. C., nachgelassene Schriften; herausgegeben von G. Geßner. 4ter und 5ter Band, gegl. Velinp. fl. 6. 30 kr.

— Ebendieselben. — Schrbp. fl. 4. 48 kr.

— Ebendieselben. — Drkp. fl. 5. 30 kr.

— — — Eine biographische Skizze, von J. H. Meister. A. d. Franz. 8. br. 45 kr.

le Livre de famille, ou journal des enfans, contenant des historiettes morales et amusantes. Par M. Berquin, nouv. édition. 8. fl. 1. 15 kr.

Matthissons, Fr., Gedichte. 5te vermehrte Aufl. gr. 8. gegl. Velinp. fl. 4.

— Ebendieselben. — Schrbp. fl. 3.

— Ebendieselben. — Drkp. fl. 1. 15 kr.

— Briefe. — 2te verbesserte Auflage. gr. 8. gegl. Velinpap. fl. 5.

— Ebendieselben. — Schrbp. fl. 3. 30 kr.

Salis, Ul. von, Bildergallerie der Heimwehkranken. Ein Lesebuch für Leidende. Drittes und letztes Bändchen. 8. fl. 2. 15 kr.

Sammlung kleiner Landschaften, Titelkupfer und Vignetten, aus dem Verlage von Orell, Füßli und Compagnie. 4tes Heft. 4to. fl. 2.

Schweitz, die bessere, oder das Fest der Dankbarkeit. 8. 30 kr.

Schweitzer, J. C., Anleitung zur Erlernung der deutschen Sprache und Orthographie; ein Beytrag zur Verbesserung des Unterrichts in den niedern Schulen. 8. fl. 1.

Shakspear's Schauspiele; neue ganz umge-

arbeitete Ausgabe von J. J. Eschenburg, mit beygefügten kritischen Anmerkungen. 8ter Thl. gr. 8. gegl. Velinp. fl. 4.

— Ebendieselben. — Schrbp. fl. 2. 45 kr.

— Ebendieselben. — Druckpap. ohne die Anhänge. fl. 1. 30 kr.

Stoll, Joh., Versuch einer medizinischen Beobachtungskunst. gr. 8. fl. 4. 30 kr.

Spee's, Fr., auserlesene Gedichte; herausg. von J. H. v. Wessenberg. gr. 8. 30 kr.

Suter, Joh. Rud. Flora Helvetica, exhibens plantas helvetiæ indigenas Hallerianas, et omnes quæ nuper detectæ sunt ordine Linnæano. 2 vol. gr. 12. Postpap. fl. 5.

— Ebendieselbe. — Schrbp. fl. 4.

Ventenat, E. P., Anfangsgründe der Botanik; frey übersetzt, durchaus mit Anmerkungen und Zusätzen. gr. 8. gegl. Papier mit fein ausgemalten Kupfern. fl. 6. Schreibpap. mit illum. Kupf. fl. 4. 30 kr. Mit schwarzen Kupf. fl. 3. 30 kr.

Des

Schweizerlands Geschichten

für das

Schweizervolk.

Von

Heinrich Zschokke.

Aarau 1822.
Heinrich Remigius Sauerländer

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Wie es im Anfang geweſen.

Von wunderhaften Heldenfahrten, guten und böſen Tagen der Väter iſt viel geſungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks. Und ich trage ſie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen ſich entzünden in neuer Inbrunſt zum theuerwerthen Vaterlande.

So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geſchichte verfloſſener Zeiten iſt ein Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen.

Wo der von den Eisbergen des Wallis gefallene Rhonestrom ins mittelländiſche Meer ſtürzt, erhebt ſich ein geringes Gebirg. Das dehnt ſich aus Frankreich gegen Sonnenaufgang, dreihundert Stunden Wegs lang, an Italien vorbei, ſeine tauſend Hörner zu den Wolken des Himmels ſtreckend, von Eis und Nebeln bedeckt, bis ins Ungarland. Dort wird es gemach niedrig und zu kleinen Hügeln. Das iſt das Gebirg der Alpen. Und Helvetia iſt das Land genannt worden, welches im Schoos dieſes Gebirges liegt, wo daſſelbe die beſchneiten Kämme, Firſten und Zinken über die Länder der Menſchen und über die Wolken des Himmels am höchſten erhebt.

Durch enge Schluchten vom Hochgebirg herab, mit Strömen, die den Gletſchern entquellen, breitet ſich das Land gegen Mitternacht aus in weitere Thäler, bis zu den Kalkbergen des Jura. Dieſe krümmen ſich in Geſtalt eines ungeheuern Halbmondes vom See des Leman bis zum Bodenſee. Und von Schafhauſen bis Baſel ſteht der Rheinſtrom vor dem Jura, wie der Graben

vor dem Wall. Also hat Gott unser Vaterland mit hohen Bergen und tiefen Gewässern umgürtet, wie eine große Veste. Doch die Veste ist nur stark, so lange es dahinter der Mensch bleibt.

Dies Alles ist in Zeiten, von denen kein Mensch weiß, ein Weltmeer gewesen. Die Wogen der Wasser sind anderthalbtausend Klafter hoch über Feldern und Wiesen gestanden, die wir heut bauen. Damals waren die Gipfel des Gebirgs einsame Inseln. Droben an Felswänden werden noch Spuren der mächtigen Fluth gesehen. Pflanzen und Muscheltiere des alten Wassergrundes liegen nun versteinert im felsgewordenen Schlamm. Sitze, aus unterirdischen Höhlen ist verkündet, und vom Finger Gottes steht in den Lagern des Gebirgs geschrieben: Ehe der Mensch kam, ist schon mehr denn ein Weltuntergang gekommen.

Nachdem die Gewässer abgelaufen und aus dem trocken gewordenen Meerboden Moose, Gräser, Gesträuche und Wälder hervorgesprossen waren, sind Jahrhunderte verflossen, bevor die Stimme eines Menschen durch die Stille dieser Wildniß scholl. Es weiß Niemand, wann und wer zuerst mit seiner Heerde längs den Waldufern der Ströme und Seen umherirrte. Die frühesten Geschlechter mögen sich im offenen und zahmern Thalboden angesiedelt haben; weit später stiegen sie in die rauhern Gegenden hinauf; zuletzt entdeckten sie verschlossene Einöden am Fuße der höchsten Alpen.

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt lagen sogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt. Da, wie die Sage geht, sind sie zuerst von Flüchtlingen aus Italien bevölkert worden. Denn ein gewaltiges Kriegsvolk, geheißen die Galen, war nach Italien eingedrungen und hatte die Einwohner daselbst bezwungen, getödtet oder aus den ererbten Wohnsitzen vertrieben. Viele Leute, erschrocken vor dem Grimm des feindlichen Schwertes, flohen aus dem Lande der Rasennen am Meere, wo in unsern Tagen die Städte Florenz und Genua blühn. Sie retteten sich mit Weibern, Kindern und Hausgöttern in die Schluchten und Wildnisse der Hochalpen. Daselbst bauten sie sich in

einſamen Thälern zwiſchen Waldungen und himmelhohen Bergen an, ſicher vor der Wuth der Galen. Und von ihrem Gott oder ihrem Helden Rhätus ſind ſie Rhätier genannt worden. Darum iſt das Land um den Quellen des Rheins und Inns noch in unſern Tagen Rhätien geheißen, die ſtarke Heimath der freien Bündner.

2.

Die erſten Thaten der alten Helvetier und wie zu ihnen die Kymern gekommen ſind.

(Hundert Jahre vor Chriſti Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwiſchen den Alpen und dem Jura, dem lemaniſchen und windiſchen See (Bodenſee) vermehrte ſich langſam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwiſchen Wäldern, Felſen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt, in rauher Freiheit. Soviel Thalſchaften, ſoviel unabhängige Gemeinſamen. Ihre ſtreitbare Jugend zog durch finſtere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshöhlen und Sümpfe und mit Ungeheuern in den Bergen; oder ſtreifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinden zuſammen in einem Gau. Vor allen ward zuerſt am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab ſich, daß durch die Wälder Deutſchlands erſchreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Decimaltauſenderttauſend ſtreitbare Männer waren es, die da hießen Kymern, das iſt, Bundesgenoſſen aus allerlei Volk. Viele derſelben, ſagt man, ſind aus Frieß- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erſtarrt. Es wird gezeiget, daß ſie vom Hunger ausgetrieben wor-

den wären, als über ihrer Heimath die Schleusen des Himmels gebrochen und Thal und Höhe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen sie kriegend und siegend zum Rhein, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heut Frankreich genannt. Da trieben sie unermeßlichen Raub ein.

Als solches die Jugend im Gau der Tiguren hörte, ward sie gelustig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer streiten konnte, zog aus und schloß zu den gewaltigen Kymern. Da ist viel Gut gewonnen, viel Blut geronnen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und schrien um Hülfe bis Rom.

Rom sandte alsbald ein starkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge herab zum lemanischen See. Des erschrocken die Tiguren, welche bei den Kymern waren, denn sie meinten, es gelte ihre Heimath im Gebirg. Strocks eilten sie den Römern entgegen am lemanischen See. Ein junger Held war ihr Führer, Divikо genannt. Als dieser das Lager der Römer sah, griff er zum Schwert. Es erhob sich ein entsetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen Gnade baten. Da richtete Divikо zween Baumstämme auf, oben mit einem Querbalken verbunden. Unter diesem Galgenjoch ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde kriechen; dann schickte er sie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wiederum den Kymern zu, seinen Kriegsgesellen, und verwüstete mit ihnen das Galenland. Und sie überstiegen die hohen Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben sich die Römer; viel blutige Schlachten wurden geschlagen. Das Glück aber verließ die Kymern. Ihrer die meisten fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben davon trug, rettete sich mit Divikо in die Sicherheit des helvetischen Gebirgs.

Also mögen von den Männern, die vorzeiten durch Wasserfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben ge-

älteste Tochter, welche von der Sanskrit ausgegangen sein mag. Aber aus den sanskritischen Büchern weiß man, daß Pali einen Schäfer bedeutet, und daß die ältesten Bewohner Hindostans Pali geheißen haben. Wem fällt hierbei nicht das Palibothra des Plinius und Mela, jene berühmte, nun verschwundene Stadt des hohen Alterthums aus Indien ein?

Der gelehrte Hager knüpft an diesen Namen noch größere Erinnerungen. Wohl möglich, daß von diesen Pali's, dem Urvolke Asiens, auch Palistan (Palästina) benannt wurde! Von hier aus drangen ja einst die Schäfer erobernd in Aegypten ein, die Hirtenkönige (die Hyksos)! Bruce in seiner Reise nach Habesch meldet, daß Schäfer jener afrikanischen Fluren noch heute Balus geheißen werden. Die römische Göttin Pales, der zum Preise die Palilien gefeiert wurden, hieß die Göttin der Schäfer. Schwerlich war sie Roms Erfindung. Ist nicht bekannt, daß manche Wörter, wie serpe, capilla, hora, im Sanskritischen genau dasselbe heißen, wie im Lateinischen? und daß in der slavischen Sprache auffallende Aehnlichkeit mit der lateinischen, und viele Wörter aus der sanskritischen Sprache leben?

Schon bei den Babylonern war Saka (der Tibeter und Japaner Schaka) göttlich verehrt. Aber kaldäisch oder assyrisch heißt Sakiah ein

wesen waren, nach Helvetien gekommen sein. Noch singt von ihnen in den Bergen das Weltfriesenlied. Am Ufer des Waldstätterseés, zu den Füßen des Haken und Mythenberges, setzten sie sich bei Bruch, das heißt Sumpfland, und rodeten den Wald aus. Darum wurden sie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Sulter und Swen soll Schwyz gestiftet worden sein. Noch hörst du in jenen Thälern Namen der Geschlechter, die auch im Schwedenland blühn.

Von da haben sich die Menschen, als ihrer zuviel wurden, verbreitet in die unbewohnten Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den schwarzen Berg, Brünig, und jenseits desselben durchs Hasli im Weißland am Fuß der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Oberfibnen, Sanen, Afflentsch und Jaun.

So lehren die uralten, ungewissen Sagen.

3.

Alles Land wird römisch.

(Hundert Jahre vor Christi Geburt.)

Noch lange nach Divike's Heldenfahrt mit den Kymern ward von den fetten Triften und reichen Orten geredet, die man im Galenland gesehen hatte. Dort sei ein warmer Himmel, unter welchem Trauben und Oelbäume blühen und der Schnee des Winters kaum gekannt werde. Das machte im rauhen Helvetien das Volk lüstern, und nicht minder, was es von Reisenden oder Nachbarn jenseits des Rheins bestätigen hörte, mit denen freundlicher Verkehr gepflogen wurde.

Es lebte aber zu der Zeit im Lande ein angesehener Mann, Namens Hordrich. Zehntausend leibeigene Knechte und Mägde bauten seine Felder und weideten seine Heerden. Auch war er von den Nachbarn im Galenland hochgeachtet und hielt mit ihren kleinen Fürsten Umgang. Dieser trachtete größern Dingen

nach. Erst redete er mit den Vorstehern in seinem Gau, dann mit den übrigen, zuletzt mit den Leuten in den Gemeinden: Warum man sich auf rauhem Felsenboden quäle, der kaum Vieh und Menschen nähren möge? Man müsse aufbrechen ins Galenland; da sei noch für ein tapferes Volk viel fruchtbares Gefilde feil und offen. Von dieser Rede wurden die Gemüther erhitzt, und Jeder dachte bald ans Auswandern. Die versammelten Gemeinden beschlossen einmüthig, sich zu einem grossen Zuge vorzubereiten. Drei Jahre lang sollte man die Aecker bauen und zur langen Reise Vorrath ärnten, inzwischen aber Bundesgenossen und Helfer werben, und thun, was sonst zur Sicherheit des Wagstücks nöthig sei.

Hordrich, erfreut ob dem Gedeihen seiner Anschläge, machte neue Entwürfe, Alles glücklich durchzuführen; war sehr geschäftig; reisete hin und her in die Gauen und über den Rhein zu den angrenzenden Völkerschaften und deren Häuptern; verlangte freien Durchzug für sein Volk; that viele Verheissungen, sprach groß und mehr als er vielleicht sollte. Auch gab er seine Tochter einem Fürsten der Nachbarn zum Weibe; also daß es schien, er sei selbst schon Herr und König der Helvetier.

Solches machte die Leute im Lande besorgt und sie fingen an zu argwohnen, er gehe damit um, die alte Freiheit und sein Volk zu verrathen, um Alleinherr über Alle zu werden. Es war aber ein Gesetz in den helvetischen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, soll Todes sterben in den Flammen. Und der Hordrich ward vorgeladen, er solle seinen Anklägern Rede stehen. Deß weigerte er sich und wollte Leute bewaffnen zu seinem Schutz. Da brachen die Gemeinden gegen ihn auf. Wie er nun Alles verloren sah, gab er sich mit eigener Hand den Tod.

Nachdem endlich die drei Rüstjahre verflossen waren, erhob sich das Volk in den vier Gauen und schickte sich zur Auswanderung an. Die streitbaren Männer zogen aus. Der alte Divikо ward ihr Heerführer, welcher vor fünfzig Jahren die Römer am Lemen aufs Haupt geschlagen hatte. Dem Zuge folgten Weiber

und Kinder, und auf Wagen und Karren die Vorräthe und Kostbarkeiten. Alle ihre Wohnstätten verbrannten sie hinter sich, zwölf Städte und vierhundert Dörfer, auf daß Keinem wieder nach der alten Heimath gelüste. Und vom Bodensee her kamen viele tausend Bundesgenossen; auch vom Rhein her, wo heut das Frickthal und Baselgebiet, kamen die Rauracher. Alle wollten sie mit den Helvetiern.

So ging der lange, unabsehbare Zug kriegerischer Auswanderer über Berg und Thal. Es waren in Allem dreimalhundert und sechszigtausend Menschen. Man nahm die Richtung gegen Genf, damals eine Stadt des tapfermüthigen Völkleins der Allobrogen und bundesverwandt mit Rom.

Zu derselben Zeit, ungefähr sechszig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi, stand Rom aber als die großmächtigste Stadt der ganzen Welt. Das war sie durch Freiheit, Heldengeist und Weisheit ihrer Bürger geworden. Ihre Waffen und Gesetze herrschten über Italien, und vom Galenland bis Judäa. Und der größeste von ihren Feldherren, Julius Cäsar, war zum Schutz der Allobrogen in Genf.

Als derselbe vom Anzuge der Helvetier hörte, daß sie zu Genf über den Rhoneſluß gehen wollten, führte er stracks von der Stadt am Strom entlang eine Mauer auf, neuntausend Schritte lang, sechszehn Schuh hoch, mit vielen Streitthürmen, und wehrte den Durchzug der Wanderer. Diese aber wandten sich darauf gegen die Schlucht des Juragebirgs, durch welche die Wasser der Rhone ins Galenland hinausstürzen. Sie zogen an senkrechter Felswand, auf schmalem Pfade. Unter den Füßen Abgründe und der brausende Strom.

Kaum standen sie jenseits des Gebirgs in den galischen Ebenen, siehe, war auch Cäsar dort. Er schlug in ihrem Nachzug die Tigurer. Der graue Divikо trat zu Cäsar und sprach: „Was habe ich mit Dir zu schaffen und mit Deinen Römern? Laß mich in Frieden des Wegs ziehn, oder gedenke der Zeiten am Leman, und zittere, daß ich nicht diesen Boden noch einmal durch

den Untergang der Römer berühmt mache!“ Cäsar antwortete ihm und sprach: „Die Götter gaben dir einst am See des Leman Glück, auf daß Dir jetzt das Unglück doppelt bitter werde. Doch will ich Dich des Weges ziehen lassen, wenn Du meiner Bundesgenossen schonest, ihnen wiedererstattest, was die Deinen auf dem Zuge plünderten, und mir Geiseln für Deine Treue gibst!“ — „Nicht also, Römer!“ erwiederte Divico: „Wir haben von unsern Altvordern nicht gelernt Geiseln geben, sondern Geiseln empfahen!“

Damit zogen die Helvetier weiter, schwer und langsam; ihnen auf dem Fuße nach die Römerschaaren, vierzehn Tage lang. Plötzlich wandten sich die Helvetier voll Grimmes und mit den Waffen. Es ward allgemeine Schlacht in den Feldern der galischen Stadt Bibracte; vom Morgen bis Sonnenuntergang Gefecht. Tapfer, ohne Kunst stritten die Helvetier; nicht minder tapfer, aber mit höherer Kriegsersatzung, die Römer. Das half diesen zum Sieg. Voller Verwirrung flohen die Helvetier zum Hügel, wo ihre Weiber, Kinder und Schätze inner der Wagenburg standen. Der Feind folgte, brach die Wagenburg, würgte. Greise, Männer, Weiber, Kinder fielen durch Feindesschwert; Viele durchs eigene, weil sie Freiheit und Ehre nicht überleben mochten. Andere flohen wehklagend in der Irre umher und wurden von den galischen Völkern dem Cäsar überliefert. Dieser, vor welchem die Ueberwundenen fußfällig um Gnade schrien, sprach: „Leget die Waffen ab; kehret heim, von wannen ihr kommet; bauet eure Hütten wieder; lebet, wie vormals, genügsam in euern Bergen, nach euern Gesetzen. Jedes Land ist dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist. Ihr sollet nicht Roms Knechte, sondern Bundesverwandte und Schutzgenossen werden.“

Nun kehrten sie mit Scham und Gram, ihrer kaum noch dreizehntausend, in die Thäler heim, von wannen sie gekommen waren, und bauten wieder auf den Brandstätten ihre Hütten neu. Der Cäsar aber ließ, unweit Genf am See, eine neue Festung

aufrichten, Noviodunum, jetzt Nyon, geheißen. Das that er, die Helvetier zu bewachen. Auch zogen noch andere Besatzungen hie und da ins Land.

Auch in den Ort Octoburum, am Fuße des Hochgebirgs, im heutigen untern Wallis, wurde römisches Kriegsvolk gelegt, um daselbst die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Denn die Einwohner jenes breiten Thales, durch welches die Rhone zur See geht, lebten frei und wild; hatten nicht mit den Helvetiern, nicht mit den Römern zu schaffen; forderten Zoll von den Waaren, die über ihre Alpen gingen, und trieben Räuberei dazu. Als sie nun sahen, wie sich die fremde Mannschaft bei ihnen niederließ und verschanzte, geriethen sie in große Wuth. Die Landleute stürmten von Bergen und Thälern herab, fielen die römische Besatzung im befestigten Lager an, und ließen nicht ab, bis die Römer aus dem Gebiet wegzogen. Allein diese kehrten bald mit verstärkter Macht ins Thal zurück, daß aller Widerstand eitel ward. Bei zehntausend von den Einwohnern, die für die Freiheit ihrer Heimath stritten, wurden erschlagen und die Dörfer standen rings um in Flammen. Von der Zeit an ist auch Wallis römisch geworden.

Nur die Rhätier, hinter ihren Eisbergen und Seen, glaubten sich unüberwindlich. Längs dem Innstrom, in den Thälern des heutigen Tirols, und in den windelechischen Ebenen (des heutigen Schwabenlandes) wohnten ihre Stammes- und Bundesgenossen, wie Vorwachten. Sie trieben wildes Wesen, plünderten Reisende aus, oder brachen jählings in großen Haufen aus den Bergschlünden hervor und überfielen und beraubten die nahgelegenen Städte Italiens. Von den Gefangenen schlachteten sie zum Opfer am Altar ihrer Götter.

Dessen zornig, gebot Kaiser Augustus, unter welchem der Welttheiland geboren ward, zweien Kriegsheeren zugleich, in das furchtbare Hochland zu dringen. Das eine stieg über die Alpen, zum Innstrome nieder; das andere kam über den windischen (oder Boden-) See. Und Alles ward überwältigt in blu-

tigen Schlachten. Es wird erzählt, wie die Mütter der Rhätier in die Reihen der Fechtenden stürzten und ihre Säuglinge den feindlichen Kriegern ins Antlitz schmetterten, als müsse mit der Freiheit des Gebirgs alles Leben darin vergehn.

4.

Von der römischen Botmäßigkeit im Lande.

(Vom Jahre 1 bis zum Jahre 300 nach Christi Geburt.)

Und die Freiheit des Gebirgs verging, aber das Leben blieb, jedoch unterthänig dem römischen Kaiser Augustus, welcher alleinmächtig gebot von Aufgang bis Niedergang der Sonne. Und er sandte seine Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte in die bewohnten Thäler von Helvetien und ließ starke Vesten erbauen, das Volk in Demuth und Gehorsam zu halten. Und er erkannte, welche unüberwindliche Vormauer das weite Alpen- und Jura-Land für ganz Italien sei, woselbst er in der reichen Stadt Rom auf dem Thron saß.

Der Kaiser hielt jedoch die unterjochten Helvetier gar glimpflich und schonte ihrer Sitten und Gebräuche, damit sie sich leichter zu seiner Herrschaft gewöhnen möchten und ihrer Schmach vergäßen. Auch ließ er sie nach ihren alten Gesetzen und unter selbstgewählten Ortsvorstehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, traten die Ausschüsse der Gemeinden zusammen. Aber allgemeine Gesetze zu geben, Steuern und Abgaben auszuschreiben, Krieg und Frieden zu beschließen, lag allein in des Kaisers Gewalt.

Das Alles begab sich zu derselben Zeit, da Jesus Christus geboren ward im jüdischen Lande. Und nach des Kaisers Augustus Tode haben sich lange Zeit auch seine Nachfolger also billig gegen die Helvetier erwiesen. Sie bauten viele neue Pflanzstädte und verbanden dieselben unter einander durch breite Heerstraßen. Und die römischen Vögte, Statthalter und Kriegs-

knechte, beſſern Lebens gewohnt, als die armen, wilden Helvetier, richteten aller Orten zierliche Wohnungen und Luſtplätze auf; pflanzten Obſtbäume aus Italien an; lehrten das Volk Handwerk, Gewerb und Verkehr, Wiſſenſchaft und Kunſt jeder Art, alſo daß nach und nach Reichthum und Wohlleben im Lande aufging, wie es die Alten vorher nie gekannt hatten.

Viele Ortſchaften erweiterten ſich volkreich und wuchſen zu prächtigen Städten mit großen Paläſten, Tempeln, Bädern und Schauplätzen. Da ward die große Stadt Aventicum zehnmal geräumiger, als heutiges Tages auf ihrer Stätte Wiflisburg (Avenche) iſt. Damals landeten die Schiffe des Murtnerſees hart unter der Ringmauer. Wo heutiges Tages nur zwei kleine Dörfer (Baſel- und Aargau-Augſt) am Ausfluſſe der Ergelz in den Rhein gelegen ſind, ſtieg eine blühende Stadt auf, die raurachiſche Auguſta genannt; und es reden noch heut von ihr die Trümmer alter Pracht. Größer aber, denn alle, prangte die Stadt Vindoniſſa (Windiſch im Aargau). In dem weitläufigen Raume, den ſie mit ihren Vorſtädten, Paläſten und Burgen bedeckte, haben ſich zu unſerer Zeit drei Dörfer und eine Stadt (Brugg) getheilt.

Solches gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten ſich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denſelben Zins und Gaben und ſtellten ihre Söhne zum römiſchen Kriegsdienſt. Im neuerworbenen Wohlleben vergaßen ſie der alten Freiheit, für welche ihre Väter ſo blutig geſtritten hatten.

Aber Wohlſtand ohne Freiheit iſt gar unſicheres Gut; und der Vogel im goldenen Käfig jauchzt nicht, denn der Herr kann ihn tödten, wann er will.

Kaum ſiebenzig Jahre nach Chriſti Geburt hatte man zu Rom einen Kaiſer, Namens Galba, ermordet, und einen andern ernannt, der Vitellius hieß, den nicht Alle wollten. Die Helvetier wußten nichts vom Tode des alten Kaiſers; aber die Hauptleute des römiſchen Kriegsvolks im Lande hatten es frühzeitig vernommen und ſammelten unter ſich Stimmen für den Vi-

tellius, und sandten darum Boten her und hin. Deß erstaunten die Helvetier, denn sie glaubten, es begehrten die Hauptleute Empörung wider Kaiser Galba. Das Kriegsvolk, besonders der Stadt Windonissa, war ohnedem ein gar ungezähmtes und trotziges Volk, und hatte selbst den Sold weggenommen, welcher der Besatzung zu Baden gehörte, die aus helvetischen Jünglingen bestand. Darum fing man die Boten und Briefe des Aulus Cäcina auf, der in Windonissa Oberbefehl hatte.

Als dies der Cäcina zu Windonissa erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und zog mit seiner Schaar aus, welche die Wüthige hieß und war. Er erstürmte und zerstörte alsbald die Veste und Stadt Baden, welche um den warmen Gesundquellen an der Limmat aufgeblüht war, plünderte das Land und schlug die ausgezogenen Helvetier in einem blutigen Treffen. Er verfolgte die Flüchtlinge weit über den Bötzberg des Jurageburgs. Den Fliehenden kam dort viele thrazische Reiterei entgegen, die Heerstraße den Berg herauf. Da sind ihrer abermals Tausende erschlagen worden im Kampf, oder in die Wälder und Klüfte zerstreut; Andere sind gefangen und in Knechtschaft verkauft worden.

Solches Blutbad stillte den Grimm des Cäcina nicht, sondern er zog verderbenvoll das Land aufwärts bis zur Stadt Aventicum. Hier lebte ein hochgeachteter und reicher Mann, Julius Alpinus, vom helvetischen Volk. Diesen befahl der grausame Römer zu ergreifen, als den Stifter des Aufruhrs, und ihn in Ketten und Banden zu werfen und zum schmählichen Tode zu führen. Umsonst betheuerten viele des Greises Unschuld; umsonst warf sich dessen Tochter, Julia Alpinula, eine Priesterin, zu den Füßen des Wüthrichs. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Thränen rührten das Herz des rauhen Kriegers nicht. Der Greis wurde getödtet.

Das ganze Land erscholl von Wehklagen und Jammer. Und man hörte nun zu spät, daß der Kaiser, welchem man hatte treuen Dienst leisten wollen, ermordet sei und daß Vitellius Herr der Welt geworden. Eilfertig ritten Gesandte gen Rom,

das Erbarmen des neuen Gebieters anzurufen. Die Helvetier warfen sich vor seinem Thron in Staub und Thränen nieder und schrien um Gnade. Wie sie dieselbe auf verächtliche Weise, als demüthige Unterthanen, erflehten, ward sie ihnen wie elenden Knechten mit Verachtung gewähret. Das ist das Loos der Dienstbarkeit, wo Wohlleben mehr gilt, als Unabhängigkeit von fremden Herren.

Der Mordtag auf dem Bözberg, der Jammer von Aventicum und die Schmach vor dem kaiserlichen Thron erweckte aber die Helvetier nicht zur alten Stärke. Diese war in langer Ueppigkeit erstorben und verdorben. Man vergaß der vergangenen Nöthen und lebte wieder in leichtsinniger Lust, wie zuvor; suchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künsten des Vergnügens, und wußte nichts vom Heldenmuth, welchen ein freies Herz allein kennt.

Das war den römischen Herren willkommen, daß das Volk nicht an das Bessere dachte, sondern weichlich und zinsbar blieb; daß es unkriegerisch die Führung der Waffen verlernte und von Gau zu Gau nicht einträchtiger ward, sondern in knechtischer Demuth sein Heil und sein Weh aus der Hand der Gebieter schweigend empfing.

Aber wehe dem Lande, auf dessen Richterstühlen Fremdlinge sitzen und an dessen Pforten Fremdlinge wachen! Wehe dem Volke, welches mit der Macht des Auslandes schön thut und unter sich selbst hadert! Wehe den Leuten, welche Gold sammeln, aber das Eisen nicht kennen, mit dem sie das Leben schirmen!

Die Helvetier in wehrloser Sicherheit standen immerdar jeder Gefahr bloß. Sie hatten das Vergangene vergessen, darum sahen sie das Zukünftige nicht. Also waren sie zum Untergange reif. Auch kam der Tag des Verderbens alles Volkes über sie mit Schrecken, ehe denn sie es glaubten.

5.

Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird.

(Vom Jahre 300 bis zum Jahre 650.)

Es war aber an der Zeit, daß große Wunderdinge auf Erden geschehen sollten. Der alte Weltherrnthron zu Rom hatte mit seinen Tugenden die tausendjährigen Grundpfeiler verloren. Das wüste Heidenthum lag ohne Kraft und die Menschen sehnten sich von den Altären der Götzen zu dem unbekannten Gott. Das Licht des christlichen Glaubens leuchtete schon aus Morgenland hell wie eine neu aufgehende Sonne, und entzündete mit seinen Strahlen die Herzen in dreien Welttheilen.

Da war es, als schalle eine Stimme aus den Himmeln: Ich will die Völker der Erde durcheinander werfen, wie die Spreu im Sturmwind, daß die Funken des heiligen Glaubens in alle Welt zerstreut werden und alle Lande der Menschen davon entbrennen. Es müssen die Abgötter Staub und Asche werden. Das Alte soll vergehen und Alles neu werden.

Und siehe, es erschienen alsbald Völker um Völker aus unbekannten Gegenden des Erdkreises, und vertrieben mit der Schärfe des Schwertes, was vor ihnen lag. Und sie kamen von Sonnenaufgang und aus den unbezwungenen Mitternachtsländern. Es kamen die Allemannen, wilde Kämpfer aus deutschem Stamm. In drittehalbhundertjährigen Kriegen waren sie immer tiefer in römisches Gebiet eingedrungen, immer näher gegen das helvetische Gebirg. Endlich durchbrachen sie, wie ein verheerender Strom, die Schluchten des Jura, und verbreiteten sich über das Land. Da ward Alles zum Uechtland oder zur Wildniß, vom Schwarzwald bis zum Fuß der Alpen. Die Pracht von Aventicum und Vindonissa stürzte in Schutt zusammen. Der Römer, wie der Helvetier, dessen das Schwert des Feindes schonte, ward leibeigener Knecht. Es

Prophet. Daß er, oder Budda, der Urheber der Religion Südasiens, der Sohn einer Jungfrau gewesen, wußte auch schon St. Hieronimus (Adversus Jovinianum L. 5). Gaudama (Sommonocodom), wie die Birmanen den Budda nennen, heißt im Phönizischen, Syrischen und Kaldäischen, nach Hagers Erklärung, der Alte, der Erste, der Vorhergehende!

Die Schamanen der lamaischen Religion bei den Mongolen und Kalmuken, die Schammers oder Schemmers in Tibet, von denen ich schon sprach, die Schemnen der Chinesen, alle sind schwärmerische Büßer, Einsiedler, mit Himmlischem Beschäftigte. Das waren auch die Gymnosophisten, die Samaneer des Alterthums, dem Cicero und Plutarch bekannt, jene syrischen Eremiten, von denen Plinius sagt: Per saeculorum millia incredibile dictu, gens aeterna, ein ewiges Volk, schon seit Jahrtausenden da.

Gleichwie alle Sprachen, todte und lebendige, unter einander geschwisterlich, auf eine erste zurückdeuten, von welcher Urmutter sie insgesammt, oder doch meistens ausgegangen sein mögen: also deuten alle Religionen in ihren Vorstellungen und Bildern und Bräuchen auf Begriffe und Uebungen eines verschollenen Urvolks heim. Ich kehre aber zur Bezeichnung der gegenwärtigen

vertheilten die Allemannen alles Land, mit Gütern und Menschen, unter sich, vom Rhein und Bodensee, bis zum See der Waldstätte und zur Aar. Sie liebten Krieg, Freiheit und Heerden. Die Städte verachteten sie als Kerker freier Männer. Was römisch, was althelvetisch gewesen, ging in schmähliche Vergessenheit unter.

Bald nach diesen schwärmten mit tausend Horden die Hunnen aus den Wildnissen Asiens hervor. Sie plünderten die Welt aus. Ihre Gestalten waren so gräßlich, daß man sie kaum für Menschen hielt; noch unmenschlicher war ihr Treiben. Durch Deutschland, Galenland, Italien fuhren die Würger. Nur einzelne ihrer Haufen streiften über helvetischen Boden, hinein in Rhätien, hinein in die Gauen an der Aar, über die Felder der raurachischen Augusta und der römisch gewesenen Basilia (Basel). Nirgends verweilten sie. Wo aber ihr Fuß hintrat, waren Flamme, Blut und Wehklagen.

Dann kamen die Burigunden, ein gewaltiger Menschenschlag. Die schlugen ihre Sitze im Galenland auf, zu beiden Seiten der Juraberge, im Land von Savoien, am Lemanersee, im untern Wallis, bis zur Aar, wo man noch heut zu Tage welsch redet. Dort bauten sie sich starke Burgen. Oepf hoben sie aus dem Schutt hervor; vielleicht auch die Wiflisburg über der Asche von Aventicum. Auf der Höhe am lemanischen See, wo sonst ein römisches Lausonium gestanden war, gründeten sie Lausanne neu und viele andere Orte.

Dann kamen von Mittag über die höchsten Alpen herab die vielgewaltigen Gothen. Schon war Italien ihr Raub geworden, nun ward es auch ganz Rhätien mit seinen Thälern und weidereichen Gebirgen. Die gothische Gewalt ging weit hinaus über den Wallensee bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri, nicht minder in Glarus. Gräuel ward aller Orten.

Es verschwand nun Kunst und Gewerb des Alterthums, Gesetz und Uebung der Vorwelt, Sitt' und Sprache, die bisher gegolten. Selbst der Name Helvetien ging verloren. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgunden.

Wohin der Allemanne kam, ließ er die Stadt öde. Er saß auf seinem Meierhof oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten seine Hirten, Feldbauer und Handwerker sein. Denen er wohl wollte, verlieh er unveräusserliche Grundstücke um Bodenzins und Frohndienst. Seine Heerden nährten ihn mit Fleisch, Milch und Käse. Alles Land war Viehweide und ungetheilte Allmend. Der einst urbar gewesene Boden verwilderte. Wo sonst der römische Pflug gegangen, wurden Gehölze. Um den Bodensee wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe.

Der Gothe im hohen Rhätien war wohl auch kriegerischen Sinnes, doch hatte er schon mildere Sitte. Er machte zwar das Volk auch leibeigen, aber ließ ihm seine alten Uebungen. Er zerstörte nicht die römischen Burgen, die er fand, sondern baute noch neue hinzu. In den hohen Schlössern saßen die Herren und Grafen, und verwalteten die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs, der in Italien wohnte.

Am menschlichsten von Allen erwiesen sich die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundstücke und Leibeigenen für sich. Sie rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, wiewohl ihnen dieselben unterthänig und in Rechten nicht gleich waren. Sie wohnten neben denselben und vermischten zuletzt mit deren Sprachen und Gebräuchen die ihrigen, dergestalt, daß beide zuletzt einerlei Volk wurden. Noch heutiges Tages unterscheidet sich dies Volk von den übrigen Eidsgenossen durch die ererbte, aber verunstaltete Sprache, welche man die welsche oder romanische heißt in den Landschaften der Waadt, Freiburgs und Neuenburgs.

Das Reich dieser Fremdlinge insgesammt freute sich jedoch keiner langen Dauer. Denn abermals drang ein anderes Volk

heran, gewaltiger, kühner und schlauer, als die vorigen. Das sind die Franken gewesen. Die wären weit her aus den Niederlanden heraufgezogen und mit Flamm' und Schwert schon Meister des ganzen Galenlandes geworden. In den eroberten Städten hatten sie sich festgesetzt und das Land nach sich genannt Frankreich. Und als sie am Rhein auf die Macht der Allemannen stießen, ward ein langes Streiten zwischen beiden Völkern. In schreckenvoller Schlacht aber sind zuletzt die Allemannen auf ewige Zeit überwunden worden. Und die von denselben am Rhein, in Schwaben und im helvetischen Lande wohnten, fielen darauf in die Botmäßigkeit der Sieger.

Bald nachdem gingen auch die Burgunder durch Zwietracht und Laster ihrer Fürsten unter. Die Gothen nahmen die burgundischen Alpen und Genf dazu; die Franken nahmen das Uebrige des Burgundergebiets.

Doch nur die letzten behaupteten, was sie gewonnen hatten; nicht also die Gothen. Denn wie deren Herrschaft in Italien ausging, erstarb auch ihre Gewalt über das Gebirg. Der Frankenkönig Dietbert zauderte nicht. Er brach mit seinem Kriegsvolk auf und bemeisterte sich Rhätiens und des Uebrigen.

Also ist am Ende, nach mehr denn eines halben Jahrtausends wechselvollen Schicksalen, das ganze helvetische Land wieder unter den Zepter einer einzigen Herrschaft gerathen, wie es vordem unter römischer gewesen war.

6.

Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande.

(Vom Jahr 550 bis zum Jahr 900.)

Die neuen Herren theilten nun das Land in zwei Theile, weil sie zu ungleichen Zeiten Besitz davon nahmen und die Einwohner selbst verschiedene Sprache redeten. So weit nämlich die Allemannen angesessen waren und man deutsch redete, ward

das Land mit Schwaben vereinigt, das heißt, Rhätien und der Thurigau. Thurigau ward damals Alles geheißen vom Bodensee und Rhein hinweg bis zur Aar und zum Gotthardsberg. — Die andern Gegenden aber, wo man welsch sprach, oder die man den Burgundern abgenommen hatte, wie Genf, Wallis, Neuenburg, und was heut zu Bern, Solothurn, Freiburg und Waadt gehört, wurde mit Savoien vereinigt und Kleinburgund geheißen.

Die großmüthigen Frankenkönige, als Herren eines kriegerischen Volks, bestellten die Verwaltung von den Ländern, wie sie ihr Kriegsheer zu bestellen pflegten. Einen Oberfeldherrn oder Herzog setzten sie über ein großes Gebiet; Kriegsobersten oder Grafen setzten sie über einzelne Abtheilungen des Gebiets, oder über Gauen, und andere tapfere Herren beschenkten oder belehnten sie mit weitläufigen Gütern in diesen Gauen. Denn damals war das Geld noch sehr selten. Die Könige belohnten daher den Dienst ihrer guten Kriegsleute mit Ländereien und allen Einkünften derselben. Zu den Gütern, die sie weggaben, gehörten auch alle Einwohner und deren Haus, Hof und Vieh in den eroberten Ländern; denn die Einwohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Der Leibeigene hatte aber kein Eigenthum, weil er selbst nur das Eigenthum seines Leibherrn war, und er demselben alles verzinsen mußte, was er besaß. Der Thurigau und Rhätien stand unter dem Herzog von Schwaben oder Allemannien, und das Uebrige unter dem Herzog von Kleinburgund.

So war denn alles Land mit Menschen und Vieh vertheilt; und was der König nicht an seine Grafen, Edle und Kriegsleute vergabt oder verliehen hatte, das blieb sein Eigenthum und ließ es für seinen Nutzen verwalten. Nur die freien fränkischen Leute, so wenige ihrer auch waren, machten das Volk aus; die Menge der unterjochten Einwohner aber ward für nichts gerechnet, war ohne bürgerliche Rechte, dienstbar, ehr- und wehrlos. Das Loos der Leibeigenen war anfangs so klag-

lich, daß der Herr ſie nach Gefallen ſtrafen, verſchenken und verkaufen, ja ſogar ungeſtraft tödten konnte. Man hielt ſie kaum für Menſchen, ſondern wie anderes Vieh, ließ ſie ſich ohne weitere Einſegnung begatten, und die neugebornen Kinder wurden das Eigenthum desjenigen Leibherrn, dem die Mutter gehörte, falls der Vater etwa Eigenthum eines andern Herrn war.

Alſo grauſam und verwildert ſind damals die Zeiten geweſen.

7.

Der chriſtliche Glaube dringt herein.

Mitten durch die Finſterniß der Zeiten traten die Boten Gottes, fromme Männer, ins Land, den Heiden das Himmelreich zu predigen und den Gekreuzigten zu verkünden. Es waren Kriegsknechte, die in andern Gegenden das Wort des ewigen Heils vernommen hatten; es waren vornehme Männer, oft Königskinder, welche die Freuden der Welt verläugneten, um, gleich den heiligen Apoſteln, unter den Heiden Chriſtum zu bekennen.

Man will ſagen, daß ſchon zur Römerzeit und kaum zweihundert Jahre nach des Heilandes Geburt, ein ſolcher Königsſohn, Namens Lucius, im rhätiſchen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgeſäet habe. Späterhin ſind Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurigau gekommen. Die ſammelten fromme Haushaltungen um ſich; die tauften Alt und Jung im Namen Gottes; die ſtifteten kleine chriſtliche Gemeinden; ſie bauten Kirchen und Bethäuſer. Sie gründeten auch Klöſter zur Beförderung in Wiſſenſchaft, Gebet und Glauben, und ſetzten Biſchöfe, das heißt Aufſeher, über die andern chriſtlichen Lehrer und Gemeinden. Schon bevor Alles fränkiſch wurde, hat man einen

Bischof zu Chur in Rhätien gefunden, der Stadt, die erst gegen das Ende der Römerherrschaft namhaft geworden war; auch in der raurachischen Augusta, und zu Vindonissa, und zu Aventicum, desgleichen zu Genf und zu Octodurum (vielleicht Martinach) im Wallis.

Doch sind nicht in allen diesen Städten die bischöflichen Stühle der Christen geblieben, sondern sie sind in den langen Gräueln der Verwüstung nach unzerstörten Orten hingetragen worden. So ward der Bischofsstuhl von den Trümmern der alten raurachischen Augusta nach Basel genommen, der von Aventicum nach Lausanne, der von Vindonissa nach Konstanz am Bodensee, der von Octodurum nach Sitten im obern Wallis.

Aber als die Franken, welche selbst schon christlichen Glaubens waren, sich unsers Landes bemächtigt hatten, da wurde erst das Werk der Bekehrung recht mit Eifer betrieben, der Priester beschützt, der Bischof geehrt, das Kloster und die Kirche beschenkt. Zum Unterhalt der Geistlichen stiftete man die Abgabe des Zehnden von den Feldern, zur Verherrlichung des Gottesdienstes freiwillige Opfergaben. Denn weil damals das Geld fehlte, zahlte man lieber mit Erzeugnissen des Landes und mit Grundstücken. Und was Einer zu frommen Stiftungen hingab, glaubte er nicht sterblichen Menschen zu geben, sondern Gott selbst und den Heiligen Gottes, die er verehrte. Und schien ihm Alles nur Darlehn zu sein für Zins ewiger Freuden nach dem Tode. Also sind denn nach und nach Kirchen und Klöster sehr begütert und reich geworden an Land und Zinsen.

Aus fremden Landen aber kamen dazu immer mehr der Verkündiger des Kreuzes, daß sie die letzten Ueberbleibsel des Heidenthums ausrotteten. Denn in den dicken Wäldern um den Zürichsee, in den abgelegenen Thälern des Gebirgs wohnten noch gar lange halbwilde Menschen, ohne alle Kenntniß des lebendigen Gottes. Sie opferten ihren Götzen auf den Berg-

höhen und in einsamen Gehölzen Heerdenvieh und Pferde, die sie schlachteten; oder trieben beim Beginn eines neuen Jahres furchtbaren Lärmen mit Schreien, Jolen, Klopfen und Schlagen, um die bösen Geister, Hexen und Zauberer zu verjagen; oder zündeten mit Anbruch des Frühlings große Freudenfeuer auf allen Bergen an, wie Dankopfer für die guten Götter. Viel abergläubige Angst quälte die armen blinden Heiden vor der Macht der Hexen und Geister; sie glaubten noch an allerlei Vorbedeutung, an Wahrsagereien, an den Einfluß gewisser guter und böser Tage und dergleichen Selbstbetrug.

Darum waren die frommen Männer, welche den Heiden die Botschaft des Heils brachten, hochzupreisen. Es kam auch aus dem Frankenland Siegbert und predigte den Wildnissen Rhätiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort sein Bethäuslein gegründet, wo nun das Kloster Disentis steht. Columban und Mangold setzten lange an der Aar und Reuß und am Zürichsee; auch der vieleifrige Gallus. Dieser beute sich zuletzt eine einsiedlerische Wildhütte in der Oede des hohen Bergthals am Bodensee, wo zu seinem Gedächtniß nachher das Kloster St. Gallen entstanden ist. In Hochgebirgen am Waldstätterse verkündete der fromme Meinrad das Wort Gottes, und im Finsterwald am Sihlfluße baute er seine Zelle, wo in unsern Tagen das Kloster Einsiedeln prangt. Auf dem Hügel bei Zürich stiftete ein Herzog das Chorherrnstift und gab ihm viele Güter am Albis; ein anderes Münster baute sein Bruder am Waldstätterse, da, wo einst, vielleicht zur Römerzeit, nur ein Leuchtthurm mit nächtlich brennender Laterne für Schiffende stand, und jetzt die Stadt Luzern sich ausbreitet. Und bald darauf erbob der reiche Graf Bero unweit davon ein neues Münster oder Kloster, welches noch jetzt nach ihm Beromünster genannt wird.

Doch ich würde lange nicht enden, wenn ich alle frommen Werke jener Zeit nennen wollte. Die armen Heiden in den Gauen sahen im weiten Lande umher geheiligte Mauern von

Kirchen und Klöstern aufstiegen, hörten alltäglich Worte der Erlösung und des Kreuzes, und allnächtlich Gesang und Gebet der Mönche in den Zellen. Ihre Herzen wurden bewegt und sie gingen zur Taufe.

Freilich bewies sich das Christenthum anfangs gar blöde und dürftig, denn der Bekehrungen waren zu viele und zu schnelle. Die Lehrer waren oftmals fast so unwissend und roh, als die Hörer des Worts. Wer die Taufe empfangen, ein Gebet erlernt hatte, die Kirche besuchte, ein Kreuz machen konnte, hieß ein Christ, obschon er die Wildheit der Sitte und den Aberglauben des wüsten Heidenthums nicht abgelegt hatte. Die Heiligen wurden oft nur an die Stelle der Götzen gesetzt und die altheidnischen Lustage zu christlichen Festen umgekehrt. Furcht vor dem Teufel war gar viel mächtiger, als Liebe zu Gott. Mit Diensten und Vergabungen an Kirchen und Klöster meinte der Sünder gar wohlfeil ewige Seligkeit zu kaufen und sich gegen Höllengewalt zu beschützen.

Doch nicht gänzlich ohne Segen blieb der neue Glaube. Geht auch dem hellen Tagesschein immerdar erst eine Dämmerung voran. Es ward der Gedanke an den einzigen lebendigen Gott allgemein, und der Gedanke an die Vergeltungen der Ewigkeit, und daß wir Menschen alle hienieden die Kinder des Vaters im Himmel sind. Es leuchteten den übrigen Haushaltungen viele fromme Pfarrer und Bischofe mit ihren Ehegattinnen im guten Beispiel vor; denn in jener Zeit war Bischöfen und Priestern das eheliche Leben keineswegs untersagt. Viele christliche Herren thaten nun glimpflicher gegen die Unterthanen und viele Leibeigene bekamen eigene Rechte und erträglicheres Loos. In manchen Klostern wurden auch Schulen gehalten und Bücher der alten Weisen gesammelt und abgeschrieben; denn die Buchdruckerkunst ist erst lange Jahrhunderte nachher erfunden worden. Von Einsiedlern und Mönchen, welche in ihren Wildnissen Wälder ausrodeten und den Boden urbar machten, lernte das Volk Ackerbau und bessere Landwirthschaft; die Allmenden

wurden eingeschlagen. Das Volk lernte Kalk brennen und mit Steinen bauen; denn bisher kannte man bloß elende hölzerne Hütten; es lernte Wolle weben und sich in Wollentuch kleiden; bisher ging es nur in Linnen oder Felle gewickelt. An den Hügeln des Lemaner- und des Zürichsees fing man selbst schon die Pflanzung der Weinreben an.

Das thaten nun freilich die Mönche nicht allein, sondern vielmehr noch die Franken, als sie das Land in Besitz nahmen. Denn diese brachten ihre Haushaltung und den Stier und den Ackerpflug mit sich hieher, wo ihnen der König Ländereien, und leibeigene Knechte und Mägde dazu, schenkte oder zum Lehen ertheilte.

8.

Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut werden.

(Vom Jahr 900 bis zum Jahr 1200.)

Die Könige des großmächtigen Frankreichs sind lange Zeit gewaltig gewesen über alle andere; und am gewaltigsten König Karl der Große. Der hat sich zu Rom krönen lassen als ein Kaiser des alten römischen Reichs, welches er wieder herzustellen gedachte; und er wollte mit dem Namen eines Kaisers anbeuten, daß er sei ein König der Könige. Allein seine Kinder und Kindeskinder waren Fürsten voller Zwietracht und oft Männer schwachen Geistes. Jeder begehrte Theil an der Herrschaft; und sie zerstückelten das weitläufige Reich. Einer nahm Frankreich, ein Anderer Italien, ein Dritter Deutschland, und sie führten große Kriege wider einander ohne Ende. Auch ist bei diesen Theilungen geschehen, daß vom helvetischen Land dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt gewesen war, ans deutsche Reich kam.

Als nun so viele Könige wurden und sie einander in beständigen Kriegen verfolgten, entstand aller Orten grosse Verwirrung. Deß erfreuten sich die vornehmen Amtleute und Landpfleger der Könige, nämlich die Herzoge und die Grafen. Denn sie schalteten fortan ohne Furcht vor Strafe, und gaben ihre Stellen, wenn sie starben, ihren Söhnen, und betrachteten die Herzogthümer und Grafschaften, als hätten sie dieselben wie erbliche Lehen empfangen oder gar wie eigenes Gut. Der Herzog von Schwaben wollte Keinem gehorchen; der Herzog von Burgund nannte sich selbst König. Wie die Herzoge den Königen trotzten, also trotzten wieder die Grafen den Herzogen, hielten Kriegsvolk und sprachen zu Allem ihr mächtigst Wort. Auch die Bischöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchsprengeln und Gebieten hochansehnlich und stark, thaten sie den Grafen und Herzogen gleich, machten sich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harnisch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk einher. Und wie die Bischöfe mit den Herzogen und Grafen, so that zu Rom der Papst mit den Kaisern und Königen; nahm Gewalt über sie an und über alle Bischöfe und Kirchen in deren Landen, und zuletzt über deren Völker.

In solcher allgemeinen Verkehrung ist gekommen, daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien saßen, den Herzogen in Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiser des deutschen Reichs fürchteten oder ihnen schmeichelten, wenn sie durch dieselben hofften, noch größer zu werden. Einig waren sie unter einander nie, oder nur dann, wenn große Gefahr Alle zugleich bedrohte.

Eine solche Gefahr für Alle kam auch in den Tagen, als Kaiser Heinrich, genannt der Finkler, Herr des deutschen Reichs war. Aus Morgenland her, vom schwarzen Meer, am Donaustrom herauf erschien nämlich ein wildes Volk, kriegerisch, alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer. Man hieß es die Ungarn. Sie streiften sengend und brennend bald durch

Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Birmanen zurück.

Als der kühne Handelsgeiſt der Portugieſen im ſechszehnten Jahrhunderte ihre Flotten bis zu den Geſtaden Siams und Pegu's führte, begründeten ſie zugleich mit ihren erſten Niederlaſſungen Stiftungen zur Heidenbekehrung. Mit Recht erſtaunten ſchon damals chriſtliche Mönche und Prieſter, dort unter vermeinten Heiden Mönche zu finden, von denen ſie in vielen Tugenden übertroffen wurden. Die Klöſter der Birmanen waren und ſind noch heute Tempel der Gaſtfreiheit für Fremdlinge und Unglückliche. Prieſter und Novizen, gutthätig gegen Menſchen, mitleidig gegen Thiere, deren ſie keins zur Speiſe tödten, die Liebe des Nächſten als höchſte Tugend predigend, fallen nicht, wie europäiſche Bettelmönche, durch Almoſenſammeln, oder daß ſie Andere für ſich arbeiten laſſen, zur Laſt. Sie bauen zu ihrem Unterhalte das ihnen geweihte Feld mit eigener Hand, und haben noch zum Wohlthun übrig.

Die Waffen der Portugieſen, den Birmanen in ihren Kriegen gegen Pegu nützlich, machten den Namen der tapfern Chriſten im Lande achtungswürdig. Die Miſſionarien verkündeten daher ohne Furcht und mit Erfolg das Evangelium der abendländiſchen Welt. Wie aber nachmals Por-

Deutschland, bald durch Welschland; nichts widerstand ihnen, kein Fluß, kein Gebirg. Nur die festen Burgen und Schlösser liessen sie unangetastet, denn sie verstanden das Belagern nicht. Es war neunhundert Jahre nach Christi Geburt.

Da gebot der Kaiser, daß man alle große Ortschaften im Lande solle mit Mauern, Wällen und Graben umfangen gegen den grimmigen Feind. So wurde St. Gallen und Basel mit Ringmauern umgeben, weil sie an den Grenzen lagen, auch Zürich am See. Das waren nun gleichsam Burgen des Volks, wohin Jeder zur Zeit der Noth seine Habseligkeit flüchtete. Auch je der Neunte von den freien, adelichen Leuten, die im Lande gering begütert wohnten, mußte in die Volksburg ziehen, um sie zu vertheidigen in Kriegsnoth, oder sie in Friedenszeiten zu verwalten. Also sind die Städte entstanden und ihre Räthe. Und die freien Adelichen, welche zum Stadtregiment bestimmt waren, hießen sich Patrizier.

Nach diesem Beispiel sind bald mehrere Volksburgen oder Städte entstanden, wie Luzern und Solothurn, und später am Umladeplatz am Rhein, wo dieser Strom den gewaltigen Fall über Felsen macht, aus den dortigen Schiffhäusern, Schaffhausen. Wie im deutschen Helvetien, so geschah auch im burgundischen Helvetien, als die Kaiser dasselbe endlich ebenfalls zum deutschen Reich nahmen und daselbst die Herzoge von Zähringen zu Reichsvögten machten. Schon standen hier die uralten Städte von Genf und Lausanne. Dazu fügte nun Reichsvogt Berthold, Herzog von Zähringen, die Stadt Freiburg, welche er im Uechtland erbaute, zum Schutz und Trutz gegen die Stärke der widerspenstigen Herren und Grafen der Gegend. Eben so that sein Sohn und baute die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms.

Alle diese und andere Städte, welche hier und dort entstanden, wenn ein offener Flecken ummauert und befestigt ward, empfingen für ihr Gemeinwesen ähnliche Einrichtungen und Rechtsame, wie schon ältere Städte in Deutschland hatten. Der

Landmann und Handwerker, welcher sich in der Stadt niederließ, erhielt Bürgerrecht, mußte zur Vertheidigung Spieß und Degen führen, zu den Ausgaben tellen und steuern und einen Eimer halten, bei Feuersbrünsten zu löschen; denn die Häuser in Städten waren noch von Holz gebaut, wie in Dörfern. Zu großen Angelegenheiten ward die Bürgergemeinde versammelt, die besondere Verwaltung des gemeinen Wesens aber einem Rath überlassen, welchen die Bürgerschaft wählte; an der Spitze des Stadtraths stand ein Schultheiß oder Bürgermeister. Geringe Händel wurden vor Rath abgethan; das hohe Blutgericht aber führte der Reichsvogt, oder der Statthalter des Abtes oder des Grafen, oder wer sonst der Stadt Oberherr sein mochte.

Sicherheit hinter den Ringmauern gegen feindliche Anfälle lockte viel Volks in die Städte; die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung, und Kunstfleiß und Handel auf. Es wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was seine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete. Das machte die Bürgerschaften wohlhabend und erfinderisch; ihr Wohlstand machte sie gesitteter; ihre Eintracht und Stärke machte sie achtbar den Herren und Adelichen, die in den Gauen umher auf einsamen Schlössern und Burgen saßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzoge, Könige und Kaiser auf Reisen ein und thaten sich gütlich bei ihnen und beschenkten sie dankbar mit Rechtsamen und Freiheiten.

Als aber Grafen, Ritter und Herren im Lande das Wachsthum der Städte sahen, wurden sie fast eifersüchtig. Und sie trachteten ebenfalls nach Erweiterung von Macht und Einkünften; dienten eifriger um neue Lehen und Güter den Königen und Herzogen und Klöstern; oder führten kleine Kriege mit Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Angehörigen die Last der Leibeigenschaft, und sahen gern, wenn sich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil seit Eroberung des Landes aller Boden mit

Wohn' und Weid' und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, vertheilten sie nun die Grundstücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen, die dafür Grundzinse und Zehnden zahlten und Frohnen leisteten. So wurden der Dörfer, Weiler und Höfe immer mehr. Von jedem neuen Haus auf den Hofstätten wurden Zinshühner und Eier entrichtet. Nach dem Tode eines leibeigenen Hausvaters gaben dessen Kinder an den Oberherrn oder an das Gotteshaus, oder wem sie eigen gehörten, das beste Kleid aus dem Kasten, das beste Geräth aus dem Hause und das beste Haupt Vieh aus dem Stalle. Nach Entrichtung dieses Todfalls, wie sie es nannten, behielten die Bauern das Uebrige, als wäre es ihr Eigen und Erbe.

Auf solche Weise vermehrten sich aus den Frohnen und Zinsen der Angehörigen des Twings die Einkünfte des Herrn. Die unvertheilten Grundstücke, noch meistens von hohen Wäldern überwachsen, blieben aber des Herrn Gut. Aus diesen Waldungen gab er seinen Angehörigen und Zinsbaren allezeit Holz zur Nothdurft und ließ sie, nach seinem Wohlgefallen, das Acherum (will sagen: die Eicheln) benutzen zur Mästung ihrer Schweine; oder er ertheilte ihnen dasselbe gegen Zins, oder als freies Geschenk, und freien Weidgang dazu bis zu den Ettern oder dem Bann des benachbarten Weilers und Dorfes.

Ohne daß es der Herr des Twings gestattete, war aber Niemand befugt, vom hochwäldigen oder Herrschaftsgut zu schwänden, einzuschlagen und auszureuten, um es in Acker und Wiese zu verwandeln. Doch wenn sich die Haushaltungen vermehrten und sie neue Höfe bauen wollten, sah es der Twingherr gern. Dann ließ er von einem Theil des Hochwaldes das Holz abschwänden und sich von neuen Aufbrüchen Rüti- und Bodenzins zahlen. So sind viele Ortschaften entstanden, die noch heutiges Tages Schwanden und Schwändi und Rüti und Reuti heißen. Aber die Anbauer blieben, wa-ren sie nicht schon vorher Freie, seine Leibeigenen, wie ihre

Väter gewesen, und was sie hatten, betrachtete er wie das Seine. Denn er hatte ihnen nicht nur das Land hingeliehen, sondern auch zur Wohnung und Stallung Holz, zum Acker Pflug, Wagen und Saat, ins Haus Axt und Leiter, in den Stall die ersten Kühe, die Sau mit den Ferkeln und in den Hof den Hahn mit den Hennen. Darum waren sie ihm zinsbar von Allem mit Frohnarbeiten auf seinen Feldern, mit Fuhren zu seinem Schloß, mit Zehnden und Bodenzins von ihren Aernten, mit Käse, Leinwand, Hühnern und Eiern.

Also sind im Schweizerlande die Städte und die vielen Dörfer entstanden.

9.

Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande.

(Vom Jahr 1200 bis zum Jahr 1290.)

Je wohlhabender die Landleute wurden, desto größern Reichthum sammelten sich aus den vielen Zinsen die Grafen, Edelleute, Aebte und andere Oberherren. Diese aber sind noch besonders frei und mächtig geworden, als die Herzoge von Zähringen ausstarben, weil nach deren Erlöschen die Würde und das Amt eines kaiserlichen Statthalters oder Reichsvogts nicht mehr erblich war, sondern bald diesem, bald jenem Grafen verliehen wurde. Nun fürchteten die Herren die allzugroße Gewalt und Uebermacht keines Einzelnen Ihresgleichen mehr. Nun wollte Jeder der Erste sein oder hoffte es zu werden.

Es blühten damals viele vornehme Geschlechter, welche jetzt verschwunden sind. Die Grafen von Savoien hatten weitläufige Güter, Lehen und Rechte im Lande Wallis und Waadt, wo zugleich der Bischof von Lausanne gleich einem kleinen Fürsten schaltete. Die Grafen von Welsch-Neuenburg,

welche der Stadt Neuenburg große Rechte verehrten, herrschten in welschen und deutschen Gebieten, am Bielersee, wie an der Aar und Zihl. Die Grafen von Kyburg, welche von Zürich bis zum Bodensee mächtig waren, und auf ihrem Boden die Städte Diessenhofen am Rhein und Winterthur bauten, konnten kaum Gewaltigere im Lande neben sich. Doch thaten sich neben ihnen im Aargau die Grafen von Habsburg auf, die lange Zeit daselbst in ihrem Eigen, wo einst die alte Vindonissa gestanden, ein ansehnliches Gut besessen hatten. Nachdem aber waren sie auch Vögte des reichen Stiftes zu Seckingen geworden, welches im Glarnerlande viel Gutes hatte; dann wurde ihnen im Aargau dazu die uralte burgundische Grafschaft Rore verliehen. Diese Grafschaft erstreckte sich bis Muri, wo schon zweihundert Jahre vorher die Gemahlin eines Grafen von Habsburg, die damals noch Grafen von Altenburg hießen, eine Benediktinerabtei gestiftet hatte. Nach Verschwinden der Grafen von Rore war deren Gebiet an die Grafen von Lenzburg gefallen, von denen auch die Grafen von Baden herstammten und von denen nun so viel Reichthum das Ansehen Habsburgs vergrößerte.

Auch die Grafen von Rapperswyl, welche die Stadt dieses Namens am Zürichsee gebaut haben, sind hochansehnlich und zwar an den Marchen von Rhätien gewesen; mehr aber noch, als sie, die reichen Grafen von Toggenburg. Das Stammhaus von diesen lag auf einem Felsen unweit dem Kloster Fischingen. Von da herab aus dem Fenster der hohen Burg stürzte einst Graf Heinrich von Toggenburg seine schöne Gemahlin Ida aus Eifersucht, weil er ihren Brautring am Finger eines seiner Dienstmannen erblickte. Aber den Ring hatte nur ein Rabe aus offenem Fenster gestohlen und verloren gehabt. Ida jedoch, indem sie herabstürzend sich an Gesträuchen über Abgründen festhalten konnte, ward durch göttliche Fürsehung gerettet und ihre Unschuld offenbar. Sie beschloß ihr Leben in einer Zelle zu Fischingen, indem sie ihren Gemahl nicht mehr

lieben konnte, der also im Jähzorn an ihr gethan, und sogar den unschuldigen Dienstmann am Schweif eines wilden Rosses zu Tod hatte schleifen lassen.

Ich könnte noch viele Geschlechter der Grafen und Freiherrn nennen, die damals gewaltige Oberherrn gewesen sind, wie die Grafen von Werdenberg und Sargans, die von Montfort und Sax und Matz und Rhäzüns im hohen Rhätien, und andere in deutschen und burgundischen Landschaften. Allein wer möchte sie alle wissen, sie, von denen nichts übrig ist, als das dunkle Gedächtniß ihrer Kriege, oder die Sage, welche noch jetzt von ihrer Grausamkeit um die Trümmer der zerfallenen Felsenschlösser geht.

Von diesen alten und vornehmen Geschlechtern sind jedoch schon zu jener Zeit manche frühzeitig ausgestorben und gänzlich verschwunden. Besonders geschah solches, als es Glaubens- und Ehrenpflicht geworden war, mit dem Schwert in der Faust Wallfahrt nach Jerusalem zum heiligen Grabe zu thun, und dasselbe aus der Hand der Heiden und Ungläubigen zu befreien. In ungeheuern Kriegsheeren aus allen christlichen Ländern thaten sich die bewaffneten Wallfahrter zusammen und zogen Jahr aus Jahr ein ins gelobte Land, alle am Zeichen des Kreuzes kennbar, das auf ihre Kleider genäht war. Jünglinge und Greise gingen, sogar Kinder, Fürsten, Könige, Kaiser, Nonnen, Fürstinnen. Von Tausenden und Tausenden aber kamen aus diesen Kreuzzügen nur wenige zurück; denn die meisten Leute starben unterwegs, oder in Asien und Afrika durch Hunger, Krankheit, Schwert, Pestilenz, Aussatz oder in Gefangenschaft der Ungläubigen. Das machte manche vornehme Frau zur Wittwe und manche Mutter kinderlos.

Was den Grafen und Rittern solchergestalt Verderben brachte, das kam den leibeigenen Leuten auf Dörfern und Höfen, und auch den Bürgern in Städten wohl zu statten. Denn man hielt die Leibeigenen freundlicher, damit sie daheim blieben und nicht Freiheit in den Kreuzheeren suchten. Man gab ihnen

mehr Freiheit und Rechte, um sie in heimischen Kriegen als Streiter gebrauchen zu können. Und die Bürger in den Städten gewannen viel mit allerlei Handwerk und Werkzeg zur Ausrüstung, Bekleidung und Versorgung der endlosen Heerzüge ins heilige Land. Es ward ein weiter Waarenhandel getrieben durch Ungarn bis Griechenland und durch Italien über das Meer bis Aegypten und Morgenland. Besonders Basel blühte auf, wohin schon Wein aus Zypern kam, und Zürich, wo schon Bearbeitung der kostbaren Seide anfing.

Und wie in den jungen Städten eine Fülle des Wohlstandes und Reichthums ward, trachteten die Bürgerschaften eifriger, daß sie ihre Rechtsame ausdehnten und ihre Stadtgebiete durch Kauf erweiterten. Sie schüttelten eins ums andere von den lästigen Oberherrlichkeitsrechten der Bischöfe, Aebte und Stifter ab, unter denen sie seit alten Zeiten gelebt hatten, und begaben sich lieber in den Schutz des deutschen Reichs, daß Keiner über sie stehe, als unmittelbar der Kaiser allein, oder in dessen Namen der Reichsvogt. Die Solothurner rissen sich von der Hoheit des alten St. Ursusstifts los, das in ihren Stadtangelegenheiten viel zu sagen gehabt, weil es zur Gründung der Gemeinde viel gethan hatte. Ueber den Flecken Schaffhausen war der Abt des reichen Stifts Allerheiligen von Ansehen gewesen, und die herrschaftlichen Rechte ließ er durch seinen Schultheiß üben. Allein nun erlaubten die Bürger ihm nur die Hälfte ihres Rathes zu ernennen, die andere Hälfte wählten sie selbst. Bald machten sie sich in weltlichen Dingen vom Stifte ganz ledig, und traten, wie Andere, in des Reiches Schutz. Die Basler fuhren fast eben so mit ihrem Bischof, daß sie nach und nach eigene Herren unter des Reiches Schirm wurden, wie Bern und Freiburg schon längst durch kaiserliche Gnaden gewesen waren.

Dem Beispiel der Stärkern folgten, wie die Gelegenheit erlaubte, viele von den kleinern Städten. Sie nutzten klug des Reichs Verwirrungen. Waren die Könige, oder andere Herren,

von denen sie abhingen, in Geldnoth, hielten sie den Stadtseckel offen; in Zeiten gemeiner Gefahr hatten sie Arm und Schwert bereit. Jeder Bürger lebte schlicht und kärglich daheim, aber freigebig für das gemeine Wesen. Die Wohnungen waren gering anzusehen, aber die öffentlichen Gebäude, Rathhäuser und Kirchen groß und stattlich. Die Handwerker wetteiferten, vortreffliche Waaren zu liefern und durch Müh' und Kunst und Nachdenken ihr Gewerb zu verbessern. Die Zünfte wachten streng gegen Pfuscherei. Also empfing jegliches Handwerk einen güldenen Boden und seine Ehren, und Keiner begehrte mehr zu gelten, als er werth war. Gottesfurcht, Rechtlichkeit und Fleiß regierten im Haus; aber gerechter Sinn, Klugheit und uneigennütziger Geist im Rathssaal. Vom gemeinen Gut zu zehren verlangte Niemand; aber ihm, wenns Noth war, zu geben und zu nützlichen Stiftungen und Anstalten zu steuern, sah man immerdar Hände ausgestreckt.

Dadurch wuchsen die Städte und wurden kräftig und gewannen schöne Befreiungen, Grundstücke, allerlei Zölle und andere Vortheile. Darum trachteten sie alle, unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen und anderer Herren los zu werden, auf daß sie ihre Obrigkeiten und Richter selbst wählen und ihr Gemeingut selbst verwalten konnten. Dafür zahlten sie gern die Reichssteuern. Des Kaisers Recht handhabte der Reichsvogt, der hielt auch Blutgericht vor allem Volk, weil er, als Fremdling, unparteiischer richten konnte, als Einer aus der Gemeinde über den Andern. In Kriegsnöthen wählten sie einen mächtigen, tapfern Herren und Grafen zum Schirmvogt oder Feldhauptmann, den sie besoldeten. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die Städte selbst mit einander Bund, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rheine.

Also hat sich nach langer Knechtschaft und Leibeigenschaft wiederum eine Art Freiheit aufzurichten angefangen, zwischen Klöstern und Ritterschlössern, zu allererst in den Städten. Ists doch, als könne auf Schweizerboden keine Zwingherrschaft

gedeihen, sie komme von aussen oder innen. Hier will die edle Freiheit daheim sein, wie um des Landes Felsengipfeln der Adler.

10.

Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis.

(Vom Jahr 1200 bis zum Jahr 1290.)

Hinter den Seen, am Fuß des Hochgebirgs, wohin vor uralten Zeiten vielleicht aus den Römerschlachten die letzten Kymern geflohen waren, lebten deren Nachkommen entfernt von der Welt. Kein Allemann, kein Burgunder, kein Franke hätte sich in ihre armen und grauenvollen Wildnisse wagen mögen. Ungestört weideten sie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man sah an ihren Felsen keine Ritterburg, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten die Bruchenburen nur eine einzige Kirche; die stand im Muottathal; dahin zog das Volk aus Schwyz, Unterwalden und Uri. Die Leute dieser drei Thalschaften waren alle einerlei Stammes, hatten auch lange, gleichwie nur eine Kirche, nur eine gemeinsame Obrigkeit. Zu der wählten sie aus ihrer Mitte erfahrene, redliche Männer.

Nachdem dort aber der Leute zuviel geworden waren, baute jede Landschaft ihre eigenen Kirchen und wählte eigenen Landammann, Rath und Gericht. So trennten die Orte Schwyz, Uri und Unterwalden ihr Gemeinwesen, handelten aber doch in wichtigen Dingen wie eine ungetrennte Gemeinde. Später sonderten auch die Leute in Unterwalden ob dem Kernwald ihre Sache von denen, die in den Dörfern nid dem Kernwald wohnten, und beide Theile Unterwaldens hielten fortan abgesondert Rath und Gericht. Denn die ob dem Walde hatten nach altem Herkommen, weil sie vielleicht ehemals zahlreicher

als die nid dem Walde gewesen waren, das Doppelte an den Landkosten zahlen müssen; und solches war ihnen nachher beschwerlich geworden, als die Nidwaldner so stark und reich als sie geworden. Wiewohl sie aber auseinander gingen, hielten sie doch in großen Angelegenheiten zusammen und galten, nach wie vor, immer noch wie ein einziger Ort.

Ueber alles Gebirg sprach Niemand Hoheit an, als der Kaiser, und das Volk war deß wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Es wählte sich gern Oberrichter des Reichs in seinen innern Zerwürfnissen, am liebsten dazu aus den Grafen von Lenzburg.

Bei ihnen lägen noch große Wildnisse und unbesuchte Hochthäler, die Keinen angehörten. Solche wurden von den Kaisern als herrenloses Gut, mithin als Reichsboden, angesehen. Davon gaben die Kaiser zuweilen Eigenthum oder Lehen an Herren und Klöster. Wenn dann die Einöden angebaut wurden, zahlten die Bauern davon Zinsen an die Könige, an die Grafen von Lenzburg und Rapperswyl, an die Münster zu Einsiedeln, Zürich und Beromünster und andere weltliche und geistliche Herren, welche von Kaisern empfangen hatten. Ein frommer Freiherr, Konrad von Seldenbüren, hatte auch in einem rauhen Bergthal Unterwaldens, am Fuße des ewig beschneiten Titlisberges, ein Kloster gebaut, Engelberg genannt. Solches gefiel dem Papste zu Rom also, daß er es in unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles setzte.

Doch viel älter und reicher war in jenen Gegenden das Kloster Einsiedeln. Die Heerden des Abtes weideten durch alle Berge. Denn dem Kloster war vorzeiten die ganze Wildniß des umherliegenden Gebirgs geschenkt worden. Die Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten lange Zeit nichts von solcher Vergabung, bis sie einst mit dem Abt in Streit geriethen, der seine Heerden in die Alpen schickte, die sie doch seit undenklichen Zeiten von ihren Vätern gehabt hatten. Da schrie der Abt um Hilfe zum Kaiser und der Kaiser sprach

tugals Größe sank, und dessen Besitzungen von den Holländern erobert wurden, verloren die christlichen Ansiedler Zahl und Bedeutsamkeit. Sie wären in verachtetem Zustande endlich ausgestorben, hätte nicht Frankreich unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten neue Versuche gemacht, die Lehre der römischen Kirche in Siam fortzupflanzen. Doch schon im Jahre 1720 waren die französischen Missionarien in schlechten Umständen. Sie hatten oberhalb Siam, am linken Ufer des Mayguastromes einen Bischof, nebst einer Kirche und einer Schule für Neuzubekehrende. Letztere kamen gewöhnlich am zahlreichsten, wenn die Aernten mißlungen waren, aus den Hefen des Volkes, zu den Christenschulen und verschwanden wieder mit der Theuerung der Lebensmittel.

Aehnliche Schicksale hatten die Sendungen der Christen in Pegu und Ava. Dort sieht man noch heute die traurigen Ueberbleibsel portugiesischer Stiftungen, welche die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung während des achtzehnten Jahrhunderts mit rühmlicher Aufmerksamkeit unterhalten hatte. In der andern Hälfte des genannten Jahrhunderts machte sich der Missionar Percotto durch zwanzigjährigen Eifer um die heilige Sache verdient. Dem folgte, von der Propaganda gesandt, Vicenzo San Germano, ein Italiener; ein ehrwürdiger, from-

dem Abt das Recht zu. Deß verwunderten sich die Schwyzer und sagten: Ist des Kaisers und Reiches Schirm unserm Recht kein Nutze, so bedürfen wir desselben auch nicht. Die von Uri und Unterwalden hielten zu ihnen und sprachen wie sie und gehorchten dem Kaiser nicht. Solches verdroß den Kaiser, und er ächtete sie, und der Bischof von Konstanz warf den Bannfluch über das Land, daß keine Glocke mehr daselbst geläutet und die heiligen Sakramente nicht mehr gereicht werden sollten, weder Lebenden, noch Sterbenden, bis dem Kaiser gehorcht würde. Doch deshalb erschracken die Schwyzer gar nicht, sondern sie nöthigten ihre Priester, Gottesdienst zu halten wie immer, und jagten die widerspenstigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen, und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Fluch, und sie handelten mit dem Erzeugniß ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Wie aber der Kaiser nachmals in Noth gerieth und tapferes Volk zu seinen Kriegen nöthig hatte, schickte er wieder freundlich den Grafen von Lenzburg zu ihnen. Der sprach: „Der Kaiser liebet tapfere Männer; sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ — Auf solches zogen bei sechshundert Jünglinge mit ihm in den Krieg für den Kaiser nach Ruhm und Beute, und Niemand von Allen bekümmerte sich um die Rede der Pfaffen.

Auch im Hochgebirg am Bodensee wohnte viel freies Volk, lange Zeit unter des Kaisers und Reiches Schirm. Doch hatte von jeher der Abt von St. Gallen daselbst weitläufiges Gut und dienstbare Angehörige, die sein Land bauten und Gotteshausleute genannt wurden. Am Sitterfluß, zu Füßen des hohen Alpsteins, lag des Abtes Haus und Zelle, wohin der Herr oft kam, seines Rechts zu pflegen. Daher bauten sich daselbst mehr Leute an, und ward um des Abtes Zelle der Flecken Appenzell, davon endlich das ganze Bergland die Benennung annahm. Ueber seine Gotteshausleute setzte der Abt seinen Vogt; aber die freien Reichsleute zu Appenzell,

Hundwyl, Urnäschen und Teuffen wählten unter Kaisers Schutz, gleich den freien Völkerschaften am Waldstättersee, aus eigener Mitte Landammann, Rath und Gericht, und hatten ihren Reichsvogt.

Die Aebte von St. Gallen gewannen jedoch nach und nach durch Käufe und Schenkungen immer mehr Rechte über das gesammte Land, zuletzt sogar vom Kaiser die Reichssteuer, den Blutbann und die Hoheit über jene vier Reichsländlein. Es galt das aber unbeschadet altbestandenen Freiheiten des Volks, dem es gleichviel dünkte, wem es die Schirmsteuer entrichte, ob einem Reichsvogte oder einem mächtigen Abte. Hinwieder war das Gotteshaus zu St. Gallen mit den schönen Steuern und Zinsen wahrvergnügt und beeinträchtigte keineswegs die althergebrachten Rechtsame des Hirtenvolks. Und auf daß die eigenen Gotteshausleute den übrigen Freien nicht sogar ungleich wären, verlieh denselben der Abt ebenfalls das Recht, sich einen Landammann zu erwählen und andere seine Freiheiten mehr. Das geschah zur Belohnung ihrer Treu und Tapferkeit, mit der sie den gehartischten Vehten oft im Kriege beigestanden hatten.

So vielen Heils ward das arme Volk im rhätischen Hochlande nicht froh. Da hingen in allen Thälern an den Felsenhöhen hundert und hundert stolze Burgen der Grafen und Freiherren, wie eine Sklavenkette um den Hals des Vaterlandes. Da waren der Bischof von Chur, da die Aebte von Disentis und Pfäffers, da die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, Montfort, Mätsch und Misox, da die reichen Baronen von Rhäzüns, Montalt, Aspermont, Watz und hundert Andere gewaltig. Nur die Stadt Chur freute sich, unter Oberherrlichkeit ihres Bischofs, ansehnlicher Rechtsame; und eben so hin und wieder ein abgelegenes Thal altangestammter Vorzüge, wie das Pregällerthal, nahe an Italiens Grenze. Alles übrige Volk, am meisten das romanischredende, war und blieb dienstbar und zinsbar und

leibeigen. Lediglich die deutschredenden Walser hießen in ihren Höfen und Dörfern freie Leute, wie sie von den Franken gefunden worden waren bei Eroberung des Landes. Man sagt, diese Walser seien Einwanderer allemannischen Stammes gewesen, die hier zur Zeit gothischer Herrschaft Zuflucht fanden, und abgeschiedene Hochthäler, das rauhe Avers, und Bretigäu, und den Rheinwald am Fuße der Rheingletscher anbauten. Eben diese haben auch die fruchtbaren Einöden von Davos zuerst bewohnt und urbar gemacht, als sie dieselben vom Freiherrn von Vatz zu Lehen empfingen.

Gleichermaßen herrschten viele Grafen und Herren im Lande Wallis, wo die Stadt Sitten mit großer Mühe ihre Stadtrechte unter eigenem Bürgermeister und Rath emporhielt. Im untern Wallis war lange der Graf von Savoien am gewaltigsten; im obern Wallis aber der Bischof von Sitten. Doch die Bergleute in den Thälern und Gemeinden des obern Wallis, alle deutschredend, hatten auch deutsches, tapferes Herz, und behaupteten uralte Freiheit von ihren Vorfahren. Sie hatten das Land in sieben Zehnten getheilt. Aus den Abgeordneten der Zehnten bestand der Rath des Landes und dem Landrath stand ihr Landeshauptmann vor. So, unter Obhut eigener Gesetze, weideten sie ihre Heerden an den Ufern der Rhone bis zu deren Quellen aus dem ewigen Eis des Gebirgs.

11.

Vom guten Kaiser Rudolf von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht.

(Vom Jahr 1290 bis zum Jahr 1307.)

Zu derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolf von Habsburg. Sein

Schloß lag auf dem Wülpelsberg im Aargau. Die Städte Aarau, Baden, Mellingen, Diessenhofen, Sursee und andere hatten ihn zu ihrem Vogt. Auch beriefen ihn die Schwyzer, daß er ihr Vogt werde, weil allerlei Unruhen waren wegen damaligen Streitens zwischen Kaiser und Papst. Deßwillen hatten Uri, Schwyz und Zürich Bund mit einander gemacht, sich wider die Gewaltigen in den Schlössern beizustehen; und Zürich wählte dazu noch den Grafen Rudolf zu seinem Feldhauptmann.

Nicht also beliebt war Rudolf den Bürgern zu Basel; zwar er noch mehr als seine adelichen Kriegsgesellen und Freunde. Da diese sich einst bei Fastnachtslust in Ungebühr gegen die schönen Frauen und Töchter in Basel betrugen, gab es viel blutigen Streit, und mancher leichtfertige Edelmann fiel todt unter der wackern Bürger Faust. Die Schmach seiner Freunde schmerzte den Grafen zu Habsburg, und er zog mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt, um sie zu züchtigen.

Allein dieser Krieg endete gar plötzlich und freudig. Denn die Herzoge und Fürsten in Deutschland, als sie, nach dem Tode ihres Kaisers, gehadert hatten, wer König sein sollte, erwählten dazu den Grafen Rudolf von Habsburg. Das war ihm geschehen, weil der Kurfürst von Köln gesagt hatte: er sei weise und gerecht, und geliebt von Gott und Menschen.

Wie nun die Basler vernahmen, ihr Feind sei ihr König geworden, gingen sie aus den Thoren hervor mit Ehrerbietung und luden ihn und sein Volk ein, in ihre Stadt zu kommen. Da ward Freundschaft geschlossen. Und Freude und Verwunderung erfüllte alles Land. Und aus Städten und Ländern kamen die Vorsteher, ihm Glück zu wünschen und seiner Gemahlin im Aargau zu Brugg.

Kaiser Rudolf aber blieb lebenslänglich, auch auf dem ersten Thron der Christenheit, auch im fernen Lande, den Völkerschaften seiner Heimath gewogen. Er schmückte ihren Adel mit neuen Zierden, oder stattete ihre Städte mit neuen Vorrech

ten aus, oder bekräftigte durch sein königliches Wort, was sie schon besaßen; den Zürichern, den Schafhausern, den Solothurnern, sie sollten vor keinen andern, als vor ihren eigenen Richtern und nach eigenen Gesetzen antworten; denen von Lauzen und Luzern Freiheiten, wie sie Bern hatte, und daß Luzern reichslehenmäßig sein solle; den Bielern die Stadtfreiheiten von Basel; den Aarauern, vor keinem fremden Richter, sondern vor ihrem eigenen Schultheiß Rede zu stehen; denen von Winterthur, Dießenhofen und andern Städten andere und ähnliche Rechtsame. Den drei Waldstätten am See bestätigte er, daß sie allezeit des Reichs Unmittelbare bleiben sollten; den Bischof zu Lausanne, den Abt von Einsiedeln erhob er zur Reichsfürstenwürde. — In den welschen Gebieten, wo die Grafen von Savoien übermächtig waren, stellte er mit Gewalt der Waffen das königliche Ansehen her, schirmte er Lausanne und Freiburg vor Savoiens Joch und machte er wieder reichsfrei, was zuvor reichsfrei gewesen. Dafür waren ihm die Städte und Länder dankbar mit reichen Geldhilfen und Beistand.

Aber andere Zeiten kamen, als er gestorben war und sein Sohn Albrecht die königliche Krone trug. Denn von diesem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, seine Hauslande zu erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder. Da traten sie zusammen von Uri, Schwyz und Unterwalden (1291) und beschworen, in Erwägung böser und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab und Gut, gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hilfe zu leisten. Davon wurden sie Eidsgenossen genannt. Der Bischof von Konstanz trat auch mit dem Grafen von Savoien in Bund und mit andern Herren und Grafen gegen des Königs Absichten, desgleichen mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Zürich. Die deutschen Fürsten

haßten den Albrecht nicht minder, und wählten sich einen Grafen Adolf von Nassau zum König.

Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten, für und wider Albrecht von Oesterreich, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bern hielt zum Grafen von Savoien und schloß Bund mit Freiburg und Solothurn. Alsbald kam Albrecht mit Heeresmacht von Oesterreich und überzog verwüstend die Lande des Bischofs von Konstanz. Dann entriß er in einer blutigen Schlacht dem Könige Adolf den Sieg, das Leben und die Krone des Reichs. Da sandten die Eidsgenossen aus den Waldstätten nach Straßburg zu ihm, daß er ihre alten Freiheiten schirmen wolle, wie sein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes anzutragen. Deß erschrack die Eidsgenossenschaft am Waldstätter See gar sehr.

Schon war Krieg und Kriegsgeschrei im ganzen Uechtland, von Solothurn bis zum Lemanersee. Die Herren dort und Grafen, welche mit Albrecht hielten und die Städte und deren aufwachsende Macht haßten, zogen wider Bern. Aber die tapfere Bürgerschaft dieser Stadt, mit Zuzug aus Solothurn und andern Orten, und angeführt von dem kriegserfahrnen Ulrich von Erlach, schlug die Uebermacht des Feindes am Donnerbühel aufs Haupt, und eroberte und zerstörte viele Schlösser und Burgen der Adelichen, also daß der Ruhm der Stadt durchs ganze Land glänzend wurde.

Darauf kam König Albrecht selbst ins Land und lagerte sich vor Zürich auf den Berg, von welchem herab er in die Straßen sehen konnte. Die Züricher aber schlossen ihre Thore nicht, wiewohl sie starken Widerstand gerüstet hatten, sondern sie ließen ihm sagen, daß sie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne. Da er nun wenig Belagerungszeug bei sich führte, und soviel Kriegsvolk in der Stadt erblickte, — denn auch die Frauen und Töchter hatten Waffen

genommen, — erwies er sich friedlich und bestätigte den freien Zustand der Stadt.

Aber den Eidsgenossen in den Waldstätten meldete er, daß er sie zu seines königlichen Hauses lieben Kindern haben wolle, und sie wohl thun würden, sich in den Schirm Oesterreichs zu begeben, als getreue Unterthanen. Da wolle er sie reich machen durch Lehen, Ritterschaft und Beute. Weil aber die Männer im Gebirg antworteten: sie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher, schickte er ihnen zu Reichsvögten harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande, die sie drücken und quälen sollten, damit sie froh wären, vom Reich abzukommen und sich unter Oberherrlichkeit des Hauses Oesterreich zu geben. Und er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, und Geßler baute sich einen Twinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerkern und schweren Bußen gestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als Geßler vor des Stauffachers neuem Haus im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann mans auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?“ Und als Arnold von Melchthal im Unterwaldner Land wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pflug und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst ziehen.“ Aber der junge Arnold, ob der Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirg. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen.

Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen und er hatte immer Recht. Doch nicht Allen bekam es wohl, wenn sie, trotzig auf der Vögte

Schutz, Ruchloses thaten. Denn als der Burgvogt auf der Insel Schwanau, im Lowerzer See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth schändete, ward er von den Brüdern der Jungfrau erschlagen. Und als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten sah, und erfuhr, ihr Mann sei nicht zu Hause, begehrte er, sie solle ihm ein Bad machen, und muthete ihr Böses zu. Wie er aber im Bade saß, rief die Frau ihren Mann vom Feld und klagte ihm. Der schlug den geilen Junker im Bade todt. — So geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im Lande zu finden war, daß Jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volks von Kaisern und Königen verbrieften Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräußerliches Gut, verliehen hat.

12.

Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli.

(Im Jahr 1307.)

Als nun in den Thälern der Waldstätte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unsers Gutes sein: wozu taugen die Männer des Gebirgs? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!“

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben

fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König, zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt hätten vor dem König und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft von Oesterreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sei keine andere Hülfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen, und erforschen, weß Sinnes das Volk sei und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle?

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Ort am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen, umbüschten Wiese am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegenüber dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Gestrüpp, das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit; allem Volke sei viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Wie sie aber in der Nacht des siebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und siebenten Jahres zusammenkamen, und jeder von den Dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum gestirnten Himmel und schworen zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind: In Treuem für die Rechte des unschuldigen Volks zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht

zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebels zuzufügen, aber auch den Vögten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern streckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie erwählten die Neujahrnacht zum Werk. Dann gingen sie auseinander, Jeder in sein Thal zu seiner Hütte und winterten das Vieh.

Dem Vogt Herrmann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aufsähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oesterreich sei?

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Mannen aus dem Rütli; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schieße herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erschrack der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volks, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volks und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Föhnwind ungestüm blies. Der See ging hoch und die Wellen schlugen schäumend über, daß

mer, verständiger Mann. Im Jahre 1795 lebte derselbe unweit Rangun, einer der ersten Seestädte Pegu's. Seine Gläubigen bestanden, nach Major Syme's Erzählung, der ihn selbst sprach, aus den Abkömmlingen der Portugiesen, die, obgleich sie noch zahlreich waren, dennoch insgemein sehr dürftig lebten. Bei dem allen hatten sie sich eine niedliche Kirche gebaut, und für ihren geistlichen Herrn ein Stück Landes erkauft, wo er bequeme Wohnung sammt Garten besaß. Er lebte von freiwilligen Beiträgen seiner Gemeinde, wofür er hinwieder die Kirchenandachten zweimal des Tages verrichtete, und die Kinder seiner Glaubensgenossen in den Lehren der römischen Kirche erzog.

Seit aber die Briten engere Verbindungen mit den Birmanen für ihren Handel angeknüpft hatten, sannen auch die Londoner Sendanstalten auf Verkündung der Religion Jesu in diesen Gegenden. Die Baptisten-Missionsgesellschaft wählte ebenfalls Rangun für ihr frommes Unternehmen zum Hauptpunkte. Die Stadt, mit etwa fünftausend Häusern, von dreißigtausend Seelen bevölkert, und seit 1807, da sie durch Feuersbrunst verging, schöner aus der Asche hervorgestiegen, liegt bequem in der Nähe des Meeres, am Irawaddistrome, der, in Rücksicht der Länge seines Laufes, dem Ganges verglichen werden kann. Hieher wurden Judson und der Arzt Felix

Allen bange ward und die Schiffleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da steigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewässers, wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlöste den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechtes willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrete? Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßlern lade, wenn der König selbst des ganzen Volks Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: so falle du und Freiheit steige wieder!

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrete in der hohlen Gasse bei dem Ort. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrack freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tellen verlieh höhern Muth; allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

13.

Der Neujahrsmorgen des Jahres 1308. — Die Freiheitsschlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidgenossen.

(Vom Jahre 1307 — 1334.)

Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die im Grütli geschworen hatten, zur Burg Roßberg in Obwalden; drinnen hatte er ein Mägdlein lieb. Das Mägdlein zog ihn an einem Seil zu ihrer Kammer hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig Andere, die zog der Erste auch hinauf. Wie Alle droben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geisen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unterm Thor Einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen sie alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüsch versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen Urfehde schwören, die Waldstätte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm abzuziehen nach Luzern. Keinem war Leides gethan worden.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzersee und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Mit den Leuten von Uri zog Walther Fürst und sein Schwiegersohn Wilhelm Tell, und Geßlers Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer in den Alpen.

Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten ewigen Bund mit großer Andacht. Sie hatten ihr altes Recht wieder an sich genommen, aber keinen Tropfen Bluts vergessen und nichts beschädigt von Allem, was dem Könige oder was Habsburg im Lande angehörte.

Der König Albrecht, wie er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüstet; ließ Kriegsvolk sammeln und ritt in Begleitung vieler vornehmen Herren in den Aargau. Auch sein Neffe und Mündel, Herzog Johann von Schwaben, war bei ihm, dem er das väterliche Erbtheil beständig vorenthielt. Wie sie nun am ersten Mai, von Baden abgereiset, bei Windisch über die Reuß gefahren waren, schrie Herzog Johann: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und stieß dem Könige den Spieß durch den Hals. Andere Herren, verschworen mit dem Herzog, thaten wie er. Ritter Rudolf von Balm rannte dem Könige den Spieß in den Leib, Walther von Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Die Andern standen da, voll Entsetzens vor der Missethat. Endlich flohen Alle auseinander. Der Kaiser der Deutschen starb im Schoos eines armen Weibes, das eben an der Straße stand.

Die Welt erschrack vor dem Frevel. Die Mörder irrten und starben im Fluch der Menschen. Zürich verschloß vor ihnen die Thore; die Waldstätte gönnten den Todtschlägern ihres Feindes keine Zuflucht. Aber die Kinder des Erschlagenen, Herzog Leopold von Oesterreich und Agnes, Königin von Ungarn, und die Wittwe des Erschlagenen, Königin Elisabeth, übten Blutrache an Schuldigen und Unschuldigen. Am grausamsten vor Allen Agnes. Viele Burgen der Verdächtigen wurden Asche: Wart, Fahrwangen, Maschwanden, Altbüren. Als in Fahrwangen zu Agnesens Füßen das schuldlose Blut von dreiundsechzig Rittern floß, soll sie gerufen haben: „Seht, nun bad' ich im Maithau!“ Umsonst jammerte vor ihr im Staube die Gemahlin des Ritters Rudolf von Wart für das Leben des

Gatten. Dieser ward mit gebrochenen Gebeinen lebend aufs Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß. Vom Rad herunter tröstete er sterbend die treue Gemahlin, welche da einsam kniete, weinte und betete, bis seine geliebte Seele entwich. — Auf der Stätte des Kaisermordes aber bauten Agnes und ihre Mutter das reiche Kloster Königsfelden. Sie selbst begab sich hinein, ihr Leben mit Andacht zu vollbringen. Aber Bruder Berthold Strebel von Ostringen sprach voll Abscheues zu ihr, da sie den Vorüberwandelnden in ihre Kirche winkte: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet.“

Auch den Leuten in den Waldstätten vergaß Herzog Leopold die Widerspenstigkeit nicht, welche sie seinem Vater gezeigt hatten, besonders als sie, statt seinem Bruder Friedrich von Oesterreich, dem Kaiser Ludwig dem Baier ergeben thaten. Er brach wider sie auf mit vielen Rittern und Heeren und großer Macht. Gegen Obwalden über den Brünig zog sein Graf Otto von Straßberg mit viertausend. Mehr denn tausend Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wollhausen, Rothenburg und Luzern gerüstet, um das Land Unterwalden von See her zu überfallen. Der Herzog selbst rückte mit dem Kern seiner Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Viele Stricke führte er mit sich zur Hinrichtung der Vorsteher dieses Volks.

Die Eidsgenossen, sich seiner Macht zu wehren, lagerten mit dreizehnhundert Mann an den Berg Sattel. Es waren zu den Schwyzern vierhundert von Uri, dreihundert von Unterwalden gestoßen. Auch fünfzig aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat zu verdienen. Wie nun am fünfzehnten Tag des Wintermonats 1313 die viel tausend geharnischten Reiter im blutrothen Strahl des Morgens am Gebirg herauf zogen, drangen die Eidsgenossen mit großem Geschrei auf sie ein. Die fünfzig Verbannten wälzten von den Höhen zerschmetternde Felsstücke. Da ward unter

den Schaaren des Herzogs große Verwirrung, Flucht und Verderben. Unter Hellebarden und Morgensternen der Hirten fiel die Blüthe des Adels im Morgarten. Leopold entkam mit Noth den siegreichen Verfolgern. Dann eilten die Ueberwinder über den See gen Unterwalden; da schlugen sie mit Macht die Luzerner, daß derselben viele im See ertranken. Straßberg sah es, und floh erschrocken. Darauf, nach dem großen Heldentage, erneuerten die Eidsgenossen den alten ewigen Bund: Alle für Einen, Einer für Alle zu stehen; ohne Willen Aller in keine Verpflichtung gegen das Ausland zu treten; doch fremdes Gut und Recht im Lande zu ehren, wie eigenes.

So ward der Name der Schwyzer weltberühmt und ein Name aller Eidsgenossen. Mit ihren gefürchteten Waffen waren sie bald gesucht in den Kriegen des Reichs. Ihr Fürwort rettete die Freiheit von Zürich und St. Gallen, da der Kaiser in Geldnoth diese Reichsstädte den Herzogen von Oesterreich verpfänden wollte. Doch Schafhausen, Rheinfelden und Neuenburg kamen in österreichische Gewalt, wie unterpfändliches Gut. Das schmerzte diese Städte tief. Luzern wußte aus bitterer Erfahrung, wie schwer Fürstenjoch drückte. Denn Oesterreichs wegen hatten die Bürger von Luzern wider die Waldstätte und in allen fremden Kriegen streiten müssen lange Jahre mit großem Schaden. Dazu erhöheten ihnen noch die Herzoge aus fürstlicher Macht die Abgaben. Sie konnten es zuletzt nicht mehr tragen. Darum boten sie aus eigener Macht den Waldstätten erst zwanzigjährigen Waffenstillstand an; und, da sie sahen, wie die Vornehmen und Adelichen, die den Herzogen lieber dienten, deswegen gegen die Stadt böse Absicht hatten, schlossen sie mit den Eidsgenossen ewigen Bund, daß sie stehen wollen mit ihnen, Einer für Alle, Alle für Einen, doch keinem ältern Recht zum Leide.

Darüber ward von dem im Aargau wohnenden Adel, im Namen Oesterreichs, Krieg erhoben gegen die Stadt. Mannhaft wehreten sich die Bürger für ihr gutes Recht. Mit ihnen stritten gegen den Adel die Waldstätte. Allein in Luzern selbst hielten

die vornehmsten Geschlechter der Stadt zum fremden Adel. Denn Art läßt nicht von Art. Die Junker zu Luzern verschworen sich, eine Mordnacht anzustiften, und wann die Freunde der Waldstätte in den Betten erwürgt wären, die Stadt den Herzogen auszuliefern. Schon standen sie in finsterer Stunde bewaffnet unter dem Schwibbogen am See unter der Trinkstube der Schneider, als ein Knabe ihre Anschläge zufällig behorchte. Sie ergriffen den Knaben und wollten ihn tödten. Er mußte den Eid thun, keinem Menschen zu sagen, was er gehört habe. Aber er ging in die Trinkstube der Mezger, wo noch Bürger tranken und spielten, und erzählte daselbst dem flammen Ofen mit lauter Stimme, was er geschworen hatte, keinem Menschen zu sagen. Und alle Bürger horchten verwundert, eilten hinweg, und weckten die Stadt. Sie nahmen die Verschwornen gefangen, riefen Hilfsvolk von Unterwalden, und entrissen auf ewig den vornehmen Geschlechtern die Regierung der Stadt, welche diese bisher verwaltet hatten. Die Vornehmen wurden vertrieben. Dreihundert Bürger bildeten fortan den Rath; auch über Stadtgut, Steuern, Krieg und Bündniß entschied die Gemeinde. So rettete Klugheit und Vaterlandsliebe eines Knaben die Freiheit Luzerns.

Die Herzoge inzwischen, von andern Kriegen belastet oder erschöpft, machten gern Frieden mit Luzern, sobald neun Schiedrichter von Basel, Bern und Zürich sprachen: der ewige Bund der vier Waldstätte sei ohne Gefahr für die Rechte von Habsburg-Oesterreich, und unschuldig.

14.

Bern schlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfassung von Zürich.

(Vom Jahre 1335 — 1340.)

Um dieselbe Zeit hat auch die Stadt Bern Kampf auf Leben und Tod eingehen müssen gegen den Adel des Uechtlandes und

deſſen Verbündete. Denn es verdroß die Herren und Grafen, zu ſehen, wie Bern in Waffen, Gewerb und Landbau zwiſchen ihnen blühte; wie es durch Gemeingeiſt der Bürger mächtig ward; Hasli und Laupen an ſich gekauft und im ganzen Lande viel Anſehen gewonnen hatte. Weil nun die Stadt damals nicht von der Münze nehmen wollte, welche Graf Eberhard von Kyburg mit kaiſerlicher Bewilligung ſchlug, ja, den Kaiſer Ludwig den Baier ſelbſt nicht anerkennen wollte, dieweil der Papſt denſelben in Bann gethan, war ſolches den Herren willkommener Vorwand, die Widerſpenſtige zu züchtigen. Darum verſammelte Graf Rudolf, aus dem Hauſe Welſch-Neuenburg, welcher ſeinen Ortſchaften Erlach und Nidau ſtädtiſche Rechtſame und Ringmauern gegeben, alle Feinde Berns auf dem Schloß zu Nidau. Und ſie beredeten, daß die Stadt vom Grund aus vertilgt werden müſſe. Alſo ſammelten ſie aus Aargau, Savoien, Hochburgund, aus Uechtland und Elſaß viel ſtreitbares Volk. Es kamen ſiebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert geharniſchte Ritter, dazu noch über fünfzehntauſend Mann zu Fuß und dreitauſend zu Pferd.

Die von Bern erſchracken keineswegs, als ſie von den gewaltigen Rüſtungen hörten, noch verhöhnten ſie den Feind mit trotzigem Uebermuth; ſondern ſie beſchloſſen, gerechten Forderungen Genüge zu leiſten, aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Und weil gütliches Unterhandeln ganz fruchtlos blieb, kam es zur Gewalt.

Da ſchwor Altſchultheiß Johann von Bubenberg mit aufgehobener Hand, zur Behauptung der Stadt Laupen, unter deren Mauern ſich die Macht des Feindes verſammelte, Gut und Leben aufzuopfern. Und er zog dahin zur Verſtärkung mit ſechshundert rüſtigen Mannen. Und als man auf dem Rathhauſe zu Bern umher ſann, wer zum Feldherrn des tapfern Volks in dieſem Kriege zu wählen ſei, ritt in die Stadt herei

Ritter Rudolf v. Erlach, der Sohn jenes Ulrich v. Erlach welcher vor einundvierzig Jahren den Adel am Donnerbühl

schlagen hatte. Alsbald riefen sie ihn zum Feldhauptmann aus, denn er besaß Kriegserfahrung und hatte in fremden Ländern sechs große Feldschlachten erstegen helfen. Es kamen auch aus dem Waldstätten neunhundert unerschrockene Krieger über den Brünig, aus Uri, Schwyz und Unterwalden, den Bernern zum erbetenen Beistand; aus Hasli und Siebenthal sechshundert. Auch Solothurn sandte achtzig Geharnischte zu Roß; denn es gedachte dankbar des Tages, an welchem ihm Bern hilfreich gewesen, als Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht vor Solothurn gelegen war, im dritten Jahr nach der Schlacht von Morgarten. Damals aber war Leopold weniger durch Waffen, als durch die Wuth des Aarstroms und durch die Großmuth Solothurns besiegt worden. Denn die angeschwollene Aar hatte des Herzogs Schiffbrücken zerrissen und die edelsinnigen Bürger der Stadt hatten ihre in Wellen untergehenden Feinde vom Tode gerettet.

Mit diesen Zuzügern und mit viertausend Bürgern und Ausbürgern lagerte Rudolf von Erlach dem Feinde gegenüber, unweit Laupen, auf einer Höhe, von welcher er das Heer des Adels übersah. Alsbald begann die Schlacht. Die feindlichen Schaaren drangen die Höhen herauf. Da winkte Erlach. Es griffen die Schleuderer an. Es donnerten die eisernen Heerwagen den Hügel hinunter und brachen die Glieder der feindlichen Rotten. Es folgten die Banner, die Hellebarden, die Morgensterne. Nur die Hintersten des Bernervolks wichen mit Entsetzen vor dem Anblick. Da schrie der kluge Held Erlach: „Sehet, wir siegen, denn die feigen Memmen haben uns verlassen, alle Helden sind uns geblieben!“

Und sie siegten. Graf Rudolf von Nidau lag unter den Vordersten der Erschlagenen; anderthalbtausend der Seinigen um ihn. Das ist im Jahr 1339 geschehen. Doch währte noch vier Jahre lang das Kriegen her und hin mit Streifzügen. Viel ward geraubt und gebrannt. Freiburg im Uechtland litt Großes, denn es hatte mit den Herren des Adels wider Bern

halten müssen. Dann endlich kam Friede, vor Allem ruhmreich für Bern. Die Stadt, welche bedroht gewesen war, von der Erde vertilgt zu werden, war also siegreich worden, daß sie allen Feinden Untergang dro'te. Ihre Bürger hatten mit tausend eisernen Armen gegen zehntausend gestritten, Alle mit einerlei Sinn, einerlei Herz, Keiner für sich, Jeder für das Leben der Stadt. So kann man Wunder verrichten.

Nach geschlossenem Frieden hingen die Berner ihre Waffen auf und traten wieder zu ihren Gewerben. Der ritterliche Held Rudolf von Erlach kaute im Stillen sein väterliches Feld, verlangte nicht Lohn, Ehrenstellen und Namen, lebte glückselig bis in sein hohes Alter. Eines Tags trat Jobst von Rudenz aus Unterwalden, sein Eidam, zu ihm ins Zimmer, und sie haderten mit einander wegen der Ehesteuer. Jobst erblickte das Schwert des Siegers von Laupen an der Wand hangend. Im Jähzorn riß er es herab und stieß es dem alten Helden ins Herz, und floh, von dessen Hunden verfolgt, und ward nicht wieder gesehen.

Auch der Schultheiß Johannes von Bubenberg, der seiner Stadt in den schwersten Zeiten große Dienste gethan, mußte noch bitteres Schicksal leiden. Denn die Bürgerschaft war ihm wegen seines hochfährtigen Wesens abgeneigt. Darum ward er angeklagt, daß er mit angestammtem Stolz regiere, nicht wie ein Bürger, sondern wie ein Fürst; und daß er sich keines Geschäfts annehme, ohne Geschenk. Also wurde er mit seinen Freunden allen aus der Stadt vertrieben auf hundert Jahre und einen Tag. Doch erbarmte man sich sein nach v'erzehn Jahren, als er altersschwach geworden, und nahm ihn wieder auf. In einem freien Gemeinwesen lösch't wohl oft die Tugend des Bürgers das Andenken seiner vormaligen Schuld aus, nie aber versöhnen vormalige Verdienste mit nachherigen Fehlern.

Weit schlimmer erging es fast zu derselben Zeit den Rathsherren in Zürich, wo immer vier Edelleute der Stadt und acht der vornehmsten Bürger vier Monate lang das Regiment führten

und dann sich Nachfolger zu wählen pflegten. So war die Herrschaft in den Händen weniger vornehmer Geschlechter, welche ritterliches und kriegerisches Geschäft trieben und Konstaffler geheißen wurden. Die übrigen Bürger und die reichen, verständigen, tapfern Handwerksleute verdroß es, dieser Geschlechter Unterthanen zu sein, zumal viel Beschwerde gegen ihre Amtsführung laut ward. Die Herren, hieß es, sorgten nur eigennützig für sich selbst und die Ihrigen, legten keine Rechnung ab von den Geldern der Stadt, empfingen die geringern Bürger gar hochmüthig bei sich und führen in allen Dingen willkührlich zu. Das Murren dauerte, bis sich einer des Raths selbst zu den mißvergnügten Bürgern schlug und gemeine Sache mit ihnen machte. Dies war Ritter Rudolf Brun, ein kluger Mann, aber der gern der Erste gewesen wäre. Durch ihn angestiftet, forderten die Bürger endlich, der Rath solle von den Geldern der Stadt Rechnung ablegen. Rudolf Brun, sein Freund Rüdiger Manesse, und einige Andere des Raths sprachen, solches Begehren sei billig. Die übrigen Rathsherrn aber meinten, das sei nur eine Aufwallung der Bürgerschaft, werde sich schon wieder mit der Zeit legen, und brachten ihre kleinen Künste an, die Sache ins weite Feld zu rücken. Sie kannten wohl die Rathsstube, aber nicht das Gemüth des Volks.

Nach sechs Wochen ließ Brun ausbreiten: die Herren vom Rath spotteten der Gemeinde nur. Da lief das Volk auf der untern Brücke beim Rathhaus zusammen, wo der Rath versammelt war. Als nun der Auflauf und Lärmen zunahm, erschracken die im Hause. Einige erklärten sich für die Bürgerschaft, die Andern waren für ihre Personen in Angst und machten sich davon und flohen eilends aus der Stadt. Nun gab man dem Ritter Brun Vollmacht in allen Dingen, und beschloß, die Herren an Ehre, Leib und Gut zu strafen. Sie wurden mit ihren Freunden verbannt.

Nun machte Ritter Brun, mit Zuzug seiner Freunde, eine neue Stadtverfassung; theilte alle Handwerker in dreizehn Zünfte,

Carey als die ersten evangelischen Glaubensboten im Jahre 1807 gesandt. Sie begannen ihre Arbeit mit Uebersetzung der heiligen Schrift ins Birmanische, und in die Sprachen von Pegu und Siam. Der Kaiser gestattete ihnen nachmals (im Jahre 1813) auch in Ava eine Druckerei für das Bibelwerk zu errichten. Felix Carey reisete dahin, wo ihn der Kaiser zum Leibarzte ernannte, seinen Kindern die Kuhpocken einzuimpfen.

Zu Rangun selbst befinden sich, ausser den Missionarien und einer französischen Familie, gegenwärtig (1817) keine Europäer. Das Land ist fruchtbar und reizend, doch mangelhaft angebaut. Man spürt die Verwüstungen der langen bürgerlichen Kriege; Theurung und Noth beim gemeinen Volke ist nichts Seltenes.

3.

Schilderung Hindostans. — Engherziges ehemaliges Benehmen der ostindischen Kompagnie gegen die Missionen. — Schwarz von Sonnenburg. — Gang der protestantischen, Zustand der katholischen Missionen. — Die syrischen Christen.

Ausser den Ländern, welche dem russischen oder türkischen Zepter in Asien unterworfen liegen, ist keins in diesem Welttheile zahlreicher von Christen

deren Zunftmeister im Rath sitzen sollten; die Konstaffler verband er in eine eigene Gesellschaft, damit sie auf andern Zünften keinen großen Einfluß hätten. So ward nun der Rath besetzt, zur Hälfte aus Bürgern, zur Hälfte aus Adelichen und Vornehmen, alle halbe Jahr zu erneuern. Brun selbst ließ sich auf Lebenszeit zum Bürgermeister ernennen und behielt sich große Gewalt vor. Diese Ordnung beschwor das Volk im Jahr 1336 freudig. Denn nun hatten die Handwerker ihre Stimme im Rath, konnten das Mitwerben fremder Handwerker, die Ausfuhr roher Arbeitsstoffe, das Einbringen verarbeiteter Waaren verbieten, als wäre die ganze Stadt zum Besten ihres Handwerks vorhanden, nicht das Handwerk zum Besten der Stadt.

Die entflohenen Herren des Raths aber und ihre auswärtigen Freunde sannen auf blutige Rache gegen Zürich.

15.

Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft.

(Vom Jahr 1340—1360.)

In Rapperswyl und auf den Schlössern und Burgen ihrer Freunde saßen die Vertriebenen und sannen von da aus kleinen Krieg und schadeten den Zürichern, wo sie konnten. Aber die Zürcher waren herzhafte Männer, und Bürgermeister Brun so tapfer als klug. Da die Verbannten sahen, sie richteten nichts aus, verschworen sie sich, in Zürich eine Mordnacht anzurichten. Grafen und Edelleute kamen öffentlich unter allerlei Vorwand zur Stadt oder heimlich hinein. Wenn sie sich in Schrecknissen einer finstern Nacht der Stadt bemeistert hätten, sollten die Thore geöffnet und zahlreiche Mannschaften von Rapperswyl aufgenommen werden. Die Nacht kam. Die Verschwornen traten im Hause eines Freundes zusammen. Da hörte ihre Anschläge ein Bäckerjunge, der halbschlafend hinter

dem Ofen lag. Dieser verrieth es alsbald seinem Meister. Der Meister meldete es dem Ritter Brun. Dieser im Harnisch eilte barfuß zum Rathhaus und schrie durch die Straßen. Die Sturmglocke ward gezogen. Alle Bürger in Waffen blitzschnell auf. Die Verschwornen, schon verrathen, rückten aus. Die Weiber aber schleuderten aus den Fenstern Steine, Töpfe, Kacheln auf sie. Und Brun an der Spitze der Bürger begegnete ihnen auf dem Markt. Nun langes mörderisches Gefecht. Die Verschwornen wurden übermannt. Wer von ihnen entrinnen konnte, floh. Viele lagen erschlagen, andere gefangen.

Brun führte darauf die Rache. Drei Tage lang blieben die Leichname der Todten auf dem Platze unbegraben, bis sie von darüber gegangenen Pferden und Wagen unkenntlich geworden waren. Siebenunddreißig Bürger, Theilnehmer der Verschwörung, unter ihnen alte Vorsteher der Stadt, wurden vor ihren Häusern in den Gassen enthauptet oder aufs Rad geflochten. Dann ging Bruns Kriegszug gegen Rapperswyl. Die Burg ward erobert und zerstört, die Einwohnerschaft der Stadt ins freie Feld getrieben, die Ringmauer niedergebrochen, Alles bis auf die letzte Hütte verbrannt. So wüthete Brun gegen Schuldige und Schuldlose. Es war im Jahr 1350.

Wie aber folgendes Jahres Herzog Albrecht von Oesterreich schwere Vergeltung drohte, wandte sich der Bürgermeister an die Eidsgenossen in den Waldstätten und warb bei ihnen um Hilfe und Aufnahme in ihren ewigen Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schätzten, nahmen die Stadt willig auf und beschworen mit ihr am Walpurgistage des Jahres 1351 den ewigen Bund, einander mit Leib und Gut gegen alle Feinde zu helfen, und wenn sie unter sich selbst in Zwiespalt zerfielen, den Streit durch Schiedsrichter gütlich beizulegen. Alle Rechte des Königs und des heiligen römischen Reichs und alle alten Bünde wurden vorbehalten; aber bei Schliessung neuer Bünde mit Fremden wurde diese Eidsgenossenschaft vorbehalten.

Nun kam Herzog Albrecht von Oesterreich und ließ die Züricher hart an, und forderte Genugthuung wegen Zerstörung Rapperswyls, das seinem Verwandten angehört habe, und wegen Schädigung aller Diener und Angehörigen Oesterreichs. Er zog mit 16,000 Mann herbei, und forderte auch das Volk von Glarus auf, ihm hülfreich zuzuziehen. Als sich die Glarner aber weigerten und sprachen: Wir, unter des Reiches Schirm, führen zwar die Kriege der Abtei Seckingen, der unser Land vergabt ist, doch sind wir zu andern Kriegen Oesterreichs nicht schuldig! — verdroß die Rede den Herzog. Er beschloß, Kriegsvolk nach Glarus zu senden, wo er selbst Schirm- und Kastvogt des Gotteshauses Seckingen war und weil er von Glarus aus die Urner und Schwyzer bedrohen konnte, damit diese den Zürichern nicht beiständen. Jählings aber stürmten aus den Waldstätten die Eidsgenossen hervor und besetzten mitten im Winter das Glarisland, dessen sicher zu sein. Die Glarner schworen zu den Schweizern, schickten zweihundert Männer ihres Thals zur Besatzung der Stadt Zürich, schlugen den Walter von Stadion, als er mit österreichischem Volk, von Rapperswyl aus, ihr Land überfiel, und brachen die Burg von Mäfels ab.

Solche Tapferkeit gefiel den Eidsgenossen wohl, und sie nahmen das Glarnervolk in ihren ewigen Bund auf, doch also, daß der Herzog und die gefürstete Aebtin von Seckingen ihre rechtmäßige Herrschaft und Einkünfte, hingegen auch das Glarisland seine alten Freiheiten behalten sollte. Das ist geschehen im Jahr 1352, in demselben Jahr, in welchem Rüdiger Manesse von Zürich mit weniger als 1500 Mann siegreich bei Tätwyl gegen mehr denn 4000 Oesterreicher stritt, und 42 Schwyzer bei Küßnacht am Waldstättersee gegen mehr denn 1000 Oesterreicher Stand hielten und die Verbrennung Küßnachts mit der Zerstörung Habsburgs auf der Rothenflue am Luzernersee rächten.

Noch hatte der Herzog von Oesterreich kein einziges Heldenwerk ausgeführet, und schon erscholl abermals der Ruhm der

Eidsgenossen und ihrer kriegerischen Behendigkeit von Thal zu Thal, von Land zu Land. Und es ward groß an ihnen gepriesen, daß sie nicht nach Fürstenweise kriegten, sondern als freie Männer, und nicht eroberte Lande ausraubten, und nicht die überwältigten Einwohner zu zinsbaren Knechten und Unterthanen, sondern zu getreuen, freien Bundsgenossen machten.

Darum waren ihnen vor allen die Landleute am See von Zug und auf den weidereichen Gründen und Höhen daselbst zugethan und brachten ihnen in vielen Dingen Botschaft, Hilfe und Rath. Hingegen die Stadt Zug hing den Herren von Oesterreich getreulich an; verschloß ihre Pforten und besetzte ihre starken Ringmauern gegen die Eidsgenossen. Hier hatte manch' adliches Haus Burgrecht. Die alten Grafen von Lenzburg selbst sollen zuerst den Ort am See befestigt haben.

Wie nun aber die Eidsgenossen mit beinahe dreitausend Mann vor die Mauern und Thürme von Zug traten, und ihnen weit umher alles Landvolk zufiel, erschracken die Bürger der Stadt, denn sie hatten nur schwache Besatzung von Oesterreich empfangen. Also sandten sie eiligst an Herzog Albrecht, er solle ihnen beistehen in ihrer Noth.

Der Bote fand den Herzog bei Königsfelden, aber der Fürst achtete kaum auf die Klagen desselben, sondern sprach mit seinem Falkenier von der Jagdlust, während jener weinte. Einen Vogel aus den hohen Lüften zu erjagen schien dem Herrn wichtiger, als eine Stadt zu behaupten. — Voll Unwillens wegen solchen Leichtsinns eröffneten sofort die Bürger von Zug die Pforten ihrer Stadt den Eidsgenossen und traten zu ihnen in den ewigen Bund, mit Vorbehalt aller Rechte und Einkünfte des Hauses Oesterreich.

Der Herzog hatte zum Boten von Zug gesprochen: Ich will bald Alles wieder erobern. Er verließ sich auf seine gewaltige Hilfe. Zu ihm stieß auch aller Adel vom Aargau, Thurgau, Uechtland, bundesgemäßer Zuzug aus den Städten Schaffhausen, Basel, Strasburg und selbst Bern. Aus Deutschland brachte

ihm sogar der Kurfürst von Brandenburg Völker. Mit mehr denn 34,000 Mann umlagerte er alsbald die Stadt Zürich. Diese ward von den Eidsgenossen mannlich beschützt.

Bald genug bemerkte der Kurfürst von Brandenburg, daß gegen ein Volk, so standhaft, einträchtig und unerschrocken, wie die Schweizer, kein Ruhm zu gewinnen wäre, da ohnehin im volkreichen Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln war, und Hungersnoth dräuete. Er bot deswegen dem Herzoge freundliche Vermittlung an und sandte zwei vertraute Männer zu den Schweizern. Als die Schweizer in der Stadt kaum geantwortet hatten, sahen sie am folgenden Morgen die Feinde von ihren Mauern weggezogen; nur die Berner allein waren stehen geblieben, den Eidsgenossen gewogener, denn dem Herzoge.

Zu Luzern vermittelte der Kurfürst den Frieden, in welchem, wie immer, alle ältern Rechte und Bünde unverletzt vorbehalten wurden. Die Eidsgenossen aber nahmen hier nun auch Bern in ihren ewigen Bund. Es war im Jahr 1353.

Nach diesem Frieden muthete der Herzog von Oesterreich den Zugern zu, sie sollten dem Schweizerbunde abschwören. Die antworteten: „Der Schweizerbund ist im Friedensvertrag unverletzt geblieben; wir leisten dem Herzog nur Gehorsam in allen Rechten, die ihm gebühren.“ Da klagte der Fürst die Sache vor dem Kaiser, und der Kaiser verwarf die ewigen Bünde der Eidsgenossen, sagend: „Reichsglieder dürfen sich nicht ohne das Reichsoberhaupt mit einander verbinden.“ Und er selbst kam auch mit großer Macht ins Land und vor Zürich. Als er aber die Stärke, Eintracht und Gerechtigkeit der Eidsgenossen erkannte und daß es dem Herzoge nur um Oesterreichs Vergrößerung zu thun gewesen, besann er sich des Bessern, ließ die Schweizer in Ruhe und es ward Friede gemacht und die ewigen Bünde bestanden fest.

Zwei Jahre nach diesem Frieden (nämlich 1360) ist der Bürgermeister Rudolf Brun gestorben, verhaßt durch Ehrsucht und Eigengewalt. Er war ein Mann, der nur für

sich sorgte. Ein Jahr noch vor seinem Tode hatte er den Herzogen von Oesterreich heimlich geschworen, ihnen und ihren Amtleuten zu dienen, doch nicht wider die Eidsgenossen. Und dafür waren ihm tausend Gulden und ein Leibgeding von hundert Gulden verheißen.

16.

Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben.

(Vom Jahr 1360—1385.)

Was machte die Eidsgenossen stark und fest? Daß sie Freiheit höher achteten als Bequemlichkeit und Geld, und mehr als das flüchtige Leben; — daß sie schnell in Waffen fuhren für ihr Recht, ohne fremdes Recht zu begehren; — daß sie zusammenhielten brüderlich in Noth und Tod und kein Eigennutz sie trennte. Das machte die Eidsgenossen stark und fest. Ihr ewiger Bund stand deutlicher in Aller Herzen, als auf dem alten Pergamentbriefe geschrieben.

Als sie nun Frieden hatten vor Oesterreich, brachten sie ihr Hauswesen in Ordnung, lebten geschäftig in Gewerben und sparsam zu Hause, und trugen Geld zusammen, nicht um wollüstig und hoffärtig zu leben, sondern Rechtsame und Einkünfte an ihr Gemeinwesen zu kaufen, die der verarmende Adel feil bot. Dadurch vergrößerten sie ihre Stärke und Freiheit auf gerechte Art. Und Gerechtigkeit ist die Grundlage aller ehrlichen Freiheit.

Die Hirtengemeinde Gersau am Luzernersee gab sich, mit Vorbehalt ihrer Vorzüge, zu den vier Waldstätten in ewigen Bund. Hergiswyl und Alpnach kauften sich vom Gericht ihrer Twingherren los und traten zu Unterwalden. Luzern erhandelte vom Freiherrn von Rumstein die Rechtsame über Weggis am See; Zürich aus den Steuern seiner Bürger viele Reichslehenschaften. Bern gewann, wie Zürich, aus

kaiserlicher Huld Vortheile und Freiheiten der Stadt, und mit baarem Gelde die Herrschaft Aarberg und mehrere Dörfer. Auch andere Städte ausser der Eidsgenossenschaft erweiterten unter ihren alten weltlichen und geistlichen Oberherren die hergebrachten Besitzthümer, wie Schafhausen und Basel, Lausanne, St. Gallen, Biel und Solothurn. Der Bischöfe und Grafen Gewalt aber ward in ewigen Zwiespalten schwach; ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft. Das half allem Volke zu größerer Befreiung und Stärke; besser denn Trotz und Gewalt. Auch die Appenzeller gehorchten schon mehr ihren selbsteigenen Gesetzen, als den Geboten des Abts von St. Gallen. Eben so lebten die Thäler des Landes über dem Thunersee in angestammten Freiheiten unter gelinder Herrschaft ihrer Grafen, deren Keiner mehr ganz unbeschränkt gebot. Saanenland hatte sich schon volle Freiheit von den Grafen von Greierz erkauft. Oberhasli und Brienz hätten gern die bisherige Herrschaft des Vogts zu Rinkenberg mit Gewalt vernichtet. Allein die Eidsgenossen wollten dazu nicht helfen. Diese sprachen: Ohne Gerechtigkeit keine Freiheit!

Dagegen, wenn einer der schweizerischen oder der sonst befreundeten Orte in Noth und Kriegsgefahr gerieth, sprangen die Eidsgenossen freudig zu Hilfe, wie, da Arnold von Cervola mit zuchtlosen Kriegsrotten von England durch Frankreich streifte und Basel bedrohte. Wenn aber Oesterreich um Beistand bat, als Ingelram von Coucy, der Graf von Soissons, mit den Herzogen von Oesterreich kriegete, denen für ihr Gut im Aargau bange war, weil es dem Ingelram als Heirathgut verschrieben war, weigerten sich die von den Waldstätten und Luzern zu helfen. Denn sie näheten in ihrer Brust wider Oesterreich allzuschweren Groll. Zürich hingegen und Bern fürchteten, wegen der Nähe des Aargaus, für ihre eigenen Grenzen und rüsteten daher schnell.

Der Ingelram aber kam wirklich mit Tausenden und Tausenden in den Aargau. Deß erschrack das Land nicht wenig,

selbst Luzern und Unterwalden. Von den Unterthanen Oesterreichs erhoben sich die Tapfersten ohne Verzug zur Gegenwehr; am muthigsten die Männer im Entlibuch. Diese schaarten sich zusammen. Aus Luzern und Unterwalden liefen ihnen streitlustige Jünglinge zu. Der Engländer standen dreitausend im Büttisholz; viel edle Herren und Ritter dabei. Die Entlibucher sahen es. Sie und ihre Gefährten, nur sechshundert stark, griffen dennoch den Feind an und schlugen ihn nach viel blutigem Kampf. Stolz ritten sodann die Entlibucher auf den erbeuteten Rossen mit den gewonnenen Harnischen der Ritter heim. Das zu sehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Dorrenberg seufzte: „O edler Herr von edelm Blut, daß ein Bauer deine Rüstung tragen thut!“ Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Rosblut zusammengethan!“ — Auch die Männer von Bern, von Laupen und Aarberg verrichteten Heldenwerk bei Ins und beim Kloster Fraubrunnen gegen die Schwärme der Gügler, wie man die Leute des Ingelram von Coucy hieß. Darum zog dieser Herr bald wieder über den Hauenstein traurig ins Elsaß heim.

Sechs Jahre nach diesem, als man zählte 1382, stand die gefreite Reichsstadt Solothurn in großer Gefahr. Es lebte nämlich Graf Rudolf von Kyburg unweit der Stadt im Bergschloß Bipp, das er als Pfand von den Grafen von Thierstein inne hatte. Und ihn schmerzte, daß von seinem uralten und reich gewesenen Geschlecht so viel Guts abgekommen sei durch schlechten Haushalt seiner Väter. Thun, die Stadt seiner Altvordern, war an Bern als Pfand gekommen; auch Aarberg. Auf Solothurn machte er wegen einiger Rechtsame Anspruch. Das Alles dachte er durch einen Gewaltstreich wieder zu bekommen. Im Stillen ward er Helfershelfer links und rechts. Solothurn wollte er in finsterer Nacht überrumpeln und einnehmen. Der Propst des St. Ursusmünsters daselbst

war sein Oheim. Ein Chorherr dieses Stifts, Hans Amstein, an der Stadtmauer wohnhaft, sollte das Kriegsvolk durch sein Haus in die Stadt lassen und den Hammer der Sturmglocke mit Tüchern umwickeln. Alles war bereit. Die Nacht kam und das feindliche Volk schlich wirklich im Finstern gegen die Stadt zu.

Hans Rott aber, ein Bauer von Rumisberg, lief in der Mitternachtstunde stracks voran und verrieth der Wache am Eichthor den mörderischen Anschlag des Grafen. Da wollten sie die Sturmglocke ziehen, und die schlug nicht. Nun Schrecken und Geschrei in den Gassen; nun Alles zum Schwert; nun Alles auf die Ringmauer. Als Rudolf von Kyburg solche unverhoffte Wachsamkeit sah, zog er beschämt ab. Hans Amstein, der verrätherische Chorherr, wurde zur Strafe geviertheilt; Hans Rott hingegen empfing zum Lohn, daß Solothurn alljährlich immerdar dem Aeltesten seiner Nachkommen einen neuen Rock geben sollte von der Stadtfarbe, roth und weiß.

Herr Rudolf von Kyburg kam darauf von Stund an in gar große Noth; denn Solothurn und Bern fielen rächend über sein und seiner Freunde Güter her. Er hatte Geldmangel, und darum ward ihm wenig Hilfe. Er legte sich vor Gram und starb. Seine Brüder fochten noch männlich für ihr Erbe. Viel adeliche Herren standen ihnen zu. Bern jedoch rief die Eidsgenossen. Da erging großes Unglück über Kyburg, und die Grafen machten schlechten Frieden; gaben Thun und ihr Amt an Brienzenberg eigenthümlich, und Burgdorf, schon von den Bernern belagert, kaufsweise an diese. Bern entschädigte die Eidsgenossen für ihren Zuzug und Solothurn um die Kriegskosten mit Geld.

Also endete Kyburgs Mordanschlag auf Solothurn ihm selbst verderbenvoll, und Bern ärntete durch Muth und Klugheit den größten Nutzen. Und das that Bern zu derselben Zeit, als ihm seinen Ringmauern ein weit ärgerer Feind der Freiheit wohnte, denn Kyburgs ganze Macht war.

Es hatte sich nämlich zu Bern nach und nach durch Mißbrauch oder Verdrehung der Gesetze, oder durch Gleichgültigkeit der Bürger, eine Partei weniger Familien in dem Rathe erhoben und alle Obermacht und Leitung der Dinge an sich gebracht. Diese Familien behandelten geringe Bürger nach Gutdünken und die Gesetze wie Wortkram, und vertheilten unter die Ihrigen die besten Aemter. Doch unter den Bürgern in Gesellschaften und Handwerken war noch frisches Leben der Freiheit. Daher, als diese um Fastnacht (1384) zusammenkamen, laut alter Uebung die Vorsteher der Stadt mit gemeinem Rath neu zu wählen, setzten sie, bis auf Einen, alle verhaßte Rathsherren ab, und schworen mit leiblichen Eiden für sich und ihre Nachkommen, daß Obrigkeit und Bürgerschaft fortan zusammen leben sollten, als Brüder; jährlich sollten die guten Aemter abgeändert werden; nebst den mehrern des Raths; jährlich sollten die Venner und ihre Beisitzer zweihundert ehrbare Männer von den Handwerken der Stadt zu einem gemeinen großen Rath erwählen, doch sollen keine zwei Brüder zugleich am Rath sitzen. Und vor der Gemeine solle der erkorne Rath erst stehen, ob er von ihr bestätigt werde, und dann vor ihr schwören, Alles zu thun, wie es Handveste und Ordnungen in den Rodeln enthalten.

So thaten und schworen sie zu Bern; doch kam mit der Zeit Manches wieder ins Vergessen, also daß die Gemeine die jährliche Aenderung nach und nach unterließ, und nicht sihe den Namen derer nachfragte, die in den Zweihundert waren.

17.

Die Freiheitschlacht bei Sempach.

(Vom Jahr 1385 bis 1387.)

Nun will ich erzählen von viel blutigerem Streit um Freiheit, der in den Feldern von Sempach und Näfels wider Oesterreich und die Ritter gestritten worden ist.

bewohnt, als Indien diesseits des Ganges; keins, in welchem mit größerm Aufwande die Ausbreitung des christlichen Glaubens betrieben wird. Unermeßliche Urwälder, jetzt von den Briten angekauft, scheiden Bengalen vom Reiche der Birmanen.

Hindostan, vor allen Ländern von der Natur mit Fülle von Schönheit und Reichthum geschmückt, in Asien der Garten Gottes genannt, von dem, wie das Sprichtwort sagt, der Araber träumt, wenn er Opium nimmt, war durch die Schätze seiner Baumwollenstauden, Perlen und Edelsteine dem frühesten Alterthume so hochwerth, als unsern Zeiten. Der Weg, welchen die Waaren Indiens nach andern Weltgegenden nahmen, machte Reiche in weitester Ferne blühend, und gab großen Städten Dasein. Als sich die Karavanen von Indien noch am Tigris und Euphrat hinaufzogen, prangte Babylon; in Aegypten Memphis und Theben; dann Palmyra oder Tadmor in den syrischen Wüsten, und Tyrus; darauf das ägyptische Alexandrien, Bagdad, Samarkand, Venedig, Amsterdam, London. Welches Volk den indischen Handel hatte, war das reichste und herrschendste. Welches ihn verlor, verlor sich in Bedeutungslosigkeit.

Gegenwärtig ist Indien die Grundsäule von Großbritanniens Größe. Kein Hindostan

Der Adel, wie immer, haßte unversöhnlich die Freiheit des Volks. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidsgenossen. Und er dünkte sich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oesterreich mit ihm hielt, der die Eidsgenossen durch neue Zölle drückte, welche er in seinen Erblanden stellte, ihren Handel zu schwächen. Als nun eines Tages ein Haufen kecker Luzerner aufgebrochen war und voll Grimmes die Mauern des Schlosses Rothenburg, wo neuer Zoll stand, in den Graben gestürzt hatte; und wie in eben denselben Tagen die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zusammenhalten mit ihnen baten, und Luzern auch ihrer Bitte zusagte: da erhob sich der Krieg gegen die Twingherren.

Peter von Thorberg ließ die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern gewesen, schmählich hinrichten, und streifte verwüstend bis vor die Stadtthore. Aus Herzog Leopold von Oesterreich kam und schwor, den trotzigen Eidsgenossen Strafe zu bringen für soviel Unheil, das sie ihm schon und seinem Hause zugefügt hätten. Nun Kriegsgeschrei, nun Geräusch der Rüstungen weit umher. Die Eidsgenossen hielten eilfertig einen Tag. Nur Bern fehlte, weil der Stillstand dieser Stadt mit Herzog Leopold noch nicht ganz verflossen war. Indessen kündeten hundert und siebenundsechzig geistliche und weltliche Herrschaften nach einander in wenigen Tagen den Eidsgenossen Verderben, Krieg und Unheil gang an.

Diese aber erschienen sählings in Waffen, ohne alle Furcht. Manche Burg ward stracks von ihrer Faust gebrochen. Rothenlang an der Glatt, Mörsburg, Schenken am Berg bei Gürsee, Windegg im Gasterland. Die Feinde hinwieder nicht träge, erschlugen, mit Hülfe Vereinzelter der Bürger von Mayenberg, viele der dort in Besatzung liegenden Zuger und Luzerner; darüber mußte der Ort in Flammen aufgehen. Hier

wider Reichensee, den Eidgenossen treu, mußte ebenfalls die Treue mit dem Brand seiner Häuser und mit Niedermetzlung seiner meisten Bewohner büßen, also daß selbst des unmündigen Kindleins an der Mutterbrust nicht geschont ward.

Herzog Leopold zog darauf mit großer Macht, viel herrlicher Ritterschaft und Hülfe aus seinen Landen, von Baden durchs Aargau herauf über Surser gen Sempach, um hier die Bürgerschaft, die zu den Eidgenossen hielt, mit eiserner Ruthe zu züchtigen. Dann wollte er Luzern überfallen. Gen Sempach gekommen, fand er aber die Banner der Eidgenossen schon in der obern Gegend versammelt. Alsbald, ohne sein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tausende seiner Ritter von den Rossen steigen, weil er deren Verwirrung im Berggefecht fürchtete, und befahl, Mann an Mann gedrängt, gleich einer eisernen Mauer, mit vorgesenkten Speeren in die Eidgenossen einzudringen. Da jauchzte der Adel. Doch Freiherr Hans von Hasenburg warnte: „Hoffart sei zu nichts gut!“ Herzog Leopold aber sagte: „Hier in meinem Land, für mein Volk will ich siegreich sein oder verderben!“

Es war zur Erntezeit. Die Sonne stand hoch und brannte heiß. Die Schweizer fielen auf ihre Knie und beteten. Dann erhoben sie sich; vierhundert von Luzern, neunhundert aus den Waldstätten, hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entlibuch und Rothenburg. Alle stürzten sie wüthend gegen die Eisenschaar an. Vergeblich; die durchbrach Keiner. Mann um Mann sank. Sechzig Leichname der Eidgenossen bluteten am Boden. Alle wankten.

„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“ scholl jählings donnernd eine Stimme: „treue, liebe Eidgenossen, tragt Sorge für mein Weib und Kind!“ Das sprach Arnold Struthan von Winkelried, der ritterliche Unterwaldner, umfaßte alsbald mit beiden Armen von den Feindesspeeren, soviel er deren konnte, und begrub sie in seinen Leib und sank. Und über seine Leiche strömten die

Eidsgenossen durch die Lücke der eisernen Mauer stürmisch, zerwalmend ein. Wie krachten Helm und Schienen unter den Schlägen der Morgensterne! Da wurden viel hundert funkelnde Panzer blutroth. Dreimal sank das Hauptbanner von Oesterreich aus sterbenden Händen; dreimal ward es wieder erhoben über den Schaaren, vom Blut gefärbt. Erschlagen lag mancher Herr und Graf. Da ging verzweifelnd auch der Herzog in den Tod. Ein Schwyzer machte dem Fürstenkind garaus. Entsetzen flog über die Schaaren der Ritter. Sie schrien zur Flucht nach ihren Pferden. Aber die Knechte waren mit den Rossen in der Angst davongejagt. Schwerfällig in den eisernen, vom Sonnenstrahl heissen Gewändern flohen die unglückseligen Herren; hinter ihnen drein folgten die rüstigen Eidsgenossen. Viel hundert Grafen, Freiherrn und Ritter aus Schwaben, Erschland und Aargau kamen mit Tausenden ihrer Fussknechte um. Es fiel Schafhausens Banner, umsonst von vierunddreissig Edelleuten und Bürgern der Stadt bis zum letzten Hauch des Lebens vertheidigt. Der Bannermeister von Lenzburg, Werner von Lo, fiel unter sieben, der Schultheiß von Aarau unter vierzehn seiner Mitbürger, und Niklaus Gutt, Schultheiß von Zofingen, unter zwölfen der Seinigen. Als dieser den Tod sah, zerriß er die Fahne seiner Stadt, daß sich derselben keine Feindeshand rühmen könne. Noch im Tode hielt er den Stock des Banners fest zwischen den Zähnen. Von Mellingen und Bremgarten kämpften die Bürger, in schrecklicher Tapferkeit, nur nicht im Glück, den Eidsgenossen gleich. — Das war bei Sempach der Ausgang der Schlacht, am neunten Tag Heumonats 1386; das die ewiglich schöne Frucht aus Heldenwerk und Todtenweihe Arnolds von Winkelried.

Nun trat auch Bern zu den alten Kampf- und Bundesgenossen gegen Oesterreich und gegen dessen Anhang im Gebirg; zerstörte manches feste Schloß des Adels; nahm das weideriche Land Oberhasli (Oberhasliental) in seinen Schutz und schlug Freiburg

auf dem Bürgliker Feld. Die Banner von Zürich und Luzern flogen siegreich durch Thal und Feld über Habsburgers Stadt. Die österreichische Landstadt Wesen im Gaster mußte sich an Glarus, Zürich und die Waldstätte ergeben, da diese Orte zu Wasser und Land mit Feuer und Schwert die Stadtmauern umringten.

Oesterreich gerieth in Noth und unterhandelte. Es ward auch anderthalbjähriger Stillstand der Waffen vermittelt, aber kein Stillstand des Hasses. Der Adel und Oesterreich, weil sie die Freiheit der Eidsgenossen tödten wollten, waren so sehr verhaßt, daß ohne Lebensgefahr Niemand sich in einem Hut oder Helm mit Pfauenfedern geschmückt zeigen durfte, weil Oesterreichs Herzoge ihn so zu tragen pflegten; daß sogar deswegen in der ganzen Schweiz kein Pfau mehr geduldet wurde; daß ein Mann im Wirthshaus voll Grimms einst sein Weinglas zerschmetterte, weil ihm die gebrochenen Strahlen der Sonne den Farbenglanz des Pfauenschweifs im Glase spiegelten.

18.

Die Freiheitschlacht bei Näfels und die Folgen.

(Vom Jahr 1388 bis 1402.)

Adel auch der Adel und Oesterreich hatte noch vieler Orten treuen Anhang.

Obgleich Glarus das eroberte Städtlein Wesen gar milde verwaltete, ließen doch die Bürger daselbst den alten Nachbarschaftsgroll nicht fahren; und ihrem Stolze schien erträglicher, einen mächtigen Fürsten zum Herrn zu haben, als Ihresgleichen. Und sie verschworen sich, das Haus Oesterreich an den Schweizern zu rächen. Darum hielten sie mit benachbarten Herren und Grafen geheimes Einverständniß, führten selbst österreichische Soldaten, verkleidet oder in Fassern versteckt, in die Stadt und verbargen sie meistens in Kellern und Hauswinkeln. Die

Glarner recht ſicher zu machen, baten ſie ſogar um ſtärkere Beſatzung von den Eidsgenoſſen. Die Glarner, ohne Argwohn, ſchickten 50 Mann.

Darauf plötzlich in einer verabredeten Nacht (vor St. Matthias 1388) rückten Oeſterreichs Völker, bei 6000, aus allen Nachbarſchaften, zu Land und über den Wallenſee vor die Stadt. Still war's noch in Gaſſen und Häuſern, wo die Bürger und verſteckten Soldaten das Mordzeichen erwarteten. Es kam. Da ward plötzlich in allen Fenſtern Licht; jedes Thor zum Einlaß der Angekommenen aufgethan; nun gemordet. Da ſtarb Konrad von Au, der Urner, Vogt und Hauptmann der Stadt, und mit ihm über dreißig Eidsgenoſſen. Zweiundzwanzig ſprangen über die Stadtmauer und flüchteten durch den See.

Glarus ward voll Entſetzens und ſtellte ein ſchwaches Häufleln ſeiner Getreuen an die Landmarchen auf zur Gegenwehr. Denn die Feinde kamen heran. Noch lagen die Wege des Hochgebirgs verſchneit. Der Eidsgenoſſen nahe Hilfe fehlte. Viele Tage wurde an den Landmarchen geſtritten. In großer Noth ſandte Glarus zum Feind und bat um billigen Frieden. Da ſprachen die Herren aus Oeſterreich ſtolz und gebieteriſch zum Landammann und den Gemeinden des Glarnerlandes: „Ihr ſollet dem Herzog von Oeſterreich, als euerm natürlichen Herrn, dienen, wie leibeigene Leute; keine Geſetze haben, als die euch euer Herr gibt; Zinſen und Steuern ihm zahlen, Frohnen und Todfall leiſten, wie er euch vorſchreibt; keine ſteuerfreie Gotteshäuſer ſollen ferner bei euch ſteuerfrei ſein; ihr ſollet ihm den Brief des ewigen Bundes ausliefern, den ihr mit den Schweizern errichtet habt, und ihm gegen dieſe dienen; ihr ſollet der Stadt Wesen um Alles Erſatz leiſten, und büßen, bis des Herzogs Gnade erworben iſt.“

Glarus antwortete und ſprach: „Wir erkennen gern die gefürſtete Aebtiſſin von Seckingen als unſers Landes Frau, und den Herzog von Oeſterreich, daß er die Kaſtvogtei habe. Die

gewohnten Steuern zahlen wir, wollen selbst die Stadt Wesen entschädigen. Allein wir bitten, daß man uns bei den alten Rechten lasse und im schuldlosen Bund mit den Eidsgenossen."

Deß spotteten höhnisch die Räthe und Herren aus Oesterreich und zogen stracks mit 6000 Mann gegen die Landwehr bei Mäfels, wo der Hauptmann Matthias Am Büel mit 200 Glarnern Wache hielt. Weiber und Kinder flohen in die Sicherheit des Gebirgs, Boten über die Gebirge nach Uri und Schwyz; der Landsturm erging. Aber Oesterreichs Heer und Uebermacht brach die Schanzen der Landwehr. Fechtend, kaum mit 500 Helden, zog Am Büel zurück gegen den Berg Rüti, daß er denselben im Rücken hatte zu seiner Sicherheit; vor sich wilden, von Felsschutt bedeckten Boden. Ueber diesen steinigen Grund aber ward der österreichischen Reiterei die Bewegung schwer; die Glarner hingegen schleuderten einen Hagel von Felsstücken gegen Roß und Mann, daß Verwirrung unter die Menge des Feindes kam. Noch ward herzhaft gestritten, da hörte man kriegerisches Freudengeschrei schallen aus dem Gebirg. Dreißig Männer von Schwyz kamen zur Hilfe; die hatten das Geschrei erhoben. Der Feind wußte nicht, wie viel ihrer waren, und erschrack. Schon in Verwirrung, floh die Reiterei bestürzt zurück. Das Fußvolk der Oesterreicher saß es und hielt Alles verloren und floh in Angst. Mörderisch folgten ihnen auf den Fersen Spieß und Schwert und Morgenstern von Glarus. Da wurden mehr denn dritthalbtausend Mann erschlagen in den Baumgärten und Matten; Viele stürzten in die Fluthen der Linth. Es brach unter der Last der Flüchtenden die Brücke von Wesen, und der See verschlang die gehornten Leichname. — Das war die Schlacht von Näfels am neunten Tag Aprills im Jahr 1388. Noch heute feiert das Volk von Glarus ihr Gedächtniß, je am ersten Donnerstag des Aprilmonats, und hört die Namen der erschlagenen Helden und der Sieger auf der heiligen Stätte der Freiheitschlacht.

Ehe der Ruf der Waffenthat durch die Eidsgenossenschaft

gelungen war, erhob ſich dieſe ſchon unter ihren Bannern. Zürich nun, mit Zuzügern von allen eidgenöſſiſchen Orten, ſtürmte die neubefeſtigte Stadt Rapperswyl, wenn auch vergebens. Bern, mit Beiſtand der Solothurner, eroberte Büren, Nidau, Unterſeen; ſiegte vor Freiburg, zog verwüſtend durch Aargau, brach die Stammburg Peters von Gauenſtein und zog beutereich zurück durchs Fricktal.

Wie die Herzoge von Oeſterreich ſoviel Unglück hörten und ihren ganzen Thurgau und Aargau in großer Gefahr ſahen, ihre Heere geſchlagen, zerſtreut, ihre Schätze erſchöpft, war es ihnen um Frieden zu thun, und ſie ſchloſſen ihn auf ſieben Jahre. Die Schweizer behielten in demſelben, was zu ihrem Landrecht geſchworen hatte; nur Weſen gaben ſie zurück, doch ſollte während des Friedens Keiner von denjenigen Leuten darin wohnen, die den Eid gegen die Schweizer gebrochen und die Mordnacht gemacht hatten.

Was nun Leopold, der vierte dieſes Namens unter den Herzogen von Oeſterreich, nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, verſuchte er durch Liſt. Zuerſt gedachte er die Schweizer unter ſich zu trennen, und gewann ſich auch wirklich zu Zürich den Bürgermeiſter Rudolf Schön und einige Rathsherren. Aber die Umtriebe deſſelben wurden entdeckt und vereitelt. Die Bürger von Zürich verbannten den gefährlichen Mann nebſt ſeinem Anhang, und beſchränkten durch einen geſchwornen Brief die Gewalt von Bürgermeiſter und Rath, daß ſie minder leicht in Mißbrauch verfiele. Und die geſammten acht Orte der Eidsgenoſſenſchaft, nebſt Solothurn, auf der Tagſatzung in Zürich richteten unter ſich ein gemeinſames Kriegsgeſetz auf (10 Brachm. 1393) und ſchworen: „mit böſwilliger Fehde zu meiden, aber in Kriegsnöthen redlich zuſammenzuhalten; in Schlachten, auch verwundet, bis nach der Entſcheidung des Treffens, nicht zu fliehen, ſondern das Feld zu behaupten; nicht zu plündern, ehe es der Feldhauptmann erlaubte; der Gotteshäuſer und wehrloſen Frauen und Töchter

zu schonen.“ Dieses Gesetz der Eidsgenossen ward vom Krieg, der bei Sempach begonnen und diesen Anlaß zur Einrichtung besserer Heerordnung gegeben hatte, der Sempacher Brief geheißen.

Als Oesterreich längere Dauer des Friedens begehrte, ward sie auf zwanzig Jahre festgesetzt und gehalten.

Diese schöne Frist war den Orten der Eidsgenossenschaft willkommen, um durch Einlösungen und Käufe ihr Recht und Gemeinwesen zu vergrößern. Da war Keiner arm, sondern ein Jeglicher reich, wenn zu des Vaterlandes Ruhm gezinset und gesteuert werden sollte, so wie am Tage der Schlacht Jeder reich war an Muth und Blut. Das war eine güldene Zeit!

Da kauften die Züricher von dem verarmenden österreichischen Adel die Vogteien von Küßnacht am Zürichsee, von Höngg und Thalwyl; gewannen die Herrschaften Grüningberg, Regensberg und andres viel; da erwarben die Luzerner Rothenburg ganz, Ebikon, Rechte auf Merlschwanden und in benachbarten Dörfern am See der Walstätte; pfandweise die Burgen von Wolhusen, Rußwyl und Entlibuch; da brachten die Berner viele Oerter und Rechte im Gebirge des Oberlandes an sich, das große Thal Frutigen, das schöne Emmenthal, die Landgrafschaft des Herren von Kyburg in Burgundien, von Thun bis zur Brücke von Aarwangen. Auch die Städte Solothurn und Basel erweiterten schneller mit Gold, als sonst mit Eisen, ihre Rechtsame und Gebiete. Mit Uri trat das uralttreie Volk im Thal Urseren am Gotthard in ein ewiges Landrecht zusammen; und als die Amtleute des Herzogs von Mailand den Obwaldnern und Urnern das Vieh, welches diese auf den Jahrmarkt von Varese geführt hatten, wegen Streites um Zoll, wegnahmen und Recht verweigerten, zogen Uri und Obwalden über das Gotthardsgebirg mit ihren Bannern und ließen das Volk des Livinerthals zu ihrem Schirm und ihrer Gewalt schwören. Es nahm ihnen Keiner dies wieder; denn selbst die Herren von

Bellinzona, aus Furcht vor den Eidsgenossen, schlossen mit ihnen Landrecht.

Also vergrößerten die Schweizer, durch Geld und Verträge, ihre Gebiete in den Friedenstagen, verschönerten ihre Städte und Flecken und verbesserten ihre Verfassungen. Freiburg im Uechtland gab die alte Feindschaft gegen Bern auf und schloß mit demselben ewige Freundschaft und Burgrecht, auch mit der Stadt Biel ewigen Bund. Schaffhausen bildete in größerer Freiheit seine Verfassung der von Zürich nach. Als die Stadt Zug gegen die drei Gemeinden Menzingen, Baar und Aegeri, um Verwahrung von Banner und Landsiegel, in Hader fiel, der einen Bürgerkrieg drohte, vermittelten die bewaffneten Eidsgenossen Frieden und Recht. Glarus kaufte sich von den Zehnten und Rechten der Adtei Seckingen los, also daß Jeder zinsfrei wurde.

Das waren nach den Freiheitschlachten von Sempach und Näfels die Friedenswerke der Eidsgenossen.

19.

Der Appenzeller Heldentage.

(Vom Jahr 1403 bis 1411.)

Aber es hörten die Leute im Gebirg von Appenzell an den Sitterflüssen von den großen Schlachten und Werken der Eidsgenossen. Da dachten sie mit schwerem Seufzer an den Abt von St. Gallen, der ein gar harter Mann war, und ihnen die Reichssteuern unmäßig erhöhte, und dachten an die Böswilligkeit der Amtleute, die er ihnen setzte. Die Abgaben, kaum noch zu erschwingen, wurden mit Unmenschlichkeit eingetrieben. Der Vogt in der Schwändi ließ Käse, Milch und Butter schwer verzollen, und wer die Zollstätte vorbeiging, ohne zu entrichten, den packten zwei große angehetzte Hunde. Der Vogt zu Appenzell ließ, um sein Recht beim Todfall

zu behaupten, da ihm das beste Kleid des Verstorbenen gehörte, sogar ein Grab öffnen, und nahm der Leiche den Rock, welchen arme Kinder ihrem Vater mit in die Gruft gegeben hatten.

Da wurden die Menschen endlich voller Zorn und wollten solchen Mißbrauch der Gewalt nicht länger dulden. Sie sprachen: „So kann es nicht weiter gehen!“ und überfielen eines Tages die Burgen und jagten die Amtleute fort. Abt Kuno zu St. Gallen hatte in dem Augenblick weder Kriegsvolk auf den Beinen, noch Geld, um es zu werben. Er wandte sich daher an zehn schwäbische Reichsstädte, mit denen er einen Bund hatte, und bat um Hülfe. Die Reichsstädte sandten warnende Boten zu den Appenzellern. Diese sprachen zu den Boten: „Wir wollen ja gern alle Schuldigkeiten dem Abte leisten; aber Unrecht mögen wir nicht dulden. Wir bitten nur, der Abt wolle seine Amtmänner aus rechtlichen Leuten wählen, die wir ihm vorschlagen wollen.“ Die Reichsstädte hielten Gericht zu Ravensburg, verwarfen den Vorschlag des Landvolks und setzten die verjagten Amtleute wieder ein, welche nun aus Rache doppelt drückten.

Mit der aufblühenden Stadt St. Gallen, die schon von den Kaisern große Freiheiten und mit andern Reichsstädten Bündniß hatte, war Abt Kuno auch in Zerwürfniß. Denn diese Stadt genoß, als ein guter Handelsplatz, wo vielerlei Handwerk gedieh, beträchtlichen Wohlstandes und wäre gern vom Stifte ganz unabhängig gewesen. Da nun Appenzell und St. Gallen wegen ihrer Rechtsame gleiche Noth und Furcht hatten, schlossen sie mit einander Bund, sich in ihrem alten Herkommen gegenseitig zu schützen. Das mißfiel dem Abt gar sehr. Nun erst that er den Appenzellern mehr zu Leid als zu Lieb, wich ihren Klagen aus, und wollte ihren Bund mit St. Gallen nicht gelten lassen. Darüber ward das Landvolk ungeduldig, verlangte vom Abt Erklärung, wie er es meine, und griff zu den Waffen. Kuno floh erschrokken auf seinen

mehr, und England wird sinken, wie Portugal und Holland sanken. Hindostan, von ungefähr siebenzigtausend Geviertmeilen Flächenraums, mit ungefähr hundert und zwanzig Millionen Menschen bevölkert, ist in unserer Zeit fast zur Hälfte britische Provinz. Die Besitzungen der ostindischen Gesellschaft umfaßten im Jahre 1815 einen Raum von 30,657 Geviertmeilen mit 40,058,408 Einwohnern.

Fast nirgends bewundernswürdiger als hier, erscheint in der Welt Macht und Ueberlegenheit europäischer Geistesbildung und Gesittung. Ein weites Land, der reichsten eins auf Erden, sowohl durch Kunstfleiß seiner Bewohner, als durch unerschöpfliche Geschenke der Natur; — ein weites Land, vielleicht älteste Heimath, erste Wiege des Menschengeschlechts oder doch der menschlichen Kultur; — ein weites Land voller tapfern Volksstämme, die, der Unabhängigkeit gewohnt, das Leben für sie zu opfern nie scheuten, und schon längst durch religiöse Ideen, durch bürgerliche Einrichtungen, durch Kunst und alte Wissenschaft stark waren: — dies Land gehorcht jetzt einem an Seelenzahl um mehr als die Hälfte kleinern Volke, das im Norden eines entlegenen Welttheils in mehr denn tausend Meilen weiter Ferne daheim ist! — Kaum sechsundvierzigtausend Europäer leben unter den vierzig Millionen Eingebor-

Hof nach Wyl. Die zehn Reichsstädte traten abermals zusammen und richteten und sprachen: „Aemter soll der Abt mit Landleuten, aber ohne Vorschlag, besetzen; die Größe der Reichssteuer möge der Kaiser entscheiden; aber der Bund, welchen die von Appenzell zu St. Gallen geschworen, solle ab und todt sein auf ewige Zeiten.“ — St. Gallen ließ sich den Spruch wohlgefallen; aber das Volk in den Appenzeller Bergen schrie, es sei Verrätherei. Es sah wohl, daß die Herren in den schwäbischen Städten vornehm und stolz thaten und dem gefürsteten Abt lieber, als gemeinen Bauern zu Willen lebten. Darum kamen die Leute aus dem Gebirg zusammen, und die Rotten oder Rhoden des Landes schwuren unter ihren Rottenmeistern, und alle Gemeinden unter dem Landammann im Dorf Appenzell, bei der Sache ihrer Rechte in Noth und Tod mit einander zu halten.

Und weil sie von St. Gallen, der Stadt, verlassen waren, baten sie die Orte der Eidsgenossen, ausser Bern, um Bund. Fünf derselben verweigerten ihn bedenklich; Schwyz aber nahm Appenzell ins Landrecht auf, und Glarus ließ ausrufen: „Welcher tapfere und freiheitliebende Mann den Appenzellern helfen wolle, dem solle es erlaubt sein.“

Wie der Abt davon hörte und die Reichsstädte noch einmal das Volk von Appenzell drohend angemahnt hatten, beschlossen der Abt und die Städte, die Bauern durch Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Also rüsteten sie Reiterei und Fußvolk, die zur Stadt St. Gallen zogen, wo sie der Abt reich bewirthete. Dann rückten sie weiter; die Reiterei, schön gepanzert, voran; fünftausend Mann Fußvolks ihr nach. Der Zug ging über den Linsendühel durch die Hohlgasse hinauf zur Höhe Vögelinseck, wo das Dorf Speicher liegt. Es war am 15 Mai des Jahrs 1403 in der Frühe des Morgens.

Die Appenzeller, wohlberathen, hatten zweihundert Männer von Glarus bei sich, und dreihundert von Schwyz, und als die Hochwachten auf den Bergen das Zeichen gaben, daß der

Feind komme, ergieng der Sturm. Von Weib und Kind schied Jeder männlich, entschlossen, Alles für Alles zu wagen, und die Alten, welche nicht mitgehen konnten, segneten ihre Söhne. Zweitausend eilten hinauf zur Vögelinseck. Achtzig Appenzeller stellten sich oben in den Hohlweg; links und rechts neben demselben im Wald lagen die Glarner und Schwyzer.

Die Reiterei des Feindes ritt unerschrocken bergauf; da drangen die Achtzig gegen sie mit Schleudern und Speeren ein; da fielen seitwärts die Glarner und Schwyzer aus dem Gebüsch hervor gegen die Hohlgasse. Die Reisigen im engen Wege konnten sich nicht regen und wenden. Sie stürmten wilder bergauf, um die Ebene zu erreichen; aber dort trat ganz Appenzell in Schlachthausen hervor, geführt vom Hauptmann Jakob Hartsch. Als die feindlichen Feldherren solches sahen, beschlossen sie, die Hohlgasse wieder abwärts zu ziehen, und die Appenzeller drunten im Freien zu erwarten. — Sie gaben Befehl: zurück! — und durch den ganzen Heerzug am Berge scholls: Zurück! Zurück! Da meinten die Hintersten, droben sei Alles verloren, es gelte Flucht. Entsetzen kam über sie. Appenzell, Glarus und Schwyz aber brachen zugleich von allen Seiten in den Hohlweg sich legend hinein, oben und unten. Verwirrung ward und erschreckliche Flucht nach der Stadt St. Gallen. Sechshundert in Eisen gepanzerte Reiter lagen todt im Hohlweg; die andern sprengten durch ihr eigenes Fußvolk. Ihnen auf den Fersen folgte schrecklich der Tod vom Schwert und Speer und Kolben der Appenzeller.

Nun entstand großes Wehklagen in den zehn Reichsstädten um verlorne Väter und Söhne, und die Städte wollten für den Adt nichts mehr wagen und schlossen Frieden. Der Adt hingegen redete schimpflich auf die Städte und auf die Appenzeller, die ihm alle seine Burgen in seinem Lande niedergerissen und seine Güter verödeten. Er rief den Herzog Friedrich von Oesterreich an und sprach: „Appenzell muß eine zweite Schweiz

wenn man nicht wehret; und tritt Appenzell zu den Eidsgenossen, ist aller Adel und Oesterreich selbst in den obern Landen verloren!" —

Herzog Friedrich verhieß, nach langem Unterhandeln, Hilfe, und sammelte vielen ritterlichen Adel und mächtiges Kriegsvolk. Damit zog er in getheilten Haufen gen Arbon und St. Gallen, das Land von zwei Seiten zu überfallen. Ehe denn er aber ankam, trat zu den Appenzellern vor die Landsgemeinde Rudolf von Werdenberg und sprach: „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog in Tirol sich aufmacht, wider euch zu streiten. Bedrangte müssen zusammenhalten; darum trete ich vor euch. Ihr kennet mich Alle. Hinter jenen Felsen ist Werdenberg, das Erbe meiner Väter; im Rheinthal haben meine Altvordern geherrscht. Alles hat mir die Habgier von Oesterreich geraubt; nichts mir gelassen, als mein Herz und mein Schwert. Das bringe ich euch. Lasset mich bei euch sein ein freier Landmann zu Appenzell und mit euch leben und streiten!"

Also sprach er, und legte seine Rüstung und die prächtigen Grafenkleider ab, und nahm gemeine Hirtenkleidung an und lebte unter ihnen. Solches gefiel Allen an diesem Kriegshelden wohl, und sie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Sie bauten Schanzen in den Engpässen und machten wieder Freundschaft mit der Stadt St. Gallen.

An einem regnerischen Tage (den 17 Brachmonds 1405) zog die größte Heerstärke Herzogs Friedrich aus Altstätten in's Rheinthal aufwärts gegen die Appenzeller Landmarken, und hinan den Berg an den Stoß. Mühsam war der Weg, schlüpfrig vom Regen der Gang über den kurzen Rasen der Wiesen. Vierhundert Appenzeller, mit einigen Glarnern und Schwyzern, wälzten dazu noch Felsenstücke und runde Träme von den Höhen gegen den Zug. Es hatten die Schaaren kaum die Mitte des Bergs erreicht, gab Rudolf von Werdenberg ein Zeichen. Da stürzten die Haufen von Appenzell unter großem

Geschrei daher gegen die schon gebrochenen Ordnungen; voran war Rudolf, barfuß, wie die Appenzeller alle; so hielten die Füße sicherer am glatten Boden. Den Feinden halfen die Armbrüste nicht, denn diese waren vom Regen schlaff. Nun Speer und Schwert wider Schwert und Speer. Mit Verzweiflung stritt Oesterreich. Siehe da trat hinterhalb auf den Höhen ein neuer langer Kriegszug von Appenzell hervor; der schien Oesterreichs Rückzug hindern zu wollen. Alsbald eilten die erschreckten Feinde bergab, Appenzell ihnen mordend nach. Aber die auf den Höhen waren die Weiber und Töchter von Appenzell gewesen, alle in Hirtenhemden. Die wollten mit ihren Männern, Geliebten und Brüdern sterben für die Freiheit, oder siegen helfen. Nun flossen Blut und Regen in Strömen den Berg hinab. Sechs Stunden währete Schlacht und Flucht bis ins Rheinthal. Dann kehrte Appenzell zurück auf den Stoß, und dankte Gott kniend auf der Wahlstätte für den großen Sieg.

Herzog Friedrich war unterdessen verwüstend von anderer Seite her mit glänzenden Ritterschaaren bis vor die Mauern der Stadt St. Gallen gekommen. Da er aber diese zu stark fand und er wieder umkehrte nach Arbon, fielen die Bürger von St. Gallen, vertheilt in mehrere kleine Rotten, den unordentlichen Zug an, und erschlugen der Oesterreicher viel am Hauptlisberge. Solche Schande schmerzte den Herzog sehr, noch mehr aber, als er die Niederlage seiner Leute am Stoß vernahm. Da schwor er, nicht ungerächt von hinnen zu ziehen. Er ließ ausbreiten, er kehre von Arbon nach Tirol heim, und rückte auch mit seinem Kriegsvolk wirklich dem Rhein zu. Aber angekommen beim Dorfe Thal, ließ er seine Schaaren plötzlich gegen Appenzell die Wolfshalde hinaufsteigen. Er hoffte das Hirtenvolk unerwartet mit Schrecken zu überfallen. Allein Alles war den Appenzellern schon verrathen. Vierhundert derselben stürzten mit Geschrei gegen das österreichische Kriegsvolk, welches ohne Argwohn und sonder Ordnung des Weges zog-

Es stellte sich eilends bei der Kirche vortheilhaft. Der Kampf ward grimmig. Vierzig Appenzeller waren schon in den Tod gegangen, ehe des Herzogs Reihen gebrochen werden konnten. Dann aber ging die Flucht der Oesterreicher die Wolfshalde hinab allgemein. Jeder erschlagene Appenzeller wurde durch den Tod von zehn fliehenden Feinden bezahlt.

Da verfluchte der Herzog diesen Krieg, und ritt nach Tirol zurück.

Die Appenzeller, deren Ruhm und Schrecken weit durchs Land ging, schlossen nun Bund auf neun Jahre mit St. Gallen; rächten den Rudolf von Werdenberg an Oesterreich und eroberten ihm das Erbe seiner Väter zurück aus Dankbarkeit; halfen dankbar den Schwyzern das Thal Wägi und die untere March von den Herzogen von Oesterreich erobern, und drangen durch Vorarlberg ins Tirol, bis Landeck, wo sie des Herzogs Soldner schlugen. Schon sprach der Tiroler Landmann am Inn und an der Etsch: „Was kümmerts uns? Lasset uns freie Schweizer werden!“ — Da vernahmen die Appenzeller, der Herzog rufe am Bodensee die Macht des Reichs gegen sie auf. Also eilten sie aus Tirol heim. Doch fanden sie keinen Feind.

Der Krieg wüthete ins fünfte Jahr. Appenzell, siegreich, furchtbar am Bodensee, an der Thur, am Inn gegen alle Feinde, eroberte über sechszig Burgen, brannte von diesen über dreißig nieder, und belagerte zuletzt die Stadt Bregenz, doch ohne Glück.

Dann erst nach großem Leiden aller Gegenden ward zum Frieden geschritten. Der König der Deutschen wollte selbst richten, aber Appenzell fand seine Sprüche parteiisch. Unter Vermittelung von Schwyz bekam Abt Kuno seine rechtmäßigen Gefälle wieder; doch alle herrschaftliche Gewalt und Rechte verlor er über Appenzell auf immer. Oesterreich machte Waffenstillstand auf einige Jahre und nahm das Rheinthal wieder an sich.

Die Appenzeller, zufrieden mit der Freiheit und Unabhängigkeit im heimathlichen Gebirg, traten am St. Katharinatag 1411 mit den Eidsgenossen, doch mit Bern nicht, in Landrecht und Bund; versprachen, ohne Willen der Schweizer keinen Krieg mehr zu unternehmen, und ihnen mit ganzer Macht auf eigene Kosten in Kriegsnoth beizustehen. Die Schweizer hingegen behielten sich vor, an diesem Bund mehren oder mindern zu können, alle insgesammt, oder jeder Ort besonders, und wenn sie den Appenzellern in einem Kriege helfen müßten, nicht anders als auf Appenzells Unkosten.

Die Einrichtung dieses Bundes, der beiden Theilen nicht gleiche Vortheile gab, beweiset, wieviel die Appenzeller für Behauptung ihrer neuen Unabhängigkeit fürchteten, daß sie den Bund mit den Eidsgenossen um jeden Preis eingehen wollten; und wieviel hinwieder die Eidsgenossen fürchteten, durch das kriegerische Volk von Appenzell in blutige Händel mit dem Auslande verwickelt zu werden.

20.

Wie die Eidsgenossen sich des Aargaues bemächtigen und gemeine Herrschaften errichten.

(Vom Jahr 1412 bis 1415.)

Nachdem die tapfern Leute im Appenzellergebirg ihre Freiheit erstritten, und mit den Eidsgenossen Bündniß hatten, waren sie wohl zufrieden und begehrten keinen Krieg mehr. Auch Herzog Friedrich von Oesterreich sah ein, daß böse sei, mit einem Volk kriegen, welches stark durch Eintracht für sein Recht, lieber das Leben, als die Unabhängigkeit fahren läßt. Er sah auch die Eidsgenossen schon so mächtig geworden, daß er sich bald ihre Freundschaft lieber, als ihre Feindschaft wünschte. Derohalben trat Herzog Friedrich zu ihnen und schloß mit den acht freien Staaten oder Orten, aus welchen die Eidsgenossen-

schaft bestand (am 28 Mai 1412), fünfzigjährigen Frieden, und bestätigte ihnen Alles, was sie besaßen. Und sie hinwieder bestätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandschaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Auch mußten sechszehn Städte in seinen Erblanden, Schafhausen nämlich und Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden, Diessenhofen, Baden, Rapperschwyl, Brugg, Bremgarten, Zofingen, Surse, Lenzburg, Mellingen, Aarau und Frauenfeld, den fünfzigjährigen Frieden beurkunden.

Allein dieser währte kaum fünf Jahre. Denn es begab sich jetzt, daß Siegmund, der König der Deutschen, gen Konstanz ritt, wo zu derselben Zeit eine große Kirchenversammlung gehalten ward, um vieler Zwietracht in der christlichen Kirche ein Ende zu machen. Dazu waren aus fernen und nahen Landen die vornehmsten Prälaten gekommen und die Gesandten der Könige und Fürsten aus Italien, Deutschland, Frankreich, England, Polen, Dänemark, Schweden, Ungarn und vielen andern Reichen. Sie wollten richten und schlichten, weil zu Prag in Böhmen ein Priester, genannt Huß, neue Lehre verkündet, und gewaltigen Anhang gefunden hatte, welcher der katholischen Kirche absagte. Auch war dazu noch die katholische Kirche in sich selbst zerrissen, denn sie hatte, statt eines Papstes, drei Päpste, in Italien und Frankreich, die sich einander verdammten und in Bann thaten. Das gab gar großes Aergerniß in der Christenheit.

Als nun die geistlichen und weltlichen Herren zu Konstanz beisammen saßen, gerieth Herzog Friedrich mit dem König Siegmund in Streit. Denn der Herzog weigerte sich, nach Konstanz zu kommen, und vom Könige seine Lehen zu empfangen, nach altem Brauch. Auch die Versammlung der Kirchenfürsten ward voller Erbitterung gegen diesen Herzog, weil er einen der Päpste, Namens Johannes, in seinen mächtigen Schutz nahm, den man absetzen wollte. Darum erklärte die Kirchenversamm-

lung den Herzog, weil er hartnäckig Gehorsam weigerte, unter den Judasfluch und hohen Bann; der König aber erklärte ihn zum Hochverräther an seiner Majestät und am Reich, und entsetzte ihn aller fürstlichen Würden und sprach ihn aller seiner Lehen verlustig. Es wurden darauf des Reichs sämmtliche Getreue gegen den Herzog aufgeboten, desgleichen auch die Eidsgenossen. Der König bot die Stadt Schafhausen gegen den Herzog, ihren Herrn, auf, und gab ihr zum Lohn Unabhängigkeit, daß sie, gleich andern freien Städten, unmittelbar unter dem Reich stehen solle. Das ergriffen die Schafhauser begierig. Auch Frauenfeld, Diessenhofen und fast der ganze Thurgau gehorchten um solchen und ähnlichen Preis dem Könige.

Die Eidsgenossen trugen aber billig Bedenken, einen Frieden zu brechen, welchen sie kaum erst mit dem Herzog auf fünfzig Jahre hinaus beschworen hatten. Zwar die heilige Kirchenversammlung sprach sie von aller Sünde frei, und der König sagte zu ihnen, das Land, was ihr von Oesterreich, euerm Erbfeind, erobern werdet, soll in ewigen Zeiten euer Eigenthum bleiben. Allein die in den Waldstätten, auch Zürich, Zug, Luzern und Glarus, antworteten: „Wir können uns mitnichten bereden, daß eine solche treulose That rühmlich sei.“

Anders dachte jedoch Bern. Die Gelegenheit schien allzugünstig, eigene Herrschaft zu erweitern und Oesterreichs Gewalt in der Nachbarschaft zu vermindern. Darum redete Bern mit Zürich und sprach: „Recht und Ehre gestatten den Krieg, denn Reich und Kirche befehlen ihn; die Stunde des Untergangs aller Feinde unsrer Altvordern ist jetzt erschienen!“ Und als die Eidsgenossen länger zögerten, sandte der König wiederholt seine Boten an sie, und wiederholt drohte auch die Kirchenversammlung, sämmtliche Eidsgenossen in Bann zu thun, wenn sie nicht gegen den Herzog ins Feld rückten.

Eilfertig rüſtete Bern ſein Kriegsvolk. Als Zürich ſolches ſah, wollte es auch nicht zurückbleiben, ſondern Theil an der Beute haben. Nun folgten auch die übrigen Eidsgenoſſen dem Gebot des Königs und der Kirche; nur Appenzell nicht.

Wie aber die Städte und Edelleute im Aargau dieſes und das Unglück ihres Herrn, des Herzogs Friedrich, vernahmen, traten ſie im Frühling des Jahrs 1415 zu Surſee in einen Landtag zuſammen. Und die Städte ſprachen: „Laſſet uns zwiſchen Oeſterreich und Schweizerland unparteiſam bleiben und die landesfürſtlichen Rechte neben unſern Freiheiten bewahren. Jetzt iſts an der Zeit, daß ganz Aargau einen ewigen Bund gemeinſchaftlicher Vertheidigung ſchwöre. So kann es als eigener, freier Staat zur ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft treten, ohne Furcht eines größern, ohne Beherrſchung von Seinesgleichen, und allen Orten der Schweizer in Würde und Schickſalen gleich.“

Der Hochmuth der Freiherrn und Edelleute aber verſchmähte, mit dieſen Städten gemeine Sache zu machen. Lieber wollten ſie den Fürſten dienen, als Bürgern gleich ſtehen. Alſo ging der Landtag auseinander ohne Nutzen. Doch beſchloſſen die Städte zuvor, ſich in den Schirm der ganzen Eidsgenoſſenſchaft zu begeben. Aber auch dies ſchien zu ſpät.

Denn wie die Boten der Städte zu den Eidsgenoſſen ritten am frühen Morgen, ſahen ſie ſchon von allen Anhöhen die Sturmzeichen der Schweizer und deren Banner und Schaaren im Anzuge. Alſo ritten ſie betrübt wieder heim.

Es zogen die Kriegshaufen der Berner gegen Zofingen, ängſteten die Stadt einige Tage lang, und zwangen ſie, dem Herzog zu entſagen, und zum Reich und zu Bern zu ſchwören. Rechts von Zofingen ſtanden die Wyken, vier Burgen, auf der Felſenhöhe; die Berner nahmen drei, und in die vierte drangen die Luzerner. Links Zofingen lag Aarburg, die Veſte, nebſt dem Städtlein an der Aar; beide nahm Bern, die zwei Wartburgen auf

benachbarten Berggipfeln dazu. Der Zug ging gegen Aarau; den Bernern hatte Solothurn, auch Biel, Neuenburg und Neustadt, Beistand geschickt. Aarau, doch bei weitem nicht mit den Stimmen aller Bürger, übergab sich, unter Vorbehalt seiner Freiheiten, in den Schirm des römischen Reichs und der Städte Bern und Solothurn. Gleichermaßen wurden auch Brugg und Lenzburg durch Vertrag eingenommen; viele Burgen im Aargau dazu, Trostburg, das in Flammen aufging, Ruod, Brunegg und andere. Also eroberten die Berner binnen wenigen Wochen siebenzehn feste Burgen und ummauerte Städte und eine weite, reiche Landschaft, ohne allen Verlust, durch raschen Ueberfall. Nur vor dem Schlosse Wildegg, wo die tapfern Freiherren von Hallwyl Widerstand versuchten, wurden vier Mann erschlagen.

Zu gleicher Zeit waren die Banner von Luzern über Sursee vorgerückt und hatten sich der obern Gegenden an der Sur, Wiggern, Aa und Winna bemächtigt, bis sie an die Eroberungen der Berner stießen; und weiter gegen Morgen hin bemeisterten sie sich der fruchtbaren Landschaften bei Reichensee, Meyenberg und Willmergen.

Die Züricher aber waren schon über den Berg Albis in das freie Amt Knonau gezogen, das mußte zu ihnen schwören. Ein anderer Haufe rückte der Limmath nach, Dietikon nehmend, gegen Baden im Aargau.

In denselben Gegenden, wo die Limmath und Reuß sich der Aar nahen, stießen die Fahnen der sieben Orte der Eidsgenossenschaft zusammen, und gemeinschaftlich eroberten sie, was hier noch von Oesterreichs Erblanden übrig blieb: Mellingen, Bremgarten, Baden. Mellingen behauptete seine Treue zum Herzoge vier Tage lang; stärker noch widerstand Baden. Denn im Schlosse, auf dem Stein, ob Baden, lag der Herr von Mannsberg mit vielem Kriegsvolk. Als aber die Büchsen der Berner einen Theil der Mauern niedergeworfen hatten und den Belagerten Wasser mangelte, ward auch der

nen und halten ſie alle im Zaum. Nicht mehr denn zwanzigtauſend von dieſen Europäern ſind Soldaten, welche, weil ſie für die weitläufigen Beſitzungen an Zahl zu ſchwach wären, hundert- und vierzigtauſend Eingeborne mit ſich verbinden, die Eroberung ſowohl gegen Eingeborne ſelbſt, als gegen unabhängige indiſche Nachbarſtaaten zu behaupten. Sogar für die bürgerliche Verwaltung des Landes ſind neben etwa dreitauſend europäiſchen Beamten über zwölftauſend Eingeborne angeſtellt. Und dennoch bewegt ſich dort Alles in feſter, geſetzlicher Ordnung und Stille, ohne Störung, ohne Aufruhr, ohne Klage.

Es iſt hier nicht der Ort, den Briten die Tonnen Goldes nachzurechnen, welche ihnen der Handel Indiens gewährt, und vermittelſt deren ſie den Welttheil ihrer nordiſchen Heimath mehr, als durch Gewalt ihrer Flotten und Heere leiten, nach Gefallen in Flammen ſetzen oder beruhigen. Wichtiger iſt dem Freunde der Menſchheit ihr Streben, europäiſche Kenntniß, Wiſſenſchaft und Geſittung unter den Hindus auszubreiten, die ihrem Zepter gehorchen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß ſie mit großem Fleiße die Schulen der Landesbewohner vermehren und verbeſſern. Das Kollegium zu Calcutta iſt eine der vortrefflichſten Hochſchulen, worin Jünglinge zur Bekleidung öffentlicher Stellen die wiſſenſchaft-

Stein von Baden übergeben und zerstört. Weit ins Land leuchtete die Flamme der alten Burg.

Nachdem die Eroberungen vollbracht waren, richteten die Eidsgenossen ihre neuen Herrschaften ein. Was Bern, Zürich und Luzern mit eigenen Waffen gewonnen, behielt jede der drei Städte für sich, in den Rechten, wie unter Oesterreich gewesen. Was gemeinsam gewonnen war, sollte ungetheilte Herrschaft Aller sein; nur ward Bern von dieser Theilnahme ausgeschlossen, weil es sonst zu viel hatte.

Aber Uri sprach: „Wir hören, der König hat sich mit Herzog Friedrich versöhnt. So laßt uns lieber dem König, was wir genommen, zurückgeben, damit er dem Herzog das Seine wieder erstatte. Denn nicht unser, sondern des Königs, war dieser Krieg. Wir, o Eidsgenossen, wir vom Land Uri wollen keinen Theil an dem, was nicht unser ist. Unsere Väter haben die Sitte auf uns gebracht, unverfälschte Treue höher, als Alles zu achten!“

Die Uebrigen spotteten deß und sprachen: „Wie vorwitzig, wie göttlich sind denn die von Uri; sie müssen immer etwas Besonderes haben!“ Und sie beschlossen: „wechselsweise solle, da Uri nichts verlange, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus einen Landvogt auf zwei Jahre in diese gemeinsamen Vogteien hersenden, und jährlich sollen Gesandte aller theilhabenden Städte die Verwaltung und Berechnung der Einkünfte untersuchen.“

Also behielten die Eidsgenossen ihre Eroberung, und sie ward ihnen auch vom König bestätigt. Und sie herrschten nun über diese Lande, statt Oesterreichs, und hatten, als freie Bürger in Städten und Orten, Fürsten gleich, die Zahl ihrer Unterthanen groß vermehrt.

21.

Die Matze von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Herrn Zoppo Kunst.

(Vom Jahr 1419 bis 1426.)

Noch waren jetzt kaum hundert Jahre seit der That Wilhelms des Tellen vergangen, und die Städte und Orte der Schweiz, ehemals dienstbar, hatten sich nun selbst Andere dienstbar gemacht, und waren denjenigen furchtbar geworden, vor welchen sie sonst gezittert hatten. Und die Söhne jener alten Helden und Ritter, die vorzeiten auf ihren Burgen von den Felsen her den Städten gedroht hatten, warben nun entweder demüthig um Burgrecht bei ihnen, oder verkauften denselben ihre Ländereien und zogen ausser Landes, um nicht unadelichen Bürgern gehorchen zu müssen.

Da fühlten die Städte und Orte der Eidsgenossenschaft ihre Kraft und wurden kriegerischstolz, und ihre Krieger-Ehre liessen sie nicht ungestraft verachten, weder vom Feinde noch vom Freunde. Das sah man in den Händeln um Wichard von Raron, den Landeshauptmann von Wallis.

Es war nämlich geschehen, daß die Eidsgenossen, als sie mit den Urnern das Livinenthal erobert, auch das benachbarte Ossolathal besetzt und schwache Besatzung daselbst gelassen hatten. Der Herzog von Mailand, um den Schweizern nicht Ossola zu lassen, hatte es dem Herzog von Savoien verkauft. Dieser schickte Kriegsvolk nach Ossola durch Wallis; der Freiherr von Raron zeigte den Weg durchs Gebirg, und die wenigen Schweizer mußten davonziehen.

Es sprach der Herr von Raron: „Wäre ich dabei gewesen, kein Schweizer wäre lebendig davon gekommen.“ Solche hochmüthige Rede verdroß die Unterwaldner und Urner; sie verklagten ihn vergebens bei Bern, wo der Freiherr Bürger war; darum wiegelten sie die Landleute im Wallis gegen ihn auf.

Die Landleute im Wallis hatten schon vielerlei Klagen gegen ihn, daß er unbewilligten Bund mit Savoien gemacht; daß er und die Großen im Lande das alte Herkommen vergäßen und Knechtschaft aufbringen wollten. Die Männer von Brieg sagten: „Soll Wallis in seinen alten Rechten bleiben, muß man den großen Herren Zaum und Gebiß anlegen; dazu müssen alle Ehrenmänner helfen.“

Und es gingen nach uralter Sitte des Landes einige Männer hinaus mit einer großen Keule, worin ein trauriges Menschenantlitz geschnitzelt war, und wanden Ruthen und Dornen herum; dies stellte die unterdrückte Gerechtigkeit vor und ward von den Wallisern die Matze genannt. Die Matze stellten sie auf einen öffentlichen Platz, das Volk lief herzu, und ein kühner Mann trat zur Keule als Matzenmeister und ward ihr Fürsprecher und hielt sie. Dann redeten Viele aus dem Volk die Gestalt an und sprachen: „Matze, warum trauerst du? Matze, warum bist du hier?“ Sie aber antwortete nicht. Andere fragten, Matze wir wollen dir helfen; zeig an, gegen wen? Fürchtest du den Sillenen? Macht dir der Asperling Pein, oder der Henngarten?“ Die Matze stand und schwieg. Als man aber den Landshauptmann von Raron nannte, verbeugte sie sich tief bejahend. Darauf erhoben sie die Matze, trugen sie durch alle Zehnten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die Matze wolle zum Landeshauptmann und allem seinem Anhang und zum Bischof von Sitten, seinem Neffen.

Als der Herr von Raron den Aufstand des erbitterten Volks sah, floh er nach Savoien und schrie zum Herzog um Hilfe. Die Landleute legten aber seine große Burg auf der Höhe ob Siders, und seinen Thurm und des Bischofs Veste ob Leuk in Asche, und belagerten sein starkes Schloß Beauregard auf dem Felsen hoch über Chippis. Alles zerstörten sie ihm, und der Herzog von Savoien fürchtete sich, ihm beizustehen.

So eilte er nach Bern, wo er Bürger war, und flehte um Hilfe und Rettung. Aber die von Wallis wandten sich an Uri

und Unterwalden, errichteten als freie Landleute mit ihnen Landrecht zu gegenseitiger Hilfe, und versprachen, ihnen wieder zum Besitz von Ossola zu helfen, welches Thal an Wallis stößt. Sofort zogen die Urner und Unterwaldner über die höchsten Alpen; Schwyz, Luzern und Zürich zogen mit; die Walliser auch, und das ganze Eschenthal oder Ossola ward wieder eingenommen.

Bern aber nahm sich des Freiherrn von Raron bei allen Eidsgenossen an und forderte Recht für denselben. Es ward lange darum gehandelt. Bern wollte einen Zug ins Wallis thun und bot die Eidsgenossen auf. Aber Unterwalden und Uri weigerten sich, auch Luzern. Da drohte fast ein Krieg unter den Eidsgenossen selbst. Solches Unglück zu verhüten, setzten die unparteiischen Orte einen Tag an in Zürich, und nachdem sie für und wider Raron Alles angehört hatten, sprachen sie: „Vor Allem muß Wallis erst den Freiherrn in sein geraubtes Eigenthum wieder einsetzen; dann soll er dem Lande Recht halten um alle Klagen.“

Allein die Parteiführer im Wallis wollten diesen Spruch nicht und wiegelten das Volk auf zur Hartnäckigkeit. Sie brachten Leute zusammen, fielen ins Oberhasli ein und raubten die Schafheerden und führten sie hinweg, weil auch der Freiherr von Raron vorher mit Oberländern ins Wallis eingedrungen wäre, und übel gehauset habe. Sofort schickte Bern zur Sicherheit seiner Pässe einen Gewalthaufen gegen Wallis. Noch einmal wollten Schwyz und Zürich vermitteln. Die Walliser aber gaben nicht nach und begehrten lieber Krieg, als Billigkeit.

So zogen denn die Berner, verbunden mit den Bannern von Freiburg, Solothurn, Neuenburg und andern, dreizehntausend stark, durch die höchsten Alpen gegen den Zehnten Gombs, und über das Gebirg Sanetsch gegen Siders in Wallis. Es kam ihnen auch Beistand von Schwyz; aber den Wallisern, wegen ihrer Halsstarrigkeit, keiner von Uri, noch Unterwalden. Viele Dörfer gingen in Flammen auf. Schrecken lief durch das weite Wallis.

Doch ein gemeiner Landmann, Thomas Brantſchen, ermannte ſich und ſeine Mitbürger durch herzhaften Sinn und ſprach, als er die plündernden Feinde gegen das Dorf Ulrichen vordringen ſah: „He, wo bleibet Wallis, das alte Heldenland? Haben nicht unſere Väter bei Ulrichen vorzeiten den Herzog von Zähringen blutig aufs Haupt geſchlagen? So laſſet uns denn noch einmal hier für Vaterland und alte Freiheit kämpfen, oder den ruhmreichen Tod ſuchen!“

So ſchrie er und ſtürzte mit vierhundert tapfern Walliſern in die Tauſende der Eidsgenoſſen aus einem Hinterhalt, da ſie ſorglos vorbeizogen. Brantſchen ſtritt als ein Held. Vierzig Bernerleichen lagen vor ihm; da ſtarb auch er, der Löwe von Wallis. Und Entſetzen war unter den Bernern. Alle wankten. Da erſchien der Zuzug von Schwyz, der zwang die Walliſer, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Keiner verfolgte ſie. Folgendes Tages zogen die Schweizer aus dem Wallis zurück. Denn auch bei Sitten hatte Wallis gewaltig gegen die Saanenleute geſtritten.

Darauf ward abermals über Frieden gehandelt. Nur mühſam lieſſen ſich die Walliſer endlich gefallen, dem Freiherrn von Raron ſeine Herrſchaften zurückzuerſtatten und für allen erlittenen Schaden nur zehntauſend Gulden zu geben; den Bernern aber für Kriegskoſten eben ſo viel; dem Hochſtift Sitten viertauſend. Das geſchah im Jahre 1420, wenige Monden nach der Heldenthat des Thomas Brantſchen. Aber der Freiherr von Raron ſtarb fern von ſeinem Vaterlande. Auf ewig war der Glanz ſeines Geſchlechts dahin, weil er nicht die Liebe des Volks zu gewinnen verſtanden hatte.

Unterdeſſen hatte der Herzog von Mailand noch gar nicht das Oſſolathal vergeſſen können, und er ward zorniger, wie er bald darauf hörte, daß die Eidsgenoſſen von den Freiherrn von Sax, den damaligen Herren von Bellinzona, dieſe Stadt und die ganze Landſchaft vom Livinenthal bis zum Langenſee, um zweitauſend vierhundert Gulden erkauft hätten. Heimlich rüſtete er,

und überfiel dann mit großer Macht Ossola und Bellinzona. Alles, sogar Livinen, mußte ihm Treue schwören.

Zu spät brachen die Eidsgenossen zur Rache auf. Seit Eroberung des Aargaues war schon nicht mehr die alte Eintracht bei ihnen. Das hatte sie verzögert. Zwietracht schwächte auch den Ruhm ihres blutig erkauften Sieges, als sie über den Gotthard gezogen und im Felde von Arbedo, unweit Bellinzona, auf Mailands Macht gestoßen waren. Vom Morgen bis zum Abend ward da von allen Eidsgenossen gegen welsche Kunst und Verzweiflung gestritten. Es sanken viele edle Helden vom Schweizerland, Hans Rot, Landammann von Uri, Heinrich Püntiner, Landfähnrich von Uri, und der greise Peter Kolin, Amman und Bannerherr von Zug. Sterbend fiel Kolin mit dem Banner vor seiner Schaar. Seiner Söhne einer zog unter des Vaters Leichnam das Banner hervor und hob es blutig über die Schlachthaufen. Auch er ward des Todes Beute; aber nicht das Banner die Beute des Feindes. Johannes Landwing hat es gerettet. Das geschah am 30 Brachmonat 1422.

Traurig um so viele Todten und den schlechten Sieg, und Einer dem Andern Vorwürfe machend, zogen die Eidsgenossen über den Gotthard zurück. Nur Livinen hielten sie besetzt. Jahre lang haderten sie um das, was geschehen müsse, und brauchten halbe Mittel mit halber Lust, und richteten darum nichts gegen Mailand aus.

Solches verdroß den Petermann Rysig, einen herzhaften Mann vom Lande Schwyz. Der sammelte fünfhundert kühne Leute zu sich, ging mit denselben über den Gotthard, dann rechts ins Ossolathal über die Berge, vertrieb da die mailändischen Besatzungen und hielt fest. Alle Macht von Mailand brach auf gegen das Thal. Aber Petermann Rysig hielt fest. Nun erst erwachten alle Eidsgenossen, durch die That der wenigen Schwyzerhelden ermuntert, und zogen gen Ossola. Aus Solothurn, Wallis, Toggenburg und Rhätien kamen Hilfsvölker. Darüber gerieth der Herzog von Mailand in große Verzagtheit; aber was

er mit Gewalt des Schwertes nicht mehr hoffen konnte zu erstreiten, das erwartete er noch von seiner Klugheit.

Und er sprach zu seinem Kammerherrn Joppo: „Gehe mit meinem Geld zu den Eidsgenossen und unterhandle mit ihnen.“ Da ging Herr Joppo, fuchsklug und ehrbar, that gar freundlich mit den Rathsherren und war sehr freigebig dazu; trennte sie von einander; bewog erst Uri, Nidwalden und Luzern, für sich abgesondert Frieden zu schliessen, und gewann durch geheime Verbindungen dann auch die Uebrigen. Und im Jahre 1426 liessen die Eidsgenossen um einunddreißigtausend und einige hundert Gulden und um einige Vortheile und Zollbegünstigungen für ihre Kaufleute und Krämer, die Ossolathäler, Bellinzona, ja selbst Livinen wieder an Mailand fahren. Die Eidsgenossen zogen heim. Petermann Rysigs Heldenwerk war eitel gewesen; umsonst hatte vor Arbedo der edeln Koline Blut die Schlachtfahne roth gefärbt. Wahrlich, den Schweizern ist nie ein gewaltiges Kriegsheer so furchtbar gewesen, als ein Herr Joppo!

22.

Im hohen Rhätien erstehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit.

(Vom Jahre 1426 — 1436.)

Aber in derselben Zeit, da die Eidsgenossen um Geld verkauften, was sie mit dem Blut so vieler Helden erworben hatten, zog ein anderer Geist durch die Thäler der hohen rhätischen Gebirge; das war der Geist der Freiheit, des ewigen Rechts und der Eintracht.

Im hohen Rhätien waren die Leute noch aus alter fränkischer Zeit dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und andern geistlichen Herren und zahllosen Grafen, Baronen und Adelichen zinsbar, unterthänig und leibeigen.

Die Stadt Chur hatte wohl mancherlei Vorrecht, aber vom Bischof auch mancherlei Plage. Und die armen Leute in den Dörfern litten gar sehr im Kriege, den die vielen großen oder kleinen Herren beständig unter einander führten; und litten eben so sehr im Frieden von der Härte und Grausamkeit ihrer Gebieter. Nicht Uri, Schwyz und Unterwalden hatten je bösere Tirannen gehabt, als Rhätien; aber Rhätien hatte auch seine Tellen.

Als nun Willkühr, Eigennutz, Ungerechtigkeit und Hochmuth der vornehmen Oberherren am höchsten gestiegen waren, da erinnerten sich die armen Leute in Rhätien, daß sie auch Menschen seien, und Gott ihnen, als seinen Kindern, ebenfalls Rechte ertheilt habe, die kein Tirann verletzen dürfe. Und in einzelnen Thälern erwachte, durch einzelner Ehrenmänner Muth, der Muth alles Volks zur Errettung seines ewigen Rechts.

Im hohen grünen Thal des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbrauset gegen Tirol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, das Schrecken des Landes. Der grausame Kastellan von Gardovall sah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er schickte seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mägdlein noch in derselben Nacht zuführen. Deß erschrack des Mägdleins Vater, der da hieß Adam, und die Töchter verzweifelte fast. Adam aber faßte ein Herz und sprach zu den Knechten: „Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind am Morgen selber ins Schloß bringen!“

Als sie fort waren, lief der Vater zu seinen Nachbarn und Freunden; sein Herz war voller Wuth, sein Auge voller Glut. Er erzählte den Leuten, was geschehen sei, und rief: „Sind wir, Menschen, dieses Herrn Vieh?“ Da kochte Zorn in Aller Brust, und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen, oder alle unterzugehen.

Im Frühschein des Morgens führte Adam, der Camogasker, seine schöne Tochter, in Feierkleidern, wie eine Braut geschmückt, nach Gardovall. Einige der Verschworenen folgten,

wie im Brautgefolge; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalt versteckt, den Ausgang der Dinge abzuwarten, Alle bewaffnet.

Kaum sah der Kastellan das Mägdlein ankommen, sprang er fröhlich von den Stiegen des Schlosses hernieder, und wollte die Unschuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und stieß es durch das geile Herz des Ungeheuers. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern und der Hinterhalt drang nach. Gardoval ging in Flammen auf. Frei war die Landschaft unter den Innquellen von der Gewaltherrschaft der Zwingherren.

Im weidereichen Thale Schams, das sich zwischen hohen Alpen freundlich aufthut, waren die Herren auf den Schlössern Bärenburg und Fardün unmenschliche Bösewichte. Sie thaten mit dem Volk was ihnen beliebte, auch das Schändlichste, und das Volk litt und schwieg. Nicht also litt und schwieg der starke Johannes Chaldar. Da man ihm zwei Rosse des Herrn von Fardün in seine Saat trieb, ward er ergrimmt, daß er die Rosse zu Boden schlug. Dafür mußte er in Ketten und Banden dulden, bis ihn die Seinigen mit großen Summen und tausend Thränen wieder erlösen konnten.

Als Chaldar wieder froh bei den Seinigen war, und in seiner Hütte mit ihnen zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün herein. Alle begrüßten ihn mit Ehrerbietung; er aber sah scheel auf sie herab und spuckte ihnen in den Brei. Da loderte Chaldars Zorn, wie Wetterflamme; in Nacken und Gurgel des Gewaltherrn krallte sich Chaldars Faust: „Nun friß den Brei, den du gewürzet hast!“ schrie Chaldar und stieß den Kopf des bösen Wichts in die besudelte Speise und würgte ihn. Dann trat er vor die Hütte, rief das Volk auf. Der Sturm erging. In Blut und Flammen stürzten Fardün und Bärenburg zusammen.

Gleichwie in diesen Thälern der Oberherrn durch harten Sinn und unbarmherzigts, ruchloses Wesen die Freiheit befeuderten, so halfen sie in andern Gegenden Rhätiens durch ihre eigene Herrschsucht dazu. Bischof Hartmann von Chur hatte ewigen Krieg mit dem Adel des Landes. Da er nun viel Schaden litt, und das in vielerlei Dörfern und Thälern oft zwischen Feindesland zerstreut liegende Gebiet seines Gotteshauses nicht aller Orten selbst schützen konnte, gab er den unterthänigen Gotteshausleuten das Recht, zu ihrer eigenen Beschirmung unter sich und mit benachbarten Thälern und Ortschaften Bündnisse zu schliessen. So errichteten (schon im J. 1396) die Gotteshausleute der Thäler Domleschg, Avers, Oberhalbstein und Bergün einen Bund mit den Herren von Werdenberg in Schams, Domleschg und Oberveltz. Das war der erste Grund des nachherigen Gotteshausbundes.

So thaten auch die Grafen und Herren im rhätischen Oberland unter sich; und vereint mit dem untereinander verbündeten Landvolk der Thäler, errichteten sie mit ihren Nachbarn den Gianern (im Jahre 1400 schon) einen ewigen Schutzvertrag gegen die Anfechtungen des Bischofs von Chur.

Aber in den Bünden der Thalschaften waren allezeit die Rechtsame groß und klein ihrer verschiedenen Herren vorbehalten; und diese Rechtsame wurden viel gemißbraucht. Die Herren kannten kein anderes Gesetz, als ihre Gewalt und ihre Lust. Da war Ungerechtigkeit im Gericht und Unsicherheit auf der Landstraße.

Solchen Leiden ein Ende zu machen, ohne Gewalt und Aufruhr, vereinigten sich im rhätischen Oberlande mehrere rechtschaffene, entschlossene und achtbare Landleute. Allnächtlich kamen sie zusammen zwischen der Abtei Disentis und dem Städtlein Ilanz, dem ersten ummauerten Orte am Rhein. Da, in einem Walde beim Dorfe Truns, kamen sie zusammen und unterredeten sich; und ihre Beschlüsse theilten sie darauf den redlichsten Männern ihrer Gemeinden im Vertrauen mit.

liche Vorbildung empfangen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß die Eroberer, können sie auch nicht die verworrenen Religionsbegriffe, welche die Hindus vom frühen Alterthume ererbten, plötzlich durch das heilige Licht des Christenthums erhellen, dennoch mit Ernst die schauerlichen Wirkungen mancher von jenen religiösen Ideen schwächen. Denn wie schon zu des mazedonischen Alexanders und zu Cicero's Tagen, und gewiß weit früher noch, sich die Weiber der beiden vornehmsten Hindu-Kasten nach dem Tode ihrer Männer, mit allen ihren Kostbarkeiten, freiwillig zu verbrennen pflegten: so geschieht es noch zu unsern Zeiten. Aus geringern Kasten lassen sich die Wittwen lebendig begraben. Im Sommer 1812 bestiegen über hundert Wittwen verstorbener Braminen den Scheiterhaufen, die sich neben den Leichen ihrer Gatten von den Flammen verzehren liessen.

Ursprüngliche Vorschrift des alten Gesetzes will, der Scheiterhaufen solle, vor dem Hinauftritt der Wittwen, brennen, damit diesen noch im letzten Augenblicke freie Wahl bleibe. Die Engländer drangen im Jahre 1818 auf buchstäbliche Erfüllung der Satzungen, in der menschenfreundlichen Hoffnung, zwei jungen und liebenswürdigen Wittwen das Leben zu retten. Was von diesen nicht durch die rührendsten Bitten zu

Dann sandten an einem und demselben Tage alle Gemeinden und Thäler des Oberlandes ihre verständigsten und ehrbarsten Mitbürger an die verschiedenen Oberherren, und baten um Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen heiligen und beschwornen Vertrag Aller mit Allen, ohne Verletzung der wirklichen Rechtsame des Vornehmsten und Geringsten.

Die Herren erschracken vor dem Ruf, der plötzlich aus den Wäldern von Trons an sie erscholl; und sie gedachten der Begebenheiten, die sich hundert Jahre zuvor in der schweizerischen Eidsgenossenschaft zugetragen hatten. Der fromme und kluge Abt von Disentis, Herr Peter von Pultinga, sprach zuerst dem gerechten Begehren der Landleute das Wort. Dann folgten auch die Grafen von Werdenberg, von Sax, die Freiherren von Rhäzüns und Andere, aus Furcht vor der Gewalt ihres eigenen Volks, oder auch aus Furcht vor dem mächtigen Bisthum Chur, um sich gegen dasselbe zu stärken.

Nun traten jene Herren und die Boten der Gemeinden aus dem Oberlande, in ihren bescheidenen grauen Kitteln, vor dem Dorfe Trons, unter freiem Himmel, im Schatten eines Ahornbaumes, zusammen, und schworen zur heiligen Dreieinigkeit ihren ewigen Bund für Gerechtigkeit und Sicherheit, ohne Verletzung der wahren Rechte des Höchsten und Niedrigsten. Das geschah im Maimonat des Jahres 1424. Und so entstand der obere oder graue Bund. Späterhin ward er durch den Beitritt von den Thälern Misox und Calanka vollendet in seinem Umfang. Bald ging der Name der Graubündner auf alle Rhätier über, obgleich die Gotteshausbündner schon für sich selbst bestanden, und ausserdem noch viele Landschaften, gegen Tirol zu, im Gebirg lagen, die weder zum Gotteshaus- noch zum grauen Bund gehörten, sondern zu den weiten Herrschaften des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg.

Es begab sich aber bald nachher, daß dieser reiche Graf kinderlos starb, und große Furcht wegen eines Krieges um die Erbschaft entstand. Da traten die Männer aus den Gebieten, Orts-

schosten und Gerichten zusammen, die dem Hause Toggenburg in Rhätien angehörten. Sie kamen von Davos und Klosters, Kastels, Schiersch und Seewis, auch vom Chorherrengericht Schiersch, von Malans, Maienfeld, Belfort, Churwalden, Ausser- und Inner-Schalfik. Die sprachen: „Dieweil wir durch den Tod des Grafen von Toggenburg Freigelassene sind, so lasset uns, gleich den Leuten des Gotteshauses und Oberlandes, in diesen Bergen einen Bund aufrichten, der soll dauern ewiglich; Keinem zu Leid, aber zum Schutz unserer herkömmlichen Rechte; für Beistand in Noth und Tod. Keiner soll einen Andern belangen ausser Landes, noch Bündniß schliessen mit Andern, ohne Willen Aller. Wenn über die Hinterlassenschaft von Toggenburg entschieden ist, wollen wir dem künftigen Erbherrn sein Eigenthum unverletzt geben, aber auch er soll unsern Bund nicht lösen können.“ — So sprachen sie und beschworen Alles gar feierlich am Freitag nach Fronleichnamstag, im Jahre 1436. Das ist der Ursprung vom Bund der zehn Gerichte.

Also erwuchs eine neue Eidsgenossenschaft in den drei Bünden des rhätischen Felsenlandes. Und die Rhätier wurden von der Zeit an Bündner geheißen.

23.

Der Streit um die Toggenburger Erbschaft.

(Vom Jahre 1436 — 1443.)

Ganz andere Wirkungen hatte der Tod des reichen Grafen von Toggenburg bei den Bündnern, ganz andere bei den Schweizern; dort rief er ein herzhaftes Volk zur Freiheit und Eintracht; — hier blies er, durch Habsucht und Ehrgeiz, die Flammen des schmählichen Bürgerkriegs hervor.

Sobald nämlich der reiche Friedrich von Toggenburg im hohen Alter die Augen geschlossen hatte, meldeten sich vielerlei

Erben. Sein Gut war groß. Vieles lag jenseits des Rheines; vieles vom Zürichsee längs den Appenzeller Bergen bis Tirol. Dazu gehörte das Toggenburger-Land, die Herrschaft Uznach, die obere Mark, Windegg im Gaster, das Rheinthal, die Herrschaft Sargans und die zehn Gerichte im Bündnerlande. Noch war sonst davon manches im Thurgau und anderswo gelegen. Es meinte Frau Elisabeth, die Wittwe des Verstorbenen, eine rechtmäßige Erbin zu sein; aber des Mannes entferntere Anverwandten widersprachen ihr und verlangten für sich. Hingegen Zürich, wo der kinderlos verstorbene Graf Land- und Bürgerrecht gehabt, glaubte, wegen dieses Rechts, auch über das Erbe mitreden zu können; und Schwyz hinwieder eben so, denn der Graf hatte in Schwyz das Landrecht gehabt.

Frau Elisabeth, um stärkern Schirm zu empfangen, schloß sich enger an die Stadt Zürich und gab derselben Uznach und Windegg mit Brief und Siegel zum Geschenk. Die Schwyzer hingegen bewogen des Grafen Verwandte, daß sie der Wittwe alle Veräusserungen aus der Erbschaft verböten. Darauf kamen die Unterthanen des Grafen, die da wohnten in Lichtensteig, im Neckerthal, Thurthal, St. Johannserthal, Uznach und am untern Wallensee, und sprachen zu Schwyz: „Gedenket, daß unser verstorbener Herr uns bei seinem Leben noch wohl versorgen wollte, damit wir nach seinem Tode wüßten einen Schirm und Rücken zu haben bei euch. Also nehmet uns in euern Eid und zu euern ewigen Landsleuten auf.“ Und die Leute der Grafschaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur pfandweise gehört hatten, baten den Herzog Friedrich von Oesterreich, er wolle sie wieder, als seine treuen Angehörigen, einlösen. Das that er. Wie er aber sah, daß sie es nicht redlich meinten, ließ er sie dem Grafen Heinrich von Werdenberg.

Als Zürich hörte, daß die Leute in Uznach und andern Orten zu denen von Schwyz geschworen, ward die Stadt zornig und drohete sehr, dieweil Uznach ihr eigen Gut wär. Die

Schwyzer aber legten etwas Volks in die Mark und gen Uznach zu ihren neuen Landleuten, um sie vor Gewalt zu schützen; schlugen den Zürichern Recht dar, und nahmen Glarus in die Gemeinherrschaft über die neuen Gebiete auf, um im Nothfall durch Glarus stärker zu sein.

Seitdem die Regierungen in den Städten und Ländern der Schweiz den Aargau erobert und gemeine Vogteien errichtet hatten, waren sie gar hoffärtig geworden; wollten wohl für sich die Freiheit genossen, aber sie keinem Andern geben; wollten lieber Unterthanen, als freie Mitbürger, ihnen an Rechten gleich. So wenig sie den Aargau ehemals zu einem freien Mitstand im eidsgenössischen Bund hatten aufnehmen mögen, so wenig dachten sie für Toggenburg an Besseres. Unterthanen wollten sie.

Darum viel blutige Verwirrung, Hader und Zank. Eine große Tagsatzung zu Luzern versuchte umsonst liebreiche Ausgleichung. Man ging vielmehr erbitterter auseinander, als man gekommen war. Denn an der Spitze von Zürich stand der Bürgermeister Rudolf Stüßi, und an der Spitze von Schwyz der Landammann Itel Reding von Biberegg. Beide waren ehrgeizige, unternehmende, kluge und beredte Männer; aber sie haßten einander, und jeder sorgte nur für seinen Kanton, unbekümmert um Frieden und Wohlfahrt gemeiner Eidsgenossenschaft.

Nun ward zum erstenmal gesehen, in welches Verderben und Unglück Selbstsucht und Eigennutz der Kantone führt, wenn diese ihren Vortheil dem Vortheil des ganzen Bundes vorziehen. Man hatte schon den Untergang der alten schönen Eintracht bei der damaligen großen Theurung (im Jahr 1439), erkannt, als langwieriges Regenwetter die Aernten zu Grunde gerichtet hatte. Ein Kanton versperrte schnöderweise dem andern die Zufuhr der Lebensmittel, so daß natürlich bei Allen die Noth desto größer wurde, aber auch der Haß. Schwyz und Zürich bedrückten einander darum mit dem Schwert.

Größeres Unglück zu meiden, thaten die Eidsgenossen einen Spruch zu Bern. Schwyz ließ sich denselben gefallen, aber Zürich keineswegs. Sondern es nannte die Eidsgenossen parteiisch, denn diese hätten Uznach den Schwyzern gelassen, obwohl es von der Gräfin Elisabeth an Zürich verschenkt sei; und von Gaster und Windegg hätten sie kein Wort gesagt, obwohl doch die Schwyzer, vor ausgemachter Sache und selbst gegen Abmahnung der Eidsgenossen, diese Landschaften an sich gezogen hätten.

Bürgermeister Stüßi sprach: „Also muß das Schwert entscheiden!“ Doch sandte er zuvor einen offenen Brief an die Schwyzer, worin er sie aber nicht mehr Eidsgenossen hieß. Und er schlug ihnen vor, beim römischen König Recht zu nehmen, welcher Haupt sei des deutschen Reichs, zu dem sie beide gehören. Ihm antworteten die Schwyzer: „Das Recht beim König mag gut sein; aber das ist nicht dasjenige Recht, wozu wir als Eidsgenossen unsre ewigen Bünde geschworen haben.“

Darauf rückten die Züricher und Schwyzer mit ihrem Kriegsvolk gegen einander am Etzelberg. Droben lagen die Schwyzer, drunten bei Pfäffikon die Züricher. Stüßi selbst zog gegen die Mark hinauf; aber er fand sie von Glarus und Schwyz so wohl verschanzt und besetzt, daß er unverrichteter Sachen umkehren mußte. Auf dem Etzelberg kamen zu Itel Reding Boten von Uri und Unterwalden. Und sie baten bei Gott und Vaterland, noch einen Versuch zur Güte zu thun, damit nicht das Unerhörte erlebt würde, daß eidsgenössisches Blut durch eidsgenössische Hand vergossen würde. — Doch in dem Augenblick floß schon Blut. Denn ein Haufe Züricher hatte sich vorgewagt und war unter den Vorwachten der Schwyzer gewesen. Viele wurden verwundet, eilf Züricher getödtet, die Andern flohen.

Es gelang noch einmal den Eidsgenossen, daß Waffenstillstand wurde und neues Unterhandeln. Weil aber Zürich beharrte, lieber bei dem römischen König, als bei den Eidsgenossen Recht

zu nehmen, ward nichts beendet. Nun waren alle Eidsgenossen zornig gegen Zürich. Zürich rüstete und Stüssi zog mit mehr denn 6000 Mann gegen den Etzelberg, wo droben Schwyz und Glarus kampffertig standen, zu denen auch Kriegsvolk aus Uri und Unterwalden stieß.

Da geschah es wunderbar in einer Nacht, daß über die Züricher, welche bei Pfäffikon lagen, plötzlich große Furcht kam, man wußte nicht woher. Und Alle flohen in der Nacht mit Entsetzen auf zweiundfünfzig Schiffen über den See zurück nach Zürich. Die Kriegsvölker oben auf dem Etzel stiegen nun herab und verheerten und besetzten das Land am See, und mahnten alle Eidsgenossen, gegen Zürich zu ziehen.

Das brachte die Stadt in Angst und Verwirrung, da sie sich von aller Hülfe verlassen sah, und sie unterhandelte von Neuem und ließ sich den Rechtsspruch der Eidsgenossen gefallen. Nun mußte Zürich nicht nur allen Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung an Schwyz und Glarus, Land und Leute zu Pfäffikon, Wollrau, Hurden und andere Orte, Höfe und Rechte abtreten. Also machte ein Kanton Eroberungen von dem andern. Das geschah in demselben Jahre (1440), da Schwyz auf ehrenhaftere Weise durch Kauf von den wohlbegüterten Herren von Moos das Dorf Merlischachen am Waldstättersee erwarb, und Uri Anlaß gewann, das verlorne Livinerthal wieder zu bekommen. Es war nämlich geschehen, daß einigen Urnern sowohl zu Airolo, als Bellinzona, vertragsmäßige Gerechtigkeit versagt worden war. Darüber ergrimmt, gingen die Urner Banner, wie sie vom Etzelberg zurückkamen, stracks über den Gotthard und besetzten Livinen und Bellinzona ohne Widerstand. Der alte Herzog von Mailand, nicht zum Kriege gerüstet, mußte den Frieden theuer wieder kaufen und ließ dafür Livinen an Uri fahren.

Unterdessen war Herzog Friedrich von Oesterreich, ein Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, Kaiser geworden. Der hatte öffentlich gesagt, er gedenke noch den Schweizern alles Gut

seiner Verfahren wieder einmal abzunehmen. Er ließ auch die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforschen.

Solches vernahm Bürgermeister Stüßi und der Rath von Zürich mit Vergnügen, denn sie waren voller Zorn über die Eidsgenossen. Zürich, der Vorort des Schweizerbundes, hätte er seiner eigenen Kränkung großmüthig vergessen, hätte er jetzt gegen Oesterreichs gefahrliche Anschläge mit edelm Muthe warnen können: in wie ehrwürdiger Majestät wäre seine Tugend den nachkommenden Geschlechtern erschienen und allen Eidsgenossen damals! — Aber Zürich kannte nur die Rache, fühlte nur seine Wunden; ging dem Kaiser nach; schloß heimlich bösen Bund mit ihm und vergaß die Eidsgenossen. Es mangelten große Seelen. Das schnöde Werk ward im J. 1442 vollbracht.

Wie es ruchbar wurde, schrien die Eidsgenossen alle gegen den Vorort: er habe den ewigen Bund verletzt. Und sie ritten auf Tagen zusammen und mahnten Zürich, vom österreichischen Bündniß loszulassen. Viel ward darüber eitel hin und her geredet. Zürich jedoch ließ nun nicht vom Kaiser. Dieser schickte seinen Hauptmann, den Thüring von Hallwyl, in die Stadt, die in dessen Hand feierlich den Reichseid schwor, des Kaisers Nutzen zu fördern und dessen Schaden zu wenden. Auf des Hauptmanns Verlangen legten die Züricher auch die weißen Kreuze ab, das Unterscheidungszeichen der Eidsgenossen in allen bisherigen Kriegen, und hefteten dagegen die rothen Kreuze, wie die Oesterreicher trugen, auf ihre Röcke. Andere steckten den kaiserlichen Adler auf und die österreichische Pfauenfeder.

Das schmerzte die Eidsgenossen bitterlich, das trieb den Grimm in die Brust alles Volks. Nun gab es Fluch und Mißhandlung, Todtschlag und Mordbrand her und hin. Endlich brach der Krieg sämmtlicher Eidsgenossen gegen Zürich los.

24.

Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede.

(Vom Jahr 1443 — 1450.)

Doch Zürich fürchtete sich keineswegs, als die Eidsgenossen den Krieg ansagten; denn es hoffte auf des Kaisers mächtige Hilfe. Auch waren schon durch Oesterreichs Aufgebot, nebst Thüring von Hallwyl, gar viele andere Ritter und Kriegsknechte, selbst Wilhelm Markgraf von Baden, der Stadt mit Beistand zugeeilt. Man zählte der Oesterreicher über fünftausend.

Nun hob der Kampf der Schweizer gegen Schweizer an. Bei Pfäffikon und Freienbach am Zürichsee stritten die Schwyzer glückhaft gegen der Züricher doppelt stärkere Zahl; nicht minder Luzern, Uri und Unterwalden auf der Höhe des Hirzel gegen die Züricher in den hohen Schanzen auf dem Berge. Die Bollwerke wurden erstürmt und gebrochen; das kostete viel edles Blut. Ich mag die Dörfer nicht zählen, die am See, und im Zuger- und Schwyzergebiet, und in den freien Aemtern mordbrennerisch in Asche gelegt wurden. Menschenblut färbte alltäglich die Erde und allnächtlich die Feuerflamme den Himmel. Vergebens wehrte sich tapfer die muthige Stadt Bremgarten, weil sie den Theil des Herrschaft, welchen Zürich über sie gehabt, nicht fahren lassen wollte. Bremgartens Schicksal erschreckte Baden, welches lieber unparteisam geblieben wäre. Es öffnete den Eidsgenossen die Pforten. Weder der Thurm von Rümlang, noch die festen Burgen von Grünkngen und Regensberg konnten der Wuth der Eidsgenossen widerstehen.

Endlich zogen diese, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, bei fünftausend stark über den Albis; Itel Reding mit ihnen, gegen die Stadt Zürich selbst. Und die Bürger und Oesterreicher, zu Fuß und zu Pferd, stürzten den Kommenden wüthend entgegen, mit ihnen Bürgermeister Stüssi;

Alles vor, über den Sihlstrom. Auf den Wiesen, zwischen dem Dorfe Wiedikon und der alterthümlichen Kapelle St. Jakobs, stießen die schlachtlustigen Haufen gegen einander, Tausende gegen Tausende, am 22 Heumonds 1443. Es ward ein erschreckliches Geheul und Morden. Entsetzen kam über die Zürcher, welche ohne Ordnung stritten, wie sie ohne Ordnung ausgezogen waren. Nun flohen sie verwirrt über die Sihlbrücke. Da stellte sich Bürgermeister Stüßi, ehrwürdig durch sein graues Haar und durch seinen Heldenmuth, mitten auf die Brücke und schwang die breite Streitaxt und rief: „Haltet, Bürger, haltet!“ — Aber ein Bürger von Zürich schrie ihn an: „Daß dich Gottes Wunder schände; dies Wesen haben wir allein von dir!“ und durchrannte ihn mit dem Spieß. Da fiel der Bürgermeister in seiner Rüstung prasselnd nieder. Ueber seinen Leichnam setzten Feind und Freund hinweg; der Vorstadt zu. Die Pforten der innern Stadt verrammelten die Bürger; draussen ward geplündert von den Siegern. Dieselben zerhieben des Stüßi Leichnam, zerrissen sein Herz mit Zähnen, salbeten mit dem Fett seines Bauches Schuh und Stiefel und warfen die Stücke des Leichnams in die Sihl. Ringsum brannten Häuser und Dörfer. Die Flammen mußten leuchten, während die Sieger auf den Leibern erschlagener Feinde saßen und mit einander zechten in der Nacht.

Dann rückten die Eidsgenossen belagernd vor Rapperschwyl, wo in der Burg die Oesterreicher lagen, die Berner eben so vor Laufenburg. Beide Orte aber hielten fest. Hingegen die Burg von Greifensee, als sie berannt ward, mußte fallen. Sechsundzwanzig Tage lang hatte sie Hans von der Breitenlandenberg, den man den Wildhans hieß, mit wenigen Leuten heldenmüthig behauptet. Das kostete dem Itel Reding und seinen Eidsgenossen viel. Darum waren diese so erbittert, daß sie den Tod des Wildhans und seiner Helden begehrten, als sich dieselben auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. „Alle, Alle,“ schrie das wilde Kriegsvolk: „müssen sterben und die Greifensee

dazu!“ — Hauptmann Holzach von Menzingen am Zugerberg schrie: „Eidsgenossen, fürchtet Gott! schonet unschuldiges Blut! Befleckt die Ehre der Eidsgenossen nicht!“ — Aber Itel Reding, der Landammann, rief: „Dieser Mensch denkt österreichisch! Sie müssen sterben, durchaus, Alle bis auf die Greisenseer.“ Da brüllten ihm die blutgierigen Haufen Beifall. Umsonst flehten Greise, Männer, Weiber, Väter, Mütter, jammernd um Gnade. Reding winkte. Der Kreis ward geschlossen. Der Scharfrichter von Bern trat herein mit dem Schwert. Muthvoll starb der Wildhans. Nach ihm fiel mehrerer Andern Haupt. Der Scharfrichter hielt inne und sah nach dem Itel Reding, als flehe er Gnade für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding ergrimmt an und sprach: „Thust du deines Amtes nicht: so solls ein Anderer an dir selbst verrichten!“ Nun fielen die Häupter des Felix Ott, des Hans Escher von Zürich und der übrigen. Als der Fünfzigste sank, war es schon Nacht. Da ließ Reding Fackeln von brennendem Streh bringen und leuchten. Als der Sechszigste starb, ging Reding von der schaudernden Menge hinweg.

Nach diesem traten die Eidsgenossen mit zwanzigtausend Mann abermals vor Zürich und belagerten sechszig Tage lang die Stadt (im Sommer 1444). Mannhaft wehrten sich die Züricher. Ihrer sechszehn, welche sich die Böcke hießen, hatten eine Kriegsgesellschaft zusammengeschworen, und stifteten den Eidsgenossen viel Uebels auf Streifzügen.

Auch der österreichische Adel im Aargau blieb für Zürich nicht müßig. Thomas von Falkenstein, Landgraf im Buchsgau und Sissgau, um den Bernern zu schaden, schickte zwei seiner Leute, die sollten die Stadt Aarau nächtlicherweile anzünden. Als dies mißlang, ritt er mit den beiden Herren von Baldegg durch die Stadt Brugg und sagte: Wir kommen aus dem Lager vor Zürich und reiten nach Basel, dort den Herrn Bischof zu holen, um Frieden schliessen zu helfen. — In der zweiten Nacht darauf pochte er wieder ans Stadtthor: und

erflehen gewesen war, den Holzstoß nicht zu besteigen, sollte die weibliche Scheu vor dem Anblick der Flammen bewirken. Eitle Hoffnung! Die jungen Schönen, nachdem sie die anwesende Menge des Volks beschworen hatten, achtbaren Gattinnen nie wieder auf ähnliche Weise die Vollstreckung heiliger Pflichten zu erschweren, gingen und verschwanden in den Flammen des Holzstoßes.

Der Generalgouverneur Wellesley arbeitete, während seines Aufenthaltes in Indien, vergebens der entsetzlichen Sitte entgegen. Inzwischen gelang ihm wenigstens, daß im Jahre 1802 die der Gottheit zu Jaggernaut durch älterliche Gelübde dargebrachten Kinderopfer aufhören mußten. Man warf sonst die Kinder den Krokodilen und Haifischen im Ganges oder im Dschilka-See vor, oder setzte sie aus. Eben so gelang es dem Oberst in der ostindischen Gesellschaft, Herrn Walker, ziemlich, bei einigen unabhängigen Völkerschaften auf der Halbinsel Guzzerate im Jahre 1812 die gesetzliche Ermordung der Töchter vornehmer Familien abzuschaffen. Nur im Jahre 1804 noch zählte man dieser unglücklichen dort umgebrachten Mädchen bei siebentausend!

Wenn schon diese, wie andere Unmenschlichkeiten und Entehrungen der Menschenwürde meistens Wirkungen uralter Vorurtheile, oder Mängel

rief: „Wir bringen Friede. Hier ist der Herr von Basel. Thut auf!“ und ließ zwei Knechte in der Farbe von Basel neben sich stehen. Als nun der betrogene Wächter die Stadtpforte öffnete, drang der Falkenstein mit vierhundert Reitern herein, plünderte die Stadt, und ließ den Schultheiß Effinger, die Rathsherren und vornehmsten Bürger fangen und zusammensperren. In der Frühe des folgenden Tages wollte er sie alle enthaupten lassen. Doch schon war Geschrei von der That durchs Land gedrungen. Die Bauern erhoben sich rings. Falkenstein ließ die Stadt anzünden, die Gefangenen fortführen. Unweit Brugg im Eichwald sollten sie enthauptet werden. Als aber Hans von Rechberg, einer seiner Frevelgehilfen, für ihr Leben bat, wurden die Gefangenen nach Laufenburg gebracht und heimlich im Thurm auf dem Felsen am Strom verwahrt, daß Niemand wußte, wo sie waren. Aber Bürgi Küffer ließ sich vom Thurm an einem Seil von Bettgewand herab, sprang in den Strudel des Rheinstroms, entkam und entdeckte Alles. Da lösten die Frauen zu Brugg ihre Männer mit schwerem Geld aus Feindes Gewalt. — Rächend zerstörten die Solothurner des Falkensteiners Schlösser Bösgen und Farnsburg.

Unterdessen war Zürich belagert, in Noth. Der Kaiser, in anderweitigem Krieg, konnte nicht helfen. Er rief den König von Frankreich um Hilfe gegen die Schweizer. Der König von Frankreich hatte zu dieser Zeit das Land voll zuchtlosen Kriegsgesindels; darunter waren viel Engländer und Andere, welche unter Anführung des Grafen von Armagnak gegen ihn gestritten hatten, bis sie besiegt wurden. Die ließ der König alle sammeln, gab ihnen Feldherren, und unter Anführung seines eigenen Thronerben, des Dauphins Ludwig, schickte er 30,000 Armagnaken gegen die Eidsgenossen zur Hilfe von Zürich. Die kamen und zogen auf Basel zu, als die Solothurner, mit denen auch Berner, Luzerner und Basler waren, noch belagernd vor der hohen Veste Farnsburg standen. Diese sandten alsbald Eilboten ins Lager von Zürich, Hilfe zu begehren, denn der

Armagnaken wären gar viel. — „Sind's doch nur arme Gecken!“ sagten die vor Zürich, und schickten einstweilen nur sechshundert Mann zur Verstärkung nach Farnsburg.

Wie man nun hier vernahm, der welsche Feind liege schon unweit Basel auf den Feldern bei Münchenstein, zogen neunhundert von denen, die vor Farnsburg standen, und die sechshundert Neuangekommenen dahin. Am 26 August des Jahres 1444 in der Morgenfrühe fanden sie vor dem Dorfe Prattelen viele tausend Armagnaken; die trieben sie im mörderischen Kampf in die Schanzen bei Muttenz zurück, und aus den Schanzen in den Strom der nahen Birs.

Von den Thürmen ihrer Stadt sahen die Bürger von Basel die kleine Schweizerschaar dem übermächtigen Feind entgegenrücken. Dreitausend Basler rückten aus, die Schweizer an sich zu ziehen und in die Stadt aufzunehmen; doch konnten sie nicht dazu gelangen. Die Eidsgenossen durchschwammen die Birs, kamen zum jenseitigen Ufer, wo das Geschütz umsonst gegen sie donnerte, und die ganze Macht des Feindes stand. Sie drangen, gleich Würgengeln, in die unzähligen Schaaren ein. Zwar sie wurden getrennt, aber fochten fort, fünfhundert auf einer freien Au, die übrigen hinter der Gartenmauer des Siechenhauses bei St. Jakob. Grimmig, wie Löwen, kämpften die auf der Au, bis Mann an Mann über den Leichen zahlloser Feinde Leichen wurden. Grimmig, wie Löwen, kämpften die hinter der Mauer; dreimal schlugen sie den Sturm zurück; zweimal machten sie selbst den Ausfall; die Mauer stürzte, Siechenhaus und Kapelle brannten. Alle Eidsgenossen starben hier heldenhaft. Neunundneunzig wurden in den Kellergewölben erstickt gefunden. Aber der Feinde lagen mit ihren Rossen von Prattelen bis St. Jakob Tausende neben Tausenden.

Als am Ende der zehnstündigen Schlacht Ritter Burkard Münch, Herr zu Auenstein und Landskrone, der Eidsgenossen Feind, mit andern Rittern über das Wahlfeld ritt und über die Leichen der Schweizer, sprach er fröhlich: „Nun hab'

ich in Rosen!“ Da rief unter den Todten, sich aufrichtend, Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Küß diese Rose noch!“ und zerschmetterte mit einem Steine tödtlich des Burkhard Stirn.

Anderthalbtausend Eidsgenossen waren bei St. Jakob mit unsterblicher Ehre gefallen. Nur zehn Männer von ihnen retteten das Leben durch Flucht. Die sind im ganzen Schweizerland verschmäht und verstoßen worden, weil sie mit den Helden nicht den schönen Ruhm und den schönen Tod getheilt hatten, wie Schweizer sollen.

Da stand Ludwig, der Dauphin, auf dem Felde der Leichen still und wagte nicht weiter zu gehen. Denn er hörte, die Eidsgenossen hätten die Mauern Zürichs verlassen, ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden. „Haben mich ihre Hunderte blutrünstig geschlagen,“ schrie er: „was werden ihre Tausende thun?“ — Und er schloß voll Ehrfurcht vor so großer Tapferkeit mit ihnen zu Ensisheim einen Frieden.

Aber der innere Krieg gegen Zürich, Oesterreich und dessen Adel dauerte fort. Basel stand nun herzhaft und offen ebenfalls zu den Eidsgenossen, half im Kampf und vertrieb aus der eignen Stadt alle Adeliche, welche den Armagnaken Rath und Hilfe geleistet hatten. Es zog darauf mit Bernern und Solothurnern nach Rheinfelden. Die Stadt dachte eidsgenössisch, aber in der Burg auf dem Stein im Rhein lagen noch Hans von Falkenstein, Hallwyl und viele Edle mit den Oesterreichern. Jene entwichen des Nachts; die Burg ward gebrochen. — Auch Rapperschwyl litt neue Belagerung; die Stadt war sehr fest. Hans von Rechberg und die Züricher halfen ihr stark. Doch bei Wollrau wurden diese von den Schwyzern und Luzernern aufs Haupt geschlagen in heller Winternacht (16 Dez. 1445). Blutiger noch war folgendes Jahres (6 März 1446) die Niederlage der Oesterreicher, als sie, Hans Rechberg der Kriegsheld mit ihnen, 6000 Mann stark, bei Rapperschwyl ins Schweizerland einbrechen wollten. Eilfhundert Eids-

genossen aus allen Kantonen erfochten den entscheidenden Sieg, der den Frieden herbeiführte.

Der Kaiser, in viel andere Händel verwickelt, hatte diesen Krieg, bei dem er keinen Ruhm erwarb. Zürich und die Eidsgenossen, seit Stüssi gefallen, auch Itel Reding gestorben war, näherten sich einander wieder von selbst. Zwar ward noch hin und her gesengt und gebrennt, aber doch fleißig unterhandelt, bis endlich am 13 Heumonds 1450 durch den Schultheiß von Bern, Heinrich von Bubenberg, der schiedsrichterliche Spruch geschah: „Zürich soll dem Bunde mit Oesterreich entsagen und sein ihm von den Eidsgenossen entrissenes Gebiet wieder empfahn, mit Ausnahme des früher eingebüßten Landstrichs am obern See.“ — Toggenburg aber überliessen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen, dem Freiherrn von Raron, der es nachher an den Abt von St. Gallen (1469) verkauft hat.

25.

Rheinfelden wird verwüstet; Freiburg savoiisch; der Thurgau zur gemeineidsgenössischen Vogtei.

(Vom Jahr 1450 bis 1468.)

Wie die Eidsgenossen noch über den Frieden unterhandelten, begab sich eine unerhörte Gräuelthat. Die schweizerischgesinnte Reichsstadt Rheinfelden, einst an Oesterreich verpfändet, dann wieder ans Reich gebracht, stand unter Basels, Berns und Solothurns Obwacht. Jeder dieser Orte hatte zum Zeugniß dessen nur einen Wachthabenden in der Stadt. Man besorgte nichts Arges. Allein Ritter Wilhelm von Grünenberg, dem zu Gunsten Oesterreich sein Pfandrecht von der zerstörten Burg auf die Stadt übergetragen hatte, wäre gern im Besitz der Stadt gewesen. Er beredete den Hans von Rechberg, sie ihm durch List zu erobern. Auch Thomas

von Falkenstein, der Mordbrenner von Aarau, der Urheber der Brugger Mordnacht, war sogleich bereit, ebenfalls Hilfe zu leisten.

Eines Morgens (im Wintermonat 1448) unter dem Gottesdienst landete zu Rheinfelden ein mit Holz beladenes Schiff, das den Rhein herabkam, vor der Stadt, darauf waren einige Männer in langen grauen Röcken, sagten: sie kämen von der gnadenreichen Mutter Gottes von Einsiedeln als Pilgrime; wollten hier zu Mittag speisen. Wie sie aber unterm Thor standen, warfen sie plötzlich die Röcke ab, standen im Panzer da, hieben Wächter und Zöllner nieder; hundert und zwanzig Bewaffnete sprangen unter dem Holze des Schiffes hervor, mordend in die Stadt hinein; von der Landseite, durchs aufgerissene Thor kam Grünenberg dahergesprengt mit Sechshunderten, die im Hinterhalt gelauert hatten. Was sie in den Gassen fanden, stachen sie nieder; die Häuser plünderten sie aus, schändeten mit allen Gräueln; trieben Männer, Weiber, Kinder fort, die zogen arm und elend nach Basel, wo sie im Spital und in den Herbergen mitleidiges Obdach fanden.

Doch die Basler thaten noch mehr. Sie rückten mit starken Rächerschaaren aus ihren Thoren, schlugen den Rechberg und Falkenstein bei Hesingen aufs Haupt und brannten dem adelichen Raubgesindel viele Burgen aus. Als aber bald darauf, durch den Friedensschluß, Rheinfelden wieder an das Haus Oesterreich zurückgegeben ward und die Adelichen aus dieser Stadt gehen mußten, nahmen dieselben Räuber alles Hausgeräth mit sich, zerschlugen Fenster, Thüren, Oefen, und liessen die öden Gemäuer zurück.

Ein großer Theil des Schweitzerlandes war durch den langen Krieg verwüstet. In den Städten lagen Gewerb und Handel nieder; in den Dörfern der Landbau vernachlässigt. Den Zürichern hatte der eitle Kampf eine Million und siebenzigtausend Gulden gekostet. Sie trieben ihr Geld ein, wo sie ausstehendes hatten. Da Kaiser Siegmund ihnen die Grafschaft

Kyburg verpfändet hatte und sie nicht einlösen konnte, gab Oesterreich ihnen, gegen Erlassung der Schuldsumme, die Grafschaft eigenthümlich.

Zwischen Bern und Freiburg war bitterer Haß aus der Kriegszeit geblieben, denn Freiburg hatte sich allezeit österreichisch gegen Bern und die Eidsgenossen bewiesen. Freiburg, nachdem es von den Herzogen von Zähringen, ihren Erbauern, an die Erben von Kyburg gekommen, war durch diese an das Haus Oesterreich verkauft worden. Darum hatte es gern zu Oesterreich gehalten. Und darum half Bern dem Herzog von Savoien, als dieser mit der Stadt in mancherlei Zerwürfniß gerieth und sie bekriegte.

Nach wiederhergestelltem Frieden gab Oesterreich den Freiburgern aber einen schlechten Lohn der Treue, behandelte sie hart, entsetzte eigenmächtig ihre Schultheißen und Räthe, zahlte empfangene Vorschüsse nicht zurück, und machte den Marschall Thüring von Hallwyl zum Hauptmann der Stadt, der da unmäßige Gewalt übte. Das entfremdete der Bürger Herz. Nun wurden Verschwörungen und Unruhen rege; nun sann das Volk, Oesterreichs Joch abzuschütteln. Deß freute sich Bern, die Umstände zu benutzen, und aus seiner Nachbarschaft Oesterreichs immer furchtbarern Einfluß zu entfernen. Nun kam auch der Herzog von Savoien, und begehrte von der erschöpften Stadt 200,000 Gulden, die sie ihm schuldig war. So übel standen die Sachen, daß Oesterreich selbst wohl einsah, es könne Freiburg nicht länger behaupten, und es unterhandelte daher mit Savoien und ward bald einig mit ihm. Darauf gab Oesterreich dem Marschall von Hallwyl Befehl, Freiburg zu verlassen. Das verdroß den Hallwyl. Er sagte: Herzog Albrecht werde selbst in die Stadt kommen; man solle feierlichen Empfang bereiten, zu ihm alles Silbergeschirr der Bürger schicken, damit er den Herzog zierlich bewirthen könne. Als er aber das Silbergeschirr in Händen hatte, packte er es ein und schickte es heimlich fort. Dann stellte er sich, dem Herzog

entgegen zu reiten. Der Schultheiß und viele Rathsherren begleiteten ihn und seine Ritter. Aber eine Stunde vor der Stadt wandte er sich um, gab dem Schultheiß eine Urkunde, worin Herzog Albrecht seinem Recht über die Stadt entsagte, setzte hinzu: „Euer Silbergeschirr ist der Preis eurer Freiheit. Gehabt euch wohl!“ — Fort sprengte Hallwyl und die Freiburger ritten verwundert heim.

Nun neue Verwirrung und Unruhe. Das Landvolk war gegen die Stadt. Die Stadt hinwieder fürchtete unter Berns Herrschaft zu fallen. Der Herzog von Savoien verlangte ungestüm von den Bürgern die Zahlung seiner Schuldforderung. Da gerieth der Rath von Freiburg in große Noth, und er begab sich in die Oberherrschaft und den Schutz des Herzogs von Savoien. Am 10 Brachmonat 1452 ward in St. Nikolaus Hauptkirche von Schultheiß, Rath, Sechszig, den Vennern, den Zweihundert und ganzer Gemeinde der Stadt und Landschaft zum Herzog von Savoien geschworen, welcher hinwieder der Stadt und Landschaft uralte Rechte bestätigte.

Unterdessen war im übrigen Schweizerlande auch noch geschlossenem Frieden, wenig Ruhe. Das ewige Kriegen hatte das Herz der Leute gar sehr verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als das Feld bauen, oder die Heerden hüten oder Gewerb treiben. Wars im Lande still, zog er ins Ausland, dem Schall der Trommeln nach. Da kam Einer und warb für deutschen, ein Anderer kam und warb für welschen Krieg. Die Herren aber und Obrigkeiten dachten immer auf neue Erwerbungen, wollten sich Ruhm und Geld und Namen bei den Fürsten machen, weil sie sich selbst Fürsten ihrer Unterthanen zu sein dünkten.

Als dies der König von Frankreich sah, that er gar freundlich mit den Eidsgenossen, schloß mit ihnen nachbarlichen Bund (1453), und manche hundert tapfere Schweizer zogen zu seinen Kriegshändeln. Also that auch der Herzog von Mailand, der den Urnern das Livinenthal auf ewig abtrat, und mit den

Eidsgenossen über Durchpaß, Handelsfreiheit, Zölle und [illegible] Recht einen Vertrag oder ein Kapitulat (1467) schloß. Das waren die ersten Bündnisse der Eidsgenossen mit diesen Nachbarn, auf deren Feldern sie nachher um Lohn so viel theures Blut vergiessen sollten.

Noch aber fehlte es nicht an andern Händeln. Die findet man immer mit Recht und Unrecht. Als die Stadt Straßburg den Zürichern klagte, wie der Raubgraf von Thengen die Straßburger Kaufleute plünderte, waren die Banner von Zürich schnell auf zur Rache für ihre Freunde. Die Burgen der Räuber fielen. Zürich nahm Eglisau und Rheinau ein, und behielt als Ersatz seiner Kosten Eglisau und das Kloster zu Rheinau im schweizerischen Schutz (im J. 1457). Straßburg lud Zürichs rüstige, tapfere Jugend dafür zur Feier des Sieges- und Freundschaftsfestes ein. Die Jünglinge fuhren zu Schiff die Limmat, Aar und den Rhein hinab gen Straßburg. Frühmorgens fuhren sie ab; mit sich nahmen sie den eben gekochten Hirsbrei und die noch heissen Brödlein, alles wohl eingewickelt. Und Abends in Straßburg landend brachten sie Alles noch warm zum fröhlichen Gastmahl mit, zu zeigen, wie gar schnell Freunde bei Freunden sein können.

Uebeln Ausgang hatte ein Jahr hernach ein Schützenfest zu Konstanz. Da weigerte sich ein Konstanzer Herr, von einem Luzerner einen Berner-Plappart (29 Plappart machten einen Gulden) anzunehmen, und nannte die Münze der Schweizer verächtlich einen Kuh-Plappart. Erzürnt verliessen alle Schweizer das Fest. Bald kamen sie furchtbar wieder aus allen Orten, bei 4000 Eidsgenossen, und verwüsteten die Konstanzischen Güter im Thurgau. Mit großen Summen mußte Konstanz Frieden kaufen. Das hieß der Plappartkrieg.

Wie die Eidsgenossen von Konstanz nach Haus zogen, hatten unterwegs dreihundert Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden die Stadt Rapperswyl um Durchpaß und Nachtherberge. Man nahm die müden Männer freundlich auf. Denn die Bürger

von Rapperswyl, wie treu sie auch den Herren von Oesterreich gedient, hatten doch von denselben immer viel Mißhandlung ausstehen müssen. Darum waren die Bürger von Rapperswyl den Eidsgenossen gar hold geworden, bewirtheten sie gastlich, und in derselben Nacht schlossen Rapperswyler und Eidsgenossen ewige Freundschaft, und unbekümmert um Oesterreich, trat Rapperswyl mit den drei Waldstätten und Glarus in Schirmbund.

Als dies der Erzherzog Siegmund hörte, hätte er wohl Ursache zum Zorn gehabt. Aber er ward bald in andere Händel vergarnt, welche weit schlimmer waren, und die liessen ihm keine Zeit wider die Eidsgenossen. Ja, der Papst zu Rom selbst haderte mit dem Herzoge um Vielerlei, that denselben in den Bann, und bot die Schweizer auf, sich des noch in Helvetien übrigen österreichischen Gutes zu bemächtigen. Diese, welche wohl wußten, daß nicht nur der Papst, sondern auch der Kaiser wider den Erzherzog sei, standen mit ihren Schlachthaufen bald bereit und überzogen den Thurgau, welcher zu den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, mit Vorbehalt seiner Rechtsame und Gerichtsverfassungen, schwören mußte. Diessenhofen vertheidigte sich umsonst für Oesterreich tapfer. Alles Landvolk war für die Schweizer. Von der Zeit an blieben die Eidsgenossen (Appenzell ausgenommen) in den Rechten Oesterreichs über Thurgau fest. Der Erzherzog, da er Alles hier verloren sah, verkaufte auch noch die Stadt Winterthur den Zürichern. So ward der weite, schöne Thurgau im Jahr 1460 Schweizerguk.

Um dieselbe Zeit litt Mühlhausen, eine wackere Reichsstadt im Elsaß, große Noth von dem feindseligen, räuberischen Adel umher, und konnte fast nicht mehr widerstehen. Ein Müllermeister hatte seinem Knecht sechs Plapparten vom Lohn abgezogen; der Knecht hatte sich an einen Edelmann um Beistand gewandt; der Edelmann hub Zank mit der Stadt an. Daraus ward Fehde und Krieg. Nun rief Mühlhausen zu den Eidsgenossen um Hilfe. Diese, der Stadt wohlgewogen,

zeigten Ernst und Nachdruck für sie. Der Adel aber zog den Herzog Siegmund von Oesterreich für sich ins Spiel. So wüthete bald die Kriegsflamme, nach langen vergeblichen Unterhandlungen, von Neuem, von Schafhausen bis Waldshut und Mühlhausen. Viele Schlösser und Dörfer wurden dort öde, viele Menschen erschlagen. Die Eidsgenossen, überall sieghaft, belagerten zuletzt Waldshut. Bern wollte diese Stadt mit Sturm nehmen und zur Vorfestung der Eidsgenossen gegen Deutschland machen. Nicht also groß dachten die Uebrigen. Ungern schwieg Bern, als es sah, wie die Miteidsgenossen Friedensvermittlung annahmen, gegen Entschädigung ihrer gehabten Kriegskosten. Der Friede zu Waldshut ward geschlossen, wodurch Mühlhausen und Schafhausen gegen den Adel und Oesterreich sichergestellt wurden. Das geschah im Jahr 1468, in welchem Herzog Siegmund auch den Eidsgenossen feierlich seine Rechte auf Thurgau abgetreten hat.

26.

Verein der drei Bünde in Rhätien; Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Kriegs.

(Vom Jahr 1469 bis 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche selbst um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Diese lebten damals in der ersten und unschuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menschen gehört. Sie waren noch, wie die ersten Eidsgenossen, welche nicht das edle Kleinod der Freiheit für sich wollten, sondern es auch Andern gönnten; nur ihre Unabhängigkeit von Gewalt und Willkühr großer Herren und Fürsten begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene zu erkaufen oder zu erobern verlangten, die von

in den bürgerlichen Ordnungen sein mögen: sind doch die religiösen Vorstellungen der Völkerschaften mehrentheils selbst eigentliche Urheberinnen oder Emporhalterinnen der Vorurtheile und Sitten, wie der bürgerlichen Einrichtungen. So sind die vier Haupt-Kasten der Hindus mit ihren vierundachtzig Unterabtheilungen nur den ältesten Religionsbegriffen entsprungen; oder wahrscheinlicher noch wurde diese Frucht des gräuelhaftesten Menschenzwanges durch Religion geheiligt und verewigt. Millionen der fähigsten und nützlichsten Personen sind damit von Geburtswegen, weil sie den untersten Kasten angehören, zur lebenslänglichen Verachtung und Hintansetzung verdammt.

Ohne Aufklärung der Nation durch einen menschlichern, oder vielmehr göttlichern, Glauben ist an keine wahre Erhebung derselben zu denken. Darum blieb sie zwischen Indus und Ganges seit Jahrtausenden in dem engen Ring ihrer Begriffe, Gebräuche und Lebensweisen. Wie sie Alexander der Mazedonier vor einundzwanzighundert Jahren fand, wie Strabo, der sizilische Diodor und Arrian sie beschrieben: so finden wir noch immer in dem alten Zauberkreise des Kastenthums, das todte Einerlei festhaltend, gleichsam versteinert. Sie steht in geistiger Hinsicht als sichtbares Schaustück der längst untergegangenen Vorwelt, vom Leben derselben zeugend da, gleichsam

ihnen abhängig sein sollten. Um theures Geld machten sich viele Thäler im Oberbunde und im Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von der Zinsbarkeit ihrer alten Oberherren los; sie thaten es nirgends mit Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die großen Herren gewissenlos den freien Landleuten und deren wohlerworbenem Recht das abgeschüttelte Joch wieder auflegen wollten: dann stürzte das Volk mit den Waffen in der Faust und mit Löwengrimm in der Brust gegen die Feinde seines Rechts und Glücks und siegte, gleich den ersten Eidsgenossen. Es liegen viel stolze Herren im Schamserthal (1450) erschlagen und begraben, die einen schwarzen Bund gegen die Enkel Jehanns des Ewaldars geschworen hatten.

Um wider alle Anfechtungen ihrer Widersacher recht stark zu sein, und in ihrem Innern recht einträchtig zu bleiben, kamen die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zusammen, im Mittelpunkt des Landes (1471). Da gelobten die drei Bünde ewiglich zusammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu stehen wie ein einziger Leib, und alljährlich ihre eigenen Sachen und Angelegenheiten zu richten und zu schlichten auf einem Bundestag. Der Tag sollte abwechselnd gehalten werden einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal im Oberbund zu Ilanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten auf dem Bundestage sollten nicht volle Macht haben, zu thun, wie sie wollten, sondern nur das Recht zum Vorschlag; Genehmigung oder Verwerfung stand dem selbherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde ist der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeine besaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehrere Gemeinen zusammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit; darum hieß solch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehrere Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freistaat in

Rhätien. Daß Volk überall wählte und setzte seine Obrigkeiten selbst und nahm dazu seine rechtschaffensten Männer, zu denen es Vertrauen hatte.

Als solches im Bündnerland geschah, die Eintracht zu befestigen, war das Gemeinwesen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht großes Verderben zu leiden. Diese Stadt, einst vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüstigen Handwerkern bevölkert, hatte auch die in der Nachbarschaft angesessenen Gerichts- oder Twingherren zu Bürgern, also daß die Stadt die Rechte dieser Herren auf ihrem Eigenthum in Schirm nahm, die Twingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bürger halfen. Viele solcher vornehmen Geschlechter saßen in der Stadt Rath, und waren dem Gemeinwesen durch Kenntniß, Tapferkeit und Vermögen von jeher ersprießlich gewesen. Durch Beistand derselben vornehmlich hatte die Stadt schon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenossenschaft großes Ansehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben so viel zu gelten, als die vornehmen Geschlechter der Twingherren; diese hingegen sahen mit Stolz auf die Kürschner, Metzger, Pfister und andere ehrbare Handwerker herab, und bildeten sich thöricht auf Herkunft und adeliches Abstammen Großes ein. Das reizte nur die Andern, diese zu demüthigen und herabzusetzen, wo irgend Gelegenheit ward.

Also geschah auch in dieser Zeit wieder, als wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Twingherrschaft Worb große Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfällte Weibel den großen Rath anrief, entzweiten sich darüber die Twingherrn, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zusammenhielten und unparteiisches Gericht begehrten, mit den übrigen Bürgern im großen Rath, an deren Spitze Peter Kistler, seines Gewerbs ein Metzger, stand. Aber die Twingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verließen sie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und

gingen auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Kistler nachmals Schultheiß von Bern ward (1407), freut' es ihn, die Vornehmen zu demüthigen und sie auch im Aeussern den gemeinen Bürgern gleichzustellen. Schultheiß, Räthe und Bürger von Bern erliessen darum eine strenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Als die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, sie sollten die langen Schleppen ihrer Kleidung abthun, jammerten sie, und stifteten ihre Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe sei doch des Adels Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, also daß selbst die Eidsgenossenschaft in Sorgen gerieth, und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitsache nicht weiter zu treiben, sondern die Kleidersatzung fallen zu lassen.

Und daran thaten sie gar wohl, denn bald kam die Zeit, daß gesammte Eidsgenossenschaft großer Eintracht bedürftig wurde, wollte sie nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, werden. Dieser war ein prächtiger, Ruhm und Herrschaft liebender Herr, doch ungestüm zornig gegen Alles, was ihm zu widerstehen wagte. Seine Lande dehnten sich von den Schweizergrenzen jenseits des Jura und des Rheins, zwischen Frankreich und dem Rhein entlang bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen sogar vor Paris den König Ludwig XI von Frankreich erschreckt. Dieser haßte daher den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte sich auch mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin gewesen, schon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geschenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerstädten fehlen, daß sie ihm gegen den Herzog hülfen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen sprach sie wehmüthig um Beistand an, und selbst in Deutschland der Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich des-

sen Landvogt Peter von Hagenbach nachlässig gewesen, wenn schweizerische Kaufleute auf der Reise durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein sie widerstanden den Bitten König Ludwigs und seiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die kriegslustige Jugend in den Schweizerstädten nach neuen Heldenthaten dürstete. Auch Oesterreich, Lothringen und andere Herrschaften auf deutschem Boden hatten sich gegen Burgund vereint.

Also schlossen die Eidsgenossen den französischen Bund (1474) und fielen mit 8000 Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oesterreicher desgleichen mit 10,000 Mann. Zu den Eidsgenossen waren auch Basler, Freiburger, Schaffhauser, St. Galler gestoßen. Die Alle hausten furchtbar, und wer von Grafen und Herren im Waadtland burgundisch war, der mußte ihre schwere Hand fühlen, so wie der Herzog von Savoien, der mit Karl dem Kühnen zusammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murten, das mußte ihnen Gehorsam schwören. Weit, längs dem Lemanersee, herrschten die Waffen der Eidsgenossen. Viele Schlösser gingen in Flammen auf rechts und links. In die Burg von Granson am Neuenburger-See legten sie Besatzung. Auch die Walliser traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht des feindlich gewordenen Savoiens.

Wie nun die Schweizer im vollen Kampf standen für den französischen König und den Kaiser in Deutschland, wurden sie unvermuthet von beiden verlassen durch schweren Wortbruch. Zuerst machte der Kaiser Frieden mit dem Herzog von Burgund, und zwölf Wochen später schloß der König von Frankreich ebenfalls auf viele Jahre mit ihm Waffenstillstand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizustehen gegen den Herzog; nun gestattete er diesem sogar freien Zug durch sein Gebiet gegen die Eidsgenossen. Denn wider die Eidsgenossen war Karl der Kühne am meisten erzürnt; die wollte er nun bezwingen und strafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche die

Erbin seines ganzen Landes war; mit dieser und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiser geblendet. Er wußte dem Einen, wie dem Andern Hoffnung zu machen, er werde seine Erbtochter dessen Sohne vermählen. Doch war's ihm kein Ernst damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er starkes Kriegsvolk in seinen Landen, und in Frankreich und Italien. Des erschracken allerdings die verrathenen Eidsgenossen, und sandten zwei Gesandtschaften ihm entgegen, Frieden und ausschließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leisten. Er jedoch verschmähte stolz ihre Anerbieten und zog von Besançon herauf über das Juragebirg mit 60,000 Mann und großer Macht gegen Granson, deß sie seine Rache fühlten. Es war im März 1476.

27.

Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahr 1476 bis 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten, mit Hilfe verrätherischer Bürger, erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine tapfere Bernerschaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Granson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken, und zitterte nicht, obwohl die Berg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle henken lassen. Da entsank Vielen der Muth, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edel-

mann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollkühnheit abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Vermittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere Hundert; Andere aber grausam an Seilen im Wasser des Sees herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Granson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburger-Sees, und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festes Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführet vom kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten: da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schafhausen. „Was ist das für ein Volk?“ schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oestereich floh!“ antwortete der Herr von Stein. „Weh!“ rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?“ Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stämmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle

Nacht folgte ihnen der Eidsgenossen Muth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Granson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf ins Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch sie alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidsgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück ins Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger-Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Granson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten ankamen,

wie auch ihre Bundesverwandte aus Uri, den Städten des Elsaßes, von Basel, St. Gallen und Schafhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch klasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum 34,000 Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heer betend auf die Knie. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22 Brachmonats. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Budenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt. Nun wuchs der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sah Alles verloren, und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Rittern begleitet, zum Genfersee. Fünfzehntausend der Seinen lagen

erschlagen vom Murtnersee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die übrigen wurden versprengt; alle feindliche Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphiren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemüthigten Feinde bittern Krieg, und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch bat er, furchtbarer zu sein, um sechstausend Mann Hilfe von den Schweizern; die sandten ihm achttausend, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegesheld von Murten. Als diese auszogen zum Heere des Renatus, erschien auch Karl der Kühne schon wieder in neuer Macht, und bestürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit seinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5. Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war muthlos. Der Anführer seines Vortrabs, Graf Cola Campobasso, ging sogar, statt anzugreifen, verrätherisch zum Renatus über. Zahlreicher war die Macht des Renatus an Kriegern, und stärker durch Muth, als Karl. So ward dieser bald besiegt; und als er floh und mit seinem Rosse in einen leicht überfrornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen. Fünfhundert seiner Edeln und Ritter lagen um ihn, Tausende seiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So starb der furchtbare Feind der Eidsgenossen.

Nun bemächtigten sich die Feinde Karls seiner Lande. Die Stände von Hochburgund aber sandten an die Eidsgenossen und baten um Frieden, ja sie wünschten sich mit dem Bunde

der Schweizer zu vereinigen. Bern, staatsklug, und großsinnig, sprach für ihre Aufnahme in den Bund: „Hier ist gegen Frankreich forton eine starke Vormauer am Jura und den Vogesen für uns Eidsgenossen!“ — Aber die andern, zumal die kleinern Kantone, widerredeten. Sie fürchteten durch solche Ausdehnung des Bundes zu sehr in fremde Kriege verwickelt, oder, neben der Größe so vieler andern Kantone, unscheinbar und gering zu werden. Also mußten die Burgunder ihren Frieden nur mit hundert und fünfzigtausend Gulden von den Eidsgenossen kaufen. Erzherzog Maximilian von Oesterreich aber bekam Hochburgund im Frieden mit der Hand Maria's, der Tochter Karls des Kühnen. Und Oesterreich schloß mit Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn, zu gegenseitigem Schutze und ewigem Frieden, einen Erbverein, dem bald auch Unterwalden, Schwyz, Zug und Glarus beitraten. In diesem Verein that Oesterreich Verzicht auf Alles, was die Eidsgenossen je dem Hause Habsburg entrissen hatten, und beide Theile gelobten sich Beistand gegenseitig in der Noth.

Auch mit dem König von Frankreich ward Bund gemacht, und ihm Werbung bei den Schweizern für seine Kriegsheere gestattet. Dafür streute er viel Geld und Geschenke und Jahrgehalte in der Schweiz aus. Da warben die Landvögte, Junker und Rathsherren rüstige Mannschaft für den König, und bereicherten sich als Hauptleute und Obersten von seinen Gaben und seinem Solde, und dafür verspritzten sie in fremden Landen edles Schweizerblut.

Es war aber zu dieser Zeit im Schweizerland viel müßiges Volk, hatte im Kriege Zucht, Sitte und Arbeitsamkeit verlernt, und wollte lieber raufen und rauben. Viele liefen auf eigene Gefahr zur Reise in auswärtige Kriege, und dieses Reislaufens ward kein Ende. Viele legten sich auf unnütze Händel und Räubereien im Vaterlande. Andere trieben andern Unfug. Im Zug sprachen sie beim Wein und Spiel zur Fastnachtszeit von der ungleich getheilten Burgunder-Beute, und daß die großen

wie eine ägyptische Pyramide unter den übrigen Bauwerken der Menschen.

Darum ist in seinen Folgen für die Weltgeschichte wichtiger, als alles Eroberer- und Gesetzgeberwerk der ostindischen Handelsgesellschaft, dasjenige, was zur Verbreitung des christlichen Lehrbegriffs unter den Hindus gegenwärtig geschieht. Denn die der Menschheit durch Jesum geoffenbarten Ideen werden unter jenem herrlichen Himmel neues Leben entzünden, gleichsam eine neue Welt bauen.

Es fehlte schon seit einigen Jahrhunderten nicht an Versuchen, unter den Indern das Christenthum allgemein zu machen. Allein die Versuche hatten geringen Erfolg. Es mangelte nie zwar an gottbegeisterten Männern, die gern das begonnene Werk ihrer Vorgänger fortgeführt haben würden. Es war nicht Ungelehrigkeit der Hindus, nicht die lange Reihe der dort geführten Kriege das vorzüglichste Hinderniß an Ausbreitung des göttlichen Wortes: sondern die britische, selbstsüchtige, über Geld Alles vergessende Krämerpolitik war es. Die Direktoren der britischen Kompagnie selbst verboten das Hineverpflanzen edlerer Religionsbegriffe, weil ihre Staatsklugheit dieselben zur Sicherstellung ihrer Herrschaft über die unermeßlichen Besitzungen nicht nothwendig, oder wohl gar für gefahrvoll hielt. Mit denselben

Hanse zu Bern und Freiburg wohl das Beste für sich behalten hätten. Und sie schworen zusammen, auszuziehen und Rechenschaft zu fordern, und hießen sich die Bande vom tollen Leben. Mit Lust und Lachen, Alle bewaffnet, zogen sie durch Städte und Länder der Schweiz, und überall ihnen frohe Jugend zu, um die aus dem Burgunder-Kriege noch vernachlässigte Brandschatzung von Genf zu holen. Sie thaten Niemanden Leides, zahlten was sie verzehrten. In Bern waren sie siebenhundert, in Freiburg zweitausend stark. Solche Unordnung verursachte Furcht. Die Obrigkeiten mahnten ihre Unterthanen ab, sich nicht mit unerlaubten Bewaffnungen zu vereinigen. Es wurden Tagsatzungen gehalten. Man besänftigte die Jünglinge der tollen Bande mit freundlichen Worten; doch wurden sie nicht eher zur friedlichen Heimkehr vermocht, bis Genf und Lausanne die Summen der rückständigen Brandschatzungen gegeben. Da gingen Alle auseinander.

Bern schloß um dieselbe Zeit auch Frieden und Bund mit Savoien, gab diesem das verpfändet gewesene Waadtland zurück, und behielt nur Aelen; aber bewirkte dagegen, daß Freiburg wieder, als freie Stadt des römischen Reichs, von Savoien (23 August 1447) unabhängig erklärt ward. Denn Bern wollte einen solchen Waffenplatz Savoiens nicht so nahe dulden. Freiburg übernahm dafür, zum Lösegeld seiner Freiheit, einen großen Theil der savoischen Landesschuld.

28.

Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich.

(Vom Jahr 1478 bis 1489.)

Weit nun, in Thälern und Bergen, in Städten und Ländern der Eidsgenossen, lebte das Volk voll kriegerischen Trotzes.

Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht seine Schätze, in der zweiten sein Heer, in der dritten das Leben verlieren müssen, fürchtete der Schweizermann Niemanden mehr. Drum ward des Kriegens kein Ende.

Eines Tages hatten mailändische Unterthanen Bauholz in einem Walde der Liviner gefällt. Sogleich liefen junge Leute aus Uri über den Gotthard und beraubten und mißhandelten dafür die Unterthanen von Mailand in benachbarten Dörfern. Uri, statt diese junge Mannschaft zu strafen, nahm sie in Schutz, kündete den Mailändern Krieg an, und bot die Eidsgenossen auf zum Beistand. Die Eidsgenossen sahen der Urner Unrecht, wollten vermitteln, aber auch die Urner in der Noth nicht fallen lassen. Also schickten sie Kriegsvolk auf den Augenblick in der Noth.

Als der Herzog von Mailand solches sah, schickte er den Graf Borelli mit starker Macht am Tessin herauf. Beim Dorf Giornico lag der Vortrab der Schweizer, es waren nur 600 Urner, Luzerner, Schwyzer und Züricher; die andern Eidsgenossen, ihrer gegen 10,000, waren noch weit zurück. Borelli wollte mit seiner auserlesensten Mannschaft auf Giornico. Es war aber mitten im Winter. Die Schweizer leiteten das Wasser des Tessin vor sich über die Wiesen, daß es zur Eisdecke fror; dann legten sie Fußeisen an. Wie die Mailänder furchtsam über die schlüpfrige Eisfläche heraufkamen, stürmten festes Fußes die Schweizer gegen sie her (28 Christmonds 1478). Da hatten die Wenigen leichtes Spiel gegen die Menge, welche nicht auf den Beinen sicher stand. Frischhans Theilig, der Luzerner Hauptmann, ward mit seinem guten Schwert der Todesengel der Mailänder. Diese flohen mit Entsetzen, Fünfzehntausend vor Sechshunderten. Ihr Blut färbte den Schnee bis Bellinzona roth; über anderthalb Tausende wurden erschlagen. Diese fast unglaubliche Kriegsthat machte den Namen der Schweizer durch ganz Italien berühmt. Mailand erkaufte den Frieden, zahlte Entschädigungen, und anerkannte, daß Livinen

nebst dem Thal Bregi:sco als ewiges Lehen bei Uri bleiben solle, gegen jährliche Entrichtung einer dreipfündigen Wachskerze an den Dom von Mailand.

In den meisten Kriegen, besonders gegen Burgund, hatten die Städte Solothurn und Freiburg sich wacker für die Eidsgenossen geschlagen. Darum bemühte sich Bern, diese Städte in den Bund der Eidsgenossen zu bringen. Die freien Landleute hingegen in Uri, Schwyz und Unterwalden waren sehr dawider. Sie fürchteten, die Städte, denen sie in feiner Bildung und Kenntniß nachstanden, und die nur immer auf Vermehrung ihrer Gebiete und Unterthanen dachten, würden am Ende Meister sein, und den ganzen Bund nach ihrem Willen und Vortheil lenken. Wegen dieser Eifersucht und Furcht wollten sie die Zahl der Herrscherstädte nicht im Bunde vermehrt sehen. Die Städte hinwieder hatten ganz andern Argwohn gegen die freien Länder. Gleich nach den Unordnungen der Bande vom tollen Leben hatten Zürich, Bern und Luzern unter sich und mit Solothurn und Freiburg, einander zum Beistand, Bürgerrecht errichtet, weil sie besorgten, die freien Landleute der kleinen Kantone möchten damit umgehen, Freiheit auf alle Schweizer zu bringen, und die Unterthanen der Städte zu verführen, früher oder später die Botmäßigkeit der Stadtbürger zu verwerfen und Landsgemeinderegierung zu stiften. Das wollten die Stadtbürger nicht. Sie hatten ihre Unterthanen erobert oder erkauft und wollten ihrer Rechte sicher bleiben.

So erwuchs gegenseitiges Mißtrauen unter den Eidsgenossen. Ein Zufall bestätigte den Argwohn der Städte. Zu Escholzmatt im Luzernischen Amt Entlibuch saß Peter Am Stalden, ein tapferer Kriegsmann, oft mit seinen Vettern, dem Altlandammann Heinrich Bürgler von Obwalden und dessen Schwager Kußnegger, beim Glase Weins, wenn sie ihn besuchten, und sprachen von der Freiheit. Die Obwaldner munterten den Peter auf, der ohnedem mit dem Landvogt im Entlibuch und den Herren in Luzern nicht zufrieden war, am St. Leodegarsfest

einen kecken Streich in der Stadt zu wagen. Obwaldner sollten auch zum Fest kommen und helfen, Schultheiß, Rath und Hundert in die andere Welt wandern, Thürme und Ringmauren abgerissen, Luzern ein schönes Dorf, Entlibuch ein freier Stand werden. So sprachen sie. Die Luzerner erfuhren davon, weil sich Peter durch unbesonnene Ausdrücke verrathen hatte. Er ward gefänglich eingezogen; er mußte Alles bekennen und ward zur Strafe enthauptet.

Das geschah zu derselben Zeit, als eben alle Eidsgenossen, mit ihnen auch Boten von St. Gallen und Appenzell, Solothurn und Freiburg, zu Stanz im Nidwaldner Land eine Tagsatzung hielten. Da brach nun zwischen allen Kantonen der Argwohn und Groll laut aus um die Theilung der Burgunder-Beute, um die Aufnahme der beiden Städte in die Eidsgenossenschaft und um vieles andere. Die drei Ur-Kantone stießen so schreckliche Drohungen aus gegen die Städte, und Luzern und die Städte wurden so ergrimmt gegen die drei Länder, daß die Freiburger und Solothurner freiwillig und bescheiden von ihrem Wunsche zurücktraten und im ganzen Land schon Rede ging, man werde zu den Schwertern greifen, man werde die ganze Eidsgenossenschaft auflösen müssen.

Solches hörte auch der Stanzer Pfarrer Heinrich Imgrund, ein aufrichtiger Eidsgenoß, und erschrack von Herzen. Er nahm den Wanderstab und eilte in die Wildniß an dem Ranfttobel, um dem frommen Bruder Niklaus Löwenbrugger das Unglück zu verkünden. Dieser fromme Mann, welcher von der Flue bei Sarneln in Obwalden, wo er sein Heimwesen hatte, auch Von der Flue genannt ward, hatte in der Einsamkeit auf dem Berg schon manches Jahr im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt. Im ganzen Lande wurde er wegen seiner Andacht verehrt. Man sagte von ihm, daß er droben ohne alle Nahrung und Speise seit vielen Jahren lebe, ausgenommen daß er allmonatlich das heilige Abendmahl genösse. In enger Zelle schlief er auf harten Brettern; ein Stein war sein Kopfkissen. Seine Frau, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter gezeugt

hatte, wohnte drunten im Thal auf dem Gute. Er war ehemals im Thurgauer Krieg ein tapferer und menschenfreundlicher Kriegsmann gewesen.

Wie er nun vom Pfarrer von Stanz die Zwietracht der Eidsgenossen erfahren hatte, verließ er seine Einsiedelei und ging nach Stanz und trat in den Saal der versammelten Tagherren. Alle standen von ihren Sitzen auf, als sie die Erscheinung des hochehrwürdigen Greises, in hagerer Gestalt, aber jugendlicher Kraft, sahen. Er aber sprach nun zu ihnen mit der Würde eines göttlichen Boten, und mahnete sie im Namen des Gottes, der ihnen und ihren Vätern soviel Siege gegeben, zu Frieden und Eintracht. „Ihr seid stark worden," sprach er: „durch Macht eurer vereinten Arme; nun wollet ihr sie trennen, schnöder Beute willen? Fern sei, daß solches die umliegenden Lande von euch vernehmen! Ihr Städte, bestehet nicht auf die Bürgerrechte, die den alten Eidsgenossen schmerzlich sind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben euch gekämpft haben, nehmet sie in den Bund! — Eidsgenossen, aber erweitert den Zaun nicht zu sehr, der euch umschließt. Meidet ausländische Händel! Hütet euch vor aller Parteiung! Fern von euch, daß einer um das Vaterland Geld nehme!"

Dies und Anderes sprach Niklaus von der Flue und alle Herzen wurden von den Worten des hohen Einsiedlers erschüttert und also bewegt, daß in einer einzigen Stunde Alles verglichen wurde. An demselben Tage sind Solothurn und Freiburg in den ewigen Bund der Eidsgenossen eingetreten. Es geschah am Sonnabend, den 22 Christmonds 1481. Und in dem abgeschlossenen Stanzer-Verkommniß wurden die alten Bünde und die Gesetze des Pfaffen- und Sempacherbriefs bestätigt, desgleichen der Vorschlag des frommen Niklaus, das im Krieg Eroberte nach den Orten, das Erbeutete aber nach der Mannschaft zu vertheilen. Auch ward beschlossen, ohne Willen und Erlaubniß seiner Herren und Obern solle niemand Gemein-

den versammeln und gefährliche Anträge machen. Wenn aber die Ungehörigen eines Standes ihren Obrigkeiten widerwärtig werden wollten, sollten alle Stände helfen, die Unzufriedenen wiederum ihren Herren gehorsam zu machen.

Dies gethan, ging der Einsiedler in seine Wildniß, jedes Gesandte in seinen Kanton zurück. Freude ward aller Orten. Von allen Kirchthürmen ertönte feierliches Geläute der Glocken in den großen Jubel, von den Alpen herab bis zum Jura.

Aber, mit hergestellter Eintracht in Stanz, kehrte nicht die alte Zucht und Sitte der Eidsgenossen zurück. In den Städten nahm Habsucht und Vornehmthuerei der bürgerlichen Obrigkeiten, in den Aemtern Bestechlichkeit, in den Gemeinden rohes Wesen, beim Pöbel Ausschweifung und Räuberlust zu. Nur im Jahre 1480 wurden binnen drei Monaten bei fünfzehnhundert Mörder und Räuber in der Schweiz von den Gerichten verurtheilt. Des Reisslaufens in fremde Kriege war kein Ende. Da zogen oft bei hundert und tausend junge Leute, mit Spielleuten an ihrer Spitze, fort über den Rhein und über die Berge, um den Fahnen der Könige zu folgen und Beute zu machen, oder den Tod zu finden. Auch an Kriegshändeln ringsum fehlte es nicht. In einem einzigen Jahre (1487) wurden auf der italienischen Seite vier Kriege geführt, von den Bündnern gegen Mailand, von ihnen und Eidsgenossen bei Roveredo gegen Venedig, von den Wallisern gegen Mailand, von den Bernern und Andern der westlichen Schweiz für den Herzog von Savoien gegen die Piemonteser bei Saluzzo.

Auch an innern Zerwürfnissen und Aufrühren fehlte es nicht. Die adelichen Herren und die Priester in Zürich, welche den klugen und tapfern Hans Waldmann, Bürgermeister dieser Stadt, auf den Tod haßten, weil er sie einzuschränken suchte, wiegelten durch allerlei Reden Bürger und Landvolk gegen ihn auf, hießen ihn einen Tirannen, der eigenmächtige Satzungen mache und die alten Rechte verletze. Es war Hans Waldmann eines Landmanns Sohn von Blikestorf, im Lande Zug, als

Gerber gen Zürich gekommen, durch großen Verstand und tapfern Sinn erhöht, als Siegesheld bei Murten und Nancy berühmt und bei Eidsgenossen und Fürsten hoch geworden. Aber die Eidsgenossen hatten gegen ihn, daß er mit Oesterreich und Mailand zusammenhielt, und die Züricher, daß er aus Leidenschaft und Stolz seine Gewalt mißbrauchte. Das ließ sich der Bürgermeister nicht anfechten; und wehe dem, der wider ihn handelte oder redete. Als Frischhanns Theilig von Luzern, der Kriegsheld von Giornico, welcher Waldmanns Parteilichkeit für Mailand oft getadelt hatte, eines Tages mit Tuchwaaren nach Zürich kam, ließ ihn Waldmann fangen und enthaupten, wie sehr auch Luzern für das Leben des Helden gebeten hatte.

Solcher Uebermuth brachte diesem an großen Gaben reichen Mann allgemeinen Haß und endlich Untergang. Denn seine Feinde benutzten wider ihn die Unruhen des Landvolks am Zürichsee, als zuerst die Gemeinden Meila und Herrliberg aufstanden, und bald mehrere Dörfer am See, welche sich über die Härte der Gesetze beklagten und vielerlei Beschwerden führten. Die Landleute vom See traten mit den Waffen vor die Mauern Zürichs und riefen: „Bedenkt ihr Herren, was ihr nach dem Zürcher-Krieg in der Wasserkirche versprochen, uns nichts neues aufzulegen!“ — Es kamen auch die Boten der Eidsgenossen und vermittelten, daß neuerdings erklärt ward, die Klagen der Gemeinden sollten untersucht und die Leute befriedigt werden. Aber Waldmann, welcher glaubte, es sei der Stadt Zürich durch solche Erklärung an Ehren weh gethan, ließ durch den Stadtschreiber den Spruch abändern, als hätten die Bauern nur vermeinte Klagen geführt, als hätten sie demüthig und um Gotteswillen Vergebung ihres Unrechts gebeten, und nur soviel erhalten, daß ihre Beschwerden bei erster Gelegenheit sollten geprüft werden.

Da nun die Verfälschung des Abschieds kund ward, geschah neuer Auflauf gegen die Stadt, und in der Stadt ward Unruhe, daß der Bürgermeister nicht mehr ohne Panzer ausging und auf

dem Rathhause schlief. Wehe aber der Obrigkeit, die sich mit andern Waffen, als mit der Liebe des Volks schützen will! Der Bürgermeister und Ritter Waldmann wurde im Aufruhr mit seinen Anhängern ergriffen, in den Wellenberg geführt, gefoltert und enthauptet. (Den 6 April 1489.) Wohl hatte Waldmann viel gefehlt, doch der wüthende Parteigrimm gegen ihn nicht minder.

An dem Tage seines Todes traten von Zürich Obrigkeit und Unterthanen, als gleiche Parteien, vor die richtenden Eidsgenossen, und diese bewirkten einen ewigen Vertrag zwischen beiden, welcher genannt ward der Waldmannsche Spruch. Darin ward den Landleuten geboten, Bürgermeistern und Räthen und dem grossen Rath der Stadt Zürich Treue, Wahrheit und Gehorsam zu halten, ihnen aber gestattet, ihre Waaren zu Markt zu führen, wohin sie wollten; hinzuziehen, wohin ihnen gefalle; Handwerke in den Dörfern zu treiben; Reben einzulegen und die Güter zu bewerben nach bestem Gewissen, sich in den Seegemeinden einen Untervogt selbst zu wählen; und viele andere Rechte mehr wurden ihnen gestattet. Wenn aber die in der Stadt die Ihrigen am Zürichsee mit böser Gewalt übersetzen wollten, dann sollten zwei oder drei Kirchhörinen sich zusammenfügen und bereden und von jeder Kirchhöri sollten zehn oder zwanzig Ausgeschossene vor die Eidsgenossen gen Zürich gehn, und ihre Klage anbringen, daß dieselbe abgestellt werde.

Dieser Spruchbrief wurde am 9 Mai 1489 von den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, als Schiedsrichtern und Gewährleistern, untersiegelt.

29.

Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte bildet sich.

(Vom Jahre 1490 — 1500.)

Wenn im Land' einmal Partei mehr, als Wahrheit, wenn Gewalt mehr, als Recht gilt, dann wenden Freiheit und Frieden den Rücken. Das erfuhr Zürich nach der Hinrichtung des Hans Waldmann. Denn die Stadt verlor durch den Waldmannschen Spruch bei ihren Unterthanen sehr viel vom alten Ansehen, und gewann daraus noch manches hundert Jahre nachher Verdruß. Die Feinde Waldmanns, nun sie im Rath saßen, und seine Güter einzogen und verschwendeten, und seine Anhänger verfolgten, hausten böser und ungerechter, als er selbst. Gesetzlosigkeit währete lang im Lande. Man hieß diese Regierung den hörnernen Rath; Waldmanns Regierung stand dagegen noch silbern.

Auch in St. Gallen war zur selben Zeit zwischen der Stadt und dem Abte die böse Zwietracht wieder los. Als dieser zu Rorschach auf eigenem Grund und Boden ein neues Kloster bauen wollte, wurden darüber die Bürger St. Gallens ergrimmt. Rüstig traten ihnen die Appenzeller bei, nie des Abtes Freunde; selbst die Gotteshausleute wandten sich auf die Seite der Bürger. Das Kloster ward geschleift. Da schrie der Abt zu den vier Schirmorten seines Gotteshauses um Hilfe, und es kamen Zürich und Luzern und Schwyz und Glarus und stifteten Ruhe durch Waffengewalt (1490). Das kostete den St. Gallern viel Geld, und Appenzell verlor, für Kriegskosten, das Rheinthal und einen Theil der Herrschaft Sax, welches die Schirmorte behielten, und an dessen Regierung sie nachher auch die Urner, Unterwaldner und Zuger Theil nehmen liessen. Solche Eroberungen der Eidsgenossen über Eidsgenossen machten böses Blut.

Zum Glück kam wieder von aussen Gefahr und Noth. Das vereinigte Alle von neuem, und solches war heilsam.

In Deutschland nämlich war Maximilian I von Oesterreich Kaiser. Er hatte von Frankreich die niederburgundische Grafschaft empfangen, und um sie sicherer zu bewahren, dem deutschen Reiche einverleibt, als einen eigenen Kreis. Einen solchen deutschen Reichskreis wollt' er auch aus dem Schweizerland machen. Aber das verbaten sich die Eidsgenossen und sie blieben lieber, wie bisher, für sich. In Schwaben hatten die dortigen Stände mit einander einen Bund zur Abschaffung aller kleinen Kriege und Fehden unter sich gemacht. Das gefiel dem staatsklugen Kaiser; er stellte sich selbst als Mitglied an die Spitze dieses Bundes, weil er ihn dann auch zur Verstärkung seiner österreichischen Hausmacht gebrauchen und leiten konnte. Er verlangte, die Eidsgenossen sollten dem Schwabenbund ebenfalls beitreten. Das verbaten sich abermals die Schweizer, denn sie blieben lieber, wie bisher, für sich.

Nun ward der Kaiser zornig und zu Innsbruck sagte er zu den Gesandten der Eidsgenossen: „Ihr seid ungehorsame Glieder des Reichs; ich werd' euch wohl selbst einmal mit dem Schwert heimsuchen müssen!“ Die Gesandten antworteten und sprachen: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät ehrfurchtvoll, uns mit solchem Besuch zu verschonen, sintemal unsere Schweizermannen grob sind und selbst der Kronen nicht achten!“

Den Schwabenbund verdroß die Keckheit der Eidsgenossen nicht minder. An den Grenzen gab's darum viel Neckerei und Reuterei zwischen den Leuten hin und her, also, daß sich die Stadt Konstanz zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Schwabenbundes begab. Denn eines Tages wollte aus dem Thurgau ein ganzer Haufen rüstiger Mannen, aufgewiegelt vom Urner Landvogt daselbst, die Stadt, wegen ihres Trotzens gegen die Schweizer, überfallen und züchtigen.

Mit den Bündnern hielten die Oesterreicher auch üble Nachbarschaft; da waren zwischen Tirol und Engadin immer

Regierungsgrundſätzen, nach welchen noch heutiges Tages europäiſche Herren die Aufklärung des Volks, das Schulweſen ihrer Unterthanen hemmen wollen, waren die Direktoren der oſtindiſchen Geſellſchaft mit allen Abſcheulichkeiten, allem Unweſen indiſcher Vorurtheile zufrieden, ſo lange ihre aſiatiſchen Unterthanen nur leiſteten und zahlten, was ſie leiſten und zahlen ſollten. Ohne Erlaubniß durfte daher kein Miſſionär nach Oſtindien kommen; und die Erlaubniß wurde nur höchſt ſelten ertheilt. Um ſich im Beſitzthume der Eroberung zu ſtärken, gab man ſogar Muhamedanern und Hindus vorzugsweiſe vor den Chriſten Zutritt zu den angeſehenſten Staatsämtern. Ja, während man mit groſsthuerischer Duldſamkeit die ämſigſte Verbreitung des muhamedaniſchen Glaubens geſtattete, trug man kaum Sorge, dem Chriſtenthum durch das Aeuſſere des Kirchlichen nur einige Achtung zu verſchaffen. Zuweilen mußte ſelbſt die engliſche Miſſionsgeſellſchaft, die ſeit dem Jahre 1698 die Verbreitung des Chriſtenglaubens in Aſien zum Lieblingswerke machte, ſo wie in unſern Zeiten die papiſtiſche Miſſionsgeſellſchaft, für ihre Miſſionarien in dem däniſchen Oſtindien einen Aufenthalt ſuchen, der ihnen im Britiſchen verſagt war.

Die einzige proteſtantiſche Miſſion, welche

Händel und Zwiste wegen Marchen, Rechte, und Zölle. Einmal sogar waren die Tiroler bewaffnet ins Engadinerthal hereingezogen (im Jahre 1476), aber mit blutigem Haupt durch die Schlucht von Finstermünz in ihr Land zurückgejagt worden. — Nun kam neuer Stoff zum Streit hinzu. Nämlich nach der Theilung der Toggenburger Erbschaft waren die Rechte Toggenburgs in dem Zehn-Gerichten-Bund den Grafen von Matsch, Sax und Montfort zugefallen, und nachher kaufsweise (1478 und 1489) an das Erzhaus Oesterreich gelangt. Daraus ward vieler Unfriede.

Weil nun also die Bündner mit den Eidsgenossen einerlei Furcht vor Kaiser Maximilians Gewalt und Willen hatten, errichteten der Gotteshaus- und graue Bund (im Jahre 1497) Freundschafts- und Schutzbündniß mit Zurich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Zehn-Gerichten-Bund, aus Furcht vor Oesterreich, wagte aber noch nicht beizutreten.

Nun hielt der Kaiser seinen Grimm nicht länger zurück. Und wiewohl er schon schweren Krieg in den Niederlanden auf sich hatte, stellt' er doch neue Macht ins Tirol, und die Schaaren des Schwabenbundes rückten heran, und umspannten das Schweizerland vom Engpaß der Bündner beim Luzienstelg, durch welchen man aus dem rhätischen Gebirg nach Deutschland gelangt, längs Bodensee und Rhein bis Basel.

Also geriethen die Schweiz und Rätien in große Gefahr des Untergangs. Doch brachen die Bündner muthig auf für ihre Freiheit; nun auf alle Eidsgenossen. Sarganser auch und Appenzeller eilten zum Schollenberg; Walliser, Baseler und Schafhauser flogen mit ihren Bannern heran, dem Feind ins Angesicht. Keiner blieb daheim.

Es war im Hornung des Jahres 1499, als der Kampf anhob. Denn achttausend Kaiserliche drangen ins bündensche Münsterthal und Engadin; mit Tausenden bemächtigte sich Ludwig von Brandis, des Kaisers Feldherr, unversehens des

Luzienſteigs und, durch Verrätherei von vier Bürgern, des Städtleins Maienfeld. Die Bündner aber erſtürmten den Luzienſteig wieder; achthundert Schwaben fanden hier den Tod, die andern flohen bis Balzers. Da ſetzten die Eidsgenoſſen bei Azmoos über den Rhein und ſiegten mit den Bündnern bei Treiſen herrlich im Treffen. — Mit zehntauſend Streitern ſtand der ſchwäbiſche Adel zu St. Johann, zu Höchſt und Hard, zwiſchen Bregenz und Fuſſach. Achttauſend Eidsgenoſſen erſchlugen da faſt die Hälfte ſeines Kriegsvolks, und drangen hinauf in die Bregenzer Wälder und brandſchatzten das Land. — Zehntauſend andere Eidsgenoſſen durchzogen verheerend den Hegau, und brannten, binnen acht Tagen, zwanzig Dörfer, Flecken und Schlöſſer nieder. Nun folgten raſch Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen.

Zwar war den Feinden, von Konſtanz aus, gelungen, die eidsgenöſſiſche Beſatzung von Ermatingen im Schlaf zu überfallen und dreiundſiebenzig wehrloſe Männer in den Betten zu ermorden. Aber blutig büßten ſie im Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer achtzehntauſend, von nur zweitauſend Eidsgenoſſen überwunden, flohen, daß ihnen die Stadtthore von Konſtanz zu eng wurden in der Flucht, und ſie mehr ihrer Todten zählten, als ihnen Schweizer entgegen geſtanden waren. — Ein Heerhaufe der Eidsgenoſſen am Oberrhein drang in den Wallgau, wo die Feinde bei Fraſtenz verſchanzt ſtanden und vierzehntauſend ſtark, die Tapferkeit der Schweizer nicht mehr fürchteten. Als aber Heinrich Wolleb, der Held von Uri, mit zweitauſend Tapfern, über den Langengaſterberg die ſtarke Stellung umgangen hatte, da ward ſein Heldentod der Siegesruf für die Eidsgenoſſen. Dieſe ſtürzten unter dem Donner des Geſchützes in die Reihen Oeſterreichs ein und furchtbar trafen ihre Streiche. Dreitauſend Leichen bedeckten die Wahlſtatt von Fraſtenz. Was von den Oeſterreichern lebte, entrann durch Wald und Waſſer mit Entſetzen. Denn damals ſtritt jeder Schweizer, als hing an ſeiner Fauſt allein der Sieg; für

Schweizerland und Schweizerruhm flog jeder freudiges Antlitzes in Noth und Tod und zählte die Menge des Feindes nicht. Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl mehr als einer, der, wie Hans Wala, der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit zwanzig Reitern aufnahm.

Aber auch die Graubündner fochten mit nicht geringerm Ruhm. Davon zeuget die Malserhaide im Tirol, wo unter Oesterreichs Bannern fünfzehntausend hinter Bollwerken standen, und nur achttausend Bündner gegen sie rannten. Die Bollwerke wurden umgangen, die Schanzen erstürmt. Dort stand Benedikt Fontana zuerst auf der Wallmauer des Feindes. Er hatte Bahn gebrochen. Mit der Linken verhielt er die weite Wunde, aus der sein Eingeweide sank, mit der Rechten focht er, und rief: „Nun wacker dran, o ihr Bundsgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; ists doch nur um einen Mann zu thun. Heut möget ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet ihr sieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch!“ So rief Fontana und starb. Die Malserhaide ward von den Todten der Oesterreicher voll. Bei fünftausend kamen um. Die Bündner zählten ihrer Erschlagenen nur zweihundert, ihrer Verwundeten siebenhundert.

Als Kaiser Maximilian in den Niederlanden von soviel verlorenen Schlachten der Seinigen hörte, kam er und schalt seine Feldherren, und sprach zu den Fürsten des deutschen Reichs: „Sendet mir Hilfe gegen die Schweizer, die sogar gewagt, das Reich anzugreifen. Denn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Untreue und Haß deutscher Nation ist, haben sogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt.“

Die Fürsten des Reichs aber zauderten, Hilfe zu senden; und mit Schrecken mußte der Kaiser vernehmen, wie sein Kriegsheer, das er zur Unterdrückung Bündens über die Gebirge Engadins ausgesandt hatte, dort mitten im Sommer von Schnee-

lauinen und vom Hunger und von Felsenstücken, welche die Bündner heruntergelassen, zerstört worden sei; dann, wie auf der waldigen Höhe des Bruderholzes, ohnweit Basel, tausend Schweizer, mehr denn viertausend ihrer Feinde geschlagen, und bald darauf in denselben Gegenden, bei Dornach, sechstausend Eidsgenossen gegen fünfzehntausend Oesterreicher obgesiegt, und denselben dreitausend Mann sammt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürstenberg erlegt hätten. Da ging der Kaiser in sich, gegen welchen binnen acht Monaten die Schweizer achtmal in acht Feldschlachten den Sieg gewonnen hatten. Und er beschloß den Krieg zu enden, in welchem schon mehr denn zwanzigtausend Menschen umgekommen, mehr denn tausend Dörfer, Flecken, Schlösser und Städte abgebrannt waren.

Es wurde der Friede vermittelt und geschlossen den 22 Herbstmonds 1499 in der Stadt Basel. Der Kaiser bestätigte den Eidsgenossen ihre frühern Rechte und Eroberungen, und gab ihnen dazu noch das Landgericht über den Thurgau, welches bisher mit dem Blutbann und andern hohen Gerechtsamen ein Eigenthum der Stadt Konstanz gewesen war. Und fortan dachten die Kaiser nimmer daran, die Eidsgenossenschaft auflösen und sie an das deutsche Reich bringen zu wollen. Bei Frastenz, in der Malserhaide und bei Dornach liegen die Grundsteine schweizerischer Unabhängigkeit von fremden Mächten.

Dankbar erkannten die eidsgenössischen Orte, was Basel, was Schafhausen Herrliches in diesen Heldentagen für gesammte Eidsgenossenschaft geleistet hatten, und wie das streitbare Appenzell nirgends zurückgeblieben war, wo es Ruhm und Freiheit gegolten hatte. Darum wurde Basel (9 Brachm. 1501), darum das aufblühende Schafhausen (9 Aug. 1501) in den ewigen Schweizerbund aufgenommen, und endlich auch das mit den meisten eidsgenössischen Orten schon ewig verbundene Appenzell (im Jahre 1513) als Mitstand gesammter Eidsgenossen anerkannt.

Also war nun im zweihundert und fünften Jahre nach der That des Wilhelm Tell die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte vollendet. Aber Wallis und Bünden wurden als der Eidsgenossenschaft zugewandte Orte betrachtet, auch St. Gallen, Mühlhausen, Rothweil in Schwaben und andere Städte; alles freie Orte, keinem Fürsten unterthan, den Schweizern im Schutzbund verwandt.

30.

Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie dafür Veltlin und die italienischen Vogteien erwarben.

(Vom Jahre 1500 — 1525.)

Die dreizehn Orte schweizerischer Eidsgenossenschaft waren aber zu jener Zeit noch nicht, wie heutiges Tages, einander gleich in Rechten des Bundes, noch unmittelbar durch einen und denselben Vertrag zusammengehalten. Eigentlich hingen sie insgesammt nur mit den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, wie um einen Mittelpunkt, unter sich selbst aber nur wieder durch besondere Bündnisse aneinander. Jeder Ort sorgte für seinen eigenen Vortheil und Ruhm, selten um der Andern Nutzen oder um gemeiner Eidsgenossenschaft Wohlfahrt. Furcht vor Ehrgeiz und Uebermacht benachbarter Herren und Fürsten hatte sie nach und nach vereinigt. So lange die Furcht währete, hielt das Bündniß stark.

Weil die Regierungen unter sich, in so weit es ihre Verträge erlaubten, als auch von auswärtigen Fürsten unabhängig waren, nannten sie sich freie Schweizer. Doch im Innern ihrer Länder war für das Volk wenig Freiheit. Nur die Landleute in den Hirten-Kantonen rühmten sich unter einander gleicher Rechte, und in den Stadt-Kantonen nur die Bürger der Städte. Das übrige

Volk, das zu den Städten gehörte, war, durch Kauf oder Eroberung gewonnen, unterthan, oft sogar leibeigen, und behielt etwa die geringen Rechtsame, welche es vorher schon unter ehemaligen Grafen und Fürsten genossen hatte. Selbst aber auch die Hirten-Kantone besaßen Unterthanen und regierten fürstlich über dieselben durch ihre Landvögte. Und die eidsgenössischen Orte und Städte insgesammt erlaubten ihren Unterthanen keineswegs, sich frei zu kaufen, wie es doch ehemals die alten Herren und Grafen den Eidsgenossen selbst gestattet hatten.

Das Volk selbst fragte jedoch damals der Freiheit nicht viel nach; war in anhaltenden Kriegen gar unbändig und roh geworden; liebte Schlagen und Raufen, Schwelgen und Saufen. Gabs im Lande keinen Krieg, zogen die jungen Leute, voller Begierde zur Beute, fremden Trommeln nach, und vermietheten sich um schnöden Lohn an die Fürsten zu deren Schlachten. An guten Schulen fehlte es in den Dörfern, und die Geistlichen bekümmerten sich wenig darum. Ja, die Sitten der Geistlichen waren oft nicht weniger schlimm, als die der Städter und Landleute; selbst in Klöstern ward, bei großem Reichthum, nicht selten großer Unfug getrieben. Man sah viele unwissende Pfarrer; viele spielten, tranken und fluchten; viele hielten sich ohne Scheu Beischläferinnen. Das war eine böse Zeit.

In den Hauptstädten der Kantone spielten Unzucht und Ueppigkeit häufig den Meister. Zwischen den Bürgerschaften und Räthen gab es viel Streit, und zwischen den Ständen herrschte Neid und Mißtrauen. Die Herren, welche einmal in den kleinen und großen Räthen saßen, sorgten meistens viel lieber für sich und ihre Familien, als für das Heil der Bürgerschaft; trachteten ihre Söhne und Vettern emporzubringen und ihnen einträgliche Stellen zu schaffen. Es gab wohl auch aller Orten noch wahrhaft vaterländische, große Seelen, denen der Nutzen des Landes mehr, als ihr eigener, galt. Aber man hörte diese Männer nicht gern.

Sobald das Schweizerland von aussen keine Kriegsgefahr mehr zu befürchten hatte, und die Könige und Fürsten ringsumher froh waren, Schweizer unter ihre Fahnen zu bekommen, an deren Leben und Tod ihnen weniger gelegen war, als am Tod und Leben eigener Unterthanen: waren die vornehmen Geschlechter in den Stadt- und Land-Kantonen sogleich bedacht, daraus für sich eine Geldquelle zu machen. Die Lust der Könige zu den tapfern Schweizern kam der Geldbegier der Rathsherren eben sowohl zu statten, als der Sucht der jungen Landleute, Beute zu machen. Ja, selbst wider ausdrückliches Verbot der Obrigkeiten, liefen oft Tausende von diesen den ausländischen Fahnen nach, und kamen meistens elendiglich um, weil niemand für sie sorgte. Darum hielten die Regierungen für besser, Verträge mit den Königen wegen Errichtung von eigenen Schweizerregimentern abzuschliessen, die unter schweizerischen Hauptleuten stehen, nach eigenen Gesetzen gerichtet, und regelmäßig besoldet werden sollten, also, daß doch jede Regierung für ihre Angehörigen im Ausland Sorge tragen könne. „Ihr Eidsgenossen müsset ein Loch haben, wo hinaus!“ sagte schon Rudolf Reding von Schwyz, als er vor Jahren das tolle Leben der jungen Leute nach dem Burgunderkrieg sah.

Nun begann das Vermiethen der Schweizer, Bündner und Walliser in fremde Kriegsdienste von Obrigkeitswegen. Den ersten Vertrag dieser Art machte der König von Frankreich (in den Jahren 1479 und 1480) mit den Eidsgenossen in Luzern. Nachher ward das Haus Oesterreich um Lohnsoldaten (1499), desgleichen thaten die Fürsten in Italien und späterhin auch andere; ja selbst der Papst zu Rom miethete sich (1503) eine Leibwacht von Schweizern. Das that zuerst Papst Julius II, der gern Krieg führte.

Solches Wesen brachte aber viel Verderben ins Schweizerland. Wohl mancher Acker lag brach und mancher Pflug stand still, weil der Mann draussen im Lohn-Krieg war. Und kam er lebendig zurück, bracht' er fremde Seuche und Laster mit

und vergiftete durch böse Sitten die Unverdorbenen, dieweil er im Kriege wenig Tugend gelernt hatte. Nur die Söhne der Vornehmen und Rathsherren bekamen die Hauptmanns- und Obersten-Stellen, und machten sich Geld, wodurch sie dann wieder im Lande Einfluß und Ansehen vergrößern konnten, um die Uebrigen niederzudrücken. Sie ließen sich auch aus Hochmuth und Eitelkeit adeln, und von den Königen Ordensbänder geben, und meinten dann, das bedeute etwas und sie seien etwas mehr, als andere Schweizer. —

Als die Könige solche gemeine Thorheit und Geldsucht der Eidsgenossen erkannten, brauchten sie dieselbe zu ihrem Vortheil, schickten Gesandte in die Schweiz, machten sich Anhang, vertheilten Geschenke, gaben ihren Anhängern im Rath Gnadengehalte und Jahrgelder, und dafür waren die Rathsherren dann der ausländischen Fürsten erkaufte Diener. Da war ein Kanton französisch, der andere mailändisch, der eine venetianisch, der andere spanisch gesinnt, eidsgenössisch aber selten einer. Das gereichte den Eidsgenossen zu großer Schmach. Als der deutsche Kaiser und der König von Frankreich zu gleicher Zeit wider einander um die Gunst der Kantone und um Kriegsknechte buhlten und markteten, hatte der französische Gesandte einst (1516) die Unverschämtheit in Bern, daß er die königlichen Jahrgelder an die Herren unter Trompetenschall austheilen ließ, und in Freiburg die Thaler haufenweise an den Boden warf, und, indem er sie mit der Schaufel zusammenscharrte, die Umstehenden fragte: „Klingt dies Silber nicht besser, als des Kaisers leeres Wort?“ So verächtlich wurden die Eidsgenossen ums Geld.

Bald sah man die zwölf Orte, nur Appenzell nicht, im Kriegsbund mit Mailand wider Frankreich, bald mit Frankreich wider Mailand. Auch ward Welschland mit Recht der Schweizer Grab geheißen. Es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen für den Kriegslohn fechten und einander umbringen sah. Und dazu half so-

gar ein geistlicher Herr, Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkesüchtiger Mann. Je nachdem er belohnt ward, machte er Umtriebe in der Schweiz, bald für den König von Frankreich, bald für den Papst gegen Frankreich, der ihn dafür auch zum Kardinal und Gesandten in der Eidsgenossenschaft erhob.

Die Lohnkriege der Schweizer auf ausländischen Schlachtfeldern sind keine Freiheits-, keine Ehrenkriege; doch dem Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Mietlinge der Fürsten auch dort. Mit Beistand mehrerer tausend Eidsgenossen unterwarf sich der König von Frankreich binnen zwanzig Tagen ganz Mailand. Der vertriebene Herzog des Landes ging aber nachher mit 5000 Schweizern, die er gegen den Willen der Obrigkeiten warb, zurück, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Da empfing der König von Frankreich von seinen Bundsgenossen in der Schweiz 20,000 Mann, behauptete sich in Italien, und gab den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden (1502 und 1503) die Landschaften Valenza, Riviera und Bellenz. Sobald dann der König glaubte, er könne die Schweizer entbehren, bezahlte er sie schlecht und unrichtig. Alsbald schüttelte der Kardinal Schinner, zu Gunsten des Papstes und Venedigs, voll Freuden einen Geldsack mit 35,000 Dukaten. Sogleich zogen (im J. 1512) 20,000 Schweizer und Bündner über das Alpengebirg, und mit den Venetianern vereint, gegen die Franzosen. Die Bündner bemächtigten sich der Länder Veltlin, Cläven und Bormio. Sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehret gehabt habe. Die Eidsgenossen der zwölf Orte aber unterwarfen sich die Landschaften Lugano, Locarno und Valmaggia oder Maynthal. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza, ein Sohn des von den Franzosen Verstoßenen, ward zu Mailand wieder ins Erbtheil seiner Väter eingesetzt. Siegreich für ihn schlugen die Eidsge-

nossen bei Novarra (6 Brachm. 1513) die Franzosen; zwar fielen 2000 Schweizer, aber der Feinde 10,000. Noch mörderischer war die zweitägige Schlacht bei Marignano (14 Herbstm. 1515), wo kaum 10,000 Eidsgenossen gegen 50,000 Franzosen stritten. Wohl verloren sie das Schlachtfeld, doch nicht die Ehre. Sie zogen traurig, die Feldstücke auf ihren Rücken geladen, die Verwundeten in der Heeresmitte führend, nach Mailand zurück. Die Feinde verloren den Kern ihres Heeres und nannten die Schlacht selber die Riesenschlacht.

Da machte der König von Frankreich, Franz I, ob seinem Sieg erschrocken, der einer Niederlage glich, folgendes Jahrs ewigen Frieden mit den Eidsgenossen, und gewann durch Geld und Verheißungen die einen, daß sie ihm Kriegsvolk vermietheten, die andern, daß sie seinen Feinden nicht Werbung erlaubten. Also halfen die Eidsgenossen ihm nun abermals gegen den Kaiser und Papst und gegen Mailand, und der König errichtete mit ihnen (1521) einen Freundschaftsbund. Noch bluteten sie für ihn manches Jahr auf den welschen Schlachtfeldern, ohne Glück und Gewinn, es sei denn, daß sie von ihm zu Taufpathen bei seinem neugebornen Sohn eingeladen wurden. Wirklich sandte jeder Kanton einen Abgeordneten zum Feste nach Paris, jeden mit fünfzig Dukaten Taufgeschenk. Lieber aber, als dieses Geschenk, war dem König, daß die Schweizer ihm auf den ersten Wink 16,000 Mann ihrer Krieger nach Italien zu Hilfe schickten. Als sie jedoch (20 April 1522) dreitausend der Ihrigen bei Bicocca verloren hatten, als (im J. 1524) von beinahe 15,000 andern, die in die Lombardei gezogen waren, kaum 4000 zurückkehrten, als die Schweizer endlich in der Schlacht bei Pavia (24 Febr. 1525), wo der König selbst Gefangener des Kaisers ward, 7000 Mann einbüßten, verlor sich bei ihnen gemach die Sucht nach den italienischen Kriegen.

eines Schutzes genoß, war auf der Küste von Koromandel, wo lutherische Prediger, unterstützt durch die „Londner Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß", seit einem Jahrhundert thätig. Diesen ist es gelungen, eine fromme Gemeinde von fünfzehn- bis zwanzigtausend christlichen Hindus um sich versammelt zu sehen. Hingegen als in neuerer Zeit andere Missionarier, ohne Erlaubniß der ostindischen Kompagnie, ihren Weg nach Indien, vermittelst der dänischen Niederlassung zu Friedrichsnagor (oder Serampore), fanden, wurden diejenigen, welche nachher zur Ersetzung der ersten und verstorbenen Lehrer nachgeschickt waren, von den Direktoren aus dem Lande gewiesen. — Das war die Wirkung der engherzigen, selbstsüchtigen Kaufmannsklugheit! derselben, welche noch in unsern Tagen wider die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei das Wort zu erheben nicht erröthen mochte. — Wahrlich, die Attila's, die Robespierres und andere Neronen sind nicht die einzigen Ungeheuer, welche für Geld und Herrschaft die Menschheit abschlachten mögen! Es leben der geistesmörderischen Herrscherlinge mehr, die, um allein Menschen zu sein, die übrigen in Thiere verwandeln möchten.

Mit dem Jahre 1813 aber, als das Direktorium der ostindischen Kompagnie für die längere

31.

Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt.

(Vom Jahr 1519 bis 1527.)

Die Lohnfeldzüge in die Lombardei, oder nach Neapel, nach Frankreich, nach Piemont, und wohin sie sonst noch für Mieth und Gaben gethan worden sind, haben auch gute Wirkungen gehabt. Der vermehrte Kriegsruhm war freilich schlechter Gewinn; und die Eroberung der italienischen oder ennetbirgischen Vogteien brachte mehr Schaden, als Vortheil. Denn die Eidsgenossenschaft ward weder durch den Besitz jener kleinen Landstriche, noch durch die vermehrte Zahl ihrer Unterthanen gegen die Macht ausländischer Fürsten stärker und sicherer, wohl aber durch vielerlei innern Streit über das gefährliche Gut schwächer und unsicherer, und durch die Schmach des Aemterverkaufs, der schlechten Verwaltung, der übeln Gerechtigkeitspflege tadelvoll in der Welt. Den besten Vortheil machten sich und ihren Familien geldgierige Landvögte. Eben so schlechten Nutzen zogen die Bündner aus der Beherrschung von Veltlin, Cläven und Worms. Einzelne Familien freilich wurden daraus reich; damit aber entstanden auch bei ihnen hundertjährige Zwiste, Parteien, Kriege mit übermächtigen Nachbarn, und viele Verwirrungen im Lande.

Der bessere Gewinn aus jenen Feldzügen war, daß die Eidsgenossen nach großen Verlusten und Opfern endlich erkannten, es sei nicht gut für sie, die Hand in fremden Händlein zu haben; und nicht gut, daß man ausländischen Gesandten zu vielen Einfluß auf die Kantone erlaube; und nicht gut, daß man Rathsherren gestatte, von Fürsten Gnadengehalte und Jahrgelder zu ziehen. Darum verboten mehrere Orte, solche Gelder öffentlich oder heimlich zu empfahn; denn das Mitglied einer freien Regierung muß kein Lohnknecht eines auswärtigen Herrn sein. Und nachdem tausend und tausend der kriegssüchtigen

Leute in fernen Landen umgekommen waren, wurde es in der Schweiz vor ihnen ruhiger, und die Obrigkeiten konnten die Gesetze besser handhaben, und wegen der wüsten Sitten strengere Zucht und Ehrbarkeit einführen. Auch ward dazu in mehreren Kantonen mit großem Ernste der Anfang gemacht.

Es gab viele gelehrte Männer im Schweizerlande, und besonders unter den Geistlichen. In den Städten hatte man auch schon gute Schulen. Allein das Landvolk lebte in grober Unwissenheit und selten konnte Einer lesen und schreiben. Daher kam, daß der größte Theil der Landleute in der Religion wenig Kenntniß hatte, zumal wenn die Pfarrer es an recht christlicher Unterweisung fehlen ließen. Das that großen Schaden; noch mehr, wenn die Geistlichen lieber das Volk durch dessen Unwissenheit regieren, als es belehren und frömmer machen wollten; wenn sie sich lieber üppigen Wohllebens, als göttlicher Dinge befliſſen, und die Laster des Geldgeizes, der Unzucht, der Trunkenheit und Spielwuth ohne Scheu begingen, von denen sie Andere abmahnen sollten.

Und das war leider an vielen Orten der Fall. Solches ärgerte die rechtschaffenen und verständigen Leute, besonders wenn man schlechte Geistliche nicht einmal zu strafen wagte; wenn man hörte, der päpstliche Nuntius habe einen Mönch freigesprochen, der mit einer Nonne unerlaubten Umgang gepflogen hatte; oder wenn man erlebte, daß der Abt zu Kappel, Namens Ulrich Trinkler, mit einem Frauenkloster verbotenes Wesen habe; oder daß die Dominikanermönche in Bern Gaukelspiel mit Wundern und Erscheinungen getrieben, so daß ein armer Mensch, Namens Jetzer, fast verrückt wurde, und hintennach, daß Alles nur ein angestellter Betrug gewesen sei. Solches ärgerte viele rechtschaffene Leute sehr, weltliche und geistliche.

Nun geschah damals, daß der Papst Leo X zu Rom, welcher seine Hauptstadt mit Gebäuden verschönern wollte, viel Geld brauchte, und daher einen Ablaß um Geld aus-

schrieb. Er verpachtete im Schweizerlande den Verkauf des Ablasses an einen Franziskaner, Namens Bernardin Samson. Weil nun damit viel Geld aus dem Lande gezogen ward, waren die weltlichen Obrigkeiten nicht gar zufrieden, und sie sahen nicht ungern, wenn man gegen den Mißbrauch redete. Und als der Pfarrer zu Einsiedeln, ein Weltgeistlicher, Namens Ulrich Zwingli, von Wildhaus im Toggenburg gebürtig, öffentlich von der Schmach predigte, daß man Vergebung der Sünden um baares Geld feil biete, mochte selbst der Bischof von Konstanz darüber gar nicht zürnen.

Allein Zwingli ließ es dabei nicht bewenden, sondern er griff mit großem Eifer die Sünden und Laster der Weltlichen und der Geistlichen an. Da widersprachen ihm Viele, und hießen ihn schweigen. Er aber ward nicht erschreckt, sondern kühner, und berief sich auf die Bibel, als Gottes Wort. Und er hub an zu lehren, daß frommes Leben mit andächtigem Sinn Gott mehr gefalle, als Wallfahrten und fleischliche Kasteiungen, und daß Brod und Wein im heiligen Abendmahl Anzeichen des Leibes und Blutes Jesu wären. Er verwarf auch Messe, Lehre vom Fegefeuer, Verehrung der Heiligen, Ehelosigkeit der Priester und vieles Andere.

Es dachten noch viele Geistliche, wie er, und es waren darunter sehr gelehrte und fromme Leute. Besonders in den Städten Zürich, Bern, Basel, Schafhausen, St. Gallen, Biel, Chur und andern, wo gute Schulen und gründliche Kenntnisse vorhanden waren, gab man großen Beifall. Und wie Zwingli nach Zürich berufen, daselbst als Pfarrer, am ersten Jänner 1519, öffentlich seine Ueberzeugungen predigte, fiel ihm alles Volk bei, und die Regierung nahm ihn in Schutz und Liebe. Und viele Klostergeistliche und Weltgeistliche im Schweizerlande folgten seinem Beispiel, und lehrten und predigten dem Volke, wie er, ohne Menschenfurcht. Und der Anhang wurde überall groß.

Nicht in der Schweiz nur dachte man so, sondern auch in Deutschland. Dort war in denselben Tagen ein gelehrter Augustinermönch zu Wittenberg, Namens **Martin Luther**, aufgestanden und hatte, ohne von Zwingli zu wissen, fast dasselbe gepredigt, wie er. Und wie in der Schweiz viele Obrigkeiten, so hingen in Deutschland und Schweden und Dänemark und England an Luthers Predigt Könige und Fürsten und ein großer Theil ihrer Völker. Darum sind seine Anhänger **Lutheraner** geheißen worden. In der Schweiz aber hieß man sich nach keines Menschen Namen, sondern man nannte die neue Kirchpartei die **evangelisch-reformirte**, will sagen, die nach göttlichem Wort **wiederhergestellte Kirche Christi**.

Der Papst hatte selbst zwar bei dem Reichstage zu Nürnberg (1522) nicht geläugnet, daß die christkatholische Kirche an vielen Gebrechen leide; allein, sagte er, man muß bei der Heilart Schritt vor Schritt gehen, damit man nicht Alles zu Grunde richte, indem man Alles auf einmal gut machen will. — Und so dachten auch die guten Katholiken im Schweizerlande, und hatten großen Abscheu vor den Neuerungen und vor der Abtrünnigkeit vom alten heiligen Glauben der Väter. Und viele fromme und vortreffliche Männer unter denselben warnten und sprachen: „Sehet euch vor, was ihr thut! denn ihr, die ihr uns Irrthum vorwerfet, seid ihr nicht auch, als fehlbare Menschen, des Irrthums fähig? Wir folgen den Ueberlieferungen frommer Männer, die tausend und mehr Jahre den Zeiten Jesu näher gelebt haben; warum sollen wir euch mehr glauben, denn ihnen, die ihr erst von Heute seid? Sehet euch vor, denn ihr, die ihr mit den Lippen von der Liebe Gottes überfließet, bringet blutige Zwietracht, Unruhe und Verderben in das Vaterland!“

Es ward viel über die Sache bei Vornehmen und Geringen geredet und unterhandelt; doch jeder Theil behauptete Recht zu haben und beschuldigte den andern der Irrlehre und Ketze-

rei. Und die Herzen erfüllten sich wider einander mit Bitterkeit und Zorn. Es wurden auf Veranstaltung der Kantone öffentliche Religionsgespräche zwischen geleheten Männern beider Kirchparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur fester in seiner Meinung begründet und verhärtet.

Die neue Predigt von Wiederherstellung des alten christlichen Glaubens verbreitete sich von Tag zu Tag weiter. Gleichwie in Zürich besonders Zwingli dafür am meisten wirkte, so in Bern Berchtold Haller, Lupulus, Nikolaus Manuel, und in Basel Oecolampadius, in Bünden Heinrich Spreiter zu St. Antonien, Johannes Comander zu Chur, Johannes Blasius zu Malans, am Genfer- und Neuenburger-See Wilhelm Farel, in Biel Thomas Wyttenbach und so noch zahllose andere. Gleichwie in Zürich und Bern, so stellte man auch bald in Schaffhausen, Basel, St. Gallen eine neue Kirchenordnung auf; schaffte die Messe, die Verehrung der Heiligen, die Klöster ab; reichte im Abendmahl nicht nur das Brod, sondern auch den Wein an die Laien oder Nichtgeistlichen; erlaubte den Priestern, sich zu verheirathen und führte die neue Glaubensordnung durch obrigkeitliche Befehle und mit ernstlicher Gewalt beim Landvolk ein, selbst wider Willen und Ueberzeugung mancher Unterthanen.

Und so wie oft die Obrigkeiten und die Lehrer im Eifer zu weit gingen, also trieb es dann der rohe Pöbel nicht selten noch weiter; schändete die lange verehrten Bilder der Heiligen und mißhandelte die aufgestellten Kreuze und trieb Spott mit denen, welche dem alten Glauben treu bleiben wollten.

Solches empörte das Gemüth der Katholiken sehr, daß sie voll Hasses gegen die reformirten Eidsgenossen wurden. Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden hielten an der alten Lehre fest, verbannten auf Befehl des Papstes (1521) Luthers Schriften, verboten in ihren Landen die neue Predigt, und drohten mit Todesstrafe. In den Kantonen Glarus

und Appenzell parteiete sich das Volk also, daß daselbst Katholische und Reformirte fast in gleicher Zahl unter einander wohnten. Aber in Solothurn und Freiburg untersagten die Regierungen alle Glaubensneuerung.

Als endlich die Lehre der Reformirten auch in die gemeineidsgenössischen Vogteien eindrang, ins Rheinthal und Thurgau, ins Toggenburg, in die freien Aemter, in die Grafschaft Baden und andere Orte, wurde den Katholischgebliebenen bange. Besonders fürchteten die kleinen Kantone, wenn die gemeinen Vogteien reformirt würden, nicht nur Schaden an den Herrschaftsrechten zu leiden, sondern auch, daß die Städte allzumächtig werden könnten. Denn man kannte gar wohl den Hang der Städte nach Ländererwerb. Auch sah man, wie gewaltthätig die Reformirten an vielen Orten verfuhren, und wie sie den Katholiken bei sich die althergebrachte Art des Gottesdienstes verboten. Und der Widerwille ward noch größer, als die Altgläubigen wahrnahmen, daß die neuen Glaubenslehrer selbst mit einander uneins waren; daß in den reformirten Kantonen Schwärmer Unruhen und Unfugen stifteten, und sich den Gesetzen und Obrigkeiten widerspenstig erwiesen. Besonders machten die aufgestandenen Wiedertäufer großes Getümmel und Aergerniß, die da predigten in Wäldern und Feldern und die Ankunft des Messias weissagten, der alle geistliche und weltliche Knechtschaft abthun werde. So groß ward der Wahnsinn dieser Schwärmer, daß die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Schaffhausen und Basel zuletzt die allerhärtesten Strafen gegen sie verhängen mußten. Denn die Leute führten unter sich Gemeinschaft der Güter und der Weiber ein; Jungfrauen hielten sich für Messiasse; und Thomas Schmucker enthauptete mit dem Beile seinen eigenen Bruder Lienhard auf der Mühlegg, als Opferlamm für die Sünden der Welt.

82.

Die Zwietracht in Kirchen-Sachen nimmt überhand.

(Vom Jahr 1527 bis 1530.)

Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag wuchsen im Schweizerlande die Unruhen, Verwirrungen und Feindschaften wegen der Kirchentrennung. Beide Parteien, um ihr wahres Christenthum zu beurkunden, verfuhren recht unchristlich. Man sah großes Unglück herankommen. Wohl noch viele weise und redliche Eidsgenossen lehrten und warnten unter Katholiken und Reformirten, und sprachen: „ist unser Glaube der wahre, und ist er aus Gott: so lasset uns solches mit Werken der Liebe beweisen Einer gegen den Andern; denn die Liebe stammet von Gott, aber Groll und Feindschaft stammet vom Satan.“ — Doch, wie immer zu geschehen pflegt, geschah auch hier. Man hörte die Stimme der Weisen nicht vor dem Geschrei und Toben derer, die aus Stolz und Eigennutz eiferten.

Denn von denen, welche für oder wider den alten oder neuen Glauben die Stimmen erhoben, schrien und tobeten Tausende und Tausende, nicht aus Frömmigkeit und Liebe des Guten und Wahrhaften, sondern weil sie Nebenabsichten unter einem heiligen Vorwand erreichen wollten. Unter den Landleuten erwarteten viele von Einführung des neuen Glaubens größere Freiheiten und Rechte; und wenn ihnen dieselben nicht zu Theil wurden, gingen sie wieder zur katholischen Kirche zurück. Als der Rath der Stadt Bern das Kloster Interlachen aufhob und reformirte Prediger anstellte, waren die Angehörigen des Klosters gar sehr zufrieden, und dachten: kein Kloster mehr, also keine Zinsen und Frohndienste mehr! Wie aber nun die Stadt Bern den Zins und Frohndienst für sich selbst forderte, wurden die Bauern aus Zorn wieder katholisch, jagten die reformirten Prediger von dannen und zogen in bewaffneten Haufen bis Thun. Da bot die Stadt Bern ihre übrigen Unterthanen auf, in dieser Sache einen schiedsrichterlichen

Spruch zu fällen; denn die Stadt wollte Frieden halten, weil sie nicht von den benachbarten Kantonen, die katholisch waren, schleunige oder treue Hilfe erwarten konnte. Und die Unterthanen ehrten das Vertrauen der Obrigkeit, und sprachen gerecht und sagten: „die weltlichen Rechte des Klosters gehen zur weltlichen Obrigkeit über, und sind keineswegs der Bauern Gut geworden.“ Darauf gingen die aufgestandenen Leute des Grindelwaldes mürrisch auseinander, obwohl die Stadt Bern ihnen manches von den alten Lasten zum Besten der Armen nachgelassen hatte.

Damit war noch kein Friede. Denn die Ordensleute von Interlachen, aus Verdruß wegen ihres verlornen Klosters, schlichen umher und wiegelten heimlich das Volk auf. Der Abt von Engelberg, für seine alten Rechtsame und Einkünfte im bernischen Oberlande besorgt, that desgleichen, besonders im Oberhasli. Das Oberhasli hat von ältesten Zeiten großer Freiheit genossen, eigenes Landessiegel, Panner und selbstgewählten Landammann gehabt, und stand nicht sowohl unter unmittelbarer Herrschaft, als unter dem Schutze der Stadt Bern. Wie nun die Gemeinden des Oberhasli, aufgemuntert durch die Mönche von Engelberg und durch die Unterwaldner, ihre Nachbarn, den reformirten Gottesdienst bei sich wieder abschafften (1528) und von Uri und Unterwalden katholische Priester kommen ließen, thaten die Grindelwalder auch also; Aeschi, Frutigen, Obersimmen und andere Thalschaften folgten dem Beispiel und die Unterwaldner schickten für den Nothfall sogar Hilfe über den Brünig. Bern aber waffnete eilig und kam mit seinem Kriegsvolk heran, ehe denn der Abfall größer würde. Da flohen die mißvergnügten Landleute verzagt auseinander und die Unterwaldner über den Berg zurück. Bern strafte Oberhasli schwer; nahm dem Thal Panner und Landessiegel auf lange Zeit, das Recht, den Landammann zu wählen, auf immer; ließ die Anführer des Aufstandes hinrichten und die übrigen im Kreis bewaffneter Kriegsknechte auf

den Knien abbitten. Auch Frutigen, Simmenthal und die andern wurden zum reformirten Gottesdienst mit Gewalt zurückgeführt.

Wo die reformirten Regierungen in ihren eigenen Landen und Unterthanenschaften Kirchenänderungen vornahmen, gelang es ihnen meistens ohne viele Mühe. Denn das Volk war unwissend und voll knechtischer Furcht vor Herren und Obern in den Städten. Und es nahm oft weniger aus Ueberzeugung, denn aus blindem Gehorsam die neue Glaubenslehre an. Allein in den gemeinen Vogteien, wo katholische und reformirte Stände zugleich das Recht der Oberherrlichkeit übten, gab es heftigern Anstoß und vielerlei Umwälzung. In den freien Aemtern, in der Grafschaft Baden sah man Gemeinden zuweilen den Glauben in einem und demselben Jahre mehemals wechseln, je nachdem die katholischen oder reformirten Kantone größern Einfluß gewannen. Der Stadtrath von Bremgarten, aufgestiftet durch die katholischen Stände, trieb den Pfarrer Heinrich Bullinger daselbst aus seinem Amt, der die neue Lehre in den freien Aemtern ausgebreitet hatte; hingegen das Volk, aufgestiftet von Zürich und Bern, ertrotzte die Beibehaltung des reformirten Gottesdienstes. Selbst die Abtei Wettingen neigte sich diesem zu, und das Toggenburg beschloß, trotz seinem Oberherrn, dem Abt zu St. Gallen, die Abschaffung der Messe und der Heiligenverehrung.

Darüber stieg der Ingrimm der katholischen und reformirten Kantone gegen einander immer heftiger. Weil in Frauenfeld der Landammann Wehrli gegen den Gottesdienst der Reformirten heftig gethan, fingen ihn auf der Durchreise die Zürcher, ungeachtet er die Unterwaldner Farben auf dem Mantel trug, und richteten ihn öffentlich hin. Dagegen nahmen die Schwyzer den reformirten Pfarrer Kaiser von Uznach gefangen, und verbrannten ihn, als Ketzer, auf dem Scheiterhaufen. Zuletzt fürchtete jeder für sein Leben, der durch ein Gebiet von anderm Glaubensbekenntniß reisen mußte. Als der

Landvogt Anton Abacker sich von Unterwalden auf seine Stelle nach den freien Aemtern begeben mußte, wollte er es nicht ohne bewaffnete Begleitung thun. So hoch waren Mißtrauen, Furcht und Haß gestiegen. Als nun dieser katholische Landvogt in die freien Aemter einzog, zitterten die reformirten Unterthanen daselbst. Zu ihrer Sicherheit legten die Züricher achthundert Mann Fußvolks nach Bremgarten und in die Abtei Muri (1529), und einige tausend Mann ins Gasterland, in den Thurgau und gegen den Kanton Zug. Auch Bern rüstete 10,000 Mann zum Streit, wenn es noth thue.

Hingegen waren die katholischen Orte nicht minder gerüstet. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern zogen ihre Kriegsmacht auf die Grenzen zusammen. Anderthalbtausend Walliser stießen zu ihnen. Mit dem römischen König hatten sie Bund gemacht zum Schutz des alten Glaubens.

Als nun die übrigen Kantone sahen, wie Eidsgenossen gegen Eidsgenossen das Schwert zu zucken bereit standen, traten sie vermittelnd dazwischen und mahnten zum Frieden. Noch regte sich aus den bessern Tagen des Schweizerbundes ein edler Geist, und der Eidsgenoß von der Limmat konnte nicht vergessen, er sei des Mannes aus den Waldstätten Bruder. So wars bei den Hauptleuten und Gemeinen der kriegerischen Haufen, die an den Grenzen ihr Mittagsmahl oft freundschaftlich beisammen verzehrten, und die Milchsuppe neben den Marchstein ihrer Kantone stellten, und scherzend mit den Löffeln kriegten, wenn einer in der Schüssel über die Grenze hinaus nach einem guten Bissen fischte. Also gelang es noch einmal dem Landammann Aebli von Glarus und dem Stadtmeister Sturm von Straßburg, daß sie zwischen den Hadernden einen Land- Religionsfrieden am 26 Juni 1529 stifteten. — Die Kriegsvölker zogen wieder heim.

Kaum waren sie zu Hause, erneuerte sich das alte feindliche Spiel, und besonders waren die reformirten Schweizer gar ge-

Dauer ihrer aſiatiſchen Staatsverwaltung mit der britiſchen Regierung und dem Parlament in neue Unterhandlungen treten mußte, veränderte ſich die Lage Oſtindiens. Der edelherzige Doktor Buchanan, welcher auf ſeinen Reiſen durch die große Halbinſel diesſeits des Ganges jene Unfugen der feigen Kaufmannspolitik geſehen hatte, war muthig genug, zu eben derſelben Zeit alle Schändlichkeit aufzudecken *). Die „Geſellſchaft zur Beförderung chriſtlicher Erkenntniß“ in London brachte die traurige Lage der Religion und das Benehmen der Direktoren in Oſtindien öffentlich und vor dem Parlament zur Sprache, und zeigte, mit welcher unmenſchlichen Kunſt und Gefliſſenheit man dort ungefähr ſechszig Millionen britiſcher Unterthanen aller Gelegenheit beraube, den Glauben der Chriſten kennen zu lernen. Es liefen vom 15. Hornung bis zum 12. Brachmond 1813 beim Parlament ſechsunddreißig Bittſchriften mit achthundert ſiebenunddreißig namentlichen Unterzeichnungen für dieſen großen Gegenſtand ein.

Im Parlament geſchah endlich der Vorſchlag,

*) Buchanans neueſte Unterſuchungen über den gegenwärtigen Zuſtand des Chriſtenthums in Aſien. Stuttgart 1813.

schäftig, ihre Lehre überall weit auszubreiten. Durch Berns Betrieb ward dem reformirten Gottesdienst im Fürstenthum Neuenburg Aufnahme bereitet und im Kanton Solothurn ihm durch den gelehrten Berchtold Haller Bahn gebrochen. Durch Zürichs Betrieb wandten sich viele Gemeinden im Sarganserland und Thurgau, und in der Grafschaft Baden, auch Kaiserstuhl und Zurzach, dem neuverkündeten Glauben zu. Ja, als zu derselben Zeit der Abt von St. Gallen, Franz Geisberger, starb, ging Zürich nebst dem reformirten Theil von Glarus damit um, die Abtei St. Gallen aufzulösen, und alles Geistliche dort weltlich zu machen. Wirklich führten die Bürger der Stadt St. Gallen in die Kirche der Abtei reformirten Gottesdienst ein. Man bestimmte vom Reichthum des Klosters viel zur Unterstützung der Armen; gab den reformirten Gotteshausleuten Loslassung von mancherlei Lasten, um sie treuer in der neuen Kirchenordnung zu erhalten, und ertheilte ihren Gemeinen das Recht, die Pfarrer selbst zu wählen.

Das verdroß die katholischen Kantone. Denn nicht Zürich und Glarus allein, sondern auch Luzern und Schwyz waren Schirmorte der Abtei St. Gallen. Und obwohl jene bei allen Veränderungen die Rechte von beiden katholischen Schirmorten vorbehalten hatten, machten sie doch fort und fort neue Aenderungen; und obwohl die Reformirten immer für die Unterthanen in den gemeinen Vogteien Gewissensfreiheit festsetzten, liessen sie sie in der That doch selten statt finden. Auch Rapperswyl endlich fiel von der alten Kirche ab und Toggenburg bekam Hoffnung sich von den Rechten der Abtei ganz frei zu kaufen.

Da traten, zu Schwyz und Luzern, auch Uri, Unterwalden und Zug, die da fanden, daß der letzte Religions- und Landfriede keineswegs zu ihrem Vortheil gestiftet gewesen sei. Und man sagte: „Das ist ein harter Knoten, den löset nur das Schwert!“

33.

Der Kappeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn.

(Vom Jahr 1531 bis 1533.)

Gar ungestüm trieb es die Bürgerschaft von Zürich. Hier wollten alle den Krieg, doch nicht alle aus einerlei Ursache. Die Einen begehrten ihn aus übergroßem Eifer für die neue Lehre; meinten, man müsse für den Glauben Gut und Blut wagen, und trachten, ihn über das Schweizerland auszubreiten. Die Andern dachten an Eroberungen, an Erwerb der Alleinherrschaft in mancher gemeinen Vogtei durch Niederdrückung der katholischen Stände. Die Dritten aber wollten Krieg, weil sie im Herzen auf den Sieg der Katholiken hofften. Denn zu Zürich waren noch manche Leute im Stillen dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, aus Ueberzeugung oder aus Haß gegen die Strenge der evangelischen Pfarrer, welche das sittenlose Leben ohne Schonung straften und gegen Bestechlichkeit und Pensionen von großen Herren ohne Schonung zürnten.

Dagegen rieth Bern zum Frieden. Denn Bern war noch in seinem eigenen Lande der Ruhe nicht sicher und hatte keinen Vortheil davon, wenn die entlegene Abtei St. Gallen weltliches Gut wurde. Darum rieth Bern den Zürichern: „Warum wollet ihr Bürgerblut vergiessen? Sperret den Waldstätten den Kornhandel, bis sie alle Punkte des Religions- und Landfriedens erfüllen und euch Genüge leisten.“ Dawider redete Zürich: „Solch ein Mittel hat alles Gehässige eines Krieges, ohne den schnellen Entscheid, welchen ein rascher Feldzug bringt.“ Also ward zum Schwert gegriffen, in Zürich mit Begierde und großer Uebereilung; in Bern mit Unlieb und großer Langsamkeit; das brachte beiden Schaden.

Die fünf katholischen Orte aber, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, sprachen zu Zürich und Bern: „Ihr breitet eure Neuerungen mit jedem Tage weiter aus durch

Liſt und Gewalt; ſollen wir dulden, daß der heilige Glaube der Altvordern gänzlich aus dem Erbe der Altvordern verſchwinde? Ihr machet unſere Unterthanen von uns abtrünnig, und begünſtiget die Aufrührer. Ihr habet geduldet, daß die empörten Rheinthaler ſogar den Unterwaldner Landvogt Kretz überfielen und auf dem Rathhauſe zu Altſtätten noch jetzt gefangen halten. Ihr habet den Abt von St. Gallen aus ſeinem Recht und Gut vertrieben. Wir haben eidsgenöſſiſches Recht begehrt, und ihr habet es verweigert. Wir wollten Verſöhnung und ihr ſchluget uns freien Kauf und Markt ab. So entſcheide denn das Schwert, weil ihr es verlanget. Gott richtet!"

Alſo ſprachen die fünf Orte und es zogen ihre Banner ſtracks mit achttauſend Mann gen Zug und in die freien Aemter. Da lagerte ſchon ein Streithaufen der Züricher bei Kappel, der war ſchwach. Das Hauptpanier von Zürich ſollte aber nachrücken. Die Berner hielten bei Lenzburg, und wußten nicht, was thun, weil ſie ohne Verhaltungsbefehle geblieben waren. Die Banner der fünf Orte drangen am zwölften Tag Weinmonds (1531) nach Kappel vor; dreihundert der Muthigſten ſtürzten ſich alsbald in die Schlachtreihen der Züricher. Die Andern rückten nach. Schwer war der Kampf. Zu ſpät und zu ermüdet kam das Hauptpanier von Zürich über den Albis heran. Mit ihm war Huldreich Zwingli. Da fochten Schweizer gegen Schweizer mit altem Heldengeiſt. Ueber ſechshundert von Zürich wurden erſchlagen. Unter den Todten lag die Leiche Zwingli's. Die Uebrigen flohen, bis in die Nacht verfolgt. Spät kehrten die Sieger auf die Wahlſtatt zurück, dankten Gott, nach der Sitte ihrer Väter, für den blutigen Untergang der überwundenen Brüder und plünderten das verlaſſene Lager von Zürich.

Doch folgendes Tages ſchon waren die Höhen des Albis wieder mit reformirten Hilfsvölkern bedeckt. Die Berner ſtanden zahlreich bei Bremgarten und plünderten das Kloſter Muri; von der andern Seite drangen die Evangeliſchen bis

zum Zugerberg. Mehrere ihrer Schaaren sollten hinaus, das Kloster Einsiedeln auszurauben. Aber Hans Hug, der Sohn des Schultheißen von Luzern, mit sechshundert Auserwählten, überfiel sie vor Tagesanbruch (24 Weinmonds) auf dem Berg Gubel bei Menzingen, und schlug sie in die Flucht nach kurzem Gefecht.

In der Stadt Zürich entstand Trauer und Schrecken um diese Niederlagen; sechsundzwanzig Glieder des großen und kleinen Rathes hatten auf dem Schlachtfelde ihr Leben verloren. Die reformirten Bündner, schon im Anzuge begriffen, hielten nun bei Uznach still. Die evangelischen Glarner wollten unparteisam bleiben. Die Toggenburger wollten für ihre Sache mit den katholischen Schirmorten der Abtei St. Gallen unterhandeln. Da dachte Zürich: Wir stehen allein. Friede ist noth!

Die fünf Orte, ohne Uebermuth, boten ihren Frieden mit billigen Bedingungen. Am sechszehnten Tage Wintermonats ward er mit Zürich auf dem Hofe zu Teynikon unter dem Breitholz, auf freiem Felde geschlossen. Wegen der Kriegskosten sollte später ein schiedsrichterliches Urtheil entscheiden; in den gemeinen Vogteien aber jede Religionspartei gleiches Recht genieſſen. — Als es die Berner hörten, zogen sie heim, und traten dem Frieden gern bei. Denn Viele von ihnen waren ebenfalls noch der römisch-katholischen Kirche im Herzen treu. Ging doch selbst wenige Jahre nach diesem Sebastian von Diesbach, der bernische Feldherr, wieder zum katholischen Glauben zurück, in der Stadt Freiburg im Uechtland.

Nachdem die fünf siegreichen Orte mit Zürich und Bern den Frieden geschlossen, hielten sie noch Abrechnung mit Solothurn. Denn die Solothurner hatten den Bernern Kriegshilfe geleistet. Die meisten Gemeinen des Kantons Solothurn waren schon dem evangelischen Glauben zugethan, und darum den Bernern gern beholfen. Nur in der Hauptstadt sah man noch Rath und Bürgerschaft zwiespältig, und gab es viel Zanks und Verfolgens wegen des Glaubens unter ihnen. Nun aber, als

die fünf katholischen Orte für sich Entschädigung von tausend Goldgulden verlangten, oder statt dessen begehrten, daß die Solothurner zum Glauben der Alten zurückkehren sollten, wollten die wenigsten zahlen. Die meisten nannten sich wieder katholisch. In der Stadt selbst zogen die Katholischen darauf gegen die Reformirten aus, sie zur Abläugnung des evangelischen Glaubens zu zwingen, und rannten mit geladener Kanone vor das Haus, in welchem die Reformirten sich berathschlagten. Schon drohte der zerschmetternde Schlag aus dem Geschütz. Siehe, da trat ein ehrwürdiger Mann unter die Ergrimmten, legte seine Brust voll treuer Bürgerliebe vor die Mündung der Kanone und sprach: „Soll Bürgerblut flieſſen, so flieſſe denn mein Blut zuvor!“ — Alle erschracken, als sie den christlich-großen Helden erblickten; das war der Schultheiß Wengi von Solothuen. — Es floß kein Blut. Aber die Evangelischen in der Stadt, welche lieber Alles, als den ihnen theuerwerthen Glauben verlassen wollten, opferten Hab und Gut auf, und zogen hinaus in andere Städte und Lande. Auch in vierundvierzig Gemeinen der Landschaft, von denen schon vierunddreißig die evangelische Lehre angenommen hatten, ward der römisch-katholische Gottesdienst wieder hergestellt. (1533.)

Das waren die Wirkungen des brudermörderischen Sieges bei Kappel; aber es waren noch nicht alle. Denn auch der Abt von St. Gallen wurde in seine gesammten Rechte wieder eingesetzt, und in den gemeinen Vogteien die fernere Ausbreitung des Glaubens der Evangelischen auf immer verhindert. Ja, so groß ward das Uebergewicht der Sieger, daß vieler Orten in den gemeinen Herrschaften der katholische Gottesdienst mit Gewalt wieder eingeführt werden mußte.

34.

Genf trennt sich von Savoien. — Bern bemeistert sich des Waadtlandes.

(Vom Jahr 1533 bis 1558.)

Nicht minder haderten zu dieser Zeit auch die Völkerschaften in den übrigen Gegenden des helvetischen Hochgebirges wegen der Angelegenheiten ihrer Kirchen. Zwanglos bekannten sich die Gemeinen in den Thälern Bündens, die einen zur alten, die andern zur neuen Kirchenlehre. Im Wallis, wo Thomas Plater die Glaubensreinigung am eifrigsten predigte, hatte der evangelische Gottesdienst zu Sitten und Leuk zahlreiche Bekenner. Im Waadtlande, längs den Ufern des lemanischen Sees, wandte sich Lausanne mit den übrigen Städten und den meisten Dorfschaften von der römischen Kirche ab. Eben so auch geschah zu Genf; hier aber mit großen Verwirrungen und erschütternden Umwälzungen. Denn der kirchliche Zwiespalt verband sich mit schon längst begonnenen bürgerlichen Entzweiungen.

Genf war zu dieser Zeit eine volkreiche und schöne Stadt, durch Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Regsamkeit ihrer Bürger emporstrebend. Zweimal war dieser uralte Ort der Allobrogen, zur Zeit der römischen Kaiser, zerstört worden; und immer wieder neu aus dem Schutte hervorgestiegen. Noch heute werden zwei Straßenpflaster unter einander gefunden. Nach den Römern saßen daselbst oft die Könige der Burgunden; unter den Franken nachher hielten die burgundischen Freien zuweilen da ihren Landtag. Ein Bischof übte da seit undenklichen Zeiten geistliche Gewalt weit umher. Er besaß fürstlichen Titel und große Güter und Rechtsame; sogar das Hoheitsrecht über die Stadt. Dies hatte sonst den fränkischen Königen gehört, die es den Bischöfen gegeben. Die übrigen Rechte der Könige verwalteten die Grafen zu Genf,

als Beamte. Aber mit der Zeit hatten diese Grafen ihr Amt, und Alles, was sie verwalteten, erblich an sich gebracht. Nicht nur betrachteten sie den ganzen Genfergau, was davon nicht des Bisthums Eigen war, als ihr Erbgut, sondern sie waren auch Vizthume oder Statthalter des Bischofs in Verwaltung seiner weltlichen Rechte. Immer blieb nebenbuhlerischer Zank zwischen dem Bischof von Genf und dem Grafen von Genf. Dabei hatte am meisten die Bürgerschaft der Stadt gewonnen, welche bald diesem, bald jenem beistand, und bald von diesem, bald von jenem neue Rechte und Freiheiten erhielt. So kämpften zuletzt drei Parteien auf diesem engen Landstriche um den Vorzug: der Bischof, der Graf von Genf und die Bürgerschaft der Stadt. Ein Vierter kam bald hinzu, der benachbarte, mächtige Graf von Savoien. Den hatte die Bürgerschaft zuerst gegen den Grafen von Genf zu Hilfe genommen, und ihm von dessen Rechten viele gegeben; nachher aber gelüstete demselben nach Allem. Er suchte den Grafen von Genf zu verdrängen, und, als dessen Geschlecht ausstarb, kaufte er die Güter desselben an sich. So ward er hier einflußreich.

Je mächtiger der Graf von Savoien wurde, der sich zuletzt herzogliche Würde beilegte, je gefährlicher stand er der Bürgerschaft von Genf gegenüber. Denn er brachte bald auch die ganze Gewalt des Bisthums an sich, indem ihm leicht ward, den bischöflichen Stuhl zu Genf jedesmal mit einem Sohne des savoiischen Hauses zu besetzen. Als jedoch dieser Bischöfe einer, nach den Kriegen der Schweizer mit Karl dem Kühnen von Burgund, für sich und die Stadt ein Burgrecht oder Schutzbündniß mit den Städten Bern und Freiburg (im Jahr 1493) aufgerichtet hatte, erhielt unversehens die Bürgerschaft in diesen benachbarten Eidsgenossen neue Gewährleister ihrer sehr bedrohten Rechtsame gegen die gewaltthätigen Herzoge und Bischöfe. Das hatte große Folgen.

Eines Tages (im Jahr 1517) schnitt ein muthwilliger Bursch zu Genf aus Bosheit dem Maulesel des bischöflichen Richters Grossi das Springgelenk ab. Der Thäter und ein Haufe leichtfertiger Gesellen, die dem Richter nicht wohl wollten, liessen das Stück des Maulesels durch einen Blödsinnigen in den Straßen umhertragen und dazu rufen: „Wer kauft? Wer kauft von der großen Bestie?“ Das ärgerte den Grossi doppelt, denn er deutete die Worte auf seine Person. Er klagte die Wildfänge vor dem bischöflichen Gerichte an. Der Bischof begnadigte Alle, ausser einem, Namens Pecolat, den er gefangen setzte, und einem, Namens Berthelier, der nach Freiburg entfloh. Nun erhob sich Streit, vor welches Gericht Pecolat gehöre. Die Stadt Genf behauptete, er müsse vor ihrem bürgerlichen Gericht stehen. Die Sache ward weitläufig und kam vor Herzog, Bischof, Erzbischof und Papst. Unterdessen war Berthelier zu Freiburg nicht müßig gewesen. Von seinen Mitbürgern bevollmächtigt, stiftete derselbe engere Verbindung zwischen Freiburg und Genf. Als er, um sein Werk zu vollenden, mit verheißenem sichern Geleit nach Genf zurückging und den Bund mit Freiburg (6 Hornung 1518) zu Stande brachte, ward der Herzog darüber so erzürnt, daß er einige Genfer, die durch sein Land reiseten, in Turin hinrichten ließ. Desto größer ward die Erbitterung und offene Parteiung zwischen denen, die lieber zu den Eidsgenossen, und denen, die lieber zum Herzog hielten. Der Letztern waren aber nur wenige, und man hieß sie nur Mameluken. Die Andern aber hieß man Eidsgenossen, oder, wie sie den Namen mit ihrer französischen Zunge aussprachen, Hügenotten.

Es ward der Streit wegen des Bündnisses vor manche schweizerische Tagsatzung gebracht, doch ohne Erfolg. Der Herzog verfolgte die Hugenotten wie abtrünnige Unterthanen so grausam, daß Viele nach Bern und Freiburg flüchteten. Den Berthelier selbst ließ er auffangen und

hinrichten. Der savoiſche Adel mußte die Stadt auf alle Weiſe plagen. Dann kam zu dem Allem noch der Streit um die neue Kirchenlehre. Die meiſten Hugenotten waren evangeliſch-reformirt. Ja der Prior von St. Victor, Namens Bonnivard, war einer der erſten, der wider den Papſt lehrte. Deſto härter wurden der Herzog und der Biſchof gegen die Genfer, alſo daß Bern und Freiburg nicht länger ihre Bundesgenoſſen ohne Schutz laſſen wollten. Mit 12,000 Mann zogen ſie verwüſtend durchs Waadtland bis Morſee. Da traten Abgeordnete von Wallis und zehn Kantonen vermittelnd herbei und bewogen das Heer zum Rückzuge, und zu St. Julian ward Friede geſchloſſen (1530). Der Herzog verhieß, die Rechte von Genf zu ehren, widrigenfalls er mit Verluſt ſeines geſammten Waadtlandes bedroht ward; und hinwieder Genf verſprach, bei Verluſt des eidsgenöſſiſchen Bundes, des Herzogs Rechte zu ſchonen.

Friede war hergeſtellt, Freundſchaft aber nicht. Der Herzog ſetzte die Verfolgungen fort. In der Stadt haderten die Parteien der Katholiſchen und Evangeliſchen fort. Es wurden Anſchläge wider einander gemacht, Meuchelmorde vollzogen. Die Hugenotten aber behaupteten die Oberhand. Biſchof und Herzog machten endlich Entwürfe, die Stadt mit gewaffneter Fauſt zu überfallen. Die Wachſamkeit aber und die Tapferkeit der Bürger machte dieſe Entwürfe eitel. Der Biſchof floh aus Furcht vor dem Volk aus der Stadt und verlegte ſeinen biſchöflichen Sitz nach Gex. Das war den Genfern wohl recht. Nun führten ſie ohne Scheu evangeliſchen Gottesdienſt ein, erklärten des Biſchofs Oberherrlichkeit verfallen und ihre Stadt für einen unabhängigen Freiſtaat (im Jahr 1536).

Das war ein verwegener und großer Schritt. Aber er gelang. Denn zu den Genfern kam Johannes Calvin, ein franzöſiſcher Geiſtlicher aus Noyon. Der war ein gelehrter, in Staats- und Kirchendingen gewandter, und in Ver-

breitung des evangelischen Glaubens gar eifriger Mann. Derselbe richtete bei ihnen nicht nur den Gottesdienst nach der neuen Lehre ein, sondern mit groſser Strenge verbeſſerte er auch die zügellosen Sitten, und half er der Einrichtung des neuen Gemeinwesens durch feste Gesetze. So groß ward das Ansehen Calvins, daß zuletzt nichts wider seinen Willen geschah; so groß der Ruhm seiner Einsicht in geistlichen Dingen, daß in der Schweitz, in Frankreich und in Deutschland nach seinem Namen die Reformirten Calviniſten geheiſsen wurden.

Als indeſſen die vertriebenen Mameluken und der savoiſische Adel im Waadtlande die Stadt hart bedrängten, sandten die Berner dem Herzog von Savoien ihre Kriegserklärung, weil er den Frieden von St. Julian nicht hatte. Sie schickten 7000 Mann Kriegsvolks (Jänner 1536) ins Waadtland, eroberten binnen eilf Tagen alles von Murten bis Genf; befreiten diese frohlockende Stadt; vertrieben auch den Bischof aus Lauſanne; nahmen deſſen Güter und Rechtſame an ſich, und wurden also Oberherren des ganzen Waadtlandes. Das wurden ſie hier noch mit geringerer Mühe, als ehemals im Aargau. Denn der Herzog von Savoien konnte keinen Widerſtand leiſten, weil er mit dem Könige von Frankreich Krieg führte, und ſich in groſser Noth befand. Der savoiſische Adel ſtand viel zu ohnmächtig da. Die Städte und Gemeinen aber unterwarfen ſich den Bernern gern, weil die savoiſischen Herzoge oft übel und hart regiert, und weil die Landſtände mehr für ſich ſelbſt, als das Volk, gesorgt hatten.

Doch Wallis und Freiburg ſahen die Eroberung der Waadt durch Bern mit unzufriedenem Herzen. Sie wollten wenigſtens gern auch ihren Theil davon. Die Walliſer bemeiſterten ſich von ihrer Grenze hinweg des Gebietes bis an die Dranſe; die Freiburger nahmen die Landſchaft von Rune und Romont. Bern lieſs das wohl geſchehen, um ungeſtört das Hauptland zu behalten, und ſich darin feſtzuſetzen. Darum

daß die britischen Besitzungen Ostindiens künftig eine kirchliche, für sich unabhängige Verfassung haben sollten, und diese unter die Leitung eines evangelischen Bischofs und dreier Archidiakonen gestellt werde. Es emporte sich gegen das, was obrigkeitliche Pflicht, was Menschlichkeit, was gottgegebener Sinn, was gesunder Mutterwitz geboten, zwar laut und lärmerisch auch diesmal arglistige Klugheit, erschrockene Selbstsucht, durch Herkömmlichkeiten verschrobener Menschenverstand, in liebevolle Duldsamkeit verkappte Unduldsamkeit. Aber die Castlereaghs und Smiths, der unsterbliche Wilberforce, der weise Thornton und Andere erhoben sich für die heilige Sache des Christenthums gegen Christen und siegten. Mit einer Stimmenmehrheit von neunundachtzig gegen sechsunddreißig wurde der Antrag angenommen, von der Kammer der Lords ohne Widerspruch genehmigt und so der Bill der ostindischen Handelsgesellschaft als Staatsgesetz einverleibt.

Calcutta ward zum bischöflichen Sitz der britischen Kirche in Ostindien und der fromme Thomas Fanshaw Middleton zum ersten Bischof von Indien erwählt. Jene eitle Furcht, welche man in England vor Verbreitung des Christenthums in Indien erregen wollte, oder schon hatte, als wurden damit bürgerliche Unruhen

führte es sogleich allen Orten den reformirten Gottesdienst ein; setzte über die verschiedenen Bezirke acht Landvögte, und verordnete für die ganze Waadt einen eigenen Seckelmeister, der hier die Rechte und Einkünfte des Staats zu verwalten hatte. Nur wenige Orte behielten die ehemaligen Freiheiten. Der Stadt Lausanne hingegen verblieben ihre alten großen Vorrechte fast insgesammt, also daß sie nur wie eine bernische Schutzstadt anzusehen war. — Zweimal schon in frühern Zeiten hatte Bern die Waadt erobert; einmal in den Burgunder-Kriegen, da es nur Bex und Aelen für sich behielt, das zweitemal vor dem Frieden bei St. Julian, da es nichts behielt. Jetzt zum drittenmal gab es die schöne Beute nicht wieder zurück.

Zwar die großen und reichen Grafen von Greierz, welche im Waadtlande sehr begütert waren, weigerten sich lange standhaft, wegen ihrer hiesigen Herrschaften, den Städten Bern und Freiburg Huldigung zu leisten. Allein weil die Grafen sehr verschuldet und gelddürftig waren, kauften Bern und Freiburg staatsklug die Forderungen von deren Gläubigern an sich (im Jahr 1554). So gelangte damit Freiburg in den Besitz der Herrschaft Greierz; Bern aber in den Besitz von Rötschmund und Oron.

Auf diese Weise hatte Bern sein Gebiet mit Einnahme der Waadt um das Doppelte erweitert, und ist es durch staatskluge Benutzung des günstigsten Augenblicks, durch Gemeinsinn, Entschlossenheit und tapferes Gemüth seiner Bürger die mächtigste Stadt der ganzen Eidsgenossenschaft an Land und Leuten geworden.

35.

Glaubenshaß in den italienischen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalender-Streit und der Borromeische Bund.

(Vom Jahr 1553 — 1586.)

Die Stadt Genf, mit einem kleinen Gebiet auſſer ihren Ringmauern, blühte nun als Freistaat und ward bald eine der berühmtesten Städte des Schweizerlandes durch Kunst und Wissenschaft. Doch weigerten sich die Eidsgenossen, sie als zugewandten Ort aufzunehmen, weil sie immerdar voller Unruhen war. Diese Unruhen waren eine Wirkung theils der jungen Freiheit selbst, theils der herben Strenge von Religionseifer des Johannes Calvin. Denn Calvin verfolgte jeden, der nicht seinen Lehren beistimmte, mit Verdammung, Schwert und Scheiterhaufen.

Nur Bern allein hielt treu mit Genf, Genf mit Bern; auch erneuerten beide ihr Burgrecht oder Schutzbündniß (im J. 1558) auf ewige Zeiten. Denn Genf fand an Bern den sichersten Schutz seiner Freiheit gegen äussere und innere Anfechtung; Bern dagegen an Genf eine starke Vormacht gegen Savoien, zur Behauptung der Waadt, und zur Zähmung der Waadtländer, wenn diese vielleicht Freiheiten anfechten wollten, welche ihnen die eidsgenössische Stadt nicht zu bewilligen gut fand.

Der Glaubenszwist unter den Eidsgenossen und ihren Unterthanen hatte unterdessen auch in den cisalpinischen oder italienischen Landvogteien, jenseits des Gotthards, viele Herzen getrennt. Besonders war in der Vogtei Locarno schon die Anzahl der Evangelisch-Reformirten groß; zu ihnen gehörten viele der angesehensten und reichsten Geschlechter; dort hatten Lälius und Faustus Sozzini eine noch weit freiere Denkart in Glaubenssachen verbreitet, als selbst Zwingli in Zürich und Calvin zu Genf. Aber die Sozzini wurden vertrieben und ihre Anhän-

ger verbannt, oder mit dem Tode bestraft. In Locarno selbst ward darauf Beccaria der vornehmste Lehrer der Evangelischen. Auch ihn verhaftete der katholisch. Landvogt; aber ein Haufe reformirter Männer bestürmte das Schloß desselben und erzwang Beccaria's Freilassung. Der Landvogt, von den sieben katholischen mitherrschenden Ständen der Eidsgenossen bevollmächtigt, gebot dann allen Evangelischen den Besuch des katholischen Gottesdienstes und verwies mehrere des Landes. „Das ist gegen den Landfrieden!“ riefen die evangelischen mitherrschenden Stände. — „Nein,“ sprachen die katholischen Stände: „der Landfrieden erstreckt sich nicht auf die italienischen Vogteien; hier gilt Mehrheit der Stimmen!“ Und so dauerten die Verfolgungen. Dazu ermunterte ohne Unterlaß der päpstliche Nunzius oder Gesandte. Es wurde zuletzt Landesverweisung aller Reformirten aus Locarno beschlossen, und (im März 1555) vollzogen. Anderthalbhundert Personen mußten auf dem Rathhause zu Locarno mit schweigender Ergebung das Verdammungsurtheil hören. Da trat plötzlich der päpstliche Nunzius in den Saal und rief ergrimmt: „Das ist noch zu gelinde! Man muß den Landesverwiesenen auch Hab und Gut, ja ihre Kinder entreißen!“ — Solcher Härte entsetzten sich aber die Gesandten der katholischen Eidsgenossenschaft. In ihrer Brust lebte viel mehr Menschlichkeit, als in der Brust des Gottesgelehrten. Und sie sprachen: „Nimmermehr weichen wir von unserm einmal gefällten Urtheil!“

Also zogen die Verbannten mit Weib und Kindlein in der rauhen Jahreszeit über wilde Gebirge hin, weit von der Heimath ihrer Väter hinweg. Die evangelischen Eidsgenossen empfingen dieselben mit christlicher Barmherzigkeit. Ueber hundert der Verwaisenen fanden eine Zuflucht in Zürich. Es waren bei denselben reiche und gelehrte Männer, die Orelli, die Muralte und andere, deren Geschlechter noch heut in Zürich blühen. Sie brachten die Kunst der Seidenweberei in diese Stadt, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe an, und erhöh-

ten durch ihren Fleiß, den Wohlstand Zürichs, der bald weit über die Grenzen der Schweiz hinaus berühmt ward.

Es ist zu glauben, daß die Eidsgenossen wohl endlich zur ehemaligen brüderlichen Eintracht, trotz der Kirchenverschiedenheit, zurückgekehrt sein würden, wenn sie nur nicht den Einflüsterungen auswärtiger Gesandten allzugeneigt ihr Ohr geliehen hätten. Allein da waren zu jener Zeit auch Religionskriege in Deutschland und Frankreich; da warben die Boten der kriegführenden Fürsten dann um Gunst und Beistand der Kantone ihres Glaubens, und wiegelten sie gegen die andern auf; und die Priesterschaft auf beiden Seiten entflammte die Gemüther alles Volks noch mehr. Vorsichtig zwar enthielten sich die evangelischen Stände aller Einmischung in fremde Händel; aber nicht also die katholischen Stände. Diese folgten dem Worte des päpstlichen Nunzius, nicht minder dem Golde, welches besonders der französische Gesandte spendete, um Schweizersöldner in seines Königs Kriegsdienst zu ziehen. Sie schlossen im Jahre 1553 mit König Heinrich II von Frankreich zum erstenmal einen vollständigen Vertrag (Kapitulation geheißen) über die in französischen Kriegsdienst zu gebenden Schweizer und stellten zehntausend derselben in einem Jahre und sendten von Jahr zu Jahr beträchtliche Verstärkungen nach. Ruhmvoll zwar haben die Schweizer auf fremdem Boden, doch immer nur als Söldner gestritten. Ihr Blut, ihre Thaten gehörten nicht dem Vaterlande an, darum auch nicht der Geschichte des Vaterlandes. Mögen Fremdlinge preisen, was die Söldner bei ihnen gethan.

Sehr geschäftig war der päpstliche Nunzius, besonders den reformirten Kantonen entgegen zu arbeiten. Er sann sogar darauf, Genf, vielleicht auch Waadtland, wieder an den Herzog von Savoien zu bringen. Gern hätten, um Berns Ueberlegenheit zu schwächen, wohl selbst reformirte Kantone dazu geholfen. Doch gelang das nicht. Denn als der Herzog von Savoien wirklich das Waadtland wieder zurückforderte (im Jahre 1564), kam Bern durch freiwilliges Opfer des Ländleins Gex und des

ganzen Bezirks jenseits des Genfersees größerm Verluste zuvor. Dagegen entsagte dann Herzog Emanuel Philibert im Vertrag zu Lausanne allen seinen Ansprüchen auf die Waadt, und der König von Frankreich gewährleistete diesen Vertrag, doch unter Vorbehalt der alten Freiheiten, die das Waadtland immer bei Savoien genossen hatte. — Genf hingegen blieb den fortdauernden Anfechtungen von Savoien noch lange Zeit bloßgestellt. Das erweckte aber nur neue Kräfte in diesem kleinen, jedoch heldenmüthigen Freistaat, der sein Dasein muthvoll gegen listige Tücke und übermächtige Gewalt vertheidigte, allezeit von Bern mannlich unterstützt. Darum (im Jahre 1581) trat auch Zürich mit den Genfern endlich in ewiges Burgrecht.

Unter allen Vertheidigern des römischen Stuhls war in der Eidsgenossenschaft nie einer von größerer Wirksamkeit erschienen, als der Kardinal Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand. Aber auch selten war einer so sehr durch Tugenden des Geistes und Herzens fähig, Großes zu vollbringen, als dieser junge, vielthätige, gottesfürchtige, für seinen Glauben begeisterte Mann. Der Ausbreitung der neuen Lehren ewige Schranken zu bauen und die tiefererschütterte altkatholische Kirche gegen den Sturm der Zeit aufrecht zu halten: das war das erwählte Tagwerk seines Lebens. Darum schaffte er in Italien viele Mißbräuche ab, reinigte die Sitten der Geistlichkeit und that viele Reisen. Dafür trat er auch in die Schweiz. Aber nicht Alles, was er hier vollbrachte, war den Eidsgenossen nütze.

Wie er in das Veltlin kam, wo die Bündner reformirte Schulen gründen wollten, arbeitete er heimlich dagegen. Als er nach Bünden kam, hätte er gern die Katholiken gegen die Reformirten in Harnisch gebracht; aber, ausgenommen am Hofe des Bischofs von Chur, empfingen ihn die freien Söhne des Hochlandes kalt. Denn die Bündner hatten schon des Religionszanks genug gehabt, und in den Religionshaß hatte sich, wie das auch bei den Schweizern der Fall war, politischer Eigennutz reicher Familien gemischt. Darüber hatte schon der junge Frei-

herr Johann Planta von Rhäzüns (1572) sein Leben auf dem Blutgerüst, und mancher Biedermann durch die Strafgerichte Ehr' und Heimath, Gut und Blut verloren. Man spricht noch heut zu Tage im Bündnerlande von den bösen Strafgerichten zu Thusis und Chur, von den bewaffneten Aufläufen des Volks, und von dem herrschenden Laster der Bestechung in damaliger Zeit. Mit dem Gesetz des Kesselbriefes (1570) hatten die Bündner endlich dem Laster Schranken gesetzt, sich durch Geschenke und Umtriebe Staatsämter zu erwerben; und mit dem Gesetz des Dreissigerbriefs verboten sie (1574) alle bewaffneten Aufstände im Lande. Denn in den Bündnern war, bei aller Liebe der Freiheit, auch noch Liebe der Rechtlichkeit. Nur einzelnen ihrer vornehmen und herrschsüchtigen Geschlechter war weder an der Freiheit, noch an der Rechtlichkeit viel gelegen.

Als nun der Kardinal Karl Borromeo zu den Eidsgenossen kam in die Schweiz, fand er bei den katholischen Kantonen viele Freundschaft. Weil sie für den Schulunterricht zu wenig thaten, stiftete er für die katholische Jugend der Schweizer eine eigene Priesterschule, genannt Seminarium, zu Mailand. Auch das stiftete er: es müsse beständig ein päpstlicher Nunzius im Schweizerlande wohnen. Solches gefiel den Reformirten nicht, denn sie spürten wohl, der werde ihnen immerdar Verdruß machen wollen. Als einst im Winter (1580) solch ein Nunzius nach Bern kam, wies ihn die Regierung aus der Stadt weg und die Buben auf den Gassen warfen ihn mit Schneeballen.

Der Streit zwischen der katholischen und evangelischen Partei erfüllte fast die ganze Welt. Spanien, Savoien und der Kaiser waren für den Papst die tapfersten Vorfechter. In Frankreich wurden trotz dem die Hugenotten oder Reformirten fast Meister. Der Papst wollte die ganze katholische Welt zum Krieg auf Tod und Leben gegen die Evangelischen bewegen und das hieß er einen heiligen Krieg. Im Schweizerlande wohnte Kardinal Borromeo eifrig an, man müsse auch hier für Erhaltung der römischen Kirche starken Bund schließen. Und je länger die

Menſchen unter einander ſtritten, je mehr erhitzten ſich die Gemüther. Ja es ging ſo weit, daß die Reformirten den damals erſcheinenden verbeſſerten neuen Kalender nicht annehmen wollten (1582), weil ihn ein Papſt hatte verfertigen laſſen. So argwöhniſch gegen Alles, was von Rom kam, auch gegen das Gute, waren die Evangeliſchen, daß ſie lieber die ſchlechte Zeitrechnung des alten Kalenders beibehielten; und es wäre darüber ſchier blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen.

Der Zank um den alten und neuen Kalender half auch nicht wenig dazu, daß die katholiſchen ſieben Orte wirklich den Bund für Erhaltung der römiſchen Kirche unter ſich zu Stande brachten, den Borromeo angerathen hatte. Am zehnten Oktober 1586 kamen Geſandte von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg in der Stadt Luzern zuſammen, und beſchworen da den Bund, welchen man den goldenen, oder Borromeiſchen hieß. Aber dieſer Bund erweiterte die finſtere Kluft zwiſchen Eidsgenoſſen und Eidsgenoſſen noch mehr.

36.

Aufſtand in Mühlhauſen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen ſich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln.

(Vom Jahre 1587 — 1603.)

Von nun an hielten die katholiſchen Orte feſter und lieber mit Ausländern zuſammen, als mit Schweizern evangeliſchen Glaubens. Darüber freuten ſich die Ausländer, denn ſie hatten aus dieſer Zwietracht Vortheil. Da kam der Geſandte von Spanien, und theilte Gold aus und ſchloß mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg einen Bund für ſeinen König (im Jahre 1587). Da kam der päpſtliche Nunzius, und predigte Krieg gegen die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich, und mehr denn achttauſend katholiſche Schweizer zogen hinaus

in den französischen Bürgerkrieg. Da kamen Gesandte der Hugenotten und predigten Krieg zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens in Frankreich, und Tausende von reformirten Schweizern und Bündnern zogen hinaus in die französischen Blutfelder, und die Obrigkeiten im Lande thaten, als wüßten sie nichts davon. Auf fremder Erde um schnödes Geld würgten Schweizer ihre eigenen Brüder. Das that Glaubenshaß!

Und in Alles mischte dieser böse Geist sein Gift und die kleinsten Dinge machte er zu Werkzeugen großen Verderbens, wie damals in Mühlhausen.

Die Stadt Mühlhausen im Elsaß ist eines uralten Entstehens. Schon seit fast fünfhundert Jahren war sie, gleich den meisten Städten der Schweiz, eine freie Stadt des deutschen Reichs, und seit hundert und zweihundert Jahren schon mit Basel, dann mit Bern, Freiburg und Solothurn in Schutzbündnissen gewesen, endlich (seit dem J. 1515) als ein zugewandter Ort der Eidsgenossen betrachtet, mit Sitz und Stimme auf Tagsatzungen. Nun begab sich, daß das Geschlecht der Finninger Rechtsstreit mit andern Bürgern wegen eines Stücks Waldes bekam und verlor. Aus Rache wandten sich die Finninger an die österreichische Regierung zu Ensisheim, dann an die Tagsatzung der Eidsgenossen. Und weil man den katholischen Schweizern vorspiegelte, sie könnten Mühlhausen bei dieser Gelegenheit zum alten Glauben zurückbringen, nahmen sie sich der Finninger an, und bedrohten den Stadtrath von Mühlhausen mit Aufhebung des alten Bundes. Der Stadtrath rief die evangelischen Orte an, und diese entschieden für den Stadtrath. Alsbald schickten die katholischen Orte, nebst Appenzell, den Mühlhausern den eidsgenössischen Bundesbrief mit abgerissenen Siegeln zurück. Nun machte die Partei der Finninger darüber Aufruhr, gewann das Volk, und setzte den Stadtrath ab, als sei er am Verlust des Bundes mit den Eidsgenossen Schuld. Die evangelischen Kantone hinwieder wollten freundlich vermitteln und richten, aber wurden nicht gehört; und als sie drohten, die

Ordnung der Dinge mit Ernſt herzuſtellen, waffneten ſich die Bürger und verſtärkten ſich mit öſterreichiſchen Soldaten. Alſo ſchickten die reformirten Eidsgenoſſen Kriegsvolk, unter Anführung des Feldherrn von Erlach; ſechshundert Basler voran. Aber von der Stadt her donnerte das ſchwere Geſchütz. Da ſtürmten und erbrachen die Schweizer noch in ſpäter Nacht das Thor. Gefecht und Morden ward in allen Gaſſen; die Bürgerſchaft beſiegt; die fremde Beſatzung entwaffnet, fortgeſchickt und die Ruhe mit Enthauptung der vornehmſten Aufwiegler wieder hergeſtellt. Aber ſeit dieſem Jahre (1587) blieb für Mühlhauſen die Bundesgenoſſenſchaft der katholiſchen Eidsgenoſſen auf ewig verloren, und die Stadt gelangte nie wieder auf der Tagſatzung zum Stimmrecht.

Bald nachdem ging es ſchier noch übler im Lande Appenzell. Hier hatten in beiden Rhoden Evangeliſche und Katholiken unter einander gewohnt, im äuſſern Rhoden mehr Reformirte, im Innern und im Hauptflecken Appenzell mehr Katholiſche. Nun kamen die Kapuziner ins Land, und ſtifteten heimlich das Volk auf, man müſſe die Evangeliſchen mit Gewalt zur katholiſchen Kirche zurückführen. Der Landammann Meggelin, ein im alten Glauben parteiſtiger Mann, wollte dazu mit ſiebenundzwanzig jungen reformirten Männern den Anfang machen. Er beſchied ſie vor den großen zwiefachen Landrath zur Verantwortung, ließ das Rathhaus von katholiſchen Bauern umringen, und wenn die Siebenundzwanzig nicht gehorchen würden, wollte er am Fenſter dem Volk ein Zeichen geben, und der Rath ſich ſchnell entfernen, und das Volk ſollte ſtracks über die Siebenundzwanzig herfallen. Allein er hatte übel gerechnet. Denn als die jungen Männer nicht gehorchen wollten, und er zum Fenſter und die Rathsherren zur Thüre liefen, zogen die Siebenundzwanzig unter ihren Mänteln verborgenes Gewehr hervor, beſetzten Thür und Fenſter, und brachten den Landammann in ſo große Angſt, daß er zum Fenſter hinaus rief:

„Friede! geht nur auseinander!“ So gingen die Bauern auseinander und die Siebenunzwanzig kamen ohne Schaden davon. Dieser Tag (14 Mai 1578) ward nun der Anfang aller Unruhen.

Denn von da an plagten und verfolgten sich die Parteien bitterlich. Die Reformirten waren sehr gedrängt in Innerrhoden, und die Katholiken sehr geängstet in Ausserrhoden. Man nahm einander gefangen; man läutete mehrmals Sturm; man griff mehrmals zu den Waffen. Doch verständige Vaterlandsmänner verhüteten immer glücklich den Bürgerkrieg. Nachdem endlich weder in Räthen, noch Kirchhörinen oder Gemeineversammlungen, noch in Landsgemeinen Einigkeit zu bringen war, ward eidsgenössisches Recht angerufen. Die Eidsgenossen aber waren mehr Partei als Richter. Die Katholischen halfen den Katholiken, die Reformirten den Evangelischen. Zuletzt hieß es: „Das gibt keine Ruhe, man muß das Land theilen und jedem Theile eigenen Glauben, eigene Obrigkeit und eigenes Gericht überlassen!“

Das geschah nach zehnjährigem Lärmen wirklich, und den Landtheilungsbrief haben sie am 8 Herbstmonds 1597 unterschrieben. Nun wurden zwischen Ausserrhoden und Innerrhoden Land und Recht, Panner und Siegel, selbst das Geschütz im Zeughaus getheilt. Die Evangelischen setzten sich in Ausserrhoden an und zählten da zusammen 6322 Mann; in Innerrhoden wohnten die Katholischen und zählten zusammen 2782 Mann. Aber beide Rhoden, obgleich getheilt, wie Ob- und Nidwalden, blieben im Kreise der Eidsgenossen, gleichwie Unterwalden, nur ein einziger Stand.

Das war Allen Recht, nur nicht dem Landammann Tanner von Innerrhoden. Der haßte die Evangelischen in Ausserrhoden unversöhnlich und wollte sich nicht zufrieden geben; stiftete Zwietracht und Neckerei, und wollte die katholischen Kantone sogar vermögen, Ausserrhoden zu zwingen, den dort noch wohnenden sechs bis sieben Katholiken alle Vorrechte zu

und Empörungen veranlaßt werden, verſchwand ſeitdem. Sie war nur das Kind des Vorurtheils, der Unkunde oder des Stolzes geweſen. Denn beinahe alle alten Regente ißämme der Hindus ſind in eine ſolche Abhängigkeit von der britiſchen Regierung verſunken, daß ſie ſich zu keinem Widerſtand aufzulegt fühlen, zumal wenn man gerecht gegen ſie iſt, und — was ohnehin dem Geiſt der Jeſuslehre widerſtrebt — in Glaubenskingen ungewaltſam geht.

Und ſeit jenem Jahre verzehnfachten ſich die evangeliſchen Bekehrungsanſtalten Hindoſtans, die ehe ein Jahrhundert verürecht, gänzliche Umwälzung der Begriffe, große Verwandlung der Sitten, wahre Geiſtesverjüngung Hindoſtans zur Folge haben müſſen. So bewundernswürdig die freigebige Begeiſterung der britiſchen Geſellſchaften iſt, ſo rührend iſt anderſeits die treue Hingebung derjenigen, welche Verwandte, europäiſches Vaterland und europäiſche Genüſſe auf immer vergeſſen, um lebenslang mit großen Entbehrungen unter den Hindus zu wandeln und gleich den erſten Jüngern des Weltheilandes die Liebe Gottes, ſein Vaterthum und die Vergeltung der Ewigkeit neben den Pflichten der Menſchheit zu offenbaren. Die Thätigkeit der zahlreichen Bibelgeſellſchaften, welche die heiligen Urkunden des Chriſtenthums in alle Sprachen Hindoſtans überſetzen und jährlich

geben. Das gelang dem Tanner jedoch nicht, und er ward wegen seiner Thaten und Gesinnungen zuletzt selbst den eigenen Mitbürgern so verhaßt, daß er Hab und Gut und Würden verlor, und als armer Mann umherzog und in einem Viehstall im Thargau elendiglich starb.

Es war wohl ein Glück fürs Schweizerland, daß die Könige und Fürsten, ringsumher in allerlei Kriegshändel verstrickt, sich nicht in die Streitigkeiten der Eidsgenossen mischen konnten. Vielleicht wäre es um die Unabhängigkeit mehr als einmal geschehen gewesen. Aber Spanien und Mailand kriegte beständig mit Frankreich, und der deutsche Kaiser mit den Türken. Jeder wollte dabei die Schweizer zum Beistand. Die Eidsgenossen hingegen, entweder weil sie untereinander nicht trauten, oder weil ein Theil diesem, der andere Theil jenem Fürsten wohl wollte, lähmten sich gegenseitig. Vielmehr mahnten sie den König von Frankreich und den König von Spanien auf rührende Weise zum Frieden, und Zürich bat den Kaiser, und Luzern den Papst, solchen Friedensvorschlägen Eingang in die Herzen zu schaffen. Sie richteten freilich wenig aus.

Darum, und weil König Heinrich IV von Frankreich ein gar tugendlicher und tapferer Herr war, den Evangelischen und Katholischen lieb, und weil er versprach, jährlich viermalhunderttausend Kronen in die Schweiz zu schicken, als Abzahlung rückständiger Schulden, und weil er sogleich eine Million baaren Geldes mit seinem Gesandten sandte, wurden ihm alle von Herzen gewogen. Und sie schlossen mit ihm neuen Bund (1602).

Der war aber weder den Spaniern gelegen, noch dem Papst, noch dem Herzog von Savoien. Die Alle haßten den tapfern König Heinrich IV. Und der Herzog von Savoien meinte, es sei die beste Zeit, sich wieder Meister von Genf zu machen. Heimlich nahm er seine Soldaten, und Neapolitaner und Spanier dazu, und schickte seinen Feldobersten Brunaulieu

in des Stifts aus, die Stadt zu überrumpeln. In finsterer Nacht (zwischen dem 11 und 12 Dezember 1602) rückten sie gegen die Mauern, legten Sturmleitern an, stiegen hinauf und dachten, Alles sei gewonnen. Aber da hörte eine Genfer Schildwacht das Getöse und schoß das Gewehr ab. Es ließ der Wächter das Schutzgatter des Thors nieder; es wachten die Bürger auf: „Hurrah, der Feind ist da!“ liefen mit den Waffen auf die Wälle, tödteten was in die Stadt schon eingedrungen war und zerschossen die Sturmleitern. — Mit Verlust und Schimpf und Schanden zogen die Savoiarden ab.

Stracks schickten Bern und Zürich Hilfe in die Stadt und nöthigten den Herzog zum Friedensvertrag (11 Juli 1603), worin er verhieß, vier Meilen weit um Genf kein Kriegsvolk mehr zu halten, da keine Festung zu bauen, auch die Stadt nimmer anzufechten. Seitdem feierten die Genfer alljährlich die Sturmleiter-Nacht oder Escalade, als Siegs- und Freudenfest.

37.

Unruhen in Biel. Verschwörung gegen Genf. Der schwarze Tod. Anfang der Bürgerkriege in Bünden.

(Vom Jahr 1603 bis 1618.)

In derselben Zeit, da die freien Genfer ihr Kränzlein gegen des Herzogs von Savoien Nachstellung behaupteten, stritten auch die Leute im Lande Wallis ihren letzten bittern Kampf um Glaubenssachen. Hier waren die Reformirten an Zahl die Schwächern; darum unterlagen sie. Zwar hatten sie seit mehr denn fünfzig Jahren, vermöge eines geschlossenen Landfriedens (1551), Duldung genossen; allein am Ende wollte man sie nicht länger im Lande leiden. Der Bischof und der Landrath befahlen, sie sollten ihre Güter verkaufen und das Vaterland meiden. Es war umsonst, daß die evan-

gelischen Kantone (im Jahr 1603) für die Verfolgten Fürbitten einlegten; die katholischen Kantone kamen dagegen mit Ermunterungen, man müsse die Reformirten und ihre Prediger vertreiben. Und sie wurden vertrieben und sahen das Land ihrer Väter nicht wieder.

Eben so haderten die Bürger von Biel mit ihrem Bischof. Biel ist eine alte Stadt, anmuthig gelegen an ihrem See. Sie ist lange mit eigenen Freiheiten unter den Grafen von Neuenburg gestanden gewesen, nachher (im Jahr 1274) an den Bischof von Basel gekommen, der ihr die Rechtsame einer freien Reichsstadt verschaffte, damit sie ihn lieb habe. Durch solche Freiheit blühte die Stadt schnell auf; sie führte in mancher Fehde ihre Waffen glücklich und die Einwohner im Thale Erguel folgten ihrem Stadtpanner. Mit Bern hatte sie schon früh (1279) Bund und Burgrecht zum Schutz ihrer Rechte geschlossen; dann auch mit Solothurn (1382) und hundert Jahre später (1496) auch mit Freiburg. Mit allen Eidgenossen hielt sie freundlich zusammen und ward daher auch, als ein zugewandter Ort, geehrt. Sie suchte zuletzt alle Rechte des Bischofs über ihre Bürgerschaft und über die Landschaft Erguel (1551) zu kaufen, um Hauptstadt eines schönen Gebietes zu werden. Allein der Versuch gelang nicht und brachte viel Verdruß und Streit zwischen Biel und dem Bischof von Basel. Doch ward der Hader zuletzt (1610) freundlich von eidgenössischen Schiedsrichtern abgethan, also, daß die Stadt Biel dem Bischof ferner als Landesfürsten huldigte, ohne dessen und der Eidsgenossen Zustimmung sie keine neue Bündnisse schliessen konnte, und der seine übrigen Rechtsame in der Stadt behielt, so wie er anderseits auch die Freiheiten von Biel bestätigen mußte, und daß die Mannschaft vom Erguel ferner unter dem Panner der Stadt im Kriege verblieb.

Noch wäre viel von andern Zwiespalten und Zerwürfnissen aus diesen Zeiten zu sagen; von der Verschwörung zweier Franzosen, du Terrail und La Baffide, welche die Stadt

Genf im (Jahr 1609) abermals durch Verrätherei überrumpeln und dem Herzog von Savoien in die Hände spielen wollten, aber verrathen und hingerichtet wurden; oder von den Händeln im Thurgau, wo die betrunkenen Bauern auf einer Hochzeit zu Gachnang den Hektor von Beroldingen, einen dortigen Gutsherrn, mißhandelten, seine Kapelle schleiften und den Statthalter des Landvogts steinigten, woraus dann die evangelischen und katholischen Kantone eine so weitläufige und geharnischte Streitsache machten, daß die Katholischen nicht mehr mit den Zürichern auf den Tagsatzungen erscheinen wollten und beide Theile einander Krieg drohten, hätten nicht die übrigen Eidsgenossen gütlich vermittelt. Allein größere und schreckhaftere Geschichten sind zu melden.

Es brach die Pest aus. Man nannte diese schreckliche Krankheit nur den schwarzen Tod. Sie kam her aus fernen Ländern (1610) über Basel, wo sie bei viertausend Menschen tödtete. Sie drang im folgenden Jahr tiefer ins Land, nach Bern und Solothurn und Freiburg. In Zürich starben fünftausend Personen; im Glarner Lande bei zweitausend; weit mehr noch im Toggenburg und Appenzellerland. Zu Sarnen in Obwalden verscharrte man zweihundert und achtzig Todte in ein einziges Grab. Im Thurgau entvölkerte der schwarze Tod ganze Dörfer, und die Aecker lagen öde, weil keine Hand sie mehr baute. Als man die Todten des Thurgau's zählte, waren derselben dreiunddreißigtausend fünfhundert vierundachtzig an der Zahl. Ueberall fast ging der vierte Theil des Volkes ins Grab.

Bis hinauf in die hohen Thäler Graubündens würgte die Hand des schwarzen Todes. Aber in diesen Thälern wütheten damals noch andere Schrecken, welche der Mensch sich selbst schuf.

Seit der König von Spanien Herr von Mailand und der Lombardei geworden, trachtete er immerdar heimlich, auch Herr vom bündnischen Unterthanenland Veltlin zu werden,

um mit Oesterreich durch Tirol enger zusammenzuhangen. Denn Oesterreich war Spaniens bester Bundesgenosse und konnte nach Mailand keine Hilfe schicken, als durch das Gebiet von Venedig oder von Bünden. Darum mischte sich der spanische Statthalter zu Mailand, auf Geheiß seines Königs, gern in alle Händel der Veltliner, und die Veltliner hatten immerdar Händel unter sich, besonders der Religion wegen. Seit nämlich die Bündner (im Jahr 1552) den Veltlinern freie Uebung des evangelischen Gottesdienstes gestattet hatten, waren die Einwohner vieler Gemeinen zu demselben übergetreten, und daher die Zwietracht gekommen.

Aber der König von Frankreich, als Feind Oesterreichs und Spaniens, warnte die Bündner vor den Absichten Spaniens. Auch der Freistaat Venedig warnte, weil er vor der Macht Oesterreichs und Spaniens Furcht hatte. Und Venedig und Frankreich und Spanien schickten Gesandten ins Bündnerland, die mußten den Häuptern und den vornehmsten Geschlechtern süße Worte und Geschenke geben. Das gefiel den Herren wohl, und der Eine dachte gut spanisch, der Andere gut französisch, selten einer gut vaterländisch. An der Spitze der spanischen Partei stand Rudolf Planta, an der Spitze der französischen Partei Herkules von Salis. Zuerst hatte jener die Gewalt und die meisten katholischen Gemeinden auf seiner Seite. Aber der spanische Statthalter von Mailand erbaute auf einem Hügel am Comersee eine Festung, die er nach seinem Namen Fuentes nannte (1604). Von da sah er tief in die Thäler von Cläven und Veltlin, und er hatte damit einen Hauptzoll von Bünden in seiner Hand.

Darüber erschrack das Bündnervolk und ward voller Unruhe. Nun klagten beide Parteien einander an und wiegelten die Gemeinen auf. Diese erhoben ihre Fahnen und setzten ein Strafgericht zu Chur nieder, welches die Landesverräther richten sollte. Da wurden, wie in Volksstürmen geschieht, Schuldige und Unschuldige eingekerkert, verbannt, oder ihrer Güter beraubt, und

Georg Beeli, der österreichische Landvogt zu Castels, und Caspar Vasolga, ehemals fürstbischöflicher Hauptmann zu Fürstenburg, auf dem gemeinen Richtplatz der Stadt Chur enthauptet (1607). Sie hatten den Spaniern treuer, als ihrem Vaterlande gedient. Vergebens bat die Eidsgenossenschaft für das Leben derselben. Es bereute Beeli noch auf dem Richtplatze seinen Leichtsinn und sprach: „Der Bürger eines freien Landes hört auf ein freier Mann zu sein, wenn er fremder Fürsten Gunst allzuhoch schätzt.“

Zwar milderte ein neues Strafgericht zu Ilanz bald nachher manche der ausgesprochenen Strafen. Allein der Parteihaß milderte sich nicht. Spanisches und französisches Gold nährten ihn. Es ward der Eine für Venedig und Frankreich, der Andere für Mailand. Jeder wollte Rache üben, jeder vom Ausland Jahrgeld und Geschenke haben und sich groß machen. Neue Strafgerichte wurden zusammengerottet, neue Ungerechtigkeiten verübt, neue Feindschaften angeblasen. Das spanische, wie das venedische Bündniß wurden verworfen. Gemeinden standen gegen Gemeinden, Brüder gegen Brüder. Im Thale Engadin zog das Volk gegen einander bewaffnet ins Feld; an der Spitze der Spanischgesinnten Augustin Travers, des Rudolf Planta Schwager, an der Spitze der venedischen Partei Anton Travers, des Augustins Bruder. Schon waren Männer auf beiden Seiten durch Stückkugeln getödtet: da stürzten heulend die Weiber und Schwestern zwischen die streitenden Brüder und Gatten und trennten und besänftigten die Erbitterten.

Doch was die Liebe zarter Frauen versöhnt hatte, schied bald der Glaubenshaß hartherziger Priester von Neuem. Zu Bergün, im wilden Bergthal zwischen Gletschern, saß die evangelische Geistlichkeit des Landes zu einer Kirchenberathung (im Jahr 1618) beisammen. Da sagten einige derselben: der Statthalter von Mailand habe große Summen ins Land geschickt, um das spanische Bündniß dennoch zu Stande zu brin-

gen, und wenn es nicht gelänge, wolle er Veltlin in Aufruhr jagen und über alle Evangelische herfallen und ein fürchterliches Blutbad stiften.

Als diese Rede im ganzen Lande verbreitet ward, erhoben sich die erbitterten Parteien abermals. Am ersten in Engadin, wo Rudolf Planta ins Tirol entrinnen mußte. Gegen ihn war von Samaden ein reformirter Pfarrer, Georg Jenatsch, mit bewaffneten Haufen gezogen. Zu Thusis ward ein Strafgericht versammelt und von einigen reformirten Pfarrern verderbenvoll geleitet. Da wurde Rudolf Planta vogelfrei erklärt, desgleichen auch sein Bruder Pompejus. Da wurde Johannes Flugi, Bischof von Chur, der entflohen war, Lebens und Gutes verlustig gesprochen, Augustin Travers auf ewig verbannt, mancher Andere geächtet und bestraft, am härtesten Nikolaus Rusca, Erzpriester von Bedano aus dem Veltlin, und Johann Baptist Prevost, genannt Zambra, Landammann des Pregäll. Rusca, ein frommer katholischer Geistlicher, ob er gleich selbst auf der Folterbank standhaft seine Unschuld an der spanischen Verschwörung betheuerte, starb im Kerker, man sagte, vergiftet. Sein Leib ward vom Henker verscharrt. Und der Landammann Zambra, ein vierundsiebenzigjähriger Herr, krank und schwach, wurde mit dem Schwert enthauptet, weil er auf der Folter bekannte, von Spaniern wie von Franzosen Miethe und Gaben empfangen zu haben.

Das Blut Zambra's und Rusca's schrie zum Himmel. Nun kamen Tage des Entsetzens und Jammers über Rhätien. Wehe, wo das Volk in Waffen sich selber Recht schaffen will!

38.

Entsetzlicher Untergang von Plurs. Der Veltliner-mord. Bürgerkrieg in Bünden.

(Vom Jahr 1618 bis 1621.)

Den Gräueln, die da kommen sollten, gingen Gräuel und Schrecken der Natur voran.

Im Thale von Cläven, welches die Bündner durch ihre Amtleute, gleichwie Veltlin und Worms, verwalteten, erhob sich am Fuße des Berges Conto, mit vielen Kirchen, Palästen und Lustgarten, der reiche Flecken Plurs, gleich einer schönen Stadt. Da waren viele Gewerbe und die Kaufleute ließen jährlich über zwanzigtausend Pfund Seide zu allerlei Waare verarbeiten.

Es begab sich aber, daß nach vieltägigen Regengüssen am vierten Herbstmonats 1618 ein Theil des Erdreichs vom Berge Conto abließ und manchen Rebenhügel verschüttete. Die Hirten liefen warnend gen Plurs und sprachen: der Berg Conto habe seit Jahren bedenkliche Risse; oft stöhen die Kühe von da mit Gebrüll hinweg. Andere kamen und sprachen: in benachbarten Dörfern hätten die Bienen in Schwärmen ihre Körbe verlassen und wären todt aus der Luft zur Erde gefallen! Die Leute zu Plurs achteten der Warnung nicht.

Plötzlich, als die Nacht anbrach, erdröhnte dumpf und weit umher der Erdboden. Dann Todesstille. Der Strom der Maira stand zwei Stunden wasserlos. Wie der Morgen kam, sah man den Himmel wunderbar von Staub und Dunst verdunkelt. Das reiche Plurs und das Dorf Ciläno waren verschwunden, vom herabgestürzten Gipfel des Berges Conto bedeckt. Hundert Schuh hoch lag der Felsenschutt über den Wohnungen der Menschen und verbarg, als ein ungeheures Grab, die Leichname von drittehalbtausend Erschlagenen.

Zwar ward voll Entsetzens das benachbarte Veltlin. Aber hier brütete man schon über Aufruhr und Rache um den Tod

des frommen Priesters Rusca, und vergaß das Unglück der Nachbarn. Es ward voll Entsetzens ganz Bündnerland. Aber der Grimm der Parteien lenkte den Sinn wieder Mordanschlägen zu. Da schrien die Verwandten der zu Thusis Bestraften Rache gegen die Gewaltthaten der französischen Partei; da schrien die katholischen Gemeinen über die Reformirten und daß diese den alten Glauben im vaterländischen Gebirge ganz ausrotten wollten; da schrien die Verbannten um Hilfe bei den Eidsgenossen, beim Hause Oesterreich und in Mailand bei den Spaniern.

Und viele Gemeinen des grauen Bundes, voran die Luznetzer, erhoben abermals die Fahnen und zogen nach Chur, Recht zu schaffen; ihnen kriegerisch entgegen die Engadiner, die Brettigäuer und andere der französischen Partei. Als sie handgemein geworden, und einige getödtet waren, traten ernstlich die Leute anderer Hochgerichte dazwischen, setzten zu Chur ein unparteiisches Gericht an, und dieses mäßigte (Juni 1619) die herten Sprüche von Thusis und rief die verbannten Planta's zurück.

Solches erbitterte nun wieder das Volk im Engadin, Münsterthal und Davos. Es zog also mit seinen Fahnen ebenfalls gen Chur, und erklärte die Sprüche des Gerichts ungültig. Umsonst ging Thomas von Schauenstein, Freiherr zu Haldenstein, in das Kriegslager und redete freundlich von aller Gewaltthat ab, und schlug vor: Um Frieden im Lande zu haben, solle man die Häupter sowohl der Partei Planta, als Salis, zwanzig bis dreißig Jahre von allen Aemtern ausschliessen. Keinem gefiel es. Die Bewaffneten beschlossen vielmehr, die Gesandten der fremden Mächte aus dem Lande zu weisen, denn von denen komme alles Unheil. Sie vertrieben die Richter aus Chur und deren Kriegshaufen, die bei Reichenau verschanzt lagen und setzten ein neues Strafgericht zu Davos nieder. Dort wurden die Urtheile von Thusis nicht nur bestätigt, sondern verschärft,

und die begnadigten Verbannten wieder verbannt. Auch hier waren es, wie in Thusis, reformirte Geistliche, welche am meisten zur verderbenvollen Härte ermunterten.

Darauf gingen die verbannten Brüder Rudolf und Pompejus Planta zum Erzherzog von Oesterreich, ihn mit Kriegsvolk ins Land zu rufen und warben im Etschland herrenlose Kriegsknechte, und ihr Vetter Jakob Robustelli wiegelte die Veltliner auf und ward Gesindel im Mailändischen.

In der Nacht vom fünfzehnten Heumonats 1620 stieg Jakob Robustelli mit seinen Mordbanden herab in das Thal Veltlin; die Verschwörung zum blutigen Untergange aller Reformirten des Landes war reif. Der Hauptort des Thales, der Flecken Tirano, ward umzingelt. Vier Schüsse gaben das Zeichen. Das Blutbad begann. Die Sturmglocken wurden gezogen. Von Dorf zu Dorf wurden die Reformirten erschlagen, erschossen, erwürgt, zu Tode geschleift, ihre Leichname in die Wellen des Addaflusses gestürzt. Nicht Weiber, nicht Säuglinge, nicht Greise fanden Erbarmen. Einigen wurden Nasen, Backen, Ohren weggeschnitten; andern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, andern Pulver in den Rachen gestopft und angezündet. Ein Metzger prahlte, achtzehn Menschen umgebracht zu haben. Den aufgespießten Kopf des reformirten Pfarrers von Tirano pflanzte man auf seine Kanzel hin. Da blieb kein Heiligthum heilig.

Nach mehrtägigem Morden übernahm Jakob Robustelli die höchste Gewalt im Veltlin; Worms verband sich mit ihm; aber Cläven blieb den Bündnern treu. Die Bündner, entzweit unter sich, blieben auch nach dieser That uneinig. Denn die katholischen Gemeinen im grauen Bunde, von ihren Geistlichen und den Häuptern der spanischen Partei beredet, wollten kein Kriegsvolk gegen die Aufrührer ins Veltlin schicken. Hingegen aus vielen Hochgerichten des Gotteshaus- und Zehngerichten-Bundes gingen bei zweitausend Mann über das

zu vielen tausend Exemplaren vertheilen lassen, kommt den Arbeiten der frommen Christusboten nicht wenig zu statten. Denn Hindus, Muhamedaner, Perser, Chinesen, katholische Christen lesen das Gotteswort; — Kinder lesen in den Schulen; — Braminen lesen es aus Wißbegier; — und die erhabenen im kindlichen Geist ausgesprochenen Wahrheiten, welche jeder Vernunft einleuchten, die tiefsten Räthsel des Lebens lösen, Gott, Ewigkeit und Menschheit in herrlicher Verknüpfung offenbaren, wirken auf Gemüth und Erkenntniß still und groß.

Ich will hier nicht von den Christengemeinden der Briten und übrigen Europäer in den Städten und Vesten längs den indischen Küsten, oder im Innern des Landes, von ihren alten, zahlreichen Kirchen und Schulen reden. Sie sind bekannt genug. Jede Erdbeschreibung nennt sie. Wohl aber will ich in leichten Umrissen darstellen, wie weit die Glaubensverkünder im brittischen Hindostan vorgedrungen und verbreitet sind.

Eine der ältesten brittischen Sendanstalten ist die zu Madras. Schon im Jahre 1728 kamen hierher einige lutherische Prediger, die in der volkreichen Stadt, worin über dreihunderttausend Maladaren, Chinesen, Armenier, Hindus, schwarze Juden, Muhamedaner, Europäer und Mehnen leben, Gelegenheit genug fanden, frommen Wun-

Gebirge, angeführt von Ulysses Salis, des Herkules Sohn, und Johannes Guler. Wie sie gegen Veltlin rückten, führten die Planta's aus dem Tirol österreichische Heerhaufen unter dem Feldobersten Baldiron ins Münsterthal der Bündner, und drangen, es zu behalten, bis man die Planta's heimberufe. Und über Cläven kam mailändisches Kriegsvolk den Veltlinern zu Hilfe. Die Streithaufen der Bündner, die schon die Hälfte Veltlins eingenommen hatten, mußten vor der Uebermacht weichen und die Hilfe der angerufenen Eidsgenossen erwarten.

Aber, wie die Bündner, so waren auch die Eidsgenossen zwieträchtig. Denn da Bern den Kriegsobersten Nikolaus von Müllinen mit zweitausend Mann den Bündnern zu Hilfe sandte, verlagerten ihm die katholischen Kantone bei Mellingen im Aargau die Straße. Auf Umwegen kam er nach Zürich, wo Oberst Jakob Steiner mit tausend Mann zu ihm stieß. Als sie durch die March ziehen wollten, erging von den Schwyzern gegen sie Landsturm. Auf Umwegen kamen sie nach Bünden. Von da zogen sie mit den Schlachthaufen der Bündner gen Worms und siegreich bis Tirano; nur die katholischen Fahnen des grauen Bundes gingen nicht mit ihnen. Vor Tirano ward gegen die spanischen Kriegsschaaren und gegen die veltlinischen Empörer blutig gestritten (11 Sept. 1620). Da starb der tapfere Mann Nikolaus von Müllinen den Heldentod, und alle Hauptleute Berns, bis auf einen, starben mit ihm unter den Mauern von Tirano. Auch Fluri Sprecher fiel, einer der Bündner Obersten, und viele Andere sanken mit ihm. Allein Tirano blieb unerobert. Denn weil es dem Heere an Pulver, Blei und Lunten zu fehlen anfing, zog es wieder über die Gebirge nach Bünden zurück.

Hier hatte unterdessen Pompejus Planta den ganzen grauen Bund bewegt; und aus den katholischen Kantonen waren anderthalbtausend Mann, unter Anführung des Obersten Hans Konrad Beroldingen von Uri, zum Schutz des

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
2SCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 1438/061

grauen Bundes gekommen, bei Reichenau gelagert, zwei Stunden von Chur. Und man sprach davon, der graue Bund müsse der vierzehnte Ort der Eidsgenossenschaft sein, müsse Veltlin allein behalten und sich von den andern Bünden trennen. Solches Zerreissen aller Freundschaft jammerte die Redlichen im Volk. Sie standen auf, ermahnten zur Versöhnung, bewirkten Zurückberufung der fremden Gesandten und wollten die Eidsgenossen hören. Aber der französische Gesandte, wie er wirklich ins Land kam, trieb wieder sein voriges Spiel und machte für Frankreich Partei; der spanische Statthalter in Mailand hinwieder schickte schlaue Abgeordnete mit Sold, die mußten die großen Herren und die Gemeinden gegen Frankreich gewinnen; und der päpstliche Nunzius ermunterte die katholischen Gemeinden gegen die evangelischen. Die Abgesandten der Eidsgenossen aber, statt Frieden zu stiften, zankten selbst erbittert wider einander, also, daß sie endlich Alle unverrichteter Sachen zurückreiseten. Ihnen folgten die Kriegsvölker von Bern nach.

Damit ward des Zwiespalts und Grolls im Lande nur noch mehr. Georg Jenatsch, ehemaliger reformirter Pfarrer, nun Kriegsmann, überfiel mit einigen Spießgesellen den Pompejus Planta im Schlosse Rietberg und erschlug ihn. Dann sammelte er die Fahnen der Engadiner, Bergüner und Münsterthaler, überwältigte damit den Heerhaufen der katholischen Kantone und trieb denselben nach siebenstündigem Gefecht in die Flucht und über die Berge nach Uri (11 April 1621). Mit dem geschlagenen Konrad Beroldingen sieh auch der Abt von Disentis, Sebastian von Castelberg, voll bösen Gewissens wegen des Veltliner-Mordes. Der graue Bund, überrascht und bezwungen, mußte seinen Verträgen mit Mailand entsagen.

Nun ward mit Spanien, nun mit Oesterreich von Neuem wegen Rückgabe des Veltlins unterhandelt. Allein es war weder Spaniern noch Oesterreichern Ernst dabei; sondern diese wollten lieber Veltlin, Cleven und Worms behalten, und das Unter-

Engadin noch dazu, um stets zwischen Tirol und Mailand, zu gegenseitiger Hilfe wider die Franzosen, in Italien und Deutschland, offene Straße zu haben. Als es auf diese Weise endlich dem Volk in vielen Bündnergemeinden mit den Unterhandlungen zu langweilig ging, griff es in wilder Unordnung zu den Waffen und zog selber gen Worms und Veltlin, das Land mit eigener Faust zu erobern; richtete jedoch wenig aus, und kam, von den Spaniern geschlagen, mit Schaden und Schanden wieder heim.

Dieser unbesonnene Zug der Bündner Landleute, welchen sie thaten, während ihre Gesandten noch mit dem Erzherzog von Oesterreich unterhandelten, brachte den Erzherzog in großen Zorn. „Wollet Ihr Krieg, so sollet Ihr ihn haben!“ sprach er und ließ seine Kriegsheere in Bünden einrücken.

39.

Die Bündner werden von den Oesterreichern unterjocht.

(Vom Jahr 1621 bis 1630.)

An einem Herbsttage (des Jahres 1621) drang von allen Seiten gewaltige Kriegsmacht ins Land der Bündner herein. Von Tirol her über die Berge und durch die Thäler kamen viele tausend Oesterreicher, denen Rudolf Planta gegen sein eigenes Vaterland den Weg wies. Der kaiserliche Feldoberst Baldiron ließ niederhauen, was ihm widerstand; sengend und brennend überwältigte er den ganzen Zehngerichtenbund, und entwaffnete alles Volk, und zwang es, umringt von seinen Bajonetten, dem Hause Oesterreich auf den Knien Gehorsam zu schwören. Und mit mehr denn siebentausend Spaniern und Welschen kam der Herzog von Feria aus Italien herüber, vertrieb die tapfere Bündner-Besatzung aus Cläven und bemeisterte sich des Landes. Als das Züricher

reinigt. Baldiron zog mit Schmach ab. Die Bündner riefen den Eidsgenossen auf der Tagsatzung zu: „Steht uns bei, denn die Feinde werden wiederkommen!“ — Aber die Eidsgenossen haderten unter einander und brachten keine Hilfe.

Wirklich kehrte der grausame Baldiron (im Juli 1622) mit neuer Macht zurück. Zehntausend Mann führte er über die Berge. Greise, Weiber, Kinder wurden von den wüthenden Feinden ermordet. Man schluz sich in den Thälern und über den Wolken auf den höchsten Alpen. Doch die allzugroße Menge des Feindes überwältigte Alles. Am letzten ward (5 September) im Brettigäu gekämpft, bei Raschnals auf der Wiese Aquasana. Und als nach schwerer Schlacht das Häuflein der Bündner wankte und wich, blieben noch dreißig Männer des Brettigäu's stehen; die wollten die theure Freiheit des Vaterlandes nicht überleben, und weiheten sich ruhmvollem Tode. Sie schwangen die Keulen und stürzten mit gesenkten Häuptern wild in die Reihen der Oesterreicher, stritten schrecklich im dichten Getümmel und sanken Mann um Mann wie Helden, von vielen Leichnamen ihrer Feinde umringt, in den Tod. Zu spät eilten die Fahnen der Stadt Chur und des grauen Bundes zur Hilfe. Als dieselben schon in der Ferne die Flammen so vieler Dörfer und Alles verloren sahen, kehrten sie traurig um.

Weh den Besiegten! Nun erst hob das größte Elend an. Nun erst wurde geraubt, geplündert und gemordet. Der Soldat hieb zitternde Greise nieder; schändete Frauen; und, als nichts mehr zu rauben war, verkaufte und entführte er selbst die Glocken von den Thürmen. Viele hundert Unglückliche wanderten aus; viele Hunderte starben durch Hunger, oder an der ungarischen Seuche. Dieselbe war ein tödtlicher Schmerz des Hauptes.

Vom Gotteshaus- und Grauenbund gingen flehend Gesandte zu den Bevollmächtigten des Erzherzogs von Oesterreich nach Lindau (Sept.). Auch die Eidsgenossen voll Erbarmens

wandten sich dahin. Allein der Erzherzog beharrte auf seinem Willen: die Zehngerichte müßten Erbunterthanen seines Erzhauses bleiben, und die beiden andern Bünde allezeit den Durchzug der Oesterreicher und Spanier gestatten. — Die katholischen Eidsgenossen, im Herzen damit wohl zufrieden, zuckten die Achseln und machten den Bündnern Vorwurf und sprachen: Wir haben euch oft gewarnt! — Aber der Bürgermeister von Zürich, Hans Heinrich Holzhalb, sagte: „Liebe Bundesverwandte, auf unsere Hilfe schauet jetzt nicht. Wir haben zu Hause genug zu schaffen. Wir sehen wohl, daß ihr werdet viel eingehen müssen. Unser Herr Gott wird mit der Zeit bessere Mittel schicken. Für einmal thut, was ihr möget, daß das Land nicht weiter verderbt werde."

Als sich die Bündner von den Eidsgenossen verlassen sahen, willigten sie ein, den bittern Kelch zu trinken. Und die acht Gerichte und das untere Engadin wurden vom Bunde der Rhätier losgerissen, vollkommene Unterthanen Oesterreichs. Es war großer Jammer; und die Ausschweifungen der Kriegsknechte und die Gewaltthaten der österreichischen Amtleute und das Umsichgreifen des Bischofs von Chur nahmen kein Ende.

Da erweckte Gott das Herz des Königs von Frankreich. Dieser schloß (1623) mit dem Papst, mit Venedig und Savoien Bündniß. Denn er konnte nicht gestatten, daß die Oesterreicher zu jeder Stunde freien Paß durch die Bündner-Alpen nach Italien hätten und in Italien allzumächtig würden. Wie der Kaiser zu Wien und der König von Spanien von den Rüstungen Frankreichs hörten, nahmen sie des Papstes Vorschlag an, daß er das Veltlin, Cleven und Worms einstweilen besetzen und in Verwahrung nehmen solle, bis nach Austrag der Sache zwischen den Königen. Und es geschah also.

Der König von Frankreich aber, deß noch nicht zufrieden, schickte ein Kriegsheer durch die Schweiz nach Bünden (1624). Bern und Zürich öffneten ihm den Durchzug. Alle ausgewanderten Bündner machten den Vortrab des Heeres. Der

Held Rudolf von Salis führte sie und der tapfere Oberst Georg Jenatsch und andere mehr. Auch Zürich sandte Schlachthaufen mit unter dem Obersten Kaspar Schmid, und desgleichen Bern unter dem tapfern Niklaus von Diesbach. Eben so kamen die Heerbanden des Wallis. Als diese naheten, erhob sich ganz Bünden freudig in Waffen. Die Besatzungen Oesterreichs und dessen grausame Amtleute wurden (1625) aus dem Zehngerichtenbunde vertrieben, und die Grafschaften Cläven, Worms und Veltlin erobert.

Nachdem also der Zehngerichtenbund wieder mit den übrigen Bünden vereinigt war, erwarteten die Rhätier, daß sie auch alle ihre Unterthanenlande wieder empfingen. Allein der französische Oberfeldherr, der Markgraf von Coeuvres, sprach: „Mit nichten! Veltlin, Cläven und Worms sollen euch jährlich mit 25,000 Kronen zinsbar sein; dafür mögen diese Lande ihre Obrigkeiten selbst wählen und ihr sollt ihnen weder Amtleute noch Besatzung schicken.“

Solches verdroß die Bündner und noch mehr, als die Könige von Frankreich und Spanien zu Monzon in Aragonien Friede machten (5 März 1626) und ungefähr Alles das bestätigten, was der Markgraf von Coeuvres gesagt hatte. Auch ward der Monzonische Vertrag vollzogen. Die fremden Kriegsvölker zogen aus Bünden weg, und zur Sicherheit besetzten einstweilen wieder päpstliche Soldaten das Veltlin (1627). Der Kaiser in Deutschland, wohl einverstanden mit Spanien, schwieg zu Allem.

Doch sobald Spanien und Frankreich den Frieden wieder brachen und neuen Krieg in Italien erhoben, ließ der Kaiser eine Macht von vierzigtausend Mann plötzlich ins Bündnerland eindringen, daß keine Vertheidigung möglich war (1629). Ein Theil des Kriegsvolkes zog den Spaniern zu Hilfe in die Lombardei; der übrige Theil blieb zur Bewachung der Bündner zurück. Der Zehngerichtenbund ward abermals Oesterreichs

Unterthanenland; das untere Engadin dazu. Allen Bündnern schrieb des Kaisers Schwert das Gesetz.

So groß wurde in dieser Zeit das Elend des Volks, daß es allen Glauben an bessere Tage verlor. Durchzüge und Einlagerungen fremder Kriegsvölker nahmen überhand; Scheunen und Ställe wurden leer. Die Bauern mußten den Soldaten Schanzen hauen. Pestilenzialische Seuchen breiteten sich aus, daß bei zwölftausend Menschen daran starben. Dann kam noch der Bischof von Chur und verlangte zu allem Elende: Was sie vor uralten Zeiten dem Hochstift unterthan und zinsbar gewesen, müsse nun wieder auf ewige Zeiten unterthan und zinsbar werden. Es war kein Recht, kein Erbarmen mehr.

40.

Die Bündner erretten ihre Freiheit.

(Vom Jahr 1630 bis 1640.)

So lange ein Volk nicht den Muth zur Freiheit und nicht den Glauben an sich selbst verliert, ist nichts verloren. Dann sendet Gott einen Tag zur Rettung. Das haben die Männer im Bündnerland erfahren.

Nachdem Alles unter schweren Drangsalen verzweifelt stand, schloß in Italien der Kaiser plötzlich zu Cherasco mit den Franzosen Frieden (Juni 1630), wobei er verhieß, seine Besatzungen aus den Bündnerthälern wegzuziehen. Denn der Kaiser war in Deutschland hart mit Krieg bedrängt und der große Schwedenkönig Gustav Adolf zog gegen ihn über das Meer mit seinen Kriegern.

Sobald die Oesterreicher aus Bünden hinweggezogen und ihre Schanzen gesprengt waren, beschwor alles Volk freudig wieder den alten Bund der Freiheit, und stellte sechstausend Mann unter Waffen, die Grenzen des Vaterlandes selbst zu

ſchützen. Und als zu derſelben Zeit der berühmte Kriegsheld Herzog Heinrich von Rohan, des Königs von Frankreich Botſchafter bei den Eidsgenoſſen und Bündnern, gen Chur kam, machten ſie ihn zu ihrem Oberfeldherrn (1631) und gaben ihm große Gewalt. Er war ein eben ſo kluger und rechtſchaffener, als tapferer Herr, welcher die freien Bündner liebte. Er befeſtigte ſtracks alle Engpäſſe gegen Deutſchland und Tirol, nahm noch franzöſiſche Schlachthaufen zur Unterſtützung ins Land (1632), und ſetzte Alles in beſten Stand. Weil aber ſein König einsweilen noch mit dem Kaiſer Frieden hielt, konnte er nicht, was die Bündner wünſchten, mit gewaffneter Hand ins Veltlin ziehen. So floſſen zwei, drei Jahre hin.

Wie jedoch Frankreich endlich zu den Schweden gegen den Kaiſer trat und neuer Krieg ausbrach, befahl der franzöſiſche König dem Herzog von Rohan, er ſolle nicht länger ſäumen. Und Rohan unterredete ſich heimlich mit den evangeliſchen Orten Bern, Baſel und Zürich. Einverſtanden mit ihnen führete er einen großen Heerhaufen über deren Gebiete, zum großen Aerger der katholiſchen Kantone, und drang aus Bünden über die Alpen ins Veltlin (1635). Und ganz Bündnerland erklang von Waffen. Sechstauſend Tapfere zogen mit zur Eroberung der Unterthanenlande. In franzöſiſchem Sold errichteten die Oberſten Georg Jenatſch, Florin und Peter Guler drei neue Schaaren.

Nun ward blutig und ſchwer geſtritten mit Oeſterreichern und Spaniern im Thale von Cläven, im wilden Freelthal, bei Morbegno im Veltlin und bei Mazzo im Lande Worms. Ueberall Rohan und der kühne Kriegsmann Jenatſch voran, überall ſiegreich.

Nach vollendeter Eroberung hofften die Bündner nun endlich einmal ihre alten Unterthanenlande zurückzuempfangen. Allein, ſiehe, jetzt machte der König von Frankreich Schwierigkeiten, und wollte es in den Hauptſachen laſſen, wie es im Monzoniſchen Vertrag geſtanden war. Solches erregte den

ſchen Genüge zu leiſten. Hier, gleichweit umher in der ganzen Landſchaft, iſt ſeitdem ſchon Großes bewirkt worden. In dieſer Provinz iſt der berühmteſte Wallfahrtsort der oſtindiſchen Katholiken, das vermeinte Grab des Apoſtels Thomas zu Meliapur; in dieſer Provinz Bells berühmte Schule für Hinduskinder zu Egmore, und auſſer den alten von Portugieſen und Dänen geſtifteten Chriſtengemeinden manche neue entſprungen, wie die zu Sadras und Wöperi unweit Madras. Nur um zehn Jahre jünger ſind die lutheriſchen Sendörter von Cuddalore. Die Anſtalten von Tanjore, ſchon ſeit dem Jahre 1766 entſtanden, ſind gegenwärtig ſehr blühend.

Die Hauptſtadt des Reiches Madura, von den Briten abhängig, iſt Tritſchinapalli. Auch hier leben ſchon mehrere tauſend Früher- oder Späterbekehrte verſchiedener chriſtlichen Kirchen. Hier war es, wo, wie im Reich Tanjore, der wahrhaft weiſe und große Gottesbote Friedrich Schwarz, von Sonnenburg in der Neumark, ein Mann im Geiſt und Thun der Helden des Urchriſtenthums, durch des Glaubens Predigt beinahe ein halbes Jahrhundert lang unendliches Gute begründete. Er war ein Vater ſeiner Bekehrten, ſeiner Freunde, ſeiner Feinde. Unter den letztern ſtanden ſchlau und tückiſch die Jeſuiten von Tanjore oben an. In freiwilliger Armuth

Bündnern großen Zorn. Frankreich war allzumächtig, und sie mußten schweigen. Es ward viel und fruchtlos unterhandelt. Das Volk ward der Einlagerung französischer Soldaten müde und konnte es doch nicht ändern. Was Rohan verheißen, blieb meistens unerfüllt, doch ohne seine Schuld. Denn er konnte nicht wider den Willen seines Königs, der den Gesandten Lanier nach Chur geschickt hatte. Lanier war ein stolzer, jähzorniger Mann. Als er den Bündnerschaaren, die in französischem Sold standen, nicht einmal den Kriegssold richtig zahlte, und der größte Theil dieser Schlachthaufen den Dienste Frankreichs abzusagen drohte, schrie Lanier heftig: „Ich will meinen Speer zu Chur aufpflanzen und meinen Fuß in den Nacken der meuterischen Hauptleute setzen.“

Da gingen die Bündner in sich und sprachen: „Oesterreich hat uns ausgesogen, Frankreich hat uns auch betrogen. Traue Keiner auf fremde Macht. Lasset uns selber helfen.“

Und es traten (6 Hornung 1637) einundvierzig der angesehensten Männer des ganzen Freistaates im Hause des Bürgermeisters Georg Meyer zu Chur unter einander zusammen, und schwuren, Leib und Gut daran zu setzen, ihr Vaterland vom fremden Joch zu retten. Dann gingen sie auseinander in alle Thäler und bereiteten alles Nöthige in größter Eintracht.

Oberst Jenatsch mußte zu Innsbruck mit Oesterreich wegen Wiederaufrichtung der alten freundschaftlichen Verträge unterhandeln, zugleich aber den Herzog von Rohan täuschen, als sei er des Herzogs bester Freund. Still waffneten die Bündner. Die Franzosen hatten wenig Kriegsvolk im Lande. Am Luzienſteig stand noch der Züricher Oberst Kaspar Schmid. Aber schon hatten die Bündner nach Zürich gesandt, daß diesem befohlen werde, nicht wider sie zu sein.

Der Herzog von Rohan bemerkte Unruhe und geheime Rüstung. Er verstärkte seine Besatzung in der Rheinschanze an der Landquart. Doch Jenatsch kam und redete ihm listig alle Sorge aus. Plötzlich aber brach sämmtliches Volk auf. Jenatsch

an der Spitze von sechs bündnischen Heerschaaren umzingelte die Franzosen in der Rheinschanze. Bei Lindau zeigte sich im Einverständniß mit den Bündnern ein deutscher, am Comersee ein spanischer Heerhaufe drohend. Rohan sah sich von allen Seiten übermannt und mußte einwilligen, Bünden und Veltlin sogleich mit seinem Kriegsvolk zu verlassen. Also berief er den Marschall Lecques nebst allen Franzosen zu sich. Fünftausend Mann waren sie stark. So zogen sie über den Rhein, aus dem Bündnerlande fort. Freundlich schied (Mai 1637) Herzog Rohan von den Häuptern des Freistaats; auch Marschall Lecques. Als dieser aber beim Abschied den Obersten Jenatsch erblickte, drückte er, vor Zorn erblassend, ein Pistol auf denselben ab, und schrie: „So scheidet man von einem Verräther." — Doch das Pulver zündete nicht.

Erst zwei Jahre nach diesem kam Jenatsch ums Leben, da er zu Chur mit andern Obersten und Hauptleuten sich bei Gastmahl und Tanze gütlich that. Gegen Mitternacht (24 Jan. 1639) trat Rudolf Planta, der Sohn des Pompejus, in den Tanzsaal mit andern Verschwornen. Eine Kugel fuhr dem Obersten durch die Wange. Dieser vertheidigte sich mit einem Kerzenstock. Sechs wiederholte Schläge mit Aexten raubten ihm das Leben. Sein Leichnam ward mit kriegerischen Ehren in der Domkirche beigesetzt. So endete der Mann, welcher das Vaterland geliebt und gerettet, aber dazu nie die schändlichsten Mittel verschmäht hatte. Rudolf Planta, der Mörder, starb ein Jahr nachher im Engadin gewaltsames Todes bei einem Volksauflauf.

Nachdem die Bündner also von fremder Gewalt frei und Meister ihrer Unterthanenlande geworden waren, wandten sie sich bittend zu den Königen von Spanien und Frankreich, um ihre Eroberung in Frieden zu behalten. Und zu Mailand (3 Herbstm. 1639) ward zwischen Spanien und Bünden ewiger Friede unterhandelt und geschlossen, kraft dessen die bündnische Oberherrschaft in Worms, Veltlin und Cläven vollkommen

wiederhergestellt wurde; jedoch unter Vorbehalt, daß in diesen Vogteien die katholische Kirche alleinherrschend bleiben solle. Solches war auch der Wille der katholischen Gemeinden des Bündnerlandes.

Mit dem Erzhause Oesterreich wurde darauf freundliche Nachbarschaft durch Erneuerung der alten Verträge hergestellt (zu Feldkirch 9 August 1641). Denn Oesterreich hatte in Deutschland des Krieges vollauf, und war zufrieden, im Engadin und Zehngerichtenbunde seine ehemaligen Rechtsame zu behalten. Es vergingen aber nicht zehn Jahre, so kauften die Landschaften des Gerichtenbundes die Rechte des Erzhauses von Oesterreich an sich um schweres Geld. So thaten auch die Gemeinden des Unter-Engadins; also, daß Oesterreich von der Zeit an nichts, als einige kleine Herrschaftsrechte zu Rhäzüns und Tarasp behielt.

Auf diese Weise ist der Bund der Zehngerichte endlich frei und unabhängig geworden, gleich den andern beiden Bünden im hohen Rhätien. Und des Bundes Hauptort blieb, wie von Alters, Davos, wiewohl die übrigen Hochgerichte, aufgewiegelt vom Oberst Peter Guler, so heftigen Streit dagegen angefangen hatten, daß Zürich, Bern und Glarus dazwischen treten mußten, um Unglück zu verhüten. Durch den Spruch des Stadtschreibers von Zürich, Johann Heinrich Waser (21 Jan. 1644), behielt Davos seine Ehren, als Ort des Bundestags, Verwahrung der Panner und Urkunden des Bundes, und das Recht, den Pannerherrn allein zu wählen.

41.

Von den Unruhen der Eidsgenossen während des dreißigjährigen deutschen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutsche Reich festgesetzt worden ist.

(Vom Jahr 1618—1648.)

Die Händel und Kriegsläufe des Bündnerlandes hatten in Städten und Ländern der Schweiz zwar viel Sorgens und Redens auf Tagleistungen und in Rathsstuben, viel Aufwandes für Gesandtschaften und bewaffnete Zuzüge, aber keine eidsgenössische Großthat bewirkt, durch welche der Unabhängigkeit und Freiheit im hohen Rhätien, oder dem alten Ruhm der Schweizer geholfen gewesen wäre. Das kam daher, weil die eidsgenössischen Orte unter sich selbst in nicht geringern Zerwürfnissen lebten, als die Bündner. Wollten die reformirten Kantone helfen, widersetzten sich die katholischen. Wollten die Katholiken thätig sein, standen ihnen die Reformirten entgegen. Jene hielten es mit Spanien und Oesterreich, diese mit Frankreich und Venedig. Die Einen nahmen von diesen, die Andern von jenen Geld, und schlossen Verträge und gaben Kriegsvolk unter die Fahnen fremder Mächte, denen sie wohlwollten. Das machte einzelne Herren im Lande reich, aber viele andere Familien arm und verwaiset.

In den gemeinen Vogteien, wo die Herrschaft zwischen katholischen und reformirten Ständen gemeinschaftlich war, haderten beide unaufhörlich. Obschon durch den Religions- und Landfrieden beiderlei Glaubensparteien in den Vogteien gleiche Freiheit genossen, ward sie den Katholiken doch durch die reformirten Vögte, und den Reformirten durch die katholischen Vögte verkümmert. Im Thurgau und Rheinthal stritten die oberherrlichen Kantone: ob in Religionsangelegenheiten das Stimmenmehr gelten könne, wie in weltlichen Angelegenheiten? Die Entzweiung zu vermehren, mischten sich wie gewöhnlich die

geistlichen Herren ein. Der Bischof von Basel, unterstützt vom Kaiser, so lange dieser im deutschen Kriege siegreich war, verlangte sogar von Mühlhausen und Basel Wiederauslieferung aller Güter seines Stiftes, die er längst verloren hatte. Der Abt von St. Gallen forderte im Thurgau und Rheinthal mehr Rechtsame zurück, als ihm billig gegeben werden mochten; der Abt von Einsiedeln behauptete gegen Schwyz, ihm stehe zu, die Waldleute zu besteuern; der Abt von Fischingen wollte in der reformirten Kirche zu Lustorf einen katholischen Altar bauen. Immer fand jeder dieser geistlichen Herren seine Verfechter wie seine Anfechter. Und mehr denn einmal stand es nahe, daß Schweizer abermals gegen Schweizer das brudermörderische Schwert zum Bürgerkrieg zuckten. Nur Furcht vor fremden Mächten hielt alle zurück.

Denn in Deutschland ward zu dieser Zeit ein langer und gewaltiger Krieg geführt. In Böheim hatte er sich (seit 1618) erhoben, dann sich über Deutschland, zwischen Katholiken und Protestanten verbreitet, zuletzt Schweden und Italien, Spanien und Ungarn und Frankreich in das allgemeine Verderben verschlungen. Um Glaubenssachen war dieser Krieg begonnen worden, aber um Erwerb von Ländern und Kronen ward er fortgesetzt. Darum hatten auch bald Venezianer und Franzosen, bald Spanier und Oesterreicher so emsig um die Gebirgspässe von Bünden geworben, oder um Beistand der Eidsgenossen gebuhlt.

Die Kriegsheere der streitenden Mächte, wenn sie einander auf deutschem Boden von Schlachtfeldern zu Schlachtfeldern trieben, streiften oft nahe an den Grenzen der Eidsgenossenschaft hin. Diese aber, im Gefühl ihrer innern Zwietracht und Schwäche, wollten nicht zu allem Unglück, welches sie schon trugen, noch fremdes Schwert in ihren Thälern sehen. Darum behaupteten sie klug gegen die ausländischen Händel Unparteisamkeit und Unverletzbarkeit des schweizerischen Gebiets. Aber so groß war die Uneinigkeit unter ihnen selbst, daß sie sich sogar in der

gerechten Vertheidigung ihrer Gebiete oder Bundsverwandten hinderten.

Als die bundsverwandte Stadt Mülhausen durch Streifzüge schwedischen und kaiserlichen Kriegsvolks in Gefahr kam, sandten Zürich und Bern Mannschaft dahin zum Schutz der Stadt (im J. 1632). Den Bernern aber, als sie durch die Solothurner Klause ziehen wollten, versagte die Wacht daselbst den Durchgang und ließ den Landsturm ergehen. Die Solothurner Landvögte Philipp Roll von Bechburg, und Ursus Brunner von Falkenstein und Hauptmann Suri umringten den Berner Haufen, gaben Feuer, sabelten nieder, tödteten Mehrere und entwaffneten Alle. Zwar mußte Solothurn schwere Genugthuung leisten, und Einige wurden zum Tode, Andere zur Verbannung verurtheilt, aber Haß und Mißtrauen nicht versöhnt.

Als der schwedische Feldherr Horn eines Tages (1633), um die österreichische Stadt Konstanz zu überrumpeln, mit seinem Heer durch die Zürcherische Stadt Stein im Thurgau gedrungen war, machten die katholischen Eidsgenossen den Reformirten Vorwürfe, daß diese die Schweden zum Nachtheil des Kaisers begünstigten. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug ließen daher zum Gegenrecht dreitausend Mann aufbrechen gegen den Bodensee. Aber sogleich waffnete auch Zürich und drohte, sich mit den Schweden zu vereinen, wenn die katholischen Eidsgenossen mit den Oesterreichern gemeine Sache gegen die Schweden machen würden. Nicht ohne große Mühe ward Frieden vermittelt.

Gleichwie die Schweden bei Stein, so haben bald nachher die Kaiserlichen bei Schafhausen das Gebiet der Schweiz verletzt. Zu spät, zu schwach und vereinzelt traten die Schafhauser unter Waffen und kamen aus dem Thurgau einige Züricher Schlachthaufen zum Beistand. Die Dörfer Bargen, Altdorf, Beggingen, Barzheim und Schleitheim wurden von den Kaiserlichen theils ausgeraubt, theils verbrannt. Die wackern Landleute schlugen sich gegen die fremden Plünderer

mit Muth und tödteten viele, während die erschrockene Regierung von Schaffhausen mit dem kaiserlichen Feldherrn nur Briefe wechselte.

Nicht minder zogen österreichische Heere und Streifrotten mehrmals über das Gebiet der Stadt Basel verwüstend und raubend und spotteten nur der schwachen Gegenanstalten der Eidsgenossen zur Selbstvertheidigung. Konnten diese nun ihren eigenen Boden nicht kräftig beschirmen, waren sie noch weniger im Stande, das Gebiet der zugewandten Orte gegen Verletzung zu bewahren. Die Reichsstadt Rothweil in Schwaben, ihnen bundesverwandt, gaben sie ganz auf, weil diese selbst österreichische Besatzung gegen die Schweden aufgenommen hatte. Als der Unparteisamkeitsvertrag der Freigrafschaft Hochburgund, und damit auch der österreichische Erbverein, bald von den Franzosen, bald von den Schweden verletzt ward: setzten die Eidsgenossen den feindseligen Waffen nur höflich bittende Gesandtschaften und Briefe entgegen; eben so, als sich Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden (1638) ins Bisthum Basel einlagerte. Der blieb da, so lang ihm gut dünkte, allen Vorstellungen zum Trotz, und sog das arme Volk aus.

Wohl ward oft auf Tagsatzungen geredet, man müsse für das heilige, unverletzbare Recht des Schweizerbodens ein stehendes Kriegsheer an den Grenzen aufstellen und die Ehre des gemeinsamen Vaterlandes mit Waffen schirmen. Allein im Innern der Schweiz sprachen sie: mögen die Grenzkantone für sich sorgen! Und Andere sprachen: die Kosten für ein Heer sind zu gros. Jeder hätte gern von einer Eidsgenossenschaft Nutzen gehabt, aber dafür nichts opfern mögen. Also kam man zu keinem Schluß. Auch die Gesandten der auswärtigen Mächte mischten sich, wie immer, entweder gebieterisch ein, oder machten Parteien und verderbten Vieles durch ihren Rath. Und selbst in gerechten oder geringen Dingen hatten die Eidsgenossen nicht immer den Muth, fremden Botschaftern entgegen zu stehen. Als einst der französische Gesandte (im J. 1642) durch Mellingen fuhr

und die Leute seines Gefolges mit Bürgern der Stadt wegen des Brückenzolls Streit bekamen, also daß die Bürger Waffen nahmen und die Thore schlossen: genügte es dem Stolz des Gesandten nicht, daß die Tagsatzung den Schultheiß, Stadtschreiber und Zöllner auf Solothurn schickte, um den Botschafter fußfällig um Verzeihung zu bitten und ihm die abgenommenen zwölf Batzen zurückzugeben. Nein, die Tagsatzung mußte strengeres Urtheil fällen, weil er es wollte und jene Männer in den Gefängnissen von Baden halten, bis er versöhnt war.

Durch so vielerlei Händel, Verwirrungen und Bewaffnungen geriethen hin und wieder die Regierungen in große Geldnoth und schrieben Steuern und Auflagen aus. Als aber der Rath von Bern (im J. 1641) ausschrieb, man solle von tausend Pfund Vermögens ein Pfund steuern, ohne zu sagen, wie lange solche Abgabe dauern solle: gerieth das Landvolk in Furcht, die Auflage werde ewig bleiben. Man redete im Aargau und im Emmenthal laut dagegen und alle Mühe war eitel, das entstandene Mißtrauen zu tilgen. Darum griff der Rath in Bern zu strengen Maasregeln, und ließ einige der Vornehmsten verhaften, welche gegen die Steuer redeten. Darüber entstand im Emmenthal so großer Auflauf des Volkes, daß die Stadt Bern Besatzung aufnahm, und Besatzung nach Thun, Burgdorf und Lenzburg legte. Die Mißvergnügten aber hielten offenen Rath zu Langnau. Doch glimpflich wurden die Unruhen mit Hilfe von Abgeordneten der eidsgenössischen Tagleistung beigelegt. Die Steuer ward entrichtet. Bern bewies Großmuth und verhieß Abschaffung aller Beschwerden, welche das Volk zur Sprache gebracht hatte.

Bald nach diesem (im Jahr 1645) entstanden auch im Kanton Zürich wegen einer ausgeschriebenen Gutsteuer große Unruhen. Klug und milde, auf allerlei Weise durch Belehrung, wußte der Rath von Zürich die Unzufriedenen zu besänftigen, also, daß sie wegen ihres Ungehorsams fußfällig um Gnade baten. Nur in Knonau und Wädenschwyl blieben sie trotzig, drohten

bewaffneten Widerstand und vergingen sich unehrerbietig gegen die Vorgesetzten und Obrigkeiten. Darum wurden diese Gemeinden mit Kriegsvolk besetzt und entwaffnet. Männer, Weiber und Kinder mußten im Kreise der Soldaten fußfällig um Gnade bitten. Sieben Rädelsführer und Anstifter des Aufruhrs wurden zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Wädenschwyl zahlte eine Geldbuße von 26,163 Gulden, Knonau 12,170 Gulden. Das war die Frucht des Aufruhrs.

Es trieb aber damals viel fremdes Gesindel in der Schweiz umher. Das kam vom Welsch- und Deutschland, wo der Krieg hauste. Landstreicher und Ausreisser wiegelten das Volk gegen die Obrigkeit auf, um sich den Bauern beliebt zu machen oder Nutzen zu haben aus den Verwirrungen. Der unnützen Menschen und Strolchen waren soviel, daß man (im J. 1639) zu Schwyz an einem Tage ihrer 100, und in der Grafschaft Baden 6370 zählte. Das Land ward vor ihnen ganz unsicher, bis man mit großer Schärfe gegen sie verfuhr. Zu Bremgarten wurden in einem einzigen Jahre 236 Verbrecher zum Tode verurtheilt. Solches brachte Schrecken unter die Zugvögel, daß sie alle davonflogen.

Jedoch mehr, als das Schwert der Gerechtigkeit, hat dem Schweizerlande endlich der Friede geholfen, welchen nach einem dreißigjährigen Kriege die großen Mächte von Europa schlossen. Als sie denselben, im Lande Westphalen, zu Münster und Osnabrück verhandelten, schickten auch die Eidsgenossen ihren Gesandten dahin, den Bürgermeister von Basel, Johann Rudolf Wettstein. Dieser führte die Sache der Eidsgenossen, als ein kluger und entschlossener Mann. Und weil man in Deutschland die Schweizer immer noch wie Angehörige des Reichs betrachten wollte, und das kaiserliche Kammergericht sogar Urtheilssprüche erlassen hatte gegen Eidsgenossen, statt diese vor ihren vaterländischen Gerichten zu suchen: erklärte der Bürgermeister Wettstein den festen Entschluß gesammter Eidsgenos-

senschaft zur Behauptung gänzlicher Unabhängigkeit vom deutschen Reich.

Darauf ist von Kaiser, Königen und Fürsten insgesammt im westphälischen Friedensschlusse (14 Oktober 1648) die Unabhängigkeit und Selbherrlichkeit schweizerischer Eidsgenossenschaft feierlich anerkannt und ausgesprochen worden.

42.

Wie die Bauern in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel Aufruhr beginnen und darin verderben.

(Vom Jahr 1648—1655.)

Es gefiel den Obrigkeiten in Städten und Ländern der Eidsgenossenschaft gar wohl, wenn der Kaiser sie in seinen Briefen nicht mehr „Unsere und des Reichs Liebe und Getreue" hieß, sondern sie „Gestrenge, Feste, Ehrsame und besonders Lkbe" nannte. Und die Schweizer hätten wohl ein glückseliges Volk heißen können, wenn sie unter einander nicht in Unfrieden gewesen wären. Aber der Glaubenshaß zwischen Katholiken und Reformirten wollte kein Ende nehmen, und zu dieser alten Noth trat noch eine neue.

Es waltete zu der Zeit nämlich in mehrern Kantonen großes Mißvergnügen beim Landvolk, das in manchen Thälern noch ganz leibeigen war, oder doch die Lasten der Leibeigenschaft trug. Wenn nun diese Leute sahen, wie das Volk in Schwyz, Uri, Unterwalden so freiherrlich lebte, daß es keine Obrigkeiten und Gesetze hatte, als solche, die es sich selbst gegeben, und keine Steuern und Auflagen zahlte, als solche, die es sich selbst aufgelegt: that es ihnen weh, daß sie erkaufte, leibeigene Leute und Unterthanen von den Stadtbürgern wären; daß man von ihrem Gut, Steuern und Abgaben nahm, ohne sie zu befragen, und ihnen Pflichten und Gesetze auflegte, ohne auf ihre Wünsche zu

immerdar reich für die Armen, ward Lehren und Wohlthun sein Tagewerk. Durch ihn breitete sich das Christenthum tief in die Staaten Hyder Ali's aus, der den evangelischen Patriarchen hochehrte; durch ihn entstanden die Anfänge vieler christlicher Gemeinden; durch sein Mitwirken die zahlreichen, segenvollen Provinzialschulen des Reiches Tanjore. Noch wirken in seinem Geiste die von ihm gebildeten europäischen und hindustischen Jünger fort. — Serfodschi, der Rajah von Tanjore, ließ ihm noch im Jahr 1801 in der Kirche zu Tanjore ein Denkmal errichten, und unweit seiner Hauptstadt, in einem Dorfe, zu seinem Gedächtniß, eine Ernährungs- und Schulanstalt für fünfzig arme Christenkinder begründen. Das that der Rajah von Tanjore in rührender Ehrfurcht für den edeln Deutschen Schwarz von Sonnenburg! Man kann so viel selten von europäischen Fürsten für die verdienstvollsten Lehrer ihrer Reiche rühmen.

Die ganze Umgegend der großen Stadt Calcutta, des Hauptortes von Bengalen, der wichtigsten von allen Handelsstädten des heutigen Asiens (Kantong ausgenommen), wird gegenwärtig von evangelischen Heilsboten durchwandert. Da sind wenige Dörfer ohne Christen, ohne Schulen, ohne Bibeln. Zu Calcutta selbst ward von den Missionarien ein Schulhaus für achthundert Hindukinder beiderlei Geschlechts errichtet. Gleiche Thätigkeit

achten. Noch mehr aber schmerzte es sie, wenn sie geldgierigen Amtleuten und stolzen Landvögten in Allem gehorchen mußten; wenn sie wegen Kleinigkeiten geschlagen, mißhandelt und eingethürmt wurden; oder wenn sie durch die Schuldenboten und willkührlichen Bußengelder zu armen Leuten wurden. Klagen gegen die Amtleute und Junker halfen wenig und hatten oft noch böse Folgen; denn die Verwandten der Landvögte saßen gewöhnlich in der Regierung. Ja selbst Schreiber, Untervögte und Weibel meinten, weil sie alle aus der Stadt wären, sie könnten ungestraft den Bauer plagen, wenn er ihnen nicht zu Willen lebe. Doch weil das Uebel nicht überall gleich groß war, und auch viele gerechte und gute Amtleute im Lande lebten, blieb Alles lange noch still.

Als aber die Regierung von Bern (August 1652), um bessere Ordnung im Münzwesen zu machen, die Scheidemünze anderer Kantone bei sich verbot und den Werth ihrer eigenen Batzen auf die Hälfte herabsetzte, wurde alles Volk unzufrieden. Denn wer zehn Batzen gehabt zu haben glaubte, besaß nun nur noch fünf; und der Arme litt dabei am meisten, der Reiche am wenigsten. Nun liefen die Leute in den Dörfern zusammen und Jeder brachte zur allgemeinen Klage noch seine besondere, der Eine über den Landvogt, der Andere über den Weibel; der Eine über den Salzhandel der Regierung, der Andere über den Pulverhandel derselben; der Eine über Trattengeld und Innungszwang, der Andere über die Leibeigenschaftslasten und über die Schmälerung alter Gerechtsame. Je mehr die Leute redeten, je mehr erhitzten sich ihre Köpfe.

Nun geschah es, daß die Regierung von Luzern ebenfalls den Werth ihrer Batzen herabsetzte. Da schickten die Gemeinen des Entlibuchs Abgeordnete zur Stadt, und baten, man solle entweder das Geld im alten Werth lassen, oder statt des Geldes solle man Landeserzeugnisse zur Bezahlung annehmen. Aber sie wurden so hart angefahren, daß sie mit großer Traurigkeit heimgingen. Darüber wurde das Landvolk voll Unwillens,

und trieb die Schuldenboten, wenn sie kamen, mit Schimpf und Schande fort. Auf dieses ging der Schultheiß Dulliker mit weltlichen und geistlichen Herren ins Entlibuch (Hornung 1653), die Aufrührer der Gemeinden des Bessern zu belehren. Allein da zog aus allen Dörfern die Mannschaft mit Spießen und Keulen her; voran eine weiße Fahne; dann drei Jünglinge, die blisen Alphörner; dann die Hauptleute und hinter ihnen drei Andere in alter Schweizertracht, die Männer des Grütli vorstellend; dann das ganze Heer, 1400 Mann stark. So kam der Zug ins Dorf, wo die Abgesandten der Stadt waren. Und es erhob sich Toben und Schreien gegen die Abrufung des Geldes, gegen den Zoll bei Wollhausen, gegen den hohen Geldzins, gegen die Bußgelder der Landvögte, gegen die Willkühr der Ohmgeldner u. dgl. und man stieß gröbliche Worte und Drohungen aus, also daß die Abgesandten bei dem wilden Haufen nichts ausrichteten und in die Stadt heimkehrten. Die Landleute aber hielten Zusammenkünfte, stellten Wachten aus; durchsuchten alle Reisenden; munterten die benachbarten Berner Unterthanen auf, mit ihnen zu halten, und die zehn Aemter der Landschaft errichteten zu Wollhausen einen Bund unter sich, den sie beschworen.

Als die Sache so ernsthaft geworden, schickten die sechs katholischen Kantone Gesandte, als Vermittler. Wie diese aber zu Willisau mit den Abgeordneten der zehn Aemter zusammentraten, welche siebenundzwanzig Klagepunkte in Schrift verfaßt hatten, fingen die Bauern wiederum an zu toben und nahmen die Abgesandten gefangen und bewachten sie und besetzten die Hauptpäße gegen die Stadt und droheten Luzern zu überfallen. Doch eilfertig zogen aus den kleinen Kantonen vierhundert Mann zur Besatzung und Vertheidigung in die Stadt, und Zürich und Bern rüsteten kriegerisch. Wie die Landleute in den zehn Aemtern solches hörten, entfiel ihnen der Muth; sie ließen die gefangenen Gesandten frei und baten dieselben, sie hülfen vermitteln. Solches thaten die Gesandten in einem Spruchbrief

(19 März) auf billige Weise: es solle der Obrigkeit die Landeshoheit, aber den Unterthanen ihre Rechtsame verbleiben, und das Ohmgeld im ganzen Lande gleichmäßig gezahlt, der Schultheiß zu Willisau nur aus dasigen Bürgern gewählt, vom Stadtbuch nur in Sachen, die über hundert Gulden steigen, nach Luzern appellirt, der Bund der zehn Aemter von Wollhausen dagegen vernichtet, auch keine solche Verbindung mehr bei schwerer Strafe gestiftet, jedoch auch dem Lande keine Bezahlung der wegen dieser Streithändel entstandenen Unkosten abgefordert werden.

Wie man nun glaubte, hier sei Alles beigelegt, erhob sich der Sturm im Kanton Bern von Thun bis zur Stadt Brugg. Denn als die Regierung hier das Landvolk gegen die Landleute im Kanton Luzern hatte aufbieten wollen, sprach man: „Nein, wir ziehen nicht gegen unsere Brüder, denn wir haben des Rechts zur Klage soviel, als sie!“ In allen Dörfern war Lärmen und Geschrei und Unordnung übermaßen. Keiner wollte gehorchen, Jeder befehlen. Nur in den Städten Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg blieb Alles ruhig, und auch die Geistlichen auf dem Lande blieben der Obrigkeit treu.

Alsbald rief Bern eidsgenössischen Beistand, diese Empörung zu dämpfen. Die Schafhauser, Basler und Mühlhauser sandten sogleich Kriegsvolk ab. Aber Zürich und Luzern ermahnten zu freundlicher Vermittelung. Dazu ward endlich die Regierung von Bern willig. Ehe man sich jedoch darüber verständigt hatte, rückten die Schafhauser schon bei Brugg und die Basler und Mühlhauser bei Aarau mit ihrem Kriegsvolk ins Land. Solches erbitterte die Leute im Aargau und der Landsturm erging (18 März 1653) durch die ganze Grafschaft Lenzburg. Auf dieses begaben sich die Schafhauser wieder zurück, und die Basler und Mühlhauser zogen von Aarau weg ans linke Aarufer in die Aemter Biberstein und Schenkenberg. Nun erging aber auch hier bis tief ins Solothurner Gebiet der Landsturm, also, daß die Basler und Mühlhauser ebenfalls heimgehen muß-

ten. Zu Aerlisbach standen Solothurner und Aargauer Landleute in Waffen; zwischen ihnen durch zogen die Basler und Mühlhauser, wie durch eine Gasse, in ihr Land zurück.

Jetzt ward der Lärmen erst groß. Die Bauern hielten Landsgemeinde zu Langenthal, belagerten die Schlösser der Landvögte, sandten Ausschüsse an die Regierung nach Bern, und wandten sich sogar um auswärtigen Beistand heimlich an den französischen Gesandten la Barde. Damit thaten sie sich aber großes Unrecht; denn der französische Gesandte verrieth sie selbst und viele rechtschaffene Leute wandten nun ihr Herz von ihnen, darum, daß sie Ausländer in Vaterlandssachen angerufen hatten.

Inzwischen erschienen Abgeordnete von sechs reformirten Kantonen in Bern, um allen Streit gütlich zu vermitteln zwischen Obrigkeiten und Unterthanen. Die Ausschüsse der Gemeinden traten hinzu und es ward entschieden: der Salzhandel bleibt der Obrigkeit, dem Unterthan das Recht, für eigenen Gebrauch das Salz frei zu kaufen, wo er wolle; Trattengeld und Zwang der Innungen fällt hinweg; die Bazen bleiben im erniedrigten Werth, aber Kapitalien und Zinse werden in Geldsorten bezahlt, nicht höher als sie 1613 im Werth waren; auch können gut versicherte und gut verzinsete Kapitalien nicht vor sechs Jahren abgelöset werden; der Lohn der Gerichtsboten wird erniedrigt. Als dies und anderes noch auf billige Weise geschlichtet war, thaten die Ausschüsse der Gemeinden einen Fußfall vor dem Rath der Stadt Bern, um Verzeihung zu bitten, und Alles schien wohl beendet zu sein.

Allein nun erhoben wiederum die Landleute im Kanton Luzern neues Geschrei und klagten ihrerseits gegen den empfangenen Spruchbrief und sagten: sie könnten ihren Bund von Wolhausen nicht für strafbar erkennen, wie ihn der Spruchbrief heiße. Und sie schickten Leute aus zu den Unterthanen in andere Kantone und sprachen: „Jetzt wollen wir nicht länger Knechte der Städt sein, sondern freie Leute werden, wie die in den kleinen Kantonen!“ Im Aargau, im Emmenthal stimmte ihnen das

Volk bei und es schalt auf die Ausschüsse, welche zu Bern vor gesessenem Rath den Fußfall gethan und den Vergleich angenommen hatten. Auch in den Kantonen Solothurn und Basel standen viele Landleute auf und hielten zu den Luzernern, Emmenthalern und Aargauern. Zu Sumiswald hielten sie (13 April 1653) Landsgemeinde und machten den Niklaus Leuenberger, einen Landmann von Schönholz, zu ihrem Haupt und Obmann über die Bundsgenossen aus den vier Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel. Sie machten Gesetze: es solle das Volk die Rechte der Obrigkeit, und die Obrigkeit das Recht des Volkes ehren; kein Unterthan sich gegen die Obrigkeit waffnen, aber wenn diese irgend Kriegsvolk schicke, solle man es mit Gewalt abtreiben. Sie luden die Unterthanen aller Eidsgenossen schriftlich zu einem Tag nach Hutwyl ein, denn es werde um Recht und Freiheit Aller gehandelt, und darum, daß alle Schweizer nun freie Schweizer werden sollten. Solches gefiel den Herren in den Städten übel. Es war ein großer und entscheidender Augenblick nahe.

Gleichwie sich in alten Zeiten die Grafen und Freiherren von der Macht der Kaiser losgemacht und in ihren Gauen erbliche Herrschaft erworben hatten, und wie dann nachher wieder die größern Städte des Schweizerlandes, durch Glück und Umstände begünstigt, sich von der Macht der alten Grafen und Freiherren losgekauft oder mit Waffengewalt befreit hatten: so wollten jetzt auch die unterthänigen Landleute neben den Städten zur Freiheit eingehen. — Aber ihr Treiben war schlecht berechnet.

Denn diese stürmischen Volkshaufen gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und strengen Eintracht zu Werke, wie vorzeiten die Männer in den Waldstätten, noch mit der Klugheit und besonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte. Sie waren rohe, unwissende Leute, in Staatsgeschäften unerfahren, in Schulen schlecht gebildet, mißtrauisch unter einander, jeder mehr auf seinen Vortheil erpicht, als auf allgemeinen Nutzen. Sie horchten lieber auf lobende Schreier, als auf Rath der Verstän-

digen; wollten Alle gebieten, aber Keinem gehorchen. Daher sah man sie bald uneinig unter sich und zu allen Ausschweifungen bereit. Wer nicht ihres Sinnes war, den mißhandelten sie. Einigen drohten sie Mordbrand, Andern schlitzten sie die Ohren.

Unterdessen rüsteten die Städte, die Empörer zu zähmen, während sie mit denselben Unterhandlung pflogen, um Zeit zu gewinnen. Aufrichtiger meinte es noch Bern mit den Leuten, auch die Tagsatzung zu Baden. Viele Zusammenkünfte mit den Ausschüssen der Aufrührer wurden beredet oder gehalten; allein bei diesen tobenden Haufen, deren einer dem andern widersprach, und die jeden Tag ihren Sinn änderten, war keine Sache zum Ziel zu bringen.

Als nun alle Mühe eitel geblieben, mahnte der Vorort Zürich die ganze Eidsgenossenschaft zum Aufbruch (11 Mai 1653). Bern sammelte die Schaaren des Waadtlandes, welche durch ihre Sprache von der Sache der deutschen Unterthanen getrennt geblieben waren, und ernannte den Siegmund von Erlach zum Feldherrn. Er führte bei zehntausend Mann. Es kamen bei fünftausend Mann aus den katholischen Kantonen, geführt vom Oberst Zweyer; die übrigen Eidsgenossen, achttausend an der Zahl, befehligte der Züricher Feldherr Werdmüller. Die freien Landleute in den kleinen Kantonen hielten treu mit den Städten und vertheidigten deren Sache gegen das empörte Volk, weil sie ebenfalls unterthänige Vogteien besaßen. Ihre Besatzung schirmte Luzern.

Schnell waren aber auch die Empörten zu den Waffen. Sie besetzten den Engpaß bei Gümminen gegen das Waadtland, bei Windisch und Mellingen gegen Zürich. Sie berannten Aarburg und Aarau, Zofingen und Lenzburg; doch vergeblich. Denn sie hatten weder schweres Geschütz, noch andere Waffenvorräthe genug, noch Kriegszucht unter sich, noch erfahrene Hauptleute, weil bisher die Hauptmannsstellen ausschließlich von Stadtbürgern bekleidet worden waren.

Sobald Leuenberger, der Obmann der verbündeten Landleute, und Schybi und Ulli Galli und andere Häupter der Empörung sahen, daß es Ernst gelten werde: suchten sie theils durch Trotz, theils durch neue Unterhandlung ihre gefahrvolle Unternehmung zu sichern. Leuenberger, eine Stunde von Bern, zu Ostermundigen, gelagert, wo sein Volk rings umher raubte und plünderte, schrieb noch einmal an Bern, um gütliche Beilegung des Streits. Der Rath zu Bern, das Blutvergiessen zu meiden, schickte wirklich Gesandte zu den Empörern; willigte in Vieles, sogar in Bezahlung von fünfzigtausend Pfunden an das Landvolk, doch nicht als Entschädigung von deren Kriegskosten, sondern als Unterstützung der Armuth. Die Abgeordneten der Empörten unterschrieben endlich den schon einmal von ihnen verworfenen Vertrag und verhießen wieder Huldigung und Treue. Allein kaum in ihr Lager zurückgekommen, ward Alles wieder vernichtet. Denn weil die Eidsgenossen im Anzug waren, wollten die Empörten nicht auseinander gehen, bis die Schaaren der Eidsgenossen in ihre Heimathen zurückgegangen sein würden.

Wertmüller und Zweyer stiegen mit vereinigten Heeren über den Heitersberg herab nach Mellingen. Sie bewilligten dem Leuenberger noch einmal Unterredung, wie er selbst verlangt hatte. Leuenberger indessen, der vorher noch in einem Schreiben über das Anrücken der eidsgenössischen Hilfsvölker dem Rathe zu Bern geklagt hatte, während doch seine Bauern die Städte im Aargau belagerten, sah sein Heer plötzlich, sobald der Landsturm ergangen war, auf zwanzigtausend Mann erwachsen. Da fürchtete er sich nicht mehr und meinte: das Schwert solle nun entscheiden.

Inzwischen waren die Angriffe der Empörten sowohl gegen Mellingen, als Zofingen fruchtlos gewesen. Da entfiel ihnen wieder der Muth. Sie sandten abermals Abgeordnete an den eidsgenössischen Kriegsrath in Mellingen, um gute Bedingungen zu erhalten. Doch nun antwortete der Kriegsrath: „Es kommt

nicht den Bauern zu, Bedingungen vorzuschreiben. Liefert euern Bundesbrief aus. Zieht alle nach Hause. Euere Rädelsführer haben den Spruch ihrer Obrigkeiten zu erwarten. So wollen wir euch in Frieden lassen."

Die Abgeordneten der Berner, Basler und Solothurner beschworen zwar erschrocken die ihnen vorgelegten Punkte. Nicht aber also die Luzerner. Sie entschuldigten sich, ohne Vollmacht zu sein. Also waren die Bande der Empörten nun unter sich schon gelöset. Wertmüller rückte vor. Von Bern und Wangen her zog anderseits Feldherr Erlach gegen Langenthal. Unterwegs trieb er einen Haufen von zweitausend Bauern aus einander. Auf dem Felde vor Herzogenbuchsee (28 Mai) fand er eine Wacht von sechs mit Hellebarden bewaffneten Landleuten. Diese versicherten, die Aufrührer seien alle zerstreuet. Wie er aber mit seinem Gefolge gegen das Dorf ritt, fiel Schuß auf Schuß gegen ihn. Also ließ er von drei Seiten zugleich angreifen, da er die Schaaren der Empörten plötzlich vor sich erblickte, die sich des benachbarten Waldes bemächtigt hatten.

Hier begann ein verzweifelungsvolles Streiten. Die Empörten, bald übermannt, vertheidigten Schritt um Schritt ihren Rückzug gegen das Dorf. Während ein Theil desselben in Flammen aufging, fochten sie in den Häusern; dann noch hinter den Mauern der Kirche. Endlich flohen sie zerstreut in die Wälder.

Bei Langenthal stießen Erlach und Wertmüller mit ihren Heeren zusammen, und aller Aufruhr weit umher schwieg. Wertmüller, welcher den Frieden gehandhabt sehen wollte, der den Empörten schon vom Kriegsrath in Mellingen zugesichert worden war, machte dem Berner Obersten Vorwürfe wegen des Gemetzels von Herzogenbuchsee. Als dieser ihm jedoch erzählte, wie es gekommen sei, ward beredet, der Mellinger Vertrag solle nur für das untere Aargau gelten; aber in den Landschaften oberhalb Aarburg behalte sich nun Bern volle Gewalt nach Kriegsrecht vor.

In allen Dörfern herrschte plötzlich, statt des Trotzes und aufrührerischen Gebrülles, Todtenstille, Reue und Schrecken. Man entwaffnete die Landschaften, warf die Rädelsführer in Gefängnisse. Zu Zofingen saß der eidsgenössische Kriegsrath und hielt Gericht. Dahin ward aus dem Entlibuch Schybi geführt und mit dem Schwert enthauptet. Leuenberger, der in seinem eigenen Hause von einem seiner Nachbarn und Mithelfer verrathen ward, kam in den Kerker nach Bern. Hier wurde er hingerichtet, und sein blutiges Haupt nebst dem Bundesbrief der Empörten an den Galgen geschlagen. Eben so starb sein Schreiber Brösmer, und Ulli Galli ward an den Galgen gehenkt. Zu Basel wurden sieben Greise, als Theilnehmer am Aufruhr, zum Tode verurtheilt; alle hatten schneeweiße Bärte. So sind noch viele Andere, theils zum Tode verdammt, theils zur Landesverweisung, noch Mehrere zu Geldbußen. Es mußten die Freiämtler zehntausend Gulden, die Leute der Grafschaft Lenzburg zwanzigtausend, die Solothurnischen dreißigtausend Gulden, Andere andere Summen zahlen. Und die geflüchteten Aufrührer ließ Kaiser Ferdinand III durch das ganze römische Reich in die Acht erklären.

Die Empörten im Kanton Luzern aber, welche bei Mellingen ihre Sache von der Sache der übrigen getrennt sahen, hatten sich zu einem Vergleich mit ihrer Regierung entschlossen. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug vermittelten schiedsrichterlich zu Stanz zwischen Obrigkeit und Unterthanen (7 Brachmonds). Nur die Entlibucher widersetzten sich dem Spruch; denn in der Stadt Luzern selbst lebten mehrere Bürger, die heimlich mit ihnen hielten, und eine Regierungsänderung in der Stadt durchzusetzen hofften. Allein diese Bürger wurden verrathen und verhaftet, und die Entlibucher durch Uebermacht des einrückenden Kriegsvolks zum Gehorsam getrieben.

Das war der Ausgang des Aufruhrs. Was gesetzlos aufgeht, muß gesetzlos verderben. Noch lange haderten darauf die Kantone dann selbst wieder untereinander wegen Zahlung der

Kriegskosten; Bern besonders mit Zürich, Solothurn mit Bern, bis man sich auch darüber (1654) auf der eidsgenössischen Tagleistung verglich und für die Zukunft festsetzte: die hilfeleistenden Kantone sollten in eigenen Kosten den nothleidenden helfen und zuziehen.

43.

Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Die Pestilenz.

(Vom Jahre 1656 — 1668.)

Kaum war der Hader über die Unkosten glücklich beigelegt, siehe, da gab es zwischen den Kantonen schon wieder Streit, und bösern, als den ersten.

Er ging abermals aus dem unchristlichen Haß zwischen Reformirten und Katholischen hervor. Die Geistlichen auf beiden Parteien, statt das Höllenfeuer der Zwietracht auszulöschen, fachten es mit ihren Reden immer mehr an. Schon fehlte es unter den Regierungen ohnedem nie an Ursache zum Zank, besonders in den gemeinschaftlichen Vogteien, wo Jeder Recht haben und Jeder Meister sein wollte. Und Keiner traute dem Andern mehr, weil Jeder vom Andern nur das Schlechte glaubte. Die Katholischen sagten: „Seht, die Berner und Züricher befestigen ihre Städte nicht umsonst und halten zu Holland und England! Das Alles ist nur gegen uns!“ — Die Reformirten sprachen: „Seht, die Katholischen bestätigen den borromeischen Bund, erneuern sogar ihre Bünde mit Savoien und dem Bischof von Basel, und thun mit dem König von Spanien nicht vergebens so freundlich. Das gilt gegen unsere Religion!“

Dann begab es sich, daß eines Tages sechs Familien von **Arth**, im Kanton Schwyz, weil sie evangelisches Glaubens waren, flüchtig werden mußten. Sie konnten in Arth kaum des Lebens sicher sein. Und sie traten (im J. 1655) weinend und flehend vor den Rath von Zürich und baten nur, daß man

herrscht zu Serampore und in den Umgebungen dieser dänischen Stadt, sechs Stunden nördlich von Calcutta. In der Stadt Cutwa, noch dreißig Stunden weiter gegen Norden, im Bezirk Jessore; in Gumalty unweit der Stadt Gour (85 Stunden nordwärts Calcutta); in Digah, südwärts dem Ganges; zu Balasore in der Nähe des Tempels von Jagernaut, am bengalischen Golf in der Provinz Assissa; zu Agra, der nun halbwüsten alten Hauptstadt der Großmoguln; zu Nagpore, der mahrattischen Hauptstadt von Berar; zu Patna, der großen baharischen Stadt, von der gesagt wird, sie umfasse eine halbe Million Einwohner; zu Bombay; zu Chittagong an den östlichsten Grenzen Bengalens unweit der birmanischen Wälder; zu Sirdhana nordwärts Delhi in der Nähe vom Lande der Seikhs; zu Pandua am Fuße des chinesischen Gebirges; zu Allahabad, wo die Dschumna in den heiligen Ganges fällt, dem berühmten Wallfahrtsorte indischer Andacht, — in Gegenden, wohin selten sonst Europäer, nie Christusverkünder kamen, wandeln die britischen Heilsboten, lehren sie das Volk, gründen sie Schulen.

Nicht Europäer allein, auch bekehrte Hindus, bekehrte Braminen, bekehrte Armenier und Mahamedaner verkünden das Evangelium. Es ist ein wunderbarer Wetteifer. Nie sieht man ihn unge-

ihnen wenigstens den freien Wegzug ihres Vermögens auswirken möchte. Da schrieb der Rath von Zürich voll Mitleids nach Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter von diesen Verfolgten. Schwyz aber schlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone darüber das eidgenössische Recht anriefen, sprachen die zu Schwyz: „Wir sind in unserm Lande Niemanden Rechenschaft schuldig, als Gott und uns selbst!“ Und sie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derselben, weil sie ebenfalls evangelisches Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten sie auf Folterbänken und verurtheilten sogar einige zum Tode.

Da griff Zürich zu den Waffen, weil alles Ermahnen und Vermitteln der unparteiischen Kantone auf den Tagleistungen vergeblich gewesen war. Eben so schnell waren Schwyz und die katholischen Orte in Waffen. Zürich, unterstützt von Basel, Mühlhausen und Schaffhausen, trat mit Zehntausend ins Feld, rückte an den Rhein, bemeisterte sich des ganzen Thurgaues und belagerte Rapperswyl. Aber die katholischen Kantone hatten Rapperswyl und den Albis schon besetzt, auch Bremgarten, Mellingen und Baden und gegen Bern den Brünigberg. Die Berner stellten Kriegsvolk gegen Freiburg, Solothurn und Unterwalden zum Schutz, und zogen mit vierzig Fahnen auf Lenzburg, den Zürichern zum Beistand.

Es war jedoch bei den reformirten Kriegsschaaren keine Zucht und Ordnung. Die rauften und brannten, wohin sie kamen; verwüsteten das Kloster Rheinau; plünderten Dörfer und Kirchen und trieben das Vieh weg. Und bei den Bernern sah man so wenig Ordnung, daß sie in der Gegend von Villmergen lagerten, ohne sich um den Feind zu bekümmern, keine Kundschafter aussandten und nicht einmal für das grobe Geschütz genug Schießbedarf hatten. Und obschon ein paar Aargauer den Feind beim Dorfe Wohlen erkannt hatten und zurückgingen und Lärmen machten, ward deß doch nicht geachtet, weil einige

junge Herren von Bern hinausgeritten waren und versichert hatten, es sei nirgends Gefahr.

Doch auf der Höhe von Wohlen, hinterm Walde, standen wirklich mehr denn viertausend Luzerner verborgen. Die führte stracks der Luzerner Oberst Pfyffer hervor. Und von der Höhe im Hohlweg, wo sie mit halbem Leib verdeckt standen, richteten sie plötzlich ihr Feuer gegen die Berner. Es war zwei Stunden nach Mittag, am vierzehnten Jänner des Jahres 1656. Die Berner geriethen in so große Verwirrung und Schrecken, daß sie kaum in Ordnung zu stellen waren. Weil Pulver und Kugeln fehlten, schossen sie ihre Feldstücke nur zweimal ab. Alles floh. Es kamen zwar zehn frische Fahnen zur Hilfe, aber die kehrten auch mit um. Der Oberst Pfyffer erhielt während des Treffens ein Schreiben von Luzern, mit Befehl nicht anzugreifen, weil man sich gütlicherweise vergleichen werde. Allein er steckte den Brief unerbrochen ein, weil er vermuthen konnte, was derselbe enthielte, und verfolgte die fliehenden Berner, deren eine große Zahl niedergemetzelt ward. Bei achthundert derselben kamen ums Leben; eilf Stück groben Geschützes verloren sie. Und seitwärts in den Weinbergen standen viele Berner Schlachthaufen; die saßen die Flucht ihrer Leute nach Lenzburg und sahen deren Untergang, aber regten sich nicht, weil sie keinen Befehl hatten.

Nur die Schlachthaufen der Aargauer, als sie die Niederlage der Berner erblickten, wurden wüthend, und wollten vorwärts und die Schlacht erneuen. Doch der Berner Kriegsrath verbot es und hatte große Mühe, den Ungestüm der Aargauer zurückzuhalten. Das ist das Treffen bei Villmergen gewesen. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde. Dann zogen sie mit großer Beute heim und wenige Wochen darauf ward Waffenstillstand und Friede (26 Hornung 1656) geschlossen. Denn weil man den kleinen Kantonen die Lebensmittel sperrte; weil die Luzerner so wenig, als die Berner, ihrem eigenen, unzufriedenen Landvolk vertrauen konnten, war allen

gelegen, den Krieg bald zu enden, der nur neun Wochen gedauert und doch den Zürichern allein schon über vierhundert und vierzehntausend Gulden gekostet hatte. Der Friedensschluß stellte Alles wieder her, wie es etwa vorher gewesen. In Religionssachen und wegen freien Zuges aus einem Kanton in den andern ließ man jedem Kantone Gewalt, in seinem Gebiet zu thun, wie er wollte.

Bei der übeln Kriegsordnung der reformirten Orte hätten die katholischen vielleicht noch Größeres gewinnen können, wenn bei ihnen selbst das Heerwesen besser bestellt gewesen wäre. Sie warfen alle Schuld, daß sie nicht mehr ausgerichtet hätten, auf Oberst Zweier von Evenbach, Landeshauptmann von Uri, und sagten, er wäre mit den Zürichern und Bernern im Einverständniß gewesen, habe am Etzel die Verfolgung der fliehenden Feinde und die Vertreibung der Belagerer vor Rapperswyl gehindert. Ja, ein Mönch zu Einsiedeln sagte: die Zuricher hätten demselben tausend und vierhundert Dukaten in einem Kapaun geschikt. Das gab wieder langen Streit und Rechtshandel vor Tagleistungen, der nie beendigt wurde.

Nun war Frieden im Lande ohne Friedlichkeit. Das ward überall verspürt, und am meisten in den gemeinen Vogteien. Was da dem Einen leid war, das war dem Andern lieb; und der gemeine Mann trieb es mit seinem unchristlichen Glaubenseifer, wie er es von seinem Herrn sah. Wenig fehlte, der Krieg wäre vielmals von Neuem begonnen.

Ein Luzerner, der für spanischen Kriegsdienst Soldaten geworben hatte, zog am Pfingstfest (1664) mit dreiundvierzig derselben auf Abwegen durchs Thurgau, und im Dorfe Lipperswyl in die reformirte Kirche, mit bloßem Säbel darin Unfug und Lärmen treibend. Ein Weib flüchtete mit großem Geschrei und Schrecken ins Dorf Wigoldingen und rief Hilfe. Rasch waren die Wigoldinger auf, über die spanischen Söldner her und fünf derselben wurden erschlagen, andere verwundet, andere gefangen genommen. Diese Begebenheit brachte die refor-

mirten und katholischen Kantone in Harnisch wider einander. Man rief Kriegsvolk zusammen. Die fünf katholischen Orte besetzten alsobald Kaiserstuhl, Mellingen und Bremgarten. Viel ward getaget und unterhandelt. Die katholischen Orte konnten nur durch Blut versöhnt werden. Zween Männer von Wigoldingen wurden durch das Stimmenmehr der über Thurgau regierenden Kantone zum Tode verurtheilt (am fünften Herbstmond 1665), wie rührend auch Zürich für die Unglücklichen um Gnade bat. Und als die Gemeinde Wigoldingen alle Kosten des langen Streithandels zahlen sollte, sammelte man in allen Kirchen des Kantons Zürich dafür Steuern.

Dergleichen Streitigkeiten waren zu dieser Zeit gar häufig, und die Verfolgungen wegen des Glaubens wurden mit großer Unbarmherzigkeit geübt. Das brachte Herzeleid und Kummer über viele Haushaltungen. Dann trat zu allem Elend sogar noch eine pestilenzische Seuche, die viel Volks, besonders in der Stadt Basel und im Aargau, wegraffte (im J. 1667). Die Leute bekamen Pestbeulen am Unterleibe. Es war ungesunde Witterung, und der Winter vorher fast immer warm gewesen. Giftige Würmer und Raupen bedeckten Bäume, Gras und Früchte; und es wurden der Wasser- und Feldmäuse soviel, als man nie vorher gesehen. Das dauerte, bis ein Jahr zu Ende ging und ein strenger Winter erschien.

44.

Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden sind und was daraus entstanden.

(Vom Jahr 1700 — 1712.

Es sind die alten Schweizer unabhängig vom Auslande geworden und sind es geblieben, so lange sie das Ausland weder aus Hoffart und Eigennutz geliebt, noch gefürchtet haben. Und

sie wurden von den Völkern der Erde hochgeachtet, so lange sie ihr ewiges Recht höher achteten, denn das Leben. Als aber durch Gelddurst und Feigheit die Klugheit höher stehen wollte, denn das Recht; als gemein ward, Fleisch und Blut an die Fremde zum Kriegsdienst zu verkaufen; als sich Vorsteher von goldenen Ketten und Ordensbändern der Fürsten binden liessen: da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltsam ein. Man erniedrigte sich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu stehen; man stellte den Kanton höher als die Eidsgenossenschaft, und die Familie höher, als den Kanton; man war in großen Dingen klein und in kleinen Dingen groß; man trachtete nach Ehrenstellen um des Geldes willen, und versteigerte Aemter für Geld, oder erwarb sie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber die meisten waren arme Unterthanen und hatten weniger Recht, als die Angehörigen der Könige; ja, man verschmähte oft nicht Gewalt und List, um auch die wenigen Rechtsame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeschränkter würde.

Solches hatte besonders das Volk im Lande Toggenburg erfahren müssen. Hier genossen ehemals die Gemeinden durch Gunst der alten Grafen von Toggenburg große Vorrechte, Theilnahme an Besetzung der hohen und niedern Gerichte, an Bußengeldern und andern Nutzungen; Recht zu Landesgemeinden und andern Versammlungen, zur Mitverwaltung des öffentlichen Gutes und zur Kriegsgewalt. Ja niemand konnte ihnen zum Landvogt gesetzt werden, als ein Mann aus ihrer eigenen Mitte.

Wie nun aber (im Jahre 1468) der Abt von St. Gallen um vierzehntausend und fünfhundert rheinische Gulden von einem Freiherrn von Raron die Rechtsame gekauft hatte, welche dieser über das Land aus dem Erbe der alten Grafen von Toggenburg erworben: so trachtete der Abt auch nach den Rechtsamen, die er nicht gekauft, sondern dem Volke feierlich bestätigt hatte. Und gleichwie das Volk von Toggenburg zum Schirm der eigenen Freiheiten mit den Kantonen Glarus und Schwyz ein Land-

recht (im Jahre 1436) errichtet hatte, so stiftete nun auch der Abt zum Schutz seiner Rechte (im Jahre 1469) ein besonderes Schirmrecht mit denselben Kantonen. Weil seine Abtei ein zugewandter Ort der Eidsgenossenschaft war, er selbst aber Fürst des heiligen deutschen Reiches hieß, wußt' er beides immer wohl zu seinem Vortheil anzuwenden, um mächtiger zu werden. Er stand gegen den Kaiser, wenn es ihm ersprießlich schien, als Eidsgenoß und gegen die Eidsgenossen als Reichsfürst und Lehenträger kaiserlicher Majestät. Das half ihm viel.

So fing er an, die Toggenburger-Freiheit zweifelhaft zu machen, und die Leute sogar seine Leibeigenen (1510) zu heißen, um sie allmälig daran zu gewöhnen. Dann griff er endlich ihre Freiheiten selbst an, und es gab vor den Schirmorten vielen Rechtsstreit. Die Schirmorte waren ihm aber hold. So gewann er erst, daß von allen Gerichten im Lande die Appellation (1539) vor seinen Stuhl kam; dann (1540) riß er das Recht an sich, das Landgericht allein zu besetzen, und die eingezogenen Güter der Verbrecher zu behalten, desgleichen das Recht einen Ausländer zum Landvogt zu erwählen, alle Kirchen- und Pfründgüter unbeschränkt zu verwalten, auch Wildfang und Fischerei an sich zu nehmen; darauf (1543) gewann er das Recht, in allen Kirchen des Landes den Pfarrer zu setzen, auch (1555) Schreiber und Weibel zu wählen und das Bürgerrecht zu ertheilen (1596). Endlich wurden dem Volke alle Landsgemeinen untersagt und auch andere Versammlungen, und das Kriegswesen im Lande gerieth (1651) gänzlich in des Abtes Hand. Nun schaltete er, wie ihm wohlgefiel, bewilligte gezwungene Werbungen in fremden Kriegesdienst, besetzte alle Stellen mit seinen Geschöpfen, sah gleichgültig zu, wenn Amtleute und Klöster die besten Grundstücke durch List und Ränke an sich zogen, oder wenn die öffentlichen Bußen zu ungeheuren Summen stiegen.

Zuletzt dünkte sich Abt Leodegar Bürgisser ein unbeschränkter Herr im Lande. Er gebot dem Volke, auf eigene

Kosten eine neue Fahrstraße durch den Hummelwald zu bauen und zu unterhalten. Und als die Abgeordneten des Volkes zu ihm sprachen: solches wäre den Toggenburgern eine drückendere Last, als vorzeiten die Frohndienste und Tagwen, von denen sie sich schon zweimal losgekauft hätten, verfällte er diese Leute zu einer Geldbuße von 1540 Reichsthalern, zu Widerruf bei offenen Thüren und machte sie ehr- und wehrlos.

Nun gingen die bedrängten Toggenburger klagend vor Schwyz und Glarus (1701). Glarus nahm sich die Noth der armen Landleute zu Herzen, auch Schwyz, obwohl die Toggenburger reformirten Glaubens waren. „Und wenn die Toggenburger Türken und Heiden wären," riefen die Schwyzer an der Landsgemeine, „so sind sie doch unsre Bundsgenossen und Landsleute, und sollen wir ihnen zum Recht helfen!" Solches verdroß den Abt und er klagte und rief alle Kantone um eidgenössisches Recht an. — Da gab es wiederum viele Tagleistungen von Jahr zu Jahr. Zürich und Luzern, die auch des Abtes Schirmorte waren, mischten sich in den bösen Handel. Manche waren den Toggenburgern gewogen, ihres reformirten, vielgekränkten Glaubens willen; manche dem Abt widerwärtig, weil er vor Kurzem noch mit dem Hause Oesterreich Schutzbündniß geschlossen hatte und die Grafschaft Toggenburg ansah, als wäre sie ein Lehen vom Kaiser und Reich. — Je länger der Zank währte, je größer ward, wie gewöhnlich, die Verwirrung des Handels. Zuletzt mischte auch der alte Glaubenshaß sein Gift dazu.

Denn weil Schwyz und die katholischen Orte sahen, daß Zürich und Bern besonders des Glaubens willen die Toggenburger unterstützten, und diese zum Festhalten an den alten Rechten ermunterten, neigte sich Schwyz dem Abt von St. Gallen zu (1703) und sprach: des Abtes neuere Rechte, Briefe und Siegel gehen dem alten Landrecht vor, und ohne Vorwissen von Schwyz und Glarus soll im Toggenburg kein

neuer reformirter Gottesdienſt eingeführt werden. Das aber ſchreckte nicht Zürich und Bern zurück; und die Toggenburger handhabten ihre alten Rechtſame. Nun trat der kaiſerliche Geſandte auf, und brachte einen Brief ſeines Herrn, der ſagte: der Kaiſer werde ſchlichten, denn die Grafſchaft Toggenburg wäre unſtreitig uraltes Reichslehen. Aber Zürich und Bern erwiederten: Toggenburg liegt inner den eidsgenöſſiſchen Grenzen und der St. Galler Abt hat uns ſchon ſeit mehrern Jahren als Schiedsrichter erkannt. — Auch machten die Geſandten von Holland und der Könige von Preuſſen und England den Zürichern und Bernern Muth gegen den Kaiſer.

Als nun der Streit immer grenzenloſer ward, und im Toggenburg ſelbſt Unruhe, Mord und Todtſchlag entſtand, weil der Abt von St. Gallen daſelbſt abſichtlich Zwietracht zwiſchen den katholiſchen und reformirten Einwohnern ſäete, verſuchte noch ein weiſer Mann aus Zürich, Rahholz genannt, durch ſeinen Rath Ordnung und Frieden wieder herzuſtellen. Sein Bemühen blieb eitel. Der Abt hielt ſteif auf alle Titel ſeiner bedrohten Gewalt. Die Toggenburger aber verachteten dieſelbe, und gehorchten ihm nicht und trieben ſeine Amtleute, Boten und Soldaten aus den Schlöſſern fort. Der Abt beſetzte darauf alle Brücken, Wege und Stege in den alt-ſankt-galliſchen Landen mit Kriegsvolk. Die Toggenburger bewaffneten ſich. Schultheiß Dürler in Luzern, des Abtes eifrigſter Freund, rief die katholiſchen Kantone auf, daß ſie die toggenburgiſchen Aufrührer im Zaume halten müßten. Hinwieder ſprach der Schultheiß Willading von Bern den reformirten Kantonen zu, die Sache ohne Zaudern gegen die Katholiken mit dem Schwerte zu entſcheiden, denn es gehe die alten Rechte des Toggenburger Volkes und den Schutz der reformirten Kirche an. Zwölf Jahre ſchon dauere der Streit, und er ſtehe immer ſchlimmer.

Sobald die Toggenburger ſahen, Zürich und Bern ſtehen für ſie, und der Obmann Bodmer ziehe zu ihrem Schutz mit

fast dreitausend Mann von Zürich heran, verkündeten sie ihren Krieg gegen den Abt (12 April 1712) zur Behauptung ihres Rechts. Nabholz, bisher ihr Freund und Rathgeber, wurde ihr Anführer, ließ Landsturm ergehen, und verfocht sie gegen die Leute des Abtes mit dem Schwerte so treu, wie sonst mit der Feder. Die Klöster und des Abtes Schlösser wurden besetzt; aber in die Stadt Wyl warf der Abt sechszehn Heerbanden Fußvolks zur Vertheidigung. Unterdessen wütheten und plünderten die Züricher Kriegshaufen zuchtlos im St. Gallischen Gebiet.

Nun griffen auch Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Gewehr und deckten ihre Grenzen und brachen gegen Toggenburg auf und bemächtigten sich der Grafschaft Baden. Der Nunzius gab ihnen sechsundzwanzigtausend Thaler aus dem päpstlichen Schatz und in Rom geschahen Fürbitten für sie zu den Heiligen. Geweihte Kugeln und Amulette theilten die Priester den Soldaten aus.

Darauf hob Bern zehntausend Kronen aus seinem Schatz, um fünfzehntausend Mann ins Feld zu stellen. Es deckte seine Grenzen ringsum, auch in der Grafschaft Lenzburg bei Othmarsingen gegen Baden und die freien Aemter. Ein bernischer Heerhaufen rückte gegen die Stille; unter dem Schutze von zwölf Feuerschlünden fuhr derselbe dort über die Aar, und stieß bei Würelingen zum Heerhaufen der Züricher. Diese hatten sich in derselben Zeit auch schon des ganzen Thurgaues bemächtigt. So ward Krieg und Kriegsgeschrei aller Orten. Selbst die Walliser waren im vollen Anzuge, den katholischen Ständen beizustehen.

Glarus blieb in diesem Unwesen unparteisam, auch Solothurn, desgleichen der Bischof von Konstanz. Basel und Freiburg wehklagten über diesen Bürgerkrieg der Schweizer gegen Schweizer, und mahnten noch einmal zu freundlicher Ausgleichung; doch zu spät. Der Abt von St. Gallen flüchtete seine Kostbarkeiten nach Lindau; er selbst begab sich

nach Rorschach und bat die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell und Glarus um Beistand; doch sie sicherten ihm nichts, als ihre Unparteisamkeit zu. Der Kaiser dagegen bot, von Presburg in Ungarn aus, den schwäbischen Kreis zur Unterstützung des Abts von St. Gallen auf.

45.

Der Toggenburger Krieg. Die zweite Schlacht bei Villmergen. Der Aarauer Friede.

(Vom Jahr 1712 bis 1718.)

Züricher und Berner waren schon mit zehntausend Mann vor das Städtlein Wyl gezogen, um die Kriegsrotten des Abtes darin zu belagern. Auch kam mit zweitausend Toggenburgern Nabholz dazu, und ein Heerhaufe vom Thurgau. Bomben und Feuerkugeln wurden in das Städtlein geworfen und Felder und Dörfer verwüstet. Jedoch vertheidigte sich die Mannschaft des Abtes in der Stadt unter ihrem Oberstwachtmeister Felber sehr tapfer und that manchen blutigen Ausfall. Als aber die Thurgauer sich wieder von den Belagerern trennten, von denen sie geringgeschätzt waren, streifte Felber plündernd bis Braunau und Summeri. So grausam wütheten seine Leute, daß sie zwei wehrlose Männer erschlugen, und einer Frau Hände und Füße verstümmelten. Da ging wegen solchen Gräuels das Geschrei der Rache durch den ganzen Thurgau; von Weinfelden her kam der wüthende Landsturm abermals. Man sah dabei Weiber und zwölfjährige Knaben. Und sie verfuhren gegen die Katholiken so grausam, wie jene gegen Reformirte gewesen.

Da sprach Nabholz zu den Feldherren von Bern und Zürich: „Lasset uns einfallen in die alten Lande des Abtes, von wannen viele Männer sind, die die Stadt Wyl vertheidigen. Wenn dieselben ihre Hütten und Dörfer in der

segnet. Man lehrt mit Eifer, taufet mit Vorsicht. Die Zahl der Täuflinge würde alljährlich noch größer sein, wenn sich die Muhamedaner wie die Hindus nicht fürchteten, durch öffentliches Bekenntniß des Christenthums das bisherige Ansehen bei den Ihrigen und ihren Lebensunterhalt zu verlieren. Daher werden meistens die Bekehrten aus den niedrigern Volksklassen gewonnen; doch fehlen sie auch nicht aus den höhern indischen Kasten. Ja, selbst noch heidnische Schullehrer unterrichteten die Hindukinder häufig im Lesen der Bibel.

Viele der Neubekehrten empfangen in der Taufe Namen, die sonst unter den Christen nicht üblich waren, aber nachahmungswürdig sind; z. B. Abdul Messi (Messias-Knecht), Inayut Messi (Gabe Christi), Nuwazisch Messi (Freundlichkeit Christi), wie wirklich drei indische Prediger zu Agra heißen; oder Taleb Messi (Messias-Jünger), Burrukut Ullah (Segen Gottes). Jetzt denkt man schon daran, höhere Schulanstalten zu stiften, worin Missionarien aus den Eingebornen gebildet werden sollen — ein Unternehmen, welches unfehlbar von glücklichen Erfolgen gekrönt werden muß.

Denn wie gut und ernst der Wille eines von Europa gekommenen Bekehrers sein möge, erschüttert, wenn sein Fuß Indien betritt, viel Uner-

Feuer rauchen sehen, werden sie sich von den übrigen trennen, und die Stadt wird schwach werden!" Also fiel er bei Oberglatt mit tausend Mann in die alten Lande des Abtes ein. Und als die in der Stadt ihre Wohnungen von fern brennen sahen, zogen ihre Haufen eilig hinaus für ihre Hütten zu kämpfen. Es ward darauf die Stadt voll Zwietracht und Schreckens und ergab sich (22 Mai) ihren Feinden. Das äbtische Kriegsvolk lief auseinander, und flüchte auf seinen gewesenen Befehlshaber Felber, der des Lebens nicht sicher war, und sogar Schutz von den Siegern erbitten mußte, um nach Bernhardszell zu entkommen. Aber der rasende Pöbel suchte ihn auch hier, schleppte ihn aus dem Pfarrhof, setzte ihn auf ein schlechtes Roß, trieb ihn mit großem Geheul und Hohn bis zur Sitterbrücke und tödtete ihn da mit vier Flintenkugeln durch den Leib. Dann zerschnitten sie seinen Leichnam mit Messern und warfen ihn in die Wellen der Sitter (24 Mai).

Mittlerweile war der rüstige Mann Rabholz in das alte Land des Abtes von St. Gallen eingedrungen. Da ergaben sich ihm die Goßauer, welche voller Wuth ihren eigenen Landeshauptmann ermordeten. Zwei Tage zuvor hatten sie tausend Toggenburger vertrieben, die zum Sengen und Brennen wider sie gesandt waren, und die auf der Flucht noch den wehrlosen katholischen Pfarrer zu Niederglatt in einem Stall erwürgt hatten. Die Fahnen von Zürich und Bern gingen siegreich durch den ganzen Thurgau bis zur Stadt St. Gallen. Da legten sie Besatzung in die Abtei und nach Rorschach. Der Abt hatte sich mit seinen Kostbarkeiten schon voller Schrecken nach Augsburg vorher geflüchtet.

Weil nun die Toggenburger sahen, daß ihre Sache obsiege, verurtheilten sie diejenigen von des Abtes Leuten zum Tode, die an ihnen Verräther geworden waren; sie verwarfen gänzlich des Abtes Herrschaft, auch das Landrecht mit Schwyz und Glarus, und sprachen zu dem Volk von Ga-

ſter, Uznach, Gams und andern: „Laſſet uns einen eigenen Freiſtaat gründen, der da gleich ſei den freien Orten der Eidsgenoſſen!“ Und ſie entwarfen eine neue Landesverfaſſung, die trugen ſie nach Aarau, wo die Kantone Tagleiſtung hielten. Allein ſolche Rede mißfiel den Herren von Zürich und Bern, weil ſie lieber an den Toggenburgern Unterthanen, als freie Miteidsgenoſſen gehabt hätten. Sogar Nabholz, der toggenburgiſchen Sachen eifriger Verfechter, weigerte ſich, das Begehren der Leute zu unterſtützen, obwohl ſie ihm viel Geld boten.

Unterdeſſen waren auch bei Stilli zweitauſend Berner über die Aar gegangen und zu dreitauſend Zürichern geſtoßen, welche deren Kriegsoberſter, Hans Casp. Wertmüller, anführete. Die ſtiegen nun zur gänzlichen Eroberung der Grafſchaft Baden über den Hasenberg, verjagten die einzelnen Heerbanden der katholiſchen Orte und rückten vor die Stadt Mellingen. Von der entgegengeſetzten Seite her kamen ſiebentauſend Berner aus der Grafſchaft Lenzburg über die Bünz. Da flohen die katholiſchen Beſatzungen nach Baden zurück. Mellingen wurde ohne Schwertſtreich eingenommen. Den Siegern mußten alle Oerter der Grafſchaft Baden Huldigung leiſten; auch die Einwohner der Stadt Bremgarten. Dann ging der Zug nach Baden, zur Belagerung der Veſte. Wertmüller lagerte ſich bei den Rebhügeln am Lägerberg, und erwartete die Ankunft der Berner, welche bei Mellingen der Reuß nach bis Fahrwindiſch einen Umweg genommen hatten, um Baden von der entgegengeſetzten Seite anzugreifen. Die Belagerten machten ein heftiges Feuer aus der Stadt, vom Kapuzinerkirchhof und vom hohen Schloſſe herab gegen Wertmüllers Lager. Die Züricher aber antworteten aus vierzig Feuerſchlünden und Mörſern. Die Kirche, der Thurm, viele Häuſer wurden hart beſchädigt. Die Bruſtwehr des Schloſſes ſtürzte praſſelnd über die Felſen herab. Da erſchienen von der andern Seite der großen Bäder gegen das Schloß

auch die Berner mit zwanzig Feldstücken, Haubitzen und Mörsern. Dessen erschracken die in der Stadt so sehr, daß sie sich auf harte Bedingungen (31 Mai) ergaben. Der Befehlhaber der Festung, Crivelli, von Uri, zog mit der Besatzung ab, doch ohne Geschütz.

Diese Fortschritte, und daß auch das Rheinthal gezwungen ward, Bern und Zürich zu huldigen, brachte große Wuth, Zwietracht und Verwirrung unter die katholischen Orte. Einige wollten Frieden, andere Krieg. Die Gesandten von Oesterreich und Frankreich verhießen Hilfe, der Papst sandte ihnen Geld. Freiburg und Solothurn machten sich auf in Waffen für sie, auch Wallis, und Alles, was in den eidsgenössischen Vogteien katholisch war. Aber dagegen drängten diejenigen reformirten Orte, welche bisher still gewesen waren, die Waffen zu ergreifen; und was in den gemeinen Vogteien reformirt war, rüstete sich zum Beistand für Zürich und Bern. Also standen in dieser Zeit bei hundert und fünfzigtausend Schweizer zum blutigen Kampf gewaffnet wider einander; zu keiner Zeit vorher waren so viele Streiter aus der Eidsgenossenschaft gegen fremde Feinde ins Feld getreten. Und also hielt ein Schwert das andere in die Scheide zurück. Frankreich und Oesterreich liessen von ihren Heerschaaren wohl gegen die Grenzen rücken; allein Engländer, Holländer und Preussen hielten von andern Seiten auch diese im Zaum.

Während die Gesandten der Eidsgenossen zu Aarau saßen und um Frieden handelten, zog der Landvogt und Ritter Ackermann von Unterwalden mit fünftausend Mann gegen die Sinserbrücke, wo die Berner mit ihrem Kriegsvolk lagen. Der Pfarrer zu Sins, einverstanden mit dem Ritter Hans Jakob Ackermann, hatte den Kriegshauptleuten der Berner ein Gastmahl gegeben, daß sie nichts merkten. Also wurden diese überfallen, daß sie sich mit großer Noth retten konnten. Viele Berner wurden erschlagen. Oberst Meunier von Bern, der mit zweihundert Mann erst auf dem Kirchhof, dann in

der Kirche tapfer wehrte, mußte sich gefangen geben. Sie wären von den Kriegsleuten aus Unterwalden, Schwyz und Zug ohne Barmherzigkeit ermordet worden, hätte Ackermann diese blutdürstigen Menschen nicht mit edler Kühnheit zurückgehalten (20 Juli). Auch auf der andern Seite gegen den Zürichsee, bei Hütten und Bellenschanz, waren die Schwyzer (22 Juli) vorgedrungen. Da aber stießen sie auf den wachsamen Züricher Hauptmann Hans Casp. Wertmüller. Sieben Stunden lang fochten die Schwyzer; zweihundert Mann verloren sie; aber sie mußten den Zürichern weichen. Bei ihren Erschlagenen fand man geweihte Zettel mit Zahlen und Kreuzen und Versicherungen des gewissen Sieges.

Ritter Ackermann zog von allen Seiten die katholischen Hilfsvölker an sich. Das Heer ward über zwölftausend Mann stark. Es schritt gewaltig durchs Land über Muri nach Wohlen und Villmergen, wo die Berner mit achttausend Mann standen. Hier, in derselben Gegend, wo schon einmal die Berner von den katholischen Orten (24 Jänner 1656) blutige Niederlage erfahren hatten, sollte wiederum das Feld durch Schweizer mit dem Blute der Schweizer gefärbt werden. Es war der fünfundzwanzigste Tag des Heumonds 1712. Die Berner hatten Stellung bei Meiengrün genommen. Der Donner der Feuerschlünde eröffnete den Kampf. Sechs lange Stunden ward gestritten. Da brachten die Berner Verwirrung und Entsetzen über die Völker der katholischen Orte. Sie durchbrachen deren Schlachtreihen und schlugen sie in die Flucht. Zweitausend der Katholischen und mehr bedeckten mit ihren Leichnamen das Feld.

Als nun darauf die Toggenburger Uznach und Gaster eroberten, die Stadt Rapperswyl sich den Zürichern ergab, und die Sieger von allen Seiten in das Gebiet der Katholischen vordrangen: ward diesen bange und sie baten um Frieden.

Schon hatten bei der Tagleistung in Aarau die Kantone Luzern und Uri (18 Juli) den Frieden untersiegelt gehabt; aber die Luzerner Bauern, aufgewiegelt vom päpstlichen Nunzius und von ihren Pfarrern und Mönchen, hatten den Frieden nicht gewollt, und waren gegen die Stadt gezogen, um ihre Obrigkeit zum Kriege zu zwingen, dann hinaus gegen die Berner bei Willmergen. Hier hatten sie ihren Untergang gefunden. Auch noch nach der Willmerger Schlacht hatten sich bei zweitausend Willisauer gegen die Regierung empört; aber auch sie wurden vom Berner Kriegsvolk bald zu Paaren getrieben und mußten schwere Brandschatzung zahlen. Denn die Berner Mannschaft war damals die vortrefflichste an Waffe, Kleidung, Kriegszucht und Uebung geworden.

Endlich (am 9 und 11) ward zu Aarau der allgemeine Landesfriede geschlossen, zum großen Vortheil der Sieger. Die fünf katholischen Orte mußten nicht nur ihre Rechte auf Baden, Rapperswyl und die untern freien Aemter an Zürich und Bern abtreten, sondern diese beiden starken Kantone auch in die Herrschaft über den Thurgau und das Rheinthal aufnehmen, wo beide Religionsparteien von da an gleiche Rechte empfingen. Glarus blieb neben Bern und Zürich überall im Mitbesitz.

Der gebeugte Abt Leodegar von St. Gallen aber wollte den Frieden nicht annehmen, blieb ausser Landes und hartnäckig, bis er starb. Die Züricher und Berner hielten unterdessen sein Land besetzt. Als nachher der neue Abt Joseph (1718) den Frieden in Roschach annahm und schloß, empfing er seine Lande wieder; auch wurden ihm die Toggenburger, jedoch mit größern Freiheiten und Rechten, unter Zürichs und Berns Schutz, abermals untergeben. Nur der Papst und der Nunzius verwarfen den Aarauer Frieden und erklärten ihn ganz ungültig. Doch darum kümmerten sich die nun versöhnten Eidsgenossen wenig; und als das Volk in einigen Aemtern des Kantons Luzern abermals von Geistlichen

gegen die Regierung aufgewiegelt wurde, nahm diese eine Besatzung aus dem Entlebuch in die Stadt, verlangte vom Papst Besteurung der Klöster zur Deckung ihrer Kriegskosten, und zugleich Zurückberufung des Nunzius Caraccioli, den sie den Urheber alles Uebels hieß. Die katholischen Orte empfanden lange noch die bittern Nachwehen dieses Krieges; denn sie hatten große Unkosten gehabt. Schwyz schrieb eine Auflage von fünf Thalern auf jede Haushaltung aus. Luzern brauchte Gewalt, die Kosten einzutreiben. Uri besänftigte die Unterthanen im Livinerthal nur durch stattliche Befreiungen (1713) und nannte sie fortan „liebe und getreue Mitlandleute."

46.

Zustand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Thomas Maßners Streithandel.

(Vom Jahr 1701 bis 1714.)

Seit dem brudermörderischen Schlachttag bei Villmergen haben zwar die Eidsgenossen sechsundachtzig Jahre lang keinen Krieg mehr geführt, weder gegen Ausländer, noch unter einander selbst. Doch sind darum die Zeiten weder glückseliger noch tugendhiger, noch ruhmreicher geworden; sondern dieselben sind unter ewigen Staatshändeln und Streitigkeiten, bald eines Kantons mit den andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen zugebracht worden. Jedes neue Jahrzehend hat bald dort bald hier neue Umtriebe, neue Verschwörungen, neue Aufrühre zur Schau geführt, bis endlich das morschgewordene Gebäude der alten Eidsgenossenschaft beim ersten Stoß zusammenbrechen mußte, den es nachher von der feindseligen Hand Frankreichs erlitt.

Die ersten Kriege der alten Eidsgenossen sind von ihnen nur für eigene Sicherheit angehoben worden gegen die Unterdrücker ihres Rechts und ihrer Freiheit. Dadurch haben sie sich unsterbliche Ehre bei den Völkern der Erde erworben. — Dazu

unternahmen die freigewordenen Landschaften und Städte mancherlei Kriege, um Herrschaften und dienstbare Unterthanen zu erobern und ihre kleinen Gebiete zu erweitern. Dadurch haben sie innern Unfrieden und zweideutigen Ruhm erworben. Denn die Thaten selbst größerer Eroberer werden zuletzt der Vergessenheit oder der Verachtung übergeben, weil sie gemein oder für die Sache der Menschheit ohne Gewinn sind. — Dann zuckten die Schweizer endlich das Schwert nicht mehr gegen das Ausland, sondern aus Glaubenshaß, oder Neid, oder Ehrgeiz und Parteisucht nur wider einander selbst. Dadurch haben sie mehr denn einmal den Ruhm ihrer Altvordern entweiht und einander dem allgemeinen Untergange nahe geführet. — Zuletzt vermietheten sie ihr Kriegsvolk um Lohn in fremde Länder und fremde Kriege, und erkauften für das Blut ihrer Tapfern den Söhnen der vornehmen Geschlechter guten Sold, Jahrgehalte, goldene Ketten, Ordensbänder und Titel, wie die Könige den eigenen Dienern zu geben pflegen. Dadurch kam Uebermuth und Ueberpracht und schädliches Ansehen zu einzelnen Geschlechtern, und fremde Sitte, fremdes Laster in die Hütte des Volks; ungebührendes Schalten fremder Gesandten auf Schweizerboden, und Begierde einheimischer Obrigkeiten nach unbeschränkter Gewalt über die Unterthanen. Da ward erlebt, daß die Eidsgenossen treuere Freundschaft mit ausländischen Königen, als unter sich selbst hielten; daß sie einander freie Niederlassung, sogar Kauf und Verkauf der unentbehrlichsten Dinge abschlugen. Und ihre Tagsatzungen wurden herzloses Gepränge, und ihre dunkeln Thaten widersprachen ihren glänzenden Worten.

Wohl mahnten weise Vaterlandsmänner daran, den eidsgenössischen Bund zu verbessern und zu stärken, ehe er sich gänzlich auflöse. Sogar ward auf der Tagsatzung, jedoch nur von evangelischen Kantonen, eine neue Bundesverfassung zur Sprache gebracht, aber durch die Selbstsucht der meisten wieder seitwärts geworfen. Und als Sarasin, ein Genfer, vorschlug, man solle eine oberste, vollmächtige Bundesbehörde erschaffen, damit

der zerfallenden Eidsgenossenschaft mehr Zusammenhang und Einheit gegeben werde, ward er verspottet.

Hingegen traten Uri, Schwyz und Unterwalden mit vielem Gepränge (24 Brachm. 1713) auf dem Rütli zusammen, wo ihre Väter vor vierhundert Jahren den ersten Schwur der Freiheit zusammengeschworen hatten. Da erneuerten sie mit festlichem Eide ihre ältesten Bündnisse; doch nur im Gefühl des erlittenen Unglücks bei Villmergen und mit unfreundlichem Hinblick auf die stärkern Kantone. Und zwei Jahre hernach (9 Mai 1715) schlossen die katholischen Stände zu Solothurn einen Bund mit Frankreich, dessen König damals der grimmigste Feind der Evangelischen war. Solcher einseitige Bund erschreckte die evangelischen Stände und machte sie mißtrauisch. Man argwohnte sogar gefahrvolle, heimliche Sätze, als sollten feindliche Mächte ins Land gerufen, die kleinern Kantone auf Kosten der größern stark gemacht, Genf und Waadtland dem Herzog von Savoien, der Thurgau und die Grafschaft Kyburg dem Kaiser wiedergegeben werden. Zwar zur Ehre der Eidsgenossen ist die Wahrheit dieser Gerüchte nie bestätigt, aber durch die Gerüchte selbst bezeugt worden, welcher Untreue und Feindschaft sich die Eidsgenossen gegen einander fähig hielten.

Immerdar sah man sie parteiet, nicht für gesammter Eidsgenossenschaft Ruhm und Wohlfahrt gegen die Fremden, sondern für den Vortheil des eigenen kleinen Gebietes, oder für den Vortheil der Fremden gegen die Miteidsgenossen. Da waren die Einen kaiserisch-gesinnt, die Andern französisch-gesinnt, man kannte nur wenig Schweizerischgesinnte. Dadurch erhielten die schlauen Gesandten der fremden Fürsten immer mächtigere Hand im Lande, die Eidsgenossen immer mehr Schmach als Ehre, und manche Familie gerieth damit in großes Verderben, wie folgendes Beispiel lehrt:

Ein bündnischer Jüngling, welcher zu Genf den Wissenschaften oblag, that einst eine Lustreise ins benachbarte Savoierland. Da ließ ihn der französische Gesandte heimtückisch (1710)

wegfangen und in eine Festung sperren, datum, weil dessen Vater, Thomas Maßner, ein Rathsherr zu Chur, östreichisch gesinnt war. Als der Vater die Gefangenschaft seines unschuldigen Sohnes vernahm und vergeblich geklagt und Hilfe gesucht hatte, gerieth er in schweren Zorn, ergriff mit bewaffneten Leuten den Bruder des französischen Geschäftsträgers Mezveilleux zu Chur und hielt ihn mit Gegenrecht gefangen. Zwar ward Vergleich gestiftet und der Rathsherr gab seinen Gefangenen wieder los und bat den französischen Botschafter in Solothurn um Verzeihung. Als er aber damit doch nicht die Freilassung seines Kindes erhielt, sann er auf neue Rache. Und der alte Maßner lauerte eines Tages dem Herzog von Vendome, Großprior von Frankreich, auf, als derselbe durch das Land Sargans reiste, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Feldkirch zu den Oesterreichern. Die Regierung des Freistaats Bünden wendete sich flehend sowohl an Frankreich als an Oesterreich, zu gegenseitiger Freigebung der unschuldigen Gefangenen; jedoch ohne Erfolg. Vielmehr die auswärtigen Gesandten vermehrten die Erbitterung. Daher geschah es, daß selbst der englische Gesandte, der es mit den Oesterreichern hielt, im Bade Pfäfers meuchelmörderisch überfallen wurde; daß der Zehngerichtenbund Partei für Thomas Maßner nahm und ihn zum Landvogt von Malenfeld ernannte; daß die eidsgenössischen Kantone hingegen denselben Mann, als Verletzer des Völkerrechts, ächteten und zweihundert Thaler auf seinen Kopf boten; daß endlich die Bündner ihn in einem Strafgericht zu Ilanz (17 Aug. 1711) ehr- und wehrlos erklärten, seine Güter einzogen, ihn zum schmählichsten Tode verurtheilten und tausend Dukaten aussetzten, dem zum Lohne, der ihn einliefern könnte.

Aber Thomas Maßner hatte schon vorher, um größern Unglück vorzubeugen, dem Herzog von Vendome die Freiheit wieder bewirkt und sich selbst nach Wien unter kaiserlichen Schutz geflüchtet. Hier wohnte er dann geraume Zeit als Verbannter; sein unglücklicher Sohn als Gefangener in einer französischen

Festung; seine verlassene Frau, gleich einer Wittwe, im rhätischen Gebirg. Und als ihm die Zeit lang ward nach der Heimath, machte er sich wieder auf dahin. Auch mochte er wohl fühlen, daß er dem Kaiser täglich weniger gelte. Denn Volks- und großer Herren Gunst ist Aprilenwetter und loser Dunst.

Doch im Vaterlande lag auf ihm noch der Fluch des Strafgerichtes von Ilanz und die Acht der Eidsgenossenschaft. Er zog in den Alpen der Glarner umher. Aber auch dort ward er verrathen und der französische Gesandte stellte ihm nach. Wie er sich eines Tages vor Verfolgern retten wollte und schon wieder, rechts dem Rhein, auf österreichischem Boden angekommen war, stürzte sein Wagen um. Maßner starb vom Sturz.

Als nachher zu Baden über den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich (1714) verhandelt wurde, saß unter des Kaisers Bevollmächtigten auch ein Neffe Thomas Maßners. Durch dessen Verwendung ward endlich der junge Maßner nach langen Unterhandlungen von den Franzosen aus der Gefangenschaft entlassen. Und als derselbe nach so vielen Jahren heimkam, ward er, wie ein siegender Märtyrer, von seinem Volke mit Freuden empfangen, und belohnend mit Ehre und Würden geschmückt.

So spielten damals die Gesandten der Fremden auf dem Schweizerboden mit den Schweizern, welche man durch höfische Kunststücke vorher entzweit hatte.

47.

Unruhen in Zürich, Schafhausen und dem Bisthum Basel.

(Vom Jahr 1714 — 1740.)

Man hat zwar gesagt: es sei der Krieg das größte der Uebel, und Andere haben es nachgesagt. Aber also haben die alten Heldeneidsgenossen nicht gesprochen, welche zuerst den Schweizernamen vor Gott und Menschen verherrlichten. Die gingen

wartetes die Festigkeit seiner Vorsätze. Jene hagern, unkräftigen Gestalten der Eingebornen, welche ihn da in ihrer ganzen Armseligkeit umschweben, deren unbekleideter Leib seinen Blick, deren rauhtönende Sprache sein Ohr beleidigt, schreckt ihn um so mehr, je kräftiger und stolzer die daselbst angesiedelten Europäer, wie Wesen höherer Art, zwischen denselben einherschreiten. Ueberwindet er sich, ihres Gleichen, ihr Freund zu werden, so hat er Jahre lang mit Erlernung der Sprache, und noch länger mit den Vorurtheilen der Europäer gegen jene verachteten Wesen zu kämpfen. Denn selbst die menschenfreundlichsten Personen unter den angesiedelten Europäern halten es oft für unmöglich, die geistigverkrüppelten Hindus zum Christenthum zu leiten, und daher das Unternehmen für einen vergeblichen Versuch schwärmerischer Unerfahrenheit, oder Mangel an Urtheilskraft. Der gemeine Hindu hinwieder, voller Selbstsucht und Hinterlist, dabei knechtisch, kriechend und mißtrauisch, scheint durch den Eindruck des Kastenthums, der seit Jahrtausenden in seinen Geschlechtern vererbt worden ist, noch in einer langen Geschlechtsfolge religiös und moralisch unheilbar zu sein. Das ist das Werk des orientalischen Despotismus.

Noch haben wir, ausser den britischen Arbeiten zur Bekehrung der Hindus, jener zu gedenken,

in den Krieg für ihr heiliges Recht, und kannten wohl etwas Besseres als Wohlleben und feige Sicherheit, und dachten: das größte der Uebel ist Knechtschaft unter dem Eisenzepter des Hochmuths und der Ungerechtigkeit.

Auch ist dem Schweizerlande seit der letzten Villmerger Schlacht bis zur zerstörenden Ankunft der Franzosen mitten im Frieden größeres Verderben gekommen, als in allen Kriegen zuvor wider Oesterreich und Burgund. Denn in der sechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verrosteten, zerfraß der Rost schnöder Selbstsucht und Ueppigkeit immer mehr und ganz und gar den ehelichen Bund der Alten, und die Eidsgenossenschaft zerlöste sich wie ein verwesender Leichnam. Und sie deckten den Leichnam mit Wappenschilden der Väter prunkvoll, daß man nicht sähe, wie der Geist aus ihm gewichen sei.

Es ward nichts Großes mehr gethan. Das Größeste dünkte allen oder den meisten, Reichthümer zu sammeln, nicht Tugenden; Herren über Unterthanen, nicht freie Bürger zu sein. Die Einen ersteigerten Landvogteien und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit, wie gemeine Waare. Die Andern buhlten um Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten, statt nach Verdiensten ums Vaterland, nach der Hand der Rathsherrn-Töchter, damit sie in obrigkeitliche Würden gehoben werden könnten. Andere thaten auf andere, wenige auf rühmliche Weise. Das Volk in den unterthänigen Landschaften hatte kaum mehr Recht, als daß es nebst seinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb gar unwissend, denn so unverständig waren die Obrigkeiten, daß sie fürchteten, der Landmann könne zu verständig werden. Die herrschenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten der Unterthanen; und die vornehmen Geschlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten sich zwar zuweilen die Beeinträchtigten und retteten ihr bedrohtes Recht oder schreckten doch von neuer Willkühr ab. Aber nicht alle diese kleinen

Händel verdienen das Andenken der Nachwelt; sie erregten kaum zu ihrer Zeit die Neugier anderer Eidsgenossen.

In Zürich, wo die Stadtbürgerschaft allezeit einen freiern Geist bewahrt hatte, diente ein geringer Handwerkerzank unerwartet zur Einstellung mancherlei Mißbrauchs im Gemeinwesen. Zwei Pergamentmacher klagten gegen einen Weißgerber, er thue Eingriff in ihr Innungsrecht (Weinmond 1712). Der Hader dieser Leute ward bald zum Streit der Zünfte, der Streit der Zünfte zum Handel der ganzen Bürgerschaft. Da wurden die Ordnungen und Rechtsame der Zünfte von Neuem geprüft und berichtigt, die gesetzgebenden Befugnisse der Bürgergemeinde schärfer bestimmt, die Satzungen des alten geschwornen Briefes der Zeit gemäß gebessert, und nützliche Veränderungen in ein neues Grundgesetz, Libell genannt, zusammengetragen und beschworen (17 Dez. 1713).

Früher schon hatte die Bürgerschaft der Stadt Schaffhausen Aehnliches für ihre Rechtsame, nach langem Streit, durch Aufrichtung ihres Hauptgrundgesetzes bewirkt, Reformations-Instrument geheißen (1689). Denn zu Schaffhausen war der kleine Rath allmälig zu großer Eigenmacht erwachsen, erst durch schlaue List und Güte bei Sorglosigkeit der Zünfte, dann durch Gewalt über Alle. Das Recht der Bürgerschaft war niedergedrückt und das Gemeingut des Staates mit Willkühr und Eigennutz verwaltet worden. Das geschieht allezeit, wenn diejenigen, welche das Gesetz handhaben sollen, sich über das Gesetz erheben und glauben, ihre eigenen Befehle seien Gesetzes genug.

Aber mit Abschaffung des Mißbrauchs der willkührlichen Gewalt inner den Ringmauern der Stadt Schaffhausen war sie nicht ausser denselben, gegen die Rechtsame des Landvolks, ganz abgethan. Daher, als die Regierung einst im Flecken Wilchingen eine neue Pintenschenke errichtete (1717), versagte der Flecken den Gehorsam. Und als die Regierung ihr Unrecht erkannte und die Pintenschenke aufhob, traten die

Wilchinger mit noch ganz andern Beschwerden, die nicht minder triftig waren, hervor. Alsbald mengten sich, wie immer gern, ausländische Herren und Mächte in den Hausstreit; an Vorwand fehlte es nie. Darum verweigerten die Wilchinger die Huldigung, obgleich Schafhausen Kriegsvolk schickte und die willige Anhörung aller Beschwerden verhieß. Denn die Abgeordneten des Fleckens wurden am Kaiserhofe zu Wien mit freudigen Hoffnungen getröstet. Als aber Oesterreich späterhin, wegen wichtigerer Dinge, Krieg mit Frankreich fürchtete, und sich die Geneigtheit der Eidsgenossen versichern wollte, wurden die Wilchinger wieder von Wien fortgewiesen (1726). Viele der Widerspenstigen verloren darauf Haus und Hof, Andere wurden verbannt. Ermüdet von vieljährigen Klagen, leistete der Flecken die lange verweigerte Huldigung (1729).

Willkühr bringt immer Verderben, und der Krieg einer Obrigkeit gegen die eigenen Unterthanen, bringt, wenn auch Sieg, doch schlechten Ruhm. Das erfuhr zu derselben Zeit der Bischof von Basel.

Er war Herr eines schönen Gebietes, das streckte sich vom Bielersee bis an die Stadt Basel durch die Thäler des Jura mit zierlichen Städten, Schlössern und Dörfern; darin die Städte Biel und Neustadt, Pruntrut, Delsperg und Münster im Granfelt, auch Erquel oder St. Immersthal, der Freiberg, und die Herrschaften Esch, Birseck und Zwingen.

Als Hans Konrad von Rheinach Fürst-Bischof geworden (1705) und er die Huldigung des Landes einnahm, befahl der Landleuten Pannerherr Buisard, im Namen des Volkes, dessen Freiheitsbriefe und das Schirmrecht mit der Stadt Bern vor. Solches verschmähte der Bischof, begehrte unbedingte Eidesleistung und entsetzte den Pannerherrn seiner Ehren und Aemter, und meinte, wer die Macht besitze, habe das Recht. Also dachten die Münsterthaler nicht. Der Pannerherr wandte sich gen Bern und erinnerte die Stadt an das vor alter Zeit errichtete und verbriefte Burgrecht, bat um Schutz,

und Bern gewährte. Und als der Bischof in seiner Willkühr beharrte, und fortfuhr mit Neuerungen und Drangsalen gegen die Widerspenstigen, sandte Bern zum Schutz derselben einige tausend Mann an deren Grenze, setzte den Pannerherrn wieder in sein Amt und das Land in die vorigen Rechte ein. Dessen ward der Bischof sehr entrüstet. Er rief die katholischen Kantone an, und diese gedachten mit Hilfe Frankreichs zu vermitteln. Aber Bern hoffte auf den Beistand der evangelischen Kantone und auf England. Da sah der Fürstbischof, daß er nicht obsiegen könne, und verglich sich zu Nidau mit Bern in Güte (30 März 1706) und ließ den Münsterthalern ihr Recht. Doch that er es mit unwilligem Herzen und machte neue Schwierigkeiten, eine um die andere, zumal wegen des Gottesdienstes der Reformirten im Lande. Da erhob Bern abermals die Waffen (1711). Und schon die ernste Dräuung genügte.

Der Bischof bestätigte also zu Aarberg die Rechte der Münsterthaler, und ließ sich den bittern Zusatz gefallen, daß, wenn er in Zukunft nicht auf Berns zwei- und dreimaliges Erinnern den Beschwerden binnen drei Monaten begegne, solle er die Summe von zwanzigtausend Thalern verwirkt haben und die Propstei Münster Unterpfand dafür sein. Obschon Papst Klemens XI in Rom gewaltig wider diesen Vertrag zürnte, durch welchen vermeinte Ketzer großes Recht gegen Katholiken erhielten, mußte die Uebereinkunft dennoch in Ehren bleiben.

Noch mehrmals haben die Bischöfe von Basel nachher durch Machtsprüche und Gewaltstreiche ihr Hoheitsrecht zu vergrößern getrachtet, doch nicht mit glücklicherm Erfolg. Als der Rath der Stadt Biel (1711) einen Bürger der Stadt Landes verwiesen, und dessen Verwandtschaft deswegen beim Bischof gegen den Rath geklagt hatte, wollte der Fürst ohne Recht den Rath zwingen, das Urtheil zu widerrufen, und die Kosten des Rechtsstreites zu zahlen. Diejenigen im Rathe, welche ihm nicht gehorchten, den Bürgermeister und fünf Mitglieder, entsetzte er eigenmächtig, strafte sie mit Geldbußen, that sie in

Acht und Bann, sprach über den entflohenen Bürgermeister das Todesurtheil (1714) und setzte endlich sogar den ganzen Stadtrath ab. Bern, mit dem die Stadt Biel im Schirmrecht aus alter Zeit stand, vermittelte endlich abermals Ruhe im Verein mit dem Bischof, und sicherte der Stadt wohlhergebrachte Freiheit.

Mit derselben Härte verfuhr auch der Bischof gegen die Stadt Pruntrut. Diese besaß von alten Kaisern und Herren schöne Freiheitsbriefe, die allezeit von den Bischöfen bestätigt worden waren. Als aber der Herr von Ramschwag den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte, that er den städtischen Rechtsamen auf mancherlei Weise Abbruch. Er hörte keine Klage und nannte die Landesstände und Abgeordneten nur Aufwiegler. Da lehnte sich Pruntrut im Gefühl seines Rechtes muthig auf. Der Bischof rief wider sie den Beistand der katholischen Kantone an. Die Gesandten derselben aber, nachdem sie Alles wohl geprüft hatten, sprachen (1734) wie Biedermänner zum Fürsten: Sollen die fürstlichen Vorrechte bestehen, müssen auch die Freiheiten der Unterthanen geehrt werden. — Sieben Jahre lang blieb der Zwist unentschieden. Die Herzen des Volkes fielen vom Landesherrn ab. Und als dieser endlich, weggewandt von den Eidsgenossen, französisches Kriegsvolk (1741) in sein Gebiet einrücken ließ, und die Unterthanen nach Willkühr an Gut, Ehre und Leben strafte: da schwiegen freilich die Unterjochten. Aber sie erwarteten eine Stunde der Rache, und sie schlug endlich.

48.

Aufstand der Werdenberger gegen Glarus.

(Vom Jahr 1714 bis 1740.)

Ungefähr zu denselben Zeiten ward auch das Ländlein Werdenberg voller Kummer und Noth. Seit Glarus diese Grafschaft im Jahr 1517 aus der Hand der Freiherren von

Heuwen an ſich gekauft hatte, wurde ſie friedlich von Landvögten verwaltet, die ſich jedes dritte Jahr erneuerten. Wohl hatten die Werdenberger ihren Uebergang an die Eidsgenoſſenſchaft anfangs mit Unliede geſehen, weil ſie dadurch alle Hoffnung verloren, ihre Freiheit je zu erkaufen und zu gewinnen. Schon im Jahre 1525 war es zum vollen Aufſtand gegen die neuen Herren gekommen; doch ſeitdem Ruhe geblieben. Die viertauſend Einwohner der drei Kirchſpiele hatten einträgliche Alpen an den Toggenburger Bergen, gute Aecker und Obſtgärten im Thale und rühmten ſich mancher Rechtſame. Ihren Freiheitsbrief, kraft deſſen der gebietende Landvogt ſich nicht in Gemeindeſachen mengen, und keinen Nutzen von gemeinen Waiden und Waldungen ziehen dürfte, bewahrten ſie, wie ein rechtes Heiligthum. Nicht jederzeit ehrten die Landvögte daſſelbe, ſondern verfügten endlich auch über Gemeingüter, Wälder und Alpen; ſteigerten den in Geld verwandelten Zehnten der Berggegenden; übten mancherlei Willkühr in Bezug des Todtenfalls, in der Aemterbeſetzung und andern Dingen. Solches machte den Leuten böſes Blut und ſie riefen ihr Recht in Brief und Siegel an.

Es begab ſich aber, daß eines Tages, als die fünfzehn Tagwen des Freilandes Glarus zur Landsgemeinde vor den Staatshäuptern verſammelt ſtanden (1705), Einige ſchrien: der Brief wäre ohne Vorwiſſen der Tagwen nur vom Landrath ausgeſtellt, alſo ungültig und den oberherrlichen Rechten zur Gefährde. Alsbald verlangte das verſammelte Volk: man müſſe den Brief abfordern zur Unterſuchung.

Werdenberg gab ſein Kleinod ungern an den Landvogt Kaspar Trümpi zur Einſicht heraus, und erhielt es dann nicht wieder zurück. Da die Grafſchaft nun über den entriſſenen Brief bittere, doch demuthvolle Klagen führte, verhieß endlich ein dreifacher Landrath zu Glarus, was ſeit älteſten Zeiten Werdenberg an Rechtſamen genoſſen, ſolle in einer Haupturkunde geſammelt und den Grafſchaftleuten zugeſtellt werden. Allein

diese wurden mißtrauisch und verlangten nur die Urbriefe, als ihr Eigenthum, und da sie fünfzehn Jahre lang kein Gehör fanden, versagten sie dem neuen Landvogt die gewohnte Huldigung (1719). Zwar ward ihnen der Brief verheißen, wenn sie huldigen würden, und der Landammann von Glarus sprach zum versammelten Volk in der Kirche zu Grabs: „Ich alter Mann bin mit dem einen Fuß schon im Grabe und der zweite soll nachfolgen, wenn euch nicht Wort gehalten wird!“ Doch des Volkes Glauben, schon oft getäuscht, erwachte nicht wieder.

Darüber betroffen, wandte sich Glarus an den Vorort Zürich und an die Eidsgenossen, welche zu Frauenfeld tagleisteten. Dasselbe that aber auch Werdenberg. Doch die Abgeordneten der Grafschaft wurden ungehört zurückgewiesen, mit Befehl, ihrer Obrigkeit zu gehorchen und die Huldigung zu leisten. Sie thaten es nun zwar (Heumond 1720), ohne von ihrem Rechte abzustehen. Also forderte Glarus die Ausschüsse von Werdenberg auf, bei Ehr' und Eid und Zusicherung von Fried' und Geleit zu kommen, und die Schriften zu untersuchen und die Briefe zu behandeln. Als die Ausgeschossenen kamen, wurden sie hart bedräut, weil sie von ihren Forderungen nicht lassen wollten und in den Kerker geworfen, und einer der Standhaftesten starb jählings im Gefängniß. Das schmerzte die Werdenberger sehr, zumal sie sahen, daß bei den Eidsgenossen Unterthanenrecht und Obrigkeitenrecht nicht von einerlei Heiligkeit sei. Und vierzig Männer aus den drei Kirchspielen schworen zusammen, lieber Gut und Blut, als die Rechtsame ihrer Heimath aufzuopfern. Das Land blieb in Unruhe. Das Volk ward trotzig. Der Vogt von Glarus in seinem Schlosse glich mehr einem Gefangenen, als einem Gebieter. Er zog fünfundsiebenzig bewaffnete Männer von Glarus, als Besatzung, in die Burg bei finsterer Nacht.

Wie dies die Leute hörten, gingen die Sturmglocken und die Rotten zogen aus den Gemeinden lärmend umher und wollten gegen das Schloß; doch waren sie ohne Ordnung und ohne

verständige Anführer. Und wie der Donner des schweren Geschützes von den Mauern der Burg gegen sie rollte, nahmen sie Alle erschrocken die Flucht (21 Okt. 1721). Dann fünf Tage darauf erschien der Glarner Feldherr, Bartholomäus Paravicini, mit zweitausend Mann. Auch kamen Gesandte des Vororts Zürich.

Da sahen die Werdenberger wohl ein, ihre Sache sei verloren, und mehr durch den Anblick der Uebermacht, als durch Beredsamkeit des Züricher Gesandten bewogen, trugen sie beschämt ihre Waffen auf das Schloß und gaben sie ab. Glarus jedoch, von Bern und Zürich zum Glimpf ermahnt, der Armuth des verirrten Volkes zu schonen, ließ an demselben Tage, da die Gewehre abgegeben waren, sein Kriegsvolk wieder umkehren, bei Sturm und Regen noch bis Azmoos denselbigen Tag.

Es ist aber die Art des unwissenden Volks, daß es weder an das Vergangene noch Künftige denkt, und, wenn die Gefahr vorbei ist, eben so stolz sich geberdet, als es beim Anblick derselben feig war. Nun erschien keiner von den Verklagten, wie es verheißen war, auf dem Schlosse zur Verantwortung. Nun wollte jeglicher wieder der tapferste Held sein; nun hielten sie offene Landsgemeinde und schworen, zusammenzuhalten für ihre Rechtsame, und schlugen für den Fall der äussersten Noth über den Rhein eine Brücke, um freien Weg zur Flucht zu haben.

Sobald das Kriegsvolk der Glarner zum andenkmal in das empörte Gebiet einrückte, flüchteten die waffenlosen Haufen der Einwohner über den Rhein, und überredeten sich, Armuth und Verbannung sei köstlicher, als die Heimath mit zertretenen Rechtsamen. Allein es war Winter, und das Winseln der Kinder, vom Frost erstarrt, und der Weiber jämmerliches Klaggeschrei, brach den Muth der Männer. Sie sandten also Boten auf das Schloß Werdenberg und flehten demüthig um Gnade, und wanderten, jedes Schicksals gewärtig, nach wenigen Tagen

zu ihren verlassenen Hütten heim. Nur Einige zogen freiwillige Verbannung dem Schwur der Unterwerfung, als leibeigene Leute (31 Dezbr. 1721), vor.

Glarus richtete nun das Verbrechen des verletzten Gehorsams. Die Namen des Lienhard Beusch von Roß, des Hans Beusch, Jakob Vorbürger, Hans Nauw und Hans Senn, als der Sprecher des Volks, wurden an den Galgen geschlagen. Geldstrafen und Güterreinziehungen, über 70,000 Gulden, Entehrungen und Verbannungen büßten die Theilnahme am Aufruhr ab. Keinem aber ging das Schwert ans Leben. Das Blut, welches in freien Ländern wegen bürgerlicher Unruhen von der Richtbühne herabfließt, fällt als eine Saat des Fluchs und der Rache zur Erde, die oft erst den Enkeln verderbenvoll aufschießt.

Es ist wahr, Glarus vernichtete alle Freiheitsbriefe der Werdenberger. Doch einige Jahre später half das Hirtenvolk an der Linth aus freiem Entschluß mancher alten Beschwerde der Unterthanen, durch kluge Beschränkung der Landvögte, ab; gab endlich auch den Leuten in Werdenberg Ehren und Wehren wieder, und hatte nie Ursache, solche Mäßigung zu bereuen.

49.

Parteiwuth und Unruhe im Zugerland. Des Ammanns Schumacher Gewalt und Unglück.

(Vom Jahr 1714 bis 1740.)

Als in Glarus wieder der Hausfriede eingekehrt war, floh er vor den Lastern der Parteien aus dem Zugerland.

Am Rande eines schönen See's im Gebirge liegt das Städtlein Zug, nicht gefahrlos auf dem mürben Ufer, das schon zweimal unter großem Krachen riß (im Jahr 1435 und 1594) und sammt Gärten und Häusern im Wasser verschwand. Das kleine Gebiet, welches zur Stadt gehörte, war vor Zeiten (vom

Jahr 1350 bis 1484) aus dem ersparten Bürgerschatz, von Rittern und Klöstern zusammengekauft und durch Landvögte verwaltet. Nur die Vogtei Hünenberg, die sich von ihrem Herren (1414) selbst losgekauft, hatte freiwillig, doch mit Vorbehalt ihrer Rechte, die Hoheit von Zug angenommen. In der Stadt galt allen Bürgern gleiches Recht. Doch einige Adelsgeschlechter, die da saßen von alter Zeit her, wußten als Erben ansehnlichen Vermögens oder Namens, oder durch Verdienst oder Parteigunst sich meistens der ersten Aemter zu versichern. Deswegen stifteten sie oft große Zwietracht, bald unter den Bürgern, bald verfolgten sie einander selber, bald boten sie sich und des Landes Nutzen fremden Mächten um Geld und Titel feil.

Die freien Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar, unter eigenen Verfassungen und Gesetzen, unabhängig von der Stadt, bildeten mit ihr den Kanton. Abwechselnd ward aus diesen vier Landtheilen der Ammann, als Haupt des ganzen Freistaates, gewählt. Die kleinen Vorzüge, deren die Stadt genoß, oder welche sie zuweilen übel gebrauchte, dienten nur, Eifersucht und Haß des Landes gegen die Stadt zu nähren. Es verging kein Jahrhundert ohne stürmische, oft blutige Händel zwischen beiden. Ja, es war einmal (im J. 1702) nahe daran, daß Aegeri, Menzingen und Baar die Stadt verstoßen und einen eigenen Kanton gestiftet hätten, wäre nicht von den Eidsgenossen gewehrt worden.

Die Zurlauben, Baronen zum Thurn und Gestelnburg, gehörten zu den reichsten Geschlechtern des Landes. Seit zweihundert Jahren sah man sie fast immer in dem Besitze der ersten Staatswürden, und in der Gunst und Abhängigkeit von den französischen Königen, die ihnen die Vertheilung der französischen Jahrgelder, sowohl der vertragsmäßigen als der freiwilligen, überliessen, um Anhänger und Stimmen für Frankreich zu kaufen. Auch hatten sie sich vom Stadt- und Amtrathe mit der einträglichen Verwaltung des obrigkeitlichen Salz-

welche schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der Küste Coromandel begannen, und deren Hauptort Trankebar ward. König Friedrich IV. von Dänemark veranlaßte sie durch die edelsinnige Freigebigkeit, mit der er im Jahre 1706 ein Missions-Kollegium zu Kopenhagen gestiftet hatte. Der erste, welcher aus dieser Anstalt nach Indien ging, war der menschenfreundliche Gelehrte Bartholomäus Ziegenbalg. Was er zu Trankebar angehoben, setzten Andere in seinem frommen Geiste fort, kräftig unterstützt durch Frankens berühmtes Waisenhaus in Halle, wie durch die Londner „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß." Nun blühen da der christlichen Gemeinden viele längs den Küsten des Meeres.

Was aber alles bisher zur Verbreitung des Gotteslichtes über Hindostans Völkerschaften geschah, ist um so bewundernswürdiger, da es größtentheils durch Kraftaufwand von Privatleuten in Europa, besonders von Briten und Deutschen, gethan ward. Zu Großthaten dieser Art, würdig höherer Menschen, welche mit göttlichem Gemüth auch Menschen entfernter Zonen, als Nächsten, lieben, waren Könige und Fürsten mitten in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Hoffeste zu arm an Geld und Muth. Doch wie viel jene Edeln geleistet haben mögen, es steht gering

Univ. Bibl. München

verkaufs belehnen lassen, wozu sie alljährlich sechshundert Faß Salz aus Hochburgund bezogen. Die Gegner der Zurlauben galten als Frankreichs Gegner, und darum als Anhänger Oesterreichs.

Unter den Letztern war auch Anton Schumacher, Mitglied des Rathes, ein kluger, aber heftiger Mann, der Handelsgeschäfte mit Haller-Salz machte. Er und die übrigen Widersacher des Ammanns Fidelis Zurlauben tadelten erst die Schlechtheit des burgundischen Salzes; dann verdächtigten sie die Treue der Salzverwaltung; endlich klagten sie über parteiische Vertheilung der französischen Jahr- und Gnadengelder. Die Gemeinden Baar und Menzingen erhoben sich, diesen Worten Beifall bietend, und sprachen: „Das Geld soll allen Bürgern in gleichen Theilen gegeben werden. Ist nicht Jeglicher von uns, der Geringste wie der Größte, ein Bundesgenosse des Königs!“ — Als dies der Ammann Fidelis hörte, ließ er vielen Leuten Miethe und Gaben reichen und in den Wirthshäusern freien Tisch halten, auf daß er Freunde und Anhänger gegen die Harten bekäme, wie man seine Gegner hieß.

Wie aber Josias Schicker von Baar, Zurlaubens Feind und einer der Harten, Ammann des Kantons ward (1728), beschloß man alsbald gleiche Vertheilung der französischen Bundesgelder und Gnadengehalte. Und weil Frankreich nicht darein willigte, schritt der Zorn der Harten zur Verfolgung aller Günstlinge der französischen Krone, die man die Linden nannte. Sie wurden mißhandelt; ihre Stellen mit Anhängern Oesterreichs besetzt. Ammann Fidelis, wegen großgetriebener Gewalt in Vergabung geistlicher und weltlicher Aemter und wegen unmäßigen Gewinns und Wuchers angeklagt, ward zur Erstattung des ungerechten Nutzens verdammt, und als er nach Luzern floh, seiner Güter beraubt und auf hundert und ein Jahr verbannt. Er sah seine Heimath nicht wieder. Andere von den Linden flohen wie er, und wurden verurtheilt, wie er.

Auch die Ammänner Weber und Christoph Andermatt hatten dies Loos, weil sie für Zug einst den französischen Bund zu Solothurn (1715) besiegelt hatten, von welchem die Sage ging, es sei darin geheim die Zerstückelung der Schweiz für fremde Mächte bedungen worden.

Als die Landsgemeinde nach zwei Jahren dem Anton Schumacher die Würde eines Ammanns (1731) verliehen hatte, wurde sogar dem Könige von Frankreich der Bund aufgekündet. Nur ein Mann war muthig genug gewesen, der Rathsherr Beat Kaspar Utiger, dem Volke das Verderbliche solches Beginnens zu erklären: aber dem Tode zu entweichen, mußte er eilig das Land verlassen.

Nun stellte Ammann Schumacher einen Ausschuß auf, der, vom oberherrlichen Volk mit der höchsten Gewalt ausgerüstet, aus neun Anhängern seines Willens bestand. Neue Verfolgung erging über die Französisch-Gesinnten. Die Gefängnisse wurden mit ihnen angefüllt. Wer dem Kerker entfloh, dessen Name und Bild prangte am Galgen. Wer die Verbannten beklagte, oder die Harten schalt, mußte am Halseisen stehen, oder, zum öffentlichen Spott, das Jahr lang eine gestrickte, rothe Kappe tragen. Schumacher suchte selbst Uri, Schwyz und Unterwalden vom französischen Bündnisse abtrünnig zu machen. Das Alles that er, vielleicht in der Hoffnung, Frankreich werde in die Austheilung der Bundes- und Gnadengelder auf jeden Kopf willigen und damit der Zurlauben Sturz und Schumachers Gewalt sichern.

Zwei Jahre lang hatte des Ammanns Schreckensherrschaft und gewaltiges Treiben gedauert. Weil aber Viele von den Harten dennoch ihre Erwartungen verfehlt sahen, wurden sie lind und sehnten sich nach Ruhe und nach den alten vertriebenen Freunden zurück. Solches Wankelmuthes höchlich bestürzt, traf Schumacher ungewöhnliche und furchtbare Anstalten die Verbindung von Einheimischen und Verbannten und die Empörung gegen seine Hoheit zu hindern. Es mußten die Gemeinden

waffnen; Hauptleute in alle Vogteien; Baar und Menzingen ausserordentliche Wachen ausstellen. Die Thore der Stadt Zug wurden ausgebessert, und früh geschlossen, spät geöffnet. — Das erregte im Volke Verwunderung, weil man keinen Feind sah, und unzufriedenes Gemurmel wegen der großen Unkosten.

Nachdem Schumachers Amtszeit verflossen, Johann Peter Staub, an seiner Statt, Ammann geworden und von Schumachers Verheißungen dem Volke keine eingetroffen war, stieg das Ansehen der Linden. Selbst der neue Ammann that sich zu ihnen. Bald wurden sie die Stärkern. Daher, als Schumacher von den ausstehenden Staatsgeldern erst nach mehrern Monaten Rechnung stellte, und überwiesen ward, beträchtliche Summen ohne Beschluß und Vorwissen des Rathes in Händen zu haben, stießen sie ihn, mit seinen Gehilfen und Getreuen, aus dem Rath in das Gefängniß.

Sobald dies im Lande ruchbar ward, wurden überall die Harten von den Stühlen geworfen, Klagen auf Klagen gegen die Schreckensherrschaft derselben erhoben, die Verbannten alle aus dem Elend hingerufen und unter allen Hütten mit Freudenthränen begrüßt. Und den Anton Schumacher, als Urheber so langer und trauriger Unruhen, führte man (9 März 1735) zum Galgen, wo die Namen und Bilder der Verbannten hingen. Der Henker riß sie los. Der gedemüthigte Ammann mußte sie auf seinen Achseln zum Rathhause tragen. Er flehte nur um sein Leben. In Folge von zehn schweren Anklagen ward er von den Richtern zu ewiger Verbannung aus der Eidsgenossenschaft und dreijähriger Galeerenarbeit verdammt. Der Pöbel aber forderte sein Blut. Aus Furcht vor Aufstand führte man ihn eines Morgens (18 Mai 1735), ehe denn der Tag grauete, an Händen und Füßen mit Ketten beladen, zum See. Hier weinte seine Tochter die Thränen des ewigen Abschiedes an seinem Halse. Schweigend stund die Menge des Volkes, und sah ihn, von starker Bedeckung umgeben, ins Schiff steigen, das ihn auf immer von dem Boden entfernte, der für

ihn nur Thränen oder Flüche hatte. In der Festung Turin, sieben Wochen nach seiner Abführung, befreite ihn der Tod vom Elende der sardinischen Galeeren.

Aber mit ihm waren nicht seine Untugenden aus dem Lande gebannt; darum dauerte Mißmuth und Unruhe noch lange Jahre fort. Weil Zug wieder in den Bund mit Frankreich trat, theilte Frankreich wieder im Geheimen an seine Anhänger Gnadengelder aus. Sobald dies das Volk entdeckte (1764), erhob sich neuer Sturm; und die, welche Gelder empfangen, wurden mit Auszahlung derselben an den Staat, mit schweren Geldbußen und Verbannungen gestraft. Mühsam ward durch die Eidsgenossen neuer Aufstand durch die Vermittelung verhütet (1768), daß Frankreich bewilligte, es könne das Volk künftig wieder Burgunder-Salz oder Ersatz an Geld beziehen, und letzteres, gleich den Bundesgeldern, an alle Bürger zu Stadt und Land vertheilen.

50.

Der Harten und Linden Streit in Appenzell Ausser-Rhoden.

(Vom Jahr 1714 bis 1740.)

Es ist schlimm bestellt, wo die Vorgesetzten vergessen, daß sie Diener des Gemeinwesens sind, und statt dessen sich vom gemeinen Wesen dienen lassen, wenn sie Eigennutz, Rache oder Hoffahrt sättigen wollen. Das hatte dem Kanton Zug viel Noth und zu derselben Zeit auch dem Kanton Appenzell beinahe Bürgerkrieg gebracht.

Seit die zwölf alten Rhoden oder Bezirke des Appenzellerlandes sich ihres Glaubens willen getrennt hatten, also, daß die innern Rhoden am Fuße des Hochgebirges katholisch, die äussern aber an beiden Ufern des Sitter-Stromes reformirt geblieben waren, galten sie zwar in der Eidsgenossenschaft

noch als ein einziger Kanton, allein unter sich selbst standen sie als zweierlei Gemeinwesen da, unabhängig von einander in Glauben, Gesetz und Sitte.

Der alte Flecken Appenzell war der innern Rhoden Hauptort geblieben. Aber die äussern Rhoden, welche durch den Sitterstrom in zwei ungleiche Hälften geschieden waren, stritten lange unter einander, bald um Bestimmung des Hauptortes, bald um Bestellung der Obrigkeiten. Denn das Volk vor der Sitter war zahlreicher, als das hinter der Sitter, und dieses eifersüchtig auf seine Rechte gegen jenes. Zuletzt besetzte jeder Theil selbst seine obrigkeitlichen Aemter, und Trogen ward Hauptort des Landes vor der Sitter, Herisau Hauptflecken hinter der Sitter. Doch die Eifersucht zwischen beiden ward damit nicht zerstört, sondern genährt.

Zu Trogen saß das Geschlecht der Zellweger, durch Handel und Gewerbfleiß reich und ansehnlich. In Herisau blühte das Geschlecht der Wetter. Einer der Letztern hatte die Würde des Landammanns in demselben Jahre, da die Stadt St. Gallen neuen Zollstreit mit den Appenzellern bekam (1732). Nun sprachen die St. Galler: „So lasset uns zwei eidsgenössische Orte zu Schiedsrichtern erwählen, wie es der dreiundachtzigste Satz im Rorschacher Frieden vorschreibt, der nach dem Toggenburger-Kriege geschlossen war."

Aber solches verschmähte der Landammann Wetter, und sprach: „Der Rorschacher Friede ist unserm Volke kein Gesetz, denn er ist in keiner Landsgemeinde bestätigt, sondern demselben verschwiegen und nur von einzelnen Landeshäuptern eigenmächtig unterschrieben worden. Wenn diese noch lebten, sollte man sie strafen, dieweil sie Recht und Freiheit verrathen und der Stadt St. Gallen Gewalt gegeben haben, ihren Zoll nach Belieben zu mehren."

Von allen Beamten Appenzells, welche zu Rorschach Zeugen des Vertrags gewesen, lebten keine mehr, als die Verwandten aus dem Zellweger-Geschlecht zu Trogen. Diese aber liebte

Landammann Wetter nicht; denn sie hatten durch ihren Reichthum fast zuviel Ansehn im Lande. Und er sprach: „Das haben sie gethan aus Eigennutz und mit St. Gallen geheime Verhandlungen gepflogen zu des Landes Schaden.“

Dagegen redeten die Zellweger: „Sind nicht beim Spruch zu Rorschach die Landeshäupter vom Lande vor und hinter der Sitter gegenwärtig gewesen? Haben nicht Vorsteher und Häupter aller Rhoden den Spruch genehmigt? Hat man den Spruch nicht schon beim Zollstreit mit den St. Gallern im Jahr 1720 angewendet und vollzogen? Warum eifert ihr so hart wider denselben, wenn nicht aus Bosheit.“

Allein die Leute hinter der Sitter hörten darauf nicht, sondern glaubten dem Landammann Wetter und schalten auf die Zellweger und deren Freunde im Landtheil vor der Sitter. Und als eines Tages die Häupter aller Rhoden in Herisau beisammen saßen, stürmten die aufgewiegelten Landleute, welche man hieß die Harten, gegen das Rathhaus, und in den Rathssaal. Da, voll Rohheit, mißhandelten sie diejenigen des Raths, welche den Rorschacher Frieden ehrten und deswegen die Linden hießen, und stießen die Zellweger zum Fenster, um sie hinauszustürzen in die Gewalt und Wuth des Pöbels. Und es ward nicht Ruhe, bis jeder von den Rathsherren mit lauter Stimme zum Fenster hinabgeschrien: „Die Obrigkeit hat gefehlt, daß sie den Rorschacher Frieden an keine Landsgemeinde gebracht!“

Als die Kirchhörinen vor der Sitter von solcher Mißhandlung ihrer Vorgesetzten hörten, wollten sie aufstehen und Rache nehmen. Aber die Zellweger und andere rechtschaffene Männer mahnten ab und vertrösteten auf die nahe Landsgemeinde.

Wie nachdem die Leute aus den Rhoden vor der Sitter zur Landsgemeinde nach Teufen kamen (20 Wintermonat 1732), standen schon die Männer aus den Rhoden hinter der Sitter ungewöhnlich zahlreich versammelt um den mit alten Schlachtschwertern geschmückten Sitz des Landammanns. Und durch

Mehrheit ihrer Stimmen überschrien diese Alles; entsetzten auch die Landeshäupter, welche zur Partei der Linden gehörten, von Aemtern und Würden, und erklärten Jeden, der wegen seines Eifers um den Rorschacher Frieden gebüßt worden war, unschuldig.

Nun war Erbitterung und Haß im ganzen Lande, Rauferei und Verfolgung zwischen den Harten und Linden, den Anhängern Wetters und der Zellweger. Beide Parteien klagten zu den reformirten Eidsgenossen. Während diese unentschlossen zu Frauenfeld (Jänner 1733) tagleisteten, stieg die Wuth des Volkes in den Rhoden, also, daß man sich waffnete, und Weiber und Kinder aus Trogen ins angrenzende Rheinthal flüchteten. Darum eilte eine Gesandtschaft der Tagleistung gen Herisau, Frieden zu vermitteln. Als Escher, der Statthalter von Zürich, an der Spitze der Gesandten, durch weise Rede den Landrath beruhigt, und erklärt hatte, daß es nie im Sinne der Eidsgenossen gelegen sei, Bundesgliedern mißfällige Verträge aufzudringen: kündeten sich Ausgeschossene aus zehn Kirchhörinen des Landes an, um mit den Gesandten zu reden. Dieser Boten waren soviel, daß ihnen der Marktplatz von Herisau zu eng ward, vier- bis fünftausend Männer an der Zahl. Und sie lärmten und dräueten und sprachen: „Kommet ihr, den rebellischen Linden zu helfen und einem freien Volke Gehorsam aufzudringen gegen einen Vertrag, den es nie bestätigt hat? Sind wir Unterthanen, oder sind wir noch Freie?“

Bis in die finstere Nacht ward gehandelt. Beim Schein der Fackeln und Laternen mußten die eidsgenössischen Abgeordneten am rauhen Winterabend (19 Hornung 1733) hinaus auf eine Wiese am Flecken Herisau ziehen und dem Volke schriftlich bezeugen, daß der Rorschacher Vertrag ihm niemals aufgenöthigt werden solle. — Am folgenden Tage strömten abermals Volkshaufen gen Herisau und forderten von den Vermittlern, daß sie die widerspenstigen Linden ermahnten, dem Spruch der Landsgemeinde unterwürfig zu sein. Von Zürich und Bern die Ge-

sandten sprachen: „Unsere Kantone sind Urheber und Gewährleister des angefochtenen Hauptstücks im Rorschacher Frieden; sollen wir nun wider diejenigen thun, welche solchem Frieden treu verbleiben wollen? Nimmermehr soll uns dies Volk zwingen, zu sprechen, was wir nicht dürfen.“ Aber die andern Gesandten wurden voll großer Furcht und Bangigkeit und stimmten: man müsse die stürmische Menge besänftigen. Und die Gesandtschaft bezeugte schriftlich, daß die Linden dem Beschlusse der Landsgemeinde gehorchen müßten.

Mehr hatten die Harten nicht begehrt; darum gingen sie zufrieden aus einander. Dies Verfahren der Appenzeller, diese unwürdige Behandlung eidsgenössischer Gesandten erregte bei den vermittelnden Kantonen viel Verdruß, zumal in Zürich und Bern. Doch wagte man darum nicht, mit bewaffneter Hand zu drohen, denn noch waren die Wunden vom Toggenburger Krieg allzufrisch. Deshalb unterhandelte man in Tagleistungen zu Frauenfeld und zu Aarau; und weil ohne Kraft, darum ohne Erfolg. Vielmehr wurde so nur der Muth der Linden zur Widersetzlichkeit gegen die Harten erneut.

Endlich kam der Ingrimm beider Parteien im Flecken Gais zum Ausbruch, daß sie mit einander in Handgemenge geriethen und Hilfe aus benachbarten Ortschaften riefen. Mit Keulen und Prügeln schlugen sie gegen einander. Die Harten siegten auch diesmal und plünderten Scheunen und Keller der Linden. Diese hinwieder, racheathmend, sammelten sich folgendes Tages zu Trogen und Speicher unterm Gewehr; das Heer der Harten stand zu Teufen mit grobem Geschütz unter den Fahnen. Schon sollte Bürgerblut fließen. Doch gelang noch der Regierung Appenzells, mit Ernst und Klugheit, und unterstützt vom Zuruf der eidsgenössischen Vermittler, die in St. Gallen waren, die Erbitterten zu trennen und Frieden zu erhalten.

Inzwischen hatten sich die Linden bei diesem Anlasse überzeugt, daß sie weitaus im Lande die Schwächern waren. Darum gaben sie ihre Sache muthlos auf. Die Landsgemeinde zu

Hundwyl bestätigte, was zu Teufen die Landsgemeinde vorigen Jahres beschlossen hatte. Die Vornehmsten von der Partei der Linden wurden von Ehren und Aemtern gestoßen und büßten mit großen Geldsummen die Hoffnung ab, welche sie auf den Beistand der Kantone und Tagleistungen gebaut hatten.

51.

Henzi's Verschwörung in Bern.

(Vom Jahre 1740 — 1749.)

Ob in den Händeln an der Sitter wohl oder übel gerichtet und geschlichtet worden, dazu schwiegen die Eidsgenossen gern still, sintemal ihnen über Alles ging, den Hausfrieden zu hüten. Denn jeder Ort hatte, mehr oder minder, eigene Plage, und Bern gar bald die gefährlichste von allen.

Vor Alters war die höchste Gewalt der Stadt Bern bei allen Bürgern gewesen, kraft der Handveste, die ihnen vom Herzog Berchtold von Zähringen (1218) verliehen worden war. Und die Gemeinde hatte von da an ihre Obrigkeit selbst alljährlich besetzt, meistens aus Männern des in die Stadt gezogenen Adels, weil derselbe Reichthum, Kenntniß und Zeit mehr hatte, als der gemeine Mann, um einem Stadtwesen mit Würde vorzustehn. Dieweil aber im Lauf der Zeit der Adel übermüthig und nach Alleinherrschaft begierig geworden war, hatte die Bürgerschaft, in der Predigerkirche (1384), für ihre Freiheit einen Schirmbrief errichtet, durch solches Gesetz allen Mißbräuchen einen Riegel vorzustoßen. Es sollten fortan sechszehn Männer des Volks und vier Venner jährlich die Zweihundert des großen Raths aus den Handwerkern wählen; denn man dachte, es sei leichter, zwanzig unbestechliche Männer gegen die Herrschgier reicher Geschlechter zu finden, als aus einem großen Haufen den Einfluß der Umtriebe und des Goldes zu verbannen. Doch wichtige Gesetze und Entscheidung über Krieg und Frieden behielt sich die Gemeinde vor.

Aber nach und nach wählten die mächtigen Venner nur Freunde und Vettern in den großen Rath; nach und nach verewigten sich diese Geschlechter auf den Stühlen der Regierung; der große Rath, verbunden mit den Vennern und Sechszehnern, ergänzte sich selbst; nach und nach wurde die Bürgergemeinde seltener versammelt; endlich gar nicht mehr. Im Jahre 1531 erschien das erste Gesetz, ohne Zustimmung der Bürgerschaft, und im Jahre 1536, als man gegen Savoien Krieg anheben wollte, wurde die Gemeinde zum letztenmal angefragt. Dann nicht wieder. Es vererbte sich die höchste Gewalt ausschließlich in den Geschlechtern des großen Rathes. Zwar regimentsfähig blieben alle Bürger; aber der regierenden Geschlechter war nur eine mäßige Zahl, welche die Stellen und Aemter unter sich theilten.

Eine unrechtmäßig erworbene Herrschaft, wie löblich und weise sie auch verwaltet werden möge, lösch durch alle Tugenden nie ganz den Flecken der ersten Ungerechtigkeit aus, und zittert immerdar für sich selbst. Noch lagen die alte Handveste Berchtolds und der bürgerliche Schirmbrief in ihren goldenen Schalen da; aber die regierenden Geschlechter im großen Rath wagten nicht, sie zu widerrufen, damit die Gemeinde nicht an verlorene Freiheiten erinnert werde, an welche doch noch die Inschrift des Stadtsiegels mahnte.

Mehrmals murrten die Bürger gegen erbliche Hoheit Einzelner aus ihnen. Die noch unvernichteten Briefe und Siegel gaben den Mißvergnügten Vorwand und Anschein des Rechts. Die obrigkeitliche Gewalt aber gebot den freien Stimmen Schweigen. Als im Jahre 1710 mehrere Bürger in einer Denkschrift an den großen Rath Herstellung alter Verfassung forderten, und sich schon eine Verschwörung bereitete: traf Kerker und Verbannung die Unzufriedenen. Als darauf im Jahre 1744 mit ehrfurchtvoller Bitte vierundzwanzig Bürger der Stadt begehrten, daß künftig bei Besetzungen des Rathes nicht mehr Willkühr und Gunst, sondern das Loos unter allen wahlfähigen Bürgern ent-

neben dem, was in den unermeßlichen Länderſtrecken noch zu vollbringen iſt.

Weniger, als von Seiten der Evangeliſchen, iſt von Katholiken in den Gefilden Hindoſtans geleiſtet worden. Ja, die katholiſchen Gemeinden, deren beiweitem die zahlreichſten vom Fluſſe Kriſhna bis zum Kap Comorin hinab zerſtreut im Lande liegen, ſind häufig in der verlaſſenſten Lage. Die oberſte Aufſicht der katholiſchen Chriſtenheit in Indien ſteht eigentlich zween Erzbiſchöfen zu, deren einer in Goa, Metropolitan, und Primas des Orientes heißt. Der andere wohnt zu Kranganor, einer Stadt auf der maladariſchen Küſte, unter der britiſchen Präſidentſchaft Bombay. Aber das Erzbisthum des letztern, ſchon ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts erledigt, ward bisher nur noch durch einen vom Metropolitan von Goa ernannten Generalvikar verwaltet.

Unter dieſen Erzbiſchöfen ſtehen zwei Bisthümer, das zu St. Thomä bei Madras, und das zu Cochin. Aber auch ſie ſind ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts erledigt und vom portugieſiſchen Hofe, ſcheint es, während ſeiner heimiſchen unglückvollen Schickſale, vergeſſen worden. Der Metropolitan von Goa läßt auch ſie durch General-Vikarien verwalten. Sämmtliche Erzbiſchofe und Biſchöfe wurden von jeher durch die Könige von

scheiden möge, wurden die Einen, als Meuter, mit Einbannung in ihren Häusern, gestraft, die Andern Landes verwiesen. Unter diesen war auch der Hauptmann Samuel Henzi gewesen, ein Mann von nicht unedelm Sinn und nicht gemeinen Kenntnissen. Durch Begnadigung wurde ihm endlich die Zeit der Verbannung abgekürzt, welche er in Neuenburg zugebracht hatte. Als er nun nach Bern wieder zurückgekehrt war, aber sein Hauswesen zerrüttet und sich bei Bewerbung um bessere Anstellung zurückgesetzt sah, ward sein Herz voll grosser Bitterkeit und er konnte den Verdruß nicht verhehlen.

In der Stadt lebten zu derselben Zeit mehrere Bürger, wie der Kaufmann Gabriel Fueter, Goldschmid Daniel Fueter und Rothgerber Daniel Kuhn, die Alle entweder von Schulden oder vom Ehrgeiz geplagt waren und auf die Regierung schimpften. Andere dergleichen gesellten sich zu ihnen, und meinten, es müsse bessere Ordnung geben, sonst könne der Bürger nicht bestehen. Es waren aber meistens Männer, die, in schlechten Umständen, nur von einer Aenderung der Dinge Hilfe erwarteten, z. B. der Lieutenant Emanuel Fueter, welcher kein Vermögen hatte, der Kaufmann Samuel Nikolaus Wernier, mit dessen Hause es gar übel stand, und der Meßkünstler Michel Ducrest, der in Bern auf Verlangen der Genfer wegen der Theilnahme an den Händeln in Genf verhaftet war.

Diese Leute, wenn sie zusammen kamen, erhitzten einander durch Reden die Gemüther so sehr, daß sie zuletzt in den sträflichsten Frevelmuth geriethen und zusammenschworen, die Regierung zu stürzen und laut Handveste und Schirmbrief die alten Rechtsame der Bürgerschaft herzustellen. Darauf warben sie Andere zu sich, die etwa so dachten. Auch Hauptmann Henzi ward einer der Ihrigen, und durch seine Einsichten bald der Vorzüglichste unter allen. Sie besuchten sich nächtlicherweile, beredeten Entwürfe, machten den Grundriß zur neuen Verfassung der Stadt und verbanden sich durch den fürchterlichsten Eid zur Treue und Verschwiegenheit. Und eine Schrift

setzten sie auf zur Rechtfertigung der gräßlichen Vorsätze, deren sie voll waren. Darin malte ihr tödtlicher Haß mit schwarzen Farben alle Vergehen der regierenden Geschlechter. „Man muß“ sagten sie „den Degen in der Faust und nicht die Feder in der Hand haben, wenn man das verlorne Kränzlein der Freiheit wieder erobern will.“

Darauf setzten sie fest, am dreizehnten Tage des Heumonds 1749 solle das Zeughaus mit Sturm genommen, Freiheit ausgerufen, die Gemeinde versammelt, eine neue Obrigkeit erwählt und der große Rath der regierenden Geschlechter gesprengt werden.

Die Regierung, unbewußt der Gefahr, die ihr bereitet ward, waltete mit Würde und Weisheit fort. Alle Eidsgenossen ehrten dieselbe ihrer Großsinnigkeit und vortrefflichen Anordnungen willen. Selbst das Ausland bewunderte die Güte ihrer Verwaltung. Ueber ihre Tugenden hatte der Mehrtheil der Stadtbürger gern die alten Ansprüche der Gemeinde vergessen, und die Unterthanen erfreuten sich der Milde und Gerechtigkeit ihrer Herren und Obern. Aber der Tag, der Alle verderben sollte, kam heran.

Schon war die Zahl der Verschwornen auf sechszig erwachsen. Doch Henzi, der ihnen gehörte, ehe sie zu ihm gesprochen hätten, verabscheute sie, da er der Ihrige geworden. Denn die Meisten beschönigten mit Vaterlandsliebe nur einen ruchlosen Sinn nach Rache und Plünderung. Die Einen lechzten nach dem Blute der Vornehmsten in der Stadt, die Andern nach den Goldsummen des öffentlichen Schatzes, wenn Bern von ihrer Mordbrennerhand in Flammen stehen würde. Da wandte Henzi sein Angesicht von dieser verbrecherischen Bande, deren Zahl, Unklugheit und Zwietracht nahe Entdeckung drohte. Er rüstete sich selbst zur Flucht. Doch ehe er entkam, ward schon Alles durch einen Geistlichen verrathen, der doch selber im Geheimniß der Verschwornen aufgenommen war. Henzi wurde auf einer Lustfahrt verhaftet und in den Kerker geschleppt, auch der Lieu-

tenant Fueter und Wernier; Andere entflohen in großem Entsetzen.

Wie nun die verbrecherischen Anschläge an das Sonnenlicht kamen, erschien Henzi als der Sträflichste von Allen. Denn er hatte seiner Obrigkeit, die ihn kaum begnadigt und aus der Verbannung heimgerufen, mit Undank vergolten. Das Todesurtheil ging über die drei. Sie flehten um Gnade; nur Henzi nicht, der sein schmachvolles Leben verschmähte.

Am sechszehnten Heumonds 1749 schied Henzi gebrochenes Herzens, doch furchtlos, von Weib und Kind; sah Werniers und Fueters, seiner Mitverschwornen, Häupter, unter dem Schwert des Nachrichters fallen, und empfing selbst ohne Zagen den Todesstreich. Er wußte mit größerer Würde zu sterben, als zu leben.

Die Uebrigen wurden des Landes verwiesen. Als Henzi's Gattin am Rheinstrom mit ihren zwei jungen Söhnen stand, richtete sie verzweifelungsvoll das Antlitz noch einmal zum Vaterland zurück und schrie zum versammelten Volk: „Wüßt' ich, daß diese Kinder nicht das Blut ihres enthaupteten Vaters rächen würden, möchte ich sie lieber in diesen Wellen verderben sehen, wie theuer sie mir auch sind!"

Edler aber, als die Mutter, dachten die Söhne in männlichen Jahren. Einer derselben, in der Leibwacht des Erbstatthalters der Niederlande, vergalt nachmals an Bürgern seiner Vaterstadt sein eigenes unverschuldetes Unglück mit Wohlthun.

Diese Begebenheiten blieben nicht ohne gute Wirkung auf Bern. Die Gebrechen des Staates wurden lauter besprochen. Viele Glieder im Rathe, werth des Ruhmes ihrer Altvordern, drangen auf Austilgung eingeschlichener Mißbräuche.

52.

Von dem Aufruhr im Livinerthal.

(Vom Jahre 1750 — 1755.)

Nach diesen Trauergeschichten von Bern vernahm man bald größere aus dem Livinerthal. Hier, von den beschneiten Firsten des Gotthardsberges eilf Stunden weit abwärts, bis zum Bergstrom der Abiasca, wohnete an beiden Tessin-Ufern und in wilden Seitenthälern das Volk, mit dem Wenigen vergnügt, was die Heerden auf den Alpen, die Wälder am Gebirg und die Saumrosse beim Waarenzug über den Gotthard ertrugen. Die stattlichen Rechtsame, mit denen es vorzeiten vom Hause Visconti an Uri gekommen wär, galten ungeschmälert. Uri erhob aus dem Zoll und einer kleinen Steuer nur mäßige Einkünfte.

Daher meinten die Urner auch nicht, Sold und Bezahlung schuldig zu sein, als die Mannschaft des Thales den Fahnen von Uri hatte in den Toggenburger-Krieg folgen müssen. „Denn" sprach Uri, „ich habe seit drittehalbhundert Jahren euere Rechte, fast ohne Lohn, geschirmt, wie fordert ihr nun Lohn von euerm Oberherrn?" Das Volk der Leventina antwortete darauf und sprach: „Daß du uns schützest bei hergebrachten Rechten, hast du dich in alten Verträgen verpflichtet; aber kein Vertrag gebeut uns, auf eigene Kosten für dich in den Krieg zu gehen." Und als Uri fortfuhr, die Löhnung für getreuen Dienst zu verweigern, und als darauf das Volk aus Livinen den Urner Landvogt verjagte und sich des Zolls bemächtigte, kamen die Boten der fünf katholischen Orte nach Altorf (1713) und sprachen: „Uri ist den Sold schuldig."

Also ward Ruhe gestiftet und kein Theil trug dem Andern einen Groll nach. Uri hatte seinen Irrth[illegible] erkannt und liebte Gerechtigkeit.

Aber in den Thälern der Leventina wohnten einzelne Männer, die waren ungerecht gegen ihre eigenen Mitbürger, besonders

gegen Wittwen und Waisen, deren Gut sie verwalteten. Es klagten Wittwen und Waisen vor Uri, und der Landesherr befahl, laut altem Recht, daß von dem Waisengut Rechnung abgelegt werde. Solches erschreckte viele von den reichen Männern des Thals. Die sprachen: „das ist eine Neuerung! Uri will abermals unsere Freiheit antasten.“ Sie gingen in den Dörfern umher, wo ihnen Viele schuldig waren, und wiegelten die Leute auf, und sprachen: „Lasset uns wacker zusammenhalten. Wir mögen es wohl gegen Uri aufnehmen. Und so ihr rechte Männer seid, schütteln wir die Steuer ab und ziehen den Zoll selbst ein.“ Also redeten sie und wollten ihre eigene Schuld mit der Schuld des gesammten Volkes decken. Es war im Anfang des Jahres 1755, da noch Alles im Schnee lag und der unbeschäftige Landmann zu mancherlei Dingen gute Weile hatte. Es wurden in den Dörfern Versammlungen gehalten und allerlei Beschlüsse gefaßt. Einer wollte es nun an Muth dem Andern zuvorthun. Man nahm den Urner Landvogt Gamma gefangen, desgleichen den Einnehmer des hoheitlichen Zolls und übertrug dem Thalgericht, über schwere Verbrechen zu richten.

Die Genossamen von Uri, als sie die Unfugen hörten, forderten das Thalvolk ernstlich zum Gehorsam auf. Antwortend erschienen vor der Landesgemeinde zwei Männer der Leventina, Mela und Bull, die sprachen trotzig, nicht als Unterthanen, sondern als Gebieter; denn zu ihrem Schutze waren jenseits des Gotthards schon zweitausend Männer unter den Waffen.

Alsbald ließ sich das Urihorn an der Reuß hören. Bei Sturm und Regen zogen schier tausend Urner mit sechs Stücken schweren Geschützes den Felsenweg des Gotthard hinan und erschienen droben an den Quellen des Tessin. Erschrocken flohen die Wachten der Empörer und verbreiteten Furcht im ganzen Thale.

Die Häupter des Aufruhrs, Landeshauptmann Urs, Furno, der Pannerherr des Thals, Sartori, Rathsherr, und

andere ihrer Vertrauten, traten zusammen und hielten Kriegsrath. Sie beschlossen: Uri ins Thal zu locken bis an den Fuß des hohen Platifer, wo der Tessin mit fürchterlichem Sturz durch den Bergschlund bricht und eine Handvoll Streiter einem ganzen Heere den in Felsen gehauenen Weg verrammeln kann. Wenn dort der Feind aufgehalten werde, solle der Livíner mächtiger Hinterhalt aus allen Schluchten der Nebenthäler hervoreilen, die Urnermacht umzingeln und vernichten.

Böses Wetter vergrub zu dieser Zeit, da schon die untern Thäler alle blüheten, den Gotthard noch in tiefen Schnee. Darum verzögerten die Urner im Urserenthal. Unterdessen eilten aber auch die angerufenen Eidsgenossen von Zürich, Luzern, Schwyz, Zug und Unterwalden mit Hilfsvölkern über den See der Waldstätte. Wallis, Bern und Glarus besetzten die Grenzen gegen Livinen.

Endlich gingen die Urner Schlachthaufen, vereint mit achthundert streitfertigen Unterwaldnern, über die Gotthardshöhen (21 Mai 1755). Als die Empörer aber, statt des schwachen Heeres von Uri, die Fahnen der Eidsgenossen sahen, und rings das Land umschlossen und die Luzerner im Roncathal, entsank Allen der Muth. Sie flohen mit weggeworfenen Waffen in die Dörfer zurück; viele in die Wälder. Vergebens brannten auf den Höhen die Hochwachten zum Zeichen der Gefahr und des Aufgebotes.

Vorsichtig rückten Urner und Unterwaldner von Ort zu Ort, mit Besetzung aller Engpässe im Rücken, bis zur letzten Dorfschaft an der Abiasca. Alles ward bezwungen und entwaffnet; den andern Eidsgenossen Botschaft, mit ihrer Hilfe nicht nachzurücken; gute Mannszucht gehalten; der Rädelsführer einer um den andern eingefangen, und Urs, der Landeshauptmann selbst, aus dem Kapuzinerkloster fortgeschleppt, wo er eine Freistätte zu finden gehofft hatte.

Dann begann das Gericht über die ganze Völkerschaft;

ein Schauspiel, so groß und furchtbar, wie das Schweizerland lange nicht gesehen.

Bei Faido, wo die Gotthardsstraße in ein kleines, von Waldbergen umringtes Thal tritt, ist ein freier, ebener Platz, auf welchem sich sonst das Volk zu Berathschlagungen zu vereinigen pflegte. Hier wurde es nun aus allen Orten versammelt. Bei dreitausend Männer erschienen am Tage des Gerichts (zweiten Brachmonds), des Urtheils harrend. Die Eidsgenossen in Waffen umringten die Fehlbaren. Todesstille herrschte in der Menge, nur vom einförmigen Donner des Wasserfalles an benachbarter Felswand erhöht.

Als Alles bereitet war, geschah dem Volk das Urtheil. Es wurden ihm die verwirkten Rechtsame seiner Vorfahren, Ehren und Wehren, genommen. Dann ward es verdammt, baarhäuptig, auf den Knien, Zeuge von der Hinrichtung seiner Häupter zu sein, und den Eid des Gehorsams an Uri zu schwören.

Im Kreise der Bajonete schworen die Tausende den schweren Eid, welcher die von den Vätern ererbten Freiheiten zerriß, und in den jetztlebenden Schuldigen noch die schuldlosen Nachkommen strafte. Dann, auf einen Wink, sank schaudernd die Menge der Büßenden auf die Knie und mit entblößten Häuptern sah sie unter dem Richtschwert die Strafkarsten fallen, den Pannerherrn Furno, den Landeshauptmann Urs, deren blutige Köpfe an den Galgen geschlagen wurden, und den Rathsherrn Sartori.

Nach dieser grauenvollen Feierlichkeit zog gesammtes Volk mit tiefer Furcht im Herzen zu seinen Hütten heim, und andern Tags das Rächerheer der Eidsgenossen über den Gotthardsberg zurück. Acht Männer des bestraften Thals gingen gefesselt; weil auf ihnen das Verbrechen der Empörung schwer lag, vor den Fahnen her, und empfingen erst in Uri den Todesstreich.

53.

Warum die alte Eidsgenossenschaft immer in größern Verfall gekommen. — Die helvetische Gesellschaft.

(Vom Jahr 1755 bis 1761.)

Zu derselben Zeit lebten im Eidsgenossenlande viele redliche und einsichtvolle Männer; denen ward das Herz schwer, wenn sie von den mancherlei Unruhen und Unfugen hörten. Sie sahen darin Vorboten des allgemeinen Verderbens und Unterganges, der sich näherte. Aber Niemand achtete ihrer Warnungen. Noch war freilich des Guten viel; aber das Böse fing an zu überwiegen.

Rechte Liebe zum Vaterlande wohnet, wo rechte Freiheit wohnt. Daher lebte in den Hauptstädten mehr Vaterlandsliebe, als auf dem Lande; und in den Hirten-Kantonen mehr, als in den Vogteien. Die Bürger in den oberherrlichen Städten, eifersüchtig auf ihre Vorzüge, erlaubten ungern, daß ein Unterthan durch Kenntniß oder Reichthum neben ihnen groß ward. Dem Landmann waren absichtlich alle Wege verschlossen, auf denen er sich als Staatsmann, Gelehrter, Kriegsheld oder Geistlicher hätte hervorthun können. An manchen Orten wurden ihm sogar Handel und Kunstfleiß untersagt. Zum Pflug und zur Dienstbarkeit erschaffen, sah er im Stadtbürger den gebornen Herrscher, Heerführer, Richter und Priester. Unterthanen der Könige waren reicher an Rechten, als Unterthanen der Schweizer. Sogar das Aufblühen der kleinen Landstädte, durch Gewerbigkeit und Schulbildung, wurde mit heimlicher Unzufriedenheit von den Hauptorten gesehen.

Darum verschwand aus dem Volk die heilige Liebe, welche dem Vaterland willig das Liebste bringt; eigennützige Selbstsucht füllte den leeren Platz aus. Darum sah man Gehorsam, aber nicht Gehorsam des Freien, sondern des Knechtes, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Furcht, voll Argwohn gegen

Herren und Städte, voll Starrsinn gegen Einführung des Bessern. Denn der gemeine Mann war in Blindheit des Geistes auferzogen; die Jugend oft ohne Unterrichtsanstalten, oft in Schulen, dem Verstande verderblicher, als wildes Aufwachsen unter Leitung der Natur. Man dachte: ein blindes Volk ist leichter zu führen. Aber der Blinde erschlägt auch leichter den eigenen Meister, wenn ihn der Verführer gegen denselben mit dem Schwert stellt. Daran dachte man nicht.

Die Obrigkeiten begnügten sich, treue Haushälter zu sein. Die obersten wie die untersten Beamten waren mäßig, oft gering besoldet; in fremden Kriegsdiensten oder auf Landvogteien pflegten sie Vermögen zu erwerben. Ordnung herrschte in der öffentlichen Verwaltung; bei mangelhafter Gesetzgebung dennoch Liebe zur Gerechtigkeit; und die Rechtsame auch des Geringsten wurden meistens mit großer Vorsicht geehrt. Auflagen waren bei der mäßigen Staatshaushaltung selten und dann nie drückend. In den Hauptstädten blühte, neben Wohlstand, Wissenschaft und Kunst, besonders bei Reformirten. Unter allen wurden Zürich und Genf durch große Gelehrte und Künstler hervorragend. In Basel aber verfiel die altberühmte Hochschule durch Orts- und Handelsgeist; sie hatte fast mehr Lehrer als Schüler, und war mehr Versorgungsanstalt für jene, als Bildunganstalt für diese.

In den Hauptstädten der katholischen Schweiz, wo die Geistlichkeit dem freien Forschen widerstrebte, stieg die Wissenschaft nie zu bedeutender Würde. Mönchischer Geist verwandelte das gemütherhebende Wissen in Sammeln unfruchtbarer Kenntniß.

Die Hirtenländer sorgten gar nicht um höhere Bildung und Kenntniß. Freiheit daselbst genügte zu Allem. Der Landmann in seiner Hütte, ernährt von seinen Heerden, seine Obrigkeit selbst wählend, keinem Gesetze gehorsam, als dem, wozu er mitgestimmt, war der freieste Sohn der Erde. Zwar roh, und abergläubig, ließ er sich von Priestern und reichen

Geschlechtern im Lande leiten. Aber er ward nur geleitet, nie beherrscht.

In vielen Kantonen thaten einzeln die Regierungen gar löbliche Dinge. Bern baute Paläste, Hochstraßen, und sammelte Schätze durch Sparsamkeit. Zürich belebte Handel, Wissenschaft und Landbau. Luzern bestand rühmlichen Kampf gegen den Nunzius und den päpstlichen Hof zu Rom (in den Jahren 1725 bis 1748), als dieser sich anmaßte, geistliche Gewalt über weltliche Rechte der Regierung auszudehnen.

Das ganze Schweizerland schien wohl dem Auge des Fremdlings ein Paradies, von glückseligen und harmlosen Menschen bewohnt. Aber man sah nur den grünen Teppich der Wiesen, nicht die unwirthbaren Felsen; die Majestät der Eisgebirge, nicht die zermalmenden Lawinen derselben. Man sah das Gepränge der Tagsatzungen, nicht ihre Zerwürfnisse; die Bilder vom Wilhelm Tell, nicht die Knechtschaft der Hütten; die Gelahrsamkeit der Städte, nicht die Geistesverwilderung der Dörfer. Ueberall große Namen und Worte, kleine Gesinnungen und Thaten.

Das Bewußtsein eigener Schwäche, welche vor mannhaften Unternehmungen erschrickt, ward Genügsamkeit, und die Feigheit Friedensliebe geheißen. Man buhlte um Jahrgelder, Titel, goldene Halsketten und Ordensbänder fremder Könige, und rühmte die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Man pries der Schweizer stilles Friedensglück, während nach den Jahrhunderten der vielen Glaubens- und Bürgerkriege das Jahrhundert der Meutereien, Verschwörungen und Aufruhre gekommen war.

Eine kleinstädtische Staatskunst, ohne Glanz durch Tugend, wollte von geheimnißvollem Dunkel, worin sie sich verbarg, Würde erborgen. Die Freiheit der Presse war Verbrechen, die Oeffentlichkeit des Urtheils Hochverrath. Stumm waren die Zeitungen von den Begebenheiten des Inlandes. Was Großtürk und Großmogul trieben, ward leichter erfahren, als was Zürich,

Portugal eingesetzt, welche über die ostindische Kirche das Patronatrecht behaupteten, und selbst andern katholischen Mächten das Befugniß versagten, Missionarien zu senden. Nur die römische Curie achtete dieses Rechtes nicht, ernannte von jeher unter dem Namen apostolischer Vikarien Bischöfe in partibus, welche, unabhängig von den portugiesischen Landesbischöfen, nur der römischen Kongregation zur Glaubensverbreitung untergeordnet waren. Gegenwärtig sind drei derselben vorhanden, zu Bombay, Verapalli bei Cochin, und zu Pondichery, welche Missionarien bei sich haben, die Gemeinden ihrer Kirchsprengel zu besuchen.

Nach Angabe eines dieser Missionarien, des Abbé Dubois, der seit, fünfundzwanzig Jahren Indien bewohnte und durchreisete (1815), mochten ungefähr vier Fünftel von der Bevölkerung der portugiesischen Besitzungen Christen sein. Unter des Metropolitans von Goa unmittelbarer Gerichtsbarkeit stehen etwa fünfhunderttausend Seelen (aber dazu gehören auch die Katholiken auf den Insel Ceylon, etwa 140,000 an der Zahl), von vielen schwarzen Geistlichen, im Seminar zu Goa gebildet, versehen. Ueber zweitausend indischchristliche Priester und Mönche gehorchen ihm.

Das Bisthum von Kranganor, welches sich bis Madura und zu den Ufern der Krishna aus-

Bern oder Schaffhausen. Das vertilgte, weil man es zu wollen schien, den Sinn der Eidsgenossen für eine Eidsgenossenschaft.

Diesen heiligen, mächtigen Sinn ganz zu tödten, unterhielt man den von alten Kriegen und Fehden hergestammten Haß der kleinen Völkerschaften wider einander. Freiburg feierte sogar noch den brudermörderischen Tag bei Villmergen, wie ein heiliges Fest. Kalt und mißtrauisch wohnten inner ihren Bergen die Thalschaften einander gegenüber. Man bekriegte sich nicht mehr, aus Furcht vor dem Ausland, mit dem Schwert; desto heftiger mit Zunge und Feder. Man untersagte einander auch wohl Zufuhr der nöthigen Lebensmittel; stellte auch wohl Soldaten und Harschiere an Grenzen und Landstraßen, die mit empörender Härte das Einbringen von Gartenfrüchten, Eiern, Geflügel und Fischen von einem eidsgenössischen Ländlein ins andere hinderten.

„Ohne der andern Rath und Erlaub soll kein Ort mit auswärtigen Mächten Bündniß eingehen.“ So sprach der alte, ewige Bund. Aber, wider Rath und Erlaub der andern, schlossen ohne Scheu die Kantone theilweise mit Frankreich oder Oesterreich, mit Spanien oder Venedig besondere Bündnisse. „Es soll kein Richter angenommen werden, der das Amt kauft.“ So gebot der ewige Bund. Aber der Aemterverkauf ward, in Hirtenkantonen und sonst, öffentlich getrieben.

So war die Eidsgenossenschaft geworden; Alles mehr oder weniger stille Verwesung. Hier prangten einzelne Dörfer und Städtlein mit unbedeutenden Gerechtsamen und boten mit unverstandenen Urkunden bessern Ordnungen Trotz; — dort strebten Städte nach höherer Gewalt über das Land; — dann forderten die alten Geschlechter der Städte Rang über die jüngern; dann begehrten die Geschlechter, welche auf den Stühlen der Regierung saßen, gesetzlich-bleibendes Recht zu denselben. Ueberall kleinliche Quälerei, überall Selbstverzinzelung und Wichtigthun mit Tand und Schaum. Man sah die Schweizer befreundeter

mit fremden Nationen, als unter sich selbst, und es war ihnen leichter, sich in aller Welt niederzulassen, als im Vaterlande nur ihren Wohnsitz von einem Dorf in das andere, oder wohl gar von einem Kanton in den andern zu verlegen. Ein Schweizer, sobald er die engen Grenzen seines heimathlichen Ländleins überschritten hatte, war mitten in der Eidsgenossenschaft nicht minder ein Fremdling, wie Inder oder Perser oder Russe es war.

Während die Reiche der Fürsten ihre Landesordnungen veredelten, ihre Kräfte mehrten, geschah im Schweizerlande nichts, weder zur Verbesserung der Verfassungen, noch zur Stärkung des Bundes. Während Frankreich und Oesterreich zu unmäßiger Macht erwuchsen und ihr Kriegswesen ausbildeten, rosteten die Waffen der sorglosen Schweizer. Man prahlte mit Siegen der Altvordern, und dachte nie daran, in Tagen der Gefahr Siege zu erfechten. Was zur Vertheidigung vorhanden war, stammte noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; die letzten Abänderungen waren seit beinahe hundert Jahren geschehen. Man vergaß die Kriegsvorräthe, um ein Heer zu bewaffnen; und in den Waffen wie bei Gebrauch derselben fehlte Gleichförmigkeit. Einzelne zwar, wie Bern, Zürich und Luzern hatten auf unvollkommene Weise, mehr denn die übrigen, zur Einrichtung des Kriegswesens geleistet, — aber was diese Städte besaßen, schien mehr zur Dämpfung von Aufrühren der eigenen Unterthanen berechnet, als zur Vertheidigung gegen auswärtige Gewalt.

Darum ward vielen rechtschaffenen und einsichtvollen Männern im Eidsgenossenlande das Herz schwer, wenn sie solchen Zustand der Dinge im Schweizerlande sahen. Einige der Edelsten traten an der Aar im Bad Schinznach zusammen, wie Iselin der Menschenfreund von Basel, Hirzel der Weise von Zürich, der freimüthige Urs Balthasar von Luzern, der wackere Zellweger von Appenzell und andere Männer. Sie stifteten aus gemeinnützig denkenden Schweizern einen

freundschaftlichen Bund, eine helvetische Gesellschaft (1761) zur Beförderung der Aufklärung, des Gemeinsinnes, der eidsgenössischen Bruderliebe. Alljährlich versammelten sie sich; alljährlich ward ihre Anzahl aus allen Kantonen und zugewandten Orten größer. Hier lernten sich die Würdigsten des Vaterlandes lieben. Hier schlossen sie Freundschaften, die dem allgemeinen Wohle galten. In diesem heiligen Verein brannte die Flamme der alten Eidsgenossenschaft noch einmal hell und rein auf. — Aber argwöhnisch blickten die Regierungen der Kantone auf diese Zusammenkünfte, und ungern duldeten sie dieselben.

34.

Wie König Friedrich der Große, als Fürst von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig ist.

(Vom Jahr 1762 bis 1770.)

Denn die Häupter und Räthe in den Kantonen hatten Besorgniß: es könnte in solchen Gesellschaften das Thun der Obrigkeiten ungünstig beurtheilt, das Ansehen derselben geschwächt, Aufklärung beim Volke verbreitet, und der Unterthan nach größerer Freiheit lüstern werden.

Weit furchtloser betrachtete der König von Preussen, welcher zu Neuenburg und Vallendis Herr und Fürst war, die Entwicklung seines Volks. Ja, er befestigte und vermehrte die Rechte desselben großmüthig, statt sie zu schwächen und zu schmälern.

Neuenburg und Vallendis, mit fruchtbaren Thälern am See und im Gebirge des Jura, hatten vor uralten Zeiten dem Königreich Burgund gehört, und waren dann zum deutschen Reich gekommen. Im Schlosse am See saßen die Freiherren von Neuenburg. Die gaben allen denen, welche sich im rauhen Gebirge niederliessen, und die undurchdringlichen

Waldungen ausstiechen, große Freiheiten. So bevölkerte sich das Land, und um das Schloß legte sich die Stadt an, welche (im Jahr 1214) die Rechte von Besançon bekam, der vornehmsten Stadt von Hochburgund.

Als nachmals Herr Rolin von Neuenburg Herrschaft und Güter dem Kaiser Rudolf von Habsburg (1288) übergab, ging das Land nach und nach in verschiedene Hände. Erst trat Rudolf von Habsburg dasselbe an das mächtige burgundische Haus Chalons ab; dann nach fast vierhundert Jahren kam es an das Haus Longueville (1505), und als die letzte Tochter dieses Hauses, Maria Herzogin von Nemours, starb (1707), meldeten sich der Erben wohl zwanzig zu dem schönen Fürstenthum. Aber die Stände des Landes, bestehend aus den zwölf Richtern vom Fürstenthum Neuenburg und eben so vielen von der Grafschaft Wallendis, traten zusammen, prüften die Ansprüche der Erblustigen und erkannten den König Friedrich I von Preussen als nächsten Erben des Hauses von Chalons.

So ward der König von Preussen Fürst von Neuenburg und Wallendis und unterschrieb die Verfassung und Freiheiten des Landes, und übte seine Rechte daselbst durch seinen königlichen Statthalter und durch einen Staatsrath, den er aus den Eingebornen wählte. Er wurde fortan auch als Bundesgenoß der Eidsgenossenschaft betrachtet, weil das Fürstenthum zu den zugewandten Orten der Schweiz gezählt ward. Denn sowohl die alten Herren von Neuenburg, als die Städte und viele der freien Gemeinen hatten abwechselnd und in verschiedenen Jahrhunderten ein ewiges Burgrecht mit den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern und Freiburg errichtet und dadurch den Schutz des ganzen Schweizerbundes erworben.

Die Neuenburger waren auf ihre Rechte gar eifersüchtig und duldeten selbst vom Könige von Preussen keine Beeinträchtigung. Als er die Gefälle, welche er sonst vom Lande bezog, verpachtete (1748), wurde das Volk wegen solcher Neuerung unwil-

lig; und als er im Jahr 1766 die Verpachtung wiederholen wollte, geschah großer Auflauf. Der König übergab durch seinen abgeordneten Sachwalter Gaudot dem Kanton Bern, als bundesmäßigem Richter, seine Klage; Bern aber entschied in den mißten Dingen zu Gunsten des Königs. Darüber wurde das Volk zu Neuenburg so ergrimmt, daß es den Gaudot, als er von Bern nach Hause zurückkehrte, verfolgte, und sein Haus bestürmte (25 April 1768.) Umsonst wehrte die Obrigkeit, umsonst schickte sie Kriegsvolk. Gaudot und sein Neffe, als sie ihre Gefahr sahen, wollten den Pöbel schrecken und schossen aus dem Fenster auf die Menschenmenge. Daran thaten sie übel. Ein Zimmermann wurde getödtet. Nun stürzten die Leute wüthend ins Haus, und Gaudot ward durch drei Flintenschüsse ermordet.

Angerufen von den Abgeordneten des Königs und von dem Rath der Stadt Neuenburg, legten Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg, doch erst nach langen Berathungen, zum Schutz öffentlicher Sicherheit, Besatzung in die bewegte Stadt. Nun geschahen lange Untersuchungen, weitläufige Unterhandlungen. Die Vollmächtigen des Königs trachteten dabei nach willkührlicher Gewalt, das Land künftig besser zu halten und zu schrecken. Aber die Eidsgenossen wollten nicht Werkzeuge fremder Willkühr heißen; auch gar stark und muthig redete der Venner Osterwald für Gesetz und Recht seines Vaterlandes gegen die ausländischen Fürstendiener. Endlich wurde geschlichtet und gerichtet: die Stadt Neuenburg mußte ihre Waffen abgeben, alle Kosten tragen, die Familie des unglücklichen Gaudot entschädigen, und durch den Stadtrath Abbitte vor den Vollmächtigen des Königs auf dem Schlosse thun. Die schuldigsten Aufrührer, meistens entflohen, wurden verbannt, oder mit Gefangenschaft bestraft, oder in Bildnissen gehangen. Darauf, zog die Besatzung der Eidsgenossen wieder von dannen.

Der König von Preussen aber, nach diesem Allen, statt die Freiheiten der Neuenburger zu beschränken oder zu mindern,

wie einst Uri in Livinen gethan, stärkte und erweiterte vielmehr dieselben mit neuen Rechten. Das gewann dem Hause Preussen die Herzen alles Volks zurück. Denn nicht nur gab der Fürst seinen Neuenburgern bald die Waffen wieder, sondern er verzichtete auch darauf, seine Einkünfte zu verpachten, oder nach Willkühr zu verwalten, und Beamte willkührlich von ihren Stellen abzusetzen. Er gab sämmtlichen Gemeinen sogar das Recht zu einer unabhängigen allgemeinen Rathsversammlung, ohne deren Beistimmung der Fürst nichts in der Staatshaushaltung abändern solle. Vieles, was in alten Gesetzen verworren und dunkel geworden, ward verbessert, immerdar zu des Volkes Gunst und Vortheil. Das that der König, was keine Obrigkeit eines Schweizerstaates je gethan haben würde. Aber er war einer der vortrefflichsten und weisesten Fürsten des ganzen Jahrhunderts. Er war **Friedrich der Große.**

55.

Geschichte vom Landammann Suter in Appenzell Innerrhoden.

(Vom Jahr 1770 bis 1784.)

Nicht so edelsinnig thaten in jenen Tagen die Appenzeller der **innern Rhoden** gegen ihren eigenen Mitbürger, den Gastwirth **Joseph Anton Suter** zu **Gonten**. Der war ein Mann von weniger Kenntniß, aber fröhlichem Mutterwitz, wohlthätig gegen die Armen, liebreich gegen Jedermann. Darum hatten ihn die Appenzeller auch zum Landvogt vom Rheinthal gemacht, und ihn selbst dem Landammann **Joh. Jakob Geiger** vorgezogen. Dieser hätte die Stelle gern gehabt, weil sie einträglich war, um sich für manches Opfer, das er schon gebracht, zu entschädigen. Und zwei Jahre nachher hatten die neun Rhoden des Landes den freundlichen Suter sogar zum

regierenden Landammann erhoben, und seinen Nebenbuhler Seiger abermals zurückgesetzt.

Das verdroß diesen und noch manchen Andern im Lande, der auch meinte etwas zu sein. Die machten im Stillen Partei gegen Suter. Auch viele reiche Leute wurden dessen Feinde, weil er gegen ein unbilliges Gesetz geeifert hatte, das den inländischen Gläubigern gegen Schuldner, die nicht zahlen können, den Rang vor ausländischen Gläubigern gab. Denn, sagte Suter: „das ist ungerecht und schneidet das Zutrauen des Auslandes von uns ab und macht, daß Keiner in unser Ländlein Geld hineinleiht.“ — Aber reiche Leute sagten: „Der Suter will nur Fremde begünstigen, er denkt gegen das Vaterland schlecht.“

Suter bekümmerte sich nicht um die Reden der Leute, und that, was er konnte, dem Lande zum Nutzen. Von der Gemeine Oberried im Rheinthal erwarb er seinem Kanton das Zugrecht auf eine der schönsten Alpen am hohen Säntisberg, wenn sie je feil werden sollte. Diese Alp hatten die Appenzeller einst in großer Geldnoth denn Oberriedern verkauft. — Als nachher ruchbar ward, daß beträchtliche Stücke der großen Säntisalp Fremden verpfändet wären, beredete Landammann Suter auf der Stelle den Landrath, die Alp schätzen, die Geldsummen anweisen, und den Besitz von der Alp ergreifen zu lassen.

Darin hatte er im Eifer zu viel gethan. Oberried klagte mit Recht gegen Innerrhoden vor der Tagsatzung; und der Landrath, des Schrittes reuig, zog sich zurück. Suter jedoch, eigensinnig und durch seine Ehren stolz geworden, mochte nicht nachgeben und wollte den Rechtshandel auf eigene Kosten führen. Da er ihn aber vor der Tagsatzung verlor (im Jahr 1775), und er heimkam, schämte er sich, die Wahrheit zu bekennen. Wie nun dennoch laut wurde, daß der Kanton Appenzell in die Kosten verurtheilt sei, und bis zur Auszahlung die Appenzeller Güter im Rheinthal in Beschlag genommen würden, ob

wohl Suter erklärt hatte, Alles zu zahlen, erhoben alle Widersacher des Landammanns lautes Geschrei. Und sein Amtsgenoß, Landammann Geiger, und der Landrath sprachen: „Es hat Suter die Regierung mit Unwahrheiten hintergangen und Innerrhoden bei allen Eidsgenossen in Schimpf und Schanden gebracht!“ Und der Landrath, ohne ihn anzuhören, nahm ihm, dem Haupte des Kantons, das Landessiegel ab, entsetzte ihn aller Ehren und Würden und erklärte ihn in Zukunft jeglichen Amtes unfähig.

Da sprach Suter: „Zu Solchem habt ihr, meine Feinde, weder Fug noch Recht; die Landsgemeine soll richten zwischen mir und euch!“

Ehe aber die Landsgemeine zusammenkam, wurde das Volk auf mancherlei Weise gegen Suter berichtet. Auch die Kapuziner, wider ihn in Bewegung, gingen von Haus zu Haus, und mahnten, und sprachen von Suters geheimen Sünden und Verbrechen. Als nun Landsgemeine gehalten ward, erhob sich im Volk gewaltiges Lärmen für und wider den Angeklagten. Und man riß ihn mit Gewalt vom Stuhl des Landammanns, während hundert Stimmen für seine Unschuld sprachen.

Dann, da nach diesem der verlassene und gestürzte Mann Wallfahrt zum Gnadenbilde nach Einsiedeln that, wurde er in seiner Abwesenheit vom Landrath, als Störer der Religion, der Freiheit und des Friedens, auf ewig aus der ganzen Eidsgenossenschaft verbannt; sein Name an den Galgen geschlagen; sein Hab und Gut um Spottgeld zur Zahlung aller Kosten und Schulden verkauft; jeder seiner Freunde aus dem Rath gestoßen, und selbst seine treue Gattin, bei Verlust ihres Land- und Erbrechts, befehligt, ihn nicht mehr Ehemann zu heißen. Niemand vernahm den Grund so schwerer Strafen. Sogar das richterliche Urtheil blieb die Rechenschaft schuldig, nannte nur geringe Vergehen, sprach hinwieder geheimnißreich von Verbrechen, die es nicht bezeichnen möge, um Aergerniß

zu melden. Man blieb ungewiß, ob wirklich eine Schuld des Verbannten, oder des Richters zu verhüllen war.

Der geächtete Greis lebte vielbeklagt am Bodensee zu Konstanz. Nach einigen Jahren flehte er um unparteiischen Richterstuhl und sicheres Geleit. Siebenzig Männer von Appenzell verbanden sich freiwillig, ihm das Geleit zu geben. Suters Bitten wurden aber verworfen; von den siebenzig Männern sogar vier der Entschlossensten zum Tode verurtheilt, zum Richtplatz hinausgeführt, jedoch aus Gnaden dem Henker zur Stäupung überlassen.

Von nun an Schweigen und Schrecken. Der Verbannte blieb in Konstanz. Zuweilen ging er in die äussern Rhoden, alte Freunde zu sehen. Da kam nach Jahr und Tag ein Mann ins Land, Baptista Röß, der, weil er zu Suters Anhängern gehört hatte, ehrlos erklärt worden war. Als er ergriffen wurde, sagte er: der alte Suter werbe in den äussern Rhoden Mannschaft, den Flecken Appenzell zu überfallen und das Volk zur Freiheit aufzubieten gegen Geigers Partei. Er berief sich sogar auf Biedermänner, als Zeugen. Aber die Biedermänner sprachen: „er redet Unwahrheit.“

Dennoch ward ihm geglaubt; das Volk durch erschreckende Sagen gegen den Verbannten gereizt; dann getrachtet, der Person des Geächteten habhaft zu werden. Es gelang auf schauerliche Weise. Man bediente sich dazu seiner eigenen zu Appenzell vermählten Tochter, ging freundlich zu ihr, und beredete sie trüglich, dem Vater zu schreiben, den Kronenwirth von Wald, einer Gemeine in Ausserrhoden, zu besuchen, man habe ihm wichtige und gute Nachricht zu geben.

Arglos folgte der Greis der Stimme seiner betrogenen Tochter. Man lockte ihn dann unter mancherlei Vorwand ins innerrhodensche Dorf Oberegg. Da ward er überfallen, gebunden und auf offenem Schlitten nach Appenzell geschleppt (9 Hornung 1784). Es war rauher Wintertag. Während seine Wächter sich im Wirthshause zu Altstätten erquickten, lag der

greise Altlandammann betend draussen auf der Schleife. Der Sturmwind schüttelte den gefallenen Schnee aus seinem grauen Haar.

Er wiederholte vor dem Blutgericht das Zeugniß seiner Unschuld. Dreimal in einem Tage auf die Folter gespannt, wußte er kein Verbrechen zu bekennen. Dennoch wurde der Stab über sein Leben gebrochen. Zwanzig von den Richtern gaben ihre Stimmen nicht dazu und verwahrten sich feierlich in den Büchern gegen Theilnahme an dem Urtheil. Aber es ward noch desselbigen Tages (9 März 1784) vollstreckt. Der alte Suter vernahm den Todesspruch mit aller Ruhe der Unschuld; mit aller Ruhe der Unschuld ging er zum Blutplatz. Da fiel sein Haupt.

56.

Unruhen und Volksaufstand im Kanton Freiburg.

(Vom Jahr 1781 — 1798.)

Während noch im Appenzellerlande der Parteihaß Gährungen trieb, offenbarten sich gefahrvollere im Kanton Freiburg. Zu Stadt und Land waltete hier schon seit geraumer Zeit Mißvergnügen.

Hier hatten in frühesten Zeiten die Schultheiße und einige Richter das gemeine Wesen der Stadt und der mit ihr vereinigten umliegenden Gegend verwaltet, die noch heut die alte Landschaft heißt. In wichtigen Dingen entschied das zusammenberufene Volk. Als die Zahl des Volks zu groß geworden, wurde die höchste Gewalt einem Ausschuß weiser Männer übertragen, großer Rath geheißen. Zuerst erschienen Bürger der Stadt und des Landes im großen Rathe, als Stellvertreter eines freien Volkes, nachher nur Edelleute und Patrizier, zuletzt nur Söhne gewisser Geschlechter.

dehnt, zählte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei zweihunderttausend bekehrter Hindus; jetzt kaum dreißig- bis vierzigtausend; das Bisthum St. Thomä nur etwa sechszigtausend; das zu Cochin blos dreißigtausend.

Von den drei apostolischen Vikarien Roms hat der zu Bombay kaum über zehntausend Seelen in seinem Sprengel; der zu Pondichery etwa vier- bis sechsunddreißigtausend, der zu Verapalli hingegen die meisten, nämlich achtzigtausend eingeborner Christen. Auch werden von den Missionarien des Letztern allein noch unter den Hindus Bekehrungen gemacht, und jährlich bei vier- bis fünfhundert erwachsene Heiden getauft. Zu diesen Geschäften dienen theils italienische Karmeliten, theils eingeborne Priester. In den Umgebungen von Verapalli, Cochin und Travankor auf der malabarischen Küste bildet der Stamm der Nairen den größern Theil der Volksmenge. Unter allen Hindus ist er der strengste in Beobachtung der Kastengebräuche. Wer solche aufs leiseste verletzt, wird unwiderruflich ausgestoßen. Dieser Umstand kommt den Bekehrern zu statten. Denn den Verstoßenen, von allen Übrigen verlassen, bleibt nichts übrig, als um nicht Hungers zu sterben, Christ oder Muhamedaner zu werden. Beiweitem die Mehrsten wählen jedoch lieber den Koran,

Denn weil geschehen war, daß zwischen dem großen und kleinen Rath sich noch ein Rath der Sechsziger, als Zwischenbehörde, gebildet hatte, ging aus dem Sechszieger-Rath wieder eine neue Behörde mit großer Gewalt hervor, die heimliche Kammer (seit 1553), welche zu Aemtern wählen und ausschliessen konnte. Lange wurden aus allen vier Theilen oder Pannern der Stadt gleichviele Bürger in den Sechsziger- oder großen Rath genommen, endlich nur Söhne aus wenigen Geschlechtern, die man die Heimlichen hieß. Endlich verschloß man (1684) den übrigen Bürgern den Eintritt in die Reihe der heimlichen Geschlechter ganz und gar.

Von da an war Unwille bei den Stadtbürgern gegen die regierungsfähigen oder heimlichen Geschlechter geblieben, welche alle Aemter einnahmen. Und zwischen den Heimlichen ward zuletzt Spannung, weil unter denselben die adelichen vor den unadelichen Vorzug behaupten wollten. Schon hatte mit der Freiheit der Gemeinde der Gewerbsfleiß Kraft und Leben verloren. Ehe Freiburg noch die heimliche Kammer gekannt, brachten zahllose Tuchwebereien großen Wohlstand ins Land; jährlich wurden über zwanzigtausend Stück weißer Tücher nach Venedig verkauft. Die Gerbereien hatten in einem Viertel der Stadt beinahe zweitausend Arbeiter gezählt. Das Alles war nicht mehr. Auch die Männer in der alten Landschaft gedachten ihrer freiern Vorzeit; denn nun sahen sie sich fast gemeinen Unterthanen gleichgestellt.

Obgleich schon mehrmals die Regierung mit Härte die demuthvollen Beschwerden sowohl einzelner Bürger, als ganzer Gemeinen, wie freche Neuerungen, zurückgewiesen hatte, glaubten doch einige Männer, bei fortdauernder Unzufriedenheit des Volks, die Klagen erneuern zu müssen.

In dem schönen Pfarrdorf La Tour de Treme wohnte ein in Wissenschaften und Geschichten des Vaterlandes wohl unterrichteter Mann auf einem ansehnlichen Gute. Er hieß Peter Nikolaus Chenaux und war wegen seiner Recht-

schaffenheit und seines muthigen Sinnes dem Volke sehr beliebt. Er und seine Freunde, Johann Peter Raccaud und der Fürsprech Castellaz von Greierz, fanden aber, daß ohne eine ernste Bewegung alles Volkes jede ehrerbietige Bitte vor der Regierung eitel sein würde. Sie sandten ihre Vertrauten umher in die Thäler und sahen Alle zum Beistand bereit.

Also wagte es Chenaux und begab sich eines Tages (3 Mai 1781) zur Stadt Freiburg, die Beschwerden des Landes vor dem Rath zu eröffnen. Fünfzig bis sechszig bewaffnete Männer begleiteten ihn. Allein der Rath, schon von den unruhigen Bewegungen unterrichtet, hatte die Thore vor ihm schliessen, das Kriegsvolk verstärken, die Bürger bewaffnen lassen. Unterdessen scholl in allen Dorfschaften wildes Aufruhrgeschrei. Die Sturmglocken gingen. Das Felsenschloß von Greierz ward ohne Blutvergiessen durch die Landleute besetzt; der Landvogt darin als Geisel gefangen gehalten.

Als Chenaux den Aufstand so allgemein erblickte, ward er kühner, ordnete die Volkshaufen in Rotten mit Anführern, und sprach ihnen Muth ein. Noch einmal, doch vergebens, sandte Castellaz ein Bittschreiben an den Rath von Freiburg, auf die Klagen des Volks zu hören, oder die Entscheidung des Streites schiedsrichterlichen Kantonen zu übergeben. Dies fruchtlos, ging Chenaux (4 Mai) mit mehr als zweitausend fünfhundert meistens schlechtbewaffneten Landleuten gegen Freiburg zur Kapelle von St. Jakob. Mit sechshundert bis achthundert Mann stand er der Stadt zunächst; die übrigen waren auf dem Wege zum Stadtthor de Bourgillon; fünfhundert lagerten im Walde Seminberg am rechten Ufer des Saanenstroms. Aus entfernteren Gegenden des Kantons rückten noch viele andere heran.

Da zog die Besatzung der Stadt mit kriegerischer Pracht hervor. Neben Freiburgs Fahnen wehte aber auch das Banner von Bern. Denn Bern, um Hilfe angerufen, hatte sogleich

dreihundert Dragoner gesandt, die sich eben in den Waffen übten. Oberst Froideville, ein kluger und menschenfreundlicher Kriegsmann, war ihr Anführer.

Froideville redete die Empörer mit leutseligen Worten an, forderte Niederlegung der Waffen, verhieß Vergessenheit des Geschehenen und Entscheidung aller Klagen von der Regierung und den vermittelnden Kantonen. Mehr hatten die Landleute nicht verlangt. Sie waren bereit, auf Froideville's Ehrenwort die Waffen zu strecken. Als er aber Auslieferung ihrer Anführer begehrte, weigerten sie sich bedenklich.

Während der Unterhandlungen war indessen der Haufe des Landvolks umringt, und das schwere Geschütz vorgeführt worden. Als die Empörten dies sahen, streckten sie erschrocken das Gewehr. Wer da konnte, flüchtete. Diese Flucht brachte Schrecken über die hintern Haufen. Alle eilten zerstreut davon.

Unter den Flüchtenden war auch Chenaux. Einer von seinen eigenen Leuten, Heinrich Rossier, entweder aus Wuth über das mißlungene Werk, oder um sich das Wohlwollen der Sieger zu verdienen, meuchelmordete ihn hinterrücks. Chenaux's Leichnam, dem Scharfrichter gegeben, ward von diesem zerstückelt, und sein Haupt an einem Spieß auf dem Thurm des Romonter Thors ausgesteckt. Castellaz und Raccaud, zur Vierttheilung verdammt, entkamen durch die Flucht. Andere der Anführer wurden an Leib, Gut und Ehre gestraft.

Bern, Solothurn und Luzern hatten inzwischen noch mehr Kriegsvolk und vermittelnde Gesandte nach Freiburg geschickt. Die Landesregierung aber ließ verkünden, daß sie mit der ihr angebornen Huld alle Klagen der Gemeinden anhören wolle; doch gab sie dem ganzen Lande zur Abfassung und Einreichung der Beschwerden nicht mehr als drei Tage Zeit. Ungeachtet der Kürze dieser Frist und ungeachtet alles Kriegsvolks, von dem die Stadt wimmelte, eilten zahlreiche Abgeordnete der Gemeinden nach Freiburg von nah und fern.

Allein die Untersuchungen dehnten sich von Monat zu Monat aus, ohne Entscheid. Da zog sich das getäuschte Landvolk mit seinen Erwartungen zurück und beweinte nur den Tod des Mannes, dessen Leben zum Opfer geworden war. Täglich ward Chenaux's Grab von Betenden umringt. Wallfahrten zogen dahin mit Gesang und Kreuz und Fahnen. Umsonst stellte die Regierung Wachen mit scharfgeladenem Gewehr auf, umsonst verdammte der Bischof die Pilgerschaften zu Chenaux's Asche. Nichts konnte das dankbare Andenken des Volks an den Todten stören.

Auch die gemeine Bürgerschaft der Hauptstadt, vereint mit den vierundzwanzig Pfarreien der alten Landschaft, hatte unter diesen Umständen gehofft, ihre Rechte gegen die herrschenden Geschlechter mit besserm Glück gültig machen zu können. Sie begehrte nur freien Zutritt in die Urkundenkammer. Aber die Regierung sprach: „Aus euern Handwerks- und Zunftordnungen erkennet ihr sattsam eure Rechte!“ So zurückgewiesen, erwarteten Bürger und Landleute nur von den vermittelnden Kantonen Gerechtigkeit. Nach langen Ausgleichungsversuchen erschien plötzlich endlich die Erklärung von Bern, Luzern und Solothurn: „Wir werden mit aller Macht die bisherige Verfassung von Freiburg schützen; die Forderungen der Bürgerschaft sind grundlos und verfassungswidrig; doch ist der Landesregierung empfohlen, daß unter den heimlichen Bürgern der Adel keinen Vorrang habe vor Patriziern, daß die Beschwerde des Landvolks bald gemindert, und jeder eingeschlichene Mißbrauch bald beschränkt werden möge.“

Bestürzt hörten dies die Bürger (28 Heumond 1782) von den Kanzeln herab verkündet. Am Abend desselben Tages traten alle vier Panner der Stadt zusammen und zum Hause des Schultheißen Gady. Es sprachen im Namen der Bürger der Fürsprech Rey, der Notarius Guisolan, und Kaufmann Ignaz Girard. Der Schultheiß hörte sie mit scheinbarem Beifall ruhig an.

Wenige Tage nachher aber wurde Rey mit seiner Familie auf vierzig, Guisolan auf zwanzig, Girard auf zehn Jahre aus dem Lande verbannt; ja selbst der Sohn eines der Herrschergeschlechter, Emanuel von Maillardoz, wurde auf sechs Jahre verwiesen, weil er in einer Pannerversammlung gerufen: „Es sei billig, daß den Bürgern ihre Rechtsame wieder erstattet werden!“ — Noch viele Andere hatten ähnliches Loos.

Inzwischen verminderte die Regierung doch klüglich die drückendsten Lasten des Landvolks, vermehrte die Zahl der heimlichen Bürger durch Annahme von sechszehn neuen Geschlechtern, und verhieß in Zukunft an die Stelle jedes ausſterbenden Geschlechts drei neue zu ernennen.

37.

Unruhen im Bisthum Basel, im Waadtlande und Bündnerlande.

(Vom Jahr 1790 bis 1794.)

Aber schon damals erhob sich in der Nachbarschaft des Schweizerlandes ein Sturm, der den Eidsgenossen und allen Thronen und Ländern des Welttheils Unglück weissagte. In Frankreich nämlich war durch üble Haushaltung ehemaliger Könige eine große Schuldenlast und Noth. Trotz drückender, schwerer Steuern und Abgaben hatte man jährlich 140 Millionen Pfund Geldes weniger, als zur Bestreitung der Zinsen und Landesbedürfnisse vonnöthen sein mochten. Die reichen Klöster, Edelleute und Prinzen wollten daran nichts zahlen, und das erschöpfte Volk konnte nicht mehr. Am Hofe des Königs und der Prinzen, in Schlössern des Adels, in Abteien und großen Städten lebte Alles herrlich und in Freuden, in Ueberpracht und Wollust; der Landmann war indessen arm und elend daran. Nicht das Gesetz herrschte, sondern die

Willkühr; nicht die Religion herrschte, sondern Spott und Unglaube unter den Hohen, unter den Niedrigen Aberglaube und Unwissenheit. Das mußte Unsegen über das Land bringen. Und er kam.

Es geschah, als der verschwenderische Hof nicht weiter hausen und das Volk nicht weiter zahlen konnte, daß Alles zu Grunde ging. Als der König einen Reichstag versammelte für Rath und Beistand, schaffte derselbe die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit ab. Das Volk erhob sich und zerstörte die Kerkerburgen. Die Schlösser der Zwingherren gingen in Flammen auf. Die Güter der Geistlichkeit wurden zu Staatsgut gemacht, sie waren dreitausend Millionen Pfund Geldes werth. Da flohen erschrocken die Prinzen, die Edelleute und Geistlichen in die Fremde; viele in die Schweiz; viele zu den Königen anderer Länder, deren Hilfe sie anflehten. Und als die Könige sich bewaffneten und drohten, griffen auch die Franzosen zum Schwert und sprachen: „Wir sind Meister in unserm Lande!“

Ueber diese Begebenheiten entzweiten sich die Meinungen der ganzen Welt. Die Regierenden oder Bevorrechteten in den Ländern sagten: „die Franzosen haben großes Unrecht!“ Und die, welche mit ihren eigenen Regierungen und Herren unzufrieden waren, sprachen: „die Franzosen haben großes Recht!“

So redeten in denselbigen Tagen auch die Leute des Bisthums Basel, besonders als ihr Gebieter und Fürst, der Bischof Joseph von Roggenbach, die Gemeinden des Hochstifts hindern wollte, ihre gesetzmäßigen Landstände zu versammeln. Weil nun die Leute auf ihr Recht beharrten, rief der Bischof die eidsgenössischen Orte an, ihm beizustehen; und da diese Bedenken trugen, sich in seine Händel zu mischen, verlangte er (im Jahr 1791) vom Kaiser Kriegsvolk zur Besatzung. Basel und die übrigen Eidsgenossen wollten zwar Anfangs den Durchzug der Oesterreicher über Schweizerboden nicht

dulden, ließen ihn aber endlich doch zu. Solches schien von keiner Gefahr zu sein, obgleich der Schutzredner der bischofbaselschen Landstände, Hofrath von Rengger, erklärt hatte, daß die Landstände, laut Vertrag (vom J. 1781) mit Frankreich, Befugniß hätten, eben so viel französisches Kriegsvolk zu berufen, als österreichisches da wäre. Inzwischen der Bischof hatte nun wieder die Gewalt in Händen. Rengger mußte flüchten, und andere, die wie er dachten, wurden zum Pranger und ewigen Gefängniß verdammt, ohne Gnade.

Da brach ein Jahr nachher plötzlich (April 1792) der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aus; und französische Kriegsmacht drang auch ins Bisthum ein, und vertrieb die österreichischen Besatzungen. Nun floh der Bischof erschrocken nach Biel; bald auch wieder von da hinweg. Niemand half ihm. Hätt' er nie mit seinem Volk gehadert!

Vorsichtig verschonten die Franzosen das Erguel und Münsterthal, weil beide mit Bern und Biel von alter Zeit in Schutzrecht und Bund gestanden. Aber das Pruntrut und die Gegenden des Bisthums, welche dem deutschen Reiche näher verwandt waren, die wurden von den Franzosen besetzt. Und der Hofrath von Rengger kam wieder. Mit seinen Anhängern bewegte er das ganze Land. Die bischöflichen Beamten wurden verjagt, und die fürstlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Weil der König von Frankreich aber durch sein eigenes Volk vom Thron gestoßen und sein Reich zur freien Republik gemacht worden war, pflanzte auch Rengger den Freiheitsbaum zu Pruntrut, das heißt, eine hohe Stange mit der rothen Kappe darauf, zum Zeichen der Landesfreiheit. Es versammelten sich um ihn die Abgeordneten der Gemeinden. Die schworen in ihrer Versammlung dem Bischof auf ewig, und auf ewig auch dem Kaiser und deutschen Reich (Nov. 1792) ab. Sie richteten ihr Ländlein zu einem Freistaat auf, den wollten sie Rauracien heißen.

Es entstand aber große Verwirrung. Denn Jeglicher wollte bei ihnen befehlen, Keiner gehorchen. Die Parteien verfolgten sich. Viele verlangten endlich Vereinigung des Landes mit Frankreich. Als nun Rengger und sein Anhang sahen, sie könnten nicht länger aufrecht bleiben, gaben sie das Leben des vierteljährigen Freistaates dahin, und am 7 März des Jahres 1793 beschloß die Volksversammlung des Bisthums Basel, Einverleibung in Frankreich. Und es geschah also. Nur Erguel und Münsterthal blieben noch, kraft ihres Schirmrechtes mit Bern, unversehrt.

Vielleicht wohl hätten die Eidsgenossen gern zu diesen Ereignissen ein ernstes Wort geredet; denn sie waren den Franzosen im Herzen feind. Aber im Gefühl der Schwäche, ohne Eintracht unter sich und mißtrauisch gegen Angehörige und Unterthanen, wagten sie nichts. Darum schwiegen sie zur Losreissung des Bisthums Basel, und entliessen den Bischof mit höflichen Trostworten, als er vor der Tagleistung zu Frauenfeld die Vortheile eidsgenössischer Unparteisamkeit gegen Frankreich ansprach. Ja, als der Pöbel in der großen Stadt Paris den königlichen Palast daselbst gestürmt, und die schweizerischen Leibwachen, welche dort in des Königs Lohn dienten, nach blutigem Kampf überwunden und ermordet hatte (10 Aug. 1792), hörte man bei den Eidsgenossen kaum öffentliche Klage darüber.

Die Welt erscholl von Krieg und Kriegsgeschrei, von Empörungen, Niederlagen und Schlachten. Die Franzosen verkündeten Brüderschaft und Beistand allen Völkern, die sich frei machen wollten. Ihren König Ludwig XVI enthaupteten sie. Ihre Waffen drangen siegreich durch Savoien und Niederland und über den Rhein. Ringsum wälzte sich die große Gefahr näher gegen das Land der Alpenvölker.

Aber die Regierungen in den eidsgenössischen Städten trafen gegen die Gefahr keine Fürsorge. Sie glaubten sich geborgen hinter dem Schilde der Unschuld und Parteilosigkeit zwi-

schen streitenden Mächten. Sie hatten keine Waffen und rüsteten nicht. Sie hatten keine Stärke und banden den ewigen Bund nicht fester. Jeder Kanton sorgte, wenig um die übrigen alle bekümmert, furchtsam und still für sich. Nur Freiburg, Bern und Solothurn vereinigten sich zu gegenseitiger Wachsamkeit, nicht wegen Gefahr und Gewalt von Aussen, sondern wegen der Unzufriedenen im eigenen Gebiete.

Bern hatte schon seit dem Jahre 1782 im Waadtlande um ausgeglichenen Streit über Steuern zur Herstellung von Hochstraßen zur Hauptstadt. Die Gemeinde Morsee hatte (1790) Urkunden gebracht, und wollte erweisen, das ganze Waadtland wäre steuerfrei. Andere kamen und sprachen von andern Rechten, die Bern im Laufe der Jahrhunderte habe untergehen lassen. Allerlei Flugschriften weckten das Volk. Zu Lausanne, Vevay, Rolle und andern Orten tranken in lärmerischen Versammlungen feurige Jünglinge auf das Glück der Waffen des befreiten Frankreichs. — Obgleich nirgends die öffentliche Ordnung durch solche Dinge gestört worden war, glaubte die Regierung von Bern doch großes Ernstes einschreiten und durch heilsames Schrecken Schweigen gebieten zu müssen. Es erschienen Vollmächtige unter kriegerischer Bedeckung. Schuldige, auch wohl Unschuldige wurden verhaftet. Mehrere entflohen. Es verstummte das Waadtland, doch mit Ingrimm. Denn die Entflohenen athmeten Rache. In Briefen und Flugschriften wandten sie das Herz ihrer Mitbürger von der lange verehrten Obrigkeit ab. Im rechten Augenblick milde, im rechten strenge sein, beim Besitz überlegener Stärke nicht übermüthig, in verzweifelten Lagen nicht feige scheinen, das ist die schwerste Kunst derer, denen Gewalt anvertraut ist.

Das ward auch im freien Bündnerland oft vergessen, wo die alten Volksparteien nicht um Verlust, sondern Mißbrauch der Freiheit haderten. Hier hatten die vornehmsten Geschlechter des Landes, unter welchen vor allen das Haus der Herren von Salis hervorragte, seit langer Zeit die einträg-

lichsten Aemter und Einkünfte des Landes genossen; so meistens die obrigkeitlichen Stellen im Veltlin, welche von den Bündner-Gemeinden alle zwei Jahre gewöhnlich den Meistbietenden verkauft wurden, dagegen die Käufer sich wieder im Unterthanenlande bereicherten, wenn sie Recht und Gerechtigkeit feil boten; so die Stellen der Hauptleute und Obersten bei den Bündner-Schaaren im fremden Kriegsdienst; so die Bündner-Zölle, des Staates einziges Einkommen, um geringe Pacht.

Als sich nun andere ansehnliche Geschlechter des Landes, und unter denselben die achtbaren Tscharner, Bawier und Planta, zusammenthaten, jenen den ausschließlichen Genuß so großer Vortheile streitig zu machen; als sie den Preis der Zollpacht von sechszehntausend Gulden auf sechszigtausend Gulden emporsteigerten (im J. 1787); als sie begehrten, daß die Hauptleute im französischen Kriegsdienst nicht nach Willkühr, sondern nach dem Dienstalter, vorrücken sollten; als dazu kam, daß die bedrückten Unterthanen im Veltlin über unrechtmäßige Gewalt der feilen Amtleute und über Verletzung wohlhergebrachter Freiheiten Klage erhoben: geriethen beide Parteien in unversöhnbaren Groll wider einander. Sie klagten wider einander vor dem Volk.

Was irgend sich Böses ereignete, schrieb eine der andern zu. Als ein französischer Gesandter, Namens Semonville, durch das Veltlin nach Venedig reisend, hinterrücks gefangen und den Oesterreichern zugeschleppt ward (1793), wurde die Salisische Partei der Verrätherei verdächtigt. Als Kornmangel im Lande entstand, ward die Planta'sche Partei verdächtigt, sie führe das Getreide den Franzosen zu; und das Volk (1794), gegen sie aufgewiegelt, erhob sich.

Es sandte jeder der drei Bünde zweiunddreißig Männer nach Chur. Die bildeten eine allgemeine Standesversammlung zur Untersuchung der Klagen. Die Planta'sche Partei rechtfertigte sich, lenkte dann gewandt den öffentlichen Unwillen wider ihre Gegner und forderte Bestrafung und Abschaffung

als das Chriſtenthum. Denn der Glaube der Moslemim gewährt mehr Freiheit und Nutzen im Leben.

Unter einer von der römiſchen Propaganda angeſtellten und von ihr abhängigen apoſtoliſchen Präfektur beſteht auch zu Madras eine Sendanſtalt von italieniſchen Kapuzinern. Sie mögen in ihrer Umgegend zwölftauſend Chriſten zählen. Vor hundert Jahren ſchon drangen die Kapuziner, das Kreuz predigend, durch das Innerſte Hindoſtans bis Napoul und Tibet; doch ziemlich ohne Nutzen, wie dies auch mit den ehemaligen Sendungen franzöſiſcher Jeſuiten und portugieſiſcher Auguſtiner der Fall war. Als Ueberbleibſel ihrer Thätigkeit werden noch wenig beſuchte Kapellen zu Agra, Lukno, Patna und andern Orten der Provinz Bahar geſehen. Die kleinen Gemeinden beſtehen aber nicht ſowohl aus bekehrten Hindus, als vielmehr aus Nachkommlingen der Portugieſen und aus halbkaſtigen Perſonen, das heißt, Leuten, die aus Ehen von Europäern und Inderinnen entſproſſen ſind.

Der Verfall des katholiſchen Kirchenweſens iſt in Hindoſtan kaum ſo groß, als der Verfall der Religioſität ſelbſt in den Gemeinden. Die Miſſionarien erkennen es, und trauern. Die katholiſchen Hindus leben meiſtens in groſſer Unwiſſenheit. Mit aller Niederträchtigkeit, die ſie aus ihren ehemaligen, verworfenen Kaſten erbten, pflegen ſie,

der Mißbräuche. Ein unparteiisches Gericht verdammte viele der Angeklagten zu Rückerstattungen und Geldbußen, andere zur Verbannung aus dem Vaterlande.

58.

Geschichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf.

(Bis zum Jahr 1797.)

Unterdessen ward vom gewaltigen Kriegssturm die halbe Welt erschüttert, und durch das Schwert der Schlachten Meer und Land mit Menschenblut gefärbt. Der Bund der Könige hatte Frankreichs Untergang und Frankreich den Untergang der Könige geschworen. Noch stand die Eidsgenossenschaft unangefochten zwischen den streitenden Mächten und mit bewaffneter Mannschaft an den Grenzen, mehr, um die Marchen ihres Gebiets zu bezeichnen, als zu vertheidigen. Aber jeder Freund des Vaterlandes zitterte für die Zukunft. Denn nie war Eintracht im Innern, nie Vertrauen zwischen Volk und Obrigkeit nöthiger, nie weniger vorhanden gewesen, als jetzt.

In Genf hatte seit hundert Jahren schon der Geist des Unfriedens gehauset. Der herrschsüchtige Ehrgeiz vornehmer Geschlechter war den Bürgern unangenehm. Vielmal kam es in der Stadt zu blutigen Aufläufen und Händeln. Zuerst, als die mißvergnügte Bürgerschaft klagte (im J. 1707), daß wenige Familien beständig im Besitz der höchsten Aemter stünden, daß der Rath nicht die Gesetze bessere, sondern lieber nach Willkühr schalte und in wichtigen Dingen die Gemeinde nicht mehr frage. Der Rath rief eidsgenössische Vermittelung, dann Besatzung von Bern und Zürich, und endete unter dem Schutz der fremden Waffen damit, die vornehmsten Fürsprecher bürgerlicher Rechtsame erhenken, erschiessen, beschimpfen und verbannen zu lassen.

Das vergossene Blut schreckte und erbitterte die Bürgerschaft, und erhöhte anderseits den stolzen Trotz des Rathes also, daß er nicht Scheu trug, die alten Grundgesetze des Freistaates zu übertreten, und sogar eigenmächtig Auflagen auszuschreiben, um die Stadt noch stärker zu befestigen. Micheli Ducrest, einer des großen Rathes, sprach dagegen (1730), und laut mit ihm die ganze Bürgerschaft. Der Rath verdammte ihn zur ewigen Gefangenschaft, und Bern, unter dessen Schutz der Genfer lebte, vollzog das Urtheil an ihm zu Aarburg. Mehrmals kam es zu Aufständen; mehrmals vermittelten Zürich und Bern. Der Friede kehrte nicht wieder. Groll und Erbitterung der Parteien stiegen. Es ward selbst auf den Gassen mörderisch zwischen ihnen gefochten. Nachdem endlich Abgeordnete von Frankreich, Bern und Zürich (im Jahre 1738) durch ein Edikt die Anmaßungen des kleinen Rathes und der vornehmen Familien beschränkt und mancherlei andere weise Einrichtungen getroffen hatten, die von Rath und Bürgerschaft genehmigt worden waren, schien die Ruhe hergestellt.

Allein, als (im J. 1762) der Rath zwei Bücher durch Henkers Hand zerreissen ließ, welche Hans Jakob Rousseau, ein weiser Mann von Genf, geschrieben hatte, und ein Theil der Bürgerschaft dagegen Vorstellungen einreichte, welche der Rath nicht annahm, entwickelte sich neuer Groll in neuen Parteien. Die einen nannten sich Repräsentanten und sprachen: der Rath muß jede Klage, die wider ihn gerichtet ist, annehmen und der Bürgerversammlung zur Entscheidung übergeben; die andern nannten sich Negatifs, und sprachen: nein, die Bürgerversammlung ist keineswegs Richterin über den kleinen Rath. Der Zank über diese Angelegenheit gebar Zank über hundert andere und es endeten die Verwirrungen und Zusammenrottungen nicht, bis Bern, Freiburg und Frankreich abermals dazwischen traten. Fremde Einmischung zu meiden, verglichen sich aber Rath und Bürgerschaft (1768) schnell, und die Regierung gestattete den Bürgern bei jeder Besetzung des großen Raths die

Hälfte der neuen Mitglieder zu wählen, und jährlich vier Mitglieder des kleinen Rathes abrufen zu können, die dann nie wieder wahlfähig sein sollten; auch viele andere Rechte noch. Auch den eingebornen Insassen, deren Väter schon seit alter Zeit in Genf gewohnt, und die den bürgerlichen Parteien immer beigestanden hatten, wurde mehr Gewerbsfreiheit vergönnt, und daß die Regierung alljährlich einigen derselben das Bürgerrecht ertheilen könne.

Doch diese Versöhnung war von schlechter Dauer, weil sie nur aus Furcht und nicht aus aufrichtigem Herzen geschehen war. Es reute den Stolz der Regierungsfamilien, soviel nachgegeben zu haben. Sie wollten wieder Alleinherren werden, und suchten den Beistand des französischen Hofes und machten das Wort wieder zweifelhaft, welches den Insassen gegeben war. Und der französische Minister Vergennes, welcher gern den blühenden Gewerbsfleiß von Genf zerstört und durch Auswanderungen nach Frankreich gelockt hätte, mischte sich ein. Er wiegelte die zahlreichen Insassen gegen die Volks- oder Repräsentanten-Partei durch allerlei schöne Verheißungen auf, um Zwietracht zu befördern und darin zu herrschen. Als dies die Partei der Repräsentanten wahrnahm, ergriff sie das Gewehr, besetzte die Thore und entwaffnete die Insassen. Doch war sie so klug, daß sie, um dieselben für sich zu gewinnen, ihnen alle früher gestatteten Vortheile aufs Neue zusicherte und ein Insaß fast gleiche Rechte mit dem Bürger erhielt. Das ward durch den Vergleich bestätigt, der das Edikt vom zehnten Februar 1781 heißt.

Dieser Streich verdroß die Regierungsfamilien und deren Partei, die Negatifs, wie auch den französischen Hof. Letzterer, um Furcht zu erregen, ließ sechshundert Mann nach Versey in die Nähe der Stadt rücken. Aber dadurch wurden Zürich und Bern beleidigt; denn den Franzosen gehörte die bewaffnete Gewährleistung des Vertrags von 1738 nicht zu. Die Eidsgenossen sagten sich von dieser Gewährleistung los. Als dies Frankreich sah, wollt' es auch nicht mehr damit zu schaffen haben und sagte

sich los. So blieben die Genfer frei, die Händel unter sich selbst abzuthun.

Da nun alle Parteien Kläger und Richter zugleich waren, und die Regierung hartnäckig fortfuhr, durch List und Gewalt ihre alten Vorrechte zurückzugewinnen, brach der Haß der Bürger und Insassen bald in Flammen aus. Die Regierung hatte unter die Soldaten der Besatzung heimlich Granaten ausgetheilt. Aber Bürger und Insassen stürmten die Stadtthore, mehrere Soldaten wurden getödtet, dann kleiner und großer Rath abgesetzt und ein neuer aus der Repräsentanten-Partei erwählt. Viele von der alten Regierung flüchteten. Aber Frankreich und Bern sprachen: „Nimmermehr dulden wir, daß eine Regierung sich von Aufrührern sprengen lasse!“ Auch der König von Sardinien wurde bewogen, sich der alten Regierung anzunehmen. Also rückte zugleich von Frankreich, Savoien und Bern Kriegsvolk vor die Stadt (Mai 1782). Nur Zürich bot keine Hand dazu. Genf, in sich selbst zwieträchtig, öffnete bald die Thore.

Nun gab Frankreich das Gesetz und Bern half, daß die alte Regierung mit voller Macht hergestellt, die Partei der Negatifs siegreich, und die Bürgergemeinde um viele ihrer bisherigen Rechtsame gebracht ward. Als die Bürgergemeinde dies bestätigen mußte, konnten kaum fünfhundert Bürger stimmen; denn alle andern, weil sie bei dem letzten Aufstand thätig gewesen, standen ausgeschlossen. Aber auch von den Stimmenden weigerten sich hundert und dreizehn Männer, diese Vernichtung der Genfer Freiheit anzuerkennen.

Die Regierung, durch Bern, Sardinien und Frankreich geschützt, verbot nun alle geschlossene Männergesellschaften, alle Waffenübungen der Bürger, alle Bücher und Flugschriften über die neuesten Vorfälle und verstärkte die Besatzung, nach Abzug des fremden Kriegsvolks, auf zwölfhundert Mann, wozu sie auch ausländische Hauptleute nahm. So waren die Genfer in tiefe Unterthänigkeit gebracht. Viele wanderten traurig aus, mit Rache gegen die Unterdrücker in ihrer Brust; und von dieser

Zeit an verfiel Wohlstand, Gewerbsfleiß und Handel von Genf, während bitteres Mißvergnügen im Innern der Stadt wohnte.

Ungerechtigkeit gedeiht nimmer und die Liebe der theuren Freiheit wird nicht von Bücherverboten und Bajonecten vertilgt. Als die Regierung einst (im Jänner 1789) den bedrängten Bürgern den Brodpreis erhöhte, brach wieder der lange verbissene Zorn des Volks aus. Die Bürger bewaffneten sich so gut, wie sie konnten, gegen die Söldner-Besatzung, führten statt der Kanonen Feuerspritzen mit siedendem Wasser, und trieben die Herrenknechte zurück. Da erschracken die Regierer, setzten den Brodpreis wieder herab, versprachen die Staatsverfassung zu verbessern, die Besatzung zu vermindern, die Stadtbürger wieder zu bewaffnen, die drückenden Abgaben aufzuheben, und diejenigen Insassen, welche seit vier Geschlechtsfolgen in der Stadt wohnten, zu Bürgern anzunehmen. — Das Alles geschah. Bern und Zürich wurden erbeten, das alteidsgenössische Bündniß mit Genf wieder aufzurichten, und Freude herrschte nun überall.

Die Regierung hielt jetzt um so fester und lieber mit den Bürgern zusammen, seitdem sie von Frankreich keinen Beistand mehr hoffen konnte, wo das Volk gegen den König aufgestanden war. Auch hatten die Landleute in den Dörfern, welche zu Genf gehörten und nur Unterthanen der Stadt waren, so wie auch die eingebornen Insassen und die übrigen Hintersassen oder fremden Einwohner von Genf begonnen unruhig zu werden und Gleichheit der Rechte zu verlangen. Wirklich kam es darüber mehrmals zu Händeln; doch standhaft hielt die Bürgerschaft zur Regierung. — Allein die Gährungen stiegen. Dazu trugen in Frankreich einige von den ehemals ausgewanderten oder verbannten Genfern bei, die sich rächen und Vereinigung der Stadt mit Frankreich wollten. Auch der französische Resident in Genf, Namens Soulavie, wünschte dies, machte sich eine Partei und wiegelte unter der Hand Landleute, Hintersassen und Insassen auf, die Regierung und Verfassung umzustürzen. Alles

müsse gleiche Rechte haben. Dazu kam Mangel an Verdienst und Arbeit beim gemeinen Mann, dem man versprach, die Reichen müßten geplündert werden.

Als sich nun eben damals das französische Kriegsheer, welches in Savoien und Italien eindringen wollte (im Herbst 1792) der Stadt näherte, bat Genf in großer Angst die Stände Bern und Zürich, kraft des Bundes, um Schutz. Diese sandten sogleich Hilfsvölker, nahmen sie aber bald wieder zurück, als sich das französische Heer entfernte, und die Regierung von Frankreich Drohungen äusserte. Kaum waren die fremden Kriegsvölker entfernt, so bewaffneten sich (Dezember 1792) Insassen, Hintersassen und Landleute plötzlich und nahmen das Zeughaus ein. Es waren viele mißvergnügte Bürger mit ihnen. Sie setzten in einer erzwungenen Bürgergemeinde großen und kleinen Rath ab, und wählten statt dessen einen Sicherheitsausschuß, einen Verwaltungsausschuß und einen Nationalkonvent, um die Gesetze zu geben. — Damit war alle Ordnung niedergestürzt. Nun wurden die Lärmer und Schreier Herren. Wer nicht mit ihnen hielt, hieß Aristokrat. Recht und Gerechtigkeit entflohen. Der Parteihaß raſete. Und wie in Frankreich zuletzt der blutdürstige, plünderungslustige Pöbel obenauf kam: so spielte er auch in der unglücklichen Stadt Genf den Meister und trieb seine wilde Ausschweifung aufs Höchste. Ruhe und Sicherheit verschwanden.

Die Partei der sogenannten Revoluzer, um die Partei der Aristokraten ganz zu vernichten, bemächtigte sich endlich in einer Sommernacht (Juli 1794) des groben Geschützes, der ganzen Stadt; schleppte bei sechshundert der vormals achtbarsten Bürger, obrigkeitliche Personen und Gelehrte, in die Kerker; mordete einzelne, theils öffentlich, theils heimlich; setzte über die andern ein Gericht nieder, und dieses ließ bei vierzig Personen hinrichten, bei hundert verbannen, die Güter der einen wie der andern einziehn, und die übrigen auf andere Weise durch ewiges Gefängniß, Zuchthaus, Verbannung und dergleichen Mißhandlungen abstrafen. Diese gräßlichen Mördereien, Hinrichtungen

und Räubereien dauerten zwei Jahre lang abwechselnd, während die, welche die obrigkeitlichen Stellen eingenommen hatten, das Vermögen des Staats und der beraubten Bürger größtentheils verschwelgten und verschlangen.

Wie aber nachher in Frankreich der Sinn des Volks zahmer, die Regierung gemäßigter ward, und in Genf die Gräuel der Unordnung allen Parteien gleich unerträglich wurden, vereinigten sich hier Alle mit Allen, die Muth hatten und Ordnung wollten. Da hörte das Unwesen auf. Die Verbannten kehrten zurück. Die Verfassung vom Jahre 1782 ward abermals hergestellt, laut welcher Alt- und Neu-Bürger, alte und neue Insassen und Hintersassen und Landleute, wenn sie auf Genfer Gebiet geboren waren, einerlei Rechte empfingen. Das geschah zu Ende des Jahres 1796. Friede und Versöhnung wurden noch einmal verkündigt. Genf sah nach langen Stürmen die Ruhe wieder, aber nur auf kurze Zeit.

59.

Von der alten Landschaft St. Gallen, und dem weisen Abt Beda; auch wie am Zürichsee Unruhen ausbrechen.

(Bis zum Jahre 1797.)

Der schwere Krieg der Könige und Fürsten wider das französische Volk wüthete unterdessen immer furchtbarer, immer näher. Man hörte den Donner der Schlachten aus Italien, aus Schwaben und vom Rheine her, auf den Schweizerbergen. Aber die Obrigkeiten der Eidsgenossen erschienen sorglos gegen die Gefahr, welche den Schwachen allezeit zwischen großen Nachbarn bedräut.

Die Fahnen Frankreichs wehten siegreich durch Savoien und Niederland, durch Lothringen und Holland und auf dem Boden der Deutschen. Und wohin sie getragen wurden, da flohen mit Entsetzen die Fürsten und Grafen und Junker; denn den unter-

thänigen Völkern ward Freiheit verkündet. Die Obrigkeiten der Eidsgenossen verhehlten ihren Haß und ihre Verachtung gegen die Sieger kaum; aber sie saßen in stolzer Sicherheit da, obwohl der Gährung auch hier täglich mehr ward und vieles Volk auf größere Freiheit hoffte.

Auch in des Abtes von St. Gallen alter Landschaft erhoben sich die Leute wider das oberherrliche Kloster; denn sie konnten es nicht mehr ertragen, daß sie um ihre Rechtsame gebracht und immerfort mit neuen und außerordentlichen Steuern und Beschwerden, Hofstattgeldern und Lasten der schmählichen Leibeigenschaft geplägt waren, während das Kloster dadurch immer reicher wurde, immer mehr Grundstücke an sich kaufte und Geistliche und Beamte der Abtei nichts zu den Abgaben beitrugen.

Fünf Gemeinden des Landes faßten Muth und redeten zusammen, welche gerechte Beschwerden sie dem Abte vortragen wollten. Bald schloß sich das ganze Amt Oberberg ihnen an. Die Menge derer, die, mit oder ohne Fug, über mancherlei Unbill seufzten, wuchs von Tag zu Tage, also, daß bei sechszig verschiedene Landesbeschwerden kundbar wurden. Darauf vereinten sich die Gemeinden, wählten Ausgeschossene und hielten zu Gossau Rath (im März 1795). An ihrer Spitze stand ein herzhafter, beredter und verständiger Mann, Johannes Künzli. Der leitete Alles mit vieler Klugheit. Gesammte Gemeinden unterschrieben ihre Klagschrift, worin die Beschwerden zusammengetragen waren, und überreichten sie dem Abte.

Der Abt und Fürst Beda Angehrn war ein weiser und guter Mann. Er kannte die Noth des armen Volkes gar wohl, denn er selbst war der Sohn eines Unterthanen der Abtei aus dem Dorfe Hagenwyl im Thurgau. Und er hätte den bedrängten Leuten gern geholfen; aber von allen Geistlichen des Klosters dachten einzig nur zwei Männer wie er. Die Uebrigen eiferten wider das Volk, und sprachen: „Das ist französischer Freiheitsschwindel! Will das Volk nicht schweigen, so werden die Obrigkeiten der Eidsgenossenschaft Hilfe schaffen,

die uns schon oft gegen die Unterthanen beistanden.“ Und sie widersetzten sich dem weisen Beda und unterhandelten und zogen die Sachen in die Länge, um das Volk zu ermüden.

Als der Fürstabt ihre Arglist erkannte, sprach er zu den Mönchen: „Es ist mit nichten an der Zeit, daß Obrigkeiten und Unterthanen zanken dürfen; sondern sie sollen einträchtig sein, wenn Noth und Gefahr von Aussen kommt. Darum, wollet ihr das Volk von euch stoßen, so werf' ich mich ihm allein in die Arme!“

Und er that es, gab dem Volke (Nov. 1795) große Rechtsame und das Befugniß, sich Land- und Kriegsrath zu erwählen, Gemeindeversammlungen zu halten, die Ortsbeamten selbst zu ernennen, und die ewigen Lasten loszukaufen. Er hob die Leibeigenschaft auf, und befahl, daß auch Geistliche und Amtleute zu den Abgaben steuern und die Klöster keine Grundstücke mehr kaufen sollten. — Das brachte große Freude ins Land und Segen auf des weisen Beda Andenken. Zwar genehmigten die Mönche der Abtei bald darauf den zwischen Volk und Fürst beschwornen Vertrag; doch nur zum Schein. So untreuen Sinnes waren sie, daß sie fast in derselben Stunde (20 Jänner 1796) eine heimliche Rechtsverwahrung gegen die rebellischen Unterthanen, wie sie das Volk nannten, abfaßten und unterschrieben. Damit gedachten sie bei sich, Alles zu entkräften, was sie öffentlich verheißen hatten, und einst wieder bei vortheilhaftem Anlasse zurückzunehmen, was sie gegeben hatten. Auch die Eidsgenossen, welche Schirmorte der Abtei waren, mißbilligten in ihrem Herzen die Milde des frommen Mannes gegen die Unterthanen. Doch bestätigten sie endlich sein Werk (im Aug. 1797), als sie es nicht hindern konnten.

Solche Dinge geschahen zu derselben Zeit, wie an beiden Ufern des Zürichsees die Landleute ebenfalls in Bewegung waren, alte vergessene Rechtsame ins Leben zu rufen. Doch diesen geieh das Unternehmen zu großem Schmerz und Verderben.

Wohl hatte Zürich immerdar gerecht und klug die unterthänigen Gemeinden des Gebietes beherrscht, sie in ehrfurchtvoller Unterwürfigkeit gehalten und durch gute Verwaltung das Land blühend gemacht. Nur selten hatte der Unterthan über Grobheit oder Gewaltthätigkeit, oder über Bestechlichkeit geldgieriger Beamten zu klagen. Denn seit zwei tugendhafte Bürger aus der Stadt, die da hießen Hans Kaspar Lavater und Heinrich Füßli, einst den bösen Landvogt Felix Grebel zu Grüningen öffentlich wegen seiner Ungerechtigkeit angeklagt hatten (1762), daß er mit Schmach das Vaterland verlassen mußte: wagte Keiner mehr, Seinesgleichen zu werden.

Aber ein anderer Kummer drückte das Land, besonders die wohlhabenden fleißigen Leute am See; das war wegen des harten Zunftzwanges und ausschließlichen Alleinhandels der Hauptstadt. Denn ausser den unentbehrlichsten Handwerken in jedem Dorfe durfte der Landmann keines treiben; ausser mit Wein und Getreide keinerlei Handel führen; zu den vielverbreiteten Baumwollengewerben mußte er die rohe Baumwolle in der Stadt kaufen, und das daraus gewebte Tuch wieder dahin verkaufen. Selbst was er für seine eigene Familie gewebt hatte, war er gehalten, erst dem Stadtbürger zu verhandeln, und dann es von demselben gebleicht und gedruckt wieder zu kaufen. Geistliche und weltliche Aemter blieben ihm verschlossen, denn die Stadt besetzte dieselben mit ihren Söhnen. Das Kind des Landmanns war dem Pflug und Rebmesser zugeschrieben, oder half taglöhnend den Großgewerben der Hauptstadt und konnte sich nicht aus dem Staube erheben.

Wie aber das französische Volk, in seiner Freiheit siegreich geworden, keinen Unterschied zwischen Bauer und Edelmann, Stadt und Land mehr kannte, wurden von diesem Beispiel Viele am Zürichsee ergriffen und begeistert, und sie sprachen unter einander: „Warum ist es nicht also bei uns? Dieweil wir freie Schweizer geheißen werden, sind wir in Knechtschaft der Stadt; ja in mancher Gegend noch Leibeigenen gleich.“ Und ihre Ge-

als Christen, die Völlerei und Ausgelassenheit des niedrigsten Europäerpöbels zu verbinden. Ihre ganze Frömmigkeit beschränkt sich etwa auf Beobachtung von äusserlichen Gebräuchen und auf Hersagen einiger Gebetsformeln, die sie kaum verstehen. Vom höhern Pflichtgefühl, von Erhebung und Heiligung des Gemüthes durch den göttlichen Glauben, weht sie keine Ahnung an. Es sind die alten Heiden mit dem Rosenkranz und Kreuz. Kirchenheiligen vertreten bei ihnen die Stelle der alten Hindu-Götter. Einst kam zum evangelischen Prediger Corrie nach Agra ein Hindu und ein Katholik. Im Streit über die Ursachen des Erdbebens, den der Prediger entscheiden sollte, schwor der Hindu: das Erdbeben entstehe, wenn der Elephant, welcher die Erde auf seinem Rucken trägt, einen Fuß an sich zieht, um auszuruhen. Der Christ hinwieder versicherte: die Jungfrau Maria habe Schuld, welche die Erde aus ihrer Hand ihrem Sohn übergebe, um ein wenig auszuruhen.

Als Sultan Tippu damit umging, sämmtliche Einwohner seines Staates Mysore zum Koran zu bekehren, ließ er im Jahr 1784 plötzlich alle katholische Christen unter starker Bewachung nach Seringapatam führen. Es waren der Männer, Weiber und Kinder bei sechszigtausend. Er gebot ihnen, Muhamedaner zu werden und die Beschneidung anzunehmen. Die Leute trugen auch

müther erhitzten sich in vielen Reden. Einige Männer des Dorfes Stäfa am See verbreiteten ihre Gedanken über das ewige Recht der Menschen und über die Verdienste des Landvolks um die Stadt, und glaubten, dafür könne Zürich endlich seinen Unterthanen wohl die Freiheit gönnen. Man setzte eine Denkschrift auf, sie der Landesobrigkeit zu überreichen und begehrte darin allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit, gleiches Recht des Landmanns mit dem Stadtmann zu Aemtern und Stellen, und Loskäuflichkeit der Grundzinse, auch viel anderes noch (im Jahre 1794).

Als sie diese Denkschrift von Gemeinde zu Gemeinde umhersandten, deren Genehmigung zu empfahn, und sich aller Orten freudige Zustimmung verkündete, vernahm die Stadt das Treiben der Männer am Zürichsee. Alsbald wurden diejenigen, welche sich am geschäftigsten hervorgethan hatten, verhaftet, und wie Aufruhrstifter mit großer Strenge bestraft, einige aus der Eidsgenossenschaft verbannt, viele andere mit Geldbußen belegt und ehr- und wehrlos erklärt (13 Jänner 1795).

Die Bestrafung so vieler Mißvergnügten machte die Menge der Mißvergnügten nicht kleiner, sondern größer. Doch gaben einige Herren des Raths in Zürich ihnen den Trost: „Zeiget ihr Siegel und Brief für Freiheiten, so ihr haben sollet und nicht genieſſet, wollen wir euch gern helfen.“

Darum traten bei der alljährlichen Volksversammlung zu Stäfa (im Mai 1795) vier der ältesten Männer hervor und sprachen: „Es ist uns von den Vätern gesagt, daß in den Gemeindeladen noch Briefe und Siegel vorhanden liegen, welche dem Volke Freiheiten beurkunden, die im Lauf der Zeiten verschollen sind. Lasset sie uns suchen und prüfen!“ — Obwohl Landschreiber und Vogt verboten, daß man von solchen Briefen und Siegeln redt, liessen sich die Leute nicht hindern. Und sie fanden den ewigen Vertrag, welcher im Jahre 1489 errichtet worden war, als, am Tage der Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann, Stadt und Land vor das Schiedsgericht der Eidsgenossen

getreten waren. Der Vertrag war nie aufgehoben, war feierlich von den Eidsgenossen gewährleistet und hatte allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit anerkannt. Auch fanden sie einen Brief, welchen Bürgermeister, Rath und die Zweihundert der Stadt Zürich nach dem Unglück des Kappeler Kriegs (1532) an das Land ausgestellt hatten. Darin waren diesem die frühern Freiheiten bestätigt, selbst Theilnahme am Regiment zugesagt worden.

Nun sandten die Gemeinen Stäfa und Küßnacht, Horgen, Thalwyl, Ehrlibach und andere, ihre Abgeordneten zu den Obervögten und Amtleuten, ehrerbietig fragend: „Ob jene Urkunden durch spätere Ordnungen aufgehoben, oder noch gültig wären?“ Aber man wies sie zurück und die Regierung von Zürich wollte die Gultigkeit der alten Briefe weder bejahen noch verneinen, sintemal beides gleich gefährlich schien. Sondern die Sache der Sergemeinen ward nur als sträfliche Meuterei behandelt, und wer sie angeregt hatte, zur Verantwortung in die Stadt berufen.

Weil aber die Berufenen nicht erschienen, und zur Rechtfertigung solches Ungehorsams die Gemeinen, besonders Stäfa, erklärten: „Diese Einzelnen haben von uns keine Vollmacht, weder zur Verantwortung noch Unterhandlung: sondern wir bitten diese öffentliche Angelegenheit des Landes mit uns selbst zu behandeln!“ gerieth die Stadt in großen Zorn. Und sie ließ ein Gebot ergehen: keinem Stäfner Dach und Gemach, weder Speise noch Trank zu geben. Aus Zürich wurden die Dienstboten, selbst die Kranken aus dem Spital vertrieben, wenn sie Stäfner waren. Und eines Morgens (5 Juli 1795) in der Sonntagsfrühe, als zu Stäfa das Volk in der Kirche zum Gottesdienst versammelt war, rückten die Züricher mit dritthalbtausend Mann und schwerem Geschütz in das ruhige Dorf ein.

Darauf verkündete Zürich und sprach: „Eure Briefe und Siegel sind ab und todt. Denn der eine ward in Zeiten

gegeben, da die gesetzliche Gewalt aufgelöset war und von den sieben eidsgenössischen Orten ward er nur gestiftet, um größeres Uebel zu hindern. Der andere aber galt nur für damalige Zeiten und Umstände, und ist mit denselben erfüllt und geendet."

So sprach Zürich. Die sieben eidsgenössischen Orte, Bürgen und ewige Zeugen des also vernichteten Spruchbriefes, wurden von den Seegemeinen angerufen. Sie schwiegen alle. Nur Glarus, dem Worte seiner Väter treu, mahnte Zürich an, lieber Recht als Gewalt zu üben, weil keinem Andern zu trauen sei, als der Ueberzeugung, daß jeder Theil erlangt habe, was ihm von Rechtens wegen angehört.

Stäfa, nachdem es entwaffnet worden, mußte, von Bajonetten umringt, feierlich auf Brief und Siegel verzichten und ihnen abschwören. Alle, die sich in den Gemeinen für die Sache der Rechtsame thätig bewiesen hatten, wurden auf mancherlei Weise bestraft; die Einen mit ewiger, die Andern mit zehn- und zwanzigjähriger Gefangenschaft, Andere mit Zuchthaus, Andere mit Verbannung, Andere mit Schlägen, Andere mit großen Geldbußen. Die Gemeine Stäfa, nachdem sie mehrere Monden lang die Lasten kriegerischer Einlagerung getragen, hatte noch achtundsiebenzigtausend Gulden an die Kosten zu zahlen. Aber über dem Haupte eines ihrer ältesten und achtbarsten Bürger, des greisen Seckelmeisters Bodmer, wurde auf dem Rabenstein zu Zürich vom Scharfrichter das Schwert geschwungen, zum Zeichen, er sei des Todes würdig, weil er zuerst die Aufsuchung der Urkunden betrieben hatte. Dann ward er in den Kerker zurückgebracht, verurtheilt darin lebenslang zu schmachten.

Im Lande waltete nach diesem die Stille des Schreckens und der lauernden Begierde zur Rache.

60.

Untergang der alten Eidsgenossenschaft. Einbruch der Franzosen ins Land.

(Vom Jahr 1797 bis 1798.)

In der Fremde saßen nun viele von denen traurig, die zu verschiedenen Zeiten aus der Eidsgenossenschaft verbannt worden waren, weil sie allzukühn oder ungebührlich für Rechte und Freiheiten ihrer Mitbürger geredet oder gethan hatten. Mehrere derselben traten zu den Häuptern des französischen Freistaates, und sprachen mit Rache im Gemüth: „Die, welche heut in den dreizehn Orten der Eidsgenossenschaft herrschen, haben uns aus dem Vaterlande verstoßen; sie sind eure, wie unsere Feinde von wegen der Freiheit. Sie wollen lieber Unterthanen als Mitbürger, und dünken sich kleine Könige und Fürstlein. Darum halten sie mit Königen und Fürsten im Stillen wider euch. Helfet dem Schweizervolk zur verlornen Freiheit, es rufet und erwartet euch mit offenem Arm. Freie Männer sind der Freien treueste Bundesgenossen."

Solche Reden gefielen den Häuptern Frankreichs. Sie dachten im Herzen, das Schweizerland müsse ein unvergleichliches Bollwerk Frankreichs und ein bequemes Thor werden, durch welches der Weg nach Italien und Deutschland jede Stunde offen stehe. Auch wußten sie von Schätzen in den Schweizerstädten und wurden lüstern darnach. Und sie trachteten, den Obrigkeiten der Eidsgenossen beizukommen. Diese aber behutsam mieden jeden Anstoß, erkannten Frankreichs freie Verfassung an und verwiesen aus ihren Gebieten die unglücklichen Fürsten, Priester und Edelleute, welche vor dem Grimm des französischen Volks in die Thäler der Schweiz geflohen waren und Zuflucht gefunden hatten.

Bald darauf aber kam der große Kriegsheld Napoleon Buonaparte und zog durch Savoierland nach Italien gegen

des Kaisers Heermacht. Denn der Kaiser allein noch, sammt dem deutschen Reich und den Engländern, stritt wider Frankreich, weil die Könige von Spanien und Preussen schon Frieden eingegangen waren. Und in wenigen Monaten und in vielen Schlachten (im J. 1797) überwand der Buonaparte die ganze Macht Oesterreichs, schlug und erschreckte Italien von einem Ende zum andern, nahm die gesammte Lombardei, und zwang auch den Kaiser Frieden zu machen. Die Lombardei erhob er dann zu einem eigenen freien Staat, genannt Cisalpinien.

Da dies im angrenzenden Veltlin, Cläven und Worms die Unterthanen des Bündnerlandes sahen, wollten sie viel lieber freie Bürger von Cisalpinien sein, als arme Unterthanen der Bündner bleiben. Denn ihre vielen Beschwerden und Klagen waren selten erhört worden. Buonaparte sprach aber zu den Bündnern zuvor: „So ihr diesen Leuten die Freiheit gebet, euch an Rechten gleich, mögen sie eure Mitbürger sein und bei euch bleiben. Ich ertheile euch Frist; bedenket es und sendet dann zu mir nach Mailand."

Doch im Bündnerland konnten sich die Parteien der Herren nicht verstehen, und viele schrien: „Die Veltliner entweder als Unterthanen, oder gar nicht bei uns!" — Wie nun die letzte Frist zur Antwort verstrichen war, und keine erschien, ward Buonaparte voller Verdruß und Ungeduld, und verband Veltlin, Cläven und Worms mit Cisalpinien (22 Okt. 1797). Alles Eigenthum der Bündner in diesen Landen ist alsbald eingezogen und verschleudert worden. Das machte in Bünden viele reiche Geschlechter arm.

So ward die alte Grenze des Schweizerlandes ungerechter Weise geschmälert; vier Wochen nachher auch das Bisthum Basel zu Frankreich geschlagen. Darüber entstand unter den Eidsgenossen große Bestürzung. Aber noch größeres Unglück drauete. Denn auch im Kanton Basel murrte das Landvolk laut gegen die Stadt; im Aargau regten sich einige Städte

für ihre altverbrieften Rechte gegen Bern, und das Waadtland begehrte seine verlornen Freiheiten ungestümer, denn je, zurück. Auch hörte man, daß eine französische Heermacht gegen die Schweizergrenzen anrücke zum Schutz der Waadtländer. Diese hatten alte Verträge Frankreichs wegen Vermittlung angerufen. Es ging aber Rede, alles sei nur auf den Sturz der eidsgenössischen Obrigkeiten abgesehen, und die Franzosen wollten sich Meister des Landes machen.

Eilfertig rüsteten Bern und Freiburg Kriegsvolk, um durch Waffengewalt Waadt und Aargau zu schrecken, daß dieselben schwiegen. Eilfertig versammelte sich zu Aarau eine Tagsatzung. Vieles wurde auf derselben geredet, nichts geleistet, weil die eidsgenössischen Orte weder unter einander selbst, noch ihren Völkern vertrauten. Das war ein großes Uebel, aber nicht von diesem Tage her. Im Vorgefühl allgemeinen Unterganges beschworen die Tagherren zu Aarau noch einmal den alten Bundesschwur (25 Jänner 1798) zusammen, doch ohne Zuversicht und Begeisterung der heldenmüthigen Alten. Denn als sie kaum geschworen hatten, kam ein Bote von Basel und sprach: „Sechshundert Mann des Landes sind in unsere Stadt eingezogen; die Burgen der Landvögte stehen in Flammen, die Unterthanen alle sind frei erklärt!“ Da ging Entsetzen über die Herren der Tagsatzung. Sie schieden plötzlich und mit Zittern auseinander.

Große Bewegung geschah darauf im Schweizerlande, als man der Obrigkeiten Furcht und Schwäche, und dabei deren Widerwillen gegen die Wünsche des Volks sah. In Schaffhausen und im Rheinthal, und im Toggenburg, und in der March, und in Wesen und Uznach traten die Ausschüsse der Landleute zusammen, sich selber zu helfen. Die welschen Vogteien jenseits der Berge pflanzten den Freiheitsbaum am Ufer des Tessin mit aufrührerischer Hand. Es ging bald die ganze Eidsgenossenschaft in Verwirrung und Auflösung auseinander. Die Obrigkeiten der Kantone,

kraftlos, mißtrauisch und parteiet, handelten jede für sich, ohne Zusammenhang. Und für sich handelte jede Völkerschaft, aber in Meinungen und Wünschen zerfallen. Die Einen, in Unwissenheit und Rohheit, begriffen das Gähren der Zeit gar nicht und wollten der gewohnten Ordnung anhangen. Die Andern, mit größerm Wohlstand und Unterricht, begehrten Gleichstellung der Rechte zwischen Stadt und Land. Andere forderten nur Wiedererhaltung ehemaliger verbriefter Freiheiten. Viele glaubten zwar, ohne Beistand Frankreichs sei nichts zu erlangen; aber die Mehrheit alles Volks verabscheuete mit gerechtem Stolz die Einmischung gewaltthätiger Fremdlinge in vaterländische Dinge.

Inzwischen rückte eine große Kriegsmacht der Franzosen heran. Sie betrat unter ihren Feldherren Brune und Schauenburg den Boden der Eidsgenossen, und das Waadtland verkündete sich im Schutz der Fremden unabhängig von Bern. Da sahen die Regierungen des Schweizerlandes, daß nicht länger vorige Herrschaft zu behaupten sei. Luzern und Schafhausen sprachen ihre Unterthanen frei und verbanden sich mit denselben. Zürich ließ die Gefangenen von Stäfa los und verhieß Verbesserung der Verfassung zu Gunsten des Volks. Tausend Freudenfeuer brannten am Zürichsee in Thal und Berg, als der greise Bodmer aus dem Kerker der Stadt mit seinen Unglücksgenossen in die Heimath zurückfuhr. So war noch nie ein Lebender von seinem Volke im Schweizerlande gefeiert worden. Darauf erkannte auch Freiburg, daß nun kommen müsse, wofür Chenaux geblutet hatte. Und der Rath zu Bern nahm zweiundfünfzig Männer des Landes, als dessen Stellvertreter, zu sich und sprach: Lasset uns zusammenhalten in der Noth.

Alle diese ungeheuern Verwandlungen und Umwälzungen waren das Werk von vier Wochen gewesen; alle zu spät. Bern zwar, mit Freiburg und Solothurn, stellten dem andringenden französischen Heer ihre Schlachthaufen entgegen.

Es fehlte nicht an Muth, aber an Kriegszucht und Waffenübung und fähigen Hauptleuten. Von Glarus, Luzern, den Waldstätten und andern Orten kam schwache Hilfe, auch Landsturm, bunt bewaffnet, in verworrenen Haufen, Rosenkränze betend. Aber dieser Zuzug floh bei der ersten bösen Nachricht, ohne den Feind erblickt zu haben. Nun bereueten die Schweizer und ihre Obrigkeiten von Herzensgrund, daß sie die Kunst der Waffen und des Krieges verlernt hatten und in den Tagen des Friedens geglaubt, das müsse immer so bleiben. Nun half ihnen kein Geld, kein Vornehmthun, kein eitles Wesen, kein Gebet, kein Rosenkranz. Denn der Himmel hilft nur denen streiten, die für gerechte Sache zu streiten und zu sterben verstehen; aber die Trägen in ihrer stolzen Sicherheit verstößt er.

So geschah, daß schon am ersten Kriegstag (2 März 1798) des Feindes leicht bewegliche Schaaren Freiburg und Solothurn einnahmen, und am vierten Bern selbst. Vergebens hatten die Berner bei Neuenegg unter ihrem Obersten Grafenried siegreich widerstanden; vergebens im Grauholz blutig gestritten. Nun Alles verloren war, flohen die bewaffneten Haufen des Landvolks verzweifelnd auseinander; schrien über Verrätherei, und erschlugen viele ihrer eigenen Hauptleute.

Die Unglücksstunde aller Schweizer war gekommen. Dennoch, auch in der Noth wurden sie nicht eins. Jedes Kantönlein unterhandelte, rüstete und sorgte für sich, uneingedenk der übrigen. Darum mußten alle verderben. Wo noch Obrigkeiten waren, welche die Freiheit ihrer Unterthanen zurückgehalten hatten, zauderten sie nicht länger, sondern sprachen dieselben mit Kleinmuth und Verzweiflung und Feierlichkeit aus. Man sah, gern hätten sie es nicht gethan.

Jetzt redete Frankreich gebieterisch und sprach: „Die Eidsgenossenschaft ist nicht mehr. Nun soll das ganze Schweizerland ein einziger Freistaat sein, mit einer einzigen Regierung. Die nehme, mit den gesetzgebenden Räthen, vom Volk er-

wählt, ihren Sitz in der Stadt Aarau. Jeder hat künftig gleiches Recht im Lande und vor dem Gesetz, er wohne im Dorf oder in der Stadt. Die Bürger in Urversammlungen ernennen ihre Verwalter, Richter, Obrigkeiten und Gesetzgeber. Die Regierung wählt, zur Vollziehung der Gesetze, Statthalter und Beamten in den Kantonen."

Und alles Land ward darauf in achtzehn Kantone zertheilt, die sollten ungefähr von gleicher Größe sein. Darum wurde das alte Gebiet von Bern in vier Theile geschieden, in Waadt, Oberland, Bern und Aargau. Hinwieder verknüpfte man mehrere kleinere zu einem einzigen, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Kanton Waldstätten, oder St. Galler-Land, Appenzell, Rheinthal zum Kanton Säntis, der also genannt ist vom höchsten Appenzellerberg. Ehmalige Unterthanenlande der Eidsgenossen, wie Baden, Thurgau, Lugano und Bellinzona, bildeten neue Kantone; Wallis auch wurde als ein solcher aufgenommen; Graubünden nur eingeladen zum Beitritt; hingegen Genf und Mühlhausen vom alten Verein losgerissen und dem Gebiet Frankreichs einverleibt.

So schalteten die fremden Sieger im Schweizerlande, welches von da an helvetische Republik geheißen ward. Und sie trieben große Brandschatzungen von den ehemaligen Hauptstädten ein, schleppten die aufgehäuften Schätze der Stadt Bern, Zürich und Freiburg fort und entführten viele der alten Rathsherren, auch andere, welche dem Bestand der neuen Einrichtungen gefährlich schienen, in die französischen Festungen; und wieder andere achtbare Männer führten sie als Geiseln fort für die Geldzahlungen, welche sie von den reichen Städten forderten.

Aber die Völkerschaften des Gebirgs von Uri, Nidwalden, Schwyz und Glarus, uralter Freiheit Genossen, sprachen: „Mit Kampf und Blut haben unsere Väter das

edle Kleinod der Unabhängigkeit gewonnen; so wollen wir es denn nicht verlieren, denn in Kampf und Blut!“ Und als sie an ihren Grenzen an der Schindellegi und auf dem Etzel im Angesicht der französischen Schlachthaufen standen, schworen sie den Bund der Todestreue mit ihrem Landshauptmann Alois Reding. Darauf ward herzhaft, doch ohne Glück, gefochten bei Wollrau und an der Schindellegi; denn der Pfarrer von Einsiedeln, Marianus Herzog, welcher die Einsiedler auf dem Etzel befehligte, floh zaghaft von diesem Berge. Allein Alois Reding zog sein Kriegsvolk am Rothenthurm zusammen, nahe am Siegesfelde von Morgarten. Da geschah ein großes, blutiges Treffen. Die Hirten stritten, des Ruhmes ihrer Väter werth und siegreich wie sie. Dreimal erneuerten Frankreichs Schlachthaufen den Kampf; dreimal wurden sie geschlagen und verfolgt bis Aegeri im Zugerland. Es war der zweite Maitag. Bei zweitausend Leichname der Feinde bedeckten den sieggeweihten Boden. Ruhmreich auch kämpften die Waldstätte folgendes Tages bei Arth. Aber die Kraft der Helden verblutete an ihren eigenen Siegen. Darum schlossen sie Vertrag und traten, mit Schmerz in der Brust, in die Gemeinschaft der helvetischen Republik ein.

So endete der alte Bund der Eidsgenossen. Vierhundert und neunzig Jahre lang war er bestanden; in vierundsiebenzig Tagen zertrümmert. Er fiel, einer Auflösung nahe, doch keiner so schmählichen werth. Sein Kampf gegen Frankreichs welterobernde Heeresmacht glich dem Kampf des sterbenden Greises, der mit erstarrender Faust noch das Schwert nimmt, nicht mehr um den letzten Funken des Lebens, sondern nur noch die Ehre zu verwahren.

Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felsenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergschluchten offen, die weiten Seen, die reissenden Ströme durchgänglich, die Waf-

gar kein Bedenken, seinen Befehl zu erfüllen. Keinem unter den Tausenden fiel bei, lieber zu sterben, als abtrünnig zu werden. — Nach Tippu's Sturz kamen die Abgefallenen und sohnten sich wieder mit ihrer christlichen Kirche aus, indem sie jesuitisch-schlau behaupteten: ihr Abfall sei nur äußerlich geschehen; sie hätten den wahren Glauben in ihrem Herzen versteckt gehalten.

Warum in den katholischen Missionen Hindostans das Christenthum die Gemüther so wenig durchdrang und verklärte, ist leicht zu lösendes Räthsel. Die römischen Heilsboten begnügten sich größtentheils, ihren Täuflingen einige dunkle Begriffe von Gott, der Jungfrau Maria, Christo und den Heiligen, von Hölle, Fegfeuer und Himmel beizubringen, sie auch zum Mitmachen kirchlicher Gebräuche abzurichten, und der Christ war fertig. Die Erwachsenen blieben ohne weitere Belehrung; die Kinder ohne Schulunterricht, alle ohne Bibel, ohne Andachtsbuch, aus welchem sie vom Wesen der Lehre des Weltbeseligers hellere Vorstellungen hätten erfassen können.

Eben diese Verderbtheit der meisten katholischen Hindu's oder sogenannten „Portugiesen" flößt unbekehrten Hindus nur Grausen vor dem Christenthum ein. Und rechtschaffene Leute, wenn sie das Unglück haben, von ihrer Kaste verstoßen zu werden, wenden sich daher lieber der Lehre

fen der Zunghäuser stumpf und die Geldsummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? — Lernet, ihr Gewarnten!

61.

Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es sich zu einer Eidsgenossenschaft herstellt.

(Vom Jahr 1798 bis 1803.)

Nachdem nun zwischen Jura und Alpen Alles gewaltsam oder von selbst aus den gewohnten Ordnungen gerissen war, sprachen die einsichtvollen Bürger des Landes: „Es ist großes Unglück über uns gekommen. Doch lasset uns alles Uebel zu des Vaterlandes Besten wenden. Dieweil wir bisher vielerlei kleine Staaten gewesen, wurden wir uns selbst fremd und feind; war jeder Kanton zu eigener Behauptung unmächtig, zu löblichen Anstalten arm, zu großen Gemeinthaten hinderlich. Ein jeglicher schrumpfte in seinem Eigennutz zusammen; darum ging Alles am Ende in Zwiespalt heillos aus. So werde denn nun das Schweizervolk eine einzige Familie mit gleichen Rechten, eine einzige Kraft mit gleichen Mitteln zur Freiheit von innen, zur Stärke nach aussen, auf daß wir noch einmal unter den Völkern der Erde achtbar erscheinen."

Aber die bildungslose Menge des Volks verstand solche Rede gar nicht und trauerte nur über die gebrochenen Gewohnheiten. Es hatte Unabhängigkeit und Freiheit gefordert, aber nicht diese Auflösung in ein großes Ganzes begehrt, sondern daß jede kleine Landschaft, ja wenn auch jedes Thal ein unabhängiges selbherrliches Kantönlein werde, das sich einrichte nach eigenem Gefallen in seiner Landsgemeine, eidsgenössisch den andern verwandt.

Und Alles, was sich ferner begab, vergrößerte den Schmerz und die Sehnsucht nach einer solchen vieltheiligen Eidsgenossenschaft und vermehrte den Widerwillen gegen die bestehende

oder werdende Einrichtung der Dinge. Denn die neue Gesammtregierung, genannt Vollziehungsdirektorium, stand zu Aarau ohne Ansehen und Vertrauen, fremd sich selbst und dem Volke, abhängig und entwürdigt von ihren eigenen Beschützern, den französischen Gewalthabern. Im Senat und großen Rath, aus Abgeordneten aller Kantone, haderten auch die Meinungen aller Parteien, die Begriffe des Pöbels und des Schulweisen. Im Lande begegneten sich dieselben Parteien feindselig, oft mit den Waffen in der Faust. Neue und alte Einrichtungen und Gesetze geboren zerstörenden Widerspruch. Während für den Staat oft die nöthigsten Mittel seiner Erhaltung fehlten, oft die Besoldungen der Beamten und Geistlichen, schwelgten die französischen Machthaber, Feldherren und Kriegsknechte im schamlosen Ueberfluß auf Kosten des Landes und sandten die geraubten Goldsummen nach Frankreich.

Darum sprach das Volk: so kann es nicht bleiben. Und die von ihren obrigkeitlichen Stühlen verstoßenen Beamten der alten Zeit, und die Mönche, welche Aufhebung aller Klöster fürchteten, und die Pfarrer, welche von ihren Besoldungen verloren hatten, und die Kaufleute und Handwerker, die nicht mehr die Vortheile des Zunftzwanges und Alleinhandels in den Städten genossen, gingen umher, und stärkten durch ihr Murren den Unwillen des Volks. Sie vertrösteten auf neuen Krieg Oesterreichs mit Frankreich; dann müsse mit aller Macht der deutsche Kaiser unterstützt werden zur Vertreibung der Franzosen. Also ward das Volk mit der neuen Gestalt der Dinge unversöhnbar.

Daher, als alle Völkerschaften aufgefordert wurden, der eingeführten Landesverfassung den Eid der Huldigung zu leisten (Juli 1798), entstanden im Rheinthal, Oberland, Appenzell und andern Gegenden Unruhen und Empörungen. Sie wurden mit Gewalt gedämpft; am schrecklichsten in Nidwalden. Hier hatte ein Kapuziner, Paul Styger, nebst andern

Geistlichen, die Leute zum wilden Widerstand entflammt, weil die Verfassung von den Franzosen gebracht, ein Werk der Hölle sei. Sie bewaffneten sich gegen Schauenburgs anrückende Heeresgewalt. Furchtbar ward am See, furchtbar am Gebirg von einem kleinen Haufen Hirten gegen die Uebermacht drei Tage lang gestritten. Drei- bis viertausend Franzosen starben hier erschlagen, ehe die übrigen ins Land drangen. Dann aber wurden durch ihre Wuth Stansstad und Stans ein Raub der Flammen; Männer, Weiber, Kinder, Geistliche, die nicht flüchten konnten, gnadenlos niedergemetzelt. Fast vierhundert Nidwaldner kamen so, unter allen Gräueln, ums Leben (9 Sept. 1798).

Und als bald darauf die Regierung, die ihren Sitz von Aarau, weil es zu eng geworden, nach Luzern verlegt hatte (4 Okt.), Auflagen und Einschreidungen der jungen Mannschaft zum Kriegsdienst angeordnet worden waren, erhoben sich neue Unruhen in den Kantonen Bern, Luzern und anderer Orten. Viele junge Leute flüchteten ins Ausland, um nicht unter den helvetischen Milizen, nicht unter den achtzehntausend Mann dienen zu müssen, die für Frankreich geworben wurden.

Endlich erneuerte der deutsche Kaiser den Krieg gegen Frankreich. Schon hatte einer seiner Heerhaufen (19 Oktober) das Bündnerland besetzt, aus welchem diejenigen geächtet flohen, welche zur Vereinigung mit Helvetien aufgefordert hatten. Dann, als bei Stockach in Schwaben die Franzosen eine große Niederlage erlitten (21 März 1799); als siegreich die Macht Oesterreichs in die Schweiz vordrang, unter zahllosen Gefechten; als erschrocken vor dem Herannahen des Feindes die helvetische Regierung sich in Luzern nicht sicher dünkte und ihren Sitz nach Bern (31 Mai) verlegte: da bewegten sich die Parteien des Landes mit neuem Leben und neuer Wuth. Schweizer stritten unter Oesterreichs, Schweizer unter Frankreichs Fahnen wider einander. Aufstände und

Empörungen, bald wegen Aushebung junger Mannschaft, bald zur Begünstigung der österreichischen Waffen weit umher, zu Flawyl und Mosnang im Säntis, zu Menzingen und Rinach im Aargäu, zu Ruswyl im Kanton Luzern, zu Murten und in andern Gegenden Freiburgs, zu Schwyz, wo man die Franzosen erschlug oder verjagte, zu Lugano und zu Uri, im Wallis und zu Aarberg und in mehrern Landschaften noch. In den Thälern, auf den Höhen der Alpen, an den Seen und über den Wolken ward indessen von fremden Heeren gekämpft; da ist Schlachtfeld bei Schlachtfeld. Ries und Mann zogen über Höhen, die einst nur der Gemsjäger kannte. Abwechselnd von Deutschen und Franzosen ward Graubünden, ward das Gebirgsland bis zum Gotthard genommen und verloren. Bis zur Stadt Zürich und von da bis zum Gotthard links, und bis zum Rheine rechts (im Juni) schritten erobernd die Fahnen der Oesterreicher vor; zu ihnen stießen noch Russen und Völker Asiens. Solches Elend, wie damals, hatte das Schweizerland seit den Tagen der Römer, Allemannen und Burgunden nicht erfahren.

Nun hofften viele der alten, zurückgesetzten Obrigkeitsglieder baldige Wiederherstellung ihrer vergangenen Herrlichkeit. Auch versuchten sie es unter dem Schutz der österreichischen Waffen hie und da. Selbst der neue Abt von St. Gallen, Pankratius Forster, kam, stellte die Knechtschaft des Volks her, wie sie nicht einmal vorher gewesen, trieb die vor drei Jahren dem Volke ausgestellten Befreiungsurkunden durch Dragoner ein, und erbrach und entführte die Urkundenschätze der alten Landschaft. Doch verspürte er bald, wohin Gewalt ohne Gerechtigkeit bringt; auch die Städte Zürich und Schaffhausen erkannten, das Volk sehne sich nicht nach ehemaliger Unterthänigkeit zurück.

Und als der französische Kriegsheld Massena in der ungeheuern Schlacht bei Zürich (25 Sept.) obsiegte, und im Gebirg die russische Macht zertrümmerte, welche Suworow,

der Feldherr, aus Italien über die Alpen gebracht hatte, ward Alles wieder zur helvetischen Staatsordnung zurückgeführt, selbst das Bündnerland.

Inzwischen erkannten die obersten Landesbehörden zu Bern selbst, daß solche Ordnung der Dinge nicht bestehen und wohlthun könne. Daher sannen sie auf verbesserte Einrichtungen. Allein ihre Meinungen blieben immerdar entzweit. Mehr auf die Personen, als auf die Sache achtend, stürzten sich abwechselnd die Parteien, also daß keine lange am Ruder blieb, und keine dem Vaterlande half.

Erst löseten die gesetzgebenden Räthe zu Bern (7 Jänner 1800) das Vollziehungsdirektorium auf, und machten eine neue Verfassung und Regierung, die den Namen Vollziehungsausschuß empfing; — dann nach sieben Monaten löste eben so gewaltsam der Vollziehungsausschuß hinwieder die gesetzgebenden Räthe (7 Aug. 1800) auf, und berief einen neuen gesetzgebenden Rath und die Regierung nannte sich Vollziehungsrath. Dann nach einem Jahre wurde eine allgemeine helvetische Tagsatzung in Bern versammelt (7 September 1801), eine bessere Landesverfassung für die Schweiz zu schaffen. Als diese aber darüber uneins ward und sich trennte, löste ein Theil des gesetzgebenden und des Vollziehungsrathes die Tagsatzung gewaltthätig auf und führten eine Verfassung ein mit Senat und kleinem Rath (28 Okt. 1801). An die Spitze des kleinen Rathes ward der Sieger bei Rothenthurm, Aloïs Reding, als erster Landammann der Schweiz, gestellt, weil sein Name, vor Allen, dem Schweizervolk theuer war. Als dieser aber weder das Vertrauen der französischen Regierung, noch derer gewinnen konnte, welche die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge hafften, ward der Senat eigenmächtig vom kleinen Rath beseitigt (17 April 1802) und Aloïs Reding entlassen. Achtbare Männer, berufen aus allen Kantonen, mußten dann eine neue Verfassung entwerfen. Sie ward abermals eingeführt, ein Senat und Vollziehungsrath dazu, an dessen

Spitze, als Landammann der Schweiz, Dolder, ein geschmeidiger Staatsmann, gestellt.

Jedoch das Schweizervolk sah diese ewigen Aenderungen und Umwälzungen der obersten Behörden gleichgültig an, durch welche Gesetz und Ordnung, statt befestigt zu werden, täglich haltungsloser wurden. Es seufzte über die endlosen Verwirrungen, über die Steuern und Abgaben, über die Unfugen der französischen Kriegsknechte im Lande. Empörungen und Unruhen hörten nicht auf. Wallis besonders verging unter der Gewaltherrschaft der französischen Feldherrn und Soldaten, denen es preisgegeben war. Um eine Straße über die Alpen nach Italien zu behalten, wollte Frankreich das Wallis losreissen.

Ein einziger Wunsch lebte in allen Völkerschaften des Schweizerlandes unwandelbar fort: daß jeder Kanton sein eigenes Hauswesen selber bestellen könne, jeder frei, in einer neuen Bundes- und Eidsgenossenschaft, unabhängig von französischer Gewalt, befreit vom fremden Kriegsvolk und alter Unterthanenschaft.

Da nun endlich zu Amiens zwischen Frankreich und den übrigen Kriegsmächten Friede geschlossen worden war, und dem zufolge die französischen Besatzungen aus der Schweiz in ihr Land heimkehrten (August 1803), erhob sich der Geist der schweizerischen Parteien und Völkerschaften mit neuer Macht. Wallis bildete sich zu einem eigenen Freistaat. Uri, Schwyz und Unterwalden bewaffneten sich gegen die helvetische Regierung. Die Stadt Zürich sagte sich auch von ihr los. Basel und Schafhausen folgten dem Beispiel. Aus dem Aargau zog Landsturm gegen Bern. Die helvetische Regierung, wehrlos, floh nach Lausanne, während zur Herstellung der alten Eidsgenossenschaft sich in Schwyz eine Tagsatzung versammelte (September 1803). Die schwachen helvetischen Kriegsschaaren, im Sold der Regierung, aus dem Innern des Landes zurückgetrieben, folgten ihr in das Waadtland nach

Ueberall rüſteten die Parteien; rüſteten die Städte zum Sturz der Geſammtregierung; rüſteten die Landleute für ihre Freiheit gegen die Anſprüche der Städte; rüſteten die Waadtländer zum Schutz der helvetiſchen Einheit und Freiheit. Allgemeiner Bürgerkrieg ſtand dem Ausbruch nahe. Schon floß Blut. Da wandte das gewaltige Oberhaupt des franzöſiſchen Volks, Napoleon Buonaparte, den Blick auf die Schweiz. Er gebot Frieden. Beim Wiedererſcheinen ſeiner Heergewalt (21 Oktober) ſtreckten alle Parteien die gezuckten Waffen, und riefen ihn an, daß er ihr Vermittler werde; denn ſie ſelbſt vertrauten einander nicht.

62.

Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde.

(Vom Jahr 1803—1813.)

Alſo beſchied er Abgeordnete von allen Kantonen und Parteien zu ſich in die Stadt Paris; da hörte er ſie an. Und nachdem er ſie wohl verſtanden, ſchlichtete er ihren Hader durch ſein mächtiges Wort, alſo, daß er nicht anſah die Perſon, ſondern die Sache. Darum hielt er weder zu den Stadtgeſchlechtern, welche Herrſchaften und Unterthanen begehrten, noch zu denen, welche begehrten, daß das ganze Schweizerland ein ungetheiltes Gemeinweſen ſein ſolle, mit einerlei Geſetz und Geſammtregierung über alle; ſondern er hörte die Stimmen der Volksmehrheit, welche wollte, es müſſe ein jeder Kanton Herr für ſich und Stadt und Land an Rechten und Freiheiten einander gleich ſein. Napoleon Buonaparte war aber ein kluger Herr und dachte: „So ich dem Volke dies erfülle, wird es zufrieden ſein; das Schweizerland aber wieder in ſich ſelbſt zerſtückelt, allezeit uneinig, ſchwach und meiner Leitung hinfällig bleiben!“

Demnach vermittelte er und stellte den Schweizern (19 Hornung 1803) die Urkunde seiner Vermittelung aus, die sollte ein Grundgesetz bleiben für Alle. Jeglichem Kanton war darin seine Verfassung gegeben. Und er sprach: „Es soll fortan eine neue Eidsgenossenschaft bestehen aus neunzehn Kantonen, nämlich den dreizehn alten, und den Kantonen Bünden, (ohne Veltlin), Aargau (mit dem Frickthal), Waadt, St. Gallen, Thurgau und Tessin (den ehemaligen enneabirgischen Vogteien). Es soll keine Stadt, keine Familie mehr ein Vorrecht, und kein Kanton Unterthanen haben; sondern jeder Schweizer zu Stadt und Land genießt gleiches Recht, hat Freiheit des Gewerbs und der Niederlassung im ganzen Schweizerland, wo er will, und es soll ihn Niemand stören. Angelegenheiten gesammter Eidsgenossenschaft werden abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern auf der Tagsatzung behandelt. Das Haupt des jedesmaligen Vororts heißt Landammann der Schweiz, leitet die Geschäfte und verkehrt mit den Gesandten auswärtiger Mächte. Uebrigens ist jeglicher Kanton selbherrlich mit eigenem Gesetz und eigener Obrigkeit."

Als nun demzufolge jeder der neunzehn Kantone eingerichtet war und die helvetische Gesammtregierung, von Lausanne nach Bern zurückgekehrt, sich aufgelöst hatte, rief Buonaparte auch sein Kriegsvolk wieder aus der Schweiz zurück.

Fast überall stellten die Völkerschaften der Schweiz ihr Hauswesen, kraft der neuen Ordnung, friedlich auf, und leisteten dem Huldigung. Nur im Kanton Zürich verweigerten mehrere Gemeinden trotzig den Eid, besonders in den Bezirken Horgen und Meilen; die klagten über Erschwerung des Loskaufes von Zehnten, Grundzinsen und andern Lasten. Sie hörten keine freundliche Vorstellung an, sondern mißhandelten unschuldige Beamte, ließen das Schloß Wädenschwyl in Flammen aufgehn (24 März 1804) und griffen zu den Waffen. Die lange Verwirrung voriger Jahre hatte zu gesetzloser Selbsthilfe verwöhnt. Doch eiliger Zuzug benachbarter Eidsgenossen, vereint mit den

Getreuen des Kantons Zürich, dämpfte nach kurzen Gefechten bei Oberrieden, Horgen und auf Bocken die Empörung schnell. Der Hauptmann derselben, Johann Jakob Willi, ein Schuhmacher von Horgen, und andere der vornehmsten Theilhaber, wurden mit dem Tode, andere mit Gefangenschaft, und zweiundvierzig fehlbare Gemeinden mit einer Kriegssteuer von mehr denn zweimalhunderttausend Gulden bestraft.

Es war aber gut, daß dieser Funke schnell gelöscht ward, ehe er zu einer Flamme wurde, die über das ganze Schweizerland schlug. Noch standen aller Orten und Enden die Parteien unversöhnt, und jede dachte: stürzt die neue Ordnung um, stehen wir andern oben auf. Noch murreten die Freunde der helvetischen Einheit, denn ihnen mißfiel die eidsgenössische Zerstückelung des Landes. Es murreten die Klöster, weil ihr Dasein unsicher schien, und Pankratius, der Abt des ehemaligen Klosters St. Gallen, schalt öffentlich die St. Gallischen Landschaften rebellische Vasallen des deutschen Reichs. Es murreten viele Landleute, die lieber Landsgemeinden gehabt hätten, gleich den Urkantonen. Es murreten viele Patrizier und Stadtgeschlechter, weil sie ihre Vorrechte verloren sahen, und weil die Landleute nicht mehr ihre Unterthanen waren.

Doch die Mehrheit der Völkerschaften begehrte ernstlich Ruhe und Frieden und hielt fest an dem, was bestand, und an der Freiheit, die gewonnen worden. Also verstummte der eitle Zorn der Einzelnen, und Alle fürchteten sich vor dem Ernste des gewaltigen Vermittlers, vor welchem selbst Könige zitterten. Denn Napoleon wuchs an Macht und Hoheit so sehr, daß er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte und mit seinem Schwert die halbe Welt erschreckte.

Darum blieb Stille im Lande und es folgte eine lange Reihe friedlicher und freudiger Jahre. Die Zeiten der Umwälzung und bürgerlichen Kriege hatten die Kraft der Schweizer erweckt. Sie bewegten sich mit neuem Leben, wie zuvor nie gesehen worden. In den Stürmen unter einander bekannt ge-

worden, standen sie einander nicht mehr fremd, wie vorzeiten. Was einem Kanton widerfuhr, das rührte jetzt den Sinn aller. Vielerlei Schriften, Tagblätter und Zeitungen, vorzeiten von scheuen Regierungen unterdrückt, belehrten das Volk von wissenswürdigen Dingen, zogen die Aufmerksamkeit desselben zu den öffentlichen Angelegenheiten und nährten und verbreiteten einen vormals unbekannten Gemeingeist. Schweizer aus allen Kantonen bildeten Gesellschaften zur Beförderung gemeinnütziger Sachen, zur Erhebung der Wissenschaften und Künste und zur Stärkung der Eintracht oder Vaterlandsliebe. Ein ewiges Denkmal dieses großen, nie vorher also geoffenbarten Volksgeistes ward der Linthkanal. Schweizer brachten aus allen Kantonen freiwillig beinahe eine Million dar, um die besumpften Ufergegenden des Wallensees trocken zu legen, von denen bisher Armuth, Elend und Fieberseuchen ausgegangen waren. Nicht minder that sich die Eidsgenossenliebe herrlich kund, als herbstliche Regengüsse einen Theil des Rufberges ob Goldau im Kanton Schwyz unterfressen hatten, daß er eines Abends urplötzlich (2 Sept. 1806) mit dumpfem Krachen niederstürzte. Goldau, Lowerz und zahlreiche Hütten wurden unter Felsenschutt tief vergraben mit Hunderten von glücklichen Menschen. Noch siehst du die Wüste; einst war es ein blühendes Thal.

Das überall freie Volk, seit es nicht mehr als unmündig behandelt ward, regte sich mit frischem Muthe, trieb mit neuer Lust Gewerb und Handel, Viehzucht und Ackerbau; nirgends beengt, wie ehemals durch Zunftzwang und Sperrung eines Kantons gegen den andern. Die Theilnahme aller Bürger an Landessachen nöthigte die Regierungen zur Milde und Gerechtigkeit, zur Verbesserung schlechter Gesetze und zur Beförderung löblicher Anstalten und Einrichtungen. Das Volk wollte frei sein; aber ohne Einsicht und Stärke ist kein Volk unabhängig. Darum wurden die Schulen des Landes vermehrt und verbessert; denn nur der Verständige versteht, sich selber und Andern zu helfen. Darum wurde das Kriegswesen der Eidsgenossen neu

des Propheten von Mekka zu. Zwar Keiner der Abtrünnigen iſt von den Aſiaten geachtet. Denn obwohl dieſe in jeder fremden Lehre Falſchheit erblicken, mögen ſie doch dem nicht vertrauen, welcher von der Religion ſeiner Vorfahren abfällt. Im fremden Glauben erblicken ſie Irrthum, im Abfall hingegen Verworfenheit des Sinnes, welcher ſich mit Untreue befleckt oder frevelvoll mit Heiligthümern ſpielt und zuletzt, ohne Heiligthum zu ſein, verdächtig wird. Aber ſchonender beurtheilen ſie den, welcher zum Koran, als den, welcher zum Kreuz der Europäer übergeht. Der Stolz des Hindu und des Mauren blickt mit Verachtung auf die ſogenannten „Franken“ herab. Man hält dieſe mehr für pfiffige Vernünftler, als für Leute von geſunder Vernunft, welche, um Geld gewinnen und es wieder durchbringen zu können, ihren Welttheil, ihr Vaterland, ihre Familie, Gerechtigkeit, Treue, Wahrheit und Menſchlichkeit im Stich laſſen, und mit ſich das Unglück hintragen, wohin ſie kommen.

Auf der malabariſchen Küſte, beſonders im Gebiete von Travankor, leben noch viele Jakobiten. Man nennt ſie gewöhnlich ſyriſche Chriſten, theils weil ſie ſich beim Gottesdienſt und in ihrer Liturgie der alten ſyriſchen Sprache bedienen, die vom Volk ſelbſt aber nicht mehr geſprochen

gestaltet, auf daß zu jeder Stunde ein streitbares Heer die Grenzen wider Fremdlinge decken könne. Binnen einem Jahrzehend ward im Schweizerlande mehr Löbliches gestiftet und vollbracht, als sonst in einem Jahrhundert.

Der gewaltige Vermittler, Napoleon, Kaiser der Franzosen, welcher in unüberwindlicher Macht Könige von ihren Thronen stieß, alte Reiche zertrümmerte und neue Kronen schuf, als wäre er ein Herr der Welt, schonte zwar des Schweizerlandes freundlich. Doch seine ewigen Kriege lähmten den Handel der Eidsgenossen mit andern Völkern; das drückte Viele, und mehr noch der Vertrag, kraft dessen ihm, wie einst den Königen, sechszehntausend Mann in Kriegssold gegeben waren. Denn weil der Tod in zahllosen Schlachten viele Mannschaft hinwegraffte, wollte sich fast niemand mehr werben lassen. Auch mißfiel mancher Stadt, daß den Franzosen freie Niederlassung in der Schweiz, wie den Schweizern in Frankreich, gestattet war. Allein es tröstete sich Jeder mit Hoffnungen besserer Zukunft. Niemand wagte, wider Napoleon aufzutreten.

Doch es begab sich, als dieser mit ungeheurer Heeresmacht in das Innerste Rußlands eingedrungen war, und er das große Reich zu seinen Füßen liegen sah, daß Gott der Herr sein Antlitz von ihm wandte. Der Frost weniger Winternächte (1812) vertilgte in den russischen Wildnissen die Kraft des Niedezwungenen. Da erhoben sich, als er mit Schrecken zurückfloh, die Könige und Völker des Welttheils weit umher und schworen den Untergang ihres von Gott geschlagenen Unterdrückers. Und als er neue Krigsmacht wider sie gesammelt hatte, und gegen sie abermals auszog, stießen sie in den Feldern von Leipzig auf ihn und schlugen ihn in dreitägiger Schlacht (16, 18, 19 Okt. 1813) mit dem Schwert ihrer Rache. Er floh mit Schmach über den Rhein. Sie aber folgten ihm nach.

Wie sich nun die Heeresgewalten der Kaiser und Könige dem Rheine näherten und den Grenzen des Schweizerlandes, gedachten die Eidsgenossen ihrer Verpflichtungen gegen den Ver-

mittler, aber auch des Druckes und Leidens der Völker unter seinem Zepter. Und sie sprachen: lasset uns in diesem Kampfe der Könige unparteisam bleiben, wie wir es Allen zugesagt haben. Also beschlossen es die Kantone auf der Tagsatzung in Zürich und ihre Waffen zogen zur Hut des Schweizerbodens an die Grenzen längs dem Rhein.

63.

Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenossenschaft von zweiundzwanzig Kantonen.

(Vom Jahr 1813—1815.)

Da nun unter den Siegen der verbündeten Könige der Thron des gewaltreichen Napoleons wankte, sprachen die Weisern unter den Eidsgenossen: „Jetzt ist der Tag gekommen, an welchem des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre neu aufzurichten ist. An den Grenzen kämpfe, sieg' oder sterbe unsere Jugend für Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, während unsere versammelten Abgeordneten in Zürich einen neuen Bund der Eidsgenossen gründen sollen, ein Werk vaterländischer Weisheit, für das Bedürfniß des Jahrhunderts. Dann, doch nicht früher, verschwinde die Napoleonische Vermittelungsurkunde, das Zeugniß unserer ehemaligen Zwietracht und Schwäche.

So sprachen sie. Nicht also Viele aus den Geschlechtern der vormals herrschenden Städte. Viele wünschten die Herrschaft der Fremden auf Schweizerboden zu setzen, um unter Schutz und Schrecken derselben eine Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte herzustellen, mit Dienstbarkeit und Herrschaft, dergleichen im Jahre 1798 blutig verschwunden war.

Man hörte von heimlichen Umtrieben und Unterhandlungen mit den Fremden. Dann unerwartet, nachdem kaum die feierliche Erklärung schweizerischer Unparteisamkeit durch die Tagsatzung ergangen war, geschah der Befehl zum Rückzug der streitfertigen Schlachthaufen von den Grenzen. Die österreichischen Schaaren zogen mit klingendem Spiel in gedrängten Haufen (21 Dez. 1813) über den Rhein, durch Basel, Aargau, Solothurn, Bern und andere Landschaften, dem Gebiete Frankreichs zu. In Unwillen und Bestürzung sah das Volk sie vorüberwandern. Die eidsgenössischen Schlachthaufen standen in der Ferne; die meisten voller Scham, Ingrimm und Schmerz. Den langen Zug der Fremden bezeichneten Fieber und tödliche Seuchen. Manches weiland frohe Haus ward öde.

Bern aber, die Stadt, als sie die zahlreichen Kriegshaufen der Deutschen erblickte, hob zuerst die Napoleonische Vermittelung auf, und erklärte sich für die Oberherrlichkeit und Macht, welche sie vordem im Lande genossen. Das Volk, überrascht, und im Glauben, solches sei das Gebot der deutschen Sieger, deren Fahnen es sah, schwieg in banger Erwartung. Die Städte Solothurn und Freiburg folgten dem Beispiel Berns; bald auch Luzern. In Zürich hob die Tagsatzung nun auch die Kraft der Napoleonischen Vermittlung auf, durch welche sie beisammen war, und entwarf die Grundlagen eines neuen Bundes der neunzehn eidsgenössischen Staaten (29 Christm.).

Doch nicht dies, sondern Wiederkunft einer Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte wollten einige der ehemaligen Regenten. Dafür bewegte man die Urkantone im Gebirg. Darum hatte man die Kantone Waadt und Aargau geheißen, unter Bern zurückzukehren (24 Christm.). Waadt und Aargau wiesen aber das Ansinnen beharrlich ab.

Und nun lösete sich abermals gesammte Eidsgenossenschaft in innern Entzweiungen verworren auf, während die verbündeten Kaiser und Könige zu Paris einzogen, den überwundenen Napoleon auf das Eiland Elba verbannten und Ludwig den Acht-

zehnten, als König von Frankreich, auf den Thron seiner Väter einsetzten. Noch ward in Zürich die Tagsatzung, welche neuerdings aus Abgeordneten aller neunzehn Kantone (6 April 1814) zusammengetreten war, das einzige schwache Band, welches das gänzliche Auseinandergehn des Bundesstaates verhütete. Mißtrauen, Feindschaft ringsum; Geschrei zur Vernichtung und Zerstückelung aller seit sechszehn Jahren selbstständig und frei gewordenen Theile der Eidsgenossenschaft. Zug forderte vom Aargau einen Theil der ehmaligen Freiämter; Uri vom Kanton Tessin das Livinerthal; Glarus vom Kanton St. Gallen die Landschaft Sargans; der gewesene Fürstabt Pankratius seine vormaligen Gebiete und Herrlichkeiten im Thurgau und St. Gallerland; Schwyz und Glarus vereint, die Gebiete Uznach, Gaster, Wesen und Ersatz für vielerlei gehabte Rechtsame; Unterwalden, Uri, Schwyz vereint, ähnlichen Ersatz für oberherrliche Rechte, die sie im Aargau, Thurgau, St. Gallischen und am Tessin genossen hatten.

So verlangten Andere wieder Anderes. In Bünden hinwieder begehrte eine Partei die Lossreissung Rhätiens von der Eidsgenossenschaft; eine andre zog mit einigen hundert Bewaffneten über das Gebirg zur Wiedereroberung Elavens und Veltlins (3 Mai), wurde jedoch von dreitausend Oestereichern zurückgewiesen.

In diesen Stürmen erschienen Zürich, Basel und Schafhausen am unbefangensten; Waadt und Aargau, durch begeisterte Entschlossenheit ihres Volks, der erworbenen Freiheit würdig und stark. Aus den Gebieten und Städten von Basel, Zürich und Solothurn trugen freiheitliebende Männer den Vorsatz, den Fahnen des Aargaus zu folgen. Zwölftausend wohlgeordnete Streiter standen hier, eben so viele im Waadtland, täglich zum Aufbruch bereit. Bern aber vermied offene Fehde; es erbot sogar dem Waadtland Anerkennung der Unabhängigkeit unter Bedingungen. Doch Waadt verwarf (24 Heumonds). Aargau rüstete drohender. Auch im Oberlande ward gefährliche Ruh-

rung laut (August). Es war eine trübselige Zeit voller Hader und Zerwürfnisse; lange die große Familie der Eidsgenossen nie eine ähnliche wieder erleben.

Hier, wie in vielen andern Kantonen, waren Argwohn und Eifersucht der Parteien lebendiger geworden, zumal als man begonnen hatte, die künftigen Rechte des Volks und die künftigen Grenzen obrigkeitlicher Gewalt zu berathen. Man vernahm von theilweisen Aufständen, von Verschwörungen, Einkerkerungen und Verbannungen in Luzern, in Freiburg und Solothurn. Solothurn, die Stadt, rief bernische Besatzung zu ihrem Schutz gegen das eigene Volk. Eidsgenössische Schlachthaufen mußten über das Hochgebirg an die Ufer des Tessin eilen, damit dort mörderischer Bürgerkrieg verhindert werde (September); andere Schlachthaufen in den Kanton St. Gallen, damit Meuterei und zerrüttende Gesetzlosigkeit ende. Denn hier fuhr Abt Pankratius fort, seine Anhänger zu bewegen, anderseits Schwyz, um Sargans und Uznach zu gewinnen. Andere Landschaften forderten Landsgemeinden-Einrichtung.

Während das Schweizerland also und lange Zeit den wachsenden Unruhen preisgegeben war, mancher Orten schon Blut floß, und sich die Kerker mehrerer Städte mit Gefangenen füllten, saßen zu Wien, in der Hauptstadt des Kaisers von Oesterreich, die Bevollmächtigten fast aller großen Reiche Europa's beisammen, um die künftigen Friedensverhältnisse der Welt festzustellen. Schon früher hatten die verbündeten Besieger Frankreichs gestattet, daß sich der Freistaat Genf dem eidsgenössischen Bunde als selbstständiger Kanton, anschloß, eben so Neuenburg, das Fürstenthum unter preussischer Hoheit, desgleichen Wallis (am 12 Herbstmonat ward den drei Kantonen das Begehren zur Aufnahme in den Schweizerbund durch die Tagsatzung bewilligt). Jetzt aber, als die Könige und ihre Vollmächtigen zu Wien den unversöhnbaren Hader der Eidsgenossen sahen, den die Länge der Zeit, statt zu mäßigen, nur stärkte, übernahmen sie es,

als Vermittler, durch ihr Wort allen Streit auf immer zu schlichten. Es zogen daher willig die Abgeordneten der Eidsgenossen, wie vor eilf Jahren gen Paris, nun zur Kaiserstadt an der Donau.

Hier, nach langer Prüfung sämmtlicher Zwiste und Verwirrnisse, ward endlich (20 März 1815) darüber die Erklärung der verbündeten Mächte und ihr entscheidender Vergleich ausgesprochen; der Bundesvertrag, welchen die Mehrheit der eidsgenössischen Stände am 8 Herbstmonds 1814 angenommen hatte, und der unverletzte Bestand der neunzehn Kantone anerkannt, so wie die Vermehrung derselben zu zweiundzwanzig Kantonen, durch Zutritt von Genf, Neuenburg und Wallis, bestätigt. Dem Kanton Waadt wurde das ihm durch Frankreich entrissen gewesene Dappenthal wieder zugewiesen; dem Kanton Bern zur Entschädigung Biel und das Bisthum Basel, mit Ausnahme kleiner Abschnitte desselben für Neuenburg und Kanton Basel, gegeben; dem Kanton Uri die Hälfte des jährlichen Zollertrags im Livinerthal; dem Abt Pankratius und seinen Beamten ein Jahrgehalt von achttausend Gulden; den Ständen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell inner Rhoden, für ihre ehemaligen Rechtsame, ein Ersatz von einer halben Million Franken von den Kantonen Aargau, Waadt und St. Gallen.

Auch über Tilgung der helvetischen Staatsschulden von mehr denn 3,500,000 Franken, über Entschädigung der Berner, welche im Waadtlande Lehengerechtigkeiten besessen hatten, und über vieles Andere ward für immer entschieden. Nur die Klagen des Freistaates der Bündner blieben unerhört. Denn Cläven, Veltlin und Worms, nun Oesterreichs Eigenthum geworden, kam ihnen nicht zurück; nicht einmal wurde denen Entschädigung geleistet, deren rechtmäßige Besitzungen und Güter im Veltlin vor siebenzehn Jahren bei Empörung der Unterthanen von diesen in Beschlag genommen und veräussert worden waren.

Nachdem die Eidsgenossen durch ihre Tagsatzung (am 27 Mai) jene Erklärung und den Vergleich angenommen hatten, der von den Bevollmächtigten der Kronen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugal, Preussen, Rußland und Schweden unterzeichnet war: erklärten eben dieselben Mächte Anerkennung und Gewährleistung einer immerwährenden Unparteisamkeit und Unverletzbarkeit der Schweiz in allen künftigen Kriegen der Fürsten.

So hat die Dazwischenkunft der vereinten Häupter des Welttheils großsinnig den Hader der Eidsgenossen geendet; und also ist der Bund der zweiundzwanzig eidsgenössischen Freistaaten im Gebirg der Alpen und des Jura gegründet worden.

64.

Das Schlußwort.

Dies sind die Geschichten verflossener Zeiten, ein Spiegel vom Geheimniß der zukünftigen.

Nicht der Pfeil des Tellen und nicht der Dolch des Camogaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob und nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit der Eidsgenossen erfochten. Nein, fünfhundert Jahre lang ist für Freiheit von innen, für Unabhängigkeit von aussen gerungen worden. Die Männer im Grütli, und die unter dem Ahorn von Truns, gaben nur die Losung zum heiligen Kampf.

Denn seit Uri's Unschuld durch die Hoffart der Andern verführt worden war, erröthete von den Eidsgenossen Keiner mehr, an die Stätte der vertriebenen Herren und Vögte zu treten, und lieber Unterthonen und Leibeigene, als freie Mitburger, zu haben. Zu Stans, wo ihnen der selige Nicolaus

von der Flue erschienen war, gaben sie sich die Gewähleistung ewiger Herrschaft über das Volk gegen dessen Gewalt. Und wenn Toggenburg um Loskauf flehte, verschmäheten sie ehrliches Lösegeld. Nur Freiheiten wollten sie, aber nicht die Freiheit den Unterthanen gestatten. Darum däuchtete ihnen zuletzt derselben Tugend, Einsicht und steigender Reichthum furchtbarer, als offene Fehde mit Empörern.

Was jedoch die Hand schnöder Selbstsucht gebunden hatte, das mußte sie selber wieder lösen. Bald sah die Welt, mit Erstaunen, von den Schweizern das verachtet und verrathen, wodurch sie mächtig und ruhmreich geworden waren: den ewigen Bund und die Eintracht. Die Kantone vergaßen der ersten Liebe, strebten feindselig auseinander und gingen fremden Buhlen nach. Die Helden der Freiheit knechteten um goldene Fürstenketten. Die genügsamen Söhne der Alpen verkauften um Miethe und Gaben das Blut des Volks nach unbekannten Schlachtfeldern, und ihre Stimmen im Rath. Der mannhafte Geist der alten Staatshäupter verkrüppelte zu scheuen Rathsherren-Regierungen. Sie machten den Ungehörigen ihr eigenes Vaterland zum Staatsgeheimniß. Und als die Regierungen fast sämmtlich vom Volk abgefallen waren, da fiel das Volk von ihnen ab. Es ist noch nie ein Reich durch die Tugenden seiner Bürger untergegangen. Der alte Bund ging vielgebrochen unter.

Doch der Gott der Väter wachte in unendlicher Barmherzigkeit über die Kinder. Und wie aus donnernder Wetterwolke ein fruchtbarer Regen, so ging aus dem Weltsturm die Freiheit alles Schweizervolks. Und es wohnen heut, was nie vorher gewesen, auf einem Flächenraum von beinahe neunhundert Geviertmeilen, zwischen Leman und Bodensee, fast zwei Millionen Menschen, vertheilt in zweiundzwanzig Gemeinwesen, Alle Genossen der Freiheit. Zwar gegen die Fürsten der Welt ist auch der Stärkste von den zweiundzwanzig Freistaaten schweizerischer Eidsgenossenschaft ohnmächtig und gering.

Aber auch der Kleinste derselben steht, im Bunde Aller, unüberwindlich, so lange jeder Eidsgenoß ein zweites Granson, Murten und Frastenz weniger fürchtet, als eines Herrn Zoppo oder eines Bischofs Schinner List und Gold.

Nicht aus Deutschland, nicht aus Welschland kommt der Feind, vor welchem das Schweizerherz zittert. Der furchtbarste Widersacher der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unserer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er ists, welcher das Ansehen seines Ortes dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenossenschaft, und seinen und seines Hauses vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellt. — Er ists, welcher vor dem Schwert an der Hüfte des freien Volks, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der Könige und ihrer Gesandten erschrickt. — Er ists, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinsen und verschwendet es nicht für Waffen und Heerwesen; verschlieffet die Rathsstuben und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben: so mögen wir wieder Herren und Meister sein und die Knechte werden uns dienen! — Er ists, welcher Mistrauen zwischen Stadt und Land, Glaubensgroll zwischen Katholischen und Reformirten, Sperren zwischen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erschlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrschsucht, jenen Geschlechterstolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidsgenossenschaft, trotz Neuenegg und Rothenthurm, einst blutig verschwand.

Aber wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit ist gewaltiger, denn alle Gewalt; und jedes Hauses Glückseligkeit steht nur sicher unter dem Gesetz der Freiheit; und die Freiheit Aller ist nur geborgen durch Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbstständigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht fest auf Pergamentbriefen kaiserlicher und königlicher Zusicherungen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da

ist unser Schwert. Der rechte Schwerteradel soll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorschreiten. Der rechte Staatsschatz muß im Wohlstand aller Haushaltungen liegen. Das große Rüst- und Zeughaus des Bundes soll in den Waffenkammern aller Bürger stehen. Die Verhandlung der großen Räthe und Landsgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidsgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerischer Selbstsucht verzehren.

Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Comegaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malserhaide ward die Unabhängigkeit schweizerischer Eidsgenossenschaft erfochten. Auf Grütli und unter dem Ahorn von Treuns wurde nur die Losung des Kampfes gegeben. — Wir kämpfen ihn noch, Eidsgenossen! — Und ihr, unsere Enkel, werdet ihn kämpfen über unsern Gräbern! — Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidsgenossen für Einen, und Jeder für Alle!

wird, theils weil der urſprüngliche Sitz ihrer Kirche in Syrien iſt. Ihr Bisthum zu Travankor, zu welchem ungefähr fünfzehntauſend Seelen gehören, iſt eins von jenen einundzwanzigen, die dem Stuhl des Patriarchen zu Der-Zaaferan in Meſopotamien untergeben ſind, und deren ich ſchon gedachte, als ich die kleinaſiatiſche Chriſtenheit darſtellte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Katholiken und Jakobiten hier zu Lande aus chriſtlicher Liebe einander herzlich verachten, ungeachtet ſie nur in den Lehren von göttlichen Geheimniſſen, die Niemand verſteht, von einander abweichen. Uebrigens haben beide in drei Dingen viel Verwandtſchaft, nämlich in ihrer hierarchiſchen Form (auch die Jakobiten heißen Biſchöfe, Prieſter, niedere Geiſtlichkeit); in der Sprache, denn auch die Katholiken gebrauchen die alte ſyriſche in ihren Kirchen, und in der Unwiſſenheit und Verwilderung ihrer Geiſtlichen und Laien.

Wahrhaft ruhmwürdig iſts daher, daß ſich mehrere der evangeliſchen Engländer ohne Proſelytenmacherei dieſer verfallenen Kirchen annehmen. Der Reſident der oſtindiſchen Geſellſchaft zu Travankor, Oberwachtmeiſter Munro, faßte im Jahr 1815 den Gedanken, für ſyriſche Prieſter und Laien eine Bildungsſchule zu Cotym im Gebiet Travankor zu errichten, und mit Hilfe der britiſchen Miſſionsanſtalten vollzog er ihn. Die Schule be-

Inhalt.

			Seite
1.	Wie es im Anfang gewesen.		3
2.	Die ersten Thaten der alten Helvetier und wie zu ihnen die Lymern gekommen sind	(109 J. v. C. G.)	5
3.	Alles Land wird römisch.	(50 J. v. C. G.)	7
4.	Von der römischen Vormäßigkeit im Lande	(1 — 300)	12
5.	Wie das ganze Land ein Raub fremder Völker wird	(300 — 550)	16
6.	Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande	(550 — 900)	19
7.	Der christlicher Glaube bringt herein		21
8.	Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut werden	(900 — 1200)	25
9.	Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande	(1200 — 1290)	30
10.	Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis		35
11.	Vom guten Kaiser Rudolf von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht	(1290 — 1307)	39
12.	Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli	(1307)	44
13.	Der Neujahrsmorgen des Jahres 1308. — Die Freiheitschlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidgenossen	(1307 — 1334)	48
14.	Bern schlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfassung von Zürich	(1335 — 1340)	52

Seite

15. Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft . . (1340 — 1360) 57

16. Wie die Schweizer erwerben und die Grafen Kyburg verderben (1360 — 1385) 62

17. Die Freiheitschlacht bei Sempach . (1385 — 1387) 66

18. Die Freiheitschlacht bei Näfels und die Folgen (1388 — 1402) 70

19. Der Appenzeller Heldentage . . (1403 — 1411) 75

20. Wie die Eidsgenossen sich des Aargaues bemächtigen u. gemeine Herrschaften errichten (1412 — 1418) 82

21. Die Mage von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Hrn. Zoppo Kunst . . . . . (1419 — 1426) 88

22. Im hohen Rhätien erstehen der Oberbund, der Gotteshausbund u. der Zehngerichtenbund zur Freiheit . . . (1426 — 1436) 93

23. Der Streit um die Toggenburger Erbschaft (1436 — 1443) 98

24. Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede (1443 — 1450) 101

25. Rheinfelden wird verwüstet; Freiburg savoiisch; der Thurgau zur gemeineidsgenössischen Vogtei . . . (1450 — 1468) 110

26. Verein der drei Bünde in Rhätien; Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Kriegs (1469 — 1476) 116

27. Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei . . . . (1476 — 1477) 121

28. Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich . . . (1478 — 1489) 127

29. Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte bildet sich . . (1490 — 1500) 135

30. Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie dafür Veltlin und die italienischen Vogteien erwarben (1500 — 1525) 141

Seite

31. Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt . . . . (1519 — 1527) 147

32. Die Zwietracht in Kirchensachen nimmt überhand . . . . . (1527 — 1530) 153

33. Der Kappeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn (1531 — 1533) 158

34. Genf trennt sich von Savoien. — Bern bemeistert sich des Waadtlandes (1533 — 1558) 162

35. Glaubenshaß in den italienischen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalenderstreit und der Borromäische Bund . . (1558 — 1586) 168

36. Aufstand in Mühlhausen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen sich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln (1587 — 1603) 173

37. Unruhen in Biel. Verschwörung gegen Genf. Der schwarze Tod. Anfang der Bürgerkriege in Bünden . . . . . (1603 — 1618) 178

38. Entsetzlicher Untergang von Pluvs. Der Veltlinermord. Bürgerkrieg in Bünden (1618 — 1621) 181

39. Die Bündner werden von den Oesterreichern unterjocht . . . . . (1621 — 1630) 189

40. Die Bündner erreichen ihre Freiheit . (1630 — 1640) 194

41. Von den Unruhen der Eidgenossen während des dreißigjährigen deutschen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit der Schweizerlandes gegen das deutsche Reich festgesetzt worden ist . . . (1618 — 1648) 199

42. Wie die Bauren in den Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel Aufruhr beginnen und darin verderben . (1648 — 1655) 205

43 Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Die Pestilenz . . . . . (1656 — 1668) 215

Seite

44. Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden sind und was daraus entstanden . . . . . (1700 — 1712) 219

45. Der Toggenburger Krieg. Die zweite Schlacht bei Villmergen. Der Aarauer Friede (1712 — 1718) 225

46. Zustand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Thomas Matzners Streithandel . . . . . (1701 — 1714) 231

47. Unruhen in Zürich, Schaffhausen und dem Bisthum Basel gegen Wilkühr . (1714 — 1740) 235

48. Aufstand der Werdenberger gegen Glarus — — 240

49. Parteiwuth und Unruhe im Zugerland. Des Ammanns Schumacher Gewalt u. Unglück — — 244

50. Der Harten und Linden Streit in Appenzell Ausser-Rhoden . . . . . — — 249

51. Henzi's Verschwörung in Bern . . (1740 — 1749) 254

52. Von dem Aufruhr im Livinerthal . (1750 — 1755) 259

53. Warum die alte Eidsgenossenschaft immer in größern Verfall gekommen. — Die helvetische Gesellschaft . . . (1755 — 1761) 263

54. Wie König Friedrich der Große, als Fürst von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig ist . . . . . (1762 — 1770) 268

55. Geschichte vom Landammann Suter in Appenzell Inner-Rhoden . . (1770 — 1784) 271

56. Unruhen und Volksaufstand im K. Freiburg (1781 — 1790) 275

57. Unruhen im Bisthum Basel, im Waadtlande und Bündnerlande . . (1790 — 1794) 280

58. Geschichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf . . . (1707 — 1797) 285

59. Von der alten Landschaft St. Gallen und dem weisen Abt Beda; auch wie am Zürichsee Unruhen ausbrechen . (1794 — 1797) 292

Seite

60. Untergang der alten Eidgenossenschaft. Einbruch der Franzosen ins Land . (1797 — 1798) 299

61. Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es sich zu einer Eidgenossenschaft herstellt . . . . . (1798 — 1803) 306

62. Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde . . (1803 — 1813) 312

63. Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidgenossenschaft von zweiundzwanzig Kantonen . . . . . (1813 — 1815) 317

64. Das Schlußwort 322

Prometheus.

Für Licht und Recht.

Zeitschrift

in zwanglosen Heften,

herausgegeben

von

Heinrich Zschokke

und seinen Freunden.

Erster Theil.

EXEMPLUM DER K. UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Aarau.

Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

1832.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK WÜRZBURG

EINGEGANGEN DER K. UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ein Vorwort.

In Tagen, da die Gährungen unsers alten Welttheils Sinn und Theilnahme der ganzen Lesewelt fast für alles Andere, als sich selbst, verschlungen haben, sieht es einem Wagstück ziemlich ähnlich, mit einer Art Zeitschrift hervorzutrete n, die wenig oder nichts mit den politischen Wirren des Augenblicks zu schaffen hat. Und doch glaube' ich, es könne dem Gemüthe Vieler, wie dem meinigen, eben wohlthun, sich zuweilen vom Schauspiel des Parteihaders abzuwenden und den Geist durch Beschäftigung mit Gegenständen ganz anderer Art zu erheben oder zu zerstreuen.

Dem Herausgeber dieser Blätter gewährten, in seiner Zurückgezogenheit, gewisse Erinnerungen aus seiner Vergangenheit, die an ihn gerichteten Briefe edler Männer, ihm von ihnen hinterlassene Handschriften u. s. w. hohen Genuß. Er gefällt sich in dem Glauben, sie könnten auch Andern ähnlichen Genuß gewähren. Ja, es ist ihm sogar gewissermaßen Pflicht geworden, davon bekannt zu machen, indem einige jener Edeln ihn kurz vor ihrem Tode, wie z. B. Karl v. Bonstetten, dazu ermunterten, oder, wie Jochmann von Riga, durch Vermächtniß der Handschriften, dazu beauftragten. Einige noch lebende

Freunde gesellten sich mit Ermunterungen und Verheißungen hinzu, Beiträge zu spenden, wie sie Lesern von höherer Bildung vielleicht nicht ganz unwillkommen seyn dürften. — Ueber dies Willkommen- oder Nichtwillkommenseyn, und damit zugleich über die Fortsetzung des Unternehmens, welchem man, wie früh oder spät es ende, doch einen bleibenden Werth verleihen möchte, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden.

Vom Inhalt dieses ersten Heftes bedarf es keiner weitern Erklärungen. Nur in Betreff der Briefe vom göttlichen All ist zu sagen, daß sie sich, als Bruchstück, hier zu einer öffentlichen Ausstellung vorfinden; und zwar nicht sowohl, um Urtheile über Richtigkeit oder Unrichtigkeit der darin gegebenen Ansichten über die höchsten Angelegenheiten der Sterblichen, als vielmehr darüber zu vernehmen, ob Verhandlungen einer Wissenschaft, welche bisher nur wie Sache und Eigenthum der Schulgelahrtheit betrachtet wurde, jedem gebildeten Laien mittheilbar werden können, ohne an Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe einzubüßen? — Ich weiß sehr wohl, die Aufgabe ist schwer zu lösen. Darum eben auch die Ausstellung dieses Bruchstücks! Da ein helleres und reineres Wissen vom Göttlichen erst ein reineres und inbrünstigeres Wollen des Göttlichen möglich macht: so ist Philosophie die wahre Lebensweisheit, und sie sollte das Gut aller reifern Geister seyn, nicht bloßes Schulgut. Denn eine höhere Kenntniß und Erkenntniß vom ewigen Wesen der Dinge, wie sie der glücklichern Entfaltung jeder Wissenschaft frommt, läutert und steigert auch das Religiöse in unserm Gemüth und erhebt uns über die sinnlichen, kindlichen

Kirchlichkeiten der Völker hinauf zum Leben und Weben im heiligen Geiste Jesu Christi. Dahin aber sollen alle Geister anringen.

Es sei mir erlaubt, noch eins beizufügen. Meine in der Betrachtung des göttlichen Alls entwickelten Ideen sind das Ergebniß von einem Lebenslauf, in dessen wechselnden Verhältnissen der Blick des Geistes immerdar auf dies Eine und Höchste hin gerichtet war. Ich theile es jetzt erst mit, nun ich dem Abend meines Lebens entgegentrete. Das Widerlichste, was mir widerfahren könnte, wäre, wenn man mich etwa zum Urheber einer neuen Schule machen, oder mich der Thorheit fähig halten wollte, danach verlangt zu haben. Ich will, gleich Andern, nur in der Geisterwelt, so weit meine mäßige Kraft reicht, anregen. Es gibt freilich bloß ein Weltall, nur eine Religion, nur eine Allwahrheit. Aber jeder der Sterblichen, auf besonderm Standpunkte, baut und bildet da seine eigene innere Welt, seine eigene innere Religion, seine eigene persönliche Ueberzeugung aus. Daher die beharrliche und naturnothwendige Mannigfaltigkeit der Weltansichten, Kirchen und philosophischen Lehrgebäude.

Wie höchst verschiedenartig der jetzige und künftige Inhalt dieser Zeitschrift seyn möge, wird man doch in Allem ein und dasselbe Ziel wieder erblicken — Licht und Recht. Und darum wurde das Titelwort Prometheus gewählt. Aber man denke dabei an den Prometheus im erschütternden Schauspiel des Aeschylos, an den unbeugsamen Dulder und Kämpfer für Entthierung, für Vergöttlichung des menschlichen Geschlechts.

ſteht. Prieſter und Katanaren (oder niedere ſyriſche Geiſtliche) empfangen Unterricht in der ſyriſchen Sprache. Es iſt auch eine Druckerei für ſyriſche Bibeln angelegt. So verſchwindet vielleicht endlich, durch gemeinſame Bildung, der Unterſchied zwiſchen Katholiken und Jakobiten, welchen man vor Jahrhunderten durch Synoden vergebens zu heben ſuchte. Denn die Jakobiten ſind, wenn nicht auf ihr Chriſtenthum, doch auf das Alterthum ihrer Kirche ſtolz, als der erſten chriſtlichen in Indien. Sie laſſen ſich nicht einreden, daß Bar-Thomas, ein Syrer, ihr Apoſtel geweſen: ſondern leiten ihren Urſprung von dem Jünger Jeſu dieſes Namens ab, welchem ſie auf keine Weiſe die alte Ehrerbietung entziehen wollen, um dieſelbe dem Petrus und Paulus zu geben. Sie wallfahrten nach St. Thomä oder Meliapur, wo ihn einſt die Braminen erſtochen haben ſollen; nach Malcatur am Feira-Fluß im travankoriſchen Gebiete, wo er gelehrt und getauft haben ſoll.

Immer bleibt merkwürdig, daß ſich, ehe Europäer ſiegreich ihren Fuß auf die Halbinſel diesſeits des Ganges ſetzten, ein kleiner Haufe Chriſten mitten unter feindſeligen Braminen und Muhamedanern erhielt, und ſeit mehr denn vierzehn Jahrhunderten das Daſein behauptete. Wiewohl zuletzt das ganze Ueberbleibſel ſeines Chriſtenthums

Die edlern und höhern Geiſter auf Erden, welche ſeit Jahrtauſenden für das Gotteslicht und ewige Recht in der Menſchheit, wider ſtolze Gewalt und Brutalität der Erdengötzen unermüdet ſtritten, unverzagt bluteten, waren ſie nicht alleſammt die Prometheen unſers Geſchlechts?

Aarau.

Heinrich Zſchokke.

Inhalt.

Seite

Vom göttlichen All . . . . . 1.

Erinnerungen an Karl Gustav Jochmann, von Pernau . . . . . 91.

Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris über Ereignisse und Personen seiner Zeit . . . . . 148.

Bureaukratie 150. — Winterfeld und Friedrich II. 151. — Der Bischof von Aversa 152. — Schwache Regierungen 153. — Weiber und Priester 153. — Die Jesuiten 154. — Die Fürstenbraut 153. — Geschichte und Geschichtschreiber 153. — Die Kunst zu lügen 157. — Rivarol 157. — Diplomatische Lauerer 158. — Ehrlichkeit 159. — Adel, Preßfreiheit. Dogmen. 159. — Meinungswäsche 160. — Forster und Friedrich II. 160. — Fichte's geschlossener Handelsstaat 161. — Die Deutschen 162. — Schlabrendorfs Wahlspruch 163. — St. Simon 163. — Prophezeiungen 163. — Bemerkungen über die Sprache 166. — Königlicher Wahnsinn 171. — Hochschule der Weisheit 172. — Physiognomie von Paris am 10. August 1792 173. — Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793 177. — Gnomen 178. — Regierungswechsel 179. — Die öffentliche Vernunft 180. — Baron Hompesch 182. — Der Freiherr von der Trenk 187. — Franzosen und Engländer 189. — La Grange 190. — Cabanis 191. — Die Theophilanthropen 191. — Ehrlichkeit 192. — Schlabrendorfs Glaubensbekenntniß 193. — Bergasse 194. — Urtheile 194. — Lafitte und der Pamphletschreiber 196. — Das Danaidengeschäft 198. — Der geheime Einfluß auf die französische Revolution 198. — Mary Wollstonecroft 199. — Mysticismus 203.

K. E. Oelsner in Paris über Personen und Ereignisse seiner Zeit 205.

Bonaparte und Napoleon 206. — Die Berner Gesandtschaft im J. 1798 zu Paris 209. — Der heutige Adel 210. — Malteserorden 212. — Polizei 214. — Sieyes 216. — Ganilh 219. — Holland und Pauw 222. — Das gelbe Fieber 225. — Das Römerreich unter Konstantin 224. — Soldatenstand 229. — Elemente der Revolution 232. — Selbstbeschauung 235. Italiener 238. — Apophtegmen und Anekdoten 239.

Seite

Erinnerungen an Heinrich Pestalozzi . . . . . 245.

Erste Bekanntschaft mit Pestalozzi 245. — Der Schriftsteller fürs Volk 246. — Er in Stans 252. — Wie er war 255. — Sein Landgut Neuenhof 256. — Seine Aussichten 257. — Seine Armuth 257. — Sein Wille zur Selbsthülfe 258. — Vergebliche Anstrengung 259. — Anmerkungen 259.

Die Glücksspiele . . . . . 262.

Hundert Seifenblasen von K. G. Jochmann . . . . . 273.

EXEMPLAR DER K. UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vom göttlichen All.

Erste Betrachtung.

Gegenseitige Verständigungen.

1.

Glanvill an Beda.

Die Klage.

1. — — Du hattest es errathen, ehrwürdiger Beda. Ja, mich quält ein Geheimniß, wie dich hinwieder ein anderes Geheimniß beglückt. Tausche mir das deinige für das meinige aus, wenn es möglich ist.

Ich will dir mein Innerstes offenbaren. Ich versprach es dir. Aber es kann nur schriftlich geschehen. Das gesprochene Wort verhallt zu schnell; es tritt meistens zu ungewählt und zweideutig daher und bringt Mißverständnisse wider Willen des Redners. Oft wird auch der Faden der Gedanken auf unwillkommene Weise, durch plötzliche Einwendungen des Andern, zerrissen. Ich gehöre zu den langsamen Denkern.

Die Tage, welche ich, während meines Besuches, in deiner anmuthigen Villa genoß, würden zu den heitersten meines Lebens gehören, wenn dies Leben noch durch irgend eine Heiterkeit verklärt werden könnte. Aber der Nebel desselben ist zu dicht. Ich sehe längst keine Sonne mehr.

Du siehst sie noch, o du Seligster unter den Sterblichen! — Beda, bist du ein höheres Wesen, oder der Verblendetste unter allen Adamskindern?

Erinnerst du dich der seltsamen, fast möcht' ich sagen, erschrecklichen Worte, die du mir sprachst, als wir beide, am Abend vor meiner Abreise, noch allein im Schatten der Akazien deines Gartens saßen?

„Ich glaube an keinen Gott,“ sagtest du: „ich weiß ihn. Ich glaube an keine Unsterblichkeit; ich habe Gewißheit derselben.“

Beda! hätte ein Anderer also geredet, ich würde ihn für einen unserer wahnsinnigen Geisterseher gehalten haben; oder für einen Menschen, der nicht weiß, was Glauben, was Gewißheit sei. Du bist Beides nicht.

Sprechen wir offen mit einander. Die holdeste der Feen unterm Himmel ist die Täuschung, diese reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derselben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naschen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.

Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im schönen Traumreich. Man lebt sich, vom ersten Schlummer an der mütterlichen Brust hinweg, durch die Spiele der Kindheit, so allmälig, leise und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken stößt: Warum denn das so und nicht anders sei? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch hat sich das ganze Weltall ins Daseyn hereingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts seyn? Und warum ist Etwas, warum Alles da?

Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeitgenossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang und die Uebereinstimmung anderer ehrlicher Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren.

Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andere; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Daseyn zu verannuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt.

Jeder tröstet sich, wie ers vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Daseyn erleichtert denen, welche Unsterblich-

keit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinander gesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zendavesta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien ꝛc. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaubwürdiger geworden, je alter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen.

Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundvesten.

So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jedde, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unserer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verkörpelten?“

Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt seyn müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sie nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne

diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sei das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte.

Wir sprachen, Beda, an jenem Abend vom heutigen Gähren der Meinungen in den christlichen Kirchen; vom Zwiespalt der Gottesgelahrten unter sich und mit den Laien; von den raschen Umwälzungen im Reiche der Philosophen, seit Kant und Fichte, Schelling und Jakobi, bis Hegel und Troxler. Aber, erinnere dich, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht ja nicht erst seit gestern.

Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gesängen vorsündflutlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergeklungen seyn, oder, andern Quellen entflossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babylons gehört worden seyn: stets wohnet darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten Insich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte.

Und, Beda, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlauheit sich der Umarmungen des Glücks freut? Sage mir, warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß?

Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche als das unseligste hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseyns; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Vergangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Mensch wird von dem, was nicht mehr ist und von dem, was noch nicht ist, zugleich und noch mit dem gepeinigt, was eben der Augenblick außerdem Böses be-

schert. Wiegen die Freudengenüsse des Lebens wohl alle Bitterkeiten desselben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?

Die Vernunft ist am Ende die ärmlichste Trösterin, und unser Bewußtseyn eine matte Leuchte. Es ist dies schon oft gesagt worden! Das Leben des Menschen ist durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtseyns zwischen beiden? Daß er die Finsterniß hinter sich erblicke, aus der er kam, und die Finsterniß vor sich, in die er wieder verschwinden wird? — Gieb mir volles Licht, oder ewige Nacht!

Es ist wahr, Beda, ich kann beim Fackelschein der Vernunft auch die Dinge anstaunen, die sich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich staune es an, dies Räthselreich der sogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereignisse und Gestalten, für deren Menge, Arten, Größen und Zahlen, Namen und Maße fehlen. — Aber die Bewunderung so vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: „Was ist dies All? Warum ist es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden ist? Warum ist nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas seyn? Von wannen stammt das Weltall, welches ich zwischen der Nacht der Geburt und des Todes sehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?

Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es giebt Menschen, sie sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich. Mir ist süß, was ihnen bitter. Woran liegts? Anders die Sinne, anders die Welt! Was ist denn nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, als wie sie für mich zu seyn scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was ausser meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich ein ganz Anderes sei, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen,

Splittern und Flittern, verworren für ſich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Geſtalten entgegentreten?

Die allgemeinen Geſetze des Denkens zum Bau der Erkenntniſſe durch Begriffe, Urtheile und Schlüſſe ſind in allen Menſchen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewiſſe Art der Uebereinſtimmung. Jene Geſetze bleiben ſo unwandelbar dieſelben, wie die der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameiſenlöwe ſeine Fallgruben, der Biber ſein Waſſerhaus baut. Was aber wird bei der Naturnothwendigkeit unſerer Erkenntnißgeſetze aus dem Stolz unſerer Willensfreiheit? Denn ich will, je nachdem ich denken muß. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersſtufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit ſich fortflutenden Schickſale?

Fragen, wie dieſe, haben Tauſenden unſers Geſchlechts, und nicht den unedelſten, herbe Treſtloſigkeit gebracht. Tauſende mögen im ſtummen Verzagen aus der Welt gegangen ſeyn. Tauſende flüchteten ſich, verzweifelnd, um ſich ſelber zu vergeſſen, in gemeines wildes Luſtleben, in wüſte Zerſtreuung; oder in die Kloſterſtille und Kloſterſtrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbſtdenken verpönt. Der Weg des Unglaubens führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der Weg des Zweifels entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit.

Beda, ich aber ſehe den Tod. Denn mir ſind ſelbſt die Krücken des Glaubens gebrochen, und all mein Forſchen zeigt nur den bodenloſen Abgrund des Ungewiſſen aller menſchlichen Erkenntniß tiefer und tiefer.

Du aber wandelſt noch im ſchönen Träumen von der Göttlichkeit der Vernunft, von der Hoheit des menſchlichen Geiſtes. Verleihe mir doch ein Plätzchen in deinem Himmelreich! —

2.

Beda an Glanvill.

Werth des gemeinen Menſchenverſtandes.

2. Eben in jenen Zweifeln, o mein Glanvill, welche die Hoheit des menſchlichen Weſens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich erſt deſſen Würde. Im erhabenen Zorn des Geiſtes über die eigne Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geiſtes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menſchlicher Kunſt. Ohne Verdienſt, ohne Schuld wegen ſeines Daſeyns, ſteht unſer Geiſt, wenn kein Gott,

doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchſtein des Seyns und Nichtſeyns, und richtet die nur gerechte, nicht vermeſſene, Frage an das Ur alles Weſens und Seyns: „Wer biſt Du? Wer bin ich?“ — Des Menſchen Daſeyn allein ſchon gab ihm Vollmacht zu ſolcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Weſen kann dieſe Frage ins Weltall hineinrufen. Der Menſch nur kann es; er ſoll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!“ — Habet Ihr auch ſchon drinnen gebercht? Saget nicht: „Nacht und Finſterniß ringsum!“ Würdet Ihr von Finſterniß wiſſen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein ſterblicher Oedipus das Alles löſende Wort zum Schlüſſel des alten Welträthſels finden; und der Jahrtauſende Scharfſinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forſchergeſchäftes. Der Weg zum Wiſſen des Wiſſenswürdigſten iſt Bahn der Aſſomptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weiſe müßte ja im Entſetzen und Grauſen vergehen, könnt' er je das Ende dieſer Bahn ſchauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls iſt wahrhaft hohespriesterliches Geſchäft; Aufſchauen in das Allerheiligſte der ewigen Stiftshütte zu dem, der da iſt, war und ſeyn wird.

Reiche mir die Hand, Glanvill. Wir wollen, wenn auch getrennt, du in deiner, ich in meiner Heimath, gemeinſam die Luſt des beſchaulichen Lebens genießen. Du biſt dafür reif. Ich ſchreibe dir; ich theile dir die Blätter mit, welche ich in Stunden ſeliger Einſamkeit mit den Ergebniſſen meines Nachdenkens füllte. Du antworteſt. Deine Einwürfe oder Zweifel ſollen mich ſo wenig kränken, als dich meine Ueberzeugungen. Denn ich will dich nicht zu mir bekehren; ich kann dich nicht in mein Ich verwandeln. Jeder hat ſeine innere Welt, deren Baumeiſter er ſelber ſeyn muß.

Aber vielleicht regt dann und wann eines meiner Worte in dir höhere Thätigkeit des Geiſtes an; vielleicht wird dir in dieſer Erregung mancher deiner größten Gedanken heller, dem du bisher in ſeiner Dunkelheit zu wenig Beachtung widmeteſt.

Glanvill, auch ich einſt verſpottete, wie du, die Ohnmacht der menſchlichen Vernunft neben ihren rieſenhaften Wünſchen. Aber glaube mir

faſt nichts mehr war, als verworrenes Weſen von Feſtlichkeiten, Gebräuchen und abergläubigen Vorſtellungen: hielt er doch auch daran mit unüberwindlicher Treue feſt. Aber Vorurtheile und Gewohnheiten ſind für Bildungsloſe die Stellvertreter der Ueberzeugungen, und daher eben ſo ſchwer zu vertilgen, wie dieſe. Daher erhalten ſich viele Religionen des Alterthums, viele Kirchen, denen längſt der heiligere Geiſt entwich, durch welchen ſie entſtanden waren.

9.

Die perſiſchen Chriſten. — Zabier — Suffa's.

Die Lehre des Propheten von Mekka iſt, ſo weit ſie durch Aſien verbreitet ſein mag, und ſo eifrig ihre Bekenner ſie behaupten, nicht minder entartet und verfallen in dieſem Welttheil, als die Lehre Jeſu. Darum irren aber nicht deſto weniger diejenigen, welche, aus Vorliebe, oder begeiſtert durch die Göttlichkeit des chriſtlichen Glaubens, dieſen um ſo leichter bei den Muhamedanern zu verbreiten hoffen, je roher deren religiöſe Vorſtellungen ſind.

In Perſien bildeten ſchon längſt die Zabier eine Art Mittelgliedes zwiſchen Muhamedanern und Chriſten. Man kennt Urſprung und

auch, das Verzweifeln an aller Gewißheit unserer Erkenntnisse ist der erste Schritt zur Gewißheit. Nur soll die Verzweiflung uns nicht lähmen, sondern reizen und vorwärts jagen, das Aeusserste zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meersturm Untergang sieht, geht unter, sobald er sich aufgiebt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewisse Stufe von Bildung und Kraft des Selbstdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß sie, und zwar nach vollendetem Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens selbst führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zustand desselben herbei. Ist aber der Leib, dies Werkzeug des Geistes, vollendet und fest, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zustand für den Geist ein. Des Jugendalters vornehmste Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun besteht meistens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann erst aber erstarkt, wird er selbst schaffend, und er lebt voller in der Thätigkeit des Verstandes; lernt durch eigenes Forschen, und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen sich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit statt findet.

Du, Glanvill, bist vor der Pforte geblieben. Viele andere stehen da mit dir, kleinmüthig wie du, und hoffnungslos den Altar der Göttin zu schauen, den sie suchten.

Entstricke dich von allen vorgefaßten Schulmeinungen und Kirchensatzungen; tritt rein du selbst, angethan mit der eigenen Kraft deines Geistes, ohne fremde Waffe, ohne Glauben und ohne Argwohn, an das heilige Geschäft.

Also hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu suchen. Auch ich hatte ihn einst verloren. Es war mir um nichts Anderes zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigsten hat mich je das verächtliche Gelüst verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit als ein Werkzeug der Eitelkeit dient, wer durch sie einen Namen unter Menschen, oder Ehrenstufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Iscarioth. Er küßt sie, um sie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

3. Wohlan, o mein Glanvill, an's Werk! Es scheint mir aber am zweckmäßigsten, daß wir, um uns verständlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welcher die gesammte Menschheit ausging und noch immerdar ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der menschliche Verstand seine Thätigkeit damit an, daß er, im arglosen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne, das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Aussendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Lebloſe (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das in Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet ihn wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoffe nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist leblos. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich wieder das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äussert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andere Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtseyn der Freiheit, durch

welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele entgegenstrebt. Da ist mehr, als nur Seele; — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Kraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges seyn. Nehmen wir sie einstweilen wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

4. Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unserer Kenntniße und Erkenntniße.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandenseyn dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währet. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrtausende fort

in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, Glanvill, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts denn Selbstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen; die Wirklichkeit aber kaum werth seyn, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen, ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge, im Bewußtseyn der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefeste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verklärt.

Glanvill, du selber weißt es, immerdar kehrt doch der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestempelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

3.

Glanvill an Beda.

Gemeiner Menschenverstand, neben Philosophie.

5. Nein, Beda, wahnsinnig bin ich noch nicht. Ich zweifle weder am Daseyn einer Welt ausser mir, noch an meinem eigenen Daseyn. Ich halt' es, wie du, mit dem gesunden Menschenverstande; wiewohl wir in hundert Fällen nicht wissen, ob er kränkelt oder auf wessen Seite er der gesunde sei?

Aber es scheint: bei dem, was unsere fünf Sinne geben, wie richtig oder unrichtig es auch seyn möge, und bei den Satzungen und Urtheilen des gemeinen Verstandes, sollen und müssen wir es leider in dieser besten Welt bewenden lassen, und nicht höher, nicht über den Genuß des Irdischen, hinausstreben wollen. Das Vernunftgesetz, welches vollkommen bei uns das fehlende Naturgesetz der höhern Triebe ersetzt, von welchen die Thiere geleitet werden, reicht für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft hin; aber schwerlich darüber hinaus. Wie der Adler, wenn er sich zur Sonne erheben will, vergebens mit seinen Schwingen die feinern, reinern Luftschichten des Dunstkreises schlägt und immer wieder zur Erde heimkehren muß, der er angehört: so strebt der Geist mit ausgebreiteten Fittigen der Vernunft umsonst in das Uebersinnliche hinaus. Und wenn er sich schon im Gebiet desselben erhoben zu haben glaubt, befindet er sich am Ende, recht besehen, in den trannhaften Gefilden der Fantasie und Ahnung.

Oder, welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch, bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zur Eigenschaft des Steffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?

Vermittelst unserer erweiterten Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, diese hier im weitesten Sinne genommen, haben wir unsere höhern und allgemeinern Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir

Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Wenn die Philosophen mit all ihren mehrtausendjährigen Mühen auch nur eine einzige unzerstörbare Gewißheit gewonnen hätten, von welcher sie, als dem allgemeinsten Grundsatz in ihren Forschungen, unvermeidlich ausgehen müssen: würden heut denn noch die mannigfaltigsten Lehrmeinungen neben einander im schreiendsten Widerspruch bestehen können? Die Anstrengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher am Faden in der Hand des Knaben ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam.

Beda, die Thatsachen von der Eitelkeit aller Versuche, zur Erkenntniß übersinnlicher oder göttlicher Dinge zu gelangen, bestehen unläugbar; und die seit mehr denn zwanzig Jahrhunderten stets wiederholten Versuche bezeugen hinwieder die nie zu beschwichtigende Sehnsucht der Menschheit. Warum dieser qualenreiche Widerspruch? Warum dieser ewige, brennende Durst, neben dem Unvermögen, ihn zu löschen? Ich möchte im Ernst fragen: ist die Vernunft eine Wohlthat für uns? Wer zuletzt die Folterschmerzen nicht mehr ertragen kann, endet gewöhnlich damit, sich selber zu betäuben, sei es im Strom gemeiner Lebensgeschäfte und sinnlicher Genüsse, oder im kindlichen Ueberlieferungsglauben irgend einer Kirchpartei. Ich bin zum Unglück für das Eine und Andere nicht stark oder schwach genug.

Ich unterscheide, wie du, kraft des einfachen, gesunden Menschenverstandes, allerdings sogenannte Stoffe und bewegende Kräfte derselben, oder gewisse Formen von beiden, die wir Pflanzen, Thiere und Menschen heißen. Ich kann auch das, was den Bau der Pflanzen, Thiere und Menschen so mannigfach gliedert, mit dem Namen des Lebens bezeichnen; oder das, was in Thieren, wie in Menschen, sinnlich gewahrt und empfindet, Seele nennen; und das, was den Menschen vom Thiere unterscheidet, das denkende Etwas nämlich, Geist taufen. Aber diese Unterscheidungsmittel für das thatsächlich Vorhandene, gar brauchbar zur Verständigung im gemeinen Leben, gewähren mir nicht das geringste Wissen von dem, was das Leben, was die Seele, was der Geist sei?

Du kannst freilich mir deine Vorstellungen davon mittheilen. Aber deine Vorstellungen sind, wie die meinigen, zuletzt wesenlose Gedanken, von denen sich nicht erweisen läßt, daß sie mit dem, was ausser ihnen besteht, unbedingt zusammenstimmen. Was über dem Horizont unserer Sinne hinaus liegt, das liegt auch ausser dem Machtkreis unserer Erkenntniß und Gewißheit. Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Daseyn dessen, was mir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unserer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist, nothwendig, wahr und richtig seyn. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber die Wirklichkeit des Gedachten ausserhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre ausser der Gedankenwelt nichts vorhanden? Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung und nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtseyn und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes.

Ich stimme dir bei; halten wir einstweilen noch diesen fest. Opfern wir den gesunden Menschenverstand auf, so ist alles übrige Licht der Vernunft das entbehrlichste Ding für Menschen und Vieh.

4.

Beda an Glanvill.

Das Werden der Kenntniss.

6. Es ist durchaus nöthig, theurer Glanvill, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit gewissen Worten, die wir einander geben, bestimmte Begriffe paaren. Deine Zweifel richten sich vornehmlich gegen die Gewißheit der Erkenntniß von übersinnlichen Dingen. Weniger scheint dir an der Wahrheit unserer Vorstellungen von sinnlichen Gegenständen zu liegen; oder vielmehr du bezweifelst im Allgemeinen wenigstens das Daseyn derselben nicht.

Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber du wirst dahin auch zählen müssen nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dies wird unter dem Namen der Empfindung,

in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, begriffen; alles dies ist in uns Aeusserung der Seele, und wird wie bei den Menschen auch mehr oder minder bei den beseelten Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äussern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtseyn gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtseyn.

Du wirst mir erlauben, daß ich hier bekannte, am wenigsten widersprochene Thatsachen aufführe. Dahin gehört auch noch diese, daß im Bewußtseyn alle Empfindungen wahrgenommen werden können; aber die Seele kann keine Wahrnehmung, die ein blos gedankliches Seyn hat, empfinden. Den Grund davon suchen wir künftig.

7. Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Daseyn der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt und nur noch das geistige Bewußtseyn bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer eignen Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Daseyn der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sei.

Ich bitte dich hier im Vorbeigehen zu bemerken, daß also nicht das Erregende der Inhalt der Empfindung ist, sondern er ist das Eigene ihrer Artung, wodurch sie von einer andern verschieden ist; ihre innere Seyns-Weise (denn ihre äussere Weise des Seyns wäre ihr Verhältniß zu andern).

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten,

durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Daseyn sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Daseyn der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und sogleich außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrene. Man würde wohl weniger am Daseyn Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Vorhandenseyn begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit ihren unwerwerfbaren Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

8. Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern statt findet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden des Inhalts der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen, erfordert, sei es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher und später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere haben Gedächtniß; oft treueres als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie gewahren. Dies Vergleichen ist aber eins und dasselbe mit dem gefühlsweisen Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen; doch nicht so empfindungslos, wie bei der Pflanze.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigene Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtseyn Erregten, nicht des Erregenden.

9. Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, wovon wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung seiner Vorhandenheit erhalten, so ergiebt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stoffisch gegeben werden ist. Wir empfangen durch die Empfindung nicht mehr, als das Thier: blos Kunde vom Daseyn des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder der Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Anderes vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, in so fern wir glauben, dies Alles mit unsern Sinnen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffische und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu seyn scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Daseyn des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Daseyn aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsere Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtseyn das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er weiß sich selber daseiend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß von sich, und von Anderm, und von dem er sich unterscheidet. Er ist sich also des Mannigfaltigen von Vorstellungen bewußt, die kein seelischer Sinn ge-

Geſchichte dieſer Religionspartei noch viel zu wenig, die man gewöhnlich für eine der dem Islam entſprungenen Sekten hält. In der That ehrt ſie den Propheten von Mekka und viele ſeiner Stiftungen, weil ſie überhaupt nicht läugnet, daß ſich Gott dem menſchlichen Geſchlechte in verſchiedenen Zeiten und unter verſchiedenen Umſtänden durch Geſandte offenbart habe. Aber ſie legt keinen Werth auf Wallfahrten zum heiligen Grabe. Sie nennt auch den Täufer Johannes ihren Lehrer. Sie bedient ſich, neben der Beſchneidung, auch der Taufe. Sie kennt das Abendmahl und weiht dem Kreuze Andacht. Sie hat nach und nach von allen Religionen, die in Perſien zu verſchiedenen Zeiten mächtig wurden, angenommen. Doch durch die Pforten der zabiſchen Kirche vereinigen ſich Muhamedaner und Chriſten wahrlich am letzten.

Die perſiſchen Chriſten, im Lande verachtet, wie anderer Orten Juden, gehören zur armeniſchen Kirche, die nicht minder verwildert iſt, wie die griechiſche unter türkiſcher Botmäßigkeit. In frühern Zeiten ſandte Rom Miſſionarien, weniger zur Bekehrung der Nichtchriſten, als zur Vereinigung der Armenier mit dem Stuhl Petri. Es gelang ihnen zum Theil. Die, welche ſich mit der katholiſchen Kirche vereinigten, haben ihren Erzbiſchof zu Natſchivan im Land Erivan;

wahrt, aber die er daſeiend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit ſeines Selbſtes auflöſet und dadurch in ſich begreift.

10. Das Denkende in dir denkt ſich, das Empfindende in dir empfindet ſich. Die Thatſache des Bewußtſeyns und des Empfindens ſteht über allen Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geiſt, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt(3), ohne darum auszuſprechen, ob beide einerlei, oder weſenhaft Ungleiches ſind, oder was ſie in und an ſich ſeyn mögen? Aber wir unterſcheiden die reinen Vorſtellungen, das Gedankliche im Bewußtſeyn, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterſchied ſinnlicher und überſinnlicher, oder, wenn du lieber willſt, nicht ſinnlicher, Kenntniſſe keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtſinnlichen Kenntniſſen gehört das geſammte Wiſſen vom Daſeyn deſſen, was ſeeliſch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar iſt. Dies Wiſſen kann aber in uns geworden ſeyn, entweder durch Selbſtthätigkeit des Geiſtes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Anſendingen abgezogene Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen ſind; oder durch inneres Wahrnehmen deſſen, was allem Vorſtellen, Begreifen und Urtheilen ſelber vorangeht, und worin jene Selbſtthätigkeit des Geiſtes, wie inner bleibenden Schranken, wird und ſich bewegt, — was ich Denkensgeſetz des Geiſtes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen deſſen, was in uns ein Gewußtes iſt, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgeſetzen Gefolgertes und Erſchloſſenes, noch das Denkgeſetz ſelber zu ſeyn, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige iſt weder ſinnlich gewahrbar, ſondern vielmehr Gegenſatz von allem Sinnlichen; noch iſt es ein von der Außenwelt abgezogener Begriff, weil dieſe nichts zu einem Begriff liefern kann, was ſie nirgends, als Merkmal, an ſich trägt; noch iſt es das Geſetz des Denkens und Erkennens ſelbſt, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorſtellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken und Vorſtellungen, alſo auch alle Wahrnehmungen (6). oder Erregtheiten des Bewußtſeyns, an ſich ſelbſt nicht-

ſinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) ſind, ſtelt uns doch zu, von ſinnlichen Vorſtellungen zu ſprechen, nämlich wenn wir diejenigen ſo nennen wollen, welche etwas durch ſeeliſche Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegenſatz könnten wir Vorſtellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorſtellungen nennen, oder nichtſinnliche, oder überſinnliche.

11. Aber zur Sache. Es iſt überall kein Wiſſen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Daſeyn deſſelben in Empfindung und Bewußtſeyn. Das Wiſſen vom Daſeienden iſt alſo das Daſeiende im Wiſſen ſelbſt. Beide ſind, wenn auch nach Beziehungen unterſcheidbar, in ſich ſelbſt eins und daſſelbe, ſchlechthin untrennbar. Es iſt kein Wiſſen ohne Daſeyn, kein Daſeyn in uns ohne Wiſſen davon. Die Wahrnehmung (6) iſt die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgenommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine iſt nicht ohne das Andere möglich, weil beide eins und daſſelbe ſind.

Die Einheit des Daſeyns und Wiſſens iſt das Urgewiſſe; aller andern Gewißheiten Urgrund; das ſich ſchlechthin durch ſich ſelbſt Verſtehende, was keines Beweiſes fähig iſt, aber auch keines Beweiſes bedarf. Wer ſein Daſeyn beweiſen wollte durch ſein Wiſſen deſſelben, würde wieder ſein Wiſſen durch das Daſeyn deſſelben erweiſen müſſen; alſo eins durchs andere, oder das Gleiche mit ſich ſelber.

Wahrnehmung (6), oder Wiſſen des Daſeienden, iſt eine Erregtheit des Selbſtbewußtſeyns; und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgeſtellte in der Vorſtellung, iſt wieder nichts anders, als die Wahrnehmung oder Vorſtellung ſelbſt nach der innern Weiſe ihres Seyns (7), und durch dieſe von andern Wahrnehmungen und Vorſtellungen verſchieden. Das Empfundene? oder das was ich empfinde, iſt die Empfindung ſelbſt, ihre Seynsweiſe, nämlich ihr So- und nicht Andersſeyn, wodurch ſie ſich von übrigen unterſcheidet.

Eine Empfindung kann täuſchen, nicht aber über ihr Daſeyn, ſondern nur über ihre Veranlaſſung. Eine Vorſtellung kann falſch ſeyn; aber nicht ihr Daſeyn iſt falſch. Denn auch die irrige Vorſtellung iſt vorhanden in mir, und zwar als ſolche. Das Täuſchende dort, das Irrige hier, liegt alſo, weil unmöglich im Daſeyn-Wiſſen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgend anders, denn erſt in der Erkenntniß des Vorhandenen.

12. Erkenntniß iſt das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Geſetzthum des Geiſtes; das Einſchauen in den Verband der Dinge, wodurch ſie unter ſich geeinet ſind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Daſeyn der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daſeyns, in der Einerleiheit des Wiſſens und Seyns. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erſt im Beſtreben, im Ungekannten, vermittelſt der Einung des mannigfaltigen Gekannten im geiſtigen Geſetzthum, zu entdecken; in Wiedervermählung des getrennt beſtehenden innern Wiſſens und äuſſern Seyns.

Ich fürchte, Glanvill, es begegne mir, was ſonſt ſchon Andern, daß ich dunkel rede oder unklar, weil ich mich allzuſehr bemühe, verſtändlich zu werden. Daß du mich aber im Verfolg meiner Mittheilungen beſſer begreifen wirſt, bezweiſl' ich nicht, weil eine Wahrheit zugleich ihr Licht auch der andern zuwirft. Nur ſo viel füg' ich bei. Kenntniß und Erkenntniß ſind ſcharf zu unterſcheiden. Selbſt die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterſchied. Kenntniß ergiebt ſich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verſchiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtſeyns; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geiſtes, das Gekannte ſeinem Geſetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt ſich an der Thatſache; Erkenntniß fordert zu ihr die Urſache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes iſt; alſo die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt ſie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber erkennt es nicht. Die Sinne finden nur; der Geiſt aber durch Selbſtthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daſeienden durch Gewahrung (6) und Wahrnehmung, alſo in der Einerleiheit des Seyns und Wiſſens, die Gewißheit wohnt: ſo kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unſerer Erkenntniſſe zu werfen. Faſſe dich in Geduld, Glanvill. Ich fürchte, mein künftiger Brief wird beinahe ein Buch werden; denn ich muß nebenbei Vieles berühren, wovon ich erſt ſpäter dir beſſere Rechenſchaft geben könnte. Aber zu wichtig iſts doch, einzuſehen, wie wir von den Kenntniſſen empor zu Erkenntniſſen gelangen.

5.

Beda an Glanvill.

Das Werden der Erkenntniſſe.

13. Wohlan, mein Glanvill, laß uns mit einander von den zweifelloſeſten Thatſachen ausgehen.

Du weißt dich daſeiend. Du ſelbſt biſt das Wiſſende deines Daſeyns, das Daſeyn deines Wiſſens. Dieſe Einheit des Seyns und Wiſſens in dir iſt dein Geiſt; und ſie und er iſt ſich ſchlechthin Urgewißheit. (11.)

Dein Geiſt weiß ſich wirkſam in allerlei Vorſtellungen. Wirken heißt Daſeiendes ändern. Er, das Daſeiende, andert alſo ſich, wird von ſich ein Anderes. Er denkt. Das Gedankliche iſt ſein Anderſeyn. Wir kennen das Daſeyn unſerer Gedanken thatſächlich, urgewiß; ſo gewiß, als der Geiſt ſich ſelbſt weiß. In jedem Gedanken für ſich iſt abermals Einheit des Seyns und Wiſſens, aber ein anderes Seyn, als dasjenige des Geiſtes. Denn im Gedanklichen iſt das Wiſſende ſelbſt ein Gewußtes geworden. Die Einheit des Wiſſenden und Gewußten iſt wiederum das Wiſſen ſelbſt. (9.)

Indem der Geiſt, wirkend in ſich, ein Anderſeyn wird, weiß er ſein Ur- oder erſtes Seyn verſchieden vom andern Seyn. In letzterm weiß ſich das Gewußte nicht ſelber, ſondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, ſondern ſie werden gedacht. Sie ſind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geiſt aber weiß ſich, in ſeiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechſel ſeines Anderſeyn oder ſeiner Gedanken.

Weil dein Geiſt ſich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechſel ſeines Gedanklichen, als das Bedingende vom Daſeyn aller Vorſtellungen in ihm weiß: ſo hat das Gedankliche kein Daſeyn und Beſtehen für ſich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das blos Gedankliche ein Weſenloſes; hingegen das beharrliche Eine, welches unabhängig von allem Wechſel des Gedachten für ſich, als Erſtes, oder Urheitliches, beſteht: ein Weſen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Seyn, denn es iſt vorhanden; aber es iſt nicht das Inſichſelbſt-Beſtehende des Geiſtes; dieſer weſet. Dein Geiſt hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß ſich als denſelben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Anderſeyn des Weſenden oder Wiſſenden, ſo iſt das (gedankliche) Seyn das

Anderſeyn des Weſens. — Dies der wichtige Unterſchied des Weſens und Seyns.

In Urheitlichkeit weſend, iſt dein Geiſt ein Sichwiſſen; im Gedanklichen, oder Anderſeyn, ein Vonſichwiſſen. Denn ohne alle Vorſtellungen wüßte der Geiſt nicht von ſich; aber ohne Sichwiſſen, ohne Urbewußtſeyn des eigenen Selbſtes, wäre kein Hervorgehen von Vorſtellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonſichwiſſen, welches nur ein (durch Vorſtellungen) vermitteltes Sichwiſſen iſt, wird der Geiſt ſein Gewußtes, wird er Gegenſtand (Objekt) ſeines Wiſſens, ohne dabei den Eigenſtand ſeiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenſtändlich gewordene Geiſt aber iſt nur das Anderſeyn (gleichſam gedankliches Abbild) des Eigenſtändlichen (Subjekt), und ein Sich-Erſcheinen ſeines Selbſtes.

14. Indem dein Geiſt ſein Gedankliches, als etwas Unſelbſtſtändiges, Weſenloſes oder Unſachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechſelndes kennt, weiß er ſich hingegen urheitlich, als das in ſich ſelbſt Beſtehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Anderſeyns.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche, in ſeiner weſenloſen Gedankenwelt, weſet, iſt die Inſichbedingung, das Geſetzthum ſeiner Weſenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig ſeyn, nicht anders gedanklich werden, als inner ſeiner Weſensartung, oder inner ſeinem Selbſtgeſetz. Er kann nicht auſſer ſich weſen; kann ſich nicht entweſen.

Das aus der Einheit und Urſachlichkeit ſeines Weſens Gewordene iſt, obſchon ſein Anderſeyn, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken ſind nicht getrennt vom Denkenden, ſondern im Geiſte ſelber vorhanden. Es iſt überall kein Seyn für ſich, ohne im Weſen.

So iſt des Geiſtes Urheitlichkeit und Anderſeyn, wenn auch ihm unterſcheidbar, doch weſenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als beharrender Einheit, nicht Zweiheit beſtehen. Daher löst ſich das Mannigfaltige, wie es von ſeiner Einheit auseinander trat, auch wieder in ſeine Einheit auf, und zwar in die Einheit des Seyns, welche das Gleichartige iſt von der Einheit des Weſens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen iſt dem geiſtigen Geſetzthum ein Unvereinbares, ihm Widerſprechendes. Es wird vom Geiſt, als Falſches und ihm Feindliches, abgeſtoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann. (13.)

Das gedanklichgewordene Geſetzthum des Geiſtes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Geſetzthum beſteht aber, als Weſen des Geiſtes, und bevor es ſich in Gedanklichkeit zur Vernunft erſchließt, unabhängig vom eigenen Gedachtwerden. Daher ſagen wir, die Vernunft entfalte ſich ſpät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den weſenden Geiſt abſprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verſchiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgeſetz, bald Sittengeſetz (theoretiſche, praktiſche) heißen: ſie iſt immerdar eine und dieſelbe Vernunft; immerdar die gewußte, in ſich gleiche Wirkensweiſe des Geiſtes, um das All der Dinge in die eigene Wiſſens-Einheit aufzunehmen und zu umfaſſen.

Denn was und wie unſer Geiſt in ſeiner Unmittelbarkeit weſet und wirkt: fordert er im Seyn (13) deſſen, was er nicht iſt, daß es ſeie. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichſam ſein eigenes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen ſich ſelber wieder erblicken, und in ſeinem Selbſt das All, damit nirgends Zweiheit und Zwieſpalt wohne, und ſich die Geſammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöſe.

Wie er, weſend oder wirkend in beharrlicher Einheit, zu einem Andersſeyn aus ſich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: ſo iſt im geiſtigen Seyn, oder in der Vernunft, dieſelbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen ſich entfaltet. Wie die weſende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche iſt, aus welcher das Weſenloſe, das Seiende, erwirkt wird: ſo iſt die Vernunft-Einheit eben ſo wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demſelben enthalten iſt.

So wird das, was des Geiſtes Weſensnothwendigkeit, was ſeine Wirkensweiſe iſt, in der Vernunft ein Geſetz für die Seynsweiſe des Gedanklichen; und Alles wird dieſem Geſetz gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beſchaffenheit nach (ob weſend oder ſeiend), als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterſchieden und verbunden. Die Beſtimmung aller Wahrnehmungen und Vorſtellungen, was ſie nach dieſem Geſetz ſind, iſt ihr Verhältniß zu demſelben und mithin auch ihr Verhältniß unter ſich. Denn ſie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Geſetzthum des Geiſtes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniß unterſchieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Urſach oder Wirkung, als Grund oder

Folge: eben ſo nothwendig werden ſie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter ſich oder, was daſſelbe ſagt, mit dem Geſetzthum des Geiſtes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Urſach, das Mannigfaltige zur Einheit. Die Beſtimmung aller Wahrnehmungen und Vorſtellungen, was ſie ſind, nicht in ſo fern ſie von einander unterſchieden, ſondern in ſo fern ſie unter einander, folglich im Geſetz des Geiſtes, verknüpft werden können, iſt ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beſchaffenheit und Vereinbarkeit ſind mithin die allgemeinſten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorien genannt), in welchen ſich die Geiſtesthätigkeit bewegt, die Geſammtheit alles Seyns zu unterſcheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge wird durch ihre Unterſcheidung von einander, Erkenntniß (12) derſelben hingegen durch Wiederauflöſung des Verſchiedenen in ſeine Einheit gewonnen.

Wie wir die gedanklich gewordene Wiſſensnothwendigkeit (das Geſetzthum für das Denken) des Geiſtes Vernunft genannt haben, wollen wir den im Wiſſen wirkenden Geiſt Verſtand nennen. Vernunft und Verſtand ſind in der That nicht Werkzeuge, Eigenſchaften oder Beigaben unſers Weſens, ſondern das Weſende ſelbſt, einmal in Beziehung auf ſeine Unmittelbarkeit, das anderemal auf ſein Mittelbarwerden (in Vorſtellungen) gedacht. So ſind auch die ſogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorſtellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derſelbe Geiſt, wie er ſich in verſchiedenen Beziehungen darſtellt und bezeichnet.

15. Vorhin ſprach ich von Verhältnißbegriffen. Erlaube mir, mein Lieber, beiläufig dazu ein erklärendes Wort.

Der menſchliche Geiſt weiß ſich unmittelbar in ſeiner Vorhandenheit (13); alles Uebrige weiß er in ſich mittelbar, durch Wahrnehmungen, vorhanden. Er unterſcheidet ſich ſelbſt als das Wirkende, Denkende, von ſeinen Wirkungen, den Gedanken; ſich, als das Sachlichweſende von den an ſich weſenloſen Vorſtellungen; ſich, als die Einheit ſeiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; ſich, als das Bedingende ſeiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das geſammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß, Weſen und Seyn (13), worin ſich Alles ſcheidet und vereint. Und damit entbinden ſich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beſchaffenheit (Weſen oder Seyn) und

Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander ſelbſt an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beſchaffenheit des Mannigfaltigen zur weſensnothwendigen Einheit im Geiſte, wird der Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Geſetzthum unſers Weſens, und vollendet erſt die Erkenntniß. (12.)

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beſchaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar ſeyn und ſich gegenſeitig umfaſſen können, fallen ſie, wie die Urbegriffe ſelber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zuſammen.

Scheidet der Verſtand abermals, was da weſet und iſt, nach jenen Grundbegriffen: ſo gewinnt er Stammbegriffe für die Geſammtheit der Vorſtellungen. Dieſe Stammbegriffe ſind, in Bezug auf

Weſen:	Allheit	Beſchaffenheit	Urſach	Vereinbarkeit	Nothwendigkeit
und	(Einheit)		(Sachliches)		(Unbedingtes)
Zahl					
Seyn:	Ganzes		Grund		Daſeyn.

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abſpieglungen nur wieder des Weſenden und Seienden) gegenſätzlich aus einander: ſo erhalten wir folgende neue Begriffreihe, und zwar als

	(bedingend)		(bedingt)
Zahl:	Allheit	—	Einzelnheit
	(Einheit)		(Vielheit)
	Ganzes	—	Theil
	(Maß, Form)		(Inhalt)
Beſchaffenheit:	Urſach	—	Wirkung
	(Weſen)		(Seyn)
	Grund	—	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit	—	Möglichkeit
	Daſeyn		Nichtſeyn.

Verwandelt der Verſtand die drei Verhältniß- oder Grundbegriffe in Sätze, ſo werden ſie zu den drei bekannten Urgrundſätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einſtimmung, oder des Nichtunterſcheidbaren. Denn was nicht von einander unterſchieden werden kann, oder das in ſich Gleiche, iſt Einheit.

Aus dem Beſchaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles ſteht nach ſeiner Beſchaffenheit entweder als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als deſſen Folge, beruht, iſt mit ihm eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerſpruchs. Denn was ſich in ſich ſelber widerſpricht, iſt mit dem Geſetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich beſagt jeder dieſer Urgrundſätze, die nur nach verſchiedenen Beziehungen verſchieden geſtaltet ſind, zuletzt eins und daſſelbe, ſo wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und dieſe (Weſen und Seyn) das unzertrennliche Eine in ſich ſind, wenn gleich gedanklicherweiſe unterſcheidbar. Willſt du, ſo kannſt du jene oberſten Grundſätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geiſtigen Geſetzthums nennen. Denn ſie ſind es.

16. Sämmtliche Geſchäfte des Verſtandes, im Allgemeinſten genommen, ſind ein fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorſtellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben dem Geiſte deſſelben ihre Gewahrungen des Einzelnen und Mannigfaltigen der Auſſenwelt, und der erregte Verſtand verſchmelzt ſogleich die einzelnen Vorſtellungen in eine, die ſie alle umfaßt und in ſich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich ſind dieſe Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verſchieden von den Geſammtgewahrungen einer gedankenloſen Thierſeele. Denn auch dieſe empfängt durch die Sinne, wie ſie ſich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenſtandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale deſſelben. Du ſelber, trittſt du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirſt unwillkührlich erſt das Ganze mit ſeinen Umriſſen ins Auge faſſen, bevor du die Aufmerkſamkeit dem Beſondern darin zuwendeſt. Dieſe Geſammteindrücke in der ſeeliſchen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seeliſchen zum Geiſtigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verſtande wieder geſchieden, und wieder durch das in ihnen Zuſammenſtimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde iſt ſchon jeder

Begriff für ſich ein einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verſchiedenen Dingen zur Einheit im Wiſſen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfaſſenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen iſt Streben des Geiſtes, das Mannigfaltige der Vorſtellungen mit ſeinem Weſen und Geſetzthum auszugleichen, d. i. in deſſen Einheit aufzulöſen. In dieſem Geſetzthum der Welt gegenüberſtehend und ſie erfaſſend, wird jedes ausgeſprochene Urtheil bei ihm zur gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile ſind eigentlich alſo ſätzlich (kategoriſch); ſie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, beſtimmt oder unbeſtimmt ſeyn.

Da jeder ſolcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkenntniß (12) iſt von der Einheit im Mannigfaltigen: ſo ergiebt ſich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe giebt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verſchiedenen zum Einen und Unverſchiedenen in ihnen beſtimmt.

So kann man alſo die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß, unterſcheiden in allgemeine und beſondere oder vollſtändige und unvollſtändige; nach dem Beſchaffenheitsverhältniß in beſtimmte (kategoriſche, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgeſprochen oder geſetzt wird) und unbeſtimmte, die Grund oder Folge muthmaßend vorausſetzen (hypothetiſche), oder zwiſchen zwei unvereinbaren Gegenſätzen, die zwiſchen einem Entweder und einem Oder ſchwanken (disjunktive).

Streng genommen iſt in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigſte, dem zu Folge ein Satz unbedingt (apodiktiſch, Nothwendigkeit ausſprechend) oder bedingt (problematiſch, die Möglichkeit andeutend) daſteht, und bejahend oder verneinend (Daſeyn oder Nichtſeyn) erklärt. Denn immerdar iſt im allgemeinen und beſondern, oder im vollſtändigen und unvollſtändigen Urtheil, das Beurtheilte für ſich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben ſo ſind die beſtimmten (kategoriſchen) Urtheile für ſich ſelbſt Unbedingtes (Apodiktiſches) ausſprechend; die unbeſtimmten hingegen, mögen ſie in vorausſetzender (hypothetiſcher) oder gegenſätzlicher (disjunktiver) Form erſcheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewiſſes (Problematiſches).

17. Vergleicht der Verſtand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines allgemeinern, der ihn, als zu ſeinem Begriffsgebiet ge-

die übrigen hingegen ihren Patriarchen, den „Hugas Kathalikos“ in Edschmiaſſin.

Dieſer Patriarch (im Jahre 1817 hieß er Efrem) hat in ſeinem, am Fuße des ewig beſchneiten Ararat-Gebirges liegenden Kloſter, ungefähr dreihundert Mönche. Die zum Kloſter gehörenden chriſtlichen Dörfer waren wohlhabend. Das Gotteshaus ſelbſt aber wird nach und nach durch Erpreſſungen des perſiſchen Befehlshabers der Provinz Erivan ſo verarmt werden, daß es nichts mehr behält, als ſeine Reliquien, z. B. den heiligen Spieß, der die Seite des Heilandes durchbohrte; ein Stück Holz von der Arche Noahs, welches der heilige Gregorius im Traum empfing u. ſ. w. Der Weltumſegler Moriz von Kotzebue erzählt in ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Perſien Manches von dieſem Kloſter, das Mitleiden erregt.“

Man vernimmt ſeit langer Zeit wenig mehr von katholiſchen Miſſionen nach Perſien. Deſto eifriger laſſen ſich's die britiſchen und ruſſiſchen Bibelgeſellſchaften und Sendanſtalten angelegen ſein, durch Ausbreitung der Urquellen des Chriſtenthums in perſiſchen und armeniſchen Ueberſetzungen den Koran zu verdrängen, oder den trüben Glauben der Armenier zu läutern. Die in neuern Zeiten von Perſien an Rußland abgetretenen Provinzen bieten Spielraum genug dar. Aber

hörig, umfaßt, und findet ſich im Beſondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: ſo ſchließt ſich das in beiden Ununterſcheidbare zuſammen, und der Schluß iſt die Einheit des Allgemeinen und Beſondern. Jeder Schluß wird alſo vom Verſtande auf dieſelbe Weiſe gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußſatz iſt auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder verſteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schluſſe, den wir machen, nach dem Beſchaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargeſtellt werden, erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategoriſche, hypothetiſche und disjunktive) oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit des allgemeinen oder Vorderſatzes, mit welchem das Beſondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge ſich zuletzt einheitlich auflöſen, iſt jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundſätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und desſelben Urſatzes (Seyn und Weſen ſind untrennliches Eins) heißen können.

In der That ſpiegeln ſich ſämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beſchaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundſätzen des Denkens, und mit dieſen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der beſtimmten oder ſätzlichen (kategoriſchen) Schlußart, worin ausgeſprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art ſei, offenbart ſich der Satz der Einſtimmung oder des Nichtunterſcheidbaren.

Die vorausſetzende (hypothetiſche) Schlußart, welche zeigt, daß auch die Folge gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des zureichenden Grundes zurück.

Die gegenſätzliche (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausſchlieſſenden Vorſtellungen eine gilt, die andere nicht ſtatt finden laſſen kann, giebt nur in anderer Geſtalt den Satz des Widerſpruchs zur Schau.

18. Aber genug daran, lieber Glanvill. Es iſt mir nicht darum zu thun, eine Logik zu ſchreiben. Kehren wir lieber, nach dieſem Abſtecher, zum verlaſſenen Wege zurück.

Du erinnerſt dich noch meiner ſtrengen Unterſcheidung der Kenntniß oder Daſeynkunde, und der Erkenntniß (12) oder Kunde vom

Verhältniß des Seyns zum Weſen, der Thatſache zur Urſache, der Folge zu ihrem Grunde. Der menſchliche Geiſt ringt nach der Auffindung des Einen zum Andern und der Einung beider in ſeinem Wiſſen. Weil er in ſich ſelber, als ein Untrennbares Gleiches, Ein und Daſſelbe beſteht, kann er in ſeinem weſenden (das iſt wirkenden) Wiſſen nicht Entzweiung ſeyn und dulden.

Nun aber mahne ich dich an ein früheres meiner Worte, nämlich: daß nur da Urgewißheit vorhanden ſeyn könne, wo Daſeyn und Wiſſen ſchlechthin eins und daſſelbe ſind.

Einerſeits nun weiß ſich der Geiſt weſend, das iſt wirkend, denkend, mithin als Urſach ſeiner Thatſachen (der Vorſtellungen), Quell ſeines Andersſeyns (des Gedanklichen). Er iſt das Bewußtſeyn und Daſeyn; ein wiſſendes Seyn und ſeiendes Wiſſen. Er hat alſo unabhängig von allen Sinnesgewahrungen (denn mit welchem der Sinne könnte der Geiſt geſchaut werden?) ein reines Wahrnehmen der eigenen Vorhandenheit. Dieſe Kunde des Selbſtſeyns ſteht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben ſo zweifellos iſt anderſeits die Kunde vom Daſeyn eines Etwas auſſer ihm, das er nicht Selbſt iſt und welches erſt auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf ſagen: er wiſſe nicht, was die Dinge auſſer ihm an und für ſich ſeyn mögen; aber er kann das Daſeyn derſelben überhaupt nicht hinwegläugnen, oder für ungewiß halten.

Wir haben alſo zweierlei Quellen der Kenntniß (12) des Vorhandenen, nämlich die reine Wahrnehmung des Ueberſinnlichen, und die ſeeliſche Gewahrung des Sinnlichen. Beide enthalten für uns das Urgewiſſe. Wollet ihr das Daſeyn des Gedanklichen im Bewußtſeyn, das Daſeyn der Sinnenwelt in der Empfindung aufheben: ſo läugnet ihr Bewußtſeyn und Empfindung; ſo läugnet ihr eure geſammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewiſſen Grund des geiſtigen Vonſich-Wiſſens (13) und des ſeeliſchen Gewahrens einer Sinnenwelt geſtattet: verleihet ihr dem Geiſt einen feſten Punkt, auf welchem fußend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der ſinnlichen, wie der nicht ſinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterſcheiden derſelben von einander. Dies iſt nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im

Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkstelligt sich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derselben; die Vergesellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles ist freilich an sich selbst eine Verfahrungsweise des Verstandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier sogar hat vermittelst des Gedächtnisses und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich dir, wenn du mir zu folgen nicht ermüdest, künftig die Umgrenzungen und ihre Verschiedenheit von der menschlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier soll nicht Rede von dieser seyn. Sondern ich will dich an die Thatsache erinnern, daß nicht nur das sinnlich Gewahrte in unserm Gedächtniß verharrt, sondern auch des Geistes reine Wahrnehmung von sich. Der Geist erfährt also sich selbst; ohnedem hätte er kein Wissen von sich; er wäre nur das Selbstbewußtseyn im Punkt ewiger (das ist vergangenheits- und zukunftsloser) Gegenwart.

19. Diesem zufolge mag uns wohl erlaubt seyn, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweise des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweise zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung ist durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seelischen im Geiste vorhanden. Unmittelbare Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, ist im Geiste als sein übersinnliches Vonsichwissen aus dem reinen Wahrnehmen seines Andersseyns oder seiner Gedanklichkeit.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts als das Thatsächlich-Gekannte begriffen ist: so liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unserer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: alle menschliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.

20. Wenn also in der Erfahrung des Thatsächlich-Vorhandenen, das ist in der Kenntniß oder Daseynskunde (Einheit des Wissens und Seyns) von den Dingen, die unanfechtbarste Gewißheit derselben ruht: so kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, sondern allein in der Erkenntniß wohnen. (16.)

Und wer läugnet es? Nicht die Thatsachen des Bewußtseyns, nicht die Thatsachen unserer Empfindung will der Zweifel antasten; wohl

aber die Versuche des Verstandes: das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatsache zu einer Ursache zu erheben.

So breitet sich denn zwischen dem Ungewissen der mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung, der sinnlichen und nichtsinnlichen Daseynskunde, jener unsichere Strom der menschlichen Erkenntniß wie zwischen zwei festen Ufern aus. Hier also ist der alte Wegenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unsers Meynens, Wissens und Glaubens; hier das Beste, Schönste und Höchste, was im unendlichen All des Seyns unsere Bewunderung, unser Erstaunen, unser Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daseynskunde der Dinge, ja selbst das Daseyn derselben, bedeutungslos und sonder mindesten Werth für uns dastehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unsers Geistes in ihr möglich, ja, mein Glanvill, dann wäre das vernunftlose Thier unserer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unsers Glaubens und Meynens köstlicher, als die fruchtlose Urgewißheit des Daseyns von wechselnden, in sich zusammenhangslosen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

21. Nur noch, bevor ich den Brief ende, Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. s. w. verknüpfe.

Wahrheit ist die dem Geiste gegenständlich gewordene Einheit des Wissens und Seyns, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Gesetzthum des Wissenden in seinem Gewußten. Bloße Kenntniß- oder Daseynskunde des Thatsächlich-Vorhandenen enthält Wahrheit; ist aber auch zugleich Urgewißheit. (11.) Stammt das Thatsächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, ist sie also durch sinnliche Gewahrung ins Bewußtseyn gegeben: so nennen wir die Uebereinstimmung des empfundenen Seyns mit dem Gesetzthum des Wissens, Sinneswahrheit (in den Schulen auch positive, objektive, empyrische u. s. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatsächlich-Gekannte, oder der Gegenstand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (19), aus reiner Wahrnehmung seines Selbstes, seines Gesetzthums und der Thätigkeitsweise des Verstandes: so nennen wir die Uebereinstimmung des Gesetzthums mit dem rein gedanklichen Seyn der Vorstellungen, reine Vernunftwahrheit (von den Schulen gewöhnlich als formale, logische, subjektive, transscendentale u. s. w. bezeichnet).

Es versteht sich von selbst, daß wenn wir das Daseyn von etwas Sinnlich-Gewahrbarem behaupten und beweisen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweisen müssen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorstellungen die schweigenden Sinne nicht Lügen strafen können. Eben hierin steht den Sinnen die entscheidende Stimme über Gewißheit zu; aber weiter kann und darf ihr Ansehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eigenes Gebiet. Sie liefern zur Erkenntniß nur Thatsachen der Erscheinungswelt. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen giebt der Geist, mit der Kenntniß des thatsächlichen seines Selbstes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

22. Jede Wahrheit ist immer zugleich Gewißheit; und ganz richtig sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sei wahr und gewiß.“ Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine vereinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abstehen.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Daseyn die mittelbare Erfahrung (19) schweigt,

ſtützt ſich nur auf Wahrſcheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der ſogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweiſen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Daſeyn Gottes. Er aber ſuchte die Gewißheit der Erkenntniß davon in einer Gegend, wo ſie zu finden, mir grauſen würde.

Doch, wenn du willſt, mein Glanvill, darüber künftig!

6.

Glanvill an Beda.

Von der Unſicherheit der Erfahrung und perſönlichen Gewißheit.

23. Wie manche Frage, ehrwürdiger Beda, wie manche Bedenklichkeit hätte ich dir mitzutheilen, und wie langſam ſchleicht meiner Ungeduld die Feder über das Papier!

Doch nimm vor Allem erſt von mir das Bekenntniß, daß ich anfange, dir mit Luſt und Vertrauen zu folgen.

Deute mir's nicht zu hart, wenn ich beim Beginn unſeres Briefwechſels fürchtete, du werdeſt mir, wie der Großtheil neuerer Welt- oder Naturweiſen, vom Sinai-Gipfel der Philoſophie herab mir kategoriſche Imperative oder unverſtändliche Orakel von göttlichen Dingen aus den Wolken deines Himmels zumurmeln.

Zwar ſchaffſt auch du dir, gleich ihnen, eine Sprache mit neuen Kunſtwörtern; aber nicht ohne Nutzen, da die Wörter der Schulſprache, z. B. ihr Subjektives und Objektives, Transſcendentales und Empiriſches, Abſolutes und Indifferentes u. dergl. m. ſo abgegriffene Scheidemünzen geworden ſind, daß man oft nicht weiß, für wieviel man ſie empfangen, oder ausgeben ſoll?

Es iſt der Mühe werth, über die allerhöchſten Angelegenheiten des menſchlichen Geſchlechtes in der reinſten und edelſten Sprache zu handeln. Werde du mein Prometheus und bringe das geraubte Licht dem Kinde des Staubes.

Der Menſch erlernt ſeine Sprache in der Kinderſchule der Sinnenwelt; ein anderes Gebiet aber iſt das weite Feld des Geiſtes. Und welche Mißverſtändniſſe müſſen allein ſchon durch Uebertragung der bildlichen Sinnetzeichen auf das Ueberſinnliche und Unbildliche erwachſen! Iſt es ein Wunder, wenn die Forſchenden ſich in Mißverſtändniſſen entzweien und ihr beſtändiger Zwiſt dem ſpottenden Volkshaufen nur neuen Lachſtoff darbietet?

Mit dem Verfall der Sprachen, durch Abgegriffenheit ihrer Zeichen, deren Vieldeutigkeit im alltäglichen Verkehr sich keinem einzelnen Begriffe mehr scharf genug anschließt, ist der Verfall der höhern Wissenschaften bei den Völkern nothwendig enger verbunden, als man glaubt. Darum und vielleicht auch aus Ungewandtheit, oder weil der gelehrten Eitelkeit ein Klang neuer Wörter wie neue Einsicht schien, versuchten manche die Einschwärzung fremdländischer Ausdrücke in deutsche Rede. Weit entfernt aber, Verirrungen zu verhüten, riefen sie damit frische hervor, während der Philosophenmantel, ein Zuschnitt des scholastischen Mittelalters, den guten Geschmack beleidigte und eine große Zahl gebildeter Männer von ihnen verscheuchte.

Ja, ich dürste nach Ueberzeugung von den wichtigsten Dingen meines Lebens. Du hast recht, Veda, im Glauben stirbt der Zweifel nicht; ich fordere das Wissen. Nun giebt es freilich eine Wissenschaft; — sie hat es recht eigentlich mit dem Grund alles Wissens zu thun, und hat es doch noch am wenigsten zur Gewißheit gebracht. Sie trägt mancherlei Namen, und keiner sagt ihr ganz zu. Sie ist vielleicht die älteste aller Wissenschaften, aber erscheint noch in so jugendlicher Unbehülfenheit, daß sie kaum ihren eigenen Begriff feststellen kann, und daß Mancher glaubt, sie zuerst bei den Sterblichen einzuführen. Sie mag die Mutter, vielleicht die Zwillingsschwester der Religion selbst seyn; wird aber von der Mehrheit der Menschenkinder für eine Thörin, oft für Erbfeindin aller Religion gehalten und oft als solche geächtet. Siehe, das ist Philosophie! (5.) Der Name des Metaphysikers, Philosophen, Theologen ist heutiges Tages häufig ein Spottwort gegen Männer geworden, die vor eitel Gelahrtheit untauglich im bürgerlichen Leben werden. Ihre Fertigkeit, Begriffe zu spalten, reiht man nicht selten zu jenen unnützen Künsten, mit denen Gaukler, Seiltänzer und Taschenspieler Erstaunen erregen und Verdruß hinterlassen.

Mich ficht die Verkennung nicht an, welche der Philosophie und ihren Geweihten von der großen Menge widerfährt; denn — ich kenne die große Menge. Wie das wiederkauende Thier gleichgültig an Rosen und Lilien vorbeigeht, die sich nicht zu seinem Futter eignen, wandelt die Mehrzahl unsers Geschlechts ohne höhern Aufblick durch ein Daseyn, reich an Wunder-Räthseln, und verschmäht, was nicht zur Nothdurft oder Bequemlichkeit des Lebens unmittelbar beiträgt.

24. Kurz, wie verkannt die Philosophie noch immerdar im Range der Wissenschaften stehe, und von welchem Argwohn ich zuweilen selber

auch gegen die Wagſtücke der Titanen-Geiſter befallen werden möge: ich will dir vertrauend folgen. Daran zweifle ich nicht, daß du die Wahrheit ehrlich liebſt, und nur ſie ſuchest. Ich billige es, daß wir einsweilen die Anſichten und Redeweiſen des gemeinen Menſchenverſtandes, z. B. die Ausdrücke von Geiſt und Seele (6) beibehalten, damit wir nicht ſchon beim Antritt unſerer Reiſe zum Thule des überirdiſchen Wiſſens in den Nebeln des Morimarusa an Sprachverwirrung erkranken. Auch dein Unterſcheiden von Wahrheit und Gewißheit (22), von Kenntniß und Erkenntniß (12), von mittelbarer und unmittelbarer Erfahrung (19), ſagt mir zu. Aber, was gewinnen wir dabei für unſere Sache?

Iſt der Boden der Erfahrung, der allein gewiſſen Kenntniß des Daſeienden, dieſer feſtſeyn ſollende Punkt, auf welchen du die Ferſen deines Archimedes ſtellſt, nicht ſelber ſchon etwas ſumpfiger Grund?

Du kennſt ja die Unſtätigkeit der Sinne in ihren Zeugniſſen, und wie oft ſie uns betrügen; die Ungleichheit ihrer Schärfe, nicht nur bei verſchiedenen Menſchen, ſondern häufig bei der nämlichen Perſon! Heut iſt mir bitter im Geſchmack, was geſtern ſüß war; dem Ohr heut überlaut, was geſtern kaum vernehmbar. Wer kann beweiſen, daß alle Menſchen die Farben auf einerlei Weiſe ſehen? oder die Geſtalten der Dinge von gleicher Länge und Ausdehnung?

Und am Ende, wenn die Ausſage der Sinne auch durch Abhörung anderer Zeugen, oder durch Vergleichung von mehrern eigenen Gewahrungen (6) berichtigt werden kann: ſo verdächtigt doch eben ihre Unzuverläſſigkeit die ſtrenge Richtigkeit aller und jeder Erfahrung, welche nachher der Verſtand daraus auf Treu und Glauben baut.

Rechne nun noch zu den Täuſchungen der Sinne die bekannten Treuloſigkeiten des menſchlichen Gedächtniſſes, das ohnehin bei mancherlei Perſonen mannigfach anders geartet iſt, bei dem Einen empfänglich für Namen, aber ungefällig für Oertlichkeiten; bei dem Andern thätig für Zahlen, aber widerſpenſtig gegen Geſchichtliches. Oder ſage mir ſelbſt, Beda, ſtehen dir beim Schreiben und Denken oder im geſelligen Geſpräch jeden Tag die bekannteſten Thatſachen immer gleich gut zu Gebot? Wenn die Sinne irre leiten, wenn das Gedächtniß ohne unſer Vorwiſſen hie und da Lücken läßt: welchen Troſt haben wir an dieſen falſchgefärbten, durchlöcherten Erfahrungen? Iſt daher nicht unſere lebenslängliche Arbeit ein fortwährendes Flicken und Ausbeſſern an demſelben? Die redlichſten Augen- und Ohrenzeugen einer und derſelben Begebenheit müſſen, im Widerſpruch ihrer Berichte, nicht ſelten einander

für boshafte Lügner oder Leichtsinnige halten, so wenig sah und hörte und vernahm jeder, bei gleicher Veranlassung, das Gleiche.

Tritt nun noch die wechselnde Gemüthsstimmung dazu, in welcher sich für den Beobachter die ganze Welt verwandelt, der sie heut finster, morgen heiter, heut ängstlicher, morgen gleichgültiger anschaut: was wird dann aus der Glaubwürdigkeit oder Gewißheit der Erfahrung? Die Erfahrung besteht nicht blos aus Sinnesgewahrungen, sondern auch aus Begriffen, die der Verstand von ihnen bildet, und aus Urtheilen. Aber die Stimmung ists, in der wir uns zu verschiedenen Zeiten befinden, welche Licht und Schatten in diese Urtheile wirft. Hast du dich nicht schon über dich selbst zuweilen verwundert oder geärgert, daß du ehemals für irgend etwas Begeisterung fühlen konntest, was jetzt dir widerlich dastebt, und umgekehrt? Aber die von der flüchtigen Laune empfangene Schattirung deines Urtheils bewahrt dir ebenfalls dein Gedächtniß. Und das nennst du Erfahrung?

Ich mag nicht einmal von der Verschiedenheit der Standpunkte reden, auf welchen die Menschen ihre Beobachtungen sammeln; nicht vom Einfluß der Erziehung, des Himmelsstrichs, der Schicksale, Umgebungen, der Gewohnheiten, Leibeszustände und Ungleichheiten der Geistesanlagen. Freilich Jeder macht Erfahrungen; aber welche sind die schlechthin richtigen? Jeder hat für sich persönliche Gewißheit von dem, was er gewahrte, empfand, fühlte und wahrnahm; allein die Ueberzeugung des Einen weicht von der des Andern ab.

Und wenn die Menschen oft vollkommen mit einander übereinzustimmen scheinen in ihren Ueberzeugungen, bleibt noch sehr unausgemacht, ob sie einander verstehen? Viele haben unwillkührlich in ihrem Erfahrungskreise mit irgend einem Worte ganz andere Vorstellungen verknüpft, als diejenigen, denen sie dies Wort geben, in der Meinung, sie theilen denselben ihre Vorstellung mit. Daher mitunter die lächerlichsten Mißverständnisse, nicht nur bei Kindern, die wir belehren, sondern auch bei Erwachsenen. Und gesetzt, ein Wort rufe bestimmt die gleiche Vorstellung in Allen an, so werden durchaus nicht mit dergleichen Vorstellung in Allen einerlei Nebenbegriffe und verwandte Bilder aus dem Schlummer geweckt. Immerdar werden die erregten Vorstellungen bei Jedem in andersartige Umgebungen gerückt.

So sind unabsichtliche Täuschungen, Irrungen und Mißverständnisse unausweichlich. So wird, was dem Einen bloße Meinung ist, dem Andern Glaubwürdigkeit, dem Dritten Gewißheit.

25. Ich will nichts mehr von der Trüglichkeit der Sinne ſagen, ſondern nur noch beifügen, daß, ſelbſt bei der ſtrengſten Einſtimmigkeit ihrer Zeugniſſe, der Verſtand (11) nicht zu aller Zeit, bei allen Menſchen, gleichmäßig wirkt, ja nicht einmal bei einer und derſelben Perſon. Eine andere iſt ſeine Thätigkeit beim Kinde, eine andere beim Greiſe, eine andere beim lebenskräftigen Manne. Erſt durch oft wiederholtes Einkehren in die nämliche Gegend vom Labyrinth der Dinge lernt der Verſtand den Weg kennen; erſt durch oft wiederholte Uebung ſeiner Kraft erwirbt er Gewandtheit und Sicherheit im Beobachten, Begreifen und Urtheilen. Aber auch dieſe Gewandtheit und Sicherheit wird wieder durch größere oder geringere Erregbarkeit der Einbildung, des Gedächtniſſes, der Begierden und Gefühle ungleichmäßig.

Abgeſehen von dieſem Allen, bezweifl' ich ſehr, daß es irgend einen Sterblichen gebe, der ſich von allen Vorurtheilen, in die er nothwendig früher vergarnt wurde, als er ſelber prüfen konnte, ganz entſtrickt habe. Unzähliges, das zu prüfen uns Gelegenheit, Vermögen und Zeit fehlen, müſſen wir ſchlechterdings von Andern, die wohl irren konnten, auf Treu und Glauben empfahn und behalten. Und wie tief verwachſen gern vorgefaßte Meinungen in die ſpätern; Vorurtheile in unſere beſten Urtheile! Sieh dich um, ehrwürdiger Beda, unter den Lehrgebäuden der europäiſchen Philoſophen! Wie viele von dieſen Gebäuden ſtehen denn rein und ungeſchwärzt vom Ruß des Jahrhunderts und dem Rauch der Altäre? Man kann heut da wahrlich ſogar eine monarchiſche Weltweisheit und eine republikaniſche aufweiſen, und wieder eine Philoſophie für evangeliſche, und eine für katholiſche Chriſten.

Und gieb mir's zu, ſo ſchwer es oft unſern gemeinen Schulmeiſtern auf dem philoſophiſchen Lehrſtuhl fällt, ihr Brevier, oder ihren heidelbergiſchen oder lutheriſchen Katechismus zu vergeſſen, — noch ſchwerer wird es ſelbſt den Beſſern, immer Beſonnenheit genug zu behalten gegen die Geſichtstäuſchungen ihres Verſtandes. Nur zu oft begegnet, daß dieſer, was durchaus nichts, als Reingedanklichs und Vorgeſtelltes iſt, für wirklich in der Auſſenwelt Beſtehendes hält; oder daß er, um das höchſte Ziel der Forſchungen zu erreichen, ſich, ohne es zu ahnen, in den Sattel der Fantaſie wirft, und ſcharfſinnige Vernunft-Träume dichtet, während er aufrichtig glaubt, noch am Stabe der Erfahrung inner den Schranken des ſchlechthinigen Wiſſens (11) zu wandeln.

auch ins Innerſte Haus, oder des eigentlichen Perſerlandes, gingen ſchon zahlreiche Bibeln; und die Menge der Kaufleute, oder reiſenden Gelehrten, welche jährlich Aſtrakan zu beſuchen pflegen (man zählt deren im Jahre mehrere Tauſende), helfen wenig, die Schriften der evangeliſchen Chriſten zu verbreiten. Dieſe Schriften ſind ſelbſt am Hofe des Schachs bekannt genug. Nach der Verſicherung des Doktor Campbell, der am Hofe zu Teheran ſeit vielen Jahren lebte, im Jahre 1816 in Petersburg war, aber wieder nach Perſien zurückging, wußte ſelbſt der Thronfolger des Königs ganze Stellen des neuen Teſtaments herzuſagen.

Inzwiſchen müſſen wir daraus nicht zu viel folgern. Ungerechnet, daß Muhamedaner, wenn ſie dem Islam untreu ſein wollten, von ihren alten Glaubensgenoſſen mit tödtlichem Haß und Abſcheu verfolgt werden würden, iſt's keine Kleinigkeit, ihnen Vieles von den kirchlichen Bräuchen und ſpitzfindigen Glaubenslehren der chriſtlichen Parteien annehmbar zu machen. Perſiſche Männer von Bildung, denkende Muhamedaner, tragen kein Bedenken, den reinen, geiſtigen Wahrheiten des Chriſtenthums, wie ſie Jeſus ſelbſt verkündigte, den Vorzug vor den das Irdiſche, Gemeinſinnliche mehr anſprechenden Lehrſätzen des Korans einzuräumen. Aber zu Kapiteln unſerer Dogmatik

26. Deute mich richtig, edler Freund; ich ſpreche nicht von dem, was du überſinnliche, unmittelbare Erfahrung nennſt (19), die mir, ich geſteh' es dir, ſchon von vorn herein etwas Verdächtiges hat. Von der Erfahrung vermittelſt unſerer Sinnwerkzeuge iſt hier Rede, und von der durch ſie zu begründenden Wahrheit und Gewißheit. Eben dieſe Wahrheit, deren Gegenſtände in der Wirklichkeit durch die Sinne gegeben ſind, eben dieſe, die weitaus den meiſten Sterblichen die einzig zuverläſſige und gewiſſe zu ſeyn ſcheint, eben dieſe bringt auch, und eben darum, theils wegen des thatſächlichen Unbeſtandes der Sinnesausſagen, und theils wegen der Verirrlichkeit des Verſtandes in ſeinen Geſchäften, zur Verzweiflung an aller allgemeinen und ſchlechthinigen Wahrheit oder Gewißheit menſchlicher Erkenntniß.

Ich fürchte, wir heben uns mit unſerm Denken und Forſchen zuletzt nicht höher, als zu dem, was wir ſchon ſeit Adams Zeiten gehabt, zu einer perſönlichen (ſubjektiven) Gewißheit, die abhängig von Geiſtesanlagen, Umſtänden und Erfahrungen des Einzelnen für dieſen gilt, aber nicht im geſammten Geiſterreich anerkannt wird. Darum aber möchte ich keineswegs den Werth dieſer perſönlichen Gewißheit herabgeſetzt haben. Sie reicht eben für den Hausbrauch unſeres Erdenlebens hin; und ob wir etwas darüber hinaus beſitzen ſollen oder können, ſteht noch ſehr in Frage. Denn, ſo viel zu bemerken iſt, reicht unterm Himmel Alles wohl abgemeſſen für einander hin, und es gibt nirgends einen ganz unbrauchbaren Ueberſchuß.

Unſere perſönliche Gewißheit iſt übrigens die allerwandelbarſte. Indem Jedermann ſeinen eigenen fünf Sinnen, ſeine eigenen Erfahrungen und dem eigenen Verſtande am meiſten vertrauen muß, ſo geſtaltet ſich damit in jedem Einzelnen ſeine eigene Gedankenwelt, verſchieden von der aller übrigen. Sie bildet, weil unter dem Geſetzthum des Geiſtes kein offenbarer Widerſpruch beſtehen kann, in jedem Einzelnen eine zuſammenſtimmende Geſammtheit, aus welcher kein Theil hinweggeriſſen werden kann, ohne den Zuſammenhang des Ganzen zu ändern. Weil aber fort und fort neue Erfahrungen, neue Erkenntniſſe gewonnen werden, iſt der Geiſt in ſteter Bewegung, die Einheit ſeiner Welt in ſich herzuſtellen und die zerriſſenen Fäden ſeines Spinnen-Gewebes wieder zu verknüpfen.

Weil alſo perſönliche Gewißheiten nicht gleichen Werth für alle Menſchen haben können, entſpringt daraus der Streit unduldſamer Anſichten; ein Streit, der ewig ſo unausgleichbar bleiben muß, als die Ungleichheit

der Standpunkte ſämmtlicher Einzelnen, ihrer Erfahrungen und, um in deiner Sprache zu reden, geiſtigen und ſeeliſchen Eigenthümlichkeiten.

Das Gezänk der Theologen und Philoſophen, der Streit der Menſchen über Meinungen, iſt an ſich nur lächerlich, ein unwillkührliches Bekenntniß ihrer ſtolzen Unwiſſenheit, in der ſie ſich einbilden, die Uebereinſtimmung der für wahr gehaltenen Thatſachen und Gründe zur Einheit des Vernunftgeſetzes ſei bei Allen die gleiche. Ja wohl! das Vernunftgeſetz iſt das gleiche in Allen; aber nicht Erfahrung und Geiſtesfähigkeit.

Niemand glaubt im Irrthum zu ſeyn; und iſt es auch, für ſeine Perſon, in der That ſo lange nicht, als in ſeiner Gedankenwelt volle Einheit waltet. Niemand iſt im Stande, das in ſeine Ueberzeugungen einzuſchalten, was denſelben widerſtreitet; oder ſeine Ueberzeugungen aus Furcht oder Gefälligkeit für Unwahrheiten zu halten. Erſt, wenn das bisher in ihm Gegoltene durch die Macht neuerer Erfahrungen und des dadurch berichtigten Urtheils geſtürzt wird, ſtößt er es als Irrthum von ſich aus.

So kann ein Irrthum aber lange das Gepräge der Wahrheit tragen; und hinwieder die Wahrheit ganze Weltalter hindurch das Gepräge des Irrthums. Der Scharfblick eines einzelnen großen Denkers erkennt zuweilen das Wahre im vollen Licht, während die übrige Menſchheit noch am Altar des Irrthums kniet, und den Propheten von allen Seiten ſteinigt. Als einſt Biſchof Virgilius von Salzburg ſeinem erſtaunten Jahrhundert das Daſeyn der Gegenfüßler verkündete, rollte der Donner des Vatikans drohend gegen ihn an. Und noch heutiges Tages heben Regenten, Prieſter und Völker Herz und Hand für manchen Wahn auf, den die Schulbuben der Nachwelt beſpötteln werden.

Zwiſchen uns beiden aber, edler Freund, iſt es nicht um perſönliche Ueberzeugungen, um bezugsweiſe Gewißheiten zu thun, die mit den Erfahrungen ändern und in jedem einzelnen Menſchen verſchieden von denen der übrigen ſind. Uns liegt daran, zu erforſchen, ob es eine allgemein gültige, in allen Geiſtern gleiche Gewißheit gebe und worin dieſe beſtehe? ob eine Erkenntniß der Dinge ſtatt finden könne, in welcher alle Geiſter, die eine gewiſſe Höhe der Ausbildung erreicht haben, einverſtanden ſeyn dürften? ob dem, was wir von überſinnlichen Dingen uns vorſtellen, auch ſachlich (real), auſſerhalb unſerer Vorſtellungen, etwas in der Wirklichkeit entſpreche? welch ein Bewandtniß mit dieſer Wirklichkeit es habe, die ich nicht als das

kenne, was sie in sich und für sich, sondern nur, als das, was sie für mich ist, nämlich, als eine in meinen Sinnen vorgehende Erregung. (6.)

7.

Beda an Glanvill.

Die Wirklichkeit.

27. Du richtest an mich Fragen eines ungeduldigen Reisegefährten, welcher das Ende der langen Wanderung erblicken möchte, bevor er sie begonnen hat. — Und sprich, warum erneuerst du jene bekannten Einwendungen gegen die Zuverlässigkeit der Sinne und der auf ihre Täuschungen begründeten Urtheile? Wer läugnet denn die Thatsache von der Verschiedenheit, Nichtübereinstimmung und Aenderlichkeit der Ansichten, Erkenntnisse und persönlichen Ueberzeugungen, welche durch ungleiche Sinnesbeschaffenheit und Verstandesfähigkeit, oder durch Abweichung der Temperamente und Anlagen, der Erziehungsweisen, Himmelsstriche u. s. w. ausgebildet werden?

Aber, o Glanvill, wer hinwieder kann auch, unter allen vernünftigen Wesen, jene allgemeine, ewig gleiche Erfahrung und Gewißheit läugnen, oder in Zweifel ziehen, ohne welche das Bunterlei der persönlichen Gewißheiten und einzelnen Erfahrungen unmöglich wäre, und wodurch eben bei der größten Verschiedenheit der Ansichten, Umstände und Sprachen dennoch sowohl die Erkenntniß der Verschiedenheit, als das Verständniß über die allgemeinsten Angelegenheiten und Bedürfnisse des Daseins statt findet? —

In einem und demselben Gesetzthum weset und wirket das ganze Geisterreich zur Bildung von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen und zur Auflösung alles Gekannten in das Ur- und Sachliche der Einheit. Daher waltet weder über die allgemeinen Aussprüche der Vernunft, über das was, unabhängig von Umständen und Zeiten, Recht und Unrecht, oder über das was möglich und unmöglich ist, noch über das durch keinen irdischen Sinn erfahrene, und doch im Innersten des Geistes wohnende Wissen vom Göttlichen, Heiligen und Unendlichen ein Zweifel und Zwiespalt. Und wie in dieser unmittelbaren Erfahrung des sich bewußten Geistes über sein Vernunftwissen, wird auch eine wandellose Allgemeinheit der Sinnesaussagen in deren Erregungen wahrgenommen. Woher sonst die gleichförmigen Anerkennungen

und Unterſcheidungen des Feſten und Flüſſigen, der Formen, Farben, Töne, des Lebloſen, des Lebendigen u. ſ. w. unter allen Menſchen?

Wenn unſer Geiſt aus der Urgewißheit ſeines Selbſtes gegen die Geſammtheit der Auſſendinge hervortritt, und ſo lange er bei der Allgemeinheit ſeiner Vorſtellungen, gleichſam in der Nähe ſeines unwandelbar-gleichen Geſetzthums verweilt, iſt er ſich, in Anwendung deſſelben, der Sicherheit und Richtigkeit ſeines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinſten Vernunftwahrheiten; daher die ſichern Grundlagen der mathematiſchen Wiſſenſchaften; oder die gleichförmige Unterſcheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdiſchen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erweckenen, allgemeinſten und einfachſten Erfahrungen bieten ſo ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Menſch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Waſſer verwechſelt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher ſagt niemand von ſich: ich vermuthe, daß ich denke, ich glaube, daß ich empfinde; ſondern jeder ſpricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, auſſer mir, auch andere mir ähnliche empfindende und denkende Weſen ſind.

Je mehr ſich aber der Geiſt, vom Allgemeinen ſeiner innern Geſetzgebung und äuſſern Erfahrung, entfernt zu beſondern Einzelheiten; je mehr ſich ihm, in fortgeſetzter Thätigkeit, die Vorſtellungen und Begriffe zerſplittern in mannigfaltigern Gegenſätzen; je tiefer er in das Beſondere der ihn umringenden Erſcheinungen eindringt: um ſo unſicherer wird er in Anwendung ſeiner Geſetze, weil er die Gegenſtände in ihrer Menge unter einander verwechſelt, die er vorher unterſchieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorſtellungen zuſammenknüpfte, die er unter ganz entgegengeſetzten Verhältniſſen kennen gelernt hatte. Dann ſteht er im Irrgarten des Wahns, des zwiſtigen Meynens, der abweichenden Glaubensarten, der perſönlichen Gewißheiten, die mit den Umſtänden ändern.

Die Erkenntniß (oder Verhältnißbeſtimmung) eines Gegenſtandes iſt nicht wegen der Unzulänglichkeit der menſchlichen Vernunft trüglich, ſondern wegen der Unzulänglichkeit unſerer Kenntniß vom Seyn und Daſeyn des Gegenſtandes. (12.) Und das Sinnenzeugniß iſt nicht darum unzuverläßig, daß die Empfindung ſich ſelbſt belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt ſchlechterdings nichts Anderes, als ihr eigenes Daſeyn und So-Seyn, nichts von Urſach und Wir-

kung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. ſ. w. (welches ſchon Ausſage des hinzutretenden Geiſtes iſt). Sondern das Unzuverläßige eines Sinnenzeugniſſes über die Auſſenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menſchen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverläßige Gewißheit erwächst erſt über das durch die Sinne Erfahrne, ſobald dieſes unter gleichen Umſtänden bei allen Menſchen und zu allen Zeiten beharrlich daſſelbe iſt. Wenn aber, wie du ſagſt, ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenſtand ſelbſt einſtimmig war: ſo fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Laſt, ſondern er liegt in der Weiſe des Erkennens beim Mangel vielſeitiger Erfahrung oder Kunde der Thatſachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beſtändig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für ſchnellfliegend halten, welcher ſein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtiget hat.

Unſere Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur iſt, beſonders aber in deren einzelnen Erſcheinungen, noch ſehr mangelhaft; mithin auch unſere Erkenntniß dieſer Einzelheiten, oder ihrer urſachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtſchaft untereinander, ſehr unzuverläßig. Jede neue Erfahrung ändert daher unſere Anſichten. Hingegen die Kenntniß vom Daſeyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verſchiedenheit, iſt die zuverläßigſte Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinſten Verhältniſſe der Natur hervorgeht.

Du aber, mein Glanvill, richteſt deine Frage vornehmlich dahin: ob unſern Erkenntniſſen, die an ſich doch nur Vorſtellungen von Dingen ſind, welche wir nicht mit dem ſeeliſchen Sinn gewahren, etwas in der Wirklichkeit Vorhandenes entſpreche? Ob das Erkannte, das wir nicht ſehen, auch wirklich und ſachlich ſo, wie wir es uns vorſtellen müſſen, auſſer uns da ſei, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der ſogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

28. Ich antworte: Alles iſt wirklich, deſſen Daſeyn wir kennen. Daher gilt das Wort »wirklich« in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch ſonſt »gewiß« heißt; denn in der Da-

ſeynskunde iſt Urgewißheit. (11.) Man ſpricht: die Sache iſt wirklich ſo, iſt wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Nun bitt' ich dich, mein Glanvill, aufmerkſam und prüfend dem Gang meiner Betrachtung des Wirklichen, und worin dieſes eigentlich beſtehe, zu folgen. Ich ſetze voraus, daß du über den engen Begriff erhaben biſt, den ſich der gemeine Mann zu machen pflegt, der nichts für wirklich vorhanden hält, als was er *mit ſeinen Sinnen* ergreifen und ertaſten kann, und daher folgerecht die Wirklichkeit ſeines eigenen *Denkens* eigentlich wegläugnen müßte, weil er ſein Denken weder ſieht noch hört, weder riecht noch ſchmeckt.

Alles iſt *wirklich*, davon wir das *Daſeyn kennen*, alſo, daß wir dies Daſeyn nicht nur vermuthen, oder glauben, ſondern *urgewiß wiſſen*. (11.)

Weil aber dies Wiſſen, als ein ſolches, nicht allein aus der Sinnlichkeit, ſondern aus dem in uns Denkenden, oder dem Geiſte, wird: ſo müſſen wir unſern Blick auf *ihn* richten, und auf die Art und Weiſe, wie in unſerm Bewußtſeyn Kenntniß des Vorhandenen, oder ein Gewußtes, wird.

Das *Bewußtſeyn* iſt *Seyn im eigenen* (weſenden, oder urheitlichen) *Wiſſen*; oder das Sich-Wiſſen im Seyn. Es iſt das in ſich Ununterſcheidbare und Gleiche des Wiſſens und Seyns, das *weſende Wiſſen*. Nicht der Leib mit ſeinen Sinnwerkzeugen, nicht die Empfindungen, nicht einmal die Gedanken, wiſſen ſich ſelbſt, ſondern ich weiß *von ihnen*. Dies ſich und anderswiſſende Ich bezeichneten wir mit dem Namen *Geiſt*.

Der Geiſt iſt das weſende Wiſſen (13), das in uns Denkende, d. i. gedanklich Wirkende. Wir ſind uns der Thätigkeit unſers geiſtigen Weſens bewußt, und eben ſo des Seyns unſerer Thätigkeit. So iſt das *Denken ein Thun oder Wirken* des Weſens, und das Seyn ein Thun (nicht die That) des Wiſſenden; beides alſo einerlei.

Wirken heißt *ändern*, d. i. ein Anderes, als das Beſtehende, ins Seyn rufen. Indem der Geiſt wirkt, ruft er aus ſich ein Anderes, als ſein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird ſich ſelber ein Anderes; er *wird ſich in ſich ſelber gegenſätzlich*. Er tritt gleichſam in ſich auseinander, als ein *Sichwiſſen* und *Vonſichwiſſen*. Er wird im *Eigenſtand* ſeiner Urheit ein *Gegenſtand* ſeines Wiſſens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wiſſenden.

Das *Gewußte*, oder Gedachte, iſt aber nicht der Geiſt ſelber in

seiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, sondern ein Anderes; ist nicht das Wirkende, sondern das Bewirkte, nicht die Ur-Sache, sondern die That-Sache. Der Geist weiß sich, als Ursach seines Gedanklichen, und den Gedanken, als von ihm bedingtes abhängiges Verursachtes. So ist er sich, als Ursach und Wirkung, als erstes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides ist, wenn gleich ihm selber unterscheidbar, doch in sich wesenhaft untrennlich, eins und dasselbe.

29. Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wissendes ohne Gewusstes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwissendes Wissen, — in sich selbst Widersprechendes. Also ist jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Ursach. Ohne Wirkung wäre die Ursach keine Ursach; erst durch jene ist diese in sich vollendet. Das Vonsichwissen des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Anderes ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursach, nicht ausser derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht ausser demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar, wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung ausser ihrer Ursach, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose. (14.) Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnd des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und wenn gleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Außenwelt den Sinnen giebt. Sie sind daher wirkliche Hirngespinnde, wirkliche Dichtungen.

30. Laß uns diesen Gegenstand, welcher der höchsten Beachtung würdig scheint, in seinen übrigen Beziehungen fortgesetzt beschauen. Und weil der Geist im Denken sich urgewiß, als das Ursachliche und Wirkende seiner Gedanken, weiß, laß uns, wenn wir von Ursach und Wirkung, vom Wesenden und Wesenlosen reden, den Blick mehr auf ihn, als auf das besten, was die Außenwelt Aehnliches darstellen mag. Denn wir erkennen daneben zugleich des Geistes Gesetzthum oder wesende Sachlichkeit heller (14), worin er alles Andere einordnet, oder mit sich und in sich einet, weil er nicht anders verfahren oder wirken kann, denn wie er weset.

Für uns zerfällt alſo das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Weſendes und Weſenloſes. (13.) Das Weſende allein iſt das Jnſich- und Fürſichbeſtehende, oder Selbſtſtändige; iſt vom Daſeyn des Weſenloſen unabhängig, weil dieſes erſt ſein anderes und zweites Seyn iſt, und nicht ohne ein Bewirkendes oder vor demſelben möglich wäre. Mithin iſt das Weſende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Weſenloſe aber etwas Unſachliches. So hat der Geiſt eine ſachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das ſich wiſſende Ur-Sachliche ſeines Gedanklichen iſt. Keiner unſerer Gedanken beſteht in ſich, für ſich und durch ſich ſelber; keiner derſelben iſt ſich ſeiner bewußt, ſondern wird gewußt; er iſt Weſenloſes, Unſachliches.

Den Unterſchied des Sachlich- und Unſachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterſcheidende Benennungen, weil der Unterſchied in ſich nothwendig, wie das Denken ſelber iſt.

31. Das Bewirkte oder Weſenloſe hat alſo ein durch das Weſende beſtimmtes, abhängiges, bedingtes Daſeyn. Dieſe beſchränkte Vorhandenheit iſt mithin eine änderliche, endliche, wechſelnde; während die des Wirkenden, oder Weſenden, in ſeiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in ſich, beharrt. Dein Geiſt weiß ſich im bunten Spiele aller ſeiner Vorſtellungen und aller ihn umgebenden Erſcheinungen, als ein und daſſelbe Jch. Er iſt der beharrliche Quell aller ſeiner Gedankenwellen, die ſich unter einander drängen; ſie kommen und verſchwinden, er bleibt. Er iſt die Einheit in der Mannigfaltigkeit ſeiner Wahrnehmungen und Urtheile, die ſich durch ſein Geſetzthum unter einander zuſammenreihen und verknüpfen, weil ſie in ihm als ſein zweites Seyn geworden und daher eins mit ihm ſind, als er wirkend in ſich auseinander trat, und ſich ein weſenloſer, unſachlicher Gegenſatz ſeiner Urheit und Sachlichkeit ward. (28.)

Glaube, zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: ſo ſind alle Gegenſtände, die wir gewahren, alle Regungen in unſern Sinnen, alle Vorſtellungen in unſerm Geiſte, nur Wandelbares und Weſenloſes inner ihrem ur- und ſachlichen Weſen (30), nur Gegenſatz und zweites Seyn, worin dieſes in ſich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und daſſelbe in ſich verharrt, das weſet auch nicht ſelbſtſtändig und ſachlich. (30.) Kenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Ver-

gänglichkeit, iſt das Gepräge, woran wir das Bewirkte erkennen. Das Weſende hingegen iſt in ſeiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in ſich ein Ununterſcheidbares, ſich gleich bleibt, und nur in ſeinem Anderſeyn und Gegenſatz ein Mannigfaltiges ſchafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht auſſer ihrer Urſach (der Gedanke nicht auſſerhalb, ſondern im Geiſte, eins mit ihm, wenn auch unterſchreidbar von ſeiner Urheit) beſteht, und eben das Bewirkte erſt die Erfüllung des Wirkenden iſt (29), ſo wohnet das Vergängliche im Unvergänglichen; ſo iſt der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in ſeiner Einheit; alles Seyn iſt im Weſen.

32. Das Gegenſätzliche des, was da weſet, obwohl es nicht auſſer dem Weſenden ſeyn kann, iſt nicht mit ihm das Gleiche, ſonſt wär' es nicht ein zweites Seyn, nicht ein Gegenſatz, oder von ihm unterſcheidbar.

Aber auch nicht das ſchlechthin ihm Ungleiche, dem Weſen Widerſprechende iſt es, weil es ſonſt mit ihm das Unvereinbare ſeyn würde, ein Zwieſpalt der Einheit. Dein Geiſt kann nicht anders denken, als er weiß. Ein Ur- und Sachliches kann nicht mit ſich ſelber unzuſammenhängende Wirkungen gewähren, ſonſt wären ſie nicht ſeine Erfüllung. Ein Weſen kann nicht anders erſcheinen, nicht anders ſeyn, als es weſet.

So iſt das zweite Seyn des Weſenden nicht das Gleiche, Ununterſcheidbare von ſeiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zuſammenhangsloſe von ihm, ſondern ſein Gleichartiges. Jede Wirkung iſt alſo ein gleichartiges Seyn (nicht Weſen) ihrer Urſach; alles Bewirkte gleichſam das Abbild des Wirkenden, deſſen Gegenſatz und Anderſeyn es iſt.

So ſpiegelt, o Glanvill, dein weſender Geiſt ſein urheitliches Selbſt in deiner Gedanklichkeit ab; aber als Anderes und Aenderliches, in weſenloſer Mannigfaltigkeit, daran er in ſeiner Unmitteilbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerſtreitende und Getrennte, ſondern das weſendaft Gegenſätzliche iſt. So ſind die Dinge dieſer Welt ein Widerſchein des Unbedingten; das Endliche iſt der Widerſchein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in ſeiner Einheit, das Wandelbare in ſeiner Unwandelbarkeit getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derſelben Urſach, das iſt durch Kenntniß der Wirkung, erkennen (12) wir deren Gegenſatz, die Urſach ſelber. So empfängt der menſchliche Geiſt im Ver-

ſichwiſſen, in dieſem Abbilde ſeines weſenden Wiſſens überſinnliche Wahrnehmung ſeines Selbſtes. Und wie Urſach und Wirkung in ſich untrennbar Eins ſind, ſo fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wiſſen des Geiſtes zuletzt in Eins zuſammen, wird Urgewißheit (11) ſeines Selbſtes.

Was irgend alſo uns im Weltall erſcheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der ſeeliſchen Sinne in unſer Bewußtſeyn tritt, iſt das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; iſt das in der Einheit des Weſenden ihm Gegenſätzlichgewordene, ſein anderes Seyn. (13.)

33. Wenn im Wirken deſſen, was da weſet, dieſes ſich ſelber gegenſätzlich wird und, möcht' ich ſagen, das Gleiche ſich in ſich ſelber abſtößt zu einem Andersſeyn und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, ſondern vielmehr, als ſolches, erſt erfüllt. (29.) Beiderlei beſteht untrennbar; jedoch in ſeiner Gegenſätzlichkeit unterſcheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegenſatz des Wirkenden, nicht das Beharrende ſeyn kann, wird es das ſtets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche ſich in jeder ſeiner Wirkungen wieder ein neues Gegenſätzliches wird. So erſchließt ſich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Beſondere, aus dem Beſondern das Einzelne. Es erwächſt jene endloſe Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen, welche unter ſich entferntere oder nähere Gegenſätze bilden, Vielheit der Gedanken, welche ſich aus dem allgemeinſten Satze in das Einzelnſte auseinander zweigen, und aus dem umfaſſendſten der Begriffe in die zarteſten beſondern Vorſtellungen zerfallen.

Ich ſpreche mit menſchlicher Zunge, mein Glanvill, vom Schaffen des Unſichtbaren, und ich zittere, daß du mich mißdeuten könnteſt. Denn das iſt ja das große Uebel, daß unſer Geiſt mehr weiß, als er auszuſprechen vermag. Fragſt du aber: womit ich dir den Gang des Weſenden in ſeinen Thaten, wie ich ihn ſchilderte, erweiſen könne, ſo erwiedere ich dir: Ich erzähle dir nur die Thatſachen deiner unmittelbaren Selbſt-Erfahrung. Hier iſt keine Erkenntniß, ſondern reines Kennen des Geſchehenden, wie du es in dir wahrnimmſt, wenn du dich dem Nachdenken über das Verfahren deines Verſtandes im Begreifen, Urtheilen und Schlußfolgern überläſſeſt; oder wenn du den Blick in das wechſelnde Spiel der Dinge auſſer dir wirfſt.

machen sie ungefähr die Miene, die ein gebildeter Katholik machen würde, wenn ihm ein eifernder Calvinist von Genf die Sätze von der Gnadenwahl einschärfen, oder ein gebildeter Protestant, wenn ihm ein Kapuziner mit dem Fegfeuer Furcht einjagen wollte.

Die einsichtsvollern Perser hegen eben so wenig Ehrfurcht vor der Dogmatik und den Wunderbarkeiten des Islam. Es gibt unter ihnen Tausende, welche, ohne eben öffentlich vom Propheten abzufallen, in der Verehrung des einzigen höchsten Gottes, und in Erfüllung der heiligen Pflichten gegen die Mitmenschen und Gott, den ganzen Inbegriff ihres Glaubens und Gemüthsruhe und Erhebung finden. Aber sie verbergen ihr Inneres sorgfältig, um nicht vom Pöbel und von den Priestern verketzert zu werden. Man kennt sie darum in Persien dennoch. Man heißt sie nur die Suffa's, oder Philosophen, Freidenker. Sie sind in Persien etwa das, was die Bekenner des Confutse in China, die Sinto's in Japan und die helldenkendsten Männer unter Katholiken, Protestanten und Juden in Europa sind. Letztere empfangen bekanntlich von ihren Kirchparteien ungefähr ähnliche Titel. Denn asiatischer und europäischer Pöbel sind wenig verschieden, und wahrscheinlich eben so wenig der gemeine Haufe der

Alles spaltet sich im Gegensätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Und eben die Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erscheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegensatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit schwankend. Es entstehen, wie im Denken Verwechselungen von Begriffen, so im Beobachten nach aussen Verwechselungen der Erscheinungen. (20.)

Das aus einer Einheit gewordene Gegensätzliche ist sich in derselben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeschiedenheit des Gegensätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche seyn; denn das Bewirkte und Wandelbare ist der Gegensatz des Beharrlichen. So entsteht eine umgekehrte Weise des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegensätzliche zieht sich einander wieder zur Einheit an, in der es sich verwandt ist. Das Einzelne tritt in die besondere Einheit zurück, der es entsprang, das Besondere in das umfassende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unser Geist, in seiner Wesenheit, Ur-Einheit seiner Wirkungen, strebt mit gleicher Gewalt, Alles in diese Einheit aufzulösen, wie er anderseits strebt, aus dem Inschgleichen in das Unterscheidbare des Gegensätzlichen auseinander zu treten. Dies Doppelverfahren, das wiederum nur ein Gegensätzliches in sich selber bildet, ist das Gesetz des Verstandes, oder die Lebendigkeit des wesenden Gesetzthums im geistigen Wirken. Alles Denken besteht nur im Scheiden und Wiedervereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zersetzen; im Sondern und Begreifen, im Auflösen und Schliessen, im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen seiner Einheit.

34. Dein Geist weiß sich nicht in weltleser Einsamkeit. Er anerkennt das Daseyn anderer Geister. Er kennt urgewiß und thatsächlich Vieles, das er selber nicht ist, ausser sich. Dies Draussen kündet sich ihm in Sinneswahrnehmungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen sind keine Gedanken. Dein Geist, als das Denkende, unterscheidet sich selbst von dem, was im menschlichen Leibe das Empfindende ist und wir mit dem Worte „Seele“ bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtseyn Vorstellungen derselben. Näher betrachtet, entdeckt der Geist, daß die Empfindungen offenbar einem Gesetz unterworfen sind, welches mit seinem Gesetzthum nichts gemein hat,

ja demſelben ſogar vielmals widerſpricht. Der Chriſtusjünger Paulus deutete ſchon dieſen Widerſpruch an: »Ich habe ein doppeltes Geſetz in meinen Gliedern!« Im Geiſte aber iſt Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seeliſche, als ein Drauſſen, welches in ihm erſt Gewußtes und Gedachtes wird.

Rechte nicht mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geiſtige und Seeliſche ſtreng zu ſcheiden, wie ein ſchlechthin Geſchiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einſtweilen die Sprache des gemeinen Menſchenverſtandes, eben unſerer Verſtändigung willen, zu führen, und um die Vermiſchung und Verwirrung gewiſſer Vorſtellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieſer Unterſchied fallen, und ſich Geiſt und Seele, ſelbſt Körper und Leben, Alles in das untrennbare und ununterſcheidbare Eins auflöſen.

Alſo, auch das im ſeeliſchen Empfinden Erregte iſt, im ſtrengern Verſtande, auſſer dem Geiſte, der in ſich allein das weſende Wiſſen iſt, und nur vom Empfundenen weiß, in ſo fern es im Licht des Bewußtſeyns, als Vorgeſtelltes, aufſteigt. Erſt dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt ſind, werden ſie ſeinem Geſetzthum unterthan; nicht aber ſie ſelber, ſondern nur die Vorſtellungen ihrer. Empfindungen ſelber laſſen ſich vom Geiſte weder rufen, noch verbannen; ſie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum iſt das Unterſcheiden von Geiſt und Seele wohl erlaubt.

Inzwiſchen tragen die Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenſeyns, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an ſich. Sie deuten dem Geiſte damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, deſſen Gegenſätzliches ſie ſind.

Alle Empfindungen ſind Erregtes im Seeliſchen, wie die Vorſtellungen von dem Drauſſen Erregtes im Geiſtigen ſind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle iſt aber nicht der Geiſt; er kennt ſich mit Gewißheit, es nicht zu ſeyn. Nothwendig beſteht alſo, wie das Erregte, auch das Erregende auſſer ihm, deſſen Andersſeyn, oder deſſen Wirkungen in ihm, ſich zu Vorſtellungen geſtalten. Dieſe Wirkungen von auſſen, in den ſeeliſchen Sinnen, welche durchaus anders, als unſere Geiſteswirkungen (die Gedanken), daſtehen, wollen wir, um ſie von dieſen zu unterſcheiden, Erſcheinungen nennen, und die Geſammtheit der Erſcheinungen, Welt.

Die Welt iſt eine Mannigfaltigkeit wechſelnder Wirkungen auſſer

uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verſtand, nach ſeinem Geſetzthum, muß nothwendig in dem auſſer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht ſelber iſt. Wir nennen dieſes die Natur.

Die Natur iſt alſo das beharrliche Weſen der Dinge auſſer uns; die Welt mithin das weſenleſe Andersſeyn und Abbild, oder das Gleichartige, der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtſeyn der Sterblichen ſtehen. So nahm ſie von jeher, ſo nimmt ſie der Verſtand der Menſchheit. Da Natur und Welt nicht ſachlich und an ſich ſelbſt, ſondern nur als Gewußtes, im Wiſſen des Geiſtes wohnen, ſind ſie, wie alle Vorſtellungen, ſeinem Geſetzthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Urſach, denkbar und verſtehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geiſt unter ſich daſſelbe Verhältniß, wie der Geiſt und das weite Reich ſeiner Gedanken. Die Welt iſt nur die Erfüllung der Natur; die Natur in Allem weſend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unſerer Gedanken ein Erſcheinen des Geiſtes aus ſich nennen kann, ſo könnte man gewiſſermaßen auch die Erſcheinungen draußen Gedanken der Natur nennen dürfen.

35. Natur und Geiſt ſind alſo beide Ur- und Sachliches; Welt und Gedanklichkeit aber ſind beide nur Wirkung, Andersſeyn von jenen, in ſich wandelbar und weſenlos, d. i. ſeiend. (13.)

Ich ſehe gar wohl ein, mein theurer Glanvill, daß dieſe Vorſtellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit ſinnlichen Anſchauens befangen iſt. Es muß ihm verkehrt ſcheinen, das, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, für allein ſachlich und weſenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatſachlich mit allen fünf Sinnen erfaſſen und erfaſſen, für ſo weſenlos gelten zu laſſen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatſächliche iſt ja eben darum, weil es thatſächlich iſt, nicht das Urſachliche; jenes iſt das Vergängliche, dieſes das Bleibende. Unſere Vorſtellungen ſind das Thatſachliche im Geiſte; und das in unſerm Sinn Empfundene iſt ähnlich dem Gedanklichen, aber im Seeliſchen Erregtes oder Thatſächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohllauts und Mißlauts, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dun-

kein iſt nicht auſſer den Sinnen, ſondern in ihnen das Erregte. Was wirkend auſſer der Seele beharrt, ſelbſt wenn die Empfindungen verſchwunden ſind, iſt das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, ſobald dies Andere abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andere, dies Weckende, dies Erregende, weſet; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seeliſche, welches (ſtatt der Gedanken und Vorſtellungen) Empfindungen und Gefühle in ſich hervorbringt, weſet oder wirket ebenfalls; nicht aber das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. ſ. w.). — Wenn wir nun das in der Seele Empfundene auſſerhalb derſelben vorhanden glauben: ſo iſt dies ein verzeihlicher Geſichtsbetrug des Verſtandes.

Anderſeits fällt es dem läßigen Beobachter eben ſo ſchwer, das, was ihm kein Sinn offenbart, für das wahrhaft weſend Vorhandene zu erklären. Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gerne ſinnlich ergreifen. Wir wiſſen nicht, unter welcher Geſtalt und Farbe, oder in welcher Weiſe und Bewegung wir uns ein überſinnliches Weſen, den Geiſt, die Natur, die Gottheit u. ſ. w., vorſtellen ſollen? Wir können uns von dem, was da weſet, kein ſinnliches Bild vorſtellen, nicht einmal den Begriff machen.

Dies iſt allerdings richtig. Ein Weſen, als ſolches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zuſammenfaſſung des Mannigfaltigen zu ſeiner Einheit iſt, in welcher und zu welcher jenes verwandt ſteht. Das Weſen aber iſt ſelber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; iſt ſelber das alle ſeine Wirkungen in ſich begreifende Urſachliche. (14.) Der Geiſt hat alſo eigentlich nur ein Kennen vom Daſeyn des Weſenden, aber kein Begreifen und Erkennen (12) deſſelben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur urſachlichen Einheit iſt. Darum begreift der menſchliche Geiſt ſich, als Weſendes, ſelber nicht, weil er ſelber Unbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten iſt. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß ſein Daſeyn. (32.) Das Nichtbegreifenkönnen des Weſenden liegt nicht ſowohl am Ueberſinnlichen deſſelben, als an ſeinem einheitlichen, in ſich nicht unterſcheidbaren Beſtehen. Auch Vorſtellungen, in ſo fern ſie einzeln und ganz einfach ſind, können nicht begriffen werden. Eben ſo ſind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für ſich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was

roth, was sauer, was Klang in sich sei? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseinskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Wege ein, als auf andere Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und mit den Flügeln der Einbildungskraft das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Daseyn des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber west, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens eine sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemandem bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke sei das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sei wesenlos und nicht wirkend.

36. Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Andersseyn, des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (32): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, daß sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich aufprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltaglichen Leben so gefahrvoll nicht, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem in unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches außer den Sinnen west, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseiend offenbart.

Dies führt mich zu einer leisen Bemerkung, mit der ich diesen Brief schliessen will. Ich fürchte, Glanvill, er sei für dich schon zu lang, und, wehe mir! zu langweilig gerathen.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Besteben für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie im Ernst damit gemeint, daß die Vorstellung, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas ausser ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andere Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewordener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung.

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein anderes Wesen, oder auf andere Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist zur Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus sich, oder Wirkung einer Wirkung seyn, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht. (29.)

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sei es in sich selber, zum Andersseyn, oder auf ein Wesendes ausser ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesende allein wirket, d. i. weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Seyn, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Andersseyn, als Gegensätzlichgewordenes, Mannigfaltiges in der Einheit, Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein

begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so *scheint* eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier *wirkt* das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem, erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Ich bin ermüdet vom Schreiben, wie du es vom Lesen seyn wirst. Darum schließ' ich.

8.

Glanvill an Beda.

Einwürfe gegen die Erklärung der Wirklichkeit.

37. Du hast gesprochen, ehrwürdiger Freund, und ich horche deinen scharfsinnigen Erläuterungen mit Vergnügen. Aber ich horche noch; sprich weiter! Denn du hast nur *ein* Räthsel *damit* gelöset, indem du zum Schlüssel desselben ein *neues* Räthsel machtest. Ich kann daher noch nicht aburtheilen. Es ist in mir noch keine Ruhe der Gewißheit. Löse das zweite mir vorgeschobene Räthsel!

Damit ich dir es deutlich weise, wiederhol' ich deinen Gedankengang, falls ich ihn recht verstanden habe.

Nichts, sagst du, ist wirklich, als das Vorhandene. (28.) Ich bin des Vorhandenseyns urgewiß, wenn ich es kenne. (11.) Ich kenne es entweder aus mittelbarer Erfahrung, nämlich: durch die Sinne, oder aus unmittelbarer Erfahrung (19), nämlich durch das Wissen des Geistes von sich, im Wahrnehmen seines Selbstes. Was ich aber in der Wirklichkeit kenne, ist entweder Wirkendes oder Bewirktes. (28.) Das Bewirkte ist entweder in meinem Geist ursprünglich vorhanden, und dann nenn' ich es Gedankliches, oder auſſer mir sinnlich gewahrt, dann nenn' ich es Erscheinung. (34.) Das Wirkende oder Ursachliche der Dinge kenn' ich nicht aus mittelbarer oder sinnlicher Erfahrung, sondern nur durch unmittelbare Erfahrung des Geistes in sich. Da dieser aber nur *sich* kennt als Urheber und Quell seines Gedankenthums, weiß er urgewiß nur *sich selbst*, als ein Ursachliches und nichts Anderes.

Daß er Alles entweder als Ursach oder Wirkung nimmt, liegt nicht in seiner Willkühr; es ist Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit

beſteht im Geſetzthum ſeines wirkenden Selbſtes (14) oder, wie du es nennſt, ſeines Weſens. Weil nun alle Erſcheinungen in der Auſſenwelt in ihm nur als Vorſtellungen gewußt werden; dieſe Vorſtellungen aber, als ſolche, ſeinem Geſetzthum unterworfen ſeyn müſſen: ſo trägt er das Geſetz ſeines Wirkens gedanklich auch auf die Auſſendinge über, und findet nicht nur in ſich, ſondern auch auſſer ſich, überall Urſach und Wirkung.

Hier, edler Freund, verweile einen Augenblick. Sage mir: was berechtigt den Geiſt, das, was ein Geſetz ſeines eigenen Denkens und Erkennens iſt, zum Geſetz der Natur und der Welt zu machen? Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß er vermöge der Nothwendigkeit ſeiner Inſichbeſchaffenheit, die Verhältnißvorſtellungen von Einheit und Mannigfaltigkeit, von Urſach und Wirkung, oder Grund und Folge auf ſein Gedankenthum geltend macht, weil er muß. Aber da die gedachte Welt und die gedachte Natur, oder wie du das Drauſſen nennen willſt, nicht das Drauſſen an und für ſich ſelber iſt: dürfte denn etwa der Geiſt nicht in Selbſttäuſchung verfallen, wenn er beide verwechſelt, und ſein Maß zum Maß der äuſſern Wirklichkeit macht? Wäre es nicht auch möglich, daß in dem Drauſſen ein ganz anderes Geſetzthum beſtände, als in dem Innen des Geiſtes? Wäre es nicht möglich, daß im Drauſſen weder Einheit noch Mannigfaltigkeit, weder Urſach noch Wirkung, weder Ewiges noch Zeitliches beſtände, ſondern erſt in uns Alles dazu würde, und zwar blos gedanklich, durch das Geſetz unſerer geiſtigen Thätigkeit? — Zeige mir die Unmöglichkeit, damit mein Zweifel verſchwinde.

38. Aber ſelbſt dann noch, o Beda, wann du mir dieſe Unmöglichkeit dargethan haben würdeſt, wäre das Haupträthſel nicht gelöſt.

Zwar bin ich einig darin mit dir, daß unſer Geiſt ſich weiß, als Urſachliches; und von ſich weiß in ſeinen Wirkungen; und von Anderm weiß, das auſſer ihm da iſt. Jeder Zweifel darüber wird Unſinn und Unvernunft. Zwar bin ich einig darin mit dir, daß nicht der Gedanke, der von mir gedacht wird, ſondern das ihn denkende Ich eigentlich das Sachliche (Reale) oder Weſende ſei, das Uebrige aber Weſenloſes, Vergängliches. Auch ſtimme ich dir darin bei, daß Weſen nur auf Weſendes wirken könne, nicht auf Weſenloſes. Ich nehme ſelbſt deine Erklärung des Wirkens an, wie bildlich ſie auch ſeyn mag, weil wir doch nun einmal zur Beſchreibung überſinnlicher

Hergänge, ans Ermangelung des Bessern, uns der Bilderschrift des Sinnenreichs bedienen müssen. Ich lasse also das Wirken, als ein *In-sich-Abstoßen des Gleichen zum Gleichartigen*, als ein *sich selber Gegensätzlichwerden des Wesenden*, gelten, und füge mich darin, daß eine Wirkung schlechterdings *in ihrer Ursach* und untrennbar, wenn auch unterscheidbar, von derselben sei; wiewohl ich, nach dem Augenschein täglicher Erfahrung, auch mit *Hume* sagen könnte: die Wirkung hat nicht die leiseste Aehnlichkeit mit ihrer Ursach. — Ferner will ich anderseits anerkennen, weil ich muß, daß *du* nicht Ich bist; daß *dein* Geist in sich wesend nicht *mein* Geist sei, sondern ein anderer, selbstständiger, der, unabhängig von mir, in sich wirkt. Ich will anerkennen, daß es mithin eine Mehrheit von gleichartigen Wesen gebe. Ich will vorläufig, weil du selbst es *nur so* willst, sogar annehmen, daß eine Mannigfaltigkeit auch ungleichartiger Wesen im All der Wirklichkeit wohne. Das Wesen der verschiedenen *Stoffe* z. B. mag ganz verschieden vom Wesen dessen seyn, was sie *bewegt*; und das *Belebende*, was im pflanzischen Körper, im thierischen Leibe gliedernd baut, ein ganz Verschiedenes sei von dem, was im thierischen und menschlichen Leibe, unabhängig von allem Wirken und Denken des menschlichen Geistes, *sinnlich gewahrt*, empfindet und fühlt.

Aber, ehrwürdiger Veda, könnte es deinem Scharfblick entgehen, daß alle meine Zugeständnisse dich in unentwirrbare Verwirrungen und deine Angaben, wieviel Scheinbares sie immerdar für sich haben mögen, in unheilbaren Widerspruch mit sich selber stürzen müssen?

Wenn jede Wirkung *inner* und nicht *ausser* ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: *wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all' ihr Wirken sich nicht gegen einander äussert?* Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen, wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Daseyn des Draußen, wenn es sich nicht auf unsere Sinne *äusserte*? Veda, woher kennst du mich?

Löse mir also den Widerspruch, wenn du es *vermagst*, aber auf unzweifelhafte Weise; beantworte mir mit schlechthiniger Gewißheit die Frage: wie jede Wirkung *in ihrer Ursach*, als deren Anderssein, *beharrt* und sich *nicht äussert*, oder von der Ursach trennt, und nicht in ein anderes Wesen *übergeht*; dennoch aber in einem andern Wesen *Aenderungen* hervorbringt, das ist, Wirkungen?

Siehe, da ſtehen wir wieder vor dem uralten Räthſel, welches ſchon lange vor uns ſo zahlreichen Forſchern zu ſchaffen gemacht hat. Auch ſie fragten nach dem Zuſammenhang des Geiſtes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Ueberſinnlichen mit dem Irdiſchen, und wie dieſe alle auf einander wirken könnten? Zur Löſung dieſes Räthſels fordere ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung; keine erfundene Vorausſetzung, ſtatt deren ich auch eine andere erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbeſtimmter Harmonie der Subſtanzen hören; denn ich würde dich fragen, welcher Gott hat ſie dir offenbart? Sage mir nicht mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins iſt, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Biſchof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeiſtung in uns haben und erkennen, denn ich würde dich, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer iſt der Gott? Wer beweiſet mir ſeine Vorhandenheit? Und wie iſt die Eingeiſtung des Gottes im Menſchen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles ſehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweiſen erfunden ward, um ſich die Möglichkeit eines Zuſammenhanges der Seele und des Geiſtes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daſeyn alles Materiellen und ſogenannten Sinnlichen; ſie vergeiſtigten das Irdiſche, und kannten blos Reingeiſtiges und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geiſtige und Ueberſinnliche; ihnen entfaltete ſich die geſammte Wirklichkeit aus dem Stoffiſchen, und das Denken ſelbſt ſchien ihnen nur die höchſte Blüthe deſſelben. Andere, weil ſie weder das Vorhandenſeyn des Ueberſinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben ſo wenig das Daſeyn der Sinnenwelt, bauten zwiſchen beiden fantaſtiſche Brücken, um beide zu verbinden.

Erfahrung und Bewußtſeyn ſträuben ſich gegen die Vernunftkünſtelei jener einſeitigen Anſichten. Was aber mit der Geſammterfahrung und dem Selbſtbewußtſeyn in Zwieſpalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchſtens perſönliche Gewißheit ſeyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menſchheit werden. Du ſelber ſagſt dies.

39. Und endlich, theurer Beda, noch eine letzte Bedenklichkeit.

Ich anerkenne mit dir: das Ur- und Sachliche, das Wirkende oder Weſende ſei ſchlechthinige beharrliche Einheit, daher das Unbeſtimmbare,

Prieſter, Rabbinen, Muftl's, Braminen, Bonzen, Gylongs, Talapoinen u. ſ. w. in beiden Welttheilen.

10.

Die Singaleſen und Javaner. — Das Chriſtenthum auf den übrigen größern aſiatiſchen Inſeln.

Noch bleibt uns übrig, den Blick auf die aſiatiſchen Eilande zu werfen.

Vor allen Tauſend Inſeln, welche das aſiatiſche Feſtland umgürten, iſt beſonders Ceylon mit ſeinen dreimalhunderttauſend Bewohnern in religiöſer Hinſicht denkwürdig. Mit uralter Ehrfurcht blicken die Indier diesſeits und jenſeits des Ganges, ſelbſt die Thomaschriſten, auf dies Eiland. Die Malabaren nennen es in ihrer Sprache das heilige Land, oder Lanca. Als Gipfelkrone des Gebirgs, welches Ceylon durchſchneidet, erhebt ſich der hohe, weit über das Meer ſichtbare Talmala und Hamalel. Droben, wo drei Ströme ihren Urſprung nehmen, ſchuf Gott, nach den Sagen der Hindu, den alten Stammvater des Menſchengeſchlechts, und begrub er ihn wieder. Von hier aus kam, nach dunkeln Ueberlieferungen Hinter-Indiens, der Glaube an Budda oder Bud, dem beiweitem der größte Theil Aſiens Ge-

Unbegreifbare desselben, indem es ja vielmehr das Bestimmende, Begreifende und Bedingende seiner Wirkungen ist. — Eben so anerkenne ich mit dir, als Gegensatz des Wesenden, das Bewirkte, daß es nämlich das Mannigfaltige, Bestimmte, Bedingte, Wandelbare und Endliche sei. — Ich anerkenne, wie gesagt, diesen Gegensatz zwischen dem Wesenden und seinem wesenlosen Anderseyn.

Wenn nun aber Mannigfaltigkeit das Merkmal und Gepräge der Wirkungen ist, wie du sagst: so müßten wahrlich die wesenden Ursachen zugleich auch Wirkungen seyn, weil sie selbst Vielheit, Verschiedenheit, mithin Mannigfaltigkeit zeigen. Es ist z. B. nicht nur eine Mannigfaltigkeit von menschlichen Geistern, sondern auch von Thieren, Pflanzen, Gasarten, Steinen u. s. w. Und ich kann diese sachliche Verschiedenheit der Wesen (obwohl ich die letztern nicht durch Erfahrung kenne) darum gegen dich und mit deinen Worten behaupten, weil die Erscheinungen derselben ihr Abbild und gegensätzliches Anderseyn sind.

Nun aber müssen entweder Ursach und Wirkung eins und dasselbe seyn, was du doch schwerlich lehren willst; oder die Merkmale, nach welchen du das Wirkende vom Bewirkten unterscheiden möchtest, sind mangelhaft, weil sie sowohl den Ursachen, als den Wirkungen angehören. Was soll ich nun für wahr halten bei diesem innern Widerspruch?

Noch hatte ich mir mehrere Bemerkungen über deine Ansichten der Wirklichkeit aufgezeichnet; aber ich begnüge mich an der Mittheilung dieser wenigen, weil sie mir die erheblichsten zu seyn scheinen. Denn ich hoffe, Manches wird sich noch im Verfolg deiner Zuschriften aufklären; und Manches kann sich durch wiederholtes Lesen und Würdigen deiner Worte noch in mir verdeutlichen, wo ich es anfänglich nur falsch verstanden habe. Denn in der That ist es für mich so ganz leicht nicht, aus meinem alten Gedankenbau hinauszutreten und in dem deinigen mich einheimisch zu machen, ja gewissermaßen eine neue Sprache zu lernen. Gewähre mir einige Nachsicht! Denn wie sehr ich auch deine Anstrengung bewundern muß, mit Zierlichkeit, Würde und Klarheit über das Tiefste des Wißbaren, oder wenigstens des zu wissen Wünschenswürdigsten, zu sprechen: wirst du doch schwerlich verhindern können, mißverstanden zu werden, weil in der Gedankenwelt verschiedener Geister die Wörter, wenn gleich einerlei Gepräge, doch verschiedenen Münzwerth haben. Lebe wohl. Ich liebe dich.

Zweite Betrachtung.

Natur und Welt.

1.

Beda an Glanvill.

Die Wirkſamkeitsſphären der Natur.

40. Warum ſoll ich's dir verhehlen, mein Glanvill, wie beſtürzt ich deine Fragen las? Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dir vorläufig über das Nöthigſte zu verſtändigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zuſammenhang riß, zerriß ich deſſen innere Bedeutung. Ich hatte vergeſſen, daß der Theil erſt durch ſein Ganzes verſtehbar ſei. Wie im All des Vorhandenen, ſo iſt in der Wiſſenſchaft von demſelben kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer ſteht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn ſollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitſchranken eingezwängt ſind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem Andern nachfolgen laſſen müſſen? Von wo ich auch mit dir zuerſt ausgehen möchte, immer ſehe ich mich da ſchon in einer Mitte der Geſammtheit, in welcher das, was ſich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortſetzung deſſen iſt, was hinter uns liegt.

Aber laß es uns wagen, Glanvill, und, wie es auch gelingen möge, die Schwellen des Allerheiligſten überſchreiten. Es iſt dies ja auch die ewige Heimath unſerer Geiſter. Deine Fragen werden, ich hoff' es, ihre Antworten, deine Zweifel ihre Löſungen finden.

Erlaube mir dabei ferner, wie bisher, von den Vorſtellungen und Anſichten des gemeinen Menſchenverſtandes aufwärts zu ſteigen zum Höhern. In jener ſtandhaften Uebereinſtimmung aller Weltalter und Welttheile über gewiſſe Allgemeinheiten der Erkenntniß und der Kenntniß, ruht etwas Wahres, welches ſich nicht zurückſtoßen läßt, und zu welchem wider Willen der eigenſinnigſte Zweifler heimkehren muß. Es begründet ſich auf jene Allgemeinheiten des menſchlichen Fürwahrhaltens (27), das Einverſtändniß der Jahrtauſende, der Kirchen,

der Staaten, der Vorfahren und der Nachkommen. Die Aufgabe des strengern Forschers bleibt nur, das Wahre der Allgemeinheit (oder das Gemeingut aller Geister) von den Täuschungen und Irrthümern dessen auszuscheiden, was durch Verschiedenheit der Gesittungsstufen, Himmelsstriche, Gesetzgebungen und Leidenschaften der Völker, ihrer Führer und Lehrer, als Einzelheit beigefügt worden ist. Im Gemeinwissen, ja auch nur im Gemeinglauben sämmtlicher Sterblichen, die da leben und gelebt haben, liegt immer irgend eine Wahrheit; der Irrthum liegt im Besondern des Völkerglaubens. Es ist der Staub oder Rest der Jahrhunderte. Die wahre Philosophie ist die Aussöhnung des reinern und höhern Wissens der Selbstdenker mit dem gemeinen Verstande der Menschheit.

Die unüberwindlichen Ueberzeugungen des letztern entspringen aber aus der Beharrlichkeit der allgemeinen Erfahrung; aus der Urgewißheit vom Daseyn dessen, was er kennt, und nach den allgemeinsten Gesetzen der Erkenntniß unter sich verbindet. Die Kenntniß des Dasciendes schöpft er aber vermittelst der Sinne. Im Umfange dieser mittelbaren Erfahrung liegt Alles, was er im Raume und in der Zeit vorhanden weiß. Oder er schöpft die Kenntniß unmittelbar aus dem Sichwissen und Vonsichwissen des Geistes. (19.) Im Umfange dieser unmittelbaren Erfahrung findet er sein eigenes Daseyn und das Gesetzthum seines eigenen Wesens, findet er, eins mit demselben und als Ausdruck desselben, jene Ideen von Unendlichkeit, Wahrheit, Heiligkeit, Einheit, — — jene Aussichten in ein Gebiet des Göttlichen, das von Räumen und Zeiten unbeengt, von keinem irdischen Blick erfahrbar, nichts aufzeigt, was die Sinnenwelt in sich trägt, und doch der ganzen Sinnenwelt erst höhere Ordnung, höhere Bedeutsamkeit und wahre Herrlichkeit, ja ihr das Daseyn selbst, verleiht.

41. Von allen Schätzen des Daseyns, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über den höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt ist in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Daseyn einer Welt ausser sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht ausser ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eigenes Werk, oder nicht. Wollte er sie nicht als

seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Du selbst bezeichnetest sie schon in deinem letzten Briefe. Und was du auch, und sehr begründet, gegen diesen Gedanken angabst, wi der welchen sich ohnehin unser Bewußtseyn, wie alle unsere Sinne auflehnen: dennoch liegt dieser Vorstellung etwas Tiefwahres zum Grunde. Ich werde dir einst später darauf deuten. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Tauschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Aussenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt mit den äussern Sinnen zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts ausser ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Zepter in seinem ungeheuern Weltmährchen wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre Alles im Undenkbaren denkbar und durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

42. Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellungen umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn des, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu dieſem vielfachen Gegebenen tritt der Geiſt dann in ſeinem Geſetzthum, und nach der Nothwendigkeit desſelben verbindet, ſcheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in ſich. Dies Ganze und Eine nennen wir die Auſſenwelt. Unwillkührlich, alſo nothwendig, nach eben jenem Geſetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in ſeinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende ſelbſt. Er nennt das in ſeiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Urſach zum Grunde liegen müſſe, als weſende Einheit ihrer ſelbſt, als das den Sinnen Gebende und ſie Erregende. Wir nennen das Weſen der Dinge auſſer uns, Natur.

Wir ſchauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur ſelbſt in ihrer Weſenheit, als Ur- und Sachlichkeit deſſen, was Zeiten und Räume umfaſſen. Obwohl wir indeſſen die Natur mit keinem der Sinne ertaſten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie iſt uns geworden durch die Nothwendigkeit des geiſtigen Geſetzthums, Alles im Gegenſatz von Urſach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Dieſe Gewißheit ſteht ſo unerſchütterlich in uns, als die vom eigenen Daſeyn unſers denkenden Ichs, welches ſich als Urquell ſeines Gedankenthumes weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatſächlich die weſende Natur mit den äuſſern Sinnen ſchauen können: ſo wäre ſie nicht die Natur mehr, ſondern nur wieder die Welt; nicht das auf uns Einwirkende, ſondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geiſtes allein offenbart ſich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt ſich verbreitet, und aus welchem dieſe erſt ihr Licht erhält.

Glanvill, ob das, was durch die Nothwendigkeit des geiſtigen Weſens oder Geſetzthums in uns Urgewißheit iſt, auch auſſer dem Geiſt wirklich ſo walte? — dieſe Frage wird ſich ſpäter beantworten. Nimm einstweilen die Thatſache, wie ſie beſteht. Erinnere dich, daß alle Gewißheit nicht aus den Stoffen, Formen und Tönen tritt, ſondern aus dem Geſetzthum des ſie Wiſſenden. Wer die Idee von Urſach und Wirkung gänzlich aus ſeinem Innern herausreiſſen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Beſtimmen des Verhältniſſes vom Mannigfaltigen zur Einheit und Urſach. (12.)

Die unendliche Natur iſt Einheit und Urſach; — die Welt aber,

mannigfaltig und endlich mit allen ihren Dingen, iſt der Natur Anders-ſeyn und Gegenſatz.

43. Was die Auſſenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erſcheinungen daliegen mögen, ſondert ſich im Geſetzthum des weſenden Wiſſens, wie von ſelbſt, auseinander und ordnet ſich für daſſelbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge gemeinſam für die Sinne tragen, in gewiſſe gedachte Einheiten. So unterſcheidet ſchon das Kind, ohne andere Belehrung; ſo unterſchied von jeher der Verſtand der geſammten Menſchheit die todten, in ſich ruhenden Stoffe von der Bewegung derſelben; und von den lebloſen Dingen die lebendige Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit Empfindung begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wiſſen über Alles erhöhten Menſchen. Schon in der moſaiſchen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerſt das Licht ins Chaos des Stoffiſchen, dann aus demſelben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeiſteten Menſchen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in dieſe bekannten Begriffseinheiten eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Auſtralier bis zu dem erſten Weiſen, Dichter und Künſtler hinauf; von der kaum ſichtbaren Milbe bis zur alten Meerſchlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adanſonien-Walde; vom Sonnenſtäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüſſigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menſchliche Verſtand begnügte ſich nicht mit dieſer Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieſelbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den ſichtbaren Wirkungen auf die unſichtbare Urſach über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, Kraft; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten ſchmückt, zur Selbſternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, Leben; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was ſie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Geſang oder wilden Geſchrei zu verkünden, Seele. — So nannte und kannte der Sterbliche alſo ſchon längſt ein Reich des Ueberſinnlichen, eh' er ſich deſſen bewußt war; und glaubte, in argloſer Selbſttäuſchung, das in der Welt um ſich her zu gewahren (6), was er doch nur in der Nothwendigkeit ſeines geiſtigen Geſetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des

Weltinhalts entbehren können, eben so wenig können wir uns des Gebrauchs jener verschiedenen Bezeichnungen des Ursachlichen entschlagen. Alles ist Frucht des Verfahrens, welches der Geist im Denken beobachten muß. Wie die dichtende Einbildung das Todte beseelt und vergeistigt: so kleidet der Verstand das Geistige irdisch ein.

Die Natur der Dinge ist in ihrer Urheit das ununterscheidbare Eine und Dasselbe; in ihrem Andersseyn erst wird sie gegensätzlich von sich das unterscheidbare Mannigfaltige. Der Verstand verleiht aber (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Uebersinnliche) dem Wesenden, was er von den Erscheinungen abzog (abstrahirt). Auf solche Art geben wir, beziehungsweise (relative) auf die unterscheidbaren Erscheinungen, auch der Natur verschiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf die Bewegung und Aenderung aller Dinge das allmächtig Wirkende; sie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menschen, deren jedes einzeln ein in sich zum Ganzen Vollendetes und Abgeschlossenes ist, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seelische im Menschen, wie im Thiere, das Allseelige oder die Weltseele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchste Wesen mit eben denselben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allseeligen und allbeseeligenden Gott preisen.

Mir aber, o Glanvill, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verstandes unterscheide vom Wesen der Dinge an sich selbst, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir sei gestattet, jene Verhältnisse des Wesenden zu seinen allgemeinern Erscheinungsarten, als Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beseelende (durch Uebertragung des Verursachten auf das Ursachliche) Wirksamkeits-Sphäre der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ohngefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vonsichwissen, oder Sichselberverstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thatigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte

bei; und doch iſt er in ſeiner Unmittelbarkeit kein zuſammengeſetztes Mancherlei, ſondern ein und dasſelbe Vermögen, eine und dieſelbe in ſich ununterſcheidbare Kraft.

44. Ich führe dich aber zu einer andern Thatſache allgemeiner Erfahrung. Wir unterſcheiden zwar in der Auſſenwelt die Erſcheinungen jener Wirkſamkeitsweiſen der Natur, doch immer ſo, daß ſie ebenſowohl Gegenſätze (33) unter einander darſtellen, als daß ſie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegenſatz zur Regſamkeit des was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung ſind dabei doch in ſich untrennbar. Denn alles Körperliche iſt bewegbar; ja es wird erſt durch Bewegung unſern Sinnen gewahrbar. Anderſeits wird alle Bewegung erſt vermittelſt des Stoffiſchen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffiſche iſts, was damit für unſere Sinne geändert wird. Wir kennen alſo keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das ſcheinbar regelloſe Fahren der ſogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektriſches u. ſ. w.) einen neuen Gegenſatz zu dem, was wir Erſcheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Geſetz der Abſtoßung und Anziehung, löſen zerſtörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zuſammen; verbinden ſie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegenſatzlichſeyns (durch Polarität) in ſtarrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, feſſelt gleichſam die bewegenden Kräfte, und macht ſich dieſelben dienſtbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in ſich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu ſtellen. Jede Pflanze iſt für ſich, in den mannigfaltigſten Gegenſätzen ihres Gegliederts (Organismus), eine Zuſammenſtimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, ſo wieder in jeglichem Theil der unter ſich neue Gegenſätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewiſſermaßen Träger ſeiner ihn bewegenden Kraft iſt, ſo ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrſchten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben iſt ſo untrennbar (in der Erſcheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben ſelber, dieſes immer wiederkehrende Erſcheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Anderſeyns, offenbart ſich abermals als Gegenſatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seeliſchen. Es baut und gliedert, wie das gränzenloſe Weltall zur allumfaſſenden Einheit des geſammten Mannigfaltigen, ſo jedes einzelne Moos, ſo jeden Wurm des Staubes zum in ſich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Geſammtheit entſpricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, ſtarren Nothwendigkeit des eigenen Geſetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daſeyns. Im Seeliſchen hingegen wird das Lebendige zum Selbſtgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Luſt wächt die Seele über Erhaltung und Vollendung der ſich ſelber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerſtörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So ſteht das Seeliſche fühlend im Gegenſatz zum Gefühlloſen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieſes. — Und doch erſcheint das Seeliſche nie für ſich allein, nie getrennt vom Leben, ſondern eins mit demſelben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegenſätzlichwerdung, alſo auch der Untrennbarkeit ihrer Weſenheit, neben der Unterſcheidbarkeit in ihrem Anderſeyn.

45. Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatſache der allgemeinen Erfahrung, welche deiner Beachtung würdig ſeyn könnte.

Nämlich, es offenbart ſich in den Erſcheinungen der Natur eine unverkennbare Aufſtufung ihres Weſens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefſten, wie im Höchſten, ein Auseinandergeben des Allgemeinen zum Beſondern. Freilich iſt dies ſehr menſchlich geſprochen. Denn was iſt im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müſſen wir nicht das Unausſprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen anmerken?

Der todte Stoff (die Materie) ſcheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefſte zu ſeyn. Ueber denſelben erheben ſich, ihn beherrſchend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetiſchen und Elektriſchen, des Galvaniſchen und Mesmeriſchen. Der Stoff iſt der allgemeine Träger nicht nur von

dieſen, ſondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seeliſchen und des Geiſtigen.

Aber, wie er das Tiefſte und gleichſam Grundlage alles Andern iſt, und Alles nur durch ihn dem Sinn erſcheinbar wird: ſo iſt er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetſte. Er, als ein Abbild der Sachlichkeit (Realität) der Natur (33), iſt in ſeiner Gränzenloſigkeit der erſcheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er iſt das Allgegenwärtige, wie ſie ſelber in ihrer Weſenheit das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhren milliardenfach verſtärkt werden: durch die ſchweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Welträume mit unbekannten Sonnen, Doppelſternen und Milchſtraßen entgegenſchweben.

Wie der Herrſcher über den Beherrſchten thront aber über den Stoff die denſelben bewegende Kraft. Sie bindet und ſcheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Dieſe Kraft iſt das einfache und allgegenwärtige Abbild des weſenden Wirkens der Natur in und zu deren Anderſeyn. Der Stoff iſt in allen Raumen, die Bewegkraft hingegen erſcheint zeitlicherweiſe. Wie der Stoff gleichſam Schöpfer des Raumes, oder, beſſer wohl, Darſteller desſelben, ſo iſt die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorſtellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erſcheint in deren Stoffverwandlungen das Leben. Dieſes giebt ſeinen Gebilden ein einheitliches in ſich und für ſich Beſtehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahlloſen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der weſenden Natur im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer beſondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denſelben vermählt ſind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Menſch wird dadurch eine beſondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht ſo allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erſcheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenloſe, von Geſtirnen zu Geſtirnen. Aber die Lebenskraft ſcheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo ſie die Gewächſe des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menſchen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrſcheinlich bekleidet ſie gleichermaßen die Auſſenſeiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie

bet und Opfer bringt. Schon viermal, sagen die Priester Ceylons, ist ein Budda erschienen in der Welt; das viertemal als Mensch, von einer Jungfrau geboren. Seine Lehre wird fünftausend Jahre herrschen; dann der fünfte Budda sich offenbaren.

Zwar sind Gerechtigkeit und Weisheit die Grundsäulen des Budda-Glaubens genannt. Aber das Volk ist, zumal in den untersten Kasten, verwildert und entsittet; in den obern Kasten oft ungläubig oder zweiflerisch. Viele Braminen fühlen sich, wegen der ungeheuern Menge der Untergötter, in Gefahr, zuletzt keinen Gott mehr zu haben oder zu glauben. Denn in Ceylon zählen die Priester deren schon 120,535. Daneben war selbst des alten Roms Vielgötterthum Kleinigkeit. Bei der Herrlichkeit des Himmelstrichs und der Fruchtbarkeit des Bodens ist das Volk träge, körperlich wie geistig. Der Kokusbaum ist ein freigebiger Pfleger des Müssiggangs. Denn ein Garten von mäßiger Größe voller Kokusbäume reicht für die meisten Bedürfnisse einer Haushaltung hin; gibt Speise, Trank, Oel, Obdach, Brenn- und Bauholz.

Es geht eine Sage, sie soll aus den heiligen Büchern der Tingalesen stammen, es werde von Westen her ein neuer Glaube gen Ceylon kommen, dem die ganze Menschheit beifallen solle. An diese Sage hätten die christlichen Heilsboten längst ihre

beſchränkt ſtände aber auch ſelbſt dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die geſammte Bevölkerung der himmliſchen Räume mit jenen Irrſternen, jenen Sonnenfamilien und Milchſtraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: ſo bliebe nichts deſto weniger der Umfang der Lebenserſcheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabener, ſtellt ſich uns der Erſcheinungskreis dar, in welchem ſich das Seeliſche offenbart. Es wohnt dieſes nur in den Geſchlechtern der Thiere und Menſchen. Wie klein iſt die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geſchöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unſers Erdballes ſind!

Noch minder ausgedehnt bietet ſich das Reich geiſtiger Weſen dar. Es iſt auf unſerm Stern nur im menſchlichen Geſchlecht erkennbar. Dennoch ſteht es hoch über allé erhöht, als das Edelſte. Im Licht des Bewußtſeyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüſtet, umfaßt der Geiſt durch den Zauber ſeines Weſens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Alſo der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, iſt Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren ſich die höhern Wirkſamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seeliſchen und ſelbſt des Geiſtigen. Dürfen wir erſtaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffliche für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenſchaften deſſelben, oder für edlere Blüthen und Entwickelungen ſeiner ſelbſt? Es lag dieſer Anſicht ein tiefer Wahrheitsſchein zum Grunde, nur faßten ſie ihn allzu einſeitig auf. Ja, Glanvill, jene Wirkſamkeitsſphären der Natur ſind nur Namen, nur Unterſcheidungen, welche der Verſtand von den Erſcheinungen der Natur auf ihr Weſen überträgt. Sie iſt in ſich die untrennbare Einheit. Selbſt in ihren Erſcheinungen verlieren ſich bei ſchärferm Verfolgen die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verſchwimmenden und auseinander werdenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff geſtaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaſer und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thieriſchen Inſtinkt.

Schüttle den Kopf nicht mißmuthig, lieber Glanvill. Ich weiß es ja wohl, daß du noch eben nach der Löſung des Knotens verlangſt:

wie Weſen auf Weſen einwirken könne, während die Wirkungen nie außer dem Bewirkenden ſind? — Dir wird die Antwort ſpäterhin werden, ohne Kunſt, ohne Blendwerk, einfach aus Thatſachen, die dir allenthalben begegnen. Aber laß mich jetzt gewähren und noch einen Augenblick lang den begonnenen Gedanken fortſpinnen.

46. Wenn wir jene merkwürdige, in der Außenwelt thatſächlich gegebene Aufſtufung alles von uns gekannten Weſenden betrachten, von der im Steffiſchen ſachlichen Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpfermacht des Lebens, welches die Maſſen der Weltkörper umſchwebt; dann von da aufſteigend bis zu dem noch wundervollern ſeeliſchen Weſen, welches aber noch minder allgemein verbreitet iſt, als das Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung daſteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des ſich bewußten Geiſtigen, in deſſen Gedankenthum das All des Weſenden und Seienden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorſtellungen, welche Gefühle werden beim Anſchauen dieſer Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubſt du, ſie ſei mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menſchlichen Geiſter ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geiſter-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrſcht, hier ſich plötzlich ſelber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geiſter ſchauen wohl in die Tiefe deſſen, was unter uns drunten weſet, bis hinab zum Steffiſchen; — aber wie weit hinauf iſts noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchſte Entfaltung und Herrlichkeit alles Weſenden nur ein Eins iſt? — Sternkundige wiſſen aus geringem Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuern Weg deſſelben durch die Himmel zu berechnen: wer berechnet aus der Entfernung des todten Steffiſchen bis zum weſenden Wiſſen der Geiſter, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchſten, von uns hinweg, des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem ſich Alles ſchließt und Einheit wird? — Welche Weſen-Reihen erheben ſich noch zwiſchen uns und ihm, den die Geiſter auf Erden Gott nennen, den Gott im All, das All in Gott, das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unausſprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Glanvill, ich bin:

auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin *sein*, und auch in *mir* iſt Gott.

47. Vergieb, theurer Freund, wenn ich den Blick zu früh dahin emporrichtete, wohin ſich die Sehnſucht aller Jahrtauſende wendet. Ich ſoll noch nicht davon, ſondern vom Thatſächlichen reden, um vermittelſt des urgewiß Gekannten zur Erkenntniß des Ur-Sachlichen zu gelangen.

Durch Uebertragung (43) des Unterſcheidbaren in den Erſcheinungsweiſen der Natur, auf ihr in ſich einheitlich Weſendes, bildet der Verſtand den Begriff von Wirkſamkeitsſphären derſelben. Eben auf dieſem Wege, und in Beſchauung der durch ihre Wirkungen ſich *erfüllenden* Natur verſteht er erſt ihres Weſens Inneres; gleichwie der Geiſt erſt im Menſchwiſſen ſein *erfülltes Sichwiſſen* wird und ſich kennt.

Aber auf die nämliche Weiſe verfährt auch der Verſtand bei Unterſcheidung des Beſondern in den begränzten, endlichen Erſcheinungen jener Wirkſamkeitsweiſen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes daſtehen, getrennt von den Andern, für ſich abgegränzt, in ſich vollſtändig zuſammenſtimmend. Jedes derſelben ſtellt gewiſſermaßen in dieſer Einzelheit die überall waltende Einheit der Natur dar. Sie wiederholt ſich unaufhörlich, wie im Weltganzen, ſo in jedem, auch im kleinſten Theile deſſelben. Wir nennen ein ſolches für ſich und in ſich beſtehendes vollſtändiges Einzelne ein *Eigenganzes* (ein Individuum). Jeder Kryſtall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Menſch bildet ſein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieſer Eigenganzen die Geſammtheit ihrer verſchiedenen Wirkſamkeitsſphären: wir kennen im Waſſer oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebſt dem Stoffe und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere iſt zu dieſen Wirkſamkeitsweiſen der Natur auch das ſeeliſche Empfinden getreten; und der Menſch, indem er alle allgemeine Artungen der Naturwirkſamkeit in ſeinem Eigenganzen verbunden ſieht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch das geiſtige Wiſſen dazu.

Jedes Eigenganze ſtellt alſo durch ſich, bis zu einem gewiſſen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Weſenden. Wie wir nun die Eigenganzen, als ſolche, im Gebiet *ſinnlicher* Erfahrung, unterſcheiden, ſo erlaubt ſich auch der Verſtand, das in denſelben Weſende von dem

in andern Dingen Wesenden zu unterscheiden, wie ein Besonderes. So sprechen wir von einer Mehrheit der Wesen, oder von Einzelwesen.

Die Mehrheit der Wesen in der Natur ist aber nur eine gedankliche, zum Verstehen, im Verstand geworden. Vor ihm löset sich also selbst die Ureinheit des im Weltall Wesenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in sich ewig gleiche und ununterscheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Wesen der Dinge in seinem Andersseyn (oder gegensätzlich von sich), als Mannigfaltiges, erscheint. (31.)

Wenn wir daher verstandlicherweise von verschiedenen Wesen, ja sogar von endlichen Wesen reden, geschieht es nur uneigentlich, nur durch Uebertragung aus den Erscheinungen; nur beziehungsweise, wie wenn wir von verschiedenen Wirksamkeitssphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersseyns. Dies Andersseyn, dieser Gegensatz ihrer Urheitlichkeit, ist, eben weil ein Wesenloses, auch das Endliche. Sie prägt sich in ihren Wirkungen als das sachlichwirkende Eine, als das belebende Allseelige aus, und ist doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geist immerdar einer und derselbe in seinen verschiedensten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen, Erkenntnissen, Entschlüssen und übrigen Wirksamkeitsweisen und Wirkungen ist.

Somit löset sich der scheinbare Widerspruch, den du mir im letzten deiner Briefe zum Vorwurf machtest. Es bleibt nur ein Ursachliches des Weltalls, nur ein und dasselbe in allen Dingen Wesendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehreren Ursachen und Wesen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbehelfenheit des Verstandes, oder vielmehr der menschlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben so von allerlei Kräften und Vermögen des Geistes; und doch ist der Geist, bei aller Verschiedenheit seiner sogenannten Eigenschaften, eine und dieselbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Gestatte mir also, zu unserer bessern Verständigung, die Wörter Kraft, Vermögen, Ursachen, Einzelwesen u. s. w., wie auch alle Weltweisen sie gebrauchten; nur mit dem Unterschiede, daß du sie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Uebersinnlichen, zu nehmen hast.

48. Die Natur wird sich im Wirken gegensätzlich; sie wird sich Erscheinung, Welt. Das Gegensätzliche ist das Gleichartige und Verwandte der Wesenheit. (33.) Den allgemeinsten Gegensatz, in welchen das Urwesen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegung, Leben und Seele genannt, oder, durch Uebertragung, Sachlichkeit, Wirken, Einheit und Selbstgewahrung des Wesenden, oder Allseeligkeit. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirksamkeitssphären der Natur. (43. 41.)

In jedem dieser Gegensätze, oder in jeglicher dieser ihrer Sphären, wird sich die Natur immerdar von neuem gegensätzlich, wie der Geist in der Allgemeinheit seiner Vorstellungen zu seinen minder allgemeinen, besondern und einzelnen. So ist das gesammte Weltall gleichsam ein fortgesetztes unendliches Zeugen und Ausströmen gegensätzlicher Erscheinungen aus dem Unendlichen. Daher die Mannigfaltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und seelischen Artungen.

Weil aber alle Gegensätze sich in derjenigen Einheit die verwandtesten sind (33), in welcher sie, als das Gleichartige, auseinander traten: so ist das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abstufungen. Und Alles wieder ist zur Ureinheit des wesenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersseyns nach ihrem ewiggleichen Gesetzthum (Wesen). Das Insichgleiche stößt sich entweder in sich selbst ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es sich spaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiste Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegensätze entfernter Verwandte steht in geringerer Anziehung zu einander, oder wird erst mittelbar durch dazwischen liegende Glieder mit einander verbunden. So sind in der Gedankenwelt des Geistes die allgemeinsten Vorstellungen zu sich enger verwandt, als die einzelnen und besondern, welche erst Folge tieferer Gegensätzlichwerdungen des Denkenden sind. Denn im Geist und in der Natur ist die Weise des Wirkens dieselbe, weil beide Wesen sind, und als Wesende wirken. Die Vorstellungen von „Geschmack“ und „Wahrheit“ sind sich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene sind nicht aus einerlei Grundbegriff stammend. Wasser und Oel sind sich minder verwandt, als Wasser und Salz; denn jene sind sich nur entfernt gleichartig, oder sind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äussern Verwandtschaft der Erscheinungen reden. Unmittelbar verwandt ist das, welches sich in einer und derselben Einheit gegensätzlich ist, wie das Polarische im Magneten, wie Eigenstand und Gegenstand im Begrifflichen, wie das Geschlechtliche im Leben, oder Empfindung und Gefühl im Seelischen. Mittelbar verwandt aber ist, was nur durch Zwischenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Wasser durch Laugensalz u. s. w. Eben so lassen sich Verwandtschaften in aufsteigender und absteigender Linie unterscheiden, je nachdem die Erscheinungen aus einem allgemeinern Ursachlichen als Besonderes und aus diesem wieder als Einzelnes hervorgegangen sind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, diese beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. s. w., oder wie die besondern Vorstellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müssen aber in den Erscheinungen der Natur, wie des Geistes, deren wesende oder ursachliche Einheit wohl unterscheiden von der blos scheinbaren Einheit, die nur eine Mischung des Erschienenen ist. So bilden Licht und Finsterniß ihren Gegensatz; ihre scheinbare Einheit nennen wir Farbe. In jeder Farbe ist Mischung von Finsterniß und Licht. So kennen wir gemischte Gefühle von Lust und Unlust, gemischte Begierden von Haß und Liebe. So ist im Seyn und Nichtseyn, im Etwas und Nichts, das Ununterschiedene, Unbestimmte die erscheinende oder scheinbare Einheit der gegensätzlichen Begriffe.

Eben die Verwechselung der scheinbaren Einheit vermischter Wirkungen mit der unmittelbaren, ursachlichen oder wesenden, Ursach ist die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechselung der Wirksamkeitssphären der Natur, wie des Geistes, kein Aufsuchen der Einheiten des sich Gegensätzlichen. So ist z. B. das Nichts ein blos gedankliches Etwas, nämlich eine Vorstellung, wodurch der Verstand verneint und begrenzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des Denkenden ist, also etwas Wesenloses: so kann es kein Sachliches oder Wesendes seyn ausser dem Geiste. Wenn man sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen, sagt es soviel, als Gott machte aus dem Begrenzenden das Unbegrenzte, aus dem Wesenlosen das Wesende. Wenn man von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geistes und der Seele spricht, lehrt man den Unsinn: der wesende Geist werde zu einer einzelnen wesenlosen Vorstellungsart aus ihm; die Ursach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Ursach.

49. Ich wende mich jedoch zu der Thatsache zurück, daß alle unsere Vorstellungen, so wie alle Naturerscheinungen ein in der Einheit eines Wesenden Verwandtes sind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endlosigkeit seiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und absteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtschaften? — O, mein Glanvill, unsere Geister stehen noch tief in der Emporstufung des göttlichen Alls! Wie begrenzt ist unser Gesichtskreis!

Die Verkettung der Verwandtschaften und wie sie als Gegensätze zu einander wurden; die Anziehung des sich Verwandten zu einander, das Abstoßen des sich Gleichen, so wie die Nichtanziehung oder Unvereinbarkeit des Ungleichen, sind Thatsachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Wesenden im Wirken, als einen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gesinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sei dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geweerden. Auch hier kann es begegnen, daß wir, wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden, den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. »Den Gedanken gab mir Gott ein!« ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme ohne

Sprache denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

50. Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch (ausser ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffische, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seelische ist in ihm vereint und in seinem Geiste zum Gewußten erhoben. Aber das Geistige ist dem Stoffischen nur entfernt und nur mittelbar verwandt. (18.) Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwischen beiden inne. Durch diese Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geist, durch seinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus sich, Vorstellungen im Geiste zu erregen.

Was irgend von Aussen in uns zur Vorstellung werden soll, ist von stoffischer Beschaffenheit. Das Stofflose ist sinnlich ungewahrbar, unempfindbar. Der Stoff für sich selbst aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er ist. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geschmacks, ist fortgepflanzte Bewegung des Stoffischen zum Stoffischen, so wie der Widerstand der Körper erst durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung ist wieder ohne Leben des Gewahrenden unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften, die seiner Einheitsartung die verwandtesten sind, gleichsam sein Wohnhaus bauet, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die seinem Gesetzthum gemäß oder widerstrebend sind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für sich selber ist empfindungslos, wenn es ohne Seelisches dasteht. Wir kennen das unbeseelte Leben in allen Pflanzen. Sie äussern keine Spur von Lust und Schmerz. So ist das Leben erst der Vermittler zwischen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Wesenden. Was die Gesetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menschen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weise tritt die Seele, als Mittlerin, zwischen den denkenden Geist und das Leben, denen sie beiden das Verwandte ist. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt sich im Geist als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorstellungen.

Auf demselben Wege wirkt der Geist gegen die Körperwelt zurück. Selbst der Gedanke, welchen wir äussern wollen, muß erst zum sichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Verkörperung wieder durch Leben und Seele in dem Bewußtseyn eines andern Menschen Gleichartiges von sich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geist und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht also auseinander vorzubilden, wie wir sie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen scheiden. Geist und Seele verbinden sich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewächs), und Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht so langsam zu denken, als sie die Beschreibung darstellen mag.

51. Die Natur also, in ihrer Wesenheit das bedarrende, wechsellose, unendliche Wirken, tritt in ihrem Anderseyn, als Welt, nach ihren Wirksamkeitssphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahllosen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In diesen Eigenganzen, deren Gesammtheit das Weltall ist, erscheinen die Artungen ihrer Wirksamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menschen aber alle zugleich. Durch das Seelische, der Natur Höchstes, das in ihr dem menschlichen Geiste Verwandteste, ist dieser mit der Natur verbunden. Da sie, als das Gleiche, wie im menschlichen Eigenganzen, auch auser demselben, weset, so sind ihre Wirkungen von aussen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer selbst zum Innern dieses (menschlichen) Eigenganzen, zuletzt also nur Bewegungen in ihrem eigenen Selbst, dem Ur- und Sachlichen von jenen.

Indem sie auf unsern Geist einwirkt, sind es nicht die Gedanken und Vorstellungen desselben an und für sich selber, auf die sie wirkt, sondern dessen Wesenheit ists, auf welche sie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorstellen, zum Denken. Nicht sie, sondern der Geist bewirkt in sich Gedanken und Vorstellungen von ihr. Eben so ist er es nicht, wenn er auf das, was ausser ihm ist, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: sondern er erregt das in jedem Eigenganzen Wesende zur Thätigkeit, und das Wesende wird in sich gegensätzlich zur Wirkung. Bei allen unsern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den Erscheinungen zu schaffen (denn diese sind in uns), sondern mit

dem Weſen der Dinge ſelber, d. i. mit der Natur. Nur Weſen wirkt auf Weſen. (36.) Die Erſcheinungen der Natur ſind gleichſam nur ihr zum Geiſte geſprochenes Wort, worin ſie ſich ihm offenbart. Die Natur weſet als das Unendliche, Wechſelloſe; ihr Wort (die Erregung) iſt weſenloſes Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das weſende Wiſſen des Geiſtes, d. i. deſſen Thätigkeit weckend durch ihr Andersſeyn, welches ihr endliches Abbild iſt, wird die Natur im Wiſſend-Weſenden deſſen Gewußtes; und der Geiſt ihr Bewußtſeyn, das ſie in ſich ſelber nicht iſt.

Somit nähere ich mich, du Lieber, wiederum der Antwort einer andern deiner Fragen.

52. Nämlich, wie ſind Einwirkungen von Einem der Einzelweſen auf das Andere möglich, da jede Wirkung in ihrer Urſache verharrt und von derſelben untrennlich iſt? (38.) — Alle Einwirkungen ſind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen ſelbſt Möglichkeit haben.

Wirkung iſt ein Andersſeyn, ein in ſich Gegenſätzlichwerden des Weſenden. (32.)

Das in einem der Eigenganzen Gegenſätzliche des Weſenden iſt daſſelbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben ſo Weſenden, nach dem Geſetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abſtößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit ſtrebt. So ſteht in zwei verſchiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Weſensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber ſteht gegen das Gleiche in Abſtoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit ſich.

Somit ſind alle Einwirkungen nichts anderes, als Erregungen der Wirkſamkeit, indem das in ſich Gegenſätzlichgewordenſeyn eines Einzelweſens den Gegenſatz im Andern, als Gleichartiges, hervorruft. Vielleicht werd' ich dir deutlicher durch Beiſpiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polariſche in demſelben iſt die Erſcheinung, das Auseinandertreten des in ſich Gleichen des Magnetiſchen, oder des (in ſolcher Artung erſcheinenden) Weſenden. Der Nordpol des Magnetes iſt in ihm Gegenſatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er iſt daſſelbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher im andern Gegenſatz von deſſen Südpol; ſeine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es iſt überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erſcheinungsweiſe, wenn gleich un-

Befuglehre knüpfen können. Doch ward von ihnen wenig gethan.

Die ersten europäischen Eroberer Ceylons, die Portugiesen, bekehrten nach Muhameds Weise mit dem Schwert. Den Worten der Priester, welche Taufe, Kreuz, Rosenkranz und allen Pomp römisch-katholischen Kirchenthums darboten, kam der Donner der gegen die alten Göttertempel gerichteten Kanonen zu Hilfe. Viele Cingalesen nahmen im Schrecken das katholische Kirchenthum an, ohne den Glauben zu kennen, welchen Christus geoffenbart hatte.

Als sich im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Holländer des großen Eilandes bemächtigten, bauten diese viele Schulen und Kirchen. Ihre Prediger drangen minder auf todte Werkheiligkeit, als Frömmigkeit des Gemüthes. Doch die Spätern verloren nachher oft den edeln Geist der Erstern. Viele derselben, bald dem Trunk, bald der Wollust oder andern Lastern hold, wurden den Cingalesen böse Vorbilder. Dennoch nahmen Tausende der Letztern die Taufe, weil, in Folge eines Gesetzes, nur getaufte Christen öffentliche Stellen erhalten. Nach diesen Stellen geizten die Cingalesen, nicht so sehr nach Aufklärung und Christensinn. Das Bild des Budda blieb geheim bewahrt in Herzen und Wohnungen.

Die Engländer nahmen endlich die Herr-

terscheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie Nordpol und Nordpol) stoßen einander ab, weil sie nicht das Gleichartige, sondern im Wesenhaften das Gleiche sind, welches in sich nicht höhere Einheit werden kann, als es schon wesenhaft ist, und daher nicht zum Einswerden, sondern zum Auseinandergehen strebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen inner ihrer Ursach. Die verwandten Pole, oder Gegensätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem sie geworden sind. Aber sie rufen sich in beiden, als Gegensätzliches der wesenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äussere, wird damit nicht wesenhaft von meinem Geiste abgeschieden, also, daß es nicht mehr in ihm wäre; mein vom Andern vernommene Gedanke ist mir nicht von ihm genommen worden, sondern ist etwas von ihm selber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen durch Erregung seiner eigenen Selbstthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzen auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern statt; es verhält sich dabei nicht das eine thätig, das andere leidend, und keines wird erst, was es nicht schon aus sich selber ist.

Somit ist jede Wirkung, inner ihrer Ursach verharrend, eine Anrufung des Verwandten im Andern; die Thätigkeit eines Einzelwesens, Erregung zum Gegensätzlichwerden des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebergetragenes durch den Verstand, und um des Verstehens willen, ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren, Natur Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt.

53. Ich schliesse diesen allzulangen Brief mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (34) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Andersseyn des eigenen Selbstes. (13.) In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Aussenwelt ein, denn er ist das Bewußtseyn der wesenden Natur und ihrer Wirkungen. (50.) Zu dieser Aussenwelt gehört aber nicht nur das, was ausser dem menschlichen Leibe

waltet, mit dem er ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiedenen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da er nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende ausser ihm, als das Seyn der Wirkungen, oder der Aussenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtseyn, die Vorstellungen davon sind.

Die Aussenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch ausser ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß, als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehen; daß Bitterkeit und Süßigkeit des Geschmacks und Geruchs erst im Reiz der Nerven empfunden sind; daß die Klänge und Töne nicht ausserhalb den Ohren für sich wandeln, sondern erst inner dem Gehör werden, was sie, als Empfindung, sind; daß die Farben Erregtes im Sehsinne sind (wie sie denn auch bei geschlossenen Augen, vermittelst des innern oder Leibeslichts, erscheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das sie schlug, sondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seelischen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht ausser den Sinnen, sondern inner denselben, wird.

Das Erregende, oder das ins menschliche Eigenganze Einwirkende, ist wie in, so ausser demselben, wesend; und das Erregte ist nur Andersseyn und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehen wir Geister mit dem Wesen der Dinge ausser uns selber um (36); wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erscheinungen, sondern, durch die Erscheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur selber, die in ihrer Unmittelbarkeit unsichtbar, unhörbar, unertastbar ist, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seelischen) sinnlich dasteht; also als Andersseyn ihrer, als Welt. Im geselligen Gespräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, sondern durch Worte und Gedanken mit dem unsichtbaren, unhörbaren Geist des Redenden. (19.)

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersseyn ihrer Ursach, jede Erscheinung ein Abbild des Wesenden (32), die Welt ein Ausdruck der Natur in unserm Bewußtseyn ist: so entsteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbsttäuschung des gemeinen Verstandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechseln, das im Sinn Erscheinende mit dem Wesenden, die Wirkung mit der Ursach, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für sachlich so (als Wirkung) beschaffen ausser uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonsich- und Andernwissen unsers Geists die Erfüllung seines wesenden Wissens besteht, so besteht im Wissen von der erschienenen Natur sein erfülltes Wissen der wesend vorhandenen. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Eigenthümlichkeiten oder Wirkensartungen des Seelischen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen. Lebe wohl.

2.

Beda an Glanvill.

Die Uebereinstimmung der Natur und des Geistes.

54. Du schweigst? — Ich glaube dies Schweigen zu verstehen und es beantworten zu sollen. Der vornehmste deiner Zweifel nämlich blieb ungelöst; er schien dir vielleicht der unauflösbarste, weil er an sich auch der seltsamste war.

Du fragtest: mit welchem Rechte dürfen wir die innere Nothwendigkeit, welche unsere Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Senns oder Wesens von dem machen, was ausser uns vorhanden wohnt? (37.) Könnte nicht im Wesen der Dinge ausser uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursach, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unserer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das ausser dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eigenes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn auszudehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß“ u. s. w. des Draussen, während diese Begriffe

doch erst dem Grunde des Geistes entwachsen sind. So stämmt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Seyn im Draussen eben das Zweifelhafte seyn soll, auf das Draussen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkgesetzen eingestehen, anderseits das Daseyn von Etwas ausser dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draussen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine einzige erwiesene Thatsache von der Aussenwelt zu ihr, worin sich eine Ungleichheit des Gesetzthums der Natur und des Geistes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatsache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologischen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht selbst diese wieder auf eine gewisse Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, d. i. eine unerwiesene Thatsache durch eine unerwiesene Ursache.

Vielmehr beurkunden zahllose Ereignisse, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weissagungen dessen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinstimmung der Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke sogar im Verhältniß der Planeten-Abstände, auf welche zwischen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längst hingedeutet hatten, ward mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geistes mit der Natur wäre ein gegenseitiges Einwirken beider schlechthin undenkbar. Wir könnten nicht absichtlich gewisse Erscheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eigenen Gesetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; sie könnte hinwieder nicht unser Gewußtes seyn, durch ihr Erregen unsers Wissens. Sie also wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unser Gedankliches, sondern auf das in uns denkende Wesen. Wir wirken anderseits auf sie ein, nicht auf ihre Erscheinungen, sondern auf deren Ur- und Sachliches. Der wesende Geist steht also mit dem Wesen der Erscheinungen in Verkehr. Und eben durch diesen Verkehr offenbaren sich Geist und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als schlechthin Untrennbares, als sich im gegenseitigen Erregen gegenseitig erfüllend und voll-

endend zu dem, was Beide wesenhaft sind. Denn ein sich unbewußt vorhandenes All stände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wissen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwissen gleich. Der Geist, das Bewußtseyn der wesenden Natur, kann dies nur seyn, indem das Gesetzthum ihres Wirkens dem Gesetzthum seines Erkennens gleich ist.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem nur als Fortsetzungen des Aenderns ausserhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht *diese*, sondern durch sie *sich selber*. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtwordenen aus.

Wenn wir, mein Glanvill, noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang nur Frucht unserer eigenen Denknothwendigkeit, also daß wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst *aus uns* in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsere Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm ausser uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. *Wir* würden Götter seyn und ausser uns Chaos, oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (18), welches wir *in uns* zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist *in der Natur*; eben darum ist die Natur *in seinem Wissen*. Eins mit ihr, sind unsere *Erkenntnisse* am Ende nur bloße *Anerkennungen des Vorhandenen*. (11.)

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat im Wandel der Dinge jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Veränderungen des Erscheinenden erfolgen. Es nennt es die allwaltende *Naturnothwendigkeit*; und diese ist wieder nichts anders, als das

Geſetzthum oder Weſen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit ſteht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniß (15) zu einander ſteht, und in Einheit und Urſach zuſammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein Wiſſen eines Gewußten möglich. Ohne Wandelloſigkeit des Geſetzthums der Natur müßte der Geiſt in ewiger Irre ſchweben unter dem Zepter des Zufalls oder der Willkühr. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieſelben ſeyn; die himmliſchen Weltkörper ſchwärmten in unzuverläſſigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eisſarfen erſtarren und Töne geſchmeckt werden.

55. Doch ſtatt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Daſeyn deſſen, was als ein nothwendiges Wiſſen in der geiſtigen Weſenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Urſach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unſern Geiſt weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch iſt das, was wir Erkenntnißgeſetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zuſammenhang der Dinge vorzuſtellen, ſondern das Urſachliche und Thatſachliche des Geiſtes, es iſt ſeine Weſenheit ſelber. Er ſelbſt iſt Urſach und wird ſich im Wirken gegenſätzlich zur Thatſache in ſeinen Wirkungen.

Oder möchteſt du mich noch fragen: Wie denn das Wirken möglich ſei? Wie es zugehe? — Daß du denkſt, bedarf, als eine Thatſache, keines Beweiſes, die ſich durch ihr Daſeyn, als daſeiend, ausweiſet. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Weſen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beſchreibung deſſen werden, was in ſich, ohne Verſchiedenheit, eine ſchlechthinige Verhältnißloſigkeit iſt. Erſt durch die Wirkungen, wenn ſie da ſind, wird zugleich das Unterſcheidbare, mithin Beſchreibbare.

Im Denken wird ſich der Geiſt ein anderes Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird ſich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, ſind das Bedingte im Bedingenden ihres Weſens, ein Gleichartiges, ein Gegenſatz des Weſens, zu dem daſſelbe von ſich geworden iſt; eine Erfüllung der Urſach, ohne welche die Urſach nicht Urſach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insichabstoßen oder Auseinandergehen des Gleichen zum Gleichartigen (33), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehen des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig steht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge eine grenzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter sich gegensätzlich stehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtschaft die entfernteste ist, oder das Seyn zugleich Nichtseyn, Nichtwesendes zugleich Wesendes seyn soll. (18.) Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es ist das Unvereinbare, d. i. sich, als Einheit, Widersprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es schon Einheit ist, kann nicht mehr vereint werden, als es schon ist, und muß daher zum Andersseyn in sich abstoßend wirken, wenn ein Aendern statt finden soll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des schlechthin Gleichen als drittes Gesetz des Wirkens gelten lassen; doch auch dieses ist schon im Vorigen ausgedrückt, und steht hier nur verneinungsweise gestellt.

Diese Urgesetze der Natur, welche die Welt überall in der menschlichen Erfahrung ausspricht, sind aber, weil der Geist wesenhaft

das Gleichartige der Natur iſt, auch die Urgeſetze des Denkens. Du wirſt im Geſetz der Abſtoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und ſchlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerſpruchs (principium contradictionis) der Uebereinſtimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie ſich alle Erſcheinungen nach dem Erkenntnißgeſetz des Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniſſes (15, 55) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, mich und dich in beſtändigen Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell geweſen.

Sage mir, Glanvill, ob ich dir deutlich war?

3.

Glanvill an Beda.

Das Unendliche im Endlichen.

56. Deutlich? Du biſt es mir in deinen Deutungen, ſoviel es in den überirdiſchen Welten möglich zu ſeyn ſcheint, zu denen du mich hinausgeführt haſt. Freilich iſt's leichter, mit Arioſts oder Wielands Hippogryfen einen Ritt ins alte romantiſche Land zu thun, und unter deſſen Zaubergeſtalten und Unglaublichkeiten bald heimathlicher zu werden, als unter deinen Gewißheiten. Aber ich laſſe deine Hand nicht mehr fahren, ehrwürdiger Beda; ich fühle mich ſchon halb und halb meiner Sinnlichkeit entkleidet, und will nun, wie ein Verklärter, an deiner Seite, gleich Klopſtocks Engeln, die Himmel durchfliegen.

Ehrlich geſagt, es dünkt mich zuweilen nicht ganz geheuer, wenn ich auf dieſem Fluge den feſten Erdboden und die lieblichen, freundlichen Kinder des Sinnenreichs tief unter meinen Ferſen verſchwunden ſehe. Oft will mich Heimweh in das gewohnte Alte niederziehen; oft Mißtrauen gegen das Fremde, was mir anfangs immer traumartig und unklar entgegen tritt. Ich geſteh' es, daß ich zu ſehr Menſch bin und zu wenig blos Geiſt. Aber ich will mit dir ausharren; denn mir iſt offenbar, daß ich nur als Geiſt das Wiſſenswürdige wiſſen und erkennen kann nicht als Sinnenweſen. Ich leſe deine Briefe wiederholt, immer Feder in der Hand, um mich ſelber über den Inhalt zu verſtändigen. So theilen ſich die Nebel allmälig vor meinen Blicken, das Verworrene löſet ſich und ich erkenne zuletzt heller gewordene Wahrheiten, die ich aber

längst schon gekannt zu haben glaube. Mich dünkt, du sagest mir nichts Neues.

Und wahrhaftig, was könnte auch der Späteste der Weltweisen irgend des Wahren und Gewissen Neues bringen, welches nicht schon der früheste Mensch in sich getragen hätte? Alle Neuheit besteht zuletzt in erweiterter Kunde der Naturerscheinungen und dadurch erwachsender Berichtigung unserer Urtheile, oder Läuterung unserer Erkenntnisse. Der Maßstab für das Wahre und Gewisse in ihnen ändert sich darum im Geiste nicht. Ich glaube zuletzt fast selber, daß es uns nicht sowohl unmöglich ist, die Wahrheit zu erkennen, als sie für Andere mit Unerkennbarkeit auszusprechen. Denn Sprache ist eine Tochter unsers Geistes, erzeugt mit der Sinnlichkeit; das Kind aber trägt stets die Gesichtszüge der Mutter. Selbst die deutsche Sprache, welche Troxler, unser scharfsinniger Freund, mit Recht die „Philosophie“ unter den Sprachen nennt, stammelt von göttlichen Dingen nur kindlich. Auch sie bildet ihre Bezeichnung der Vorstellungen erst dem an, was und wie die Sinne darbieten. Weil die Sinne überall Ende, Grenze, Vergänglichkeit in den Erscheinungen der Natur gewahren, erfindet der Verstand zuerst nur dafür das Wort. Später hebt er, zur Bezeichnung des Uebersinnsinnlichen, durch bloße Verneinung, das Bestimmte zur Unbestimmtheit auf, und gewinnt die Vorstellung des Unendlichen, des Unbegrenzten, des Unvergänglichen, von dem wir durch Aug' und Ohr nichts erfahren können.

Es herrschte lange in mir ein Zweifel oder Verdacht, ob das Unendliche nicht etwa leere Vorstellung, schlechthin Gedankliches sei, durch die naturnothwendige Verrichtungsweise des Verstandes geworden, in welcher er zu Allem einen Gegensatz bilden muß. Die Erklärung von angebornen Ideen der ältern Weltweisen wollte mir nicht ganz einleuchten; denn wozu diese Angeburt, wenn ihr in der ganzen gekannten Welt nichts entspricht? Eben so wenig aber war mir der Gedanke genügend, daß der Verstand Ideen durch bloßen Gegensatz und durch eine Verneinung schaffen könnte und müßte, denen nichts Sachlichvorhandenes außer uns entspräche, und die doch keine willkührlichen Schöpfungen, sondern nothwendige Erzeugungen des Geistes aus sich sind, deren wir im Denken nicht entbehren können.

Deine Unterscheidung des Sichwissens und Vonsichwissens unsers denkenden Ichs; der unmittelbaren und mittelbaren Erfahrung; so wie auch der Kenntniß und Erkenntniß, der Wirkung

und Einwirkung; der Wirkung wieder als Gleichartiges und Abbild ihrer Urſach, ſcheint mir Beruhigenderes darüber gewähren zu wollen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerſeits lehren uns die fünf Sinnen, daß Alles in der Welt Grenzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar ſei. So gewiß dieſes iſt, eben ſo gewiß ſteht anderſeits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts ewig und beharrlich ſei, als eben das Aendern ſelber; und daß in der Begrenztheit der Stoffgebilde nichts Unbegrenztes ſei, als das, was ſie umfaßt, der Raum, welcher ſie trägt, und welchen, wenn wir auch alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, ſondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von dieſen beiden Erfahrungen iſt die erſtere rein ſinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte ſagen, eins mit ihr, iſt eine überſinnliche, unmittelbare von etwas, das kein Sinn kennt. Der Geiſt erfahrt und ſchaut, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelſt der Sinne die wandelbaren Erſcheinungen, ſo auch durch ſich unmittelbar ſelber, alſo auf nichtſinnliche Weiſe, das unwandelbar darin Weſende. So iſt uns, indem Weſen nur auf Weſen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweiſe gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt ſtrahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferloſen Räumen der Himmel das Allgegenwärtige. Die Welt iſt, wie du in einem ſchönen Gleichniß ſagteſt, der wandelbare Gedanke der Natur, und die ſtoffiſchen Gebilde aller Art ſind die Wörter, worin ſie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menſchen. Aber den Gedanken verſteht nur der wiſſende Geiſt. Indeſſen ergiebt ſich damit zugleich, daß Bewirktes ewig ſei, wie das Wirkende; die Welt unvergänglich und ewig, wie die Natur, und das Endliche wieder eins ſei mit Unendlichem, weil alle Wirkung nur eben Erfüllung ihrer Urſach iſt. (29.)

Da ſtehſt, ehrwürdiger Freund, daß ich anfange in deinen Schuhen zu wandeln. Wenigſtens verſuch' ichs; aber doch fühl' ichs, daß ſie mich noch beengen.

Ich weiß nämlich nicht, ob der Argwohn des Zweifels in mir, durch lange Hegung deſſelben, zu einer bloßen Gewohnheit geworden iſt, alſo,

scherstelle der Holländer ein. Sie aber thaten zur Veredlung der Tingalesen weniger noch, als ihre Vorgänger. Ceylons Edelsteine, Perlen, Zinn und Gold waren den kaufmännischen Briten wichtiger, als Alles. So sank das Gute, was früher gestiftet worden, wieder in den Schlamm alten Heidenthums nieder.

In den Tagen der Holländer zählte man noch drei- bis vierhundert Götzentempel auf Ceylon; im Jahr 1807 aber waren schon wieder über zwölfhundert vorhanden. Im Jahr 1663 zählte man bloß im Bezirk Jaffna fünfundsechzigtausend Christen, wo im Jahr 1814 kaum noch fünftausend waren. Offenbar sind also Zahllose der getauften Eingebornen wieder zum altväterlichen Heidenthum umgekehrt, dem sie nie aus Ueberzeugung entsagt hatten. Nach einer neuern Berechnung hat die Gesammtzahl der protestantischen Landeseingebornen nur etwa hundert- und fünfzigtausend betragen, und die der römisch-katholischen ungefähr fünfzigtausend. Wie viel aber von diesen Katholiken und Protestanten Christen sein mögen, ist unbekannt.

Der heidnische Tingalese ist reinthierisch in seinen Begierden, meineidig, hurerisch, gewaltthätig. Die meisten vorhandenen Portugiesen oder Katholiken stehen ihm aber im Sittenverderbniß nicht nach, und der größere Theil der Protestan-

daß ich selbst der nackten Wahrheit nicht ganz trauen mag und immer noch Täuschungen, oder Tücke der Einbildungskraft dahinter befürchte; oder ob in deinen Ansichten wirklich etwas liegt, das im Geist den Verdacht instinktartig anregt? Vielleicht werd' ich darüber erst dann mit mir im Klaren seyn, wenn es dir einst gefällt, Hauptfragen zu lösen.

Wenn ich mit dir auch in der Unterscheidung von Natur und Welt ganz einverstanden seyn möchte: so schwebt mir deine Welt doch noch immer in Nebeln und ungewissen Dämmerungen. Was ist denn eigentlich deine Welt? Was ist denn das Materielle, Körperliche, oder wie du es nennen willst? Ist das auch ausser meinen Sinnen so, oder nur in ihnen? Und wenn überall keine Sinne wären, wenn überall keine Menschen, keine Thiere wären, die etwas gewahren könnten: würden diese Stoffgebilde, diese Landschaften, diese leuchtenden Gestirne, diese Felsen und Blumen, diese Meere und Thautropfen, diese Räume und Zeiten, demungeachtet, als Naturwirkungen, da seyn und so seyn, wie wir sie wahrnehmen?

Doch ich will dem Entwickelungsgange deiner Gedanken nicht vorgreifen; auch fürcht' ich eine Thorheit zu begehen, indem ich dir Beweise für das Unbeweisbare abfordere. Aber in diesen Worten siehst du wieder die schwarze Klippe, an der mein Glaube immerdar scheitert, daß die menschliche Vernunft durchaus nicht zulänglich sei, in Erkenntniß des Uebersinnlichen volle Gewißheit zu gewinnen.

4.

Beda an Glanvill.

57. Wirklich, lieber Glanvill, gewinnen wir wenig am wahren Wissen, mehr an öden, blöden Träumereien, wenn wir unter Voraussetzungen, daß, wenn etwas nicht wäre, fragen: was dann wohl daseyn würde?

Denkst du dir alles und jedes Bewußtseyn, alle und jede gewahrende Empfindung aus der Vorhandenheit hinweg, und dennoch die Natur allgegenwärtig stofflich wirkend und die Stoffe belebend: so wäre sie ein ungekanntes, nie gewußtes Wirken und Leben. Sie würde in ihrem Ursеyn und Andersеyn bestehen; wie sie besteht und wirkt, auch wenn wir, ohne Bewußtseyn und Empfindung ihrer, im nächtlichen Schlummer begraben liegen, oder wie sie in jenen Wüsten, Meeren, Gletschergefilden des Erdballs besteht und wirkt, wohin nie der Fuß eines Sterblichen gelangte und vielleicht nie gelangen wird. Sie würde, wie heut, in sich

thätig, im Gliederbau der Pflanzen, im fallenden Strom, in den ſtillen Schwingungen der himmliſchen Weltkörper daſeyn, allgegenwärtig, allmächtig, ein All des Lebens; aber verwaiſet, unempfunden, ungenannt, ungekannt, ungewußt.

Ihr Anderſeyn, ihr Erſcheinen oder Wirken, mit einem Wort, die Welt iſt auſſer uns beſtehend, wie die Natur ſelber auſſer dem Geiſte weſet, auch dann, wenn in unſerer Empfindung und, durch dieſe, in unſerm Bewußtſeyn, kein Gleichartiges ihrer erregt würde: denn die Wirkung iſt in ihrer Urſach. (29.) Beſtände die Welt nicht auſſer uns: ſo würde auch ihre Urſach nicht auſſer uns weſen, ſondern in uns. Der Geiſt wäre der Alleinweſende im All der durch ihn gewordenen Dinge; das von uns ſchon erwähnte Ich-All.

Sobald die Welt, durch Menſchen oder Thiere, ſeeliſch gewahrt wird, iſt ſie in den Sinnen ſelbſt, nicht Stoff, nicht Bewegung, nicht Leben drauſſen, ſondern das Gleichartige davon in der Empfindung erregt. (32.) Aber nicht der Stoff, nicht die Bewegung, nicht das Leben (oder das Anderſeyn der Natur), iſt das Erregende, ſondern das Erregte, in den Sinnen. Die weſende Natur iſts (36), ſich, von Gegenſatz zu Gegenſatz, zum Anderſeyn vermittelnd, welche den Geiſt erregt, im Bewußtſeyn ihr Gleichartiges zu werden.

Und eben ſo iſt die gewahrte, oder empfundene Welt, nicht als ſolche, mithin nicht als eine Empfindung, im Bewußtſeyn des Geiſtes; ſondern als das im weſenden Wiſſen dem Empfinden Gegenſätzliche, als Gewußtes und Wahrgenommenes. (6.) Und nicht die Empfindung, welche ſelbſt nur ein Anderſeyn des Seeliſchen iſt, erregt aus ſich ſelbſt den Geiſt zu Vorſtellungen: ſondern die Seele, in der Unwillkührlichkeit ihres Geſetzthums, erweckt durch Empfindung das Bewußtſeyn, in welchem der Geiſt gegenſätzlich ein gleichartiges Wiſſen vom Empfundenen wird.

Doch Alles, was ich dir hier ſage, iſt nur Wiederholung des ſchon Geſagten. Meine frühern Briefe gaben dir davon die Begründung; darum kein Wort mehr darüber.

58. Wichtiger muß mir die erſte deiner Fragen ſeyn: „Was iſt denn das Materielle, das Körperliche an ſich eigentlich?“

Gönne mir zur Antwort Friſt; denn wahrſcheinlich wird ſie mich wieder zu einem langen Brief verleiten.

Vorläufig, und als nothwendige Folge deſſen, was ich dir ſo eben über die Welt im Allgemeinen ſprach und wie ſie in unſerm Bewußtſeyn gedanklich werde, glaub' ich dir doch bemerken zu ſollen: Körper, Materie, Stoff u. ſ. w. ſind durchaus für ſich und uns nichts Anderes, denn was ſie thatſächlich, als erregte Empfindung in unſern Sinnen, als Gewußtes (oder erregter Gegenſatz der Empfindung) in unſerm Geiſt ſind, nämlich durch Bewegung und Leben in die Seele zum Geiſtesbewußtſeyn Fortgepflanztes oder Erregtes von der allgegenwärtigen, ſachlichen (realen) Weſenheit der Natur.

Aber, wie geſagt, nur Thatſache iſt der Stoff in uns, nicht Urſache. Er iſt das gegenſätzliche Andersſeyn der Natur in der Wirkſamkeitsſphäre ihrer Sachlichkeit (12), und in ſo fern Ausdruck, Abbild, Gleichartiges, Offenbarung derſelben in uns. (32.) Es verhält ſich der Stoff, als Stoff, zum Sachlichweſen der Natur, wie ſich der Gedanke eines Menſchen zum Wiſſendweſen, oder zum Geiſt in ſeiner Urheit verhält.

Was du alſo von einem Körper ausſprichſt, das iſt (14) er, nämlich That- oder Seynsweiſe der Natur, ihr nicht ungleich (18), ſondern gleichartig. Wir verkehren aber nicht mit den Stoffen, ſondern durch ſie, als Seiendes, mit dem Weſen der Dinge ſelber. (36.)

Lebe wohl, Glanvill! Künftig mehr über den Stoff und die Verkörperungen zu eigenganzen Gebilden.

Erinnerungen

an

Karl Guſtav Jochmann, von Pernau.

Von Heinrich Zſchokke.

Der Name dieſes geiſtvollen Mannes iſt in Deutſchland faſt noch unbekannt. Er ſelbſt, mit wahrer Aengſtlichkeit, ſuchte nur geräuſchlos und verborgen zu leben; und wenn er ſich bereden ließ, eine oder die andere ſeiner ſchriftlichen Arbeiten der leſenden Welt mitzutheilen, machte er Geheimhaltung ſeines Namens zur Hauptbedingung. Und doch wurden ſeine Schriften vom Beifall der Gebildeten des Volkes, und der Kenner begrüßt. Er war der Verfaſſer des zu Aarau 1823 erſchienenen Werkes: »Die Hierarchie und ihre Bundesgenoſſen in Frankreich. Beiträge zur neuern Kirchengeſchichte«; — eben ſo der »Beiträge zur Geſchichte des Proteſtantismus«, die zu Karlsruhe ans Licht traten; der »homöopathiſchen Briefe« u. ſ. w. In allen offenbarte ſich, neben einer Fülle von gelehrten Kenntniſſen, Feinheit des Geſchmacks, Scharfſinn, und Freimüthigkeit mit Würde gepaart. — Er wohnt nicht mehr unter den Lebenden. Ich darf von ihm reden.

Er war am 10. Februar 1790 zu Pernau, einem Städtchen Liflands am rigiſchen Meerbuſen, geboren, und ſchon als Knabe ward ſeiner unerſättlichen Wißbegier das Feld der Kenntniſſe zu beſchränkt, welches ihm die dortige Schule öffnen konnte. Deswegen übergab ihn ſein Vater im dreizehnten Altersjahr einem Freunde in Riga, dem Staatsrath Kreutzing, die Domſchule dieſer Stadt zu beſuchen. Von hier, noch

vier Lehrjahren, begab ſich der ſiebenzehnjährige Jüngling auf die Hochſchule von Leipzig; beſuchte dann noch Göttingen, Heidelberg, und, der franzöſiſchen Sprache mächtiger zu werden, Lauſanne. Nach Riga zurückgekehrt trat er, als Rechtsanwald, in das Geſchäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber ſei es, daß ihm ſeine Jugend noch zum Vorwurf gereichte, oder daß er's bereute, ſich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben binden zu laſſen: er ging im Jahr 1812, um ſich noch die engliſche Sprache anzueignen, nach England. Hier verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger.

Sein Beruf, welchen er nach der Heimkunft in Riga wieder betrieb, wie belohnend ihm derſelbe auch durch Geld und öffentliche Achtung ward, widerſtrebte ſeinem ganzen Weſen. Er ſehnte ſich nach unabhängigerm Daſeyn, nach dem Leben unter milderm Himmel, mit Völkern von vorgeſchrittener Geſittung und freierer Verfaſſung. Er fühlte ſich auf ruſſiſcher Erde einſam und beengt; ſelbſt die Zärtlichkeit einer Schweſter, die er innig liebte, ſelbſt die Freundſchaft eines Herrn von Sengbuſch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leiſtete ihm keinen Erſatz für das, was ſeinem geſammten Weſen ſchon unabwehrbares Bedürfniß geworden war. Früher zum Ziel zu gelangen, arbeitete er in ſeinem Beruf ohne Maß, und legte, wahrſcheinlich durch überſpannte Anſtrengung ſeiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit welcher er den übrigen Theil ſeines Lebens zu kämpfen hatte.

Inhaber eines Vermögens, welches ihm ſorgenfreie Zukunft verhieß, ſchied er endlich im April 1819 aus den Armen ſeiner rigiſchen Freunde. Er gelobte ihnen damals freilich, es ſolle nur eine Trennung von zwei Jahren ſeyn. Aber dem Gelübde, welches ihm der Schmerz des Scheidens entriß, widerſprach damals ſchon die Stimme ſeines Innern.

Er athmete freier, heiterer, als er Deutſchlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weiſen und Künſtlern des Zeitalters genoß, und ungehemmt in den Blüthen und Früchten der Literatur ſchwelgen konnte. Doch auch das damalige Deutſchland hatte etwas Unwirthliches und Unheimathliches für ihn; es wehte unter den dunkeln Fittigen der heiligen Allianz eine ſchwüle, beengende Luft, und wohin er kam, begegneten ihm durch Partheigeiſt gereizte Gemüther. Er mochte nicht unter den Deutſchen bleiben.

Unabhängig in ſeinen Anſichten, als Fremdling, ließ er ſich aber vom Treiben des Augenblicks keineswegs anfechten. Gern theil' ich den

Lesern einen seiner Briefe mit, den er damals an E. H. v. Sengbusch nach Riga schrieb. Aus dem traulichen Geschwätz mit dem Freunde verkündet sich der herrliche Geist des Mannes und seine Beurtheilung der Zeit am treuesten. Und ich möchte doch diesen Geist, in dem kurzen Lebensabriß, vorzüglich bezeichnen.

Tharand, den 11. Juni 1819.

Die Werthlosigkeit dessen, was man der Welt als Geschichte aufbinden will, ist oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen, und ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß alle mit irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß oder unter irgend einer Censur bekannt gemachte historische Werke schon darum von einer aufgeklärtern Nachwelt verworfen und vergessen seyn werden, weil das Imprimatur ihnen die unzweideutigsten Stempel der Unglaubwürdigkeit aufdrückte. Daß aber das Uebel so groß wäre, wie es mir schon die seltenern, bisherigen Gelegenheiten, von Augenzeugen oder ihren nächsten Umgebungen, darstellen, das freilich habe ich nicht gedacht.

Es mag auch wohl seyn, daß das gute Deutschland in dieser Hinsicht am ärmlichsten dasteht. Die Engländer haben Geschichtschreiber; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einflusse der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter späten Nachkommen an's Licht traten. Nur in Deutschland giebt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern! nur in Deutschland giebt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpft ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft!

Und diese Familiengeschichten, mit welcher devoten Lügenhaftigkeit sind sie verfaßt! Die Geschichte, die Schiller in seiner Begeisterung das Weltgericht nannte, wie ist sie doch in diesem Lande nichts anderes, als die Dienerin, oder (um in der sächsischen Hofterminologie zu reden) das Kammermensch jedes kleinen Dynasten, unter dessen Scepter oder Stocke sich ihr ermeinter Priester blabt; das Mensch, dessen hauptsächliche Bestimmung es ist, jeden Unrath der Herrschaft sorgfaltig zu beseiti-

tigen, damit er nicht ihr und den Getreuen anstößig sei, indem er sie an den Stoff erinnert, aus dem sie beiderseits gemacht sind.

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben. Aber geben sie uns die Wahrheit, die ganze Wahrheit, so überwiegt dieses alles, — und denn, so lange uns die vornehmen Leute und die Köche so viel giftiges Zeug vorsetzen, ist es da so übel, wenn die nähere Ansicht ihres Treibens uns manchmal den Appetit verdirbt? Dazu kommt, daß solche Denkwürdigkeiten in der Regel unterhaltender sind, als die Mehrzahl der eigentlich historischen Werke, weil der Verfasser sich eben nicht vornahm, gravitätisch zu seyn, und weil oft gerade die Planlosigkeit der Erzählung ihrer Mannigfaltigkeit Raum gab. Die Zeitgeschichte in ihrem ganzen Umfange sollen sie darstellen, nicht blos die politische, und jede merkwürdige Erscheinung findet in ihnen ihren Platz. Ob eine dritte Eigenschaft, die solchen Sammlungen eigenthümlich ist, daß in ihnen nämlich des Erzählers Meinungen sich unverhohlener zu erkennen geben, auch gelobt zu werden verdient, das freilich hängt von der Persönlichkeit des Erzählers ab. Ich übrigens bemerke dieses Vorherrschen der Persönlichkeit, die meistens ähnliche Werke veranlaßt, besonders darum, weil das Gegentheil davon unter den Deutschen, den Mangel an dergleichen Nachrichten unter ihnen großen Theils erklärt. Zu befangen von Vorurtheilen, zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenigen Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Ansichten, den Wünschen oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatsachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England, in Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut, und der Verrath dieses Vertrauens selbst beweist sein Daseyn. Nur in Deutschland ist es (wie noch die neuern Verhandlungen über Tugendbündlerei u. dgl. darthun) üblich, daß sich die Schriftsteller hinter die Regierung stecken, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und die Kühnheit selbst darf nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen.

Die intereſſanteſten Züge und Notizen werden hier eben ſo ſehr durch den Kleinmuth der Schriftſteller, als durch einen bald gröbern, bald feinern Preßzwang, der Publizität entzogen und bleiben Gegenſtände nur des vertrautern Geſpräches. Damit ſie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuſcripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten ſoll, was an intereſſanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntniß gelangt iſt.

Zuerſt und zum Beweiſe, daß meine Anſicht von dem Geiſte der Zeitgeſchichte in Deutſchland wenigſtens eben ſo ſehr dem Aerger, als der Verachtung ihren Urſprung verdankt, will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfaſſer des Werkes Welt und Zeit ſind. Herausgeber dieſes Buches und Verfaſſer des größten Theiles ſeines Inhaltes, ſoll ſeyn ein Advokat in Frankfurt a. M., Jaffré. Ein tüchtiger Geſchäftsmann auſſerdem, ziemlich bejahrt, und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann alſo, von dem, verkündigte das nicht jede Zeile des Buchs, ſeine Verhältniſſe ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Noth oder Unbeſonnenheit, als Motive ſeiner Schriftſtellerei untergeſchoben werden können. Seine Mitarbeiter ſind nicht bekannt. Wo ſolche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So iſt denn alſo das erſte Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutſchen gefallen, nicht von den Lehrſtühlen ausgegangen und nicht von den Univerſitäten überhaupt, ſondern aus dem Geſchäftskreiſe, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geiſtlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborne Landſtände anſieht, ſondern die Juriſten haben es gethan, die er ſo bitter haßt. Ob denn die Leute wirklich noch glauben, daß ihnen aus dem Schulſtaube der Baum des Lebens erblühen werde, nachdem eben Oken, der kräftigſte in dieſem Staube, die Geiſtlichkeit und die Armee für nothwendige Stände erklärt, weil ſie den Geiſt und das Gemüth repräſentiren! nachdem er die Kaſten-Einrichtungen der Indier und der Egypter als das Ideal aller Staatsverfaſſung gerühmt, weil — man während ihrer Dauer die koloſſalen Felſentempel bei Goa und Pyramiden gebaut!

Kotzebue's tragiſches Ende wird in Ihrer Gegend, wo ſein Wirken nur für die Bühne von Bedeutung war, jetzt ſchon ziemlich vergeſſen ſeyn. Wie aber dieſe Begebenheit auf die Gefühle der Deutſchen gewirkt, haben Sie nicht gewußt, wenn Sie darüber nur in den öf-

sentlichen Blättern Nachrichten suchen konnten. Mich führt zu diesem Gegenstande nicht nur die Merkwürdigkeit des Verfalles selbst, als eines Zeichens der Zeit, sondern auch eine sehr natürliche Ideenverbindung. Kotzebue's Reise in die Rheingegenden war, wie in mancher andern, so auch in der Hinsicht eine Entdeckungsreise, daß er die unbekannte Quelle jenes Buches „Welt und Zeit“ zu erforschen suchte, welche die Ufer des Rheins und des Mains mit Zerstörung und Segen zu überströmen drohte, wie die unbekannte Quelle des Nils, Egypten.

Die Zeitungen, so viel ich weiß, drücken über Kotzebue's Ermordung nichts aus, als den Abscheu gegen die That (an sich ganz in der Ordnung) und höchstens ein schüchternes Bedauern über die Regierung und die Aufopferung einer so edeln Natur, als es die seines Mörders unstreitig ist. Wie aber das Volk — und von dieser Benennung nehme ich hier und für immer alle diejenigen aus, die, durch Geburt oder Dienste, den bevorrechteten Ständen angehören — über diese That denkt, erfahren Sie durch solche Lohnprodukte des Augenblicks nicht. Die Stimme, die ich in dieser Hinsicht — von Memel bis hieher, überall eine und die nämliche — gehört, eignet sich nicht für die Presse. Die Erscheinungen, welche die öffentliche Stimmung so deutlich zu erkennen geben, als das lauteste Wort nur thun kann, eignen sich dafür noch weniger.

Keine Frage ist noch so oft an mich gerichtet worden, als die, wie man die Nachricht von Kotzebue's Tode in Rußland aufgenommen? Nie aber wird sie mit dem geringsten Anscheine von Besorgniß, immer vielmehr mit einem so lauernden, lächelnden Wink gethan, als denke man mir ein recht widerliches Thema mit Posaunenbegleitung vorzuspielen. Freilich setzt es sehr falsche Vorstellungen von unserm Vaterlande und seinen Bewohnern voraus, wenn man glaubt, des Kotzebue werde bei uns nur mit dem tiefsten Schmerze der innigsten Theilnahme, des Sand mit Abscheu und mit blutdürstiger Rachsucht gedacht; in der unglücklichen That selbst nur der erste Schlag einer ausgebreiteten Verschwörung, und überhaupt in dem ganzen Verfalle eine Staatssache erkannt. Solche Gefühle sind vielmehr nur an den deutschen Höfen und bei den deutschen Miethgelehrten zu Hause; das Volk aber betrachtet ziemlich unverhohlen diese That als seine Sache. Vergebens würden Sie hier, wie ich in der Regel gethan habe, um Ihre Unbefangenheit zu behaupten, die Persönlichkeit jener Unglücklichen von der That trennen, dem Urtheile über einen dieser Gegenstände keinen Einfluß auf das über den

andern einraumen, und ungeachtet ſowohl der anerkannten Schlechtigkeit des Handwerks, das der Ermordete trieb, als der reinen und uneigennützigen Beweggründe des Mörders, die Schlechtigkeit der That als ſolchen ausſprechen, vergebens darauf dringen wollen, daß eine ſolche That die unentbehrlichſte Grundlage aller menſchlichen Geſellſchaft, die öffentliche Treue erſchüttere, und daß es thöricht ſei, eine beſſere Ordnung der Dinge auf dem Wege erringen zu wollen, der zur Zerſtörung jeder Ordnung führe. Man wird Ihnen antworten: „Die Ereigniſſe einer ungewöhnlichen Zeit ertrügen den Maßſtab des Compendiums nicht, am wenigſten dulde die Vergeltung ein anderes Maß, als das der Beleidigung, und nur der verächtlichſten Dummheit dürfe zugemuthet werden, die öffentliche Treue gegen den Verrath zu beobachten, der ihr abgeſchworen. Wo die Willkühr herrſche, da trete gegen ihre Diener billig Gewalt in die Schranken; und die Geſellſchaft habe ſchon längſt ihre Bande ſelbſt gelöſet, die ihren erſten Zweck, den Schutz aller Rechte, nicht mehr erreiche. Des deutſchen Volkes Sache habe Sand geführt, die offenbar nicht länger die ſeiner Regierungen ſei. Argliſtig habe man in den Zeiten der Noth Rechte anerkannt, die man heimlich zu verabſcheuen fortgefahren, und Verſprechungen gethan, die man zu erfüllen niemals Willens geweſen. Daß man das edelſte Vertrauen und die gerechteſte Erwartung, nachdem man ſie hundertfach getäuſcht, noch mit dem Beifalle aller, die in dieſes Volkes Unterdrückung ihr Wohlſeyn finden, verhöhnt und dem wohlwollenden Beherrſcher eines mächtigen Nachbarſtaates, als Geſetzloſigkeit und Empörung, verhaßt machen wollen, habe nur eine That vergeltender Verzweiflung zur Folge gehabt; eine That, bei der nichts zu bedauern ſei, als daß ein ſo edles Leben an ein ſo verächtliches geſetzt worden. Einige hundert Menſchen, dem Urheber dieſer That gleich, ſeien nöthig, um Schuld und Rache auszugleichen.“ —

Das klingt gräßlich; aber Sie werden geſtehen, gräßlicher noch iſt, daß es nicht beantwortet werden kann von denjenigen, die ihr Gift eben ſo treulos anwandten, als Sand ſeinen Dolch. Die heftigſten Reibungen zwiſchen dem alten Beſitzſtande und dem neuen Rechtgefühle haben in dieſem unglücklichen Lande alles in Parteien geworfen, und geht es ſo fort, ſo fürchte ich, es wird bald jede Stimme Gehör finden, nur nicht die der Vernunft.

Mannheim iſt das Ziel aller Ferienreiſen geweſen, und nicht bloß Studenten, Perſonen aller Stände haben ſich aus entfernten Gegenden

ten iſt ſchwerlich beſſer. So beſagen es die übereinſtimmenden Zeugniſſe neuerer Reiſenden.

Im Jahr 1815 eroberten die Engländer noch das Gebiet des Königs von Candi, des einzigen, welches bisher auf der Inſel Unabhängigkeit behauptet hatte. So ward ganz Ceylon britiſches Land. Aber eben ſeit dieſer Zeit hat ſich auch neuer Eifer zur Verbeſſerung des ſittlich-religiöſen Zuſtandes der Einwohner entzündet. Die erſte Anregung dazu geſchah abermals durch die britiſchen Miſſionsgeſellſchaften in London; und die Regierung benutzte den lebendigen Willen derſelben zum Guten. Bei zweihundert Schulen ſind ſchon geſtiftet; jährlich vermehrte ſich ihre Zahl. Eine Akademie iſt zu Colombo zur Ausbildung in höhern Wiſſenſchaften aufblühend. Die Sendanſtalten in alle Theile des Eilandes ſind vervielfachet. Es gebricht nur an der nöthigen Menge derer, die den heiligen Glauben verkünden können. Zu Colombo und andern Orten haben die britiſchen Methodiſten Schulen angelegt. In Galle, einer feſten Stadt mit ungefähr fünftauſend Einwohnern eben ſo, in der Stadt Jaffnapatam, in Baticolo, in Candi ſelbſt, der Hauptſtadt des neueroberten Königreichs, beſitzen die engliſchen Miſſionarien Niederlaſſungen, von welchen aus ſie die benachbarten Gegenden durchwandern und unterrichten, oder die von den Holländern einſt ge-

Deutschlands hingedrängt, um Sand zu sehen. Sie haben es gethan, ungeachtet der Inquisitionsmiene, welche die Behörden bei dieser Gelegenheit angenommen, ungeachtet der Nähe des aus seinem Schlafe aufgestörten Bundestages, und ungeachtet des Verdachtes, der vergiftender als jemals und je ungewisser desto schrankenloser sein Wesen gerade jetzt und in jener Gegend treibt. Sie haben dadurch bewiesen, daß sie die öffentliche Neigung für stark genug hielten, um alle diese Gefahren zu überwiegen. Kotzebue, sagen mir mehrere, die aus der Pfalz zurückgekehrt sind, sei überall, wohin er sich gewendet, und auch in Mannheim, der Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen; Sand, vom ersten Augenblicke an, der Liebling auch der Mannheimer. Allgemein bedaure man des letztern rasche That — gegen sich selbst. Hätte er einen Wagen bestellt gehabt, sich auf ein Pferd geworfen, so würde er Mannheim haben verlassen können ohne ein Hinderniß zu finden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wäre. Dem Wunsche glaubend erzählt das Gerücht von einem Erbieten der Juristen-Fakultäten in Bonn und Heidelberg zu seiner Vertheidigung. Ich hoffe, es schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Carlsruhe und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen. Auffallender scheint es mir, daß der Schleier des Geheimnisses, mit dem man den unglücklichen jungen Mann und alle seine Umgebungen nun schon so lange verhüllt, nicht ähnlichen Argwohn unmenschlicher Behandlung erweckt und stärkt; und ich kann mir diese Erscheinung nur erklären, indem ich glaube, daß die Leute, ihre eigne Stimmung bei den Beamten voraussetzend, es für unmöglich halten, daß sich unter diesen die zur Vollführung des finstern Werks nöthige Anzahl Henker finden sollte. Den Herren, die hauptsächlich Kotzebue's politisches Publikum ausmachten, würden sie dergleichen eher zutrauen; aber zu viel Aufsehen dürfte es, meinen sie etwa, erregen, wollte man einen ganzen Hofstaat, oder die Herren-Bank einer der neuen Detail-Repräsentationen dazu dekapitiren.

Wie man übrigens im Ernste daran denken kann, Sands Leben vor dem Richterstuhle zu retten (und es glauben an diese Möglichkeit sogar angesehene Geschäftsmänner in Dresden), bleibt mir unbegreiflich. Der Richter, der (und ich denke, der Gewissenhafte kann nicht anders) keine Stimme hört, als die des Gesetzes; der die That und die Motive des Thäters, das geraubte Menschenleben und nicht den Abscheu, den der Besitzer desselben einflößt, berücksichtigt; ich denke, er kann

und darf für Sand kein Urtheil haben, als ein — Todesurtheil. Ein anderes versprach sich auch Sand selbst nicht, der ihm durch freiwilligen Tod zu entgehen suchte, und verhüte nur Gott, daß nicht die Furcht zu einer Schändlichkeit verleite, zu einer geheimen Hinrichtung. Sands Rettung aber würde nur auf zwei Wegen möglich seyn: durch eine Appellation an das Volk, an dessen freisprechender Stimme ich im geringsten nicht zweifeln würde, oder durch Vorschützung seines Wahnsinnes zur Zeit als er die That ausführte. Jene aber gehört nun einmal nicht zu den gültigen Rechtsmitteln, und diese Vertheidigung, der ohnehin die erwiesene, lange Beabsichtigung der That und die bedächtige Vorbereitung dazu widersprechen, dürfte gerade dem Sand selbst am unwillkommensten seyn, der sich, vermöge ihrer, eines vermeinten Verdienstes beraubt sehen müßte, für das er schon sein Leben freudig eingesetzt hatte.

Bei keiner Gelegenheit hat sich wohl die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Blätter und der Bühnen und die Albernheit ihrer Anmaßung, Organe der öffentlichen Meinung zu seyn, so bloß gegeben, als bei dieser. Nicht so laut, als diese Prätensionen, sind die Kritiken des Publikums; aber zahlreich und deutlich genug. So habe ich in zwei Kaffeehäusern in Berlin auf einem im »Gesellschafter« befindlichen Bildnisse Kotzebue's die Unterschrift: »Friede seiner Asche und Reue und Erkenntniß seinem Mörder« durchstrichen gefunden; so wurde die Energie der Theater-Direktion in Berlin, die gerade jetzt fast täglich Kotzebuesche Sachen gab, nur von dem Publico der Logen des königlichen Ranges erkannt, — im Parterre aber war keines; und das klägliche Ende der in Königsberg versuchten Todtenfeier haben sogar die Zeitungen nicht verheimlichen können. Ich dächte, man gebe solche unzeitige Versuche auf, um wenigstens zur Erfüllung der ersten Hälfte jenes Wunsches im Gesellschafter etwas beizutragen.

Uebrigens muß man bekennen, daß der selige Herr Etatsrath sein Lebenlang ein Glückskind gewesen ist, das nicht einmal einen schlechten Streich begehen, dem nicht einmal ein übles Ereigniß begegnen konnte, ohne zu seinem Glücke (ich möchte lieber sagen zu seiner Fortune) beizutragen. In einem Verrathe an dem häuslichen Glücke seines ersten Gönners findet er festen Fuß zu dem ersten Schritte auf einer unerwartet glücklichen Laufbahn. Katharine läßt ihn für ein Pasquill züchtigen und der Unfall macht seinen Namen zuerst, und nicht weniger als sein »Menschenhaß und Reue«, bekannt. Er behandelt seine ersten

Weiber ſchlecht, und immer liebenswürdigere fliegen ihm zu, und ſeine empfindſame ſchlaffe Moral wirkt auf das ganze, zarte Geſchlecht, wie der Gifthauch der Schlange auf die kleinen Vögel, indem er ſie alle in ihren Rachen zieht. Man läßt ihn eine Spazierfahrt nach Sibirien machen, um ihn mit Auszeichnungen und Reichthum zu überhäufen. Der Haß Napoleons vermehrt die Gunſt der Großen, und ſeine Popularität. Endlich, da er alles genoſſen hat, was Eitelkeit und Sinne zu befriedigen vermag, läßt er es ſich einfallen, eine große bewegte Zeit mit ſeinem Hohne abkühlen zu wollen, und ein unbekannter Jüngling opfert alle Wünſche und Hoffnungen, zerreißt alle Bande, die das jugendliche Herz ſo mächtig an das Leben feſſeln, um ihn die nie erlaſſene Schuld der Natur ſchnell und ſchmerzlos bezahlen zu laſſen, ihm alle Schwächen und den Ueberdruß des hinfälligen Alters zu erſparen, ihn der Beſchimpfung eines täglich wachſenden Volkshaſſes zu entreiſſen und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Celebrität eine welthiſtoriſche hinzuzufügen.

Von Herrn v. Kotzebue führt mich eine Gedankenverbindung ſo natürlich, als die vom Bogen zum Pfeile, auf Herrn v. Steurdza. Denn wirklich ſcheint dieſer Mann nur der Giftpfeil geweſen zu ſeyn, den kein anderer als Kotzebue ſchleuderte, und nebenbei ein Bemitleidenswerther, der ſich zu einer Duodezeitelkeit verleiten ließ, um eine Narrheit in Folio zu begehen. Kränklich und hypochondriſch, wie er ohnehin iſt, ſcheint ihn gleich anfangs das Gefühl ſeiner Unbedeutendheit, ſeiner Gehäſſigkeit und ſeiner Mittelloſigkeit gegen die Stimme des allgemeinen Unwillens und die Angriffe gewandter und kenntnißreller Gegner, zehnfach drückend geweſen zu ſeyn. Er kam nach Dresden, hauptſächlich wohl, um ärztliche Hülfe zu ſuchen. Hier führte er einige Wochen lang ein eingezogenes Leben, der Hinfälligkeit ſeines Körpers und der Unruhe ſeiner zerriſſenen Seele zuſagend. Des Grafen Buchholz bekannte Ausforderung machte ihn noch unglücklicher; ſein Kleinmuth aber wuchs, als ihm Kotzebue's Schickſal zu Ohren kam, und ſeine Angſt ſtieg auf das Höchſte, als ihm ein anonymer Brief den 23. April als den Tag ſeines eigenen, gewaltſamen Todes ankündigte. Jetzt blieb er noch vierzehn Tage nur den vertrauteſten Bekannten zugänglich, bis er Dresden bei Nacht und Nebel, und mit einem, von dem ruſſiſchen Geſandten unter falſchem Namen ausgefertigten Paſſe, verließ. Er wohnte im Hôtel de Pologne, wo einer ſeiner Leibeigenen gegenwärtig als Hausknecht dient. Der ehrliche Kerl, den ſein Dienſteifer und ſeine Gut-

muthigkeit bald beliebt gemacht haben, war durch nichts zu bewegen, seinem Herren zu folgen und das Land zu verlassen, das dieser mit so schwarzen Farben geschildert hatte. »Lieber ein Knecht seyn unter den Bauern,« versicherte er in gebrochenem Deutsch, »als mitziehen!« und dabei bleibt er noch jetzt.

Was ich Ihnen bisher über Herrn von Steurdza gesagt, und was ich über einige Aeusserungen desselben Ihnen zu sagen im Begriffe bin, dürfen Sie für glaubwürdig halten. Ich weiß diese Angaben aus dem Munde seines Arztes. Aerzte sind ohnehin die Beichtväter unserer Zeit; aber wären sie es auch nicht, ein Mann, der wie Hofrath Weigel ebensoviel Weltkenntniß als Gelehrsamkeit, besitzt, dem sein Charakter und seine Bildung nicht weniger als seine Kunst die Herzen der Menschen aus allen Ständen aufschließt, und der, unter den merkwürdigsten Menschen, die wichtigsten Begebenheiten nicht theilnahmlos erlebte, ein solcher Mund verdient unter allen Verhältnissen Zutrauen.

Weigel selbst machte Herrn v. Steurdza mehr Als einmal auf die Unbesonnenheit aufmerksam, über ein ganzes Volk, ohne Kenntniß seiner Sitten, seiner Sprache und Verhältnisse, so beleidigend abzusprechen, als er gethan. Eine Unbesonnenheit, wie sie sich kaum reisende Scribler auch über andere Völker erlauben, aber von einer solchen wesentlich verschieden und unverzeihlicher, als sie dadurch, daß hier das voreilige und gehaltlose Urtheil in Form einer Denunciation, als das Werk langer Erfahrung und tiefen Nachdenkens, dem mächtigsten und wohlwollendsten Fürsten seiner Zeit, und allen Kabinetten Europa's, Haß und Verdacht erregend, zugeeignet wurde. Dann klagte jener entschuldigend: dem Kaiser Alexander sei in Aachen eine Unzahl gleichartiger Denkschriften deutscher Verfasser überreicht gewesen. Zu wichtig habe ihm die Sache geschienen, um sie den übrigen Fürsten nicht mitzutheilen. Er, Steurdza, habe den Auftrag erhalten, die wichtigsten Behauptungen dieser vielen Eingaben in einer Denkschrift zusammenzustellen. Das und nicht mehr habe er gethan. Das herannahende Ende des Congresses habe die Beschleunigung der Mittheilung nothwendig gemacht. Sein Werk habe daher als gedrucktes Manuscript vertheilt werden sollen, und in einer Nacht seien nur so viele Exemplare, als zu jenem Zwecke erforderlich, unter Aufsicht eines russischen Beamten abgezogen worden. Ein Gleiches sei mit vielen andern geschehen, und nur ihn habe das Unglück der Entdeckung treffen müssen.« So weit Herr v. Steurdza, der übrigens den in den Zeitungen bekannt gemachten Brief

an den Großherzogs von Weimar keineswegs in dieser Art geschrieben zu haben behauptete. Weigel selbst hat mich mehr als einmal versichert, er habe nicht allein das Concept desselben bei Stourdza, sondern auch die von Seiten der russischen Gesandtschaft vertheilten Abschriften bei dem französischen und östreichischen Gesandten gesehen, und die berüchtigten Worte: „er, Stourdza, habe auf Befehl des Kaisers gedacht, gehandelt und geschrieben“, hätten sich nicht darin befunden. Es habe ausdrücklich nur geheißen, daß er auf Befehl seiner Regierung gehandelt, qu'il avoit agi par ordre de son *Gouvernement*.

Die allgemeine Meinung des Publikums nennt Kotzebue als den ganz eigentlichen Verfasser der Schrift, die von Herrn v. Anstetten in Frankfurt a. M. gebilligt und an Stourdza gegeben worden, um des Herrn v. Kotzebue französische Phrasen, die nicht weit her gewesen seyn sollen, zu korrigiren und zu feilen. Inwiefern dieses Gerücht gegründet sei, weiß ich nicht. Es dürfte übrigens leicht des Herrn v. Kotzebue blutiges Ende unwiderruflich bestimmt und beschleunigt haben. Soviel endlich scheint gewiß zu seyn, daß man die Schrift, zuerst von Cotta in Tübingen, dann in Brüssel und zuletzt in London gedruckt, von Paris aus, der Quelle alles Uebels, in Umlauf setzte.

Wie dem aber auch seyn mag, und angenommen, jedes Wort des Herrn v. Stourdza sei buchstäblich wahr, so scheint mir doch die Vertheidigung oder Entschuldigung, die seine Aeußerungen enthalten sollen, eine der lahmsten zu seyn, die es jemals gegeben hat, und Zweifel zu veranlassen, die unter seinen Voraussetzungen durchaus unauflöslich sind. War er wirklich nur der Zusammensteller, der Referent fremder Meinungen, wie mochte es ihm denn einfallen, — nicht etwa seinen Namen der Denkschrift vorzusetzen, denn dieser mag nur dem Nachdrucke angehören, — aber, bei Abfassung derselben in jeder Zeile seine Autorität so zudringlich vorzuschieben, als offenbar geschehen ist, fremde Meinungen vollkommen in dem Tone eigener Ueberzeugung vorzutragen, und über das Ganze diese mystisch-devote Salbung auszugießen, die seine Persönlichkeit so deutlich beurkundet? — Oder, wenn er nun einmal der kleinlichen Eitelkeit, diese Giftblumen auf den eigenen Acker zu verpflanzen, nicht Herr werden konnte, geboten nicht, nachdem diese geistige Nachteule von der Sonne der Publicität überrascht zum Gespötte Aller geworden war, Pflicht und Klugheit das konsequenteste Beharren auf der begonnenen Bahn? Durfte er hoffen, die Eitelkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, durch eine Thorheit wieder gut zu machen,

und mußte er die Geheimniſſe des Congreſſes, die Befehle ſeiner Regierung aufdecken, um ſeine eigene werthe Perſon zu ſalviren? Es iſt in der That um ſo unbegreiflicher, daß er das gethan, da er nach den Grundſätzen der Ehre, der er dieſes Opfer brachte, die ſeinige dadurch im geringſten nicht gerettet hat; die bloße Sicherſtellung ſeines Leichnams, die er beſſer den Füßen einiger Poſtpferde anvertraute, dergleichen nicht erforderte, und es jetzt nur noch auf einen Federkampf ankam, in dem er, ſo gut es ging, das Mondkalb vertheidigte, daß er, gleichviel ob adoptirt oder ſelbſt erzeugt, einmal als ſeinen Sprößling anerkannt hatte. Ein ſolcher Kampf aber war um ſo leichter, da er, fühlte er ſich auch ſelbſt zu leer, um dem Witze und der Gründlichkeit ſeiner Gegner nur etwas Gründliches entgegenzuſetzen, doch billig wiſſen oder doch wenigſtens bald erfahren konnte, daß er ſich in einem Lande befand, in welchem an jeder Straßenecke, wie in London und Paris, Miethkutſcher, Miethſchriftſteller zu finden ſind.

Darauf übrigens ſcheint mir nichts anzukommen, ob er ſich wirklich der durch die Zeitungen bekannten demüthigen Worte in dem Briefe an den Großherzog von Weimar, oder der von mir obenangeführten, bedient; denn im Grunde bedeuten beide Phraſen gleichviel. Merkwürdig aber bleibt es, wie, wenn er ſich wirklich der letztern bediente, den erſtern nicht ausdrücklich höhern Orts widerſprochen wurde, wenn man nicht etwa auch da den Unterſchied für unbedeutend anſah, oder Herr v. Stourdza nicht wirklich, im Abſchreiben ſeines Concepts, die Erweiterung des anfänglich gebrauchten Ausdruckes für rathſam gehalten hatte.

Dieſe alberne Geſchichte hat, gleich den Thaten und Meinungen des Herrn v. Kotzebue, bedeutend zur Verſtärkung des Argwohnes beigetragen, den man in Deutſchland gegen behauptete ruſſiſche Eroberungspläne und gegen alle ruſſiſche Agenten (insbeſondere diejenigen, die durch Mutterſprache und Abſtammung dem deutſchen Volke angehören) hegt. Ich denke, ſie hätte das Gegentheil bewirken und gerade die Richteriſten; ſolcher Pläne beweiſen ſollen, da ſich unmöglich vorausſetzen läßt, daß man ſich, beabſichtigte man wirklich eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu dergleichen Zwecken, ſo ungeſchickter Werkzeuge dazu bedienen werde.

Haben endlich in Aachen ſo zahlreiche Denunciationen der Deutſchen gegen Deutſche ſtatt gefunden, ſo hat ſich der Kaiſer Alexander unſtreitig ein neues Verdienſt um Deutſchland erworben, indem er dieſes

Landes Verräther eben so wohl zu verachten, als dessen Feinde zu besiegen, verstanden hat.

Was jenen Argwohn betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß jeder etwanige fremde Eroberungsplan gerade in den deutschen Fürsten selbst seine eifrigsten Beförderer findet; freilich wider ihren Willen, allein es ist dieses nicht das erstemal, daß sie nicht wissen, was sie thun. Ihren Völkern gegenüber stehen sie jetzt in dem Verhältnisse böser Schuldner zu gerechten Gläubigern, und den vortheilhaften Vergleich, den sie vermöge des dreizehnten Artikels der Bundesakte geschlossen, wollen sie nicht erfüllen; was unklug und unedel zugleich ist, da sie in jedem Prozesse leicht alles verlieren dürften, weil sie nichts aufopfern wollten. Wenn es nämlich auch entschiedene Republikaner in Deutschland giebt (woran nicht zu zweifeln seyn möchte), so sind sie doch wohl, dem Charakter ihres Volkes treu, besonnen genug, um in der gegenwärtigen Generation nur das Feld zur Aussaat ihrer Wünsche, wenn nicht gar bloßen Dünger zu erblicken, der für die künftige Aussaat untergefügt werden muß. Sie dürften daher zu Uebereilungen nichts weniger als geneigt seyn. Bei allen aber ist keine Ueberzeugung so lebendig, als die von der Unentbehrlichkeit der Einheit ihres Volkes, als der wesentlichsten Bedingung seiner künftigen Freiheit. Sehen sie nun mit jedem Tage deutlicher, wie das Streben ihrer Regierungen nichts so sehr bezweckt, als die Verewigung der bisherigen Trennungen, die Vernichtung aller Institutionen, die auch nur entfernt eine künftige Vereinigung hoffen lassen, so dürften sie leicht einmal in ihrer Verzweiflung selbst die Alleinherrschaft eines fremden Eroberers, als die Vermittelung besser, was vor allem Noth thut — der Freiheit, dem alten Flickwerke vorziehen, und Deutschland dürfte auf diesem Wege, wie Polen, zur Einheit gelangen, mit dem Unterschiede nur, daß es vorher nicht von seinen Nachbarn, sondern von Einheimischen zerrissen war.

Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewußtseyn ihrer unsichern Stellung, aber gewiß nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden. Dies geht oft bis ins Lächerliche, wie Ihnen einige mir nahe liegende Beispiele beweisen mögen.

Weigel, ohnehin durch Charakter, Talente und Kenntnisse ein sehr

achtungswerther Mann, erwarb ſich neue Verdienſte um ſeine Mitbürger durch die Dienſte, die er ihnen während der ſchrecklichen Periode leiſtete, in der Dresden und ſeine Umgebungen der Schauplatz des Krieges waren. Er erwarb ſich aber auch um unſere hülfsbedürftigen Landsleute große Verdienſte, die von der ruſſiſchen Regierung durch zwei Ordensdekorationen anerkannt wurden, und dieſe reichten hin, ihn zum Gegenſtande des Haſſes und der Verfolgung zu machen. Von Töplitz zurückkehrend, wo er nach der Schlacht bei Culm zu Verpflegung der verwundeten Ruſſen nach Kräften beigetragen hatte, ward er auf Befehl Napoleons aufgehoben, und von der franzöſiſchen Armee, ohne daß ihm irgend ein Vergehen zur Laſt gebracht wäre, mitgenommen, zuletzt nach Erfurt geſchleppt. Hier ſchmachtete er, von ſeiner Heimath und Familie getrennt, ohne bei ſeiner Regierung, der treuen Verbündeten Napoleons, Hülfe zu finden, obgleich ihr ſeine Befreiung ſo leicht geweſen ſeyn würde; und er würde vergeſſen ſeyn, hätte ſich nicht an die Großfürſtin Maria Pawlowna in Weimar gewandt, die gern, wie immer, die Gelegenheit ergriff, einem braven Mann nützlich zu ſeyn, und bei dem eben anweſenden Könige von Preuſſen unverzüglich ſeine Auslöſung gegen einen franzöſiſchen Obriſten bewirkte. Dieſe Leiden ſöhnten indeſſen den ſächſiſchen Hof um ſo weniger aus, da er ſich durch die fremde Hülfe beſchämt fühlen mußte, und das Unrecht ohnehin den unverſöhnlich macht, der es that. Weigel war ſeitdem der Rachſucht aller Hofſchranzen ausgeſetzt, die ſein Leben nach Kräften zu verbittern ſuchten. So weit ſoll der Eifer gegen ihn gehen, daß man, und, wie man ſagt, mit höherm Beifalle, Briefe aufgefangen hat, in welchen reiche Kranke ihn um ärztlichen Rath baten, und fortdauernd dergleichen Patienten an andere Aerzte zu verweiſen bemüht iſt. Unter ſolchen Umgebungen iſt bei Weigel der Wunſch, ſein Vaterland zu verlaſſen, ſehr natürlich. Setzte er ihn doch nur in Erfüllung, dieſen Wunſch! Seine Kunſt ſichert ihm überall eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und bei uns insbeſondere würde ein Mann, wie er, mit Reichthümern und Auszeichnungen überhäuft werden.

Nicht viel beſſer als ihm iſt es Herrn Winkler gegangen, der Ihnen unter dem Namen Theodor Hell bekannt ſeyn wird. Vor dem Kriege war er Archiv-Sekretär, und Repnin, der ſich nicht zu der deutſchen Fürſten Maxime bekennt, die das Talent für eine unnütze Beſtie hält, wie der Bauer den Pegaſus, weil er ihn nicht in den Pflug ſpannen konnte, — Repnin benutzte den tüchtigen Geſchäftsmann, in-

dem er ihn zu einer beſſern Stelle in ſeiner Kanzellei beförderte, und ließ ſeinem Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihm ein Hofrathsdiplom gab. Nach der Rückkehr des ſächſiſchen Hofes hat Herr Winkler ſeine neue Stelle verloren und die vorige nicht wieder erhalten; ja man hat kleinlich genug gedacht, ihm den Titel zu ſtreichen, der doch nicht den Mann, ſondern den der Mann ehrte.

Sachſen wurde bekanntlich im letzten Kriege eine geraume Zeit von ruſſiſchen Autoritäten adminiſtrirt, und in Dresden befand ſich eine beträchtliche ruſſiſche Garniſon. Wollen Sie über die Stimmung der Sachſen in dieſer Hinſicht etwas wiſſen, ſo glauben Sie auch hier das Gegentheil von dem, was die Zeitungen ſagen, um der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Die Begeiſterung, mit welcher Kotzebue von dem Betragen der Ruſſen und von dem Glücke, mit welchem ſich die Deutſchen durch ſolche Gäſte geſegnet fühlten, geſprochen, iſt keineswegs die Stimme der gezwungenen Gaſtfreunde. Das Volk, deſſen Urtheile in der Regel gerecht ſind, hat geachtet, was zu achten war, und ſchweigend ertragen, was es dulden mußte. Von allen höhern ruſſiſchen Befehlshabern iſt Repnin der einzige, der ſich allgemeine Achtung erworben hat. Kein Vorwurf, weder der Brutalität, noch der Erpreſſung, befleckt ſeinen Ruf. Freilich würde er beſſer gethan haben, die Summen, die er mit Geſchmack und Prachtliebe zur Verſchönerung Dresdens verwandte, dem armen Volke zu ſchenken; edler und wohlthätiger aber war es denn doch, den Anſtrengungen des Volkes dieſe Beſtimmung zu geben, als, mit dem Schweiße deſſelben, Caſtraten und Hofſchranzen zu mäſten, wie vor- und nachher geſchehen iſt. Weit davon entfernt, ſich ſelbſt zu bereichern, lebte übrigens Repnin mit einer ſeiner Würde angemeſſenen Pracht von ſeinem eigenen Vermögen, darüber iſt nur eine Stimme. So wenig war die hohe Stelle, die er bekleidete, ſeinen Finanzen vortheilhaft, daß er vielmehr Schulden zu machen gezwungen war. Ja, was noch mehr iſt, er hat dieſe Schulden nicht allein gemacht, er hat ſie ſogar bezahlt! Noch jetzt bedauern die Dresdner, daß Repnin nur Civiloberbefehlshaber, und folglich nicht überall im Stande war, ſeinen guten Willen auch den militäriſchen Autoritäten befehlend mitzutheilen.

Herr v. G. war ein junger Mann, der die Kommandantenſtelle in Dresden wahrſcheinlich den patriotiſchen Opfern verdankte, die ſein Vater, der Finanzminiſter, dem Staate gebracht hatte. Er führte 3000 bewaffnete Leibeigene deſſelben nach Dresden, die auf Koſten ihres Herrn

gegen den gemeinschaftlichen Feind gestellt waren. Herr v. G. war noch sehr jung; — eine der größten Belohnungen, die er sich durch die Tugenden seines Mannesalters nur erwerben kann, wird er genießen, wenn er durch dieselben die Erinnerung an seine jugendliche Befehlshaberschaft auszulöschen vermag. Daß er unter andern, zur augenscheinlichen Gefahr aller Einwohner und zum Verderben aller zahlreichen Kranken seiner eigenen Nation und der Stadt, mitten in dieser seine Truppen auf dem Neumarkte im Feuer exerciren ließ, darf ihm kaum noch zum Vorwurf gemacht werden, nachdem ein deutscher König, im tiefen Frieden und in seiner eigenen Hauptstadt, dem Beispiele gefolgt ist. Sie werden vielleicht von dem glorreichen Manöver gehört haben, das, nur zwei Tage nach meiner Abreise, in den Straßen von Berlin statt gefunden hat. Augenzeugen von daher haben mich versichert, daß man auf das muthigste unter den Linden aus einer Batterie von acht Feldstücken und unzähligen Flinten gefeuert, auch einen glorreichen Sieg über mehrere hundert Dutzend Fensterscheiben und einige arme Kranke, deren Tod der Schrecken verursachte oder beschleunigte, sehr wohlfeil mit einem einzigen Adjutanten, der vor Eifer den Hals brach, erkauft habe. Man hat die Fensterscheiben mit etwas mehr als 1000 Th. bezahlt, und damit ist offenbar alles gut gemacht, obgleich Uebelgesinnte ungescheut die Hoffnung hegen, daß sich der liebe Gott zu seiner Zeit die gefährdeten Menschenleben ebenfalls werde bezahlen lassen. Ich, meines Theils, bin sehr geneigt, die ganze Geschichte für eine Conspiration der Glaser zu halten und hoffe, daß die Herren v. Schmalz und v. Ancillon diesem neuen Symptome der Tugend bald auf die Spur kommen werden.

Herr v. G. ward von seinen gefährlichen Uebungen durch Weigels Vorstellungen zurückgebracht, der dem wegwerfenden Tone des jungen Mannes, mit männlicher Festigkeit, die Stimme der Humanität, die auch für russische Verwundete sprach, seine Pflicht als Aufseher der Hospitäler, Repnins Wünsche, und endlich, da alles das nichts fruchtete, des Kaisers anerkannten Edelmuth und den Entschluß, bei ihm Hülfe zu suchen, mit Erfolg entgegensetzte. Jenen hat die Nemesis in der Freude seines Herzens auf einen Rutschberg geführt und da auf die Nase fallen lassen. Den schlechten Geist, der in Deutschland herrscht, mögen Sie daraus abnehmen, daß ich noch Niemand von diesem Unfalle ohne Lachen sprechen gehört habe.

Herr v. K. war Polizeimeister in Dresden. Er scheint nicht einmal Charakterstärke genug besessen zu haben, um sich mehr als Verach-

stifteten, von den Briten nachher vernachlässigten Kirchsprengel wieder herstellen, deren Prediger meistens längst verstorben, deren Gemeinden längst in unglaubliche Unwissenheit zurückgesunken sind. — Ihr Wirken ist nicht ganz eitel. Man hat schon Vorsteher einzelner Gemeinden, selbst cingalesische Priester des Budda, selbst einen der gelehrtesten und berühmtesten derselben zum Christenthum übertreten gesehen.

Dieselbe Thätigkeit britischer Glaubensgesandten herrscht gegenwärtig auf der großen Insel Java, besonders seit die Engländer auf derselben während der Napoleonischen Kriege Fuß gefaßt hatten. Schon seit die Holländer im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich einiger Küsten dieses großen, gebirgigen und fruchtbaren Eilandes bemächtigt hatten, waren von ihnen löbliche Einrichtungen zur Versittlichung ihrer heidnischen Nachbarn und zur Verkündung des Christenthums getroffen worden. Ueberall fand man in Städten und Dorfschaften, wo Niederlassungen lebten, treffliche Geistliche, eifrige Männer für das göttliche Wort. Aber die gewaltsamen Staatsumwälzungen, deren zerstörende Wirkungen sich von Europa über den Ozean bis in die javaischen Berge verbreiteten, zerstörten viel Löbliches. Die Franzosen waren nur auf kriegerische Behauptung der fruchtbaren Insel bedacht. Ein großes Denk-

tung zu erwerben. Den niedrigen Mitteln zu ſeinen Erpreſſungen entſprach nur die Gemeinheit, mit der er unter Huren, Juden und Spielern das Erpreßte durchbrachte. Sogar die armen Freudenmädchen mußten, um ihr Gewerbe zu treiben, Erlaubnißſcheine bei ihm löſen. Doch laſſen die Spötter ihm Gerechtigkeit widerfahren und geſtehen, daß er nur nach eigener Prüfung dergleichen austheilte. Auch er hat Schulden hinterlaſſen, die es aber noch ſind.

Im Allgemeinen war der Soldat erträglicher, als ſein Befehlshaber. Die nicht ſeltene Gutmüthigkeit des gemeinen ruſſiſchen Mannes verſöhnte mit ſeiner Rohheit, die dem Mangel an Bildung ihren Urſprung verdankt. Die Brutalität der Offiziere, die nichts als Folge gänzlicher Verbildung iſt, war immer empörend. Nicht ſelten ſollen dieſe Herren auch gegen Bürger, von den ihnen ganz eigenthümlichen Fauſtſchlägen ins Geſicht, Gebrauch gemacht haben, die wir leider noch auf unſern Paraden, als Surrogate der Stockſchläge, zu ſehen gewohnt ſind. Der Ausnahmen hat es gegeben, das verſteht ſich, ſie beſtätigen aber, eben als ſolche, auch hier die Regel. Uebrigens lieferten die gemeinen Ruſſen in Dresden einen neuen Beweis ihrer Bildſamkeit. Sie, die in Schmutz und Ungeziefer gefüllt einzogen, und auf vielfältige Bitten der mit Abſcheu und Ekel erfüllten Bürger endlich in Kaſernen einquartiert wurden, die auf den Straßen ſehr betriebſam von den Vorübergehenden neue Kleidungsſtücke, beſonders Stiefel, gegen ihre alten eintauſchten oder kurzweg requirirten, die, als Schildwachen vor dem Naturalienkabinette, den Spiritus von den daſelbſt bewahrten Mißgeburten wegſoffen, und die auf das Trockne geſetzten Merkwürdigkeiten in der Stadt zum Kaufe ausboten; dieſe Halbthiere verlieſſen Dresden als ein wohlgekleideter, wohlgenährter und wohldisciplinirter Heerhaufe.

Mir ſcheint, daß es für die Völker überhaupt keine wenigere ehrenvolle Repräſentation giebt, als die durch ihre ſtehenden Armeen.

Einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutſam genug allen Unterhaltungsſtoff in politiſchen und nichtpolitiſchen theilt, will ich dieſen Blättern für Sie ein nichtpolitiſches Feuilleton beifügen. Auch ſeinen Inhalt habe ich mehr dem Schauen, und dem Hören, als dem Leſen abgewonnen.

Der Myſticismus, mein theurer Freund, fährt mit wachſender Macht fort, ſeinen Scheffel auf ſo viele Lichter als möglich zu ſetzen. Ich hoffe, es ſind nur Pfennigslichter, die ſich das gefallen laſſen. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder trauern ſoll, wenn man

dieſe Alte-Weiber-Krankheit ſo anſteckend um ſich greifen ſieht. Freilich eine Alte-Weiber-Krankheit, aber die Frauenzimmer werden heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu. Laſſen Sie uns hoffen, daß dieſer Sirokko der geiſtigen Welt nur die Spreu von den Körnern ſondern ſoll. Könnte es nicht im Plane der Vorſehung liegen, dieſe Prüfung einer verhängnißvollen Zeit vorauszuſchicken, und dieſe Menſchen, die Gott ſelbſt verrathen, indem ſie ſeinen ewigen Beten, der Vernunft und dem Gewiſſen, untreu werden, ſich in ſcheinheiliger Demuth enthüllen zu laſſen, damit die Völker zu ihrer Zeit wiſſen mögen, wem ſie ihr Zutrauen nicht ſchenken ſollen.

Und wie einträchtiglich alle die Truggeſtalten des Myſticismus, der Privilegirten, der Jeſuiten und der wiſſenſchaftlichen Geheimnißkramer in einen großen Nebel zuſammenfliessen, in dem das arme Volk erblinden und erſticken ſoll! Es würde rührend ſeyn, wäre es nicht zum Tollwerden.

Der Profeſſor Kieſer in Jena rühmt ſich gewiſſer großer Geheimniſſe im Felde des Magnetismus, die er nur wenigen Auserwählten anvertraut. Iſt es denn noch nicht, oder noch nicht laut genug geſagt, daß jede allgemeine Wahrheit, die ein Geheimniß bleiben muß, eine Schlechtigkeit iſt oder eine Thorheit!

Ammon, den ich vor zwölf Jahren für einen kräftigen Mann hielt, ſeufzt auf ſeiner Kanzel, und erzählt ſeiner Gemeinde von den großen Pflichten der Dankbarkeit, die den Proteſtanten gegen die Katholiken obliegen, insbeſondere weil dieſe, obgleich die ſtärkere Partei, doch immer nachſichtig verfahren und ſich ihrer Uebermacht nie überheben.

So dachten freilich Luther, vor Kaiſer und Reich in Worms, und Guſtav Adolf auf dem Schlachtfelde von Leipzig nicht; aber daß der Oberhofprediger eines katholiſchen Königs im neunzehnten Jahrhunderte ſo denkt: ei nun! das mag eben ſo natürlich zugehen. Wunderbare Zeit! ſo denkt ein proteſtantiſcher Sachſe, während ein katholiſcher Spanier (Llorente) die Geſchichte der Jeſuiten und die unzähligen Scheiterhaufen enthüllt, deren Flammen die Glorie jener geprieſenen Rachſicht bilden.

In Dresden verſagt die Geiſtlichkeit der katholiſchen, d. h. der in Sachſen geduldeten Kirche, ihren Glaubensgenoſſen, die Proteſtanten ehelichen und nicht — ſtatt wie bisher nur die Kinder ihres Geſchlechts — alle ihre Kinder der katholiſchen Kirche geloben wollen — Abſolution und Trauung. —

Unsere Dichter und Maler hier und in Rom winseln und pinseln sich einer nach dem andern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein. Laßt sie fahren! Sie werden katholische Pfuscher bleiben, wie sie protestantische waren; denn ohne Vernunft gehörte auch die Phantasie eines Tasso ins Tollhaus.

Endlich: Eine Excellenz in Dresden hat sich sammt Frau Gemahlin ꝛc. in Paris zur katholischen Kirche gewandt. Se. Excellenz waren höchstens ein excellenter Hofrath mit einem mäßigen eigenen Vermögen, als sie eine reiche Erbin und mit dieser, wie man sagt, eine Million heiratheten. Ein so eminentes Verdienst verschaffte Sr. Excellenz im Jahre 1807 den Gesandtschaftsposten in Paris. Von dem großen Napoleon empfohlen wurde genannte Person nach einigen Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und empfing statt des bisherigen mit diesem Posten verbundenen Gehalts von 6000 Rthlr. — 18,000 Rthlr. und 12000 Rthlr. Tafelgelder.

Als Napoleon auf seinem Wege nach Moskau die kurzathmige polnische Conföderation schuf, empfing der deutsche Graf jubilirend das polnische Bürgerrecht und die Frau Gräfin prunkte mit der polnischen Kokarde am Brustluche. Unterdessen hatte das Pärchen sein ungeheures Vermögen um die nämliche Zeit durchgebracht, in der des hohen Gönners Reich verwirthschaftet war. Da zogen die Gemüther zerknirschten Herzens wieder nach Paris, schwuren reuig zu den Fahnen der Legitimität, wanden sich in Sack und Asche vor den Bourbons und spielten vor allen Dingen die seufzenden Kreaturen in den Betstunden der Herzogin von Angoulême, der es endlich gelungen ist, diese edeln Seelen zu retten, die jetzt bei ihrem Hofstaate angestellt sind. —

Mit der Nachricht von einer erfreulichern Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften, will ich den Uebergang zu den Büchern machen, die zwar im Durchschnitte nicht viel besser sind, als die Menschen, die aber vor diesen den Vortheil gewahren, daß man sie ohne Schwierigkeit wegwerfen kann, wenn sie nichts taugen.

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzustehen, eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der Materia medica und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier, es ist die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, der die Welt vielleicht einmal große Wohlthaten zu verdanken haben wird. Hahnemann geht von zwei wohl allgemein als wahr anerkannten Grundsätzen aus. Es ist nämlich:

1) gewiß, daß die Medikamente, je nach dem geſunden oder kranken Zuſtande des menſchlichen Körpers, auf denſelben die gegentheiligſten Wirkungen äuſſern, und daß dem zu Folge das Mittel gerade eine Krankheit heilt, das in dem geſunden Körper die nämliche Krankheit hervorbringen würde. So bringt der Merkur, das wirkſamſte Mittel gegen ſyphilitiſche Uebel, im Uebermaße oder von Geſunden genoſſen, völlig ſyphilitiſche Symptome hervor. So heilt man die Hundswuth durch Belladonna, die an ſich alle Erſcheinungen dieſes gräßlichen Uebels zur Folge hat. So werden gegen Durchfälle Rhabarber und andere Mittel, welche die Ausleerung befördern, gewählt; und Aloe, ein erhitzendes und zuſammenziehendes Mittel, iſt eines der wirkſamſten gegen Obſtruktionen. (Sollte nicht auch in der Chirurgie etwas Aehnliches Statt finden, wenn man z. B. Blutſtürzen durch Aderläſſe begegnet?)

Der zweite Grundſatz, von welchem Hahnemann ausgeht, iſt der, daß die größten chemiſchen Wirkungen durch die kleinſten Quantitäten der wirkenden Stoffe in der Natur hervorgebracht werden, die auch hier ihr großes Geſetz von der möglichſt geringen Kraftanwendung zu befolgen ſcheint. Chemiker werden Ihnen den Satz durch vielfache Beiſpiele, zu welchen beſonders Subſtanzen, die eine dem Geruchsſinne zunächſt bemerkbare Veränderung hervorbringen, Anleitung geben dürften, erläutern. Dieſe chemiſchen Veränderungen ſind deſto größer, je abgeſchloſſener der Raum iſt, in dem ſie hervorgebracht werden. So ſauert z. B. ein einziger Tropfen Eſſig ein ganzes großes Gefäß mit Milch. Der menſchliche Körper aber iſt wohl ein ſo abgeſchloſſenes Gefäß, als nur immer in der Natur bekannt iſt.

Unter dieſen Vorausſetzungen muß man allerdings erſchrecken über den heilloſen Tumult, der nach der bisherigen Kurmethode durch die Menge, die Verſchiedenheit und die Zuſammenſetzung der Arzneimittel in unſerm armen Körper nothwendig hervorgebracht werden muß; eine Verwirrung, die nur ein glücklicher Zufall zum Guten leiten, der nur eine kräftige Natur zu widerſtehen vermag. Und dieſen Schrecken kann die Fakultät nur beſeitigen, indem ſie zeigt, daß die Zuſammenſetzung der Medikamente die Wirkſamkeit jedes einzelnen nicht verändert, oder wie die Wirkſamkeit jedes einzelnen in jedem Falle der Zuſammenſetzung modifizirt wird; und indem ſie ferner beweiſet, daß von eben dieſen einzelnen Mitteln, die zuerſt, wie eine Menge Briefe in den nämlichen Poſtbeutel, in daſſelbe Glas und dann in den nämlichen Magen zuſammengeſchüttet werden, jedes einzelne, gleich jedem Briefe, an ſeine

Adreſſe zu ſeinen vorgeſchriebenen Beſtimmungen, Herz, Leber, Nieren u. ſ. w. gelangt.

Hahnemann, der nicht einmal an eine Möglichkeit der Löſung dieſer Aufgaben zu glauben ſcheint, fühlt ſich durch die obigen Wahrheiten bewogen, in allen Krankheiten nur ganz einfache Mittel (meiſtens aus dem Pflanzenreiche) und dieſe in äuſſerſt geringen Doſen vorzuſchreiben. Die Mittel ſind bekannt und wohlfeil und ihre Zubereitung iſt in der Regel ſo einfach, daß ſie jeder ſelbſt zu beſorgen im Stande iſt. Die Geringfügigkeit der Gaben geht ſo weit, daß ſie von allen Apothekern belacht wird, und überraſcht in der That durch ihren Widerſpruch gegen unſere bisherigen Gewohnheiten und Begriffe. Er löſet z. B. den Gran Arſenik in einem mäſſigen Glaſe Waſſer auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieſes arſenikgeſchwängerten Waſſers mit einer andern gleich groſſen Quantität und läßt von dieſer zweiten in vorkommenden Fällen einen Tropfen nehmen.

Das iſt, wenn Sie wollen, Hahnemanns Syſtem. Sehr einfach ganz gewiß, vielleicht aber nicht immer weniger folgereich. Die wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften ſollen darüber in der Regel ſchweigen, oder ſpotten. Das iſt erklärlich. Der Laie aber, der ſich eines Urtheils enthalten muß, dürfte ſich nicht allein durch die Begreiflichkeit dieſer Methode und die Unbegreiflichkeit der ältern, ſondern auch durch mehrere Nebenumſtände, die der Sache Gewicht geben, zu einem günſtigen Vorurtheile bewogen fühlen.

Hahnemann iſt zuförderſt ein gelehrter Arzt, ein bejahrter, ein vermögender und ein anerkannt rechtſchaffener Mann. Es läßt ſich alſo im Zweifel unmöglich annehmen, daß ſeine Anſichten etwa der Compendien-Blähung, wie ſie junge Leute von Univerſitäten oft mitzubringen pflegen, der Unwiſſenheit, der Charlatanerie oder der Habſucht ihren Urſprung verdanken; der letztern zu dienen, möchten ſie ohnehin ſchwerlich geſchickt ſeyn.

Für ihn ſprechen ferner nicht nur die Erfahrungen, die er durch eine lange und ausgebreitete Praxis im Allgemeinen erlangt, ſondern auch beſondere Erfahrungen, die er ſich durch Verſuche erworben. Verſuche, die er nicht, wie junge Aerzte an ihren Patienten ohne Unterſchied, ſondern an ſich ſelbſt, und an einigen Freunden, die Zutrauen zu ihm hatten, in geſundem und krankem Zuſtande gemacht hat.

Endlich lachen ihn freilich die Apotheker aus, aber Hahnemanns Patienten lachen auch, und zwar noch mehr; denn ſie werden geſund. Was man von dem Erfolge ſeiner Kuren ſagt, grenzt in der That an das

Wunderbare. Setzt man aber auch die Hälfte dieſer Sagen auf die Rechnung einer dem Menſchen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit (Gerngläubigkeit möchte ich leider ſagen): ſo bleibt doch noch genug übrig, um die Sache einer größern Aufmerkſamkeit werth zu machen. So ſoll z. B. ein ganzes Dörfchen im ſächſiſchen Gebirge ihm ſeine Rettung aus den Gefahren des Lazarethfiebers verdanken. Da im Gefolge des Krieges und ſeiner Einquartierungen und Durchzüge, dieſe Gegend von anſteckenden Fiebern heimgeſucht war, deren Verheerungen peſtartig wütheten, wußten ſich die armen Leute in jenem Dörfchen nicht anders zu helfen, als durch eine Deputation an Hahnemann, den Ruf der weit und breit um Leipzig als einen großen Arzt bekannt gemacht hat, und den ſie um Rath baten. Er gab ihnen einige ſehr einfache diätetiſche Vorſchriften und einige Flaſchen eines eben ſo einfachen Medikaments, von dem nur wenige Tropfen denjenigen gereicht werden ſollten, die ſich von dem Uebel ergriffen fühlten; und in dem Dörfchen ſtarb Niemand an dem verheerenden Nervenübel, während die Nachbarſchaft einem Todten-Acker glich.

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre beſten Medikamente in den Leib wünſchen, ſcheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch Aerzte und Profeſſoren der Medizin anſchwärzen und verfolgen, möchte keins von beiden ſeyn. So weit geht dieſe Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugniſſe, die er Studierenden über bei ihm gehörte Vorleſungen ertheilt, nicht für gültig angeſehen, und daß den Jünglingen, die ſeine Schüler ſind, ſchon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erſchwert werden.

Was ich von Hahnemann und ſeiner Lehre und den Schickſalen beider gehört und Ihnen mitgetheilt, erſcheint mir ſelbſt zum Theil ſo auffallend und räthſelhaft genug, daß ich es hier beſonders für meine Pflicht halte, Ihnen meine Quelle anzuzeigen. Zwei gelehrte und achtbare Männer haben mir geſagt, was ich Ihnen erzählte. Sie ſind zwar nicht Aerzte, allein einer derſelben zumal, Neum (als Lehrer bei der hieſigen Forſtakademie angeſtellt), ſcheint mir um ſo mehr Zutrauen zu verdienen, da er gerade in den Naturwiſſenſchaften und der Mathematik ſich auszeichnet und — wie die rechten Mathematiker zu ſeyn pflegen, ein tüchtiger, vorurtheilsfreier Mann iſt.

Haben Sie Göthe's »über Kunſt und Alterthum am Rhein und Main« geleſen? Es ſoll viel Schönes darin ſeyn. Wollen Sie aber das genieſſen, ſo machen Sie es nicht wie ich, der ich nach der dummen

alten Art mit dem Anfange angefangen. Da habe ich denn ſo lebhaft wie mit meinen leiblichen Augen auf jeder Seite den Großherzoglichen Sachſen-Weimarſchen Herrn Geheimen-Rath und mehrerer hohen Orden Ritter von G. geſehen, wie er, gleich einem penſionirten Hofmarſchall, wohl friſirt und mit dem Hute in der Hand hinſchreitend, von Köln bis Heidelberg wandelt, überall rechts und links hohen und werthen Gönnern ein Wörtchen des Dankes und des Lobes zuflüſtert, inſonderheit jedes Plätzchen wohl bemerkt, an welchen hohen und höchſten Perſonen ein Vergnügen zu bereiten ſeyn möchte, und endlich ſeufzend das abſenderliche Unglück des linken Rheinufers beklagt, aller ſeiner ehemaligen fürſtlichen Reſidenzen beraubt zu ſeyn.

Haben Sie Sismondi's histoire des républiques italiennes du moyen âge geleſen? Thun Sie es ja. Seit Jahren hat mir kein hiſtoriſches Werk einen ſo hohen Genuß gewährt, wie dieſes. Jetzt erſt, denk' ich, beſitzt die franzöſiſche Sprache eine hiſtoriſche Compoſition, die ſie kühn allen gleichartigen Werken der engliſchen zur Seite ſtellen darf. —

Suchen Sie der Oelsnerſchen Preisſchrift sur l'Islamisme habhaft zu werden. Sie enthält das Beſte, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden. Unſer Freund Merkel hatte allerdings Unrecht, wenn er von einer Oelsnern zu machenden litterariſchen Reputation ſprach. Dieſe Reputation exiſtirt ſchon lange, wenn gleich nicht in den Zeitungen. Oelsners Fragmente über die franzöſiſche Revolution (ich habe ſie leider noch nicht leſen können) ſollen ebenfalls vortrefflich ſeyn. Es läßt ſich erwarten, da wohl nur wenige ſo geiſtvolle Männer den großen Begebenheiten ſo nahe ſtanden. Ich freue mich herzlich auf ſeine Bekanntſchaft, die ich wohl erſt in Paris werde machen können. In Berlin konnte ich von meiner Adreſſe keinen Gebrauch machen.

Das Beſte und Neueſte über Theologie ſoll von einem Juriſten geſchrieben ſeyn, dem preußiſchen Kriegs- oder Regierungsrathe (die verwünſchten Titel laufen mir immer aus dem Gedächtniſſe) Palzow. Er hat zwei Werke herausgegeben; das eine über die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen, das andere allgemeinern Inhalts. Man wundert ſich über den Drang dieſer Bücher; das läßt etwas Gutes von ihrem Inhalte erwarten.

Ich habe Ihnen von guten Büchern ſchreiben wollen. Es iſt nicht meine Schuld, daß ich meiſtens ältere Werke gelesen habe. Etwas ganz Neues will ich Ihnen denn aber doch melden. Herr Profeſſor Steffens hat in ſeiner neueſten Schrift über die Organe des Staates

Mit Mühe unterdrücken sie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernsthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl bestellt, der beste Wein aus dem ererbten Keller aufgetischt und in einem an das Schlafkabinet grenzenden Zimmer kakeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke in der glücklichsten Stimmung von der Welt, wie sie die Aussicht auf die nahe Ausführung so manches Lieblingsplanes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehause zubringen muß, zu vertreiben, schlägt einer der jungen Herren seinen Miterben für den Nachmittag eine Parthie l'hombre vor. Der Vorschlag wird angenommen, und gleich in dem Speisezimmer der Spieltisch arrangirt. Nachdem sie schon eine geraume Zeit gespielt, läßt sich ein Geräusch im Nebenzimmer hören, das sie wohl bemerken, auf das sie aber weiter nicht achten, weil es gleich wieder still wird. Wie groß ist indessen ihr Entsetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verstorbene Oheim, freundlich an der Mütze rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. „Ei, ei, Kinderchen, ruft er ihnen zu, seid ihr da! Davon habe ich ja gar nichts gewußt. — Und", fügt er schnell hinzu, als er die Bestürzung auf den leichenblassen Gesichtern erblickt, — „laßt euch doch nicht stören. Bleibt sitzen, bleibt sitzen. Ihr habt mich besucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht stören wollen. Bleibt nur sitzen und spielt fort. Ich setze mich zu euch und sehe zu. Ihr wißt ja, daß ich von dem Spiele auch etwas verstehe."

Wirklich setzt er sich zu ihnen, die in dem Augenblick nichts Besseres, als seinen Rath zu befolgen, wissen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage sie fast sinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Trostlosigkeit dieser Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbschaft war es auch und für jetzt ist sie verloren. Schlimmer noch als das! Nicht lange kann ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung seiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanständige Hast und ihr Jubiliren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empören. Für immer ist sie verloren, die köstliche Erbschaft!

Der Alte allein, um den sich aller dieser Tumult der Angst und der Leidenschaft dreht, ist unterdessen ganz unbefangen mit dem Spiele beschäftigt, das endlich, die alte Lust erweckend, ihn den Wunsch, daran Theil nehmen zu können, äußern läßt. Sogleich ist einer der Neffen ihm seine

Karte abzutreten erbötig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den seinem Glücke vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbieten anzunehmen. Und wirklich begünstigt ihn das gewendete Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Solospiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spielerungeduld muntert er die Mitspieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Es hilft Euch alles nichts, diesmal ziehe ich Euch aus. Ihr mußt mir bezahlen, alle bezahlen! Was ist Trumpf, ruft er dann aus — indem er mit dem Ausspielen die Trümpfe auszuziehen beginnt — Spadille! — und in demselben Momente sinkt er zusammen. Jetzt wirklich todt.

Es ist begreiflich, daß die Erben, eben der Familie, noch mehr ihrer selbst wegen, den unerhörten Verfall zu vertuschlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des sich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchtes veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, erst dem Grunde desselben näher nachzuforschen, dann, eine förmliche Untersuchung anzustellen, deren unverdächtiges Resultat ich Ihnen eben erzählte.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangst, das Glück und der Verlust, die verderblichste Gefahr und die vollkommenste Rettung, im tollen Humore wechselnd, sich so nahe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Gesellschaft in so schneidenden Kontrasten gestanden haben, als hier. Und — sollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erscheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spieler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Seyn zum Nichtseyn, noch ein helles Aufflammen des erstern erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm selber unbewußt, wie Reizmittel auf die hinschlummernden Organe wirkten? — Und, würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das schadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maschine wieder gehörig in den Gang bringen. So aber hörte sie auf, — er fühlte sich befriedigt und er sank hin, Schiller's Thekla parodirend. Er hatte gelebt und — gespielt!

Ich will mit einem Paar Stadtneuigkeiten schließen, damit dieses unendliche Geschmätz doch einigermaßen einem Briefe ähnlich sehe.

In Dresden spukt es. Das Haus befindet sich nämlich in dem Zeughause ein uralter Tintenkopf, von dem schon die graue Vorzeit erzählt, daß er wackele, so oft ein Krieg bevorsteht. Der Alte soll sich eben jetzt ganz bedenklich schüttela; und da man der Fr. v. Krudener ge-

mal ihrer ungeheuern Thätigkeit wird die prächtige Heerstraße bleiben, welche der französische Befehlshaber Dandales binnen neun Monaten vom Fort Diamant, bei der Stadt Bantam, bis zur östlichsten Spitze der Insel, vollendete, indem er Thäler füllen, Hügel abtragen, Berge durchbohren ließ.

Noch ist's die muhamedanische Religion, welche auf Java am mächtigsten waltet. Jedes Dorf hat seine Moschee und seinen Priester, der zugleich Mitglied der bürgerlichen Verwaltung ist. Unweit der Stadt Scheribon zeigt man noch das Grabmal des ersten der Muselmänner, welcher auf Java den Koran predigte. So heilig wird dasselbe geachtet, daß sich ihm nur Rajah's oder Fürsten nähern dürfen. Als Muhameds Lehre auf Java gewaltig ward, flohen die Hindus hinüber zur Insel Bali. Doch sieht man noch zu Solo, der in prächtiger, reichangebauter Ebene gelegenen Stadt, auch zu Samarang und Surabaya viele Ueberbleibsel der Hindus.

Außerdem bilden die Chinesen wohl den fünften Theil der Bewohnerschaft. Eben so zahlreich mögen die Malayen sein. Jene sind indessen beiweitem die geistvollsten und kenntnißreichsten, ob sie gleich nur den niedrigsten Ständen China's entstammen. Unter vier Chinesen kann gewiß einer lesen (ein Ruhm, den man im polizirten

glaubt hat, deren Prophezeiungen doch nicht eingetroffen sind, so sehe ich nicht ein, warum man ihm nicht glauben soll, der sich schon mehr, denn einmal, als ein guter Politikus bewährt hat. Gebe nur Gott, daß seine Verkündigung nicht von der Art seyn möge, wie einst die der Bellona auf dem Zeughause von Berlin, als sie, kurz vor der Schlacht vor Jena, von dem Dache in die Straße hinabstürzte.

Ferner — der protestantische Superintendent von Dresden soll im Karlsbade gestorben seyn. Noch weiß man nicht, wem der Pater Mauermann, Beichtvater des Königs, die erledigte Stelle bestimmt hat.

Leben Sie wohl!

Die Verhältnisse damaliger Tage sind zwar schon weit von uns zurückgetreten und durch Ereignisse größerer Art verdunkelt, welche wir als Erfolge von jenen betrachten dürfen. Demungeachtet behält Jochmanns Brief ein eigenes Interesse für uns, nicht allein dadurch, daß sich der helle Geist seines Verfassers treu darin abspiegelt, sondern auch, daß wir daraus erkennen, wie ein unbefangener, vorurtheilloser Fremdling, ein Mann von Einsicht und Scharfblick, die Wirren jener Tage und die verkehrte Behandlung der Völker, ja der europäischen Menschheit, mit heiligem Unwillen betrachtete.

Jochmann eilte von Thorand in die Rheingegenden. Sie waren ihm schon früher lieb geworden. Er sah sie gern wieder, und verweilte hier lange. Dann trat er in die Schweiz. An einem der schönsten Herbsttage (es war der 12. September 1820) besuchte er mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsrathes Theodor v. Faber, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einigemal geschehen war, beförderte die Annäherung.

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon gestörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Gefühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmälig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte

wohl ſeine Stimme, aber ohne ſeine Worte zu beachten. Es ward in dieſem Augenblick der Gang ſeines bisherigen Lebens, ſelbſt die geheime Geſchichte ſeines Herzens, bis auf gewiſſe Einzelheiten, in mir hell.

Als er endlich eine zeitlang ſtillſchwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Beſonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Geſpräch fortzuſetzen, bat ich um Erlaubniß, ihm offen zu ſagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen ſei, weil mir's ſelbſt zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantaſie mit einer Selbſttäuſchung äffe. Ich erzählte ihm von ſeiner Vergangenheit, von beſondern Lebensverhältniſſen, von einer Liebe, die ſchmerzlichen Ausgang für ſein Gemüth gehabt u. ſ. w. Er ſtarrte mich ſeltſam an; er geſtand redlich die verſchiedenen Vorgänge ein, ſelbſt die Richtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich ſehr verwundert, erſchöpften wir uns in fortgeſetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies ſeeliſche Räthſel zu löſen.

Auf dieſe Weiſe ganz unerwartet enger zuſammengeführt, trennten wir uns ſo bald nicht. Wir blieben mehrere Tage beiſammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den ſo viel Herzensgüte und geiſtige Lichtfülle auszeichnete.

Von da ſtammte eine Freundſchaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebrochen bewahrten. Er begab ſich ins ſüdliche Frankreich, um ſeine Geſundheit unter mildrem Himmel erſtarken zu laſſen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verſchiedenen Gegenden der Schweiz zu; ging (im Herbſt 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weiſen und Geſchäftsmännern, herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden ſeine Geneſung zu ſuchen. Dieſe ſchienen ihm zuſagend; er ſiedelte ſich endlich dort, und abwechſelnd in Karlsruhe, faſt ganz an. Von Zeit zu Zeit beſuchte er mich. Am häufigſten verkehrten wir mit einander in unſern Briefen.

Ich beklage, die ſeinigen nicht ſorgfältiger aufbewahrt zu haben. Einen derſelben, welchen er aus dem ſüdlichen Frankreich ſchrieb, iſt folgender:

Marſeille, den 5. April 1821.

Im November des vorigen Jahres habe ich Ihnen aus Montpellier geſchrieben. Darf ich von meiner damaligen Stimmung auf den

Inhalt meines Briefes ſchlieſſen, ſo enthielt er nicht viel mehr, als hypochondriſche Grillen, und nichts Wahres, als die Verſicherung, daß ich Ihrer und Ihrer Freunde in Aarau mit der innigſten Zuneigung gedachte. Dies letztere iſt übrigens jetzt ſo wahr, als damals, und wird — ich fühl' es — immer ſo ſeyn. Heute bring' ich mich Ihnen durch dieſe Zeilen in Erinnerung, weil ich es bald perſönlich zu thun denke, und nicht als ein Vergeſſener dem Einſiedler am Jura zu erſcheinen wünſche. Es iſt meine Abſicht, den bevorſtehenden ganzen Sommer Ihrem ſchönen, freien Vaterlande zu widmen. Freilich traue ich mir noch nicht die Kräfte und die Heiterkeit zu, die zu einer einſamen Alpenreiſe erfordert werden; aber ich hab' es auch eigentlich nicht auf eine ſolche, ſondern mehr auf einen längern Aufenthalt in der Leib und Seel erquickenden Bergluft abgeſehen. Ob ich damit etwa eine Molkenkur in Gais oder auf dem Rigi zu verbinden habe, ſoll von Ihrem und Ihres braven Arztes Schmutziger *) Rath abhängen; wie ich mir denn überhaupt die weitern Verhaltungsbefehle für mein Schweizerleben in den erſten Tagen des Mai bei Ihnen holen will.

Ich habe bisher in Nizza gelebt; bin zum Theil Zeuge der ſonderbaren Ereigniſſe geweſen, die Europa mit Furcht und Hoffnung, Angſt und Freude erfüllt haben, und werde Ihnen des Wunderlichen viel, des Tröſtlichen wenig zu erzählen haben. In dieſem Augenblicke ruft man unter meinem Fenſter: «la fin de la grande *conspiration* d'Italie» aus, und in einem mit obrigkeitlicher Erlaubniß und folglich Billigung gedruckten Bulletin über die Kataſtrophe in Neapel heißt es: «que Pepe avait *libéralement* emporté la caisse de l'armée.» Der Schrecken hatte zur Vernunft geführt, dem Siege folgt der Uebermuth. Das iſt — nicht in der Ordnung, aber in der Regel!

Eine trübe Ueberzeugung haben meine Beobachtungen und die Ereigniſſe der letzten Zeit in mir befeſtigt, nämlich diejenige von der Unverſöhnlichkeit der Parteien, die ſich in unſerm Welttheile gegenüber ſtehen. Ich tröſte mich mit Amerika, für das vielleicht alle dieſe Bewegungen eigentlich berechnet ſind. Die Geſchichte ſcheint zu dieſer Anſicht zu berechtigen; denn ſie lehrt, daß die Civiliſation niemals auf demſelben Boden keimte und blühte. Aus dem öſtlichen Aſien wandelte ſie nach Aegypten und dem ſüdlichen Europa; von da in das nördliche, und

*) Einer der ausgezeichnetſten Aerzte der Schweiz, welcher im Jahre 1830 zu Aarau ſtarb.

jetzt treibt der Strom mit Macht nach Amerika, wohin die neuen Ankömmlinge nichts mitbringen, als die Künste und Wissenschaften der alten Welt; ihre Narrheiten und Dummheiten und Vorurtheile in der Heimath zurücklassend. Herr v. Gagern hat freilich angefragt, was denn wohl ein deutscher Freiherr in Amerika besonders zu erwarten habe? aber nichts Tröstliches zur Antwort erhalten, nämlich eben nur die Solbe »Nichts.« Während man sich in Europa abmüht, um die Vernunft aus einigen Felsennestern der südlichen Halbinsel zu verjagen, schlägt sie jenseits des Oceans mächtige Wurzeln in einer Provinz, deren natürlicher Reichthum den unsers ganzen Welttheils übertrifft, und es mag wohl seyn, daß die europäischen Dynasten sich nur darum in Kongressen und Feldzügen erschöpfen, um einmal den transatlantischen Staaten gegenüberzustehen, wie die barbarischen Reguli der alten Welt den Römern. — Gott erhalte Ihrem Vaterlande die Selbstständigkeit, die des Auslandes Achtung verdient, und die Kraft, die sie erwirbt. Mit einem von beiden allein würden Sie schwerlich lange ausreichen.

Mir ist jetzt ungefähr wie Ihnen, als Sie einst in den Tuilerien das Nahen des Frühlings fühlten, und sich in die Berge zurücksehnten. Ich kann das gute Wetter kaum erwarten, das die Landstraßen trocknen soll, um mich auf den Weg zu machen. So herrlich der Herbst und der Winter in diesen Gegenden sind, so unerträglich ist hier die Jahreszeit, in der anderswo der Frühling zu erscheinen pflegt. Regenströme und kalte, schneidende Nordwinde wechseln ab. Ein Drittes kennen wir seit drei Wochen nicht. Zu meinem Troste lese ich in Ebel's Handbuch, daß der Mai in der Schweiz gewöhnlich gutes Wetter mithringt, und ich freue mich auf das frische Grün Ihrer Wiesen und Wälder. Der nackten Felsen und der blassen sogenannten immergrünen Olivon bin ich herzlich satt. — —

Wie gesagt, ich beklage, von Jochmanns Briefen nicht mehr aufbewahrt zu haben. Sie würden mir zum lebensgeschichtlichen Bilde von ihm die treuesten Farben geliefert haben. Er war sorgfältiger mit den meinigen gewesen. Ich fand sie in seinem litterarischen Nachlaß wieder, den er mir vererbte, und errieth aus ihnen zum Theil die Gemüthsstimmungen wieder, in denen er sich von Zeit zu Zeit zu mir gewandt hatte; die Gegenstände, mit welchen sich sein arbeitsamer Geist beschäftigte; die Orte und die Zeiten seines wechselnden Aufenthalts. — Sie sind freilich ein dürftiger Ersatz für die seinigen. Dennoch will

ich einige derſelben mittheilen; ſie werden ſeinen zahlreichen Freunden aus gleichem Grunde, wie mir, nicht ganz werthlos zur nähern Kenntniß des edeln Mannes ſcheinen, und wenigſtens einem künftigen Nekrolog dieſes Schriftſtellers einigermaßen zum Hülfsſtoff dienen.

I.

Nach Bern. 8. Juni 1821.

Wohl ein paar Tage früher ſchon hätt' ich Ihnen ſchreiben können, wenn mich die Sitzungen unſers Großen Rathes nicht aus der gewohnten Ordnung und Einfalt des Lebens geriſſen hätten. Das tägliche Einerlei iſt mir ein ſo hohes Bedürfniß, wie Ihnen das täglich Abwechſelnde der äuſſern Umgebungen. Sie ſuchen Zerſtreuung; ich Einſamkeit. Ihr Phyſiſches kann ſich nicht recht dem Nordiſchen, nicht recht dem Südiſchen acclimatiſiren; mein Pſychiſches widerſpricht eben ſo dem kleinlichen, leidenſchaftlichen Treiben der Menſchen in den obern und untern Regionen; und ich liebe die Menſchen am innigſten, wenn ich ſie am wenigſten in der Nähe haben muß. Vielleicht iſt grade dieſer Gegenſatz bei uns beiden, was uns einander lieb macht; denn ich könnte unmöglich ein alter ego lieben; nur die ungleichnamigen Polen ziehen einander an.

Wegen Ihrer Reiſebemerkungen ſein Sie doch ohne Beſorgniß. Ich war ja der Erſte ſo frei, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß wir belehren können ohne zu kränken, und Sie ſchrieben nicht für die Welt.

Beiliegend empfangen Sie auch die Antwort des Herrn Oberförſters Kasthofer. Sie werden daraus erſehen, daß Alles für Sie in Ordnung iſt. Im Fall der Himmel günſtig ſeyn will, verſuchen Sie doch dann auch ein paar Tage in der hohen Einſamkeit von Herrn Kasthofers Alpen zu leben. An ihm ſelbſt werden Sie einen braven, edeln Mann kennen lernen.

Mich freut, daß Ihnen Bern den heroiſchen Entſchluß einflößen könnte, vier Wochen daſelbſt zu leben; noch mehr freuen wird's mich, wenn es vier behagliche, frohe Wochen werden und Ihnen die ernſte Geſellſchaft Hube's und Kants zuſagt. Sie werden Sie körperlich und geiſtig erquickt. Sie waren bisher mit den Menſchen und den Wirkungen von deren leidenſchaftlichen Verirrungen am meiſten beſchäftigt. Der Blick auf das Göttliche und deſſen Thun im Weltall ſcheint mir

Univ. Bibl. München

noch unendlich anziehender. Wie der Säugling erſt zum Bewußtſeyn kömmt, wenn er ſein Ich von den Umgebungen unterſcheiden lernt: ſo lernt der Mann und der Greis erſt das Geheimniß ſeines Selbſtes in der Schule der Natur, dieſer Vorhalle aller Religion, in der die Stimme Gottes klingt, beſſer verſtehen oder vielmehr ahnen. Haben Sie erſt Kant, dann Hube durchleſen: ſo nehmen Sie Kluge vom thieriſchen Magnetismus vor, nicht wegen ſeiner Hypotheſen, oder Manipulationen, ſondern wegen der geſammelten Erfahrungen über die Pſyche und deren Kräfte. Sie müſſen für Ihren ſcharfſinnig beobachtenden und regen Geiſt nur erſt Materialien haben, — die Verarbeitung derſelben bleibt ihm ſelbſt, wird ihm leicht.

2.

Nach Interlaken, zwiſchen dem Thuner- und Brienzer-See. 27. Juni 1821.

Wenn auch nichts anders, will ich Sie, mein Lieber, doch bei Ihrem Eintritt ins ſtille Land Meſopotamien oder Interlaken begrüßen, und Ihnen das Beſte wünſchen, nämlich daß Sie dort finden, was Sie da nicht verloren haben und doch da ſuchen. Es freut mich, daß Sie an dem Hofmarſchall aus der Nachbarſchaft des Nordpols einen angenehmen Geſellſchafter gefunden haben. Aber Sie bedürfen des Umgangs mit Geſunden, um ſich pſychiſch zu heben. Ein Kranker bei einem Kranken iſt zweimal krank. Hab' ich Geſunder mich doch zu Paris im Hôtel des Invalides faſt verlegen gefühlt, daß ich Arm und Bein noch am rechten Orte hatte.

Von mir weiß ich wenig zu erzählen; es iſt das alte, ſchöne Einerlei bei uns. Ich mache jetzt viele Amtsreiſen. Vom ſechstägigen Bergklettern vorige Woche in den Wäldern kam ich beinah kreuzlahm heim und fühle mich jetzt dreimal geſünder. Ich war auch in Eglisau und ſah nach Salz bohren, aber nur Koth zu Tage kommen.

Laſſen Sie mir ſeiner Zeit wiſſen, wie Ihnen die Molkenkur und Alpenluft bekömmt? Nicht, daß Sie mir darüber ſchreiben ſollen, ich ich werd' es ſchon der Phyſiognomie Ihres Briefs anſehen.

Ich wollte, wenn Sie wieder zu uns kommen, Sie träten mit einer hübſchen weiblichen Figur zu uns in den Garten und ſagten: das iſt mein Weib. Keine Arzenei würde Ihnen wohler thun; nur daß man bei ſolcher Arzenei leicht Gefahr läuft, in Verwechſelung der Farbe, Höllenſtein ſtatt Engelſüß (oder Lakrizen) zu greifen.

Wir haben jetzt das prächtigſte Wetter; ohne Zweifel Sie auch. In meinem Gartenhag blühen bei vierzig Arten Roſen. Ach, daß die Roſenzeit ſo flüchtig iſt!

Leben Sie wohl! Trinken Sie viel, baden Sie viel, ſpazieren Sie viel, — kommen Sie vor Arbeit nicht zu Odem, bis Sie ermüdet einſchlafen, oder mir einmal melden, wie es geht.

3.

Nach Unterſeen. 4. Juli 1821.

Da haben Sie's nun! Die Grippe aus unſerm Alpen-Venedig! *) Ich habe Sie gewarnt; Berner Arkaden ſind kein Arkadien für Sie. Wir indeſſen hatten bis geſtern hier herrliches, warmes Wetter, den Garten überfüllt von Roſen, wie ich ſie in ſolcher Pracht bei mir noch nie geſehen; auf dem Tiſche Erdbeeren und Kirſchen genug, die, trotz aller Herrlichkeit Nizza's, doch nicht in Nizza wachſen und wofür ich Oliven und Feigen und Pomeranzen gern fahren laſſe.

Man klagt in der halben europäiſchen Welt über die Rauhheit dieſes unordentlichen Sommers. In Bern nun gar ſoll er wüſt gethan haben. Vermuthlich blieben Sie die meiſte Zeit im Zimmer, wo Ihnen die Muſe zur Erwärmung ein herrliches äſthetiſch-philoſophiſches Kaminfeuer machte. Auch mich haben Ihre Erinnerungen aus Nizza gewärmt, nein durchglüht. Ich lebte mit Ihnen dort, ſah Ihr Varthal, ſah Ihr Cimié, die drei Greiſe auf Chateauvieux, Ihre Prieſter, Ihre Bettler und vor allen Dingen den politiſchen Pöbel, der nie weiß, warum es läutet? — Wären Sie geſtern Abend um ſechs Uhr zu mir in den Garten getreten, wo ich mit Ihren Blättern auf meiner Winkelbank die Welt vergaß, da hätten Sie mich vielleicht mit brennendern Wangen, gewiß mit einem brennenden Herzen und naſſen Augen geſehen, und hätte ich Sie gewiß mit Bewunderung und Wehmuth an das brennende Herz gedrückt. Als ich die Leſung beendet hatte, ſtand ich auf und dachte: Wär' er doch da! Gut, daß ich nicht gleich in dem Augenblick an Sie ſchrieb; es wäre Liebeserklärung geworden.

Unzufriedener! ich glaube, Sie wiſſen gar nicht, wer Sie ſind? Hat ſich Ihre Muſe wirklich noch nicht im Spiegel geſehen, und von ihm erfahren, wie ſchön ſie ſei? Oder weiß es die Schlaue, und will

*) Bern.

ihren Reiz nur durch dieſe jungfräuliche Schüchternheit, durch dieſen Unglauben an ihren eigenen Werth, erhöhen? —

Wahrlich, oder mich blendet der böſe Geiſt, Sie können neben den Edelſten unſerer politiſchen Schriftſteller und hiſtoriſchen Darſteller das anch' io son pittore ſagen. Sie können, die Feder in der Hand, ſtill und groß auf die Zeitgenoſſenſchaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, ſich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Heſen, droben unpartheiſam in den ruhigen Höhen der Beſonnenheit zu erhalten. Wie Sokrates ſich von Aſpaſiens Grazien bilden ließ, ſo ſcheinen Sie den franzöſiſchen Klaſſikern eine gewiſſe Zartheit der Behandlung abgelauert zu haben, nach der ich vergebens ringen würde; und zum deutſchen tiefen Geiſt und Witz geſellt ſich wunderbar die, ich möchte ſagen, weiblich feine Beobachtungsgabe der geglättetſten Franzoſen.

Holla, dennoch wieder Liebenserklärung, und ich wollte Ihnen nur Vorwürfe machen. Worüber? daß Sie, Glückſeliger! ſich unglücklich wähnen. Sie haben den reichſten Stoff zum Frohſinn, indem Sie fühlen müſſen, daß Sie der Welt von großem Werth werden können. Pflegen Sie Ihres Leichnams und laſſen Sie Ihren Geiſt walten.

Da kömmt ein Beſuch — abgebrochen.

Sinnen Sie doch auf eine Erfindung in Unterſeen, wenn Sie im Bade oder in den ſtillen Alpen ſitzen, wie man in der Ferne mit einander Gedanken tauſchen könne, ohne die langweilige Arbeit mit Dinte auf Papier zu zeichnen. Man ſchreibt nie auf, was man alles zu ſagen hat, und das Beſte vom Gedanken verfliegt über dem Schneckenzug der Gänſefeder.

P. S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Miſſionsweſen ſchildern ſollen? Ob mir ſchiken? — Iſt's nicht Noth? Werden Sie damit nicht ſelbſt in Deutſchland Gutes ſtiften? Und da fragen Sie? —. Und wenn Sie ein Rechenbuch ſchreiben, werd' ichs mit Luſt leſen; ſchicken Sie mir's.

4.

Nach Baden-Baden. 28. Auguſt 1821.

Sie haben es errathen, mein Lieber, wir ſind alle fröhlich von unſern Reiſen zurück in das angenehme Stillleben unſerer Klauſe am Fuß

des Jura; meine Frau und ich vom Rigi her, Theodor aus den Unterwaldner und Schwyzer Alpen, Emil von Rousseau's Insel im Bieler-See, und Alexander mit dem jungen Spanier Antonio vom Schwarzwald. Letztere hatten das gefährlichste Reiseabentheuer zu bestehen, denn der Blitz fuhr des Morgens, als sie eben sich zum Weiterreisen ankleideten, in das Wirthshaus, wo sie die erste Nacht ihrer Pilgerei geschlafen hatten. Fenster und Mauern wurden zerschmettert; die armen Buben kamen mit dem Schreck davon.

Und Sie haben das Geräusch der Residenz so schnell verlassen? Es würde mir wie Ihnen gegangen seyn. Ich will lieber das Sausen aller zweiunddreißig Winde in einer schönen Einsamkeit, als das Geflüster und Geträtsch einer Residenz aushalten. — Möge das bunte Mancherlei in den Bädern Ihnen Entschädigung geben!

Ihre Missionshistorie sehen Sie nur als ein recht ernstes und diesen Tagen wichtiges Geschäft an. Wahrlich, es dämmert überall, wie wenn's Abend werden wollte, und die Nachteulen und Kauze flattern mit großem Siegeslärmen aus den verfallenen Raubschlössern (woraus die deutschen Zeitungen und Bauern im Odenwalde den weissagenden Burggeist von Schnellert machen).

Es scheint, Ihr Kaiser hebe endlich Kreuz und Schwert gegen Istambul. Das giebt dann einen religiösen Vertilgungskrieg, der manches Jahr dauern wird. Die Flucht der Roßschweife über den Hellespont interessirt mich noch nicht so sehr, als die Folgen davon für die politischen Verhältnisse des übrigen Welttheils. Ich denke, das Gewitter dort zerstreut endlich den dicken Höhenrauch, der einen großen Theil unsers Welttheils verhüllen will.

Hier lege ich Ihnen einen Brief an Guizot bei, dann auch einen an Herrn Advokat Stöber in Straßburg. Er ist ein wackerer, freisinniger Mann und Dichter. An Stapfer haben Sie, glaub' ich, schon einen Brief. Stapfer, Schlabrendorf, Oelsner grüßen Sie ja recht freundschaftlich von mir. — Wie mir am sichersten Briefe aus Paris senden? Das weiß ich nicht. Ich denke, durch die Post an meine barbarische Adresse. — Doch wär' es mir gar nicht lieb, wenn man Ihre Darstellung des Missionswesens, falls man Briefe öffnete, in Frankreich zurückbehielte. Ich wollte, Sie könnten sie mir noch auf deutschem Boden expediren, jedem Unfall damit vorzubeugen.

Doch arbeiten Sie auch nicht zu viel! nicht einmal mit Briefschreiben. Ihnen taugt sitzende Lebensart am wenigsten; Handeln und Wan-

deln beſſer. Bedenken Sie Ihre Geſundheit und, daß Sie noch ein liebenswürdiges Mädchen glücklich machen müſſen.

Wir alle erinnern uns Ihrer hier mit Liebe und mit Wünſchen für Ihre Geſundheit. Meine Frau ärgert ſich über Ihre gelehrte Handſchrift, denn ſie möchte Ihre Briefe, die uns ſo viel Freude machen, gern immer ſelbſt leſen.

NB. Guizots Adreſſe erfahren Sie bei Herrn Stapfer. Ich ſchicke Ihnen die Briefe unter fliegendem Siegel, weil manchmal geſchloſſene Briefe Contrebande ſind an den Gränzen.

5.

Nach Paris. 3. Dezember 1821.

Ihren Robespierre *) hab' ich nun zum andernmal geleſen, und er hat mich nicht weniger angezogen, als das erſtemal. Wenn dieſe Natur an und für ſich ſelbſt gewogen wird, und mit ſich ſelbſt (nicht auf die andere Wagſchaale ein menſchliches Moralſyſtem, noch weniger einen Criminalcodex gelegt!), ohngefähr, wie etwa Gott, und nur er, den innern Werth der Menſchen wägt oder wägen mag: ſo glaub' ich auch, dieſe Natur iſt mehr eine geiſtige, als ſittliche Verkrüppelung. Ja, dieſer Menſch kann in ſeiner Gräßlichkeit noch ein ſehr tugendhafter Mann geweſen ſeyn, ohngefähr, wie es Freudenmädchen geben mag, die wirklich ſittiger und keuſcher, als manche nie gefallene Jungfrau, ſind.

Ich möchte Ihnen den Umgang mit dem weiſen, greiſen Schlabrendorf, und dem feinſinnigen (von den plattſinnigen Diplomaten unſerer Höfe ſo wenig erkannten und benutzten) Oelsner beneiden, wenn ich Ihnen nicht von ganzem Herzen auch etwas Gutes gönnte. Auch Stapfer und Guizot werden Ihnen wohl thun.

Vom Religionskrieg, den Sie zu beſorgen ſcheinen, fürcht' ich nicht viel. Die politiſche Poltronerie heutiger Staatsmänner hat, um die Liberalen, die Carbonari, die Jakobiner, die Philoſophen ꝛc. ein wenig in's Bockshorn und die Nationen ein wenig in den alten Bocksbeutel zu jagen, nur die lange zum Schweigen verdammt geweſenen Finſterlinge, die politiſchen und kirchlichen Uhu's, welche ſchon oft für Geſpenſter gal-

*) Eine Abhandlung Jochmanns, abgedruckt in den Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit.

Europa noch nicht aller Orten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den untern Klassen geben konnte). Auch haben sie in ihren Hauptniederlassungen, selbst in Dörfern, Schulen für ihre Kinder. Kein Wunder, wenn sie in größerm Wohlstande leben, als die meisten Javaner. — Dagegen sind gewöhnlich die Muhamedaner, auch ihre Priester, unwissend; selbst den Koran kennen sie nur oberflächlich. Ihre Religion ist zum sinnlosen Gewohnheitswerke geworden. Um so ansprechender, sollte man denken, müsse ihnen eine Lehre sein, die ihren Geist mit den erhabensten Wahrheiten beschäftigen, ihr Herz mit den edelsten Gefühlen erfüllen kann.

Es kommt nur darauf an, daß sich geistvolle, sinnige Männer an das apostolische Werk machen, besonders bei den einsichtigern und gedankenreichen Chinesen; nicht etwa Männer, die — wenn z. B. der Chinese in bildervoller Sprache vom höchsten Wesen spricht: „Der Donner ist Gottes Stimme, Licht sein Auge, Gluth sein Odem, und der Regen das Träufeln seines Mundes!“ — daraus in frömmelnder Beschränktheit des Geistes folgern, dieser Gott sei „die materielle Weltseele, welche nur den sichtbaren Himmel in Bewegung setzt.“ — Treflich war der Gedanke eines jener Chinesen auf Java, als er einem der englischen Missionarien sagte: „Ich glaube, alle Religionen

ten und den »wilden Jäger« ſpielten, losgelaſſen. Das dauert nicht lange, beſonders wenn die Portugieſen und Spanier ſich honett betragen und die Perſer, zum Troſt der Griechen, gegen die legitimen Osmanen ſo liberal mit Schlägen, als möglich, ſind. Die heilige europäiſche Poſſe, die man jetzt aufführen will, wird ſchwerlich lange dauern. — Daß eine religiöſe Gährung in den Gemüthern (beſonders Deutſchlands, wegen unterdrückten politiſchen Strebens) ſei, will ich nicht läugnen, glaube aber ſchwerlich, daß ſie durch die Kruditäten der Schwärmer und Fanatiker hervorgebracht ſei oder geſchloſſen werden wird.

Auf, auf mit Ihren Miſſionen! Ich denke, Sie werden der beſte Miſſionär gegen die Miſſionärs werden. Nur ermüden Sie mir nicht, und, was noch mehr iſt, hüten Sie Ihre Geſundheit wohl in dem ofenloſen, ſteinernen Paris. Wir hier zu Lande haben noch immer warmes Wetter und grüne Fluren.

Adieu, mein Lieber! — Geben Sie mir in Ihren Briefen bald ein tableau de Paris à la Jochmann (nicht Mercier), damit ich mit Ihnen genieße.

P. S. Unſer Cook hat mir aus Barcellona ſchon zwei bis drei eingeräucherte und in Eſſig eingemachte Briefe geſchickt. Der gelbe Würgengel iſt an ihm vorüber gegangen.

6.

Nach Paris. 3. Jänner 1822.

Bis geſtern waren unſere Wieſen grün. Wir ſammelten auf Spaziergängen Colchicum, Bellis perennis und Veilchen. Heut' endlich hat die Natur ihr winterliches Feſtkleid angelegt; eben indem ich dies ſchreibe, gießt die Sonne ihren Goldſtrahl, wie ſie aufgeht, über das vielfach gebrochene Silber der großen Landſchaft, die vor meinen Fenſtern hängt. — O, das arme, dürftige, ſteinerne Paris! Es iſt recht, daß Sie in dem großen Kerker leben, dem tauſendjährigen Schauplatz der Leidenſchaften, um die Verachtung und Verkünſtelung des menſchlichen Geſchlechtes recht ſpeciell ſtudiren zu können. Sie werden doppelten Genuß haben, wenn Sie im März, aus dem großen Treibhaus menſchlicher Thorheit und menſchlichen Elendes, der wahren Welt, der Natur wiedergegeben werden. Dann umringen Sie ſich mit einigen guten Menſchen. —

Bis jetzt hab' ich weder die Bundeslade, noch Guizots neueſtes

Werk geſehen; aber nun will ich beide leſen, da Sie meine Neugier ſo ſehr darauf hingewieſen haben. L'Italie par Lady Morgan hat mich inzwiſchen ſehr beluſtigt, ſo wie in deutſcher Literatur des greiſen Spaun derber, naiver geſunder Menſchenverſtand, mit dem er aller Faſelei der deutſchen Hofſchranzen und der Querköpfigkeit jetziger Miniſter und Legitimitätskrämer Trotz bietet.

Ich wünſche den Miſſionarien Glück, daß ſie eben nach Paris gekommen ſind, da Sie ankamen, um dieſe zu portraitiren. Die Pariſer, nach ihrer Art, accompagniren die heiligen Reden dieſer Unſinns-Apoſtel mit Petarden-Knall. Damit wird wenig ausgerichtet werden. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet, von Ihrem Pinſel, wird anders und tiefer wirken; denn das Verbum Dei (Vernunft) manet in aeternum.

Unter den Fremden, die mich Ende Jahrs beſuchten, war auch der Oberſt Guſtavſon (geweſener König von Schweden, Guſtav Adolph IV.), der Sie vielleicht in pſychologiſcher Hinſicht intereſſirt hätte. Er hielt ſich bei uns Aarauern etwa ſechs Wochen lang auf, und verſprach mir, wieder zu kommen. So viel ich ihn kennen lernen konnte in unſern anfangs kühlen, nachher ſehr warmen Unterhaltungen, iſt er, und dabei bleib' ich, ein guter, ja ein edelſinniger Mann, in vielen Dingen von recht königlicher Gemüthsart. Er iſt nicht ohne Kenntniſſe, aber die ſind faſt zu oberflächlich; er iſt nicht ohne achtbare Geiſtesanlagen, aber ſie ſind durch Erziehung verhudelt. Er ſelbſt klagte mir über die Erziehung, die ihm ſein Vater Guſtav III. gegeben, der, um ihn recht zu verſchweden, ganz von der deutſchen Literatur abzog, ihm ſeine deutſchen Lehrer nahm, und ihn zu früh in die Staatsgeſchäfte herüberzog. Er hat faſt zu viel Beſcheidenheit, zu wenig Vertrauen in ſich. Dies macht ihn aber nicht, wie gewöhnlich, zum Werkzeug Anderer, ſondern argwöhniſch oder mißtrauiſch gegen Andere und eiferſüchtig auf ſeine Selbſtſtändigkeit. Dieſe handhabt er dann oft am ſehr unrechten Fleck. In ſeinem Gedankengang iſt etwas auffallend Schnödes, das heißt, die Operationen des Denkens gehen ihm mühſam von ſtatten. Er kann ſich daher beinah gar nicht in eines Andern Idee hineinfinden, ſondern hat genug mit ſich ſelbſt zu thun. Das giebt ihm das Anſehen von Starrſinnigkeit; aber es iſt keine moraliſche Starrſinnigkeit, ſondern eine rein intellektuelle, die aus Unbehülflichkeit und Einſeitigkeit der Geiſtesmanipulationen entſteht. — Man kann ſich denken, was aus einem ſolchen Thronerben werden mußte, wenn man ihm dazu noch predigte: »ein König muß einen feſten Charakter und Folgerechtigkeit ha-

ben!« Und folgerecht iſt er bis zur Uebertreibung. Er wünſcht, weil er Bürger in Baſel geworden iſt, ein Amt zu haben. »Wozu das?« fragt' ich. »Damit ich in der Welt nütze, und beſonders in dem Staat, deſſen Glied ich bin.« — »Sie können das, ohne bürgerliches Amt. Schreiben Sie Ihre Erfahrungen, Ihre Anſichten über das Land Ihrer Väter u. ſ. w. nieder.« — »Das kann ich nicht. Man würde mir aus Schweden die nöthigen Materialien nicht zukommen laſſen. Zudem thut mir die ſitzende Lebensart nicht wohl. Ich bin von Kindheit an zum thätigen Umhertreiben gewöhnt.« — »Kaufen Sie ein Landgut, bauen Sie Ihren Garten ſelbſt an, wie Diocletian oder Napoleon, ſammeln Sie eine Bibliothek und verbinden Sie ſich mit geiſtreichen Männern.« — »Ich verſtehe nichts von Landwirthſchaft und bin kein Gelehrter. Ich muß ein Amt haben, das mich beſchäftigt. Ich bin Bürger und will ganz Bürger ſeyn, und alle Bürgerpflichten erfüllen. Stelle man mich an, wo man wolle; ich werde meine Pflicht thun.« — »Warum kauften Sie ſich nicht in unſerm Aargau an; hier hätten Sie, laut Verfaſſung, Soldat werden müſſen. Sie wären in den Generalſtab geſetzt.« — Der Gedanke frappirte ihn, und, wenn er der Anſtellung ſicher wäre, würde er das Bürgerrecht bei uns erkaufen.

Ihre Aeuſſerungen über Prieſterthum, katholiſches und proteſtantiſches, Furcht vor Religionskrieg u. ſ. w., hab' ich in Ihrem letzten Briefe mehrmals geleſen, aber es iſt mir nicht recht klar geworden, was in Ihnen vorgeht? Erklären Sie ſich mir einmal hell. Denn was Sie ſagen, iſt mir noch immer lehr- und genußreich geweſen. Ich bin ein trefflicher Tocht, reich an Oel, aber ich brenne nur hell, wenn ich von einem Geiſt, wie dem Ihrigen, die erſte Flamme erhalte.

Meine Empfehlungen an den weiſen Stapfer, den lebenserfahrnen Greis Schlabrendorf, den vielgeprüften Odüſſeus Oelsner, den hoffnungreichen Aargauer, den Doctrinär Guizot.

7.

Nach Karlsruhe. 18. März 1822.

Willkommen wieder auf dem Boden diesſeits des Rheins unter deutſchen Gemüthern!

Nun ſoll ich abbitten. Ja, ich, der ich ſo gern einen Brief ſchreibe, um mir damit einen von Ihnen zu erkaufen, ich bin der ſaumſeligſte Menſch, und doch hab' ich unrecht, mich ſelbſt anzuklagen. Ich muß die

Flüchtigkeit der Stunden und des ganzen Lebens, ich muß die Unbehelfenheit meiner Maſchine (des Leibes) anklagen, die nicht allem Genüge leiſtet, was der Geiſt in einen Tropfen Zeit, Tag genannt, hineinwerfen möchte. Wären die Gedanken, die ich beſtändig an Sie richte, ſogleich geſchriebene Worte, wahrlich, Sie hätten Folianten empfangen. Eine Erkältung, die ich mir aus einer Sitzung des Großen Rathes zuzog, die daraus folgende katharraliſche Unbehaglichkeit, die mich für Alles abſpannte, dann endlich in ein reelles Kathar-Fieber mit Erbrechen und Durchfall überging, — dann mein Doktor, der mich mit Senesblattern ſegte, — dann aufgelaufene Stöße amtlicher Arbeiten, — dann meine gottloſe Begierde, die mich ergriff, mich jetzt noch plagt, meine naturrechtlichen Ideen zu Papier zu bringen, worüber ich Schlaf, Eſſen und Trinken vergeſſen möchte — — ach, der Winter iſt mir wie ein Tag verflogen, und ich weiß nicht, was ich gethan habe. Nicht weniger, als ein Dutzend für mich höchſt anziehender Entwürfe liegen vor mir da, — ich hab' die Ausführung aller begonnen, — die Liebe zu einem tödtet aber den andern. Ich will zu viel, und kann zu wenig. Andere werden durch ihre Thätigkeit, ich werde durch mein Wollen allein aufgerieben.

Genug von mir, ſchon zu viel von mir. Ich ſelbſt bin nichts, als der Entwurf zu einem Menſchen, wie er ſeyn ſollte, und darum bin ich leider nichts.

Wo gehen Sie hin nun? Bleiben Sie auf deutſchem Boden? Kommen Sie in die Schweiz? Gehen Sie nach Riga? Es war letzten Sommer ein Herr von Zökell aus Liefland bei mir, ein dortiger Güterbeſitzer, ein liebenswürdiger junger Mann, dem ich Ihre Bekanntſchaft wünſchen würde. Er hat für die Civiliſation ſeines Volks den edelſten Willen. Wie ſtehts mit Ihrer Geſundheit? Haben Sie die Miſſionarien zu Paris ſatt bekommen? — Es dünkt mich, Frankreich geht einer neuen politiſchen Criſis entgegen. Die Parteien treiben ſich einander zu Extremen. Seit den mißlungenen Inſurrektionen von Befort hab' ich viele der franzöſiſchen Flüchtlinge bei mir geſehen, darunter einige ſehr intereſſante Männer, denen ich Gefälligkeit leiſten konnte, auch den General E..., einen Freund von Lafayette. Er weihte mich in alle Couliſſengeheimniſſe der franzöſiſchen Staatsaktion ein, das heißt, in Erbärmlichkeiten, wie ſie immer hinter den Couliſſen des Theaters vorgehen: Scipio ſetzt die Lorgnette auf, Solon mediſirt, Alexander M. nimmt eine Priſe und Cröſus iſt in Geldverlegenheit.

Ihren letzten Brief bewahr' ich, wie Kleinod. Er enthält köſtliche Ideen. Hätten unſere Ultra nicht an allen Höfen, zu ihrem eigenen Schutz, Aberglauben und Hierarchen-Schabrkel, Schwärmerei u. ſ. w. begünſtigt, und dem geſunden Menſchenverſtand Stillſchweigen geboten, würde man weniger von den Faſeleien über religiöſe und kirchliche Sachen hören und leſen müſſen. Die Höfe wollen ſich Ringmauern aus Altären bauen, die aber nur dann als Bruſtwehren hoch genug ſind, wenn man vor denſelben kniet. Der Menſchheit iſt das Knien aber nicht mehr recht.

Meſſen Sie doch mir Ihre Briefe nicht nach Inhalt und Länge der meinigen zu. Sie ſchreiben Briefe, ich nur Entwürfe dazu.

Adieu! Gott gebe Ihnen Geſundheit und heitern Sinn. Mir wünſch' ich nichts, als die Dauer Ihrer Freundſchaft.

8.

Nach Baden-Baden.

22. Juni 1822.

Ich will keineswegs, mein theurer und herzlichlieber Freund, die eine Hälfte des Briefs mit Entſchuldigungen füllen, warum ich die andere Hälfte ſo ſpät ſchreibe. Sie kennen nun meine Erbſünde aus Erfahrung. Wäre Ihr Junius-Schreiben vom 17. nicht erſchienen, würd' ich Ihnen wahrſcheinlich erſt im Juli geſchrieben haben, um mit meinem Brief eine ſehr liebenswürdige, geiſtvolle und gebildete junge Frau von Aarau in Ihre Bekanntſchaft zu führen, weil ſie dort wenige Bekannte hat, am wenigſten ſolche, wie ſie ſich wohl wünſchen, aber nicht leicht auffinden kann, und wie Sie z. B. ſind. — Alſo bleibt das dem künftigen Monat vorbehalten.

Wer Sie kennt, kennt Sie, und es muß in der Welt wohl nicht zwei Jochmanne geben, ſonſt würde Ihr vertrauter Freund in Riga ſich nicht ſo ſchalkhaft bei Ihnen nach dem Verfaſſer des Robespierre erkundigt haben. Daß ein Anderer Sie noch in Wien errathen, wunderte mich um ſo mehr, da meines Wiſſens die Ueberlieferungen in Wien verbotene Waare ſind, ausgenommen circa 40 Exemplare für den Hof, die Erzherzöge, leſenden Miniſter ꝛc. Ihr Freund muß da in diplomatiſchen Atmoſphären gewandelt haben, wo der Geruchsſinn gewöhnlich ſchärfer ſeyn ſoll.

Ich freue mich nun ſchon auf den Herbſt voraus, ſowohl Sie bei uns zu ſehen, als den geiſtigen Schmaus zu genießen, den Sie der Welt

in Baden bereiten. Ich wollte, Sie würden dann bei mir unter das gaſtfreundliche Dach einkehren, wenn Ihnen unſere republikaniſche Einfalt der Lebensweiſe nicht gar zu einfältig vorkäme. — Daß Sie Ihren Wanderſtab einsweilen nicht an der Oſtſee, ſondern in der Schweiz und, wo nicht im Aargau, doch am Genferſee niederlegen wollen, bat mich und meine Frau recht erfreut. — In Riga! — da lag' ein Welttheil zwiſchen uns. Aber in Lauſanne oder Genf, das läßt ſich hören. In letzterm Ort möcht' ich Sie dann mit Karl von Bonſtetten, Pictet und andern würdigen Mannern zuſammenbringen, wenn Sie nicht ſchon mit ihnen verbunden ſind.

Was nun mich ſelbſt in meiner Einſiedelei am Jura betrifft, leb' ich meinen Schlendrian. Sie kennen ihn ja. Alles ſteht auf derſelben Stelle, wie Sie es verlieſſen, alles geht den Gang Vor- und Nachmittags, wie Sie ihn ſahen. Von Fremden, die mich beſuchten, zog mich mehr die Art, als das Perſonal an. Es waren meiſtens unwillkürliche Wanderer, die in der Schweiz ihr Aſyl ſuchten. Unter ſelben auch, von Deutſchen, der Dichter Follenius, der lange im Berliner Kerker ſchmachtete, der Philoſoph Oken. Jener iſt jetzt in Aarau Lehrer, dieſer in Baſel. So mehrere andere; auch Graf Bocholz, der ſich mit Ihrem Landsmann Stourdza einmal ſchlagen wollte, den deutſchen Hochſchulen zu Ehren. — Von Franzoſen einige, die mehr oder minder bei den Unruhen im Anfang dieſes Jahrs verdächtigt waren. Von Italienern mehrere aus Piemont und aus der Lombardei, der Carbonarerei verdächtigt u. ſ. w. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß mich eben dieſe Art Reiſender beſucht. Ich höre aber, ein Herr Raoul-Rochette, der mich vor zwei Jahren beſuchte und etwas Ultra ſeyn mag, ſoll mich in ſeiner Beſchreibung der Schweiz als einen Chef des libéraux en Suisse der Welt präſentirt haben. Der hat denn mehr von mir gewußt, als ich ſelbſt. Und über mein beſcheidenes Haus ſoll er ſich ausgedrückt haben, wie Landvogt Geßler über Staufachers neues Haus in Steinen. So etwas mag wirken. Meinethalben. Ich bin einer der Liberalen, die den Königen wohlwollen und ihnen die Ruhe wünſchen, welche die Schwärmerwuth der Ultra und Citra weder den Königen noch den Völkern gönnt.

In meinen Mußeſtunden hab' ich dies Jahr zwei Abhandlungen geſchrieben, die eine zur Beförderung des gegenſeitigen Unterrichts, nämlich eine Ueberſicht der Verbreitung deſſelben in allen fünf Welttheilen; dann unter der Rubrik „Blätter aus Spanien“ eine Schutzrede für die Cor-

tesverfaſſung. Beide ſind in den Ueberlieferungen. Letztere Schutzrede beruht auf mir von Freunden in Spanien mitgetheilten Thatſachen. — Auſſerdem, jetzt ſchon im dritten Jahr, fuhr ich fort, dem Schweizervolk die Geſchichte des Schweizerlandes zu erzählen. Das thut gute Wirkung, zur Belebung des Gemeingeiſtes, zur Reinigung der Anſicht der heutigen Dinge im Vaterlande, und zur Erhebung der Gemüther über den Spieſsbürgergeiſt und Egoismus, in welchem der Menſch bei ruhigen Tagen ſo leicht einſchrumpft.

Jetzt hab' ich alles, was ich von mir zu ſagen weiß, hergeplaudert. Wie freu' ich mich, im Herbſt Sie zu ſehen, und Ihre Proteſtanten unter der Charte, Ihre Miſſionarien über der Charte u. ſ. w. Treiben Sie höflichen Scherz mit Ihrer Frage: ob die Ueberlieferungen Bruchſtücke Ihres größern Werkes, als Vorläufer, annehmen werden?

9.

Nach Karlsruhe. 3. Hornung 1823.

Sie ſind mir doch, hoff' ich, nicht böſe, lieber Freund, daß ich Ihren Dezemberbrief erſt im Hornung beantworte? — Ich könnte Ihnen neunundneunzig Hinderniſſe an den Fingern herzählen, die mich ſo lange briefſtumm machten. Noch liegen gewiß vierzehn Briefe da, die Antwort begehren, und mich in Verzweiflung ſetzen; die jüngſten ſind Jännerkinder dieſes, und die älteſten, Maikinder vorigen Jahrs.

Ihre Hierarchie, ich liebe ſonſt keine, als eben Ihre, iſt nun wahrſcheinlich ſchon abgedruckt. Um das Publikum aufmerkſam zu machen, gab ich ins Jännerheft der Ueberlieferungen einen Auszug vom Miſſionenkapitel, worüber ich ſchon eine applaudirende Stimme aus Erlangen erhielt, mit der Bemerkung, daß an ſolchen Kraftbiſſen entweder die Heiligen, oder die Ueberlieferungen unſerer Zeit erſticken müſſen. Meinethalben mögen beide ins Reich der Schatten fahren, wenn wir nur auf Erden noch ein wenig Reich des Lichts behalten, um welches wir ja täglich im Vaterunſer bitten.

Fahren Sie fort, für dies heilige Reich mit Ihrem herrlichen Geiſt zu wirken; Sie ſind ja nicht in den heiligen Bund eingeſchloſſen, wie ich, der ich, als Geſetzgeber, für den Antrag mit großer Erbauung geſtimmt habe, und nun Wort halten muß. Ich habe nun, als ein und untheilbares Mitglied des Souveräns, an dieſem heiligen Bündel, das ich mir ſelber aufladen half, nicht minder ſchwer zu tragen, als mancher

Ehemann an dem ſeinigen (weil die Ehe auch ſolch ein heiliges Bündlein iſt, das man annimmt, ohne immer zu wiſſen, was dareingewikelt iſt).

(Ad vocem Ehe, laſſen Sie ſich durch das, was ich von dieſem heiligen Bündlein ſagte, nicht abſchrecken, es auf ſich zu nehmen. Ich möchte Sie gar zu gern feſter ans liebe Leben geknüpft wiſſen. Ich wollte, Sie würden, ſtatt eines ruſſiſchen Joch-Manns, ein ſchweizeriſcher Frei-Mann. Ich ſage das in Parentheſe, aber es iſt bei mir ein ſtehender Artikel über Sie.)

Nun zum Text! Ihre Hierarchie wird Ihnen Segen und Fluch, Beifall und Mißfallen bringen, aber ſowohl Fluch als Segen wird Ihnen ehrenvoll ſeyn. Ich bin freilich, mit meinen Aufmunterungen, Partei, und will auch gar nicht verhehlen, daß ich gern an Ihnen einen theologiſchen Unglücksgefährten haben möchte. Ja, ich berg' es nicht, mir wäre lieb, der ganze Heerhaufen der franzöſiſchen Miſſionärs würde Sie namentlich, als Monsieur le philosophe Joquemane, ſämmtlichen wahren Gläubigen, wie das ächte Thier der Offenbarung, ſchildern; der ultramontaniſche apoſtoliſche Klerus Sie von allen Kanzeln herab in figura der Hölle überliefern, und der Pabſt, nach Berathung des Kardinalkollegiums, ſichs zum Verdienſt rechnen, eine anathematiſirende Bulle, mit den Anfangsworten: «Adjuvante Diabolo tenebrarum rege etc. vom Kapitol herab auf den Kopf ſchleudern. Das wäre mir doch einiger Troſt, da in einigen Luzerner Dörfern einige Pfarrer wieder gegen meine harmloſe Schweizerlandsgeſchichte gepredigt haben.

Ich bitte Sie, werden Sie mir nicht böſe, daß ich ſo ſpät antworte; mit dieſer Bitte muß ich — ſonſt bekommen Sie dieſe armen Zeilen in acht Tagen nicht, oder wohl nicht vor dem Einzug des Duc d'Angoulême in Madrid — ſchlieſſen.

10.

Nach Baden-Baden. 12. Juni 1823.

Ihren lieben Brief von vorgeſtern — (aber er datirt ſich Heidelberg den 17. Februar) — flüchtig iſt die Zeit! — alſo von vorgeſtern muß ich doch endlich beantworten, weil ich wohl ſpüre, ich bekomme keine Zeile, als wenn ich ſie bei Ihnen mit Briefſchreiben im Schweiß meines Angeſichts verdiene. Das ſtimmt nun freilich mit den tröſtlichen Verheißungen im Anfang Ihres Briefs nicht ganz zuſammen, wo Sie

ſich aus lauter Artigkeit (es hängt Ihnen noch viel Pariſer Puder am Haar) einen Müßiggänger und mich einen viel und ernſthaft beſchäftigten Mann nannten. Aber ſeit den berühmten Verheißungen des Königs von Neapel u. ſ. w. weiß man, wie es mit den königlichen Geiſtern zu halten iſt, beſonders wenn ſie ins Verſprechen gerathen. Man hat nie Sicherheit, wenn ſie etwas verſprechen, ob ſie ſich nicht verſprechen?

Nun weiß ich dazu nicht einmal, ob Sie in Heidelberg, Baden-Baden, Karlsruhe, Paris, Riga, Konſtantinopel oder Marocco ſind, und wohin meinen Brief ſchicken? Denn daß Sie nicht in Aarau, nicht in der ſtillen Blumhalde ſind, wohin Sie doch eigentlich gehören, davon überzeug' ich mich täglich mit den Augen.

Alſo — will ich anfangen, mein Brod zu verdienen:

1) Das Neueſte bei uns in der Blumhalde iſt ein kleiner, hübſcher Bube, der, ich weiß nicht woher? zu mir ins Haus kam am 25. Februar anni currentis und weder Chriſtenthum noch Namen hatte. Ich ließ ihn ſtracks taufen und Achilles heißen. Das Kerlchen aber lärmte mit ſeiner Stimme, auf die er ſich etwas zu Gute zu thun ſchien, immer ärger. Da reute mich, ihn nicht Stentor geheißen zu haben. Man muß ihn jenſeits der Aare ſehr vernehmlich hören, den alle Baſen kamen auſſer Odem gelaufen, um ihn zu ſehen. Jetzt merk' ich zu meinem Leidweſen, der Burſch iſt ein offenbarer Ultra, der uns alle tyranniſirt, nichts von Schreib- ſondern nur von Schrei-Freiheit, nichts von Preß- ſondern nur von Freß-Freiheit wiſſen will, Alles begehrt, nichts giebt, von allen ſich bedienen laſſen, keinem dienen will, und, wenn wir ihm ehrerbietig jeden Willen thun, uns kraft ſeiner Legitimität mit vergoldeter Waſche belohnt.

2) Das Neueſte in der Schweiz iſt, daß der König von Neapel von den Eidsgenoſſen dreitauſend handfeſte Männer begehrte, um die Oeſterreicher entbehren und die Liebe ſeines Volks, das ihn anbetet, im Zaum halten zu können. Die Kronen des heil. Bundes unterſtützten das Anſuchen in beſondern Sendſchreiben ſehr dringend.

Ich könnte nun freilich auch noch die Neuigkeiten von Europa und den übrigen Welttheilen beifügen, wenn ich nicht vermuthete, Sie ſäßen perſönlich in irgend einem dieſer Welttheile, wo Sie dann die Sachen beſſer wüßten, als ich. Im Allgemeinen will ich, falls es Ihnen unbekannt ſeyn ſollte, nur bemerken, daß die europäiſche Welt jetzt wie tollgewordene Poeſie ausſieht, in welcher der geſunde Menſchenverſtand

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHORKE,J.A.D. FN. 14384/062

in der Welt seien einander gleich; oder besser: sie sind nur verschiedene Zweige derselben Wurzelwahrheit." Der Missionär begriff ihn schlecht und antwortete linkisch. Daher mocht' es kommen, daß der Chinese, auf die Ermahnung von jenem, er solle nur zu Jesu fleißig beten, fein spottelnd erwiederte: „Ich fürchte, er verstehe nicht chinesisch genug; ich müßte dazu wohl erst englisch lernen."

Ueberhaupt fehlt es den britischen Glaubensboten nicht am frommen Willen, desto öfter an nöthiger Menschenkenntniß, Anschicklichkeit und Einsicht. Häufig werden, vermuthlich aus Mangel an bessern, unwissenschaftliche Personen, Handwerksleute zu Missionarien erwählt, die sich in frommer Begeisterung zum mühsamen und gefahrreichen Unternehmen darbieten, und gutmüthig sich damit trösten, der Herr sei in den Schwachen mächtig. Daher wird mit Aufwand großer Mühen und Kosten gemeinlich minder geleistet, als wünschenswürdig wäre. — Doch auch das wenige Gute, welches von ihnen gestiftet wird, ist ehrwürdig und dankbar anzuerkennen.

Der größere Theil der Schuld, daß bis jetzt die meisten Nationen fremder Welttheile noch verwildert, sittenlos, ohne die Wohlthat des Christenthums, in halber Bestialität dahin leben,

auf dem Kopf ſteht und mit den Beinen pererirt, den Himmel daher mit allem Göttlichen und Ewigen unter ſeinen Ferſen erblickt und den Koth über ſich für den wahren Himmel hält.

Man ſagt mir eben, ſchon ſeit vorgeſtern (aber nicht vom 17. Febr.) laufe in Aarau das Gerücht, Oeſterreich ꝛc. habe ſeinen Geſandten von Stuttgard abberufen, weil der König von Würtemberg ſich weigere, den Verfaſſungsvertrag mit ſeinem Volk aufzuheben, oder zu ändern. Ich halt' es auch für ein lahmes Gerücht, weil es über vierzig Stunden gebrauchte, um über die Aarauer Brücke zu kriechen.

Mein geliebter H..... in Wien ſchreibt mir, er wolle in dem geiſtreichen Wien (es wird da viel guter Wein und Branntwein konſumirt) keine Zeile mehr drucken laſſen, denn ſeine zwei Cenſoren hätten ihm eine Ueberſetzung grauſam kaſtrirt. Der eine, ehmaliger Kaufmann, der kein Latein verſteht, habe ihm lateiniſche Noten ausgeſtrichen (vermuthlich behält er ſie, um daraus Latein zu lernen), der andere von der Polizei habe ihm auf dem dritten Bogen folgenden Pentameter geſtrichen:

Und ein Eſel ſchon bringt mir in Wallung das Blut.

(Worin ich nichts anderes finde, als daß ſich die Polizei und Cenſur von Herzen der Eſel annimmt und ſie lieb hat.)

Meine »Wirren des Jahrhunderts« ſind in Wien verboten worden. Ein Staatsmann machte da die witzige Bemerkung: »Zſchokke hat die Irren und Wirren im Gehirn.«

Ouf! ſagt der Franzoſe, wenn er fertig iſt. Mein Brief iſt zu Ende, Gottlob! Ich trockne mir den Schweiß von der Stirn. Ich habe mein Brod verdient. Schneiden Sie mir aber kein kleines Stück ab.

11.

Nach Baden-Baden. 4. Juli 1823.

In Eil muß ich Ihnen, mein theurer Freund, melden, daß ich heut von einem ſehr achtungswürdigen Manne, der mir perſönlich ſehr lieb iſt, den ich, glaub' ich, ſeit Jahr und Tag nicht mehr ſah, und von deſſen Befinden, Thun und Laſſen ich ſeit einem halben Jahr nicht das Mindeſte wußte, endlich einen Brief empfing, der auch Sie angeht. Wie ich nun erfahre, iſt er ebenfalls in den Bädern von Baden (nämlich der Mann, nicht der Brief); und da er wirklich ein intereſſanter, geiſtvoller Mann iſt, müſſen Sie, wenn Sie nicht ganz ohne Eitelkeit

ſind, ihn gewiß dort ſchon geſehen haben, denn gleich und gleich geſellt ſich doch gern. Vielleicht haben Sie ſchon mit ihm geſprochen.

In jedem Fall wünſcht' ich, Sie würden mir die Gefälligkeit erzeigen und zu ihm gehen. Er iſt zwar ein wenig hypochondriſch, wie Sie, und brummt mitunter ohne Urſach, aber iſt darum nicht minder liebenswürdig. Sie werden ihn, wenn Sie ihn erſt recht kennen lernen, gewiß ſchätzen. Ich hab' ihm unlängſt geſchrieben, um von ſeinem jetzigen Leben und Treiben etwas zu erfahren, was mir durchaus nicht gleichgültig ſeyn kann. Aus ſeinem Brief, den er mir darauf ſchickte, muß ich nun ſchlieſſen, daß ich ſein Vertrauen verloren habe und er ſelbſt in große Armuth verſunken ſeyn müſſe. Denn ſtatt der Antwort und mir zu melden, wie es ihm gehe, ſchickt er mir blos Gloſſen, Notabene's und Anmerkungen aller Art über meinen eigenen Brief zurück, und wie er endlich von ſich ſelber zu erzählen Miene machen zu wollen ſchien, bricht er in die ſchmerzliche Klage aus, die mein ganzes Inneres durchbohrte: „Heute fehlt es mir an Papier!“ — Ach, ſogar nicht einmal mehr Papier hat der Unglückliche; nicht einmal mehr ſo viel, ein Blättchen kaufen zu können, hat er! — Ich beſchwöre Sie, zeigen Sie ihm das Papier dieſes Briefes; fragen Sie ihn unter der Hand, ob es ihm gefalle? geben Sie mir einen Wink, und ich ſchicke ihm ein ganzes Ries. Ich bin ſeit dieſer ſchrecklichen Nachricht nicht mehr ruhig geworden.

Verzeihung! ich vergaß in der Beſtürzung und Eil ſeinen Namen zu nennen. Seinen Taufnamen kenn' nicht; aber man nennt ihn Herr Jochmann. Er lebt gewöhnlich ſehr zurückgezogen; er iſt noch ein junger Mann, allein ſelbſt artige Frauenzimmer erſcheinen ihm vergebens in allem Glanz ihrer Schönheit, als hätt' ihm ſchon eine frühere Liebe das Herz geraubt oder gebrochen. An Letzteres glaub' ich kaum, denn er iſt zu ſehr Philoſoph, ſich vom ſiebenzehnjährigen Flattergeiſt eines Mädchens länger, als ſiebenzehn Minuten, betrüben zu laſſen. Auch hab' ich noch nie in ſeinen Schriften (unter uns geſagt, er iſt einer unſerer geiſtreichſten Schriftſteller und eignet ſich zu einem trefflichen Hiſtoriker; aber laſſen Sie es ihm um Gotteswillen nicht merken, daß Sie das wiſſen; er liebt, wie Kaiſer Joſeph, das Incognito-Reiſen!) alſo nie hab' ich noch bemerkt, daß in ſeinen Schriften ſich eine Spur von Bitterkeit gegen das ſchöne Geſchlecht äuſſerte (und Sie wiſſen, jeder Schriftſteller beſchreibt ſich doch zunächſt in ſeinen Büchern unwillkührlich immer ſelbſt). Statt deſſen iſt er voll unauslöſchlichen Grolls gegen

die Pfafferei. Nehmen Sie sich daher in Acht, ihm zu sagen, daß nun in der Schweiz, die er lieb zu haben scheint, die Priester wie in Luzern, so auch im Kanton Freiburg, den bessern Volksunterricht vernichtet, den trefflichen Pater Girard gestürzt, und den Triumph der Legitimität des Stocks und der Ruthe auf dem Buckel der Kinder errungen haben. Sie würden sich bei ihm das Spiel, wenigstens den guten Empfang verderben. Sagen Sie ihm auch nicht, wenn er allenfalls nach mir fragt, daß ich noch immer zu der Sisiphus-Arbeit der heil. Allianz lache; denn das könnte mir bei ihm schaden und mich und wohl gar die gebildete Welt um eine wahre Weihnachts-Freude bringen. Denn er will, wenn ich ihn recht verstanden habe, seine Gedanken, die leider nicht jedermanns Gedanken sind, aber werden sollten, in Form von Briefen an mich drucken lassen. Und ich sage mich nicht von der Eitelkeit los, Freude daran zu haben, von einem geistvollen, redlichen und muthigen Manne öffentlich vor geistvollen, redlichen und muthigen Männern Freund geheißen zu werden. So etwas wiegt bestimmt einen Hals- oder Hosenband-Orden auf.

Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. der König glücklich aus der Gefangenschaft der Cortes in die Freiheit der Heiligen gekommen, oder daß die Inquisition wieder grünend und blühend sei.

Doch, ich kenne Sie und überlasse es Ihrer eigenen Klugheit, ausfindig zu machen, wie Sie meine Aufträge bei ihm am besten erfüllen können.

Leben Sie wohl. Stellen Sie es klug bei ihm an. Ich mache mir Freude daraus, Ihnen irgendwo eine Gegengefälligkeit zu erweisen.

12.

Nach Karlsruhe. 24. Juli 1823.

Alles in der Welt, nur nicht drei Tage hinter einander große Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen, dazu sechs Sessionen, sechs Diners und sechs Soupers. Von der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, die sich dies Jahr in Aarau versammelte, müd' und lahm an Geist und Leib, freu' ich mich meines Stübchens wieder und suche die erste Erholung bei Ihnen. Es giebt wahrhaftig keine schwerere Arbeit, als Arbeitslosigkeit.

Der Himmel weiß am besten, wie ich in den Geruch eines Naturforschers gekommen bin; ich weiß es nicht. Ich wollte vergebens die Pic-

tets, Schinz, Decandolles, Ebels, Usteris u. s. w. enttäuschen über meine Person; es war umsonst. Ich komme mir fast vor, wie Mr. de Pourceaugnac mit dem Spaßvogel Eraste.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, weil Sie rund herausſagen, es gehe Ihnen wohl und das Land gefalle Ihnen, wo Sie jetzt leben. So fürcht' ich nicht, daß Sie nach Riga gehen, oder über den Kanal. Und da Sie die Kirchengeſchichte vorgenommen haben, Viktoria! bleibt Ihnen lebenslang vollauf zu thun. Noch haben wir keine von einem Philoſophen geſchriebene, keine für [illegible]-Clerus genießbare.

Wir ſtehen nun in der Erwartung eines neuen Statthalters Gottes auf Erden. Wenn ſich der heil. Geiſt auf den Kardinal, ich weiß nicht mehr wie er heißt, herabläßt, ſo erhält der heil. Stuhl einen Hart- und Starrkopf. Man ſchreibt mir, daß unter den jüngern nach dem Purpur aſpirirenden Geiſtlichen in Rom eine Verbindung beſtehe, alles daran zu ſetzen, Glanz, Herrlichkeit und Macht der Theokratie wieder herzuſtellen, und ſollte es zu einem Religionskrieg führen. Nun denn, je toller je beſſer. Das fehlt noch zum tragi-komiſchen Schauſpiel dieſer Zeit, und macht ein braves Schlußkapitel zur Hist. eccles. col. Jochmanni.

Man hat mich ſchon manchmal an den politiſchen Meinungsgährungen unſerer Zeit für einen der 12,000,000 Mitſchuldigen gehalten; theilen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Unſchuld mit, wenigſtens von den „unſchuldigen Gedanken“, die Sie über die Aehnlichkeit der politiſchen Reformatien unſerer Zeit mit der kirchlichen des ſechzehnten Jahrhunderts gehabt haben, wie Sie ſchreiben. Ich möchte gern wieder unſchuldig ſeyn, wie es die 12,000 Jungfern waren.

Herr Raoul-Rochette, der mich in ſeiner Voyage en Suisse mißhandelte, aber in der zweiten Ausgabe des Buchs das Kapitel von Aarau geſtrichen hat, iſt auf mich, wie verſeſſen. Er hat nun eine Histoire de la révolution suisse herausgegeben, wo er's mit mir auf allen Seiten ſo zärtlich treibt, wie der Floh mit dem Hund, der um fett zu werden dieſen ausmagern will.

En attendant, daß Sie nach Aarau kommen, will ich proviſoriſch, was ich noch zu ſagen haben könnte, bis dahin verſchieben.

Und, „weil mir das Papier fehlt“, will ich meinen Brief ſchlieſſen und Sie dem göttlichen Machtſchutz per Mariam empfehlen.

13.

Nach Karlsruhe. 28. Dezember 1824.

Sie kennen mich ja, Lieber, und daher sag' ich auch kein Wort zu meiner Entschuldigung, daß ich so lange schwieg. Aber daß ich Ihre Aufträge sogleich bei Herrn S. vollzogen habe, wird er Ihnen vielleicht selbst geschrieben haben. Nicht also in der That fehlt' ich, aber im Wort, das ich Ihnen schuldig bin. Und nun will ich die Sonne des Jahres 1824 nicht untergehen lassen über meine Trägheit; lassen Sie dieselbe also auch nicht untergehen über Ihren Zorn.

Sind Sie nicht ein wenig zu behutsam und zu umsichtig? Ich, nach allem, was ich von Ihnen gelesen, kann nicht glauben, daß Ihr Werk auf irgend eine Art anstößig gewesen seyn würde. Wär' ich Verfasser desselben, ich würd' es auf die Gefahr hin, vom Drapeau blanc und österreichischen Beobachter und Staatsmann gelästert zu werden, der Welt gegeben haben. — Aber Sie wollen nach Riga zurück! — Nun, ich habe nichts zu rathen, weil ich nur Rathsherr für den Kanton Aargau bin.

Wann gehen Sie nach Riga? Werden Sie mir dann auch von den sandigen Gefilden der Düna noch ein Briefchen in meine stille Klause am Jura zuschicken? oder mich dort, in legitimer Scheu vor allem Geächteten der Zeit, vergessen? — Kämen Sie bis zum holdseligen Peipussee, so würd' ich Sie bitten, dort meinen alten, lieben Freund, Staatsrath und Professor Bartels zu besuchen und freundlich zu begrüßen.

Eigentlich ist mir Ihr und des Himmels Rath unerforschlich. Aber wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär' ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. — Giebt Ihnen der greise Voß, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte! — Am Ende wünscht' ich, Sie säßen lieber in Paris als in Riga.

Es scheint, Sie denken gar nicht mehr daran, mir einen kleinen Besuch zu machen. Ich hätte fast Lust, Sie in Heidelberg oder Karlsruhe einmal zu überraschen, wenn ich nur sicher wäre, daß man mich nicht wegen demagogischer Umtriebe bis zu den Ufern der Spree führte, wie dem Professor Cousin geschah. Glauben Sie, daß ich scherze?

Heutiges Tages iſt unter der Aegide politiſcher Heiligkeit aller Unfug möglich, und diente er am Ende auch nur, einem ehrlichen Mann ſchadenfroh einen Streich zu ſpielen.

Wir hieſiges Landes ſind geſund und frohes Sinnes, und möchten unſere heitern Tage gern mit Ihnen theilen.

14.

Nach Karlsruhe. 31. Jenner 1825.

Obgleich Ihr Manuſcript bis jetzt noch nicht in mein Haus eingekehrt iſt, fang' ich doch ſogleich Ihnen den Empfang deſſelben an zu beſcheinigen. So blindes Vertrauen hab' ich auf Ehrlichkeit und Pünktlichkeit unſerer Poſten. Aengſtigen Sie ſich alſo darum nicht, mein ängſtlicher Freund. Auch nicht Theodor's wegen, der nicht eher nach Paris gehen wird, bis er den Doktorhut auf dem Kopf trägt, weil, wie mir mein Herr Stapfer ausführlich geſchrieben hat, er nur erſt nach Vollendung der Studien auf einer deutſchen Univerſität zu Paris ſich mit großem Gewinn vollenden könne. Ich will ihn Oſtern alſo nach Deutſchland ſchicken, in der Hoffnung, man werde des Jünglings ſchonen und in ſeinem ehrlichen Namen keine demagogiſche Umtreiberei ſehen oder riechen.

Wenn Riga ſo gelegen wäre, daß ich da ungetrennt von meinen Freunden und der Literatur, übrigens von der Welt und ihren Göttern geſchieden, mit einer ſchönen Ausſicht in die landſchaftliche Natur und auf den Entwickelungs-Prozeß der Menſchheit wohnen und zuweilen eine Leuchtkugel oder einen Blitz unter die närriſchen Menſchen ſchleudern könnte, ungeſehen, wie Zeus — etwa in den Wolken ſelbſt —, ſo würd' ich mir Erlaubniß bei Ihnen erbitten, im Frühjahr mit Ihnen dahin zu ziehen und mit Ihnen in der nämlichen Straße zu wohnen. Wenn Sie nur in Ihrem Riga „in Abgeſchiedenheit von allen literariſchen und andern Intereſſen“ glücklich ſeyn können! Wohlan, reiſen Sie unterm himmliſchen Machtſchutz dahin! Es gefällt mir Alles in Ihrem Plan, NB. auch das Heirathen (exclusive das Beiwort „Wahrſcheinlich“); nur nicht, daß Sie mich mit Ihrem allerliebſten Weibchen, in das ich mich ſchon ſelbſt ein wenig zu verlieben anfange, erſt nach zehn Jahren (helf' uns Gott!) beſuchen wollen.

Ich zweifle gar nicht, daß Sie in Riga Jedem gefallen werden; aber ſehr, ob Sie dort ſich ſelbſt. Für Erſteres bürgt mir ſchon

zum Theil die roſenfarbene Stelle aus dem Brief Ihres trefflichen Freundes; für Letzteres hab' ich wahrhaftig keinen Bürgen zu ſtellen, als — wenn Sie wollen ſo gütig ſeyn — Sie ſelbſt.

God dam! (wenn ich fluche, ſo geſchieht's in einer Sprache, die ich nicht verſtehe, folglich gehört die Sünde zu den Unwiſſenheitsſünden) machen Sie endlich Ihrer Selbſtfolterung ein Ende. Sie rettet oder tödtet nichts, als ein heroiſches Mittel, nämlich ein liebetreues, frommes, wirthliches Mädchen, das am Morgen ſagt: Kind, arbeite und ſpare! — Mittags: laß dir meine einfache Koſt wohl ſchmecken! — Abends: ruh' an meiner Bruſt aus! —

Adieu. Ich hoffe, Sie ſchreiben mir von jeder Poſtſtation. Geben Sie mir auch die Reiſeroute; vielleicht kommen Sie bei Freunden von mir vorbei.

Die Grüße Ihres Briefes, der ſich apoſtoliſch-pauliniſch ſchließt, werden von links und rechts, zumal von meiner Frau, herzlich erwidert.

P. S. Heute, Donnerstags den 3. Hornung 1825 Nachmittags 3 Uhr 57 Minuten 17 Sekunden, traf Ihr Manuſcript wohl emballirt, mit dem Siegelbuchſtaben R verſehen, glücklich bei mir ein.

15.

Nach Karlsruhe. 6. September 1825.

Ich rechnete noch immer heimlich, mein Lieber, auf Ihre Bekehrung, das heißt auf Ihr Einkehren zu uns. Der diesjährige Schweizerſommer war ſo lieblich und warm, daß kein Mann des Nordens vor ſeiner Rauhheit hätte ſchaudern können oder ſollen. Allein die Götter und Jochmann wollten es anders.

Ihr lieber Maibrief liegt noch Antwort begehrend da; Ihre Betrachtungen über den Proteſtantismus haben mir dieſen Sommer ſchon manchen genußvollen Nachmittag gewährt. Ich bin immer der undankbarſte Menſch mit dem dankbarſten aller Herzen. Gerade darum lieb' ich Sie immer mehr, weil ich Ihre Freundſchaft für mich unverkennbar in Ihrer Geneigtheit zum Verzeihen meiner Schuld erblicke. Bewahren Sie mir dieſe Freundſchaft voller Nachſicht!

„Das Bewahren Ihrer Betrachtungen mir läſtig?“ — Was ſagen Sie? Ich bin ſtolz, daß Sie ſie mir anvertrauten. Ich bewahre ſie, bis Sie dieſelben zurückfordern. Warum vollenden Sie ſie nicht? Wäre die Stille des Winters nicht dazu einladend? Und warum ſcheuen Sie

ſich, das vollendete Werk dann im Druck erſcheinen zu laſſen? Ruhen Sie doch nicht. Dies edle Spiel Ihrer Gedanken iſt Arznei für Ihren Körper!

Ihr junger Landsmann hat Ihnen, ſcheint es, mit ſeinen Erzählungen von Riga wieder ein wenig Heimweh gemacht. Aber Sie überwinden es in ſich, und ich billige es, wenn auch aus einem andern Grunde (rauhere Luft des Norden) als Sie. Auch ich zittere, entfernte, längſt nicht geſehene Freunde zu beſuchen, weil die Freude des Wiederſehens immer entweder mit dem Schmerz des Wiederverluſtes zu theuer bezahlt wird, oder, was noch ſchlimmer zuweilen iſt, weil die erwartete Freude wohl gar am Ende durch die von der Zeit angerichteten Verwandlungen der Menſchen, wenn man ſie nach Jahren wieder nahe ſieht, ganz ausbleibt. Meine Jugendfreunde blühen in meinem Gedächtniß, wie Unſterbliche, in ewiger Jugend und Liebenswürdigkeit; ach, in natura mögen ſie nun wohl etwas anders ſeyn.

Sie ſind ſehr gütig, an Theodor zu denken, falls er nach Heidelberg zöge. Er hat Aarau ſchon ſeit anderthalb Jahren verlaſſen. In Genf, zu Pictets, Decandolle's und des Aſtronomen Gautier Füßen, überließ er ſich ſeinem Hang zur Naturkunde, indem er zugleich franzöſiſche und engliſche Sprache trieb; dann ging er dieſe Oſtern (nur zwölf Tage war er im Vaterhauſe) nach München, wo er an den trefflichen akademiſchen Lehranſtalten Medizin ſtudirt. Er hat, wie in Genf, ſo in München, das Glück, in vorzügliche Geſellſchaften gezogen zu werden.

Dagegen iſt ſehr wahrſcheinlich, daß mein zweiter Sohn, Emil, der für ein Jahr nach Lauſanne gehen wird, ſich von da nach Heidelberg begeben wird, um ſich dort zum Kirchenlicht gieſſen oder ziehen zu laſſen. Er wird dann Ihre Güte in Anſpruch nehmen, die Sie ſeinem Bruder widmen wollten.

Ich lebe in meiner Einſiedelei gar frohmüthig, wie das reine Bewußtſeyn es kann. Nur zuweilen drückt es mich ſehr, wenn ich ſehe, wie jetzt alles Naturwidrige, Unvernünftige obenaus will in unſerm Welttheil, und wie die unſittigen Geſpenſter des Mittelalters wieder ſpuken dürfen. Oft befällt mich dann eine unbeſchreibliche Sehnſucht nach Amerika; und, glauben Sie mir's, ich muß mich oft recht ernſt daran erinnern, daß ich nicht in Europa, ſondern in meiner Blumenhalde wohne, um der Luſt zu widerſtehen, meine Liegenſchaften zu verkaufen, und mit Weib und Kindern über den Ocean zu gehen.

Unter den Fremden, die mich mit Beſuch beehrten, machte ich einige

ſehr werthe Bekanntſchaften. General Rotten, der Vertheidiger von Barcellona, ſagte mir: Mina, mit dem er ſehr vertraut iſt, habe aus Spanien nichts mitgenommen, als die Achtung der Franzoſen, auſſerdem Schande und Armuth, ſo daß er eingeſchränkt leben muß, wie das auch beinah der Fall bei Rotten iſt. — Die Bedürftigkeit beider freut mich ſehr, weil ſie ein Stützpunkt meines Glaubens an Tugend iſt.

16.

Nach Karlsruhe. 10. Oktober 1825.

Mich freuts, daß Ihr Werk *) endlich das Licht erblicken ſoll. Es iſt eins der gewichtigſten Worte unſerer Zeit und zur rechten Zeit geſprochen. Ich habe daraus gelernt; Ihr Scharfſinn hat mehrere meiner Vorſtellungen berichtigt; Ihre Darſtellungsart hat mich gefeſſelt, der naive Ernſt Ihrer Wahrheiten mich oft zum Lachen gebracht (was Sie vermuthlich nicht bezweckten). Wer hat auch pag. 80 mit Röthel angeſtrichen? Ein erſchrockener Zweifler, der vor Ihrer Folgerechtigkeit zurückprallte? Schreiben Sie deswegen zu Ihrer Rechtfertigung noch die höchſtmerkwürdige Note hinzu? In dem Fall dank' ich dem Erſchrockenen.

Ihr Buch iſt zu gelehrt, geiſtvoll und gut geſchrieben, um gleichgültig angeſehen zu werden. Es rührt unmittelbarer eine Angelegenheit an (unmittelbarer für Deutſchland, als das frühere Werk), welche durch das, vom Zeitgang bewirkte Polariſiren kirchlicher Meinungen und durch das unſinnige Sturmlaufen der remigirten Hierarchie, Angelegenheit des Jahrhunderts zu werden Miene macht.

Aber an dem Geräuſch iſt wenig gelegen. Das Buch wird wirken, dem Muthigen eine neue Waffe, dem Wankenden wenigſtens ein Stab werden, viele Proteſtanten rein proteſtantiſch denken und reden lehren. Und damit ſollen wir uns begnügen. Denn die Welt überzeugen kann niemand, weil Eigennutz, Hochmuth, Herrſchſucht und überhaupt jede Leidenſchaft, als ſolche, nicht überzeugungsfähig ihrer Natur nach ſeyn kann, und Sie einer von denen ſind, die im Vorhof der Menſchheit eingereiht ſtehen, und da und dann erſt ganz verſtanden werden können, wann der Nachtrab auf Ihrer Stelle ſtehen wird.

Die Mißgriffe vieler Höfe dieſer Tage, unter welchen der Boden-

*) Beiträge zur Geſchichte des Proteſtantismus.

satz der geiſtigen Welt ſiegreich aufſteigt (wie immer in der Gährung), deuten und bereiten erſchütternde Ereigniſſe der Zukunft. Die Verblendeten bewirken ganz ſichtbar das Gegentheil von dem, was ſie bezwecken möchten. Frieden wollen ſie und wiegeln zum Krieg auf; wollen mit Knutenſtreichen beſänftigen und mit Stroh und Pulverfäſſern Feuer dämpfen.

Leben Sie wohl.

Jochmanns Kränklichkeit dauerte von Jahr zu Jahr wechſelnd fort; ſie hinderte ihn aber nicht am Arbeiten. Sein Glaube an die Wunderkraft des ſüdlichen Himmelſtrichs, wie der Heilquellen, verlor ſich; aber wandte ſich dagegen deſto zuverſichtlicher der homöopathiſchen Arzneikunſt zu. Er trat mit verſchiedenen Bekennern derſelben in Briefwechſel, und ließ ſich, ſelbſt aus der Ferne, von einem der Übrigen verordnen, was zu ſeinem Heile dienen ſollte. Nicht nur las er Alles, was über Homöopathie im Druck erſchien, und zeichnete er auf, was ſie ihm Gutes zu gewähren ſchien: ſondern er ward, in ſeinen „homöopathiſchen Briefen“, ſelbſt einer ihrer beredteſten Vertheidiger gegen die zahlreichen Widerſacher. Sie aber, deren treuer Schutzredner er war, ſchützte ihn nicht. Es ſchien dies aber weniger ihrer Undankbarkeit gegen ihn, als ſeiner Vergeßlichkeit zuzuſchreiben, ſich nicht an den Urheber der neuen Heilart unmittelbar gewendet zu haben. Er faßte in den letzten Monaten des Jahrs 1829 den Entſchluß, von Karlsruhe nach Köthen zu reiſen, ſobald die Sommertage erſcheinen würden, um ſich dort der Sorge des Dr. Hahnemann anzuvertrauen. Einmal im Norden Deutſchlands, dort vielleicht geneſend, ſchien ihm auch einen Abſprung nach Riga zu machen, nicht unräthlich. Er gab ſeinem Freunde Sengbuſch daſelbſt ſchon fröhliche Hoffnungen.

Als endlich der milde Maimond erſchien, rüſtete er ſich zur Reiſe nach Köthen; doch nicht ohne eine bange Ahnung. Er legte ſeinen letzten Willen bei einem ſeiner Freunde in Karlsruhe, Herrn Chr. Griesbach, nieder. Auf der Reiſe aber verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand ſo ſehr, daß er in Naumburg an der Saale verbleiben mußte. Er kam hier am 3. Juni 1830 an, kraftlos, greiſenhaft gebückt, fieberend, mit heftigen Lungenblutungen. Nichts beklagte er nun ſo ſehr, als daß er nicht in Karlsruhe bei ſeinen Freunden, ſondern ein Fremdling unter Fremden, ſterben werde. Doch bald gewann er auch hier einen neuen

fällt der Gleichgültigkeit christlicher Regierungen Europens zur Last. Zu manche derselben und ihre Statthalter und Amtleute finden es sogar dem kaufmännischen oder politischen Vortheile angemessener, die Nationen durch keine Religion zu entwildern, und die fruchtbarsten Länderein öde liegen zu lassen.

Daher sind zahlreiche Inseln Asiens weit vermahrloseter geblieben, als Java. Das große, reiche Sumatra ist an den Küsten nur von Mahamedanern, im Innern nur von Heiden bevölkert. Engländer und Niederländer bekümmern sich lediglich um ihren Handelsverkehr. Und wie abhängig auch die eingebornen Landesfürsten von ihnen seyn mögen, denkt man doch nicht daran, dieselben nach und nach menschlicher zu machen. Im Innern Sumatra's werden nicht nur den Götzen noch Menschenopfer geschlachtet, sondern Kriegsgefangene unter grausamen Qualen gemordet, und mit einer ganz eigenen Brühe angerichtet, aufgefressen.

Die durch Zinnbergwerke berühmte Insel Banka, in der Nähe Sumatra's, liegt mit ihrem fruchtbaren Boden öde da. Sie hat nur wegen des Zinnes einigen Werth, welches von den Händen jährlicher Auswanderer von China aufgebeutet wird. Niederländer und Britten hinderten bisher geflissentlich die Bekehrung des

und herzlichen Freund an seinem Arzte, Herr Dr. Stapf. Inzwischen seine Kräfte schwanden schnell hin. Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenfrühe. Bei der Leichenöffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibes.

Man fand auf seinem Tische ein Briefpäckchen, mit der Aufschrift: „Gleich nach meinem Tode zu eröffnen.“ Es enthielt, nebst seinem letzten Willen, das Verlangen, sein Herz in eine Porzellan-Vase zu verschliessen und es an seinen theuern Freund Sengbusch nach Riga zu senden, der ihm in seinem Garten ein Plätzchen gönnen möchte. Auf sein Grab in Naumburg verhieß der Arzt, in dessen Armen er starb, einen einfachen Kubus, als Denkmal, setzen zu lassen, mit der Inschrift: Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

In seinem Testament lautete der achte Satz: „Meine sämmtlichen Handschriften von Materialien-Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz- und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben, verehrten Freunde Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten.“

Wirklich besteht der größere Theil dieser Handschriften aus Materialien, einzelnen eigenen Bemerkungen, Auszügen u. s. w., die er zur Bearbeitung gesammelt hatte, z. B. zur Fortsetzung seiner „Betrachtungen oder Beiträge zur Geschichte des Protestantismus“; zu Nachträgen für seine „Briefe über Homöopathie“*); zu einer „Naturgeschichte des Adels“; zu einer Abhandlung über „politische Oekonomie“; zu Bemerkungen über „Religion und Religionsgeschichte“; zur „Geschichte der französischen Revolution“ u. s. w. Andere, größere oder kleinere Abhandlungen, wie: „über die Oeffentlichkeit“ — über „Schriftsteller und Schriftstellerei“ — über „Englands Freiheit“ und mehrere geschichtliche Bemerkungen aus seinen eigenen Tagebüchern gezogen, sind ganz oder zum Theil ausgearbeitet.

Da in gegenwärtiger Zeitschrift den Lesern einige der letztern mitgetheilt werden, mögen die Angaben über Jochmanns Leben, wie sie hier zusammengereiht sind, als Einleitung dazu gelten.

*) Diese erscheinen vielleicht, durch seinen Freund und Arzt in Naumburg, Herrn Dr. Stapf, geordnet, im Druck, dem ich sie überlassen habe. H. Z.

Graf Gustav von Schlabrendorf

in Paris

über Ereignisse und Personen seiner Zeit.

Aus K. G. Jochmanns Papieren.

Ohne eine öffentliche Rolle in den Welthändeln übernommen zu haben, ohne Schriftsteller gewesen zu seyn, hatte der Graf von Schlabrendorf, der seit Anfang der französischen Revolution bis zu seinem Tode in Paris lebte, nicht unwichtigen Einfluß auf die Begebenheiten seiner Zeit. Diesen Einfluß, welchen er übrigens gar nicht verlangte, ja wahrscheinlich kaum kannte, gewann er durch täglichen Umgang und vertrauliche Unterhaltung mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs, so wie derer aus andern Ländern, die nach Paris kamen und selten fehlten, den Ehrwürdigsten aller Sonderlinge zu besuchen. Mit einer unermeßlichen Kraft des Gedächtnisses verband er den feinsten Scharfsinn; und indem er sich aus den Gesprächen derer, die zu ihm kamen, über die unscheinbarsten Einzelnheiten von Vorfällen oder Menschen zu unterrichten wußte, ward er der glücklichste Rathgeber, selbst Prophet, für Andere in Verhältnissen, die sie nach ihrer Stellung hätten genauer kennen sollen, als Er. Viele seiner Aeußerungen und Bemerkungen über die Geschichte des Tages gingen, ohne daß es ihm bekannt ward, durch Oelsner und andere Deutsche, die ihm nahe waren, in Zeitschriften und Werke über und dienten eben so sehr zur Berichtigung der öffentlichen Urtheile, als zur Belehrung der Geweihtern in Staatsgeschäften.

Ungeachtet der Graf Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens war, lebte er doch, man kann nicht sagen, höchst einfach, sondern wahrhaft dürftig. In einem schmucklosen Zimmer und durcheinander liegenden Büchern und den nothwendigsten Geräthschaften angefüllt, empfing

er die Fremden jedes Standes, im dunkelfarbigen, alten zerrissenen Ueberrock am Kaminfeuer. Aber mit fürstlicher Wohlthätigkeit erwies er sich gegen die Armen und Hülfsbedürftigen, besonders gegen die, welche deutscher Herkunft waren, und ausgezeichnet gegen die preußischen Kriegsgefangenen in Frankreich. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Getrösteten selten oder nie den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur schamhaft seine Tugenden.

Mit Empfehlungen aus der Schweiz kam der Mittheiler nachfolgender Bruchstücke zu dem ruhmwürdigen Mann. Gütig empfangen hatte er, während seines Aufenthalts in Paris, das Glück, fast täglich einige Stunden in der Gesellschaft dieses Weisen zu verleben. Es war im Oktober 1821. Schlabrendorf hatte ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren, aber noch die lebendige Jugendlichkeit des Geistes von einem Siebenundzwanziger. Man mußte ihn hören, wenn er mit Wärme, Klarheit und unglaublicher Kenntniß der Menschen und Dinge sich äusserte. Er war Redner im höhern Sinne des Worts, und schien dann selbst ein Wesen höherer Art zu seyn, frei von Leidenschaften und Vorurtheilen der Sterblichen, über die niedern Interessen derselben erhaben, nur unbefangener Zuschauer ihres vergänglichen Treibens. Das Buch der Weltgeschichte lag vor seinem Geiste stets aufgeschlagen; Alles ihm darin gegenwärtig. Deutschland, England und Frankreich hatte er in den mannigfaltigsten Richtungen durchreist; nichts von einiger Bedeutung stand ihm da unbekannt und von allen spätern Veränderungen darin blieb er unterrichtet.

Es ist zu beklagen, daß der Graf nichts Schriftliches von seinen Erfahrungen hinterließ. Was die nachfolgenden Bruchstücke enthalten, sind in der That nur Gesprächstrümmer, Einzelnheiten, die gewöhnlich nach den Abendunterhaltungen flüchtig von demjenigen aufgezeichnet wurden, der sie hier mittheilt. Man wird daraus die Geistesheiterkeit des Grafen so wenig, als aus einigen Ziegelstücken die Herrlichkeit eines Pallastes beurtheilen können. Und doch sind von dem viel besprochenen Manne bisher nur wenige oder keine Aussprüche bekannt geworden. Daher mögen sie jetzt nach seinem Tode einigen Werth, und vielleicht noch hie und da einen bedeutsamen Wink über das Leben unsers Zeitalters haben. *)

*) Der Graf von Schlabrendorf, geboren zu Stettin den 22. März 1750, machte nach Vollendung der Schulstudien eine Reise durch Deutschland, die Schweiz,

Bureaukratie.

Unter Napoleon spielte die Bureaukratie eine ganz untergeordnete Rolle, aber doch spielte sie eine. Seine Befehle fanden bekanntlich nirgends Widerstand, von Fouché an bis zum Stubenwischer gehorchte Alles springend seinen Befehlen. Doch nur der Zweck gehörte ihm. In den Mitteln und Wegen waltete der Einfluß der Bureaukratie. Da jede Rückwirkung eine andere Wirkung voraussetzt, so war damals der Despotismus die anregende, Bureaukratie die regierende Macht in Frankreich.

Jetzt *) ist die Bureaukratie zu höherer Würde gelangt, die sie in allen Staaten unserer Zeit besitzt, wo schwache Fürsten und mittelmäßige Minister stehen. Sie ist ein politischer Somnambulismus der Monarchie, wo der Verstand sammt allen Sinnen aus dem Kopf in die Nähe des Magens, zum Sonnengeflecht, niedersteigt und jeder Finger hellsehend wird.

Napoleon ertrug es kaum, wenn jemand nicht auf den ersten Wink vor ihm erschien. Einen Obersten, den Unpäßlichkeit abgehalten hatte, fuhr er mit den Worten an: Que pensez vous? Est-ce que vous me prenez pour un *Merlin*, un Lareveillère Lepeaux? — Jetzt aber hat ein nach Guadeloupe gesandter Generalprokurator seit neun Monaten noch nicht Zutritt zu der ihm von der Regierung angewiesenen Stelle erhalten können, weil — die Frau des Gouverneurs ihn nicht mag. Der Gouverneur ist nämlich ein steinalter, kindischer Emigrant, dem man, wegen dieser vorzüglichen Eigenschaft, die einträgliche Stelle läßt; die Dame regiert ihn und die Kolonie.

Unter dem Vollziehungsdirektorium war die Bureaukratie am mächtigsten. Ein Mann, der vom Direktorium selber die Bestallung zu einem

---

Frankreich und England; vermählte in England sechs Jahre, kam kurz vor dem Beginn der französischen Staatsumwälzung nach Paris, siedelte sich hier zuletzt ganz an und starb hier am 21. August 1824.

Im dritten Jahrgang des reichhaltigen historischen Taschenbuchs von Friedrich von Raumer, hat der geistvolle K. A. Varnhagen von Ense einige Züge zu dem Bilde des Mannes, Bruchstücke aus dessen Papieren, meistens politisch-moralischen Inhalts, unter dem Titel geliefert: „Graf Schlabrendorf, amtloser Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm", und mit dieser Aufschrift im Lapidarstyl das gesammte äussere Verhältniß des erhabenen Sonderlings bezeichnet. Zsch.

*) Man erinnere sich, daß Graf Schlabrendorf (so schrieb er sich selbst, nicht Schlabrendorf) im Jahre 1821 sprach. Zsch.

Posten in den Kolonien erhalten hatte, konnte nie zu seiner Bestimmung gelangen, weil er einfältigerweise versäumt hatte, durch die filiature des bureaux zu passiren.

Winterfeld und Friedrich II.

Man sagt wohl, die Könige sollen nicht selber fremde Völker revolutioniren. Das war schon alte Sitte; sie datirt nicht von heut und die rechtschaffensten Leute machten zuweilen aus der Noth eine Tugend oder Nothsünde.

Der ehemalige preußische Minister von B...., der Herzbergs Zögling und Schützling war, erzählte mir eines Tages folgende Anekdote, die er aus Herzbergs Munde wußte: Als Friedrichs II. Angelegenheiten nach der Collíner Schlacht höchst bedenklich standen, habe ihm Winterfeld den kühnen Vorschlag gethan, an der Spitze eines ausgewählten Heeres in Frankreich einzurücken und hier Land und Volk sich zu erobern. Der Krieg aber müsse in Frankreich nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die elendeste aller Regierungen geführt und eine bessere verheißen werden. Einige kräftige Proklamationen ans Volk würden eben so viel siegreiche Schlachten werth seyn.

Ich möchte wissen, was der große und von den damaligen Franzosen vergötterte König von Preußen seinem Liebling Winterfeld darauf erwiedert haben mag? Wenn man sich an Ludwigs XV. Hof und die damalige Weiberwirthschaft erinnert, war Winterfelds Einfall nicht halb so verwegen, oder hoffnungslos, als er im ersten Augenblick scheint. Nichts leichter, als mit Haß, Verachtung oder Gleichgültigkeit eines Volkes, das sich selber fühlt, und gegen seine Regierung laut geworden ist, einen Bund gegen den Thron zu schließen.

Herzberg selbst war kein großer Mann, aber ein großer Preusse, und vielmehr eigentlich ein großer Pommer. Als er einst eine Erziehungsanstalt seiner Provinz besuchte, fand er zufällig einen jungen Menschen, der sich mit dem Lesen einer Geschichte des westphälischen Friedens beschäftigte. Das gewann ihm das Herz, und beweg ihn den Jüngling heranzuziehen und in die diplomatische Laufbahn einzuführen. Es war derselbe preußische Minister von B...., der mir jenen winterfeldischen Revolutionsplan mittheilte.

Der Bischof von Aversa.

Die Ermordung dieses Geistlichen machte neulich großes Aufsehen. Man glaubte darin die Gewissenlosigkeit des politischen Wahnsinnes der Carbonari offenbart zu sehen, der vor keinem Frevel zurückbebt, wenn es den Zweck gilt. Ich bin jetzt anders belehrt worden, und habe gar nicht Ursach, dem zu mißtrauen, der mir den entsetzlichen Aufschluß gab. Der Bischof von Aversa war beim neapolitanischen Volk durch seinen Freiheitshaß bekannt und furchtbar. Daher schwebte er beim letzten Aufstand der Neapolitaner in größter Gefahr. Die Carbonari hatten ihm den Tod geschworen. Er entging demselben durch die Treue eines seiner ältern Freunde, obgleich dieser ebenfalls ein Carbonaro war. Eben dieser Mann, nachdem er sich vergebens für den Bischof verwendet hatte, nahm ihn in sein Haus auf, und verbarg ihn glücklich darin nicht ohne eigene Gefahr. Wie der Freund, so wetteiferte dessen Gemahlin mit ihren Kindern ehrfurchtsvoll, dem geretteten Seelenhirten den Zufluchtsort so viel als möglich zu verannuthigen.

Mit dem Einrücken der Oesterreicher änderten die Verhältnisse. Der Bischof gelangte aus seiner überstandenen Aechtung zu mächtigem Einfluß und der Carbonaro ward seines Schutzes bedürftig. Aber der Bischof war in seiner politischen Handlungsweise folgerechter, als sein gutmüthiger Freund. Dieser, und als er fliehen mußte, seine Gattin und Kinder wurden der nächste Gegenstand der Verfolgungswuth des heiligen Mannes. Sein Wohlthäter schmachtete im Elende. Nichts rührte den Bischof, dessen Rache gegen die Carbonari unaussöhnbar blieb. Da stand eines Tages der unglückliche Vater und Gatte unvermuthet vor dem Unterdrücker und warf sich dann weinend zu dessen Füßen. Nicht Dankbarkeit, nicht Menschlichkeit wollte er für sich anrufen, nur Schonung für die Seinigen erflehen. Jener antwortete trocken: Es sei nichts zu hoffen. Da wandte sich der Carbonaro von ihm, nur warnend, er solle auf seiner Hut seyn.

Nie war ein Rath ernstlicher gemeint. Denn wenige Tage später, beim ersten, öffentlichen Erscheinen des Bischofs, stieß diesem ein heranbrängender Mensch das Messer in der Brust. Es war der unglückselige Carbonaro. Er versuchte es weder zu entfliehen, noch, vor Gericht gestellt, sich zu vertheidigen. Aber das empörte Gefühl verlieh ihm eine schauerliche Beredsamkeit. Er erzählte, was er als Christ, nach den Grundsätzen der Religion, für den Bischof einst gethan und gewagt,

und mit welchem Lohn ihm dieser, obgleich ein geistlicher Herr, vergolten habe. Ein solcher Gegensatz von Geistlichkeit und Religion konnte nicht geduldet werden. Man nahm dem Tribunale die Untersuchung der Sache ab, und übergab sie einem Kriegsgericht, welches sein Urtheil binnen sechs Stunden vollziehen ließ.

Schwache Regierungen.

Das geregelte Uhrwerk des Staats in seinem gewohnten Gang zu halten und pünktlich wieder aufzuziehen, ist das Geschäft jeder *mittelmäßigen* Regierung. Der *Despotismus* rückt willkührlich der Weiser des Zifferblattes vorwärts und rückwärts; in der Meinung, die Sonne müsse danach ihren Lauf und die Stunden ändern. *Schwachen Regierungen* ist selbst das Aufziehen der Uhr lästig; die Stunde ist ihnen gleichgültig; sie wissen nie, welche Zeit ist.

Das größte Unheil, welches die Letztern anrichten, besteht nicht darin, daß sie sich selber verächtlich machen, oder das Volk an jene leichtsinnige Stimmung gewöhnen, sich gegen die Autorität aufzulehnen, oder die Gesetze zu umgehen. Nein sie lähmen auch im Voraus schon die Kräfte besserer Nachfolger, welche entweder die Hoffnung für ihre edelsten Entwürfe aufgeben, oder den Despotismus wagen müssen. Dann werden, wie einst in Frankreich, jetzt in andern Ländern „*Verschwörereien*“ Mode, die zu nichts taugen, weil sie weder das Schlechte wegschaffen noch das Gute hervorbringen können.

Bewahre der Himmel jedes Land vor dieser Mode. In Frankreich war sie gemein und alltäglich. Man sagte bei einer Gelegenheit zu *Michaud*: Mais il faut que cet homme vous soit connu! indem man auf einen Fremden deutete, der ihn freundlich angeredet hatte. „Mais oui, je le dois connoitre!“ erwiederte *Michaud*: „il me semble que nous ayons conspiraillé ensemble dans le temps.“

Weiber und Priester.

Weiber und Priester (versteht sich, die der katholischen Kirche) haben das mit einander gemein, daß sie keine eigene Heimath, kein festes Vaterland, folglich auch kein Bürgerrecht und Recht zu öffentlichen Aemtern haben. Das Weib ist in der ganzen Welt daheim durch den Mann;

eben so der Geistliche vermittelst seiner Kirche. Dennoch streben beide unaufhörlich nach Einfluß aufs bürgerliche Leben, weil es für sie verbotene Frucht seyn soll. Wehe, wo sie ihn gewinnen! Spanien ward durch seine Geistlichkeit, Frankreich durch Weiber und Priester zugleich, zum Verderben geführt. Unzählige Kriege der Europäer sind von den Weibern durch die Macht der Liebe und von den Geistlichen durch die Macht des Glaubens erregt.

Die Jesuiten.

Napoleon hatte schon sein besseres Selbst verloren, eh' Frankreich für ihn verloren ging. Was er durch geistige Ueberlegenheit gewonnen hatte, glaubte er mit den geistlosen Banden von politischen und religiösen Vorurtheilen für sich befestigen zu können. Er taumelte von Irrthum zu Irrthum, indem er sich einbildete, der Staub des Alterthums, welcher die andern Thronen bedeckte, sei es, was sie dauerhaft gemacht habe. Darum, wer hätte es glauben sollen, war er sogar schwach genug, auch den Jesuiten Eingang in Frankreich zu gestatten; er schützte sie; er hatte die Absicht, ihnen die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Sie besaßen bereits vier Häuser in Paris, eh' die Bourbonen zurückkehrten.

Die Mutter des Kaisers und Kardinal Fäsch waren die thätigsten Gönner der Jesuiten, aber auch der Geistlichkeit überhaupt. Napoleon wußte es und ließ sie gewähren. Als der Pabst (Pius VII.) in Savona gefangen saß, wo er von dem ihm bestimmten Gehalt leben konnte, ließ ihm Fäsch zwei Millionen Franken heimlich zustellen. Die Summe wurde verwendet, um Mönche nach Spanien zu senden, die das Volk bewegen, und die häßliche Bannbulle gegen Napoleon verbreiten mußten.

Schon auf dem ersten Wiener Kongreß handelte es sich darum, die Jesuiten auch in den österreichischen Staaten anzuerkennen und zu schützen. Der Erzbischof von Wien war für sie schon gänzlich gewonnen, und nur die Unentschlossenheit des Fürsten Metternich, welche die des Kaisers nach sich zog, war das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Ordens. Metternich ist ein Mann von feinem und festem Geiste. Oesterreich hatte selten, vielleicht nie, einen Staatsmann von so rein- und ächtösterreichischem Sinn an der Spitze seiner Angelegenheiten, wie ihn. Talleyrand ist geistreicher, Metternich klüger und lauersamer.

Indessen hatte sich der Erzbischof die Wiedergeburt der Gesellschaft

Jesu so sehr zu Herzen genommen, daß er beim Kaiser eine besondere Audienz verlangte, um davon zu reden. Er erhielt sie. Der Monarch aber, sobald er merkte, was es gelten sollte, nahm gleich das Wort und sagte: Sprechen wir zusammen von etwas Anderm.

Frankreich hat für jetzt keinen Metternich. Die Jesuiten nisten sich unter den Flügeln der Ultra an. Eben weil diese Ultra-Royalisten sind, sind sie die gefährlichsten Ultra-Revolutionäre, so gut, wie jene Weltstürmer im Revolutionsausschuß von Bordeaux, die schon von den Volksrepräsentanten Isabeau und Tallien zuerst mit diesem neuerfundenen Titel beehrt worden sind.

Die Fürstenbraut.

Ich habe die Revolution verehrt, aber immer die Revolutionärs verabscheut. Sie ist ein Nationalfrühling, welcher den Winterschnee barbarischer Jahrhunderte von einem erstarrten Volke wegschmelzt; freilich aber auch Nachtgleichenstürme mitbringt. Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erlöserin des in der Menschheit unterdrückten Reinmenschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt. Ach, warum fand sie keinen edeln Fürsten, der sie zur Braut erkor; denn eine Fürstenbraut muß sie seyn, wenn sie Göttin bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, eine Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Metze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Ekel von ihr ab, und folgte lieber sklavisch der Trommel eines Soldaten, oder dem Missionskreuz eines Mönchs.

Das ist die Erbsünde unserer Zeit, und vielleicht noch mancher Zeit, daß zwischen der Erziehung und Bildung der Regierer und andererseits der von ihnen Regierten ein allzugroßes Mißverhältniß besteht. Es ist ein Gesetz der moralischen, wie der physischen Welt, daß das Geistige nach oben strebt, und das Ungeistige, Schwere nach der Tiefe. Was kann daraus werden, wenn Geist und Kenntniß im Volke leben, und droben Ungeist und Unkunde?

Geschichte und Geschichtschreiber.

Nicht die äussere Größe der Begebenheiten, nicht das Wunderbare und Riesenhafte der Schicksale ist es, was einer Geschichte den wahren,

innern Werth giebt, sondern die Enthüllung des Verborgenen, die Entschleierung der Beweggründe und Ursachen. Darum bleibt uns der Vegetationsprozeß so vieler kolossalen Reiche unbekannt und gleichgültig, während das Leben der kleinen griechischen Staaten ein ewig anziehender Stoff bleibt. Darum steht auch Tacitus, darum Thucydides, als größerer Geschichtschreiber da, denn Lacretelle und hundert Andere. Darum ist die Geschichte der französischen Revolution nur anziehend bis zum Vendemiaire 1795; bis dahin loderte reine Begeisterung in den Parteien. Sie meinten es ehrlich, wie mit dem Guten, so mit dem Bösen; wie mit der Wahrheit, so mit dem Irrthum. Nachher versank Alles in den Schlamm der niedrigsten Gemeinheit und Selbstsucht; Alles ward Spiel kaltberechneter Intriguen.

Ich habe nichts gegen getreues Aufzeichnen der Begebenheiten; ich bin dankbar gegen Moses und Herodot, bis herab zum letzten Chronikschreiber, Sammler und Urkunden-Berichtiger. Sie liefern den Stoff zur Geschichte, aber keine Geschichte. Sie geben uns den Leichnam der Vorwelt, als eingeschrumpfte, gefirnißte Mumie, aber sie stellen mir nicht die lebendige Vorwelt auf. Ich sehe das Aeussere, die Erscheinungen; aber womit sich das Gedächtniß füllt, bleibt für den Verstand das Unbegriffene. Es ist der Menschen Geist und Gemüth, welches den Staub und das Todte bewegt; nicht dies Letztere, nein jenes, das Göttliche in seiner Hoheit, wie in seinen Entartungen, soll mir durch die daher entstandenen Wirkungen klar werden. Der Geist will Geistiges schauen. Darum sind in allen Völkern große Geschichtschreiber selten, weil große Geister mit dem Gottesblick in die Ursachen der Dinge überhaupt selten sind. Johannes Müller hatte bei den Deutschen diesen Blick, aber keine Selbstständigkeit oder Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen. Bei den Franzosen treibt Alles ins Materielle, Glänzende. Gibbon ist einer der Riesen unter den Geschichtschreibern.

Unsere Zeit liefert wenigen Stoff für die Geschichte. Sie besteht aus großen Begebenheiten und kleinen Menschen. Ein Zusammentreffen, das trostlos wäre, wenn nicht darin auch der Beweis läge, daß es in der Welt, ausser den Kabinetsregierungen, noch eine Weltregierung giebt.

Volkes und den Anbau des Landes, um die Einwohner Banka's für ihre Lebensbedürfnisse von Java oder dem Handelsplatze Palembang abhängig zu erhalten. Die Dörfer liegen in ungeheuern Wäldern verloren; die Hauptstadt Minto iſt ein wüſter Flecken. Die Ureinwohner, meiſtens Heiden, ſind entweder Orang-Gunungs, d. h. Gebirgsbewohner, wie es der Sprache nach ſcheint, malayſchen Urſprungs, oder Orang-Laut's, d. h. Seeleute, die an den Küſten leben. Chineſen, deren hier über viertauſend wohnen, ſo wie Malayen, ſind Fremdlinge.

Borneo, Aſiens größte Inſel, kennt, wie Macaſſar und Celebes, an den Ufern nur den Islam, im Innern nur das Heidenthum. Hier, wie in Sumatra, werden noch, gleichſam unter den Augen der Europäer, von den unmenſchlichen Einwohnern bei Hochzeiten und andern Feſtlichkeiten Menſchenopfer gebracht. Schwerlich kam noch ein Abendländer in der menſchenfreundlichen Abſicht hieher, die Sterblichen mit dem wahren Gott und ihren ewigen Beſtimmungen bekannt zu machen. Hier ſind die Chriſten bloß Krämer, und nichts als Krämer.

Doch ich will nicht von Gegenden reden, wohin die Stimme einer beſſern Religion nie gedrungen iſt. Ich müßte viele tauſend von Aſiens noch ungezählten Inſeln nennen. Darum be-

Die Kunst zu lügen.

Es ist gar keine Kunst, eine Unwahrheit zu erfinden. Jeder Flachkopf kann das. Die eigentliche Kunst besteht darin, aus zween Sätzen, die, jeder einzeln, wahr sind, durch arglistige Zusammenstellung einen dritten herauszubringen, der eine Lüge ist. Das ist die vornehmste Art der Rabulisterei, aber auch zugleich die gemeinste.

Von Wundern.

Der Prinz von Hohenlohe hat in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß er keine Wunder mehr thun werde, seiner Amtsgeschäfte und seiner Gesundheit wegen. — Angreifend mag das Wunderthun allerdings seyn; aber wenn man es nur kann, so sollte man sich kein Gewissen daraus machen, es zu den ersten allerpriesterlichen Amtsgeschäften zu zählen.

Biester in Berlin, wenn man von den Wundern in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sprach, pflegte zu behaupten: daß man von ihnen und überhaupt von Wundern nichts würde erfahren haben, wenn es zu jener Zeit schon Polizei in den Ländern gegeben hätte. Es ist möglich. Vielleicht auch, daß sich die Polizei in die hohenlohischen Wunder gemengt hat. Aber Biester hätte, statt Polizei, noch besser Oeffentlichkeit nennen können.

Rivarol.

Ant. Rivarol, der Schriftsteller, war bekanntlich der Sohn armer, ehrlicher Bürgersleute zu Bagnoles (geb. 1757), und gab sich bekanntlich für einen Grafen aus. Ich fand ihn geistvoll, aber sein ganzes Wesen unerträglich. Er überbot alle seine angeblichen Standesgenossen in Uebermuth, und pflegte von bürgerlicher Kanaille und notre caste, trotz einem Duc und Pair, zu sprechen.

Seine Histoire secrète de Coblence (denn das Buch soll wirklich von ihm seyn), im Aerger über schlechte Aufnahme daselbst geschrieben, ist ungemein anziehend und Licht verbreitend. Es sind Aussagen eines Augenzeugen. Rivarol war der witzigste, aber auch der unartigste Mensch von der Welt. Die ehrlichen Hamburger öffneten ihm ihre Häuser und Börsen auf das Zuvorkommendste. Aber wenn ihnen in

Gesellschaft einer seiner Einfälle nicht gleich einleuchtete und sie die Köpfe zusammensteckten, um sich zu verständigen, so konnte er ganz laut rufen: Voilà comme sont Mrs. Hambourgeois; ils cotisent trois ou quatre pour suivre la pointe d'un bonmot.

Diplomatische Lauerer.

Kein traurigeres Handwerk, als das der gewöhnlichen Gesandten bei den Höfen! Sie sind blos diplomatische Spione, Neugkeitsfischer und gegenseitige Auflauerer. Man spürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches sie treiben.

Der Graf v. Boden, vor der Revolution churhessischer Gesandter in Paris (in Mirabeau's hist. secrète de la cour de Berlin ist die Rede von ihm), hatte die Gewohnheit, den Zweck eines Besuches, den er machte, nicht früher laut werden zu lassen, bis er — nicht etwa aufstand, um sich zu verabschieden, — nicht wenn er schon zur Thür hinausging, — nein, wenn er dem ihn Begleitenden auf der letzten Stufe der Treppe die Hand drückte, um sich von ihm zu trennen. Das ist diplomatische Feinheit. — Ein anderer dieser wichtigen Herren zieht seinen Mann in eine Fensterbrüstung, spricht feierlich, oder gestikulirt heftig, — il parle filles. — Ein dritter kann kein Briefcouvert sehen, ohne zu fragen: Was giebts Neues?

Ehrlichkeit.

Es giebt ein Nahrungsmittel, das nicht das köstlichste, wohl aber das unentbehrlichste ist, — Brod. Der Arme lebt fast nur davon; der Reichste kann es nicht missen. Galiani in seinen Dialogues sur le commerce des pleds, sagt: Brodmangel bringt, auch beim Ueberfluß von andern Nahrungsmitteln, Hungersnoth hervor, weil ohne Brod keine andere Nahrung so gut verdauet wird.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben.

Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreissen jeder moralischen Fessel dem Betrüger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber

gewiß auch nur — für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwöhnt ſchnell den rückſichtsloſen Benutzer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerſtand mehr, und ſtürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menſchlichen Klugheit unvermeidlichen Umſtand, nein, plumperweiſe in ſeine eigene Falle, durch einen armſeligen Umſtand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigſte Menſch vermieden haben würde. Ich ſagte das Napoleon im Jahr 1808 voraus; ich ſchrieb es. Im Jahr 1814 gedachte dieſer der Prophezeiung. Ehrlichkeit iſt die feinſte, und die ſicherſte Staatsklugheit. Sie iſt nicht in jedem einzelnen Falle ſiegend, aber ſie ſiegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Adel. Preſsfreiheit. Dogmen.

Ich befand mich eben in London, als die Nachricht von der Sitzung der konſtituirenden Verſammlung ankam, in welcher der franzöſiſche Adel ſeine Privilegien aufgeopfert hatte. Von ohngefähr begegnete ich meinem Freunde Schönborn auf der Straße, und rief ihm ſchon von weitem zu: „Wiſſen Sie das Neueſte aus Paris?“ — „Ja,“ ſagte Schönborn nachdenklich: „der Adel ſoll abgeſchafft ſeyn. Läßt ſich aber ſo etwas abſchaffen?“ — Er hatte vollkommen recht. Nicht, daß der Adel in ſeiner Weſenheit eine Naturnothwendigkeit wäre; aber er iſt eine Meinungsſache, die durch kein Geſetz abgeſchafft werden kann. Die Meinung macht den Adel, und nur ſie kann ihn auch vertilgen. Ich kam bald nachher nach Paris. In einer Geſellſchaft, wo auch Sieyes war, feierte Alles den Sieg über das Vorurtheil. Sieyes ſchwieg; aber man trieb ihn, ſich ebenfalls darüber auszuſprechen. „Eh bien!“ ſagte er: „Vous leur avez ôté la noblesse, il ne vous reste que de leur ôter la vie.“ In der That, das Dekret war die erſte Erklärung des offenen Bürgerkriegs.

Es iſt eben ſo thöricht, den Adel durch ein bloßes Geſetz abſchaffen, als durch ein Geſetz Preßfreiheit einführen wollen. Die Freiheit der Gedankenmittheilung beſteht ſchon, vor allen Geſetzen, von Natur. Das Geſetz ſelbſt iſt eine Wirkung derſelben. Die Geſetze bringen überhaupt keine Freiheit, ſondern ſie begränzen dieſelbe nur, und müſſen ſie begränzen, Rechte Anderer zu ſchirmen.

Von allem Meinungsſtreit iſt mir der Streit der Theologen über

ihre Dogmen der wunderlichste. Wenn man Dogmen gegen Dogmen setzt, werden die abgeschmacktesten gerade die meisten Anhänger finden. Es ist mit dieser Art von Glauben, wie mit Wünschen. Das Ausserordentlichste kostet da jeden so viel, als das Gewöhnlichste; und läßt man sich einmal überhaupt darauf ein, so mag man es gern um etwas Rechtes thun.

Meinungswäsche.

Frau v. W. hat einen hübschen, weißen Schawl. Aber er nimmt leicht Flecke an und muß gewaschen werden. „Und ist das einmal geschehen," sagte sie, „so wird er immer schneller wieder schmutzig. Ich werd' ihn bald für immer wegwerfen müssen."

„Wollte der Himmel," erwiederte ich: „unsere Staatsminister und Philosophen, Priester und Poeten wären nur halb so verständig, wie Sie. Es ist mit Meinungen, wie mit Ihrem Schawl; sie taugten einmal, und für ihre Zeit, da sie als gut galten. Aber man bringt uns die veralteten Irrthümer immer neugeputzt wieder, und verlangt, wir sollen sie für wahr und schön halten. Nach jeder Wäsche werden sie unansehnlicher und leichter fleckig. Und doch lassen sich die Herren die Meinungswäschen nicht verdrießen, bringen uns den Sultanism und die Wunder, Mysticism und Jesuiten, Republikanism und Carbonari wieder."

Wenn Mißgriffe nicht aus Irrthum, sondern aus boshafter Absicht gethan und wiederholt werden, bleibt dem rechtschaffenen Mann kein anderer Trost übrig, als den, welchen er in ihrem Uebermaß findet. Da ersticken sie sich zuletzt selber einander und ihre Urheber zugleich.

Forster und Friedrich II.

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majestät keinen."

Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinitz: „Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl."

Wirklich brachte der seemännische Professor nicht die feinste Bemerkung vor, und man muß über ihn lachen. Aber die Anekdote hat dadurch eine ernstere Seite, daß Friedrich Empfindlichkeit über eine Redensart äusserte, welche zwischen Königen und Menschen zu unter-

ſcheiden, und jene zu einer eigenen naturhiſtoriſchen Gattung machen zu wollen ſchien, was daher des Königs Menſchgefühl beleidigte.

Nicht halb ſo empfindlich würden ſich viele von altem Adel gezeigt haben, die noch etwas Höheres, als ihre Menſchennatur, in ſich voraus, ſetzen, und etwas Anderes, als Menſchen, ſeyn möchten, um nicht das Nämliche zu ſeyn, was der Bürger iſt.

Fichte's geſchloſſener Handelsſtaat.

Wunderlich, daß ein philoſophiſcher Geiſt, wie Fichte, eine Geſellſchaftsform empfehlen konnte, die offenbar das menſchliche Geſchlecht in ſeiner Entwickelung zu einem Stillſtand führen würde, den wir im Thierreich ſehen. China und Japan haben den naturwidrigen Verſuch längſt gemacht. Zum Glück ſetzt die Vollendung des Syſtems, dies Zerreiſſen aller Bande mit der übrigen Welt, auch eine neue Geld-Art voraus, die, ohne Papiergeld zu ſeyn, doch nur Einem, und keinem andern Volke von Werth ſeyn dürfte. Fichte behauptete, das Geheimniß zu beſitzen. Er hat es aber mit ins Grab genommen.

Die Natur hat keine in ſich abgeſchloſſene Handelsſtaaten. Selbſt die Planeten und Sonnenſyſteme beſtehen durch Verkehr und Tauſch ihres Lichts, ihrer Schwere und anderer Kräfte. Auf dem Erdball iſt Alles für den Zuſammenhang berechnet; Oceane ſind die beſten Verbindungsmittel der Welttheile. Die Verſchiedenheiten der Sprachen trennen nur in ſo weit es nöthig iſt, um mehrern Geſellſchaften zu gleicher Zeit das Problem der allgemeinen Geſellſchaft zur Auflöſung zu geben. Aber ſie flieſſen überall in einander, und die nämlichen Sprachgeſetze, z. B. das Sylbengeſetz, und die nämlichen Elemente führen wieder zum allgemeinen Zuſammenhange.

Daß die Idee der Abſonderung und fortgeſetzten Theilung, folgerecht durchgeführt, im Einzelnen, wie im Ganzen, immer zu Widernatürlichkeit, Elend und Hülfloſigkeit führt, iſt Beweis, daß ſie nur Mittel ſeyn ſoll, und nimmermehr Zweck ſeyn kann.

Alle politiſche Einhägungen und Abmarchungen der Nationen, Stände, Gewerbſchaften, Literatur u. ſ. w. ſind die ewigen Zeugen unſerer Unruhe in einer gezwungenen Lage. Wir dehnen und wenden uns und verſuchen tauſend Stellungen; aber in dieſem Bette giebt es für uns keine Ruhe!

Die Deutschen.

Ein ehrlicher, alter Doktor in Bückeburg hat an S....t geschrieben, er habe für die Cortes eine neue Eintheilung Spaniens entworfen, „die beste, die einzig richtige," sagt er: „denn auf einer Charte hab' ich einen Felsen dargestellt, auf dem das Wort Idea steht. Wenn mein Plan auch jetzt noch nicht von den Spaniern ausgeführt wird, einmal kommen sie gewiß auf ihn zurück." Auch an einem ähnlichen Entwurf für Portugal arbeitete er schon. Er fragt nur, wie er sein Werk am besten an die Cortes und zur Oeffentlichkeit in Spanien gelangen lassen könne.

Es ist, auch in der komischen Verartung, ein edler Charakterzug der Deutschen, diese weltbürgerliche Theilnahme an jeder großen Angelegenheit der Menschheit! Sie sind immer die Rathgeber der übrigen Nationen. Nordamerikaner, Engländer, Franzosen ziehen davon Nutzen. Nur sich selber wissen die Deutschen nicht zu rathen; oder vielmehr sie machen ihren Rath selten zu ihrer That. Sie verlieren zu viel Zeit mit den Vorbereitungen, und ermüden sich, wenn es um den Bau eines Hauses zu thun ist, bei der Aufführung der Gerüste.

Da fallen mir immer die deutschen Professoren mit ihren Vorlesungen ein. Wenn sie ein halbes Jahr zu lesen haben, so bringen sie vier Monate mit den Prolegomenen zu. Alle Formen werden geprüft, alle Ideen discutirt, eh' sie zur Sache kommen. Ich habe das anfangs für etwas Gutes gehalten, aber ich widerrufe jetzt.

Der Deutsche ist freisinnig auch in unfreien Formen; denn wer kann den Gedanken in Ketten legen? Er brüstet sich mit Gewissensfreiheit zwischen Religionsedikten; denn, beim Verlust aller äussern Freiheit, bleibt natürlich die innere unangetastet. Fürsten und Minister können nur materiell auf das Materielle wirken. Vielleicht eben deswegen ist bei den Deutschen der Unterschied vom Reingeistigen und Sinnlichen allgemeiner, als bei andern Völkern, auf- und angenommen, weil sie stets von aussen auf ihr Inneres zurückgedrängt worden sind, wo sie sich am wenigsten beschränkt fanden. Daher mögen sie auch die meisten Transcendental- und Ideal-Philosophen neben allen übrigen Nationen haben; denn in der Ideenwelt blieb jeder sein Meister.

Das ächtdeutsche Sprichwort: Gedanken sind zollfrei! bezeichnet dies Verhältniß sehr scharf. Alles ist belastet, besteuert, gesperrt; nur der Gedanke hat zum Glück keine Abgabe zu entrichten. Das Sprichwort gereicht übrigens den deutschen Staatsverwaltern nicht ganz

zum Ruhm; so wie der anstößige Ausdruck „die Gerechtigkeit handhaben" die Zeiten übel bezeichnet, in welchen er gäng und gebe ward. Man nahm die Justizpflege da ganz materiell. Man handhabte die Gerechtigkeit, als wäre sie der Stiel, und die Strafe, als wäre sie die Geissel an der Peitsche.

Gott bewahre meine lieben Deutschen vor einer Revolution. Sie werden auch nie dazu gelangen, wenn sie nicht durch Unbarmherzigkeit dahin getrieben werden, wie im Bauernaufruhr des sechszehnten Jahrhunderts durch die allmächtigen Edelleute. Keine Nation taugt schlechter zu einer Revolution, als die deutsche; keine ist geeigneter zu einer Evolution ihrer Kraftmasse jeder Art, unter Leitung eines Weisen auf dem Throne, als sie.

Die Tugenden der Völker haben die nämliche Grundlage, wie die Tugenden der Kinder — den Gehorsam. Ohne diese ist alles Uebrige nichts. So lange keine Fähigkeit, kein Pflichtgefühl da ist, Gesetzen zu gehorchen, bleibt der Untergang der Regierungswillkühren vergebens. Man vertauscht ein Elend mit dem andern.

Schlabrendorf's Wahlspruch.

Wolle fromm;
Denke frei;
Handle fred;
Trage frisch!

St. Simon.

Die St. Simonisten in Frankreich sind die Stillen im Lande. Sie bilden eine kleine Sekte und es scheint, sie wolle nicht klein bleiben. Bleibt sie nicht klein, so hilft der steif gewordene Körper des katholischen Priesterwesens zur Vergrößerung ihrer. *)

*) Schlabrendorf machte diese Bemerkung im Jahre 1821. Im Jahr 1831 steht die Sekte schon mit einem gewissen Glanz in Paris da; hat ihre Lehrer, ihren Tempel, ihre Prediger. Der Globe ist unter den Zeitschriften ihr Stimmwerkzeug. Andere öffentliche Blätter sprechen übrr sie. Ihr Anhang wächst. Es ist nichts Ungedenkbares, daß der St. Simonismus sogar Modesache wird, als Religion der aufgeklärten französischen Welt, d. i. als Religion derer, die ohne Religion sind, weil der katholische Cultus ihr Gefühl nicht mehr in Anspruch nimmt, und die ultramontane Dogmatik ihre Vernunft beleidigt.

St. Simon ſelbſt iſt ein wunderlicher Heiliger. Er ſtammt aus dem alten Hauſe der St. Simons. Vor der Revolution diente er im amerikaniſchen Kriege. Kühne Pläne und Ideen hat er ſchon früh mit Eifer ergriffen. Einmal ſollte es eine Compagnie Neutonienne geben und er darin der Hauptmann ſeyn. Es handelte ſich nur um die Kleinigkeit eines kleinen Thalers, den jeder auf Bildung Anſpruch machende Europäer zu der Stiftung beitragen ſollte. Sein erſtes Vermögen hat er in Entwürfen durchgebracht. Er trat einmal zu einer Aktien-Unternehmung, als er ſchon 100,000 Fr. Schulden hatte.

Nachdem er den Newton, oder Newton ihn, im Stich gelaſſen hatte, warf er ſich in die Metaphyſik. Unglücklicherweiſe war ihm die Geſchichte derſelben ſo unbekannt, daß er immer neue unerhörte Entdeckungen zu machen glaubte, und ſeine Paroderen beſtändig entſchuldigte, während er die bekannteſten Dinge zu Markte brachte. Zur Zeit dieſes Philoſophieſiebers ſprach er mit jedem, der ihn begegnete, nichts als Metaphyſik. Er traf einmal den armen, alten O... auf dem Pont-Neuf, faßte ihn beim Kopf, drängte ihn in einen Winkel der Brüſtung, und demonſtrirte. Vergebens betheuerte O... nichts von Metaphyſik zu verſtehen. Vous vous trompez, rief St. Simon: vous êtes plus métaphysicien que vous ne croyez! und er demonſtrirte weiter.

Nicht glücklicher als in Entdeckung neuer philoſophiſcher Ideen, war er bei ſeinem Vorſchlage, einen Berg in der Schweiz zur Bildſäule Napoleons umzuformen, die in der einen Hand eine bewohnte Stadt, in der andern einen See tragen ſollte. Der Einfall war nur noch um eine Spanne koloſſaler, als der ältere Gedanke, den Berg Athos zur Bildſäule Alexanders auszubauen.

Ein anderes Mal wollte St. Simon die Phyſik, und nichts als Phyſik zur wahren Religion machen. Die Religionslehrer ſollten in den Kirchen Vorträge über die Geheimniſſe und Wunder der Natur halten.

Der St. Simonismus giebt ſich für veredeltes Chriſtenthum, wie er das Chriſtenthum für veredelten Moſaismus hält. Wiſſenſchaft vom Göttlichen und Gewerbfleiß im Leben ſind ſeine beiden Hauptrichtungen; beides muß heiligend für den Menſchen wirken. Gott iſt Alles, Geiſtiges wie Materie; und Alles iſt Eins, und heilig oder göttlich. Da die theologiſchen Dogmen der katholiſchen Kirche den Simoniſten Chriſtenthum heißen, glauben ſie ſich dem Chriſtenthum gegenüber, oder darüber erhaben. Genau betrachtet wiſſen ſie nicht, was Viele in Frankreich nicht wiſſen und wohl auch anderswo nicht, nämlich: worin das Weſen des Chriſtenthumes beſtehe? Und daß ſie es nicht wiſſen, iſt die Schuld der Chriſtenthumslehrer.

Man würde da, denk' ich, Elektrisirmaschinen auf den Altar gesetzt und die Gläubigen mit galvanischen Säulen gerührt haben.

In den letzten Zeiten erschien er als politischer Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des Système industriel et scientifique. Da nun die französische Restauration und Legitimität weder mit Industrie, noch mit Wissenschaften viel zu schaffen haben mag, gehörte er zur Opposition. Da er von sich nicht wenig eingenommen ist, wunderts mich, daß es Leute giebt, die von seinen Ideen eingenommen sind. Wie er in seinem Geist immer sein eigner Kontrast ist, so ist er's auch dem Leibe nach. Man denke sich einen großen, breitschultrigen Mann mit einer dünnen, fistulirenden Stimme.

Prophezeiungen.

Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeiungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte.

Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob, soll geweissagt haben: die Türken würden ihre Pferde am Dome von Köln anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich.

In Preussen trägt man sich, wie man mir sagt, jetzt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Mir träumte," soll der König einmal erzählt haben: „es sei mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „Dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt." Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor

welchem einige Menſchen angeſpannt waren. „Oho!“ rief ich: „iſt es hier Sitte, Menſchen an den Pflug zu ſpannen“? — „Warum nicht?“ entgegnete der Bauer: „Sie ſind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh.“ — „Aber laſſen ſich denn die Leute das gefallen?“ rief ich. „Warum nicht?“ antwortete er: „Man kann es ihnen ſchon beliebt machen!“ und zeigte lächelnd auf ſeinen Kantſchuh.

„Ich lief in meiner Angſt durch manches Dorf. Jedes beſtand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöſtern und einer Menge unfläthiger, niedriger Ställe. In dieſen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptſtadt. Viel Luxus. Aber das Heiligſte und Edelſte war ins Gemeine und Ekelhafte traveſtirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Chriſten, dem man in Kamſchatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fiſch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? ſchrie ich. Und ich wachte auf.“

Bemerkungen über Sprache.

Die Sprachen des Alterthums waren metriſche (oder quantitirende, wie man wohl auch in Proſodien ſagt), das heißt, ihr Rhythmus wurde durch Länge und Kürze der Sylben beſtimmt; die Sprachen der ſpätern Welt, zumal des Nordens, ſind accentuirte, oder betonte, das heißt, die größere oder geringere Erhebung der Stimme bei Sylben und Wörtern, das Lauter oder Leiſer des Tons, beſtimmt den Takt des Sylbentanzes.

Die Verſchiedenheit der alten und neuen Sprachen in dieſer Hinſicht iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob in jenen nur das Gewicht der Sylben für ſich, und in dieſen nur deren Betonung bemerkbar wäre. Darin beſteht ſie, daß in den alten das Sylbengewicht, in den neuen die Betonung zum Takt der Rede Hauptſache iſt. In jenen aber würde es ein Fehler geweſen ſeyn, die Betonung immer unberückſichtigt zu laſſen; in dieſen iſt es Fehler, den Ton immer vorzugsweiſe auf Sylben zu werfen, die ihrer Natur nach kurz ſind. Ein Vers, in welchem alle kurze Sylben betont, die langen unbetont gelaſſen würden, wäre unerträglich.

Die vorzügliche Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache vor den übrigen neuern beſteht darin, daß in ihr die Betonung oder der Accent nicht willkührlich, ſondern naturbegründet iſt und in der Regel auf der

schränkte ich mich, von jenen zu reden, wohin das Evangelium getragen ward.

Auf den molukkischen Eilanden berechnet man die gegenwärtige Anzahl christlicher Einwohner über zwanzigtausend Seelen. Eine kleine Zahl gegen die große Volksmenge, welche sich unter der heißen Sonne der Gewürzinseln eines wilden Daseins freut. Inzwischen ist doch, zumal von den Holländern, zur Ausbreitung hellerer Begriffe viel Löbliches begonnen worden; am meisten in Amboina. Hier haben sich nun auch, wie auf Banda, britische Missionarien seit dem Jahre 1814 angesiedelt, deren erstes Geschäft war, vornehmlich den lange versäumten Christengemeinden, in denen man bei achtzehntausend protestantische Christen zählte, neue Lehrer zu werden, und in ihren Landessprachen gedruckte Bibeln von Calcutta zu bringen. In Amboina selbst hat sich zur Verbreitung der heiligen Urkunden des Christenthums eine Bibelgesellschaft gebildet, die im Jahre 1815 für ihren Zweck viertausend Thaler zusammensteuerte. — Auf der Gewürzinsel Schilolo zeigen sich noch Spuren des einst von Jesuiten gepredigten Glaubens; aber fast erloschene Spuren. Der Triumph, mit welchem die Jesuiten den Uebergang Puka-Kaffels, des Königs dieser Insel, zum Christenthum im Jahre 1750 verkündeten, wie ihn der Bischof von Manilla

Wurzelſylbe ruht. Nur in äuſſerſt wenigen Wörtern bildet ſich eine Ausnahme, die der Wohlklang verlangt hat, z. B. im Wort lebendig. In dieſem liegt der Ton nicht auf der Wurzelſylbe, ſondern auf der zweiten. Doch im Plattdeutſchen und einigen Provinzen, z. B. Liefland, hat auch hier die erſte Sylbe den Ton.

In jedem Satz giebt es ein ſchärfer betontes Wort; in manchem giebt es zwei, die jedoch nie gleich accentuirt ſind. In manchen Sätzen legt ſich der Ton ſogar auf das unbedeutendſte Wort, und gerade weil es das iſt, um die Bedeutung, die der anderswo hingeworfene Accent dem Gedanken geben würde, zu vermeiden, z. B. in dem Gruße: Guten Morgen, lieber Freund.

Es giebt Gedanken, die Jahrtauſende bekannt ſind, und nie die Früchte trugen, deren Keim in ihnen liegt; z. B. das Quinctilianiſche sunt brevibus breviora, sunt longis longiora. Zwiſchen der größten Länge und größten Kürze, zwiſchen der gänzlichen Accentloſigkeit einer Sylbe und ihrer ſtärkſten Betonung giebt es der Abſtufungen nicht wenige. Ich glaube, man kann deren neun bemerkbar machen; aber wie viele müſſen es nur dem innerſten leiſen Gefühl ſeyn! So ſind z. B. im Dactylus — ∪∪ die beiden letzten Sylben nicht gleich kurz. Soll Wohlklang beobachtet werden, muß die letzte Sylbe ein Unmerkliches länger ſeyn, als die unmittelbar vorangehende. So ſehr ſieht die Natur die kleinſte Einförmigkeit.

Der Rhythmus iſt überall unentbehrlich, unausweichlich. Zwiſchen Poeſie und Proſa iſt in dieſer Beziehung nur der Unterſchied, daß der Dichter, hat er einmal die Wahl ſeines Rhythmus getroffen, daran gefeſſelt iſt, während dem Proſaiker die unbeſchränkteſte Abwechſelung zuſteht. Die Proſa iſt eine unendliche Reihe rhythmiſcher Verſuche. — In allen Sprachen hat man zuerſt poetiſche Leiſtungen für die Nachwelt bewahrt, nicht nur, weil der jugendliche Geiſt der Nationen, bei ihrem Inſichſelbſterwachen, mehr in Gefühl und Einbildungskraft wandelt, oder weil das Poetiſche ein Kunſtwerk iſt: ſondern weil eben der Rhythmus, welcher dem Wortſtrom bindende Einheit giebt, das Geſchäft des Gedächtniſſes erleichtert. Schon Kinder behalten den auf der Trommel geſchlagenen Marſch unwillkührlich im Sinn, während ein unregelmäßiges Trommelgerührt vergeſſen wird, ſobald es endet.

Die deutſche Sprache war gewiß ehemals wohllautender. Sie iſt nur darum ein ſolches Geklapper geworden, weil ſie am Ende mehr geſehen als gehört mehr geſchrieben als geſprochen wurde, und die

lebendige Rede ſich zuletzt der Schrift nachmodelte. Das Auge kennt keine Betonung; es verſchluckt Alles. Das Ohr entſcheidet über Wohlklang allein. Wir haben daher richtige Dichter; wir haben wohlklingende Verſe. An eine wohllautende Proſa iſt noch gar nicht zu denken. Erſt als lebendiges Wort im Munde großer Redner kann die deutſche Sprache wohlklingender werden, und das Gedächtniß des Ohrs, denn jeder Sinn hat gewiſſermaßen ſein Gedächtniß, wird, an die Rede gerichtet, auch über den Wohlklang der geſchriebenen Perioden walten.

Die Sache iſt um ſo bedeutſamer, da gerade durch das Ohr der Weg zu den Bewegungen im Gemüth geht; durch das Auge wird nur zunächſt auf den Verſtand gewirkt.

Länge und Kürze ſpricht auch das Auge an. Verſe, nach Maß und Gewicht der Sylben geordnet, können auch blos geſchrieben und mit den Augen geleſen, durch ihre Richtigkeit gefallen. — Aber der Accent, die unendliche Abwechſelung der Töne, ſpricht das Tiefſte des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebenſache. Iſt es ſomit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptſache geworden iſt? Die alten ſchmückten hauptſächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligſte. Hat nicht alſo auch die Sprache der Menſchen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem ſie ſich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geiſtigern erhob? Ich möchte faſt ſagen, das Chriſtenthum wirkte auf das Innere des Sprachweſens ein, und ſchied auch hier Altes und Neues.

Der durch's Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extenſive, der durch Betonung entſpringende der intenſive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieſer die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweiſe für den letztern Empfänglichkeit; ſelbſt die Neu-Griechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht. Es finden ſich, wie geſagt, beide Arten des Rhythmus in allen Sprachen, nur iſt einer oder der andere vorwaltender. Villoiſon bemerkt und beweiſet ausdrücklich, daß die Griechen beides, Quantität und Accent, in ihren Verſen berückſichtigten, nur jene vor dieſem.

Die Betonung der Sylben und Wörter macht ſich auf zweierlei Weiſe, durch den Grad der Stimme, das Laute und Leiſere derſelben, und durch den Gang der Stimme, in ihrem Steigen und Fallen. Man hat das auch, wunderlich genug, den Sylbenaccent und oratoriſchen Accent geheißen. Den Betonungsgrad bringt die Lunge

hervor, die durch ſtärkere oder ſchwächere Anſtrengung und einen dadurch bewirkten größern oder geringern Luftſtrom die Stimme verſtärkt oder ſchwächt. Ihre verſchiedene Wirkſamkeit gleicht in dieſer Hinſicht derjenigen eines mehr oder minder geſpannten Violinbogens im Druck auf die Saite. Der Betonungsgang, das Steigen und Fallen der Stimme, wird durch die Stimmritze gegeben. Er iſt ſteigend (auch anatomiſch ſo, ein Steigen der Glotte) wie z. B. in der Frage, oder fallend im Uebergang zum Ruhen. In der Heiſerkeit läßt ſich wohl der Betonungsgrad noch hervorbringen; aber der Betonungsgang iſt unmöglich, eben weil Heiſerkeit in einer Verſchleimung der Glotte beſteht, die das Vibriren derſelben dämpft, das sotto voce der Muſik. Eine Melodie läßt ſich in der Heiſerkeit nicht hervorbringen.

Der Betonungsgang hat in allen Sprachen die nämliche Bedeutung, und muß ſie haben. Es iſt naturgemäß, daß das crescendo, das Höherſteigen der Stimme, wie bei der Frage, Aufmerkſamkeit des Hörenden anregt; das Tieferfallen, decrescendo, die Aufmerkſamkeit entläßt.

In der Muſik giebt es eigentlich keinen oratoriſchen Accent, keinen Betonungsgang für Einzeltöne, ſondern nur für eine Reihe derſelben, oder in der Melodie. In dieſer ſind Grad und Gang des Klanges zum Rhythmus gleichwichtig, Länge, Kürze, Stärke, Schwäche, Dauer und Kraft der Töne. Den eigentlichen, feinern, zartern Tongang der menſchlichen Stimme erſetzt überſchwenglich die verſchiedene Bedeutung der Töne im Auf- und Niederſchlag (Arſis und Theſis der Alten) die Tonfolge in arithmetiſchen Verhältniſſen, als Melodie, oder in gleichen Verhältniſſen Zuſammenklang der Töne, als Harmonie, und der größere Reichthum der Tonleiter. — Der Betonungsgrad nach Länge und Kürze, Stärke und Schwäche, der Takt bleibt aber immer die Hauptſache der Muſik. Wir können uns, ohne Takt, ſie heutiges Tages gar nicht vorſtellen. Sie iſt alſo gleichſam beſtändig nur Poeſie des Tons.

Man ſagt, das Alterthum habe eine Muſik gehabt, welche zwar rhythmiſch, aber doch des Taktes gänzlich entbehrend, ſich frei in allen Tönen bewegt habe. Dies wäre alſo eine ungebundene Muſik, oder die muſikaliſche Proſa geweſen. Ich zweifle, daß eine Proſa vor der Ton-Poeſie beſtanden habe, eben ſo begeiſternd als dieſe, oder wohl gar noch mehr, als dieſe, wie Meiban glaubte. Der Takt beherrſcht ſelbſt die Schlachtlieder der amerikaniſchen Wilden. Aber diejenigen irren eben ſo ſehr, welche die Unmöglichkeit einer muſikaliſchen Proſa be-

haupten, oder daß sie dem Ohr und Gemüth zusagen könne. Auch Finken und Amseln, Lerchen und Nachtigallen singen Prosa, ohne allen Takt, und doch anmuthig; und taktlos und doch anmuthig singt der Wind durch die Saiten der Aeolsharfe.

Die menschliche Sprache *gleitet*, in einer beschränkten Tonleiter von etwa drei Tönen oder vielmehr einer Terze, steigend und fallend durch die zartesten Zwischentöne mit unglaublicher Mannigfaltigkeit hin. Die Musik *springt*, ohne Uebergänge anzustreifen, hart von Ton zu Ton. Der sogenannte „Quetscher" in der Musik ist noch nicht hundert Jahre alt. Es ist das Durchgleiten aller Uebergänge von einem Ton zum andern, vermittelst der Menschenstimme im Gesang, oder vermittelst der Violinsaite, eine musikalische Bewegung, die in das Gebiet der Sprache, in das Geheimniß des Tongangs derselben eingreift. Sie bringt durch den Contrast große Wirkung hervor und drückt besonders eine wollüstige, schmachtende Empfindung aus.

Die Sprache verhält sich zur Musik, wie das Schweben zum Tanz. Aber ich will keine Bilder geben; es könnte mir wie *Schelling* gehen, der die Architektur, welcher, wie der Musik, arithmetische Verhältnisse zum Grunde liegen, eine gefrorne Musik nannte, ein mehr wunderlicher, als vielbesagender Ausdruck. Warum nannte er nicht folgerecht ein Fenster von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite eine gefrorne Quinte?

Die Verirrungen und Willkührlichkeiten, die in der *physischen Grammatik* oder in der Lehre vom Werden der Sylben und ihrer eigenthümlichen Klänge herrschen, sind daher entstanden, daß Physik und Grammatik noch nie Hand in Hand gingen; der Physiker nicht Grammatiker, und dieser nicht jenes war. Die physische Grammatik ist von der höchsten Wichtigkeit für alle vorhandene und zu entdeckende Sprachen, indem sie die möglichen Elemente aller vorlegt und ordnet. Welch ein Vortheil, wenn sie überall nur zu einer naturgemäßen Ordnung des Alphabetes nach der Verwandtschaft der Töne führte. Freilich würde man, wegen Bezeichnung der Töne einer von Wenigen gekannten Sprache, nicht selten in Verlegenheit gerathen, und sich etwa, wie die Jesuiten bei einer Art des Lautes in der chinesischen Sprache, mit dem Gleichniß behelfen: c'est comme un petit cri de l'estomac. Eine solche Grammatik würde mit dem Werden der *Vocale* beginnen, die reine Singtöne, durch Wiederhall im Stimmgewölbe hervorgebracht, sind; dann zu dem Werden der lautlosen *Consonante* übergehen, welche jene Sing-

töne mannigfach begränzen und damit formen oder ihnen Gestalt geben, und zuletzt mit der philologischen Climatologie enden, in welcher die Einwirkungen der Himmelsstriche, der Sumpfländer, Gebirge und Ebenen auf die Sprachwerkzeuge dargelegt werden.

Auch hat das Klima, und die Erziehung der Völker, damit also mehr oder mindere Beweglichkeit und Reizbarkeit der Menschen, vorherrschende Ausbildung höherer oder niederer Seelenvermögen, keinen geringen Einfluß auf Geist und Bau ihrer Sprachen. — Welch ein Unterschied ist schon zwischen den Deutschen und Franzosen, z. B. in Rücksicht des Periodenbau's.

Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn lange warten zu lassen, fast eben so schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache, und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Ich möchte sagen, im Genius der deutschen Sprache waltet, um ein Bild von der Musik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der französischen, die Melodie.

Königlicher Wahnsinn.

König Christian VII. von Dänemark, der seit dem Jahre 1766 sein Reich regierte, auch wie viele andere große Herren sogar Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahnsinn, wie man weiß; blieb aber dennoch König, bis er im Jahr 1808 starb, und regierte also, wie viele andere große Herren, dem Namen nach.

In seiner Geistestrübe hatte er zuweilen lichte Augenblicke, oder in seinem Wahnsinn lag oft etwas Geniales, wie die shakespearschen Narren es zu haben pflegen. Er unterschrieb noch immer alle Ausfertigungen, meistens aber so undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Fratze hin, oder unterzeichnete einen Kabinetsbefehl: „Christian VII. et Comp.“

Nicht selten, wenn er eine Stunde und länger mit Unterschreiben

seines Namens zugebracht hatte, pflegte er die Feder hinweg zu werfen und auszurufen: „Für heute genug regiert!“

Bekannt ist sein Wort von der langen Nase, das er einem Gesandten zurief: „Hätte man Ihren Herrn so lange bei der Nase herumgezogen, wie mich bei meiner, sie würde eben so lang seyn!“

Die Personen, welche an der königlichen Tafel speisten, nahmen gewöhnlich gar keine Rücksicht auf ihn, und unterhielten sich so zwanglos, als wenn er nicht da wäre. Einmal, als eben Damen, die ihm zur Seite saßen, sich vor ihm mit den Köpfen zusammen neigten, um einander etwas zu sagen, schob er sie mit beiden Armen auseinander, legte sich dann mit diesen breit auf den Tisch, sah ernst umher und rief mit starker Stimme in die etwas lebhafte Gesellschaft hinein: „Aber wie nun, wenn ich plötzlich jetzt zum völligen Gebrauch meines Verstandes gelangt wäre, — was dann?“ Alles verstummte bei diesen Worten, in Besorgniß, daß das angekündigte Unglück geschehen sei. Der König ließ sie ein Paar Minuten in der ängstlichen Ungewißheit; dann nickte er ihnen zu, indem er sie anlachte und sagte: „Nun, nun, Kinder, für diesmal mag es so seyn!“

Hochschule der Weisheit.

Früher, auf Schulen, auf Reisen, hatt' ich wohl Philosophie gehört und gelesen; aber gelernt hab' ich sie erst in den Gefängnissen aux Ecossais, in die ich, während der Schreckenszeit zu Paris, mit vielen andern Unschuldigen geworfen war. Und die Methode in dieser Hochschule wahrer Lebensweisheit war in der That so ungemein zweckmäßig, daß es mir und meinen Mitgefangenen, oder Schulkameraden, schwer gefallen seyn würde, nichts zu lernen.

Möge man mirs nun glauben, oder nicht, ich kam so schuldlos zur Ehre des Kerkers, wie irgend ein Mensch. Ja, noch mehr, einer der redlichsten, gutmüthigsten Menschen veranlaßte mit vielem Eifer meine Verhaftung. Dies war ein gewisser Ehrmann aus dem Elsaß, damals Mitglied des Nationalconvents; jetzt (1821), glaub' ich, würdiges Mitglied einer richterlichen Behörde im Elsaß. Er hatte ein mildes Herz, konnte keinem Kinde weh thun. Aber er wurde in den Strudel der Revolution hineingerissen, ohne zu wissen wie? und hatte es darauf gerade, wie alle schwache Menschen; sie glauben, in der Sache, der sie

angehören, nicht genug thun zu können, um redliche Leute zu bleiben oder etwas bei den Ihrigen zu gelten.

Ehrmann konnte meine Gelassenheit in den Stürmen nicht begreifen; verstand meine Ansichten nicht; und, was das größte Unglück war, hielt mich für einen Allem überlegenen Geist. Im häufigen Umgang mit mir muß sich seiner wohl eine Art Furcht vor diesem Geist bemächtigt haben. Denn er wiederholte seinen Kollegen gar zu oft: „Der ist ein Teufelskerl! der ist gewiß ein ausserordentlicher Mensch! Wenn's dem einfiele, er könnte uns ganze Departements in Flammen setzen." Er äusserte diese gefährliche Bewunderung so oft, daß er am Ende selber sich überredete, ich könne furchtbar werden. Andere davon zu überreden, die mich gar nicht kannten, und in damaliger Zeit, war ein Leichtes. Ich ward also verhaftet.

Das Unglück ward noch drohender, nicht durch meine Feinde; denn persönlich hatt' ich keine; man konnte mir auch weder Worte noch Thaten zum Vorwurf machen. Nein, meine eigenen Freunde brachten mich in Lebensgefahr. Denn aufgefordert durch die Gräfin Julie Reventlow, Claudius in Wandsbek, u. a. m., die mich kannten, verwandte sich der Graf Bernstof für meine Freilassung. Niemand aber fiel zu jener Zeit so unausweichlich der Guillotine anheim, als der, für welchen eine auswärtige Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard, seitdem Graf geworden und französischer Gesandter in Frankreich, war damals Sekretär des Wohlfahrtsausschusses, schrecklichen Andenkens, für die diplomatischen Angelegenheiten. Er mußte monatlich eine Liste derjenigen Gefangenen einliefern, für welche auswärtige Empfehlungen statt gefunden hatten. Mein Name stand an der Spitze der Liste. Zum Glück las sie niemand. Reinhard, aus guten Gründen, war dessen herzlich zufrieden, und die Gefahr schwebte Monate lang, wie das Schwert des Damocles am Haar, über meinem Haupt, ohne mich zu treffen. Ich brachte siebenzehn Monate im Gefängniß zu, und ich mußte herausgeschmuggelt werden durch Dentzel und Andere, ungeachtet ich lange und vergebens darauf beharrt hatte, so herauszukommen, wie ich hineingekommen war, nämlich mit Untersuchung.

Aber selbst nach dem 9. Thermidor hörte der gute Ehrmann nicht auf, mich mit seiner Bewunderung zu verfolgen. Immer von der nämlichen Idee besessen, war er es, der mich durch sein Geschwätz beim Wohlfahrtsausschuß am meisten verdächtigte.

Wenige Tage nach meiner Befreiung, es war im März 1795, spei-

ſete ich mit Mehrern bei Baſſe, einem Kaufmann, der wegen Waarenlieferungen und Contrakten mit der Regierung nach Paris gekommen war. Als ich in's Zimmer trat, erblickte ich auch meinen guten Ehrmann, der feuerroth wurde und mir mit offenen Armen entgegeneilte. Er konnte ſich nicht ſatt wundern, wie ſo ein Mann, ſo ein Genie, die Schreckenszeit überlebt habe! *)

Luſtiger noch war am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) der Auftritt zwiſchen ihm und Laquiante, einem Elſaſſer, alſo ſeinem Landsmann. Dieſer war das volle Gegentheil von ihm, ein großer, kräftiger Mann, und dabei von entſchloſſener Denkart; übrigens Royaliſt.

Ehrmann hatte ſich an dem Tag verſpätet, wohl auch verſpäten wollen, denn der Kampf gegen die Conventstruppen in der Stadt war hartnäckig. Er konnte nicht nach dem Convent, und wollte auch nicht nach Hauſe, wo man ihn, als einen Terroriſten, im Fall die Sektionen ſiegen würden, unfehlbar aufgeſucht haben würde. Er begab ſich alſo zu ſeinem Landsmann, und bat dieſen um ein Nachtlager.

„Ganz gern!“ ſagte Laquiante, der ein kleines Quartier in der Straße Richelieu hatte, und deſſen Frau eben Wöchnerin war: „Aber wir müſſen uns beide mit einer Matratze im Vorzimmer begnügen. Uebrigens wiſſen wir Zwei ja noch nicht, wer von uns ſiegen wird, ob die Sektionen oder der Convent? Wir wollen alſo ein Uebereinkommen treffen. Siegen wir Royaliſten gegen den Convent, ſo nehm' ich dich in Schutz. Sieget ihr Terroriſten, ſo ſchützeſt du mich.“

Die unruhige Nacht verging, und am andern Morgen machte ſich Laquiante auf die Straßen, um den Ausgang der Dinge zu vernehmen. So erfuhr er den Sieg des Convents. Nun holte er ſich einen alten, verroſteten Degen, ging damit zu dem kleinen, erſchrockenen Ehrmann,

*) Hier verdient ein Zug eingeſchaltet zu werden, der zur Bezeichnung von Schlabrendorf's edler, ich möchte ſagen, kindlichguter Gemüthsart, beſſer denn jeder andere dient, und dem Mitheiler durch Herrn Oelsner, einem der Genoſſen bei jenem Gaſtmahle, erzählt wurde.

Graf Schlabrendorf ſtellte ſich nämlich bei Ehrmann's unmäßigen Freundſchaftsbezeugungen unendlich gerührt; that, als wenn er von Allem, was Ehrmann gethan, nichts wiſſe; ſetzte ſich bei Tiſche neben ihm und fuhr in dieſer Art Unterhaltung fort. Der Graf ſchenkte ſeinem kleinen Nachbar fleißig ein, und nickte Oelsnern, der ihm gegenüber ſaß, und, mit Allem vertraut, ſich an dieſer Scene beluſtigte, luſtig zu. Nach dem Eſſen trat er zu Oelsner. „An dem hab' ich mich doch gut gerächt!“ meinte er: „Bemerkten Sie nicht, wie er mich, den er für ganz unwiſſend hält, zu myſtifiziren glaubte, und wie doch ich es war, der ihn tüchtig myſtifizirte?“

kniete ehrerbietig vor ihm nieder, wie ein Goliath vor David, und überreichte ihm auf ergkomische Weise das Mordwerkzeug mit den Worten: „Nimm, du Blutmensch, ich bin dein unterthäniger Gefangener!“

Die närrische Geschichte machte mich unmäßig lachen; es wandelte mich sogar eine kleine Nachlust an, und ich bat den Maler Guerin himmelhoch, er müsse mir die Scene zwischen dem kleinen und großen Mann skizziren.

Physiognomie von Paris am 10. August 1792.

Es wäre Sünde gewesen, bei großen Ereignissen der Revolution in der Stube zu bleiben. Auf den Straßen war viel zu lernen.

Gleich nach Erstürmung der Tuilerien und Vernichtung der Schweizer sah man überall das Volk mit rothen Lappen von den Uniformen der Schweizersöldner auf Piken, Bajonetten, Säbeln und Hüten.*) Es waren die Triumphzeichen des Tages. Geplündert wurde nicht, sondern nur zerstört. Selbst die Matratzen, die man im Schlosse und in den Kasernen der Schweizer gefunden hatte, wurden zerschnitten. Der Carousselplatz war von Wolle ganz bedeckt. Und doch sind Matratzen der geschätzteste Reichthum des gemeinen Volks, wie anderswo, so auch in Paris. So sammeln in Schlesien die Dienstmägde schon Federn für künftige Betten auf, und es ist da ein arger Vorwurf, nicht einmal ein Bett unter dem Leibe zu haben.

Die Leichen der Getödteten, die im Garten der Tuilerien und sonst herumlagen, waren bald nackt ausgezogen, nicht aber um sie zu plündern, (ohnedies waren es meistens arme Soldaten, die Offiziers hatten sich gerettet), sondern um die Kleider, als Siegeszeichen, zur Schau herumzutragen. Hüte voll Louisd'or wurden dem Präsidenten der Nationalversammlung überbracht. Diebe, die sich etwa unter dem Volke befanden, wurden, wie die Schweizer und die Hofleute, aus den Fenstern gestürzt. Ich selbst sah solches, mit Verwunderung und Grausen über die Gerechtigkeitspflege des Volks. **) Nur der Wein in den Kellern wurde ge-

*) Das nämliche Schauspiel mit den rothen Lappen ward in der Juliuswoche 1830 in Paris wiederholt. Zsch.

**) Auch einer meiner Söhne war, in der Juliuswoche 1830, Augenzeuge der nämlichen Strenge und Verabscheuung des Plunderns in Paris. Ein bewaffneter Haufe ging vor einem Laden vorbei; ein Kerl nahm davon ein Paar Strümpfe hinweg. Ein Anderer, der selber keine Strümpfe an den Füßen hatte, sah es, schimpfte wüthend auf ihn, sagte es den übrigen, die schon voran

trunken, und häufig auf den Straßen vertheilt. Ich ſah einen taumelnden Kerl, in jeder Hand eine volle Flaſche, die er den Vorbeigehenden anbot: „Veux-tu du vin de Veto?“

Abends bot der Carouſſelplatz einen maleriſchen, aber ſchauerlichen Anblick dar. Die beiden Schweizer-Kaſernen, welche den Platz vor dem Schloſſe in zwei rechtwinkliche Höfe theilten, ſtanden hoch auf in dunkeln Flammen. Die finſtern Häuſer umher, ſeltſam und wandelbar beleuchtet, ſchienen Leben zu haben. Der Platz war von Volksgruppen angefüllt. Hier ward getrunken; dort der Haufen von einem Redner angeſprochen; hier tanzten Jubelnde, dort lagen Andere bei dem Lärmen im feſten Schlafe. In den benachbarten Straßen ſah man noch Schweizer gemordet; beſonders in der engen Gaſſe de l'Echelle waren bei vierzig gefallen; viele Hausthüren durch Kugeln, wie Siebe, durchlöchert.

Man hörte vom Volke wüthende Reden, die ſchrecklichſten aus dem Munde der Weiber. Die Nationalgarde hielt ſich, wie gewöhnlich, ernſt und ſtill dabei.

Ich folgte einer Patrouille, die ſpät Abends, beim Schein der Fackeln, nach der Leiche eines Patrioten zu forſchen ſchien. Da kam ein Mann, im Ueberrocke der Nationalgarde, der einen Knaben an der Hand führte. Er beſchrieb ihm das Schloß, und wo zuerſt aus demſelben auf das Volk geſchoſſen worden war. Dabei gerieth er in die entſetzlichſte Wuth. „Die verruchten Schweizer!“ ſchrie er einmal ums andere: „Aber Alle müſſen ſie dafür umkommen! Alle, Alle! Wir wollen ſie aufſuchen, und verkröchen ſie ſich im tiefſten Bauch der Erde!“

„Was heulſt du?“ rief ein Anderer einem Knaben zu, der beim unerwarteten Anblick einer ſcheußlich verſtümmelten und zerfleiſchten Leiche mit Entſetzen laut aufſchrie: „So wird es dir auch ergehen, wenn du einmal ein Ariſtokrat werden ſollteſt. Nimm ein Beiſpiel daran.“ Das kann man revolutionäre Kinderzucht nennen.

In den verſchiedenſten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weit offenem Munde, wie zum Todesſchrei aufgeriſſen, den ſie bei ihrer Ermordung ausgeſtoßen haben mochten. Große ſchöngebaute Männer. Und ich ſah Weiber darauf herumtanzen, und ſich

---

waren, und der Dieb ward ohne Barmherzigkeit auf der Stelle niedergeſchoſſen. — Schladrendorf's Erzählung aber beweiſet, daß der barbariſche Rechtlichkeitsſinn des Pariſer Volks, mitten im Rauſch ſeiner Wuth, im Jahr 1830 kein Beweis vorgeſchrittener Geſittung war, da es beinah vierzig Jahr zuvor auf gleiche Weiſe gehandelt hatte. Bſch.

getauft, wie er zu Ehren des Konigs von Spanien den Namen Ferdinand angenommen, seine achtundvierzig Gemahlinnen abgedankt, seine Pagoden alle zerstört, eine christliche Kirche gebaut habe, dauerte nur kurze Zeit. Inka-Kassel, ein schlauer und gewaltthätiger Mensch, wollte sich nur mit dieser Maasregel das Vertrauen des spanischen Statthalters und dessen Hilfe zur Unterjochung anderer benachbarten Inseln verschaffen. Als dies fehlschlug, änderte er den Sinn. Die Folge ward, daß die Spanier ihn kriegerisch überfielen und gefangen nahmen. Auf manchen andern der Gewürzinseln wurden schon früh von katholischen Glaubensboten Bekehrungsversuche, oft unglückliche, gewagt. In Tidor wurde der Missionar Pater Leo von St. Joseph im Jahre 1739 von den Einwohnern geviertheilt, sein Haupt auf einem Spieße herumgetragen. Ein Jahr nachher verschwand der Pater Hippolyt, den die Wilden hinwegschleppten.

Blühender iſt der Zuſtand des Chriſtenthums, wenigſtens dem Aeuſſern nach, in den manillischen oder philippinischen Inſeln. Dies dankt man beſonders den großen Miſſionsanſtalten Roms, die dort ſchon ſeit Jahrhunderten thätig waren. Daher konnte in der prächtigen und volkreichen Hauptſtadt Manilha, die gegen neunzigtauſend Einwohner zählt, ſchon im Jahre 1721

des klatschenden Getöses, das sie dadurch hervorbrachten, freuen. „Legt einen solchen Kerl in Antoinettens Bett!“ riefen sie: „damit sie sehe, wie es ihren Dienern bekömmt.“ — Der suchenden Patrouille schrien sie Zoten zu.

Dieser Kannibalengeist wüthete und würgte noch mehrere Tage lang fort. Als man noch einige Tage später ein Paar Schweizer in einem Keller gefunden hatte, nagelte sie das eindringende Volk mit Piken an die Mauer. *)

Bis zum 10. August hatte man von Freiheit gesprochen. Von da an kam die Gleichheit an die Tagesordnung.

Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793.

Die Hinrichtung des unglückseligen, guten Königs Ludwig XVI. sollte vor sich gehen. Es war ein kalter Tag, ziemlich heiter; nur ein Höhrauch ruhte bis Mittag auf Stadt und Gegend.

Ich ging früh zu den Tuilerien, aber nicht früh genug. Beide Terrassen des Gartens waren schon voller Menschen. Die Verbindung mit dem Platz Ludwig XV. war gesperrt, indem die beiden Hälften der Drehbrücke an die Gartenseite gezogen waren. Es wurde gebaut an den Einfassungen des Platzes, daher wenig Raum; doch alle Baumaterialien, Steinhaufen u. s. w. hinter dem Militär sah man gedrängt von Zuschauern besetzt.

Sobald das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab, und von allen Seiten wälzten sich die Massen des Volks hinzu. Ich kam zum Gerüste, als eben ein Knecht des Scharfrichters das geronnene Blut aus dem Korbe, in welchen der Kopf gefallen war, mit der Hand aufschöpfte. Er theilte es unter die andringenden Personen aus. Man nahm es auf Schnupftücher, Kleider; einige Militärpersonen auf ihre Degenquasten. Die einen wollten es als Reliquien eines Heiligen, die andern als Trophäen, bewahren. Der Austheilende nahm Geld, wenn die Schildwache den Rücken wandte, welche auf dem Blutgerüst her- und hinging. — Der Rock, gelbbraun, mit blau emaillirten Knöpfen, wurde auf dem Schaffot zerrissen und getheilt. Spät noch setzte man davon kleine Stücke unter Glas in Fin-

*) Menschlicher und schonender betrug sich das Volk im Juli 1830. Sobald Schweizer die Waffen weggeworfen, den Rock ausgezogen hatten, wurden sie gütig behandelt.

geringe. Derselbe Knecht bot des Königs Haarband, seine Haare u. s. w. aus. Den Hut sah ich auf dem Platze ausbieten. Er fand späterhin den Weg in das Gefängniß der Madame Elisabeth.

Ich besuchte nach der Hinrichtung die Kaffeehäuser, Schenken u. dgl. in der Nachbarschaft. Alle waren gedrängt voll; aber nirgends sprach man vom Ereigniß des Tages. Die Leute spielten Domino und trieben Anderes, als wäre nichts vorgefallen. So fand ichs überall in der Stadt. Ein einziges, altes Weib hört' ich, welches einem Jungen, der triumphirt hatte über des Königs Hinrichtung, einen Verweis gab, doch mehr ironisch, als heftig. Ein leidenschaftlicher Montagnard aus dem Nationalkonvent hielt mich an, und sprach mit der äussersten Wildheit, nicht von der Hinrichtung des Königs, sondern — von der Tags zuvor geschehenen Ermordung Lepelletiers. Ein Glück, meint er, daß der Mörder ein bekannter Royalist sei; der werde sich finden lassen. Die Girondisten würden sonst nicht ermangelt haben, den Konventsgliedern vom Berg die That zuzuschreiben.

Noch muß ich bemerken, daß die Hägung, vom Tempelgefängniß bis zum Richtplatz des Königs, zwar aus Nationalgarden gebildet gewesen war, aber diese nicht in Uniform, sondern in sogenannten Bisets, wie sie nach dem 10. August allgemein so waren. Lally Tolendals Schilderung, wie er sie in London entworfen hat, was er von der allgemeinen Trauer in Paris, von dem Beten, vom Weinen, von verschlossenen Fenstern u. dgl. m. am Todestage des Königs erzählt, ist durchaus falsch. Einzelne mögen betrübt gewesen seyn; aber die Physiognomie von Paris war es nicht.

Gnomen. *)

1. Zartem Ohre halbes Wort.
2. Der Ruhe entläuft kein Uebermuth.
3. Der Menschenweisheit Gift ist Allmacht.
4. Urtheil der Gewalt ist selten — Gewalt des Urtheils.
5. Halt aus im Leide; halt ein im Genuß.

---

*) So nannte Baggesen, der Dichter, diese kleinen Denksprüche, deren Schlabrendorf viele machte, indem er sich das Gesetz dabei gab, keinem Gedanken über vierzehn Sylben zu schenken. — Er künstelte unaufhörlich an der Sprache und verkünstelte sie nicht selten bis zur Unverständlichkeit. Als mündlicher Erzähler und Redner war er Meister; als Schriftsteller übermeisterte er sich. J.

6. Nie komm' dir Nothwendiges zu rasch; woll' es früher du selbst.
7. Lehren heißt: zeigen die nächste Bahn zum Selbstunterricht.
8. Was du leistest, ist mehr, denn was du wissen magst, werth.
9. Zorn gebiert böse Reden, Groll bösen Willen.
10. Ewigen Frieden? Ihn braucht das Schaf; ew'gen Krieg der Wolf.
11. Sehn ist Kunst; das Kind lernt sie; der Künstler von neuem sie.
12. Aus Bildern webt Sprache Gedanken; der Künstler kehrt's um.
13. Unrecht straft sich selbst; Büttel seyn will der sich selbst rächt.
14. Ohne Meinung und Willen, da höfelt sich's gut.
15. War Jugend Rausch, ohne Wein, sei Alter Wein, ohne Rausch.
16. Tropfenfall höhlt Gestein; Vernunft viel später den Starrsinn.
17. Liebevoll ist deutscher Ernst, doch ernst auch deutsche Liebe.
18. Sei's Kloster, sei's Hof, es bleibt Ränkelust, Winkellust.
19. Frei wird kein Volk und gewerbsam, ohn' Anderer Vortheil.
20. Gottesvertreter, zu viel schon! Volksvertreter thun noth!
21. Kräfte regeln lehrt Friede; sie wagen, der Krieg.

Regierungswechsel.

Wir haben schon vielerlei historische Monographien, Darstellungen gewisser einzelner Gattungen von Begebenheiten, z. B. der Belagerungen, der Verschwörungen u. dgl. m. Wie kömmt es, daß noch kein Schriftsteller das dankbarste Fach solcher Monographien, nämlich die Geschichte der Regierungswechsel, bearbeitete? Bei keiner Gelegenheit verkünden sich Menschen und Zeiten so wahr und lebendig, als bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers. Tacitus hat die Wichtigkeit solcher Momente wohl begriffen. In seinen Jahrbüchern sind dergleichen Uebergänge mit großer Ausführlichkeit und meisterhaft behandelt, z. B. die Erscheinung des Tiberius nach dem Augustus. Sie gehören zu den schönsten Stellen seiner Werke.

Freilich in verfassungsmäßigen Monarchien verschwinden die grellen Contraste; es herrscht mehr Gleichförmigkeit der Bewegungen; die Ministerien werden öfter geändert, wenn sie entweder nicht im Sinn des Monarchen, oder des repräsentirten Volks sind; und immer wird die Wirksamkeit der Minister theils durch das Grundgesetz des Staats, theils durch öffentliche Meinung und durch den Hof modifizirt.

Anders aber verhält sich's bei Regierungswechseln in absoluten Mo-

narchien; hier verwechselt der ganze Staatskörper seine Seele mit einer andern. Er empfängt einen ganz neuen Charakter, einen neuen Willen, der mit dem vorigen oft im vollen Widerspruch steht. Es treten neue Menschen auf, die man vorher nicht kannte; die alten verschwinden im Schatten. Die Wirkungen des allgemeinen Umschwungs dehnen sich bis auf den Ton der kleinsten Stadt, des geringsten Beamten, und hinwieder auf Gegenwirkungen der Nachbarstaaten aus. Man denke nur an die Regierungswechsel von Ludwig XIV. und XV., von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., von Peter I., Katharina II. u. s. w.

Die öffentliche Vernunft.

Man bemerkt in unsern Tagen Vielerlei, was in frühern Zeiten fast ganz unbekannt war, und allein nur aus dem Gegensatz entspringt, den ein Regentenwille und eine öffentliche Meinung machen. Zwar nehmen manche Herren, von ihrer eigenen Weisheit vollkommen und aller Welt zum Trotz überzeugt, vornehmen Ton an gegen die sogenannte öffentliche Meinung; fragen noch, was sie sei? wo und woran man sie eigentlich erkenne? Napoleons und vieler Andern Schicksal macht sie nicht klüger im Handeln. Aber dennoch fürchten sie sie heimlich. Sie ist ihr böses Gewissen, welches sie in sich berauben und vernichten möchten. Ein gewisser Professor F.... in Bonn, der gegen Luther tapfer zu Feld zog in seinen Vorlesungen, und an der Spitze der Proselytenmacher stand, hatte mächtige Gönner für sich, aber die übrigen vernünftigen Leute gegen sich. Ich lese nun in der Zeitung, er sei seiner Stelle entlassen worden, aber mit Beibehaltung des ganzen Gehalts. Das heißt nicht, man habe ihn bestrafen wollen, sondern man hat nicht den Muth, ihn zu belohnen.

Oeffentliche Meinung ist wirklich nur der zum Durchbruch gekommene, öffentlich gewordene, gesunde Menschenverstand, welcher gegenwärtig noch in vielen Ländern ganz still privatisiren muß. Jeder, sobald er vor allem Volk steht, schämt sich eben so sehr, geradezu unvernünftig, als geradezu lasterhaft, zu erscheinen. Man will Diener, man will nicht Tadler, und stellt daher gewöhnlich gute Köpfe damit auf die Probe, ob sie zum Dienen taugen, daß man ihnen breite Titulaturen anbietet. Nehmen sie dergleichen willig: so hat man von ihrem gesunden Vorstande wenig zu besorgen.

Die Titel mancher Leute erinnern mich an die gedruckten Ankündigungen spanischer Stiergefechte; da werden allemal zuerst die Namen der präsidirenden Großen, dann die der Stiere gelesen, die gehetzt werden sollen. Als bei der piemontesischen Revolution Rede ward, der König habe abgedankt, warfen die ihm treu gebliebenen Regimenter die Gewehre weg, und Soldaten und Offiziers liefen mit dem Ruf auseinander: „Point de roi, point de soldat!“ Sie sagten da, vielleicht wider Willen, eine große Wahrheit, so lange die Benennung Soldat ihre bisherige Bedeutung hat und behält.

Der Erzieher des Dauphins und Sohnes Ludwigs XIV., der Herzog von Montlosier, ließ einmal den gesunden Menschenverstand verblitzen, als der König eben ein Todesurtheil unterschrieben hatte. Er verderbte damit seinen Kredit beim Monarchen ganz und gar. Dieser hatte nämlich, um seine Strenge in Bestätigung des Todesurtheils zu rechtfertigen, erzählt, daß er den Verbrecher schon einmal wegen eines Mordes begnadigt habe, und dieser nachher zehn andere begangen hätte. „Vous vous trompez, Sire,“ erwiederte Montlosier, „il n'a tué que le premier; les dix autres, c'est V. M. qui les a tués.“

Nach der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich II. fällten die katholischen Bauern ein nicht günstiges Urtheil über die neue Regierung. Aber ihr Mutterwitz traf damals doch nicht weit vom Ziel. „Die Preussen“, pflegten sie zu sagen, „haben keine zehn Gebote, sondern nur drei Gebote, die heißen: erstens, zahlt Steuer! zweitens, haltet den Deserteur auf! drittens, räsonnirt nicht!“

Man kann sich aus dem Widerwillen einer gewissen Partei gegen das Oeffentlichwerden der Vernunft ihren sogenannten Haß der Ideale und der Ideen erklären. Es ist der Haß des politischen Egoismus gegen Grundsätze. Zur Zeit der Girondе nannte man alle die, welche höhern Ansichten huldigten, und nicht in die vergängliche Herrschaft der gereizten Gemüther geben wollten, spottweise hommes d'état. Nachher tobten die Ohnehosen gegen eine Aristocratie des talents. Zur Zeit des Schreckens und noch des Vollziehungsdirektoriums nannte man die bessern Köpfe, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht kapituliren liessen, Principiers. — Napoleon, der noch an der Spitze von 500,000 Mann gern den Satyriker machte, nannte sie Idéologues. In Deutschland tauft man sie mit dem Namen der Metaphysiker oder Metapolitiker. Welche Zwietracht unter den politischen Egoisten selbst gegenseitig herrschen möge, sie ist nicht so unversöhnlich,

als ihr Abscheu gegen die „Ideenmenschen.“ Ein Fouché könnte Wellington's Busenfreund werden, — aber sich mit einem Ideologen zu paaren, das wäre Unmöglichkeit.

Ich sehe für das schöne Frankreich eine trübe Zukunft vor. Daß Napoleon keine bleibende Dynastie, bei offener Verachtung der öffentlichen Vernunft, gründen werde, hab' ich lange vorausgesagt. Aber daß das gegenwärtige Regiment, welches wieder vollkommen das ancien régime werden möchte, mit seinem grobsinnigen Egoismus eben so wenig bestehen werde, als er, ist mir noch weit klarer. *) Es kann nicht seyn, denn die heutigen Geschäftstreiber sind so schlecht, als man nur seyn kann.

Baron Hompesch.

Alle Abenteurer sind mir zuwider, und doch fühl' ich mich von ihnen angezogen, wie vom Anblick eines verwilderten Gartens, dessen schönste Anlagen durch Verbuschung unkenntlich geworden sind. Alle haben Verstand, Entschlossenheit, sogar Gemüthlichkeit; aber diese Eigenschaften sind ins Monströse verartet bei ihnen; das gewissenhafte Messer der Rechtlichkeitsliebe schnitt die geilen Auswüchse nicht hinweg. So werden dergleichen Leute zu wahren Heimathlosen in der gesammten bürgerlichen Ordnung. Sie brauchen die Welt, und das Heiligste in ihr, sogar ihr eigenes Gewissen schlechthin gewissenlos.

Der Baron Hompesch, ältester Sohn einer reichsfreiherrlichen Familie, und zu einem reichen Majorate bestimmt, ward wahrlich nicht aus Armuth, sondern durch seine Sinnesart zum Abenteurer. Schon in seiner Jugend lief er davon. Sein Oheim, in Geschäften des Malteserordens im Haag, fand zufällig den vierzehnjährigen Knaben. Er brachte diesen nachher in österreichische Kriegsdienste. Das Regiment des jungen Offiziers kam mit ihm nach Ungarn, wo er sich so sehr gefiel, daß er sich von den Ungarn nationalisiren ließ. Mit seinen neuen Landsleuten, die ihn unter die Zahl ihrer Magnaten aufnahmen, ließ er sich gegen Kaiser Joseph II. in eine Verschwörung ein, deren Deckmantel die Freimaurerei werden mußte. Unabhängigkeit von Oesterreich und Wahl eines eigenen Fürsten, aber aus einem fremden Hause, doch nicht mächtig genug, dem Adel von Ungarn gefährlich zu werden, war

*) Schladrendorf äusserte sich so am 14. November 1821.

Zweck. Gleiche Gedanken gingen in Böhmen hervor, wo man sich mit den Ungarn zum gemeinschaftlichen Handeln verbinden wollte, was diese aber ablehnten.

Für Alles war gesorgt, nur der Fürst fehlte. Hompesch wurde nach Deutschland geschickt, um die Krone des heil. Stephan einem kleinen Fürsten anzubieten. Man hatte das Augenmerk auf die Herzoge von Weimar und Braunschweig geworfen, und auf einen dritten noch, der mir entfallen ist. Die Einrichtung war so getroffen, daß ihm ein ungarischer Edelmann, immer nur eine Tagreise von ihm entfernt, folgen mußte, damit seine Freunde schnell erführen, wenn ihm irgend etwas begegnen sollte.

Er hielt sich einige Tage in Wien auf, dann reisete er weiter. Kaum hatte er aber das Thor verlassen, rollte ihm ein leichter Wagen schnell nach, der bei dem seinigen still hielt. „Hab' ich die Ehre, mit dem Baron Hompesch zu sprechen?" fragte ein artiger Mann. — Ich bin es.

„Se. Majestät der Kaiser, dessen Sekretär ich bin, wünscht Sie zu sehen. Es wird kaum nöthig seyn, daß Sie mit dem Reisewagen umkehren. Nehmen Sie in meinem Wagen Platz, und lassen Sie den Ihrigen ein wenig warten. In einer Stunde ist das abgemacht."

Hompesch setzte sich zu dem Sekretär, dessen Wagen bald in ein Nebengäßchen einlenkte. Man fuhr durch ein offenes Thor, innerhalb dessen Schildwachen standen. Die Thorflügel schlossen sich, und Hompesch war — Staatsgefangener. Beim Verhör läugnete er Alles, obgleich man ihm freundlich vorstellte, daß sein Geständniß nicht sowohl dem Kaiser nöthig, als ihm selber nützlich seie, und darum gewünscht werde. Ihm, als einem jungen Manne, einem Fremden, einem Verführten, würde man verzeihen, wenn er sich der Verzeihung durch Aufrichtigkeit würdig machen wolle. Beweise habe man schon ausserdem in Händen; die Ungarn hätten Alles gestanden.

Als Hompesch fest blieb, gab man ihm nach und nach nicht undeutlich zu verstehen, daß es mit dem Sterben allein nicht gethan sei. Den Tod verachte er vielleicht; aber es gebe Mittel, ihn fügsamer zu machen. Unterdessen stellte man auch den verhafteten Ungarn vor, Hompesch habe Alles gestanden. Durch diese Mittel erfuhr man zuletzt, was man wissen wollte. Hompesch wurde endlich freigelassen, aber des Landes verwiesen.

Obgleich seine Sendung ihren Zweck verloren hatte, sprach er doch

davon mit den beiden genannten Fürsten; und ging dann nach Berlin, wo er dem Minister Herzberg über die ungarischen Angelegenheiten volle Auskunft gab. Er wurde als Major in der Suite des Königs angestellt. Späterhin, auf dem Kongresse zu Reichenbach, war man so unedel, preussischer Seits die ganze Liste der ungarischen Verschworenen an Leopold II. zu geben.

In der preussischen Armee machte Hompesch noch den ersten Feldzug am Rhein mit. Doch bald trat er mit den Engländern in Unterhandlung, wegen Anwerbung einer Legion. So ward er englischer Oberst, und kam in die Niederlande. Eines Tags aber, da er aus einer Festung Geld für seine Legion geholt hatte, und, statt zu Pferde zu sitzen, sich bequem in einer Kutsche fahren ließ, ward er von einer versprengten französischen Patrouille, unter Ney's Anführung, gefangen. Die hinter dem Wagen angebundenen Pferde, von seinen Bedienten abgeschnitten, entkamen mit diesen. Er ward nach Frankreich gebracht, und kam nach Paris. Hier lernt' ich ihn im Luxemburg kennen. Klüglich verheimlichte er den Franzosen, daß er englischer Oberst sei. Man kannte ihn nur als preussischen Major. Als solcher erlangte er durch den Frieden von 1795 seine Freiheit.

Er reiste ab, hielt sich aber, einer Ehrensache wegen, die er noch ausmachen wollte, in einem Städtchen am Rhein auf, während er seinen Diener nach Basel vorausſandte. Mittlerweile hatte jedoch schon ein belgischer Patriot, der Hompeschens Dienstverhältnisse kannte, die französische Regierung auf ihren Mißgriff aufmerksam gemacht. Man schickte sogleich einen Courier nach, ihn aufzusuchen und festhalten zu lassen. So traf man ihn wirklich noch in dem Städtchen.

Hompesch rettete sich aber sogleich aus der Gefangenschaft, indem er sich entkleidet, blos den Säbel bewahrend, durch den Kamin auf ein Dach flüchtete und von da sich in den Rhein stürzte. Er war ein guter Schwimmer; nackt, den Säbel zwischen den Zähnen, kam er durch die Wellen von einer Insel zur andern, zur dritten, zur vierten. („Mir ward Angst," sagte er mir späterhin: „es wolle mit den Inseln kein Ende nehmen.") Am jenseitigen Ufer stand ein Oesterreicher Schildwacht, der von dem nackten Manne mit dem bloßen Säbel sehr zweideutige Meinung zu haben schien. Er ward festgehalten, bis ihn die preussische Gesandtschaft in Basel reklamirte. Er ging dahin und begab sich darauf nach England.

Von hier schickte man ihn mit seiner Legion nach Westindien,

wo er unter andern auch gegen die armen Caraiben von St. Vincent Krieg führte.

Seine letzte Expedition im Namen Englands, während des dänischen Krieges, war eine Art Piratenzug gegen eine der dänischen Inseln, den ihm aber die englische Regierung selber übel aufnahm, sie, die sich doch die Verheerung von Kopenhagen, die Plünderung und Verwüstung von Washington nicht übelgenommen hatte. Er kam dann einige Male nach Frankreich, um sich für die Bezahlung der seinem Oheim Hompesch, letztem Großmeister des Malteser-Ordens, stipulirten Jahrgelder zu verwenden; lebte übrigens, als pensionirter Generallieutenant, in England.

In einer einzigen seiner Redensarten prägte er seinen ganzen Charakter aus. „Sie müssen wissen," sagte er manchmal zu mir: „daß mir mein Mittagsbrod immer für mein Frühstück feil ist." Jede auf einigermaßen entfernte Rücksichten beruhende Vorstellung nannte er „Kapuziner-Trost."

Der ächte Abenteurer handelt in der That nach keinem System; er läßt sich seiner leichtsinnigen Natur über, ohne sich mit dem Nachdenken viel zu schaffen zu machen. Er ist der egoistische Skeptiker, der nur an die Gegenwart glaubt. Es giebt eine andere Art Abenteurer, die sind dogmatisirende Schelme; man nennt sie französisch Roués. Es giebt in der deutschen Sprache kein Wort dafür, wenn man sie nicht etwa die Abgefeimten heißen will. Es möchte den Deutschen zur Ehre gereichen, daß ihnen das Wort fehlt; aber leider findet sich die Rouerie ebenfalls schon bei ihnen ein. *)

Der jüngere Bruder Hompeschens (auf den zweiten hatte der Vater das Majorat übertragen) war Feldprediger bei ihm gewesen. Ein deutscher Reichsfreiherr, ein Katholik, Feldprediger in einer aus allerlei Religionsgenossen zusammengewürfelten Legion! „Warum nicht?" meinte Hompesch: „Mein Bruder ist ein herrlicher Kerl und die Stelle ist einträglich. Er ist zum geistlichen Stande erzogen und der Einzige in meiner Familie, der anfangs einigen Glauben an seine Religion hatte. In der Nähe von Heidelberg steht ein altes Heiligenbild im Rufe der Wunderthätigkeit. Mein Bruder befand sich einst auf der Jagd

*) Was Voß in seinem ersten Werke gegen Stollberg von Hompesch und dessen Anwesenheit beim Grafen Reventlow, so wie von dessen damaligem Einfluß auf Stollberg erzählt, der Hompeschens spätere Bekehrung verkündet haben soll, verträgt sich nicht ganz mit dem hier gegebenen Bilde. Als er mit Schladrendorf umging, war er wenigstens noch weit vom Wege der Buße.
J.

und in der Nähe des Bildes, mit seinem geladenen Gewehr. Da kam er auf den gottlosen Gedanken, seine Religion zu prüfen. „Laßt sehen, was der Heilige anstellen wird, wenn ich auf ihn anlege!“ Er verbarg sich hinter ein Gebüsch und zielte. Der Heilige verzog keine Miene. Mein Bruder drückte los und schoß ihm ein wenig Schrot ins Gesicht, der Heilige rührte sich nicht. Von Stund' an glaubte mein Bruder kein Wort mehr von allen Wundern und Heiligen. — In späterer Zeit reisete er nach Italien und hielt sich lange in Rom auf. Dort behagte es ihm so wohl, daß er zweimal das ihm geschickte Reisegeld verzehrte, ohne fortzugehen. Zum drittenmal sandte man ihm nur wenig. Mein Bruder berechnete aber, daß er weit weniger nöthig hätte, wenn er den Heimweg mit philosophischer Genügsamkeit zu Fuß machen würde; legte was dazu unentbehrlich war zurück; lebte mit dem Uebrigen lustig zu Rom, und kehrte dann zu Fuß ins Vaterland zurück.“

Vielleicht den größten Schmerz in seinem Leben hatte Hompesch durch den Selbstmord seiner Tochter empfangen. Er war Vater mehrerer in der Welt umher zerstreuten Kinder. Aber die Tochter liebte er am meisten. Er ließ sie aus Böhmen nach England kommen. Hier verfiel sie in eine Schwermuth. Die Aerzte (vielleicht um den Vater zu täuschen) äusserten, es möge Wirkung von einem Fall auf den Kopf gewesen seyn. Schon einige Zeit vor der That fragte das Mädchen die Adjutanten ihres Vaters, welches Mittel sie wählen würden, sich den Tod zu geben? Die jungen Leute, lebelustig, wie ihr Chef, mochten mit solchen Einfällen nichts zu thun haben. Sie fänden das Leben in der Welt ganz behaglich; müßt' es aber seyn, so würden sie das Pistol vorziehen. „Nein, das entstellt zu sehr!“ sagte sie, noch mit weiblichem Schönheitssinn an der Todesschwelle. Wirklich wählte sie, zur Ausführung ihres Vorsatzes, das Messer. Sie starb nicht gleich. Als sie den Jammer ihres Vaters sah, schien ihr doch die That leid zu thun. „O Vater,“ sagte sie: „hätt' ich gewußt, daß es dich so unglücklich machen würde, ich hätt' es doch nicht gethan.“ Hompesch bat sie, wenigstens seinetwillen den Vorschriften der Aerzte folgsam zu seyn. Sie versprach's, konnte es aber nicht halten. Nach einigen Tagen riß sie den Verband ab und starb. „Ja, wenn ich zu retten wäre!“ entschuldigte sie sich, indem sie den Geist aufgab: „Aber das ist ja einmal nicht möglich.“

ein erzbischöflicher Stuhl errichtet werden, dem drei Bisthümer untergeordnet wurden. Die Missionarien waren unablässig bemüht, das geistliche Gebiet über die zehntausend Eilande des philippinischen Archipelags zu erweitern. Inzwischen schritten sie mit ihrem Bekehrergeschäfte nur allzu eilig vor. Es schien ihnen mehr daran gelegen, die Zahl der Angehörigen zu vergrößern, als deren Seelen zu erleuchten. So rühmten sich die Augustinermönche im Jahre 1734, die ganze Nation der Ifinaga's bekehrt und getauft zu haben. Hintennach erfuhr man, daß die Wilden sich empört, die Klöster ausgeplündert, die heiligen Gefäße geraubt, und die Christen genöthigt hätten, ihr armes Leben in die Wüsten der Gebirge zu retten.

Diese Unsicherheit dauerte auf mehrern Inseln noch im neunzehnten Jahrhunderte fort. Im Gebirgslande Bagabag, einer der Philippinen, zählte man (1819) bei dreizehnhundert angesiedelter Katholiken unter Leitung des Predigerordens. Aber Keiner darf sich über eine halbe Stunde vom Fort entfernen, wenn er nicht Gefahr laufen mag, von den wilden Scorrotai überfallen und ermordet zu werden, welche, im Innern des Landes wohnend, das Blut ihrer Feinde trinken und mit den Schädeln derselben ihre Hütten schmücken sollen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß das Chri-

Der Freiherr von der Trenk.

Er war ein Mann von seltener Gemüthsstärke, von vielem Geist; aber dabei ein Abenteurer ganz eigenthümlichen Kalibers, voll überspannter Vorstellungen über seinen eigenen Werth und ohne allen Wahrheitssinn. Man sagt wohl: „der Lügner muß gutes Gedächtniß haben.“ Aber ich kann versichern, Trenk verlor sich nie im Labyrinth seiner falschen Angaben; vielleicht kam es daher, daß, wenn Niemand seine Lügen mehr glauben mochte, er sie doch selbst steif und fest glaubte.

Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Aachen. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Hompesch, der im Gefolge des Königs von Preussen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabei nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschliessen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sei. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preussen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nachtheil von 20,000 Mann preussischer Seits.

Man schlug trotz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vom Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollmacht zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unterdessen in großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal, in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, welche er von allen europäischen Höfen zu besitzen vorgab, in sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. Trenk log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte.

Eines Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!“ sagte er. Kaum war er fort, so trat Forster herein. „Er lügt!“ rief Forster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!“ — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersetzt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?“ rief Hompesch, dem ich's erzählte: „Nicht einmal ungarisch fluchen kann er!“ Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Madscharensprache wären.

Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erstemal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrtsausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Tölpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man bat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Kabinet einen langen, hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!“ — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Kabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sei und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück!

Die Strudelköpfigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palais Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!“ u. dgl. m., als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbehutsamkeit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, beinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu glänzen, bracht' er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt als damals in Paris.

Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Custine's Prozeß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!“ hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!“

Franzosen und Engländer.

Die Franzosen, wenn sie ausdrücken wollen, wie gut sich jemand geschlagen habe, sagen: Il s'est battu comme un *lion*. Der Engländer sagt bei der nämlichen Gelegenheit: To fight like a *man*. Es liegt mehr Phantasie in jener Redensart; aber mehr Selbstgefühl in dieser.

Wenn ein Engländer einem Weggehenden noch etwas zu sagen hat, so ruft er ihm nach: I say! — Ein Franzose in ähnlichem Falle ruft: Dis-donc! — Ich glaube, es liegt diesem Unterschiede des Rufs die Verschiedenheit des Nationalcharakters zum Grunde. Dem bedachtsamern Engländer ist das Versprechen, daß er noch etwas hören solle, Veranlassung genug, stehen zu bleiben. Den sprechlustigern Franzosen kann nur die Aussicht, daß es für ihn selbst etwas zu schwatzen geben werde, dazu bewegen.

In England entehren, zumal in den mittlern Ständen, noch manche Dinge unwiderruflich, z. B.: Spioniren, Angebereien u. s. w., die auf dem Festlande, Dank sei es der weit getriebenen Kunst der geheimen Polizeien, fast zur Ehrensache geworden sind. Ein gewisser Reynolds machte im Jahre 1795 gegen die irländischen Verschwörer den Kundschafter. Die Regierung belohnte ihn reichlich, unter andern mit einem Jahrgeld von 2000 Pfund Sterling. Aber, Abscheu alles Volks geworden, konnte er in England unmöglich bleiben, wo man ihn nur noch unter dem Namen Reynolds the spy kennt. Er ging nach Paris; er lebt noch hier; macht ein gutes Haus, aber kein Engländer betritt seine Schwelle. Seine beiden Töchter sind hübsch und gute Parthien, wie man's heißt. Aber kein Brite blickt auf sie. Ein Franzose machte der ältern den Hof; ein preussischer Maler der jüngern.

Die englische Sprache ist zu Wortspiel gefällig. Shakespeare giebt der Beweise davon viele, vielleicht zu viele; oft geistreich, wenn im Wort- und Sinn-Verdrehen anders Witz wohnen kann. Im Deutschen zur Ehre der Sprache findet sich dazu mehr Ungelenkigkeit. Calembourgs in deutscher Zunge sind wunderselten. Mit Anspielung auf Herrn Genz, machte man mir einst einen Unterschied zwischen jus gentium und Jus Genzium; allein das war nicht deutsch und wird nur, was bei den Deutschen häufig der Fall ist, erst geschrieben zu einer Art Witz. Im Französischen bietet fast jedes dritte Wort einen Doppelsinn; darum ist es die Sprache der Schöngeister, der Vaudevillen, der Calembourgs und — Diplomaten.

St. Simon nennt Frankreich die Avantgarde der europäischen Civilisation. Das Wahre ist, die höhern Grundsätze der Politik und Gesetzgebung, welche nur unter der Aegide verfassungsmäßiger Preßfreiheit gedeihen können, wie in England, haben bisher ihren Weg von England aus über Frankreich nach dem übrigen Europa genommen. Nun will ich aber damit nichts weniger als gesagt haben, die Briten wären das freieste Volk mit den vollkommensten Institutionen. Die Engländer führen viele Fabrikwaaren ausser Landes, von denen sie bei sich selbst zu Hause keinen Gebrauch machen können. Hingegen möcht' ich Frankreich nicht, wie der enthusiastische St. Simon, die Avantgarde der Civilisation nennen; allenfalls nur den Trommelschläger derselben, der vorangeht und trommelt; oder vielleicht treffender, wie Oelsner einmal meinte, den Flügelmann derselben, dessen Bewegungen die des ganzen Regiments bestimmen, bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts, und der dabei alle mögliche Uebertreibungen anbringt.

La Grange.

Der große Mathematiker war ein Skeptiker, aber der bescheidenste von der Welt. Es gab Zeiten hinwieder, in welchen er die Mathematik nicht ausstehen konnte und sich lieber mit Theologie, Geschichte und andern Dingen einließ. Die einförmige Beschäftigung mit mathematischen Abstraktionen ermüdet den Geist endlich; Phantasie und Gemüth fordern zuletzt ihre Rechte mit Ungestüm. Newton schrieb ja ebenfalls Anmerkungen zum Propheten Daniel und zur Offenbarung Johannis.

In seiner Anspruchlosigkeit war er das volle Gegentheil von Laplace. Hr. M..., ein Genfer, einer seiner genauesten Freunde, hatte ihn einmal, nach vielen Besuchen, nie zu Hause gefunden. Als er ihn endlich antraf, und ihm seine Verwunderung bezeugte, daß er von Morgens bis Nachts wochenlang umherschwärme, wunderte sich Lagrange nicht wenig darüber. „Ich war ja beständig zu Hause!" rief er: „Aber sagen Sie, kamen Sie im Wagen oder zu Fuß her?"

— Im Wagen. Heut bin ich zu Fuß.

„Da haben wir's! Ich sagte dem Thürsteher, nur Leute, die zu Fuß kämen, einzulassen. Die haben gewöhnlich etwas zu sagen, oder von mir zu fragen; aber niemanden in Equipage, da verlier' ich nur Zeit."

In Paris eine seltene Weisung für Thürsteher!

Cabanis.

Cabanis war und blieb ein entschiedener Republikaner. Er wollte die Freiheit, aber mit fester Ordnung und kräftiger Vollziehungsgewalt. Daher ließ er sich auch Benaparte's Konsulat gefallen. Als aber die Rede von Monarchie ward, und man ihm sagte: Sie ist den Franzosen unentbehrlich; nur durch einen Hof, durch einen Thron gedeihen Wissenschaften, gedeihen Künste! schüttelte er den Kopf und erwiederte: Un trône, une cour, — c'est l'aimant de toutes les ordures.

Die Theophilanthropen.

Der eigentliche Stifter vom Cultus der Theophilanthropen ist Laréveillère-Lépeaux. Das Aeussere dieses Mannes ist nicht vortheilhaft. Er ist klein, häßlich und verwachsen. Sein Charakter hingegen verdient die größte Achtung. Die Lehre der Theophilanthropen, Menschenliebe in Folge der Grundsätze des reinsten Deismus, war immer Richtschnur seiner Handlungen. Ein treuer Republikaner, änderte er nie seine Meinung. Er war daher dem Kaiser Napoleon so verhaßt, als er es (Februar 1822) den gegenwärtigen Machthabern ist. Er, obgleich er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums gewesen, ist nicht reich. Nach den hundert Tagen wollte man ihn, obgleich er von Napoleon keine Stelle angenommen, unter die Rubrik der zu verbannenden Régicides bringen. Polizeikommissäre kamen zu ihm. Man suchte ihn zu schrecken. Er aber blieb; und man ließ ihn in Ruhe, weil sein Leben in der That gar zu unschuldig und still ist.

Er war als Katholik erzogen. Daher vielleicht sein Mißgriff, daß er einen Ceremoniendienst, einen Cultus derjenigen Lehre beigesellen wollte, die ihrem ganzen Wesen nach demselben widerstrebt. Wie einfach dieser Cultus seyn mochte, er verkehrte das, was reine Menschenreligion war, zum Gottesdienst einer Sekte. Er war der Bestechung unzugänglich; aber man machte ihm den Hof, wenn man ihm protestantische Liturgien, die er nicht kannte, mittheilte, oder in den Versammlungen der Theophilanthropen Reden hielt.

Sein Amtsgenoß im Direktorium, Treilhard, machte ihm über das Gedeihn des Theophilanthropismus den spaßhaftesten und doch begründetsten Einwurf. „Zur Verbreitung einer neuen Religion gehören Märtyrer; keine Kraft ohne Kampf; keine Begeisterung, keine Schwärmerei ohne Widerstand und Opfer!“ sagte Treilhard: „Fais-toi pendre.

mon ami, c'est le seul moyen de bien fonder ta nouvelle religion."

Den Pabſt, als Oberhaupt eines andern Cultus, haßte Larévellière-Lepeaux von Herzensgrund. Er war eigentlich Schuld, daß Pius VII. nach Valence gebracht wurde. Als Sieyes, um ins Direktorium zu kommen und dieſes nach ſeinem Sinne zu modeln, ihn, Treilhard und Merlin hinauswarf, gab ſeine Wirkſamkeit dabei den Vorwand her. Man ſagte: Larévellière-Lepeaux habe, als Präſident des Direktoriums, den Befehl zur Deportation des Papſtes ausfertigen laſſen, ehe er noch in die Regiſter eingetragen und von den Uebrigen unterzeichnet geweſen.

Nachdem Bonaparte zum Conſulate gelangt, wurden mehrere Verſammlungsörter neu entſtandener Sekten geſperrt, unter andern auch derjenige der Theophilanthropen. Sie überreichten eine Art Proteſtation, eine gemäßigte, aber freimüthige Apologie, die ohne Erfolg blieb. Was die Theophilanthropen und ihr Haupt beſonders verhaßt machte, war der Republikanismus in beiden. Sie mußten nun la bête noire des Prieſter- und Ariſtokratendünkels werden. Im Volke machte man ihren Namen zum beſchimpfenden Calembourg. Man nannte ſie les filous en troupes.*)

Es wäre, glaub' ich, in Frankreich gar nicht unmöglich geweſen, als hier Alles eine tabula rasa geworden, ein religiöſes Neues zu begründen. Nur hatte ſich Larévellière-Lepeaux ungeſchickt benommen. Schon der unverſtändliche, griechiſche Name war Mißgriff; und ein noch größerer, daß er in die Bahn der alten Sekten einlandete und excluſio werden wollte, wie ſie. Er hätte den ächten Geiſt des Proteſtantismus erfaſſen, inclusio, allumfangend werden, das heißt Religionsfreiheit gründen und die Kirchen und ihren Glauben vom Staat ausſcheiden ſollen, wie in Nordamerika.

Ehrlichkeit.

In meinem Leben hab' ich ſchon oft die Erfahrung gemacht, daß auch das glänzendſte Glück grade denjenigen am erſten unter ihren

*) In den Biographies des contemporains von Michaud heißt es im Artikel Marat (von dem ausgezeichneten Beaulieu verfaßt), die Septembriſirer und die Mörder von Avignon, welche Marats Begleitung bei ſeinen Triumphzügen gebildet hatten, wären nachher Theophilanthropen geheißen. Man weiß aber, daß unter dieſen ſich nur Perſonen höherer und geſitteter Art befanden; daß der Pöbel für deren Ideen keinen Sinn haben konnte. D.

eigenen Händen, wie ein Schatten, verschwindet, die aus Grundsatz an keine Ehrlichkeit glauben, weil sie in ihrer eigenen Gewissenlosigkeit die Quellen unermeßlichen Reichthums fanden. Ein neueres Beispiel ist mir der Banquier Emanuel von Haller. Er häufte während der Revolution und besonders in Italien, dessen finanzielle Verwaltung ihm der General Bonaparte anvertraut hatte, ungeheure Schätze. Aber an Ehrlichkeit glaubte er nicht; er mochte auch nichts mit sogenannten ehrlichen Leuten zu schaffen haben. Lieber wollt' er schlaue Schelme brauchen, in der Meinung, es sei ihr Interesse, ihm zu dienen, mehr werth, als alle Gewissenhaftigkeit. Man schätzte sein Vermögen auf 12,000,000 Fr. Sein Haus war mit Fürstenpracht eingerichtet. Alles ist verflogen. Seine Frau wohnt nun in einem ärmlichen Dachstübchen des fünften Stockwerks.

Die Lebensbeschreibung solches Mannes, aber mit Tacitus Griffel gezeichnet, müßte ein äusserst moralisches Lehrbuch seyn.

Schlabrendorfs Glaubensbekenntniss.

Kaum bestallt
Schrie ein Staatsrath:
„Auf Widerspruch Flintenkugel!“
— Nirgends also freie Meinung?
Fragt ein stiller, alter Bürger.
„Nie laute!“
— Ohne Umlauf fehlt ihr Freiheit.
„Dann läßt's friedlicher sich steuern.“
— Und wohin? zur vollen Willkühr?
„Sie beglückt die rohe Menge.“
— Herrschbeglückerei
Beut auch Hunde-Glück.
Manchem Großen schmeckt's;
Bürgermuth speit's an.
Schon vor Herren-Willkühr
Auch die Thiere schirmen
Wollte Britten-Gesetz.*)

*) Dem Gespräch liegt Thatsache zum Grunde. Der Flintenkugel-Arzt war Beguelin; sein Widersprecher der greise Schlabrendorf; und der Ohrenzeuge dabei der Baron Bielefeld. J.

Vergasse.

Der Name dieses trefflichen Redners und strengrechtlichen Mannes ward einst hochgefeiert. Bekanntlich war er schon vor der Revolution, als Advokat des Banquier Kornmann gegen den Wüstling Beaumarchais, glänzend ausgezeichnet. Er nahm diesen Handel, als eine Vertheidigung der öffentlichen Sittlichkeit. Mit Lally und Mounier gehörte er nachher zu den sogenannten Boudeurs de la Constituante. Nun aber, obgleich er noch lebt, gehört er zu den verschollenen Berühmten. Und doch hat er noch aus seiner Dunkelheit Anstoß zu großen, aber traurigen Wirkungen in Europa gegeben.

Bergasse ist ein Mann von Geist, allerdings. Es ist in ihm mehr Lebendigkeit, als Tiefe des Gefühls vorwaltend; ich möcht' es eine Empfindsamkeit des Mysticismus nennen. Als er sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, gab er sich nach und nach wirklich dem Helldunkel frommer, lieblicher Träumereien hin, die ihm besonders unter den Weibern das Ansehn eines religiösen Sekten-Hauptes schufen. Es bildete sich auf seinem Landgute bei Paris um den Mystagogen eine Art weiblichen Hofstaates.

Frau von Krudener stand im Jahr 1814 in genauer Verbindung mit ihm, der auch zu höhern Personen damals Zutritt gehabt haben soll. Ich halte ihn wirklich für den ersten Anreger der Idee zu einer heiligen Allianz, davon er immer gern träumte, und die nachher unerwartet in die Wirklichkeit hinaustrat, ohne sein weiteres Zuthun. Der preussische Minister von Stein, der ihn ebenfalls 1814 kennen lernte, schien eine hohe Meinung von ihm gefaßt zu haben. Ich darf es schon aus dem Umstand schließen, daß er ihn dem trefflichen Justus Gruner als einen sehr interessanten Mann empfahl. Gruner kam damals, als Chef der höhern Polizei, nach Paris.

Urtheile.

— Man kann das Wahre und Gute nicht lächerlich machen, aber es wohl lächerlich finden. Die Waffe des Lächerlichen brauchen die heiligen Roués, die „Abgeseimten", nur etwa noch unter sich gegen verhaßte Wahrheiten. Oeffentlich wagen sie es seltener. Die Völker sind zu ernsthaft geworden; sogar die Franzosen. Die actes des apôtres waren sehr witzig; aber die Franzosen blieben ernsthaft, und die Lustigmacher lachten nicht bis zuletzt. Die Talleyrands, die Fouchés und

andere gehören noch zur alten, spottenden Schule. Aber ihr Spott gegen die höhern Interessen der Völker, gegen die Heiligthümer der Menschheit wird jetzt giftig und derb. Sie sind *erbittert*, wie Renegaten es gegen den Glauben zu seyn pflegen, den sie abschworen; oder, wenn sie nie eine Meinung verriethen, weil sie nie eine eigene hatten, wie Heuchler, die entlarvt wurden.

— Hätte *Napoleon* ein Zehntel von Sieyes reiner, folgerechter Denkkraft, und *Sieyes* ein Zehntel von Napoleons starker Willenskraft gehabt: so würde die Welt zwei vollendete große Männer gehabt haben, statt zweier Menschen, die es nur halb waren.

— In der Weltgeschichte, in den Sagen und Mythen der Völker, in der Theologie und Symbolik verehren wir gewiß viele Dinge als hohe Weisheit, die blos aus *Mißverständniß* einen gewissen Glanz bekommen haben, weil uns Sitte, Geist und Sprache des Alterthums ganz unbekannt geworden sind. Ich denke manchmal, beim Lesen antiquarischer Untersuchungen, an das Namensschicksal eines ehrlichen, deutschen Zuckerbäckers in Paris.

Dieser hieß *Fidelberger*, wohnte in der rue Vivienne schon vor vielen Jahren, und hatte seinen Namen in großen Buchstaben über dem Laden. Er verstand sein Handwerk; hatte reichen Zuspruch, und darum ließ sein Nachfolger den beliebten Namen, als Firma, über seinem Laden, obgleich er ihn nicht selber trug. Der dritte Eigenthümer des nämlichen Ladens schmückte Alles zierlicher auf, riß auch die verblichene Firma weg, die ihm ohnehin gegen alle Rechtschreibung zu verstoßen schien, ließ auf das neue Schild einen treuen Hirten bei seiner Heerde malen, und dazu die Unterschrift: Au fidel berger.

— Bei *Todesstrafen* von einem *Recht* reden, ist Unsinn. Der Tod selbst ist nicht einmal *Strafe*, oder man wollte ihn Strafe dafür nennen, daß man geboren wurde. Der Staat darf nur in dem einzigen Fall tödten, in welchem es jeder einzelne Mensch darf; nämlich im Fall einer *Nothwehr*.

Man schreibt viel überflüssige Bücher für Abschaffung der Todesstrafe. Man arbeite doch lieber für die Abschaffung ihrer *Nothwendigkeit*, und zwar durch Einführung besserer Volksschulen, besserer Kanzelberedsamkeit und zweckmäßigerer Zucht- und Strafanstalten. Ohne diese bleibt das Tödten der Verbrecher Nothwehr der Gesellschaft gegen ihre ewigen Verfolger.

— Wer an die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts glaubt,

der hat die stolzeste Meinung von der Menschheit, und die demüthigste von sich selber. Seine größten Werke sind nur ein kleiner Schritt, vielleicht nur erst Vorbereitung eines Schrittes, welchen erst die Nachwelt thun kann. Und stände das längste Leben, der reinste Wille, die größte Einsicht, der mächtigste Thron ihm zu Gebote: mehr darf er nicht hoffen. Und wäre die Idee nur Traum: so würde sie der edelste der Träume bleiben.

— In Paris lebte ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humbold: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater, als sein Sohn seyn.“ Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humbolden im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl seyn möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde.

Wo die Natur selbst dies Verhältniß schafft, befestigen es Nothwendigkeit und Gewohnheit. Es ist tadelhafter Stolz, sich nicht in das Verhältniß der Dankbarkeit zu jemanden setzen zu wollen, von dessen achtungswürdigem Wohlwollen man überzeugt ist. Es ist aber gerechtes Zartgefühl, das uns hindert, von demjenigen Wohlthaten anzunehmen, der verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen uns nicht gern ohne Noth von dem adoptiren lassen, den uns die Natur nicht zum Vater gab.

Lafitte und der Pamfletschreiber.

Pamfletschreiber sind die wahren Schmeißfliegen in der Literatur, am Sonnenstrahl der Meinungsfreiheit eben so gut, als das Ey des Adlers, ausgebrütet. Sie können mit allen ihren Anlagen nichts hervorbringen, als Unflath, gleich den Harpyen der Fabel. Mischen sie sich in einen wissenschaftlichen Streit, so greifen sie, statt der Sache, die Person an; beschimpfen, verläumden und verdächtigen diese und bringen die rohe Wuth der Hallen-Weiber in Versen und Prosa zu Markt. Sie gehören in die Zunft der Pasquillanten, weil sie, wie diese, zu ihrem Treiben nicht ihren Namen geben dürfen. In Paris pflegten politische Parteien, wenn es um Rache gegen einen ausgezeichneten Mann zu thun ist, den man in den Augen des Volks herabsetzen möchte, die Feder solcher Leute zu dingen, wie in Italien ehemals den

stenthum so vieler und eilfertig Bekehrten rohen Gepräges sein, und es, beim Mangel guter Unterrichtsanstalten, bleiben müssen. Man darf sich nicht wundern, wenn vieler Orten, wo der Arm der Spanier schwach ist, noch Sitten und Götter des Heidenthums neben christlichen Gebräuchen ihr Recht behielten, und noch, wie auf der Insel Paraga oder Palawan, neugeborne Kinder, welche Leibesfehler zeigen, umgebracht werden. Man weiß ja, daß in den neuesten Zeiten sich viele Küstenbewohner nur darum taufen liessen, um des spanischen Schutzes gegen die Ueberfälle der schwarzen Gebirgsbewohner sicher zu sein, oder um Wein und Schweinefleisch genießen zu können, was ihnen die Strenge des Koran verbietet. Uebrigens scheint selbst da, wo schon alles christlich geworden ist, die Religion nur eine Art kirchlicher, in's bürgerliche Leben übergetragener, Polizei zu sein.

Depagès, welcher auf seinen Reisen um die Welt, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, geraume Zeit auf Samar, den östlichsten von den Philippinen lebte, gibt eine lebendige Schilderung von der Beschaffenheit des dasigen Christenthums, und von dem Verhältnisse der Geistlichen zum Volke. Diese, sagt er, welche die Einwohnerschaft bekehrten und der spanischen Krone unterwürfig machten, üben über dieselben

Dolch der Banditen. Auch in London ist dies der Fall. Aber der ausgezeichnete Mann bleibt, der er ist, und die Schmeißfliegen werden vergessen.

Ein stockroyalistischer Pamfletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung der Liberalen, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier Lafitte mit Sarcasmen und Verläumdungen herabzuwürdigen. Er hoffte damit Aufmerksamkeit für sich zu wecken, Beifall der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Hals, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelnde, oder leichtsinnige Mensch von 20,000 Fr., die er bei dem Banquier Lafitte stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn, und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja Allem abgeholfen. Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die Anweisung von 6000 Fr. auf Lafitte, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamfletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach, und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift" — — „Ganz zuverläßig!" rief der Gläubiger: „Dies ist seine Frau, die es bezeugen kann." — — „Glauben Sie mir," betheuerte die Frau: „die Unterschrift ist von ihm selber." Lafitte läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen.

Nach zween Tagen kehrte auch der flüchtige Zeisig in sein Nest, mit beklemmtem Herzen, wieder zurück, und erstaunt nicht wenig, Alles bei sich wohlauf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen den nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sei aus dem bei Lafitte erhobenen Gelde bezahlt; mehr nicht, als 1500 Fr., wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigt sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu Lafitte, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsinn,

übergiebt ihm das Geld mit Dank und Rührung, und verspricht den Rest möglichst bald zurückzuzahlen.

„Nicht doch!“ sagte Lafitte: „Ich bin nicht gewohnt, so schnell zurückzunehmen, was ich geliehen habe. Aber geben Sie mir nur eine andere Quittung, denn die alte würde mich zum Schuldner von 14,000 Fr. bei Ihnen machen können.“ Und er diktirte ihm eine Bescheinigung vom Empfang von 6000 Fr., „que je payerai *quand je pourrai*.“

Das Danaidengeschäft.

Nicht Adelsinn fehlt dir,
Nicht des Geistes Lichtblick,
Nichts von des Lebens Gütern.
Doch die Göttergaben erspart
Du umsonst den Hirngespinnsten
Und der Schule Grübelei.
Träumst von Freiheit, von Vernunftsieg,
Und vom Geisterbund hienieden
Im Gewühl der Sinnenknechte.
Was belohnet dir den Traum?
War's die Danaidenmühe?
„Erdenlust nie;
Sie sättigt kein lechzendes Gemüth,
Das sehnsuchtsvoll spähet,
Wohin auf langer Bildungsbahn
Der Gott die Völker führt.
Aber im Kampf hienieden
Um das Heilige,
Nenn' eine Seligkeit mir,
Seliger, als den adelnden Kampf!
Was hier noch keiner umarmet,
Verlärt ihn schon hier.
Denn göttlich wird,
Wer zum Göttlichen wallt.“

Der geheime Einfluss auf die französische Revolution.

Es war und ist ein kleiner Geist in diesen Bourbonen; kein stolzes Selbstgefühl, nur Eitelkeit des Ahnenhochmuths. Sie können blos intriguiren; regieren durchaus nicht. Ohne ihre tückischen Einwirkungen wäre das schöne Frankreich nie durch seine Revolutionsgräuel, nie die Geschichte so grauenvoll befleckt.

Auch Lafayette, wie er noch vor Kurzem (1821) gegen einen meiner Bekannten äusserte, obgleich er nur bis Juli 1792 Augenzeuge war, hält sich überzeugt, daß Marat ein Agent gewesen, auserwählt, um Alles ins Gräßliche hinauszutreiben. Selbst unter den Zeitgenossen desselben war schon diese Meinung herrschend. Als Charlotte Corday ihn mit republikanischer Schwärmerei niedergestoßen hatte, trat Kerner, ein junger Würtemberger, ein republikanischer Enthusiast, odemlos zu mir ins Zimmer und rief: „Sie ist uns zuvorgekommen!

Sie ist uns zuvorgekommen!« — Aehnliche Vorsätze hatten in Paris Mehrere gehabt. Doch wußte man hier, daß der Elende schon, in Folge venerischer Uebel, in den letzten Zügen lag.

Daß die Bewegungen der Pariser Sektionen gegen den Convent am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) eine royalistische gewesen, leidet heutiges Tages keinen Zweifel mehr. Fontanes, Suard und besonders Labarpe redeten mächtig in diesem Sinn. Labarpe deklamirte in den Sektionen, que si le souverain était assemblé toute représentation cessait. Fontanes floh darauf nach Deutschland. Der eitle Mann war mit allen Deutschen unzufrieden, weil ihm Klopstock in Hamburg nicht den ersten Besuch gemacht hatte.

Eben so hatte unstreitig der 18. Fructidor (4. September 1797) eine royalistische Tendenz. Die Versammlungen in der Straße Clichy arbeiteten dahin. Doch gingen damals, wie oft in Revolutionen, zwei Intriguen neben einander. Die Spaltung im Direktorium trug dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern. Carnot war dabei blos der Gegner seiner Kollegen, und, ohne es zu merken, der angeführte Gimpel der Royalisten.

Mary Wollstonecroft.

(Geb. 27. April 1759.)

Die Verfasserin der Vindication of the rights of woman glaubte, liebte und lebte, wie sie schrieb. Darum ward sie unglücklich; darum von ihrem eigenen Geschlecht verhöhnt. Sie wollte das Menschenrecht des Weibes in der bürgerlichen Welt gegen das harte Loos wiederherstellen, welches ihm noch, ohne Ausnahme in allen Staaten, gewaltthätig durch die Stärke des Mannes, durch Willkühr und Gesetzgebung aufgezwungen wird. Und konnte sie dies verletzte, unterdrückte Recht nicht durch Ueberzeugung wiederherstellen, wollte sie es doch wenigstens sich selber nicht nehmen lassen. Damit trat sie aus dem Kreis der Vorurtheile und des gesellschaftlichen Aberglaubens hinaus, und das Urtheil der Welt wandte sich feindlich gegen die Unglückliche. Es ist gefährlich, dem grauen Ungeheuer der Volksansicht einen Krieg zu machen.

Und doch war Mary das edelste, sittigste, sinnvollste weibliche Wesen, das ich kennen gelernt habe. Ich kannte sie schon vor meiner Gefangenschaft in der Schreckenszeit genau. Mary war, ohne blendende Schönheit zu seyn, eine anmuthsvolle Grazie. Ihr seelenvolles Gesicht

war mehr, als nur schöne Regelmäßigkeit. Es lag Zauber bei ihr in Blick, Stimme und Bewegung.

Im Kerker besuchte sie mich oft. Sie fesselte mich immer mehr. Erst als sie Paris verlassen hatte, ward ich mir bewußt, daß ich sie liebte. Ihr unglückliches Verhältniß mit Imlay verhinderte eine genauere Verbindung mit ihr. *)

Ihre Kindheit war trübe. Wahrscheinlich desto besser für sie. Sie hatte das Schicksal, weder des Vaters noch der Mutter Liebling zu seyn. Sie blieb überall die Zurückgesetzte unter ihrem Geschwister. Und dennoch erzwang sie, auch als Kind, ihres Vaters Achtung, endlich sogar die Liebe der Mutter, deren Schutz sie oft gegen die Brutalität des erstern ward. Stärke ist immer Stärke.

Fanny Blood, ihre Gespielin und Jugendfreundin, war ihr Alles. Was die that, schien ihr immer das Vortrefflichste. Als sich jene nach Lissabon verheurathete, unterhielt sie beständigen Briefwechsel mit ihr; als Fanny dort erkrankte bis zum Sterben, war Mary nicht zurückzuhalten. Sie wollte die letzten Stunden der Gespielin versüßen. Es stellten sich ihr tausend Schwierigkeiten entgegen. Alle Freunde widerriethen es. Sie blieb standhaft und reisete ab.

Nach ihrer Zurückkunft aus Lissabon, wo Fanny in ihren Armen gestorben war, gab sie die Schule auf, die sie gemeinschaftlich mit ihren Schwestern gehalten hatte, um sich und die Eltern anständig erhalten zu können. Wie lieb und gut sie auch seyn mochte und seyn wollte, es war ihr nicht möglich, mit den Schwestern zu hausen. Das ist Geschlechtsverhältniß. Auch wenige Männer können lange zusammen reisen, oder sonst etwas gemeinschaftlich treiben, ohne Neckerei und üble Laune. Wo ist Quälerei unter einander heimischer, als in Nonnen- oder auch in Mönchsklöstern?

Unter des Buchhändlers Johnson edelmüthiger und freundlicher Anleitung gab sie sich nun schriftstellerischen Arbeiten hin; freilich in mittelmäßiger Handwerksthätigkeit, denn sie wollte Geld verdienen, und

---

*) Mein ehrwürdiger Freund gab mir William Godwins Memoirs of the Autor of a Vindication etc. (2. Auflage, London 1798), in der er viele Stellen angestrichen und Bemerkungen hinzugefügt hatte, von denen eben einige eingeschaltet sind. Er theilt eben deswegen das Buch nur Wenigen mit. Humbold hat es auch in Händen gehabt. — „Sie werden wohl zuweilen lachen!“ sagte der Graf, als er's mir reichte. Wie irrte er sich doch! Ich bin sehr gerühret worden. J.

zwar nicht für sich. Sie hatte fünf Geschwister zu bilden und zu versorgen; sie unterhielt ihren alten Vater, der in Dürftigkeit versunken war. Dazu nahm sie noch ein siebenjähriges Mädchen zu sich, dessen Mutter sie gekannt und geliebt hatte; eine Waise. Sie selbst konnte für sich viel entbehren; darum konnte sie Andern viel wohlthun. Sie schrieb damals ihre Answer zu Burke's Reflections, eine der ersten, aber auch eine der besten Würdigungen dieses Buchs. Dann folgte ihre Vindication of the rights of woman. Wäre unser Zeitalter weniger leicht und flüchtig, Mary hätte wenigstens gesteinigt werden müssen, mit den Männern und den Weibern zugleich, und sogar mit dem in Vorurtheilen versteiften Parlament öffentlichen Krieg anzufangen! Doch ging Mary etwas zu weit, indem sie, ausser dem von der Natur gegebenen eigenthümlichen Wirkungskreis des Weibes, nämlich dem Hause, auch Theilnahme am staatsbürgerlichen Leben, das Recht auf Aemter u. s. w. für ihr Geschlecht forderte. Aemter, wie der Staat selbst, wie Gesetze, wie alle Arzeneien, sind in der Menschheit nothwendige Uebel. Dieser Wirkungskreis der Männer ist mehr ihr Unglück, als ihr Vorrecht; darum flüchten die Edelsten so gern aus dem öffentlichen Leben in die Ruhe des häuslichen zurück.

Die Verfasserin litt viel wegen des Buchs. Sie blieb sich gleich. Sie war sehr religiös. Aber ihre Religion war die schönste Blüthe ihres eigenen Gemüthes. Sie fügte sich den Formen der englischen Kirche; doch war ihr äusserer Gottesdienst selten, und hörte endlich ganz auf. Sie fand da keine Erquickung der Seele als Christin. Sie war die zärtlichste, frömmste, geduldigste Erzieherin; die gütigste Herrin.

Während dieser Zeit in London (von 1787 bis 1790) hielt sie mit dem Maler Füßli viel Umgang. Seine Genialität zog sie an; doch nur diese. Füßli, ein Anbeter Rousseau's, verachtete das Civilisirte und die Kultur; er glaubte nur an die Macht des Genius. Sein Witz und eine sarcastische Laune gaben dieser Artung seines Schauens und Strebens etwas Derbes. Mary hing mit ganzer Seele an Füßli, mit einer Neigung, der sie nachhängen zu dürfen glaubte, weil sie ihn verheirathet wußte, und sich ihrer Reinheit und Anfechtlosigkeit bewußt war. Bald aber ward ihr das Unbefriedigende dieses Verhältnisses zur Qual. Sie erkannte die Neigung zur Leidenschaft erwachsen und zog sich zurück.

Sie ging, sich zu zerstreuen, nach Frankreich. Hier lernte sie einen gewissen Imlay kennen. Es ist merkwürdig, daß sein erster Eindruck

für sie ein widerlicher war. Dennoch folgte sie dem warnenden Vorgefühle nicht. Beider Umgang ward ein zärtlicher. Er war ein Amerikaner. Verheirathet war sie nicht mit ihm. Als der Convent die Verhaftung aller Engländer beschloß, nahm sie Imlay's Namen an, um in Paris sicher zu bleiben. Nun betrachtete sie sich als sein Weib. Sie verlangte keine Ehe, weil sie die dazu gehörende Ceremonie verachtete.

Damals besuchte und tröstete sie mich in meinem Kerker. Imlay kannte ihren Werth nicht, und ward gleichgültig. Im Havre gebar sie eine Tochter. Er aber ging indessen nach England und hing sich an eine Schauspielerin. Sie besorgte die physische Erziehung ihres Kindes nach ihren Grundsätzen, einfach, naturgemäß, ohne Verzärtelung. Die Damen im Havre nannten sie eine Rabenmutter; aber das Kind gedieh und ward kräftig und schön. Als ich sie fragte, was die dortigen Frauen dazu gesagt hätten? erwiederte sie: „Alle meinten, ich sei nicht werth, ein solches Kind zu haben.“

Als Mary wieder nach London zu Imlay kam, war ihr einziger Wunsch, das Verhältniß mit ihm fortdauernd zu erhalten, einzig ihres Kindes willen. Sie nahm sich seiner Angelegenheiten mit Liebe und Eifer an; reiste auch in denselben nach Norwegen. Ihre Briefe über Norwegen halt' ich für das Beste, das Weiblichste ihrer Werke. Als sie aber nach London zurückkam, und nun erst die plötzliche Entdeckung machte, wie Imlay ihren Glauben an ihn, ihre treue Liebe, in den Armen eines andern Weibes verrathen hatte, war ihr Schmerz beinah grenzenlos. Zufall vereitelte ihr den Versuch, sich selber den Tod zu geben. Die Gerettete beschloß darauf, allein für ihr Kind zu leben. Sie trennte sich von ihm gänzlich.

Schon früher mit dem gelehrten William Godwin vertraut und Freundin, den sie als Menschen und Schriftsteller ehrte, schloß sie sich diesem seitdem näher an. Im April 1797 heirathete er sie. Die Ehe war freilich gegen ihre Grundsätze. Dazu kam noch, daß sie bisher unter dem Namen Mrs. Imlay in der Stadt bekannt war und nicht noch einmal der Gegenstand des Geschwätzes werden wollte. Allein ihre Schwangerschaft bestimmte sie, mit Godwin die Ehe einzugehen, und damit nun ihr früheres Verhältniß mit Imlay, welches bisher Geheimniß geblieben, zu entschleiern.

Bisher war sie wegen ihrer seltenen Bildung, wegen ihrer gesellschaftlichen Talente, wegen ihrer reinen Herzensgüte überall in der gu-

ten Gesellschaft gesucht und vorgezogen. Nun, verheirathet, wurde sie von der sogenannten feinen Welt vermieden. Mary starb im Kindbette, ein Opfer ihrer Grundsätze von Rechten und Fähigkeiten des Weibes. Sie wollte nur von einer Hebamme entbunden seyn und die Hülfe des Hebarztes erschien daher für sie zu spät.

Es ist rührend zu lesen, wie der sonst trockene William Godwin beim Andenken an Mary ganz in Zärtlichkeit aufgelöst ist. Die Ehe scheint ihm schon darum das seligste Verhältniß auf Erden, weil in ihr beide Geschlechter zur gegenseitigen höhern Ausbildung hinwirken. Das Weib regt die zartern Gefühle des Mannes an; der Mann die Geistigkeit des Weibes. Ich glaube, Godwin hat Recht; er hätte auch noch das Kind, als Repräsentanten des sinnlichen Daserns, hinzufügen sollen, um die Dreieinigkeit des Hauses, wie der ganzen Menschennatur darzustellen. Der Mann ist die Macht, das Weib die Versehung des Hauses, die jedem Uebel vorbeugt, jedes in der Ferne erräth. Das Kind wird ein neues Band, welches zwischen beiden die Natur knüpft.

Mysticismus.

Schwerlich mag es jemals ein von aller Anmaßung entfernteres Sekten-Haupt, schwerlich einen Mann gegeben haben, der so wenig vermuthete, daß er es war, als Louis Claude St. Martin, der französische Theosoph. Ich hatte den würdigen Mann sehr lieb. Er war gewissermaßen der Apostel des Jakob Böhme in Frankreich. Auch lernte er das veraltete Deutsch desselben, um ihn zu übersetzen.

In Frankreich aber kann kein Mysticismus lange haften und gedeihn, wie überhaupt nicht in mildern, wärmern Himmelsstrichen. Man lebt hier mehr nach aussen hin, für die Welt und mit ihr. Dadurch wird der Verstand vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt, weil er noch mehr zum Schaffen und Wirken und Beobachten der Umstände in Anspruch genommen wird. Man verlangt die Klarheit in den Ansichten, Deutlichkeit der Vorstellungen, Faßlichkeit der Verhältnisse. Meines Wissens gab es noch keinen großen Fürsten oder vielthätigen Geschäftsmann, der ein Mystiker gewesen wäre. Dazu wird das Stubenleben nöthig, das sitzende bei einförmigem Tagewerk, wie im Studienzimmer der Gelehrten oder in den Werkstätten der Weber, Schneider, Schuster und einsamen Hirten. Die leben mehr in sich hinein, als aus ihrem Innern hinaus.

Darum ist der Norden auch mehr, als der Süden, die Heimath der Mystiker; dort wo Gefühl und Phantasie ergänzen müssen, was die Aussenwelt unbefriedigt läßt. Darum neigen sich verblühte, weibliche Schönheiten, wenn für sie die Tage der Verlassenheit erscheinen, in ihrer Zurückgezogenheit gern dem religiösen Mysticismus zu.

Es ist aber wahr, dieser, und besonders der philosophische, hat einen unwiderstehlichen Zauber; nicht nur deswegen, weil er die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens behandelt, sondern darum, weil er sie nicht reingeistig, sondern vollmenschlich behandelt, sie gleichsam durch das Medium der Gefühls- und Einbildungskraft denkt. Der Mysticismus gewinnt damit den Reiz, welchen jede im halbdurchsichtigen Schleier verhüllte Schönheit erhält. Man ahnet weit mehr, als das Auge sieht. Eine einfache, trockne Wahrheit und eine nackte Gestalt werden im Augenblick ganz und gar überschaut und erfaßt; sie stillen Forschbegier oder Neugier zu plötzlich und lassen nichts mehr zu errathen übrig. Zieht nicht schon darum eine halbverschlossene, halbgeöffnete Rose das Wohlgefallen mehr an, als die voll auseinandergebreitete?

In Deutschland wohnen die meisten Theosophen, Thaumaturgen, Mystiker und religiösen Schwärmer. Ich spreche von denen, die es ehrlich und aus Herzensgrund sind. Denn viele dortige Theologen, Poeten und Philosophen machen aus der Mystik Spekulation, ihren Namen in Schwung zu bringen. Daß Deutschland aber die rechte Dammerde hat, alle Geschlechter und Gattungen des Mysticismus wuchernd hervorzutreiben, rührt, glaub' ich, nicht allein bei dem dort waltenden Bildungsgrad der Nation, vom Einfluß des Klima's her, sondern auch vom politischen Verhältniß der Nation und den klemmen Formen, inner welchen sich das bürgerliche Leben bewegen muß.

K. E. Oelsner

in Paris

über Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Aus K. G. Jochmanns Papieren.

Die nachfolgenden Mittheilungen haben denselben Ursprung, wie die über Schlabrendorf. Der sie aufzeichnete, mit Oelsner während der Jahre 1821 und 1822 zu Paris in fast täglichem Umgang, trug das Bemerkenswertheste aus den Unterhaltungen mit ihm in sein Tagebuch ein, die Stütze seines Gedächtnisses. Besonders faßte er das Geschichtliche auf, weil während seines Aufenthaltes in Paris und im südlichen Frankreich, sich seine Ansicht über Gang und Ursachliches in der französischen Revolution ganz anders gebildet hatte, als er es aus Zeitschriften und Büchern bis dahin kennen gelernt. Es lag sogar in seinem Plan, einmal selber die Geschichte jener Staatsumwälzung zu schreiben.

Aber vielleicht niemand hätte sie gründlicher, treuer und belehrender schreiben können, als Oelsner. Nicht nur war er, seit dem Beginn des großen Schauspiels, Augenzeuge desselben in Paris gewesen, und an der Seite des Grafen Schlabrendorf unbefangener Augenzeuge geblieben, ohne sich theilnehmend in das Kampfgewühl und die ränkereichen Umtriebe der Parteien zu mischen; nicht nur standen ihm die reichen geschichtlichen Sammlungen seines schlesischen Landsmannes zu jeder Stunde zu Gebot; sondern er selbst war mit vielen Hauptpersonen der Revolution, durch seine Stellung als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt, durch Schlabrendorfs Empfehlung, durch mehrere deutsche und schweizerische Handelshäuser u. s. w. in Bekanntschaft und Verkehr gekommen. Die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, sein Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige seines Umgangs mit tiefer Gemüthlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, welcher in sich, als Mensch, französischen Witton und deutschen Biedersinn zu paaren mußte. Sein

Werk über den Einfluß des Muhamedanismus, welches vom National-Institut im Jahr 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutschen (da Ebel sein Buch übersetzte), wie den Franzosen, als scharfsinnigen Beobachter und Darsteller der Weltschicksale.

Man kennt in Deutschland mehrere Aufsätze von ihm in verschiedenen Zeitschriften, die, als sie erschienen, große Aufmerksamkeit erregen mußten. Aber der Mittheiler nachfolgender Aeusserungen Oelsner's weiß auch, und zwar von ihm selbst, daß die „politischen Aphorismen, dem Kongresse in Aachen empfohlen", herausgegeben von Dr. Schlottmann (Frankfurt a. M. 1818), nicht von diesem, sondern von ihm verfaßt sind. Er machte sie dem Herausgeber zum Geschenk, als dieser einmal in Geldverlegenheit war.

Auch die Bundeslade (Frankfurt a. M. 1817, eine Zeitschrift, von der aber nur zwei Stücke erschienen) ist von ihm. Er setzte sie nicht fort, denn die Nichtigkeit des deutschen Bundes lag gar bald zu Tage. Vieles ist vortrefflich darin, ja, das Meiste. Im darin enthaltenen Aufsatz über politische Sittlichkeit meint der Verfasser mit Recht, eine Staatsumwälzung, wie die französische, sei schon darum in Deutschland nicht zu fürchten, weil sie größtentheils bereits statt gefunden habe. Ein Akt, sagt er, der die kirchliche Verfassung betreffe, wurde im protestantischen Deutschland durch den westphälischen Frieden abgeschlossen; im katholischen aber durch Joseph II., Montgelas und den Rezeß von Regensburg; den andern Akt, die bürgerliche Rechtsgleichheit betreffend, gaben uns Frankreichs entschiedenste Widersacher, als sie gleiche Besteuerung und Waffenpflichtigkeit einführten; wenigstens ward damit gut begonnen.

Schade, daß Oelsner viele vortreffliche Ideen, die in jener Zeitschrift verloren gingen, an ein so gebrechliches, so wenig bedeutsames Wesen knüpfen mußte, als der deutsche Bund ist. Er hat den Adler in eine diplomatische Urkundenkammer fliegen lassen. Der konnte da höchstens zuletzt nur alten Staub aufwehn und Spinngewebe zerreissen. Er mußte ihn gegen die Sonne fliegen lassen; dort, in reiner Luft und Freiheit, ist sein Element. Ihm ahnete, wovon wenigen Staatsmännern Ahnung wird. So erwähnte er in jenem Aufsatz z. B. auch des Strebens der spätern Römer, in politischer Hinsicht, zu einer festern Ordnung zu gelangen, wie in den wohlgemeinten aber unglücklichen Konstitutionsversuchen der Kaiser Decius, Tacitus, Probus, während unterdessen eine neue Religion Wurzel schlug. „Wer

fast unbegrenzte Herrschaft. Den geringsten Fehler strafen sie mit Staupenschlägen, und es ist, wie wir von Andern wissen, nichts Ungewöhnliches, daß Priester eigenhändig den entblößten Frauen und Mädchen die Ruthe geben. Die Fehlbaren — so sehr ist die Denkart der Indier durch die Priester gefesselt — nehmen solche Strafe gutmüthig an, danken, überzeugt von der Gerechtigkeit derselben, dem Pater dafür und fallen selten wieder in denselben Fehler. Die Bestrafungen geschehen öffentlich; sind auch nicht entehrend, weil Jeder weiß, er könne sie vielleicht am nächsten Abende an sich erfahren. Alles steht in gleicher Unterwürfigkeit, Greise, Jünglinge, Weiber, Mädchen, Kinder, ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechtes. Der Priester erfährt durch die Beichte Alles. Treuherzig offenbaret ihm der Indier das Innerste der Gedanken. So wird der Priester Rathgeber. Er bestraft, aber beschenkt auch zuweilen mit Arzeneien, Wein, Branntwein und Fleisch. Er ist der allgemeine Hausvater, Aufseher und Richter, und Anführer im Kriege, zu Wasser und zu Land. Der Pfarrer führt die Aufsicht über das Fort seiner Pfarrei, versorgt dasselbe mit Geschütz, ernennt Offiziere, stellt Wachen aus, läßt Fahrzeuge zum Kriege bauen und befehligt die Feldzüge oft in eigener Person. — Die Gottesdienste werden, ungerechnet

weiß," setzt er hinzu, „ob nicht der Keim einer solchen neuen politischen Religion (oder religiösen Politik) in dem liegt, was wir öffentliche Meinung nennen?"

Oder wie viele Räthsel der neuern Geschichte Frankreichs werden nicht durch die einzige Bemerkung Oelsners gelöst: „Nicht Wankelmüthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spott der Welt. Diese Anmaßlichkeit, recht eigentliche Geburtsmakel des französischen Geistes, wurde, als sie sich auf einen fremden Gegenstand, auf die Revolution hinwandte, in ihren Mißgriffen durch Unerfahrenheit verstärkt." In Paris setzte er nachher noch mündlich hinzu: „Die tollste Anmaßung aber der gegenwärtigen französischen Regierung, eins mit der heil. Allianz, ist, eine Meinung, die keine herrschende ist, durch Kabinets- und Mönchskünste zur herrschenden machen zu wollen."

Selten mag ein Schriftsteller so sehr ein Vergnügen darin gesucht haben, das Interessanteste namenlos oder unter fremden Namen bekannt zu machen. „Es ist von mir keine Bescheidenheit," sagte er: „was ich selber bekannt machte, hat mir nur Schaden und Verdruß gebracht!" —

Auch in St. Simons politischen Schriften gehören viele der geistvollsten Ansichten, z. B. die Parallelle unserer Zeit mit den ersten Jahrhunderten des Christenthums, Oelsnern an.

Mit Napoleon oder dessen Umgebungen hatte er keine Berührungen. Jenen verachtete er eben so sehr, als er ihn bewunderte. Seit derselbe die kaiserliche Krone nahm, sagte Oelsner: „Er ist aus der Rolle seines Jahrhunderts gefallen, und ein gemeiner Mechaniker geworden!" Noch mehr fühlten sich sein Geist und Gemüth durch das geist- und herzlose Treiben der wiederhergestellten Bourbonen abgestoßen. Sie flößten ihm nur Ekel ein durch ihr widersinniges Verfahren, oder ein mitleidiges Erstaunen über die französische Nation.

Zwar wich nie aus ihm die tröstende Ueberzeugung, daß alle Versuche der Höfe, des Adels, der Priester und Mystiker gegen die Fortschritte der Vernunft, gegen die höhere Geistesentfaltung der Nationen, vergeblich wären. Aber doch trübte der widerliche Anblick einer künstlich und gewissenlos beförderten Verbildung der Völker die letztern Jahre seines Lebens. Als junger Mann, da er gleichsam erst in sich selbst erwacht war, hatte er mit Entzücken die ersten Laute der vom Schlaf erwachten Menschheit, die Stimmen Nordamerika's und Frankreichs ge-

hört. Er hatte mit vielen Andern freudig das tausendjährige Reich der obsiegenden Vernunft, der Wahrheit und des Rechts erwartet, und zuletzt nur ein ganzes Menschenalter lang Zeuge von Gewaltthätigkeit des blutigen, hosenlosen und soldatischen Pöbels, oder des Pöbels mit Ordensbändern und Jesuitenkappen seyn müssen.

Er befand sich oft in düsterer Stimmung deswegen. Seine Heiterkeit erlosch immer mehr. Er starb zu Paris in einem Alter von vierundsechzig Jahren. Sein Aeusseres war sehr gefällig, eine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn vom luftigen Gekräusel seines Haares umweht — Alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen.

Bonaparte und Napoleon.

Mag's auch wunderlich gesagt scheinen, bleibt's dennoch Wahrheit: Bonaparte war ein weit größerer Mann als Napoleon. Jener ward, was er war, durch die Macht seines Genies; dieser ward, was er war, und aufhören mußte zu bleiben, durch die Macht materieller Mittel.

Bonaparte war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ungewöhnlichem Starkmuth; Napoleon hatte bei weitem nicht Beides in so hohem Grade, weil er sich im Gefühl der Ueberlegenheit gegen Andere mehr hingehen ließ und seine Gedanken durch tausend Schreibfedern und eine Million geladener Flinten ersetzen zu können meinte. Ich weiß aber nicht, ob ich von Bonaparte's ungemeinem Geiste, oder seiner ungemeinen Kühnheit höhere Meinung hegen soll.

Der Feldzug von 1796 war wohl der glänzendste Theil seines Lebens. Dieser hatte ihn weit hinaus über die diplomatischen und feldherrlichen Alltagserscheinungen gehoben. Leider aber ward er auch von da an schon verwöhnt, ehe er an den eigentlichen Willen des Zeitalters gewöhnt war.

Niemals würde er das Direktorium gestürzt haben, hätten sich ehrliche und feste Männer in demselben befunden. Aber von Barras wußte man, daß er mit England über Wiederherstellung der Bourbonen

in Unterhandlungen stand, und der mürrische, verdrossene Sieyes war des größten Gedankens, aber nicht des kleinsten Entschlusses fähig.

»Il nous faut un sabre pour nous protéger!« war damals die allgemeine Stimme in Paris, und man wandte sich an Bonaparte. »Laissez-moi faire!« war das Lieblingswort, das dieser im Munde zu führen pflegte. Alle Welt glaubte daher, daß er einen wohlüberdachten Plan für seine Unternehmung entworfen habe. Nichts weniger war der Fall. Er verließ sich verwegen auf sein Glück und darauf, daß der Augenblick der Ausführung ihm auch die Mittel liefern werde. Wäre der Republikaner Reubel noch an der Spitze gestanden, der 18. Brumaire würde ebenfalls Bonaparte's Schicksal entschieden haben, aber ganz anders, als er es gethan hat.

Die Bernergesandtschaft im Jahr 1798 zu Paris.

Unter den Abgeordneten, welche von der Bernerregierung im Jahr 1798 nach Paris abgesandt worden waren, um, wäre es möglich, den die Schweiz drohenden Sturm noch zu beschwören, befand sich auch Herr Ludwig v. Haller, der nachmals eine zeitlang mit seiner nun verschollenen Restauration des Staatsrechts, dann wieder mit seiner Verkatholisirung, in gewissen Zirkeln Geräusch machte.

Weil ich die Zeit und die Männer wohl kannte, welche damals die Ereignisse lenkten, wandte sich einer der Abgeordneten an mich, den Zweck der Gesandtschaft mit Rath zu unterstützen. Ich äusserte ihnen: Um nicht Alles aufs Spiel zu setzen, werde Bern wohlthun, den Umständen nachzugeben, und einen Theil seiner Ansprüche aufzuopfern. Man sollte sich mit Laharpe verständigen.

Der Rath fand Beifall. Die Abgeordneten zeigten sich bereit, ihn zu befolgen. Sie hatten sich wirklich schon zu einer Zusammenkunft mit Laharpe verstanden, der nichts so sehnlich wünschte, als daß eine gütliche Uebereinkunft alle fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz ersparen könnte. Die Unterredung sollte bei dem Banquier Hottinger statt finden, und Laharpe stellte sich zur bestimmten Stunde daselbst ein.

Unterdessen aber hatte Herr v. Haller seinen Gefährten andere Gesinnungen einzuflößen gewußt. Er hatte die Beredsamkeit der Leidenschaft, den ungemessenen Stolz eines Patriziers, die Kurzsichtigkeit eines kleinstädtischen Diplomaten, der alte Historien gelesen hat. Die Gesandtschaft beharrte bei einer Sprache, wie sie kaum zu Franz I. Zeiten

den Schweizern angestanden haben würde, — und niemand erschien zur angeordneten Unterredung.

Labarpe gerieth in großen Zorn über das Benehmen der Berner, und wirkte von nun an, ohne weiter Rücksicht auf sie zu nehmen, für sein unterdrücktes Vaterland.

Der Krieg brach aus. Die Folgen sind bekannt.

Ich hatte Hallern schon im Jahr 1790 gesehen und kennen gelernt, als er zum Föderationsfest nach Paris gekommen war. Er schien viele Anlagen und Kenntnisse zu besitzen; aber in seinen Unterhaltungen und Urtheilen zeigte er sich sehr unduldsam und absprechend, und verrieth er eine gewisse Härte der Denkart, welche mich abstieß. Es ist nicht angenehm, mit Leuten umzugehen, welche rechthaberisch zufahren, entscheiden und absprechen; nicht deswegen nur, weil sie gegen die ersten Regeln der Geselligkeit damit sündigen und uns, ohne daran zu denken, beleidigen in unserm Recht, sondern weil sie uns mit ihren Endsprüchen, über welche bei ihnen nichts hinausgeht, sogleich die Grenzen ihres Geistes, die höchsten Ergebnisse ihres Wissens und ihrer Erfahrung preisgeben. Man übersieht sie und den Umfang ihres Geistes zu schnell; und das ist immer zu wenig für die Unersättlichkeit des unsrigen. Wir werden nur durch das angezogen, was noch zu errathen übrig bleibt. Die Bescheidenheit eines Gelehrten ist die Schamhaftigkeit seiner Größe. Wer nicht meint, daß er irren könne, steht im Mittelpunkt alles Irrthums.

Durch Hallern lernt' ich eigentlich die Schriften von Sieyes erst recht kennen. Wir wünschten beide die persönliche Bekanntschaft dieses scharfsinnigen Denkers zu machen. Haller nahm es auf sich, den Besuch einzuleiten, und schrieb an Sieyes einen Brief, dessen Sinn ohngefähr dahin lautete: qu'un oppresseur de la Suisse et un opprimé de l'Allemagne desiroient faire sa connoissance u. s. w. Der Brief blieb aber ohne Antwort. Ich machte späterhin, bei anderer Gelegenheit, Sieyes Bekanntschaft, und hatte mich seiner Freundschaft zu rühmen.

Der heutige Adel.

Unedleres giebt es nichts, als den heutigen Adel, wie er im Allgemeinen, seit Wiederaufrichtung des bourbonischen Throns und Hostens, dasteht. Da hat kein hohes Gefühl, kein großer Sinn und Gedanke in der engen Seele Raum. — Lakaiendienst, das ist es, was ihn unter dem Namen des Eifers für das monarchische Prinzip beseelt. Einen

Herrn müssen sie haben, denn sie können nur als Knechte bestehen; einen Herrn, gleichviel welchen, ob einen Riesen, oder abgewelkten Zwerg. Daß Napoleon solche Leute der alten Dynastie mit seinem Heldenadel mischen, ein frisches Reis auf den abgestorbenen, faulen Stamm pfropfen wollte, war eine seiner kaiserlichsten, souveränen Thorheiten. Ohne das Eine zu verjüngen, verderbte er das Andere.

Ich kannte einen solchen Höfling von altem Kaliber; es war der Herr de T., rund und rollbar, wohin man wollte, wie Diogenes Tonne, aber in welcher kein Diogenes wohnte. Eines Tages erzählte er mir, wie er oft mit Bonaparte's Mutter gesprochen habe. „Je lui parlois," setzte er mit wichtiger Miene hinzu, „comme je parle à vous." Ich konnte mich nicht enthalten, die große Kühnheit des edeln Mannes mit meinem Erstaunen zu beehren. „Je lui parlois souvent," fuhr er fort, „pour faire pousser son fils aux principes monarchiques. Je la poussois tant que je pouvois." — Er ließ mir hintennach merken, daß er zur großen Weltbegebenheit den ersten Stoß gegeben, aber der Kaiser, undankbar genug, ihn dafür nicht „poussirt" habe.

Herr de la Live war eine zeitlang Napoleons Ceremonienmeister. Napoleons Sturz versetzte ihn in die tiefste Trauer. Er und seine Frau verließen vierzehn Tage lang das Zimmer nicht, um keinem der Alliirten in den Straßen von Paris zu begegnen. Ludwig XVIII. winkte und Herr de la Live flog zu seinen Füßen, weinte Freudenthränen. Er ist jetzt (1821) sein „Introducteur des Ambassadeurs."

Die Philosophen haben lange über die „angebornen Ideen" gestritten. Nun, die Idee des Adels ist wirklich bei den Adlichen eine solche angeborne, durch die Geburt vererbte. Man sollte es nicht glauben; aber doch ist's so. Weiß man denn nicht, daß sich gewisse Talente in Familien durch die Geburt fortpflanzen, oder daß in andern Familien Geisteskrankheiten erblich sind? In den Irrenhäusern findet man, daß bei den Meisten der Eingesperrten Liebe oder Stolz die Quellen ihres Wahnsinns sind. Liebe ist Vernarrtheit in das Hochhimmlische eines Andern; Stolz ist Vernarrtheit in die Hoheit seiner eigenen Person. Und diese Vernarrtheit ist die des Adels, und um so unausrottbarer, je älter der Stammbaum.

Selbst den gebildetsten Männern wird es schwer, sich von der fixen Idee immer loszureißen. Es ist etwas Vererbtes, wenn auch geradezu kein Wahnsinn, doch ein Anstich davon.

In einer Gesellschaft sah ich einen Ingenieur-Offizier, der in St. De-

mingo geboren war. Er war kenntnißvoll, liebenswürdig und durch mehrere Züge bewiesener Tapferkeit namhaft. Man umringte ihn. Ein geistvoller Mann, von altem Adel aus Bordeaux, ein Mann ohne Vorurtheile, befand sich ebenfalls in diesem Kreise. Er unterhielt sich mit jenem, und um so lieber, da er lange Zeit selbst in Westindien gelebt hatte. Aber so oft sich ihm der Offizier zu sehr näherte, trat er etwas scheu zurück. Mit einer fast bis zur Unhöflichkeit gehenden Aengstlichkeit wehrte er jede traulichere Berührung ab. — „Was haben Sie gegen den Mann?“ fragte man ihn später, „wissen Sie Böses von ihm? oder ist er nicht ganz gesund?“ — „Bewahre Gott!“ erwiederte der Befragte: „Ich weiß nichts, als Gutes von ihm. Mais, Messieurs, je suis sûr, qu'il y a du sang noir dans cet homme; c'est ce que vous n'avez pas remarqué.“ Das Aussehen des Offiziers schien freilich die Vermuthung zu rechtfertigen.

In Deutschland, wo sonst gewisse Handwerker andere und zuletzt noch den Nachrichter für „unehrlich“ hielten, und um Alles in der Welt nicht mit solchem aus einem Glase getrunken haben würden, spricht sich auch die fixe Idee des Adels am derbsten aus. In Hannover ließ man ehemals keine Bürgerlichen zu den adlichen Concerten. Aus „Rücksichten“ erlaubte man einst einem Sekretar den Besuch; aber er mußte außerhalb des Kreises bleiben. — Die Silbe von, oder ein Titel sind in Deutschland keine Zierden, sondern wahre Bedürfnisse, um die Schaam eines ehrlichen Mannes zu bedecken, der sich, ohne ein solches Feigenblatt, nicht wohl in anständiger Gesellschaft zeigen mag.

In Frankreich hat man die Titelsucht seit der Revolution wieder einheimisch machen wollen. Es will damit nicht vorwärts. Man spricht in Paris von Orden, wie von kleinen Vögeln. Une brochette de décorations ist ein gewöhnlicher Ausdruck. Dem Dichter Ducis hatte die Regierung freie Wahl gelassen, eine Pension oder den Orden von St. Michael zu empfangen. Er fragte seine Freunde um ihre Meinung. Chamfort sagte: „Wenn Sie den St. Michelsorden verlangen und erhalten haben, so folgt das Aergste hinten drein, Sie müssen ihn nämlich — — tragen!“

Malte-brun.

Die Franzosen waren vor der Revolution äußerst unwissend in der Erdbeschreibung. Sie kannten die Schweiz und England, oder vielmehr nur Genf und London; was über den Rhein hinaus lag, ward ihnen

le Nord. Napoleon ward ihr praktischer Lehrer in der Geographie. Er führte sie bis Lissaben und Moskau, Berlin und Kairo, und zeigte ihnen die Herrlichkeiten Europens, oder nahm sie mit sich. Maltebrun hat das Verdienst, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Studiums der Geographie in Frankreich viel beigetragen zu haben.

Er mußte sein Vaterland Dänemark, als junger Mann, wegen einer Schrift verlassen, in der man jakobinische Grundsätze witterte. Er ging nach Schweden; später nach Paris, wo er endlich Hofmeister im Hause des Buchhändlers Treuttel wurde. Er besaß große Kenntnisse, viel Belesenheit, aber verhältnißmäßig auch vielen Eigendünkel und keine feste, reine Denkart. Er faßte den Plan, Zeitschriftsteller zu werden; an Geläufigkeit in der französischen Sprache fehlte es ihm nicht. Aber gleich anfangs huldigte er nur dem Interesse des Tages, seines eigenen wegen. On ne fait fortune qu'avec les brigands! sagte er damals zu einem meiner Bekannten, der ihm seine Schriftstellerei gegen eigne Ueberzeugung vorwarf.

Im Anfang des Consulats wurde die Zahl der Zeitungen, um napoleonische Ordnung in sie zu bringen, für Paris auf achtzehn beschränkt. Das Journal des Débats gehörte zu den beibehaltenen. Die Brüder Bertin kauften das Privilegium desselben um 20,000 Fr., die sie, in Aktien vertheilt, mit Mühe aufbringen konnten. Vortreffliche Mitarbeiter, zu denen auch Geoffroi, Maltebrun u. a. m. gehörten, deben schon im ersten Jahr die Dividende auf 184,000 Fr. und bald wurden 35,000 Fr. abgesetzt. Als die Regierung diesen Wohlstand merkte, wies sie eine Menge Pensionen auf das Journal des Débats an. Endlich nahm sie den Eigenthümern die Zeitung ganz weg, hauptsächlich weil diese eine etwas royalistische Färbung erhalten hatte, womit Napoleon nicht zufrieden seyn konnte.

So ward die Zeitung einer andern Direktion gegeben, welche in der Regierung selbst ernannt ward. Man muß sich über ein solches Verfahren einer Regierung mit Geisteserzeugnissen gar nicht wundern. In Despotien treibt man mit Allem ein Monopol, was Geld einträgt, also auch mit Zeitungen. Die öffentliche Stimme zu führen ist nicht Sache des Volks, oder des stimmfähigen Mannes, sondern Sache, Recht und Eigenthum des Sultanismus und der Priesterschaft cum permissione superiorum. Nur wo öffentliche Blätter zu wenig Geld abwerfen, muß man das unbequeme Mittel der Censur, als Surrogat des Gedanken- und Sprach-Monopols, gebrauchen.

Auch Maltebrun, der zur Abänderung der Direktion nach Kräften mitgewirkt hatte, erhielt bei der neuen eine einträgliche Stelle, die ihm 12,000 Fr. gewährte. Die Freude dauerte jedoch nicht lange. Im Jahr 1814 hatten die Brüder Bertin Freunde in der damaligen proviſoriſchen Regierung. Das Journal des Débats ward ihnen zurückgegeben und Maltebrun verlor ſeine Stelle. Doch bald nahm man ihn als einen nützlichen Mitarbeiter wieder auf. So lebt man in Paris.

Das letzte Bulletin de la grande armée vom Jahr 1814 war, wie man mich beſtimmt verſicherte, von Maltebrun geſchrieben. Als er, wie geſagt, ſeine Stelle bei der Zeitung eingebüßt hatte, gab er eine Zeit lang Variétés littéraires heraus. Die erſten Stücke derſelben enthalten eine witzige, mitunter höchſt boshafte Perſiflage des letzten Bülletins der großen Armee.

Seine Geographie enthält die ärgſten Plagiate; ſie ſind ihm öffentlich nachgewieſen worden. Das kümmerte ihn wenig. Das Schamloſe aber beſtand aber wohl noch mehr darin, daß er diejenigen mit dem roheſten Tadel mißhandelte, die er geplündert hatte, damit man nicht argwöhnen ſolle, er hätte ſolche verächtliche Menſchen beſtehlen können. Er machte es, wie das geſetzlich beſchirmte Geſindel der Nachdrucker in deutſchen Monarchien, die den Buchhändler, deſſen Eigenthum ſie an ſich reißen, noch öffentlich beſchimpfen, wenn er jammert; oder wie die Gaudiebe, die den von ihnen Beraubten hintennach abprügeln, daß er zu wenig Geld bei ſich trug.

Polizei.

Nichts ſo vortheilhaft für öffentliche Sicherheit, als überhaupt Oeffentlichkeit im ausgedehnteſten Sinn. Wo Alles vor den Augen des Volks offen liegt, wo Alles durch die Druckerpreſſe ſchnell und allgemein bekannt wird, hütet man ſich. Das Gefährliche gedeiht nur im Finſtern. Schlechte Regierung ſcheuen, und mit Recht, die Oeffentlichkeit ihrer Handlungen; aber ſie verlangen, daß ihnen im Volk alles offen ſei. Dieſe Doppelforderung läßt ſich nicht durch die Preſſe befriedigen; aber durch die geheime Polizei, durchs Spionenſyſtem.

Dieſes Werkzeug des tückiſchen Despotismus, welches die Bande der Geſelligkeit unter guten Menſchen durch Argwohn-Erregung zerſchneidet, und das Verbrechen der Verrätherei unter ſchlechten Menſchen zur Bürgertugend macht, leiſtet nicht durch ſich ſelber ſo viel Dienſte, als durch

die Furcht, welche sein bloßes Daseyn erregt. Ich weiß das aus dem Zeugniß eines Erz-Polizeihelden, der in solchen Dingen für mich ein vollgültiger Richter ist. Ich meine den Herrn Lagarde.

Vor der Revolution war er von den Vätern des Oratoriums erzogen, Fouché's Mitschüler; nachher Rektor eines Seminars zu Paris. Ich sah ihn das erste Mal in der Schreckenszeit bei einem meiner Pariser Freunde, zu dem er nach Zerstörung des Seminars in Angst und Noth zu Fuß nach Paris kam. Er weinte bittere Thränen, bereute seine Freude, die er anfangs über die große Staatsverwandlung bezeugt hatte, und verfluchte die Gräuel derselben. Durch seinen Freund Fouché ward er nachher aber bei der Polizei angestellt. Geschmeidig genug konnte er sich durch die Dornen des neuen Standes emporwinden, die alte Haut abstreifen und endlich als Chef der französischen Polizeien in Florenz und in Lissabon glänzender erscheinen. Er ließ da füsilliren so gut wie ein Anderer, und ward reich dabei. Gegenwärtig (1821) ist er ein großer Gönner der Religion und Mitarbeiter im Polizeifach zu Paris. Ob er heut anders denkt, als im Jahr 1792, da ich ihn in Thränen der Reue schwimmen sah? Gleichviel; er hat eine Geliebte, eine Verheirathete, mit der er schon mehrere Kinder gezeugt hat. Sie braucht jährlich 40,000 Fr., die müssen herbeigeschafft seyn.

Aus seinem Munde nun folgende Anekdote.

Zur Zeit des Konsulates wurden einmal die Chouans wieder unruhiger. Man hörte von ihren Bewegungen, ohne über ihre Entwürfe etwas Genaueres erfahren zu können. Der erste Konsul fand für gut, ihnen einen warnenden Schrecken einzujagen, und befahl, von mehrern Chouans, die sich in den Pariser Gefängnissen befanden, einige der Schuldigsten zu erschießen. Auf seinen Befehl begaben sich der Großrichter Regnier und Lagarde in die Gefängnisse, die Schuldigsten auszusuchen und sie vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Junot war Gouverneur von Paris geworden; und weil er die Rechte und den Geschäftskreis seines Amtes noch nicht recht kannte, hatte Lagarde den Auftrag, ihm dabei mit Rath zur Hand zu gehen. Er zeigte ihm demnach an, daß er das Recht habe, beim Kriegsgericht gegenwärtig zu seyn, oder seine Stelle vertreten zu lassen. Junot schickte einen seiner Adjutanten.

Als die Verurtheilung der Chouans vom Gericht ausgesprochen war, wandte sich eins der Schlachtopfer an den Adjutanten, und wünschte eine Unterredung mit ihm zu haben. Er wolle dem Gouverneur von

Paris eine wichtige Entdeckung mittheilen, für die er Begnadigung seiner Person erwarten dürfe.

Der Kerl ward also zum Gouverneur geführt. Hier sagte er aus: er habe einmal auf seinen Streifereien in der Bretagne, kurz vor seiner Gefangennehmung, in einer Mühle an der Meeresküste Herberge genommen. Es seien Nachts mehrere Personen in die Mühle eingekehrt, und es habe eine derselben gesagt, Georges Cadoudal sei gelandet und auf dem Weg nach Paris, um dort den ersten Consul aufzuheben oder zu ermorden. — Als man den Chouan um Namen, Lage u. s. w. der Mühle fragte, hatte er das vergessen; aber, wenn er hingeführt würde, werde er sie kennen.

Man schickte ihn sogleich mit einigen Gensdarmes in die Gegend, und musterte die Küste. Die Mühle ward gefunden. Der Müller und die übrigen Bewohner des Hauses wurden verhaftet; und so kam man auf die Spur des berüchtigten Georges, die man verfolgte, bis man ihn fand.

Sieyes.

Allerdings, Sieyes hatte bedeutende Schwächen. Er war ein Mann für den Gedanken, aber nicht für die That, gemacht; rechtlicher als klug, und klüger, als für seinen Namen oft gut seyn konnte. Er war mein Freud geworden. Ich ehrte und liebte ihn. Er bewahrte zu mir immer die reinste Anhänglichkeit, und ich habe sie nie mißbraucht; nicht einmal, wenigstens für mich nicht und nur einmal in der Noth, gebraucht. Eben so war das Verhältniß zwischen Sieyes und dem Grafen Schlabrendorf beschaffen; das uneigennützigste von der Welt. Und eben dies erhöhte die gegenseitige Hochachtung. Wir waren gar oft beisammen.

Als nach dem neunten Thermidor die neue Regierungsbehörde gebildet, und Sieyes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde, das diplomatische Fach übernehmend, ward er ein Mann von unmittelbarem Einfluß. Man empfahl ihm damals den nachherigen Grafen Reinhard, welchen er auch an die Spitze einer seiner Geschäftsverwaltungen stellte. Dieser wußte sich ihm bald durch seine Kenntnisse wichtig zu machen, besonders in der Geographie, in welcher Sieyes, wie die Mehrzahl der Franzosen, etwas fremd stand.

Reinhard war als Erzieher in einem angesehenen Hause zu Ver-

Festtage, wöchentlich zweimal gehalten. Sie sind feierlich, von einem angenehmen Gesange begleitet, voller Anstand, aber ganz in spanischem Geschmack. An hohen Festtagen werden auf die Basteien des Forts Fahnen der heiligen Jungfrau, des heiligen Ignatius, Franciscus und anderer Heiligen aufgepflanzt, und vom Donner des Geschützes beim Auf- und Untergange der Sonne begrüßt.

Die Gesammtzahl der Christen in den Philippinen wird (1817) auf 1,800,000 Seelen angegeben, in vier- bis fünftausend Pfarreien vertheilt. Nur die Dominikaner-Mönche allein versehen neunundfünfzig Pfarreien und viele andere Missionen, worin sich (im Jahre 1813) 153,254 befinden. Es fehlt für diese an tüchtigen Verkündern des Evangeliums, weshalb immer die Dominikaner in Spanien aufgemuntert werden, sich dahin zu begeben. Die Weltgeistlichen auf den Philippinen sind Indier und Mestizen, nur die Mönche Europäer. Die Bischöfe sind daher genöthigt, Leute von allerlei Gewerben, die sonst nichts zu verdienen wissen, ohne Bedenken priesterliche Weihe zu ertheilen.

deaux nach Frankreich gekommen, da die Revolution eben ausbrach. Durch seine Verbindungen, besonders in der Jakobinergesellschaft jener Stadt, und der Name der Jakobiner war zu jener Zeit noch ehrenhaft, ward er mit einigen angesehenen Männern der Gironde bekannt, die ihn, da sie als Deputirte zur gesetzgebenden Versammlung erwählt wurden, mit sich nach Paris nahmen. Durch ihren Einfluß wurde er im Jahr 1792 auch Gesandtschafts-Sekretär bei Chauvelin in London, unter dessen Namen eigentlich Talleyrand handelte. Aus England zurückgekehrt, schickte man Reinharden in gleicher Eigenschaft nach Neapel zum französischen Gesandten Baron Makau, der, wenn ich nicht irre, ebenfalls ein Würtemberger war, wie Reinhard. Auch diese Anstellung war von kurzer Dauer. Von 1793 an arbeitete Reinhard wieder zu Paris im diplomatischen Bureau. Er spielte damals gegen Sieyes eine sehr stille, unterwürfige Rolle.

Dieser befragte eines Tages den Grafen Schlabrendorf, was er davon halte, wenn man Reinharden zum Gesandten in Wien ernennen würde? Der Graf hielt dies für unpolitisch, schon deswegen, weil Reinhard, als Deutscher, eine unangenehme Erscheinung seyn müßte. Der eigentlichste Platz für ihn würde Hamburg seyn. Von da aus könnte er in seinen Depeschen diejenigen aller andern Gesandten kontrolliren. Und so war es damals in der diplomatischen Welt. Alle europäischen Mächte hatten Geschäftsträger in Hamburg. Der Handel machte diese Stadt zum Sammelplatz der Nachrichten aus jeder Gegend. Die französischen Emigranten besaßen da ihr „schreibendes“ Hauptquartier; auch Englands Briefwechsel mit dem festen Lande ging hier durch.

So ward Reinhard Gesandter in Hamburg, wo er das Fräulein Reimarus heirathete, eines der gebildetsten Frauenzimmer. Wär' es in seiner Absicht gelegen gewesen, eine sogenannte glänzendere Laufbahn zu machen: so hätte er, um sich vollkommen zu nationalisiren, eine Französin wählen müssen. Denn in Paris, wie groß es auch seyn mag, sind Vetter- und Gevatterschaften so allvermögend, wie im kleinsten Städtchen Deutschlands. Indessen er machte seinen Weg, wie während der Republik, so unter Napoleon. Nach Wiederherstellung der Bourbonen wurde er sogar auf kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er wurde es durch Talleyrand, der noch zu verdächtig war, um die Stelle selbst zu bekleiden, aber sie sich durch einen Ungefährlichen frei halten wollte, durch einen Mann, der in Frankreich ohne Familie und Anhang war.

Sieyes, wie er Reinharden hervorgezogen, hat auch viele andere treffliche Männer, von nachher berühmtern Namen, in größere Wirkungskreise versetzt. Er wollte mich, wie Reinharden, in die politische Laufbahn bringen. Ich war Deutscher und wollte es bleiben. Er schlug mir, als Lehrstück, vor, in der Eigenschaft eines Residenten nach Graubünden zu gehen. Ich blieb in Paris.

Er war zu jener Zeit französischer Gesandter in Berlin, als ich auf schändliche Weise von den Preussen verhaftet worden war, da ich auf der Reise nach Schlesien meine gute Mutter einmal wieder besuchen wollte, die ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Sieyes war es, der sich bei diesem Anlaß meiner mit solchem Eifer und Ernst annahm, daß ich bald Freiheit und Genugthuung erhielt.

Einst war es um Vereinung von fünfzehn Octroi-Bureaux am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland zu thun. Es mußte ein Inspektor ernannt werden, der beiden Regierungen Bericht und Rechnung zu geben schuldig seyn sollte. Die Stelle trug 40,000 Fr. ein, und führte dadurch eine gewisse Unabhängigkeit mit sich, daß man eben zweierlei Herren hatte. Hoffmann von Mainz, bekannt als Präsident des dortigen, ephemeren Nationalkonvents, kam zu mir, und verlangte meine Fürsprache bei Sieyes, wegen jenes Platzes. Er hatte seine Stelle als Obereinnehmer im Donnersberg-Departement verloren. Ich that es, ging zu Sieyes, stand aber bald von dem Gesuch ab, da ich hörte, Hoffmann sei eines Kassendefekts wegen seiner vorigen Anstellung verlustig geworden, und nur durch seinen Freund Reubel von der Galeerenstrafe gerettet worden, der, zum ersten und auch einzigen Male persönlich bei Bonaparte um Gnade für ihn angehalten hatte. „Warum denken Sie an solche Leute?“ rief Sieyes: „warum denken Sie bei der Gelegenheit nicht an sich?“ — Ich erwiederte: „Ums Himmelswillen! Rechnungswesen und zwei Herren! Lassen Sie mich deutsch und ehrlich bleiben!“ Er lachte laut auf.

Eines Morgens kam er zu mir und sagte: er habe für mich Alles besorgt, gepackt und gesiegelt. Ich hätte nur zu Dufresne de St. Eloi, der Talleyrands rechte Hand war, zu gehen und mit diesem zu Talleyrand selbst. Die Sache wäre schon abgethan. Ich müsse jetzt die Stelle mit den 40,000 Fr. annehmen. Mein Weigern half nichts. Zögernd und unschlüssig machte ich mich auf den Weg zu Dufresne de St. Eloi, der im Erdgeschoß vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wohnte. Im Hingang vernahm ich die Neuigkeit von Moreau's

Verhaftung. Meine Ungewißheit wuchs. Zaudernd ſtand ich an Dufresne's Thür und zog endlich die Klingel ſehr leiſe an, auch da noch unentſchloſſen. Da ſah ich plötzlich Talleyrand, wie er keuchend die Treppe herabkam. Der Anblick fiel mir widerlich auf. Kehrte ich mich um, ſo ſtand ich ihm gegenüber; zog ich die Klingel ſtärker, um hineinzutreten, ſo war mein Loos entſchieden. Ich trat zwei Schritte ſeitwärts, ließ Talleyrand hinter mir vorbeigehen, als bemerkt' ich ihn nicht; wartete; fand, daß mein Läuten nicht gehört war, und — ging unverrichteter Sache fort.

So war Sieyes immer für mich ſorgend. Gern und dankbar erinnere ich mich ſeiner Freundſchaft. Ich hatte zufällig nur ein einziges Mal Gelegenheit, ihm einen Dienſt zu leiſten, der für ihn wichtig, für mich ohne Mühe war. Das ereignete ſich im Handel wegen des Generals Moreau. Bonaparte nämlich wünſchte Sieyes in die Sache zu verflechten, um Gelegenheit zu haben, ihn zu beſeitigen. Frau von C..., die jeden Abend mit Bonaparte die Parthie machte, ließ mich eines Morgens zu ſich rufen und ſagte mir: „Ich weiß, daß Sie mit Sieyes in Verhältniß ſind. Warnen Sie ihn, daß er ja keinen Schritt zu Moreau's Gunſten unternehme. Das wäre eine erſehnte Gelegenheit, ihm beizukommen. Es thäte mir leid um ihn.“

Ich eilte zu Sieyes, und hinterbrachte ihm die Warnung. „Das iſt ein Liebesdienſt von Ihnen!“ rief er, „Sie reiſſen mich aus dem Traum. Seit einiger Zeit beſtürmt und drängt man mich, beſonders von einer gewiſſen Seite, für Moreau aufzutreten, zu handeln. Die Zudringlichkeit, mit der man es thut, iſt mir ſchon faſt verdächtig geweſen; doch war ich wirklich auf dem Punkt, nachzugeben.“ Sieyes verhielt ſich unthätig und war gerettet. Und der ihn am meiſten gedrängt hatte, war ſein ſcheinbarer Freund und Anhänger Ganilh geweſen. Sieyes beobachtete ſchärfer und entdeckte, daß Ganilh ein geheimes Bureau in der Polizei unter Fouché hatte.

Ganilh.

Dieſer Mann hatte in Frankreich geraume Zeit eine Art Anſehen, als Schriftſteller über Finanzweſen und Staatswirthſchaft. Sogar über den Rhein hinaus hat ſich ſein Name zu einigen deutſchen Männern dieſes Fachs verlaufen. Sein essai politique sur le revenu public

enthält nicht üble Gedanken und Grundsätze, besonders in Betreff der Lotterien.

Er ist nicht ohne Talent; aber ein Kleingeist, mit den Eigenthümlichkeiten eines Kabulisten; einer der vielen Leute, die ohne Kraft zu eigener Größe, neidisch oder ärgerlich über die Größern, an diesen emporklettern; mit mikroskopischem Scharfblick vorhandene Fehler aufsuchen; sie hofmeistern und sich einbilden, höher zu stehen, als sie; ohngefähr wie die Fliege, welche sich auf das Wipfelblatt einer majestätischen Eiche setzt und dieser dann zuruft: „sieh, da liegst du vor mir im Staub; ich trete dich mit Füßen; dein Stolz hat's verdient!“ — Es liegt ganz in der Natur solcher Personen, nichts gelten zu lassen, als sich; überall mit ihrem Widerspruchsgeist bei Einzelnheiten und Kleinlichkeiten anzuhäkeln. Vermuthlich kam er dadurch, und gewiß ohne alle andere Schuld, zur Schreckenszeit ins Gefängniß. In den unter Robespierre's Papieren gefundenen Listen ist auch Ganilh genannt und von Robespierre zur Deportation bestimmt, als ein „esprit contradicteur.“

Er war Mitglied der Commune vom 10. August (1792) gewesen, welche die Revolution dieses Tages leitete und ausführte. Er war Mitglied des Klubs von Numero 149, in welchem ich ihn zuerst kennen lernte. Der Klub hatte seinen Namen von der Nummer des Hauses entlehnt, in welchem er sich versammelte; im gleichen Hause hielt auch der Herzog Philipp von Orleans mit seinen Freunden Zusammenkünfte; doch hatten die beiden Versammlungen nichts mit einander gemein. Ursprünglich, um die Geschichte dieses Klubs vollständig zu geben, war er unter Sieyes Leitung im Jahr 1789, als Gesellschaft der Verfassungsfreunde (amis de la constitution), entstanden. Als er aber ins Uebersp annte auszuarten drohte, trennten sich Sieyes, Condorcet u. a. m. von ihm. Nachher aber schmuggelten sich mehrere Anhänger des Hofes in denselben ein, und der Klub gewann einen so aristokratischen Anstrich, daß die nämlichen Personen sich noch einmal trennten und den von 149 stifteten.

Kurze Zeit nach dem 10. August äußerte Ganilh, daß man in der Commune gewisse Abscheulichkeiten vorbereite, mit denen er nichts zu schaffen haben wolle. Es war um die Gräuel der Septembertage zu thun, da der blutdürstige Pariserpöbel die Gefangenen ermordete. Ganilh trat aus der Commune und gewann damit mein Zutrauen; eben so auch die Freundschaft von Sieyes. In unsern Zusammenkünften las uns dieser oft die Reden vor, welche er irgendwo in berathenden

Versammlungen zu halten gesonnen war. Ganilh aber eröffnete indessen, als Advokat, ein Consultationsbureau, und ich empfahl ihn, wo ich konnte. Ich bereute dies aber nachher schmerzlich.

Denn während eines Aufenthalts, den ich in der Schweiz machte, ward mir durch meinen Freund, Dr. Ebel in Zürich, ein Herr Basse aus Frankfurt am Main empfohlen, der nach Paris reisen und beim Vollziehungsdirektorium Zahlungen für große Tuchlieferungen betreiben wollte. Ich gab ihm, unter mehrern Adressen, auch eine an Ganilh. — Bei meiner Rückkunft in Paris fand ich Herrn Basse mit Ganilh in so enger Verbindung, daß mich beide von den Geheimnissen, die sie mit einander hatten, ausschlossen. Bald aber ergab sich, daß Ganilh, statt die Beendigung des Lieferungsgeschäftes zu betreiben, den armen Basse in neue Weitläuftigkeiten verflochten und ihn zu weitaussehenden Ankäufen von Nationalgütern verleitet hatte. Dieser mußte die Summen dazu hergeben; jener besorgte die Schreibereien, und der Gewinn sollte unter ihnen getheilt werden. Basse's Frau und Familie beklagten sich bitter über diesen nachtheiligen Verkehr, der auch mich aufs höchste empörte, um so mehr, da ich die heillose Bekanntschaft Basse's mit Ganilh gestiftet hatte.

Eines Tages befand ich mich mit beiden bei Sieyes auf einem Landgute. Ich benutzte die Gelegenheit eines Spazierganges, um ihnen freundschaftlich über den Verkehr zu reden, der Basse's Verderben drohte. Ganilh fühlte sich getroffen, brauste auf und warf mit Schimpfworten um sich. Ich faßte den berühmten Staatswirth beim Kragen und bewirthete ihn mit derben Maulschellen, die er gelassen hinnahm. Wenige Tage nachher begegnete ich ihm in der Straße Montblanc, wo ich wohnte, ganz unvermuthet. Er begrüßte mich wieder mit Schimpfreden, und ich erwiederte ihm abermals, ohne Worte zu verlieren, auf die vorige beliebte Weise. Er forderte mich heraus, die Sache müsse mit Blut abgethan werden. Waffe, Zeit und Ort wurden im Augenblick bestimmt. Ich kam mit meinem Sekundanten am Morgen des bezeichneten Tages, wartete bis gegen Abend, Ganilh erschien aber nicht.

Jetzt (1821) ist er Mitglied der Deputirtenkammer. Wenn wir uns irgendwo begegnen, unterläßt er's nie, mir sehr höflich entgegenzukommen. Er weiß wohl, daß ich ihn wenig beachte.

Holland und Pauw.

Unter meinen Bekannten rührte mich das Schicksal eines lieben, trefflichen Mannes, eines Würtembergers, Namens Holland. Er ist der Verfasser der sehr guten Réflexions sur le système de la nature, ein französisches Buch in deutschem Geist. Er war Führer des Prinzen Ludwig von Würtemberg, und reisete mit diesem. Nachher vermählte er sich mit einem schönen Frauenzimmer in Stuttgard. Er vergötterte dies Weib. Aber, als er mit demselben nach Petersburg gereist war, ward es ihm dort untreu. Er kehrte in sein Vaterland zurück, starb aber unterwegs, eben so sehr aus Gram, als an einer Brustkrankheit; vielleicht am gebrochenen Herzen. Er war eines bessern Looses würdig gewesen.

Merkwürdig war mir, was er vom Demherrn Cornel de Pauw erzählte, dem bekannten Verfasser der eben so wunderlichen, als scharfsinnigen récherches philosophiques sur les Américains, les Grecs u. s. w. Er hatte ihn, auf der Reise mit dem Prinzen, in Potsdam kennen gelernt, wohin Pauw von Friedrich II., als Vorleser, berufen worden war. Der gelehrte Kanonikus von Xanten hatte sich lange geweigert, den Ruf anzunehmen. Und sobald er nach Berlin gekommen war, bemühte er sich um nichts so sehr, als wieder fortgeschickt zu werden. Es kamen nicht selten Leute zu ihm, die sich in ihren Angelegenheiten um seine günstige Fürsprache bewerben wollten. „Vous me croyez de l'influence sur le roi. Je n'en ai pas et je n'en veux pas. Je veux être renvoyé; voilà mon but!“ Und dieser Wunsch ward ihm endlich auch erfüllt.

Pauw war ungläubig, aber ohne daß seine Meinungen irgend seiner Sittlichkeit den geringsten Eintrag gethan hätten. Es konnte z. B. nicht begreifen, wie man im Stande wäre, Eiden einen Werth beizulegen? Mit Hollanden sprach er öfters über Freimaurerei. Daß etwas erträglich Vernünftiges dahinter sei, ließ er sich durchaus nicht einreden. Denn sagte er: Voyez cette bête de D... (einen Berliner Buchhändler seiner Zeit); on dit qu'il y joue un rôle.

Der Prinz, mit welchem Holland reisete, ließ sich in einer Berliner Loge aufnehmen, natürlich also auch dessen Führer. Kaum war dieser nach Potsdam zurückgekommen, war, beim ersten Besuch, Pauw's erste Frage nach dem Wesen der Maurerei. Mais vous savez bien, entgegnete der Neugeweihte: que j'ai prêté serment de ne rien dire.

Ganz ausser sich vor Verwunderung rief Pauw: comment, et vous tenez à vos serments?

Das gelbe Fieber.

Man zerbricht sich jetzt über die Natur des gelben Fiebers den Kopf, das von Amerika nach Spanien verpflanzt worden ist. Es mag zuletzt wohl gar die Cholera seyn, welche im ostindischen Archipel häufig wütet und erst neulich in Siam so fürchterliche Niederlagen angerichtet hat. Krankheiten verändern, auf ihren Wanderungen durch die Länder und Klimate, ihre Gestalten und Physiognomien, wie die Völker der verschiedenen Weltgegenden.

Der P. Labat erwähnt eines Mittels gegen dies Uebel, das sich immer, ihm zufolge, bewährt haben soll. Er empfiehlt, von Stunde zu Stunde Lavements von Quassia und Citronensaft zu geben. Unsere gelehrten Aerzte denken nicht daran. Es paßt wahrscheinlich nicht in ihr System, oder nicht in ihre Methode. Das Fach der Aerzte ist mehr eine Kunst, welche durch Erfahrungen erweitert werden muß, als eine eigentliche Wissenschaft. Soll die Kunst mit der Zeit zu einem System des Wissens erhöht werden: so muß die Philosophie der Mediciner sich zuvor vom Materialismus entfernen.

Der Arzt mit seiner Kunst ist ein nothwendiges Uebel, sagt man, so gut wie der Richter, der Pfarrer, der Soldat. Aber ein einziger Arzt, wenn er auch kein ausgezeichneter Geist wäre, ist noch nicht so übel, als zwei oder drei vortreffliche Aerzte bei einem und demselben Kranken. Am übelsten steht es bei akademischen Consultationen. Fragte man statt zwanzig gelehrte Doktoren in corpore einen einzigen Mann von gesundem Menschenverstand und Erfahrung um Rath: so würde man unter zehn Malen neunmal besser fahren.

Malte-brun, um in Spanien das gelbe Fieber zu vertreiben, rieth neulich im Journal des Débats ganz ernsthaft, als Luftreinigungsmittel, an, Tortosa — zu bombardiren. O heiliger Voltaire, warum lebst du nicht mehr?

Das Römerreich unter Constantin. *)

Es waltet in den Gestaltungen, welche das ungeheure Römerreich unter Constantin trug oder annahm, zuweilen überraschende Aehnlichkeit mehrerer Mängel und Einrichtungen mit denen, welche die französische Staatsumwälzung und besonders auch Napoleons Kaiserthum hervorbrachte. Dahin kann man z. B. das Titelwesen rechnen, welches Constantin schuf und einführte; den Grundsatz der Trennung der Civil- und Militärgewalt in den Provinzen; die Einrichtung des Postwesens. Man ertheilte Diplome, um die Posten benutzen zu dürfen. Unter Constantius ward üblich, daß man die Pferde der Partikularen wegnahm, wenn es der Postdienst erheischte, oder es bei Militärtransporten noth that.

Die Munizipalitäten des römischen Reichs duldeten, meistens durch Beibehaltung der republikanischen alten Formen, furchtbaren Druck. Veraltete, seellose Formen führen überall größeres Verderben herbei, als wenn sie gar nicht wären. Hätte die absolute Herrschergewalt, deren Bedürfnisse die Munizipalverwaltung täglich peinlicher machte, sich geradezu mit offenem Zwang, als Despotismus, hingestellt: so würden wenigstens ihre Diener bezahlt worden seyn. Der römische Despotismus nistete sich ganz unvermerkt im Schirm republikanischer Institutionen ein, um unentgeldlich bedient zu werden und mit Hülfe der Volksstellvertreter das Volk im Joch zu halten. — Sollten auf des Kaisers Wink Mannschaften zum Heer gestellt oder Auflagen erhoben werden: so waren es die Mitglieder der Ortsverwaltung, welche die größte Bürde übernehmen mußten. Sie, gewöhnlich die Wohlhabendern und Reichern, hatten die beträchtlichern Steuern zu entrichten, und waren persönlich dazu noch für den Eingang der Steuern aller Uebrigen verantwortlich.

Die möglichste Gleichheit der Abgaben vom reinen Ertrag jedes Vermögens und Erwerbes im Staate, bestimmt nach dem Verhältniß

*) Oelsner hatte eine Darstellung der Veränderungen in der Organisation des römischen Reichs unter Constantin ausgearbeitet. Sie war bestimmt, im Jahr 1813 um den vom Nationalinstitut ausgesetzten Preis, diesen Gegenstand betreffend, zu wettkämpfen; kam aber, der Kriegsereignisse wegen, zu spät. J. Naudet's Buch hat jenen Preis erhalten; eine bloße Zertheilung von Farben, die Oelsner zu einem meisterhaften Gemälde verwendete, welches würdig ist, seiner gekrönten Preisschrift über den Islamismus zu Seite zu stehen. Das Obige ist ein dürftiger Auszug von Oelsners Schrift, die der Mittheiler von ihm zu lesen empfing. Uebekannt ist geblieben, was aus dem französischen Manuscripte geworden seyn mag.

jenes Ertrages, ist Gerechtigkeit gegen Alle. Das Gesetz soll gerecht seyn, weil es die Menschen ungern sind. Aber die Auflagengesetze, damals unbillig, wie oft heutiges Tages, mehr auf die arbeitende Klasse, als auf die verzehrende drückend, wurden durch Willkühren der Gewalthaber noch unbilliger. Schon damals wußte man sich durch Titelankauf mancher Art der Steuerpflichtigkeit zu entziehen, oder indem man sich unter das Patronat mächtiger Gönner begab, wodurch eine Art Feudalwesen geschaffen und Leibeigenschaft gegründet und erweitert wurde. Constans verpflichtete die Patrone, für diejenigen zu zahlen, welche sich ihnen hingegeben hatten, um nicht Steuern zahlen zu müssen.

Handel und Gewerbe waren große Monopolien. Die kaiserlichen Fabriken versorgten Beamte und Privatpersonen mit einer Menge von Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit. Die in solchen Werkstätten angestellten Arbeiter, wie ihre Nachkommen, waren, als wahre leibeigene Kaste, unwiderruflich an ihren Stand gebunden. Das Gesetz erklärte sie unfähig zu allem Andern, damit, wie Constantin sagte, die Kunst, welche sie treiben, nicht zum Schaden des gemeinen Wesens verpfuschert werde.

Hierin, wie in Anderm, stellte das römische Reich die Verwaltung einer einzigen großen Landwirthschaft dar, die sich späterhin in einer Anzahl kleinerer auflöste, bei denen aber der nämliche Grundsatz fortbestand. Es war da schon nichts als das Mittelalterische im großen Maßstab, auf das Prinzip der *grandes propriétés* im weitesten Umfang begründet. Für den kaiserlichen Schatz war Alles und Jedes berechnet, nicht für den öffentlichen allein, sondern für den besondern der Fürsten. Um letztern zu schonen, wurden auch, neben den ordentlichen Auflagen, außerordentliche ausgeschrieben. Oft war die Folge davon eine ungemeine Theurung der Lebensmittel aller Art. Diocletian versuchte schon das auch in neuern Zeiten dagegen versuchte Mittel der Einführung eines Maximums, oder Bestimmung eines Preises, über welchen hinaus der Verkäufer einer Waare nicht gehen sollte. Dies ward dann, wie Lactantius erzählt, Ursach vielen Blutvergiessens um Dinge, die an sich gering waren. Die Kaufleute besuchten keine Märkte mehr und wurden deswegen verfolgt. Aber eben darum wieder stieg die Theurung noch höher, was man wohl hätte voraussehen können. Diocletian sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz wieder aufzuheben, nachdem es das Blut vieler Bürger gekostet hatte.

Mit der Ungleichheit in Vertheilung der Auflagen, mit der Stätig-

keit der ungleichen Stände, oder der Schöpfung des Kastenwesens, mußte sich nothwendig auch die Ungleichheit der Unterthanen vor dem Gesetze verbinden. Man darf nur an das unsinnige und grausame Gesetz Constantins wegen der Entführungen erinnern, von welchem die untersten Volksklassen ausgenommen waren, weil, wie der Kaiser sagte, deren Niedrigkeit nicht der Aufmerksamkeit des Gesetzes würdig erachtet wird.

Ein schrecklicher Einfall, der vom damaligen Zweck und Wesen des Staates und von der durch das Christenthum anerkannten gleichen Menschenwürde ganz besondere Ansichten voraussetzt. Indessen ist diese Aristokratie des Gesetzes, wenn sie einmal bestehen sollte, für jenes Zeitalter, einiger Entschuldigung fähig. Wohl schwerlich ließe sich so viel für die Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz in mehrern Staaten unsers Zeitalters sagen, wo ein und dasselbe Verbrechen mit härtern oder mildern Strafen belegt wird, je nachdem der Strafwürdige zu einem niedrigern oder höhern Stand gehört. Hier ist Aristokratie des Verbrechens. Wenn das Gesetz die Schuld des vornehmen Sünders mit derselben Strenge rügt, wie die des Menschen aus dem Pöbel, ist es eben so gerecht gegen jenen, wie gegen diesen, weil jener auf einer höhern Stufe der Bildung ungleich strafbarer ist, als der rohe und unwissende Sünder, den auch die nämliche Strafe weniger schmerzt.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Sträflinge hießen unter Constantin Deputirte (deputati, Abgesonderte von der bürgerlichen Gesellschaft). Die öffentliche Arbeit heutiger Volksdeputirten könnte wohl in manchen Ländern füglich auch als Strafe für sie angesehen werden.

Blicken wir von den untern Ständen zu den Großwürdeträgern des römischen Hofes hinauf, so fällt uns unter ihnen besonders einer auf, der den heut ungewöhnlichen Titel eines Comes campi trug. Sein Amt war eben so wichtig, als höchst angenehm für den Fürsten. Ihm lagen Studium und Sorge für die Freude der kaiserlichen Tafel ob. Er war's, an welchen sich Cassiodor im Namen seines Gebieters mit den Worten wendet: „Wenn du deine Pflicht wohl vollstreckst, unsere Gastmahle anzuordnen, was dir allein anvertraut wird, vergrößerst du nicht allein den Glanz unsers Pallastes, sondern es macht dir einen Namen unter den Völkern der Fremde. Die Gesandten fast aller Mächte des Erdkreises, wenn sie unsern Festen beiwohnen, müssen, was bei ihnen hoch-

11.

Allgemeine Betrachtung über die Langsamkeit der Fortschritte des Christenthums in Asien.

Wenn ich den Blick noch einmal auf Asien zurückwerfe, auf den schönsten, den reichsten aller Welttheile, gegen welchen gehalten unser Europa ein armes Land, und in Rücksicht der Bevölkerung um drei Fünftel geringer ist; auf Asien, das Vaterland der am meisten verbreiteten Religionen: bemerke ich mit traurigem Erstaunen die sittliche und religiöse Verwilderung desselben. Es ist nur ein sehr kleiner Theil seiner Bewohner, welcher den Glauben der Christen bekennt; und nur ein sehr kleiner Theil der Christen, welcher die höchsten Güter der Menschheit, die ewigen durch Jesum geoffenbarten Wahrheiten, im Gemüth trägt. Zwar die Einheit Gottes, dieser große Gedanke, ist durch Juden, Muhamedaner und Braminen, von Priestern Fo's und Lama's, Xaka's und Budda's verkündigt; aber durch die wüsten Träumereien der Barbaren verunstaltet. — Länder unermeßlichen Umfangs, Inseln, deren Menge Keiner gezählt hat, liegen da in Finsterniß des Heidenthums verloren. Der Mensch dort hat nur edlere Naturgabe, nicht höheres Recht, als die Bestie. Ueberlistung und gewissenlose Gewalt ver-

selten gefunden wird, im Ueberfluß seyn, müssen über die Fülle einer einzigen Tafel und über die Menge der Aufwärter erstaunen, die sie bedienen, und sich einbilden, Alles werde im Augenblick hervorgebracht, was man wünscht. Kehren sie in ihre Länder heim, müssen sie dort ihren Freunden von Wundern bei uns erzählen. So werden die, welche unsern Tisch besorgen, Ruhm der Welt erndten. Dazu erwäge noch, daß du ein Vertrauter unserer frohen Augenblicke bist, wo das Herz jede Sorge verbannt, und daß du den Zutritt bei uns hast, wenn er allen Andern versagt wird. Und billig ist, daß die Majestät dem Anordner so bedeutender Veranstaltungen hold bleibt.«

Die Diplomaten des Alterthums, scheint es, waren so gammselig oder gefräßig, wie in spätern Zeiten: und man sollte nach jener Formel Cassiodors geneigt werden, den Comes campi für den römischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu halten.

Das Christenthum bestieg mit dem deßhalb, als den Großen, gefeierten Constantin den Thron des gestürzten Heidenthums. Es war eine förmliche Staatsumwälzung und das nicäische Concilium die konstituirende Nationalversammlung, aus welcher über die Christenheit der nachfolgenden Jahrhunderte Dogmen um Dogmen flossen. Aber diese allgemeine Kirchenversammlung ist nicht nur für die Geschichte der Kirche merkwürdig, sondern eine der größten Begebenheiten in der Geschichte der menschlichen Gesittung. Wohl hatte man auch vorher schon Versammlungen aus allerlei Völkern zur Entscheidung ihrer Kriegs-, Friedens-, Handels- und Grenzverhältnisse gesehen, wie denn auch die wilden Jagdvölker in den Wäldern Amerika's ihre Kongresse halten, gleich den Europäern zu Verona oder Wien. Aber es war das Zeichen eines Riesenschrittes der Menschheit, daß man abstrakter Begriffe willen zusammentrat, und ihnen höhere Wichtigkeit, als allen materiellen Interessen, beilegte.

Aber das Christenthum, erhoben auf den Thron der Heidenschaft, legte sich auch den kaiserlichen Purpur und den Gewaltszepter des heidnischen Despotismus bei. Die Christen in ihrer ersten Einfalt und Bescheidenheit standen dem Christenthum des vierten und fünften Jahrhunderts so abstechend gegenüber, wie die frommen Quaker heutiges Tages den katholischen Missionarien in Frankreich, die mit allem Kirchenprunk des Mittelalters nur die äussern Sinne, nicht Geist und Herz der Menschen in Anspruch nehmen.

Der Kampf des Christenthums um die Oberherrschaft gegen das

Heidenthum war um so schwieriger gewesen, da alle Erinnerungen der Freiheit an dieses gebunden hingen. Das autartende Christenthum verlieh dem Despotismus den Sieg, gleichwie jederzeit die Ausartung des Edelsten das Heillose gebiert und die gefallenen Engel eben Teufel geworden sind. Doch so mußte es ja kommen, auf daß eine höhere Freiheit, als die des Alterthums, nämlich das reine Menschenthum oder der Humanismus, ein Gegensatz zum bloßen Civismus, vorbereitet werde. Die starre Dogmen-Hülle diente nur als schirmendes Mittel, durch welches die unsterbliche Lehre, während der Völkerwanderungen und ihrer Folgen, sicher an die Nachwelt überliefert wurde.

Kaiser Julian, der Apostat geheißen, versuchte das Heidenthum dadurch herzustellen, daß er die Einrichtungen der Hierarchie, der Predigten, der Amtstrachten u. s. w. mit demselben vereinen wollte, welche er mit Erfolg bei den Christen bestehen sah. Diese Nachahmung war eine unfreiwillige Huldigung, welche das geliebte Alte dem verhaßten Neuen darbrachte. Julian that, wie umgekehrt Napoleon in unsern Tagen, der die Sprache und Formen der neuen politischen Denkweise gebrauchte, um das ancien régime herzustellen, oder wie de Bonald, la Mènais und eine Menge Deutscher zu der Philosophie und dem Mysticismus ihre Zuflucht nahmen, um die Kirche des Mittelalters aufzurichten.

Aber sie betrogen sich eben so grausam, wie Julian. Umsonst ist's, dem jüngern Zeitalter die blöden Vorstellungen, die abgelebten Institutionen eines ältern wieder aufzudringen. Die Bewegungen eines Cadavers, durch galvanischen Reiz hervorgebracht, sind nicht die Bewegungen des Lebens.

Uebrigens war die alte Ordnung der Dinge, die Republik einbegriffen, nicht werth, wieder zu entstehen. Die römische Republik und ihre Freiheit war nie etwas Besseres gewesen, als das Privilegium einer Stadtbürgerschaft. Die Freiheit forderte jetzt eine breitere Grundlage. Das Christenthum legte diese. Es ward zum geistigen Bindemittel zahlloser Völker, die einander nicht kannten, und welche durch Gewalt der Waffen allein zu einem Ganzen zusammengehäuft worden waren.

Man irrt sich, wenn man irgendwo im Fortschreiten der Menschheit Stillstände vermuthet. Als Cultus mußte das Christenthum die Barbaren gewinnen, um sie einst zur Religion emporheben zu können. Die selbstsüchtige Schwäche der byzantinischen Despoten diente, ohne es zu wollen, der Sache der Menschheit. Ein Mann, wie Julian,

er, ein besserer Mensch, ein besserer Kopf, würde das Christenthum nur zur Wiederbildung des alterthümlichen Civismus haben verbrauchen können und mit diesem den Barbaren überlegen geworden seyn.

Der priesterschaftliche Cultus siegte über die Barbaren und brachte ihnen die göttlichen Ideen Jesu. Die Völker, als Laien, nahmen diesen Kern des Cultus, welchen man ihnen ließ, weil er — nichts eintrug; den Priestern blieb die todte Schale der Frucht. So stand das Religiöse der Völker dem äussern Kirchenthum der Hierarchie gegenüber; der Papst stand nur an der Spitze des Cultus und blieb da stehen. So ward der Untergang seines religiösen Ansehens unvermeidlich.

Das Papstthum, schon auch als weltliche Fürstlichkeit, begünstigte im Mittelalter den Despotismus und die Leibeigenschaft. Die Religion führte zur Freiheit. Schon ist die persönliche Sklaverei in den christlichen Staaten fast überall verschwunden, oder vielmehr verdünnt durch Ausbreitung ihres Elements über das Gesammtvolk, welches Staatseigenthum geworden ist, und daher wir das Paß- und Post- und Censur-Wesen, Abzugsrecht, Abgabenbürgschaft und dergleichen besitzen.

Soldatenstand.

Lacher, ein junger Deutscher, gebildet und brav, war aus Vorliebe für den Kriegsstand den Fahnen Frankreichs gefolgt. In Deutschland hätte er bei allen Kenntnissen, ohne Gönnerschaft, ohne Geburtsrang, zeitlebens Schreiberdienste treiben müssen. Er stand zwei Jahre lang als gemeiner Husar im Regiment, welches der Oberst Merlin, jüngster Bruder des bekannten Merlin von Thionville, befehligte.

Ein junger, kenntnißloser Mensch ward eines Tages zum Offizier gemacht, und einige Husaren, unter denen auch Lacher war, zischten ihn aus, da sie mit einander zum Futtersammeln verschickt waren. Sie wurden bestraft. Der Oberst, ein sehr wackerer Mann, ließ Lachern zu sich rufen. „Also auch Sie,“ sagte er, „auch Sie haben sich dergleichen unterstanden?“ — „Ihnen die Wahrheit zu gestehen,“ erwiederte Lacher: „ich that's, weil dieser Offizier unmöglich Ihre Achtung verdienen kann, mein Oberst. Wär' er Ihnen nur von fern ähnlich, es würde nicht geschehen seyn.“ — „Was soll das heißen?“ fuhr ihn der Oberst an: „Der Soldat soll gehorchen, und nicht über den Werth der Offiziere urtheilen.“

Nach einigen Tagen entließ ihn Merlin aus seinem Regiment; schickte ihn aber mit einem offenen, in ehrenden Ausdrücken abgefaßten Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, welcher Inhaber des neunten Kürassier-Regiments war. Lacher erfuhr dann später, daß sein Oberst diesem in einem versiegelten Briefe geschrieben hatte: „Ne tombez pas avec ce jeune homme dans la faute que j'ai faite à son égard. Je l'ai laissé trop long-tems dans les rangs. Il n'y est bon à rien. Il faut le pousser en avant, il le mérite; il faut le mettre a sa place."

Wenige Monate später stieg Lacher in dem Kürassier-Regimente zum Offizier und zeichnete sich von da an sogleich neben allen Andern, als einer der Besten, aus.

Ist es nicht das wahre Geheimniß von der Größe einer Regierung, oder jedes andern Machthabers, de ne pas laisser trop long-tems dans les rangs? Jeden an seinen rechten Platz zu stellen? — Wie mancher ist ein Taugenichts, der am falschen Ort, mit den vortrefflichsten Anlagen sich und die Uebrigen und Alles um sich her zu Grunde richtet; während er das Höchste geleistet haben würde, wäre er gestanden, wohin er gehörte.

Der Fürst, Feldherr, Gewerbsmann, jeder der an der Spitze eines großen Geschäfts steht, kann mit seinem Genie allein nicht ausreichen, wenn er sich über das Alltägliche hinwegschwingen möchte. Der Geist bedarf zur Wirksamkeit eines tüchtigen Körpers; der Künstler bedarf ausgesuchter Werkzeuge. Es ist unbegreiflich, daß die meisten Regierungen diese einfache Wahrheit übersehen und sich durch die Ungeschicklichkeit ihrer Beamten lahmen. Die spanischen, preußischen, russischen, österreichischen Soldaten sind so tapfer, als die französischen, gewesen; und doch wurden sie in der Regel besiegt. Aber ihre Offiziere und Oberbefehlshaber wurden nach Hofgunst, Geburtsrang, Dienstalter und andere Zufälligkeiten befördert. Der Zufall ist blind; der Menschenverstand hat Augen.

Der junge Lacher blieb in der Schlacht von Eßlingen.

Wir hatten uns einige Male, als er auf Urlaub in Paris war, über Kriegswesen unterhalten. Er überraschte mich oft mit unerwarteten Einfällen; wenigstens erwartete ich sie von keinem Soldaten.

Der Krieg, sagte er, bleibt immer ein grausames Gewerbe; aber er bleibt nothwendig, weil ewiger Friede unmöglich ist, so lange das ganze Menschengeschlecht entweder nicht unter einerlei Herrn und einerlei

Gesetz steht, oder nicht seine Natur vollkommen abstreift. Das Einzige, wohin wir endlich durch Civilisation gelangen können, ist: daß die Kriege menschlicher geführt werden. Dahin sollte man arbeiten. Es muß Regel werden, daß eine Armee auf feindlichem Boden das Privat-Eigenthum ehrt und jeden Unbewaffneten in so vollkommener Sicherheit läßt, als lebte man im tiefen Frieden. Unter den gesitteten Nationen Europens ist wirklich schon viel dafür gethan; aber es bleibt noch viel zu thun übrig.«

Außer der Schlacht sind die Franzosen nicht grausam oder brutal. Aber sie wissen noch wenig von dem Grundsatz: Privateigenthum auf feindlichem Boden ist neutral. Und so lange die Armeen diesen Grundsatz nicht anerkennen, bleiben sie disziplinirte Räuberbanden in Uniform. Alles hängt von Sittlichkeits- und Ehrgefühl der Regierung oder des Oberbefehlshabers ab. Unsere meisten Generale stehlen selber und geben ihren Leuten schlechtes Beispiel.

Der Oberst Kanopka, ein Pole, zeichnete sich in Spanien an der Spitze seines Ulanen-Regiments aus. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kaiser (Napoleon), der ihn zu seinem Adjutanten machte, sagte dieser zu ihm: Eh bien, Kanopka, vous devez être riche? —

— Riche? non, Sire, je n'ai que mon régiment.

Comment donc? et vos et vos troupes toujours aux avant-postes! Vous n'êtes pas *niais*.

Mir gings nicht viel besser, sagte Lacher, als dem ehrlichen Polen; eher schlimmer. Lange Zeit gab ich mich damit ab, dem General Soult die Klagen vorzubringen, welche in Städten und Dörfern Deutschlands über Räubereien der Soldaten und Offiziere geführt wurden. Einige Male verschaffte ich Hülfe. Eines Tages jammerte ein reicher Bauer, bei dem ich im Quartier lag, und der prächtige Hengste im Stall hatte, diese seien ihm weggenommen. Ich erfuhr, der Räuber sei ein Eskadronschef gewesen. Ich brachte die Klage vor den General. Der schnob mich verdrießlich an und hieß mich gehen. Bald nachher zeigte mir mein Wirth den Eskadronschef in der Ferne. Es war der Bruder des Generals. Eine Woche später ritt der General einen der schönen Hengste, die ich bei dem bestohlenen Bauer gesehen hatte.

Moreau hielt sich, wenigstens für seine Person, von diesen Unfläthereien rein. Auch Bernadotte. Dieser speisete einst mit seinem Generalstab in einer österreichischen Abtei. Der Prälat, der sie bewirthete, trug einen kostbaren Ring am Finger. Man bewunderte den-

selben. Er ging von Hand zu Hand, und gelangte endlich wieder zu seinem Eigenthümer zurück. Der gute Prälat, eben im Gespräch mit Andern, erstaunte, als er den Ring sah. Man bemerkte es, wunderte sich über seine Bestürzung und drang in ihn, den Grund davon zu sagen. Nach einigem Zögern gestand er, daß er sich darauf gefaßt gemacht habe, seinen Ring nie wieder zu sehen; denn ein noch köstlicherer Ring sei, bei ähnlichem Anlaß, da er einen französischen Feldherrn und dessen Begleitung bewirthet hatte, in den Händen eines der Bewunderer geblieben.

Elemente der Revolution.

Das Drama der französischen Revolution ist noch nicht zum letzten Akt gelangt. Weit entfernt, daß die Wiederherstellung der Bourbonen die Gährungsstoffe neutralisirt hätte, sind diese seitdem erst recht ausgebildet. Anmaßung, Dummstolz, Verachtung der einleuchtendsten Grundsätze und bigotte Sittenlosigkeit bezeichnet die große Mehrzahl der jetzigen Royalisten; nur bei Einzelnen findet sich noch Gewissen und Ehrlichkeit. — Die Bonapartisten ihrer Seits geben sich fast überall durch Irreligiosität und Ideenhaß, Egoismus und eine zur Virtuosität getriebene Unverschämtheit zu erkennen. Was unten steht, kriecht, höfelt und buhlt um Stellen und ist dafür zu jeder Niederträchtigkeit erkaufbar. Was oben steht, hat keinen höhern Lebenszweck, als des diners et des fêtes. — Rechtliche Männer, welche das Heil Frankreichs wollen, verzweifeln an der Möglichkeit einer Versöhnung des Vorrechtes mit dem Rechte. Es nehmen Erfahrungen und Ueberzeugungen überhand, die das reine Herz und den gesunden Verstand schaudern machen. Die Verzweiflung der Bessern ist so furchtbar, wie die Verworfenheit der Schlechtern. Diese untergraben den Thron, jene rütteln an ihm. — Und das gemeinste Volk? Es ist immer dem Uebergespanntesten am gewogensten. Es will haben, nicht geben. Das Pöbelpack wie das Hofpack hat nur Thiergelüste und lebt für den Tag, wie das Thier.

Ich erinnere mich noch immer, nach der Einnahme der Bastille, eines Schmiedes aus der Vorstadt St. Antoine. Er kam in das Café de Foye und jubelte über die erstürmte Freiheit, die Freiheit von allen Abgaben. Vergebens stellte man ihm vor, daß es nicht so gemeint sei, daß für den Staat immer Abgaben nöthig wären. „Mais!“ rief er

verblüfft: „Ainsi donc tout ce tapage pour rien? pourquoi prendre la Bastille?“

Man muß den Hof und die vornehme Welt sehen, die ihm näher steht! Die mittlern Volksklassen, und so, möcht' ich sagen, der beste und größte Theil der Nation, ist seit Zerstörung der Bastille um Vieles in Bildung des Kopfes und Herzens vorgeschritten; das gemeine Volk und das Hofgesinde keine Spanne weiter.

Der Herzog von Duras, der sonst viel galt, vermag nichts mehr. Unlängst ward einer meiner Bekannten von jemandem, der Namens einer Familie ein Anliegen hatte, ersucht, dafür durch den Herzog bei einer gewissen hohen Person zu wirken. — „Ich will wohl,“ sagte jener: „aber es wird zu nichts helfen. Sie müssen sich an des Herzogs hübschen Kammerdiener wenden.“ — Warum das? Ihnen steht ja der Weg offen; Sie kennen den Herzog genau! — „Ja wohl, aber — — unter uns gesagt, der Herzog selbst hat schon einer andern Person in meiner Gegenwart gerathen, diesen Weg einzuschlagen. Er gilt nichts mehr; der Kammerdiener Alles.“ — — So wird regiert.

Der schönste Theil der Tuilerien, die Gartenterrasse, ist fast immer jetzt geschlossen, der Spaziergänge wegen, welche die Herzogin von Berry und ihre Kinder dort zu machen pflegen. Ich sah die Herzogin vor einigen Tagen die Seitentreppe der Terrasse herabsteigen. Die Barrieren waren geschlossen und Gensdarmes und Gardisten standen umher und hielten alle übrigen Spaziergänger auf vierzig bis funfzig Schritt weit zurück. Aber als die Dame herabkam, sah ich auch kein einziges Haupt sich vor ihr entblößen, obgleich sie die Augen nicht wenig, und wie es schien, erwartungsvoll umherwarf. Wohl bemerkt' ich, wie sich mancher mit untergeschlagenen Armen hinstellte, und das Schauspiel bedeutsam betrachtete. — So macht man sich nicht beliebt. Das endet nicht freundlich.

Wenn sich, sagte mir während eines Gesprächs über die gegenwärtige Ministerialkrise (Dezember 1821) ein geistvoller Mann, wenn sich nicht Liberale, Ultra's und Royalisten endlich einmal aufrichtig und ehrlich in den verfassungsmäßigen Grundsätzen vereinigen, so wird früher oder später der Sieg der Benapartisten die unausbleibliche Folge ihrer Zwietracht seyn.

Nach Allem, was ich sehe und höre, glaub' ich, er hat recht, diese Partei ist entschieden die zahlreichste; in den höhern Ständen durch Egoismus ohne alles Gewissen, in den untern durch Unwissenheit und

Antipathie gegen die Bourbonen. Sie ist die reichste und schon darum die mächtigste, weil sie weiß, was sie will. Alle Blendwerke der Nation stehen ihr zu Gebot in einem Volke, das noch immer von nichts so gern, als von gloire et lauriers traumt. In allen Masken und Formen erwartet sie den ersehnten Augenblick, in welchem sie ihr Ideal, des régime impérial, d. h. den militairischen Despotismus auf Kosten der Civilisation wird verwirklichen können.

Man will nicht den zweimal verstoßenen Napoleon, aber den Napoleonismus. Die wohlwollendsten Seelen, die diesen verabscheuen, lassen sich nicht träumen, daß sie für ihn arbeiten. Dazu hilft der allgemeine Widerwille gegen die Auferstandenheit des ancien régime.

Die sechs neuen Minister sind schon verhaßt, eh' sie ins Handeln kommen. Voilà six blancs, qui ne valent pas deux sous! sagt das Volk von ihnen. Blancs sind nämlich eine kleine Münze, nach der das Volk noch zählt. Ein solcher Blanc ist etwas weniger, als ein halber Sous; sechs sollten also eigentlich zwei und einen halben Sous werth seyn.

Der Justizminister Peyronet ist die verhassteste Person unter den sechs Blancs. Er war Procureur du Roi, und als solcher mit der Verfolgung der letzten Verschwörung vor der Pairskammer beauftragt. Das Geschäft an sich machte ihn nicht so beliebt, noch weniger die an das Brutale streifende Leidenschaftlichkeit, welche sich bei ihm in Gesinnung, Sprache und Gesichtszügen ausdrückte und einen argen Gegensatz zur ruhigen Würde des Präsidenten d'Ambray darbot. Aber man hatte unter den sechs Blancs einen Redner nöthig und fand, Peyronet habe legitime Grundsätze und sei ein Schreier dazu.

Eine andere Sage geht, eine alte adliche Dame in der Vorstadt St. Germain, die eine lebhafte Correspondenz mit dem Könige vor Zeiten geführt und dadurch diesem, als wahrhafte „Staatsfrau", wichtig geworden, habe den neuen Minister empfohlen. Denn der Prozeß, den sie in ihrer Trennungsgeschichte mit dem Ehemann geführt, sei von ihm glücklich geführt gewesen.

Wer kann denn wissen, welche Wege zu den Stufen des Throns führen! Nur der Weg des Verdienstes um den Staat führt nicht dahin; das einzig weiß man.

Selbstbeschauung.

Es will mir zuweilen scheinen, als hätte die Güte und Huld der Menschen gegen mich weniger wirksamen Einfluß auf mein Leben gehabt, als die Unvorsichtigkeit oder Bosheit derselben. Daraus möcht' ich nun freilich keineswegs folgern, daß es mehrern Personen, vielleicht allen Menschen, wie mir ergehe; oder daß die Summe des Bösen in der Welt die des Guten überwiege. Wem der vorübergehende Schmerz eines Wespenstichs unbehaglich ist, muß sich ziemlich wohl fühlen.

Wenn ich nicht eine glänzendere Laufbahn im Leben machte, lag vielleicht auch wohl viele oder alle Schuld an mir selbst. Ich habe die gefälligsten Gelegenheiten ausser Acht gelassen, mir eine sorgenlose Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich weiß am Ende nicht, ob es bei mir Einfalt oder Leichtsinn war? Freilich, mehr denn einmal hinderte mich ein gewisses Zartgefühl, Fortunens Hand zu fassen, wenn sie sich mir entgegenstreckte. Aber ist dies Zartgefühl etwas Verdienstliches gewesen, oder ein philosophischer Stolz, oder eine alberne Blödigkeit?

Ich habe das eigene Schicksal gehabt, daß gewisse Leute, die mich genau genug kannten, im Vertrauen auf meine Gutmüthigkeit oder auf mein schonendes Zartgefühl, auf unbegreiflich freche Weise sündigten, und nicht nur in meiner Gegenwart gegen Andere, sondern gegen mich vor Andern, einen Ton annahmen, Dinge behaupteten, von denen sie bestimmt wußten, daß ich das Gegentheil nur zu gut kannte. Ein Wort von mir hätte genügt, sie vollkommen an den Pranger zu stellen.

Von der andern Seite erkannte man in mir eine gewisse Feinheit des Blickes (finesse d'esprit, vielleicht sollt' es Pfiffigkeit heißen), hinter der man eine sehr große Feinheit des Charakters vermuthete. Und grade deßhalb galt ich häufig für einen höchst gefährlichen Menschen, vor welchem man sich nicht genug hüten könne. So kam es, daß mich die preussische Regierung als einen Agenten der französischen beargwohnte und gelegentlich verfolgte; während mich die französische Regierung für ein Werzeug der andern hielt. Beide Theile machten mir das Leben schwer, weil ich nicht war, was sie glaubten; ich würde mir die Hälfte meiner Leiden erspart haben, wenn ich gewesen wäre, wofür sie mich hielten.

So erschien einmal in einem Pariser Journal ein etwas spöttischer Aufsatz gegen die schöne Königin von Preussen. In Berlin verfiel man sogleich darauf, ich müsse der Verfasser seyn, und wandte sich, weil

man Talleyrand nicht traute, für deſſen Kreatur man mich anſah, unmittelbar an Napoleon, daß mir das Schreiben verboten werde. Napoleon theilte, ebenfalls Talleyrand vermeidend, die ſeltſame Requiſition an Duroc mit, um Erkundigungen einzuziehen, und dieſer wandte ſich in ſolcher Abſicht an Herrn von Jenner, den ſchweizeriſchen Geſandten, der zum Glück ein vernünftiger Mann war. Die Sache ward bald ins zweifelloſeſte Licht geſetzt, daß jener Aufſatz nicht von mir herrühren konnte. Die preuſſiſche Forderung blieb ohne Folgen.

Der Verfaſſer des Aufſatzes, welcher die hohe Diplomatik in Bewegung geſetzt hatte, war ein gewiſſer Mr. de Vaudeil, der für einen der beſten Tänzer in Paris gehalten wurde, und nach Berlin geſandt, ſich vermuthlich eingebildet hatte, die Königin werde unmöglich mit einem Andern lieber tanzen wollen, als mit ihm. Dort aber erfuhr er das Unglück, ſich in ſeinen Erwartungen ſchon am erſten Balle getäuſcht zu ſehen. Das ließ ſich ohne eine kleine Rache nicht überleben; denn ſeiner Fuß-Kunſt den Triumph entzogen zu haben, hieß allen Glauben an ihn vernichtet.

Damals herrſchte in Paris eine wahre Tanzſucht, oder Manie des Tanzes. In gewiſſen ſeinen Zirkeln war der Tanz die höchſte Angelegenheit. Es gab eine Philoſophie dieſer Bein-Uebungen, ja, ich möchte ſagen, eine Myſtik des Tanzes; das heißt, man ſagte ſich mit ganz ernſthafter Miene Unſinn ins Geſicht, z. B. Le mouvement cycloïdal de la valse représente le principe secret qui conduit les corps célestes dans leurs orbites; oder auch le menuet n'est que de l'huile sur un marbre poli u. dgl. m. Ein Herr v. B., ein Verwandter Cuviers, ward über dieſe Albernheit wie verrückt. Er machte einen Entrechat nach Ebarenton, wo er noch iſt.

Nicht beſſer erging es mir auch mit dem Abbé Gregoire. Wir haben uns gekannt, genau gekannt. Aber er hat ſich ſchon lange von mir zurückgezogen; und ich nähere mich ihm nicht, weil ich fühle, daß er mir mißtraut.

Ich war in England, mit Empfehlungsſchreiben an Lord Landsdowne, und hatte dieſe in ſeiner Wohnung zurückgelaſſen, weil er aufs Land gezogen war. Einige Tage darauf empfing ich eine freundliche Einladung, ihn auf ſeinem Gute zu beſuchen. Um dieſelbe Zeit begegnete mir in Piccadilly, beim Heraustreten aus einem Buchladen, Gregoire. Er kömmt mit offenen Armen auf mich zu, ſo daß er das Aufſehen der Vorübergehenden erregt. Wir freuen uns unſers Wie-

treten des Geſetzes Stand; Sultanenthum und Knechtthum die geſellſchaftliche Ordnung. Und was der Sterbliche iſt, dazu machte er ſeine Gottheit. Iſt er Thier, wächſt ſein Göhe zum Satan. Von den Altären eines ſchauderhaften Glaubens träufelt Menſchenblut, und was reiſſende Thiere nicht, als in der Verzweiflung des Hungers, gegen Thiere ihrer Art thun, begehen Menſchen aus gottesfürchtiger Sitte, — ſie freſſen von einander das Fleiſch.

In jedem Edlern ward zu allen Zeiten heiliger Unwille bei ſolchem Anblick rege, und der Gedanke: das ſollte nicht ſein! — Dieſer Unwille quillt aus den drei höchſten Wünſchen der Geiſterwelt, die da ſind: Tiefere Erkenntniß von Gott, — Vollendung unſerer im unendlichen Daſein, — Auflöſung der geſammten Menſchheit in eine einzige Familie um den einzigen Gott.

Die geringen Fortſchritte des Chriſtenthums in Aſien, wiewohl der frommen Boten auch ſchon dahin gewandert ſind, müſſen befremden. Woher dieſer träge Lauf? — Er war vor den Tagen der aſiatiſchen Völkerwanderung raſcher und gewaltiger geweſen. Er drang damals durch alle Tatareien bis ins Innere China's. Er drang bis zu den Indern. Oder hatten die Verkünder des Lichts damals andere Mittel, denn in unſerer Zeit, wo ihnen Geld, mannigfaltigere Kenntniſſe,

dersehens und im Gespräch erfahr' ich, daß auch er an den nämlichen Lord empfohlen sei. Ich erzähle ihm, was ich gethan, rathe ihm, das Gleiche zu thun, weil ihn wahrscheinlich ebenfalls solche Einladung zukommen würde und wir dann die Fahrt mit einander machen könnten. Er thut's. Es geschieht was ich vorausgesehen, und wir leben mehrere Wochen sehr glücklich mit einander.

Späterhin find' ich zufällig in einer Gesellschaft zu Paris den berüchtigten Lewis Goldsmith. Der Mann drängt sich zu mir, daß er ein Werk geschrieben, „les crimes des cabinets de l'Europe", und daß er ein Exemplar prächtig einbinden lasse, um es Talleyrand zu überreichen. Ich hielt ihn für einen Narren und weil er mir widerlich war, vermied ich den Zudringlichen. Dafür rächte er sich in seinem Pamphlet: „le cabinet de St. Cloud", wo er mich zu den Agenten Napoleons zählt, und unter anderm berichtet, ich sei nach England gesandt worden, um — Gregoire zu beobachten. Die Verläumdung hat auf den guten Gregoire Eindruck gemacht; ich bin um einen Freund gekommen, weil ein verächtlichen Mensch für gut hielt, mein Feind zu werden.

Swift hat ein Werk über die Kunst, politische Lügen zu sagen, geschrieben. Die Kunst ist heutiges Tages eine der bretlesen. Man lügt wohl noch aus Politik; aber man belügt niemand mehr, als die Wenigen, welche an Wahrheit glauben. — Es wandelt mich zuweilen Swifts Laune an. Sie war bei ihm nicht Kind des Menschenhasses. Seine Bitterkeit ist oft nur maskirte Menschenliebe. Es ist der Zorn des gekränkten und verzweifelnden Wohlwollens, ein philosophischer dépit amoureux; ein Unwille, glühend wie die Liebe und ihr nur den Platz im Herzen bewahrend. Erst kalte Verachtung der Menschen ist der Tod der Liebe.

Man sagt, Napoleon habe sie in der Brust getragen. Ich glaube, der beste Mensch hätte sie endlich an der Stelle dieses Mannes gefühlt. Wie drängte man sich zu ihm, und wer drängte sich zu ihm? Und doch merkte ihn häufig genug die Hochachtung der Tugend, welche sich in ihm überraschend äusserte. Man denke nur an den schwermüthigen Blick, den er auf Washingtons Büste warf, und das Wort über denselben; oder an seine Vertheidigung, als man ihn beim Frieden von Lüneville den Vorwurf hören ließ, Baden bei den damaligen Entschädigungen so unverhältnißmäßig, und ohne Grund, begünstigt zu haben.

„Ohne Grund?" rief er: „ich habe den Kurfürsten Karl Fried-

rich darum begünſtigt, weil er durch ſeine Tugend der ehrwürdigſte Fürſt iſt, den ich kenne.

Italiener.

Es fehlt den Italienern weder an bürgerlichem, noch kriegeriſchem Muth, weder an Freiheitsliebe, noch Talenten aller Art. Und doch ſpielen ſie in der Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts eine armſelige, faſt lächerliche Rolle. Sie lieben die Freiheit mit einem Entzücken, wie die Eunuchen eine lebendige Grazie. Durch die Nähe Roms aber an einen gemüthloſen Katholicismus gewöhnt, durch politiſche Zerſtückelung der Halbinſel zum Nationalhaß verführt, der bei ihnen Surrogat der Vaterlandsliebe iſt, durch den alten Despotismus zurückgedrängt aus dem ſtaatsbürgerlichen Lebensgefühl, haben ſie Mangel an großartigen Charaktern in ihrer Nation. Sie beſitzen höhere Bildung, als Spanier oder Portugieſen; aber es iſt mehr Bildung des Geſchmacks, als der Fähigkeit zum Großen. Für einen einzigen Maſaniello haben ſie ein Dutzend Alfieri's und Monti's.

Ich ſpreche von den höhern Ständen, die auf Bildung Anſpruch machen. Es iſt im Charakter derſelben zu viel Weibliches, d. i. Kleinlichkeitsliebhaberei, Prunkſucht, Furchtſamkeit, Geſchwätzigkeit, Mißtrauen gegen einander, Gefallen an Intriguen. Sie können in wichtigen Ereigniſſen nur ſubalterne Rollen ſpielen; ſie müſſen immer noch, wie im Mittelalter, fremde Condottieres, einen Napoleon oder Eugen Beauharnois an der Spitze ihrer Verwaltungen und Armeen haben, wenn ſie Ausgezeichnetes vermögen ſollen.

Ein Venetianer verſicherte mich, als vom Wohnſitz eines Caſſationsgerichts im lombardiſch-venetianiſchen Königreich Rede geweſen, habe man ihn zu Venedig um alles in der Welt lieber in Wien ſelber, als in Mailand zu ſehen gewünſcht, und ſich ſogar Mühe gegeben, ihn dahin zu verpflanzen. Die öſterreichiſche Regierung, ſcheints, ſuchte zu vermitteln und verlegte ihn nach Verona.

Noch bezeichnender iſt eine Scene, die mir unlängſt ein Bekannter erzählte, der eben aus Italien gekommen war. Er ſah eine tragbare Marionettenbühne in einem italieniſchen Städtchen. Polichinell erſcheint und läßt den Kopf hängen. »Was fehlt dir, guter Polichinello,« fragt' ihn Arlequin, »du ſcheinſt gar niedergeſchlagen?« — Auch bin ich's. Man hat mich auf das allerempfindlichſte beleidigt. — »Beleidigt? Ei,

hat man dich etwa einen Narren geheißen?« — Hm, wie würde mich das so empören können? Viel ärger, lieber Freund! — »Einen Dieb? einen Spitzbuben?« — Aerger, viel ärger! — »Nun denn wohl gar einen Mörder, einen Giftmischer?« — Alles zu wenig! denke dir nur, man hat mich einen Neapolitaner genannt.

Das Sarkastische dieses Einfalls wird noch bitterer, wenn man sich erinnert, daß der Polichinell eine neapolitanische Maske ist. —

Das Carbonari-Spiel in Italien war ächtitalienisch. Es ist eigentlich darin nichts bedeutsamer gewesen, als die religiöse Toleranz und die Verschmelzung politischer und religiöser Meinungen. Wie das deutsche Landvolk nach der Reformation im Bauernkrieg, betrachteten sie Christum als den großen Lehrer der Gleichheit unter den Menschen, als den ersten Märtyrer dieser Lehre, als das größte Opfer der Aristokratie. — Nicht minder merkwürdig ist, daß in der Bannbulle, die der Pabst gegen die Carbonari geschleudert hat, der Beweis von deren Irreligiosität darin gefunden wird, daß sie den Bekennern jeder christlichen Konfession Zutritt gestattet haben.

Apophtegmen und Anekdoten.

Die interessante Gespenstergeschichte, welche Göthe in seinen Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten erzählt und nach Neapel verlegt, ist der Clairon in Paris begegnet und findet sich im dritten Bande ihrer Memoiren. Die Geschichte ist darum merkwürdig, weil sie drei Jahre lang dauerte; weil eine große Anzahl unverdächtiger Zeugen ihre Wahrheit erhärten; weil durchaus kein betrügerischer Zweck dabei abzusehen ist; weil endlich die wachsamste Polizei von der Welt sich drei Jahre lang vergebens bemühte, das räthselhafte Ereigniß aufzuklären.

Der gutmüthige Dichter Baggesen, der jetzt (Oktober 1821) hier in Paris ist, spricht in der Regel mit seinen auswärtigen Bekannten deutsch. Befindet er sich aber an einem öffentlichen Orte mit ihnen, und will er ihnen etwas im Vertrauen sagen, so thut er es, damit ihn keiner verstehe, in der Zerstreuung — französisch.

Mein Freund, Herr de Ch..., Geschäftsbesorger einer Herzogin, besuchte diese, um ihr von ihren Angelegenheiten zu reden. Er war sehr ermüdet, bat daher um Erlaubniß, sich zu setzen, und, weil sie im Gar-

ten waren, sich zu bedecken. Er that auch sogleich beides. »Il étoit un tems, sagte die Dame, où un avocat ne se seroit pas avisé de s'asseoir ni de rester couvert en présence d'une duchesse.«

„Ah, oui, Madame," entgegnete er: „mais dans ce tems-là les avocats n'avoient ni cul ni tête."

Es gab zu Paris am Pont neuf für arme Leute eine marmite perpétuelle, das ist, einen Kessel, in welchem immer Wasser kochte, und worin man jederzeit um ein Billiges sein Geflügel sieden konnte. Man ersparte damit nicht nur Kosten, sondern hatte sein Gericht viel schmackhafter, weil es in guter Fleischbrühe gekocht wurde.

Pour jouir bien d'une dinde, sagte ein Franzose, il faut être deux; la dinde et moi. — Ganz im Gegensatz mag ein Engländer nicht gern einen guten Bissen für sich allein verzehren.

Dem großen Franklin, welchem die Welt so Mannigfaltiges verdankt, soll sie auch (nach Mentzoye's Bericht) die Mode des Brillentragens verdanken, weil man dem greisen Staatsmann, Weltweisen und Naturforscher gern ähneln wollte. Er trug die Brille gewöhnlich; nun trug man sie auch gewöhnlich; man hielt es für Klugheit oder Weisheit des Staatsmanns, die Augen, als Verräther der Gefühle, nicht jedem offen zu zeigen. Vermuthlich lieben darum auch Frauenzimmer die Schleier sehr.

Interessanter dünkt mich an Franklin eine eigene Art seiner Rache. Man war an der Unterzeichnung des Friedens, durch welchen zuerst Amerika's Unabhängigkeit anerkannt wurde. Franklin legte die Feder, welche er schon ergriffen hatte, wieder hin, ging in ein Nebenzimmer und kehrte nach einigen Minuten in einem andern Kleide zurück. Es war derselbe Rock, in welchem er zehn Jahre vorher als Deputirter seines Vaterlandes vor dem britischen Unterhause die Zielscheibe von den Schmähungen der englischen Minister gewesen war.

Lord Chesterfield ward durchaus nichts, als ein geistvoller, gewitzter, gewandter, artiger Mann im Schreiben und Umgang. Man wird sagen: das ist schon viel! Es mag seyn. Ich finde aber, es sei nicht viel, wenn man nichts, als sein Handwerk versteht; wenn der Schneider nur ein vollkommener Schneider, der Feldherr nur ein vortrefflicher Feldherr, der Hofmann, Diplomat, Schriftsteller nur dies und

nicht mehr, nämlich Mensch, ein großsinniger Mensch ist, Alles liegt mir doch an der Schminke und Abrichtung im gesellschaftlichen Leben, wenn der Mensch nichts, als diese Schminke und Abrichtung hat?

Wenn Chesterfield einem Lord, der die ihm beim Spiel hinabgefallene Guinee am Boden suchte, mit einer Banknote von zehn Pfund Sterling zündete, die er zum Fidibus gedreht hatte: so liegt darin eine Lehre für das Schickliche unter Männern vom Stande, etwas Großartiges in Verachtung des Geldes, dessen sind jedoch tausende fähig.

Aber nun lese man, neben diesem Zuge und neben seinen Schriften, Chesterfelds Testament. Welche stolze Undankbarkeit des vornehmen Herren! — Er vermacht der Mutter seines natürlichen Sohnes Philipp Stanhop, (an den die bekannten Briefe geschrieben sind,) ihr, die er einst um Tugend und Ehre betrogen, ihr, die eine bejahrte Person seyn mußte, (der Sohn war schon in seinen dreißiger Jahren seit langer Zeit gestorben) ihr vermacht er 500 Pfd. Sterling, „as a Smale reparation of the injuries.“ Alten Bedienten, die ihm vierzig Jahre gedient hatten, vermachte er 40 — 50 Pfund, „wenn sie sich noch zur Zeit seines Todes in seinem Dienst befänden.“

Zu den einzigen Albernheiten bei der Pariser Straßen-Polizei gehört, bei Gelegenheit der Promenade von Longchamps die Einrichtung, daß alle Equipagen, die sich dann auf den Boulevards zeigen, gern oder ungern sich in die lange Reihe der eleganten Fuhrwerke eingliedern und die Spazierfahrt nothwendig mitmachen müssen. Es ist ein Wagenstrom, dem kein anderer Wagen nahe kommen darf, ohne von ihm mitgezogen zu werden, wie das bei den Osterpromenaden in St. Petersburg auch Sitte ist.

Der Gräfin Laval gings dabei übel. Sie hatte Gesellschaft bei sich, die zum Mittagsmahl eingeladen war. Sie pflegte ihre Speisen vom Restaurateur Robert kommen zu lassen. Ein Unterkoch pflegte die Gerichte in einem Fiacre mit sich zu nehmen, sie in das Hotel zu bringen und dort die letzte Hand anzulegen. Er fuhr glücklich ab, gerieth aber auf den Boulevards in den bezauberten Wagenstrom, mußte mit seinen Puddings, Braten, Fischen und Saucen die heillose Promenade von Longchamps mitmachen und die Gäste der Gräfin hungerten verzweiflungsvoll seiner Rückkehr bis gegen Mitternacht entgegen.

Der Herzog von D. interessirte sich beim Großsiegelbewahrer de Serre für einen seiner Bekannten, der aber, als de Serre seine Stelle verlor und Peyronnet an die Stelle kam, wegen seiner Anliegenheiten in Sorge gerieth: »Fürchten Sie nichts!« sagte der Herzog: „Mr. de Peyronnet est un parvenu, c'est de la canaille; mes recommandations seront des ordres pour lui.“ — Das ist altfranzösischer Adelston. Wer nicht alten Adels ist, der ist Roturier (Ruptor terrae, Bauer).

Vorzeiten hatten die Könige Hofnarren, welche zuweilen treffend die Wahrheit sagten, wozu sie das Vorrecht besaßen, weil die Wahrheit doch der Narrheit gleich galt. Heutiges Tages haben wir mit gleichem Privilegium Volksnarren. Ein solcher ist Bobèche. Er spielt auf dem Boulevard du Temple. Sein Theaterchen ist aber so eng, daß er nicht mehr gestikuliren kann, wenn sein Schwager, mit dem er spielt, auch darauf steht. Er ist gezwungen, dann die Hände in die Taschen zu stecken. Mit Recht rief er daher unlängst: Il me faut une place, il me faut absolument une place!

Mais sais-tu bien qu'il faut remplir sa place?

— Remplir? on en remplit une partie et le reste est rempli par d'autres.

— Mais quelle place veux-tu donc?

— La place Vendôme.

La place Vendôme! Je te sera bien difficile de l'avoir.

Rien de plus facile. Je dénoncerai la colonne. *)

Spielte nicht auch Solon den Volksnarren, als in Athen verboten war, von dem Kriege mit Aegina zu sprechen?

Zu dem unglücklichen Ausgang des Krieges der Maratten im Jahr 1803 gegen die Engländer soll der General Boin, der von ihnen abfiel, großen Theils mitgewirkt haben. Er lebt jetzt in Paris, hat ein Fräulein d'Osmond geheirathet, und, wie man sagt, 600,000 Fr. Einkünfte.

Als Zimmermann ging er nach Ostindien und zu den Maratten, bei denen er sich durch Kenntniß und Unerschrockenheit die Huld des

*) Die aus den von Russen und Oesterreichern eroberten Kanonen gegossen, durch Napoleon errichtet, die Thaten des Heers aus dem Feldzug von 1809 in halberhobener Arbeit darstellt.

Fürsten erwarb. In einem Gefecht ward ihm der Arm verwundet. Er bemerkte, daß die Wunde schwarz zu werden anfing; befahl, ihm das Glied unverzüglich abzuhauen, und tauchte den Stumpf in siedendes Oel, um das Bluten zu stillen. Diese Handlung erwarb ihm bei den Maratten die höchste Achtung; er ward im Kriege gegen die Engländer einer ihrer ersten und glücklichsten Befehlshaber. Nur sein Geiz kam seiner Herzhaftigkeit gleich. Er hatte bei den Banquiers in Calcutta ungeheure Summen angehäuft. Lord Wellesley (heut Wellington) benutzte den Umstand und ließ ihm melden, wenn er länger bei den Maratten bleibe, werde man auf sein Vermögen in Calcutta Beschlag legen; wolle er zu den Engländern kommen, würde er bei ihnen größern Gewinn, als bei den Maratten finden. Er besann sich nicht lange und ging zu den Feinden der Maratten über, um seinen Schatz in Calcutta zu retten.

Wie sich britischer Humor und französischer Humor unterscheiden, zeigten Swift und Sieyes bei ähnlichen Anlässen. Bekannt ist die Anekdote, wie Swift einst in der leeren Kirche, wo Niemand, als er und der Küster waren, den Gottesdienst ganz ernsthaft mit den Worten anfing, indem er sich zu diesem wandte: »der Apostel, mein andächtiger und in Christo geliebter Herr Rogers, meldet in seiner« u. s. w.

Sieyes befand sich lange vor der Revolution, und eh er noch Großvikar von Orleans geworden war, auf dem Lande bei einer Familie, als deren Schloßkapellan. Eines Morgens fand sich von der Herrschaft niemand bei der Messe ein; nur ein paar Bauerweiber saßen da. Sieyes, als er vom Altar aus das sah, packte sein heiliges Geräth zusammen, murmelte: les bougres se f-de moi! zwischen den Zähnen und ging davon.

Es ist zuletzt immer tröstlich zu finden, daß gewissenlos so viel heißt, als unvernünftig, und umgekehrt.

Man kann nicht über dem Gesetz seyn, ohne auch ausser dem Gesetz.

Wer selten Recht hat, will immer Recht behalten.

Ueber Tadel erheben sich Viele; über Lob aber Wenige.

Der Mensch hängt selten mit ganzer Seele an das, was ihm theuer ist; selbst der Jesuit P. Bellarmin, wie Bayle erzählt, hing nur mit halber Seele Christo an, deßwegen er in seinem Vermächtniß

diese Hälfte seiner Seele dem Erlöser, die andere Hälfte aber der heil. Jungfrau bestimmte.

Welche ungeheure Beamtenschreibereien heutiges Tages die Plage manches Staates sind, wie man das zum Behuf des öffentlichen Verkehrs bestehende Postwesen mißbraucht, wie man durch ungebührliches Porto diesen Verkehr erschwert, wie man das Publikum obrigkeitlich brandschatzt, davon kann folgendes Beispiel mit wenigen Worten zeugen.

Ein deutscher Oberpostmeister erzählte mir, er sey durch mehrmalige Untersuchungen zu dem Ergebniß gelangt, daß auf einen Centner Briefschaften drei und neunzig Pfund portofreie Dienstsachen kommen. Die übrigen sieben Pfund müssen also natürlich die Transportkosten dieser drei und neunzig tragen.

Erinnerungen

an

Heinrich Pestalozzi.

Von Heinrich Zschokke.

Die heil. Schrift meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht blos mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag legt und so den innern Grund ihres Herzens für uns aufschließt.

Luther.

Erste Bekanntschaft mit Pestalozzi.

Einem Jüngling von kaum fünf und zwanzig Jahren verbreiten Gefühl und Einbildungskraft, wie man weiß, einen zauberhaften Firniß über das Bild des Weltganzen und der eigenen Schicksale. Die Lichtpunkte werden darin glänzender, die dunkeln Stellen finsterer; die Verbindungen aller Gegenstände räthselhafter und nur um so anziehender. Er steht in seinem Eden, wie einst Adam und Eva, nur die Elohim und die böse Schlange, Engel und Teufel.

Als ich im Jahr 1795 von meiner ersten Durchwanderung der Schweiz, noch trunken von dem wunderreichen Schauspiel der Gebirgswelt und der Seelandschaften, das erste Mal in das allberühmte Zürich kam, ging ich, möcht ich sagen, mit einem Schauern frommer Ehrfurcht durch die Straßen. Ich kannte die Stadt nur als die Heimath so vieler unsterblichen Männer und großen Gelehrten voriger Jahrhunderte und heutiger Zeiten. Nun schienen sie mir noch alle zu leben; jedes Haus schien die Herberge eines Weisen zu seyn, und die Menge der Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute nur für das Bedürfniß derer versammelt, welche hieher zu den Unsterblichen, wie fromme Christen zu einem Gnadenort wallfahrteten.

Vor Allem gern wär' ich in die Bekanntſchaft des Pfarrers Joh. Caſpar Lavater 1) getreten, ſo wie noch lieber in die des berühmten Verfaſſers von Lienhard und Gertrud. 2) Letzteres gelang mir unerwartet bald. Der als Schriftſteller bekannte Leonhard Meiſter 3), ein geiſtreicher und gefälliger Mann, führte mich eines Tages in eine Abendgeſellſchaft ein, wo ich unter mehrern Gelehrten Zürichs auch Heinrich Peſtalozzi finden würde. Dieſe Geſellſchaft verſammelte ſich wöchentlich ein Mal bei dem Greiſen Dr. Hirzel, dem Verfaſſer des philoſophiſchen Bauers. 4) Ich trat ſchüchtern zu ihm in das Heiligthum. Es war ein großes Zimmer, von den brennenden Kerzen des Theetiſches nur matt beleuchtet; von Bücherſchränken die Wände bedeckt; alles Geräth ſchwer und alterthümlich, aber reich und glänzend erhalten. Seitwärts aus dem Dunkeln erhob ſich auf einem Geſtell die ſchwärzliche Büſte Steinbrüchels 5) in Bronze, deſſen Name noch heut den Philologen werth iſt. Ich fand hier mehrere angeſehene Gelehrte Zürichs verſammelt. Ihre Geſpräche, ihre Scherze ſelbſt wurden mir lehrreich. Dieſe Theegeſellſchaft mahnte mich an ſokratiſche Gaſtmahle. Auch Peſtalozzi erſchien und ich ward ihm vorgeſtellt. Er ſagte mir nur wenige Worte; eilte von einem der Anweſenden zum andern; blieb unſtätt und flüchtig, bis man ſich anſchickte, die Vorleſung von der Arbeit eines der Gäſte zu hören. Da verſchwand er. Dergleichen Vorleſungen wurden regelmäßig und abwechſelnd von den Mitgliedern dieſes freundſchaftlichen Kreiſes gehalten. Ich erinnere mich, hier auch unter andern zuerſt Bruchſtücke aus der Lebensgeſchichte Salomon Geßners gehört zu haben, welche der Profeſſor Joh. Jak. Hottinger 6) damals bearbeitet hatte und vortrug.

Da ich, als frommer und eifriger Lehrling, dem geſelligen Verein dieſer in den mannigfaltigſten wiſſenſchaftlichen Beziehungen ausgezeichneten Gelehrten allwöchentlich beiwohnte, kam auch die Reihe endlich an mich, eine Vorleſung zum Beſten zu geben. Die gerechte Scheu, bejahrten Männern von ſo hoher Geiſtesreife eine meiner grünen Früchte vorzulegen, rettete mich nicht von der Verbindlichkeit. Ich weiß nicht mehr, was ich ihnen am beſtimmten Abend las. Ich würde deſſen auch gar nicht erwähnen, wenn daraus nicht auf ſonderbare Weiſe die Veranlaſſung entſprungen wäre, welche mich mit Peſtalozzi näher zuſammenführte.

Am Morgen nach meiner Vorleſung empfing ich von dem ehrwürdigen Greiſe Hirzel einen Brief, welchen ich, wie Wort eines guten

selbſt Unterſtützungen von weltlicher Macht, und Verbreitungen der heiligen Schriften in allen Sprachen zu Gebote ſtehen? — Oder ſind die Aſiaten heut unempfänglichern Geiſtes, ihre Staatsverfaſſungen feindſeliger den beſſern Erkenntniſſen, als damals? Mit nichten. Die menſchliche Natur iſt geblieben, und feindſeligere Verfaſſungen gibt es heute nicht, wie jene waren, welchen Chriſtus und ſeine erſten Jünger begegneten. Und dennoch leiſtet die Menge heutiger Miſſionarien in einem ganzen Menſchenalter nicht den hundertſten Theil deſſen, was damals ein einziger Bote des göttlichen Meiſters zuweilen in einem Tage verrichtete.

Wirklich haben deswegen Viele dafür gehalten, das Chriſtenthum ſei in den erſten Zeiten durch übernatürliche Mittel ausgebreitet, eine göttliche Kraft habe die erſten Boten desſelben unterſtützt. Warum aber iſt Gott heut minder mit Chriſto, denn ſonſt? — — Wahrlich, er iſt's heut wie ſonſt.

Aber wir haben nicht mehr die Chriſtusreligion in jener urſprünglichen Reinheit, wie die frühern Jeſusboten. Proteſtanten, Katholiken und Griechen predigen viel anders, als Chriſtus gepredigt hatte. Und weil ihr das Göttliche nicht rein von eurer irdiſchen Zuthat gebet, iſt Gottes Kraft weniger darin. Das Irdiſche wird von der

Engels, unter meinen kleinen Heiligthümern aufzubewahren beschloß. Er bezeichnet die Herzensgüte und den Geist vom Verfasser des philosophischen Bauers zu schön, als daß ich ihn hier nicht mittheilen sollte. Er lautet folgendermaßen:

„Mein sehr verehrter, junger Freund!

„Sie denken zu edel, die Zuschrift eines Greisen in einem schiefen Lichte anzusehn und darüber zu spotten; da er einen Drang in sich fühlte, Ihnen die Empfindungen zu erkennen zu geben, die Sie ihm eingeflößt haben, da Sie ihm zum ersten Male die Früchte Ihres Genie's haben kosten lassen. Ich sehe große Seelenkräfte in Ihnen entwickelt, von denen wichtige Einflüsse auf eine Menge Leser und Leserinnen müssen erwartet werden. Allein verzeihen Sie einem Greisen, den Alter und Erfahrung furchtsam gemacht haben. Je größer die Kräfte Ihres Geistes sind, je sorgfältiger sollten Sie seyn, ihnen die Richtung zu geben, in welchen sie der Menschheit wahren Nutzen bringen, wenigstens keinen Schaden verursachen.

„Ich erzittre, wenn ich mir die Folgen von Jean Jacques Rousseau's tief eindringendem, aber allzu excentrischem philosophischem Genie vorstelle; die fürchterlichste Revolution nämlich in der aufgeklärtesten, an hellen Geistern fruchtbarsten volkreichsten Stadt Europens, die so sehr ansteckend wird; — oder auch nur die Folgen von Göthens genievollen Arbeiten, wie viele gute junge Köpfen beiderlei Geschlechts dadurch verwirrt und zu Grunde gerichtet werden. Indessen thut es mir weh, wenn allzu große Aengstlichkeit die Schwingen Ihres Genie's lähmen sollte. Gottes Fürsehung wolle Sie leiten und Sie zu einer Flöte bestimmen, durch deren weit ertönende Musik die Seelen zur allgemeinen Menschenliebe, zur wahren Tugend und Verehrung der Gottheit, der Quelle aller Liebe, alles Glücks zu stimmen. So können Sie, mein Theuerster, zum größten Segen der Menschheit, vorzüglich Deutschlands werden. Zum größten Vergnügen am späten Abend werd' ich es rechnen, die besten Proben einer solch himmlischen Musik noch angehört zu haben. Gott segne Sie!

Zürich, den 5. Nov. 1795. Dr. Hirzel, Philos. Studiosus in dem einundsiebenzigsten Jahre des Alters.

In der That wußte ich weder damals, noch weniger in spätern Jahren, was die übergroßen Erwartungen oder Befürchtungen des vortrefflichen Alten hätte veranlassen, oder rechtfertigen können. Am belehrendsten war für mich die merkwürdige Unterschrift, vielleicht weil sie mich am

meisten demüthigte. Ich zeigte sie auch meinem Freunde Oelsner, 7) dem ich damals gern Alles mittheilte, einem feinen, scharfsinnigen, lebensgewandten Manne, in dessen Gesellschaft ich bald darauf nach Bern und späterhin nach Paris reisete.

Ich befand mich eben bei ihm. Wir waren noch im Gespräch, als sich die Thür des Zimmers öffnete. Ein Mann von ohngefähr fünfzig Jahren, hager, pockennarbig, schlicht gekleidet, mit flatternden Haaren trat herein. In zwei, drei großen Sätzen war er durchs Zimmer plötzlich vor uns, und mit freundlicher Hastigkeit die Unterhaltung beginnend. Es war Pestalozzi. Ich konnte diese seltsame Erscheinung lange nicht mit meiner Vorstellung vom Schöpfer des klassischen Werks Lienhard und Gertrud paaren.

Hirzel's Brief schien mir erst einige Bedeutsamkeit für ihn zu haben, obwohl er mich eigentlich über die Warnungen desselben beruhigen wollte und dabei bald muthwillig, bald sarkastisch über das gelehrte Zürich ins Gericht ging. Sein Wesen sprach mich nicht an. Ich verkannte den herrlichen Mann, wie ihn tausende verkannt haben.

Der Schriftsteller fürs Volk.

Indessen die Bekanntschaft war gemacht und wurde fünf Jahre später in Luzern erneuert, wo Pestalozzi damals, ermuntert und unterstützt von der helvetischen Regierung, eine Zeitschrift unter dem Titel: „helvetisches Volksblatt“ herausgab. Der Zweck desselben sollte seyn, die größere ungebildetere Masse der Nation über Ursach, Gang und wünschbare Folgen der schweizerischen Staatsumwälzung zu belehren. Eine schwierige Aufgabe, zumal wenn man weiß, daß in jener Zeit weitaus der größte Theil des Volks, in tiefster Unwissenheit über die Ereignisse des Tages lebte, wenig las, ausser Kalender und geistliche Bücher zum Kirchengebrauch; oder gar nicht einmal lesen konnte. Es hatte weder Vaterlands- noch Freiheitsliebe, sondern hing ausschließlich seiner Heimath an, seinem Dorf, seinem Städtlein, stolz auf die ihm vergönnten kleinen Rechtsame und Freiheiten der Ortschaft, in der es wohnte. Sein Glaube war meistens gedankenlos aufgenommener Aberglaube der Vorfahren; seine Sittlichkeit und die Gesetzlichkeit in der es sich bewegte, weit mehr Gewohnheitswesen, als Ueberzeugung.

Eines Tages trat Pestalozzi, begleitet von seinem Verleger, Heinrich Geßner, dem Sohn des Idyllendichters, zu mir ins Zimmer,

um mich zu bewegen, Mitarbeiter an jenem Volksblatt zu werden. Ich weigerte mich, weil dies Blatt, sowohl dem Inhalt, als der Sprache nach seinen Zweck verfehle, und kein Blatt für den gemeinen Mann sei, dem es doch eigentlich bestimmt wäre. Schon darum aber, weil es auf Kosten einer dem Volke fremdartigen, ja verhaßten Regierung erschiene und von ihr in den Dörfern verbreitet wäre, verlöre es Vertrauen und Glauben. Man wisse, es sei kein freies, unabhängiges Blatt, darum könne es nicht die reine Wahrheit sprechen. Es müsse sich durch Unabhängigkeit, und selbst daß es zuweilen mit in die gegründeten Klagen über die Zeit tapfer einstimme, erst selber Zutrauen gewinnen, um dasselbe durch sein Wort endlich auch der bestehenden Regierung zu verschaffen.

Darüber erhob sich nun zwischen uns lebhaftes Wortwechseln. Geßner fühlte sich durch die abschlägige Antwort, Pestalozzi durch mein Urtheil über das Unvolksthümliche des Inhalts und Tons seiner Zeitschrift gekränkt. Ich hatte Noth, mich zu vertheidigen.

„Das Volk ist ein Kind,“ sagt' ich: „Wer es emporheben will, muß sich vorher zu ihm niederbeugen. Wollt' ich für dasselbe schreiben, würd' ich mir etwa einen verständigen Knaben von acht bis zehn Jahren vorstellen, dem ich meine Vorstellungen deutlich und faßlich beibringen möchte. Das Volk ist ein Kind mit beschränkten Begriffen; der Macht der Einbildungskraft und der Gefühle mehr, als dem Gesetz des Verstandes untergeben. Darum liebt es das Wunderbare; sieht viele Wunder; und glaubt das Unglaublichste weit leichter, als die einfachste Wahrheit. Ueber Küche, Stall und Pflug hinaus, wird ihm alles Uebrige und Höhere zur Poesie, weil es selber Alles poetisch anschaut, wie jedes Kind, ohne deswegen Verse zu machen, oder sie zu lieben. Darum muß man durchaus mit ihm bildlich sprechen: aber nicht gesucht, sondern einfach, wie die Bibel in Luthers Uebersetzung, wie Tschudy's, oder Anderer Chroniken. Da ist ächter Volkston! trockne Erörterungen, abgezogene Begriffe sind ihm fremde Zungen. Der geringste Theil unserer Landleute ist fähig, die Predigten des Pfarrers zu verstehn, oder deren Gedankengang fünf Minuten lang unabgebrochen zu verfolgen. Daran liegt auch dem ländlichen Zuhörer wenig. Er faßt einzelne Stellen der Rede für sich auf; beachtet mehr das Aeussere und Zufällige; das Uebrige, was den Horizont seines Verstandes übersteigt, ist ihm eben das Liebste, das Unbegreifliche, Wunderhafte und Heilige. Der katholische Bauer würde, mit Verbannung der lateinischen Sprache

bei ſeinem Gottesdienſt, das Anziehende deſſelben, den Reiz des Geheimnißvollen einbüßen. Die Sprache des alten Roms iſt ihm die allein würdige auf den Lippen des Prieſters, vor dem Altar zu Gott. Er iſt damit gleichſam dem Ohr der Heiligen näher und klarer.“

„Fort alſo mit ſtreng wiſſenſchaftlichen Abhandlungen aus Euern Volksblättern! Kleidet alles in ein geſchichtliches Gewand. Hiſtorien und Fabeln hört jedes Kind mit Luſt. Und wollt Ihr Euren Lehren und Meinungen Nachdruck geben, ſo flechtet, ſtatt der trockenen Beweiſe, ein halbes Dutzend ſprüchwörtlicher Redensarten ein. Damit ſchlaget Ihr durch. Sprüchworte ſind die Axiome des bildungsloſen Haufens; die Urgrundſätze ſeiner Haus- und Lebensphiloſophie; der Fünftelſaft geſammter Erfahrungen der Vorwelt. Verlanget Ihr noch ein Uebriges zu thun, ſo gewinnet dem eine lächerliche Seite ab, was Ihr beſtreitet. Es wohnt im Volk, wie im Kinde, ein Hang zur Satyre, und ſchelmiſchen Neckerei. Ein drolliger Einfall wirgt ein Dutzend Vernunftgründe auf. Wem man dafür zulacht, dem ſtimmt man bei.“

„Und vor allen Dingen, um das Zutrauen des Volks zu gewinnen, laufet nicht gleich anfangs gegen deſſen Vorurtheile Sturm. Uebereilt nichts! Stellt Euch ſeiner Meinung gleich, und knüpfet erſt an ſeine Vorurtheile Eure beſſern Urtheile an. Es wird ſpäterhin ſchon ſelber Widerſpruch in ſich bemerken, irre werden, anfangen zu zweifeln und das Richtige und Wahre zu ſuchen. Dann dünkt es ſich weiſer, als der Lehrer; und das iſt ſchmeichelhaft für beide Theile, nur in verſchiedenem Sinn.

„Auch iſt eben nicht nöthig, wenn Ihr für's Volk ſchreibt, daß Ihr ihm ſaget, Ihr ſchreibet fürs Volk. Es weiß von ſelbſt, was ihm und ſeiner Faſſungskraft gemäß iſt, ohne daß Ihr es ihm meldet. Der gemeine Mann nennt ſich zwar ſelbſt ſo, wenn er gegen Gelehrtenſtolz ſeinen eigenen Stolz, doch nur mit halbem Ernſt, verſtecken will; aber er hört ſich nicht gern gemeinen Mann nennen. Schon das Aeuſſere der Volksſchrift muß ihn anlocken und ihm ſagen, was für ihn iſt. Kein weißes, feines Papier; das taugt für zarte Hände in der Stadt; graues dickes Papier, das zwiſchen Fingern ertaſtbar iſt, welche durch harte Tagesarbeit hornartig geworden ſind; grau und grob, wie die ſchöne Meluſine, die Haimenskinder, der gehörnte Siegfried oder geiſtliche und weltliche Lieder „gedruckt in dieſem Jahr.“ Und der Titel Eures Volksblatts, wie im Kalender, roth und ſchwarz; das wirkt! und lautend, ad modum der Tabacksprächlein am Fenſter des Krämers· „aufrichtiger

oder veritabler Suicent-Kanaster,« etwa: der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun.«

So ohngefähr sprach ich, und sagte sogleich in angeregter, lustiger Laune, aus dem Stegreif ein Paar Artikel der, wie sie im Volksblatt ohngefähr erklingen müßten. Geßner lachte mit mir von Herzen; Pestalozzi dingegen schwieg und war niedergeschlagen. Endlich sagte er mit offenem Schmerz: »Bisher bildete ich mir auch ein, zu wissen, was Gemüth und Ton des Volkes sei; und andere Leute, die Lienhard und Gertrud gelesen hatten, glaubten das mit mir. Am Ende seh' ich nun, daß ich's nicht verstand, im Geist des Volks zu sprechen, und die mir Beifall spendeten, verstanden es noch weniger. Ich bin nun nichts, gar nichts.«

Ihm standen bei diesem Worte Thränen im Auge und es blieb ungewiß, ob wirklicher Ernst oder Ironie, Verzagtheit an seinem Werth, oder verwundete Eigenliebe, mehr Antheil an dieser Aeusserung habe. Mir that weh, einen Mann, den ich hoch ehrte, gekränkt zu haben. »Nein, verstehen Sie mich nicht falsch, oder vielleicht sich selber nicht falsch!« rief ich: »Ihr Lienhard und Gertrud ist ein Meisterwerk, dem Aehnliches die deutsche Literatur nichts aufzuweisen hat, aber — es ist schlechterdings kein Volksbuch; darum ist es auch nicht in den Händen des Volks. Ich fand es in vielen Büchersammlungen der Städte; noch in keiner Bauerhütte. Es ist ein reines, treues Gemälde des Volks, seines Gemüths, seiner Denkweise und Sitte; es athmet im Geist und Leben des Landvolks, und spricht sogar in der anmuthigen Einfalt desselben, besonders im ersten Theil, welchen ich für das Beste des Ganzen halte. Aber das Ganze ist kein Buch fürs Volk, sondern für jeden, der, zur Erweiterung der Menschenkenntniß, tiefe Blicke ins Wesen und Leben des Volks hineinsenken will. Auch ich, der ich dieses nie unmittelbar kennen zu lernen Gelegenheit hatte, kenne es nur durch Sie. Sie sind mein Meister; und durch Sie erst weiß ich, wie ich zum Volke reden muß, um Anklang darin zu finden.«

Indem ich dieses und Aehnliches sprach, wandelte Pestalozzi unruhig durchs Zimmer; wandte sich dann plötzlich zu mir, schloß mich in seine Arme und forderte meine Freundschaft. Von diesem Augenblick an war sie fürs Leben geschlossen, und begrüßten wir uns mit dem brüderlichen Du. Er selbst scherzte nun mit uns über die Idee eines

Volksblatts nach meinem Plan und vereinigte sich mit Gesner, mich zur Herausgabe eines solchen zu bereden. Ich willigte ein. In der That hatte das Blatt gleich in den ersten Wochen einen mir selbst unerwarteten Erfolg. Doch kaum nur ein Vierteljahr lang konnt' ich die Herausgabe besorgen, weil ich zu andern Geschäften berufen wurde. Früher schon hatte Pestalozzi Luzern verlassen und der Theilnahme an seinem Volksblatt entsagt.

Er in Stans.

Bald nachher fand ich ihn zu Stans in Unterwalden wieder; es war im Mai 1799. Die Regierung hatte mich dahin mit prokonsularischen Vollmachten geschickt, das unglückliche Land durch Einführung gesetzlicher Ordnung und besserer Verwaltung wieder zu beruhigen.

Bekannt genug ist der Aufstand, welcher durch die Wuth einiger Priester in dem frommgläubigen Volk von Unterwalden nid dem Kernwald, im Herbst 1798, erregt, und bekannt genug, wie furchtbar er mit Blut und Flammen getilgt worden war. Bei vierhundert Einwohner hatten das Leben durch die Waffen der Franzosen verloren; mehrere hundert flüchtig die Heimath verlassen. Viele Andere lagen in Gefängnissen. Die noch stehenden Gebäude und Hütten reichten kaum hin, den übrig gebliebenen Familien kümmerlich Obdach zu geben. Inzwischen wetteiferten die größern Städte der Schweiz voll Mitleids, den Hülflosen Trost zu bringen. Man sandte Geld, Nahrungsmittel, Kleider und Waaren aller Art dahin. Ein Theil davon ward besonders für die verwaisten, oder verlassenen Kinder zurückgelegt, welche in einem von den Flammen verschonten öffentlichen Gebäude versammelt und verpflegt wurden. Diesen beklagenswerthen Kleinen ein Vater und Lehrer zu werden, war Pestalozzi voll Erbarmens nach Stans geeilt. Mit rührendem Erbarmen opferte er sich ihnen, auf jede Lebensbequemlichkeit verzichtend, ja mit Gleichmuth selbst Verkennung, Verachtung und unverhohlenen Spott der Unterwaldner ertragend, welche die Größe dieses seltenen Geistes nicht begriffen, und ihn für einen gelehrten Halbnarren oder für einen hungrigen Spekulanten halten mochten, der dies Gewerbe aus Armuth treibe.

Vermuthlich hatte er, durch Vernachlässigung seines Aeussern, selber die letztere Art des Urtheils veranlaßt. Es war nichts Seltenes, ihn auf den Straßen zu erblicken, wie er sich allenfalls im Innersten seiner

Wohnung zu ſeyn erlauben mochte; ohne Hut, im buſchigen Haar, mehrtägigem Barte, eingetretenen oder ungebundenen Schuhen, herabfallenden Strümpfen, den Rock ungebürſtet, verkehrt, geknüpft u. ſ. w. Mich ſelbſt befremdete anfangs dieſer Anblick, an den er mich weder in Zürich noch Luzern gewöhnt hatte. Ich machte ihn darauf und auf die Wirkungen davon im Volke aufmerkſam. „Laß mich“, ſagte er dann: „Ich bin arm, ich will arm ſeyn. Ich bin reich, und will nur reich durch meine armen Kinder ſeyn. Die verſtehn mich; am Verſtand der Andern iſt nichts mehr gelegen; ſie haben keinen oder er iſt verrenkt und verzerrt.“ Solche Worte mit Heftigkeit von ihm ausgeſtoßen, hinderten mich jedoch nicht, zuweilen bei ihm das Geſchäft des Kammerdieners zu verrichten, wenn ich ihm zu einem Erholungsgang durch die ſtillen Wieſengründe von Stans und Wolfenſchießen abholte, um mich in ſeinen Geſprächen zu belehren und zum Edlern zu ermuthigen.

Als ich das erſte Mal in das ſogenannte Waiſenhaus zu ihm kam, fand ich ihn in einem großen Saale auf- und abgehend. An einem langen Tiſche, der den Saal füllte, ſaßen bei hundert Kinder, alle ſtill beſchäftigt und mit ſolcher Andacht und Luſt bei ihrer Arbeit, daß ſie kaum eine augenblickliche Neugier zu ſtillen, den Kopf nach mir umwandten. Die Meiſten mochten in einem Alter von vier bis zehn Jahren ſeyn. Je drei ſaßen ſie immer beiſammen, das mittlere mit den Armen den Nacken der beiden kleinern Nachbarn umfaſſend und ſie unterrichtend. Die einen lernten Buchſtaben, die andern Zahlen, die einen rechneten, die andern zeichneten Linien oder regelmäßige Figuren. Peſtalozzi ſprang von den Einen zu den Andern. Er war in ſeiner Freude.

Die Noth hatte unſern menſchenfreundlichen Philoſophen zur Erfindung des gegenſeitigen Unterrichts, zwiſchen den Brandſtätten und Trümmern von Stans, geführt, wie in Oſtindien zu Egmore, ſechs oder acht Jahre früher, den Doktor Andreas Bell. Weder Peſtalozzi, noch Europa wußten damals (im Mai 1799) von Bells oder Lancaſters ſpäter berühmt gewordenen Unterrichtsweiſe. Denn Bells erſter Bericht darüber im Jahr 1797 war ſelbſt in London unbeachtet geblieben, und Lancaſter ward erſt am Ende Jahrs 1798, in der neugeſtifteten Armenſchule zu London, genöthigt, ſich um Bells Einrichtungen zu bekümmern.

Das Schauſpiel überraſchte mich; noch mehr der ungezwungne Eifer der Kinder und ihr in ſo weniger Zeit gemachter Fortſchritt im Lernen. Denn die wenigſten derſelben, nur einige der ältern, hatten vorher eine

Schule besucht. Wie Lancaster in London, strebte Pestalozzi in Stans, seine Erfindung zu vervollkommnen. Jener aber begnügte sich nur, den Mechanismus zu erweitern und auf verschiedenere Lehrfächer anwendbar zu machen; dieser hingegen ward von ihr zur Auffindung höherer Grundsätze der Lehrkunst und Geistesentwickelung geführt.

Er selbst war damals noch nicht für sich im Klaren. Er rang noch mit einer Idee, deren Wahrheit eben so sehr, als deren Wichtigkeit in der Kunst des Unterrichts unläugbar schien, aber welche bisher für den letztern unfruchtbar da stand. Das Gegenseitige des Unterrichts war ihm nur äusseres und hülfreiches Mittel; aber der naturgemäße Gang des Unterrichtens vom Ersten bis zum Letzten, vom Einfachsten bis zum Zusammengesetztesten, dieser ward ihm das Wichtigste von Allem, ohne welches weder schnelles noch gründliches Fortschreiten in Kenntnissen möglich sei, und alles Lernen des Kindes ein todtes Gedächtnißwerk, verstandloses Aufbewahren unzusammenhängender Dinge, sondern Kräftigung und Erschliessung geistiger Selbstthätigkeit bleibe.

„Siehst Du," sagte er oft, wenn wir beide einsam im Schatten des weiten Obstwaldes lustwandelten, welcher das Thal von Stans erfüllt: „Ich bin auf einer großen Spur, die zu Großem führt. Ich kann auf ihr nicht irre laufen. Die Wahrheit ist kein Naturgeheimniß; aber ihre Befruchtung ist heut noch ein Kunstgeheimniß. Alle Pädagogik blieb bisher Phrasenmacherei, basedowsche Spielerei, unverständige Einbläuerei. Es muß zum Heil des Menschengeschlechts eine Grundverbesserung des Unterrichts gemacht werden. Kein Mensch zweifelt daran, daß der Geist des Kindes sich aus seiner Einheit stufenweis aufschließt gegen die Welt, vom Allereinfachsten endlich zum Alleryerschiedensten, wie der Samenkeim zum Stängel, zum Stamm, der Stamm zu Zweigen, die Zweige zu Blattern. Auf gleiche Weise sollten ihm auch die Unterrichtsgegenstände zugeführt werden, daß das Kind gleichsam Alles durch sich selbst und aus eigener Kraft erfassen und entwickeln könnte, und das Erlernte wieder in dessen Einheit begriffe. Aber da liegt eben das Geheimniß, die Kenntnisse zu vereinfachen, zu gliedern und zu reihen, daß sie den Kindern nicht bunt durcheinander zugeworfen werden."

In seinen philosophischen Bestrebungen, wie in seinen menschenfreundlichen Arbeiten zu Stans ward er jedoch bald und plötzlich durch kriegerische Unruhen gestört. Franzosen und Oesterreicher machten sich in der Nähe von Unterwalden, unter täglichen Gefechten, den Besitz von Uri streitig. Am 1. Juni (1799) verbreitete sich die Schreckenssage

durchs Land vom nahen Einrücken der Oesterreicher, von Lecourbe's gänzlicher Niederlage. Ungeachtet ich durch Eilboten von Luzern amtlich des Gegentheils versichert worden war, vermehrte sich dennoch die allgemeine Verwirrung und Angst um so mehr, da zwei Compagnien helvetischer Truppen, in panischem Schrecken, die wichtigsten Posten gegen Uri zu Buochs, Seelisberg und Beggenried verliessen und nach Stans kamen. Zwar sandt' ich diese beruhigt sogleich in ihre Stellungen zurück; aber nicht so fruchteten meine Vorstellungen in Stans selber. Ueberall die größte Bestürzung, überall weinende Weiber und erschrockene Flüchtlinge, welche ihre geringe Habe in irgend eine Sicherheit retten wollen.

Als ich zufällig über den öffentlichen Platz vor der Kirche ging, sah ich diesen mit Verwunderung von einer Menge zerstreut umherlaufender Kinder angefüllt. Jedes derselben trug ein Bündlein von Kleidungsstücken. Bald erfuhr ich, dies seien die Ausgewanderten des Waisenhauses. Mehrere der Kleinen antworteten auf meine Frage: Wohin sie denn wollten? mit lautem Schluchzen. Sie wußten nicht wohin. Ich ließ die Kinder wieder sammeln und Pestalozzi herbeirufen. Er hatte sie im ersten Schrecken entlassen und insgesammt mit einem kleinen Kleidervorrath ausgestattet. Er selbst wußte weder von ihrer Heimath noch von ihren Verwandten, denen man sie zuführen lassen könnte; ja, er kannte nicht einmal die Geschlechtsnamen seiner Zöglinge und hatte kein Verzeichniß derselben gehalten. Er nahm sie auf meine Vorstellungen wieder ins Waisenhaus zurück.

Sechs Tage später rückte der französische General Loison, verdrängt aus Uri, mit seinen Truppen über das Gebirg in Unterwalden ein. Es wurden Lazarethe und Spitäler für die Kranken verlangt, während es für die Menge des Kriegsvolks im verheerten Lande an Herbergen fehlte. Da mußte demnach auch ein Theil des Waisenhauses geräumt, und die Mehrzahl der Kinder entlassen werden. Die letztern wurden, mit einem kleinen Geschenk, ihren Blutsverwandten und Eltern zurückgegeben, welche ohnehin nach denselben verlangt hatten. Nur zwei und zwanzig, deren Heimath niemand kannte, oder nach denen niemand gefragt hatte, blieben im Waisenhause, unter guter Aufsicht und Pflege zurück. Pestalozzi selbst verließ Stans und begab sich nach Bern. Denn von einem Tage zum andern konnte niemand verbürgen, daß diese Thäler und Berge nicht abermals vom wilden Getöse der Schlachten wiederhallen würden.

Wie er war.

Pestalozzi suchte nun in einer Erziehungsanstalt zu Burgdorf, wie man weiß, nachher im Schlosse von Yverdon, die große Aufgabe seines Lebens zu lösen. Er lebte nur in seinen Ideen und nur für sie. Er gehörte nur durch sie der Welt an. Veredlung oder doch Entthierung der ärmern, verwahrlosetern, grössern Volksmasse durch Unterricht, blieb sein ewiges Ziel. Ein Mann von so seltenen Geisteskraft mußte groß auf das Zeitalter einwirken. Sein Name ward im gesammten Europa, wie in Amerika mit Ehrfurcht, oder Neid genannt. Nur in der Schweiz erkannte man den Ausserordentlichen am wenigsten. Da sah man nur den schlichten Schulmeister, der weder Lebensart, noch Lebensklugheit besaß, und weder seinen Anzug, noch sein Hauswesen in Ordnung zu bringen verstand. Hier wurden selbst seine Tugenden dem gemeinen Haufen lächerlich; und er hatte sich glücklich zu schätzen, wenn man ihn nur für einen etwas überspannten Kopf, nicht für einen gutmüthigen Halbnarren erklärte.

Mit durchdringendem Scharfsinn und Alles vergegenwärtigender Einbildungskraft, sah er jede Schwäche, jede Stärke des Herzens. Er kannte die Menschen; aber die Leute nicht. Kindlich gut, war er leichtgläubig, wie ein Kind. Oft von Andern mehr noch durch sich selbst getäuscht, ward seine Leichtgläubigkeit eben so oft zum blinden Argwohn, als zum unverdienten Vertrauen, und bei der Reizbarkeit und Lebhaftigkeit seiner Gefühle ging er eben so schnell von einem zum andern über. Er wußte sich im Allgemeinen verkannt; wer aber seine Eigenliebe schmeichelte, hatte ihn gewonnen und konnte ihn nach Gefallen leiten. Dies, und seine unverhehlten freisinnigen Grundsätze in des Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten, wodurch er der Aristokratie und deren dienstbefliſſenen Anhängern verhaßt blieb, waren die Ursachen, daß nie gedieh, was er selber schaffen wollte, um seine Ideale in der Wirklichkeit zur Anschauung aufzustellen.

Er rang und duldete bis zum letzten seiner Tage. Wir besuchten einander zuweilen und blieben im Briefwechsel. Noch wenige Wochen vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit seines Körpers erschien die Kraft seines Geistes ungebrochen. Er entwickelte mir mit jugendlicher Lebendigkeit, die mich an die Tage von Luzern und Stans mahnte, eine seiner neuen Ideen,

Macht des Irdischen, von Verfassungen, Sitten und Vorurtheilen besiegt, die ihr damit bekrieget.

Man muß in den Vorträgen Christi unterscheiden, wie in jedem Lehrvortrag, den Geist derselben, und die Form; oder was er lehrte, und wie er's nach Vorkenntnissen und Sitten seiner Zeit lehrte. Was er lehrte, sind Wahrheiten, die sich in unüberwindlicher Kraft äussern, und den Geist der Sterblichen gleichsam vergöttlichen. Die Art aber, wie Christus lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt. Darum sprach er die Bildersprache des Orients.

Wäre Christus unter den Indern am Ganges, oder in China aufgestanden, dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, die Form eine andere gewesen sein. Dann würde er nicht von mosaischen Opferungen, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen und Vorurtheilen angesponnen haben. — So sprach Paulus unter den hellern Griechen anders zu Athen, vor dem Altar des unbekannten Gottes, als zu Jerusalem vor mosaischen Priestern.

Zum Unglück waren gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten Fehlgriffe von unabsehbaren Folgen geschehen. Denn diejenigen, welche in die Fußtapfen der frühesten Glaubensboten

über Vereinfachung des Unterrichtens in todten Sprachen. Er wollte darüber ein Werk ſchreiben.

Am treueſten zeichnete er ſich ſelbſt immer in ſeinen vertraulichen Briefen. Ich beklage, ſie nicht alle bewahrt zu haben, welche er mir geſchrieben. Nur wenige, die durch Zufall erhalten worden ſind, theil' ich den Leſern mit. Es ſind Reliquien in jedem Sinn.

Sein Landgut Neuenhof. 8)

Burgdorf 1801.

Ich will durch meine Freunde nachfragen, was für Güter im Aargau feil ſind, und Dir dann Alles ſagen, was ich hierüber vernehme. 9) Ich ſelber habe da eins, das dreißig Jahre das wirthſchaftliche Elend meines Lebens ausmachte. Ich vermochte nie es gehörig anzubauen. Die Vorſchüſſe, die hiezu nothwendig ſind, mangelten mir immer. Und wenn ich es bisher hätte verkaufen wollen oder müſſen, ſo hätt' ich es, um ſo ſchlechter Anordnung willen, um die Hälfte ſeines wahren Werthes losſchlagen müſſen. Ich habe das Gut in einem Zeitpunkt gekauft, wo die Ankaufsſumme ein Spott war. Ich kaufte viele Dutzend Jucharten, jede zu zehn Gulden, die jetzt zweihundert bis zweihundert und fünfzig gelten würden. Aber ich baute zwei Häuſer auf dem Lande, und hatte durch Anſtrengung aller Mittel, die doch immer nur halb genügend waren, meine Lage ſtets verſchlechtert, ohne daß ich je dazu kam, mein Kapital nach ſeinem wahren Werth abträglich zu machen. Indeſſen gedenk' ich es jetzo doch nicht zu verkaufen, ſondern wünſche meine letzten Tage an dem Ort meiner langen Leiden zu verleben und daſelbſt ein Waiſenhaus anzufangen, in welchem meine Erziehungsgrundſätze, bis zur Vollendung reif, dann praktiſch geprüft werden ſollen.

Freund, das Elend meines Lebens war groß. Thu' das Deine, mir die Erreichung der Entzwecke, die mir jetzt dies Elend verſüßen können, zu erleichtern, und glaube immer an mich mit Freundſchaft.

Dein Peſtalozzi.

Seine Ausſichten.

Burgdorf.

Ich freue mich des Eindrucks, den Tobler's Proben auf Dich gemacht haben. Die Sache wird nach und nach mehr leiſten. Es ſind

kaum die erſten Linien eines Werks gezogen, deſſen Vollendung eine nur allmählig ſteigende Vervollkommnung ſeiner Theile möglich macht. — Das Grab wird mich decken, eh' das Ganze auch nur in ſeinem erſten Umriß vollendet iſt, und ein neues Menſchenalter wird vorübergehen, eh' ſeine Theile ſich auch nur von ferne der Vollkommenheit nähern. — Ich danke Dir mit einer Thräne im Auge, mir für meinen Zweck beizuſtehen. Thu was Du kannſt, und wenn Du kannſt, ſo komm' einen Tag bieher; es iſt mir wichtig, Dir über alle Details ſo viel Licht zu geben, als immer möglich.

Sei forthin von Herzen gewogen einem Menſchen, der — für ſich ſelbſt — gar nichts und mehr als nichts iſt, und ſich nur in der Zerſtörung ſeiner ſelbſt und nur noch in dem Traum fühlt, deſſen ewig gedauerte Verſpottung ſein eigenes Ich vernichtet. — Freund, das ſind nicht Melancholien. Einſt wirſt Du den Jammer meines Lebens erkennen, und Mitleiden haben mit Deinem

Peſtalozzi.

Meine Armuth.

Burgdorf.

Freund, wußteſt Du es nicht? — Dreißig Jahre war mein Leben eine unaufhörliche ökonomiſche Verwirrung und ein Kampf gegen eine zur Wuth treibenden äuſſerſten Armuth. Wußteſt Du es nicht, daß mir gegen dreißig Jahre die Nothdurft des Lebens mangelte? nicht, daß ich bis auf heute weder Geſellſchaften noch Kirchen beſuchen kann, weil ich nicht gekleidet bin und mich nicht zu kleiden vermag? — O, Zſchokke, wußteſt Du es nicht, daß ich auf der Straße das Geſpött des Volks bin, weil ich wie ein Bettler umherlaufe? — Wußteſt Du es nicht, daß ich tauſendmal kein Mittageſſen vermochte und in der Stunde, da faſt alle Arme an ihren Tiſchen ſaßen, ich ein Stück Brod mit Wuth auf den Straßen verzehrte? Ja, Zſchokke, noch jetzt kämpf' ich den entſetzlichſten Kampf zwiſchen drückender Armuth und fürchterlichen Ausgaben; und habe das einzige Ziel, durch Standhaftigkeit in meinem Plan, noch vor meinem Tode die elendeſte unter allen Haushaltungen, meine eigene Haushaltung, aufrichten zu können. Und das kann durch Verkauf meiner Bücher geſchehen, wenn Freunde mir zu ihrer Verbreitung Hand bieten. Und darum iſt es eigentlich und allein, warum ich auch Dich bitte.

Meine Ruhe hängt von meiner endlich errungenen Selbstständigkeit, im ganzen Umfang des Wortes, ab. Ich vermag aber nicht über mich selbst ruhig zu werden, als nur durch meinen Totalsieg über mein selbstverschuldetes Elend. Mein Gut soll mir aber auch in aller Noth nicht feil werden, eben weil es die Noth erhöht, die ich besiegen, nicht beseitigen will. — Ich will mit der Quelle meines Elendes nicht kapituliren, ich will sie bemeistern, und dann gern von ihr weggehen.

Lebe wohl und glaube an meine aufrichtige Liebe.

Pestalozzi.

Dein Wille zur Selbsthülfe. 10)

Burgdorf.

Freund, tausend Dank für die Aeusserung Deines Herzens, aber ich kann und will meine Zerrüttung keinem Freunde aufbürden.

Ich kann, will und soll mich selbst retten, und wenn ich das gethan habe, dann will ich wieder Liebe nehmen von den Menschen. Aber bis ich einmal in einem Stück ganz mit mir selber zufrieden seyn kann, kann auch kein Mensch Ruhe in ein Herz flößen, dessen Ingrimm alle meine Nerven bis zum Zerreißen anspannt.

Hilf mir zum Verkauf meiner Schriften und zum Ziel meines Herzens, zum Armenhaus, in dessen Stille und Schatten ich hinter Schloß und Riegel Ruhe suche. O Freund, meine Mißstimmung ist unaussprechlich; aber die Mittel zu meiner Selbstständigkeit wachsen mit jedem Tag.

Lebe wohl. Mich umhüllet eine Schwermuth, die sonst nie mein Loos war. Sie wird vorübergehen.

Ich freue mich Deiner Liebe. Möchte ich in der Lage seyn, Ruhe durch etwas, das ausser mir ist, in mich selbst giessen zu können, so würde ich noch mündlich mit Dir reden. Doch vielleicht giebt es sich einmal unverhofft, daß wir uns sehen. Lebe wohl.

Dein Pestalozzi.

Vergebliche Anstrengung.

Yverdon. Mai 1817.

Der Erfolg meines Subscriptionsplans wird darüber entscheiden, ob ich bis an mein Grab entweder mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfen, immer in Hoffnung leeres Stroh dreschen muß, oder ob ich noch in meinem Leben dahin kommen soll, meinen Entzwecken mit einiger

Ruhe und auch äusserer Selbstständigkeit entgegen zu gehen. Meine Lage ist äusserst drückend. — Alle meine Bemühungen, alle angefangene Stiftungen stehen durch den Drang meiner täglichen Zwangverhältnisse still.

Ich weiß, Fichte, Du wünschest mit mir, daß dieser Nothstand sich ende; und auch Du trägst ja gerne das Deine bei. Bleib getreu, ich bitte Dich. Komm' ich in eine bessere Lage, so kann ich gewiß noch etwas leisten, das auch Dir Freude machen wird. Kann ich es nicht, so muß das, was am meisten in mir gereifet, mit mir ins Grab fallen.

Anmerkungen.

1) In Zürich bildeten zu jener Zeit zwei einander entgegengesetzte Meinungsparteien der Gelehrten ihre ausschließlichen Kreise, so daß, wer dem einen angehörte, dem andern fremd blieb. Um nicht anzustoßen bei denen, die mich mit so vielem Wohlwollen aufgenommen hatten, that ich Verzicht, Umgang mit dem von mir seit meiner Kindheit verehrten Verfasser der Physiognomik zu suchen. Ich sah und hörte ihn zu Zürich nur einmal auf der Kanzel, als er von der unglaublichen Wunderkraft des Glaubens predigte, und unter andern, als Beweis dafür, das Schicksal verfolgter Christen anführte, welche in, ich weiß nicht welcher Wüste, dem Hungertode nahe, gläubig an Erhörung um Hülfe zu Gott gefleht hatten eine schreckliche Nacht hindurch, und Morgens ein strahlendes Schloß auf einem Hügel erblickten, wo sie alle mögliche Erquickung empfingen. Diese Predigt machte mich etwas irre an dem trefflichen Manne.

2) Bekanntlich hatte Pestalozzi dies Werk schon im Jahr 1781 herausgegeben. Er sagte mir später, er habe einige der Hauptpersonen darin nach lebenden Originalen gezeichnet; darum wären sie so neu und wahr.

3) Geboren zu Nestenbach bei Winterthur im Jahr 1741; erst Professor der Geschichte zu Zürich, dann Pfarrer, dann zur Zeit der helvetischen Republik in einer Kanzlei der Regierung angestellt.

4) Hans Caspar Hirzel, geboren 1725, gestorben 1803, der thätig für Veredlung deutscher Literatur mitwirkende Zeitgenosse Gleims, Sulzers, Klopstocks u. a. m. Sein philosophischer Bauer Kleinjogg, dessen Wirthschaft er beschrieb, hieß eigentlich Jak. Gujer. Das Buch war schon 1761 erschienen. Hirzels Sohn, welcher ebenfalls den Namen Hans Caspar trug, ebenfalls Arzt war, und als Menschenfreund und erster Urheber aller in der Schweiz entstandenen Hülfsgesellschaften, in

seinem Vaterlande lange noch segenreichen Andenkens bleiben wird, (geb. 1751, gest. 1817 in St. Gallen) ist mit ihm nicht zu verwechseln.

5) Joh. Jak. Steinbrüchel, geb. 1729 in Zürich, ein geistvoller Philolog, Uebersetzer des Euripides, Sophokles und einiger pindarischer Oden. Er war der Freund und Lehrer des eben erwähnten jüngern Hirzel gewesen, Hausfreund des ältern.

6) Vater (geb. 1750, gest. 1819) des noch jetzt lebenden trefflichen Fortsetzers von Joh. Müllers Schweizergeschichte, des Prof. Hottinger.

7) Damals ein junger Mann von etwa fünfundreißig Jahren, ein geborner Schlesier, der seit Anfang der französischen Revolution in Paris gelebt hatte, und nachmals durch seine gekrönte Preisschrift über den Einfluß des Mahomedanismus (im Jahr 1810) sich unter den französischen und deutschen Gelehrten namhafter gemacht hat; so wie er schon früher als Mitarbeiter an Archenholzens, Ukert's und Huberts geschichtlichen Zeitschriften und als Uebersetzer von Sieyes Schriften wesentlich zur genauern Kenntniß der Personen und Ereignisse der französischen Staatsumwälzung beigetragen hatte. Selten hab' ich einen feinern, geistreichern Mann im Umgang gefunden, als ihn. Vertraut mit den bedeutendern Männern damaliger Zeit in Paris, führete er mich selbst in die Bekanntschaft des Grafen von Schlabrendorf, Sieyes, Jénard u. s. w. ein. Er starb zu Paris im Jahre 1826.

8) Ein Landgut im Birrfelde, ohnweit Lenzburg im Kanton Aargau, welches er immer als Quell seiner ökonomischen Zerrüttung betrachtete. Schon im Jahre 1778 fing er daselbst an, eine Arbeitsanstalt für arme Kinder zu errichten, deren Erziehung und Unterricht er zugleich übernehmen wollte. Aber für das Geschäftsleben durchaus nicht geeignet, vermehrten die Anstrengungen und Opfer, die er vergebens gemacht hatte, den Verfall seiner Vermögensumstände.

9) Zurückgezogen aus der politischen Laufbahn, suchte ich ein kleines Landgut zum Kauf im Kanton Aargau.

10) Erschreckt durch den vorigen Brief, den ich im Schlosse Biberstein bei Aarau empfing, wo ich seit 1802 allen politischen Partheiungen fremd wohnte, lud ich den edeln Unglücklichen ein, sich loszureißen, zu mir in meine Einsamkeit zu flüchten, mit mir zu theilen, wie ichs hätte, und sorgenlos seine Ideen und Entwürfe schriftlich auszuarbeiten. Seinem Liebling Jean Jacques Rousseau, dem Geiste und Gemüthe nach, in Vielem verwandt, gab er die obige Antwort.

Die Glücksspiele.

I.

„Daß du eine Ambe gewinnen möchtest!“ iſt gewöhnliche Verwünſchung unter dem gemeinen Volke in Genua, und in der That eine Verwünſchung, weil der Köder des kleinen Gewinnes den Spielenden meiſtens ins Verderben lockt. Seit etwa hundert Jahren gibt es faſt keine europäiſche Regierung, die nicht ihren getreuen Unterthanen landesväterlich das Nämliche gewünſcht, und ihnen die Erfüllung des frommen Wunſches nach Kräften erleichtert hätte.

Ein Genueſe, aber ein vornehmerer, ein Graf Calzabigbi war es, auf deſſen Vorſchläge man, bald nach dem ſiebenjährigen Kriege, die Zahlenlotterie in Preuſſen einrichtete. Wo die öffentliche Meinung ſich nicht in Worten äußern darf, ſpricht ſie in Handlungen ſich aus; nur freilich nicht immer in ſo friedlichen, und leider eben deswegen ſo fruchtloſen, als es damals geſchah. In den guten Häuſern der größern Städte des Landes machte man es den Dienſtboten zur Bedingung, nicht in der Lotterie zu ſpielen; in mehrern adlichen mußten ſie wenigſtens verſprechen, keine Collekte zu halten, denn bis auf dieſe niedrigſte Stufe des Volkes hinab ſuchte die Regierung Gehülfen zum Vertriebe ihres Giftes. Und warum nicht? Jener alles gleichmachende Zauber, den man der Liebe zuzuſchreiben pflegt, gehört vielmehr dem Spiele an, und die Spielverbindung eines Königs mit einem Lakaien iſt offenbar bei weitem nicht ſo anſtößig, als die eheliche des Edelmannes mit einem Bürgermädchen. Auch bei den Heirathen geringer Leute kam häufig eine Verabredung vor, zufolge deren kein Theil, ohne des andern Wiſſen und Willen, in der Lotterie ſollte ſpielen dürfen. Gegen die Verführungskünſte der Staatsgewalt fanden Recht und Sitte nur noch in der Selbſthülfe des Einzelnen einigen Schutz.

II.

In einer Gemeinde des Fürſtenthums Neuenburg kam zu jener Zeit ein wohlwollender Mann, bei Gelegenheit eines Dorfjahrmarktes,

auf den Einfall, mit den verſammelten Landleuten um Nüſſe Lotterie zu ſpielen. Der Gedanke fand Beifall, und man ſpielte luſtig den ganzen Tag; am Abende aber fanden ſich alle Nüſſe, die zu Markte gebracht waren, im Beſitze des Bankhalters. Die Lehre war den Leuten begreiflich, und die Lotterie machte in ihrer Gegend kein Glück.

Bekannte Wahrſcheinlichkeitsrechnungen zeigen den ungeheuren Vortheil, den ſich bei dieſem Spiele, und beſonders den niedrigern Gewinnen, die bankhaltenden Regierungen vorbehalten. Seit Friedrichs II Tod indeſſen war die Verwaltung der Lotterie im Preuſſiſchen ſo unzweckmäßig, daß die Regierung nicht einmal für ihre Schande bezahlt wurde. Sie hatte Verluſt und mußte zuſchießen, und erſt ſeitdem im Jahre 1814 einer der dabei angeſtellten Unterbeamten einen beſſern Verwaltungsplan entwarf, gibt es wieder Nutzen, doch nur geringen.

In Frankreich ward auch das Unkraut öffentlicher Glücksſpiele gleich manchem andern von der konſtituirenden Verſammlung niedergetreten, aber, wie auch ſo manches andere, nur niedergetreten, ausgerottet nicht. Ihm ſagte der Boden zu, und ſchon unter den Direktoren trieb es neue Ranken. Mercier, am Ende doch ein bloßer Sophiſt, gewonnen durch das Verſprechen einer Aufſeherſtelle mit acht- bis zehntauſend Franken Gehalt, vertheidigte im Rathe der Alten den Geſetzesvorſchlag zur Wiedereinführung der Lotterie. Vergebens widerſprachen ihm Boiſſy d'Anglas und mehrere Andere; vergebens erinnerten ſie ihn an ſeinen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, und führten ſie ihm zu Gemüthe, was eben er in ſeinem Gemälde von Paris und noch ſonſt über die Verderblichkeit jener Anſtalt geſchrieben und geſagt; er half ſich mit Unverſchämtheit und Redensarten, und meinte: „damals habe er die Sache nicht ſo überblickt, wie jetzt, da er von einem höhern Standpunkte weiter ſehe;“ und: „könne man dem Volke nun einmal das Glück nicht geben, ſo ſolle man ihm wenigſtens die Hoffnung laſſen.“

Bonaparte, der jedes von ſeinen Vorgängern ausgeſäete Unheil zu benutzen wußte, und in einem ähnlichen Sinne für die noch reichern Erndten ſeiner Nachfolger Sorge trug, machte dieſes Uebel ärger, indem er die Ziehungen, die bisher nur in Paris gezogen waren, in mehrern Städten bewerkſtelligen ließ, und ſie zugleich vervielfältigte. Es gibt ihrer gegenwärtig an fünf Plätzen, Paris, Lille, Bordeaux, Lyon und Straßburg, und an jedem derſelben drei in jedem Monate, folglich in Allem fünfzehn monatlich, oder jeden andern Tag eine für das

ganze Land. Zu des Kaisers Zeiten gab es noch sechs und dreißig Ziehungen im Jahre mehr, die in Brüssel.

Der Gesammtbelauf aller Einsätze beträgt in Frankreich an sechszig Millionen Franken. Die Hälfte derselben zahlt Paris allein. Die rohe Einnahme schätzt man auf fünfzehn Mill., woven jedoch sechs Mill., also Vierzig vom Hundert, an Erhebungskosten abgehen, und folglich nur neun Mill. als reiner Gewinn dem Staate zufallen. Nach Ganilh's Berechnungen, in seinem Versuche über Staatseinkünfte (Essai politique sur le revenu public), würde die Lotterieeinnahme Frankreichs im Jahre X, 1801, 18,480,182 Fr. ausgemacht haben, und betragen die Kosten allein bis fünfzehn Mill. oder den vierten Theil des Gesammtbelaufes der Einsätze. Jener ungeheure Gewinn müßte, unter dieser Voraussetzung, aus dem wucherlichen Spielumsatze von nicht mehr als fünf und vierzig Mill. hervorgegangen seyn. „Wär' es möglich," bemerkt eben dieser Schriftsteller, „auch das zu berechnen, was bei der Polizeiverwaltung und Rechtspflege, was in Krankenhäusern und Armenanstalten, im unmittelbaren Gefolge der Lotterie an Ausgaben mehr erforderlich ist, so würde man sich mit Erstaunen von einem Kostenaufwande derselben überzeugen, der nicht allein ihrem Ertrage gleichkommt, sondern auch ihn übertrifft." Zu einer so niederschlagenden Ueberzeugung aber gelangt man, und in noch vollerm Maße, auch auf kürzerm Wege. Das ganze in Umlauf befindliche Kapital nämlich, insofern es alljährlich einer es wiedererzeugenden (reproduzirenden) Anwendung entzogen wird, läßt sich, nach Abzug des reinen Gewinns, ganz füglich als Betrag der Erhebungskosten ansehen, die somit gegen sechshundert Prozent ausmachen, und so theuer kommt in der That jener Gewinn, zwar nicht der besteuernden Regierung, wohl aber dem steuernden Volke zu stehen, aus dessen Beutel sie zahlt.

3.

Anschaulichern Begriff, als Zahlen und Bücher zu geben im Stande sind, gewähren uns von den Wirkungen und Opfern der Lotterie einzelne ihrer Erscheinungen im täglichen Leben. So hat ein pariser Kollekteur, wie er einem seiner Bekannten versicherte, Kunden, deren jeder, und bei jeder Ziehung um vier- bis fünfhundert Franken zu spielen pflegt. Und es sind nicht etwa große Herren, sondern kleine Kaufleute, Krämer, Gewerbsleute aus der rue St. Denis. Der Mann kennt sie, ohne sie um ihre Namen gefragt zu haben, und legt nicht selten den

Einsatz für sie aus, versteht sich, um ihn mit gehörigen Zinsen wieder einzuziehen. Diese Wucherauslagen gegen Pfänder und andere Sicherheit, ähnlich denen der Aufwärter in den öffentlichen Spielsälen, sind eine der ergiebigsten Quellen des Gewinnes der Lotterieeinnehmer. Ihre Läden haben immer zwei bis drei Ausgänge und mehrere Abtheilungen, zur Erleichterung der in einander greifenden Spiel- und Wuchergeschäfte und zur Bequemlichkeit schüchterner Kunden. Mann und Frau sitzen wohl nicht selten, ohne etwas davon zu ahnen, dicht neben einander in den geheimnißvollen Stübchen, die Jedes allein so listig zu benutzen meinet.

Als es monatlich nur zwei Ziehungen gab, machten alle Bäcker in den vom ärmern Volke bewohnten Stadttheilen die Erfahrung, daß an den Tagen der Sperre (clôture), den letztern jeder Ziehung, der Brodverbrauch immer geringer ausfiel, als an allen andern. Jetzt, bei fünfzehn monatlichen Ziehungen, ist der Hunger auf den ganzen Monat vertheilt.

Lotterien, als Besteurungsmittel, treffen das Kapital des reichern, den Arbeitslohn des ärmern Spielers, und gehören auch, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, in beiden Fällen zu der schlechtesten Art von Abgaben. Was man zu ihrer Entschuldigung, oder vielmehr, weil doch etwas gesagt werden muß, anzuführen pflegt, ihr vorgeblicher Nutzen in der Befriedigung einer unüberwindlichen Spielsucht, die außerdem zu noch größerm Nachtheile des Staates fremde Lotterien aufsucht, würde höchstens ein ehrliches Spiel rechtfertigen; nicht aber ein so betrügerisches, und zeigt schon in seiner Heuchelei, und wo zumal von einem so großen Lande und einem Zahlenlotto die Rede ist, das Gepräge der lächerlichsten Verwerflichkeit.

Ganilh indessen hat es der Mühe werth gefunden, dieser Ausrede den Vorschlag zu einer Lotterie entgegen zu setzen, die ebensowohl den Gefahren einer ins Ausland hinüberschweifenden Spielsucht, als dem einheimischen Verderben der bisherigen Art und Weise, ihr genugzuthun, begegnen, und beides, die Reize des Spieles und den Vortheil guter Haushaltung, in sich vereinigen soll. Von jenen fünfundvierzig Millionen nämlich, die nach seiner Berechnung den reinen, kostenfreien Betrag des eigentlichen Spielkapitales ausmachen, will er nur zwanzig zu gewöhnlichen Spielgewinnsten bestimmt wissen. Die übrigen fünfundzwanzig sollen mit gehäuften Zinsen einen Leibrentenstock zu Gunsten der ein gewisses Alter erreichenden Spieler abgeben. Ein wunderliches Unternehmen, diese Aufmunterungs-Anstalt für beharrliche Spieler, dieser

Verſuch, ein ſchlechtes Mittel durch gute Zwecke nicht allein zu beſchönigen, ſondern gar zu veredeln, aber auch ein eitles, da es an ſich und abgeſehen von den unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Ausführung, die nicht anders als unter Vorausſetzung geſchloſſener Spielergeſellſchaften auch nur denkbar erſcheint, nicht einmal dem niedrigern ſeiner Zwecke zu entſprechen vermag. Die Leidenſchaft befriedigt, wer ihr ſchmeichelt; nicht wer ſie zu erleuchten oder zu leiten unternimmt. Niemand ſpielt um zu ſparen. Jeder thut es um zu gewinnen, und wer jenes beabſichtigt, findet ſeine Rechnung, beſſer als in Lotterien, wären es auch Leibrentenlotterien, in öffentlichen Sparkaſſen und am beſten in ſeiner eigenen Wirthſchaftlichkeit.

4.

Alle dieſe ſtaatsklugen Vereinbarungen mit dem Laſter, die angeblich größerm Uebel vorbeugen und unbezähmbare Leidenſchaften des Volkes, in der That aber nur den ganz gemeinen Eigennutz ihrer Urheber befriedigen ſollen, ſind ſchon darum ſo einfältig, als ſchlecht, weil ſie insgeſammt jede Leidenſchaft, die ſie befriedigen, auch wecken. Die Gelegenheit, mit geringerm Nachtheile zu ſpielen, iſt vor Allem eine Gelegenheit zu ſpielen, das Befriedigungsmittel auch ein Reizmittel, und ein um ſo gefahrvolleres, je ungewiſſer, je zufälliger der Zuſammenhang zwiſchen den Mitteln, die eine Leidenſchaft anwendet, und ihrem Ziele, je ſchrankenloſer und regelloſer folglich ihr Vorwalten in einem Nebelmeere dunkler Ahnungen und Gefühle. Und eben das iſt es, was vorzugsweiſe die des Spielers bezeichnet. Sogar das wohlthätigſte Bedürfniß des Menſchen, das religiöſe, auf Räthſel und Geheimniſſe verwieſen, artet aus zu einer verderblichen Leidenſchaft; herrſchende Kirchen ſehen ſich von widerſpenſtigen Sekten umringt und wähnen vergebens, ein ähnliches Bedürfniß nur für ihre alleinige Rechnung mit Lehrſatzungen und Gebräuchen abzuſpeiſen, oder, wie ſie es nennen, zu befriedigen. Aber was eine bloße Ausartung der Religion, iſt eben des Spieles recht eigentliche Art, und iſt es der Geheimnißglaube, der den Gläubigen macht, ſo giebt es wahrſcheinlich mehr gläubige Spieler in der Welt, als gläubige Beter.

Die Spielſucht liegt in jedem Menſchen. Weiſe iſt, nicht wer die Gelegenheit ihr nachzuhängen überwindet, ſondern wer ſie vermeidet, am weiſeſten, wer ſie gar nicht hat. Duſſeulx ſchrieb ein eben ſo gutes als dickes Buch über die Leidenſchaft des Spieles, zunächſt um

traten, hielten mit frommer Liebe und Verehrung ihrer Vorgänger ohne Unterschied an Allem fest, was von denselben herstammte. So galt ihnen das Ausserwesentliche und Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die morgenländischen Sprachbilder in den kühlern Abendländern, und predigten den Christusglauben für Heiden in Ausdrücken, welche für Juden geschaffen waren. Daraus entsprangen bei Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und Mißverständnisse. Die Mißverständnisse erzeugten neue Bestimmungen. Die Erklärer und Bestimmer aber, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, mischten noch ihre Ansichten unwillkührlich hinzu. Die Barbarei der Völkerwanderungszeit trug ebenfalls ihre rohen Vorstellungen herbei, also daß das Einfachste verwickelt, das Klarste finster, der Geist über Streiten und Bauen am Formenwerk vergessen und versäumt wurde. So erhob sich endlich aus jüdisch-griechisch-ägyptisch-römisch-gothisch-gallischen Zusammentragungen ein Lehrgebäu des Glaubens, welches den sachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem orientalischen Bilderthum seltsam genug vermählt hat.

Mit diesem Lehrgebäu nun wandern die Heilsboten unserer Zeit, aus verschiedenen Kirchen,

ſich ſelbſt von ihr zu heilen; aber er war und blieb einer der leidenſchaftlichſten Spieler, die mir vorgekommen ſind, und ergab ſich endlich mit guter Art in ſein Schickſal. Und in der That, wie ſollen Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit gegen einen Hang aufkommen, dem die bloße Möglichkeit genügt; wie Vernunftgründe über eine Leidenſchaft ſiegen, die ſich eben in der Zufälligkeit ihrer Mittel, in dem Ueberraſchenden ihres Erfolges gefällt. Des Spielers Beweggründe, um ſo mächtiger, je weniger er von ihnen Rechenſchaft zu geben vermag, ſind wahrhaft über oder vielmehr unter aller Vernunft. Der Aberglaube iſt ſeine natürliche Religion. Das wiſſen die Kollekteurs ſehr wohl, die Verleger und zum Theil Verfaſſer jener Unzahl von Traum- und Spielbüchern, die man dem Vorübergehenden auf allen Boulevards faſt um Nichts zum Kauf anbietet; das wiſſen auch jene uneigennützigern Rathgeber unter dem Bettelvolke, das man an den Abenden vor einer Ziehung, oft in großer Anzahl bei den Lotterieläden verſammelt ſieht. Sie erzählen ſich ihre Träume und legen ſie einander aus, und verkaufen die Zahlen, die ſie geträumt haben, oder geträumt zu haben vorgeben, wohlhabendern Spielern um einige Sous, die gewöhnlich auch gleich zu dem Kollekteur wandern.

Man hört wunderliche Geſpräche. »Ich habe von einem Kater geträumt.« — Von einem Kater? Ach, ein Kater bedeutet Nummer 64. Und ſoll einmal ein geträumter Kater etwas bedeuten, ſo iſt wirklich nicht abzuſehen, warum er nicht eben ſo gut die Zahl 64 bedeuten ſoll, als etwas anderes. Daß etwa gar kein Grund für irgend eine Auslegung ſich denken läßt, iſt ſelbſt einer für die erſte beſte, die dem Spieler einfällt, und jeder ſchließt ſo folgerecht wie jener Kirchenvater: credo, quia absurdum.

In einer unendlichen Reihe von Zahlen iſt offenbar die Erſcheinung irgend einer derſelben vollkommen ſo möglich, als die jeder andern. Dennoch giebt es Lieblingszahlen und Berechnungen. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 können eben ſo gut gezogen werden, als jene fünf andere; aber ſchwerlich iſt es jemals Einem eingefallen, ſie zu beſetzen. Weibern zumal würde jener Satz am wenigſten einleuchten. In Zahlen, wie in andern Dingen, beherrſcht und leitet ſie irgend eine Vorliebe. Mehrere weibliche Kollekteurs in Paris ſprechen mit einer wahrhaft verführeriſchen Salbung über die Wahl dieſer oder jener Zahl. Sie werden von ihren Kunden ganz ernſthaft zu Rathe gezogen, und daß ſie es ehrlich meynen, beweiſt der Umſtand, daß meiſtens auch ſie dem Spiele mit Leidenſchaft ergeben ſind.

Ein Engländer, mit dem ich einmal bei einem Lotterieladen vorbeiging, forderte mich auf, mein Glück zu verſuchen. Er wünſchte zu wiſſen, wie ſich ein vernünftiger Mann ausnehme, indem er eine Thorheit beginge. Ich machte ihm die Freude, nannte fünf Zahlen, und ſetzte einen kleinen Thaler auf die Quine. „Und weiter?“ fragte der aufhorchende Kollekteur. „Und weiter nichts,“ erwiederte ich dem Staunenden, „ich ſpiele nur auf Quinen.“ Im Falle des Gewinnes, bemerkte ich meinem Begleiter, ſtehen mir jetzt dreierlei Gefahren bevor. Die erſte, meinen Zettel zu verlieren, die zweite, bei einem ſo außerordentlichen Glücksfalle für einen Verfälſcher gehalten zu werden; die dritte und erträglichſte, einen Beinamen davon zu tragen. *)

5.

Lotterien mit höhern, die Kräfte der arbeitenden Volksklaſſe überſteigenden Einſätzen, hat man als geringere Uebel angeprieſen; und mit Recht, aber doch zu ſehr. Entfernte Gelegenheit iſt immer Gelegenheit, und wer ſie ſuchen will, findet ſie ſchwerlich zu entfernt. In England, wo keine Zahlenlotterie geduldet wurde, benutzte das Volk die ihm zu theure Staatslotterie zu ſeinem Winkelſpiele und half ſich mit Nummern-Verſicherungen; zuerſt öffentlich, ſpäterhin, als es verboten war, heimlich. Auch da ſpielten vorzüglich Weiber, und es gab in London förmliche Berathungsanſtalten zur Auslegung von Träumen, Ahnungen u. dgl.

Ebendaſelbſt ſprachen die Unterhändler des Spieles, wie zur Einbildungskraft, auch zu der Sinnlichkeit ihrer Kunden, und mit eben ſo gutem Erfolge. Ich erinnere mich eines ihrer Kunſtgriffe, der vielleicht einer edlern Anwendung nicht unwürdig ſeyn möchte. Vor den Fenſtern mehrerer Lotterieläden ſah man große Haufen neugeprägter Guineen, und neben ihnen verhieß eine Inſchrift: „Alles das für ſechs Pfennige.“ All this to be had for a six pence. Das Kapital war ein todtes, und koſtete wahrſcheinlich dem, der es anwandte, noch Zinſen, aber daß er es anwandte, um zu den Sinnen zu ſprechen, ſtatt ſich mit einer bei weitem wohlfeilern bloßen Anzeige an den Gedanken zu wenden, bewies, wie ſehr ein ähnlicher Aufwand ſich ſchon bezahlt machte.

*) Nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution gewann einmal eine Marquiſe wirklich eine Quine. Man zahlte ihr eine Million, aber ſie hieß von Stund' an und bis an ihr Ende: La Marquise de Quine.

Läge in einer Kammer von Abgeordneten auch nur eine Million baaren Geldes in einem Haufen da, oder wäre sie Stück für Stück an die Wand genagelt; man ginge schwerlich in ihr so freigebig mit den Hunderten von Millionen um, und jenes Geld würde so wirksam angewandt seyn, als das im Lotterieladen, und besser. Der Gedanke, daß jene Metallstücke allenfalls Arbeit vorstellten, und z. B. eine Million Franken, zu dreißig Sous Tagelohn, als Gesammtwerth einer Masse von 666,666 Tagerenten anzusehen wäre, müßte in jedem Verständigen den Eindruck noch erhöhen.

6.

Ausser dem Lotto, das die Regierung selbst verwaltet, giebt es in Frankreich noch andere öffentliche Glücksspiele, deren tägliche Betreibung sie einer Gesellschaft von Unternehmern pachtweise zu überlassen pflegt. Vor Allem natürlich ebenfalls in der edeln Absicht, größern Uebeln eines unbeaufsichtigten Winkelspieles zuvorzukommen, beiläufig auch in der, sich einen ganz annehmlichen Gewinn zu verschaffen.

Dieser Gewinn, die jährliche Pachtsumme, beträgt	6,000,000 Fr.
Ein Sechstheil des für eine sechsjährige Pachtzeit gezahlten Weinkaufes (pot de vin) von einer Million	166,666 „
Verwaltung, Einrichtung der Spielsäle, Besoldung der Dienerschaft u. s. w. kosten den Unternehmern jedes Jahr	1,551,480 „
Ihre jährliche Ausgabe macht somit . .	7,718,146 Fr.

Hingegen beläuft sich, den sichersten Nachrichten zufolge, ihre monatliche Einnahme auf mehr als 800,000 Franken, ihre jährliche auf wenigstens . . . . . 9,600,000 Fr.

Ihnen bleibt folglich nach Abzug des obigen Kostenaufwandes von	7,718,146 „
an reinem Gewinn alljährlich	1,881,854 Fr.

und für die sechsjährige Dauer ihrer Pacht 11,291,124 Fr. Neun Millionen und sechsmalhunderttausend Franken werden jährlich erhoben, um der Regierung sechs Millionen zuzuwenden. Die Summe des ganzen einer nützlichen Anwendung entzogenen Spielkapitales, und die noch größere des zugleich in Umlauf gesetzten Lasters und Elendes aller Art, sind unmöglich zu berechnen, und kommen freilich auch nicht in Anschlag.

Diese Spieleinnahme gehört zu den sogenannten immendicités,

dem Schmutze des Palais-Royal, der indessen so wenig übel riecht als Vespasians Cloakensteuer. Er deckt eine Menge geheimer Ausgaben, zu welchen man sich leichter entschließt als bekennt; unter andern sagt man, gewisse Gnadengehalte, besonders geistliche. Unsere Franzmänner sind die Eulenspiegel des heil. Crispin. Sie machen es ganz wie er, nur umgekehrt, und stehlen, aber den Armen, das Leder, um die Fürsten der Kirche mit rothen Schuhen zu versehen.

An den Tagen einer großen öffentlichen Trauer, am 21. Januar und 19. Oktober, z. B. den Todestagen Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, sind alle Schauspielhäuser und Werkstätten geschlossen. Sogar die Bäckerläden sind es mehrere Stunden lang; die Spielhäuser nicht eine Minute. Den ehelichen Fleiß haben diese Leute ihrer Willkühr vorbehalten, aber mit dem Gewerbe des Lasters schlossen sie einen Vertrag. Und wie ließen sich ähnliche Unterbrechungen den Spielpächtern zur Bedingung machen; würden sie doch nothwendig die Pachtsumme verringern müssen! Ein politischer Jammer zahlt wohl mit Thränen, aber nimmermehr mit Geld.

Nur der kleinste Theil des ungeheuren Gewinnes der Spielpächter ist übrigens den innern Einrichtungen der verschiedenen Glücksspiele zuzuschreiben. Was ihnen jene verkürzen, ist vergleichungsweise unbedeutend und beträgt nicht über fünf Prozent im Pharao und nur etwa drei in rouge et noir. Der Hauptvortheil des Bankhalters besteht darin, daß er das Spiel walten lassen und sich leidend verhalten muß. Den Spieler hingegen treiben seine Meinungen und Leidenschaften, und eben diese arbeiten für die Bank. Handelte jeder folgerecht, im Verluste vorsichtig, und kühn im Gewinn, das Glück würde ihn begünstigen, oder doch bei weitem seltener die Bank. So aber findet sich das Gegentheil.

Den größern Vortheil gewisser Glücksspiele, verglichen mit dem einiger andern, bestimmt sodann hauptsächlich ein schnellerer Umlauf der Einsätze. Daher ist Roth und Schwarz, mit einer sie minder begünstigenden Einrichtung, den Banken doch vortheilhafter, als Pharao, und vortheilhafter als beides, die Roulette.

Herr Poisson verlas im Jahr 1820 in der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Mémoire sur les chances que les jeux de hasard, admis dans les maisons de jeu de Paris, présentent à la banque. Er berichtigt in denselben die frühern irrigen Berechnungen in der *Encyclopédie méthodique*, und beweiset: que la somme de toutes les *mises* faites par le *Trente-et-un* dans

les maisons de jeu de Paris, s'élève annuellement à 230 millions de francs, et que sur cette somme de circulation, les banquiers enlèvent un profit de 2,760,000 fr. — Noch vortheilhafter ist die Roulette, dont la circulation annuelle monte à *cent millions*, et qui donne un bénéfice d'un *dix-neuvième* de toutes les mises ou de plus de cinq millions.

Die Totalsumme von 330 Mill. bestimmt den Umlauf der Circulation; der Belauf des zu dieser Circulation wirklich verwendeten Geldes ist natürlich geringer, denn — le même numéraire, avant d'être absorbé par la banque, passe et repasse à plusieurs reprises entre les mains des gagnans et des perdans. — Herr Peisse glaubt rühmen zu dürfen, que le même numéraire paroit *douze* à *quinze* fois dans l'année sur la table de jeu. D'après cette hypothèse, qu'il a rendue très-probable, le capital réel employé dans les jeux se trouve reduit à environ *vingt-quatre* millions, ou trois fois la somme que gagne la ferme des jeux.

Un habitué des jeux qui, au bout de l'année, n'a perdu que le tiers du capital qu'il a employé, n'a donc éprouvé ni bonne ni mauvaise fortune; il n'a fait que contribuer pour sa quotepart aux frais d'entretien.

7.

Lotterien und andere öffentliche Glücksspiele, sammt allen ihren bösartigen Folgen sind nachgerade nur noch geringere Uebel, verglichen mit jenem umfassendern Spielgeiste, der alle Staaten in Staatslotterien verwandelte und Keinem für sein Vermögen größere Sicherheit, als die eines Spielsatzes übrig ließ. Eine grenzenlose Benutzung des öffentlichen Kredites, indem sie den Privatkredit verdrängte, warf allen Reichthum, dessen Vertheilung jeden Erwerbszweig belebt haben würde, zur Nahrung der Gewinnsucht, wie in eine einzige große Bank; und Wetten auf Preise, die unausbleiblichen Folgen eines Ueberflusses an der neuen Staatswaare und ihres wandelbaren Werthes, bildeten die Musterform auch jedes andern Waarenumsatzes, und machten aus allem Handel ein Börsenspiel; insofern Meinungen und Leidenschaften allen Theilnehmern an demselben gemein sind, ein minder ungleiches als jedes andere Glücksspiel, aber dennoch, weil es auf Kredit gespielt werden kann, ein verderblicheres als jedes andere.

Und umsonst versuchte man den Genuß des Uebels von seinen

Wirkungen zu trennen, Staatsschulden zu machen, und zugleich dem Börsenspiele Einhalt zu thun. Eine Regierung zahlt, nicht weil sie Schulden gemacht hat, sondern weil sie fortfahren muß, deren zu machen; und so lange man darauf rechnen darf, bleibt es für Jeden ein überwiegender Vortheil, sein Vermögen ohne Förmlichkeiten und Ungewißheit zu jeder Stunde anlegen und umsetzen zu können, und sich in beiden Fällen an den Mäkler wenden zu dürfen, und nicht an den Richter.

Gewinnsucht aber und nicht ein wirkliches Bedürfniß versammelt offenbar in unsern Börsen jene kaufkustige Menge, die dem Staatsgläubiger den Vortheil, in jedem Augenblicke über den Werth seiner Habe verfügen zu können, gewährt; und ersetzte nicht, was ihnen an Sicherheit abgeht, die Hoffnung, so würden unsere Staatspapiere die schlechtesten, weil unbeweglichsten aller Schuldforderungen seyn. Auch sehen wir schwächlichere Staaten — Säufern gleich, die sich nicht erst arm zu trinken brauchen, und mit dem schlechtesten Fusel anfangen — das Reizmittel sofort in seinen rohesten Formen anwenden, und in jeder Staatsanleihe eine Staatslotterie eröffnen, die dann ebenfalls, gerade wie ehemals die englische, auch den Aermern durch das an sie geknüpfte, untergeordnete Glücksspiel der Zahlenversicherungen, oder sogenannter Promessen in ihren Wirbel hineinzureissen pflegt.

Ob Staatsgläubiger das Lob, das ihnen diejenigen, die für ihre Vermehrung sorgen, beizulegen gewohnt sind, in der That verdienen, ob sie wirklich zu den festesten Stützen einer ihnen verschuldeten Regierung gehören, muß, wie so manches, worüber die Vergangenheit umsonst belehrte, immer wieder die Zukunft lehren. Wahrscheinlich ist es nicht. Auf eine Gesellschaft von Eigenthümern und auf ihren einmüthigen Sinn zur Aufrechthaltung einer bestehenden Ordnung der Dinge läßt sich zählen; schwerlich auf den einer Gesellschaft von Spielern; wär' es auch nur, weil sie nothwendig in zwei Hälften zerfällt, deren jede nach einem entgegengesetzten Ziele strebt. Bricht endlich eine höhere Macht, gleichviel ob als Feind oder Obrigkeit, in das große Spielhaus, das den Flächenraum eines Königreiches bedeckt, so eilen die Glücklichen, ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, ohne sich viel um die Karte zu bekümmern, auf der sie gewonnen, und nur die Geplünderten etwa machen gemeinschaftliche Sache mit dem alten Herrn oder dem neuen Besitznehmer des Hauses, aber die Frage ist: mit wem? —

Hundert Seifenblasen.

Von K. G. Jochmann.

1. Das Ziel der Gelehrſamkeit.

„Ich weiß das Wenigſte von dem, was man der Schande wegen mehr, als des Nutzens wegen, wiſſen muß,“ klagt Hamann in einem ſeiner Briefe; und in der That beſteht der größere Theil unſerer Gelehrſamkeit nur noch aus Kenntniſſen, deren Beſitz uns keinen andern Vortheil gewährt, als den, uns nicht ſchämen zu dürfen über ihren Mangel. Die Blätter, auf welchen die Sibylle ihre Orakel austheilt, ſind lauter Feigenblätter, die kaum unſere Blöße decken, geſchweige denn ſonſt einem Bedürfniſſe abhelfen. Glücklicherweiſe nähert ſich auch dieſer Unfug in ſeiner Vollendung ſeinem Ziele, an dem eine gerechtere Scham die Stelle der falſchen einnimmt, und jene unfruchtbaren Schätze unſers Schulwiſſens theilen das Schickſal gewiſſer äußern Auszeichnungen. Man fühlt ſich anfangs geehrt, ſie zu beſitzen: man ſchämt ſich dann, ſie nicht zu haben, und endlich — ſie zu haben.

2. Gelehrtenwirkſamkeit.

Lebensluft entwickelt nur der lebendige Baum; nicht — was Ihr aus ihm ſchnitzen wollt, — das Fachwerk in Euerm Studierzimmer.

3. Bücher tod.

Was endlich ſoll aus der mit jedem Tage wachſenden Menge von Büchern werden? — Was aus ihren Verfaſſern — Staub. Und wie aus den unzähligen Körpern, die auf Erden erſcheinen und zerfallen, Geiſter ſich entwickeln, ſo überleben Gedanken — Bücher, überlebt ihrer Hunderttauſende vielleicht nur Ein Gedanke, die unſterbliche Seele einer ganzen Bibliothek.

4. Salomo der Weiſe, und die weiſen Deutſchen.

Weiſer als Salomo der Weiſe, haben ſie nicht nur den böſen, ſondern allen Geiſt in Bücher gebannt, und ihn da ſitzen laſſen.

5. Die gelehrten Krankheitsstoffe.

Krankheiten des Geistes greifen um sich, wie die des Körpers, je nachdem sie den Stoff, in dem sie wirken, — jene in einer Menge unverdauter Notizen, diese in einer Masse unreiner Säfte vorfinden. Daher bringt es, im Aberglauben z. B., ein junger Dokter weiter, als zehn alte Weiber.

6. Die Mystiker in den Wissenschaften.

Belächeln wir nicht länger den Morgenländer, der die Begeisterung im Wahnsinne sucht; wir fanden die Weisheit in der Leichtgläubigkeit. Freilich ist es nur den Einsichtsvollern gegeben, der Grenzen ihres Wissens kein Hehl zu haben, wie reiche Leute den Belauf ihres Vermögens am wenigsten zu verheimlichen brauchen. Newton, der die Gesetze der Sinnenwelt entdeckt hatte, durfte in frommer Demuth die Unerforschlichkeit ihres höhern Ursprungs eingestehn. Bequemer finden es billig Andere, einen weder hals- noch kopfbrechenden Sprung über die beschränkte Physik hinaus zu thun, und mit ihren Forschungen gleich anzufangen, wo sie vor dem Ziele derselben sicher sind, — im Reiche der Phantasie. Sie schreiten nicht bloß fort mit der Wissenschaft, sie rennen ihr voraus, und lassen sie im Stiche. Ihnen kommt es ganz gelegen, eben das für das Köstlichste zu halten, was ihnen nichts kostet, und sie glauben an jede Hexerei, aus dem einfachen Grunde, weil man kein Hexenmeister zu seyn braucht, um es zu thun.

7. Die verwechselten Dimensionen.

Die gepriesene Innigkeit gewisser Empfindungen läuft nicht selten auf bloße Verwechslung einiger Ausdehnungsverhältnisse hinaus. Wie Viele, die von der Tiefe ihres Gefühls sprechen, und sie meinen doch nur die Breite.

8. Die magnetische Kette.

Leistet wirklich der Magnetismus alle die Wunder, die man von ihm erzählt, warum ihn nicht auf den Staatshaushalt anwenden, um die in Haß und Zwietracht zerfallenden Mitglieder der Gesellschaft in einen versöhnenden Rapport zu setzen? Warum nicht magnetische Ketten unter den Wenigen, die der guten Dinge dieser Welt die Fülle haben, und jener Menge, die Alles entbehren muß? — auf daß die eine nicht länger friere, wenn die Andern warm sitzen, und sich gesättigt fühle,

wenn dieſe geſpeiſt haben. Soll denn die magnetiſche Kette, wie die uns angerühmte der Prieſterweihe, immer nur der Gewalt, und nie dem Wohlthun einen Leiter abgeben; oder iſt auch dieſe Kette nur ein Bindemittel, und weiter nichts?

9. Die beſſern Myſtiker.

Der ächtere Myſticismus iſt vielmehr die Art und Weiſe, ein tiefgefühltes Bedürfniß auszudrücken, als ein Mittel, es zu befriedigen. Wehe dem Menſchen, der nie an den Grenzen des Myſticismus geſtanden hat! Unſere erhabenſten Gedanken ſind Ahnungen, und wer das Höchſte demonſtriren will, der macht es nicht verſtändlich, ſondern gemein.

10. Die Sonnenflecken der Wiſſenſchaft.

Es giebt dunkle Stellen in unſerm Wiſſen, aber ſie verfinſtern nur die Erde, und nicht den Geiſt. Schatten unbekannter Größen, die in unſern Geſichtskreis fallen, ſind ſie die Bürgen einer höhern Welt, und die Zeugen eines Lichtes über dem unſrigen.

11. Die imponderabeln Kräfte.

Unſere Naturforſcher ſind weiter gekommen, als unſere Staatsmänner. Jene haben die höhere Bedeutung unwägbarer Kräfte zu würdigen verſtanden, dieſe noch nicht; und unbegreiflich blieb ihnen, was immer ſich nicht ergreifen läßt. Aber ſind nicht auch Gedanken unwägbare Kräfte, und die mächtigſten wie die unwägbarſten, die wir kennen? Giebt es nicht auch geiſtige Strömungen; hat nicht auch das Recht ſeine erwärmende Kraft, und die Wahrheit ihre anziehende, die ſich eben ſo wenig leugnen, als zählen oder wägen läßt? —

12. Das Chriſtenthum und ſeine Prieſter.

Verſchleiert führten ſie die hohe Geſtalt zu den Barbaren, und wie vor Zeiten die Athenienſer, bauen wir ſeit achtzehnhundert Jahren unſere Altäre dem unbekannten Gott.

13. Der heiligere Bund.

Wer mag die Unentbehrlichkeit eines heiligern Bundes bezweifeln, obgleich ſchon das ſechszehnte Jahrhundert eine sainte ligue geſehen hat! So blieb die Schöpfung des Menſchen übrig, nachdem die des Affen ſchon geſchehen war.

14. Die ſpäten Frommen.

Es giebt Leute, die ein überſinnliches Leben zu beginnen meynen, wenn es mit ihrer verbrauchten Sinnlichkeit zu Ende ging. Jener Irrthum ſchöner Seelen, die alle Wahrheit in ihrem Gefühle ſuchen, weil es übermächtig zu ihnen ſpricht, was dem Schwärmer die Fülle des überſtrömenden Herzens, iſt ihnen der Bodenſatz im Becher der Wolluſt.

15. Die weisſagenden Proſelyten.

Laut verkündigen ſie das Unheil, an dem ſie heimlich arbeiten. Für betrautere Diener des höchſten Weſens möchten ſie gehalten werden, aber wie jene Pariſer, die auch mit dem Auge der Vorſehung prunken, ſind ſie nur die der hohen Polizei. *)

16. Moderne Heiligſprechung.

Der politiſchen Frömmigkeit ein politiſcher Lohn! Canoniſirt werden die Bekehrten unſerer Tage ſchwerlich, — aber geadelt.

17. Die politiſchen Wetterableiter.

Die Mächtigen der Erde ſcheinen es mit den Wolken am politiſchen Horizonte zu halten, wie die Bauern mit dem am phyſiſchen; ſie wollen ſie mit Glockenläuten beſchwichtigen. Aber es iſt bei jenem damit ſo wenig gethan als bei dieſem, und beide hatten bis jetzt auch das mit einander gemein, daß ſie deſto öfter ſich unter Kanonendonner zerſtreuten und auf Metallſpitzen entladeten.

18. Das gefährliche Spiel.

Den guten Geiſt ſollten ſie ſo wenig an die Wand malen als den böſen; er kommt ſonſt auch. Zur Verklärung ihrer Sünden laſſen ſie die Religion in's Leben treten, aber ſie tritt in's Leben. Sie wiſſen nicht was ſie thun. Dieſer Schatten erinnert an den Körper, dem er angehört, und ihre Fabel — an die Moral.

19. Verfaſſungsformen.

Von auſſen ſchaffen wollen, was aus dem Innern ſich entwickeln muß, heißt Leichen ſchminken, um ſie zu beleben.

---

*) Die Polizeiſpione in Paris erkennen ſich an einer Schaumünze mit dem ſogenannten Auge der Vorſehung.

zu den Nationen fremder Welttheile. Im tauſendjährigen Wahn erhärtet, ſcheint ihnen, was über Chriſtus und ſeine Perſon geſagt wird, wichtiger, als was er ſelbſt gelehrt hat. Denn unglücklicherweiſe glauben ſie, daß das, was Chriſtus lehrte, wenn man davon nimmt, was er mit Beziehung auf jüdiſche Begriffe ſagte, zu einfach, zu wenig ſei, ſich gleichſam von ſelbſt verſtände und ſchon in jeder menſchlichen Vernunft gegraben liege.

O die Geblendeten, daß ſie träumen können, weiſer, als ihr göttlicher Meiſter zu ſein, der doch eben jene Glaubenslehre von Gott, Ewigkeit und menſchlicher Beſtimmung und Verpflichtung in einer Klarheit, in einer Verknüpfung, in einer Vollendung offenbarte, wie nie vorher geſchehen war; der die Verkündung eben dieſer Wahrheiten im menſchlichen Geſchlecht, zur Veredlung und Vereinigung desſelben mit Gott, zur Aufgabe ſeines Lebens gemacht hatte! Daß ſie ſich weiſer dünken, als er, der eben dieſe Wahrheiten unmerdar am lauteſten predigte, weil ſie von Gottesdienſtlichkeiten, Prieſtereinbildungen und Mythen des Juden- und Heidenthums verworren, oder ausgelöſcht waren! Wahrheiten, noch heut von kirchlichen Satzungen verdunkelt, die jeder kindliche Verſtand faſſen, und deren unendliche Tiefe menſchliche Weisheit nie erſchöpfen

20. Das verlaſſene Theater.

Das Jubeljahr hat keinen Effekt gemacht, die Krönung zu Rheims auch keinen. Nur die Logen waren beſetzt, aber das Parterre blieb leer. Aus der großen Weltbühne wird immer augenſcheinlicher ein bloßes Liebhabertheater, bei dem die handelnden Perſonen ihre eigenen Zuſchauer abgeben; und die letzten, die der politiſchen Haupt- und Staatsactionen müde werden, ſind die Schauſpieler, die ſie aufführen.

21. Fürſtengröße.

Janitſcharenmuſik und Glockengeläute und Kanonendonner, weltlicher und geiſtlicher Lärm, Friedens- und Kriegsgetöſe, — was verkündigen ſie, einen Aufruhr oder eine Schlacht? — Nein, die Eröffnung einer Ständeverſammlung. Der Pöbel erkennt im Lärm die Größe, wie die Allmacht im Donnerwetter. Aber nicht im Sturme und nicht im Wetter offenbarte ſich Gott dem Propheten, ſondern im Wehen des Frühlings, der ſegenſpendend über die Erde zog. Möge die gebietende Erſcheinung auch unſerer irdiſchen Majeſtäten immer nur das Vorzeichen einer wohlthätigern ſeyn! Die würdigere Vorſtellung iſt in beiden Fällen die ſpätere, und politiſche Wahrheiten gleichen in ihrer Wirkung den phyſiſchen; ſie entzaubern die Einbildungskraft, aber ſie veredeln den Begriff.

22. Das Talent.

Das Talent zum Gauner iſt auch das Talent zum Sokrates und Franklin; es kömmt darauf an, welche Richtung es empfängt.

Sheridan, als glänzender Parlamentsredner bekannt, Obereinnehmer des Herzogthums Cornwallis, war in ſeiner Jugend ein lockerer Zeiſig, von Schulden geplagt. Einſt ſprengte einer ſeiner Gläubiger in St. James Park auf prächtigem Roſſe auf ihn an. Sheridan merkte die Abſicht des böſen Mahners und ſchrie entzückt: „In meinem Leben ſah ich nichts Schöneres. Ich beſchwöre Sie, würden Sie das herrliche Thier verkaufen?“ — Hm, warum nicht, wenn's mir gut bezahlt wird. — „Und wie iſts im Trab?“ — Vortrefflich. — „Ich bitte, laſſen Sie es einmal recht austraben!“ — Der Reiter giebt ſeinem Bucephalus die Sporen, und während er den großen Gang hinunterreitet, macht ſich Freund Sheridan aus dem Staube.

23. Der Rollentausch.

Es hat große Herren gegeben, die sich ihre Reden von Andern machen ließen; aber die Antworten darauf diktirten sie selbst.

24. Patrioten und Brillen.

Es giebt Dutzend-Patrioten, wie es Dutzend-Brillen giebt, auch ihrerseits nicht zum Sehen, sondern zum Verkauftwerden gemacht.

25. Das unpassende Gleichniß.

»Sprecht uns nicht vom Gesetze der Engländer! — sagen sie, — es paßt nur zu ihren Verhältnissen, es paßt nicht für uns, es könnte unter uns nicht bestehn.« — So wenig in der That, als die Flamme eines Lichtes in verdorbener Luft; und was Ihr sagt, beweist Alles gegen die Luft, in der wir athmen, — aber was beweist es gegen das Licht?

26. Die Zwangswahl des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch in der Türkei giebt es endlich eine Repräsentation, sogar in Spanien, — und zwar eine der bewaffneten Macht. Gleichviel, das Reich der Täuschungen hat aufgehört; die Willkühr des Schwächern büßte den alten Zauber ein, und ein Recht des Stärkern trat an ihren Platz. Volk oder Pöbel, Cortes oder apostolische Junta, Gesetze oder Janitscharen, eine sich berathende oder sich prügelnde Repräsentation, eine Regel auch den Herrschern oder die Zügellosigkeit auch der Beherrschten, — das ist die Alternative unserer Zeit.

27. Die überflüssige Vormundschaft.

Wollen wir nur nicht das Schlechte; das Gute macht sich von selbst. Der Zwang ist ein so bösartiges Element, daß nur das Schlimmere in ihm gedeiht, und das Gute, das anbefohlen wurde, gleicht gewissen Früchten, die man in Wärmebeeten zog. Auch den gelungensten schmeckt man den Mist an, in dem sie gezogen wurden.

28. Des Herrn Auge und des Herrn Hand.

Mit Regenten verhält sich's nicht wie mit Privatleuten. Diese thun am besten, was sie selber thun; bei jenen ist es umgekehrt. Nur des Herrn Auge verdoppelt die Arbeit, nicht seine Hand.

29. Die neue, große Armee.

Dieſe Unzahl ärmlich beſoldeter, und in Hunger und Demuth erſterbender Beamter, — was ſoll aus ihnen werden! In Uniformen hat man ſie ſchon geſteckt wie die Kriegsknechte, und geht es ſo fort, ſo wird man ſie auch auf Commisbrod ſetzen und in Kaſernen ſtecken müſſen, wie die. Und warum nicht? Man wird dann bataillonweiſe auf die Kanzellei marſchiren laſſen, wie jetzt auf die Wache; die Schreiber werden ſich auf ihren Poſten ablöſen wie Schildwachen, und wie die Miniſter es zum Theil ſchon thun, und es giebt doppelte Parade und doppelten Spaß.

30. Wer dient, wem wird gedient?

„Ich habe zwanzig Jahr' dem Staate gedient,“ ſprach ein penſionſuchender Ueberflüſſiger. „Sie drücken ſich unrichtig aus, — erwiederte ihn der Miniſter, — Sie wollen ſagen, der Staat hat Ihnen zwanzig Jahre gedient.“ Vortrefflich; und Schade nur, daß, der die Antwort gab, ſie eben ſo wohl verdienen mochte, als der ſie erhielt.

31. Das gefährlichere Majeſtätsverbrechen.

In Japan iſt der Name des Fürſten ſeinen Dienern ſo heilig, daß keiner denſelben auszuſprechen wagt; ein Geſetz, von dem übrigen Volke um ſo heiliger gehalten, da es ihn gar nicht zu kennen pflegt. Klüger in ihrer Demuth übertragen Jene bei uns die Namenunverletzlichkeit ihres Gebieters am liebſten auf ſich ſelbſt. So dicht, verſichern ſie alle, hinter ihm zu ſtehen, daß jeder Pfeil, um ſie zu treffen, nothwendig erſt ihn durchbohrt haben müſſe. In ſeiner Diener Wahl beſteht des Fürſten wichtigſte Aufgabe, und folglich iſt jeder Zweifel an ihrer vollkommenſten Löſung — Hochverrath; und weil auch Adler der Sonne zufliegen, meint jedes Stäubchen, im Sonnenſcheine der Gunſt, ein Adler zu ſeyn.

32. Die bevormundende Hülfe.

Die Art, wie manchen Künſten und Gewerben von Staatswegen aufgeholfen wird, erinnert an das Kunſtſtück der Athleten, ihrem Gegner aufzuhelfen. Sie umarmen ihn auch, aber um ihn zu erdrücken; ſie erheben ihn ebenfalls, und ebenfalls um ihn deſto tüchtiger fallen zu laſſen.

33. Die wohlfeilen Regierungen.

Die wohlfeilsten Regierungen sind vielleicht — nicht die am wenigsten kosten, sondern die am wenigsten thun.

34. Die Orakel der Gerechtigkeit.

Die Richter an den Höfen der alten scandinavischen Könige beschäftigten sich, nach Torfäus und Andern, auch damit, Räthsel aufzulösen. Unsere Gesetzverständigen befassen sich wohl auch mit Räthseln, aber sie machen sich's bequemer, und geben sie auf.

35. Die Briefstellerinnen.

Briefe scheinen das einzige Fach der Literatur zu seyn, worin die Weiber, und nur die Weiber vortrefflich sind. Wir Männer nehmen alles zu schwer. Jeder Brief scheint Bruchstück einer Abhandlung. Liebesbriefe nehm' ich aus; in diesen wird selbst unsere Unbehülflichkeit unser Vorzug.

Der Lady Montagu, der Frau von Sevigné und Babette's Briefe sind unübertroffene Muster. Frau von Sevigné ist die liebreichste Schwätzerin, Babette die liebenswürdigste Tändlerin, Lady Montagu die Unterrichtetste, die Geistvollste, kurz die Erste in diesem Kreise. Frau von Stael wäre vielleicht von Natur einnehmend gewesen; aber sie schminkte sich. Grazien dürfen keine Schminke tragen.

36. Das philosophische Criminalrecht.

Dem Himmel sei Dank! wir lenken ein, und unsere Strafgesetzgebung, die vor lauter Menschlichkeit fast zu einem Liebesrecht geworden wäre, ist wieder ein peinliches Recht. Die Folter mag noch etwas bedenklich seyn, aber gegen Prügel ist nichts zu sagen. Ein Geständniß aus den Knochen herausbrechen, mag unsanft scheinen, aber es aus dem Hintern herauskochen, ist so übel nicht. Unter dem Schraubstocke sieben wir nicht mehr, nur noch unter dem Stocke. Wär' es fortgegangen mit dieser Aufklärung, so würden am Ende unsere Kerker leer gestanden haben, wie unsere Kirchen. Spiegeln wir uns an den Erfahrungen der armen Leute in New-York, in deren schöne Gefängnisse, weil sie zugleich eine Art von Erziehungsanstalten abgeben, von dort entlassenen Gefangenen kaum fünf zurückkehren, während ihre

fruder kaum eben ſo viele nicht wiederkamen. *) Mit Gefängniſſen iſt es nicht wie mit Gaſthäuſern, ſondern umgekehrt. Nur die guten ſtehen am Ende leer, und nur in die ſchlechteſten kehren die alten Kunden immer wieder zurück.

37. Der eiſerne Scepter.

Nur auf der Inſel Ceylon war der Despotismus unbefangen genug, ſich keiner Hölle zu bedienen, und jenes Wort von ſeiner „eiſernen Ruthe“ buchſtäblich wahr zu machen. Einen eiſernen Scepter **) führte der König von Canky, während ſeine Kollegen auf den Halbinſeln dieſſeits und jenſeits des Ganges den ihrigen bald für einen Hirtenſtab und bald für eine Hand der Gerechtigkeit ausgaben.

38. Die Statiſtiker.

Die politiſche Arithmetik hat uns nachgerade eine arithmetiſche Politik geliefert, und alle Verwaltung iſt nur noch ein centraliſirendes Tabellenwerk. Würden die Leute ſatt, wenn man ſie zählt, ſo ließe ſich die Sache hören, aber es iſt kein Stern und Segen mit dieſen ſtatiſtiſchen Kunſtſtücken. König David, der erſte Statiſtiker, von dem zu leſen iſt, hätte uns durch ſein Beiſpiel belehren ſollen. Als er ſeine Juden zählte, kam die Peſt unter ſie, und heute noch geht es uns mit ſo vielen wohlgezählten Quellen und Stützen unſers Staatshaushaltes nicht viel beſſer.

39. Regierungsvormundſchaft.

Als die Venetianer ſich im Jahr 1441 der Stadt Ravenna bemächtigt hatten, beſtand eine der Maaßregeln, durch die ſie die gute Meinung ihrer neuen Unterthanen zu gewinnen ſuchten, darin, Juden hinzuſchicken, die den Geldbedürftigen auf Pfänder borgen ſollten. ***)

*) A New-York une moyenne de quelques années donne le résultat suivant: de cent prisonniers relâchés à l'expiration de leur terme, il n'en est que cinq qui aient été ramenés dans la prison pour un nouvel délit. Avant qu'on eut établi le régime actuel, la proportion était à peu près inverse. — S. die Genfer Annales de législation et de jurisprudence I. 2. p. 200. Note 3. —

**) Er befindet ſich gegenwärtig in der Waffenſammlung des Königs von England.

***) S. Daru hist. de Venise XV. 17. nach Hieron. Rubei histor. Ravennat. C. VII.

Mit den Juden und dem Gelde in ihrer Tasche wären wir nun auch versorgt, und es käme jetzt nur noch darauf an, uns auch mit den gehörigen Pfändern zu versehen.

40. Ugolino und seine Zeiten.

Glückliche Zeiten! in welchen man die Leute einsperren mußte, damit sie verhungerten. Zu andern, wenn sie nicht auswandern wollen, können sie es ganz bequem im Freien thun.

41. Das Mißverständniß.

„Italien ist ein schlafender Löwe, — rief der politische Prophet, — hütet Euch, ihn zu wecken!“ Und sie weckten ihn, und er riß seinen weiten Rachen auf, und sie meinten, es geschehe um zu verschlingen; aber es geschah um zu gähnen, und er ist wieder eingeschlafen.

42. Die gefährlichen Philosophen.

„Von der männlichen Kleidung — heißt es in Winkelmann's Geschichte der Kunst *), — ist überhaupt zu bemerken, daß wenn an stehenden oder sitzenden Figuren mit einem umgeschlagenen Mantel, die Brust bloß ist, d. i. wenn dieselben ohne Unterkleider sind, Philosophen und keine Senatoren vorgestellt werden, denn die letzten sind allemal ganz bekleidet.“ Man sieht, die Philosophen waren von jeher Sansculotten, und gefährlicher ist freilich Keiner jedem Besitzer eines guten Rockes, als der kein Hemd auf dem Leibe hat.

43. Die Geburtsstunde der Revolutionen.

Revolutionen lassen sich so wenig machen, ehe die Umstände sie erzwingen, als Kinder sich gebären lassen, ehe sie gezeugt wurden. Ist aber die Frucht reif, so kommt sie in beiden Fällen auch ohne Geburtshelfer zur Welt.

44. Unbeabsichtigte Erfolge.

Das Volk zu bewegen, ist jede Faktion bemüht; es zu erleuchten, keine. Vielleicht bewirken sie das Eine, indem sie das Andere beabsichtigen, und die Reibungen in der moralischen Welt schaffen, wie die in der physischen, indem sie die Flamme hervorlocken, zugleich das Licht.

*) Im 6. Buche, Cap. 3. §. 2.

45. Die politiſche Höllenarbeit.

Die Leidenſchaften der Menge ſind wie der Felſen des Siſyphus. Sie laſſen ſich wohl zu einem gewiſſen Gipfel hinaufſchrauben, aber zerſchmetternd und unaufhaltſam ſtürzen ſie auf ihren vermeintlichen Meiſter zurück.

46. Die größere Gefahr.

Es giebt noch etwas Fürchterlicheres als den Kampf der Partheien, — ihren Sieg. Daß jede von ihnen ſtark genug iſt, um ihn der andern ſtreitig zu machen, iſt unſer Glück, ſo lange keine von ihnen gut genug iſt, um ſeiner würdig zu ſeyn.

47. Die fürchterlichern Kriege und die unwürdigern.

Meinungskriege ſind wohl die fürchterlichſten Kriege, die es giebt; — aber auch die entehrendſten? — Es iſt noch immer edler, ſich für eine Meinung zu ſchlagen, und käme ſie aus dem Tollhauſe, als für ſechs Kreuzer täglich, und kämen ſie aus der Schatzkammer eines Titus.

48. Auch dem Teufel — Gerechtigkeit.

Alle Revolutionen laſſen ſich als nothwendige Folgen eines frühern Stillſtandes anſehen, als gewaltſamere Bewegungen, durch die ein langunterlaſſenes Fortſchreiten wieder eingeholt werden muß. Das proteſtantiſche Europa hat ſich dreihundert Jahre früher auf den Weg gemacht als das katholiſche; was wundern wir uns denn über die tollern Anſtrengungen dieſes letzten! Jede Revolution hat am Ende nur Ein Gutes, aber dieſes gewiß; auch die noch ſo arge erſpart unfehlbar eine noch ärgere.

49. Reformationen und Revolutionen.

Reformationen und Revolutionen beſtehen vielleicht wie Lebensluft und Scheidewaſſer aus denſelben Grundſtoffen, in einem umgekehrten Verhältniſſe. Sechsundſechzig Theile Stickſtoff und dreiunddreißig Theile Sauerſtoff liefern die Luft, in der wir leben und gedeihen, und umgekehrt ſechsundſechzig Theile Sauerſtoff und dreiunddreißig Theile Stickſtoff das zerſtörendſte Auflöſungsmittel, das es giebt. So mögen ſechsundſechzig Theile Vernunft und dreiunddreißig Theile Gewalt eine vortreffliche Reformation abgeben, während die nämlichen Beſtandtheile im umgekehrten Verhältniſſe jenes politiſche Königswaſſer aus-

machen, in dem das Kronengeld ſich auflöſt, und ſo wenig als in dem chemiſchen ſich etwas Lebensfähiges erzeugt oder erhält.

50. Der günſtige Augenblick.

Welches iſt der günſtigſte Augenblick zu Verbeſſerungen? — Der, in dem ſie noch nicht ſo dringend nöthig ſind. Eben weil ſie ſich noch aufſchieben laſſen, verzögert ſie nicht. Ihr ſpart ſie nur jenem ungünſtigſten Zeitpunkte auf, in welchem Ihr ſie nicht länger verweigern dürft. Erndtet Ihr früher auch keinen Haß für das Gute, das Ihr unterlaßt, ſo erntet Ihr ſpäter noch weniger einen Dank für dasjenige, das Ihr thut.

51. Die zweite Entdeckung.

Die Entdeckung Amerika's hat uns eine neue Welt gezeigt, die Befreiung Amerika's etwas Größeres, — eine neue Zeit.

52. Die erwachſene Revolution.

Die Revolution iſt zur Beſinnung gekommen, und hat ſich von metapolitiſchen Schwärmereien zu den Geſchäften des Lebens gewandt, wie der Mann, nach einer durchtobten oder verträumten Jugend, zum nüchternen aber wohlthätigen Erwerb. Dieſes Geſchlecht wendet ſeinen Blick nicht länger nach Athen oder Sparta, ſondern nach Mancheſter und Birmingham. Es will die Freiheit, aber nicht als Zweck, ſondern als Mittel ſeines Wohlſeyns; und nicht dieſer oder jener politiſche Glaube, das Glück iſt hinfüro die Bedingung des politiſchen Friedens. Von Umtrieben und Verſchwörungen hat ſchwerlich etwas zu fürchten, wer auf ſeinem Throne oder in ſeiner Werkſtatt einem Bedürfniße des Menſchen entſpricht; aber was überflüſſig iſt, vermag nichts von dem geraufloſen Untergange in eigener Hinfälligkeit zu bewahren. Sie ſterben natürlichen Todes, die Mißbräuche, die man für verjährt ausgeben möchte, und die doch nur veraltet ſind.

53. Das Naturrecht.

Jedes geſellſchaftliche Unglück iſt eine Ungerechtigkeit, und das Naturrecht — das Recht glücklich zu ſeyn. Die Erklärung ſteht in keinem Lehrbuche, aber in jedem Herzen, ſie iſt die unbequemſte, aber auch die verſtändlichſte, die es giebt, und die Geißel, die uns züchtigt — aber vorwärts treibt.

54. Furcht und Uebermuth.

Manche Leute ſind ſo ſchreckhaft, daß ſie Feuer! ſchreien, wenn ein Licht geputzt wird, und wieder ſo übermüthig in ihrer Sicherheit, daß ſie nach jeder ihrer Heldenthaten Caligula's Wunſch für erfüllt anſehen. In jedem Kopfe, den ſie zu Boden ſchlugen, erblicken ſie den des ganzen menſchlichen Geſchlechts.

55. Die Furcht vor dem Neuen.

So fürchteten ſich Diokletian und Galerius vor dem Chriſtenthume. Conſtantin ſtellte ſich an die Spitze der gefürchteten Parthei, und hatte nicht nöthig zu erſchrecken vor ſeiner eigenen Macht.

56. Die neuen Themiſtokleſſe.

So unzertrennlich iſt von der menſchlichen Natur der Trieb des Fortſchreitens, daß er — abzulenken von ſeiner höhern Bahn, aber nicht zu unterdrücken, — das Daſeyn vergiftet, das zu veredeln ihm nicht geſtattet war. Der Eifer wird zum Neide, und wen die Tage von Marathon ſchlafen laſſen, dem verſäuern Hof- und Börſentage das ärmliche Leben.

57. Vaterlandsliebe.

Sogar die Vaterlandsliebe verdient Achtung nur als Schauende des größern Ganzen, Menſchenliebe, die des Wohlwollens höchſte Stufen erreicht, aber keine überſpringt. Abgeriſſen von ihr iſt ſie ein werthloſer Fetzen, ein Purpurlappen mehr auf dem Staatskleide der Eitelkeit, der keine einzige unſerer Blößen bedeckt.

58. Der Mantel der Liebe.

Das edle Reis der Menſchenliebe ſelbſt artet aus, dem Stamme der Selbſtſucht eingeimpft. Unſer Mitleid mit dem Unglücke weicht unſerm Mitgefühle für die Schuld, und wir bedecken mit dem Mantel der Liebe nicht die Blöße des Beſtohlenen, ſondern den Dieb.

59. Politiſche Empfindſamkeit.

Ich habe Leute gekannt, welchen über eine in Thränen ſchwimmende Königin das Herz brach, und die keine Notiz davon nahmen, wenn über dieſe nämlichen Thränen ein ganzes Volk in ſeinem Blute ſchwamm.

60. Das gefahrloſe Verbrechen.

„Man vergeht ſich eben ſo ſehr, ſagt Maſſillon, wenn man den Fürſten die Wahrheit verheimlicht, als wenn man ihnen die Treue bricht; und man ſollte die Schmeichelei beſtrafen wie den Verrath.“ Guter Maſſillon, wir müſſen ſehr wahrhaftig ſeyn, oder unſere Herren ſind ſehr langmüthig. Unterſuchungskommiſſionen wegen verletzter Wahrheitspflichten ſoll die Welt noch erleben.

61. Die ſchwierige Verſündigung.

Eben der hervorſtechendſte Schandfleck iſt nicht ſelten das Zeichen einer vergleichungsweiſe reinern Zeit, und in mancher andern nur darum nicht möglich, weil ſie ganz und gar ſelbſt einer iſt. So jene abſcheuliche Sitte des Ermordens der Sclaven auf den Gräbern ihrer Herren, die nothwendig eine gleichzeitige Freiheit vorausſetzt und wohl unthunlich erſcheinen muß, wo ganze Völker nur noch aus Sclaven beſtehen. Auf Alarich's Grabe erwürgten die Gothen alle ſeine Knechte; aber wie hätte auf dem Grabe Ludwigs XIV. das Nämliche geſchehen ſollen? Er hatte der Unterthanen zu viel.

62. Die verwandelten Sterne.

Unter Ludwig XIII. hielten einige Hofaſtronomen Sonnenflecken für Sterne, und nannten ſie zu Ehren der Bourbons sidera Borbonia. Die Flecken ſind noch zu ſehen, aber Keinem fällt es ein, ſie noch für Sterne anzuſehen.

63. Mangelhafte Vorſicht.

Der Inca Atahualpa, um ſeinen königlichen Speichel nicht auf den unheiligen Boden fallen zu laſſen, ſpie nie anders als in die Hand eines ſeiner Hofſchranzen. Und warum nur in die Hand?

64. Die gefahrloſen Kriſen.

Es iſt ein Glück, daß der plötzliche Wechſel politiſcher Leiden und Freuden nicht ſo zerſtörend einwirkt als der unſerer perſönlichen. Wäre das nicht: ganze Völker würden bei jedem Regierungswechſel zu Grunde gehen. Dicht neben dem unerſetzlichſten Verluſte ſteht jedesmal der überſchwenglichſte Erſatz; in die Fußſtapfen jedes Verklärten tritt unmittelbar ein eben ſo gottähnlicher Nachfolger, und wer dem Jammer der erſten Minute nicht erlag, wird unfehlbar durch die Wonne der zweiten in den dritten Himmel verſetzt.

wird! Wahrheiten, in welchen ſich unſer Geiſt allein verklären und erheben kann, wie Jeſus Chriſtus erhaben und heilig war.

Es iſt einer von den ungeheuern Irrläufen der Menſchheit früherer und jetziger Zeiten, daß man das Höchſte, was Jeſus gelehrt, Naturreligion nennt; als wenn die Natur des Geiſterthums und ihr Licht nicht Werk Gottes wäre. Als wenn es auſſer der göttlichen Natur noch eine andere geben könnte! — Dieſe Religion aber iſt es, die Jeſus geoffenbart hat. Sie iſt die Urreligion; nicht daß ſie die älteſte geweſen (denn ſo hell, wie Chriſtus ſie offenbarte, ſtand ſie vor ihm nie im Reich der Geiſter da): ſondern ſie iſt Stamm und Wurzel, Weſen, Einziges und Innerſtes aller Religionen der Menſchheit. Der Chineſe auf Java ahnete ſie, als er zum chriſtlichen Miſſionar ſagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt ſind Zweige einer und derſelben Wurzelwahrheit!“ — Dieſe Wurzelwahrheit zog Chriſtus aus der Finſterniß.

Wenn nun Miſſionarien nicht mit jenen Unwahrheiten, ſondern mit dem, was ſpätere Menſchen über Jeſum und ſein Weſen und Werk gemuthmaßt und gelehrt haben, zu fremden Völkern kommen, bringen ſie nicht göttliche Lehren, ſondern menſchliche. Es iſt kein Wunder, daß ſie ſich vergeblich abmühen, und wenige oder ſchlechte

65. Der Menſch im Glücke.

Wenn der Menſch ſich nur im Unglück zu erheben, wenn er nur aus der Noth eine Tugend zu machen verſteht; was wundern wir uns, daß er im Glücke ſo wenig taugt! Der Stoff zu ſeinen Verdienſten geht ihm aus mit ſeinen Leiden.

66. Hoftrauer.

In China trauert man drei Jahre um einen Vater. »Vor Zeiten, bemerkt Confucius im Liki, dem vierten kanoniſchen Buche der Chineſen, — vor Zeiten, wenn ein Kaiſer geſtorben war, bekümmerte ſich der Thronerbe die drei Trauerjahre hindurch um kein Regierungsgeſchäft, ſondern überließ die Sache ſeinen Miniſtern.« Lieber Himmel! käm' es darauf an, ſo hätte wohl auch unſere europäiſche Geſchichte zärtliche Söhne genug aufzuweiſen, die dieſe Trauer ihr Lebenlang nicht ablegten.

67. Fürſtengroßmuth.

Eine königlichere Großmuth giebt es nicht, als Sparſamkeit. Jeder aus der Taſche des Fürſten geſchenkte Thaler iſt nothwendig ein aus der Taſche des Volks genommener; jeder nichtgenommene wird dem Fleiße des redlichen Erwerbers geſchenkt.

68. Die höchſte Würde.

Wie Ihr auch Eure Einbildungskraft erſchöpfen und Eure Staatskalender füllen möcht, einen höhern Rang giebt es nicht, als den jedes menſchliche Weſen mit ſich auf die Welt brachte. Ein Affe, geſchmückt mit allen Zeichen der Hoheit, würde doch ein Affe ſeyn, und jene Chriſten, die Nero, um ſie in ihrem Todeskampfe zu beſchimpfen, in die Häute wilder Thiere nähen ließ, blieben doch Menſchen.

69. Vornehme Erziehung.

Das Kind, das ſich für noch etwas mehr anſehen lernt als ein Kind, wird nothwendig in einem höhern Alter noch etwas mehr zu ſeyn glauben als ein Menſch.

70. Die gefährlichere Klippe.

Viele ſind über den Tadel erhaben, Wenige über das Lob, weil Wenige über das Selbſtlob. Nur wer nie ſich ſelber zu genügen weiß, nur wer dem Schmeichler in der eigenen Bruſt Stillſchweigen auflegt,

ist sicher vor jedem andern. Schwindeln macht uns der Blick in die Tiefe hinab; wer die Höhe ins Auge faßt, dem schwindelt nicht.

71. Der Zeitpunkt der Göttlichkeit.

„Wann sollen wir Dich als einen Gott verehren?“ fragten Alexanders Feldherren ihren sterbenden Gebieter, und er antwortete ihnen: „Wenn Ihr alle glücklich seid.“ O ihr Großen, aber keine Alexander, warum sollen wir denn vereiliger seyn als Jene; warum seyd Ihr doch ungeduldiger als er?

72. Wahlverwandtschaft.

Chapelain theilte die Summen aus, die Colbert durch Ludwig XIV. einigen fremden Gelehrten zuwarf, — ein weggeworfenes Geld, denn der Empfänger dankbare Bewunderung ist schon lange nicht mehr die ihrer Nachwelt, — und an der Spitze der Alterthumsforscher, deren Verein die nachmalige Akademie der Inschriften veranlaßte, stand wieder — Chapelain. „Jener Schickung zufolge, meint Lemontey *), die dem Mächtigen unaufhörlich die Mittelmäßigkeit unter die Hände führt.“ — Ist es nicht etwa die nämliche, die den Mächtigen unaufhörlich zur Mittelmäßigkeit hinunterzieht?

73. Der Schweigethaler.

In der guten Stadt Ulm kam — und kommt vielleicht noch jetzt, — von den neun dasigen Stadtgeistlichen jede Woche Einer an die Reihe, sämmtliche im Laufe dieser Woche vorkommenden Leichen vom Stande zu beerdigen. Wollten die Erben des Verstorbenen dem ehemaligen Beichtvater desselben, auch wenn an diesem die Reihe nicht war, den Vorzug geben, so mußten sie vor allen Dingen dem Wöchner einen Thaler abreichen. Das hieß: der Schweigethaler. Der Ausdruck, ungeachtet seiner beschränkten örtlichen Bedeutung, ist vielleicht einer allgemeinern Anwendung fähig und werth. Schriftstellerpensionen z. B. wie ließen sie sich treffender bezeichnen als durch diesen — Schweigethaler?

74. Das unschädliche Licht.

Es giebt einen Schimmer der Aufklärung, der sich mit der ödesten Finsterniß ganz wohl verträgt. Manche Leute halten es nicht mit ihren

*) In seiner Notice sur Jean Baptiste Colbert, in der Galerie française.

Köpfen, wie Friedrich II. mit den leeren Häusern zu Potsdam, in die er des Nachts Lichte setzen ließ, damit es aussähe, als wären sie bewohnt.

75. Päbstlicher Kanzelleistyl.

Die päpstlichen Bullen werden immer noch in der Mönchsschrift des Mittelalters ausgefertigt, und man fügt ihnen, um sie verständlich zu machen, Abschriften in gebräuchlichern Zeichen hinzu. Hinsichtlich des Inhalts der Ausfertigungen herrscht auch wohl anderswo ein ähnlicher Grundsatz, aber so wenig als in Rom eine ähnliche Gefälligkeit.

76. Die literarischen Kinderkrankheiten.

Es giebt ihrer, das beweisen unsere Zeitungen. Die armen Kleinen! sie sterben alle an ihren ersten Zähnen.

77. Fallstaff als Finanzminister.

Man verlas ein Budget. »So viele Millionen für das Heer; so viele für den Hof; hunderttausend für die Oper, fünfzigtausend für die Affen im königlichen Thiergarten, und für den Volksunterricht — zwanzigtausend.« Ich glaubte Falstaffs Rechnung zu hören: fünfzehn Schillinge für Branntwein, zehn für Sekt, acht für Zucker, und einen halben Pfennig — für Brod.

78. Die halbe Maßregel.

Freilich ein wunderliches Beginnen, aus Schriftstellern wie Tacitus unsere Jugend Vocabeln lernen zu lassen; und desto weniger zum Verwundern, wenn einmal in unsern Schulstuben aus einer solchen Vocabelnsaat Gefühle und Gesinnungen aufgehen, welchen es in ihnen zu enge wird. Aber damit ist noch nichts gethan, daß Ihr nur *diesem* Fehler abhelft. Ihr müßt nicht nur die alten Schriftsteller beseitigen, Ihr müßt auch die alten Sprachen vernichten, und nicht nur die *alten* Sprachen, sondern die Sprachen überhaupt. *Alle* sind sie Urkundensammlungen der Menschheit, und in ihren Klängen weht ein Geist. Wer die Namen: Gott, Freiheit, Vaterland aussprechen kann, der kann sie auch einmal denken und fühlen; — und was half denn Eure Vorsicht?

79. Ziska's Baum.

Ein Span aus dem Baume, unter dem Ziska's Mutter den Rächer, ach! aber nicht auch den Retter seines Vaterlandes geboren hatte, verlieh — so schmeichelte die Sage — dem Arme, der ihn führte, unerschöpfliche Kraft. Und sie haben ihn gefällt, den Greis unter den Bäumen, dessen Jugendruhm nur noch dem armen Fröhner heilig war, den letzten Zeugen früherer Thaten eines gesunkenen Volks. Aber das An-

denken jedes treuen Verfechters der Wahrheit iſt ein Keim, der in den Herzen Wurzel ſchlägt; und ſeht! in Räumen, in die Eure Willkür nimmer hinüberreicht, erheben ſich ganze Wälder, unter deren Schatten ein künftiges Geſchlecht zu anhaltendern Kämpfen und unvergänglichern Siegen geboren wird.

80. Verlorene Mühe.

Auf dem Wege der Civiliſation iſt nichts gewiſſer von jedem Schritte zurück, als daß er noch einmal vorwärts gethan werden muß.

81. Stabilität.

Es iſt mit den Beſitzthümern der Menſchheit, wie mit den Reichthümern der Einzelnen. Wie dieſe nur zu erhalten ſind, indem ſie vermehrt werden, ſo jene auch. Ein Stillſtand iſt in dem einen Falle ſo unmöglich als in dem andern. So weit, aber nur ſo weit paßt das Gleichniß. Ein Einzelner mag ohne Thorheit den Erwerb aufgeben, wenn er reich genug iſt, um die alsdann unvermeidliche Verringerung ſeines Vermögens durch Sparſamkeit erſetzen, oder ohne Sorge anſehen zu können. Er mag wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit das Ende ſeines Daſeyns für näher halten als das ſeiner Habe. Die Menſchheit aber ſtirbt nicht, und ein ſtillſtehendes Volk erlebt nothwendig einmal den Zeitpunkt, in dem es von dem Gipfel ſeiner Civiliſation zur leiblichen und geiſtigen Bettelarmuth unausbleiblicher Verwilderung hinabſinkt.

82. Die Fackelträger der Revolution.

Auslöſchen läßt ſich die geiſtige Leuchte des geſunden Menſchenverſtandes nicht, nur entfernen läßt ſie ſich aus dem Kreiſe, in dem ſie naturgemäß ſich finden ſollte. Auf Eurem höhern Standpunkte iſt ſie Euch zur Laſt, Ihr wendet ſie von Euch ab, und die Geſellſchaft gleicht einer umgekehrten Fackel, deren Flamme gegen ſich ſelbſt hinaufloderet; und Ihr wundert Euch, wenn ſie praſſelt und Funken ſprüht, und ſich und Euch deſto ſchneller verzehrt? —

83. Die Segler im Dunkeln.

Schiffe ſegeln bekanntlich ſchneller bei Nacht, und unſere politiſchen Steuerleute rühmen das Nämliche von ihren Staatsſchiffen. Sie mögen Recht haben, die Eiligen, man ſegelt beſſer im Dunkeln; aber man ſieht nicht ſo gut. Schneller wird ihr Schiff dahin fliegen, aber vielleicht nur um ſo ſchneller der Klippe zu, an der es untergeht.

84. Die dunkeln Geiſter.

Der Obſcurantismus iſt nicht ſowohl ein Grundſatz, als eine Eigenſchaft. Jede Verfinſterung ſetzt immer ſchon frühere und eigenthüm-

liche Finsterniß in ihren Urhebern voraus, wie auch am Himmel nur dunkle Körper und die das Licht hinter sich haben, durch ihren eigenen Schatten sie hervorbringen.

85. Der kluge, große Mann.

Ce n'était qu'un sot avec tout son esprit, sagte von ihm Einer, der ihn gut gekannt hat. Und wie anders? Man ist nicht blos mit dem Kopfe klug. Große Gedanken, bemerkt Vauvenargues, kommen aus dem Herzen, und er hat Recht; aber die verständigern thun es auch. Mit der Tugend steht das Genie in einem ewigen Bunde, und es kann die Wahrheit nicht aufopfern ohne zugleich seine Kräfte einzubüßen. Wie eine mächtige Geliebte aus der Geisterwelt bleibt sie dem sterblichen Freunde hold, so lang er ihr treu ist, und verläßt sie ihn auf ewig bei dem ersten Verrath.

86. Lohn der Lüge.

Es ist noch gefährlicher, mit moralischen Giften, Irrthümern und Lastern zu experimentiren, als mit physischen. Das Unglück, das bei diesen sich ereignen kann, ereignet sich bei jenen früher oder später einmal gewiß. Dem Versucher entfällt die schützende Maske, der Heuchler wird entlarvt, und er erstickt in den tödtlichen Dämpfen, mit welchen er sein heilloses Spiel trieb.

87. Die schwierigere Aufgabe.

Auch in der sittlichen Welt ist eine gemessene und ununterbrochene Thätigkeit, in Vergleichung mit einer unaufhaltsam fortgehenden, die schwerere; Selbstbeherrschung ist schwerer als Sichziehenlassen, und schwerer z. B. dem Günstlinge des Glückes das Stehenbleiben auf der natürlichen Höhe, als das ungezügelte Weiterrennen bis zu der künstlichen Höhe eines Thrones hinauf. So können Betrunkene wohl laufen, aber weder gehen noch stehen; so können Stotternde singen, aber nicht sprechen.

88. Der Sprecher auf St. Helena.

Niemand sprach von ihm, als nur er selbst nicht aufhörte von sich zu sprechen, und Appellationsrechtfertigungen herzusagen an die Nachwelt. Der Wetterwolke ähnlich zog er verheerend über die Länder hin, und bildete auch er seinen eigenen Wiederhall. *)

89. Die politischen Sünder.

Umsonst versuchen sie ihre Schande zu verbergen, indem sie ihre Reue

*) Das Rollen des Donners ist nach den neuesten über die Natur des Schalles angestellten Beobachtungen hauptsächlich ein Echo aus den Wolken selbst.

verheimlichen. Die Geſchichte iſt ein öffentliches Gewiſſen, das die Sünden, die ſie nicht einmal ſich ſelbſt geſtehen wollten, vor aller Welt bekennt.

90. Das Urtheil der Geſchichte.

Es iſt nichts anders als die vernehmliche Stimme des ſittlichen Gefühls; nicht erſt entſtanden in der Nachwelt, nur erſt hörbar in ihr, wenn die Leidenſchaften verſtummt ſind, und die gedungenen Klatſcher ihr Tagewerk gethan haben, — wenn es ſtill wurde.

91. Politiſche Harthörigkeit.

Es giebt eine körperliche Harthörigkeit, die irgend einem Getöſe weicht, und wiederkehrt, wenn dieſes aufhörte. So jene politiſche unſerer Großen und unſers Pöbels, die nur unter dem Läuten von Sturmglocken und unter den Trommelſchlagen anrückender Soldaten, aber auch nur auf ſo lang als der Lärm dauert, ſich verliert.

92. Politiſche Beſſerung.

In ſittlicher Hinſicht muß die Sünde aufhören, wenn die Beſſerung anfangen ſoll; in politiſcher fängt die Beſſerung nicht eher an, als wenn die Sünde aufhören — muß. Mit dem Unvermögen zum Böſen ſtellt ſich die Neigung zum Guten ein.

93. Wirkung und Gegenwirkung.

Nur öffentliche Regierungen haben nichts von heimlichen Widerſachern zu beſorgen. Jede Wirkung hat ihre Gegenwirkung, und geheime Geſellſchaften ſind unausbleibliche Reaktionen einer geheimen Polizei, die inſofern allerdings die Mutter auch der Verſchwörungen iſt — die ſie nicht anſtiftete.

94. Wahrheit und Oeffentlichkeit.

Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, wer Wahrheit — Oeffentlichkeit, denn jene achtet nur der nicht, der es für unmöglich hält, daß ſie ihm geſagt werde.

95. Das letzte Wort.

Wir zucken die Achſel über den Schreier, der Recht zu behalten meint, weil er das letzte Wort behält; aber ſo manches politiſche letzte Wort, iſt es denn etwas Beſſeres? und der Schlag in's Geſicht ſeines Nachbarn, mit dem ein Trunkenbold ſeiner Sache den Ausſchlag giebt, iſt er, bei gleichen Kräften, nicht immer noch edler, als der gefahrloſe Uebermuth, mit dem wir der Wahrheit ins Geſicht ſchlagen, weil ihre Vertheidiger die Schwächern ſind? „Dem größten Dialektiker zum Trotze, hieß es in einer chineſiſchen Hofzeitung, werden wir Oberbonzen

haben.« — Ludwig dem Zwölften, als er die Ligue von Cambray abzuſchließen im Begriffe war, rühmte man die Weisheit der Venetianer: »Ich werde, tröſtete ſich der allerchriſtlichſte König, ich werde ihnen dreißigtauſend Narren auf den Hals ſchicken, deren Dummheit allen Verſtand dieſer weiſen Leute zu Schanden machen ſoll.« Das Fauſtrecht war im fünfzehnten Jahrhunderte noch ein Recht, im neunzehnten iſt es eine bloße Thatſache, im zwanzigſten hoffentlich wird es nur noch Albernheit ſeyn.

96. Die Geſchichte des Petitionsweſens.

»Wer die Wahrheit fiedelt, dem ſchlägt man den Fiedelbogen um die Ohren«; das iſt die Geſchichte des Petitionsweſens. Allerdings, nicht aber die ganze, wie einige Staatsmänner glauben. Die Fortſetzung folgt, und lautet: bis der Fiedler, durch Erfahrung gewitzigt, ſeinen undankbaren Zuhörern zuvorkommen lernt, und ihnen, eh' er noch ſeine Melodie aufſpielt, den Bogen um die Ohren ſchlägt. Dann petitionirt man, wie in Conſtantinopel, mit Feuersbrünſten und mit gewaffneter Hand; und in der Stunde der Mitternacht, und im Schlafkabinette läßt ſich die Wahrheit vernehmen, die am hellen Tage und in den Audienzſälen ein Verbrechen hieß.

97. Die unzeitige Wahrheit.

Jede Wahrheit kommt dem zu früh, der jede zu ſpät erkennt.

98. Die aufrühreriſche Wahrheit.

»Das paßt, pflegt man zu ſagen, wie die Fauſt auf's Auge«, aber zuweilen paßt ſie dahin. Non amo veritatem seditiosam, die aufrühreriſche Wahrheit mag ich nicht! wehklagte Erasmus, während Luther ſprach. Aber wenn die Lüge herrſcht, wie ſoll die Wahrheit nicht ein Aufruhr ſeyn!

99. Luther's Wahnſinn.

Sie haben ihn für wahnſinnig ausgegeben, weil er dem Teufel ſein Dintenfaß an den Kopf warf. Aber er wußte wohl, was er that, und ein Dintenfaß iſt heute noch die rechte Waffe gegen den Böſen, wenn es nur Spuren hinterläßt, wie das von Luthern geſchleuderte in ſeinen Werken.

100. Wozu die Schriftſteller?

Wozu in den Gewölben der weſtindiſchen Docks zu London der kleine Spiegel, den man dem Eintretenden reicht, um die matten und zerſtreuten Lichtſtrahlen, die ſpärlich in das Gewölbe hineinfallen, zu

ſammeln, und leuchtend auf jeden beliebigen Punkt zu lenken! Unſere Erde iſt wohl nur ein ſolches Kellergewölbe in der großen Stadt Gottes und auch der größte Geiſt ein bloßer Handſpiegel, der das Licht nur ſammelte, und nicht ſchuf. Aber weil er ungeſchickt behandelt auch blenden kann, zerſchlagen ſie ihn, und greifen ſich lieber durch die liebe Finſterniß zu irgend einem Faſſe hin, vor dem ſie liegen bleiben. — Gute Nacht!

Druckfehler.

Seite 31 Zeile 3 von oben: lies Ungewiſſen, ſtatt Ungewiſſen.
„ 32 „ 13 von unten: lies verneinungsweis, ſtatt vereinungsweis.
„ 33 „ 16 v. ob.: l. du werdeſt wie der, ſtatt du werdeſt mir, wieder.
„ 34 „ 9 v. ob.: l. im Zuſchnitt, ſtatt ein Zuſchnitt.
„ 73 „ 12 v. unten: lies beim Aufſuchen, ſtatt kein Aufſuchen.
„ 86 „ 13 v. ob.: l. die Philoſophin, ſtatt die Philoſophie
„ 95 „ 14 v. ob.: l. Jaffoi, ſtatt Jaffré.
„ 119 „ 5 v. unten: l. Einer, ſtatt Einen.
„ 122 „ 19 v. unten: l. Pole ſtatt Polen.
„ 129 „ 9 v. unten: l. Sprödes, ſtatt Schnödes.
„ 158 „ 10 v. unten: l. bleds, ſtatt pleds.
„ 160 „ 12 v. unten: l. als des, ſtatt als den.
„ 213 „ 15 v. unten: l. 35,000 Exemplare, ſtatt 35,000 Ex.
„ 214 „ 21 v. u.: l. aber beſtand wohl, ſtatt aber beſtand aber wohl.
„ 214 „ 8 v. unten: l. Regierungen, ſtatt Regierung.
„ 242 „ 11 v. unten: l. Il te sera, ſtatt Je te sera.
„ 245 „ 9 v. unten: l. altberühmte, ſtatt allberühmte.
„ 253 „ 12. v. oben: l. wenn ich ihm, ſtatt wenn ich ihn.
„ 254 „ 15 v. oben: l. ſondern Kräftigung, ſtatt ſonder Kräftigung.

Prometheus.

Für Licht und Recht.

Zeitschrift

in zwanglosen Heften,

herausgegeben

von

Heinrich Zschokke

und seinen Freunden.

Zweiter Theil.

Aarau.

Im Verlag von Heinrich Remigius Sauerländer.

1832.

Universitäts-
Bibliothek
München

Früchte ernten; daß der weisere Heide den Mythos der christlichen Kirche, als ein übel erfundenes Wundermährchen, mitleidig-vornehm belächelt, und der rohe Götzenanbeter die Ueberlieferung seiner Vorfahren verständlicher findet, als die fremden, künstlichen Dogmen. — Es ist kein Wunder, daß, wenn man durch irdische Mittel, durch Beredungen, Geschenke, Hoffnungen oder Schrecken, Heiden zur Taufe bewegt, die neue Religion nicht heiligere Menschen schafft; kein Wunder, daß die Bekehrten so leicht die erlernten Gebräuche und Dogmen wieder mit dem Frühergewohnten auskauschen.

Ob man Missionarien zu den andachtvollen Tibetern, oder zu den klugen Schülern des Confutse, oder zu den altgläubigen Braminen, oder zu den Menschenfressern auf Sumatra sendet: überall wird Jesu Urreligion, wenn sie in ihrer Reinheit vorgetragen ward, jedes mit Vernunft begabte Wesen durch unwiderstehliche Wahrheit ergreifen. Denn sie weckt in allen Gemüthern Klarheit auf, und löset dem zweifelnden Geiste der Gebildetern jedes Räthsel des Lebens lieblich auf. — Aber predige man das Evangelium nicht Indern und Tataren, als wenn sie Juden wären. — Darin lag die Wundermacht des göttlichen Wortes in ersten Zeiten, bevor es im Gewede

Erinnerungen

an

Karl von Bonstetten.

(Geboren den 5. Sept. 1745 zu Bern, gestorben den 3. Febr. 1832 zu Genf.)

Vom Herausgeber.

Der Jugendfreund des unsterblichen Johannes Müller von Schaffhausen hat sich selber, als Weiser, wie in Deutschland, so in Frankreich, einen unsterblichen Namen erworben; England, wie Nordamerika, nennen ihn mit Hochachtung. Und dieser war in seinem spätern Lebensalter mein Freund. Er blieb es bis zum Tode.

Wie gern möcht' ich dieser Freundschaft ein würdigeres Denkmal, durch vollendete Lebensschilderung eines so herrlichen Geistes, bauen! Aber die dafür gesammelten Thatsachen sind noch allzu lückenvoll. Am treuesten stellt er sich selber in seinen Briefen dar. Sie werden seinen Verehrern nicht werthlos erscheinen.

An einem heitern Herbsttag des Jahres 1801 trat Karl von Bonstetten unverhofft zu mir ins Zimmer. Ich lebte damals, als Regierungsstatthalter der helvetischen Republik, zu Basel. Mit jener angenehmen Bestürzung, in welche den Heimlichliebenden ein unerwartetes Bekenntniß der Gegenliebe zu versetzen pflegt, empfing ich den edeln Gast, dessen gefälliges Aeussere ganz der Anmuth und Würde seines Gemüths entsprach. Seine Gestalt, obschon etwas unter der mittlern Mannesgröße, aber kräftig gegliedert, verrieth in der leichten Gewandt-

heit und dem Adel ihrer Bewegungen, den Einfluß, welchen Umgang mit feingesitteten Gesellschaften unwillkührlich auf uns übt. Das seelvolle Gesicht, von reiner, fast weiblich zarter Farbe, mit der hohen Stirn des Denkers, den Augen voll lächelnder Milde, war ganz geeignet, das Urtheil jedes Herzens zu bestechen. Er gewann schnell meine ganze Liebe. Wir lebten einen seligen Tag beisammen.

Wie flüchtig auch die Erscheinung dieses Mannes an mir vorüber ging, hatte sie doch ihres bleibenden Eindrucks bei mir nicht verfehlt. Ich befand mich im Winter darauf zu Bern, als es darum zu thun war, einen Gesandten der Schweiz an den Wiener Hof abzuordnen. Aloys Reding, als Landammann der Schweiz, hatte zur Wahl der Person eine entscheidende Stimme. Ich drang in ihn, und mit der Wärme, zu welcher persönliche Vertraulichkeit und das Interesse des Vaterlandes Erlaubniß oder Recht geben mag, Bonstetten zu wählen. Niemand fand sich damals geeigneter zu einer solchen Sendung, als dieser, mit seinen seltenen Geistesgaben, seiner Geschäftskunde, seiner hohen Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe. Noch mehr, Niemand war den Parteihändeln in der schweizerischen Staatsumwälzung so fremd geblieben, und so rein von jedem feindlichen Vorurtheil, wie er. Selbst den uralten Adel seines Geschlechts, dessen Ahnen schon in der Dunkelheit des zehnten Jahrhunderts an Thronen, Altären und Turnieren glänzten, vergaß ich nicht dabei in Anschlag zu bringen. Meine Beredsamkeit blieb ohne Wirkung. Bonstetten mußte einem Herrn Diesbach von Carouge nachstehen.

Vielleicht hätte der berühmte Freund Müllers und Matthisons mir kaum Dank dafür gewußt, daß ich ihn mit aller Gewalt in die diplomatische Laufbahn einschieben wollte. Er wußte nicht darum; erfuhr davon auch kein Wort. Wir standen unter einander ohne Verbindung. Ich selbst hielt mich längst von ihm vergessen, während er im nachfolgenden Sommer (1802) glückselige Tage zu Rom und auf den Durchwanderungen von Latiums Gefilden verlebte.

Aber bei seiner Heimkunft aus Italien, im August 1803, suchte er mich im Schlosse Biberstein auf, wo ich zurückgezogen von öffentlichen Geschäften, fast einsiedlerisch, nur mir und den Wissenschaften gehörte. Er brachte Sämereien und getrocknete Pflanzen, die er, wie er sagte, für meine Kräutersammlung, in Latium mitgenommen habe. Von diesem Tage stammte unsere engere Verbindung und entspann sich darauf unser brieflicher Verkehr.

Den nächſten Anlaß zu letzterm gab die Frau von Staël. Bonſtetten lud mich in deren Namen ein, ſie in Coppet am Genferſee zu beſuchen. Wahrſcheinlich hatte er ſich, in einer Aufwallung freundſchaftlicher Gefühle, wohl allzu günſtig über mich gegen dieſe auſſerordentliche Frau geäuſſert. Sie wünſchte mich zum Geſellſchafter und Begleiter auf ihren Reiſen. Aber aus Furcht, meine Perſönlichkeit könne Bonſtettens gute Meinung Lügen ſtrafen, lehnt' ich den Beſuch in Coppet ab; und endlich machte mich ein gewiſſer Stolz, in welchem ich den Genuß meiner Unabhängigkeit auch dem geiſtreichſten und gelehrteſten Weibe des Jahrhunderts nicht zum Opfer gebracht haben würde, unartig genug, der Herrin von Coppet einen Wunſch unerfüllt zu laſſen, welchen nachher Auguſt Wilhelm Schlegel würdiger befriedigen konnte.

Dies brachte zwiſchen dem Freund der Frau von Staël und mir eine kleine Verſtimmung hervor. Ich hatte ſeine Anträge, er meine Weigerung etwas übel gedeutet, während ihm jene doch nur durch das freundlichſte Wohlwollen für mich eingegeben waren, und ich hingegen fühlte, es liege Unzartes darin, aus bloßem Intereſſe gegen eine mir fremde Perſon Verpflichtungen einzugehen, die ich für eine geliebte Bekanntſchaft mit Freuden übernommen haben würde. Inzwiſchen grade dieſer zärtliche Verdruß, mit den Erörterungen, zu welchen er führte, neſtelte die Bande gegenſeitiger Zuneigung unter uns unvermerkt enger zuſammen. Wir blieben im Briefwechſel. Mehrmals beſucht' ich ihn in Genf; er mich in Aarau. Und nie verlieſſen wir uns, ohne einander noch enger anzugehören. Ich vergaß bei ihm meine Jugend; er bei mir ſein Alter. Eigentlich ſah ich ihn nie alt. Als ich das letztemal zu ihm nach Genf kam, und ihn meine plötzliche Erſcheinung überraſchte, begann er den Empfang mit freudigem Beifallklatſchen; dann ohne ein Wort zu ſprechen, ergriff der achtzigjährige Greis meine Hände zu einem Luſt- und Ehrentanz. Zweimal walzten wir im Zimmer die Runde herum; darauf erſt ſanken wir einander an die Bruſt.

Ich will hier nicht von Bonſtettens ſchriftſtelleriſchem Werth reden; nicht die Eigenthümlichkeiten ſeines hellen Geiſtes und ſeines herrlichen Gemüths ſchildern; nichts von ſeinem Sinnen und Streben zur Verbeſſerung des ſittlichen und ökonomiſchen Zuſtandes der Völker, namentlich des Schweizervolkes, ſagen. Dies Alles bleibe denjenigen vorbehalten, der früher oder ſpäter einmal die Geſchichte des merkwürdigen Mannes erzählen kann.

Mehr aber, als je einer der Lebensbeschreiber zu leisten fähig ist, um Bonstettens liebenswürdigen und großartigen Charakter treffend zu zeichnen, haben diejenigen gethan, welche seine vertrauten Briefe an Johannes Müller, an Matthison und Friedrike Brun öffentlich mittheilten. In ihnen spiegelt sich seine ganze Seele, mit dem bunten Wechsel ihres innern Lebens, am reinsten ab. Die Tage seiner Jugend hat er mit der ihm eigenen Naivetät selber beschrieben. Matthisen hat sie bekannt gemacht. Jene Briefe aber an die Vertrauten seines Herzens bilden davon gleichsam die Fortsetzung; man kann nun diejenigen, welche er mir schrieb, als den Schluß des Ganzen betrachten. Sie reihen sich, der Zeitfolge nach, zunächst denen an Friedrike Brun an.

Leider bewahrte ich sie, besonders in den ersten Zeiten, nicht mit derjenigen Sorgfalt auf, die sie verdienten. Viele verloren sich; andere verschenkte ich denen, die sie zu besitzen wünschten. Ja, die meisten würden längst mit tausend andern in den Flammen verschwunden seyn, welchen ich einst den ganzen Vorrath seit vielen Jahren aufgeschichteter Briefe opfern wollte, hätte mich meine sorglichere Gattin nicht zufällig an Vollendung des großen Autodafé's gehindert. Am meisten bedaure ich den Verlust mehrerer Schreiben, in welchen mir Bonstetten von sich lebensgeschichtliche Merkwürdigkeiten mitgetheilt hatte, wie ich mich derselben wohl erinnere. Er hingegen hatte alle Schreiben, die er von mir empfangen, jahrweis, mit einer Ordnungsliebe und Sorgfalt aufgehoben, welche ich kaum von ihm erwarten konnte, am wenigsten für meine flüchtigen Mittheilungen. Diese kommen mir wohl zu statten, theils um einige Lücken auszufüllen, theils um manche Stellen seiner Briefe, welche sich auf die meinigen bezogen, wieder zu verstehen. Er sandte sie mir zu diesem Zweck; und ich erlaubte mir, zu gleichem Behuf für den Leser, davon zwischen den seinigen einzuschalten.

So liegt der vertrauliche Briefwechsel zweier Freunde da, welche einander von ihren Gedanken, Gefühlen, Ansichten des Zeitalters und persönlichen oder häuslichen Zufälligkeiten, in geschäftlosen Augenblicken verplauderten. Wenn sich zwei Schweizer grüßen, ist das Vaterland zwischen ihnen das dritte Wort. Oft werden daher die Ereignisse der hochländischen Eidsgenossenschaft in diesen Briefen berührt; und solche Glossen zur Zeitgeschichte, harmlos niedergeschrieben im Augenblick da die Erscheinungen kamen, mögen auch heute noch dienen, theils das Urtheil zu zeigen, welches damals dieselben begleitete, theils die spätern Wirkungen zu erklären, welche naturnothwendig aus dem seit 1814

verſchlimmerten Zuſtand der Schweiz endlich hervortreten mußten. Wenn Bonſtetten zeitweilen ſeine Vaterſtadt zu herbe richtete, darf man dabei nie vergeſſen, daß er in derſelben keine glückliche Jugendzeit gelebt hatte, und nachher Bern in ſpätern Jahren nicht kannte, da er ſeit 1803 in Genf oder Valeyres lebte. Die Eindrücke, welche aus früheren Jahren von den Dingen im Gemüth zurückbleiben, bilden gewöhnlich einen dunkeln oder hellen Hintergrund, auf welchem wir das Spiel der ſpätern Erſcheinungen trüber oder freundlicher erblicken.

In der unvergänglichen Heiterkeit ſeines Weſens erreichte Bonſtetten ein hohes Alter. Nichts in ſeinen Briefen iſt für den Menſchenbeobachter vielleicht anziehender und belehrender, als wie ein Mann ſolches Geiſtes das allmälige Hinwegſterben ſeines Irdiſchen beobachtete; wie er dem Greiſenthum die ſchönſte Lichtſeite abgewann und weit entfernt, gleich Cicero's Cato, Troſtgründe für daſſelbe zu ſammeln, es als die Krönung des Erdenlebens betrachtete.

Es lag noch reicher Vorrath von Stoff zu Werken da, die er ausarbeiten wollte. Er zeigte mir ſeine Bemerkungen, auf einer Reiſe durch Frankreich geſammelt, oder in Briefen, aus Paris im Jahre 1805 an die Frau von Staël, enthalten; Bemerkungen über Italien auf zwei verſchiedenen Reiſen, in Briefen an ſeine Kinder; Fortſetzungen ſeines Werkes über Latium, und philoſophiſche Abhandlungen, die er in Hieres geſchrieben. Er war von verſchiedenen Seiten angegangen worden, ſeine Schriften vollſtändig geſammelt herauszugeben.*) Auch das zu thun lag noch in ſeinem Plan.

*) Ein Verzeichniß alles deſſen, was von ihm je im Druck erſchienen war, theilte er mir einſt in nachfolgender von ihm ſelbſt geſchriebenen Note mit:

1. Ueberſetzung der Rede von einem Landammann von Glarus, die ich im Jahre 1767 oder 1768 auf Verlangen des Herrn Syndik Cramer in Genf machte, zur Zeit, als dieſe kleine Republik durch die Partheien der Negatifs und Repräſentanten erſchüttert war. Man hielt damals die Bekanntmachung dieſer Rede für nützlich. Niemand wußte, welchen Theil ich daran hatte.

2. Briefe über ein ſchweizeriſches Hirtenland. Ich hatte ſie im Jahre 1779 urſprünglich, als ich Landvogt im Saanenland war, an Johann Müller franzöſiſch geſchrieben, der ſie nachher deutſch überſetzt in Wielands deutſchen Merkur vom Jahre 1781 eingerückt hat.

3. Briefe über die Erziehung der jungen Patricier von Bern machte ich im Jahre 1784 oder 1785 bekannt.

4. Der Einſiedler, eine Erzählung, die, ich weiß nicht in welchem Jahre (vielleicht 1780), von mir geſchrieben war, als ich eine Reiſe auf den Pilatusberg gemacht hatte. Matthiſon hat ſie in Mannheim, glaube ich, nachher abdrucken laſſen.

Der Tod überraschte ihn inmitten seiner Entwürfe. Nicht in Altersschwäche, sondern im Schmerz einer Krankheit erlosch das Lebenslicht des herrlichen Greises. Die Geschichte seiner letzten Tage will ich hier nicht erzählen. Sie ist am umständlichsten und treuesten in dem Briefe des Fräuleins Sylvestre, seiner Freundin, dargestellt, die bis zum letzten

---

5. Reise ins Bisthum Basel. Ich hatte sie in Tremblay's und Müller's Gesellschaft um's Jahr 1784 gemacht. In Füßli's schweizerischem Museum befinden sich von mir mehrere dergleichen kleine Artikel, unter andern auch eine Geschichte der öffentlichen Erziehung zu Bern, die ich aus den Protokollen der obersten Schulbehörde bearbeitete, des akademischen Rathes, dessen Mitglied ich war. Auch verschiedene von meinen Amtsreden wurden gedruckt, die nicht minder nennenswerth sind.

Als ich im Jahre 1787 Landvogt zu Nion war, und Matthison mehrere Jahre bei mir lebte, ließ er auch meine

6. Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele drucken.

Ich verließ die Schweiz im Jahre 1798 mit dem Vorsatz, mich in Dänemark anzusiedeln. Erst von da an, also in einem Alter von 53 Jahren, widmete ich mich ganz der Literatur. Friederike Brun ließ Alles, was aus meiner Feder kam, in Druck gehen, theils zu Hamburg, theils zu Kopenhagen, Berlin und Zürich. Dahin gehören allerlei Kleinigkeiten, z. B.

7. Reise in Scandinavien und Seeland. Ich hatte sie mit Madame Brun gemacht.

8. Briefe über die italienischen Vogteien, an Madame Brun.

9. Was ist Freiheit?

10. Ueber die Schulen von Dänemark.

11. Die bessere Schweiz. Ich schrieb das zu einem Feste der Madame Brun.

12. Lodbroks Saga.

13. Eine Abhandlung über die Gartenkunst im Norden.

14. Ueber Nationalbildung, in Zürich 1802 vollständiger abgedruckt.

Als ich seit 1801 in die Schweiz zurückgekommen war und mich in Genf festgesetzt hatte, überredete mich Frau von Staël, ich solle französisch schreiben. Es erschien also von mir in Genf.

15. Voyage sur la scène du dernier livre de l'Enéide, suivi de quelques observations sur le Latium moderne.

16. Recherches sur la nature et les loix de l'imagination.

17. Pensées sur divers objets du bien publie.

18. Sur la neutralité de la Suisse im Jahre 1814.

19. Etudes de l'homme, ou recherches sur les facultés de sentir et de penser.

20. L'homme du Nord et du Midi.

21. La Scandinavie et les Alpes.

22. Meine Lebensbeschreibung gab Matthison in den Almanach Minerva von 1826 ohne mein Vorwissen; dann auch

23. Die Briefe von Bonstetten an Matthison; ebenso von ihm.

24. Briefe von Bonstetten an Friederike Brun.

25. Philosophie der Erfahrung, eine Uebersetzung aus dem Französischen.

Hauch an ſeiner Seite blieb, und mir ſeinen Tod meldete. Ihr Schreiben erſcheint am Schluſſe des Briefwechſels. Sie iſt dieſelbe Freundin, welche er mit dem Namen Speranza zu bezeichnen pflegte.

Selten wußte ein Sterblicher ſo rein, ſo innig und zärtlich zu lieben, wie Bonſtetten; ſelten aber ward ein Greis ſo herzlich wieder geliebt und ſo allgemein, als er. Ich glaube, es iſt faſt kein europäiſches Land, in welchem nicht von ſeinen Freunden wohnen, und deren Herz nicht durch die Botſchaft ſeines Todes eine Wunde davon trug, die erſt ſpät vernarbt. Eine der Geliebteſten unter ſeinen jüngern Freundinnen, deren er öfters in ſeinen Briefen erwähnte, war die edle Gräfin Anaſtaſia de Circourt. Er verglich ſie, in Rückſicht ihres reichen Geiſtes, gern mit der Frau von Staël, während ich ſie dem Ideal derſelben, der Corinna, „dieſer flammenden Seele in Engelshülle“ ähnlicher fand. Sie möge mir's verzeihen, wenn ich, um der Welt zu zeigen, wie man Bonſtetten liebte, eine Stelle aus ihrem Brief, ſtatt eigener Worte, herſetze. Sie ſandte mir ihre Klage um den Verſchwundenen den 4. März 1832 aus Piſa:

„Niemand erſetzt den Freund wieder, den wir beide verloren. Die Erinnerung muß nun die noch näher zuſammenziehen, die er geliebt hatte. Schreiben Sie mir doch ein kleines Wort des Troſtes. Bonſtetten bleibt eines der ſchönſten Andenken meines jungen Lebens. Die Ungleichheit des Alters miſchte in den Austauſch aller unſerer Ideen und Gefühle etwas Heiliges. Wie habe ich dieſen Mann geliebt! Jeder meiner Gedanken an ihn wird zu einer Thräne um ihn. Er ſchrieb mir in ſeinem letzten Briefe noch: Mich wollen meine Augen verlaſſen. Wie viel leide ich nun, daß Sie ebenfalls nicht bei mir ſind. Das Herz allein kann das Auge erſetzen. Wenn die Welt draußen verſchwunden iſt, giebt es noch eine innere, die nur vom Herzen gekannt wird. Und Sie ſind ſo grauſam und wollen mir darin das ſchönſte Licht vorenthalten! — So ſchrieb er noch.

„Seit vielen Jahren aber waren Sie der Vertraute aller ſeiner Gedanken. Fühlte er ſich von irgend einer Idee ergriffen, ſo waren Sie es, mit dem er ſich darüber unterhielt. Er hat mir manche ſeiner ernſtern Briefe vorgeleſen, in denen er mit Ihnen von Gegenſtänden der Politik und Philoſophie ſprach. Sagen Sie doch, wollen Sie nun dieſe Köſtlichkeiten für ſich allein behalten; ſie nicht auch ſeinen Verehrern mittheilen? Der wahre Ruhm unſeres Freundes, glaube ich, wird einzig in der Bruſt der Vielen leben, die ihn liebten. Die Welt mag

seine Schriften schätzen, aber nichts kann eine Vorstellung von der leichten Anmuth, Mannigfaltigkeit und Gedankentiefe geben, welche den Zauber seiner traulichern Unterhaltungen bildeten. Ich ziehe seine Briefe allen seinen Büchern vor. Andere Gelehrte arbeiten mühsam; müssen, was sie arbeiteten, wieder überfeilen und noch einmal feilen. Unser Freund war, in den ersten Eingebungen seines Genie's, Dichter und Weiser, voller Natur und Klarheit; es ließ sich daran nichts mehr ändern.

„Nächstens geht die kleine Büste unsers Bonstetten für Sie ab, die ich hier machen ließ. Sie ist wunderschön gelungen. — In 14 Tagen wandern wir nach Florenz. — Wir lebten hier in einer recht erquicklichen Ruhe. Die Krankheit der Großherzogin untersagte alle Vergnügungen; wir aber schwelgten in den Erinnerungen an unsere Lieben. Abends sehen wir bei uns Gesellschaft; die Leute sprechen aber mehr von Dingen der Vergangenheit, als von dem, was vergeht, oder von dem, was zu erwarten ist. Das stimmt zu meinem Innern. Ich auch, nun Bonstetten verschwand, sehe hinter mir eine unermeßliche Vergangenheit.

„Es fehlt nicht in Italien an sehr gelehrten, sehr unterrichteten Männern; aber wenige darunter wandern mit ihrem Jahrhundert, wie Er, oder fassen die Zukunft ins Auge. Die, welche von Freiheit und Unabhängigkeit träumen, träumen auch nur! Hoffen, daß Italien sich wieder in den Rang großer Nationen aufschwinge, heißt gutmüthig an Auferstehung des Phönix aus der Asche glauben. Denn ich sehe ringsum nichts als todte Asche des Gewesenen. — Was mich in Italien entzückt, das ist der Himmel; das ist die Kraft und der Klang der melodischen Sprache; das ist die leichte Umgänglichkeit der Menschen. Dem Geiste wird übrigens keine andere Nahrung geboten, als aus einer Zeit, die nicht mehr ist. Selbst die Meisterwerke der Kunst sind Fremdlinge aus andern Jahrhunderten; und die Kunst der heutigen zehrt an der Vorwelt und lebt nur von Erinnerungen."

Dies Wenige genüge als Vorwort zum Briefwechsel. Vielleicht bin ich im Stande, den Lesern künftig auch aus Bonstettens Reliquien mitzutheilen. Der Briefwechsel selbst beginnt hier erst mit dem Jahre 1822, weil er von da an von mir am vollständigsten bewahrt ist.

1.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 28. Mai 1822.

Die Reiſe des Herrn Simond habe ich noch nicht geleſen. Ich finde es gut, daß Reiſende den Einheimiſchen über ſein Vaterland belehren. Der Fremde kann es, wenn er Mann dazu iſt, beſſer als der Einheimiſche, weil jener mit unverwöhnten Augen beobachtet. Aber dazu muß er denn auch ſelbſt beobachten; ſonſt hört man nur wieder den Einheimiſchen über das Einheimiſche. Kömmt Herr Simond wieder einmal in den Aargau, will ich ihn, als Ihren Freund, empfangen.

Sie halten Genf für die am beſten organiſirte Republik? Mich freut dieſer Spruch aus dem Munde eines erfahrnen und weiſen Mannes. Genf kann auf ſolche Anerkennung ſtolz ſeyn. Der aargauiſche Freiſtaat darf dies noch nicht von ſich rühmen. Sie kennen deſſen Verfaſſung; ſie iſt ein ſtümperhaftes Flickwerk voller Lücken, mit einem verſteckten Streben zur Ariſtokratie (im unedeln Sinne des Wortes); die organiſchen Geſetze haben aber ſchon viel nachgebeſſert.

Ich halte den Kanton Aargau demungeachtet weit aus für einen der freieſten und glücklichſten Staaten der Eidsgenoſſenſchaft. Hier iſt der Landmann auf ſeiner Erdſcholle Baron, wie er es irgend in den Hirtenkantonen ſeyn mag. Der wiſſenſchaftlich gebildete Mann, dem doch unter einer Landsgemeindenherrſchaft ſchwerlich immer wohl zu Muthe ſeyn kann, da wo bäueriſche Engherzigkeit, religiöſe Intoleranz, prieſterlicher Einfluß und Demagogenlaune der »Herren« drückend ſind; oder dem in den ariſtokratiſch genannten Kantonen die ſpießbürgerliche Majeſtät der »gnädigen Herren und Obern« und ihr willkührliches Thun anſtößig ſeyn müſſen, er findet im Aargau nur Geſetze, Bürger und Gleichheit der letztern vor jenen. Man iſt hier politiſch-geſund, das heißt frei; denn Freiheit iſt Geſundheit des ſtaatsbürgerlichen Lebens. Der Menſch gilt eben, was er iſt. Hier beſteht auch der einzige Schweizerſtaat, in welchem ohne Verletzungsgeiſt Katholiken und Proteſtanten, Pietiſten und Juden beiſammen wohnen; wo Proteſtanten und Katholiken nicht politiſch getrennt beſtehen,

(wie im Kanton St. Gallen); wo die Meinung frei waltet; wo Preßfreiheit herrscht; wo keine Abgaben sind (erst jetzt sind dergleichen zur Abtragung der durch Erwerbung des Frickthals, durch den Wiener Kongreß, durch den Krieg u. s. w. entstandenen Schulden eingeführt); wo die ersten Magistratspersonen (außer der Amtsverrichtung) dem geringsten Bürger gleich stehen und ihn (eben wie in Demokratien) als ihres Gleichen behandeln; — kurz, wo edler als die Form (die Verfassung) der sie belebende Geist ist. Dabei haben wir manche treffliche Institutionen für Schul- und Kirchenwesen und Polizei. Unser Militairwesen gehört zu dem vorzüglich wohlgeordneten in der Schweiz. Binnen 48 Stunden können wir 10—12,000 Mann ziemlich geübter Truppen auf jeden beliebigen Punkt zusammenziehen. Die Officiere empfangen fortgesetzten Unterricht. Die Regierung ist wohl dotirt. Sie behält, nach Bestreitung des Nothwendigsten, Ueberschuß genug von ihren Einkünften und verwendet ihn für den Wohlstand des Landes. Genug — wir beide müssen einzelner Verwaltungszweige Organisationen, von Genf und Aargau, vergleichen, um zu entscheiden, welchen von beiden Freiländern die Palme gebühre? Noch ist man zur Schöpfung eines Civil- und Kriminalgesetzbuches, zur Vermenschlichung der Zucht- und Arbeitsanstalten u. s. w. in Thätigkeit.

Der Aargau ist unter den Bundesstaaten noch Jüngling; das Volk frisch; die öffentliche Meinung einflußreich. Er hat keine Vorgeschichte, keine Ahnen; auch dieß ist sein Glück, weil man davon den Nachtheil in ältern Kantonen zu deutlich sieht. Er hat aber auch noch keine eigenthümliche Physiognomie, sondern unbestimmt jugendliche Züge. Er mußte sich erst durch das Zusammenwachsen drei verschiedener Länder zu einem Ganzen gestalten. — Es fehlte im Anfange an höherer Bildung, denn die ehemaligen Regierungen hatten fast nichts für Schulen gethan. Aber täglich bessert es auch darin. Viele Jünglinge des Aargaus studiren jetzt auf deutschen Hochschulen.

Der große Rath trägt den Charakter des Wohlwollens und der Schwäche, da er mehr aus rechtschaffenen, das Vaterland liebenden Hausvätern, Landwirthen, Fabrikanten, als aus wissenschaftlichen und Staatsmännern zusammengesetzt ist. Er hat in seinem Schooße aber eine achtbare und geistreiche Opposition; keine Parthei. — Die Majorität, ohne hinlängliche Kenntniß, folgt den Gründen derer, denen sie Zutrauen schenkt, oft aber auch persönlicher Freundschaft, statt der Ueberzeugung.

der spätern Dogmatik verschlungen ward: darin die Bekehrergewalt der Apostel, die, wiewohl ungelehrte Männer, Höheres, Heiligeres wußten, als die Gelehrtesten der Zeit. Sie gaben Ueberzeugungen, die nicht vergessen werden konnten, sondern das Wesen des Ueberzeugten verwandelten, daß er ein neuer Mensch ward.

Sieht man die Missionarien, wie sie wirklich sind, wird es bald deutlich, warum ihr Wirken meistens fruchtlos blieb. Die Boten der katholischen und griechischen Kirche, oft mehr auf kirchliche Form, als auf Heiligung achtend, vergaßen im Eifer nicht selten die Liebe, welche sie lehren wollten. Sie brachten aus Europa Gewissenszwang, statt die Gewissen frei zu machen. Sie begnügten sich, steinerne Götzenbilder zu zerstören, aber verstanden nicht, die Abgötter in den Gemüthern zu vertilgen. Paulus ließ den Altar des unbekannten Gottes zu Athen nicht um; aber er erleuchtete den Geist der Abgöttischen, daß sie die Altäre selbst verfallen ließen. Manche brachten aus Europa die Eifersucht ihrer Orden in die fremden Welttheile, und machten sich damit den Nationen, die sie bekehren wollten, zum Aergerniß und Gespött. Sie suchten vielmals durch kirchlichen Pomp die Menge zu bezaubern; aber den Geist der Bezauberten ließen sie irre.

Der kleine Rath, oder die Regierung, trägt das Wahrzeichen der Behörde, aus der er stammt. Er besteht aus einigen Landwirthen, Fabrikanten und Rechtsgelehrten. Die Wenigen, welche Einsicht haben, werden von der Eifersucht oder beschränkten Ansicht der Andern häufig gelähmt; daher ewiger Zwist, ewiges Schwanken; Schüchternheit in der Wahl der Maaßregeln, viel Kleinlichkeitsgeist; Horchen auf das, was andere Kantone thun; Selbstständigkeit fast nirgends. Es ist hier mehr eine ehrliche Verwaltung des Hauswesens, als eine Regierung. Der kleine Rath geht daher überall leise anrührend, schonend zu Werk; seinen Versuchen, mehr Hoheit oder Gewalt an sich zu ziehen, steht noch der republikanische Sinn und gesunde Verstand des großen Rathes, den allfälligen Neigungen zu Nepotismus und Oligarchie, das Verwandtengesetz entgegen. Seine innere Schwäche hindert ihn freilich, so viel Gutes zu thun, als er sollte, aber auch so viel Böses zu thun, als er könnte. Bei dem Allen herrscht strenge Ordnung im ganzen Staate und eine Festigkeit des Bestehenden, die man unter solchen Umständen kaum erwarten sollte. Das bewirken zwei Dinge: Ehrfurcht jedes einzelnen Bürgers vor dem, was gesetzlich heißt, zwangloser Gehorsam; — dann eine zwölfjährige Amtsdauer!

Die mehr moralische als politische Schwäche der Regierung hebt dagegen den Geist des Volkes sichtbar zur Freiheit. Das trop gouverner ist Verderben für Freiheit und Ordnung. Es waltet überall reges Streben unter den Privatleuten zum Besten des Vaterlandes. In Aarau sieht man eine geschichtforschende, eine physikalische, eine landwirthschaftliche und Hülfs-Gesellschaft; — im ganzen Kanton eine aus mehr denn 150 Gliedern aller Stände verbreitete Gesellschaft für vaterländische Kultur. Alle Winter halten zu Aarau mehrere gelehrte, würdige Männer unentgeldliche Vorlesungen für junge, aus dem ganzen Kanton hieher kommende Männer über physikalische, mathematische und politische Wissenschaftszweige, über Geschichte, Naturrecht, eidgenössisches Staatsrecht, Beredsamkeit u. s. w. Zu Rheinfelden besteht eine Militärgesellschaft, zu Lenzburg eine medicinische des Kantons u. s. w. Man findet mehrere Wittwenkassen, Ersparnißkassen u. s. w. Alles sind Stiftungen von Privatleuten; Alles junge Schöpfungen seit kaum 20 Jahren. Was andere Kantone von ihrer Vorwelt erbten, baut sich der Aargau selbst. Unsere Fabriken mehren sich neben dem fleißigern Anbau des Bodens. Es ist dabei überall ein lebensfroher, herzhafter, gutmüthiger Menschenschlag.

Waadt dürfte vielleicht der einzige Kanton unter den neuen ſeyn, der raſchern Schrittes geht; er hat vielleicht der moraliſchen und finanziellen Hülfsquellen mehr; Thurgau deren zu wenig; noch weniger Teſſin. St. Gallen hat ſich durch religiöſe Imparität furchtbar geſchadet. Bern ermangelt der alten, wahren Staatsmänner; Zürich iſt daran reicher. Luzern, Freiburg, Solothurn ſchlendern, leider! alteidgenöſſiſchen Schlendrian. Genf kennen Sie beſſer als ich. Es kömmt mir manchmal vor, wie der letzte König von Würtemberg. Dieſer hatte für ſeinen kleinen Staat zuviel Geiſt und Regſamkeit.

Nun ich den Brief geſchrieben habe, möcht' ich ihn wieder zerreißen. Wie viel Schönes hätt' ich Ihnen auf Ihre Frage erwiedern können, wie viel Lehrreiches! — Aber da ſchrieb ich in Haſt und Eil. Ich ſehe, zum Laufen hilft nicht Schnellſeyn. Ich will mich künftig beſſern.

Immerdar

Ihr H. Z.

2.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 26. Juni 1822.

Sie haben mir einen allerliebſten Brief geſchrieben; ein vollkommenes Miniaturgemälde Ihres Kantons. Ich habe ihn alſobald überſetzt und dem Herrn Simond gegeben. — Wie wäre ſo eine Gallerie von den 22 Mitkantonen zu wünſchen! Ihr Aargau iſt eine talentreiche, wohlgerathene, rüſtige Familie, wo gutmüthige Eltern in Ruh eſſen, trinken und, beim Stadtgeſchwätz von Vetter und Baſe, einſchlafen. Die Kinder gehen nichtsdeſtoweniger vorwärts in der großen Strömung des Jahrhunderts. — Was Sie von St. Gallen ſagen über Religionstrennung, verſtehe ich nicht. Auch nicht, was Sie über Genf ſagen, wo man zu viel Thätigkeit hat in Verhältniß mit der Größe des Kantons. Je kleiner das Land, je größer ſollte die Seele ſeyn. Genf iſt ein Königreich an Gedankenfülle, Wiſſenſchaft und Geldreichthum; auch die Sitten ſind in Betracht dieſer Reichthümer beſſer als irgendwo. Was wollen Sie mehr?

Niemand ſchreibt beſſer, wie Sie, wenn Sie gut ſchreiben wollen. Sie haben das Bündnerland mit Genie gezeichnet. Unſere Schweizergeſchichte iſt in Europa noch unbekannt. Simonds Reiſe durch die hiſtoriſchen Gefilde der Schweiz wird, wie eine Geſchichte des Mondes,

in Frankreich und auch hier gelesen. Ihr Unterwalden ist trefflich, aber man weiß nicht, was Unterwalden ist? Sie sollten ein Hauptgemälde der jetzigen Schweiz entwerfen. — Ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur. Nehmen Sie Ihren Tacitus, den Anfang der Historiarum. — begeistern Sie sich; betrinken Sie sich in diesem Nektar; — dann die Feder in der Hand — so entsteht eine zweite Germania. Ich weiß gar wenig von der Schweiz; aber die große Mannichfaltigkeit an allem, das herrliche Gute neben dem altväterischen Wesen, das Halbgeborne neben der alten Hülle; die Empfänglichkeit zu allem, zum Guten wie zum Bösen; die zweiundzwanzig Bruder in drollig politischer Tracht; ihr wunderbares Beisammensein und die oft sonderbare Familienwirthschaft — alles das wohl beschrieben, wäre höchst interessant. — Müller wäre, wie Sie, der Mann dazu gewesen; allein er erstickte an Dokumenten und Gelehrtseyn. Ich konnte ihn niemals zu einem vernünftigen Plane bringen. Eine Geschichte muß ästhetisch behandelt seyn — die Theile müssen sich nach dem Plane, und nicht der Plan nach den Theilen richten. Sie kennen das Annual Register und das Annuaire français — ein mattes Gemälde — Sie sollen ein Schweizer-Annuaire schreiben. Die Jahrsgeschichte der 22 Kantone wäre sehr lehrreich. Die Zusammenstellung aller dieser Verwaltungen gäbe ein großes Licht, Sie fänden leicht Korrespondenten aus den Kantonen; und wer's versteht, kann beinahe alles, ohne Beleidigung, sagen. Die vielen gelehrten Vereinigungen geben manchen Stoff. Mir ist leid, daß Sie sich nicht ganz der Schweizergeschichte widmen. Eine solche Jahrsgeschichte würde auch zu engerer Verbindung des Ganzen beitragen.

v. Bonstetten.

3.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau. 1. Juli 1822.

Sie haben mit Johann Müller die liebenswürdige Genügsamkeit gemein, welche überall in dem, was Andere thun, das Löbliche aufzufinden und hervorzuheben weiß, und gegen das Mangelhafte dabei eine menschenfreundliche Blindheit behält. Wie hätten Sie sonst meinen letzten Brief allerliebst heißen können, von welchem ich nichts mehr im Gedächtnisse behalten habe, als die Reue, ihn einem Manne, wie Ihnen, geschrieben zu haben?

Ich eile, Ihre Frage zu beantworten:

Was ich unter »Religionstrennung in St. Gallen« verſtehe? — Ich habe mich ohne Zweifel übel ausgedrückt. Nicht die Trennung religiöſer Meinungen hielt ich für das Uebel, ſondern daß dieſe Trennung viel zu ſehr auf die politiſche Organiſation des kleinen Staates einwirkte und dadurch die Einheit derſelben ſchwächte. Wir auch im Aargau haben katholiſche und evangeliſche Mitglieder im großen und kleinen Rath, aber die evangeliſchen Glieder urtheilen und entſcheiden auch über katholiſche Angelegenheiten mit, wie die katholiſchen Glieder über evangeliſche Angelegenheiten (nur einen beſondern katholiſchen und einen reformirten Kirchenrath haben wir, wie billig.) Nicht ſo iſts im Kanton St. Gallen.

Ihr Ideal eines ſchweizeriſchen Annuaire iſt herrlich. Es überſteigt aber meine Kräfte, daſſelbe zu verwirklichen. Theils iſt es an ſich leichter, das Jahrbuch eines Reichs zu ſchreiben, in dem Einheit iſt (bei uns würden immer 22 Miniaturgemälde hervortreten müſſen); theils iſt es ſchwierig, 22 erleuchtete Männer aus allen Kantonen zur Herbeiſchaffung und erſten Würdigung der Materialien zu finden; theils wär' ich wohl ſelbſt nicht der rechte Mann zum Annaliſten. Ich wäre lieber Achilles als ſein Homer geweſen; hätte lieber ſelbſt gethan, als beſchrieben. Gott verſagte mir die Macht, in beiden groß zu ſeyn, aber nicht die, in kleinen Wirkungskreiſen zu nützen. So bleib' ich, Gleichgültig gegen Ruhm und Nachruhm, will ich nach meinen Ueberzeugungen einwirken, oft nur auf den Moment. Ein Menſch mit dieſen Grundſätzen wird kein Klaſſiker.

Ich will mir Herrn Simonds Werk zu verſchaffen ſuchen. Ihr Urtheil reizt meine Neugier in hohem Grade.

Leben Sie wohl. Ich freue mich Ihrer Liebe. Die Gewogenheit eines der Edeln unter den Zeitgenoſſen iſt wohl mehr werth, als das Hurrah des nachweltlichen Troß Tyriuvo um den Obelisk ſeines Grabes.

Immerdar

Ihr P. Z.

4.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 10. Juli 1822.

Sie werden vielleicht meine Schreibwilligkeit verwünſchen — allein Sie ſind Schuld daran.

Ich bedauere ewig, daß in der Schweiz gar kein Brennpunkt, gar keine Einheit iſt. Ich wette, Sie ſchreiben hundert Sachen, von denen Niemand hört, als Ihr Kanton! Ich glaube, es leben wohl fünfzig mehr oder weniger gemeinnützige und gelehrte Geſellſchaften in der Schweiz, wo viel Gutes zu Boden fällt, das anderswo nützen würde. Wir bedauern hier, daß kein Blatt uns von den vielen Geſellſchaften Nachricht giebt, die alle wenigſtens Lokalintereſſe haben. Sie glauben kaum, mit welcher Andacht man alles hört, was ich von der Schweiz erzähle. — Man muß aber aus dem alltäglichen »Planplan« ſich herausarbeiten

and catch the manners as they flie.

Es iſt ſo viel Eigenthümliches in der Schweiz, ſo viel Belehrendes in dieſer Welt in einer Nuß, daß da mehr Stoff zur Beobachtung iſt, als irgendwo.

Ich will aber meinen Brief enden mit dem, was ich Ihnen ſagen wollte, daß ich hoffe, Sie bald in Aarau zu ſehen. Ich gehe nach Bern. Ich hoffe, mein Freund Matthiſon kommt zu mir bis Zürich oder Aarau. Lieber in Aarau, wo keine Tagſatzung iſt, da werde ich großes Vergnügen haben, Sie wieder zu ſehen — das Wie und Wann? iſt noch im Dunkeln. Ich werde auf meiner Schweizerreiſe trachten, zur Bildung eines allgemeinen Journals aufzumuntern. Denken Sie auf Ihrer Seite daran.

Ihr v. B.

5.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Lauſanne, 11. Oktober 1822.

Ich habe in Bern, als ich eben in den Wagen ſteigen wollte, Ihre beiden Exemplare der Geſchichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk erhalten, und ſeither im Wagen und in den Wirthshäuſern daran geſogen. Ein Werk, ganz neu in ſeiner Art, ſo ganz Zſchokke! Ein Philoſoph in Bauerntracht. Die Simplizität der Volksſprache iſt da in ſchöner Harmonie mit dem Glanz einer nie getrübten Klarheit und einer Tiefe der Gedanken, die, wie im hellen Waſſer, den Boden und Grund von Allem ſehen läßt. Endlich ſind wir aus dem Buſchwerk des Dokumentenlandes heraus in die Gefilde der Grundſätze gelangt! Ich

habe Lauffer, Tschudy und Andere gelesen; aber alles ist bei Zschokke neu. Ich habe Ihre Unparteilichkeit bewundert und Ihre Mäßigung. Das Eximythien des großen Ganzen ist: „Seid einig und gerecht, so seid Ihr stark und glücklich.“ Das allgemein durchwaltende Interesse beweist, daß Einheit in den Grundsätzen, nicht in den Formen muß gesucht werden. Grundsätze sind der Geist, der alles zusammenhält und aus dem Chaos eine Welt macht. Der Styl ist mir angenehm, und auch wenn Sie zu einfältigen Menschen zu sprechen scheinen, fühle ich, daß man nie zu klar, noch zu kurz sprechen kann. Sie haben Müllerbiblische Formen; ich liebe sie; sie sind kurz und lebendig; nur müssen sie nicht zu sehr wiederholt werden. Geben Sie wohl acht, wer Sie übersetzt. Das Bäurischscheinende würde leicht ins Platte verfallen, wenn es nicht mit Kunst behandelt wäre. Montesquieu's Styl muß sein Muster seyn. Verbieten Sie Ihrem Uebersetzer alle Noten und Herzensergießungen. Incedet per ignes cineri doloso. Sie sind überall glücklich und meisterhaft durchgekommen. Es ist nur ein Zschokke, und der ist's, an den ich glaube.

Lieber, bester Mann, Ihre Familie, Ihre treffliche, Ihrer würdige, Frau, Ihr Haus, Ihr Garten — alles ist mir unvergeßlich und wachsend in meiner Erinnerung, so wie ich mich in Zeit und Raum von Ihnen entferne. Das wahrhaft Große steigt in der Vergangenheit, so wie das Kleine zum Nichts herabsinkt. —

Es spukt mir im Kopfe, etwas über die Erziehung zu schreiben, die ich bei Ihnen bewundert habe. Ihre Kinder sind eine sonderbare Erscheinung. Sie bitte ich um Hülfe. In Genf selbst herrscht noch die alte Methode, Sprachen zu erlernen. Genf ist reif zu bessern Gedanken. Ich möchte eine Abhandlung schreiben über bessere Erlernung der alten Sprachen. Also sagen Sie mir bestimmt: 1) In welchem Jahre Sie mit jedem Ihrer Söhne die Sprachen angefangen haben. 2) Welche Methode Sie gebraucht, wie viel Stunden. 3) Welche Bücher. 4) Wie weit jeder in zwei Jahren im Lateinischen und Griechischen vorgerückt ist. Lesen Sie in den zehn letzten Seiten meiner Etudes de l'homme, was ich darüber geschrieben habe. — (Habe ich Ihnen mein Werk nicht gesandt?) Mein Grundsatz ist: man muß in Erlernung der Sprachen von den Ideen zu den Worten, nicht von den Worten zu den Gedanken übergehen.

Ich habe mich drei Wochen in Bern recht wohl, recht behaglich befunden. Aber da konnte ich wieder nicht eine Zeile schreiben.

Nun Adieu, liebe, gute Menſchen auf dem ſchönen Hügel der Blumenhalde! Ich liebe und verehre Sie.

K. v. B.

6.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genève, ce 17 Janvier 1823.

Il faut que je vous écrive. Premièrement parceque je vous aime et que c'est un besoin de mon coeur de vous parler, à vous, à Madame votre épouse, et à toute cette famille, et même à cette terrasse, à cette maison, qu'on ne sauroit oublier. Que faites-vous? Etez-vous tels que je vous ai laissés, et heureux? — En second lieu, il me tarde de savoir le sort de votre histoire pour le peuple suisse. Vous a-t-on bien traduit? J'ai donné un de mes exemplaires à Mr. de Staël, qui vouloit que cela fût bien traduit. Parlez-moi de cet enfant de vous, fait pour réussir comme tous vos enfans spirituels et temporels.

Je voudrois que vous voulussiez donner au public, ou dans une lettre à moi, une idée bien détaillée de vos méthodes d'instructions, surtout dans l'enseignement des langues, jointe à une mesure un peu *exacte* des progrès de chacun de vos enfans, année par année. La pédanterie des écoles dévore les enfans même à Genève, où les hommes d'esprit sont battus par de vieux régens liés à tous les préjugés qui partout désolent les hommes. J'avois envie d'écrire sur vous et votre famille; mais je ne vous ai pas assez vus.

J'ai lu des brochures sur la neutralité de la Suisse et sur sa défense; on oublie ce qu'il y a de l'essentiel. Je veux parler d'une organisation politique, propre à donner, *dans le moment de danger, une centralité assez forte* pour réunir les forces militaires et leur donner cette unité, cet ensemble, sans lequel aucune force ne peut réussir. Je n'ai pas assez de connoissance de la constitution helvétique, ni de son esprit, pour oser écrire sur ce sujet; mais je sens vivement que celle-ci qui existe ne vaut rien pour notre défense, non stratégique mais politique. Je suis frappé encore de voir que personne ne pense à nous défendre du moins temporairement de *l'égoïsme*

cantonal, sans lequel toute stratégie est vaine. Quand je voudrois attaquer la Suisse, j'enverrois un *Mengaud* qui diroit deux mots à l'oreille de nos aristocrats; je jeterois quelques écus aux petits cantons, et vous verrez comme chez les abeilles de *Virgile*

> Hi motus animorum atque hæc certamina tanta,
> Pulveris exigui jactu compressa quiescunt.

Il faudroit trouver le moyen de créer une dictature bien forte à chaque guerre de nos grands voisins, qui pourroit possiblement nous menacer; il faudroit que la *souveraineté des cantons fut suspendue* et que tout obéit à quelques hommes et à quelques loix émises dans les temps calmes. Tel canton n'oseroit faire ce que feroit la dictature. J'ai vu cent questions s'élever, quand nos frontières étoient menacées, qu'une autorité forte et indépendante auroit seule en résoudre. Il vaut la peine de penser à nous maintenir, nous qui sommes la nation la plus heureuse de l'Europe. J'offre cette pensée à vos connoissances de la Suisse, à votre cœur, surtout à vos talens. Adieu!

Tout à vous

de B.

P. S. *Carnot* m'a dit la même chose, que *Sébastiani* a dit à la tribune, et le témoignage de *Carnot* est tout autrement imposant que celui de *Sebastiani*. Mais Carnot supposoit en France les immenses moyens que nous avons vus du temps de l'Empire. Aujourd'hui la France est petite et pauvre comme l'esprit qui le gouverne. „*Mens agitat molem.*" Il en faut toujours revenir au spirituel, même dans la guerre, ceci est vrai pour les individus comme pour les nations.

7.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 23. Januar 1823.

Was ich mache? Aus Verzweiflung mögt' ich fast — Verse machen, Gott sei bei uns! Da sitz' ich, wie der Grönländer, eingeschneit, doch nicht beim Thrankrug, sondern zum Glück bei einem Glase Tinto von Valencia; sehe in den grauen, sonnenlosen Himmel und auf die weiße

Erde; habe Husten und einen Kopf von Katarrh betäubt; muß mir ewig, wie Moliere's malade imaginaire, vorsingen lassen:

Clysterium donare.
Postea purgare.
Emsita saignare.

Sie können denken, wie erquikend mir unter solchen Umständen ein Brief von Ihrer lieben Hand kömmt! Siehts denn jezt in Genf auch so kamschatkisch aus? Ich glaube nicht, denn Sie sagen kein Wort von gefrornen Fenstern, schuhhohem Schnee seit sechs Wochen, dikem Eis, Heulen und Zähnklappern. Oder Sie sind ein besserer Philosoph und beten fleißiger aus Ihrem horazischen Brevier: Patientia fit levius, quicquid corrigere est nefas. Ich habe in meinem Leben keinen langwierigern Winter gesehen, und habe die Patientia rein verloren. — In meinem Hause ist übrigens alles lustig, singend, springend.

So wie Sie gewissermaßen Mitglied meiner kleinen Familie geworden sind, ist mir zu Muthe, als schlösse sich auch Ihre Familie um mich an. Denn da bekam ich unerwartet vorgestern einen Brief aus Stuttgart von Ihrem Matthisen, und aus Kopenhagen einen von Ihrer Friedrike Brun, die mich beauftragt, zwei ihrer Geistestöchter an Mann zu bringen, nämlich an den Buchhändler. Der Ertrag von allem, was diese Töchter in ihrer Wirthschaft verdienen, soll zu Pulver, Blei, Kanonen, Bomben, Haubitzen, und anderm Heldengeräth verbraucht werden, um dem Großsultan zu Gunsten der Griechen das Herz weich zu machen.

So viel ich weiß, soll die Schweizerlandsgeschichte unter Herrn Stapfers Aufsicht zu Paris von einem dortigen Lausanner französlich gekleidet werden. Die erste deutsche Ausgabe ist bis auf einige hundert Exemplare vergriffen, und der Verleger denkt jezt an eine neue, der ich einige Verbesserungen beigefügt habe.

Sie setzen, fürcht' ich, auf die Art, wie ich meine Kinder unterrichte, zu hohen Werth. Das stufenweise Fortrücken im Erlernen alter Sprachen ist an deutschen Schulen kein Geheimniß. Man muß nur junge Leute nicht zu früh, nicht vor der Verstandesreife, an das Lateinische und Griechische bringen. Sollt' ich jemals darüber meine Gedanken schriftlich geben, so soll es in Briefen an Sie seyn.

Aber Ihre Gedanken über die Gefahren der Schweiz haben mich tief ergriffen. Ihr Wort: „Quand je voudrois attaquer la Suisse, j'enverrois un Mengaud" ist nur zu fürchterlich wahr. Die Idee eines

dictatorischen Rathes, oder eines Präsidenten modum Amerika's, ist vortrefflich. Aber bringe einer unsere Böotier der Ebenen, unsere Thessalier und Arcadier am Fuß der Alpen, unsere raurachischen Corinther, unsere Athener am Genfer- und Zürchersee dahin, das zu fassen! Die heutigen Sedez-Regierungen der Eidsgenossenschaft sind aus der Revolution hervorgegangen, wie die französischen Emigranten aus ihrem Exil, von denen Napoleon das berühmte Wort sagte.

Doch soll Ihr Gedanke (wenigstens bei mir) nicht in einen Sedez-Regenten- oder Emigrantenkopf gefallen seyn, sondern Frucht tragen. Ich will ihn öffentlich der deutschen Schweiz zur Sprache bringen; will ihn in zehnerlei Gestalten immer und immer wieder bringen, bis man ihn allgemein kennt, und sich auf die Möglichkeit seiner Ausführung bereitet. Aber wie wird diese Ausführung bei der schon bestehenden Eifersucht der Kantone, und bei der bestehenden Erbärmlichkeit der Bundesverfassung möglich seyn?

Ich bemerke eben, daß ich schon drei Seiten voll geschrieben habe, ziemlich viel für einen armen Kopf, aus dem der Schnupfen alle Gedanken vertreibt. Aber was ich schrieb, stammte weniger aus dem Kopf, als aus dem Herzen, und das Herz kann ja nie den Schnupfen haben, zumal in Personen, die Sie so lieb haben, wie Sie lieb hat

Ihr H. Z.

P. S. Ich glaube nicht, daß Herr C.... das sei, was Sie zu fürchten scheinen. Er war hier, sprach mehr von Italien, als er von hier fragte, that gar böse auf den P. Angelo Maije, der den Fronto u. s. w. herausgegeben, und reist, ich weiß nicht warum? im Winter spaziren. Ich mögt' es fast aus Winter-Langerweile auch thun.

II.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 25. April 1823.

— — Was sagen Sie über unsere politische Lage? Man ist hier sehr unruhig. Die Schweiz ist ein so wunderliches Ding, daß Niemand wissen kann, wo es hinaus will. Wo man es angreift, fühlt man, daß alles auseinander fällt. Ein solches Schiff kann kein Steuerruder haben. Könnten wir mit Klugheit und Gewandtheit handeln, wir brauchten nur Zeit zu gewinnen, so würde Spanien alles entscheiden. Was glauben Sie, daß man jetzt thun werde? Welches Resultat werden

Entgegengesetzte Wege schlugen die protestantischen Missionarien ein. Nicht minder großhaltend auf Dogmen, die von symbolischen Büchern gefaßt sind, und längst von ihrer Luther und Zwingli hellerm Sinn, noch mehr von dem des Erlösers abgewichen, strebten sie indessen größerer Einfalt in Glauben, Lehre und Wandel nach; besonders die Herrnhuter, mährischen Brüder, Methodisten und ähnliche. Oft aber artete ihre Religiosität, besonders der letztgenannten, zu sehr in unhaltbare Spielerei der Einbildungen und Gefühle aus. Ihre Missionarien traten mit mehr Verliebtheit in Jesum, als Liebe des Göttlichen, unter die Heiden, bei denen sie gleiche Liebesflammen zum Heiland und dadurch zu allem Tugendlich-Schönen zu entzünden trachteten.

Ich bin weit entfernt, den Weg, welchen sie einschlugen, zu tadeln, obwohl ihn keiner der hohen Apostel wandelte; — vielerlei Wege führen zum Licht, und jeder, der zu Gott führt, ist mir ehrwürdig. Auch haben sie einzeln manches ihnen ähnlich gestimmte Gemüth gewonnen. Allein große Wirkungen auf Nationen waren und sind von ihnen um so weniger zu erwarten, da ihnen oft die nöthige Vorbildung und Weltkenntniß, oder vielmehr die Gottesweisheit mangelte, welche Jesus in seinem Unterricht den Jüngern ertheilte, wodurch diese auch den Gelehrtesten ihrer Zeit den

unſere 22 Klugheiten geben?! Wir ſollten dieſe Umſtände benutzen, um zu zeigen, wie gefährlich unſere Vereinzelung iſt. — Wir nennen uns Genoſſen, und ſogar Eidsgenoſſen, und hängen zuſammen wie Sandkörner, die nur zufälliger Kitt zum Körper bildet. Man will uns ariſtokratiſiren, ohne nur zu fragen, auf was ſich dieſe neue Gewalt ſtützen könnte? — damit wir fremde Hülfe, fremde Ketten anrufen? Die heiligen Mächte denken nicht, daß wenn es Spanien und Frankreich übel gienge, ſie die Schweizer zwingen würden, ſich zu den Geplagten zu geſellen, und eine Ruhe zu verlaſſen, die wir in Jahrtauſenden nicht verlaſſen hätten. — Was werden ſie dabei gewinnen?

Was wir von der wahren Lage Spaniens wiſſen, iſt dieſem Reiche vortheilhaft. Der Amerikaner Church, der das Dampfboot bauet, ſagte mir eben, nichts ſei ſchwerer in Spanien, als die Pferde zu ernähren; fremde Pferde ſtürben an ſpaniſchem Gras, die Spanier geben ihren Pferden nur Gerſten und Stroh. Man hat letzthin erzählt, der König Ludwig XVIII. hätte dem Duc d'Orléans geſagt: „Vous allez donc en Italie pour votre santé." — „Je n'y pense nullement." — „Si, si, cela vous convient!" — „Cela ne me convient pas." — Und als ihm der Vetter ſagte: er ſolle gehen, hat ſich der Herzog beſtimmt geweigert.

Adieu, beſter Eidsgenoß, ſchreiben Sie mir bald was bei Ihnen vorgeht? — wie Ihre kleine Republik, die neun Bürger, und die zwei wahren Könige leben und thun?

K. v. B.

9.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 27. Mai 1823.

Ihren Brief, dem ich Belehrung danke, werd' ich dem Redacteur der Helvetia, Herrn Bibliothekar Balthaſar, unter die Brille halten, damit er oder ſeine Mitarbeiter ihn leſen.

Aber wahrlich, mein vortrefflicher Freund, es iſt wohl nicht leichter, richtig zu leſen, als richtig zu ſchreiben. Ich erfahre das Unglück ſehr wenig oder oft an meinen Leſern. Und mit denen, die vielleicht gar nichts leſen, z. B. wie die Regierung des löblichen Standes Appenzell I. R., iſt man zuweilen noch übler dran. Dieſe hohe Regierung wendet ſich unterm 15. Mai an unſern kleinen Rath, »den Herrn

Heinrich Zschokke, Bürger in Aarau, einzuvernehmen, wer ihm das Kap. 55 in der Schweizerlandsgeschichte zum Druck, als verbürgte Wahrheit, eingeschickt habe?“ — Dies Kapitel nämlich enthält den Suterschen Handel, der in einem demokratischen Kanton vor 40 Jahren nicht als Staatsgeheimniß behandelt, umständlich im Druck 1784 (doch leidenschaftlich) mit mehrern Aktenstücken publicirt, dann viel besprochen, endlich von Männern, wie Meiners in seinen Reisen, Ebel in der Schilderung der Gebirgsvölker, Leonhard Meister in seiner helvetischen Geschichte, endlich in meinen Ueberlieferungen Jahrgang 1818 umständlich behandelt, ja schon vor einem Jahr im Volksblatt des Schweizerboten wieder erzählt ward. — Und nun erst fragt man im Jahr 1823 ganz naiv, wer mir das Kapitel 55 zu meiner Geschichte geschickt habe, denn es sei voller Unwahrheiten, und könne fatale Bewegungen im Volk nach sich ziehen. Vermuthlich regt sich noch eine Nemesis nach 40 Jahren über Suters Asche.

Sie erinnern sich, daß Sie mir durch einen Ihrer Briefe den Entschluß eingeflößt haben, an eine kräftigere eidsgenössische Centralbehörde, insofern sie mit unserer gebrechlichen Bundesakte vereinbar ist, zu denken. Nun wird unser Gesandte an der Tagsatzung vorläufig erst mit mehrern Gesandten Abrede nehmen. Sagen Sie doch Ihrem Deputirten von Genf, er solle sich mit dem unserigen darüber besprechen. Es thut noth. — Man denke doch nur an den einzigen, und sehr möglichen Fall, daß bei einem Kriege, z. B. Bern oder Zürich, vom Feinde besetzt würde, oder der Vorort Partei mit dem Feinde machte: wo wäre dann der Vorort? Wer die Centralbehörde? Oder müßte die Regierung des Kantons Bern (Schultheiß und Geheimerrath) als Vorort auswandern in Gesellschaft der eidsgenössischen Repräsentanten? In welchem Verhältniß stehen diese zum Vorort? (Siehe Art. 9 der Bundesakte.) Daran hat man noch nicht gedacht! Weil aber Alles möglich ist, soll man sich auf alles Mögliche gefaßt halten. Ich wollte, Genf würde bei der Tagsatzung auch einen Stoß geben. Die Vororte thun es schwerlich von selbst. Hintennach kanns zu spät werden.

Der Geist im Allgemeinen ist gut in der Schweiz; nur bunt gekleidet, wie's nicht anders seyn kann. Wir haben vom Ausland gewiß nichts zu befahren. Können wir nicht wohl die Aspl Suchenden behalten *), werden

*) Damals forderten auswärtige Gesandte von der Schweiz Wegschickung oder Auslieferung jener Unglücklichen, welche, wegen politischer Meinungen verfolgt, Zuflucht in der Schweiz gesucht hatten.

wir ſie doch nicht ausliefern. Und die, welche heut Andern ein Aſyl mißgönnen, haben früh oder ſpät für ſich oder ihre Kinder Vergeltung zu fürchten.

In Spanien, oder wenigſtens in den Zeitungen, iſt Widerſpruch und ein Durcheinander, daß man daraus nicht klug wird. Wie es immer kommen möge, es wird, wenn nicht allgemeinen Krieg, doch endloſe Verwirrungen geben, aus denen ſich die franzöſiſchen Ultra's zuletzt (zu ihrem und der Bourbonen Schaden) vergebens bemühen werden, herauszuziehen. Denken Sie einſt an dieſe Weisſagung. Aber Sie haben ſie gewiß auch geweisſagt.

Ihre Nachbaren in Freiburg, und meine Nachbaren in Luzern ſpielen jetzt nur theologiſch-politiſche Affenrollen. Darüber iſt kein Wort zu verlieren. Die Herren H..r O....y und Comp. ſind ſchon allzu bekannt, darum ohne Gefahr. Und am Ende iſt der liebe Gott auch noch da.

Es freut mich, daß Pictet bei mir einkehren will. Geben Sie mir doch oft ein Briefchen. Es iſt in Ihrem Geiſt für mich ſo viel Erfriſchendes.

Leben Sie heiter, Sie Weiſer und Guter!

Immerdar

Ihr H. Z.

10.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 7. Juni 1823.

Die Rede des Duc de Broglie iſt mir zu Bern keineswegs, wie Sie argwohnen, konfiszirt worden, ſondern ich beging nur den Fehler, die Empfangsbeſcheinigungen zu vergeſſen, und Ihnen zu danken. Ich kannte dieſe trefflichen Worte ſchon durch Auszüge, und bin Ihnen nun den Genuß des Ganzen ſchuldig. Leider, wo dieſe Worte wirken ſollten, fanden ſie höchſtens Ohren, aber dahinter kein Herz. That und Schickſal müſſen jetzt reden und entſcheiden; dem allein gehorcht das Thier, die Unvernunft und die Leidenſchaft.

Ich muß Ihre Vaterſtadt gegen Sie vertheidigen. Sie thun ihr wahrſcheinlich unrecht. Ich zweifle, daß irgend einer Ihrer Briefe dort konfiszirt worden ſei. Umgekehrt, ich habe Grund zu vermuthen, daß in Bern gegenwärtig, wenigſtens in der Regierung, ein guter Geiſt wehe, und daß man, vielleicht mit Ausnahme einiger Dons Quixote,

einsehe, was noth thut. Allenfalls fehlt dort nur, was den meisten Schweizer-Regierungen abgeht, der moralische Muth. Denn Regierungen kleiner, ohnmächtiger Staaten haben nur immer das Gefühl der Furcht, die ihnen ihre Schwäche bei der Vereinzelung einflößt; nie oder selten empfinden sie den Muth, welchen die Stärke des ganzen eidgenössischen Bundes, und das Bewußtseyn der Unschuld, oder der Ton des jetzigen Zeitalters gewähren sollte. Denn selten haben sie selbst zur Stärke der Bundesschaft durch Ablegung aller Eifersucht und Belebung der Eintracht (auch durch Opfer) beigetragen; selten haben sie ganz reines Gewissen und klare Anschauung des Jahrhunderts, in welchem wir leben.

Daß die Fauche-Borels, die H...r's und O...y's und Comp. gegen unser glückliches Schweizerland Umtriebe machen, wird ihnen wenig frommen; daß der Schultheiß W..... in Ultrablättern als Jakobiner erscheint, wird ihm zum Verdienst gerechnet werden.

Ich wollte nur, man verständigte sich über das unselige Retorsions-Diskordatswesen, und setzte in Freiburg und Luzern strenges Halten am Gesetz einmal an die Stelle der Willkühr. Willkühr ist in Monarchien und Despotien erträglicher, als in Republiken, weil sie dort, in der Person des Herrn, wenigstens mit einer gewissen Consequenz verbunden ist; aber in den kleinen Räthen unserer Republiken wird Willkühr eben dadurch noch unleidlicher, weil sie, beim Hin- und Herzerren der wechselnden Majorität, nicht einmal den Vortheil der Folgerechtigkeit hat.

Ausserdem, was Usteri zum Behuf eines schweizerischen Staatsrechts gesammelt, ist mir nichts bekannt; und über Möglichkeit, Nutzen, ja Nothwendigkeit einer großern Centralität in der Eidsgenossenschaft ist, meines Wissens, noch nichts geschrieben. Wir wollen erwarten, ob auf der bevorstehenden Tagsatzung nicht Präludien vernommen werden? Es ist immer besser, es komme so etwas wie aus eigenem Impuls unserer Staatsmänner, als durch Anregung in öffentlichen Blättern, die doch immer demüthigend für jene seyn muß.

Unser großer Rath hat das Ansinnen des Königs von Neapel und des heiligen Bundes, jenem Truppen in Sold zu geben, abgelehnt, weil wir in der That kaum im Stande sind, die schon gegen Frankreich und die Niederlande eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Der Söldnerdienst im Auslande sagt unsern Schweizern immer weniger zu.

Morgen wir gestern

Ihr H. Z.

11.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 25. Juli 1823.

Die übergroßen Gesellschaften taugen für mich nicht, und ich für sie nicht. Sie empfahlen mir die Herren Dument und Bellot *); aber wir sahen uns nur im Strömen und Wirbeln der Menge, bald von einer Woge zusammengeführt, bald beim anziehendsten Gespräch von einander gerissen; wir redeten, wie Leute im Sturm, hastig und abgebrochen und ermüdet. Wie gern hätt' ich diese Trefflichen im engern Kreise gesehen! Selbst den wackern, liebenswürdigen Pictet, obwohl er bei mir wohnte, konnte ich, so wie seinen hoffnungsvollen Enkel Prevost, nur im Flug genießen; — nicht anders auch den herrlichen Decandolle. Entschuldigen Sie mich bei allen. Umringt von diesen und andern berühmten und ruhmwürdigen Männern, die plötzlich ein Tag uns gab und ein Tag wieder nahm, ward mir zu Muth, wie in einem Regen von Goldstücken, der mich mehr erschlug, als bereicherte.

Herrn Monnards Uebersetzung meiner Schweizerlandsgeschichte werden Sie nun vielleicht schon gesehen haben. Ich bin auf Ihr Urtheil begierig. Herr Bridel, der Barde von Leman, machte darüber einige Glossen, als wären einige Verbesserungen wünschbar.

Herr Raoul-Rochette, scheints, ist mein von der Natur erwählter böser Dämon. Nachdem er mich in seiner Reisebeschreibung, durch das lächerlichste Mißverständniß verleitet, mißhandelt hatte, soll er mich nun in seiner Histoire de la révolution suisse gänzlich verdreht haben. Die Geisterwelt hat mit der Thierwelt auch darin Aehnlichkeit, daß wie jedes Thier, so auch jeder Geist, seine eigene Art Ungeziefer besitzt, das sich von Blut und Kraft desselben nährt. Herr Raoul-Rochette zerbeißt und zerstiebt mich, um auf fremde Kosten zu gedeihen.

Adieu, mein lieber, theurer Freund. Mein Brief ist kurz, aber ich habe doch Ihre sechs Zeilen mit Kapital und zehnfachem Zins zurückgegeben. Empfehlen Sie all meinen geliebten Genfern

Ihren H. Z.

P. S. Wir stehen nun in Erwartung eines neuen Statthalters Gottes auf Erden. Läßt sich der heilige Geist auf den Kardinal Castiglione nieder, so empfängt der heilige Stuhl einen unbiegsamen

*) Bei Versammlung der allgemeinen naturforschenden Gesellschaft der Schweizer in Aarau.

Besitzer. Die jüngern nach dem Purpur aspirirenden Römer sollen die Theokratie im alten Glanz herzustellen sich verbunden haben, und sollte es im neunzehnten Jahrhundert auch zu einem Religionskrieg kommen. So' schreibt man mir.

12.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 17. August 1823.

Ich habe gestern in einer großen Gesellschaft mit einem reichen Engländer Bekanntschaft gemacht, der Manuscripte über Schweizergeschichte sammelt. Ich sprach ihm von Tschudy, den will er in seinen Kosten drucken lassen. Also helfen Sie mir doch, diesem schönen Gedanken Wirklichkeit zu geben. — Sprechen Sie davon mit Herrn Balthasar. Machen Sie, daß der köstliche Tschudy nach einem paar hundert Jahren endlich ausgeboren werde. Der Engländer ist voll Eifer, also benützen Sie doch diese köstliche Entdeckung.

Die Meyersche Geschichte in der Helvetia ist höchst merkwürdig. — Aber Herr v. Balthasar hätte doch (da er Noten schreibt) uns sagen sollen, was denn der Schuhmacherſche Handel war? Solche unverfängliche Noten mangeln überall. Die Personen oder Nationen, die nicht an Publizität gewöhnt sind, denken nicht weiter — wenn sie schreiben — als ihre Haut. Sie stellen sich die Noth und die Unwissenheit ihrer Leser nicht vor. Was sie verstehen — glauben sie — verstehen ja alle Menschen. Schade, daß Sie den goldenen Regen so wenig benützten. Es giebt keine Gesellschaften, wie die Genferschen. Geist und Gedanken ziehen Geist und Menschen an, so daß alles, was Namen hat, hier zuströmt. — Warum Sie denn nicht? —

Der Du M....r hat alle Berner — die bessern wenigstens — liberal geschlagen. Er ist ein prächtiger Missionär. Wissen Sie? der König von Würtemberg schrieb an Napoleon: „Sire, ôtez-moi Du M....r ou la Couronne."

Pictet hat mir auch vieles von der Liebenswürdigkeit Ihres Weibchens gesprochen.

Vale!

Ihr K. v. B.

P. S. Die französische Uebersetzung *) ist gut, aber ohne Wärme geschrieben. Sie hätten einen Funken schicken sollen. Was den guten

*) Der Schweizerlandesgeschichte fürs Schweizervolk.

französischen Styl macht, ist Gesellschaftlichkeit des Orts, wo man lebt. In Lausanne ist sie nur halbwach.

13.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 8. September 1823.

Ich war in den Thälern eines schweizerischen Hirtenlandes, und dachte viel an den trefflichen Mann, dessen Briefe über dasselbe ich schon vor Jahren mit so vielem Interesse gelesen. — Ich war an der Lenk, stieg dort in die Hochalpen, und hinab ins Lauinen-Thal und durchs Gsteig-Thal in den Kanton Freiburg; war da bei den Karthäusern in La-Part-Dieu und bei P. Girard unter den Franziskanern. Dann über Solothurn heim. Tausend Dinge, die mich dort erwarteten, hatten sich während meiner Abwesenheiten gehäuft. Alles sollte abgethan werden. Sehen Sie da die causa, ich hoffe sufficiens meines späten Beantwortens Ihrer Briefe. Nun gehe ich Punkt für Punkt daran:

1) Schon sind mehrere Handschriften von Tschudy in Aarau kritisch verglichen worden; denn viele sind mangelhaft und inkorrekt. Es läßt sich nicht gleich die erste beste Handschrift abdrucken, ohne der Sache Schaden zu thun. Ein vollständiger, mit Sorgfalt, wie sie ihm gebührt, behandelter Tschudy wird vielleicht von Aarau aus im Druck erscheinen. Herr Pf. Vok, einer unserer geist- und kenntnißvollsten Männer, Präsident unserer historischen Gesellschaft, leitet das Werk. Sie ersehen aus diesem, daß Ihr reicher Engländer, wie gut ers auch meint, nicht wohl thut, wenn er mit seinem Reichthum dem Bessern, zur Ehre des Schweizerlandes Unternommenen, hinderlich wird.

2) Die Berner, sagen Sie, seien mit meiner Geschichte nicht zufrieden? Ich habe von einigen Bernern kleine, nicht sehr bedeutende Berichtigungen empfangen. Es scheint, man ist dort mit dem Geist nicht zufrieden, der in dieser Geschichte weht. Dafür kann ich nicht, sondern der, der mir diesen Geist gegeben.

3) Den schönsten Dank für den schönen Brief Ihrer liebenswürdigen Miß. Sie sind ein glücklicher Mann, daß alle geistvolle Männer und Weiber sich bei Ihnen zu Nebenbuhlern verwandeln.

4) Raoul-Rochette's Histoire de la révolution helvétique ist angenehm, oft geistreich, mit redlicher Lust zur Wahrheit geschrieben.

Sie sieht aber der Wirklichkeit so ähnlich, wie das davor gestochene Bild dem Alois Reding. Der Verfasser konnte aber in seinen Verhältnissen nicht anders. Je mehr ich die neuere Geschichte studire, je mißtrauischer werd' ich gegen die alte. Wir wissen am Ende nicht, was und wie etwas sich wirklich begeben, sondern nur, wie sich ein Schriftsteller etwa die Sache eingebildet hat? Raoul-Rochette hat mir einen Brief geschrieben, der seinem Charakter Ehre macht. Er bereut, daß er mich in seinen lettres sur l'Helvétie so ungerecht verläumdete vor der Welt.

5) Man schreibt mir aus München: meine Name stehe bei den deutschen Höfen auf der Liste der Ultraliberalen in der Schweiz. — Womit hab' ich dieses Epitheton verdient? Ich will lieber nicht mehr von mir reden machen, und meine Zeitschrift »Ueberlieferungen« mit Ende dieses Jahres schließen. Der Weltkampf wird sich anders, als mit Federn, ausfechten.

Sie werden meinem Briefe ansehen, daß er eine Miene von Pflicht und Noth hat, trocken, kurz und bündig ist, mitten unter andern Geschäften geschrieben; eine Scheidemünze, womit ich Eigennütziger mir besseres Geld von Ihnen einwechseln möchte. Verfahren Sie, reicher Mann, nicht strenge mit Ihrem armen Freund

H. Z.

14.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 2. Mai 1824

Ich bin den ganzen Tag im Bett geblieben wegen Unpäßlichkeit, da hatte ich Zeit, Ihre Flugschrift *) zu lesen, und der Sache nachzudenken. Ich gebe Ihnen meine ersten Einfälle.

Erstens glaube ich nicht: daß man schon reif genug sei, etwas von der Art zu wollen. — Allein unsere Nation geht vorwärts, als Nation, nicht aber in ihren Regierungen. Der Körper ist besser in der Schweiz, als die Köpfe sind. Die Zeit wird kommen, wo man die Noth fühlen wird. Indessen ist es gut, daß man wenigstens die Nothwendigkeit fühlen lasse, eine Centralregierung möglich zu machen. Jede Bemühung zur Vertheidigung beweist, daß man sich vertheidigen will.

*) Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidsgenossenschaft.

Zweitens: Sobald vier Kantone von der Tagsatzung begehren, daß eine Centralmacht erwählt werde, soll die Tagsatzung drei Männer erwählen, einen Präsident — oder Dictator — mit zwei Räthen. Dabei soll es einstweilen verbleiben, bis, nach 3 oder 6 Wochen, zwölf Kantone der Erwählung Beifall geben, und Vollziehung befehlen.

Die erste Mahnung ist, wie im Exerzierreglement das Wort: Richtung! oder Eidgenössisches Aufsehen! Würde die Wahl des Diktators, oder Präsidenten, der Mehrheit nicht gefallen, so könnte man der Schöpfung keine Wirklichkeit geben; oder man würde von vorne wieder anfangen.

Der Diktator oder Präsident müßte nach Gesetzen handeln — hic opus, hic labor! Man müßte einen Neutralitätskodex machen, wie auch Kriegsgesetze, nach denen der Präsident handeln sollte.

Professor Prevost sagte mir, als wir von der Tagsatzung sprachen: es wäre in London ein lustiges Schauspiel fürs Volk. Nämlich ein Hanswurst oder Kasperle will da reisen. — Man setzt ihn auf ein hölzernes Pferd, und anstatt daß Er sich bewegt, fahren die Koulissen vorbei, und Kasperle schwitzt, und peitscht sein Pferd, weil er glaubt, Er gehe, und nicht die gemalten Wände. Ein zu wahres Bild von uns; nicht gar lustig für uns!

Uebrigens glaube ich an keine wirkliche Gefahr. Ich weiß, daß Haller und Bonald Trübes aufrühren. Sie wollen uns entzweien, damit man wieder Vermittler anrufe. Es sollte mehr darüber in Volksblättern geschrieben werden. Man sollte über den Verfall der Schweiz schreiben, um zu zeigen, was Zwietracht vermag. — Niemand besser wie Sie. — Raoul-Rochette ist nun mein großer Freund. Er stampft vor Zorn über den Haller und ein paar andere Schweizer.

Unsere Lage scheint mir diese zu seyn: Wenn Frankreich oder Oesterreich auf uns losstürzen, müssen wir fallen. — Wenn sie aber wissen, daß unsere Unterjochung einen ganzen Krieg erfordert, ist es nicht glaublich, daß es je geschehe.

Der Officierverein in Langenthal war vortrefflich. Das Militär wird die beste Einheit stiften. Alle großen Versammlungen sind dem Gemeingeist wohlthätig. Es fehlt uns nur oben. Die Regierungen stecken noch mehr oder weniger in alten Sünden, oder sie schlummern; aber alle gehen doch vorwärts im Schneckenschritt; gut daß sie nur gehen. Reizen muß man nicht, aber man kann mit Würde handeln, ohne zu beleidigen. — Uebrigens sagen Sie mir: ob Sie etwas Bestimmtes über unsere Lage wissen.

Carnot hat mir auch von der Nothwendigkeit gesprochen, im Krieg die Schweiz zu besetzen. Man erspart dadurch deux batailles et on arrive à Vienne. — Napoleon hat mir im Jahr 1797 in Mailand gesagt: Nous ne voulons de la Suisse que le passage, darum sei eine Revolution nothwendig.

P. S. Ich habe ein Werk beinahe fertig, das ganz populär ist, die Summe meiner Erfahrungen auf vielen Reisen: „l'Homme du Nord et l'homme du Midi." Adieu!

K. v. B.

15.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 21. August 1824.

Ich wollte Ihnen schon längst schreiben. Sie wissen ja, wie es mit der Freiheit des menschlichen Willens zuweilen geht!

Ich war unterdessen in Schaffhausen. Es scheint, die nächsten Erben Johann Müllers wollen, um Geld zu machen, seinen gesammten Nachlaß, der noch disponibel ist, verkaufen. Ich fragte vor allem den Müllerschen Excerpten nach. Ein ehrwürdiger Mann, Pfarrer und Professor der Geschichte zu Schaffhausen, sagte mir: das werde wohl ein todter Schatz bleiben. Die ungeheure Menge der Notizen sei in möglichster Unordnung, und was das Schlimmste, kaum zu lesen: denn alles wäre in fast unerklärbaren Zeichen und Abbreviaturen geschrieben, zu denen jetzt der Schlüssel fehle. Georg Müller, der das zu dechiffriren verstanden, sei gestorben, ohne Jemandem das Geheimniß seiner Kunst zu hinterlassen. Schon mancher habe sich vergebens daran gemacht. Man werde wohl die Excerpten nicht ausliefern, aber sie auch keinem vorenthalten, der die herkulische Arbeit unternehmen wolle, sie zu lesen; eine Arbeit, vielleicht um so weniger Zeit und Mühe belohnend, da sie Stellen aus zahllosen Büchern, nichts vom Geiste Müllers selbst, giebt.

Wegen des »Morgentraums der Frau Brun« hab' ich Auftrag gegeben. Was wollen Sie mit weiblichen Morgenträumen, Sie, der Sie so männlich schön träumen können?

Die neue Ausgabe meiner Schweizerlandsgeschichte wird Ihnen nächstens durch Herrn Sauerländer zukommen, versteht sich, de la part de l'auteur. Warum theilten Sie mir nicht die Verbesserung der

Schlüssel zum Geheimniß des ewigen Geisterreichs zu geben fähig wurden.

So konnten Protestanten und Katholiken mit vielhundertjähriger Mühe nicht die Wirkungen hervorbringen, welche sie beabsichtigten. Die Thorheit zu vollenden, ist noch geschehen, daß katholische Missionarien es sich zum Verdienst machten, ihr Bekehrerwerk an evangelischen Christen zu versuchen; und umgekehrt, daß Protestanten sich angelegen sein liessen, Christen der römischen Kirche zu bekehren.

Wie dem auch sei, es haben unter katholischen und protestantischen Heilsboten jedes Jahrhunderts auch erhabene Menschen gelebt, gelehrt, gelitten, würdig der ersten Zeiten des Christenthums. Noch dauern ihre heiligen Werke fort. Mit Bewunderung sehe ich ihren Muth, ihre Weisheit, ihre Aufopferung, und wie sie wilde Horden menschlicher machten. Wahrlich, eure mächtigsten Königeurer Schlachthelden Keiner hat je Größeres für die Menschheit gethan, als diese Männer Gottes vollbrachten.

Irrthümer, Genf betreffend, mit, die Sie im Allgemeinen als vorhanden andeuteten, und um die ich Sie bat?

Hier wurd' ich durch den Besuch eines Herrn M.... von Genf unterbrochen, der mit seinen Zöglingen reiset. Er versicherte mich, auf meine Nachfrage, daß Sie sich wohl befänden. Das ist mir das Liebste zu hören.

Wie könnt' es anders seyn? Bringen Ihnen nicht Könige, wie mir Theodor *) schreibt, Weihrauch und Myrrhen; wenigstens der treffliche Monarch von Würtemberg! O ich bitte Sie, sobald selbst die Allianz der Heiligen bei Ihnen einzieht, ora pro nobis, damit wir nur noch Licht und gesunde Luft behalten. — Ich betrachte Herrn Raoul-Rochette, der nun bei Ihnen ist, als Vorläufer eines solchen dreieinigen Besuchs. Oder soll ich nicht? Er ist gewiß ein braver Mann, aber seine Grundsätze in politischer Hinsicht, die nun auch in der Schweiz wieder (wie vor 1798) geltend gemacht werden sollen, verderben mir, wie alle Eruditäten, den Magen. Ich halt' es lieber mit dem edeln Dichter Voß von Heidelberg, der mir vorige Woche schrieb: „Wir Narren des neunzehnten Jahrhunderts mögen zahlreich genug seyn; aber die unsichtbare Kirche wagt kaum einen Laut; ja, man sieht Gleichdenkende seufzt oder schmält über die Vorlauten, um sich selbst in Ruhe zu erhalten.“

Ich habe Genf gesehen **), aber nicht genossen; gesehen, wie man ein Bild sieht; wie der Gaumselige die offene Tafel sieht, an welcher Könige schmausen, und er selber hungernder Zuschauer bleibt. Nichts konnt' ich dort für mich haben, selbst Sie nicht, weil meine Frau und die andere Reisegesellschaft mich hatten. Es ärgert mich, Chamouny gesehen zu haben, und nicht statt dessen ein Paar Tage auf Ihrer hübschen Laube gesessen zu seyn. Chamouny war die kostbaren Tage nicht werth; ich hatte dergleichen schon Größeres gesehen. Wie ernst es mir um freien Genuß von Genf zu thun ist, mögen Sie daraus schließen, daß ich schon jetzt wieder Pläne mache, künftiges Jahr dort allein acht Tage zuzubringen; allein, in keiner großen Gesellschaft; einzeln, mit Männern wie Sie, Pictet, Decandolle, Gautier ꝛc. ꝛc.

---

*) Aeltester Sohn des Briefstellers.

**) Auf einer Reise mit einigen Freunden ins Chamounythal, da ich Bonstetten ein Paar Tage besuchte.

Sie haben mir Bruchstücke vorlesen wollen aus Ihrem neuesten Werk. Wie lange muß ich denn noch warten, bis ich das Ganze im Druck lesen kann?

Machen Sie mir ja keine Vorwürfe weger meines Fluges durch Genf; ich bin schon Büßender, mehr, als Sie glauben.

Leben Sie wohl. Sorgen Sie um Ihre Gesundheit in der ungesunden Jahreszeit des Herbstes. Bleiben Sie ein wenig gut

Ihrem H. Z.

16.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 8. September 1824.

Sie haben mir also Absolution ertheilt für meine unwillkührliche Sünde gegen die Freundschaft; und das tröstet mich billig.

Wegen der Müllerschen Hieroglyphen sprech' ich wohl künftige Woche in Zürich einen Schaffhauser bei der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Ich glaube, man wird die Excerpte eben nicht verkaufen, sondern, wie sonst ungenießbare Gebeine, als heilige Reliquien, aufbewahren.

Die Tagsatzung hat zu meiner »großen Angelegenheit« nichts gesagt, weil es eben nicht die »große Angelegenheit« der Tagsatzung ist.

An der Sage, daß Aargau einen Professor aus Preußen ausgeliefert habe, ist blos das Gegentheil davon wahr, indem man das Ansinnen ablehnte.

Ich glaube, die Züricher Censur machte Herrn Balthasar wegen der Helvetia Hinderungen. Nun heißt's, es werde doch wieder ein neues Heft mit dem Bauernkrieg von 1653 erscheinen.

Damit hab' ich alle Fragen Ihres kleinen Briefes beantwortet. Sie erzählen mir noch, was Capo d'Istria Ihnen gesagt von den österreichischen Schiffen. Warum erzählen Sie denn nicht ein Wort von dem, was Ihnen der König von Würtemberg gesagt hat? Warum verschweigen Sie mir denn alles, was Sie im vertrauten Umgang mit dem Herrn Raoul-Rochette abgethan haben? — Wissen Sie denn nicht, daß ich alle Ihre Schritte durch meine geheime Polizei in Genf bewachen lasse? Leider nur die Schritte; ich zöge lieber Ihre Werke und Gedanken vor! — Es scheint, Sie kommen in den Geruch der legitimen Heiligkeit, daß sich die Könige und Herolde der absoluten Gewalt vor Ihrer Thüre drängen.

Aber Geduld! Ihr Carbonarismus ſoll an den Tag. Wir haben ſchon damit guten Anfang gemacht. Ich werde meinem Theodor (mit dem nächſt abgehenden Herbarium für ihn) einige Exemplare von Trorlers Programm (den hieſigen Lehrverein betreffend) für Sie beilegen. Da werden Sie ſehen, wie wir Sie hier zu Lande ehren! Durch den Schweizerboten hatt' ich auch ſchon einmal Stellen von Ihnen ins Volk hineingeworfen. Alle Legitime müſſen dazu den Kopf ſchütteln. Und das iſt meiner Schadenfreude ganz gelegen. Die Könige ſollen künftig Ihre Schwellen fliehen, wiewohl ich nicht läugne, daß ich Ihnen ſelbſt lieber, als manchem geſalbten Haupte, einen Thron wünſchte. Ich würde einer Ihrer treueſten Unterthanen werden.

Bis dahin begnüg' ich mich (ich ſchließe nicht wie Marcili oder Babeli) mit dem ſtolzen Titel, zu ſeyn Ihr treu'ſter Freund

H. Z.

P. S. à la Babeli et Marcili.

Sagen Sie Herrn Pictet: die Tittlis-Beſteiger ſind ſchon den 4. September nach Engelberg abgereist. Ich hatte ihnen ſeinen Brief zu leſen gegeben; und ihnen meinerſeits zwölf Fragen mit auf den Weg gegeben. Nun erwart' ich ſie mit Ungeduld und Furcht zurück, daß das böſe Wetter ihnen Querſtriche gemacht. Geſtern war aber ein ſchöner Tag. Doch ſucht' ich ſie und die Fahne mit meinem großen Teleſcop vergebens den ganzen Nachmittag auf dem Tittlisgletſcher, der mir doch alle ſeine Schründe wies.

17.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 25. September 1821.

Nicht Einiges, nein, Alles iſt der Reiſe nach Aarau werth, was Sie mir von ſich anvertrauen wollen; und Ihr Bild muß den edelſten Platz in meinem Zimmer einnehmen.

Strafen Sie mich doch nicht zu hart in Ihrem Zorn. Meine liebe Eva iſt ja am Verluſt des Paradieſes ſchuld; — daß ich's nicht bei Ihnen genoß, war gewiß das Bitterſte, was ich von der Genferreiſe zurück brachte.

Ich war vorige Woche in Zürich bei der ſchweizeriſchen gemeinnützigen Geſellſchaft. Nie ſah ich dieſe ſo zahlreich und ſo glänzend. Meſſenberg ſprach trefflich über häusliche Erziehung; Fellenberg

2½ Stunde lang über Armenſchulen; aber ſeine Rede ward zur donnernden Philippica. Im Comité, deſſen Mitglied ich war, wurden die Namen der hochachtbarſten Veteranen der Schweiz für das Gute und Gemeinnützige gemuſtert, dann auch Victor von Bonſtetten zum Ehrenmitgliede der Geſellſchaft ernannt, ja, glauben Sie mir's, derſelbe gemeinnützige Mann, welcher mich erſt ein wenig braten laſſen, und dann zur Entſchädigung meinen Ofen mit Papier heizen laſſen will! — Ich weiß nicht, ob er's um mich verdient hat, oder ich um ihn. Aber an ſeinen Papieren kann und wird ſich beſſer mein Geiſt erwärmen; denn für den Ofen liefern die Memiers, Traktatengeſellſchaften, öſterreichiſchen Beobachter, Quotidiennen, Mémorial catholique und Conſorten Ueberfluß.

Was man jetzt nicht Herrliches von dem ehemaligen Grafen von Artois zu rühmen weiß, nun er Karl X. heißt! Ich hätte faſt Luſt, König zu werden. Uebrigens iſt an dem Königsnamen Karl in Frankreich noch etwas zu illuſtriren, denn nach dem Carolus M. waren alle übrige acht Karle erbärmliche Kerle, Verſchwender, Bettbrüder, Volksmörder ꝛc. ꝛc.

Sind Sie in Valeyres? Ich muß auf einer künftigen Schweizerreiſe dieſen Ort ſehen, den Sie berühmt gemacht haben. Ich ſah auch Ferney.

Mögen Sie bald Ihren Kopf wieder frei und heiter haben von dem kleinen Schnupfen-Anfall!

Behalten Sie lieb

Ihren H. Z.

18.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 22. Oktober 1821.

Da hab' ich nun Ihren lieben Brief vom 10. Oktober dreimal durchgeleſen. Lange erhielt' ich keinen anziehendern, gehaltreichern; gehaltreich iſt er wie ein Realregiſter; anziehend wie eine gute Kapitelüberſchrift. Was machen Sie? Treiben denn auch Philoſophen Coquetterie mit ihres Gleichen? Warum verführen Sie mich, ſelbſt einmal werden zu wollen, was Sie nicht zu ſeyn verlangen, Ihr Biograph? Und dann geben Sie mir Bilderräthſe zu Ihren Lebensſcenen, ſtatt der Bilder! — Sie haben mir halb und halb Ihr Portrait verſprochen. Schicken Sie mir ja nicht den Rahmen ſtatt deſſen, denn was ſollt' ich hineinſetzen?

Der Griechen Sieg über die Aegyptier wird in allen Blättern eintönig angemerkt. Ich möchte endlich wissen, ob er groß, *entscheidend* war? Der Chorus der Zeitungen ist ein langweiliges Orchester, welches viel Zeit gebraucht, die Geigen zu stimmen, eh' es die Simphonie anstimmt, und hintennach doch falsche Töne hören läßt. Weiß Capo d'*Istria* nichts Näheres?

Aus unserm helvetischen Norden hab' ich nichts Neues. Basel benimmt sich würdig. Auch das zweite Ansinnen der heiligen Allianz, unterstützt durch die h. Politik des h. Vororts, den F.... und S.... auszuliefern, ist, und diesesmal durch den souveränen großen Rath, abgelehnt. In den übrigen Kantonen tiefe Stille, theils aus Furchtsamkeit, theils aus behaglicher Schlafrigkeit. Bern wollte, wie ich höre, die drei Vororte (dann die übrigen Kantone) zu einer Thronbesteigungsgratulation, vermittelst Gesandtschaft an Karl X., bewegen. Luzern war so vernünftig, es zu verwerfen, um der Welt nicht das leidige Schauspiel schweizerischer Kondolations- und Gratulations-Ambassaden auf allen Landstraßen zu geben, oder dereinst herbe Dissolutionen zu vermeiden, ob man dem legitimen Großtürken, seiner Zeit, ebenfalls schicken müsse?

Säß' ich nicht in Aarau fest, möcht' ich in Genf wohnen. Es ist dort ein *Zusammenleben* ausgezeichneter Geister; hier ist's manchmal bloßes *Beisammenleben* ziemlich kleinlicher Geister. Zum Glück bin ich verheirathet und kann Anachoret seyn. Ich richte meine Winterquartiere ein; schon hatten wir dreimal starke Reife, von denen unsere Rebberge schwarzbraun wurden. Ich rüste mir Nebenarbeit für die Wintertage zur Erheiterung; thue Morgens Geschäfte ab, laufe Nachmittags umher, und spiele Abends mit den Kindern oder trage ihnen aus der Weltgeschichte und Naturkunde vor. Und wie ordnen Sie denn Ihr Wintertagwerk? — Ist der Genfer Winter so schön in seiner Art, wie der Sommer am Secufer des Leman? — O wie gern säh' ich Sie wöchentlich immer nur ein Paar Abende! — Aber, mein lieber Philosoph, ich beschwöre Sie, stören Sie die Ruhe meines Herzens nicht ferner und legen Sie Ihre gefährliche Coquetterie ab; unter der Bedingung bleib' ich

Ihr treuer Anbeter

H. Z.

19.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 27. November 1830.

Vermuthlich durchkreuzten sich unsere Briefe, denn ich schrieb Ihnen erst vor einigen Tagen, und nichts in dem, was mir Ihr Letzter sagt, spielt auf den meinigen an. Damit ich nicht wieder so lange, wie das vorige Mal zögere, oder, im Grunde, weil es mir wirklich Bedürfniß wird, mit Ihnen zuweilen ein Morgenstündchen zu verplaudern, erblicken Sie hier schon wieder meinen papiernen Dollmetsch und Gesandten.

Renggers Beiträge zur Geognosie ꝛc. ꝛc. sah ich selbst noch nicht. Ich habe sie aber für Sie und mich bestellt. Herrn Rengger selbst seh' ich ungemein selten. Theils ist er viel abwesend auf seinen geognostischen Fahrten, theils komm' ich nicht in die Stadt, als nur um in eine Sitzung zu gehen.

Den Auftrag an Ufteri, wegen der gemeinnützigen Gesellschaft, werd' ich auch zugleich dem Präsidenten derselben, meinem würdigen Freund Eduard Pfyffer (Staatsrath in Luzern), Namens Ihrer verrichten.

Bei uns ist des Neuen nicht viel.

Die wichtigen Dekrete 1) des Sultans, daß die Frauenzimmer zu Konstantinopel künftig undurchsichtigere Schleier tragen sollen, 2) des Königs von Spanien, daß nur Grenadiere und Jäger Schnurrbärte haben dürfen, wollten in Aarau keine große Sensation machen.

Was Sie von meiner armen Schweizerlandsgeschichte Gütiges sagen, hat sogar für mich etwas Neues. Ich gestehe, daß ich wohl wußte, wohin, und was, ich wollte; aber über das Wie? in der Ausführung konnt' ich mir selber keine Rechenschaft geben. Nur das Einzige lag mir vor: ich wollte eine Geschichte schreiben in der Art der heiligen Alten, nicht der Gelehrten neuer Zeit; eine solche Geschichte sollte zugleich dem gemeinen Volk, ja sogar Kindern verständlich seyn, aber auch dem Weltweisen und Staatsmann anziehend werden, nicht durch den Reichthum der Gedanken, den sie darböte, sondern erwecken müßte.

Daß ich den Ton für das Volk und die Wahrheit und das Leben nicht ganz verfehlt habe, bedeutete mir schon der schnelle Absatz der ersten Auflage, ungeachtet die Geschichte schon im Schweizerboten (wöchentlich davon 2 — 3000 Exemplare) abgedruckt und in Reutlingen nachgedruckt war. Aber daß der Geheimerath von Bern anfangs

deliberirte, ob man ſie verbieten müſſe? daß die Luzerner Geiſtlichen bei ihrer Regierung dagegen auftraten; daß eben dieſelben und auch Herr Haller von Königsfelden deßwegen Schmähſchriften gegen mich in die Welt ſchickten; daß die Leute noch nicht ruhen und (vermuthlich von Bern aus) noch ſtets auf mich im Drapeau blanc und Journal des Débats zu ſchimpfen fortfahren, auf mich, der ein friedlicher Bürger iſt, der nicht einmal antwortet: das iſt mir eine Art Bürgſchaft, meine Arbeit ſeie doch nicht ganz mißlungen. Johann Müller hat zu ſeiner Zeit weniger gebüßt als ich; aber wahrlich es war damals auch eine andere Zeit.

Jetzt ſchreib' ich nichts als höchſtens ein Mährchen. Ich will ſchweigen, denn das Schweigen iſt rathſam.

Ich umarme Sie im Geiſt.

Ihr H. Z.

20.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 22. Dezember 1821.

Erſt heut kann ich Ihnen wieder ein freies Morgenſtündchen widmen. Meine Tage werden vom mechaniſchen Geſchäftsgang und geſchäftigen Müßiggang verſchlungen.

Ihre philoſophiſche Parallele*) iſt ein köſtliches Kapitel in der Geſchichte des Menſchenthums. Das hätte Herder erleben und leſen ſollen; wie würd' er Ihr Verdienſt anerkannt haben; die Mannskraft Ihres Geiſtes und die, ich möchte ſagen, weibliche Feinheit und Anmuth des beobachtenden Blicks und Ausdrucks! Ich muß das Buch, das ich eigentlich, wie man zu ſagen pflegt, nicht verſchlang, ſondern von dem ich mich allzu paſſiv verſchlingen ließ, — ich muß es noch einmal leſen. Aus ſo digerirten Stoffen und Erfahrungen iſt etwas zu lernen.

Daß mein Mährchen vom Freihof in Aarau Ihnen ein Paar Stunden der Erholung gewährte, rechne ich zu meinen beſten Verdienſten, weil es ein Verdienſt um Sie iſt. Ich ſetze Werth darauf, einem weiſen Manne, der mir ſo viel Belehrung, ſo viel Berichtigung meiner Anſichten gegeben hat, eine kleine Vergeltung leiſten zu können.

Ich bin dieſen Morgen (das heißt vor einer halben Stunde, denn mein erſtes Thun iſt, mich mit Ihnen zu unterhalten) von einem

*) L'homme du Midi et l'homme du Nord.

ſchwerern und doch nicht böſen Traum erwacht; ich hatte ihn vermuthlich, weil ich auf der Herzſeite gelegen war. Der Traum begann damit, daß ich auf dem Boote ans Ufer von Amerika trat. Ich fühlte den Schmerz meiner Trennung von Weib und Kindern, und über Europens unglückvolle Lage, und über die der theuren Schweiz, aus der ich verbannt worden war, weil ich ihre Selbſtändigkeit und Freiheit geliebt hatte. Eine ſtille Quakerfamilie, Vater, Mutter und Tochter, nahmen den armen Verbannten, ohne ihn zu kennen, gütig auf.

Als ich erwachte, gelobt' ich, alle meine Söhne ſollten die Sprache der freien Welt, die engliſche ſprechen lernen. Zwar das britiſche Volk iſt nicht um Vieles freier, als das Vorvorvolk unter dem Patriciat war, aber das nordamerikaniſche iſt die freieſte Nation, des jetzigen Zeitalters Zierde, die Avantgarde der Menſchheit in ihrer Bahn zur Vollkommenheit. Ich würde nur das Glück eines einzigen Sterblichen, wenn ich neidiſch ſeyn könnte, beneiden: La Fayette's Glück. Ich erſtaune, daß er im Rauſch ſeines Triumphzuges nicht unter Freudenthränen geſtorben iſt.

Die franzöſiſchen Ultrablätter machen ſich von Zeit zu Zeit, neben andern, auch mit mir zu ſchaffen. Die Leute haben mehr Dinte und Galle, als ſie verbrauchen können. Ich begreife nicht, wer ſich ſo viel Mühe geben kann, mich ſchlechterdings, als ein geiſtliches Subject, den Höfen zu denunciren. Es kömmt mir zuweilen vor, als begehrte man intolerant genug, ich ſolle meiner Vernunft abſchwören, um tolerabel zu ſeyn. Leute, wie L. H...r, S... in J.... u. ſ. f. müſſen heut zu Tage recht ehrenwerthe Männer ſeyn; aber welch ein Zeitalter iſt das!

Doch genug davon. Ich ſpüre noch immer die trüben Einflüſſe meines Morgentraums. Nichts vom Politiſchen!

Ich umarme Sie im Geiſt.

Ihr H. Z.

21.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 26. Chriſtmonat 1820.

Ihre Erinnerungen über den Freidof ſind mir ſehr lehrreich geworden, und als gute Frucht davon ſollen Sie erleben, daß ich künftigen ähnlichen Sitten- und Geſchichtbildern eine bildliche Vorrede voranſenden will. Ich bekenne übrigens, daß ichs mit dieſem Gemälden nie ganz ernſthaft gemeint habe, und es künftig kaum ernſter meinen werde.

Was Sie mir von Herrn M... geschrieben, so wie das Resultat der Unterhaltung mit einem Genfer Tagsatzungs-Deputirten, war für mich natürlich sehr anziehend. Aber am Ende hatt' ich doch nur wieder daraus gelernt, was ich leider schon wußte. Ihr Genfer Deputirter, ohne Zweifel ein trefflicher, vielleicht ein geistvoller Administrator, ist, wie es scheint, kein großgeistiger Staatsmann, und noch nicht einmal so weit, als sein Landsmann Sarasin schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gekommen war, der eine vollmächtige Centralbehörde für die Schweiz verlangte. Aber gerade, wie damals, sind die eidsgenössischen Kantonsregierungen noch heut. Sie beherzigten damals Sarasin's Vorschlag so wenig als heut, aus Feigheit, oder Stolz, und mißgünstiger Eifersucht. — Die diplomatische Kommission von 1815, auf die sich Herrn M....s Antworter beruft, wäre nicht zum zweitenmal zu wünschen. Und wenn derselbe meint, was ich der öffentlichen Erwägung übergab, sei längst in der Tagsatzung schon abgethan worden, mais dans des communications *confidentielles*: so will er nur sagen, es sei noch nichts geschehen. Denn diese „vertraulichen Beredungen" unter einzelnen Deputirten haben keine Kraft, keinen Werth; sind vielleicht einmal, theilweis, von Einigen, gethan; aber alle Jahre sind andere Leute da in der Tagsatzung, die andere Ideen mitbringen und von frühern nichts wissen.

Ich bereu' es nicht, im Schweizervolk den Gedanken an die große Angelegenheit erweckt zu haben. Er ist da besser aufbewahrt, als in jedem Archive; nun geht er nicht wieder verloren. Er wird zu seiner Zeit Gutes wirken, wie Alles, was wahr ist.

Die Schweiz, mit beinahe zwei Millionen Einwohnern, steht, als Landmacht, al pari mit Dänemark, Würtemberg, Sachsen, Schweden, Portugal; — übertrifft diese Mittelmächte durch Stärke ihrer Unabhängigkeitsliebe im Volk, durch dessen naturfeste Sitze, durch geographisch-politische Lage; hinkt aber dennoch allen nach, und ist schwach durch Mangel an Centralität. Diese einmal ins Leben gerufen, hat die Eidsgenossenschaft nicht mehr zu zittern. — Aber jede Kantonsregierung fühlt mehr die Kleinheit ihres Kantons, als die Majestät der Eidsgenossenschaft. Daher die furchtsame, kleinmüthige Ansicht der Dinge jener Staatsmänner, die für Alles in der Welt ihre Gründe, aber für nichts Grundsätze haben.

Fröhliches Neujahr für Sie, mein würdiger Freund! Troxler hat nun Ihren Homme du Nord gelesen. Er kömmt diesen Abend zu

mir und da ſollen Ihnen die Ohren klingen, denn einen großen Theil der Unterhaltung wird wieder Bonſtetten ausmachen.

Von Herzen und immer wie immer

Ihr H. Z.

22.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Der Letzte im Jahr 1829.

Wir ſchreiben uns wie Liebhaber, raſch, Brief auf Brief. Sie haben recht: »Unſere Staatsmänner haben Gründe für alles und Grundſätze für nichts.« Hier iſt der petit conseil, nun conseil d'état, ein wunderliches Gemengſel von einem Paar Steuermännern, und Plebs das Uebrige. Das Beſte iſt in der Oppoſition.

Ihr Traum macht mir Mühe. Was iſt Ihnen an dem Geſchwätz gelegen? Denkende Männer ſchätzen und lieben Sie, aber in kleinen Städten glaubt man ſich verloren, wenn der Wind heult. Auch ich hatte dieſe Nacht einen ſchweren Traum, und als ich erwachte, glaubte ich, ich hätte alle Erinnerung verloren. Ich konnte nie klug werden, in welchem Land ich lebte, noch weniger: ob ich alt oder jung wäre? Ich entſchied: daß ich in den Zwanzigern ſei, und erſt, als ich das Fenſter und die Läden aufgemacht, weckte mich ganz der ſchöne Sternenhimmel.

Roſſi war eben bei mir, ein allerliebſter Mann. Er erzählte mir von dem Geſchriebſel gegen Sie. Laſſen Sie die Winde heulen und ſchlieſſen Sie ſich mit Horaz in den warmen Tugendmantel ein, virtute me involvo. Roſſi erzählte mir: Er hätte Ihre Schweizerlandsgeſchichte gekauft, als er nach Aigle ging, um da Trauben zu eſſen. Da fand er eine allerliebſte Engländerin, Miß Montgomeri. Beide verſtanden deutſch, aber konnten es nicht ausſprechen. Ihre Geſchichte war ihnen ſo anziehend, daß ſie Neid' um ſich verlaſen, doch nicht ohne über ihren Accent zu lachen. Roſſi hat manches ins Italieniſche überſetzt. Sie haben, ohne es zu wiſſen, eine Perle gefunden, und eine neue Schreibart entdeckt. Ein junger Züricher ſagte mir: Sie wären prächtig zum Lautvorleſen. Sie urtheilen wie ein Gänschen über Ihr Verdienſt, und kennen noch nicht Ihr ganzes Talent.

Die lieben Schweizer kommen nicht aus dem Kanzleiſtyl heraus; mir däucht, ich ſehe alte Menſchen im Kragen und in Staatsperüke.

III. Afrika.

1.

Aufblühen und Verfall des Christenthums in diesem Welttheil.

Das unermeßliche Wunderland, unter dessen glühendem Himmel gesammte Naturkräfte lebendiger gähren, Afrika, die Heimath der riesenhaftesten Thiere und Pflanzen, reich an Gold, Weihrauch, brennenden Gewürzen und Farbenhölzern, ist den heutigen Tagen kaum viel bekannter, als es vergangenen Jahrtausenden war. Noch ist es bloß mehr umfahren, als bereiset. Wir kennen kaum den fünften Theil desselben. Was wissen wir von seinen Binnenländern, von seinen Volkerschaften? Und doch ist dieser Welttheil den Europäern näher gelegen, als Asien; und doch stand er seit den frühesten Zeiten mit ihnen eben so sehr in friedlichem und kriegerischem Verkehr, als Asien.

Selbst die Nordküsten Afrika's, längs dem Mittelmeere im Angesichte Europens, zur Zeit des alten Roms mehr wie Theil unsers eigenen, als eines fremden Welttheils betrachtet, sind gegenwärtig der alten Verwandtschaft entzogen. Der europäischen Seemächte heimtückische Staatsklugheit oder Feigheit duldet es, daß jene übrigen

Die Lirum-Lärum-Menſchen! Wo das geſellige Leben fehlt, geht alles kriechend, und ſchleichend und keuchend. — Leben Sie wohl. — Nun, Blatt, geh ins neue Jahr, da ſchlägts 12 Uhr. Adieu meine 79 Jahre! — Guten Tag, du runde Zahl 80. Was haſt du vor?

K. v. B.

P. S. Ich habe Hottingers Fortſetzung von Müllers Geſchichte geleſen. Er iſt gelehrt, ſehr gründlich, und ich habe Vieles mit Nutzen geleſen; der Styl iſt ohne Farbe, ehrlich, aber unſchön, wenn ich ſo ſagen kann.

Pictet der Agronom iſt geſtorben. Eine Lücke in der Menſchheit. Er iſt wie Sokrates hinübergegangen, hat nie herrlicher geſprochen als ein Paar Minuten vor ſeinem Tod! Das iſt wahre Philoſophie.

23.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 14. Jänner 1825.

Glück auf zum Jahr 1825!

Ihr liebes Brieſchen, beinah Liebesbrieſchen, hat mein altes Jahr beſchloſſen, und ich beginne mit dem freundlichſten Gruß das neue bei Ihnen; denn ich möchte mir, auch in dieſem, von Ihnen ſchöne und verſchönernde Augenblicke erbitten. Wenn es nur mit dem Briefſchreiben nicht ſelbſt ein ſo trauriges Märterwerk wäre! Wie ſchnell fliegen meine mit Ihnen plaudernden Gedanken; und wie langſam watſchelt denſelben der Gänſekiel, mit ſeiner Gänſenatur, über den gebleichten Lumpen nach! — Man hat heutiges Tages ſo vielerlei durch Dampf befördert, Dampfwagen, Dampfkanonen ꝛc. ꝛc. — warum giebt es noch keine Dampfbriefe? keine Dampfbriefſtellerkunſt? Bringen Sie doch die Aufgabe bei den erfindungsreichen Genfern zur Sprache.

Ich wundre mich, daß Sie ſich über den Beifall wundern, welchen Ihr Homme du Nord ſammelt. Sie wundern ſich, gleich wie ein junges Mädchen errötheud zurückführt, das an die eigene Schönheit nicht glauben will, die es, wie eine geßneriſche Hirtin, zum erſtenmal im Bach anſtaunt. Sie konnten ſolch ein Werk nicht früher ſchreiben. Sie mußten dazu erſt die von den Göttern ſo ſelten gewährte Dreieinigkeit, blühende Einbildungskraft des Jünglings, Gediegenheit des Mannes und höhere Weltanſicht des erfahrungsreichen Greiſes empfahn.

Haben Sie auf Ihren Reisen den Herrn von Zach kennen gelernt, den Mann, der die ewige Weisheit am Himmel, und die ewige Thorheit neben an auf Erden, so lange beobachtete? Er ließ mich neulich von Genua grüßen. Er muß ein trefflicher Mensch seyn; ich möht' ihn persönlich kennen, nach dem Allen, was man mir schon von ihm erzählt hat.

Ich wollte, Sie wären übermorgen bei mir, einen meiner schönen Tage noch schöner leuchten zu lassen. Mit Weib und Kindern und ganzer Familie feiere ich das Geburtsfest Guido's, eines meiner verstorbenen Kinder. Die Tage geliebter Todten sind in unserer kleinen Welt heilige Tage. — Es fliegt alles schnell vorbei, schneller, als sonst. Ich selbst erschrecke vor den Jahren, die ich schon haben soll, und halt' es für beinah unmöglich, daß ich 54 alt sei. Ich begreife nicht, wie ich dazu gekommen bin, noch weniger, wie ich davon abkommen soll? Ich fühle gar wohl, daß ich nicht älter seyn könne als 24; Sie mögen 28 seyn. Nicht so?

Da kömmt mein Merkur und will in die Stadt, und verlangt meine Briefe zur Post. Ich ende. Ich wollte ja nichts, als Sie nur im neuen Jahr recht freundlich begrüßen. Gott erhalte Sie heiter und gesund.

Ihr H. Z.

24.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 9. Februar 1825.

Man will unserm trefflichen Charles Pictet ein Monument errichten, und zu dem Ende viele Subscriptionen sammeln (à zwei Schweizerfranken).

Wir wissen es von Capo d'Istria, daß Pictet den größten Antheil an der Anerkennung der schweizerischen Neutralität gehabt hat; daß vielleicht ohne ihn diese Negociation gar nicht so glücklich ausgefallen wäre. Ich schicke Ihnen gedruckte Programme über alles das.

Nun möcht' ich gern hören, was unsere »Gnädigen« alle sagen und murmeln werden über politische Gleichheit; über alle Bedenklichkeiten, einem Gelehrten ein Monument zu bauen, dieweil so viele Landammänner, Schultheißen, Burgermeister, Edle und Hehe keines haben!

Alles was in der Schweiz die Bessern in Vereinigung bringt, ist von größtem Nutzen. Diese Bessern müssen in den 22 zusammenhalten.

Das ist die wahre Föderation! denn unsere Häupter sind geschlossene Laternen, die ein Bischen Licht auf Bauch und Magen werfen, aber nicht weiter leuchten. Unsere Vorältern, die ihre Achille und Scipionen auf die Brunnen stellten, hatten doch einen dunkeln Sinn von dem Werth der Bessern. Die Schweiz indessen entwickelt sich gemach, und ich hoffe, man fängt hier an, die Bessern wenigstens in Marmor zu verewigen; doch regt sich auch dabei Genfer — — Parteigeist.

Eine Geschichte aller Monumente, und ihrer Wirkungen auf die Menschen, wäre ein prächtiger Steff zu einem nützlichen Werk. Wie haben nicht die Bildnisse großer Männer auf Römer und Griechen gewirkt! wie alle Madonnen-, Götter- und Heiligenbilder auf Aberglauben!

Dignum laude virum mors tetat mori.

Aber die großen Männer wurden nur bei denen verehrt, die es am wenigsten bedurften. Wie würde die Verehrung so vieler trefflicher Schweizer nicht auf eine Nation einwirken, die nun, wie ich hoffe, in großer Entwicklung begriffen ist. Das Unglück ist, daß in unsern kleinen Städten die Rathsherrlichkeit alles verdunkelt, und neben ihr wie neben großen Bäumen keine Blume gedeihen kann, darum alles, was die Nichtmagistrate von Verdienst vereinigen kann, von großer Wichtigkeit, von großer Noth ist.

Adieu, ich muß enden.

Ego Karl (nicht Victor) v. B.

25.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 2. April 1825.

Ich bin schon Wochen lang gar nicht aufgelegt zum Schreiben. Seit einiger Zeit schlief ich erst am Morgen ein. Endlich hab' ich mein Opium an meine Beine gelegt, und schlafe wieder gut. Wissen Sie, was es ist? Ich wickle die Füße in Lattichblätter und schlafe dann herrlich.

Dank für Ihre Bemühungen für Pictet's Monument. Es ist hier eine Parteisache geworden. Wie doch die Wurzeln politischer Uebel so tief liegen! Halbe Jahrhunderte lagern darüber, ohne sie darum zu ersticken. Sie keimen aus der Tiefe bei jeder Gelegenheit wieder hervor. Der Schweizerboden ist voll von altem Unkraut. Wir haben

hier noch Aergeres als Censur. Die Regierung läßt den besten Köpfen sagen: „Sie sollen nicht schreiben;“ die Herren von der Tagsatzung mögen gar keine Bücher, als Kochbücher — leiden.

Ich wünschte, irgend eine patriotische Gesellschaft würde ein Stück Land — schön gelegen — in der Schweiz ankaufen, und da einen Tempel für die Würdigen bauen. Eine auserwählte Kommission würde die besten Todten da aufstellen; eine schweizerische Westminsterkirche. Ein Nationalmonument, auch ein Kunst-Museum für helvetische Künstler.

Ein Genfer sprach neulich davon. Seine Rede hat bei mir manches schöne Bild erregt. Er sagt: Die edlen Lebendigen sind bei uns geplagt oder verfolgt. Vielleicht finden die Todten Ruhe und Gerechtigkeit. Es müssen die Bessern zusammenwirken, und dem höhern Geist Raum machen, der sich bei uns regt und der in allen Rathstuben verkrüppelt.

Capo d'Istrias hat zu ehrlich gelebt als daß er nicht mit einer Dornenkrone gepeinigt werden sollte. Er ist immer noch in russischem Dienst; das hat er mir selbst gesagt. Er liebt Alexandern wie einen Freund, dessen Grundsätze er nicht billigt. Er ist immer mit Griechen umgeben, und sehr thätig. Es wird einst vielleicht ein festes Band der Liebe Griechenland mit der Schweiz verbinden. Doch kann ich mir noch keinen Begriff von diesem Griechenland machen. Wie viele griechische Gelehrte haben sich in Europa gebildet! Keiner von diesen (als Maurocordato) ist angestellt. Maurocordato hat eine reineorientalische Bildung.

Je mehr ich mit Capo d'Istria spreche, je mehr fühle ich: wie alle unsere Begriffe über die Griechen unanwendbar und falsch sind.

Eine Jahrtausend tiefe Barbarei lagert auf dem hellenischen Boden, wer kann da sagen: diese Pflanze kommt aus der klassischen Erde, diese nicht? Nur Nordamerika hat einen reinen Boden; das alte Europa ist mit Unkraut überwachsen. Ist nicht alles Gute auf Erden so entstanden?

v. B.

P. S. Capo d'Istria schickt den Griechen unsere Milizeinrichtung, und was wir Gutes haben.

26.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 28. April 1825.

Immer wartete ich noch auf Ihr Bild, eh' ich Ihnen auf Ihren Brief antworten wollte. Theodor sagte mir, daß er es, so wie ein Thermometer à maximum, welches mir unser verewigter Freund Pictet schenkte, dem jungen Spanier Antonio Oller eingehändigt habe. Der Platz ist Ihrem Bilde schon in meinem Zimmer bestimmt, wo es zur Verehrung aller Fremden ausgestellt werden soll. Ich warte, wie ein ungeduldiges Kind auf die Weihnachtsgabe. Dank haben Sie, lieber, theurer Freund! Dies Geschenk ist mir der höchste Beweis Ihrer Freundschaft. Wenn es endlich nur schon da wäre. Ich habe schon zweimal in die Stadt geschickt, um nachfragen zu lassen.

Sie hatten in Ihrem Brief eine herrliche Idee: die Westminsterabtei für alle große Todte des Schweizerlandes! Leider aber hat Ihr Genfer Recht gehabt. Man plagt das lebende Verdienst; das todte will man wohl ehren. Auch unser guter Marc August Pictet wandelt nun in den Gefilden der Verklärten. Seine Westminsterabtei ist die dankbare Erinnerung aller Edlen Europens, die sein Grab umringt. Ueberhaupt giebt es keine schönern Monumente, als die sich der Mensch durch die eigenen Thaten baut. Ich bin im Herzen gegen Prunk; mag ihn aber wohl, der Leute wegen, dulden.

Was Sie über meine schriftstellerischen Arbeiten sagen, ist wohl richtig. Ich selbst halte nichts darauf. Ich betrachte das geschriebene oder gedruckte Wort, wie das gesprochene. Entweder will ich für den Augenblick wirken, oder mir selbst durch Mittheilung das Herz erleichtern oder es erfreuen. In spätern Zeiten habe ich mehr Fleiß auf den Styl verwendet, als ehmals. Namensunsterblichkeit ist mir immer etwas sehr Gleichgültiges gewesen; ich bedaure die, welche nach einem Etwas jagen, was der Zufall gewährt oder versagt, und, wenn er's gewährt, für uns nicht mehr ist. Ich glaube, in meinem Leben wohl Besseres gethan zu haben, als das was ich schrieb, und höhern Genuß gehabt zu haben, als den eine sogenannte „Celebrität" ertheilen kann. Ich habe unzählige Male gewünscht, mein Name wäre nicht bekannt. Wenn man aus dem, was ich geschrieben, etwas Wesens gemacht hat, fühlt' ich mich in meinem Innern erhabener, nicht weil ich an das Lob glaubte, sondern weil es mir zum Maßstab ward für die Menschen, welche das lobten, was

ich verachtete, oder doch für gemeine Mittelwaare erkannte. Ich bin zu spät lebensklug geworden, sonst hätt' ich gethan wie der Verfasser der Juniusbriefe, den noch jetzt Niemand kennt; nun aber ist mir nichts daran gelegen, ob so, oder so?

Adieu, mein Ehrwürdiger, Geliebter!

Ihr H. Z.

27.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 7. Mai 1825.

Ihr Brief hat mich sehr erfreut. Ich sagte mir: Da hat Zschokke seit sechs Wochen mein Bild, ohne mir ein Wort zu sagen. — Ja, dachte ich: aber ich muß ihn anhören, eh ich ihn verurtheile. Glauben an Freundschaft, oder überhaupt ans Gute, ist ein herrlicher Grundsatz, besonders da, wo nichts zu thun ist, als zu glauben, oder nicht zu glauben.

Sie haben mein Werk gelesen? — Was ich im Kapitel vom Cicisbeisme in einer Note sage, hat mir der Erzbischof von Tarent von der Königin Karoline, der galanten Oestereicherin, erzählt. — Was ich im Kapitel Suicide von einem jungen Engländer erzählte, ist von Lord Bute, der vor einem Paar Jahren hier in Genf gestorben ist.

Church verreiset nach Italien, um Schiffe auf dem Comersee und Lagomaggiore zu bauen. Auch spricht man von Dampfschiffen auf dem Po. Man hat ehmals gegen Luxus und Geldsucht geeifert; diese aber sind die wahren materiellen Entwickler und Bilder der Menschheit. Aurum per medios ire satellites et perumpere amat saxa. Es sprengt allenthalben die Fesseln, und erlöst die Inclusam Danaen trotz aller Dummheit der Wächter.

Ach, Pictet!*) einen bessern Menschen kann man sich nicht denken. Er glaubte gar nicht zu sterben, und ist im leichten Traum in die bessere Welt angelangt. Die besten und größten Männer sind nirgends mehr vermißt, als wo nur ihr Name lebte; wo sie aber als Menschen lebten, vergißt man sie eher, als wo nur ihr Verdienst, ihre Tugenden bekannt waren. Kein Mensch war mehr geliebt, wie Pictet; aber die Erinnerung an wirkliche Todte ist eine Furche im Wasser, da die Erinnerung an das Geistige der Verstorbenen in das Intellektuelle

*) Der gelehrte Marc Auguste Pictet, Professor zu Genf.

übergeht und tief in die Zukunft ſtrömt. Wenn die Menſchen keine Namen hätten, ſo wäre für ſie weder Vergangenheit noch Zukunft. Wer hätte je an die Wichtigkeit eines Namens gedacht! darum die Namen heilig ſeyn ſollten. Sie ſind aere perenius.

Wie ſind doch die Sünden des Himmels ſo lieblich! wie ſchön dieſer dörrende Himmel! Ach wären Sie hier in meinem Zimmer, die Ausſicht in den himmliſchen Frühling iſt entzückend! Ich bin ganz ſcandalös geſund und habe den ganzen Winter nicht eine unliebliche Minute gehabt. Kommen Sie denn nie zu uns? oder ſoll Mahomet zum Berg wandeln? Ich ſchicke Ihnen Matthiſon, der bei Salis-Sewis iſt.

Ihre Schweizergeſchichte wird ganz klaſſiſch. Man lieſt auch in der Ueberſetzung mit Kindern dieſes ſchöne Werk. Sie haben den Styl, den Sie wollen. Wenn Sie wollten, Sie ſchrieben wie Salluſt. Nicht Ruhmbegierde, aber Kunſtliebe macht, daß man ſchön ſchreibt.

Sagen Sie mir doch, wie Ihnen mein Deutſch vorkömmt? Ich liebe deutſch zu ſchreiben, verſtehe aber nichts von den Sprachregeln, und werfe meine Worte hin, wie ſie kommen. Die Seiten aus meiner »Nationalbildung«, die Troxler mir geſchickt hat, ſchienen mir wohl geſchrieben. Träum' ich? Adieu.

v. B.

28.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 17. Mai 1825.

Nichts hat mir in Ihrem letzten Brief ſo wohl gefallen, als der Ausdruck: »Ich bin ganz ſcandalös geſund und habe den ganzen Winter nicht eine unliebliche Minute gehabt.« Den Ausdruck ſchickt' ich heut meinem vieltätigen, 74jährigen Freunde, dem Altbürgermeiſter v. Tſcharner, zur Ermunterung nach Chur. In der That, wie komiſch es auch ſeyn mag, daß eine ehrlich behauptete Geſundheit zum Scandal werden ſoll: mögen doch manche unſerer jungen Zärtlinge und Serblinge Aergerniß an der unzerſtörbaren Lebens- und Geiſteskraft erlauchter Greiſe nehmen, wie deren Sie, neben Ihrem König Göthe, einer ſind.

Sie mögen ſchreiben in welcher Sprache Sie wollen, franzöſiſch oder deutſch, Sie ſchreiben wahrhaft gut. Es giebt keine Regeln für den Styl; ehmals glaubt' ich das nicht. Man ſoll die Jugend nur zum Reichthum von Worten und zur Gewandtheit im Ausdruck bringen, dann giebt ſich die Schreibart von ſelbſt, und wird, was der Geiſt iſt,

der seinen Gedanken in das Wort einschleiert, um ihn andern Geistern übergeben zu können: gedrängt oder breit, kräftig oder lahm, fließend oder holpricht, gefällig oder abstoßend, je nachdem der Geist selbst stark oder matt, in sich hell oder nur dämmernd, von gleicher oder ungleicher Laune ꝛc. ꝛc. ist. Die Fehler in der Darstellung des Gedankens sind meistens die unmittelbaren Fehler, nicht sowohl des Organs, sondern des darstellenden Geistes und seiner Unbeholfenheit. Darum hat jeder (wenn er kein Affe ist) seine individuelle Schreibart; sie ist die Physiognomie eines unsichtbaren Wesens.

Sie aber sind einer von denen, die nicht mehr schlecht schreiben könnten, wenn Sie auch wollten. Ihr Homme ist darum ein homme comme il faut, weil Sie ein Vollendeterer sind. Will's Gott, wird aus mir auch noch etwas, wenn ich dreißig Jahre älter bin.

Unser Aarauer Himmel war so herrlich wie Ihr Genfer. Hätte er doch nur die „Sünde" beibehalten, warm und austörrend zu seyn, wie Sie sagen. Jetzt ist er rauh geworden, und hat sogar Hagel auf die Blumen geworfen, die er hervorrief; seinen Styl also nicht gebessert.

Was Sie von meinem Sohn Theodor sagen, hat mich, und noch mehr seine Mutter, gefreut. Der Geheimerath v. Utzschneider führte ihn durch München in mehrere Häuser, um ihm ein Zimmer zu suchen. Am Ende wählte sich der Bursch ein sehr bescheidenes, aber in der Mitte einer englischen Gartenanlage. Als er nach dem Miethpreis fragte, kam heraus, daß ihn Utzschneider nur in verschiedene seiner eigenen Häuser zur Auswahl herumgeführt hatte. Jetzt mußte er da bleiben. Nun kömmt Alexander v. Humboldt nach München, wird bei meinem Freund wohnen und, denken Sie sich Theodors fromme Freude! neben Theodors Zimmer. Der macht schon Pläne zu Fragen, wie ich gegen Matthisen, wenn er kömmt; ich sage wenn, — er hat mirs schon ein Paar Jahre versprochen.

Denken Sie nicht nach Luzern zur Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft zu gehen? Sie kommen zu mir; wir gehen dann mit einander. Wenn mein Sohn Emil künftiges Jahr, als Zinngießergesell, nach Genf wandert, statt' ich Ihnen den Gegenbesuch ab. Der arme Teufel muß jetzt bei Demosthenes und Kegelschnittberechnungen schwitzen, Suppenteller giessen und sich mit dem Gewehr auf der Schulter, im Aarauer Marsfeld, vom Trüllmeister zum Vaterlandshelden dressiren lassen.

Herr Sauerländer veranstaltet eine Sammlung meiner zerstreuten Aufsätze und Arbeiten in Duodez. Sagen Sie mir, ist davon nach

Genf gekommen? Soll ich sie Ihnen schicken? Ich weiß nicht, und im vollen Ernst nicht, ob's für die Welt nur der Mühe werth war, und wundre mich selbst, daß er eine Auflage von 4000 Exemplaren machen konnte. Nicht über den Buchhändler, sondern über die Buchleser wundre ich mich, die doch Schiller und Müller, Herder und Bonstetten, Wieland und Pestalozzi u. s. w. haben. Item, ich hab's, als ehrlicher Mann, in der Vorrede vor Welt und Nachwelt (wenn's für mich eine giebt) erklärt: was ich geschrieben, sei von wenigem Werth.

Adieu, mein Heros!

H. Z.

29.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 27. Mai 1825.

Ich schreibe Ihnen jetzt nur zwei Worte, um Ihnen Hrn. Simond zu empfehlen. Er ist in Schinznacht und wünscht Sie zu sehen. Er ist mir ein ganz lieber Mann, und würde es auch Ihnen werden, wenn Sie ihn kennten, wie ich. Viele Leute, besonders Damen, fürchten sich vor seinem Ernst und seinem Stillschweigen. Ich habe ihm oft seine Miene vorgeworfen. Er erzählte mir, wie er 27 Jahre lang in Amerika gelebt hätte, ohne zu sprechen, als an den Sonntagen, wenn man ihn besuchte. Er hat viel Originalität in seinem Wesen; widerspricht mir oft, nicht aus Rechthaberei, aber weil er seine eigenen Ansichten hat, die ich immer gern höre, auch wenn er meine liebsten Gesinnungen zu verwerfen scheint. Ich kenne keinen bessern Mann. Wenn er an eine Ihrer Lieblingsideen anstößt, so fragen Sie ihn — warum? — dann kommt immer etwas Gutes oder Originelles heraus.

Wir haben hier Unglück auf Unglück. Man hat den Sohn von unsers Pictets Engelstochter, einen jungen Menschen von zwanzig Jahren, seiner Mutter gebraten und in Stücken gebracht. Er arbeitete bei einer Feuersbrunst. Die obere Etage fiel zusammen und schlug den jungen Mann sammt drei andern in Stücken. Die beste Mutter, das beste Weib, das ich kenne — verliert in einem paar Monaten den herrlichen Onkel, den geliebtesten Vater, den besten Sohn! — Hier sterben meine besten Bekannten und Freunde. Ich muß bald wie der Bär an meinen Pfoten lecken. Also lieben Sie mich per caritä.

v. B.

30.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 30. Juni 1825.

Seit Ihren »zwei Worten« über Herrn Simond ſah ich kein drittes mehr von Ihnen. Dafür erwarte ich dieſe Woche Ihr Bild. Weil uns der Sündenfall unſrer bedauernswürdigen erſten Eltern um's Paradies gebracht hat, nehmen wir ja auch mit guten Kupferſtichen daran in der Bibel vorlieb.

Ich machte unlängſt einen Abſtecher nach Schinznach, um Ihren Herrn Simond nur einmal zu ſehen. Er war ausgeflogen. Man meinte, er ſei im Wäldchen. Ich ließ den Wagen ſtehen, und durchſtrich alle Gänge. Meine Jagd blieb eitel.

Eine Woche nachher kam er mit einem Herrn zu mir, der nach Genf zurückreiſete, und den er begleitet hatte. Das war aber nur ein flüchtiges Daſeyn, weil er wieder gleich zurück wollte; und der dritte Mann hinderte, daß er mir ganz gehörte. Aber er gefiel mir; ſein Auge iſt bedeutſam. Er ſpricht gut, und war mit mir nichts weniger, denn ſo einſilbig, wie er in Amerika geweſen ſeyn mag. Zwei Drittel unſerer Zeit waren Sie unſer Gegenſtand, wie Sie wohl denken können. Dann Ihr Homme: »das iſt eine Luſtwanderung (promenade)«, ſagte er: »wo ganz ungeordnet die reizendſten und ſeltenſten Blumen durcheinander aufblühen.«

In der Züricher Zeitung leſ' ich: Matthiſon ſei zu Bonſtetten gereiſt. O warum kennt' ich denn nicht der dritte Mann dabei ſeyn? nicht um ein Triumvirat vollzumachen, ſondern nur, zwei meiner edelſten Unſterblichen beiſammen zu ſehen. Warum ging Matthiſon an meiner Einſiedelei vorüber? Sie Glücklicher, zu dem ſich die Könige der Erden- und der Geiſterwelt drängen! Aber Sie verdienen es.

Ich leſe jetzt mémoires und mémoires. Die des Directer Gohier zeichnen einen ſterilen, republikaniſchen Geiſt, der nicht an die Spitze eines großen Reichs gehörte. Die der Frau von Genlis enthalten unausſtehliches Alten-Damengewäſch; ſogar die des Kammerdieners Clery, wiewohl ſich die Kammerdienerei nirgends verläugnen mag, intereſſiren mich mehr. Er möchte aber den Rapinat zu einer Art ehrlichen Mannes prägen.

Freuen Sie ſich denn gar nicht über die Fäuſte der Griechen? Sie ſchlagen einen herrlichen Schlag, trotz des heiligen Mißfallens der chriſt-

Küsten, jene fruchtvollen Fluren seit Jahrhunderten Sitz und Wehre gewissenloser Räuber bleiben, deren barbarischer Stolz sich in Demüthigung europäischer Fürsten und Mißhandlung von deren Unterthanen gefällt. Soll dort nie Europa's Gesittung hergestellt werden? — Ist unserer Zeit die Zähmung jener Halbwilden so schwer, während Rom einst das ungleich mächtigere, nebenbuhlerische Karthago überwand, und der Stamm der ungeschlachten Vandalen, nachdem er die deutschen Ostseeufer mit Spanien vertauscht hatte, in kurzer Frist von Tanger bis Tripoli Herrscher ward? Wie tief ist die Wiege der alten Weisheit, Aegypten, in Verachtung und Wildheit gesunken!.

Es ist keineswegs zu bezweifeln, daß nicht schon im Jahrhundert des Messias Erleuchtete gen Aegypten gekommen seien, auch wenn die von Eusebius und Hieronimus bewahrten Sagen nicht zu erweisen wären, daß Markus, der Evangelist, Gründer der alexandrinischen Gemeinde gewesen. Finden wir doch schon in den heiligen Schriften selbst der Jesusbekenner Anwesenheit in Nordafrika (Cyrene), auf Cypern, Creta und den Inseln des ägäischen Meeres gedacht. — Pantänus, der Weltweise, war im zweiten, Origenes, der vielthätige Kirchenvater, war im dritten Jahrhundert der Ruhm des in Alexandrien aufblühenden Christenthums. Es breitete sich von hier der Glaube hinauf in die

lichen Legitimität. Gestern bekam ich einen Brief von einem Freunde zu Cusco in Cuba: er ist vom 12. April und fürchtet politische Erschütterungen. Aber das ist mir auch eine heillose, unglaubliche Schlaffheit im Leben jener spanischen Kolonialverwaltungen. Ein Wunder, daß in solchen Ländern nicht längst schon Alles von selbst auseinander gefallen ist. O wunderbare Allmacht der Gewohnheit! Kommen Sie nicht zu den Naturforschern nach Solothurn? Ich möchte da gern mit Ihnen in der reizenden Einsiedelei lustwandeln, während meine Collegen nach Belieben in den Stuben forschen könnten.

Ich gebe diesen Brief dem Hrn. v. M. . . mit, der ihn noch über ein Paar Walliser-Gletscher tragen will, ehe er zu Ihnen gelangt; sonst würde ich Sie bitten, Ihren Matthison, den ich den meinen nicht nennen will, freundlich von mir zu grüßen.

Leben Sie wohl. Lieben Sie mich. Schreiben Sie mir, wer Sie besucht hat, was man Ihnen gesagt hat, und ob unter allen ein Einziger war, der in Wahrheit behaupten konnte, er liebe Sie mehr, als

Ihr H. Zschokke.

31.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 1. Juni 1825.

Sie haben mir Pretiosa zu Ihrer Biographie geschickt, die mich hoch ergötzten. Wie wurde doch Ihr reiner, schöner Jugendgeist verkannt! Es mahnte mich an die schiefe Beurtheilung meiner selbst in den Kindertagen. Der bessere Jüngling kann nicht anders, als nach dem Vorbilde des Guten und Schönen streben, das in ihm, als vernünftigem Wesen, lebt; unmöglich nach Erfahrungen, weil er *keine* hat. Nun halten ihn die Leute für einen Querkopf; sie meinen, das Einzigwahre müsse sich den wandelbaren Regeln der Erfahrung unterwerfen, da doch eigentlich die Erfahrung durch Ideen geläutert, gemeistert, geregelt werden muß. Man stellt überall im gemeinen Leben die gemeine Klugheit hoch über das Unwandelbare der Vernunft, und daher sehen wir unter den Menschen mehr selbstsüchtig-schlaue Thiere, als gute Menschen.

Ihre *Scandinavia* *) hat mich wunderbar angezogen. Der Norden hatte von frühester Jugend auf für mein Gemüth einen ganz eigenen Reiz. Es ist dort eine andere, zwar arme, aber darum erhabene

*) La Scandinavie et les Alpes. Par Ch. Viet. de Bonstetten. Paris 1826.

Welt. Auch das Weltmeer und die Wüste und die Nacht bringen das Gefühl des Erhabenen, eben in ihrer Armuth am bunten Mannigfaltigen. Ungemein interessante Bemerkungen fand ich darin. Ihre Seite 7 mit der pente rapide des Alpes laponnes tournée á l'Ouest stürzte mir, wenn sich im Norden das allgemein zeigt, eine alte Hypothese um. Ich wollte, Sie hätten die Quellen zu Ihrer Note Seite 8 genannt.

Die Granitblöcke u. s. w. im Norden der Schweiz sind nicht so selten, als Sie S. 33 vermuthen; im Jura selbst fand ich wenige; aber wenn Sie mich einmal besuchen, zeig' ich Ihnen deren bei Mellingen, Villmergen ꝛc. gewaltige Massen.

Ich wollte, Sie hätten le pin du Nord S. 70 näher beschrieben. Das ist durchaus eine andere Pinus-Art, als die unserer Thäler (p. sylvestris) und Alpen (p. mugho). Ich habe Zapfen aus dem Aeußersten Norwegens*) bekommen, die ganz verschieden von den hiesigen sind. Dies Frühjahr habe ich Samen davon säen lassen. Es ist auch nicht p. maritima des südlichen Frankreichs.

Ihre Idee, vom Hervorgestiegensenn der Berge, hat eine hohe Wahrscheinlichkeit.

Das Faktum in der Note zu S. 43 ist eine psychologische Curiosität. Sagen Sie, wer war auch der Redner in Versen im großen Rath zu Bern? Hat er vielleicht, als ächter Vates, geweissagt in seiner Extase?

Das Kompliment, welches Sie in der Vorrede p. VII. den Bernern machen, werden diese nur als halben Ernst annehmen. Aber Sie thaten recht. — Ihre ganze Reise in den Norden hätte ich ausführlich lesen mögen, statt der flüchtigen Andeutungen in der Vorrede. Denn wahrhaftig, Sie sehen auf Reisen mit noch andern Augen, nicht mit den zwei irdischen allein. Ich glaube beinahe, Sie vermuthen selber nicht, wie viel Sie sehen; aber ich fühle es, denn Sie haben mich mehr denn einmal mit Ihrem Scharf-Bemerken überrascht. — Ich halte es für einen nicht geringen Verlust an meinem Leben, daß ich Springinsfeld nicht der Freund Ihrer Blüthenzeit gewesen bin. Aber ich danke dem waltenden Schicksal, mich vielleicht zum letzten und spätesten Freund in der heiligen Reihe der Vorangegangenen gemacht zu haben. Wie beneide ich die, denen Sie das Je vous dois le bonheur de ma vie! zurufen.

*) Ich sehe nach und finde, der Zapfen ist aus der Gegend von Drontheim, wo diese Pinus-Art in Menge wächst.

Ich bitte, wo ist denn Ihre Uebersetzung der Saga, vom Regner Lodbrok gedruckt, in der eine Wiflisburg erscheint? Sind denn etwa von den Kymern und Teutonen aus Divikо's Tagen in den Norden zurückgekehrt und haben da von unserm Helvetien geplaudert? Wie in aller Welt kömmt das alte Skanzien zu unserer Wiflisburg nicht nur, sondern auch sogar zu unserm Tell und Apfelschuß?

Nothwendig muß ich einmal wieder Mund gegen Mund mit Ihnen reden; die Gänsefeder geht nur für Gänseneugier rasch genug, aber nicht für mich, den Eva's-Sohn. Ich küsse Sie.

H. Z.

32.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 9. Juli 1825

Ich habe endlich die liebe Hand wieder gesehen, die ich so lange entbehrt hatte. Ihr Antonio hat mir den Brief gebracht. Endlich wird mein armes Bild bei Ihnen angelangt seyn.

Lesen Sie ja *Staël* lettres sur l'Angleterre. Die ersten sechs Briefe sind unbedeutend und pedantisch, das Uebrige vortrefflich und neu. Da sieht man erst, was ein freies Volk ist. Sie sollten so etwas über die Schweiz schreiben.

Der liebe Matthison ist so trauernd, daß er nie weiß, was er thun will? Wir haben wieder gute Tage mit einander verlebt. Matthison hat unter meinen Manuscripten gewühlt, und mir Reisen in Italien in vier Theilen vorgelesen, die mich ganz komisch entzückten. Ich wußte gar nichts mehr von diesem Werke. Es ist deutsch geschrieben. Der Styl ist äußerst gedrängt, doch frei und blühend. Hab' ich das geschrieben? sagte ich oft, und Matthison mußte mir meine eigene Hand vorweisen. Ich bin immer so mit der Gegenwart beschäftigt, daß ich alles Vergangene vergesse.

Wenn Sie nach Solothurn gehen, bin ich in Versuchung, auch hinzugehen. Dumont will nach Luzern. Ich denke auch hinzugehen. Ich denk' es mir! Man reiset so schnell und bequem im sanften Boot der Gedanken! Darin hab' ich schon hundert Reisen gethan.

Capodistrias will Sie in Aarau besuchen — er durchreiset die Schweiz. Er hat officielle Nachrichten, daß von der Flotte des Kapitain Pascha von 100 Schiffen 73 gesunken, 2 Fregatten und eine

Goelette verbrannt, 16 genommen waren. Der Kapitain Pascha selbst ist nach Candia entronnen. Aber die Griechen sind uneinig unter sich. Adieu in Eil.

v. B.

P. S. Ich bin in Lausanne gewesen; die guten Vaudois schlummern wieder ein. Müßiggang nimmt zu; also alles Gute ab! Wie Schade. Die Revolution war nur ein Nießpulver. Adieu! Adieu!

33.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Ich hoffe, Sie sind krank, todt, oder so etwas. — Besser so, als Vergessenheit.

Ich möchte wirklich über Preßfreiheit schreiben; darum ich wünschte: daß Sie mir die vielfältigen Erfahrungen, wenigstens die auffallendsten, mittheilen würden. Niemand hat mehr angestoßen wie Sie, welcher der Erste sich gewagt hat, in diese dantischen Bolge, oder Abgründe der Dummheit zu tauchen. Haben Sie keinen Bekannten in Tessin? Diese Italiener sollten uns von der alten Regierung erzählen. Wenn Sie, oder andere vernünftige Leute hingehen, tragen Sie ihnen doch auf, sich recht da zu erkundigen, um diese Regionen des Unsinns der Nachwelt aufzudecken. Auch die Thurgauer könnten sprechen!

Ihre Kinder sind ganz merkwürdige Erscheinungen. Die sind im siebenzehnten Jahr ganz Mann, und mehr wie die meisten. Sie stehen da geldschwer, man fühlt, daß sie allen Schicksalen gewachsen sind.

Hier arbeitet man an einem Liebesgesetz, so hart wie das Perronegesetz. Die Liberalen sogar wollen es so. Der Himmel weiß, welcher merhitische Hauch sie anbläst. Die Schweizerregierungen, besonders die alten, werden sich nie selbst bessern; alles Gute kommt von aussen, und man will die Fenster zumauern.

Aber ich vergesse, daß ich böse bin; also Gott empfohlen.

v. B.

34.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 19. Juli 1825.

Sie haben also angenehme Tage mit Matthisen gelebt? — Ich hoffte heimlich, er werde auch in meine Klause einkehren. Ich hoffte

vergebens, zwar nicht auf Tage, wozu Sie wohl berechtigt seyn können, aber doch auf Minuten. Wohin ist er jetzt? Wüßt' er, wie lieb er mir wäre, er würde mir ein Almosen zugeworfen haben im Vorübergehen. Statt dessen bin ich mit Besuchen von Reisenden geplagt, denen ich sie gern erlassen möchte. Aber die Götter kehren nicht bei mir ein.

Wie gern hätt' ich Ihre italienische Reise von Matthisons Munde gehört! Werden Sie oder Matthison nicht diese Commentarien oder Scholien zu Ihrem Latium herausgeben?

— — Daß die Regierung von Appenzell Innerrhoden einst bei der aargauischen klaghaft und naiv einfragte: wer mir zu meiner Geschichte des Schweizerlandes das 55. Kapitel (Geschichte des Landammann Suter) eingeschickt habe, scheint mir kaum so merkwürdig, als daß die Regierung von Aargau selbst die Preßfreiheit beschränkte und Censur einführte wenige Tage nach Erscheinung meiner Schrift im Jahre 1823 über eine große Angelegenheit des eidsgenössischen Vaterlandes, die mit Beifall (wider Vermuthen der Regierung) aufgenommen wurde; oder daß der letzthin versammelte große Rath von Luzern die Aufhebung des Verbots vom Volksblatte des Schweizerboten mit fast allen Stimmen verlangte und bewirkte, welches Blatt der kleine Rath daselbst zuvor unterdrückt hatte. Ueberall nimmt man mehr und mehr wahr, daß die Regierungen nicht immer mit dem Volk gehen, und wehe, wenn republikanische Regierungen zum Volk sprechen: Unsere Wege sind nicht deine Wege!

Aber wie ängstlich, wie des heiligen, schweizerischen Asylrechts vergessen, kann Ihre Genfer Hochpolizei seyn, daß sie dem guten Jüngling Antonio *), der in Genf studiren wollte, der fünf Jahre unangefochten in Aarau wohnte, keine Aufenthaltsbewilligung geben will, weil der spanische Gesandte den unter den Cortes von illegitimer Behörde ausgestellt gewesenen Paß nicht anerkennen mag! Das gehört zur Charaktergeschichte der Schweizerregierungen unserer Zeit.

Adieu! Ich bin Ew. Unsterblichkeit

unsterblicher Freund H. Z.

*) Sohn einer spanischen achtbaren Familie, in die Schweiz geschickt, um hier erzogen zu werden.

35.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 18. September 1825.

Nun, lieber Zschokke, nun ich vor Ihnen erscheine, schäme ich mich meines langen Schweigens. Aber nichts ist langweiliger, wie Entschuldigungen zu machen. Ich schwebe lieber leichtsinnig vorwärts auf rosigen Gedanken, oder reite gar wie der heilige Denys auf Lichtstrahlen. Vorwärts geht die Welt, also auch mein Gedanke. Mit allem dem schönen Vorwärtsgehen bin ich aber seit ein Paar Tagen in mein achtzigstes Jahr eingerückt, und doch ganz lustig angelangt. In meinem fünfzigsten dachte ich ernsthaft an das vorschwebende Alter — im achtzigsten gar nicht. Es giebt kein Alter für die Seele; der Tod ist überall, das Alter nur wenn man's haben will. Ich mag es gar nicht. Denken ist Jugend, Nichtdenken ist Alter und Tod. Das verstehen Sie noch besser wie ich.

Sie glauben vielleicht, ich hätte am Homme du Nord gearbeitet? kein Wort. — Als ich an die Preßfreiheit wollte, fand ich so viel neue Gedanken, daß ich lieber ein Buch darüber geschrieben hätte.

Ich arbeite viel und leider vieles, und lebe nicht nur mit Europa, sondern mit aller Welt. Die Fremden fallen uns wie Wachteln zu; viele kommen zu mir. Ach' wären Sie auch ein Zugvogel!

Was machen Sie aus Theodor? Als Sie von Humboldt sprachen, dachte ich: Amerika wäre eine prächtige Laufbahn für Ihre Jungen. Amerika ist ja so nahe, daß hier ein Amerikaner ein schönes Landgut hat, wo er im Sommer wohnt. Im Winter geht er nach Amerika.

Erzählen Sie mir von Luzern. Für solche Sachen bin ich alt. Hier ruhe ich, und lebe einsam bis 2 oder 3 Uhr, arbeite und denke. Wenn ich diese Ruhe nicht habe, so tauz' ich nichts.

Sobald ich an meinen Homme du Nord wollte, drängten sich tausend Gedanken zusammen. Ich wollte das Kapitel amitié nehmen. Da fiel mir ein prächtiger Gedanke ein. Ich schrieb die Geschichte aller meiner Freundschaften, welches mich mächtig anzog. So wollte ich meine mémoires schreiben. Amitié, amour, éducation, Berne, études, voyages, la Suisse, und enden les quatre ages de ma vie! ein herrlicher Plan; die beste Art Memoiren zu schreiben. Da kam die Metaphysik, und ich fiel in tiefe Gedanken, die ich hoffe, bald beendigt

zu haben. Das strenge Denken zieht mich an. — Was nicht systematisch ist, hängt von meiner Laune ab. Arbeiten thu' ich nach meiner Art alle Tage, und habe ein Halbdutzend halb ausgebrüteter Hühnlein im Nest. — Wann kommen Sie zu uns? Adieu!

v. B.

36.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 19. September 1825.

Hätt' ich wissen können, ehrwürdiger Jüngling, daß Sie in Ihr achtzigstes Jahr »ganz lustig« — vielleicht lustiger, als einst in Ihr achtes — eingetreten wären: ich hätte Sie wahrlich nicht mit meinen Briefen geplagt. Aber eben Ihr Schweigen machte mir bange; ich fürchtete, Sie wären unpäßlich, und in Luzern stillten die Antworten auf mein Fragen nach Ihnen zwar meine Bangigkeit, aber nicht mein neugieriges Verwundern.

In Luzern war ich nur anderthalb Tage, denn meine Frau und eine ihrer Freundinnen holten mich, der vom Gotthardsberg kam, da ab.

Ich war schon im Frühjahr eingeladen worden, ins Urserenthal am St. Gotthard zu kommen, um über das Wäldlein ob dem Dorfe Andermatt Rath zu geben. Man zittert beim Schwächerwerden des Wäldchens vor dem Größerwerden der jährlich fallenden Lauinen. Ich begnügte mich nicht mit dem Wäldchen, sondern zeigte an Ort und Stelle hier das einfachste Mittel, die Lauinen zu brechen oder abzulenken, ja vielleicht ihr Entstehen zu verhindern. Aber das ist mir ein wunderliches Hirten- und Saumervolk! Es hätte in seinem achtmonatlangen Winter Zeit genug, über das nachzudenken, was es im viermonatlichen Frühling, Sommer und Herbst zu thun habe. Aber man denkt nicht. Man lebt da ganz urweltlich; hat man doch fast kein bestimmtes Maas für Flächenraum des Landes; keine Jucharte, Mannwerke, Morgen oder dergleichen. Das Land wird nur nach dem Werth seines Ertrags (Klafter Heu) verkauft, vererbt und getheilt. Weil viele Menschen einigen Verdienst haben, wenn sie eine Bürde Holz auf dem Rücken zwei Stunden Wegs bergauf von Geschenen bis ins Urserenthal um drei Batzen tragen können, verlangen die Leute keine Waldung im eigenen Thal. Jede Bürde Holz kostet aber im Ankauf zu Geschenen drei Batzen, folglich mit dem Trägerlohn sechs Batzen.

Ihr in Deutschland übersetzter Homme du Nord spricht nun auch die Deutschen an, als „der Mensch im Norden und Süden.“ Sie sind mit Recht der Mann zweier Nationen.

Die Geschichte aller Ihrer Freundschaften würde mich fast noch mehr, als die Geschichte aller Ihrer Liebschaften anziehen, denn von diesen letztern würden Sie nicht Alles sagen, sondern mehr zu ahnen geben; wie denn das Schöne selbst am meisten reizt, wenn es halbverschleiert ist. Aber Ihre Freundschaften! Welch eine glänzende Reihe meiner Vorgänger, die Sie, wie ich (und viele vielleicht kaum so) geliebt haben.

Ja, Sie sind, wie Horazens imberbis Apollo, der ewige Jüngling; aber ich beschwöre Sie, seyn Sie nicht mehr so flatterhaft. Lassen Sie Ihren Homme du Nord, — lassen Sie die Metaphysik, die Ihnen doch nichts anderes sagen kann, als, daß weder aus Nichts ein Etwas, noch aus dem Etwas ein Nichts werden könne, und wir unvergänglich und ewig sind, wie Gott und weil Gott, — lassen Sie Alles, und halten Sie Ihre quatre ages fest, die herrliche Idee! Wenn es Ihnen wie mir geht, so stehen die Ihrigen im umgekehrten Verhältniß zu denen der ovidischen Welt. Das erste war nicht das goldene, sondern das irdene; Ihr viertes ist das goldene, in dem sich mit dem gereiften Geiste des Mannes die Unschuld und Heiterkeit des Jünglings vermählten.

Ich habe zuweilen recht Heimweh nach Ihnen. Wenn Sie mir im Sommer schrieben, Sie gingen etwa nach Valeyres: so wär' ich bald da. Denn in Genf müßt' ich wieder viele Andere sprechen, und ich möchte Sie doch nur allein sehen und sprechen.

Leben Sie recht wohl. Wir haben bei uns nicht viel Neues. Es geht alles vortrefflich. Einer meiner Nachbarn, ein Halbnarr, ist diesen Morgen wider Willen gestorben, ein anderer hat sich aufgehenkt, also absichtlich.

Leben Sie wohl. Und wenn ich wohl leben soll, lassen Sie mich nicht wieder so lange in Sorgen.

Ihr H. Z.

37.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 16. Oktober 1825.

Fürchten Sie sich nicht, ich bin noch ein ganz lustiges Gespenst, obgleich ich Fleisch und Knochen im Siebenziger Decennio gelassen habe, um

deſto freier im Achtziger zu reiſen. Mir iſt in meinem Leben nie ſo wohl geweſen, und kämen Sie hier in eine Geſellſchaft, wo Alles in einem Winkel luſtig iſt, ſo bin ich da. Nie war ich beſſer zur Arbeit aufgelegt geweſen. Bin ich müde, ſo fahr' ich aus, und ſpaziere einſam, in dieſen herrlichen Tagen, an meinem Zauberſee, der jeden Tag neu und anders iſt, und doch immer derſelbe. Ich ſehe keine andere als nur gute Menſchen.

Würde ich über's Alter ſchreiben, Alle würden alt werden mögen, und die Dummen würden ſich aus Neid, wie Ihr Nachbar in Aarau, aufhängen. Das alles, lieber Zſchokke, habe ich der Liebe zur Wiſſenſchaft zu danken. Wer nicht denkt, wer nicht Flügel hat, um über der Erde zu ſchweben, wird vom Alter bald verzehrt. Die Kunſt, alt zu werden, wird eine Frucht der höhern Civiliſation ſeyn, ſo wie auch die Lage des weiblichen Geſchlechts ſich beſſern wird. Beide, die Alten und die Weiber, tragen noch etwas Unglück von den Zeiten her, als die phyſiſche Kraft allein herrſchte.

Alſo kommen Sie Anno 1826 nach Valeyres? Das iſt luſtig. Meine Kinder werden ſich freuen.

Sie ſind ein Hexenmeiſter, wenn Sie die Lawinen zu bannen wiſſen. Glücklich, daß die Urſerer Sie nicht verbrannt haben. Nichts iſt weniger bekannt, wie die Schweiz; Niemand kennt ſie beſſer, wie Sie. — Apropos, Ihre luſtigen Aufſätze in Ihren Werken amuſiren mich; Sie ſind ganz Swift, wenn Sie wollen. Allein Ihre Leichtigkeit, gut zu ſchreiben, macht, daß Sie ſich nicht ein monumentum aere perennius bauen. Ihre Schweizergeſchichte wird das meiſte überleben. Sie ſollten irgend eine Periode der Schweizergeſchichte recht nach allen Kräften bearbeiten, oder ein Gemälde unſerer Zeit ſchreiben. Was halten Sie von Vögelins Geſchichte?

v. B.

38.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 21. December 1825.

For god sake, ſagen Sie mir doch ein paar Worte über Luzern. Wir wiſſen hier, was in der Schweiz vorgeht, nur aus Zeitungen. Sie kennen das Innere — das Weſen — beſſer, wie wir, und Sie haben Zſchokke-Augen.

Welche Parteien sind in jener dunkeln Stadt? Die Greueltaten, die daselbst vorgehen (Felber-Keller), und die gigantische Diebsgeschichte von 1500 Diebstählen ꝛc. ꝛc. sind so titanisch, daß ich mich sehne, etwas von diesem Riesen-Drama durch Sie zu vernehmen.

Die Polizei dieser Staaten ist ein wahres Kuriosum. Ich male mir bisweilen ein politisches oder moralisches Museum vor, wo die Produkte unseres Gehirns linnäisch hingestellt wären.

Sie haben mir einmal geschrieben, ich möchte Ihnen doch etwas über meine geistige Bildung sagen. Haben Sie in der Minerva meine Jugendgeschichte gelesen? Matthison hat das Ding, ohne mir es zu sagen, aus meinen Briefen gezogen und in die weite Welt geschickt. Ich habe mich sehr an mir erlustiget, aber was werden die Berner sagen! Was sagen Sie, wenn Sie es gelesen haben? — Matthisen läßt meine Briefe bei Füßli drucken. Aber ich übersehe sie zuerst.

Ich zittere, wenn ich bedenke, was aus mir geworden seyn würde, falls ich in Bern geblieben wäre. Habe ich Ihnen nicht schon erzählt, wie ich da herausgekommen bin? — In meinem dreizehnten oder vierzehnten Jahre machten die großen Buben (die ältern) eine Partie in die Matten, um den jungen Unterricht zu geben. Wir waren wohl zwölf oder mehrere. Die Thüre war zugeschlossen und man marschirte prozessionsweise zum Venusaltar — ein altes grünes Kanapé mit einem fetten Weib bedeckt. — Ich sprang zum Fenster hinaus, und ließ meinen Vater eiligst rufen. Der kam im Mantel und Rabat aus dem Rathhaus. Ich erzählte ihm den Greuel, bat ihn, mich von Bern zu entfernen. So kam ich nach Iverdon.

Ihr Schweizerbote ist das nützlichste Buch, das je ist geschrieben worden. Wie viele Exemplare werden gekauft?

Was sagen Sie zu der traurigen Nachricht von Kaiser Alexanders Tod, der ganz Europa erschüttert? Capodistrias ist vor Gram niedergedrückt. Die Fonds hier sind gefallen. Die ganze Welt wird mehr oder weniger diesen Tod fühlen. Amerika ist die andere Welt, die bessere, die Welt der Zukunft! Werden Sie keinen von Ihren prächtigen Jungen dahin senden? Leben Sie wohl, so wohl wie ich.

v. B.

Einsamkeiten der Thebais, der ersten Pflanzstätte christlichen Mönchthums; und durch Nubien bis Habesch, zu einer dessen Hauptstadte, Axum (Auxumis) geheißen, wohin der Aegypter Frumentius den Glauben trug.

Als Konstantinus vom kaiserlichen Throne herab Befehl erlassen hatte, das Christenthum solle Religion der römischen Welt sein, ward es gefährlich, Heide zu bleiben. Zwar schon vor ihm war das Kreuz längs dem Mittelmeer bis jenseits der Säulen des Herkules gepflanzt worden; schon hatte Karthago der Christenheit berühmte Lehrer gegeben: nun aber verliessen Römer und Afrikaner zu Tausenden die Altäre der gestürzten Götter, um sich anbetend vor dem Sohne Mariens niederzuwerfen.

Wäre das Heiligthum des Christusglaubens nicht vorher von menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken getrübt worden, würde es durch Konstantins und seiner Thronfolger Maasregeln geschehen sein. Denn die Millionen, welche sich so jählings nun zum Kreuz wandten, weil sie Schirm vor Verfolgung, oder Aussicht zu weltlichen Beförderungen suchten, oder weil sie dem Strome der Menge folgten, konnten nicht die innere Welt ihrer Begriffe und Gefühle so schnell wechseln, als den Altar eines heidnischen mit dem eines christlichen Tempels. Sie nahmen nur neue

39.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 17. Januar 1826.

Ich muß Ihnen ein Paar Worte ſchreiben! Zwei Tage hab' ich mit Ihnen gelebt. Geſtern Abend blieb ich allein. Alle Geſellſchaften und Soirées ſind vor dem Tod einiger Magiſtraten verſchwunden. Ich blieb zu Haus mit Ihrem Blondin von Namur. — Nach meinem Sinn eine merkwürdige Erſcheinung. Ich kenne keine deutſchen Erzählungen, in denen man nicht die Abweſenheit der großen Welt, und etwas vom einſamen Leben der Verfaſſer fühlt, in welchem ſich die Begriffe der Breite nach dehnen, weil ſie an Niemand anſtoßen. Als Kunſtſtück iſt dieſes kleine Gemälde unübertrefflich. Nur müſſen die drei letzten Seiten weg. — „Tu ama" und „kniete vor der Göttin nieder." — Da muß es enden. Das übrige iſt ein todter Stiel, und verdirbt das Vorgehende. Ich war ordentlich böſe über dieſen Ratzenſchwanz.

Die Prinzeſſin von Wolfenbüttel iſt anziehend. Doch iſt im Anfang zu viel metaphyſiſches Geſchwätz; kömmt man aber einmal weiter in den Strom, ſo iſt alles ſchön und hinreiſſend; alle Blähungen verſchwinden. — Nicht vergebens fängt Virgil die Eneis mit einem Sturm an. Haben Sie nie bemerkt, wie ein mittelmäßiger Muſiker Mühe hat, zu enden? — Nur die Beſten enden, ohne zu fallen.

Difficile est communia dicere, ſagt Horaz. Nichts iſt komiſcher und hinreiſſender wie die Leute in Ihrem Blondin von Namur. Moliere, La Fontaine, Le Sage haben nichts Beſſeres. — Die Jaqueline, die Laube, dann die Herzogin, wie das alles gedrängt iſt. Alle Worte werden zu Gold. Die Hexereien ſind ſo natürlich, daß Sie wirklich ein Hexenmeiſter ſeyn müſſen. Hätten Sie in Paris gelebt, Sie wären der Molière unſers Zeitalters.

Rerac! Rerac, mein liebes Rerac! Ich bin der Letzte in Heinrichs IV. Kabinet geweſen. Die Maurer waren da, um die Mauer abzubrechen. Ein gothiſches niedliches Kabinet, graugrün mit gothiſchen Fenſtern. Das übrige vom Pallaſt war abgebrochen; ſo entſtand ein großer Platz. Noch blieb eine Treppe, die in einem unterirdiſchen Gang an die Baize führte, ein kleiner dunkelgrüner, ſchleichender Strom, der neben dem Park vorbeifliegt, welchen Heinrich ſelbſt angelegt hat. Sonderbar, ich ſah die Leute über den Platz gehen, und mitten im

Platz verſchwinden, weil ich die Treppe nicht ſah. Die Leute von Nerac liefen mir nach, um von Heinrich IV. zu erzählen. Man hätte geglaubt, er ſei eben weggegangen! „A qui est cette maison blanche, là-bas sur la Baïze?“ — Bondieu, Monsieur ne le sait pas? — Non, à qui donc? — A Florette. — Qui est Florette? — C'étoit la premiere amour du bon Henri, la fille de son Palfrenier. — Man nannte ſie auch Marianne. Im Parke, der recht ſchön iſt, zeigte man mir ein Häuschen oder eine Kapelle hinter dem Brunnen zwiſchen zwei Linden, die Heinrich und Marzerite, ſeine Frau, gepflanzt hatten, dans un moment de réconciliation. Ich nahm Blätter von der heiligen Linde. Weiter war ein Monument — ein Kabinet erbaut, als Ludwig XIII. auf die Welt kam. Alles ſprach von Henri, le cher Henri, le bon Henri, il a tout fait, tout planté. Wie bald die Nichtliebenswürdigen vergeſſen ſind! In Condom, wo Boſſuet gelebt hat — lange nach Henry — erinnert ſich kein Menſch an den derben Theologen, an den großen Biſchof, während im Bearnois alle Kinder, beſonders alle Mädchen — von Henry ſprechen. — Ach die Bearnois und noch mehr die Basken — das ſind liebe Leute; — die Basken, das merkwürdigſte Völkchen in Europa!

Ich habe nun Ihre Florette geleſen, ſehr artig, rührend — aber es ſind zu wenig Lokalfarben darin. Ich erinnere mich an die Quelle, recht hübſch, antik, von Henry ſelbſt gezeichnet, zwiſchen den beiden Linden. — Auch glaube ich, da einen Teich geſehen zu haben — die Quelle iſt ein Park, nicht fern von Florettens Haus, — die Baïze fließt dazwiſchen; ich denke, es war da ein Weg. Das Schloß war in der Ebene an der Baïze nach einem Park von Buchen und Ulmen, glaub' ich, ſehr dick. Die Königin ritt damals zu Pferd en croupe hinter einem Bedienten. Noch heut ſieht man da Damen ſo reiten hinter einem Mann. Ich war zu Pau im Kabinet, wo Heinrich in die Welt kam. Man zeigt die Stelle des Bettes. Das Schloß zu Pau war ſehr ſchön, iſt noch heut ſchön. Da zeigt man Meſſer, Gabel und Löffel vom kleinen Henry, auch ſeine Wiege, eine Schildkrötenſchale.

e. B.

40.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 17. Januar 1826.

Diesmal weiß ich wohl, wie meinen Brief enden, aber nicht, wie anfangen? — Unverzeihlich lange ließ ich Ihre liebe Zuſchrift unbeantwortet. Aber gerade an der Gränzſcheide zweier Jahre häufen ſich Geſchäfte aller Art; und dann treten noch die Weihnachts- und Neujahrsfreuden, wie Dämone, dazwiſchen und ſchwellen die Flut an. Was aber die Sache noch ſchlimmer machte, ich ſelbſt that das Nöthigſte nicht in gehöriger Art und Ordnung; mich beſchäftigte ein anderer Gegenſtand, der mir ein wahres Fieber verurſachte, und den Sie wahrhaftig nie errathen würden: — eine Unterſuchung über die farbigen Schatten, ihr Entſtehen, ihr Geſetz, ihre Bedeutſamkeit in der Natur.

Seit Jahr und Tag hatt' ich darüber Beobachtungen angeſtellt und aufgezeichnet, und konnte den Schlüſſel zu den räthſelhaften Erſcheinungen nicht finden, bis ich endlich zuſammenrechnete und mir die Sache unerwartet klar ward. Meine kleine Abhandlung darüber wird nun abgedruckt, und ich werde Ihnen davon nächſtens ein Exemplar zukommen laſſen.

Ihre kleine Jugendgeſchichte, — ob ich ſie im Almanach geleſen habe? — Können Sie zweifeln? Und was ich dazu ſage? — Ich habe Sie zweimal geleſen!

Man lernt aus den Paar Bogen mehr Weisheit, als aus Hallers vier dicken Bänden über die Staatenreſtauration; und der kleine, zarte, blöde Knabe iſt intereſſanter als mancher Rathsherr in Degen und Perüke, und mancher Feldmarſchall in Uniform. Wie Ihr Geiſt, in ſeiner gegenwärtigen Erhabenheit, die Kinderzeit anſchaut und deren Umgebungen, ſo denk' ich, werden wir dereinſt, in höhern Verhältniſſen des Geiſtes, auf unſer irdiſches Daſeyn niederblicken.

Hätten Sie mir doch nichts davon geſagt, daß Matthiſon Ihre Briefe herausgiebt. Denn nun kann ich mich wieder durch die Ungeduld quälen laſſen von Tag zu Tag, bis ſie erſcheinen; und das iſt ein peinlicher Zuſtand. —

Auch ich habe noch vor, etwas über Sie zu ſchreiben; aber jetzt noch nicht. Ich habe Ihre Schriften ſtudirt; ich will Ihren Geiſt ganz erfaſſen. Aber ich werde ſeiner noch nicht Meiſter; denn umgekehrt, er erfaßt *mich* zu ſehr. Auch müſſen Sie mir noch mancherlei aus Ihrem Leben plaudern, — dabei lern' ich am meiſten über Sie. Gerade wie bezeichnend iſt die Anekdote von Ihrer erſten Entfernung aus Bern!

Ich kenne weder Constantin noch Niklaus, noch hab' ich deutliche Vorstellung von dem, was Alexander war, — aber ich kenne Gott und weiß, er ruft jeden zu rechter Zeit. Die Napoleonen und Alexander haben mit ihren irdischen Machtmitteln die Welt weder vorwärts noch rückwärts bringen können, — die Menschheit geht ihren großen Gang durch die Jahrhunderte, und alles muß mit, es stehe in den Vorder- oder Hintergliedern. Ein einziger Voltaire oder Rousseau, Newton, Copernik oder Luke, Leibniz oder Luther hat bei seiner Studierlampe größere Thaten gethan, als alle Cäsaren mit ihren Kabinetsbefehlen, Ukasen, Mandaten und Flotten und Heeren zusammen.

Sprechen wir doch nicht von den Luzerner Historien. Arme Junkerei, hochmüthige Pfafferei, frommes Sittenverderbniß und vornehme Unwissenheit — was muß aus solchem Boden wachsen? Die Kommission bewahrt in Zürich über ihre Untersuchungen tiefes Geheimniß, und thut wohl daran. Sie verhindert das Erbitterterwerden der Parteien. — Wie es auch kommen möge, ich schäme mich, daß so etwas in unserm Zeitalter, in unserer Schweiz, gekommen ist.

Weg damit! Ich spreche lieber vom Höhern, Bessern; dadurch werd' ich selbst höher. Es liegt mir mehr daran, zu wissen, was Sie thun, als was die beiden Gauner-Kommissionen in beiden löblichen Vororten. Wie haben Sie die Feiertage zugebracht? Wie finden Sie sich mit der rauhen Bise jetzt in Genf ab, wo man kein Zimmer dagegen mit verständigen Oefen bewaffnet hat? Was lesen Sie? — Auf meinem Nachttisch liegt die wohlgeschriebene vie de Napoléon von Jay und Jouy, anziehend und ziemlich unbefangen — auf meinem Pult Tennemanns dicke und breite Geschichte der Philosophie, in der mich Malebranche, Spinosa und Berkeley besonders interessiren.

Adieu! Alexander von Rußland lebt nicht mehr, aber Bonstetten noch. Und sagen Sie diesem, er werde noch leben, wenn weder Constantin noch Niklaus.

Ihr H. Z.

41.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 24. Januar 1826.

Unsere Briefe haben sich durchkreuzt und einander ohne Zweifel unterwegs guten Tag gesagt. — Nun muß ich in aller Form für die Kritik meiner kleinen Erzählungen danken. Nein, wahrlich, es wäre

mir, um in dieſer Art von Kunſtwerken etwas Vollendeteres zu leiſten, nicht Paris nöthig geweſen, ſondern nur Aarau; aber Bonſtetten darin! — Wie ſteh' ich einſam hier für dies Fach! Wem kann ich vorleſen, wer kann mich nach dem Maßſtab eines reinern Geſchmacks würdigen? Niemand. — Hätt' ich Ihren Brief vom 17. Januar 1826 nur am 17. Januar 1816 gehabt: ſo wäre der todte Stiel und Rattenſchwanz des Blondins gewiß nicht in die Welt hineinſpaziert, und die Lokalfarben von Nerac hätten nicht gefehlt. Bei einer künftigen neuen Ausgabe ſollen Sie ſehen, wie ich mich beſſere.

Wenn Sie einmal wieder durch die todten Herren in Ihrer Regierung gezwungen werden, ſich mit meinen Erzählungen zu entlangweilen, vergeſſen Sie die Kritik nicht. Ich will Ihnen auch bei der Gelegenheit meinen Liebling darunter nennen, den ſonſt noch keiner ſeinen Liebling geheißen hat (ich weiß nicht, wie das kömmt?) — das iſt der arme Pfarrvikar von Wiltſhire.

Ich ſitze für mein Leben gern an Entwerfung ſolcher kleinen Gemälde. Ich mache ſie im eigentlichſten Sinne recht für mich und für keinen Andern. Da kann ich, ohne zu kränken, mein Herz nach Herzensluſt ergießen, meiner guten und übeln Laune den Zügel ſchießen laſſen, und es darf mich keiner ſchmälen darum. Ich betrachte meine Erzählungen ohngefähr wie einſames Fantaſiren am Fortepiano; und mehr iſt's am Ende auch nicht.

Von München ſchreibt man mir, die Petersburger Meuterei ſei Wirkung ruſſiſcher Konſtitutionsſucht geweſen. Ich zweifle; ſie war wohl eher Folge der zwiſchen den kaiſerlichen Brüdern gewechſelten Complimente, die das Volk unrecht verſtand.

Iſt's denn wahr, daß ſich die Jeſuiten in Ihrer calviniſchen Republik anſiedeln werden? O tempora! Wenn's ſo geht, pack' ich ein und ziehe nach Amerika.

Ihr H. Z.

42.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 31. Januar 1826.

Muß ich nicht noch einmal ſchreiben an das

Monstrum ingens cui lumen innatum?

Was Sie alles ſchreiben, wiſſen und thun! Dieſen Morgen hab' ich erſt meinen Zſchokke auf das Bett gelegt. Der arme Landpre-

diger ist das Seitenstück vom Blondin. Im Blondin muß man lachen; im Vikar steht immer eine sanfte Thräne bereit zum fallen. Ihr Dialog ist vortrefflich; die Charaktere sind melierisch; jeder hat seine Seele, seine Art, seine Worte. Die Seele von allem das Herz! Da sind Sie Herr und Meister, Despot und Schöpfer. Der Teufel müßte fromm werden bei der Familie des Vikars. Die Sprache natürlich, rein, durchsichtig, wie unsere Rhone, wo man allenthalben den Boden klar hat. — Alamontade, das erste Buch, das metaphysische, das mag ich nicht, es ist gewiß gut, die Erzählung bewundre ich. Leute wie der Bertholon gab es vor der Revolution; doch keine Missethäter, weil zu großen Missethätern Energie erfordert wird. Das Ende, die Katastrophe Alamontade's schrecklich; man möchte zweifeln: aber es ist historisch. — Die Liebe in allen ihren tausend Formen kennen Sie meisterhaft. Die Verklärungen, die sonderbare Erfindung eines unerschöpflichen Geistes, man staunt, man zweifelt, man kritisiert — und zuletzt sagte ich — eine glückliche Schöpfung! — Die Bohne artig, vortrefflich, wenn keine Schwestern oder Brüder in der Novellen-Familie wären. — Die historischen Romane der Freihof von Aarau und Addrich im Moos kommen in die bibliothéque universelle. Die setze ich unter die Familiengemälde. Sie wären der erste Dramatiker, wenn Sie in einer großen Stadt gelebt hätten. — Welchen Lärm machte man ehemals aus Marmontel's gezierten Erzählungen. Sie sind weit höher und man kennt Sie nicht genug. Ihre einzige Sünde ist die einer übermenschlichen Fruchtbarkeit. Romane mögen beim ersten Wurf gelingen. — Geschichte erfordert das Messer; die allzureiche Rebe muß geschnitten werden. Auch Ihre Geschichte ist vortrefflich, Sie, aber Sie allein könnten sie noch besser machen.

Und noch über Optik zu schreiben! Eine wahre Sünde!

Ich habe letztlich gelebt — in Buenos-ayres! Ein Herr Paraigne (rue de St. Nicolas No. 4 bis, Paris) war oft bei mir, ein Freund von Rivadavia, des Bolivars von Buenos-ayres. Er bringt fünf Jünglinge aus den ersten Familien von Buenos-ayres hieher nach Genf, mit dem Auftrag, sie zu einem protestantischen Pfarrer in die Kost zu geben! Sie wollen dort keinen Bischof mehr. Eine Republik, groß, wie dreimal Frankreich, das Theater der Zukunft, beinahe unbewohnt. Sie rufen allen guten Menschen zu, und dahin, glaub' ich, wäre gut wandeln. Ich sagte Paraigne meine Gedanken über Emigrationen. Da zog er ein Blatt aus der Tasche und sagte:

da sind sie. Ich sends es Ihnen zu. Wie viele Menschen wären glücklich, mit Sicherheit in eine andere Welt zu gehen! Wollte man nach Buenos-ayres gehen, so sollten Mehrere sich verpflichten, beisammen zu bleiben. Wäre einmal ein Schweizerdorf glücklich auf jenem Boden, so wäre leicht, daß Andere sich anschlössen. Varaigne kommt diesen Sommer wieder, und wird in der Schweiz reisen. Ich habe alles Zutrauen in den Mann. Er ist ein Franzos, der nie in Buenos-ayres gewesen, der aber alles vortrefflich kennt. Ich adressire ihn an Sie. —

Capo d'Istrias ist wieder hier. — Wir wissen nichts mehr als Sie. Ich wenigstens nicht. Prinz C....., der hier ist, weiß auch nichts. — Er sagt: man sei sehr unruhig. — Der Despotismus ist eine Gewitterwolke, wo Niemand hell sieht.

Im Chamouny sind Blumen und Frühling. Wir frieren immer unter 0. Alle Oefen hier sind dumm, neben den kalklinzen Köpfen. Adieu, unerschöpflicher Schöpfer und Zaubermann. Ich muß ganz der Ihrige seyn.

v. B.

P. S. Der Pascha von Buda ist sehr schön, aber ich möchte das Patois weg, oder in die Vorrede.

43.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 3. Februar 1826.

Ich führe ein Taugenichtsleben, und daran sind Sie Schuld. Diese Nacht habe ich mit der Familie Bantes geschwelgt, und nun sitzt mir der Kopf müde, wie einem jungen Herrn, der die Nacht bei Wein und Mädchen zugebracht hat.

Ich las Ihre Erzählungen vom todten Gast und der Neujahrsnacht. Als Kunststück betrachtet, steht nichts über diese Gemälde. Kein molierischer Père und keine Mama ist den beiden Bantes gleich; nichts Komischeres, nichts Wahreres als dieser Bantes! Und die Entwicklung in der Erzählung vom todten Gast anziehend, natürlich, komisch. Alles hängt da wie in der Natur zusammen. Ich saß in meinem Lehnstuhl zwischen 12 und 1 Uhr Nachts. Mein Lachen erschreckte mich, daß ich ganz Bantes ward und eine kalte Gans mir über den Rücken fuhr. Kein Wort in dieser Novelle, das nicht tiefe Natur ist. Pöbelseelen wissen nicht, daß nur die höchste Kunst so tief in die Seele zu

dringen vermag! Gottlob, daß Sie die langen Moraliſirungen da vergeſſen haben. Ein Dichter muß die Natur, nie ſich ſelbſt, zeigen.

Und die Neujahrsnacht! wie der niedliche Roman die Wunderſcenen ſanft umfaßt. — Welches Leben! ich werde da auf zwei Tage trunkenluſtig. Vier oder fünf andere Erzählungen müſſen ein wenig beſchnitten werden.

Sie haben gar zuviel in Ihre Sammlung aufgenommen. Manches iſt nur für den Augenblick gut. Warum nicht eine Wahl machen? Auch von Göthe ſollte man ¾ weg laſſen! Die Deutſchen hangen noch zu ſehr an dem Namen. Sie unterſcheiden wohl Diamanten von Perlen; aber zwiſchen Perl und Perl, Diamant und Diamant machen ſie zu wenig Unterſchied.

v. B.

44.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 25. Februar 1826.

Ich will, ſo gut ich kann, ſchreiben. Ich bin ſeit bald drei Wochen krank geweſen; bin geneſend, aber dumm.

In meiner Krankheit waren Sie meine Freude, wenigſtens für zwei Tage. Das Geldmacherdorf iſt Gold werth; aber da Sie befahlen, ich ſoll es kritiſiren, habe ich zwei weſentliche Bemerkungen.

Die zwei Drittheile des Buchs ſind unübertrefflich. Aber geben Sie acht! Erſtens, es ſind zwei Stellen, wo Scheltworte ſind; die Worte müſſen weg. Zweitens, hat die ſchöne Phydiasſtatue einen Elephantenbauch. — Geben Sie wohl acht! das Werk iſt ſchön, als Erzählung, aber Sie haben dem ſchönen Ding trockene Abhandlungen eingeſchaltet, die alles verunſtalten. Z. B. der ganze Spital müßte weg. Der Gutertauſch mag bleiben. Aber alles, was Dorf-Diskuſſion heißt, iſt langweilig und nicht an ſeiner Stelle. Ein Dorf-Ofen, eine Dorfwäſche — das giebt Bilder; aber ſie ſinken in Abhandlungen — die morden jede Empfindung. Das Ende iſt prächtig. Wenn Sie äſthetiſch ſeyn wollen, o behalten Sie die ſchönen Amorflügel, und ziehen nicht den alten Bauernkittel an. Ich bin in Oswald, auch in Elsbeth und in die Schule vernarrt. Rührend iſt das unerwartete Gebet des guten Pfarrers; prächtig die Entſtehung einer großen Ordnung aus dem alten Moraſt.

Sie hätten können das Ernste in einen Anhang thun, der mit historischen Anekdoten geziert wäre. Schreibt man um zu gefallen, so muß man die Wahrheiten in Bilder kleiden, oder sie so hell, glänzend und leicht vortragen, daß man sie, ohne zu räsonniren, hinunterschluckt. Aber man kann nicht leicht tief grübeln und zugleich warm empfinden. Es kann seyn, daß Ihr schönes Menstrum wirlich gefruchtet hat bei den Bauern. Ich schreibe nur als Aesthetiker.

Nichts ist abgeschmackter, als der Streit über Romantisches und Klassisches. Die Klassiker vergessen, daß alle Regeln eine nur negative Kraft geben. Sie sind Wegweiser für den, der auf der Erde wandelt; aber Pegasus geht seinen Weg hochwärts. Auf der andern Seite glauben die Romantiker, man brauche nur berauscht zu seyn und alle Regeln zu höhnen, um ein großer Dichter zu werden. Der wahre Dichter weiß die Regeln in jedem Fall zu beurtheilen; die einzige Regel ist im unerschöpflichen Gefühl des Schönen, des innern Schönen. Die Regeln für Form sind oft gute Leiter; aber oft zu lokal, wie die französischen. Jeder beurtheile die Regel nach seinem Gefühl — im Gefühl ist das wahre Gesetz.

Der französische Literator sucht mehr Vollkommenheit in Styl und Ausdruck; der deutsche mehr in dem innern Stoff. Der französische Dichter denkt weniger an dem Inhalt, als an die Form, an die tausend Convenienzen, die ein Mann nöthig hat, um auf einer glänzenden Bühne vor gebildeten Menschen zu erscheinen. Der deutsche, der nur den Stoff vor sich sieht, versteigt sich oft; weiß selten Maß zu halten; er sagt zu viel, zu breit, zu unordentlich. Es ist wichtig für jeden Schreibenden, seine Arbeit irgend Jemandem vorzulesen. Zuhörer sind der einzige Spiegel, wo die Wahrheit erscheint. Aber es ist eine Kunst, die Zuhörer zu beurtheilen. Man muß nicht auf ihre Worte gehen, aber auf ihre Minen, und im Vorlesen fühlt man selbst seine Fehler, wie ein Tonkünstler, der sich behorcht.

Die Regeln des geselligen Gefühls sind die allerwichtigsten; diese beherrschen die Franzosen mehr, als die Deutschen, die nicht immer das Bild eines großen glänzenden Publikums vor sich haben, wie die Franzosen. Shakespeare hat im höchsten Grad die deutschen Fehler. Aber er hatte eine noch rohe, brennende, leidenschaftliche Natur seiner Nation vor Augen, wo dem Manne von Genie die innere Natur mehr an Tag kommt, als in civilisirtern Zeiten. Die Civilisation macht uns flach. In Skandinavien ist alles basso reliero.

Der gute Geschmack ist ein wandelbares Ding; er deutet in seinen Abirrungen auf einen unbekannten Pol. Die Deutschen sind oft zu vorurtheilvoll; sie sind zu sehr auf Manieren versessen, bald für die Franzosen, bald für die Italiener, bald für die Engländer. Sie sind bald romantisch; bald überklassisch, wie Ramler; bald ausgelassen, wie Göthe. Sie bearbeiten nicht mit Fleiß und Schweiß ihren Styl; sie sind zu früh mit sich zufrieden.

Amen. Für einen Kranken hab' ich meine Lektion recht brav gemacht. Adieu, prächtiger Zschokke.

v. B.

45.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 26. März 1826.

Bin ich nicht der undankbarste Mensch? Ihren Brief vom 26. Februar hab' ich seit vier Wochen noch, als Schuldenboten, vor mir; hab' ihn wohl viermal gelesen, und doch noch keine Antwort gegeben! — Dafür schreib' ich nun heut am sonnenreichen Ostermorgen, um Buße zu thun.

Vorerst Dank für Ihre Kritik. Aber das Goldmacherdorf schrieb ich eben, um die Ideen von bessern Schulen, Güterarrondirungen, Spitaleinrichtungen u. s. w. unter unsere Landleute zu bringen; alle übrige Erzählung ist nur Zucker darauf, um die Bauern ans Lesen zu locken. Und das Buch hat auch gewirkt. Und das eben war mein Zweck. Voriges Jahr im Sommer führten die Leute von Wiedlisbach im Kanton Bern das Goldmacherdorf sogar, als Schauspiel in zwanzig Aufzügen, unter freiem Himmel, auf der Straße des Städtleins, mit allen meinen guten Lektionen auf, — dreimal an einem Tage, und zwar an einem Markt- oder Festtage.

Was Sie über deutsche, französische und englische Literatur sagen, ist wahr. Nun schreib' ich Ihnen hier mein Credo dazu.

Ich würde verzweifeln, wenn alle Bücher in dem, was man guten Geschmack heißt, geschrieben wären; wenn alle Leute elegante Uniform trügen; wenn alle Menschen einerlei Ansicht und Empfindungsweise hätten. Ich liefe, aus langer Weile, von der Welt weg. — Nein, es soll im Geisterreich die unendlichste Mannigfaltigkeit seyn! Es ist genug daran, daß wir Menschen einerlei Vernunft haben, um uns mit einander zu verständigen. Was im Einklang mit den höhern Ansprüchen der Vernunft und eines veredelten Gemüths von der Kunst geleistet wird,

Uebung, nicht neue Ueberzeugung an. Nur die Kirche hatte gesiegt, nicht die Religion Jesu. Aber schon hielten auch Priester das Kirchenthum für Glaubensthum.

Daher sah man die bekehrten Nationen auch an den Küsten Afrika's nicht erleuchteter, im Gemüthe veredelter: sondern sie blieben, die sie gewesen waren. Kirchliche Streitigkeiten gaben ihren Leidenschaften neuen Spielstoff. Als Geiserich, der Vandalenkönig, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, mit arianisch-christlichen Barbaren in Afrika landete, Karthago eroberte, und seinen Seeräuberstaat gründete, war damit für die Religion so wenig verloren, als für sie gewonnen wurde, da hundert Jahre nachher Justinians Feldherr Belisar das vandalische Reich wieder vernichtete, und das katholisch-christliche Glaubensbekenntniß siegreich machte.

Selbst der Kirche war Belisars Schlachtenglück nicht lange ersprießlich. Denn weil die afrikanischen Küsten byzantinisch geworden, mußte es denselben in den Kriegen der morgenländischen Kaiser mit ihren Erbfeinden, den Persern, zum Verderben gereichen. Der zweite Kosbru, siegreich über die Griechen, überfiel auch Aegypten, überwand auch Karthago, entschlossen, den uralten Dienst Ormuzd's und des heiligen Feuers an die Stätte der Kreuzverehrung zu stellen. Dies ge-

daß es uns bewegt und erhebt, höher, beſſer, weiſer macht, als wir vorher waren: das iſt das Ewigſchöne. Was haben doch Ariſtoteles, Horaz, Batteux und Kant den Geiſtern die Uniform vorzuſchreiben?

Ewig werden Shakespeare und Homer, Sophokles und Oſſian, Moliere und Cervantes, Schiller und Taſſo, Voltaire und Aeſop ꝛc. ꝛc. klaſſiſch bleiben, wie verſchieden auch ihr Zuſchnitt war. Die meiſten Schriftſteller und Dichter ſind nur, was ſie ſind, für ihre Zeit und ihr Land; die Klaſſiker ſind es für alle Völker und Jahrtauſende. Jene kleiden ſich ländlich, ſittlich; dieſe gehen halbnackt, wie ſie Gott geſchaffen, ohne auf den Modeſchnitt zu achten. Die Mode iſt nicht ewig Mode: die Natur iſt ewig Natur. Da ſtehen Palmen, Adanſonien und Brenn-Neſſeln, jede in ihrer Eigenthümlichkeit achtbar, und vom Eskimo bis zum Apicius findet Jedermann Frucht für ſeinen Geſchmack. So ſoll es ſeyn. (Ich eſſe freilich auch lieber Pfirſich als Gichtbeeren). Was, wie Gras, für das Jahr wächst, wird endlich Heu; und ins Heu fahren die meiſten Schriftſtellereien, wahrſcheinlich auch die meinigen. Das betrübt mich wenig. Die Ewigkeit iſt mein Wohnhaus. Was frag' ich viel darum, ob nach tauſend Jahren ein Schulknabe in Californien oder Auſtralien mich in ſeinen Lederriemen ſchnallt, oder ein Antiquar mich auf einer beſtaubten Bibliothek von Nukahiwa ſucht?

Ich blühe, nicht wie ich will, ſondern kann. Das fühl' ich wohl, meine Blume würde herrlicher glänzen, wenn mein Bonſtetten ſie hegen und pflegen könnte und wollte. Für ihn gäb' ich Paris weg. Aber er iſt im Bette zu Genf, und ich ſitze in meiner Einſiedelei bei Aarau.

Mit Liebe und Bewunderung bin und bleib' ich, in und auſſer dem Heu,

Ihr P. Z.

46.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 4. März 1826.

Ich hoffe bald zu hören: daß Sie todtkrank geweſen ſind, doch wieder geneſen, Gott ſei Dank. — Denn mich vergeſſen, wäre das Aergſte. Beſſer doch, daß Sie Geſchäfte gehabt hätten. Für mich waren Sie maufetodt.

Ich antworte auf eine schon lang gemachte Frage: Ueber die Jesuiten in Genf. Hier sind keine. Was aber zum Gerücht Anlaß gegeben hat, ist eine zweitägige Visite von einem Paar dieser Vögel, die von Chambery zu einem katholischen Herrn gekommen waren, der im Winter zu Genf wohnt.

Da bin ich mit meinem Schreiben geblieben. Aber sieh — da kamen Ihre lustigen Dirnen, und so mußte ich die Nacht mit ihnen zubringen. Mir brennt der Kopf; ich habe bis 7 Uhr gelesen. Es ist 1 Uhr, ich stehe aber auf. Der verdammte Quint und Mariette waren meine Beischläfer. Ich habe alles empfunden was Quint. Es ist zum Todtlachen. Kaum war ich zu Ende, so fing ich wieder von vorne an. Sie haben einen so tiefen Blick in die Menschen, daß daraus entsteht Reichthum an Charakterzügen und an Bildern, die alles beleuchten und zieren. Sie sind mir heut ganz Bätely; mir klopft das Herz, wenn ich die kleinen Büchelchen anschaue, als wären's meine Liebsten. Sie sollten ein Drama aus Quint machen; der schüchterne Liebhaber ist ein noch unberührter komischer Charakter.

Das Wietlisspacher Drama möcht' ich sehen. Man sagte gestern in großer Gesellschaft, Sie wären der einzige Mann, der zu den Schweizern Wahrheit spreche. Keinen Königen hat man mehr gelogen und geschmeichelt, wie den Schweizerregierungen. Nichts macht die Ohren wachsen, wie Schmeichelei. Sie müssen Ihre Schweizerlandsgeschichte fortsetzen, und immer bessern — denn was ist vollkommen? — Sie müssen mit einem Gemälde der jetzigen Schweiz enden, wie Tacitus mit Germania. Das sollten Sie bis an Ihren Tod ausbessern.

Ihr Millionär ist nicht interessant. Es ist da Entwicklung von Begebenheit, nicht von Charakteren. — Nun Adieu.

v. B.

47.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 26. April 1826.

Ich fahre nun in meinem Schulmeister-Beruf fort. Die Herrenhuter sind sehr anziehend als Drama, und gut von Anfang bis zu Ende. Doch finde ich die Gespräche zu wissenschaftlich, obgleich schön. Sie sind da ganz Zschokke. — Wollen Sie Poesien, Erzählungen

machen, ſo muß das Rationelle dem Angenehmen unterworfen ſeyn; wollen Sie ernſthaft unterrichten, ſo iſt der Roman kein Ort dazu, es ſeie denn, daß Sie das Intereſſe nicht ſtören. Zu dem End muß man wie die lettres persannes nur Vernunftblitze leuchten laſſen — nicht lange Deductionen. — Sie ſind vortrefflich im Erzählen, vortrefflich, wo Leidenſchaften ſpielen, nur müſſen Sie ſich vor dem Zuviel hüten; Sie ſind ganz Kraft und Leben. Die Grazien bewegen ſich in mäßigen Verhältniſſen; wo das Zuviel, da iſt Karrikatur. — Im Ganzen gehören die Herrnhuter zu dem Beſten. Für mich ſind die Geſpräche zu weitläufig — ſchön — aber zu viel. Im Salomon hab' ich mir Ihren Theodor gedacht.

Der Narr des neunzehnten Jahrhunderts. Da iſt auch gar zu viel, zu viel! Der Narr ſollte zum Sonderling heruntergebracht werden — dann wäre es eins der Guten, nicht der Beſten.

Die Emigrirten ſind gut, aber nicht von den Beſten. Das Intereſſe iſt zu oft abgebrochen. — Ich liebe es nicht. — Das Komiſche, das Leidenſchaftliche iſt Ihre Sache. Die Necker hat ſich durch zwei durchgearbeitet — der todte Gaſt, und die Neujahrsnacht. Sie fühlt ganz wie ich. Sie ſind ein Molière — auch das blaue Wunder prächtig — bis an die Erbſünde — Karrikatur und Groteske. Im Blondin von Namur ſind Sie graziös, das ſonſt Ihre Sache nicht iſt, weil Sie die Herkulesfauſt zu oft fühlen laſſen.

Ich möchte von Ihnen hiſtoriſche Gemälde aus der Schweiz haben, nicht lange, à la Walter Scott, aber einzelne Scenen. Gegen die langen hiſtoriſchen Erzählungen iſt das Vorurtheil: es ſei doch nichts, als ein ſchwacher Walter Scott!

Schultheiß Steigers Heirath mit Schultheiß Rägeli Tochter! Ich habe einſt ein Drama angefangen, wo ich die Sitten des damaligen Berns ſchilderte.

Der Abend vor der Hochzeit. Eins der beſten; eine edle, geſunde, liebliche Moral! Alles Weltweisheit und Gottweisheit. Ich will, daß die Necker das kleine Ding überſehe. Hier ſteigt es gerade himmelan. — Welcher Reichthum in Ihrer Seele! Eins der beſten, ſehr graziös. Es iſt auch komiſch und ſehr wahr. Ich habe ſolche Scenen geſehen.

Waldburgisnacht. Ein Teufelswerk! anziehend, bezaubernd. Ich wüßte nicht ein Haar zu ändern. Ich ſelbſt weiß nicht, iſt es Traum oder Wahrheit? graziös und teufliſch! v. B.

48.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, April 1826.

Ich bin seit sechs Tagen krank, und liege da einsam an der Gicht. Die kleinen Bücher machen mein Glück oder Unglück. Ihr Hans Dampf hat mich recht böse gemacht. — Ich konnte mit Mühe zwanzig Seiten lesen. Eine üble Karrikatur. — Es ist sehr möglich, ist mittelmäßig. — Aber das blaue Wunder ist ein Wunder von Talent und Ungeschmack. — Die Sara, Suschen ꝛc. alles vortrefflich bis an die Mahlzeit. Diese abscheuliche Karrikatur in einem so schönen Gemälde! Ich hätte Sie kneifen und schlagen mögen. Es endete so gut, man war so zufrieden; ein Paar Worte über das Glück der Familien bei der Tante hatte so gut geendet. Ich muß die schönen Erzählungen zweimal lesen. Das Loch im Aermel ist im Anfang langweilig, das Ende, und ganz Alteck schön, doch die Braut, die sich im Wald vergißt, ist Karrikatur.

Ich habe eben Ihren Freihof französisch gelesen. Er ist schön in seinem ausländischen Kleid. — Eine einzige Kritik hat man sich erlaubt, und die ist vollkommen richtig: — Il pousse ses caractères jusqu'à la carricature. Das ist Ihre Sünde.

Ich beurtheile das Talent niemals nach den Fehlern, aber nach den Schönheiten. Sie übertrafen in Ihren Erzählungen alle deutschen, die ich kenne. Wollte man nur Ihre Sünden aufdecken, so hätte man eine ganz falsche Idee von Ihnen.

Eine Uebersetzung des Freihofs würde gewiß sehr gefallen. — Adieu für diesesmal.

v. B.

49.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 29. April 1826.

Recht so! nur zu! — da steh' ich vor dem Richter meiner Sünden und höre mein Urtheil bußfertig, oft mit reuigem Erkenntniß meiner Schuld, oft mit wahrem Erstaunen. Am Ende bekenn' ich ganz redlich, mir können weder meine Tugenden noch Fehler imputirt werden; es sind wahrlich alles Unwissenheitstugenden und Unwissenheitssünden. *) Ich

*) Ich verstand Ihren Vorwurf nicht wegen der Waldscene der Braut (im Loch im Aermel) und schlug noch einmal nach. Von Allem, was Sie Böses

habe geschrieben, aus dem Grunde, der den Vogel zum Singen oder Pfeifen bewegt, oder den Maler, für eigene Belustigung allerlei Umrisse und fantastische Gestalten aufs Blatt zu kritzeln. Ich schrieb, wenn mich irgend ein Gedanke lebendiger ergriff; schrieb, mich selbst zu ergötzen; dachte nie und denke nie dabei an einen Leser, und wenn's hintennach auch andere ergötzt, freut mich's der Leser willen, wahrlich aber nicht meinetwillen. Wenn aber die Pinselei eben andern nicht behagt, ist mir's vollkommen gleichgültig; denn sie hat ihren Zweck erfüllt und mich erheitert, mich belehrt, mich erhoben. Ich bin ein Prediger, der durch seine eigenen Predigten gebessert wird, wenn auch die übrige christliche Gemeinde darüber einschläft.

Ich glaube, Ihr kunstrichterliches Urtheil ist vollkommen gegründet. Aber was wollen Sie? Ich selbst lache und weine beim Ausmalen meiner Hirngespinnste, wie ein Kind, oder wie ein Narr; bin dabei zuweilen ganz untröstlich, zuweilen ganz übertrieben lustig. Was liegt mir an Molière, was an Scott? Ich will ein froher, ein weiser, aber kein berühmter Mann, seyn.

Sie schelten meine Karrikaturen. Sie haben recht. Wär' ich bei Ihnen, ich schriebe keine mehr. (Aber heimlich macht' ich mir doch diese närrischen Dinge.) Satyren kränken; aber Bocksprünge belustigen oft und es schillert durch die Gaukeleien immer etwas Grundwahres vor.

Fahren Sie fort, mein Rhadamantus; ich hebe jetzt Ihre Briefe auf, weil sie für mich lehrreich sind, und mich an Andere denken lehren.

Sie wollen die besten deutschen Romane wissen? — Ich lese keine, weil ich ihnen keinen Geschmack abgewinnen kann, selbst den gepriesensten nicht, z. B. von Göthe, Schlegel u. s. w. Einzelnes darin ist meisterhaft, aber ich bin — der tödtlichen Langeweile wegen — sagen Sie es doch Niemanden! — noch mit keinem ohne Ausnahme zu Ende gekommen. Ich lese am liebsten Don Quixote, Walter Scott, Jean Paul, Heinse's Ardinghello. Aber ich kann das Gezierte, Manierirte, Lakirte nicht ausstehen in den kunstgerechten Figuren. Warum soll ich mich denn durch den Geschmack anderer Leute sterbenskrank langeweilen?

---

gedacht haben, dacht' ich nichts, steht nichts da. Der alte Maibel macht den ätherisch Liebenden in seiner Art Vorwürfe wegen der Umarmung, in der sie daschen!

Ich weiß nicht, ob sich meine Bambocciaden im Französischen, NB. für Franzosen gut ausnehmen werden? Die wollen en quinconce gepflanzte Wildnisse, Wilhelm Telle en escarpins und Cleopatren, die in einem langen Trillerschlage die stolze, liebende Seele ausathmen. Freilich der Neuheit willen könnten, in Paris gedruckt, la veille de la noce, le sabbat des sorciers oder wie man die Walpurgisnacht etwa heißt, le cricur et le prince. le Blondin de Namur Glück machen, Mode werden, en vogue kommen; aber im französischen Flachland waltet anderes Clima; anderes in Grönland, anderes in Griechenland.

Leben Sie wohl. Lieben Sie mich, trotz meiner Sünden und alles pudelnärrischen Treibens einer Muse, die sich dann und wann in mein Kabinet schleicht, mich wegen der Barbareien des neunzehnten Jahrhunderts zu trösten.

Sie waren seit langer Zeit nicht in Deutschland, sonst hätten Sie mir aus dem Narren des neunzehnten Jahrhunderts nicht einen bloßen „Sonderling“ machen wollen. In Wien wurde der Almanach, worin er zuerst erschien, verboten; zwischen Berlin und Darmstadt soll es deßwegen auch diplomatische Correspondenz gegeben haben. — Der alte, liebe H. Voß in Heidelberg schrieb mir: „Wir beide aber wollen Narren des neunzehnten Jahrhunderts bleiben!“

Ihr H. Z.

50.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf. April 1826.

Ich will Ihnen also meine Kritik auf ein Blatt schreiben, so wie ich mit Ihnen herumschwärme.

Das Groteske in den „kleinen Ursachen“ mißfällt mir im höchsten Grad. Der Mehlkasten, die Arznei, der Pudermantel, das Gedecke, ist Karrikatur des Komischen; seine Mischung mit etwas Edlem geht nicht. — Tantchen Rosmarin ist fehlerlos, hat aber weniger Interesse als die Besten. Entwicklung der Charaktere und Leidenschaften — das ist Ihre Sache. Mannigfaltigkeit an Begebenheiten hat an sich wenig Interesse. — Romane sind gut, wenn sie das Innere aufdecken, nicht das Aeussere lügen. — Das Gemälde des häuslichen Glückes in den „kleinen Ursachen“ und zwar im Kapitel: „Gestörte Reise nach China“ ist vortrefflich.

Das verdammte Tantchen Rosmarin! was ſoll ich dazu ſagen? Höchſt anziehend im Ganzen, weil die letzte Hälfte im höchſten Grad es iſt. Dieſe iſt wieder ein Meiſterzug Ihres Pinſels. Das Groteske geht nur in einem Maskenſpiel an, aber nicht in einem ſo edlen Gemälde. Sie ſollten in ihrer Unerſchöpflichkeit die erſte Hälfte (ich weiß nicht wie?) mehr in Harmonie mit der letzten bringen, mehr veredlen. Verdammt natürlich iſt alles; aber zu grell natürlich. Ich liebe den Uebernamen Tantchen nicht. Sie iſt ja ganz ernſt. Es giebt ganz gewiß Mädchen, die aus Unſchuld ſündigen, aber das muß veredelt werden. — Thun Sie das. — Die Verwicklungen im zweiten Theil ſind neu und höchſt intereſſant. Es brachte mich zum Weinen.

Woher kommts, Herr Opticus, daß wenn ich mich mit Sußchen müde geleſen habe, die ſchwarzen Buchſtaben mir roth oder blau ſcheinen?

Ich habe die verführeriſche Tante wieder geleſen mit noch mehr Vergnügen, aber das Groteske, das Brennen am Spieltiſch, der Ritt im Wald, muß gemildert werden. Der Ball iſt mir weniger anſtößig, ſeit ich die letzte Hälfte geleſen habe. — Was anſtößig iſt — iſt, daß Sußchen den Baron kaum kennt, kaum angeſchaut hat. Sie kann ſich ja am Ball verlieben, und doch unſchuldig bleiben. — Das Komiſche bleibt daſſelbe, weil ſie alles abläugnet, und wirklich nichts begreift. Das Grelle iſt Ihnen in der grotesken Laune eingefallen — dem iſt leicht zu helfen, dann iſt das Ganze eines der ſchönſten.

Ho! ho! nun hab' ich auch den zweiten Theil des Millionär geleſen. Allerliebſt, ein zweites Goldmacherdorf; höchſt intereſſant, aber Fremde werden den Werth der Wahrheit nicht einſehen. Ihr Pf. Pflock in dieſer Erzählung iſt wie ſo viele Bernerpfarrer aus der Schule des Profeſſors K..., der dem großen Haller die Hölle ſo warm machte. Alles vortrefflich — doch noch Groteskes, z. B. wenn der Schulmeiſter vor Freuden tanzt. — Sie ſind der reichſte Geiſt auf Erden.

Da Sie mich nun zu Ihrem Schulmeiſter gemacht haben, ſo will und befehle ich, daß Sie Ihre eigene Familie, Haus, Lage, Frau, Kind — beſonders Erziehung, im großen Detail ſchildern. Ich muß dieſen wahren Roman wohl hundertmal den Leuten wiederholen, auch denen, die ihn ſchon gehört haben. Noch geſtern wieder. Den Emil erwarte ich. Sie und Ihre Familie ſind ein lebendiger Roman. Schreiben Sie auch einmal eine Erzählung von unſern Bernerbauern, eine

wahre Schilderung dieser interessanten Menschen, und lassen Sie sie um Gotteswillen kilten. Als ich mit Johann Müller mein Amt Sanen verließ, reisten wir zu Fuß über Aflenz, ein hohes Bergdorf, wo wir Nachts anlangten. Da hielt man uns für Diebe, und als endlich ein guter Mensch uns seine Thüre aufthat, hielt er mich für einen Prinzen. Tags darauf stießen wir auf zwanzig oder dreißig junge Bursche, die ins katholische Freiburg wandelten (es war Bettag). Da sie ihren Landvogt erkannten, waren sie alle lustig. Wo geht Ihr hin? fragte ich. „Lueget, Herr Landvogt, hütt regnets ab der Kanzel wegem Kilten. Vater, Mutter und Großätty, alle händ g'kiltet. Die Strafpredigten sind doch ärgerlich; drum weimer zu den Katholischen.“ Sie hatten recht; sie waren alle Kinder dieser Sünde.

Ich hatte wieder einen Anfall von Podagra. Da hab' ich gelesen das Bein, und die Reise wider Willen — ganz unbedeutend. Die Isländischen Briefe hab' ich nicht verstanden. Es ist undeutlich, zu gekünstelt, doch nicht alles ohne Interesse. — Die kriegerischen Abentheuer eines Friedfertigen lassen sich gut lesen. Die vielen Abentheuer sind doch natürlich — das Ganze gut, ein Gemälde der Zeit.

v. B.

51.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf. April 1826.

Da bin ich nun wieder mit Ruthe und Lorbeer.

Der Feldweibel ist anziehend, ohne Fehl noch Uebertreibung. Das Gemälde vom damaligen Hof vortrefflich: man sollte glauben, Sie hätten das alles erfahren. Es herrscht eine schöne Einheit im Ganzen. Ihre Charaktere sind alle gut, wenn nicht übertrieben. Die Natur auch fällt bisweilen, aber selten, in Karrikatur.

Es herrscht in allen Schöpfungen ein moralischer Sinn, Liebe zur Freiheit; in allen athmet eine hohe Seele — und solche Werke erheben die Menschheit, weil da höhere Gedanken über Volksgedanken brüten.

Der Fürstenblick oder so etwas ist tief gedacht. Die Tyrannei steigt von unten auf, wie eine cattiva aria, so gut als sie von oben herab strömt. Ich wünsche sehr, daß Sie wirklich eine Auswahl der bessern Erzählungen machen. So wie sie sind, schaden die minderguten den bessern; die gemeinen Seelen hängen wie Kothfliegen an den Fehlern. — Es ist oft eine schöne Poesie in Ihren Bildern.

Ich habe ein Bändchen einer ſchönen Lauſannerin (Erminie Chavannes) gegeben, um daraus zu überſetzen. — Die deutſche Sprache drängt ſich überall vor, und nimmt ihren Rang ein.

Ich habe erſt jetzt die letzten Seiten des Feldweibels ausgeleſen. Ich billige die Entwicklung nicht. Sie iſt zu verwickelt, man fühlt zu ſehr den Roman. Sie ſollten das abändern und einfach machen. Die Verwicklung iſt übertrieben. Da iſt wieder die ſchöne Erbſünde — ich ſage ſchön — weil ſie aus der Kraft und nicht aus Schwäche kommt. Niemand bekümmert ſich um Kiek, und da wäre der Anfang eines neuen Abentheuers, gegen das große Einheitsgeſetz. Dieſer Theil der Erzählung iſt mir anſtößig. Laſſen Sie den König ehrlich handeln, das Pärchen glücklich ſeyn, und beſchreiben Sie den Segen der Freiheit, wie Sie die Märter der Sklaverei beſchrieben haben. Das Kunſtwerk muß wie ein Muſikſtück — eine Oper — mit harmoniſchen Tönen enden.

Das polniſche Dorf »Brezwezmeisl« iſt ein gutes Gemälde, aber hat kein Intereſſe, keine Schönheit. v. B.

52.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 10. Mai 1826.

Lieber Zſchokke, da Sie einmal zu meinem Biographen erwählt ſind, wie ich bei Ihnen zum Junker Schulmeiſter, ſo ſende ich Ihnen ein Paar merkwürdige Briefe. Einen Brief von Bonnet an Herrn Tſcharner von Aubonne, der ihm geſchrieben hatte: »man wiſſe nicht, was mit mir anfangen?« Ich kam eben von Genf, ich hatte alles was glänzend war, verlaſſen; alle meine Studien, die ſo ſchön vorwärts giengen, waren mit Schmerz abgebrochen; ich hatte das Gefühl, lebendig begraben zu ſeyn.

Ferner von 1774 meinen Brief an Johann Müller; vortrefflich geſchrieben. Sie ſehen da, wie mir vor Bern bang war, und wie ich den brennenden Schmerz fühlte. Wunderbar war mein Schickſal; die Erziehung meiner Kindheit halb wild, halb pedantiſch. Nicht ein lebendiger Gedanke kam in dieſe Paragelerziehung. — Dann in Yverdon eine treffliche Naturerziehung; göttliche Freiheit im Schooß einer liebenswürdigen Familie, ungeſtörte Entwicklung meines innerſten Weſens; eingeniſtet in allen Freuden der Jugend, der Natur; unbekannt mit den Laſtern der Welt — lebte ich wie der Vogel im Laubpallaſt des Waldes.

In Genf fing eine höhere Entwicklung an; ich fühlte mich um und um mit edlen Seelen, mit hochgesinnten trefflichen Menschen umgeben. Mein ganzes Wesen war Aufwärtsstreben nach allem Großen und Guten. Das Leben in Bern war ein unaufhörliches Sinken ins Nichts, ein Gefühl von Entseelung, von lebendigem Tod. Ich hatte moralisch sehr unrecht. — Ich habe meinen guten Vater mehr betrübt, als ich es wußte! aber wir wußten uns nicht zu helfen. Ich war ganz entbernert, wie ein gerupfter Adler, der in seinem innersten Wesen friert; jede Zukunft schien mir verschlossen; ich war wenig geliebt, weil ich wenig liebend war. Jedoch die gemeinen Freuden meines Alters schafften mir ein gemeines Leben, das sich an mein edleres Wesen anschloß und einpflanzte. — Adieu für heute. v. B.

P. S. Die Jesuiten bauen ein Kollegium in Ferney! der König von Sardinien kommt nach Savoyen, die Familie Orleans nach Aix, — Chateaubriand ist in Lausanne.

33.

Lettre de Mr. *Bonnet* à Mr. *Tscharner* mon beau-frère, écrite peu de tems après mon retour de Genève à Berne.

A Genthod, près de Genève, le 24 Mars 1767.

Croiriez-vous, Monsieur, que tout ce que vous m'exposez dans la lettre si bien pensée, que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, je l'ai dit à notre jeune misanthrope avec moins de réserve encore?

Je voudrais qu'il vous communiquât les endroits de mes lettres, qui roulent là-dessus. Vous y verriez comment je repousse les accès de sa sombre misanthropie, et comment je combats cette humeur d'esprit, qu'il prend pour la vraie grandeur, et qui n'est qu'un fantôme gigantesque, qui tente de la contrefaire.

Mon caractère ne me porte point à choquer l'amour-propre d'autrui, et ma raison connait les dangers de ces chocs. Mais j'ai osé humilier celui de notre jeune homme, parceque je n'ai pas craint un instant de lui déplaire. J'ai osé lui dire des vérités dures; il les a écoutées avec plaisir, et sa reconnaissance a été l'expression de son coeur.

Je me suis servi de cette supériorité de génie, que son amitié me prête, pour dominer sur ses passions. J'ai opposé le

despotisme au despotisme; et pour la première fois de ma vie j'ai tenté de subjuguer un autre esprit, que le mien.

Une pareille méthode n'était pas de mon choix; mais j'ai connu bientôt, que j'avais à lutter contre cette fière indépendance, qu'inspire le génie laissé à lui-même. J'ai donc été forcé de maîtriser ce génie naissant que j'aurais voulu captiver toujours. Je me suis élevé un peu plus haut que sa sphère, pour lui montrer qu'il pouvait encore avoir un maître et le souffrir. J'ai pris la place de son respectable père, parceque j'ai cru, qu'un ami fidèle était digne de la remplir.

Ma philosophie n'est pas sévère; elle l'a été pour lui. Je ne lui ai dissimulé aucun de ses écarts soit *moral*, soit *politique*.

Je lui ai montré ses *relations* et ses *devoirs*, non comme des entraves *conventionnelles*, mais comme l'expression de cette philosophie sublime qu'il chérit, et qui veut que tout soit harmonique dans le *moral*, comme dans le *physique*.

Je lui ai fait toucher au doigt, que notre bonheur est inséparable de l'observation de nos *devoirs*, et que pour être heureux, il faut faire des heureux.

Je lui ai fait sentir combien les *écarts du génie* sont plus dangereux que les *fautes de l'ignorance*, et combien le bon-sens est plus fait pour atteindre au solide bonheur.

J'ai fouillé dans les replis de son âme; j'en ai tiré son portrait, et je l'ai offert à ses yeux. Il était d'après nature; il l'a contemplé, s'est réconnu, et a aimé encore le peintre.

Je dois ce témoignage à sa candeur: il s'est peint lui-même dans ses lettres, comme vous le peignez dans la vôtre. Vous seriez étonné de ses aveux, et vous admireriez, comme moi, la blancheur de son âme.

Tout ce qui respire le *génie*, le transporte. Tout ce qui est marqué au coin de *l'autorité*, le repousse.

Il faut même que la raison emprunte au moins la parure de l'imagination, ou qu'elle se montre à lui dans sa plus noble simplicité, pour qu'il veuille l'écouter.

Il sent trop fortement qu'il a une âme à lui, et une âme faite pour penser et pour agir. Tout ce qui ne pense pas au même degré que lui, il le méprise. Si je n'avais pas fait une *analyse de l'âme*, je doute qu'il m'eût fait l'honneur de m'écouter.

Je me suis élevé avec force contre ce mépris injuste et si peu philosophique. De réflexions en réflexions j'ai été conduit à lui apprendre à quoi il a tenu qu'il ne fut *une bête, et une bête très orgueilleuse.* Ce sont les propres termes dont je me suis servi. Je lui ai dit pis encore, et je ne suis pas au bout.

J'ai souhaité ardemment de lui faire goûter une autre philosophie, que je dégraderais, si je la comparais à celle qu'il prise trop. Je parle de cette religion qu'on chérit à proportion qu'on la connait, et qu'on n'admire jamais plus, que dans sa source, que des docteurs téméraires ont osé allier à leurs visions, et qui touche le coeur en perfectionnant la volonté.

Mes premiers essais n'ont pas été heureux; je heurtais à une porte que de violens préjugés tenaient fermée. *Rousseau* la défendait, et le combattre eût été révolter son jeune admirateur. J'ai donc pris le parti de donner à cette religion auguste la livrée de la philosophie; et sous ce déguisement le jeune homme lui a permis de l'aborder. Il viendra peut-être un tems, trop éloigné pour mes désirs, où cette fille du ciel pourra paraitre tout une à ses yeux.

Ce détail vous prouve, Monsieur, que votre lettre ne m'a rien appris, et que tout ce que vous désirez de moi, je l'ai fait.

Si l'on ne doit pas mettre ensemble deux ivrognes, on ne doit pas faire voyager notre ami avec Mr. *Moulton.* Tout ce que vous m'écrivez sur ce sujet est au pied de la lettre ce que je pense. Je ne me suis pas borné à le penser, je l'ai dit.

Vous seriez le Mentor qu'il lui faudrait. Je sais combien il vous estime et vous est attaché. Mais vous êtes enchaîné à l'Etat, votre tendre amitié pour ce brave garçon ne pourrait-elle rompre ces chaines?

Paris est un théâtre bien redoutable. Le jeune homme n'est pas cuirassé. Le plaisir pénétrerait par tous ses pores, et le peu de principes qu'il a acquis se volatiliserait.

Je craindrais d'offenser Monsieur le Trésorier si je nommais *Genève.* Notre démocratie doit effrayer un bon aristocrate: mais la frivolité, le libertinage, l'irréligion sont-ils moins dangereux pour l'esprit et pour le coeur?

Notre ami m'a parlé en dernier lieu d'un séjour a *Valeyres.* Il voudrait se rapprocher de moi et faire des courses ici. Il

se persuade que quelques-uns de mes entretiens le remettraient dans le bon chemin. Je lui suis sincèrement attaché, et je lui donnerais tout le tems, que les circonstances me permettraient de lui donner. Mais la situation déplorable de mon infortunée patrie, l'incertitude de notre sort, mes occupations publiques et particulières, ne me laissent pas espérer beaucoup de liberté. Je ne l'ai point caché à celui qui veut bien se dire mon disciple.

Vous auriez été, Monsieur, un de mes meilleurs lecteurs, si votre génie avait été appelé à s'exercer sur la méthaphysique. Elle y aurait beaucoup gagné. Ce qu'elle a perdu a tourné au profit des belles-lettres et de la politique, moins sèches qu'elle, et d'une utilité plus reconnue.

Agréez les assurances etc.

C. Bonnet.

P. S. Sans doute notre ami doit ignorer votre lettre, et il l'ignorera. Il a sur le nez de mauvaises lunettes, qui déguisent les objets et enlaidissent la nature autour de lui. J'ai voulu les briser et leur en substituer d'autres de l'invention de Leibnitz; je n'y ai pas encore réussi. Berne est une *monstruosité* à travers ces maudites lunettes. Par contre, Genève y paraît une *Utopie.* Elle n'est pas plus une Utopie que Berne une monstruosité: mais il peut m'être permis de dire, que les lettres sont mieux cultivées à Genève, que certains vices y dominent moins et que la jeunesse y est un peu plus observée. —

54.

Lettre de Mr. *Ch. de Bonstetten* à son ami Mr. *J. Muller.*

Rome, le 20 Juin 1774.

Je suis triste, abattu. J'étais heureux, j'ai cessé de l'être. Tout ce qui vient de ce pays de douleur m'abat, me contriste. Mes pensées s'agitent, les images les plus riantes disparoissent, comme les songes du matin, et sans l'amitié de mon ami, que deviendrois-je? O Rome, ma chère Rome, tombeaux des Scipions, des Horaces, des Raphaëls, je vous embrasse: quel bonheur de voir la terre changée sous mes pas. Eh, Rome existe pour le bonheur de votre ami, tandis que Berne loin au-delà de mon horison, au-delà des nuées les plus éloignés,

repose parmi les tristes horreurs des Alpes solitaires. — Que l'association des idées a d'empire sur notre âme! Qu'y a-t-il donc changé dans l'univers depuis ce matin, pour troubler si puissamment tout mon être? — Et puis hier ou plutôt ce matin à deux heures je laisse un jeune homme de mes amis dans une société, occupé à jouer au colin-maillard (le Marquis Lepri). Ce matin en m'éveillant on m'annonce qu'il avoit expiré peu d'heures après, que nous l'eûmes quitté en se chaussant. Et vous aussi, vous m'attristez avec votre lettre de Berne. Que m'importe le jugement de ces gens, à qui je ne puis penser sans déchirement et sans désespoir?

Je suis las de vivre. Qu'importe que je traine encore quelques années dans une pénible misère. J'avois du génie: ces gens ont éteint son flambeau. J'étais heureux, ces gens là ont flétri les roses de ma jeunesse et ont changé l'univers dans une effrayante solitude. Avec quel transport de joie je me dis: me voilà encore à Rome! — Cher et unique ami, brisez les liens d'une vie, qui devoient s'attacher à jamais à la vôtre; il faut se séparer des malheureux et passer dans un lugubre et morne silence, ces lieux où le génie s'éteint avec le bonheur. Vous avez donc pu voir *Haller* sans larmes? Vous avez pu voir sans déchirement s'éteindre un grand homme? La mort d'un homme de génie est le spectacle le plus terrible pour l'homme qui pense; la pensée qui s'éteint dans la matière, et rentre, dans le ténébreux mystère, qu'elle avait sondé en vain, mon ami, pourquoi l'évoquer du sein de cette nuit profonde, pourquoi gravir péniblement les solitaires rochers du génie, tandis que la nature entraine si doucement ceux, qui n'ont jamais porté leurs profanes regards sur ses éternels mystères?

Comment voulez-vous que le nom de d'Erlach ou de Watt... ce fasse entendre parmi les ombres de Virgile et du Tasse? Comment prétendez-vous qu'il m'importe sur les ruines de Rome d'entendre les gothiques rêveries des nations rejetées au-delà des Allobroges mêmes?

Mon ami, que vous importe de vains discours — Gray avoit un sublime silence, digne du dédain qu'il se sentoit pour le vulgaire; vous êtes souvent encore à vous étonner de la sottise

des hommes; mais malheur à vous, lorsque vous ne vous en étonnez plus.

Oh ma chère Rome, que de sots et tristes discours je vais entendre sur les arts et sur le sentiment du bien par des hommes, qui tout au plus savent penser; Muller! je ne suis rien, et ma vue est bornée; mais il me semble que mon coeur ne l'est pas. Unissez les arts aux sciences et vous ne verrez point de fin au terme de la félicité de l'homme. Vivre avec vous et toujours à Rome — quelle distance des bonnets rouges de ce pays aux longues crinières de nos pretendus maitres! La liberté personnelle est à Rome. Adieu.

Votre voyage est charmant*); ce rocher qui se détache d'entre le nuages pour submerger**) l'histoire de la Suisse, et les rochers du lac de la liberté, ne vous ont point parlé de moi?

C. de B.

55.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 11. Mai 1826.

Ach, nun iſt mein Schulmeiſterthum zu Ende! Kein liebes Zſchökkelein mehr kommt in die Schule, Sie haben mir, als ich unpäßlich war, ſo viele Freude gemacht; alles iſt ausgeleſen!

Das Letzte, ganz liebe, waren die weiblichen Stufenjahre! ganz Natur und Wahrheit. Da eben ſind Sie zu Hauſe. — Frok iſt allerliebſt, rührend, anziehend — allein der Anfang unintereſſant. Man kennt den Frok nicht, und lebt mit ſchlechten unbedeutenden Menſchen.

Maryland iſt weniger intereſſant wie Frok, doch alle drei ſind gute, liebe Kinder.

Die hiſtoriſchen Dinger ſind für mich wenig anziehend. — Agathokles und das andere mag ich nicht. Doch iſt kein einziges, wo nicht ſchöne Stellen wären. Das Pariſerſtück: Wer regiert denn? iſt voll Witz. — Aber wer dieſe Welt gekannt hat, liebt ſie nicht. Sie

---

*) Mr. *Muller* étoit allé faire un voyage dans les petits Cantons. D.

**) Il étoit sur le lac entre Schwyz et Altorf, non loin de la chapelle de Guillaume Tell, lorsque un énorme rocher détaché des Alpes vint tomber dans le lac. L'agitation des eaux occasionnée par cette chute fut tellement violente, que mon ami (Muller) faillit en être submergé. D.

kommen mir vor, wie ein guter Musiker, der einen starkfremden Accent hat, oder eine Arie falsch gesungen. Die grossen Dichter kennen ihren Werth selten. Ich wette, Sie lieben Ihre bessern Kinder weniger, als die schlechtern oder weniger guten; denn der schlechten sind keine.

Sie sind unerschöpflich an Reichthum in Erfindung der Charaktere; da wo Sie zu Hause sind, sind Sie unübertrefflich. Ihr Styl ist immer gut, deutlich, anziehend. Ihre historischen Gemälde mögen gut seyn, wenn Sie in der Schweiz bleiben.

Sagen Sie mir, was macht Aarau mit den Luzernerkindern?

Wenn Sie nach Valeyres kommen wollen, so melden Sie mir es. Meine Kinder gehen im Juli und August in die Bäder. Wollen Sie im Juni, oder Ende August und September kommen? Sie kommen doch! Besser im August!

Wir wissen nichts von Capo d'Istria. Er hat uns verlassen, mir thut es weh. — Er hat seine Miethe aufgesagt.

Chateaubriand ist durch Genf passirt ganz incognito. Er geht nach Neufchatel, wo er letztes Jahr verborgen lebte, am Ufer des See's sinnend und sinnend. Niemand sah ihn. Adieu.

v. B.

56.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 30. Mai 1826.

Ich möchte mich manchmal mit der halben Welt boxen, daß sie mich nicht zur Ruhe kommen lassen will. Gestern war ich manche hundert Schuh tief unter der Erde im Bergwerk, vorgestern in einer Sitzung, umringt von sieben Leidenschaften und Collegen; vorvorgestern 3000 Schuh hoch über der Meeresfläche, aber nicht in der Luft schwebend, sondern in den Bergwirkern. Meine Frau macht mir Vorwürfe; sie sagt: ich sei mit meiner Gefälligkeit gegen jeden zu leichtsinnig. Ich gebe ihr nicht gern Recht, denn sie hats leider schon, ohne daß ichs gebe. Es ist verdrüßlich. — Nun, das sei abgethan.

Was Aarau mit den Luzernerkindern macht? fragen Sie. Gewiß haben Sie, wie Grammatiker sagen, per Synecdochen, an die Gaunerkinder gedacht. — Ei nun, unsere vaterländische Gesellschaft wird seiner Zeit 4 — 5 derselben übernehmen; will aber den Regierungen nicht vorgreifen, welche erst über den bürgerlichen Stand entscheiden

müſſen, weil, ohne Heimathsrecht dieſer Unglücklichen, auch mit der beſten Erziehung dem Uebel nicht abgeholfen iſt.

Ja, ein oder zwei Tage bei Ihnen in Valeyres ſeyn möcht' ich, um mich von Ihnen perſönlich ein Bischen ſchulmeiſtern zu laſſen. Aber im Juli muß ich nach Chur zu den Naturforſchern. Dann — ja dann — wer kann ſo weit rechnen? Vielleicht mach' ich mich im September auf, und beſuche meinen Sohn Emil in Lauſanne. Und wären Sie dann nicht in Valeyres, ſo erſchien ich Ihnen in Genf, aber nur Ihnen incognitissimo. Plagt mich der Reiſeteufel aber zu arg, geh' ich vielleicht ſchon im Juni mit Ihnen am Genferſee auf und ab.

Die vier letzten Theile der Schriften ſind noch nicht ganz gedruckt. Allerdings erhalten Sie ſie. Es thut mir faſt leid, nicht noch mehr Mährchen geſchrieben zu haben, da Ihnen einige derſelben wenige angenehme Augenblicke gewähren konnten. Was thät' ich nicht für Sie!

Geſtern bekam ich die bibliothèque universelle (Mars) mit den erſten Bruchſtücken aus meinem Freihof. Ich las das Urtheil über mich, mit frommem glaubensvollem Schweigen. Man will ſich immer aus dem Urtheil Anderer kennen lernen, wie ſein Geſicht aus dem Spiegel. — Aber bei den Auszügen ſelbſt konnt' ich mich des Lächelns nicht enthalten. Ueberall verräth ſich weibliche Hand, geleitet vom weiblichen Sinn. Ich glaube faſt, die Franzoſen könnten ſich an meinen barbariſchen Namen gewöhnen, käme der »Romancier« ſo graziös coſtumirt und von ſolcher Hand geführt, in ihre »Salons.«

Iſt das nicht eine göttliche Begeiſterung der Welt für Griechenland? — Hat je in der Weltgeſchichte ein Jahrhundert, ein Welttheil ſeine Schuld dem frühern Jahrtauſend rührender abgetragen? — O da iſt ein heiliger Bund der Menſchheit; und da — die sainte alliance der Politiker gegenüber! Wahrlich dieſe sainte alliance hat etwa die Heiligkeit des saint père à Rome.

Es thut mir leid; nun werden Sie mir keine politiſche Bonbons mehr aus Capo d'Iſtria's Taſche geben. Chateaubriand iſt gewiß ein guter Menſch; aber ſeine Schriften haben einen »Parfum«, der mir widerſteht. Ich will ihn ruhig am Genferſee fiſchen laſſen.

Leben Sie wohl. Lieben Sie mich, auch wenn Sie mich nicht leſen.

Ihr P. Z.

57.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 12. Juni 1826.

Als mir gestern Ihr Buch, mit der nordischen Saga von der Wisilsburg, von der Post gebracht wurde, ließ ich alle Prismen, Magnet- und Stricknadeln fahren, mit denen ich schon wochenlang einige Fäden im geheimnißreichen Gewebe der Natur verfolge. Ich kannte nur Ragnard Lodbroks Todessang, den ich, als Knabe, in Schimmelmanns Edda, nicht ohne Begeisterung, gelesen hatte; aber von der Wisilsburg wußt' ich nichts.

Sie haben Recht gehabt, diese schöne Lodbroks-Saga unter den Deutschen zu verjüngen. Sie ist eine nordische Odyssee, ein Nibelungenlied im Kleinen; voller Einfalt, Naturtreue und geschichtlicher Abklänge. Aber sagen Sie mir, hat man ihr denn seit den 25 Jahren, da sie erschien, keine höhere Aufmerksamkeit gewidmet? Sie reiht ja auf die Schnur einer dichtend gewordenen Ueberlieferung die schönsten Perlen des skanzischen Heldenalters zum Namen Ragnards, in kecker Verwechselung der Zeiten und Gegenden zusammen, wie die Nibelungen auch den Gothen Dieterich, den Hunnen Etzel, den Bischof Pilgrim von Passau u. s. w. zeitgenössisch beisammen aufführen. — Hat sich keiner der schwedischen oder dänischen Gelehrten, kein Snorro, kein Ihre die Mühe gegeben, geschichtsforscherische Erörterungen zu der Saga zu schreiben?

Die Eroberung Englands, die Erbauung Londons, der Lundunaburg, auf die Weise, wie Dido Karthago gebaut, gehört hier den Söhnen Ragnards an, so gut, als der alte, fabelhafte und doch wahre Zug der Kymern und Teutischen, oder Cimbern und Teutonen, nach dem Süden.

Warum zweifelte denn Johann Müller, daß die Wisilsburg, welche Yoar eroberte, unser Wisilsburg, das römische Aventicum gewesen? Ich finde eben durch die Lodbroks-Saga die Vermuthung kräftig gestützt, die ich im zweiten Kapitel meiner Schweizerlandsgeschichte zur Erklärung unserer alten Oberlandssage und der auffallenden Zusammenklänge schwedischer und schweizerischer Namen, Geschichten, Menschenschlage u. s. w. ausstellte.

Warum denn sollte sich in Skanzien nicht eine Ueberlieferung vom Heldenzuge der nordischen Bundesgenossen, oder Kymern, nach dem Sü-

den erhalten haben, da viele von den Heimgekehrten unſtreitig davon erzählt hatten? Warum nicht eben ſo gut, als bei uns im Gebirg die Sage von Einwanderung der Nordmänner noch, durch das alte Weſtfrieſenlied, ſteht? — Die Lodbroks-Saga deutet ganz auf den Zug der Cimbern und Teutonen. Und ſie wandten ſich gen Süden. Sie zerſtörten unterwegs alle Veſten. Sie hörten von der großen mannreichen Stadt Wiſilsburg. Gewiß ſtand dieſe ſchon lange und groß da, ehe die Römer es in ihr Aventicum verwelſchten. Es iſt ja bekannt, daß die Cimbern mit den Tigurern in's Allobrogenland eindrangen, und nach Italien.

Die Lodbroks-Saga ſtimmt damit überein. Nach Zerſtörung von Wiſilsburg, heißt es, gingen die Söhne Ragnards tiefer ins Mittagsland, Alles verheerend, bis Luna. Fiel Ihnen nicht, oder Müllern ſchon der lateiniſche Name auf, und daß die Kymern von dieſer Stadt ſchon auf der Straße nach Rom waren, wäre ihnen nicht der Greis mit den eiſernen Schuhen entgegen gekommen? Vielleicht war der eiſenbeſchuhte Greis ein mythiſches Bild vom Marius. Aber Luna iſt eine alte hetruſciſche Stadt geweſen. Sie war vermuthlich einer der vornehmſten Handelsplätze Hetruriens; wenigſtens hatte ſie ohne Zweifel einen guten Hafen, den nachmals die römiſchen Flotten oft benutzten. Livius nennt die Stadt einige Male (Liv. Lib. 54 c. 8 und Lib. 39 c. 21).

Hätt' ich die Lodbroks-Saga früher gekannt, ich würde in der Schweizerlandsgeſchichte aus ihr den Gegenklang zum Weſtfrieſenlied unſeres Gebirgs genommen haben.

Mehr davon, wenn wir mündlich mit einander Gedanken tauſchen können. Aber melden Sie mir nun bald, wann Sie nach Valeyres gehen, denn die Zeit meiner Ausflüge beginnt. Ich muß amtliche Reiſen durch den Aargau thun, dann die Naturforſcher in Chur, auch die Gemeinnützigen in Zürich, auch Sie in Valeyres oder ſonſt wo, auch meinen Emil in Lauſanne, ſehen. Wer weiß, ob am Ende aus hundert Entwürfen nur eine That wird? Komm' ich, ſo bring' ich Ihnen Ihr Buch ſelbſt wieder mit; ich habe darin nur erſt die Sage geleſen.

H. Z.

58.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 11. Juli 1826.

Ich bin Ihnen auf zwei — (Briefe nicht), blos Zettelchen, Antwort schuldig, aber bei der jetzigen heißen Witterung so träg, von der Reise her so zerstreut, daß ich Sie lieben muß, wie ich Sie liebe, um mich selbst zu überwinden, und zu schreiben.

Sie wollten mich also nicht sehen; denn nach Genf kommen konnt' ich aus 101 Grund nicht; — und Sie konnten oder wollten nicht nach Valeyres. Aber ich war den Freitag (7. Juli) um 6 Uhr nur zwei Schritt von Ihrem Valeyres, und fuhr ein wenig traurig vorbei, weil Sie in Genf saßen. Doch ergötzte mich da die Hügelwelt am Fuß des Vaulion, wo Sie so oft geweilt hatten. Ich kam den Morgen von Valorbe über Lignerolles. Und nach Valorbe kam ich den Tag vorher durch das wildschöne, einsame Val de Jeux von St. Cergue her. Dies Thal, mir noch unbekannt, wollt' ich sehen; dann auch die Wiflisburg, die mir durch Ihre Lodbroks-Saga so interessant geworden ist. Ich bin von einem Sonntage zum andern acht Tage unterwegs gewesen; länger konnt' ich nicht ausbleiben; und das ist von dem 101 Grunde der erste, warum ich nicht bis Genf kam. Ich mußte in dieser Frist 98 Stunden Wegs machen.

Nun liegt noch eine Fahrt durch die rhätischen Alpen vor mir, die ich nächstens machen will.

Die Wiflisburg macht mir noch immer zu schaffen. Ja, es waren die Teutonen und Ambronen, die im 652sten Jahre U. C. (wie Plutarch II., 830) sagt) über Ligurien (also Luna!) nach Rom wollten. Die Cimbern zogen durch's Noricum. — Die Römer behaupteten zwar (sie schrieben vermuthlich französische Armeebulletins) von den Teutonen 200,000 getödtet, 80,000 gefangen zu haben, daß kaum 4000 entflohen wären — aber credat Judaeus Apella. Sie haben unser Weißland angebaut und noch die Sage von Wiflisburg und Luna und dem Mann mit eisernen Schuhen nach Skanzien und Island zurückgebracht. Davon wußten Marius und Cl. Marcellus nicht, aber wohl Bonstetten und dessen

D. Z.

P. S. Ich lasse meinen Emil vermuthlich künftigen Monat nach Genf gehen, um dort bis Ostern zu bleiben. Lausanne leistet ihm

gebirge des linken Nilufers bis zum Atlasgebirge dem Christenthum verschlossen, und die Bekenner desselben betraten nur die Gestade Nordafrika's als Sklaven, oder als unsere Kaufleute, oder als Gesandte europäischer Könige, die den Seeräuber-Fürsten ehrerbietigen Tribut brachten. Die meiste Duldung genießen die Christen vielleicht in Tripoli, wo sie, gleich Juden verachtet, doch freie Glaubensübung haben, besonders seit hier die Familie der Caramanli den Thron bestieg. Der Pascha Jusef Caramanli (seit 1795), der dritte aus jenem Geschlecht, war aus Klugheit, den Briten zu gefallen, gegen die Christen nachsichtsvoll. Das römische Collegium de propaganda fide bestellte das Kloster zu Tripoli mit drei Mönchen, meistens Franziskanern, für die Seelsorge der christlichen Konsuln.

In Tunis herrscht zwar auch Duldung, doch sehr beschränkt. Bekehrerversuche sind mit dem Tode bestraft. In der Hauptstadt waren im Jahr 1816 nur drei Kapuziner und zwei Franziskaner; neben diesen auch eine griechische Kirche mit einem einzigen Priester, der zugleich für die protestantischen Konsuln und deren Familien die gottesdienstlichen Geschäfte versah.

In Algier sind der Christen höchst wenige; der Juden desto mehr. Im Jahr 1816 zählte man

nicht ganz, was Genf kann. Ich hatte in Orbe mein Rendez-vous mit ihm, beim alten Burigundenthurm auf der prächtigen Terrasse von Orbe, und nahm ihn (nicht den Thurm) mit mir über Nolle und Nyon durch Jourthal bis Estavayer.

Er bat mich um ein Briefchen an Sie, und soll's haben. Er freut sich, Ihnen etwas näher zu kommen, denn er ist etwas Enthusiast und liebt Sie.

59.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 8. August 1826.

Sind Sie mir böse? — Ich kam aus den wilden Bergen Rhätiens zurück, und suchte unter dem Haufen eingekommener Briefe zuerst nach der wohlbekannten Aufschrift — und war getäuscht.

Indessen hatt' ich meinem Sohn Emil aufgetragen, seinen Aufenthalt von Lausanne mit Genf zu vertauschen. Er quälte mich um einen Brief für Sie. Ohne seine Bitte hatt' ich ihm den gegeben, auf daß Sie dem Jüngling Ihren patriarchalischen Segen ertheilen. Ich zweifle kaum, dieser lebendige Bursch wird einst die Tage seiner Jugend durch das ehrfurchtsvolle Andenken an Sie verschönert finden. Was kann ich ihm Besseres in Genf gewähren, als Gelegenheit, einen bewunderten und bewunderungswürdigen Mann in der Nähe zu sehen, und von Zeit zu Zeit die Sprüche von dessen Welterfahrenheit zur Berichtigung seiner eigenen Weltansichten zu hören?

Ich kannte Bünden bis auf einen östlichen Theil desselben; diesen sah ich, — er ist eine Ausnahme von allem Andern. Dies ungeheure Labyrinth von erschrecklichen Eintiefungen der Thäler und über die Wolken hinausstarrenden Gletschern, diese idyllische Anmuth des obern Engadins mit seinen Seen, in deren Bläue sich Lärchen- und Arvenwäldchen spiegeln, fast 6000′ absoluter Höhe, in der blumenreichen Nachbarschaft des ewigen Eises — von wilden, schönen, gastfreundlichen Menschen bewohnt, — dies Alles hatt' ich gar nicht erwartet. Was ist die Kunst des Jahrhunderts neben der ewigen, großen Natur? Was der Mensch in der Nähe des Sich-Offenbarens Gottes?

Bei Ihnen hing indessen der Himmel voller Geigen, Pauken und Trompeten. *) Ich glaube wohl, daß Sie in dem musikalischen Sturm

*) Zu Genf war in demselben Jahr die allgemeine schweizerische Musikgesellschaft versammelt.

mich und vielleicht sich selbst vergessen haben. Aber doch bitt' ich, nicht zu lange! Ein freundlicher Brief von Ihnen mit einem Concert spielender Gedanken, ist mir die schönste Musik.

Sie werden dies Jahr zur Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft in Zürich erwartet; — das heißt auch, en passant unter meinem Dach ein Paar Tage. Dann begleit' ich Sie, und bin in Zürich Ihr cavalier servente. Wollen Sie mich dazu annehmen?

Von Herzen

Ihr H. Z.

60.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 7. September 1826.

Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben; warum nicht — ist langweilig zu sagen.

Es ist mir auf einmal ein guter Gedanke eingefallen. Graf Ranzau ist hier, Gouverneur des Kronprinzen von Dänemark. Der wünschte einen guten König zu bilden. Ich meinte: das wäre schwer, es wäre da viel zu thun. Wir sprachen vielfältig hin und her. Der Kronprinz ist siebenzehnjährig, gutmüthig, aber ohne viel Energie, ein wohlgebildeter junger Mensch. Ich sagte zu Ranzau: es wäre gut, einen wackern Jungen dem Prinzen an die Seite zu setzen, der neben ihm seine Studien fortsetzte, und dem Kronprinzen mit seinem Beispiel vorgehen würde. Aber wo ihn finden? Auf einmal fällt mir ein, daß eben Ihr prächtiger Emil der Mann wäre. Der Prinz wird noch zwei oder drei Monate auf dem Lande, ein Paar hundert Schritte von der Stadt, wohnen. Er hat neben Ranzau den trefflichen Dichter Ewald bei sich, und seinen Onkel den Prinzen von Holstein-Beck. Diese sind aber noch nicht hier; sie kommen bald. — Ich dachte, Emil würde sein Zimmer auf dem Land (bis Neujahr) haben; er würde dort seine Studien fortsetzen, und so viel möglich den Prinzen zur Arbeit führen. Das nähere Wie? weiß ich nicht. Emil würde da ein Paar Probemonate aushalten. Wenn sie in die Stadt kommen, kann er sich lebsagen, wenn er will, oder sich ferner anbinden. Graf Ranzau weiß nichts von Emil; er hat aber alles Zutrauen zu mir. Ich muß Ihre Meinung wissen, um ihm meinen Gedanken zu eröffnen. Der Geist dieses kleinen Hofs ist vortrefflich. Ranzau wünscht besonders, daß der Altersgenoß, der mit dem Kronprinzen lebte, ganz unbesangen wäre, und ihn nicht als Prinzen,

ſondern als Kamerad behandeln würde. Das alles ſetzt vieles voraus, das ich alles Ihrem Sohn zutraue. Ich bin in alle die Zſchökkein verliebt. Sie ſind ſo ganz Natur, und eine ſchöne Natur. Sie haben auch Feſtigkeit und Charakter, das eben dem Prinzen mangelt. Sagen Sie zu dem Allen ja, ſo führe ich Emil zum Kronprinzen. Gefallen ſich beide, ſo bleibt Emil die Nacht über da; — geht es gut — ſo wohnt er da. Das muß wie eine Heirath gehen. Vielleicht iſt alles ein Traum meiner Freundſchaft.

Ich liebe und verehre Ihre Aarauer. Welcher Edelſinn, welche Geſchenke, die Induſtrie-Schule — das iſt wahre Aufklärung. Das Licht, das mit Geld und Induſtrie anlangt, iſt das wahre Licht, das belebende, das bleibende.

Adieu. Leben Sie wohl — es kommen da ſo viele Fremde.

v. B.

61.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 13. September 1825.

Warum ließen Sie mich ſo lange ohne eine Zeile? Oder warum haben Sie mich verhätſchelt und verwöhnt? Ich ward beinah gegen alle Reiſende mißtrauiſch, die von Genf kamen, und mir die Sage von Ihrem Wohlſeyn brachten, aber darüber keine ſchriftliche Urkunde, ausgeſtellt von Ihrer Hand. Ich liebe die Sagen, aber nur in Dichtungen; ſie hatten ihren Werth, aber nur, da man noch nicht ſchreiben konnte.

Sie erzählen mir nun vom einſichtsvollen Grafen von Ranzau, vom jungen Kronprinzen von Dänemark, von der Treflichkeit des dortigen kleinen Hofes, und von meinem Emil, der ſeine Studien neben dem Königsſohn fortſetzen, und dieſen durch ſeinen wiſſenſchaftlichen Eifer mit ſich vorwärts reiſſen ſollte. Sie wollen meine Anſicht, um dann mit dem wohlmeinenden Grafen zu reden.

Hier folgt ſie: Sie und der Graf haben mehr, denn Recht; und ich ſetze hinzu, Dänemark bedarf in Zukunft eines Königs im vollen Sinn des Worts, der, was die Zeiten von ſeiner Macht losgeriſſen, einſt den Zeiten wieder zu entreiſſen Kraft und Geiſtesgewalt hat. Dazu gehört ein Mann, der ſich von den Zeiten nicht mit fortwirbeln läßt, ſondern Scharfblick und, als Selbſtüberſcher, ſelbſtſtändige Denkart beſitzt. Dergleichen wird aber nicht durch Anhören guter Lehren, ſondern

durch frühes Alleinstehen, und frühes, unter guten Grundsätzen erlaubtes, Selbsthandeln gewonnen. Ein schwacher Privatmann wird verächtlich; ein schwacher Fürst noch mehr. Und doch führt die gemeine Fürstenerziehung eben zur Schwäche der Fürsten, nicht zu ihrer Stärke. Friedrich der Große, Heinrich IV. u. a. m., selbst Napoleon, wenn Sie wollen, und alle große Fürsten wurden in der ersten Schule der Entbehrungen und Kraftanstrengungen erzogen. Warum studiren so wenige Fürstenbildner die Erziehungsmethode der Natur?

Sie kennen die Art, wie ich meine Söhne behandle, daß sie selbstständig und selbstkräftig werden; die frühen Reisen der Knaben, einsam, den Habersack auf dem Rücken, das Erlernen eines Handwerks u. s. w. — Das geht bei einem Republikaner an, aber bei keinem Fürstensohn.

Doch zur Sache, wegen Emils.

Ich gab ihm Ihren Brief selbst zu lesen. Anfangs gefiel ihm, der ohnedem in Genf noch keinen Altersgenossen zum Umgang kennt, Ihr Gedanke, und zwar durch den Reiz der Neuheit, sehr. Am folgenden Tage kamen seine »Aber« hintennach. Er fürchtet Zeit zu verlieren; er fürchtet da als bloßes Mittel, nicht als Zweck, zu stehen u. dgl. m.

Können Sie mir versprechen, daß er, in dem vorgeschlagenen Umgange, für seine Liebe zur Wissenschaft, strenge Rechtlichkeit der Grundsätze, einfache Lebensweise und Reinheit des sittlichen Gefühls neuen Sporn finde, so halte ichs für ein Glück Emils, daß Sie seiner gedachten, und ich danke Ihnen, als Vater, mit der warmen Herzlichkeit des Vaters.

Hier haben Sie die von mir verlangten Ansichten Ihres Vorschlags. Und nun geb' ich Ihnen im Geiste noch einen Kuß.

Ihr H. Z.

P. S. Gelt! unsere Bürger zu Aarau haben auch noch Fürstensinn. Wie großsinnig fundirten sie die Gewerbschule! Ein einziger Bürger schenkte 25,000 Fr., der andere legt 50,000 dazu. Sie haben so viel gesehen; theilen Sie mir Ihre Ansichten über die beste Einrichtung eines polytechnischen Instituts für Schweizer mit.

62.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 9. Oktober 1826.

Ihr lieber Emil hat mir gesagt: Sie wären krank gewesen. Ich soll Ihnen Arznei schicken — Herzensarznei — das thu' ich gern. Ich bin seit einigen Wochen sehr beschäftigt. Ein junger Würtemberger übersetzt mein philosophisches Werk. Ich hab' in ihm einen heitern, wohlgelehrten Kopf, und einen liebenswürdigen Deutschen gefunden. Er übersetzt mich gut. Meine Etudes de l'homme sind zum Theil umgeschmolzen; es ist ein Drittel Neues eingebracht, und das Ganze ist nun etwas Vollständiges — meine beste Hinterlassenschaft. Ich freue mich, Ihre Gedanken einst zu vernehmen, denn Emil sagt: Sie auch philosophiren. Besser Sie bleiben auf der Erde, wo Sie so viel Gutes pflanzen. Aarau, Aarau, die herrliche Stadt! wo ein Hunziker wohnt und irdische Schätze spendet, dieweil Zschokke überirdische! Das alles bringt Leben in die schlafluftige Schweiz, die ihre Seligkeit in einem weichen Bett träumt.

---

11. Dezember. Wie lange, seit ich dies geschrieben!

Es ist eine wunderliche Sache um das Alter!

In meinem sechszigsten Jahre dachte ich viel an den Tod. Ich sah mich am Eingang arktischer Gegenden, wo nichts gewisser ist, als der Tod. Den sah ich oft vor mir; da er aber nicht kam, und ich mich hundertmal getäuscht gefunden, fiel das unvermeidliche Mißbehagen an diesen Gedanken hinweg, zuletzt schwand der Gedanke selbst und beinahe der Glaube an den Tod. Ich war bisweilen sehr krank. Zwei der besten Aerzte glaubten an eine Anervisme; Butini nicht. Er hatte Recht. Alles war nervös. Auch die Gicht kam. Ich aber blieb munter; doch sagte ich mir: „Ich bin alt.“ — Da aber kamen — nach zehn Jahren — meine Kräfte wieder, so daß ich von nun an oft sagte: „als ich alt war, konnte ich dies und das nicht thun.“ Mein junges Leben zeigte sich wieder, und ich fand mich spazierend, wo ich in meinem Leben nie hinzukommen gedachte. Ich war mäßig, munter und verfaßt auf alles. Kam der Gedanke des Todes, so las ich mein Kapitel über Todesfurcht und beruhigte mich. — Die siebenzig Jahre kamen mit ihrer 7 mir, wie ein Galgen, vor. Es sind nun zwei Monate, da ward ich auf einmal schwach, hinfallend, hinsinkend. Eines Abends

hatte ich ein wunderbares Gefühl des Todes. — Auf einmal rauschten meine Gedanken wie ein Meer zurück in eine Nacht voll Grauen. Ich sagte mir: „Es ist der Tod!“ Seit der Stunde aber hob sich Leben und Gesundheit mit jedem Tag wieder höher, so daß ich mich jetzt wie vor sechszig Jahren fühle. Seit Langem denk' ich nun nicht mehr an den Tod — weil mir der Gedanke Langeweile macht. — Ich hab' alle Erforschungen erschöpft, und falle — oder ruhe immer auf ebendemselben Trost: Wir wissen nichts, aber ein denkendes Wesen regiert die Welt.

Um 5 Uhr. Ich komme eben vom Seeufer. Wie prächtig der See in den schönen Wintertagen, wo des Himmels Glanz die Farben aller Jahrszeiten vereinigt. Es ist doch kein See wie mein Leman.

v. B.

63.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 21. Dezember 1826.

Ihr lieber Brief hat mir einmal wieder wohl gethan. Hätt' ich ihn während meines Schleimfiebers erhalten — fünf Wochen lang wohnt' ich im Bett — würd' ich bald gesund geworden seyn. Fröhlicher Sinn ist die beste Arznei, und den wissen Sie zu reichen. Recht ungeduldig hoff' ich nun auf das Erscheinen der ganz umgeschaffnen Etudes de l'homme.

Emil hat Ihnen etwas von meinem Philosophiren gesagt. Sie wollen nicht, daß ich philosophire? Ihr Verbot kömmt zu spät. Ich treibe das verbotene Gewerbe schon seit meinem fünfundzwanzigsten Jahre. Aber wenige Menschen wissen darum; und öffentlich gab ich meine Stimme noch nicht über das große Räthsel des Daseyns ab. Wenn ichs thue, will ichs kurz vor meinem Tode thun, damit, wenn ich gesteinigt werde, ich nicht viel mehr dabei zu verlieren habe.

Sie sagen, Ihr Trost sei: „Wir wissen nichts — aber ein denkendes Wesen regiert die Welt.“

Nun, wenn wir nichts wissen, woher wissen Sie das, was Ihr Trost ist? und gerade auch das Wichtigste? Ich habe, blos aus Liebe zur Philosophie, die Natur in ihren verschiedenen Verhältnissen — die Geschichte der Völker — den Menschen — die verschiedenen Religionen studirt, und habe gefunden: der Mensch weiß unendlich weniger von dem, was er durch die Sinne empfindet, also von dem Niedrigern

unter ſeinen Füßen, als von dem Höhern über ihm. Denn er ſteht Gott näher, als der Erde. Den Tod fürcht' ich nicht, weil ich nicht der Leib bin. Wäre Gott vergänglich, wär' ichs auch; und wäre ein wirkliches, ſachliches Nichts (kein gedankliches, relatives) vernünftig denkbar, alſo möglich, ſo wäre es auch mein Nichtſeyn.

Was Sie mir über das Alter ſchreiben, iſt allerliebſt, und Ihr Brief mir gehaltreicher, als Cicero's langer Kram de Senectute. Sie wiſſen gar nicht, wie gut Sie in Ihrer bequemlichen Fahrläſſigkeit ſchreiben. Sie geben Fünftelſafts-Tropfen Ihres langen Erfahrens und Denkens; — alten Wein, der nicht mehr berauſcht, aber tief ſtärkt. Ich habe mich vor meinem dreißigſten Jahre mehr, als vor der Zahl des fünfzigſten gefürchtet. Jetzt lach' ich Ihren Achtzigern entgegen. Ich bin ſo alt wie Sie, und werde ſo alt wie Sie. (Das iſt auch ein Kapitel aus meiner Philoſophie.) Wir ſind ewig.

Das Jahr geht zu Ende. Es freut mich, daß auch Sie mir darin angehörten. Neue Freundſchaften hab' ich wenige darin geſchloſſen; nur mich dem herrlichen Böttiger in Dresden und der Frau v. d. Recke brieflich genähert. Kennen Sie beide? Böttiger hat Sie ſehr lieb. Aber geliebt zu werden, iſt Ihnen nichts Neues.

Ich möchte wohl ein Paar Jahre ein rein kontemplatives Leben führen, und alles mein Wirken in der Welt in Aemtern und vielſeitigen Verhältniſſen einſtellen. Aber immer reißt mich Liebe zum Guten wieder in's Praktiſche des Lebens hin, und beſiegt den Hang zum Selbſtgenuß, und — »vielmehr: oder zur Selbſtſucht« ſagt meine Frau. Aber das äuſſere praktiſche Leben iſt nur Selbſtvergeſſenheit; kein Schmekken des eigenen Seyns.

Adieu. Dieſer Brief iſt mein letzter in dieſem Jahr an Sie. Ihr erſter wird mir den Anfang des neuen Jahrs verſchönern.

Ihr H. Z.

64.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 30. Januar 1827

Ich fühle mich in Ihrer Gegenwart ganz voller Sünden.

1) Ihre Anzeige von der Aarauer Gewerbsſchule (wo ich endlich ein Brieſchen von Ihnen gefunden habe) billige ich ganz, beſonders was Sie gegen die Einfuhrverbote der Waaren ſagen, die beſſer ſind als

unſere einheimiſchen. Unſer Patriotismus iſt anſtatt expanſiv nur contractiv; ſo bleiben wir, wie der Igel, kugelartig im alten Neſt.

Der Haß unſerer Rathsherren gegen Preßfreiheit iſt auch ganz dieſelbe Krankheit. Wir kugeln uns ganz thiermäßig zuſammen, ſobald wir etwas fürchten.

Sie wollen nur dreißig Schüler in der Gewerbsſchule? Je zahlreicher die Schüler, je lebendiger iſt alles. Sie werden aber Ihre guten Gründe haben; denn Euch Aarauern traue ich alles Gute und Schöne zu. Die bleibende Aufklärung iſt die, welche im Beutel leuchtet.

Nun, Lieber, muß ich Ihnen erzählen von einem wunderbaren Schatz, der mir vor ein Paar Tagen zugeflogen iſt. Alle, alle meine Briefe an meine Eltern aus Genf und auf Reiſen.

2) Eine Sammlung Briefe von Bonnet an meinen Vater, der nicht wußte, was mit mir anfangen, da ich in Bern vor Langeweile zu ſterben drohte. In Genf fühlte ich meine Seele wachſen, in Bern war ich wie in eine Schildkrötenſchale eingeſchloſſen, und doch war das damalige Bern ein Athen gegen das jetzige. Allein ich war wie aus der Wurzel geriſſen. Ich habe gewiß meinen guten Vater ſchrecklich geplagt. Auch ſagte er mir auf ſeinem Todbett: „Wir haben uns nicht verſtanden!“ nous ne nous sommes pas toujours compris. Der treffliche Mann! es war in ſeiner Lage, mich aus Genf zu entfernen, wo ich einen wahren Haß gegen alle Ariſtokratien eingeſogen hatte.

3) Eine Blättersammlung von mir, als ich bei Gray war; auch etwas darunter hab' ich in Paris geſchrieben. Das alles iſt aber nicht intereſſant, ausgenommen viele Anekdoten, die mir Gray erzählte. Mein Gefühl, wenn ich an meine Eltern ſchrieb, war nicht frei genug, um gut zu ſchreiben.

4) Ein Pack Briefe, Liebesbriefe von — einer Königin — der Frau des engliſchen Prätendenten Eduard Stuart, geborne Prinzeſſin von Stollberg, mit ihrem Portrait. Ich kannte ſie in Rom, wo ſie einen königlichen Hof hielt, und ſich Majeſtät betiteln ließ.

Wie man mich in allen Ländern lieb hatte! Aller Haß, den die Natur mir zugedacht hatte, war gegen mich in Bern konzentrirt. Doch hatte ich da einige geiſtreiche Freunde. Die Bernerſeelen ſind wahrhaft edel und gut, aber oft engbrüſtig, und in kleinlich-politiſche Begriffe wie verbert. Das einzige Streben aller Seelen iſt da, in der Regierung viel zu gelten; alles Verdienſt, das nicht in die Rathſtube führt, iſt Null oder verhaßt, ſo daß ein Gelehrter, der nicht eben handwerks-

mäßig denkt, ſich in Bern wie in den Wüſten Sibiriens fühlt. Ehemals war in Bern ein geſellſchaftliches Leben.

In der Schweiz verwechſelt man leere Sitten mit einfachen Sitten. Leere Seelen bilden leere Sitten; nur Grundſätze und Leben bilden die edle Einfachheit der Sitten, die man bei einem Phocion oder Cato bewundert. Der halbe Theil von unſern Tugenden iſt Geiz, und noch dazu dummer Geiz, der ſich konvulſiviſch zuſammenzieht, anſtatt ſich durch That zu bereichern.

Der gute Geiſt der Schweizer erſtickt in den Rathsſtuben durch den Kantonsgeiſt, ſo daß der oberſte Theil des Baums, der in die Höhe zu treiben beſtimmt iſt, eben da zu wachſen aufhört.

Daher der inſtinktartige Haß gegen Preßfreiheit. Bücherklang iſt für die Schweizerregierungen, was Tanzmuſik für Gelähmte. Fellenberg ſagte mir letztlich, als ich ihn fragte: wie er zu ſeinen edlen Thaten ſei angelockt worden? ich ſei eine Urſache ſeiner Bemühungen; der Preis, den ich einſt der helvetiſchen Geſellſchaft vorgelegt hatte für die beſte Darſtellung des Erziehungsſyſtems irgend eines Kantons, war die erſte Triebfeder ſeines jetzigen Lebens. Und doch wurde das gekrönte Werk (über die Erziehung im Kanton Baſel) nicht gedruckt; und die Regierung von Bern arbeitete unter der Hand ſo kräftig, daß das fernere Preisausſtellen der helvetiſchen Geſellſchaft unterlaſſen wurde. So weit iſt es mit unſerm Mephitismus gekommen. Unſere ſchildkrötige, ſogenannte eingezogene Lebensart iſt Urſache, daß ſich Gedanken und Gefühle weniger mittheilen und ſich nach und nach einander ſelbſt fremde werden. Die heutige Jugend macht ſich ein Verdienſt daraus, ungeſellig zu ſcheinen; dies iſt ſelbſt in Genf bei der Jugend nicht ſelten. Die Abweſenheit alles Gefühls von Liebe macht, daß auch alles Freundſchaftsgefühl, das nicht Pflichtgefühl iſt, bei jungen Weibern fremde bleibt. So zerfallen nach und nach alle gemeinſchaftlichen Fäden, welche die große Geſellſchaft zuſammen bindet.

v. B.

65.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 1. Februar 1827.

Ich ſetze meinen geſtrigen Brief fort. Da fand ich auch jugendliche Aufſätze von mir, in Genf geſchrieben; ein erſter Schiffer, ein Fluß-ſchiffer, ein Erguß meiner Yverdon-Ideen, eine Art Idylle — in die ich

mich ſo verliebe, daß ich in Verſuchung falle, ſie an meine Biographie zu reihen. Von Geßner wußte ich nichts.

Ein Manuſcript von Fontenelle (sur la liberté), das mir d'Alembert gegeben reiner Materialismus. — D'Alembert ſchrieb hinten an ſeine Copie: „Haec transcripsi, digniora senties.“

Eine treffliche Rede von Tronchin. Ganz Montesquieu! Dann ſind viele Aufſätze von mir halbfertig, beinahe ganz fertig, und wohl zwanzig Notenbücher, ohne unzählige Briefe — das alles will ich zuſammenpacken, und nach meinem Tod ſoll es Ihnen überſchickt werden. Es wäre Stoff für vierzig Bände.

Ich vergeſſe wohl zwanzig oder dreißig Briefe von mir an Müller aus Italien geſchrieben, ſehr merkwürdig.

Meine letzte Reiſe nach Paris 1829, an die Staël, ganz fertig. — Briefe aus Rom an meine Söhne, ein gutes Tagebuch. —

Ueber die Erziehung in Genf. — Sur la Grammaire. Sur les mots — ganz fertig — und hundert andere, die ich vergeſſen habe; auch eine Fortſetzung meines Latiums; Reiſe in Frankreich.

Zwei philoſophiſche Werke — ganz fertig. Das Letzte iſt bei Cotta überſetzt, eingeſchmolzen in meine Etudes de l'homme. Da ſind manche neue Anſichten — ich möchte ſagen — Entdeckungen. Die Originale ſind franzöſiſch. Ich hoffe in ein Paar Monaten meine Philoſophie der Erfahrung zu leſen, wo endlich alle, alle meine philoſophiſchen Gedanken, die ich ſeit ſechszig Jahren in mir trage, entwickelt erſcheinen. Seit Bonnet bin ich immer in einer philoſophiſchen Gährung geweſen. Erſt in meiner ſeligen Muße zu Genf hab' ich Licht in dieſes große Chaos gebracht. Ich wünſche ſehr bald Ihr Urtheil zu erfahren. Iſt es nicht merkwürdig, daß ich in Bern nie etwas hervorgebracht, oder herausgedacht habe?

Mir iſt recht leid, daß Sie nicht auf ein Paar Tage zu mir nach Genf kommen können, um mich wegen vielem mit Ihnen zu berathen. — Nach meinem Tode kommt Ihnen die ganze Kiſte mit den Papieren zu.

v. B.

66.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aus meinem Hauptquartier, dem Bette, 10. Februar 1827.

Ihre Briefchen haben beinah Wunder gethan; beſonders der erſtere, der von Geiſt champagnerartig ſprudelt. Sonſt lag ich bei meinem

derselben etwa neuntausend Seelen, die mehrere Synagogen hatten.

Ungleich später, als an den Nordküsten, ist in Afrika an den übrigen Küsten das Evangelium gepredigt worden. Erst als der wißbegierige Portugiesenfürst, Heinrich der Seefahrer, im Jahr 1412 den Geist seiner Nation zur Entdeckung unbekannter Länder in fremden Oceanen weckte; als Madeira gefunden, das Kap Non umschifft, der Senegal gesehen, die Linie passirt war; als nun Spanier, dann Niederländer, dann die übrigen Seemächte Europens, lüstern nach Goldstaub, Elfenbein, Gewürzen, schwarzen Sklaven und andern Erzeugnissen Afrika's, die Ufer dieses Welttheils mit ihren Niederlassungen bevölkerten, ward auch das Wort von Christo längs den Gestaden der Ost- und Westseite des Welttheils verkündet.

2.

Die gegenwärtigen Kirchparteien in Aegypten.

Es haben sich bis zu unsern Tagen in Aegypten schwache Ueberbleibsel der jakobitischen, armenischen, griechischen und katholischen Kirchparteien unter mannigfaltiger Schmach öffentlicher Demüthigung erhalten. Der Muselmann betrachtet sie

zähen Rheumatismus immer bis 12 Uhr im Bett; an dem Tag aber war ich, mit dem Brief in der Hand, ſchon um 9 Uhr auf und ſeitdem immer. Ich gab ihn Herrn Sauerländer zu leſen, der bat mich, ihn dem Herrn S..... mittheilen zu dürfen, denn er enthält köſtliche Medicin für rheumatiſch-gelähmte Regierungen. Wären wir, ich und Sie, Katholiken: Sie kämen mir nicht davon, ohne in der Welt den Ruf des Wunderthäters zu behaupten, und ſich als St. Bonſtetten einen Platz im Kalender gefallen zu laſſen.

Unſere Gewerbsſchule wirkt herrlich durch die Schweiz. Nicht nur entſtanden alsbald edle Nachbildungen in Zürich und Bern, ſondern es meldeten ſich auch für Aarau Theilnahmeluſtige aus allen Winkeln der Eidsgenoſſenſchaft. Unſere Fonds ſind noch zu beſchränkt, um mehr Zöglinge und mehr Lehrer haben zu können. Die Direktion machte ſich zum Grundſatz, ein Lehrer ſolle nicht mehr Schüler unterrichten, als er bequem und leicht unterrichten könne, damit jeder Einzelne der Letztern ſtets wohl beſchäftigt werde.

Gebrauchen Sie doch meinen Emil wozu Sie wollen. Kann er denn würdiger dienen, als unter Ihnen? O, daß ich Ihnen doch ſelbſt beim Ordnen Ihrer Schätze beiſtehen könnte! Wie wollt' ich da en passant ſchwelgen.

Darauf können Sie zählen, überleb' ich Sie, ſo werd' ich Ihr Biograph. Ich möchte das Leben eines weiſen und guten Atticus oder Agricola unſeres Zeitalters darſtellen. Ich bewundere Sie; aber meine Bewunderung iſt nicht aus der Liebe entſprungen, ſondern meine Liebe aus der Bewunderung; daher wächst die Liebe, aber die Bewunderung bleibt ſich gleich.

Wirklich denken Sie mir Ihren literariſchen Fund aus der Jugendwelt zu? — Ich möchte Ihnen für dieſen Beweis Ihrer Freundſchaft, den ich zu ehren weiß, einen heißen Kuß geben; — aber, wahrhaftig, ich kann nicht. — Denn Sie ſagen: man ſolle mir einſt nach Ihrem Tode die Papiere ſchicken. — Nein, ich bitte Sie, dann ſind es blos fatale Todesboten, an die ich ſchon jetzt nicht ohne Widerwillen denke. Thun Sie doch das nicht! —

Was ſoll ich mit Ihren Schätzen, wenn Sie ſelbſt nicht mehr da ſind? wenn ich mich Ihnen beim Leſen nicht mehr mittheilen, Ihnen meine Freude, meine Fragen bei Zweifeln, wenn ich Ihnen hundert Dinge, die mir durch den Kopf fliegen, nicht mehr ſchreiben kann? — Das iſt für mich kein Genuß mehr. — Jetzt ſtehen Sie, als kräf-

tiger, rüſtiger Greis da. Ehe Sie von uns zu den Edeln der Vorwelt gehen, bin ich ſelbſt Greis; aber werd' ich dann noch die Luſt, die Kraft und Macht des Wortes haben, wie jetzt? Glauben Sie denn, daß die Gottheit Allen ein ſo ſeltenes Loos zufallen läßt, wie Ihnen?

Nein. Ordnen Sie, aber ſchicken Sie mir Ihre Kiſte, dieweil ich noch mit Ihnen plaudern kann. Dann leſ' ich mich tief in Ihren Geiſt und in Ihr Leben hinein, und ich plaudre mit Ihnen von Ihnen, mehr als Europa und Amerika jetzt plaudert.

Ihr H. Z.

67.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf. Februar 1827.

Ich auch bleibe dieſen Winter bis Zwölf im Bette; gehe aber erſt um Eins oder Zwei ſchlafen. Bin ich aus dem Bette, ſo treiben mich meine Gedanken ſtubenauf und ab. Ich bin nicht ſo jung mehr, um es zu machen, wie Johann Müller, der, wenn er über meinem Kopf wohnte, auf- und abſpazierte, ſobald er ſchreiben wollte. Sein Gehen ging mehr ins Presto, ſo wie er nahe ans Schreiben kam. Da auf einmal ward er mauſeſtill beim Pult, bis er zu mir kam, um mir das Geſchriebene vorzuleſen.

Ihr Brief hat mich ſehr erfreut, auch meine Beatifikation und mein künftiges St. Bonſtetten. Ich fürchte aber, die Heiligkeit möchte mir in die Länge Langeweile machen.

Mir ſpukt ſeit einem paar Tagen ein Werk über Preßfreiheit im Kopfe, beſonders in Rückſicht auf die Schweiz. Helfen Sie mir dazu. Zweitens will ich Thatſachen ſammeln über die Verwaltung der Kantone in den ehemaligen Gemeinen-Aemtern. Dieſe Gräuelregierungen haben (im Teſſin) ſeit 1513 gewirthſchaftet. Sie hätten nicht zehn Jahre gedauert, wenn Preßfreiheit geweſen wäre! — Die guten Regenten hätten beſonders an der Publicität gewonnen, und nach und nach wären alle Regierungen gut geworden. Das tödtliche Princip des Neids, das bei ihnen alles Gute im Ei erdrückt, hätte ſich beim Lichte in einen allgemeinen Wetteifer verwandelt.

Ich habe letztlich einen trefflichen Solothurner geſehen, der die Ziegen von Ternaux bei den Kirgiſen gekauft hat. Der hat die Wel-

lenarten und das Wollenfabriziren gründlich ſtudirt, um damit ſeine Vaterſtadt zu bereichern. Aber ſobald die Solothurner fühlten, daß es möglich wäre, ein Richtadeliger könne reich werden und ihnen über den Kopf wachſen, haben ſie ihm alles abgeſchlagen. Was kann bei ſolchen Regierungen gedeihen? — Leſen Sie Gamba Voyage dans la Russie méridionale. Wir ſind oft tief unter den Ruſſen!

Nun haben ſich die 22 (Kantönlein) gegen die Preßfreiheit verkuppelt! Ich möchte mein Werk philoſophiſch machen; erforſchen, welche Wirkung die Gedankenmittheilung auf die Menſchen hat; was der Menſch dabei gewinnt: wie er ohne dieſe Mittheilungen Thier bleibt. Die Gedanken ſterben, wo keine Sprache iſt; und die Sprache ſtirbt, wo keine Mittheilung. Gedanken, Kenntniſſe, beſonders Civiliſation, Menſchlichkeit nimmt zu oder ab im Verhältniß der Theilnahme Aller an Allem.

Luſtig wäre, die Magiſtraten und die ganze Perückenzunft zu ſchildern, wie ſie hinter dem Vorhange ſtolzieren; wie ſie ſich da beräuchern und vergöttern, und wie, beim Aufziehen des Vorhangs, ſie alle (wie Acteurs und Actrices im Schlafrock) davon laufen und den verdammten Aufzieher verwünſchen.

Der Gedankentod in den Ariſtokratien iſt, nicht allein in den Geſetzen, ſondern in dem Mangel einer freien Bürgerklaſſe zwiſchen Regenten und Regierten. Die Regierungen liegen bei uns bergſchwer auf unwiſſenden Unterthanen. Die Maſſe unabhängiger Gedanken, die in großen Staaten ſich zwiſchen Fürſt und Volk entwickelt, iſt in der Schweiz unbedeutend, ſo daß das Entwicklungsprincip in den Schweizerſtädten keinen Raum findet und der erſte Keim im Entſtehen an den alten Felſen anſtößt. Daraus entſpringt die pfahlbürgerliche Behaglichkeit unſerer Rathsherren, die, weil ſie im leeren Stadtraum mit ihren Vorurtheilen an keine fremden Gedanken anſtoßen, ſich, in ätheriſcher Leere, in Himmel verſetzt glauben.

Wiſſen Sie, wie ſich die Menſchen beſſern? Kein Menſch hat je ſeine eigenen Fehler, ohne Spiegel, geſehen. Jeder ſieht lieber die Fehler Anderer. Jeder ſchreit über den Nachbar. So zuletzt entſteht eine kräftige Meinung, die ſo hoch ſpricht, daß die allgemein verſchrienen Fehler ſich beugen müſſen. So in der Schweiz kennen wir die Fehler unſerer Nachbarſtaaten; und durch den böſen Nachbar lernt jeder ſich ſelbſt kennen. Dieſen Spiegel wollen die Schweizer Rathsherren nun brechen.

Daraus ſehen Sie, wie Ihre Induſtrieſchule das alleinige Mittel iſt, die patriotiſchen Nebel in den Zweiundzwanzig zu beleuchten. Bald werden die Ariſtokraten über Jakobinerei und Neuerungsſucht ſchreien.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Brief von unſerm Inſtinkt geſchrieben, der bei jeder harten Berührung ſich wie ein Stachelſchwein zuſammenrollt. Das haben wir beim Einfall der Franzoſen 1798 geſehen, wo jeder Kanton ſeine eigenen Kantonsnadeln aufſteckte. Dieſer Inſtinkt geht in die Sitten über. Die ſogenannte Sittenſtrenge hat in vielen Städten alle Schauſpiele verboten. Die kleinen Kantone ſind in ihrem Gedankenſyſtem wie verſteinert. Kein Volk hat weniger Tugend, wie dieſe Menſchen, welche fehlerfrei ſcheinen, weil ſie ſich nicht regen.

»Beim alten Bewenden« iſt das Igelgeſchrei der meiſten Kantone. Der wenige Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern hemmt die Heiterkeit des Geiſtes, dieſe freie Gedankenzeugerin. Herz und Gedanken trennen ſich; der Denker wird ſteif, intolerant; bald bleibt er ſchneckenartig in ſeinen Meinungen eingemauert; das Leben bleibt, wie die Sandwieſen Arabiens, blumenlos. Die freie Gedankenverbindung fängt beim Herzen an. Wo das Herz nicht frei ſchlägt, bleiben die Gedanken verſchloſſen. Wahre Freude, die nur der Beſſere kennt, iſt die ächte Spenderin der Gedanken. Das viele Zuſammenhorden der Männer, in Zunft und Clubb, concentrirt und verſteinert die Gedanken zu Vorurtheilen. Alles igelartig! — Freier Umgang mit dem andern Geſchlecht iſt Seelenbedürfniß ſo gut, wie Bedürfniß der Sinnlichkeit. Die Barbarei des Orients hat ihren wahren Grund in der Trennung beider Geſchlechter. Ich weiß mehr, wie kein Schweizer, welche Laſter aus dieſer Trennung entſtehen. Es iſt da mit der Sittenfreiheit, wie mit der Preßfreiheit. Man ſtrafe das Böſe, aber verbiete das Eiſen nicht, weil es Meuchelmörder giebt. Wenn jedes Meſſer beim Entſtehen ſeinen Cenſor hätte, was würde aus dem Schmiedehandwerk werden?

Ihr K. v. B.

68.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, Februar 1827.

Was iſt die heutige Chemie, was die Mathematik? Ein Codex, den Niemand ohne Gefahr, verlacht zu werden, überſchreitet. Es herrſcht

im menſchlichen Geiſte ein Vernunftgeſetz, welchem kein Sterblicher widerſteht. Wer begreift, was zweimal zwei ſagen will, wird nicht wagen, eine andere Zahl zu nennen, als vier. Die moraliſchen Begriffe ſind nicht von anderer Natur, als die abſtrakten. In den moraliſchen Begriffen iſt das Identitätsgefühl, welches die Evidenz zeuget, dunkel, das iſt, mit heterogenen Begriffen vermiſcht. Die Anziehungskraft der Identität iſt ſo ſchwach, wie die Anziehungskraft des Eiſens, wenn das Eiſen mit heterogenen Theilen vermiſcht iſt.

Die Anziehungskraft der moraliſchen Ideen exiſtirt; ſie nimmt zu mit der Reinheit dieſer Ideen. Eine allgemein gefühlte Wahrheit iſt unwiderſtehlich.

Nun muß man bedenken, daß in der allgemeinen Ideenwelt ein Organiſationsprincip herrſcht ſo gut, wie in der Pflanzenwelt; es herrſcht in den Ideen ein Anziehungs- und Abſtoßungsgeſetz, wie in der materiellen Welt. Dieſes geiſtige Princip iſt ordnend, allbeherrſchend, ſich concentrirend zu einem großen Zwecke. Alſo herrſcht über die wirkliche Welt eine noch unbekannte geiſtige Welt, die ſich nach und nach zum Beſten des Ganzen entfaltet.

Wo zwei verſchiedene Gedanken ſtehen, da exiſtirt unter ihnen Anziehung oder Abſtoßung, das iſt das Thätigkeitsgeſetz des geiſtigen Univerſums. Die Anziehungskraft der Vernunft iſt das Identitätsgefühl, woraus allein Evidenz entſteht. Das Evidenzgefühl iſt der Zweck der Vernunft. Wo Evidenz gefühlt wird, da hört alle fernere Nachforſchung, alle Forſchungskraft, jede geiſtige Bewegung auf, und die Vernunft geht zu den andern Theilen der Nebelwelt hinab, um ſie zur fernern Evidenz zu organiſiren, bis allgemeines Licht die Welt beſtrahlt.

Es wohnt alſo eine Vernunftkraft in uns und über uns, die nach und nach alle Lichtſtrahlen zu einem Ganzen ordnet, welches die geiſtige Welt zu beherrſchen beſtimmt iſt. Dieſes Licht fängt zuerſt an, in klarer Dunkelheit (visible darkness) zu ſcheinen. Dieſe Dämmerung nennen wir öffentliche Meinung.

Die Wiſſenſchaften entwickeln nach und nach ihre Allmacht. Welcher Denker darf gegen die Arithmetik ſündigen? Wer widerſteht der Wahrheit (Identität) da, wo ſie gefühlt iſt?

Nun aber ſehen wir, wie alle Wiſſenſchaften, die einen freien Gang haben, ſich dem obern Vernunftlicht nähern, ſo auch (aber ſpäter) Geſetzkunde, Politik, Moral ꝛc. ꝛc. Alles ſtrebt nach Grundſätzen; ſo,

daß über Könige und Nationen, über Groß und Klein, eine Ideenwelt ſich organiſirt, die Alles zu beherrſchen beſtimmt iſt.

So iſt jede Gedankenfreiheit ein Lichtleiter, der die blinden Menſchen aus der Nebelwelt zu den Regionen des Lichtes anzieht. Die Geſetze blinder Deſpoten müſſen einzig den großen Naturgeſetzen weichen.

Im Urſprunge der moraliſchen Welt herrſchen Deſpoten, weil der menſchliche Wille noch keine Vernunftgeſetze kennt. So wie ſich aber die Natur offenbaret, knüpft ſich dieſer Wille an die Vernunftgeſetze an und alles geht vorwärts nach einem großen Zwecke ſtrebend.

Jede Regierung bildet für ſich ein Ganzes, weil jede beſchränkte Ideenzahl ihre Organiſation hat. Alle Zicholkes wiſſen, wie ſonderbar ſich dieſe Organiſationen mitunter geſtalten. Wären keine freien Denker in der Welt, würden dieſe wunderbaren Entſtehungen, wie Inſektengewebe, fortdauern, jedes nach Art des Thieres, das ſie erzeugt hat.

Neben den geſetzlichen Geweben aber befinden ſich Menſchen, deren Ideengang keine Grenzen kennt, weil ſie die großen Geſetze der Natur zu erforſchen und zu befolgen ſich beſtrebten. Nach und nach bilden die Geſchöpfe höherer Art eine luftige Ideenwelt, die wie eine Atmoſphäre über alle Menſchengewebe ſich ausdehnend, nach und nach den Willen der Gottheit (in den Naturgeſetzen) dem Menſchen verkündigen.

Wenn nun die Menſchlein im Gewebe fühlen, daß das Gewebe brechen will, ſchreien alle: die Welt ſtürzt ein! Die Menſchengeſetze brechen dann, wie Chryſalidengewebe, bei der großen Metamorphoſe des Wurms, entzwei, und der menſchliche Geiſt ſchwingt ſich in höhere Regionen empor.

Was iſt Deſpotismus? was iſt Freiheit?

Im Syſteme der Freiheit herrſchen die Vernunftgeſetze; im Syſteme des Deſpotismus herrſcht Menſchenwillkühr. Welcher Sultan hat je an Vernunftgeſetze gedacht?

Man denke ſich ganz ungebildete Menſchen, wie die Neger in Afrika. Wie konnten ſolche Menſchen Vernunftgeſetzen folgen, die in ihnen dunkel ſtehen? Sie folgen dem Willen des Stärkern, weil Kraft beim Schwachen das erſte Bedürfniß iſt, und weil bei jeder entſtehenden Menſchengewalt eine Vernunftdämmerung iſt. Man folgt dem beſſern Krieger, oft dem Vernünftigern, dem Aelteſten u. ſ. w.

Die Regenten ungebildeter Menſchen kommen mir vor, wie unerfahrne Schiffer, die ihren Kahn nach ihrem Willen mit dem Treibruder leiten. Alles geht da nach ihrem Willen, aber ſchwach; gut,

bis zum erſten Gegenwind oder Sturm. Der *britiſche Monarch* hat keine Treibruder; er folgt dem Wind, der *ohne ihn bläst*, — und ſein Schiff umſegelt die Welt, *weil er die Geiſtesgeſetze zu benutzen weiß*. Man denke ſich aber den erſten Wagbals, der *ohne Ruder* nach dem freien Willen des Windes, nicht ſeines Ich's, ſegelt. Sehen Sie, wie der Wilde, der nur zu rudern verſteht, denjenigen belacht und verhöhnt, der mit Wind und Sturm ſich zu bewegen weiß, und ein Steuerruder zu haben, das nie *treibt*, ſondern nur durch Widerſtand *leitet*. Doch wer hat einen höhern mächtigern Willen? der Neger, der am Ufer rudert, oder der Weltumſegler, bald ein Weltbeherrſcher?

Du mein Gott, ich erwache wie aus einem Traum. Dieſe Blätter gefallen mir. Sie *inſpiriren mich*, was denken Sie davon? Schreiben Sie mir bald.

v. B.

69.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, Februar 1827.

Ich muß weiter philoſophiren.

Eine Meinung iſt Affirmation oder Negation; Anziehung mehrerer Ideen oder Abſtoßung derſelben unter einander. Sie iſt 2) ein Reſultat von einer Geiſtesoperation (Vergleichung). 3) Alle nicht abſtrakten Ideen hangen am Gefühl in unendlichen Abſtufungen, und bekommen ihre Kraft durch das Gefühl. Dieſe Thatſachen ſind in meiner Philoſophie der Erfahrung erläutert.

Wenn ich verneine, was ein anderer bejaht, ſo beleidige ich das Gefühl, aus dem die Meinung entſtanden iſt.

Die wahre Urſache, warum Widerſpruch beleidigt, wohnt im Gefühl. Jemand *überreden* (persuader) iſt die Operation des Geiſtes, die das produzirende Gefühl umſtimmt. Man *beweist* durch Vernunft, und *überredet* durch Gefühl. Nun ſind die Geſetze des *Gefühls* ganz anders, als die Geſetze der *Vernunft*; darum die Redner durch Erregung der Leidenſchaften *bereden*, und durch Beweiſe *überzeugen*.

Dies vorausgeſetzt, ſieht man: daß keine Meinung ganz gleichgültig ſeyn kann. Die Vernunft ſelbſt hat ihre Intoleranz. Die Verhältniſſe der Ideen werden durch die Vernunftkraft zuſammengehalten, und können durch Vernunftkraft wieder getrennt werden.

Dies alles vorausgesetzt, sieht man: daß Toleranz ein unnatürliches Phänomen ist. Vernunft allein, das ist, eine höhere Sphäre der Gedanken, kann die große Wahrheit offenbaren, daß jeder seine eigene Meinung zu haben das Recht hat, weil dieses Recht in unserer Natur liegt, so gut wie das Recht zu denken, oder zu athmen.

Nur die Offenbarung seiner Meinung kann dem Gesetz unterwürfig werden.

Also müssen wir alle Meinungen, als mehr oder weniger mit Gefühlen verbunden, ansehen. Meinungen beleidigen heißt also, an Gefühle und Leidenschaften anstoßen.

Die Wichtigkeit der Meinung ist im Verhältniß mit der Größe der Lebendigkeit des Gefühls.

Die Entwicklung des vereinzelten Menschen in der Wildniß übertrifft selten die Höhe seines Instinkts. Man denke sich einen ganz isolirten Menschen, so würde man nur einen Thierinstinkt höherer Art, als der übrigen Thiere sehen, vermuthlich tiefer, als der Bieneninstinkt, der schon gesellschaftlich ist. Sonderbar, daß unsere Entwicklung aus der Gesellschaftlichkeit entsteht, zu der die Liebe das erste Band ist. Eine falsche Meinung wird immer da durch eine neue Wahrheit verdrängt.

Was beim einzelnen Menschen wahr ist, ist auch bei isolirten Gesellschaften wahr. Der einzelne Wilde ist ein Thier; vereinzelte Gesellschaften bilden einen höhern Instinkt, bleiben aber ihrem Gewebe so treu, wie die Spinne oder der Wurm; jeder Menschenverein auf seine eigene Art.

Je vervielfältigter die Verbindungen der Individuen und der Staaten sind, je höher steigt der Instinkt. Bei jeder höhern Stufe, die man erreicht, entfalten sich neue Welten, das ist, neue Ansichten. Wie sieht nicht der Neuchemiker auf den Alchimisten herab! Im Hinaufsteigen bricht der Geist die alten Gewebe entzwei. Das große Licht der Wahrheit leuchtet höher, als alle Wahrheiten vereinzelter Menschen oder vereinzelter Gesellschaften. Die steigende Menschheit bildet sich immer mehr zu einem Ganzen, und je höher sie steigt, je mehr nähert sie sich dem allgemeinen Wohl, das aus der Harmonie der Gefühle mit den Gedanken, aus der Vereinigung der Einbildungskraft mit der Vernunft entsteht.

Daraus folgt: daß jedes unharmonische Anstoßen der Gedanken Schmerz erregend ist, daß aber ohne diesen Schmerz keine Geburt möglich wäre, weil beim Entstehen neuer Wahrheiten alte brechen müssen.

Die Geſetze der wahren Toleranz ſind die Geſetze der großen Entwicklung der Geiſterwelt. Dieſe Entwicklung hat ihren Gang, ihre Tendenz, die man nie ungeſtraft beleidigt.

Z. B. Alles was perſönlich beleidigt, hemmt den Gang der Ideen. Doch iſt jede Beleidigung nicht zu vermeiden möglich.

Man ſieht: daß alles, was den myſteriſchen Gang der geiſtigen Welt hemmt, die große Entwicklung, nach der wir hinſtreben, verſpätet.

Ich habe dieſen Morgen ein herrliches Inſtitut, die Kleinkinderſchule, beſucht, eine Armenſchule von Kindern zwiſchen drei und ſechs Jahren; es ſind ihrer zweiundſiebenzig eingeſchrieben. Sie waren trunken vor Freude. Eine wahre Erziehung, keine Lectionen, als für das Vergnügen; aber ihre moraliſchen Empfindungen werden geleitet. Unter ſo vielen Kindern weder Zank noch Unartigkeit. Sie lernen ſchreiben auf dem Sand mit dem Finger. Man zeigt ihnen Kupfer. — Merkwürdig iſt, daß ſie alle vereint ein Gebäude aufrichten mit hölzernen Ziegeln einen Fuß lang und zwei Zoll dick. Sie machen gemeinſam einen Plan zum Haus. Der Meiſter leitet alles, und alle arbeiten auf einen Plan. Das heiße ich Erziehung des geſelligen Gefühls. Hat man ein Lokal, ſo koſtet die Schule wenig; zwei Lehrer. Die Kinder bleiben den ganzen Tag, freſſen zu Haus, oder bringen ihr Eſſen. Eine ſolche Erziehung für ſo weiche Seelen iſt von der größten Wichtigkeit. Keine Schule hat mich ſo tief gefreut.

e. B.

70.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 20. Februar 1827.

Ein Paar Erfahrungen und Erinnerungen heut.

Als ich Syndicator in den ehemaligen welſchen Vogteien war*) (1797), ſaß ich neben dem Herrn z. G... Syndicator von Luzern. Mein Vorfahrer in der bernißchen Syndicatur, Herr St....r, hatte dem Herrn z. G... geraubt, ihm einen Prozeß zu machen, weil er ihm gerichtlich beweiſen könne, daß er ſich, als Richter, habe beſtechen laſſen. St....r begnügte ſich mit einer ſchriftlichen Declaration des Luzerner

*) Syndicatoren nannte man ehemals die Magiſtrate, welche abgeordnet wurden, die Verwaltung der Landvögte bei den Unterthanen der Schweiz zu unterſuchen.

Syndicators, bezeugend, daß er in dem und diesem Prozeß sich habe bestechen lassen. Dieses Dokument hatte ich damals in meinem Portefeuille; und als ich einst sah, daß mein Nachbar unredlich zu Werk gieng, zog ich das Papier aus dem Portefeuille, legte es neben mir auf den Tisch, und sah bedenklich dabei den Herrn Nachbar an. Herr z. B. verschwand, sein Platz blieb leer, und kein Mensch sprach von seiner Flucht, weil beinahe alle sich mehr oder weniger schuldig wußten. Da der Sessel von Luzern ledig blieb, ward der Deputirte von Uri mein Nachbar.

Bei der feierlichen Installation der Landvögte, in Gegenwart der Tagsatzung und aller Menschen, die im großen Saal Raum fanden, las der Kanzler den Eid ab. Da stehen wohl fünfzig Gesetze und Ordnungen gegen »Mieth und Gaben.« Unter andern auch, daß der Erwählte den Wahlmännern nichts, gar nichts (weder so noch so), weder directe noch indirekt gegeben hätte. Die Verordnungen waren ohne Ende, weil bei jeder Anklage, anstatt zu strafen, ein Reglement gemacht worden war.

Während dem Ablesen des Eids schwatzten aber die Deputirten laut, wie in einem Caffé. Ich stand auf und bat den Kanzler, wieder von vorn an zu lesen, weil die Herren nichts gehört hätten. Da war alsch mausestill. Der Landvogt war, glaube ich, von Uri. Als er schwor, daß er der Landsgemeinde nichts gegeben hätte, sagte mir mein Nachbar, der Syndikator von Uri: »Ja, er mag nun schwören, wie er will; alle Menschen wissen, daß ihn das Amt 3000 Gulden kostete.« Ich winkte dem Nachbar von Uri, er möchte doch schweigen. Er aber, der glaubte, ich hätte ihn nicht verstanden, sagte, sehr laut auf den Tisch schlagend: »Ja, bei Gott, hat es so viel gekostet!« Die ganze Versammlung konnte dieß hören.

Sie können sich vorstellen, wie mich meine Kollegen fürchteten, doch hielt ich wohl mit allen, weil sie mich amüsirten mit Erzählungen aus ihren Kantonen. Einer, der selbst schuldig war, sagte mir einst: »Sie nehmen kein Geld von den Parteien? Sie verlieren dabei, ohne Jemand zu helfen. Der Mann, der einen Prozeß führt, fängt an, eine Summe für das Syndikat auszusetzen. Das Geld, das Sie nicht nehmen, kömmt den andern zu gut.«

Ich muß bekennen, daß es mich manchmal gelüstete, meinen Kollegen ihren Theil zu schmälern. Mich aber suchte man auf andere Art zu bestechen. Ich erinnere mich, daß ein wohlgekleideter, wohlredender, reich angezogener Oberst, als Deputirter der Stadt Bellinzona, zu mir kam,

mit Verachtung. Will der Christ nicht zu Fuß durch die Straßen von Kahira gehen, darf er nur auf Eseln reiten. Begegnet ihm aber einer der Großen, muß er absteigen, bis derselbe vorüber ist; absteigen, so oft er vor dem Hause des obersten Kadi, vor zwanzig andern Gerichtshöfen und vor den bedeutendsten Moscheen vorbeireitet, wenn er nicht vom Pöbel gemißhandelt sein will. Selbst europäische Gesandte und Konsuln, vielleicht nur mit Ausnahme der britischen, müssen sich diese Erniedrigung gefallen lassen.

Gleich jenen verlassenen Einsiedeleien und Klosterträmmern älterer Zeit auf schrofen und nackten Felsen des Gebirgs Dschebel Mokkatem am rechten Nilufer, stehen noch die Christen in Aegypten als Denkmal der Gewesenen; auch eben so unvereinbar in ihren Kirchgebräuchen und Lehren von Naturen und Personen in Christo, wie vor einem Jahrtausend, und voll hartnäckigen Widerwillens untereinander, wie damals.

Am zahlreichsten ist die Kirchpartei der Jakobiten oder der koptischen Christen geblieben, welche mit dem Syrer Jakob aus dem sechsten Jahrhundert nur eine Natur in Christo, und den heiligen Geist nur von Gott dem Vater, nicht vom Sohne ausgegangen, erkennen. Diese Kopten sind der allmälig aussterbende Rest von Aegyptens Urbewohnern; gleich den alten Aegyptern von düste-

und mir viele ſchöne Sachen über meine Verdienſte, meine Talente ꝛc. ſagte. »Da die Stadt Bellinzona, fügte er hinzu, Ihnen ein Zeichen ihrer Achtung geben möchte und nicht weiß welche, hat ſie mir aufgetragen, Sie zu bitten, Sie möchten ſich ſelbſt mit dieſem (da legte er zwanzig oder dreißig Louisd'or auf den Tiſch) dasjenige geben, was Ihnen beliebig wäre.« Prozeß hatte er keinen, und er ſprach auch von keinem Anſuchen. Ich dankte ſehr, aber ſagte: Ich ſei hier als Magiſtrat und Richter, und werde nie etwas nehmen, wenn ich auch kein Recht hätte. Ich ſagte mir bisweilen ins innerſte Gewiſſen: Wenn ich noch lang hier bleibe, werde ich doch auch ein Dieb.

Bisweilen äuſſerten meine Collegen: »Dieſe Unterthanen zahlten keine Auflagen, als was ſie etwa dem Syndicat und den Landvögten gäben, und dies ſei doch wenig.« Da gieng mir ein großes Licht auf. Nichts war ärmer, elender, wie dieſe ſüdliche, warme Schweiz, während die kalte Schweiz reich war, wo Recht und Geſetz herrſchten, wie in Bern. Was zahlt nicht ein Engländer? wo iſt mehr Reichthum, als eben da, wo man am meiſten bezahlt? So wahr iſt es, daß der Nationalreichthum ſeine ächte Quelle im Herz und Geiſt der Regenten hat, und weder Klima noch Metalle helfen, wo jene fehlen.

Ich berühre hier nur den Schatten der üblen Verwaltung der Schweizer in ihren Unterthanenlanden. Alle Mörder wurden, meiſtens nach einer kurzen Abweſenheit, mit ſo und ſo viel Geld für jeden Richter, begnadigt. Das Abſcheulichſte war aber die Tortur, und das ganze Kriminalſyſtem, dieſer alte Schandfleck der Schweiz.

Nun, hätte man eine Preßfreiheit gehabt, ſo wäre kein einziger Kanton geweſen, der dann beim Anblick der Wahrheit nicht zur Beſſerung geholfen hätte. Selbſt da, wo jeder Einzelne ſich hätte beſtechen laſſen (wenn ſelbſt er Landvogt geweſen wäre), hätte keiner eingewilligt, daß Andere ſich beſtechen ließen, wär' es auch nur aus Neid geweſen, da wo Tugend mangelte.

Der Pfarrer Brogini in der italieniſchen Schweiz, ein ehrlicher Mann, hatte einen Prozeß mit dem Land Onſernone, der 120,000 Pf. gekoſtet hatte. Da ich als Richter erſchien, war er noch nicht beendigt, und nicht, bis die Revolution endlich Gutes und Böſes vernichtete. Die Urſache des Prozeſſes war ein kleiner Thaler (3 Francs) geweſen. Der Prozeß hatte die fünf Dorfſchaften von Onſernone ſo entzweit, daß die Einwohner auf einander ſchoſſen, und alle bewaffnet giengen. Die Prozeduren hörten nie auf, als es kein Geld mehr da war. In

Locarno, von 1000 Seelen, lebten zweiunddreißig Advokaten und Prokuratoren. Die alleinige Fabrik im Land war die Prozeßfabrik. — Was das für Regenten waren! Die Landschaft mußte Haus und Geräth darin dem Landvogt verschaffen. Ein Landvogt, dem die Landschaft nicht gegeben hatte, was er verlangte, zerschlug den Abend vor seiner Abreise Fenster und Zimmergeräth. Wie könnten solche Sitten bei einer Preßfreiheit bestehen?

In der Spitalrechnung von Locarno kam nicht ein Heller den Armen zu gut: alles war unter alle Mitschuldige vertheilt. Seit der großen Weltrevolution stehen so viele heitere Wahrheiten, wie am Himmel geschrieben, daß solche grobe Sünden sich nicht mehr ans Tageslicht wagen dürften.

Wenn es Menschen gäbe, denen Niemand zu befehlen hätte, was würden sich diese Menschen nicht Alles erlauben! Wenn sie nun dazu noch das Recht hätten, daß ihnen Niemand die Wahrheit sagen dürfte, wie könnten solche Geschöpfe hoffen, tugendhaft zu bleiben! Diese Menschen sind eben die, welche wir Regenten nennen, und von deren Tugenden das Wohl der Menschheit abhängt. Eben diesen soll Niemand entgegen reden! Sie wollen keine freie Presse!

Nun hören Sie einen Zug aus dem heutigen Spanien:

Mr. de Castellane, qui commande à Cadix, est passé ici, venant de Cadix. Voici ce qu'il a vu *des ses yeux*. Un homme et une femme ont volé en plein jour. Le voleur est pris; un *colonel* était là avec les troupes. Le colonel rend les effets volés, à condition que les volés lui payent pour chaque objet deux ou trois piastres. *Il n'y avoit que cela pour vivre*, et chacun prend pour ne pas mourir de faim. Le gouverneur de Cheres ne reçoit plus de lettres, parcequ'il ne peut pas payer la poste. Dans le port du Cadix il n'y avoit qu'un seul vaisseau qui, ne pouvant acheter des cordages, a été abandonné; il pourrit dans le port. Mr. de *Laserna*, gouverneur du Pérou, a été trois ans à Pérou sans recevoir de lettres du gouvernement. Il a demandé cent officiers et deux vaisseaux pour contenir le Pérou; on ne lui a jamais répondu. Il n'a jamais reçu de payes; il a sacrifié sa fortune pour soutenir le gouvernement. Il revient en Espagne avec deux millions et demi de dettes. On lui a promis sa demi-paye (5000 fr.) pour vivre;

il ne reçoit pas un obole, et il mourroit de faim sans l'assistance de quelques paysans.

Die Staaten hängen zusammen weniger durch Traktate als durch Sitten. Eine Nation hat Verhältnisse mit Nationen, wie die einzelnen Menschen unter sich. Diese Verhältnisse sind mehr oder weniger harmonisch. Nur Harmonie erzeugt die wahre Verbindung der Gedanken und Gefühle; diese geistige Verbindung geschieht vermittelst der Sprache. In unseren Sitten ist die papierne Sprache eben so wichtig, oder noch wichtiger als die gesprochene. Also ist zur Verbindung der Nationen die Preßfreiheit nothwendig. Jede Berührung der Menschen kann feindlich werden; und doch wird Niemand mehr Nutzen und Wichtigkeit dieser Berührung hindern wollen, weil sie feindselig werden könnte. Wahre Verbindung unter den Menschen kann aber allein durch langen und vielfältigen Verkehr entstehen. Die Grundlage dieses Verkehrs ist die Presse.

Ich hatte eine alte Tante, die, wenn man mit ihr disputirte, den Streit dadurch entschied, daß sie rief: »was ich sage, steht ja gedruckt!« Diese Sprache von oben mit Menschen, welche den Sprecher weder sehen noch kennen, wird von reden Sterblichen, wie Hexerei, gefürchtet. Man denke sich Magistratspersonen groß und klein vor der Zeit der Bücherei. Da genoß jeder die Fülle seiner Macht. Merkmale davon findet man noch in Lustspielen. In unsern Zeiten fürchtet jeder mehr oder weniger die Sprache von oben, so daß nichts natürlicher ist, als der Haß dieser Menschen, die nur an Finsternisse gewöhnt sind.

Im Gebiet der Wissenschaften befehlen die Grundsätze überall, wo sie erkannt werden. Wir sehen nun wachsende Grundsätze, nach und nach in Form anerkannte Wahrheiten, in Moral und Politik wie vom Himmel herab herrschend. Die physischen Wahrheiten gehen voran; doch bemerken wir schon moralische und physische Lichter, die sich in diesen höhern Regionen bilden, und nicht mehr ungestraft beleidigt werden.

Eine Geschichte der Preßfreiheit wäre höchst wichtig für unsere Zeiten. In der Geisterwelt ist Papier, was Eisen in der materiellen Welt. Alle geistigen Schlachten werden durch Bücher entschieden. Wir leben in Zeiten, wo nicht mehr rohe Kraft, aber Taktik, den Sieg giebt.

Die Schweiz hat in ihrer kleinstaatischen Natur, und in ihrer Uncentralität, ein Princip der Finsterniß und des Vorurtheils, das schwer

zu bekämpfen iſt. Das Licht kommt bei uns von unten, und ſteigt es einmal zu den Regierungen hinauf, ſo werden wir das glücklichſte aller Völker werden. Es iſt aber nicht zu läugnen, daß wir vorwärts gehen.

Die vielen gelehrten Geſellſchaften, die mannigfaltigen Vereinigungen der beſſern Menſchen, ſind das beſte Reſultat unſerer vaterländiſchen Nationalbildung. Dieſe Geſtirne leuchten wie Monde, wo die Sonne mangelt.

Nun ſeyn Sie ruhig. Es kömmt nichts mehr nach.

Eben iſt die Nachricht von Peſtalozzi's Tod erſchollen. Die ehrlichſte aller Schweizerſeelen! Sein Egoismus war Liebe der Menſchheit. Sein Ich war nicht in ſeinem Selbſt.

Ihr B.

71.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aus meinem Hauptquartier, dem Bette, 20. März 1827.

Für ſo grauſam, wie Sie ſich jetzt zeigen, hab ich Sie nie gehalten. Tragen Sie doch Nachſicht mit einem armen Lazarus, der am Schleim-, Gallen- und rheumatiſchen Fieber (drei Uebel, deren jedes ſchon einzeln einen Philoſophen entphiloſophen könnte!) acht Wochen lang im Bett liegen mußte; nun, als matter Reconvalescent, draußen das böſeſte Wetter und auf ſeinem Tiſche über dreißig unbeantwortete und Antwort verlangende Briefe ſieht.

Emil *) kam vorgeſtern vergnügt bei uns an. Er wußte nur von Ihrer Güte zu ſagen, und daß Sie noch mehr für ihn gehabt würden, wenn er nicht gar zu jung geweſen wäre. Trotz ſeiner Jugend, und gegen beſtehende Geſetze, hätten Sie ihn doch in das treffliche Inſtitut der Genfer Leſegeſellſchaft eingeführt, und ſie ſcheint ihm einen ganz vorzüglichen Genuß gewährt zu haben. Auch zur Ergötzung gab er uns mancherlei; wie Sie immer mit ihm, während er Hochdeutſch geredet, im »Schwyzerdütſch« nach Berner Mundart, geſprochen hätten. Er iſt geneigt, Sie für eine Art außerordentlichen Weſens in Menſchengeſtalt zu halten.

---

*) Zweiter Sohn des Briefſtellers.

Sie wollen Beiträge zur Geſchichte der Preſſfreiheit in der Schweiz? Keiner könnte Ihnen darin der Thatſachen mehr und lächerlichere liefern, als Herr Sauerländer. Ich werde ihn dazu ermuntern.

Die Preſſfreiheit wollte, bei der Unwiſſenheit oder kleinſtädtiſchen Bildung unſrer Magiſtrate und Anſichten der Regierungen, in der Schweiz nie gedeihen. Sie war, wie Sie am beſten wiſſen, vor der Revolution gar nichts. Wafers Loos in Zürich und Müllers Geſchichte (Druckort Boſton) zeugen davon. Die Zeitungen waren Zeitloſen.

Während der Revolution ließ man die Preſſen frei. Dafür bewieſen ſich einige einſichtsvolle Männer, wie Uſteri, Eſcher, Laharpe u. ſ. w. thätig. Aber in den geſetzgebenden Räthen ſaßen meiſtens bildungsarme Leute, und die Freiheit gerieth mehrmals wieder in die Klemme. Man hatte wohl gern, daß man die Sache der Revolution und die Weisheit der Geſetzgeber lobte, aber mochte von keiner Schattenſeite hören. Kam dieſe, ſo entſtanden Verdächtigungen, die immer böſe Folgen hatten. Ludwig Haller, der die ſchweizeriſchen Annalen zu Bern im Sinn der Oppoſition, oft mit bitterm Witz, ſchrieb, erndtete des Verdruſſes genug. — Andere eben ſo. — Revolutionsregierungen ſind immer mehr oder minder deſpotiſch, weil das Volk mehr oder minder anarchiſch.

Nach Herſtellung des Föderalismus durch die napoleoniſche Vermittlungsurkunde bildete ſich ſogleich wieder der Kantönli-Geiſt, wie ehemals. Man ſchimpfte auf die Zeiten der Revolution und verdammte nicht nur das Böſe, ſondern auch das Gute, was von ihr herſtammte. Man verſtand ſo wenig, als es heut die Partei der Ultras und Apoſtoliſchen verſteht, große Erfahrungen zu benutzen, und überſtandenem Unglück Glückſamen abzugewinnen. Damals, und in der Ueberzeugung, Preſſfreiheit ſei die Aegide aller Freiheit, fing ich (1804) das Volksblatt des Schweizerboten an. Man ſtutzte über die Erſcheinung. Der Aargau, ein neuer Kanton, Sohn der Revolution, begunſtigte ſeiner Natur nach die Freiheit der Preſſe. Bald fing man auch zu St. Gallen, Zürich u. ſ. w. an, in öffentlichen Blättern freiere Laute zu geben. Die Zeitungen vervielfältigten ſich. Nur in Baſel und Bern wollte kein ſolch Unternehmen in die Dauer gedeihen. Das Volk, in neunzehn Föderativſtaaten getrennt, beheilt aber Verbindung durch die öffentlichen Blätter, und gewann Belehrung und Aufklärung. Die Regierungen ſahen das Zeitungsweſen jedoch an vielen Orten ungerne. Der Schweizerbote ward wegen ſeiner Freimüthigkeit, mehrmals und in

verſchiedenen Kantonen, verboten (z. B. in Solothurn, Freiburg, ich glaube auch einmal zu Baſel, in Luzern, Bern u. ſ. w.). Allein das beförderte nur das Gelüſt nach der verbotenen Frucht. Nur in Luzern ward auf Antrag des großen Rathes das Blatt förmlich wieder erlaubt. Die andern Regierungen ließen es endlich gelten, weil ſie es doch nicht hindern konnten.

Die heil. Allianz kam vielen Regierungen gar gelegen; die Inſinuationen fremder Geſandten bewirkten den bekannten Tagſatzungsbeſchluß. Dem zufolge ſollte nur Cenſur in Bezug auf das Ausland eintreten; über Inländiſches Freiheit des Urtheils bleiben. Die einzelnen Regierungen aber, die im Föderalismus gern auch den Gränzkanton für ein Ausland hielten, benutzten den Anlaß, ſelbſt den Freimuth über Inländiſches zu erwürgen. Der Cenſor, oft ein Mann ohne Literatur, ernſing Willkühr-Gewalt. Er ſtrich, was mit ſeinen Anſichten nicht zuſammenſtimmte. So iſt's noch jetzt, ſelbſt im Aargau, in Bezug auf öffentliche Blätter. Größere Werke werden hier nicht cenſirt; wohl in Bern, wo man neulich Baggeſens Gedicht »Adam und Eva« ſogar verboten hat.

Aber ich bin krank und matt. Ich mag nicht ſchreiben.

Ihr H. Z.

72.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 24. Mai 1827.

Sie glauben nicht, welche Oede mich umfaßte, als ich Sie krank wußte. Meine Kinder reiſen in acht oder zehn Tagen nach Valeyres, wo ſie etwa vierzehn Tage oder drei Wochen bleiben. Schreiben Sie mir alle: ob Sie in dieſen vierzehn Tagen reiſen können? Und kommen Sie ja doch. Mir wäre ſehr lieb, mit Ihnen in das Gurnigelbad *) zu gehen, und ich will Butini **) fragen, ob es nicht gut für mich wäre? Ich bin ſeit fünf bis ſechs Wochen alt, und gar wenig munter. Seit einem Verdruß, den ich ſonſt wenig geachtet hätte, bin ich zu jeder großen Arbeit unfähig. Hier ſind mir alle Menſchen gut,

*) Es befindet ſich auf einem hohen Berge der Berneralpen, in der Stockhornkette des Kantons Bern. D. H.

**) Einen vorzüglichen Genfer Arzt.

aber ich vermiſſe die Gegenwart eines Freundes. Das fühle ich an der Freude, Sie wieder zu ſehen.

Die Brun ſchreibt mir Wunder von Tryktbiolfs Saga, einem Roman von Tegner, einem ſchwediſchen Biſchoff; auch von Ingemans Waldemar wird viel geſprochen. Ihre Erzählungen ſind die Freude vieler Menſchen. Des armen Pfarrers Tagebuch iſt das ſchönſte, das ich kenne. Bald aber wird ganz Europa zum Roman. Wie manches überall anreiſt! Das Wunderbarſte iſt Genf.

Die aus Frankreich kommen, können nie genug erzählen, wie ſich alle Geiſter freier geſtalten. Ich möchte wie der Holzhauer zum Knochenmann ſagen: „Laß mich dieſes Drama anſehen.“

Adieu. Kommen Sie ja zu uns!

v. B.

73.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 28. Mai 1827.

Sie glauben kaum, wie Ihr Brief auf mich gewirkt hat. Ich bin vor Durſt nach einem Freundſchaftstropfen eingedörrt. Ihre ächt deutſchen Liebesworte haben mich erquickt.

Meine Kinder gehen vor dem 10. Juni nach Bern. Wir bitten Sie, nach Ihrer Zurückkunft vom Gurnigel etwa im Juli nach Valeyres zu kommen. Thun Sie das. Ich bitte! Wir wären da ſo eng beiſammen, und ich hätte Ihnen ſo vieles (in dieſer letzten?) Zuſammenkunft zu ſagen.

Ich habe den Arzt wegen Gurnigel nicht ſprechen können. Es iſt nun anderthalb Jahr, daß ich nicht aus Genf gekommen bin; ich weiß nicht, wie eine Reiſe mir behagen wird? Ich will ein paar kleine Ausflüge verſuchen. Ich bin hier vortrefflich eingerichtet; meine Wohnung iſt mir ein wahres „Schneckenhüsli“, wie wir in Bern ſagen. Doch wäre es prächtig, mit Ihnen auf dem Berg zu hocken und nach Herzensluſt zu plaudern. Die fremden Menſchen amüſiren mich, und ich ſähe gern Bernerkinder wieder, wenn ſie nicht beißen oder kratzen.

Alſo ſchreiben Sie uns: wann Sie auf den Gurnigel gehen, wie lang Sie droben bleiben. Ich möchte bis nach Biel im Dampfboot fah-

ren, eine prächtige See- und Landfahrt, und dann mit Zschokke im Triumph nach Hause segeln.

Ihre Industrieschule hat hier auch etwas Aehnliches hervorgebracht; neue Professoren, neuen Unterricht, „damit man hinter den Kantonen, die jetzt so viele Vorsprünge machen, nicht zurückbleibe.“

Ich bin etwas besser. Vollkommen gesund am Leib, aber leider erfahre ich: daß die Seele im Nervennetz gefangen liegt. Traurige Gedanken erscheinen ohne Gedankenverbindung, wie aus der Hölle gesandt. In der Stimmung war ich für alles empfänglich, für Freud' und Leid. Beim Anblick eines Waldes, oder bei einem schönen Frühlingsmorgen fühlte ich Thränen der Freude in meinen Augen. Jedes Wort, das ich hörte, war Freud' oder Leid. Fand ich mich fähig zu denken, so schrieb ich mit Lust, mit der Gier eines Kranken. Darum hat mir Ihr Brief so wohl gethan. Hier denkt man so wenig an Freundschaft, daß dieses Göttergefühl nur noch, mit Eros und Zeus, in der Poesie lebt. Nur bei Frauen ist noch Spur davon. Hier aber lebt man mit dem Verstand allein, das Herz wirkt nur negativ, um nicht Böses zu thun; denn aus Luxus thut man auch Gutes. Daraus entstehen aber Vernunftleidenschaften, und amor habendi, wie Patriotismus. Die Genfer sind ordentlich in Genf verliebt. Ich saß einmal in einer Diligence mit zwei Mädchen von zwölf Jahren, die, als sie Genf sahen, sich umfaßten und mit Thränen in den Augen sagten: „Voilà notre chère Genève!“

v. B.

P. S. Frankreich segelt prächtig dem Bessern zu. Warum kann ich meine 81 nicht 18 schreiben? Ach, nur das 1 voran! Adieu.

74.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 2. Juni 1827.

Die eidgenössische Brüderfamilie ist so brüderlich unter einander, daß der Stein zum Monument für Pictet, der ein paar Stunden von Genf aus der Waat hergeführt wurde, den Waatländern 35 L. Zoll gegeben hat! Sind etwa Zollsachen auch Geheimnisse, wie jedes Unedle in diesen Ländlein?

Ich bin beſſer; allein Butiny will nichts vom Gurnigel hören. Kalte Bäder ſcheinen mir zu behagen. Meine Kinder bleiben nur ein Paar Tage in Valeyres, weil da Fieber herrſchen. Gehen Sie doch ja zu ihnen nach Bern in die Engy, und kommen Sie vom Gurnigel zu uns nach Valeyres. Ich habe doch noch Luſt, nach dem Gurnigel zu wandeln, wenn Sie da ſind.

Ich habe einen Brief aus Sachſen von einem, der den Auftrag hat, einige Notizen von mir in die Journale zu geben; der wendet ſich an mich. — Sagen Sie mir doch recht Ihre Meinung über mein Deutſch.

Die Brun hat alle meine Briefe ſeit mehr als 30 Jahren. Ich wünſchte, ſie gebe Ihnen die ganze Sammlung. Mit der Zeit können Sie viel Intereſſantes haben. Adieu. Heut bin ich wieder alt.

Leben Sie tüchtig Ihr ſchönes Leben fort.

v. B.

75.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 18. Juni 1827.

Eben jetzt Ihren Brief aus den Gewitterwolken des Gurnigels geſchrieben! — Dank — Dank, dem lieben Zeus!

Ich kann nicht umhin, Ihnen das verdammte blaue Buch *) zu ſchicken. Dieſe Briefe amüſiren mich ſo, daß ich nichts thue, als meine eignen Pfoten lecken. Nun, dacht' ich, muß die ſchöne Dirne auf den Gurnigel zum lieben Z. Der iſt da recht in Laune, ſie zu liebkoſen. In der Unterwelt hat er keine Zeit dazu. Ich bin in Angſt und Schreck über das Urtheil der Welt. Mir iſt, Matthiſſon führe mich im Hemd durch die Gaſſen. Ich ſchicke Ihnen das erſte Exemplar, das einzige, das ich habe: aber ſchreiben Sie mir Ihr Urtheil — ernſt, wie Minos oder Radamanth; das Ding muß verführen oder ärgern. Ich erwarte nun bald meine Philoſophie der Erfahrung.

Ich war etwas unpäßlich; bin nun ganz geſund und munter; im Zimmer, aber bald müde vom Gehen. Uebermorgen mache ich eine Reiſe nach Rolle, um meine Kräfte zu meſſen, dann erſt berechne ich meine Mobilität. Auf allen Fall kommen Sie nach Valeyres, von Biel

*) Bonſtettens Briefe an Matthiſſon. D. H.

aus oder ohne Biel. Wäre ich ganz munter, ich machte von Biel aus dem König von Würtemberg am Bodenſee einen Beſuch. Wo nicht, ſo kommen Sie mit uns nach Valeyres.

Ach, die Griechen! Schrecklich! — Ich fürchte Athen vernichtet, die Armee vertilget. — Die du — dummen Jovisſkinder, ſogenannte Menſchenführer! — Aber das kann nicht dauern.

Der allgemeine Zorn gährt unter der Erde — je länger je ärger der endliche Ausbruch!

K. v. B.

76.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 5. Juli 1827.

Schon den 28. Juni hatte ich auf dem Gurnigel einen Brief voll Freude und Dank an Sie angefangen. Aber ich bracht' es nicht über fünf Zeilen. Das Waſſer machte mich wie berauſcht, die bunte Geſellſchaft zerſtreut, das Auf- und Abklettern in Berg und Wald träge. Nun bin ich ſeit vorgeſtern wieder in Aarau und heut erhalt' ich Ihren Mahnbrief vom 30., der mich auf dem Gurnigel vergebens geſucht hat.

Wenn Sie wüßten, wie viel Genuß mir Ihre Briefe an Matthiſſon in jener Einſamkeit gaben: Sie würden ſie ſchon deswegen geſchrieben zu haben wünſchen. Sie leben und weben darin mit all' Ihrem heitern, leichten Sinn, mit Ihrem gutherzigen Muthwillen, und feinen Beobachterblick. Ich ſah Sie, ich hörte Sie. Da iſt's, wo man Sie ganz in Ihrer Eigenthümlichkeit kennen lernt, wo Sie nicht an Ihre moraliſche oder intellektuelle Toilette dachten. Mitten im Scherz der Ernſt; mitten im leichten Gaukeln der Einfälle ein großer, herzerhebender Gedanke, und das edle Gemüth überall, es mag lachen oder trauern.

Ach, Sie hatten und haben viele Freunde! Wie ſollt' es anders ſeyn? Aber es wandelte mich im vollen Ernſt oft eiferſüchtiger Unmuth an, wenn ich ſah, wie viele Perſonen Sie lieben, ohne daß ſich erkennen läßt, welche von Ihnen am meiſten wieder geliebt werden. Ich wollte mich auch für etwas rechnen, und dachte, ich müſſe beſcheiden ſeyn. Aber wahre Liebe, wenigſtens die meinige, iſt unbeſcheiden. Sie fordert Alles, weil ſie Alles hinbietet. Ich bin, als Ehemann, nicht eiferſüchtig; aber als Freund. Sie können ſagen, das ſei häßlich. Doch

Univ. Bibl. München

rer Gemüthsart, hartnäckig und religiös; unwissend, knechtisch und abgestumpft unter den Mißhandlungen ihrer binnen Jahrtausenden vielmals gewechselten Beherrscher. Noch sind ihre heiligen Bücher in der eigenthümlichen koptischen Sprache geschrieben; aber auch diese Sprache, obwohl sie längst nicht mehr die alte „Lisan Faraun" oder Pharaonensprache ist, wird von heutigen Priestern kaum noch verstanden. Jene religiösen Meinungen, zu welchen sie einst durch die morgenländischen Kaiser mit Schwert und Kerker gezwungen worden waren, werden nun von ihnen mit einer Unbeugsamkeit festgehalten, welche sie mit Gefühllosigkeit gegen den Spott der Moslemim und mit Abscheu gegen die römisch-katholische Kirche erfüllt.

Als Amru an der Spitze der Araber vor eilfhundert Jahren in Aegypten einzog, belief sich noch die Zahl der koptisch-jakobitischen Bischöfe auf siebenzig. Gegenwärtig ist die Zahl derselben auf zwölf beschränkt. Die meisten dieser Bisthümer sind im obern Aegypten, wo sie sich, dem Hauptlager der Eroberer entfernter, ungestörter bewahren konnten. Ihr Patriarch aber, zugleich Oberhaupt der Kirchen von Nubien und Kabesch genannt, hat seinen Sitz zu Kahira, wo zwölf koptische Kirchen stehen, mit Inbegriff derer zu Fostat, oder Mase el atik, d. i. Altkahira.

Die griechischen Christen besitzen in Kahira

sind' ich das nicht so. Wären Sie ein Mädchen, ich würde Ihnen freilich den Kuß auf den schmeichelnden Mund drücken, der so Schönes zu sagen weiß, aber Ihnen dabei in's Ohr flüstern: Jammerschade, daß Sie wissen, wie schön Sie sind.

Auf dem Garnizel sprachen wir oft und viel von Ihnen. Unter dem Wir aber versteh' ich, ausser mir selbst, die liebenswürdige Familie Zehnder, Herrn von Muttach von Bern (den Kanzler) u. s. w. Letzterer erbat sich Ihre Matthissenbriefe von mir, und eh' er sie noch halb durchgelesen hatte, sagte er zu mir: Wahrhaftig, Bonstetten ist ein bewundernswürdiger Geist. — Er sagte mir nichts Neues, aber ich schätzte ihn deßwegen um so höher, weil ich das eben nicht recht von ihm erwartete. Ich habe für diesen Mann überhaupt Hochachtung gewonnen. Seit 1795 im Göttinger Leist zu Bern, wo wir in politischen Meinungen von einander wichen, sahen wir uns nicht mehr. Er ist durch große Erfahrungen, scheint mir's, über vieles enttäuscht worden; gemäßigter, gerechter. Edelsinnig schien er mir jederzeit, und zu dem entschlossen, was er, als gut, anerkennt.

Jetzt hat Troxler die Matthissenbriefe von mir seit gestern. Der fragte mich nach Ihrer Philosophie der Erfahrung und wollte sie haben. Er gehört zu Ihren aufrichtigen Verehrern. Ich hab' ihn einstweilen mit den Briefen beruhigt.

Es gibt nun Bonstettensche Müller- und Matthissen- u. s. w. Briefe; es kann dermaleinst auch Bonstettensche Zschokkebriefe geben. Denn was Sie sprechen, kann nicht nur die Welt hören, sondern soll sie hören. Ein König, der noch im Bürgerkleide Majestät, ein Mädchen, das noch im Nachtkleide Anmuth, ein Weiser, der noch im Schlafrocke Weisheit zeigt, sind die wahren Könige, Schönen und Weisen, die allgemeine Huldigung behalten. Und da muß man nichts ausputzen und verzieren wollen; nicht Gold vergolden wollen. Das gehört für Holz und gemeines Metall.

Setzen Sie doch, ich bitte kniend, Ihre Biographie fort, die als Appendix in den Matthissenbriefen glänzt. Sie können es, Sie sollen es, weil Sie es der Nachwelt schuldig sind. Wer kann von Ihnen erzählen, wie Sie?

Leben Sie wohl! lieben Sie mich auch ein wenig neben Ihren Waumau. Der würtembergische Minister Herr v. Maucler sagte mir gestern, Matthissen altere sehr; besonders seit dem Tode seiner Louise sei er ganz verändert. — Es that mir in der Seele weh, das zu hören.

Herr v. Maucler ist ein sehr liebenswürdiger Mann, im deutschen Sinn des Worts, nicht im französischen. Und so bin auch im deutschen Sinn des Worts

Ihr unveränderlicher Freund

H. Z.

77.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 19. Juli 1827.

Kommen Sie, wann Sie wollen. Ich kann Sie logiren, und Sie sind incognito, wenn Sie es doch durchaus wollen. Aber ich hätte lieber, Sie kämen später nach Valeyres, dann wären meine Kinder da, und es gäbe doppelten Jubel.

Die Zürcher sind wunderliche Dinger. Der junge M... kam ganz gelehrt, wohlsprechend und artig an. Beim zweiten Besuch da fand ich an ihm hundert Zürcher Vorurtheile. Er kam mir vor, als hätte man in Deutschland Fenster an ihm eingehauen, wo der Deutsche durchsieht. Das übrige aber war ganz zürcherisch. Keine Orgeln soll man haben, weil man auf einmal in allen Kirchen Orgeln haben müßte. Kein Theater — weil man kein gutes haben könnte. Ich erinnere mich der Zeiten, da man auf den Boden spie; jetzt wäre eine solche That Grobheit. »Besser auf den Boden speien, als den Unrath in Sack stecken!« — sagte man damals. — M... sagte, keine gute That bedeute etwas ohne die Gnade Gottes. Keine wahre Moral kann neben der positiven Religion aufkommen. Wo alle Beweggründe aus der Religion genommen werden, bleibt die Moral paralytisch. Ich frage Sie: Wie soll der Mann, der auf Krücken geht, seine Füße recht gebrauchen?

Also in Valeyres oder Genf! — Eingeschlagen! da! Adieu.

v. B.

78.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 12. Juli 1827.

Endlich ist der Brief, den ich so sehnlich erwartete, angeflogen. Nie ist man artiger, nie hübscher, als wenn man sich eine Sünde an-

fühlt — das wissen die Mädchen und Weiber noch besser, wie wir. Darum Ihr Brief so schön spricht.

An Matthisson kann ich gar nicht mehr solche Briefe wieder schreiben. Er hat mich so übel zugeschnitten und zerschnitten, er hat so meine ganze Originalität kastrirt, daß das Gefühl einer gänzlichen Unbefangenheit nicht mehr in meiner Feder ist, wenn ich an ihn schreibe. Sie fliegt nicht mehr; sie kriecht. Da mir das Fliegen wahre Natur ist, will ich trachten, mit Ihnen so vertraut zu seyn, daß die Gedanken von selbst zu Ihnen hinstreben.

Ich bin recht krank gewesen, obgleich ich jeden Tag in Gesellschaft lebte. Ich habe den schweren Druck des Alters empfunden. Ich war schwach, äußerst reizbar und besonders dumm. Doch ich fühlte meinen Geist, wie hinter einem Gewölk. Dies ist nun das vierte Mal, daß ich zu Butiny gehe, ohne Hoffnung, von meinem Alter geheilt zu werden. Aber auch diesmal sagte nach hundert Fragen der Hippokrates: „dies ist Krankheit, nicht Alter!“ Er gab mir Chinin. — „Je vous donne, non ce qu'on donne à un enfant, mais ce qu'on donnerait à une poupée.“ Ich bin auch wirklich viel besser, und sehe etwas von der Sonne hinter dem Gewölke wieder.

Diese Sonne ist doch auch eine Wirklichkeit, die wir am wenigsten zu kennen suchen. Mein nun wohl sechszigjähriges Nachdenken macht mich ganz zum Spiritualisten, und ich wähne, daß wir einst Vieles wissen werden. Das dickste Gewölk, das uns die Seele und alles Geistige verbirgt, ist in der natürlichen Intoleranz aller Religionen.

Ich gebe Herrn M... meine Jugendbriefe für Sie, da können Sie schnausen — lesen nicht. Eine rudis indigestaque moles, nec quidquam nisi pondus inest. — Meine größte Leidenschaft war für Genf, das können Sie in hundert Briefen lesen. Wie Schade es ist, daß mein Vater mich aus dieser Erde entwurzelte — wo meine Seele sich aufblühen fühlte, während in Bern ein Felsenboden ihr langen Tod drohte. Das Gefühl eines geistigen Todes ist dem feurigen Jüngling das schmerzhafteste Lebensgefühl. Auch schrieb ich Ihnen wohl schon, daß ich mich einmal erschießen wollte, als der Mond wie ein Gott mir erschien. Auch wissen Sie, wie ich Bern in meinem vierzehnten Jahr verlassen habe.

Ich habe auch meine Briefe an Müller aus Italien. Die sind voll Feuer und Leben, aber voll Schmerz, bald mich wieder in Bern zu denken. Die Briefe an Müller aus Bern sind während der zwanzig

meiner beſten Jahre nur ein Schrei des Schmerzens. Nicht ein Gedanke iſt in dieſen trocknen Briefen. — Jedoch ein Gerechtigkeitsgefühl nöthigt mich, zu geſtehen, daß ich Bern und die Berner hochſchätze und ehre. Sie ſind ein edles Geſchlecht. Hätte mich mein Vater in Genf gelaſſen, hätte man den Gang meiner Seele nicht gehemmt, ſo hätten einſt die Regierungsgeſchäfte mich hingeriſſen; und, einmal in Bern angewurzelt, hätte ich das Zurückſtoßen der ariſtokratiſchen Kraft nicht gefühlt. In Bern war Alles Genuß für mich Jüngling, Alles, nur nicht, was meinen Geiſt heben konnte. Man mag ſagen was man will, alles muß den Seelenbedürfniſſen weichen. Sie ſind in einer geſunden Seele die erſten, die vordringlichſten, die unentbehrlichſten. Kein Genuß, ſelbſt nicht der Liebe, konnte das Gefühl meines geiſtigen Hinſinkens decken.

Unter uns! ich hatte, aufgemuntert, einen Auszug aus Zellwezers vortrefflichen Memoires über die Schweizerzölle für die Allgemeine Zeitung machen laſſen. Das Memoire war ſehr anziehend. Merkwürdig iſt, daß Cotta es nicht bekannt macht. Es ſteckt da vielleicht Neid gegen die Schweiz, wie ich vermuthe. Deutſchland ſieht mit Freude unſere Fehler. Das Werk hätte Aufſehen gemacht. Wir ſind ſo elende Menſchen, daß man nicht einmal über Zölle ſchreiben darf. So geht jede einzelne Wahrheit verloren. Wir löſchen die Verſtandesſonne Strahl zu Strahl aus, wir Inſekten der Finſterniß!

P. S. Alles wohl erwogen, ſchicke ich Ihnen die Jugendbriefe noch nicht.

v. B.

79.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 17. Juli 1827.

Sie ſagen: „Alles wohl erwogen, ſchick' ich Ihnen die Jugendbriefe durch Hrn. M. noch nicht.“ — Gut, darüber ſind Sie Meiſter; — alles wohl erwogen, glaub' ich doch darüber Meiſter zu ſeyn, Sie endlich zu ſehn, meine Geſchäfte auf die Seite, mich in den Wagen zu werfen, in Valeyres anzuklopfen, und, wenn Sie nicht da ſind, nach Genf zu fliegen; ja, wenn Sie mir nicht ein Stelldichein vor der Stadt geben wollen, wo wir, etwa in Carouge oder Ferney u. ſ. f.

ein Paar Tage beisammen seyn können, bin ich sogar Meister, mit oder ohne Eskalade am hellen Tage in die berühmte Festung Genf einzudringen, Ihr Haus zu stürmen und mich in Ihren Besitz zu setzen. Dank der Preßfreiheit der gelehrten Stadt Genf, kann das in aller Stille geschehen, ohne daß es die übrige Welt erfahre; denn in Genf kann ja nicht einmal eine Zeitung von Genferdingen zu Stande kommen. So frei denkt und schreibt man dort!

Also kapituliren Sie mit mir. Heut ist der 17. Juli. Den 19. haben Sie dies Blatt in Ihrer lieben Hand. Den 22. kann ich Ihr Ultimatum haben. Meine Ungeduld läßt sich nicht länger, als bis Ende dieses Monats, austagen. Ich bin ein junger Mensch, von Haus aus etwas ungestüm; bei Ihnen ist noch viel zu lernen für mich, ich will die Grundbegriffe Ihrer Philosophie der Erfahrung unmittelbar von Ihren Lippen empfangen, — erwarten Sie also das Aeußerste von mir, wenn Sie mir nicht bis zum 22. sagen, wo ich und warum ich Sie an das Herz drücken soll, das Sie so herzlich verehrt.

Ich habe seitdem wieder einige kleine Abstecher gemacht, unter andern ins Bad Schinznach zur Herzogin von St. Leu. Diese Stieftochter Napoleons, Ihnen wohl unter dem Namen Hortenfie bekannt, ist eine geistvolle, liebenswürdige, lebendige Französin. Ihr Sohn, Prinz Louis, der Uebersetzer meiner Parallele zwischen Napoleon und Friedrich II., verfehlte mich mit seinem Besuche zwei Mal. Schade um den jungen Mann! Aus dem wäre auf dem Thron einmal etwas geworden. Ich wollte, der König von Dänemark könnte ihn adoptiren.

Jetzt les' ich des Schweden Berzelius Jahrsberichte über die Fortschritte der Naturwissenschaften bis zum Jahre 1826. Lange hat mich kein Buch so erbaut. Trachten Sie doch, es zu erhalten. Man muß wissen, wie weit es schon den Naturforschern gelungen ist, die von Gottes Finger geschriebene Offenbarung seiner selbst zu dechiffriren. Die Menschheit ist noch am Buchstaben-Lernen. Aber jeder neue Buchstabe in der Natur-Fibel ist mehr, als eine Bibliothek von theologischen Werken. Wie wird uns dereinst seyn, wenn wir das erste Wort lesen! — Vielleicht geschieht das auf diesem Planeten nie. Doch der sehnsuchtsvolle Glaube verheißt's mir drüben. Wer ewig lebt (das ist mein Trost), kann noch Viel lernen, und Gott schrieb sein wundervolles Weltwerk nicht für den Lebenstraum weniger tausend Wochen, die wir hier traumen.

Bleiben Sie heiter. Wenn Sie finster werden, denken Sie, es sei physische Verstimmtheit. Zerstreuung, andere Luft, andere Umgebungen wirken oft Wunder. Man versauert und versumpft im Einerlei. Man muß zuweilen die geliebte Heimath verlassen, geliebten Bequemlichkeiten und Gewohnheiten entsagen, um das Alte durch Entwöhnungen und Gegensätze neu zu machen. Ich hatte ein Paar jungfräuliche Basen, die selten das Haus, noch seltener ihr Städtchen verließen. Alle vier Wochen stellten sie aber das gesammte Geräth ihrer Zimmer anders; selbst ihre Betten machten die Runde nach und nach durch alle Zimmer. So blieb ihnen die kleine Welt immer neu und sie sich in ihr. Ein probates vom Instinkt gefundenes Mittel gegen den Spleen.

Also, wann soll ich kommen? Wohin? Nennen Sie mir Ort, Tag, Stunde, Minute. Ich bin reisefertig. Ihr Ultimatum!

Ihr H. Z.

80.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 27. Juli 1827

Da sitz ich im weißen Zelt *); höre in der Ferne die Menschlein, höre rauschen die saphirne Rhone, aber höre nun nicht mehr die Stimme Ihrer Freundschaft neben mir, auf dem weißen Canapee. Darum sagte ich mir: nun will ich meine Denkwürdigkeiten schreiben für Zschokke. Da holte ich das dicke Buch, die letzte Wirklichkeit vergangener Jugendzeiten, wo ich Vogel aus beseeltem Himmel mich in roher Alpenluft verirrt fühlte. Zum ersten Mal las ich darin, und fand ein großes Interesse. Schreiben that ich gestern nichts, aber lesen, denken, fühlen. Schade für mich; ich war wirklich ein prächtiger Junge. Nie hab' ich mich nachher ganz wieder gefunden. Drollig genug, daß Aristokraten die demokratischen Grundsätze an einem geborenen Aristokraten fürchteten! In Bonnets Briefen steht das Beste, was in meiner Geschichte zu sagen war.

Rührend ist, was Bonnet von Joh. Müller sagt:

„Notre jeune Phocion vous aime, comme on aime sa maitresse. Il faudroit remonter à l'âge d'or, pour trouver une

*) Bonstetten hatte hinter seinen Zimmern eine Laube oder Art Erker, mit weißem Tuche überspannt, wo er im Sommer studirte und die herrlichste Aussicht über die ganze Gegend genoß. Ich nannte sie seinen Wolkenthron.

D. H.

„pareille amitié! Vous êtes trop nécessaire à son bonheur, et „je crois que je vous servirois tous deux, en le rendant un „peu plus indépendant de votre présence. C'est un excellent „garçon, qu'on ne peut pas trop aimer. J'y découvre un Mon„tesquieu, dont l'Allemagne et la Suisse se glorifieront un „jour." — Novembre 1774.

Ich war damals ganz ergriffen von dem Geist, der, nach zwanzig Jahren, Europa erschüttern sollte, um zu gewähren, was wir jetzt sehen, das freie Amerika von oben bis unten. Dieses Beben der Erde vollendete die schwere Geburt der alten Mutter Europa, vielleicht bestimmt, bald in den Geburtsschmerzen zu sterben, das ist (was alles Sterben), sich zum bessern Ich zu metamorphosiren. Mein Leben in Overdon hatte den Grund zu diesem Freiheitsgefühl gelegt. — In Overdon genoß ich der Freiheit; in Genf raisonnirte ich sie, und schuf sie zum Grundsatz. War mir nicht schon im sechszehnten Jahr der Vers heilig: Herr seiner Zeit und König seiner Stunden? Nun stieß ich mit vollen Segeln auf die Klippe, Bern genannt. Da fühlte ich mich Sclave, nicht weil ich gehorchen sollte — niemand gebot mir — allein ich stieß allenthalben auf den kalten Felsengrund, wo die Wurzeln meines Denkens keine Nahrung, nur Tod finden sollten. Liebe zur Wissenschaft und zum Besserwerden war die alleinige Leidenschaft meiner Jugend.

In Genf war alles Harmonie; ich fühlte mich allenthalben zum Bessern angezogen. — In Bern waren alle Gedanken abstoßend. Sind Sie nie verstimmt in Ihr Cabinet gekommen? Haben Sie nie gefühlt, wie bei dieser Stimmung alles Denken erschlafft? So ging es mir mit jedem Abend. Trost war bei Niemand. »So ist es hier!« sagten Alle. Ich sah sie Alle hinsterben in ihrem bessern Wesen. Jede vergangene Arbeit schien mir verloren. Kein Lebensstrahl leuchtete mir — hier müßig darren — wie lang — ewig! — Erinnerung war Schmerz; Gegenwart war Schmerz; und Zukunft eine unendliche Qual.

Da kam die Nacht, in der ich allem Leiden ein Ende machen wollte. Ich sehe mich noch im Hemde auf dem Boden ausgestreckt, zwischen zwei geladenen Pistolen, erwartend den Augenblick der Vollendung — als eben — der Mond erschien; lucidum coeli decus. Der Mond, eben der, der mir in Overdon und in Genf geleuchtet hatte — der Mond, der Bürger einer höhern Natur! Da verschwand der Mensch;

da ſchrumpfte das Rieſengeſchlecht meiner Leiden zum kleinen Ameiſenhaufen ein.

Meinen guten Vater ſah ich nie, als bisweilen bei Tiſche. Er lebte ganz den Geſchäften. Seine Blicke auf mich ſprachen trauernde Liebe und Verlegenheit. Meine Mutter war eine liebende Perſon, aber meinem Weſen ganz fremde. Im Speiſezimmer war die Pendeluhr, eine brennende Marter für mich, die ich oft, wenn es niemand ſah, ſtill ſtehen machte. Iſt einmal der Seelenſchmerz an eine Idee gebunden, ſo wird die Pendel zur Marter; jedes Tick und Tack war mir ein Hieb in die Seele.

Iſt es nicht Schande, ſagte ich mir, ſo von den Menſchen abzuhangen? Ich bin mein ärgſter Deſpot; und Elend und Sclaverei ſind mein Werk. Da warf ich mich in die Bücher.

Ich ging in die Vorleſungen des Profeſſor Blauner, der über Phyſik las. Er dozirte eben über Anziehung und Abſtoßung und ſprach ſo: »Lueget, die Herren G'leheten, ein Herr Newton in Engelland, und viele viele machen a + b, um die vis centrifuga und centripeta zu beweiſen. Sie gä ſich viel unnütze Müh', denket numme a Bär, den mä a der Kette führt. Der Bär will furt, aber der Ma halt ihn veſt. Was geſchecht? Der Bär geht im Zirkel. D'Kette iſt die vis centripeta, der Bär, der fliehen will, iſt die vis centrifuga. So geht's im ganzen Himmel. Nüt lichters, als das zu begrifen. Die Herren gä ſich grüſely Müy, um me zu wiſſen.« So ſprach man zu Bern dem Benſtetten, der eben Voltaire und Bonnet angehört hatte!

Ich muß Ihnen nun epiſodiſch von Cannings Geſchichte wieder erzählen.

Canning war der erſte Liebhaber der Königin. Obgleich der König ſie nicht mochte, hat er es doch ſehr übel aufgenommen. Als man ihm letztlich Canning zum Miniſter vorſchlug, ſagte der König — ja — aber er ſoll mir verſprechen, nie vor meinen Augen zu erſcheinen, — das wollte ſagen — nein. Canning nahm die Stelle an und reiſte zum König, der auf einer Villa ganz einſam mit Lady Cunningham eingeſchloſſen war, und niemand ſehen wollte. Canning ließ ſich melden, und ehe die Antwort fertig war, ſah er durch die halb offene

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14385/063

Thür den König. Er ging hinein; dankte dem König für die Gnade, die er ihm erwiesen hatte, und fügte die Bitte hinzu: Seine Majestät möchten ihm erlauben, den jungen Cunningham zum Unterstaatssekretär zu nehmen. Die Lady-Mutter und der König waren ganz entzückt über die Ernennung des jungen unbedeutenden Knaben, und seit der Zeit steht der kluge Mann — wo er jetzt ist — oben an.

Da ich nun vom königlichen Wesen gesprochen habe, muß ich Ihnen eine geistreiche Antwort meines lieben Duc de Noailles erzählen. Als Ludwig XV. die Du Barry zur Maitresse ernannte, sagte der alte König zu Noailles: „Tout le monde lui en veut. Je sais bien que je succéde à St. Foix." — „Oui, Sire" erwiederte Noailles: „comme vous succédez à Pharamon," der hundert Nachfolger hatte. Das war ächter Hofwitz!

Ich vermuthe, daß der gesellschaftliche Ton in Bern (Anno 1767) besser mag gewesen seyn, als er es jetzt seyn mag, Anno 1827.

Damals lebten in Bern (wie in ganz Europa) die beiden Geschlechter mehr oder weniger in genauem Verkehr mit einander, woraus eine große Geistesentwicklung, viel Gutes, wenn auch manch Böses entstand.

Es ist wenig bemerkt worden: daß die geistige Organisation zwischen Mann und Weib so verschiedenartig als die physische ist; noch weniger hat man eingesehen, daß sie eben so harmonisch, so eine zum Besten des andern geschaffen sind, wie Vater und Mutter es seyn können.

Physische Begierden wecken das Leben beim einzelnen Menschen, wie bei Nationen. Diese Triebe wecken den moralischen Sinn und den Sinn des Schönen — diese wecken endlich die Vernunft auf. Da die Liebe der höchste Naturtrieb ist, so ist sie auch die stärkste Erweckerin des vollständigen Doppelwesens.

Der wahre Zeuger aller Tugenden ist der moralische Sinn. Er ist es, der die Fackel der Vernunft entzündet, und der Seele die Herrschaft gibt über die Begierden, die nur das erste Leben zu geben bestimmt waren. Wahre Liebe zum andern Geschlecht lehrt den rohen Wilden etwas, außer sich selbst, lieben, das heißt: sich lieben in Andern; und wie lange bleibt uns nicht etwas vom rohen Wilden übrig! Wo die Geschlechter vereinzelt leben, da herrscht eine greuliche Selbstliebe, wie es bei allen Unverehelichten auffallend ist. Nichts ist langweiliger, wie kleine Städte, wo die Männer in Clubbs sich absondern; wo Müßiggang, Vorurtheil und grobe Sinnlichkeit.

nur zwei Kirchen, deren eine unter dem Bischof vom Berge Sinai, die andere unter dem zu Alexandrien wohnenden Patriarchen steht. Auch in Alexandrien befinden sich neben den griechischen Kirchen mehrere jakobitische. Der armenischen und katholischen Christen sind die wenigsten. Jene haben in der Hauptstadt Aegyptens nur eine, diese zwei Kirchen bei eben so vielen Klöstern.

Am thätigsten arbeiten hier die Katholiken im Bekehrergeschäft. Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner und andere Mönche sieht man zahlreich und in beständigem Eifer, ihre geringe Kirchgemeinde zu vergrößern. Sie hüten sich aber weislich, mit frommen Anträgen den Bekennern des Koran nahe zu kommen; ihr einziger Triumph besteht darin, dann und wann einen nichtrömischen Christen zur römischen Kirche zu bringen. Der Pascha sieht den Umtrieben der europäischen Apostel sehr gleichgültig zu, überzeugt, daß diese Bekehrungen weder bessere noch schlechtere Bürger, wohl aber oft Uneinigkeiten machen, davon zuletzt beträchtliche Strafgelder von Bekehrern und Bekehrten geärntet werden können. Die Mönche der römischen Kirche haben in den ägyptischen Städten zerstreut einzelne Klöster; selbst im obern Aegypten, wie zu Achmina die Franziskaner.

Unter barbarischen Herrschern muß von dem verachtetsten Theile des Volks, zu welchem doch

wie Ungeziefer sich einnisten, und alles wahre Leben austilgen. Das Gegengift für solche Uebel ist die Gesellschaft gebildeter Weiber.

Anno 1767 war Bern (nach Genf) gewiß der angenehmste Aufenthalt in der Schweiz. Zürich war gelehrter. In Zürich aber lebte eine Gesellschaft trefflicher Männer, die, nicht in der Form, aber in der Sache selbst, der besten Pariser Gesellschaft nichts nachgaben. Doch neben dieser Gesellschaft stieß man allenthalben auf steife Vorurtheile und starre Abneigung gegen alles Bessere. Die meisten Mütter waren zur Nadel und Küche verurtheilt, und doch war da ein herrliches Töchter-Institut.

In Bern blühte im Jahr 1767 die ökonomische Gesellschaft, ein edler Verein der besten Patrizier, dem Bern, die Schweiz und zum Theil Europa die ersten Fortschritte des Ackerbaues verdanken. Da lebte der große Haller, der größte aller Gelehrten, die ich je gekannt habe.

Er war ein großer, wohlgewachsener Mann. Sein durchdringender Blick war der eines Arztes und Weltmanns, der Leib und Seele zugleich zu durchschauen versteht; in seinem Wesen war etwas von aristokratischem Stolz mit der Würde eines Mannes vereinigt, der allenthalben durch den Geist zu herrschen gewohnt ist. Merkwürdig war, wie die Gegenwart eines schönen Weibes auf ihn wirkte. Ich habe ihn bisweilen mit meiner jungen Frau besucht. Da erwachte auf einmal der Dichter. Wohlwollen und Freude glänzten im tiefen Vernunftblick des Weisen. Keine Pariser Gesellschaft, nicht selbst die von Voltaire, war anziehender, wie die des großen Haller, sobald er sich zur gemeinen Menschheit herabließ.

Dieser Mann hätte in einer großen Welt leben sollen. In Bern fühlte er sich einsam. Erbärmlicher Ehrgeiz schlich in sein Herz, und ich sah den großen Haller um eine Rathsherrnstelle buhlen, die die man seiner Ueberlegenheit versagte. So lang er gelebt hat, war kein Haller in dem kleinen Rath, da nach ihm immer einer seines Namens gewählt wurde. Dieß kränkte mich tief, so auch meinen Vater. Neid ist in allen Republiken eine vorherrschende Leidenschaft. Hier war es aber weniger der Neid (denn wer konnte sich mit Haller messen?) als das Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit in allen menschlichen Dingen.

Der große Mann zog sich immer mehr und mehr in sich selbst und in seine sehr beträchtliche Büchersammlung ein. Viele Jahre später be-

suchte ich ihn mit Tremblay einige Wochen vor seinem Tod. Wir hatten allerseits das Bewußtseyn, uns nie wieder zu sehen. Wir sprachen den ganzen Abend vom Tod und vom Jenseits. Als wir ihm vom unersetzlichen Verlust sprachen, den die Welt an ihm machen würde, sagte er bescheiden: „Ja, sie mag wohl etwas an mir verlieren.“ Man hat Vieles von seinen überspannten religiösen Meinungen gesprochen, davon ich (der ihn bisweilen besuchte) nie eine Spur bemerkt habe. — Er hatte sich angewöhnt, sich selbst, als Arzt und Psychelog, zu beobachten. Er sagte mir: „wenn ich mich sterbend fühle, will ich wohl zusehen, was da vorgeht.“ Wer solche Welterscheinungen, wie das Leben eines Hallers, betrachtet, ist stolz, auch Mensch zu heißen!

Er schien alles menschliche Wissen in sich zu vereinigen. In der Geschichtkunde war er Müller gleich. Er wußte, wie Müller, alle chinesischen Kaiser herzusagen.

Einst fand ich ihn schreibend und zugleich die Zeitung lesend. Meine Gegenwart unterbrach seine Arbeit nicht, obgleich er mit mir sprach. Zuletzt nahm ich das gelesene Zeitungsblatt, und bat ihn, mir zu sagen, was er denn gelesen hätte? Er wußte mir alles Wesentliche herzusagen, obschon er geschrieben, gelesen und gesprochen, fast zugleich.

Nun genug! E. v. B.

81.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 6. Juni 1827.

Einen Tag später, als ich heimgekommen war, erhielt ich Ihren lieben Brief. Er machte mir wieder Heimweh nach dem Zelt, wo mir zu Muthe war, als schwebten wir beide in einer weißen Wolke über Genf, über alles irdische Treiben der armen Menschenkinder hoch hin. Ja, ich war im Himmel bei Ihnen; und wem würd' es nicht so seyn? Wohnt' ich nur in Nyon oder einem andern Städtchen am schönen See! —

Es that mir weh, daß Sie mich allein nach Vevay ließen; nicht einmal Abschied konnt' ich von Ihnen nehmen. Aber auf dem Dampfboot ward ich wieder mit dem einen wie mit dem andern versöhnt. Das Abschiednehmen ist die traurigste aller menschlichen Verrichtungen,

und ich scheide ja nie von Ihnen! Die Hitze des sonnigen Sonntags, vermehrt durch die Glut im Bauch des Dampfboots, ward oft unerträglich. Sie saßen indessen in der Morgenkühle Ihrer Wolke und philosophirten, dichteten, dachten an Ihre Vergangenheit und an mich. Ich trug des Tages Last und Hitze (zur erstern gehörte auch die zermalmende Janitscharenmusik auf dem Wilhelm Tell) geduldiger, weil Sie sie nicht mit mir tragen mußten.

Das Reisen und Nichtsthun in immer wechselnden Umgebungen ist ganz behaglich, aber doch nur, wenn es ein Ausruhen ist. Allein von Ihnen hinweg, überfiel mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach geistiger Thätigkeit. Die hatten Sie, unter Ihren Büchern und Schriften, und mit dem Lesen des dicken, reichen Briefschatzes aus Ihren Jugendjahren in mir angeregt. Weder die Stöße des Wagens, noch die brennende Atmosphäre, noch die grauen Staubwolken, die unter jedem Hufschlage des Rosses aufstiegen, hinderten mich. Ich träumte Entwürfe. Ich beschloß, noch ein Mal, wie einst in den Miscellen oder Ueberlieferungen, eine Art Zeitschrift zu schaffen, die mir als Organ diene, zu den Zeitgenossen zu reden und geistig auf sie einzuwirken. Ich schämte mich meines Nichtsthuns, da ich Ihre Thätigkeit bewunderte; und Ihre ewige Jugend ließ mich wieder an die meinige glauben.

Ja, halten Sie Ihr Wort, das mündliche und schriftliche: schreiben Sie für die Nachwelt Ihre Lebensdenkwürdigkeiten. Das Leben der Weisen macht nach Ihnen die Lebenden weiser. London, Paris, Italien, Dänemark, welch eine Bühne! Ihre Memoires werden erst der Schlüssel Ihrer Schriften.

Haller war ein wahrhaft großer Mensch. In den Alpen des Gurnigels, im Schatten der Tannen, zu meinen Füßen die Welt, las ich seine Gedichte; ich las sie nicht, wie man Bücher liest, nein, ich fühlte sie durch und durch, ich ward Haller selbst. Ach, warum bin ich selbst so nichts und muß mich erst an Andern aufrichten, um etwas höher zu werden, als ich von Natur bin! Warum bin ich nur die schmarotzende Schlingpflanze und kann ich nicht eine Eiche neben der Benkletten-Eiche stehen! Was hab' ich denn geleistet, daß man mich zuweilen nennt? Eine Clematis, wenn sie auch die Eiche überwipfelt, ist darum doch keine Eiche.

Adieu, Lieber, Edler, Großer!

Immer derselbe Ihr H. Z.

82.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 6. August 1827.

Wer hat den vierten Theil des schweizerischen Museums geschrieben? Er ist sehr gehaltreich und anziehend da, wo er Uebersetzung ist. Der Schweizerstyl aber kam bald zum Vorscheine in den ellenlangen Phrasen über Preßfreiheit.

Ich möchte doch wissen, was die Leute denken, eine Idee mit allen möglichen Bei- und Nebenideen zu umwickeln, bis das arme Kind unsichtbar oder todt liegt. Im Sprechen, besonders mit langweiligen Leuten, deren Hauptideen immer von fremden Ideen fett werden, mag das angehen; aber im Schreiben, wo der Leser Muße hat, nachzudenken, ist alles schlecht, was die Einheit stört, — ist's das, wovon Horaz sagt: pleno de pectore manat.

Einheit ist das Princip des Schönen. Darum im Schreiben das erste Augenmerk seyn sollte, wohl zu wissen, worin diese Einheit in jedem Spruche besteht. Je allgemeiner eine Wahrheit aufgefaßt ist, je einfacher sie sich darstellt. Das Nachdenken macht sie einfach, weil der Geist die Hauptidee von allem Zufälligen absondert, um sie in ihrer Ganzheit, wie ein flammendes Licht darzustellen. Was thun die Langdehner anders, als uns alle Nebenideen auszukramen, die die Hauptidee verdunkeln, und die das Nachdenken wegwirft. Müller aus Instinkt und Grundsatz strich alles Unnöthige so streng aus, daß er anfänglich unverständlich ward. Ich erinnere mich z. B. an diesen Spruch: »Rudolph war der Urheber der Größe.« Er wollte sagen: der Größe seines Hauses. Das versteht sich — sagte er. Ich hab' ihn oft mit solchen Bemerkungen geneckt. Er war rein muskulös — ich mußte oft Fleisch hinzuthun, um das Gerippe zum Manne zu machen. Aber bei ihm war Kraft, Leben, reines Licht. Er vermied, wortreich zu seyn, um desto gedankenreicher zu werden.

Viele Menschen bei uns glauben tiefsinnig zu seyn, wenn sie, um verstanden zu werden, Anstrengung fordern. Fontenelle sagte: Je cherche à ne pas comprendre. Das will sagen, was ich nicht verstehen muß, das ist undeutlich und unreif. Leider sind ganze Länder, wo die Gedanken nur bei Wenigen reifen. Nichts bildet den Styl, wie die Gesellschaft gebildeter Weiber, und Nichts giebt dem Styl mehr Einheit, als die Gewohnheit, Auszüge zu machen, wie Müller that, daraus entsteht,

daß der Geist überall den Hauptgedanken aufsucht. — Das meiste Schreiben in unsern kleinen Städten ist Kanzleistyl, ein Fantom aus allgemeiner Unwissenheit und Geschmacklosigkeit entstanden, das zum herrschenden Geschmack wird. Daraus entsteht das Breitsprechen und Breitdenken — Morast wo das Wasser fault.

Ich habe letztlich einen Franzosen gesprochen, Besitzer des Schlosses, heute noch Gergovia genannt, wo Cäsar den Vercingetorix bezwang. Merkwürdig ist, wie Cäsars Beschreibung noch heut anpaßt. Nicht fern dabei an einem Orte, dessen Namen ich vergessen, von dem Cäsar spricht, hat man unter vielen Ruinen und Steinen einen vergrabenen Kornvorrath gefunden, der, nach römischer Art, die Form einer Weinflasche hatte (Silo), und den man in Cäsars Zeiten setzte. Das Korn war schwarz, aber das Brod, welches man daraus buk, weiß und vortrefflich. Er wußte nicht, ob man es zu säen versucht hat. Ich erinnere mich, daß ich bei Albano bald das Leben in solchen Silos verloren hätte. Ein junger Hirt warnte mich vor der Gefahr. Diese Kornlöcher waren älter als Rom. Die Franzosen stellen jetzt solche Art von Kornmagazinen wieder her.

Ich bin gestern in einer interessanten Gesellschaft gewesen. Da war einer der Ersten Englands, Herzog von Hamilton, Lady Combermere, deren Mann in Indien kommandirt; Lady Church, des Generals der Griechen Frau; Herzog und Herzogin de Guiche, letztere eine der schönsten Damen von Paris; der Herzog von Clermont-Tonnère. Ich sprach lange mit Hamilton, einem geistreichen, liebenswürdigen Manne. Da habe ich in der Wärme der Unterhaltung bemerkt, wie eine Kluft sich in England öffnet zwischen Adel und Industrie. Der Herzog sagte mir: «Wir sind nun arm in England.» Ich lachte. «Ja», sagte er, «die Bedürfnisse sind schon verdreifacht, während das Einkommen sich nur verdoppelt hat.» — Er gebrauchte das Wort Aristokratie, wenn er vom Adel sprach. „L'aristocratie s'appauvrit, nous sommes presque tous endettés, tandis que les *autres* s'enrichissent." Ich sagte ihm: das ganze Elend rühre ihrem Beutel. — «Ja sagte er, in Indien — aber anderswo sind die Nebenbuhler so thätig, und zu Haus fressen uns die Armen auf.» Er hätte gern sagen wollen: in der Schweiz wären wir

reicher; — und er hätte recht gehabt. — Alles kommt auf die Elle an, mit der man mißt. — Lady Church ist ein liebes Geschöpf mit germanischem Herzen. Sie ist tieftrauernd wegen ihres Mannes; die übrige Seele ist Lustigkeit und Güte. Sie lacht und ist munter, und dann plötzlich ernsthaft und trauernd.

Der amerikanische Kaiser kommt nach Europa. Da werden wir neue Spektakel haben. Sie sehen, es geht lustig zu auf unserm Kügelchen. — Nun sprechen Sie mir von Ihrer Reise und von Allem.

C. v. B.

83.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 19. August 1827.

Sie haben mir ein schönes Bild in die Seele gelegt. Mein weißes Zelt eine Wolke, in der ich schwebe, mit dem ganzen Gefolge meiner Erinnerungen und Erwartungen. Sind die Tücher durch sanfte Winde bewegt, so erscheinen über den Baumgipfeln die blaue Rhone und der langgedehnte Jura mit allen seinen Villas. Gestern lag ich den ganzen Morgen (bis 4 Uhr) ausgestreckt in der Richtung der Wolke, wie ein Gott Epicur's, dies Blatt vor mir liegend, mit tausend Gedanken, die ich zu faul war, hinzuschreiben; zuweilen lesend in Denham, der mich in die Wüsten Afrika's versetzte. Die Welt ist, wozu wir sie machen, wie das Leben. Könnte doch einmal der Mensch glauben an sich selbst und fühlen, daß er Krone und Scepter trägt, so bald er will, das ist, so bald er zu denken versteht!

In Bern, wo wir so gerne von Krone und Scepter träumen, verstehen wir diese Kronen nicht. Der Müßiggang der Jugend schafft unser Paradies zur Wüste Arabiens, wo ich mir den Tod wünschte, den Denham im Sandmeer von Zara nie anrief. Ueberall wo man mit etwas gebildeten Weibern lebt, ist das Leben freudig und heiter. Noch jetzt beben in meiner Seele alle Saiten, wenn ein Weib liebend zu mir spricht. Vielleicht war vor der Revolution, was man Galanterie nennt, vorherrschend. Jetzt, sagt man, herrscht schweres Stundentreiben leerer Seelen, die keine Gedanken anzufassen wissen, und mit Herrscherstolz verachten, was allein den Herrscher bildet.

Die Gesetze bilden den Menschen. Ihnen muß jede Individualität in die Länge weichen. Man denke sich unsere Schweizerstädte, ganz aus Herrschern zusammengesetzt. Was kann in solchen Städten ein armer

Professor mit all seinem Gedankenkram? Viele Einzelne wissen ihn zu schätzen, aber was schützt ihn vor der Grobheit des Patriziers, der gar nichts über sich fühlen will, und der alle höhern Gedanken, wie beißende Fliegen, wegscheucht. Sollte ein solcher Professor je Fehler des Patriziers rügen, die, wie alle Fehler, nicht ohne Schmerz geheilt werden, — wer soll ihn dann vor dem Zorn der gereizten Macht schützen? Was würde je aus einem Prinzen werden, wenn konstitutionsmäßig erkannt wäre, daß kein Tadel ihn je erreichen dürfe? Schmeicheln darf man ihn bis hinab zur tiefsten Dummheit; aber seine Fehler sollen allen Menschen heilig seyn, und kein Sterblicher soll sie je bezeichnen. So ist die Erziehung unserer Könige. So auch ist die Erziehung aller Staaten, wo keine Preßfreiheit existirt.

Keine Regierung hätte mehr an der Preßfreiheit gewonnen, als die bernische. Ich habe kein Land gekannt, wo Gerechtigkeitsliebe tiefer eingewurzelt wäre, wie in Bern, und in zweiundzwanzig Jahren, da ich im großen Rath gewesen, hab ich nicht eine Ungerechtigkeit bemerkt, die man wissend und wollend begangen hätte. So war die Rechtspflege, so der edle Geist der Bernischen Regierung!

In Bern war der Geist der Regierung besser, wie der der Regierenden. Bei schlechten Gesetzen sind die Menschen besser, wie die Gesetze; bei guten Gesetzen sind bisweilen die Gesetze besser, als die Menschen. Zu Bern wurden übel erzogene Patrizier im großen Rath zu gerechten Menschen gebildet, und unwiderstehlich früh oder spät mit seltener Ausnahme zum Guten hingerufen.

Zwei Uebel bildeten den Müßiggang in Bern. Die Möglichkeit, ohne Arbeit recht bequem zu leben, und zweitens die wenige Achtung für Wissenschaft und Volksbildung. Diese Nichtachtung ist die mangelhafte Seite der Regierung. Eigne Unwissenheit bildet Verachtung des Wissens, und diese Verachtung verewiget die Unwissenheit. Diesem Uebel könnte nur dadurch geholfen werden, wenn man der lehrenden Klasse eine politische Wichtigkeit gäbe, so daß die Professoren ein Paar Stellen im großen Rath hätten, die auch Fremden offen wären. Ihre Wahl soll von allem Familieneinfluß unabhängig seyn.

Der Armuth sollte nicht im Müßiggang abgeholfen werden. Fremder Kriegsdienst ist eine andere Quelle von Nichtsthun, allen Klassen verderblich. Eine Gewerbsschule sollte mit einer Industrieschule vereinigt werden; und, wenn Bern nicht der Ort wäre für eine Gewerbsschule, warum nicht in irgend einer großen Handelsstadt ein In-

ſtitut errichten, wo ſich junge Berner, fern von der Peſtluft des Müßiggangs, bilden könnten? Dies alles könnte geſchehen, ohne den militäriſchen Geiſt zu ſchwächen, der die Berner auszeichnet, der aber allein durch wiſſenſchaftliche Bildung eine wahre Wichtigkeit erhalten kann. Die Zeiten der Herrſchaft der Körper über die Geiſterwelt iſt nicht mehr.

Selbſt im Gebiete der Leidenſchaft herrſcht nun die Seele. Davon bin ich ein auffallender Beweis. In meiner Vaterſtadt, bei liebenden, hochgeſchätzten Eltern, war mir der Garten jedes ſinnlichen Genuſſes offen. Ich genoß der blühendſten Geſundheit und damals das Wohlwollen aller Menſchen, die mich umgaben, und in dieſer anſcheinlich beneidungswürdigen Lage war mir das Leben zur Laſt. Bis in mein zweiundzwanzigſtes Jahr war Beſſerwerden meine einzige Begierde; in Bern fühlte ich die Flügel meines Geiſtes ohne Leben.

Da bin ich nun ſeit drei Tagen geblieben. Geſtern kam der Herzog Wilhelm von Wirtemberg. Er hatte ſo hohe Freude, mich wieder zu ſehen, daß ich Thränen in ſeinen Augen ſah. Er blieb den ganzen Tag bei mir, und nahm eine Eremitenmahlzeit mit mir. Die wirtembergiſche Familie fühlt mit aller Wärme das Glück, eine Konſtitution zu haben. Sie lieben ſie für ſich und den Thron. — Warme Liebe kömmt mir immer vom Norden.

Ich habe gute Bekanntſchaft mit Lady Church gemacht, deren Mann die Griechen anführt. Sie hat mir Briefe gegeben über Griechenland, die ich hoffe Ihnen mittheilen zu dürfen. Heut hab' ich große Geſellſchaft, vier Prinzen und manche Lady.

Wiſſen Sie, daß Capo d'Iſtrias in London iſt? Er wollte mit Canning ſprechen. Ach, der Tod dieſes Mannes iſt eine merkwürdige Kataſtrophe im heutigen Drama. Capo d'Iſtrias hat die Präſidentenſtelle angenommen; ein Beweis, daß Rußland mit Ernſt zu Werk geht.

Meine Biographie will nicht vorwärts. Ihre Gegenwart hat mir keinen Trieb dazu gegeben. — Ich ſollte Sie länger ſehen. Kommen Sie denn nie nach Valepres? —

C. v. B.

84.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 7. September 1827.

Unterdeſſen Sie in Ihrem Wolkenthron ſich über alles Irdiſche hinwegſchwingen, oder ſich gefallen laſſen, daß Ihnen Prinzen und Staats-

männer, die schönsten Geister und schönsten Weiber ihre Huldigungen bringen, war ich einige Tage bei meinem Heinrich v. Orell, der mir, wie oft schon, ein Paar stille Festtage ins Leben legte. Späterhin wandert' ich Arm in Arm mit Nanny, meiner heitern und lebensweisen Reise- und Lebensgefährtin, an einem herrlichen Morgen zum Kulm des Rigi hinauf. Droben wandelten wir schon über frisch angelegte, breite Schneefelder, die sich wie weiße Tücher mitten in den Alpenwiesen auslagerten. Vor Sonnenaufgang war an demselben Morgen das Queckſilber des Thermometers im Kulm-Hause 18 Grad Reaumur unter dem Gefrierpunkt gestanden; tiefer also, als am kältesten Jännertage dieses Jahrs, da es nur bis auf 15 Grad gefallen gewesen.

Auf einer jener Schneeinseln begegneten wir einer Schaar junger, gleichförmig gekleideter Männer, alle in grauen Reiseröcken, begleitet von einigen ältern Herren. Ich hielt sie für Zöglinge unsers Fellenberg von Hofwyl. Es waren aber die Pagen des Königs von Baiern. Ein Oberster, der mich, wie er sagte, nach meinem Bild im Kupferstiche erkannte, redete mich an. Bald waren wir von der fröhlichen Schaar der Jünglinge umringt, fast sämmtlich aus den ersten Geschlechtern Baierns. Da ward manch freundliches Wort her und hin gespendet. Ich liebe die Baiern, deren Heimath ich in drei verschiedenen Malen nach allen Richtungen durchzogen, und in deren Geschichte ich mich so tief hineingelebt habe, weil ich der Bearbeitung derselben 10 bis 12 Jahre meines Lebens hingab. Freunde haben mir diese Gabe schon oft zum Vorwurfe gemacht. Was liegt am Ende daran? Es ist für die Mutter kein Vorwurf, wenn sie für ihr Kind, für den Märtyrer nicht, wenn er für seine Idee stirbt. Was wir im liebenden, heiligen Sinn verschenken, ist ein größeres Geschenk, das wir uns selber, als dem Beschenkten, machen.

Daß Sie doch nicht auf dem Kulm bei uns seyn, nicht die Welterklärungen bei den Sonnenauf- und Niedergängen mit uns sehen konnten, als unter unsern Fersen, in den stillen grünen Tiefen der Länder eingsum, alle Seen entzündet in blendenden, goldnen Flammen brannten! — Solch ein Anblick erschüttert und beengt mich immer, wie in der Einsamkeit der Klang einer fernen Musik, zur wahrhaft göttlichen Traurigkeit. Ach Lieber, wie schön, wie herrlich ist doch Gott, wie häßlich der Mensch! — Wär' ich nicht gebunden durch Weib und Kind, ich würde längst in irgend einer lieblichen, amerikanischen Einöde wohnen, mein Feld bauen; ungenannt und ungekannt, mit den Besten des

Alterthums leben, und dann wahrhaftig leben. — Nicht wahr, ich bin ein Kind? Aber ich kann ja nichts dafür, daß ich beständig das Gefühl haben muß, ein Paar Jahrhunderte zu früh geboren zu seyn. Die europäische Welt ist auch noch gar zu tief in der Barbarei gelegen, zu weit von der heiligen Natur und gesunden Vernunft! — Die meiste Weisheit find' ich bei Kindern, die meiste Religiosität bei edlen Weibern; alles Uebrige ist nur Fuchslist, gefräßige Selbstsucht und theologisches Ammengeschwätz.

Ich möchte gern noch etwas schreiben; etwas Hochreligiöses. Ich möchte mein Allerinnerstes und mein Allerheiligstes in die Sinnenwelt hinaus offenbaren; aber ich finde für meine Seligkeit und meinen Schmerz das Wort nicht. Und fänd' ich's, so würde ich mich wohl verstehen, aber wer oder wie viele verständen mich? — Sagen Sie nicht, ich wolle zu viel. Was kann ich dafür? Ich soll Märchen schreiben, und daran feilen und feilen, bis sie klassisch dastehen. Ich mag nicht feilen; ich mag keinen Namen unter den Leuten; ich wollte, ich hätte ihn nie auf ein Papier drucken lassen. Die bunten Spiele der Einbildungskraft haben für mich den Werth flüchtiger Nachtträume. Ich mögte etwas Nützliches, Großes, Göttliches leisten, nicht meinetwillen, sondern der Menschheit willen, die noch tief im Schatten des Todes, im thierischen Seyn ihre Tage hinbrütet zwischen Bachanalien und Thränen. — Sie haben mir vorgeworfen, ich wende zu wenig Kunstfleiß an. Mag's seyn. Aber was hilft mir armen Lahmen doch aller Fleiß und alle Kunst, wenn ich tanzen lernen will?

Doch still davon! das sind noch Nachschauern von der heiligen Nigi-Traurigkeit.

Wäre nur Capo d'Istrias erst in Nauplia, die kombinirte Flotte vor den Dardanellen, die bessarabische Armee vor Istambul! Nun aber kömmt der Winter. Da ist's Zeit genug bis zum Frühjahr, daß Türken, Jesuiten, heilige Allianz, Momiers, Censoren, Inquisitionen, und das ganze löbliche Personal der europäischen Barbarei den neuen Feldzug bereitet, um Griechen und Christen, Menschenrecht und Menschenverstand todt zu schlagen. Aber getrost, Verbum Dei manet in aeternum! Adieu.

Ihr H. Z.

die Chriſten gehören, wenig Aufklärung erwartet werden. Es iſt hier nicht Rede von europäiſchen Anſiedlern, ſondern von denen, die Aegypten als Vaterland anſehen, falls man den Wohnort der Unfreien und Rechtsarmen ein Vaterland heißen darf. Sie beobachten mit knechtiſcher Andacht überlieferte Kirchengebräuche; ſind unwiſſend wie ihre Herren, abergläubig, wie dieſe. Ehrfurchtvoll betrachten ſie den alten Sycomorebaum von Matäre, einem Dörfchen neben den Ruinen von Heliopolis, zwei Stunden von der Hauptſtadt. Die Sage lehrt, daß dieſer Baum ſich, als die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten Obdach ſuchte, derſelben zum Schutz geöffnet habe. Kein guter Chriſt reiſet vorüber, ohne einen Splitter vom Baum zu ſchneiden, der darum nicht minder als unvergänglicher Stamm grünt. — Mit gleicher Andacht wallen die Kopten zu einer Felſengrotte, welche der heiligen Familie zum Aufenthalt gedient haben ſoll; ſo wie die Griechen zu einer Säule ihrer Kirche in Foſtat, welche, was ſonſt ſelten, wenigſtens durch ein nützliches Wunder berühmt iſt. Denn wer den Verſtand verlor und an dieſe gebunden wird, empfängt ihn unter Gebeten wieder, die über ihn gemurmelt werden.

Die koptiſchen Gemeinden wohnten weit hinauf im obern Aegypten, wo ſie zu Achmina die

85.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 12. September 1827.

Dank, Dank für Ihren lieben Brief; der ist himmlischer, wie meine Wolke.

Ich habe eine große That gethan. Ich bin in Vevay gewesen, um zu wissen, ob ich noch mobil sei, oder schon der Erde angehöre. Die Reise gab mir Flügel. Ich war sechs Tage in Vevay und Lausanne, ohne Müdigkeit. Die ganze Welt schien mir neu. Der See, die Ufer waren Erscheinungen, wie vom Himmel gefloſſen, so daß ich jetzt nur Reisen träume. Ich habe angefangen, meine letzte Reise an Sie zu schreiben. Da der Matthissen mich immer beschneidet und bisweilen kastrirt, will ich Ihnen meine Briefe zuschicken. Die lassen Sie kopiren und sagen mir zuletzt Ihre Meinung. Sie halten mir Rechnung für die Spesen. Auch schicken wir Ihnen meine italienischen Jünglingsbriefe, da sagen Sie mir auch die Wahrheit. Ich mache dann eine Vorrede dazu.

Ich lebe hier mit Schweden und in Musik. Gestern gab mir der junge Horner Nachricht von Zach. Er ist in Paris glücklich operirt nach Cicole's Methode. Er hat schon eilf Operationen überstanden. Nur eine war schmerzhaft; — er ist viel besser, auch munter. Noch hat er ein oder zwei Séances zu erwarten.

Ich habe einen Brief von Fabvier aus Griechenland gesehen. Ach, er hofft wenig. Die Palicari haben seine Kriegskasse geraubt. Seine Freunde sind bisweilen ärger, als die Türken. Welch Gewirr auf dieser Kugel, wie drollig sich überall das Universum dreht.

Adieu! e. B.

86.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 24. September 1827.

Da fuhr ich headlong in die Metaphysik. Ich wollte Ihnen vor acht Tagen sagen, daß man sich im Kanton Waadt wenig mehr mit der Momerie beschäftigt. Nur alte Jungfrauen oder ältliche Damen, die auf der Erde wenig Blumen finden, suchen sie im Himmel. Die Regierung hat nichts mehr mit der Sekte zu thun, und die Eingeweih-

ten haben nun ihre Stelle im organiſchen Ganzen eingenommen, ſo daß ſie nicht mehr anſtoßen.

Uebrigens finde ich eine herrliche Beſchäftigung darin, immer mehr mit dem Ueberirdiſchen zu leben, wenn das Irdiſche austrocknet. Nur ſollte man ſich nicht in die dornigen Regionen der Theologie verſteigen; nur ſich begnügen, an eine Verſehung zu glauben, die alles ins Höhere hinauf leitet. Glaube an die Zukunft iſt eine herrliche Medicin gegen alle Uebel. Das ganze Sündenweſen möchte ich in die Moral bringen, wo allein die wahren Regeln unſerer Beſſerung leuchten. Der Zorn Gottes, ſein Strafen und Menſchenzüchtigen, iſt gar zu ſehr uralter, kindlicher Moſaismus und die Menſchen fallen da nur gänzlich in die Gewalt der Prieſter. Was würde man in Genf ſagen, wenn man die Uhrmacherei durch's Predigen vervollkommnen wollte! Eben ſo ungereimt iſt es, die Moral durch eine ihr fremde Lehre (noch dazu durch die allerdunkelſte und verfänglichſte) beweiſen zu wollen.

Die Religion iſt da, um uns zu ermuntern, und in die höhern Regionen unſers Seins zu bringen, wo alles Böſe im Gefühl göttlicher Harmonie von ſelbſt verſchwindet. Der Zorn Gottes aber über ſeine eigne Schöpfungen kann nur durch das unſinnigſte Prieſtergeſchwätz bemäntelt ſtehen.

Von Anderm jetzt! Von meiner Reiſe etwas. Ich verließ in Ouchy meine lieben Nordländer aus Schweden und Dänemark — — da kömmt Ihr nagelneuer Brief; alſo adieu die Reiſe, adieu die ſchöne Ruſſin von achtzehn Jahren und 600,000 Rubel Einkommen, und die muntere Geſellſchaft, die Sie auf dem Schiff umgab — und die allerliebſte alte Franzöſin — die mir erzählte, wie man unter Alexander zu Petersburg in der eleganten Geſellſchaft mit myſtiſchen Geſprächen über Gottes Gnade die Zeit zubrächte, wenn man nicht — walzte. Tanzen und Myſtiziren iſt ein allerliebſtes Gemälde.

Ich habe ein Paar Tage mit der Vicekönigin von Ireland, Lady Harwick, und ihrem Mann zugebracht; — auch den lieben Eynard wieder geſehen. Wir erwarten Capodiſtrias. Die holde Lady Church verreiſt. — Ich möchte weinen, wenn nicht bald andere neue Menſchen kämen.

Einen Neapolitaner hab' ich geſehen, der dem Narrenhauſe in Aversa vorſteht und eben eine Reiſe gemacht hat in alle Irrenhäuſer von Europa. Er fand mehr verrückte Weiber, im Verhältniß zu den Männern, in England, als in Italien, wo wenige Weiber ins

Irrenhaus kommen, ich glaube — weil sie mehr Liebesgenuß finden in Italien, als in England.

Bald gehe ich nach Valeyres, wieder über Lausanne. Die Welt ist mir neu, weil ich zwei Jahre hier wie angewachsen war. Also Sie wollen nichts von mir. Böser!

P. S. Ich vernahm gestern eine merkwürdige Thatsache. Als von dem Congreß von Wien die Rede war, Savoyen in den Schweizerbund aufzunehmen und mit Genf zu vereinigen, wußte man, daß die Genfer diese Erweiterung nicht wünschten, wegen der Obermacht, welche die Katholischen gehabt hätten. Da verpflichteten sich schriftlich die Vornehmsten von Chablais, wenn die Vereinigung Statt hätte, die reformirte Kirche anzunehmen. Diese Verheißung existirt in Genf. Le général Dessix à la tête.

Künftigen Sonntag bin ich in Valeyres und böse auf den bösen Zschokke.

C. v. B.

87.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 25. Sept. 1827.

Wie? Sie vollendeten den Brief an Matthisson nicht *), weil Sie ihn ohne Trieb und Laune dazu schrieben? Wie wollen Sie denn schöner die rührende Scene mit dem grauen Lehnkutscher, — dann mit der Geistergestalt, die noch einmal für Sie lebte; dann das Gemälde der zarten Sylfide von Lausanne zeichnen, wenn Sie ohne Trieb und Laune so allerliebst schreiben konnten?

Kurz, ich will lieber einen Kirchenraub begehen, als den Raub an Matthissen. Ich schickte ihm heut den Torso Ihres Briefes, wie er ist; erzählte ihm, daß ich bei Ihnen gewesen sei, um ihn ein wenig eifersüchtig zu machen; sagte ihm, daß ich wirklich in Sie verliebt sei, und Sie unter den Männern und Weisen unsers Tags ohngefähr wären, was die achtzigjährige Ninon de l'Enclos einst unter den Pariserinnen.

Ich bin seit gestern Abend von Baden zurück, wo ich zehn Tage lang das Wasser trinken mußte. Ich traf da mit dem Altschultheiß Herrn v. Müllinen von Bern zusammen, den ich noch nicht persönlich

*) Das Bruchstück eines Briefes an Matthison hatte Bonstetten seinem letzten beigelegt, mit den Worten, ich mag' ihn behalten oder an Matthison schicken.

kannte. Er will jetzt, zurückgetreten in den Privatſtand, eine Stemmatographie der alten, namhaften Adelsgeſchlechter der Schweiz bearbeiten und drucken laſſen. Sein einfaches Aeuſſere, ſeine Urbanität im Umgange, ſein Enthuſiasmus für die Geſchichte ſagten mir ungemein zu.

Morgen geh' ich zur Verſammlung der Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur nach Schinznach. — Dann wieder, von Amtswegen, Ende dieſer Woche in die ſchönen Wälder von Zofingen. Ach, meine Krankheit und meine Reiſen haben mich in den Geſchäften ſehr zurückgebracht. Ich möchte noch Alles abthun, ehe Theodor heimkömmt. —

Er hat Berlin, den doppelten Doktorhut der Medicin und Chirurgie auf dem Kopfe, am 17. Auguſt ſchon verlaſſen. Mit ſeinem Erſparniß von acht Louisd'or macht er nun, als Handwerksgeſell, Habersack auf dem Rücken, eine Reiſe von ohngefähr 430 Stunden Wegs zu Fuß. Am 12. September ſchrieb er mir von Detershagen, einem Landgut an der Oſtſee, zwiſchen Roſtock und Wismar, wo er in der Familie eines mir unbekannten Konſuls Roſe angenehme Tage verlebte, nachdem er mehrere Tage in Stralſund und Rügen zugebracht. Man empfängt den Burſchen überall ſo gütig, daß er mir verwöhnt wird. Alexander von Humboldt rieth ihm, nach Mexico zu gehn; ich ihm zur Unterſuchung des äuſſerſten europäiſchen Nordens. Im Winter ſoll der Plan entſchieden werden. Ich geb' ihm, ſobald er kömmt, Ihre Scandinavia zu leſen, um ihn zum Cap Nord zu verführen. Jetzt iſt er über Kiel, Eutin, Hamburg und Hannover ſchon mit dem Geſichte der Schweiz zugewandt. Wenn er im Frühjahr in den Norden ziehn ſollte, werde ich mir auch Ihren freundlichen Rath über den Gang durch das Land Ihrer lieben Dänen und Schweden erbitten.

Die Kindertaufchgeſchichte, die Sie mir mittheilten, und die ich gerne ungeweihten und geweihten Ohren verſchweigen will, hat etwas Schauerliches; aber an nordiſchen wie an ſüdlichen Höfen ſind dergleichen Gräuel nichts Unerhörtes. Emil ſtudirt zu Berlin fröhliches Muthes Gottes Wort. Er iſt mir da lieber, als in Geſellſchaft des Kronprinzen.

Adieu, reicher Mann! Ich ſehe, Sie geben mir nichts von Ihren Londner, Pariſer und Latiumsreiſen. — Aber behalten Sie mir Ihre Liebe, ſonſt bin ich doch allzuarm.

Ihr H. Z.

88.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Valeyres, 5. Oktober 1827.

Mir kommt es ganz wunderbar vor, zu ſchreiben, da ich ſeit neun Tagen wie ein Vogel herumflattere. Wie ſchnell der Geiſt einroſtet; noch ſchneller die Feder!

Damit ich es ja nicht vergeſſe: die Briefe an die Staël will ich Ihnen ſchiken; dann die andern. Auch ſchreiben will ich Ihnen — dazu fert animus. Allein ein ewiger Monolog iſt traurig und gedankentödtend. Alſo ſchicken Sie mir nur hübſch den Federball wieder oder er fällt zu Boden. Mag Ihnen auch mein Geſchwätz gefallen?

Ich fuhr von Genf ab auf dem Dampfboot, dem ſchönen Leman. Das Einſteigen und Abfahren iſt immer ein ſchöner Augenblick für mich. Man findet da oft große Geſellſchaft von vielerlei Nationen. Für mich war dieſe Reiſe eine Lotterie, wo ich hoffte, gute Looſe zu finden. Kaum war dieſer Gedanke vorbei, ſiehe da fingen Häuſer, Gaſſen, Berge beim erſten Flügelſchlage des mächtigen Hippogryphen an zu fliegen. Ich ſehe noch den lieben Matthiſon, wie er einſt verſteinert ſtand bei der Abfahrt des Schiffes. Ehemals war ſein ſtarres Schweigen die Ahnung einer poetiſchen Geburt, jetzt nicht mehr.

Kaum waren wir abgefahren, als mir eine ſchöne freundliche Dame, wie eine alte Freundin, entgegenkam. Mir war ſie nicht unbekannt. Ich grüßte ſie auch, wie ſie mich; fragte aber bald Jemand um ihren Namen. Siehe, da fielen zehn oder zwölf Jahre weg. Ja, ſie iſt's. Das Gefühl erwachte zuerſt, dann blühten alle Erinnerungen auf! Der Jugend Farbenglanz war bei ihr nicht mehr, allein die ſchönen Züge, der helle Blick mit der fühlenden Seele waren noch da. Eine wahre Muſe, ehemals eine treffliche Harfenſpielerin, jetzt Malerin. Sie kam von Florenz, wo ſie viele Jahre geweilt, dann gezeichnet und gemalt hatte. Wir hatten uns tauſend Sachen zu erzählen.

Auf den Rand des Schiffes gelehnt, überſchauend die fliegenden Ufer und die ſanftverſchleierte Herbſtpracht des Himmels und des Sees, beichteten wir uns unſere Lebensgeſchichte. Avez vous été heureuse? fragte ich. Da fuhr ſie zuſammen. — Ne me parlez par de bonheur. Ich ſah ſie ſo tief erſchüttert, daß ich ſchwieg und mit andern Fragen einlenkte, weil ich vieles von ihren unverſchuldeten Leiden wußte. Ich fragte, wie ſie hätte Malerin werden können, da ſie ſich doch der

Musik mit Ruhm gewidmet hätte? Sie erzählte mir, wie sie vor ihrem zweiundzwanzigsten Jahr keinen Strich gezeichnet habe; und da ich äusserte, von ihrem seltenen Zeichnertalent gehört zu haben, sagte sie: nicht der Finger, — die Seele macht die Kunst. Wir schwatzten recht traulich im Angesichte der vorüber schwebenden Natur. Ihre Seele schien mehr zur Freundschaft, als zur Liebe geneigt, obgleich sie eine der reizendsten Personen ist, die ich je gekannt habe. Lieber Zschokke, nur ein Gott konnte uns Liebe und Wahrheit geben; diese bleiben uns treu bis in den Tod. Mein für Sie einst erwachsendes Freundschaftsgefühl war gewiß mit ätherischen Tropfen der Liebe gewürzt; denken und lieben, das kann man so lang man lebt, und dies ist ein hoher Trost der Menschheit. Denken und lieben sind so süße Worte, daß jeder Jüngling sie versteht; darin auch besteht die ganze Sonne des Lebens. Sind sie nicht die Flügel, die uns himmelwärts heben?

Auf dem Schiffe fand die liebenswürdige Freundin einen Genfer Vetter, der in Newyork lebt. Er erzählte uns, daß, als er in Newyork ankam, die Stadt 80,000 Einwohner zählte; nach eilf Jahren zählt sie nun 170,000. Das Wachsen einer Stadt, wie das Wachsen eines Jünglings, ist an sich selbst kein Vergnügen; aber Wachsen ist ein Zeichen großer Gesundheit. Das Zunehmen eines ganzen Staats, wie des nordamerikanischen, beweist eine große Vollkommenheit in allen Theilen der Gesetzgebung, da oft partielles Wachsen der Bevölkerung eine Krankheit ist, wie z. B. in Irland. Wahre Moral ist ein Resultat der harmonischen Staatsentwicklung, und in diesem Sinn ist Industrie, diese große Triebfeder aller Thätigkeit, die sicherste Beförderin der Volksmoral, wo jeder seinen Nutzen im allgemeinen Wohle suchen muß, ohne je an Moral zu denken. Auch in der Industrie ist partielle Entwicklung bisweilen schadend. Der Amerikaner hatte bei sich das lithographirte Bild der Gasse in Newyork, in der sein Haus steht. Die schöne Gasse hat meist Häuser von fünf Stockwerken: diese Häuser, sagt er uns, wären, so wie sie dastehen, um fünfzehn Fuß zurückgeschoben worden. Er sprach von dieser Wunderoperation wie von einer nicht gar seltenen Sache. Amerika, sagte er, ist das wahre Vaterland thätiger Menschen, und die Hölle des Müßiggangs.

Mein Sohn hat mich an eine dänische Hofgeschichte erinnert, davon wir das Opfer mit Augen gesehen haben. Wenn ich nicht irre, so zeigten

man uns auf der Insel Man, ich glaube in Kiöga, eine eingeschlossene Dame, die, wie eine Märtyrin, die Augen zum Himmel kehrte, und die auch von Schmerzen den Tod fand. Sie war eine Tochter des wahnsinnigen Königs und einer Prinzessin von Ostfriesland; mehr weiß ich nicht. Also ein zweites Opfer, vermuthlich auch von Juliana Maria. Sie ist nun todt. Diese Geschichte war kein Geheimniß. Man möchte glauben, alle Könige wären im Serail erzogen.

Ich glaube in unsern Aristokratien ein leidiges Princip immer mehr aufkeimen zu sehen, Haß der Patrizier gegen die Industriellen. Also drei Kasten bei uns: Bauern, Herren und Bürger. Der Geist der Regierung sollte sie zusammenschmelzen. Trennen sie sich aber, so entsteht früh oder spät ein elektrischer Funken, der alles zerschmettert. Lieber Zschokke, wir sind in der Schweiz noch weit zurück. Wer aber hat mehr vorwärts getrieben, wie Sie? Wäre Genf nicht, ich würde glauben, in kleinen Staaten sei keine Freiheit möglich. Wär' ich jung, ich würde mich erlustigen, die Zweiundzwanzig nach meinem Sinn abzumalen. Hat Niemand daran gedacht, ein allegorisches Lustspiel aus unserer Schweizerwirthschaft zu dichten? Kömmt je ein lustiger Walter Scott, so schreibt er so einen Roman! Lesen Sie doch Benthams Sophismes du pouvoir. Dummheit wäre immer ein lustiges Thier, um damit zu spaßen, wenn die Vipernzähne nicht wären.

Im Städtchen Orbe ist eine treffliche Volksschule, und gute Musik, auch große Gesellschaft, wie in keiner Stadt in Frankreich oder Italien vom vierten Range; kein Kleinstädtlergeist, kein Abstoßen, keine Kasten. Was gut ist, gattet zum Guten.

Sonntag. Ich verreise morgen nach Genf. Gestern hörte ich in Yverdon ein treffliches Concert; überall gute Musik. In Orbe ist eine treffliche Landschule, allein man hetzt die Kinder gegen die Herren (les gros), so daß die aufgeklärtesten Vorsteher der Schule ihre Demissien genommen haben. Ein aufgeklärter Mann erzählte mir, wie das Uebel an der Constitution hängt. In Lausanne sitzen der große und kleine Rath, das gesetzgebende Corps und die Administration. Hier sind die Wahlen in der Hand der Landleute, die gegen die Herren sind. Der große Rath mäßiget die Macht des kleinen und alles wäre gut — wenn nicht in jedem Dorf ein großer Rath (conseil de commune) neben einem kleinen Rath (municipalité) saßen. In jedem Dorf ist Pöbelmacht herrschend, und der thätigen Kraft der Municipalität entgegen, so daß das Landsgemeinden-Prinzip in jedem

verstrebt, und so alle Bessern, Reichern, Aufgeklärtern entkräftet und unnütz macht, und die edlere Thätigkeit hemmt. Ich sehe von Jahr zu Jahr sich immer mehr die höhern und niedern Classen theilen und absondern; alles Gute den Hemmschuh tragen, Unzufriedenheit wachsen, und die schönen Früchte der jugendlichen Constitution in der Wurzel austrocknen.

Ich fürchte, mein Schreiben ist Ihnen langweilig. Adieu! Morgen gehe ich wieder in meine Wolke.

— —— v. B.

89.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 12. Oktober 1827.

Also denn doch nach Valeyres! — Ich freue mich, wenn Sie ohne Nachwehen Ihr Belvedere von Genf wieder erreicht haben. Auch ich bin aus den Wäldern zurück und nun wollen wir uns Beide in unser Winternestchen einspinnen und verpuppen. Nur unsere Geister sollen durch Regen, Frost, Sturm und Schnee einander, in den Papierschiffen der Briefe, Besuche abstatten.

Sind Sie in Valeyres nicht ein wenig hypochondrisch geworden, daß Sie sogar am Ende Ihres Briefes sagen: Ich fürchte, er ist Ihnen langweilig. Wie? ich schreibe fast alle Postage Briefe, wie ein Verliebter, an Sie, und Sie finden, ich schlage den Federball nicht genug zurück? Wollen Sie gern mit mir zanken?

Mir gefallen ihre Jugendbriefe. Aber „was darin gefällt?„ — Was gefällt denn im Schönen? Ist's nur Umriß, oder Färbung, Erfindung oder Haltung? Wer kann's sagen?

Das Eigenthümliche der Ihrigen ist die reine, liebende Seele, die sich unbewußt darin malt; die Psyche, welche mit dem Schmetterlingsflügel alles leicht und anmuthig berührt, bald das Ernste, bald das Heitere; bald um den Wipfel der hohen Eichen, bald um den Kelch einer Primula veris spielt. Ihre Briefe sind keine, wie sie unser eins schreiben gelernt hat, sondern pindarisches Andeuten der Gedanken, wie sie durch den Himmel Ihres Innern fliegen, und sich nicht von der Feder eines Gänsefittigs schwerfällig verfolgen lassen. — Und daß Sie immer das rechte Wort und die richtigste Farbe bei dem treffen, was Sie geben, macht Ihre brieflichen Darstellungen eben zu einem Garten

in shakespearschem Geschmack, unter einem Wolkenhimmel, durch den von Zeit zu Zeit eine blitzende Sonne überrascht, wenn man in einem Blumenbeet, oder in einem Lustwäldchen, vor einer Ruine, oder in einer Wildniß, oder vor einem Denkmal steht; bald spielende Kinder, bald Matthisons starres Schweigen, bald die gewesene Schönheit, mit ihrem: ne me parlez pas de bonheur, bald die fünfzehn Schuh aneinander geschobenen Prachtgassen von New-York, bald den dänischen Faktionsdämon, bald die Schweizer-Spießbürgereien, bald einen Hypochonder sieht, der plötzlich sich mit den Worten von uns wendet: „Ich fürchte, mein Schreiben ist Ihnen langweilig.“

Sie haben gewiß recht in dem, was Sie vom Zusammenschrumpfen der Regierungen in der Schweiz sagen. Aber ich betrachte auch das als Entwickelungsprozeß; die ehemaligen „Angehörigen“ schrumpfen dagegen auseinander, thun jetzt etwas herrisch gegen die „Herren“, und werden endlich herrlich werden, d. i. gebildeter, freier. Die Schweiz von 1827 sieht, trotz der heutigen Erbärmlichkeiten, der von 1797 gar nicht mehr ähnlich. Die Vermischung des Nordens mit dem römischen Süden zur Zeit der Völkerwanderung war kein Rückschreiten der Menschheit.

Also Ihre Briefe an Frau von Staël wollen Sie mir auch schicken, und die der Staël an Sie? — Welch ein Briefwechsel! Wär' er nur schon da! — Aber mir wird bange, Sie vergessen die edele Verheißung und ich freue mich von einem Pestag zum andern vergebens.

Doch ich will ganz still und fromm sein, und kein Wort mehr sagen. Aber ich halte beide hohle Hände gegen Genf hin.

Leben Sie wohl! — In welchem Zimmer sitzen, liegen, lesen, schreiben Sie nun im Winter? — Wo wir aßen? Wo das Bild der reizenden Tochter hängt? Wo Ihre Bibliothek Sie umringt? — Ich weiß nun nicht mehr, wo ich Sie mir denken und vorstellen muß, da ich Sie nicht mehr im milden Schatten Ihres Zeltes sehe?

Ihr H. Z.

90.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 10. Oktober 1827.

Wie vieles wäre doch allenthalben aufzupicken, wenn man daran dächte! Eine Reise von Valepres nur bis Genf, und in drei Tagen!

und doch hab' ich da vieles vernommen. Als ich hier ankam, erfuhr ich, daß ein Fremder wohl zehnmal an meiner Thür geweſen wäre. Es iſt der Miniſter des Kultus in Rußland, Alexander Turgarieff — der die Jeſuiten aus Rußland gejagt hat, ein trefflicher Mann und wahrlich ein großer Gelehrter.

Nun zur Reiſe zurück. — Ich verließ mit Mühe neue Freunde und Freundinnen. Liebe thut immer wohl. Da wo man lange wohnt, ſind neue Freundſchaften ſeltener. Ich gehe auf Freunde los, wie ein Jäger auf Gewild. Das Lieben iſt an ſich Genuß, ja der höchſte Genuß. Man fange nur an zu lieben, um geliebt zu ſeyn. Lieben bringt mit ſich Gefallen — beſſer, als Eigenliebe mit ihrem ſchweren Gepäck. Kömmt Gegenliebe nicht, ſo kehrt man nach Hauſe, wie der Jäger mit leerem Sack; jedoch auf der Liebesjagd bringt man immer Erfahrung nach Hauſe.

Ich bewunderte auf der Heimreiſe, wie das Land, das ich ſeit Jahren nicht geſehen hatte, gewonnen hat. Prächtige Landſtraßen, beſſere Häuſer, eine ordentliche Cultur — nur mit dem Dünger geht's im Pays de Vaud nicht vorwärts. Die Franzoſen überhaupt wollen das Auffallende vor dem Nützlichen. In Rolle las mir Roverea den Plan ſeiner beinahe beendigten Chronik der Begebenheiten in der Schweiz ſeit etwa 1780 bis auf unſere Zeiten, vor. Er ſchreibt ohne Kunſt; jedoch der Faden der vielfältigen Ereigniſſe, der an Thatſachen ſo reichen Revolution iſt da, und das Werk wird einmal ſeinen Werth haben. Mutach hat auch eine Geſchichte geſchrieben; drollig genug, das Wer und Wenn und Wo fehlen oft. Wenn ich ihn fragte: Aber von Wem ſprechen Sie? Solche Sachen ſind nicht de la dignité de l'histoire.

Ich fuhr zu Land von Rolle nach Prangins zum Amerikaner Church. Da war ich in Amerika. Church hat ſich den ſchönſten Winkel im ſchönſten Land ausgewählt und da das allerliebſte Neſtchen gebaut. Der höchſte Genuß, den das Geld geben kann, iſt eine ſchöne bequeme Wohnung in einem ſchönen Land neben guten Menſchen. Eine Wohnung eine ſchöne Lage, bleibt, wenn Alles vorüber iſt.

Er ſprach von Schifffahrt und Kanälen. Die Franzoſen machen, wie die Südmenſchen, lieber was Neues, als daß ſie das alte verbeſſerten. Sie bauen Kanäle, da ſie die wirklichen Waſſer, wie die Saone, ſchiffbar machen ſollten. Die Flüſſe wären prachtige Kanäle, wenn man wollte das Flußbett reinigen, graben. — Auch ſagte er mir, die

prachtvollſte ihrer Kirchen im ganzen Lande beſitzen. Sie wohnen bis zu den Nilfällen an Nubiens Grenzen. Dort, in der Stadt Dſchirdſche, wo auch die Miſſionarien der römiſchen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ein Hoſpitium haben, iſt noch der Sitz eines koptiſchen Biſchofs. Wo aber das heiße Nubien beginnt, in den Reichen von Sennaar, Darfur, Dongala, Dekin, verſchwindet die letzte Spur chriſtlichen Glaubens. Nur wüſtes Heidenthum paart ſich in den unbekannten Geſilden mit Muhameds entſtellter Lehre.

3.

Die Jakobiten in Abyſſinien. — Der Katholiken fruchtloſe Miſſionsverſuche.

Es ſind ungefähr ſechszig Tagreiſen von Kahira durch die Wildniſſe Nubiens bis Abyſſinien oder Habeſch. Dort iſt eine afrikaniſche Schweiz; ein Labyrinth von Thälern, Hügeln, Bergen, bewäſſert von Quellen, Flüſſen, Seen. Buchen und Tannen wachſen am Fuße der Alpen, deren Gipfel zuweilen vom Schnee glänzen; in den heißen Thälern prangen Palmen und Südfrüchte. An den grünen Gebirgshalden blühen zwiſchen Wieſenkräutern Nelken, Tulipanen, Lilien und andere Blumen ſchöner Art in wilder

Amerikaner sähen unsere Bäume wie Gestrüppe an. In Amerika, besonders Kentucki, sind die Bäume Riesen, so auch die Flüsse in Amerika. Die Pflanzen wachsen üppiger, größer als in Europa. Wir sind veraltet, wie viele unserer Gesetze, da in Amerika Alles von Jugend strotzt.

Ich schlief in Nion bei Herrn von Prangins. — Eine liebenswürdige Familie; vier Generationen leben da in einem schönen Haus. Nion hat sich verschönert; die Lage ist eine der angenehmsten. Eine gute Schule bildet da glückliche Menschen. Der Schulmeister hat eine besondere Art zu strafen, die verdient bekannt zu werden. Beide Geschlechter sind in einem Saal vereinigt, doch sitzen sie nicht unter einander. Die Jungen bestraft man, wenn man sie zu den Mädchen thut; und die Mädchen, die fehlen, thut man zu den Knaben. Dies erniedrigt Niemand — jedoch die Strafe ist tief gefühlt. Die Themata sind Bemerkungen über die Schüler selbst: sie sollen vortrefflich seyn. In Nion ist wenig Parteigeist. Von den Memiers spricht man wenig mehr.

Mittwoch speiste ich bei Simond, der sein Werk über Italien bald zu Ende hat. Der Bischof von Genf kam nach Verseix. Er ward da vom Volk sehr kalt empfangen.

Turgarieff kam nach Genf, um mich zu sehen. Er ist noch im Ministerio und doch in Ungnade. Sein Bruder ward angeklagt, als schuldig verurtheilt, weil er in einer Versammlung in Petersburg gewesen seyn sollte — da er in Neapel war. Man ließ ihn als Schuldigen drei Monate schmachten. Er ward aus Schmerz närrisch und starb, ehe man ihm sein Unschuldsdekret offenbarte. Ein anderer Bruder ist krank aus Schmerz, bettlägerig in London. Pozzo di Borgo hat meinem Turgarieff die Bewilligung, nach England zu gehen, ausgeschlagen. Der Kaiser will seinem Ambassadoren nicht entsprechen, und läßt die Brüder vereinzelt trauern! Aber diese haben wahre Freunde, die bei Hof angesehen sind. Die Nation ist nicht mehr, was sie war, und was wir sie glauben. Die Damen haben nun strengere Sitten. Sie sind besser wie die Männer. Schmit-Phiseldeks Materialien zur russischen Geschichte sollen sehr gut seyn.

Ich habe nun drei Tage mit dem lieben Russen zugebracht. Wir lasen meine Jugendreise an Müller. Als er diesen Morgen von mir Abschied nahm, konnte er nicht sprechen. Er schätzt auch Sie hoch; er kennt die Deutschen besser, als man glauben sollte. Wunderbar,

wie die Menſchen ſchön, wie Schatten, an mir vorüber ziehen. — Turgarieff iſt Abkömmling von einem tatariſchen Fürſten.

Ich ſchicke Ihnen bald die Briefe an Müller. Die leſen Sie Geweihten vor. Die Briefe an die Staël bekommen Sie mit. Senden Sie ſie mir bald zurück. Ich bin in meiner Bücherſtube. Die Wolke iſt zerfloſſen. — Ich bin ſo geſund, wie vor fünzig Jahren, und ganz

Ihr K. v. B.

91.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 16. Oktober 1827.

Sie können kaum glauben, wie glücklich und froh ich auf der Reiſe in meinem Wagen ſaß. Mir ward, wie den Kindern, wenn ſie hü! hü! machen. Da ſah ich rechts, und ſah links, alles neu und ſchön, und dies und das, und da flogen im Wachen luſtige Gedanken umher. Wenn ich nicht ſchreiben kann, zähle ich die guten Gedanken und lege etwa zwei Steinchen oder Blumen in meinen Sack.

Das eine Steinchen bedeutete die Frage: Wie kann die Civiliſation zu Grund gehen? Wie kann am lebendigen Baum die halb entknoſpete Blume ſich wieder ſchließen? Die erſte Civiliſation (die der Griechen und Römer) war ein Werk der Einbildungskraft und der Leidenſchaften des Gefühls, nicht der Vernunft. Das Werk des Gefühls hat ſeinen Grund in uns — das Werk der Vernunft hat ſeinen Grund außer uns, in äußern Gegenſtänden, in der Natur der Dinge. Das Sinnliche iſt ein Verhältniß mit unſerm momentanen Weſen, dahingegen die Vernunftwahrheiten aus den Verhältniſſen der Sachen unter ſich entſtehen, die, wie jede mathematiſche Wahrheit, unveränderlich bleiben. Die Wiſſenſchaften, die nie ſterben können, verewigen die Civiliſation. Sogar Kunſt und Induſtrie, die nun an Grundſätze gebunden werden, ſind die Schutzgöttinnen der Civiliſation. Die Entwicklung dieſer Anſichten erforderte eine lange Reihe von Begriffen und Erfahrungen. — Gewalt, Sympathie und Vernunft ſind die drei Perioden des Fortſchreitens aller Civiliſation bei den Nationen.

Das zweite Steinchen bedeutete die Bemerkung, wie viel Thätigkeit in der menſchlichen Geſellſchaft verloren geht — alſo übel wirket. Je mehr Entwicklung im politiſchen Körper, je mehr Leben iſt überall —

und da Leben nicht ohne Harmonie beſtehen kann, ſo kömmt Wohlſeyn mit dem Leben an. Dieſe Bemerkung entſprang aus dem wunderlichen Anblick einer kleinen Stadt, wo zufällig nur ältliche Weiber, alſo viele Momiers waren. Es iſt noch ein Reſt von Barbarei, die Weiber von allen amtlichen Beſchäftigungen auszuſchließen. Die Erziehung iſt jetzt gut, ſie entwickelt das Leben. Nun aber ſtockt im Alter das Leben für Weiber, die keine Familie haben. Iſt der Baum nicht krank, der dürre Aeſte trägt?

Die Momiers und alle Sekten entſtehen aus unangewandter Thätigkeit. Das Sektiren gibt ein neues Leben, ein Geſchwür — ein partielles Leben am unrechten Ort; das zerſtört, weil es nicht an ſeiner Stelle iſt. Wäre ich ein altes Weib, ich würde morgen zu den Momiers und zu jeder organiſirten Geſellſchaft übergehen. Alle unbeſchäftigten Menſchen ſollten ſich in Geſellſchaften zu irgend einem Zweck vereinigen; das gebe neues Leben.

Ich bin oft in großer Verſuchung, nach Turin oder Florenz zu gehen, wo man mich ſo herzlich einladet. Das werde ich aber nicht thun, obſchon ich hier nicht einen Herzensfreund, nur viele treffliche mich liebende Bekannte habe, die mich überall einladen, dieweil mein Innerſtes einſam bleibt und nur von Fremden belebt wird. Ich bin nun dieſen Sommer, wie von einer Kette liebender Menſchen, gefeſſelt geweſen. Zſchokke voran, dann Schweden, Dänen, Ruſſen, Franzoſen, Engländer — alle dieſe liebenden Seelen werden in drei Wochen verſchwinden. Was mir aber dies Jahr bleibt, iſt eine treffliche Geſundheit.

Letztlich wollte ich auf der Gallerie ein Seil erreichen, das aber hoch ſtand; da machte ich einen tüchtigen Sprung, meiner Zweiundachtzig uneingedenk, und das gelang mir zum Erſtaunen. — Man ſagt, das Alter habe kein Gedächtniß; das fand ich wahr in der Beziehung: daß man im Alter tief in der gewöhnlichen Gedankenſphäre, wie begraben, liegt. Ich bin ſo zerſtreut, daß ich jeden Augenblick vergeſſe, was um mich iſt. Allein dies Vergeſſen kommt aus der Tiefe der Ideen, die mich feſſeln, weil ſie mir ſeit fünfzig bis ſechszig Jahren auch unwillkührlich gegenwärtig ſind. Alte Menſchen, die nie ſelbſt gedacht haben, die ſind im Alter, wie Blödſinnige. Darum die Erziehung mir noch weniger für's mittlere Leben, als für's hohe Alter wichtig ſcheint, wo das Alltägliche verſchwindet und nur das Weſentliche bleibt. Meine Sinnen ſind bei mir an ſich ſtumpf; ſie können aber durch innern Seelentrieb ſo gut wirken, wie in der Jugend.

Was ich ſehen will, das ſehe ich ganz gut; weiß aber oft nicht, in welcher Stube ich ſitze, in welchem Monat ich lebe, ob's Morgen oder Abend iſt; Schlüſſel und Schnupftuch vermiſſe ich immer. Aber im Innerſten ſehe ich deſto heller.

Das Wortgedächtniß hängt ganz von Ordnung und der daraus entſtehenden Thätigkeit ab. — Bei mir iſt das Namengedächtniß unſicher; bin ich aber im Gang zum Schreiben, ſo ſind auch die Namen da. Unorganiſirtes Eiſen iſt todt, organiſirtes wird bald die jetzige Welt treiben — wie ſo mehr wirkt die Organiſation der Gedanken, die wir Methode nennen?

v. B.

92.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 26. Oktober 1827.

Iſt es Ihnen lieb, daß ich meine flüchtigen Gedanken Ihnen aufſchreibe, ſo ſagen Sie es.

Geſtern hatte ich eine merkwürdige Unterredung mit de Candolle *), der von München kömmt. Niemand kennt auch Paris beſſer, wie er. In der großen Verſammlung der Naturforſcher hatte er Gelegenheit, die Gelehrten beider Nationen zu beobachten und dann mit denen der Schweiz zu vergleichen. Er ſprach nur in Bezug auf Naturwiſſenſchaften. Im Ganzen, ſagte er, iſt Frankreich voran im mathematiſchen Fach. La Place war über alle Nationen, jetzt iſt Poiſſon der erſte. Die Franzoſen ſind weit über die Engländer in dieſer hohen Wiſſenſchaft. Deutſchland kömmt den Franzoſen nicht gleich. In der Naturgeſchichte iſt in Europa Niemand über Cuvier, den zweiten Rang gibt er den Deutſchen, die mehr, wie die Franzoſen, die Wiſſenſchaften zu ehren wiſſen. In der Botanik kommt Niemand Juſſieu gleich. Alex. Humbold iſt in keinem Fach der Erſte, aber in allen der Zweite. Die Botanik hat in München den großen Schritt gethan, daß die natürliche Methode über die ſogenannte künſtliche geſiegt hat.... Nun zur Schweiz. Er ſagte: in München hätte man ſo gern die Gelehrten beider Nationen vereinigt. Er aber ſagte mir in's Ohr: Man ſchreite freilich vor bei uns, aber mit Schneckenſchnelle.

*) De Candolle, der berühmte Botaniker. D. H.

J'ai été stupéfait de voir la médiocreté de nos savans. Die Urſache liege aber vor allem an der Armuth und Unkunde unſrer Regierungen. Dann aber auch hear, hear! — die meiſten Adelichen bei uns verachten die Wiſſenſchaften, ja verachten ſie. — Aber, ſagte ich — jetzt iſt kein Adel mehr bei uns. — Ja, deſto ärger! Wo ein anerkannter Adel iſt, ſchonen die Edlen nicht jede Ueberlegenheit; wo aber, wie jetzt, kein Adel iſt, ſo hält jeder, der ſich adelich glaubt, ärger wie nie, an ſeinem Lieblingsphantom.

Das war mir auch ſchon oft bei uns aufgefallen. Alles Streben geht nun auf Abſonderung. Adel, wahrer Adel iſt anziehend; falſcher Adel iſt abſtoßend. That is the question. — Sehen Sie, lieber Zſchokke, wie wahre Größe Andere zu ſich herauf hebt, wie falſche Größe alles Wachſende hinabtödtet! In unſern Republiken ſind zwei Kräfte in Thätigkeit — Intrigue, die jeder Leidenſchaft, alſo den niedrigſten, ſchmeichelt, ſo daß alles abwärts ſtrebt — und Eſelsſtolz, der gegen alle Wahrheiten hintenaus ſchlägt. Wie viel moraliſches Bettelgeſindel iſt nicht überall bei uns! Was die deutſche Nation vor allen auszeichnet, iſt ihre Verehrung alles Großen und Schönen. — In England gehen die angewandten Wiſſenſchaften ſtarken Schritt. In Wien lebt nur die Botanik, weil der Kaiſer ſie liebt. Selbſt die Herren dieſer Wiſſenſchaften dort fühlten den Seelentod, der in dieſer Sinnenwelt herrſcht.

Soll ich Ihnen noch von meiner letzten Reiſe nachholen? Ich war in Yverdon in meiner Stube, in der ich vor dreiundſechszig Jahren glücklich lebte. Erſt ſeit ein Paar Monaten hat man mein Bett mit rothen tuchenen Umhängen weggenommen, wo ich oft mit den Händen Mäuſe tödtete. Sehr hoch iſt das Fenſter, aus dem ich ſprang. Hätten Sie mich geſehen, ganz einſam im Baumgarten jeden Baum ausſpähen. Ach, da waren wenige von meinen alten Freunden noch da, die tätſchelte ich, und grüßte ſie. Wo aber iſt mein Lieblingsbaum, der Quittenbaum mit drei großen Aeſten, die mir in der Mitte einen bequemen Sitz gaben; wo ich oft Horaz, Hagedorn oder das Spectacle de la nature las? Ach, den fand ich noch lebend, aber mit einem abgeriſſenen Aſt, der den übrigen Baum faulen läßt. Ich war gerührt über den Anblick des alten Freundes. »Auch du haſt die Hand des Schickſals gefühlt! Was alles hat die Welt vernichtet und erzeugt, ſeit wir uns ſahen?« — Ich pflückte ein Blatt; ſchon kränkelt der ganze Baum. Adieu! Die alte Wohnſtube im nun verlaſſenen Hauſe

hat noch die alte wollene zerfetzte Tapete, dunkelgrün mit gelb und roth verblichenen Streifen. Ich besah die Schlösser, und öffnete die Thüren, ob ich noch die alten Töne wieder fände? Ich sah meine alten Freunde alle wieder kommen und gehen. — Alle todt! Ein Sohn von der Negromagd kam zu mir, und sagte mir, wer er sei. Auch er wäre einst aus meinem Fenster geworfen, erzählte er mir.

Die Armee in Indien hat nun 200,000 Mann, meist von Eingebornen des Landes, und alle Offizier sind Engländer. Da können sie ihre Söhne hinstecken. Ich hörte, daß Lieutenants und Unterlieutenants Cipayen wären, aber neben jedem ein englischer Lieutenant und Unterlieutenant diente. Kein Cipaye würde mit einem englischen General freisen wollen — und doch ist die Subordination vortrefflich. Kaum 20,000 Europäer sind in der indischen Armee. In Indien haben die Engländer zweiundachtzig Millionen Unterthanen.

Man war gestern sehr mit der Nachricht beschäftigt: daß nun ein englisches Theater in Paris wäre. Wir jubelten, zwei große Nationen so innig vereint zu sehen. Die Engländer sehen mit Recht diese Uebereinstimmung mit dem englischen Geschmack wie eine Heirath an. Alle Nationalvorurtheile, alle Schranken sollen, und einst werden alle Nationen nur eine Familie bilden. Ich wette, in zwanzig oder dreißig Jahren ist auch ein deutsches Theater in Paris. — Ich war gestern sieben Stunden bei den Engländern, weil mein Wagen erst gegen Mitternacht kam. Ich hatte aber gar keine Langeweile. Der englische Stolz strebt aufwärts; man kann ruhig neben ihm sitzen, da die französische Eitelkeit seitwärts immer rege ist. Unser Schweizerstolz ist wie ein Igel, er hat kleine Stacheln auf allen Seiten und schüttelt sich oft. Adieu.

K. v. B.

93.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 29. Oktober 1827.

Ich bin ganz gewohnt, an Sie zu schreiben. Gestern und vorgestern war ich zu Haus unpäßlich. Nun bin ich wieder ganz lustig und rüstig.

Madame d'Ozere von Turin ist eine Frau von Geist. Sie erzählte mir eine Stunde lang von Piemont, besonders von den Sarden,

die ein Regiment in Turin haben. Merkwürdiges Volk, welches Spuren von allen Weltaltern seit Tyrus und Sidon in sich trägt. Tyrus, Karthago, Rom, die Sarazenen, Griechen, Italiener, alle haben da Fußtapfen zurückgelaſſen. Man hat ein Götterbild gefunden, das man tyriſch glaubt. Noch haben die Bergbewohner dort die Tracht des Bildes! Nun, hear! Als der Erkönig von Piemont in Cagliari war, durfte er ſich nicht drei Stunden weit in ſein Königreich hinein wagen! — Die Hauptleidenſchaft in Sardinien iſt Rachſucht. Ohnlängſt ſandte der König einen beredten Prediger in die Inſel, der mit ſolchem Nachdrucke gegen das Rachgefühl predigte, daß man ihm zu verſtehen gab, wenn er noch einmal ſo predige, werde er ohnfehlbar ermordet werden. Er ſchwieg ſeitdem. Kein Ackerbau iſt möglich, weil die Sarden keine Einfriedungen der Ländereien leiden, da ſie ſeit Jahrtauſenden keine hatten. Der Charakter des Volkes iſt Starrheit im Alten. Ihr größter Gräuel iſt Neuheit. In Sardinien ſäet man, wie im Latium, alle drei Jahre einen fruchtbaren Boden an; die übrige Zeit muß alles Allen überlaſſen bleiben, ſo daß jeder frei ſeine Heerde überall treibt. Das Volk iſt mächtig und tapfer hinter Moraſt, Feld und Wald gegen jede Neuerung.

Die Sarden in Turin leben nur unter ſich mit Weib und Kind. Die Männer ſind ſchön; die Weiber ſehr klein, lebendig, immer luſtig und lachend mit glühenden Prachtaugen. Sie können den ganzen Tag lachen und luſtig ſeyn, lernen nie und denken nie. Als die engliſche Flotte an den ſardiniſchen Küſten zu deren Vertheidigung lag, konnte ſie um kein Geld ein Körnchen Getreide aus der Inſel ziehen, weil jede Ausfuhr das Volk ärmer macht, oder zu wenig für die ärmern im Lande bleibt! Dennoch war die Inſel voller Lebensmittel. Vorurtheil iſt der Souverain der Inſel. Die Regierungsform iſt despotiſch; das Weſen des Staats aber reine Demokratie. In allen Regierungen muß die Form vom Weſen wohl unterſchieden werden: das aber iſt Vielen ſchwer und Wenigen gegeben. Iſt man nicht in den meiſten Monarchien freier, als in manchen unſerer zweiundzwanzig Republiken? Leben und Freiheit en gros ſind ſicherer in guten Republiken; en détail ſind die Lebensbewegungen freier in unſern Monarchien. Genf allein vereinigt Alles; denn Freiheit iſt nichts anders, als das Herrſchen der Vernunft. Wo Vernunft herrſcht, iſt man überall frei; wo ſie dienet, iſt man überall nur Diener der Starkern.

Ein Engländer erzählte mir, ſein Vater hätte einen Bären aus Amerika mitgebracht. Der lebte ganz frei auf dem Schiffe, liebte leidenſchaftlich ſeinen Herrn. Als ſie in England ankamen, ward der Herr krank; der Bär blieb im Stalle, ſehnte ſich nach ſeinem Freunde, aß nicht mehr und ſtarb aus Sehnſucht nach dem Herrn. Ein Orang-Outang, den man aus Indien brachte, lebte ganz fromm mit Jedermann: allein auf dem Schiffe war eine Schildkröte. Sobald der Affe ſie erblickte, ward er wie raſend oder ohnmächtig; ſo ſtark war ſeine Antipathie. — Der berühmte Mounier hatte einen Wolf, der die Familie ſo leidenſchaftlich liebte, daß, als ſie von einer Reiſe aus Paris wieder kam, der Wolf aus Freuden ſtarb, da er Madame Mounier wieder ſah. Das hat ſie mir ſelbſt erzählt.

Jedes ſchmerzhafte Gefühl iſt der Geſundheit ſchädlich und eine kleine oder große Krankheit. Je älter, je mehr ſchaden dieſe Mißgefühle. Wenn ich krank bin, ſo ſind alle meine Träume — ich ſei in Bern und von Allen gehaßt. Mein Uebel in der Bruſt fing in Bern bei einem heftigen Verdruß an, und iſt da ſeit dreißig Jahren verſchwindend und wiederkommend, je nach dem Geſundheitsſtand.

Der Leman Vaudois, das Dampfſchiff nämlich, hat dies Jahr eine Dividende von 8000 Franken ungeachtet aller Mißgeſchicke. Niemand geht mehr zu Land; die Schiffe ſind vollgepropft.

Ein Herr, der am Hofe in Turin lebt, hat mir erzählt, daß der Paſcha von Egypten dem Könige von Sardinien einen Elephanten, wie dem Könige von Frankreich eine Giraffe geſchickt hat. Ich ſende Ihnen, ſchreibt der Paſcha, zwei Männer mit, um das Thier zu bedienen. Werden ſie Ihnen zur Laſt, ſo laſſen Sie Ihnen den Kopf abhauen. So ſprach der große Fürſt.

Ihr C. v. V.

94.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 29. Oktober 1827.

Nicht wahr? Sie ſind ungeduldig, Nachricht von der glücklichen Ankunft Ihres Pakets zu erhalten, und fürchten vielleicht, es ſei in den Aequinoctialſtürmen untergegangen? — Geſtern brachte man mir's wohlerhalten von der Poſt.

Die Briefe an Frau von Staël will ich nun mit aller Gemächlichkeit lesen, dann darüber plaudern.

Sie hatten recht, in Ihrem letzten Briefe die Zeile: »Capo d'Istrias iſt geſtern bei Eynard in Beaulieu geweſen« auszuſtreichen; denn ich ſprach geſtern ohngefähr dritthalb Stunden mit Capo d'Istrias. Er ging von hier nach Zürich und wird über Bern nach Genf eilen, um ſich in Ancona oder Marſeille einzuſchiffen. Er hat mir ſehr gefallen. Ein Mann iſt er, der für ſein Volk vielleicht mehr Bildung hat, als für den Augenblick eben gedeihlich iſt. Er geht einem großen Schickſale entgegen. Er geht, ich ſagt' es ihm ſelbſt, um die Rolle des Thraſybul zu wiederholen, das Vaterland von den Tyrannen zu befreien und Eintracht herzuſtellen; aber die damaligen dreißig Tyrannen ſind heut große Mächte und die heutigen Griechen ſind im tauſendjährigen Sklaventhume barbariſche Halbaſiaten geworden; nicht mehr Athenienſer aus des Perikles Tagen. Sie wiſſen vielleicht vom Perikles weniger, als unſere Bauern vom Orgeterix und Divico. Mir iſt bange für den liebenswürdigen Mann, der die reinſten und einfachſten Grundſätze der Staatsweisheit mit der Umſicht und Gewandtheit der Hofluzheit zu verbinden weiß. Aber ich will ihn noch nicht beurtheilen; ich muß erſt erleben, wie er handeln könne? Um in ſeiner künftigen Stelle leben zu können, muß er jeden Tag ſterben können; und, den Bucephalus der ungeſtümen Freigelaſſenheit zu bändigen, muß er eine ſeidenweiche Hand haben, worin der Zügel liegt, um jede Wendung des ſtürmiſchen Thiers ſchon bei der leiſeſten Kopfwendung deſſelben zu fühlen; aber die andere Hand ſoll von Eiſen ſeyn, wie die des Götz von Berlichingen, oder beſſer, die des großen Czaaren Peter. — — Er wird Ihnen meine Grüße bringen, wenn er Aarau und mich nicht ſchon vergeſſen hat. Sagen Sie ihm wenigſtens, er habe meine Eroberung gemacht.

Haben Sie denn die Briefe der Frau v. Staël nicht geſammelt, die ſie Ihnen ſchrieb? Ich möchte ſie gern, in Verbindung mit den Ihrigen, leſen. Solche Geiſter, wie Sie beide, zuſammenplaudern zu hören, iſt ein Geiſtesfeſt.

Das Projekt einer hiſtoriſchen Zeitſchrift hab' ich ſchon wieder aufgegeben, um ungebundenere Hand zu behalten. Auch ſagt mir das Zeitalter von heut nicht zu. Daher werd' ich denn auch keinen Gebrauch von einigen Ihrer ſchönen Briefe an Müller machen.

Aber ich beſitze unter meinen Papierſchätzen manche Denkwürdigkeit von Staatsmännern und Gelehrten, die der Oeffentlichkeit würdig wäre. Herr Sauerländer ging mich ſchon ein Mal darum an. Ich könnte von dieſen hiſtoriſchen Memorabilien nach und nach Mehreres geben, das auch in Bibliotheken, als Sammlung, mit bleibendem Werth ſtände. — Wollen Sie mit Ihren B ſen an Müller dieſe Sammlung eröffnen, ſo könnte es nicht herrlicher geſchehen.

Wieviel möcht' ich Ihnen nun noch über Ihren lieben, ſchönen letzten Brief ſagen! — Sie ſind mir ein ehrwürdiger Jeſus-Jünger Johannes, obwohl derſelbe minder kräftig, als Sie, im Alter, doch die Baſis Ihrer Philoſophie lehrte und predigte: »Kindlein, liebet Euch unter einander!« O lieben Sie mich, denn es liebt Sie doch gewiß Niemand ſo lebendig, als ich. Ihr H. Z.

95.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 30. Oktober 1827.

Ich kann nicht anders, ich muß Ihnen noch ein Paar Worte über Ihren Brief von geſtern ſagen, wie kurz auch meine Zeit iſt.

Warum iſt Decandolle stupéfait de la médiocreté de nos savants? Er ſpricht doch nur von Naturforſchern und Mathematikern. Nicht die Franzoſen, ſondern Cuvier und Juſſieu ſtehen im erſten Rang. Wo aber ſtanden die Franzoſen, als die Schweizer ihren Haller hatten? und warum vergißt Decandolle, über das Erſtaunen, ſeinen eignen Namen? — La Place iſt nicht mehr. Decandolle kennt nur noch Poiſſon. Aber Europa kennt den großen Mathematiker Gauß und die Naturforſcher Sömmering und Blumenbach unter den Deutſchen. — Nach einzelnen Lichtern muß man keine Nation ſchätzen, denn jene gehören der Welt und keinem Städtlein an. In der Schweiz iſt, verhältnißmäßig zu ihrer Bevölkerung, mehr Licht, als in Deutſchland, und in Deutſchland mehr, als in Frankreich. Paris und Lyon ſind nicht Frankreich. Decandolle verſteht nur franzöſiſch.

Ihre Stube zu Heerden iſt ein rührendes Bild. Ich las die Schilderung davon meiner Nanny vor. — Es iſt ein Bild, das in Yoriks Reiſen glänzen würde.

Ihr Briefſchluß zeichnet Britenſtolz und die franzöſiſche Eitelkeit gut. Unſer Stolz, ſagen Sie, iſt wie ein Igel. — Richtig! Wir ſind

Freiheit. Durch die Einoden brüllen Löwe und Tiger und Panther; auf den höchſten Alpenfirſten ſchwärmen Gemſen. Man hört in den Wäldern Geſang europäiſcher Vögel; aber Kafuare und Strauße ziehen im tiefern Geländ durch Steppen.

Die Bewohner dieſes reichen und wundervollen Gebirgslandes ſind ohne Zweifel vor undenklichen Zeiten aus dem benachbarten Arabien herübergekommen, von welchem ſie nur durch das rothe Meer getrennt ſind. Ihre Geſtalt, ihr Antlitz, ihr langes Haar ſpricht dafür; aber die dunkle Olivenfarbe ihrer Haut ſcheint für Vermiſchung mit einem ältern Urſtamm zu ſprechen, wenn die Farbe nicht Wirkung der heißen Sonne ſeit zahlloſen Geſchlechtsfolgen iſt. So viel wir aus ihren Sagen und Büchern wiſſen, litt ihr Staat durch Kriege und Aufrühre mannigfache Umwälzungen, bis ein einzelner Stamm des ganzen Landes Beherrſcher ward. Denn die heilige Sprache, worin ihre Religionsbücher, ihre älteſten Urkunden geſchrieben ſind, iſt nur noch die Sprache der Hirten des Landes. Sie wird die Tigreſprache geheißen. Tigre aber iſt ein Theil des Berglandes zunächſt dem rothen Meere, wo das alterthümliche Axum mit Trümmern alter Pracht ſteht, unter denen ſich ein achtzig Schuh hoher Obelisk von Granit erhebt. Noch heute

bescheiden, aber fühlen uns. Wir schütteln die Stacheln oft, weil wir uns nicht gerne zertreten lassen. Das ist unser Stolz.

Fragen Sie nicht mehr, ob ich Sie gern philosophiren höre? — Oeffnen Sie Ihr herrliches Gemüth! Ich bin ja Ihr Busenfreund und der Repräsentant der Nachwelt gegen Sie. Ich küsse Sie.

Ihr H. Z.

96.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 2. November 1827.

— — Nun komme ich wieder zu meinem Tagebuch.

Gestern sah ich ein allerliebstes Mädchen von sechszehn Jahren, eine Isländerin, die im obersten Norden Islands geboren ward. Wohl gewachsen, schlank, mit Madonna-Haaren, kleinen zarten Zügen, auf Alles sehr aufmerksam, und sehr lebendig, als sie von ihrer Wildniß sprach. Sie haben beinahe keinen Torf; und Flottholz ist nur selten. Beinahe alles Holz kommt von Kopenhagen oder Norwegen. Kartoffeln gedeihen nicht; nur Rutabaga und gelbe Rüben. Ich fragte sie, wie sie die Zeit im Sommer zubrächten? — Mit Heueinsammeln, da müsse Alles helfen. — Wie hoch das Gras wäre? — Da zeigte sie mit ihrer kleinen Hand, daß das Gras in der Einfristung um's Haus etwa ein Fuß hoch wäre, und außer der Einfristung fünf ihrer kleinen Finger hoch, das ist eine Hand breit. Die Schafe kommen im Winter nie in den Stall und leben, Gott weiß, wie, und so auch die Pferde. Sie war ganz traurig, als ich von den Pferden sprach: ach die armen, armen Thiere! die sind so miserabel und gehen oft zu Grund! Vogeleier, Fisch und Fleisch sind die Nahrung der Menschen. — Jede Stube ist für sich wie ein Haus. Das Fenster ist oben am Dach und man sitzt etwa vier Fuß hoch in der Stube, um näher beim Fenster und fern vom kalten Boden zu seyn. Man steigt auf Stufen zu den Banken. Eine allgemeine Einfassung schirmt die Zimmer, die auf erhöhten Fußgängen mit einander sich verbinden. Ich fragte: ob sie da nicht Langeweile im Winter hätten? Diese Frage schien ihr unbegreiflich. Wo die ganze Welt in einer Stube ist, da ist nichts zu wünschen übrig. Sie war auch nur zwölf Jahre, als sie Island verließ. Ihr Vater hatte achtzehn Kinder gehabt, die meisten sind todt.

Es wäre höchst interessant, das Psychologische einer Isländerin zu studiren, wo Alles in sich eingewickelt ist und äußere Eindrücke mangeln. Sie sagte mir: sie strickten nun auch mit Maschinen. Es wäre in Island Einiges zu thun, — z. E. die Zucht der Fische, da so viele Wasser halbfüß sind. Allein der Mangel an Capitalien — und an Holz — ist tödtlich. Machen wir frühe, daß die Schweiz nicht Mangel an Holz habe, da der Verbrauch zunimmt.

Das Mädchen reiset mit Heren Professor Thorlacius; auch ein Isländer. Er kommt aus Italien, war in Sizilien. Um den Etna sind so viele Dörfer, als in der ganzen übrigen Insel. Die Einwohner sind die besten Menschen, keine Räuber mehr. — Sie nähren Haß gegen die Neapolitaner, Liebe zu den Engländern. Thorlacius fand da Münzen, auf der einen Seite arabisch, auf der andern griechisch. Vielleicht sehen Sie Herrn Thorlacius, dem fragen Sie nach. Thorlacius sagte mir: Viele Isländer zögen ihr Island Kopenhagen vor, und kehrten gerne wieder in ihr Vaterland zurück.

Ach, gestern nahm ich tief gerührt Abschied von Capo d'Istrias. Er ist auf der Bahn eines antiken Ruhms. Er ist ganz Opfer, und geht mit dem Gefühl eines Opfers. Ich fragte ihn: Was seine Kraft, seine Mittel wären, um mit den Griechen zu wirken? Er antwortete: »Ich bin das einzige Band des Vertrauens der Alliirten gegen Griechenland. Nur mir glauben sie. So werd' ich zum Hebel.« Die Alliirten, meint er, handeln redlich. — Er hat schon einmal in seiner Jugend die Griechen in einigen Inseln glücklich in Ordnung gebracht. Alle wünschen ihn; Alle trauen auf ihn. Er fühlt ganz die Größe seines Berufs. »Ich bin einundfünfzig Jahre alt — sagte er: was opfere ich dem Vaterland? ein Paar Jahre.« — Zicherle! es ist herrlich, eine solche Bahn zu betreten. Sie führt in's wahre Elysium. Er verreist Dienstag nach Turin und Ancona. Er hat einen jungen Genfer als Secretair bei sich.

Die Franzosen wollen nun Truppen gegen Algier ausschiffen. Man schrieb von 40,000 Mann. Ob sie wohl das Raubnest behalten werden? Vielleicht nur Drohung

Man bauet hier an allen Orten; ein ganzes Quartier liegt auf dem Boden, eine ganze neue Gasse wird gebaut unter meinen Fenstern; eine in St. Gervais; alles bauet in allen Ecken.

Nun über die Briefe an Müller. Lesen Sie mit Bedacht den Anfang der Vorrede. Ich bin noch ganz im Zweifel darüber. Lesen Sie

ſie mit Jemand recht verſtändig und ſagen Sie mir Ihre Meinung. Wenn ich von Bern ſpreche, bin ich auf Dornen. Ein Theil meines Herzens liebt Bern, ein anderer ſcheut dieſes ſtarre, mir feindliche Weſen. Und auch möchte ich nicht ungerecht ſeyn mit meiner Vaterſtadt, wo doch viel Treffliches iſt. Das Gefühl verkannt zu ſeyn, iſt eins der peinlichſten. Was etwa gut in mir iſt, ward in Bern nicht gefühlt; alles was böſe ausgelegt werden kann, ward ausgehoben, oft mit Lügen geſchmückt. Das iſt mir ſchmerzhaft.

Nun will ich Sie nicht mehr mit Porto und Geſchreibſel plagen. Ich ſteige wieder in philoſophiſche Gegenden; arbeite erſt für die Akademie von Lyon; dann an einem Elementarwerke meiner Philoſophie. Adieu, mein lieber Stummer.

K. v. B.

P. S. Frithioff Saga iſt eine merkwürdige Erſcheinung. Schade, daß ſie oft dunkel iſt. Die letzte Romanze iſt eine wahre Predigt aus der ſcandinaviſchen Mythologie, nur dreimal zu lang, aber allenthalben ſind ſchöne Stellen. Welche herrliche Sprache, die deutſche! Sie wird bald herrſchend werden — doch iſt ſie noch weit von ihrer möglichen Vollkommenheit. Der liberale Geiſt der Sprache wird ſie herrſchend machen.

97.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 20. November 1817.

Ihre Lettres à Mad. de Staël erhalten Sie nächſtens durch Gelegenheit zurück. Sie ſind ein Wundermann. Nie ſchrieb ein Deutſcher ſo ſchön franzöſiſch, wie Sie; nie dachte, nie empfand ein Franzoſe ſo deutſch, wie Sie. Aber ich leſe Sie doch lieber deutſch, denn da hüllt ſich das Tiefgedachte und Tiefgefühlte in ein Gewand, welches mit Kraft und Reichthum deutſchen Idioms die leichte Anmuth des franzöſiſchen vereint. Eben darin liegt der Zauber Ihrer Matthiſſenbriefe; und dieſen eigenthümlichen Reiz kann man nachher doch nicht überſetzen.

Ihre Vorrede zu den Briefen an Müller iſt würdig; ſie bewegt und erhebt.

Ich, als ein armer Chriſt, bin jetzt froh, nicht in Conſtantinopel zu wohnen, wenn die Botſchaft von der Navariner Vertilgungsſchlacht

ertönt. — Ich wollte, die Griechen lieferten noch zu Lande den brutalen Aegyptiern eine ähnliche Landschlacht. Dann hätte Griechenland Ruhe. Der wackere Capodistrias möchte und könnte dann das Uebrige thun.

An Ihrer Stelle hätte ich die kleine Isländerin einmal um's andre geküßt; — oder ward sie mir nur in Ihrem Brief so liebenswürdig? — Das ist der Vortheil Genfs, man sieht und hört da so Vieles, was nur durch Tradition in die Einsiedelei am aargauischen Jura gelangt. Und freilich, wenn ich auch mit Ohren und Augen in Genf, und nicht bei Ihnen, wäre: es würde dort für mich wenig zu hören und zu sehen seyn.

Sehen Sie's meinem Briefe nicht an, wie die Feder darüber hingeflogen ist, weil sie keine Zeit zum ruhigen Gang hatte? Ich werde von den Geschäften ärger getrieben, als ich die Geschäfte treibe. Aber, wenn auch nur zu meiner Erquikung, mußt' ich zwischenein meinem Bonstetten sagen, wie sehr ich ihn liebe.

Fühlen Sie in diesem Augenblick etwa einen Geisterkuß auf der Wange? der ist von

Ihrem Z.

98.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 27. Nov. 1827.

Ich habe Ihren lieben Brief, aus irgend einem Wald geschrieben, in der Hand. Sie werden mir gewiß böse. Ich ehre Ihre Geschäfte, vor denen mein Nichtsthun Sünde wird. Sind Sie aber einmal alt, so buhlen Sie, wie ich, mit den neun Musen. Das ist gar zu lustig. Schnee und Wind und zweiundachtzig Teufelchen umheulen meine Fenster, aber ich lache sie alle aus, umkränzt von meinen neun Unschuldsmädchen.

Sie haben im Schweizerboten eine Geschichte von Semsale erzählt, ein Wunder des Prinzen Hohenlohe betreffend. Ich hätte lieber wollen, Sie würden sie ausgelassen haben. Die liebenswürdige Prinzessin Kinsky aus Prag hat mir das Nämliche erzählt von der Prinzessin von Schwarzenberg, die bei ihr auf ähnliche Weise genesen ist. Solche unerklärliche Sachen, die den Aberglauben wecken, sollten die Klügern für sich behalten.

Ich will Ihnen aber eine Wundergeſchichte von mir, dem kleinen Carli von Bonſtetten, erzählen. Ich mochte wohl etwa zehn Jahre alt ſeyn. Wir Buben machten Blindmusverberglis. Ich war auf einem Eſtrich vier Etagen hoch. In meiner Angſt, gefunden zu werden, ſtieg ich zum Dachfenſter hinaus, ging auf eine Cornische, nicht breiter, als mein Fuß lang, die geringſte Bewegung vorwärts hätte mich in den Abgrund geſtoßen. Als ich die Gefahr erblickte, ward mir ſchwarz vor den Augen. Da erſchien ein Engel mit Flügeln, gab mir die Hand, und führte mich wieder ins Fenſter. Dieſes Bild iſt mir ganz friſch in der Seele geblieben. Als ich dies einſt der Brun erzählte, bat ſie ſo keck an einen wahren Engel geglaubt, daß ich die Geſchichte nie wieder mittheilen mochte, denn der Engel war blos eine Erinnerung aus der Kinderbibel mit Kupfern geweſen. — Da rettete mich der Glaube, der mir die Furcht benahm.

Nun eine zweite Wundergeſchichte von demſelben kleinen Carli. Ich trug noch das Röckli. — Siehe, da kam das Mädi, die Kindermagd, zur Mama geſprungen: »Du mein Gott, unſer kleiner Junker hat nichts als Silber in Hafen gemacht!« Richtig; alle ſahen das Wunder im Häfeli. Mein Papa unterſuchte alles: da ergab es ſich, daß das dumme Wunderkind Carli ein kleines Fläſchchen Queckſilber geſchluckt hatte, das in reiner Silbergeſtalt ſich wieder fand. So ward ich entgöttert.

Nun zu etwas Ernſterm. Ich leſe in Walter Scott über Bonaparte die Geſchichte der Revolution. Da habe ich nachgedacht, wie es komme, daß immer eine Gegenwirkung auf jede große politiſche erfolge? Das Vorwärtsdringen der revolutionären Gefühle bis nach dem Tode des Königs hatte tauſend Gegengefühle geweckt. Nun aber iſt es in der Natur jeder Leidenſchaft, daß nach Erreichung des Zweckes auch der Drang des Gefühls aufhört. Die überwundenen Gefühle aber wirken in allen Seelen fort, eben weil ſie im Drucke liegen. So entſteht, daß, ſobald das herrſchende Gefühl befriedigt iſt, das beherrſchte, durch Mangel an Widerſtand, vorwärts dringt. Jede Leidenſchaft arbeitet, bis ſie am Ziele iſt. Daraus entſtehen die Gegenwirkungen alle. Daher kommen auch die Vorwürfe, die man ſich macht, ſobald im Privatleben eine unerlaubte Leidenſchaft befriedigt iſt. Kommt der Teufel dazu, ſo entſtehen die Gewiſſensbiſſe bei alten Leuten, in denen alle Leidenſchaften todt ſind — und nur noch die bezwungenen Gegengefühle leben. —

Gefühle und Gedanken haben ſo viele Beziehungen und Wirkungen auf einander, daß man ein Nationalgefühl wie ein Individualgefühl betrachten kann; — und auch das ganze Menſchengefühl hat ſeine Einheit, und alle haben die nämlichen Geſetze.

Eine Urſache unſerer wenigen Fortſchritte in der Schweiz iſt wohl die Trennung in zweiundzwanzig Stücke. Jedes Stück bleibt Einheit für ſich. Wir bleiben daher Geſträuch, ſtatt zu Bäumen aufzuwachſen.

Ich ſende Ihnen deutſche philoſophiſche Aufſätze, ſobald Sie mir eine Gelegenheit geben.

Leſen Sie Freitags Memoiren, unterhaltend wie ein Roman, auch unterrichtend. Wenn Sie junge Leute von Verdienſt kennen, die in die Fremde wollen, ſo ſagen Sie es mir. Ich kann ſehr oft ſolche Männer gut anbringen.

Ihr C. v. B.

99.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 1. December 1827.

Nun, ich ſchreibe in Gottes Namen fort, bis Sie ſchreien: basta!

Ich habe einen Brief aus Paris von meinen lieben Schweden, die ſagen mir, mein Homme du Nord ſei nun in's Schwediſche überſetzt. Geyers Geſchichte von Schweden iſt auch ins Deutſche überſetzt. Die möchte ich haben. Sie ſoll vortrefflich ſeyn. Die Schweden da oben ſind nun die Glücklichen in Europa.

Ich habe von den beſten Schauſpielern (von Talma und Perlet) gehört: daß, um gut zu ſpielen, man ſich nie ſeiner Empfindung hingeben ſoll. Herr Flaccus hat uns alle da ein wenig irre geführt. Das Gefühl muß da ſeyn, muß ſtark ſeyn, aber uns nicht beherrſchen. Es walten Vernunftgeſetze im Schönen, wie im Wahren; im Gefühl, wie in den Gedanken.

Ich will nun einen Verſuch machen, um z. B. die Natur des Schönen darzuſtellen, wie ich es faſſe.

Alſo von der Natur des Schönen und ihren Geſetzen.

Alle Gefühle werden durch Anziehungsgeſetze beherrſcht. Drei Anziehungspunkte ſind zu unterſcheiden; dieſe ſind: 1) das Gefühl materieller Bedürfniſſe, 2) das Gefühl des Schönen, 3) das geſellige oder moraliſche Gefühl.

Hier will ich nur vom Schönen ſprechen.

1) Die Sinnerregungen, die man auch Senſationen nennt, vereinigen Gefühl und Gedanken, das iſt äußere und innere Wirkungen. Vereinigt ſind ſie Stoff des Schönheitsgefühls.

2) Das im Gebiet des Schönen allgemein herrſchende Geſetz iſt das Geſetz der Einheit. Alles, was ſich im Anziehungspunkt des Schönen vereiniget, erzeuget das, was wir Einheit nennen.

3) Dieſe Einheit iſt aber nur da möglich, wo die Gefühle ſich gegenſeitig anziehen, um ſich im obern Anziehungspunkt der Schönheit zu vereinigen.

Dieſe Anziehungspunkte der Senſationen unter ſich, um ſich im Centralpunkt des Schönen zu vereinigen, nennen wir Harmonien. Harmoniſche Töne bilden Elementareinheiten, die ſich zu höhern Einheiten vereinigen, um zuletzt alle in der oberſten Centraleinheit ſich zu verlieren. Die Harmonien haben zwei Vereinigungspunkte, 1) eins unter ſich, und 2) beide vereinigt zu der obern Einheit.

4) Zwei harmoniſche Töne vereinigen ſich zu einem eigenen Gefühl. Das Harmoniegefühl von a und b iſt weder a noch b, aber eine eigene Seelenſchöpfung. Nur die Vereinigung dieſer Seelenſchöpfungen im oberſten Schönen erzeugen das Schöne. Alſo muß das Schöne in uns, nicht außer uns, nicht in äußern Gegenſtänden geſucht werden. Wahre Schönheit iſt die Criſtalliſation des Demanten, wo nichts Fremdes die Reinheit ſtört.

5) Da das Schöne nur durch Vergleichung entſteht, ſo iſt nichts Einzelnes ſchön, ſo daß eins der erſten Geſetze dieſes iſt: daß alles nur relativ ſchön iſt. Ein einziger Ton, eine einzelne Farbe ſind noch nicht, was wir ſchön nennen, weil beim Einzelnen keine Harmonie möglich iſt, und das Schöne allein aus Harmonie beſteht.

6) Ein Ton, ein Geruch, eine Farbe können angenehm ſeyn, ohne ſchön zu heißen. Dieſes Angenehme iſt relativ zu den Organen; es entſteht aus der Organiſation, da das Schöne ſeinen Sitz in der Seele allein hat. Die Gefühle des Angenehmen haben ihren Sitz in den materiellen Bedürfniſſen, welche beſondere Geſetze bilden.

Das Schöne ſteht in Verhältniß I. mit der Organiſation; II. mit dem moraliſchen Gefühl; III. mit den Gedanken und durch ſie mit der Vernunft.

Alle dieſe Beſtandtheile vereinigen ſich oft zu dem, was wir Schönheit nennen.

Die Elementarſenſationen werden als angenehm oder unangenehm gefühlt, je nach dem Zuſtand der Organe. Das Schöne iſt in Verbindung mit dem Moraliſch-Guten, und endlich hängt das Schöne von ſeiner Verbindung mit den Gedanken (äußern Gegenſtänden) ab.

Ein materielles Bedürfniß, z. B. ſinnliche Liebe, belebt das Schönheitsgefühl — ſo auch vollkommene Geſundheit, und Alles, was die Nerven angenehm reizt. Die materiellen Gefühle bilden auch eine untergeordnete Art von Schönheit, z. B. Zuſammenſtellung gewiſſer Farben, oder Gerüche ꝛc. Auch dieſe Schönheiten, die aus dem Zuſtande der Organiſation entſpringen, ſind Werke des Gefühls, die in der Seele wirken. Das moraliſche Gefühl, das auch Harmonien bildet, iſt in genauer Verbindung mit dem Schönen. Dieſe Verbindung entwickelt ſich mehr und mehr mit der Civiliſation. Endlich iſt die Verbindung des Schönen mit den äußern Vorſtellungen (Gedanken) ſehr weſentlich. Das Band dieſer Verbindung iſt in der Verknüpfung der Ideen mit dem Gefühl. Die genaue Kenntniß dieſer Verbindung iſt einer der weſentlichſten Theile der Seelenlehre.

Die ganze Theorie des Schönen iſt ein Beweis der Immaterialität der Seele. Alles Schöne iſt allein in der Zuſammenwirkung mehrerer Senſationen vorhanden. Wenn jede Wirkung in ſeinem Organ eingeſchloſſen wäre, wie könnten dieſe Wirkungen ſich zu einem Ganzen verbinden? Und (noch mehr), wie könnten dieſe Elementarverbindungen ſich zu höhern Harmonien vereinigen?

Die wahre Natur der ſchönen Künſte iſt nie für mich recht erörtert worden. Die Kunſt iſt der Ausdruck harmoniſcher Gefühle durch äußere Vorſtellungen. Sie beruht auf dem nie ergründeten Verhältniß der Ideen und äußern Gegenſtände, in dem Gefühl; das Werkzeug der Kunſt iſt Sprache, Ton, Farbe und Bewegung.

Die Stelle: Muscosi fontes, et somno mollior herba, iſt für's Ohr, wie für die harmoniſchen Gefühle, voll Ruhe, voll ſanfter Wolluſt und ländlicher Freude — gleich angenehm. Ein Muſter des vollkommenen Ausdrucks harmoniſcher Gefühle! — In einem trefflichen Gemälde von Vernet, das eine ruhige bethaute Gegend im Mondſchein vorſtellt, ſieht man einen Fiſcher ſeine arme Beute aus dem Angel löſen — ein unharmoniſches Gefühl von Schmerz und Ruh. — Die Vollkommenheit des Ausdrucks beſteht in der Harmonie des Gefühls zum vorgeſtellten Gegenſtand. Was wir poetiſche Wahrheit nennen,

beſteht in dieſer Harmonie, mehr als in der materiellen Wahrheit, die aus der Identität des Gegenſtandes mit der Vorſtellung entſteht. — Was unharmoniſch iſt, ſtört die Einheit. — Ruh und Schmerz bilden keine Einheit. Ruh, Schlaf, rauſchende Waſſer, da iſt Einheit! Das Schöne hat ſeinen Grund in der Theorie der Gefühle. Da zeugen ſich Geſetze, welche die Vernunft des Künſtlers auszuheben weiß. Die Theorie menſchlicher Handlungen muß in der Theorie der Gefühle geſucht werden.

Was wir in der Sprache Styl nennen, entſpringt aus der Harmonie des Gefühls zu der Sprache. — Alles was Bewegung iſt, hat ſeinen Grund im Gefühl — in Muſik und Poeſie, wie im Tanz iſt allegro und grave, ſelbſt in Malerei und im Plaſtiſchen. Der Grad der Bewegung wird durch das Gefühl beſtimmt.

In der Theorie der Kunſt iſt die Schönheit in dem Gefühl; die Kunſt aber im Ausdruck des Schönen durch äußere Gegenſtände; die Vollkommenheit der Kunſt iſt im Verhältniß des Ausdrucks zum Gefühl — alſo immer relativ. Der gute Geſchmack iſt die Entwicklung ſteigender Harmonien, die einen Keim von etwas Unentwickeltem vorausſetzt, das wir Ideal nennen. Alles Menſchliche iſt unvollkommen, weil Alles partiell ſich zeigt, welches künftige Entwicklungen anzudeuten ſcheint. Das Seelenleben ſelbſt iſt partielle Entwicklung. Wo iſt das Ganze? in der unentwickelten Zukunft.

Ihr B.

100.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 13. Dec. 1827.

Ich will nun, wenn ich mich müßig fühle, Ihnen meine Gedanken oder Erinnerungen aufſchreiben.

Leſen Sie, wenn Sie Zeit haben, und ſagen Sie mir ein Wort darüber. Ich will in Briefen an Sie allerlei Skizzen machen, daraus ich vielleicht etwas Ganzes verfertige. Aber jetzt erſt von etwas Anderm.

Ich ſprach einen Deutſchen, der von Konſtantinopel und Egypten kömmt. Er iſt in fünfthalb Tagen von Belgrad in Konſtantinopel angelangt! Alles zu Pferd; die Poſt iſt vortrefflich. Er hatte einen Janitſcharen hinter ſich reiten, der ſein Pferd in beſtändigem Galopp erhielt. Ich fragte ihn nach Beſchaffenheit der türkiſchen Dörfer. Ueberall

ſei Wohlſtand; auch die Städte ſähen wohl und glänzend aus. — Er liebt und rühmt die Türken; nur was von der Regierung kommt, alles Obrigkeitliche, ſei ſchlecht, ohne Treue und Ehre. Allenthalben ſei die Regierung ſchlechter, als die Menſchen ſind. Die Treue und Redlichkeit der Janitſcharen ſei bekannt. Die ganze Reiſe von Belgrad bis Konſtantinopel, 195 Stunden — oder Meilen, koſtete alles in allem nur ohngefähr 800 Livres. Er ritt ſo ſchnell, weil er kein Geld hatte, um zu verweilen. Die Turkei, Land und Dörfer, ſeien ſchön und maleriſch, aber es gäbe faſt keine Landſtraßen.

Am 14. December um 7 Uhr. Ich ſtehe eben auf mit Halsweh, bin aber luſtig und muthwillig, darum ich Ihnen etwas aus meiner erſten italieniſchen Reiſe erzählen will. Eine mailändiſche Dame hatte eine zweideutige Krankheit gehabt, von der ſie geheilt zu ſeyn bewies. Sie zeigte mir ſogar das Teſtimonium des Arztes. Nun hören Sie. An einem großen Nachteſſen bei der Herzogin *** ſprach man von meiner Liebesgeſchichte. Die Damen ſagten: ich wäre wenig galant, in der Liebe die Gefahr zu ſcheuen. Das alles war ganz neu für mich. Nach dem Eſſen bat mich die Herzogin, noch bei ihr zu verweilen. Da ſprach ſie mir wie eine gute Mama, und ſagte: ich ſollte mich ja nicht durch die Neckereien der Damen irre führen laſſen. — Da ich nun weiter reiſe, ſo ſollte ich mich wohl vor ihnen in Acht nehmen. — In Acht nehmen? ſagte ich; wie zum Teufel weiß man, was in ihnen ſteckt. Da ſagte mir die Herzogin, die meiſten von den Verdächtigen wären ihr bekannt. „Ich will Ihnen ein Verzeichniß aller der Schönen geben, die Sie Ihrer Geſundheit willen meiden müſſen.“ In Venedig machte ich nachher Bekanntſchaft mit einer reizenden Frau; ſie hatte die ſchönſte Gondel, die beſten Gondolieri, ruderte neben mir u. ſ. w. Sie war aber auf der fatalen Note. So neckte ich ſie blos und ließ ſie laufen. Ein Berner, der nach mir in Venedig war, hat zehn Jahre lang an den Folgen ihrer Bekanntſchaft gekränkelt! — So war damals das Sittenverderbniß.

Ich habe mein Leben lang immer viel keuſcher gelebt, als mein äuſſeres Weſen verſprach. Das bin ich Bonnet ſchuldig. Der ſagte mir, die esprits animaux, die die Liebe beſeelen, nähren die geiſtigen Organe; und man gäbe das Leben nicht, ohne etwas vom Leben zu verlieren. Das machte mich recht geizig mit dem Lebensſtoff, ſo daß ich auf der italieniſchen Reiſe (nach Mailand) mich ein einziges Mal vergafft habe mit einer ganz gemeinen Dirne. Die Szene war recht

werden die Könige von Habesch dort feierlich geweihet. Aber die Sprache der Landesbeherrscher und der Großen ist amharisch. Amhara wird auch eine der innersten Provinzen des Landes geheißen. Zu Gondar, in der Provinz Dembea, ist der Sitz des Negus oder Hatzege, des Königs von Habesch.

Die Habeschiner sind ein Hirtenvolk, welches mit den Erzeugnissen des Landes Tauschhandel in die Fremde treibt, weil es das Geld noch nicht kennt. Wie sie uns der Engländer Salt aus dem Jahre 1810 beschreibt, eben so hat sie schon der Jesuit Guerreiro im Jahre 1608 gekannt. „Man findet bei ihnen (sagte dieser) weniger Laster, als in vielen Gegenden Europens, wo unser heiliger Glaube thront. Sie haben im Umgange viel Schlichtes, in ihren Sitten viel Unschuld; nichts Wildes, nichts Grausames."

Die portugiesischen Seefahrer hatten Habesch schon in der andern Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt. Von da begannen Handelsverbindungen und engere Verhältnisse zwischen diesen Afrikanern und den kühnen Europäern, welche ihnen gegen die räuberischen Mauren und Beduinen im benachbarten Lande Adel oder Zaila Hilfe leisteten. Mit den Portugiesen kamen auch deren Geistliche gen Habesch. Diese fanden aber nicht ohne Erstaunen hier unerwartet

komiſch. Als das arme Ding meinen Schreck vor den Folgen ſah, wollte ſie mich tröſten mit der Bemerkung, daß alle Studenten (es war in Piſa) ihre Liebhaber wären. In Amſterdam war ich mit einer Menge junger Herren im Muſico. Ich ſah alles nur von der komiſchen Seite an. Ich blieb der letzte auf dem Ballſaal. Da kam mein ehrlicher Bedienter und ſagte: Junker, laßt uns gehen. Wir ſind die einzigen, die noch Vernunft haben, und ſo zogen wir lachend und unverſehrt nach Haus. Ein Paar aus meiner Geſellſchaft waren Jahre lang krank, und ich glaube, einer ſei nach vielen Jahren noch an den Folgen der Elendsfreude geſtorben.

Der Friede iſt nun in Konſtantinopel und vielleicht, daß Mahmud ſeine Türken europäiſirt. Iſt aber der Traktat vom 6. Juli nicht auffallend ein altrömiſches Triumvirat? Bleiben dieſe Mächte vereint, ſo können ſie auch Oeſtreich ſagen: Italien leidet unter deinem Joch. Nur die allgemeine Civiliſation der Weltkugel kann da helfen. Sonſt entſteht immer Einer, der mächtiger iſt, als alle.

Unſer d'Ivernois hat ein ſchönes Princip: der wahre Civiliſationsmeſſer iſt die mittlere Lebenslänge einer Nation. Die Lebenslänge in England iſt 38, — die in Dänemark 32, — in der Schweiz nur 32½. Die mittlere Lebenslänge beweiſt Wohlſtand an Seele und Körper, und der Begriff von Civiliſation iſt allgemeiner Wohlſtand einer Nation.

Nun zu den Briefen. Sie haben unrecht, ſie mir wieder zu ſchicken. Ich ſende ſie Ihnen mit einem andern Werk und einem Briefblatte wieder. Sterbe ich, ſo ſind alle meine Schriften verloren.

v. B.

101.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, den vorletzten des Jahrs 182⁷.

Ehemals war bei mir das Neujahr eine überſtiegene Alpe; jetzt nicht mehr. Die Jährlein ſchwinden wie Zwerglein vorüber. Wenn wir drei- oder viertauſend Jahre lebten, ſo würde uns zuletzt ein Jahr ſeyn, was uns jetzt ein Tag, und dem Kinde eine Stunde. Wir denken mehr im Alter, aber wir fühlen weniger. Die Organe des Gefühls im Alter ſind äußerſt reizbar, aber kränklich reizbar. Ich habe letztlich einige Unannehmlichkeiten gehabt, die mich beinahe krank mach-

ten; Kleinigkeiten, die ich mir selbst nicht eingestehen darf, so unbedeutend sind sie. Andere Uebel, die ich Unglück nennen sollte, fühlte ich weniger, weil diese Organe noch frisch waren. Ich habe mehr als die Hälfte meines Einkommens verloren. Alle meine französischen Renten hab' ich in Amerika; da ich aber fand, daß ich doch zu leben hatte, war der ungeheure Verlust vergessen. Eine Lebensregel habe ich. Wenn ich ein Unglück *vorsehe*, so behandle ich die ganze Sache, *wenn ich munter bin*, und mache mir dann einen Ruhepunkt, einen Trost, damit, wenn das Gefühl mich ergreift, ich einen Anker finde. Z. B. ich denke lang und breit: daß ich doch noch leben kann, und genug habe, meine Kinder auch. Solcher Trost hilft nur, wenn man ihn in den *Stunden der Kraft* auseinandergesetzt hat. In meinem Leben hab' ich das Geld wenig geachtet, nie daran gedacht. Wie wenige Menschen *arbeiten* psychologisch an ihrem Wohlseyn. Wir bemühen uns um alles *Aeußere*; um's *Innere* aber nie. Wir wissen nie genug, wie vieles wir für uns vermögen! O du heilige Philosophie, wenn dich einmal die Menschlein erkennten, so würden sie endlich ihrer Kindheit entwachsen und Menschen werden.

Gestern war ich bei'm guten *Eynard*; er ist ganz herzlich geworden; er hat, als er mich sah, meine Hand an sein Herz gedrückt. „Die Deutschen, die Deutschen! das sind herrliche Menschen!" sagte er: „Sie allein sind reingut." (Unter Deutschen verstanden wir auch die *Dänen* und *Schweden* — denn Schweden gaben Anlaß zum Gespräch.) „Les François ont quelquefois des mouremens de bienveillance, mais bientôt arrive l'amour-propre, l'égoïsme, les considérations. C'est pis chez les Anglois. Sont-ils les premiers à donner, ils donnent à pleines mains, parcequ'ils sont *les premiers*, et qu'ils sont *les plus riches*. Mais le sentiment pur de la bonté, sans alliage d'aucun sentiment hétérogène, je ne l'ai trouvé que chez les Allemands. Leur bonté est inépuisable, elle est pure et sans mélange d'autre sentiment. Les Allemands savent *aimer*. Les autres arrivent tout au plus à la *bienveillance*." Das war bei *Eynard* Erfahrung, und wer hat mehr in diesen Dingen Erfahrung, als er? Wie kam mir sein Pallast, seine herrliche Wohnung schön und glänzend vor, als er solche Worte sprach. Seine Sonne ward mir neu, wie seine Teppiche und seine kostbaren Gemälde.

Sie ſchreiben mir: Sie arbeiten nun an einem halb metaphyſiſchen, halb theologiſchen Werke. Es iſt mir leid, daß Sie die Erde, die Welt unſerer Wirklichkeit, gegen die Fernen des Himmels austauſchen. Man ſollte die Metaphyſik zu uns herab, nicht von uns hinauf bringen. Iſt einmal in unſern Begriffen eine Beſtimmtheit, eine Klarheit, die allenthalben mangelt, ſo werden wir auch die Fernen beſtimmter und heller ſehen. Unſre Ideen ſind noch trübe Gläſer, mit denen wir falſch ſehen. Dieſe müſſen wir putzen, reinigen, vielleicht wiederum ſchmelzen, um die ewigen Fixſterne zu beobachten. Warum wollen Sie die Erde verlaſſen, wo Sie ſo herrlich wirken und glänzen?

Was Eynard von den Engländern ſagt, das beſtätige ich nicht ganz. In meinem Leben hab' ich nie ſo viel Herzensgüte erfahren, als in England. Ich kam ohne Empfehlung, ganz unbekannt von meinem Pfarrhaus (wo ich die Sprache gelernt hatte), nach Bath, wo alle Pracht, aller Reichthum, aller Stolz der Nation glänzte. Ich hatte da Bekanntſchaft gemacht, zuerſt in meiner Penſion, wo ein Paar engliſche und irländiſche Familien mich wie einen Freund aufnahmen. An einem großen Ball ſtieg ich auf einen Tiſch, um beſſer tanzen zu ſehen. Ein junger Engländer ſtand auch da. Wir umarmten uns, um nicht zu fallen. Der Mann hieß Nichols, Grays Freund und Vertrauter. Bei unſerer traulichen Stellung ward bald genaue Bekanntſchaft gemacht. Wir ſahen uns täglich. Nichols machte mich mit ſeinen Freunden bekannt. Alle liebten mich. Nichols blieb mein Freund bis in den Tod, und erinnerte ſich noch meiner in ſeinem Teſtament. Als ich nach London reiſen ſollte, verſammelten ſich meine Freunde in Bath. Sie ſagten: Bonſtetten muß recht wohl in' London empfohlen ſeyn. „Wen wollen Sie ſehen? den Hof? die Miniſter?“ Ich ſagte, ja. — „Wenn Ihnen aber dieſe Geſellſchaft nicht anſteht, ſo ſchreiben Sie uns, und wir bringen Sie in eine andere Welt.“

In London machte ſich Thomas Pitt, Bruder von Chatham, mit mir bekannt. Er hatte mich in einer Geſellſchaft geſehen und ſo lieb gewonnen, daß er mich den Ambaſſadoren und den Großen des Reichs vorſtellte, und in ſeinem Wagen herumführte, ſo treu und liebreich wie ein Vater. Mir war bei dieſen Herren ſo wohl, daß, als ich dem König präſentirt werden ſollte, ich in Erwartung ſeiner Majeſtät ſo luſtig ſchwatzte, und mich ſo unterhielt, daß ich's gar nicht merkte, als der König in's Zimmer trat. — Ich ſchwatzte fort mit Lord Briſtol. Der lächelte über meine Unbefangenheit, als ein mir

unbekannter Herr mich anredete. Da erkannte ich den König, weil ich sein Bild oft gesehen hatte. Ich erschrack nicht, denn eher schien der König verlegen, als ich. Er that einige Fragen an mich, und ich antwortete ganz heiter. Der König und besonders die Königin waren mir immer hold. Sie liebte au grand levé mit mir zu sprechen.

Nun denken Sie — Pitt hatte mich in eine große Gesellschaft beim holländischen Ambassaderen gebracht. Die Ambassaderin präsentirte mir eine Karte zum Wisth. Ich nahm sie an. Da Pitt mich am Spieltisch sah, kam er zu mir und sagte mir: „Behalten Sie mir das," und steckte mir einen Beutel in Sack. Ich wußte gar nicht, was er damit wollte? — Er aber sagte leise — schweigen Sie, vielleicht kann es Ihnen dienen. Ich spielte, wie ein Kind, schwatzend und unbekümmert — Gottlob, daß ich schöne Karten hatte. Man bezahlte mir zwei Marken mit zehn oder zwanzig Louisd'or in Papiergeld. Da erst erschrak ich, und fühlte, was Pitt gethan hatte, der edle Pitt. „Ja, sagte er, als er mich nach Haus führte, Sie hätten vielleicht in Verlegenheit gerathen können! Sie hätten doch eher aus meinem Beutel genommen, als schuldig zu bleiben." Das war Warnung. Bald aber kam Gray und nahm mich mit sich nach Cambridge, wo ich ihn täglich von fünf Uhr bis Mitternacht sah. Er liebte mich wie einen Sohn oder Freund. Er starb eben, als er mir geschrieben hatte, er wolle zu mir reisen. Auf dem Dorf Northmorton, wo ich beim Pfarrer Schmidith englisch lernte, waren mir alle Bauern gut. In den kleinen Städten Walingfort, Abington ꝛc. war ich von allen verzogen. In meinem Leben hab' ich nie so viel Liebe genossen, als in England. Das kam besonders, weil ich die Nation und die Freiheit mit warmem Herzen liebte, und ich glaube, mein Aeußeres mochte etwas dazu beitragen. Ist das Güte? — Sie sehen, daß mein guter Engel, der mich in Bern rettete, mir oft beigestanden ist. Adieu.

C. v. B.

P. S. 1. Januar 1828! Ich habe Ihren lieben Brief, den will ich morgen beantworten.

102.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 8. Januar 1828.

Ich habe viel Neues erfahren, seit ich Ihnen geschrieben. Mein Geldverlust fiel mir wie eine Alpe auf das Herz. Ich fühlte, daß ich

bei meinen Jahren dieſen Schmerz nicht ertragen werde. Ein ſolcher Schmerz aber iſt nicht Seelenſchmerz, es iſt Krankheit! Alles Vernunftſpiel war eitle Muſik, die man einem Felſen ſpielen würde. Da raffte ich mich zuſammen. — Was iſt Philoſophie, wenn ſie da nicht hilft? Ich muß erſtlich, ſagte ich, nur phyſiſch darauf arbeiten. Ich nahm auf die Nacht ein wenig Opium und ſchlief wohl — allein der Verluſt war beim Erwachen wieder da. Ich muß um Hilfe rufen, ſagte ich mir. Ich ſchrieb an Simond, den Auteur des voyages d'Italie. — Ein prächtiger Mann, ich erzählte ihm Alles. — Das fing ſchon an mich zu beruhigen, beſſer als Opium. Er zeigte ſich mir als warmer Freund. — Ach, Freundſchaftstöne ſind allmächtig. Er ſagte mir: Vous verrez, cela passera. Ich lud Malten ein zum Eſſen. Ich muß mich zerſtreuen, dachte ich. Er kam. Ich aß aber mehr, als ich ſollte. — Wunderlich — das machte mich ganz dumm und das half. Das Sonderbarſte aber iſt: daß, als ich mich beſſer fühlte, mich am Abende in einer großen Geſellſchaft eine ſolche Luſtigkeit anwandelte, daß kein Menſch darin die Wirkung des Schmerzens errathen hätte. Es wär das Gefühl der Erlöſung von meiner phyſiſchen Marter, das ganz mechaniſch wirkte; es war Gegenwirkung des Organs. Dann erſt halfen die Vernunfttöne nach. Auch dieſen morgen kam eine günſtige Rechnung meines Banquier. Ich richte mich nun ganz in meine neue Lage ein, ſo daß alles, was noch etwa aus Amerika kommen kann, reines Geſchenk iſt.

In meiner Jugend kam mir das Bild der Armuth glänzend vor, wie in Abauzit's Bild, der mit vierzig Louisd'or groß, glücklich und von allen Menſchen verehrt war. In meinem Alter aber wäre dieſe Armuth Schande, Thorheit, ein wahrer Märtertod.

Unglaublich kommt mir meine Geſundheit vor, — denn nie war ich munterer geweſen, wie dieſen Winter.

Ich habe einen guten Freund an Scherer aus St. Gallen verloren. Er machte die letzte Hälfte meiner erſten italieniſchen Reiſe mit, und ſeither blieben wir immer Freunde. Die Pflanzen der Liebe, die Lebensduft ausathmen, ach, die wachſen nicht wieder! Jedoch ich muß nicht klagen. Neue wachſen mir herrlich an, obſchon noch jung, wie Zichorie; auch Weiberfreundſchaften blühen um mich, wie ſchöne Gebüſche, auf.

Das Miniſterium in Frankreich iſt nun aufgelöſt. Das herrliche Frankreich! Wie glorreich dieſe Nation ſich aus den Gewitterwolken emporhebt.

Capo d'Iſtrias ſchrieb an Eynard: „Je ne rêve que pommes de terre.“ Da ſchickte ihm Eynard aus England 400 Zentner Kartoffeln. Sie wollen in Griechenland ein Triptolemusfeſt feiern, wenn die Kartoffeln auf freiem Boden ankommen. Ganz auffallend iſt, wie die griechiſchen Götter ſeit der Revolution vergeſſen ſind. Kein Dichter darf ſie mehr nennen. Ich habe an Schweden und Dänen geſchrieben, um die ſkandinaviſche Mythologie in die Dichterwelt einzuführen. Wie ſchön ſie im Frithiof glänzt!

Den 14. Jan. Die Zeit gleitet unter mir, ungefühlt. Meine Blätter wiſſen es. Lieber Zſchokke, ſeit ich in Genf bin (27 Jahre) habe ich keine halbe Stunde Langeweile gehabt! Was iſt der vereinzelte Menſch auf dieſem Erdboden! kaum daß er ſich nähren kann. Im geſellſchaftlichen Zuſtande heißt die Kraft, die die Seele hebt, Sympathie. Wo die Sympathie den Menſchen nicht hebt, da bleiben ihm nur thieriſche Vergnügungen. In unſern Ariſtokratien hab' ich allenthalben einen großen Hang zum Eſſen, Trinken, aber ganz beſonders zur ſinnlichen Liebe bemerkt. In Genf, wo die größte Thätigkeit herrſcht, fühlt man ſich auf einem feſten Boden; alles iſt da emſig oder denkend, da in den Schweizerariſtokratien Alles von einem Strome hingeriſſen wird, der die leidenden Blumen des Ufers von Zeit zu Zeit aus der Wurzel reißt. Schade! ich liebe die Schweizer, ich liebe und verehre den redlichen Berner-Charakter. Ich ſehe viele junge Berner voll Talent, voll des beſten Willens zum Beſſern. Ich ſehe den Adler zum Welſchenhahn ſich aufblaſen — nur die wenigen, die in der Regierung eine Thatenbahn finden, bleiben ſich gleich, und ohne Metamorphoſe.

Der wahre Nutzen der Wiſſenſchaften und Künſte muß pſychologiſch betrachtet werden. Denken, fühlen und edel fühlen iſt Seelenhunger, Seelennoth; wo dieſe Bedürfniſſe unbefriedigt bleiben, da erſtirbt die Seele. Dieſem Uebel wäre nur durch neue Inſtitutionen zu helfen.

Haben wir nicht eine Metzgerzunft, eine Schuhmacherzunft, eine Schneidergeſellſchaft? — warum nicht eine Profeſſorengeſellſchaft? warum nicht eine Akademie der Künde, eine der Wiſſenſchaften? In Bern ſollte Niemand, ohne Beweiſe ſeiner Studien, in die Regierung gelangen. Fänden wir in unſerm ſchönen Vaterlande eine ſympathetiſche Bahn zu Künſten und Wiſſenſchaften, mit einem Wort, fühlten ſich da die Gedanken frei und ungeneckt, ſo wäre unſere Lage die glücklichſte

in der Welt. Was iſt Eſſen, Trinken und Lieben für den Adler, der ſeine Flügel gebunden fühlt! Wann werden wir die ganze Fülle unſeres Weſens, und die hohe Würde unſerer Seele fühlen? Der Menſch erwache einmal, ſo wird er bald einſehen, daß er ſelbſt das Werkzeug einer Erniedrigung iſt, und daß alles Große und Edle im Kreiſe ſeines Vermögens ihm zu Gebote ſteht. Wir ſind politiſch frei; aber moraliſch iſt jede unaufgeklärte Nation Sklavin eines ſelbſtgeſchaffenen Elends und arm an Seelengenuß.

E. v. B.

103.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 9. Januar 1828.

Wenn neben vielen andern Grüßen, die man Ihnen zum Neujahrstag geſandt hat, der meinige auf dieſem Blatt, wie vom blaſſen Morgenlicht umfloſſen, Sie anleuchtet *): ſo nehmen Sie es ſymboliſch, wie Wiederſchein meiner Freude. Hätte Solon Sie, oder einen Phönix-Greis, wie Sie, gekannt gehabt: er würde dem Crösus nicht von Cleobis und Biton erzählt haben.

Am erſten Jänner ſchrieben Sie: Ich will Ihren Brief morgen beantworten. Darum wartete ich von einem Morgen zum andern, bis heut.

Nein, Lieber, Theurer, meine Anſicht des göttlichen Alls — der Hauptgedanke meines Lebens ſeit mehr, denn der Hälfte meines Lebens — wird nicht ein metaphyſiſch-theologiſches Buch, wie Sie fürchten. Ich mögte, wie Bonſtetten, philoſophiren, um in der Welt verſtanden zu werden, und nicht in den Schulen.

Wie Ihnen, ſpielt auch mir die Pſyche eine hohe Rolle im Leben, mit ihren ſinnlichen Gewahrungen, ihren körperlichen Empfindungen des Wohlſeyns und Schmerzes, und ihren Luſt- und Unluſt-Gefühlen.

Ich bin eben an den Unterſuchungen über den Parallelismus der Sinne. Ueberall finden ſich da drei wahre Grund- und ſieben Haupt-

---

*) Das Briefchen war nämlich zufällig auf blaßrothliches Papier geſchrieben.
D. H.

farben, Töne, Fühlungen des Taſtſinns, Geſchmacke der Zunge und des Geruchs; z. B.

Farben: roth, orange, gelb, grün, blau, indigo, violet.
Töne: c d e f g a h
Geſchmack: ſauer, ſauerſüß, ſüß, bitterſüß, bitter, bitterſalz, ſalzſauer.
Fühlungen: hart, elaſtiſch, flüſſig, zähe, weich, mürbe, ſpröde.

Jeder dieſer Außenſinne hängt mit einem Seelenvermögen höherer Art zuſammen; z. B.

Töne: Gefühle erregend;
Farben: Fantaſie erregend;
Fühlungen: Empfindung (körperl.) erregend;
Geſchmack: Begierde erregend;
Geruch: Gedächtniß und Erinnerung erregend.

Man muß geſtehn, Sultan Mahmud III., wiewohl er den morgenländiſchen Deſpoten in ſich nicht verläugnet, zeigt unter allen europäiſchen Fürſten die meiſte Charakterfeſtigkeit; ſo wie unter allen Miniſtern Herr Villele die harzigſte Geſchmeidigkeit.

Ihre Anekdote von Thomas Pitt iſt vortrefflich. Dieſe Großartigkeit des Zartgefühls muß jeden rühren. Ich las Ihre Erzählung meiner Nanny vor (denn die will alle Ihre Briefe vorgeleſen haben); und ſie rief einmal um's andere: »ſchön! das iſt mehr als Politeſſe, es iſt Delicateſſe.«

Leben Sie ſelig. Es iſt noch um acht Wochen zu thun, ſo baut ſich der Frühling ſchon wieder aus jedem Grasbüſchel einen Thron der Anmuth. Jetzt müſſen wir uns noch das beſſere Klima ſtückweis durch unſre Ofenheizer fabriziren laſſen, und das iſt wahrlich ein leides Stückwerk des Wohllebens!

Ihr H. Z.

Den 10. Ihr Brief, der den Tag nach dem erſten kommen wollte, hat den Weg durch die Schneeflocken noch nicht zu mir gefunden.

104.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 17. Januar 1828.

Ihr Brief vom achten Januar kam erſt heut zu mir. Ich las ihn einigemal hinter einander, um ihn zu verſtehen. Sie ſetzten

vermuthlich voraus, ich wiſſe von Ihrem Geldverluſt, und wo, wie viel und wodurch Sie einbüßten? Aber nicht der Verluſt machte mich unruhig, ſondern Ihre Unruhe darüber, und daß Sie, zur Wiedereroberung des philoſophiſchen Gleichmuthes, der Anſtrengung ſo viel bedürften. Wär' ich doch bei Ihnen geweſen! Sie hätten Ihrem Herzen Luft gemacht und Alles würde vorüber geweſen ſeyn. Der Menſch hört auf zu ſeyn, wenn er nicht, was er iſt, im Andern ſeyn kann. Wer ſeinen Schmerz in ſich begraben will, begräbt ſich ſelbſt; und wer ſeine Freude nicht äußern und mittheilen kann, tödtet ſie und ſich. Es war gut, daß Sie Herrn Simond und dann Herrn Malten kommen ließen. Die Mittheilung heilte Sie, weil man in mündlicher Mittheilung ſich ſelbſt in Vorſtellungen und Gefühlen deutlicher wird, und weil die Regſamkeit ſchmerzhafter Gefühle abnimmt, indem man ihnen eine Thätigkeit anweiſt, in der ſie, wie feurige Roſſe, denen man den Zügel ſchießen läßt, endlich müde und erſchöpft werden. Wäre ich doch nur bei Ihnen geweſen!

Es gibt kein wahres Unglück, als das moraliſche Uebel, das Bewußtſeyn der Schuld, — und das Einſamſtehen im Weltall. Ich hätte im Paradieſe nicht mögen der erſte Menſch ſeyn; — ich möchte auch auf Erden nicht der letzte ſeyn. In beiden Fällen würde ich das Nichtſeyn vorgezogen haben.

Ich war auch ſchon, als Jüngling, einmal im Fall, den Seelenſchmerz, wie Sie mit Opium, mir durch Liqueur bändigen zu müſſen. Auf einer Reiſe von Frankfurt nach Magdeburg wollt' ich meinen Jugendfreund und Liebling unterwegs in Brandenburg, wie wir erſt ſchriftlich verabredet hatten, abholen. Ich kam Nachts mit der Poſt an, und mein Liebling war den Tag vorher — begraben. Mir brachen die Knie ein. Ich nahm Liqueur, mich zu betäuben. Das war umſonſt. Auf dem Poſtwagen allein mit dem Poſtillion, erzählte ich dem Kerl mein Schickſal und das linderte meine Noth.

Noch nie hat mich der Verluſt an Geld eine Stunde lang betrübt oder unruhig gemacht; — aber Verluſt von Lieblingen! ja — da bin ich ſchwach; da hab' ich zu kämpfen. — Ich freue mich kindiſch über Ihre herrliche Geſundheit, die Ihnen unglaublich ſcheint, und mir natürlich vorkömmt, wie die ewige Ordnung der Dinge.

Was wird denn aus Ihren Italia-Briefen? Wir hoffen vergebens auf deren Wiederkunft.

Alles, was Sie mir von Bern ſagen, iſt immer tief gefühlt. Alles Uebel dort ſtammt aber wohl nur aus dem Boden der Ariſtokratie. Denn man kann jede Ihrer Zeilen eben ſo gut für Züge von Venedig und Genua halten, als für Berns Züge.

Ich küſſe Sie in Gedanken tauſendmal. Wiſſen Sie warum? Ich fühle, Sie ſind mir, was ich nicht glaubte, noch lieber geworden, als Sie waren. Und wodurch? — Ich glaube, theils durch ein unabwendbares Mitleiden bei Ihrem vorübergehenden Schmerz um den Geldverluſt, und dann, weil mein himmliſch-guter Bonſtetten aus der Höhe eine Stufe niederſtieg, und mir eine — Schwäche wies. Das iſt menſchlich und darum ſchön!

Noch einmal küßt Sie

Ihr H. Z.

105.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 25. Januar 1828.

Ich bin den ganzen Morgen beſchäftigt geweſen — mit den Stunden der Andacht. Wunderbar, daß ein ſolches Ding den Genfern unbekannt iſt. Ich habe an Monnard geſchrieben, um es überſetzen zu laſſen — das beſte Gegengift für die Methodiſten. Sie ſind der Verfaſſer, ſagt man, warum bekennen Sie ſich nicht?

— — Man kann aus der Religion eine prächtige Poeſie machen. Gottes Allmacht ſchwebend über Alles, was da iſt! Was hat man mehr nöthig, als einen ſolchen Glauben? Man muß wählen: — Entweder, Materie hat Alles in ein Ganzes gebildet, oder, was wir Geiſt nennen, hat Alles geordnet. Wer kann da anſtehn? — Und iſt einmal der Geiſt lebendig in Allem, wer kann da nicht ruhig ſeyn? Bei'm Gebähren der Vernunft muß, wie bei der Geburt des Kindes, vieles weggeworfen werden. Jeder Kern hat ſeine Schale.

Du mein Gott! wie iſt die Welt ſo ſchön. Ich komme vom Spazieren — die ſchönen Wintertage ſind ſchöner, wie die glänzenden Sommertage. Der See, ein Perlenteppich. Die Fernen in ſeinem Nebelgewand haben etwas Aetheriſches, das dem Himmel anzugehören ſcheint. — Durch Alles duftet Frühlingsahnung.

Aber ſiehe, da ſteht das Eſſen und ich hungre! — Ich habe dieſer Tage einen liebenswürdigen gelehrten St. Galler Stähli geſehen, der

ein chriſtliches Volk, welches, ſeinen Glauben ſeit unbekannten Zeiten, und doch rings von muhamedaniſchen und heidniſchen Nationen umgeben, treu bewahrt hatte. Das habeſchiniſche Chriſtenthum, den älteſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung entſtammt, hatte freilich mit den Lehren des abendländiſchen nichts gemein. Mit der Sonntagsfeier war auch die Feier des Sabbath, mit der Taufe auch die Beſchneidung, mit dem Abendmahl auch die Enthaltſamkeit vom Genuſſe vieler im moſaiſchen Geſetze verbotenen Speiſen verbunden. Man erkannte in den Lehren viele Verwandtſchaft mit den Lehren der jakobitiſchen Chriſten in Aegypten. Auch die Habeſchinen wußten nur von einer Natur in Chriſto, unbekümmert, ob abendländiſche Kirchenverſammlungen dieſes Dogma verdammt hatten. Daß ihnen von Aegypten viele Lehrer des göttlichen Wortes ehemals gekommen, beurkundete der Umſtand, daß das Oberhaupt ihrer Kirche, ihr Patriarch, der Abuna (unſer Vater), welcher in der Stadt Dobſan wohnte, ſich dem koptiſchen Patriarchen untergeordnet erkannte.

Um ſo inniger wurden nun die Verbindungen der Habeſchiner mit den Portugieſen. König Etana Denghel, der im Jahre 1525 auf dem Throne ſaß, ſchickte ſogar einen Geſandten nach Liſſabon, Freundſchaftsverträge zu ſchlieſſen, und bat den Pater Joan Bermudez, welcher mit

in London als Profeſſor der deutſchen Sprache in der neuen Univerſität erwählt zu werden hofft. Er iſt in Griechenland geweſen und erzählte unter anderm: Er hatte im Pauſanias geleſen, daß eine gute Quelle in der Akropolis ſei, die nicht mehr exiſtirt. Nun aber iſt Pauſanias ein wahres Evangelium. Die Stelle, wo die Nymphe geweſen ſeyn ſollte, iſt deutlich angegeben. Nun ließ man da graben. Bald fand man eine Capelle, Tempelchen, und ſiehe, da war die Quelle! Noch mehr, man fand da einen unterirdiſchen Gang durch den Felſen der Akropolis gebrochen, der in die Citadelle führte.

6. Febr. Ich bin ganz ſchändlich zerſtreut; lebe wie ein junger Geck; gehe um ein bis zwei Uhr Nachts zu Bett; ſtehe ſpät auf; leſe, wie ein Faullenzer, anſtatt zu ſchreiben; fahre aus; komme mit prächtigem Appetit nach Haus; ruhe wieder; leſe, leſe drei bis vier Stunden; — dann jeden Abend in Geſellſchaft bis eilf, zwölf Uhr, wo ich oft ſehr luſtig bin. Nichts iſt abwechſelnder, als mein Weltleben, Konzerte, Ball, Redoute, Kartenſpiel mit Alt und Jung, gelehrte Geſellſchaften, Beſuch von Fremden.

Morgen! morgen! ſag' ich mir — fange ich etwas an. Iſt es nicht Sünde, nur zu genießen, ohne zu bedenken, daß ich auf dieſem Boden ſinke, anſtatt mich zu heben? Ich tauge gar nichts, und bin doch voll Leben. — Um anzufangen: Ich ſende Ihnen meine deutſchen Aufſätze, die Briefe an Müller und die Philoſophie. Die Briefe an Müller gebe ich Ihnen, um auszuſtreichen, was zu ſtark meinen Schreck vor Bern verräth. Ich will nichts mehr damit zu thun haben.

Hier ſind mehr, als 1200 Schüler in den Induſtrieſchulen. Zwei neue Schulen ſind letztlich eröffnet worden — Alles gratis — eine neue Zeichenſchule, wo Alles — ja der Bettler — hinläuft; da wird gezeichnet und gelehrt — z. B. Architektur — da werden alle techniſche Wörter ausgelegt. — Eine andere für Mathematik und Mechanik; eine Art Club, wo man lieſt, dozirt, converſirt, mit einem Wort mit einander lebt. Die Lehrer beider Schulen ſind gelehrte Genfer vom Mittelſtand. Ganz Genf iſt eine große Schule, die halbe Stadt wird umgeworfen, neu gebaut und verſchönert; ein Bild der innern Gährung!

Nun erſcheinen Sie hier im franzöſiſchen Kleid. Wie viele ſchöne Damen hatten am Zſchokke gearbeitet und überſetzt, und ſich erluſtiget!

Schreiben Sie mir von Ihrem Concordat — wird es bei Ihnen angenommen? Sie ſchreiben mir nie von der Schweiz, die uns hier Auſtralien iſt. Adieu.

Ganz Ihr Tauzeichts

v. B.

P. S. Ich bin geſund wie ein Fiſch, und denke dieſen Sommer zu reiſen. Sie ſind alſo doch nicht der Verfaſſer der Stunden der Andacht? Siehe allgemeine Zeitung!

106.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 12. Februar 1827.

Gottlob, daß endlich ein Briefchen kam. Mir ward ſchon bange.

Sie ſchicken mir wieder von Ihren Manuſcripten? — Wenn ſie nur da wären. Alle Ihre Wünſche ſollen erfüllt werden.

So viel ich weiß durch Nachfragen, ſind Ihre Philosophica noch nicht gedruckt.

Die Schweden, Geir und Arel v. Tegner, hab' ich für Sie ſogleich beſtellt.

Als ich die Artigkeiten las, die Sie an mich wegen der Stunden der Andacht adreſſirten, hatt' ich ohngefähr die Empfindungen, welche ein Frauenzimmer hinterm Schleier haben mag, welchem Bewunderungen und Zärtlichkeiten, die einer ganz Andern zugedacht ſind, durch den Irrthum des entzückten Liebhabers geſendet worden ſind. — Es that mir faſt leid, daß Sie hintennach durch die allgemeine Zeitung zu früh enttäuſcht wurden.

Wer erzählt Ihnen auch, daß die polytechniſche Schule von Aarau ſchlecht fährt, weil die Räder nicht raſſeln? — Sie geht ſeit dreiviertel Jahren ihres Daſeyns guten Schritt. Sie iſt keine Handwerker-Schule, denn ohne Vorkenntniß in Geometrie, Algebra, Zeichnen, Geographie und Naturkunde, wird keiner darin aufgenommen, und die Schülerzahl iſt von den Stiftern auf dreißig beſtimmt. Schon jetzt melden ſich aus andern Kantonen Eltern bei mir um Plätze auf Oſtern für ihre Söhne. — Zeichnungsſchulen für Handwerker hatten wir in Aarau ſchon längſt und im Sommer wird wieder eine neue eröffnet. Dergleichen beſtehen auch in Zürich, Baſel und andern Orten

seit langer Zeit. Mich wundert, daß die Genfer jetzt erst daran denken!

Sie fragen: Was bei uns aus dem Bisthumsconcordat wird? — Ich weiß es nicht. Morgen soll's entschieden werden. Wir werden eine stürmische Sitzung haben, fürcht' ich. Im ganzen Kanton ist zu Stadt und Land große Bewegung, wie man seit 1814 keine solche gesehn. Es heißt, es werde von allen Seiten viel Volks in die Stadt kommen.

---

15. Febr. Heut erst kann ich den Brief beenden. Denn vorgestern am 13. wurde im Großen Rath das Majoritäts- und Minoritätsgutachten der Commissien über das Bisthumsconcordat, die Majorität für Annahme, die Minorität für Verwerfung, abgelesen. Es gab dabei nur leichtes Meinungsgeplänkel.

Am 14. begann Morgens neun Uhr die ernstere Discussion. Eine Reihe katholischer Redner für und wider erhob sich. Man sprach mit Gründlichkeit und Würde. Nur ein Glied (katholisch) der Regierung, für Annahme, ward bis zur Erschöpfung heftig. Mehrmals forderten die katholischen Rathsglieder ihre reformirten Amtsgenossen auf, laut zu werden. Es sei hier nicht Glaubens-, sondern Staatssache, Vaterlandssache! — Die Versammlung erklärte sich Nachmittags um drei Uhr permanent. Die reformirten Redner traten nun nach und nach in den Kampf. Erst gegen sechs Uhr Abends kam auch Ihr Freund ins Gefecht. Es dauerte die Discussion mit Ernst und Majestät, eines altrömischen Senats würdig, bis gegen acht Uhr. Da ward abgestimmt. In der feierlichen Minute der Entscheidung herrschte Todtenstille. Die Annahme des Concordats kam zuerst in's Mehr. Ohngefähr fünfzehn einzelne Personen erhoben sich einsam im Schimmer der Kerzen, kaum kennbar durch den großen Saal. Dann erhoben sich bei 130 Glieder des Raths gegen die Annahme. — Während dem hatte ängstliche Spannung der Gemüther im ganzen Kanton geherrscht. Viele Eilboten aus den verschiedenen Gegenden waren in der Stadt. Sie flogen zu Pferd und zu Fuß nun durch die Nacht in ihre Gemeinden zurück.

Ihr H. Z.

107.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 17. Februar 1823.

Ich leſe eben Bernoulli's Rede, die er in der gemeinnützigen Geſellſchaft von Baſel hielt. Noch lebt, ſehe ich, der Streit zwiſchen Theorie und Praxi, und die Lieblinge der Finſterniß klagen noch über das Licht, das doch nur von oben (von den Grundſätzen) zu erwarten iſt. Solche veraltete Anſichten kommen vom Mangel deutlicher Erkenntniß der Sachen. Man hört die Einen die Erfahrung anrufen; die Andern die Grundſätze. Thatſachen aber ohne Grundſätze geben uns keine Erfahrung, und Grundſätze ohne Thatſachen geben auch keine Erfahrung. Die Zahl der Thatſachen iſt, wie des Lebens, beinahe für alle Menſchen gleich, nur bei dem, der ſeine Thatſachen an Grundſätze zu binden verſteht, nur bei ihm fängt die Erfahrung an. Ebenfalls beim Leerdenker iſt keine Erfahrung, ſo lang er ſeine Abſtraktionen nicht an Thatſachen anzuknüpfen weiß. Undenkende (ohne Grundſätze) machen ſich groß, wie viele von unſern Herrlein, wenn ſie viele Geſchäfte vorübergehen ſehen, ohne ſich je Grundſätze zu bilden. Die haſſen die Theoretiker, die kein Haar beſſer ſind, ſo lang ihre Theorien nicht Reſultate von wirklichen Thatſachen ſind. — Was der Denkende eine Thatſache nennt, ſetzt ſchon voraus eine Verbindung von bemerkten Gegenſtänden mit irgend einer Abſtraktion, id est eine verallgemeinte Idee, die ich ein Element der Erfahrung nennen möchte! Für ganz Unwiſſende exiſtiren keine eigentliche Thatſachen.

Die Theorie ſchadet, wenn ſie die Thatſache an falſche Grundſätze bindet; und die Unwiſſenheit ſchadet, wenn ſie die Welt ohne Grundſätze zu leiten glaubt. Beide geben blindlings zum Verderben.

Die Grundſätze ſelbſt altern, wie jede Wiſſenſchaft, ſobald höhere Grundſätze die frühere Erfahrung abſorbiren. Das Fortſchreiten der Civiliſation zerſtört die alten Grundſätze, wie wir die alten Häuſer zerſtören, wenn wir neue, beſſere bauen.

Die Feſtigkeit der Civiliſation beſteht in der realiſirten Induſtrie, das Fortſchreiten der Induſtrie kann nicht ohne Vorwärtsſchreiten der Aufklärung beſtehen. Nun kann die Induſtrie nicht rückwärts gehen, ohne daß das ganze Nationalſyſtem dabei leide. So werden die Kriege

immer ſeltener werden, weil alle Nationen, in ihrer Induſtrie, beim Krieg leiden. Das beweiſt die Erfahrung unſerer Zeit. Man kann ſich nie genug überzeugen, daß alles Gedankenweſen in einer Nation an einander hängt, wie ein Einiges, ſo daß wahre Aufklärung bei der höhern Klaſſe, ohne Fortſchreiten der untern Klaſſen, nicht beſtehen kann. Nun iſt Induſtrie eine materialiſirte Aufklärung, die nicht wie ein Gedankenbau unbemerkt zuſammenſtürzen kann.

Die wahre Centraliſation der Schweiz iſt von den Fortſchritten der Induſtrie zu erwarten. Das dumme Zollſyſtem wird vor dem Licht der Fabriken fallen. — Alle Einſchränkungen, alle Inſtitutionen, die unſerer Kleinheit, unſerer Kindheit angemeſſen waren, ſind dem Jüngling zu eng. Keine Nation hatte bisher ſtarrere Vorurtheile, wie die Schweizer, weil keine mehr Altes in ſich faßte. Unſer elender Söldnerdienſt bei Königen, der den Geiſt des Müßiggangs erzeugt, wird durch den Induſtriegeiſt fallen. Die Kriegskunſt beſteht nicht mehr im Einhauen, und in feſterm Körperbau; der Kopf, nicht der Arm ſieget. Nun aber erfordert der Krieg polytechniſche Schulen, auch ein Finanzſyſtem, das im Syſtem der Unthätigkeit nicht beſtehen kann.

Die Ariſtokratie der Denkenden wird die Undenkenden beſiegen. Darum unſere alten Ariſtokraten ſich denkend machen ſollten, um nicht unerwartet einzuſtürzen.

Die Bettelarmuth muß mit der Aufklärung verſchwinden. Eine untere Klaſſe wird dennoch immer exiſtiren. Was wir Zufall, was wir Glück und Unglück nennen, wird im Syſtem der Aufklärung immer ſeltener werden.

Die letzten Abhandlungen der gemeinnützigen Geſellſchaft haben mir dieſe Gedanken veranlaßt. Ich wünſchte mir eine lebendigere Organiſation dieſer Geſellſchaft; wir Schweizer machen Alles zu ſenatoriaſch, zu ſteif. — Ich wünſchte, ich weiß nicht, was — daß Schulen und Akademien zugegen wären. — Die Griechen haben durch Jahrtauſende gewirkt. — Wir ſind zu unluſtig. Nur der hundertſte Theil unſers Lebens iſt wach; neunundneunzig ſchlummern ganz ſenatoriaſch.

Adieu, lieber Zſchokke. Soll ich dies Blatt laufen laſſen? Armer Zſchokke! aber Sie können es ja ungeleſen laſſen.

C. v. B.

108.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 7. März 1828.

Alſo ſchon ein Sechstel des Jahrs dahin! Wie Alles fliegt, wie ſich Alles dreht auf allen unſern Weltkugeln! Wer ſich in der Jugend das Alter denkt, ſteht ſich da auf dem äußerſten Abgrund. Nun, da ich da bin, ſchaue ich der Unendlichkeit entgegen, wie in meinem zwanzigſten Jahr, und reite rückwärts meinen Lebensеſel. Die Religionsbücher, die bisweilen uns über den Tod zu tröſten ſuchen, ſind ganz gemacht, uns den größten aller Naturſchrecken einzuflößen. „Siehſt du da das ſchreckliche Geſpenſt — nun, Kind, ſei ein Mann — es thut dir nichts — ſei ſtark — forſche nichts!“ — Was kann man Aergeres thun, um das Kind zu ſchrecken? Und dann die ganze Theorie vom Teufel! Und dann der liebe Gott — wie man ſagt! — ein Abbild bald eines Tyrannen, bald eines böſen Schulmeiſters, bald eines alten Pfarrers, immer mürriſch, launig, ein ungeheures Bild, das ſich nach dem Faden regt, den die Prieſter ziehen!

Wiſſen Sie, was die Philoſophie da thun kann? Beweiſen, daß wir nicht wiſſen, was nach dem Tod mit uns vorgeht. Dieſer Schritt iſt von viel größerer Bedeutung, als man glaubt. Jeder Schreck hat ein poſitives Glaubensbild vor ſich. Wäre, anſtatt des Glaubens, der Zweifel poſitiv, ſo wäre kein Schreck. Und wäre der Geiſt einmal ruhig, ſo wäre die Idee von Gott ſo einleuchtend, daß da völlige Beruhigung ſeyn würde. — Eine arme Seele ſchrecken, die auf dem Abgrund ſteht, iſt eine wahre Miſſethat. Wer allen Nonſens des Mönchsglaubens aufdecken könnte, wäre der größte Wohlthäter der Menſchheit. Die Theologie, nicht die wahre Religion, hat dem ganzen Moralſyſteme eine falſche Richtung gegeben. So lang wir aus Gründen handeln, die der Moral fremd ſind, ſo lang wird die Wiſſenſchaft der Moral unentwickelt bleiben. Was wäre aus der Phyſik geworden, wenn wir ſie mit dem Willen Gottes hätten erklären wollen!

Den 5. April. Ich ſchreibe Ihnen auf dieſen alten Brief, um Ihnen zu ſagen: Juhei! Ich leſe Addrich. Ein herrliches Zſchökkchen! allerliebſt, ich möchte Sie umarmen. Jedermann liebt die Ueberſetzung. Wirri iſt prächtig. Wie z. T. ſind Sie zu allen den Sprüchwörtern und unverſiegbaren Metaphern von aller Art gekommen?

Sie sind Moliere, Picard, alles was Sie wollen — Beaumarchais. Warum aber spricht der schöne Schwede, halb wie die Berner, mit abscheulichem Französisch untermengt? Das schadet dem Gemälde. Ich habe immer bemerkt: man muß das Schlechte nie nachahmen, nur andeuten, damit man nie selbst schlecht rede, oder handle. Mehr hab' ich nicht gelesen. Ich fürchte, es mangle an Einheit. Bis hieher ist Alles höchst interessant, besonders wo Wirri-Sancho spricht oder handelt. S. 148 schildert der Schwede die Berner, wie ich selbst zuweilen wahrscheinlich gewesen bin. Die Berner haben im Ganzen einen edlen Charakter, aber oft schwer-grobe Formen, die, wenn sie vom Neid belebt sind, wahre Geßler bilden.

An einigen Stellen ist das Wort Dreck; ft, ft, ein Ungeschmack! Wirri ist ganz Sancho-Pancha, und Sie Cervantes. Wie mir bang war in der verschlossenen Stube bei Aldrich! Loser Mann, wie Sie die Mädchen kennen, wie Sie die Liebe schildern! — Man sieht in den Bauernsprüchwörtern, daß die Bauern gern Dichter wären; und wo sie warm sind, reimen möchten. So die Scandinavier in ihren Sagas in Versen sprechen, wenn sie leidenschaftlich sind. Dies ist Natur. Poesie ist die Natursprache der Leidenschaft, und jeder Gesang ist Poesie, so gut wie der Mückentanz.

Was treiben Sie diesen Sommer? Ich muß Sie sehen. Schreiben Sie doch noch Aldrichs. Meine Kindskinder lesen sie.

Dann hab' ich auch Ihren Schweizer-Bot gelesen. Da herrscht ein edler Geist so fein durch, daß selbst die Schweizer ihn leiden. Denn Gott weiß, wie wir noch im Alten stecken. Adieu, Papa Aldrich!

v. B.

P. S. Matthisson will Stuttgart verlassen und sich in Wörlitz zu seinen Schwiegereltern retiriren.

109.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 10. April 1828.

Flußfieber, Katarrh und Schnupfen machten mich halb blind; denn ich sah immer durch ungeweinte Thränen, halbstumm und halbdumm. Nun kam Ihr herzlich schöner Brief mit den Betrachtungen über Alter,

Tod und Addrich im Moos. Das half mir mehr, als Wollenblumen- und Lindenblütenthee.

Ihren letzten Brief und was Sie, mein Sokrates-Johannes, über Alter, Tod und Liebe darin ſagen, laſſ' ich gewiß einmal drucken. Es iſt erhebend, belehrend, was der ewig-junge Geiſt aus dem Greiſe Bonſtetten ſpricht. Es iſt ein Wort an die Menſchheit.

Ich leſe jetzt wieder meinen Mably, blättre im reichen Bayle; am liebſten leſ' ich Sie. Ihre in Maltens Unterhaltungsblättern abgedruckte Idylle, dieſe zarte Frühblume Ihres Muſengartens, verkündete Sie ſchon ganz, von Seite Ihres Gefühls. — Aber dann nachher Ihre vollendetern Werke in der ſtolzen Reife des Geiſtes unter zahlloſen Erfahrungen — von denen ahnet uns in der Idylle noch nichts. Wie bin ich doch neben Ihnen ſo klein, ſo hart und rauh. Auch ich hatte keine liebliche Jugendzeit. Doch ſtatt, wie Sie darin weich und mild wurden oder waren, ſo war oder wurd' ich ſpröd und wild; darum bin ich jetzt neben Ihnen, wie der herbe Holzapfel neben der ſammetnen Pfirſich.

Vollenden Sie nur Ihre Kritik Addrichs. Ich hatte zu dieſem Zeitgemälde beinah ein Jahr lang Chroniken und Schriften, ſogar Predigten aus jenen Tagen geleſen. Dem Schweden gab ich die verba ipsissima damaligen deutſchen guten Tons. Dem Wirri, von welchem ich noch gedruckte Gedichte ſah, legt' ich, ſo wie den übrigen gemeinen Leuten, die damals und zum Theil noch jetzt übliche metaphoriſche Redeweiſe in den Mund.

Warum ſenden Sie mir nicht, ſtatt der Frage, ob ich Ihre Briefe an Frau Brun wolle, die Briefe ſelbſt? — Laſſen Sie ſie doch endlich im Druck erſcheinen. Und was iſt denn aus Ihren Briefen von der italieniſchen Reiſe geworden? Sie ſchweigen von Allem und ich möchte von Allem ſehn und hören. Das iſt für mich eine Empfindung, wie etwa, wenn ich in höchſter Eßluſt in einen Gaſthof trete, Wohlgerüche aus der Küche mir ſchon entgegen dampfen und man mich noch lange fragt: Befehlen Sie Fiſch? Ziehen Sie Schnepfen vor? und man mich dabei eine Viertelſtunde um die andere hinhalt.

Von Herzen und immer wie immer

Ihr H. Z.

109.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 18. April 1828.

Ich habe nun Addrich vollendet. Ein herrliches Drama! Ich möchte es der Bauernkrieg von 1652 nennen.

Was ich wünschte, wäre eine gelehrte historische Vorrede, in der Sie Ihre Quellen angäben. Denn ich fühle die wahre Geschichte durch. Das gäbe dem Ganzen Haltung und Würde. Die Thatsachen stehen historisch treu, und unser Volk leibt und lebt darin. Die Freiheit der Schweiz hätte sich gern zuletzt in eine Bündner-Constitution verkrümeln lassen, wäre das Schicksal nicht dazwischen getreten.

Vielleicht ist auch Addrichs Charakter historisch wahr. Man kann sich aber nicht für ihn interessiren, oder nur halb.

Das Werk ist anziehender und hat mehr Einheit, wie keines von Walter Scott.

Ut pictura poetis. Darum alle Figuren eine relative oder absolute Schönheit haben sollten. Der Schwede hat eine satanische Schönheit. Aber seine Sprache ist widerlich. Das Ekelhafte kann im Kontraste angezeigt werden, aber muß nie fortgesetzt seyn. Die Weiber alle vortrefflich. Die Kriegsscenen sind gewiß wahr.

Was bedeutet ei-s Schrätteli? — Ein großes Verdienst verlieren Sie bei Allen denen, die die Schweiz nicht kennen. Die Bauernsprache ist auch Poesie, aber grotesk. Sie haben eine Menge Wahrheiten ausgegessen, die einzeln allen Räthen die Kolik gegeben hätten. In der Schweiz ist kein Mittelstand, nur Herr und Bauer, darum wir uns nie über die Dorfweisheit erheben. Wir sind noch, wie im Mittelalter, Dorfschaften mit einem Schloßjunker. Ohne die vielen Gesellschaften, welche die Denkenden vereinigt, würden wir noch im sechszehnten Jahrhunderte stecken. Aber die bösen Zschokkes treiben uns aufwärts.

Das Ende ist vielleicht zu unerwartet, und mir etwas dunkel. Es sollte im Werk angedeutet werden. Der Wundermann, dessen Namen ich so wenig behalte, wie Wirri, ist mir nicht deutlich.

Lorely sollte nicht ganz schöne Poesien dichten; lieber einen kurzen Herenspruch. In Faneln, sogar in Annely bin ich verliebt; und doch

dem Faby ſehr gut. Das Mädi Glover iſt ganz Natur. Alles, was ganz Gefühl iſt, iſt vortrefflich. Dixi.

Capo d'Iſtrias ſchreibt: Es gehe alles gut in Griechenland. Er ſagte mir: Wären Sie nicht alt, ich hätte Sie mit mir genommen. So wäre ich Junker Ariſtides oder Themiſtokles geworden, oder gar Alcibiades. Der arme Capo d'Iſtria! Was ſoll aus ihm werden? Die Brun-Briefe quälen mich. Ich mag ſie nicht, und Mad. Rodde, dieſe geiſtreiche Liebenswürdigkeit, lieſt ſie mit Vergnügen. Kommen Sie zu mir nach Valeyres, um zu entſcheiden. Ich muß wegen dieſen Briefen meinem Verſtand entſagen. Ich reiſe in Gedanken. — Gott weiß, was ich alles treibe. Denn ich fühle mich vergnügter; vielleicht gehts zu Zſchokke. — Ich möchte zum König von Wirtemberg am Conſtanzerſee, zum lieben Fürſten von Fürſtenberg, zu Weſſenberg, zur Herzogin von St. Leu.

v. B.

III.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 29. April 1828.

Sie machen Reiſepläne. Der prächtige Frühling hebt Sie empor, wie mich, aus der Stubenatmoſphäre in die reine Blumen- und Himmelsluft. Ja, ich ſehne mich, wieder mit Ihnen einige Tage, ich wünſche Wochen, im ſeligen Nichtsthun, Schlendern und Philoſophiren zu vergeuden. Zeitverſchwendung iſt ſonſt die größte Verſchwendung; aber bei Ihnen zu leben und zu träumen iſt Zeitwucherei. Wenn Sie wüßten, wie manchen ſchönen Gedanken ich Ihnen verdanke. Wär' ich ein Orientaler, würd' ich ſagen: „Ihre Worte träufeln wie friſcher Morgenregen in mein Gemüth, und in den erquickten Beeten deſſelben errinnen neue Keime, erſchließen ſich die ſeltenſten Blumen des Geiſtes.“

Mein Arzt ſchickt mich künftige Woche, ich weiß nicht ganz, wozu? in's Bad nach Baden. Vorher aber will ich, als Präſident, noch den neuen Kurs des Lehrvereins und der Gewerbſchule eröffnen. — Komm' ich zurück, ſo iſt vierzehn Tage nachher die verfaſſungsmäßige Sitzung des großen Raths. — Nach beendigten Sitzungen denk' ich ins Münſterthal zu gehen und da etwa acht Tage bei den bärtigen, frommen Mennoniten zu leben und deren Haushaltung und Ideenkreis kennen zu lernen. Ich liebe dieſe Leute ſehr, ſo wie die Quakers, welche unter

Alvarez, Vizekönig von Indien, im Jahre 1520 nach Habesch gekommen war, die Stelle des Abuna oder habeschinischen Patriarchen anzunehmen, als der alte Abuna Markus auf dem Sterbebette lag. Bermudez nahm die Würde willig an, in welcher ihn Papst Paul III. bestätigte, der unverhofft seine heilige Gewalt bis in's Innere eines kaum entdeckten Welttheils erweitert sah. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Der rohe Glaubens- und Bekehrer-Eifer der portugiesischen Soldaten, denen die frommen Gebräuche der Habeschinen lächerlich oder gottlos schienen, erbitterte das Volk. Und als Pater Bermudez, nach dem Tode des alten Königs, dessen Sohn Claudius aufforderte, dem heiligen Petrus, das heißt, dem Papste in Rom, Gehorsam zu schwören, entgegnete der junge Fürst: „Was kümmert mich der? Ich heiße dich nicht mehr Abuna. Du bist ein Patriarch der Fremden, ein Mensch, der vier Götter anbetet!“ Und als Pater Bermudez mit Exkommunikation drohte, rief Claudius: „Du selbst bist exkommunizirt.“ Wirklich ließ der König einen neuen Patriarchen aus Aegypten kommen; Bermudez mußte Habesch meiden.

Inzwischen dauerten die Verbindungen Portugals doch mit Habesch fort. Ignatius Loyola brannte voller Begierde, eine Missionan-

allen Sekten des Chriſtenthums mir durch ihre Thaten die chriſtlichſte zu ſeyn ſcheinen.

Im Auguſt wird die naturforſchende Geſellſchaft in Lauſanne zuſammenkommen. Dahin möcht' ich denn auch gern. Es wäre mir recht darum zu thun, den ſchweizeriſchen Naturforſchern ein artiges Experiment zu zeigen, wie man nämlich, vermittelſt der erſtaunlichen Wirkung des blauen Dunſtes, einen herrlichen Geiſt aus den Wolken, aus der Höhe über Genf, wo er behaglich, keiner Zeit, keinem Welttheil und doch Allen gehörend, ſchwebt, in die engen, krummen Straßen von Lauſanne hinzaubern kann. Ich glaube, das Experiment wird mir Ehre machen.

Ihre Recenſion vom Aldrich war mir ſehr intereſſant. Ich lernte etwas daraus, und dies Etwas war mir Viel! Dank Ihnen.

Ich küſſe Sie. Schwebt die Wolke ſchon über der Frühlingswelt des Genferſees?

Ihr H. Z.

112.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 9. Mai 1828.

Lieber Zſchokke, ich hätte 270 Sachen zu ſagen. Aber da Sie für nichts mehr taugen, als für's gemeine Beſte, für Aarau und Ihre Familie, und mich ganz in den untern Regionen verlieren, ſo hab' ich wenig Eifer mehr, Ihnen zu ſchreiben. Die Welke iſt aufgeſpannt, aber mein Apell kommt nicht, ſo daß ſie nur Nebel bleibt.

Ein alter Freund von Müller iſt hier; Herr von Mandach. Müller hat keine Verwandten mehr in Schaffhauſen, als eine Nichte. Wir ſprachen von Müllers Manuſcripten. Er ſagt, es ſei in Schaffhauſen ein Mann, ich glaube ein Herr Hurter, der ſie lieſt. Man hat einiges ſehr leicht abgeſchrieben. Er glaubt, die Erlaubniß wäre leicht für das Ganze zu haben. Es fehlt an einem Unternehmer, um ſie zu publiziren. Man ſollte zu dem Ende eine Geſellſchaft bilden von Actionnairs und Gelehrten. Es wäre da noch ein Schatz zu erobern. Denken Sie daran, ich werfe Ihnen den Gedanken in den Schooß.

Geſtern ſah ich einen ſehr geiſtreichen Finnen, der ſagte mir: Es wäre allgemeiner Glaube im Norden, daß das Polareis jährlich abnehme. Auch die Nordlichter nehmen ab. Er beſtätigte die ſonderbare

Bemerkung, daß in Finnland und an der Nordküſte des baltiſchen Meers die Ufer wachſen, ſo daß man glauben muß, das Land ſteige, man ſagt ſogar, wie viel in einem Jahrhundert, aus dem Meer. Linné hatte an Felſen Zeichen gehauen, um die Thatſache zu beſtätigen. In Finnland, ſagt Herr Hartmann, kenne er ganze große Wieſen, die vor zwanzig Jahren Meer geweſen. Das Meer iſt nicht abnehmend, da dieſes Zurücktreten der Ufer örtlich iſt. Finnland lobt die ruſſiſche Regierung, und ſehnt ſich gar nicht nach der ſchwediſchen Herrſchaft zurück.

Wiſſen Sie, warum Frankreich in Gefahr ſteht, bald keine guten Schauſpieler mehr zu haben? — Sie werden lachen. Man hatte eine Ecole de déclamation in Paris geſtiftet; aber die Wenigen, die da ſich auszeichnen, werden von der Congregation für die Miſſionen und für Prediger genommen, ſo daß alle Harlequinos und Talmas auf die Kanzel müſſen. Allein dieſe Comödie, gottlob, iſt ihrem Ende nah.

L. v. B.

113.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 6. Juni 1828.

Dumont kommt eben von London und Paris.

Gewiß iſt: daß der König von Frankreich monatlich dem Capo d'Iſtrias ſelbſt zu ſeinem willkührlichen Gebrauch eine halbe Million Franken gibt. Griechenland geht prächtig: Alles gehorcht dem Präſidenten. In England iſt die Kriegsauflage von ſechszehn Millionen Pfund Sterling ſeit dem Frieden abgethan, ſo auch acht Millionen Pfund Sterling in verſchiedenen Zeiten. Alſo hat England vierundzwanzig Millionen weniger Auflagen, als vor dem Frieden von 1815, und war damals, mit den vierundzwanzig Millionen Auflagen mehr als jetzt, jedoch in keiner Verlegenheit.

Die Congregation und das alte Miniſterium ſind noch immer ſehr mächtig in Frankreich. Die Franzoſen gehen zu ſchnell vorwärts, aber wiſſen ſich nicht zu halten.

Die Lebensart in London iſt tödtlich. Man ſpeiſt um acht Uhr, ißt und discutirt bis eilf, dann in's Parlament — der Geiſt wird ausgetrocknet. — Brougham est l'aigle du Parlement.

In Frankreich wäre man ziemlich zufrieden, ohne die Jesuiten und das Priesterwesen.

Das Spargesetz (loi d'amortissement), das Pitt erfand, wird nun in England nicht mehr für gut gehalten; besser, sagt man, die Auflagen vermindern!

Die Staël sagte von Dumont, c'est le Génevois le plus spirituel. Ich sagte es auch. Darum seine Bemerkungen so wichtig sind. Er hat Lord Landsdown erzogen.

In England klagt man über Mangel an vorzüglichen Staatsmännern. „Nous manquons d'hommes."

In England ist man beinahe ausschließlich mit den innern Angelegenheiten beschäftigt. Il est incroyable combien peu on s'occupe du dehors!

La prospérité de l'Angleterre est immense, et tout ce qu'on nous a dit de sa misère est faux. Il y a eu des banqueroutes, mais c'est que les uns perdent ce que les autres gagnent. Le ministre des finances a dit à Dumont: nous n'osons pas enlever tels impots, parceque nous ruinerions tels fabricans.

Ich lese den Anfang Ihrer baierischen Geschichte. Daß wir doch so wenig wissen über die Niederlassungen der irrenden Nationen! Wunderbar ist die Sprachlinie in der Schweiz. — Wie ist die entstanden und seit wann sind die Namen verändert? Aventicum in Wistisburg, Wully in Mistellach, Erlach in Cerlier, Saanen in Gessenay.

Ich denke bisweilen, nach Biel im Schiff zu fahren. Aber wo findet man Zschokke? Was zum Kukuk machen Sie bei den Wiedertäufern — im Pruntrutschen?

Ihr K. v. B.

P. S. Die Armuth in England kommt von den Irländern, die für six pence nach England fahren, wo sie den Arbeitslohn erniedrigen. An Emigration wird nicht mehr gedacht.

Die Jury ist in Ceylon eingeführt. Die Ceyländer sind treffliche Richter, besonders ein junger Braumine. Die Engländer nehmen keine Indous in ihre Gerichte auf. In Ceylon haben sie Wunder gethan und auf die Bildung des Volkes gewirkt.

114.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 23. Juni 1828 in der Wolfe.

Nun lebe ich mit dem lieben Hospodar Souzzo. Wenn ich ſo etwas traulich mit einem Fremden lebe, fühle ich das Nationale im Mann; ich fühle etwas Fremdartiges, das mich anzieht. Die Griechen haben, wenn ich ſo ſagen darf, eine Grazie im Herzen, die ſich im Gefühl noch mehr, wie im Geiſt offenbart. Wir arbeiten an einer Heirath der Schweiz mit Griechenland. Capo d'Iſtrias wünſcht über alles Schweizer in Griechenland. A Jove principium, das iſt, man muß vernünftig beginnen ꝛc.

Ich ſehe und liebe herzlich eine ruſſiſche Dame von hohem Verſtande und zieler Liebenswürdigkeit. Geſtern erhielt ſie Briefe von Petersburg.

Höchſt merkwürdig iſt, welche allgemeine Bewunderung der Charakter des Kaiſers Nikolaus, beſonders von den Generalen, erndtet. Kaiſer Nikolaus ſah aus wie ein Korporal; nun findet ſich, daß unter dieſer dunkeln Hülle große Talente, beſonders für Krieg, auch große Tugenden verborgen lagen.

Als man den ruſſiſchen Soldaten von der Konſtitution ſprach, mit der Konſtantin regieren wolle, glaubten viele, die Konſtitution ſei die Frau des Großfürſten Konſtantin.

Als der Kaiſer vernahm, daß alle Frauen der Verbannten ihre Männer nach Siberien begleiten wollten, hat er befohlen, daß alle Weiber, die ihren Männern folgten, das Edelrecht verlieren und ihnen nur zehn Fr. wöchentlich zukommen ſollten. Keine einzige Frau verließ ihren Mann. Sie leben alle in Sibirien. Die Verbannten arbeiten nicht in den Bergwerken, ſind aber als Aufſeher hingeſetzt. Ihre trefflichen Weiber kochen ſelbſt, und leben vergnügter im Gefühle ihres Edelgefühls, als im ererbten Adel zu Petersburg.

Die Ruſſen haben einen großen Patriotismus. Es iſt vorzuſehen daß da noch Revolutionen entſtehen werden. Rußland, Dänemark, Schweden, England, Neapel, Spanien ꝛc. — unglaublich iſt die Veränderung der Sitten-Verbeſſerung ſeit der Revolution.

Als ich Ihnen von allem Guten ſprach, das ich in England erfahren, habe ich Ihnen nicht geſagt, daß Lord Huntington, der erſte Kammerherr des Königs, mir den Antrag that: ob ich nicht wolle

in die Royal Society aufgenommen werden. Ich antwortete ihm: ich fühle, daß ich kein Recht zu einer ſolchen Ehre habe. Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit einer ältlichen Magd, die ſehr ſchön geweſen war. Ich fragte ſie: Avez-vous été bien sage, lorsque vous étiez jolie? — Oui certes, ſagte ſie — j'étois assez bête pour cela, ce dont je me repens bien! Ich fühlte mich nicht beſſer wie dieſe Magd.

A. B.

111.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 30. Juni 1828.

Während Sie in Genüſſen ſchöner Gegenden und ſchöner Menſchen ſchwelgen, mein edler Freund, zerbrech' ich mir alle Morgen den Kopf mit Dingen, womit ſie ſich Mancher ſchon zerbrechen hat, mit — Philoſophie. Und doch kann ich mich nicht davon losreißen. Es fehlt mir an nichts, als an der Sprache; es iſt mir ſchwer, das, was ich weiß, auszuſprechen. Es fehlt mir an Geduld, erſt das Ganze, als Skelett, an einander zu reihen; kurz es fehlt mir an Flügeln zum Fliegen. Mit Freuden ſchreib' ich Ihnen, weil ich über alles Andere nur verdrießlich werde.

Neulich kam die artige Betin von Genf zu mir, mit Grüßen von Ihnen; aber den Brief, welchen Sie ihr mitgegeben hatten, war mit dem Gepäcke nach Zürich vorausgegangen. Eine ſehr gebildete, und in Sie etwas, bald möcht' ich ſagen, verliebte Frau. Ich beneide Sie. Es kömmt mir immer vor, als wär' ich älter, denn Sie. Ich bin zu ernſt; ich möchte nichts, als der reine Geiſt ſeyn, ganz körperlos, und merke doch, daß es nicht damit geht. Das Ueberſinnliche wird leicht Sinnloſes.

In dieſem Augenblicke bringt mir mein kleiner Merkur Ihren Brief vom 23. Juni, aus der Lichtwolke datirt. Ach, warum kann ich nun nicht, ſtatt des Hespedars, bei Ihnen ſitzen, oder mit ihm, der, wie Sie ſo ſchön ſagen, »eine Grazie im Herzen« trägt! — Ich muß, leider! das Haus hüten. Meine Buben ſind noch nicht ganz hergeſtellt.

— — Ueber die Auswanderungen der Schweizer nach Griechenland, woran es einſt nicht fehlen wird, wär' es jetzt noch zu früh, öffentlich zu reden. Wir müſſen dies verwüſtete Land und deſſen freigelaſſene,

in Sklaverei verwilderte Einwohner, erst unabhängig und fest geordnet stehn sehen.

Hat Ihnen Hr. M.... nicht Frau W.... aus Barcellona, Gemahlin des dortigen schwedischen Konsuls, zugeführt, da ich ihm empfohl, sie mit dem Besten von Genf bekannt zu machen?

Neulich erzählte mir ein Mecklenburger, der wieder nach Rom zurückging, von Nubien und Dongola, wo er gewesen. Es sind da merkwürdige nichtägyptische Ueberbleibsel einer verschwundenen Baukunstart. — Und doch hat das Land wohl schwerlich je eigne Baugenies hervorgebracht. Das sind halbverwischte Fußstapfen civilisirter Einwanderer der Vorwelt. Und warum ging der Same ihrer Kultur da so wenig, als der der Humboldschen Azteken in Amerika auf, sondern verkaraibisirte sich wieder?

Ja, ich möchte Ihnen Vieles sagen — aber diesmal wollt' ich Ihnen nur einen Gruß schicken. Vergessen Sie über den trefflichen Hodpodar und die liebenswürdige Russin nicht Ihren

Z.

112.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 2. Juli 1828.

Unsere naturgeschichtliche Gesellschaft hatte eine Zeit lang einen lebendigen Lämmergeier im Hof des Museums. Dieser edle Vogel hatte ein Huhn sich zum Freunde gewählt. Wenn das Huhn sich nicht gut aufführte, so riß der befiederte Pascha ihm eine Feder aus. Dieß war die Züchtigung des Zöglings. Es ergab sich aber, daß ein Fuchs, der mit diesen Freunden in eben dem Ort eingeschlossen war, das Huhn wegfraß. Der edle Freund des Gefressenen, der sich angekettet fühlte, schien die Beleidigung nicht zu fühlen; als aber der Mörder ihm nahe kam, hat ihn der Geier mit Tod bestraft.

Man hat in Paris — im jardin des plantes — die Opernmusik den Elephanten hören lassen. Die Musik war hinter einer Mauer. Die Elephanten fühlten die Musik, wie die Menschen, doch mit mehr Lebendigkeit. Sie waren ernst, zärtlich, lustig, trauzig, zornig, wie die Musik. In ihrem Entzücken richteten sie sich auf ihre Hinterfüße, um die Wundertöne mit Augen zu sehen. — Wunderbar, wie die Thier- und Menschenseelen sich ähnlich sind! Ich habe in Dännemark eine

Spinne mit Augen geſehen, die jeden Morgen in den Muſikſtunden ſich bis auf einen Fuß weit dem Piano näherte, um die Muſik zu hören. Hörte die Muſik auf, ſo ſtieg der Dilettante wieder ſadaufwärts in ſeine Heimath. — Man hat mir auch von einem zahmen Wildſchweine erzählt, das mit den Kindern herumlief. — Ich muß auch meine Kindheitsfreunde, die Eichhörnchen, nicht vergeſſen. Ich habe meine ganze Kindheit durch mit dieſen luſtigen Springern zugebracht. Als ich aus Bern nach Bümplitz bei meiner Schweſter Tſcharner ein paar Tage zubrachte, nahm ich mein liebes Eichhörnchen mit. Es entrann und ſprang in den nahen Tannenwald. Ich glaubte es in dieſer großen Schöpfung des weiten Waldes verloren, als eines Tages der leichte Freund mir im Wald auf die Achſel ſprang, und ſich ganz gern wieder nach Hauſe tragen ließ. Nichts fehlte ihm im Wald, als ſein Freund. Alſo bei den Thieren Freundſchaftsgefühl, Kunſtliebe, Pädagogik, Edelmuth, treue Liebe, die den Mörder ſtraft. Wir ſind mit Liebe umgeben. Könnten wir nur daran glauben, ſo wären wir beſſere Menſchen.

Ich hatte in Iverdon einen Marder, ein liebes, artiges Thier. Als ich abreiſte, gab ich es einem Bekannten, der einſam auf dem Lande lebte. Das Thier war ſo fromm, daß es die Hühner kaum anſchaute. Eines Tages war es nicht zu finden. Es hatte alle Hühner ermordet und ſein Gewiſſen war ſo beißend, daß es ſich nie wieder ſehen ließ.

Antworten Sie mir, ob Sie nach Lauſanne gehen. Das allein bringt mich hin.

Adieu nun. Ich trage einen ſchweren Kopf mit ellenlangen Ohren, mit dem ich Sie kaum lieben darf.

v. B.

117.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Frankfurt a. M., 13. Juli 1828.

Ich habe noch eine Stunde frei, bis man mich in die Gemälde- und Alterthümer- und Naturalienſammlungen ꝛc. abholt. Und das Stündchen widm' ich Ihnen.

Das Reiſen iſt ganz gut für den Körper; dieſer Reck des Geiſtes muß dann und wann gelüftet und ausgeſchüttelt werden. Aber wenn man mehrere Tage Thier geweſen iſt, ſehnt man ſich recht herzlich wie-

der nach geiſtiger Unterhaltung. Man wird auf dem Poſtwagen, an den Wirthstiſchen, unter den fremden Geſichtern, die einander fremd angaffen, ſich ſelber entfremdet.

Am Donnerstag reiſt' ich im Eilwagen von Baſel Mittags zwölf Uhr ab, und vierundvierzig Stunden nachher, nämlich am Sonnabend Morgen um acht Uhr, ſtieg ich hier im Hotel de Paris ab. Ich hatte ohngefähr neunzig Wegſtunden zurückgelegt. Frankfurt iſt ohngefähr ſo weit jetzt von Aarau, als Aarau von Genf. In zwei Tagen iſt man von hier ſchon in Rotterdam. Die Macht des menſchlichen Geiſtes rückt entfernt geweſene Weltgegenden immer enger zuſammen und macht, daß das menſchliche Geſchlecht zuletzt auf dem Erdball, ſtatt in verſchiedenen Welttheilen, nur in verſchiedenen Straßen wohnt, durch Kanäle getrennt, ſtatt durch Oceane.

Den geſtrigen Nachmittag bracht' ich bei meinem lieben Sömmering zu. Er iſt ganz Sie; nur von einer andern Seite; Sie Pſycholog, er Phyſiker. Er hat Ihre Jahre, Ihre Lebendigkeit, Ihre ewige Jugend, Ihre raſtloſe Thätigkeit. Er zählte jetzt, etwas mediſant, der lieben Sonne am Himmel alle ihre Flecken nach, und wies ſie mir. Merkwürdig ſind ſeine Wahrnehmungen: a) daß in allen an Sonnenflecken reichen Jahren wir in Europa größere Wärme hatten; b) daß Sonnenflecken nur ſelten einzeln, ſondern meiſtens gruppenweiſe erſcheinen, und der größte der Flecken ſtets voran ſteht; c) daß die meiſten Flecken auf der ſüdlichen oder nördlichen Halbkugel, aber keine (oder wohl höchſt ſelten) unter dem Aequator oder in deſſen Nachbarſchaft, gleichſam zwiſchen den Tropen der Sonne, erſcheinen.

Die Stadt Frankfurt iſt eine allerliebſte reichsſtädtiſche Schöne, aber ins mediſche elegante Koſtüm unſers Zeitalters gehüllt. Paläſte drangen ſich an Paläſte. Ein breiter großer engliſcher Garten, angefüllt mit Gebüſchen, Blumenbeeten u. ſ. w., täglich von Spaziergängern wimmelnd, zeigt ſich wie ein Blumenkranz rings um die Stadt. Da wird keine Roſe, kein Jasminſtängel auf öffentlicher Promenade abgebrochen. Keine Polizei, keine Warnungszettel mit zehn Franken Buße beleidigt das Auge. Das Publikum bewacht ſich ſelbſt. Das iſt Civiliſation!

Kaum eine ſchönere Reſidenz in Deutſchland, etwa Salzburg ausgenommen, hab' ich geſehn, als die neue Reſidenz des Großherzogs von Darmſtadt. Dieſe langen Ketten von Paläſten, groß und einfach; die breiten, weiten Straßen, herrlich gepflaſtert — Alles iſt Majeſtät. Darmſtadt, ganz neu, gleicht einem ſchönen Buche von Velinpapier in

Saffian, mit Goldschnitt, aber das weiße Papier noch unbeschrieben. Also das Beste fehlt. Es sind prächtige Gebäude, aber ohne Ruhm. Hier kann man nicht sagen: dort wohnte einst de Saussure, oder dort ward Rousseau geboren, oder dort starb Pictet, oder dort philosophirte Bonstetten, dort lebte Decandolle.

Karlsruhe, fächerförmig gebaut, ist recht artig, aber nicht großartig; alles für das Auge des Fürsten, der aus seinem Fenster in alle Straßen sehen kann. Das romantische Heidelberg gefiel mir besser.

Die Dörfer am Rhein sind schön, fast städtisch, sehr reinlich; die vielen ehmaligen kleinen Residenzen aber stehn verwaist; die Schlösser sind Lazarethe, Kasernen u. s. w. geworden. Wechsel der Dinge, aber kein übler! Die Dörfer interessiren mich mehr, als die Städte, und die Völker mehr, als die Fürstenhöfe. — Auf der ganzen Reise bemerkt' ich den Unterschied der katholischen und protestantischen Landesbewohner am Zustand des Feldbaus. — Ach, wie viel wäre in der Welt noch aufzuräumen; aber wie wenig wissen die Rathgeber der Fürsten! Und die heutigen Rathgeber nun gar, die uns allen verdorrten Mist aus vorigen Jahrhunderte wieder geben wollen, die Maulwürfe!

Adieu! die Stunde ist bald zu Ende.

Ihr H. Z.

118.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Gent, 18. Juli 1828.

Nun sind Sie in Ihrem Schlangenbad, wo ich 1800 war. Schreiben Sie mir einmal, wie es Ihnen bekommt.

Ich bin nun so voll Erinnerungen von Allem, was ich heute gehört habe, daß ich es aufschreibe, ehe es dem Lethe hingegeben ist.

Die Kaiserin Katharine hat ihre Memoires geschrieben, so frei wie ihre Thaten. Sie gehn bis an den Tod der Kaiserin Elisabeth; davon existiren vier Exemplare; meine Freundin hat eins — aber in Petersburg. Sie erzählt alles, was sie weiß. Man sagt: sie hätte diese Memoires fortgesetzt. Aber nur der Kaiser hat die Fortsetzung. — Der kaiserliche Hof in Petersburg lebt ziemlich eingezogen. Es gibt da große und kleine Bälle, zweimal in der Woche, sonst lebt man häuslich mit zwei bis drei Freunden; man schwatzt, und der Kaiser, besonders die Kaiserin, sind höchst liebenswürdig.

Ein geiſtreicher großer Herr, der eben Italien verlaſſen hat, erzählte mir von Rom; der Pabſt ſei ein angenehmer Weltmann. Man glaubt ihn aufgeklärt, ob er ſchon ſtreng, unduldſam iſt; da hingegen der letzte Pabſt glaubig und duldſam war. Dieſer iſt verhaßt, weil er hart iſt. — In der Lombardei iſt der Haß gegen die Oeſterreicher zunehmend. — In Piemont ſind die Oeſterreicher verhaßt, wie auch der König, den man öſterreichiſch glaubt. Auch in Neapel iſt der Haß groß. Nur Toskana iſt ruhig und zufrieden. Die Jeſuiten ſind allenthalben verhaßt, obſchon man deren allenthalben antrifft unter vielfältigen Formen. Ueberall reift eine liberale Zukunft.

Der Hofrodor Seuzzo hat mir erzählt: Man hätte in Konſtantinopel keine Ananas, obſchon der Sultan ſie ſehr liebe; die Ananas kommen ihm von Wien. Wie arm iſt die Unwiſſenheit, wie dürftig der Deſpotismus!

Es iſt nun entſchieden in England, die Armen nach Canada zu ſchicken. Eine große Menſchenexportation wird den Arbeitslohn erhöhen — dann wird man das Armengeſetz los werden.

Ich lebe nun ſeit zwei Monaten mit meiner Freundin aus Rußland. Die Welt ſcheint mir neu, weil ich ſo ganz in neuen Erſcheinungen lebe. Das Herz iſt ein prächtiges Glas, wo man fern und nahe ſieht. Im Oktober geht der Schaukaſten zu! dann helfe mir Gott und Zſchokke. Vielleicht geh' ich zu Ihnen. Glänzend iſt bei mir die Wahrheit, daß kein Alter iſt für den, der die Seele nicht einroſten läßt. Ich lebe ſo glücklich, wie in meinem achtzehnten, und arbeite wie im fünfzigſten Jahr. Unbegreiflich iſt bei mir, wie meine Kräfte wachſen. Ich glaube, das Alter wohne im Herzen; wer es da heraustreibt, der *erjünget* wieder. Ich *denke* wirklich an's Reiſen.

Was hätte ich nicht alles zu erzählen, was hab' ich gehört, erfahren, gedacht! — Wie viele gute Menſchen von allen Nationen mich umſchweben, um mir Liebe zuzuwehen. Ich lebe hoch in der Philoſophie und entwerfe eine Ueberſicht aller meiner innern Erfahrungen. Wie leicht die Arbeit, wenn das Herz froh und doch iſt! wie wenig man wahre Liebe kennt, die ohne grobe Luſt im Aether ſchwebt! Das alles iſt unbekannt und hat noch keine Offenbarung.

Wie wunderbar die Schweiz mir erſcheint! ein ſchöner Körper mit einem Urkopf aus dem ſiebenten Jahrhundert. Ein Gegenſtück von Horazens Menſchenkopf mit dem Pferdehals. Wenn alle unſere Regimenter zurückkommen (denn Frankreich wird die Schweizer beſtimmt

ſtalt durch ſeine Jünger zu ſtiften. Er gewann dafür die Höfe von Rom und Liſſabon. Zwölf Jeſuiten reiſeten gen Habeſch im Jahre 1556. Ihre Sendung war jedoch fruchtlos, denn rechthaberiſcher, ſtreitſüchtiger Bekehrereifer machte ſie bald dem Fürſten wie dem Volke widrig.

Glücklicher war ſpäterhin (1604) der Jeſuit Peter Pays. Durch Gewandtheit und Kenntniſſe nahm er den Hof ein, während im Lande ſeine Gehilfen das römiſch-katholiſche Chriſtenthum predigten. König Seltam Seghed befahl ſogar öffentlich, daß Niemand bei Todesſtrafe behaupte, in Jeſu Chriſto ſei nur eine Natur geweſen. Dieſe und ähnliche Gebote, die des Volkes uralten Glauben bedrohten, empörten aber den größten Theil von Habeſch. Der König, geleitet von den Jeſuiten, wandte Strenge bis zur Grauſamkeit an. Darüber entſtanden Aufrühre und Bürgerkriege, die den Thron wankend machten. Viele von den Jeſuiten gebaute Kirchen, die eher Feſtungen als Tempeln glichen, wurden durch's Volk niedergeriſſen. Der König, ſein Reich zu behaupten, ſah ſich gezwungen, zu geſtatten, daß Jeder ſeinem Gewiſſen folgen möge. Während die Jeſuiten murrten, ſangen die Altgläubigen: „Stimmet Hallelujah an! denn die Schafe von Habeſch ſind gerettet vor den Wölfen vom Abendlande!“

zurückſchicken), welche Fluth von Müßiggang und Dummheit wird unſere Städtlein einſchlemmen! Wie groß der Philoſoph aus dem kleinen Städtchen Zug, wenn er ſagt: Die Geſchichte iſt das Licht aus der Vorwelt. Die Preßfreiheit iſt das Licht der Gegenwart und der Zukunft. Unſere Strausvögel glauben, man ſähe ſie nicht, wenn ſie den Schnabel in den Flaum ſtecken! — Die Induſtrie muß uns retten. Reiten einmal die Gedanken auf den Thalern, dann werden ſie vorwärts kommen und die Spießbürger zu Boden rennen, oder ſie zur Vernunft zwingen!

Adieu. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich rieche Weihrauch bis in die Wolke, und opfre Ihnen ſelbſt im Herzen.

Die alten Müllerbriefe, deutſch und franzöſiſch, ſind in meinem Schrank ungeleſen. Ich habe ſeit ſechs Wochen nichts Fremdes berührt, und allein mit meiner Feder gelebt und mit meinem Herzen.

Eine der ruſſiſchen Damen hat auch ein Brieflein für Sie. Sie iſt aber krank. Adieu für heute.

v. B.

119.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 1. September 1828.

Ich ſuchte bei meiner Heimkunft aus dem Schlangenbade vergebens unter der Menge der indeſſen eingelaufenen Briefe; — und keiner von Bonſtetten darunter. Und doch weiß ich, Sie befinden ſich herrlich wohl in Ihrer Lichtwolke; ſchwärmen alle Abend in glänzender Geſellſchaft, bis ſpät in die Nacht; werden von den Frauen verhätſchelt u. ſ. w. Das ſagte mir noch neulich ein junger Arzt, welcher eine ruſſiſche Dame, die in Genf wohnt, begleitet. Von ihm erfuhr ich auch, daß Ihnen Matthiſſen geſchrieben, daß Frau Brun Ihre Müller-Briefe herausgegeben u. ſ. w. Ich habe neulich, ohne Ihre Einwilligung, Gebrauch oder Mißbrauch von Ihrem Namen gemacht. Denn ich beauftragte meinen Emil, der, von Berlin aus, eine Ferienreiſe macht, wenn er in Kopenhagen ſei, Frau Brun zu beſuchen, und ihr nicht nur etwa meine, ſondern auch Ihre freundlichſten Grüße zu überbringen, und mir Alles zu melden, wie er ſie gefunden habe.

Ich bin ſeit Mariä Himmelfahrt wieder in den ſtillen Himmel meiner Blumhalde eingefahren. Das Schlangenbad hat mir wohlgethan.

Aber hier haben sich der Arbeiten nun so viele gehäuft, daß ich nicht weiß, wie durchdringen? Mir wird dabei in meinem Himmel manchmal bange, und ich möchte seufzen: beatus ille, qui procul negotiis, wie Bonstetten.

Auf der Reise durch die Rheingegenden hab' ich mit Verwunderung und manchmal mit Bestürzung bemerkt, daß ich in Deutschland weit bekannter bin, als ich wußte. Wohin ich kam, in Mainz, Wiesbaden, Darmstadt, Frankfurt, Heidelberg, Mannheim u. s. w., überhäufte man mich mit einer Güte, die oft selbst das Maß der Güte überstieg. Männer, denen ich die Schuhriemen zu lösen nicht würdig war, warben um meine Bekanntschaft. Damen, NB. auch sehr schöne und geistvolle, hätschelten mich, als wäre ich Bonstetten. Man gab mir Feste, Gastmähler; und zu den Füßen meiner Frau legt' ich, als ein guter Paladin, zuletzt alle empfangenen Eichen- und Lorbeerkränze, Gedichte und Ehrendiplome, nieder. Sie dort in Genf sind an dergleichen Zuckerwerk gewöhnt; aber wahrhaftig, mir ward's zu süß, der ich ja nur an republikanischen Pumpernickel gewöhnt bin.

Und als ich nun heim kam, welche Verwandlung fand ich da im öffentlichen Ton der Blätter! Freie Stimmen der Ultras und Citras. Noch nie ist eine Tagsatzung der Eidsgenossen so mit ihren Meinungen und Abstimmungen gesiebt und gesichtet worden. Das Streben unsrer spießbürgerlichen Rathsherren nach Unterjochung der öffentlichen Meinung durch Censurnarrheit, ist vernichtet; die Preßfreiheit wieder durchgebrochen. Es ist umsonst, das Licht einzumauern. Ich habe wieder Hoffnungen für unser Vaterland.

Wundern soll's mich, ob der orientalische Krieg so still für den Occident verlaufen wird? Ich traue diesem Frieden nur halb. Die Türken legen bei mir Ehre ein. Sie wehren sich ihrer Haut, als Männer. Unsre Occidentalen denken wohl, die Russen werden sich in diesem Kriege verblutend schwächen: Ich fürchte, sie werden stärker durch Kraftübung, während die Andern sich in aller Ruhe abmatten.

Schreiben Sie mir doch bald. Haben Sie an diesem Brief nicht genug, so lege ich Ihnen noch einen bei, den ich heut von Paris erhielt. Sie finden da vielleicht auch von Ihnen bekannten Personen etwas erzählt durch einen sehr geistvollen und liebenswürdigen Geschäftsmann.

Adieu! Ihr P. Z.

120.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Gent, 17. Oktober 1828.

Eben jetzt Ihren lieben Brief. Ich bin ſehr traurig. Nun ſind Alle fort. Ich ſitze da, wie unbeweglich, weil mich nichts treibt. Die herrliche Anaſtaſia tröſtete mich über den großen Verluſt. Wir ſchrieben uns alle Tage ein Billet, nun ſammle ich alle, die ich finden kann. Wie die Töne der Liebe und Freundſchaft ſanft klingen; welch Schweigen, wo ſie aufhören! Das war doch nur Freundſchaft, aber welche Freundſchaft! Sie iſt gelehrt, wie ein Profeſſor, ſpricht fünf Sprachen, und als ich Virgil citirte, ſagte ſie mir mit niedergeſchlagenen Augen: Sie ſagen nicht recht, und ſagte mir die Verſe, wie ſie ſind; und doch munter, unſchuldig, liebend wie ein Kind. Sie verſprach wiederzukommen; ſie will ſich krank ſtellen, um zu Butiny zu kommen. Ich war auf dem Punkt, in ihrem Wagen nach Italien zu reiſen.

Ich habe in meinem Leben nichts gefühlt, das der ruſſiſchen Energie ähnlich wäre. Es ſchlägt noch da das ſcythiſche Herz. Erinnern Sie ſich, was Lucian von der Freundſchaft der Scythen ſagt? Sie hat ein Schreibbuch, voll von Excerpten aus meinen Schriften. Wie ſie alles Gute einfaßt! Der ſchönen Tage von Müllers Freundſchaft waren wieder da. Sie erinnerte mich an eine ſkandinaviſche Muſik. Der Gott der Winde ſitzt trauernd auf einem nackten Felſen im nächtlichen Sturmgeheul. Er hatte ſeine Geliebte verloren. — Da leuchtete ein magiſcher Tag im ſchwarzen Gewölk. Sie erſchien ihm da — aber bald verſchwand ſie, und er ſaß wieder in der Nacht, im Donner der Wellen, einſam, verlaſſen und trauernd. Denken Sie ſich die Muſik hinzu. Ach, meine Freunde vom 27., die ſind nun in Stockholm. Lieber Zſchokke, kann ich hier nicht aushalten, ſo reiſe ich zu Ihnen. Hier iſt mir Alles bienveillant, aber ſo kalt, daß ich an allen Fingern friere.

Mir iſt recht bang, daß Ihr Werk über Gott die jetzige Stimmung zum Myſtizismus vermehre. Wir wiſſen ſo wenig von unſerer Seele, daß die Kenntniß der Weltſeele mir noch unmöglich ſcheint.

Ich fühle bisweilen einen wahren Hunger nach Poeſie und Herz. Da hab' ich Paul et Virginie wieder genommen. Sonderbar, wie die Erſchütterungen meines Herzens meine ganze Seele geweckt haben. Das Schweigen des Herzens, das Einſchlummern beim Alltäglichen, bringt uns immer tiefer in die Abgründe eines lebendigen Todes. Wie

viele sogenannte Lebende irren herum, wie Schatten, ohne Leben; wie Pflanzen, denen zwei Beine angewachsen stehn. Nur das Herz macht uns zu Menschen. Sie werden bald lesen, wie ein Trunk aus dem Becher — nicht des Amors — aber der Weiberfreundschaft (diesem ungenannten Produkt), wie dieser Trunk mein ganzes Wesen geweckt hat.

Ich war gestern bei Lady Vernon, einer liebenswürdigen Freundin, wo ich Lady Russel sah, eine merkwürdige Person, die alle Sprachen spricht. Hastings, der Indier, war ihr Oheim. Die Weiberbildung geht jetzt der Männerbildung vor, vielleicht im Wissenschaftlichen nicht, aber im Sittlichen, und in der wahren Lebensweisheit. In Rußland ist dies auffallend, das sagte mir auch die Großfürstin Helena. — Der Reichthum der Engländer ist eine wahre Qual. Das Gefühl der Armuth ist jetzt bei den Reichen, die voller Bedürfnisse sind, so abstechend, daß ihr Stolz in England sich arm fühlt. Vernon erzählte, der Erzbischof von York (der zweiundsiebenzig Bedienten hat) erlaubte seinem Kammerdiener, seinen zweispännigen Wagen zu nehmen, um die Pferderennen zu besuchen. — Das aber wollte der Kammerdiener nicht, wenn er nicht den vierspännigen hätte, und so blieb er zu Haus. Jeder Bediente hat sein Zimmer, und alle haben ihren Salon.

Eine witzreiche Person schreibt mir aus Bordeaux: l'esprit de ce pays est tout en bouteille. Keine Provinz in Deutschland ist so unwissend, wie das mittägliche Frankreich. Man sprach gestern viel von Ihnen. Ischokke ist jetzt überall ad astra, und doch kann das arme Ding keine Tante Sara mehr zeugen.

Einer der berühmtesten Schriftsteller in Rußland schreibt mir: On exagère trop cette puissance. La Russie n'est encore qu'un géant avec tous les moyens de puissance. Son armure est celle d'un géant, mais elle n'a pas encore la taille de cette armure. Qu'a-t-elle besoin de conquêtes? Elle n'en peut plus faire de solides. — Elle a besoin d'institutions stables; elle a besoin de lumières. Voilà ce qu'elle doit conquérir sur l'Europe. Son jeune souverain en est persuadé, et il est capable de conduire son peuple a son vrai but. Il a de grandes qualités, c'est un homme pur; sa vie publique est noble; sa vie privée est un modèle de mœurs. Nous avons en lui une grande espérance.

Er ist Gouverneur des Erbprinzen und lebt täglich mit der kaiserlichen Familie, und ist ein besonderer Freund der Kaiserin Mutter, der Quelle alles Guten in Rußland.

Nun, adieu Lieber. v. B.

121.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 13. Oktober 1828.

Ihr-Genfer Arzt, Maunoir, mit dem ich in Sissach, inmitten einer äußerst liebenswürdigen Familie von Basel, vorige Woche Zusammenkunft hielt, hat meine vollständige Eroberung gemacht. Sagen Sie's ihm nur, wenn Sie ihn sehn; aber auch, wenn Sie schweigen, weiß er's doch. Ich hatte meinen kleinen Blinden, und dessen Arzt, den trefflichen Schmutziger, bei mir. Merkwürdig war es, die beiden Männer, den französischen und den deutschen Arzt einander gegenüber zu sehn. In beiden hohe Kenntniß, hohe Rechtlichkeit, hohe Seelengüte; aber der deutsche Schweizer bescheiden, fast zu sehr; trocken, einsylbig, ernst; der französische gewandt, gefällig, anmuthig. Woher kömmt das? Es ist ein allgemeiner, nationaler Zug in der deutschen und französischen Physiognomie. Der Franzose wird erst im vierzigsten und fünfzigsten Jahre für Männer liebenswürdig, wenn er es aufhört, für Weiber zu seyn. — In Ihnen, Theurer, bewunde ich das zusammengeflossene Wesen beider Nationen.

Sie sprechen in Ihrem Septemberbrief so angenehm über die Liebe, wie ein junges Mädchen, welches sich zum ersten Mal das wundervolle Räthsel, diesen Morgentraum der erwachenden Psyche, deuten möchte. Ihm ist immer zuletzt das Gefühl das Höchste. Und es hat recht.

Reine Liebe ist eine schöne Demuth unsers Wesens, in der wir, uns selber vergessend, im Andern die Vorzüge still bewundern, welche uns fehlen. Wir lesen uns seelisch im Andern auf, um uns in ihm zu verklären und zu heiligen. Alle Gegenliebe scheint uns eine unverdiente Huld, und dürfen wir sie nicht länger bezweifeln: so wird sie eine Erhebung unsers Selbstes, eine Krönung unsers bessern Seyns, eine Apotheose, in der wir jeden Augenblick unsere Entgötterung fürchten. — Darum liebt der welterfahrne Mann die unschuldige Natürlichkeit der Kinder. Darum zieht ein schön geregeltes Gesicht minder an, als ein seelenvolles. Diese Demuth, diese Sehnsucht nach dem bessern Seyn ist

die untrüglichſte Urkunde von der hohen Würde des menſchlichen Geiſtes im Reiche des Göttlichen. Darum kennt der Hochmuth und der Neid die Liebe nicht, denn beider Mutter iſt die Selbſtſucht; aber der Vater des Hochmuthes iſt nur der Unverſtand, der des Neides hingegen der Teufel in eigener Perſon.

Wenn Sie mir von Ihren Großfürſtinnen, Grafen und ſchönen Ruſſinnen ſprechen, über welche alle Bonſtetten den armen Zſchokke faſt vergeſſen hat, will ſich etwas Düſtres über meine Seele legen, ein Herbſtnebel über den blauen, heitern Himmel des Gemüths. Das iſt aber kein Neid, nicht einmal Eiferſucht, ſondern ſieht eher der Thräne eines liebenden Mädchens ähnlich, welches ſich über ſich ſelbſt betrübt, nicht würdig zu ſeyn, geliebt zu werden.

Sie wollen, ich ſoll noch mehr Tanten Saras und todte Gäſte ſchreiben. Andere ſagen mir das wohl auch. Und ich möchte es. Aber ich wohne jetzt in ganz andern Revieren. Ich möchte meine Anſichten des göttlichen Alls einmal auf's Papier bringen. Ich ſchwebe in Regionen, wo die Fackel des Fantaſus erliſcht, weil im himmliſchen Aether keine irdiſchen Lichter mehr brennen; nur noch Sonnen- und Milchſtraßen. — Aber ich komme nicht vorwärts. Ich kann das Höchſte denken, aber nicht betonen. Manchmal verzweifle ich. Oft wollt' ich ſchon Alles auf die Seite werfen. Aber dann war mir's, als würd' ich ſündigen; als würd' ich vergebens mein Leben für die Welt gelebt haben. So bin ich im ſteten Schwanken.

Adieu! die Feder verläßt zwar das Papier, aber mein Gedanke nicht Sie. Bei Bonſtetten bleibt

Z.

122.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 5. Nov. 1828.

Ich will wieder vernünftig ſeyn, und catch the manner as they fly. De Candolle kömmt eben von Paris. Nun hören Sie von der wunderlichen Welt. Kein Menſch ſpricht da mehr von Politik, weder von fremder, noch einheimiſcher. — Kein Wort von Zeitung. — Die Mode iſt vorbei, oder vielmehr es iſt Mode, nicht davon zu ſprechen. Vom wiſſenſchaftlichen Fache ſagt er: Alles Wiſſen geht hinab auf Anwendung an das, was Geld einbringt, nie hinauf auf Theorie. Doch

will man etwas von Philoſophie wiſſen. Couſin's Herrſchaft iſt vorbei. Er gilt nicht mehr. Er war ein Kantianer, eingewickelt in ſchönere Sprache.

Hospodar Souzzo hat mich eben verlaſſen. Er erzählte mir ſeine Erziehung. Sein erſter Lehrer war ſein Vater, der ihm Griechiſch lehrte. Er ließ auch einen Lehrer aus der Schule von Miſſolunghi kommen. Die Griechen fangen die altgriechiſche Literatur und Sprache an beim Luzian; dann Iſokrates, dann Demoſthenes, Thucydides, Euripides; dann Homer, den ſie für ſchwer zu leſen halten. Im ſechsten Jahre gab ihm ſein Großvater Unterricht in der türkiſchen Sprache, pour rompre mon organe, denn das Türkiſche iſt ſehr ſchwer. Er lernte Arabiſch und Perſiſch, um das Türkiſche elegant zu ſprechen. Es iſt aus Perſiſchem und Arabiſchem zuſammengeſetzt, und die Kenntniß dieſer Urſprachen geben dem Gemeintürkiſchen ſeinen Glanz. Auch hatte er im zehnten Jahre einen emigrirten Franzoſen. Damals war eine Menge emigrirter Franzoſen in Konſtantinopel, die überall Unterricht gaben. Geſtern ſpeiſte ich mit der Prinzeſſin Souzzo und ſaß neben ihr. Sie ſprach mir von Konſtantinopel. Sie war bisweilen in den Harems. Nichts Pöbelhafteres, als dieſe Weiber da ſind. Es iſt gekaufte Waare. Sie ſehen ihre eigenen Kinder nur ſelten. Sie ſagte mir mit bedeutendem Blicke, die Kinder ſeien ſehr ſelten. — Die griechiſchen Damen zeigen ſich nie den Türken. Sie ſagte: wenn ein Türke meinen Mann beſuchte, mußte ich in den Hintertheil des Hauſes flüchten. Auf den Gaſſen ſind die Griechinnen vermummt bis an die Augen. Nur die Frauen der Ambaſſadoren dürfen mit unbedecktem Kopfe gehen, darum ſie alle aber Janitſcharen zur Bedeckung haben. Souzzo iſt bisweilen im Divan geweſen. Der Großvezier präſidirt. Man lieſt da den Despotismus in Aller Augen. Man deliberirt ordentlich, aber man ſieht jedem an, daß er nur das ſpricht, was er in den Augen der Mächtigen geleſen hat.

Da Ihren lieben Brief! Ich freue mich, Ihr Werk zu leſen. Ueber Gott kann ich nichts denken, das zwei Minuten Stich hält — und doch kommt der Gedanke immer wieder. Je mehr man unſerm Weſen nachdenkt, je weiter trennen ſich die beiden Welten, die vielleicht in der Wirklichkeit nur eins ſind. Aber unſere Doppelnatur muß auch doppelt ſehen. Was ſehen? — Das weiß keiner. Wie können wir jenſeits unſerer Vorſtellungen ſehen? — Von der Seelenwelt weiß ich ſo viel, wie von Gott. Es iſt da was Myſterioſes, was Unbekanntes, das

immer da iſt, um und in uns wirkt, das unſer Selbſt bildet — das aber immer bedeckt und unerforſcht ſich bewegt. Das Geiſtige wirkt auf das Geiſtige; es baut Welten, es bewegt Welten, es zeugt Ordnung; und Ordnung iſt Leben. Die Materie wirkt, ſo zu ſagen, von unten auf, die Seele von oben herab. Die Materie erzeugt, die Seele ordnet. — Nur die Theologen wiſſen Alles bis auf inaculata oder immaculata, und bis aufs Kindlein Gottes.

Man ſagt mir: die Handwerksſchulen gehen hier nicht gut. Die Handwerker verſtehen die Profeſſoren nicht genug. Die Kluft zwiſchen Wiſſen und Arbeiten iſt noch zu groß. Wie geht es bei Ihnen? Ich glaube, hier iſt der Fehler an den Lehrenden.

Vorgeſtern hatte ich eine üble Nacht. Ich ward durch rheumatiſchen Schmerz am linken Fuße geweckt — bald hatte ich Bauchgrimmen und ein krankes Auge. Ich nahm mein Pulver (Magneſia, Rhabarber und Kreide für den Magen). Den Fuß rieb ich drei Mal, jedes Mal zweihundert Mal mit einer großen Bürſte, und an das Aug legt' ich einen warmen Schwamm und Waſſerdampf. Um neun Uhr war ich ganz geheilt und jubilirend! Heißt das nicht Glück?

Ich publizire im Journal universel den ſummariſchen Ueberblick meiner Philoſophie.

Meine Briefe an die Brun ſind erſchienen: ſieben Reichsthaler der Band! Wer ſoll das Zeug bezahlen? Ich ſchicke Ihnen ein Exemplar.

Ich lebe nun vom trocknen Brod, und habe keine fremde Küche mehr und wenig Zucker; doch auch noch etwas. Sie ſind nun mein Zuckerbrod.

v. B.

123.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 13. Nov. 1828.

Anfangs mit Bedauern, dann aber mit frommem Vergnügen und Erſtaunen las ich in Ihrem Novemberbrief von Ihrer ſchlafloſen Nacht, dem Bauchgrimmen, kranken Auge und kranken Fuß, woran Sie litten, und wie alle drei Uebel mit den einfachſten Mitteln des Heils, einer großen Bürſte, Dampf und Schwamm, weggewiſcht und weggebürſtet wurden. —

Wissen Sie denn auch, daß Sie auf dem besten Wege sind, nicht nur ein Heiliger zu werden, sondern auch, Allem, was Sie berühren, eine wunderwirkende Kraft mitzutheilen? Besäß' ich doch Ihre große Bürste nur für eine halbe Stunde! Ein heftiger Schnupfen, der meine Augen zu Thränenquellen verwandelt und mir die letzte Nacht allen Schlaf raubte, quält mich. Ich würde meine Nase drei Mal, jedes Mal zu zweihundert Strichen, mit der großen Bürste reiben und den Plagegeist fortbürsten, der seit mehrern Wochen, und anfangs noch sehr höflich, sich in die beiden Höhlen des Sinequanon's aller Antlitzesschönheit einnistete.

Ueberhaupt ist der Herbst unfreundlich geworden. Meinem armen Emil in Berlin brachte er ein Entzündungsfieber, das einige Tage für sein Leben fürchten ließ. Das erfahren wir jetzt erst, nun er auf dem Wege der Genesung ist, aus seinem eigenhändig geschriebenen Briefe. Hätt' ich ihn in solchem Grade krank gewußt, ich würde keinen ruhigen Augenblick genossen haben. Viel zu wissen, ist dem Menschen heilsam; aber Alles zu wissen, wäre für ihn mehr als Fegfeuer.

Ich danke Ihnen voraus für die Briefe an die Brun, welche Sie mir schicken wollen. Könnt' ich schon darin schwelgen! Aber wahrlich, der Buchhändlerpreis ist über oder unter aller Vernunft. Zwar Sie selbst sind allen guten und weisen Menschen des Zeitalters theuer; aber der Buchhändler soll das nicht in Theurung Ihrer Schriften verwandeln, und vielen Leuten eine Geistesnahrung verkümmern, die deren bedürfen.

Wir hatten Versammlung des großen Rathes. Das vom Nuntius, nach der ersten Versammlung gemilderte, Konkordat und der Vertrag der Diöcesanstände darauf bezüglich, hatten sich besserer Aufnahme, als das erste Mal, zu erfreuen. Hingegen weniger erfreulich war bei den verschiedenen Amtswahlen, daß der Nepotismus anfing, ziemlich unmaskirt sein Antlitz zu zeigen. Die Regierungsglieder, freilich nicht alle, halten immer mehr das liebe Vaterland für ihre rechtmäßige Domäne, ihre Söhne, Vettern und Gevattern mit Ehren- und Geldstellen zu versorgen. Mein Glaube an ein ehrenhaftes Dastehen und Fortdauern der löblichen Eidgenossenschaft wird von Jahr zu Jahr schwächer. Ah, ora pro nobis, St. Bonstetten! Ich beschwöre Sie, legen Sie Ihre große Wunderbürste bald an das corpus helveticum, denn es ist wahrhaftig sehr krank.

14. Nov. Meine kleinen Buben haben Bilderbücher, worin, zier-

lich illuminirt, alle Nationen der Erde figuriren. Genf kömmt mir in Ihren Briefen auch nur wie ein Bilderbuch vor, worin Sie blättern; doch nur mit dem Unterschiede, daß die Figur des Amerikaners mit lauter Stimme zu Ihnen spricht; die Figur der schönen Scythin Ihnen die weiße Hand, wohl gar die roth illuminirten Lippen reicht; oder die walla hische Hospodarin ordentlich neben Ihnen sitzt beim Gastmahl. Am Ende ist die Welt für jedes Menschenkind, das Gott unterrichten will, ein buntes „Helgelibuch“ *), worin freilich der Heiligen wenige sind.

Sie schreiben mir: Unsere Doppelnatur muß auch doppelt sehen. — Was sehen? — Wie können wir jenseits unsrer Vorstellungen sehen?

Und ich schreibe: Was wir mit den seelischen Sinnen schauen und empfinden, ist das Geringste unsers Kennens und der magerste Inhalt unsers Vorstellens; ist das Endliche, Bedingte, Bewirkte des Allwirkenden. Wir haben das mit allen Thieren gemein. Und wir sehen nur darum mehr, als das Thier sieht, weil wir geistig schauen (wissen; nicht blos kennen, sondern erkennen); im Endlichen das Unendliche, Ursachliche, Ewige. Könnten wir mit den Sinnen das Wesen der Dinge, den Geist, die Gottheit u. s. w. schauen, so wären Geist, Gott u. s. w. nichts Wesendes, sondern nur Wirkungen, d. i. Endliches. Der schauende Geist hat es aber unmittelbar mit dem Wesen der Dinge zu thun, weil er selber weset im Unendlichen, und die gesammte Sinnenwelt ist nur Wirkung des ausser uns wesenden Sachlichen, in uns; wie die Gedanken nur Wirkungen des Geistes nicht der Geist selbst, sind. Die Welt, das Endliche, ist nur das Wort, durch welches das All-Wesende, Gott, zu uns spricht, wie dieser Brief nur das Wort ist, das endliche, worin sich Ihrem Geist offenbart die unendliche Liebe

Ihres Z.

124.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 26. November 1828.

Nun hab' ich einmal mit Ihnen, mit Ihrer Brun, Ihrer Staël, Ihrem Matthison und all den Ihrigen aus einer Zeit, die nicht mehr

*) Helgeli heißt in der Schweiz ein kleines Heiligenbild, wie Kapuziner etwa Kindern geben; daher dann auch alle Bildchen Helgeli heißen.

Als Seltam Seghed im Jahre 1632 ſtarb, war eine der erſten öffentlichen Verfügungen ſeines Sohnes Alam Seghed die Verbannung aller Jeſuiten und aller Katholiken. Der Name derſelben iſt dem Volke bis auf unſere Zeiten ein Gräuel geblieben. Einige Jeſuiten, welche es gewagt hatten, in Habeſch eine beſſere Zeit abzuwarten, wurden ergriffen, und als Verächter königlicher Befehle hingerichtet. — Jeder ſpätere Miſſionsverſuch ſcheiterte. Drei Franziskaner, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dahin kamen, wurden (im Jahre 1716) hingerichtet. Das Volk, zwar argwöhniſch gegen Europäer, deren Bekehrſucht ſie haſſen, iſt doch mild und gefällig gegen diejenigen, welche ſich nicht in Glaubensdinge miſchen. Während Heiden, Muhamedaner und Juden in Habeſch geduldet werden, ſcheut man die Niederlaſſungen abendländiſcher Chriſten.

Das Wichtigſte, was für Abeſſinien in neueſter Zeit geſchah, war Ueberſetzung der Bibel in die Amhara-Sprache. Herr Aſſelin, Geſchäftsträger beim franzöſiſchen Generalkonſul in Aegypten, welcher zufällig in Kahira einen armen Greis fand, der der äthiopiſchen Literatur völlig Meiſter, und Lehrer der Herren Bruce und W. Jones geweſen war, half ihm in dem herrlichen Werke,

iſt, geſchwärmt. Ich war dabei in guter Geſellſchaft, verſteht ſich von ſelbſt; aber offen geſagt, und halten Sie es nicht für Liebloſerei, Sie gefielen mir am Ende doch wieder unter Allen am beſten. Zwar ſind ſie insgeſammt für ſich liebe Menſchen, ohne Ausnahme; ich kenne mehrere perſönlich. Aber Matthiſon iſt mir für einen Mann faſt zu gefühlſam und zu weichlich; die Brun faſt zu ätheriſch, in allen Nerven überreizt; und die Staël faſt zu männlich oder — ich weiß nicht, wie ichs nennen kann? Sie gefällt mir jedoch von jenen am vorzüglichſten; iſt beſonders im Witz und Urtheil Meiſterin; in Schöpfung eigener Kunſtwerke aber voll künſtleriſcher Ueberſpannung; in der Corrinne gar zu geziert, zu geſchniegelt und gebiegelt; in der Delphine — muß ichs ſagen? — mich widerlich abſtoßend, wie ein treu und ſchön gemaltes bethlehemitiſcher Kindermord.

Warum haben Sie mich doch ſo ſpät an Ihr Herz nehmen wollen? — Wie glücklich hätten Sie mich ſchon früh machen können, mich, der Sie ſchon ſo lange verehrte. Wiſſen Sie noch, da Sie von Rom kamen und mich in Biberſtein beſuchten? Das alte Schloß bekam durch Ihre Gegenwart einen wahren Heiligenſchein. Wie ganz andere Auskunft, als der Bildhauer, der gute Chriſten, hätt' ich Ihnen über Unterwalden, über unſere Umwälzung und die Fantaſtereien der politiſchen Parteien daſelbſt geben können! — Aber ich war Ihnen damals zu unbedeutend. Ich hatte faſt immer das Loos, von denen, die ich bewunderte, zurückgeſtellt zu werden. Nur wenige, die ich von Herzen liebte, liebten mich von Seelengrund wieder. Die andern Leute liebelten nur mit mir. Ich denke aber wohl, die meiſte Schuld lag an mir.

Ich leſe jetzt die Memoiren des Duc de Rovigo. Napoleon erſcheint mir wieder da ſehr menſchlich groß. Leſen Sie doch dieſe Memoiren. Savary urtheilt daß, was mir ſchon ſehr früh ahnete.

Laſſen Sie mir doch bald den zweiten Theil Ihrer Brun-Briefe zukommen. Bitte! bitte! — Von der Leipziger Biographie, worin Ihre Philoſophie dargeſtellt ſeyn ſoll, hab' ich ſelbſt noch nichts gewußt. Ich werde ſie durch Herrn Sauerländer zu bekommen ſuchen und Ihnen ſchicken.

Im Journal des Débats hab' ich eine geiſtvolle Beurtheilung (aber nur erſt article premier) meiner von Manget überſetzten Schweizerlandsgeſchichte geleſen. Geiſtvoll iſt der Kritiker; er ſcheint dem Buche wohl zu wollen; aber er ärgert ſich, daß ich die Geſchichte nicht nach ſeiner Idee bearbeitet habe, zu gnädig gegen die letztern Zeiten der

Eidsgenoſſenſchaft war, und nicht à la Boſſuet handelte. Ich könnte ihm viel Gründliches entgegnen. Im Journal Figaro hab' ich auch einen premier article über mich geleſen, aber, obgleich mit Lob angeſtopft, doch im Ganzen geiſtlos.

Sitzen Sie auch in Ihrem Winterſtübchen recht warm? Seit drei Tagen haben wir, hier Landes, keine Sonne geſehn. Reif und Nebel vom Morgen zum Abend, als wohnten wir in der Nähe der weißen Bären-Zone. Wahren Sie ja Ihre Geſundheit! Hintennach erſt erfahr' ich nun aus Emils Briefen, wie todtkrank er in Berlin am Nervenfieber mit Unterleibsentzündung gelegen ſei, woran dort zu derſelben Zeit mehrere junge Leute geſtorben ſind. Der Arzt hat ſelbſt geſtanden, daß er an der Rettung meines Kindes verzweifelt habe. Gottlob, es iſt gerettet!

Deſto freier bin ich nun hier bei meiner frommen Nanny, die mit ihrer Puppe »Celeſtine« *) umhertanzt, bei meinen freudigen Buben, in meinem Himmel unterm Himmel, worin nur noch Bonſtetten fehlt.

Und Sie fragen noch: Wo Ihre Wunderbürſte an die kranke Eidsgenoſſenſchaft anſetzen, um ſie zu heilen? — überall, an den beginnenden Nepotismus; an die föderaliſtiſche Zerbröckelung und Kleinigkeitskrämerei; an die Spießbürgerpolitik der Regierungen; an die Lähmung zu allen großen Anſichten und Unternehmungen.

Cura ut valeas! Wär' ich doch für Bonſtetten nur eine Brun, eine Staël, ein Matthiſon geweſen! — Aber ich begnüge mich, ein Surrogat zu ſeyn, im Verhältniß, wie Cichorien zum Kaffee ſind.

Ihr H. Z.

125.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 24. December 1828.

Die Herzogin ** hat mir heut erzählt: Marie Louiſe ſei in Turin geweſen bei ihrem Oheim, dem König. Marie Louiſe ſei an einem Morgen in vielen Kaufläden geweſen. Man wußte, daß ſie kommen würde. Ueberall hatte man ihr die Portraits von Napoleon, und Erinnerungen an Napoleon gezeigt. War es Bosheit? Gott weiß. Die Ducheſſe hat ſie letztlich nach Parma reiſend geſehen. Im

*) Tochter des Briefſtellers.

erſten Wagen Reiperg, ſterbend und liegend — ohne Hoffnung. Im zweiten der Beichtvater. Im dritten Marie Louiſe. Sie war wenig gebildet, als ſie in Frankreich ankam. Glück, Unglück und Liebe haben ihren Geiſt geweckt.

Man erzählte von einem alten Ruſſen Rariskin, daß er bisweilen zu Gott betete: Grand Dieu, envoye-moi des tentations, afin que j'y succombe.

Ich höre: daß die Erfindung, Demanten zu machen, von drei Perſonen an einem und demſelben Tag dem Inſtitut zu Paris wären vorgelegt worden; alle drei Manieren auf verſchiedene Art. Etwas verdächtig bleibt, daß die Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Ehre, die ſie gewähren, ſo groß war, daß keiner von den drei Erfindern daran gedacht hat, ſich durch ſeine Erfindung zuerſt zu bereichern, ehe er ſie in's Publikum brächte. Ich fürchte, das wird alle Königinnen, und meine lieben Septhinnen mit ihren prächtigen Demanten und Brillanten ruiniren.

Oberſt Fabeler, der nun wieder nach Griechenland geht, ſagt: Nichts ſei verwerfener, wie die oberſte und unterſte Griechenklaſſe; die mittlere ſei vortrefflich. Colocotroni und Compagnie ſeien baldurſtige Barbaren. Nicht der zehnte Theil von den ſchönen europäiſchen Almoſen ſei an die Armen gekommen; die Großen hätten's geſtohlen. Er klagt, Capo d'Iſtrias ſei mehr ein Ruſſe, als ein Grieche. Ich verſtehe nicht, was er damit meint.

Kennen Sie ein treffliches Gemüs, hier Tomate genannt, in Italien pomi d'oro, ein Solanum-Gewächs? — Man erzählte mir, daß Herr Tſchudy, der in Metz Horticultur trieb, dieſe Tomate auf Kartoffeln geſreeſet, und ſo eine doppelte Erndte erhalten habe, von Kartoffeln in der Erde, von Tomate am Geſtäud.

Die proteſtantiſchen Prieſter im mittäglichen Frankreich ſind nun faſt alle Methodiſten. Sie predigen, wie Betrunkene, vom heiligen Geiſt. Wie traurig, dieſe Ausſchweifungen der Vernunft zu ſehen!

Ich will doch den Brief nun laufen laſſen. Mich däucht, es ſei nicht ohne Intereſſe, auch das Alltägliche aufzuſchreiben. Die Brun-Briefe geben mir vielen Kummer, und wäre ich nicht ein gutes Kind, ich wäre mit Matthiſſen und bald mit der Brun entzweit. Matthiſſen hat, ohne mein Wiſſen, meine Biographie in die Welt gegeben, die mir in Bern viele Feinde gemacht. Die Brun hat den zweiten Theil dem Druck übergeben, ohne ihn mir zu ſenden.

Uebrigens, wenn ich unpäßlich bin an Seel' oder Leib, ſo leſe ich meinen lieben Zſchokke wieder. Ihre Erzählungen wiegen mich ſanft, wie ein Kind, zur Ruhe. Ihr zweiter Millionär, der zerbrochene Krug, Tantchen Rosmarin ꝛc., alles dies liebe ich noch mehr, wie das erſte Mal. Meine ruſſiſchen Freundinnen ſind leidend, die eine ſtirbt an der Bruſt, die andere hat ihre zwei Brüder vor Varna verloren. Gott gebe, daß ſie und die Mutter nicht am Schmerz ſterben. *Tout le corps, où servait mon frère, a été detruit en entier.* Ein einziges Garderegiment hat zweiundzwanzig Offiziere verloren. Die Türken zielen auf die Offiziere und ſind treffliche Schützen.

Nun adieu, ich will meine zerzauſten Seelenfedern wieder in Ordnung bringen. Adieu.

Ihr C. v. B.

126.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 31. December 1828.

Glück auf, in's junge Jahr, das uns freilich etwas kalt und ſpröde anathmet, wie eine junge Schöne ihren neuen Anbeter, dem ſie aber doch ſchon nach zwei Monaten die erſten Blumen, und bald darauf, im Aprilfieber der Liebe, abwechſelnd Küſſe, Thränen, ſchnöde Abſchiede und zärtliche Verzeihungen gibt. — Gott erhalte Sie uns lange, eine Freude auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen!

Ihre Tomate kenn' ich wohl, die Sie im letzten Brief preiſen. Ich habe ſie oft ſchon in Italien, beſonders an Fleiſchſpeiſen, gegeſſen; glaube aber kaum, daß ſie unſer Aare-Clima ertragen. Doch will ich meinem Schwager empfehlen, Tſchudy's Verſuch mit dem Impfen nachzuahmen.

Ihre ruſſiſchen Freundinnen jammern mich, die bei Varna ſo viel verloren! — Es ſcheint, Kaiſer Nicolaus habe keine Luſt, ſich vor der ehernen Fauſt des Geſchicks, die ihm aus den Wolken des Himmels entgegen geht, zu beugen. Ein Krieg, durch die Zeitungen beobachtet, iſt ein flammengebärender Vejuv, durch den Malerſpiegel geſehn. Weh dem, der das Ungeheure und Gräßliche in der Nähe ſchauen muß.

Ich hatte Ihre Briefe, an Friedr. Brun, verliehen; erſt vor drei Tagen bekam ich ſie zurück, und nun waren ſie mir wieder neu; ich

las ſie mit friſchem Genuß; ich ließ die böſen Zeiten der Schweiz von 1798 noch einmal an meiner Seele vorüberziehen. Dieſe Briefe ſind, darüber iſt nur eine Stimme, weit reicher und gehaltvoller, als die an Matthiſon. Sie ſelber tragen darin einen andern, einen höhern Charakter; Ihren wahren. Es iſt pſychologiſch merkwürdig, daß Sie an Matthiſon mit dem lichten, tändelnden, liebenswürdigen Humor ſchrieben, wie an ein Frauenzimmer; hingegen an Friederiken mit dem Ernſt und Gedankenreichthum, der ſelbſt im Scherz und Muthwillen durchſchimmert, als ſprächen Sie zu einem liebenswürdigen geiſtvollen Mann. — Bei dieſem Gegenſatz können und werden nur Sie gewinnen. Man lernt Sie von allen Ihren mannichfaltigen Seiten kennen, und immer Sie ſelbſt. Als ich darunter wieder an Ihren Brief aus Aarau 1803 kam, freute mich Ihr treffendes Urtheil über dieſes Land. Ich glaube, es war in demſelben Jahr, daß wir uns perſönlich kennen lernten, als Sie mich von Aarau aus im Schloſſe Biberſtein beſuchten.

Haben Sie nun im Journal des Débats die drei langen, trefflich geſchriebenen Artikel über Herrn Mangets Ueberſetzung der Schweizerlandsgeſchichte geleſen? Sie ſind der Leſung würdig. Der Verfaſſer macht mir den Vorwurf, die Geſchichte nicht nach ſeiner höhern Idee geſchrieben zu haben. Hätte er das Buch im Original, unverſtümmelt, und den deutſchen Titel »für's Schweizervolk« geleſen, und die Schweiz genauer gekannt: er würde nicht nur ſeine Idee durch's Ganze leuchtend geſehen haben, ſondern auch noch etwas mehr.

Die meiſten Geſchichtſchreiber heutiges Tages ſprechen, wie mit Zuſchauern im Parterre, die zu dem, was auf der Bühne vorgeht, keine Sylbe zu ſagen haben, und allenfalls für ſich dabei etwas im Stillen denken. — Ich aber ſpreche zu einem republikaniſchen Volk, das täglich ſelbſt auf der Bühne noch handelt und ferner handeln muß. Es iſt aber zwiſchen Parterre und Schauſpielern ein großer Unterſchied; und ſo auch in der Eigenthümlichkeit der Geſchichtſchreibung. Darum ſprach Thucydides anders, und anders Tacitus, und wieder anders der erhabene Gibbon.

Einen innigen Neujahrskuß!

Ihr H. Z.

127.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 29. Jan. 1829.

Lieber Zschokke! Ich war traurig; ach, nur Ihr Genie, mein Genius, hielt mich empor. Die gedruckten Brun-Briefe geben mir viel Kummer, weil ich sehe, daß sie meinen Kindern Kummer geben. Den dritten Theil hab' ich nur zur Hälfte gesehen und schon ist er abgedruckt. Nicht mehr von dem! Aber von Ihnen, von den Grazien Ihrer Geisteskinder. Das Ende von vielen sollte anders seyn, sogar im Blondin, dieser graziösen Erscheinung.

Ich habe Ihren lieben Brief. Wo ich Sie zum ersten Mal gesehen? In Basel, wo Sie Regierungsstatthalter waren und mich gütigst mit der Brun empfingen.

Was ich hier Alles sehe und höre! Vor ein Paar Tagen sah ich beim Hospodar Souzzo die eigenhändigen Briefe Mahmuds. Sie sind prächtig geschrieben und man muß sich einen Jüngling denken, der aufmerksam lernt, um so schön zu schreiben. Souzzo sagte mir voraus, Mahmud werde Alles abschlagen und nie nachgeben. Das ist eingetroffen. Er sagte, die Pforte könne keine drei Feldzüge aushalten, schon jetzt stehe Alles auf dem Spiel. Ein Mann, der alles Wissen der Menschen nöthig hätte, versteht nicht einmal die Geographie seiner Staaten. Allein Mahmud arbeitet, wie kein jetziger Monarch (es ist nicht viel gesagt), er sucht allenthalben Licht, und hat einen unerschütterlichen Charakter.

Ich habe eben viel mit dem Maler König gesprochen. Calvello hat ihm gesagt: daß sich 342 Personen aus unsern aristokratischen Städten gemeldet hätten, um Offiziere in neapolitanischem Dienst zu zu werden! Dies beweist, welche Armuth an Aussichten für diese Leute da sind! Wir stecken in tiefer Barbarei. Nichts Traurigeres, als dieser athmende Tod, als dieses Leben ohne freies Gefühl, im gedankenlosen Daseyn! Bei der lebendigen Klasse der Aristokraten sind alle Gedanken inwärts gekehrt. Sie sehen nur sich. Die Welt endet, wo die Rathsstuben. Ich hatte eine große Freude, mit einem Berner zu sprechen und zu denken, denn ich liebe aufrichtig und warm mein Vaterland — aber nicht, was ihm den Tod bringt. Müßiggang ist unsere Pest. Und doch ist das Bernergeschlecht voller Treu und Redlichkeit, aber eingesteift durch zähen Schlummer.

Die Regierenden in der Schweiz fordern nichts, als dich, o Somne, *quies rerum*, placidissime somne deorum *Pax animi, quem cura fugit.*

Ihre Gedanken gehen daher auf Selbsterhaltung, auf das Rückwärts in die Zeiten der Vergangenheit. Sie denken nicht daran, daß kein Leben rückwärts geht; daß Stillbleiben Tod ist, wenn Alles um uns vorwärts geht. Ach, 342 Patrizier, ohne bessere Aussicht, als eine elende Offizierstelle in neapolitanischem Söldnerdienst! Welch' Bekenntniß der eignen Nichtigkeit! Beim Stillstehen bleiben wir verhältnißmäßig arm, verhältnißmäßig unwissend, verhältnißmäßig dumm, schwach, unbehülflich, und endlich langen wir mit *muta quies* auf der untersten Stufe an.

Die Seele sieht nur sich selbst. Zum Beweis dessen, man weiß nie die Wirkung, die man in Andern hervorbringt. Wir glauben, durch das Fenster in die Welt zu sehen, und wir sehen in den Fensterscheiben — nur uns. Nun adieu, du liebes Ich!

Ich bin gesund — nur die Zahlen plagen mich wie Napoleonische Soldaten.

Ihr B.

128.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 2. Februar 1829.

Machen Sie sich keinen Kummer um Ihre Brun-Briefe! — Zwar weiß ich nicht, was man in Bern dazu spricht; aber die Verständigern werden sich der Zeit erinnern, in welcher Sie die Briefe schrieben, und jenes Geistes, welcher vor 1798 dort und in der Eidsgenossenschaft herrschte, wodurch die Schweiz unterjochen mußte; jenes Geistes, den eine blöde Rathsherrnschaft aller Orten jetzt, allen Warnungen der Vergangenheit zum Trotz, wieder aus dem vorigen Jahrhundert zurück in unsre Tage rufen möchte. — Machen Sie sich keinen Kummer. Genug, Sie werden gelesen und geliebt, und, nun ja, wenn Sie allenfalls einigen Werth auf das legen, was man Ruhm nennt, diese Regenbogen-Herrlichkeit um Ihren Namen wird dabei nur glänzender werden. Die Briefe an Matthisen kommen mir wie ein heitres Rosen in einem nächtlichen hellen Besuchzimmer vor; die Briefe an Friederike Brun, wie eine Unterhaltung mit beklemmtem Herzen, das nie ganz

rein frei iſt, in einem helldunkeln Ulmengang am Fuß hoher Gebirge. Den Frauenzimmern gefallen jene beſſer, den Männern dieſe, — Sie ſelbſt aber Allen.

Nun von der Roſe und Nelke Abſprung auf eine Stinkpflanze. Ich las geſtern den dritten Theil von den Lebensabenteuern eines gewiſſen Jeb. Wit, genannt von Döring, der auch in Genf eine geraume Zeit war, und von dort flüchtete. Schaffen Sie ſich das Buch, worin dieſer junge und talentvolle Mann von ſeinen ehemaligen politiſchen Verhältniſſen (er war bald Werkzeug der Demagogen, bald der Miniſter, alles aus linkiſcher Sucht, wichtig zu werden), und von den Umtrieben der geheimen Geſellſchaften und Hofpolizeien ſpricht. Jetzt verräth er ſie Alle dem Publikum, mit Namen und Documenten. Welch' eine ſudlige, kothige Politik links und rechts, die er aufdeckt! Man bekömmt Ekel, dieſe Sorte von Menſchheit zu ſehen. Man lernt auch daraus, daß in der Schweiz wirklich das Finde-Mich der deutſchen, franzöſiſchen und italiäniſchen Umwälzungsluſtigen war; aber kein Schweizer unter Allen!

In meiner Einſamkeit hier leſe ich Ihre Briefe immer drei bis vier Mal, ungerechnet was ich daraus Freunden, die mich beſuchen, vorleſe. Ich finde ſtets Neues; ich kann Genf dabei entbehren, weil Sie es mir intereſſanter in Ihrem Malerſpiegel geben, als es iſt, und alle Leute, durch Ihre Feder, geiſtvoller ſprechen, als vielleicht mit dem eignen Munde.

Wir ſind hier eingeſchneit; die Aare rauſcht von Eisſchollen; das Thermometer ſteht Morgens auf zehn Grad, Abends auf fünf Grad unter Null. Mich beſuchen keine Reiſende und Fremde mehr, außer einige hungrige Finken und Spatzen, denen ich Brodkrumen aufs Fenſterbrett ſtreue. Nun werden Sie begreifen, welche Leckerbiſſen mir mein Eugen bringt, wenn er von der Poſt kommt und ſagt: Auch einer von Herrn v. Bonſtetten!

Vergönnte mir das Glück nicht, der erſte Ihrer Freunde zu ſeyn: doch will ich der Letzte und Bleibende ſeyn und heißen, der Zahl nach; aber, das fühl' ich, der Thatſache nach ſteh' ich im Gefühl ſelbſt unſerm unſterblichen Müller nicht nach. Wenn ich einmal Denkmale aus meinem Leben ſchreibe, das Ihrige wird eines darunter.

Adieu. Halten Sie ſich warm. Es iſt draußen, wie an Fürſtenhöfen, ſchlüpfriger Boden mit kaltem Sonnenſchein.

Diesen Sommer seh' ich Sie ganz gewiß in Genf. Von Ihnen, aus Ihrer Wolke flieg' ich über den See zu den Adlern, Gletschern, Mönchen und Naturforschern des St. Bernhardsberges. Adieu, mein Apoll, ewiger Jüngling!

Ihr H. Z.

129.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 27. März 1829.

Wie lange, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe! Wir hatten beide Krieg. Ich mit Freunden, Sie mit der Dummheit. Sagen Sie mir doch, was Ihnen geschehen ist, daß Sie alle Ihre Stellen niedergelegt haben?

Beruhigen Sie mich. Sie leiden doch nicht? Als man in Genf Ihre Geschichte erzählte, sagte man — tant mieux! — Ich fragte, wo das mieux wäre? C'est qu'il viendra chez nous. Genf wäre eine rechte Vaterstadt für Sie. Wie schön, wenn Sie hier wären, da lebte ich wieder auf. Ach, wären wir näher beisammen!

C. v. B.

130.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 4. April 1829.

Was ist's denn mehr? Ich habe mich in Ruhe gesetzt, und darüber soll ich Sie beruhigen? Ein Theil, eine Mehrheit unserer regierenden Herren hier zu Lande war mir längst schon übel an, meiner politischen Grundsätze, meiner Ansichten willen. Diese Männer, mir als Privatleute schätzbar, waren es mir nicht als Staatsführer. Sie verkannten immer mehr ihren Beruf, weil sie unser Jahrhundert und unser Volk nicht kannten. Das sollt' ich büßen. Sie wollten mir in ihrer kleinen Rathspolitik einen Streich versetzen, mich Demuth lehren, das war Alles.

Nun hören Sie. Ein wohlunterrichteter, sehr besonnener Mann, der achtbare Herr Casimir Pfyffer von Luzern, rückte in mein Volksblatt einen anonymen Artikel über das heutige, seltsame Treiben des Kantons

Schwyz ein. Die Regierung von Schwyz fordert von der hiesigen, mich anzuhalten, ihr den Namen des Einsenders zu verrathen. Dazu konnte mich aber, nach hiesiger Uebung, nur ein Gericht verurtheilen. Unsere Regierung läßt sogleich dienstfertig das Bezirksgericht versammeln, mit Auftrag, mich anzuhalten, den Einsender jenes Artikels zu nennen. Weil aber weder von Schwyz, noch von den hiesigen Regenten, eine Klage gegen den Artikel eingegeben war, sprach mich das Gericht von der Befriedigung einer bloßen Wißbegier oder Neugier jener Herren frei. Aergerlich über diese ungefällige Gerechtigkeitspflege, wendet sich, ohne die gesetzlichen Formen zu beobachten, die in solchen Fällen gelten, die Regierung an das Appellationsgericht mit dem nämlichen Auftrag. Das Appellationsgericht, mit Verletzung des Gesetzes, auf welchem es beruht, und durch welches es dasteht, ohne mich befragt oder gehört zu haben, verurtheilt mich, nach Willkühr, d. h. ohne nach einem Gesetze entscheiden zu können, zur Nennung des Namens und — den Staat zu den Kosten! — — Aus einer hiesigen Zeitung erfahre ich zuerst, daß sich das Appellationsgericht mit mir beschäftigt, mich verurtheilt habe. Vergebens verlangte ich Frist. Der kleine Rath befiehlt dem Oberamtmann, mich mit allen in seiner Macht liegenden Mitteln zur Erfüllung des Urtheils zu nöthigen. — Ich gehorchte lachend, um meinen Freund, den Oberamtmann Frey, nicht in die bitterste Verlegenheit zu stürzen. Aber wer konnte, nach einer solchen Regierungsthat, mit einer solchen Regierung noch etwas gemein haben wollen? Ich legte alle Aemter nieder, die ich von ihr hatte. Nur die Stelle im gesetzgebenden Rath hab' ich beibehalten, weil sie vom Volk stammt, und sonst noch vier bis fünf Pöstlein in Aarau.

Nun wissen Sie Alles. So hätte keine Bernerregierung, so kein Bernergericht gethan. O der schöne, einst so freie Aargau, wie tief ist er gesunken! — Könnt' ich meine Blumenhalde auf einen Karren legen, ich würde, Weib und Kind an der Hand, damit zum Genfersee wandern. Sagen Sie selbst, würde man in einer Monarchie den geringsten Unterthan ohne Prozeß, ohne Anklage wagen, gerichtlich zu verdammen?

Als die Neugier der Regierung von Schwyz durch den Namen gestillt war, — ließ sie es dabei gleichgültig bewenden; die hiesige Regierung behielt, wie man bei uns zu Lande sagt, »den Schmutz auf dem Aermel«, und verlor einen treuen und thätigen Beamten, der ich doch gewiß war.

welches sodann die britische und die ausländische Bibelgesellschaft drucken ließ.

4.

Die afrikanischen Ostküsten. Madagaskar. Bourbon.

Vom habeschinischen Gebirge in tausend Meilen weiter Länge der afrikanischen Ostküsten bis zum Kapland herrscht in heißen, feuchten, fruchtbaren, aber den Europäern ungesunden Ländern Heidenthum, oder Muhameds Glaube, oder beides gemischt. Noch besitzen hier die Portugiesen aus den Tagen ihres Ruhms einige Niederlassungen, wie auf Mozambik, Monomotapa, Quiloa und Sofala. Zu Mozambik, der kleinen Inselstadt, und der Portugiesen Hauptort, sieht man ein paar Klöster und ein paar Kirchen. Auch ein bischöflicher Stuhl steht daselbst. Doch zur Fortpflanzung des Christenthums ist seit Jahrhunderten nur wenig geleistet worden, und das Wenige ohne Glück. Häufig gebrach es an Sendpriestern; und wo man sich gelungener Anfänge freuete, sank bald wieder alles in alte Verwilderung zurück. In Monomotapa waren die Jesuiten lange thätig gewesen. Doch ist zweifelhaft geblieben, ob die scheinbare Neigung des Volkes für den christlichen Glauben mehr Frucht

Basta! Sprechen wir nicht mehr davon. Ich beklage den schönen Aargau, der statt besoldeter Beamten nicht einmal bezahlte Landesväter, sondern Gebieter bekommen hat. — Wie verlebten Sie Ihren Winter? Adieu!

Ihr H. Z.

131.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 20. April 1829.

Lieber Zschokke, wie ich den Winter zugebracht? In großen Gesellschaften, im Kreise von hundert Personen. Uebrigens zum Erstaunen gesund. Ueber die Gesundheit hinaus kommen mir die Kräfte so wieder, daß ich gehe wie nicht vor zehn Jahren. Mir ist aber im Grund der Seele eine Herzensleere — mitten unter Wohlwollenden. Ach daß Sie nicht da sind! Schreiben Sie mir doch in ehrlichen Buchstaben, nicht, wie leythin, mit verrenkten Pfoten, die, wie Advokatenschrift, mit Wenigem das Papier füllen. Warum hat man nicht den losen Zschokke aus dem Land — zu uns gejagt? Ich muß Sie sehen, hier oder bei Ihnen. Wessenberg will zu mir kommen. Oder wir sehen uns in Bern. Ich möchte Neues sehen.

Wie belehrend ist Candolle, wie glücklich, wer in einer Wissenschaft eingeschlossen ist, wie er! Er sprach mir letztlich von den vier Menschenracen. In ein Paar hundert Jahren werden nur Weiße leben. Es ist eine natürliche Ueberlegenheit bei den Weißen, die jeden andern Stamm beherrscht. In St. Domingo herrschen Creolen oder Weiße. Die Schwarzen können unsere Gesetze nicht einmal nachäffen. In Brasilien, wo ein Weißer sich in einem Dorfe von Kupferfarbenen ansiedelt, gehorcht ihm Alles, wenn er selbst auch nicht befehlen wollte. Sonderbar, mit den Metis — wenn Vater und Mutter von sehr verschiedener Art sind, kommt keine Mischung heraus. Ein Kind ist ganz Vater, ein anderes ganz Mutter, so auch in einer Race, wenn Mann und Weib gar verschieden sind. Das sehe ich mit meinen Augen. Chinesen sind seit vielen tausend Jahren, was sie sind, weil sie Kupfermenschen bleiben; so die Ostindianer. Wußten Sie, daß die Braminen von weißer Farbe sind? darum ihr großes Ansehen.

Ich habe bisweilen gedacht, bis Biel zu gehen; dann kommen Sie mir entgegen, nicht wahr, nun Sie frei sind? — Was machen die

lieben Kinder? Ich möchte da oben seyn in Ihrem Zimmer, hinter den blauen und orangefarbenen Scheiben Ihrer Fenster.

Haben Sie gelesen, wie Schultheiß Fischer von Bern die Schweiz bekehren will — zur Preßfreiheit, zur Hospitalität und gegen die Kapitulationen?

Ich habe Ihre Bündnergeschichte angefangen. Sie ahmen da Müller im Styl nach, noch mehr in der Bayergeschichte.

Was machen Sie jetzt in Ihrem Müßiggang, mit nur einem halben Dutzend Stellen? Kommen Sie nach Schinznach in die helvetische Gesellschaft?

Adieu. — Wo seh' ich Sie?

C. v. B.

132.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 2. May 1829.

Bei uns ist Frühling; Alles wird Blume, Alles Liebe, Alles Lust. Wären Sie doch bei mir im Garten, wo ich über unser Blütenfeld vom Säntis weg bis zum Weißenstein schaue, und säßen neben mir auf der grünen Winkelbank, im Schatten der Loniceren und Philadelphien und Buschacacien, ich drückte Sie alle Minuten an meine Brust. Ich möchte zuweilen in Verzweiflung der Freude Alles zerschlagen, weil ich nicht Alles bei mir habe, und nicht Alles umarmen kann, was ich liebe. Halten Sie das nicht etwa für einen der tollen karrikirten Einfälle à la Zschokke. In Ihrem höflichen, feinen Genf, wo man selbst auch die Gefühle des Herzens mit dem Zirkel abnimmt, ist vielleicht seit den Tagen der Allobrogen noch keiner Mutter in den Sinn oder in die Zähne gestiegen, aus reiner Wuth der Zärtlichkeit ihr Kind, statt zu küssen, zu beißen.

Ach, ich glaube Ihnen kein Wort von dem, was Sie mir da sagen. Sie wollen nach Aarau zu mir kommen? Aber wär' ich in Ihrer Stelle, wahrlich, ich würde Ernst aus dem Scherze machen. Gleich nach Empfang eines Freundesbriefes vom zweiten Mai würd' ich in Ihrer Stelle meinen Bedienten rufen und ihm sagen: „Ich verreise morgen oder übermorgen. Sorge für alle meine kleinen Bequemlichkeiten der Reise. Denn ich will noch ein Mal die Eidsgenossenschaft dieser Tage versam-

welt ſehen und in ihrem Kreiſe ſtehn. Am eilften Mai kömmt nämlich Nachmittags im ſchönen Schinznach die helvetiſche Geſellſchaft zuſammen, deren Mitglied, deren Decan ich ſeit 1766 bin, und deren diesjähriger Präſident ein gewiſſer Zſchokke iſt, den ich austrommeln werde, wenn er nicht eine Rede hält, die vom Jura bis zum San Salvatore, und von Kamor bis zur Saleve wiederhallt. Ich werde da Männer ſehn, die einen eidsgenöſſiſchen, wo nicht europäiſchen Namen tragen. Sie werden mich umringen, mich lieben; und ich werde dieſes neue Geſchlecht meines Vaterlandes im Namen der Iſeline, Balthaſare, Hirzel ſegnen, deren Zeitgenoß auch ich war; der Männer, die dieſen Eidsgenoſſenbund in Schinznach gründeten!«

So würd' ich ſprechen; dann aufbrechen und unter den Blüten des Mais nach Schinznach fliegen; nicht über Biel, denn auch unſer Appenzeller iſt in Schinznach. — »Bin ich einmal dort, würd' ich ſagen, verlaß' ich mich auf Zſchokke, daß er für meine Bequemlichkeit unter der Maſſe der Bewunderer Sorge tragen werde.« So würd' ich denken. Und denken Sie ſich's ſelbſt, welchen tiefen unvergeßlichen Eindruck Ihr Erſcheinen auf ſo viel eidsgenöſſiſche Verehrer Ihrer Perſon und Ihres Wirkens machen müſſen.

Ich aber — darauf verlaſſen Sie ſich — ich bin im Sommer bei Ihnen in Genf, eh' ich zu den frommen Vätern auf den St. Bernhard gehe. Der junge Stapfer kömmt öfters zu mir; er gefällt mir vor vielen Andern unſerer jungen Männer, und ſchon darum, weil er mit Begeiſterung von Ihnen ſpricht. Ich kann unſere flaumbärtigen Greiſe nicht wohl leiden, die mehr Verſtand als Gemüth zu haben, affektiren.

Die Stelle vom Schultheiß Fiſcher hab' ich nicht bemerkt, die Sie mir anführen. Er ſoll auch zur Stadtdeputation von Bern nach ſeiner Erwählung geſagt haben: »Immer werd' ich erſt Schweizer, dann Berner ſeyn.« — Hat er das geſagt, ſo mach' ich dieſe Worte zum Motto meiner Schinznacher Rede und ſetze ſeinen Namen dazu.

Phraſen hat man in der Schweiz im Ueberfluſſe, wie Steine; aber Thaten fehlen, oder man muß ſie wie Goldflitterchen aus dem Aaresand mühſam herauswaſchen.

Ich bitte Sie um Gottes willen, erſcheinen Sie mir nicht unverſehens in Schinznach! Ich würde erblaſſen und rufen: »Sein Geiſt!«

Adieu! Fühlen Sie den Kuß, den ich Ihnen gebe?

Ihr H. Z.

133.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 30. Mai 1829.

Lieber Herzens-Zſchokke! Ich hatte einen Brief angefangen, als ich auf dem Punkte war, mich aufzurütteln und nach Schinznach zu gehen. Den hab' ich verloren. Ich bin gewiß, ich wäre da glücklich geweſen. Mein Gott, welche Erinnerungen! Johann Müller und Zſchokke, welche Zeitluſt! Ihre Rede iſt ein wahres Wunder. Man ſagt, ſie dauerte zwei Stunden — und war zu kurz! Dies beweiſt die Stimmung der Herzen und Zſchokke's Seele.

Prächtig iſt das Penſum, jedes Jahr die Geſchichte des vergangenen Jahres den verſammelten Schweizern zu ſchildern. Warum haben Sie nicht angefangen, dieſem edeln Willen zu entſprechen?

Die Schweiz kann allein durch ſolche Geſellſchaften vorwärts kommen. Die Regierungen rudern flußan, nicht mit dem Strom zur Zukunft. Sie vergeſſen, daß die Zeit abwärts fließt in das ewige All. Geht nicht alles Organiſche dieſen Weg? iſt nicht alles Keim vor der Entwicklung? Hat die Erde nicht Ungeheuer erzeugt, ehe der Menſch erſchien? Warum mammuthwärts rudern, wie unſere Rathsherren?

Allen den Geſellſchaften fehlt eine belebende Organiſation. Wir »rathsherrlen« zu viel. Die Geſellſchaft ſollte ein Journal ſchreiben. Ein Comité ſollte dieſem und jenem auftragen, im monatlichen oder halbjährigen Blatte über dies oder das zu ſchreiben. Die Schinznacher Geſellſchaft z. B. würde alle Verordnungen, Geſetze ſammeln und erklären, die im Jahr in der Schweiz erſchienen wären. Man ſollte ein ordnendes Comité haben, das auf einen Zweck arbeiten ließe; dieſem dies, dem andern das auftrüge ꝛc. Unſere geſellſchaftlichen Kräfte ſchlummern.

Ich arbeite gewaltig, ſtehe ſpät auf, aber liege tief in Gedanken unter meiner Decke. Ich entdecke ſo Vieles in mir, das ich zur Welt bringen möchte. Die Zeit rennt mit mir davon; Tage und Wochen rennen vorbei wie Diebe. Ich reiſe täglich in Gedanken — wie oft zu Ihnen! — Dann aber befällt mich ſo ein Wohlſeyn in meiner Haut und Wolke, daß ich immer ſage: »Morgen!« Doch will ich in die Geſellſchaft nach Bern, und will Sie ſehen und umarmen. Ach Matthiſon altert, und ſo Vieles ſtirbt um mich, daß ich mich in die Jugend werfe; aber auch die holt der wahre T. Ich erwarte meine liebe Ruſſin,

Anaſtaſien. Sie ſchreibt mir, die Großfürſtin Helena, als ſie in Rom hörte, ſie hätte Briefe von mir, ſei von Ihrem Stuhle aufgeſtanden — il faut me cacher devant vous. Faites vite imprimer les lettres, que je les lise.

Ich ſpaziere wieder zu Fuß, wie vor zwanzig Jahren. Ach, die einſamen Gänge im Paradies des Frühlings, da iſt Seligkeit! — Ich ſchwebe da zwiſchen Erde und Himmel, wie ein Meteor. — Nichts iſt ſchöner, wie die beiden Ufer der Rhone und Arve; die eine brauſend, die andere voll Majeſtät. Da höre ich die Waſſeramſel, die mich an Dänemark erinnert; da fange ich alle Erinnerungen meines Genferlebens auf! Mit jedem Fußſchritte geht ein Jahr an mir vorbei. Aber wo Ewigkeit iſt, da iſt kein Vorbei.

In Rom iſt ein allgemeiner Jubel über des Papſtes Tod. Caſtiglione iſt von allen Menſchen geliebt, ganz wie Conſalvi. Adieu.

v. B.

134.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Freiburg, 16. Juni 1829.

Sie werden ſich wundern, von mir einen Brief aus dem Uechtland, aus der Nähe der europäiſchen Hauptfeſtung der ehrwürdigen Väter der Geſellſchaft Jeſu, zu empfangen. — Stellen Sie ſich nun zum Ueberfluſſe noch meine Perſon und Umgebung vor, wie und wo ich einen Brief an den geliebten Bonſtetten ſchreibe.

Da ſitz' ich an einem ſchwarz behangenen Tiſche, auf einem Präſidentenſtuhle, angethan von Kopf zu Fuß in ſchwarzen Kleidern, in einem großen Zimmer. Vor mir zwei Herren in Feſtkleidern an einem andern Tiſche; ſie zerkauen Federn, reiben Gedanken aus der Stirne hervor, ſchauen nachdenkend, bald unter den Tiſch, bald zum Himmel, oder vielmehr zur Decke des großen Zimmers empor. — Von Zeit zu Zeit tritt, auf den Zehen, ein Herr in ſchwarzen Kleidern, ſchwarzem Mantel, Pfäffchen, wie unſere reformirten Pfarrer tragen, goldnen Degen an der Seite und großen dreieckten Hut unterm Arm, in's Zimmer, und flüſtert mir unter Höflichkeitsbezeugungen etwas ins Ohr. Nun rathen Sie, was ich hier treibe?

Ich bin von Ihren Excellenzen der Stadt und Republik Freiburg eingeladen worden, zur Organiſation des Kantons-Forſtweſens, unter

mehreren Aspiranten auf die Stelle eines Oberforstinspectors, eine Prüfung derselben anzustellen. Vielleicht aber, weil ich von Haus aus ein Ketzer bin, ist mir zur Unterstützung des Glaubens ein rechtgläubiger, übrigens sehr wackerer Mann, der Oberforstmeister des Kantons Solothurn, Herr Falkenstein, beigeordnet. Eben heut lass' ich das schriftliche Examen halten, und, abwechselnd mit meinem Kollegen, schildwachte ich bei den tiefsinnigen Aspiranten, denen ich dann und wann Auskunft geben muß, was ich unter diesem und jenem Ausdrucke verstanden wissen wolle?

Früher schon hatte sich auch der Stand Basel wegen Organisation seines Forstwesens an mich gewendet, mir seine Akten nach Aarau geschickt und seinen Oberförster des Kantons dazu. Kaum war ich mit dem für ein Mal zu Ende, warf ich mich in den Wagen nach Freiburg.

Sie sehn, an Zutrauen fehlt es den hohen Regierungen nicht zu mir, so lange es die stummen Wälder angeht; aber desto mehr fehlts, wenn die Rede von Wahrheit, Recht, Freiheit, Volksbildung u. s. w. ist; denn natürlich, davon versteh' ich nichts, wenigstens nicht so viel, als jeder très-haut et très-puissant seigneur auf dem Regentenstuhl.

In Freiburg herrscht, wie ich merke, mehr Licht, als ich anfangs glaubte; aber man steckt es nur unter den Scheffel, damit es der Wind nicht auslöscht. Ein hiesiges Mitglied des Staatsrathes sagte mir: die besten Gesetze haben wir noch aus den Zeiten der Mediationsakte: und diese wenigen sind so mächtig, obgleich leise wirkend, daß Ubyhrn. seit 1804 damit fortgeschwommen sind zum Bessern, ohne es zu wollen und zu spüren, so daß sie heut Ideen legitim finden, gegen die sie vor der Revolution noch ein Kreuz geschlagen haben würden. Also — geben wir selbst im Uechtland, sub umbra alarum soc. Jesu, die Hoffnung nicht auf!

Zum Unglück hab' ich vergessen, Ihren letzten Brief mit mir zu nehmen, um allenfallsige Fragen daraus zu beantworten. Aber der Hauptsache erinnere ich mich wohl: Sie denken zur gemeinnützigen Gesellschaft dies Jahr nach Bern zu kommen. Nun, dann fehle ich dort gewiß nicht, weil ich da den gemeinnützigsten Mann von Allen umarmen will, der es nicht nur für ein Kantönlein, oder für die Schweiz, sondern für ganz Europa und Amerika und die Nachwelt ist. Sie kennen diesen trefflichen Mann so gut, als ich, ob Sie ihn gleich nicht so bewundern, wie ich, und nicht so hoch schätzen, was jedoch bei Ihnen

keine Wirkung der Eifersucht ist. — Bitten Sie ihn doch, er solle mir auch bald wieder ein Mal ein Briefchen nach Aarau schicken, und sagen Sie ihm, daß ihn von seinen lebenden Zeitgenossen keiner so liebt, als

Ihr Z.

115.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 19. Juni 1829.

Ich habe eben den Brief des großen Faun's entziffert. Ich sehe Sie in der Jesuitenluft neben Rathsherren chapeau sous le bras, am großen Tisch, wie eine Sonne, Ihre Strahlen ausgießen. Warum sagen Sie mir nicht Mehreres von diesem wunderlichen Freistaat?

Ich bin Ihnen aber recht böse. — Daß ichs ja nicht vergesse: Was sind die Soirées d'Arau, die Sie mir vorenthalten? Hier kennt die schöne Welt Sie als einen Voltaire oder Philosophen. In Freiburg sind Sie Pan, Silvanus oder Faunus; in Aarau Gott weiß was, ein politischer Ketzer mit gespaltenen Füßen! Ich glaube alles Böse von Ihnen, bis ich Ihre Soirées d'Arau habe, wenn es nicht die schon bekannten Erzählungen sind. Wer lacht herzlicher mit Ihnen, wie ich?

Die Schweiz hat großen Mangel an Männern von Kraft und Reinheit. Wo die Seele keinen Boden hat, da wuchern die Sinne auf. Welche Freiheitsarmuth in der schönen Schweiz! Alle Augen sind auf Schultheiß Fischer gerichtet. Er aber scheint eine schwere Brustkrankheit zu haben. Ich rüttle mich auf, um nach Bern zu gehen. Die Regierung von Genf, die ich bewundere, sagt mir: „Wir lassen's beim Alten bewenden!“ was ich täglich sonst in den Aristokratien hörte. — Wenn ich beim Alten bleibe, so ist es, weil das Alte wieder vorwärts nach dem Ewigen hinstrebt. Die Leute, die das Alte wollen, kehren der Zukunft den Rücken und greifen nach dem, was nicht mehr ist. Auf die Art steuert man rücklings in die Zukunft.

Mein Stand in der Aristokratie war einst oben an, und doch war mir die Bahn der Gedanken verschlossen. Wenn ich denken wollte, war mir's, als steuerte ich in's Eismeer, wo das Leben hinstirbt.

Ich möchte, weil man doch immer Zünfte und Innungen noch will, auch das ganze Erziehungswesen sammt allem Wissenschaftlichen (Biblio-

theken, Museen ꝛc.) in eine Zunft vereinigen, die sich selbst verwalten würde, und die die Erwählung von sechs Stellen im großen Rath hätte. Desgleichen wünschte ich eine ähnliche industrielle Zunft, mit eben den Rechten. Die Gesetze, die diese Zünfte bilden, müßten so sein, daß sie den Hang zum Monopol hemmten. Z. B. sie könnten in Aristokratien Fremde aufnehmen, Gelehrten das Bürgerrecht geben, wie auch reichen Fabrikanten oder großen Mechanikern. So lange die Aristokratien Gelehrten oder Fabrikanten nicht eine politische Wichtigkeit geben, bleiben diese als gemeines Pack angesehen. Unsere Patrizier würden sich endlich bemühen, gelehrt oder industriel zu werden.

Die Entwicklung dieser Gedanken greift in Alles ein. Aber ich fühle, wenn so etwas eingeführt werden könnte, welches Leben diese Einrichtungen geben würden. Das tödtliche Wesen alles Zunfttreibens ist Ausschließung und Abstoßung. — Das Leben aber ist Anziehung — größter Liberalismus. Bei meinen Gelehrten- und Industriezünften aber entständen hundert Fragen, wie diese Zünfte von der Regierung abhängig zu machen wären, ohne ihrem Wesen zu schaden? Alles jedoch würde sich finden, wenn man nur wollte. Bern war anfänglich in Handwerkszünfte eingetheilt. Sonderbar, daß Schiffleute eine Zunft bildeten! Dies beweist: daß keine Landstraßen waren.

Viele Patrizier machen sich nun zu Pfarrern. Sie werden aber nur ihre Nichtigkeit auf die Kanzel tragen, und so lange wie nicht ein neues Leben in unsere Adern bringen, sterben wir den Tod des Müßiggangs. Ist denn Niemand, der so eine Stadt schilderte, wie Solothurn! ein sich regendes Todtengerippe! Diesen Ganz nimm. Freiburg, wie bald auch mein Bern, wenn es noch länger schlummert.

Mein lieber Herzenspräsident, lieber Herzensfaun, was denken Sie von meinem Plan? Vor hundert Jahren hätte man mich in unsern Städten mit diesem Gedanken auf das Schaffot gebracht.

Nie ist der Mensch physisch so mobil gewesen, als jetzt; warum nicht auch im Moralisch-Politischen? Aus Paris schreibt man: „il y a une lassitude générale." — Aber lustig ist anzuhören, wie Alles in Paris kutschirt. Die halbe Stadt fährt in der ganzen Stadt in Omnibus, Dames blanches u. s. w. herum. Man fährt nun beynah um fünf Sous, was sonst zwanzig oder dreißig kostete. Jede Viertelstunde kömmt ein Wagen, der überall hinfährt; elegante Damen steigen da aus und ein. — Von Lübeck fährt man in vierundzwanzig Stunden

nach Kopenhagen; in vier Tagen ist man in Petersburg! Warum nicht in einem Tage von Genf nach Aarau?

Kasthofers Lehrer im Walde ist ein merkwürdiges treffliches Werk, eine Goldmine für die Schweiz; und diesen Mann, wie hat man ihn in Bern geplagt, — wie wird er da belohnt!

Kennen Sie in Bern Frau H. M. . ., eine geistreiche Person? Sie wettet, daß, wenn ich nach Bern komme, sie mir beweisen wolle, daß da Alles besser ist, als ehemals. Te Deum laudamus!

Nun Adieu, lieber, bester Zschokke. Gott segne Sie, wenn Sie diesen Brief ganz lesen. Adie.

P. S. Prinz Souzzo lacht über unsern Glauben an Türkencivilisation. Man hat die Janitscharen gemordet, weil sie eine Art Freiheit bildeten. Nicht Lust zum Besserwerden, aber Instinkt des Despotismus, hat sie gemordet. — Es ist noch viel Sauerteig in Europa, aber ich hoffe, das lange Kneten wirke kräftig. Appenzell und Genf sind jetzt die Sonnen der Schweiz, Zürich hat eine dunkle Seite.

v. B.

136.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 26. Juni 1829.

Was die Soirées d'Aarau sind? — Zum erstenmal lese ich davon in Ihrem Brief. Vermuthlich sind es die Soirées eines Uebersetzers. Verstehn Sie aber im Ernst unsre Aarauer Soireen darunter, so will ich sie Ihnen gar nicht, wie Sie sich beklagen, vorenthalten. Sie werden da Thee, Backwerk, Seidelstiche, kurz ein ganzes Arsenal voller Waffen gegen die Langeweile finden, die der Gesellschaft beständig den Krieg macht. Kommen Sie nur, man wird Sie, als Helden des Tages, oder Abends, mit Recht bewundern, da Sie sich darauf meisterhaft verstehen, Stunden zu Minuten zusammenzuschmelzen, wie ich mich dessen wohl erinnere.

In Freiburg sah ich auch beim Frohnleichnamsfest das glänzendste Schauspiel einer Prozession, wie mir nie, selbst auf Opernbühnen, vorkam. Viele Heiligthümer vorangetragen auf Bahren, mit Gold, Purpur und Sammet bedeckt; Musikchöre; der Bischof in pontificalibus, mit der Monstranz, an der knieenden Volksmenge vorüber;

Staatsrath, großer Rath, Stadtrath, Priester, Leviten, Jesuiten, all: Mönchsbataillone in ihren Parade-Uniformen; die Häuser mit Buchenreisern, Teppichen, brennenden Kerzen geschmückt; Kanonendonner, Glockensturm, Trommeln, Trompetengeschmetter, Sängerchöre, wandelnde Orgeln — Alles durch einander, bis Augen und Ohren betäubt sind. Jetzt hab' ich eine Vorstellung von den Ovationen römischer Triumphatoren.

Die Jesuiten sind zu Freiburg im Ganzen nicht allgemein gern gesehen. Mit einem derselben, der ein braver Mann und trefflicher Physiker ist, aus den Niederlanden, Namens Wiere, macht' ich nähere Bekanntschaft. Von den Jesuitenschülern, ein wildes Völkchen, waren unlängst bei dreißig oder vierzig davon gelaufen. Vier andere kamen vor ohngefähr drei Wochen nach Metiers im Mistelbach, ließen sich die Dorfkirche zeigen und zerrissen heimlich auf der Kanzel Bibel, Psalmenbuch und Katechumenenverzeichniß des Pfarrers. Ein Bubenstreich, den man der Intoleranz der Jesuiten zuschreibt, die sie einflößen. Jetzt werden, vermuthlich vergebliche, Untersuchungen gemacht, die Thäter zu entdecken.

Sie wollen von mir etwas Näheres über die freiburgische Regierung wissen? Sie ist theokratisch-patrizisch.

Trotz dem versicherten mich einige einsichtsvolle Männer, die auf Seiten der (stummen) Opposition stehn, daß die Schulen merklich verbessert werden; daß die Bildung des Volks wachse; und die Patrizier selber, die lieber rücklings gehen möchten, wider Wissen und Willen vorwärts gedrängt werden.

Das Volk in der Schweiz ist im Allgemeinen weiter vorgeschritten, als die Regierungen; beide gehn leider abweichende Wege von einander. Das wird nothwendig einmal bös enden. Zur ihre Gelehrten- und Großgewerbzunft würden die Patrizier aller unserer Aristokratien Sie recht dankbar ans Kreuz schlagen; das Volk aber würde in Ihnen einen Solon anbeten. Gehört doch schon der gute Kaffeser zu denen, gegen welche der König David in seinem ersten Psalm den ersten Vers sang.

Eben sind' ich in einer Anzeige die deutsche Uebersetzung Ihrer *Scandinavie*. Ich lege sie bei. Vielleicht wissen Sie nicht davon. Sie erschien zu Naumburg an der Saale. Unter uns gesagt, diese Scandinavie gehört aber auch zu meinen Lieblingen. Noch vorgestern schrieb

der Bekehrung, oder Furcht vor den Portugiesen gewesen sei, deren Schutz oder kriegerischer Beistand den Eingebornen wichtiger, als deren Glaube war.

Weit unglücklicher fielen alle Bekehrungsversuche bei den furchtbaren Bewohnern Madagaskars aus. Die Madegassen, welche mit Glauben an einen einzigen höchsten Gott die finstersten Geburten des Heidenthums und die rohesten Begriffe von Tugend verbinden, bleiben der Europäer geschworne Feinde. Sie kennen diese Europäer nur zu wohl, die da kommen, die Unabhängigkeit der Völker zu vernichten, und sich des natürlichen Reichthums derselben bemeistern. Noch im Jahre 1815 wurde die englische Niederlassung von Grund aus vertilgt, und jeder europäische Bewohner derselben gnadenlos ermordet.

Daher will ich von den frühern und spätern Bemühungen einzelner Missionarien, unter denen vor allen die Franzosen thätig waren, nicht reden, weil sie auf Madagaskar fruchtlos geblieben sind.

In den übrigen kleinen ostafrikanischen Inseln, wo alte, feste europäische Niederlassungen bestehen, wie auf Isle de Bourbon und Isle de France, ist das Christenthum unter der geringen Bevölkerung ziemlich herrschend. Selbst Sklaven empfangen dafür dürftige Unterweisung. In allen übrigen Eilanden dieses Ozeans, z. B.

ich dem Professor Schweighäuser in Straßburg, einem Alterthumsforscher, darüber.

Sie sind so fleißig und thätig, und ich faulenze. Das warme Juniwetter macht mich zum Patrizier; ich lebe dem Genuß der fünf Sinne und überlasse das Denken andern guten Leuten, weil ich zu keinem rechtschaffenen Gedanken kommen kann und mag.

Wenn ich in Bern wohnen müßte, ging' ich schlechterdings nur mit Frauenzimmern um, etwa wie Ihre geistvolle Frau H. M.... Die Weiber bewahren überall Freiheit und Natur am treusten, sobald sie nur außer dem Bereich des Liebesgottes sind.

Leben Sie wohl. Von längst her und bis in Secula Seculorum

Ihr H. Z.

137.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 10. Juli 1829.

Lieber Zschokke! Wir bewundern nicht genug den Glanz unseres Zeitalters, und den Ausflug aller Wahrheiten in der politischen Welt. Sie haben gelesen, was in den französischen Zeitungen über die Schweiz ist gesagt worden. Sie sollten darüber schreiben.

Eine große Wahrheit muß gesagt werden. Diese ist: daß man uns nie, wie man's voraussetzt, brutalement angreifen wird; die Welt ist nicht dumm genug, um Trommel voran mit einer Armee in die Schweiz zu ziehen. Unsere Schwäche ist in der Diplomatik! Es wäre der Augenblick zu benutzen, um zu zeigen: auf der einen Seite unsere militärische Stärke, wenn sie wohl benutzt wäre, auf der andern unsere diplomatische Schwäche, die jede Vertheidigung unmöglich macht.

Nichts ist unserer Einheit schädlicher, wie Mangel an Preßfreiheit. Da kann man noch helfen, denn die Stimmung der Nation geht dahin. Ohne sie ist keine öffentliche Meinung möglich; ohne diese ist keine Einheit denkbar. — Mangel an Preßfreiheit erzeugt Mangel an großen Staatsmännern, ohne welche die Fictte unserer zweiundzwanzig Kantone nothwendig scheitern muß. Ich, und Sie vielleicht, fühlen die Unmöglichkeit, daß die Seele ihre Flügel ausdehne im Dornengesträuch aller kleinstädtischen Vorurtheile. Große Männer entstehen aber in Zeiten

der Gefahr; doch man bedenkt nicht, daß dazu Zeit erfordert wird, und wir, wenn wir angegriffen werden, haben nur kurze Tage zur Entscheidung unseres Schicksals. Dieser Tag der Entscheidung muß in Zeiten des Friedens vorbereitet werden. Also muß vorerst an Preßfreiheit gedacht werden.

Ich habe den Krieg erlebt und gesehen und gefühlt, nicht im Uebel, das mir die Feinde thaten, wohl aber an dem, was meine Mitbürger dabei wurden. Sehr bemerkbar ist: daß in Zeiten der Gefahr in der Schweiz alles, was nicht vereint ist, sich immer weiter und weiter auseinander dehnt. So wie Gleichdenkende sich nähern, so gehen auch Andersdenkende auseinander.

Nun denke man sich zweiundzwanzig Republiken, ohne einen Washington, ohne einen Bonaparte, mit einem Wort ohne Einheit. Man denke sich jeden Kanton iſolirt, wenn nicht an Herz, doch an Meinung, an Einsicht; jeder mit einem Plan, oder ohne Plan. Man denke sich Menschen ganz fremdartig, ganz verschieden an Bildung. Man erinnere sich an Mengaud, an diese Zeiten der großen Warnung! — Nie waren die Kantone mehr getrennt, als eben im Augenblick, da sie alle hätten vereint seyn sollen. Denn wie gesagt, das Gefühl der Gefahr verursacht eine chemische Coagulirung; jeder Gleichdenkende nähert sich dem Andern, um jeden Andersdenkenden zurückzustoßen. Die Geschichte zeigt, wie schwer es ist, sich in Zeiten der Gefahr, auch, wo Einheit herrscht, auf einen Plan zu vereinigen. — Ich fühle mein Dintenfaß voll von hundert andern Ursachen der Entzweiung — aber da, da eben an der leitenden Macht, da fehlt Alles! Man wird, vor jedem Angriff, die Kantone mit Mengauds bestürmen, verwirren und entmannen.

Ich habe mit Bonaparte, mit Carnot darüber gesprochen. Bonaparte wollte den freien Durchgang durch die Schweiz, auch wohl unser Geld. — Das Uebrige wollten sie nicht. Als Eroberung würde die Schweiz mehr kosten, denn nützen, sagten sie.

Die österreichische Regierung aber hat andere Gedanken, wie man Anno 1815 gesehen hat. Alles Thun und Trachten damals ging dahin: jeden Keim der Freiheit und des Widerstandes zu tödten, und wo möglich die alte moralische Einöde wieder in die Alpen zu zaubern. Denn was wäre gefährlicher, als eine freiathmende Nation an den Grenzen!

Die österreichische Regierung hat aber ein schönes Gerechtigkeitsgefühl, und ist edeldeutsch, allenthalben, wo sie nicht, wie ein alter

Ehemann, von Eifersucht geplagt ist. Alle Verfolgungen, die sie in Italien verhaßt machte, kommen von diesem Gefühl her. Nun, wir Schweizer wären gewiß die unruhigsten aller Unterthanen, die man bis auf den letzten Mann auf's Schaffot bringen müßte.

Schon greift man unsere Preßfreiheit an, dieses erste Bollwerk der Schweiz!

Ich fühle in mir ein so großes Feld von Gedanken, daß ich abbreche. Das Resultat meiner Gedanken wäre: Es sollte eine rettende Diktatorialgewalt in Zeiten der Ruhe vorbereitet werden, die, sobald eine der kriegenden Mächte (Oesterreich oder Frankreich) es nöthig machen würde, militärisch, nach vorbestimmten wenigen Gesetzen, herrschen sollte, so daß alle Kantonalgewalt ihr unterthänig wäre, um sich gegen die drohende Gewalt zu vereinigen. So würde der Knoten gelöst. Wäre die Diktatur entschieden, so fielen tausend Fragen weg, davon jede die Kantone unter sich oder in ihrem Innern zur Unzeit entzweien würde.

Ich weiß, daß so ein Keim von einer militärischen Macht in den Bundesgesetzen ist; aber wie unvollkommen, wie unbestimmt! Man sollte diesen Gedanken in die Welt bringen, damit man sein Augenmerk nun auch auf das richten möchte, was unsern edlen Nationaleifer zur Vertheidigung der Schweiz nicht wieder vereiteln ließe, wie es 1798 geschehen ist. Unsere jetzige Verfassung, aus zweiundzwanzig Kantonen, ist weniger vereinbar, als da nur dreizehn waren, und Bern eine Vorgewalt hatte, die damals schon hätte nützen können, wenn nicht jede Einheit bei unserer jungen Aufklärung unmöglich gewesen wäre.

v. B.

138.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 16. August 1829.

Eben erhalt' ich einen Brief von der Schäferschen Buchhandlung in Frankfurt a. M., die Ihre Oeuvres complètes in ohngefähr zwölf Bänden, französisch, herausgeben will, und wozu ich ihr einen Prospectus liefern soll. — Die Herausgabe Ihrer Schriften freut mich; aber die französischen Schriften, dünkt mich, sollten besser in Paris erscheinen, von wo aus sie sich leichter durch Frankreich und die übrige civilisirte Welt verbreiten würden, als von Deutschland aus nach Frank-

reich. Indeſſen, darüber hab' ich nichts zu ſagen. Hingegen, was den Proſpectus betrifft, ſcheint es mir, ſollte er von Jemandem verfaßt werden, welcher der franzöſiſchen Sprache mächtiger iſt, als ich's bin, und unter Ihren Augen, mit Ihren Bemerkungen darüber.

Ein Anderes wäre, wenn Sie, ein Bürger zweier Sprachwelten, Ihre deutſchen Opera omnia herausgeben wollten. Da würd' es mich brennen, einen Proſpectus, und über Ihren bewundernswürdigen Genius ein Vorwort an die leſende Welt zu ſchreiben.

Ich theile heut auch meine Meinung, wegen des franzöſiſchen Proſpectus, jener Buchhandlung mit. Unterſtützen Sie dieſe Meinung. Was ſollt' ich auch über Ihre Oeuvres inédites angeben, die ich noch nicht kenne? Aber Herr Simond iſt glücklich genug, das von Ihren Lippen alles umſtändlich vernehmen zu können *).

Es iſt mir jetzt nur noch wie ein Traum, daß ich Sie in Genf vor einigen Wochen ſah; aber wie heimelte mich doch da Alles ſo freundlich an! Es kam mir vor, als ich, in Ihrer Abweſenheit, inmitten Ihrer Wolke ſaß, aus welcher Sie der Welt Lebensweisheit herabſpenden, ich lebe und webe tiefer in Ihnen, in Ihrem Geiſt. Es hatte jedes Einzelne da herum einen eignen Sinn, eine höhere Bedeutung für mich.

Ihre Gedanken über unſere zweiundzwanzigfältige Schweiz ſind meine Gedanken. Ich habe dieſe oft und laut gepredigt, über unſere geographiſch-politiſche Lage, über unſer Militärweſen, über die Mängel unſeres Bundesvertrags, über die Nothwendigkeit ſtärkerer Centraliſation, zumal in unruhigen Zeiten. Alles ſcheitert am zweiundzwanzigfachen Sinn der Regierungen, und ich habe Tadel und Groll dafür geerndtet. Selbſt in der Schinznachter Rede ſprach ich von dem einreißenden Verderben. Alles gab und gibt mir Recht, läßt's beim Alten und beſſt auf Gottes Gnade in der Noth. In Deutſchland hat man meine Schinznachter Rede nachgedruckt; in Genf und Lauſanne aber hat keiner es gewagt, ſie franzöſiſch für die franzöſiſche Schweiz zu überſetzen.

Haben Sie im Schweizerboten mit einiger Aufmerkſamkeit die umſtändliche Diskuſſion der Tagſatzung über Preßfreiheit geleſen? Da ſteht der zweiundzwanzigfältige Geiſt der Kantone, durch Caſimir Pfyffer

*) Dazu kommt, daß er, vertrauter mit der franzöſiſchen Literatur, das Verhältniß Ihres Geiſtes zu derſelben beſtimmter entfalten kann, als ich. Und dies iſt doch in einem Proſpectus wahrlich ein weſentlicher Punkt.

dramatisch hingestellt. Seit Langem hat mich nichts so sehr, wie dies Drama interessirt.

Aber die Preßfreiheit ist geborgen. Was man in einem Kanton ersticken will, treibt wuchernd im andern empor. So wird, was an sich ein wahres Uebel ist, diese Einheitslosigkeit, wieder ein Quell des Guten, weil man sich auch über das Böse nicht vereinigen kann.

Ich liebe Sie.

Ihr H. Z.

139.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 24. August 1829.

Lieber Zschokke! Ich habe gestern gehört, daß die Gesellschaft in Bern sich den 15. September versammelt; so komme ich gewiß und Sie auch. Wessenberg muß auch kommen. Mir ist ganz wunderlich, in der Arctopolis (wie Stapfer sie nennt), in dem Ort meiner Kinderjahre und meiner Mannsjahre wieder zu wandeln, wo nichts mehr für mich ist, als ein Pompeji, Nest einer Vergangenheit, in welchem Zukunfts-Menschen aus dem neunzehnten Jahrhundert umhergehn; Schatten, nicht der Vorwelt, aber der Nachwelt. Nur der Stadtbach ist mir treu; die Menschen sind nur Schatten.

Meine Seele ist nun wieder im Sommerrock, wie vor einem Jahre mit schönen Damen umstort. Liebesgefühl im Alter ist ein göttliches Gefühl, eine ätherische Freundschaft, wo Alles rein und hoch und doch warm ist, wie Sonnenglanz. Ich fühle, daß in den Seelen beider Geschlechter eben die Harmonie lebt, wie im Körperstoff. Das Materielle stört diese Harmonie öfters, als es sie belebt. Mein Alter ist der Grindelwald des Menschenlebens, wo noch herrliche Blumen neben den Gletschern duften, wenn man's versteht, sie zu bemerken. Man beschäftigt sich in der Jugend, weil man dazu gezwungen wird, oder weil man um ein Amt bublt; man denkt nicht, daß eine Zeit kömmt, wo man allein in der Welt ist — tête à tête mit seiner Seele. Die muß man daher am meisten schmücken. Sie wird im Alter unsere Braut, unsere Einzige; aber sie ist die Erbin der ganzen Lebensfülle. Ich schreibe Ihnen aus der Wolke.

Ach, Sie waren da, da neben mir, und sind nun fern! — Ich war gestern an einem Ball bei der Duchesse Clermont Tonnère. Da sah ich

Marie Louise, eine Ruine, aber kein Colliseum, eine etwas gekrümmte Matrone, mit niedergeschlagenem Blick, ein Gegenstück der lieben Josephine, ein Bild der Zeit, die auf den Glanz der kurzen Wunderjahre folgen sollte, eine Nacht, die nach der Blendung kömmt.

Ich glaube, man will auch meine deutschen Werke herausgeben. Dann würde ich mir Ihre Feder ausbitten; diese deutschen Werke müßte ich aber vorher revidiren und Manches auslassen. Haben Sie meine Nationalbildung gelesen? In meinen Fünfziger Jahren war ich noch ein Lieblingl; ohne die Brun unbekannt in Deutschland, ohne die Staël unbekannt in Frankreich. Sie hießen mich schreiben.

M.... wäre gewiß mein Mann, wenn er mir helfen wollte. Ich bin im Materiellen ein hundertjähriges unbehülfliches Ding, — verliere Papier und Aufsätze; soll ich suchen, so läuft kalter Schweiß mir über Stirn und Wange. Ich sollte Jemand haben, um mir zu helfen. — Ja freilich, es wäre besser in Paris, als in Frankfurt. — Allein ich müßte nach Paris reisen, wie alle hier thun, die Werke herausgeben. Ach, wären Sie da, mit Ihren Theodors allen!

Morgen kommt meine edle Anastasia an. Sie hat ein warmes Herz für mich, daß ich fürchte, wenn sie mich wieder sieht, sie alles anders findet. Sie will mit mir nach Bern. Ich hoffe, auch Souzzo der Hospodar; den werden Sie auch lieben. Sie wünschen alle Sie zu kennen.

Welcher Augenblick der Entscheidung! Das neue Ministerium in Frankreich bringt ein liberales Wesen hervor. Lesen Sie Alles! ein Niagarasturz von Witz und Bestheit über die dummen Starrköpfe.

Man sagt, daß man dreizehn Selbstmorde zu Genf in zehn Tagen gezählt hat. Einer meiner Bekannten, mit 600.000 Livres, hat sich entleibt, weil er in Amerika verloren hat. Ich, der ich an derselben Wunde blutete, habe sie mit Philosophie geheilt. Ich bin stolz darauf. Aber im Alter kömmt wenig Erfreuliches von außen mehr; sondern nur von innen, wo Alles da ist, was man hineingelegt hat. Diese so wichtige Berechnung des geistigen Proviants auf der großen Lebensreise wird selten gemacht. Die Religionsbegriffe wären die besten, wenn sie vernünftig wären. Aber da tritt die Priesterschaft ein, mit ihrem zürnenden Jehova, und zeugen neue Noth. Gott ist, wie man ihn selbst denkt, Allmacht mit Weisheit und Güte vereint, was bedarf man mehr? Alles Vernunftlicht ist auf die physische Welt ausgegossen. Die

alte Finsterniß liegt aber auf unserm Selbst, leider, bewacht von tausendfarbigen Priestern.

Wessenberg schrieb mir: Meine Philosophie der Erfahrung werde in Deutschland bei den Gelehrten großen Widerstand finden. Sie haben noch an ihrer Philosophie zu bauen; ist die evacuirt, so werden sie wohl frische Speisen suchen.

Welch Geschwätz — vier Seiten! Heute kommen meine lieben Russen. Ich lebe hier in der großen Welt, aber leider in keinem innigen Zirkel von Freunden. Jeder lebt in seiner Familie mit Weib und Kind und Rechenbuch; was sie in die Welt bringen, ist Almosen. Aber hier ist doch weder Stolz, Neid, noch Bosheit. — Adieu, also in Bern! Ich habe Zeit, Ihnen zu schreiben. Ich werde von Valeyres nach Bern gehen. Vale.

v. B.

140.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 8. Sept. 1829.

Lieber, ich bin wieder in der Welke, wo Sie mit mir wohnen. Ach unsere Reise! Sie schwindet hin, wie ein schönes Abendgewölke. Ich kann noch nicht nach Valeyres, wo ich hinfliegen wollte, um meine Flügel zu versuchen; doch ist es noch möglich. Dann schreib' ich Ihnen geschwind. Ohne Herzensmenschen ist die Welt eine arabische Wüste.

Ich war unpäßlich, und mußte aller Arbeit entsagen; das wird aber nicht lange dauern. Darum will ich reisen, um zu faullenzen mit der Seele, und zu arbeiten mit, was Moliere „guenille" nennt. Geh' ich nicht in die Gesellschaft, so ist es doch möglich, daß ich nach derselben herum wandle. Meine Gesundheit ist mir immer treu, aber sie ist doch ein Tanz auf dem hohen Seil, wo man auf jeden Schritt merken muß.

Anastasia ist nun hier, die gute, reine Seele! Sie hat aus allen meinen Werken, was sie gut fand, in ein Buch zusammengeschrieben, das ihr heilig ist. Sie fühlt Alles so richtig, daß sie mir ein Seelenspiegel ist, wo alles, nicht mit männlicher, aber mit weiblicher Zeichnheit gefühlt ist. Sie sieht allenthalben nur die besten Menschen und ist hoch gerührt, ohne zu wissen, daß sie es ist. Ihr Heißhunger nach Wissen

macht, daß sie sich unwissend fühlt. Sie ist ganz Unschuld und Liebe. Die zuletzt entwickelte russische Nation bekommt die beste Bildung, weil sie Erbin auch unserer Vorwelt ist. Merkwürdig ist, wie die moralische Bildung da voran geht. Es ist eine Energie in den russischen Seelen, die ich über alle Nationen setze. Aber ohne Freiheit ist sie fürchterlich; und wie kann Freiheit entstehen in einer ungeheuern, nicht Republik, aber Monarchie!

9. Sept. Die verdammte Zeit lauft so schnell über den Kalender, daß ich die Gesellschaft schon aufgegeben habe. Mir kommen täglich Fremde. Gestern ein geistreicher Freiburger, ein höchst gelehrter Arzt, der in Moskau lebt. Unsere elenden Müller lassen uns nur die Kleien; das gute Mehl geben sie den Winden Preis. Wären nicht ein Dutzend Zschökkein, wir liefen bald auf Vieren.

Ich lebe und webe nun wieder in Rußland. Der Arzt sagte mir, die russischen Großen hätten drei Erziehungen: eine künstliche, ganz für die Schau. Im siebenzehnten Jahre müssen sie in die Armee, um einen Rang zu bekommen. Da hört die erste Erziehung auf. In dieser zweiten Periode werden sie meist Tauchenichtse; viele ruiniren sich, und wenn sie einen Titel haben ohne Geld, so ziehen sie auf ihre Güter, und da fängt die dritte Erziehung an. Da werden sie oft gute Herren, gute Haushalter und bessere Menschen. Die Weiber aber sind nun in Allem die bessere Hälfte. Ihre Erziehung ist vortrefflich. Anastasia, dieser edle hohe Geist in der Geistestracht eines zwanzigjährigen Mädchens, ist Zeuge davon. Sie hilft mir in der Durchsicht meiner Schriften und hat kindliche Freude daran. Kann ich sie zu einer Reise verführen, so gehen wir zu Ihnen. Souzzo ist krank, geht nach Nizza, sonst ging' er mit uns.

Nun adieu. Die Post läuft auch wie die Zeit!

C. v. B.

141.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 7. Dec. 1829

Die zwei jungen Männer aus Berlin haben mir Ihr Novemberbriefchen gebracht; werden Sie mir übrigens ja nicht böse, daß ich erst nach vier Wochen antworte. Ich hatte nicht, wie Sie, eine fürstliche schöne Anastasia bei mir, sondern ein armes Mädchen, wenn auch

göttlicher Abkunft. Denken Sie, ich sah meine Muse nach drei, vier Jahren wieder! Ich fürchtete schon in vollem Ernst, mein sonst lieber Nachbar Troxler habe mir, mit seinem philosophischen Ernst, das schüchterne Ding auf immer aus der Blumenhalde vertrieben. Kurz, ich habe wieder ein Bild, dies Mal einen Creolen, gemalt; ich wollt' es Ihnen am Christfest zu den Rosinen und Makronen unter den Weihnachtsbaum legen lassen. Es soll Ihnen, ewiger Jüngling, ein Paar Winterabende, wenn's möglich ist, angenehm machen, oder wohl gar den Schlaf befördern. Es hat mit dieser neuen Erzählung ein ganz eigenes Bewandtniß. Glauben Sie nicht, das Alles sei Mährchen.

Im Jahre 1808, also vor zwanzig Jahren, kam ein wackerer Mann von Glarus zu mir, Namens Heinrich Stauffacher, der nach Amerika reiste. Mir machte er sein Tagebuch einer Reise zum Geschenke, die er, ein Jahr zuvor, von Triest nach Messina gethan. Sein Schicksal in Calabrien war nicht von gewöhnlicher Art gewesen. Er erzählte mir noch vielerlei daneben, und ich merkte es zu seinem Tagebuche an. Daraus nun ward die Erzählung. Sie enthält also, was sich ohnehin leicht wahrnehmen läßt, die thatsächlichste Wahrheit, als Grundlage; das Schmuckwerk legte obengedachtes armes Mädchen kraft seiner göttlichen Abkunft bei.

Da dieser Brief nur Vorläufer der Erzählung für Sie ist: so heben Sie ihn noch ein Paar Wochen auf, bis Ihnen unser Sauerländer das Büchlein schickt. Dann vergessen Sie nicht, daß ich, aus guten Gründen, nur bei den Namen des Fortunatus Linthi, der Familie Marcoli in Gerace, des Engländers Sir Down, der Marchese Vioganni und dessen, was zu deren Familie zählt, nicht der strengen Wahrheit treu geblieben bin. Die übrigen nannte ich, wie sie ohne Zweifel noch heut in den Taufbüchern stehen, und wahrscheinlich leben noch viele ihrer Eigenthümer seit zwanzig Jahren, so gut, wie wir beide.

Wenn auch Manche die Achsel zucken, daß aus mir zuletzt nur ein Erzähler, so eine Art Spielmann für die müßige Welt, geworden ist: so zucken Sie aber nicht, und meine Nanny nicht, die mit der Muse selbst viel Aehnlichkeit hat, doch ein wenig eifersüchtig ist, Abends, wenn wir einmal allein sind, Alles zu hören, was mir das Mädchen in Morgenstunden zugeflüstert haben mag. Man schmuggelt doch auch mit der Erzählung manche gute Wahrheit in die Welt, manche gute Lehre ins Herz ein, und ist diese Dichtungsart auch nur flüchtiger Goldschaum: er taugt doch wenigstens, Arzneimittel zu bedecken.

Vermuthlich wird, faſt gleichzeitig mit dem Deutſchen, eine franzöſiſche Ueberſetzung in Paris erſcheinen; denn Herr Barbezat kam deswegen zu mir und drang gar in mich, ihm Bogen für Bogen zu ſenden. Die Niederländer haben nun ebenfalls meine meiſten Dichtungen überſetzt. Ich möchte wohl wiſſen, wie ich auf Holländiſch den Mund ziehe, wenn ich zu „Mynheeren“ ſpreche?

Unſere Regierung, hör' ich, will nun plötzlich ebenfalls liberal werden, und Preßfreiheit erklären, ohne beſondere Geſetze dafür vorzuſchlagen. Ich weiß nicht, ob das ein Entſchluß der Weisheit, oder der Verzweiflung iſt?

Ich bin heut träg und ſchlafrig, weil ich geſtern zu ſpät in's Bett ging. Ich mußte meiner Nanny noch den Schluß des Creolen vorleſen. Drum ſchließ' ich; leben Sie wohl!

Ihr H. Z.

P. S. Wie ich den Brief durchleſe, finde ich, er taugt, bis zu den Arzneipillen, nicht übel zu einer Vorrede, oder freundlichen Dedication an Sie. Das muß wahrhaftig geſchehen. Ich laſſe ihn durch meinen Julius copiren. Die Deutſchen nicht nur, ſondern auch die Franzoſen, Britten und Holländer, müſſen wiſſen, wie ſehr ich Sie liebe.

142.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 10. Dec. 1829.

Den heiligen Beſuch der pieriſchen Jungfrau habe ich in ſeiner ganzen Würde gefühlt.

Lieber Herzens-Zſchokke, ich wollte zwar erſt ein wenig Scherz treiben, aber Ernſt ergreift mich, wenn ich höre: daß Sie ſich ſelbſt, oder Leutchen in der Schweiz, Sie mit einem Spielmann vergleichen, der in einer Schenke fiedelt. Seelentod iſt das ärgſte Uebel, und Sie ſind einer von den Weckern derer, die bei uns gähnen; Ihre Erzählungen ſind Aetherfläſchchen für Schlafſüchtige. Wann können wir ſagen, was Tacitus unter einem Kaiſer: Rara temporum felicitate ubi sentire quid velis, et quae sentias dicere licet? Was uns fehlt, iſt das sentire. Daher kömmt: daß die Beſſern nicht ſchreiben, weil ihre Gedanken den zarten Boden fühlen. Alles empfindungweckende

auf den komorrischen Inseln an der zangebarischen Küste, blieb das Volk, meiß von muhamedanischen Eroberern unterjocht und beherrscht, heidnisch.

5.

Vorgebirg der guten Hoffnung — protestantische Bekehrungs-Anstalten für Hottentotten, Kaffern u. s. w. bis zum Orangefluß.

Wo sich das afrikanische Festland im äussersten Süden ausspitzt, tritt das Vorgebirg der guten Hoffnung hervor. Die Holländer eroberten und besetzten es im Jahre 1653 unter Jan van Ribek. In der Tafelbai befestigten sie die wichtige Kapstadt, welche durch ihre Lage den Europäern wichtig bleiben wird, so lange es der ostindische Seehandel ist.

Die Holländer waren lange Zeit nur Holländer, das heißt Kaufleute. Volker menschlicher zu machen, galt ihnen von allen Angelegenheiten als eine der letzten. Selbst um religiose Belehrung ihrer Sklaven bekümmerten sie sich wenig. Schulen waren in der Kapstadt kaum, oder im schlechten Zustande vorhanden. Noch jetzt ist es nicht viel besser. Gute Häuser schicken ihre Söhne zur Erziehung nach Europa. Die Reformirten, in der Kapstadt am mächtigsten, verweigerten sogar lange

Schöne ist Noth für uns Schweizer. Sie sagen: Ihre Erzählung sei zum Theil wahr. Aber Ihre lustige Tante Sara ist auch wahr. Eben hier hat man eine alte Jungfrau geheilt, wie Sie Tante Sara.

Sie sind ein prächtiger Mann, im wühlenden Ameisenhaufen fortzudenken, wie im Olymp. Ich verstehe diese Kunst gar nicht. Sobald ich in einem Winkel eine unharmonische Seele fühle, fallen alle meine Gedanken zusammen. So wie ich liebe oder mitfühle, erwacht meine Seele bis zur Begeisterung. Darum sind mir alle meine Zschokkes so lieb. Sie tragen mich auf ihren Flügeln in die Pracht der Gedankenwelt hinauf. Nichts ist seltener, als wahres Mitgefühl. O, Dumont, um den ich traure! die Staël, der Pictet, Müller! wie entblättert steh' ich da! Wunderbar genug, daß eine zwanzigjährige Anastasia die Freundschaft solcher Männer beinahe bei mir ersetzt. Aber sie ist eine zweite Staël, hohen Geistes. Jetzt ist sie in Rom. Sie schreibt mir: J'ai vu la Toscane. On respire librement dans un pays que l'on sent heureux. Depuis votre canton mignon je n'ai pas éprouvé pareille chose.

Ungefühl, lieber Zschokke, tödtet immer von außen her mein innerstes Leben. Das ist eine große Sünde. Allein ich war für keinen Kampf geboren. Nur wo ich Mitgefühl fand, habe ich meine Kraft empfunden. In Genf stoßen Herz und Geist wenigstens nicht an. Man kann hier frei denken. Und das ist viel. Aber den Cretelen her!

Ihr K. v. B.

P. S. Der von der Waadtländer Regierung verfolgte Monnard gibt hier einen Cours de littérature; noch konnte ich nicht in's Zimmer kommen, wo er vorlas; so war Alles gedrängt voll. Ein herrlicher Trost für eine gedrückte Seele; hier ist das Gefühl tief, richtig, aber still. Der verfolgte Monnard ist ein Mann von hohem Verdienst.

141.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 23. December 1819.

Wie hat mich Ihr gemüthlicher Brief gefreut! Hätten Sie zur Zeit Christi am Jordan gelebt, Sie wären Johannes gewesen. Ich lasse, nebst Stellen aus meinem Letzten an Sie, die schönsten aus dem Ihrigen, meinem Cretelen statt der Vorrede vordrucken. Ich bemühe

Sie selbst um die Sehnsucht nach der liebenswürdigen, geistvollen Anastasia; denn in der Sehnsucht ist unendlich Süßeres, als im Genuß der Gegenwart. Heimweh nach Verlorenem verklärt dieses, läßt keinen Staub der Erde an diesem mehr sehen, welcher zuweilen doch das irdische Auge verwundet; Heimweh ist ein Schatten, der das grelle Mittagslicht der Gegenwart mildert, und sich doch nur an dieses legt, um es zu heben. Jede schöne Abendlandschaft ist ein Heimwehbild. Senden Sie nur Ihrer heiligen Anastasia einen Gruß vom Einsiedler am Jura nach zu den Gräbern St. Peters und Pauls.

Ich lese jetzt Allerlei durch einander, Couriers in Genf erschienene Schriften; Bridels Conservateur suisse, worin ich weniger finde, als ich erwartete; und Troxlers Logik, die mich sehr erquickt. Troxler ist ein scharfsinniger Geist. Wär' er nur weniger von polemischer Natur.

Da noch mehrere Personen aus meiner Creolen-Erzählung leben — schon sind die ersten Bogen gedruckt — muß ich nun gewärtig seyn, daß mich die Gestalten meines Halbmährchens mit lebendigem Leibe besuchen. Kam doch unlängst, denken Sie sich mein Erstaunen! ein Nachkomme des Lollhard aus dem Freihof von Aarau, begleitet von seiner geistreichen Mutter, zu mir, ein Herr von Ende, königlich sächsischer Kammerherr, der sich dieses seines Ahnherrn freute. Er war übrigens ein sehr gebildeter und angenehmer Mann, und unterhielt mich mit kleinen, artigen Bildern, die er auf Corfu nach der Natur gezeichnet hatte.

Unsere Gewerbsschule geht freudig und still vorwärts. Jetzt wird für dieselbe der Modellensaal mit technologischen und naturhistorischen Sammlungen eingerichtet. Die Kosten blos für die Schränke wurden auf 2000 Franken angeschlagen. Wir hatten kein Geld, da gab unser Stadtammann, der Oberst Hunziker, die 2000 Franken zum Geschenk. Die Bürger werden fürstlich; so sollten Fürsten bürgerlicher werden!

Die Censur ist bei uns aufgehoben. Man dankte nicht einmal dafür, sondern lachte, weil man das Dekret des kleinen Raths nicht für ein Werk der Weisheit, sondern der Angst hielt.

Adieu, Theurer und Einziger! Das Jahr läuft nun aus; und vor der Thür steht 1830. O, daß es Ihrem liebenden, schönen Herzen viel Liebes und Schönes brächte, lauter Anastasien und Zschokke's!

Adieu, mein ewiger Jüngling; ich hoffe, Sie noch als einen neunzigjährigen Jüngling recht herzlich zu zerküssen; auch ich in ewiger Jugend liebe Sie ewig.

Ihr H. Z.

144.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 26. December 1829.

Lieber Zschokke, sagen Sie mir doch, was Sie von dem jungen R.... wissen? Wäre er nicht schwermüthig, so könnte aus solchen Irrthaten Gutes entstehen. Palatin, Ambassador der vereinigten Staaten, ist so aus Genf entkommen, wie ein Flüchtling; in Amerika angelangt, hob er sich bis zu den ersten Würden der großen Republik. In meinem zwanzigsten Jahr war mein Wunsch, hundert Louisd'or jährlich von meinem Vater zu haben und ganz frei zu leben. Aus mir wäre etwas geworden; allein ich vermuthe, ich wäre in der französischen Revolution umgekommen. Meine Bestrebungen waren alle zu rein.

Ich verehre Ihren Hunziker von Aarau, der so edel für sein Vaterland handelt. Ich sehe die Industrieschulen als den großen Hebel der Civilisation an. Geld und That geben diesen Schulen ein Leben und eine praktische Richtung, die die Wissenschaften unentbehrlich machen. Die Seele, die in Gold und Silber schimmert, die Gedanken, die zu Thalern werden, zerstören den ewigen Schlummer, diesen Bruder des Todes, den wir zu oft Ruhe nennen.

Was ist Industrie anders, als die Herrschaft der Vernunft über die Materie, mit der wir zu leben bestimmt sind? Ist nicht die Macht eben dieser Vernunft über die Sinnlichkeit, die Bahn des unsterblichen Wesens?

Industrie weckt die Sinnlichkeit, werden Viele sagen; wo aber dieses Erwachen allgemein ist, da entsteht Licht und mit ihr Entfaltung der Vernunft. Wo keine wahre Freiheit ist, concentrirt sich die Sinnlichkeit und fault zum Laster ein. Wenn die Gedanken weder Raum noch Ruhe finden, geht Alles in grobe Sinnlichkeit über. Wo sie aber wirken, da bluhen sie zu ewigem Leben empor.

Wir Schweizer sind in einer herrlichen politischen Lage. Keine kleine Nation hat mehr Hoffnung, unabhängig zu bleiben, wie die Schweizer.

Unſere Regierungen aber wollen im Alten bleiben, das iſt, in einem Zuſammenfluß von Umſtänden, die nicht mehr exiſtiren. Das ächte Alte iſt das ewige Ziel der Vernunft, das vor uns, nicht hinter uns liegt. Dieſe Vernunft allein iſt zur Unſterblichkeit beſtimmt. Sie allein iſt unveränderlich, weil ſie allein notwendig iſt.

Geſtern und heute ſind die einzigen Abende, die ich ſeit Jahren zu Haus zubringe. Das Wetter iſt ſchreckend kalt; der Himmel hat eine Leichenfarbe und ſtrömt Tod auf das Menſchengeſchlecht. Mir iſt ganz wunderlich, mit meinen Gedanken eingeſperrt zu ſeyn. Es bildet ſich da wie eine Welt um mich, in der mir der liebe Zſchokke wie ein Polarſtern erſcheint. Ach, wär' ich in Ihrer Nähe!

Wollen Sie ſich mit meinen Manuſcripten beſchäftigen, ſo ſollten Sie zu mir kommen, oder ich Ihnen irgendwo ein Stelldichein (wie die Neologen ſagen) etwa in Biel oder Bern geben, wo ich mit Papier und Kiſten ankäme, um da herum zu ſchnauſen.

Herr von Ende war bei mir. Ich habe einmal einen Geßler bei mir gehabt aus Schleſien, einen Nachkömmling unſeres Geßlers. Sie haben einen Stauffacher gehabt. Schicken Sie mir bald Ihren Stauffacher, wenn auch in einzelnen Bogen. Fänden Sie eine Gelegenheit nach Rom, ſo ſchicken Sie ein Exemplar an Anaſtaſien. Adio.

K. v. B.

145.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 18. Februar 1830.

Nun endlich wird's mir zu arg! Seit ſechs Wochen, oder wohl gar ſchon zwei Monaten keinen Brief, keine Antwort auf meine letzten Zeilen! Ja, es war allerdings ein ſtrenger Winter. Doch in Aarau überſtieg er kaum viel zwanzig Grad Reaumur. Aber das unglückliche Genf! Dort gewiß wenigſtens über vierzig Grad! Dort der romantiſche See ein unromantiſcher Eisklumpen; allen Bäumen vor Froſt Mark und Herz geſpalten; in den beſten Kellern der ſtärkſte Wein erſtarrt; in den Federn der Correſpondenten die ſonſt flüſſigſte Dinte gefroren; ja das Feuer, die heilige Flamme der Freundſchaft ſelbſt im Herzen meines Bonſtetten! Dort war mehr, als Sibirien.

Mich hielten unterdeſſen Geſchäftchen und Geſchichtchen aller Art ziemlich in Athem.

Zur Erholung fing ich für die neue Ausgabe meiner Dichtungen und Erzählungen, welche dies Jahr erscheinen soll, kritische Durchsicht an. Ich benutzte Bonstettens Recensionen, holte seine Briefe vor, schaltete in Heinrichs IV. erste Liebe die über Nerac gelieferten Localitäten ein, und schnitt, nach dem egli ama im Blondin von Namur, den sogenannten überflüssigen Stiel kahl weg.

Und immer, hofft' ich, würde indessen das Eis in den Genfer Dintenfässern wieder flüssig werden. Umsonst! — Ich wollte nicht eher schreiben, bis ich Ihnen meinen hübschen Creolen mitschicken könnte, voran meinen Brief an Sie und ein Stück aus Ihrer Antwort. Aber neues Unglück! Im Winterfrost trockneten die Druckbögen nicht. Der Creole, eines mildern Himmels Kind, hing starr gefroren, ohne Leben da. Nur einzelne Bögen, besonders aufgethaut, wurden nach Paris geschickt.

Nun bekam mein philosophischer Nachbar Troxler den Ruf nach Basel und nahm ihn an. Neue Noth! Ich verliere die Nähe meines wissenschaftlichen Freundes in Aarau. Er ist mir im Umgang Bedürfniß geworden.

Und immer kam kein Brief von Bonstetten! Mich zu trösten, zeigte mir meine Nanny im Kalender den 25. Februar, und sagte: Wir Beide wollen wieder Hochzeit machen. Hilf Himmel, ich noch einmal Bräutigam zur Silberhochzeit! — So sei es! In tiefster Stille und mit freudigem Herzen feir' ich sie, umringt von zehn Söhnen und einer Tochter, insgesammt wackern und freudebringenden Kindern. Diese ahnen noch nichts von dem kleinen Feste.

Im Sommer, wenn ich zur schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft nach Lausanne gehe, werde ich nach Genf kommen! Neue Freude. Ich hoffe, bis dahin ist Bonstettens erfrornes Herz wieder aufgethaut für seinen

H. Z.

146.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 15. März 1830.

Ich erscheine vor Ihnen mit Sünden bedeckt. Sie heirathen und ich — schweige! Alles, was Erinnerung ist, ist ganz germanisch. In den keltischen Landen sind keine Erinnerungen, und ich kenne keine

zweite Hochzeit hier. Ich bitte Ihre Zauberfeder, die so viel und so schön schreibt, uns das Gemälde Ihres Familienlebens zu geben. Wenn ich von Zschokke erzähle, meinen Aufenthalt bei Ihnen schildere, und die Bildung auseinander lege, die Sie Ihren Söhnen geben, so horcht alles, wie wenn ich Mährchen erzählte, oder von Tante Sara. Geben Sie uns das schöne Bild!

Und den Kreolen! Also hat Sauerländer noch nicht von einem Ding reden gehört, das man Ofen nennt, um die Blätter zu trocknen und die Menschen zu wärmen?

In Frankreich wird Europa's Schicksal entschieden. Portales, der von Paris kommt, sagte mir: der größte Theil der Nation sei erbittert; aber die Armee würde doch gegen die Liberalen marschiren, und Alles bezwingen. Erst nach einer solchen That, wenn die Ultra den Sieg hätten, würde die Gährung von allen Seiten entstehen und Gott weiß was — hervorbringen. To be or notto be, that is the question. Sismondi schreibt, die größte Traurigkeit herrsche in Paris, und der größte Ernst.

Samstag. Nach diesen Zeilen fuhr ich aus — und — als ich wiederkam, erschien .... der prächtige Creole. Dank, tausend Dank, Ihnen und Herrn Sauerländer, der seinen Ofen im Herzen hat. Ich habe schon angebissen. — Die Erzählung fließt anmuthig auf dem breiten Strom vorwärts. Ueberall, wo das Herz spricht, sind Sie besonders beredt, und Ihr Styl melodisch. Ich kenne Niemand so reich an allen Arten von Styl, wie Sie. In der Geschichte Baierns sind Sie Müller, in der Volksgeschichte Amiel oder Montayne; in Ihren Erzählungen haben Sie die Sprache des Herzens, wechselnd, wie Musik in Ton und Takt.

In der deutschen Schweiz ist ein Nationalstyl das Resultat des gesellschaftlichen Lebens. Sobald die deutschen Schweizer beredt seyn wollen, so fallen sie in den Rathsstubenstyl, lang, breit, schwerathmend, mit Parenthesen gespickt, im Resultat für mich einschläfernd. Der Takt (Rythmus) kommt vom Herzen, da wo Freiheitsgefühl ist. Die Elemente des Styls sind: 1) der Takt jedes Gefühls; jedes hat seinen Rythmus. Der Styl ist schwer oder leicht 2) nach dem Grad der Gesellschaftlichkeit. Jede Stadt, jedes Land hat seinen eignen Rythmus, je nach dem Trieb des innern Lebens. Es sind Städte, wo man nie aus dem Gähnen kömmt. 3) Dann ist der musikalische Theil des Styls der wahre Zauber, der bei Rousseau,

Chateaubriant, Petrarca natürlich ist. Der ist bei den Alten einheimisch. In deutschen Erzählungen liebe ich die langsilbigen Worte nicht. Als ich das erste Mal von Paris kam, fiel mir die wachsende Länge der Sprachtöne auf, die, so wie man sich der Schweiz nähert, immer zunimmt, um zuletzt die Cantilena zu bilden, die im Pays de Vaud auffällt. Es giebt Gesellschaften, ja Städte, wo man nie à son aise ist. Wie beredt ist man nicht mit liebenden Herzen, wie unberedt, wie todt bei kalten Prätensionen innerlich roher Menschen!

E. v. B.

147.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 20. März 1830.

Ich bin mit dem Pagen fertig. Der lose Verführer hielt alle meine Stunden fest, so daß ich ihn nicht lassen konnte. Diese Erzählung hat nichts zum Wegschneiden. Nach meinem Gefühle wünschte ich einen oder zwei Diamanten am Ende eingeflickt. Sie suchen eine angenehme Ueberraschung für's Ende. Solche Ueberraschungen sind oft verfehlt, weil man hintenein »güggelet«, wie wir sagen. Ich möchte die ganze Geschichte der Entführung wissen. — Die Tante ist gar wohl werth, daß man nicht gern ihren Zorn hören möchte, und ihre Freude sehen am Geschenke. Die Ueberraschung wäre nur herrlicher, wenn man die Freude oder die Angst der lieben Beatrice erfahren hätte. Ich war Ihnen recht böse, daß Sie diesen Flügel der holden Taube am Ende abgeschnitten haben; ich erwartete ihn mit Ungeduld. Man fühlt, daß solche Wunderscenen künstlich geschmiedet sind. Ueberraschung ist ein kaltes Gefühl, das die Freuden des Herzens mehr stört, als befördert. Ein schöner Abend, der mit einem Blitze endet, hemmt das sanfte Gefühl der uns verlassenden Sonne. Dann kommt die Miß Hartley da hinein, man weiß nicht wie? — Das Gefühl der Ueberraschung wäre für Fortunato eben so warm, wenn man die Beatrice in seiner Nähe fühlte.

Ich sehe oft eine liebenswürdige amerikanische Familie. Die Dampfboote, welche die Menschen näher zusammenbringen, haben auch die Herzen näher zusammengebracht. Ehemals haßten sich die Einwohner von Newyork und Philadelphia. Jetzt reiset man um zehn Uhr Morgens von Newyork ab und ist um fünf in Philadelphia; der Paß

ist verschwunden. Viele Heirathen machen aus den zwei Städten nur eine Stadt.

Die Quaker sind nun die Ungläubigen in Religionssachen. Ihre Sitte sollen nicht mehr so rein seyn, wie vor Zeiten.

Wenn ich nichts Besonderes zu lesen habe, nehme ich meinen Tacitus. Hier in wenigen Worten die Geschichte: „Uebus modicis aequalitas facile habebatur: sed ubi, subacto orbe, et aemulis urbibus regibusque excisis, securas opes concupiscere vacuum fuit, prima inter patres plebemque certamina exarscere; modo turbulenti tribuni, modo consules praevalidi; et in Urbe ac Foro tentamenta civilium bellorum. Mox e plebe infima Cajus Marius, et nobilium saevissimus L. Sulla, victam armis libertatem in dominationem verterunt. Post quos Cn. Pompejus occultior, non melior. Et nunequam postea nisi de principatu quaesitum. Non discessere ab armis in Pharsalia et Philippis civium legiones, nedum Othonis ac Vitellii exercitus sponte posituri bellum fuerint; eadem illos deum ira, eadem hominum rabies, eaedem scelerum causae in discordiam egere.“ Wer hat je so geschrieben, so gedacht! Hist. L. II. C. 38.

Ich habe meine Jugendbriefe aus Genf an meine Eltern, und meine Briefe aus England und Paris bis 1770. Die denke ich durchzugehn, und einen historischen Faden unterzulegen. Was sagen Sie dazu?

Simondi ist in Paris. Dort entscheidet sich ein großes Schicksal. Es scheint, der König wolle stuartisiren.

Ich hatte dem Baron von B. . . . den Creolen zu lesen gegeben. Hier seine merkwürdige Antwort:

Voici avec mille remercimens le Créole, dont la lecture m'a fait beaucoup de plaisir, surtout les lettres qui en sont la préface. Je connois le héros de ce roman, qui est *Charles Welding, fils d'un pasteur de Hanovre, maintenant prince de Butera.* Mr. Zschokke en fait un Suisse, il l'a fait refuser le titre et les richesses d'un prince, que celui a mieux aimer accepter. Je l'ai vu pendant mon séjour à Carlsbad. Das wußte gewiß Stauffacher nicht. Ich schreibe an den Prinzen von Satriano, er solle mir die Schicksale von Butera erzählen. Dies setzen Sie Ihrer Erzählung zu, und Alles bekömmt einen neuen Werth. Anakasia wird Satriano in Sizilien sehen, der in die Schweiz zu Fellenberg kömmt. Könnten Sie ihr den Creolen schicken!

148.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 25. März 1830.

Ja, ich bin schon ganz zufrieden, mein theurer Apollo, wenn Sie mit dem Creolen zufrieden sind. Denn ich fürchtete hintennach, das Ding sei mißlungen, weil es am Ende doch nur eine Reisebeschreibung von Triest nach Sicilien, wenn gleich zu einer merkwürdigen Zeit und von merkwürdigen, traurigen Ereignissen begleitet ist.

Eben hab' ich einen Brief an den Herrn A. N. G., der in Bern lebt, geschrieben, als Antwort auf den seinigen. Ich lernte diesen geistvollen Mann in Bern voriges Jahr kennen, wo er in einer Gesellschaft mein Tischnachbar wurde, und mich durch seinen Witz, seine Kenntnisse, seine mäßigen Gesinnungen in der Politik eroberte. Aber ich verspüre nun Bernerluft in seinen Urtheilen. Er scheint mich in vollem Ernste ohngefähr für das zu halten, wofür mich einige Patrizier dort vielleicht halten mögen, für einen Radikalen, der, seiner Ueberzeugungen willen, gegen den Mehrtheil der Maßiggesinnten anstößt, und selbst Persönlichkeiten verletzt. Was nennt man denn dort mäßig? — Ich hab' ihm entgegengefragt: ob ich die Ansichten und Interessen einer Stadt, wie Bern und Schaffhausen, oder die Landgemeindenwirthschaft der kleinen Kantone zum Maßstab für die ewigen Interessen der Menschheit machen müsse? — Es verdrießt mich, wieder an so etwas zu denken.

Was haben Sie zu der Verabschiedung der Kammern in Paris gesagt? Man spielt dort va banque! Das emigrirte und remigrirte Frankreich will Alles oder Nichts. Es verläßt sich auf die theure Priester-Masse sammt der wohlfeilen Pöbel-Masse, und hält die Gegenpartei, auf deren Seite Talent und Wohlstand sind, für eine kleine Bruchzahl der Nation. Es vergißt, daß der Sturm den Staub, der Geist die Massen bewegt, und daß der Pöbel, eben weil wohlfeil, nicht zuverlässig ist.

Ich zweifle kaum, daß nun ein Regen von Ordonnanzen Wahlfreiheit, Preßfreiheit, vielleicht die Charte selbst zerschlagen werde. Bleibt das Ministerium Polignac auf halbem Wege stehn, so ist es wieder verloren; und vollendet es den Weg, so kann es eine zweite Ausgabe von der Geschichte der Stuarte geben. Verhüte es die Gunst der Vorsehung!

Was? In Nordamerika die ärgste Ariſtokratie? Ach, wollte Gott, ganz Europa läge ſo im Argen, als die Vereinſtaaten.

Ich muß erſt ſehn, wo ich den zweiten Theil Ihrer Briefe an Frau Brun auftreibe. Ich Heide wußte nicht einmal, daß er ſchon erſchienen ſei.

Zweimal bin ich nun ſchon von dieſem Briefe wegzerufen; erſt kam ein Herr von Konſtanz, mit einem Briefe vom edlen Weſſenberg, der mir ſeine Oſtereier ſchickte; dann von Zürich ein Mathematiker. Nun ruf' ich mich ſelbſt ab, denn es iſt bald zwei Uhr und ich ſehne mich nach irdiſcher Nahrung. Adieu.

Ihr H. Z.

149.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 2. April 1830.

Ueber den Prinzen von Butera des Herrn Baron von B. . . hab' ich herzlich lachen müſſen, denn den romantiſchen Theil von der Geſchichte des ehrlichen Fortunatus und ſeines Creolen hat mir eben nur das bewußte göttliche Mädchen vorgeplaudert. Aber dieſe Muſe fängt bald an, mir verdächtig zu werden, weil endlich eine Perſon nach der andern, welche ſie mir ſchildert, lebendig wird. Emil erzählte mir z. B., daß man in Berlin nicht nur die kriegeriſchen Abentheuer eines Friedfertigen für ſo wahrhaft hielt, wie eine Chronik, ſondern auch den Helden kennen wollte. Sie erzählen mir aus Genf von einer dortigen zweiten Tante Sara. Hofrath Weitzel in Wiesbaden erzählte mir analoge Wirkungen des »Fürſtenblicks« an einem deutſchen Hofe.

Was Sie vom Ueberraſchen durch die Kataſtrophe ſagen, iſt vortrefflich; eben ſo ſtimm' ich Ihnen über den Schluß des Creolen bei. Aber Sie ſelbſt ſind Schuld, daß ich den Aerger der Tante Marcheſa nicht mehr zu ſchildern wagte, ſo ſehr mich auch der Kügel ſtach. Ich dachte an Ihr Wort vom Stiel am Ende des Blondin von Namur, und meinte, ich wolle keinen mehr machen. — Warum kann ich nicht unter Ihren Augen ſchreiben und Ihnen dann Abends vorleſen? Da gäb' es etwas.

Ich bin zwar etwas verſtört und dumpf durch einen Schnupfen, und mag nicht ſchreiben; aber dabei ſo herzfroh; ich möchte bei Ihnen

Zeit den lutherischen Mitchristen eine Kirche. Erst im Jahre 1779 erhielten diese, nach vielen überwundenen Hindernissen, öffentliche Religionsübung. Ueberhaupt dachte man erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Holland selbst ernster an Verbreitung des bessern Glaubens unter den Heiden der holländischen Niederlassungen. In der Kapstadt aber und unter den benachbarten Wilden war dafür weniger gethan, als in andern batavischen Kolonien.

Doch seit sich die Engländer während der französischen Umwälzungskriege der Kapstadt bemächtigten (den 16. Herbstm. 1795), begann für die Heiden Süd-Afrika's ein neuer Zeitraum. Die Londner Missionsgesellschaft, die herrnhutischen Brüdergemeinden, die wesleyschen Methodisten traten in preiswürdigen Wetteifer für die heiligste Sache.

Der Kapstadt nächste Angrenzer sind die Hottentotten, ein armes, träges Volk von wenigen Begriffen, welches in zerstreuten Kraalen oder Dörfern unbewohnt, seine Rinder- und Schafheerden weidet, einigen Feldbau treibt, und von der europäischen Nachbarschaft seit ein paar Jahrhunderten nur geringen Vorschmack der Gesittung empfangen hat. In entfernten Gegenden lebt es noch in nomadischer Irre, wie seit Jahrtausenden.

Schon im Jahre 1736 hatten die Herrnhuter

ſeyn und wieder, wie das letzte Mal, mit Ihnen in der Stube herumtanzen.

Adieu. Fühlen Sie nichts? Mein Geiſt tanzt um Sie herum, während Sie dies Blatt halten.

Ihr H. Z.

150.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 1. April 1830.

Was ſagen Sie vom Prinzen von Butera? Er ein Geſchöpf Ihrer Muſe? Eine liebenswürdige Perſon, die mich täglich beſucht, hat acht Tage mit ihm gelebt. Die Prinzeſſin iſt älter, wie er, nicht ſchön; er iſt es, und nicht ohne Geiſt. Er iſt noch jetzt nicht katholiſch.

Wir in der Schweiz ſind größtentheils ohne Feſtigkeit des politiſchen Charakters, weil Grundſätze mangeln, und halten Starrköpfigkeit bei Nebendingen für Charakterſtärke. Wir ſind auch Nachläufer; beſonders ſind es die Regierungen, die immer für die Macht ſtimmen. Ich fühle ſelbſt in Genf, wie alles Illiberale keimt und treibt ſeit dem 8. Auguſt 1829. Es iſt merkwürdig, den Augenblick aufzufaſſen, wo die Ariſtokratie, und jede Körperſchaft, eine Abſtoßungskraft merken läßt. Sobald ein Ganzes zum Ganzen wird, Einheit annimmt, erſcheint die Abſtoßungskraft. Hier ſtößt die obere Klaſſe die untere ab; in Amerika bildet Reichthum eine Ariſtokratie, ſobald ſie ſich in Einheit einſchließt. Eben darum iſt in Amerika die Ariſtokratie arg, weil keine Grenzen ſie vertheidigen, und ſie in beſtändigem Kampf auf den unbeſtimmten Marchen lebt. Nirgends iſt die Ariſtokratie ſanfter, wie in Dänemark und Deutſchland, wo die Grenzen bekannt und unangefochten ſind. Da entſteht bald eine Anziehungskraft. In England ſind die Grenzen beſtimmt, aber die Ariſtokratie iſt da im Kampf mit dem demokratiſchen Theile der Konſtitution. Auf dieſem Schlachtfelde wird Ariſtokratie ſcharf gefühlt.

Da Ihr Brief! — Ihr Ehrendiplom von der Stadt Magdeburg ehrt Sie und jene Stadt. Man muß der Schweiz ſagen, wie man in Deutſchland den Geiſt zu ehren verſteht. Bei uns erweckt das Höhere — Neid; — in Deutſchland Achtung. Monnard iſt ganz erfreut über Ihr Diplom. Wie iſt Ihr Sohn mit den kranken Augen?

Was ich oben Einheit nenne, iſt das Verhältniß der Maſſe, der Intenſität und Reinheit der einſtimmigen Gefühle. Harmoniegefühl entſteht aus drei Elementen. Dies beherrſcht die moraliſche Welt. Das Princip der Regierungsformen iſt nicht in den Ideen (äuſſere Gegenſtände), es iſt im Gefühl. Dies folget eigenen Geſetzen; ſo auch die Ideenwelt, die der Vernunft angehöret ꝛc. ꝛc. Der Uebergang des Deſpotismus zur Freiheit entſteht aus dem Uebergang der Einbildungskraft zur Vernunft. Unwiſſenheit ſtärkt die Einheit. Je mehr ſich Gefühle konzentriren, je ſtärker und reiner ſie werden.

2. April, Mitternacht. — Ich habe heut einen herrlichen Tag erlebt. Am Morgen eine Vorleſung von Roſſi über Marius und Sylla, das Schönſte, das ich in meinem Leben über beide gehört habe. Dann vernahm ich allerlei bei einer liebenswürdigen Indianerin aus Kalkutta über Indien. Die beſte Kinderwärterin in Indien iſt ein — Elephant. Wenn die Eltern abweſend ſind, giebt man die Kinder einem Elephanten, der ſie im Schatten eines Baumes bewacht, ſie vor jeder Gefahr ſchützt, ſelbſt Unartigkeit beſtraft, ſo daß man ohne Sorge iſt. Da erzählte ſie mir von dem Geiſte der Hindu's. Jede müſſige Stunde iſt mit Erzählungen und ſelbſt erfundenen Fabeln angefüllt. Ihre Kinder konnten drei bis vier Stunden lang um einen von ihren Bedienten, wie verſteinert, ſitzen, wenn er Fabeln dichtete. Ich bat ſie um irgend eine. Sie erzählte mir eine Vogelgeſchichte, über die ich mein Mittageſſen vergaß.

Dieſen Abend wollte ich Calcutta, Newyork und Konſtantinopel vereinigen, das gelang mir nicht. Aber Hubert, der eben von Paris kam, und alle wichtigen Menſchen geſehen hat, erzählte uns das neue Paris. Wunderbar, wie keine Hindugeſchichte. Niemand ſchildert wie Hubert. Es waren unſerer zwölf bei mir. Jedermann horchte. Ich habe bei der Erzählung jeden Miniſter geſehen und gehört. Neulich hat Villele dem König begreiflich gemacht, daß er ſeine Krone aufs Spiel ſetze. Polignac aber glaubt, der Himmel ſelbſt ſtehe ihm bei, und begreift nichts Irdiſches. Frankreich iſt nun einmal eine demokratiſche Monarchie und wird es bleiben. Die ariſtokratiſchen Elemente fehlen. Benjamin Conſtant iſt nicht mehr. Pracht, Eleganz, gute Dinées ſind bei den ..... Journaliſten. Dann ſchilderte er das Theater, die Lebensart. Ich habe nie Leſeres gehört. Mir brennt der Kopf. Gute Nacht.

Um zwölf Uhr Mittags. Guter Tag. Ein Wort noch über

meinen Hubert. Sein Vater war ein Maler, mit einer Römerin vermählt in Rom. Unſer Hubert war arm, allein voll Geiſt; Genferverſtand gepropft auf eine römiſche Feuerſeele. Seine Naſe, ſein Auge ſind ganz römiſch. Er heirathete eine ſehr reiche Wittwe, eine Genferin, angenehm in Geſtalt und Weſen. Er beſitzt die angenehmſte Villa von Genf. Seit er reich iſt, bemerkt man auch ſeinen Geiſtesreichthum, den man vorher wenig zu ſchätzen wußte. Wird ſeine Geſundheit beſſer, ſo werden wir von ihm hören! — Er wird Ihnen ſein tableau de l'histoire de la Suisse ſchiken. Er, Roſſi und Candolle ſind die Rechangeli von Genf.

In jeder Gaſſe zu Paris ſind zwei bis drei Buden, wo man für zwei Sous Zeitungen lieſt; Alles immer voll! Auf allen Gaſſen wird das Journal du soir herumgetragen, oft am Laternenplatz geleſen. Algier, das Miniſterium und Hernani ſind jezt in allen Geſprächen. Ein wahrer Krieg, bis zum Schlagen, um Klaſſiker und Romantiker. Von Grazien weiß man nichts mehr, Alles iſt ernſt, raiſonnirend, ergo-tirend. Die Jüngſten ſchreien am lauteſten. Ueberall Geiſtesthätigkeit; ma come, ſagen die Italiener. Die Maſſe geht vorwärts, nicht die Einzelnen. — Was ich Alles geſtern hörte! Wären Sie bei mir geweſen! Aber, ach! eine gute Freundin von mir, Mad. Conſtant, ſtarb geſtern! Darum ich mich immer bemühe, neue Freunde zu erwerben. Es lohnt ſich wohl der Mühe, geliebt zu ſeyn. Man ſchilt mich leichtſinnig, aber leicht muß man ſeyn, um auf dem Waſſer zu ſchwimmen.

C. v. B.

151.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 15. April 1830.

Herr Goſſe, der ein Paar Jahre in Griechenland lebte, wo er viel Gutes gethan hat, ſagte mir: Fabvier wäre tapfer, uneigennüzig, aber voll Ehrgeiz. Church ſei eitel, in prächtiger Uniform, dieweil ſeine Soldaten in Lumpen gingen. Cochrane iſt ein ganz redlicher Mann, verleumdet, mißkannt, in England beneidet, der große Seehelb. Cochrane iſt hier erwartet. Goſſe will ſeine Biographie ſchreiben. Ich habe keine Menſchen je geſehen, wie die Goſſe's; alle ſo menſchenliebend, ſich ſelbſt vergeſſend, ſo thätig für Andere. Vor einem

halben Jahre ſah ich die alte Mutter auf ihrem Schloſſe Morner, eine bewohnte Ruine, wo der alte Goſſe ſein Grab hatte. Die gute Mutter ſprach mir letztlich von der Freude zu ſterben mit einer ſolchen Wärme, daß ſie vor Entzücken aufſprang. Mourir! quel bonheur! et n'allons-nous pas à une meilleure vie? qui en doute? mille fois meilleure que celle-ci! quel bonheur d'y arriver! Sie hätten die Wahrheit Ihres Gefühls bewundert. Goſſe beſſt wenig für die Griechen. Ce sera un théâtre d'intrigues pour les puissances. Capo d'Iſtria iſt die Zierde der Menſchheit; reines Tugendgold.

Den 16. April. Guten Tag. Nun hören Sie andächtig. Unſer Sauſſure iſt ein guter Chemiker. Er erzählte mir von den tablettes alcalines, einer trefflichen Erfindung für den Magen. Sie glauben nicht, wie wirkſam! Ich bin wie ein Fiſch im Waſſer, wenn ich eine dieſer Tabletten genommen habe. Man kauft ſie hier; ich rathe, daß Sie, wie ich, einen Verſuch machen. Die hieſigen ſind hart wie Stein; das Kali iſt mit Münzen vermiſcht. Soll ich Ihnen ſchicken? Sauſſure hat eine neue Analyſe der Luft publizirt. Dann enthält wirklich ein wahres Gift, doch en très-petites portions.

Ich fürchte, mein Gefühl nimmt ab. Oft wenn ich leſen will, ſehe ich nur Grau auf dem Papier, beſonders wenn die Schrift nicht ſehr ſchwarz iſt. Sobald ich aber mit einem einzigen Auge leſe, ſo geht es recht gut. Jedes aber iſt vom andern verſchieden. Mit dem rechten leſe ich recht gut, mit dem linken aber ſehe ich ſo vortrefflich umher, daß ich die Klauen einer Fliege bemerken könnte. Das Sehen iſt das Zuſammentreffen beider Brennpunkte. Jedes Auge ſieht für ſich. Nur fehlts bisweilen am Zuſammentreffen. Bin ich aber durch die Gedanken ſelbſt angezogen, ſo leſe ich gut mit beiden Augen. Die innere Kraft hält beide Organe zuſammen. Das innere Organ (Gefühl) und das äuſſere (Vorſtellung) ſind verſchieden, aber im geſunden Leben in Harmonie. In Krankheit oder Tollheit wirken ſie jedes für ſich. Man hat mir eben von einer tollen Mutter erzählt, die das Gefühl des Hungers hatte, und nicht eſſen wollte, weil Speiſen, die ſie ſah oder roch, ihr gleichgültig waren. Sie hatte das Gefühl des Hungers, aber die äußern Vorſtellungen harmonirten nicht mit dem Gefühle. Eben dieſe Mutter hatte das Gefühl der Liebe für ihre Kinder, die ſie nicht mehr kannte. Bisweilen, wenn ſie Blumen ſah, glaubte ſie ihre Kinder zu ſehen, und wenn ſie die Kinder ſah, glaubte ſie, es

wären Blumen. Welch Wanderding iſt unſer Leib, welch noch wunderbareres unſere Seele! Wer kann das All entziffern?

Ich glaube, daß das, was wir Mangel an Gedächtniß nennen, oft nur von der Trennung beider Organe (des Gefühls und der Vorſtellung) herkömmt. Das Einheitsgefühl iſt in der Seele, die Zweiheit in den Organen. Spielen die Organe nicht mehr zuſammen, ſo iſt das Einheitsgefühl nicht mehr geweckt. Die Organe ſind nur die Taſten des Klaviers; der Muſiker iſt die Seele. Beim Tod ſchwindet das Klavier. Die Natur, die aus Verhältniſſen beſteht, giebt dem Muſiker neue Harmonien; ſonſt wäre der Muſiker vergebens da! Da wäre Anziehung ohne Angezogenes, welches der Natur widerſpricht.

Adieu!

Ihr C. v. B.

153.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 28. April 1830.

Geſtern Abend kam ich von meiner Reiſe zurück, die ich im Fluge, durch Sturm und Regen, über Bern und den Thuner See gemacht hatte, um einen meiner Pflegebefohlenen, einen jungen Mulatten, Tom Jones aus Cuba, von Unterſeen nach Aarau abzuholen. Er war ſeit ſechs bis ſieben Jahren bei Herrn Kaſthofer in Penſion geweſen, und ſein wildes Afrikanerblut hat ſich ziemlich veredelt. Aber doch ſticht noch immer die Unart der heißen Zone hervor, unglaublich leichter Sinn, ſchneller Uebergang von Luſt zum Schmerz, guter Wille, wenig Selbſtbeherrſchung, nirgends Beharrlichkeit u. ſ. w. etwas ſtark vor. Wie doch das Klima über unſern Organismus, und dieſer über die Pſyche, über Politik, Sitte, Kunſt und Religion Meiſterſchaft übt!

Ihren Brief hatte ich mitzunehmen, um ihn etwa in einem Wirthshauſe zu beantworten. Ich ſchrieb mehrern Andern. Aber Ihnen konnt' ich in den Zerſtreuungen nicht ſchreiben. Ihnen muß ich ganz und gar gehören. Aber als in Unterſeen bei Tiſche von Ihnen Rede ward, zog ich Ihren Brief vor, und der liebe Kaſthofer las ihn vor. Das war Konfekt für Herz und Geiſt.

Die thibetaniſchen Ziegen, von denen Ternaux einige in die Schweiz gab, und die ich nun bei Herrn Kaſthofer in mancherlei ſich durchkreuzender Nachkommenſchaft ſah, verſprechen uns wenig Vortheil.

Sie geben nun während der kurzen Zeit des Säugens Milch und ihre Kaſchemirwolle erſetzt den Milchabgang am Werthe nicht. Auch unſere Ziegen, von gewiſſen Racen, liefern dergleichen Wolle; dann aber weniger Milch. Die Thibetaner ſind übrigens zahm, wie die andern. Nur eine Ziege, vom Steinbock mit einer gewöhnlichen Gais erzeugt, verleugnet noch immer den klettersüchtigen Höhenſinn und Trotz des Vaters nicht.

Sie fragen: Was ich mit Ihren Briefen mache? — Ich leſe ſie; leſe zuweilen daraus Andern, und genieße in Geſellſchaft Anderer die Freude doppelt. Sie haben bei mir ihr eignes Plätzchen. Das wird mein Lieblingsbuch von Ihnen; denn Sie haben es ja für mich und an mich geſchrieben.

Ihre Briefe machen mich beſtändig lüſtern, bei Ihnen zu ſeyn. Ich hätte gar zu gern bei Ihnen das Mittageſſen über die ſchöne Hinduzeſchichte vom Vogel vergeſſen mögen. Erzählen Sie mir doch dieſes Zaubermährchen.

Die Tablettes alcalines von Sauſſure kennen wir hier zu Lande noch nicht einmal dem Namen nach. Schicken Sie mir doch, ich bitte Sie, davon eine Schachtel voll, und zugleich in welchen Fällen und wie ſie zu nehmen ſind? —

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon von den Entwürfen erzählt habe, mit denen ich mich für meine Sommerreiſen umtreibe. Ich will künftigen Mai ins Chaluat oder Tſchaywo, in jene Freiberge des alten Bisthums Baſel, wo in unwirthlichen Hochthälern die ehrlichen, betriebſamen, ſtillen Mennoniten wohnen. Ich möchte einige Tage unter ihnen zubringen, ihren Gottesdienſt, ihre Wohnungen, ihre Wirthſchaften, ihre Schickſale und die Gründe kennen lernen, warum ſie unter den Biſchofen, warum ſie unter Napoleon ungeſtört froh waren, warum ſie unter der Regierung des Kantons Bern hingegen ſo häufig auswandern?

Dann mögt' ich im Sommer in die alten Thäler der Waldenſer, nach Peruſa, St. Martin und Lucerne (der Fackel in der Finſterniß). Ich möchte da einige Wochen bei den Enkeln der tapfern, alten Bärte hauſen, wenn mir's die piemonteſiſche Polizei erlaubt.

Mögen Andere Paris und London ſehen und Rom, Kunſt und Aufſchwung des menſchlichen Geiſtes in alten Werken des Schönen und Ueppigen bewundern. Mich freut es, meine Schritte den gedrückten und gebückten Mitgliedern unſers Geſchlechts zuzulenken und vielleicht ihnen nützlich werden zu können.

Adieu! Für Ihre Augen iſt mir ſo bange nicht. Leſen Sie nicht ſo anhaltend, zumal nicht beim Kerzenlicht. Ich erinnere mich ſehr wohl, daß auch ich als junger Menſch zuweilen, obgleich mit jedem einzelnen Auge gut ſehend, Dunkelheit in beiden Augen empfand, wenn ich zu lange in ein Paar helle Mädchenaugen ſah. Jetzt ſind die heiligen Pierinnen unſere Schönen. Adieu.

Ihr H. Z.

153.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Havre (de Grace) 30. Mai 1830.

Hier iſt, kein Brief, nur ein Kuß vom Geſtade des Meeres an Bonſtetten im hundert Stunden entfernten Genf.

Ich denke, es werde wohl ein Brief von Ihnen auf meinem Tiſche liegen. Sie ſollen nicht auf Antwort warten. Ich ſchreibe meinem Bonſtetten vom Ufer des Meeres. Mein Geiſt muß ausruhen von allen Wundern und Ueberraſchungen, die ihn beſäuben.

Vor meinen Fenſtern (im Hôtel des Indes, am Eingange des Hafens) liegen die Kauffartheiſchiffe dreier Welttheile, und Briks, Goeletten, Chaſſe-Marées, Dampfboote aus Amerika und England, in weiter, langer Reihe; vierzig Schritte von mir ruht das nächſte. Die Matroſen in ihren rothen Wollenhemden, mit den kleinen Strohhüten, hängen ſingend oben, unten, im Seilwerk beim Frühlichte der Sonne. Alles iſt Arbeit und Leben. Hinter dem Hafendamm das Meer, das unendliche, die ſtahlblaue Ebene, auf der ringsum mit ihrem Rande die Hohlkugel des Himmels ruht. Still und leiſe ſchleichen, wie Geiſter des Oceans, weiße Segel über der Tiefe durch die Fernen. Seit zwei Tagen bin ich hier, aber immer, wie im Traum oder Rauſch. Nichts gleicht der feierlichen Majeſtät des Meeres, als die Majeſtät der Gletſcherhöhen, wenn man ſich in der Todtenſtille der Alpen von ihnen umgipfelt ſieht. Ich möchte manchmal am Strande knien und beten. Aber meine Augen hatten oft ſchon eine Thräne, und jede ſagte: Allah! Gott iſt groß!

Ich erſtaune über die Macht des menſchlichen Geiſtes, der dies ungeheure furchtbare Element meiſtert und ihm alle Gewalt und alles Geheimniß entreißt. Was iſt alles Kunſtwerk zu Rom, London, Paris, alle Schöpfung der Malerei, Baukunſt, Sculptur u. ſ. w. neben einem

Schiffe, welches von der Magnetnadel geleitet, über die ſtummen Abgründe hingleitet, die geleiſeloſe Straße von Welttheil zu Welttheil findet, und mit einer leichten Wendung der Segel jedes Lüftchen erhaſcht, und den Wind nöthigt, der es von der Bahn entfernen will, ihm zum Ziele dienſtbar zu werden. — Ein Matroſe iſt mir ehrwürdiger, als ein Landſoldat. In ſeinem nützlichen Gewerbe bietet er dem Tode jeden Tag Trotz.

Sie wundern ſich vielleicht, wie ich plötzlich aus meiner freundlichen Blumenhalde bei Aarau nach Havre verſchlagen bin? — Hier die Geſchichte. Vor ſieben oder acht Jahren, als mein Freund, der Staatsſchreiber Kaſthofer, geſtorben, und ich Vormund ſeiner Wittwe und Waiſen geworden war, brachte mir die Wittwe einen Brief aus Cuba in Cuba von Herrn S. . . an Herrn Kaſthofer. Er kündigte dieſem an, daß ſein Sohn (ein Mulatte) auf dem Meere ſei und bald in Aarau eintreffen werde, um in der Schweiz Erziehung und Unterricht zu erhalten. Ich meldete ſogleich nach Cuba den Tod Kaſthofers; machte den jungen Tom Jones zu meinem Pflegeſohn, gab ihn zur Erziehung nach Unterſeen zum Herrn Oberförſter Kaſthofer und holte ihn vor vier Wochen von da wieder ab, um ihn in die Gewerbsſchule von Aarau zu thun; erhielt wenige Tage nachher Briefe aus der Havanna, mit den Wünſchen ſeines Vaters, ihn baldigſt zurückzuſenden; ſo macht' ich mich vor zehn Tagen auf, den jungen Knaben ſelbſt hieher zu führen und ihn in ſichere Obhut eines amerikaniſchen Kapitäns zu geben, der in wenigen Tagen unter Segel geht. Ich hielt mich in Paris nur einige Tage auf, wo ich auch unerwartet meinen Theodor im Palais-Royal fand. — Da haben Sie die Geſchichte.

Ich gehe überwegen nach Fecamp, dann nach Dieppe, um mehrere Seegegenden zu ſehn; dann nach Rouen und Paris, wo ich wieder einige Tage verweilen werde; — dann heim in die geliebte Einſamkeit. Ach, daß die Schweiz nicht am Meere liegt! — Ich bin hier wie ein Kind. Ich muß recht über mich wachen, damit ich nicht thöricht ſcheine. Man hat mir die ärgerliche Ehre erwieſen, geſtern einen Artikel über mich ins Journal du Havre zu rücken. Ich bin von zehn Uhr Morgens an meiner eigenen Perſon nicht Herr; trotz allem Widerſtreben muß ich Geſellſchaft ſehn. Man überhäuft mich mit gaſtfreundlicher Güte. Der gemüthliche, liebenswürdige Wanner von Biel muß hier mein Bonſtetten ſeyn.

Es ſind hier mehrere ſchweizeriſche Handelshäuſer. Aber wie weit

ſteht Frankreich in ſeiner Kultur des Bodens noch der Schweiz nach! — Wie verkehrt wird hier noch der Handelsverkehr behandelt! — Alles iſt für den Fiſcus berechnet; dafür wird Alles gelähmt. Die Miniſter ſind Miniſter ihrer ſelbſt und nicht des Landes.

Ich fand eine ganze Karavane nach Amerika auswandernder würtembergiſcher Familien. Sie ſagten mir: gern wären ſie der Reiſe über das Meer entboben geweſen; aber ſie müßten für ihre Kinder ſorgen. Die Abgaben wären zu groß. »Wir haben unſere Häuſer und Aecker verkaufen müſſen,« ſagte ein wohlgekleideter Bauer: »ſonſt hätte ſie die Regierung aufgegeſſen.« — Eben ſo liegen hier, der Ueberfahrt nach Amerika gewärtig, zahlreiche Elſaſſer Familien aus der Gegend von Straßburg und Hagenau. — Es wäre ſo leicht, Völker glücklich zu machen! — Aber ... was hilfts, daß wir philoſophiren, lehren, predigen und ſchreiben? — Die übrigen Thiere ſtaunen uns an und freſſen!

Adieu! — Ich werde in einer halben Stunde zu einem Déjeuner auf einer Bergböhe abgeholt, wo ein Leuchtthurm unermeßliche Meeresausſicht gewähren ſoll. Sie werden es meiner Schreiberei wohl anſehen, daß ich allnächtlich kaum fünf Stunden Schlaf habe. Ich gleiche einem Hungrigen, der nur genießen will und zum Verdauen keine Zeit behält. Ich gehöre zu den wiederkäuenden Thieren; erſt in der Stille der Blumenhalde werde ich mir entwirren können, was ſich hier allen Sinnen bunt entgegendrängt. — Ich habe ſchon das Innere mehrerer fremder, großer Schiffe beſucht. Am ſchönſten ſind die Amerika's. Aber beneidenswürdig ſchien mir die Telegraphie durch Signale, die man mir, mit Verzeigung des Code des Signaux, auf dem Phares des Hafens geſtern praktiſch erklärte. Franzoſen, Amerikaner, Engländer, Norweger, Holländer ꝛc. reden zwei bis drei Stunden vom Hafen entfernt einerlei Sprache und wiſſen ſich und den Telegraphen des Phares über die unbedeutendſten Dinge zu verſtändigen. — Als ich durch die Seine-Mündungen vor einigen Tagen ins Meer fuhr, ſah ich mit Grauſen die Schiffsmaſten von vier bis fünf untergegangenen Fahrzeugen aus den Wellen hervorragen. Das letzte Unglück geſchah im Februar. Die wandelbaren Sandbänke verurſachen vielen Schaden.

Adieu. Sie begleiten mich überall. Schreiben Sie mir doch noch einen langen Brief, damit ich ihn, bei meiner Ankunft in Aarau, als Geiſtes- und Herzensnahrung finde.

Ihr H. Z.

154.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Dieppe, 22. Mai 1830.

Noch immer ſchwärm' ich am Geſtade des Pas de Calais umher. Ich kann des Schauſpiels nicht ſatt werden, welches das Meer gewährt. — Geſtern gab es große Oper, nämlich Abends acht Uhr, bei eintretender Flut, ein Gewitter. Die Ouverture war über Alles ſchön und großartig. Ferne Blitze, bebtes Meer, Fiſcherbarken, die mit ihren lateiniſchen Segeln dem Hafen zueilten, und donnernder Geſang der Wogen dazu. — Dann in dieſen Geſang bald Donner der Wolken. Nacht. Die Leuchtthürme funkelten, wie blutrothe Sterne. Bei jedem fallenden Blitze ward die Waſſerfläche eine Feuerfläche, und zuckte das Meer krampfhaft auf. Ich achtete nicht, daß ich vom warmen Regen bis auf die Haut durchnäßt ward.

Ich ſtand einſam am Ende des Mole. Ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren allein war geblieben und hatte, ſtatt des Mantels, den Rock über den Kopf geworfen. Sie ſah den einzelnen Fiſcherbarken nach ins wilde Meer hinaus. Ich fragte: ob ſie Verwandte erwarte? — »O, nein; mein Vater iſt dort auf dem Schiffe, in der Ferne dort, und erſt ſeit einer Stunde ins Meer hinaus, um bei Sonnenaufgang zu fiſchen.« — Ich glaubte, ſie beruhigen zu müſſen. Sie lachte mich ganz naiv aus; verſicherte, da ſei keine Gefahr; und ſie ſelbſt habe ſich ſchon oft vom Sturme wiegen laſſen. — Es ergoß ſich ein Schaudern über mich, als ich dies, und zugleich das donnernde Wiegenlied der Wolken unter mir hörte. Ich ſpürte, ich ſei, neben dieſem Fiſchermädchen, nur ein Poltron.

Hier in Dieppe ſchloß ſich mir ein junger, intereſſanter Mann aus Norwegen an, ein Herr Herlofſen von Arendal. Wir ſprachen von ſeinem Vaterlande und von Ihnen. Er erkundigte ſich nach Ihrem Aufenthalte und erzählte mir, Frau Brun in Kopenhagen ſei jetzt ganz blind; der Bruder derſelben, Biſchof Münter, vor Kurzem geſtorben und an ſeine Stelle ein Profeſſor Müller erwählt. — Vielleicht haben Sie davon noch keine Kunde erhalten. Der Normann iſt erſt ſeit zehn Tagen an's franzöſiſche Ufer gekommen nach einer ſchnellen Ueberfahrt. Es ſind, wie in Havre, auch in Dieppe viele norwegiſche Schiffe, meiſtens mit Holz zum Schiffbau ꝛc. beladen.

angefangen, zu Gnadenthal eine kleine chriſtliche Hottentottengemeinde durch ihren Bekehrungseifer zu bilden. Ein frommer Deutſcher, Georg Schmidt, war ihr erſter Apoſtel. Gnadenthal liegt nur fünfundzwanzig deutſche Meilen von der Kapſtadt, in einem engen, fruchtbaren Thale. Die holländiſch-oſtindiſche Geſellſchaft aber fand in kaufmänniſcher Staatsklugheit das Unternehmen für bedenklich, dem Vortheile der Kolonie ſogar gefährlich. Sie verbot demnach die Ausbreitung des Chriſtenthums, und verhinderte dieſelbe bis zum Jahre 1792. Da erſt, erweicht von vielen Bitten der Brüdergemeinden, gab man dieſen wieder frei, Miſſionarien hinzuſenden. Georg Schmidt hatte ſchon einige Hottentotten leſen gelehrt und ihnen eine holländiſche Bibel hinterlaſſen. Und dies Wenige war genug geweſen, das begonnene Chriſtenthum emporzuhalten. Seitdem vergrößerte ſich die Gemeinde von Jahr zu Jahr, wo bald ſechs Miſſionarien Arbeit genug fanden, zu lehren und europäiſche Bildung zu verbreiten. Im Jahre 1816 wohnten zu Gnadenthal in zweihundert vierundvierzig Häuſern zwölfhundert ſechsundſiebenzig Perſonen.

Der Anblick dieſer Hottentottenſtadt, mit ihrer Kirche, ihren Schulen, ihren regſamen Gewerben, bewog den britiſchen Gouverneur, Grafen Caledon, (im Jahre 1808) den Herrnhutern

Das Küſtenland hier iſt beſſer angebaut, als auf dem ganzen Wege von Baſel bis Paris; aber nach normandiſcher Sitte: jedes Haus eines Pächters, mit ſeinen Ställen und Scheuren, einzeln ſtehend, in einer weiten Umhegung von hohen Ulmen, Eſchen, Eichen und Buchen; dann, rings um, die dazu gehörigen Aecker. Die Landſchaft gewinnt durch dieſe zerſtreuten Baumgruppen ein freundliches Anſehen.

Wohin ich komme, ſpricht man von den Deputirten-Wahlen. Das Miniſterium hat überall, ſo weit ich gereiſet bin, entſchiedene Gegner. Man zweifelt nicht an der Ernennung einer großen Mehrzahl conſtitutioneller Glieder in der zweiten Kammer. — Die Abfahrt der Flotte nach Algier erregt wenig Theilnahme. Die Unternehmung ſcheint keine Popularität gewinnen zu können. Die Bilderläden in Paris, wie zu Havre und Dieppe, hängen voller Karrikaturen, bei denen man lacht und die Fauſt ballt.

Adieu, ihr ſchönen Küſten, ihr parcs aux huitres, ihr Turbots, Sole's, Limmands, Merue's, Aloſe's, Crevetten u. ſ. w. — Ich bin hier, wie noch nie, gaumſelig geweſen.

Ihr H. Z.

155.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 5. Juni 1830.

Ich ſchreibe Ihnen nur ein Paar Worte. Ich leide nun ſeit ſechs Wochen an einem tyranniſchen Rheumatism. Ich war acht Tage ohne Bewegung; in den Füßen wie todt, übrigens geſund. Jetzt gehe ich ohne Krücken noch Stab, wie eine alte Gans. Die vom Himmel geflogene Freundin von Weimar verläßt mich nicht; Freundſchaft umblüht meine dürren Aeſte. Ach, meine Augen nehmen ab!

Aber wer denkt an ſich bei dieſen fabelhaften Zeiten? Haben Sie Simondi über Algier geleſen? Alles ſteht in Erwartung. Wie klug das Algier erdacht iſt für die acht königlichen Geſellen. Church, der Vater unſerer Dampfboote, war bei mir, als er von Toulon kam. Ein Reiſe iſt von Toulon nach Algier und zurück gekommen in fünf Tagen! Unſer Europa wird bald nur eine Stadt; Afrika, Amerika ſind Vorſtädte.

Und die politiſche Vernunftrevolution im Kanton Waat und Teſſin! Die Menſchen werden einſehen, was in uns ſteckt, wenn wir es

zu finden wiſſen. Könnte ich nur noch zwanzig Jahre leben und ſchreiben, wie Vieles hätte ich zu ſagen! Im Menſchen außer der Geſellſchaft iſt eine erſcheinungsloſe Kraft verborgen. Aber im geſelligen Menſchen, im Volk, liegen unberechnete Schätze begraben, an die Niemand gedacht hat. Wir ſind nichts weniger, als Kinder unſeres Selbſts, ſondern der geſellſchaftlichen Einrichtungen, in denen wir geſtaltet werden, ohne es zu fühlen. Die Geſellſchaft iſt eine Maſchine, die, ohne Ruh, uns drechſelt und formt. Wer da hinaus will, iſt ein Opfer des großen Räderwerks.

Nun, Adieu. Dies iſt ſeit der Krankheit mein erſter Brief, der erſte Gebrauch meiner Feder.

Adio. v. B.

P. S. Man kann kaum glauben, wie gewiſſe Sprüche bei engen Seelen wirken. Daher ſagt man, um gegen Gedanken- und Preßfreiheit einen Satz anzubringen, in der Schweiz: »Man muß ſein Neſt nicht b'ſchißen«; das will ſagen: man muß ſeine Fehler decken, id est, allen Unflath zudecken, und im Neſt laſſen. Der Haß gegen Freiheit nimmt zu mit dem wachſenden Unflath. Allein das Eis ſchmilzt gottlob allenthalben.

156.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, Juli 1830.

Ich habe eben Hermingarde vollendet. Ein liebes Ding. Sonderbar iſt das Geheimniß der Einheit. Was man Entwicklung (dénouement) nennt, ſollte harmoniſch ſeyn, das iſt: es ſollte in einem Akkord alle Akkorde des Ganzen vereinen. So, in einer muſikaliſchen Ouvertüre ſollen die Töne harmoniſch angedeutet ſeyn, die das Stück bezeichnen werden. In Intriguenſtücken, wie der Creole, auch in Hermingarde, ſieht man in der Entwicklung eine Täuſchung, einen Betrug, der kein reines Vergnügen gewährt. Wenn Alles auf der Täuſchung beruht, ſo iſt ſie nicht angenehm; wenn ſie aber, wie in vielen Luſtſpielen, der Hauptempfindung untergeordnet iſt, ſo iſt ſie angenehm. Der letzte Akkord ſoll ganz Harmonie ſeyn. Iſt die Täuſchung verloren, ſo fühlt man in der Entwicklung, daß manche Empfindungen hinfallen, die man ohne Täuſchung nicht gehabt hätte. In

Romanen ohne Täuſchung, wie in Ihrem armen Landpfarrer, fühlt man in der Entwicklung alle gehabten Gefühle, wie in einem ſchönen Akkord vereinigt. Einheitsgefühl iſt das Zuſammenſtrahlen aller Harmonien. Alles, was auf einen Punkt angezogen wird, und in dieſer Vereinigung das Vergnügen erhöht, iſt äſthetiſche Einheit. — Hermingarde und der Ereole ſind ſchöne Kinder. In Hermingarde ſind vielleicht zu viel Details. Ich möchte es kürzer, den Ereolen länger haben.

Die Ducheſſe de Tonnère ſagte mir ein ſchönes Wort. Wir ſprachen von Elegant. Sie ſagte von den Deutſchen, eigentlich von Matthiſon: *Les allemands cherchent l'élégance dans la parure*, tandis qu'elle est dans la chose même.

Wir haben hier manche intereſſante Fremde, beſonders Engländerinnen. Lord Cochrane hab' ich nicht geſehen. Eine liebenswürdige Genferin verläßt mich nicht; ſie lieſt mir meine Manuſcripte vor, und hilft mir ſie muſtern. Nie in meinem Leben hat man mir mehr Freundſchaft erwieſen, wie jetzt, da man mich ſehr krank glaubte. Ich bin täglich beſſer, doch noch ſehr gebrechlich, und muß mich in Acht nehmen. Ich fühle jede Stunde, wie der Geiſt mächtig wirkt, beſonders in einem moraliſch günſtigen Klima. Die Wirkung der Menſchen, die uns umgeben, iſt gewaltig und doch kaum bemerkbar. Ich fühle jeden Gedanken, der mich von außen anfrühet. Das Wohlſeyn jeder Nacht iſt die Summe der tauſend Empfindungen, die mir im Tag die Menſchen gaben. Könnte ich nur lange genug leben, um meine Theorie der Empfindungen an den Tag zu bringen! Die größte Noth der Menſchheit liegt in Unkenntniß derſelben. Das ganze Schickſal des Menſchen ruht in ſeinem Selbſt verborgen. Alle Triebfedern unſers Weſens, ſind ſie nicht im Empfindungsvermögen, deſſen Innerſtes noch verhüllt liegt?

Man hat noch nie die gänzliche Verſchiedenheit, die Divergenz der Regierungen, die ſich nur erhalten wollen, mit denen, die fortſchreiten wollen, auseinander geſetzt. So auch in der Oekonomie der Familien. In manchen kleinen Städten geht alles Trachten nur auf Erhaltung ſeines Vermögens durch Entbehrung. Sobald man aber nie gewinnt, ſo iſt jeder Zufall feindlich wider uns, und zuletzt iſt man, mit allen Weisheitsregeln, arm. Der Geiſt ſelbſt ſinkt mit dem Vermögen und mit der Unthätigkeit des Lebens. Der Geiſt mancher Regierung hat nie vorwärts gewollt. Ein Glück, wenn das Alte

edel war. Ich habe oft gehört: man solle alle Rechtsame der Unterthanen, selbst die ungereimtesten, beschützen. Diese Liebe zum Alten in unsern Unterthanen sei ein Band, das sie an eine Regierung knüpft, die das Alte schirmt. Ich selbst habe oft diese Politik bewundert. Aber in vorwärts strebenden Nationen wird eine stillstehende Regierung in zehn Jahren hundert Jahre alt. So auch die Partikularen; die, welche ihr Vermögen nicht in der neuen Welt zu vermehren wissen, werden bald verarmen.

Die Lebensart unserer Magistraten, die blos in der Rathsstube leben und sterben, macht alles Vorwärtsgehen unmöglich. Diese Menschen kennen kaum ihre Gasse; sie sehen nur in die todte Vergangenheit hinab. Wissenschaft und Preßfreiheit sind Rebellion in ihren Augen. Ihr Gedankenkreis zieht sich mit jedem Tag enger zusammen; zuletzt bleibt nur das Gerippe. In der Schweiz werden alle neuen Kantone vorwärts, alle alten rückwärts gehen. Wenn Sie den Vogel reizen, so fliegt er in's Freie, wenn Sie die Schnecke plagen, zieht sie sich in ihre Schale zusammen.

In Monarchien müssen die Minister vieles wissen. In Regierungen, wie die unsrigen, in denen verkehrter Weise der Minister Souverain, und der Souverain Minister ist, herrscht große Unkunde der Welt. Wie kann ein Sultan oder Rathsherr wissen, was ein nicht im Serail Geborner weiß, besonders, wenn der souveraine Rathsherr sich jedes freie Urtheil verbittet?

Nun Adieu, lieber Zschokke. Monnard hatte große Freude an Ihnen.

Europa ist überall im fünften Akt.

C. v. B.

P. S. Suave mari magno, turbantibus aequora ventis,
terra magnum alterius spectare laborem.

157.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, Juli 1829.

Eben jetzt verläßt mich Lord Minto, Sohn des ehemaligen Gouverneurs in Indien. Er kommt von London und Paris, und kennt alle Minister. Er bleibt den Sommer mit zehn Kindern in Vevay.

Er sagt: Wellington könne sich nicht mit seinem jetzigen Ministerio halten. Vielleicht bleibe er, aber mit einem Ministerio Halb-Canning. Der Liberalismus hat in England zugenommen, aber für's Innere nur. Um's Ausland bekümmert sich die Nation wenig, et Wellington lui-même a de détestables principes.

Minto weiß gewiß, daß das französische Ministerium Algier nicht wegen Algiers wollte. Der ganze Krieg war — gegen die Wahlen in Frankreich.

Wellington will die ostindische Compagnie beibehalten. Minto erklärte mir: daß die jetzige Administration in Indien bis 1832 bleiben werde, doch mit erweiterter Gewerbfreiheit. Es sei leichter, die Mißbräuche abzuschaffen, wenn vierundzwanzig Kaufleute regieren, als wenn ein Gouverneur directe aus England käme. Alle Gouverneurs, die die Regierung in Westindien, Cap ꝛc. habe, herrschen despotisch, und unabhängiger, als ein Rath aus Vierundzwanzig, die in England residiren. Die Compagnie repräsentire die Actionnairs. Es herrsche ein Freiheitsgeist in dieser Mittelregierung, der den Despotismus der Gouverneurs mildere. Die Compagnie will das Gute.

Ihr Philhelene ist ein reizendes Stück. Ich hab' es noch nicht vollendet; es ist eins der besten. Die Reisebeschreibung so vortrefflich, daß man bang ist, zu wissen, was da gelogen seyn könnte? Ich glaube, es ist Alles wahr. Ja, die verdammten Russinnen! ich fühle sie durch und durch, und wünsche auch Odessa tausend Stunden weiter.

Minto sagte mir: er hätte lange mit Bourmont über Algier gesprochen. Bourmont käme ihm als sehr mittelmäßiger Kopf vor. Was soll aus Frankreich werden, wenn die Truppen ihre Eroberung abtreten sollen? was — wenn man die Zeche zahlen muß! Wie still, fest und doch die Nation gegen jene neuen Jakobiner steht, mit dem veralteten König an der Spitze! Ganz Frankreich ist ein Mann! eine Phalanx! Welcher Geist, welcher Strom von Wahrheiten über die Menschheit fließt!

Ich habe nun den Philhelenen vollendet. Prächtig, ohne Fehl, nur den letzten Spruch möchte ich weg haben. Daß alle drei Familien auf einmal abreisen, ist nicht glaublich. Es sieht aus wie ein Spaß, und nimmt dem Ganzen seine Würde.

Ach, da fiel ich wieder in mein Bett! Die drei Wochen lag ich sehr krank an Hand, Arm und Fuß! Doch konnt' ich bald ausfahren. Nun bin ich beinahe geheilt. Doch iſt dies mein erſtes Schreiben mit der kranken Rechten.

Was hätt' ich Ihnen Alles zu ſagen! Ich ſah zwei Abende den erſten Aide-de-Camp des Generals Diebitſch, der die Ehre hatte, den Friedenstraktat von Adrianopel dem Kaiſer zu überbringen. Er hat auch den perſiſchen Krieg mitgemacht. — Die Türken, ſagt er, ſeien ganz Ruſſen geworden; ganz gewonnen. Der Sultan fühlte, daß man ſein Leben rettete, da man Konſtantinopel einnehmen konnte, und doch ſeiner und des Volks ſchonte. Uebrigens bemerkte ich in den Reden des Offiziers, wie wenig liberal man in Rußland iſt. Von den Griechen ſagen die Ruſſen alles Böſe; bald ſind ihnen die Türken lieber.

Dann ſah ich Fabvier, der ſieben Jahre ſo tapfer für Griechenland gefochten hat. Ein ganz herrlicher Mann! beredt, voll Feuer und tiefen Einſichten. Wir kennen uns ſchon lange her. Er glaubt Griechenland verloren, als einen Raub der Mächte. Der Freiheitsſinn iſt in der Seele der Griechen, die für's Vaterland gefochten haben; nicht aber bei denen, die eine fremde Bildung eintragen, die keine Wurzel hat. Den Keim in der Bruſt von jener tritt man zu Boden; ſelbſt Capo d'Iſtrias erkennt ihn nicht genug. Fabvier ſagt: die Griechen wären mißkannt, verleumdet. In ſieben Jahren, da er in Griechenland war, haben ſich nur ſechs Meuchelmorde zugetragen, davon zwei von Engländern, und doch iſt in Griechenland weder Polizei, noch irgend eine Macht; kaum Häuſer ſind noch da.

Viertauſend Griechen ſtanden gegen viertauſend. Der Bürgerkrieg war drohend. Da erhob ſich ein alter Mann und ſprach ſo, daß die Feinde ſich umarmten! Iſt ſo ein Volk barbariſch?

Man ſpricht von vier oder fünf großſinnigen Griechen; aber es ſind mehr denn 150 Griechen, ſo reich und mächtig, wie Colocotroni, von denen man nicht ſpricht, die nur Gutes thun, und Alles dem Vaterland hingeben.

Ein Uebel iſt — ſonderbar! daß in Griechenland keine Familiennamen ſind! Denken Sie ſich die Schweizer ohne Namen! welche Verwirrung! Man ſagt da: »Großnaſe, Schreier, Langbein« u. ſ. w., wie einſt in Rom Naſica, Fabius, Secundus etc. — Die Griechen ſind gar nicht arm an Geld! — Ich fragte Fabvier, welche Erinnerungen das Volk dort von ſeinen Altvätern hätte. Er erzählte: In

Calamatta waren alle Gauen zusammenberufen, um zu berathschlagen, welche Truppen man in Sold nehmen sollte? Ob Albaneser, Spartaner ꝛc. (die Mainotten nennen sich Spartaner), da stand auf ein alter Messenier, aus Calamatta, ehrwürdig wie ein Mosel, mit langem weißem Bart, einen Stab in der Hand. Er erzählte mit Begeisterung die vielen Uebel, die Sparta an Messenien verübte. — Die Spartaner wurden darauf abgeschlagen. Was er erzählte, war's Erbhaß? war's dunkle Erinnerung an Aristomenes vor 3000 Jahren?

Ich schreibe noch mit schwerer Hand.

Montags. Ich bin nicht wohl heut, und noch nicht heil! Gestern um neun Uhr hörte ich Freudentöne mir zueilen. Es war Anastasia mit ihrem Bruder. Sobald sie aus dem Wagen den Boden unter sich fühlte, lief sie zu mir, außer sich vor Freude, mich wieder zu finden. O, welche Erscheinung, zu stark für meine Gesundheit! Seit vier Monaten bin ich krank. Candolle sah mich nur am Ende meines ersten Anfalls; der zweite aber war weit ärger. Ich bin sehr schwach, gestern spazirte ich zu Fuß im botanischen Garten.

Wie schade, wenn ich bald sterbe! Ich hätte jetzt, erst jetzt vieles zu sagen, und heute erst würde man mich anhören. Wenn Sie herkommen, so bleiben Sie doch lange.

Nun, Adio, ich kann nicht mehr!

Ihr C. v. B.

P. S. Thiers war bei mir. Ein liebenswürdiger Mann, ein Opfer der großen Bestie vom 8. August.

138.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 10. August Anno I.

Zschokke, Zschokke! sind wir Alle nicht ein Klafter höher gewachsen, als wir vor vierzehn Tagen waren? Ist nicht der letzte Julius der Anfang einer neuen großen Epoche der Menschheit? Sind nicht die Kleinen groß, die sogenannten Großen klein? Sind wir nicht Alle gleich, Alle wieder Menschen geworden?

Ich schreibe übel. Ich bin nun bald fünf Monate krank, an der Gicht. Bald werde ich von oben herab diese schöne Welt mit Bonnet, Müller, Montesquieu beschauen.

Sehen Sie nicht Alles nun in einem neuen Licht? Wer hätte je eine weisere Revolution erdichtet? Wie Verachtung nun von dem Bedrängten auf den Bedränger übergeht! Wie wird dies auf unsere Seelenschänder wirken? Wie unglücklich die Schweizer sich da eingelassen haben! Um sechs oder acht Kreuzer jeden Menschen zu morden, der sein Recht fordern wollte. Dies ist die Frucht der Liebe zum Alten, dieser Verliebtheit in die alte Barbarei, dieses Eintauchen in die Ausdünstungen einer verwesenden Unwissenheit, wo aller Unrath im Nest bleibt.

Man will in Freiburg beide Hügel mit einer prächtigen Brücke vereinigen und dem Finanzbeutel das Herz ausschneiden, vielleicht mehr um zu glänzen, als zu nützen. Diese Brücken führen in Freiburg bequemer zu den Jesuiten. Solothurn auch hat eine sehr prächtige Kirche bei leeren Seelen und leeren Beuteln. Sie wissen nicht das mens agitat molem, und nicht die Materie den Geist. In unsern Aristokratien sind die Geschäfte, d. i. die Stellen, auf leere Seelen berechnet; aller Geist zerfließt in mechanischer Arbeit; niemand weiht sich irgend einem Theil der Gesetzgebung; niemand lernt, was er wissen soll. Was man im Ausland gelernt hat, weiß man bei Haus nicht anzubringen. Es ist in diesen Städten keine Nationalwissenschaft, die dem Wissen erst Form und Anwendung verleiht. Was man am wenigsten kennt, ist das Einheimische und sich selbst.

Ich habe einen Brief gelesen von jemand, der die königliche Familie nicht weit von Cherbourg gesehen hat. Sie waren bei Bekannten ausgestiegen. Der König sagte: Er berceue seine Ordonnanzen; aber das Volk wäre zu jedem Aufruhr reif, er wolle es also doch wieder erobern. Der Dauphin sagte: Der Herzog von Reggio sei an Allem Schuld. Anstatt mit der Canaille zu parlamentiren, il falloit la mitrailler. Die Herzogin von Angoulême seufzte: Je savois bien qu'on ne nous aimait pas. La Duchesse de Berri n'avoit qu'une peur, celle d'aller à Naples. Elle aimoit mieux mourir. Die Kinder spielten im Garten. Der König sagte: Wir wissen nicht, ob wir in England ruhig bleiben, wir möchten lieber nach Sachsen.

Anno 1828 schrieb der Herzog von Orlean an Herrn Sellon in Genf: „Une ère nouvelle va commencer. La raison finira

„par avoir raison, non pas cette raison desséchante, qui „proscrit le sentiment religieux, mais celle qui nous met en „harmonie avec l'éternité."

Im Jahr 1815 ſprach der Herzog mit mir ſehr liebevoll von der Schweiz. Ich habe ihn in Coppet wieder geſehen. Er iſt in ſeinem Weſen ganz einfach, voll Verſtand mit deutſchem Herzen. Ich habe lange auch mit der Herzogin geſprochen. Sie iſt eine gute Mutter, ohne Stolz, liebevoll und einfach.

C. v. B.

P. S. Sismondi hatte geſtern eine herrliche Nachricht aus Paris. On va élever un monument aux Français *mort pour la patrie*, et un monument aux Suisses *victimes de la fidelité*. Das edelſte Denkmal der Menſchheit! Die armen Schweizer! Wie edel die Seelen, die die höchſte That vollbracht haben, ohne das Gefühl der Liebe hintan zu ſetzen.

Dank für Ihren Brief. Sie ſind wenig warm für dieſe Gegenwart. Ich lebe nur noch von dieſem Nektar.

159.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 20. Auguſt 1830.

Wie? Ich ſei wenig warm bei dem großen Schauſpiel geworden, welches Frankreich den Völkern und Königen der Erde gab? Nun, Sie haben es vielleicht, aber doch nicht ganz errathen. Mir ward bei der Sache kalt und heiß durch einander. Ich ſah den ſchönen Genius europäiſcher Freiheit ſchon erblaſſend auf ſeinem Sterbebette. So ſehr liebte ich ihn, daß ich zitternd ihn ſo gut, als verloren gab; daß ich ſein friſches Aufſpringen und Erglühn nur noch für Fieberkraft und Fieberhitze hielt; daß ich mich nicht an den Glauben gewöhnen konnte, er ſei der Welt wieder gegeben. Wer viel liebt, fürchtet viel. Fragen Sie jede Mutter.

Und wo denn in der ganzen ſechstauſendjährigen Geſchichte der Menſchheit findet man etwas, jener großen Wunderwoche von Frankreich Aehnliches? Wo ein Volk von dreißig Millionen, das binnen vierundzwanzig Stunden vom alten Königsſtamm, wie ein herbſtliches Laub

vom Baum, abfällt? Und wahrlich, gerade die Franzosen gaben mir die wenigste Hoffnung, wenn ich an die verschiedenen Epochen ihrer Recker, Robespierre, Directoriums, Napoleon, die hundert Tage, u. s. w. dachte. — Nun aber, ja nun fang' ich an, jedesmal, wenn man die französische Nation nennt, meine normandische Jagdkappe ehrerbietig abzuziehn; wenn auch — werden Sie doch ja nicht böse! — mit heimlicher Furcht vor einem Rückfall in die alten Sünden derselben.

Ich beschwöre Sie, sorgen Sie für Ihre Gesundheit, wie ein Hypochonder! Fangen Sie jetzt erst an zu leben, denn es ist heut der Mühe werth, zu leben, die Vollendung des Siegs zu sehen. Dann wollen wir mit Simeon beten: „Laß uns nun in Frieden fahren, denn wir haben deinen Heiland gesehen.“

In der Schweiz machten die Ereignisse sonderbare Wirkungen. Meistens überall Jubel; Umkehren der Wetterhähne, ärgerliche und bedenkliche Gesichter der Regierenden, mit denen sie jedoch zur „Schweizer-Eintracht“ mahnen, zur „Liebe zur gegenseitigen Herzlichkeit“, von der sie vorher wenig empfanden.

Ihren letzten Brief les' ich Jedem vor. Er ist erfrischenden Geistes für Alle.

Vielleicht diesen Nachmittag kömmt mein Theodor von Paris an. Der wird zu erzählen haben!

In Freiburg sogar, wie in Solothurn, fängt man auch an, von Verfassungsverbesserungen zu reden. Es werden dazu Anträge in den großen Räthen gemacht werden. Es ist da aber schon zum Theil eine jüngere, bellere Generation eingerükt. Eben das wird der Fall in der Tagsatzung. Die Gebildetern beginnen dort ganz unverhohlen gegen die Staats- und Rathsherren alten Gepräges zu intoniren. Im Kanton Zug trug man schon vor einigen Monaten auf eine Grundverbesserung der Bundesakte an.

Sie sehen also, lange schon vor der großen Wunderwoche regte sich ein besserer Geist in der Schweiz. Aber bei uns geschehen keine Wunder, als etwa in Kapuzinerklöstern.

Ich bitte, bitte! Sorgen Sie und lassen Sie sorgen für Ihre Gesundheit! Könnt' ich doch Ihr Sekretär seyn; Sie sollten mir Briefe diktiren, und ich würde dabei Briefe schreiben lernen, so schön, wie Ihr Brief von Anno I.

einundzwanzig deutsche Meilen nordwärts der Kapstadt, am Meere, eine neue Sendungsstätte anzuweisen. Dies ist Grünekloof (Grünthal). Es wohnten hier sechzig bis siebenzig Hottentotten in zwölf Hütten. Die Missionarien hoben sogleich unverdrossen ihr Werk an, errichteten eine Schule, lehrten Feld- und Gartenbau, liessen benachbarte Gehölze wegbrennen, in denen Tieger hauseten, und bald entwilderte sich unter ihrer Hand die Gegend. Wir wissen aus John Campbells Reise, daß im Jahr 1813 dort schon vierundvierzig christliche Familien in reinlichen Häusern beisammen wohnten. Auch in einer der jüngsten Sendstätten, die zu Ehren Lord Caledons dessen Namen trägt, sechsundzwanzig deutsche Meilen ostwärts der Kapstadt, hatten sich 1816 schon sechshundert Hottentotten angesiedelt.

So sind seitdem mehrere ähnliche Missionsstätten in den Ländern der Hottentotten gestiftet worden, wie zu Bethelsdorf (im Jahr 1802), wo, hundert und dreißig deutsche Meilen von der Kapstadt entfernt, nun zwölfhundert Eingeborene, neben reicher Viehzucht, mancherlei Handwerke und lucrativen Landbau treiben, zu Theopolis, Grahamsstadt, Friedensberg oder Hooge Kraal, fünfundsechzig deutsche Meilen östlich vom Kap mit dreihundert Hottentotten u. s. w.

Tiefer im Innern Süd-Afrika's wohnen die

Adieu! Mein Herz betet für Sie; mein Geist umschwebt Sie!

Ihr H. Z.

160.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 20. August 1830.

Ich habe Ihren Brief. Theodor wird Sie erwärmen für die Revolution. Sie beweist, wie die Aufklärung durch alle Nacht dringt.

Wäre ich in einer unserer aristokratischen Städte, ich würde gesteiniget für meinen Jubel. Genf aber ist eine großartige Stadt, weil hier so viele denkende Menschen sind. In der schneidendsten Verschiedenheit der Meinungen besteht dennoch die Freiheit der Gedanken. In einer kleinen Stadt fällt jede Meinung bleischwer auf die Scheitel; in denkenden Städten ist sie ein befruchtender Regen.

In der Einheit besteht die gesellschaftliche Kraft. Ihr Werkzeug ist die Presse. Je vielfacher, je schneller die Bewegung der Gedanken, je schneller entsteht die Einheit der anziehenden Theile, und je größer ist die Macht der Meinung.

Das Erwachen der Vernunft, das beim einzelnen Menschen unter dem Namen des Majorennitätsalters bekannt ist, ist im Nationalleben nicht genau bezeichnet.

Volljährigkeit des Einzelnen bedeutet das Erwachen seiner Vernunft, den Uebergang der fühlenden Lebensperiode zur denkenden. Dieser Uebergang besteht darin: daß man aus seinem Ich in die äußern Gegenstände übergeht.

In der fühlenden Periode der Nationalkindheit wird eine Nation durch das Ich des herrschenden Theils beherrscht; in der Vernunftperiode herrschen die Gesetze des allgemeinen Wohls. In dieser Vernunftperiode ist das Gefühl untergeordnet; es ist die Periode der Freiheit. Der Uebergang zur Freiheit ist bei jeder Nation so natürlich, wie beim einzelnen Menschen der Uebergang der Kindheit zum Mannsalter; denn Alles, was wir im Einzelnen bemerken, werden wir in der Zusammensetzung Aller wiederfinden.

Herr Conſtant kommt eben von Amſterdam an. Auf ſeiner ganzen Reiſe fand er Jubel und Freude an der Revolution vom Julius. Groß und Klein, Alles ſtimmte ein. Welche Lehre für die Verächter der Menſchheit! Holland, Belgien, Deutſchland, Alles ward eine Seele.

Eine zierliche Pariſerin erzählte mit Bewunderung, wie in Paris der gemeine Mann ſo artig, ſo zuvorkommend geworden ſei. Während den drei Kampftagen war jedes Haus von Leuten aus der unterſten Klaſſe bewacht, damit Niemand beleidigt werde! Wie Verſtandesheile auf die Sitten zurückwirkt! Was ſagt Theodor?

In Rheims hat man ein Miſſionskreuz heruntergeworfen, und mit dem hölzernen Jeſus vielen Muthwillen getrieben. Wie wunderbar der menſchliche Glauben auf und ab geſchaukelt wird!

Anaſtaſia vermählt ſich mit einem jungen Grafen von hohem Verdienſt! Sie will in einem freien Lande leben. — Sie wollen bei Genf ein Landgut kaufen, und den Sommer hier, den Winter in Rom oder Paris zubringen. Sie ſchwimmen in Glück und Freude. Sie haben Alle das Fieber. Sie leſen nun Ihre Erzählungen. Ich bin hier von Liebe und Freundſchaft eingeduftet, und hauſe, wie ein Goldkäfer, in der offenen Roſe.

Ich bin nun beſſer, doch noch leidend an Hand und Fuß; aber bin luſtig und munter, obgleich hinwelkend. Adio.

v. B.

161.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 10. Sept 1830.

Von Ihrer Geſundheit zuerſt; ſie iſt mir über Alles das Wichtigſte. Glückſelig ſei Ihr Alter! Noch ein Vierteljahrhundert, ſo ſteh' ich auch darin. Wer klettert Ihnen nicht gern nach auf der ſchönen Lebensleiter, wenn man auch beim Steigen von Stufe zu Stufe etwas magerer wird. Auf der oberſten Sproſſe küßt uns ein Engel Gottes! Wer eine Kriſe beſteht, wie Sie, hat noch reiche Lebensfülle. Aber ſchonen Sie ſich. Laſſen Sie ſich vorleſen; diktiren Sie und zeichnen Sie ſtatt des Namens nur Ihr + darunter, oder auch keins; denn Ihren Geiſt erkenn' ich auch ohne Namen und Zeichen.

Ich war vor zehn Tagen im Münſter- und St. Immerthal, und lebte mehrere Tage in den Bergen und Einſamkeiten der Wieder-

täufer und nur mit dieſen. Welch' eine arabiſche Gaſtfreundlichkeit in jenen wirthbar gewordenen Wildniſſen! Ein lang- und graubärtiger Jünger Menno's, nahe an die ſiebenzig Jahre, führte mich von Berg zu Berg, von Hütte zu Hütte der taufgeſinnten Brüder und Schweſtern. Es iſt im Weſen dieſer ſchlichten Leute etwas Patriarchaliſches, Altteſtamentliches; aber nichts Steifes, Erkünſteltes, Trauriges. Die Greiſe ſind ſehr heiter, wie wenn ſie ſämmtlich Bonſtetten wären; die Mädchen, bei aller natürlichen Sittigkeit, doch faſt muthwillig; die jungen Burſche offen, gutherzig. Jeden Sonntag halten ſie ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen auf einem andern Berge; abwechſelnd auf dreien. Nach Predigt und Geſang werden auf den zerſtreuten Höfen die aus Näh' und Ferne Gekommenen unentgeltlich bewirthet. Die in den Thälern wohnenden Katholiken und Reformirten vertrauen den Menoniten weit mehr, als den eignen Glaubensgenoſſen; ſie reden mit Hochachtung und Liebe von ihnen.

Auch in Hofwyl war ich anderthalb Tage. Fellenberg iſt ein ſeltener Mann von erhabenem Charakter, den die gemeinen Leute der höhern Stände verkennen. Die Berner Regierung ſcheint ſo wenig ſeine Freundin zu ſeyn, als ſie vor Zeiten Freundin der Haller und Bonſtetten ſeyn mochte. Die Ariſtokratie kann nur in der Mittelmäßigkeit der Köpfe Beruhigung finden; was hervorragt, dreht ihr Vernichtung.

Am meiſten bewunderte ich, anderthalb Stunden von Hofwyl, Fellenbergs ſogenannte Mai-Colonie. Ein junger Mann und ſiebenzehn hübſche, reinliche, arme, wohlerzogene, fröhliche Knaben, leben da, wie Robinſon Cruſoe; haben auf dem Berge (mit ſchöner Ausſicht) den Wald ausgerottet, eine Hütte von Holz und Leimen zierlich, bequem, erbaut; circa zehn Juchart Land mit Erdäpfeln, Gemüſe und allerlei Cerealien angebaut; ſie vertauſchen den Ueberfluß ihrer Erndten gegen andere Bedürfniſſe nach Hofwyl; kochen ſelber ihr Mahl und recht ſchmackhaft; treiben nebenbei Weberei, Zeichnung, Geographie; leſen Bücher, ſchreiben Briefe und Haushaltungsſachen. Ich fühlte mich da recht glücklich. Mit mir waren dort zugleich aus Südamerika, der ehemalige Präſident von Buenos-Ayres, Herr Rivadavia, und ein Miniſter der Regierung von Buenos-Ayres. „C'est là, où il faut commencer la révolution!" ſagte der Präſident zu einem Spanier, der ehemals Profeſſor der Rechte, in Alcala glaub' ich, war, jetzt zu Hofwyl, im Spaniſchen, Stunden gibt.

Abends, als ich wieder bei den Meinigen angekommen war, besuchte mich der Erbprinz von Hohenlohe mit seinen Begleitern. Klangen Ihnen nicht die Ohren? Der Baron von B** ist ein liebenswürdiger Mann, schon darum, weil er mir von Ihnen so viel zu erzählen hatte. Wäre der Prinz auch nur einen Tag länger geblieben! Ach, ich habe nicht die magnetische Kraft, wie Bonstetten. Er mußte zum Geburtstag der Königin nach Stuttgart.

Jetzt bin ich wieder vollkommen bei mir eingenistet. Meine gute Nanny will mich dies Jahr nicht mehr verreisen lassen. Es ist recht Liebes und Leides darin, daß wir Alle hier so aneinander hangen. Und doch möcht' ich gar zu gern den Herbst noch nach Genf; und auch nicht gern, denn ich bin wie ein Kind; werde mißmuthig, wenn ich von Ihnen wieder scheiden muß, und wünsche, Sie lieber gar nicht, als nur flüchtig gesehen zu haben. Es ging mir sonst so mit weiblichen Bekanntschaften, wenn sie mich im Vorbeigehen auf der Lebensstraße angelächelt hatten.

Ich besorge keinen Krieg gegen Frankreich. Rußland möchte ihn vielleicht; steht aber zu entfernt; Oesterreich möchte ihn vielleicht; steht aber zu nah. Die Völkerstimmung Europa's streitet gegen die Kabinetsstimmung; heut für Frankreich, wie bisher für Griechenland.

Gottlob, ich hoffe, für die Europäer ist der alte rostige Riegel Algier für immer gebrochen, der die Pforten Afrika's seit tausend Jahren verschloß. Dort ist noch eine neue Welt zu erobern hinter dem Gebirg Lowat!

Es regt sich bei uns in der Schweiz beinahe aller Orten. Im Aargau, in Solothurn, Basel, Appenzell, Freiburg, überall drängt und treibt man zu Verbesserung des Wahlsystems, Beschränkung der Regierungswillkühr, Gleichstellung der bürgerlichen Rechte. Man will keine Revolution; aber eine politische Reformation. Dies Treiben datirt früher, als die Pariser Wunderwoche, und ist mir gerade darum viel schätzbarer.

Ihr H. Z.

162.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, September 1830.

Lieber Zschokke! Ich schreibe Ihnen viel, weil meine Augen nicht lesen wollen. Mir ist besser; meine Hand thaut auf.

Gestern lebte ich in Algier, mit dem dänischen Consul, der daselbst zwölf Jahre lang zubrachte. Wir waren bei Herrn Simond.

Der Erdey kam aus Smyrna als Schreiber auf ein Raubschiff nach Algier; war ehrlich und verständig. Da dort Wenige lesen und schreiben, ward er in Algier angestellt. Der vorige Dey war ein Ungeheuer an Grausamkeit. Als er sterbend lag, sah sein Minister voraus, daß, sobald der Dey todt wäre, man den Minister morden würde. Er ließ den jetzigen Erdey, den Schreiber holen, und sagte ihm: »Der Alte stirbt. Setze du auf seinen Thron. Ich rufe dich, als Dey, aus, und so bleibst du Dey. Du versprichst mir aber, mich nicht morden zu lassen.« Da saß der Schreiber auf des Dey's Stuhl, und war Dey, so gut, wie Einer. Das Volk aber mordete den Minister, ohne daß der neue Dey ihn schützen konnte. Jeder dieser Despoten lebt eingeschlossen in seiner Festung, ohne je herauszutreten, weil er augenblicklich gemordet wäre. Er stirbt im Gefängniß, und man findet Menschen, die diese Stelle annehmen, weil man gewiß ist, in's Paradies zu kommen. Die Beschäftigung dieses Dey's war Lesen im Koran und Tabakrauchen. Er hat nur eine Frau, mit der er lebt, wie ein ehrlicher Mann. Die Zeitungen sprachen von fünfzig Weibern, weil er viele Sklaven und Sklavinnen hat. Die Basis der Regierung von Algier war Religion. Der Schatz war heilig, und als Heiligthum verehrt. Der Consul sagt: Es sei wohl möglich, daß er zweihundert Millionen enthalte. Der Dey trug immer den Schlüssel bei sich, konnte aber nicht allein in die Goldgruft gehen. Wer da hineinging, mußte sich nackt ausziehen, und rücklings hineingehen. Das Gold war in Säcken. Die Verwaltung des Schatzes hatte Aehnlichkeit mit der von Bern. Man schrieb ein, was man ein- und austrug, ohne je eine Rechnung gemacht zu haben. Es lagen da alte Goldstücke, tellergroß, von fünfhundert Piaster an Werth.

Der Konsul sang uns ein Trauerlied (arabisch), um die Schönste aller Schönen, die in einem Sack in's Meer geworfen war, weil

Untreue an ihrem alten Mann. Nichts ist rührender, nichts ist mehr Natur, wie dieser Klagegesang. — Der Gedanke ist ohngefähr dieser: „Das weite Meer versieget, die Fische sterben aus, damit das Schönste in der Natur sich dem Himmel offenbare.“

Jenseits der Gebirge von Algier sind prächtige, noch unerforschte Ruinen. Da wird bald eine unbekannte Welt aufgehen.

Gestern sah ich einen geistvollen Pacifer, einen Grafen P..., der in Spanien gelebt hat. Er sagt: in Spanien entsteht jetzt keine Revolution. Les masses du peuple sont pour les moines; les constitutionnels sont en trop petit nombre. *La revolution Riego était toute militaire et non nationale.*

Nun hören Sie: Als letztlich der König von Spanien mit der Königin in Barcelona war, wollte die Königin die Messe hören, aber nicht in ihrem Palast, wo eine Kapelle ist, sondern in der Kirche ihres Sprengels. Man mußte eine Galerie in gerader Linie bauen, damit die Königin frei durchgehe. Diese Galerie lief in gerader Linie durch alle Häuser, die durchgebohrt wurden! Das will der Graf mit Augen gesehen haben. Das heißt regieren.

In Frankreich ist man so wüthend, daß, als der Graf in Dijon eine Dame, die er in Paris oft gesehen, beim Durchreisen besuchen wollte, diese ihm ärgerlich entgegentrat, und gegen ihn, weil er von Paris kam, alle Scheltworte einer Poissarde ausstieß, quoique'elle sent bien que j'étois un royaliste, mais libéral. Les Salons de Paris sont des champs de bataille. Ist das Lebensdrama nicht bisweilen ganz lustig anzuhören? Kein übles Ergebniß höherer Bildung ist auch dies: daß man sieht, was die Unkenntniß nur für Uebel; woraus entsteht, daß man zu lachen weiß, wo andere sich beschimpft fühlen.

Man sagt in den Zeitungen: die Solothurner wollen sich regen. In der Schweiz muß man mit der Erziehung anfangen. Unsere Bauern würden nur Urner oder Unterwaldner bilden. Nichts aber ist auch elender, als die Richtung, welche die schweizerischen Aristokratien den höhern Lehranstalten geben. Unsere meisten Schulräthe sind Lichtlöscher. Eine bessere Zukunft liegt allein in unsern Seelen; nicht in Brücken noch Kirchen. Constant schreibt mir: Wenn materielle Menschen Besseres wollen, so kömmt nur wieder dabei Materielles

heraus: Häuser, Brücken, Straßen. Unsere Goldminen sind im Gehirn.

Anastasiens Gatte ist ein allerliebster Mann, sehr gelehrt, voll Verstand, die Beiden sind die schönste Einheit, die ich kenne. Ich lebe da, wie in meiner Familie.

Ihr alter Invalide

v. B.

163.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 19. Sept. 1830.

Gestern habe ich den berühmten Präsidenten de la Plata, Rivadavia, bei Sismondi gesehen, und viel mit ihm gesprochen. Er läßt seine Knaben in der Schweiz erziehen.

Unter der Herrschaft der Spanier in Amerika war der Clerus mächtig. In Buenos-Ayres wird der Aelteste der bessern Familien meistens Priester. Der Einfluß der Geistlichkeit ist persönlich groß, aber, als Corps, ist er klein. Sie hängen vom Pabst ab, nur wenn sie wollen. Ich fragte: ob die Pfarrer heirathen? — »Noch nicht,« sagte er; »aber das wird kommen.«

Die jetzigen Partheiungen in Buenos-Ayres sind von den Aufgeklärten gegen die Unwissenden. Die Unwissenden haben keine Anführer, weil sie sich nicht zu regieren wissen. Sie wechseln ihre Häupter und werden bald wieder den Bessern weichen. Die Auflagen werden bezahlt, und Alles geht vorwärts. Rivadavia wird bald wieder in la Plata zurückkehren. Man hat da besonders für die Einwanderer gesorgt. Magistraten wachen, daß dieselben nicht betrogen werden. Sie geben ihnen Rath, auch Vorschüsse. Man zählt schon sechstausend Eingewanderter. Sie haben Schulen, Akademien, auch einen Professor aus der deutschen Schweiz.

Rivadavia ist sehr braun von Gesicht, mit tiefstechenden Augen, einer großen Nase. Er ist klein und so wunderbar gestaltet, daß der Bauch bis an die Brust zu reichen scheint. Er spricht gut, mit Mund und Hand und Finger; alles sehr charakteristisch. Er ist voll Verstand. Er erzählte mir: daß er (1826) zu Ferdinand gesandt war, um wegen der Unabhängigkeit von Südamerika zu unterhandeln. In der Audienz

saßen die Minister nahe hinter dem König. Rivadavia sagte: die Majestät eines Königs hätte ihn, als er zu reden anfing, in Verlegenheit versetzt. Bald aber merkte er an den Augen des Königs, daß dieser von der ganzen Sache nichts verstand. Seine Blicke irrten umher, wie die eines unwissenden Schulknaben. Er antwortete kein Wort; seine Minister eilten, für ihn zu sprechen. Die Amerikaner wollten damals für Spanien vortheilhafte Handelstraktate und auch Geld für ihre Emancipation geben.

Ich habe eben einen Engländer gesehen, der als Reliquie ein Haar von Napoleon besitzt. Als Hudson Lowe bemerkte, daß Bonaparte mit Madame Balcour in St. Helena gut Freund war, nöthigte er die Dame, die Insel zu verlassen. Der Kaiser gab ihr von seinen Haaren. Sie gab eins dem Engländer, der es bei sich trägt.

Rivadavia hab' ich dreimal gesehen; einen Abend war er bei mir. Die Plata-Republik hat dreißig Millionen Franken Einkommen. — Bogota ist auf einer hohen Ebene, wie Quito und Mexiko; aber nicht ganz so hoch. Solche Ebenen haben ein schönes Klima, und sind sehr fruchtbar.

Candolle hat mir Vieles von Lausanne erzählt. Die Akademie dort hat verderbene Sitten. Die Professoren sind leidlich, viele gut. Die Studenten sind ausgelassen. Sie haben das deutsche Burschenwesen auf ihre leichten Sitten verlangt. Sie sind Spieler, und thun wenig. Ihr Betragen ist oft grob, absprechend. Candolle meint: es sei da nichts zu helfen, als die Akademie aufzuheben, und nach ein Paar Jahren ganz neu einzusetzen. Welche Contrast mit Genf! Die Waadtländer haben das Nichtachten alter höhern Erziehung von den Bernern gelernt.

Hier Ihr prächtiger Brief. Aber Sie kommen nicht? Die böse Nanny, die Sie nicht will gehen lassen! Ich möchte nach Valeyres. Warum konnten Sie nicht dahin kommen, oder mich in Neuenburg oder Biel besuchen? — Mir ist wieder ganz wohl, und alle Menschen sagen nun: ich sei jünger geworden.

Man hat sich so gewöhnt, mich zu besuchen, daß ich den ganzen Tag Besuch habe und nichts thun kann. v. B.

P. S. Ihre Maicolonie würde in Amerika sich bereichern, wenn sie da Bestand halten könnte.

164.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 27. Sept. 1830.

Den Präsidenten von Buenos Ayres, Herrn Rivadavia, welchen Ihr letzter Brief schildert, sah und sprach ich in Hofwyl, nur wußt' ich nicht, daß er ein berühmter Mann war, wie Sie ihn nennen. Aber es giebt heutiges Tages, dem Himmel sei's geklagt, der berühmten Leute so viel, daß das meiste Gedächtniß ein zu enges Behältniß für Aller Namen wird. Da hatte man's doch in der alten Weltzeit um ein Beträchtliches bequemer. Es wird endlich dahin kommen, daß wir nichts mehr als berühmte Männer haben, und dann wieder auf der vorigen Stelle stehen, wie in Polen der Adel, oder in Grusien, wo jedermann Fürst ist. Dann werden die unberühmten Leute das meiste Aufsehen machen.

Neulich besuchte mich auch ein vortrefflicher interessanter Mann, von dem ich eben so nachher erst, durch Herrn Leopold von Buch, erfuhr, daß es ein berühmter sei, nämlich der preußische General Valentini, Verfasser mehrerer kriegswissenschaftlicher und kriegsgeschichtlicher Werke. Ihm dank' ich eine bestimmtere Ansicht von der Trefflichkeit in der Organisation des preußischen Staatsganzen, welches aus den, in Rücksicht der Civilisation, ungleichsten Bestandtheilen zusammengesetzt, einen monarchischen Föderativstaat bildet, wie Oesterreich; doch mit dem Unterschiede, daß Preußen, ohne Gefahr seines Monarchenthums, die möglichste bürgerliche, religiöse und Denk- und Druck- und Lesefreiheit gestattet, wodurch dem Throne die sich immer mehr ausbildende Kraft des Volks hülfreich zuwächst. Auch darin hat Preußen einen Vorzug, selbst vor Frankreich, daß der Organismus sich langsam mit dem allmäligen Fortschritt der Zeit und ihres Bedürfnisses entwickelte, daher in sich selber wurde, während er in Frankreich krampfhaft zwischen Ultra- und Citra-Fiebern hervorging, nie vor Rückfallen gesichert; — selbst Vorzug vor England, wo das, einst in der Zeit, herlich reif Gewordene nicht, mit der Zeit, weiterem Reifwerden überlassen, sondern kunstvoll von der Zuchtsamkeit politischen Aberglaubens festgehalten, in der Entwicklung gehemmt ward, daß es in Fäulniß gerieth. Englands Gleicht einem üppigen Eichenbaum, mit wuchernder Lebenskraft in den Zweigen, aber vom innen faul, morsch und hohl. So war auch

einſt die Weltherrin Rom. Rom war ſchon lange in ſich verderben und vermodert, als es noch in den Provinzen blühendes Leben äußerte.

Ich bin zufrieden, daß ich nicht nach Lauſanne gegangen bin. Mein lieber, kleiner, blinder Arnold wird immer ſchwächer. Und doch iſt ſein Geiſt ſo thätig und kräftig.

Wär' ich nach Lauſanne gegangen, ſo hätt' ich mit Ihnen einmal recht kannegießern mögen, und zwar über unſern Schweizer-Wirrwarr. In den Kantonen Baſel, Solothurn, Aargau, Zürich, man ſagt auch Thurgau und St. Gallen, regt ſich die Stimmung nach Verbeſſerung der im Jahre 1814 hinterliſtig oder gewaltſam, unter den verſchattenden Flügeln der heiligen Allianz, aufgeführten Kantonalverfaſſungen. Man bewegt ſich jedoch dabei ehrbar, inner geſetzlichen Schranken; hält Zuſammenkünfte; macht Bittſchriften an die großen Räthe. In dem Kanton Freiburg hingegen iſt die Prieſterpartei mächtig durch Volksunwiſſenheit; und in den ſogenannten demokratiſchen, beſſer Landsgemeindenkantonen, iſt an keine Verbeſſerung zu denken, weil die ungefeſſelte Freiheit der bildungsarmen Menge, in der jeder Gebildetere *unfrei* ſteht, eben der Menge am liebſten iſt, und jede Verbeſſerung ihr eine Beſchränkung werden würde.

Ihre Parallele zwiſchen dem Algierer- und Bernerſchatz war köſtlich und überraſchend. Das Komiſche darin hat mich und einige meiner Freunde ſehr beluſtigt.

Ein moraliſch-politiſches Portrait der zweiundzwanzig Kantone, wie ſie jetzt ſind und ſich jetzt gebehrden, wäre von großer Anziehung.

Ich bekomme Beſuch. Adieu! Ich umarme Sie. Bei dieſer rauhen, regneriſchen September-Witterung werden Sie doch ja nicht nach Valeyres gegangen ſeyn? Lieber mit irgend einer Grazie, z. B. einer Anaſtaſia, ans heimliche Kaminfeuer! — Ach, könnt' ich doch bei Ihnen ſitzen!

Ihr H. Z.

165.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 9. Oktober 1830.

Lieber Zſchokke! Ich ſchreibe Ihnen meine Gedanken, ſo wie ſie in mir aufſteigen, hin. —

Man ſcheint in der Schweiz beſchäftigt, die Repräſentation des Volks nach der Bevölkerung einzurichten. Das Stellvertretungsrecht

wanderſamen Jägerſtämme der Buſchmänner, die Namaqua's, Corana's und andere bis zum großen Orangeſtrom. Alle ſind ſie, wie die Kaffern überhaupt, ein kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, braun von Farbe, wolligt von Haar. Hier in grünen, üppigen Thälern, zwiſchen ungeheuern Sandwüſten, weiten Wäldern und zerſtreuten Gebirgsverkettungen, leben ſie von geringem Landbau und Zucht ihrer Rinderheerden. Einige kennen Ahnung eines höchſten, unſichtbaren Weſens — Wahrſagung und Glaube an Zauberei aber iſt der Meiſten Religion. Manche ſollen noch nicht daran gedacht haben, ob das, was in ihnen empfindet und denkt, etwas anders als der Körper ſei. Da Campbell zwei Buſchmänner fragte: „Wer hat die Sonne dort an den Himmel hingeſtellt, und gemacht, daß ſie nicht falle?“ antwortete ſie: „Das wiſſen wir nicht, haben uns aber ſchon oft darüber gewundert.“

Auch hierher ſind die evangeliſchen Glaubensboten vorgedrungen. Längs dem Orangeſtrom haben ſie Niederlaſſungen gebaut zu Pella (mit nun beinahe tauſend Seelen), Bethanien, zwei Tagreiſen nördlich vom Orangefluß, Bethesda und vielen andern Orten. Jenſeits des Orangeſtromes zogen ſie mit rührender Begierde und Selbſtverläugnung bis in das Innerſte des Griqualandes. In der Griquaſtadt ſelbſt, bis in

ist ganz germanisch. Das Kriegsheer war bei den alten Germanen eine Demokratie; in der Faustkraft lag die Regierung. Man gab sein Votum durch Schildanschlagen.

Friede und Freiheit erzeugten Industrie und Städte. Da entstanden die Zünfte. In großen Monarchien wurden die Stände repräsentirt. In den meisten nur der Adel und die Geistlichen; in andern auch das Volk. In Schweden sind vier Klassen repräsentirt.

Eine Repräsentation nach der Bevölkerung giebt nur den Grad von Aufklärung wieder, der vorhanden ist. Da werden alle Vorurtheile repräsentirt und vertheidigt. Eine solche Stellvertretung ist die Erhalterin der Unwissenheit mit all ihrem Gefolge.

In den meisten Staaten steht die denkende Klasse in Gefahr, von der unwissenden beherrscht zu werden. Die industrielle Klasse ist auch oft sehr übel oder gar nicht geleitet.

Gold und Licht machen das Schicksal unserer jetzigen Welt. Das große Problem für die Schweiz wäre: Wie der denkenden und der handelnden Klasse eine politische Wichtigkeit zu geben wäre.

1) Sollten die Geistlichen wissenschaftlicher erzogen werden. Das viele Sprachenlernen sollte gegen Sachkenntnisse, das Dogmatische gegen Psychologie und Moral ausgetauscht werden. Die Geistlichen sollten auch das vaterländische Civilrecht verstehen.

2) Niemand sollte regierungsfähig seyn, der nicht ein wissenschaftliches Examen bestanden hätte.

Ein Land regieren ist die höchste That eines vernünftigen Wesens; und eben die regierende Klasse hat das Privilegium, ungeprüft andere zu beherrschen. In allen Kantonen sollte ein Professor der Staatsökonomie angestellt seyn; diese so unentbehrliche Wissenschaft ist bei uns fast noch unbekannt.

3) Man sollte fremde Gelehrte und Handwerksleute dadurch anlocken, daß man sie in die gelehrte oder industrielle Zunft annähme; wäre es auch nur als Ehrenmitglieder.

Die beiden Klassen, die industrielle und die wissenschaftliche, einmal organisirt, würde ihnen durch das Repräsentationsrecht die gehörige Wichtigkeit gegeben, die sie bei den Vorurtheilen besonders der Patrizier niemals haben können.

Die gelehrte Zunft. Diese würde in sich schließen: 1) die Geistlichkeit; 2) alle öffentliche Lehrer; 3) alles was Kunst und Wissen-

schaft treibt. Die industrielle würde den ganzen Fabrik- und Handelsstand in sich fassen.

Die meisten Schweizerstädte haben einen unbegrenzten und unbenutzten Reichthum an Zeit. Benutzung der Zeit ist das große Element des moralischen und materiellen Reichthums.

Denken und Schaffen bildet das Leben des Menschen aus. Sein Werth ist in der Vortrefflichkeit seines Thuns und Wollens.

Jede Regierungsthat ist das Produkt ihrer Vernunft. Ist die Nationalvernunft wachsend, so bringt jede Nationalbewegung etwas Besseres hervor; umgekehrt aber Schlechteres. Mit offenen Augen geht der Mensch vorwärts; bei geschlossenen bleibt er stehen, oder geht rückwärts. Ist das Industriesystem wachsend, so tritt das Volk in immer neue Welten. Da herrscht Anziehungskraft nach dem Bessern. Der vorwärts schreitende Gelehrte ist ohne Neid; der stillstehende oder Scheingelehrte ist durch fremdes Gut zurückgestoßen, weil es ihm unerreichbar ist. Dieses Zurückstoßen ist Neid; die Anziehung ans Bessere ist Tugend und Liebe wekend.

E. v. B.

166.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Valeyres, 17. Oktober 1831.

Da bin ich für zwei Tage! — Seit den drei Jahrzehnten seiner politischen Emancipation und Losreißung der bernischen Verwaltung hat der Kanton Waadt in Industrie und Wohlstand Riesenschritte gethan. In Lasarra ist eine Papierfabrik, die ein Schüler der polytechnischen Schule gestiftet hat. Sie ist bewundernswürdig. Alles geht da durch Maschinen. Die Verstandeskräfte sind alle in der Materie. Sie können Lumpen in die Maschine legen, so kommen sie als schönes Papier hervor. Nicht fern von Lasarra sind künstliche Mühlen angebracht. Gewerbsfleiß tritt allenthalben hervor; die Regierung thut nichts für denselben, aber doch nichts gegen ihn. Und das ist viel! Die Straßen sind vortrefflich. Nur das Wissenschaftliche will noch nicht heraus in der Waadt; das Materielle geht überall voran. Noch ist viel Müßiggang der Jugend, wenig Eifer bei den Studirenden.

Gestern wanderte ich zu Fuß in meinem alten Eichwald. Wie mir Stadtkinde diese träumerische Natur fremd stand! Meine innerste Seele

zitterte bewegt. Seit achtzig Jahren spaziere ich in diesem Wald. Wie tief die Erinnerung in unser Wesen hinabgreift! In diesen Mysterien sind keine Grenzen. In der Lichthelle des Waldes, im Schimmer der Herbstpracht erscheinen Vergangenheit und Zukunft in ihrer Unendlichkeit. Die Römer pflanzten Wälder (Lucus) um die Tempel; bei den Germanen war der Wald selbst ein Tempel; bei mir sind Gott und die Unsterblichkeit nie heller als im einsamen Walde.

Die Empfindungen äußern sich in den Völkerschaften, wie beim einzelnen Menschen. Als ich in Aubonne war, sprach der Wirth (der mich nicht kannte) von dem abscheulichen Valepres. Als er aus dem Zimmer war, sagte mir mein Bedienter, der des Wirths Schmähungen gehört hatte: Ah Monsieur, si vous entendiez parler à la Vaud des horreurs du vin de la Côte, c'est bien autre chose.

Höchst merkwürdig ist die Bemerkung von Anastasiens Kammerfrau (einer russischen Leibeigenen), als sie in Genf ankam. Anastasia sagte ihr: „Ici il n'y a point de Roi, ni d'Empereur." — „*Les pauvres orphelins!*" antwortete die Kammerfrau. In Rußland ist für den Sklaven der Kaiser ein Retter und einziger Trost! Als die jetzige Prinzessin von Preußen (eine geborne von Weimar) nach Hamburg kam, sagte ihr ihre Gouvernante: „Ici il n'y a point de Roi." — „Mais, ma chere," entgegnete die junge Fürstin, „a quoi servent les Rois, puisqu'on s'en passe si bien?"

Unlängst erzählte mir eine Freundin von Lafayette: als der Marquis de la Fayette seine Tochter einem Nichtadelichen (einem Neven von Casimir Perrier) gab, daß er gejubelt und sich groß gemacht hatte, seine Tochter einem Nichtadelichen gegeben zu haben. — Ein Zeichen unserer Zeit!

Adieu, lieber Zschokke, ich gehe morgen nach Genf zurück. Ich bin gesund. Aber meine Augen sinken! Sonderbar, die Reise hat gemacht, daß ich einen Morgen wieder ganz gut sah. Diese Helle dauerte aber nicht.

Ich fürchte, Bern wisse sich nicht in diese Zeiten zu schicken. Letzlich sagte mir ein Syndikus die klugen Worte: Aujourd'hui il faut plus de prudence que de fermeté.

v. B.

167.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 8. Nov. 1830.

Hier schick' ich Ihnen eine kleine Flugschrift oder vielmehr einen Artikel, den ich für das Volksblatt des Schweizerboten bestimmt hatte, und welchen man für gut hielt, besonders abdrucken zu lassen. Sie finden darin meine, freilich im Volkston gegebene, Ansicht unserer aargauischen Verfassung.

Sie kennen gewiß aus öffentlichen Blättern die Bewegungen der Kantone in der nördlichen Hälfte der Schweiz. Zürich, Solothurn, Luzern, Basel, Aargau, Thurgau und St. Gallen fordern Verbesserung ihrer Konstitutionen, Rechtsgleichheit aller ihrer Bürger, Abschaffung aller Willkür-Regierung, mit einem Worte Gesetzlichkeit. In Zürich und Thurgau ist man dazu schon in vollem Gange. Im Aargau schien die Regierung, als in Lenzburg eine Versammlung von dreißig Bürgern sich in einer Bittschrift wegen Verbesserungen der Verfassung an den großen Rath wendete, des Unterfangens nur zu spotten. — Gestern aber, wie ich höre, versammelten sich zu Wildegg mehrere Glieder des Großen Raths, und forderten in einer Zuschrift die Regierung auf, die höchste Behörde einzuberufen. Ebenfalls gestern traten drei- bis viertausend Bürger aus dem Kanton zusammen in Wohlenschwyl, und forderten Einberufung des großen Raths, indem mehrere Gemeinden zugleich Bittschriften, wegen Verbesserung der Gesetze und der Verfassung, eingaben.

Alle diese Bewegungen sind die natürliche Reaktion von 1814, da man die Oesterreicher zum Zug durch die Schweiz einlud, um den aristokratischen Unfug des Mittelalters wieder herzustellen. Wäre die Mediationsverfassung, etwas veredelter, beibehalten worden, heut wäre keine politische Zerrüttung bei uns. Aber die jetzigen Volksbewegungen sind nicht jene roh-n von 1798, nicht jene stürmischen von 1803; nicht jene gewaltthätigen der aristokratischen Städte im Jahre 1814, unterstützt von monarchischen Ministern. Sondern sie tragen den Stempel fortgeschrittener Bildung und Gesittung. Alles verfährt dabei in gesetzlichem Gleise. Man will keine Unordnung, sondern Ordnung; aber Ordnung, wie im Pöbel, so auch in der Regierung. Die Regierungen erkennen, daß sie ohnmachtig dastehn, weil das Volk nicht

mit ihnen auf der Straße von 1814 weiter will; der Pöbel aber merkt auch, man verlange nichts von ihm. Nur Leute von Vermögen und Leute von Kenntniß handeln bisher, weil sie Sicherheit für ihre Vermögens- und ihre Gedankenfreiheit fordern.

Man hat auch darin Unrecht, daß man die jetzigen Bewegungen nicht für Wirkungen wahrer Unzufriedenheit, sondern für alberne Nachäffereien der Juliuswoche ausgeben möchte. Die Verfassungsreformen von Tessin, Waadt und Luzern begannen lange schon, ehe die Julitage von Paris waren; und in einer Schimpfrede sprach ich schon vor zwei Jahren den Gedanken des Schweizervolks aus, der jetzt That geworden ist. — Daß er aber gerade jetzt allgemeine That wird, rührt natürlich daher, daß gegenwärtig, bei der Stellung Frankreichs zu den andern Mächten, die Schweiz in sich selbstständiger geworden, weil die Aristokratie ihren Schirm und Haltpunkt bei den Fremden verloren hat.

Da hab' ich einen ganzen Brief voll politisirt. Sagen Sie mir auch Ihre Gedanken über das heutige Wesen! Nieu!

Ihr H. Z.

168.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 11. November 1830.

Mir ist leid, Sie mit Briefen gleichsam so zu behageln, aber von meiner Bernerkonstitution (die ein poetischer Einfall ist) lassen Sie gar nichts ins Publikum kommen. Mit der Zeit, nach meinem Tod, oder wenn wirklich eine Umwälzung der Dinge schon da wäre, könnten da Ideen nützlich werden. Ich begreife jetzt nicht, was in Bern zu thun wäre? Ich liebe die jetzige Konstitution Berns nicht, weiß aber nicht, wie die allgemeine Stimmung ist, und was man mit den jetzigen Menschen ausführen könnte? Es ist immer gut, bei diesen Zeiten und zu allen Zeiten Besseres zu suchen. Bisher ist nur das Eigenthum repräsentirt worden; dann Adel und Geistlichkeit, id est, alte Meinungen. Ich möchte das wirklich geistige (Denken und Handeln) repräsentirt sehen. *Dux et imperator mortalium animus est.* — Diese großen Worte Salusts werden doch immer mehr wahr.

Eine ganz oder wenig bekannte Gegend der Wissenschaft ist die Mechanik der Verwaltung, oder die Kunst, so zu regieren,

daß die Kraft mit den wenigsten Mitteln die größte Wirkung hervorbringe. Die rohe, einfache Kraft ist die despotische. Diese einmal vertheilt, wie das Geschäft in Fabriken, entsteht die Mechanik. Die Trennung der Gewalten, die Eintheilung der Dikasterien, das ist, in Einheiten, ist von großer Wichtigkeit. — Alles hat in der Natur seine Mechanik; Alles greift gegenseitig ein, vor uns, wie neben uns. Die ganze Kriegskunst beruht auf die Vertheilung der moralischen und materiellen Kräfte. Mir liegt Bern tief am Herzen. Die Regierung, als Eigenthum des Patriziats betrachtet, ist ein armes Eigenthum. Als Geistesgenuß ist es ein gestörter Genuß ohne Einheit. Die Landleute sind da nicht an ihrer rechten Stelle. Das Ausschließliche ist empörend für den Ausgeschlossenen, ohne Genuß für den Ausschließenden. Ueberall ist Reibung. Die Sitten sind empörend, ohne geistigen Genuß. Dem Geist fallen alle Federn aus; er steht nackt, ohne möglichen Schwung zwischen grober Sinnlichkeit und heiligen Träumereien. Die ältere Aristokratie hatte alle Mängel einer Aristokratie, aber auch alle Tugenden derselben. Wie viele treffliche Männer waren nicht die Zeitgenossen meines trefflichen Vaters! wie viele waren tief gekehrt! Steiger war der letzte dieser Edlen.

Meine Augen sind merklich besser. Matthison leidet ebenfalls an den Augen. Aber hier habe ich eine Freundin, wie keiner meiner Freunde! Sie hat mich in fünf Monaten der Krankheit keinen Tag verlassen.

v. B.

P. S. Ich verspreche nun, lange nicht wieder zu schreiben.

169.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 14. Nov. 1830.

Nein, nein, so haben wir nicht gewettet! — Wer sagt denn, daß Sie mich mit Briefen behagelt haben? Und wozu denn das unbarmherzige Postscript mit dem Versprechen, mir lange nicht mehr schreiben zu wollen? Sie haben nicht mit Ihrem Almosengeben gesündigt; Sie sündigen erst durch's Gelübde, geizig zu werden. Wär' ich jetzt in Genf, ich würde zur liebenswürdigen Anastasia auf den Knien beten: Ora pro nobis!

Ich ſäße jetzt gar zu gern bei Ihnen. Denn hier iſt Alles unfreundlich, gehäſſig, biſſig, närriſch, ſtößig, poltrig, gallig ꝛc. durch die Politik geworden. Der ganze Kanton iſt bewegt. Am 17. November ſollen die Urverſammlungen gehalten werden, um die Geſetzgeber des Landes zu erneuern. Nun juckt's vielen Wirthen, Pintenſchenken, Müllern, Indienneſabrikanten, alten Rathsherren, Doktoren, Advokaten, Krämern ꝛc. Geſetzgeber des Landes zu werden. Es iſt ein gar zu ſüßes Weſen: Rathsherr zu ſeyn. Die bisherigen mögten's gern bleiben; unterdeſſen aber ſind ſeit zwölf Jahren ganz neue Lykurgen und Solonen ſchaarenweis nachgewachſen. — Denken Sie, mit welchen Augen ſich die Nebenbuhler beſchaun! Da wird nun in den Gemeinden berichtet, belehrt, gebeten, verſprochen, gedroht, geliebkoſt. Dazu kömmt, daß im Kanton für Verfaſſungsverbeſſerungen lebhafte Bewegungen ſind. Jeder von den kleinen Rathsherren zittert insgeheim mehr oder minder für ſein Ehrenplätzchen, und glaubt, es ſei den Verbeſſerungsſüchtigen nur grade um dies Plätzchen zu thun, ſo wie ſich die feigen Soldaten in der Schlacht einbilden, der Feind ziele nur einzeln auf jeden von ihnen.

Ich Unglücklicher heiße jetzt ein Revoluzer, ein Aufwiegler, ein Antichriſt, weil ich's wagte, unſere Aargauerverfaſſung öffentlich mit allen ihrer übeln Wirkungen zu analyſiren. Je eifriger man von einer Seite das Blatt lieſt (ich hab's Ihnen neulich in einem beſondern Abdruke geſchickt; eintauſend fünfhundert Exemplare gingen in anderthalb Tagen blos im Kanton weg), je ärger anathematiſirt man mich anderſeits.

Unterdeſſen hör' ich und ſeh' ich von dem ekelhaften Weſen nicht viel. Ich in meiner einſamen Blumenhalde freue mich des armen Lebens, ſo gut ich kann, und ſtudire und experimentire über Licht und Wärme und die ewige Allbewegung der Natur. Dann, in wenigen Wochen, komm' ich an die Theorie des Lebens und ſeines Weſens in organiſchen Geſchöpfen.

Unlängſt ſprach ein Herr V. . . ., von Mühlhauſen, meiner Frau von einem Ihrer Werke, betitelt die Blumen; gedruckt in Frankfurt, 1801. — Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf. Nun brachte er mir's ſelber. Ich blätterte darin. Auf dem Titel nennt ſich der Verfaſſer Karl von B. . . . Es ſind gute Gedanken, artige Verſe darin; aber von Bonſettens Sömmengeiſt kein Strahl, kein Schatten eines Strahls. Ich mag Sie nur gar nicht darüber befragen. Doch Nanny, der Sie ſo lieb ſind, und die Alles lieſt, wenn es nur von Ihnen iſt, bittet mich und traut meinem keken Urtheil nicht.

Fürchten Sie wegen Ihrer vertraulichen Aeusserungen gar nichts. Ich lasse gewiß nichts davon drucken. Ausser Ihrem Brief von dem Creolen weiß die übrige Welt nichts von unserm Verhältniß. Daß die schöne Anastasia durch Ihren Brief berühmt (schon wieder berühmt!) geworden, ist nicht meine, sondern Ihre Sünde. Daß Göthe diese Anastasia näher kennen lernen möchte, glaub' ich gern. Es geht mir und Andern nicht viel besser, als ihm.

Adieu! Lieben Sie mich; denn ich rechne mir Ihre Liebe als den schönsten Glanzpunkt in meinem jetzigen Leben an.

Ihr H. Z.

170.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 16. Nov. 1836.

Der Teufel will, daß ich Ihnen dennoch schreibe, gegen alle meine Versprechungen. Ich habe aber eine gar zu gute Antwort auf Ihre Flugschrift.

Das Veto Ihres kleinen Raths (in Genf unter dem Namen *droit négatif* bekannt) hat über sechszig Jahre Genf erschüttert. Nun herrscht über diesen Punkt die größte Ruhe bei uns.

Jedes Glied des großen Raths kann bei uns hier ein Begehren anbringen. Der große Rath kann einen Antrag thun, wie er will; der kleine Rath muß nach dreimaligem vergeblichen Anbringen, wenn zwölf Glieder des großen Raths es fordern, das Anliegen vortragen und behandeln.

Also nach dreimaligem Anzug, und wenn die Mehrheit des großen Raths (121) es verlangt, wird das Veto aufgehoben und die Sache behandelt. Der Fall hat sich nie zugetragen, daß man bis auf das Aeußerste gekommen ist. Immer hat der kleine Rath, nach wiederholtem Begehren, nachgegeben, um dem Begehren der hundert einundzwanzig Glieder zuvorzukommen.

In Genf kann Niemand einen Antrag an die Regierung thun, es sei denn, daß er ein Glied der Regierung sei. Er kann drei Mal den Antrag zu bestimmten Zwischenzeiten wiederholen. Zuletzt bezwingt die Mehrheit des großen Raths das Veto, und die Sache muß behandelt werden.

Es ist nicht zu glauben, daß ein Begehren, das nicht einen Mann im großen Rath findet, um es vorzutragen, ein vernünftiges Begehren sei. Es ist auch nicht zu glauben, daß, was die Mehrheit des großen Raths wünscht, nicht der Behandlung werth wäre.

Bern hat sehr klug nach eben diesen Grundsätzen gethan. Das Begehren der Städte soll durch deren Repräsentanten im großen Rathe als Anzug geschehen. Dann entscheidet die Mehrheit: ob der Anzug der Erheblichkeit werth sei (wie wir sagen) oder nicht. Gerade wie in Genf. Sagt die Mehrzahl ja, so wird das Anliegen behandelt.

In Bern ist, nach meinem Sinne, keine Verbesserung leicht möglich. Wie können die kleinen Städte die Patrizier, mit den Landleuten vereint, zu Verbesserungen zwingen? Die Bauern sind ärgere Aristokraten, wie die Patrizier, weil sie gar nichts, als den engsten Egoismus kennen.

Ich kann Sie versichern, daß die alte Bernerregierung von selbst das Bessere suchte, und einen Gang zum Emporstreben hatte. Die Angst vor der Publizität verkleinerte sich schon täglich. Ein fremder Professor (Tralles) war schon angenommen. Müller redete frei in seinem Kollegio. Viele Männer in der Regierung liebten ihn und hörten ihn gern. Die Revolution hat uns aber wieder zu Schnecken gemacht; die Erziehung der jetzigen Berner ward vernachläßigt. Steiger allein war von altem Schrot. Wie viele helle Köpfe sah man nicht einst in der ökonomischen Gesellschaft: Tscharner, Tavel; Tschiffeli, Fischer ꝛc.

Die erneuerten Regierungen sollen besonders auf eine wissenschaftlichere Bildung der Geistlichkeit dringen. Weniger Theologie, mehr Physik, Gesetzkunde, Ackerbau, Staatsökonomie, gegen tausend Vorurtheile ꝛc. Man sollte weniger auf orientalische Sprachen und Dogmatik halten. Seit zweitausend Jahren wird controversirt ohne Resultat. Die Geistlichen, die auf alle Punkte des Landes vertheilt sind, könnten das weiteste Licht ausstrahlen. Diese Kerzen sollten aber gereinigt und veredelt werden.

Ach, die Augen wollen nicht so sehen, wie ich hoffte! Uebrigens bin ich gesund und munter. Freundschaft ist das wahre Auge des Herzens.

Adio.

C. v. B.

171.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 20. Nov. 1830.

Ich habe eben Barente gesehen, den Verfasser verschiedener Schriften, nun Gesandter in Turin. Er sagt, Frankreich gehe gut. Ueberall Ruhe und Zufriedenheit, so gut als nach großem Aufbrausen möglich. Das Urtheil über die vier Minister droht die einzige Gefahr. Kammer, König und Minister möchten sie retten, der Pöbel aber sagt: sie müssen sterben. Von Montalivet sagte er: Il est humble et ardent; ein Brauskopf. — Alle hoffen den Frieden.

Es ist einer meiner Freunde von Algier durch Spanien gekommen. Der erzählte uns sein Leben in Algier, wo er einen Monat verweilte. Die Beduinen sind gute Freunde mit den Franzosen; nur die Bergaraber sind Räuber. Ein Corps Araber ist unter Kommando eines französischen Officiers; sie sind stolz, Franzosen zu heißen und ihnen zu dienen. Alles geht gut fort. Clausel kommandirt, Bourmont ist ein schlechter General, der seinem Ruhme übel entsprochen hat. Ein Wunderding ist mir Spanien. Kein Land, wo man angenehmer reiset, wie das jetzige Spanien; die schönsten Straßen, die besten Wirthshäuser, die besten Diligences, alles in billigem Preis. Hie und da aber sind Räuber.

Man hat ein Chamäleon aus Algier mitgebracht, ein häßliches Thier, halb Maus und halb Frosch. Die Katzen in Algier sind außerordentlich groß.

Die Schweiz wird prächtig gehen, wenn nur Bern in besserer Stellung wäre. Die allgemeine Verbindung und Verkettung aller Menschen und Nationen ist so, daß nichts zurückbleiben kann. Wie geht es nur bei Ihnen? In der Schweiz werden die ersten Kantone die letzten seyn, und im alten Morast bleiben.

Das friedliche Reformiren der Staatsverfassungen ist das höchste Resultat unserer Civilisation. Die alte Unveränderlichkeit und Unverbesserlichkeit der Gesetze hielt alle Erfahrung zurück, eben da, wo Licht die größte Noth war. Das jetzige Beispiel der reformirenden Kantone kann nicht genug bewundert werden. Wo ist Erfahrung nöthiger, als in der Gesetzgebung?

das Land der Betschwansstämme, welche schon größerer Kenntnisse theilhaftig sind, sogar Kupfer und Eisen zu bearbeiten verstehen, breiteten sich ihre Sendstätten aus. In der Hauptstadt der letztern, zu Lattaku, am Fluß desselben Namens, sechshundert englische Meilen vom Kap entfernt, empfingen sie vom König Matibi, als er von einer Schakalenjagd zurückkam, Erlaubniß, bei ihm und seinem Volk zu lehren. „Sendet euere Priester, sprach er, ich will ihr Vater sein.“ Die Stadt Lattaku ist zierlich gebaut. Sie hat ungefähr fünfzehnhundert Häuser und achttausend Einwohner. Das Volk zeigt eine gewisse bürgerliche Ausbildung und mancherlei Kunstfleiß. Zwanzig andere große Stämme, noch weiter nordwärts im Innern Afrika's, sprechen alle die Sprache der Betschwans, und sollen noch gebildeter sein, als die Bewohner Lattaku's.

Nicht minder sind im unermessenen Gebiet der rothen Kaffern, an der Ostküste, im Norden des großen Fischflusses, Missionsversuche geschehen, wo die Tambuki's, die Mambuki's, die Makina's mit ihren Kupfer- und Erzgruben, wo andere Stämme in stolzer Unabhängigkeit in ihren von Europäern nie gesehenen Ländern wohnen.

Je näher die Kaffern uns durch Muth und Mühe der Missionarien bekannt werden, je mehr müssen wir von den Vorurtheilen zurückgehen, die

— — Eben jetzt Ihren Brief. Ich weiß gar nichts von diesen Blumen. Anno 1801 kam ich von Koppenhagen und habe Jahre lange nichts publizirt. Sie können mit Wahrheit sagen: das Werk sei nicht von mir. Man ist gar zu gut, meinen Namen zu gebrauchen.

Anastasia ist nun in Bern. Sie ist gestern Abends um sechs Uhr verreist. Warum am Abend Sonntags? Weil die Russen nichts Erhebliches am Montag unternehmen. Man kann wohl am Montag reisen, wenn man nur nicht die Reise an diesem Tage anfängt. In Rußland, ehe man in den Wagen steigt, um zu reisen, ist Gewohnheit, ein Paar Minuten still niederzusitzen, ohne Worte, wie wenn man ein leises Gebet zu thun hätte. In der langen Fastenzeit ist verboten, zu heirathen, wie auch alles Fleischessen. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich der Worte einer Römerin, das die Denkart dieses Volks bezeichnet. Es war der Brun Kammerfrau, Maria. Man sagte, daß in Rom das Carneval verboten wäre. Maria war ganz betrübt; ich fragte sie, warum? Come si farà la quaresima, quando non si è fatto peccato? Sie glaubte, daß das Carneval gemacht sei, um Sünden zu zeugen zum Besten Gottes in der Fastenzeit, dem man dann so viele Opfer brächte.

v. B.

172.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 25. Nov. 1830.

Wohlan, mein Liebling unter allen im Vaterlande lebenden Welt- und Staats- und Lebensweisen, ich hab' Ihnen ein vorausgeahnetes und doch unerwartetes, ein im Ganzen erfreuliches und mir doch betrübendes Ereigniß zu melden. Vermuthlich kennen Sie es schon durch's Gerücht oder fremde Briefe; — nämlich die Verwandlung unsers Kantons.

Im Aargau nämlich herrschte lange schon Mißmuth gegen das aus der Verfassung von 1814 quellende, immer sichtbarere Verderben. Das Volk schwieg, aber war mit dem Zustande der Dinge ungenügt, oft mißvergnügt. Das offenbarte sich bei allen Gelegenheiten. In großen gesellschaftlichen Versammlungen brachte man keinen, oder nur den kältesten Toast auf die Regierung aus. In kleinern Zirkeln ward gespöt-

telt, getadelt, bedauert. Der Unwille begleitete allmählich immer lauter einzelne Männer des kleinen Raths. Man beklagte noch immer die Vernichtung der Mediationsakte. In öffentlichen Blättern, die wegen Mangel der Preßfreiheit außerhalb dem Kanton gedruckt wurden, machten sich einzelne Stimmen, oft in rohem Gebrüll des Zornes, Luft.

Leider beachteten unsere Regierenden, selbst die bessern Köpfe unter ihnen, diese Symptome mit der stolzen Sicherheit, wie anderswo die Polignacs und Wellingtons. — Das Allerübelste blieb aber, sie bildeten sich fest ein, das Volk sei ungemein zufrieden; und alle Genossen einer Oppositon wären ehrsüchtige Lauerer, Schwindelköpfe, Ideologen, Revolutionärs. Ich warnte vergebens mehrmals meine persönlichen Freunde in der Regierung in Privatgesprächen. Ich schätze diese Männer, wegen vieler Vorzüge, noch jetzt. Aber sie bedauerten mich wegen meinen wunderlichen Einbildungen. Ich warnte vergebens mehrmals im großen Rathe. Man ließ mich diese Opposition durch Kälte oder gar durch Persönlichkeiten büßen. — Ich warnte, doch leise nur, als Schriftsteller, z. B. in der Schinznachter Rede. Was half's? Man sagte: Er ist ein Wühler.

Nun kamen die Tage gänzlicher oder theilweiser Verbesserungen der Grundgesetze im Tessin, in Waadt, in Luzern; dann die Juliustage in Paris; dann die von Thurgau, Zürich. Rings um den Aargau bewegte sich's. Da brach auch hier das Eis. Die Zeit der zwölfjährigen Wahlen für den großen Rath rückte heran. Die Landleute erklärten laut: Wir lassen uns nicht wieder für zwölf Jahre in den alten Sack von 1814 stecken. — Einige dreißig Bürger des Kantons versammelten sich zu Lenzburg; überreichten der Regierung eine ehrerbietige Bittschrift; baten um schnelle Einberufung des großen Rathes, — und bewirkten nichts. Man belächelte die braven Männer, wie Fantasten. Das Volk ward verstimmter; man schimpfte gegen die Regierung und klagte gegen sie, als persönliche Urheber des Ungemachs, zumal da ihre Proklamation erschien, welche den Tag zu den zwölfjährigen Wahlen anordnete. — Ich suchte nun im Blatte des Schweizerboten durch einen Artikel den Groll der Menge von der Regierung abzuziehn und bewies in einer Abhandlung: „Der Kanton Aargau neben den andern", des Uebels Quell liege mehr in der Verfassung, als in Einsicht und Charakter derer, welche die Verfassung handhabten. Bei viertausend Bürger traten gleichzeitig in Wohlenschwyl zusammen und gaben dem kleinen Rathe ihre Beschwerden und die Bitte um schnelle Einberufung

des großen Rathes ein. Die Regierung beharrte in ihrer mir unerklärlichen Verblendung. Es hieß: erst gewählt in den Urversammlungen; dann, seiner Zeit, der große Rath!

Da erschien endlich der Wahltag. Von achtundvierzig Kreisen des Landes wählten aber nur zweiundzwanzig; die übrigen gar nicht oder unvollständig. Viele Regierungsglieder erhielten keine Stimmen, einige nur mit Noth und Mühe ihrer Getreuen.

Diese Warnung wirkte. Aber der kleine Rath glaubte, sich von seiner Hoheit nichts vergeben zu sollen. Er mahnte in einer neuen Proklamation, man solle auf den 25. November die rückständigen Wahlen vollenden; dann soll der große Rath am 29. November zusammentreten. Aber das Volk erwiederte darauf: „Erst der große Rath, erst Verfassungsverbesserung, dann Wahlen!“ Die Bezirke an der Reuß rüsteten sich kriegerisch, erst zum Schutze gegen allfällige Exekutionsgewalt, dann um nach Aarau zu gehn. Dies ward das Losungswort. Das ganze Land sagte sich vom alten Zustande los, und als Zeichen der Lossagung wurden in vielen Gemeinden, bis auf eine halbe Stunde von Aarau, Freiheitsbäume gepflanzt. Da schickte die Regierung mit Angst Eilboten aus und berief den großen Rath auf den 26. November hastig ein. — Er tritt also morgen zusammen. — Die Regierung berief aber auch mehrere Kompagnien Infanterie und Artillerie ein und kündigte dem Stadtrathe von Aarau große Einquartierung an. — Die Truppen aber erschienen nicht; erst spät Abends gestern unvollständig eine Kompagnie Infanterie und eine halbe der Artillerie. Doch auch diese erklärten laut: nicht für die Regierung, sondern für Ordnung und Sicherheit in der Stadt Aarau! — Indessen hatte die schnelle Einberufung des großen Raths Wunder im Kanton bewirkt. Plötzlich überall Stille. Alle Waffen abgelegt. Abends in vielen Gemeinden Lustbarkeiten und Tanz. Nirgends ist ein Mensch persönlich beleidigt worden. Man gehorcht allen Behörden, allen Gesetzen, nur nicht dem Wahlgesetze mehr. Es ist nicht mehr das Volk von 1798; statt Brutalität und Unwissenheit erscheint es mit Kenntniß und Civilisation.

Adieu, Lieber.

H. Z.

173.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 6. Dec. 1830.

Tausend Dank für Ihren Brief über Aargau. Ich glaube, alles könnte gut gehen, wenn alles *seinen* Gang ginge. Es ist da eine moralische Crisallisation aller Willen, die man nicht stören muß. Oesterreich schickt Bombelles nach Bern, vielleicht um da einen Hebel zu suchen. Man schreibt mir, man sei besorgt, daß die Mehrheit des großen Raths *nicht eintrete* in die Volkswünsche. Wollen sich denn unsere Patrizier von der Schweiz, von ihrem Volke trennen, und an's Ausland hängen?

Gewiß ist, daß viele Patrizier laut die Oesterreicher herbei wünschen.

Donnerstag. Lesen Sie, was man mir aus Bern schreibt: „Wenn unsere gegenwärtige Regierung die urkundliche Erklärung vom Jahre 1798 befolget, und die nun in Folge der neuen Verordnung einlangenden Volkswünsche in Ertheilung einer liberalen Verfassung berücksichtiget, so ist's ein großes Glück für Bern. Auch ist's Glück, daß angesehene, begüterte und verständige Männer die Partei leiten, welche eine verbesserte Staatsverfassung will. Diese werden es behaupten können, daß nicht der Pöbel die Oberhand gewinnt, wenn nämlich die Vaterländischgesinnten nicht nur das Bessere versprechen, sondern auch rasch erfüllen. Es ist zuverlässig, daß die angesehensten Landmänner und kluge Männer aus den kleinen Städten die Volksstimme für sich haben; und daß ungeachtet Rathsherren und alte Herren Landvögte die Gemeinden bereisen und die Volksstimmung leiten möchten, diese kein Gehör finden. Obschon man hier die beängstigendsten Gerüchte verbreitet, es sei nicht möglich, eine eidgenössische Armee auf die Beine zu bringen, die Grenzen zu decken, Monate lang ein Heer zu unterhalten, so ist doch hingegen gewiß, daß man auf dem Lande wünscht, man solle an die Grenzen marschiren. Gestern sind siebenzehn Ausgeschossene von Landgemeinden hier gewesen, die bei Gesandten von andern Kantonen angesucht haben, daß diese doch unsern Regenten zusprechen möchten, um wie in übrigen Kantonen eine bessere Verfassung einzuführen und nachzugeben, ohne daß Gewalt gebraucht werden müsse. Man sagt, schon bei der ersten Tagsatzungssitzung sei der Grundsatz einmüthig ausgesprochen worden, alle Kräfte aufzubieten, um unser größtes Gut, die Unabhängigkeit,

zu behaupten, und das ganze erste eidgenössische Kontingent müsse auf die Grenzen marschiren.«

Sobald die Regierungen fest sitzen, sollte eine Tagsatzung ausgeschrieben werden, um die Neutralität zu schützen. Ist eine Tagsatzung ausgeschrieben, ist die Neutralität proklamirt, so bilden sich keine Parteien, da sonst die einen an die Oesterreicher, die andern an die Franzosen denken. Diese Trennung, selbst in Gedanken, muß man im Entstehen dämpfen.

Traurig genug ist, daß ich nicht Einen Mann in der Schweiz kenne, der die indigesta moles leiten könnte. Erst in Zeiten der Gefahr fühlt man, wie elend bei uns Alles auf einander paßt.

Freitag. Es heißt, die Deputirten von Bern sind hier; man ist in Genf sehr mit der Schweiz, und noch mehr mit Europa, das heißt, mit den Finanzen (fonds étrangers) beschäftigt. In der Schweiz regt sich schon Parteigeist; läßt man uns aber ruhig, so würde Alles gut ablaufen. Hier, vermuthe ich, regt sich der Schatten Karls X.

Ich bin gesund; die Augen gehen eher besser, als schlechter.

Adieu. Ihr C. v. B.

174.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 23. December 1830.

Lieber Zschokke, wenn Sie eine halbe Stunde frei haben, so schreiben Sie mir eine Uebersicht vom Gang aller jetzigen Kantone, wenigstens ein Wort über jeden metamorphosirenden. Das Wunder ist gar zu groß. Die schwerfälligen Räthe alle wie Seilspringer in der Luft zu sehen, ist zu lustig. Ich argwohne, Sie haben viel dazu beigetragen, daß Alles so glücklich springt.

Ich habe Ihren letzten Brief übersetzt, er ist ganz Genf und die Rathsstube durchgelaufen, und reisst, glaube ich, in ein Pariser Journal. Ich hatte aber Alles so gestellt, daß Niemand beleidigt wird.

Ist es nicht merkwürdig, wie Alles sich zur Einheit neigt? Zürich und Aargau haben gute Beispiele gegeben. Bis hieher glaubte man, der politische Körper lasse sich so wenig umkneten, als Marmor. Jetzt heißt es: man könne ihn formen, wie Töpfererde. Zu wissen bleibt, wie das Opus halten wird? Wenn nur in Bern der Sprung glücklich

geht! Die Tagsatzung soll ein merkwürdiges Schauspiel seyn. Der Grundsatz: daß ein Kanton dem andern nicht in seinem Innern beistehen soll, ist neu, und gegen alle Geschichte. Eben darum ist sonst Alles beim Alten geblieben; und jetzt hätten wohl einige dafür die Oesterreicher gewünscht! Ist der Sprung glücklich zu Ende, so muß man sich wieder gegenseitig in Akkord stimmen.

Den 24. Dec. Ach, das arme Bern muß fallen. Wenn wir nur die Kunst, mit Anstand zu fallen, verständen! Wenn aber kein Haß ausbricht, so werden wir, durch die Natur der Dinge, dennoch immer in der obern Reihe stehen; aber neben andern Verdienstvollen. Man wird sich eine bessere Erziehung geben müssen! Kein Schade. Die Schweiz wird sich in den Verfassungen und Grundsätzen zu einer Gleichförmigkeit vereinen, welche die Einheit einer Totalverwaltung nach sich ziehen wird. Polen und die Cholera geben uns noch Friede; wenn wir ihn nur zu benutzen wissen!

Nichts hat der Schweiz mehr Nutzen gebracht, wie die helvetischen Versammlungen aller Art. Diese waren die Sammler der freien Gedanken, die sich da zusammenpaarten. Ich wünschte mir sogar eine politische Versammlung, die sich mit Staatsfragen abgäbe. Staatsmänner aus allen Kantonen sollten sich 1831 in einem Centralort versammeln, um die allgemeinen Interessen aller Kantone zu behandeln. Eine Tagsatzung kann dies nicht so wohl, wie eine freie Versammlung, thun, wo die Worte keine andere Kraft haben, als die des innern Werthes.

Unser Appenzeller hat mir die Willensäußerung oder Ordonnanz der Bielerversammlung zugeschickt. Alle Schranken, welche die Schweizer bisher getrennt haben, sind da niedergerissen. Gut an sich! aber Sie werden sehen, daß sie alsobald andere bauen. In dieser Zeit aufwallender Freiheit sperrt der Kanton Waadt sogar gegen Genf so, daß sie die Ausfuhr der Kartoffeln in Coppet zurückhalten!

K. v. B.

P. S. Lesen Sie hier, was mir Eusebe Salverte, einer der Ausgezeichneten der Deputirtenkammer in Paris, so eben schreibt:

. . . „Telle est la position de la France que l'on peut, dans certains cas, affirmer avec vraisemblance les choses les plus contradictoires. J'espère que la bonté de notre cause et

la force morale de notre nation triompheront des obstacles qui entravent notre marche: mais l'histoire des cinq mois qui viennent de s'écouler, si elle est écrite avec détail et avec vérité, sera bien curieuse à lire.

„Nos affaires ne nous occupent pourtant pas au point de nous rendre étrangers au sort et aux actes de nos voisins. Il me paraît que, dans la Suisse, les choses se passent assez tranquillement; et que le bien est moins difficile à opérer chez vous que dans notre pays. Genève, m'a-t-on dit, a renoncé sans effort à la *rétention*, institution qui m'avait toujours paru trop peu en harmonie avec l'esprit d'une constitution démocratique.

„J'ignore si nous avons envoyé, près de la République helvétique, un homme tel que vous l'auriez désiré. Je soupçonne que notre gouvernement ne voudrait pas qu'on l'accusât d'intervenir directement ou indirectement dans vos affaires politiques. Mais je crois être sûr qu'il ne souffrira point que d'autres y interviennent.

„Vous avez appris la mort de notre éloquent et spirituel *Benjamin Constant*, il s'est tué de travail. Six mois de repos absolu auraient pu le remettre, et nous le conserver quelque tems encore. Entraîné par l'importance des événemens, il a redoublé d'activité, presque en proportion de la diminution de ses forces. Toute la population a donné de sincères regrets à sa perte: mais la race des ingrats n'est pas éteinte; B. C. en a fait l'épreuve durant sa vie, et sa mémoire ne sera pas exempte de la même épreuve.

„Soyez assez bon pour m'écrire, pour me donner de vos nouvelles, pour me donner des nouvelles de la Suisse, dont chaque pas vers une liberté réelle et égale pour tous, devient une nouvelle garantie d'indépendance extérieure, et ajoute aussi de la force à l'alliance naturelle de nos pays."

175.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 3. Jänner 1831.

Ich antworte Ihnen geschwind, weil es sonst zu lange währen könnte, eh' ich dazu käme; denn heut beginnt unser Verfassungsrath seine Sitzungen, und ich bin darin als Mitglied.

Aber Sie verlangen zu viel, Ihnen wenigstens ein Wort über die vorgehenden politischen Verwandlungen der vielen Kantone zu sagen. Wollt' ich das Werden der Dinge schildern, würde entweder meine Zeichnung nicht mehr wahr seyn, wenn sie bei Ihnen ankäme, oder ich malte Ihnen einen Mann, der vom Thurm spränge und beständig in der Luft schweben bliebe.

Im Allgemeinen schreitet es in allen Kantonen, wenn auch nicht ohne Reibung der erbitterten Parteien, dem Bessern entgegen. Die stärkste der Parteien ist die Masse der Nation. Sie will überall möglichste Sparsamkeit im Staatshaushalt, um nur der oft drückenden Abgabenlasten los zu seyn; will eine kräftige, schnellwirkende, doch nicht allmächtige Regierung; schnelle, unpartheiische Justizpflege; Unabhängigkeit eines gesetzgebenden Rathes, der die Bedürfnisse des Landes kennt und höher stellt, als das Wohlgefallen der regierenden Herren. — Die kleinere Partei ist aller Orten die der bisherigen Beamten und Angestellten jeder Art und deren Appendix, mit den herkömmlichen Liebhabereien von Zunftwesen, Familienheit, Stadtvorrechten ꝛc. Die dritte und schwächste ist der Clerus, der sein Ansehn, oder das christliche Volk in Gefahr glaubt, und fürchtet, es werde in Freigeisterei und Unsitte untergehn. Er gleicht der Henne, die am Ufer des Sees umhertrippelt und schreit, wenn sie ihre ausgebrüteten kleinen Enten lustig im Wasser schwimmen sieht. Also wieder das demokratische, oligarchische und hierarchische Prinzip im Kampf. Die beiden schwächern Parteien stehn unverabredet in einer heiligen Alliance unter sich. In allen Parteien aber polarisiren wieder die »Harten« und die »Linden«, die Ultra's und Citra's, wie sich von selbst versteht.

Die Sache wird, wenn nicht durch muthwillige Umtriebe Hindernisse geschaffen werden, ziemlich geläufig gehn. Es ist nicht darum zu thun, den ganzen politischen Körper der Kantone in neue, unbekannte Formen zu kneten, sondern man will die mittelalterischen Ecken und

auflösigen Schnörkel ausrunden, und die in einander laufenden Hauptheile der alten Form schärfer begränzen, nämlich den Kopf, den Rumpf und die daran befindlichen Hände, i. e. Trennung der Gewalten.

Den 4. Jan. Der Verfassungsrath ist zusammengetreten. — Ich weiß noch nicht, welche Physiognomie er hat. Wie in ihm alle Trachten unsers Kantons, so scheinen mir auch alle politischen Farben und Stufen intellektueller Bildung repräsentirt zu seyn. Den Chef der neulichen Insurrektion, Herrn Fischer von Merlischwanden, wählte man zum Präsidenten, den Herrn Dr. Häußler, Stadtammann von Lenzburg, bei dem die erste Versammlung zur Anregung des Verfassungsänderns gegeben worden war, zum Vicepräsidenten. Da dieser aber die Stelle ablehnte, wählte man mich an seinen Platz, eine Beehrung, die mir einer Ohrfeige ähnlich schien.

Inzwischen ich will dem Vaterlande ehrlich dienen in dieser Sturmzeit, wo man in jedem Fall beim besten Willen Verkennung und Gehässigkeit erndtet. Man soll aber dienen, nicht um vom Vaterlande Erndte zu gewinnen, sondern dem Vaterlande Erndten vorzubereiten.

In Eil

Ihr H. Z.

176.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 26. Jan. 1831.

Nun da liegt die ganze Eidgenossenschaft zu Boden; nur halten Sitten, Gewohnheit und Trägheit Alles zusammen. Viele werden Sie und Ihren Schweizerboten anklagen. Ich aber sage: Sie retten uns, Sie haben dem Volk seit zwanzig Jahren das wenige Licht gegeben, das uns rettet. Die letzten Zuckungen der veralteten Patriziate sind traurig. Nun sagen Sie mir, was wird aus uns werden? Sismondi hat eine Broschüre „l'Avenir" geschrieben. Sagen Sie mir Ihr Avenir der lieben Schweiz. In der ganzen Schweiz ist kein Name, kein Mann, der höher stände, wie Alle; kein Führer des Volks. In Bern dreht sich Alles um den redlichen Wattenwyl, der nur ein festes Herz und gesunden Verstand hat, aber höhere Gaben nicht, die dem Sturm befehlen.

Ich danke Gott, nicht am Ruder zu ſitzen. Allein könnte ich etwas gelten; aber mich mit Menſchen umzutummeln, die ich nicht verſtehe, die mich nicht verſtehen, das kann ich nicht.

Um Gotteswillen, ſchreiben Sie mir von Ihrer neugebackenen Conſtituante. Wie ſoll dies enden? Machen Sie doch Reten, damit Sie uns einſt das Gemälde dieſer Schweiz entwerfen. — Iſt nicht Alles Aefferei? Anſtatt franzöſiſche Hüte, Friſuren und Cotillons, tragen wir nun Geſetze, Verordnungen und Conſtitutionen, und ſo in ganz Europa. Wunderbar, wie alles Geiſtige in einander greift, ſo gut, wie Himmelskörper. Frankreich iſt die Sonne, die Andern drehen ſich darum, wie Planetlein, und alle ſchreien: wir ſind frei!

In dieſen ſtürmiſchen Zeiten befürchte ich noch Religionszank. Die Frommen, die Momiers, werden ſich chriſtlich von den unfrommen Altchriſten trennen. Denn Gott weiß, wie dieſe Leute ſich haſſen und plagen werden. Was man in der Schweiz am beſten verſteht, iſt das Haſſen. In den Ariſtokratien liegt die Urſach davon im Müßiggang, wo jeder Menſch in ſeinem Irrthum bleibt.

In Genf tanzt man gewaltig und wüthet, und thut, als wenn Alles luſtig wäre; doch unter dem Ballkleid wuchern Finanzſorgen.

Ihr K. v. B.

P. S. Die Regierung von Bern handelt ehrlich und klug; alles Unkluge haben die Ultra's auf ſich genommen. Wie elend ihr letztes Betragen und ihre falſchen Proklamationen! Es ſind Zuckungen eines Sterbenden. Wer hätte in der Schweiz geträumt, daß der Affengeiſt, der unſere Moden ſchafft, uns Conſtitutionen und Purzelein aller Art bringen würde!

177.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 8. Februar 1831.

Nun denn, ich will mir eins zu gut thun, das heißt, wieder mit meinem Bonſtetten ein Paar Worte plaudern. Denn ich behalte jetzt vierzehn Raſttage, bis der Verfaſſungsrath unſers Kantons abermals zuſammentritt. Seit Neujahr gehört' ich, von Morgens bis Abends, weder mir, noch meiner Familie, noch denen, die ich auſſerhalb dem Aargau liebe, z. B. denen in Genf.

wir rücksichtlich dieser Volkerschaften hegten. Sie sind kenntnißfähiger in häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen, und in Verbreitung ihrer Lebensbequemlichkeiten vorgeschrittener, in ihrem ganzen Wesen menschlicher, als man geglaubt hat. — Aber auch sie lernen uns Europäer durch die Missionen von einer erträglichen Seite kennen, und daß wir nicht bloß blutdürstige, raublüsterne Barbaren sind, die übers Meer kommen, Sklaven zu machen, Gold zu suchen, dafür betäubende Getränke und Mordgewehre zu bringen, oder unabhängigen Volkern die Freiheit, alten Einwohnern das Vaterland zu entreissen, und tapfere Nationen unter sich zu entzweien, um sie ohne Mühe aufzureiben. Die frommen Heilsboten unserer Tage durchwandern Afrika, begleitet von der Bibel und dem Pflug.

Wenn holländische Bauern in den Umgegenden der Kapstadt bisher auf Buschmänner Jagd machten, wie auf wilde Thiere, und sie ohne Umstände wegschossen: ist's zu verwundern, daß die Kaffernstämme ihren Abscheu gegen Christen erblich auf die Nachwelt fortpflanzten? — Dank sei es den neuern Missionen, es gelingt immer mehr, weltentzweiende Mißverständnisse zu zerstören, lang ingrimmte Nationen zu versöhnen, und sogar europäische Kaufleute christlicher zu machen. Denn was ehemals nie statt gefunden, geschieht heute,

Ich kenne Herrn Sismondi's l'Avenir nicht, und, ſollt' ich nach einigen Aeußerungen Ihres Jänner-Briefes urtheilen, ſo müßt' er ein Unglücksprophet ſeyn. Die Artung der meiſten Weiſſagungen hängt von der guten oder ſchlechten Verdaukraft (der phyſiſchen, wie der geiſtigen) der Propheten ab; aber die wenigſten von dieſen verdauen die Ereigniſſe des Tages in gehöriger Ordnung.

Obwohl ich ſelber noch nicht deutlich erkenne, wie ſich bei uns in der Schweiz alles Einzelne auszeſtalten will: ſo liegt doch eine Reihe unläugbarer Thatſachen vor uns, die, an ſich erfreulich in der Gegenwart, Erfreuliches für die Zukunft verheißen. Denn es iſt unmöglich, daß bei hellem Tagesanbruch die Nacht anfängt.

Ich will, Ihnen zum Troſt, die allgemeinen Thatſachen herſtellen:

1) In allen Kantonen fiel das Element der Ariſtokratie, beim leichteſten Rütteln ihres Stammbaums, ohne Mühe, ohne Gewalt, zu Boden, was im Jahr 1798 nicht und eben ſo wenig 1804 Statt fand. Ein Beweis, daß die Frucht zum Falle reif oder ſchon faul genug war. Sie erhebt ſich nicht von ſelbſt wieder, und das Ausland hebt ſie ſchwerlich auf mit der Hand.

2) Denn in allen, ihre Grundgeſetze reformirenden Kantonen, weiß diesmal der Großtheil des Volkes ſehr beſtimmt, was er will? — nämlich eine Verfaſſung, weniger zu Gunſten der Regierenden, als zu Gunſten der Regierten.

3) In allen bis jetzt mir bekannt gewordenen Verfaſſungsentwürfen iſt das ewige, harmoniſche Echo: Politiſche Rechtsgleichheit, Preßfreiheit, Trennung der Gewalten, Controlle derſelben, Petitionsrecht, keine Stellen auf Lebenslänge.

4) In allen Kantonen beſteht, neben gegenwärtiger Ohnmacht der noch proviſoriſch fortregierenden Regierungsbehörden, und bei dem Selbſtgefühl des Volks von ſeiner Machtüberlegenheit, dennoch allgemeiner Sinn für Ordnung, Geſetzlichkeit und rechtlichen Gang der Dinge, ohne müßigen Zwang.

5) In allen Kantonen offenbarte ſich, ſelbſt während der erſten Aufſtände und Stürme, mit geringen Ausnahmen von Einzelnen, die Humanität des Volks. Nur in Baſel rannten ländliche Tölpelei und ſtädtiſche Spießbürgerei grob gegen einander, und erregten damit den Unwillen aller Schweizer.

6) In allen Kantonen ward Wunſch und Ruf laut, nach einem beſſern und kräftigern Bundesvertrag. Der jetzige von 1814 iſt nur noch

Gegenſtand ſpottender Verachtung. Die Schweizer betrachten ſich als eine Nation.

7) In allen Kantonen erhebt ſich Begeiſterung, für die Neutralität des freigewordenen Vaterlandes an die Gränzen zu ziehen. Dieſer Enthuſiasmus war unter den ehemaligen, landesväterlichen Rathsherrn-Proklamationen noch niemals ſo allgemein und lebendig geworden.

Ich will es bei dieſen ſieben Thatſachen bewenden laſſen; die machen zuſammen keine böſen Sieben aus, und um ſo weniger, da ſich dieſer Geiſt des Volks ſchon laut verkündet hat, ehe man an eine Pariſer Julimoche dachte. Im Teſſin, in Waadt, in Luzern, in Zürich, fing man mit den Reformen in der Verfaſſung ſchon ſeit einem Jahr an; doch ſchüchtern, wegen der Villeles, Polignacs und dergleichen. Sobald man nach der Verjagung Karls X. nichts mehr zu befürchten hatte, brach das Wetter in der Schweiz unabwehrbar aus. Hier war alſo keine Nachäfferei, ſondern längſt geäußertes Bedürfniß, vereint mit Volkspolitik. — Sie leſen zu wenig öffentliche Blätter der Schweiz; aber es erſcheinen deren auch gegen fünfzig verſchiedene. Ich ſelbſt leſe nicht die Hälfte von allen. Ihr Blick iſt nur vorzugsweiſe auf Bern gerichtet; aber Bern intereſſirt im Allgemeinen nicht mehr, als jeder andere Kanton. Sie ſprechen vom Herrn v. Wattenwyl, vermuthlich dem Schultheiß; aber man kennt dieſen in der übrigen Schweiz kaum; er hat keinen eidsgenöſſiſchen Namen, wie etwa Sidler, die Pfyffer von Luzern, Uſteri, Fellenberg, Laharpe u. ſ. w.

In der vormaligen Dunkelheit konnten in ihren Kantonen einzelne Lichter groß ſcheinen; heutiges Tages ſieht man ſie nicht mehr. Manche derſelben erregen ſogar nur Gelächter, wenn ihre erloſchenen Dochte noch qualmen.

Alſo, ſchlechter als es ſeit 1814 ging, kann es in Zukunft unmöglich gehen. Die Menſchheit in der Schweiz hat, um ſich zu entknoſpen, nur die beengende Hülſe geſprengt.

Von Religionskrieg, den Sie zu fürchten ſcheinen, und Ihren Genfer Monſieurs, iſt gar keine Rede. Mehrere Verfaſſungen wollen ſogar Freiheit religiöſer Meinungen. In Luzern haben die Prieſter beträchtlich von ihrer Gloriole eingebüßt. Bei uns und in Solothurn halten ſie ſich bis jetzt mäuschenſtill, oder gehen im Geiſt des Volks. Im Kanton Freiburg mag vielleicht am meiſten Pfaffenſpuk getrieben werden, der denn doch zuletzt damit enden dürfte, daß man den Jeſuiten den

weiten Weg des Heils zeigt. — Protestanten und Katholiken in der Schweiz (nur die wohlehrwürdigen Urkantone ausgenommen) gehen im Politischen Hand in Hand.

Wenn Herr Sismondi deutsch lieset, so geben Sie ihm meine sieben Thatsachen, und sagen Sie diesem mir lieben Mann, er solle im Spiegel derselben „l'avenir" schauen. In Genf sieht man, vor lauter Genf, die Schweizernation nicht, so wie die Pariser, vor lauter Paris, Europa nicht kennen.

Nun adieu! Ich glaube an Gott und darum an wachsende Verklärung der Geisterwelt; an fortschreitende Entthierung der Menschheit; an die Heiligung des Alls in Gott, zu Gott, durch Gott. Und darum glaub' ich auch an die unsterbliche Liebe zu Bonstetten von

H. Z.

178.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 16. Februar 1831.

Wie die Wochen fliegen. Schon ein Monat vorbei! Wie Alles eilt in den großen Tod, genannt Zukunft, wo auf Alle ein neues Leben wartet. Bern hinab, sammt allen Schwesterrepubliken. Welch Leben des Elends in jenen Lauben, wo feud Alles von schöner, müßiger, elender Jugend wimmelte. Wir waren gewohnt, in Bern hinaufzusehen, wo man nun auf uns herabsehen wird. Und doch waren's ehrliche, redliche Leute; alle wurden besser in ihrer Rathstube; aber nun bleiben ihnen nur die Gassen.

Lieber Zschokke, ich möchte da helfen; helfen meinen Brüdern. Ein Gedanke ist mir diese Nacht ins Gemüth geflogen. Nichts kann da helfen, als Erziehung. Wie sind, was und wie wir wollen! Ein großer Gedanke, wer ihn aufzufassen vermag.

In Dänemark sind die besten öffentlichen Erziehungsanstalten, die ich kenne, und die überall anwendbar wären.

Einige Familienväter haben sich versammelt, ihre Kräfte vereinigt, um selbst ihre Söhne in einer gemeinschaftlichen Anstalt nach eigenen Gesetzen zu erziehen. Da konnten vereinte Kräfte wie allenthalben mächtig wirken. Ein Dutzend Väter können drei oder vier Leben wohl beseelen. Das wäre genug, um gute Söhne zu bilden. Diese Bildung muß vollständig seyn; jede Stunde muß benutzt seyn; nicht um immer

Lehrern einzugießen und Lektionen zu haben; — nein, um Alles nach einem Plane zu führen. Freiheit, Wiſſen, Vergnügung, Erziehung, alles muß gleichen Schritt halten.

Ihr prächtiger Brief vom 8. Hornung iſt in meiner Hand. Mich freuen die ſieben Punkte. — Bern wie Zürich ſind umgeſtoßene Bienenkörbe. Alle Bienen ſtechen, beißen, ſumſen! Gott ſei Dank, daß ich nicht dabei bin! Nur muß das Demokratiſiren nicht ſo weit gehen, daß die Beſſern nichts mit dem Staat zu thun haben wollen. Ehemals wurden ſie mit Ehrenbezeugung bezahlt; jetzt werden ſie in allen Tagblättern beſchimpft, und ich glaube übel oder gar nicht bezahlt.

Nichts iſt ſchwerer, als eine Zentralmacht bei uns zu bilden. Giebt man der äußern Diplomatik einen Griff, um uns anzufaſſen, ſo ſind wir in großer Gefahr. Beſſer zu wenig Gewalt, als zu viel! Unſere Rettung war, daß man uns nicht anfaſſen konnte, um uns in's europäiſche Gewühl zu ziehen.

Der Akt des großen Drama ſcheint da zu ſeyn! Wäre Müller da! Gott weiß, wo der Strahl einſchlägt.

Ihr B.

179.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 27. Februar 1831.

In wenigen Wochen tret' ich mein ſechszigſtes Jahr an, in welchem ich mir längſt vorgenommen habe, allen Stellen zu entſagen und mehr mir ſelber zu leben, als bisher; ich beſſe, in wohlverdienter Ruhe und nicht unehrenwerther Muße, ohne Müßiggang. Die gegenwärtigen politiſchen Partheiungen und Spannungen machen mir es um ſo wünſchbarer. Wirklich hab' ich in vergangener Woche einen Anlaß benutzt, mich, als Mitglied und Vicepräſident des Verfaſſungsraths, von ihm loszuſagen, als er einen äußerſt engherzigen Beſchluß gefaßt hatte. Zwar milderte er ihn andern Tages; aber ich blieb meinem Entſchluſſe um ſo treuer, da mein Austritt gewiß ein weſentlicher Dienſt iſt, welchen ich der guten Sache leiſtete. Denn um den Verfaſſungsrath zu verdächtigen beim Volk, vielleicht um ihn zu ſtürzen oder zu ſprengen, verläſterte man deſſen Präſidenten als Inſurgentenchef, und verleumdete man mich, als Vicepräſidenten, auf unſinnige Weiſe.

Jetzt bin ich bloßer Zuſchauer des Spiels. Schon vor vierzehn

Tagen legt' ich meine Stellen als Präsident der Gewerbeschuldirektion, als Mitglied der Kantonsschuldirektion und Stadtschulpflege nieder. Künftige Woche geb' ich meine Entlassung als Mitglied des großen Raths, des Kirchenraths und als Suppleant des Appellationsgerichts ein. Schon aus der Menge der Titel erkennen Sie, welch geplagter Mann und zeitversplitternder Thor ich gewesen bin.

Nun will ich mich nach meiner verscheuchten Muse umschaun, und sie herbeilocken.

Gestern sucht' ich Ihre Briefe, so viel deren noch da sind, zusammen. Welch ein Schatz Ihres reichen Geistes! Sie sind es in vieler Hinsicht werth, einst auch der übrigen Welt gegeben zu werden. Aber Manches, was darin auf Bemerkungen von mir Bezug hat, versteh' ich leider selber nicht, ohne meine eigenen Briefe wieder zu lesen. — Haben Sie vielleicht von diesen einige oder mehrere aufgehoben, so bitt' ich Sie, mir dieselben als nothwendige Kommentarien von vielen der Ihrigen zu schicken. Wollen Sie das?

Adieu! — Schreiben Sie! Helfen Sie mir meine Muse wieder in's Arbeitskabinet locken!

Ihr H. Z.

180.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 17. März 1831.

Mit wahrer Beklemmung und Furcht schreib' ich Ihnen. Die beiden Päckchen meiner Briefe, die Sie mir zur Ergänzung der Ihrigen schickten, kamen bei mir an, aber durch keine Zeile von Ihnen begleitet. Sie waren selbst von einer fremden Hand an mich adressirt. — Leiden Ihre Hände, Ihre Augen? — Sind Sie krank, Lieber? — Lassen Sie mich doch nicht in der bangen Ungewißheit; lassen Sie durch die Hand schreiben, welche die Adressen der beiden Päckchen schrieb. Ohne Zweifel eine weibliche Hand war das, aber es war kein weibliches Herz dabei, sonst hätte die Hand mir gemeldet, warum Sie selber schwiegen? Sie hätte mich beruhigt und nicht geängstet.

Mir, nun frei von allen Aemtern und Geschäften, wäre physisch ganz wohl, wüßt ich nur, wie Sie sich befänden! —

Ich bin eben in ganz eigenen Beschäftigungen begriffen, nämlich eine Erbschaft zu mustern: die erste Erbschaft, die ich in meinem Leben

gemacht habe. Ein dem Geist und Gemüth nach trefflicher Mann, der neulich starb, Herr Jochmann aus Riga, vermachte mir im Testamente alle seine Papiere, meistens philosophisch-politischen Inhalts; Tagebücher seiner Reisebemerkungen durch Frankreich, England, Italien u. s. w., Excerpte u. dgl. m. Vermuthlich haben Sie ihn gekannt, denn ich hatte ihm, bei seiner Reise durch Lausanne und Genf, vor mehreren Jahren eine Empfehlung an Laharpe und Sie mitgegeben.

Es droht sich der alte Weltzank um die höchsten Interessen der bürgerlichen Gesellschaft wieder zu erneuern. — Die Polen haben sich glänzend bewiesen, mit geringer Macht. Diebitsch Sabalkanske büßte von seinen Lorbeeren ein. Tausende von Russen sind getödtet und in Wunden, ohne zu wissen, warum? und wofür? Die Polen wußten es, das brachte ihnen den Sieg. Die belebende Idee ist furchtbarer, als Kanone und Bajonet.

Aber was plaudr' ich doch? Ich weiß ja nicht einmal, ob Sie von meinem Geschwätz etwas erfahren dürfen, wenn Sie krank sind.

Ich bitte um eine Sylbe freundschaftlicher Botschaft! Aber bald, mich aus meiner Angst zu erlösen.

Ewig

Ihr H. Z.

181.

Karl von Bonstetten an Heinrich Zschokke.

Genf, 10. März 1831.

Ich habe durch den Waarenwagen ein Pack Briefe an Sie geschickt. Ich vermuthe, es fehlen viele. Einige hab' ich an Autographilen geschenkt.

Man hat sich tausend und tausend Jahre geschlagen, um König zu werden; nun wird man sich bald nur schlagen, um es nicht zu seyn. In Paris sagt man nun, anstatt allez vous faire f—, allez vous faire — roi. Vier- oder fünftausend Jahre lang hat man von oben herab zu regieren gesucht. Werden wir wieder vier- oder fünftausend Jahre brauchen, um von unten hinauf herrschen zu lernen? Eine Oscillation um das Centrum der Schwere ist unumgänglich; wir werden leider auch rückwärts gehen. Die Gegenwirkung ist im Politischen, wie im Physischen, ein Naturgesetz. Könnte ich die entflohene Bergmaus wieder in ihr Loch stecken und die Geburt des Berges hindern, ich thäte es.

Wie ſehen nun, wie bis in die kleinſten Fäſerchen die Organiſation wirkt. Alles im Politiſchen, wie im menſchlichen Doppelweſen kommt von Innen. Aeuſſere Wirkung iſt nur Aufregung des Innern.

Wir leben in einem großen hiſtoriſchen Zeitalter. Sie ſollten die Geſchichte unſerer Zeiten ſchildern. Tacitus hat ſein Zeitalter geſchildert, darum er geſchrieben hat, wie er allein es konnte. Das Leben kann keiner dichten, noch errathen, darum man nie mit Farben malen kann, als was man ſelbſt lebend geſehen. Sie ſollten auch Ihre Familien, Ihr Inneres malen. Es iſt einzig in ſeiner Art.

Freitag. Wenn ich mir die Menſchen denke, die nun regieren werden, ſo ſehe ich ſchon den Kleingeiſt überall herrſchen. Wo ſind die Menſchen in allen dieſen Senaten, deren Helm über das gemeine Gras reicht? Vielleicht irre ich; — aber ſo ſcheint es mir. Sie werden überall Schranken (Verbote) bauen, als das Maß ihrer eigenen Kleinheit. Wie könnten ihre Gedanken höher ſteigen, als ihre Erziehung, höher als der Gedankenkreis ihres Orts? Sind ſie nicht ſelbſt übermenſchlich frey, ihre Gedankenfreiheit errungen zu haben?

Ich habe geſtern Hernani von V. Hugo vortrefflich vorleſen gehört. Ein wunderbares Stück; voller Genie, voller Poeſie; eine ſchöne Sprache, wenn ſchon Einiges zu tadeln wäre. Sonderbar dieſe Art; die Situationen, die Zuſammenſtellung der Sachen ſind da für die Poeſie; nicht die Poeſie iſt für die Natur da. Es iſt da ein Auseinanderlegen der Auftritte, nicht ein Auseinanderentſtehen derſelben. Aber jeder Theil des Trauerſpiels hat edle, hohe Gedanken, oft eine glänzende, gedrängte Sprache. Im Ganzen immer eine merkwürdige Erſcheinung. Dieſe romantiſche Poeſie iſt, mit Racine oder Voltaire verglichen, was ein Palaſt gegen eine lebendige Roſe; prächtig anzuſehen, aber das innere Leben fehlt: das Leben, wo Alles auseinander entſteht, nicht über einander, wie die Steine eines Gebäudes, gelegt ſind. In Hernani iſt Einheit in der Geſchichte der Liebenden; ſie iſt aber durch zu viele Prachtkleidung entſtellt, oder unſichtbar. Zu viel hohe Gedanken, die den Geiſt ergreifen, ſchaden dem Gefühle. Beide Sekten, die Romantiker und Klaſſiker, haben unrecht, eben weil ſie Sekten ſind. Die Klaſſiker ſind oft arme Pedanten; die Romantiker um nicht klaſſiſch zu ſeyn, ſind oft etwas närriſch. Die einen erſticken die Kunſt in Regeln; die andern behauen ſie aus, bis ſie zum Nebel wird. — Eine wunderbare Erſcheinung iſt hier unſer Profeſſor Roſſi. Er lieſt die Geſchichte Belgiens vor. Seine Art iſt ſo einzig, daß

ſie ſchwer zu ſchildern iſt. Er ſpricht ganz einfach, gebehrdet ſich einfach, natürlich, und wirkt auf uns alle, wie Talma oder Garrik. Alle Geſchichtſchreiber ſollten in ſeine Schule gehen. Wo er Grundſätze entwickelt, iſt reines Licht. Alles ſo auseinandergezogen, daß jeder Alles verſteht. Seine Erzählungen ſind ſo dramatiſch, jedes Gefühl iſt ſo behandelt, daß jede Thatſache ein großes oder kleines Drama iſt, ſo daß man kaum athmen kann. Der Saal iſt voller Herren und Damen; es herrſcht aber wunderbare Stille, das Schweigen der Erwartung. Was die Leidenſchaft iſt, wird nicht erzählt, aber gefühlt. Jede Thatſache iſt gegenwärtig. Wir haben Barneveld, Alba, Wilhelm von Oranien geſehen, gehört. Wir haben in einer Stunde gefühlt, was in zehn Jahren die damaligen Menſchen. Die Täuſchung iſt ſo ſtark, daß man erſchrikt, wenn man ſich auf einmal, nicht in Flandern, aber in Genf ſieht. Seine Sprache iſt gar nicht ſchimmernd; Alles Natur. Man muß da nicht hören, aber ſehen, empfinden. Der Redner verſchwindet, die Sache, die Natur, ſind da.

Eine Stadt, wie Genf, zieht alles Treffliche an ſich, dieweil wir in der Schweiz, in unſern eigenen Städten, wegſtoßen, was uns zieren würde. Zwei, drei treffliche Menſchen machen den Glanz einer Stadt. Wie Schade für mehr als eine Schweizerſtadt, wo die Natur ſo viel, die Regierung ſo wenig geleiſtet hat.

C. v. B.

182.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 30. März 1831.

Unſere letzten Briefe durchkreuzten ſich wieder. Das Durchkreuzen iſt heutiges Tages Mode geworden. Die Begeiſterung der Polen durchkreuzte des Sabalkanskers blutige Pläne und eherne Kriegsmaſſen. Ich wollte dies Frühjahr (Ende kunftigen Monats) eine Reiſe nach Magdeburg thun, wohin ich ſchon vor zwölf Monaten zu einem Jubelfeſte eingeladen worden war; — und die Bewegungen der Schweiz, die Bewaffnungen Europa's durchkreuzen den Entwurf dieſer Jubelfahrt. Was ſoll noch Alles durchkreuzt werden? Hoffentlich doch nicht meine Abſicht, einen Sommerflug für ein Paar Tage zu Ihnen nach Genf zu machen. Aber verſprechen muß man in dieſer Zeit des Kreuzes nichts.

Ich bin noch immer daran, die literariſche Erbſchaft zu ordnen, die

wie mein verſtorbener Freund Jochmann hinterließ. Ein herrlicher Geiſt! Wie viel ließ er unvollendet! Ich ſah ihn immer, wenn er, auf ſeinen Reiſen durch die Schweiz, mich beſuchte. Er lebte ſtets kränklich und ſuchte ſeine Geſundheit bald in Paris und Marſeille und Montpellier, bald in Nizza und Baden-Baden vergebens. In Naumburg endlich genas er von ſeiner Krankheit durch den beſten Arzt, welchen man kennt, den Todesengel.

Es iſt heutiges Tages der Mühe werth, geſund zu ſeyn, und dem ungeheuern Schauſpiel, welches die europäiſche Völkergeſellſchaft aufführt, zuzuſchaun. Die Tageblätter haben das Intereſſe einer ganzen Welthiſtorie empfangen. Die endlich, trotz alles Sträubens der Machthaber, zum Durchbruche gekommene Freiheit der Gedankenmittheilung macht Alles durchſichtig, und die Nationen allwiſſend in ihrer Gegenwart. Es iſt wunderbar, den Mechanismus, das Materielle der Armeen, Gerichtshöfe, Cenſurämter, Diplomatenprotokolle u. dgl. der Macht des Geiſtes und ſeiner Gedanken gegenüber zu ſehn!

Hab' ich die Worte Ihres Briefes recht verſtanden, ſo fürchten Sie von den Reformen der ſchweizeriſchen Kantonalverfaſſungen Rückſchritte der Eidsgenoſſenſchaft, engherzige Regierungen, unwiſſende Senate u. dgl. m.? — Lieber Himmel, welche Senate, welche Regierungen hatten wir denn ſeither? — Laſſen Sie ſich durch das Plus und Minus der Bildung da und hier, durch Bauernlärmen und Patrizier-Intriguen, durch einzelne konſtitutionelle Albernheiten, die Ausſicht auf das Ganze ja nicht trüben! — Die Schweiz hat im letzten halben Jahre einen Schritt gethan, der ein halbes Jahrhundert groß iſt. Muſtern Sie alle neue Verfaſſungen und faſt in allen finden Sie die Grundſätze:

1) Landesoberherrlichkeit des Volks, von welchem Alles ausgehen und in welche Alles wiederkehren ſoll. Der Staat iſt künftig Mittel für's Volk, nicht mehr das Volk Mittel für den Staat.

2) Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Geſetzgeber und Richter.

3) Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Gewiſſensfreiheit, Gewerbsfreiheit.

4) Keine Militärkapitulationen mehr mit dem Auslande; keine fremde Orden mehr.

5) Trennung der drei Gewalten. Unvereinbarkeit der richterlichen und Vollziehungsämtern in einer Perſon.

6) Heiligkeit des Petitionsrechts.

Da haben Sie ein halbes Dutzend Herrlichkeiten, die, hätte man ſie ehemals gewünſcht, unfehlbar in's Irrenhaus gebracht haben wür-

den. Man hielt damals das Naturgemäße für unmöglich und die Ausſprüche der einfachen Vernunft für das Unvernünftigſte unterm Monde; ließ das allenfalls in der Poeſie gelten.

Allerdings iſt ein großer Theil unſerer tiefern Volksklaſſe für Vieles, was geſchaffen worden, noch unempfindlich (aber ein großer Theil unſeres Pöbels in den höhern Volksklaſſen eben ſo). Doch an nichts gewöhnt ſich der Menſch leichter, als an's Beſſere. Und wenn der Bauer auch die ihm unbekannte Ananas eine Weile ſcheu auf dem Tiſche anblickt, lernt er ſie doch endlich eſſen, ſo gut wie die Kartoffeln, die ſein Großvater für bloßes Schweinefutter gehalten hatte.

Daß ich doch Ihren Profeſſor Roſſi nicht in den Vorleſungen zu Genf beſuchen konnte, nicht ſein belgiſches Panorama mit meinen Ohren ſehen konnte! — Sie haben wohl recht, eine Stadt, wie Genf, zieht alles Treffliche an ſich. Gehört' ich nur auch dazu! — Wenn nur einer Ihrer vielen Prinzen mein Vermögen um einige tauſend Louisd'or vergrößern oder mir eine beſcheidene Villa bei Genf am See ſchenken wollte, ſo packt' ich ein und flöge mit meiner Familie zu Ihnen. Aber was ſollte aus meinem Landgute bei Aarau werden?

Hugo's Hernani hat mich angeſprochen, wie ein buntes Bild von Albrecht Dürer; wie eine gothiſche mit Schnitzwerk überladene Kapelle; wie ein bunter Salat. Es giebt Augenblicke, in denen ich wohl ſo etwas mag; aber es ſind nur Augenblicke, nicht einmal Tage.

Leben Sie wohl. Unter meinen Fenſtern blühn ſilbern und purpurn Aprikoſen, Daphnen, Primeln und Tulpen. Schweben Sie ſchon in Ihrer Lichtwolke über Genf? — Ich leb' ein Leben, rein von Sorgen; es iſt unbeſcheiden, zu allem Guten noch das Beſte (die Nähe Bonſtettens) von den Göttern zu verlangen. — Aber ich habe ja gar keinen Freund in Aarau, der meinen ganzen Geiſt verſteht und das Herz dazu!

Ihr H. Z.

183.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 4. April 1831.

Butiny hat geſagt, der Augenarzt betröge ſich. Ich habe keine Spur von Staar. Allein ich ſehe nicht beſſer, und muß mir alle Schriften, die nicht aus meiner Hand kommen, vorleſen laſſen. Spe-

ges Tages öffentlich. Es sind in der Kapstadt sogar Freischulen für Sklaven, wo braune und schwarze von sechs bis dreißig Jahre lernen. Wenn dies schon nicht Stiftungen obrigkeitlicher Behörden, sondern nur edler Privatleute sind, verdienen auch Obrigkeiten schon Lob, wenn sie das Gute nicht hindern.

6.

Die afrikanische Westküste. — Kongo — Loango.

Es dehnt sich jenseits des großen Orangestroms, im Norden seiner Mündungen, ein beinahe dreihundert Meilen langer Strich Landes an der afrikanischen Westküste, wo nirgends europäische Niederlassungen erblickt werden. Er, weitaus der größte Theil dieser Gebiete ist noch unbekanntes Land. Der Schiffer nennt eine ungeheuere Strecke derselben nur die wilde Küste. Und wo beim Kap Negro Menschen bekannt sind, werden sie, wie die Zimbeben und Dschagga's, als Menschenfresser geschildert.

Erst am Gestade von Benguela, Angola und Kongo erblickt man wieder europäische Städte und Vesten. Hier haben die Portugiesen alte und weitläufige Besitzungen in fruchtbaren und heißen Landstrichen. Zu ihren Städten San-

ranza las mir Ihren Brief in ihrem Kaudertentſch vor. Wir leckten eine Stunde lang am Zucker. Sie brachte Wundergedanken hervor. Nach und nach brach die Sonne Ihres Geiſtes aus, und nach einer Stunde konnten wir leſen und begreifen.

Butiny iſt nicht ohne Hoffnung, mich zu heilen. Ich ſchreibe viel, ſpiele den Müßiggänger, und ſuche in der Konverſation mich zu üben. Die Zunge muß die Augen tröſten. Sich ſelbſt verlaſſen, iſt das Aergſte, iſt Hochverrath!

Ganz unter uns, ich habe gethan, was kein Menſch, kein Vernunftmenſch glauben könnte. Nichts weniger that ich, als für Kaiſer Nikolaus arbeiten. Meine Schrift iſt nun auf der Reiſe nach St. Petersburg. Ich hatte mir das Problem aufzulöſen gegeben: »Was zu thun wäre in Staaten, wo keine Konſtitution möglich iſt.« Ich hatte mich in mein Werk ſo verliebt, daß ich es einem ruſſiſchen Prinzen vorlas, der Rußland wohl zu kennen ſcheint. Der ſagte mir, es ſei vortrefflich, und in ruſſiſchen Ideen; ich ſollte es meinen Freunden am Hofe ſchicken, ſie werden es gewiß dem Kaiſer geben. Die Großfürſtin Helene lebt in der kaiſerlichen Familie. Sie iſt mir ſehr gut. Letztlich ließ ſie mir durch die Prinzeſſin W. . . . ſagen, ich ſoll ihr angeben, was ſie deutſch leſen ſolle? Ich ließ ihr ſagen: Zſch. und — Zſch. Prinz Galizin ſagt mir, der Kaiſer werde gewiß auf mein Werk achten. Nun kömmt mir das doch etwas verwegen vor.

Das Aergſte auf Erden iſt heut — die Menſchen zu regieren. Sie haben wohl gethan, Ihre Kaiſerkronen alle niederzulegen. Ich bin auch vegelicht, meine Finger nicht mehr unter dem Mühlrade zu fühlen. Kaiſer Nikolaus hat den beſten Willen. Aber was iſt Wille, wo Wiſſen unmöglich iſt? Es hat nicht Grundſätze, wer will; dieſe ſind Abſtraktionen und müſſen ſich auf Thatſachen gründen. Gutregieren iſt ein Gerathewohl, ein Zufall, der mehr vom Charakter, als vom Geiſt abhängt. Wir alle tappen im Dunkeln, weil wir Menſchlein ſind. Wir ziehen uns an oder ſtoßen uns ab, wie die Nebel oder Wolken nach Geſetzen, die uns noch wenig bekannt ſind.

Ehemals war bei uns das Volk für die Regierungen. Jetzt ſind die Regierenden ſo herumgepudelt, daß alle zarten Seelen ſich von den Stellen entfernen werden, die bald nicht mehr Ehrenſtellen, ſondern Schandſtellen ſeyn werden.

Ich ſah geſtern einen ſchwediſchen Grafen. Seit die Schweden Finland verloren, hat die Zunahme der Bevölkerung den Verluſt er-

ſetzt. Schweden zog Korn aus Finland; nun da die Provinz verloren iſt, bringt Schweden nicht nur für ſich genug, ſondern exportirt noch. Schweden, wohl bearbeitet, könnte zwei bis drei Mal ſich verdoppeln.

Eine ruſſiſche Prinzeſſin, die hier iſt, hat ihren Mann in Petersburg. Der lebt allein in ſeinem Pallaſt, wo man jeden Tag fünfundſiebenzig Oefen heizt. Er hat fünfundſechzig Bediente.

14 April. In Schweden wird Butter noch aus Schotten gemacht. Man läßt die Schotte vierundzwanzig Stunden ſtehen, nimmt dann oben ab, daraus wird Butter geſchlagen, die man friſch verzehrt, weil ſie bald ſauer wird. Ich ſah einen Schweizer in Dänemark Käſe machen aus däniſcher Milch, auf die Art der Schweizer. Lang wollt' es ihm nicht geben. Er änderte das Kochen, ſo bekam er Käs verhältnißmäßig in größerer Menge, als in der Schweiz. Die Beſtandtheile der Milch ſcheinen verſchieden in von einander entfernten Ländern. Die Schweden exportiren einen trefflichen Käſe auf engliſche Art, ſo etwa, wie Cheſter.

Die Schweden ſind nie Leibeigne geweſen. In Schweden iſt kein einziger ſogenannter Pächter, der Land miethet. Man iſt da zu arm. Die Landarbeiter ſind in Land bezahlt: man giebt einer Familie Haus und Land; dann muß ſie gewiſſe Tage das Land des Gutsbeſitzers bearbeiten. In Dänemark ſind auch wenige Pächter.

Ein in Paris geprieſener Calembour iſt: *Le Roi s'est donné du Casimir pour n'être pas sans culottes.* Man klagt ihn unverdient an, er liebe die Sansculotten. Ich bin ganz Caſimir; welche feſte Vernunft!

Nie könnte Ihr Schweizerbote mehr nützen, wie jetzt. Reißen Sie doch die vielen Bollwerke ab, die die Kantone trennen. Das Einſchränken iſt Noth für eingeſchränkte Seelen. Adieu.

C. v. B.

184.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Aarau, 16. April 1831.

Durch Ihren letzten Brief ſchien eine etwas trübe Stimmung. Sie ſehn die Wiedergeburt der Schweiz gar zu düſtern an. — Wie? und doch lebt an Ihrer Seite eine dolce Speranza; ja, dieſe lieſt Ihnen

ſogar meine Briefe vor? Beiläufig geſagt, Speranza iſt der ſinnvollſte weibliche Name, den ich je gehört. In der Hoffnung iſt immer Liebe und Glauben wohnend. Oder haben Sie nur dieſen ſchönen Namen erfunden? Wer iſt Ihre Speranza? Die meinige wohnt im Innerſten des Herzens.

Ich vermuthe faſt, Ihr deutſcher Bernerkorreſpondent, der für ſich ein grundbraver, aber nicht weitſichtiger Mann zu ſeyn ſcheint, werde der Kakodämen ſeyn, welcher Ihnen, mit ſeinen Anſichten der neueſten Ereigniſſe, die gute Laune verfinſtert. Denn aus dem mir neulich mitgetheilten Fragmente vom December 1830 erſah ich, daß er damals weder die Vorgänge in andern Kantonen richtig beurtheilt, noch die Stimmung des eignen Volks in Stadt und Land von Bern genau gekannt hat. Was er Ihnen in beiden Briefen damals geſagt hat, iſt jetzt *thatſächlich*, als falſch, erwieſen.

Ihre Schrift, worin Sie das Problem löſen, was in Staaten zu thun ſei, wo keine Konſtitution möglich iſt, mögt' ich wohl leſen. Denn, ich geſtehe es, ein Staat, in welchem ein *Grundgeſetz für ſeinen Organismus unmöglich* iſt, alſo daß die Willkür des Regierers gleich ſtark, wie die Anarchie des Regierten, gebunden werde, ſcheint mir ſelbſt unmöglich zu ſeyn. Sogar die Hölle hat ihre Grundgeſetze und die Teufel, wie deren Fürſt, glauben daran und zittern.

Im Aargau iſt ſeit geſtern die neue Verfaſſung beendet. Sie wird in zehn bis vierzehn Tagen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Sie wird von der großen Mehrheit *angenommen* werden und, bei manchen ihrer großen Mängel, verdient ſie es; ſie iſt volksthümlich, freiſinnig, *freimachend*. — In den erſten Sitzungen des Verfaſſungsrathes ſtand ſich freilich der aufgeregte Parteigeiſt zu ſcharf, zu argwöhniſch entgegen. In der Maſſe der Mitglieder prädominirten ſelbſtſüchtiger Bauern- und Städtergeiſt, Intoleranz, Reaktion gegen das bisher Beſtandene und Verhaßte. Durch Niederlegung meiner Stelle macht' ich wohlthätigen Eindruck auf die Leidenſchaftlichen. Man erkannte endlich auch die Gefahr der Ueberſpanntheiten; man konnte ſich endlich und allmählich beſſer kennen; man vereinte ſich williger zum Guten. —

So auch wars in Zürich, Solothurn, Freiburg, Luzern und in andern Kantonen gegangen. Ueberall hatte man *nicht die Regierenden* gehaßt (denn die Beſſern von ihnen ſind überall wieder erwählt, nur nicht die hartnäckigen Zeloten der Ariſtokratie), ſondern man hatte

nur die Regierungsform von 1814, die Ungleichheit der Rechte, die wiedererſtandene Unterthanenſchaft, Oligarchie und Alleingewalt der kleinen Rathsherrn gehaßt.

Und nun, ſtatt zu philoſophiren und zu politiſiren, will ich Ihren Brief ein wenig paradiren.

„Ehemals war das Volk für die Regierung!“ O ja, ehemals, in der hundertjährigen Unterthanenſchaftsgewohnheit, in der geiſtigen (durch elendes Schul- und Hierarchenweſen und Mangel an Publicität künſtlich erhaltenen) Unmündigkeit der Nation. Da hing das Volk an der Regierung und liebte ſie, aus urtheilloſer Gewohnheit, wie höhere Weſen. Das Volk war aber für die Regierung eine — nutzbare Heerde.

„Jetzt ſind die Regierenden ſo herumgepudelt!“ — Allerdings, weil ſich das Volk nicht mehr vom Despotismus der beſoldeten Landesväter, der Amtleute und herrſchſüchtigen Prieſter herumpudeln laſſen will; weil es ſeit der Mediationszeit ſeine Rechte, und ſeit 1814 ſchmerzlich den Verluſt derſelben kennen gelernt hat; weil es ſeitdem, beim ſteigenden Licht der Publicität, die Fehlgriffe der Regierungen deutlicher erblickt, die ſich vormals im heiligen Dunkel verſchloſſener Rathsſtuben verbergen konnten. Darum aber billige ich den radicalen Pöbelten einiger Zeitungen keineswegs.

„Alle zarten Seelen werden ſich“, ſagen Sie, „von Aemtern entfernen, die nun nicht mehr Ehren“, ſondern Schandſtellen ſind.“ — Nicht das Volk, ſondern der Werth des Beamteten, macht die Stellen zu Ehren- oder Schandſtellen. Umgekehrt, glaub' ich, die Beamtenverantwortlichkeit, die Preßfreiheit, das Petitionsrecht, jetzt verfaſſungsmäßig beſtehend, wird die „unzarten Seelen“ ſchüchtern machen, Stellen einzunehmen, in die ſie nicht gehören und in die ſie kein Familienrang mehr einſetzen, noch beſchützen kann.

In Bern ſcheint's jetzt mit dem Verfaſſungswerk zu gehen, wie anfangs im Aargau. Einige brave Männer, wie Koch u. ſ. w., ſind von der Verfaſſungskommiſſion ausgetreten, wie ich damals. Das wird wohlthun. Man wird auch dort bald beſonnener werden.

Bilde ſich doch Niemand ein, daß das Gute ohne alle Wehen geboren werde, und eine allgemeine Neugeſtaltung der Dinge ohne alle Reibung widerſetzlicher Intereſſen vollbracht werden könne!

Sobald die Tagſatzung, nach überall vollendeten Kantonalverfaſſungen, mit hellern, freiſinnigern Männern beſchickt ſeyn wird,

geſtaltet ſich auch der eidsgenöſſiſche Bund kräftiger. Jetzt iſt's noch zu früh, daher fruchtlos, darüber öffentlich zu reden.

Ich erwarte aus dem Guten, welches in den neuen Verfaſſungen liegt, viel Gutes für die ſchweizeriſche Nation, trotz dem Jammern der Exrathsherren und einflußleſern Hierarchen. Denn unmöglich kann aus dem Grund einer ewigen Wahrheit eine Lüge, aus dem Gerechten ein Verderben wachſen. Freilich das Vollkommenſte erreichen wir nie auf Erden, unter den Leidenſchaften und Irrthümern der Menſchen. — Darum möcht' ich ſo gern einen Himmel haben, z. B. in einer Einſamkeit am Genferſee; und in dem Himmel allerlei Engel, z. B. Bonſtetten mit der dolce Speranza; da würde ich dann mit lieb Weib und Kind ſelbſt zum Engel, der ich jetzt nur bin ein ſündiger Sterblicher,

Ihr H. Z.

185.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Genf, 1. Mai 1830.

Dank für Ihren ſchönen Brief!

Ich beſorge wahrlich eine Revolution in Rußland. Die eigentlichen Ruſſen ſind ſehr feindſinnig gegen alle Nichtruſſen; zuerſt auf alle deutſchen Ruſſen, dann auf alle Fremden, weil dieſe die erſten Stellen im Reich haben. Die eigentlichen Ruſſen ſind aber noch ſo wenig gebildet, daß der Kaiſer ſie nicht wohl zu Aemtern wählen kann. Sie haben die Gährung in den Truppen geſehen; dann die harten Strafen; ich bemerke einen tiefen Haß, der in vielen Seelen gährt. Eine dritte Urſache des Unwillens iſt die allgemeine Gährung, dieſe Cholera, oder Lichtſucht, die in die finſterſten Winkel eindringt, und tief in's Innerſte des großen Reichs hineingeleuchtet hat. Die Erforderniſſe zu einem heutigen Autokraten überſteigen alle Kräfte der Menſchheit.

Ein Augenzeuge hat mir heut einen ungariſchen Reichstag geſchildert. Er beſteht aus Magnaten, die in prachtiger Cavallerieuniform ſitzen, und aus Biſchöfen. Wenn der Magyare ſprechen will, ſteht er auf und ſtützt ſich mit dem linken Arm auf ſeinen Säbel; der iſt, wie vor Alters, ſein Recht.

Sonderbar, die Griechen ſind nun in Konſtantinopel ſo wohl angeſehen, daß viele wieder zu den Türken gehen, die ſich, ſo ſehr ſie können, civiliſiren. — Egypten entvölkert ſich und wird zur Sandwüſte. Der Paſcha nimmt alle Europäer gut auf; findet jedes Projekt zu Beförderung der Induſtrie gut; aber acht Tage darauf hat er Alles vergeſſen. Die mittäglichen Nationen haben die Kraft der Leidenſchaften, wie die der Vernunft.

Hier eine luſtige Geſchichte. Ein noch lebender Genfer hatte eine vornehme deutſche Dame geheirathet. Beide reiſten nach Egypten, der Mann kaufte dort ſeltene Mumien und wollte damit, ich glaube, nach Kopenhagen reiſen. In der baltiſchen See litt er Schiffbruch. Eine Mumie wurde von Bauern in ein Dorf getragen, in der Kirche aufgeſtellt, und dann chriſtlich begraben. Eine andere Mumie entkam; aber die Frau des Antiquars ſtarb, und er reiſte mit den Mumien weiter. Am nächſten Zollhaus ward die Mumie, als unbekannte Waare, angehalten. Nur die todte Frau erhielt Erlaubniß durchzugehen. Der Mann aber wußte die Mumie als ſeine Frau über die Grenzen zu bringen. Die Frau blieb als verbotene Waare auf dem Zollhaus. Ein Gegenſtück zur Matrone von Epheſus.

Ein höchſt geiſtreicher Ruſſe ſagte mir Folgendes: Wenn man von Rußland ſpricht, ſo trügen die Worte. In Rußland ſind keine Miniſter à l'Européenne. Le ministre n'a aucune volonté, il exécute l'ordre de l'Empereur. Le ministre ne respecte aucune loi, qu'autant que cela lui plait; il agit sans loi, par ordre. Une famille bernoise ne pouvant être payée par un grand Seigneur russe, j'ai demandé le bijoutier de la cour de St. Petersbourg, comment il s'étoit fait payer par des Seigneurs russes! Il me répondit, que quand ils ne vouloient pas payer, il perdoit sa dette, sans faire d'inutiles démarches et se faire des ennemis. Mais il faisoit annuellement pour 4 à 5 millions avec la cour, qui payoit très-bien.

Merkwürdig iſt der weiſe Gang der Genfer Regierung, die allen wahren Verbeſſerungen Hand bietet und nun ihren ganzen Senat umgeſchmolzen hat. Kein Monat vergeht, ohne neue Anſtalt, ohne Erweiterung, Verbeſſerung des Alten; alles ohne Geräuſch!

C. v. B.

186.

Heinrich Zſchokke an Karl von Bonſtetten.

Heinrichsbad, zwiſchen Herisau und St. Gallen,
10. Juni 1831.

Ihren lieben Maibrief beantwort' ich ein wenig ſpät. Ich war einige Wochen unpäßlich. Mein Sohn, der Arzt, verbannte mich hieher, wo ich die Molken vom hohen Säntis trinken, und Alpenluft athmen muß. Aber in zehn Tagen bin ich wieder in meiner Einſiedelei am Jura.

Ich komme mir hier, zwei- bis dreitauſend Schuh hoch über dem Meeresſpiegel, zwei- bis dreitauſend Schuh größer vor, als wenn ich drunten in den Thälern zwiſchen den kleinen Menſchen und ihren kleinlichen Leidenſchaften umhergeſtoßen werde. Dieſe grünen, ſtillen Einſamkeiten gewähren mir ein Seelenbad. Ich fühle mich beſſer, ruhiger, göttlicher; und wären Sie bei mir, würd' ich mich noch ſeliger fühlen. Ach, wie viel Schönes und Gutes könnt' ich Ihnen hier ſagen, was ſich drunten im Staub und Rauch der Städte und Dörfer weder ganz ſagen, noch ganz verſtehen läßt. Es iſt wahrlich mit den Gedanken, wie mit der Muſik, die in ungünſtiger Oertlichkeit allen Zauber einbüßt.

Hier leſ' ich keine Zeitungen, hier ſprech' ich nicht von Politik; ich mag nicht vom Wahnſinn der Völker und Fürſten hören. Eine dreiundzwanzigjährige Blondine von Herisau, ein edles, an Nerven leidendes, da ihrem Gefühl um ſo höher geſtimmtes Weib, mit ihren kleinen, engelartigen Kindern, iſt mein einziger Umgang. Da werd' ich ſelber zum Engel.

Und geh' ich einſam durch den Duft der Wieſen, im Geläute der Heerdenglocken, oder längs den Bächen und Waſſerfällen, oder auf den heitern Höhen, wo Herisau und St. Gallen, wie auf Luft gemalt, vor mir ſchwimmen, und die ewigen Gletſcherfirnen den Himmel ſtützen, — dann mach' ich Pläne, die aber leider in der dumpfen Thalwelt ihre Herrlichkeit verlieren werden, wie die Alpenblumen die Farbenglut verlieren, wenn ſie aus der Nähe des Himmels in die Tiefen verſetzt ſind. Könnt' ich hier oben weilen, hier würd' ich Unſterbliches ſchreiben.

Dieſe Zeilen ſollen weiter nichts ſeyn, als ein Denkblatt, ein Gruß aus den Höhen. Indem ich das Papier aber überſehe, find' ich den

Inhalt kaum der Mühe werth, geſchrieben oder Ihnen überſandt zu ſeyn. Aber er iſt ein Gruß des Liebenden. In Aarau ſag' ich Ihnen mehr von meinen kleinen Reiſeabentheuern. Ich küſſe Sie im Geiſt.

Ihr H. Z.

187.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Valeyres, 27. Auguſt 1831.

Ich habe allerlei Untreue getrieben, ein ganz artiges Geſchäft. Ich bin in Savoyen geweſen, habe geliebäugelt mit dem Montblanc. Wie mager die Waadt in Vergleich mit ihrem Gegenſtück am Rieſenberg! Alles in Savoyen iſt grün, grandios, belebt mit Quellen, Kaskaden und hohen Gedanken, die man dort haben muß, weil man den Kopf dort immer gegen den Himmel hebt. Sonderbar, die Savoyarden ſind ärmer in der Nähe des reichen Genf, als im Innern ihres Landes! — Die Waadt blüht glänzend. Neue Häuſer, ſchöne Straßen, kein Bettler, nicht einer; wohlgekleidete Menſchen; gute Aecker, und Wieſen in einer ärmlichen Natur. Die Waadt iſt (wie einſt Amerika durch Engländer) wenig, aber wohl erzogen durch die Berner-Regierung, die Alles wohl beſorgte, aber nichts hob. Ein Volk hebt ſich nur durch Induſtrie. Bis jetzt war wenig davon an dem amphitheatraliſchen Ufer des prachtvollen Leman. Die kleine Stadt Lauſarra, in der Mitte des Kantons gelegen, iſt ein kleines Wunder. Das Städtchen iſt beinahe ganz neu, mit guten, halbſchönen Häuſern bekleidet. Zwei große Fabriken und einige Gerbereien haben Alles belebt und verſchönert. Die Fabrik du papier sans fin iſt ein Wunder. Sie werfen oben die Lumpen ein, und unten erſcheinen ſie in Form des ſchönſten Papiers. Ein junger liebenswürdiger Franzoſe, von guter Familie, in der polytechniſchen Schule erzogen, Herr Pelletier, iſt der Schöpfer dieſer Fabrik. Die Lage am kleinen Fluß Venoge (der ehemals die Bisthümer Lauſanne von Genf trennte) iſt höchſt romantiſch. Hinter der Fabrik iſt ein kleiner Niagarafall, wo zwiſchen der breiten Waſſerſcheibe und dem Felſen eine Waſſeramſel ihr Neſt hat. Die Mutter fliegt durch den Strom in die Waſſerhöhle, wo ſie eine Welt findet. Herr Pelletier kann ſein Papier wohlfeiler als Andere geben, ſo daß alle ſeine Waare immer abgeht. Papier, ſagt Pelletier, iſt nichts, als Pflanzen-

faſer und Leim; alſo kann man Papier aus Vielem bereiten. Er hofft, bald Papier aus Holz zu machen.

Die andere Fabrik iſt eine Mühle, wo ein großes Rad alle Arten Mehl und Oel bereitet, und auch Holz ſägt, ſofern man will. Der Herr dieſer Mühle, Dupasquier, ein Neuenburger von Geburt, iſt Millionär, gewerbiger, wie Pelletier, der Alles auf Gewinn, nichts auf Pracht berechnet hat. Im Anfang wollten die ärmſten Einwohner nicht in den Fabriken arbeiten. Da kamen Deutſche und Savoyarden, die bei den faulen Einwohnern wohnten. Bald erwachte Neid und Verſtand bei den Einwohnern; Kinder gewinnen nun zwei bis drei Batzen mit weniger Arbeit. Alles ſieht da munter und reinlich aus. Auch das alte ehrwürdige Schloß Lafarra iſt in's neunzehnte Jahrhundert angelangt.

Montag. Ich habe die Einwohner der Waadt höflicher gefunden, als ſie vor der Revolution waren. Wer ſich ſelbſt achtet, iſt geneigt, Andere zu achten. Uebrigens iſt wenig Enthuſiasmus. Wer wird ſich dem Vaterland widmen, wo keine gewiſſe Bahn iſt, und wo die Geißel der Parteimenſchen auf Alles ſchlägt, was ſich über andere von Natur erhebt; wo man einem Zſchokke das Haus anzuzünden droht.

Ich muß dieſen Brief ſchließen, ein andermal das Uebrige. Wie vieles hätte ich Ihnen zu ſagen. Der arme Sohn, den Sie verloren! Ach, wie hätte er glücklich ſeyn können in ſeiner Blindheit!

Adio. v. B.

188.

Karl von Bonſtetten an Heinrich Zſchokke.

Valepres, September 1831.

Ich ſchreibe wenig mehr; ach die armen Augen! Letzlich kamen zu mir zwei ſolothurniſche Profeſſoren, die laſen mir Ihren Brief vor. Mit der alten Aarbrücke iſt nun die alte Aarauer Liebe weggeſchwemmt! Die lieben Aarauer wollen mir Zſchokke zuſchwemmen. Der Trieb zum Wiſſen und Denken iſt einer der ſtarkſten in der menſchlichen Seele; den fühlt man, wie den Hunger, wenn die Speiſe mangelt. Gewiß, Genf iſt eine gute Geiſtesküche. Alſo kommen Sie bald. Es wird Sie nicht gereuen.

Mir war die Erſcheinung der Solothurner angenehm; dieſe Zeiten ſind reich an Bemerkungen. Alles Geiſtige iſt nur durch Bewegung ſichtbar. Jetzt „gramſelt“ Alles! Ein tüchtiges Wort für die Bewegung eines zerſtörten Ameiſenhaufens! In den katholiſchen Kantonen ſind die Geiſtlichen aller Aufklärung, aller Bewegung gram. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen ſind auch nicht, was ſie ſeyn ſollten. Ihre Theologie benebelt ſie. Ihre Augen ſehen am Himmel nicht die Sonne Gottes, aber Nebel und Gewölk am Sinai. — Ich bin begierig, zu wiſſen, wie die Ariſtokratien nun geben. — Der größte Reichthum der neuen Regierungen iſt meiſt negatif, es iſt der Reichthum von abgelegten Irrthümern, von weggeblaſenen Uebeln.

Im alten ehrwürdigen Schloſſe Lafarra iſt der dritte Theil der berühmten Chronik von Monstrelez. — Im Schloß Champvent, von Königin Bertha erbaut, iſt Ruhats histoire du pays de Vaud in ſieben Theilen. Ich habe nie mehr, als zwei Theile geſehen. Sie wiſſen, daß die trefflichen Mémoires de St. Simon in ſechszehn Theilen erſchienen ſind. Herr von St. Simondi, der Erbe vom Geſchichtſchreiber, hat an Henriette Rath, die Erbauerin des Muſeums in Genf, letztlich geſchrieben: es wären zweiundſiebenzig Theile der Memoires noch vorhanden.

Zu Lafarra, im tauſendjährigen Schloß, im Oktober.

Ich ſchleppe dieſen Brief nach. — Ich vergeſſe Sie nie; aber das Schreiben mit blinden Augen iſt ſchwer für den Schreiber und das Leſen dann noch mehr für den Leſer. Ich bin ſehr geſund, ſelbſt die Augen gehen nicht gegen das Ende; oft glaube ich, ſie heilen. Mein Geiſt geht noch weniger dieſen Weg. Wie Schade, daß man abſtirbt, wenn man zu einer großen Rolle bereit iſt! Ach Genf, da liegen nun die meiſten meiner Freunde im Grabe! Wie ſehr wünſchte ich, daß Sie Ihre Blumenhalde zu Aarau verkaufen möchten, um nach Genf zu kommen, wo Sie in einer freiern Atmoſphäre athmen würden, das erſte Bedürfniß des Denkenden. Nahe bei Genf, in Nyon, iſt eine allerliebſte Villa zu kaufen, eine der ſchönſten in der Schweiz, am See; ich glaube, nicht theuer. Mit dem Dampfboot iſt man von da ſchnell in Genf und zurück. Sie gehört einem Freunde von mir, dem Amerikaner Church, dem Dampfſchiffbauer. Genf iſt ein Ort, wo hundert ungeſehene Bahnen offen ſind für Ihre Söhne. Kommen Sie her.

Salvador und Pemba in Longo, Loanda de San Pablo in Angola, San Felibe in Benguela, alle mit zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern bevolkert, ziehen jährlich aus dem geheimnißvollen Innern Afrika's Karavanen mit Goldstaub und Elfenbein. Dies ist Portugals afrikanisches Brasilien, in Herzogthümer, Grafschaften und Marquisate getheilt, welche unter königlichen Statthaltern und Vizekönigen stehen.

Die hiesigen Bisthümer liessen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Negern das Christenthum predigen. Aber ausser Gefangenen und Sklaven, oder von Portugals Festungen abhängig gewordenen Volkerstämmen konnte der christliche Glaube keine freie Nation gewinnen. Denn wenn die Landesbewohner Lebensweise und Grausamkeit der weissen Fremdlinge betrachteten, die ihnen ihre Länder entrissen, ihre gefangenen Brüder über alle Meere hinwegschleppten, schauderten sie vor dem Gott solcher Menschen, und wurden voll unsterblichen Hasses gegen Alle, welche zur Anbetung dieses Gottes übergingen. Man weiß von den Dschagga-Negern, daß sie eigene mörderische Verbrüderungen (Quitzles) unter sich gegen Ausbreitung des Glaubens der Weissen haben. Und sie führen Vertilgungskrieg.

In denjenigen Gegenden aber von Longo,

zum Sehen! Können Sie Ihr Landgut nicht vermiethen? Dann wäre auch bei Valeyres, in Orbe, ich glaube wohlfeil, eine wunderliebliche Wohnung am Orbeſchlund, ſonnig und kühl, ganz Poeſie und doch ganz Natur! Alle dieſe Gegenden ſind ſchön. Straßen, Civiliſation und Bevölkerung gefallen Ihnen gewiß. Allgemeine Liebe zur Muſik gibt Allem Freude und Leben. Kommen Sie, Sie werden ſehen, wie Alles ſich ziert, wo Zſchokke wäre. Ich habe ja erfahren, welche Hölle da glüht, wo man politiſch brennt. Es iſt unerträglich, von Fanatikern und Nebelköpfen gemaßregelt zu ſeyn.

Ich bin hier bei einem nicht nur barthörigen, ſondern ganz ohrloſen Baren, der aber auf den Lippen jeden Gedanken ſieht, und ſehr aufgeklärt und liebenswürdig iſt. Seine Frau iſt ein holdes Geſchöpf, klug, munter, voll Lebensklugheit, nicht ohne Herz im Buſen. Um das ehrwürdige himmelanſtrebende Schloß iſt Alles einſam, wie um ein Adlerneſt. Adieu! Morgen nach Genf.

K. v. B.

189.

Bonſtettens letzter Brief.

Genf, 30. Dec. 1831, nach einer Krankheit von zwölf Wochen.

Da bin ich lebendig und Ihnen ſchreibend. Meine Augen ſind noch da, doch dunkel.

Welche Liebe und Achtung mir alle — ich möchte ſagen — Nationen hier erweiſen! Das that wohl. Ich war munter, huſtend, oft leidend; waren die Augen geſchloſſen, ſo ſah ich eine Welt in mir; Bilder, Gedanken, Ausſichten in das Ewige und Unewige. — Die Krankheit war ferne, ganz außer dem Empfindungskreis; nur Huſten, Schwäche, ſelten Schlafloſigkeit ꝛc. Süße Bilder und Gedanken umſchwärmten mich.

Ich kann nicht leſen, was ich geſchrieben habe, aber ſchreiben kann ich. Sagen Sie mir beſtimmt, was Sie mit meinen Briefen machen, ob ich ſie etwa gedruckt ſehen ſolle, und in welcher Form? Sie haben Ihre Briefe verlangt; es ſind bald ſechs Monate, was wird alſo daraus entſtehen?

Ich habe meinen Aufsatz über die Erziehung der patrizischen Berner gelesen. Wie viel Wahres, Prophetisches! Lesen Sie diese Schrift, ich bitte, bitte! Ich möchte noch Etwas über Bern schreiben.

Mittwoch. Leben Sie wohl, lieber Zschokke. Es ist viel, viel geschrieben zu haben. Meine Augen sehen heut besser. Ich bin munter; wir Alle segeln auf dem großen Ocean der Schöpfung; uns leitet ein Gott! Kummer hin, Kummer her, Alles vergebens!

Sagen Sie mir ein Wort über Bern.

Adio! Adio!

K. v. B.

P. S. Die Favre kann nicht genug Ihre Frau rühmen, Sie lieber Zschokke.

190.

Heinrich Zschokke an Karl von Bonstetten.

Aarau, 3. Januar 1832.

Am Neujahrsmorgen, vorgestern, bekam ich Ihren lieben, längst erwarteten, und dennoch unverhofften Brief. Er trat, als gute Vorbedeutung für das ganze Jahr, in mein Haus. Ich bin wirklich ein wenig abergläubig; am liebsten in der Freundschaft. Ich lasse zwar den Aberglauben nicht mit mir spielen, aber doch gefall' ich mir zuweilen, mit ihm zu tändeln, wie mit andern Träumereien.

Sie waren krank! Gottlob, daß Sie hergestellt sind und Gottlob, daß ich's erst jetzt, und von Ihnen selber erfahre. Der Gedanke an Sie, der doch täglich in mir lebt, hatte mich täglich mit tödtlicher Unruhe gequält. Doch, wie ich nun sehe, war es wohl nur ein böses Geschenk der Jahreszeit, was Sie in's Zimmer und in's Bett bannte; ein starkes Anfieber! Hüten Sie sich, besonders als Reconvalescent, äußerst sorgfältig. Verlassen Sie das Zimmer nicht. Der Winter ist ja schon zur Hälfte vorüber. In acht Wochen schon bringt uns der März die ersten Blumen der Wiese und die ersten Lieder des Buchfinken.

Ihre Briefe sollen einst, begleitet von einigen der meinen, in die bewegte Welt hinein, und — vielleicht im Laufe dieses Jahres. Ich habe sie geordnet und dasjenige ausgestrichen, was nicht Interesse für die

Augen der Fremden, sondern nur für uns beide haben konnte. Nun aber muß ich sie noch sammt und sonders kopiren lassen. Das ist keine geschwinde Arbeit. Dann werd' ich sie nochmals durchgehen. Ihr Ruhm ist mir ein Heiligthum. Ich wartete aber noch immer auf das Päckchen mit ältern Aufsätzen, Reisebemerkungen u. s. w., von denen Sie mir mehrmals sagten. Lassen Sie doch von Ihren ältern Blättern nichts untergehen. Die ganze Welt ist gegen Sie gerecht; warum wollen Sie allein gegen sich ungerecht seyn?

Der Mehrtheil des Berner-Patrizíats versteht nicht das Jahrhundert, in welchem es lebt. Gewohnheit und Erziehung haben es mit Vorurtheilen und Ansichten einer Zeit, die nicht mehr da ist, durchdrungen und übersättigt. Es hat wahrlich sein eignes Volk nicht mehr gekannt, und seine Propheten verachtet. Es hatte den großen Haller, hatte Bonstetten und Fellenberg von Hofwyl — und setzte sie alle auf die Seite. Todte Regierungsmechanik galt höher, als alles, was der Geist gibt oder fordert.

Sie wollen noch über Bern schreiben? — Nein, thun Sie es nicht. Mögen die Todten ihre Todten begraben.

Am meisten wird jetzt in der Schweiz über Reform der Bundesverfassung gesprochen. Dies wäre eine Aufgabe für Ihren schöpferischen Geist. Darüber möcht' ich Sie hören; darüber würden tausend Eidsgenossen Bonstettens Urtheil hören wollen. Ihre bei Füeßli erschienenen Souvenirs soll ich diese Woche bekommen.

Haben Sie Nachrichten von der schönen Anastasia?

Ich habe mir Mühe gegeben, deutlich für Ihre Vorleserin zu schreiben. Diktiren Sie doch Ihre Briefe; — schonen Sie Ihrer Augen. Ihr ewig junger Geist muß sich nicht in seinem Athemzug vom Gänsekiel hemmen lassen.

Leben Sie wohl. Ich küsse Sie. Bleiben Sie mir gut.

Ihr H. Z.

191.

Lettre de Mademoiselle Sylvestre.

Genève, dimanche 5 Février 1832.

Il me semble que j'ai mission de la tendre amitié que vous portait notre bien-aimé Mr. de Bonstetten de vous parler de lui et de vous dire combien votre dernière lettre lui a fait de plaisir. J'ai dû la lui lire plusieurs fois: il a souri à l'idée, d'être imprimé avec vous et par vos soins, mais ne pouvait se rappeler, quels étaient les manuscrits qu'il vous avait promis de joindre à ceux que vous aviez déjà. J'attendais le complet retour de ses forces pour lui rappeler cette partie de votre lettre. Ses enfans étaient heureux ainsi que moi de le voir après tant d'inquiétudes renaître à la santé et au sentiment de bonheur qu'il éprouvait de se voir chéri, entouré, apprécié, vénéré, ayant pendant le cours de la maladie reçu les témoignages de la plus vive et de la plus tendre sollicitude de ses amis et chacun d'eux s'empressant d'embellir ses heures de convalescence. Nous nous félicitions tous et moi surtout de cette belle constitution, qui triomphait des maux; l'avenir nous devenait plus précieux en pensant qu'il en jouirait encore.

Mercredi 18 Janvier, après une douce soirée passée entre la lecture et la conversation (Mr. le Pasteur Chenevière lui avait lu les *Fantômes* de *Victor Hugo* et le Golfe de Baia de *Lamartine*), il avait fait sur les poésies des remarques pleines de sagacité et de bon goût. Ses fils, Mademoiselle Moulton et moi restâmes auprès de lui jusqu'à 11 heures passées, nous réjouissant au lendemain pour le retrouver tel que nous étions si heureux de le voir. Un peu avant minuit il se coucha paraissant bien; à 4 heure il sonne, sa fidèle Marianne court auprès de lui, le trouve debout dans la chambre, pâle, les mains froides; avec peine elle le reconduit dans son lit. Il m'est impossible de vous dire ce qu'il a éprouvé dans les momens d'angoisses, qui avaient précédé l'arrivée de Marianne et ceux qui suivirent. Un spasme nerveux l'empêchait de parler et fut le prélude de la paralysie au cerveau, qui lui ôta complètement l'usage de la parole, en lui laissant celui de toutes ses autres facultés. Dans les premières heures et je puis dire les premiers jours, notre désespoir de le voir dans un état plus affreux pour lui que pour toute autre personne, fut calmé par l'espoir certain, qu'on nous donna, qu'il recouvrerait la parole après quelques jours, même quelques semaines; tant d'exemples venaient appuyer nos vœux ardens, que nous lui disions souvent, que dans peu de temps il pourrait nous révéler des mystères, que l'état seul où il était le mettait à même de connaître. Notre bien-aimé ami, le vôtre, celui qu'on ne pouvait connaître sans chérir, privé complètement de l'organe de la parole, avait conservé ses facultés, ses facultés intel-

lectuelles au plus haut degré, facultés qui avaient pris une intensité nouvelle dans la précédente maladie, clarté de vues, jugement profond et naïf, chacune de ses impressions était une image, chacun de ses discours une poésie jeune active, sensible, voyant dans chaque chose le côté utile ou beau, il peignait tout avec grandeur et noblesse. C'est dans l'emploi et la jouissance de tous ses moyens que le mal l'a saisi, a brisé le lien qui l'unissait à ses semblables. Il voyait, entendait, comparait, jugeait et ne pouvait rien exprimer; lui, doué de l'ame la plus active, la plus sociale, la plus impressible, forcé de concentrer en lui *même*, d'étouffer cette foule de sensations, qui se succédaient chez lui avec la rapidité de l'éclair.

Vous le connaissiez et comprendrez ce qu'il est impossible d'exprimer, un supplice, que l'espérance seule de le voir disparaître pouvait faire supporter. Cette espérance était permise, puisqu'il était bien à côté de tout cela. Toutes les autres fonctions avaient lieu; il prenait même un peu de nourriture. Son visage n'était point changé et en voyant ce regard plein d'ame et de vie, vous eussiez cru qu'il n'avait aucun mal, qu'il n'y avait aucun changement en lui. — Un très-grand cependant s'était opéré, le plus grand qui pût se faire en lui. Dans toutes ses précédentes maladies, l'espoir, je dirai mieux la certitude d'un prompt rétablissement était le texte de tous ses discours, un plan succédait à un autre, et quoique l'idée de la mort ne lui fût point étrangère, la vie seule l'occupait, non la vie matérielle, mais la vie de la pensée, de cette pensée active, agissante pour le bien et le bonheur de l'humanité, qui l'occupait sans cesse. Eh bien, depuis l'instant qu'il a été frappé, on pourrait dire, qu'il a passé étant encore dans cette vie terrestre à l'éternité, pas un rayon d'espoir n'est entré dans son ame, aucune illusion n'a adouci ses souffrances physiques ni sa torture morale. La réalité, la vérité tout entière étaient là devant lui; c'est en philosophe et en chrétien qu'il s'en pénétrait. Quand on lui parlait d'espérance, il montrait le ciel; quand on le pressait de faire des remèdes, il traçait son tombeau; quand il sortait des angoisses affreuses résultant de sa bonne constitution et de toutes les forces qu'il fallait que la maladie dévorât avant qu'il pût devenir sa proie, il levait les mains au ciel, comme s'il eut prié pour sa délivrance. Même dans les momens d'assoupissement il faisait ce geste, n'attendant plus de soulagement que de son créateur.

Les premiers jours il prit encore quelques potions calmantes, sans trop de répugnance; plus tard il ne voulut absolument prendre aucun remède, paraissant convaincu de leur inefficacité. Plusieurs personnes frappées du même mal que lui, ayant éprouvé un grand bien de l'électricité, on voulut l'essayer; il supporta patiemment la première épreuve, mais ensuite il ne fut plus possible de le décider à se laisser électriser. Un mélancolique sourire paraissait sur son visage quand on lui parlait de guérison; il laissait dire

tant ce qu'on croyait qui pourrait le persuader, puis faisait clairement comprendre que tout, tout était inutile, faisait voir son bras, sa jambe paralysés, sa poitrine, dont l'oppression s'emparait de nouveau; montrait son cœur, qui bientôt ne battrait plus; il vous pressait la main, vous remerciait de vos soins et semblait vouloir vous consoler en vous montrant le ciel où nous serions tous réunis.

Malgré tous ces tristes symptômes, on l'aimait trop pour ne pas s'attacher à la moindre lueur de mieux: peu à peu ces faibles apparences, dernier combats de la nature, firent place à des symptômes plus alarmans. La goutte se montra aux deux jambes et au bras; l'hydropisie de poitrine dans cet état de faiblesse fit de rapides progrès, une angine pectorale, avec laquelle il avait vécu plus de trente ans, lui causait des suffocations, qui chaque fois paraissaient devoir être les dernières.

Pendant ces crises d'angoisses et de douleur, l'impossibilité de comprendre ce qui pouvait le soulager mettait le comble à notre anxiété, qui bientôt n'eut plus qu'à le pleurer. Les journées de mercredi et jeudi ainsi que les nuits furent des plus cruelles, cependant jeudi soir il paraissait plus tranquille en le quittant à 11 heures. Sa belle-fille espérait qu'il aurait une nuit passable. En effet après être resté dans son lit jusqu'à 1 heure, il voulut être placé sur son fauteuil; on le mit ainsi qu'il aimait être devant sa cheminée. Là il parut s'assoupir; un instant sa respiration parut s'arrêter; puis elle reprit; il était calme ayant conservé toutes ses facultés jusqu'au dernier moment. — A 8 heure sa respiration devint un peu plus forte, puis elle tomba peu à peu, puis on ne l'entendit plus; on crut qu'il la reprendrait comme c'était arrivé si souvent. — Elle ne revint pas. Il avait rendu le dernier soupir, comme s'il se fût endormi.

Il fallait la légion de maux qui l'accablaient pour nous le ravir. Pendant les 16 jours qu'a duré son agonie, c'est le *trois de février* qu'elle s'est terminée. Nous n'avons cessé d'espérer qu'il nous serait rendu. Ce n'était qu'en le voyant décidé à ne rien faire pour aider la nature, et en voyant les spasmes, les suffocations, les anguisses atroces qu'il endurait que l'idée de sa fin se présentait à moi; mais aussitôt qu'il était calme, je le revoyait tel que je souhaitai si passionément de le voir. Nos espérances et nos prières ont été vaines. Depuis cet instant un manteau de plomb enveloppe mon cœur, qui n'éprouve quelque consolation qu'en parlant de lui à des amis tel vous, mon cher Monsieur, que je puis dire que je connais. Notre bien-aimé ami me parlait si souvent de vous, de votre intéressante famille, de votre maison qui lui rappelait celle des patriarches, de votre excellente femme dont il appréciait tout le mérite. Les cendres de notre ami ont été confiés par Mr. son fils à sa terre de *Valegres* près d'Oble. Son corps repose près de sa femme; il aimait beaucoup cet endroit; il y a passé

d'heureux jours; ses enfans y sont une partie de l'aimée; il sera encore au milieu d'eux, comme il sera toujours dans nos cœurs, — comme chacune de ses bonnes pensées trouvera toujours un écho en nous qui l'avons tant aimé. —

Ma douleur me rend prolixe, mais il me semble répondre à la vôtre en vous parlant de lui avec détail. Ce sera pour moi une consolation de le faire chaque fois que quelques lignes de vous m'engageront à revenir sur un sujet si précieux pour moi, je serai heureuse de répondre à toutes les questions que m'adressera votre amitié, et quoique je sente toute mon insuffisance pour le faire dignement, ce sentiment qui m'animera me fera trouver grâce auprès de vous, comme j'avais trouvé grâce auprès de celui que nous regretterons toujours. — J'aime à vous répéter encore le plaisir que lui faisaient vos lettres et le vif intérêt qu'il mettait à vos travaux, qu'il savait si bien apprécier. J'espère que ma lettre vous trouvera ainsi que toute votre famille en bonne santé et que *Speranza* ne sera pas pour vous une complète étrangère. —

DIE SCHWEIZ

SWITZERLAND
by

VON

LA SUISSE
par

H. ZSCHOKKE

Carlsruhe im Kunst-Verlag

Die

klassischen Stellen

der

Schweiz

und deren Hauptorte

in Originalansichten dargestellt,

gezeichnet von Gust. Adolph Müller, auf Stahl gestochen von Henry Winkles und den besten englischen Künstlern.

Mit Erläuterungen

von

Heinrich Zschokke.

Erste Abtheilung.

Karlsruhe und Leipzig.
Kunst-Verlag.

Wien, Carl Gerold. Bern, J. J. Burgdorfer.
Prag, Gottlieb Haase Söhne.

1836.

Loango und übrigen Ländern, welche den Portugiesen mehr oder weniger unterworfen sind, hat das Evangelium durch den Muth einzelner Boten desselben schon großen Eingang gefunden. Man zählt weit über hunderttausend christlicher Neger. Selbst mehrere Landesfürsten sind katholisch. Das meiste Verdienst darum hatten Kapuziner gehabt.

Soviel wir indessen aus den Missionsberichten des Pater Antonio Zuchelli wissen, welcher in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts Kongo predigend durchreisete, und selbst den König des von Loango damals abhängigen Reiches Sogno bekehrte, war zu seiner Zeit das Christenthum der Neger übel beschaffen. Neben den äussern Uebungen römischen Gottesdienstes hatten sie treulich ihre altheidnischen, die grausendafte Todtenklage bei Sterbenden und Verstorbenen, die Anbetung des schwarzen Bockes, welchen Zuchelli natürlich für den Stellvertreter des Teufels hielt, und andere Gebräuche behalten. Der eifrige Kapuziner wußte sich oft nicht besser zu helfen, als daß er den Prügel ergriff, und den heillosen Negern bessere Erkenntniß einbläuete.

Auch französische Geistliche stifteten im Jahre 1766 in den Ländern von Kakongo und Loango Missionen. Sie rühmten in ihren Berichten aber die freudige Aufnahme, welche sie bei den christlichen Negergemeinden, wie Boten des Himmels,

BIBLIOTHECA
REGIA
VINDOBONENSIS.

Klassische Stellen der Schweiz.

Mit Erläuterungen

von

Heinrich Zschokke.

Sr. Durchlaucht

dem regierenden Fürſten von

Hohenzollern-Hechingen

Friedrich Hermann Otto.

Durchlauchtigster Fürst und Herr!

Zu den Bildern aus dem schönen Vaterlande eine Art Cicerone-Dienstes zu übernehmen, ließ ich mich leicht verführen. Wer spricht nicht gern von dem, was er liebt, mit dem, der es liebt, und den man selber liebt! Meine Gedanken also waren bei Ew. Durchlaucht; meine kleinen Commentare wurden zu Briefen. — Sollt' ich itzt die wahre Zuschrift zurückbehalten und nicht Jedem, dem es zu wissen beliebt, öffentlich sagen, mit welcher Verehrung ein Republikaner einem Fürsten Deutschlands ergeben ist?

Schon der Seltenheit willen soll das in Tagen des politischen Fanatismus geschehn, selbst auf die Gefahr hin, von Zeloten in Acht und Bann erklärt zu werden. Ich wollte, wir hätten aus den Zeiten der Religionskriege, die unsern Zeiten nicht ganz unähnlich sind, Beispiele der Freundschaft zwischen einem protestantischen Fürsten und einem Priester des alten Glaubens, oder umgekehrt. Solche Beispiele wären ein schönes Zeugniß mehr, daß es nie an Gemüthern fehlte, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, die ein erhabneres Interesse, als das flüchtige Interesse des Jahrhunderts mit einander gemein hatten. Es sind die, welche inmitten des Lebens schon sind, was Andre erst im Tode werden; ungetäuscht durch Schurzfell, Chorrock und Purpur; voller Achtung gegen Staats- und Kirchenformen, ohne in den Krücken

des gesellschaftlichen Lebens das Höchste, nämlich das Ziel der gesellschaftlichen Ordnungen, zu finden. Wer sich immer den engen, beklemmenden irdischen Schranken, dem Glück des Nächsten, des Niedrigsten, des Erhöhtesten, weiht, aber, über die Schranken hinaus, in Gott, mit Gott, dem Vergänglichen fern, lebt, wie Sie, mein durchlauchtigster Fürst, der übt, unter Schmerzen und Seeligkeiten der Welt, ächte Weltentsagung, — nicht Entsagung ihrer Freuden, sondern ihres blendenden Scheinwerthes. Wo Sie, mein Fürst stehn, dahin streb' ich, und darum zollt Ihnen seine unwandelbare Verehrung und Liebe

Ew. Durchlaucht

Kloster Muri
9. April 1834.

ergebenster
Heinrich Zschokke.

Einleitendes Vorwort.

Gern erfüll' ich den Wunsch, mit einigen Erläuterungen die schöne Reihenfolge der Bilder zu begleiten, welche unter dem Grabstichel trefflicher Künstler entsprangen. Der Anblick derselben weckte in mir oft große Erinnerungen auf, und erneuerte jenen Wechsel erhabener oder trauriger Empfindungen, die mich einst inmitten der dargestellten Landschaften bewegt hatten. — Ich glaub es wohl, dem Leser mag daran wenig gelegen seyn und zuletzt, fürcht' ich, selbst an den erläuternden Glossen wenig. Aber auch der Verfasser derselben wagt dabei nicht viel. Die Bedeutungslosigkeit seiner Noten kann sich dießmal füglich hinter der Glorie ihres Textes verbergen, oder durch sie verklären. Und mehr noch, je welcher diese Bilder beschaut, wird sich durch Fantasie und Gefühl unendlich leichter und tiefer in sie hineinleben, als sie mit Hülfe eines Drittmanns, der Ciceronedienst verrichtet.

Wie für eigene Bewohner, behält die Schweiz aber auch für Fremdlinge ihr ewiges, hohes Interesse. Wer einmal die malerische Anmuth dieser Thalgelände, oder die erhabenen Einsamkeiten ihrer Gebirgswelt sah, gibt die Erinnerung um Vieles nicht hin. Und wer sie nicht sah, bewundert gern noch das romantische Hochland und die Eigenthümlichkeiten seiner Völkerschaften, in den von Künstlern, Dichtern und Reisenden gegebenen Abschattungen.

Nicht bloß, daß hier eine andere Natur athmet, andere Sitten gelten, andere Staatengebilde bestehen, als im übrigen Welttheil, macht den engen Flächenraum von kaum 900 Geviertmeilen dem Lustwanderer, Maler, Naturforscher und Staatsmann anziehend, sondern die milde und wilde Pracht der Natur, die seltsame Paa-

rung dieſer alterthümlichen und neuen Sitten, und der Odem der Freiheit, welcher durch die zwei und zwanzig Republiken weht, bringt den eigenthümlichen Reiz.

Der Halbmond des Jura, vom Genfer- bis zum Bodenſee und die gegenüberſtehende Rieſenwand vergletſcherter Alpen, welche faſt das Ganze umſpannen, haben wenig Aehnliches mit der Nacktheit der öden Cevennen, mit der Unſicherheit der Apenninen oder mit den finſtern Karpathen und unwirthlichen Pyrenäen. — Bis zur Linie des ewigen Schnees in friſches Grün und dunkle Waldung gehüllt, und mit Dörfern und Hütten überſtreut, bilden die Schweizer-Alpen, unter ſtrahlenden Eismeeren und flatternden Waſſerfällen, das eigentlichſte Prachtſtück des ungeheuern Gartens, in welchem Liebliches und Grauenvolles aller europäiſchen Himmelsſtriche vermählt wohnt. Drunten Italiens wolluſtiger Hauch zwiſchen Weinbergen, Cypreſſen und Feigengebüſch; droben der ſtarre Winter von Grönland, aber auch dieſer noch mit Blumen umkränzt, wo die Maſſen des ewigen Eiſes einen Raum von beinahe 50 geographiſchen Geviertmeilen bedecken, und den Ländern Europens die größten Ströme und Flüſſe zuſenden.

Die landſchaftlichen Schönheiten allein haben aber wohl die Schweiz nicht zum Liebling der Europäer und Amerikaner gemacht; vielleicht mehr noch das bequeme und ſicherheitsvolle Wandern darin und das freundliche Weſen des Volks. Man ſucht in einem Garten Lebensgenuß, keine halsbrechende Gefahren, oder Abentheuer mit Räuberbanden, Schleichhändlern und Banditen. Gang- und fahrbare Straßen durchſchlängeln die höchſten Gebirge, und in rauhen Einöden derſelben, die keinen Strauch mehr erzeugen können, bieten Gaſthäuſer den Gaumſeeligen dennoch die Leckerbiſſen der Unterwelt, die Weine Frankreichs und Italiens, an. Wo Berggipfel eine unermeßliche Ausſicht über die Länder gewähren, winken Luſtörter, wie z. B. 5550 Fuß über dem Meere auf dem Rigi, oder 3960 Fuß hoch, auf dem Weißenſtein von Solothurn, oder ſogar 8140 Fuß erhaben, auf dem Faulhorn des Berner Oberlandes; anderer nicht zu gedenken, die noch im Werke ſind, oder der vielen fröhlichen Heilſtätten auf hohen Bergen, mit Bädern, Geſundbrunnen und Molkenkuren.

Uebrigens beſitzt kaum ein europäiſches Land beſſere Sicherheitspolizei, mit geringern Koſten, als eben die Schweiz. Ueberall ländliche Wohnungen, vereinzelt, inmitten ihrer herumgelegenen Grundſtücke; Dörfer, Weiler, einzelne Höfe faſt überall nur eine

halbe oder viertel Stunde von einander entfernt; in täglichem Verkehr verwandte Nachbarschaften, wo Jedermann, klein und groß, sich kennt und nennt; — wie würde da verdächtiges Gesindel Gelegenheit finden, sich anzunisten? oder wie könnte da ein Unbekannter nur vorübergehen, dessen Signalment die männliche und weibliche Neugier nicht sogleich aufnähme? Schon, wer nicht in gleicher Ortschaft und Nachbarschaft wohnt, und wäre er auch Bürger des gleichen Landes, heißt ein Fremder.

Allerdings, auch andere Länder Europens haben ihre eigenthümlichen Reize; ihre Seen, ihre Wasserfälle, Gebirge und üppigen Thalgelände. Aber nirgends ist Alles in dem Maaße zusammengedrängt, wie hier; so überraschend durch schnellen Wechsel und doch in so kolossalem Maaßstabe. Oder wo sieht man, England ausgenommen, das tiefe, erquickende Grün der Wiesen und Matten; die seladongrünen Wellen der Ströme, wenn sie gebadet aus den Seen hervortreten; oder der Seen weiten Spiegel, mit einem Kranz von Dörfern, Städten, prächtigen Villen und einsamen Wohnungen der Ufer umschlungen und zitternd das Bild der himmelhohen Alpen, wie aus einem durchsichtigen Abgrund, zurückgeben?

Vielleicht nur tragen die Berge Thibets das Gepräge jener Größe und Majestät, mit welchen die helvetischen Alpen, bei ihrem ersten Anblick, das Gemüth bewegen. Denn selbst die Cordilleras der Anden erregen so großartige Wirkungen nicht. Obwohl der Chimborasso Südamerika's noch 5000 Fuß höher, als der Montblanc ist, erscheint er im Hochthal von Quito doch nur 9 bis 10,000 Fuß über demselben erhaben, während der Montblanc seinen Silbergipfel aus einer Höhe von 13,766 Fuß im Genfersee spiegelt und noch 11 bis 12,000 Fuß über das Thal von Chamouny hinwegschaut; oder das Finster-Aarhorn sich im Thunersee erblickt, das 11,454 Fuß tief unter ihm liegt. Selbst Alexander von Humbold, dieser Fürst unter den naturforschenden Reisenden, anerkennt dieß, und sagt: »der Chimborasso und Cotopari, von den Hochebenen Licom's und Mucalo's aus betrachtet, scheinen nicht so groß, wie der Col du Geant oder Col du Cramont, welche de Saussure gemessen.«

So versteht man, was der unsterbliche Johannes Müller von der Gewalt des Eindrucks spricht, welchen die Erscheinung der schweizerischen Gebirgsmassen bewirkt. »Je näher man«, sagt er: »den hohen Alpen kömmt, um so mehr dringt in die Ge-

empfingen. Noch dauern bis auf den heutigen Tag in Lakongo, Kongo und Benguela Miſſionen fort, doch ſehr unterbrochen, und ſchwach unterſtützt. Denn das tropiſche Klima mit ſeinen anhaltenden Regengüſſen, denen die ſchnell austrocknenden Harmattans folgen; mit ſeiner glühenden Hitze, die plötzlich von den Gewitterſtürmen der Tornado's abgekühlt wird, iſt für die Geſundheit neu ankommender Europäer bis zur Zerſtörung erſchütternd.

7.

Guinea. — Die Sierra Leona-Geſellſchaft. — Chriſtenthum von Gambia.

Wenn in jenen Gegenden, welche das niedere Guinea genannt werden, der Glaube der Chriſten nur träge fortſchreitet, mag die Schuld nicht allein an der Widerſpenſtigkeit der Afrikaner, oder an den Uebeln des Himmelsſtrichs liegen, ſondern mehr an der ſorgloſen Schlafheit der Portugieſen. Denn im obern Guinea, vom Kap Negro bis zum Sierra Leona-Gebirg wüthen Tornado's und Harmattans, Sonnengluth und Regenzeiten nicht minder. Allein hier leben in den Niederlaſſungen regſamere Bewohner, Eng-

müther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglichfesten Gründung, dringt uns das melancholische Nichts unserer körperlichen Form auf; zugleich aber erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höhern Adel der todten Größe entgegensetzen».

So mannigfaltig, wie die Gestaltungen der Thäler und Gebirge, sind auch die Sitten von deren Bewohnern, und der Betrachtung eines denkenden Geistes nicht minder würdig, als jene. Kein Wort hier von den wunderlichen bunten, oft theatralischen, oft niedlichen Trachten des Volks. Man kennt sie aus unzähligen Abbildungen. Nichts von den berühmt gewordenen Kuhreihen der Hirten, die, wie fröhlich ihre Weise seyn möge, nur in der Stille der hohen Einöden, im begleitenden Geläute der Heerdenglocken und des Felsen-Wiederhalls, ihre wunderbare Bedeutung, und jene rührende Feierlichkeit empfangen, die, wie jeder Naturton, im reinen Einklang mit der ganzen Gebirgsnatur lebt. Nichts hier von den Spielen der athletischen Sennen, ihrem Ringen und Schwingen, und Weitschleudern zentnerschwerer Steine; oder von Winzerfesten am Leman, von Sonderbarkeiten althergebrachter Feiertage anderer Gegenden, von ungewöhnlichen Uebungen und Bräuchen bei Geburt, Ehe und Tod.

Das Alles mag Neugier, Ohr und Auge der Reisenden im Vorbeigang ergötzen. Aber nicht diese Einzelheiten sind es, welche die Bewohnerschaft der helvetischen Hochlande, neben andern Nationen, auszeichnen. Denn auch die übrigen Länder haben ihre auffallenden Lebensweisen, seltsamen Gewohnheiten und Gebräuche. Sondern, daß, auf einem Flächenraum des Erdbodens von so mäßiger Ausdehnung, ein so greller Abstich der verschiedenartigsten Zustände alles gesellschaftlichen Daseyns neben einander besteht, wie sonst nur zwischen Nationen und Nationen gefunden wird, dieß erblickt man nicht leicht.

Der Fremdling glaubt sich, schon von Kanton zu Kanton, nicht bloß in andre Staaten, mit andern Religionsübungen, Gesetzen, Münzen, Maaßen und Gewichten versetzt; nein, oft schon von Thal zu Thal, zu andern Völkern gekommen, deren Sprachen, deren Mundarten, deren Trachten, Wohnungen, Beschäftigungs-

weisen, Kulturstufen, Charakter, ja, deren Nationalphysiognomieen sogar, auffallend von einander abweichen. Er gibt sich vergebliche Mühe, zum weitern Fortkommen, ein schweizerdeutsches Wort aufzufassen und dem Gedächtniß einzuprägen; in der nächsten Nachbarschaft verstehet man ihn schon nicht mehr. Gleichwie man hier in kurzer Frist alle Climate Europens, beim Besteigen des Hochgebirgs, durchwandert, vom warmen Odem des südlichen Himmels bis zum tausendjährigen Eis der Polarländer; so kann man auch in wenigen Tagreisen alle Gesittungsstufen der europäischen Welt durchschreiten, vom feinen Ton großer Hauptstädte, bis zur Lebenseinfalt des gastfreundlichen Nomaden, welcher, ohne Kunde von der übrigen Welt, arm an Begriffen und Bedürfnissen, sich inmitten der Entbehrungen und Gefahren seiner vergessenen Hochthäler glücklich preißt.

In der That ist die Bevölkerung der Schweiz nur aus Trümmern vieler Nationen zusammengesetzt, welche, in Stürmen längstvergangener Zeitalter untergegangen, ihre Ueberbleibsel zwischen diesen Felsen liegen ließen. Hier wohnten gewiß schon Menschen, ehe sich ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, aus Italien hetruscische Flüchtlinge ins Gebirg retteten. Aber spätere Flüchtlinge siedelten sich neben den frühern an; ihre Enkel, ihre Sprachen leben beisammen noch in den rhätischen Hochthälern fort; in andern Gegenden Ueberbleibsel jener nordischen Cimbern und Teutonen, die Marius schlug, und deren Verwandtschaft mit den Völkern Scandinaviens heute noch durch Aehnlichkeit des Menschenschlags, der Namen, und alterthümlichen Sagen in der Schweiz, wie in Schweden, beurkundet wird. Anderer Orten findet man wieder Spuren von Hunnen, die zum Untergang in den catalaunischen Feldern gezogen waren. Hier wurden die ansäßigen Römer, nach Erlöschung ihrer Weltherrschaft, Leibeigene der Allemannen, Burigunden und Gothen, bis auch diese hier wieder von der Eisenfaust der Franken gleiches Loos empfingen.

Alle diese Völkertrümmer, mit ungleichen Sprachen, Sitten und Einrichtungen, lebten vereinzelt in dem weitläuftigen Labyrinth von tausend Thälern fort, oft ohne Gemeinschaft, fast ohne Kunde von einander, oft durch unübersteigliche Bergketten geschieden. Hier tönte in verschiedenen Mundarten die Sprache des alten Thusciens, dort Galliens, hier des italischen Lombarden, dort der alten Deutschen fort. Diese Sprachen werden auch heute noch, wenn schon nicht mehr in erster Ursprünglichkeit, geredet. Ich

ſchah, auch auf das innere Leben dieſer kleinen Völkerſchaften zurück, und ſo wurde die Entwickelungsgeſchichte der europäiſchen Menſchheit, unabhängig von den Schickſalen der übrigen Völker, ja faſt unbeachtet von ihnen, auch auf dieſem Boden durchgeſpielt.

So bauten ſich, hier wie anderswo, nach den erſten Jahrhunderten des jugendlichen Chriſtenthums, fromme Verkünder des Evangeliums einſiedleriſch in den Wildniſſen des Gebirgs an, wo ſie, bei freiwilliger Armuth, bei Gebet und Arbeit, die erſten Saaten edlerer Geſittung auswarfen. Die Nachwelt erhob ſie in den glänzenden Rang der Heiligen. Ihre hölzernen Bethütten verwandelten dann die Nachfolger, mit irdiſcher Prachtliebe, hier, wie überall in Europa, in Paläſte, reich an Gütern und Herrenrechten. Noch zeugen davon die Abteien St. Gallen, Einſiedeln, Diſentis, Muri und die große Fülle anderer Klöſter.

Nach dem Sturm der Kreuzzüge, in welchem Zürich, Baſel und andere Städte, vermittelſt Waarenzuges über die Alpen, die erſten Blüthen ihrer ſpätern Gewerbigkeit und Macht entfalteten, bildete ſich auch in der Schweiz das mittelalterliche Ritterthum innungsmäßig aus. Noch jetzt ſind Geſchlechter vorhanden, wie die Hertenſteine oder Bonſtetten, deren Ahnen an deutſchen und welſchen Thurnieren in Jahrhunderten prangen, zu denen emper nur die wenigſten Stammbäume Deutſchlands ragen mögen. Aber mit den Fortſchritten der Bildung, mit wachſendem Reichthum der Städte, erloſch auch hier die alte Herrlichkeit des Adels. Noch beurkunden tauſend Burgen und Schlöſſer, deren Gemäuer und Thürme an Felſen und Klippen umberhangen, die verſchwundene und ruhmloſe Größe der Ritterſchaft helvetiſcher und rhätiſcher Lande.

Sobald in den tiefern und höhern Thälern die Bevölkerung ſtieg, wuchſen die einſamen Bauerhöfe und Weiler zu ausgedehnten Ortſchaften und ſtattlichen Flecken aus einander. Wo ſonſt wenige Familien gehauſet hatten, breitete ſich deren zahlreiche Nachkommenſchaft auf dem unbenutzten Gut der Altvordern aus, und drängte die Waldungen zurück. Noch jetzt tritt man in Schweizerdörfer, deren ſämmtliche Einwohner faſt alle von gleichem Stamm, nur zwei oder drei Familiennamen unter ſich haben. Um die Menge der Leute gleiches Namens zu unterſcheiden, iſt daher gewöhnlich, ſie mit Benennungen zu bezeichnen, welche von ihren Wohnorten, Begangenſchaften, körperlichen Zuſtänden, oft noch von wunderlichern Dingen entlehnt ſind.

Das Bedürfniß der Freiheit, um ein Leben voller Entbehrungen, Gefahren und Arbeiten auf unwirthlichen Felsengründen erträglich zu finden, und der gesunde Naturſinn eines abgehärteten Volks, welches des Himmels Unbill, aber nicht ſo leicht der Menſchen Willkühr ertragen kann, erleichterte oder löſete früh die Banden mittelalterlicher Knechtſchaft. Dorf- und Thalſchaften geſtalteten ſich allgemach, unter Schutz und Gunſt der Städte und Abteien, von denen ſie erobert, oder durch Kauf und Erbſchaft erworben waren, zu beſondern Gemeinweſen, mit eigenthümlichen Rechtſamen. Manche derſelben begannen zuletzt Wettkampf des Gewerbfleißes mit kleinern Städten. Wohlſtand, Reichthum, beſſere Erziehung der Jugend, begleitet von ſchweren Schickſalen des Landes, brachten endlich die Umwandlung aller Verhältniſſe, in denen wir jetzt den Landmann und Patricier in voller Gleichheit bürgerlicher Rechte erblicken. Enkel vormaliger Leibeigner ſtehn heut hochgeachtet, oft ruhmvoll an der Spitze des Staats, der Kirche, oder der Heerſchaaren und Großgewerbe.

Hinwieder iſts nicht ſelten, Namen weiland hochgeborner Freiherren und Grafen oder andrer edeln Häuſer des Schweizerlandes, von Nachkömmlingen getragen zu ſehen, die der erlauchten Abſtammung kaum bewußt, ihr väterliches Feld mit Pflug und Karſt, im Schweiß des Angeſichts's bauen. So herrſchten in alter Zeit Grafen von Rore weit umher, längs den Strömen der Aare und Reuß. Noch um die Mitte des neunten Jahrhunderts ſaß Graf Landolin, nach Frankenſitte, an ſeinem Thurm Rore bei Aarau, auf der Malſtätte, das Volk zu richten. Die Macht aber auch dieſes Hauſes ging in den Jahrhunderten geſetzloſer Fehden verloren. Mit abnehmendem Wohlſtand des Geſchlechts ſank ſelbſt endlich der Name in die Dunkelheit der tiefern Stände unter. Noch beſteht jedoch im Kanton Solothurn ein altes Fideicommiß, von welchem, ſo lange ein Rudolf von Rore vorhanden iſt, derſelbe Genuß haben ſoll. Es iſt ſchwer zu ſagen, welchen Urſprung dieß Vermächtniß gehabt habe, aus dem ſich noch heut der gebeugte Stolz zu verkünden ſcheint. Aber es fehlt nicht an zahlreichen Nutznießern unter den Landleuten, welche den edeln Namen tragen. Und nicht nur die Söhne, ſondern ſogar die Töchter werden »Rudolf von Rore« getauft, um vom vielzerſplitterten Erbe ihren Jahrstheil zu empfangen. Viele altadeliche Geſchlechter findet man ſolcher Art unter den Bauern; wie die von Arx, die Prevoſt oder de Präpoſitis in Bünden u. a. m.

Diese Andeutungen können zum Theil das Gewirr der verschiedensten Sprachen, Sitten, Trachten, Bauarten u. ſ. w., der ſchweizeriſchen Völkerſchaften erklären. Das Gepräge ihrer Abſtammung und des Alterthums hat ſich aber am reinſten in jenen abgelegenen Thälern der höchſten Gebirge bewahrt. Dort, in der Nachbarſchaft unvergänglicher Schneewüſten, wohnt der Menſch, im Schatten ſeiner Felſen und Tannenwälder, an Abgründen und ſtürzenden Strömen, einfach, roh und gutmüthig, kenntnißlos und unbeholfen, gleich denen, die da vor Jahrhunderten ſaßen. Er weiß nicht von den nützlichen Verbeſſerungen der Wirthſchaft, nicht von den Lebensbequemlichkeiten, welche den Bewohnern milderer Gegenden Vortheil, oder Vergnügen, ſchaffen. Selbſt die Geräthſchaft ſeines Hauſes und Feldes iſt noch ſo kunſtlos und ſchwerfällig, wie am erſten Tage ihrer Erfindung.

Im ſchroffen Gegenſatz ſtehen dazu die Gelände, welche ſich vom Jura hinweg, wellenförmig, Hügel an Hügel, Berge an Berge, zum Alpengebirge hinanſtufen. Sie ſind mit hoher Sorgfalt gebaut, und, zur Belebung geſelligen Verkehrs, mit einem Netz zahlreicher Landſtraßen überſponnen. Hier regt ſich Gewerbsfleiß nebenbuhleriſch gegen den brittiſchen, und Wetteifer mit Deutſchland und Frankreich in Pflege und Erhebung von Wiſſenſchaft und Kunſt. Hier führen kleine Städte berühmtere Namen, als viele der größern in andern Reichen des Welttheils. Die rauhe Sprödigkeit herkömmlicher Lebensweiſe iſt durch Anmuth ſpäterer Sitten gemildert. Doch ſchimmert gern noch der ehrwürdige Roſt alter Zeit durch den glänzenden Firniß der neuen.

Das Kleinbild der Schweiz und ihrer innern Mannigfaltigkeiten zu vollenden, darf auch ihre politiſche Geſtaltung nicht ganz überſehen werden. Ein Volk von zwei Millionen Seelen lebt in 22 unabhängigen Staaten, von ungleicher Größe, getrennt. Sie wurden bisher durch nichts, als einen lockern und zweideutigen Vertrag zuſammengehalten. Hier kennt man keine gemeinſame Bundesregierung, ſondern unter dem Namen »Vorort« führt eine der Regierungen, von Bern oder Zürich oder Luzern, zweijährigwechſelnd, in allgemeinen Angelegenheiten den diplomatiſchen Briefverkehr mit dem Auslande und den höchſten Behörden der Kantone. Erſt was die meiſten von dieſen letztern bewilligen,

darf der Vorort vollstrecken. Hier steht im Mittelpunkt Aller keine gesetzgebende Gewalt über dem eidgenössischen Staatskörper, oder über Interessen und Selbstherrlichkeitsrechten sämmtlicher einzelnen Staaten erhaben. Sondern jeder Kanton sendet den Abgeordneten, mit bestimmter Vorschrift für jeden Gegenstand, zu einer »Tagsatzung« oder Bundesversammlung ab, in welcher die Stimme des größten der Kantone mit dem kleinsten derselben, einerlei Gültigkeit trägt. Es wird da nur unterhandelt; ein neues Gesetz ist nur ein neuer Vertrag der Souveraine, deren Minderheit sich dem Willen der Mehrheit unterziehen soll. Einen festern Verband Aller zu einem kraftvollen, großen Ganzen zu knüpfen, zeigen die Wenigsten dieser kleinen Republiken Geneigtheit. Auch nur den geringsten Theil ihrer hoheitlichen Selbstständigkeit zu opfern, scheint ihnen zu viel. Daher Schwanken und Ohnmacht Aller, und immer unter ihnen genährter Unfriede.

Vor dem schicksalschweren Jahre 1798 glühen mehr oder minder die sämmtlichen Kantone reichsstädtischen Aristokratien, worin patrizische Familien sich allmählig die oberste Gewalt über unterthanige Gebiete und über städtische Mitbürger angeeignet hatten. Die staatsumwälzerische Waffenmacht Frankreichs drang aber in jenem Jahre gegen die Schweiz vor. Mit Nachdruck den Weltüberwinderin zu widerstehen, hoben die Regierungen damals selber die Unterthanenschaft des Volkes auf, damit dasselbe, gleich an Rechten mit den Bürgern der Hauptorte, begeistert für sie kämpfe. Das ungerüstete Land ward aber damals ein Raub des Feindes, welcher, ohne Rücksicht auf Geschichte, Sitte und Bedürfniß der kleinen Staaten, diese in eine einzige helvetische Republik verschmolz. Was der Natur des Volks widerstrebte, ging in Gesetzlosigkeit und bürgerlicher Verwirrung zu Grunde. **Napoleon Bonaparte** schlichtete endlich mit Weisheit den Hader der Kantone und ihrer Parteien in der **Vermittlungsakte** vom Jahre 1803. Durch Herstellung der Selbstständigkeit und glimpflich-beschränkten Souverainetat der Kantone führte er, ohne Mühe, zu deren freigesprochenen Bewohnern die Ruhe zurück. Da sah die Schweiz eilf Jahre lang die Wunder des Friedens und der staatsbürgerlichen Freiheit. Der Geist der Nation und ihr Wohlstand entwickelte sich in dem kurzen Zeitraum mächtiger, als zuvor im Laufe eines ganzen Jahrhunderts.

Dieß Glück verschwand aber mit dem Jahre 1814 wieder, als die Könige Europens siegreich in Frankreich eindrangen, und die ihrer reichsstädtischen Hoheit verlustigen Patricierfamilien in

der Schweiz nach Wiedereroberung des vormaligen Ansehns lüstern wurden. Begünstigt von einem Durchzug fremder Heerschaaren, vom Einfluß ausländischer Gesandten und von der Bestürzung des Volks, nahmen sie ihre alten Plätze ein, zerrissen die Vermittlungsakte, schlossen unter sich einen neuen Bundesvertrag, an Haltungslosigkeit dem ältesten ähnlich, und ließen dem Volk, mit dem Schein staatsbürgerlicher Freiheit, das Wesen der Unterthänigkeitsverhältnisse. Wie aber von Jahr zu Jahr, mit übelberechneten Willkühren, Verfügungen und Gesetzen, in den meisten Kantonen die Aristokratie immer nackter aus den demokratischen Verschleierungen hervortrat, erheben sich bei Anfang des Jahres 1830 eins ums andre die Völkerschaften, und forderten Wiedererstattung der ihnen schlau oder gewaltsam geraubten, stets theuer gebliebenen bürgerlichen Rechte. Die Hälfte aller Kantone, den weit aus größten Theil der schweizerischen Gesammtbevölkerung umfassend, änderte ihre Staatseinrichtungen, ohne Bürgerkrieg. Nur die Stadt Basel zerfiel mit ihrer Landschaft in blutigen Fehden; im Neuenburgischen erhob sich ein fruchtloser Aufstand gegen die bestehende Ordnung; das alte Land Schwyz ließ sich, im Zank mit seinen äußern Bezirken, späterhin wieder aussöhnen, nachdem es schon bereit stand, vereint mit Basel, allgemeinen Bürgerkrieg zu entzünden. Die Tagsatzung von 1833, freudig von der Nation unterstützt, stellte, über 20,000 Bajonette gebietend, durch Gerechtigkeit und Milde, den Landfrieden her.

Allein die im hohen Alpengebirg gelegenen Kantone, wie Appenzell, Bünden, Wallis, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug, desgleichen im Jura Neuenburg, haben, auch nach jenem Reformjahre 1830, ihre herkömmlichen Staatsordnungen unverändert beibehalten. In allen diesen Hirtenländern bestehen die demokratischen Einrichtungen der Vorwelt fort, in welchen, neben der Macht der Geistlichkeit, einzelne vornehme Geschlechter herrschen; das Volk aber, in Landesgemeinden versammelt, sein selbstherrliches Recht üben darf. Nur Neuenburg, wo der König von Preußen erbliche Fürstenrechte besitzt, behauptet sich in rein aristokratischer Gestalt.

Alle Freistaaten der Eidgenossenschaft, die ihre Verfassungen verbesserten, die bildungsreichsten, gewerbigsten, und bevölkertsten, gleichen sich jetzo mehr oder minder in ihren neuen Grundgesetzen, in der Rechtsgleichheit ihrer Bürger, in der Erwählung ihrer Gesetzgeber und Richter durchs Volk, in der Trennung der Staatsgewalten, in der Freiheit des Handels und Gewerbes, des Ge-

wissens und der Presse, in der Oeffentlichkeit der richterlichen und gesetzgeberischen Verhandlungen, in der Untersagung fremder Kriegsdienste, oder fremder Orden und Gehalte für Personen in Staatsämtern.

Die Verwandlungen des Innern dieser Republiken bringen unvermeidlich Verbesserung auch des mingelvollen Bundesvertrages der Schweiz; doch nur allmählig, wie vorauszusehen ist. Denn das Schöne und Gute hienieden steigt nur von Stufe zu Stufe dem Vollendetern entgegen; das Böse allein kömmt im Sturmschritt.

So steht gegenwärtig die Schweiz da. Die Mannigfaltigkeit ihrer Staatsgebilde, wie sie aus Bedürfnissen des Volkslebens, oder aus Nachwirkungen früherer Zeitalter hervortraten; der Einfluß so verschiedener Gesetzgebungen auf Wohlstand, Geist und Denkart der Bevölkerungen, ist des Studiums von Weltweisen, Staatsmännern und Fürstensöhnen würdig.

Diese Eidgenossenschaft der Freien, inmitten großer Monarchieen; diese Felsenburg, welche seit Jahrhunderten eine Scheidemauer von zwei eifersüchtigen Mächten Europens war; dies Vaterland so vieler großen Männer, welche Europa dankbar ehrt, dies Vaterland der Zwingli's, der Le Forts, Haller, Euler, Geßner, Johannes Müller, de Saussure, Rousseau, Pestalozzi — wer könnte sie alle nennen? — diese Zufluchtsstätte der Verfolgten, wo vertriebene Fürsten und Gelehrte, Priester und Laien, Edelleute und Republikaner, ohne Unterschied Schirm und Obdach fanden, — sie verdient das Kleinod des Welttheils zu heißen und zu bleiben. Selbst nicht Napoleons Ehrgeiz und Eroberungsgeist wagte ihre Vernichtung; seine Klugheit bewahrte sie, während er die ältesten Throne brach.

I.

Rhätien oder Graubünden.

Was die gesammte Schweiz in ihrem Umfang Schönes, oder Schreckliches, an Wundern der Natur, oder Seltsamem an Schicksalen und Sitten der Völkerschaften zeigt, das steht wieder in einem einzigen ihrer Kantone mit den schroffsten Gegensätzen zusammengedrängt. Auf einem Flächenraum von kaum anderthalb hundert Geviertmeilen erblickt man, wie nirgends, ein verworrenes Labyrinth der Thäler, von den höchsten Bergen eingezäunt. Schon Dietrich von Verona, der große Gothenkönig, hieß dies Land ein Netz (retia), aus Gebirgen gestrickt.

Ich rede vom Freistaat der drei Bünde im hohen Rhätien, oder dem eidgenössischen Kantone Graubünden. Er hat, wie wenige Länder unsers Welttheils, seine eigne Geschichte; eine Geschichte von beinah drittehalb tausend Jahren, reich an außerordentlichen Ereignißen, gewaltsamen Verwirrungen und großartigen Thaten, wie man allein nur in Republiken zu finden gewohnt ist.

Hier ist, möchte ich sagen, eine eigne Schweiz in der Schweiz; sey es in Rücksicht der in einander verschlungenen Alpenverkettungen oder der mannigfaltigen Völkerschaften, die Thal um Thal, mit einander weder Herkunft, noch Sprache, noch Glauben, noch Gesittungsstand gemein haben.

Die Berge strecken sich meistens jäh und kühn, in wildem Formenwurf, vom Thalboden in die höchsten Lüfte. Ihre äußersten Gipfel glänzen unter ewigem Schnee, mehr denn 11,000 Fuß über dem Spiegel des Meeres. In den Schluchten und Zwischenräumen der Urfelspyramiden dehnen sich droben Schneefelder und Eiswüsten aus. Man zählt da 241 Gletscher. Nur scheue Gemsen ziehen darüber; einsame Bären, Wölfe und Murmelthiere

länder, Holländer, Dänen und Franzosen, welche vertrauter mit Wissenschaften und Künsten, einsichtsvoller in Gesundheitspflege, zugleich menschlicher oder klüger in Behandlung der Landeseinwohner sind.

Inzwischen alle bisherige Pflanzstätten des obern Guinea bieten sich dem Auge nur als sehr zerstreute Punkte auf dem ungeheuern Länderraum dar, der in seiner Länge eine Strecke von fünfhundert deutschen Meilen einnimmt. Da wohnen noch ungezählte schwarze Völkerschaften, zumal gegen das Innere des Welttheils.

Wie im niedern, so ist auch im obern Guinea der Urbewohner des Landes Heide. Er verehrt zwar einen unsichtbaren Gott, oder ahnet ihn; aber betet doch in dumpfem Aberglauben zu Werken der Natur, oder selbstgeschaffenen Bildern, weil ihm Alterthum herkommlicher Uebungen, oder Priester diesen Fetischendienst ehrwürdig machten. Gewöhnlich hat der Himmel und das höchste Wesen dort einerlei Namen, und beinahe jede Nation ihre eigene Hierarchie von Göttern oder Fetischen. Die letztern ehret man wegen Zauber-, Heil- und Schutzkräfte, ohne sie, besonders wenn sie von menschlicher Hand gemacht sind, für wirkliche Gottheiten zu halten. Viele glauben, viele ahnen eine Unsterblichkeit der Seele. Die Mandingo-Neger beten für verstorbene Freunde. Die Onnina-

kennen in benachbarten Felsen ihre Höhlen; Lämmergeier und Steinadler schweben über den stummen Einöden am Himmel.

Unterhalb der Eismeere breitet sich dunkelgrün der Teppich der Alpenwiesen aus, nur im höchsten Sommer von Viehheerden besucht. Spannhohe Weidengesträuche Lappland's erheben sich in der Nähe des unvergänglichen Winters. Erst weiter abwärts beginnt kräftigeres Pflanzenleben, und Bäume erheben sich. Aber es sind nicht die Bäume der mildern Gegenden, sondern Lerchtannen und Cedern Sibiriens, Arven, mit Zapfen voll eßbarer Zirbelnüsse.

Die Thalgegenden hinwieder gleichen an Anmuth oft den lieblichsten der Schweiz; oft denen Tyrols an rauher Majestät. Zwar zeigen die Halden des Gebirgs breite und tiefe Narben, welche die Wuth der Bergströme seit Jahrtausenden hinterließ, aber nicht so oft, wie im Tyrol, weite Strecken kahler Felsen, alles Wiesenschmucks und aller Wälder beraubt, in schauerlicher Nacktheit. Manche jener Bergströme sind schon seit undenklicher Zeit versiegt, oder haben sich zwischen Klippen andre Bahnen gewählt. Doch verrathen noch ihren ehemaligen Ausfluß in's Thal viele gegen den Fuß des Gebirgs sanft anschwellende Hügel; kegelförmige Anhäufungen herabgeschwemmten Felsenschuttes, nun seit Jahrhunderten schon mit fruchtbarem Erdreich, Wiesen und Gebüschen bekleidet.

Auch in der Mitte der Thäler werden zuweilen deren Ebnen plözlich von schroffen Hügeln unterbrochen. Ein Wäldchen, eine Burgruine, darauf ein Kreuz für die Andacht hingepflanzt, schmückt malerisch die plözliche Anhöhe. Es sind Reste uralter Bergstürze, als sich, von den Kämmen und Firsten der Alpen, Felsenmassen lösten, in Tagen, von denen kein Sterblicher mehr weiß.

Der Wechsel der Landschaftsgebilde in den rhätischen Thälern stellt sich so reich dar, wie irgendwo in der Schweiz; aber oft weit überraschender, und großartiger. Ein Tag genügt, um von den Rebengeländen, Kornfeldern, Obsthainen und Kastanienwäldern des wärmern Himmelsstrichs in die Eisgefilde Spitzbergens überzugehn; ein bloßes Wenden des Antlizes genügt, sich von einer Gegend voller wollüstigen Behaglichkeit in die des Entsezens zu verlieren. Das Schöne und Grausenhafte ist fantastisch zusammengereiht. Stundenlange Wildnisse, auf Klippen-Wegen, zwischen Felsblöcken, Tannenwäldern, donnernden Giesbächen, und schwindelerregenden Höhen und Abgründen, versezten in ein lachendes Thal voller Heerden, Hütten und Dorfschaften. Die

Fluren weiter, üppiger Gegenden, unter dem mildesten Himmel, sind von gewaltigen Strömen zerrissen. Am Rande der Wolken schimmern Kirchen und einsame Höfe im Himmelsglanz zwischen Saatfeldern und Wiesen. Im Thalgrund aber, bald links, bald rechts, bald am Fuß, bald an den Rippen der Berge, erheben Burgen romantisch ihre alten Gemäuer und zerfallenen Wartthürme. Man zählt solcher Denkmale längstvergangener Adelsherrlichkeit bei hundert und achtzig verschiedene. Nur noch einige derselben haben sich bewohnbar erhalten.

Den Zauber des erstaunlichen Wechsels zu vergrößern, werden selbst Zeit und Witterung dienstbar. Die Physiognomie der Landschaft kann sich an einem Tage binnen wenigen Stunden verwandeln. Wir bewundern noch bei reinem Himmel das colossale Prachtbild der Gebirgs-Landschaft mit ihren zahllosen Ortschaften, Höfen, Kirchen und Ruinen. Alles schwebt da wie auf Luft mit Duftfarben gemalt. Das Auge verliert sich in der schönen Hügelwelt bis zu den veilchenblauen Fernen, zum Silberlicht der Schneeberge. Plötzlich aber verengert sich das unermeßliche Gemälde. Es beginnt trübes Wetter, die brennenden Farben verlöschen. Rechts und links rücken die Berge zusammen; von einer Felswand zur andern über das Thal spannt sich, wie graues Zelttuch, tiefes Wolkengehänge. Im Schatten desselben ruht eine kleine Welt. Das Thal ist zu einem niedrigen, langen Wundersaal geworden, Firsten, und Grathe, und Eisberge sind verschwunden. Alles ist enger, traulicher; und das Entfernteste, auf täuschende Weise, in die Nähe gezogen.

Sollt' ich den Charakter der bündnischen Gebirgslandschaften mit wenigen Worten zeichnen: so mögt ich sagen, die Natur athme hier nur in prächtiger Wildheit, in feierlicher Anmuth, ihren wunderbarsten Launen hingegeben. Selbst im Lächeln wohnt noch eine Majestät, bei der die Seele dessen zittert, der es zum erstenmal erblickt.

Ich nannte Rhätien vorhin eine Schweiz in der Schweiz. Die Schweiz ist ein Verein von 22 Freistaaten; Rhätien aber ein Bund von 26 Republiken. Völkerschaften wohnen neben Völkerschaften, die selten von einander erfahren, wenig mit einander verkehren, getrennt durch Hochgebirge mit unübersteiglichen Felskämmen. Einige sprechen italienisch, andre deutsch; andre Uraltladinisches, andre Aramauisches, oder Romanisches, welches sich aus Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung erhalten haben mag, da der rhätische Volksstamm der Etrusken vor den Grausamkeiten der Galen aus Italien in diese Wildnisse floh. Inmitten der Gegenden, wo

die romanische Zunge herrscht, in deren rauhen Klängen und Wörtern auffallende Verwandtschaft mit der Sprache des pyrenäischen Basken hervorlicht, tritt man in ein Hochthal allemannischer Ansiedler. Aber deren alterthümliches Deutsch mahnt an die Zeitalter der Minnesänger. Jede jener Sprachen spaltet sich, nach den Thälern, wieder in besondere, oft stark abweichende Mundarten. Doch beginnt sehr allmählig die deutsche Zunge allgemeiner zu werden; in vielen Ortschaften ist sie gebräuchlich, wo noch Namen vieler Dinge romanisch geblieben sind.

Von allen Ländern der Schweiz ist, nach dem Wenigen schon, was hier ein flüchtiger Wink angedeutet hat, vielleicht keins der Aufmerksamkeit und Wißbegier, oder auch nur Neugier des Reisenden, würdiger, als das Bündnerland. Für den Staatsmann breitet es eine bunte Musterkarte republikanischer Verfassungen und Gesetzgebungen aus; für den Sprachforscher und Liebhaber des Alterthums einen Schatz von unversehrten Ueberbleibseln verschwundner Nationen und ausgestorbner Redeweisen. Der Geognost und Bergmann wandelt da im Gebilde des Urgebirgs neuen Entdeckungen entgegen; die Berge verschließen Gänge edler und unedler Erze, davon die Wenigsten angebaut sind; kein Kanton, ausser dem von Bern, umfaßt so viele und verschiedene Heilquellen und Gesundheitsbrunnen. Dem Botaniker blüht in den wenig durchforschten Hochalpen eine seltne Flora; der Forstmann tritt in Wälder, die er nur dem Namen nach kennt und sieht sich von Gesträuchen umgeben, welche allenfalls noch am Polarkreis grünen. —

Aber keine Schweizer-Gegend war bisher weniger gekannt und besucht, als die rhätische Gebirgswelt mit ihren Wundern und Seltenheiten. Und doch verketten hier tausendjährige Verbindungsstraßen Italien mit dem Norden. Schon jene zwei räthselhaften Säulen auf dem höchsten Punkte der Straße, welche über den Julier-Berg führt, 7,260 Fuß über dem Meere, deuten auf einen Verkehr der Menschen in Tagen, die aller Geschichtskunde entzogen bleiben. Es wohnt in diesen Hochthälern ein gutmüthiges, gastfreundliches Volk, an Freiheitsliebe, Biedersinn und Tapferkeit keinem andern der Eidgenossenschaft weichend. Der Grosstheil der Reisenden, welche durch Graubünden gehn, eilt aber nur auf gewohnten Poststraßen den Geschäften nach, über die Alpen her

und hin, und die Uebrigen, welche des Vergnügens oder der Wiſſenſchaft willen die Schweiz beſuchen, wollen nur das von Frühern Geprieſene ſehn; in kurzer Friſt möglichſt Vieles; und dabei nicht jene Genüſſe und Bequemlichkeiten vermiſſen, an die ſie gewöhnt ſind, welche die Induſtrie der Gaſthöfe überall in der Schweiz, ſelbſt in abgelegnen Erdwinkeln, gewährt.

Bünden iſt aber gegenwärtig von mehreren prächtigen Landſtraßen in verſchiedenen Richtungen durchſchnitten; einige derſelben gelten als Meiſterwerke der Kunſt. Aus den Ebenen von Maienfeld und Chur, von Deutſchland und der Schweiz her, geht eine Hauptſtraße durch das romantiſche Dombeſchg, über die ſchauerlichſchöne Via mala, und die folgenden Hochthäler, bis zur Nachbarſchaft der Gletſcher, denen der Hinterrhein entquillt; dort ſpaltet ſie ſich in eine Fahrſtraße über den berühmten Splügnerberg nach Chiavenna, und in eine noch bequemere über den Bernhardin zum Lago maggiore. Auf der Höhe des letztern 6580 Fuß erhaben, quillt ein Sauerbrunnen. Die Behaglichkeiten der Gaſthöfe mangeln nirgends mehr längs dem Wege. Selbſt über den Julier in's hohe Engadin ſchlängelt ſich eine mildanſteigende, geräumige Fahrſtraße.

Jedes dieſer Werke, deren Sicherheit und Kühnheit neben Waſſerfällen, Abgründen und Lauinen die Seele des Wanderers mit Erſtaunen füllt, bricht der Aufklärung, dem Kunſtfleiß und Wohlſtand eben ſo viele neue Bahnen zu Völkerſchaften, welche, ſeit Jahrhunderten, abgeſchieden von der Welt, die Fortſchritte der Zeitalter nicht kannten und ſelbſt von der Freiheit nicht jene goldnen Früchte erndteten, die ſie andern Nationen ſpendete.

Der Mehrtheil des Volks lebt indeſſen freilich noch zwiſchen den Schätzen ſeines Vaterlandes, die er nicht ſieht, in Dürftigkeit; aber in der Gewohnheit derſelben zufrieden. Unwiſſend und abergläubig tritt der Sohn der Hochalpen in die Fußtapfen ſeiner Väter, vor jeder Neuerung ſcheu. Nicht einmal die gemeinſten Handwerke werden für ihn hinreichend getrieben. Man kauft von umherſtreichenden Schweizern, Italienern und Deutſchen, was etwa für Haus und Familie unentbehrlich ſeyn mag. Hier fehlt noch meiſtens jene Sauberkeit der Wohnungen und Kleider, die im größten Theil der Schweiz ſo gefällig anſpricht. Dieſe Selbſtvernachläßigung des Aeußern, dieſe Unreinlichkeit der Gebäude und Wohnzimmer, dieſer Mangel der Ordnung und des Geſchmacks iſt aber nicht immer die Wirkung der Noth und Armuth, ſondern jener trägen Gleichgültigkeit gegen das Anſtändige und Schöne,

welche denen eigen zu seyn pflegt, die, in roher Genügsamkeit mit sich und ihrem Thun, um das Wohlgefallen Andrer wenig bekümmert sind.

Doch wachsender Verkehr mit Fremden, Beispiel einzelner Familien von besserer Bildung, haben auch hierin schon bedeutende Umwandlungen gewirkt. Die Einverleibung des vormals selbstständigen Bündens, als Kanton, in die Eidsgenossenschaft, weckte andern Geist auf in vielen Thälern. Das Gemeinleben mit den Schweizern konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Eine Menge Verbesserungen drangen in den kleinen Staat ein. Die Hauptstadt des Ländchens führte ihre Verschönerung aus; wissenschaftliche Anstalten und Verbindungen erhoben sich; elende Bergwege wurden zu breiten Chausseen; Gemeinsinn rief zur Schöpfung bessern Jugendunterrichts an, der in manchen Gegenden fast ganz gefehlt, in den meisten den traurigsten Zustand hatte; öffentliche Blätter erweiterten den Ideenkreis des Volks. Aber alle diese Vortheile wuchsen doch vorzüglich nur der deutschen Bevölkerung des Landes zu. Die romanischen und ladinischen Gegenden, so wie selbst die Deutschen in abgelegnen Thälern des Gebirgs, verharren noch steif in herkömmlichen Verhältnissen, Sitten und Entbehrungen. Sie werden es lange noch.

Jener Mangel der Schulbildung und Geistesentwickelung im Volk, neben dem natürlichen Mutterwitz desselben, ist um so auffallender, da vielleicht im ganzen Lande kein Thal, ja kaum eine größere Ortschaft vorhanden ist, in welcher nicht irgend eine Familie von edlerer Erziehung wohnt. In den Häusern derselben findet man städtische Sitte, Welttон, Bücher, Alles was das Leben veranmuthigen kann. Bei der unbedingten Rechtsgleichheit aller Einwohner genießen die Mitglieder solcher Familien durchaus kein bürgerliches Vorrecht. Ja, sie können manchem Nachbar sogar an Größe des Vermögens nachstehn. Und doch wirkte ihr Beispiel selten zur Nachahmung des Bessern, und, was auch nicht verschwiegen werden darf, sie selbst wollten dazu wohl nicht immer wirken.

Gewöhnlich sind es Geschlechter, deren Söhne in frühern Zeiten durch auswärtigen Kriegsdienst in Frankreich, Piemont, Spanien u. s. w. mehr Wohlstand und Kenntniß erwarben, als ihre übrigen Landsleute. Kamen sie zurück, wählte man sie, dieser Ueberlegenheit willen, in Staatsämter, wo sie der Gelegenheiten genug fanden, besonders in den ehemaligen Unterthanenlanden Veltlin, Cläven und Worms, ihre Reichthümer zu mehren.

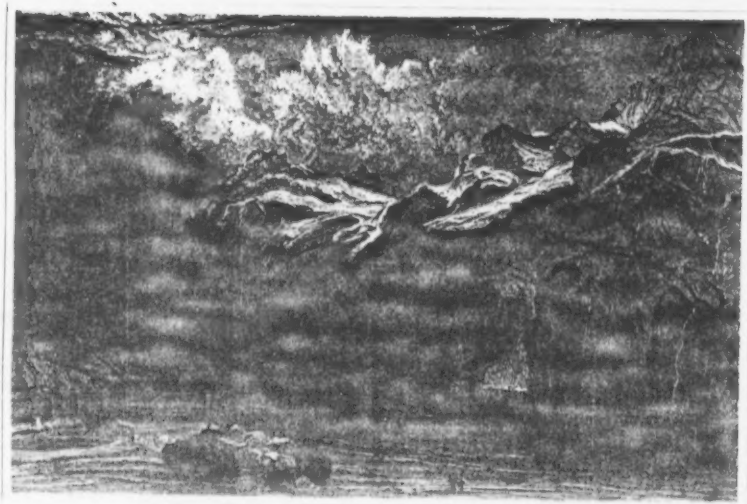

Ihre Kinder ließen ſie von Hauslehrern in- oder ausländiſcher Anſtalten erziehen, auch Univerſitäten beſuchen und Reiſen machen. Dadurch ſicherten ſie der eignen Nachkommenſchaft den politiſchen Einfluß im Lande, gleichſam erblich, zu. Sie hüteten ſich daher, eine Stiftung höherer Lehranſtalten im Lande ſelbſt zu begünſtigen, wo jeder ohne große Koſten wiſſenſchaftliche Bildung hätte gewinnen können.

Allein, ſeit Vereinigung mit der Schweiz, hat ſich auch dies anders geſtaltet. Die Unterthanenlande der Republik ſind verloren gegangen, und der Söldnerverdienſt in den Heeren der Fremden hat aufgehört. In der Stadt Chur blüht nun eine höhere Kantonalſchule für alle Jünglinge des Landes.

Wirklich hat Bünden aber nie Mangel an gewandten Geſchäftsmännern, an Gelehrten und Schriftſtellern gehabt; kein altdemokratiſcher Kanton der Schweiz beſaß deren ſo viele. Die Sprecher, Guler, Juvalta, Campell der ältern Zeiten; die beiden Salis-Marſchlins, die Tſcharner der neuern, genießen in der Schweiz einer dauernden Achtung. Nur der Dichter Hans Gaudenz Salis-Seewis hat vor allen andern einen europäiſchen Namen erworben. Er ſtarb, als Greis von 71 Jahren, am 29 Jänner 1834 zu Malans im Zehngerichtenbunde.

So bietet dies Land, welches an Contraſten ſo reich iſt, auch noch den ſchneidendſten Gegenſatz in der geiſtigen Lebensentfaltung ſeiner Bewohner zur Schau: die Blüten der edelſten Geſittung neben der Rohheit, Unkunde und Gedankenarmuth des Halbwilden.

1.

Der Urſprung des Innſtroms im Lugni-See am Maloja-Berg.

Steht der Wandrer in der ehmaligen Unterthanenprovinz der Bündner, Chiavenna, die itzt unter Oeſterreichs Scepter dem lombardiſchen Königreich einverleibt iſt: ſo ſagen ihm Himmel und Erde, Pflanzen, Sprache, Bauart und Sitte des Volks, er wandle in Italien. Feigen drängen ſich aus den Gemäuern hervor. Ueppige Weinreben umranken die Geländer und Ulmen, oder flechten maleriſche Laubgewinde zwiſchen Maulbeer- und Mandelbäumen; während Citronen und Pomeranzen die Lüfte

durchwürzen und wildes Lorbeergebüsch zwischen Felsen hervorquillt. Ein Dorfthurm hebt neugierig hinter dem Kastanienwald sein Haupt hervor. Eine weiße Kapelle schimmert halbversteckt aus den Gesträuchen des Hügels. Und fragt man nach der Ferne des nächsten Ortes, tönt es melodisch: «Un oretta!» aus schönem Munde.

Aber nur eine Tagreise bergauf, längs den Ufern der Maira, zur Höhe des Bergpasses, welcher über die Maloya in's Thal vom Engadin führt, und man steht schon am Rande der bewohnten Welt. Das Leben der Natur ist erloschen. Todte Eismassen decken ihr Grab. Rechts steigt eine silberbleiche Pyramide über das Gewölk empor. Es ist der 11,210 Schuh hohe Muretto. Links dehnt der Septimer die Zacken seines Felsenkammes zwischen großen Schneelagern aus einander. Dort nun, oberhalb der Maloya noch, zwischen den Trümmern verwitterter Serpentinfelsen und zerstörter Gletscher, erscheint ein dunkles, kleines, stilles Gewässer, Lago di Lugni genannt. Es ist ein Bergsee; klar und kalt; Urne eines Flußgottes. Der Innstrom, oder Oen entspringt daraus. Ohnweit von hier sind auch die Quellen des Hinterrheins, in schauerlicher Gegend, die mit dem Namen des Paradieses geschmückt wird, vermuthlich des verlornen. Auch die Maira rinnt in der Nachbarschaft aus den Eisgewölben vor.

Von hier macht der Inn seinen Lauf 70 Meilen weit, bis er, bei Passau, seinen Wasserschatz in die Donau stürzt. Dort rauscht er aus dem Gebirg, als großer Strom daher, genährt von hundert Gletschern, deren Sohn er ist. Neben ihm erscheint die Donau als geringer Seitenfluß. Sie hat, bis zur Vereinigung mit ihm eine mindere Länge. Und doch raubt sie ihm dort den Namen, den er, bis zum Gestade des schwarzen Meers zu tragen, mehr verdiente, als sie den ihrigen. Wohl mancher Vergessene hat die große That vollbracht, mit deren Lorbeern bekränzt ein Dritter zur Nachwelt geht.

Um den Lugni-See waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lauinen-Donners, oder von einem schneidenden Windzug gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthaut, je ernster wird das Gemüth dessen, der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuern Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu ha-

ben. Man ſteht auf den Ruinen einer Welt. Der ſtumme Tod hat da ſeinen ewigen Thron. Unter ihm breitet ſich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber ſtellenweis zerriſſen hat, liegt das Gerippe und ſchwarze Felſengebein des Erdballs enthlößt. Die ſtarren Gipfel, Firſten und Zinken des Gebirgs, welche in ſeltſamen Gebilden umherſtehn, gleichen rieſigen Grabmalen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke ſchleicht am Himmel und zieht über die Eiswüſten einen bläulichen Schatten nach.

Kein andres Schauſpiel erzeugt in ſolchem Maaße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit; etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dieß ſpiegelt uns noch Leben, aber das Entſetzliche des Lebens, ab. Doch in den Einöden des ewigen Eiſes über den Wolken, wo kein Halm vom Felſen nickt, wo nichts laut iſt, als der eigne Pulsſchlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigner Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entſetzlicher Majeſtät entgegen.

Streift man aber die erſten Wirkungen der furchtſamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletſcher mit dem Forſcherblick eines de Sauſſure von Genf, eines Hugi von Solothurn, ſo offenbart ſich die ſchöpferiſche Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabnen Wildniß. Dem Scheintode der Natur enthlüht ein andres Leben. Dem Eiſe entſproſſen unbekannte Pflanzen. Die Gletſcher athmen. Die Firnen bewegen ſich. Man ſteht in einer Welt neuer Wunder.

Jene leuchtenden Eishüllen der höchſten Alpengipfel heißen Firnen. Ihre Maſſen haben eine Dicke oft von mehreren hundert Schuh Tiefe. Ihr Schnee, von dem ſie bedeckt liegen, iſt graupenartig, körnigt; die Körner ſind erbſengroß, unzuſammenhängend. Das abſchmelzende Waſſer derſelben ſickert durch die untern Körnerlagen und vermehrt das Firneneis drunten. Die Linie dieſer Firnen beginnt erſt in einer abſoluten Höhe von 7 bis 8000 Fuß.

Verſchieden von den Firnen ſind die Gletſcher, die zwiſchen Bergſchluchten (bis zu 3200 Schuh Meereshöhe) in die Thäler niedergehn können. Der auf ihnen ruhende Schnee iſt leichter und lockrer, ohne Aehnlichkeit mit dem der Firnen; eben ſo ihr Eis. Es iſt dieß, zumal am Rande der Gletſcher, ein Gefüge feſt in einandergreifender Kryſtalle. Sind dieſe durch den Herabſturz der Eisblöcke aus den Höhen, oder vom Sonnenſtrahl etwas gelöſt, fallen ſie, unter dem Schlage des Hammers, wie zerbröckelndes Mauerwerk, von einander. Riſſe und Spalten des Gletſchereiſes

Neger ſingen mitten im Streit Lieder zu Gott. Die Tambu-Neger beten des Morgens: „Gott, hilf uns; wir wiſſen nicht, ob wir morgen noch leben; wir ſind in Deiner Hand!“ — Der Miſſionar Oldendorp hörte auf den karaibiſchen Inſeln eine Watje-Negerin beten: „O Gott, ich kenne Dich nicht, aber Du kennſt mich. Deine Hilfe iſt mir nothwendig.“

Faſt alle Negervölker Afrika's haben Prieſter und Prieſterinnen, welche die Gebete und Opfer des Volks den Gottern bringen, und im Namen derſelben antworten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Prieſterſchaft bei der Unwiſſenheit der Laien ſehr wohl gedeiht. Sie ſagt Unterthanen, wie Fürſten, welche Art Opfer, ob Kuhe, ob Schafe, Seidenwaaren, junge Mädchen, oder Branntewein, dem Wolf, oder der heiligen Schlange, oder dem ſchwarzen Bock u. ſ. w. die lieblichſten Gaben ſein werden. Neben den Prieſtern ſind es die Könige, welche das Volk mißbrauchen. Die Negerkönige ſind größtentheils unbedingte Gewaltsherren; grauſam, um mächtig zu ſcheinen; ihre Harems nicht ſelten mit tauſend Weibern gefüllt, die zugleich für ſie manchmal bewaffnete Leibwachten bilden; ihre Feſte oft mit Niedermetzelung von Kriegsgefangenen oder eigenen Unterthanen gefeiert. Als einſt der König von Akim ſtarb, zerbrach man dreihundert und ſechsunddreißig

schimmern himmelblau und blaßgrün. Je mächtiger die Eismassen, je tiefer die Bläue derselben.

Der Sonnenstrahl des Sommers schmelzt die Oberfläche der Firnen und Gletscher nur leicht ab. Desto stärker wirkt die natürliche Wärme des Erdballs gegen die untere Seite der gewaltigen Eiskrusten. Da bilden sich weite, höhere und niedrige Eisgewölbe, bis sie von der Schwere ihrer eignen Lasten zusammenbrechen. Das verkündet ein Donnergeräusch, welches dumpf durch das Gebirg dröhnt. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewicht gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. Dann zeigen sich an den Oberflächen jene langen, tiefen Querspalten und Eisschlünde, in welchen, wann sie trügerischer Schnee verschleierte, schon mancher Gemsjäger sein unerwartetes Grab gefunden hat. So wandeln, im leisen und steten Wechsel, die Firnen von den unersteigbaren Höhen herunter; werden Gletscher der untern Regionen, und zerfließen und verdünsten im wärmern Luftkreis zwischen Blumen und Kräutern. Wieviel alljährlich die Firnen der Höhe an Mächtigkeit zunehmen, soviel verliert in der Tiefe das abschmelzende Gletschergehänge.

Bekanntlich speien Flüße und Seen die Leichname der Unglücklichen wieder aus, die in deren Wellen den Tod fanden. Eben so das Gletschereis. Es wirft jedesmal nach einigen Jahren die Gebeine der Menschen und Thiere, welche in seinen Rissen und Spalten verschwunden waren, wieder auf seiner Oberfläche an das Tageslicht. Doch nur das Knochenwerk und Gerippe; das Fleisch daran hat der Gletscher gänzlich verzehrt.

Noch eine andre Seltenheit. Todtes Laub, oder Insekten, welche ein Wirbelwind mit sich aus der bewohnten Welt emporgerissen und über den Schnee der Firnen und Gletscher verstreut hat, sinken allmählig darin unter. Aber wenn von den schroffen Wänden und Spitzen des verwitternden Gebirgs ungeheure Steinblöcke und Felsplatten auf eben diesen Schnee herabfallen, sinken sie nicht hinunter in ihn. Sie wehren nur den Sonnenstrahl ab, daß er, so weit sie reichen, den Schnee nicht schmelzen mag, während derselbe ringsum vergeht. So steigen dann wachsende Eissäulen, von breitem Gestein bedeckt, da und hier seltsam empor. Krystallene Thürme, 40 bis 80 Schuh hoch, von einem Felsen gekrönt, unterbrechen die Einförmigkeit der bleichen Ebnen, und stürzen wieder prasselnd zusammen, das Schauspiel der allgemeinen Zerstörung zu vergrößern.

Mancherlei andre außerordentliche Erscheinungen begegnen dem Wanderer in diesen erhabnen Wüsten, wo seine verwegne Kraft oft

ſchnell in der dünnen, reinen Luft verliſcht und er ſchon nach wenigen Schritten der Erholung bedarf; wo der vom Schneeſpiegel zurückgeworfne Sonnenſtrahl ſein Auge mit Blindheit ſchlagen, und die entblößte Haut ſeines Körpers in kurzer Zeit verbrennen kann; wo jeder Schall ſchnell erſtirbt und ein Piſtolenſchuß kaum ſtärker, als das Knallen einer Peitſche vernommen wird.

Am räthſelhafteſten iſt das ſogenannte Güren in dieſer wunderbaren Eiswelt. Zuweilen ſenken ſich vom Himmel jählings die Wolken herab. Dann erhebt ſich eben ſo plötzlich ein verworrenes Getöſe. Ringsum wildes Gebrüll eines Sturms. Aber dieſer hat keine beſtimmte Richtung. Die Winde aller zwei und dreißig Weltgegenden ſcheinen wirbelnd und tobend in einem einzigen zuſammenzukochen. Der Tag verfinſtert ſich. Man athmet dichten Schneeſtaub, der von Höhen und Tiefen herunter und hinaufgefegt wird. Das Rafen der Luft dauert einige Stunden. Dann Friede. Während aber die ganze Atmoſphäre über dem Gletſcher in dieſem Aufruhr ſteht, waltet auf allen Seiten in der Nachbarſchaft ſtilles Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreiſe das Mindeſte von dem furchtbaren, örtlichen Orkan.

In den Thälern und Ebnen der tiefern Schweiz kennt man dies Guren der Gletſcher-Regionen nicht, wohl aber eine Luftbegebenheit andrer Art, das ſogenannte Wetterſchießen. Es iſt dies ein dumpfes, ſtoßweiſes Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenſchüſſen. Oft glaubt man wirklich nur dieſe zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehrere hinter einander; dann wiederholen ſie ſich ſeltner und ſeltner. Nie im Winter, ſondern immer nur im hohen Sommer und Herbſt vernimmt man dieß Wetterſchießen, und gewöhnlich Nachmittags oft bis nach Mitternacht, nie bei einem Gewitter, ſondern immer nur bei heiterm Himmel. Jedesmal trübt ſich nachdem die Luft und es erfolgt Regen.

Die Flora des ewigen Schnees iſt freilich arm; doch bewegt ſich auch hier noch das ſtille Leben der Cryptogamen. Flechten verbreiten ihre Farben über das Getrümmer des Urgebirgs. Da erſcheint noch die Lycanora (miniata) und Sphäria (confluens); oder auch in den Felſenriſſen eine Oxytropis, 10,000 Schuh über dem Meeresſpiegel, welche man bisher nur in Norwegen kannte.

Nicht ſelten ſieht man weite Strecken des Firnenſchnees roſenfarben glänzen; in andern Gegenden wieder im lichten Goldgelb. Lange glaubte man, er ſey vom abgeflognen Staube gewiſſer Steinflechten geröthet oder vergoldet. Erſt Hugi von Solothurn, der

kühne Erforscher der Eiswelt, entdeckte, daß das Rosenlicht vom blühenden Leben der Palmella nivalis ausgehe. Es ist dies ein gallertartiges Pflänzchen, welches etwa anderthalb Linien tief sich zwischen dem gekörnten Schnee der Firnen einsenkt, und oberhalb an der Luft sich gabelförmig in zwei zarte Fäden spaltet, die nur einem bewaffneten Auge sichtbar sind. Zuerst ist der Schnee davon nur mit mattem Karmin durchschimmert. Sind aber die Palmellen im höchsten Blüthestand, so glühn von ihnen die Firnen hochroth. Doch nur wenige Tage dauert die Farbenpracht. Dann vergeht Alles in einer trüben, schwärzlichen Auflösung.

Eine andre Art von solchen Mollusken des Eismeers scheinen diejenigen sonderbaren Gewächse zu seyn, welche ebenfalls weite Räume des ewigen Eises vergolden. Es sind blasenartige Pflanzengebilde der Gletscher. Zuweilen liegen sie einen halben Zoll dick, den Tremellen ähnlich, aus dem Eise hervorgetrieben. Vergebens bemühte sich Hugi, sie näher zu untersuchen. Bei der leisesten Berührung zerfließen sie zu Wasser. Dann trübt sich ihr Hochgelb und nach wenigen Stunden findet man nur einen feinen, schwarzen Staub übrig.

2.

Madulein und die Ruine von Gardovall.

Nur kaum sechs Wegstunden abwärts vom Lugni-See, liegt, am Fuß des Berges Albula im obern Engadin, das Dörflein Madulein, von etwa hundert Seelen bewohnt. Der junge Innstrom schmiegt sich ihm mit seinen Wellen dicht an. Eine hölzerne Brücke führt darüber in die geräumige, baumlose Thalebne. Links, neben den Hütten, blickt von dem Felshügel zwischen Gebüschen der viereckte Thurm und das verfallene Gemäuer der alten Burg Gardovall düster über das Thal weg. Ein Bischof, Volkhard von Chur, hatte das Schloß schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gebaut. Lange Zeit saßen darin die Burgvögte des Gotteshauses, das obere Engadin zu verwalten und zu richten.

Es lebt noch eine Sage im Volk von der Zerstörung dieser Felsenburg. Der früheste Geschichtschreiber seines Landes, Ulrich

Мадуэйнъ и развалины Пердовилли.

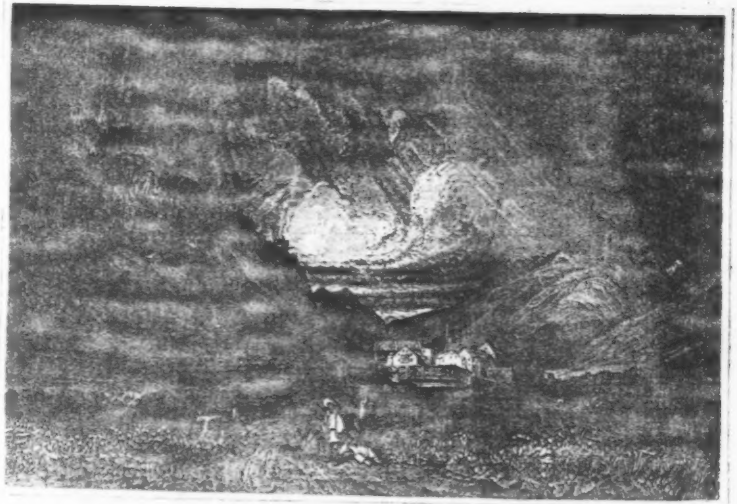

Campell, hat ſie ſchon vor drittehalbhundert Jahren aufgezeichnet. Sie iſts werth, wieder erzählt zu werden; denn ſie iſt nicht minder ſchön, als die Geſchichte des Römers Virginius, der die Ehre ſeiner Tochter vor der Gewalt eines wollüſtigen Decemvirs zu retten, den Dolch in Virginiens Herz ſtieß.

Gegenüber von Gardovall wohnte das ſchönſte Mädchen des Thals, in Camogasco. Dies Dorf liegt 400 Schritt von Madulein, am jenſeitigen Gebirg, im Schatten ſeiner Arvenwälder. Das Mädchen war dem ganzen Dorfe lieb; denn es war mehr, als nur ſchön; auch gut und fromm und wußte nichts von ſeiner Schönheit. Es blühte ſtilloerborgen in der Hütte ſeines Vaters Adamo, eines hochgeachteten Landmanns, der auf dem Erbgut ſeiner Altvordern unabhängig ſaß, und immer da der Erſte war, wo Hülfe in der Noth, Rath in Verlegenheit, Herzhaftigkeit in Gefahren verlangt wurde. Daß die Augen aller jungen Engadiner mit ſtummer Zärtlichkeit an ſeiner Tochter hingen, fand er ſehr natürlich; denn er liebte dieſe Tochter nicht weniger, als Alle. Kaum in das Alter der Jungfräulichkeit eingegangen, wußte ſie in ihrem kindlich-reinen Gemüthe von keiner andern Liebe, als der Liebe des Vaters.

Da trat ein böſer Geiſt ins Paradies der Hütte. Es war der Edelherr vom Schloſſe, der Burgvogt des Gotteshauſes, ein gewaltthätiger Mann, den Weibern gefährlich. Wenn er befahl, galt kein Widerſpruch. Wen er haßte, konnt' er verderben, durch Zins und Steuer, oder Richterſpruch, oder willkührliches Einkerkern. Schon mancher Mann hatte ihm die junge Gattin, als Magd, aufs Schloß zuführen müſſen.

Die Lieblichkeit der Camogaskerin erfüllte ihn mit dem Wahnſinn einer Leidenſchaft, wie er ſie nie vorher gekannt. Aber wenn er ihr nahte, wagte er nicht mehr, was er ſonſt wohl gewagt. Wenn ſie in der Engelshoheit ihrer Unſchuld vor ihm ſtand, war es, als durchdränge ſein ganzes Weſen das Weſen ihrer Heiligkeit. Aber lange ertrug er's nicht ſo. Was er ſelber nicht den Muth hatte auszuſprechen, ließ er durch Andre verrichten. Er ſandte ſeine Knechte gen Camogasco, die Tochter Adamo's zu ihm auf Gardovall zu bringen; dort woll' er ihr, wie einer Fürſtin dienen.

Adamo vernahm die Botſchaft mit Entſetzen. Aber er verbarg ſein Inneres. Er bat um Friſt bis zum folgenden Morgen; er müſſe das Kind vorbereiten auf ſein Glück; er wolle die Tochter ſelber dem Kaſtellan zuführen. Die Diener des Thalgebieters

brachten ihrem Herrn die Verheißung des Vaters. Dieser aber war die ganze Nacht mit Werken andrer Art beschäftigt.

In heller Morgenfrühe schritt Adamo, festlich gekleidet, durchs Thal gen Madulein; neben ihm, geschmückt, wie eine Braut, die schöne Tochter, das zitternde Schlachtopfer; ein Gefolge von Freunden, allesammt in Feierkleidern, trat ihnen paarweis nach. So erstieg der Zug den Schloßberg.

Der Burgvogt hatte die Kommenden schon von fern gesehen. Er eilte ihnen ungeduldig aus den Pforten des Schlosses entgegen. Kaum erwiederte sein gewaltherrlicher Stolz den ehrerbietigen Gruß der Männer. Er trat zu der bebenden Jungfrau, die leichenblaß am Arm des Vaters hielt, umfaßte sie und nahte mit den Lippen ihrer keuschen Wange. Da glühte der Vater auf. Er schwang den Dolch; er bohrte ihn in die Brust des Tyrannen, dem nicht Gottes Gesetz, nicht des Menschen ewiges Recht heilig galt. Das war das Zeichen der Landeserlösung. Die Männer seines Gefolges zuckten das Schwerdt und stürzten in die Thore des furchtbaren Hauses hinein. Andre, die rings im Dickicht der Gebüsche verborgen lauerten, sprangen hervor. Knechte und Söldner des Burgherrn wurden erschlagen. Flammen stiegen über die Zinnen von Gardovall auf.

Seit jenem Tage ward das Land unter den Innquellen vom Druck der Zwingherrn frei. Es kaufte sich um 900 Gulden im Jahre 1494 von den Hoheitsrechten des Gotteshauses Chur los.

Ich kenne unter allen Hochthälern der Schweiz kein schöneres, als dieß obere Engadin, welches in seinem grünen Schooße, bei 6000 Fuß über dem Meere, zwischen seinen Arven- und Lerchenwäldern und anmuthigen Seen, eine Menge freundlicher Dörfer trägt, viele von städtischer Bauart, die an Italiens Nachbarschaft mahnt. Es ist ein wunderliebliches, ungewöhnliches Landschaftsgebilde, von den Firnen und Gletschern des Bernina, Malopa, Septimer, Julier, Albula, Scaletta und vielen andern, wie von einem ungeheuren Silberrahmen umfaßt. Der Inn rinnt leise und durchsichtig, wie Luft, durch die Thalebne. Im saftigen Grün der Wiesen heben sich fremde Blumen mit brennenden Farben hervor, Farben, wie sie nur der reine Himmel der Hochalpen, oder der Tropenländer geben kann. Die Blumen des Klee's gleichen in Fülle und Pracht halb aufgeschlossenen Rosen. Die Cedern des Gebirgs reichen hinauf bis zum Saum des ewigen Schnees.

Die Bevölkerung ist dabei bildungsreicher, als man von ihrer Abgeschiedenheit in einem Hochthal erwarten sollte, wo ein acht-

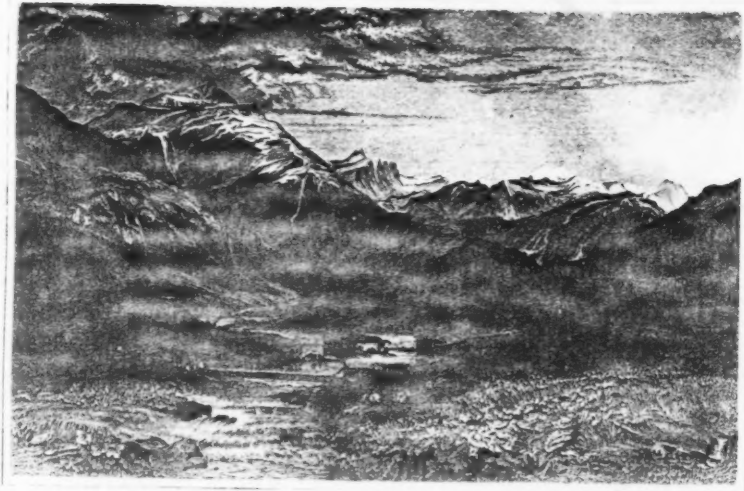

monatlicher Winter die drei übrigen, schönern Jahreszeiten in den engen Raum von 20 Wochen zusammengedrängt; oder von einer Sprache erwarten sollte, die sonst in der Welt nirgends, als in diesem Thale gehört wird. Es ist die ladinische, ähnlich der, welche Livius, als das Latein im Munde des Volks, bezeichnet hat. Denn hier ists, wo die Enkel der italischen Flüchtlinge wohnen, die, sey es vor den Galen oder vor Hanibals Schaaren, aus Latium und Umbrien hergeflohn waren. Hier hatten sie sich wieder ein neues Ardea (Ardez), ein neues Lavinium (Lavin), Tutium (Zuz), Scampkia (Scamfs) Cernetium (Zernez), Doctaneum (Futtan) u. s. w. erbaut.

Aber eben diese Sprache erleichtert den Männern das Erlernen der dem Lateinischen verwandten. Als Seidenhändler, Krämer, Zuckerbäcker, Banquiers u. s. w. leben sie Jahre lang in fremden Ländern, und kehren dann mit eingesammelten Schätzen wieder in die geliebte, wenn auch rauhe Heimath, zurück.

3.

Vereinigung der drei Quellen des Vorderrheins.

An der östlichen Seite vom Gebirgsknoten des St. Gotthardsberges steigen die letzten Dörfer des Tawetscher-Thales im Grauenbund bis zu einer Höhe von 5000 Fuß auf. Da liegt, in stiller Alpenwilde, die kleine Ortschaft Selva; dahinter das noch kleinere Chiamunt, dessen Einwohner zur Kirche von Selva gehn. An den Berghalden, in den hüglichten Wiesen, erblickt man ärmliche Sennhütten, einzelne Heuställe und die leiterförmigen Gestelle der Rebcanen, welche zum leichtern Trocknen des geschnittenen Grases dienen, wenn Regen, Nebel und früher Schnee in diesen Höhen den Boden nässen. In grauenhafter Majestät reihen sich am Hintergrunde Gebirge zusammen, deren Gipfel, bei 10,000 Schuh hoch, vom Himmel über die Länder der Menschen hinwegschaun. Von daher rauschen drei Bäche her. Es sind die Quellen des Vorderrheins, welche sich hier vereinen. Links bricht die erste aus einem halbvergletscherten Thale, zwischen dem Berg Cornera und dem noch erhabnern Cavradi hervor; rechts die andre von den Firnen des Crispalt; und von der Mitte her die dritte aus den krystallenen Gewölben des ewigen Eises, welches den ungeheuern

Bewohnerinnen seines Harems Arme, Beine und Rippen, und verscharrte sie lebendig. Zur Schaustellung der gräßlichen Herrlichkeit der Fürsten gehört, daß sie, beim Empfang fremder Gesandten, dieselben zuweilen durch ganze Reihen frisch abgehauener Menschen- und Pferdeköpfe dem Thron nahen lassen.

Viele Europäer sahen zwar mit Grausen diese Hyänennatur der afrikanischen Menschheit, gaben sich aber wenig Mühe, dieselben zu veredeln. Vielmehr suchten sie aus der kriegerischen Unbarmherzigkeit der Negerhäupter Vortheil für den Sklavenhandel zu ziehen. Und die Sklavenhändler übertrafen bekanntlich die Negerfürsten an hartherziger Abscheulichkeit. Wie viele Millionen der elenden Schwarzen wurden seit Jahrhunderten durch die Christen aus Guinea über die Meere geführt! Nur in einem einzigen Jahre oft über hunderttausend, davon gewöhnlich kaum mehr als die Hälfte das Ufer eines andern Welttheils sah, weil zahllose vom Kummer oder von harter Behandlung, oder in Aufrühren, unterwegs starben, oder sich selbst auf allerlei Weise den Tod gaben. Als sich einst, erzählte Oldendorp, viele Neger auf einem Schiffe zum Verhungern entschlossen hatten, brachte der Kapitän des Schiffes die Verzweifelten nur dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen derselben in kleine Stückchen zerschneiden

Sirmadun und seine Granitfelsen verhüllt. Aber diese Quellen des Vorderrheins sind nicht die einzigen von dem prächtigsten aller Flüsse unsers Welttheils. Ein Mittelrhein gesellt sich später noch zu diesem aus dem Medelsertbal, vom Cadelzhin-Gletscher her, im Lukmainer-Gebirg. Ein Hinterrhein strömt von den Eismeeren hinter dem Muschelhorn herab. Dreizehn hohe, stäubende Wasserfälle umringen dort dessen Wiege. Unter den Felsen des romantisch im Gebirgskranz gelegnen Schloßgartens von Reichenau, zwei Stunden oberhalb Chur, vereiniget sich das Wasser aller Rheine.

Auch der heiterste Sonnentag des Sommers raubt der Gegend von Selva nicht den ihr eigenthümlichen düstern Ernst. Alles bleibt still, groß und furchtbar; Nebel schleichen geisterartig um die Berge und durch die finstern Klüfte. In den Schatten des Abgrundes leuchten Schneegefilde. Gewaltige Granitblöcke, vom verwitternden Gebirg durch Waldwasser oder Lawinen herabgeschleudert, lagern sich in den Feldern und zwischen den Hütten. Jeder derselben ist das Denkmal einer gefährlichen Stunde des Thals. Fast in jeder Jahreszeit vernimmt man das Donnern vom Einsturz ungeheurer Schneemassen, die von den Bergen bald, wie lockrer Staub, als »Windlawinen«, niederfahren, die Luft verdunkeln und Alles weit umher verschütten; bald, als »Schlag- und Grundlawinen«, mit entsetzlicher Wucht von steilen Berghängen und schroffen Felswänden im Thauwetter herabgleiten und was sie erreichen, zerschmettern. Fast den ganzen Sommer sieht man bei Selva und in der wilden Umgegend Ueberreste dieser Lawinen. Zuweilen bilden sich hohe Wölbungen über den Rheinstrom, und diesem dem Aelplervolk zu sichern Brücken.

Als im Jahr 1808, vom jähen Ruenatsch herab, eine der Lawinen fuhr, zermalmte sie in einem Augenblick Hütten und Ställe; 42 Einwohner Selva's und 237 Stück Vieh ihrer Heerden lagen, als Leichen, unter dem Schutt. Fünfzehn Jahr später begrub eine andre 37 Menschen daselbst. Entsetzlicher war das Unglück von Ruras, einem Alpendorf in Selva's Nachbarschaft. Da kam im Jahr 1749 eine Lawine vom Malamusa, einem Abhang des zwei Stunden weit entfernten Crispalt. Fast das ganze Dorf ward begraben unter einem Schneeberg; die entfernten Hütten wurden von ihren Stellen verschoben durch Gewalt der erschütterten Luft; Bergwälder sah man entwurzelt, oder wie dürre Halmen zerknickt. Von mehr denn 100 Menschen konnten kaum 60 wieder lebendig aus dem hochgethürmten Schnee hervorgescharrt werden.

Alljährlich richten im Gebirg die Lauinen ihre Verheerungen an. Sie überfallen den Wanderer. Sie dämmen und schwellen Ströme. Sie verschütten ganze Ortschaften. Sie reissen Häuser, Gärten, Wälder, Menschen und Vieh mit sich in Abgründe. Sie zerschmettern, was sie berühren.

So schrecklich, wie die Gewalt der Schneestürze, so wunderbar ist zuweilen die Rettung der Menschen dabei. Einer meiner Freunde, Herr Landammann Hiß, erzählte mir folgende, als ich ihn im Schmelzboden, einem Huttenwerk im Zehngerichtenbunde besuchte. Er wohnte da in einem schmalen Thalgrund zwischen steilen himmelhohen Bergen, der Raum zwischen denselben war von dem Wohngebäude, einem Garten davor, und einem breiten Waldstrom hinter demselben ausgefüllt. Vom Strom erhebt sich eine jähe hocherhabne Felswand, von der ein Bach stäubend zur Tiefe niederschwebt. Droben geht an der Wand ein 5 Fuß breiter Weg, ins Gestein eingehauen, von einem Dorfe zu einem andern; über den Bach aber eine Brücke von zusammengelegten rohen Baumstämmen, die, von unten gesehn, dort in schwindlichter Höhe, Strohhalmen gleichen.

Diesen Weg am Berge, der von den da herrschenden Lauinenzügen den Namen der Züga trägt, wanderte zur Winterszeit ein armes Botenweib, den Lastkorb auf dem Rücken. Plötzlich ward die Unglückliche droben von dichtem Schneegestöber und Sturmwind überfallen. Sie blieb stehn; sie sah nichts mehr vor sich; sie konnte kaum athmen; sie fühlte den Boden nicht mehr unter ihren Füßen. Als der Windstoß vorüber war, fand sie sich vom feinen Schneestaub bedeckt. Sie arbeitete sich daraus an die Luft hervor und sah sich mit Erstaunen und Verdruß neben dem Garten des Schmelzbodens. Mit einer Lauine hatte sie die entsetzliche Luftfahrt von der Höhe ins Thal gemacht, ohne im mindesten beschädigt zu seyn. Sie schüttelte murrend den Schnee aus ihren Röcken; kehrte beim Landammann ein und forderte ein Glas Branntewein zu ihrer Stärkung, indem sie nur ihr Mißgeschick beklagte, den gleichen, weiten Weg noch einmal machen zu sollen.

Das ist die Allmacht der Gewohnheit. Furchtlos baut der Aelpler, hat er im Unglück nur das Leben gerettet, die zerstörte Hütte wieder an dieselbe Stätte hin, wo sie vorher von der Lauine vernichtet war; wie der Sicilianer, wenn Aschenregen und Lavagluten sein kleines Besitzthum am Fuße des Aetna zerstören.

4.

Die Kapelle bei Trons.

Von Selva nieder in das erweiterte Thalgelände gelangt man, nach 4 bis 5 Wegstunden, zum Dorfe Trons. Im Schatten eines mehrhundertjährigen Ahornbaumes ruht, vor dem Dorfe, eine Kapelle, der heil. Anna geweiht. Rings umher prangt die landschaftliche Natur in so mildem Liebreiz und so feierlicher Größe, wie in wenigen andern Schweizergegenden. Das Thal, welches sich in grünen Absätzen links und rechts zu den Bergen aufstufet, ist ein malerischer Wechsel von kleinen Gebüschen, Wiesen, Dörfern, Ruinen, verstreuten Hütten und einzelnen Hirsefeldern zwischen Kirschbäumen. Der junge Rhein schmiegt sich freundlich um den Fuß des Gebirgs, welches ihm kleine Bäche sendet, seinen Wasserschatz zu mehren. Die Gipfel der Alpen verschweben in den Lüften des Himmels; aber die Berghänge sind mit dunkeln Waldgruppen besprengt, zwischen welchen sich der hellgrüne Sammet der Wiesen ausdehnt. Nur durch die benachbarten Alpenthäler strahlen aus hohen Fernen noch die Silberpyramiden der Gletscher hervor, oder aus dem erhabnen Hintergrund des weiten Gemäldes.

Und doch sind jene Kapelle und jener Ahorn dem Wanderer das Bedeutsamste. Hier ist das Grütli der Graubündner! Im Schatten des Ahorns, dessen alter Stamm nun hohl, dessen Zweige meistens verdorrt sind, schworen die Männer des grauen Bundes vor vierhundert Jahren den ersten Schwur des ewigen Bundes und der ewigen Freiheit. Heilige Sinnsprüche aus Gottes Worte, mit Goldschrift, in der Vorhalle der Capelle, an der getünchten Decke geschrieben, erinnern den Vorüberwandelnden daran: **In libertatem vocati estis. — Ubi Spiritus Domini, ibi Libertas. — In te speraverunt Patres. — Speraverunt et liberasti eos.** — (Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. — Auf dich hofften die Väter. — Sie hofften und du hast sie befreit.) Kann man das Wahre in erhabnere Einfalt verkünden?

Man hat vom Ursprung der Schweizerfreiheit oft sehr irrige Vorstellungen. Viele bilden sich ein, wenn sie die Geschichten vom Wilhelm Tell, von den Männern im Grütli, oder den drei Urkantonen hören, diesen hatte das ganze Schweizerland die Freiheit zu danken.

Die Einwohner von Uri, Schwyz und Unterwalden waren längst schon vor Wilhelm Tell unabhängige, freie Leute, mit eigenen

Церковь Святой Троицы. Карпатский край Словакия

Verfaſſungen und Geſetzen geweſen. Sie gehörten nur zum allgemeinen Verband des damaligen deutſchen Reichs und ſtellten ein uraltes Recht gegen rohe Gewaltthätigkeiten der ihnen geſetzten Reichsvögte wieder her. Sie dachten dabei durchaus nicht an die übrigen Gauen Helvetiens; wußten kaum viel von ihnen. Andre Landſchaften, andre Städte, kauften ſich einzeln und nach und nach von den Rechten ihrer Grafen und Herren los. Der größte Theil der ſchweizeriſchen Bevölkerung, blieb aber freiheitloſes, dienſtbares Volk dieſer einzelnen Städte und kleinen gebietenden Landſchaften; büßte wohl ſogar noch durch die wachſende Macht der Städte von althergebrachten Rechtſamen ein. Der Zuſtand dauerte bis Ende des vorigen Jahrhunderts fort. Unterthanen Oeſterreichs und Preußens waren von jeher weit freier und beneidenswürdiger, als Unterthanen oder »Angehörige« der herrſchenden Schweizerſtädte; wie denn überhaupt jede Ariſtokratie feindſeliger gegen bürgerliche Freiheit des übrigen Volks iſt, als eine Monarchie.

Wie in Uri, Schwyz und Unterwalden, entfeſſelten ſich auch die übrigen demokratiſchen Kantone der Schweiz, um die Andern wenig bekümmert, nach und nach, von den Oberherrlichkeiten der Grafen, Freiherren und Aebte. So geſchah auch in Bünden.

Hier niſtete vor einem halben Jahrtauſend, in dem weitläuftigen Irrgarten der Gebirgsthäler eine Menge Baronen, Grafen und Edle, neben unabhängigen Gemeinden; alle durch einander, alle in ewigen Fehden. Der Biſchof von Chur war der Mächtigſte, der Reichſte an Rechtſamen, der Papſt des rhätiſchen Hochlandes. Unſicherheit Aller bewirkte endlich, durch Nothzwang, den Verein oder Bund ſämmtlicher Herrſchaften und Thäler, von den Gebirgen des Engadins und Domleſchgs herab, bis Chur. Die Herren gelobten den Gemeinden, ſie bei ihren hergebrachten Rechten zu ehren, und dieſe ihrerſeits verſprachen, die Oberherren nicht in den ihrigen zu kränken. So entſtand dort der ſogenannte Gotteshausbund der freien Thäler und Herrſchaften, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Er trug den Namen vom Gotteshaus Chur.

Erſt ſpäter bildete ſich wieder ein ähnliches Bündniß unter den Herrſchaften und Gemeinden im ſogenannten Oberlande, von den Quellen des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins hinweg bis zum Zuſammenfluß dieſer Ströme bei Reichenau. Die Gotteshäuſer Chur und Diſentis hatten auch hier ſehr ungöttliches Spiel getrieben; nicht minder die Grafen von Werdenberg, Sax, die Freiherren von Räzüns u. a. m. Das Volk duldete es nicht länger. Im Schamſer-Thale hatte man ſchon angefangen die Werden-

berger Vögte zu erſchlagen und ihre Burgen zu verbrennen. Entſchloſſene Männer des weiten Gebirgs verſammelten ſich endlich zu gemeinſamer Berathung nächtlicher Weile im Walde bei Trons. Glücklicherweiſe war der damalige Abt von Diſentis, Peter von Pultinga, ein eben ſo kluger, als redlicher Mann. Er half mit Rath und Anſehn dem Volk. Boten aller Thäler gingen darauf an die Herrſchaften im Lande, welche mit Furcht die unruhige Bewegung im Gebirg bemerkten. Man unterhandelte endlich; und in der Mitte des Märzmondes 1424 traten der Abt von Diſentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren von Räzüns mit den Vorſtehern und Aelteſten des Volks zu Trons unter dem Ahorn zuſammen. Hier ſchworen ſie ihren Bund ewigen Friedens, gegenſeitigen Beiſtandes in der Noth und gegenſeitiger Ehrfurcht für Eigenthum und Rechte, und Übungen der Hohen und Niedern.

So entſtand der obere Bund des rhätiſchen Landes, oder der graue (vielleicht Graven- oder Grafen-) Bund. Erſt ſpäter fügte ſich der übrige, gegen Schwaben und Tyrol gelegne Theil Hochrhätiens in einen dritten, ähnlichen Bund zuſammen, genannt der der Zehngerichte. Und erſt im Jahr 1471 verbanden ſich jene drei wieder zu einem einzigen, allgemeinen und ewigen Verein der drei Bünde im Hochrhätien.

So formte ſich, ohne Rückſicht auf die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft, eine zweite Eidsgenoſſenſchaft im rhätiſchen Hochlande. Und weil damals jedes Dorf, jedes Thal, jede Herrſchaft durch freiwilligen Eintritt in die Conföderation gar nichts anders beabſichtete, als nur eigne hergebrachte Freiheiten und Rechte für alle Zukunft ſicher zu ſtellen, erſtarrten in der ewigen Bundesform zuletzt alle jene Verhältniſſe des geſellſchaftlichen Zuſtandes, und blieben ſie bis zu unſern Tagen, wie ſie im fünfzehnten Jahrhundert beſchaffen geweſen waren.

Aber von einer ſolchen Staaten-Ollapotrida ein klares Bild zur Schau zu geben, iſt keine ganz leichte Aufgabe. Selbſt der Schweizerbund, in den Zeiten ſeiner verworrenſten Mengung von Kantonen, zugewandten Orten und gemeineidsgenöſſiſchen Vogteien oder unterthänigen Gebieten, hatte mehr Einfachheit.

Als Grundlage des ganzen politiſchen Labyrinths war wohl die Wahrheit: Ein Menſch iſt von Natur, und vor Gott, ſoviel als der Andre, oder: vollkommene ſtaatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Adlich oder unadlich, arm oder reich, jeder gilt im Staat als Staatsbürger. Unterſchied von Naturgaben und Glücksgütern, kann nur Verſchiedenheit in der Größe des Eigenthums und Wirkungs-

kreises, aber keine Ungleichheit in den Rechten hervorbringen, die der Mensch, als Mensch und Staatsmitglied, hat. Talent, Einsicht, Vermögen, sind Privat-Eigenthum; der Staat ist Gemein-Eigenthum Aller.

Die erste Wirkung von diesem Grundsatz des einfachen Menschenverstandes ward die Freiheit jedes Einzelnen, seine Kräfte und Besitzungen nach eignem Gutdünken zu gebrauchen, nur nicht zum Nachtheil des Nächsten, weil Jeder dasselbe Recht, wie der Andere, hat. Der Hausvater mit seiner Familie steht, auf eigner Scholle Landes, eigenmächtig, als Freiherr; hat keines Andern Befehlen zu gehorchen, als dessen, den er selber zum Vorsteher oder Richter wählt und seiner Zeit wieder absetzen kann; er hat keine andern Gesetze zu erfüllen, keine Abgaben zu zahlen, als zu denen er selbst seine Stimme gab, oder welche den Beifall der Mehrheit seiner Mitbürger haben. Selbst den Lehrer der Schule, selbst den Pfarrer seines Orts zu wählen, oder des Amts zu entlassen, steht dem freien Mann, in Gemeinschaft der übrigen Ortsbürger, zu.

Mehrere, in patriarchalischer Selbstständigkeit lebende Familien des Landes, wohnen nun entweder in einem Dorfe, oder in zerstreuten Hütten der Thäler und Berge, als Nachbarschaft, beisammen. Sie besitzen, noch von den Vätern her, viel ungetheiltes Gemeingut von Wiesen, Waldern und Alpen, daran jeder Genoß der Gemeinde Genuß hat. Alle Genossen sind Gesetzgeber in ihrem Gemeinwesen; niemand sonst hat sich darin zu mischen. Sie ernennen ihre Vorsteher, Verwalter und Geschwornen oder »Giran'd« und deren Haupt, welches sie Dorfmeister, Werkmeister oder (romanisch) Cuvig heißen. Selbstherrlich auf dem heimathlichen Gebiete schaltend, kann die Gemeinde mit hergebrachten Rechtsamen dem ganzen Bundesstaat widersprechen und widerstehn.

Oft bildet solch ein einzelnes Dorf, oder eine einzelne Thalschaft, oder Nachbarschaft, eine sogenannte Gemeinde, oder ein Gericht, das heißt, schon einen eignen Freistaat. Oefter noch sind mehrere Ortschaften zu solchen verbunden. Dieser kleine Staat hält seine eigne Landsgemeinde; sendet seinen eignen Abgeordneten, oder Stellvertreter zur Bundesversammlung ab, in allgemeinen Staatsangelegenheiten mit zu sprechen; besitzt seine eigne Regierung von mehrern Rathsherren, und mit einem Ammann oder »Mastrol« an der Spitze; eben so sein eignes Civil-Gericht, von welchem, im Zehngerichtenbunde, nicht

einmal Appellation an eine höhere Behörde statt findet. Die Landsgemeinde ist der Souverän der kleinen Republik; jeder Bürger, der das vierzehnte oder sechzehnte Jahr zurückgelegt hat, ist stimmfähig. Sein Recht stammt aus der Pflicht, in Tagen des Kriegs, das Vaterland vertheidigen zu helfen. Der Knabe lernt da die öffentlichen Geschäfte kennen, welche so großen Einfluß auf die Verhältnisse jedes Hauses haben. Und wirklich pflanzt nichts tiefere Liebe des Vaterlandes, als diese Vertrautheit mit dem Leben desselben. Das Haus gehört zur Republik, und darum die Republik zum Hause.

Vier, fünf, oft weniger dieser Republiken, zu einem kleinen Bundesstaat verknüpft, heißen ein Hochgericht, ohne Zweifel vom Hoheitsrecht ihrer gemeinsamen richterlichen Behörde, nicht nur bei bürgerlichen Rechtshändeln, als erste Instanz, zu entscheiden, (wie im Gotteshaus- und grauem Bund) sondern auch in Criminalfällen über Leben, Ehre, Freiheit und Gut des strafbaren Bürgers, oder Fremdlings, Urtheil zu fällen. Das Hochgericht ist ein in sich abgeschlossener Staat; mit andern Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag, oder Bundesbrief, im Zusammenhang; hat, unabhängig und von den übrigen verschieden, Verfassung, Gesetzgebung und Regierung für sich. Das Haupt der Republik ist ein Landammann; der Souverän aber die Landesgemeinde von sämmtlichen Bürgern der Gemeinden. Der Landammann oder Landvogt, oder Podesta, ist der Repräsentant des Staats an Bundestagen; gewöhnlich Vorsteher der meisten obern Behörden, und zugleich Rathgeber, Friedensstifter, Vermittler in allen zwistigen Haushaltungen, die sich an ihn wenden wollen. Er ist also kein unwichtiger Mann; führt auch amtlich den vielsagenden Titel »Ihro Weisheit«, ein Mittel, ihn beiläufig an das zu mahnen, was man von ihm erwartet.

Graubünden besteht noch gegenwärtig aus nicht weniger, als sechs und zwanzig solcher selbstherrlichen Freistaaten, die jedoch in allgemeinen Bundesgeschäften, wie in Angelegenheiten schweizerischer Eidsgenossenschaft, ungleiches Stimmenrecht besitzen. Manche haben nur eine, manche drei und vier Stimmen. Auch sind nicht Alle mit Allen wieder durch gleiches Band verknüpft; sondern sieben derselben, oder acht, oder eilf haben sich zu einem eignen Bund zusammengeflochten. Jeder Bund hat wieder seinen besondern Bundestag mit besondern, grundgesetzlich bestimmten Befugnissen; ein eignes Bundeshaupt, (im Gotteshausbund

wird er Bundespräſident, im Oberbund Landrichter, im Zehngerichtenbund Bundeslandammann geheißen). Vormals ſtand jeder einzelne dieſer Bünde nicht nur für ſich in Verträgen mit auswärtigen Staaten, oder ſchweizeriſchen Kantonen, ſondern konnte für ſich ſelber Kriege anheben und Frieden ſchließen.

Erſt im Jahr 1471 verbanden ſich, auf einem Tag zu Vazerol, dieſe drei größern Bundesſtaaten Rätiens zu dem allgemeinen Staatsverein »gemeiner Bünde«, doch mit Vorbehalt der eigenthümlichen Verfaſſungen, Ordnungen und Rechtſamen in allen Hochgerichten und Gemeinden. Ihr gemeinſamer Verband beruhte ohngefähr auf denſelben Grundſätzen, wie derjenige, der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft gegen das Ausland, als Eins, zu ſtehen; innere Zerwürfniſſe aber unter den Bunden friedlich zu ſchlichten. Aus den drei Bundeshäuptern ward die Geſammtregierung, aus den Boten der Hochgerichte und Gemeinden, die Bundesverſammlung des Geſammtſtaates zuſammengeſetzt. Die Regierung ſaß aber nicht immer beiſammen; zuweilen hielt ſie, mit Zuzug einiger Deputirten aus jedem Bund, Congreſſe. Die Bundesverſammlungen wurden jährlich abwechſelnd in einem der drei Bünde gehalten; in dringenden Fällen noch ſogenannte Beitage; unter außerordentlichen Umſtänden auch ſogenannte Standesverſammlungen. Doch weder Bundestage, noch Bundes- und Standesverſammlungen konnten vollmächtig aus ſich über Staatsangelegenheiten entſcheiden, oder Geſetze geben: das Ergebniß ihrer Berathungen mußte jedesmal dem Landesfürſten, das iſt den Gemeinden und Hochgerichten zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Stimmen, (das Mehren) entſchied dann.

Dies vielverſtrickte Flechtwerk einer Menge von kleinen, unter ſich ſehr verſchiedenartigen Republiken, mußte, wie man ſich leicht vorſtellen kann, den Gang der öffentlichen Geſchäfte nicht nur ſchwerfällig und ſchleppend, ſondern auch hin und her ſchwankend machen. In blinder Vorliebe für perſönliche und Ortsfreiheit, ward dieſe durch ſich ſelbſt auf den engen Raum einer Gemeinde beſchränkt. Die Kraft des Geſammtſtaates lag verſplittert, und jedes dem Ganzen erſprießliche Unternehmen mußte am Intereſſe einzelner Perſonen und Gemeinden ſcheitern. Der Bündner war in Bünden ſelbſt ein Fremder, ſobald er in einer andern, als ſeiner heimathlichen Gemeinde, erſchien. Die Regierung hatte weder Kräfte noch Mittel, wirkſam zu ſeyn. Über die weiſeſten Anträge der Bundesverſammlungen entſchied Eigennutz und Un-

ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohte, wenn sie sich nicht zum Leben bequemten. Dies schien ihnen noch viel ärger, als das Aergste, was sie bisher von ihrer Zukunft gefürchtet hatten, und sie ergaben sich in ihr dunkles Schicksal.

Das verruchte Gewerbe christlicher Nationen dauerte bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die Küsten Guinea's über dem Meere hervorragen, werden künftige Jahrtausende von den Gräßlichkeiten der Europäer erzählen, aber auch mit Rührung der edelmüthigen Wilberforce's, Sharps, Thorntons u. a. m. gedenken, welche zuerst Hand anlegten, diese Gräuel zu beenden. Es ist merkwürdig, daß kein christlicher König, kein christlicher Minister, kein sogenannter Staatsmann zuerst einen so einfachen, menschlich-großen Gedanken faßte und ins Werk setzte. Nein, schlichte, redliche, fromme Leute, Quäker Pennsylvaniens, waren es, die die Sklaverei der Neger zuerst abschafften, deren Beispiel dann der ganze nordamerikanische Freistaat und Dänemark (1801) unmittelbar folgten. Aber noch unterm 30. Wintermonat 1813 konnte ein europäischer König — es war der von Portugal — förmlich den Handel mit schwarzen Menschen erlauben! — Die Briten dachten groß genug, den allergläubigsten Monarchen mit Gewalt zu den Pflichten der Menschlichkeit zurückzuführen, indem

wissenheit der Landsgemeinden, oder vielmehr das Interesse einflußreicher Volksführer.

Nichts befand sich daher immer in diesem politischen Wirrwarr behaglicher, als die Intrigue. Sie fand überall krumme Wege zu ihrem Ziel, und wenn ihr Spiel verunglückte, Schlupfwinkel zum gefahrlosen Rückzug. An Partheien und Factionen der ehrgeizigen oder habsüchtigen Volksmänner fehlte es auch nie; besonders in jenen Zeiten, da Italien der Schauplatz ewiger Händel und Kriege zwischen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Venedig und dem Pabst, — Graubünden aber, wegen seiner Gebirgspässe, bestechlichen Beamten und tapfern Söldnerschaaren, ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit für die nebenbuhlerischen Mächte war. Dies Unwesen, Jahrhunderte lang getrieben, vernichtete zuletzt nothwendig die politische Sittlichkeit der Gebirgsbewohner. Das Volk in den Gemeinden verkaufte die öffentlichen Aemter dem, der das meiste dafür bot; und der Käufer entschädigte sich in seinem Amt wieder in den Unterthanen-Provinzen durch Erpressungen und Schlechtigkeiten aller Art, oder indem er sich dem Meistbietenden der auswärtigen Höfe, als Werkzeug, verkaufte.

Die Geschichte Graubundens ist, vom Anfang des sechzehnten bis Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, eine fast ununterbrochene Kette von Partheikampfen, Verschwörungen, Volksaufständen und bürgerlichen Unruhen. Es spielen darin eben so glänzende Tugenden, als furchtbare Verbrechen ihre Rolle. Eben darum scheuten sich viele Kantone der Schweiz, mit diesem Hochlande in engere Verbindung zu treten. Noch im Jahr 1701 baten die Bündner um festern Verein mit der Schweiz; aber diese lehnten es ab, und begnügten sich, sie als »zugewandten Ort« zu behalten.

Charakterisch ist das Doppelgemälde, welches in der Vorhalle der St. Annenkapelle unter dem Ahorn von Trons, vom ersten Bundesschwur daselbst, und von der prunkvollen Erneuerung desselben im Jahr 1778, angebracht ist. Andre Zeiten, andre Sitten. Neben der Mannhaftigkeit und Ernst der Altvordern die geckenhafte Ziererei und Verfranzöselung der Spätlinge.

Im ältern Bilde erblickt man mit zum Himmel erhobner Rechte, unter dem Ahorn, schwörend den Abt von Disentis im Ordenskleide; — den Grafen von Sax, mit weißem Barte, der zum Gürtel reicht, und rundgeschnittnem grauen Haupthaar; er stämmt sich, in edler, kräftiger Haltung, auf seinen Knotenstab; an der Hüfte links hängt sein treues Schlachtschwerdt, rechts

Диссентинский монастырь. Klaszter Dissentis

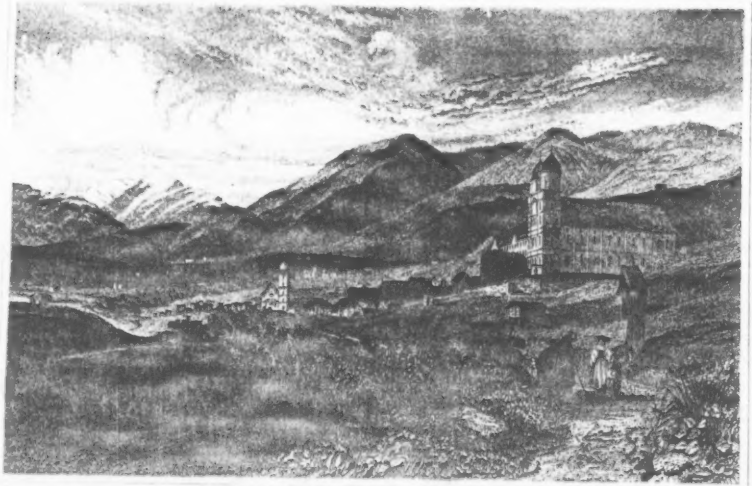

sein Ränzel mit Lebensmitteln. Auf der andern Seite des Abts steht der Herr von Rhäzüns, schlicht und einfach wie der Graf. Bewaffnete Männer zeigen sich hinter diesen dreien. Damals trugen noch die Abgeordneten zum Bundestage, ihren Mundvorrath in Ränzeln mit sich. Noch rinnt, ohnweit der Kapelle, in der Wiese von Tavanasa der Quell, an welchem sich die Bundesboten im Grase zu lagern pflegten, um ihr Mahl zu halten; und noch zeigt man, inmitten des grünen Rasens, den Fels daneben, in dessen Spalte lange Nägel geschlagen sind, an welchen sie ihre Vorrathssäcke aufzuhängen pflegten.

Im neuern Bilde schwören zierliche Herren des vorigen Jahrhunderts, steif frisirt und gepudert; — alle in den besten Bratenröcken, mit Manschetten, geflickten Westen, Uhrberlecken, kurzen Hosen, seidnen Strümpfen, ein Spazierstöckchen in der Hand. Die Ränzel fehlen. Die Herren speiseten zu Trons im Hause des Abtes, und in einem Saal, geschmückt von dem Wappenschilde aller Gemeinden und Herren Landrichter.

5.

Das Kloster Disentis.

Stolz und großartig steigt am Abhang seines Hügels das älteste Kloster der rhätischen Hochalpen auf. Demüthig lagern sich zu seinen Füßen die niedern Hütten des Dörfleins Disentis, oder Mustär, wie es romanisch (von Monasterium) heißt. Ein kleiner Bach, Magriel, fließt am Dorfe vorüber, der Tiefe des schönen Thales zu, wo der Rhein sich zwischen jähen Ufern ein Bett eingewühlt hat. In den stillen Gefilden sieht man einzelne Heuställe mit ihren Rescanen oder Trocken-Leitern. Die Ansicht der Landschaft ist vom Standpunkt eines Kirchleins beim alten Schlosse Castelberg genommen, den Blick thalaufwärts gerichtet.

Ich erinnere mich kaum eines prachtvollern Schauspiels, als jenes Sommertages, da links und rechts vor mir bis zu den Firnen, die majestätischen Bergcolossen in Reih und Glied, gleich zwei Heeren, einander gegenüberstanden; droben aber, zwischen ihren Helmen von Eis und Fels, Sonnenstrahlen in neblichten Dünsten breite Lichtstreifen zum Thal niedergossen. Alles pranzte in wunderbarer Verklärung. Es schien, als wären ätherische Glanzstraßen

durch die Lüfte, von der Tiefe der Erdenwelt zum Himmel gezogen, und an die hohen Gebirge gelehnt. Wie winzig stellte sich in dieser Glorie der Natur, unter diesen Umgebungen, die alle das Gepräge der Unermeßlichkeit trugen, jener Mönchspallast hin! Nürnberger Tand; Schnitzwerk menschlicher Eitelkeit! Inmitten so erhabner Gebilde müssen selbst Aegyptens Pyramiden kleinlich verschwinden. Pharaonen-Werk ist nur in einer Wüste des Sandmeers groß. Weit harmonischer mit den riesigen Gestaltungen der Berge, mit diesen Streiflichtern und Abgründen, dünkten mich die armen, ländlichen Hütten im Thal und am Gebirg da zu liegen, wie Bilder menschlicher Demuth im Schooße göttlicher Größe und Macht.

An der Stelle der Benediktiner-Abtei Disentis befand sich vor Jahrhunderten nur eine Bethütte frommer Einsiedler. Alte Urkunden bezeichneten sie, als eine Zelle bei einer Höhle (cella ubi spelunca est). Abergläubige Gottesfurcht der folgenden Zeitalter, oder vielmehr Politik der Mönche, welche die andächtige Unwissenheit des Volks wohl auszubeuten verstand, verwandelte die Bethütte zum Pallast, den Einsiedler zum fürstlichen Abt. Er spielte in den alten Fehden und Kriegen des Hochlandes eine Hauptrolle, wie nachmals in den blutigen Religionshändeln und bürgerlichen Unruhen der Bündner. Doch gewann das Kloster wenig dabei. Bei übler Haushaltung und unter allseitigen Feindseligkeiten, verarmte das Gotteshaus wieder. Es verkaufte die meisten seiner Rechtsame den Gemeinden. Mit den Reichthümern verlor der Abt Einfluß und Bedeutsamkeit.

Das jetzige Gebäude der Abtei ist erst im Laufe dieses Jahrhunderts neu aufgeführt worden, denn im Jahre 1799 war es durch blinde Rache des französischen Kriegsvolks den Flammen geopfert. Damals, wie bekannt, hatte sich Frankreich völkerrechtsmörderisch der ganzen Schweiz bemächtigt, welche, bei aller Tapferkeit ihres Volks, durch Unfähigkeit, Eifersucht und Zusammenhanglosigkeit ihrer kleinen, aristokratischen Regierungen, zerfallen in sich, und wehrlos, dalag.

Auch Graubünden war zu jener Zeit durch politische Partheien zerrissen. Eingeladen, sich mit der helvetischen Republik zu vereinigen, erklärte eine Parthei dazu Geneigtheit, doch nur bedingt und daß kein französisches Heer den Bündner Boden betreten solle; die Gegenparthei hinwieder verwarf den Antrag und wollte den Freistaat unter Oesterreichs Schutz stellen. Die Letztere gewann Oberhand; aber ohne Vorwissen und Willen des souveränen Volks, der Hochgerichte und Gemeinden, wurden österreichische Truppen, unter

Anführung des Generals Auffenberg, am 19 Oktober 1798, aus dem Vorarlberger Lande, durch den Engpaß des Luzienſteiges, nach Bünden gezogen.

Als, vier Monate ſpäter, Frankreich und Oeſterreich den Krieg von neuem eröffneten, und Auffenbergs Truppen von den franzöſiſchen Feldherren aus Bünden vertrieben wurden, beſetzten dieſe das Hochland, vom Fuß des Gotthard und Crispalt bis zu den Gränzen Deutſchlands.

Das Volk der rauhen Bergthäler ſah mit Entſetzen und ſtolzem Grimm die kriegeriſchen Fremdlinge in ſeinen Hütten. Unbekannt mit deren Sprache, Sitte, Kriegskunſt und Macht, ſchien es ein Leichtes, dieſelben wieder zu vertreiben. Man gedachte nur der Tapferkeit und Freiheitsliebe der Altvordern. Todesfurcht kannte Keiner. Mühſam hielt man die Wuth der Bergbewohner zurück, bis von Seiten der öſterreichiſchen Heerhaufen ein allgemeiner Angriff gegen die Franzoſen erfolgen würde.

St. Julien, Oberſt des öſterreichiſchen Regiments Neugebauer, ließ endlich ſeine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1 May 1799 gethan werden. Er ſelber leitete wirklich denſelben am genannten Tage, von Balzers gegen den St. Luzienſteig; wurde aber zurückgeſchlagen. Zu ſpät vernahm man in den Winkeln des Gebirgs ſein Unglück. Dort war ſchon zum Aufbruch, vom Lukmainer, Sirmadaun und Crispalt her, der Landſturm mit Ungeduld gerüſtet.

In Ciamut, dem letzten und höchſten Dörflein des Tawetſcherthals gegen Uri, trat zuerſt die Mannſchaft hervor, buntbewaffnet; Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldſtrom riß ſie, von Dorf zu Dorf, Alles mit ſich, was eine Waffe führen konnte. So gelangte ſie nach Sedrun, dem Hauptort des wilden Hochthals, welches mit ſeinen Viehweiden, Flachsfeldern und kleinen Haber- und Gemüſe-Aeckern noch fünftehalb tauſend Fuß über dem Mittelmeer erhaben liegt.

Hier befand ſich, als äußerſter Poſten auf dem Gebirg, ein franzöſiſcher Offizier mit einer kleinen Abtheilung ſeiner Compagnie. Die letztere lag, zwei Stunden davon entfernt, in Diſentis. Er ſaß ſorglos mit den Seinen am Mittagsmahl, als plötzlich das Haus umringt und er von der bewaffneten Menge aufgefordert ward, ſich gefangen zu geben. Widerſtand ward unmöglich und nicht verſucht. Die übermannten Krieger gaben ihre Waffen ab und wurden gegen Diſentis mitgeführt, wohin der lärmende Zug ging. Ihres Lebens ward geſchont, indem man noch glücklich genug die Mordluſt einzelner

Männer von Ruerss abwehrte, eines einſamen Dörfleins in der hohen Wilde des Gebirgs.

Als Nachmittags der Zug des Landſturms Diſentis erreicht hatte, ſtand hier der franzöſiſche Hauptmann ſchlagfertig. Die Unterhandlungen dauerten nicht lange. Einzelne Flintenſchüſſe und das furchtbare Gebrüll der Volkshaufen unterbrachen die Reden der Anführer. Von beiden Seiten wurden im Kampfe mehrere getödtet und verwundet. Unter dem Geheul der Sturmglocken ſammelte ſich von allen Bergen her des Volks immer mehr, bis die kleine franzöſiſche Schaar, beim Anblick des unvermeidlichen Untergangs, allem Widerſtand entſagte. Sie ward gefangen, entwaffnet und über Nacht im Rathhaus bewacht.

Andern Morgens ſollten die wehrloſen Kriegsleute weiter geführt werden, in der Richtung des Landſturms gegen Chur. Kaum aber waren ſie aus dem Rathhauſe hervorgetreten auf den freien Platz, erhob ſich ein wildes Geſchrei. Man wollte von keinem gegebenen Ehrenwort mehr und von keiner Schonung des Lebens hören. Die wilden, blutdürſtigen Nachbarn des Lukmainer, baumſtarke Männer, groß, knochigt, von der Sonne braungebrannt, ſchwangen ihre Gewehre und Keulen. Ihrem Beiſpiel folgten die Tawetſcher. In dem Getümmel erſchienen einige der ehrwürdigſten Geiſtlichen des Kloſters, und erhoben ihre Stimmen, die Raſenden an die heiligen Pflichten der Menſchlichkeit zu mahnen. Der greiſe Dekan der Abtei ſelbſt, Baſilius Voith, begleitet vom Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wenzein, ſchrie vergebens um Gnade. Die Prieſter warfen ſich gegen die eindringenden, ſchon zum Theil vom Branntewein berauſchten Bauern auf die Knieen nieder und erhoben flehend ihre Hände für das Leben der Gefangnen. Einige der Landleute fühlten ſich durch die bittende Stellung der Geiſtlichen vorübergehend bewegt, und ließen dem Zug der Soldaten und des Volks, ſich vorwärts bewegen; andre ſchwangen ihre Schwerdtklingen und Kolben ſelbſt gegen die knieenden Prieſter.

Kaum war die verworrene Menge der Tobenden, und in ihrer Mitte die franzöſiſche Schaar, wenige Schritte außerhalb dem Dorfe gekommen, ſchienen einige der Soldaten, die ſeitwärts den Ihrigen gingen, Heil in der Flucht verſuchen zu wollen, oder dieſes Vorſatzes verdächtig zu ſeyn. Plötzlich ſtieg entſetzliches Geſchrei, vermiſcht mit Flintenſchüſſen zum Himmel. Alles ſtürzte mordſüchtig auf die Gefangenen ein. Sie wurden insgeſammt erſchoſſen, erſchlagen, durchbohrt, zerſchmettert, verſtümmelt. Nachdem die

blutigen Leichen ausgeplündert waren, ſetzten die berauſchten Rotten ihren Weg gegen das Dorf Tavanoſa fort, zur Pfarrei Danis gehörig, wo eine Brücke über den Rhein führt. Bei dieſer Brücke ſah man die Blutſpuren und die Todten eines mörderiſchen Gefechtes, welches erſt geliefert worden war. Hier hatte ſchon der Landſturm, welcher von den Bergen des Brigelſer Thals und den Umgebungen des Glennerſtroms dahergekommen war, eine Compagnie franzöſiſcher Grenadiers überraſcht und umzingelt. Aber mit gefälltem Bajonet hatte ſich dieſe unerſchrockne kleine Schaar Bahn durch die wilden Schwärme gebrochen, und Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur fortgeſetzt.

Dahin folgten ihr die vereinten Landſtürme des Oberlandes, angewachſen zu Tauſenden in ihrem weitern Zuge, wie Lauinen des Gebirgs. Dort aber fanden ſie ihre Zerſtörung. Einige Compagnien franzöſiſchen Fußvolks und Reiterei reichten hin, die zügel- und regelloſen Banden in der Nähe von den Gärten der Hauptſtadt und den Wieſen von Ems zu zerſprengen. Es war kein Kampf; nur ein allgemeines Niedermetzeln der umherflüchtenden Bauern. Niemand hat die Menge der Todten und Verwundeten zählen mögen. Wochenlang nachher fand man noch in Bergen und Wäldern der Nachbarſchaft die Leichname derer, die aus dem Blutbade dahin entronnen und verlaſſen geſtorben waren.

Aber dies ſchien dem franzöſiſchen Heer ein noch zu geringes Sühnopfer für die Schatten jener Unglücklichen, welche bei Diſentis grauſam ermordet worden waren. Schlachthaufen, von Rache brennend, zogen hinauf in das Gebirg des Oberlandes. Diſentis wurde beſetzt; das Dorf, die Abtei geplündert; Geld, Geldeswerth, Vieh geraubt; dann das Kloſter angezündet und in Aſche gelegt. Ein Theil des Dorfes loderte mit auf.

Als man dem franzöſiſchen General Suchet, der zu Chur, im ſogenannten alten Gebäu, Hauptquartier hielt, eines Tages dieſe Härte vorwarf, zeigte er, ſtatt der Antwort, eine Menge durchſtochner und blutiger Uniformen der Franzoſen vor, die man beim Verfolgen der geſprengten Landſtürme, in einer katholiſchen Kirche des Oberlandes gefunden hatte, und welche da, wie Meßgewänder, zur Schau aufgehangen geweſen waren.

6.

Die Stadt Chur.

Zu den Füßen eines waldigen Gebirgs, vor einer Thalſchlucht, aus welcher der Bergſtrom der Pleſſur hervorrauſcht, lagert ſich die uralte Hauptſtadt des rhätiſchen Bundesſtaats. Wenn ſie auch ihren Namen (Curia Rhaetorum) erſt im vierten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung empfangen haben mag, war ſie gewiß doch ſchon Jahrhunderte früher eine römiſche Feſte zur Bewachung des Landes. Noch ragen auf den Hügeln die hohen Trümmer zweier Wartthürme, von Epheu-Ranken umſponnen, Marsöl und Spinöl (Mars in oculis, Spina in oculis) genannt. Im fünften Jahrhundert war auch ſchon der Sitz eines Bisthums da.

Die Anſicht der Stadt und ihrer großartigen Umgebung iſt von einem Fußwege genommen, welcher auf der Höhe, hinter dem Kloſter St. Luzi, ins Thal von Schanfik führt. Rechts das Kloſter im Vorgrund mit ſeiner Kirche, umgeben von jener wunderbaren romantiſchwilden Pracht und Größe, welche der eigenthümliche Charakter bündniſcher Landſchaften iſt. Im Hintergrunde breitet ſich, auf der andern Thalſeite, der Gebirgsſtock des hohen Calanda aus, den der junge Rhein beſpült. Aus der Ferne ſtrahlt das Silberlicht der Gletſcher.

Die Stadt ſelbſt, nur von 4—5000 Seelen bewohnt, trägt zwar noch in ihren Gemeindseinrichtungen, wie in der Bauart ihrer Häuſer und engen, winkelreichen Gaſſen, ein ziemlich unverwiſchliches Gepräge mittelalterlicher Reichsſtädterei. Doch viel ſchon des Veralteten und Geſchmackloſen, was die Großväter in ehrbarer Gewohnheit von Großvätern erbten und treu bewahrten, iſt in den letzten dreißig Jahren abgeſtreift worden. Verſchönerungen, Bequemlichkeiten und gemeinnützige Einrichtungen verdrängen immerhin die alte Unbehelfenheit und Selbſtgenügſamkeit; und das Alles erſt, ſeit Einverleibung Bündens in den Staatskörper der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft. Nicht aber nur die kleine Hauptſtadt des rhätiſchen Foderativ-Staats, ſondern dieſer ſelbſt fühlt ſich ſeitdem mehr oder minder von einem andern Geiſt durchdrungen. — So wahr iſt es, daß das Leben in geſellſchaftlichen Verbindungen mit Andern, oder auch nur in beſſerer Geſellſchaft, nicht nur auf Charakterbildung einzelner Menſchen, ſondern auf Civiliſation ganzer Völkerſchaften den entſchiedenſten Einfluß übt.

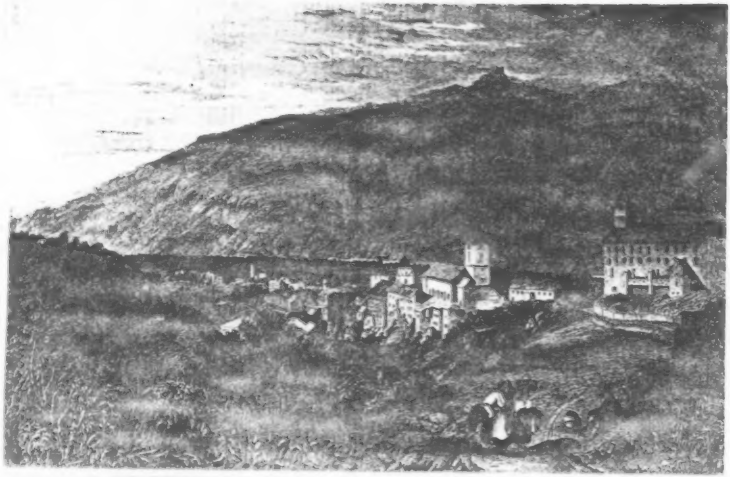

sie ihm die Sklavenschiffe nehmen und die darauf befindlichen Neger in Freiheit setzen liessen.

Was Menschlichkeit begonnen hatte, vollendete an jenen Küsten, welche so lange der Schauplatz unbeschreiblicher Grausamkeiten gewesen waren, der Heldenmuth christlicher Tugend.

Ein frommer und reicher Brite, Granville Sharp, welcher sich zu London eines armen Negerknaben angenommen hatte, den der Kapitän eines Sklavenschiffes als Eigenthum anfrechen und wieder fortschleppen wollte, gewann im Rechtsstreit gegen diesen, daß der Gerichtshof der königlichen Bank (im Jahr 1771) aussprach: der Sklave, welcher den Boden Altenglands betritt, soll frei sein, wie jeder Einwohner Englands. — Wirklich lebten nach Beendigung des amerikanischen Krieges mehrere hundert Neger zu London, frei, aber verlassen, elend, dem Hunger preisgegeben. Da faßte Granville Sharp den Gedanken, vereint mit andern Bürgern, auf der Westküste Afrika's eine britische Negerkolonie zu stiften. Im Jahr 1787 wurde am Kap Sierra Leona vom dortigen Negerfürsten bequemes Land gekauft; dies bald durch neue Ankäufe in der Nachbarschaft erweitert, am Hafen der Georgsbai eine neue Stadt Freetown erbaut, und mit den freien Negern bevölkert.

Die zu London gebildete Sierra Leona-Ge-

So lange Bünden nur in geringer Gemeinſchaft mit den Eidsgenoſſen ſtand, und ſich mehr im politiſchen Verkehr mit den auswärtigen großen Mächten von Oeſterreich, Spanien und Frankreich, oder Venedig, Rom und Sardinien bewegte, war es in geldbürftige Partheiungen zerſpalten, durch die es in bürgerliche und auswärtige Unruhen verwickelt, und abwechſelnd, von dieſer oder jener Seite her, betrogen ward. Es glich einem gemietheten Knecht, der, im Dienſt ſeiner Herrſchaft, unter den ſchmutzigſten Verrichtungen, ſich ſelbſt vernachläßigte.

Jetzt wird für Schulen des Landes, Bibliotheken, große Handelsſtraßen, wohlthätige Anſtalten geſorgt. Der Kunſt- und Gewerbefleiß regt ſich vielſeitiger. Man legt Hand an, die verwüſtende Gewalt der Bergſtröme zu bändigen, und Verbeſſerungen des Landbau's einzuführen.

Selbſt das labyrinthiſche Staatsgebäu hat ſchon einige Einfachheit gewonnen. Zwar die uralte Conföderation der ſechs und zwanzig freien Gemeinweſen des Gebirgs, mit ihren Hoheitsrechten und Stimmen beſteht noch. Jedes der Hochgerichte hat noch eigne Obrigkeiten, eigne Staatsverfaſſung, die es ſelber abändern kann; eigne Repräſentanten im Bunde; eigne ſouveräne Landsgemeinden, welche über körperliche Geſetze, Staatsverträge und Bündniſſe entſcheiden, wie ſie ihnen von den oberſten Kantons-Behörden vorgelegt werden. Aber ein großer Rath, aus Deputirten aller Hochgerichte, berathſchlagt zuvor über die Geſetze, Verträge und Bündniſſe, ehe ſie zu den Gemeinden gelangen; leitet die Verwaltungs- und Polizei-Angelegenheiten des Landes; entſcheidet den Streit der Gemeinden in ihren politiſchen Verhältniſſen und wacht über die Finanzen des Staats. Ein kleiner Rath hinwieder, von einem Mitgliede aus jedem der drei Bünde, führt, als vollziehende Gewalt, die Regierung; verwaltet das öffentliche Vermögen; beaufſichtigt Rechtspflege, Kirchen-, Schul-, Polizei-, Handels-Angelegenheiten u. ſ. w. Ein Oberappellationsgericht für Staatsverbrecher, ein Kriminalgericht für Landſtreicher und Gauner vereinfachen den vormals äußerſt verwirrenen Juſtizgang. Jene alten, händelſüchtigen, feilen, nebenbuhleriſchen Factionen ſind ausgeſtorben. Von Jahrzehend zu Jahrzehend erſchließt ſich edleres Leben des Staates und des Volks.

II.

Kanton Uri.

Eine Stadt von kaum mittler Größe beherbergt häufig zahlreichere Bevölkerung, als dieser souveräne Alpenbaar, welcher unter den Urkantonen der Schweiz, als deren erster glänzt. Er hat von einem Ende zum andern, in seinen 20—30 Oberseen, kaum 13,000 Einwohner. Und doch wird seines Gebietes Flächenraum auf mehr denn 20 Geviertmeilen geschätzt. Aber weit aus den größten Theil des Raums bedecken unwirthbare Felsen, Zinnen und Gletscher, von 5—10,000 Fuß Höhe, und, nur im Sommer, den Heerden zugänglich, Alpen. Der Mensch aber wohnt in der Tiefe schmaler Schluchten und Thalgelände, wo die Gebirge ihre Füße verschränken und den Bergströmen Durchgang gestatten.

Von den Quellen der Reuß, auf dem höchsten Ueberganzpunkte des St. Gotthardsberges, zieht sich längs diesem Strome, ein enges Thal zehn Stunden lang abwärts bis zum See der vier Waldstätte, den es noch, ein Paar Stunden weiter hin, gabelförmig mit seinen Ufern ändern, wie eine große Bucht, umfaßt, oder vielmehr mit Felswänden und waldigen, wilden Berghalden ummauert. Vom Hochgebirg der Morgenseite münden sich zwei Bergwasser gegen die Reuß aus: der Schächenbach und Kerstelen- oder Maderanerbach, die aus dem verschneiten Hintergrunde noch engere Nebenthäler gleiches Namens hervortreiben. Gegen den See hin erweitert sich aber das Haupttal, mit flachen versumpften Ufern auf die Breite einer halben Stunde; von da zurück, den Reußstrom aufwärts, verengert es sich allmälig, bis, nach vier Wegstunden schon, die 8000 Schuh hohe Pyramide des Bristenstocks Alles, selbst jeden Ausweg zu verrammeln scheint. Dort schlängelt sich rechts jedoch durch Gebirgsschluchten die be-

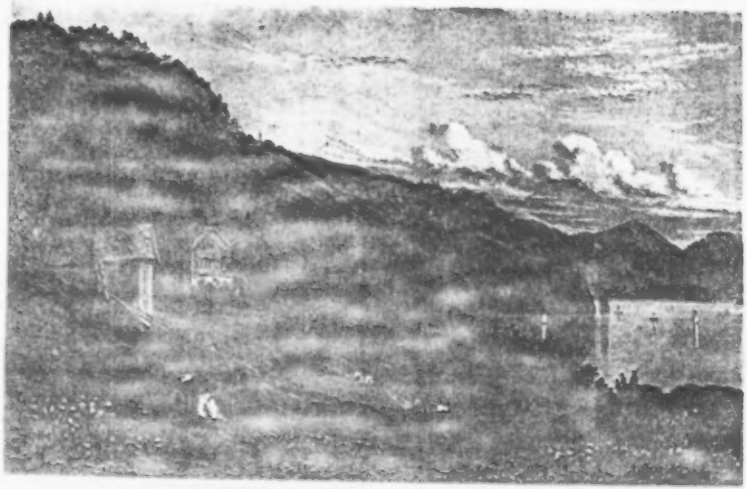

quemc, neugebaute Hochstraße zum Gotthard hinauf; links spalten sich die Berge zum Eingang ins Maderanerthal aus einander.

Es wäre wohl überflüssig die landschaftlichen Schönheiten dieses kleinen Gelandes zu schildern. Man kennt sie aus unzähligen Abbildern: das Grütli am See, welches den ersten Schwur der Eidsgenossen für ihre bedrängte Freiheit hörte; die Tellenplatte am andern Ufer, wo der kühne Mann, von dem sie den Namen habet, Geßlers Nachen entsprang, und nun zu seinem Gedächtniß eine enge geräumige Kapelle zwischen webenden Zweigen über den Spiegel des Wassers leuchtet; die Trümmer von Twing-Uri in der Nähe vom Zusammenfluß der Reuß und des Kerstelenbachs, im Schatten des hohen Bristenstocks und der noch höhern Windgelle. Jeder Schritt durch das romantische Thal, zwischen den Reihen der Berge, mit ihren Silberzinnen, schroffen Felswänden, waldigen Abhängen und grünen Auen, verwandelt die Schaubühne, bringt andre Gemälde. Den Ernst, welchen die Erhabenheit der nackten Alpen einflößen könnte, mildert die idyllische Lieblichkeit der Umgebungen im Thalboden; ein im Gebüsch verlornes Dorf dort und hier; ein von Eichen umschattetes Kreuz neben einsamer Kapelle; eine Heerde im üppigsten Wiesengrund; eine hausliche Hütte, die sich an den bemoosten Felsblock lehnt; ein Wald von Fruchtbäumen, durch welchen der Weg zieht; Geräusch der Quellen und Waldbäche, vermengt mit dem melodischen Schellenklang weidender Heerden und belaubter Saumrosse von Gotthard her oder hin zu ihm; und Glockenklang entfernter Kirchen.

Ohne Zweifel könnte das Hauptthal freigebiger und reicher angebaut seyn, wenn nicht die Dürftigkeit den größten Theil des Bodens zu Wiesen in Anspruch nähme, und wenn nicht Herkommen und denkmännliche Unmissenheit viel Gutes verhinderten. Sobald der Frühling die Felder grün kleidet, werden die Heerden ihren Ställen entlassen, hier, wie in den übrigen Hirtenkantonen. Von hundert Einwohnern ist gewiß im Allgemeinen kaum immer nur Einer Eigenthümer von Rindvieh, Schafe, und besonders Ziegen, sind in größerer Menge, weil sie auch von ärmern Haushaltungen genährt werden können. Bis der Boden des Thals abgeweidet ist, steigen an den untern Berghalden schon Gras und Kräuter hervor. Die Heerden werden dann hinaufgetrieben, und von Staffel zu Staffel des Gebirgs höher, je weiter allmählig der Winter vorrückt, bis in die höchsten Alpen. Sind diese, während der wärmsten Sommerzeit völlig verlassen, benutzt, kehrt eben so, beim

anrückendem Herbst, das Vieh, in die untern Alpen, weidend zurück; nach und nach bis zum Thalboden, um da wieder die Wiesen abzuätzen, welche indessen schon die Scheuren mit Heu gefüllt haben.

Wie gesagt, bei gehörigem Anbau des Bodens, würde das Ländchen um Vieles reicher seyn. Himmel und Erdreich sind günstig. Aber weite Strecken der Felder liegen noch wüst da: als »Allmenden« dienen sie zu schlechter, magerer Weide des Viehes, welches jeder Bürger, der desgleichen besitzt, dahin treibt. Der Reichere hat natürlich den größern Nutzen; der Aermere, wie überall in dieser besten Welt, kömmt dabei zu kurz, wird noch ärmer, und natürlicher Weise dann die Plage der Wohlhabendern. Diese müssen ihn, und seinen Müßiggang dazu, am Ende mit Steuern und Almosen nähren, und sie büßen Größeres ein, als sie durch übelrechnende Habsucht gewonnen hatten. Es ist nachgewiesen, daß ein sehr beträchtlicher Theil des Völkchens fast ganz eigenthumslos ist, und daß, ungeachtet es nicht an anbaufähigen Boden mangelt, jährlich über 60,000 Gulden allein nur für Produkte des Landbau's aus dem Kanton gehen, die in ihm selber sehr gut erzeugt werden könnten. Erst im Jahr 1834 hat man angefangen, zur Abwehr größerer Verarmung, einige Verbesserungen einzuführen.

Das Reuß-Thal von Uri und die untern Nebenthäler übertreffen sogar an Fruchtbarkeit die benachbarten Gelände von Schwyz und Unterwalden. Denn die sommerliche Wärme, hier von den ungeheuern Felsenbergen links und rechts gegen die Thalebenen zurückgestrahlt, wird brennender; und in den Hochthälern gerinnt der Schnee früher unter dem Hauch des Frühlings.

Freilich, dieser Frühlingshauch, welcher in Uri das Pflanzenleben schneller erregt und zur Reife führt, kann nicht selten auch Gefahren bringen. Er ist ohne Zweifel der Sohn der afrikanischen Sandwüsten, welcher, über das Mittelmeer gekommen, in Italien den Namen Sirocco empfängt, und in der Schweiz Föhn (Favonius) geheißen wird. Vermöge seiner Wärme fährt er in den obern Schichten des Luftkreises daher, und in schrägen Richtungen, von Süden nach Norden, in die Thäler der Schweiz nieder. Hier zwischen tausend Klaftern hohen Gebirgswänden, wie in labyrinthischen Gassen einer Stadt, gefangen und eingeklemmt, verkopelt sich seine Gewalt, wie seine Strömung reißender wird. Während der Föhn Tage, zuweilen Wochen lang, den Schnee von den untern Alpen absetzt und Lawinen neben Lawinen von Gipfeln und Halden der Firnen und Gletscher reißt, kann er in den tiefern

ſellſchaft gewann bald Zutrauen, von der Regierung Privilegien, von neuen Mitgliedern beträchtlichen Geldgrund. Es erweiterte ſich die Kolonie in Afrika mit jedem Jahre ſchnell, beſonders ſeit Aufhebung des Sklavenhandels. Es ward die Veſte Thornton gebaut; im Jahr 1809 der Anfang einer neuen Stadt Kingſton; in gleicher Zeit eine Negerſtätte am Fuß des Leiceſtergebirgs geſtiftet, Leiceſter geheißen, meiſtens von Gliedern des Amberaſtammes bevolkert, welche man durch mancherlei Vortheile zu dieſer Niederlaſſung bewog. Es entſtanden Dörfer um Dorfer von den aus Sklavenſchiffen befreiten Negern, die hieher geführt wurden. Jährlich wächſt noch immer die große menſchenfreundliche Stiftung, welche der Sierre Leona-Kompagnie ſchon anſehnliche Handelsvortheile bringt.

Es iſt aber da nicht auf Handelsgewinn allein abgeſehen, ſondern mehr noch auf Verſittlichung des Volks. Dafür trat im Jahr 1807 zu London eine eigene Geſellſchaft zuſammen, deren Zweck Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in Afrika iſt. Mit ihr verbanden ſich die edeln Miſſionsgeſellſchaften der Briten. In allen Ortſchaften der neuen Kolonie wurden Schulen, ſowohl für Erwachſene, als für Kinder angelegt; Kirchen errichtet; Verkünder Chriſti und der Bruderliebe in die benachbarten Gegenden ausgeſandt; die umherwoh-

Thalungen Hütten niederstürzen, ihre umsonst mit Felsstücken belasteten Schindeldächer entführen, starke Bäume entwurzeln, und den weiten See der Waldstätte mit schäumenden Wellen bedecken. Zur Zeit seines größten Ungestums, wird in Uri die Sorgfalt gegen Feuersgefahr verdoppelt; man bewacht die Flamme des Heerdes, oder löscht sie, und rüstet das Geräth zur Tilgung allfälliger Feuersbrünste, für welche die hölzernen Wohnungen und Ställe der Dörfer nur zu viel Empfänglichkeit zeigen. Nervenschwache oder reizbare Personen empfinden beim Gehen des Föhn's unbehagliche Schwere in den Gliedern, bald Kopfweh, bald eine gewisse Betäubung. Ich erkannte ihn jedesmal, nicht nur an seiner höhern Wärme, sondern an einem durch die Luft verbreiteten, feinen, nicht unangenehmen, brandigen Geruch. Man sieht ihn in schräger Bahn längs den Bergen niedergehen, wo droben das bewegte Laub der Wälder mit veränderter Farbe seinen Strich verräth, inzwischen drunten noch Stille oder ein entgegengesetzter Luftstrom herrscht. Der plötzliche Uebergang aus diesem letztern, besonders wenn er kühl ist, in den heißen Föhn, erschreckt fast. Man hat eine Empfindung, als athme man Wärmestrahlen eines nahen, unsichtbaren Gluthaufens.

1.

Tells Kapelle in Burglen.

In diesem freundlichen Bergdorfe, auf einer sanften Anschwellung des Bodens, an der Ausmündung des Schächenthals gelegen, ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm Tell geboren. Seinen Namen nennen die gebildetern Bewohner aller Welttheile. Mit ihm verknüpft sich der Gedanke der Freiheit. Man besucht gern die Stätten, wo einst die Unsterblichen wandelten; und glaubt ihnen näher zu seyn, wo uns umgibt, was sie umgab.

Tell's Wohnung steht nicht mehr; aber auf der Stelle derselben erhebt sich malerisch ein kleines Bethaus, mit Gemälden von Tells Thaten geschmückt. Dahinter und ohnweit der zierlichen Dorfkirche, ragen die zerfallenen Mauern einer Burg hervor, die weiland von den Herren von Bürglen bewohnt wurde. Diese sind vergessen; Tells Name lebt. Griechen und Römer errichteten dem Andenken ihrer großen Männer Bildsäulen; die Schweizer

hauten, in christlicher Frömmigkeit, ihren Helden und Vaterlandsrettern Kapellen. Hieher stellen noch heute Uner und Schwyzer jährlich feierliche Bittfahrt an.

Man weiß vom Leben und Tode des berühmten Hirten und Jägers wenig; aber von beiden das Schönste. Er legte zur Erlösung seines gedrückten Volkes die erste Hand an; und er starb, sieben und vierzig Jahr nach dieser That (im Jahr 1354), als er sich, ein hochbetagter Greis, um ein Kind aus den Fluthen des Schächenbachs zu retten, in die Wellen desselben stürzte. Weder Leben noch Tod konnt' er mit glänzenderm Tugendmuth bezeichnen.

Man verweilt gerne bei dieser Kapelle. In die großen Erinnerungen, welche sie weckt, mischt die landschaftliche Umgebung ihren mächtigen Zauber. Alles ist Ehrfurcht erregend, Lieblichkeit und Demuth. Das Thal krümmt sich von da sechs Stunden lang aufwärts, links von den Felszinken der Roßstöcke und des Kinzig umschlossen, rechts von den Kulmen und Zinken der Klariden, des Tisnar, Schneehorns, der Ruchi und hohen Windgelle. In der Tiefe brauset der Schächenstrom, welcher oftmals mit furchtbarer Gewalt anschwillt und Bergschutt und Felsblöcke hinwegwozt, wenn der Schnee des Hochgebirgs plötzlich schmilzt.

Die Künstler zeichnen den Wilhelm Tell gewöhnlich als einen kräftigen und schönen Mann; wahrscheinlich mit dem größten Recht. Denn dies Thal beherbergt von Uri den schönsten Menschenschlag; blühende, zuweilen dekatische Jünglingsgestalten; Jungfrauen von jungfräulichem Wuchs und den reinsten Farben des Gesichts. Im Reußthal begegnet man hingegen mehr hagern, bleichen, unansehnlichen Gestalten; sei es, daß die aufzehrende Kraft des Föhn's oder die Armuth vieler Leute, oder die minder einfache, minder mäßige Lebensart derselben, längs der Gotthardsstraße mit deren Wirthshäusern, nachtheilig einwirkt.

Die That des Tellen für sein Vaterland wird oft sehr falsch verstanden. Er war kein Stifter der Freiheit seines Volks, sondern nur Retter und Wiederhersteller derselben. Jahrhunderte vor ihm genoß die Bevölkerung dieser Hochgebirgsgegenden, was sie nach ihm genoß, und damals nur von unverständigen, gewaltsüchtigen Vögten bedroht war.

Die ersten Ansaßen in diesen rauhen Thälern, noch von Niemanden gekannt und genannt, wohnten in den weiten Gründen zerstreut, Jagd und Viehzucht treibend. Denn andere Mittel bot ihnen die Natur des Landes zu ihrer Selbsterhaltung nicht dar.

Das Hirtenleben fordert weite Räume für die Heerden. Einsamkeit gestattete den Einsiedlern die größte, persönliche Ungebundenheit, tägliche Vertrautheit mit Gefahren der Umgebungen machte sie stark und unerschrocken, und die freieste Bewegung ihrer Kräfte nöthig. Lange Zeit bildeten die Familien in den Thälern von Uri, Schwyz und Unterwalden nur noch eine einzige Gemeinde, die sich von Zeit zu Zeit, wenn eine Angelegenheit Aller berathen werden mußte, versammelte. Ohne Zweifel waren die Leute wohl auch insgesammt Genossen eines und desselben Volksstammes, vielleicht, ja wahrscheinlich, Ueberbleibsel der geschlagenen Kymern und Deutschen (Cimbern und Teutonen). Erst mit dem Wachsthum der Bevölkerung näherte man sich einander mehr und wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse mannigfaltiger, die persönlichen Willkühren beschränkter. Aber von der gewohnten Freiheit mochte keiner opfern. Wer konnte dem Gefühl und Bedürfniß seines eigenen Werthes und seines Rechts entsagen? Jeder blieb Herr für sich und wachte über sein Recht. Die Höfe waren endlich Dörfer geworden; doch behielten auch diese, wie einst die Höfe, den gemeinschaftlichen Genuß von Wäldern, Alpen und Viehweiden bei. So entstanden in Uri die »Genossamen« oder nachbarigen politischen Bezirke von mehreren Ortschaften; in Unterwalden die »Ürtinen« in ähnlicher Bedeutung. Die Schwyzer hatten ihr Land in vier Theile gesondert, oder in »Viertel.« Wegen der zunehmenden Volksmenge mußte zuletzt die gemeinschaftliche Versammlung aller waffenfähigen Männer der drei Länder in einer einzigen Landesgemeinde aufgehoben werden. Uri, Schwyz und Unterwalden trennten sich; jedes bildete von da an einen kleinen Freistaat für sich. Aus gleicher Ursache trennte sich späterhin, auf ähnliche Weise, auch Unterwalden noch in das Land »ob und nid dem Kernwald.« Doch sie alle behielten den alten Familienverband bei, wie ihn ihre Väter gehabt; zum Schutz und Trutz für ihre Rechte vereint im Leben und Tod. Dieser Verein war, der Form nach, ein Staatenbund; im Gemüth und Leben des Volks aber ein einziger, fester Bundesstaat.

Die Leute in Uri, zufrieden mit ihrem Loose, blieben fremden Händeln lange Zeit abgeneigt. Ihre kriegerische Jugend zog wohl zum Beistand der Bundesgenossen in Schlachtfelder; doch, nach erfüllter Pflicht, ohne fernern Anspruch. Sie verlangten keine Erweiterung ihres kleinen Gebiets durch Eroberungen über die Nachbaren; am wenigsten konnte ihr Sinn für Recht und Freiheit Herrschaft über andere Volkerschaften begehren. Erst spät, und ver-

führt durch das Beispiel der übrigen Eidsgenossen, nahmen sie Antheil an deren Eroberungskriegen, und dünkte es ihrem Rechtsgefühl und Freiheitsstolz kein Unrecht, Herren von Unterthanen, Gebieter von Unfreien zu werden. Sie unterwarfen sich das Livener Thal, und sandten, gemeinschaftlich mit andern Eidsgenossen, ihre Landvögte in die bezwungenen Landschaften von Tessin, in's Rheinthal, in Thurgau und Sargans und in die obern freien Aemter. Von da an verlor sich die edle Sitteneinfalt der Vorwelt. Die Landsgemeinden verkauften die Verwaltung der Landvogteien, denen ihrer Mitbürger, die dafür das meiste Geld boten. Bestechlichkeit und Umtriebe, sonst unbekannte Laster, wurden häufiger. Einzelne Familien bereicherten sich und sicherten sich hinwieder, durch Reichthum, den Besitz der ersten Aemter im kleinen Staate zu; verkehrten, im Namen des Volks, mit den übrigen Eidsgenossen, mit ausländischen Gesandten, vermietheten Kriegsvolk in fremder Herren Dienst, um ihren Söhnen und Verwandten Befehlshaberstellen und Gelegenheiten zu schaffen, Geld, Würden und Kenntnisse zu gewinnen; und nahmen für sich selbst, ohne Scheu, von fremden Höfen Besoldung ihrer Dienstfertigkeit. Bis zum Ausbruch der französischen Staatsumwälzung erhielten die Glieder der Regierung von Uri, wie in den übrigen katholischen Kantonen der Schweiz, vom französischen Hofe regelmäßige Jahrgehalte (deren Gesammtheit sich auf 600,000 Gulden belaufen mochte). Mancher bezog eine Pension von 100 Louisd'ors. Dafür war man an den eidgenössischen Tagsatzungen, wie im eigenen Kanton, dem Wink aus den Tuillerien gehorsam.

Diese wenigen Züge reichen aus, um das Verarten der kleinen Republik, wie ihrer übrigen Schwestern im Gebirg, zu bezeichnen. Johannes Müller, der große Geschichtschreiber der Eidsgenossenschaft, beschrieb die schönern Zeiten derselben, die Tage der Freiheitsschlachten, der hirtlichen Sitteneinfalt, der Würde, Weisheit und Bescheidenheit der Volkshäupter. Der Eindruck davon blieb in allen Lesern zurück, und zog in ihrer Einbildungskraft einen Heiligenschein um das Schweizerthum. Die Zeiten des innern Verfalls aber mit Treue zu schildern, konnte Einheimischen, bei den Machthabern, Gefahr bringen; mußte Ausländern schwer oder unmöglich werden; ward durch Vaterlandsliebe, oder Nationalstolz, durch strenge Geheimhaltung der Urkunden, oder staatskluge Scheue vor dem Auslande, verhindert. Man verschleierte die Wahrheit, um nicht das günstige Vorurtheil der Europäer zu zerstören. Aber das Schweigen von den Gebrechen in den kleinen

Staaten nährte das Uebel, stärkte und verewigte dasselbe. Niemand dachte an Heilung, bis, nach dem kriegerischen Einbruch der Franzosen im Jahr 1798, der Schleier zerrissen, und Ohnmacht und Verderbniß der Schweiz vor den Augen aller Welt offenbar wurde. Seitdem ist in den meisten Kantonen unstreitig viel Großes gestiftet, viel Löbliches geleistet worden; in einem Vierteljahrhundert mehr, als zuvor in zwei Jahrhunderten. Allein in den kleinern Alpenkantonen, besonders in denen des katholischen Glaubens, blieb man zu Verbesserungen des Staats und seiner Anstalten unthätig und selbst unfähig.

Der Grund davon liegt im persönlichen Interesse der weltlichen und geistlichen Führer, und in der von ihnen begünstigten, oder geduldeten Bildungslosigkeit des Volks; in der Unkunde des Bessern, in der Zufriedenheit mit dem vorhandenen Zustande und dem festen Halten am Herkömmlichen und Gewohnten. Gewohnheit wird nicht nur zur andern Natur des Menschen, sondern auch der Völker. Wie Kinder sich vor unbekannten Erscheinungen zu fürchten pflegen, so heget Völkerschaften, auf tiefern Gesittungsstufen, Scheu vor jeder Neuerung im öffentlichen Leben. Sie werden sich darin fremd, stoßen überall an, und sehnen sich in das Alte, wie in ihre wahre Heimath zurück.

Das Volk von Uri ist im Allgemeinen ein kräftiger, treuherziger, in Dingen des gemeinen Lebens verständiger, frommer und für Freiheit entschlossener Menschenschlag. Aus Armuth und Gewöhnung mäßig, enthaltsam, einfach, findet es nur beim Genuß der größten persönlichen Freiheit seine wildern Bergthäler bewohnbar. Man will daher Herr in seinem Hause, in seiner Gemeinde, in seinem Lande seyn. Der Hausvater gebietet daheim; stellt seine Knechte und Mägde an, und bewirthschaftet sein Gut, wie ihm gefällt. Die Gemeinde verwaltet ihr Eigenthum, stellt ihre Obrigkeit an, ihre Schullehrer, ihre Pfarrer, die jährlich um ihre Stelle neu anhalten müssen. Die Genossamen wählen ihre Rathsherren, oder Stellvertreter, in den Landrath und in die Gerichte. Die Landsgemeinde ernennt jährlich die obersten Staatsbeamten sammt Schreibern, Weibeln und Zöllnern und entscheidet über Gesetzesvorschläge, Staatsverträge und alle wichtigen öffentlichen Angelegenheiten. An Trennung der Staatsgewalten aber ist da nicht zu denken. Die obern Beamten sind zugleich Regenten, Gesetzgeber und Richter, und können allen ihren Einfluß durch alle Verzweigungen des Staatslebens geltend machen. Abgaben für das Wohl des ganzen Landes gelten, als Verminderungen des

Privatwohlstandes; darum gewährt man keine, ohne die größte Noth. Es fehlt mithin auch an manchen der unentbehrlichsten, öffentlichen Einrichtungen, die keinem selbstständigen Staate, von einiger Civilisation, fehlen sollten. Aus Mangel an tauglichen Strafanstalten wird der grobe Verbrecher verbannt, andern Ländern zugeschickt, oder, doch selten, grades Wegs, durch scharfrichterliche Kunst in die Ewigkeit gesandt, in das sicherste Gefängniß, aus welchem sobald Niemand entrinnt. Eben so schlecht ist der öffentliche Unterricht der Jugend bestellt. Die Gemeinden scheuen Geldausgaben; die Eltern, bei eigener Unwissenheit, finden es überflüssig, daß Kinder mehr lernen, als die Alten für sich selber nöthig hatten. Sie gebrauchen Söhne und Töchter lieber zur Arbeit, die Geld einträgt; Knaben und Mädchen ziehen das Haus oder die freie Luft, dem Sitzen in der Schule vor; die Lehrer, meistens arm und bildungslos, dienen um geringen Lohn. So erbt sich Unkunde, Aberglaube und Vorurtheil von Geschlecht zu Geschlecht im Volke fort. Ein junger, talentvoller Mann, der, aus höherer Liebe für sein Vaterland, sich in den Fellenbergischen Anstalten von Hofwyl zum Schullehrer ausgebildet hatte, mußte bei seiner Rückkehr in die Heimath leise auftreten, wenn er nicht Verdächtigung und Verfolgung erfahren wollte; denn er trug die Schuld auf sich, in der Anstalt eines Protestanten gebildet worden zu seyn.

Diese Gesinnung der Menge sagt sowohl den reichern Familien zu, die klug genug ihre Söhne in Schulen außer Landes senden; als auch dem Priesterstande, welcher in der »kindlichen« Unwissenheit und »Unschuld« des Volks die sicherste Schutzwehr gegen Gefahren der Aufklärung findet. Weltliche und geistliche Obrigkeit sind daher, durch Ueberlegenheit der Kenntnisse und des Reichthums, die wirklichen »Herren« im Lande, wie man sie in der That schlechtweg zu nennen pflegt; nur mit dem Unterschiede, daß sie das Volk nicht gebieterisch zwingen können, sondern blos leiten, wohin ihnen gefällt.

Aus demselben Grunde sieht man ungern, wenn Fremde, das heißt Schweizer aus andern und reichern Kantonen, in diesem Ländchen sich ansiedeln wollen. Man fürchtet, sie könnten Begriffe, Ansichten, Kenntnisse verbreiten, die nicht gelegen kämen. Es versteht sich: Protestanten würden die unwillkommensten seyn. Begüterte würden auch den Preis der Ländereien, zum Nachtheil einheimischer Erwerber, steigern können. Man verweigert Schweizern zwar nicht geradezu den Aufenthalt, aber erschwert denselben

auf mannigfache Art; am nachdrücklichsten durch lästige jährliche Abgaben für die Aufenthaltsbewilligung. Noch im Jahr 1833 fand sich der Kanton Luzern genöthigt, den Kanton Uri, durch ausgeübtes strenges Gegenrecht an Urnern, die im Luzernischen wohnten, zu mildern Abgaben eines dort ansässigen Luzerners zu zwingen. Sogar auswärtige Geldanleihen auf Grundeigenthum im Lande werden abgewehrt; denn einheimische Kapitalisten könnten bei größerer Concurrenz Gefahr laufen, niedrigere Zinse annehmen zu müssen.

Dies Alles gilt nicht von Uri allein, sondern auch von den beiden andern Urkantonen Schwyz und Unterwalden. Die Erben Tells erbten eine Freiheit, dürftiger, als die Freiheit des Bürgers in wohlgeordneten Monarchien. Indessen die Leute sind damit zufrieden, also in ihrer Art glücklich.

2.

Die Gotthards-Strasse

(ältere und neuere.)

Die beste Lehrerin und Erzieherin der Völker ist zuletzt immer die Noth. Ohne sie würde der Mensch ein unbeholfenes Halbthier bleiben. Sie weckt den Geist zum Gedanken.

Vorzeiten war die Gotthardsstraße der berühmteste und bequemste Alpenübergang zur Verbindung des Nordens mit Italien und dem Mittelmeer. Jährlich wandelten über 16,000 Reisende darüber her und hin, Kaufleute, Wallfahrer, Naturforscher, Soldaten, Abenteurer, Staatsmänner, Arbeiter, die in andern Ländern Erwerb suchten, Postboten u. s. w. Jährlich führeten bei 9000 Pferde gegen 20,000 Ballen, Fässer, Kisten u. s. w. mit Waaren herüber und hinüber. Der Stand oder Staat Uri bezog im Durchschnitt von seinen drei Zollstätten jährlich 20,000 Gulden.

Als aber Napoleon die prachtvolle fahrbare Straße über den Simplon (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Wallis in Piemont einerseits, Franz II. die eben so bewundernswürdige fahrbare Kunststraße von Bormio über den hohen Stelvio (seit 1822) anderseits, zur Verbindung Tyrols und der Lombardei gebaut hatte; als Graubünden und Sardinien darauf die nähere

nenden Negerfürsten durch Geschenke, Handelsvortheile, unentgeldlichen Unterricht ihrer Kinder in europäischen Wissenschaften gewonnen; Bibeln zu Tausenden in der Landessprache verschenkt; Entdeckungsreisen gemacht; talentvolle Neger zu Lehrern, selbst zu Missionarien gebildet — nichts ward unterlassen, was zur Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes der westafrikanischen Küstenbewohner führen konnte.

So ist nun Sierra Leona einer der wichtigsten Punkte dieser Weltgegenden für die Menschheit von Afrika geworden. Da, auf vormals ödem Bezirke, wurden im Jahr 1817 über dreizehnhundert Neger zum Christenthum und bürgerlich-sittlichen Leben gebildet, Menschen, meistens aus der Fäusten ruchloser Sklavenschmuggler errettet. Noch im Jahr 1817 wurde ein portugiesisches Sklavenschiff ertappt, welches vierhundert Knaben und Mädchen an Bord hatte. An den verschiedenen mit Sierra-Leona verbundenen Sendorten werden über tausend Negerkinder unterrichtet. Besonders thut sich durch die Bell-Lancastersche Unterrichtsart die Schule von Leicester-Mountain hervor, die, was sie ist, der Einsicht und Thätigkeit des Missionars Janßen aus dem Hannöverschen dankt.

Von hier aus geht weit umher die Kenntniß nützlicher Handwerke zu den Stämmen der Schwar-

Fahrstraße, zum Verkehr Deutschlands mit dem Mittelmeer, über den Bernhardin anlegten, verlor sich das Leben des Gotthardspasses. Denn auf dem übel gepflasterten Wege desselben, nur 10 bis 14 Schuh breit, konnte kein Wagen gehen. Die Waaren, in Fässern und Ballen verpackt, wurden von Pferden getragen, denen, mit hölzernen Sätteln bedeckt, man sie auf beiden Seiten anband. Ein Pferd trug aber nicht mehr, als 3 Centner; diese Last hieß ein Saum. Davon nannte man die Pferde „Saumrosse“; ihre Eigenthümer, die deren gewöhnlich 6—12 hielten, „Säumer.“

Indem der Waarenverkehr über die Alpen links und rechts andere Richtungen nahm, verlor ein großer Theil der Bevölkerung, d. i. eine Menge von Arbeitern, Wirthen, Schiffern, Säumern, Handwerkern und Landwirthen, die Mittel ihrer Erhaltung. Ja, manche Ortschaften und Dörfer, die, fast ohne Land, in den hohen, engen Felsenschlünden des Gebirgs sich angesiedelt hatten, und ohne den starken Waarendurchgang nie ihr Daseyn empfangen haben würden, sahen sich in Gefahr es wieder mit ihm zu verlieren. So blieb keine Rettung, als es eben den nebenbuhlerischen Nachbaren gleich zu thun, und vereint mit dem Kanton Tessin, den Gotthard fahrbar zu machen. Gegenwärtig ist er es; die Straße überall 20 Fuß breit, mit nicht stärkerm Fall als von 5 Schuh auf Hundert. Sieben große und vier kleinere Brücken führen über die Abgründe mit sichern, kühnen Wölbungen.

Die erste der Brücken schwingt sich in zwei Bogen beim Dörflein Amsäg, am Fuß der hohen Windgelle über die Reuß, wo sich der wilde Kerstelenbach des Madernner-Thals in den Strom vom Gotthard stürzt. Der Blick durch die erhabenen, steinernen Bogen, thalabwärts, gewährt ein wunderbar liebliches Bild der Landschaft; in der Nähe die hölzernen Häuser des Dörfchens, deren es kaum viele über 30 zählt; rechts die beinah 9000 Fuß hohe Windgelle; links die neue Fahrstraße über den Gotthard.

Vormahls, noch vor dem Jahre 1821, that hier eine offene, hölzerne Brücke Genüge, welche im Jahr 1799 Zeuge eines blutigen Treffens zwischen Franzosen und Oesterreichern gewesen war, die um den Besitz derselben stritten. Ich sah, wenige Tage nach dem Kampfe, die Brücke noch mit dem Blute der gefallenen Krieger befleckt, als ich auf ihr mich mit dem General Loison erging. Dieser französische Feldherr erzählte mir damals Einzelnheiten von dem Treffen an dieser Brücke und wodurch es veranlaßt worden war, die mir wunderlich genug schienen.

Die Generals Lecourbe und Gudin waren nämlich, bald

nach der Schlacht bei Zürich und Massena's Sieg über Korsakow, beauftragt, die Höhen des Gotthard zu erobern und zu besetzen. Gudin zog zu dem Ende mit seiner Division über die Grimsel und Furca; Loison über das hohe Mayenthal, am Fuß der Gletscher gelegen, wo er aus einer altertümlichen Schanze die darin stehenden Oesterreicher, nach wenigen Flintenschüssen, vertrieb. Bei Wasen, einem ärmlichen Dorf an der Gotthardsstraße, stieß er zum General Lecourbe. Wie er mit diesem, an der Spitze der Truppen, bergauf ritt, meldeten Eilboten des Vortrabs: eine große feindliche Heermacht rücke vom Urserenthal herab ihnen entgegen und bedecke mit seinen Bataillonen nicht nur den offenen Weg, sondern alle kaum gangbare Klippen am andern Ufer des Reußstromes. Beide Generale lachten. Sie wußten von keiner Armee auf dem Gotthard, oder von wannen eine solche kommen könnte? Aber neue Boten bestätigten die Nachricht der ersten, ohne sagen zu können, welcher europäischen Macht die feindlichen Schaaren angehören mögten. Es entspann sich bald das Gefecht. Man erkannte, es seyen Russen, mit denen man zu schaffen habe. Es war Suwarow, der, von Italien her, in die Schweiz dringen wollte. Während die Franzosen von der Uebermacht des Gegners langsam gegen Wasen zurückgedrängt wurden, meldeten andere Boten, die in größter Eil von Amsteg heraufgesprengt waren, daß General Rosenberg mit zahlreichen Schlachthaufen von Oesterreichern, aus Banden ins Maderanerthal eingerückt sey, und den Franzosen den Rückweg vom Gotthard zu versperren drohe. Nun war keine Zeit zu verlieren. Während Loison durch Widerstand das schnellere Vorrücken Suwarows bis nach Wasen so lang, als ihm möglich war, hemmte und dann sich wieder, die steilen Bergabhalden bei diesem Dorfe hinauf, ins Maienthal ziehen mußte, eilte Lecourbe mit seiner Division nach Amsteg hinab.

Hier fand er das Dorf und die Brücke schon von der starken Vorhut der Oesterreicher besetzt, und seinen Heimweg in die sichern Schanzen von Seedorf, am Ufer des Vierwaldstätter Sees, abgeschnitten. Jeder versäumte Augenblik führete ihm die österreichische Hauptmacht vom Maderanerthal näher. Hinter ihm drohte Suwarow in wenigen Stunden zu erscheinen. Lecourbe sah sich von überlegenen Streitkräften eingeschlossen, und keinen Ausweg, als über die Brücke. Er ließ sie durch seine Grenadiere mit gefälltem Bajonet stürmen. Flinten- und Kanonenfeuer warf diese Tapfern zurück. Er gebot den Angriff zum andern und zum drit-

tenmahl, mit eben so schlechtem Erfolg. Die Soldaten wurden unentschlossen, wankten, zögerten, ungeachtet des wiederholten Befehls zum Sturm. Da riß Lecourbe, nach einigen derben Flüchen, einem der Grenadiere das Gewehr weg und stürzte sich allein gegen die Brücke. Die Grenadiere sahen es, erhoben voll Unwillens über ihn ein furchtbares Geschrei, rannten ihm nach, erstürmten die Brücke und trieben die Oesterreicher zurück. Am schlimmsten fast lief es für Lecourbe ab. Seine Grenadiere, durch ihn beschämt, über ihn erbost, hatten ihn noch zeitig auf der Brücke ereilt und fluchend hinter sich gewerfen. Mann um Mann stieß ihn nun weiter zurück, so unsanft als möglich. Es gab Kolbenstöße, Rippenstöße, Faustschläge unterwegs. Der General selbst erzählte lachend von den blauen Flecken, die er davon wochenlang am Leibe getragen. Aber er gelangte durch Anstäg, und, immer der letzte Mann auf dem Rückzuge, glücklich wieder in die Verschanzungen von Seedorf.

Man hielt ehedem den Weg über den Gotthard für eines der erstaunungswürdigsten Riesenwerke menschlicher Kraft und Kunst, im Kampf mit den Hindernissen, welche die Natur zu besiegen darbot. So ist's heute nicht mehr. Der Bau der jetzigen Straße erscheint von der alten verschieden, wie das 19te Jahrhundert vom 13ten oder 14ten. Die Simplonstraße aber ist um 5 Schuh breiter, als sie. Das berühmte Urnerloch, jetzt bedeutend erweitert und heller geworden, übertrifft keineswegs an Länge und Breite die mehrfachen Gallerien vom Simplon; mehrere von den Brücken des letztern sind mit nicht geringerer Kühnheit über die Abgründe gesprengt. Wer in Bündten die Bernhardinstraße mit ihrem „verlornen Loch", mit ihrer Via mala, oder wer den verwegenen Bau über den Stelvio bei Bormio sah, findet da nicht weniger zu bewundern, als am Gotthard.

Hingegen der Wechsel hier von angenehmen, landschaftlichen Parthien mit den entsetzlichsten Wildnissen; der Kontrast freundlicher Hütten neben Bächen und Bäumen, und kleinen Gärten auf Felsenblöcken, mit schwindelerregenden Abgründen, in deren Tiefen der schäumende Strom zwischen Trümmern des Urgebirgs quillt, wird wohl von keiner der andern Alpenstraßen übertroffen. Das Dörflein Wasen gewährt droben noch einmal, mit seinen braunen Hütten und der malerischen Kirche auf dem Hügel, unter Gebüschen und wilden Kirschbäumen, einen erquickenden Eindruck. Vom Himmel nieder leuchten Gletscher über dunkelgrünen Alpen; flattern Wasserfalle. — Das Dorf Gestinen, oder Geschenen,

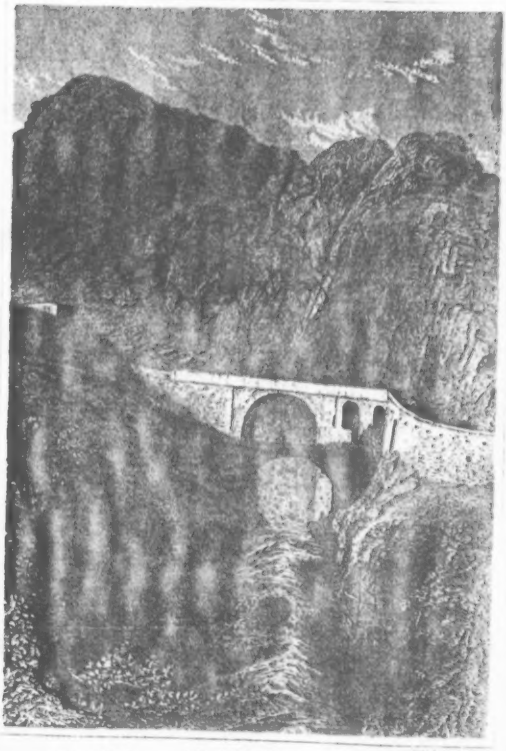

DIE TEUFELSBRÜCKE

eine halbe Stunde höher am Gebirg, ruht schon an den Gränzen der Felsenwüste, wo das Leben der Pflanzen verschwinden will, und Schutt der Berge, rechts, ein unwirthbares Thal, füllt, von Eisbergen umzogen. Weiter hin hört man zuweilen noch einförmiges Geräusch aus dem Abgrund; zuweilen noch das ersterbende Getöse eines Bachs, der aus unersteiglichen Höhen stürzt und im Sturz versiegt. Ringsum steigen die Berge der Schöllenen senkrecht, glatt und kahl in grausenhafter Nacktheit empor; schwarze Mauern 100—1000 Fuß hoch. Man wandelt wie auf dem tiefen Boden eines ungeheuern Felsenkessels, oder vielmehr an einer Rippe desselben, längs welchem die Straße sich, unter überhangendem Gestein, über jähen Abhängen fortwindet. Oft scheint der Ausweg zu fehlen; und wenn er wieder erscheint, öffnet er nur die Aussicht in noch furchtbarere Wüstenei. Man erblickt den Strom der Reuß, statt tief unter den Füßen, vor sich droben. Er bricht da durch den Riß der Berge zwischen dunkel-glänzenden Klippen; schwindelt jählings in die Tiefe hinunter, und zerschellend im finstern Geklüft, steigt er als Wasserstaub gespenstisch unter dem hohen Bogen der Teufelsbrücke wieder auf und umgaukelt sie, unter ewigem Donner und Windsturm, mit Wolken, die einander drängen und jagen. Die Straße verliert sich, denn anderer Raum fehlt für sie, in eine finstere Höhle des gegenüberstehenden Felsen. Der Ausweg vom Thal der Schrecken droht Eingang eines noch grauenvollern Schauspiels zu werden. Und wie der Wanderer, nach etwa hundert Schritten, aus der Dämmerung des Urnerlochs an's Licht des Tages hervortritt, umfängt ihn eine neue Welt. Ein geräumiges, ebenes Wiesenthal, von grünen Bergen umfangen, liegt traumerisch vor ihm da. Von Erlen und Weiden sind die Ufer der Reuß bekränzt, die klar und leise dahin rinnt. Links schmiegt sich Andermatt, ein Dörflein, an den Berg, den ein kleiner Wald ziert; rechts ein anderes und darüber auf dem Hügel romantisch die Burg-Ruine der Edeln von Hospental. Man athmet in dieser großen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, fünftausend Fuß hoch über dem Meere, die reinsten Lüfte. Es ist das Thal Urseren.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
2SCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14386/064

3.

Altdorf.

Der Hauptort des Kantons Uri erscheint, als ein stattlicher Flecken von einigen hundert, zum Theil wohlgebauten Häusern, in der Thalebene, eine halbe Stunde vom See, und am Fuße des schroffen Bannbergs. Geraumige, reinliche Straßen; Gebäude, zuweilen in italiänischem Styl; artige Anlagen und Gärten, Kirchen, Kapellen, Klöster, heitere Umgebungen voller Mannigfaltigkeit, machen Altdorf zur zierlichsten Ortschaft sämmtlicher Urkantone. Fast in der Mitte des Fleckens tritt uns ein alterthümlicher Thurm entgegen, dessen Seiten von bunten Gemälden bedeckt sind. Sein Bau ist vermuthlich ein Werk des eilften Jahrhunderts. Noch im Jahr 1567 sah man in der Nähe eine Linde, welche für die galt, unter der Wilhelm Tells Knabe mit dem Apfel auf dem Haupte gestanden. Statt ihrer steht nun aber ein steinerner Brunnen da, der noch »Tellenbrunnen« geheißen wird. Links schaut der finstere Bannberg in die Straßen nieder, dessen Tannenwälder keine Art berühren darf, weil sie den Ort vor der Gefahr von Lauinen und herabrollenden Steinmassen schützen sollen.

Zwar schöner ist Altdorf aus der Asche hervorgestiegen, nachdem es, im Frühjahr 1799, fast gänzlich ein Raub der Flammen geworden war, zu denen sich verderbenvoll der Föhn gesellt hatte. Aber reicher ist es nicht erstanden; der alte Wohlstand nicht wieder heimgekehrt. Zuerst versiegten für seine vornehmern Bewohner die Geldquellen der französischen Pensionen und ausländischen Kriegsdienste, beim Ausbruch der Staatsumwälzung in Frankreich; dann vernichtete jene Feuersbrunst den Großtheil des Orts, und man werthete den Schaden auf drei Millionen Franken. Darauf verheerten abwechselnd Franzosen, Russen und Oesterreicher mit Einlagerungen und Durchzügen ihrer Truppen, mit Plünderungen, Gefechten und Treffen das arme Thal. Endlich, nach Wiederkehr des Friedens, verminderten die besser gebauten Alpenstraßen der Nachbaren sogar den Waarenverkehr mit Italien, eine der vorzüglichen Erwerbquellen des armen Landes. Das Unglück zu vollenden, muß aber nun noch die Unwissenheit und Unbeholfenheit des meisten Volks und die Arbeitsscheue einer großen Menge dürftiger Familien dazu treten, die, ohne Eigenthum und nur von

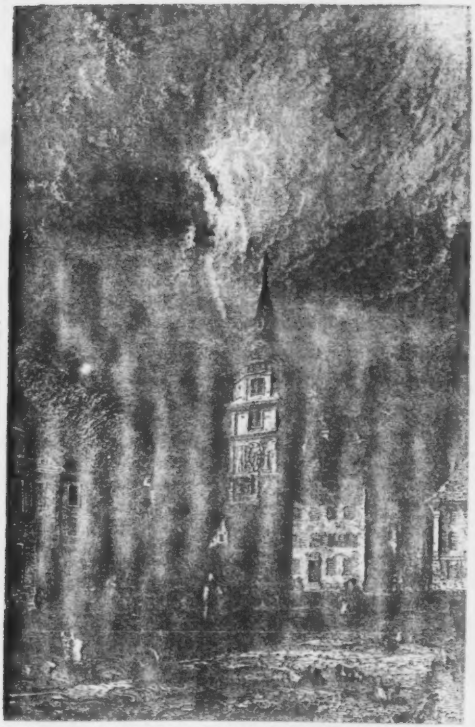

ANTWERP

zen; der verbeſſerte Reisbau, Baumwollenbau, Garten- und Ackerbau; daneben Kenntniß der chriſtlichen Religion vom Kap Negro bis zu den Gummiwäldern am Senegal. Es predigte ein ſchwarzer Miſſionar Philip Quaque den Volkerſchaften an der Goldküſte in der Amina-Negerſprache das Evangelium. Es ward, wie in den Ortſchaften der Sierra-Leona, zu Pongru Pomoh an der Küſte Bulam, auch zu Baſchia verkündigt und zu Canoffe an den Ufern des Pongas, zu Gambier am Dembia-Fluß, auf der Inſel Goree am Senegal, an des Senegals Mündungen, und mehrern andern Orten. Bereitwillig bringt britiſcher Edelſinn die reichſten Opfer, das große Werk der Geſittung Afrik's zu unterſtützen; bereitwillig bietet die Regierung ſelbſt zu dem denkwürdigen Unternehmen Hand, und der engliſche Gouverneur der Sierra Leona, Mac Carthy, zeichnete ſich durch wahre Begeiſterung für die heilige Sache aus.

Mit dieſen Anſtalten verglichen, ſind freilich alle frühere von Portugieſen und Franzoſen an der afrikaniſchen Weſtküſte gemachten Miſſionsverſuche unbedeutend zu nennen. Denn es war dabei nicht auf Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes der Negerſtämme durch Schulen, Handwerke und Vervollkommnung des Ackerbau's geachtet worden.

Almosen oder leichten Verdiensten beim Waaren-Durchzug gewöhnt, die Plage der Begüterten geworden sind.

Schon längst sah man in umliegenden Dörfern nicht ohne Neid den ehemaligen Wohlstand und sehr mässigen Aufwand Alters. Man erinnert sich izt, wie bei dem ungeheuren Brande des Fleckens unzählige Menschen aus den nachbarlichen Ortschaften müssige, ja selbst schadenfrohe Zuschauer des furchtbaren Unglücks geblieben waren, und wie sie es gleichgültig der damaligen Besazzung französischer Soldaten überließen, das Feuer zu löschen. Dieser verderbliche Geist ist späterhin leider durch keine edlere Volksbildung, vermittelst Schule und Kirche, verbannt, vielmehr wohl durch wachsende Verarmung gesteigert worden. Der Ausbruch eines Kampfes zwischen Güterlose gegen Besitzende wäre nirgends gefährlicher, als in selcher Republik. Jede politische Mißhelligkeit, zu der nie ein Stoff fehlt, könnte ihn leicht entzünden.

Wie schön und edel blüht die ewigherrliche Natur, und wie häßlich erscheint nur zu oft der Sterbliche in ihr, wann er von ihren Gesetzen, von den Gesetzen der Vernunft und Gottes abgefallen ist! Die Geschichte der größten, wie der kleinsten Völker lehrt, daß nicht Bildung des Herzens und Geistes, sondern staatsschlaue Verwilderung der Menschen alles Elend und den verzweiflungsvollen Untergang der bürgerlichen Gesellschaften herbeigeführt haben. Das wilde Thier, zum Dienst des Meisters abgerichtet, wendet undankbar auch den Zahn gegen ihn, wenn es gehezt wird.

III.

Kanton Schwyz.

1.

Der Hauptort Schwyz.

Am Spiegel des romantischen Sees der vier Waldstätte, wo er sich um das, allen Schweizern heilige Grütli südwärts herumbeugt, erblickt man nördlicher, im Busen des Gebirgs, eine ausgedehnte reizende Uferlandschaft. Der grüne Wiesengrund, geschmückt mit Weilern, Baumgärten, Kapellen und kleinen Dörfern, schwillt amphitheatralisch bis zum Bergzug des Haagen empor, der den Hintergrund füllt. Den Rahmen des großen Bildes stellen, links und rechts der Rigiberg und der Gebirgsstock der Frohnalp dar; im Mittelpunkt des Ganzen schimmern, zwischen Gebüschen und Obstbäumen, die Gebäude des Fleckens Schwyz, am Fuß des Haagen, eben da, wo dieses zwei schroffe, gewaltige Felsenkegel von ungleicher Höhe in die Lüfte reckt. Man nennt diese Kegel die Myten. Die Spitze des Höchsten ragt 5870 Fuß über das Meer, und trägt ein langes hölzernes Kreuz, welches, obschon von der Tiefe aus kaum sichtbar, als Wahrzeichen der Landesfrömmigkeit dahin gepflanzt zu seyn scheint.

Schwyz selbst, der Hauptflecken, welcher dem kleinen Freistaat den Namen gab, den, nach den ersten Freiheitsschlachten, alle Eidsgenossen empfingen, die sich mit den Urkantonen verbanden, gewährt mit den städtisch gebauten, weißgetünchten Häusern einen recht freundlichen Anblick. Inmitten des Hirtenlandes findet man da auch Sorge für des Lebens Anmuth getragen; in wohlhabenden Familien, feinern, geselligen Ton, kleine Büchersammlungen, kleine Kunstsammlungen, sogar ein kleines Theater. Die Pfarrkirche, wird, wie eine Mutter von ihren Kindern, mit Wohngebäuden, Klöstern und Landhäusern umringt. Sie ist noch jung; erst in den Jahren 1773—1774 entstanden, als die ältere endlich

Стольный городъ Шемаха.

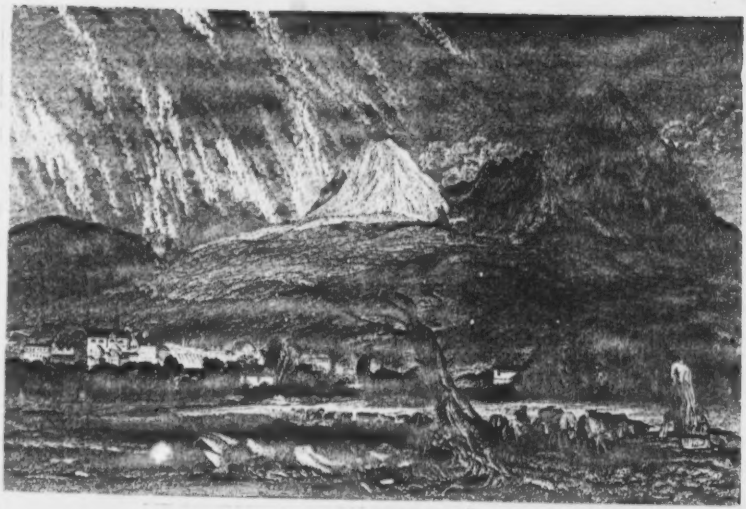

der vermehrten Chriſtenmenge zu eng geworden war. Aber auch die ältere war nicht die älteſte des Landes; ſondern dieſe ſtand vermuthlich in einem abgelegenen, rauhen Bergthal, Iberg geheißen. Da hatte vermuthlich einer der früheſten Heidenbekehrer einſt zwiſchen Felſen und Wäldern ſeine Bethütte aufgeſchlagen. Ich ſetze zu Allem ein „Vermuthlich“, wie ſichs gebührt, wenn man von mündlichen Ueberlieferungen ſpricht. Man weiß nur, daß vor Zeiten die Hirtenfamilien, welche zerſtreut und noch nicht zahlreich, in den Thälern von Unterwalden und Schwyz wohnten, die weite Reiſe zum Kirchlein nach Iberg machten, und abwechſelnd nach dem unterwaldner Ennetmoos, zum Gottesdienſt, wie etwa heutiges Tages noch im unbevölkerten Innern Nordamerika's dergleichen fromme Sonntags-Fahrten geſchehn. Auch izt noch hat das Kirchlein von Iberg, durch alterthümliches Herkommen, bei jährlichen Kreuzfahrten ſeinen Vorrang.

Doch nicht eigentlich der Flecken Schwyz, ſondern das ganze Ländchen, dieſe republikaniſche Antike, kaum größer, als 22 Geviertmeilen mit etwa 38,000 Einwohnern, iſt eine Merkwürdigkeit der Schweiz. Am Fuße der Hochalpen dehnt es ſich, mit ſeinen Bergreihen und Thälern, zwiſchen dem Waldſtätter-, Zuger- und Züricher-See aus. Ich ſage nichts von ſeinen landſchaftlichen Schönheiten. Sie ſind genug geprieſen, beſungen und kenterfeit. Sie bilden einen idylliſchen Epos. Hier iſt kein betaubender Wechſel von Ueberraſchungen; kein Gebirgskamm, der ſich ſo hoch in den Himmel erhebt, bis ſeine Felſengrathe im ewigen Eis erſtarren. Das Liebliche paart ſich mit dem Großartigen in ſanften Uebergängen, faſt künſtleriſch geordnet. Zwiſchen Waldbächen und Obſthainen, Blumenfluren und Felſen, Alpentriften und Hüttengärten, freundliches Wohnen eines biederen, ſtämmigen, heitern Völkchens.

Ich will lieber von dieſem reden. Es lebt bekanntlich von Wieſenbau, Alpenwirthſchaft, Viehzucht; damit wird freilich kein Uebermaaß des Reichthums geerntet; aber auch kein Unmaaß der Armuth verbreitet. Beide erblickt man hier allenfalls im Wallfahrtsort Einſiedeln beiſammen. Im Allgemeinen beſitzt jede der ländlichen Haushaltungen ohngefähr ſoviel Eigenthum, als für des Leibes Nahrung und Nothdurft hinreicht. Und viel iſt da nicht vonnöthen, wo man ſich am Unentbehrlichen genügen läßt. Wohnungen der Menſchen und Ställe des Viehs, ſind, wie im Gebirg überall, von Baumſtämmen des nächſten Waldes zuſammengefügt; von innen vertäfelt, oft zierlich, meiſtens reinlich; die Schindeldächer mit großen Steinen gehörig belaſtet, damit ſie kein Sturmwind ent-

führe. Brod, Fleisch oder Wein erscheinen im Jahre selten auf dem Tische. Man fühlt sich auch bei Most, Milch und Quellwasser, Kartoffeln, gedörrtem Obst, Käse und ähnlicher Kost, gesund und wohlgemuth, welche der Garten, das Feld und die Heerde liefern. Vom ersparten Gewinn der Arbeit wird das Gewand, das Haus- und Küchengeräth auf benachbarten Märkten eingekauft, wenn man es in Wintertagen nicht selber bereiten kann. Die Städte Luzern, Zug und Zürich versorgen den Reichern mit dem, was, bei einfacher Lebensart, dem Minderbemittelten überflüssig dünkt.

Hier muß man, so wenig, als in andern Hirtenländern, Künstler und Handwerker suchen, ausser den wenigen, die man nirgends vermissen kann. Nicht einmahl der Schuster wird zu viel in Anspruch genommen. Der Hirt wandelt, mit Halbstrümpfen und nackten Füßen, auf hölzernen Sohlen, die er selber schnizt und mit angenagelten Riemen trägt. Ein Hirtenhemd von Hanf, hinten mit einer Kapuze, gleich einer Kapuzinerkutte, bedeckt ihn im Sommer bis zu den Hüften und den kurzen Hosen. Große Fabriken giebt es nicht. Nur in Gersau Seidenmanufacturen; aber dieser kleine Flecken gehört erst seit 30 Jahren zum Kanton Schwyz.

Er war, um beiläufig von ihm zu reden, mit seinen anderthalbhundert Häusern, ehmals ein eigner, souveräner Freistaat; hatte aber nicht durch seine Winzigkeit das beneidenswürdige Loos, in den politischen Stürmen des Welttheils ganz übersehn und vergessen zu werden, wie San-Marino immitten Italiens, oder der Freistaat Andorre im Pyrenäenthal, und wohl andre dergleichen mikroskopische Republiken. Wie gesagt, Napoleon verleibte ihn dem Kanton Schwyz ein. Noch izt haben die paar hundert Bürger den Unabhängigkeitsverlust ihres Vaterländchens nicht ganz verschmerzt. Können sie nun keine Landsgemeinde mehr halten, lassen sie doch alle Jahr noch den Herwallfahrtenden Gaunern oder Fekern der Schweiz, wie man sie nennt, ihren Landtag mit allen möglichen Lustbarkeiten feiern, ohne daß die Polizei Einspruch thut. Dieß Gauner-Kilbi ist Herkommen aus dem grauen Alterthum. Schade, daß noch kein schweizerischer Hogarth die bunte Versammlung von Strolchen, Bettlern und Heimathlosen, in der Herrlichkeit ihres dreitägigen Ehren- und Jubelfestes, zeichnete! Die Umgebung dazu wäre schon allein der Darstellung würdig. Denn der Flecken Gersau liegt gar malerisch, wenn auch nicht ganz bequem, zwischen dem Seeufer, und den Rigifelsen eingeklemmt.

Wer das Schwyzervolk kennt, muß es liebgewinnen. Rod, aber gutherzig, kirchlichstreng, aber fröhlichen Gemüths, unwissend aber rechtlich und wohlwollend, ist es auf seine Unabhängigkeit stolz, und für seine gewohnte Freiheit, oder vielmehr seine freie Gewohnheit, muthvoll, tapfer und unternehmend bis zur Vermessenheit, und wild bis zur Grausamkeit. Es gleicht seinen Waldströmen, die keiner Menschenkunst dienstbar seyn, keine Wiesen wässern, keine Mühlgewerbe treiben wollen, sondern mit durchsichtigen Wellen gaukelnd um bemooſete Felstrümmer tanzen. Aber unter Gewittergüssen erheben sie sich zornig; donnern dem Donner des Himmels entgegen; reißen Steinmassen vom Gebirg, Baumstämme vom Wald ab, und vernichten in der Wuth, mit Schlamm und Schutt, auf ein Jahrhundert die blühenden Gefilde, von denen sie umkränzt waren.

Wenn man unter diesen gutmüthigen, frommen frischen und frohen Leuten lebt, die aber doch in Haltung und Geberde den republikanischen Trotz nicht ganz verläugnen, sollte man kaum glauben, daß sie so allgemeiner, fürchterlicher Aufwallungen fähig wären, wie ihre Geschichte von ältern und neuen Zeiten erzählt. Allein jede Bedrohung, jede Störung ihrer herkömmlichen Zustände wird, Bedrohung und Störung des Lebens selber, für sie. Sich ungebunden in dem engen, armen Raum des väterlichen Erbes regen und bewegen zu können, ist das unbedingte Bedürfniß ihrer Selbsterhaltung.

Darum besteht unter ihnen Allen staatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Der gesunde Menschenverstand sagt ihnen, daß, wie in der häuslichen, so in der Staatsfamilie, einer soviel Recht habe, soviel sey und gelte, als der andere. Der gesunde Menschenverstand sagt ihnen, daß die Ungleichheit der Natur- und Glücksgaben etwas ganz Verschiedenes von erkünstelter Ungleichheit der Rechte sey. Darum mögen sie keine andre Gesetze und Landesvorsteher, als die sie sich selbst machen; keine Abgaben zahlen, als freiwillige, vom sparsam zugemessenen Ueberfluß; keine Einmischung von Fremden in ihre innern Angelegenheiten, weil, wer nicht Eingeborner ist, ihr Bedürfniß nicht mitfühlt. Darum gewähren sie keinem Ausländer das Bürgerrecht unter sich; nur ungern andern Eidsgenossen Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligung in dem kleinen Gebiet; sogar Priestern, die nicht im Lande geboren und erzogen sind, gestattet ein Landesgemeinden Gesetz (v. 1675) keine geistliche Pfründe, „es wäre denn Sach", spricht es: „Daß dergleichen taugliche Priester in unserm Land nit wären."

So war's seit Jahrhunderten. Dies Völkchen, in seiner altväterlichen Unwissenheit, aber mit ausnehmender Gemüthskraft, hat eigentlich nie andre Freiheit gekannt und genossen, nie andre begehrt, als für seinen materiellen Bedarf. Von jener höhern Freiheit, der geistigen, ohne welche selbst in Monarchien das bürgerliche Leben für civilisirte Nationen Sklaverei scheint, weiß und will es nichts. Daß dies nie ändre, dafür sorgt mit ängstlicher Vorsicht der die Gewissen leitende Priesterstand. Hier, wie in andern katholischen Freistaaten der Alpen, ist die Staatsverfassung von jeher ein wunderliches Gemenge von Demokratie, Hierarchie und Familien-Oligarchie gewesen.

Gebräuche, Uebungen, welche nach und nach gemein wurden, und in Gewohnheit verhärteten, nahmen immer zuletzt Gesetzeszwang ein. Es ist für den Beobachter höchst interessant in Haushalt und Leben eines solchen kleinen Hirtenstaats, wie er izt oder sonst beschaffen war, einen Blick zu werfen. Ich will einiges daraus mittheilen.

Wie schon gesagt, nur der eingeborne Schwyzer, oder, wie er sich nennt, „Landmann" war in seinem Ländchen Alles; jeder Andere, der sich aus der Schweiz, oder aus andern Ländern, da niederließ, blieb ewiger Fremdling, das heißt, „Beisaß"; ein Verstoßener von jedem bürgerlichen Genuß. Nicht einmahl Geld durfte er einem Landmann leihen (laut Gesez v. J. 1702) um denselben nicht von sich abhängig zu machen, oder auch, damit die reichern Landleute ihre Kapitalien zu deste höhern Zinsen ausleihen konnten, zu 6—8 Prozent. Die Beisassen müssen für sich Bürgen stellen, oder das Land meiden (v. J. 1638); müssen, wenn sie heirathen, abermahls 300 fl. Bürgschaft geben, und dazu eine gute Flinte, nebst Seitengewehr ins Zeughaus liefern, ausserdem noch 10 fl. in den Landskasten (in die Staatskasse). Sie dursen nicht jagen, nicht mit dem Netz fischen, nicht über 4 Rinder auf die Gemeinweide treiben; nicht für mehr als 1000 fl. Grund und Boden kaufen; nicht in weltlichen, noch geistlichen Dingen Stimme geben. Aber eben so streng war auch (schon seit 1503) den eingebornen Landleuten untersagt, ausser Landes Geld anleihen zu machen; oder dahin Güter zu verpfänden, oder in Lehen zu geben. Hätte man nicht den Klöstern schon in alter Zeit Schranken gesetzt, so würden diese, durch fromme Schenkungen, durch Ankaufe, durch Prozesse, den größern und bessern Theil des Landes bald zu ihrer Domäne gemacht haben. Allein jeder Verkauf,

jede Schenkung von Land und Gut an ſie, ward geſetzlich ungültig, und ſtrafbar erklärt.

In älteren Zeiten bewies man ſich noch weit ſtrenger in bürgerlichen Verhältniſſen gegen Kloſter- und Weltgeiſtliche, als in ſpätern Jahren; eben ſo gegen Diener und Söldner ausländiſcher Fürſten. Wer deren Libereien, offene Zeichen (Orden) in Kleidern, Wappen, in Häuſern an der Wand, an Thüren, oder anderswo andenkte, mußte 5 Pfund Buße zahlen (o. J. 1516). Wie übrigens weltliche Geſetze aber auch die Frömmigkeit unterſtützen, erhellt daraus daß (im J. 1531) geboten ward, „ſo oft es zu Mittag läute, ſolle jeder, wo er wäre, knieend mit ausgeſpannten Armen 5 Vater unſer und Ave Maria und einen chriſtlichen Glauben beten“; oder, wer bei Gott und den heiligen Sacramenten ſchwört, „ſolle alsbald den Erdboden küſſen“, oder der ſchwerſten Strafe gewärtig ſeyn (v. J. 1705).

Unter andern Landesgeſetzen heb' ich noch folgende aus: „Im XV. Jahrhundert ward jeder gehangen, der an Geld oder Geldes Werth 4 Pfenning und 5 Schilling geſtohlen hatte und mit 12 ehrlichen Männern überzeuget war.“ Wenn der Beſtohlene aber vom Dieb mehr forderte, als jener ihm genommen, kam er ſelber in deſſen Strafe. Kirſchen konnte man von jedem Baum pflücken, der vom Eigenthümer mit keinem daran befeſtigten Dornbuſch bezeichnet war; „wer aber ab einem gedornten Baum krieſete (Kirſchen pflückte) den mag man dieben (wie einen Dieb anklagen) als wenn er geſtohlen hätte.“ (Geſetz v. J. 1530). Verwundung im Duell ward mit der doppelten Strafe belegt die auf Verwundung ſtand; Tödtung aber im Duell, als gemeiner Mord behandelt. — Spielen war erlaubt um 5 Pfund Pfennig „oder Nidlen“ (Milchrahmen); aber nie an Feſttagen, Sonnabenden, heiligen Abenden, vor der heil. Meſſe, oder nach dem Läuten der Betalocke, (Geſetz v. J. 1518). — Einer Frau, die einem Landmann lebende, männliche Zwillinge gebiert, ſoll der Hr. Landſeckelmeiſter „ohnverweilt 70 Maas guten welſchen Wein geben.“ (1784.) Auf Ehrbarkeit im Rath ward ſehr gehalten. Hart geſtraft wurde, „wer aus dem Rath ſchwätze;“ ein Rathsherr aber der den andern ehrenletzlich „in der Rathsſtube ſchalt, old (oder) auf dem Eſtrich, (vor der Stube,)“ dürfte fortan ſo wenig, als der Geſcholtene, dem Rath weiter beiwohnen, bis nach rechtlichem Austrag der Sache (v. J. 1676.) Dieſe Sitte ſteht noch hoch in Ehren. Ein „geſcholtener Mann“ der den Schelter nicht vor Gericht nimmt, gilt als ein ehren-unfähiger Mann.

Man sieht daraus, daß die Gesetzgebung des Hirtenlandes höchst einfach und mangelhaft war; den Regierenden und Richtern aber weiten Spielraum und eine Willkühr einräumte, die in ältern und neuern Zeiten gar nicht selten auf empörende Weise benuzt wurde. Indessen das Volk hielt sich für frei. Unkundig des Bessern, oder in herkömmlicher Unwissenheit unbeholfen zum Bessern, überließ es sich mit vertrauensvoller Kindlichkeit der Leitung seiner „geistlichen und weltlichen Herrn,“ wenn sie ihm nur nicht zu schlimm mitspielten. Das hat sich in neueren Zeiten nun freilich etwas anders gestaltet.

Die Reformen nämlich, welche, seit Anfang des Jahres 1830, von den meisten Kantonen in ihren Staatsverfassungen vorgenommen wurden, sind auch auf Schwyz nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist da unerwartet ein Lichtstrahl in die alterthümliche Finsterniß eingebrochen, der nicht mehr erlöschen kann.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren von den 38,000 Seelen, aus welchen das Völkchen besteht, nur eigentlich 12 bis 16,000 staatsbürgerlich frei, nämlich, die Landleute des einzigen Bezirks Schwyz. Das übrige zum Kanton gehörige Land war Unterthan dieses Bezirks, der sich daher auch das „altgefreite Land“ hieß. Erst, als die Franzosen (im J. 1798) in die Schweiz einbrachen, und als gegen sie die Unterthanen mit ins Schlachtfeld ziehn sollten, wurden diese frei erklärt. — Auch selbst im Bezirk Schwyz wohnten noch bei 3000 Personen, die unter dem Namen der Insassen oder „neuen Landleute“, an den bürgerlichen Rechten und Freiheiten der alten Landleute keinen Theil hatten, blos auf ein gewisses Gewerb beschränkt und mancher lästigen Bedingung unterworfen waren. Jenen, deren Vorfahren da schon seit Jahrhunderten gelebt hatten, ward von souveräner Landsgemeinde ebenfalls endlich am Tage der Noth (am 18. April 1798,) zugesagt, daß sie hinfort, als „gefreite Landleute“ angesehn werden sollten.

Was das biedre Hirtenvolk damals von ganzem Herzen gern bewilligt hatte, mogte von den regierenden Herrn wohl nur ungern gewährt worden seyn. Es ging damit manches Aemtlein für ihre Familien verloren. Inzwischen ließ sich nichts ändern. Aber (im J. 1815) nach dem Sturz Napoleons, steuerte die Aristokratie wieder, wie in den übrigen Kantonen, auch in Schwyz

Was einzelne heldensinnige Priester gethan hatten, war von den Regierungen nicht unterstützt worden und zum Theil wieder nach dem Tode der einzelnen Glaubensboten untergegangen.

So war z. B. seit einigen Jahrhunderten am Gambiastrom das Christenthum im Negerreich Barra gepflanzt worden. Französische Geistliche hatten es von der französischen Faktorei Albreda in die Umgegenden getragen. Schon hatten sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehrere christliche Gemeinden gebildet, die aber wieder aus Mangel an Missionarien verschwanden oder entarteten. Als Abbé Demanet im Jahr 1761 dahin kam, fand er nur noch in sieben Dorfern Ueberbleibsel der Christen, welche seit zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Er belebte die Liebe zum Christenthum hier, wie in den Negerstaaten Sin, Thin und Barbesin, in der Nachbarschaft der Insel Gorree, damals von neuem. Der König von Sin behandelte ihn freundlich. „Die Christen sind", sagte er zum Abbé, „meine besten Unterthanen. Ich verehre zwar denselben großen Gott, wie du, aber von den Geheimnissen deiner Religion kann ich nichts begreifen. Willst du alle meine Leute zu Christen machen, soll's mir recht sein." — Wirklich lehrte und taufte der eifrige Demanet gegen tausend Neger in kurzer Zeit.

den alten Zuständen entgegen. Man machte langsam und vorsichtig die ehemaligen Vorrechte des altgefreiten Landes über die sechs andern Bezirke geltend. Diese verlangten vergebens und jahrelang eine bestimmte Landesverfassung. Sie ward immer verheißen doch, unter schlauem Zögern, nie ins Werk gesezt. Da erschien das Jahr 1830, in welchem die Mehrheit der Kantone ihre Staatsgrundgesetze verbesserten. Als die Herrn zu Schwyz beharrlich zauderten, das Begehren der sechs »äußern Bezirke« zu erfüllen, trennten sich diese, nach vielen Unterhandlungen und vergeblichen Vermittlungsversuchen der Tagsatzung, als ein eignes Gemeinwesen, vom altgefreiten Bezirk. Doch die Trennung dauerte nicht lange. Denn als die in der Schweiz zerstreute aristokratische Parthei, zur Wiedereroberung ihrer angemaßten Herrlichkeit, im Jahre 1833 sogar Bürgerkrieg versuchen und nicht an die eigne Ohnmacht glauben wollte; als vom Flecken Schwyz aus sogar ein schlechtbewaffneter Haufe von 600 Menschen den Angriff gegen die äußern Bezirke begann, stellte die Tagsatzung plözlich, ohne Blutvergießen, Ruhe und Ordnung her, indem sie eine Truppenmacht von 10,000 Mann ins Land schikte. Dann wurde die Trennung aufgehoben, und das Ländchen ist wieder, unter selbstgegebener Verfassung, eine ungetheilte Republik.

Diese Verfassung, wie einfach und den Verhältnissen des kleinen Gebiets angemessen sie auch seyn mag, enthält aber Grundsätze, die das volle Gegentheil der ehmaligen sind. Sie bringen nothwendig ein andres Leben, einen andern Geist in den engen Alpenstaat und durch ihn wahrscheinlich auch in die übrigen Berg- und Walkantone, früher oder später.

Wenn Bürger einer Monarchie diese Grundsätze lesen, welche solches Wunder wirken sollen, werden sie lächeln müssen; denn in guten Monarchien bestehn die darin gegebnen Freiheiten längst für alle Unterthanen. Sie werden erstaunen, daß es nöthig war, erst solche Grundsätze feierlich zu erklären und durch eine Constitution in einem Lande zu beurkunden, welches man immer für eine Demokratie, für die uralte Wiege der Freiheit, zu halten gewohnt war. Aber man lernt daraus, welch eine Bewandniß es mit den ehmaligen schweizerischen Republiken hatte, die man pries, ohne von ihnen mehr, als ihre äußere Vergoldung zu kennen.

Die Souveränetät des Volks im Kanton Schwyz thut sich, wie seit einem halben Jahrtausend, zwar auch izt noch, durch die versammelte Landsgemeinde kund; aber nicht mehr einige Abthei-

lungen des Volks, sondern alle Staatsbürger haben nun Recht, dabei zu erscheinen; denn alle genießen gleiche staatsbürgerliche Rechte und alle sind vor dem Gesez einander gleich. Jeder kann sich nun in einer Gemeinde niederlassen, wo er will, und Handel und Gewerbe treiben, wie der eingeborne; übt sein politisches Bürgerrecht aus, wo er wohnt, und kann vor Gericht treten, ohne von einer Behörde daran gehindert zu werden. Die freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift ist gewährleistet, (wirklich bestehn nun schon thätige Druckerpressen zu Schwyz, wie zu Einsiedeln). Die vollziehende und richterliche Gewalt ist getrennt; kein verfassungswidriges Gericht darf mehr aufgestellt werden. Klöster stehn in jeder Beziehung unter Aufsicht des Staats; sind im Handel und Gewerbe auf die Erzeugnisse ihrer Güter und den damit verbundnen Viehstand beschränkt; dürfen auf keine Weise ihr Grundeigenthum vergrößern und müssen dennoch zu den Staatslasten, verhältnißmäßig wie andre Bürger beisteuern.

Was ist nun in dem Allen Außerordentliches? — wird man fragen. Das Außerordentliche liegt darin, daß es Mühe, ja beinah Bürgerblut, kostete, in einem sogenannten Freistaat den Genossen desselben Rechte zu verschaffen, deren sich die Unterthanen weiser Fürsten längst erfreuten!

2.

Goldau vor dem Bergsturz.

Das arme Goldau! Es liegt mit seinen friedlichen Hütten, seinen Fluren und Obsthainen hundert Schuh tief unter Felsen begraben.

Einst ruhete es im schönen Thale zwischen dem Rossberge und Rigi, zwischen den Seen von Zug und Lowerz, weich und tief, in seinen dunkelgrünen Wiesen und krausen Gebüschen, eingebettet. Durch die Mitte der zerstreuten Hütten strömte fröhlich der Aabach, aus dessen Sande man noch Ende vorigen Jahrhunderts Gold wusch. Eine hölzerne, geräumige Brücke, mit Bedachung, führte hinüber ins Innere des Dorfes. Da trat dem Wanderer malerisch die Filialkapelle des Ortes, mit ihrer kleinen Vorhalle und dem hochgespizten Thürmlein entgegen, umringt von ländlichen Wohnungen. Diese, wenn auch höchst einfach und prunklos,

Выходъ изъ внутренней горы. Вольтеръ и Урсинъ

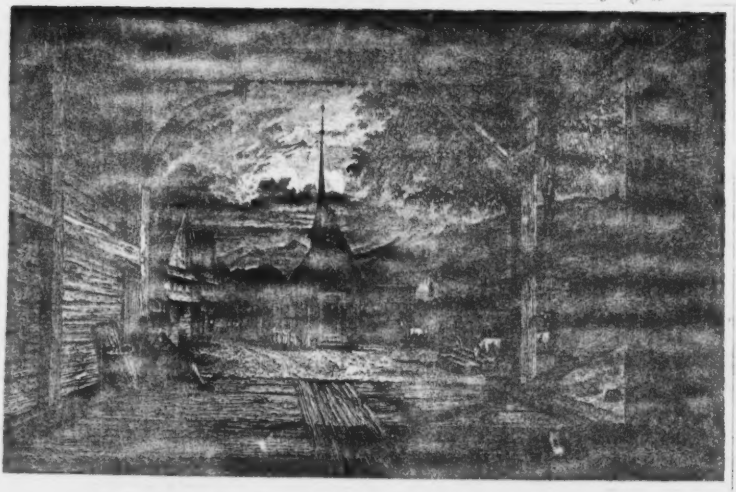

wie überall in den Hirtenthälern, trugen doch den Charakter des Bequemlichen und, wie die Schweizer ſagen, »Heimeligen« (Heimathlichen), weil man ſie nicht ohne ein Gefühl anſehen kann, es ſey da drinnen behaglich. Nur das niedrige Erdgeſchoß, für Keller, oder Bewahrung allerlei »Gerümpels« iſt von Mauerwerk aufgeführt; das Uebrige des Gebäudes, eins und zwei Stockwerke hoch, bis zum Dache, von Holz. Zahlreiche Fenſter, mit kleinen runden Scheiben, geben den Zimmern und Kammern drinnen genugſames Licht; und das vertäfelte Holzwerk gewährt im Winter größere Wärme, im Sommer größere Kühle, als das dickſte Gemäuer. Vordächlein draußen über die Reihen der Fenſter dienen den Gemächern, ſtatt Sonnenſchirmes. Der Sammelplatz der Familie, die Wohnſtube, pflegt das größte Gemach des Hauſes, dennoch aber durch den weiten und breiten aufgemauerten Ofen oft über Gebühr, verkleinert zu ſeyn. Solch ein Rieſen-Ofen dient der Hausmutter auch zum Backen des Brodes, zum Dörren ihres Obſtes und dem Herrn und Knecht am kalten Wintertage, ſich auf die erwärmte Oberfläche ausgeſtreckt hin zu lagern. Ein kleines Weihwaſſer-Gefäß neben der Thür, ein Kruzifix, ein Marienbild in der Zimmerecke, ein ſchwerer, hölzerner Tiſch, nebſt einigen Bänken und Schränken, bilden gewöhnlich die geſammte Verzierung und Geräthſchaft des Zimmers.

Die zerſtreuten Häuſer und Höfe von Röthen und Buſingen, welche mit Goldau zugleich untergingen, gehörten, wie dieſes, zur Pfarrei des Fleckens Arth, am Zugerſee. Das ganze Thalgelände bis Lowerz, das ſich am Fuß des Rigi in ſeinem eignen See ſpiegelt, war zwar von Alters her zum Ländchen Schwyz gezählt, aber im zehnten Jahrhundert, durch frommer Herrn Hand dem Gotteshaus Murbach im Elſaß, nicht minder den Grafen von Lenzburg im Aargau, zins- und gaben-pflichtig, übrigens aber unter Kaiſers und Reiches Schirm. König Albrecht, dem, zur Bereicherung ſeines Hauſes, auch das Geringe nicht zu gering ſchien, brachte nachher die Rechte und Steuern des armen Thals mit Gewalt an ſich. Sie beſtanden in wenigen Geldzinſen und gerichtlichen Bußen, einigen Maltern Getraide, in Fiſchen, Lämmern, Käſen, Butter u. ſ. w. Um 200 Mark Silbers Züricher Gewicht kaufte ſich im J. 1353 das Thal endlich von Allem los.

Gern mögt' ich die tauſendjährige Lebensgeſchichte des unglückſeligen Dörfleins und der benachbarten Höfe erzählen. Aber ſie iſt ſo einfach und einförmig, wie die Sitten ſeiner gutmüthigen Bewohner vor Jahrhunderten und noch am Tage des Unterganges waren.

Die nämlichen Grundstücke, auf welchen schon vor dreissig Menschenaltern die bescheidenen Geschlechter des Dorfs, die Bürgi, Eikorn, Biser, Amen, Ospenthal »gebauset und gehofet« hatten, wurden noch im Jahr 1806 von deren Nachkommen gleiches Namens ungeschmälert besessen und angebaut. Ein Sohn folgte immer dem andern der Reihe nach, als Erbe und Erblasser der nämlichen Heimath, und wußte seinen Kindern von Vätern zu erzählen, die vor fünf und sechs Menschenalter auf derselben Stätte geboren und gestorben waren. Die Sitte des Alterthums blieb die Sitte der neuesten Zeit. Zieger, mit Salz und Kümmel gemengt, hart gepreßt, auch geräuchert, galt ehemals, und am letzten Tag noch, als alltägliche Kost. Brod- und Fleischspeisen waren seltne Ueppigkeit; dürres Obst, Gemüse und Milchspeisen gehörten zur bessern Nahrung. Es ist aufgezeichnet worden, daß Melchior Bürgi zu Goldau, bei einer amtlichen Rechnungsablage im Jahr 1690, den in seinem Hause versammelten Rathsherren einen Schmauß gab. Da wurde »gebläheter« (oder verdickter, dann zusammengepreßter, dann über Kohlenglut gebratener) Zieger*) in Fülle genossen und Brod dazu gegessen. Das Ehrenmahl kostete einen ganzen Gulden!

Einfach, wie die Kost, war die Kleidung. Das Gewand des Reichen, wie des Armen, bestand aus gleichem Steff mit gleichem Schnitt. Nur an Festtagen erschienen Feierkleider, doch ohne Kostbarkeit, gewöhnlich aus selbstverfertigtem Zeuge. Im vorigen Jahrhundert wohnten auf der Harmettlen, einem Hofe bei Goldau, die zwei schönsten und reichsten Mädchen der Gegend, die Töchter eines hablichen Bürgi. Aber beide hatten doch nur einen und denselben festlichen Putz mit einander gemein. Ging die eine der Schwestern Sonntags in den Flecken Arth zur Kirche, erwartete die andere die Rückkunft derselben, um dann in der nämlichen Kleidung die Kirche zu besuchen und die Augen der Bewunderer auf sich zu ziehen. Nachts schlief man nackt, ohne Hemd, im Bette, wie darin die alten Könige und Königinnen noch in alten Holzschnitten zu schauen sind; eine Sitte, die aber unter den Landleuten vieler Schweizergegenden noch immer in Uebung ist. Von solcher Häuslichkeit und einfachen Lebensart hat man wohl nur in wenigen

*) Zieger ist der käsige Niederschlag, der, vermittelst einer Säure, aus dem dünnen, milchigen Wasser (Sirbe, Sirbele genannt) noch abgeschieden werden kann, was von der gewonnenen und davon genommenen Milch noch übrig bleibt.

Ländern Europens Vorstellungen; aber auch nicht von der harmlosen Redlichkeit und Treue der Denkart, die daneben herrschte.

Bridel hat uns davon, im Jahr 1783, einen Zug aufbewahrt, der zu schön ist, als daß er hier nicht wieder erzählt werden sollte.

Zween Nachbaren hegten mit einander wegen eines Stück Mattlandes Streit. Jeder glaubte sein Eigenthumsrecht mit guten Gründen geborgen. Die Sache sollte zur Entscheidung vor das offene Landgericht zu Schwyz gebracht werden. Franz ging zu seinem Nachbar, und meinte, sie wollten in Gesellschaft mit einander von Goldau dahin wandern; Nachbar Kaspar schützte Unmöglichkeit vor, weil er sein Heu von den Wiesen einbringen müsse, ehe sich das Wetter verschlimmere. Nach manchem Hin- und Herreden sagte Kaspar: „Nun denn, so kannst du ja allein nach Schwyz gehen, und dem Richter deine und meine Gründe sagen.“ — „Auch das!“ erwiederte Franz: „Ich werde die Sache für dich besorgen, wie für mich.“ Franz ging. Als er zurückkam, war sein Erstes, den Nachbar zu besuchen, und ihm mit freudiger Miene zu verkünden: „Ich wünsche dir Glück, Kaspar, du hast den Handel gewonnen und die Wiese gehört dir!“

So oft ich ehemals durch die freundlichen Gegenden von Goldau wandelte, und es geschah während meines amtlichen Aufenthalts in den Urkantonen nicht selten, befremdete mich der Anblick zahlloser mit Moos und Kräutern, oder Tannen bewachsenen Felsblöcke in der Umgebung des Dorfs. Es war ein wirkliches Labyrinth zwischen diesen Felstrümmern. Es zweifelte Niemand, daß hier vor undenklichen Zeiten schon ein Bergsturz gewesen seyn müsse. Vielleicht riß sich damals eine Masse des hohen Gnypenstocks los. Man hat auch Erinnerungen von spätern Ueberschüttungen dieser Gegend. Eine Urkunde spricht noch von einem Dorf in Rötten, das nicht mehr verhanden ist; statt dessen finden wir da Grundstücke, deren Name „Brechen“ auf einen Abbruch vom Felsen deutet: „Allmendbrechen, Hublisbrechen“ u. s. w. Im Jahr 1712 drohte eine von der Höhe niedertobende Stein-Lauine große Gefahr in der Gegend vom benachbarten Arth. In derselben Gegend wiederholte sich dasselbe Schauspiel vom Berge herabrollender Felsen, Tannen und Erdhaufen im Juli 1795.

Ueberhaupt sind die furchtbaren Erscheinungen der Bergfälle, wenn in Verwitterung zerrissene Felsmassen stürzen, oder „Erdschlipfe“, wenn Grund und Boden steiler Halden, mit Fels und Wald, gegen die Tiefe niedergleitet, keiner Gegend des Hochgebirgs fremd. Wer mögte sie alle aufzeichnen? Nur die verheerendsten

werden im Gedächtniß bewahrt, wie der entsetzliche Untergang des großen und reichen Fleckens Plurs im Jahr 1618, welcher mit seinen 2430 Einwohnern unter dem niedergefallenen Gipfel des Berges Conto begraben liegt. Die bleiche Spur eines mächtigen Erdschlipfes an der Südwestseite des Rigi, ohnweit dem Dorfe Weggis am Luzerner-See erblickt man noch seit dem Jahre 1795. Damals glitten bei 80 Juchart Landes, mit Wiesen, Gärten, Fruchtbäumen und 31 Häusern zum See herunter; doch so langsam, daß man das Beste retten und selbst die Häuser fast ganz abtragen konnte.

3.

Goldau nach dem Bergsturz.

An einem schönen Sommertage, es war im August 1806, besuchte mich ein junger, liebenswürdiger Mann, Rudolph Zenner, von Bern, mit dem ich durch freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel verbunden war. Er wollte mich zu einer Rigi-Reise bereden, die er in Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen zu machen im Begriff stand. Ich mußte die Einladung ablehnen. Wäre sie von mir angenommen worden, würd' ich wahrscheinlich neben ihm unter den Bergtrümmern des Gnoppen ruhn.

Nach anhaltendem heftigem Regenwetter war er mit seinen Gefährten aufgebrochen. Am 2. Septembertag, bei trübem Himmel, stiller Luft, wanderte er mit ihnen wohlgemuth durch den Flecken Arth, und den Weg nach Schwyz, das reizende Thal entlang. Einige Herren waren zufällig etwas zurückgeblieben. Sie eilten nach und sahen ihn noch, nur einige hundert Schritt vor sich, mit seinen Begleitern und Begleiterinnen, in das Dorf Goldau wohlgemuth einziehen.

Aber ein anderer Anblick fesselte die Aufmerksamkeit und die Schritte der Zurückgebliebenen. Sie sahen links von der Höhe des Gebirgs einzelne Felsenblöcke niederfallen; einige mit hohen Tannen gekrönt. Ein dumpfer Donner hallte nach. Die Entfernung bis zum Berge war zu groß, um Gefahr zu fürchten. Sie blieben stehen. Das großartige, wunderbare Schauspiel hob ihr Gemüth mit Frohlocken und Erstaunen. Sie jauchzten bei jeder Wiederholung ihren Beifall der gewaltigen Natur. Sie klatschten freudig mit den Hän-

Вулканъ близъ Мексики, изверженіе горы Попокатепетль.

Doch auch seine Mühe blieb ohne Segen, da, was er angehoben hatte, nur mangelhaft fortgesetzt, endlich in den Kriegen und Staatsumwälzungen Frankreichs ganz vergessen wurde.

Ich füge hierzu noch eine merkwürdige Mittheilung des Kapitän Smith, der Tripoli genau kennen gelernt hat. Er sagt: Unter den Sklaven, meistens von einem kräftigen schönen Negerstamme, die aus dem Innern Afrika's nach Tripoli gebracht werden, befinden sich viele, die sich Christen heißen, obwohl sie sehr unwissend sind, weder die Beschneidung haben, noch das älteste Sinnzeichen des Christenthums, das Kreuz kennen. Als eines Abends ein Schiffshauptmann des Paschа von Tripolі, der von diesen Sklaven nach Algier bringen sollte, ankerte, ward auf einem nahegelegenen Schiffe die Abendglocke geläutet. Da fuhren die Neger fröhlich auf, riefen ihren Gefährten zu, umarmten sich mit Entzücken und riefen: „Campan, Campan!“ Dies lateinische oder italienische Wort veranlaßte den Dolmetsch, nach der Ursache des allgemeinen Vergnügens zu fragen. Er erfuhr von den Sklaven, daß in den Negerstädten ihres Vaterlandes öffentliche Plätze wären, auf denen in einem Gebäude eine Glocke hange. Mit dieser werde Morgens und Abends zum Gebete geläutet, wonach der Priester eine Ermahnung an die Ver-

Островъ Шикотанъ. Гора Этакоси

den. Aber plötzlich, wildbrechend fing die Masse des ganzen riesigen Gebirgs an sich zu bewegen. Erst in fürchterlich langsamer Wellenform, und mit donnerndem Gebrause hob und senkte sich die ungeheure Bergwand, von mehreren Stunden Ausdehnung, sammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortschaften, — dann mit Blitzesschnelle brach Alles los, und nieder sausend, betäubend, Finsterniß, einer Nacht gleich, erstickender Dampf und Staub ringsum. Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verstummte der Donner in langsam hinsterbendem Getöse. Erst nach einigen Minuten legte sich der dichteste Staub.

Die auf einer Wiese vor Goldau gebliebenen Beobachter des grauenvollen Ereignisses sahen einander mit Entsetzen an, sprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten sie, in unmittelbarer Umgebung, Schutt und Felsen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüstung. Aber sie sahen nicht mehr Goldau vor sich; nicht ihre Reisegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verschwunden, Alles begraben; das grüne, blühende Thal eine leblose, graue, dampfende Einöde. Es war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Flächenraum von beinahe einer Geviertenmeile zeigte sich mit Erdschlamm und ungeheuern Felsen, stellenweis bei 100 und mehr Schuh hoch, überlagert. Vom Gnypen herab hatten sich die vom Wasser unterfressenen obern Gebirgsschichten überwälzt. Die Wucht des Falles hatte sogar gewaltige Steinblöcke an den gegenübergelegenen Rigiberg, zu der andern Thalseite hinaufgeschleudert; Vögel in der Luft, während der Flucht, getödtet. Der Lowerzer-See schwoll und wogte vom hereinstürzendem Getrümmer hoch auf. Die Wellen schlugen über die romantische Insel Schwanau zusammen, über die Wipfel der Bäume, 60—70 Schuh über dem Wasserspiegel des Sees, zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle empor; führen zerstörend in die Dörfer von Lowerz und Seewen. Die Ortschaften Goldau, Busingen, Rotten, mit ohngefähr 500 Menschen, mit 111 Wohnungen, ihren Heerden, ihren Ställen, waren von der Oberfläche der Erde vertilgt, nebst allen Kapellen und Andachtsstätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die Brücke von Goldau, wo das Filialkirchlein des Orts gestanden waren. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schicksals auf den Höhen gestanden, sagten aus, sie hätten in dem finstern Augenblick ein herzzerreissendes Angstgeschrei vom Dorf her vernommen. Einer der Zeugen erklärte: er habe deutlich aus einem Hause bei Goldau

das letzte Geſchrei eines Mannes vernommen: »Fliehet, fliehet! der Berg kömmt. Er iſt ſchon da!«

Einige Tage vorher ſchon hatten Perſonen, die am Berge Holz fällten, und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden vorher nie geſehene Wulſten, Riſſe und Spaltungen des Grundes bemerkt; auch Fallen einzelner Steine; dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrſche da Teufelsſpuk und Aefferei böſer Geiſter. Einer derſelben ging zum Pfarrer und bat ihn, ſein Landſtück zu benedeiren, denn »da ſey es unrichtig.«

Es iſt eine der ſchaudervollſten Vorſtellungen, daß wohl mehr, als einer jener vom Bergfall Verſchütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, ſondern in der Nacht ſeines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Bald nachdem das Schreckliche geſchehen war, kamen von der Höhe des Gebirgs drei Männer, welche Holz gefällt hatten. Sie hörten, am Saum der Schlamm- und Schutt-Lauine wandernd, in der Gegend, wo einſt eine ärmliche Bergbütte geſtanden war, unterirdiſches Wimmern. Sie machten ſich raſch ans Werk; fanden unter dem Schutte zertrümmerte Balken, und zogen einen vierzehnjährigen Knaben, Meinrad Appert, unverſehrt darunter hervor.

Wie die Bewegung des Berges begann und die Wälder und die Felſen droben durch einander gingen, ſah es auch Liendard Wiget, der eben mit ſeiner Familie Obſt unter den Bäumen auflas neben ſeinem zierlichen, wohlgebauten Hauſe. Alles flüchtete mit Geſchrei. Die 23jährige Magd, Franziska Ulrich, ergriff das ihr nächſte Kind, ein Mägdlein von 5 Jahren, rannte mit demſelben in's Haus und wollte noch das Jüngſte retten, welches in der Wiege ſchlummerte. In demſelben Augenblick aber ward die Stube nächtlich finſter, das ganze Haus aufgehoben, weggeſchoben, fortgeſchleudert, wie Franziska glaubte, in einen tiefen Abgrund. Als die Bewegung ein Ende nahm, fühlte ſich das arme Mädchen hart eingeklemmt, die Füße aufwärts, den Kopf unten, über das Geſicht Blut fließen. Franziska litt keine Schmerzen; aber ſie wähnte ſich begraben im ungeheuren Weltuntergang, der dem jüngſten Tage vorangegangen ſey; alles Lebende auf Erden hielt ſie nun für vernichtet; ſich allein noch im todten Reich der verwüſteten Schöpfung als die Letzte übrig, welche athmete.

Nach geraumer Zeit drang aber durch die Finſterniß das Wimmern eines Kindes. Sie erkannte die Stimme der kleinen Marianne, die ſich in das Haus geflüchtet hatte. Sie ſelber ohne Troſt, verſuchte aber das Kind zu tröſten, welches über Schmerzen,

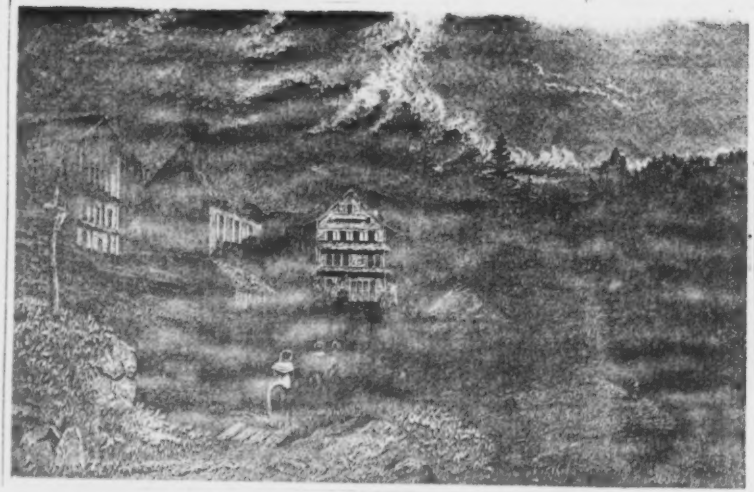

bald über Hunger, klagte, endlich leiſer ſprach und nach einigen Stunden weinend entſchlief. Franziska betete. Da hörte ſie Glokkentöne. Sie erkannte noch das Abendgeläut am Steinerberg und bald darauf auch die Betglocke vom Dorfe Steinen. Nun ward Licht in ihrer Seele; die Welt ſey noch nicht untergegangen. Es blieb noch Hoffnung auf Erlöſung. Eine lange, grauenvolle Nacht verging, eh ſich die Töne der Morgenglocke am Steinerberg wieder hören ließen. Auch die kleine Mariane ließ ſich vernehmen mit neuen Jammerlauten. Indem ſie das Kind tröſtete, drang auch Geſchrei aus der Höhe zu ihr. Sie erkannte die Stimme des verzweifelnden Wiget. Nun erhob ſie mit dem Kinde ein klägliches Rufen um Hülfe.

Wiget ſtand wirklich in dieſem Augenblick am Saum der Felslawine, und heulte im Schmerz um den Verluſt ſeiner Familie laut auf. Wie er die unterirdiſchen Stimmen vernahm, erſtarrte er vor Grauſen und Freude. Dann, mit Beiſtand einiger Männer, ſchritt er zur Ausſcharrung der Begrabnen. Er fand ſie endlich. Er zog ſie hervor, und befreite ſie von Schlamm, der jede Bewegung ihrer Leiber 14 Stunden lang unmöglich gemacht hatte. Des Kindes Schenkelbein war gebrochen; Franziska blutig und zerquetſcht am ganzen Leibe. Beide jedoch ſind gerettet und geheilt worden.

Noch nach einem Jahrhundert wird der Wanderer die Verwüſtung des weiland glücklichen Geländes wahrnehmen, und die vom Bergſturz hinterlaſſene lange, breite Narbe des Gnppenſtocks, neben dem Rüſiberge. Ueber den unfruchtbaren Schutt, zwiſchen Felsſtücken und Waſſerfüßen, ſchlängelt ſich nun der Weg von Arth gen Schwyz. Hin und wieder hebt ſich ein magres Geſträuch an todten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reiſende, ein Heuſtall, über den Ruin aufgerichtet, tragen den Namen des verſchwundenen Goldau und deuten in der Einöde, auf die ehmalige Stätte deſſelben hin.

4.

Maria zum Schnee auf dem Rigi.

In einer Bergvertiefung, aber noch 4300 Fuß über dem Meere, auf dem Rigi, erbaute im Jahr 1689 ein frommer Mann, Sebaſtian Zay, ein Kirchlein. Er that es, damit die Hirten,

welche an diesem Gebirg 3—4000 Stück Vieh in den Alpen weiden, ihrer Andacht pflegen mögten. Auch eine Wohnung, oder ein Klösterlein für einige Kapuziner, fügte er hinzu, welche daselbst des Gottesdienstes Sorge trügen, Sommers und Winters. Als darauf der heilige Vater zu Rom (im J. 1696) noch reichlichen Ablaß hieher ertheilte, begann bald großes Wallfahrten zum wunderthätigen Bilde „unsrer lieben Frau zum Schnee." Denn die Väter Kapuziner ließen es nicht an Ermunterung, erbaulichen Geschichten und guter Bewirthung der Pilger mangeln. Dafür floßen ihnen der frommen Gaben und Almosen viel. Es wurden Wirthshäuser gebaut. Aber den besten Tisch und den wohlgefülltesten Keller fand der Reichere bei den ehrwürdigen Vätern selbst; Wildpret, Forellen und Geflügel, italienische und Elsasser Weine fehlten nicht.

Doch noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts kannten, ausser den Hirten, die dort in anderthalb hundert Sennhütten längst dem Gebirg zerstreut lebten, und ausser den Pilgern wenige Reisende den Rigi. Sogar der alte Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer zog im J. 1706 auf seiner fünften Bergreise gleichgültig an ihm vorüber, und erstieg dafür lieber den gegenüber stehenden Pilatus.

Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward der Rigi, (die Regina montium, Königinn der Berge) durch erhabene Pracht einer unermeßlichen Aussicht, die er gewährt, berühmter; und bald auch von Freunden der landschaftlichen Naturschönheiten, oder von neugierigen Reisenden, Naturforschern, und von Kranken besucht, denen die Aerzte Alpenluft oder Molkenkuren verordnet hatten. Von da an mehrten sich die Gasthäuser und ihre Bequemlichkeiten. Seit den letzten 20 Jahren wurden deren noch auf der sogenannten „Staffel" nur eine Viertelstunde unter dem Bergzipfel oder „Kulm" und auf dem Kulm selbst gebaut, blos 38 Pariserfuß tiefer, als die letzte Spitze des Rigi, auf welcher sich noch ein Signalgerüst, 5570 Fuß über dem Meer, erhebt. Die ehmals schroffen, oft lebensgefährlichen Pfade hinauf verwandelten sich in breite, bequeme, sichre Wege für Fußgänger und Reiter, daß selbst Frauenzimmer, ohne Uebermüdung, ohne Furcht, hinaufwandeln mögen.

Seitdem sieht man droben in den Sommermonden das Stelldichein von Reiselustigen aus der größern Hälfte unsers Welttheils, welche Zerstreuung, oder Gesundheit, oder Belehrung, oder das Schauspiel außerordentlicher Naturwunder suchen. Der Brite begegnet da dem

Italiäner, der Franzoſe dem Ruſſen, der Schweizer dem Amerikaner, der Spanier dem Polen, der Deutſche dem Ungar. Oft reichen kaum alle Gaſthäuſer aus, der Menge Obdach zu geben. An ſchönen Tagen werden von Karavanen der Auf- und Niederſteigenden die Hauptwege des Berges belebt. Die ſonſt einſamen Alpen gleichen dann einem weiten Luſtgarten in der Nähe irgend einer großen Hauptſtadt. Gruppen der Spaziergänger, männlichen und weiblichen Geſchlechts, mit Sorgfalt und Auswahl gekleidet, zeigen ſich in allen Richtungen; hier im Graſe gelagert, dort einen Berg erklimmend, hier auf einer Felswand verſammelt, mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen die Fernen zu muſtern; dort Abſchiednehmende; dort Ankömmlinge in ſeltſamer Reiſetracht, von Führern und von Trägern ihres Gepäcks begleitet. Dies bunte Getümmel, der hier entfaltete Luxus, das fröhliche Umhertreiben reicher Familien der verſchiedenſten Nationen, machte vor einigen Jahren ſogar einen Franzoſen geluſtig, ich glaube er hieß Lafitte, auf dem Rigi, während der Sommerzeit ein Spielhaus zu halten, und ſein Pharao, Roulette, Rouge et Noir immitten der Alpen anzulegen. Er trat ſogar ſchon mit der Regierung von Schwyz in Unterhandlung. Aber in der Eidgenoſſenſchaft erhob ſich die Stimme des tiefſten Unwillens dagegen, wie gegen eine Entweihung des Heiligthums.

Die ausgezeichnet vortheilhafte Lage dieſer erhabnen Gebirgsmaſſe, welche, abgeſchieden von andern Bergen, im Umfang von zehn Stunden, und im Vorgrund der langen Kette von Gletſchern, zwiſchen anmuthigen Landſchaften und drei ſchönen Seen, zu einer Höhe emporſteigt, auf welcher im Sommer noch Schnee fällt, aber nicht liegen bleibt — dieſe Lage iſt es, welcher der Rigi einen Ruhm dankt, den ihm kein Nebenbuhler unter den europäiſchen Bergen mehr ſtreitig macht. Gen Süden und Oſten lagert ſich vom Montblanc bis ins Tyrol die Kette der Alpen mit ihren Tauſend vergletſcherten Firſten, Hörnern, Zinken und Thürmen aus, fern genug, um ſie bequem zu überſchauen. Gegen Weſten und Norden, bis zum Jura am Himmelsſaum, ſchweift der Blick über einen bunten Teppich von mehrern Schweizerkantonen, über Berge, Hügel, Thäler, Dörfer, Städte, Wälder, Ebnen, Seen, Ströme hin. Man denke ſich einen Ueberblick von mehr, denn einem halben Tauſend Geviertmeilen!

Kein Wunder, wenn in ſolcher Höhe der menſchliche Geiſt ſich ſelber erhabner fühlt. Im Wehn der reinen Alpenluft ſcheint das Gemüth von den Schlacken des Alltagslebens frei zu werden. —

Jenes ſchwimmende Sprenkorn auf dem Waſſer? Es iſt ein durch den See rudernder Schiff. Jener Maulwurfshügel, jene zuſammengeſcharrten Schutthaufen in der Tiefe drunten? Es ſind Dörfer und Städte, von kleinen Weſen bewohnt, die wir mit bloßen Augen unmöglich erkennen mögen, die ſich aber Herrn der Schöpfung heißen; die ſich mit Titelkeiten brüſten, mit Leidenſchaften verfolgen, mit ihren rieſenhaftſcheinenden Plänen und zerſtörten Hoffnungen, vom erſten zum letzten Odemzug, quälen. Die armen Ameiſen! In der That, ihre Kunſt iſt bewundernswürdig, mit der ſie ſich zwiſchen Holzſplittern und kleinen Steinen anniſten; einige Sandkörner anhäufen, welche ihnen Denkmale des Ruhms für Jahrtauſende dünken, und ſogar von einem Ufer des Gewäſſers zum andern, in einer Hülſe, überzuſchwimmen wagen. Aber bedauernswürdig iſt die Bosheit, mit der ſich dieſe Milben einander zu vernichten und zu zertreten ſuchen, wie kein anders Thiergeſchlecht gegen Geſchöpfe ſeiner eignen Gattung zu thun pflegt. — Ach, und wir ſelber auf der Berghöhe, nur der Natur, und darum ſchon, aus der Endlichkeit, dem Unendlichen und Göttlichen näher getreten — auch wir gehören jenem Milben-Geſchlecht an. Welch ein Nichts iſt unſere Perſönlichkeit! Aber wie göttlich groß das Licht Gottes in uns, der Geiſt deſſen Strahl das Weltall, die Geheimniſſe der Natur durchleuchtet, ins Ewige dringt! Auch im Thautropfen des Halms zwar ſpiegeln ſich des Himmels Millionen Sonnen; aber der Thautropfen begreift ſie nicht; ſie ſind ihm dunkel, wie er ſich ſelbſt.

Man hat ſchon die Pracht der Rigi-Ausſichten ſo oft, und in ſo mannigfacherweiſe geſchildert, daß mir nichts überflüßiger ſcheint, als das Vielbeſchriebene wieder zu beſchreiben. Ohnehin giebt es nichts langweiligeres, als Landſchaftbilder mit Buchſtaben gemalt. Eben ſo wenig mögt' ich aber auch die Merkwürdigkeiten des Berges, ſeine Höhlen, ſeine Abgründe, oder ſeinen Pflanzenreichthum oder die Darſtellung ſeiner Kalkſtein- und Nagelfluelager der Reihe nach aufführen. Lieber will ich von dem erzählen, was in dieſen reizenden und wilden Höhen jeden Wandrer bald mit Entſetzen, bald mit Entzücken anſpricht; ihn, durch ſein Eigenthümliches, wie in eine fremde Welt verſetzt; was Sterbliche in Thalern und Ebnen nie erfahren. Es iſt dies die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken; es ſind dies die Zaubereien des Lichts und der Farben; es ſind dies die wunderbaren Tändeleien der Natur in höhern Gegenden des Luftreichs. Dem Schiffer iſt die Richtung des Windes auf dem Meer, welches er durchſegelt, kaum

sammlung halte. Die Leute wußten übrigens weder von Götzen- noch Heiligenbildern in ihrem Tempel; wohl aber von einer Art heiligen Abendmahls. — Wo liegt nun dies Vaterland der schwarzen Christen?

8.

Die westafrikanischen Inseln.

So liegt der große Welttheil da, versäumter und vergessener von den Europäern, als jeder andere. Nach dem Zeugniß Molliens, der im Jahr 1818 durch das Innere Afrika's zu den Quellen des Senegal und der Gambia reisete, gewinnt bei den Nationen im Innern (besonders im Lande Cayor) die Lehre Muhameds immer mehr Anhang. Denn die Schulen sind überall von den Marabuts gehalten, und diese Lehrer des Koran werden von den Heiden eben so ehrfurchtsvoll, als von den Muhamedanern selbst behandelt. Zudem ist die Beschneidung in diesen Gegenden schon ziemlich allgemein. Mollien machte dabei die Bemerkung, daß die muhamedanischen Neger, eifrig in ihren Glaubensübungen, auch menschlicher und gesitteter, als die Heiden sind. Der Christ ist im Innern des Welttheils verachtet oder gefürchtet, weil man zum

wichtiger, als dem der ins Gebirg steigt, die Witterung des Tags, welche nirgends plötzlichere Umschwünge hat; als eben droben, vom hellen Tagesglanz zur Dunkelheit, von der Hitze zum Frost, von schlagenden Regenschauern zum reinsten Blau des Himmels.

Vielleicht kein Punkt unsers Welttheils wäre geeigneter, die Aenderungen und Erscheinungen der obern Luftschichten mit Bequemlichkeit zu beobachten, als das Kulmhaus, das selbst im Winter bewohnbar ist, und Gemächlichkeiten jeder Art gewähren kann. Zwar hat die Gesellschaft schweizerischer Naturforscher ein gut gearbeitetes Barometer und Thermometer hinaufgestellt; theils aber sind diese Paar Werkzeuge nicht für alle Untersuchungen genügend, theils fehlt es an zusammenhängenden Beobachtungen. Wenigstens ein Jahr lang sollte dies erhabne Observatorium von einem tüchtigen Naturforscher bewohnt werden, ausgerüstet mit erforderlichen Instrumenten aller Art, täglich und stündlich die wechselnden Verhältnisse des Luftoceans zu belauschen. Welch ein ungeheurer Himmelskreis böte sich dazu dar! Das Quecksilber des Barometers spielt da gewöhnlich um 23 Zoll, auf und ab; *) mit größern und plötzlichen Sprüngen steigt es aber im Wärmemesser auf und nieder, daß es nicht selten zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande an einem und demselben Tage einen Raum von 20 bis 30 reaumurschen Graden durchläuft.

Ein gewöhnliches, den Rigigästen freilich nicht immer das angenehmste Schauspiel ist, tief unter ihren Füßen einen Wolkenhimmel ausgespannt zuerblicken, der, so weit das Auge reicht, die Unterwelt verschleiert; und hoch am Himmel wieder eine andre Wolkenschicht. In Sommergewittern geschieht es auch, daß beide Wolkenlager (ohne Zweifel von entgegengesetzten Electricitäten geladen,) einander Blitze zusenden, und der erstaunte Zuschauer sonst nur des zur Erde niederschießenden Blitzes gewohnt, ihn aufwärts gen Himmel fahren sieht.

Meistens nach Sonnenaufgang zerreißt das in der Tiefe ruhende Wolkenmeer. Es entsteht dann in ihm allgemeine Bewegung; einzelne Stellen blähen sich langsam auf, und erheben sich ballenförmig;

*) In den letzten Augusttagen des Jahrs 1827 stand das Barometer des Rigikulms auf 22″. 9‴. 21 und 22″. 10‴ 39; am 12. Juny 1832 auf 22″. 9‴. 40; (in derselben Zeit am kalten Bade″ weiter abwärts am Rigi an dessen Südwestseite gelegen, 23″. 9‴. 8.) Am 24. Juny 1834 betrug die Barometerhöhe des Kulms 23″. 3‴).

andre scheinen dampfend zu werden. Was davon steigt nimmt, bei stiller Luft, einige Zeit den leisen Zug ostwärts der Sonne entgegen. Statt des bisherigen weiten, weißen Schleiers, der die Erde verbarg, liegt nun ein großes, aus Wolken gestricktes Netz unter unsern Füßen, durch dessen Maschen wir dort ein Dörfchen, hier einem Wald- und Wiesen-Fleck; in der Ferne den Silberfaden eines Stroms, in der Nähe eine Stadt hervortreten und wieder verschwinden sehen.

Nie aber sind die Bewegungen der Gewölke auffallender und überraschender, als während der Vorbereitungen zu einem Gewitter. Inmitten der klarsten Luft gewahrt man das Werden eines blassen Dunstes; der wird Wolke. Aus Felsklüften steigen gespensterhaft weiße Nebel hervor, und schleichen still, längs Bergwänden hin, aber in den verschiedensten Richtungen; die einen senken sich, die andern kriechen aufwärts. Einige weichen einander aus; andre verbinden sich eilfertig. Sie scheinen beseelt zu seyn, und Verabredungen zu treffen, um den Aufruhr der Natur zu erregen. Es reißen sich bald vom Rigi, und bald drüben vom Pilatus, einzelne tiefergehende düstere Wölkchen los, und ziehen nordwärts; oder es kommen deren von Norden her, vom Jura und Schwarzwald, wie abgesandte Boten, gegen das Hochgebirg der Alpen. Wer weiß von ihren Verrichtungen? — Mehr denn einmahl belauscht' ich das Zusammentreffen der Zugwölkchen aus verschiednen Gegenden. Ich bemerkte einigemahl, daß eine kleine Wolke, dem Rigi zu, daherſegelte; dann in seiner Nähe über dem finstern Spiegel des Luzernersees stillstand, bis ein Nebelgebilde aus irgend einer Schlucht des Berges hervorschlich und dem Ankömmling entgegen schwamm. Wie beide sich gegenseitig näherten, verwandelten sie ihre Gestalten. Bald streckten beide einander lange Nebelstreifen entgegen, die sie aus sich hervorspannen; bald bot nur eine der Wolken ihren bleichen, dunstigen Arm dar, und zog ihn, bei unerwiedertem Gruße, seitwärts gekrümmt zurück. Offenbar treiben, im Gewande der Wolken verborgen, electrische Kräfte ihr räthselhaftes Spiel, bis sie, als donnernde Flammenstrahlen, aus ihnen hervorstürzen.

Ein prachtvolles, wenn auch Grausen erregendes Gewitter erfuhr ich, da ich vom Ufer des Waldstättersees bei Wäggis (23. Juny 1834) den Rigi hinanstieg. Beim reinsten blauen Himmel war die nachmittägliche Wanderung begonnen. Um die Kuppe des Pilatus flatterten lichthelle Wölkchen. Südwestlich trübte sich allmählig der Himmel; je höher ich stieg, je weiter rückte die düstre Bedeckung dem Rigi, wie eine wandernde Mauer, zu. Als ich mich

ſchon in der Nähe der Alpen befand, welche das **Kalkbad** umgeben, und der Rigi noch im Sonnenglanz ſtand und der helle Himmel über ihm, ſah ich mit Erſtaunen, mir gegenüber, plötzlich die ganze lange Gebirgskette ſammt ihren Silberfirnen, ſelbſt den hohen, nachbarlichen Pilatus, verſchwunden. Statt deſſen erhob ſich vom flimmernden Spiegel des Vierwaldſtätterſees unter mir, bis zum Himmel, wie eine ſchwarze Wand, die finſtre Nacht. Den obern Saum derſelben bildete ein ſchwefelgelber Schimmer. Ich ſtand, im Genuß des vollen Sonnenſcheins, ſtill, und ſtarrte überraſcht das Räthſel an. Es erklärte ſich nur durch den dichteſten Regenguß, der eine düſtre Wand vor mir bildete, und durch das dahinter gelegne Hochgebirg Unterwaldens und Uri's blauſchwarze Färbung annahm. Den gelben Saum der Höhe ſchufen im Regengewölk gebrochne Sonnenſtrahlen.

Die vom Tage glattabgeſchnittne Nacht rückte mir über den See immer näher. Die Sonne verlor ſich. Im Doppelſchritt eilt' ich die Alp hinan. Aber aus der Thalſchlucht wälzte ſich, einer fallenden Lauine ähnlich, eine graue Maſſe Nebels, bergab dem See zu. Ein ſtürmiſcher Windſtoß, ſchneidend kalt, flog ihr voran. Bald war ich im feuchten Duft verloren. Plötzlich ſtürzte ſchwerer Regen nieder. Blitze flammten. Alle Felſen leuchteten auf, indem ſie von Donnerſchlägen wiederhallten. Ich flüchtete in eine der Sennhütten. Der Hirt, ein baumſtarker Schwyzer, den ſiebenziger Jahren nahe, oder ſchon darin, bekreuzte und ſegnete ſich, bei jedem Wetterſchlag, mit leiſem Gebet; da zwiſchen plauderte er aber ganz gelaſſen. Es ward endlich ſo finſter, daß man einander nur noch in Dämmerung ſah. Der greiſe Senne ſchüttelte den Kopf. Das hatte er vielleicht ſelber nicht oft erfahren. Nach einer Viertelſtunde aber war das Schauſpiel aus. Ich machte noch einige hundert Schritt weiter, zum Gaſthauſe des kalten Bades.

Dieſes dankt ſeinen Namen einer kalten Quelle, die aus dem Geklüft aneinander gelehnter Nagelfluehblöcke hervorbrodelt. Ihre Temperatur beträgt ohngefähr 5 reaumürſche Grade, *) mit geringem Abwechſeln. Romantiſch iſt ihre Umgebung, ein enger Kreis von Felſentrümmern, überwachſen von Tannengeſtrüpp, mit ſchmalem

*) Wahlenberg fand die Quellentemperatur im Jahr 1812 am 4. Juny: 6°, 3 Celſius; am 6. Juny: 6°, 4; am 11. Septbr.: 6°, 6. — Hr. Kämtz, Prof. der Phyſik zu Halle im Jahre 1832 am 12. Juny fand ſie 6°, 31 Celſ. und am 11. July: 6° 20.

Eingang und Ausgang zwischen Felsen. Das innere Plätzchen bildet zugleich den Vorhof einer kleinen Kapelle zwischen den Felsblöcken. Sie ist von innen mit geschmacklosen Votivbildern behangen, und mit Beschreibung der Sage, daß drei von einem Vogt verfolgte schöne Schwestern in diese Wildniß flüchteten, geleitet von Engeln. Darum trägt die Quelle den Namen des Schwesternborns. Sie wird erst seit Mitte des XVI. Jahrhunderts von Hirten und andern Nachbaren des Rigi als Heilbad und Gesundbrunnen benutzt.

Das Gasthaus des kalten Bades, eine halbe Stunde unter dem Kulm gelegen, in der Nachbarschaft prächtiger und wechselnder Gebirgspartien und Alpen, giebt natürlich nicht die unermeßliche Aussicht des Kulms, aber eine dem Auge welthuendere vom Felsenvorsprung des „Känzli“ über den See der Waldstätte, wo er sein weites Wasserkreuz zwischen blühenden Ufern ausdehnt.

Wunderbarer noch ist bei heiterm Sonnenuntergang das seltsame Lichtspiel der gegenüberstehenden Vitznauer Flue des Rigi. Es ist dies eine schroffe, braunröthliche Felswand des Nagelfluelagers, welche hoch über den See heller erglänzt, wenn dieser drunten schon in abendlichen Schatten zu verschwimmen beginnt. Der Glanz wächst dann, in blasser, bald in dunklerer Röthe, bis sich die ganze Bergwand entzündet und uns, gleich einer ungeheuren Kohlenglut, anstrahlt, die selbst in den vorüberschwebenden Nebel ihren Wiederschein wirft. Man vergißt in der Selbsttäuschung den Untergang des Tagesgestirns, und erwartet den Ausbruch einer aus Lohe und Glut der Felsen hervorlodernden Flamme. Langsam steigen dann aber, aus dem Abgrunde, da und dort, blaue Farbenlichter in breiten Banden. Sie wechseln mit dem brennenden Schimmer des Gesteins. Was zuvor flache Felswand gewesen, schwillt theilweis heraus und gewinnt halbrunde, thurmförmige Auswüchse, einer alten Burg ähnlich. Auch diese neue Gestaltungen, und die glutrothen und blauen Strömungen, bleiben nie lange dieselben. Falber wird nach und nach das Rothlicht; es erlischt allmählich im überschwimmenden Blau, bis dieses selbst schattenhaftes Grau wird.

Vom Kulm herab ein schöner Sonnen-Aufgang, oder Niedergang gesehn, läßt dem Gedächtniß und Gemüth einen unvertilgbaren Eindruck. Man hat Geburt und Tod einer Welt gesehn; eine zauberhafte Feerei, die uns umgaukelt, die wir nicht glauben und nicht läugnen können. Es malt kein Maler die blendenden Goldflammen, welche von zehn bis zwölf Seen nah und fern, in grüner

Tiefe, zerſtreuet emporſtrahlen; keiner das zarte Roſenlicht der Gletſcher, ſein Kommen, ſein Sterben.

Oft, wenn der Himmel von leichten Gewölken bedeckt iſt, und der Wiederſchein der Sonne aus einem der entfernteren Seen heraufblitzt, bilden ſich über demſelben und um ihn in Nebeln blendende Glorien, in rothen, gelben und blauen Farbenlichtern.

Aber gewöhnlicher, wenn auch nicht alltäglich, und prachtvoller zugleich, ſind die ſogenannten „Apotheoſen“ oder „Verklärungen“, welche, meines Wiſſens Bouguer und de la Condamine im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Südamerika auf dem Gebirg Pambamarca, zuerſt geſehn und beſchrieben haben, die dann auch auf dem Aetna in Sicilien und auf andern Bergen, erblickt wurden. In der Schweiz nennt mann ſolche Erſcheinungen einfach Nebelbilder. Sie zeigen ſich von Zeit zu Zeit, wie auf dem Rigi, ſo auf dem Weiſſenſtein bei Solothurn und auf andern Höhen. Sie treten nur dann vor das erſtaunte Auge, wenn man auf einer ſchroffen Felswand über ihrem Abgrund ſteht, und ein dichter, feuchter Nebel aus der Tiefe ſteigt, auf welchen der Schatten der Perſon fallen kann, in deren Rücken die Sonne leuchtet.

Dann ſchwingt ſich um das Schattenbild des Sehers ein Regenbogen in allen ſieben Farben ſchimmernd; zuweilen ein zweiter noch, wenig von dieſem entfernt, über demſelben herum, der aber ſchmäler und weislich iſt. Die Farben des innern Bogens, vom dunkeln Purpur ſeines untern Randes bis zum Flammenroth des äußern Saums, ſtrahlen ſo brennend, daß das Auge manchmahl oft die Stärke des bunten Lichtglanzes nicht zu ertragen vermag. Wohin man geht, folgt auch der umſtrahlte Schatten und immer wandelt dieſer im Mittelpunkt des ihn umlodernden Farbenkreiſes. Je näher die Nebel ſtehn, um ſo ſchärfer ſind die Umriſſe der Schatten darin; alle Anweſende erblicken ſich neben einander mit ihren verſchiedenen Bewegungen. Sind aber Wolke und Schatten entfernter, ſo nimmt jeder darin nur die eigne Geſtalt wahr, und niemals die des Nachbars. Reicht er dieſem die Hand, ſo ſieht er nur die Bewegung des eignen Arms. Jedem alſo erſcheint dann ein andrer Farbenbogen auf ſeiner Stelle.

Von flüchtiger Dauer iſt das Nebelbild mit ſeiner Pracht, welche an die Verklärung auf Tabors Höhen mahnt. Sie währt oft einige Minuten, oft mehrere, bis die Sonne verhüllt, oder der Nebel entführt wird. Zuweilen ſind dieſe Erſcheinungen ſehr weit vom Zuſchauer entfernt; dann aber undeutlicher.

5.

Einsiedeln.

In anmuthloſer, wilder, zum Theil moorigter Ebne eines hohen Bergthals, beinah 3000 Fuß über dem Meer, liegt das Loretto der Schweiz. Die weitläuftigen Gebäude der Benedictiner-Abtei und ihrer Kirche, erſt ſeit Anfang des vorigen Jahrhunderts neu gebaut, ſchauen mit Herrſcherſtolz über die armſeeligen Häuſer des Fleckens Einſiedeln durch das Thal hin. Ein Brunnen von ſchwarzem Marmor, der aus zweimahl ſieben Röhren Waſſer ſprudelt, ein weiter Halbkreis von Krämerbuden, in welchem geiſtliche Waaren aller Art feil geboten werden, bilden den Vorgrund des Tempels. Schon da erblickt man zuweilen einzelne Wallfahrer zum wunderthätigen Marienbilde, Männer, Weiber, auf dem Knieen gegen die Kirche rutſchend. Andre ſtrecken, in der Vorhalle knieend, die Arme im Gebet ſtundenlang wagrecht aus, oder die zuſammengeſchlagnen Hände hoch gen Himmel. Tauſend und abermahl tauſend der gläubigen Pilger ſtrömen hieher, zum Theil aus katholiſchen Kantonen der Schweiz, häufiger noch vom Landvolk des Elſaſſes und Schwabens. Viele hundert Weiber aber und Männer treiben das Pilger-Handwerk nur um Geld, wenn ſie arbeitſcheu das herumfahrende Leben lieben. Mit gutem Gewinn reiſen ſie zur Erfüllung von Gelübden Andrer. Faſt auf allen großen Landſtraßen begegnet man ſolchen betenden Zügen; meiſtens unreinlich gekleideten Geſtalten, und wüſten, ſonnenverbrannten Geſichtern. Von ihnen gilt wohl was der Araber von den Mekka-Pilgern zu ſagen pflegt.

Zuerſt ſoll ſich ein Graf vom Sulgau Namens Meinrad, ums Jahr 861 in dieſer Gegend, die man damals den Finſterwald hieß, ein Bethüttlein angebaut haben, um in ſteter Andacht den Freuden der Welt abzuſterben. Einer Mönchsſage zufolge, ward er von zween Räubern ermordet, die aber von Raben verfolgt, entdeckt und hingerichtet wurden. Der Rabe ſpielte in der Mythologie des Nordens, dann ſpäter im Aberglauben des Mittelalters, immer eine wichtige Rolle; und es ſcheint faſt, der wüſte Vogel habe mehrmals ſelber durch ſeine Einmiſchung in das menſchliche Schickſal Anlaß gegeben, ihn für Werkzeug höherer Mächte zu halten. Merkwürdiger, als die Entdeckung von Meinrads Mördern, war vor zwanzig und etlichen Jahren die Rettung der jungen Enkel Rudolf

Mayers*) von Aarau durch ſie. Die Kinder wurden in einem Wagen, aus Burgdorf nach Aarau, abgeholt, inmitten wilden Winterwetters. Der plötzlich angeſchwollene Strom der Emma warf den Wagen um, daß die Kinder nur auf einem der Räder ſitzend ſich über den Fluten erhielten. Im Sturm und Wogengebraus verſcholl ihr und des Kutſchers Geſchrei, bis, in einem Bauerhauſe ohnweit des Ufers, die Leute, durch Geſchrei und Flügelſchlag von Raben gegen die Fenſter, aufmerkſam gemacht wurden, vor die Hütte traten, und die Kinder in der Ferne auf dem Rade über den Wellen, und die dahin zurückgeflogenen Raben über den Häuptern der Kinder umherflattern ſahn.

Meinradszelle war längſt zerfallen, als ſich der Sage nach, ein ſpäterer Ascet, Eberhard von Straßburg im J. 923, da anſiedelte, und neben der Einſiedelei eine Kapelle errichtete. Darauf zogen ſich die Jünger St. Benedicts hieher; bauten ein Klöſterlein, und wohnten in großer Frömmigkeit und Armuth.

Es iſt nicht zu läugnen, die Zelle Meinrads und das Marienbild darin wirkten im Lauf der Zeit Wunder; aber die beſten unſtreitig für die einſiedleriſchen Mönche. Ihr Vorſteher und Abt ward Fürſt des heil. röm. Reichs, und bekam eigne Erbhofämter. Ihre Beſitzungen, Domänen, Gefälle und Einkünfte übertrafen das Hausgut manches deutſchen Fürſten. In der Schatzkammer der Gottesmutter ſah man die reichſten Perlenkleider; ſchwere, goldne Monſtranzen mit Edelſteinen ausgelegt; Roſenkränze von Ambrakugeln und andere Koſtbarkeiten. Dankbar ward dafür die kleine hölzerne Zelle des erſten Einſiedlers in ein Gehäuſe, von politem ſchwarzem Marmor, eingefaßt, mitten im großen prachtreichen Tempel. Im vorigen Jahrhundert beherbergte das pallaſtartige Kloſter 60 Conventualen, eben ſo viele Laien-Brüder; ungerechnet die Profeſſen und mehr denn hundert Bedienten, Beamten, Knechte u. ſ. w.

Bekanntlich zogen aber, im Jahre 1798, die franzöſiſchen Brigaden hier verwüſterisch ein und zerſtörten Meinrads Zelle. Obgleich das wunderthätige Marienbild die armen Mönche nicht vor dem Unglück geſchirmt und gerettet hatte, ſchirmten und retteten ſie doch dankbar und großmüthig das Bild. Sie flüchteten es mit ſich ins Tyrol. Aber gleichzeitig führten es auch die franzöſiſchen Eroberer nach Paris im Triumph. Während man noch über die Aechtheit des einen, oder des andern Wunders ſtritt, und das

*) Der Herausgeber des großen Schweizer-Atlaſſes.

Volk der Klosterumgebung, welches nur von Wallfahrern und vom Betteln gelebt hatte, keinen Gewerbfleiß kannte und liebte, in tiefster Noth schmachtete, geschah ein neues Wunder. Pfarrer und Municipalität des Fleckens Einsiedeln nämlich baten den Bevollmächtigten der helvetischen Regierung im Jahre 1799, um Erlaubniß, einen Altar mit dem ächten Muttergottesbilde und die Wallfahrten herzustellen, damit nicht des Elends willen, das Volk auswandern müsse. Der Regierungs-Commissair, als Protestant der heiligen Dinge unkundig, erinnerte daran, daß die Muttergottes, schon in Paris und im Tyrol sey. Aber man führte ihn in eine Art Sacristei, wo in einem hölzernen Kasten beinah ein Dutzend schwarzgebeizter Madonnen, alle schön gekleidet, alle von einerlei Model, in der Reihe nebeneinander lagen. Sie hatten dazu gedient, daß die Wunderthätige an verschiedenen Festtagen in verschiedenem Gewande aufgestellt werden konnte. — So ward der Altar denn erbaut auf der Stätte der heiligen Capelle, und nach wenigen Monden hatten die unterbrochnen Wallfahrten wieder frischen Zug. Später stellte das Kloster auch die Marmorkapelle wieder her.

Gegenwärtig besteht die Abtei zwar nicht mehr in altreichsfürstlichem Prunke, mit Erbhofämtern und hohen und niedern Gerichtsbarkeiten, aber noch, als das reichste Kloster Helvetiens, gefeiert von der abergläubigen Ehrfurcht Schwabens, des Elsasses, Tyrols und der bildungslosern Gegenden in der katholischen Schweiz. — Außer dieser Abtei hat jedoch der kleine Freistaat Schwyz, mit seiner gottesfürchtigen Bevölkerung von 38,000 Menschen, noch fünf Klöster und dreißig Pfarreien, ungerechnet die Menge der Kapellen.

6.

Die Kapelle bei Morgarten.

Rohe Sterbliche, mit noch dunkler Vernunft, haben gleich der vernunftlosen Bestie, nur Ehrfurcht vor überlegner körperlicher Stärke, nicht vor der Heiligkeit des Rechts. So hat jeder Mensch, wie jedes Volk, im Leben ein Zeitalter des Faustrechts; und jedes Volk wie jeder Mensch. Man nennt diese Stufe der Gesittung bei den Nationen den Stand der Barbarei. In

Theil die Laſterhaftigkeit der goldſüchtigen Europäer als Wirkung ihrer Religion anſieht.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die europäiſchen Seemächte, nach Verluſt ihrer reichſten Beſitzungen in Weſtindien und Amerika, Erſatz in Afrika ſuchen werden. Wo fänden ſie ihn, als in dem Welttheil, der Kupfer, Gold, Elfenbein, Edelſteine, Gummi, Gewürze und unzählige andere Waaren, die der abendländiſche Luxus fordert, in Fülle darbietet? — der, was Aſiens und Amerika's Boden an Pflanzen Köſtliches erzeugt, ohne Mühe unter angemeſſenen Himmelsſtrichen in neuen Pflanzungen geben kann? Wohin konnten die europäiſchen Könige zu eigenem Vortheil beſſer den Strom der Auswanderungen ihres Volkes leiten, deſſen Ueberfluß über das Meer geht, um das immer bedeutſamere Amerika durch Anbau und Gewerbe zu bereichern?

England hat ſeit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bewieſen, daß es leichter ſei, ſich die Negerſtaaten durch Zivilisation derſelben zu befreunden, als durch Waffengewalt. Und weit entfernt, daß die Abſchaffung des Sklavenhandels den Verkehr ſchwächte, iſt dieſer geſtiegen.

Die edelſte Frucht aller Verwandlungen, welche ſich in den allgemeinen Staatenverhältniſſen dieſe Zeit offenbaren oder vorbereiten, wird viel-

demſelben erlauben ſich mächtigere Staaten gegen ſchwächere Alles, weil ſie ihre überlegene, materielle Stärke für überlegenes, göttliches, oder naturgemäßes Recht halten.

Das Hirtenvolk des Ländleins Schwyz hatte Mühe von den älteſten Zeiten her bis zu unſern Tagen, ſich, ſein Recht und ſeine ſtille Unabhängigkeit gegen die brutale Gewalt der Gewaltigen zu ſichern. Im dreizehnten Jahrhundert ſchon baute es, gegen unvermuthete Einbrüche der fehdeluſtigen Herrn und Grafen längs ſeiner weſtlichen Landesgränze eine Landwehr, oder Mauer, die den Eingang ſeines Gebietes verſchloß. Dieſe „Letze“ zog ſich von Arth, hinauf über den Egeriſee, am Berg, bis zur Höhe der Schornen. Einzelne Warthürme, nach der Befeſtigungskunſt damaliger Zeit, dienten zu größerm Schutz, das Dorf Rothenthurm hat von einem derſelben den Namen; ein andrer bei Arth iſt längſt, wie die ganze Mauer, verſchwunden. Aber noch ſteht zwiſchen dem Werchberg und der Eiglerflue der viereckte, alterthümliche Schornenthurm, zum Gedächtniß der früheſten Fauſtrechtszeiten.

Hier auch erheben ſich am öſtlichen Ende des Egeri-Sees, der zum Kanton Zug gehört, die ſchwyzeriſchen Höhen vom Morgarten. Da am Berghang in den grünen Matten, nahe bei der von Wettern ausgewaſchnen Bergſchlucht der Haſelmatt-Küſe, kämpften die Schwyzer am 16. November 1315 den ſchweren Streit für ihr ſelbſtändiges Leben, gegen Herzog Leopolds von Oeſterreich Schaaren, ſiegreich aus.

Und hier wieder, aber auf der öſtlichen Seite der Höhen von Schornen, im Thale von Rothenthurm, war es, wo am 17. Juny 1798 die freien und tapfern Bewohner des Gebirgs, um das Feinod ihrer Unabhängigkeit zu retten, die franzöſiſchen Brigaden Schauenburgs angriffen und bis zum Ufer des Egeriſees zurückſchlugen. Aloys Reding, ihr Landeshauptmann und Anführer erwartete keinen Sieg über die Eroberer Italiens, als er aus den Umarmungen ſeiner Familie zur Schlacht eilte, ſondern den edeln Tod für Freiheit ſeines Vaterlandes. So erzählte er mir ſelber. Frankreichs Uebermacht, ein Kriegsher, ſtärker, als die Geſammtbevölkerung des kleinen Staats, konnte endlich wohl ſein Geſez aufzwingen, aber nicht die Siege des Hirtenvolks vereiteln. Sie leben im Gedächtniß der Nachwelt. Sie lehren fort und fort: der Tod für Vaterland und ewiges Recht iſt Welterlöſertod.

Wie Reding damals von den Seinigen ſchied, und kaum mehr hoffte, ſie wieder zu erblicken, ſank er vor ſeinem Vater

auf die Kniee, einem hochbetagten, majestätischen Greise. Er bat mit kindlicher Ehrfurcht um des Greises Segen. Und dieser, in patriarchalischer Frömmigkeit, legte die Hand auf des Sohnes Haupt, betete leise, den Blick zum Himmel gewandt, für Sohn und Vaterland, und segnete ihn.

Auf der Höhe, zwischen den beiden Siegesfeldern, steht neuerbaut nun die Schornen-Kapelle, ohnweit dem Morgarten und dem Rothenthurm. Sie ist zugleich das Denkmahl der Faustrechtszeiten, vom XIII bis zum XIX Jahrhundert; die Wandbilder ihrer Vorhalle vergegenwärtigen das Schlachtgetümmel am Egeri-See, den man von hier an den Zugerbergen zum Theil erblickt in der entfernten Tiefe. Näher lagern sich die einzelnen Hirtenwohnungen an der Schornen, zwischen Gebüschen zerstreut. Auch das viereckte, alterthümliche Gemäuer des Schornenthurms streckt sich noch daneben in die Höhe, als mögte dieser graue Zeuge des barbarischen Mittelalters die Gesittung eines edlern Zeitalters erleben.

Es ist hier wohl eine der heiligsten Stätten des Schweizerlandes; aber auch, hier ob Morgarten, eine der schönsten, weitumher. Der Blick verliert sich träumerisch in einer wunderlieblichen Idyllenwelt. Um den Spiegel des stillen Egeri-Sees, zwischen den grünen Weiden der Heerden, einzelne Hütten, Kapellen und Dörfer; — rings um ein Kranz, von Alpen gewunden, vom Schornen bis zum hohen Rohnen, vom Roßberg und Kaiserstock bis zum Kamistal; und überall Gottes Frieden über den Gräbern der Helden!

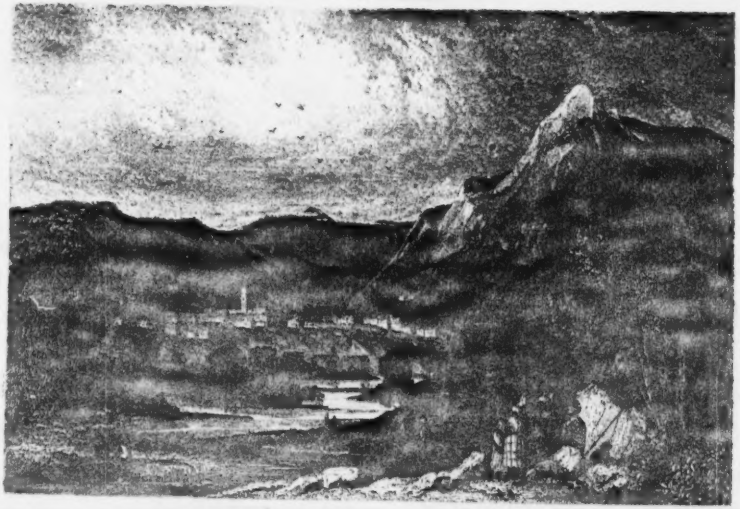

IV.

Kanton Unterwalden.

1.

Im Melchthal.

Aus dem Schooße der Hochalpen streckt ſich, auf den Gränzen der Länder von Bern, Uri und Unterwalden, der Titlis 10,700 Fuß hoch, mit Gletſchern und Firnen. Er wird 30—40 Stunden weit, noch jenſeits Straßburg, geſehn. Man unterſcheidet ihn in der Alpenkette leicht durch ſeine eigenthümliche Geſtalt. Er erhebt den unter Schneelaſten gekrümmten Rücken allmählig, von Abend gegen Morgen, und bricht da plötzlich, als eine ſchwarze ſteile Felſenwand ab. Dieſe ſenkt ihren Fuß in den grünen Abgrund des Hochthales der Abtei Engelberg; ihre Zinnen bildet droben ein Rand von ewigem Eiſe, der, ſenkrecht gemeſſen, eine Breite von beinah 200 Schuh hat.

Ein Gebirgszug, wild, waldig und Alpenreich, durchſchneidet von hier, in einer Länge von 4—5 Wegſtunden, das Land Unterwalden bis zum Luzernerſee. Er theilt es in zwei ungleiche Hälften, in Unterwalden ob und nidem Kernwald, (oder auch Obwalden und Nidwalden genannt). Der Kernwald ſelbſt, deſſen Schatten einſt den ganzen untern Theil Obwaldens bedeckte, zeigt heutiges Tages nur geringe Ueberreſte ſeiner vormaligen Größe.

Jene beiden Landestheile ſind zwei lange Hauptthäler, deren jedes von einem Bergſtrom durchfloßen iſt, welcher vom Gebirgs-Hintergrund zum See der vier Waldſtätte herabrauſcht. Kleinere Bäche münden ſich aus einigen Nebenthälern in jeden der Hauptſtröme aus. Beide Landestheile gelten zwar im Bunde der Eidsgenoſſenſchaft nur, als ein Kanton; haben daher auf dem Bundestage auch nur einen Stellvertreter und das Recht nur einer

Stimme; aber wie durch ihre Gebirgskette geſchieden, ſind ſie es auch durch ihre Verfaſſungen, Geſetze und Sitten. Ob- und Nidwalden ſind zwei ſelbſtſtändige Republiken, die auf dem Flächenraum von 10—12 Geviertmeilen etwa 20—24,000 Einwohner haben.

Den größern Theil des Ganzen macht Obwalden aus; ich mögte auch ſagen den ſchönern und dabei an ältern hiſtoriſchen Erinnerungen reichern. Zwei Seen, mit anmuthsvollen Umuferungen, geben dem Haupttbale eine Mannigfaltigkeit und Heiterkeit der landſchaftlichen Gebilde, welche dem Ländchen Nidwalden fehlen. Ein dritter See, in der Nähe von der Stammburg des altberühmten Geſchlechts von Rudenz, iſt ſchon verſchwunden. Vor erweitertem Abfluß ſeiner Gewäſſer verſiegte er allmählig. Jetzt erblickt man, ſtatt ſeiner, nur noch einen ſchilf- und binſenvollen Moorgrund beim Dorfe Giswyl; auf dem Hügel daneben nur noch Ruinen der Rudenzer Burg.

Auch der See von Lungern, am Fuß des Brüniggebirgs wird binnen Jahresfriſt, wohl um mehr, als die Hälfte verkleinert ſeyn. Jetzt noch verſperrt eine Felſenrippe, wie ein hoher Damm, quer durchs Thal ſeinen ſtärkern Ablauf gegen den 700 Fuß tiefen Thalgrund von Giswyl. Die betriebſamen Bewohner der Gegend, um durch Ableitung des Waſſers ein halbes Tauſend Jucharte Landes zu erobern, fingen ſchon im J. 1788 an, die Felſenmaſſe zu durchbrechen. So waren ſie 188 Klafter weit mit ihrer Arbeit vorgeſchritten, als ſie bemerkten, daß ſie unter der Erde die erſte Richtung verloren hatten. Unkunde im Bergbau und Armuth verhinderten lange Zeit die Vollendung des Unternehmes. Erſt ſeit kurzem iſt es auf zweckmäßigere Weiſe wieder begonnen; und bald wird man da neue Fluren grünen ſehn, wo heut noch das ſtille Volk der Fiſche in den durchſichtigen Tiefen ſpielt.

Und thalabwärts, zwei Wegſtunden weiter, iſt der helle Spiegel vom Sarnerſee zwiſchen Gebirgen und lachenden Ufern ausgegoſſen. Unter den Dörfern, die ihn umkränzen, iſt Sachſeln das berühmteſte. Denn hier ruhn in der prächtigen Pfarrkirche die Gebeine des alten Eidsgenoſſen ehrwürdigen Nicolaus von der Flue, der vor vierhundert Jahren auf dem Tage zu Stanz die entzweiten Schweizer durch Macht ſeines Wortes wieder verſöhnte. Den gottgeweihten Theil ſeines Lebens brachte der »ſelige Bruder Klaus« (wie man ihn gewöhnlich heißt) in einer ſelten beſuchten Einöde des hohen Melchthals zu. Dahin führt von Sachſeln ein rauher Bergpfad in wenigen Stunden hinauf. Noch

Церковь въ Сингелыпь

leicht für das menſchliche Geſchlecht, neben der allgemeinen Freiheit Amerika's, die Veröffentlichung der Afrikaner durch religiöſe Bildung und chriſtlichen Glauben ſein.

Die Portugieſen haben ſich jederzeit als eifrige Katholiken bewieſen. Auf ihren weſtafrikaniſchen Inſeln machten ſie ſichs, wie die Spanier, zur beſondern Angelegenheit, mit Hilfe der Inquiſition, alle Heiden, Juden, Muhamedaner und proteſtantiſche Chriſten auszurotten. Sogar die Sklaven empfangen chriſtlichen Unterricht und werden getauft. Es iſt mehr Ueberfluß, als Mangel, an Kirchen, Klöſtern und Kapellen. Doch iſt aus den Erzählungen aller neuern Reiſenden bekannt, wie unwiſſend die meiſten Geiſtlichen ſind. In vielen Inſeln ſind die Ordens- und Weltgeiſtlichen theils Neger, theils Mulatten, welche nur dürftigen Unterricht empfingen. So läßt ſichs erklären, daß der Handel auf dem größten Theil der weſtafrikaniſchen Inſeln, die Spaniern oder Portugieſen gehören, in den Händen der Engländer liegt; oder daß ein großer Theil von den Erzeugniſſen der azoriſchen Inſeln mit Indulgenzen, Dispenſationen, Reliquien, Bildern u. ſ. w. von Portugal aus bezahlt wird.

zeigt man in der Alp Kluſter, über einem tiefen Abgrund des wilden Ranft-Tobels ſeine Bethütte zwiſchen einigen Wohnhäuſern und Kapellen. Dort ſtarb der Gottesmann. Nach Jahrhunderten wallfahrtet die fromme Andacht zu der ihr heiligen Stätte.

Schon der Name des Melchthals erinnert an einen der erſten Stifter des freien Schweizerbundes, an jenen Arnold Anderhalden, der vor der brutalen Gewalt des Vogtes Landenberg gen Uri flüchten, und dort erfahren mußte, daß der Tyrann, voller Rachſucht, dem ſchuldloſen Vater des Flüchtlings die Augen ausſtechen und deſſen Güter einziehen hatte. Arnold war einer der drei Männer des Grütli, welche die Erlöſung ihres Vaterlandes beſchworen und vollbrachten.

Das Melchthal ſelber iſt eine lange, tiefe Schlucht, die ſich, drei Stunden Weges weit, in verſchiedenen Krümmungen, durch das Gebirg ſüdöſtlich hinaufzieht bis zum öden Jochberg. Am Fuße dieſes Berges ruht noch ein kleiner See, deſſen Gewäſſer vom Schnee der Höhen rings um genährt, und in gleichem Maaße wieder von unterirdiſchen Klüften und Höhlen verſchlungen werden. Erſt eine Stunde weiter abwärts im Thale treten ſie neuerdings mächtig hervor, und bilden den Melchbach. Dieſer rauſcht durch die Krümmungen des Thals nieder, bis zum See von Sarnen. Von allen Seiten rieſeln ihm von den Berghängen Quellen zu. Hin und wieder leitet ein hölzerner Steg über ſein tiefgefreſſenes Felſenbett. Die Umgebungen ſeiner Ufer ſind von hoher Mannigfaltigkeit, bald öffnen ſich weite Wieſenthäler, ſtill und freundlich, zwiſchen ſanftanſchwellenden Halden des Gebirgs, mit zerſtreuten Heuſtällen und Hütten der Hirten. Dürre Häge von Stangen und Scheiten, oder kleine Alpenbäche oder trockne Strombetten, ſcheiden die Beſitzungen der Nachbaren von einander. Die Fruchtbarkeit der Matten liefert ihren Heerden geſundes Winterfutter zur Gnüge; im Sommer finden ſie es in den höhern Alpen. Bald rücken plötzlich die himmelhohen, grauen Felſen wieder eng zuſammen, und der Melchbach bricht ſich ſchäumend durch die herabgeſtürzten Felsſtücke Bahn. Tannenwälder, die von der Höhe herabnicken, vermehren Kühle und Dämmerung des Bergſchlundes. Da und hier ſieht man an den ſchroffen Gebirgswänden einzelne, mit grünen Raſenplätzen bedeckte Abſätze und Vorſprünge; aber ſie ſind allem Vieh unzugänglich; nicht dem Menſchen. Der »Wildheuer« läßt ſich vom jähen Rand der Felſen, bei hundert Schuh tief, an einem Seile darauf nieder, und ſetzt für eine Handvoll Gras ſein Leben in's Spiel. Die auf dem ſchmalen,

ſchlüpfrigen Vorſprung des Geſteins geſammelte Bürde Futters, von einem ſtarken Netz zuſammengehalten, ſchleudert er über den Abgrund hinaus, und läßt ſich am Seile, wie eine Spinne am Faden ſchwebend, wieder in die ſchwindelerregende Höhe ziehn.

Der Bewohner des Gebirgs, Zögling der Natur, furchtlos unter ihren Schrecken, einfach, kraftvoll und gut, wie ſie, verlebt den größern Theil ſeines Lebens in anhaltender Einſamkeit; während des Sommers mit ſeiner Heerde in den hohen Alpenfluren vereinzelt; während des Winters mit ſeiner Familie in der kleinen, oft tief verſchneiten Hütte. Er hat kaum Ahnung vom Daſeyn jener künſtlichen Lebensbequemlichkeiten, wandelbaren Intreſſen, verwickelten Verhältniſſen, die in reichbevölkerten, mancherlei Gewerb und Ueppigkeit treibenden Gegenden, Fluch und Segen derſelben ſind. Er weiß von keinem Unterſchied der Stände; der Sterbliche gilt hier, was er in und durch ſich ſelber iſt. Die Regeln ſeiner Sitte bleiben ihm fremd. Seine Rechte werden zu den natürlichen, die jeder Menſch beſitzt; welche auch in den civiliſirteſten Staaten zwar Grundlage aller ſogenannten poſitiven Rechtsverhältniſſe bleiben, aber von dieſen gewöhnlich dermaßen überbaut oder verſchüttet ſind, daß an der Grundlage noch kaum etwas erkennbar iſt.

Es iſt wahrlich kein Wunder, wenn der Menſch des Gebirgs, in ſeiner Abgeſchiedenheit vom Weltgetümmel, bei der Einförmigkeit ſeiner Beſchäftigungen, die ihm Muſſe genug zum ſtillen Nachſinnen gewährt, bei der Einfachheit ſeiner Bedürfniſſe, die leicht befriedigt ſind, ein Andrer wird, als der Menſch der Ebnen und tiefern Thäler; — wenn hier ein Arnold Anderhalden zum Retter der Volks gegen die Verhöhner des ewigen Rechts wird; oder ein Nicolaus von der Flue, dem Irdiſchen abgeſtorben, ſich zu einem Leben in Gott und göttlichen Dingen verliert, wovon das Kirchenthum nichts weiß und lehrt.

Man hat den Schweizern immer nachgeſagt, daß ſie häufig in ihrem Denken, Treiben und Weſen, etwas Wunderliches, Ungewöhnliches, oft Ueberſpanntes hätten; etwas Originelles wie in ihren Staatseinrichtungen, ſo in religiöſen Dingen, in Uebungen, Sitten und Lebensanſichten; einen Staarſinn der Meinungen, den kein Verluſt und keine Gefahr beugt; eine Liebestreue zur Heimath, die in der Fremde zum tödlichen Heimweh werden kann; ein Gefühl für Freiheit, das wohl Jahre und Jahrzehende lang durch Uebermacht der Gewalt niedergedrückt, aber nie erſtickt und ausgerottet werden kann. Es iſt Wahres in dieſer Sage. Die Geſchichte dieſer Bergvölker ſpricht dafür bis zu den letzten Zeiten. —

Aber das iſt die Wirkung der hohen Natur, in der ſie wohnen; das die Wirkung des einſamen Lebens, welches in Gebirgen unvermeidlich iſt und in volkreichern Thälern, Dörfern und Städten wieder in Abgeſchloſſenheit einer Gemeinde von der andern, und abermals in Vereinzelung der Familien inmitten der Ortſchaften erſcheint. Dieſer Hang zum Fürſichſeyn, zum Fürſichbeſtehn der Familien, der Ortſchaften, der Kantone iſt ein Grundzug im Schweizercharakter, und ſo unaustilgbar, als es die Bergketten ſind, die ihre Thäler ſcheiden. Solche Vereinzelung und Abgeſchiedenheit bringt eine gewiſſe Einſeitigkeit, aber auch eine Energie der Gemüthsart und ein Gefühl der Selbſtſtändigkeit hervor, was mit der Geſchmeidigkeit, Vielſeitigkeit und Abgeſchliffenheit der Ebnenbewohner allerdings einen ſcharfen Gegenſatz bilden muß. — Wie Arnold Anderhalden denken und fühlen noch viele Tauſende in der Schweiz, die unter ähnlichen Verhältniſſen ihm ähnlich handeln würden. Wie Nicolaus von der Flue in ſeinem Gottesgefühl leben noch Tauſende zerſtreut im Gebirg, die, wenn ſie auch nicht, wie er, in Enthaltung von faſt aller Nahrung ſich abtödten, doch ihre innere, geheime Religion bewahren, welche ohne oder mit der herrſchenden Kirchlichkeit beſtehend, für ſie mehr, wie dieſe, nämlich als eine innere Erleuchtung gilt. Im Mittelalter waren die Begharden und Lollharden, oder Brüder des freien Geiſtes in der Schweiz ſehr häufig. Nachdem Zwingli und Calvin ihre Reform der Kirche begonnen hatten, wandten ſich Tauſende im Volk den ſchwärmeriſchen Wiedertäufern zu.

Ich weiſſe gar nicht, daß ſelbſt ein Mann von hoher Bildung des Geiſtes und Gemüths, ein Weltweiſer, oder Dichter, wenn er längern Aufenthalt in den Alpen des Melchthals machte, bald eine andre und höhere Anſicht der Welt, eine andere Liebe der ewigen Güter der Menſchheit, ein andres Seyn haben würde, als er aus dem Staub der Schule, aus der trocknen Pracht der Paläſte, aus dem Gewühl der Märkte mit hinaufgebracht hatte. Man hört auf, Geſchöpf der Kunſt zu ſeyn, und wird, durchdrungen bis im Innerſten der Seele vom reinen Hauche der Natur, ihr Kind und wie ſie ſelbſt. Was Lebensziel der meiſten Sterblichen iſt, was die Leidenſchaften der Einzelnen und ganzer Nationen ſtürmiſch aufregt, Geld, Ruhm und Nachruhm, Herrſchaft und Gewalt verſchwebt, wie ein nichtiger Nebel am Felſen im Sonnenſtrahl. Gott ſelber erſcheint dem Geiſt dort, als ein andrer Gott, denn der in Philoſophemen der Schulweiſen, in Dogmen des Kirchenthums, in Katechismen der Kindheit.

Erst in jener wildschönen Umgebung von Wiesengründen, Berghängen, einsiedlerischen Hütten, Gletscherschimmern, Alpenhainen und geisterhaft umherschleichenden Wolkengebilden; erst in jener schwermüthig-heitern Klosterstille des Hochgebirgs, welche vom einförmigen Brausen der Wasserfälle, dem Gemurmel herabrinnender Bäche und dem Geläute der Heerdenglocken nur fühlbarer gemacht, nicht unterbrochen wird, — erst da lernt man J. J. Rousseau's Klage über Abtrünnigkeit des menschlichen Geschlechts von der Natur und über die Selbstqual der Völker in ihrer Sittenverfeinerung ganz verstehn. Seine Klagen waren nur Wiederklang von Gefühlen, die er, als Jüngling, aus den erhabnen Einöden der savoyischen Alpen mit sich getragen hatte, und die durch den schreienden Gegensatz gleißnerischer Unnatur in der französischen, sogenannten »großen oder feinen Welt« schärfer gereizt wurden.

2.

Sarnen.

Indem der Künstler für die Ansicht der Hauptorts der kleinen obwaldner Republik seinen Standpunkt nicht am See wählte, an dessen Ufern der städtisch gebaute Flecken ruht, sondern da, wo der Aastrom dem weiten Wasserbecken schon entflossen ist, wollte er uns wahrscheinlich den romantisch-idyllischen Ton der ganzen Landschaft geben. Die hölzerne, bedeckte Brücke des Bachs im Vorgrund; dahinter, in den Schatten eines Fruchthains versenkt, ruhn die Wohnungen des Ortes halbsichtbar. Rings schwillt der Wiesenteppich, bestreut mit Dörfern, Kapellen und krausen Gebüschen zu Bergen auf, deren anmuthige, weiche Umrisse nirgends durch starre Gipfelklippen oder nackte Felsmassen gestört werden. Nur, wie zur Verzierung der fröhlichen Landschaft, leuchten aus der Ferne die Silberzinken des bernischen Eisgebirgs von Süden her, während nordwärts der zerrissene Felsenkamm des Pilatus durch die Luft aufstarrt.

Der Hügel, welcher über die Dachgiebel des Fleckens einige Gebäude (das Zeughaus und Schützenhaus der Republik) emporhält, ist eine von den klassischen Stellen des Schweizerlandes. Hier stand vorzeiten die Burg, von der herab der Vogt Landenberg über die Rechte des Volks schaltete. Aber am Neujahrsmorgen

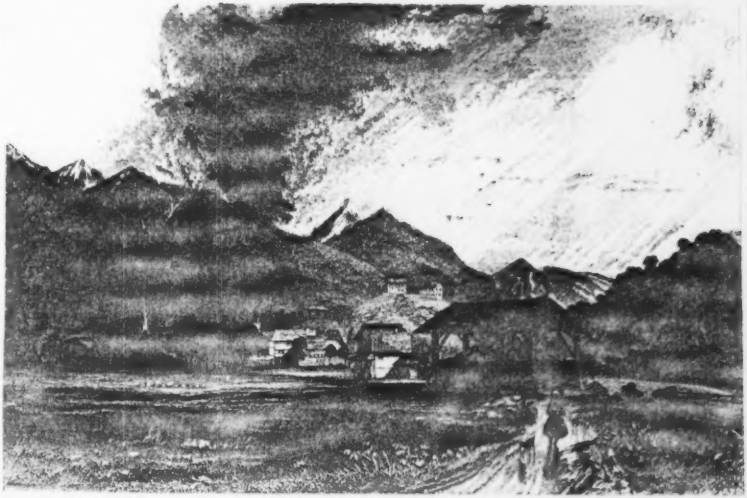

1308, als der Vogt vom Hügel nieder zur Meſſe gehn wollte, brachten ihm zwanzig Unterwaldner, nach alter Uebung, Neujahrsgeſchenke, ausgewählte Thiere ihrer Heerden und ihres Geflügels. Eingetreten in die Burg, bemächtigten ſie ſich derſelben mit Hülfe andrer Verſchwornen, die aus den benachbarten Erlengebüſchen hervorſprangen. Da erging die Loſung zur Landesfreiheit von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal. Landenberg, der durch die Wieſen zum Luzernerſee flüchtete, ward eingebracht. Doch ſeine Grauſamkeit gegen den blinden Vater des Arnold Anderhalden ward von dem bideren Volk mit keiner Grauſamkeit vergelten. Der Vogt ward unverletzt entlaſſen, ſobald er den Eid gethan, zu ewigen Zeiten nicht mehr in dies Land zu kommen. Noch verſammelt ſich nun alljährlich an der Stätte der verſchwundenen Tyrannenburg das Volk Obwaldens, um in offner Landsgemeinde ſeine Obrigkeiten und Richter zu ernennen und Vorſchläge über öffentliche Angelegenheiten anzuhören, zu genehmigen oder zu verwerfen. Eine bedeutſamere Stelle konnte es nicht zur Ausübung ſeiner landesherrlichen Gewalt wählen. Im Genuſſe einer Unabhängigkeit und Freiheit, die ihm durch Natur und Armuth ſeiner Heimath, in halbtauſendjähriger Gewohnheit, unentbehrlich zum Leben geworden iſt, hat es keine Landenberge mehr zu fürchten.

In unſern Tagen hat der Name von Sarnen in der Schweiz zufällig eine böſe Nebenbedeutung erhalten, freilich ohne Verſchulden der gutmüthigen Einwohner. Es hat ſich in der Umgangsſprache ein Nennwort »Sarnerei« und ſogar ein Zeitwort »ſarnern« gebildet, wenn man Ränkemachereien oder Verſchwörungen der oligarchiſchen oder hierarchiſchen Factionen verſchiedener Kantone gegen die Rechte und Freiheiten der Nation bezeichnen will. Anlaß dazu gab die Conferenz, welche zu Sarnen, im November 1832, von Abgeordneten der Regierungen des Bezirks Schwyz, der Stadt Baſel, der Kantone Neuenburg, Unterwalden und Uri gehalten wurde, und Trennung der Eidgenoſſenſchaft, fremde Einmiſchung und Bürgerkrieg herbeizuführen drohte. Bekanntlich ward auch der Landfriede wirklich im Sommer des folgenden Jahrs vom Bezirk Schwyz, wie von der Stadt Baſel, mit bewaffneter Fauſt gebrochen; aber der Aufſtand dieſer Orte dann durch den Ernſt der Nation eben ſo ſchnell gedämpft, als er erhoben war.

Zwietracht iſt die Erbſünde aller Foderativſtaaten, wenn die Genoſſen des Bundes, in voller Selbſtherrlichkeit zu einander, für Kraft und Macht des Bundes nichts von ihren Rechten opfern, aber von ihm Alles für ihren Nutzen begehren. Die Geſchichte

ſämmtlicher Föderatiſtaaten, der vereinten Stämme Iſraels, wie der griechiſchen Republiken, der Staaten des deutſchen Reichs, wie der niederländiſchen Provinzen oder der ſchweizeriſchen Kantone, iſt eine faſt ununterbrochene Verkettung von Zerwürfniſſen, Zänkereien und innern Kriegen. Merkwürdig iſt dabei, daß demungeachtet dergleichen Conföderationen von Völkerſtämmen und Nationen ein längeres Leben erreichten, als ihr innerer gebrechlicher Zuſtand erwarten ließ. Die moſaiſche Bundes-Republik hatte bei 400 Jahre gedauert, ehe ſie, ſtatt des unſichtbaren Jehova, einen ſichtbaren König forderte. Der griechiſche Staatenbund lebte ſeit Stiftung der Amphyctionen bis zur Schlacht von Chäronea 1100 Jahre. Nächſt ihm erſcheint die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft mit einer halbtauſendjährigen Lebenslänge; die vereinigten Niederlande brachten es, ſeit der Utrechter Union kaum auf die Hälfte dieſer Zeit.

Montesquieu hat, in ſeinem berühmten Werke, das Kapitel vom Föderatiſyſtem ganz vergeſſen. Unter der Feder dieſes ſcharfſinnigen Beobachters würd' es für Fürſten und Republikaner eins der lehrreichſten geworden ſeyn.

Nur kleine Völkerſchaften können in republikaniſcher Form beſtehn, worin ſie die ſtaatsbürgerliche Freiheit in höchſter Fülle walten laſſen, ſo daß jeder Bürger ſeinen unmittelbaren Theil an der Geſetzgebung und Ernennung der Obrigkeit nimmt. Der geringſte Zuwachs der Bevölkerung macht die Verſammlung des ganzen Volks (in einer Landsgemeinde) unmöglich; es muß ſich begnügen, die Sorge für die wichtigſten Angelegenheiten den von ihm erwählten Stellvertretern zu überlaſſen. So wird die unmittelbare Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften in eine ſehr mittelbare verwandelt, und dieſe in gleichem Grade immer beſchränkter, als in repräſentativen Republiken die Volksmaſſen größer werden. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit dem Genuß der bürgerlichen Rechte. Je kleiner die Republik iſt, um ſo weniger wird es gefährlich, die freie Verfügung der Bürger über ihre Perſon und ihr Eigenthum nicht durch zahlreiche Geſetze zu begränzen. In größern Staaten, bei vervielfältigten Intreſſen, Verhältniſſen und Reibungen der bürgerlichen Zuſtände iſt eine ſtärkere geſetzliche Schutzwehr, und daher engere Begränzung der Freiheit der Einzelnen wie der Gemeinden und Stände unvermeidbar. Im häuslichen Kreiſe einer Familie darf Manches ohne Furcht geſtattet und lockerer gebunden ſeyn, was in einem weitläuftigen Gemeinweſen von Tauſenden nicht zu erlauben wäre,

ohne Unordnung, Zerrüttung und gänzliche Auflöſung zu erzeugen. Es war ein wahnſinniger Einfall, Frankreich mit ſeinen 32 Millionen Menſchen zu einer einzigen Republik umzugeſtalten.

Die Geſchichte kennt keine Republik von ſo ungeheurem Umfang, weil ſolche in ſich ſelber unmöglich iſt, oder dem Volke keine höhere Freiheit gewähren könnte, als jede wohl eingerichtete Monarchie. Für große Staaten iſt das monarchiſche Princip Naturnothwendigkeit. Das republikaniſche Rom, als es die Welt beherrſchte, war nur inner der Mauern der Hauptſtadt. Außer der Ringmauer wohnten Unterthanen und zinsbare Bundesgenoſſen. Die nordamerikaniſchen Vereinſtaaten ſind, mit einer dünnen Bevölkerung auf weiten Landſtrecken, kleinen Staaten gleich. Newyork, der volkreichſte derſelben, zählt auf einem Flächenraum, ſo groß wie Altengland, wo 13 Millionen Seelen leben, noch nicht zwei Millionen Einwohner. Wenn dereinſt Newyork gleiche Bevölkerung wie England beſitzt, wird es entweder in eine Menge kleinerer Freiſtaaten zerſplittert ſeyn, oder einer Monarchie ſo ähnlich ſehn, wie ein Haupthaar dem andern.

Da alſo nur kleine Staaten republikaniſcher Formen fähig ſind, müſſen ſie, um nicht bei feindlichem Anſtoß von den größern zertreten zu werden, Conföderationen mit ihres Gleichen eingehn, oder ſich, wie die Republiken S. Marino, Andorre, Krakau, die joniſchen Inſeln, die freien Städte Deutſchlands ꝛc., unter Schutz mächtiger Nachbaren ſtellen. Der Föderalismus gewährt den Republiken zu ihrem ſelbſtſtändigen Staatsleben und ihrer Freiheit, die Kraft eines größern Reichs zum Widerſtand gegen fremde Gewalt. Dieſe Kraft ſteigt in gleichem Maaße, wie ſich das bloße Schutzbündniß der kleinen Staaten zu einem förmlichen Einheits-Bund Aller erhöht, worin ſie, mit eignen Geſetzen und Regierungen für ſich daſtehend, von ihrer Souveränität ſo viel an die allgemeine Bundesgewalt übertragen, als hinreicht, um als ein einziger, als ein Bundesſtaat Friedſamkeit und Ordnung im Innern, Ehrfurcht im Ausland zu erzielen.

Mächtige Fürſtenreiche beſitzen, was ſchwächere Staaten durch den Föderalismus erſt zu gewinnen ſuchen, nämlich die Mittel zur Selbſtvertheidigung und Concentrirung der Staatskraft in einer Hand. Aber die Freiheit, deren ſich die Bürger kleiner Republiken erfreuen, finden große Staaten ihrerſeits ebenfalls auf dem Wege des Föderalismus, oder eines Quaſi-Föderalismus der zu ihnen gehörenden Provinzen und Völkerſchaften.

Es ist der gefährlichste Irrthum, wenn man für innere Ruhe und äußere Stärke großer Reiche das Hauptmittel in der so genannten Vereinfachung der Verwaltung, das heißt, darin sucht, daß man Völkern und Provinzen von ganz ungleichen Oertlichkeiten, Gewerbsarten, Gesittungsstufen, Lebensweisen und Interessen einerlei Einrichtungen, Gesetze und Verwaltungsformen schafft. Es giebt keine größere Tyrannei, als die Tyrannei des Gesetzes, welche auf widernatürliche, gewaltsame Weise, gleich machen will, was von Natur und Schicksal ungleich gestellt ist. Kein verständiger Hausvater wird vom erwachsnen, gebildeten Sohn das nämliche, was vom unmündigen fordern. Jenes Gleichmachungssystem vernichtet alle menschliche Lebensfreiheit, macht allen herkömmlichen Gewohnheiten, Erinnerungen und Sitten, allen Lebensweisen und Bedürfnissen der verschiedenen Provinzen den Krieg, und giebt den Einen mehr, als sie beim Zustand ihrer Bildung gebrauchen können, den andern weniger, als ihnen durchaus nöthig ist. Daher in manchen Reichen die wachsende, allgemeine Unzufriedenheit; daher die ewige Unruhe Frankreichs, wo jeder Mißgriff in der Verwaltung gleichzeitig und überall im ganzen Staat Schmerz und Murren erweckt.

Das alte Rom beherrschte tausend Völkerschaften des Erdbodens mit leichter Hand durch den natürlichen Zauber eines Quasi-Föderalismus, in welchem es der zusammengeschürzte Knoten zur Verbindung Aller blieb. Es ließ den unterthänigen Nationen ihre Eigenthümlichkeiten, Religionen, Sitten und Einrichtungen; ließ sie diesen gemäs verwalten und veredeln, und behielt sich nur die fürstlichen Hoheitsrechte, Oberbefehl, Kriegsvolk und Abgaben vor. Ausbruch der Unzufriedenheit in einer Gegend störte die Ruhe der andern nicht, weil deren Interessen nicht die gleichen waren, und konnte durch Uebermacht Aller leicht gedämpft oder in Schranken gehalten werden. — Die großen, europäischen Reiche heutiger Zeit, wie Oesterreich, Preussen, Rußland, werden mit ähnlicher Staatsklugheit verwaltet. Indem die Rechte, Freiheiten, Ordnungen und Bedürfnisse jeder besondern Provinz heilig gehalten, nur mit der fortschreitenden Kultur der Einwohner allmählig verbessert und mit den Rechten, Freiheiten, Ordnungen und Bedürfnissen des Gesammtstaats in Einklang gesetzt werden, sieht jede der Völkerschaften in einem und demselben Monarchen ihren eigenen Schutzgeist, und wird ihr ein politischer Zustand theuer, der ihrer Natur und Civilisation entsprechend ist.

IV. Amerika.

1.

Einführung des Christenglaubens in Amerika. — Las Casas.

Jene Bekehrungskriege, welche von den Jüngern Muhameds in drei Welttheilen geführt worden sind, seit der arabische Prophet, umringt von seinen Helden, dem schrecklichen Amru, dem schrecklichern Kaled, genannt Schwert Gottes, Ali, Abubeker und andern, dazu den Anfang gemacht, gehören zu den schmachvollsten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Schriftsteller reden bis auf den heutigen Tag mit frommem und gerechtem Abscheu von den ungeheuern Strömen Blutes, welches zur Verbreitung des Glaubens an den Koran in drei Welttheilen fließen mußten.

Aber wahrlich, alle Gräuel der Sarazenen, verglichen mit den Gräueln christlicher Religionswuth, wie, ich möchte fast sagen, ehrlich stehen sie neben diesen! Man denke an die Millionen, welche der Wahnsinn der Kreuzzüge, zur Eroberung des heiligen Grabes, oder zur Bekehrung des europäischen Norden seit Kaiser Karl I., oder in den Jahren der Kirchentrennung, in den Bluthoch-

3.

Stans, in Nidwalden.

In einem kaum vier bis sechs Stunden langen Thale, dessen Wiesenboden zwischen hohen Waldgebirgen sich fast eben ausbreitet, ist der Flecken Stans, Hauptort einer Republik von 9000 Seelen. Das Thal trägt, wie kaum ein andres in der Schweiz, den Charakter ruhiger, ich möchte fast sagen, klösterlicher Schwermuth. Finstre Waldstreifen durchbrechen das dunkle Alpengrün. Einsame Fußwege, sauber und eingehägt, irren durch die stillen Wiesen, im Schatten alter, hoher Fruchtbäume. Die Umherwandelnden begegnen sich schweigsam. Ihr frommer Gruß: „Gelobt sey Jesus Christ!“ und der Dank: „In Ewigkeit, Amen!“ ist nicht selten das Einzige, was sie sich zu sagen haben. Das Jauchzen der Hirten auf den Höhen hat drunten keinen Wiederhall. Nur nach Festen oder Landsgemeinden kann in Wirthshäusern die Lust um so ausgelassener werden. Das Volk ist im Allgemeinen ernst, fast düster; die Mehrheit der Landleute nur mäßig bemittelt; wie gewöhnlich in Hirtenländern, zum müßigen Leben geneigt; aber kirchlich-religiös und unwissend nebenbei. Reisende klagen über ihre Verfolgung von Bettlern. Nur in den Dörfern am Seeufer bringt Schiffahrt, mit mannigfaltigerem Verkehr und Gewinn, auch regsameres Leben und fröhlichern Sinn, aber schwerlich Wohlstand oder Reichthum. Doch ein herzhaftes, treues, freiheitliebendes, biedres Gemüth ist den Nidwaldnern gemein, und eine Festigkeit der Denkart, die oft in furchtbaren Starrsinn verartet, was dem Ländchen schon mehrmals schweres Verderben zubrachte.

Man sieht im Flecken Stans mehrere neu aufgeführte Gebäude; noch mehr derselben in den Ortschaften Buochs und Stansstad. Sie haben sich über der Asche derjenigen erhoben, die durch Wuth der französischen Schlachthaufen im September 1798 den Flammen übergeben worden waren. Damals, bald nachdem dies geschehen war, sagten mir in Lumpen gewickelte Menschen, die traurig an den Trümmern ihrer verbrannten Habe umherschlichen: „Wären auch noch zweimal mehr Menschen draufgegangen, wenn nur die Franzosen nicht Feuer angelegt hätten!“ — Diese Gefühllosigkeit gegen die Umgekommenen machte mir Grausen und Unwillen; und doch konnten auch religiöse Zuversicht auf

Seeligkeit den für Religion und Vaterland Gestorbnen zu dieser scheinbaren Gleichgültigkeit beigetragen haben.

„Religion und Vaterland!“ ist der Talisman, mit dem man dies Hirtenvölkchen zu Allem führt. Aber unter Vaterland versteht niemand das Schweizerland, sondern die ärmliche, enge Heimath zwischen See und Berg; unter Freiheit nicht das Befugniß zur Entfaltung der materiellen und geistigen Kraft nach allseitigen Richtungen in streng gesetzlicher Ordnung, sondern das ungestörte Fortleben in althergebrachten Gewohnheiten und Uebungen. Religion hinwieder heißt der römisch-katholische Cultus der Kirche, durch dessen fleißige Beobachtung der bildungsarme Mensch das Heil seiner Seele zu sichern hofft. Die Sache dieser Religion steht in der Regel weit erhaben über die Sache des Vaterlandes, und somit auch das Wort der Priesterschaft weit über Ansehn und Gebot weltlicher Obrigkeit. In der Priesterschaft aber pflegen diejenigen Geistlichen den größern Einfluß auf das Volk zu haben, welche das Unglaublichste zu glauben lehren, und die Religion in ewiger Gefahr zeigen.

Als im Jahr 1798 die Franzosen sich völkerrechtsmörderisch gegen die Schweiz warfen, schworen die unerschrockenen Nidwaldner, ermahnt von der Priesterschaft, auf dem Landsgemeindeplatz zu Wyl, das Leben für Religion und Vaterland zu opfern. Sobald aber selbst Schwyz, nach ruhmreichem Kampf, sich der Uebermacht unterworfen hatte, entband dieselbe Priesterschaft das Volk auf demselben Platz, fünf Wochen später, jenes Eides. „Unter den veränderten Umständen, sagte sie: wird Gott nun diesmal den guten Willen für's Werk annehmen!“ — Das Ländchen nahm beruhigt also auch die neue Verfassung der helvetischen Republik an, und es kam zur Leistung des gesetzlichen Bürgereides. Aber einige wenige Priester widersetzten sich diesem Eide und brachten plötzlich das ganze Land zur Widersetzlichkeit: „man müsse sich für Religion und Vaterland wehren; die himmlischen Heerschaaren würden zu Hülfe eilen; der Kaiser aus Oesterreich Unterstützung bringen; keine französische Kugel werde einen derer verwunden können, die im Vertrauen auf Gottes und der heil. Jungfrau Beistand streiten würden.“ So ward der Kampf mit Schauenburgs französischen Brigaden freudig unternommen. Es ist weltbekannt, wie er, obgleich mit ungeheurem Verlust der Franzosen, doch ein schauderhaftes Ende, unter Mord und Brand, für Nidwalden nahm.

Es sind seitdem beinahe 40 Jahre verflossen; in diesem Zeit-

raume entſtanden und verſchwanden große Reiche; Völker weit umher änderten Sitten, Geſetze, Verfaſſungen und Herrſchaften. In Nidwalden aber blieb unverwandelt, was da war. Noch im Jahr 1835 entſtanden neue Bewegungen und Entzweiungen, weil abermals einige wenige Geiſtliche die Religion in Gefahr geſetzt erblickten. Und wodurch? — Durch ein ganz harmloſes, zwei Bogen ſtarkes A B C-Buch. Es ſollte in die Schulen eingeführt werden mit Beifall ſowohl der Obrigkeit, als der Pfarrgeiſtlichkeit. Aber das fromme Volk, von einigen Prieſtern gewarnt, bebte vor der Gefahr zurück, welche durch das Büchlein der Religion drohte, das, wie die Warner ſagten, einen „Keim zu Ketzereien“ in ſich trage. Größere Landesunruhen zu verhüten, mußte man die Fibel verwerfen.

Der Künſtler, welcher in dieſen Blättern eine Anſicht vom Innern des Fleckens Stans giebt, ſcheint ironiſch auf die ſeltſame Macht der Frömmigkeit und auf den Taliſman von Religion und Vaterland hingedeutet zu haben. Im Vorgrund, wie billig, alles überragend, ein Theil der ſchönen Pfarrkirche, deren Chor-altar noch das Loch der Flintenkugel zeigt, durch welche im Aufſtand von 1798 der Meſſe leſende Prieſter getödtet ward. In der Nähe der Stolz des Vaterlandes, doch nur als Brunnenſäule, das Standbild des Helden von Sempach, Arnold Winkelried's, welcher, indem er die feindlichen Speere in ſeine Bruſt drückte, „der Freiheit eine Gaſſe machte.“ Aber von ihm ab lenkt eine andächtige Prozeſſion von Betern mit Kreuz und Fahnen, den Blick auf ſich; voran der Prieſter, Segen ſpendend, welchen die Gläubigen, Weiber und Kinder am meiſten, knieend empfahn. Trübe ſchwebt über dem ganzen Thal der Himmel. Raben und Dohlen ſchwärmen im Sturmwind umher. Es entſtrömen den zerriſſenen Gewölken dichte Regenſchauer. Nichts ſtöhrt die Haltung des Feierzugs.

Nur noch ein flüchtiger Blick auf die Einrichtung dieſer frommen Demokratie, in welcher das zur Landsgemeinde verſammelte Volk ſein Souveränitätsrecht ausübt. Zur Landsgemeinde erſcheinen alle Bürger, die zwanzig Jahr und mehr alt ſind; aber zu Wahlen der oberſten Staatsbeamten ſtimmen auch kleine 14jährige Knaben mit. Die meiſten Staatsämter ſind lebenslänglich, was in Freiſtaaten oft bedenklich ſeyn mag.

Eben dieſelbe Landesbehörde, welche Geſetze, die dem Volke vorzuſchlagen ſind, vorberäth, iſt nachher die Geſetzauslegerin; iſt zugleich die höchſte vollziehende Gewalt; dabei

noch die oberſte criminalrichterliche und theilweis ſogar civilrichterliche Behörde. Es würde Unterthanen einer Monarchie bange werden, ſo viel Gewalt, ohne alle Trennung, in einer und derſelben Behörde zuſammengehäuft zu ſehn. Daß damit nicht zuweilen Mißbrauch getrieben werde, läßt ſich nicht läugnen. Doch iſt dies in neuerer Zeit hier ſeltner, als in Schwyz und Obwalden, den kleinen Nachbarrepubliken, der Fall geweſen. In Nidwalden herrſcht im Allgemeinen ſtrengere Gewiſſenhaftigkeit, vielleicht auch mehr Furcht vor der Unbeſtändigkeit der Volksgunſt.

V.

Kanton Zug.

Ein luſtiger, weiter, fünf bis ſechs Geviertmeilen großer Baumgarten im Innerſten der Schweiz, über Thäler, Hügel und Berge ausgedehnt, zuweilen mit Aeckern oder Weinbergen zwiſchen hohen Kaſtanien- und Nußbäumen, oder mit Matten und Wieſen abwechſelnd, die von buſchartigen Grünhägen umfangen ſind — das iſt der Kanton Zug. Verwitternde Ruinen alter Burgen, ländliche Wohnungen mit ihren Laubengängen, Brunnen und Blumengärtchen, Dörfchen, um ihre Kirchen maleriſch verſammelt, ſcheinen ganz abſichtlich dahin gebaut, Reiz und Leben der landſchaftlichen Scenerie zu vergrößern. Auch ein paar liebliche Seen dazu fehlen nicht.

Den Garten bewohnt ein regſames, gutmüthiges Völkchen von nur etwa 14,000 Seelen. In ſeiner demokratiſchen Staatseinrichtung, in ſeinem Glauben, in ſeinen ländlichen Beſchäftigungen gleicht es zwar ſeinen Nachbaren von Uri, Schwyz und Unterwalden; aber es iſt, wenn auch ſtreitſüchtig unter ſich, doch verträglicher mit den übrigen Eidsgenoſſen. Man könnte dies Ländchen, die Heimath vieler ausgezeichneten Staats- und Kriegsmänner, wie die Koline, Zurlauben, Siedler u. ſ. w. ſind, eigentlich einen Bundesſtaat im Kleinen nennen. Denn es beſteht aus vier von einander faſt unabhängigen Gemeinweſen (Zug, Menzingen, Baar und Aegeri geheißen), die unter ihren eigenen Verfaſſungen, Geſetzen und Regierungen leben, auch ſich ſogar in Sitte, Lebensart, Kleidertracht, Bauart der Wohnungen u. ſ. w. unterſcheiden laſſen. Nur für allgemeine Angelegenheiten ſtehn Kantonalbehörden da, Landsgemeinde, Landammann, Rath und Gericht.

Das einzige Städtchen, von welchem der See, an dem es gelegen iſt, und der Kanton ſelbſt, den Namen trägt, iſt zugleich Hauptort der Republik. Man zählt darin ohngefähr 3000 Einwohner, und findet in ihm mehr für öffentliche Bildung und Gewerbigkeit geleiſtet, als in den ſchon erwähnten benachbarten Urkantonen. Auch die Geiſtlichkeit iſt belleren Geiſtes, oder hat minder politiſchen Einfluß, als in jenen Hirtenländern. Sie iſt verfaſſungsmäßig ſogar vom Beſuch der Landsgemeinde ausgeſchloſſen, in welcher das Volk ſein Souveränitätsrecht ausübt.

Ohne Zweifel iſt unter den Sehenswürdigkeiten der kleinen Stadt ihre wunderliebliche Umgebung das Sehenswürdigſte. Hier ſpricht die Natur in ſanfter Majeſtät. Der zitternde Glanz eines See's, der ſich vier Stunden weit bis in den Schoos des dunkeln Hochgebirgs ausfaltet, wird von ſanft anſchwellenden Hügeln und Bergen umkränzt, unter denen viele mit üppiger Waldung, andre mit Reben bekleidet ſind. Das anmuthige Gelände wallet ringsum amphitheatraliſch auf, bis die Pyramiden des Rigi und Pilatus, die ſcharf geſchnitten in den blauen Himmel hineinragen, den Vorgrund der Alpen und Gletſcher bilden. Aus hoher Ferne ſchaun das Finſteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, Eiger, Mönch und Jungfrau, Tſchingli- und Geſpaltenhorn hernieder. Man weiß nicht, ob ſie zur Erde oder zum Himmel gehören. Die Pracht der Oertlichkeit, das reiche Laubwerk der Waldgebüſche, die über dem Seeſpiegel ſchwebenden Segel, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Schönen, welches, ſo weit das Auge reicht, uns in friſchen Tinten, zumal bei Morgen- und Abendbeleuchtungen, entgegenglänzt — Alles hat hier eigenthümlichen Zauber.

Wer ſollte glauben, daß dieſer freundliche See ſeinen Uferbewohnern ſchon mehr, denn einmahl, fürchterliches Unglück bereitete? Er iſt am Fuß des Rigi 1200 Fuß tief; bei der Stadt Zug nur kaum 200 Fuß. Hier aber, wie anderswo, unterfrißt er allmählig, wie es ſcheint, ſeine Geſtade.

Schon einmahl im Jahre 1435, wie die Chroniken erzählen, vernahm man an einem Nachmittag um 5 Uhr (den 4. März) durch das ganze Städtchen ſchreckliches Gekrache. In der dem See zunächſt gelegenen Straße warf der Erdboden Spalten. Häuſer riſſen auseinander. Die Leute flüchteten aus den Wohnungen; andere wollten noch Habſeligkeiten retten. Aber in wenigen Minuten verſanken zwei Straßen mit Grund und Boden in den See. Ueber Thürme und Mauern ſchlugen die Wellen

zeiten, in den Auto da Fe'n der Inquisitionsgerichte geopfert hat! Man denke, unter welchen emporenden Völkermorden das Kreuz an den amerikanischen Küsten, als diese kaum entdeckt waren, gepflanzt wurde! Wie man da Nationen vertilgte, und ihre Ueberbleibsel in die unbekannten Wälder und Berge des Innern warf; — wie man, um die Einöden wieder zu bevölkern, afrikanische Völker gegen einander in Aufruhr setzte, deren Kriegsgefangene kaufen zu können; wie man Millionen der Schwarzen über das Weltmeer entführte, um sie in neuen Gegenden der Erde zeitlebens, erbarmungslos, und härter als das vernunftlose Vieh, festzuhalten!

Doch nein, jene Mördereien, mit welchen die Christen Amerika besudelten, entsprangen kaum aus Religionswuth. Die Quelle wäre zu edel gewesen. Es war nur roher Gelddurst, mit Glaubensstolz bemäntelt. Der gottesschänderische Gräuel fand aber selbst öffentliche Vertheidiger. Ein Doktor Sepulveda rechtfertigte ihn, in einem zu Rom gedruckten Buch, durch göttliche und menschliche Gesetze und durch durch das Beispiel vom Betragen des Volkes Gottes nach der Eroberung Kanaans.

Es ist hier nicht der Ort, von Gründung der verschiedenen europäischen Niederlassungen längs den Küsten des amerikanischen Festlandes und auf

zuſammen. Sechs und zwanzig Häuſer lagen von der naſſen Tiefe verſchlungen und bis auf die Spur ihres Daſeyns verſchwunden. Fünf und vierzig Menſchen, noch in den Wohnungen, wurden mit in den Abgrund gezogen. Ihrer keiner konnte gerettet werden; nur ein Mann ſchwamm empor gegen das Ufer, und einen Säugling in ſeiner Wiege trieben die Wellen heran.

Im Jahr 1591 verſuchte man die Oberfläche des Sees, durch Vertiefung ſeines Abfluſſes (der Lorz), niedriger zu legen, um mehrere hundert Juchart Landes aus ihrer Verſumpfung zu ziehn und fruchtbar zu machen. Eine künſtliche Dämmung oder Schwelle, 75 Klafter lang, hemmte während der Arbeit des Abgrabens den Zudrang der Gewäſſer. Nach Vollendung des Werks riß man vielleicht die Dämmung unvorſichtigerweiſe allzuplözlich ein. Der Waſſerdruck gegen das den See umringende Land ward damit allzuſäblings aufgehoben; und es geriethen weit herum die Geſtade in Bewegung. Man zählte über hundert Einbrüche des Ufers und Erdfälle. Bei dem Dorfe Buonas verſchwand eine ganze Strecke Landes. An der Eiolen, wo auf ihren Kähnen im See die Fiſcher beſchäftigt waren, ſahen ſie eine ſchöne Wieſe, ſammt dem darin befindlichen Teich, herabdonnern und mit grauſenhaftem Getöſe in den Abgrund ſinken. In der Stadt Zug gingen neun Häuſer unter; im Flecken Arth eins; andre an andern Orten. Ueberall floh man von den Ufern; man fürchtete den Untergang ſämmtlicher Ortſchaften längs dem See.

Weder ſo groß, noch ähnliche Gefahren bringend, wie der Zugerſee, iſt ein anderer im Kanton, der Aegerisee. Er liegt immitten eines romantiſchen Thals, von mehreren Ortſchaften in einem Umfang von vier Wegſtunden umgeben. An ſeiner Morgenſeite zieht ſich zwiſchen allmählig aufſteigenden Waldbergen und Waldſtrömen ein geräumiges Wieſenland von den Höhen nieder. Dies iſt der durch die Freiheitsſchlacht der Schwyzer im Jahr 1315 berühmt gewordene Moorgarten. Man kennt dieſe Schlacht aus zahlloſen Beſchreibungen; auch wie ſich fünfzig verbannte Jünglinge von Schwyz zu ihr drängten, um ſich durch Tapferkeit wieder Gnade und Heimkehr in's Vaterland zu verdienen. Man weiß, wie die Eidgenoſſen ihr Anbieten verwarfen, und nicht mit Beſtraften gemeinſam ſtreiten wollten, die dann aber abgeſondert kämpften und durch ihr Heldenwerk den Zorn ihrer Landsleute verſöhnten. Doch weniger weiß man von der

Urſach, derentwillen ſie aus dem Lande verbannt worden waren. Laut einer noch im Volke lebenden Sage, war es folgende:

Zu Steinen im Lande Schwyz, wo Werner Stauffacher mit ſeiner heldenſinnigen Gattin lebte, wohnte ein ſchönes Mädchen, um deſſen Gegenliebe mehr als ein Jüngling des Ortes und der Nachbarſchaft warb. Nach alter, in den Schweizergebirgen einheimiſcher Sitte, wollten einige der jungen Leute einſt dem Mädchen ihren nächtlichen Beſuch abſtatten, oder, wie man es nennt »kilten«, um, in traulichen Geſprächen, der Schönen Gunſt zu gewinnen. Da ſie aber ſahn, ihnen ſei ſchon ein glücklicherer Nebenbuhler zuvorgekommen, forderten ſie ihn heraus, daß er, wie üblich, im Kampf den Preis der Minne durch Mannesmuth verdiene. Er, die Achtung der Geliebten für ſich zu erhöhn, ſäumte nicht, zu erſcheinen. In der Finſterniß begann das Ringen und Schlagen. Am Morgen fand man den unglücklichen Jüngling unter dem Fenſter der Geliebten todt. Es war nicht leicht, den eigentlichen Urheber dieſes Unglücks zu erfahren. Selbſt über den, welchen man endlich dafür hielt, entzweite ſich das Blutgericht; es fielen gleichviel Stimmen für ſeine Unſchuld, wie für ſeine Beſtrafung mit dem Tode. Der Landammann mußte entſcheiden und er entſchied für die Hinrichtung des Verklagten. Sie geſchah. Nun aber athmeten die Freunde des Unglücklichen Rache. Sie vereinten ſich mit denen, die von der politiſchen Gegenpartei des Landammanns waren. Sie tödteten dieſen, als er eines Tages von Schwyz nach Steinen ritt, und legten ſeinen Leib auf einer, und das davon getrennte Haupt auf der andern Seite der Straße. Dann entflohen ſie. Das waren die Verbannten!

Reicher an Sagen und ſeltſamen Ueberlieferungen ſind aber die Umgelände des ſchönen Zugerſees. Wer nur alle hören und wiedererzählen könnte, eh ſie aus dem Gedächtniß des Volks, bei geſteigerter Bildung deſſelben, ganz verſchwinden! Sie geben das treueſte Bild vom kindlichen Geiſtesleben eines vergangenen Zeitalters, wo der Menſch immitten von Wundern wandelte. — Nur Greiſe erzählen noch von wunderlichen ſchwarzbraunen »Schrättelin«, Zwergen und Erdmännchen, oder Bergmännchen, kleinen eigenſinnigen, launenhaften Geſchöpfen, die dem Menſchen bald zur Hülfe, bald zur Plage ſind. Zwiſchen Geſtrüppen und Felſenlöchern ſchlüpfen ſie hervor und verſchwinden ſie; haben Rieſenſtärke und Vogelſchnelligkeit; beſitzen Gold und Diamanten im Ueberfluß und gebrauchen ſie nicht. Geſegnet iſt die Hütte, wo ſie einkehren und

Speiſe verlangen; Schweinefleiſch beſonders iſt ihre Leckerei. Keinen Dienſt laſſen ſie unvergolten.

Eines Tages kam im Dorfe Walchwyl, das am Zugerſee unter einem Kaſtanienwald am Gebirge liegt, ein winziges Erdmännlein zur Hebamme. Seine Geliebte litt in Kindesnöthen. Die dienſtwillige Amme folgte. Der Kleine führte ſie durch Gebüſch und Geſtein bergauf zur ſchattigen Schlucht der „kalten Hölle.“ Von hier ging's in eine Felſenſpalte hinein, die bald ſich zur hohen Halle erweiterte, hell erleuchtet von unterirdiſchem Licht; links und rechts ſah man goldne Pferden von Nebengemächern. Der braune Zwerg führte die Amme in eins derſelben, wo die leidende Schönheit in einem prachtvollen Bettchen lag. Das Geſchäft ging glücklich von ſtatten. Die kunſtverſtändige Walchwylerin erwartete großen Lohn. Der kleine Mann gebot ihr, die Schürze zu erheben, als wollte er ſie reichlich füllen. Aber ſtatt des Goldes ſchüttete er ihr nur Kohlen hinein. Sie wagte nicht, ihren Verdruß zu zeigen und wurde von ihm wieder in's Freie hinausgeführt. Unterwegs ließ die Unzufriedne nachläſſig von den Kohlen fallen. Flugs ſtand das Männchen neben ihr mit aufgehobenem, warnendem Finger und ſagte: „Verachte die Gaben der Unterirdiſchen nicht!“ — Sie wandte ſich verdroſſen von ihm, und warf die lezten, wenigen Kohlen zu den andern auf den Küchenheerd. Aber, ſiehe, da blitzten dieſe im blendenden Glanz aller Regenbogenfarben; es waren edle Steine. Sie ſammelte die Wenigen, trug ſie in die Stadt zu Kennern und vernahm, der Kohlenſtoff wäre nun Diamant. Umſonſt ſuchte ſie nach allen Uebrigen, die ſie unterwegs hatte fallen laſſen, als ſie vom Pallaſt des Berggeiſtes gekommen war. Keine Spur ließ ſich davon erblicken.

Auf einer kleinen, von den Armen des Lorze-Stroms umfaßten Inſel, ohnweit Cham, liegt das Nonnenkloſter Frauenthal. Sogar zu den frommen und ſchönen Ciſterzienſerinnen erbläheten ſich die Erdmännchen nicht in die Zellen zu ſteigen und ihnen Blumen zuzutragen, oder boshaft die Schleier zu verſtecken. Aber als die Himmelsbräute, zur Zeit der Reformation, auf den böſen Einfall geriethen, in die Freuden der Welt zurückzukehren, verſchwanden die freundlichen, unterirdiſchen Geſellen. Statt deſſen hatten ſie eine Erſcheinung andrer Art, von der ſie ſo in Schrecken und Furcht geſazt wurden, daß ſie von Herzen gern katholiſch und im Kloſter blieben. Denn allnächtlich ſtieg an ihren Zellenfenſtern eine gräßliche Geſtalt auf, und gaffte mit großen, wilden Augen

hinein. Der Kopf hatte ſtruppiges Haupthaar, einen zottigen Bart, und was das ärgſte war, drei große Naſen im Geſicht. Aebtiſſin und Kloſterfrauen thaten Gelübde und Eid, nie wieder den Einfall zu haben, das Kloſter zu verlaſſen.

Die ganze Geſchichte dieſer ſchreckenvollen Begebenheit war aber ein frommer Spaß, nicht der Erdmännchen, ſondern einiger damaligen Rathsherren von Zug geweſen. Man pries, wie billig, den glücklichen Gedanken dieſer geiſtreichen Männer, und verewigte das Gedächtniß ſolcher That zur Warnung für alle weltlüſterne Kloſterfrauen. Denn ſo oft, von da an, der große Rath des Kantons in der Stadt Zug verſammelt ward, ſah man vor den Fenſtern ſeines Saales jene ſcheußliche Geſtalt, »den Guardian,« zur Schau geſtellt. Dies geſchah bis zum Jahr 1798. An demſelben Tage trug man vor dem, durch die Stadt ziehenden, großen Rath das Bild einer Ciſtercienſer-Nonne in Proceſſion her; während die Aebtiſſin von Frauenthal vor die Hausthüre jedes Rathsherrn ein Bund Stroh legen laſſen mußte. Das Kloſter kaufte ſich endlich von dieſer eben ſo kränkenden, als lächerlichen Uebung, durch Zahlung einer jährlichen Geldſumme, los.

Den Zuger- und Lucernerſee ſcheidet am Fuß des Rigi nur eine ſchmale Landzunge von einander, kaum breiter als eine halbe Wegſtunde. Am Ufer des erſtern liegen dort die braunen Hütten von Immenſee; am Ufer des andern die ſtattlichern Gebäude des Fleckens Küßnacht. Wem iſt aus den Hiſtorien von Wilhelm Tell nicht die hohle Gaſſe bei Küßnacht bekannt, wo der Brutus von Uri den Vogt Geßler erſchoß? — Aber heut ſucht der Wandrer vergebens den Hohlweg und ſeine romantiſche Dunkelheit unter überhangenden Gebüſchen. Er hat ſich in eine helle, breite, gemächliche Kunſtſtraße verwandelt. Nichts deutet die Nachbarſchaft der claſſiſchen Stelle an, als die einfache, maleriſche Kapelle daneben mit der bekannten Inſchrift:

»Hier iſt Geßlers Hochmuth vom Tell erſchoſſen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entſproſſen.«

Auch die winzigen Ueberbleibſel von der Burg Geßlers ſind zur Noth noch auf dem benachbarten Hügel erkennbar, wohin Tell geführt werden ſollte. Aber wie die hohle Gaſſe, zum großen Schaden der Romantik, vergangen iſt, ſo haben auch neuere Entdeckungen der Geſchichtforſcher aus den älteſten Urkunden ſchweizeriſcher Archive dargethan, daß die Burg von Küßnacht nie dem grimmigen Geßler angehört habe. Sie war, vor und nach Kaiſer Rudolphs von Habsburg Zeiten, Gut und Eigen-

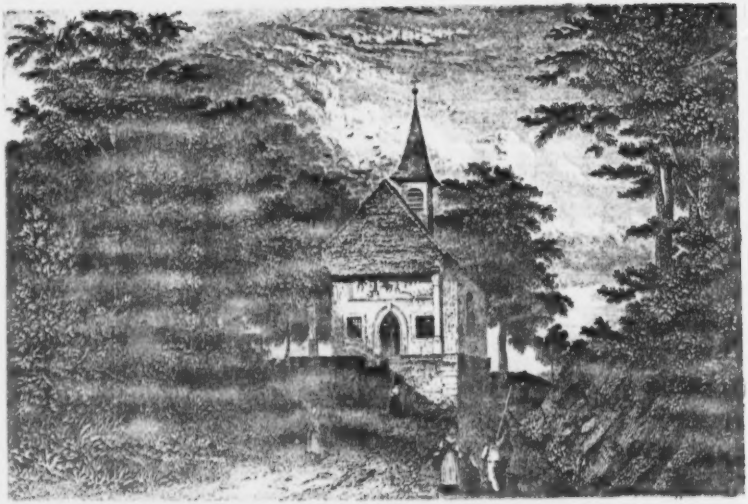

der Edeln von Küsnacht geweſen, wie man uns izt mit Brief und Siegel beweist. Es thut einem gläubigen Christen in der That leid, die alten, ſchönen Chroniken, ſelbſt den treuherzigen Tſchudi und den ihm nacherzählenden Johannes Müller ſogar, nach ſo langer Zeit endlich des Irrthums gezieben zu ſehn. Wer weiß nun, was an all den lieblichen Heldenſagen zulezt iſt? — Zum Glück bleibt doch wenigſtens Schillers Wilhelm Tell wahr; denn das Gute und Schöne iſt ewig wahr.

VI.

Kanton Luzern.

1.

Die Stadt.

Wenn irgendwo die Natur in ihren Landschaftsgebilden mit poetischer, wollüstiger Trunkenheit gearbeitet zu haben scheint, so ist es in den nächsten Umgebungen der Stadt Luzern.

Diese, von den heimathlichen Hügeln umarmt, ruht voll anmuthigen Stolzes am Busen ihres prachtvollen Sees. Als wäre sie sich ihres romantischen Reizes bewußt, spiegelt sie Tempel, Ringmauern, Gebäude und Thürme in seiner Klarheit. Mit seladengrünen Wellen tritt der Reußstrom leise aus ihm hervor, und trennt die Stadt in zwei ungleiche Hälften, die von mehreren Brücken wieder zusammengeschnürt sind, gleich dem Mieder eines Mädchens von schwellen Nestelbändern. Der See selber, ungeachtet der Großartigkeit seiner Umgebungen, enthüllt hier nur das Liebliche. Er ist zwischen sanftabgerundeten Uferhügeln, wie zwischen weichen Polstern, eingebettet, auf denen, wie Blumen auf Sammetgrün, einzelne Villa's und ländliche Wohnungen umherliegen. In angemessener Ferne steigen neben ihm links der Rigi, rechts der finstre Pilatus zu den Wolken des Himmels empor, um dem großen Bilde zur Einfassung zu dienen. Und von einem zum andern spannt sich am Horizont des Hintergrundes die kolossale Perlenschnur der Eisberge.

Der See windet sich von Luzern in mannigfachen Krümmungen durch das Gebirg der übrigen Waldstädte (Unterwalden, Schwyz und Uri) fantastisch hin; überall schön, überall mit verwandeltem Charakter; bald feierlich ernst in weiten, stillen Räumen; bald finster und wild zwischen gigantischen Berggestalten, die auf ihren schneeweißen Achseln das Gewölbe des Himmels tragen;

den Inſeln zu reden, wo dann zugleich das Chriſtenthum bleibende Stätte gewann. Das Chriſtenthum beſchränkte ſich lange Zeit nur auf die Zahl der Eroberer. Die freien Heiden verſcheuten mit Recht eine Religion, die zu Verbrechen Anlaß oder Vorwand gab, wie ſie vormals kein Heide Amerika's im Reich der Möglichkeit geglaubt hatte. Der wahren Chriſtusjünger erſchienen zu wenige, die, gleich dem Menſchenfreund **Barthoſomäus de las Caſas**, den Glauben in ſeiner ganzen Einfalt und Liebenswürdigkeit dargeſtellt hätten. Merkwürdig iſt, daß dieſer erhabene Märtirer der Liebe und des Erbarmens nicht unter den Heiligen der katholiſchen Kirche glänzt. Das Beiſpiel ſeiner Tugenden wie ſein großer Sinn aber haben ihn zum **Heiligen der Menſchheit** gemacht. Seine (im Jahr 1625 zu Tübingen gedruckte) Abhandlung über die Frage: „Konnen Furſten mit gutem Gewiſſen durch irgend ein Recht, oder kraft irgend eines Titels, Bürger und Unterthanen von ihrer Krone an andere veräuſſern?“ verdiente vielleicht auch noch in unſern Tagen neue Ausgabe.

Das meiſte Verdienſt erwarben ſich in den erſten Jahrhunderten nach Amerika's Entdeckung Jeſuiten, Franziskaner, Dominikaner und Karuziner um Verkundung des Evangeliums auf den weſtindiſchen Inſeln und auf dem feſten Lande. Als endlich Holländer und Briten den Portugieſen

bald durchsichtig bis auf den Grund, wo die Heerden der Fische auf den Gipfeln bewegter Wasserkräuter gaukeln; bald zum tausend Schuh tiefen Abgrund verdunkelt, wohin kaum ein Senkblei hinabreicht. Von allen größern Schweizerseen liegt er über dem Weltmeer am höchsten; *) von allen gewährt er den reichsten Wechsel der Uferbilder.

Nordwestwärts von ihm breitet sich das Gebiet des Kantons Luzern über einen Flächenraum von 36 Geviertmeilen aus; meistens ein fruchtbares Hügelland, welches südwärts zu Berghöhen von 6 — 7000 Fuß aufschwillt, und in seinen Städten, Dörfern und Höfen ein freies, kräftiges, lebensfrohes Völkchen von mehr denn 103.000 Seelen nährt. Aber auch hier von Gegend zu Gegend, von Thal zu Thal, andre Sitte, Bauart, Kleidertracht und Menschenschlag; die stärksten, rüstigsten Männer, von edelm Wuchs im Eingang des Hirtenthals von Entlibuch; die feinsten Mädchengestalten in der Nähe der Hauptstadt. Wenn sich auch von der bunten, theatralischen Tracht der ländlichen Schönen nicht sagen läßt, sie sei geschmackvoll, so gefällt sie doch trotz der vielen, grellen Farben an den Bändern des über dem Haupthaar schwebenden Strohhütchens, des Wamses und Brustlatzes und kurzen Röckchens, dem überraschten Auge des Fremden. Die Mädchen gleichen darin umherwandelnden Blumen, oder sie scheinen, wie Jemand sagte, durch den Regenbogen gelaufen zu seyn, dessen Farben an ihnen hangen blieben.

Die Hauptstadt, einfach und glanzlos gebaut, doch zierlich, soll vormals größer und volkreicher gewesen seyn, als heutiges Tages. Sie zählt kaum über 800 Wohnhäuser, und kaum viel über 300 Ortsbürger. Ihre meiste Bevölkerung besteht aus Eingesessenen von der Landschaft, oder andern Kantonen, und beträgt im Ganzen etwa 7400 Personen. Vielleicht trug zu dieser Abnahme der verminderte Waarenzug über den See und Gotthardsberg, gewiß aber der aristokratische Geist und unverständige Eigennutz der Bürgerschaft nicht wenig bei, welcher sich scheute, durch Aufnahme neuer Bürger die Nutznießungen zu schmälern, die den noch vorhandenen Familien der Stadt vom gemeinen Gut derselben zufloßen.

Es besteht nämlich seit den frühesten Zeiten, da sich Städte

*) Der Bodensee ist 1080 Fuß über dem Meer; der Genfersee 1150; der Zürchersee 1280; der Zugersee 1320; der Neuenburgersee 1349; der Vierwaldstättersee aber 1360.

und Dörfer in der Schweiz bildeten, faſt überall die Einrichtung, daß ein großer Theil der umhergelegenen Wälder, Weiden, Wieſen und Alpen unter den erſten Einwohnern und Anbauern zur gemeinſamen Benutzung liegen blieb. So konnte auch der Aermſte unter ihnen, wenn er ohne Eigenthum war, ein Stück Landes vom gemeinen Gut hingeliehen empfangen, wo er für die Seinigen Nahrung anpflanzte; Holz zum Bau ſeiner Hütte, oder für die Flamme des Heerdes, gab der Gemeinwald, und ſeine Ziege oder Kuh weidete mit den andern auf der Allmend, oder in den Gemein-Alpen. Wer nicht zu den urſprünglichen Familien gehörte, hatte auch keinen Antheil an ihrem gemeinſchaftlichen Gut. Und wenn er und ſein Geſchlecht Jahrhunderte lang in derſelben Ortſchaft wohnte, ward er dadurch nicht Ortsbürger, ſondern blieb nur Einſaße, oder Hinterſaße und Fremder. Mit Abnahme der Anzahl einheimiſcher Geſchlechter mehrten ſich Vortheile und Nutzungen des gemeinſamen Vermögens für die übrigen Familien. Daher noch heut geſchieht, daß nicht leicht ein Schweizer ſein Ortsbürgerrecht aufgiebt, ſondern nach vieljähriger Entfernung wieder in die Heimath zurückkehrt, in welcher ihm, ſei er reich oder arm, das Seinige zufließt. Aber eben daher ſtammt auch die Abneigung des kleinſten Dorfes, wie der reichſten Stadt, die Zahl der nutznießungsberechtigten Ortsbürger, durch Annahme neuer Bürger, zu vergrößern.

In einigen andern Gegenden der Schweiz hinwieder haftet die Nutznießung des gemeinen Gutes nicht an den urſprünglichen Familien, ſondern an den urſprünglichen Wohngebäuden des Ortes. Wer Eigenthümer eines ſolchen Gebäudes wird, iſt von ſelbſt Miteigenthümer des den Wohnungen zuſtehenden ungetheilten Gutes, und hat, wie man ſich ausdrückt, eine »ganze Gerechtigkeit.« Ein Haus iſt nicht ſelten aber von mehrern Familien bewohnt und eigenthümlich unter ihnen vertheilt. Daher hat man daſelbſt auch halbe, Viertels- und Achtelsgerechtigkeiten. So können Fremdlinge Nutznießer des Gemeingutes ſein, während urſprüngliche Ortseinwohner und Gemeindsbürger davon ausgeſchloſſen ſind.

In allen, oder den meiſten Kantonen der Schweiz waltet aber noch ein anderer Unterſchied zwiſchen Orts- und Gemeindsbürgern. Ortsbürger ſind freilich auch Gemeindsbürger, und ſie allein haben Mitgenuß und Mitverfügungsrecht in den Ortsbürgerverſammlungen über das ihrer Heimath zuſtehende gemeine Vermögen; nicht alſo die Gemeindsbürger. Dieſe ſind nur Anſäßige aus andern Gegenden des nämlichen Kantons, und üben in den Verſammlun-

gen der Gemeinde, in der ſie Wohnung haben, blos ihre ſtaatsbürgerlichen Rechte aus, von denen Schweizer andrer Kantone, oder Ausländer gänzlich ausgeſchloſſen ſind.

Die Stadt Luzern zählte im J. 1833 nur 330 ſtimmfähige Ortsbürger, aber 833 Gemeindsbürger. In ältern Zeiten war das Verhältniß anders; die Stadt daher volkreicher, gewerbiger, reicher und mächtiger. Sie konnte ihr Gebiet durch Ankäufe und Eroberungen vergrößern. Damals ſprach die ganze Bürgergemeinde in öffentlichen Angelegenheiten mit. Nach und nach, ſeit Anfang des XV. Jahrhunderts, beſchränkte man unmerklich dieſe demokratiſche Freiheit; brachte nur geringfügige Dinge vor die Gemeinde; verminderte die Anzahl der Mitglieder in dem großen und kleinen Rath der Republik; erlaubte endlich nur eigentlichen Stadt- oder Ortsbürgern, Glieder deſſelben zu werden; ſchloß ſogar zuletzt die Mehrheit der Ortsbürger davon aus, und verwandelte Genuß und Recht der Herrſchaft über Stadt und Land allmählig in eine Art Erbgut weniger angeſehenen Familien, welche ſich, bei Erledigung einer Stelle, die Beſetzung derſelben aus ihrer Mitte vorbehielten. So ward die Ariſtokratie oder vielmehr Oligarchie vollendet. Im allgemeinen Untergang der alten Staatsformen durch franzöſiſche Revolutionirung der Schweiz, und durch die Vermittlungsakte des franzöſiſchen erſten Conſuls im J. 1803 ging auch die luzerniſche Oligarchie unter. Obſchon aber Napoleon, in ſeiner Vermittlung, der Stadt bedeutende Vortheile geſtattet hatte, genügte dies den Patriziern nicht. Auch ſie, wie andre in andern Schweizerſtädten, verſuchten im J. 1814 ihre Wiederherſtellung, die aber nicht länger, als die Furcht des Volks vor Einmiſchungen der bekannten »heiligen Allianz« der großen Mächte dauerte. Mit dem Jahr 1830 verſchwand dieſe Furcht; und mit ihr die verjüngte Ariſtokratie wieder.

In Luzern herrſcht, neben mäßigem Wohlſtand, weit mehr wiſſenſchaftliche Bildung, mehr Kunſtſinn, als in andern katholiſchen Hauptorten der Schweiz; und unter den Einwohnern ein freundlicher, geſelliger, frohſinniger Ton, den ſelbſt der düſtre Partheigeiſt während der bürgerlichen Unruhen nur auf kurze Zeit verſtimmen konnte. Es ſcheint dieſer leichte Sinn, dieſe Lebeſeligkeit iſt ein Erbſtück der Vorwelt, und dann wahrlich ein beneidenswürdiges. Jede Jahrszeit bringt neue Feſte und neue Gelegenheiten der Freude. Ja, was vielleicht in keiner andern Stadt der Fall iſt, feiert man in Luzern, ſtatt des Andenkens großer Helden, das Feſt eines fröhlichen Mannes, der die Kunſt verſtand, ein

halbes Jahrhundert lang Luzern und die übrige Eidgenossenschaft mit seinen witzigen Einfällen, Schwänken und Streichen zu erheitern. Er hieß Fritschi, ein jovialer, lustiger Bruder, zu Ende des XV. Jahrhunderts, der sein Vermögen, und er war reich, dem Gott der Freuden widmete, so lang er lebte, und, durch ein Vermächtniß, selbst noch nach seinem Tode.

In diesem Vermächtniß ordnete er an: Alljährlich an einem gewissen Tage, (gewöhnlich dem letzten Donnerstag der Fastnacht) sollen die Mitglieder der Stadtzunft, zu welcher er gehörte, einen Umzug durch die Stadt halten, Musik voran, und ein Mann von seiner Gestalt und Art dabei. Dieser habe als sein Stellvertreter zu erscheinen, und den großen, silbergeschmückten Pokal, den er hinterlassen (der Fritschikopf genannt), stattlich zu tragen und, wohlgefüllt mit Wein, jedem anzubieten, der einen guten Trunk begehre. Dann müsse der Zug der Männer, alle in Harnisch und Waffen, hinaus nach der Halden, wo er selber einst gewohnt, gelacht und getrunken hatte, um seiner nicht zu vergessen; von da aber in den Zunftsaal zurück, den Tag bei Spiel und Tanz, Wein und Gesang zu vollenden.

Es ist nicht nöthig zu sagen, daß sich die muntern Luzerner ein Testament dieser Art wohlgefallen ließen. Selbst ehrbare Rathsherrn und Regenten des Staates marschirten in den ersten Zeiten feierlich und gewissenhaft mit, bis sie allzu vornehm wurden, um mit Unterthanen und Angehörigen das Vergnügen zu theilen. Zierlich gekleidete, schöne Knaben eröffneten die lustige Prozession, hinter welchen in Harnisch und Waffen, mit eroberten Siegeszeichen, eine Mannschaar folgte. Nach ihr schritt der Träger des großen Fritschibechers majestätisch einher, neben ihm auf einer Seite das Zunft-Banner, auf der andern ein Feldhauptmann zu Pferd in kriegerischer Rüstung. Hinter dem Becherträger aber erschien, ebenfalls zu Pferd, endlich Bruder Fritschi selbst und seine ehrsame Hausfrau, beide in die Staatsfarben des Kantons, blau und weiß gekleidet; eine jubelnde Menge Volks von fern und nah schloß den Zug. Wie gesagt, die Festlichkeit wiederholt sich alljährlich noch heutiges Tages.

Wenn auch die Schweizer von jeher in ihren verschiedenen Kantonen und politischen Haushaltungen mit einander unter beständigen Zwisten lebten, die zuweilen sogar in Kriege ausarteten, betrachteten sie sich doch stets wie Glieder und Brüder einer und derselben Familie! War der Bruderzwist beseitigt, vergaß man ihn. Von Kanton zu Kanton lud man sich zu großen, wochenlangen Festen

ein, bei welchen dann zahlreiche Abgeordnete der erbetenen Regierungen und Städte nicht fehlten. Die alten Geschichten und Chroniken der Schweiz sind reich an Beschreibungen solcher Lusttage und der dabei bewirtheten Güste, von einer Republik zur andern. Kein andres europäisches Land hat Aehnliches aufzuweisen. Auch ist noch dauern die Einladungen zum Genuß gemeinsamer Freudentage und Spiele von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Kanton zu Kanton fort. Oft giebt ein Ort gastfrei nur der in Waffen oder im Turnen geübten Jugend andrer Orte und Kantone das Fest. Ueblicher aber sind seit zwanzig Jahren volkreiche Zusammenkünfte und Vereine von Männern aller Gegenden des Schweizerlandes, bald der Schützen zu eidsgenössischen Freischießen, bald der Sängerchöre verschiedner Kantone, bald der Musikliebhaber, bald anderer sogenannten allgemeinen Gesellschaften geworden. Hunderte, oft Tausende von Gästen erscheinen dabei, die Lust des Volksfestes mit zu genießen, welches durch die Gastfreundlichkeit der Gegend, in der es begangen wird, nicht selten für sie mit beträchtlichem Aufwand verbunden ist.

Warum sollt' ich hier die bekannten Merkwürdigkeiten der Stadt Luzern aufzählen? Man findet sie in einer erklecklichen Menge von Reisebüchern genannt und beschrieben. Lieber wend ich meinen Blick dem majestätischen Pilatus zu, diesem Riesen in einer vierzehn Stunden langen Reihe von Gebirgkuppen, der, mit seinen sieben ungleich hohen Felsenhörnern, im Hintergrunde unsers Bildes schwebt. Schroffer, wilder, zerrissener und erhabener, als der sanftere Rigi, ragt seine letzte Spitze fast anderthalb tausend Schuh über diesen hinaus (7130 Schuh über die Meeresfläche). Auch reicher ist er an mannigfaltigen und seltnern Pflanzen, ungerechnet die Menge der Versteinerungen, welche die Lager seiner Kalksteinmassen enthalten. Dorfschaften und Höfe blühen rings um an seinen Abhängen. Bis zu seinen höchsten Kämmen und Gräthen werden Sommers die Heerden.

Uebrigens kann man wohl zugeben, daß er denen, die des Vergnügens willen Gebirgsreisen machen, weder soviel Bequemlichkeiten beim Ersteigen seiner Höhen darbietet, wie der Rigi, noch die Mühen so schön durch Aussichten in unermeßliche Fernen belohnt. Denn seine Zugänge sind von allen Seiten ziemlich rauh, von Tannenwäldern, oder Rebenbergen, oder Felsen umzogen und des wechselnden Blicks in die tiefern Thalgegenden beraubt; oft jäh und schlüpfrig. In seinen höchsten Alpen wird die Aussicht über die Reiche der untern Welt nicht nach jeder Seite hin frei gelassen,

ſondern von nebenaufragenden Felshörnern, Steinklippen und Bergwänden verrammelt. Dieſe zu erklettern iſt weder eine ganz leichte, noch gefahrloſe Arbeit. Auch iſt es nicht für jedermann behaglich, droben auf einem engen Raum da zu ſtehn, wenige Schritte von fürchterlichen Abgründen getrennt, in die man kaum ohne Anwandlung des Schwindels den Blick hinuntertaucht, um dafür allenfalls, wenn das Wetter günſtig, das Fernrohr gut iſt, den Münſterthurm von Straßburg, oder wie auf einer Landcharte, ein Dutzend Seen zu erkennen.

Aber ein Vorzug des Pilatus wenigſtens wäre auch dem Rigi noch zu ſeinen übrigen Herrlichkeiten zu wünſchen, — das Echo der ſchönen Bründlenalp, und ein Sänger dazu, wie der Jüngling vom Dorfe Hergottswald, welcher einſt mir zum Führer diente. Der Mond ſtand ſchon hoch am Himmel, als ich noch einmahl, von dem jungen Aelpler begleitet, aus der Sennhütte in den windſtillen, lauen Abend des Gebirgs hinaustrat. Ich ging wie in ein Traumleben ein. Zwiſchen grellen Lichtern, Finſterniſſen und Dämmerungen, ſah ich mich in einer Fremde verloren, die mit der gewohnten Welt keine Aehnlichkeit behält. Mein Fuß ſchien über Berggipfeln zu ſchweben; und Berggipfel ragten in bleicher, undeutlicher Entfernung unter mir hervor. Die Felsklippen hatten ſich neben mir in ſchwarze, geſpenſtige Rieſengeſtalten verwandelt, von ſeltſamer Stellung. Die Luft, rein und geiſtig, wie ich ſie hier mit tiefen Odemzügen eintrank, ſchien mein ganzes Innre erfriſchend zu durchfließen. In dem weiten Schweigen der überirdiſchen Nacht klangen von Zeit zu Zeit fantaſtiſche, aber liebliche Töne, als drängen ſie von den Sternen her. Es waren die Hirten in entlegnen Alpen mit ihren Liedern. Indem ich einige hundert Schritte gegangen war, und unter mir aus der helldunkeln Tiefe links die Stadt Luzern, rechts ihren See dämmern ſah, als ſchwämmen ſie, wie Luftbilder in Mondſtrahlen umher, erhob mein Begleiter die Stimme zum Geſang, das Antlitz von mir abgewandt gegen die breite und hohe Felſenmauer des Tomlishorns und Gemsmättli's. Aus der Bruſt hervorgepreßte, dem Jodeln ähnliche, Töne, angenehm und rein durch ſich ſelbſt, wurden es noch mehr durch einfache, liebliche, launenhafte Melodien, welche mein Sänger augenblicklichen Eingebungen zu danken ſchien. Schwieg er, ſo fiel, wie mit ſüßen Orgelklängen, der Widerhall der Felſen ein, hell und deutlich, nach und nach abſchwindend, wie in Seufzern der Windharfe. Es ſchien ein Wettgeſang der Oreaden mit meinem Führer zu werden. Er machte lange Pauſen, ſich zu erholen. Dann

begannen die Hirten gegenüberliegender Berge von neuem ihre Sänge, die ſie ſo lange hatten verſtummen laſſen, als ſie die Stimme meines Führers hörten, bis er ſie wieder erhob, und ihr das Echo, wie Schatten ſeiner Töne, folgte. Erſt, als wir zur Hütte zurückkehrten, vor welcher die rußigten Sennen horchend im Mondenſchein ſtanden, erfuhr ich von ihnen, daß der junge Mann von Herrgottswald der beſte und berühmteſte Sänger der Gegend war. Ich geſtehe, keine Oper, kein Concert mit Catalaniſtimmen, hat über mein Gemüth ſo großen Zauber geübt, als dieſer Wechſelgeſang des Arion der Alpen mit den Geiſtern des Gebirgs.

Von dem kleinen See oder Weiher der Bründlenalp, in welchen ſich, wie die Volksſage des Mittelalters ſprach, der Landpfleger Pontius Pilatus in der Verzweiflung ſeines Gewiſſens ſtürzte, iſt es nicht der Mühe werth zu reden. Er liegt zwiſchen finſterm Tannengeſtrüpp. Daß von ihm zuweilen aufſteigender Nebel nahe Gewitter verkündet, iſt ſo natürlich, wie bei jedem Nebel, der aus Berghöhlen, oder Wäldern ſichtbar wird, wenn die Atmoſphäre mit aufgelöſten Dünſten ſchon überladen iſt. Sonſt glaubte man, ein in den See geworfener Stein, der darin dem böſen Pontius Aerger errege, reiche hin, die ſchrecklichſten Wetter zuſammen zu ziehn. Noch im ſechzehnten Jahrhundert mußten Fürſten, Staatsmänner, Naturforſcher und andre Fremde, welche den Pilatus beſteigen wollten, von den wohlweiſen Luzerner Rathsherren beſondre Erlaubniß dazu einholen; und ſie empfingen dieſelbe jedesmal nur unter wohlgemeinten Warnungen, in der Nähe der hölliſchen Pfützen fromm und vorſichtig zu ſeyn.

Furchtbarer, als durch dies kleine Gewäſſer, wird der Pilatus zuweilen ſeinen Umgegenden durch die zahlreichen Waldſtröme und Gießbäche, welche in ſeinen Klüften und Schluchten, unter Gewitterſchauern und Wolkenbrüchen, anſchwellen und verheerend über die Thäler ausbrechen. Einer der Waldſtröme, der wildeſte von allen, der Krienſerbach, hat in frühern Zeiten und ſelbſt noch im lezten Jahrhundert, ſeine Verwüſtungen mehrmals bis über einen großen Theil der Stadt Luzern, (die Kleinſtadt geheißen) ausgedehnt. Er ſtürzt vom Pilatus aus einer hohen, engen Felſenſchlucht, in eine weite, mit Bergſchutt gefüllte, muldenförmige Tiefe. Würde er nicht in ſeiner graden Richtung durch einen natürlichen Felsdamm gehemmt, der quer von einer Bergſeite zur andern überſpringt, ſo könnte er frei in einen öden Abgrund zwei bis dreihundert Schuh zwiſchen hohen Bergen hinunterſtürzen. Der Abgrund heißt das Renggloch. Aber überall eingeſperrt, und ſein Bett immerdar mit

neuen Felsblöcken und Bergtrümmern erhöhend, ergießt er sich auch seitwärts über ein minder erhabnes Ufer gegen das Dorf Kriens, und gegen Luzern, welches von da noch eine Wegstunde entfernt liegt. Schon in vergangenen Jahrhunderten hat man, mit ungeheurem Aufwand von Kosten und Arbeiten, bald das Ufer mit Dämmen und Wehren befestigt und erhöht, die von seiner Gewalt aber, wie leichtes Gespinnst, zerrissen wurden; bald ihm ein tieferes Bett gesprengt, das er immer wieder mit fortgerissenem Schutt ausfüllte; bald das hemmende Felsband vor dem Renggloch durchbrochen. Endlich, vor wenigen Jahren, führte man ihn, von der Höhe gegen den Abgrund hin, in einem geräumigen, künstlichen Kanal-Bett von mächtigen, zusammengefügten, glattbehauenen Granitquadern. Aber auch diesen ist keine lange Dauer zu verheißen. Seine Gewässer, wenn sie von Bergwettern geschwollen, reißend mit abgebrochnen Felsen herabdonnern, schleifen die Granitwände ab, und stürzen sie in sich zusammen. Die öde, schaurige Gegend, an sich sehenswürdig, wird es dem Reisenden noch mehr durch Betrachtung des Kunstwerks, mit welchem der Mensch den unzähmbaren Waldstrom gelehrig zu machen versucht hat.

2.

Die Kapelle bei Sempach.

Unter alten, breitschattigen Bäumen, auf einer über dem Städtchen Sempach gelegenen Wiesenhöhe, sieht man eine kleine Kapelle. Sie ist dem Gedächtniß der hier im Jahr 1386 von den Schweizern gelieferten Freiheitsschlacht geweiht. Man sagt, sie stehe auf demselben Plaz gebaut, wo der Leichnam des besiegten Herzogs Leopold von Oesterreich gefunden worden war, umringt von ungefähr 2000 Todten seines unglücklichen Heers. Sechs bis siebenhundert Grafen und Ritter waren mit ihm gefallen, von denen 350 gekrönte Helme getragen hatten. War es nur Achtung für das Ansehn eines großen Fürsten, oder Rache und Stolz der Ueberwinder, was zur Wahl dieser Stelle, und keiner andern, für ein Siegesdenkmal bewog? — Würdiger wär' es auf derjenigen Stätte errichtet worden, wo der hochsinnige Unterwaldner Arnold Winkelried sich, ein Curtius der Eidsgenossen, dem Tode für's Vaterland hingab, indem er die Feindes-Speere, soviel er deren mit den Armen fassen konnte, in seine Brust begrub, und so den Seinen,

Widok Kaplicy przy Cmentarzu

und Spaniern erobernd in die neue Welt folgten, ward auch von proteſtantiſchen Geiſtlichen die Bekehrung der Indianer mit Eifer angehoben. Vorzüglichen Ruhm erwarb ſich die im Jahr 1647 durch eine Parlamentsakte geſtiftete „britiſche Geſellſchaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande“ bei den engliſchen Niederlaſſungen in Nordamerika. Wetteifernd bewies ſich mit ihr in dem heiligen Werke, während des achtzehnten Jahrhunderts, die „Brüder-Unität“ oder die „Gemeinde der mähriſchen Brüder.“ Dieſe drangen in edler Begeiſterung, Chriſtum zu verkünden, ſelbſt in den tiefſten amerikaniſchen Norden, in die beſchneiten Einöden Grönlands hinaus, zur Nachbarſchaft des ewig verborgenen Erdvolks, wohin weder Eroberungsſucht noch Golddurſt andere Europäer locken konnte.

2.

Untergegangenes Chriſtenthum an Grönlands Oſtküſten. — Der ehrwürdige Hans Egede. — Die Brüdergemeinden in Grönland.

Es geht die Sage, daß Grönland ſchon zu Ende des achten Jahrhunderts durch Erich den Rothkopf, einen aus Island verbannten Normann, entdeckt und bevölkert worden ſei. In einer

in die eiſerne Phalanx der Ritter hinein, eine Gaſſe machte, über den eignen Leichnam hinweg.

Ein armer Waldbruder (man nennt ihn gewöhnlich den Schlacht-Bruder,) wohnt neben der Bethütte, um den Reiſenden, als Cicerone, zu dienen und die Kapelle zu öffnen. Unter den drei Bogen der engen Vorhalle laden Sitze den Wanderer, wie den Andächtigen, zur Ruhe ein. Im Innern ſieht man ein herabhängendes, großes Kreuz; zu beiden Seiten deſſelben in betender Stellung auf den Knieen, den Herzog Leopold, und ſeinen, gleich ihm in der Schlacht umgekommenen, Feind, den Luzerner Schultheiß Petermann von Gundoldingen. In derſelben Stellung wird über der Thür Arnold Winkelried erblickt, den Arm voller Lanzen, mit der Inſchrift:

»Arnold von Winkelried
Zertrennt des Adels Ordnung
Und macht den Sinen ein' Gaſſen.«

Charakteriſtiſch ſind die letzten Worte beider republikaniſchen Helden, des Winkelried und des Gundoldingen, ehe ſie das Leben aushauchten. »Gedenket der Meinen!« rief Winkelried, eh er die Todesſpeere umklafterte. — Gundoldingen hingegen, da er am Boden in ſeinem Blute ſterbend dalag, und ihn ein Luzerner fragte, ob er noch etwas an ſeine Familie zu melden habe, ſprach: »Nichts den Meinen! aber unſern Mitbürgern ſage: ſie ſollen keinen Schultheißen länger, als ein Jahr, im Amte laſſen!« — Jener, der ſich dem Vaterlande freiwillig aufopferte, empfahl dem Vaterlande noch Weib und Kind; dieſem aber war die Bewahrung der Freiheit wichtiger, als die eigne Familie. Die luzerniſchen Patrizier wußten indeſſen den weiſen Rath des Mannes ſchlau genug zu umgehn, um ihre Oligarchie zu ſichern; zwar ließen ſie von den beiden Schultheißen und Häuptern der Republik jeden nur ein halbes Jahr im Amt, aber beide darin lebenslänglich abwechſeln.

Griechen und Römer erbauten den Stiftern und Helden ihrer Freiſtaaten Ehrenſäulen auf öffentlichen Plätzen; die Republikaner der katholiſchen Schweiz ſtifteten denſelben Kapellen und kirchliche Feierlichkeiten. So finden wir dieſe Kapellen zu Ehren Tells in ſeinem Wohnort zu Bürglen, auf der Tellenplatte am Urnerſee, und neben der Hohlgaſſe bei Küßnacht; ſo in der Matte von Schorno die Ehrenkapelle der Schlacht von Morgarten, wie die bei Sempach. Und wie hier, ſo werden auch anderer Orten die Gedächtnißtage der Helden und ihrer Thaten noch alljährlich mit kirchlichem Pomp

gefeiert. Ja, bis zur neuesten Zeit beging Freiburg sogar den Jahrestag der ersten Villmergerschlacht (v. J. 1657), mit religiöser Festlichkeit, wo brudermörderischer Fanatismus die katholischen Kantone siegreich gegen die protestantischen Eidsgenossen ins Feld geführt hatte.

Man erkennt in dergleichen kirchlich-weltlichen, oder religiös-politischen Einrichtungen der katholischen Schweizerkantone die fromme Sinnesart der Völkerschaften; aber deutlicher noch tragen sie das Gepräge einer tief durch das Innerste des republikanischen Lebens gedrungenen Hierarchie. Indem diesen gutmüthigen aber bildungsarmen Hirtenvölkern schmeichelhaft gepredigt wird: „Ihr seid freie Männer; Ihr habt keinen Herrn und König über Euch, als Gott im Himmel!“ ist nichts leichter, als der Uebergang zu den Priestern gemacht, zu den Dienern dieses Königs, welche seine Befehle verkünden und Gehorsam fordern. Die Priesterherrschaft, im Namen der Kirche oder Gottes, bildete sich bei den demokratischen Hirtenvölkern erst im Lauf der Jahrhunderte, neben einer gleichzeitig erwachsenden Familienherrschaft, allmählig aus, bis die geistliche Hoheit dem Ansehn weltlicher Obrigkeit vollkommen gleich stand, oder es sogar überwog.

Sämmtliche Priesterstaaten alter und neuer Zeit gestalteten sich nach den nämlichen Grundsätzen aus, wie wir sie in den meisten katholischen Staaten der Schweiz ausgeführt sehn. Die Basis der Theokratie ist die Kraft des Glaubens an das priesterliche Wort. Jeder Zweifel ist Hochverrath. Zur schnellen Verkündung, zur sichern Vollstreckung der Gebote des göttlichen Landesherrn wird eine zahlreiche Menge seiner Diener unvermeidlich, die, in vielfachen Abstufungen einander untergeordnet, blindlings die Weisungen der Obern erfüllen. Es ist eine lange, starke Kette, von welcher das ganze Land, jedes Dorf, jedes Haus umschlungen ist, und deren letztes Glied in der Hand des Hohenpriesters ruht, der im Namen Gottes spricht. Ein Zug von dieser Hand, und es ward damit ehmals ein ganzer Welttheil, von den Thronen bis zu den untersten Volkstiefen, erschüttert.

Was den Dienern des Altars zu Theil ward, das war der Gottheit geopfert; was dem Himmel gegeben ward, fiel dem Genuß der Priester zu. Beide standen untrennbar vor dem Volke. Alles mußte nur zur Verherrlichung eines Gottes geschehn, dessen Ehre die Ehre seines Dieners ward. Dem der unsichtbar waltet, der den Menschenkindern Alles verleiht, ihm gehört Alles. Wie er erhaben steht über sterbliche Fürsten, so stehn seine Diener erhaben

über irdiſche Obrigkeit. Jedes Lebensgeſchäft, jede Tageszeit, jede Stelle des Landes muß an die Verehrung des göttlichen Landesherrn mahnen; das Gotteshaus an Größe und Pracht über Paläſte und Hütten hervorragen.

So ſonſt, ſo heut. Noch werden ſogar in den wüſten Einöden Afrika's von kühnen Reiſenden die Ueberbleibſel von mehr denn hundert Tempelgebäuden des alten Meroë bewundert, Pyramiden und Götterdenkmale aus Weltaltern, von denen die Geſchichte nichts kennt. — Salomons Tempel gehörte zu den Weltwundern. Wem iſt der iſraelitiſche Jehovadienſt unbekannt, wie er durch Feſttage, Feſtwochen, Jubeljahre, Waſchungen, Gebete, Opferungen u. ſ. w. mit Geſchäften des täglichen Lebens verflochten war? — Die Thäler des thibetiſchen Prieſterreichs ſind bis hoch an den Bergen mit Wallfahrtsörtern, Klöſtern und Klausnerhütten überſät. Faſten und Kaſteiungen wechſeln mit luſtigen Feiertagen, häusliche mit gottesdienſtlichen Verrichtungen in ununterbrochener Folge täglich ab. — Man ſieht in den Ebnen und Gebirgen Japans überall, an Landſtraßen, Häuſern und Ställen, ſelbſt am geringſten Hausgeräth ein Sinnzeichen, das an die unſichtbaren Gewalten erinnern ſoll. — So offenbart ſich die Theokratie!

Und ſchwer hält's, daß ſich ein Volk von einer ſolchen Auflöſung ſeines ganzen Lebens in kirchlichem Dienſt losringe; von dieſem Zauber frei mache, womit prieſterliche Hoheit in das Innerſte des Staats- und Hausweſens dringt; ſich mit den wichtigſten Ereigniſſen der Familie und des Menſchen, von ſeiner Geburtsſtunde, oder von der Vermählung, bis zu ſeinem Begräbniß, verſchlingt. Wer wundert ſich, daß unwiſſende Bergvölker ſammt ihren Vorſtehern, in Verwechslung des Religiöſen mit dem Kirchlichen, und der Gottheit mit den Prieſtern derſelben, arglos und gleichgültig eine auf vielen Schlachtfeldern blutig erkaufte Freiheit dem Intereſſe der Hierarchie preisgeben?

VII.

Kanton Glarus.

1.

Der Flecken Glarus.

Selbst unter Schweizern gilt dies Alpenländchen immer mehr, als einer ihrer Lieblinskantone. Es ist durch Rauheit seines Bodens, durch Wildheit seiner Gebirgsnatur, zwar arm, wie die meisten der Hirtenländer in den Thälern der Alpen. Sein schmaler Flächenraum von etwa 21 Geviertmeilen schrumpft auf 4 oder 5 derselben zusammen, die anbaufähig oder bewohnbar sind (nicht gerechnet die hohen Alpentriften für die Heerden). Und auf diesem Raum, den oft noch Waldströme, Gießbäche und Lauinen verwüsten, sollen 30,000 Menschen ihre Nahrung suchen! Aber doch findet die Mehrheit des Volks durch Gewerbsthätigkeit und sinnreichen Kunstfleiß nicht nur Nahrung, sondern selbst Wohlstand. Glarner Handel geht durch ganz Europa und über das Weltmeer. Er hat in entfernten Ländern Niederlassungen und Fabriken, die ihren Gewinn der Heimath zusenden. In Dörfern sieht man fast allenthalben Werkstätten der Maschinenspinnerei, der Linnen- und Baumwollenweberei, der Seidenwaaren, Färbereien und Druckereien. Glarnerschiefer wird weit umher vertragen; ebenso Kräutertheе und Schabzieger. Für letzteren wird das Kraut, welches ihn würzt (Trifolium melilotus caeruleum), nicht einmal mehr, weil schon das Land zu kostbar ist, in den Glarner Dörfern selbst so häufig, wie sonst gebaut, sondern aus Nachbargegenden angekauft.

Auch Glarus besitzt zwar, wie die übrigen Hirtenkantone im Schoos der Hochalpen, die alterthümliche demokratische Verfassung des Staats. Die 15 Tagwen (oder Bezirke) des Landes wählen ihre unmittelbaren Obrigkeiten, und in allgemeiner Landesgemeinde, bei welcher alle Landleute mitstimmen, die über 16 Jahre alt sind,

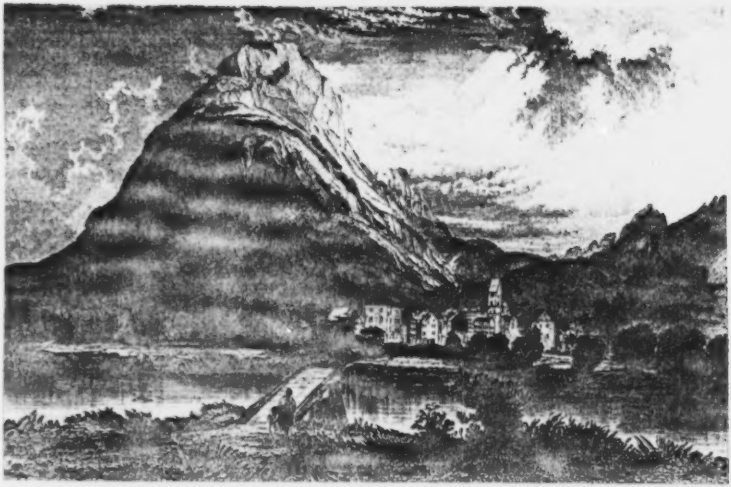

ihre Staatshäupter, Landammann, Landesſtatthalter, Bannerherrn, Landesfähndrich, Seckelmeiſter u. ſ. f. entſcheiden über Geſetze, Auflagen und Verträge mit dem Auslande, in ſouveräner Vollgewalt. Auſſerdem noch halten die reformirten und katholiſchen Einwohner (leztre bilden nur den ſiebenten oder achten Theil der Bevölkerung) beſondere Landsgemeinden. Aber hier herrſcht doch hellerer, freierer Geiſt, als in den Urkantonen. Weder die Oligarchie der reichern Geſchlechter, noch die Hierarchie kann in dies Landsgemeinden-Weſen tief einwurzeln. Denn man will höhern Wohlſtand; dazu iſt aber höhere Volksbildung unentbehrlich. Jährlich geſchehen auf dieſe Art Fortſchritte zum Beſſern, ſelbſt in Staatseinrichtungen, während in den übrigen Landsgemeinden-Cantonen (nur Appenzell Inner Rhoden ausgenommen und Graubünden) Stillſtand, oder Rückgang neben Familien- und Prieſterherrſchaft beklagt wird.

Man erblickt daher hier, was in den meiſten Alpenthälern fehlt: Regſamkeit für Verbeſſerung, für Erhebung des allgemeinen Schulunterrichts; zinstragende Erſparnißkaſſen; eine Brandverſicherungsanſtalt (worin die Schazungsſumme der Gebäude über vier Millionen Franken beträgt); mediciniſche, pädagogiſche und literariſche Vereine; geſellſchaftliche Bibliotheken und Naturalienſammlungen, Leſezirkel u. ſ. w. und zwar nicht blos am Hauptort des Landes, ſondern in mehreren Ortſchaften.

Viele Dörfer haben durch Größe und Zierlichkeit ſchon ein Anſehen ſtattlicher Marktflecken, wie Ennenda, Schwanden, Wallis. Der Hauptort Glarus, mit mehr denn 400 Gebäuden und 4000 Einwohnern, erhebt ſich ſtadtähnlich. Ihn ſchmükt die Betriebſamkeit ſeiner Bürger mit allen Kennzeichen eines beſcheidenen Wohlſtandes. Er hat ſein Caſſino, ſeine höhere Schulanſtalt. Das Gebäude der leztern verſchönert den Landsgemeindeplaz, als Denkmal bürgerlichen Gemeinſinns. Es iſt durch Privatbeiträge entſtanden, die in den erſten Paar Tagen des Sammelns ſchon 30 — 40.000 Gulden betrugen. Jezt empfangen da täglich bei 700 Kinder Unterricht, ſelbſt in den für das bürgerliche Leben nöthigen höhern Wiſſenſchaften.

Im Kreiſe ſeiner himmeltragenden Alpenhöhen und Eisberge, ruht der Hauptflecken in ſeinen Wieſen und Gärten, wie in einem Blumenbette. Weſtwärts ſteigt der rieſige Gebirgsſtok der Glärniſch im ewigen Schnee empor, von deſſen Gipfeln der kühne Jäger der Gemſen (8 — 9000 Fuß über dem Meere) die halbe Schweiz unter ſeinen Füßen, einen Theil Frankreichs und Deutſch-

lands in blauen Fernen ſieht. Oſtwärts ſchwellen die begrünten Halden der Frohnalp und des ſchroffen Schilthorges zu mehr denn 7000 Fuß abſoluter Höhe an.

Wie hier, ſo überall im Lande, wächſt, mit der Gewerbsthätigkeit, die Bevölkerung und Benutzung des Bodens. In mancher Ortſchaft, wie z. B. in Schwanden, nahm die Menſchenzahl, während der letzten zwanzig Jahre, um zwei Fünftel zu. Wo irgend die ungeheuren Gebirgsmaſſen ein Plätzchen zum Anbau übrig laſſen, niſten Menſchen mit ihren Heerden, oder ihren Werkſtätten, an. Was Kunſt der Sterblichen über die Gewalt der Natur vermag, davon zeugt Glarus. Vor zwei tauſend, ja zum Theil noch vor tauſend Jahren war dies Land wüſte Wildniß, ſo öd und furchtbar, wie kaum irgend ein andres in der Schweiz. Zwar beim Ausgang des Greſthales, an den Ufern des Wallenſee's hatten die Römer ſchon ein Lager ihrer Cohorten aufgeſchlagen, zur Bewachung der unzähmbaren Rhätier. Davon zeugen dort und bei Mollis zahlreich gefundne Römermünzen und die heutigen Dörfernamen von Terzen, Quarten, Quinten. Aber der höher gelegne Theil des Landes lag öde und unbewohnbar, durch Wuth der Waldſtröme, Bergſtürze, Lawinen und Erdbeben zerriſſen. Der Boden des ganzen, zwölf Stunden langen, ſelten mehr denn eine halbe Wegſtunde breiten Hauptthals ſpricht dafür, von den Quellen des Linth unter den Eisgewölben des Tödi an, bis wo ſich der Strom durch die von ihm angelegten Schuttfelder in den Wallenſee wirft.

Erdbeben, von welchen alljährlich in der Schweiz empfunden werden, ſind noch heut in den Thälern von Glarus keine Seltenheit, doch minder häufig oder furchtbar, denn vorzeiten. Doch noch in den erſten drei Jahren des vorigen Jahrhunderts zählte man nach einander gegen vierzig größere oder ſchwächere Erderſchütterungen. Solches, zuweilen mit dumpfem Toſen und Brauſen in der Luft begleitete, Zucken des Erdengrundes ſcheint faſt nur Nachſchlag entfernter, unterirdiſcher Gewitter zu ſeyn, die ihre Stöße durch das Geriepe unſers Weltkörpers durch unbekannte Tiefen, bis zu den Felſenwurzeln des Atlas, fortpflanzen. Meiſtentheils bewegen ſie ſich von Weſten nach Oſten. Oft verſchwinden nach ihnen die Waſſerquellen, da und hier; oft entſpringen neue Brunnen, wo nie dergleichen vorhanden geweſen waren. Als am 1. November 1755 Liſſabon vom Erdbeben zerſtört ward, wogte der Wallenſee hoch auf, die Schiffe wurden ans Ufer geſchmettert; die helle Badquelle von Nieder-Urnen floß trübe. Ueberall noch

beurkunden im Thalboden gewaltige Felſenblöcke, welche von den Gipfeln des Gebirgs abgeſchüttelt umherliegen, die Furchtbarkeit ſolcher Naturerſcheinungen, die mit den Verheerungen wetteifern, welche von Lawinen noch häufiger angerichtet werden.

Aber weder Erdbeben noch Lawinen erſchrecken das Thalgelände ſo ſehr, als jene plötzlichen Ueberſchwemmungen, welche in den Gebirgen durch Regenguſſe, oder durch ſchnelles Aufthauen der droben hochgethürmten Schneelager bereitet werden. Wandelt man vom Wallenſee aufwärts bis zum Hinterzund des Hauptthals: ſo gewahrt man zu beiden Seiten des Linthſtroms, der das gemeinſame Rinnſal aller Landesgewäſſer iſt, jenen ſalben, breiten Saum der Verſandungen und Schuttablagerungen, welche durch Stärke der Fluten von den Bergen abgewaſchen wurden, um drunten die Schöpfungen vielhädriger Menſchenmüden in wenigen Stunden zu vereiteln; oder links und rechts aus den Bergſchluchten hervorraſende Gießbäche, vergebens von mächtigen Dammen eingezäunt, daß ſie nicht die wenigen Spannen fruchtbaren Bodens wegſpülen, oder unter Sand und Steingerölle vergraben. Immerdar muß der Glarner, was er mit einer Hand baut, mit der andern kampfbereit gegen die Unbändigkeit der Elemente vertheidigen.

Faſt ſcheint es, als ſei dies große Gebirg in ſeinem Innern voll weiter Höhlen, die von zufließenden Waſſern der Firnen und Gletſcher ausgefüllt ſind. Durch alle Poren der Berge ſprudeln Quellen. Aus allen Bergſchlünden und Seitenthälern rauſchen Bäche, oder ſtürzen, ſchon in der Höhe, ungeduldig über Felswände in Abgründe; oder wühlen ſich in die Klüfte der Felſen hinein, bis ſie verſchwinden, aber, nach einer langen Strecke ihres unterirdiſchen Laufes, jählings wiederum hervorbrechen, ſtärker als ſie vorher geweſen waren. Manche ſolcher Quellen treten mit einer Fülle aus dem Schoos der Erde, daß ſie auf der Stelle Bäche bilden, welche Mühlwerke treiben. Die Quelle des Hauptfleckens Glarus nährt nicht nur 50 — 70 Brunnen in den umherliegenden Gärten und Gütern, ſondern verſorgt mit ihrem Waſſer auch die öffentlichen Brunnen des Ortes, ſo wie die beſondern in Häuſern der Einwohner. Faſt ebenſo zahlreich ſind neben dieſen nie verſiegenden Quellen jene periodiſchen, die man »Maidrunnen« nennt, welche nur fließen, während die Sonne des Frühlings und Sommers ihre Macht über die Gletſcher übt, aber mit Beginn des Winters vergehen.

Mehemals ſchon wurden die unteren Gegenden des Landes durch plötzlichen Anlauf der Gebirgsſtröme in einen weiten See

verwandelt, der von Mollis und Näfels bis zum Wallensee reichte; nie aber verwüsterischer, als im Jahr 1762. Der Schaden an Gebäuden, Gütern, Allmenden, die damals weggeschwemmt oder versandet wurden, — nicht der umgekommenen Menschen und Hausthiere zu gedenken — ward auf eine halbe Million geschazt. Eine große Summe für ein armes Ländchen!

Ehe noch der Mensch Schuzanstalten traf, war ohne Zweifel Alles unwirthbar, und die Ströme wogten im Thalboden zwischen umgestürzten Wäldern, Felsentrümmern und Bergtrümmern. Unter der jezt begrünten, fruchtbaren Erdrinde bilden Schlammsand und Steinschutt die Grundlage. Ein guter Theil des Fleckens Glarus ist darauf gebaut. Die tiefer und ebner gelegenen Gegenden, zum Wallensee hin, mochten damals beschiffbar, wie er selber, seyn.

Es ist mehr, als wahrscheinlich, daß der Rhein, welcher izt durch den Bodensee gen Schaffhausen fließt, in alter Zeit seinen Lauf durch den Wallen- und Zürichsee bis zur Aare, gen Koblenz im Aargau, genommen habe. Noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als der Rhein schon die Richtung zum Bodensee genommen hatte, war zwischen diesem und Rhätien weites Sumpfland. Die Fläche des Sarganserthales ist auch izt noch, vom Rhein bis zum Wallensee, nur $19^1/_2$ Fuß über den mittlern Wasserstand des Rheins hoch. Im Jahr 1618, als dieser Fluß unter gewaltigen und anhaltenden Regengüssen hoch angeschwollen tobte, ward nur durch die größten Anstrengungen verhütet, daß er nicht abermals gegen Zürich durchbreche.

Es ist mehr, als wahrscheinlich, noch bestätigen es die großen, wasserrechten Ebnen, die breiten Sand- und Grienablagerungen, noch die von Wellen ausgefressenen Berge und Hügel längs beiden Ufern der Linth und Limmat, der Reuß und Aare, und die tief eingewühlten Betten dieser Ströme selber, daß der Rheinfluß nicht von jeher den heutigen Lauf hatte, in welchem er um die Schweiz den weitgedehnten Bogen zieht. Zu jener Zeit, die weit über die Tage der römischen Eroberung Helvetiens hinausliegt, und über alle menschlichen Erinnerungen hinaus, breitete sich ein vierzig Stunden langer See vom Fuß des hohen Falknisses, an der östlichen Pforte des Bündner Landes, bis zum Bötzberg im aargauischen Jura, aus. Indem er links und rechts die ihm zuströmenden Gewässer der Bäche, Ströme und Flüsse in den Seitenthälern aufstauete und zurückdrükte, wurden diese selber zu ungeheuren Buchten und Seearmen, bis Wucht und Wuth der schweren Wassermasse den Felsendamm zwischen dem Siggisberg

Bulle des Papstes Gregor IV. vom Jahr 835 war dem ersten Apostel des Nordens, dem heiligen Ansgar, auch die Bekehrung der Isländer und Grönländer empfohlen. Im vierzehnten Jahrhundert war schon die Ost- und Westküste Grönlands von den Normännern angebaut. Man zählte dort an den neunzehn Fiorden oder Buchten der Ostseite einhundert und neunzig Ortschaften, in zwölf Kirchspiele getheilt, nebst zwei Klöstern und einem bischöflichen Sitz; an den neun Fiorden der Westseite in vier Kirchspielen gegen hundert zerstreute Ortschaften, die sich bis zum fünfundsechzigsten Grad der Breite hinaufzogen. Der erste Bischof war Arnold, ein gelehrter norwegischer Priester, welcher im Jahr 1123 nach Grönland kam.

Aber Hungersnoth oder Seuchen tödteten viel Volks, an dessen Stelle sich nach dem vierzehnten Jahrhundert Wilde aus Nordamerika von den labradorischen Küsten drängten, früh schon Skrällinger von den Grönländern geheißen. Es waren Eskimo's, vielleicht ein aus Nordasien verdrängter Tatarenstamm, der auch im wüsten Labrador keine bleibende Sitze gefunden haben mochte. Vor ihnen wichen die übriggebliebenen Normänner nach der unwirthbarern Ostküste Grönlands, wo zuletzt von ihnen fast alle Spuren verschwanden. Nur dann und wann erscheinen sie noch einzeln aus ihren von Eisbergen zu Land und zu Meer

Шишкин изобрелъ и рисовалъ. Ледники Эльборусские

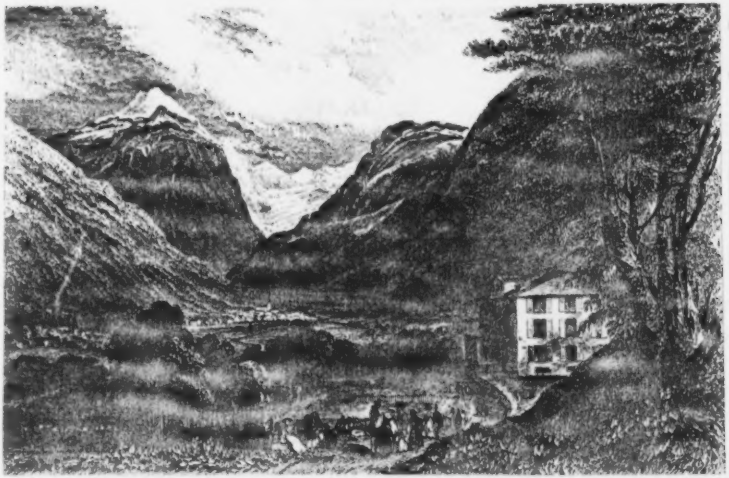

und Bötzberg niederwarf, der ſie geſperrt hatte. Auch heut noch erkennt man den Ort jenes engen Dammbruchs, hinter dem Städtlein Brugg, deutlich, durch welchen nun die Aar allein dahineilt, um den Rhein, der ſie verlaſſen hat, in der Nähe von Waldshut wieder zu finden.

Wo einſt, in unbekannten Jahrhunderten, die Wellen des groſſen verſchwundenen Sees an den Rippen der Berge nagten, blühn itzt ein Dutzend Städte und Hunderte von Dörfern und Weilern und Höfen in lachenden Thälern.

2.

Das Stachelberger Bad.

An Mineralquellen fehlt es auch den Glarnern nicht. Die wenigſten aber werden, und nur wenig, benutzt, wie die beim Bade von Nieder-Urnen; oder, hoch im Sernftthal über Elm, in den Alpen von Wichlen; oder bei den Dörfern Luchſingen, Bilten u. ſ. w. Andere ſind von wilden Bergwaſſern zerſtört und in Schutt verſenkt worden, wie das Lochſeitenbad und das Mattlauerbad, bei Engi, vom Sernftſtrom; das Leuggelbacherbad von der Linth; das Schwefelbad bei Mollis u. ſ. w. Die Schweiz iſt zu reich an Heilwaſſern, Trink- und Badeanſtalten, als daß alle zugleich ſich zahlreichen Beſuchs erfreuen könnten; und die Eigenthümer der Glarner Quellen haben ſelten Muth oder Vermögen genug, dieſelben mit Lebensbequemlichkeiten und Zierden zu umringen, welche von der Verwöhnung und Ueppigkeit des Zeitalters begehrt werden.

Nur ein einziges der Glarner Bäder ſteht ausgezeichnet da; viel beſucht in den Sommermonden, ſowohl wegen der Wanderkraft ſeines auſſerſt concentrirten alkaliſch-ſchwefligten Waſſers, welches in einer Kluft oder Höhle des ſteilen Braunbergs tropfenweis zuſammenrinnt, oder wegen der Behaglichkeiten, die dem Gaſte durch Wohnung und Tafel gewährt ſind, als auch wegen Anmuth und Pracht einer Umgegend, die ich »furchtbar-ſchön« nennen möchte. — Dies iſt das Stachelberger Bad, welches erſt ſeit dem Jahre 1816 namhafter und eins der angenehmſten der Schweiz geworden iſt.

Im hinterſten Winkel des Glarniſchen Großthals, wo es ſich zwiſchen den zuſammenrückenden Gebirgen ausſpitzt, und die ewigen Felſenmauern der höchſten Alpen und Gletſchermaſſen jeden Ausweg verrammeln; wo bei jedem Regenſchauer eine Unzahl größerer und kleinerer Waſſerfälle über die rieſigen Bergwände herabflattert, oder, an Felſenriſſen zerſchellend, in bewegliche, kryſtallene Lecken zerfällt, liegt inmitten grüner Auen und waldiger Berghalden, das Dörflein Lintthal, an beiden Ufern des Stroms, dem das Thal und dies Dorf den Namen entlehnt hat. Wer dahin kömmt, glaubt ſich in eine Wildniß verloren, die mehr Entſetzen, als Luſt erzeugen könne. Im nahen, dunkeln Hintergrunde drängen ſich Berge, einer den andern bald verdeckend, zuſammen. Weite, bleiche Schneefelder ſind das Gewand ihrer Hüften; Gletſcher und Firnen ſchimmern um ihre Häupter über den Wolken. Ein ewiges Brauſen der Waſſerfälle erfüllt die Luft; ihr Toſen verliert ſich im erſchütternden, immerwährenden Donner des Linthſtroms, deſſen Wogen von tauſend Felsblöcken ſeines Bettes tauſendfach zermalmt werden. — Aber links der Linth, auf einer Anſchwellung des Erdbodens zu Füßen des Gebirgs, erhebt ſich, wie von einer Feenhand dahin gezaubert, ein freundlicher Pallaſt mit ſeinen Nebengebäuden; vorn mit einem geräumigen Blumengarten; hinterwärts mit Luſtgängen und Ruheplätzen unter breitſchattigten Ahornen, und ſeitwärts darüber mit einem Hügel, den ein Pavillon krönt.

Die Natur erſcheint hier in ihrer ſchönen Schwermuth. Es iſt die reizende Melancholie der Majeſtät. Wenn man, vom Altan des Badegebäudes, über den Blumengarten und die Wieſen, und den Silberſtreifen der ſchäumenden Linth, den Blick durch die Fluren und Hügel und Hütten des Linththals umherirren läßt; man wähnt in einer idylliſchen Phantaſie zu athmen, die kein Geßner, kein Göthe, kein Voß ſo ſchön träumen konnte. Alles ſchwebt halb im Licht, halb im Schatten des nahen Gebirgs, immer in ſchwermüthiger Beleuchtung und Bewegung. Der Klang der Heerdenglocken dringt melodiſch durch den donnernden Geſang der Gießbäche, Waſſerfälle und des Linthſtroms empor.

Dem Altan gegenüber ſtürzt vom Freiberg der Durnagelbach verwüſtriſch herab; von ihm hinweg bilden rechts himmelanſtrebende Berge ihren gigantiſchen Halbkreis; erſt der große, alpenreiche Saßberg und der waldige Kirchenſtock, zwiſchen deren Schultern der Mattliberg mit ſeinen Felſenzinken hervorſchaut; dann der Rütiſtock und der dürre, ſteile Selbſanft oder Creolium, deſſen pyramidaliſches Horn bei 9000 Fuß hoch

über das Meer geht. Zwiſchen dieſen beiden ſtrahlen die nie von Sterblichen durchwandelten Eisgefilde der Platalva auf. An den Seibisſanft lehnt ſich aber der Bifirtenſtock, den die weiten Gletſchermaſſen des Urlaum vom höchſten aller Glarnerberge, dem Tödi, ſcheiden. Die Eiskrone von dieſem, 12,890 Fuß über dem Meere, leuchtet noch am Strahl der untergegangenen Sonne, wenn alle Rebenberge ſchon eine Stunde lang im dunkeln Schatten liegen. Zur Zeit der kürzeſten Nächte aber kennt ſie faſt keine Nacht. Doch nur eins ſeiner Silberhörner ſtreckt der königliche Tödi gegen das Linththal aus. Ihn verbirgt der waldreiche Gemſiſtock, an den ſich auch, ihn halb bedeckend, der Kammerſtock ſchmiegt.

Dieſe Verkettung der Gebirge, welche das Land Glarus vom Kanton Bünden ſcheidet, iſt nur von gewandten Berggängern im hohen Sommer, und auch dann nicht ohne Gefahren, überſteigbar. Aber den Pfad zu den intereſſten Alpenriſſen am Fuß des Tödi, neben der Pracht der Waſſerfälle vom Schreienbach und Fletſchbach vorbei, welcher den Klaridenalpen entſtrömt, und über die Pantenbrücke, welche, mehr denn 1000 Fuß über dem Linththal erhaben, in finſtrer Felsſchlucht über einem anderthalbhundert Fuß tiefen Abgrund ſchwebt, — dieſen Pfad der Luſt und des Grauſens zu wandeln, ſcheut ſelbſt der Fuß ſchüchterner Schönen nicht, wenn ſie von den geſelligen Unterhaltungen im Bade ſich hinwegſehnen in die ernſten Einſamkeiten der Gebirgswelt, und zu deren ſchauerlichen Größe, Herrlichkeit und Anmuth.

Inmitten ſolcher erhabnen Natur, in dieſem Bergwinkel, der den lieblichſten und großartigſten aller Schweizerlandſchaften gleichzuſtellen iſt, wohnt in zerſtreuten, oft elenden Hütten, ein freundliches, gutmüthiges, aber bildungsloſes und zum Theil höchſt armes Volk. Es iſt der dürftigſte Theil vielleicht von der geſammten Bevölkerung des Landes. Wie mag es anders ſeyn? — Das kleine Thal iſt von faſt 2000 Menſchen bewohnt, denen der enge Raum des Bodens ſchwerlich das Nothdürftigſte zum Leben für ſich und ihre Heerden geben kann. Nur hin und wieder ſieht man ein kleines Gerſtenfeld, oder ein Gartenplätzchen und einzelne Obſtbäume. Bald zerſtören Lawinen, bald Bergwaſſer die mühſamen Pflanzungen wieder mit Geſchieben und Felstrümmern; bald ſtürzt die furchtbare Macht der Linth die aufgeſchichteten Dämme ein. Mehrmals riſſen die übergetretne Fluten Wohnungen und Menſchen mit ſich fort. Flüchtig iſt der Sommer; lang der Winter. Erdbeben erſchüttern öfters den Boden. Manche Familien nehmen

wohl ihre Zuflucht zum leichten, aber unsichern Verdienst, den Arbeit für entfernte Fabriken darbietet. Doch zum Fabrikverdienst gesellen sich gewöhnlich dann die mit demselben verbundnen Uebel: unhäuslicher Leichtsinn, Scheu vor schwerer Handarbeit, Kinderreichthum und Bettelei. Dies Unheil wird durch Unwissenheit der Menschen, bei vernachlässigter Erziehung und Belehrung der Jugend, und durch mangelvolle Oertlichkeitsgesetze nur genährt und vergrößert.

Doch Aussicht in eine bessere Zukunft wird itzt durch die wohlthätige Armenerziehungsanstalt in der Linthkolonie eröffnet, wo viele Kinder dieser Bedürftigen edlere Geistesbildung, nützliche Kenntnisse, Gewöhnung zur Arbeit und Anleitung zum verständigen Acker- und Wiesenbau empfangen. Ich spreche hier von jenem großen Werk, jenem wahrhaft königlichen Denkmal, welches sich schweizerischer Gemeinsinn, auf Glarner Boden, in den untern Linthgegenden vor einigen Jahrzehnden gestiftet hat. Dort war ehemals in einer langen Reihe von Jahren der stundenweite, flache Thalboden zwischen dem Wallensee und Zürichsee, durch Wildheit des Linthstroms, theils versumpft, theils mit Geschieben, Sand und Felsschutt überlagert, schon zur wirklichen Wüste geworden. Fieber und Seuchen vergifteten die ganze Gegend. Schon früher hatte, im vorigen Jahrhundert, der Patriot Rudolf Meyer von Aarau daran gemahnt, diese Sümpfe trocken zu legen, und dem gefährlichen Gebirgsstrom eine kürzere und gradere Bahn in den Wallensee zu verleihn, damit er den Schutt, welchen er mit sich aus den Gebirgen führt, darin ablegen könne. Konrad Escher von Zürich nahm dann im Anfang dieses Jahrhunderts Meyers Gedanken wieder auf, und trat an die Spitze des großen Unternehmens, als im Jahr 1807, die Ausführung desselben beschlossen worden war. Freiwillige Beiträge flossen reichlich aus allen Kantonen zur Bestreitung der Kosten zusammen, die bis zum Jahr 1830 die Summe von 1,040,000 Franken betrugen. — Es wurden 14 Kanäle gebaut, deren wichtigster, der Mülliser Kanal, 19,000 Fuß, deren größter, der Hauptkanal, 57,000 Fuß lang ist.

So wurde die Athmosphäre von ihren verpestenden Dünsten gesäubert; eine Masse von mehr denn 20,000 Jucharten Landes für den Wiesen- und Ackerbau erobert: und in der Mitte fruchtbar gewordnen Gefilde erhebt sich heut da die Linthkolonie, diese Armenerziehungsanstalt für Glarus, nach dem Muster gebildet, welches der edelmüthige Fellenberg, in seinem Hofwyl, aufgestellt hatte.

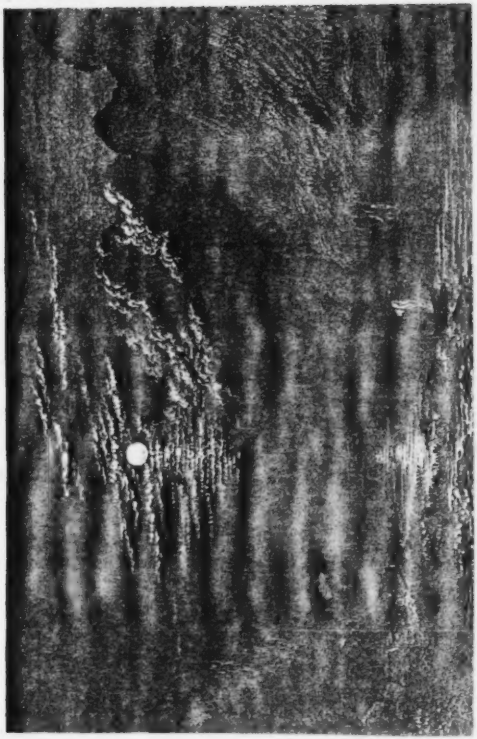

3.

Das Klönthal.

Unter den ſchweizeriſchen Hochthälern iſt dieſes unſtreitig eines der lieblichſten. Niemand wundert ſich, wenn hier zwei Schweizer, begeiſtert von dem ſchönen Landſchaftsgebilde, in einen der Felſen am Fuß des Glärniſch (im J. 1788) eine Inſchrift zur Ehre des Idyllendichters Salomon Geßner eingraben ließen. Das Klönthal, nur eima 3000 Fuß über dem Meer erhaben, hat die milde, reine Luft der untern Alpen und daneben die Vegetation tiefer gelegener Gegenden. Den größern Theil deſſelben füllt ein ſtiller, klarer See in der Länge von beinahe einer Wegſtunde, und nur eine halbe Stunde breit. Hede, vereinzelte Ahornen ſchmücken ſein Ufer abendwärts. In ihrem Kreiſe und Schatten ſtehen einzelne Heubütten. Zwiſchen Felſenblöcken und Buchengebüſchen oder im fetten Wieſengrund irren Rinder, deren melodiſches Glockengeläut allein die heitre Stille der Landſchaft unterbricht. Alles athmet Anmuth und Ruhe. Rings reihen ſich die Hochgebirge vom Glärniſch und Wiggis maleriſch zuſammen; nordwärts prangen, über einer ſenkrechten Bergwand, die hinter ihr aufgethürmten Felſenthürme des Fluenbrigs, Deienſtocks und Schiens.

Wenn ich in dieſem Thale, im Schatten der Ahornzweige, einſam neben den Hütten träumeriſch ruhte, und dem Geſchäft der Hirten, oder dem leichten Spiel der Seewellen zuſah, zog jedesmahl die ſeelige Ruhe der Umgebungen in mein Gemüth ein. Aber jedesmahl ward ſie mir wieder durch Erinnerungen an jene ſchrecklichen Tage vernichtet, da eben die Heimath des Friedens, unter dem Donner der Feuerſchlünde, Schlachtfeld fremder Heere geworden war, die aus dem Süden und dem äußerſten Norden des Welttheils hier zuſammenkamen, einander zu morden.

Der abentheuerliche Heerzug Suwarows (im September des Jahrs 1799), durch die höchſten Alpen der Schweiz, gehört zu den verzweiflungsvollſten und tollkühnſten Wagſtücken, welche die ältere und neuere Kriegsgeſchichte kennt. Man muß jene engen, furchtbaren Wege neben ſchwindlichten Abgründen, jene ſchroffen Felspfade und Berggrathe, jene ewigen Schneefelder mit eignen Augen geſehn haben, welche die ruſſiſchen Schlachthaufen durchklettern mußten, immer vom mörderiſchen Feuer der franzöſiſchen

Brigaden verfolgt und vom Hunger in den unwirthlichen Einöden gequält; man muß diese Wildnisse gesehn haben, um eine lebendige Vorstellung vom Loose der 22,000 Russen zu erhalten, welche unter Suwarows Anführung zwanzig Tage lang das Hochgebirg kämpfend durchwanderten, abwechselnd Sieger und Flüchtlinge, immer elend.

Die Begebenheit ist so außerordentlich, ihr Ausgang so schauderhaft und folgenreich gewesen, daß sie wenigen unbekannt seyn kann. Da Suwarows Unglück eigentlich in den Gebirgen von Glarus erst wahrhaft begann und sich darin vollendete, verzeiht man's vielleicht gern, wenn ich einiges Minderbekannte darüber mittheile, weren ich zum Theil selber Zeuge war, oder wie ich es aus dem Munde französischer Feldherrn und schweizerischen Beamten vernahm. Ich lebte damals, als Regierungscommissär, mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, in den Ur-Kantonen. Ich war noch beschäftigt, dem unglücklichen Unterwalden Hülfe und Erleichterung seiner Leiden zu schaffen, als General Olivier Loison, der mit seiner Brigade daselbst lag, Befehl erhielt, mit Lecourbe den Gotthardsberg zu besetzen. Die Schlacht von Zürich war noch nicht geschlagen. Aber Massena wollte den rechten Flügel seines Heeres decken; vielleicht auch hatte er von Suwarows verdächtigen Bewegungen und Absichten Winke aus Italien empfangen.

Ich begleitete den General Loison durch Obwalden und über den Brünig, theils weil er darum, als eine Gefälligkeit, bat, theils und mehr noch, um Unordnungen zu verhüten, welche auf dem Zuge der Kriegermassen durch die Dörfer fast unvermeidlich sind. Zu Meiringen im Haslithale stieß General Gudin zu uns. Nach dem Mittagessen eilten wir den vorangezogenen Truppen nach. Gudins Brigaden zogen beim Dörflein Imgrund die Grimselstraße hinauf, um droben über die Furka ins Urserenthal niederzusteigen, und sich mit Lecourbes Divisien wieder zu vereinigen. Wir schieden von dem liebenswürdigen Mann. Loison und ich übernachteten in der Wilde des Reffelthals auf einem Strohlager; folgendes Morgens in aller Frühe zogen die Schaaren in das hohe Gebirgsthal hinauf, in welchem sich die Gebiete von Uri und Bern scheiden. Es heißt das Maiendal. Wo ist eine wohlgebahnte Straße angelegt ist, war damals nur ein schmaler, jäher Felspfad, kaum für das Heerdenvieh gangbar. Die Kanonen mußten über die Klippen auf den Achseln der Soldaten gehoben und getragen werden. Nur ein Mann verunglückte dabei. Die Pferde einiger Zeltkrämer stürzten mit ihrem Gepäck rechts in die Abgründe hinab, aus welchen der Reffelbach schäumend aufheult.

verrammelten Einöden, von den Eskimo's als Menſchenfreſſer gefürchtet.

Seitdem war Grönland vergeſſen, bis der Handelsgeiſt des ſechszehnten Jahrhunderts erwachte. Nun gedachte man wieder der chriſtlichen Gemeinden, die vor Jahrhunderten dort gelebt, und hoffte mit ihnen Verkehr zu beginnen. Die abentheuernden Schiffahrer ſuchten vergeblich an den Oſtküſten. Sie fanden mordſüchtige Wilde und Eisfelſen.

Nachdem die Dänen unter ſieben Königen vergebens getrachtet hatten, das verlorne Grönland ihrer Vorfahren wieder zu finden, gelang es ihnen durch den frommen Chriſtenmuth eines einzigen Mannes.

Unfern den ſchroffen Felswänden der norwegiſchen Kjölen lebte in der Gemeinde Vogens der Pfarrer Hans Egede, unbekannt der Welt, und er unbekannt mit ihr. Er erinnerte ſich eines Tages, einmal geleſen zu haben, daß vorzeiten in Grönland chriſtliche Einwohner gelebt hätten. Aus bloßer Neugier erkundigte er ſich bei einem Freund zu Bergen, welcher Wallfiſchfänger war, was er von dem Zuſtand Grönlands wiſſe. Da er nun vom Heidenthum der einzelnen Menſchen hörte, die man an den kahlen Küſten, oft den Seefahrern zum Verderben, gefunden, that's ihm im Herzen weh. Es flog ihm der Gedanke

Aus dem Mayenthal kehrt' ich nach Unterwalden zurück, wohin mich Amt und Pflicht riefen; während die französischen Plankler mit den Oestreichern scharmüzelten, welche über Waſſen, dem Dorfe an der Gotthardsſtraße, mit weniger Mannſchaft die neulich zerfallene Mayenſchanze *) beſetzt hielten, welche den Ausgang des Mayenthals ſperrt. Ohne Zweifel mochten die wenigen Oestreicher ſelber froh ſeyn, dieſe rauhe Stätte mit gutem Vorwande verlaſſen zu können. Sie zogen plänkelnd die hohe Berghalde nieder, nach Waſſen, und überließen den Franzoſen die Schanze. Kein Menſch verlor dabei das Leben; nicht einmahl verwundet ward einer. Loiſon ſchrieb mir nach einigen Tagen, da Suwarow ſchon glücklich über den Gotthard, nach Altorf und von da gegen Schwyz vorgedrungen war, ein Billet über den Ausgang ſeiner Expedition, aber aus guten Gründen, weder mit Wahrheit, noch Klarheit. **) Er ſprach darin nur von Siegen und Wunderthaten. Aber 14 Tage ſpäter vernahm ich aus ſeinem Munde den eigentlichen Hergang der Dinge.

Wie er nach Waſſen herabgekommen war, fand er da ſchon den Diviſionsgeneral Lecourbe. Beide ritten mit einander den

---

*) Sie war in alter Zeit von den Urnern gegen die Berner gebaut worden.

**) Der Brief, nur mit Reißblei geſchrieben, lautete folgendermaaßen: Eh bien, mon cher Commissaire, vous n'avez donc pas eu confiance en mes reliques et vous avez preferé de repasser le Brunic, que de retourner par Altorf et Schwytz? J'ai retabli provisoirement mon quartier general à Vassen, apres en avoir chassé l'ennemi, et nous avons recommencé la même operation, que la première, c'est à dire, que nous sommes au tron d'Uri, et que, si l'ennemi n'avait rompu le chemin, nous serions à Ursern. La redoute, les forts et les retranchements (au Meyenthal) ont été enlevés d'assaut et les canons sont tombés en notre pouvoir. Les troupes se sont battues en desesperés. Je suis couvert du sang des malheureux tués à coté de moi. Mais pour comble et benediction nous sommes sans vin, viande et pain.

Notre victoire est complette et vaut bien le bal, que je me proposais de donner aux belles de Stans. Adieu, mon cher Commissaire, je pars attaquer l'ennemi et soûls bien gré à la providence de vous avoir inspiré la resolution, de retourner. Car je vous avoue, que le chemin et la descente etaient affreux, que nous avons couché à l'air et sans pouvoir souper. L'apprentissage du metier des armes vous aurait sans doute degouté pour toujours.

10 Fructidor.

Salut amical.

O. Loison.

Truppen nach, die gegen die Teufelsbrücke in Bewegung waren und unvermuthet durch feindliche Truppen aufgehalten wurden. Beide glaubten, es mit einem österreichischen Posten zu thun zu haben; beide wußten nicht, daß Suwarow mit seiner Armee schon die Höhen des Gotthard erkämpft hatte und der französischen Division mit ungeheurer Uebermacht gegenüberstand. Sie waren erstaunt aller Orten, selbst am rechten Reußufer, an den Felsen umherkletternd, russische Streitmassen zu sehen. Der Kampf ward mörderisch. Ihre Verlegenheit stieg aber aufs höchste, als Nachricht kam, daß eine Kolonne Oesterreicher unter dem General Rosenberg durchs Maderanerthal herabzöge, und den Franzosen sogar den nothwendigen Rückzug nach Uri abzuschneiden drohe. Es war der 25. September.

„Ich muß mir den Rücken frei machen," sagte Lecourbe zu Loison: „Halte die Russen auf, so lange du irgend kannst, wenn auch nur drei, vier Stunden." Er eilte mit allen Truppen, die er aus Uri mitgebracht, wieder hinab nach Amsteg, drängte die eben dahin vorrückenden Oesterreicher zurück, und erreichte wieder glücklich seine Verschanzungen bei Seedorf am Vierwaldstättersee. Loison, mit wenigen Bataillonen seinem Schicksale überlassen, vertheidigte sich indessen verzweiflungsvoll Schritt um Schritt bis Wassen. Die schmale Bergstraße zwischen Felsen und Abgründen ward von Blut und Leichnamen bedeckt. Von Wassen stieg er die steile Berghalde zur Mayenschanze wieder hinauf von wannen er gekommen war, und sah mit seinen Soldaten, ohne einen Schuß zu thun, ohne weiter vom Feind beunruhigt zu werden, den langen, fast endlosen Zug des russischen Heers durch das zu seinen Füßen liegende Dorf. Erst als dieser vollendet war, stieg er abermahls hinab nach Wassen, schlug sich mit einzelnen nachrückenden Haufen der Russen und gelangte ins Urserenthal.

Suwarow kam mit seinem ermüdeten und ausgehungerten Heer nach Altorf. Er wußte noch nicht von der für Korsakow unglücklichen Schlacht bei Zürich. Indem er durch die Straßen des Hauptfleckens an der Spitze seiner Tapfern, im Hemd und eine Knute in der Hand, daherritt, ließ er sich in der Geschwindigkeit vom Ortspfarrer, der unter den Zuschauern stand, mit vieler Devotion den Segen ertheilen. D · Truppen fanden in dem armen, verödeten Lande kaum hinlängliche Lebensmittel. Man hatte fast alles Vieh in die Berge geflüchtet. Selbst Lederabfall und Leim bei den Gerbern, Unschlitt, Kerzen und Lampenöhl wurden gierig verzehrt. Schon im Urserenthal hatten die Soldaten einen Fasttag

gehabt, den Suwarow durch die Popen verkünden ließ, als er durch Vorſtellungen des Thalammanns Meyer von Andermatt zum Erbarmen gegen das rauhe und unglückliche Hochthal bewegen worden war.

Noch immer im Begriff, über Schwytz nach Zürich zu gehen und ſich mit Korſakow zu vereinigen, wollte er über den Waldſtätterſee. Aber Lecourbe in ſeinen Verſchanzungen hatte alle Schiffe an ſich gezogen. Unkundig der Geographie hoffte der ruſſiſche Heerführer längs dem Seeufer einen Weg, wenn auch nur einen Fußweg, nach Schwytz betreten zu können, aber erblickte die ſteil abgeriſſenen Berge, deren Felſen ſenkrecht aus der Waſſerflache emporſteigen.

So blieb ihm nichts, als durch Bürglen, den Geburtsort Wilhelm Tells, mit ſeinen Truppen noch einmahl die höchſten Alpen und Berggrathe zu überklettern, um durchs Muttathal nach Schwytz zu dringen. Der Zug in den unwegſamſten Berggegenden über die nakten Felſen und Grathe des Kinzingkulms dauerte vierzehn Stunden. Erzwungene Wegweiſer mußten voran. Wege und Stege fehlen, wo bisher nur einzelne Hirten und Gemsjäger in den kurzen Sommermonden umherirrten. Zum Erſtaunen der einſamen Bewohner des Muttathals (am 28. September) ſah der enge Schlund des Biſilochs, der kaum für ſeinen Waldſtrom immer Raum genug hat, ein ganzes Kriegsheer in ihre Wieſen und Dörfer aus.

Von Suwarows Zug ſchon durch Lecourbe unterrichtet, war Maſſena indeſſen perſönlich mit einigen Brigaden nach Schwytz geeilt, ihm den Weg zu verrammeln. Als einige ruſſiſche Abtheilungen der Vorhut aus dem Muttathal ſpähend über die Alpen des Pragels und Klönthals nach Glarus niederſtiegen, um dort Verbindung mit Korſakows Heer zu ſuchen, wurden ſie vom General Molitor zurückgejagt; und Suwarow erfuhr nun erſt von ihnen die gänzliche Niederlage der ruſſiſchen Armee in der Schlacht von Zürich. Nichts glich ſeiner Verlegenheit. Getrennt izt von Italien durch die höchſten Gebirge, abgeſchnitten von jeder Verbindung, umrinnt von Felſen und Feinden, eingeſperrt in ein ſchmales, vier Stunden langes Thal, ſah er ſein Heer durch Anſtrengungen und Entbehrungen ermattet. Viele ſeiner Soldaten waren beim Zug über den Kinzigkulm von Hunger und Elend umgekommen; faſt alle Pferde und Laſtthiere ohne Hufen; viele in die Abgründe hinabgeſtürzt.

Noch wankte er unentſchloſſen, wohin ſich wenden, da drang

gegen ihn Massena schon (am 1. October) ins Muttathal ein. Das Gefecht begann mit Tagesanbruch. Die Russen, verzweiflungsvoll, stürzten mit Uebermacht gegen ihren Feind; trieben ihn durch die Thalschlucht zurück. Im Gedränge über die schmale steinerne Muttabrücke daselbst fiel eine Menge der Menschen und Rosse in den Abgrund des Bergstroms. Die Russen entfalteten ihre Streitkräfte nun ausserhalb der Bergschlucht. Die Franzosen wichen vor der Uebermacht kämpfend und langsam zurück gegen Schwytz. Ich befand mich daselbst. Durch meinen Secretär benachrichtigt, der vom Dorfe Brunnen zurückkam, daß Lecourbe mit seinen Bataillonen über den Urnersee angelangt sey, ritt ich zum Schlachtfeld, dem General Massena die frohe Botschaft selbst zu überbringen. Eine Menge verwundeter Franzosen und Russen zu Fuß oder auf Karren kam mir entgegen und versperrte fast den Weg. Auffallend war, wie die nordischen Krieger bei jedem Schritt laut ächzten, während die französischen Soldaten bluttriefend scherzten und lachten. Ueber die Wiesen von Ibach aber strömte nun in wilder Flucht und Verwirrung eine der französischen Halbbrigaden entgegen. Viele der Soldaten hatten Gewehre und Habersäcke von sich geworfen. Schon standen die Russen nur noch eine halbe Wegstunde vom Flecken Schwytz entfernt, und Suwarow mogte hoffen, sich hier durchzuschlagen. Aber plötzlich änderte die Scene. Lecourbe war, rechts vom Dorfe Brunnen, längs Bergen und Wäldern, gegen den Eingang des Muttathals geeilt. Die Russen nun ihrerseits bedroht, ihren einzigen Rückweg zu verlieren, gaben den Sieg auf, und flüchteten mit unglaublicher Unordnung, Fußvolk und Reiterei wild durch einander, der Thalschlucht zu, wie ein Bienenschwarm seinem Korbe.

Indessen war schon ein Theil von Suwarows Heer über den Pragel ins Klönthal gestiegen. Hier, längs den Ufern des anmuthigen Sees, ward mit Molitors Bataillonen nicht minder blutig gestritten, als bei Schwytz. Die Franzosen ließen von den Bergbalden Felsmassen in die russischen Schlachthaufen zerschmetternd niederfahren, mußten endlich aber der anschwellenden Menge ihrer Feinde weichen. So kam Suwarow folgendes Tags in Glarus an. Ihm folgten langsam seine ermudeten Truppen über das Gebirg. Drei Tage verweilte er hier; aber jeder Tag brachte ein Treffen. Es schien sein Vorsaz, sich längs dem Wallensee gegen den Rhein durchzuschlagen, um in Bünden oder Schwaben Verbindung mit den Trümmern des korsakowischen Heers zu finden. Er drängte Molitors Brigaden mit Ungestüm zurück bis Räfels.

Dieß Dorf, nah dem Gebirg, in üppigen Wiesen zwiſchen Fruchtbäumen gelagert, ſchon durch eine der alten ſiegreichen Freiheitsſchlachten der Schweizer (im J. 1388) berühmt, ward noch einmahl Zeuge eines der furchtbarſten Kämpfe. Suwarow ſchien auf dieſer Stätte Sieg oder Untergang ſeines Heers beſchloſſen zu haben. Die Franzoſen aber, in noch vortheilhafterer Stellung, leiſteten den verzweiflungsvollſten Widerſtand, gereizt durch die verwegnen Beiſpiele der Tapferkeit, welche die dritte ſchweizeriſche Halbbrigade auf dem Boden gab, der ſie an das Heldenwerk ihrer Altvordern mahnte.

Der ruſſiſche Feldherr, wie er mit wildem Schmerz die Unmöglichkeit erkannte, dieſe Heerhaufen, dieſe Ströme, dieſe Engpäſſe zu überwältigen, ſah ſich gezwungen, noch das allerletzte Rettungsmittel zu wählen. Er mußte ſein müdes, geſchwächtes Heer noch einmahl über die höchſten Bergkämme der Alpen führen, um im Bündnerland endlich Sicherheit wieder und Ruhe zu gewinnen. Er brach alſo auf (5. October), und zog, durch Schwanden, ins rauhe Seenſtthal; hinter ihm auf ſeinen Ferſen folgte der Feind.

Am linken Ufer des Sernſtſtroms aber, doch über demſelben, an abſchüſſigen Bergbalden, ſchlängelte ſich ein elender Pfad durch die Gebirgsſchlucht aufwärts, vielmals kaum breit genug, zwei Mann neben einander zu faſſen. Dieſen betrat eine Armee, deren Nachhut, neben allen Mühſeligkeiten, noch unaufhörlich von den Franzoſen zum Gefecht genöthigt ward. Wilde, brückenloſe Giesbäche mußten durchwatet, Schuttberge überklettert werden. Erſt nach drei Stunden langem Steigen, im tiefſten Hintergrunde des Thals, bei den Dörfern Matt und Elm, wird endlich der Boden etwas ebner.

Aber erſt da erſcheinen, hoch über grünen Alpentriften, die ſtarren, grauen, von Wolken des Himmels umflatterten Gränzfelſen, welche Glarus von Graubünden ſcheiden. Sie dehnen ſich mit ihren Gipfeln, Zacken und Zinken, mit ihren todten Schneefelden, Gletſchern und Firnen, in einem ſchauerlichen Halbkreis aus, deſſen erhabne Ränder unüberſteiglich ſcheinen. Links die gewaltige, finſtre Pyramide des Fallzubers; rechts der vergletſcherte Tſchingel. Zwiſchen beiden, aus dem ewigen Schnee emporſteigend, eine ſehr lange und hohe Felswand, gleich einer ungeheuren Ringmauer, hinter welcher wieder, aneinander gereiht, in bizarren Geſtaltungen, neun Bergſpitzen auftauchen, von den Aelplern ſcherzweiſe die „Jungfrauen“ geheißen. In eben jener

bereiten und ſenkrechten Felsmauer zeigt ſich links das wunderbare Martinsloch, welches, wie durch die Bergwand kreisförmig ausgeſchnitten, hinterwärts wieder den blauen Himmel und zweimal alljährlich (am 3., 4. und 5. März, wie am 14. und 15. September) die Sonne erblicken läßt, deren Strahlen dann zuerſt den Kirchenthurm des Dorfes Elm beleuchten. Wagehalſe unter den Gemsjägern erſtiegen ſchon die runde Oeffnung. Einer derſelben ſagte mir: ſie ſey geräumig genug für ein Bauerhaus; der Kreis habe einen Durchmeſſer von 30 — 40 Fuß.

Nachdem Suworows Heer über die ſchöne Wichlen-Alp ſchweigend hinausgeſchritten war, ſtieg es ſchwer und langſam den weiten Schlund des Wallenbodens aufwärts zweimal über einen ſenkrechten Felſenabſaz im Hintergrunde, zum Kinkenkopf. Das Brauſen der Waſſerfälle links und rechts von jähen Bergköhen, und Flintendonner der nachkletternden Franzoſen begleiteten den Zug. Menſchen und Vieh fuhren von Zeit zu Zeit von dem ſchlüpfrigen Schiefer- und Kalkſchutt oder von den unſichern Schneeplazen zerſchmetternd in die entſezlichen Tiefen. Noch liegen droben die Menſchengebeine umher, von der Sonne längſt weißgebleicht.

Aber der lezte, der beſchwerlichſte und gefährlichſte Theil des Wegs erwartete noch die Tauſende der Wanderer da, wo ſich die nakten, ſchroffen Kalk- und Schieferberge des Jetzerſchlundes zuſammen ziehn, und die ſogenannte „Gurgel“ bilden. Hier zieht, eingeklemmt zwiſchen Felſen, ein ſtundenlanges Schneefeld bis zum Grath des Panixerbergs ſteil hinauf. Mancher Unglückliche athmete, emporklimmend, völlig erſchöpft und ohnmächtig, das elende Leben aus. Als endlich der Felskamm des Gebirgs errungen war, 7 — 8000 Fuß hoch über dem Meer, neben den Gletſchern des Hausſtocks, und die Armee, nun verworren, wie aufgelöst, die ſteilen Berghänge über Steintrümmern niedereilte gegen die Araſchka-Alp, begann mit wachſenden Mühſeligkeiten neue Noth. Denn hinter ſich, auf der Höhe, ſah man den verfolgenden Feind; vor ſich in der Erde eine lange Spaltung des Felſenbodens, von ungemeiner Tiefe. Im Abgrund der Kluft wälzt ein Gletſcherbach ſeine ſchäumenden Fluten. Die Bündner des romaniſchen Oberlandes nennen dergleichen eng zwiſchen tiefen Felſen eingeſperrten Gießbäche „Multärs“ oder „Buelas.“ Nur eine einzige ſchmale Steinplatte über dem Abgrund dient zur Brücke. Wer hinüber war, ſah ſich vor der Verfolgung von Molitors Kriegern geborgen. Die finſtre Schlucht des Bodens, kaum acht Fuß breit, ſchien leicht im Lauf zu überſpringen. Tauſende wagten verzweiflungsvoll

voll dieſen vermeſſenen Sprung; Hunderte ſchwindelten rettungslos in die Finſterniß der Multär hinunter.

So endete Suwarow den unglückvollen Zug durch das Gebirgslabyrinth der Schweiz; und ſo ſehr ward davon ſein Gemüth ergriffen, daß er, zerfallen mit den Feldherren Oeſterreichs, die ihn vergebens ermunterten, fortan erklärte, ſich in „kein Unternehmen mehr einzulaſſen.“

VIII.

Kanton St. Gallen.

1.

St. Gallen, Abtei und Stadt.

Keine Stelle im Schweizerlande, vielleicht kaum irgend eine in den Nachbarreichen, bezeichnet mit ihren Schicksalen den leisen aber ewigen Fortgang und die Alles umgestaltenden Wirkungen der Civilisation so treffend und mit so scharfen Zügen, als St. Gallen. Die zwölfhundertjährige Geschichte dieses Erdflecks und seiner Bewohner, wo Abtei und Stadt, Priesterthum und Bürgerthum zwillingsartig neben einander aufwuchsen, bis der Leibeigene Nebenbuhler des Herrn wurde und die fürstliche Macht und Pracht des Klosters, vom Glanz der Wissenschaft und des Kunstfleißes freier Bürger verdunkelt, erlosch, ist ein wahres Kleinbild der Entwickelungsgeschichte der europäischen Menschheit.

Beinahe tausend Fuß hoch über dem Bodensee (der selber schon 1255 Fuß über dem Meeresspiegel ruht), wenige Wegstunden von ihm entfernt, liegt ein Thal, von einigen Anhöhen umfaßt, von einem Paar Bächen durchflossen. Es war im siebenten Jahrhundert noch unbewohnte Waldwildniß, nur von Wölfen und Bären durchstreift. Hieher kam der irländische Mönch Gallus aus Benehors Zellen, nachdem er einen guten Theil der Abendländer bereiset hatte, um europäische Heiden zu bekehren. Schon war der Ruf seiner Heiligkeit, selbst seiner Wunderkraft groß. Sey es aus weltentsagender Frömmigkeit, oder um, in reiner Bergluft, des Fiebers frei zu werden, das ihn oft in den Niederungen der Seegegenden quälte: er siedelte sich endlich mit zwölf Jüngern St. Benedikts in jenem Thale an, baute da zwischen den Urwäldern eine Bethütte neben hinfälligen Wohnungen, und lebte, lehrend

durchs Gemüth, er solle dahin und mit Christi Wort die Finsterniß erleuchten. Doch erschrack er vor dem Einfall; denn er hatte Frau und Kind, dabei ein mäßiges Auskommen und sonst keine Mittel. Es war im Jahr 1708. Und immer ging ihm der Gedanke nach, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu bekämpfen, konnte sein nach Jahr und Tag nicht los werden und fand keine Ruhe, bis er zur Erfüllung schritt, und ihn im Jahr 1711 offenbarte, um Unterstützung zu finden. Er richtete Bittschriften an die Bischöfe von Drontheim und Bergen, an das Missions-Kollegium in Kopenhagen, an königliche Behörden mit Vorschlägen zur Stiftung einer Niederlassung in Grönland, einer Handlungsgesellschaft u. s. w. Niemand möchte ihn hören. Seine Frau, seine Hausgenossen, seine Verwandten bestürmten ihn mit Vorwürfen; die obern Behörden, die reichen und vornehmen Herren behandelten ihn, nach ihrer Art, wie einen Grillenfänger oder Schwärmer; andere machten sich öffentlich über ihn lustig. Er mußte gegen so viele Verunglimpfungen im Jahr 1715 in einer eigenen Vertheidigungsschrift seine Rechtfertigung versuchen. Sobald er aber einmal seine Gattin für den kühnen Gedanken gewonnen hatte, ging Alles leichter. Nun hörte er auf, Bitt- und Denkschriften zu machen; legte sein Amt nieder;

und bekehrend, von Früchten des Ackers, welchen er ſelber baute, oder von milden Gaben, welche ihm Dankbarkeit und Ehrfurcht chriſtlicher und heidniſcher Nachbarn zollte. Das war der beſcheidene Urſprung der Abtei St. Gallen, der allererſten, die in obern deutſchen Landen entſtand.

Erſt über dem Grabe des großen Heidenbekehrers ſtrahlte aber der Ruhm ſeiner Tugenden und Wunder heller. Man wallfahrtete bald zur St. Gallenzelle und bereicherte ſie mit Vergabungen von Ländereien und Leibeignen, um dafür aller Seligkeiten des Himmels nach der Todesſtunde verſichert zu werden. Was in unſern Tagen Politik der Fürſten und Großen begünſtigen würde, leiſtete damals Frömmigkeit derſelben. Klöſter wurden, inmitten der Halbwilden und Barbaren, *Pflanzſtätten beſſerer Geſittung*; und Mönche ſtreuten mit den Saaten des Chriſtenthums die erſten Keime der Gewerbe und Künſte aus. Sie lehrten Kalk und Ziegel brennen, Getraide und Weinreben pflanzen und aus Faſern ſelbſtgebauten Hanfs und Leins Gewänder weben.

Bald ſiedelten ſich um den Wallfahrtsort, zur Bequemlichkeit der Pilger, Krämer, Kauffahrer und Wirthe an. Die ſchlichte Bethütte verwandelte ſich in ein gemauertes Kloſtergebäude mit ſtattlicher Kirche, von den fleißigen Händen der Mönche aufgeführt. Die Leibeignen des Gotteshauſes erlernten und betrieben, zum Vortheil deſſelben, bei verbeſſertem Feldbau, die unentbehrlichen Handwerke. Schon im neunten Jahrhundert erſcholl der Ruf durchs Land von großer Wiſſenſchaft und Kunſt der Kloſtergeiſtlichen. Sie bewahrten unter ſich die Geiſtesſchätze des alten Griechenlandes und Roms; und neben den Uebungen ihrer Andacht weihten ſie ſich der Stern- und Heilkunde, den Künſten der Muſik, Malerei und Beredtſamkeit. Im zehnten und eilften Jahrhundert, als in Deutſchland und Frankreich Schulen und Wiſſenſchaften mehr und mehr unter der anſchwellenden Macht allgemeiner Barbarei zerfielen, glänzte St. Gallen noch, als Stern in allgemeiner Nacht der Unwiſſenheit. Aus ſeinen Schulen hervor gingen die berühmten Gelehrten des Zeitalters. Noch ſind heutiges Tags die *Notkers*, *Kerons* und *Eckehards* in der alteſten Literatur der Deutſchen gefeierte Namen.

Weit mehr aber, als Gelahrtheit des Kloſters, erregte immer höher ſteigender Reichthum deſſelben an Grundſtücken, Weilern, Höfen, Dörfern, Zinſen, Rechtſamen und Leibeignen den Neid der Herrn und Grafen rings umher, ſelbſt der Biſchöfe von Conſtanz. Ehe noch das zehnte Jahrhundert unſrer Zeitrechnung

begonnen war, hatte die fromme Freigebigkeit nicht nur der nähern Umgegenden, ſondern auch der entfernteren Landſchaften Helvetiens, Rhätiens, des Elſaſſes, Breisgaus und übrigen Schwabens die Stiftung des heiligen Gallus zu einer der hochbegüterſten jener Zeit erhoben. Nur an eigenen oder zinstragenden Ländereien beſaß ſie 160,000 Jucharte, oder 4000 Huben. Das Kloſter zählte mehr denn hundert Mönche in ſeinen Zellen; mehr denn zweihundert Leibeigene; ungerechnet die Menge der Schüler und Verpfründeten. Der Abt ward einem Fürſten gleich, ohne deſſen Namen zu führen. Weder die zahlloſen Fehden der Ritter in jenen verwilderten Zeiten des Fauſtrechts, noch die verwüſteriſchen Streifzüge der Ungarn, noch ſelbſt die Räubereien der ungläubigen Araber oder Mauren, die aus Spanien waren und ſchon in den Gebirgen Graubündens und Appenzells Fuß gefaßt hatten, konnten ſo großen Wohlſtand vernichten.

Unglück und allgemeine Unſicherheit dieſer Gegenden und Zeiten brachte Wirkungen ſehr entgegengeſetzter Art hervor. Die frommen Aebte mit ihren Mönchen ergriffen ſelber Schwert und Harniſch. Sie wurden Krieger, befeſtigten ihr Kloſter, zogen um daſſelbe und die benachbarten Wohnungen eine Ringmauer mit dreizehn Thürmen und tiefem Graben. So wurden damit zur künftigen Stadt St. Gallen die erſten Grundſteine gelegt (Ende des zehnten Jahrhunderts). Hinwieder wie nun in Kämpfen und ſchwelgeriſchen Gelagen die frühere Tugend der Geiſtlichkeit allgemach abnahm, mehrte ſich anderſeits ſchwärmeriſche Frömmigkeit unter den Laien. Dieſe ſtifteten Klöſter und Kirchen in Fülle, oder vergabten ihr Gut den Heiligen des Himmels. Einſamkeiten der Wälder und Gebirge bevölkerten ſich mit Klausnern, Einſiedlern und Waldbrüdern, oder mit einzelnen und beiſammenwohnenden Klausnerinnen, Feldnonnen und Waldſchweſtern, die der Weltluſt abgeſchworen, um in ſtrenger Lebensweiſe das Paradies der Ewigkeit zu verdienen. Nur ſelten ward eine dieſer Klausnerinnen ſo überraſchend wieder in die Freuden des Lebens zurückgezogen, wie die ſchöne und tugendliche Wendelgard von Buchhorn, Kaiſer Otto's I. Nichte. Nachdem ſie ihren Gemahl, Grafen Ulrich, im Schlachtfeld gegen die Ungarn verloren, vertrauerte ſie in Gebet und unter Thränen ihre Tage in einer Zelle bei St. Mangenkirche zu St. Gallen. Nur einmahl im Jahr verließ ſie die Klauſe, um dem Andenken des Geliebten im Tempel von Buchhorn Todtenfeier zu halten und Almoſen zu vertheilen. Wie dieß einſt geſchah,

und ſie durch ihre Dienerſchaft einem der Bettler ein Kind hatte reichen laſſen, um welches er ungeſtüm gebeten, ſprang dieſer hervor, ſchloß die Geberin in ſeine Arme und küßte ſie. Die Knechte der Gräfin ſtürzten empört gegen den Vermeſſenen hin, der aber den zerriſſenen Mantel von ſeinen Schultern warf. Da ſtand Ulrich von Buchhorn, der vielbeweinte Gemahl, vor Wendelgarden. Und die Gottgeweihte verzieh den Kuß.

Das Städtlein neben der Abtei, mit Lehenleuten oder Leibeigenen derſelben oder freien Anſäßen bevölkert, blieb lange ein unbedeutender Ort, dem das Kloſter Richter und Verwalter ſetzte. Die Bürger nährten ſich vom Ertrag ihrer Aecker, Heerden und gemeinen Handwerke. Bald aber fanden ſie im Weben feiner Leinwand größern Gewinn; bald ward dieß und Handel mit köſtlichem Linnen die vornehmſte ihrer gewerbigen Thätigkeit. Die Bevölkerung wuchs; die Ringmauern wurden erweitert. Kunſtfleiß erhöhte den Wohlſtand des bürgerlichen Haushaltes; ſteigender Verkehr machte größere Freiheit zum Bedürfniß. Die oberherrlichen Aebte, in ihren Fehden und Kriegen oft von Feinden, bei ihrem verſchwenderiſchen Leben oft von Geldnoth bedrängt, ſahn ſich abwechſelnd durch die tapfern Waffen oder durch das Gold der Bürger getröſtet, und vergalten dem aufblühenden Gemeinweſen durch Gewährung mannigfaltiger Rechtſame; geſtatteten ihm auch, eigne Richter, endlich ſelbſt eignen Rath zu wählen. Die Kaiſer des Mittelalters, welche aufſtrebenden Reichs- und Kirchenfürſten Schranken bauen mußten, trachteten ſtaatsklug, Städte an ſich zu ziehen durch mancherlei Gunſt. So ward auch St. Gallen im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in des Reichs Schirm aufgenommen und mit eignem Wappen geziert, wenn ſchon die Stadt noch dem Kloſter ſteuer- und dienſtpflichtig blieb. Aber ſchon in Handelsverträgen mit deutſchen und ſchweizeriſchen Städten ſchloß die Stadt mit ihnen nun, nach damaliger Sitte, zu eignem Schutz, beſondere Bünkniße. So erſtarkte die thatige Gemeinde durch kluge Benutzung der Zeiten, durch Gewerbigkeit, Kunſtfleiß und haushälteriſche Sparſamkeit der Bürger, welche für die Ehre ihrer Stadt kein Opfer ſcheuten, während die Abtei den innern Verfall durch äußern Glanz zu verhüllen oder zu erſetzen glaubte. Ihr Abt empfing (im J. 1204) die Würde eines Reichsfürſten und zehn Jahre ſpäter das Recht der Inful. Doch im Genuß kloſterlicher Pracht und Ueppigkeit ſtarben Ruhm und Wiſſenſchaften immermehr ab, durch welche St. Gallens Stift einſt herrlich vor dem Welttheil ſtand, und neben dem Gebieterſtolz des fürſtlichen Mönchs und ſeiner

Kapitularen verſchwanden heiliger Sitten-Ernſt und edle Demuth der frühern Tage. Die Unterthanen des Gotteshauſes ſelber erröthelen vor der frechen Unzucht der Prieſter, oder begannen bewaffneten Widerſtand und Aufruhr gegen deren Willkühr, Härte und Druck. Das Appenzellerland riß ſich von der Botmäßigkeit der Aebte los (im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) und erobelte in ſiegreichen Feldzügen eine Freiheit, welche es bis zu unſern Tagen bewahrt hat.

Die Bürgerſchaft der Stadt St. Gallen indeſſen, immer gewandt und entſchloſſen, allen Zeitverhältniſſen Vortheil abzugewinnen, ſchloß ſich den Appenzellern in deren Kampf gegen den Abt an, zwang ihn, ſeinen wichtigſten Rechten zu ihren Gunſten zu entſagen; kaufte ſich von den übrigen mit Geldſummen los, wie ſie ſchon früher mit den beſchwerlichſten Koſten gethan hatte, die ihr vom Reiche auflagen; trat, gleich dem Abt, mit Schweizerkantonen in Landrecht und Band, und ward endlich ſogar zugewandter Ort der Eidsgenoſſen. Obwohl ihr Gebiet ſich nicht weit über die Stadtmauern hinaus erſtreckte, war ſie doch durch Gewerb und Verkehr reich, angeſehen und mächtig worden. Viele Familien von Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten, einſt in Conſtanz angeſeſſen, waren von da nach St. Gallen gezogen, als die große Kirchenverſammlung jener Stadt dortigen Gegenden erſt Theurung, dann lange Kriegesunruhen gebracht hatte. Endlich kamen noch die Tage der Kirchenverbeſſerung. St. Gallen wandte ſich, Angeſichts des Kloſters, dieſer zu, und löſete ſich damit ſelbſt vom geiſtlichen Einfluß des Prieſterthums ab.

Von da an blühten, wie weiland im Kloſter, die Wiſſenſchaften nun in der Stadt, begünſtigt vom freiern Geiſt des evangeliſchen Glaubens. Aus den Stadtſchulen trat eine bildungsreiche Bürgerſchaft, eine große Zahl trefflicher Staatsmänner, Gelehrten und berühmter Schriftſteller hervor. Aus den Stadtthoren gingen zahlloſe Frachten von einfacher und geblümter Leinwand, Sangaletten oder Glanzleinen, Parchent, Schleier, Muſſelinen und Baumwollenwaaren aller Art nach Deutſch- und Welſchland, bis Spanien und Rußland. St. Gallen ward der Mittelpunkt des Verkehrs und der Manufakturen von einem großen Theil der öſtlichen Schweiz und des weſtlichen Schwabens. Mehrere Häuſer hatten in entfernten Seeſtädten Abſenker ihrer Handelszweige geſetzt. Noch immer gehört St. Gallen zu den erſten Gewerbs- und Handelsſtädten der Schweiz. Obgleich unvortheilhaft, fern von den großen Straßen des Weltverkehrs, im Innern des Landes und zwar hoch im

Gebirg gelegen, wußte ausdauernde Betriebſamkeit, Muth und Klugheit der Bürgerſchaft alle Hinderniſſe ſiegreich zu bekämpfen, die ihr durch Ungunſt der Natur, wie der Menſchen, entgegengeführt worden waren.

Hinwieder durch Verſäumung alles deſſen, was die Abtei einſt ruhmreich und blühend gemacht hatte; nun überflügelt von der Stadt in Kunſt, Wiſſenſchaft und Wohlſtand; erſchöpft durch Fehden und Kriege mit Fremden oder mit eignen Unterthanen; zerrüttet durch Aufwand und übeln Haushalt, ſah man das Gotteshaus endlich ſo tief ſinken, daß es ſich bei den Kriegen der Eidgenoſſenſchaft wegen Toggenburgs (im Jahr 1712) ſogar in den Schutz der Stadt begab, deren erſte Bewohner Dienſtleute und Leibeigene des Kloſters geweſen waren. Dieſer Umſchwung aller Verhältniſſe war das Werk der Civiliſation, die, vom Prieſterthum ausgegangen, dem Bürgerthum eine Uebermacht verlieh, welche naturnothwendig mit größerer Sittenſtrenge und höherer Einſicht, wie mit weiſerer Benutzung des Eigenthums und der Zeitumſtände verbunden iſt.

Zwar noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfreute ſich der Fürſtabt eines Gebietes, welches die Beſitzung manches andern Fürſten an Größe übertraf. Es umſchloß mit der Grafſchaft Toggenburg und der ſogenannten alten Landſchaft, das heißt, mit einem Landgebiet von ungefähr 20 Geviertmeilen, beinah den ganzen Kanton Appenzell. Es zählte eine Bevölkerung von beinah 100,000 Seelen. Die weitläuftigen Gebäude des Kloſters, mit der prächtigen Kirche deſſelben, ragten noch im alten Herrnſtolz über die beſcheidenen Bürgerwohnungen der Stadt hervor, welche in ihrem mäßigen Umfange nur 7—8000 Einwohner zählte, und vor ihren Thoren kaum mehr Bodens beſaß, als dürftig zu Gärten und Bleichplätzen hinreichte; dazu noch nöthige Waldung für ihren Bedarf. Aber die Mönchsherrſchaft, ſchon in vorigen Jahrhunderten vielfach gebrochen, ward im achtzehnten Jahrhundert während der ewigen Händel der Abtei mit ihren bedrängten Unterthanen, immer mehr gelähmt, bis ſie endlich in den Verwirrungen der ſchweizeriſchen Revolution machtlos zuſammenſtürzte und verſchwand. Der letzte Nachfolger des heiligen Gallus, Abt Pancratius Vorſter, ſtarb in der Zelle eines fremden Kloſters *), nachdem er umſonſt

*) Nämlich in der Abtei Muri des K. Aargau am 9. Juli 1829. Er genoß, nach Beſchluß des Wiener Congreſſes, einen Jahrgehalt von 6000 Gulden. Sein Vermögen vermachte er meiſtens zur Stiftung ewiger Jahrszeiten; seinen zum Theil dürftigen Verwandten aber — nichts.

die Gewalt der Zeit und ihrer Erscheinungen mit starrsinnigem Eifer und herrischem Trotz zurückzudrängen gedroht hatte.

Jetzt bildet jene alte Landschaft des Klosters und die Grafschaft Toggenburg, verbunden mit den Städten und Ortschaften des Rheinthals, einen selbstständigen Freistaat in der Eidgenossenschaft, dessen Hauptstadt St. Gallen geworden ist. Die junge Republik zählt auf einem Flächenraum von etwa 40 Geviertmeilen ohngefähr 160,000 Einwohner. Zwar hat die Stadt ihre mittelalterlichen kleinen Rechtsame und Privilegien eingebüßt; aber dagegen gewann sie in staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit mit gesammten Gemeinden des Landes, und im engern politischen Verband mit der Eidgenossenschaft, weitern Spielraum für ihr kraftvolles Leben, als sie je vorher hoffen durfte. Mit Wachsthum ihres Wohlstandes steigt von Jahr zu Jahr ihre Volksmenge, ihre Verschönerung und die Anzahl oder Veredlung ihrer öffentlichen Einrichtungen.

Dieß war der Ausgang des tausendjährigen Wettkampfes zwischen Abtei und Stadt, zwischen herrischem Priesterthum und zur Freiheit emporstrebendem Bürgerthum.

2.

Das Bad Pfäffers

Wo der junge Rheinstrom aus dem Bündnerland bei dem Dorfe Ragaz hervorbricht, geht südwärts ein Fußweg ins Gebirg hinauf bis zu den Hütten des Dorfes Valens. Es liegt beinah 3000 Schuh über dem Meere, in einem heitern Bergthal zwischen den grauen Hörnern und Gebirgsstöcken des wildzerrissenen Calanda und Monteluna. Vom Kirchlein des Dorfes hinweg windet sich seitwärts ein Pfad durch Wiesen bis zum Rand einer Bergschlucht, deren Tiefe die den Sardenagletschern entsprungene Tamina durchrauscht. Ein ziemlich steiler Weg führt hier, bei 700 Fuß tief, in den Felsenschlund hinunter, wo, zwischen Waldstrom und Felsen eng eingeklemmt, die Gebäude eines der berühmtesten Schweizerbäder ruhn. Die Strahlen der Sonne, selbst im Sommer, während ihres höchsten Standes am Himmel, tauchen kaum vier Stunden lang in diese Gruft hinunter.

Wie schauerlich immerhin auch beim ersten Anblick der Aufenthalt in solcher Felsspalte scheint, wird er doch von Kurgästen aus

Deutſchland, Frankreich, der Schweiz und Italien alljährlich zahlreich genug beſucht. Hier iſt aber kein Ort des Vergnügens, kaum einiger Bequemlichkeit. Nur durch Wunderkraft des kryſtallhellen, geſchmack- und geruchloſen 30° Reaumur warmen Mineralwaſſers wird Pfäffers ein Ort des Heils für Leidende und iſt es ſeit vielen Jahrhunderten. Die Römer kannten ihn nicht. Erſt ſpät wurden dieſe Gebirge bevölkert, vielleicht erſt, ſeit der heilige Pirmin, Biſchof von Meaux, in dieſer Gegend ein Klöſterlein St. Maria, zu Anfang des achten Jahrhunderts (im J. 731), geſtiftet hatte, um welches ſich denn das Dörflein Pfäffers anlegte.

Im Winter aus dem Abgrund emporſteigende Dampfwolken mußten bald zur Entdeckung der warmen Quelle führen. Allein urkundlich wird ihres Daſeyns erſt im J. 1050 gedacht, als Kaiſer Heinrich III. dem Kloſter das Eigenthum des Geſundbrunnens beſtätigte. Dreihundert und zwei und dreißig Jahre ſpäter lieh der Abt des Kloſters noch das Bad, bei dem ſich blos eine kleine Hütte mit Küche und Stube befand, um 6 Gulden und mit der Bedingung aus, daß die Perſonen des Gotteshauſes Pfäffers das »Wildhaus« unentgeldlich benutzen könnten. Freilich die Benutzung war damals nicht nur ziemlich mühſelig, ſondern auch lebensgefährliches Wagſtück. Denn man mußte ſich an Seilen zwiſchen den Klippen in die Tiefe hinunterlaſſen; dann zwiſchen den Felſen die Tamina aufwärtskriechen, bald von Seilen gehalten, bald auf Leitern und hangenden Brücken bis zu den Quellen, wo man eine Woche lang im Waſſer liegen blieb, darin aß und trank und ſchlief, bis jeder der verzweifelten Kur müde ward, oder ſich geneſen glaubte. Wo heutiges Tages die Badehäuſer in einem künſtlich erweiterten Platz der Felſenſpalte liegen, wurden erſt im J. 1630 Hütten aufgeſchlagen, dann (im J. 1716) die jetzigen Gebäude vollendet, zu denen das Badwaſſer in Röhren von der Quelle geleitet wird, faſt 700 Schritt weit.

Es iſt der Mühe werth, durch das etwas grauenhafte Halbdunkel der engen Schlucht bis zum Urſprung der Quellen zu wandern. Es iſt ein Gang, als wär' es ein Weg durch die geborſtene Erdrinde zum Orkus, oder zu den unterirdiſchen Pallaſten der Gnomen. Doch mögt' ich ihn nicht dem unſichern Fuß ängſtlicher Frauen, unbehutſamer Kinder, oder ungelenker Männer empfehlen, ſondern nur denen, welche ſchwindelfrei etwa, wenn ſie kein höheres Intereſſe ruft, von Zeit zu Zeit ſtarke Gemüthserſchütterungen bedürfen, um ein in Ueberſättigung erſchlafftes Gemüth aufzuregen, oder welche Brechmittel für die erkaltete Phantaſie nöthig

haben; oder auch wohl Bergſpitzen und Gletſcher erklimmen, um, mit Gefühl eigner Sicherheit, behaglich Empfindungen der Furcht und des Entſetzens zu genießen, wie Kinder beim Hören der Geſpenſter- und Räubergeſchichten.

Der Pfad des Taminaſchlundes führt bei den Badhäuſern ſogleich zur Pforte der ſchmalen Felſenhalle. Er iſt ſchlüpfrig, kaum zwei Schuh breit, nur von Brettern, die auf ſteilen Felſenſtäben, in die Felswand getrieben, über einem 30 — 40 Fuß tiefen Abgrund ſchweben. Hier waltet ewige Dämmerung und Feuchte. Nacktes Geſtein ſchwarzen Marmors, den weiße Spatadern durchſchlängeln, thürmt ſich links und rechts einige hundert Schuh hoch. Es drohn die überhangenden Klippen, die ſich droben einander bald zuneigen, bald verſchränken, bald auseinandergehen, furchtbaren Einſturz. Helles Grün der Gebüſche leuchtet von den Felſenhöhen am Himmel, wie aus einer ſchönern Welt nieder, die wir nun verlaſſen. Man athmet in einem dreißig Schuh weiten Grabe. Die Tamina heult, ein unterirdiſcher Höllenſtrom, aus der Tiefe herauf. Der lange hölzerne Steg, an Felſen geklebt, zittert. Er iſt ohne Geländer. Nach einer bangen Viertelſtunde kömmt man zum »Beſchluß« in die volle Finſterniß einer Höhle. Sie iſt etwa zehn Fuß über dem Bach erhaben. In ihr bricht die unterſte und reichſte Quelle hervor, welche den Bädern in jeder Minute gegen anderthalbtauſend Maas ihres Heilwaſſers ſpendet, während der Ueberſchuß deſſelben in die Tamina rinnt. Eine andere Höhle erſcheint ſeitwärts, ohngefähr 20 — 30 Fuß hoch, tief und weit, von der Gewalt der Fluten im harten Marmor eingewühlt und ausgeglättet. Heutiges Tages wird ſie nicht mehr vom Strom erreicht, deſſen Oberfläche ſchon gegen vier Fuß unter ihr liegt. Welchen Aufwand von Jahrtauſenden brauchten die Tamina-Wellen, bis ſie den feſten Kalkſtein ſechs Klafter weit einwärts auswuſchen und das eigne Flußbett über 20 Fuß tiefer im Felsboden einfraßen?

Wenn man die außerordentlichen Heilkräfte der Mineralquelle erwägt, welche ſchon dem Mittelalter nicht unbekannt waren, mag es befremden, daß die Mönche von Pfäfers erſt nach 800 Jahren auf den gemeinnützigen Einfall kamen, Hütten oder Gebäude zum Baden und Trinken auf die Stelle hinzupflanzen, wo ſie ſich gegenwärtig befinden. Dazu gehörte keine Kunſt, welche die Erfindungsgabe früherer Zeiten überſtiegen hätte. Sinnreich genug waren die Gottgeweihten dazegen ſchon vor acht Jahrhunderten in Pflege ihrer Andacht und Gaumſeeligkeit, ſowohl im Kloſter St. Gallen, als Pfäfers. Das lernen wir aus des alten Eckehard

eilte selbſt nach Kopenhagen; betrieb seine Sache persönlich, und brachte es endlich dahin, daß ein Schiff ausgerüſtet, er als Miſſionär von Grönland ernannt und an die Spitze einer kleinen Kolonie geſtellt wurde. Am 2. Mai 1721 schiffte er ſich mit seiner Frau und vier kleinen Kindern ein, freudig, nach zehnjähriger Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Hier baute er mit den ihn begleitenden Dänen an der Weſtküſte die Pflanzſtadt Godhaab; wohnte unter den anfangs ſchüchternen Wilden, gewann ihr mißtrauiſches Herz; lernte mit seinen Kindern ihre Sprache; ertrug mit ihnen alle Entbehrungen; durchreiſete unter mannigfachen Gefahren das rauhe Felſenland in verſchiedenen Richtungen, ließ Erze ſuchen, um nur den Dänen dieſen Boden wichtig zu machen, und verſuchte mit Getreideſaaten anſtellen, um die mit ihm Gekommenen vor Hungersgefahr zu ſichern. Doch in dieſen unwirthbaren Landſchaften ſchien alle Mühe eitel zu ſein, ſelten Sitz zu erhalten. Hier wütheten Froſt, Hunger, und Nachſtellungen von Wilden zugleich. Nur einzelne Menſchen gewann Egede nach und nach zum Chriſtenthum; binnen zehn Jahren taufte er nur hundert und fünfzig Kinder. In Dänemark ward man der Opfer müde. König Chriſtian VI. rief im Jahr 1731 die Koloniſten zurück. Alles verlor den Muth.

von St. Gallen Hauschronik und Gebetbuch, dieſen Fundgruben zur Sittenkunde des Mittelalters. Außer dem gewöhnlichern Wildpret und Fleiſch zahmer Hausthiere, aßen ſie damals auch vom Fleiſch der Steinböcke, Murmelthiere, Auerochſen und Wiſentochſen; dazu Schwäne, Faſanen, Pfauen, Rebhühner, Kapaunen, Turteltauben und andres Geflügel. Sie ſchmeckten Alles aus. So groß aber war ihre Andacht, daß ſie ſogar für jede Art der Speiſen, die auf ihrer Tafel erſchienen, eigene Tiſchgebete hatten. «Geſegnet ſey das Biberfleiſch!» (Sit benedicta Fibri caro) beteten ſie; «mögen keinem die in Schlingen gefangenen Vögelchen ſchaden!» (nil noceant ulli de decipulis volucelli); «ſegne uns Gott die tauſend gekochten Fiſchlein!» (millia coctorum benedic Dee pisciculorum).

Aber noch in unſern Tagen iſt für behaglichere Zuſtände der Leidenden und Kranken nur nachläßig geſorgt. Die Gebäude längs den Tamina-Ufern, im Kloſterſtyl gebaut, mit 400 Fuß langen Gängen verbunden, haben zwar 70 — 80 bewohnbare Zimmer, aber ſind ohne Oefen, oft unreinlich, feucht, kaum mit den nöthigſten Mobilien verſehen. Und dennoch reichen ſie mehrmals nicht zur Beherbergung aller Gäſte hin, die der Heilquelle froh werden mögten. Es wäre ein Leichtes, das Waſſer in faſt ungeſchwächter Wärme, bis gen Ragaz in freundlicher Gegend zu leiten, wo Raums genug zu finden wäre und für das Kloſter größere Einkünfte von der Anſtalt zu gewinnen ſeyn würden. Vorſchläge dafür ſind mehrmals, doch vergebens gethan, ſo wie, unter den Regierungen der Eidsgenoſſenſchaft, Anträge, das Bad zu kaufen und es zum Gemeindeſten vortheilhafter einzurichten und zu benutzen. Vielleicht iſt die Erfüllung des frommen Wunſches nun der Regierung des Kantons St. Gallen vorbehalten, in deſſen Gebiet die Abtei Pfäffers und zwar im Bezirk Sargans liegt, der reich an Erinnerungen aus dem romantiſchen Mittelalter und an wahrhaft romantiſchen Landſchaftsbildern iſt.

Wen mahnt nicht ſchon dieſer Name Sargans an die Tage und Schickſale des alten, mächtigen und vielverzweigten Geſchlechts der Grafen von Werdenberg, an die Abenteuer des Helden, der in den Freiheitskriegen Appenzells Hirtenkleider anlegte! — Und wie bald und tief ſank dieſer uraltadelige Stamm in ſich ſelbſt modernd zuſammen! — In die Linien Werdenberg-Heiligenberg und Werdenberg-Sargans getrennt, zerſtörten die feindſeligen Brüder, in ewiger Fehde unter einander, Macht und Ruhm ihres Hauſes, bis Alles verſchwunden war. Einſt mit ihrem Beſitzthum weit durch Schwaben und Rhätien verbreitet, verarm-

ten und geriethen ſie in ſo tiefe Schulden, daß endlich der Reſt ihres ganzen Vermögens (im J. 1494) im Städtlein Sargans öffentlich den Meiſtbietenden verſteigert werden mußte.

Das Städtchen, mit ſeinen freundlichen Wohnungen und bäuriſch eingezäunten Gärten, ſchmiegt ſich an den Marmorfuß ſeines Schellberges und wird von der Handelsſtraße belebt, die hindurch über die rhätiſchen Alpen nach Italien führt. Auf der Felſenhöhe darüber prangt noch maleriſch, mit ſeinen Mauern und Zinnen, das alterthümliche Schloß der ehemaligen Grafen. Nachdem dieſe es in ihren Geldnöthen den Eidgenoſſen verkauft hatten, hauſeten, ſtatt jener, darin ſchweizeriſche Landvögte. Jetzt iſt es, um 12.000 Gulden, mit dazugehörenden Gütern Eigenthum eines Privatmannes geworden.

3.

Zwingli's Hütte bei Wildhaus.

Hier ruht ſie ſtill am Gebirg, zwiſchen ihren umzäunten Gärten, die dreihundertjährige Hütte von Holzſtämmen *), ihr Dach mit Steinen beſchwert, daß es die Stürme nicht entführen. Blumen droben vor den Paar Fenſtern verrathen das Gemach der Tochter vom Hauſe; drunten die fünf zuſammengereihten Fenſter mit kleinen runden Scheiben, das Wohnzimmer der Familie, mit den Nebengemächern. Im Hintergrunde ſteigt ein Seitenarm des Säntisgebirgs, der wilde Schafberg, über 7000 Fuß hoch, zum Himmel. Am Berghang vor uns lagert ſich das Dörflein Wildhaus, mit ſeinen beiden Kirchen für evangeliſch-reformirte und katholiſche Chriſten.

*) Es mag vielleicht manchen Leſer befremden, daß eine holzerne Hütte ein Alter von 300 und mehr Jahren erreichen könne. Aber in der Schweiz iſt es keine große Seltenheit, ſolche Wohnungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu ſehen. Man erkennt aus dem Aeußern und Innern der Bauart das Zeitalter ihrer Errichtung. Vom erſten Holz freilich mag wenig daran vorhanden ſeyn; aber wie ein Balken, eine Sparre, ein Brett verdorben iſt, wird es friſch ergänzt. So erneuern und bewahren dieſe Hütten ſich in der urſprünglichen Form und Art, wie der menſchliche Leib, der die verdunſtenden Stoffe immer wieder durch neue erſetzt, nicht ganz der urſprüngliche bleibt, und doch der Geſtalt und den Zügen nach der nämliche iſt.

Dieß alſo die beſcheidene Hütte, in welcher Huldreich Zwingli, der kirchliche Reformator der Schweiz, geboren ward (1. Jänner 1484), deſſen Namen immerdar, neben Luthers Namen, in den Jahrbüchern der Menſchheit bleiben wird. Dieß alſo die Umgebungen, unter welchen in reiner Gebirgsluft, beinahe viertehalbtauſend Fuß über dem Meeresſpiegel, der Mann die Spiele und Träume ſeiner Kindheit genoß, der nachmals die Weltmonarchie des römiſchen Stuhls gewaltiger erſchütterte, als es vor ihm Kaiſer und Könige vermocht hatten.

Beim Anblick dieſer Hütte und ihres vom Alter ſchwarzen Gebälkes drängen ſich der Seele des Vorüberwandernden unwiderſtehlich, mit den großen Erinnerungen, ernſtere Betrachtungen auf. Der gewöhnlichſte Gedanke pflegt zu ſeyn: Wer hätte dem unbeachteten Knaben, dem Sohne eines Dorfammanns, ſein großartiges Schickſal weiſſagen mögen, als er im zehnten Jahre das kleine Vaterhaus verließ, um in Baſel die Schule zu beſuchen? — Eine Frage, die auch bei allen berühmten und unberühmten Menſchen wiederholt werden könnte. Eben ſo wenig iſt es eines Erſtaunens werth, daß Männer, welche wahrhaft groß und dauerhaft durch Jahrtauſende auf das Loos der Menſchheit einwirkten, ſelten oder nie Hochgeborne oder aus der Reihe der ſogenannten Erdengötter waren, ſondern von niedriger Herkunft. Denn der Erdengötter und Gewaltigen ſind wenige; die größere Menſchenmaſſe der Nationen beſteht aus Leuten gemeinen Stammes und Vermögens. So ſind nothwendig darunter auch der ausgezeichneten Geiſter mehr vorhanden, als unter Wenigen. Aber was dieſe Ausgezeichneten immerhin Herrliches leiſteten, ſie verrichteten es nicht einmahl aus eigener Kraft. Sie waren nur Werkzeuge in der unſichtbaren Hand einer höhern Gewalt; waren geweckt durch Erfahrung und Schickſal; hingelenkt zum Ziel durch Lebensumſtände, die ſie kaum erkannten, und die unabhängig von ihnen erſchienen; waren begünſtigt in ihrem Werk von der Stimmung des Jahrhunderts, vom Zuſammenſchlagen aller Verhängniſſe und Verhältniſſe des Zeitalters. Zweifle doch Niemand, es leben Tauſende und aber Tauſende in dunkler Vergeſſenheit unter uns, mit reichern Schätzen des Geiſtes ausgeſtattet, als Cäſar und Napoleon, als Mahomed und Manek, als Praxiteles und Rafael von Urbino, als Luther und Zwingli. Sie haben zu allen Zeiten gelebt. Aber Gott entzog ihnen das Jahrhundert und die Gelegenheit.

Hinwieder haben andere Männer durch einen einzelnen Gedanken ungeheure Weltveränderungen hervorgebracht, von denen

ſie ſelbſt nichts geträumt hatten. Colombo wollte nur einen neuen Handelsweg nach Oſtindien ſuchen, den nachher Vasco de Gama fand; er entdeckte ſtatt deſſen einen unbekannten Welttheil und verwandelte damit der europäiſchen Nationen Sitte, Lebensweiſe, Geſetzgebung, Handel und politiſche Verhältniſſe und Intereſſen. — Guttenberg hatte in Mainz den Einfall, ſeines Nutzens willen, das einträgliche Gewerbe des Bücherabſchreibens durch Abdrucken der Buchſtaben zu erleichtern und zu vereinfachen; und er beflügelte den Gang der allgemeinen Civiliſation, machte die Weisheit des Alterthums nach Jahrtauſenden zum Gemeingut der Völker, und löſete die Feſſeln der Nationen, welche die Barbarei geſchmiedet hatte. — Der Zufall zeigte einem Mönch, welcher Gold oder den Stein der Weiſen ſuchte, die Kraft des entzündeten Salpeters, mit Kohlen- und Schwefelſtaub verbunden; ſeine Entdeckung machte allem Vorrang und Heldenthum des Ritterweſens ein Ende und ſchuf eine neue Kriegskunſt. — Dem Sterblichen gehört ſeine That, dem göttlichen Verhängniß ihre Wirkung.

Die größten Revolutionen auf Erden, deren Schwingungen und Nachklänge von allen Weltaltern empfunden werden, ſind nicht von irdiſchen Thronen, nicht vom Siegesſchwert der Feldherrn, nicht aus Schatzkammern der Großen hervorgegangen. Was iſt von den Heldenzügen eines Alexander, Cäſar, Attila, Karls des Großen oder Napoleons übrig geblieben, als ihr leeres Andenken? — Die meiſten Schlachtfelder, die Namen der meiſten Könige ſind vergeſſen. Aber die großen Ideen eines Moſes, Plato, Socrates, die Worte Chriſti und ſeiner Jünger, und Luthers und Zwinglis, die Gedanken eines Ariſtoteles, Newton u. ſ. w. leben und wirken noch immer fort. Auf dem Erdball iſt die Menſchheit ein Geiſterreich; ihr Weſen und Schaffen geiſtig; alles Irdiſche und Materielle nur ihr todtes Werkzeug. Tonnen Goldes, Thronen, Heere, Flotten, Altäre ſind nur Mittel, vergänglich und ohne eignen Werth, wie der irdiſche Menſchenleib nur des Geiſtes angebornes Mittel iſt. Länderfürſten empfangen auf einem geringen Erdfleck für einen Augenblick Vergötterung des Staubes. Geiſterfürſten geben der Geiſterwelt, welche den Stern des Erdballs bewohnt, Vergöttlichung; ſie gebieten in ihr ewig.

Doch ich bemerke faſt zu ſpät, daß ich in den Fehler der geſchwätzigen Ciceronen verfalle, die, wenn ſie den Beſchauer zu Sehenswürdigkeiten führen, ſeine Freude mit langweiligem Wortkram verderben. Alſo zurück zur Hütte und zu Zwingli!

Der kirchliche Winkelried, welcher der Glaubensfreiheit die Gasse bahnte, begann sein kühnes Unternehmen im Jahr 1516 auf der Kanzel von Glarus; setzte es im Wallfahrtsort Einsiedeln bis zum Jahre 1519 fort, und vollendete es im großen Münster von Zürich. Luthers Eifer war erst durch Tetzels schamlose Ablaßkrämerschaft gereizt worden; Zwingli lebte schon einige Jahre in voller Thätigkeit, ehe der Franziskaner Samson in die Schweiz trat, um für den römischen Hof mit Ablaßzetteln Geld einzuwechseln.

Große Geister stehen über ihrem Jahrhundert; kein Wunder, wenn dieses sie nicht begreift, sie lästert und ihnen den Dornenkranz aufs blutende Haupt drückt, welchen erst die Nachwelt zum Siegeskranz macht. Sie bedürfen für Leben und Kampf höhern Muth, als den gemeinen, soldatischen im Schlachtfeld. Ein solcher Geist, mit solchem Muth, war Zwingli's Geist, der sich mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums genährt hatte. Selbst Luther begriff einen Mann, wie Zwingli, nicht, der auch in Lehren, Thaten und Tugenden der großen Griechen und Römer Offenbarungen Gottes erkannte, und sagte: „Beide Kato's, Camillus und Scipio wären nicht hocherhabne Menschen gewesen, hätten sie nicht Religiosität gehabt. Die Religion wurde nicht inner Palästina's Gränzen allein bewahrt; denn nicht Palästina hat jener himmlische Schöpfergeist allein geschaffen, allein geliebt, sondern das Weltall!“

In diesem erhabnen Sinne schrieb er jene schöne Stelle seines Schwanengesanges nieder, worin er sagte: „Dort (in der Ewigkeit) wirst du sehen, in einerlei Gesellschaft, alle Heiligen, Frommen, Weisen und Gerechten; den Erlöser und die Erlösten; Adam, Habel, Henoch, Noah; Abraham, Isaak, Jakob, Juda, Mosen, Josua, Gedeon, Samuel, Elias, Elisäus, Esaias, die jungfräuliche Gottesmutter; David, Ezechias, Josias, den Täufer, Petrus, Paulus, Herkules, Theseus, Socrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen, Scipionen, und deine Vorfahren alle, die im Glauben sind verstorben!“ — Luther gerieth beim Lesen dieser Stellen vor Zorn fast außer sich. — „Was,“ rief der wittenbergische Reformator: „was bedarf man weiter noch der Taufe, der Sacramente, Christi, des Evangelii, der Propheten oder der heiligen Schrift, wenn solche gottlose Heiden, wie Socrates und Aristides, ja der greuliche Numa, der zu Rom alle Abgötterei gestiftet durchs Teufels Offenbarung, und Scipio, der Epicuräer, selig und heilig sind mit den Patriarchen, Propheten und Aposteln im Himmel, so sie doch nichts von Gott, Schrift,

Evangelium, Christo, Taufe, Sacrament oder christlichem Glauben gewußt haben? Was kann ein solcher Schreiber, Lehrer und Prediger anders vom christlichen Glauben halten, denn daß er sey allerlei Glauben gleich, und könne ein jeglicher in seinem Glauben selig werden, auch ein Abgöttischer und Epicuräer, wie Numa und Scipio?« *)

Zwingli war, bei aller Frömmigkeit seines Gemüths, ein liebenswürdiger Mann, wohlwollend, heiter und reich an witzigen Einfällen. Er war Dichter, zugleich Musiker und Componist vierstimmiger Lieder. Er spielte besonders die Laute vorzüglich gut. Seine Gegner nannten ihn daher spottend den evangelischen Lautenschläger und Pfeifer. Dem Generalvicar Faber in Constanz antwortete er: »Auf der Laute und Geige, auch andern Instrumenten, lernte ich etwas, das kömmt mir itzt mächtig wohl, die Kinder zu schweigen.« Bekanntlich war er verheurathet, Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. Das heut noch in Zurich blühende Geschlecht der Zwingli's stammt indessen nicht von ihm, sondern von einem seiner Brüder in Wildhaus ab.

Mit seiner Gemahlin, Anna Reinhard, machte er in Zürich Bekanntschaft. Sie stammte aus altadlicher Familie, wohnte in der Nähe von Zwingli's Pfarrwohnung, und war schon Wittwe; aber auch noch im drei und dreißigsten Jahr eine schöne Frau. **) Wo irgend er in der Stadt predigte, war sie gewiß seine Zuhörerin, und saß sie, wie ihr neuester Biograph versichert, gewöhnlich in der ersten Reihe seiner Zuhörerinnen. Ungeachtet beide einander ihre Zuneigung gestanden, entschloß er sich doch erst vier oder fünf Jahre später zur Ehe. Priesterehe war damals noch ein Wagstück, obgleich ihm andre schon mit Beispiel vorangegangen waren. — Sein Haus stand allen Fremden gastfreundlich offen, deren nicht wenige nach Zürich kamen, den außerordentlichen Mann persönlich kennen zu lernen. So wenig ihn die Lästerungen, selbst Nachstellungen seiner fanatischen Feinde schreckten (man warf ihm Fenster ein, schoß auf ihn, verläumdete ihn in einer Menge von Flugschriften als den leibhaften Antichrist), eben so wenig erregte die öffentliche Bewunderung und der Ruhm, dessen er in Hütten und Palästen genoß, in seinem bescheidnen Selbstgefühl einigen Stolz.

*) Luthers letztes Bekenntniß von des Herrn Nachtmahl.

**) Der Oberkanzler Nicl. Arator in Schlesien, der im J. 1526 den »Herr Ulrich Zwingli mit seiner theuergeliebten Hausfrau« in Zurich besuchte, nennt sie in der Beschreibung seiner Reise »ein eigentlich Engelsweib.«

Nur Egede nicht. Mit seiner Familie und zehn Matrosen, die auf den Schiffen, welche das Volk nach Dänemark zurückführten, nicht mehr Platz fanden, blieb er in Grönland. So harrte er zwei Jahre aus. Seine Standhaftigkeit siegte.

Denn nicht nur stellte der König die grönländische Handlung wieder her, und gab der Mission neue Unterstützung: sondern von der Brüdergemeinde in Herrnhut erschienen zugleich drei neue Boten des Heils, Matthäus, David und Christian Stach. Es war im Jahre 1733. Zu diesen kamen bald mehrere. Sie bauten sich die Sendstätte Neuherrnhut ohnweit Godhaab; späterhin, da ihr Werk besser gedieh (im Jahr 1758), eine andere Sendstätte, Lichtenfels, um entferntern Wilden näher zu wohnen. So setzten sie mit Alles opferndem Muthe Egede's heilige Sache fort, auch da sich dieser ehrwürdige Mann, krank und schwach, zur Fristung seines Lebens, zur bessern Erziehung seiner Kinder, und die Sache der Mission eifriger zu betreiben, nach Kopenhagen im Jahr 1736 zurückbegeben hatte. *)

Mit dem Christenthum begann die Kultur der Wilden. Sie gewöhnten sich an bleibende Städten. Im Jahre 1762 wohnten schon vierhundert

*) Er starb 1758 zu Stubbekiöbing auf der Insel Falster.

Man hat noch Briefe von ihm, an seine Brüder in der väterlichen Hütte bei Wildhaus gerichtet. Diese Brüder trieben Landbau oder gingen zum Theil in ausländischen Kriegsdienst. Er sprach zu ihnen, als Bruder, als Gottgeweihter, als Republikaner. »Nie ist's der Fall,« sagt er zu ihnen, »daß ich nicht wüßte, wie es um Euch stehe; so fleißig ist mein Fragen nach Euch. Ich aber muß die Arbeit, zu der mich Gott berufen hat, vollführen, gebe mir's dann, wie Gott will; alles Besorgliche hab ich vorher bedacht. Ich bleib ewig euer Bruder, wenn Ihr Christi Brüder bleibt. — So oft ich vernehme, Ihr lebet von Eurer Hände Arbeit, wie Ihr hergekommen seid, so bin ich froh zu wissen, daß Ihr den Adel, von dem ihr geboren seid, von Adam, wohl unterhaltet; und Eurer, die Ihr daheim die Wirthschaft treibt, versehe ich mich aller Ehren und Gutes. — So oft ich aber vernehme, daß Eurer etliche um Geldes Willen in Krieg gehn, so traure ich sehr, daß sie aus dem frommen Geschlechte der Bauren und Arbeiter verarten. Auch weiß ich wohl, was ich mich ihrer zu versehn habe, nämlich Jammer und Verdammniß ihrer Seele.«

IX.

Kanton Appenzell.

1.

Der Flecken Appenzell.

Das kleine Land, welches den Namen von einem seiner Hauptörter entlehnt hat, während der Hauptort selber (der dieß erst seit 1402 ist) den seinigen von einer Abten Zelle, oder Klause, empfing, die hier, unbekannt in welcher Zeit, stand, (die Gegend hieß urkundlich nur Neu Gereute) — dieß kleine Land, sag' ich, hat so viel Eigenthümlichkeiten oder Seltsamkeiten; liegt mit seinen niedlichen, freundlichen Hütten und Dörfern so lieblich zwischen den Gebirgen, daß es, mögt' ich fast behaupten, ein wahrer Liebling aller in- und ausländischen Reisenden geworden ist.

Von seinen niedrigsten Gegenden, die doch aber beinahe drittehalbtausend Fuß hoch gelegen sind, steigt es, gegen Südosten, zur Bergkette des Kamor und Santis, zu einer Höhe von beinahe achttausend Fuß empor. Bekanntlich hat das Ländlein nur die Größe von kaum mehr, als sieben Geviertmeilen; bildet aber einen Kanton der Eidgenossenschaft; ungeachtet es aus zwei unter sich unabhängigen Republiken besteht (Appenzell außer- und innerRhoden), die in Religion, Sitte, Gesez, Lebensart und Volksbildung ganz verschieden von einander sind. Das Staatsgebiet der äußern Rhoden (oder Bezirke) umklammert mehr als zur Hälfte, den Landtheil der innern Rhoden. Beide Republiken aber sind wieder ihrerseits vom Kanton St. Gallen so vollkommen umschlossen, daß der Kanton Appenzell eigentlich im Kanton St. Gallen eingeschachtelt liegt. Dieß hindert aber nichts am besten Einverständniß zwischen Allen.

Wir wissen aus Erdbeschreibungen, daß die Insel Malta, mit ihren 90 oder 100,000 Einwohnern auf acht Geviertmeilen, das bevölkertste Ländchen unsers Welttheils sey; Appenzell aber in dieser Landestugend oder Untugend dem mittelmeerischen Eilande am nächsten stehe. Im strengen Sinne genommen, gilt jedoch diese Merkwürdigkeit eigentlich nur von Appenzell außer Rhoden. Hier befinden sich auf dem engen Raum von vier Geviertmeilen ohngefähr 40,000 Einwohner (nach der neuesten Zählung 39,857). Wollte man den Boden unter dessen Volk nach der Seelenzahl vertheilen, so würde jede einheimische Person etwa 1¼ Juchart (zu 40,000 □') zum Eigenthum erhalten, nicht groß genug, eine Kuh das Jahr hindurch zu füttern. Zieht man aber, wie billig, noch alle unwirthbare Felsen und das Flußbett von mehr denn dreißig Wildströmen und Bächen ab vom anbaufähigen Grunde: so schrumpft der bewohnbare Raum noch enger zusammen, und die Bevölkerung Malta's und Außerrhodens würde kaum noch bedeutenden Unterschied zeigen. Das ganze Land ist daher auch mit Häusern übersäet, an Berghängen, auf Höhen, in schmalen Thalschluchten, wie kein andrer Fleck Bodens in der ganzen Schweiz. Die Leutchen machen sich selbst darüber lustig, versteht sich, nicht ohne einigen Vaterlandsstolz. „Als der Teufel einst," sagen sie: „mit einem Sack voller Städte und Dörfer über die Gegend flog, riß er an einer Felsspitze des Säntis in sein Bündel ein Loch und es fielen ihm von den Häusern zu Tausenden heraus." (Nach einer Zählung vom Jahr 1834 hatte Außerrhoden 6097 Wohnhäuser.) Die Bevölkerung beider Appenzelle beträgt im Ganzen 50,700 Seelen.

So lange unser Welttheil noch weitläuftige Länderstrecken enthält, die zehn und zwanzigmahl mehr Nahrungsmittel erzeugen, als ihre Bewohner zur Selbsterhaltung bedürfen, sollte man sich wegen Uebervölkerung einzelner Gegenden keinen Kummer machen. Der Ueberschuß von Produkten des Ackerbaus eines Landes gleicht durch Tausch und Handel die Bedürfnisse des andern aus. In Jahren allgemeinen Mißwachses lieferten Afrika und die Küsten des schwarzen Meeres den Schweizern das Getraide. Malta und Appenzell sind so wenig übervölkert, als Paris und London, wo doch gegen ein bis zwei Millionen Menschen auf dem Raum von einer oder zwei Geviertmeilen beisammenleben.

Seit hundert Jahren betrug in den äußern Rhoden Appenzells der jährliche Ueberschuß der Gebornen im Durchschnitt ohnge-

fähr 53 Personen. Die Volksmenge ist also noch im Zunehmen. Und doch blüht hier mehr Wohlstand, als in den innern Rhoden, wo, mit Ausnahme einiger reichen Familien, im Allgemeinen, neben geringerer Volkszahl des Landes, viel Dürftigkeit herrscht, und die Ländereien mit Schulden belastet sind. Armuth eines Volks oder einer Gemeinde entspringt, beim gegenwärtigen Verhältniß der europäischen Menschenmenge zum kulturfähigen Boden des Welttheils, offenbar nicht aus der übergrossen Familienzahl eines Volks oder einer Gemeinde, sondern aus den Mängeln der Gesetzgebung und der öffentlichen Einrichtungen. Wo diese den Geist der Nation im Sumpf der Unwissenheit erstickt lassen; wo sie den Erwerbsfleiß beschranken oder durch Auflagen ohne Maas zurückschrecken; wo sie die Rechte der Mehrheit durch Vorrechte der Minderheit verkümmern: werden die fruchtbarsten Gefilde von einer dünnen und dürftigen Bevölkerung besetzt seyn. Wo aber, neben bürgerlicher Freiheit, Aufklärung und Volksbildung am größten sind, schreitet öffentlicher Wohlstand auch am schnellsten vorwärts und mit dem Wohlstande die Bevölkerung.

Es ist eine merkwürdige Verblendung oder Unerfahrenheit der Gesetzgebungen, wenn sie, um die Verarmung im Lande zu vermindern, statt die offenen unläugbaren Quellen derselben zu vernichten, die naturwidrigsten Mittel ergreifen. In Innerrhoden muß z. B., wer heurathen will, die Bewilligung dazu vom Landammann haben! Ja, im Jahr 1817 sollte sogar allen Gebrechlichen und solchen Leuten, von denen nicht zu glauben war, daß sie Weib und Kind ernähren könnten, das Heurathen gänzlich verboten werden. Des Volkes gesunder Menschenverstand aber widersetzte sich dem naturwidrigen Vorschlage.

Vorzeiten war das Appenzellerland, nachdem es sich von der Herrschaft der St. Galler Aebte losgerissen hatte, ein einziger Staat gewesen. Erst die Zeiten der Kirchenreformation zerrissen es in ein doppeltes Gemeinwesen. In den innern Rhoden hatten die Katholiken Oberhand; die evangelischen in den äußern. Jene gestatteten den Reformirten keinen Gottesdienst mehr bei sich; zwangen sie zum Verkauf ihrer Güter und zum Auswandern nach den äußern Rhoden; in diesen brauchte man Gegenrecht. So erfolgte endlich vollständige Theilung des Landes (im Jahr 1597), wie sie noch jetzt besteht. Nichts beweist die gegenseitige Erbitterung der katholischen und evangelischen Appenzeller damaliger Tage so lebhaft, als folgender Zug. Ein Mann der Gemeinde Urnäsch hatte einst, aus den italienischen Feldzügen, das Gemälde vom

heiligen Antonius in ſein Dorf mitgebracht. Es war in der Kirche aufgeſtellt, bis zur Zeit der Reformation alle Heiligenbilder fortgeſchafft wurden. Der heilige Antonius mußte ſich ebenfalls gefallen laſſen, in eine Polterkammer zu wandern. Die katholiſche Gemeinde Appenzell, ſich ſeiner erbarmend, unterhandelte; bot für das Bild die holzreiche Sommeralp »Imfluh«, 4 bis 5000 Gulden an Werth. Umſonſt. Vielleicht modert itzt noch das Bild in einem Winkel, während ſich Appenzell des Eigenthums ſeiner fruchtbaren Alp freuen mag.

Die Bitterkeit des Glaubenshaſſes iſt freilich verſchwunden; aber die Wirkungen deſſelben dauern noch im Gegenſatz von beider Gemeinweſen Leben fort. Einſt war der Flecken Appenzell Hauptort des geſammten Landes; hier blühte damals durch Garnhandel und Leinwebereien größerer Wohlſtand; hier ſtrömten die Landleute zu Markten und Feſten, zu Rathstagen und Landesgemeinden zuſammen. Dem iſt nicht mehr ſo. Ueber ein Paar Kapuzinerklöſter und über die alten finſtern Häuſer des Ortes erhebt ſich nur die fromme Pracht der ſeit einem Jahrzehend neu und maſſiv erbauten Pfarrkirche. Dagegen haben die beiden Hauptorte der reformirten, auſſern Rhoden, Trogen und Herisau, mit ihren Werkſtätten und Fabriken, und ſchönen Hauſerreihen, ſtädtiſche Geſtalt und ſtädtiſches Leben.

Wie überhaupt in der Schweiz, iſt auch im Appenzellerländchen der Abſtand der reformirten und katholiſchen Gegenden auffallend. In Außerrhoden trägt Alles das Gepräge des Wohlſtandes, der Ordnung und Reinlichkeit. Die freundlichen, ſaubern Wohnungen der Reichern wie der Aermern ſind faſt durchſichtig von ihren vielen, hellen Fenſtern, und gewähren beim erſten Anblick ein Gefühl vom darin geführten behaglichen Leben. Zwiſchen ſorgfältig gepflegten Wieſen, Aeckern, Baumgärten, ſich immer mehr erweiternden, zierlichen Dörfern, Landhäuſern und Anlagen laufen wohlunterhaltene Landſtraßen hin, belebt von Fuhrleuten, Landarbeitern, Feiltragern und Reiſenden jeder Gattung. In den Ortſchaften ſelbſt regt ſich, neben Feldbau und Viehzucht, das Treiben von Künſtlern, Handwerkern, Webern, Kaufleuten und Fabrikanten. Schulen und Bildungsanſtalten werden von Jahr zu Jahr verbeſſert und vermehrt. Es werden Bibliotheken und Leſecirkel gehalten; wiſſenſchaftliche und gemeinnützige Geſellſchaften für des Landchens Wohlfahrt beſucht. Straßenbettler erblickt man faſt nirgends; und wenn ſchon es nicht ganz an Armen fehlt, wird für die zur Arbeit Unfähigen durch reichliche Steuern oder in beſondern Stiftungen geſorgt.

Andere Umgebungen treten uns im katholischen Innerrhoden entgegen. Der Glanz äußerer Ordnung und Sauberkeit verliert sich. Das Volk, wohl reich an heiterm Mutterwitz, ist bildungslos und unwissend; ohne Sinn für bessere Schuleinrichtungen und gemeinnützige Anstalten; der Leitung seiner altfrommen Geistlichkeit hingegeben, die, meistens selber ohne wissenschaftliche Bildung, keine Kenntnisse verbreiten kann, und dagegen Kirchendienst, Prozessionen und Kreuzfahrten über alles Andre erhebt. Man sieht es den unzierlichen Dörfern, den ärmlichen Hütten mit ihren finstern, unreinlichen Gemächern an, wie im Allgemeinen die Einwohner dürftig bemittelt sind. Nur in wenigen Familien ist Reichthum; und ihnen gilt nur das Interesse der Familie, welches alles Andre überwiegt. Die Mehrern des Volks aber leben nach der Weise, wie vor Jahrhunderten ihre Väter und in deren Glauben und Aberglauben. Ihr geringes Hausgeräth verfertigen sie zum Theil selbst; ihr Feld, ihre Heerde giebt ihnen die nöthige Speise. In manchen Haushaltungen wird für Außerrhoden, dem viel des verschuldeten Bodens zinsbar ist, vom weiblichen Geschlecht Stickerei getrieben oder gesponnen. Man beneidet aber die Wohlhabenheit der reformirten Nachbarn nicht, weil man die tägliche Anstrengung scheut, mit der sie erworben werden muß. Hirtenleben neigt sich gern zum Müssiggehn. Strafenbettelei ist ungehemmte Plage der Einheimischen und der reisenden Fremden. Man zählt auf 10 bis 11,000 Einwohner gegen 400 Bettler von Profession; die Zahl der sogenannten schamhaften Armen, welchen aus Stiftungen und Armengütern Unterstützung gereicht werden muß, ist unbekannt; wohl wenigstens eben so groß.

Man mag das Hirtenleben der bildungslosen Aelpler, ihre hohe Genügsamkeit, ihre Sitteneinfalt, ihre patriarchalische, kunstlose Staatseinrichtung recht anziehend, sogar recht poetisch finden. Schwerlich aber werden die bezeisterten Lobredner dieser Zustände das Glück derselben gegen den Genuß eintauschen wollen, welchen ihnen das Leben in geregelten, gesittungreichern Staat darbietet. Nichts romantischer, als Ruinen, baufällige Hütten, hölzerne Stege über Abgründen u. s. w. in Schilderungen und Gemälden! Doch in der Wirklichkeit zieht man den zerfallenen Gemäuern ein bequemes, zweckmäßig eingerichtetes Haus vor, wie prosaisch es auch in Abbildungen dastehen mag.

Es ist indessen damit nicht gesagt, daß solch ein dürftiges, noch auf tiefern Stufen der Gesittung stehendes Völkchen nicht froh, nicht glücklich in seiner Art seyn könne. Es entbehrt ohne Schmerz

und ſechzehn Grönländer in Neuherrnhut, und ungefähr hundert und ſiebenzig zu Lichtenfels. Im Jahr 1796 betrug die Zahl der chriſtlichen Grönländer hier und im neuen Miſſionsort Lichtenau neunhundert und ſechsundſiebenzig Perſonen. Neben dieſen und Godhaab ſind für den Handel mehrere däniſche Pflanzſtätten und Logen angelegt worden, welche auf Zähmung der rohen Sitten bei den Landesbewohnern mehr und mehr Einfluß erhalten. Man hat für die Bekehrten Erbauungsſchriften in ihre Mutterſprache, im Jahre 1799 auch die Bibel überſetzt, und zu Kopenhagen mit lateiniſchen Buchſtaben drucken laſſen. Die Miſſionarien haben Schulen angelegt, daß keines der getauften Kinder ohne Unterricht erwachſe.

Nun ſind ſeit Hans Egede's Landung beinahe hundert Jahre verſtrichen. Viel iſt geleiſtet, und doch weniger, als man nach hundertjährigen Mühen hätte erwarten ſollen. Große Hinderniſſe ſchafft die Natur; nicht geringere das eingewurzelte Vorurtheil der Grönländer gegen die Fremden, ſo wie ihr Feſthalten an den Vorſtellungsweiſen der Vorfahren. Auch ward das Bekehrungswerk wohl in ſpätern Zeiten mit geringerm Eifer, denn anfangs, betrieben.

Es gehört kein gemeiner Heldenſinn dazu, um den Heiden das Licht göttlicher Offenbarung

das Beſſere von dem es keinen Begriff hat, und freut ſich der Befriedigung ſeiner niedrigeren Bedürfniſſe nicht wenger, als ein civiliſirteres Volk, der Befriedigung ſeiner höhern. Die Appenzeller ſind durch ihre heitre Laune und ihre drolligen Einfalle in der ganzen Schweiz bekannt: und vor allen die »Innerrhödler.« Man wiederholt ſich gern ihre witzigen, ſpitzigen Erwiederungen bei verſchiedenen Gelegenheiten, und es wird nicht ganz außer Ort ſeyn, wenn ich hier zur Unterhaltung einige mittheile.

»Fort mit dir, und komm' mir nicht wieder vor's Haus!« rief einſt ein reicher Herr dem Bettler durchs Fenſter zu, der eben angeläutet hatte. »Nichts für ungut« verſetzte der Bettler: »ich wollte grade bei Euch Abſchied nehmen.«

Bei einer Inſpektion der Milizen bemerkte der eidsgenöſſiſche Oberſt, daß die Kragen der Uniform ungleich zu ſeyn ſchienen. »Das kömmt nur daher", ſagte Einer, »weil nicht alle Soldaten ordenanzmäßige Hälſe haben.«

Ein Landammann, der von einer erhaltenen Sendung Stockfiſche dem Gemeindsvorſteher zum Kauf angeboten hatte, und zur Antwort erhielt: „Stockfiſche lieb ich überall nicht!« erwiederte dieſem: »das ſind ich nicht gut, wenn Bruder einander nicht lieb haben.« — »Doch beſſer,« verſetzte der Ortsbeamte: »als wenn ſie einander freſſen.«

Freilich der Landamman iſt die höchſte Magiſtratsperſon im Staat; aber im Privatleben allen Burgern des Landes gleich. Er muß ſich daher wohl gefallen laſſen, wenn er vom geringſten Bauer dieſelbe Behandlung empfängt, die er dieſem wiederfahren läßt. In der Demokratie wird das Amtsvorrecht nicht, wie in monarchiſchen oder ariſtokratiſchen Staaten zu einer Art perſönlichen Rangs und Vorrechts verwandelt; hinwieder dennoch der obrigkeitlichen Würde, und trüge ſie auch der gemeinſte Burger, Ehrfurcht geſellt. Als die Geſandten Alexanders des Großen zu dem noch größeren Phocion kamen, fanden ſie ihn mit Waſſertragen, ſeine Gemahlin mit Backen beſchäftigt. Solche Ueberraſchungen ſind in den ſchweizeriſchen Demokratien gar nichts Seltenes, wenn auch die Phocionen fehlen.

Der Landamman Gebhard Zürcher von Außerrhoden, war Landbauer und Zimmermann. Wenn er Morgens in amtlichen Sitzungen des Rathes oder in Kommiſſionen die Verhandlungen mit Einſicht geleitet hatte, ſah man ihn Nachmittags hinter dem Pflug oder mit der Axt in ſeiner Werkſtätte. So fand ihn einſt ein Patrizier aus einer der ſchweizeriſchen Hauptſtädte, der ſich

wegen erheblichen Angelegenheiten an die Regierung von Appenzell wenden mußte. Der Landammann führte ihn in sein Wohnzimmer, um ihn anzuhören. Der Patrizier, vor dem Mann im Schurzfell wenig Achtung fühlend, setzte den Hut wieder auf, und mit der Reitgerte in der Hand spielend, trug er ihm sein Geschäft vor. Als er vollendet zu haben glaubte, und in einer vornehmen, fast herablassenden Stellung das Urtheil des Landammanns erwartete, fragte dieser: „Mit wem wollt ihr denn eigentlich reden? Mit dem Bauer Gebhard Zürcher, oder mit dem Landammann von Appenzell?“ — „Natürlich mit dem Landammann!“ antwortete der Patrizier. „So nehmt den Filz ab,“ sagte der Landammann mit edlem Ernst: „vergeßt keinen Augenblick vor wem ihr steht; und traget mir Eure Sache vor, von der der Landammann nichts gehört hat, weil Ihr sie nur Eures Gleichen, dem Bauer, erzählt habt.“ — Der betroffene Patrizier gehorchte mit Ehrerbietung und sammelte ernsthend seine Entschuldigungen.

Eben dieser Landammann Zürcher saß an einem schönen Sommerabend mit Freunden vor dem Hause, als sich ihm zwei Weiber nahten, die mit einander in vollem Zank begriffen waren. Jede der Wüthenden brachte ihre Klage an, reichlich mit schändlichen Vorwürfen gegen die andere gespickt. Der Landammann, welcher sie beide genugsam kannte, hörte ihr Toben eine gute Weile gelassen an. Endlich gebot er Stillschweigen, und sagte ganz trocken: „Hier ist nicht schwer zu entscheiden; geht Euch zufrieden und geht ruhig heim, denn ihr habt beide gegen einander völlig recht!“ — Die Anwesenden brachen in lautes Gelächter aus, und die Zänkerinnen machten sich beschämt davon.

Ein Appenzeller, welcher drei Weiber gehabt hatte, wurde einst befragt, welche von ihnen die Beste gewesen sey? — Er antwortete: „Beiß in drei hübsche Holzäpfel, und sage mir, welcher von ihnen der Süßeste gewesen sey.“

„Wie lange trägt Ihr Euern Schnurrbart schon?“ fragte man einen alten Innerrhödler. „Länger als ihr denken könnet!“ versetzte dieser. „Ihr habt ihn doch wohl nicht mit auf die Welt gebracht?“ — „Ei nun, doch den Platz dazu.“

Viele in den Thälern von Appenzell ehemals üblichen, oft rohen Volksspiele haben sich nach und nach verloren; andere sind wegen ihrer Gefährlichkeit, und weil sie selten ohne Unglück abliefen, verboten worden; Andere hatten sie mit andern Gegenden der Schweiz gemein, wo sie noch itzt gelten. Gewöhnlich bestehen sie in Uebungen körperlicher Gewandtheit und Kraft. So das Eierlesen um

Ostern. Zwei Jünglinge, nur in Hemd und Hosen, aber mit flatternden Bändern geziert, beginnen im Angesicht der Zuschauer ihren Wettgang. Der Eine läuft eine halbe oder ganze Stunde weit zu einem bestimmten Ort, wo man ihm ein Glas Weins reicht, und eilt dann wieder von wannen er kam zurück. Der Andre hebt inzwischen 50 oder 101 Eier auf, die er in einen mit Spreu gefüllten Korb wirft, ohne daß eines zerbrechen darf. Aber die Eier sind auf einer Wiese in schnurgrader Linie gelegt, jedes vom andern eine Elle weit. Der Aufsammler beginnt am äußersten Ende der Linie, und trägt Ei um Ei zum Korbe am andern Ende der langen Reihe. Sieger ist, wer seine Aufgabe am ersten vollendet hat.

Eben so ist das Stein-Werfen oder »Steinstoßen« eine Kraftübung besonderer Art. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt unter dem Jubel der Zuschauer, den Ehren-Preis; einen buntgestickten ledernen Ruder-Gürtel, oder eine Kappe von feinem Leder, oder eine Denkmünze, oder Geld im zierlichen Beutel. Der zu werfende Stein ist aber erst über einen halben oder ganzen Centner schwer und von runder, schwierig zu handhabender Gestalt. Wer ihn lüpft, muß ihn sich selber auf eine der Schultern legen, und dann erst schleudern. Im Jahr 1805 hob ein Mann von Urnäsch einen Stein von 184 Pfund auf, und warf ihn zehn Schuh weit.

An die Ringer-Spiele des Alterthums, bei Griechen und Römern, mahnt das schweizerische »Hosenlüpfen.« In einem Kreise von Männern und Weibern, Jünglingen und Mädchen, stehn die kampffertigen Athleten. Sie nahen in gebückter Stellung. Jeder sucht die Theile, bei welchen er ergriffen werden kann, Schultern und Hosengurt, so weit er kann, vom Gegner zu entfernen. Endlich drängen sie, Kopf an Kopf, Wirbel an Wirbel gestämmt, zusammen, und haschen nach Gurt oder Schulter des Andern. Eins oder das andere ergriffen, beginnt ihr wirkliches Ringen. Wer von beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Aber man sollte die gewaltigen Anstrengungen dieser Muskelstarken, ihre geschmeidigen Wendungen und Biegungen, ihre durch Gleichgewicht der Kräfte zuweilen erzwungene starre Ruhe sehen, die plötzlich wieder in ungestume Angriffe übergeht; ihre äußersten Machtversuche und Listen sehen, die Ferse des Gegners vom Erdboden zu trennen, um sich eine lebendige Vorstellung vom Ringen des Hercules mit dem Riesen Antheus zu geben.

Ich übergehe eine Menge andrer üblicher Spiele, die von minder eigenthümlicher Art sind. Manche der in der Vorzeit gebräuchlichen, oft lebensgefährlichen, worin nur rohe Kräfte sich ohne Zweck erschöpfen, wie im »Blochfest«, da man ungeheure Baumstämme in Prozessionen durch die Dörfer schleppte, sind im gleichen Verhältniß abgegangen, wie, mit größerer Gesittung, das Gefallen an geselligen Spielen des Witzes und heitrer Laune, oder an der Kunst des Gesanges, wuchs.

Unter den öffentlichen Volksbelustigungen, die auch itzt noch wie ehemals, und weit allgemeiner, denn ehemals, beliebt sind, gehört das Ziel- oder Scheibenschießen. Sonntags hört man fast in allen Dörfern, während der Sommerzeit, das Knallen der abgeschossenen Stutzer. Abwechselnd werden bald in dieser bald in jener Ortschaft „Freischießen« gegeben, bei welchen den Besten der Schützen, die weit her aus den Umgegenden erscheinen, kostbare Siegespreise aufgestellt sind.

Ehemals waren diese Uebungen der Schützen auch in Deutschland gemeiner. Sie dienten zur Verbrüderung und Vergesellung der Völkerschaften. Beim großen Hauptschießen zu Stuttgard, im Jahr 1560, sah man auch die Schweizer zahlreich. Man zählte da anderthalbtausend Schützen mit 96 Gesellschaftsfahnen; und unter den Schützen erblickte man Fürsten und Bauern beisammen um den Preis zielen. Bekannter noch ist das große Freischießen von Straßburg im Jahr 1576, zu welchem die Zürcher verbießen, so freudig und rasch zu eilen, daß ihr in Zürich gekochter Hirsbrei noch in Straßburg warm ankommen solle. Sie hielten Wort, indem sie zu Schiffe, mit ihrem Brei die Limmat, Aar und den Rhein hinabschwammen.

Die in Deutschland zum Theil halb, zum Theil ganz erloschene Sitte dauert in der Schweiz, und nicht in Appenzell allein, sondern in allen Kantonen ungeschwächt fort, ja in größerem Maasstabe, als vor Zeiten. Privatleute und Regierungen zollen ansehnliche Gaben zu den Festen, welche durch Stiftung der sogenannten eidsgenössischen Freischießen wirkliche Nationalfeste geworden sind. Das erste von diesem gab die Schützengesellschaft der Stadt Aarau. Sie lud dazu die Meisterschützen der gesammten Eidgenossenschaft ein. Es dauerte, unter Zudrang aus fast allen Kantonen, acht Tage lang, und eben so in nachfolgenden Jahren in andern Schweizerstädten. Beim eidsgenössischen Schießen in Zürich, im Jahr 1834, dem glänzendsten, welches bisher sowohl in Rücksicht der großartigen und geschmackvollen Einrichtungen, als der Kostbarkeit und Menge

der Gaben veranſtaltet worden iſt, ſah man täglich an Kommenden und Fortgehenden Tauſende der Gäſte aus allen Gegenden der Schweiz, und Tauſende von Schützen. Unter den glücklichſten der Letztern ſtanden auch die Appenzeller. Sie gewannen die erſten Gaben; und einige waren ihres Sieges ſo gewiß, daß ſie ſich untereinander verabredeten, wer aus ihnen folgendes Tages die größte Gabe gewinnen ſollte. Aber eine jede der zwanzig Gemeinden von Außerrhoden hat auch ihre eigne Schützengeſellſchaft und jeder der 4 — 500 Scharfſchützen ſeinen eigenthümlichen Stutzer mit Zubehör. Mehr denn die Hälfte dieſer Männer iſt in ihrer Kunſt ſo eingeübt, daß ein Schuß aus freier Hand nie ein Brett von der Größe eines Geviertſchuh's in der Entfernung von 2 — 300 Schritten verfehlt.

2.

Die Kapelle am Stoss.

Ein breiter, eingehägter Weg zwiſchen Bergwieſen leitet vom außerrhodiſchen Pfarrdorf Gais oſtwärts das Gebirg hinauf zu den hölzernen, hochgiebelten und fenſtereichen Wohngebäuden eines Weilers. Da faltet ſich ein prachtvolles, unermeßliches Landſchaftsbild auseinander. Ein Theil des Rheinthals, wie Schwabens, ſtreckt ſich unter unſern Füßen aus. Die Gebirge Appenzells, Bündens, St. Gallens und Vorarlbergs ſteigen aus der Tiefe empor. Man nennt dieſe Höhengegenden „den Stoß.“ Das Wort „Stoß“ bezeichnet in den Alpen einen Wieſenraum, groß genug, um während des Sommers darauf Weide für eine Kuh zu haben.

Am Wege, links neben den ländlichen Gebäuden des Weilers, ſieht man eine einfache Kapelle. Sie ſteht da, als Dank- und Denkmahl der zwanzig Tapfern, die hier, in der Freiheitsſchlacht des Jahres 1405, den Tod fürs Vaterland geſtorben ſind. Der Kampf auf dieſer Wahlſtatte hatte etwas Wunderhaftes. Freilich in unſern Zeiten darf man den Schlachtenbulletins nicht allzuviel vertrauen; aber den treuen Todtenberichten jener Tage iſts erlaubt Glauben zu leihn.

An einem regneriſchen Junimorgen zogen der Herzog von Oeſterreich und der Abt von St. Gallen hier, mit dreitauſend Streitern, aus dem Rheinthal herauf, um die Appenzeller, noch keines Angriffs gewärtig, zu überraſchen. In der That konnten dieſe in aller Eile kaum mehr, denn 400 Mann, zuſammenraffen. Graf

Rudolph von Werdenberg stellte dieselben am Fuß des Berges, der sich dort erhebt, oberhalb der Kapelle in Schlachtordnung. Entschlossen, frei zu leben, oder als Freie zu sterben, warfen sich die 400 gegen die 3000 ins Gefecht, nachdem zuvor der Feinde eine große Zahl durch herabgewälzte Felsen zerschmettert worden war. Jeder Einzelne von den Appenzellern schien sich zu vervielfältigen. Einer von ihnen, Ulrich Rotach, den Rücken an eine Hütte gelehnt, nahm es allein mit zwölf Gegnern auf, deren er fünf erlegte, bis die Hütte brennend über ihm zusammenstürzte. Die Flucht des Feindes ward aber erst von der Erscheinung eines langen Heerzuges entschieden, der in Hirtenhemden über den Sommersberg den Appenzellern zur Hülfe eilte. Es waren die Frauen und Töchter der Appenzeller, von Gais daherwandelnd, an der Seite ihrer Gatten, Söhne, Väter und Brüder zu streiten, oder den Tod zu finden. Ehe sie jedoch herankamen, hatten die Männer schon den Sieg wohlfeilen Kaufs, nur mit Verlust von zwanzig der Ihrigen errungen, während der dritte Theil des feindlichen Heeres zerschmettert und erschlagen auf dem Schlachtfelde lag. Als im Jahr 1820 der Eigenthümer der Wahlstatt einen Hügel seines Gutes, unterwärts der Kapelle, ausebnen wollte, fand er noch unter aufgehäuften Steinen der Todtengerippe eine Menge.

Den Siegestag feiert Innerrhoden alljährlich noch mit einer Betfahrt, zu welcher jede Haushaltung wenigstens eine Mannesperson senden muß. Und im Jahr 1825 war es hier, daß fast aus gesammter Eidsgenossenschaft, der „Sempacher-Verein“, verbunden mit dem Appenzeller Sängerverein, unter dem Liede „Am Grabe unserer Väter“ das Gedächtniß der Freiheitsschlacht beging.

Die Schweizer, mit Ausnahme einiger von ihnen selbst verspotteter Thoren, setzen keinen Werth auf ihr Abstammen aus adlichen Geschlechtern der Vorzeit; desto höhern auf die adlichen Thaten der Vorwelt. Zur Verehrung derselben verbanden sich aus vielen Kantonen im Jahr 1822 gebildete junge Männer, mit Verpflichtung, alljährlich auf irgend einer Wahlstatte schweizerischer Freiheitsschlachten zusammen zu treten und sich durch das Andenken der alten Heldenwerke, zu ähnlichen zu begeistern, wenn Gefahr des Vaterlandes dazu riefe. Weil sie die erste Zusammenkunft auf dem Kampfplatz von Sempach gehalten, empfing ihre Verbrüderung jenen Namen des „Sempacher-Vereins.“

Aber auch die nächsten Umgebungen der Kapelle am Stoß sind durch manche Merkwürdigkeit anziehend. Nur eine Stunde von ihr liegt im wiesenreichen Hügellande das große und schöne Dorf

Gaiß deſſen Kirche auf derſelben Stätte ſteht, wo vor Zeiten des tapfern Ulrich Rotach Hütte geweſen. Das Dorf mit ſeinen zierlichen Luſtgängen, Gaſthäuſern und Pavillons iſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einer der berühmteſten Kurorte der Schweiz geworden. Fremde, oft aus allen Gegenden Europens, und Einheimiſche tränken hier während der Sommermonate, im Genuß der geſunden, reinen Luft des hohen Wieſenthales, Ziegen-Molken.

Und zwei Stunden von da, in reizender Gebirgseinſamkeit liegt ein anderer faſt eben ſo reich beſuchter Kurort, das Weisbad, wo, neben dem Molkentrank, das Waſſer einer Heilquelle, in 80 Wannen, zu Bädern benutzt wird. Obwohl den Lebensbequemlichkeiten und geſellſchaftlichen Freuden der Gäſte Sorge getragen iſt, gewährt doch der Beſuch der nahen Berge weit höhern Genuß. Denn es münden ſich gegen die Anlagen des Bades drei Alpenthäler aus. Durch das mittlere führt der Weg zum Gipfel des höchſten Berges im Lande.

Dieß iſt der Säntis (7770 Fuß über dem Meer). Ihn ſcheidet von ſeiner ſteilen Nachbarin, der Gyrenſpitze, ein Gletſcher. Der Weg hinauf, durch das ſtille Thal der Seealp, iſt, wenn auch dann und wann etwas mühſam, ſo gefahrlos, daß ihn ſelbſt Frauenzimmer wandeln. Nur ohne Wegweiſer ſoll man ihn nicht betreten, zumal wenn Wolken die Abgründe ſteiler Felſen verhüllen. Im Jahr 1791 ſtürzte ein Profeſſer Jetzeler von Schaffhauſen vom Felſenvorſprung des hohen Meſmer herab. Unkundig der Wege, hatte er ſich ohne Führer dahin gewagt. Eine Inſchrift am Felſen verkündet ſein trauriges Geſchick.

Ein Unfall andrer und minder gewöhnlicher Art, aber beinahe furchtbarer denn irgend einer, traf auf der Säntishöhe vor wenigen Jahren (1832) den Ingenieur Buchwalder. Er hatte, zu trigonometriſchen Meſſungen im Dienſt der Eidgenoſſenſchaft, nur von ſeinem Diener begleitet, hier für einige Tage ſein Zelt aufgeſchlagen. Die Luft war ſchwül. In der Ferne regneten Blitze am ſchwarzen Hintergrund. Der Wolkenhimmel ſank herab. Ein Nebelmeer floß über alles Land. Ein andrer Wolkenhimmel rollte ſich droben aus, und verſpann ſich gährend mit dem andern. In den Klippen heulte der Sturmwind; von den Felswänden prallte der Donner zurück. Buchmüller rettete ſich mit dem Diener unter das Gezelt vor den fallenden Regenſchauern. Das Ungewitter rückte näher. Seine Blitze zünzelten um die Spitzen der nahen Berge. Doch für die beiden Einſamen ſchien keine Gefahr zu fürchten zu

ſeyn; denn ihre Zeltſtange war mit einem Wetterableiter verſehn. Sie lagen barrend und horchend da. Die Wetterwolke hing über dem Säntis. Der Blitz fiel. Der zerſchmetternde Funke glitt an der Zeltſtange nieder, und brachte dem Diener, der mit den Nägeln ſeiner Schuhſohle die Stange berührte, Tod. Buchmüller ſank bewußtlos zuſammen. Der Blitz hatte ihn an einem Beine verletzt. Faſt eine Stunde mogte vergangen ſeyn, als er aus der Betäubung nach und nach erwachte, und ihm deutlich ward, wo er ſich befinde, was geſchehn ſey. Noch troff die Zeltdecke vom Regen. Das Ungewitter murmelte noch in der Ferne. Der Leichnam des erſchlagnen Dieners lag neben ihm. Umſonſt ſein Verſuch, ihn zu wecken. Es war ein grauſenhafter Augenblick, in dieſer einſamen Höhe neben dem Todten, fern von allen Lebendigen, ohne ihre Hülfe. Er mußte nach St. Johann im Toggenburg zurück, von wannen er gekommen war; ein weiter, ein beſchwerlicher Weg bis dahin, und wohl der gefahrvollſte von allen, die zum Säntis heraufführen. Er entſchloß ſich aber dennoch zum Wagſtück, und glitt, noch mit dem Gefühl der Schwäche in ſeinem Bein, ſteil hinunter im ſchlüpfrigen Bergſchutt bis zum „großen Schnee,“ den er überſchritt, um dann neben entſetzlichen Abgründen des Berggrathes und zwiſchen Felsſtücken und einzelnen Schneefeldern, unter den Schrecken der „weißen Wand“ hin, zur erſten Alp, zum ſogenannten „Schafboden“ zu gelangen. Der Gewitterregen in tiefern Landesgegenden war auf dieſen Berghöhen Schnee, welcher Klippen und Klüfte winterlich bedeckte. Auch am ſchönſten Sommertag iſt hier kein betretner Pfad zu erkennen. Dichter grauer Nebel verſchlang jede Ausſicht und verheimlichte links und rechts die Abgründe. An jedem Fehltritt hing eine Todesgefahr. Aber Buchmüller, ergeben in ſein Schickſal, kletterte weiter. Er hatte keine Wahl mehr. Es gelang ihm; er rettete ſich und kam zu hülfreichen Menſchen.

3.

Das Wildkirchlein.

Ein fantaſtiſches Gebilde der ſchöpferiſchen Natur! Oder iſt es das nicht erſt durch menſchliche Einfälle geworden? Nicht romantiſch darf ich dieſe Stelle nennen, ſondern lieber einen Roman

zuzutragen, Alles zu vergeſſen, und ſein Leben in jenen ſtillen Schnee- und Felsenöden zu beſchließen, wo man oft kein Grün erblickt, als die Städte oder Dörflein. Denn während das ganze Land kahl und rauh iſt, bleiben die Häuſer oben und auf allen Seiten mit Löſſelkraut und Gras bewachſen; und rings herum erzeugt der Sand, viele Jahre mit Blut und Speck der Seehunde gedüngt, das ſchönſte Gras. Aus den Fernen ſchimmern, wie Nordſchein, die großen hohen Eisfelder, die „Eisblinke"; es rauchen erloſchene Vulkane. Am Fuße der Gebirge erheben ſich, ſtatt Wälder, Reihen von Eistrümmern, voller Spalten und Löcher, in ſeltſamen Geſtalten, bald wie mit Thürmen geſchmückte Kirchen, bald wie Säulen, Gewölbe, zerfallene Paläſte, halbdurchſichtig, in der Sonne vom Schnee blaßgrün und ſilbern, vom klaren Eiſe blau ſtrahlend. In langen Wintern gefriert das Waſſer erſt über dem Feuer, ehe es heiß wird und kocht; Weingeiſt wird oft dick, wie gefrornes Oel. Erſt im Juni thaut der Boden recht auf, aber in den längſten Tagen ſchmilzt die Sonne ſelbſt das Pech an den Schiffen. Dann tanzen im Meere ſchwimmende Eisberge um die Küſten. In den Gärten erziehen die Europäer Salat, Kohl, Schnittlauch und Radiſe. Doch Alles bleibt klein; ſelbſt die weißen Rüben werden ſelten größer, als ein Tau-

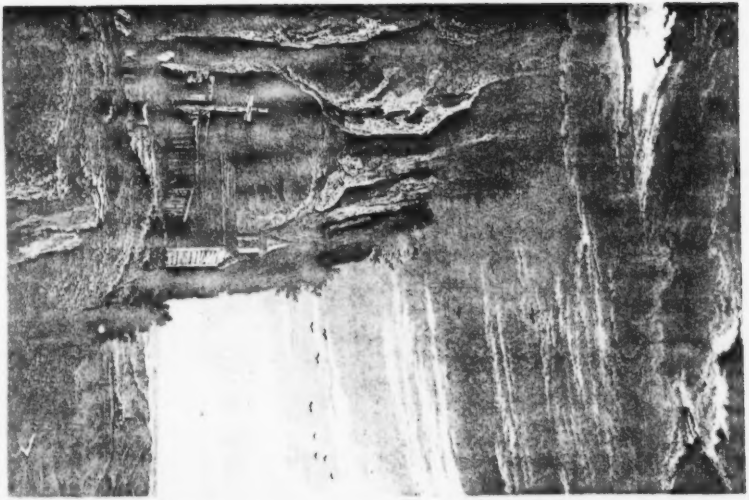

ſelbſt, mitten in die Alpen hineingebaut, abentheuerlich und ſeltſam, dem noch die belebenden Geſtalten aus den Fantaſien Walter Scotts abgehen.

Im grauen Kalkſtein einer Felswand der innerrhodiſchen »Ebenalp,« 4620 Fuß über dem Meer, wölbt ſich eine geräumige Höhle, die mehr denn hundert Fuß über der darunter grünenden Bommeralp und ihren Heerden erhaben iſt. Drinnen errichtete die Andacht einen Altar, dem heiligen Michael geweiht; daneben einen Kapellenthurm, deſſen Glocke fünfmal des Tages geläutet wird. Ihr weit durch die Stille der Berge und Alpen ſchallender Ton ruft die Sennen eben ſo oft zum Gebet. Ueber der Grotte aber ſteigt der ſenkrechte Felſen noch einige Hundert Fuß himmelwärts. Neben ihr iſt eines bärtigen Kapuziners Einſiedelei zwiſchen Felſen geklebt, die auch eine Grotte formen, maleriſch, wie Alles hier. Eine kleine Brücke führt am tiefen Abgrund zu ihr. Dieß noch nicht genug. Hinter des Einſiedlers Gemach klafft eine neue Höhle aus einander. Sie hat wohl 60 Schritte Breite und 80 Schuh Wölbung. Beſtändig träufelt darin Waſſer herab, welches, von Kalktheilen geſchwängert, Alles mit Tropfſteinrinde deckt und überzieht. Hundert Schritte wandert man durch den Bauch des Berges, bis ſich der Weg verengert zu einer ſchmalern Höhle. Das Innere derſelben iſt von feuchter Mondmilch überkleidet; der Boden voller Steintrümmer und Felsſpalten. Es geht über dieſem Schutte ſteil aufwärts. Der Eremit leuchtet mit flammendem Holzſcheit voran. Man ſteht vor einer kleinen Thür. Sie wird aufgeſchloſſen, und es tritt uns ein blendendes Bild entgegen; eine fremde Alpenausſicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wieſengrün, Halmen der Gräſer wie durchſichtig. Es iſt keine Täuſchung. Wir ſehen umherirrende Rinder. Wir hören das zeitweiſe Tönen ihrer Halsglocken. Wir ſind durch das lange Felſengrab in die ſchönſte aller innerrhodiſchen Alpen gelangt, in die Ebenalp, wo Hunderte von Kühen weiden.

Die geſammte Gebirgskette, wie ſie ihrer Länge und in ihren Seitenzweigen vom Kamor bis zum Säntis hinzieht, iſt voll ſolcher Höhlungen ihres Innern. Viele mögen weitläuftiger ſeyn, als ihre engen Oeffnungen verrathen, die von den Hirten bald Wetterlöcher, bald Windlöcher, Kryſtallhöhlen und Ziegenlöcher genannt werden. Viele mögen im Bauch der Berge mit einander in Verbindung ſtehn. Aber wer wagt das Leben, um die Geheimniſſe der unterirdiſchen Nacht zu erforſchen? Die Hirten der Alpen bauen ihre Milchhütten zu ſolchen Felslöchern, aus denen jeder-

zeit ein kalter Luftstrom bläst, der die Frische der Milch, selbst in den heißesten Tagen, bewahrt. In der italiänischen Schweiz dienen dergleichen Grotten zur Aufbehaltung des Weins.

Aber das Wildkirchlein in der Grotte des Ebenalpfelsens baute, (im Jahr 1756) zur Nahrung oder Bewahrung der Frömmigkeit, ein gottesfürchtiger Bewohner des Fleckens Appenzell, Namens Paul Ullmann. Am Festtag des Schutzengels Michael wird alljährlich hier Messe gelesen. Nach ihrer Vollendung erschallt die weite Ebenalp vom Jubel, Spiel, Gesang und Lärmen, bei Schmaus und Trunk, der hiehergezognen frommen Christenmenge des ganzen Gebirgs. Auch ohne grade der Andacht pflegen zu wollen, wandern an schönen Sonntagen die Nachbarschaften dahin. Vom Kurort Weisbad sind es nur anderthalb Stunden.

Man mögte fast den Einsiedler um sein herrliches, hohes Adlernest an einer der Säulen des merkwürdigen Naturtempels beneiden. Er selbst aber hat, bei dem vor ihm schwebenden Wechselspiel des Himmels und der Erde, nur Kapuzinergedanken. Der Anblick des ungeheuren Prachtbildes draußen vor dem Fensterlein seiner Hütte ist ihm zur gewohnten, bunten Tapete geworden.

Ich stand in der Stille des Sommermorgens droben einsam. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Der Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in die blauerdämmernden Fernen. Er findet keinen Haltpunkt, wo er ruhe. Die zahllosen Hütten, wie Maulwurfshäuflein, an den Hügeln Appenzells verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind zur flachen in sich verschwommenen Landcharte geworden; zur Mosaik, worauf sich das himmlische Gewölbe lehnt. Die Seele bebt vor wollustvollem Grausen, als habe sie sich in der Unendlichkeit verloren. Der Blick flieht scheu zurück, wie wenn er in einem unbegränzten, lautlosen Meer von Duft und Duftfarben zu ertrinken scheue. Er rettet sich zu benachbarten Alpenfirsten, zu nähern, festern Gegenständen. Er senkt sich, wo der Seealpsee aus dem nachbarlichen Hochthal, wo der Wellenschaum des Schwändibaches aus schwarzer Waldschlucht, und der Strom der Sitter hinter Hügeln herausglänzt. Das mildenhafte Geschlecht der Sterblichen bleibt dem Auge in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt; als müßten sie noch aus Hochasien, der Wiege des Menschengeschlechts, Bevölkerung erwarten.

So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten Kreisen um die Sonne, nur Spielball gährender

Elemente, welche, aus den Tiefen der Gewäſſer, Länder und Gebirge hervordrängten; — und Jahrtauſende rollte er wieder im grünen Gewande ſeiner Urwälder und Savannen dahin, ehe das Thiergeſchlecht aus Meeren und Sümpfen über feſten Grund hervorging und ſich ſtufenweiß und wechſelweiß mit Pflanzenarten entfaltete. — Wann endlich trat der Menſch in den vollendeten Gottesgarten? Wie viele Jahrtauſende floſſen abermahls vorbei, eh' er ſein Lallen des Säuglings mit einer ausgebildeten Sprache vertauſchte, und die Sage vom Schickſal ſeiner Tage Enkeln überliefern konnte?

Vor meinem innern Blick zog, unter dieſen Gedanken, die Lebensgeſchichte der Menſchheit mit ihren Familien und Nationen, mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Ruinen, Tyrannen und Märtyrern, Weltumſeglern und Erfindern vorüber. Ich ſah, wie Jakob im Traum, die Himmelsleiter des ſterblichen Geſchlechts, wie es, von Stufe zu Stufe ſeiner Geſittung, zur Vergöttlichung überging. Auf jeder Stufe ſtanden Millionen; die meiſten dieſer Millionen auf der niedrigſten, dem Urſchlamm der Erde am nächſten.

Es iſt die Stufe der Kindheit unſers Geſchlechts, der Stand urſprünglicher **Wildheit**. Der Menſch, noch ohne Geſetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, faſt ohne Sprache, ſteht da unter alleiniger Vormundſchaft der Natur, der Leitung ſeiner Lebens- und Kunſttriebe überlaſſen. Sein weiches Gedächtniß hat nur ſelten bleibende Eindrücke. Er genießt und vergißt. Mit Gegenſtänden ändern ſeine Gefühle. Er weint, aber lacht im nächſten Augenblick mit unſinniger Freude. Er haſcht nach dem, was ihn anglänzt. Ihm ſcheint Alles Gemeingut. Er kennt kein Recht, kennt keine Strafe, nur Rache und Furcht. Den Thieren verwandt, an Schärfe der äußern Sinne ihnen gleich, im Nachahmungstriebe ſie übertreffend, beobachtet er ſie mit furchtſamer Neugier. Er lernt von ihnen bauen, den Feind beſchleichen, ſich verſtellen, wie ſie, und ihre Spiele und Tänze nachäffen. — Wer gibt Rechenſchaft über die Dauer der Zeiträume, in denen noch, mit dem Gedächtniß, die Geſchichte der Menſchheit fehlt? Wer erinnert ſich der eignen Tage, da er ſelber noch, als Säugling an einer Mutterbruſt lag? Der Wilde liegt an der Mutterbruſt der Natur.

Aber er erſtarkt; er klimmt, als Knabe, zur andern Stufe der Geſittung hinauf. Er wird auf ihr ein **Halbwilder**. Sein Gedächtniß hat Feſtigkeit gewonnen. Es leitet ihn durch die un-

wegſamen Steppen und Urwälder; es verleiht ihm Macht, Erfahrungen und Schickſale der Alten, in Sagen und Sängen fortzupflanzen. Der Greis lehrt; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib iſt Magd; der beſiegte Sklav. Im Hochgefühl roher Kraft wird dem Halbwilden Unerſchrockenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, trotzige Verachtung des Schmerzes und des Todes, die höchſte Tugend. Dem Ungeſtüm ſeiner Begierde opfert er gleichgültig das Leben. Ebenſo gleichgültig bringt er Menſchenopfer und ſchmückt er die hinfällige Hütte mit Schädeln der Erſchlagnen. Auch Schönheitsſinn erwacht. Das Weib erhöht ſeinen Reiz mit kindiſchem Zierrath; der Mann tättowirt ſich. Der Schrecklichſte iſt dem ſchwächern Geſchlecht der Liebenswürdigſte. Der Held herrſcht oder der Stammvater der Familie; die Kriegergemeinde gibt das Geſetz. Wie heut noch Eskimo's in der Eiszone, Guarani's, Mbaya's und andere Horden in Tropenländern Amerika's, ſtanden einſt die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus, die Gälen Oſſians.

Nur vor Einem erhebt der Trotz des Halbwilden nie den, den ſeine Fauſt nicht zwingen, ſein Pfeil nicht erreichen kann. Es iſt die unſichtbare Gewalt im Donner der Wolke, im Sturm, der den Wald bricht; die Gewalt, welche Sonnen und Monde ruft und verfinſtert. Er ahnet einen großen Geiſt, er ahnet Gottheiten; er hört in Träumen ihre Stimme, ſieht in Wundern und Zeichen ihren Wink.

Erfahrungen ſteigern die Urtheilskraft. Losgeriſſen endlich von der Vormundſchaft der Inſtinkte, vertraut ſich das jugendliche Geſchlecht der Sterblichen ſeiner Selbſtmacht. Es verläßt die Mutterhand der Natur und verliert ſich mit ieren Schritten in ein Labyrinth reizender Täuſchungen. Der Knabe iſt zum lebenstrunknen Jüngling geworden; der Halbwilde zum Barbaren. Er betritt eine höhere Stufe der Himmelsleiter. Die Keime von Staat, Kunſt und Religion, im Leben der Halbwilden ſchwächlich aufgeſproſſen, gewinnen unter barbariſchen Völkern feſtere Formen. Aber die Einbildungskraft überwuchert noch den halbentwickelten Verſtand und mehr noch die Vernunft. Maaßlos in Liebe und Haß und in allen Begierden, ſchweift der Barbar, gereizt von ihnen, vom Aeußerſten zum Aeußerſten. Er kennt keine Mittelbahn. Nur Außerordentliches, Rieſenhaftes, Uebermenſchliches iſt ſeiner Bewunderung werth. Da paaren ſich Rohheit und Zartgefühl, Grauſamkeit und Edelmuth, Freiheitsſtolz und Knechtsſinn, Ppigkeit und Weltentſagung. Der Barbarenſtaat hat nur Leib-

eigene und Bevorrechtete; Erbadel und Prieſterthum; deſpotiſche Götterſöhne oder die Gottheit ſelber auf den Thron, von Altardienern umgeben. Im Weſen der Majeſtät wohnt ihm Ueberirdiſches; die Religion wird entweder ſchwärmeriſche Andacht und Wunderſucht, oder trockene Werkheiligkeit. Es fordert der Barbar dem Frieden prunkvolle Feſte, glänzende Spiele, alle Wolluſte des Lebens ab; dem Kriege hinwieder Rieſenthaten und Abentheuer. Er vergöttert die Geliebte, kämpft und ſtirbt für den Ruhm ihrer Schönheit, und verwandelt ſie in der Ehe zur Sklavin ſeiner hausherrlichen Hoheit.

Unter dem Walten der Fantaſie und ihres Zaubers geht die kindliche Augenluſt am bunten Glanz und rohem Pomp, am Wunderhaften und Gigantiſchen, allgemach zum edlern Geſchmack über. Kein Lebensalter der Nationen iſt der Entfaltung des Kunſtſinns gewogner, als das ihrer Barbarei. Tanz, Malerei, Baukunſt, Bildnerei, Dichtung und Muſik treten der Vollendung entgegen. Da ſteigt das Alterthum in Verklärung aus den Nebeln der Sagen; von dorther ſtrahlt mit ihren Paradieſen, wo die Götter noch menſchlich ſchwach, die Menſchen göttlich groß auf Erden wandelten. Die Helden der Halbwilden ſind dem Barbaren Heroen und Giganten geworden; und, mit abergläubiger Ehrfurcht, zollt er ihren Enkeln noch Huldigungen, als wäre vom Geblüt der Unſterblichen, Gottartiges in ihren Adern vererbt.

Aber es kommen die Jahre, da jene Unbändigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft dem überlegener gewordenen Verſtande weicht, das Brauſen des Jünglings Bedachtſamkeit des Mannes wird und der Barbar zum Halbbarbaren heranreift.

Auf dieſer höhern Staffel der Menſchheit ſeh' ich große Nationen, umſichtiger und klüger kalkuln; aber nicht edler, nicht weiſer. Ehre, Gewalt und Gold ſind noch die Hebel aller Unternehmung; Vernunftgeſetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen des ſchlau berechnenden Verſtandes. Materielle Intereſſen ragen hoch über die Intreſſen des Geiſtes hinaus. Während die Kunſt des Schönen welkt, treten Prachtſtädte, Handelsſtraßen, Flotten, ſtehende Kriegsheere, Hochſchulen in Fülle hervor. Man beflügelt die Schiffe mit Dampf, und fliegt, von Gasmolken getragen, über das Reich des Adlers hinaus.

Der Halbbarbar giebt ſeiner Barbarei nur gefälligere Formen, und ſezt an die Stelle ſchwärmeriſcher Fantaſie den Kalkul der Selbſtſucht, welche ſich aber in Farben der Vaterlandsliebe, Menſchenliebe und Gottesliebe kleidet. Schulen und Kirchen,

Schauſpielhäuſer und Rednerbühnen ertönen von Tugenden; aber man verlacht im Stillen den, der ihnen Rang, Vermögen und Lebensfreuden hinopfert, ohne ſtattlichen Erſatz. Ein Menſch iſt zwar nicht mehr Leibeigener des andern, aber des Staates. Er wird mit dem Boden ſeines Landſtrichs verkauft, vertauſcht und vererbt. Der Staat ſelbſt iſt kunſtreich gebaut, aber ohne Einfalt; ein widerſpruchsvolles Flickwerk von Ueberbleibſeln roher Vorzeit mit vernunftgemäßern Stiftungen; ein ritterthümlicher Burgſtall mit modernen Anhängſeln, worin Glauben, Aberglauben und Unglauben beiſammenhauſen.

Ich blicke zur höchſten Geſittungsſtufe der Menſchheit empor. Wie ſtehen doch ſo wenig droben! Sie winken den Tieferſtehenden; ihr Ruf wird nicht verſtanden; deßwegen verhöhnt. In ihrer Höhe gilt der Menſch noch innerm Werth und dem, was er iſt, nicht was er hat. Da führt ihn die Alleinherrſchaft der heiligen Vernunft wieder zur Heiligkeit der längſt von ihm verlaſſenen Natur zurück. Wohl ſeh' ich noch Reichthum und Armuth, aber keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch Zwilchgewand. Ich ſehe noch Schwache und Starke, aber das Geſetz und das ſittliche Gefühl über Alle. Selbſt das Weib iſt in der bürgerlichen Geſellſchaft Genoſſin höhern Rechts geworden. Ich ſehe noch Sünder und Strafen; aber die Strafe iſt nicht mehr Rache oder allein Sicherheitsmaasregel für andre, ſondern Beſſerungsmittel des Irrenden. Ich ſehe — — —

Ach, meine Himmelsleiter und alle Geſichte verſchwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Wildkirchleins, murmelte ein Ave Maria und bot mir nebenbei, aus der buchbaumenen Doſe, eine Priſe.

benei. Nur Moose, Schwämme und Flechten gedeihen noch an den unwirthlichen Felsen, einige Grasarten in den geschirmten Thalungen; dürftige beerentragende Erdgesträuche, Zwergbirken, niedriges Erlen- und Vogelbeergestüpp ergötzen durch ihr Erscheinen nur in den Fiorden der südlichern Landtheile.

Niemand kann von der Menschenzahl sagen, die in diesen noch viel zu wenig gekannten Einsamkeiten zerstreut lebt. Man legt Tagreisen zurück, ohne einen Sterblichen zu erblicken. In den Gegenden, wo heut an der Westküste die Sendorte und dänischen Anbauungen stehen, sollen vor dem Jahre 1730 gegen dreißigtausend Menschen gewohnt haben, wie Seefahrer berichten. Diese Anzahl hatte um's Jahr 1746 schon um ein Drittheil abgenommen. Kranz berechnete im Jahre 1762 die gesammte Menschenmenge an der Westküste nur noch gegen zehntausend Seelen. Im Jahre 1805 zählte man in den Umgebungen der dänischen Niederlassungen noch sechstausend sechsundvierzig. Kranz aber wußte aus den Erzählungen der Grönländer, daß noch bis zum achtundsiebenzigsten Grade Menschen wohnen, die von Fischen, weißen Bären und Eidervögeln leben. Wirklich fanden die britischen gegen den Nordpol ausgesandten Entdeckungsschiffe (im Jahre 1818) zwischen dem sechs- und achtundsiebenzigsten Grade

X.

Kanton Thurgau.

1.

Die Kapelle bei Schwaderloch.

Ueber einen ſanft auf- und abwallenden, fruchtbaren Boden, der hin und wieder zu Hügeln aufſchwillt, tritt man zwiſchen Getreidefeldern, Weinbergen, weiten Obſtgärten oder Alleen von Fruchtbäumen, die kleinen Luſtwäldern gleichen, in den Kanton Thurgau ein. Man erblickt hier keine Waldniſſe, keine Felſenmaſſen, keine Alpen, das Hochgebirg zeigt ſeine Gipfel nur aus der Ferne. Dies freundliche Hügelland zählt, wie ſeine Nachbarkantone, Schaffhauſen und Zürich zur »ebnen Schweiz.« Es wohnen im Thurgau, auf dem Flächenraum von etwa 17 Geviertmeilen, gegenwärtig bei 84,000 freie Menſchen (zehn Jahre früher zählte man nur wenige über 79,000). Nicht nur Landbau und Viehzucht ſind im ſichtbaren Fortſchritt, ſondern Gewerbe aller Art, Handel, Manufakturen und Fabriken verbreiten ſich durch Dörfer und Städte zahlreicher und nähren das Wachsthum des allgemeinen Wohlſtandes.

So war's nicht vor 40, noch nicht vor 30 Jahren. Es iſt wahrlich der Mühe werth dies Ländchen und die Seelenkraft der Freiheit zu ſetzen. Vorzeiten fand man hier armes, vielbedrängtes, von allen Seiten ausgeſogenes Unterthanenland der ſchweizeriſchen Eidtgenoſſenſchaft, unfreier, ſklaviſcher als irgend ein Gebiet und Volk benachbarter Monarchen. Noch vor vier Jahrzehenden war es mit Schmach der Leibeigenſchaft bedeckt. Jeder Unterthan hatte ſeinen Guts- und Leibherrn, dem er den »Fallbazen«, die »Leibhenne« oder andere Kennzeichen der Knechtſchaft entrichtete, und nach dem Tode ſogar noch das beſte Stück Vieh im Stall, das beſte Gewand im Kleiderſchrank

u. ſ. w. als Erben nehmen ließ. Uneheliche Perſonen waren den regierenden Kantonen eigen und fällig, und wurden auch von dieſen beerbt.

Man kann ſich von dem Wirrwarr der landesherrlichen, gerichtsherrlichen und gutsherrlichen Rechtſame und Befugniſſe keine Vorſtellung machen, die in bunter Mannigfaltigkeit aus den Tagen des vielbelobten Mittelalters beſtanden. Auch iſt es in der That nicht mehr der Mühe werth, davon einen deutlichen Begriff zu geben. Es iſt genug hier zu ſagen, daß die Landeshoheit acht verſchiedenen Kantonen der Schweiz zuſtand, deren jeder, der Reihe nach, alle zwei Jahre einen Landvogt ſchickte, welcher oft ſeine einträgliche Stelle mit 8 bis 10,000 Gulden erkauft hatte. Man denke ſich dazu, daß außerdem noch zwei und ſiebenzig Guts- und Gerichtsherrſchaften von Privatperſonen, Städten und 18 Klöſtern Rechtſame übten, Vortheile forderten. Wie konnte das arme Volk geneſen in dem Chaos überall ungleicher Geſetze, Ordnungen, Uebungen und geldlüſterner Beamten? Noch ſieht man, geht man durch das aufblühende Land, als Denkmal jener Tage, baufällige, unanſehnliche Städtlein, in denen ſich ſtattliche Gebäude jüngerer Zeiten erheben; große Dorfſchaften voller elenden Hütten, zwiſchen welchen Fabriken und zierlichere Wohnungen der Landleute aufſteigen.

So wird ſich niemand wundern, wenn ein großer Theil von der Bevölkerung der Schweiz, oder vielmehr wenn alle Unterthanen der Schweiz, welche man damals, wie zum Spott „freie Schweizer“ nannte, beim Beginn der ſchweizeriſchen Staatsumwälzung ſchlechte Neigung bewieſen, ihre gnädigen Herrn und Obern zu vertheidigen. Auch im Thurgau traten die Abgeordneten des ganzen Landes im Jahr 1798 im Marktflecken Weinfelden zuſammen und verlangten von den regierenden acht Kantonen Freiheit und Unabhängigkeit. Sie war nicht zu verweigern. Der Thurgau ward ein ſelbſtſtändiger Freiſtaat; aber ſeit 1814 in unbehaglicher faſt ariſtokratiſcher Form. Daher traten im Jahr 1830 die Bürger des Landes abermahls in Weinfelden zuſammen. (Ihrer einige Tauſend waren da erſchienen) und baten ihre mitbürgerliche Obrigkeit um Verbeſſerung der Landesgrundgeſetze, — eine Bitte, die ſich nicht abſchlagen ließ.

Die Natur hat das Land reich ausgeſtattet. Das Volk, gernthätig und in ſeiner Thätigkeit itzt unbeengt, erweitert alljährlich den eignen Wohlſtand. Der Staat ſelbſt iſt nur dürftig ausgeſtattet. Mit einer Summe von etwa 100,000 fl. bis er vom Salz- und Poſt-Stempel, Zollweſen und andern wenigen indirekten

Abgaben jährlich bezieht, muß er die gesammten Bedürfniſſe ſeiner Haushaltung beſtreiten. Auch betragen daneben die Kirchen- Schul- und Armengüter weit über eine Million Gulden Kapital. Dem ungeachtet iſt kein Mangel an guter Ordnung und Landeszucht; an Verbeſſerung der öffentlichen Anſtalten, beſonders der Schulen, an wohl unterhaltenen Landſtraßen, Brücken u. ſ. w. In wohlorganiſirten Staaten macht Noth erfinderiſcher und weiſer, als die eingeübteſte Staatsklugheit, und führt und treibt der Mangel zum öffentlichen Reichthum durch wohlberechnete Sparſamkeit.

Der Hauptort der Republik, Frauenfeld genannt, iſt noch ein unbedeutendes Städtchen, von ungefähr 2000 Seelen belebt; ohne klaſſiſche Erinnerungen, ohne beſondere Sehenswürdigkeiten, ohne Namen irgend eines berühmten Bürgers, obgleich hier im alterthümlichen Schloſſe der dreihundertjährige Sitz der eidsgenöſſiſchen Vögte geweſen iſt. Die Gewerbsherrn und reichen Güterbeſitzer wohnen zerſtreut im Lande auf ihrem Eigenthum; unter ihnen ſehr auszgezeichnete Perſonen, wie der edle Joſeph von Laßberg in ſeinem Schloſſe zu Eppishauſen, der fleißige Sammler und Herausgeber der früheſten Denkmäler altdeutſcher Dichtkunſt; — oder auf anmuthsvoller Höhe des Armenberges, in der Nähe von Konſtanz, in ihrem heitern Schloſſe den Stürmen der Welt entronnen, die Gräfin von St. Leu, Napoleons Stieftochter, einſt Hollands Königin, in edler Muße, wohlthuend und verehrt. Ihr geiſtvoller und liebenswürdiger Sohn, Prinz Louis, vergißt da, im Umgang mit den Muſen, das glänzende und gefährliche Loos, welches durch ſeine Geburt ihm einſt beſtimmt zu ſeyn ſchien. Der Prinz iſt Republikaner geworden, und der Bürger des freien Thurgaus ſteht unabhängiger, als er je im königlichen Pallaſt, und barmloſer unter dem Himmel der Alpen, als er je unter der Pracht eines Thronhimmels geſtanden ſeyn würde.

Auch an klaſſiſchen Stellen, deren ſonſt der Schweizerboden ſo reich iſt, leidet der Thurgau Mangel; doch nicht gänzlichen. Denn auch er zeigt eine von den Wahlſtätten der letzten acht Freiheitsſchlachten der Eidsgenoſſen, durch welche ſie im ſogenannten Schwabenkriege Unabhängigkeit errangen.

Die Heerſchaaren Kaiſer Maximilians I., die Macht des ſchwäbiſchen Bundes und des Adels umſpannte damahls in weitem Bogen das Land der Eidsgenoſſen von den Engpäſſen Tyrols bis zu den Ebnen des Elſaſſes. Die Streitkräfte der Schweizer auf einer Linie von mehr denn 60 Stunden Weges zerſtreut, waren überall ſchwach. — In Konſtanz lag zahlreiches Kriegsvolk, zu Fuß

und Reß aus Deutſchland verſammelt, um von da aus, durch den Thurgau ins Innere der Schweiz vorzudringen. Es war im April des Jahres 1499, als dieſe Heerabtheilung, 10,000 Mann ſtark, aufbrach; mit vielen Feldſchlangen ausgerüſtet, und von einer Menge Wagen begleitet, die Beute fortzuführen. Sie zog längs dem Ufer des Bodenſees bis zum Marktflecken Ermatingen, wo die Schweizer eine Beſatzung gelaſſen hatten. Dieſe ward niedergemacht oder auseinander geſprengt; der Ort geplündert und eingeäſchert, rings die Landſchaft verheert. Der nächſte Wachthaufen der Schweizer, meiſtens Luzerner, befand ſich bei einem Gehölz, genannt das Schwaderloch. Hieher, wo itzt auf der Gebirgshöhe ein Bauerhof ſteht, und am Bärenrain eine Kapelle im Schatten ihrer alten Linde, kamen die zerſtreuten Flüchtlinge und baten um Beiſtand. Sogleich ward das Feuerzeichen der Hochwacht gegeben, und die aufſteigende Rauchſäule verkündete den benachbarten Gegenden die Stelle der Gefahr. Noch waren auf dieſer erſt fünfzehnhundert Mann verſammelt, als die feindliche Macht ſchon an den Berghalden heraufzog, aber ſo zerſtreut und verworren und ſo ſorglos, daß es den Eidgenoſſen leicht ſchien, ein überraſchendes Wagſtück auszuführen. Sie ſchickten ohngefähr 500 Mann aus, die Engpäſſe im Rücken des Feindes zu beſetzen. Die übrigen gingen dann in tiefer Stille auf Fußwegen des Waldes vor, bis ſie, in der Nähe des Feindes, den ihnen vortheilhafteſten Ort und Augenblick zum Angriff erſahen. Hier ordneten, bisz ſchaarten ſie ſich, und ſtürzten mit Ungeſtümm gegen die Maſſen des feindlichen Fußvolks, welches ohne Ordnung und Vorſicht bergauf zog und nun die Reiterei zum Beiſtand rief. Dieſer war es unmöglich, auf Bergpfaden und in Gebüſchen Bewegungen auszuführen. Sie rief die Geſchützmeiſter ſchleunigſt aus den Feldſchlangen zu feuern. Allein die Stücke waren mit Beute und Gepäck ſo beladen, daß ſie nicht im Augenblick Dienſt verrichten konnten. Die Schweizer waren indeſſen ſchon im Handgemenge mit dem Fußvolk, und geſtatteten demſelben nicht Zeit, ſich in Reid und Glied aufzuſtellen. Vom Kampf erſchreckt, nahmen die Wagenführer mit dem Feldgepäck die Flucht; das Fußvolk in hülfloſer Unordnung folgte bald dem Beiſpiel derſelben; dann wandten ſich auch die Reiter. Als die verworrenen Mengen gegen die Engpäſſe gelangt waren, fanden ſie dieſe verrammelt, ſich vom Hinterhalt der Schweizer angegriffen; alle Auswege von den eigenen Packwagen geſperrt. Es entſtand fürchterliches Gemetzel. Jeder floh wie er konnte, nach Konſtanz zu; die Schlachthaufen der Schweizer

nach, ſo daß auch bei der Stadt ſelbſt die Flucht nicht endete, und Viele im See das Leben verloren, die ſich durch Schwimmen zu retten ſuchten. Nach dieſer Niederlage wurden beim ſchwäbiſchen Bundesheer bei 2000 Mann vermißt. Die meiſten Feldſchlangen, alles Feldgepäck, alle Beute war von den Schweizern erobert, die mit geringem Verluſt auf ihren gewöhnlichen Poſten zurückkehrten.

So erzählt den Schlachttag von Schwaderloch einer der Feldobriſten des ſchwäbiſchen Bundes ſelbſt, Bilibald Pirkheimer. Seine Geſchichte des Schwabenkriegs, oder wie er ihn nennt, des Schweizerkriegs, iſt ein eben ſo naives als treues Gemälde von damaliger Kriegführung und Sitte. Ich hebe nur einen Zug aus, der heutiges Tags jedem Feldherrn und Diplomaten ein Lächeln abgewinnen kann.

Man ſchickte ſich von Heer zu Heer keine Parlamentairs oder Herolde zu, ſondern beauftragte mit den Depeſchen alte Weiber, Frauen und Mädchen. Als Kaiſer Maximilian aus den Niederlanden nach Konſtanz zum Heer gekommen war, ſandten ihm die Schweizer aus ihrem Lager einen Brief mit Friedensanträgen. Das Mädchen, welches das Schreiben überbracht hatte, ſtand im kaiſerlichen Vorzimmer und wartete auf Antwort, der Feldoberſt Pirkheimer befand ſich ebenfalls daſelbſt.

„Was treiben die Schweizer da droben in ihrem Lager?“ fragte einer der Trabanten die Botin.

— Ihr ſehts ja, antwortete dieſe, ſie erwarten Euch.

„Wie ſtark ſind ſie wohl?“

— Genug, um Euch noch einmahl zu ſchlagen.

„Sprich auf der Stelle, wieviel ſind ihrer?“

— Ei nun, ihr hättet ſie wohl vor den Thoren dieſer Stadt zählen können, wenn ihr Euch auf der Flucht von Schwaderloch nur ein einzigesmahl würdet umgeſehen haben.

„Was? haben denn die Leute auf dem Berg droben zu leben?“

— Sonſt wären ſie ja ſchon geſtorben.

Pirkheimer und alle Anweſende lachten bei dieſen Beſcheiden laut auf. Aber den Frager ärgerten die Erwiederungen, welche die Lacher auf die Seite der jungen Schweizerin brachten. Er legte die Hand an's Schwerd und drohte ihr den Kopf zu ſpalten.

Sie lächelte ihn ruhig an, und ſagte: „Mann, du biſt mir ein rechter Held, der einem ſchwachen Mädchen mit dem Schwerd droht! Warum ſtarmſt du damit nicht lieber gegen den Poſten der Schweizer an? Gelt, da antwortet dir, ſtatt der Mädchenlippe, die Eiſenzunge eines Mannes.“

Der biedre Pirkheimer gab, am Schluß seiner Kriegsgeschichte den damaligen Schweizern folgendes Zeugniß: „Sie nahmen den Ruhm standhafter Tapferkeit und gediegener Kriegskenntniß mit sich, da sie nie tollkühn und unbesonnen ein Unternehmen wagten, sondern in allen Dingen ihrem Muthe sehr viel, dem Glücke aber sehr wenig zutrauten; vorzüglich auch, weil sie dem Kriegsbefehl ihrer Anführer unbedingt gehorchten, und somit kein Rathschlag ohne That, und keine That ohne Rathschlag blieb.“

2.

Das Schloss Gottlieben im Thurgau.

Vielleicht ist nur wenigen Anschauern dieser Bilder das Städtchen Gottlieben bekannt. Es liegt ganz in der Nähe von Konstanz, an dessen Seeufern. Kaum aus einem halben Hundert Wohnhäusern besteht es, über welche zween uralte, viereckte, mit eingedrückten Spitzdächern bedutete Thürme vertreten. Diese Thürme gehören, wie man ihrer breiten, festen, schmucklosen Form, ihren regellos angebrachten Fenstern schon ansieht, zu einem Schlosse, welches mit seinen in verschiedenen Zeitaltern angeflickten Zugaben ein räthselhaftes unfreundliches Ansehen hat. Es gleicht einem in sich verschlossenen, mürrischen Alten, der unter Leidenschaften ergraut, von Jahren niedergedrückt, aber keineswegs geschwächt ist; der seine Jugendfreunde und Verwandte längst im Grabe weiß, aber inmitten einer ihm fremden Generation noch keineswegs Lust zeigt, den Platz in dieser Welt zu verlassen.

Lord Byron besang die aus dem Genfersee hervorsteigenden Kerkermauern des Schlosses Chillon, die itzt den Dienst eines waatländischen Pulvermagazins verrichten. Würde der britische Dichter die finstern Burgthürme von Gottlieben gekannt haben, welche ihr wunderliches Gebilde im Bodensee spiegeln, ich wette, das düstere Feuer seiner Fantasie würde sich hier an grauenvollern Erinnerungen entzündet haben. Denn dies Schloß mit dem frommen Namen hielt vorzeiten in seinen Kerkermauern, eins und andere, die Zierden und Schanden der Menschheit gefangen, deren Andenken länger als der Steinhaufen dauern wird, welcher ihre Seufzer empfing. Aus den Pforten dieser Burg ging Papst Johann XXIII.

in das Elend des Lebens; Johann Huß und Hieronymus von Prag zum Scheiterhaufen und Felix Hemmerlin, der gelehrteſte, vielleicht edelſinnigſte Mann des Schweizerlandes ſeiner Zeit, ward hier das Opfer ſeines Tugendmuthes.

Wem wäre unbekannt, daß Huß, geſichert durch einen kaiſerlichen Geleitsbrief und durch Verheißung päpſtlichen Schutzes, aus Böhmen nach Conſtanz reiſete, um vor der allergrößten und glänzendſten Kirchenverſammlung, welche je in der abendländiſchen Chriſtenheit geſehn worden war, ſeine Lehre zu vertheidigen? Wem wäre unbekannt, daß weder Pabſt Johann XXIII., noch Kaiſer Siegmund dem armen Profeſſor der Theologie Treu und Glauben hielten? — Er ward in die felſenfeſten Kerker von Gottlieben geſchleppt. Aber felſenfeſt blieb auch hier ſein Glaube und Muth. Und dieſer wich von ihm nicht, als er (6. Juli 1415) vor dem Kaiſer und der ganzen Kirchenverſammlung das Todesurtheil hören mußte; als er, die papierne, mit vier Teufeln bemalte Mütze auf dem Kopf, vom Kurfürſten von der Pfalz dem weltlichen Gericht überantwortet wurde, und er, unter Bedeckung von 800 Mann, erſt vor den biſchöflichen Pallaſt geführt wurde, um die Verbrennung ſeiner Schriften durch Henkershand anzuſehn, dann von da zum Scheiterhaufen.

Nur ſein treuer Freund Hieronymus von Prag hatte noch gehofft, ihn durch Flucht aus der Gewalt einer blutdürſtigen Prieſterſchaft zu retten; hatte ſich verkleidet in die Stadt geſchlichen; aber zu ſpät. Er erfuhr, wie ſtreng der Märtyrer der Wahrheit im Kerker von Gottlieben bewacht ſey; hörte ſogar, daß ſeine eigne Ankunft in Conſtanz verrathen ſey. Er floh in Eil davon, ohne in die Herberge zurückzukehren, wo er Degen und Reiſebündel zurückließ. Aber er ward eingefangen, in Feſſeln nach Conſtanz gebracht; von da, wie Huß, ins Burggewölbe von Gottlieben, dann, wie Huß, zum Scheiterhaufen. Er ſetzte ſich ſelber die Papiermütze mit Teufeln aufs Haupt, nachdem er ſeinen Hut unter den Haufen der umherſtehenden Biſchöfe und Prälaten geſchleudert hatte. Er ging den Todesgang (30. Mai 1416) voller Heiterkeit, und ſang mit lauter Stimme den Triumpfgeſang ſeines Glaubens. Er warf ſich auf die heilige Stätte betend nieder, wo, elf Monate vor ihm, ſein Freund den Heldengeiſt aufgegeben hatte. Dann, als der Holzſtoß um ihn aufgethürmt ſtand, und die Henkersknechte hinter ihm anzündeten, rief er: „Hier vorn zündet an, vor meinen Augen! Hätt' ich das Feuer gefürchtet, ich ſtände nicht auf dieſem Platz!“ — Da ſchlugen die Flammen über ihn

zuſammen; und unter dem Flammengewölbe ſtimmte er von neuem einen Lobgeſang an.

Aus der Aſche dieſer Märtyrer erwuchs der vielzweigige Stamm der großen Kirchenreform des ſechzehnten Jahrhunderts, wie einſt aus dem Senfkorn des Evangeliums die Verklärung des menſchlichen Geſchlechts in folgenden Jahrtauſenden; oder aus dem Blute des verfolgten Chriſtenthums, deſſen Weltherrſchaft. Aber alle Zeitalter haben ihre Pharaonen gehabt, welche gegen das Göttliche durch materielle Mittel zu ſiegen wähnten, und aufſtrebenden Meinungen und Ueberzeugungen mit Kerker und Kette, Schwert und Flamme begegneten. Sie beſchleunigten die Ueberſchwemmungen eines Stromes, deſſen Gewalt ſie nicht erkannt hatten, und deſſen Lauf ſie mit Dämmen zurückſperren wollten.

Papſt Johann XXIII., welcher den Bekenner Huß in die Kerker Gottliebens hatte führen laſſen, befand ſich bald (3. Juni 1415) ſelbſt, als Gefangner der Kirchenverſammlung, mit ihm unter gleichem Dache.

Ein neapolitaniſcher Edelmann, Namens Balthaſar Coſſa, verſchmitzt und verwegen, gewaltthätig und grauſam, hatte lange Zeit auf den Meeren das Gewerbe eines Corſaren getrieben. Des wechſelnden und gefährlichen Looſes der Seeräuberei müde, oder dem Rächerarm der Juſtiz zu entkommen, floh er in ein Kloſter. Da ſah er in der Kirche bequemern Weg zu Reichthum, Gewalt und Ruhm. Des Seeräubers gewiſſenloſes Talent, in den Glanz ſcheinheiliger Tugend verſchleiert, wußte bald die Stufenleiter der Hierarchie zu erſteigen. Ein Mann, wie dieſer, war dem römiſchen Hofe jener Tage brauchbar. Coſſa ward mit dem Purpur der Kardinäle bekleidet, und als Legat des heiligen Stuhls nach Bologna verſetzt. Gemächlicher und ſichrer, denn ehemals auf dem Korſarenſchiff, füllte er da ſeine Kiſten mit Gold, welches er, im rechten Augenblick, wieder zu verſchwenden und zu ſpenden verſtand, als Alexander V., der Oberhirt der europäiſchen Chriſtenheit geſtorben war. Er gewann, als Nachfolger deſſelben, die dreifache Krone, und nannte ſich Papſt Johann XXIII.

Aber der heilige Vater verläugnete auch auf dem Throne den Charakter des Corſaren nicht. Er bereicherte ſeine Schatzkammer mit Geldererpreſſungen, und trieb öffentlichen Handel mit Prälaturen, Biſchofsmützen, Reliquien und Sacramenten. Am Altar glich er einem rohen Cavalier; nur an der ſchwelgeriſchen Tafel einem gaumſeeligen Mönch. Er verzeudete die Kirchengüter für ſeine Wollüſte. Weder Unſchuld der Jungfraun, noch Keuſchheit der Gattinnen

noch ein einſames Eskimo-Völklein, welches rings umher die Welt für einen unendlichen Gletſcher, ſich für das einzige Menſchengeſchlecht hielt, und keinen Begriff vom Daſein eines höhern Weſens gehabt haben ſoll.

Die letzte Behauptung war wohl zu voreilig. Die Engländer verweilten bei dieſem Völkchen viel zu kurze Zeit und waren der Sprache desſelben allzuunkundig, um über Gegenſtände aus der Welt der Vorſtellungen urtheilen zu können. Denn unter allen Völkern des Erdballs iſt noch keins entdeckt worden, welches, wenn man es ſehr genau kennen lernte, nicht, ſobald es ſich nur zu einer Sprache aufgerichtet hatte, mit dem erſten Begriffe des Daſeins auch die Vorſtellung von einer höhern, unbekannten Macht verknüpft hätte. Gott hat ſich in aller Geiſter Ahnungen offenbart.

Hielt man doch Anfangs auch die weſtlichen Grönländer für Menſchen ohne Gotteskunde. Aber je tiefer man durch Erlernung ihrer Sprache und durch längern Umgang in das Geheimniß ihres Innern eindrang, je mehr Keim der Religion entfaltete ſich dem Beobachter bei ihnen. Sie reden von hohen und niedern Geiſtern. Sie wiſſen vom ſchöpferiſchen Hauch des Pirkſoma („der da droben"); von dem ihm untergeordneten guten Geiſte Torngarſuk, dem Orakel ihrer Angekoks oder Prieſter, der in unterirdiſchen glückſeligen

war vor ſeinen Begierden geſchirmt, die ſelbſt im Nonnenkloſter ein Harem fanden. Ich will das wüſte Bild dieſes Mannes nicht vollenden, wie es in der Anklage vor den frommen Kirchenvätern zu Conſtanz entworfen iſt. Es ging ſogar das Gerücht, er habe ſeinen Vorfahren auf dem heiligen Stuhl durch Gift aus dem Wege geräumt.

Als er mit Pomp und Geräuſch zur Kirchenverſammlung reiſete und Konſtanz erblickte, regte ſich in ihm leichte Gewiſſensangſt. „Ich ſehe wohl, hier ſteht eine Fuchsfalle!“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. Er hatte es errathen. Die heilige Verſammlung wollt' ihn zur Niederlegung ſeiner entweihten Würde nöthigen. Er aber entwiſchte aus der Stadt in gemeiner Reitertracht, während eben ein prachtvolles Turnier gehalten wurde. Auf einem Fiſcherboot, das bereit lag, ſchwämm der päpſtliche Abenteurer den See und den Rhein abwärts nach Schaffhauſen; von da nach Laufenburg und Freiburg im Breisgau. Hier eingefangen, ward er nach Conſtanz geführt und der päpſtlichen Hoheit entkleidet, in das Schloß Gottlieben geſperrt.

Etwa vierzig Jahre ſpäter ſchleppte der Fanatismus den edlen Felix Hemmerlin von Zürich dahin (Februar 1454). Dieſer tugendhafte Gelehrte hatte ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht. Aber in zorniger Verzweiflung über die endloſen Entzweiungen, Bürgerkriege und Laſter der Zeitgenoſſen glaubte er an kein Heil der Schweiz mehr, als in der Ausrottung Aller. Empört über die Sittenloſigkeit der damaligen Geiſtlichen, entlarvte er deren Heuchelei und ergoß ſich fein bittrer Witz über die Unzucht der Nonnen und Mönche. Darum mußte er vier Monden lang im Thurm von Gottlieben, neben einem ausſätzigen Mörder, in Ketten liegen. Darum ward er ſeiner Stellen und Würden beraubt. Die Beiſchläferinnen des Biſchofs von Konſtanz konnten ihm nicht vergeben; und er, der lebenslang die Wahrheit gelehrt, für ſie ſoviel erlitten hatte, ſelbſt ſchon einmal auf offener Landſtraße von gedungnen Meuchelmördern verwundet worden war, konnte nicht widerrufen. Darum ward er, von Gottlieben aus, ſeinen beſtigſten Feinden, den Barfüßern in Luzern, zur härteſten Behandlung übergeben. Und ſie erfüllten das Werk der Rache und Qual, als furchtbare Meiſter in dieſer Kunſt.

„Schön ſind die Tage bei Morgarten, bei Laupen, bei Sempach, bei Murten,“ ſagt Johannes Müller, wenn er vom Meiſter Felix Hemmerlin redet: „Viele ſind in ſchweizeriſchen Jahrbüchern der ſchönen Tage in Frieden und Krieg: aber, das wiſſe die

Schweiz, jeder Furſt, jedes Volk, daß Unterdrückung eines gerechten Mannes ein Fleck in allen Geſchichtbüchern iſt!“

Heutiges Tages haben ſich die Gemächer des alten Schloſſes von Gottlieben in gefällige Wohnzimmer einer Bürgerfamilie verwandelt. Die Burg iſt Eigenthum des Herrn Rittmeiſters Hippemeier. Seiner und ſeiner Gattin Bekanntſchaft dank ich die Kenntniß einer wunderbaren, unerklärlichen Erſcheinung in der Natur, die wohl der Beſprechung würdiger iſt, als alle Barbarei der Vorwelt. Des wackern Rittmeiſters Gemahlin nämlich war, ſchon von Kindheit an, Rhabdomantin, das heißt, ſie empfing vom Daſeyn unterirdiſcher Gewäſſer, Metalle, Salze, Steinkohlen und andrer Foſſile Kenntniß durch körperliche Empfindungen; durch krampfhafte Bewegung in einzelnen Muskeln; durch entſtehende Kälte oder Wärme, oder Feuchtwerdung einzelner Theile des Körpers; durch Bangigkeit, oder Schwindel, oder plötzliches Erſcheinen eines Geſchmacks auf der Zunge. Am längſten beobachtete ſie Hr. Ebel in Zürich. Der achtbare Beſchreiber des Baues der Erde, des Alpengebirgs und der Schweiz zeichnete ſeine Bemerkungen und Erfahrungen ſorgſam auf. Mir iſt unbekannt, welches Schickſal ſein ſchriftlicher Nachlaß gehabt hat. Aber gewiß ſind die Wirkungen unterirdiſcher Minerale und Flüſſigkeiten, welche Ritter und Amoretti an dem jungen italieniſchen Landmann Campetti vor einigen Jahrzehenden beobachteten, nicht außerordentlicher, als die Gefühlserſcheinungen der jetzigen Eigenthümerin vom Schloſſe Gottlieben.

Ich lernte ſie als blühende Jungfrau kennen. In Fülle und Friſche der Geſundheit zeigte ſie nichts weniger, denn kränkliche Reizbarkeit und Nervenſchwäche. Sie bedurfte keiner Wünſchelruthe. Die Natur der Unterwelt, ich weiß nicht bis zu welcher Tiefe, verkündete ſich in ihrer Empfindung. Ich führte ſie durch ihr völlig unbekannte Zuraçegenden, in welchen keine äußere Spuren den mir ſchon bekannten Inhalt des Gebirgs verrathen konnten. Sie bezeichnete mir die Stellen großer Ablagerungen von Bohnerz mit eben ſo vieler Beſtimmtheit, als ſie den Umfang und das Streichen des Steinkohlenflötzes bei Elgg im Kanton Zürich angegeben hatte. Gypslager bewirkten ihr ein krampfigtes Zuſammenziehen der Halsmuskeln. Steinſalz in der Tiefe erregte ihr den Geſchmack deſſelben auf der Zunge; neben demſelben, wie vom Pfeffer, ein Stechen. Letzteres hatte ſie ſchon einmal am Thunerſee empfunden, ohne erklären zu können, von

welchem Foſſil es bewirkt ſey. Als ich, um dieß zu erforſchen, verſchiedne in Papier verhüllte Mineralien ihr nachmals unmittelbar unter die Fußſohlen gelegt hatte, empfand ſie dieß Stechen bei einem beträchtlichen Stück Anhydrit. Es iſt bekannt, daß das Steinſalz von dieſem waſſerfreien Gyps begleitet zu ſeyn pflegt.

Mein größtes Erſtaunen aber verurſachte ſie dadurch, daß ſelbſt einzelne Sterne des Himmels, — ſie nannte mir Venus, Jupiter und den Polarſtern, — auf ihre Empfindungen einwirken ſollten. In abendlicher Finſterniß und dichtem Nebel war ich einſt mit ihr und ihrem Gemahl zur gaſtfreien Wohnung eines Landpfarrers im Aargau gekommen. Das Geſpräch wandte ſich, nach dem fröhlichen Nachteſſen, auf ihr Sterngefühl. Des Nebels wegen ließ ſich die Stelle keines Sterns am Himmel ausmitteln, als, mit Beihülfe der Magnetnadel, die des Polarſterns. Der Pfarrer brachte, ohne ihr Vorwiſſen, um mich zu orientiren, die Buſſole, während ich der wunderbaren Fühlerin ihren Merineſchawl um den Kopf wand und in einen Knoten ſchürzte. Nachdem ich ſie lange genug im Zimmer nach aller Richtung umhergeführt und mehrmals um ſich ſelbſt gedreht hatte, blieb ſie ſtehn, hob den rechten Arm himmelwärts mit vorgeſtrecktem Zeigefinger, und wandte ſich, die Hand, als ſuche ſie am Himmel, auf- und niederbewegend, langſam herum nach jeder Gegend des Horizonts. Plötzlich ging ein Zucken vom Zeigefinger durch den aufwärts gehobnen Arm. „Dort!“ ſprach ſie, und zeigte auf Norden und die dortige Höhe des Polarſterns. Sie wiederholte ſpäter nachher bei mir, in einer Abendgeſellſchaft, denſelben Verſuch mit demſelben Erfolg.

Aber ich ſchweige, um mich nicht dem Verdacht von Aberglauben oder getäuſchtem Leichtglauben ganz und gar Preis zu geben.

XI.

Kanton Schaffhausen.

1.

Der Rheinfall.

Nein, den mächtigsten, den prachtreichsten Wasserfall von Europa, den tausendmal beschriebnen und besungenen, will ich hier nicht wieder beschreiben mit seinen Donnern, von denen die benachbarten Felsen erdröhnen, und stundenweite Fernen in nächtlicher Stille den Nachhall vernehmen; mit seinen Regenbogen, die in grauen Wolken aufwirbelnden Wasserstaubes über dem Brodeln der Wogen blitzen; mit seinen malerischen Einfassungen, die rußige Hammerschmiede links, den alterthümlichen Schloßthurm im Wörth rechts, und die Burg Laufen drüben auf dem Felshügel. Wer dieß gigantische Naturspiel nicht selber sah, kennt es wenigstens aus zahllos davon gegebnen Abbildungen, obngefähr so gut oder schlecht, wie man einen Unbekannten aus dessen schwarzen Schattenrissen, hinter Glas und Rahm, erkennt. Man muß dabei nur die Gefälligkeit der Einbildungskraft um Nachhülfe bitten, daß die silbernen und blaugrünen Wellenstreifen des Rheins in ewiger Beweglichkeit wechseln, und der wolkige Wogensturz der sechzig bis achtzig Schuh tief fallenden Wassermasse nicht, wie gefroren, behangen bleibe, in unwandelbarer Gestaltung.

Die Nebenbuhler unsers Rheinfalls, die Cataraften des Niagarastroms an Kanada's Gränzen, des Bogota in Colombien, des Pyrl in den indischen Rajemahalgebirgen, mögen ihn an Größe, nicht aber an Ruhm übertreffen. Indessen dieser Ruhm ist auch noch nicht alt. Es scheint fast, die welterobernden Römer kannten den Rheinfall gar nicht; denn keiner ihrer Schrift-

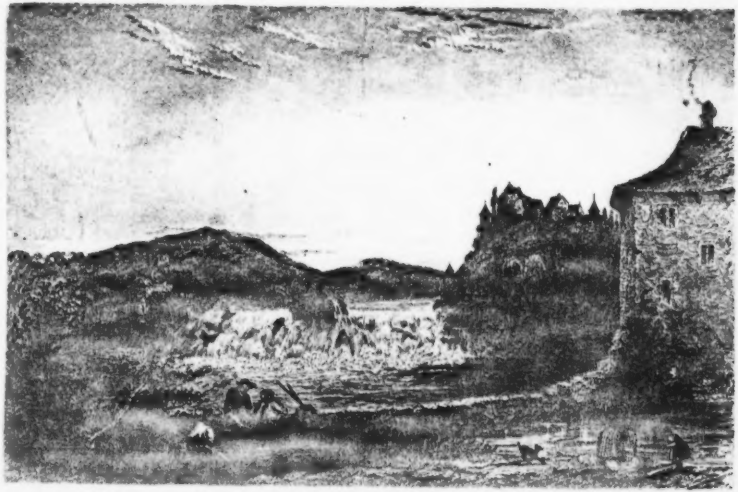

ſteller ſpricht von ihm. Und doch kundſchafteten die Römer auf ihren Feldzügen jedes Land mit Sorgfalt aus; freilich nur in militäriſcher Hinſicht. Dazu war der Rheinfall ihnen wahrſcheinlich ohne Wichtigkeit. Landſchaftliche Naturſchönheiten hatten überhaupt, ſcheint es, keinen beſondern Reiz für ſie; wenigſtens ließen ſie ſich, ſelbſt ihre Dichter, ſelten in Beſchreibungen derſelben ein. Vielleicht aber war auch der Rheinfall noch nicht vorhanden.

Daß dieſer Strom einſt, bevor er durch den Bodenſee ging, den Weg durch den Wallen- und Zürichſee in das Aarebett genommen habe, iſt kaum zu bezweifeln. Der venetiſche und akroniſche See des Alterthums (wie ſonſt der Bodenſee hieß) hatte damals alſo keinen andern Abfluß von Gewäſſern, als von denen, welche ihm durch einzelne Bäche der ſchwäbiſchen und ſchweizeriſchen Seite zugeführt worden waren. Dieſer Abfluß war unbedeutend; ward mithin nicht beachtet, zumal wenn die jetzige Felswand, über welche das Waſſer niederſtürzt, noch nicht durch den Wogenfall hervorgewühlt war. In Schaffhauſen unter der Brücke, alſo eine halbe Stunde vom Rheinfall entfernt, iſt die Oberfläche des Fluſſes um achtzig Fuß höher, als die Fläche deſſelben unterhalb dem Rhein. fl. Das Waſſer konnte daher zwiſchen den Felſenufern den Weg lange Zeit ohne Geräuſch zurücklegen. Anders aber ward es, als der Rhein endlich ſeinen Lauf gegen den Bodenſee durchbrochen hatte, und er die Fülle ſeines ganzen Waſſerſchatzes in denſelben ergoß, die er von 150 Gletſchern und zahlloſen Waldſtrömen und Gießbächen des rhätiſchen Gebirgs empfängt. Dieß war freilich ſchon zur Zeit der Römer der Fall. Allein vielleicht gehörte noch ein Jahrtauſend dazu und mehr, um die allmählige, ſchräge Verflächung des Fluſſes ſo auszuwühlen, daß unter den Felſen von Laufen ein ſenkrechter Wogenſturz von 70 — 80 Fuß entſtand. Wahrſcheinlich hebet er ſein Becken fort und fort tiefer. Wenigſtens füllt er daſſelbe nicht mit Geſchieben aus.

Denn was der Rhein von Schutt und Schlamm aus den Gebirgen und Thälern Graubündens fortreißt, ſetzt er im Bette des Bodenſees ab. Dafür iſt in dieſem noch Platz genug, weil er nicht nur einen Raum von zehn Geviertmeilen einnimmt, ſondern ſtellenweis, wie z. B. zwiſchen Lindau und Bregenz eine Tiefe von 2300 Fuß, alſo eine größere hat, als die Nordſee und das baltiſche Meer. Wie würde der alte Ammian Marcellin erſtaunen, wenn er heut die Geſtade des Bodenſees oder des Brigantiniſchen Sees, wie er ihn nennt, mit Städten, Dörfern,

Fruchtfeldern und Gärten umkränzt erblicken könnte. Zu seiner Zeit, also im dritten Jahrhundert, starrten diese Ufer noch von wüsten dichten Waldungen, *) durch welche Rom blos eine Militärstraße gebahnt hatte.

So mag der Rheinfall bei Schaffhausen ein Gebilde spätrer Zeit seyn, von welchem die Römerzeit nichts kannte, wie hinwieder der Niagarafall in Nordamerika wahrscheinlich nach tausend Jahren auf einer ganz andern Stelle gesucht werden muß, als heutigen Tages. Denn nach neuen Beobachtungen rückt derselbe, durch fortwachsende Anhäufungen des Schutts und Geschiebes, immer mehr dem Ontario-See entgegen. Aus Strichen und Zeichen, die man im Felsen dicht neben dem großen Fall angebracht hat, ersieht man, daß der Wegensturz in den letzten 25 Jahren um 19 Fuß 7 Zoll vorgerückt ist. Ursprünglich mag er in der Nähe des Erie-Sees gewesen seyn.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltnes, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert zu sehen. Selbst die Pracht des Rheinfalls zu zerstören, kam jemand auf den Einfall, vorzuschlagen, damit man stromabwärts schiffen könne. Der Entwurf ging von einem Tausendkünstler aus, der auch sogar Gletscher, mit darüber zu streuendem Kohlenstaub, wegzuschaffen bestte, wo sie den Nachbaren lästig wären. — Zum Glück blieb das Colossale an diesen Gedanken ihr Bestes. Man ließ dem Rheinfall sein schönes Spiel, und den Gletschern ihre Ewigkeit.

2.

Schaffhausen.

Unstreitig dankt dem Rheinfall auch die Schweizerstadt Schaffhausen ihren Ursprung. Sie trägt Schnitt und Form einer ehemaligen, kleinen Reichsstadt. Wegen des Wasserstürzes beim Felsen von Laufen wurden hier die vom Bodensee kommenden Waaren in alter Zeit umgeladen. Man nannte den Ort von den Magazinen und Wohnungen der Schiffer Scaphusen, Schaffhausen, (Schiffhausen). Das Gewerb der Schiffer und der Waarenverkehr verwandelte den Ort zu einem Flecken mit Jahrmärkten. Adel wohnte auf den Schlössern des Hegau's und Klettgau's in der Nähe. Bald kam auch eine Abtei aller Heiligen dazu (im Jahr 1052)

*) Horrore silvarum squalentium. Amm. Marcell. XV. 4.

Gegenden wohne; von einem bösen Geiste, der unter dem Meere wohne, und dessen Haus von schrecklichen aufrecht stehenden Seehunden bewacht werde; von der Fortdauer ihrer Seelen, Tarngeks (schon die Verwandtschaft dieses Namens mit dem des guten Geistes Torngarsuk deutet viel!) nach des Leibes Auflösung. Aber Ehre oder Dienst erweisen sie dem großen Geiste Torngarsuk nicht, weil, wie David Kranz sich ausdrückt, „sie ihn ohnehin für allzugütig halten, als daß er fordere, versöhnt oder bestochen zu werden."

Vom neuesten Zustande der christlichen Sendanstalten im südlichen und westlichen Grönlande ist wenig bekannt geworden. Wir wissen nur, daß es auch diesen Gegenden an einer hinlänglichen Zahl geweihter Missionarien aus Europa gebricht (im Jahre 1792 waren deren nur fünf dort), und daß die Genossenschaft der Brüdergemeinden an den Küsten aus ungefähr tausend Seelen besteht.

3.

Die Bekehrungen in Labrador. — Das Heidenthum im äussersten Norden Amerika's.

Was bis hinaus zum niegesehenen Nordpol des Erdballs wohnt und athmet, ist Geheimniß. Das bekannte nordlichste der Länder ist eine öde

und dreißig Jahre ſpäter ein Agneſenkloſter. Im dreizehnten Jahrhundert umgürtete ſich der Flecken mit Ringmauern und ward eine Stadt, und ſogar eine Reichsſtadt, deren rühelge Bürger Wirren und Fehden des Mittelalters zu benutzen verſtanden. Sie machten ſich nach und nach von der Oberherrlichkeit der Abtei, nach und nach von den Laſten des Reichs los; erweiterten, durch Kauf vom verarmenden Adel, ihr Gebiet bis zu einer Größe von acht Geviertmeilen und traten endlich mit dieſem (im Jahr 1501) in den Bund der Eidsgenoſſen.

Das Städtchen mit ſeinen 7000 Einwohnern, ſeinen Ringmauern, alten Thürmen und bemalten Häuſern wird ſeine mittelalteriſche Phyſiognomie ſobald nicht verlieren, welche beſonders durch eine Art Burgfeſte, auf dem Hügel an der Ringmauer, etwas Eigenthümliches bekömmt. Es iſt ſchwer zu ſagen, wozu dieſer weite, runde, aus großen Quaderſteinen erbaute Thurm mit ſeinen achtzehn Schuh dicken Mauern, eigentlich dienen ſollte, der doch erſt ſeit 1564 fertig daſteht. Eben ſo ſchwer iſt mir zu ſagen, ob er Münnoth, oder Unnoth, oder Munoth heißt, und warum er ſo genannt iſt? Laſſen wir aber das Romantiſche beiſeite. Den Glanz des Klaſſiſchen empfing die Stadt von einigen ihrer weltberühmten Burger; dem herrlichen Bildhauer Trippel und dem großen Geſchichtſchreiber Johannes Muller. Aber mehr Verdienſte hat Schaffhauſen nicht um dieſe Manner, als daß ſie da geboren wurden. Der eine lebte und ſtarb in Rom; der andere lebte und ſtarb in Deutſchland, auf daß erfullet würde Matth. 13. 57.

Man ſteht hier an den Schwellen der Schweiz. Aber donnerten nicht die ſilbern-grünen Wogen der Rheinkatarakte ihren Gruß dem Wanderer entgegen, er würde glauben mitten in Schwaben zu ſtehen, nicht in der Schweiz. Sprache, Kleidung, Sitte, Menſchenſchlag, Bauart und Lebensart des Volkes, — alles iſt ſchwäbiſch; aber auch biedermänniſches, treuherziges Weſen, Gaſtfreundlichkeit, etwas Schwerfallig-Gemächliches in Wort und Wandel und eine gewiſſe Scheu vor allem Aufſehen-Erregen. In den Geſchichten der Eidsgenoſſenſchaft ſpielten die Schaffhauſer gewöhnlich die Stillen im Lande. Sie giengen mit; halfen aber, und das gereicht ihnen zur Ehre, immer am liebſten zur Ruhe. Sogar in den letzten politiſchen Bewegungen der Schweiz dauerte die Aufwallung des Kantons Schaffhauſen kaum einige Wochen, und Stadt und Landſchaft waren wegen ihrer Rechte bald genug mit einander ausgeglichen. Nur in den Bewegungen des ſtattlichen

Marktfleckens Hallau, der am Fuß eines vom Randenberg flammenden Gebirgszweiges, und im Schooße der fruchtbarsten Gefilde, ruht, regte sich, wie schon in frühern Tagen, heißeres Schweizerblut. Hier hatten auch schon zu Thomas Münzers Tagen, im sechszehnten Jahrhundert, Wiedertäufer ihr wildes, schwärmerisches Spiel getrieben. Ja Thomas Münzer selbst wohnte, aus Deutschland verjagt, in Hallau und dem benachbarten Flecken Schleitheim ein halbes Jahr lang. Auch war's in eben diesem Hallau, wo sich zuerst im Innern der Eidsgenossenschaft, und zwar schon im Jahre 1790, der erwachte republikanische Geist gegen die sogenannte alte, gute Zeit regte, welche das Interesse des Landvolks und des ganzen Staates, neben dem Vortheil der Stadtfamilien, oft genug vergaß. Das rührige Völkchen hier und in der Umgegend wollte schon damals nicht länger die harten Willkühren und Neckereien beim Bezug der Zehnten und Bodenzinse, noch weniger die eben so gefährliche, als alberne Staatseinrichtung dulden, daß Oberbeamte durchs blinde Loos erwählt wurden. Nur mit Mühe ward ein bewaffneter Aufstand verhindert. — Und wieder war es hier, wo im Jahre 1833 das wachsame Volk seine Obrigkeit an vergessene Pflichten mahnte. Die schaffhauser Regierung hatte nämlich gestattet, daß eine Abtheilung Großherzoglich Badenscher Truppen mit zwei Kanonen durch den Klettgau, über Schweizergebiet, nach Konstanz ziehen dürfe, hatte aber vergessen, davon den einheimischen Behörden an den Gränzorten Anzeige mitzutheilen. Als daher eine Abtheilung Badenscher Dragoner unerwartet einrückte, traten plötzlich die Hallauer unter Waffen; die Milizen des ganzen Landes waren schlagfertig. Zwei Offiziere von Hallau begaben sich warnend zum Badenschen Commandanten, und vermochten ihn, das Schweizergebiet zu vermeiden, um Blutvergießen zu verhindern. Die ganze Eidsgenossenschaft zollte dieser Wachsamkeit der Hallauer Beifall.

Es mangelt dem Ländchen, mit seinen zwei und dreißig tausend Einwohnern, nicht an mancherlei Arten des Gewerbfleißes; doch ist der Landbau auf diesem fruchtbaren Boden die Grundlage allgemeinen Wohlstandes; und die neue Staatsordnung, auf politischer Rechtsgleichheit begründet, sichert den Einwohnern zur Entfaltung ihrer materiellen und geistigen Kräfte eine Freiheit, wie sie alle Kantone der Schweiz itzt, außer den altdemokratischen, katholischen Hirtenländern im Hochgebirg, irgend genießen können. Die Staatsverfassung, die wir daher hier nicht näher bezeichnen wollen, hat indessen auch ihre Eigenthümlichkeiten, oder man

könnte ſagen, Schweizerlichkeiten, welche vielleicht des Auslanders Verwunderung oder Lächeln erregen mögen. Zum Beiſpiel iſt im Kanton Schaffhauſen, wie ehemals ſchon, auch itzt noch den Advokaten die Zulaſſung bei allen Gerichtſtellen unterſagt. Aber nicht das Urbild der vollkommenſten Verfaſſung, welches aus dem Geiſt des größten Denkers hervorgeht, iſt immer das beſte Grundgeſetz jedes Volks; ſo wenig jedes Kleid, wär es auch der edeln Geſtalt eines Antinous angemeſſen, jedem Menſchen gerecht und bequem ſeyn kann. Wie Herkunft, Schickſal, Gewohnheit, Klima, Beſchäftigungsweiſe und Gemüth den menſchlichen Leib geſtalten zum Wahrzeichen und Werkzeug der Seele; ſo geſtaltet ſich auch der Staat, als des Volkes äußere Form, aus deſſen Leben, Oertlichkeit, Denkart und Bedürfniß.

XII.

Kanton Basel.

1.

St. Jakob.

Man komme vom Elsaß oder vom Schwarzwald daher in den Kanton Basel, — die landschaftlichen Gebilde verwandeln sich zahlings. Der weiche Zauber des Schönen verschlingt sich seltsam mit majestätischer Wildheit. Die strenge Unfreundlichkeit der Natur ist von der Menschenhand gezähmt. Es begegnen uns andere Bauarten, andere Trachten, andere Sitten. Man steht im Vorhof der Schweiz. Wie sind von großen historischen Erinnerungen umgeben.

Ein Kirchlein, ein Siechenhaus, Stiftungen aus den Tagen der Kreuzzüge; einzelne ländliche Wohnungen darum hingebaut mit umhegten Gemüsegärten, — dies Bild der Ruhe, der Einfalt, der Zufriedenheit; es ist St. Jakob, am Strom der Birs, eine Viertelstunde von der Stadt Basel. Diese Gefilde, sind die Thermopylen der Schweiz geheißen. Hier war es, wo sich am 26. August 1444 anderthalbtausend Schweizer unerschrocken dem Tode fürs Vaterland weihten, als Karl VII. von Frankreich an der Spitze von 60,000 Mann in das Gebiet der Eidsgenossen eindringen wollte. Mit eben so geringer Schaar, mit eben so furchtbarer Entschlossenheit, warf sich ohngefähr zwei tausend Jahre früher der Spartaner-König Leonidas dem Perser-Schach Xerxes für Griechenlands Rettung entgegen, der mit größerer Macht, als Karl VII. gekommen war. Aber St. Jakob hatte keine Engpässe, wie die Thermopylen, wo Leonidas fecht, links von steilen Gebirgen, rechts vom Meer und Sumpf geschützt, und auf einem Wege, kaum 100, oft kaum 20 Schuh breit. Wie die Griechen

ſtarben die Schweizer, im blutigen Ehrenfelde. Alle, bis auf wenige Einzelne. — Beide, die Griechen wie die Schweizer, erſchütterten mit ihrem Heldentode die Entſchloſſenheit des übermächtigen Feindes, deſſen Sieg einer Niederlage glich, indeſſen der Untergang der Beſiegten ihr ewiger Triumph in den Geſchichten des menſchlichen Geſchlechts geworden iſt. Ueber den Grabern der gefallenen Freiheitskämpfer baute Griechenland dankbar ein Denkmahl; und die Burgerſchaft Baſels errichtete, erſt in dieſem Jahrhundert (1824) ein ſolches den Eidsgenoſſen von St. Jakob am Wege zum Schlachtfeld. —

Nicht St. Jakob allein in der Nähe Baſels, hier an der Schwelle des eidsgenöſſiſchen Bodens, auch ohnweit davon die Waldhöhe des Bruderholzes und das Feld von Dornach wurden ein halbes Jahrhundert ſpäter Zeugen deſſen, was Schweizer einſt für ihr Vaterland wagten. Ihrer Tauſend vernichteten am Bruderholz eine vierfach größere Schaar des Schwabenbundes; und ihrer ſechstauſend ſchlugen bei Dornach ſechszehntauſend Feinde, deren Feldherr Heinrich von Fürſtenberg mit 3000 ſeiner Krieger umkamen. Doch dieſe Siege werden von dem ruhmreichen Unglück bei St. Jakob noch überſtrahlt.

Ein eidsgenöſſiſcher Schlachthaufe ſtand belagernd vor der Veſte Farnsburg, als Nachricht kam, der Dauphin von Frankreich rücke mit unzählbaren Schaaren an Baſel vorüber, ins Schweizerland; er ſei kaum noch fünf Stunden Wegs entfernt. Niemand bei Farnsburg erſchrack; aber jeden ergriff flammender Zorn gegen die eindringenden Fremdlinge. Während die Hauptleute Kriegsrath hielten, ob man den Feind in den Engpäſſen des Juragebirgs erwarten, oder ob man Verſtärkungen herbeirufen müſſe, erhob das gemeine Kriegsvolk wildes Geſchrei, man ſolle nicht zaudern, vorwärts fliegen; ſchlagen; es gelte des Vaterlands Heil, und wäre des Feindes Macht zehnmal größer. Die Hauptleute wurden überſchrien, und waren froh, es wenigſtens dahin zu bringen, daß nur etwa 1500 Mann zum Dorfe Prateln voranzehn ſollten, nicht um ein Gefecht anzuheben, ſondern nur Stärke und Gang des franzöſiſchen Heers zu beobachten. Die Funfzehnhundert zogen fort, im Herzen keineswegs gewillt, den Bedenklichkeiten ihrer Feldhauptleute genüge zu thun. Zween Oberherrn von Baſel begegneten unterwegs der fröhlichen kriegeriſchen Jugend. Sie mahnten, behutſam zu gehen, in der Nähe eines ſo furchtbaren und überlegenen Heeres. »Nichts da« rief einer

der Eidsgenossen: «Es muß gehen, und gehts nicht, so hab' Gott unsere Seelen, der Feind unsere Leichen!»

Zu der Morgenfrühe standen sie vor dem Dorfe Prattelen. Dort in den Wiesen hatte sich der französische Marschall Graf von Dammartin mit einigen tausend Mann Fußvolks und Reiterei aufgestellt. Die Schweizer stürzten vor, brachen durch, sprengten den Feind, der mit Hinterlassung einiger hundert Todten, in die Verschanzungen beim Dorfe Muttenz zurückgeworfen ward. Hier stand er bei zwölftausend Mann stark. Die Verschanzungen wurden erstürmt; die Zwölftausend über den Strom der Birs gejagt. Die eidsgenössischen Hauptleute riefen halt! Die Birs sollte nicht überschritten werden; jenseits stand die französische Artillerie: die ganze Armee; voran eine Masse von 8 — 9000 Mann Reiterei. Aber die Birs ward durchwatet und durchschwommen, nicht ohne Verlust mehrerer Hundert Todten; nicht ohne Unordnung. Alle Feuerschlünde der Franzosen spien ihren Donner gegen die Schweizer; alle Streithaufen wälzten sich gegen sie an, sie zu erdrücken. Sie wurden von den ungeheuren Massen erdrückt, umringt, vereinzelt, niedergemacht. Vergebens sandte Basel 3000 Mann aus seinen Thoren, sich mit den Eidsgenossen zu verbinden, um sie in die Stadt zu ziehen. Es war zu spat. Der Feind trat zwischen die Eidsgenossen und die 3000, und drohte diese von der Stadt abzuschneiden. Die Schweizer kämpften fort, und fanden siegesmüde über Leichenhügeln ihrer Feinde hin den Tod. Noch war ihrer ein Häuflein von fünfhundert Tapfern übrig. Der warf sich zu St. Jakob in das Siechenhaus und dessen ummauerten Garten; schlug drei Stürme ab, brach zweimal zum Ausfall hervor. Des Todes und des Ruhmes für's Vaterland gewiß, nahm und gab er keine Gnade. Mann fiel neben Mann durchbohrt. Stückkugeln zermalmten die Gartenmauer; das Siechenhaus brannte. Wer nicht durch Pfeil und Kugel, Schwert und Lanze umkam, starb in den Flammen. Zehn Stunden lang war gestritten worden. Die Leichen von mehr denn tausend Reisen, von achttausend französischen Kriegern, und von anderthalbtausend Eidsgenossen unter ihnen, bluteten auf dem weiten Wahlplatz. Nur zehn Mann der Letztern, schon an der Birs von den Brüdern zu früh getrennt, retteten ihr Leben. Ludwig der Dauphin schwor, im Kreis seiner Räthe und Marschälle, ein heldenmüthigeres Volk sey nimmer gesehen worden. Er wollte es nicht weiter versuchen. Zu Ensisheim schloß er Frieden, die Schweizer mehr bewundernd, als fürchtend.

Der Dauphin scheint in den Schrecken dieser Thermopylen-Schlacht

Höheres, als gemeinen, ſoldatiſchen Muth erblickt zu haben, indem er aus Staatsklugheit oder Edelſinn die Beſiegten ehrte, welche ſeiner eignen Macht ſo tiefe Wunden geſchlagen hatten. Im vollen Gegenſatz von ihm athmeten andere ſeiner Hauptleute nur Wuth ohnmächtiger Rache, wenn ſie das Leichenfeld überſahn, das mit Blutſtrömen gefärbt war. »Heut baden wir in Rosen!« rief triumphirend der Herr von Landskron, Burkhard Mönch, indem er durch die erſchlagnen Tauſende ritt. »Friß eine davon!« rief unter den Todten ein ſterbender Schweizer, der ſeine letzte Lebenskraft zuſammennahm, den Hohn zu ſtrafen, und dem Höhner das Haupt mit einem fortgeſchleuderten Stein zerſchmetterte, daß er bald davon den Geiſt aufgeben mußte. — Hier war nicht Heeresſieg, ſondern Volkskrieg; hier nicht Gehorſam und Dienſt um Sold, nicht Vertilgungskampf für eine Ehrenſache, ſondern Nothwehr fürs Vaterland, Begeiſterung für Heiligthümer freier Bürger. Dieſer Muthsmuth, dieſe Begeiſterung iſt das Erbtheil der Schweizer bis zu unſern Tagen geblieben. Wer erinnert ſich nicht der einzelnen mörderiſchen Gefechte des Jahres 1798, wo eine kleine Bernerſchaar bei Neuenegg die überlegne Macht der franzöſiſchen Brigaden beſiegte; oder wo bei Rothenthurm kaum 2000 Schweizer den dreifach ſo ſtarken Feind ſchlugen; oder, wo beim Kampf gegen die geringe Schaar der Unterwaldner, General Schauenburg ſeiner Todten und Verwundeten im ſechsfach größern Heer wenigſtens doppelt mehr zählte, als Feinde ihm bei Stanzſtaad gegenüber geſtanden waren. *)

Wenn Frankreich ſich dennoch im Jahr 1798 nach wenigen Treffen der ganzen Schweiz bemächtigen konnte, ward das damals nur möglich durch die groben Gebrechen des eidgenöſſiſchen Bundes, durch die Zwietracht der Regierungen mit den Unterthanen; durch die blinde Eiferſucht der Kantone untereinander; durch die vollkommenſte Verwahrloſung des Heerweſens ſeit einem Jahrhundert; durch Vereinzelung Aller im Kampf, indem jedes Ländchen an ſeinen eignen Granzen den Streit für ſich allein ausfechten wollte.

*) General Schauenburg ſelbſt ſagte in einem Schreiben vom 4ten September 1798 an den General Zordy: Nous avons perdu beaucoup de monde, ce qui etoit inevitable avec l'incroyable obstination de ces hommes audacieux jusqu'à la rage. — C'etoit une journee des plus chaudes, que j'aie jamais vue. On se battoit avec des massues. On s'ecrasoit avec des eclats des rochers. On combattoit sur l'eau. En un mot, on employoit pour s'exterminer tous les moyens possibles.

Zwar noch gegenwärtig nährt ein mangelvoller Bund der Kantone diese politische Selbstsucht, Nebenbuhlerei und Vereinzelung. Aber vom Unglück der Vergangenheit gewitzigt, ist ihr Heerwesen tüchtiger ausgebildet, und darin bei ihnen allein Einheit der Kräfte Aller. Jeder Schweizer ist Soldat und kampfpflichtig; jeder Waffenfähige bewaffnet. Mehr denn 100,000 Mann eingeübter Milizen stehen schlagfertig, denen noch wenigstens 50,000 folgen können, die Neutralität ihres vaterländischen Bodens und ihre Freiheit zu vertheidigen. Ihre ungestüme Tapferkeit zu leiten, fehlt es ihnen nicht an gebildeten und geistvollen Befehlshabern, oder an Vertrautheit mit den Fortschritten der neuern Kriegskunst. Aber nicht dies, nicht ihre Gebirge, Seen, Ströme und Engpässe allein sind es, was ihnen, in Kriegen der europäischen Mächte, künftig zum Selbstschutz Stärke gewährt; auch die Eifersucht ihrer großen Nachbarstaaten, und deren militärischer und politischer Vortheil, die Schweiz nicht zu verletzen, wird ihnen zur Hülfe. Es scheint immer mehr Grundsatz der Eidsgenossenschaft zu werden, gegen den ersten, der ihres Bodens Neutralität verletzt, Bundesgenoß von dessen Feinde zu werden. Und nicht gleichgültig mag es seyn für jede Macht, die Stärke ihres Feindes durch ein Heer von 100,000 Tapfern vergrößert zu sehen. Und mehr noch, auch die Fahnen der Freiheit sind heutigen Tages eine Macht, sey es auf welscher, oder deutscher Erde.

2.

Basel die Stadt.

An ihren Rheinufern liegt großartig die edle, altberühmte Schweizerstadt ausgebreitet, heute noch wie vor Jahrhunderten ein Marchstein auf der Gränzscheide Helvetiens, Germaniens und Galliens. Dieser Lage, wie dem übrigen Gewerbfleiß ihrer Bürger, dankt sie einen glänzenden Wohlstand, den in früheren Zeiten weder Schrecken der Natur durch Erdbeben, Pest oder schwarzen Tod, noch in spätern Tagen Kriege und Revolutionen benachbarter Staaten vernichten konnten. Ihren Ruhm aber unter den europäischen Städten dankt sie mehr noch der Pflege der Wissenschaften, die sie schon in Zeitaltern übte, als der größte Theil Europens in Nacht der Barbarei begraben lag. Hier lebete einst

Welt von Felseninseln, Spitzbergen geheißen, wo doch noch weiße Bären, Füchse und Rennthiere einige Nahrung finden, und Schnee- und Eisvögel um die kahlen Klippen flattern. Aber hier, wo der Winter das Meer in ein endloses Eisfeld um die Inseln verwandelt, die längste Nacht fünf Monate währt, daneben wieder die Gluth des Sommers unerträglich werden kann, hausen nur wenige russische Ansiedler, der Fischerei wegen.

Unter etwas südlichern Breiten, um die Hudsonsbai hin, wo zwar der Himmel noch rauh, der Boden unter einem fast zehn Monden dauernden Winter sehr unwirthbar ist, doch hin und wieder verkrüppelte Nadelhölzer über dem Schnee grünen, und die Arten der Thiere sich schon mannigfaltiger zeigen, erblickt man auch das Menschengeschlecht zahlreicher verbreitet. Es ist in Lebensweise, Sprache und Denkart dem grönländischen verwandt.

Die Bewohner des rauhen, ungeheuern Landstrichs von Labrador nennen sich, wie die Grönländer, Karalits oder Kerali's (Männer), und die Europäer Kablunäts. Ohne Zweifel sind ursprünglich die Eskimo's, die Strölinger in Grönland, nur von ihnen ausgestoßene und verfolgte Stämme gewesen. Lange schon haben die Briten diese Küsten handelnd besucht, der Fische und

Erasmus von Rotterdam; hier iſt die Heimath der Bauhine, der Iſeline, der Euler, Bernoulli's und andrer erleuchteten und weitleuchtenden Manner. Hier iſt faſt jede Straße Trägerin irgend einer geſchichtlichen Denkwürdigkeit; ſo wie die Stadt ſelbſt und ihr Name an mehr, als ein dem Welttheil wichtiges Ereigniß mahnt, an Kirchenverſammlungen, Friedensſchlüſſe u. ſ. w.

Wie alle Schweizerſtädte, iſt auch Baſel nur eine Stadt von mäßiger Bevölkerung. Sie mag bei 17,000 Einwohner, und gegen 2200 Gebäude enthalten; ihr Umfang ließe auf das doppelte der Seelenzahl ſchließen. Aber ſtolz auf ihr Bürgerthum, oder eiferſüchtig auf den Genuß ihres von der Vorwelt ererbten Gemeingutes, iſt ſie in Aufnahme neuer Mitbürger karger geworden, als ſie es vordem geweſen. Man zählt ſchon ſeit einem halben Jahrhundert unter den Bewohnern der Stadt faſt eben ſo viele fremde Anſaſſen als Ortsbürger. Im ſiebenzehnten Jahrhundert ward es Fremden ſogar geſetzlich unterſagt, Haus und Hof in der Stadt eigenthümlich zu beſitzen, »um allerhand wichtiger Urſach willen.« Obwohl die Bauart der Straßen und Häuſer noch das nicht leicht zu verwiſchende Gepräge der mittelalteriſchen Reichsſtadt trägt, deuten doch auch hier ſchon viele Wohnungen, in edlerem Styl aufgeführt, öffentliche Luſtgänge und andere Verſchönerungen den verwandelnden Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts an.

Es liegt in des Schweizers Gemüthsweiſe, an Art und Brauch ſeiner Altvordern feſt und treu zu hangen, ſei es aus kindlicher Ehrfurcht vor deren Weisheit oder aus jener ſüßen Behaglichkeit, welche in aller Gewohnheit liegt, und ihren Zauber durch nichts, als durch Gewalt der Umſtände oder mächtiger Leidenſchaften löſen läßt. Unter Gebirgsbewohnern iſt dies, bei Einfachheit ihrer Verhältniſſe, bei Armuth und Geiſtesruhe nichts Seltenes. Aber merkwürdiger iſts in einer Stadt, durch deren Thore die Handelsſtraßen Italiens, Frankreichs und Deutſchlands ziehen; wo von jeher ſich großer Verkehr der Fremden regte; wo Reichthum, Wiſſenſchaft und Gewerbe ihre Früchte trugen. Baſel widerſtrebte unter allen Städten der Schweiz vielleicht am längſten und hartnäckigſten den Veränderungen in Sitte, Brauch und Lebensart; und zwar, was nicht unbeachtet gelaſſen werden darf, mehr in geringfügigen Nebendingen und Kleinlichkeiten, als in allgemeinen und größern Angelegenheiten. Denn durch den Gemeinſinn der Bürger, wurden hier wichtige Verbeſſerungen alter, oder Begründungen neuer Einrichtungen ohne beſondere Schwierigkeit durchgeführt, die anderswo fromme Wünſche bleiben mußten. Baſel wetteifert mit den vornehmſten Städten der

Schweiz in der Menge und Vortrefflichkeit öffentlicher Anstalten. Es herrscht hier ein Reichthum von Bibliotheken, Sammlungen von Manuscripten, Alterthümern, Gemälden, Kupferstichen, physikalischen Apparaten, Münz- und Naturalienkabineten, deren weit größere Städte entbehren. Hier ist für Alles gesorgt, was zur Veredlung oder Verannuthigung des Lebens hilft; selbst Casino und Theater fehlen nicht, noch weniger eine Menge nützlicher und wohlthätiger Stiftungen, Werke edelmüthiger Bürger, die sich seit mehr, denn einem halben Jahrhundert, zu einer Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen verbunden.

Neben so vielen Vorzügen sieht man gern manchem Sonderlingshaften nach, welches durch Gewohnheit seine Rechte bis in unsere Tage behauptete; wie z. B. daß die Uhren der Stadt im Gang ihres Stundenzeigers von allen in Europa (mit Ausnahme Italiens, das noch 24 Stunden zählt) von jeder abwich. Die Basler Uhr nämlich mußte immer eine Stunde früher gehen, als die der übrigen Welt. Niemand weiß, woher der wunderliche Brauch stammt; noch wozu er nützt? Als man versuchen wollte sich auch hierin den übrigen Europäern gleich zu stellen, und gesetzlich befohlen ward, damit am 1. Jänner 1779 den Anfang zu machen, gab es der Partheiungen und Verwirrungen so viele und ernstliche, daß man schon vierzehn Tage nachher, das Gesetz wieder aufzuheben genöthigt ward.

Es versteht sich, daß eine Stadt von diesem eigenthümlichen Charakter, in ältern Zeiten noch weit mehr solcher Seltsamkeiten aufzuweisen hatte; und eine Sittengeschichte Basels wäre gewiß reichhaltiger und anziehender, denn diejenige irgend einer andern schweizerischen oder deutschen Stadt. Immer wandelten gern hier Frömmigkeit, selbst übergroße, mit Ueppigkeit des Wohllebens, die größte Mildthätigkeit mit kaufmännischer Knauserei, und der empfänglichste Sinn für das Große und Gute mit starrer Sprödigkeit der Denkart, Hand in Hand. Ich will einige Züge mittheilen.

Die innere geheime Religion bildungsarmer Völker ist deren Aberglaube. Daran war in frühern Zeiten das Volk des Kantons Basel besonders reich; und noch itzt findet man dessen in der Landschaft mehr Ueberbleibsel, als fast in sämmtlichen Gegenden der nördlichen Schweiz. Auch die Bürger der Stadt waren damit wohlbegabt, und wegen der Namensverwandtschaft spielten die Basilisken, die Schildhalter des Stadtwappens, Geschöpfe halb Hahn, halb Schlange, wichtige Rolle darin. Im Jahr 1474 ward feierlich durch Henkershand ein Hahn, der ein Basilisken-Ei gelegt

hatte, in der Stadt verbrannt. Die Fortschritte der Wissenschaften klärten viele auf, aber nach der Kirchenreformation trat an die Stelle jener Vorurtheile eine gemüthliche, oft schwermuthsvolle Andächtigkeit, eine Religion des Gefühls und schwärmerischer Einbildungskraft, eine Frömmigkeit, die sich oft sonderbar zur Schau stellte. Z. B. las man noch im vorigen Jahrhundert über den Thüren der Häuser, deren Namen in eigenthümlichen Zusammenstellungen und Versen:

„Auf Gott ich meine Hoffnung bau,
Und wohne in der alten Sau.“

Oder: „Wacht auf ihr Menschen und thut Buß,
Ich heiß zum goldnen Rinderfuß.“

Im siebenzehnten Jahrhundert führte man außer dem üblichen Gottesdienst, noch besondere öffentliche Betstunden ein. Ja, sogar für die Stadtwachen, wenn sie aufzogen, oder abgelöst wurden, waren (im Jahr 1666) eigne Gebete vorgeschrieben, welche die Soldaten hersagen mußten. In den Dörfern wollte man Sonntags, außer Morgenpredigt und Kinderlehre, die Landleute noch, statt des Zielschießens und Kegelns, mit Abendgebeten und biblischen Vorlesungen unterhalten. Es ward aber des Guten zu viel; man kam damit nicht zu Stande. Jahre lang war sogar obrigkeitlich verbothen, Bürger an Sonn- und Festtagen aus den Thoren der Stadt zu lassen. Man trieb sie mit aller Gewalt zur Andacht. Selbst das berühmte Gemälde des Todtentanzes an einer Kirchhofmauer, welches auf Befehl der Basler Kirchenversammlung, zur Zeit der Pest, von einem Schüler Holbeins gemalt war, sollte dazu mitwirken. Jetzt ist das Bild verschwunden, nicht der Frömmigkeitseifer. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen Pietismus, Herrenhuterei und Andächtelei überhand zu nehmen, nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande, wo früher schon auch Schwärmerei der Widertäufer großen Beifall gefunden hatte. Vergebens erschienen gegen diese Wiedertäufer wiederholt obrigkeitliche Verordnungen, selbst gegen „Umgang mit Sektirern und Irrgeistern.“ Ueberzeugungen und Gefühle gehorchten nie dem Machtspruch des Gesetzes. Noch bis auf den heutigen Tag ist Basel die Hauptstadt des Pietismus in der Eidsgenossenschaft. Der melancholische Geist religiöser Ansichten, welcher zur republikanischen, oder christlichen Sittenstrenge führen sollte, kämpfte fort und fort gegen alle öffentliche Lustbarkeiten des Volkes, gegen Tanz und Spiel, und hätte, wär es möglich gewesen, das ganze Land in ein protestantisches Kloster verwandelt. Aber die mensch-

lichen Neigungen zur Lebensfreude, gewaltsam zurückgedrängt verarteten nur in gefährlichere Sünden, in geheime Ausschweifungen.

Pietismus oder dogmatischer Eifer, führten auch zeitig genug in Basel eine Bücher-Censur ein, die manchmal mit lächerlicher Strenge gehandhabt ward. Im Jahr 1531 ward verbothen, nichts zu drucken, »was einer Stadt Basel nachtheilig sein mögte;« im Jahr 1553 in keiner andern Sprache zu drucken, als in der hebräischen, griechischen, lateinischen und deutschen. Da nun in demselben Jahre zwei Basler Gelehrte um Erlaubniß baten, eine französische Uebersetzung des alten Testaments in die Druckerei zu geben, bewilligte es der Rath: »sofern man keine Schmutz- Schand- und Schmachworte darin finden würde!«

Mit dieser religiösen Gewissenhaftigkeit vertrug sich aber der Geldwucher ganz vortrefflich; ja fand in ihr die beste Unterstützung. Man nannte einen Zins zu 5 Prozent »einen christlichen Zins.« Er ward obrigkeitlich mit so frommem Ernst befohlen (im Jahr 1682 und 1684), daß diejenigen, welche ihr Geld bei Landleuten zu vier oder wohl gar 3½ Prozent anlegten, »eigennützige, vortheilsüchtige, schädliche Leute genannt wurden;« ja, daß man sogar die zu niedrigem Zins angelegten Capitalien konfiscirte. Man wird fragen, warum? Man antwortete: Weil diese Leute »durch ihren unersättlichen Geitz Nachtheil der Gotteshäuser, Spitäler, Kirchengüter und unausbleiblichen Schaden vieler armen Wittwen und Waisen befördern.« Ein solches kaufmännisch-religiöses Gesetz hat man wohl in keinem andern Lande aufzuweisen, und steht vielleicht in der Geschichte der europäischen Staatsökonomie, als einziges in seiner Art.

Wie alle Schweizerstädte hatte auch Basel seine Aufwandsgesetze und Sitten-Mandate; aber nirgends trat man tiefer in das Einzelne und Kleinste ein über Stoff und Schnitt der Kleider, Art und Anzahl der Speisen und Weine bei Gastmälern, Zahl der Gäste und Kutschen u. s. w. als hier. Im Jahr 1758 verbot die Regierung das Frisiren der Frauenzimmer »durch Mannsbilder, als höchst unanständig und unehrbar.« Im sechszehnten Jahrhundert waren eigne obrigkeitliche Sittenrichter angestellt, die »Unzüchterherren« genannt wurden. Sie hatten damals besonders mit den medisch gewordenen geschlitzten, oder wie es in den Gesetzen lautet, zerhauenen Kleidern, zu kämpfen. Als man im folgenden Jahrhundert aber die »Baselhüte« mit hohen Köpfen selbst von Seiten der Obrigkeit sehr geschmackvoll fand, ward ein spaßhafter Major mit

einer Geldstrafe von 30 Gulden belegt, weil er sich einen Basel-hut „fünf Werkschuh hoch“ hatte machen lassen.

Hingegen hatte man lange nichts dagegen, daß sich zu jener Zeit in der frommen Stadt zwei „Frauenhäuser“ für feile Dirnen befanden, die ihr Gewerbe öffentlich trieben. In noch früherer Zeit (1482) mußten die Freudenmädchen von Basel, als Kennzeichen, Mäntel tragen, die nicht länger seyn durften, denn eine Spanne tief unter dem Gürtel. Auch waren die, welche dergleichen Mädchen hielten, gehalten, sie an Sonn- und Festtagen fleißig in die Kirche zu schicken. Uebrigens nahm man es mit den Sünden gegen das sechste Gebot nicht allzustreng. Eine Jungfrau z. B. war laut Verordnung, noch immer für züchtig und ehrbar anzusehen, obschon sie mit einem Manne allzuvertrauten Umgang pflog, wenn nur der Mann ihr vor zwei gültigen Zeugen Ehe versprochen hatte.

Damals ward die Stadt noch „die ehrwürdige Stadt Basel“ geheißen; Straßburg hingegen die „ehrsame“. Es scheint nach diesem Unterschied, Basel müße eine höhere Stufe des Ranges eingenommen haben. Der Pomp breiter Titel ward bald, wie im übrigen Deutschland, Haupt- und Staatssache. Der Rath von Basel erließ sogar (1501) das Gebot: „wann uns etliche, vielleicht aus Verachtung und Neid, an unserm Titel abbrechen und nicht schreiben, wie von altem Herkommen und unsern Vordern geschehen ist, daß Beten und Briefe unvernommen wieder zurückgeschickt werden sollten.“ Die vorgeschriebene Anrede an den Rath lautete (nach der Verordnung von 1546): „Edle, strenge, fromme, feste, fürsichtige, ehrsame, weise Herrn!“ und die Staatshäupter wurden „Eure Weisheit“ angeredet. Es ist schwer zu entscheiden, ob nur Bescheidenheit solche Benennungen forderte, um an die obrigkeitlichen Kardinaltugenden erinnert zu werden, die man besitzen sollte; oder Eitelkeit, daß man schon, als Eigenthümer derselben, gelten wollte. — Der Rath selbst, in Zuschriften an einen Edelknecht betitelte diesen „den Festen,“ einen wirklichen Ritter „den Strengen“, duzte beide und redete sie blos bei ihren Taufnamen an; einem österreichischen Landvogt, oder einem Freiherrn gab man den Titel „Eure Edelkeit“, und einem römischen König zwar schon den der „Majestät“, aber seiner Gemahlin nur den „Ihrer königlichen Würde.“ Man muß gestehen, daß noch immer mehr Verstand in diesen Rangbezeichnungen lag, als in denen, welche von der Eitelkeit der spätern Zeit erfunden wurden.

Doch genug von Curiositäten und Antiquitäten, zu denen wir

heut lächeln, wie einſt unſre Enkel über unſre Weisheiten lächeln werden. Das heutige Baſel iſt natürlich ein anderes, als das mittelalteriſche, obgleich auch dieſes noch zuweilen zwiſchen allem Beſſern der neuern Zeit ſehr unpaſſend die zur Thorheit gewordene Weisheit hervorſtreckt, wie der Kopf des Lallenkönigs unter der Uhr des Rheinbrückenthurms, bei den Bewegungen des Pendels ſeine Zunge zum Ergötzen des Publikums.

Vielleicht verdient Baſel itzt den Beinamen der „Ehrwürdigen“ mehr, als in der etwas lockern Vorwelt. Statt jener ſteifen, äußerlich angenommenen Ehrbarkeit und Zucht, waltet in der Bürgerſchaft ein richtiges, reines Gefühl des Guten und Anſtändigen; ſtatt trockener, unfruchtbarer Schulgelahrtheit, ziemlich allgemein verbreitete Bildung und Kenntniß des Wiſſenswürdigen; und an wohlthätiger Freigebigkeit kann ihr nur Zürich gleichgeſtellt werden. Die beibehaltenen Charakterzüge ihrer Altvordern, jener Hang zur Ueberfrömmigkeit und Pietiſterei; jene durch Gewerbs- und Handelsgeiſt bewirkte Werthung des Menſchen nach Maasgabe ſeines „Habens und Sollens“; jener ungelenke Starrſinn einmal gefaßter Meinungen und Vorurtheile ſind eben Schattirungen, vermittelſt welcher der ſonſt edle Charakter dieſer Schweizerſtadt ſeine Eigenthümlichkeit behauptet. Beſſer iſts doch, einen Charakter zu haben, als keinen, wie es unter Menſchen, Städten und Völkern unſerer Tage ſchon zu häufig Fall iſt. Es ſcheint mir Ungerechtigkeit, Baſel nachdem zu beurtheilen, wie es ſich während der letzten Unruhen der Schweiz darſtellte in der Trunkenheit politiſchen Partheigeiſtes. Auch den Ehrenmann kann wohl ein Rauſchchen überraſchen; aber niemand würdigt das Leben deſſelben nach einer Ausnahme von der Regel.

3.

Liestal.

Der Künſtler ſtellt uns im Bilde dies Städtchen, wenn auch nicht von deſſen ſchönſter, doch bedeutſamſter Seite dar. Bis zu dieſer Brücke über den Bach vom Oristhal, bis zu dieſem Eingang in den jetzigen Hauptort des Kantons Baſellandſchaft, drangen im Auguſt des Jahres 1831 die Truppen der Stadt Baſel, um

Pelzwerke willen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft hat daselbst verschiedene Anbauungen und Faktoreien zum sichern Verkehr mit den Wilden. Aber erst im Jahre 1761 kamen christliche Bekehrer hieher, abermals mährische Brüder, die sich in der Nähe der Faktoreien muthvoll ansiedelten. Dort bauten sie im Jahre 1771 ihren ersten Sendort Nain, wo acht deutsche Missionarien beisammenwohnten, Gott zu verkünden, und halbverthierte Menschen zu veredeln. Später, da aus Europa, besonders aus Deutschland, mehr Gehilfen erschienen waren, bauten sie (im Jahre 1776) nördlich von Nain, unter dem achtundfünfzigsten Breitengrade, den neuen Sendort Okkak an, und dann südwärts (im Jahre 1782) den Sendort Hopedale.

Das Thun dieser frommen Männer war gesegnet. Mehrere hundert Familien der Kenaki's wohnten im Jahre 1803 entwildert, arbeitsam, in rührender Eintracht und Gottesandetung, um Nain, Okkak und Hopedale. Da sind andachtsvolle Erhebungen des Gemüthes; da Schulen für die Kinder der Langevergessenen. Nicht nur sind viele im Volke, welche lesen können, auch viele schreiben ihre Gedanken ohne Mühe nieder, und die drei ersten Evangelien, in ihre Sprache übergetragen, auf Kosten der britischen Bibelgesell-

den kleinen, kaum von zweitauſend Seelen bevölkerten Ort, wegen ſeiner Widerſetzlichkeit zu züchtigen. Acht Stück groben Geſchützes ſtanden gegen dieſe beſcheidnen Wohnungen aufgepflanzt, deren einige die auf ſie geworfenen Kugeln heut noch, als Zierde, Ehrenzeichen oder Denkmale der Zeit, eingemauert tragen. Aber die Sturmglocke des Thurms, die aufgeſtiegene Rauchſaule eines vom Geſchütz in Brand geſetzten Gebäudes, hatte weit umher das Volk der übrigen Landſchaft zur Vertheidigung oder Rache herbeigerufen. Die Truppen Baſels wurden zum Rückzug gezwungen. Die Volksfreiheit feierte hier und an dieſem Tage ihren erſten Triumph.

Ueberhaupt herrſchte im Leben und Weſen dieſes Landvolkes immer ſchroffer Gegenſatz zu dem der Hauptſtadt Baſel. Vergebens ſuchte man einſt auch in den 74 Gemeinden des Kantons den düſtermüthigen Geiſt des Pietismus herrſchend zu machen; er ließ ſich nicht vollſtandig einbürgern. Er erzeugte Partheiung und Zwietracht in Dörfern und Haushaltungen und robe Herabwürdigung des geiſtlichen Berufs. Vergebens verſüßte die oberherrliche Stadt durch reiche Wohlthaten und Unterſtützungen das bittre Gefühl dienſtbarer Unterwürfigkeit oder Niedrigkeit, welches in der Bruſt des Landmanns durch ſtadtiſchen Geldſtolz und Gebieterton rege blieb. Dies Volk, obwohl es noch die Narben ehemaliger Leibeigenſchaft trug, hatte bei aller Unwiſſenheit, bei allem Aberglauben, worin es gelaſſen war, einen zu lebhaften Geiſt, einen zu tüchtigen Verſtand, ein zu reizbares Gemüth von der Natur, um nicht das freiere Loos des Landmanns in den angränzenden Staaten der Fürſten zu erkennen, und ſich ſeiner unſchweizeriſchen Zuſtände zu ſchamen. Mehemals ſchon in frühern Jahrdunderten erhob es ſich in gewaltſamer Bewegung wider die Machtſprüche der Stadt, und jedesmal war Liestal Mittelpunkt der allgemeinen Aufwallung geweſen. Aber jedesmal büßte es, unterliegend, ſtatt zu gewinnen, von ſeinen Rechten ein. Zwar nach dem Aufſtande von 1525 empfing es urkundlich Losſprechung von der Leibeigenſchaft; aber ſchon ſechs Jahr nachher mußten die „armen gehorſamen Unterthanen“ ihre Urkunden, und zwar wie vorgegeben wurde, „freiwillig“ an die Stadt zurückliefern und ſich wieder in den Stand der Leibeignen einſetzen. — Von dieſer Zeit an erbte Groll und Widerwille des Landmanns gegen die ſtadtiſche Hoheit fort von Geſchlecht zu Geſchlecht.

So darf man ſich nicht wundern, daß dieſes Volk ſchon im Jahr 1797, da der Eroberer Italiens, Bonaparte, durch die

Schweiz reiſete, ihm mit ſtürmiſcher Begeiſterung, als dem Helden der Freiheit, als dem Erlöſer unterdrückter Völker, entgegenjauchzte und ihn mit Ehrenbezeugungen umringte, die es nie der oberherrlichen Stadt gewährt haben würde. „Votre Liestal est bien patriote!“ ſagte Bonaparte damals zu den Basler Rathsherrn mit Lächeln. Er hatte nicht geirrt. Liestal war's, wo in der Schweiz der erſte Freiheitsbaum (am 17. Jänner 1798) aufgepflanzt wurde. — So geſchah es, daß auf demſelben Strich Landes, auf welchem in der Eidsgenoſſenſchaft die Schmach des Leibeigenthums am längſten beibehalten worden war, der Grundſatz ſtaatsbürgerlicher Rechtsgleichheit, dieſe Baſis der Republiken, am früheſten Sieg gewann.

Noch im fünfzehnten, und ſelbſt im ſechzehnten Jahrhundert wurden im Kanton Baſel die Leibeignen einzeln gekauft, verkauft, geliehen oder vertauſcht. Wenn ſie auch an andern Orten wohnten, mußten ſie ſich ihrem Leibherrn von derther verſteuern, und ihn, wenn ſie ſtarben, aus ihrer Hinterlaſſenſchaft das beſte Stück Vieh erben laſſen. Als ſie im Jahr 1525 ihren kaum empfangenen Freibrief wieder an die Stadt ausliefern und erklären mußten, derſelben „mit Darſtreckung des eignen Leibes und Gutes unterthänig zu dienen,“ ward ihnen zuerſt aus Gnaden geſtattet, ſich unentgeldlich von einem Landesbezirk in den andern zu verheirathen. So ſehr waren ſie der Scholle Angehörige. Es mag auch wohl ſelbſt noch im neueſten Entwurf der Staatsverfaſſung, welche Baſel dem geſammten Kanton ertheilen wollte, der beſchränkende Grundſatz, Ueberbleibſel jener Uebungen, oder Anſichten, in gemilderter Form ſeyn, daß niemand gleichzeitig ein Bürgerrecht in mehreren Gemeinden beſitzen dürfe. Ein Geſetz um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts verbot den Unterthanen, ſich in Amtsbezirken, die anderer Herrn Leibeigengut waren, niederzulaſſen, „es wäre denn, daß ſich ſolche Perſonen von ihren Halsherrn zuvor der Leibeigenſchaft ledig gemacht haben, wie auch, daß ſie dem Rath der Stadt Baſel ſchwören würden, wie andere ſeiner eignen Leute, hoch und nieder, zu dienen.“

In den Kämpfen der Kirchentrennung und mit den Fortſchritten der Geſittung wurde freilich das Loos der Landleute in Vielem erträglicher. Aber ſie blieben die zinsbaren Dienſtleute der Stadt; und dieſe gab ihnen Vögte, Richter, Geiſtliche, Hauptleute aus der Zahl ihrer eignen Söhne. Der Landmann konnte nur auf dürftig beſoldete untere Stellen Anſpruch machen, deren ſich der Stadtbürger ſchämte. Die öffentlichen Aemter wurden zwar nicht verſteigert, aber was nicht ſo ehrenlos, doch lächerlich

genug iſt, an die Stadtbürger verleoſt; ſogar die Lehrſtellen an der Hochſchule, wie die Pfarreien. So geſchah, daß das Spiel des Schickſals einen Profeſſer der Mathematik plötzlich zum Rechtslehrer, einen Lehrer der Geſchichte zum Orientaliſten verwandelte. Man kann wohl denken, wie wunderlich das Verhängniß zuweilen in einer ſo beſtellten Staatsverwaltung ſchaltete; und mit welchen weltlichen oder geiſtlichen Obern ſich oftmals das Landvolk begnügen mußte, deſſen Freiheit und Glückſeligkeit man dann und wann entſchieden genug pries. „Ihr genießet“, ſagte im Jahr 1710 der Oberſtpfarrer von Baſel zu den Bauern von Kleinhüningen, als er ihr neuerbautes Kirchlein mit einer faſt drei Stunden langen Predigt einweihte: „Ihr genießet, neben der leiblichen Freiheit auch der geiſtlichen und Gewiſſensfreiheit!“ — Ich weiß nicht, ob die armen Bauern, die doch Leibeigne waren, an ihre leibliche Freiheit glaubten; oder ſich wirklich ihrer Gewiſſensfreiheit rühmen konnten, während man ihnen bei Leibesſtrafe verbot, dem Gottesdienſt eines Pfarrers vom lutheriſchen Glaubensbekenntniß beizuwohnen. Von jener ſalbungsvollen Predigt des Oberſtpfarrers an die Leute von Kleinhüningen, führ' ich nebenbei noch eine charakteriſche Stelle an: „Das Gebet“, rief er, „iſt um ſo kräftiger, wenn ihrer Viele zugleich dem Himmelreich Gewalt anlegen. — Wenn ein anſehnlicher Mann von einer Menge Bettler umringt wird, ſo kann er nicht anders, er wirft ihnen ein Stück Geld dar, nur damit er ihrer los werde; alſo umringen wir gleichſam unſern Gott, wenn wir in der Gemeinde den anrufen und nöthigen, daß er uns erhören, und ſeinen Seegen hinter ſich laſſen muß.“

Erſt im Jahr 1789 wagte es ein Bürger von Baſel, ſein Name verdient genannt zu werden, Abel Merian, in der Mitte des großen Rathes, auf Entlaſſung der Unterthanen vom Joch der Leibeigenſchaft anzutragen. Solothurn hatte die ſeinigen ſchon im Jahr 1785 leibfrei gemacht. Die Basler entſchloſſen ſich nicht ohne Sträuben erſt im Jahr 1790 dazu, als das ferne Wetterleuchten der franzöſiſchen Revolution ſie warnte, und das Landvolk ſich ſeiner Menſchenrechte lebhafter erinnerte.

Der erſchütternde Gang der franzöſiſchen Staatsumwälzung, unter welchem faſt alle Nationen Europens zum Bewußtſeyn ihrer ſelbſt erwachten, und eine Menge neuer Ideen in der dunkeln Welt der politiſchen Vorſtellungen aufleuchtete, blieb wie in der ganzen Eidsgenoſſenſchaft, ſo im Kanton Baſel, nicht ohne bedeutſame Einwirkung. Nicht nur in der Landſchaft, ſondern ſelbſt in

der herrſchenden Stadt, forderte man Grundverbeſſerung der mittelalterlichen Formen der öffentlichen Verwaltung; forderte man die Republik, nicht für die Stadtbürgerſchaft allein, ſondern auch für die Bürger des ganzen Landes, damit ſie den Namen freier Schweizer nicht in ironiſchem Sinn tragen mußten. Das Waffenglück Frankreichs, endlich auch die unzweideutige Abſicht dieſer Macht, den ſtillen Feindſeligkeiten der ſchweizeriſchen Ariſtokratien gegen ſich, durch Vernichtung der letztern, ein Ende zu machen, beſchleunigte in Baſel den Schritt zur unausweichlichen Abänderung der Landesverfaſſung. Schon näherte ſich ein franzöſiſches Heer den Schweizergranzen; da ertheilte die geſammte Bürgerſchaft der Stadt, in ihren Zünften verſammelt, und der ſouverane Rath des Staats, den Bürgern der Landſchaft die ungeſäumt verlangte Entlaſſung von der Unterthanenſchaft und gewährte Gleichheit ſtaatsbürgerlicher Rechte mit den Einwohnern der Hauptſtadt. Die am 20. Jänner 1798 ausgeſtellte Freiheitsurkunde wurde den Ausſchüſſen des Landes, zween Tage nachher, zu Liestal feierlich überreicht. So ward die merkwürdige Prophezeiung eines der edelſten Eidgenoſſen, und zwar eines Baslers, erfüllt, mit einer Beſtimmtheit, wie ſelten ſonſt bei Prophezeiungen der Fall iſt. Schon im Jahr 1770 nämlich hatte der menſchenfreundliche Weltweiſe Iſaak Iſelin geſchrieben: „die Unterthanen der Schweizerregierungen aller Kantone werden nicht eher glücklich werden, bis ein mächtiger Nachbar einmal die Güte haben wird, die Schweiz zu erobern.“ *)

Stadt und Land waren nun vereint. Sie blieben es, im Genuß gleicher Freiheit, während der ephemeren, helvetiſchen Republik; ſie blieben es, während der ſchönen Friedenstage unter der napoleoniſchen Vermittelung und Herſtellung eines verbeſſerten Föderativſyſtems der Kantone. Aber Zufriedenheit und Eintracht verſchwand wieder, als es im Jahr 1814 einer mißvergnügten Faction von Ariſtokratiſch-Geſinnten, beim Durchzug des Heers der gegen Frankreich verbündeten Mächte, gelang, eine neue Staatsumwälzung durchzuſetzen, und den ehemaligen Patriziaten und Hauptſtädten mehr oder weniger die ehemaligen Vorrechte zurück zu ge-

*) „Je mehr ich nachſinne“, ſchrieb Iſaak Iſelin am 14. April 1770: „ie abſcheulicher finde ich den Zuſtand und die Verfaſſung unſeres Vaterlandes.“ Dann fügt er die denkwürdige Weiſſagung hinzu: „Selon moi, les sujets de leurs Excellences de tous les cantons ne seront heureux, que lorsque quelque voisin puissant voudra bien leur faire la grace, de les conquérir. (Pet. Ochs Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel. VIII. Band. 229, 230.)

winnen. Wie in faſt allen Kantonen der Schweiz äußerte ſich auch im Kanton Baſel unzweideutige Mißſtimmung des Volks, Sehnſucht nach Wiedereroberung der einſt feierlich beurkundeten, nun entwendeten Rechte. Aber erſt nach den Pariſer Julytagen, im Jahr 1830, als das Schweizervolk ohne Furcht vor Einmiſchung der heiligen Allianz, ſeine innern Angelegenheiten ordnen konnte, forderte auch die Landſchaft Baſel Zurückſtellung ihres Rechts und Verbeſſerung der Verfaſſung des Staats. Es geſchah dies anfangs in ehrerbietigen Bitten, die ſich, beim Zögern oder Unwillen der Stadt, bald in einen Ernſt verwandelten, welcher das Selbſtgefühl Baſels verwundete. Hier entwarf der ſouveräne Rath, in ſeiner Machtvollkommenheit unmittelbar ſelbſt, eine verbeſſerte Staatsverfaſſung, welche neben den freiſinnigſten Grundſätzen, dennoch die Bürgerſchaft der Hauptſtadt mit Vorrechten begünſtigte. Die Landſchaft bewaffnete ſich zum Widerſtand; die Stadt dämpfte den Aufruhr mit Waffengewalt, (Jänner 1831) und legte, vom eben verbreiteten Schrecken Gewinn ziehend, dem Volke die Verfaſſung zur Annahme vor. Die Annahme blieb zweifelhaft; das Volk der Landſchaft unruhig, in ſich ſelbſt entzweit; in der großen Mehrheit gegen die Stadt. Als dieſe, Gehorſam zu gebieten, Truppen zur Beſetzung Lieſtals, zum andernmal ausſandte (21. Auguſt 1831) erlitt ſie blutige Niederlage. Gekränkt durch dieſe, aber mehr noch durch den Geiſt der Eidsgenoſſenſchaft, der die Stadt ihrem Schickſal überließ, ſtieß der große Rath fünf und vierzig der widerſetzlichen Gemeinden von der öffentlichen Verwaltung des Staates aus. Ein: vielleicht in Europa noch nie gehörte Maßregel! Die verbannten Gemeinden, nun ſich ſelber hingegeben, wachten für ſich. Und als heimlich und auf Umwegen die Stadt eines Nachts (April 1832) in ein ihr treu gebliebenes Dorf, Gelterkinden, ſtarke Beſatzung geworfen hatte, wurde auch dieſe mit Verluſt von den Landſchaften zurückgejagt.

Bei der Unausſöhnbarkeit beider Theile blieb das Verhältniß derſelben lange feindſelig und unentſchieden. Die Eidsgenoſſenſchaft, durch Zwietrachtigkeit in ſich ſelber gelähmt, ließ es abwechſelnd bei militäriſchen Beſetzungen des unglücklichen Landchens, oder bei fruchtloſen Vermittlungsverſuchen bewenden. Als aber einige Kantone endlich, geleitet von ariſtokratiſchem Geiſt, in Sarnen ſich enger gegen die übrigen verbanden; als Trennung des Bundes und Bürgerkrieg in der Schweiz drohten, als die Schwyzer ſchon mit bewaffneter Fauſt Feindſeligkeit begannen, und die Stadt Baſel gleichzeitig (3. Auguſt 1833) anderthalbtauſend Mann mit

zwölf Feuerschlünden gegen Liestal sandte; als dieser Ausfall mit großem Verlust, durch die Tapferkeit der Landschafter, zu den Stadtthoren zurückgetrieben ward: da schritt die versammelte Tagsatzung entschlossener ein; besetzte die unruhigen Kantone mit 20,000 Mann; stellte allgemeine Ordnung her, und schied (17. August 1833) den Kanton Basel in den Stadttheil mit einigen Dörfern am rechten Rheinufer; und in den Landtheil von 75 Gemeinden, deren Hauptort die Stadt Liestal blieb. Das gesammte Staatsvermögen ward durch schiedsrichterlichen Spruch zwischen die zwei Gemeinwesen des Kantons vertheilt.

Somit hat die Eidsgenossenschaft einen Doppelkanton mehr empfangen, wie Appenzell Inner- und Außerrhoden, und Unterwalden ob und nid dem Wald es schon seit früheren Zeiten waren. Es fehlt der neuen Republik mit ihren 40,000 Einwohnern nicht an materiellen Mitteln und Kräften ihren Staatshaushalt wohl zu führen, oder ihren Bundespflichten Genüge zu thun; desto mehr aber fühlt sie den Mangel an wissenschaftlichgebildeten, kenntnißreichen Bürgern, welche an der Spitze der öffentlichen Verwaltung neue Schöpfungen großsinnig durchführen sollten. Jene erdrückende Schmach der Leibeigenschaft, in welcher die Stadt Basel dies der Freiheit so würdige Völkchen seit der Barbarei des Mittelalters bis zu den letzten Tagen des achtzehnten Jahrhunderts festhielt; — jener Pietismus, welchen die Pfarrer in der Landschaft herrschend zu machen getrachtet hatten, der nichts weniger, als Gemüth und Geist des Volks zu erheben geeignet war; dann der mangelhafte Jugendunterricht in den meisten Dörfern, endlich die unvermeidliche Verwilderung der Sitten, die in einem mehrjährigen Zustand der Gesetzlosigkeit und des Bürgerkriegs eintreten mußte, — dies Alles ließ das Schlimmste fürchten, wenn die Bewohner der Landschaft ein selbstständiges Staatswesen bilden wollten, zu dessen Geschäften kaum erst ein halbes Dutzend geeigneter Männer vorhanden war. Und doch besteht dieser Staat ziemlich wohlgeordnet in allen Zweigen der Verwaltung, unter welchen Verbesserung der öffentlichen Unterrichtsanstalten einer der wesentlichsten ist. Dies mag man mit Recht zu den Wundern der Freiheit zählen. Es ist das Werk republikanischer Bürgertugend, der Ehrfurcht vor dem sich selbst gegebenen Gesetz und einer Vaterlandsliebe, die dem Gemeinwohl das Theuerste opfern kann.

Register
zu den
Classischen Stellen der Schweiz
von
Heinrich Zschokke.
I. Band.

I. Rhätien oder Graubünden.

Seite.

Der Urſprung des Innſtroms im Lugni-See am Maloya-Berg 25
Maluein und die Ruine von Gardovall 30
Vereinigung der drei Quellen des Vorderrheins 33
Die Kapelle bei Trons 36
Das Kloſter Diſentis 43
Die Stadt Chur 48

II. Uri.

Das Grütli 51
Die Tellenplatte 51
Tells Kapelle in Burglen 53
Die St. Gotthards-Straße 59
Die Teufelsbrücke 63
Altdorf 64

III. Schwyz.

Der Hauptort Schwyz 66
Goldau vor dem Bergſturz 74
Goldau nach dem Bergſturz 78
Die Inſel Schwanau 79
Maria zum Schnee auf dem Rigi 81
Einſiedeln 90
Die Kapelle bei Morgarten 92

IV. Unterwalden.

Im Melchthal 95
Kirche zu Sachſeln 96

Seite.
Sarnen 100
Stans in Nidwalden 105

V. Zug.

Zug 109
Kapelle bei Kußnacht 114

VI. Luzern.

Luzern, die Stadt 116
Die Kapelle bei Sempach 124

VII. Glarus.

Der Flecken Glarus 128
Das Stachelberger-Bad 133
Das Klönthal 137

VIII. St. Gallen.

St. Gallen, Abtei und Stadt 146
Das Bad Pfäffers 152
Der Tamina-Schlund 154
Zwinglis Hütte bei Wildhaus 156

IX. Appenzell.

Der Flecken Appenzell 162
Trogen 165
Die Kapelle am Stoß 171
Das Wildkirchlein 174

X. Thurgau.

Die Kapelle bei Schwaderloch 181
Das Schloß Gottlieben 186

XI. Schaffhausen.

Der Rheinfall 192
Schaffhausen 194

XII. Basel.

St. Jacob 198
Basel, die Stadt 202
Das Münster in Basel 203
Liestal 208

Die

klassiſchen Stellen

der

Schweiz

und deren Hauptorte

in Originalanſichten dargeſtellt,

gezeichnet von Gust. Adolph Müller, auf Stahl geſtochen von Henry Winkles und den beſten engliſchen Künſtlern.

Mit Erläuterungen

von

Heinrich Zſchokke.

Zweite Abtheilung.

Karlsruhe und Leipzig,
Kunst-Verlag.

Wien, Karl Gerold. Prag, Gottlieb Haase Söhne.
Bern, J. J. Burgdorfer. Karlsruhe, W. Creuzbauer'sche
Buch- und Kunsthandlung.

1838.

schaft gedruckt, wurden (im Herbste 1814) in den Schulen vertheilt.

Eine ungleich größere Bevölkerung, als in den Umgegenden der Sendörter, belebt aber die nördlichern und westlichern Küstenlandschaften Labradors. Von jeher kamen aus jenen Gebieten von Zeit zu Zeit, des Tauschhandels wegen, Eskimo-Karavanen zu den Brüdergemeinden und den britischen Ansiedlungen. Daher entschloß sich einer der Missionarien zu Okkak, Benjamin Kohlmeister, im Frühling 1811, jene Gegenden kennen zu lernen. Er reiste längs den Gestaden bis zum Kap Endleigh unter dem einundsechzigsten Breitengrade, und von dieser Nordspitze Labradors südwestwärts bis zur Ungawa-Bai.

Er begann die Reise, als am 19. Juni des genannten Jahres die Bai von Okkak vom Eise frei geworden war. Begleitet von vier Eskimo-Familien und andern fuhr er längs den Gestaden zwischen schwimmenden Eisbergen hin, oft von Eisfeldern festgehalten. Von den kahlen Felsen donnerten zu Zeiten Wasserfälle, fünfzig bis sechszig Fuß senkrecht niederstürzend, unten in Wasserstaub zerschellend. Adler horsteten auf Felsenspitzen, deren graues, rothes und gelbes Gestein in traumhaften Bildungen bald Säulengänge, bald gothische Burgen und Tempel darzustellen

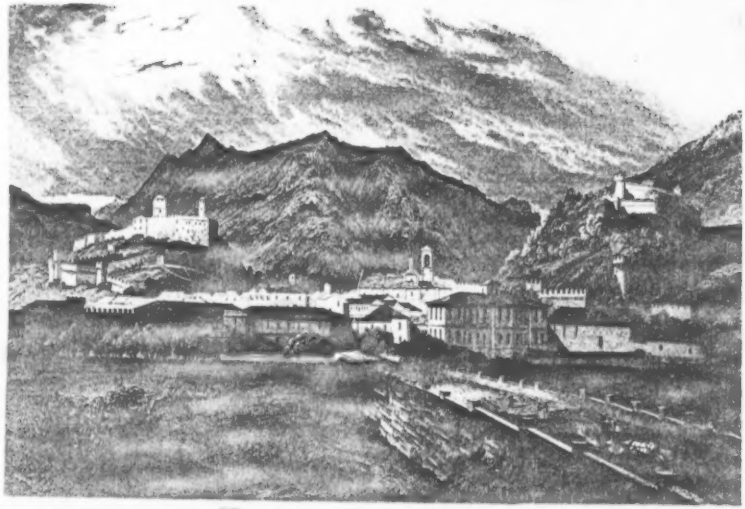

XIII.

Kanton Teſſin.

1. Bellinzona.

Von den Lorbeergebüſchen und Cypreſſenhainen des Lago maggiore (oder langen Sees) bis zur kahlen Wüſte verwitterter Felſen der St. Gotthardshöhen, bietet ein Weg von zwanzig und etlichen Stunden die Abſtufungen der Himmelsſtriche und Vegetationen vom Querdurchſchnitt des ganzen Welttheils dar. Hier iſt Italiens prächtige Vorhalle, wo der Norden, mit erhabener Wildheit und Kraftfülle, die wollüſtige, weiche Schönheit des Südens, wie ein rauher Krieger die anmuthige Braut umfängt. Italien, zumahl das mittägliche, mag mit ſeinen Paradieſen, Meeren und Vulcanen unter blendendem Himmel die Herrlichkeit der (transalpiniſchen) »mannethirgiſchen Schweiz« übertreffen, doch ſelten wohl das Zauberſpiel von Gegenſätzen, welche in den Thälern des Teſſin die Vermälung der nordiſchen und ſüdiſchen Natur hervorruft.

Zehn größere, hundert kleinere Thalungen, mit ihren Strömen und Bächen, münden ſich zu den Seeen von Lugano und Locarno, gegen die Ebnen der Lombardei aus, umfangen von der Majeſtät hoher Gebirgsketten, deren Haupt, bei 8000 Fuß über dem Meer, die Alpenroſe ſchmückt, und deren Fuß ſich in Kaſtanienwäldern verliert. Der Teſſin-Fluß, welcher dem ganzen Kanton ſeinen Namen leiht, durchſtrömt die Länge des Landes vom hohen Alpſee Lucendro, beim St. Gotthardshoſpiz, bis zum Verbano, (wie der Lago maggiore ebenfalls genannt wird). Man berechnet den Flächenraum des geſammten Staatsgebietes kaum über 52 deutſche Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von ohngefähr 109,000

Seelen, welche in 3 Städten, etwa 10 großen Ortschaften, 300 Dörfern und 400 Weilern zerstreut wohnen.

Die höchste dieser Wohnungen ist unstreitig das Hospiz des St. Gotthardsberges, auf der erhabensten Stätte des Bergpasses, 6650 Fuß über dem Meere, eine fromme und wohlthätige Stiftung der Gemeinde Airolo. Arme Wanderer empfangen hier unentgeldliche Pflege. Gegenwärtig wird auf Kosten des Staats daselbst ein geräumiges Gebäu zur Bewirthung der Reisenden und zum Lagerhaus für Waaren erbaut, welche über den Berg geführet werden. Die älteste urkundliche Spur des Waarentransports ist aus dem Jahre 1321; die erste Nachricht von einem Hospiz in diesen Höhen, aus dem Jahre 1374, als der Abt des Klosters Disentis ein solches, nebst einer dem heil. Gotthard geweihten Kapelle, bauen ließ. Jetzt errichtet die Tessinische Regierung auch einige kleine Zufluchtshäuser, längs der neuangelegten bequemen Bergstraße, bis nach Airolo. Denn nicht immer ists in diesen Felswildnissen geheuer für Reisende, wo der Winter neun Monate währet und der Schnee sich an manchen Stellen bis auf 40 Schuh hoch anhäuft. Bald da, bald hier mahnt ein kleines, hölzernes Kreuz am Wege, oder in der Ferne die »Kapelle der Todten« an unglückliche Wandrer, welche der Raub herabstürzender Lawinen geworden sind, oder jener entsetzlichen Schneestürme, der »Guchsen«, die ich schon früher geschildert habe. Im Jahr 1624 kamen hier bei 300 Personen durch einen Schneesturz vom Cassedra um; im Jahr 1816 riß eine Lawine 40 mit Waaren beladene Saumrosse hinweg. Man rechnet im Durchschnitt jährlich 3 bis 4 Personen, die von solchem Unglück überrascht werden, welches auch in andern Gebirgsgegenden des Landes keine Seltenheit ist. Am Ufer des heitern Ceresio, wie man den Luganersee nennt, liegt das zierliche Dorf Melano am Fuße einer fast senkrechten Bergwand. Ländliche Wohnungen lagern sich umher an den Halden des Gebirgs. Eine derselben, auf schroffem Felsabhang war plötzlich am 29. Februar 1836 verschwunden, als den Tag zuvor ungeheurer Schnee gefallen war. Da wohnte ein Vater mit seinem Sohn und einer blühenden Tochter. Das Volk von Melano erblickte mit Entsetzen die leere Stätte. Vier Jünglinge machten sich muthvoll auf und den Berg empor, durch die Tiefen des Schnees. Als sie matt und erschöpft zum Fuß der Felswand gelangten, sahn sie den Hügel der zerschmetterten Lawine, und schwarze Bruchstücke der Hütte durch die Schneemasse hervorragen. Hastig ergriffen sie Karst und Schaufel und gruben sich ein. Sie fanden den Leichnam des Vaters; später dann entseelt, wie ihn, das unglückliche Mäd-

chen. Bald verkündete ihnen dumpfes, verborgenes Stöhnen noch die Nähe eines Lebendigen. Es war das Stöhnen des Sohnes, eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings. Gequält vom Hunger und Frost, mehr noch vom verzweiflungsvollen Bewußtseyn, fern von Menschen, lebendig begraben zu seyn, hatt' er sich schon in sein grausenvolles Schicksal ergeben. Er hatte das Bein gebrochen. Seine heldenmüthigen Retter bedeckten ihn mit ihren eignen Kleidern und trugen ihn so den langen, mühsamen Weg zum Thale hinab.

Von allen Schweizerkantonen ist keiner, der dem Naturforscher eine größere Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt, und, besonders im Gebirgsknoten des Gotthards, eine buntere Ausbeute seltner Fossilien darböte. Hier findet man auch noch in abgelegnen Gebirgswinkeln unvergangne Bräuche und Sitten uralter Zeiten; und in Sitte und Sprache seltsame Nachklange des galischen Urstammes, wie der Etrusken und Griechen. Dennoch ist keiner der Kantone, selbst Graubündten kaum, weniger in seinem Innern besucht und gekannt, als der Tessin. Hier wären noch Entdeckungsreisen zu machen! Manche Gegenden des Landes sind sogar den Tessinern wenig bekannt, wie das fünf bis acht Stunden lange Thal Lusernone (oder Onsernone), welches sich, drittehalb Wegstunden von Locarno, zwischen nackten Felswänden ins Gebirg hinaufzieht und eine Bevölkerung von drittehalb Tausend Seelen zählt. Wie überall in der Schweiz, muß man auch im Tessin nicht den großen Landstraßen nachgehn, um die seltsamen Herkömmlichkeiten des Volks, das Eigenthümliche seiner Bauarten, häuslichen Einrichtungen, ererbten Begriffe und Vorurtheile, den Einfluß des Klima's, oder die Verschiedenheit der Landestrachten zu beobachten. Noch gelten Moden der Vorwelt beim weiblichen Geschlecht fast unverändert in den Thälern von Isone und Colla, von Marobbia und in der Riviera. Noch bedecken die Mädchen und Frauen in Valmaggia, beim Kirchgang an Festtagen, ihr Haupt nennenhaft mit einem weißen, aber durch Bänder und Spitzen verzierten Tuche. Am anmuthigsten stellen sich neben diesen mittelalterischen Trachten, die schönen Vorzaskerinnen dar, in ihren saubern, weiten, langen Schürzen, die ihre schlanken Gestalten, wie ein Obergewand, umhüllen. Freilich kommen sie ihren Nachbarinnen, den reizenden Flohinen aus dem piemontesischen Maslalonethal, weder an Grazie noch im geschmackvollen Costüme, gleich. Denn diese, in körperlicher Schönheit und romantischer Bekleidung, scheinen eher den bewunder-

ten Neugriechinnen der ägeiſchen Inſelgruppe, als den Bewohnerinnen eines rauhen Alpenthals, zuzugehören.

Die Baukunſt in den höhern Gegenden des Landes ſcheint noch aus den erſten Zeiten ihrer Erfindung zu ſtammen. Die niedrigen, engen Hütten, welche nur auf Schutz gegen den Froſt halbjähriger Winter und gegen ungeheure Laſten des Schnees berechnet ſind, zum Theil von Tannenſtämmen zuſammengezimmert, zum Theil von Kieſelſteinen gemauert, gleichen ſchlechten Viehſtällen; hingegen die Viehſtälle oft bewohnbaren Häuſern. Die enge, unreinliche Wohnſtube, durch Fenſter, theils von altersblindem Glaſe, theils von Papier, matt erleuchtet, wird noch mehr durch eindringende Rauchwolken und berußte Wände verdunkelt. Denn die Küche, vom Feuer des Heerdes erleuchtet, iſt ohne Rauchfang und Schornſtein. „Kein deutſches Schweizerſchwein,“ ſagte Bonſtetten im J. 1797, „würde in einige dieſer Menſchenwohnungen gehn.“ Nicht ſo zartfühlend iſt das Schwein des Teſſiners, welches gern zuweilen nachbarlich in die Stube ſeiner Herrſchaft einkehrt. Indeſſen dringt allmählig die Civiliſation auch tiefer in die bewohnbaren Bergſchluchten dieſer Hochgegenden, wo ehmals die Nahrung der Menſchen faſt elender, als ihre Behauſung war. Wenigſtens verſichert uns der neueſte Beſchreiber des Teſſin, Stefano Franscini, Staatsſchreiber zu Lugano, wenn auch der Bauer und Handwerksmann im Kanton noch weit davon entfernt ſei, wie Heinrich IV. ſeinen Unterthanen wünſchte, jeden Feſttag ein Huhn in ſeinem Topfe zu haben, doch ſelbſt im Valmaggia die tägliche Mahlzeit von „Panau“ nicht mehr in Uebung ſey. Dies Gericht, eines der einfachſten von der Welt, beſtand aus Mehl, welches man in bloßem Quellwaſſer, oder auch in Molkenwaſſer, umgerührt hatte.

Daß ſich in ſo ganz von der übrigen Welt abgeſchiednen Ortſchaften des Gebirgs die wunderlichſten Uebungen der Vorzeit, die oft den Gebräuchen der Halbwilden in den amerikaniſchen Wäldern, oder denen der ſchalkhaften Eskimo's nicht ganz unähnlich ſehn, dauerhaft bewahrt haben, läßt ſich leicht denken. Aber wer kennt ſie alle? — Ich will einige bezeichnen.

Hoch im Gebirg der Leventina liegt das Pfarrdorf Sobrio. Hier iſts keine Kleinigkeit für den Jüngling, an ſeinem Hochzeitstage die junge Braut zum Altar zu führen. Er muß ſie aus ihrem Vaterhauſe dazu abholen, und begibt ſich an der Spitze ſeiner Verwandten und Freunde dahin. Aber er findet, ſtatt freundlichen Willkommens, verſchloſſene Thüren und höhnende Geſichter am Fenſterlein. Lange pocht und bittet er vergebens um Einlaß, bis man ſich endlich be-

zuerst, nach seinem Verlangen zu fragen und wer er eigentlich sey? Die Frager thun fremd und verwundert über seine Person und seine Forderung; wissen von keiner Hochzeit, von keiner Braut. Nach vielen Neckereien und gegenseitigen Erklärungen, verspricht man ihm endlich, im Hause eine liebenswürdige Schöne zu suchen, wie er sie geschildert. Bald öffnet sich auch wirklich die Pforte. Der Bräutigam fliegt der Geliebten entgegen; aber es ist die unrechte; ein steinaltes, verschrumpftes Grosmütterlein! — Unter Gelächter und Lärmen fängt der Wortwechsel, das Bitten des Einen, die Weigerung der Hausgenossenschaft von neuem an, bis sich diese noch einmahl bewegen läßt, dem ungeduldigen Liebhaber die Braut zu suchen, wie er sie näher bezeichnet hat. Sie selbst tritt ihm aus der Thür entgegen. Es ist ein kleines, buckligtes, altes Ding, welches mehr Runzeln im Gesicht, als Haare auf dem Kopf trägt. So wird der Getäuschte mehrmahls betrogen; oft, wenn es an wirklichen, dazu gemietheten Hexengestalten im Dorfe fehlt, thun's große Strohpuppen in Weiberkleidern, bis man ihm den Eintritt ins Haus gestattet, die verborgne Schöne selbst aufzusuchen, welche sich von ihm sehr gern finden läßt. Dann zieht die Schaar, vergrößert durch die Verwandten der Braut, zum Hochzeit-Altar mit feierlichem Gepränge.

Nicht selten geht es bei Beerdigungen fast eben so lustig in verschiednen Ortschaften zu, wenn, was auch in manchen Gegenden der deutschen Schweiz noch üblich ist, die Verwandten des Verstorbenen nach vollbrachtem Leichenbegängniß, ins Trauerhaus zum Todtenschmaus zurückkehren, und bei vollen Bechern den tiefen Schmerz und Gram um den Verlornen zu mildern bemüht sind. Im Livinerthal wird häufig dem Todten, so lang er im Sarge liegt, Wache (vigia) von Freiwilligen gehalten, meistens von andächtigen jungen Burschen und Mädchen, welche Rosenkranz und andere Gebete stundenlang hersagen. In den zur Erholung nothwendigen Pausen aber müssen reichliche Spenden von Wein und Branntewein die Inbrunst der frommen Jugend erfrischen. Die ehmahls fast Allgemeine Uebung, die Leichname offen, mit unverhülltem Gesicht, zum Grabe zu tragen, vermindert sich immer mehr. Leichenbegängnisse sind, auch für den ärmsten Tessiner, mit Ausnahme des Bettlers, ziemlich kostbar. In der Riviera wird selbst die Stimme der hochwürdigen Geistlichkeit dabei, je nach dem stärkern oder schwächern Ton in Absingung der üblichen Litaneien, tarmäßig, theurer oder wohlfeiler bezahlt. Am wenigsten kostet halblautes, taubes Hermurmeln der Gebete; mehr das förmliche Singen;

am meisten das laute, feierliche Intoniren (das bis cantare) des Gesangs.

Längs den großen Hauptstraßen des Landes werden dergleichen Ueberbleibsel alten Wesens und Unwesens nur noch selten, und in den Städten fast gar nicht, wahrgenommen. Sogar das alterthümliche Städtchen Bellinzona (oder Bellenz) mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern, weicht täglich mehr dem sanften Zwange des Zeitgeistes, und läßt, während es sich im Innern verschönert, jene hohe lange Mauer mit den drei Felsenburgen verfallen, durch welche von einer Bergwand zur andern, im Mittelalter der Eingang Italiens den kriegerischen Nachbarn im Norden versperrt wurde. Aber diese dicken, verwitternden Gemäuer und festen Schlösser links und rechts, geben dem Engthal zwischen hohen, steilen Bergen ein malerisches, ritterthümliches Ansehn. Italienische Geschichtsklitterer suchen hier jene caninischen Felder, auf welche Constantius gegen Germanien und den brigantinischen See zog; eine Behauptung, welche ihnen durch rhätische Geschichtsforscher, zu Ehren der Ebnen von Chur, streitig gemacht wird. Andre wollen sogar, mir unbekannt durch welche Offenbarung, wissen, daß schon Julius Cäsar hier einen gewaltigen dreieckten Thurm aufgeführt habe.

Liebhabern neuern Baugeschmacks mag der Anblick der prächtigen Brücke alla Torretta, ehnweit des alten Thurms, mehr Genuß gewähren. Eine frühere Brücke war schon im Jahre 1515 von einer ungeheuren Ueberschwemmung fortgerissen worden; im Jahre 1815 ward endlich die neue durch die Regierung des Kantons im Bau vollendet. Auf zehn weiten Bögen behauener Granitquadern schwingt sich das Werk 714 Schuh lang über den Strom des Tessin, welchen sonst benachbarte Gemeinden, wollten sie gen Bellinzona, oft nicht ohne Gefahr, in elenden Nachen überschiffen mußten.

Jenes altersgraue Mauerwerk, welches über den Hügeln, mit seinen zahnförmigen Absätzen und bemoosten Burgen, wie ein Invalide in verblichner Uniform und mit unbrauchbarem Gewehr, Schildwacht hält; dann daneben dieser stolze Brückenbau, der, zum öffentlichen Nutzen, die Verzierung der Landschaft fügt, bilden vollkommen den Gegensatz alter und neuer Zeit. Aber derselbe, oft schneidende Gegensatz, wird fast überall in der Schweiz, besonders in ehmahls unterthänigen Gebieten, und vielleicht nirgends auffallender, als im Kanton Tessin erblickt. Dieser, erst seit der Revolution selbstständig gewordne, Staat gleicht übrigens in seiner ganzen Haltung noch keinem Freigebornen, sondern nur einem Freigelassenen, der von den verlornen Ketten der Leibeigen-

ſchaft die Narben und Wundenmahle an ſeinen Gliedern zeigt, und Schmutz und Gewohnheit der Knechtstage vergebens mit dem Prachtmantel bedeckt. Neben dem Aufſtreben zu höherer Bildung ziemlich allgemeine Unwiſſenheit; neben dem Freiheitsſtolz im Hauſe demüthige Kriecherei draußen; neben Vaterlandsphraſen gemeiner Orts- und Familien-Egoismus; neben der Fruchtbarkeit des Bodens unter italieniſchem Himmel die Nachläſſigkeit der Armuth. Wer in den Städten ein Vermögen von 50 bis 60,000 Franken beſitzt, gilt als reicher Mann; auf dem Lande verhelfen ſchon 20—36,000 Franken zu ſolchem Titel. Dürftige Haushaltungen miethen für ihren Bedarf die nöthigen Ziegen, Schafe oder Kühe für einige Jahre und zahlen dem Eigenthümer wucheriſchen Zins dafür. Handwerke werden nur wenige getrieben, ſondern Fremden überlaſſen; dagegen wandern jährlich 10 bis 12,000 Arbeiter nach Italien, Deutſchland und Frankreich, als Maurer, Gypſer, Kaminfeger, Chocoladefabrikanten, Laſtträger, Kaſtanienbrater (marronaj) Ziegelbrenner u. ſ. w. aus. Was ſie in der Fremde gewinnen und mit den ſchwerſten Entbehrungen erſparen, geht des Winters wieder im heimathlichen Wohlleben drauf.

So wandelt auf einem fruchtbaren Boden, zwiſchen Alpen und Kaſtanienwäldern, zwiſchen Weingärten und Aeckern, die zahlreich doppelte Erndten gewähren, ein im allgemeinen dürftiges Volk. Seine Armuth iſt Folge eigner Unbehelfenheit, und dieſe die Frucht ehmaliger elender Geſetzgebungen und der Bevogtung durch Kantonsregierungen, deren Unterthanen die Bewohner des Teſſin beinahe 300 Jahr lang waren. Drei Jahrhunderte lang ward nichts Weſentliches für Bildung und Wohlſtand eines Landes gethan, welches nur vorhanden zu ſeyn ſchien, einzelne Familien in Herrſcherkantonen zu bereichern. Die bisher geſandten Statthalter oder Landvögte, und Commiſſarien, die ihre Stellen gewöhnlich, beſonders in den Urkantonen, um baares Geld gekauft hatten, verhandelten hier wieder untergeordnete Aemter und Stellen, Ehre, Freiheit, Recht und Gut der Unterthanen um baares Geld; machten Geſetze und Ordnungen, um deſto mehr Straffällige zu bekommen; ertheilten Straſloſigkeit um Geld, und um Geld verderbliche Monopolien und Privilegien; zettelten Prozeſſe an und ſchlichteten ſie ſo ſpät, als möglich, nach Willkühr. Um eine Vorſtellung von der Raubgier und Verworfenheit der meiſten Beamten zu erhalten, genügt es, den gültigſten aller Zeugen, den edeln Karl von Bonſtetten, anzuhören, der ſelber hier einer der letzten Syndicatoren war, und die Schmach eidsgenöſſiſcher Verwaltung dieſer Unterthanenlande auf

deckte.*) In der einzigen Landvogtei Locarno, und bei ihrer Bevölkerung von 17,000 Seelen, fand er im Durchschnitt jährlich 1000 Prozesse im Gange, und darunter vier bis fünfhundert Kriminalfälle. Welches civilisirte Land hat ähnliche Beispiele aufzuweisen? **)

Nachwirkungen dieser traurigen Zustände sind noch heutiges Tages die leidenschaftliche Streit- und Prozessucht der Gemeinden gegen Gemeinden, der Familien gegen Familien. Zahllose Haushaltungen sind dadurch schon zu Grunde gerichtet worden, und die Einkünfte vieler Gemeinden gehn zum Theil für Bezahlung von Advokaten, Reisegeldern und Deputationen auf. Es sind wenig Thalschaften oder Dörfer, in welchen nicht Advokaten wohnen, oder Leute die deren Geschäft treiben.***) So ists kein Wunder, wenn die Tessiner selber gestehn, daß Neid aller unter einander und Zwietracht das moralische Erbübel ihres Volks sey.

Nicht wenig auch befördert der kirchliche Glaube und Aberglaube, und die Menge der Feiertage, Geistlichen und Klöster, die öffentliche Armuth. Der Kanton mit seinen 230 Pfarreien (durchschnittlich also je für 474 Seelen eine besondre), 12 Mannsklöstern (mit 119 Mönchen) und 9 Weiberklöstern (mit 165 Nonnen), besitzt Anstalten zur Pflege der Andacht im Ueberfluß, ungerechnet die vielen Einsiedeleien auf Bergen, deren Bewohner von Almosen der Frommen leben. Die Klöster besitzen im Allgemeinen beträchtliches Eigenthum, das größtentheils in liegenden Gütern besteht. Minder freigebig ausgestattet sind die 520 Weltgeistlichen des Landes; aber Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Messen, Prozessionen, Beschwörungssegen, oder besondre dreitägige Andachten der Gemeinden, um Regen oder trocknes Wetter vom Himmel zu erbitten, tragen um so reichlicher ein. Die Religion kostet den Tessinern viel. Auch 200 bis 250 sogenannter Brüderschaften wären hier wohl noch mit anzurechnen, die alle ihre eignen Vorrechte, Auflagen, Einkünfte und Andachtspflichten haben.

---

*) In seinen neuen Schriften, 3. und 4. Theil. Copenhagen 1800.

**) Seit Befreiung des Kantons aus der Knechtschaft der Eidsgenossenschaft hat eben dieser Bezirk Locarno, der jetzt 20,000 Seelen zählt, kaum noch 160 gerichtlich anhängig gemachte Klagen wegen Vergehungen gegen Personen und Eigenthum.

***) Im Jahr 1833 zählte man in dem kleinen Lande 182 Advokaten und Notare. Bonstetten fand allein im Städtlein Locarno, zu seiner Zeit, 33 Advokaten anäßig und nebenbei 37 Wirths- und Schenkhäuser. Treffliche Mittel den Volkswohlstand zu befördern!

ſchien. Sie ſahen grünende Thäler, in denen das goldene Fingerkraut (Potentilla aurea), Tuſſilago und Arnica blühten; Berge hoch mit niedern Geſträuchen, Birken- und Erlengeſtüpp umgeben; einen ſchiefergrauen Felſen, der gelblich-weißen Dunſt von ſtarkem Schwefelgeruch austreibt. Ein Tropfen dieſer Subſtanz war ſo ſcharf, daß er, auf verzinntes Eiſenblech fallend, das Metall in wenigen Minuten verzehrte. Sie erblickten weiter nordwärts, im Lande Serliarutſi, Trümmer altgrönländiſcher Wohnplätze, Gemäuer und Grabmale, um welche noch die Sage vom Zuge der Kerali's, die aus Kanada und Labrador gegen Norden (gen Grönland) flohen, bei den Eskimo's lebte. Ueberall wurden ſie von den Stämmen der Wilden, die noch nie einen Europäer geſehen hätten, mit Erſtaunen und Gaſtfreundlichkeit empfangen. An einen neuen Sendort ward nun mit Ernſt gedacht; vielleicht iſt er ſchon geſtiftet.

Wilder noch, als in Labrador, iſt bis zum achtundſechszigſten Breitengrade das Land Neuwales an der Weſtküſte der Hudſonsbai; doch von jagenden und fiſchenden Eskimo's bewohnt, und einigen hundert Europäern im Dienſte der Hudſonsbai-Geſellſchaft. Aber hieher drang noch nie der Muth eines Chriſtusverkünders; keiner in die unermeßlichen Blachfelder, Gebirge und Wälder, die nordwärts Kanada, Heimath der

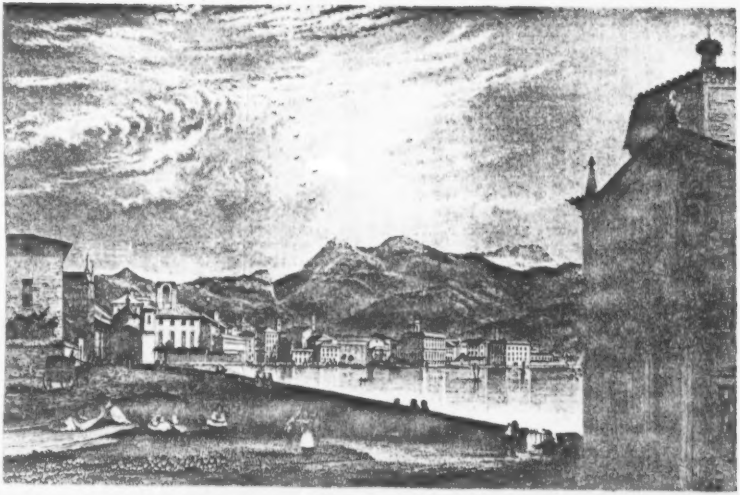

Beſſeres iſt allein von größerer Volksbildung zu erwarten. Allein dazu findet ſich, aus ſehr natürlichen Gründen, die Geiſtlichkeit ſchlecht geneigt, Hand zu bieten. Und wer kann es ihr, bei dem ihr eingeſchärften blinden Gehorſam gegen den heil. Vater zu Rom, verargen, da Gregor XVI. in ſeinem bekannten Hirtenbrief an ſämmtliche Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe der katholiſchen Welt, gegen die für die Kirche ſo gefährlichen Fortſchritte der Völker in wiſſenſchaftlicher Bildung geeifert hat? — Erſt im Jahr 1831, alſo dem achtundzwanzigſten ſeiner Unabhängigkeit, gab der geſetzgebende Rath des Kantons ein Geſetz über Einrichtung des geſammten Schulweſens. Das Geſetz iſt nicht übel, und paragraphenreich genug, aber leider nicht vollzogen, ſondern vergeſſen. Eine Bildungsanſtalt für Schullehrer iſt nicht vorhanden; die wenigſten Gemeinden haben einen Schulfond. Viele nicht einmal eigne Schulhäuſer; nicht einmal eigne Schulſtuben, ſondern man ſpricht dafür Platz im Hauſe des Pfarrers, oder Kaplans an. Die Lehrerbeſoldung in den Dörfern überſteigt ſelten 30 bis 40 fl. jährlich. Gemeinnützige Privatleute verſuchten da und hier, ſelbſt mit Opfern aus ihrem Vermögen, beſſern Unterricht der Volksjugend zu bewirken: ſie wurden verſpottet, verläumdet und verdächtigt. Schon im Jahr 1826 verſuchte man in einigen Schulen wenigſtens den gegenſeitigen Unterricht einzuführen; aber der Biſchof von Como, wie die Chorherrn von Lugano und Locarno, ſchlugen ſogleich Lärmen dagegen, wegen Gefahr der Religion. So unterblieb es.

Beſſer, als für die große Maſſe der Volksjugend, iſt für den Unterricht der Kinder wohlhabender Familien in Klöſtern, Seminarien und Collegien Sorge getragen. Aber es herrſcht darin mönchhafter Geiſt.

2. Lugano.

An den Seebuſen des ſchönen Ceriſio geſchmiegt, in anmuthiger Nachläßigkeit, ruht Lugano, das ſchönſte Städtchen des Landes, ſchon mit ganz italieniſcher Phyſiognomie. Erblickt man es zuerſt vom See her, vom Halbmond ſeiner duftigen Hügel umkränzt; die Küſte mit Dörfern maleriſch beſtreut, und mit Landhäuſern und Gärten, wo Mandel- und Olivenbäume, Pfirſich- und Citronenbäume ihr mannigfaltiges Grün vermengen, und Weinlauben längs den Ufern ihre üppigen Zweige über dem ſtillen Wellenſpiel ranken laſſen, während weſtwärts, gleich einem erloſchenen Vulcan, der

San Salvatore den Gipfel ſeiner Pyramide zu den Wolken ſtreckt, — man mögte mit Berteletti glauben, das niedlichſte Kleinbild von Neapel zu finden. Die Stadt ſelbſt, mit nur fünf und einem halben hundert Gebäuden und fünf und einem halben tauſend Bewohnern, ſechs Klöſtern, mehreren Kirchen, Pallaſten und öffentlichen Plätzen, trägt, bei der Mäßigkeit ihres Umfanges, das Gepräge einer gewiſſen großartigen Behaglichkeit. Auch pflegen ſich gern hier reiche Fremdlinge während der Sommermonde anzuſiedeln, um die Naturpracht der Umgebungen in ihrer ganzen Fülle zu genießen. Der Irrgarten dieſer Thäler wetteifert im Wechſel der Reize mit dem See, welcher acht Stunden lang im großen Zickzack umherſchweift um bald einer einſiedleriſchen Hütte im Schatten des Kaſtanienwaldes, bald einer prächtigen Villa, bald finſtern Felſenmaſſen, bald freundlichen Dorfſchaften zwiſchen Weinlauben und Maisfeldern, bald andern Uferbildern, den Spiegel vorzuhalten. Die Nähe der borromäiſchen Inſeln, die Nähe des Comerſees in ſeiner wollüſtigen Schwermuth, der lombardiſchen Ebnen und Mailands, ſind, neben der Luganeſer gefälligem und geſelligem Treiben, allerdings lockend genug, bei ihnen zu verweilen.

Faſt hätt' ich unter den nachbarlichen Schönheiten das kleine Paradies von Mendriſio vergeſſen, einem Flecken mit anderthalbtauſend Einwohnern. Jeder Fußſteg führt dazwiſchen den weichen Umriſſen der Hügel zu Landſchaftsgebilden, welche an Lieblichkeit der Formen und Farben, an Fruchtbarkeit des Bodens und üppiger Vegetation, Alles übertreffen, was dieſe Gegenden darbieten können. Sie umringen, wie ein Blumengarten, den erhabnen Rigi der ſüdlichen Schweiz, den Monte Generoſo, welchen die Anwohner auch Gionnero und Galvaggione heißen. Er, 5670 Fuß über dem Meerſpiegel mit ſeinem Gipfel erhaben, (alſo 120 Fuß höher, denn der Rigi am Waldſtätterſee) gewährt über die Südſeite der Alpenkette und ihre ſtrahlenden Firnen, wie über die Umgegenden von Como und Mailand, durch die lombardiſchen Gefilde unermeßliche Fernſichten. Faſt zu ſeinen Füßen ſchimmern rings um die Seeen von Lugano, Como, Vareſe und der Lago maggiore. In ungezählter Menge ruhn Städte, Flecken und Dörfer ausgeſtreut auf dem grünen Teppich der italieniſchen Ebnen, die, neben und hinter ihm nordwärts ſanft aufſchwellen, wie ein ungeheurer, im Winde wallender Schleier, deſſen ferner Saum zuletzt dunmelwärts flattert, und, mit ſeinen zerriſſenen Kanten und ſilbernen Franzen, Gebirgsſpitzen und Gletſchergefunkel bildet. — Der Weg zum Gionnero hinauf iſt überall leicht, gefahrlos und

mit einer Mannigfaltigkeit des Pflanzenreichthums bekleidet, wie ihn kein andrer Schweizerberg darbietet. Während drunten die ellenlange Traube Palästina's reift und der Feigenbaum wild zwischen dem Gestein mit seinem breiten Laube hervorquillt, begegnet man in den Kastanienwäldern aufsteigend, höher in den Buchen-, dann in den Tannenwäldern, endlich in den hohen Alpenwiesen, Kräuter in Fülle, die in der übrigen Schweiz selten, oder nirgends erblickt werden; droben die zarte Alpencrepis, die wermuth- und reinfarnblättrige Achillee, das dreilappige Laserkraut neben dem blendenden Blau der kleinen Gentianen und den fröhlichen Rhododendern. Hieher wallfahrten vor Allen die italienischen Botaniker.

Wir zweifeln nicht, der prächtige Giennero würde binnen wenigen Jahren die Eifersucht des Rigi erregen, wenn die Tessinesen jene Aufmerksamkeit und gewerblustige Berechnungskunst der deutschen Schweizer besässen, die für Schirm, Bequemlichkeit und gesellige Freuden der Lustreisenden, selbst rauhere und höhere Berge mit wirthlichen Gebäuden versehen. An Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten der Natur und Kunst ist die nächste Umgebung des Giennero überreich. Ich dürfte nur das sich an ihn hinaufziehende Alpenthal Val Mara, oder Muggiothal nennen, dessen blumenreiche Abgründe keinen andern Thalboden, als die Wellen eines kleinen Baches, haben, von dem sich die Bergbalden sogleich links und rechts, wie ein aufgeschlagenes Buch, aus einander legen. Tiefer abwärts in diesem Thal sah man im Dorfe Monte, vor wenigen Jahren noch, neben dem ärmlichen Pfarrhause, einen jener gigantischen Bäume, dergleichen auf dem Aetna einer berühmt ward, weil in dessen Schatten hundert Reiter Raum fänden. Der Nußbaum von Monte weicht dem Kastanienbaum des Aetna nicht an Majestät. Seine Zweige breiten sich über einen halben Morgen Landes aus. Eine Viertelstunde von da abwärts liegt das Dörflein Bruzella; merkwürdig durch seine treppenförmige Lage am Berge, und daß, auf dem geschlängelten Wege an der steilen Halde des Gebirgs, es eine volle Stunde Zeit kostet, jene Viertelstunde bis Monte zurückzulegen.

Was könnte diese reizende Landschaft, die man kaum besucht und kennt, die an Fruchtbarkeit jede andre des Tessins übertrifft, aber an Wohlstand weit von Lugano und dessen Umgegenden übertroffen wird, — was könnte sie, unter den Händen eines bildungsvollern Volks, bei höherm Gewerbsfleiß desselben, im Schirm der gegenwärtigen Verfassung des Staats werden! Aber Licht und Wärme der nämlichen Sonne rufen nicht überall auf dem Erdboden

die nämlichen Pflanzen und Thiere ins Leben; und dieselbe republikanische Freiheit, unter welcher Römer und Griechen, Britten und Nordamerikaner, mit entfesselter Kraft, allen Glanz des Wissens und der Kunst, des Reichthums und der Bürgertugenden errangen, gab auch Wilden und Barbaren das Recht, nach ihrem Gefallen Barbaren und Wilde zu bleiben.

Die Völkerschaften der italienischen Schweiz hatten während der Jahrtausende ihres dunkeln Daseyns nur das Loos der Knechtschaft gekannt, und selbst in den Zeiten des Mittelalters, bei der Ohnmacht ihrer Tyrannen, nicht gleich andern Städten und Landschaften Italiens und Deutschlands, oder der Schweiz gewagt, das schimpfliche Joch zu brechen. Zerstückelt unter vielerlei Botmäßigkeiten, wie ehmals der lombardischen Machthaber, so nachmals der Schweizerkantone, hatten sie nie an einen Verein ihrer Kräfte gedacht. So blieben sie fort und fort der Unterdrückung und der Plünderungslust ihrer wechselnden Herrn, weltlicher und geistlicher, preisgegeben.

Von Kind zu Kindeskindern erbte knechtischer Geist fort, der an der Stelle des Muthes nur feige List, an der Stelle des sich für Gemeinwohl hinopfernden Großsinns, nur eigennützige Selbstsucht kennt, welche den Menschen vom Menschen, die Familie von der Familie, die Ortschaft von der Ortschaft scheidet und durch Auflösung und Entkräftung Aller, das Spiel des allgemeinen Unterjochens erleichtert.

Als im Sturm der französischen Staatsumwälzung auch das morsche Gebäu der mittelalterischen Eidsgenossenschaft zusammengestürzt lag, wurden die tessinischen Landschaften nur herrenlos, ohne frei zu werden. Ortsinteressen und persönliche Intressen, Ehrgeiz der Reichern, Habsucht der Aermern, bildeten Partheirotten, bewaffneten Thäler gegen Thäler, Dörfer gegen Städte, zogen die Einen zur Vereinigung mit der cisalpinischen, die Andern zur Vereinigung mit der helvetischen Republik. Die Freilassung des Volks entfesselte blos die rohen Leidenschaften des Sklavensinns, den alten Groll neidischer Eifersucht, die Wuth der Rachbegier für unvergessene Beleidigungen; während mit wechselndem Glück bald französische, bald österreichische Heerschaaren Meister dieser Landschaften waren.

Wenn auch in der übrigen Schweiz die Erbitterung der politischen Partheien groß war, sie verlor sich doch nirgends zu so schauderhaften Raserein, wie hier. Hier predigte der Fanatismus der Priester Aufruhr im Namen der Religion, die Raubsucht des Pöbels Plünderung der Reichen, der gegenseitige Haß Meuchelmord. In diesen Tagen der Gesetzlosigkeit ward Lugano (28. und 29. April

1799) vom wilden Landvolk mißhandelt, ausgeraubt und mehr denn ein Schuldloser ermordet auf offnen Straßen und Plätzen.

Es war mehr denn ein Jahr nach den blutigen Ereignissen, als ich, (im Juny 1800) mit proconsularischer Gewalt ausgestattet, von der helvetischen Regierung in diese Gegenden gesandt wurde, sie verfassungsmäßig, als zwei Kantone, Bellinzona und Lugano, zu organisiren. Das mehrjährige Elend, welches Gesetzlosigkeit der Einwohner, und Zuchtlosigkeit fremder Kriegsheere über ein Land verbreiten können, hatte keine Versöhnung der Gemüther, keine Verbindung Aller zum Selbstschutz bewirken können. Ich fand das Ländchen in acht bis neun kleine, souveräne Republiken aufgelöst, die fast ohne Zusammenhang unter sich, zum Theil sogar Sperren und Zollstätten gegen einander errichtet hatten, und sich mit feindseligem Mißtrauen beobachteten; jede der vielen Republiketten wieder in sich selbst zerrissen durch den Egoismus der Ortschaften, und in jeder Ortschaft wieder die Familien in kleine Factionen auseinander getreten. Ich ward vom Klagegeschrei aller Partheien umringt und betäubt. Vor allen Gerichten waren Prozesse wegen Entschädigungsforderungen und politischer Verbrechen im Gang. Wenn es mir gelang, gesetzliche Ordnung und öffentlichen Frieden herzustellen, ward es mir nur durch strenge Unpartheisamkeit und durch die Gewohnheit der Menge möglich, lieber dem Machtgebot eines Befehlshabers von der Nordseite der Alpen, als den eignen Gesetzen Gehorsam zu leisten.

Erst unter der napoleonischen Vermittlungsurkunde gewöhnte sich dies Volk allmählig an die empfangne Freiheit; die aufgeklärtern Männer des Landes sahn einer freundlichern Zukunft entgegen. Aber das Jahr 1815 und der unglückbringende Bundesvertrag dieses Jahrs, löschten die glänzenden Hoffnungen schnell aus. Im Schutz dieses Bundes der Kantonalregierungen erhoben sich dieselben eigenmächtig zu Landesherrn. Im Tessin, sagt Franscini, wurde bald wieder alle Oeffentlichkeit geächtet; die freie Presse verfolgt; die Repräsentation des Volks verfälscht; das Finanzwesen zerrüttet, die Staatseinnahme verpfändet; die Schuldenlast vermehrt, und die Bestechlichkeit der Beamten Regierungssystem. Da erhob sich, zum erstenmal in wunderbarer Eintracht, das ganze Land voll Unwillens gegen die neuausgebrütete Aristokratie einzelner mitbürgerlicher Geschlechter, im Sommer des Jahrs 1829. Die Reform der Verfassung ward begonnen und glücklich durchgeführt, und lockte bald auch zwölf andre Kantone der Eidsgenossenschaft, im folgenden Jahre, unter

ähnlichen Beschwerden, zur Nachahmung des vom Tessin gegebnen Beispiels.

3. Locarno.

Italienische Bauart, italienische Luft, italienische Naturpracht und italienische Nachläßigkeit! Weinreben, die wild und üppig über zerrissenes Gemäuer und versallene Gestelle ranken; Kapellen zwischen Lorbeergebüschen, die sich hangend im See spiegeln; ein warmblütiges, regsames Völkchen voller Lebelust und Andacht unter einem Himmel, dessen Winter selbst den Citronen- und Pomeranzenbäumen, bei nur weniger Fürsorge, nicht gar gefährlich ist.

Das Städtchen Locarno (deutsch Luggarus) am Lago maggiore, obgleich es in kaum 300 Häusern nicht volle 2000 Einwohner hat, ist dennoch, neben Lugano und Bellinzona, eine der drei Hauptstädte des Kantons Tessin, wo, abwechselnd mit jenen beiden, die höchsten Behörden des Landes, sechs Jahr nach einander ihren Sitz haben. Denn einer einzigen Ortschaft diesen Vortheil oder diese Ehre zu gönnen, wie in den meisten andern kleinen Staaten der Schweiz, dazu hätte sich neidischer Eigennutz, oder stolze Eifersucht der Tessinesen nimmermehr bereden lassen. Zudem ist die Stadt, in reizender Lage am Seebasen und Fuß des Gebirgs, in neuerer Zeit um Vieles verschönert worden. Es fehlt ihr nicht an prächtigen Kirchen neben vier Klöstern; und alle vierzehn Tage wird sie durch einen Markt, den bedeutendsten des ganzen Landes, belebt, wozu alle Gebirge und Thäler des Tessin, und das benachbarte Piement und Lombardien, Käufer und Verkäufer in ihren bunten Landestrachten in Fülle senden. Ein Markttag zu Locarno ist wirklich eins der sehenswürdigsten Schauspiele, wo Männer und Weiber aus abgelegnen, nie von Fremden besuchten Thälern, in ihren oft geschmacklosen, oft malerischen Nationalgewändern, erscheinen und wie im Karneval durch einander schwärmen; hier halbnakte, braungelbe, schreiende Fischer, dort im neuesten Modegeschmack elegante Zierlinge; hier cretinenartige Geschöpfe, dort griechische Göttergestalten aus einem Piemontesterthal, oder die mit Gold- und Silberfransen geschmückten Schönen des Vegezzathals.

Eine andre Merkwürdigkeit dieses Städtleins oder Marktfleckens ist der unsterbliche Spießbürgergeist seiner Bewohner. Man sollte es nicht glauben, und doch ist es Wahrheit, daß sich in dieser dünnen Bevölkerung noch immer, in siebenfacher Abstufung, ein Unterschied der Stände behauptet, oder vielmehr der Volksklassen, wie man,

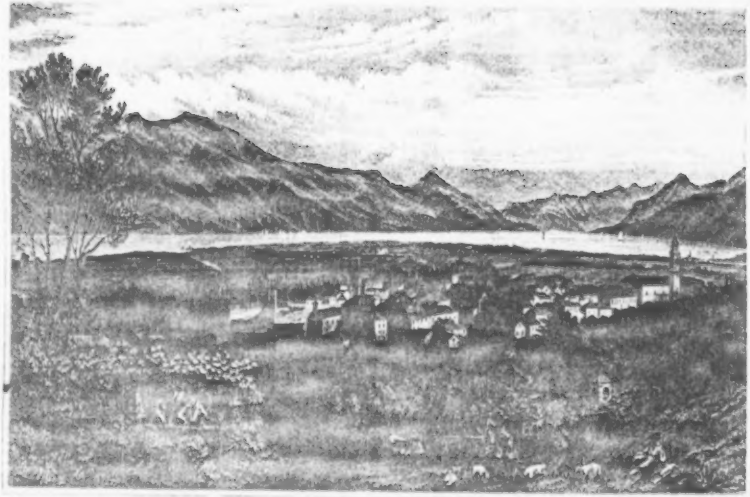

Nord-Indier, Kupfer-Indier, Athapuwskows, Nathana's, Chippeways und anderer nomadischen Völkerstämme sind. Nur verwegene Pelzhändler abentheuerten in diese der übrigen Welt unbekannte Gegenden von Zeit zu Zeit hinaus, die wir zum Theil durch Alexander Mackenzie's Entdeckungsreisen kennen, welche er zu Lande nach dem Eismeer und der Südsee, von Montreal aus, gethan hat.

Wenn aber auch in diesen nordischen Wildnissen Amerika's nicht der durch Jesum geoffenbarte Vater der Welten gekannt ist, ertönt dort nicht minder das Lob Gottes, des unsichtbaren „großen Geistes", wie ihn die Wilden heißen. Die Hausgötter sind ihrem Kindersinne theure Wesen. Sie wissen von ihrer Seelen Unsterblichkeit. Die Chippeways erzählen von der schönen Insel, zu welcher die abgeschiedenen Geister hinüberschiffen. Auch sie haben Priester und hohe Priester, Opferungen, heilige Gebräuche. — Inzwischen ist Alles, was wir von den religiösen Vorstellungen der Völkerschaften wissen, welche den äussersten Norden Amerika's, von der Baffins- und Hudsonsbai bis zur Cooks- und Beringsstraße und dem Nutkasunde erfüllen, höchst unvollkommen. Kaum die Völker selbst alle kennen wir. Sie ziehen sich, furchtsam vor den wachsenden Ansiedlungen der Europäer, sowohl von der Oſt-

ſeit dem Mittelalter, nicht leicht anderswo in einem ſolchen Erdwinkel findet. Oben an ſtehn die Signori Nobili; ihnen folgen die Borghesi oder Bürger und die Terrieri oder alten Landſaßen. Sie haben den Vortheil der Weidgangsrechte auf übelbenutzten, verwahrloſeten, weitläuftigen Bergwieſen, die den Antheilhabern im Jahr wenige Lire abwerfen, und durch beſſern Anbau große Geldſummen eintragen könnten. Minder beglückt durch ſolche Privilegien ſind die Oriondi (Eingewanderte aus den Dörfern), die Seſſini oder Hinterſaßen, die Quatrini und die Menſualiſti, oder hier angeſiedelten Ausländer.

Vor Zeiten war Locarno größer und reicher, als in unſern Tagen. Noch im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, wie man verſichert, zählte der Ort fünftauſend Einwohner. Der düſterſte Fanatismus half ihn entvölkern und des alten Wohlſtandes berauben. Ein frommer und freiſinniger mailändiſcher Prieſter, Beccaria, hatte ſchon ums Jahr 1534 den Geiſt der Kirchenverbeſſerung nach Locarno gebracht. Wie ſtill ſich der Reformator mit den übrigen Neugläubigen verhielt, ward er doch für den aufgewiegelten Pöbel der Gegenſtand des Fluchs. Seines Lebens nicht mehr ſicher, mußt' er ſich in das Miſereerthal der freien Bündner flüchten. Aber auch ſeine kleine verlaſſene Gemeinde hatte kein beſſeres Loos. Durch Beſchluß einer Tagſatzung der Kantone ward entſchieden, daß die reformirten Locarner, wenn ſie nicht zur katholiſchen Kirche zurückkehren würden, ihre und ihrer Väter Heimath mit Weibern, Kindern und all ihrer Habe auf ewige Zeiten verlaſſen ſollten. Am 16. Jänner 1553 ward ihnen das ſchwere Urtheil verkündet und die Friſt ihres Abzuges auf den dritten Tag Märzes angeſetzt. Allein folgendes Tages traf der päpſtliche Nuntius Octavian Riperda, in Begleitung von zwei Mitgliedern der Inquiſition, ein. Dieſer Mann Gottes überhäufte erſt die Geſandten der Herrſcherkantone mit Vorwürfen wegen ihrer Menſchlichkeit und Milde; forderte dann die Austreibung der Abtrünnigen ohne längere Verzögerung; auch ſollte man den Eltern ihre Kinder entreißen, um wenigſtens die Seelen der Letztern zu retten. Zwar blieb es im Ganzen beim frühern Beſchluß; indeſſen bewirkte der Nuntius doch, daß ein längſt eingekerkerter Reformirter hingerichtet werden mußte, weil ihm Schuld gegeben war, die heilige Jungfrau gelästert zu haben.

Der dritte März erſchien. Es lag, bei ſcharfem Froſt, tiefer Schnee. Aber ohne Erbarmen wurden Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, zur Abreiſe verſammelt, über anderthalb hundert an der Zahl, die von ihrem Glauben nicht laſſen wollten. Da trat ein

Geiſtlicher gegen den traurigen, zitternden Haufen und rief: „Es fehlt einer von ihnen, Antonio Trevano!“ — Er lag gefährlich krank. Aber man riß den Mann aus dem Bette, und ſchleppte ihn zu den Uebrigen. Der Prieſter ſchrie abermals: „Auch ein Weib fehlt, die Frau des Giovanni de Riva!“ Sie war in derſelben Nacht niedergekommen. Prieſter und Pöbel eilten dahin, riſſen die Wöchnerin aus dem Bette und ſchleppten ſie mit ihrem Säugling zu den Uebrigen hin. Der lange, jammervolle Zug der Verſtoßenen trat durch Schnee und Froſt die Wanderung an. Man warf ihm Steine und Schneeballen nach, Flüche und Spottnamen. An demſelben Tage ſtarb unterwegs die junge Wöchnerin, und ihr Säugling und der unglückliche Antonio. Der Zug mußte bis in die dunkle Nacht noch bis ins Miſoxerthal fortgeſetzt werden. Dieſe Auswanderung der Locarner, dies Werk der Prieſter, im Namen des Gottes der Barmherzigkeit und der Religion der Liebe vollbracht, bildet ein finſtres Seitenſtück zur Emigration der Salzburger.

Im Mai kamen 116 der Ausgeſtoßenen über den See gen Zürich. Unter ihnen befanden ſich wiſſenſchaftliche Männer, Künſtler, Handwerker und die alt adlichen Geſchlechter der Orelle, Muralte und Duno's. Ihre Ankunft war ein Feſt- und Freudentag der edelmüthigen Züricher, welche die Vertriebnen mit rührender Liebe und Gaſtfreundlichkeit aufnahmen und bedielten. Dieſe ſiedelten ſich hier an; gründeten Seidenfabriken und andre Gewerbe. Locarno's Wohlſtand aber ging niederwärts, und hat ſich noch beinah 300 Jahren nicht wieder erheben können. Weder Fülle und Fruchtbarkeit des Bodens half, noch der Vortheil des bequemen Hafens am vielbeſchifften Lago maggiore, der ſich in einer Länge von mehr denn 15 Stunden, zwiſchen der Schweiz und Italien dem Handel als Waſſerſtraße anbietet, welche weitwärts mit dem Verkehr von Genua, oſtwärts durch den Teſſin, durch den großen Kanal und den Po, mit dem adriatiſchen Meer in Verbindung ſetzt. Seit 1826 durchkreuzt dieſen ſchönen See auch ein Dampfſchiff von 16 Fuß Breite und 90 Fuß Länge, mit der Kraft von 14 Pferden.

Was ehmals Locarno war, hat zum Theil ein vordem unbekannter, kleiner Ort, am gleichen Seeufer, in der Nähe des lombardiſchen Städtchens Palanza errungen. Er heißt Intra. Er gleicht einer ſchön gebauten Stadt, mit großen Plätzen, weitläuftigen Gebäuden, Fabriken, Manufakturen, Bleichen und Färbereien. Er hat ſich des großen Tranſithandels bemächtigt und ſelbſt viele Schweizer haben mit ihrem Gewerbfleiß hier Niederlaſſung gewählt, weil ſie auf dem Boden einer Monarchie größere Freiheit fanden,

als auf der Schweizererde von Locarno, wo ſie von republikaniſcher Spießbürgerei des Orts, von prieſterlicher Bigoterie und Unwiſſenheit des Volks überall beſchränkt wurden.

Auch iſts in der Nähe von Intra, nur eine Stunde von da, wo aus dem Schoos des Sees die Gneis- und Glimmerfelſen der dreiborromäiſchen Inſeln emporſteigen, deren Gärten die Seegegend weit umher mit dem Wohlgeruch ihrer Blumen füllen. Wer kennt ſie nicht aus den zahlloſen Beſchreibungen und Abbildungen? Und doch iſts mehr die Pracht und ſtille Hoheit der Gebirgsumgebung, und die zwei Stunden weite Dehnung von der Breite des Waſſerſpiegels hier, welche auf das Gemüth des Wanderers zauberhaft einwirkt, als das ſteife Gartenwerk der Inſeln ſelbſt. Zwar ihre Paläſte, ihre Umbüſchungen und die ſie umſchwebenden Blüthendüfte machen in einer gewiſſen Ferne wunderlieblichen Eindruck. Aber bald wird er in der Nähe der Iſola bella, durch ihre ſtarre Terraſſen-Pyramide geſtört, welche dem geſchmackloſen Kunſtwerk eines Zuckerbäckers ähnelt, das er zu einem Tafelaufſatz bereitet hat. Zwar die Iſola bella und madre mit ihrer mannigfaltigen und üppigen Vegetation, mit ihren Lauben von Citronen, Oliven, Roſen und Myrthen, mit ihren Cypreſſen- und Lorbeerhainen und den zwiſchen Felſen und Gemäuern wuchernden Agaven, Kaper- und Jasminſträuchen erregen eine zeitlang Erſtaunen und Bewunderung. Allein das erſte Entzücken verfliegt nach wenigen Tagen, da man überall in dem Gedränge der Herrlichkeiten Ueberladung und Künſtelei findet, bei der zuletzt nur das Intereſſe des Botanikers und Gärtners anhaltender beſchäftigt werden kann.

XIV.

Kanton Wallis.

1. Die Brücke von St. Maurice.

Eins der merkwürdigſten Thäler, nicht der Schweiz, ſondern des geſammten Europa's, ſteigt in einer Strecke von 36 Stunden, ſelten oder nie eine Wegſtunde breit, vom obern Theil des Genferſees bis zu den Rhonegletſchern, an der Furca empor. Zur Rechten und Linken iſt es von den allerhöchſten Gebirgen des Welttheils umfangen, zwiſchen welchen ſich, von den Alpenhöhen herab, ſechszehn Seitenthäler niederſenken und ausmünden. Im Hintergrunde, oſtwärts, wird es vom St. Gotthard und deſſen Nebenbergen verrammelt. Durch die Tiefe wälzt, zwiſchen Felshügeln und verheerten Ufern, der Rhoneſtrom ſeine weißgrauen Wellen, mit Steinſchutt. Einzelne hohe Schuttkegel und Felſenhügel erheben ſich, zum Theil ſchon wieder vom Strom zerfreſſen, im Thalboden, als Ueberbleibſel furchtbarer Ueberſchwemmungen und Erdbeben. Die Menſchen haben ſich mit ihren Städten, Dörfern und Weilern dicht an den erhabnen Rand der Berge zurückgezogen, oder auf deren Höhen. Mehr, als ein halbes Hundert alter Burgen und Schlöſſer hängt an und auf ſchroffen Felſen umher, grau und ſchwarz wie ſie, meiſtens in Trümmern. Alles ſtellt eine ungeheure landſchaftliche Ruine dar. Aber die Natur hat dieſe Ruine freundlich in Wieſen und Wälder gehüllt und in eine Mannigfaltigkeit von Pflanzen, deren ſchon Albrecht Haller 3400 Arten zählte. Hier blüht die reichſte Flora der Schweiz nordwärts der Alpenkette. Zwiſchen den Klippen von Sion wuchert der Granatbaum hervor, und weit jenſeits droben, über die Lärchtannen der Alpen hinaus, wandelt man unter den Geſträuchen und Blumen Islands.

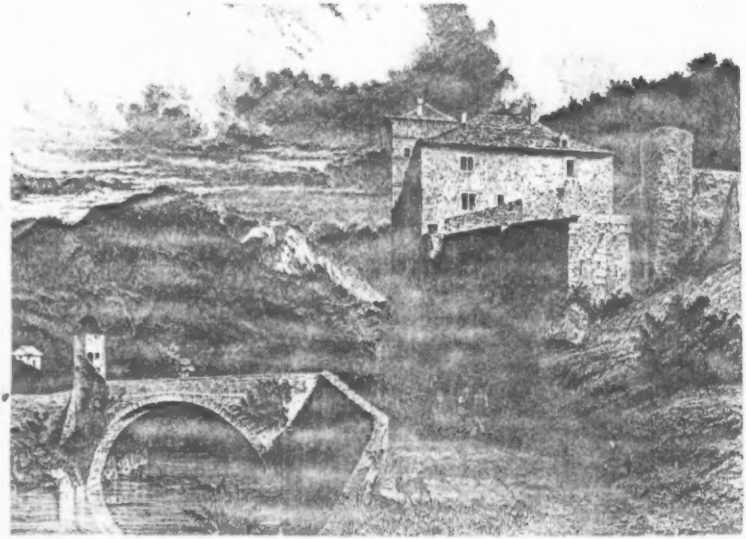

Das iſt das Wallis, mit einer Volkszahl von 70—80,000 Seelen. Die Ausdehnung ſeines Flächenraumes iſt unbekannt: Wer weiß die Gränzen der Länder auf Gletſchern und Firnen, die bei zwölf Stunden Wegs weit zuſammenhängen, oder in unbewohnbaren Felſenwüſten zu finden? Es genügt, ſie zu kennen, wo Straſſenzüge über den Rücken der Hochgebirge laufen; oder wo Alpendörfer, die ein halbes Jahr im Schnee vergraben liegen, ihrem Vieh zwiſchen Kulmen und Zinken der Berggräthe Sommerweide ſuchen müſſen.

Wiewohl ſich längs dem linken Rhoneufer die Walliſer Berge bis zum Genferſee erſtrecken, tritt der Reiſende auf der Landſtraße doch erſt beim Städtchen St. Maurice in das wunderbare Land ein. Hier drängen die einander gegenüber aufragenden Klippen und Felswände des Dent de Morcle und de Midi ſo eng zuſammen, daß der Rhone kaum Raum bleibt ſich hindurch zu preſſen, und man vor Zeiten mit einem Schlüſſel des Brückenthors den ganzen Kanton Wallis auf dieſer Seite zuſchließen konnte. Denn die Brücke, aus gehauenen Steinen, verknüpft beide Berge. Der Strom, der Engpaß, die Brücke, ein alterthümliches Schloß daneben, zum Theil bewohnbar, zum Theil nur zerfallendes Gethürm und Gemäuer, und an himmelhoher Felswand droben eine in dieſelbe eingeſchnittne Einſiedelei, bieten ein romantiſches Bild dar. Das alte Rom hielt hier ſchon Militärpoſten; Kaiſer und Könige des Mittelalters beſchenkten die Abtei von St. Maurice mit Kleinodien und Reliquien, als einen der geſammten Chriſtenwelt hochheiligen Ort. Denn ohnweit der Stadt ſelbſt ſoll die thebäiſche Legion den Märtyrertod erlitten haben; auf dem mit ihrem heiligen Blut geweihten Platz Verollat ſieht man heut noch gläubigen Wallfahrern eine Kapelle geöffnet.

St. Maurice und der geſammte untere Theil des Wallis bis zum Fluß Morſe, war ehmals unterthäniges Gebiet der ſieben freien Bezirke oder „Centen“ des obern Wallis; und jeder dieſer Centen war, was er auch izt noch iſt, eine eigne ſelbſtherrliche, mit den andern Bezirken verbündete Republik, unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten und ſelbſtgegebnen Geſetzen. Auch heut noch iſt das Land ein Föderativſtaat, ohngefähr wie Graubünden; nur mit dem Unterſchiede, daß jezt das weiland herrſchende Oberwallis in acht Centen zerfallen iſt, und daß die ehmaligen Landvogteien im Unterwallis zu 5 eben ſo freien „Centen“ oder kleinen Republiken erhoben ſind, welche in allgemeinen Angelegenheiten des Kantons, ihre Geſandte ſo gut, wie jene, zum Bundesrath, der aber „Land-

rath" geheißen wird, jährlich zweimahl nach der Hauptstadt Sion schicken. Inzwischen ist wohl dafür gesorgt, daß das freigelassene Unterwallis, obschon es im Besitz einer größern, gewerbigern und zum Theil gebildetern Bevölkerung ist, im Landrath nicht den Meister spielen könne. Seine fünf Centen haben nur das Recht 20, hingegen die acht Centen des Oberwallis, 32 Stimmen in jener Staatsversammlung hören zu lassen. Dies ungleiche und, wenn man will, unbillige Verhältniß hat schon zu Zwisten und bürgerlichen Unruhen Anlaß gegeben. Ohnehin sind beide Landestheile von Nachkömmlingen zwei verschiedner Völkerstämme bewohnt, ungleich in Sprache, Charakter und Gesittung.

Denn während in der obern Hälfte des Landes, die Einwohner der Thäler deutschen Ursprung beurkunden, erscheinen die untern als Kinder galischer oder romanischer Abkunft. Sie sprechen französisch, oder im Allgemeinen vielmehr ein wirres Welsch, welches aus Wörtern so vieler Nationen zusammengeschüttet worden ist, als sich jemahls in die Klüfte dieses Hochlandes auf Irrfahrten verloren haben mögen. Man hört da römisch und deutsch, neufranzösisch und galisch, hunnisch und arabisch durcheinander klingen. Denn sowohl von den Hunnen Attila's blieben hier zwischen Felsen sitzen, als im achten Jahrhundert von den Saracenen, oder »Ismaeliten«, wie sie in Mönchschroniken heißen, zurückgeblieben seyn mögen, deren kriegerische Horden die Dörfer und Klöster ohne Unterschied damals ausplünderten. Hier wäre für Alterthums- und Sprachforscher reiche Ausbeute zu machen. *)

Das biderbe, ungelenke, bedächtige Wesen der deutschen Walliser sticht gegen das lebendigere, redseligere und gefälligere der romanischen sehr ab. Wenn die Letztern streit- und prozeßlustiger sind, als jene, ist dies wohl eine Erbkrankheit, die ihnen, eben so gut, wie den Tessinern, von ihren ehmaligen gnädigen, aber gewinnsüchtigen Herrn und Landvögten eingeimpft worden ist.

Eine Art Nationalphysiognomie, wie man in vielen andern Kantonen findet, unterscheidet man hier nicht. Die Bewohner der seitwärts aufsteigenden Hochthäler sind im Ganzen kräftiger, frischer

*) Ein neuerer Reisender gibt davon ein Pröbchen. Als er in eine Hütte des Thales Herens trat, befahl der hochbetagte Eigenthümer derselben, einer jungen Frau, dem Fremden einen Stuhl anzubieten, mit folgenden Worten: „Neurk, freinde bretschi on cabe a zu nahe!" Wortlich sollte dies heißen: „Schweizertochter, springe bringen einen Stuhl dem Herrn."

und größer, als die des Rhone-Thals, Schönheiten jedoch in beiden Geschlechtern selten, oder durch ungestalte Kleidertrachten entstellt. Die Männer (ich spreche von Landleuten) wandern in ihren Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, braunem, oder schwarzem oder blauem Landtuch, meistens ziemlich unreinlich, einher; eben so unzierlich die Weiber, und nachläßig, in ihren Wämsern, Schnürbrüsten, das kleine runde Hütchen auf dem Kopf mit alten verblichenen Bändern verziert. Man findet hier so wenig als im Tessin, jene sonst bei Schweizer-Landleuten übliche große Sauberkeit, oder Eigenthümlichkeit der Tracht, vorherrschend. Eben so vernachläßigt und schmutzig sind in der Regel auch die ländlichen Wohnungen; selten nur von Stein und dann halbverfallen; mehrentheils von Holzstämmen, klein und niedrig, schwarz geräuchert, mit kleinen, alters- oder schmutzblinden Fenstern. Hin und wieder sieht man auch noch die alten Gemeindehäuser an ihrer Vorderseite grauenhaft mit Köpfen und ausgestopften Fellen von Baren, Luchsen, Wölfen und andern Raubthieren geschmükt, wie in einigen Berggegenden Graubündens.

Den traurigsten Anblik aber gewähren in den tiefern Rhonelandschaften des Unterwallis die zahlreichen Cretinen. Man kann im Durchschnitt in Ortschaften, die dem Cretinismus unterworfen sind, noch immer, auf hundert Einwohner, eins dieser elenden Wesen rechnen, die mit erdfahlen Gesichtern, schlaffen Mienen, dummstierenden Augen, Hals und Brust ekelhaft von ungeheuren Kröpfen belastet, zuweilen kaum Spuren der Vernunft verrathen. Manche sind sprachlos; ihre Stimme gleicht nur dem Blöken eines Thiers; ihr grinsendes Lächeln jagt Furcht und Grausen ein.

Noch immer bleiben die Ursachen dieser entsetzlichen Verzerrung der menschlichen Gestalt Geheimniß. Thatsächlich aber ist, daß der ausgebildete Cretinismus hauptsächlich nur in Gebirgsländern (aller Welttheile) und dann nur in den tiefern Gegenden derselben bemerkt wird, die durchwässerten sumpfigten Boden und feuchte Luft haben, auch (wie an Schattseiten der Berge) eine zeitlang im Jahre der Frühstrahlen der Sonne entbehren. In ebnen Ländern, in hochgelegenen Thälern, an trocknen sonnigten Seiten tief liegender Thäler, erblickt man keine, oder nur selten, dergleichen unglückliche Geschöpfe. Unreinlichkeit und schlechte, wenig abwechselnde schwerverdauliche Nahrungsmittel, mögen bei Menschen, mit Anlagen zu scrophulösen Krankheiten, das Uebel bedeutend befördern. Die benachbarten, moorigten Ufer des Genfersees und dazu die von Zeit zu Zeit eintretenden Ueberschwemmungen der Rhone,

tragen ohne Zweifel nicht wenig zum Verderben einer Athmosphäre bei, die mit Sumpfluft geschwängert, in Hochthälern, sonnigten Gegenden und Ebnen etwa blos Wechselfieber erzeugen würde.

Zwischen den riesenhaften Felswänden und über einander gelagerten Bergen erzeugt der Sommer wahrhaft italienische Hitze, worin sich eine südliche Pflanzenwelt, zwischen Kastanienwaldungen und Weinreben, aufschließt. Oft aber wird durch die aus Thalschluchten vorstürzenden Bergwinde die Luft plötzlicher abgekühlt, als es der menschlichen Gesundheit immer zuträglich seyn mag. Merkwürdig ist dabei, daß der gewöhnliche trockne und kühle Ostwind im großen Rhonethal von Westen kömmt, und der Südwestwind sich von Osten her mit seinen Regenschauern thalabwärts wälzt. Die sonderbare Erscheinung erklärt sich durch die Lage des Wallis, indem es sich von Nordosten nach Südwesten senkt. Morgenwärts wird der Ostwind von den hohen Gebirgen des Gries, des Gotthard, der Furca, Grimsel u. s. w. aufgefangen und wieder himmelwärts geworfen, und wenn er abendwärts wieder zum Thal niederfährt, prallt er von jenem Gebirgswall zurück, welcher vom St. Bernhard bis zum Dent de Midi das Thal dort zu verrammeln scheint. Hingegen die Süd- und Südwestwinde ergießen sich durch die Seitenthäler an den piemontesischen Gränzen und werden von den gegenüber aufragenden Massen der Hochalpen längs den Bernergränzen aufgefangen, dem Lauf der Rhone nach, abwärts gegen Westen hin gelenkt. Ich danke diese Beobachtung, die wenigen Reisenden bekannt ist, einem Mitgliede des wallisischen Staatsrathes, welches zugleich Arzt und Naturforscher ist.

Es wäre unrecht, im Unterwallis des Städtchens Martigni, oder Martinach, oder wenn man will des altrömischen Octodurum, zu vergessen. Es entfaltet am Fuß des St. Bernhardberges eben so romantische Ansicht und prachtvollere Aussichten, als St. Maurice, besonders von der Felshöhe, auf welcher die bemooseten Trümmer der Burg Labatie, oder Bastida, mit dem hohen, runden zerfallenen Wartthurm über die Thalwelt hinschauen. Von da erblickt man unter sich die freundlichen Wohnungen des Städtleins und weit hinauf das lange Wallisthal, wie eine Riesengasse, deren Palläste, links und rechts, Alpen und Gletscher sind, bis zum fernen Hintergrund, wo Alles im blassen Licht der Firnen verdämmert, die den St. Gotthard umringen. Man übersieht die lange Reihe von Verwüstungen der unbändigen umherschwärmenden Rhone, und jene einzelnen, sonderbaren, in der Ebne von ihr aufgethürmten Schuttkegel, wenn etwa einmahl da und hier herabgestürzte Lauinen

als Weſtküſte des Welttheils in das innere Verborgene desſelben zurück. Hier in den Einoden der Urwälder ſüdwärts; oder in dem ungeheuern Hochlande, wo von unzugänglichen, unbekannten Gebirgen der Miſſouri-, Mackenzie-, Nelſon-, Columbiaſtrom und andere, aus ewigem Schnee hervor der Hudſonsbay, der Südſee, dem vergletſcherten Norden zufließen: in jenen faſt unendlichen Ebenen, wo der Boden kaum noch Erde zur Pflanzennahrung hat, und der Menſch und ſein Rennthier ſich mit dem kurzen krauſen Mooſe des Felsbodens begnügen müſſen: — hier iſt die ſichere Freiſtätte der Urbewohner Amerika's.

Die Ruſſen, vom nördlichen Aſien herüber nach den amerikaniſchen Weſtküſten kommend, verbreiten ſich längs denſelben immer zahlreicher. Ihre Pelzhändler und Wildſchützen, hart und habſüchtig, treiben mit roher Gewalt die erſchrockenen Wilden zurück. An Bekehrung und Verſittlichung der Heiden denkt nicht leicht ein Beamter der ruſſiſch-amerikaniſchen Handelsgeſellſchaft. Auf der Halbinſel Alaſchka, wo man noch im vorigen Jahrhunderte bei ſechszigtauſend Einwohner zählte, ſah man 1809 nur noch wenige Hundert. Seit die Ruſſen im Norfolksſunde ihr Neuarchangel bauten (1804), flüchteten die verjagten Landesbewohner in den Europäern unerreichbare Fernen.

oder Felſen ihren Lauf unterbrachen und ihre Wildheit ſteigerten. Zum Beiſpiel im Jahr 1595 ſchwoll, ſo gehemmt, der Strom bis Martinach empor und fluthete da Menſchen, Vieh und einige Hundert umherliegende Wohnungen mit ſich hinweg.

Was vermag der Sterbliche mit aller Kunſt gegen dergleichen Naturgewalten? oder wer im Gebirg weiß immer, von welcher Seite ihm der Tod droht? Ohnweit der Stadt mündet ſich der Bergſtrom der Dranſe in die Rhone aus. Er rinnt aus den zehn Stunden langen Bagneglетſchern zuſammen. Im Frühling des Jahres 1818 waren, wo ſich das freundliche, alpenreiche Bagnethal eng gegen den mehr, als 13,000 Fuß, erhabnen Berg Combin ausſpitzt, ungeheure Eismaſſen von den Getroz-Felſen herabgeſtürzt. Sie verrammelten, 400 Fuß hoch und 3000 Fuß dick, den Ausgang des ſchmalen Hochthals, und den Ablauf des Dranſeſtroms, der endlich dahinter zu einem beinah 200 Fuß tiefen See anſchwoll, 650 Fuß breit und über drei Viertel Stunden Wegs lang. Tauſende in den untern Thalgeländen, in Dörfern und Weilern, zitterten jede Stunde des Tags und der Nacht vor dem Augenblick, wenn der Druck einer ſo gewaltigen Waſſermaſſe den Gletſcherwall plötzlich durchbrechen würde. Die Gefahr zu mindern, wurden kunſterfahrne Männer zu Hülfe gerufen. Man ſchlug durch den Eisdamm einen Stolln, den See allmählig abzuzapfen; gefährliche Arbeit; Menſchen hingen und kletterten, wie Ameiſen, an den ſchlüpfrigen Schneemaſſen und glatten Eisklippen umher. Das Werk gelang. Das Gewäſſer begann allgemach abzufließen. Aber eines Nachmittags (am 16. Juny) ſprengte mit Donnergetöſe der Druck des Sees den Eiswall aus einander. Der ſich überwälzende Schwall der Fluth ſtürzte brauſend von Alpen zu Alpen nieder, durch Wälder und Dörfer, Alles zerreißend, was nicht jählings flüchtete. Bei funfzig Menſchen verloren in den Wogen das Leben. Ein Schaden von 1,109,759 Franken, nach amtlicher Schätzung, ward in einer Menge von Ortſchaften beklagt. Zu Martigni allein wurden mehr denn 80 Gebäude verwüſtet; und mehr, als eine halbe Million reichte nicht hin, hier das angerichtete Verderben zu erſetzen.

Faſt alljährlich wiederkehrende Ueberſchwemmungen der Rhone verſumpfen und verpeſten Boden und Luft der Umgegenden von Martinach, in denen Kretinen und Kröpfe, mit allen Abſtufungen des Uebels, am häufigſten angetroffen werden. Indeſſen verbreitet der Waaren-Paß, welcher Italien mit dem Norden hier über den großen Bernhardsberg verknüpft, dennoch einen gewiſſen Wohlſtand und einen Arbeitsfleiß, welcher, als wollt' er die Wildheit

der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In Erwähnung des St. Bernhardsberges mögt' ich die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelawinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Ueberganges, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahrszeiten 8 — 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 — 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desair aus weißem Marmor bewahrt, alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß einer Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

2. Sion oder Sitten.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebne hervorsteigend,

lagern ſich maleriſch Wohnungen, Kirchen und Klöſter des Städtchens; und auf jedem jener Felsgipfel, 4 und 500 Schuh hoch, ſchauen zerfallene Burgen und Tempel über die fruchtbaren Flächen des Grosthals, welches ſich hier am breiteſten ausſtrekt. Ein Bergſtrom, die Sionne, oder der Sittenbach, dem Gletſcher des Geltenhorns entſprungen, fließt da vorüber, dem Bett der Rhone zu. Bald ſteht er waſſerlos, bald ſchwillt er über ſeine Ufer hinweg und verödet die Nachbarſchaften; am gefährlichſten aber dann, wann zugleich die ebenfalls angewachſene Rhone ſeine Gewäſſer gegen die Stadt zurükſtauet. Dann wird das Land umher zum See, und Wellen rauſchen durch die Gaſſen des untern Stadttheils, welche mit Bergſchutt und Sand überfüllt werden. Im Jahr 1778 lagerte der heruntergewälzte Schutt ſo hoch auf dem Straßenpflaſter, daß er das Thor gegen Leuk vollkommen verſchloß. Wer nach Ablauf des Waſſers zum Thor hinauswollte, mußt ſich gefallen laſſen, auf dem Bauch hindurch zu ſchlüpfen. Das Hinwegräumen der angeſchwemmten Grien- und Kieslager verurſachte einen Aufwand von 150,000 Franken, ungerechnet den Schaden an Gebäuden, Geräthen, Wein- und andern Waarenvorräthen.

Die beiden romantiſchen, mit Trümmern gekrönten, Anhöhen neben der Stadt heißen Tourbillon und Valeria. Auf jener ſtand vorzeiten eine biſchöfliche Burg aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ward (erſt am 24. Mai 1788) ein Raub der Flammen, als zugleich zwei drittel der Stadt von einer Feuersbrunſt in Aſche gelegt wurden. Binnen vier Stunden waren dreihundert Familien ohne Obdach; 126 Wohnhäuſer, nebſt mehr denn hundert Scheuren und Ställe, Staub und Kohle. Auch auf dem hohen und langen Felſen von Valeria, der an drei Seiten ſenkrecht in die Tiefe geht, war vorzeiten eine Burg zu ſehen, deren gothiſcher, viereker Thurm, ein Denkmal ihrer Stärke, den Jahrhunderten trotzte; und nur 40 Schritt weſtwärts, das Schloß Majoria, der Biſchöfe von Sion alter Wohnſitz. Dies Alles, mit ſeinen alterthümlichen Herrlichkeiten ging an jenem Schreckenstage in den Gluten unter.

Mancher andere Unfall früherer und ſpäterer Zeiten ſchmälerte aber beſonders die Macht des Mächtigſten in dieſem Hochlande der Schweiz, nämlich des Biſchofs, der ſich des heiligen Röm. Reichs Furſt, Graf und Präfect des geſammten Landes hieß, und ehmahls nicht nur geiſtliche, ſondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerſchaften im Walliſergebirg ausübte. Indeſſen gilt auch heut noch ſeine Stimme im allgemeinen Landrath des kleinen Bundesſtaates ſoviel, als die Stimme jedes der dreizehn Centen oder

Zehnten; und weit wirkſamer noch iſt ſein Einfluß auf die unwiſſende, glaubensvolle Bevölkerung der 112 Pfarreien und Kaplanei-Oerter geblieben, und auf eine zahlreiche Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit, die in jedem Zehnten von einem ſeiner Statthalter oder „Supervigilanten“ bewacht und geleitet wird. Das Anſehen weltlicher Beamten in einem Volksſtaate beruht auf der oft unſichern Autorität der Geſetze, und auf den wandelbaren, materiellen Intereſſen der Familien. Der Beamte ſelbſt iſt das Geſchöpf der Volkswahl. Nicht alſo der Prieſter. Er ſteht unabhängig in der bürgerlichen Geſellſchaft, als Diener und Geweihter einer fremden und höhern Gewalt, mit deren Geheimniſſen er vertraut iſt. Die Intreſſen, welche die Volksmenge an ihn knüpfen, ſind die feierlichſten der Menſchheit, Erwartungen von Ewigkeit, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Stimme der Kirche tönt weit über das Grab hinaus. Der bürgerliche Geſetzgeber, der Richter und Regent ſtraft nur den Leib, berührt nur das Haus und äußere Gut. Der Prieſter ergreift das innere, geheime Leben ſeiner Gläubigen, leitet ſie damit nach ſeiner Anſicht. Der Staatsmann, wie der Vorſteher des kleinſten Dorfes, unterwirft ſich der, nicht im Namen des Prieſterthums, ſondern im Namen Gottes und ſeiner Heiligen, geübten Herrſchaft; wenn auch nicht immer aus religiöſer Ehrerbietung, doch aus furchtſamer Weltklugheit. Denn wer mit der Geiſtlichkeit bricht, von dem weicht das überfromme Volk zurück. *Religionsgefahr* iſt den katholiſchen unwiſſenden Hirtenvölkern eine furchtbarere Drohung als *Vaterlandsgefahr*.

Alle kleinen katholiſchen Republiken der Schweiz, nur mit wenigen Ausnahmen, ſind heutiges Tages wahre Theokratien, in denen ſich die prieſterliche Hoheit, zwiſchen ariſtokratiſchen und democratiſchen Elementen, beide durchwuchernd, beide verdeckend, emporgedrängt hat. Weltliche Obrigkeit, ohne Beiſtimmung der geiſtlichen, ſteht machtlos. Die eine, wie die andere, ſind ſich dieſes Verhältniſſes bewußt; aber der Clerus, mit ſchlauer Beſcheidenheit, geſteht nur ein, daß die Kirche *neben* dem Staat, nicht über ihm ſey; und die weltlichen Magiſtrate fühlen ſich durch dies Zugeſtändniß, wenn auch nicht geſchmeichelt, doch getröſtet. Mit gleicher Eiferſucht, wie die irdiſche Regierung den Gränzumfang des Landes gegen die Nachbarſtaaten hütet, bewacht die prieſterliche, Grund und Boden ihres geiſtigen Gebiets gegen weltliche Eingriffe. Dieſer Boden, auf welchem ihre Macht ruht, und aus dem ſie erwächſt, iſt die fromme Unwiſſenheit der Volksmenge. Darum behält die Prieſterſchaft ſich die Beſorgung des öffentlichen

Unterrichts und Leitung des Schulweſens in Wallis vor. Sie will für den Geiſt des großen Haufens keine Erleuchtung, die zum Selbſtdenken verführt, keine höhere Belehrung. Denn mit des Volkes Mündigkeit würde des Prieſters Vormundſchaft enden.

So bleibt dies Land in angeſtammter Geiſtesarmuth, deren Gefolge, neben zäher Anhänglichkeit an Uebung und Aberglauben der Vorwelt, häusliche Verarmung in Dörfern und Städten iſt. Zu Sion und Brieg haben auch die Jeſuiten ſeit zehn Jahren wieder Collegien, in welchen die Söhne vornehmerer oder reicherer Familien ihre Geiſtesrichtung empfangen. Fabriken und Manufacturen oder öffentliche Bibliotheken ſucht man da nicht. Doch zur Begünſtigung des Waarendurchgangs unterhält der Staat gute Hochſtraßen durchs Hauptthal, die nicht mehr, wie vorzeiten, mit den ſchauerlichen Inſignien der walliſiſchen Juſtizpflege geſchmükt ſind.

Vorzeiten nämlich ſah man, längs allen Landſtraßen, Hochgerichte und Schnellgalgen, an welchen die verweſenden Leichname der Gehenkten Jahrelang zur Schau blieben. Jeder der kleinen Bezirke, oder Centen, beſaß ſeinen eignen Galgen, wie ſein eignes Blutgericht, wodurch er ſelbſtherrliche Macht beurkundet. Man muß es, als Fortſchritt der Geſittung betrachten, daß jetzt dieſe ekelhaften Schauſpiele abgeſchafft ſind, an welchen beſonders der Zehent von Leuk übermäßiges Wohlgefallen zu haben berühmt war. Eben ſo findet längſt auch eine andere, zwar minder grauſame, aber nicht minder widerliche Strafart in Wallis nicht mehr ſtatt. Wer ehemals außer Stand war, ſeinen Gläubigern die Schuld zu zahlen, ward nach empfangenem Urtheilsſpruch, vor das biſchöfliche Schloß geführt, begleitet von allem ſchauluſtigen Volk. Hier, in Gegenwart der ehrbaren Verſammlung beiderlei Geſchlechts, mußt' er die Beinkleider abziehen und mit entblößtem Hintern, den Zuſchauern gegenüber, auf einen Stein ſitzen. An einemmahle war's nicht genug; die Feierlichkeit mußte noch zweimahl wiederholt werden.

Am berühmteſten iſt durch die Geſchichtſchreiber der Schweiz die Aufſtellung und das Umhertragen der ſo genannten „Mazze“ geworden, welche Biſchöfen und Herrn gebracht zu werden pflegte, gegen die ſich der Volkszorn entladen wollte. Man muß ſich nicht wundern, wenn geiſtliche und weltliche Herrn einträchtig bemüht waren, dieſen uralten, ihnen allein gefährlichen Brauch der Democratie zu vertilgen.

Die Mazze (italiäniſch Mazza, Keule) war urſprünglich nichts anders, als eine hölzerne Keule geweſen, die als Zeichen des Aufſtandes ausgeſtellt ward, und in die, wer Theil daran nehmen wollte, einen Nagel ſchlug. In ſpätern Zeiten flocht man eine Art

menſchlicher Geſtalt aus jungen Baumſtämmen, mit Rebreifern und Wurzeln zuſammen, und verzierte den Obertheil derſelben mit Hahnen- und Kapaunenfedern. Nachts ſtellte man den Popanz an einen Baum oder Hag. Morgens verſammelte ſich bald herum neugieriges Volk von Vorübergehenden, bis der Hauſe zahlreich genug war. Irgend jemand nahm die Figur dann und trug ſie zu einer Wieſe, wo die Menſchenmenge Raum hatte, ſie im Kreiſe zu umringen. Der Träger blieb bei der Matze ſtehn, um ſie aufrecht zu halten; andre fragten, was ſie begehre? oder wer ihr Leides gethan hätte? Der Träger ſchüttelte den Kopf, als wäre er ſtumm. Man wählte jemanden aus der Menge der Anweſenden, der im Namen Aller fragen mußte, und ſich unwiſſend über die Urſach ſtellte, weßwegen die Matze erſchienen ſey. Er rief auf dieſen, auf jenen Herrn, der das Volk bedrücke, oder gegen das Vaterland handle, bis endlich der rechte Namen genannt ward. Dann nickte der ſtumme Träger plötzlich und machte Freudenſprünge in der Luft. Nun ward berathſchlagt, ob man der Matze Beiſtand leiſten wolle, um die alten Uebungen und Rechte des Landes zu ſchützen. Erklärte ſich die Mehrheit der Stimmen dafür, ſo ward der Tag zur Ausführung feſtgeſetzt und der Ruf ging ſchnell durch alle Zehnten des Landes. Wer irgend unter den Herrn kein heiles Gewiſſen hatte, floh aus dem Lande, oder ſetzte ſich mit ſeinen Anhängern in Vertheidigungsſtand, oder beſchwichtigte die Leute mit guten Worten, Verſprechungen und Geldſpenden. Gelang dies nicht: ſo zogen die Volkshaufen vor die Häuſer der durch die Matze Verklagten, erbrachen die Gebäude, plünderten ſie und verzehrten oder ſchleppten, als gute Priſe, hinweg, was an Wein und Lebensmitteln vorräthig war. Man kann ſich vorſtellen, daß den Plünderern dieſe Art der Freiheit lieb und theuer war.

Doch, wie geſagt, die barbariſche Sitte beſteht nicht mehr. Die Walliſer ſind eins der frömmſten Völkchen geworden; fleißig zur Beichte und Meſſe, zum Roſenkranz, zu Proceſſionen u. ſ. w. Für Pflege der Andacht fehlt es überall nicht an zahlreichen Feſttagen, Klöſtern, Kirchen, Kapellen, und Wallfahrtsorten oder Einſiedeleien. Einige der letztern ſind wahrhaft romantiſch, beſonders die Einſiedelei von Longeborgne, Sion gegenüber, am linken Rhoneufer, hoch am Berge, auf einem kleinen Abſatz der Felſen. Man gelangt dahin nur auf ſteilem, im Zickzack laufendem Pfade, der an der Bergwand, neben furchtbaren Tiefen, unter dem Brauſen benachbarter Waſſerfälle, zu nackten Klippen und kahlen Felsmauern emporkriecht. Es gehörte wohl die größte Verwegenheit der Andacht dazu,

ſich neben einem Vorſprunge des Geſteins, über einem entſetzlichen Abgrund ſchwebend, Schlafkammern, Zimmer mit Ofen, Kapelle, Weinkeller u. ſ. w. in die Maſſe des Urgebirgs hineinzumeißeln, welches allmählig verwittert und zerbröckelt. Man hauſet da nicht ohne Lebensgefahr. Vor 30 oder 40 Jahren brach ein gewaltiges Stück vom Felſen der Einſiedelei ab und ſtürzte zermalmend in die Tiefe. Und doch horſten dort immer noch zween Waldbrüder. Selbſt ihr Trinkwaſſer, wenn es im nahen Brunnen fehlt, müſſen ſie, an den Felſen hinankletternd, aus einer höhern Quelle ſuchen und das Leben daran wagen. Einer der Eremiten hat es gewagt und verloren.

Berühmter, und bequemer dabei, iſt ein andrer Wallfahrtsort, nahe beim Städtchen Sion. Es iſt eine artige Kapelle neben den Ruinen von Valeria, in welcher ſeit dem J. 1696 die Gebeine eines großen Teufelsbanners und Wunderthäters, des Chorherrn Matthias Will, ruhn. Er hat durch Intervention ſeines Gebets mehr Krankheiten geheilt, als der Furſt von Hohenlohe, und weit mehr noch nach ſeinem Tode, als im Leben. Es gibt wenige Wochen im Jahr, in denen nicht Kranke und Lahme, oder »vom Teufel Beſeſſene« zu dieſer Kapelle Zuflucht nehmen. Das Bild des himmliſchen Günſtlings ſieht man in allen wohlhabenden Häuſern des Landes; und ſo groß iſt Ehrfurcht und Vertrauen der Walliſer zu ihm, daß ſie darüber faſt die Schutzheiligen des Landes Theodul und St. Mauritius ganz vergeſſen haben. In der That iſt auffallend, daß der Chorherr, der im Himmel ſoviel durch ſein Wort vermag, doch eben ſo wenig, als Niclaus von der Flue, durch die römiſche Curie canoniſirt und im Kalender zu höhern Ehren gehoben worden iſt. Wenn beide, oder ihre irdiſchen Verehrer in der Schweiz, Geldes genug beſäſſen, beide wären, ohne Zweifel, Heilige des erſten Ranges geworden.

Hier vielleicht wäre der Ort, von berühmten Männern des Wallis ein Wörtchen einzuſchalten; aber auch ſogar für ein Wörtchen ſind derſelben zu wenig. Was würd' es helfen, einen Kardinal Matthias Schinner, Biſchof von Sion, zu nennen, der ſeiner Zeit that, was viele Kardinäle nach ihm und vor ihm, indem er, voll ſchlauer Ränke, im Namen, aber nicht aus Auftrag, Gottes, Könige und Völker zum Blutvergießen gegen einander aufwiegelte. Wer, außer alten Geſchichtforſchern kennt ihn noch oder mögte ſeine Bekanntſchaft machen? Bekannter ſelbſt, als er, iſt manchen der heutigen Zeitgenoſſen wenigſtens aus öffentlichen Blättern, der General Rotten, jener tapfre Waffen-

gefährte Mina's in Catalonien und Vertheidiger Barcelona's. Naron im Wallis ist die Heimath dieses kenntnißvollen, im Umgang liebenswürdigen, auf dem Schlachtfeld furchtbaren Feldherrn. Er hatte sich, nach der Besetzung Spaniens durch französische Heere unter dem Herzog von Angouleme, in sein Vaterland zurükgezogen, wo er Theilnehmer einer neugestifteten Handelsgesellschaft zu Sion wurde. „Ach!“ rief er mir einst mit komischem Jammer zu, als ich ihn in seinem Comtoir hinter dem Schreibetisch antraf neben Debet und Credit: „wie ist meiner armen Hand, der das Schwerd so leicht war, diese Feder so schwer!“ Die Eidsgenossenschaft ehrte den Mann, und reihete ihn, als eidsgenössischen Obersten, *) in die Zahl ihrer Armeebefehlshaber ein. Mit scheuem Blick hingegen, und dies gehört zur Charakteristik seiner wallisischen Landsleute, betrachteten diese, ihren aufgeklärten Mitbürger als der Ketzerei im hohen Grade verdächtig. Sie erzählten mir im Vertrauen von namenlosen Greueln, die er in Spanien an allem Heiligen verübt haben sollte, und von unermeßlichen Schätzen, die er aus zerstöhrten Klöstern im Besitz hätte. Er kannte diese, von den Priestern verbreiteten Sagen, und schwer ists dem Manne von Bildung, das Leben unter dergleichen Umgebungen erträglich zu finden. Er kehrte wieder nach Spanien zurück (1835), als ihn sein Freund Mina zum Kampf wider die Karlisten rief.

3. Visp.

In trunkner Bewunderung malte Rousseau, in seiner „Heloise“, das prachtvolle Gemenge des Anmuthigen und Entsetzlichen der wallisischen Landschaftgebilde. „Felsentrümmer, unermeßliche, hingen mir über dem Haupte;“ schrieb er „bald benezte mich dichter Nebel von hohen donnernden Wasserfällen. Bald riß neben mir, mit ewiger Gewalt, ein Waldstrom den Abgrund auf, dessen Tiefe die Augen nicht zu entdecken wagten. Zuweilen versank ich in der Finsterniß dichter Gebüsche, und trat ich aus einer Schlucht, lächelte mich plözlich eine reizende Wiesenflur an. Ueberall wunder-

*) Die eidsgenössischen Obersten tragen unter diesem bescheidnen Namen Generalsrang. Ohne Unterschied, werden aus ihnen Generalinspectoren, Divisionsgeneral und Oberfeldherrn gewählt.

Es bedarf eben keiner Ausübung von Unmenschlichkeiten gegen Indianer, um sie aus der Nähe der Europäer zu bannen. Die einfachen Söhne der Natur sehen mit Schaudern Ueberlegenheit und Wirkung europäischer Künste und Laster. Sie erschrecken vor einer Religion, die ihnen Menschen predigen, welche sich rühmen, nach dem Tode des Himmels gewiß zu sein, während sie vor dem Tode die Welt zur Hölle machen. Der Ur-Amerikaner zieht standhaft die Lebensweise seiner Altvordern den Lebensbequemlichkeiten der Ankömmlinge, und die Freiheit der Natur dem Sklaventhum des künstlichen Beisammenwohnens vor. So sah Mackenzie (im Jahre 1799) eine ganze Kolonie Irokesen nach dem Saskatchiwineflusse auswandern, die dach von Kindheit an, neun englische Meilen von Montreal gewohnt, unter römischen Missionarien gelebt hatten und von ihnen unterrichtet worden waren.

4.

Blick auf die beiden Kanada's. Bewundernswürdige Fortschritte der Religion und Gesittung unter den wilden Völkern an und in den Gebieten der vereinigten Staaten, und der spanischen Gebiete Nordamerika's.

Im Westen und Norden Kanada's bis zum asiatischen Ozean und dem Eismeere, und süd-

bare Miſchung der wilden Natur mit Anbau von der Hand des Menſchen, wo man ihn nie erwartet haben würde; neben einer Höhle ländliche Wohnungen; Weinreben, wo man nur Brombeergeſtrüpp geſucht hätte; Rebenhügel auf Bergfällen; edle Früchte auf Klippen; Ackerfelder in jähen Abgründen. — Zu Allem noch die Täuſchungen des Auges, in der mannigfaltigen Beleuchtung von Gebirgsſpitzen; das Helldunkel der Schatten und des Sonnenſcheins; alle Zauberſpiele des Lichtes, beſonders in Abend- und Morgenſtunden. Welch ein Theater, dieſe Perſpective von Bergen an Bergen, wo die hohen ſenkrechten Geſtalten das Auge unendlich mächtiger beſchäftigen, als flache Ebnen, in denen ein Gegenſtand den andern verdeckt!“

Es wäre wahrlich kein ganz leichtes Geſchäft, die lange Reihe von Merkwürdigkeiten herzuzählen oder zu ſchildern, welche, von Sion hinauf bis zu den Quellen der Rhone, ſich für den Beobachter maleriſcher Gegenſtände, oder der Sitten, Verfaſſungsformen, Alterthümer und Eigenthümlichkeiten aller Art im obern Wallis mit unaufhörlichem Wechſel darbieten. Und doch fühl' ich mich in Verſuchung, den Leſer im Geiſt durch das wunderbare Thal entlang zu führen, um zur Phyſiognomie des Landes noch einige Züge liefern zu können.

Unter den wilden Gebirgen, im Süden von Sion, jenſeits der Rhone, gehören die grünen mit ländlichen Wohnungen bedeckten Vorberge und Maienſäſſen (les Mayens) zu den ſchönſten des Landes. Man nennt in der Schweiz die erſten Stufen des Gebirgs, zu denen im Frühling die Heerden hinaufgeführet werden, ehe ſie Nahrung in den untern Alpen finden können, „Maienſäſſe“. Schon Chaſſéréaux, ehmahls franzöſiſcher Miniſter in Wallis, beſchrieb die Pracht dieſer Mayens, welche ſich bis zum Walde Idſoung emporſtrecken. —

Berühmter aber ſind die Bäder von Leuk. Das Dorf dieſes Namens ſelbſt, am Fuß des Gebirgs, vor der Ausmündung einer Bergſchlucht, iſt mit ſeinen zwei halb- oder ganz-öden Schlöſſern, mit ſeinen baufälligen Hütten und unreinlichen Straßen, nichts weniger, als lieblich zu nennen; vielleicht eben darum deſto pittoresker, wozu auch die nächſte Umgebung mitwirken kann. Denn auch hier ſteigt ein Paar jener gewaltigen Schuttkegel, gegen 200 Schuh hoch, aus der Thalebne auf, zwiſchen denen die Rhone hinrauſcht. Vermuthlich iſt ihre Grundlage aus Felſentrümmern gebaut, die einſt vom Hochgebirg niedergeſtürzt ſind. Dergleichen Felsſtürze verwitternder Bergkuppen, gehören auch

heutiges Tages zu nicht ungewöhnlichen Erscheinungen. Noch sind die Jahre 1714 und 1749 im Andenken, als ungeheure Massen der Diablerets in die wallisischen Alpen niederfuhren; Menschen, weidende Heerden, und Hütten unter dreihundert Schuh tiefem Schutt, eine Stunde Wegs weit vergruben; den Lauf der Ströme änderten und den tausend Schritt langen Derborence-See entstehn machten. Von den durch den ersten dieser Bergfälle verunglückten Hirten rettete damals nur Einer wunderbar genug sein Leben. Es war ein Mann des Bergdorfes Avon, in heitrer Höhe oberhalb Sion. An einem schönen Nachmittag (25. September) befand er sich eben in seiner Sennhütte, als ihn ein Donnerschlag betäubte, und das Licht des wolkenlosen Himmels in Nacht verwandelte. Eine breite Felsplatte des eingestürzten Berges war so über sein Hüttendach gefallen, daß sie halbaufrecht, mit dem Obertheil an die Bergwand gelehnt, stehn blieb, und die ärmliche Wohnung gegen den immerfort nachprasselnden Schutt von Steinen und Erdhaufen schirmte. Der Verzweiflung und dem unvermeidlich nahen Tode preisgegeben, saß er Tage lang in seinem schauerlichen Grabe voll tiefster Finsternis. Tröpfelndes Wasser, welches durch Steine herabsickerte und seinen brennenden Durst löschte, war endlich der erste Laut den er vernahm, und der ihn zum Versuch ermuthigte, in die Welt der Lebendigen zurückzukehren. Er entschloß sich rasch zur Arbeit. Noch in der Sennhütte befindliche Käse konnten ihn einige Zeit vor dem Verhungern bewahren. Aber ungewiß, wie lange er durch den zusammengefallenen Berg werde arbeiten müßen, nahm er von dieser Nahrung alltäglich nur wenige Bißen. Rastlos arbeitete er fort. Es verzingen aber Wochen; es verzingen Monate. Der Winter kam. Seine Kräfte verschwanden allgemach. In der Welt war er schon vergeßen. Da, nach einem Vierteljahr, kurz vor Weihnachten, trat er endlich zwischen den Felstrümmern ans Tageslicht. Rings um ihn schweigende Einöde von Schneefeldern, Wolken und Felsen. Geblendet vom Glanz, entkräftet von Hunger und Anstrengung, übermannt von Entzücken, sank er ohnmächtig nieder. Als er sich selber wieder gewonnen hatte, richtete er seine Schritte durch die Schneewüste zur Heimath. Aber, als er ins Dorf Avon trat, floh Jeder voller Entsetzen vor seiner Erscheinung. Bleich, abgezehrt, mit wankenden Füßen, glich er einem umherwandelnden Todten. Alle Thüren wurden dem Gespenste verschloßen. Ein zu Hülfe gerufener Priester näherte sich zuletzt schaudernd, die wandernde Leiche oder das Gespenst zu

bannen, bis es dem Unglückſeligen gelang, die Erſchrocknen zu überzeugen, daß er wirklich lebe.

Vom Dorfe Leuk bis zum Bade dieſes Namens, am Fuß der Gemmi, iſts noch ein Weg von beinah drei Stunden Bergauf. Wo man dem Ende deſſelben naht, treten die hölzernen und ſteinernen Wohn- und Gaſthäuſe im geräumigen Alpenthal dem Auge freundlich entgegen; im Hintergrunde die zerklüfteten, kahlen Wände der Gemmi, zwiſchen deren Klippen und Schluchten, neben ſenkrechten Abgründen, der Steg in Felſen gehauen über die Bergöde (7,160 Fuß über das Meer erhaben) zu den Thälern des Berner Oberlandes leitet. Es wäre überflüſſig von den berühmten Heilquellen zu erzählen, die hier, 4500 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel, mit 40 Grad (Reaumur) Wärme, an unzähligen Stellen des Thals, dampfend dem Erdboden entſpringen. Wie übel immerhin auch für die Gäſte, deren Bequemlichkeit oder Vergnügen, geſorgt ſeyn mag; wie beſchwerlich für Kranke und Leidende der Weg bis dahin, und wie mangelhaft die Badeeinrichtung ſelbſt ſeyn mag, wo man, im weiten Raum des Gebäudes, buntgemiſcht Perſonen beiderlei Geſchlechts und jedes Standes, Kapuziner und Kriegsleute, Bauern, Banquiers, ehrbare Matronen und empfindſame Damen traulich beiſammen im Waſſer erblickt: dennoch ſuchet jeder Sommer eine Menge der Gäſte herbei, die hier Geneſung ſuchen. Das Kleinod der Geſundheit iſt ſo edel, daß Leben ſo ſüß!

Je weiter man das große Rhonethal morgenwärts, über Naters gen Visp, hinan kömmt, je kräftiger wird der Menſchenſchlag des Landes. Visp ſelbſt, der Hauptflecken eines der Enden, liegt ungemein reizend am Gebirg, vor der Mündung eines Nebenthals, welches ſich wieder in Seitenthäler zerſpaltend, und in einer Länge von zehn Stunden zu den Gletſchern des Monterosa zieht, an den Gränzen Italiens. Am Berg, hoch und niedrig, auf mannigfaltigen Stufen, liegen ordnungslos die Wohngebäude des Fleckens. Auf einem Felſenvorſprung ragt die ſchöne St. Martinskirche großartig mit ihrem hohen Thurm über das Thal hinaus. Drunten rauſcht der Waldſtrom des Vispерthals dem Ufer der Rhone zu. Im Hintergrunde, wo weithin die ſtarren Bergkoloſſe ihre Füße durch einander verſchränken, lagert das Weisshorn ſeine breiten Gletſcher aus, die weit über die ganze Gegend leuchten. Im vorigen Jahrhundert (1720) ſtürzte auch hier eine große Maſſe des Gletſchers herab. Nur durch den Druck der zerriſſenen Luft, welcher von dem Fall des Eiſes bewirkt

ward zerstob, wie Spreu, die Hälfte des Dorfes Randa, das am Fuß des Gletscherberges einsam ruht, und ein Dutzend Menschen nebst vielem Heerdenvieh kam zerschmettert um. Das Schlimmste von Allem ist, daß der fürchterliche Nachbar, öfters schon durch ähnliches Unheil berüchtigt, es immerdar zu wiederholen droht.

Das arme Dorf Randa, wie gefahrvoll und hoch es auch liegt, ist noch nicht das letzte in dem Hochthal. Viel weiter hinauf, wo der Sylvio, (oder das Matterhorn) aus unübersehbaren Gefilden ewigen Eises seine schwarzen Granitkulmen in die Lüfte streckt, ruht gefahrlos ihm gegenüber, das Dörflein Zermatt inmitten grasreicher Wiesengründe, umringt von Alpen und Wasserfallen; und mehr denn tausend Fuß höher, abermals ein Weiler am kleinen Görnersee, 6270 Fuß über dem Meere. Die Leute dieses Weilers gehn, auch während ihres neun monatlichen Winters, zur Kirche von Zermatt, doch vorsichtig mit breiten Schneeschuhen von Holz und langen Stäben ausgerüstet. Wer die einfachen Sitten der Hirtenwelt in ihrer Reinheit erblicken will, muß in die Abgeschiedenheit dieser Seitenthäler dringen. Dahin gelangt selten oder spät Kunde von den Schicksalen der übrigen Welt. Ueppigkeit und Armuth sind da gleich unbekannt. Jeder hat, soviel er bedarf, und er bedarf zu seiner Zufriedenheit wenig. Niemand verriegelt, Tags oder Nachts, da das Haus; die Thüren sind ohne Schlösser. Alles ist sicher vor Allen. Rechnungen und Verträge werden noch durch ein Paar in Holz geschnittne Kerbe bezeichnet, und diese Kerbe haben so viel Glaubwürdigkeit, als irgend eine gerichtliche Urkunde. Streitigkeiten werden von erfahrnen Greisen geschlichtet. Dem Alter wird Ehrfurcht bezeugt. Gastfreiheit ist hier noch, wie in den Wüsten Arabiens, der Haupttugenden eine. Erscheint ein Fremdling, umringt ihn mit herzlichem Willkommen das Dorf. Mit deutscher Gutmüthigkeit bietet ihm jeder das Beste der Hütte an, und was die Heerde gewährt, und jeder schämt sich angebotne Bezahlung zu nehmen. So findet man hier die letzten Spuren des goldnen Zeitalters der Dichter, doch nicht inmitten des ewigen Lenzes, sondern des ewigen Winters. Es ragen da von allen Gebirgen des Wallis die höchsten und wildesten auf, deren Krone und Knoten, an der Gränze Italiens, der Monte Rosa ist. Er, 14,740 Fuß erhaben, will selbst an den Küsten Genuas auf den Appenninen, gesehn seyn. Von den neun Felshörnern desselben ist das höchste noch von keinem Sterblichen erstiegen, während der Gipfel des Mons-

wärts bis zu den ungewissen Grenzen der vereinigten Freistaaten und der mexikanischen Gebiete, über einen Flächenraum von mehr denn anderthalbhunderttausend Geviertmeilen, groß genug, in seinen Schoose ganz Europa zu tragen, waltet in freier Wildniß das alte, nie gebrochene Heidenthum unter mannigfaltigen Gestalten. Noch kennen wir kaum die Namen aller dort herbergenden Völker; geschweige ihre religiösen Vorstellungen. Selbst im Länder-Umfang der vereinigten Staaten, in den britischen und spanischen Besitzungen Nordamerika's, wohnen der freien Indianerstämme viele, welche Fetisch-Anbeter sind, und von den reinern Gott-Offenbarungen nicht wissen. Nur längs den Meeresküsten, in Städten, Dörfern und Anbauungen europäischer Ansiedler, herrscht christlicher Glaube. Doch wird von Zeit zu Zeit, und auf verschiedenen Punkten mit wechselndem Glück versucht, das heilige Geisteslicht wilden Völkerschaften zuzutragen.

Im obern Kanada, im Südwesten des Utawasflusses, wo die britisch-bischöfliche Kirche die herrschende ist, wohnen auch einige Quäker, Mennoniten, Herrnhuter und Dunkers zerstreut umher; besondern im Bezirke Kingstown. Eben von hier aus haben seit einigen Jahrzehenden die Protestanten viel zur religiösen und sittlichen Bil-

blanc, ſeit dem Jahre 1786, ſchon vierzehnmal von kühnen Schweizern, Engländern, Polen, Kurländern und Amerikanern glücklich erklimmt wurde; immer mit Lebensgefahr, oft mit Lebensverluſt Einzelner aus den Wandergeſellſchaften.

Wie unüberſteigbar auch und grauenvoll die lange Scheidewand der Hochalpen zwiſchen Wallis und Italien iſt, führen dem ungeachtet faſt aus allen ſüdlichen Seitenthälern im hohen Sommer über die ewigen Firnen Bergpäſſe: freilich nur für Fußgänger voll Muthes. Indeſſen werden manche ſelbſt von Saumroſſen, zum Waarentransport, wenige Monate des Jahres hindurch betreten. Es bleibt eine meiner ſchönen Erinnerungen, als ich, vom walliſiſchen Eginenthal aus, die Höhe des Griesgletſchers erreicht hatte, zwiſchen den Granitgipfeln des Albrun und des Rovena; und mir durch die Todtenſtille der lebloſen Eiswelt plötzlich freundliches Geläute von Schellen und Halsglocken entgegenklang. Ein langer Zug ſchwerbelaſteter Pferde, eins dem andern folgend, von wenigen Führern begleitet, erſchien aus der Ferne über der Schneefläche, indem ſich die Umriſſe deſſelben ſcharf am Himmel hinter ihm zeichneten. Eine Handelskaravane in der ſtummen Einöde der Gletſcher, eine Handelsflotte in der unſichern Einöde des Oceans, gleicher Bewunderung würdige Schauſpiele, zeugen mit gleicher Kraft von der Macht des Menſchengeiſtes, der, gegen alle Hinderniſſe der Natur, Völker durch den Verkehr mit Völkern verknüpft, die von Weltmeeren und himmelhohen Schneegebirgen geſchieden ſind.

Unter allen Bergpäſſen des Wallis aber iſt die prächtige vierzehn Stunden lange Straße des Simplons der vornehmſte. Dies Rieſenwerk, welches auf Napoleons Geheiß, mit einem Aufwand von 18 Millionen Franks, binnen vier Jahren (ſeit October 1802) vollendet ward, kann hier nur genannt, nicht beſchrieben werden. Unter den 22 Brücken über Abgründen iſt die Gantheubrücke eine der am wenigſten genannten, und doch durch ihren ſoliden und kunſtvollen Bau und durch die wilde Umgebung der Voralpen eine der bemerkenswertheſten. Es iſt in dieſer Gegend weit um ein wunderbares Aufwallen der Berge, als hätte ſie der kochende Erdengrund, wie Schaumblaſen über Schaumblaſen, aufgeworfen, bis der weiße Giſcht ſich über alle in Gletſchern, Firnen und Schneefeldern ausbreitet; — links das ſilberne Bortelhorn, in der Mitte die hohe Pyramide des Fürken-Baumhorns; rechts Alle überzipfelnd in hoher Kuppe abgerundet, das Maſenhorn. — Unter den ſechs durch's Urgebirg geſprengten

Gallerien, diesen breiten, hochgewölbten Berghallen, ists unstreitig der Eingang zur großen über zweihundert Schritt langen Gallerie bei Gondo, welcher den vermessenen Schöpfergeist des Baumeisters am meisten ins Auge fallen läßt. Eine schroffe, nakte, zerbröckelnde Felsenmasse verrammelte da jählings die Fortsetzung jedes Weges. Sie steigt senkrecht vor dem Wanderer himmelwärts; ihr Fuß sinkt steil in einen entsetzlichen Abgrund; und vor ihr stürzt brausend durch die zerfreßne Gebirgsschlucht, zwischen Klippen zerschellend, ein Waldstrom, der Alpirnbach, nieder. In seinem heftigen Fall lösen sich, unter ewigen Donnern, seine Wellen zum Theil in Wassergestäube, Schaumstrahlen und glänzende Flocken auf. Ueberhangende, finstere Steinblöcke, mit ihren halbentstornten Tannen scheinen, jeden Augenblik, dieser unbändigen Fluth nachstürzen zu wollen. Und nun, über der durchwühlten, kochenden Tiefe, schwebt itzt eine zierliche Brücke zur wüsten Felswand, wie durch Zauber hingehaucht; Menschenhand hat dort die 300 Schuh dicke Gebirgsmasse durchbohrt und deren Inneres in eine bequeme Kunststraße verwandelt.

Vorzeiten hieß für den Reisenden, wenn er vom Genfersee ins Wallis trat, der Salanfefall, oder die Pissevache, und am andern Ende des Wallis, der Rhonegletscher die größte Sehenswürdigkeit. Heutiges Tages kennt man Wunder der Naturmacht in diesem Lande, welche größeres Erstaunen erregen. Jener Salanfefall, obgleich seine in der Luft schwebenden und zerfallenden Wogen 120 Schuh senkrecht niederfahren, wird von vielen Wasserfällen der wallisischen Seitenthäler an Schönheit und Höhe übertroffen. Pissevache dankt ihren größern Ruhm nur, daß sie sich dem Blick des Wanderers, nahe an der Landstraße von St. Maurice gen Martinach, aufdrängt.

Unwandelbarer bleibt, und seltner übertroffen, die Herrlichkeit des Rhonegletschers, neben denjenigen Gletschern, welchen man sich wie denen vom Grindelwald- und Chamounythal, bequem und gefahrlos nähern darf. Er gibt mit seinen Schründen und Eisthürmen ein prachtvolles Bild, wie er vom hohen Galenstok, zerrissen und sich überwälzend, gegen das Rhonethal niedergeht; ein breiter, blendender Strom, der unten sich plötzlich ausdehnt und erstarrt. Die im Thal vor ihm aufgeworfnen, oder vielmehr zusammengeschobnen Schuttwälle, welche seinen Umfang umringen, sind Juktapfen, die er bei seinem Rückzug hinterließ, wenn er sich vor den schmelzenden Sonnen-Strahlen aus der Tiefe entfernen mußte. Mächtige Steinblöcke liegen weit

BATTERIE VON GOMBO.

umher gestreut, die man in der Ferne für Hütten, und Hütten, die man für verwitterte Bergtrümmer halten könnte. Links zieht ein Pfad zum Grimselpaß, rechts ein Weg zur Furka und dem Gotthard hinauf. Der Baumwuchs ist hier schon verschwunden, obgleich man sich noch kaum 5500 Fuß über dem Meere befindet; vielleicht ist er mehr durch die Nachlässigkeit der Hirten, als durch die Strenge der Natur zerstört.

XV.

Kanton Genf.

1. Genf, mit Rousseau's Insel.

Der Fremdling, welcher ſich zum erſtenmahl der uralten Allobrogen-Stadt naht, ſey es von der Seeſeite oder Landſeite, mag ſich etwas überraſcht, und vielleicht in ſeinen Erwartungen getäuſcht fühlen. Hier verkündet ihm nicht ſchon aus der Ferne ein Wald himmelanſtrebender, großer und kleiner Thürme, in den verſchiedenen Bauarten der Jahrhunderte aufgeführt, Stolz und Größe einer Stadt, welche bisher die volkreichſte der Schweiz war; Genf gleicht einem berühmten Manne, deſſen Namen alle Welttheile nennen, und der, wenn wir ihn ſelbſt, in ſeiner beſcheidnen Geſtalt und einfachen Kleidung, vor uns ſehn, uns einige Augenblicke verlegen und ungewiß macht, ob die Perſon wirklich zu ihrem großen Namen gehöre? — Auch das Innere der Stadt, mit ihren irregulären Straßen, wiewohl es nicht an vielen ſchönen öffentlichen und palaſtartigen Privatgebäuden fehlt, gewährt nichts weniger, als den Eindruck des Großartigen. Im kleinen Umfang von 10 bis 11,000 Fuß durch Veſtungswerke umſpannt, drängen ſich auf dieſem Raum etwa 1400 Häuſer zuſammen, ohngefähr 30,000 Menſchen zu beherbergen. Man mußte die Stadt luftwärts vergrößern, weil erdwärts der Platz dazu fehlte. Die Häuſer ſind vier, fünf und ſieben Stockwerke hoch getrieben, als wären ſie, vom Gürtel der Wälle gekleumt, in die Höhe geſchoſſen, wie ein Wald bei zu dichtem Beſtande. Selbſt die maaßloſe Menge von Schornſteinen, welche wie Stacheln den Obertheil der Häuſerreihen bekleiden, ſcheinen vom Druck und Drang der allzuvollſäftigen Körpermaſſen aus den Dächern hervorgetrieben zu ſeyn.

dung der benachbarten Indianerhorden gethan. Die „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums“ besitzt sowohl zu Kingston zur Bekehrung der Mohawks-Indianer, als in der Ortschaft Niagara, am Strome dieses Namens, eigene Sendanstalten. Die mährischen Brüder haben mehrere dergleichen, und hin und wieder durch ihre Missionarien schon ganze Kolonien von christlichen Indianern gestiftet, welche in verbrüderten Gemeinden beisammen wohnen, Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Zuckerbereitung aus Ahornsaft und andere Gewerbe treiben.

Im untern Kanada, vormals französischem Gebiet, ist die katholische Kirche die vorherrschende. Seit die Briten Herren des Landes geworden sind, scheint die Bildung der Geistlichkeit, so wie ihr frommer Eifer zur Bekehrung der Heiden, abgenommen zu haben. „Die Priester sind in Kanada (sagt La Rochefaucault-Liancourt in seiner Reisebeschreibung) gerade was sie meistens auch bei uns und überall sind: verschlagen, herrschlustig, Verehrer und Stützen willkührlicher Gewalt, wenn diese der Geistlichkeit Macht und Reichthum vermehren kann, und wollen weder Selbstdenken noch freies Urtheil erlauben. Die größere Zahl der Priesterschaft kann nichts als lesen und schreiben, ist unwissend und abergläubig im höchsten Grade.“

Doch das Alles verliert und vergißt ſich eben ſo ſchnell, als man's gewahrt, unter dem Zauber erhabner Anmuth, von welchem die ganze Gegend überfloſſen iſt. Südwärts, wo der Gebirgsſtrom der Arve, zwiſchen Hügeln und krauſen Gebüſchen der Rhone entgegenkanzt, ſchmückt ſich ein üppiges Gelände gefallſüchtig mit allen Reizen, welche kleine Weiler und Dörfer, halb verſteckt in Obſtwäldchen, edle Landhäuſer im Schatten lombardiſcher Pappeln, ferne Städtchen, an Felſen geſchmiegte Hütten, alle in lieblicher Vertheilung, zwiſchen Wieſengründen, Baumgruppen und Hügeln, dem Auge anbieten können. Rechts wird das Bild von den waldigen Halden des Juragebirgs und ſeinen ſtarren Felſenkämmen umfangen; links von der Boden, farbiggeſtreiften, langen Bergwand des Saleve. — Hinwieder nordwärts fließt der weite Spiegel des lemaniſchen Sees aus einander; belebt von 3 oder 4 Dampfſchiffen und Barken mit lateiniſchen Segeln; maleriſch umufert von prächtigen Villa's, Rebhügeln, Dörfern, Alleen, Wieſen, Thürmen, Gebüſchen und Gärten, die, in lieblichem Gedränge, um die Bewunderung des Zuſchauers zu buhlen ſcheinen. Das Schweizergeſtade erhebt ſich ſtufenweis, ein ungeheueres Blumengeſtell, bis zu den letzten Höhen von ſtattlichen Ortſchaften und Landhäuſern, zwiſchen Weinbergen und Wieſen, blühend, die unter ſich, wie von Bändern, durch Straßen, zuſammengeknüpft ſind. Alles verkündet da den Boden, die Frucht und das Glück der Freiheit. Gegen über aber am andern Geſtade ſtehn wild und nackt die Felſen und Eisberge Savoiens, mit dem Haupt über den Wolken; zu ihren Füßen die Armuth unanſehnlicher Dörfer.

Kein Wunder, daß Genf und die Ufer des Sees, bis Vevay hinauf, die ſommerliche Niederlaſſung zahlloſer Luſtwanderer aus Frankreich, Rußland, Deutſchland, Polen, England, Amerika und andern entfernten Weltzegenden ſind. Der See ſelbſt, größer als das geſammte Landgebiet des Kantons Genf, (man berechnet den Flächenraum von dieſem auf 22, von jenem auf 26 Geviertſtunden) ermüdet keineswegs durch Einförmigkeit des Schauſpiels. Faſt täglich ändert er chamäleontiſch ſein Farbenſpiel und die Phyſiognomie ſeiner Umgebung. Bald ſchmücken tändelnd leichte Lüfte ſein bläuliches Gewand da und dort mit ſilbernen, breiten Wellenſtreifen; bald ſchillert er in bunter Färbung dort grün, dort golden, oder blaßroth oder blau, hier dunkler, dort blitzend; zumahl an ſchönen, ſonnigen Tagen, wenn ſelbſt die nahen Rieſenberge Savoiens ſich nicht erwehren können, ihre Wolkenſchleier

abzuwerfen, und, der ernſten Majeſtät vergeſſen, ein wenig zu lächeln. Unter Regenſchauern, oder wenn ſich der ganze Himmel in Gewittern erdwärts ſenkt, hüllt der Leman ſein Bild in düſtres Grau; ſchwarz ſteht das Gebirg neben ihm. Er erwiedert den Ungeſtüm des Sturms mit hoch auffahrenden Wogen, und den Blitz mit zurückgeworfnem Flammenlicht.

Aber ich will den vielbeſchriebnen und vielbeſungnen See nicht von neuem ſchildern. Wer weiß nicht von einer Pracht, welche ſelbſt Voltaire und Rouſſeau, Matthiſon und Byron nur andeuten, nie darſtellen konnten? Noch weniger mögt ich ſeine Naturmerkwürdigkeiten alle aufzählen, nicht die 30 Arten der Fiſche, die in ſeinen Tiefen, die 60 Arten Vögel, die 14 Arten Amphibien, die vielen hundert Arten Inſecten, welche an ſeinen Ufern leben. Doch einer Erſcheinung, die noch unerklärlich geblieben iſt, will ich erwähnen, obwohl ſie ſich auch auf andern Seen zeigt, nur minder verſpürbar, als auf dem Leman. Die Uferbewohner geben ihr den eigenthümlichen Namen der „Seiches“, welchen die franzöſiſche Sprache ſonſt nicht kennt; am Bodenſee nennt man ſie „Rubs“; ſo anderswo, anders. Es erhebt ſich nämlich, meiſtens im Sommer, der See bisweilen theilweis plötzlich, beſonders in der Nachbarſchaft von Genf, um vier und fünf Fuß; bleibt in dieſer Höhe einige Stunden lang und ſinkt dann wieder ab. Die Einen ſuchen die Urſach davon in einem örtlichen ungleichen Druck der Athmoſphäre auf den Spiegel des Sees; die Andern in der electriſchen Anziehungskraft der Wolken. Jener hat ſich aber, meines Wiſſens, noch nicht durch barometriſche Beobachtungen längs den Ufern erwahrt; dieſe würde hinwieder doch auch die Wolken vermögen, ſich dem ſchweren Waſſer zu nähern, welches Gegenanziehung äußern müßte. Andre wieder ſchreiben die ſtellenweiſen Anſchwellungen der Waſſermaſſe den, durch ungleichen Wärmeſtand der tiefern Gewäſſer, erregten, Strömungen über dem Seegrund zu, zumahl dieſer Seegrund ſelbſt aus Hügeln, Längen- und Seitenthälern beſteht, welche dergleichen Strömungen begünſtigen, und an vielen Stellen eine Tiefe von einigen hundert, an andern von mehr, als tauſend Fuß zeigt.

Die römiſchen Welteroberer hatten ſich auch an dieſes Sees Ufern angeniſtet; vermuthlich aber nicht wegen der Naturſchönheiten. Man ſieht noch heutiges Tages Ueberbleibſel von ihnen gebauter Kunſtſtraßen an beiden Seiten des Leman, um das

walliſiſche Octodurum (Martinach), vielleicht auch den Bernhardspaß, mit dem uralten Acenticum (Wiflisburg oder Avanches) und der Stadt der Allobrogen am Engpaß des Jura, den die Rhone dort gebahnt hat, zu verbinden. So war Genf ſchon ſeit zwei Jahrtauſenden, wenn auch nur durch ſeine Lage, ein wichtiger Punkt Europa's. Er iſts geblieben, während der Strom der Jahrhunderte größere Städte und Staaten mit ihren Palläſten, Denkmalen, Thronen und Ueppigkeiten in den Abgrund des Nichts verſenkte. Er iſts geblieben durch den lebendigen wunderreich wirkenden Geiſt ſeiner Bürger, der von hier aus Lichtſtrahlen über den Welttheil bis in die Steppen Rußlands warf.

Von hier aus wirkte Calvin, wenn gleich kein eingebohrner Sohn Genfs, doch durch die Freiheit der Bürger hier mächtiger, denn irgendwo, erſchütternd gegen die Allgewalt des römiſchen Stuhls. Von hier aus kamen Beza, Turretini, auch Franz Jakob Lefort, der an der Seite des großen Czaar Peter die erſten Saaten europäiſcher Civiliſation im moskowitiſchen Norden ſtreute. Hier war die Heimath jener herrlichen Reihe großer Geiſter, welche Wiſſenſchaft und Kunſt, Geſetzgebung und Geſittung des Welttheils beförderten, wie de Luc, Senebier, Bonnet, Rouſſeau, die Sauſſures, und Tronchins, die Say, Mallet, Neckers, die Frau von Staël und viele andre, welche europäiſche Namen tragen. Hier wohnen und wandeln noch heut Männer unſterblichen Verdienſtes, wie, neben andern auch der große Pflanzenkundige Decandolle oder Sismonde-Sismondi, der Geſchichtſchreiber u. ſ. w. Genf hat faſt keine Straße, in welcher man dem Fremdling nicht die Wohnung eines Bürgers zeigen könnte, deſſen Ruhm die Geſchichte zur Nachwelt getragen hat. Genf iſt heut noch durch kunſtreiche Induſtrie, durch ſeine Gold- und Juwelenarbeiten, ausgezeichnet. Jährlich werden da bei 70,000 Uhren verfertigt und ins Ausland verkauft. Noch immer geht dieſe Stadt den übrigen Schweizern mit Beiſpielen muſterhafter Einrichtungen und Anſtalten voran. Eiſendrahtbrücken, wenn auch nur für Fußgänger, wurden in der Schweiz zuerſt hier verſucht; hier zuerſt Dampfſchiffe gebaut, die man nachher auf andern Seen nachbildete. Genf zuerſt hatte unter den Schweizerſtädten, nach dem Vorgang Nordamerika's, ein verbeſſertes Correctionshaus für Sträflinge, als Muſteranſtalt aufgeſtellt. Von wie vielen weit größern Städten und Reſidenzen Europens läßt ſich Aehnliches melden?

Das iſt die goldne Frucht, die Genf vom Baume ſeiner Frei-

heit erndtete; eine andre, als welche man in den katholischen Hirtenkantonen, unter priesterlicher Obhut, bei persönlicher Ungebundenheit und geistiger Umschränkung, seit Jahrhunderten pflückt. Staatsverfassungen, republikanische oder monarchische, sind eben nur Formen, in denen Nationen, gegliedert zu einer einzigen Gestalt, als selbstständige Wesen gegen einander erscheinen und handeln. Die wilden Indianer an den Quellen des Oronoko und Missisipi haben auch ihren republikanischen Unabhängigkeitsstolz; sie sind frei, aber wild. Wer mögte zu ihnen gehören?

Seit den frühesten Tagen des Mittelalters rang Genf um den Preis einer Selbstständigkeit, hernach innerer Freiheit. Anfangs war die Stadt mit ihrem Gebiet nur Lehn der Bischöfe. Im Kampf der Kirchenfürsten mit dem weltlichen Adel, erweiterten die Bürger, klug und entschlossen, ihre kärglichen Rechtsame; erhoben schon im elften Jahrhundert ihre Heimath zu einer Reichsstadt, und die Gewalt ihres Rathes über die des Bischofs. Dann im langen und blutigen Hader mit den ländersüchtigen Herzogen von Savoien, schlugen sie diese von ihren Mauern zurück, und vertrieben sie den Bischof selbst, sammt seinen Mönchs- und Priesterschaaren, zur Zeit der großen Kirchenreform. Nach diesen Siegestagen folgten im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, bei äußerer Sicherheit, die Zeiten der Ruhe, des friedlichen Erwerbs, des Aufstrebens in Kunst und Wissenschaft, des wachsenden Reichthums. Daneben aber entwickelte sich, mit dem Stillstand politischer Entfaltung, auch Fäulniß des Gemeinwesens, Verwederung des alten, edeln republikanischen Zustandes zu aristokratischer Spießbürgerei. Man sah, auf einem engen Gebiet von zwei geographischen Geviertmeilen, eine kleine Bevölkerung von kaum 35,000 Menschen, in schneidender Ungleichheit ihrer Rechte und Ehren aus einander scheiden und in ein halbes Dutzend wider einander eifersüchtiger Bürgerklassen gerinnen. Am tiefsten standen die Bewohner der Landschaft. Sie waren Unterthanen der Freien. Die Begünstigten der Unterthanen konnten in den Rang der Hintersassen (Domiciliés) emporsteigen, das heißt in der Stadt wohnen und in der Miliz dienen, selbst untere Grade in derselben bekleiden. Aber sie hatten nicht einmahl das, wenn auch beschränkte, Recht, Handel und Gewerb zu treiben. Dies genossen erst die Mitglieder einer höhern Klasse, die in den allgemeinen Namen der Einwohner (Habitants) begriffen waren. Erst Nachkommen derselben, die in der Stadt Eingebornen (Natifs) konnten sich für ihre Industrie ausgedehntere Rechtsame erfreun,

aber doch nicht alle Arten des Verkehrs treiben. Dies ward allein den eigentlichen Stadtbürgern (Bourgeois) vergönnt, welche jedoch, als ſolche, noch keine Staatsbürger (citoyens) waren, das heißt keinen Anſpruch auf Bekleidung von Staatsämtern, oder auf Stimmrecht in öffentlichen Angelegenheiten machen, oder nicht den Vorzug genießen konnten, weniger Abgaben und Laſten zu tragen, denn alle Uebrigen.

Die privilegirten Klaſſen der Stadt- und Staatsbürger, welche zuſammen kaum ſechszehnhundert Mitglieder zählten, wurden im nebenbuhleriſchen Hader unter ſich, wie mit der Klaſſe der Eingebornen, bald von der Menge der Letztern bedrängt. Mißvergnügte von jenen vereinigten ſich mit dieſen. Man ſtrebte wieder nach demokratiſcherer Geſtaltung der Republik zurück, gegen den Stolz des Senats, der keine allgemeine Bürgerverſammlung (Conseil-Général) mehr, wie in frühern Zeiten, berief. Es entſtanden wieder Partheien, Zuſammenrottungen, Aufläufe. Die Einen (oder Repréſentans) hießen den Senat unbedingten, alleinigen Repräſentanten des Volks; die andern (Négatifs) verneinten es. Mehrmals drohte Ausbruch blutigen innern Kriegs. Mehrmals mußten die mit Genf verbündeten Eidsgenoſſen, oder auch Frankreich, vermittelnd einſchreiten, bis endlich Alles in den Greueln der Geſetzloſigkeit unterging und Mördereien, Hinrichtungen und Plünderungen, in Nachahmung der franzöſiſchen Revolutionsgreuel, den Schluß machten. Genf verlor zuletzt ſogar ſein ſelbſtſtändiges Daſeyn, als es (1798) der franzöſiſchen Republik einverleibt wurde; aber den Sinn für Freiheit, die Sehnſucht nach dem verlornen Glück, ließ es ſich nicht rauben. Die Wiedervereinigung mit der Schweiz, (im J. 1814,) nicht blos wie vorzeiten, als zugewandter, oder verbündeter Ort, ſondern als wirklicher Kanton der Eidsgenoſſenſchaft und in ſeinem kleinen Gebiet um einige Geviertmeilen Landes vergrößert, ſtellte endlich das tiefgeſunkene, halberloſchene Leben mit wunderbarer Schnelligkeit, und glänzender, als je zuvor, her. Der raube, von Natur unfruchtbare Boden, hat ſich durch Kunſt und Fleiß, wie zum Garten verwandelt; und mehr denn 56,000 Bewohner deſſelben, im Genuſſe voller Gleichheit ihrer ſtaatsbürgerlichen Rechte, freu'n ſich blühenden Wohlſtandes. Selbſt jene trauervollen Tage der innern Zerrüttungen und Kämpfe, und der Vernichtung des eignen Staatslebens durch Auflöſung in das franzöſiſche Reich, haben zum höhern Glück der Gegenwart und zum reinern Genuß deſſelben, wohlthätig mitgewirkt; gleichwie man, nach überwundener, ſchmerz-

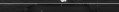

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 1438706

voller Krankheit, das Kleinod der Gesundheit inniger zu lieben und umsichtiger zu hüten pflegt. — Dies die Geschichte des Ländchens.

Es ist das Schicksal aller Republiken, von Zeit zu Zeit durch Volkswankelmuth, Ehrgeiz der Partheiführer und bürgerlichen Zwiespalt, im Innersten zerrüttet, dem Untergange entgegen geschleppt zu werden. Der Unterthan der Monarchie steht gegen diese Gefahren geschirmt; er ist hinwieder denjenigen ausgesetzt, welche, bei Erbfolge seiner Fürsten, das Auftreten einer Reihe schwacher oder bösartiger Gebieter an der Stelle großer Regenten und ausgezeichneter Staatsmänner, herbeiführt. So gleicht sich auch da, wie immer, Vorzug und Nachtheil der verschiedenen Regierungsformen aus; nur mit dem Unterschiede, daß dort ein Volk selbstthätig gegen Uebel ankämpft, die es sich selber geschaffen hat, während es hier mit leidender Geduld unverschuldete Uebel trägt, deren Abhülfe es von der Huld des Zufalls erwarten muß.

Eine der reizendsten Stellen Genfs ist **Rousseaus Insel.** Zu allen Zeiten, selbst inmitten der bürgerlichen Unruhen des Freistaates, sorgten die Vorsteher desselben entweder für stärkere Befestigung, oder für Verschönerung der Stadt. Vor wenigen Jahren erst ward eine der Rhoneinseln dem Andenken des unsterblichen Mitbürgers gewidmet.

Schon ehmals führten zwei Brücken von einer Insel, die fast im Mittelpunkt der Stadt gelegen ist, nach beiden Seiten der letztern. — Jetzt ist eine dritte Brücke da hinzugefügt, wo der See endet und die Rhone, in ihm gebadet und gereinigt, mit grünen, durchsichtigen Wellen aus ihm hervor rinnt. Dieser neue Bau ist großartig und geschmackvoll ausgeführt. Er lehnt sich an den geräumigen **Quai des Bergues**, dem jenseitigen Theil der Stadt gegenüber, wo, wie die Krone derselben, auf einer Hügelhöhe, die einst schon ein Sonnentempel der Allobrogen schmückte, nun die Peterskirche mit ihrem, der römischen Namensschwester nachgeformten, Peristyle, prangt. Ohnweit der Brücke steigt aus dem Schooße der klaren Flut eine kleine Insel. Sie gleicht einem Blumengarten. In ihrer Mitte erblickt man auf hohem Piedestal die bronzene Bildsäule des **Jean Jacques Rousseau**, ein Meisterwerk des Künstlers **Crestier** zu Paris, desselben, der Napoleons Bildsäule auf dem Vendomeplatz

verfertigt hat. Der Weltweiſe von Genf, mit ſeiner melancholiſch-gutmüthigen Miene, ſchaut ſinnig vor ſich hin; warum nicht mit wehmüthigem Lächeln auf eine Vaterſtadt, die ihn einſt im Leben unbarmherzig von ſich ausſtieß? — Doch nein; nicht ſeine Vaterſtadt verſtieß ihn. Nicht ſie ſchleuderte das Decret des Fluchs vom 18. Juni 1762 gegen ihn; nicht ſie ließ durch Henkershand ſeinen eben erſchienenen „Contract social“ und „Emil“ öffentlich verbrennen; ſondern der Zorn einer beleidigten Ariſtokratie war's und der fromme Ingrimm einer proteſtantiſchen Geiſtlichkeit, deren Fanatismus, wo ſie ihm die Zügel ſchießen laſſen darf, dem Fanatismus der katoliſchen Prieſterſchaft nicht nachſteht. Bald zwar erklärte ſich der Großtheil ſeiner Mitbürger laut für den Verfolgten. Er aber kehrte nie wieder nach Genf zurück. Im Jahr 1836 ward am 28. Juni von den Genfern das Jahresfeſt ſeiner Geburt feierlich begangen. Magdalena Meßmer, 85 Jahre alt, die ihn im Val Travers einſt, als ſeine Magd, in den Tagen der Noth und Dürftigkeit treu beſorgt hatte und ihm immer ergeben geblieben war, ſagte: Les temps ne sont pas differents, mais les hommes.

Rouſſeau's Einfluß auf ſein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war faſt nicht minder groß, in Bezug auf die Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft, als derjenige der theologiſchen Reformatoren auf das kirchliche Leben im ſechszehnten Jahrhundert geweſen war. Er hatte den Muth des Märtyrers gehabt, die verirrte Menſchheit ſeiner Tage zu den einfachen und ewigen Grundſätzen der Natur und Vernunft zurückzuweiſen, während die Völker, zwiſchen Laſtern der Ueppigkeit und Armuth ſchwankend, den Willkühren des Despotismus und der Ariſtokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden ſtolzen Prieſterwahns knieeten, und ſelbſt Wiſſenſchaften und Künſte faſt nur im Frohndienſt eines entnervenden Luxus ihr Leben friſteten.

Aber wahrlich, aller Zauber von Rouſſeaus Beredſamkeit hätte das Wunder nie, oder nicht ſobald verrichtet; ſeine Schriften wären, wie andre, geleſen, gelobt und vergeſſen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbeſonnenheit damaliger Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erſchrockne Dummgläubigkeit der katholiſchen wie der proteſtantiſchen Prieſterſchaft, und das Gebell literariſcher Nachläffer, kräftig zu ſeinem guten Werke Beiſtand geleiſtet. Alle dieſe erhoben ſich lärmend gegen den Weltweiſen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das machte Aufſehen; das ſein Wort wichtig. Jederman las Rouſſeau.

Seine Schriften sandten Licht durch Europa. Wie viele ihn verwünschten, so viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in der Schwinge der Zeit vom Waizen ab; aber der Waizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeiten die thätigsten Verbreiter derselben gewesen.

Auch Voltaire, der Nebenbuhler von Rousseau's Wirksamkeit und Ruhm, wohnte eine Zeitlang zu Genf, oder vielmehr in dem schön gelegnen Landhause „les Delices“ bei Genf, welches er in den Versen: O maison d'Aristippe, o Jardins d'Epicure! so begeistert besang. Aber auch er ward durch die Intoleranz der damaligen Genfer Geistlichen und ihres Zelotengefolges, bald von da vertrieben, worauf er sich nach Lausanne begab, bis er das arme Ferney mit dessen acht Strohhütten kaufte, und sich im Jahr 1759 daselbst anbaute. Ferney ist nur anderthalb Stunden von Genf entfernt. Durch Voltaire's Geist und Thätigkeit erwuchs das vorher unbedeutende Ferner zum gewerbfleissigen Ort, der, als der große Mann (1779) starb, also nach zwanzig Jahren, schon 80 Wohngebäude und 1200 Einwohner zählte. Gegenwärtig erblickt man da einen artigen Flecken mit beinah anderthalbhundert Häusern, anderthalbtausend Einwohnern, einer evangelischen und einer katholischen Kirche. Das ehmalige Kirchlein aber, welches Voltaire gebaut hatte, ist nun zu eng geworden und steht leer. Der Restaurationseifer des Jahrs 1814 riß auch über der Pforte des Kirchleins Voltaire's Deo erexit ab. Aber sein von ihm gebautes Landhaus oder Schloß, wie man's nennt, auf einer leichten Höhe neben dem Ort, steht noch; und das von ihm bewohnt gewesene Zimmer befindet sich in demselben Zustande erhalten, wie es ohngefähr zur Zeit des Dichters war, das heißt, wie es etwa 60 Jahre zu bleiben gestattet haben. Dies Haus, besonders des Dichters Wohnzimmer, wird noch immer fleißig von der reisenden Neugier besucht. Ich bin kein Liebhaber solcher Reliquien; nicht einmahl des Glücks, berühmte Männer in ihrem Leben persönlich kennen zu lernen, weil sie dabei für mich gewöhnlich zuviel einbüßen; allen Heiligenschein, mit welchem sie meine Verehrung umwebt hat. Gestalt, Kleidung, Stimme, Blick, Bewegungsweise, jede Art zu seyn, pflegt ihnen, nach Maasgabe ihrer außerordentlichen Geisteseigenschaften, unsre freigebige

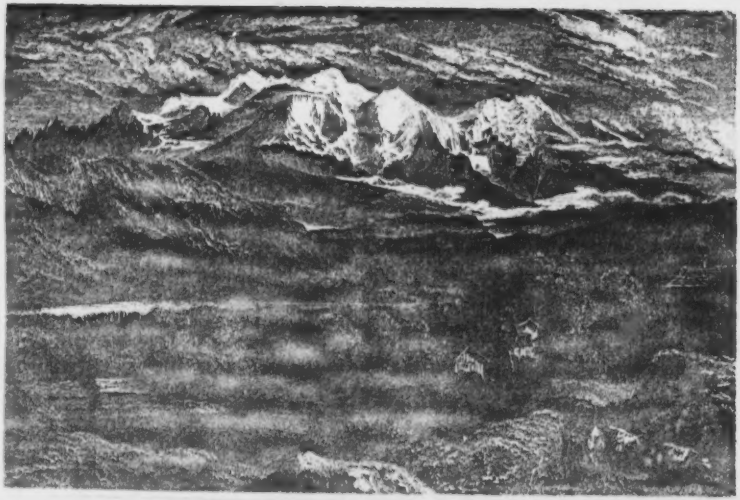

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHORKE,J.A.D. FN. 14333/011

Phantaſie im voraus beizulegen. Es iſt dann die widerlichſte Empfindung von der Welt, den ungemeinen Mann, im Gegenſatz von ſich ſelbſt, ganz gemein und ſtatt des Hochmenſchlichen das Niedrigmenſchliche zu erblicken. Und doch ließ ich mich, guter Geſellſchaft zu lieb, verführen, Voltaires Zimmer zu beſuchen.

Ich trat in ein geräumiges, aber verwittertes Gemach mit verblichenen Möbeln. Alles im altfranzöſiſchen Styl aus den Modetagen Ludwigs XV. Armſeſſel mit krummgeſchweiften Rückenlehnen und eben ſo krummen Dachsbeinen; eine bauchigte, glanzloſe Commode; ein Bett, mit zerlapptem Teppich bedeckt; darüber, in verſchoſſenen Farben, ein Betthimmel, an Form den ehmaligen Kurfürſtenmützen ähnlich, von welchem noch das obere Drittel der ehmaligen Umhänge zerriſſen niederflattert. Die zwei übrigen Drittel ſind entweder von Mäuſen oder Ratten verzehrt, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, ſtückweis von Bewundrern des Sängers der Henriade, zum Andenken, in alle Weltgegenden verſchleppt. Unter dem Betthimmel oder über dem Bett das Bild Lekains an der Wand; über dem Nachttiſch daneben Voltaire's Bild aus jüngern Jahren; das Bild Friedrichs II. von Preußen auf der andern Seite. An einer andern Wand das Kopfbild von Catharina II., gegenüber die Marquiſe du Chatelet, als Kniestück. Rechts, ohnweit der Marquiſe ein breiter, alterthümlicher Kamin; ihm gegenüber links in einer Mauerblende, ſtatt des Ofens, eine ſteinerne, mit geſchmackloſem Geſimswerk umgürtete Pyramide, die eine Art Mauſoleum vorſtellen ſoll. Wenigſtens wird dies von der Ueberſchrift in großen Buchſtaben mit den Worten verkündet: „Mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de vous.“ Das Nämliche erzählt auch in der Mitte der Pyramide, unter einer Urne, eine weit über die Seiten des winzigen Denkmals hinausragende Inſchrift: „Son esprit est partout, et son coeur est ici.“ Ich ging mit Reue, hineingegangen zu ſeyn, zum Hauſe hinaus, und entſchädigte mich draußen, auf der Terraſſe des Gartens, durch das Schauſpiel, welches hier die weite, glänzende Umgegend darſtellt — die blauen Gebirgswogen des Jura links, und in duftiger Ferne die Stadt Genf ſchwebend; dahinter der ſchimmernde See nur zum Theil ſichtbar; rechts aus Eis und Schnee hoch zum Himmel aufgethürmt der Mont Blanc, umringt von den Schaaren der Gletſcher Savoyens, — Alles, wie durchſichtig, Alles wie ein zartes Gebilde von farbigen Lüften gemacht.

Der Anblick der ewigwunderbaren, aber ſich unbewußten

stummen und von den Fesseln der Nothwendigkeit gebundnen Natur, neben kleinen, staubigen Denkmalen flüchtig erschienener, aber frei und göttlichwirkender Menschengeister, regt in jedem, dem dafür offner Sinn ward, die Gefühle bitterer Demuth neben denen des reinsten Stolzes auf. Mit widerlicher Zwerghaftigkeit richten sich dann jene Denkmale zwischen den riesigen Gestaltungen der Natur und den großen Bewegungen der Geisterwelt auf, welche dieser oder jener Sterbliche, als Zeuge seines Daseyns, den Jahrtausenden hinterließ. Die Obelisken und Pyramiden auch der Pharaonen sind nicht mehr, und nicht größer, als das niedrige, hölzerne Kreuz auf dem Grabe eines Dorfmagnaten; nur einige Spannen länger sind sie. Und, wie der Dorf-Potentat, werden die Länder-Potentaten vergessen, früher, als das letzte ihrer Gebeine Staub ist. Die aber unter den Erdengöttern und Weltverwüstern, deren Namen bis zu uns gelangten, liegen für uns kalt und todt nur im Sarge der Geschichte. Nicht ihre Thaten sinds, die unser Gemüth mit Entzücken oder Abscheu füllen, sondern die Darstellungsweisen ihrer Sänger oder Geschichtschreiber. Ohne diese, wären jene nicht mehr. Ein Alexander von Macedonien, oder ein Weltherr Augustus, können uns dent so gleichgültig seyn, wie Shakespeares Hamlet, oder Wielands Hüon von Bordeaux. Wir haben nichts mehr von ihnen zu empfangen und mit ihnen zu schaffen. Aber wir und die uns folgenden Jahrhunderte haben noch immerwährend von großen Gesetzgebern und Gotteoffenbarern, von hohen Denkern und Dichtern zu empfangen. Immer noch wirken lebendig auf uns Moses und Homer ein, Colombus und die Reformatoren, Tacitus und Gibbon, Franklin und Shakespear, und wie die Schaar der ewigen Häupter des Menschengeschlechts Namen tragen mag. Sie bleiben unsre Lehrer, Erzieher und Seelenvertraute; sie sind für unsre Nachwelt wieder dasselbe. Sie bleiben groß, unwandelbar und erregend, gleich der ewigen Natur selbst. Neben den tausendjährigen Thaten Voltaires sind die Thaten Ludwigs XIV. und Karl XII. bunte, spurlos vergangne Seifenblasen; und der ganze Lebenswerth heut schon vergessener Aristokratien Genfs und Berns ist neben dem Wirken des von ihnen verfolgt gewesenen Rousseau, der Lebenswerth lästiger Eintagsfliegen.

Es giebt adliche Städte, wie es adliche Familien giebt. Eine lange Reihe berühmter Vorfahren zu beſitzen iſt unläugbar von ſittlicher Wichtigkeit. Die Erinnerung an ihre Tugenden weckt im Gemüth des Urenkels ſtolzen Wetteifer mit ihnen, oder doch Schaam, ihrer unwürdig zu ſeyn. Wo dies, da iſt lebendiger Adel. Ahnenſtolz und nichts weiter, iſt nur noch Verweſungsgeruch des Leichnams. Diplome und Stammbäume allein adeln ein Geſchlecht ſo wenig, als hundertjährige Rheinwein-Etiketten auf Waſſerflaſchen, das Waſſer derſelben in Rheinwein umwandeln.

In der Schweiz iſt, wie Zürich, ſo Genf, eine adliche Stadt, obgleich hier, wie dort Geſchlechtsadel von jeher in keinem hohen Preis ſtand. Der mehrhundertjährige Einfluß Genfs auf die Civiliſation Europens iſt bekannt. Die Stadt iſt heut noch Nebenbuhlerin ihrer eignen Vorzeit; das Verdienſt der Altvordern um Wiſſenſchaft, Künſte, Gemeinwohl und Veredlung der menſchlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe blüht von Geſchlecht zu Geſchlecht ungeſchwächt fort. Es wäre nichts leichter, als davon den Beweis zu führen, wenn ich den geduldreichen Leſer mit einem weitläuftigen Katalog aller Vereine für Vaterland, Wiſſenſchaft, Wohlthätigkeit, Kunſt, oder aller Anſtalten für Waiſen, Taubſtumme, Verbeſſerung der Sträflinge, oder aller reichen Privatſammlungen und Bibliotheken, behelligen, oder die Namen aller ruhmreichen und ruhmwürdigen Genfer unſrer Zeit anführen wollte, wie, mit Decandolle und Sismondi, den Naturforſcher Pictet, den geiſtvollen, gemeinnützigen Dumont, Benthams Jünger, den Grafen de Sellon, Präſidenten der Friedensgeſellſchaft und unermüdlichen Kämpfer für Menſchlichkeit und Abſchaffung der Todesſtrafe; den Griechenfreund Eynard, Capodiſtria's Freund, der mit Rath und That und freudig hingeopferten Geldſummen den Hellenen in den ſchwerſten Stunden ihres Kampfes um Unabhängigkeit half; Töpfer, den vielleicht humorreichſten itzt lebender franzöſiſcher „Romanciers"; Prevoſt, den Phyſiker u. a. m. Ich ende die Anführungen; ſie drohen in ein Namenregiſter auszuarten.

XVI.

Kanton Waadt.

1. Lausanne.

Am Ufer des Leman, eine Viertelſtunde von ihm entfernt, liegt auf drei Hügeln das alterthümliche Lauſanne, mit ſeinen zwölfhundert und mehr Häuſern, engen hoch auf und abſteigenden Gaſſen und mehr denn 11,000 Einwohnern. Aber die prachtvollen Umgebungen, die Bilder des freundlichen, rebenreichen Ufers links und rechts, die ſchimmernde weite Ebne des Sees, die noch 1150 Fuß über dem Meere erhaben liegt; dahinter die aus ſeiner Fluth gleichſam zum Himmel aufſchwebenden Hochgebirge Savoyens; dann in der Stadt der Wohlſtand, der natürliche Frohſinn, der geſellige, feine Ton, das wiſſenſchaftliche Leben der Einwohner, machten von jeher Lauſanne, wie Genf, zum Lieblingsweiler zahlloſer Fremden und Reiſenden. Die ganze Landſchaft ringsum iſt eine Verkettung von reizenden Anlagen, ſchattigen Luſtgängen, Gärten, überraſchenden niedlichen Wildniſſen der Natur, und Landhäuſern im edelſten Geſchmack hingeſtellt. Hier, auf ſeiner Liebhaberbühne, führte einſt Voltaire zuerſt ſeine Zaire auf; hier legte Gibbon einſt die letzte Hand vollendend an ſein Meiſterwerk vom Verfall und Untergang des Römerreichs.

Die Stadt, jetzt (ſeit 1798) Hauptort des Kantons Waadt, und eines freien Volks von etwa 178,000 Seelen auf dem fruchtbaren Raum von ſiebenzig Geviertmeilen verbreitet, war vorher, ſeit drittehalb Jahrhunderten, Sitz eines Berner Landvogtes, und noch vor ihm der tauſendjährige eines Biſchofs geweſen. Noch ſteht auf der Höhe der nördlichen Stadtſeite die breite, viereckte Steinmaſſe des biſchöflichen Schloſſes ſeit dem dreizehnten Jahrhundert. Dieſe alterthümliche Burg, mit Thürmlein an ihren Mauerwinkeln und ſpätern Angebäuden verſehn, bezog nach Entfernung des Biſchofes,

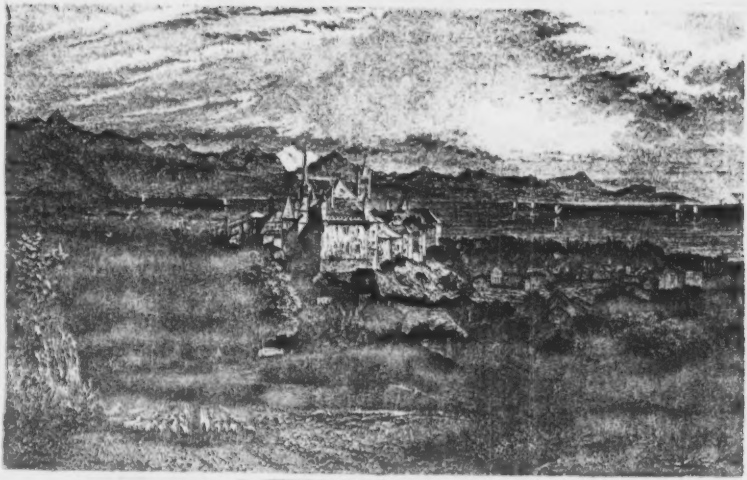

LAUSANNE

der Landvogt Berns; und iſt nun den Verſammlungen einer republikaniſchen Regierung geweiht. In der Nachbarſchaft erhebt ſich mit ehrwürdiger Majeſtät, aus dem zehnten Jahrhundert, die Kathedralkirche, das bewundernswürdigſte Baumerk gothiſchen Styls in der geſammten Schweiz. In Kreuzesform, 316 Schuh lang, 120 breit, in der Kuppel des Chors 200 Schuh hoch, wird ihr Inneres vom gebrochnen Licht der hohen, buntfarbigen Fenſter und von vier bis fünfhundert Säulen, in wunderbare Dämmerung gehüllt.

Als ich mich an einem Sommerabend, plötzlich vom Anblick der Alpen Savoyens, die wie ein dunkler Vorhang am Himmel niederhangen, und vom zitternden Glanz des großen Wellenſpiegels vor mir, und vom blendenden Malachitgrün der Gebüſche und Wieſen, all dem heitern warmen Leben der Außenwelt abwandte, und durch die Pforten des Doms in ſein ſchweigenvolles, kaltes Halbdunkel trat, ward mir, als wichen die Jahrhunderte hinter mir zurück, und ich athme die Luft eines andern Weltalters. Die Sage lehrt, bevor ſich die graue Pracht dieſes Tempels erhob, ward die Stätte, ſchon im fünften Jahrhundert durch ein Kirchlein der heil. Anna, frommer Wallfahrter Andachtsort. Beinahe ein halbes Jahrtauſend früher ſtand tiefer abwärts gegen den See, das Kaſtell Lauretwrum der kriegeriſchen Römer. Ehe dieſe noch hieher gekommen waren, ſoll ſchon, näher dem Ufer, als das heutige Lauſanne, eine der zwölf Städte, das alte Lauſodunum, geſtanden ſeyn, welche von den Helvetiern ſelbſt verbrannt wurden, da ſie mit Divico nach Gallien auswanderten. Und vor den Tagen Lauſodunums, wer weiß von den Niederlaſſungen der wilden Galen oder Walen zu ſagen, von denen Wallis und Waadtland (pagus Waldensis, pays de Vaulx) noch jetzt die Namensſpur tragen? Und früher? Wer waren die erſten Anſiedler am Leman und im Hochgebirg, ehe die Galen erſchienen?

Rom iſt jung neben Tyrus und Sidon. Aber Tyrus und Sidon kannten die Alpen ſchon aus den Erzählungen ihrer Seefahrer, und nannten deren Bewohner Titanen. Sollte wirklich der Oberſt Pereira, in einem alten Schranke des portugieſiſchen Kloſters Merinhao, des Philo von Byblos griechiſchen Auszug der Bücher Sanchuniathons entdeckt haben, ſo wäre der älteſten ſchriftlichen Urkunde des Menſchengeſchlechts, nächſt den moſaiſchen Büchern, uns neues Licht über die Erdkunde des Alterthums aufgegangen. Lange vor Sanchuniathons Tagen, der ein Zeitgenoſſe des Propheten Ezechiel geweſen ſeyn mag, wären dann die Phönicier ſchon, wie gen Ophir

(Ceylan) und zu den Imprchakinen (den canariſchen Inſeln), ſo auch zur Küſte von Ligurien, am Fuß der Alpen, geſchifft. Dieſe Gegend nannten ſie Aereszaphan oder Erſiphonia (Nordland); das Alpengebirg aber Libanon (oder Schneeberg). Hier war's, wo nach dem uralten Mythos, welchen Sanchuniathon, als Knabe, in den heiligen Geſängen zu Tyrus vernahm, der Entdecker unbekannter Länder, der vergötterte Melikertes (Griechenlands ſpäterer Herkules) Schiffbruch litt, als er auf der abentheuervollen Fahrt zum Lande der Tarteſſer, dem letzten auf Erden, begriffen war.

Als er hier, ſo lautete die Melikertes-Sage, vernahm, ein heiliges Gebirg ſey es, und der Götter Sitz, ſandte er ſeine Gefährten fort, längs der Küſte. Er allein beſtieg den heiligen Berg, um zu opfern und anzubeten. Vierzig Tage lang (wie Moſes auf dem Sinai) verweilte er droben im vertrauten Umgang mit den Gottheiten und dann kehrte er zu den Genoſſen ſeiner Irrfahrten zurück. So iſt er der Einzige geweſen, welcher die hohen unwegſamen Zinnen des Gebirgs erſtiegen hat, wo, mit den Schrecknissen einer wilden Natur, ſich andere Gefahren verbinden, den Sterblichen zurück zu ſcheuchen. „In den Sümpfen und Seen am Fuße des Berges leben Drachen von ungeheurer Größe, welche jeden der ſich nähert, zu verſchlingen drohn; und in den Wäldern ſieht man ſchreckliche Geſtalten unter den Bäumen. Die Mitte des Berges iſt von Nebeln und Wolken eingehüllt; über die Wolken aber ragen die höchſten Zinnen hinaus, umſtarrt vom ewigen Schnee. Und dort, über den Wolken, und jedem Sterblichen unzugänglich, iſt der Götterſitz.“ *)

Dies alſo die erſte ſchriftliche Ueberlieferung einer Kunde und Vorſtellung des Alterthums von den Alpen. Vielleicht ſteht der Gedankenſprung vom gothiſchen Lauſanner-Tempel zu den Sagen der Phönizier etwas ſonderbar da. Mags immerhin ſeyn. Aber ſind es nicht eben dieſe Gegenden Helvetiens, welche zuerſt, unter allen andern der Schweiz, in Sage und Geſchichte, aus dem urſprünglichen Dunkel, ans Licht traten? Gegenden des Waadtlandes ſind es, welche ſelbſt in den Liedern des Nordens erſcheinen. In der, durch Karl v. Bonſtetten bekannt gemachten, ſchönen Lodbrok's-Saga Skanziens wird z. B. der Heldenzug der nordiſchen

*) Sanchuniathons Urgeſchichte der Phönicier, mit Bemerkungen von Fr. Wagenfeld und Dr. G. F. Grotefend. Hannover 1836. B. 34. Beim Leſen regt ſich gegen die Aechtheit des Ganzen mancher Argwohn, und doch wäre der Aufwand von Gelahrtheit und Grotefends Name für eine Myſtification zuviel.

Krieger, längs dem Rhein gen Gallien und Italien, überliefert. Es ſind zurückgebliebne Erinnerungen vom Zuge und Kampfe der furchtbaren Kymern und Theutiſchen gen Rom. Auf ihrem Wege zerſtörten ſie alle Veſten. Sie vernahmen von der großen und mannreichen Stadt Wifilsburg. Noch ſteht dies Wifilsburg, heut ein unbedeutendes Städtlein, ſüdwärts dem Murtnerſee. Sie lagerten ſich davor. Es war mehr denn hundert Jahr vor unſrer Zeitrechnung. Als ſie nicht eindringen konnten, ſchlugen ſie, lehrt die Saga, einen Wald ab, legten ihn um die Stadtmauern, zündeten ihn an, verbrannten den Ort und wanderten weiter bis gen Luna, einer alten, hetruſciſchen Seeſtadt, deren Livius einigemale gedenkt. Hier, auf dem Zuge nach Rom, begegneten ſie einem Greiſe. Er trug eiſerne Schuhe. Sie fragten ihn, wie weit es noch ſey bis Rom? Der Greis zeigte ihnen die eiſernen Sohlen; ſie waren abgelaufen und dünn, wie ein Mohnblatt. Da verſtanden ſie, der Weg ſey gar weit. Erſchrocken kehrten ſie um. Der Greis der Nordlandsſage, war er nicht das mythiſche Bild vom Marius?

Am lemaniſchen See geſchah es, daß 107 Jahre vor unſrer Zeitrechnung, zum erſtenmal die Helvetier den römiſchen Welteroberern begegneten, und der Kriegsmann Divico, vom Gau der Tigurer, den Conſul L. Caſſius ſchlug, und, wie die von den Römern ſelbſt bewahrte Sage ſpricht, deſſen Legionen unter das Joch gehen ließ. Ein vergeblicher Sieg. Fünfzig Jahr ſpäter ward ganz Helvetien römiſch, und Wiflisburg, dann Aventicum geheißen (franzöſiſch jetzt Avenches) eine von des Landes Hauptſtädten.*) Zu Wiflisburg verlebte wahrſcheinlich Kaiſer Veſpaſian, deſſen Vater daſelbſt wohnte, die ſchönen Tage ſeiner Kindheit. Alle Lebensbequemlichkeiten und Ueppigkeiten des cäſariſchen Roms waren hier vereint, Tempel, Säulenhallen, Bäder, Palläſte, Theater. Die Wellen des Murtnerſees beſpülten die Ringmauern, an deren Ueberbleibſeln man noch in unſern Tagen die Eiſenringe ſah, woran die Schiffe befeſtigt worden waren. Heut aber füllt das Städtlein kaum noch den zehnten Theil vom weiten Raum des ehmaligen Aventicums aus. Man ſieht noch in den Wieſen Reſte der vierzehn Schuh dicken Stadtmauern und Thürme. Man findet noch Säulenſtücke, zerbrochene Capiteele, Trümmer von Amphitheatern und Waſſerleitungen, Standbildern, Inſchriften

*) Caput Helveticorum heißt ſie Tacitus.

Die französische Staatsumwälzung war diesen Gegenden in so fern wohlthätig, daß viele der ausgewanderten Priester sich da niederließen, und ihre durch Leiden erhöhte Frömmigkeit und ihre durch bessere Schulbildung erworbenen Kenntnisse den andern zum Muster gaben. Auch belebten diese wieder den ziemlich erloschenen Sinn für Christenthums-Verbreitung.

Es stehen unter dem Bischof von Quebek hundert und zweiundneunzig Pfarrer und Missionarien. Die letztern sind gewissermaßen als Pfarrer der christlichen Huronendorfer an dem nördlichen Ufer des Eriesees, der großen Indianer-Anbauung Arbre-Croche und anderer indianischen Anlagen anzusehen, die sie, als Stiftungen frühere Zeiten, mehr unterhalten als vermehren.

Ungleich größerer Eifer lebt und strebt in den vereinigten Freistaaten Nordamerika's für Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Es wird hier ein Wetteifer aller Glauben und Kirchen sichtbar, neben einander aufzublühen, und Gotteskunde und Gottesverehrung zu verbreiten. Vielleicht eben dies erwartet man von einem Bundesstaat am wenigsten, wohin Tausende nur des Erwerbs willen, oder der Freiheit willen zu eilen scheinen, und wo der Grundsatz der allgemeinsten Duldung Grundlage der meisten Verfassungen ist, — ein Grundsatz, welchen weitaus

und Grabmälern;*) viele in Bürgerhäusern, ſtatt andrer Steine, zum Mauerwerk verbraucht. Im Boden der Gärten und Felder weit umher werden noch immer von Zeit zu Zeit Bruchſtücke von Säulengeſimſen, Altären, Bas-Reliefs, Statuen, auch Fußböden von moſaiſcher Arbeit, Münzen u. ſ. w. ausgegraben. Von den Allemannen erſt, dann von Attila's Hunnen, ward Aventicum zerſtört, welches früh ſchon chriſtlicher Biſchöfe Sitz geworden war, die ſich damals nach Lauſanne retteten. Jetzt iſt dies Wiflisburg Hauptort eines waadtländiſchen Bezirks; ein Landſtädtchen, das nur aus einer Straße beſteht und etwa tauſend Einwohner zählt.

Das von Allemannen, Hunnen und andern wandernden Völkern verwüſtete Land genas erſt wieder unter der Herrſchaft der menſchlichen Burgunden (oder Bourguignons) und der merovingiſchen Frankenkönige. Unter ihnen ward Orbe die Hauptſtadt des Landes und mit roher Pracht verſchönert. Südwärts dem Neuenburgerſee iſt ſie auf einem Hügel inmitten einer weiten Thalgegend am Fuße des Jura gelegen. Hier ſtand die Königsburg. Hieher floh die ſchöne, aber im Alter grauſame Frankenkönigin Brunehildis zu ihrer Enkelin Theudelane, von der Rache des Adels verfolgt. Sie ward von ihm hier ergriffen und zum martervollen Tode geſchleppt. Hier zuerſt verhandelten die kaiſerlichen Söhne Ludwigs des Milden, die Enkel Karls des Großen, über Theilung des weitläuftigen, großväterlichen Reiches. Hier feierte Kaiſer Karl der Dicke manch prachtvolles Ritterſpiel, bis er alle Kronen Karls des Großen verſpielt hatte. Dann ſchuf Rudolf von Strätlingen, mit dem Schwert in der Fauſt, aus dem Waadtlande, der Freigrafſchaft Burgund und Savoyen, ſein Königreich Kleinburgund. Auch dann noch blieb die hehe Burg von Orbe im alten Glanz. In ihrer Nachbarſchaft baute zu Peterlingen die gute Königin Bertha ein Benediktinerkloſter, wo ſie auch begraben ſeyn wollte. Sie verdiente wohl den Namen der Guten. „Sie baute

*) Mag auch hier noch einmal die ſchon oft von Andern angeführte rührende Grabſchrift der jungen Julia Alpinula ſtehn, von der Lord Byron ſagte: „Ich kenne kein rührenderes Wort des Meiſſels, als dieſes.“ Julia Alpinula hic jacet, infelicis patris infelix proles, deæ Aventiæ sacerdos. Exorare patris necem non potui; male mori in fatis illi erat. Vixi annos XXIII. (Hier eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Julia Alpinula, der Göttin Aventia Prieſterin, ruh' ich. Des Vaters Leben erfleh'n konnt' ich nicht. Trauriger Tod ward ihm vom Schickſal. Ich habe 23 Jahr gelebt.) Der Grabſtein iſt nach England verkauft worden!

Kirchen; sie befestigte Burgen;“ sagt der, auf ihrem, erst im Jahr 1817, nach vielen Jahrhunderten wieder entdeckten Grabe, liegende Marmorstein: „sie baute das Land und nährte die Armen.“ Noch lebt ihr Name im Gedächtniß des Volks und im Sprüchwort: „Zur Zeit, da Königin Bertha spann!“ — Denn, mit dem Glück ihres Landes beschäftigt, reisete sie umher, zu Pferd, Alles mit eignen Augen zu schauen und, unterwegs, nach einfacher Sitte des Zeitalters, spann sie Flachs und Hanf mit ihren Begleiterinnen. Noch zeigt man zu Payerne oder Peterlingen, Bertha's Sattel und das Loch darin, wohinein sie ihren Spinnrocken steckte. Mit dem Leben ihres unwürdigen Enkels verging das Leben des kleinburgundischen Königreichs; es löste sich auf ins heilige römische Reich, bis auch dieses in der Anarchie des Mittelalters zerfiel und die Waadt großentheils der Herzoge von Savoyen Gut ward. Unter der milden Herrschaft derselben blühte jedoch das schöne Land fast dreihundert Jahre lang, reich an Freiheiten und Privilegien. Bündnisse und Friedensschlüsse, Abgaben und Aufgebot des Kriegsvolkes geschahen nicht ohne Einwilligung der versammelten Landstände. Aber diese Freiheiten, welche den Fürsten einen langen Zeitraum hindurch heilig geblieben waren, gingen unter der stolzen Eifersucht des republikanischen Berns zu Grunde, als diese Stadt (im J. 1536) den savoyischen Herzogen, mit den Waffen in der Faust, das Land entrissen hatte. Früher schon war die Königsburg von Orbe durch die Berner im burgundischen Kriege zerstört. Ihre Trümmer werden noch gesehn, und daneben, auf der erhabnen, breiten Fläche des Schloßhügels, die beiden einsamen Thürme, entfernt von einander stehend, und von wunderlicher Bauart des Alterthums. Sie geben dem heutigen Lustplatz droben, mit seinen Schattengängen und weiten Aussichten, einen fremdartigen, feierlich-ernsten Geist, der dem Wandrer vielleicht aus keiner andern Ruine im Schweizerlande so ergreifend entgegen tritt. Dritthalbhundert Jahre blieb die Waadt unter Berns Hoheit und Gewalt. Alljährlich flossen von hier 1,200,000 Franken in die Hauptstadt, welche davon nur 24,000 zum öffentlichen Unterricht, oder zwei Funftel zu den Kosten des Bau's und der Unterhaltung von Straßen, welche nach Bern führten, dem Lande zurückgab. Das Jahr 1798 endete die Zeiten der langen Unterthanenschaft. Der Kanton Waadt kaufte sich mit einem Aufwand von achthalb Millionen Franken vom Druck der Feudallasten und fremden Herrschaft los.

Nun ſteht der junge Freiſtaat, einer der glücklichſten und wohlgeordnetſten, im Kreiſe der Eidsgenoſſen. Zum Schutz ſeiner Unabhängigkeit ſind 30,000 Bürger unter Waffen bereit. Weiſe Verwaltung, ſtrenge Gerechtigkeitspflege, vorzügliche öffentliche Einrichtungen ſichern Freiheit, Frieden und Wohlſtand des Volks.

2. Vevay

Das alte Vibiscum in Antonia's Itinerarium, an der Straße der Römerlegionen nach Italien gelegen, das Viveſium des Mittelalters, (heut noch von der deutſchen Schweiz Vivis geheißen) iſt gegenwärtig eine der niedlichſten, gefälligſten Städte des Waatlandes. In nachläßiger Schönheit ſtreckt ſie ſich am Fuß des Jorat, am Rande des Sees, mit ihren mehr als vierhundert meiſt zierlichen Wohngebäuden, Kirchen, breiten Straßen, großen öffentlichen Plätzen, Luſtörtern, Gärten und Pavillons aus. Die weite Waſſerfläche des Leman zieht ſich hier enger zuſammen, um das Gebirgsbild gegen über deutlicher ſehen zu laſſen in ſeiner ganzen ſchwermüthigen Pracht, und ſeitwärts den finſtern Schooß der walliſiſchen Rieſenalpen, die da verwerren durch einander drängen, ihre Häupter in ewigen Winter verhüllt. Nicht umſonſt wählte Rouſſeau dies Paradies zur Bühne Wolmars und Heloiſens, und ihrer Leidenſchaften und Verirrungen. Hier in der Nachbarſchaft Clarens, maleriſch an den Felſen gelehnt, und auf der heitern Höhe, Rouſſeau's Pavillon; drüben am ſüdlichen Seeufer, hoch über deſſen Wellenſpiel, Meillerie, mit dem darüber ragenden ſchwarzen Kuppen der Dents d'Oche! Dichtkunſt und Natur haben dieſe Stellen klaſſiſcher gemacht, als es je Schlacht- und Siegesfelder halbvergeſſener Eroberer durch das Heldenblut ihrer kunſt- und kriegsgerechten Schaaren von Menſchen-Schlächtern werden konnten.

Vevay, mit ſeiner freundlichen Bevölkerung von mehr denn 4000 Seelen, giebt Alles, was eine Stadt ſo mäßigen Umfangs irgend zur Verannuthigung des Lebens, durch Geſelligkeit und wiſſenſchaftliche Genüſſe, neben allen Reizen der Natur, anbieten kann. Auch manche alterthümliche Denkwürdigkeit zeigt es noch dem Fremdling. Bekanntlich lebte hier, verbannt als Königsmörder, einer von den Richtern Karls I von England, Edmund Ludlow, vierzig Jahre lang, in ſeinem ihm von der Schweiz gewährten Aſyl.

YEDO

Entered according to Act of Congress

König Karl II hatte vergebens einen Preis von 300 Pf. Sterl. auf Ludlows Kopf geſetzt; vergebens ſeine Auslieferung begehrt. Er ließ ihn zu Vevay mit unköniglicher Rachſucht durch feile Banditen verfolgen, ſo daß dieſer unbeugſame Gegner aller abſoluten Gewalt gezwungen war, ſein Haus gegen Ueberfälle zu befeſtigen. Ward doch zu Lauſanne in derſelben Zeit ein andrer Königsmörder, wie er aus der Kirche kam, durch einen Piſtolenſchuß von einem Unbekannten getödtet, der dann ſchnell verſchwand und auf einer am Ufer bereit gehaltnen Barke über den See entfloh. Ludlow ſetzte über die Pforte ſeines Hauſes die Worte: »Omne solum forti patria quia patria.« (Dem Tapfern iſt jeder Boden Vaterland, weil des Vaters.) Sein Grabmal iſt in der St. Martinskirche zu ſehen; da auch das des Admirals Andr. Brougthon, deſſen Grabſchrift rühmt, er habe dem Karl I. das Todesurtheil vorgeleſen.

Fröhlicher, als dieſe, iſt eine Alterthümlichkeit andrer Art, die Feier des Winzerfeſtes von Vevay, deſſen Urſprung wahrſcheinlich aus den Tagen der Römer ſtammt, die hier an den Berghängen die erſten Reben gepflanzt haben mögen. Denn noch in unſern Tagen fand man beim Städtlein Cully, (Collium), zwiſchen Vevay und Lauſanne, Trümmer ihres dem Bacchus geweihten Tempels und die Inſchrift eines Steins: Libero patri Colliensi, (dem Vater Liber von Cully). Ohne Zweifel behagte den frommen Mönchen des Mittelalters der Wein des Rythals (oder Lavaux, wie dieſe Küſte zwiſchen Vevay und Lauſanne genannt wird,) nicht weniger, *) als vorher den heidniſchen Kehlen der Römer. Denn die Zellenbewohner der nun in Schutt liegenden Ciſterzienſer-Abtei Haut Cheſt trugen durchaus kein Bedenken, auch das alte Bachusfeſt, von ihren chriſtlichen Winzern und Leibeignen, luſtig fortſetzen zu laſſen, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie den Prunkzügen und Cerimonien des Heidenthums einen billigen Zuſatz von Chriſtenthum beimiſchten. So ſah man in den Prozeſſionen, wie ſie bis auf uns gekommen ſind, Bacchus mit Faunen und Thyrſusſchwingern und einem hochwürdigen Abt einherſchreiten; Ceres auf den Korngarben eines Wagens thronend und die Arche Noä; Silen auf ſeinem Eſel, und die Traube Kanaans von Joſua und Caleb getragen; ſchmunzelnde Mönche,

*) Noch itzt wetteifert der Rythwein feuerig mit dem hochgeprieſenen La Cote-Wein. La Cote heißt das Seeufer von Nyon bis Aubonne.

muthwillige Winzerinnen, und Opferthiere mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen geſchmückt. Noch itzt verſammeln die Gutsbeſitzer der ganzen Landſchaft ihre Reb- und Ackerleute, ſie gaſtlich bewirthend, zum Freudentag. Die Winzergilde (abbaye des vignerons) hat überdies ihr eignes geſellſchaftliches Capital. Aber ſtatt, wie ehmahls alljährlich, gebt, wegen des dabei gewachſenen Aufwandes und der allſeitig herzuſtrömenden Mengen luſt- und ſchaubegierigen Volkes, die Prozeſſion nur alle ſechs Jahre durch die Stadt Vevay. Auch die Anordnung der Feierlichkeiten iſt geſchmackvoller, denn vormals; und den ausgezeichnetſten Rebleuten werden aus den Zinſen einer eignen Kaſſe, Preiſe ertheilt.

Ich ſage nichts von Vevay's Umgegend, den prachtreichen Ausſichten auf den Stufen des Berg-Amphitheaters, über welches ein Teppich von Kaſtanienwäldern, Weinreben, Wieſen und Gärten gebreitet iſt, hin und wieder durch einen Giesbach zerriſſen, an deſſen Ufern Lorbeern, Granaten und Feigen im Freien reifen. Doch nicht immer, was zu offner Schau ſteht, iſt das Schönſte. Das Reizendſte idylliſcher Scenerien liegt oft in kleinen Seitenſchluchten und Thälchen, gleichſam in den Falten des weiten, grünen Gebirgsmantels verſteckt, wie das Veilchen im Graſe. Auch das Schloß Chillon ruht da in der Nähe, nur zwo Stunden von Vevay.

Dieſe ſechshundertjährige Burg, regellos, nach dem Geſchmack oder Bedürfniß verſchiedener Zeitalter zuſammengebaut, ſteigt aus dem Abgrund der Seewellen mit ihren düſtern, felſenſtarken Mauern, Schießſcharten, kleinen und großen Thürmen, hervor, ohnweit dem Ufer, wie ein Ungeheuer der Gewäſſer. Es iſt ein großartiges Bild, dies gothiſche finſtre Bauwerk mit ſeinem Hintergrunde ſteiler Senkungen und fantaſtiſcher Umriſſe des ſavoyiſchen Hochgebirgs. Der Menſch ſcheint hier, der Furchtbarkeit der Natur, ſeine eigne moraliſche Fürchterlichkeit entgegengeſtellt zu haben. Wie vielen Jammers und wie manches qualvollen Todes Zeugen waren die dumpfen Kerkermauern und Verliese drunten, in der Tiefe der Fluten! Byron, um das Elend eines hier verlaſſenen und vergeſſenen Gefangenen darzuſtellen, wählte dazu ein Geſchöpf ſeiner Einbildungskraft. Ihm war der arme Prior von St. Victor unbekannt.

Es war dies Franz de Bonnivard, Herr von Lunes, der im erſten Jahrzehend des ſechszehnten Jahrhunderts die Genfer Priorei St. Victor empfing; ein ſtarkmüthiger, edelherziger, mit den großen Geiſtern des Alterthums wohlvertrauter Mann, der,

gleich ihnen, Freiheit und republikaniſche Tugenden über Alles ehrte. Darum ergriff er die Sache des Rechts für Genf, im Zwiſt mit dem Herzog von Savoyen. Der Muth, die Kenntniſſe, die thätige und gewandte Feder des Priors wurden dem herzoglichen Hofe furchtbarer, als Genfs Waffen. Man ſtellte ihm nach. Er gerieth ſchon 1518 in Gefahr, zu Turin gefangen gehalten zu werden. Er entkam noch glücklich, wurde aber folgendes Jahr, auf einer Reiſe durchs Waatland, von zween falſchen Freunden verrathen, ausgeliefert; erſt nach Eer, dann nach la Grolée geſchleppt, und auf Befehl des Fürſten zwei Jahr gefangen gehalten. Einer der Verräther gegen ihn war der Abt von Montheron geweſen; und dieſer entriß ihm auch die Priorei St. Victor. Doch empfing er endlich ſie und die Freiheit wieder durch Theilnahme des Genfer Biſchofs Pierre de la Baume. Was Bonnivard gelitten, hatte ſeine Grundſätze nicht erſchüttert, aber ſeinen Eifer geſchärft. Savoyens Rache verfolgte ihn daher wieder mit verdoppelter Anſtrengung. Als eines Tags, im J. 1530, der Prior im Begriff war, ſeine betagte kranke Mutter in Seoſſel, einem franzöſiſchen Städtchen an der daſelbſt ſchiffbar werdenden Rhone, zu beſuchen, ward er, obgleich ihm der Herzog von Savoyen ſichres Geleit gewährt hatte, im Juragebirg überfallen, und gefangen ins Schloß Chillon geführt. Anfangs genoß er erträgliche Behandlung. Nach zwei Jahren aber wurde er in den tiefſten der Kerker geſtoßen, wo er nichts, als das dumpfe Toben der Wellen zu ſeiner Seite vernahm, wenn ſie im Sturm brandend gegen die Grundmauern ſtießen. Hier, in Finſterniß vergraben und vergeſſen, ſchmachtete er, bis die Berner im J. 1536 das Waatland eroberten und das Felſenſchloß des Sees mit Sturm nahmen. Als dem unglücklichen Bonnivard, ihm, wie Andern, welche wegen Anhänglichkeit an kirchlicher und bürgerlicher Freiheit Genfs, hier geduldet hatten, die Kerkerpforten geöffnet wurden, ſah er Genf frei von Savoyen, und die Kirchenverbeſſerung ſiegreich. Die Stadt empfing ihn mit Jubel; gab ihm ihr Bürgerrecht; lohnte ihn mit anſtändigem Jahrgehalt und wählte ihn in den Rath der Zweihundert, wo er, als Geſetzgeber, gegen den Fanatismus der Reformatoren die heilige Sache chriſtlicher Toleranz und Milde vertheidigte. Er ſtarb hochbetagt und geehrt, vier und ſiebenzig Jahr alt, im J. 1570. Zur Erbin ſeiner Güter ſetzte er dankbar die Republik ein, deren öffentliche Bibliothek ſeine, meiſt die Schickſale Genfs betreffenden, geſchichtlichen Arbeiten in Handſchrift bewahrt.

die große Mehrheit der europäischen Priesterschaften, wie sich erwarten läßt, verdammt. Denn diese Priesterschaften, unbewegt durch die Ueberzeugungen des schlichten Menschenverstandes, daß bei mannigfaltigen Stufen der Volkergesittung einerlei Gottesverehrungsart unmöglich sei; unbewegt durch das Bild der vergangenen Jahrtausende; unbewegt durch das Beispiel des barmherzigen Gottes, welcher Vater des Säuglings, wie des betagten Weisen, des Heiden in der Wüste, wie des Jungers Jesu ist; unbewegt durch die erhabenen Erinnerungen Christi selbst und seiner ersten Schuler, daß, wer recht thut und Gott liebt, ihm angenehm sei, verdammt der stolze Eigensinn ihres Kirchenthums den, der nicht ihrer Meinung ist, und erblicken sie in einer edeln Freilassung religiöser Ueberzeugungen nur sundhafte Gleichgültigkeit gegen Religion.

Der Geist der nordamerikanischen Freistaaten-Verfassung ist ein wahrhaft großer, ächtchristlicher, weil er den Ordnungen der Natur der verwandteste ist; er maßt sich nicht frevelvolle Gewaltherrschaft der Gewissen an; umfängt mit gleicher Liebe Menschen aller Bekenntnisse. Wer den wahren Gott bekennt, also auch der Jude, auch der Muhamedaner, genießt im großern Theil dieser Staaten freie, burgerliche Rechte; wer Christ ist, gleichviel, welcher Kirchpartei er

Vielleicht hätt' ich nicht so lange von dem edeln Bonnivard sprechen sollen. Aber ist der standhafte Heldensinn eines Dulders für Wahrheit und Recht, gegenüber brutaler Gewalt, nicht mehr werth, als das Schloß Chillon selbst? Eine lange Reihe alterthümlicher Burgen und Schlösser des Waatlandes, noch gegenwärtig bewohnt, ließe sich aufzählen. Aber was läßt sich von ihnen Wichtigers melden, als ihre innere Ausschmückung, oder ihre reizende Umgebung und Aussicht? — Tavernier, der berühmte Reisende des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher die Herrlichkeit des halben Orients gesehen hatte, rief, als er das Schloß von Aubonne, das weitschauende, erkauft hatte, mit Entzücken: »Vierzigtausend Meilen macht' ich zu Land und zu Wasser; aber außer den Gegenden von Schiras und Stambul, fand ich Schöneres nicht in der Welt denn hier!« Viel hängt vom Geschmack ab. Auch der Pallast von Coppet, zwischen Nion und Genf, ruht anmuthsvoll in seinen zierlichen Gartenanlagen, am See: und doch gab die Frau von Staël, der Bac-Gasse in Paris den Vorzug. Als sie in ihrem herrlichen Eigenthum hier, von Napoleon aus Paris verbannt, wohnte, rief sie, wenn man ihr mit Begeisterung von diesem zauberischen Aufenthalt sprach: »Ah! rendez-moi la rue du Bac!« — Die Dame wollte lieber Bewunderung erndten, als Bewunderung zollen. Witzspiele der Salons, Kunstglanz des Hofes sagten ihrem Gemüth unendlich mehr zu, als die ewige Majestät der Natur im täglichen Prachtwechsel. Schon der berühmte Bayle lebte einst zwei Jahr (1672 — 1674) in diesem Schlosse. Aber auch ihn plagte bald Langeweile; und vertrieb ihn. Dem Philosophen war das großartige Schauspiel der Erde und des Himmels umher nur eine bunte Tapete. Er sehnte sich nach alten Büchern und bänderreichen Bibliotheken, wie Frau von Staël nach Beifall der Schöngeister. Doch das Schloß Coppet hat eine andre Merkwürdigkeit. Wenn man sich durch die breiten, langen Schattengänge der Gärten in den dunkeln Hain des Hintergrundes verliert, steht man unerwartet vor einem Grabmahl. Hier ruht die Asche Neckers. Zurückgezogen aus den Stürmen der französischen Staatsumwälzung, wohnte der ehmahlige Finanzminister des unglücklichen Ludwigs XVI in der prachtvollen Einsamkeit, seit 1790 bis zu seinem Todesjahr 1804. Er schien neu aufzuleben und sich unter der Wundertrait der landschaftlichen Reize zu verjüngen. Der Mann der Rechnungen dichtete hier, noch in seinem siebenzigsten Jahre, einen Roman.

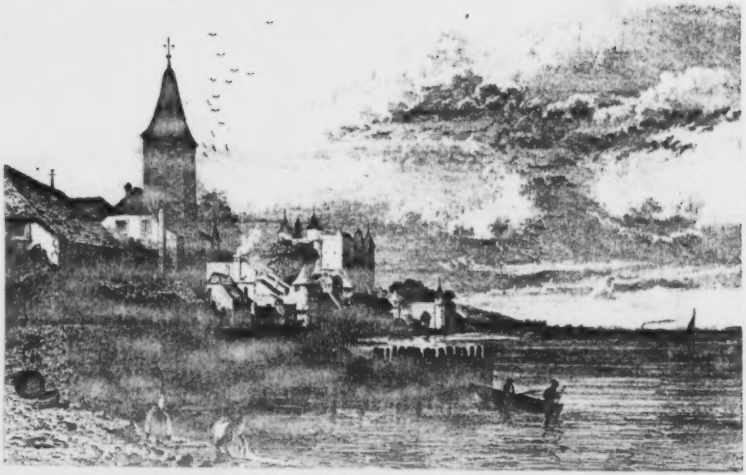

Hab' ich nun Coppets gedacht, ſo darf ich auch wohl Prangins erwähnen, das unweit davon, zwiſchen Nyon und Rolle, ſeine gewaltigen Mauern maleriſch erhebt. Dieſe Burg alter Barone ward, nach mancherlei Schickſalswechſeln endlich das Aſyl eines Mannes, der, mit einem ihm geſchenkten Zepter, erſt zwei Jahr den ſchönen Boden Neapels, dann fünf Jahre das ſpaniſche Reich, als König, beherrſcht hatte. Nicht lange verweilte Joſeph Napoleon in Prangin, da ſein Bruder das Exil von Elba verließ. Aber der Bluttag von Waterloo ließ ihn Prangin, Europa und alle königlichen Hoffnungen vergeſſen. Er ſtob, als Graf von Survilliers, in den Frieden der nordamerikaniſchen Freiheit. Schönere Erinnerungen, denn dieſe, umſchweben indeſſen noch das unſchöne, gothiſch aufgethürmte Schloß von Nyon. Hier lebte einſt der gute Landvogt, der weiſe Karl von Bonſtetten, der Geliebte des Volks. Er verwandelte den alten Rittersitz in einen freundlichen Tempel der Muſen. Hier lebten Salis, Friedrike Brun und die Weiſen Genfs mit ihm glückliche Tage. Hier begann Johannes Müller ſein unſterbliches Geſchichtwerk, und ſang Matthiſon ſein Lied an den Genferſee.

3. Grandſon.

Den berühmteſten Namen unter allen Burgſtällen des Pays des Vaud trägt Grandſon, auf einem Hügel am ſüdweſtlichen Ende des Neuenburger Sees. Die ſchwerfällige Maſſe des Schloſſes ſelbſt, ſein hohes finſtres und weitläuftiges Gemäuer, mit kleinen runden, von Spitzdächern bedekten Thürmlein, die Walter Scott mit Pfefferbüchſen verglichen haben würde, ſtellet ſich zwar, neben dem ruhigen See, ungemein romantiſch dar, zeigt jedoch keine andre Merkwürdigkeit. Eben ſo unbedeutend, oder noch unbedeutender, iſt dabei das ärmliche Städtlein. Allein der Name Grandſon mahnt an einen der ſchönſten Tage der Schweizergeſchichte. Vor dieſem Schloſſe brach bekanntlich Karl der Kühne, Herzog von Burgund, ſein fürſtliches Wort gegen die tapfre Beſatzung der Eidsgenoſſen, als ſie ſich, nach zehntägigem Widerſtande, ſeinen Waffen übergeben hatte. Ihrer Hunderte ließ er an den Bäumen aufhenken; ihrer Hunderte an Seilen im Waſſer des Sees umherzerren, bis ſie ertranken. Aber noch in der Nähe dieſes Schloſſes ereilte ihn die Rache der Eidsgenoſſen. Zwiſchen Gebirg und See

schlugen sie eine ihrer blutigsten Freiheitsschlachten (1476.) Mit 20,000 Mann vernichteten sie des stolzen Eroberers Heer, der ihnen 50,000 Mann entgegengestellt hatte, und machten sie eine unermeßliche Beute, deren Werth der Einfachheit der Gebirgsmänner fremd und unbekannt war; jene großen Diamanten, welche heut in den Kronen Frankreichs, Oestreichs und der Nachfolger des heil. Apostels Petrus prangen. Einen dieser edeln Steine, welchen ein Schweizerkrieger um ein paar Gulden weggab, erkaufte nachher Papst Julius II. »der Knecht der Knechte Gottes«, um 20,000 Ducaten.

Aber warum das Vielbekannte wiederholen? — Der Spaziergang von einer Stunde längs dem See, im Schatten hoher Bäume, führt von Grandson zu einer nahen, freundlichen Stadt, die, eine der ältesten des helvetischen Landes, der Römer Ebrodunum, auch noch in unsern Tagen einen geachteten Namen führt. Ich spreche von Yverdon, oder Iferten, nächst Lausanne und Vevay, das gewerbigste und ansehnlichste Städtchen des Waatlandes, obgleich von kaum 3000 Einwohnern bevölkert. Hier lebte und lehrte, in dem von den alten Herzogen von Zähringen erbauten Schlosse, Heinrich Pestalozzi zwanzig Jahre lang und machte die Stadt eben so lange zum Wallfahrtsort und zur Schule der Pädagogen Europens und Amerika's. Noch itzt bestehn da aus jener Zeit mehrere nambafte Privat-Erziehungsanstalten für Knaben, Mädchen und für Taubstumme. Am berühmtesten unter diesen ist itzt noch die Niedererſche Mädchenerziehungsanstalt, welche von Zöglingen, nicht aus der Schweiz nur, sondern aus den meisten europäischen Ländern besucht ist. Der geistvolle Niederer war einer von Pestalozzi's Jüngern und Mitarbeitern.

Es ist eine merkwürdige Sonderbarkeit, die aber gar keine Seltenheit ist, daß im Dienst unbedeutende Militärpersonen wesentliche Verbesserungen im Kriegswesen erfunden haben; daß zu Grunde gerichtete Landökonomen vortrefflich über Vervollkommnung des Ackerbau's und der Viehzucht schrieben; daß bankerote Kaufleute die größten Ansichten im Finanzfach lieferten, oder doch die zweckmäßigsten Handelsinstitute errichteten, und daß Männer, die weder Erziehung hatten, noch selbst Erziehung geben konnten, die größten Reformen im Fach der Pädagogik schufen. Rousseau, der Bürger von Genf, schrieb seinen Emil, über Erziehung des Kindes von den ersten Lebensaugenblicken desselben an; er selber aber erzog seine Kinder nicht, sondern übergab sie dem Findelhause. Er hätte sie nicht erziehen können. Eben so wenig war Pestalozzi

dazu geeignet; er, der scharfblickende Weise, der zärtlichste Kinderfreund, der edle, reine Mensch, liebenswürdig und gutmüthig, wie ein Kind. Er war kein Mann der Welt, sonden ein Mann der Ideen. Andre mußten seine Entwürfe in die Wirklichkeit hinaus gestalten: seine Ideen gleichsam verkörpern. Unter ihnen waren Hermann Krüsi, Niederer u. s. w. ausgezeichnet. Er selber konnt' es nicht. In Frankreich, Deutschland, Preußen, Rußland, Neapel, Spanien, Nordamerika u. s. w. wurden Schulen und Bildungsanstalten nach seinen Grundsätzen gestiftet; in der damaligen Schweiz, (denn sie ist gegenwärtig doch in Vielem eine andere und hellere geworden) folgte man dem von ihm aufgestellten Beispiel nur selten. Und seine Lieblingsidee, die er bis zur letzten Lebensstunde, und immer vergebens, verfolgte, Kinder nämlich der Aermsten im Volk zu bilden, sie vom lebenslänglichen Elend, Bettelstab, vom Zuchthaus und Schaffot zu erretten, konnte nur erst ein praktischer Mann, von Geist und Gemüth, wie der edle Fellenberg realisiren.

Ich mögte hier das Bild Pestalozzi's zeichnen, ganz wie ich ihn selbst, manches Jahrzehend lang, und in den verschiedensten Lagen seines Lebens, kannte. Ich kann es kaum anders, als wie ich es, in meinen Erinnerungen an ihn, schon anderswo that.

Er lebte, wie gesagt, nur in seinen Ideen und nur für sie. Er gehörte nur durch sie der Welt an. Veredlung, oder wenigstens doch Entthierung der ärmern, verwahrlosetsten, größern Volksmasse durch Unterricht war sein ewiges Ziel. Ein Mann von so seltner Geisteskraft und sich selbst hinopfernder Tugend mußte groß auf sein Zeitalter einwirken. Er hat in Europa, auch wo sein Name nicht dabei genannt wird, unstreitig die mächtigste Anregung zur Verbesserung des Volksschulwesens gegeben. Dies Verdienst um die Menschheit wird ihm die europäische Menschheit dankbar immer zugestehen. Sein Name ward im gesammten Welttheil, wie in Amerika mit Ehrfurcht oder Neid genannt. Nur in der Schweiz erkannte man den Außerordentlichen am wenigsten. Da sah man nur den schlichten Schulmeister, der weder Lebensart, noch Lebensklugheit, besaß und weder seinen Anzug, noch sein Hauswesen in Ordnung zu bringen verstand. Hier wurden selbst seine Tugenden lächerlich, und er hatte sich glücklich zu schätzen, wenn man ihn nur für einen etwas übersannten Kopf, nicht für einen gutmüthigen Halbnarren erklärte. Man erzählte sich mancherlei Anecdoten von ihm, um sich von ganzem Herzen über ihn zu belustigen, z. B. wie er einmahl, auf dem Weg von

Solothurn nach Basel, eine arme Familie im bittersten Elend fand; helfen wollte, nicht konnte; keinen Heller Geld bei sich hatte; aber von seinen Schuhen die silbernen Schnallen löste, sie hingab, fortrannte, die Schuhe mit Stroh festband und so zum Gelächter der Gassenbuben in die Straßen der reichen Handelsstadt einzog.

Mit durchdringendem Scharfsinn und Alles vergegenwärtigender Einbildungskraft, sah er jede Schwäche, jede Stärke des Herzens. Er kannte den Menschen durch und durch; aber er kannte die Leute nicht. Kindlichgut, war er leichtgläubig, wie ein Kind. Oft von Andern, weit öfter noch durch sich selbst getäuscht, ward seine Leichtgläubigkeit eben so häufig zum unverdienten Vertrauen, als zum unverdienten, hartnäckigen Argwohn; und, bei der Reizbarkeit und Lebhaftigkeit seiner Gefühle, ging er eben so schnell zur Liebe, wie zum Hasse, über. Er wußte sich im Allgemeinen verkannt. Die Ungerechtigkeit der Welt gegen ihn zerriß sein Herz; um so leichter gewann ihn jeder, der seine Eigenliebe schmeichelte, und ihn lenken wollte. Dies und seine unverhehlten freisinnigen Grundsätze in des Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten, wodurch er der Patrizier- und Geld-Aristokratie und deren dienstbeflissenen Anhängern verhaßt blieb, waren die Ursachen, daß nie gedieh, was er selber schaffen wollte, um seine Ideale in der Wirklichkeit zur Anschauung aufzustellen.

Noch wenige Wochen vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit des Körpers erschien die Kraft seines Geistes ungebrochen. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit entwickelte er mir seiner neuen Ideen eine, über Vereinfachung des Unterrichtens in todten Sprachen. Er wollte darüber noch ein Werk schreiben. Da kehrte sein Genius die Lebensfackel um.

XVII.

Kanton Freiburg.

1. Freiburg.

Dies Ländchen, in welchem etwa 86 bis 87,000 Menſchen auf einem Raum von 26 bis 27 geographiſchen Geviertmeilen in 6 kleinen Städten, mehr denn 200 Dörfern, 300 Weilern, zerſtreuten Wohnungen und Höfen, beiſammen wohnen, bietet dem Beobachter eine ſo große Mannigfaltigkeit der Landſchaftbilder, der Sprachen, Sitten, Geſetze, Kleidertrachten, Gewohnheiten, der geſchichtlichen und politiſchen Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten zur Schau, als irgend ein andrer Schweizerkanton. Aber dem großen Haufen der Reiſenden iſt das Ländchen nicht namhaft genug; er kennt es nur, als Durchgangspunkt von Bern zum Genferſee. Er ſtaunt etwa die wunderliche Bauart der Hauptſtadt an, wo hier Gebäude und Kapellen am Rande hoher, ſenkrechter Sandfelſen über dem wilden Strom der Saane ſchweben, dort ſich in Bergſchluchten verkriechen; hier der ſtolze Pallaſt des Jeſuiten-Collegiums auf der Berghöhe die fromme Stadt dominirt; dort in der Luft, wie Fäden eines Spinngewebes, die neue Drathbrücke, 925 Fuß lang, von Berg zu Berg, über Strom und Thal, über Kirchen, Häuſer und Thürme, 160 Fuß hoch, hinzieht. Vom Uebrigen ſieht und kennt er wenig. Eben von dieſem Uebrigen mögt' ich erzählen.

Das ganze Land liegt hoch, doch fruchtbar; der tiefſte Punkt noch mehr denn 1300 Fuß, der höchſte noch mehr denn 7000 Fuß über dem Meere (der Dent de Brenleyre 7353 Fuß.) So viele Gießbäche und Waldſtröme von den Alpen und Jorat-Höhen niederſtürzen, ſo viele Thäler laſſen ſich zählen. Ueberall verwandelt

angehöre, ist jedes Amtes fähig. So blühen nun dort gegen siebenzig verschiedene Arten christlicher Kirchen in Frieden neben einander; und jede Glaubenspartei, jede Gemeinde besoldet ihre Lehrer, die sie sich wählt. Neben den Evangelischen breiten sich die Katholischen aus; und wie die schwärmerischen Zitterzuäker, haben die schwärmerischen Trappisten eine ungestörte Heimath. Da verschwindet der unsinnige Glaubenshaß. Es ist erfreulich, daß auch Protestanten zum Bau katholischer Tempel steuern, und hinwieder katholische Aeltern, in Ermangelung von Priestern ihres Bekenntnisses, ihre neugeborenen Kinder von evangelischen Pfarrern nach katholischem Brauche taufen lassen. Da kennt man keinen Donner vom Vatikan, welchen noch heute europäische Könige oft scheuen; da keinen unchristlichen Gesetzeszwang gegen Ehen zwischen Personen von zweierlei Kirchen; da keine Gräuel in Glaubensdingen, wie Irland und das südliche Frankreich zeigen; da herrschen Gott und Gesetz, nicht Priester, nicht Konkordate, nicht eine auserwählte Kirche, welche andersgläubige Bürger zu Stiefkindern des Staates, oder zu Auswürflingen desselben macht.

Die europäischen Auswanderer, welche trauernd um die Gebrechen ihrer alten Vaterlande, über den Ozean hinaus in die neue Welt wandern,

da die Natur ihre Gestalt und Stimme. Sie spricht immitten des Hochgebirgs, über schauerlichen Abgründen, zwischen Wolken und unerklimmbaren Felsgipfeln, unter dem Donner der Wasserfälle und dem Geläut der Heerdenglocken, die Sprache des Epos; zwischen den Hügeln, Gebüschen, Dörfern, Seeufern, Kapellen und romantischen Burgen der Thalwelt die Sprache der Idylle, und in den öden Mooren jenseits des Murten-Sees, die der Ibis, der schwarzgemäntelte Strandläufer und andres Sumpfgeflügel belebt, die ruhigste Prosa.

Hier ist die Gränzscheide, wo sich die Nachkommen und Sprachen zweier Nationen, der Allemannen und Burgunden, berühren, ohne sich in einander aufzulösen. Die Linie der Sprachentrennung zieht sich von Südost über Freiburg nach Nordwest, fast quer durch den Kanton. In der Stadt Freiburg selbst sprechen einige Straßen deutsch, und die andern französisch. Das Deutsche unterscheidet sich in verschiednen Gegenden des Landes wieder nach verschiednen Mundarten; das Welsche zerfällt in noch weit mehr Dialecte. Doch im Letztern sondert sich am schärfsten das Gruyerin-Welsch der Landschaft Gruyeres, das Broyar am Neuenburgersee und das Gantzo in des Landes mittlern Theil von einander.

Eben so verschieden sind die bürgerlichen Gesetze dieser Landschaften. Sie entstammen den Bräuchen und Uebungen des hohen Alterthums, die nach und nach in Schrift aufgefaßt und nach den Bedürfnissen der Zeit, mit Zusätzen und Veränderungen, ausgestattet wurden. Das älteste schriftliche Gesetzbuch ist die sogenannte »Handfeste« aus dem J. 1249. Daneben bestehn in den 13 Bezirken des Landes über ein halbes Dutzend besondrer örtlicher Gesetzbücher, oder Coutumiers und Ordnungen; alle unter sich abweichend; alle nur noch in Handschriften; und die Abschriften eines und desselben Buchs wieder unter sich ohne Uebereinstimmung. Erst seit 1821 hat man angefangen, ein allgemeines Civilgesetzbuch zu entwerfen; aber auch nur angefangen. Karls V »Halsgerichtsordnung«, etwas gemildert, verrichtet noch den Dienst des Criminalcodexes.

Ehe (am 7. Dezember 1830) die staatsbürgerliche Rechtsgleichheit im Staatsgrundgesetz anerkannt wurde, gab es in dem Ländchen auch, wie in andern Kantonen, eine lange, erbliche, von Geschlecht zu Geschlecht übergehende, Stufenfolge mannigfacher bürgerlicher Stände und ihrer Rechte und Unrechte und Vorrechte, wodurch die Menge der Gegensätze auf diesem Erdenfleck noch mehr vergrößert ward. Oben an standen die Bürger der Stadt, das heißt der Hauptstadt. Denn wie in allen Aristokratien, trug diese allein,

vor allen übrigen Städten des Landes, den Namen der Stadt (urbs). Aber auch die Stadtbürgerſchaft bildete in ſich ſelbſt wieder drei Kaſten, die des Adels, die der Patricier, denen zu öffentlichen Aemtern ausſchließliches Recht gebört, und der Bürger von Stadt und „alter Landſchaft“, welche außer dem Mitgenuß an gewiſſen Gemeingütern, auch das Recht zu gewiſſen Wahlen hatten. — Unter den Adlichen und Patriciern aber waren auch nicht alle, ſondern nur beſtimmte Familien berechtigt, in die obern Landesbehörden einzutreten, ſondern nur diejenigen, welche zur Zahl der „regimentsfähigen Familien“, oder der „heimlichen Bürger“ gehörten. Auch dieſe unterſchieden ſich wieder durch Titel und Benennungen, bis im Jahr 1782 dieſe Lächerlichkeit, welche man aber nichts weniger als lächerlich fand, aufgehoben und volle Rangesgleichheit wenigſtens unter den heimlichen Bürgern eingeführt hat. — In andern Städten des Landes fanden ähnliche Rangordnungen ſtatt, aber nirgends die gleichen. Da gab es unter den Bürgern Patricierartige und Gemeine; ferner blos Angehörige des Orts, zu denen auch die Unehlichgebornen zählten; ja, ſelbſt endlich Pfarrgenoſſen, die zu keiner Ortſchaft, ſondern nur zum Kirchſprengel, gehörten. Das Bauervolk, verſteht ſich, war am dürftigſten mit Rechten ausgeſtattet; als Unterthan zum Beten, Arbeiten und Bezahlen geboren. Aber die eigentlichen Pariah's des Landes waren denn doch, wie in der ganzen Schweiz, auch hier, die „Heimathloſen“; Menſchen ohne Vaterland, die von allen Gemeinden ausgeſtoßen, ſich nirgends anſiedeln konnten, nirgends bürgerliche Rechte beſaſſen, kaum auf ihr Menſchenrecht Anſpruch machen durften.

Die Anzahl dieſer Unglücklichen in der Schweiz war groß. Sie ſtammten theils von verarmten Familien, die ſich in ihrer Heimath nicht erhalten konnten, als Landſtreicher bettelnd umherzogen, in rechtmäßigen, oder wilden Ehen ſich vermehrten und zuletzt nicht mehr wußten von wannen ihre Voreltern gekommen ſeyn mogten; — theils von Familien ausländiſcher, deutſcher, franzöſiſcher oder italiäniſcher Strolche, denen die Gaſtfreundlichkeit und fromme Milde der Schweizer, neben ſchlechter Polizei in ihren vielerlei Gebieten, wohl behagte; — theils von Nachkömmlingen derer, die zur Zeit der Reformation den Glauben verändert, und damit das Bürgerrecht in ihrer Gemeinde und ihrem Kanton auf immer verwirkt hatten; — theils von Perſonen, die aus ihrem Kanton, andrer Verbrechen willen, auf ewig verbannt worden waren; — theils von Nachkömmlingen derjenigen Schweizer, oder

Fremden, die in Schweizerregimentern des Auslandes Söldnerdienst getrieben, ſich verheirathet hatten und in die Schweiz kommend, nirgends anerkannt wurden. Sie Alle, von allen Seiten zurückgeſtoßen, gezwungen, ein Vagabundenleben zu führen, ſcheu vor der Polizei der Nachbarſtaaten der Schweiz, ſchwärmten nun einzeln oder familienweis, als Bettler, Keſſelflicker, Knopfſchneider, Korbmacher und dergleichen herum; paarten und trennten ſich nach Belieben, ohne Ordnung, ohne Geſetz, ohne Religion; ſchliefen in Wäldern und Ställen, wahrſagten, ſtahlen und gefährdeten auf mancherlei Weiſe, doch ſelten und gemeinlich nur aus Verzweiflung, die öffentliche Sicherheit. Sie wurden in der Schweiz, was die Zigeuner in andern Ländern ſind. Sie bildeten im Staatenbündel der ältern Eidsgenoſſenſchaft einen eignen Freiſtaat; ſie kannten ſich unter einander; trafen ihre Verabredungen; und verweilten ſelten lange Zeit in einer und derſelben Gegend, ſondern machten, oft ganz regelmäßig, einen Umzug durch alle Kantone, den ſie in zwei, drei Jahren vollendeten.

Dem Unweſen ward erſt nach Auflöſung der alten Eidsgenoſſenſchaft, im erſten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts, ein Ende geſetzt, als an die Stelle der faulen Ariſtokratien beſſere Ordnung der Dinge trat. Doch nur zum Theil ward dem Uebel ganz abgeholfen. Die Kantone vertheilten die Familien der Heimathloſen unter ſich. So wurden dieſe Verſtoßnen wenigſtens Angehörige eines Kantons, der ſie beaufſichtigte, bevogtete und im Nothfall vom Hungertode rettete. Allein ſchwerer ward es, ſie in beſondre Gemeinden heimathlich, und als Mitnutznießer des örtlichen Gemeingutes, einzubürgern. Theils ſchreckte ihre eingeroſtete Entſittlichung, theils ihre Anzahl ab. Dem Kanton Freiburg allein ſind bei 500 ſolcher heimathloſen Familien zugefallen. Man berechnt, daß der Staat zu ihrer nothdürftigſten Unterſtützung binnen 20 Jahren an 100,000 Fr. verwendet hat. Aber unſinnig, weil widernatürlich, iſts, ihnen geſetzliche Heirathen zu verbieten, um ihre Vermehrung zu verhüten.

Nichts romantiſcher, als der Anblick der Hauptſtadt Freiburg, deren tauſend Häuſer mit einer Menge von Kirchen, Klöſtern und Kapellen, hoch und niedrig, über ſteilen Felſen, tiefen Schlünden, Halbinſeln und Bergbängen wunderlich zuſammen gedrängt liegen. Tritt man hinein, ſo wandelt man im Mittelalter unſrer Zeitrechnung; mit einem Anflug neuer Art und Kunſt überhaucht, und Rom ſelbſt

hat kein frömmeres Anſehn. Selten eine Straße, in welcher wir nicht daß Kreuz, oder Häuſer mit Heiligenbildern bemalt erblicken; wenig Leben darin, außer an Feſttagen. Die geringe Bevölkerung von kaum 8000 Seelen verliert ſich in der Menge der Gebäude, welche vorzeiten, als die Gerbereien allein bei 2000 Arbeiter beſchäftigten, für eine größere Zahl der Bewohner berechnet war; ein andrer Theil ihrer Bevölkerung aber lebt in Zellen der Klöſter verſchloſſen. Auf den ſtillen Gaſſen wandeln, von Morgens bis Abends, faſt zu allen Stunden des Tages, Andächtige, beſonders weiblichen Geſchlechts, welche vom feierlichen Klang der Glocken zum Gebet und Gottesdienſt, bald nach dieſer, bald nach jener Kirche, gerufen werden. Nur an Feier- und Markttagen erſchallen, neben der Andacht in den Tempeln, 50 bis 60 Wirthshäuſer, Wein- und Bierſchenken oder die Kaffeehäuſer vom fröhlichen Leben. Die Stadt allein zählt, außer fünf Mönchs- und vier Nonnenklöſtern nebſt einem Prieſterhauſe, zwölf Kirchen und neun Kapellen. Unter den Kirchen ragt die dem heil. Nicolaus geweihte vor allen hervor. Sie ſtammt aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert und iſt im gothiſchen Styl erbaut; ihr Thurm, mit dem prachtvollen Geläute, dritthalb hundert Fuß hoch. In der Vorhalle am Haupteingang erblicken wir von Stein, in erhabner Arbeit, durch die Kunſt der alten Meiſter, das Weltgericht dargeſtellt, eine blutige Satyre auf die Gewaltigen jener Zeit, auf die Herrſcher vom Thron und Altar. Die Teufel zeigen ſich rührig, die Verdammten in das hölliſche Feuer zu ſchleppen. Man ſieht ſie gebeugt unter der Laſt von Kaiſern, Königen, Fürſten und Herrn, von Päbſten, Kardinälen, Biſchöfen und dickwanſtigen Prieſtern und Mönchen, die ſie in Tragkörben zum Abgrund der Flammen bringen.

Victor Hugo, unter Frankreichs neuern Dichtern der genialſte in Erfindung und Ausfärbung ekelhafter Zerrbilder und das ſittliche Gefühl empörender Verknüpfungen der Charactere und Schickſale, hat in ſeinem Roman „Notre Dame von Paris“ einen eigenthümlichen Gedanken, der mehr, als das ganze Werk werth iſt. Ich kann mich nicht enthalten ihn zu wiederholen; denn er iſt ſchön, weil er nicht ohne Wahrheit iſt. Bis zum ſechszehnten Jahrhundert, ſagt er, war die Architectur das Buch der Menſchheit, worin ſie den Nachkommen ihre Gedanken und Gefühle überlieferte. Die erſten Denkmale waren Felsſtücke, von keinem Eiſen berührt; aufrechte Steine, deren jeder ein Buchſtabe, eine Hieroglyphe galt. Wir finden dieſe ſteinerne Sprache noch im Norden Aſiens und Europens, wie in den Pampa's Amerika's. Später ſchuf man

Worte; legte Stein auf Stein; verknüpfte Sylben von Granit. Das Dolmen und Kromlech der Celten, der hetruriſche Tumulus, der hebräiſche Galgal ſind Worte. Der ungeheure Steinhaufen von Karnak iſt ſchon eine Phraſe. Die Architektur entfaltete ſich zugleich mit dem Reich menſchlicher Gedanken; ſie ward rieſenhaft, tauſendköpfig, tauſendarmig und verſteinerte in ſichtbarer, ewiger Form den hin- und herſchwebenden Symbolismus. Der Pfeiler ward zum Buchſtaben, die Arkade zur Sylbe, die Pyramide zum Wort, der Tempel zum Buch, wie die Pagode von Ellora, das Rhamſeion Aegyptens. Der Tempel Salomons ward nicht blos eines heiligen Buches Hülle, ſondern das heilige Buch ſelbſt; alles daran und darin Geſchichte und Pſalm. So war in den erſten 6000 Jahren der Welt, von der älteſten Pagode Indiens bis zur Kathedrale von Köln, die Baukunſt eine Schriftkunſt des Menſchengeſchlechts.

Am nächſten und uns am verſtändlichſten liegt den heutigen Tagen noch das Mittelalter. Im erſten Zeitraum deſſelben, als der Vatican aus den Trümmern des alten welterobernden Roms ein neues, die große europäiſche Theokratie, erbaute, ſpricht ſich der Geiſt der Jahrhunderte ſymboliſch in der geheimnißvollen, romaniſchen Baukunſt, Schweſter der Architekturen Indiens und Aegyptens, aus. Jeglicher Gedanke der Zeit iſt in dieſem düſtern romaniſchen Styl niedergeſchrieben. Ueberall ſieht man die unveränderliche Hieroglyphe päbſtlicher Einheit, Unumſchränktheit, Unerforſchlichkeit und Macht; überall den Prieſter, die Kaſte; nie den Menſchen, das Volk. — Dann aber bringen die Kreuzzüge einen neuen Geiſt in die Abendlande. Der Feudalismus will mit der Theokratie theilen. Der Adel durchbricht das Prieſterthum; hin und wieder die Gemeinde den Adel. Die Hieroglyphe der Architektur ſchmückt auch die hochgethürmten Felſenburgen. Unter den hohen Spitzbögen der Kathedralen ſpricht das Prieſterthum nicht allein; auch der freiere Geiſt des erwachenden Volks durch ſeine Dichter. Dieſe Dichter ſind Baumeiſter und Steinhauer in den wiſſenſchaftlichern Maurergilden. Größer, als ihr Jahrhundert, verewigen ſie ihren Spott über daſſelbe. Kapiteele und Hallen der Kirchen zeigen in ihren Schnörkeln die Tyrannei der Großen, die Sittenloſigkeit der Prieſter; Könige im Rachen des Satans; Nonnen und Pfaffen ſchaamlos verkuppelt. Ein bacchiſcher Mönch mit Eſelsohren, und den Weinbecher in der Hand, lacht der Gemeinde ins Geſicht. Nur in dieſer Art war damals der Gedanke frei; er hatte in der Architektur ein Privilegium, das unſrer heutigen Preßfreiheit

gleicht. Hätte ſich der Gedanke in einem geſchriebenen Buche gezeigt, das Buch wäre mit dem Autor durch Henkershand auf öffentlichem Markte verbrannt worden. So war bis auf Guttenberg die Architektur die allgemeine Hauptſchrift. Das Mittelalter ſchrieb die letzte Seite dieſes im Orient begonnenen, im griechiſchen und römiſchen Alter fortgeſetzten Granitbuches. — Die allgemeinen Kennzeichen jeder prieſterherrſchaftlichen Sculptur ſind: Unveränderlichkeit, Abſcheu vor Fortſchritten, Erhaltung der überlieferten Linien, Weihe der urſprünglichen Typen; eine ſtehende Form des Menſchen und der Natur. Dies iſt das ſtarre Gepräge der ägyptiſchen, der indiſchen, der romaniſchen Kunſt. — Der architektoniſche Charakter des Feudaladels iſt ſein ſchmuckloſer barttherziger Kriegerſtolz, der ſich in den durch's Land weit ſchauenden Wartthürmen, in den gewaltigen Burgſtällen vom Harniſch der Ringmauern umſchloſſen, auf ihren Felshöhen, in den unterirdiſchen Burgverließen, ſelbſt in den engen Fenſterlöchern offenbart, die, wie Augen des böſen Gewiſſens, mehr zum Lauern gemacht ſind, als das finſtre Geheimniß des Innern errathen zu laſſen. Reicher, aber minder heilig, minder hochmüthig, iſt die Architektur des Volks. In der phöniciſchen ſieht man den Kaufmann, in der griechiſchen den Republikaner, in der gothiſchen den Bürger.

Der Kanton Freiburg zeichnet ſich unter den übrigen der Schweiz noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, die bemerkenswerth iſt. Seiner bürgerlichen Verfaſſung nach gehört er zu den demokratiſchen Republiken, mit Stellvertretung des Volks, mit Gleichheit der politiſchen Rechte für alle Bürger, ſogar mit Preßfreiheit, alſo, daß niemals weder die Cenſur, noch irgend eine andre vorgreifende Maßregel eingeführt werden kann. Bei dem Allen beſteht jedoch dieſer kleine Staat zugleich in ſeinem Innern, als ein, wenn auch nicht geſetzlich ausgeſprochener, doch thatſächlich lebender Prieſterſtand, deſſen moraliſche Macht die weltliche Obrigkeit vielmals überflügelt und beherrſcht, wie ſehr ſie ſich auch zuweilen dagegen ſträubt.

Die Hauptſtadt iſt zugleich Sitz eines Biſchofs, der zwar noch den Titel eines Biſchofs von Lauſanne führt, aber ſeit der Reformation den größten Theil ſeines Sprengels verloren hat. Außer dem Kanton Freiburg, ſtehn nur noch die wenigen katholiſchen Geiſtlichen unter ihm, die ſich in den Kantonen Waadt,

Genf und Neuenburg befanden. Desto zahlreicher ist die Prieſterſchaft im Lande, welches er bewohnt; und er freut ſich dabei einer um ſo größern Unabhängigkeit, weil ihn, nicht mehr wie vorzeiten das Domkapitel, ſondern unmittelbar der Papſt erwählt. Nach einer Zählung vom Jahr 1827 betrug die Anzahl der Weltgeiſtlichen 190; der Mönche 200; der Nonnen 204; ſo daß unter etwa 150 Einwohnern, immer wenigſtens einer, geiſtlichen Standes iſt. Schon daraus läßt ſich der Einfluß ermeſſen, welchen die Prieſterſchaft auf das Volk haben kann, wenn ſie ihn verlangt; und ſelten lehnt ſie ihn ab. Um ihn zu erwerben oder zu behaupten, liegt es im Intereſſe der Hierarchie, die Maſſe des Volks in frommer Unwiſſenheit und im Gehorſam des Glaubens zu bewahren. Gleiches Intereſſe hatte aber auch die ehemalige Ariſtokratie, ihrer Natur gemäß. Zwar noch im fünfzehnten Jahrhundert trug die Verfaſſung, wenigſtens der Hauptſtadt und der ſogenannten „alten Landſchaft“, eine demokratiſche Form. Aber dieſe ging allmählich in voller Ariſtokratie und auch dieſe endlich in wahrer Oligarchie unter. Ein blutiger Aufſtand des Volks unter Anführung des Nikolaus Chenaux, im Jahr 1781, ſuchte die verlornen Rechte gegen Willkühr und Eigennutz der Herrſcherfamilien zu retten; ward jedoch, mit Hülfe Berns, bald gedämpft und führte nur wenig Milderungen herbei.

Die geiſtliche und weltliche Gewalt unterſtützten ſich gegenſeitig in ihrem wohlverſtandenen Intereſſe, wenn auch nicht ohne Eiferſucht einer gegen die andre. Der ariſtokratiſche Stolz der Patricierregierung geſtattete der geiſtlichen Nebenbuhlerin keinen Vorrang; und mehr denn einmal fühlten die Biſchöfe und übrigen Prieſter die Uebermacht des landesherrlichen Arms.

Unter den franzöſiſchen Bajonetten, in der Revolution von 1798, verſchwand aber die freiburgiſche Ariſtokratie; der Clerus hingegen blieb in angeſtammter Hoheit. Napoleons Mediation ſtellte jene nicht wieder her, und ließ dieſen unangetaſtet. So konnte die geiſtliche Gewalt ungeſtört, durch Einfluß im Volk, ihr frommes Reich befeſtigen und erweitern. Als ſich im Jahr 1814, im Jahr der Reactionen, die Ariſtokratie von Freiburg wieder, wenn gleich mit einigen demokratiſchen Flittern geſchmückt, herſtellte (im großen Rath der Republik mußten 108 Mitglieder aus der patriciſchen Bürgerſchaft Sitz haben, und nur 36 von den übrigen Städten und Dörfern), erſchien ſie nicht mehr als ehemalige ſtolze Nebenbuhlerin der Hierarchie, ſondern als eine Hülfsbedürftige, welche Unterſtützung von dieſer ſuchen mußte, um ſich in der gewaltſam angemaßten Würde

zu behaupten. Dies gab dem Prieſterthum mit dem deutlichern Bewußtſeyn eigener Ueberlegenheit, Zuverſicht, die weltliche Hoheit ſelber in eine Dienerin verwandeln zu können, wenigſtens von ihr nicht mehr den Widerſtand zu befürchten, welchen ſonſt die alte Ariſtokratie von Zeit zu Zeit bewieſen hatte. Dies mußte um ſo tröſtlicher in Tagen ſeyn, da ſich, ſelbſt in Freiburg, von ganz andrer Seite her, ein Gegner der prieſterlichen Herrſchaft zeigte, der furchtbarer drohte, als alle Macht eines eiferſüchtigen Patriciats.

Die ſieben Revolutionsjahre der Schweiz hatten nämlich den morſchen Formenbau des Alterthums gebrochen. Er, den man für unvergänglich gehalten, war beim erſten Berühren aſchenhaft, wie ein mehrhundertjähriger Leichnam in ſich zuſammen gefallen. Eine Menge neuer politiſcher Staatseinrichtungen kam und verſchwand vor den ſtaunenden Augen des Volks, wie auf den Brettern einer Schaubühne deren wechſelnde Decoration, die ſtets eine andre Welt hinſtellt. Unter dieſem unaufhörlichen Wandel der Dinge, worin eine Revolution die andre verzehrte, alte Gewohnheiten zerriſſen, alte Vorurtheile verflogen, war, mit außerordentlichen Erfahrungen, eine Menge neuer Kenntniſſe, Begriffe und Bedürfniſſe in die Völkerſchaften eingedrungen. Erleuchtete Männer, welchen bisher Ariſtokratie und Prieſterſchaft Schweigen geboten hatte, weihten ihre Kraft einer beſſern Belehrung und Bildung der lange verwahrloſeten Volksmaſſe. Selbſt einzelne Geiſtliche, ſelbſt einzelne Mönche widmeten ſich dem menſchenfreundlichen und heiligen Geſchäft. Die Franziskaner und Auguſtiner von Freiburg übernahmen den öffentlichen Unterricht der Jugend in den Primar- und Secundarſchulen. Wie in den proteſtantiſchen Kantonen Peſtalozzi und Fellenberg, erwarb ſich in den katholiſchen Gegenden der Schweiz, beſonders in Freiburg, der Franziskaner, Pater Gregor Girard, unvergeßliches Verdienſt um Verbeſſerung des Volksſchulweſens. Dies Alles hatte beſſern Aufſchwung im Jahr 1804 begonnen. Bis dahin konnte man in den Dörfern ſelten leſen und ſchreiben. Es hielt oft ſchwer, nur einen Viehinſpektor zu finden, der die Regiſter des Viehſtandes führen und die Geſundheitsſcheine ausfertigen konnte. Traf der Bauer jemanden leſend, ſo war ſeine gewöhnliche Anrede: »Gelobt ſey Jeſus Chriſt! Ihr ſeyd in der Andacht.« Dem Pfarrer gehörte in den meiſten Haushaltungen der Gemeinde das ſchwere Denkamt ſelbſt in bürgerlichen Angelegenheiten.

Dieſer lautgewordene Eifer für Volksbildung war nun der

neue, der furchtbare Gegner, der sich wider die Hierarchie erhob und mit unsichtbaren Geisteswaffen die Gewaltherrschaft angriff, welche der römischgesinnte Clerus im Namen der Religion, mit ihren Schrecken und Hoffnungen bewaffnet, über ein unwissendes Volk, über Hohe und Niedre, bisher ausgeübt hatte. Wie emsig die geistlichen Behörden, die Bischöfe Odet und Guisolan, immerhin auch zur Vertheidigung ihrer alten Domäne thätig waren, konnten sie doch die Fortschritte der edlern Volksbildung nicht ganz hindern. Erst mit Restauration der Aristokratie im Jahr 1814 gewannen sie an ihr einen dienstfertigen Bundesgenossen. Zuerst ward (1816) den Augustinern, nachher (1823) den Franziskanern der öffentliche Unterricht entzogen; die vom Pater Girard eingeführte Methode des gegenseitigen Unterrichts abgeschafft, und zum Hauptgegenstand der Schulen nur die Belehrung der Kinder im katholischen Glauben gesetzlich gemacht. Der Bischof allein hatte die Schulbücher zu bezeichnen. In der Mitte des patricischen großen Rathes erinnerte man sich schon im Jahr 1818 wieder der ehmaligen Verdienste des Jesuitenordens um die Schulen des Landes. (Er hatte hier einen Absenker, schon seit 1581 bis zu seiner Aufhebung, durch Clemens XIV. im Jahr 1773 gehabt). Durch einen Beschluß des großen Rathes der Republik (obgleich von 117 Mitgliedern nur 69 dafür stimmten) wurden die Väter der Gesellschaft Jesu, vier Jahre nach Wiederherstellung ihres Ordens, in Freiburg wieder eingeführt. — Der edle Pater Girard wandte sich traurig von seiner Heimath ab und suchte in Luzern seinen freiern und friedlichern Wirkungskreis.

Indessen war in die Hütten des Volks doch schon zu viel des Lichts gedrungen. In der Hauptstadt selbst lebten schon zu viel kenntnißvolle und selbstdenkende Männer. Die Vermehrung und Verbesserung der Schulen ließ sich nicht mehr plötzlich und ganz hemmen. Die weisern und freiern Männer in den ersten Behörden des Staats, wie die gebildetern Bürger im Lande, rangen unermüdet vorwärts. Im Jahre 1829 zählte der Kanton schon 225 Primarschulen, von mehr denn 12,000 Kindern besucht. Die Hierarchie erkannte, daß die wieder auferstandene Aristokratie von 1814, welche dem Volke ohnehin verhaßt geblieben war, ihr nur geringere Dienste leisten konnte, als sie erwartet hatte. Sie sah daher den Sturz des Patriciats ohne besondere Betrübniß, als sich das Volk desselben im Jahr 1830 entledigte und die Demokratie verjüngte. Das Priesterthum konnte nicht ohne Grund

hoffen, dabei mehr, als je vorher zu gewinnen. Die katholiſchen Demokratien im Gebirg, wie Wallis, Uri, Schwyz, Unterwalden, Teſſin und Appenzell-Inner-Rhoden ſtellten angenehme Beiſpiele auf, daß ein unwiſſender, frommgläubiger Souverän durch niemanden leichter, als durch den Beichtvater geleitet werden könne. Die Prieſterſchaft, in allen Gemeinden zahlreich verbreitet, in die Geheimniſſe der Haushaltungen eingeweiht, deren männliche und weibliche Genoſſen mit den Feſſeln des Gewiſſens an Altar und Kirche geknüpft ſind, konnte ſich, durch den Grundſatz der Volksſouveränetät, als Souverän des Souveräns betrachten, ohne den Namen zu tragen; konnte den Wahlmännern die zu wählenden Geſetzgeber, Richter und Obrigkeiten bezeichnen, welche der Kirche am meiſten ergeben zu ſeyn ſchienen; konnte vor Andern, die zu fürchten waren, als vor Aufklärern, lutheriſchen Irrgläubigen, Freimaurern und dergleichen im „Namen der Religion“ warnen; konnte durch ihre Begünſtigten im großen Rath auf die Geſetzgebung, und durch ihre Getreuen im Staatsrath auf die Vollziehung einwirken. So ward die Demokratie zum eigentlichen Prieſterſtaat, worin die weltlichen Obrigkeiten, nach den Eingebungen des kirchlichen Intereſſes, zu handeln und zu wandeln hätten.

Wirklich ſtellte ſich das freiburgiſche Gemeinweſen ſeit 1830 ſchon ziemlich in dieſer Geſtalt dar. Der Stamm des ſouveränen Volks, vom Epheu des Clerus umflochten und durchſponnen und von tauſend kleinen Wurzeln deſſelben durchdrungen, gab von ſeiner Kraft und ſeinem Leben dieſem Friſche und Höhe. Am reichlichſten gediehen dabei die Väter der Geſellſchaft Jeſu. Freiburg ward die wahre Hauptſtadt und Pflanzſchule des erneuten Jeſuitenordens für Europa. Impoſant, wie die Gebäude und Paläſte des Jeſuitencollegiums, des Penſionats und Seminariums in Freiburg, iſt die Zahl der Jünger Loyola's und der unter ihrer Leitung ſtehenden 1200 Zöglinge, nicht aus der Schweiz nur, ſondern aus beinah allen katholiſchen Staaten Europens. Vom freiburgiſchen Mutterſtamm werden Abſenker in andre Länder verlegt. Der erſte grünte ſchon im Jahr 1836 im demokratiſchen Schwyz, wo ein neues Collegium errichtet ward; mit entfernten Reichen wird unterhandelt, und Hoffnung lebt, die Rieſengeſtalt desjenigen Ordens wieder erſcheinen zu ſehn, der am Tage ſeiner Auflöſung durch Ganganelli, die Welt in 40 Provinzen getheilt, darin 1,538 Collegien gegründet hatte, und 22,589 Mitglieder zählte, von denen 11,293 prieſterliche Würde trugen.

sind durch ihr Schicksal grösstentheils religiöser gestimmt, als diejenigen, welche im gewohnten Alltagssein zurückbleiben. Sie treten in die Fremde, wo ihnen Niemand befreundeter ist, als ihr Gott, und sie hangen ihm mit tieferer Inbrunst an, denn vorher. Viele Väter taufen da in ihren Einsamkeiten selbst; Viele reichen sich gegenseitig das heilige Abendmahl, wie nach Jesu Heimgang seine Jünger unter einander gethan. Religion ist immer früher gewesen, als Priesterschaft.

Missionarien der verschiedensten Glaubensparteien begeben sich predigend in die Wildnisse und Urheimathen der Wilden, unaufgefordert, unbesoldet; weit jenseits dem Missisippi und Missuri und Ohio sind sie gedrungen, und haben sie Pflanzstätten bekehrter Heiden gegründet. Es bestehen, besonders bei den Evangelischen, zahlreiche Missionsgesellschaften in allen Städten und Staaten. Vorzüglich thätig bezeugte sich die „Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden", die zu Bethlehem in Pennsylvanien am 21. Sept. 1787 ihre erste Versammlung hielt, und vom Staate Pennsylvanien wenige Monden später gesetzlich anerkannt ward. Und nicht zufrieden, allein die nachbarlichen Indianerstämme zu bedenken, erhob sich (im Jahr 1812) noch ein „amerikanischer Christenverein für aus-

Denkt man aber an die ſchon vorhandne Maſſe unabhängiger, dabei freiſinniger und gebildeter Männer des Landes Freiburg, an die, wenn auch langſamen und erſchwerten, Fortſchritte des öffentlichen Unterrichts; an die vorhandne Preßfreiheit und vermehrte Neigung des Volkes zum Leſen, an den wachſenden Verkehr mit den proteſtantiſchen Nachbarkantonen, welche Freiburg allſeits umſchließen: ſo mögte man kaum auf langes Leben des Prieſterſtaates inmitten der Republik eine Wette wagen.

2. Gruyere.

Für mich war und blieb die Gegend von Gruyere, oder Greyerz, beſonders wenn man von Bulle her (dem gewerbigſten Städtchen des Kantons) in dieſelbe eintritt, eine der anmuthigſten und lachendſten der Schweiz, und die anziehendſte des Kantons Freiburg. Die heitern Wieſenebnen des Thals, mit einzelnen umbüſchten Hütten durchſprengt, zeigen in der Ferne die wild her und hin durcheinander taumelnden Hochgebirge, und laſſen ſich in der Nähe nur von weich anſchwellenden Hügeln ſchmeichelnd umfaſſen. Links, auf dem Gipfel eines derſelben, ſchwebt zum Himmel aufgehoben, wie die Krone der Landſchaft, die hochgethürmte Burg der alten Greyerzer Grafen; und den Berg hinunter hängt, wie eine Schleppe deſſelben, maleriſch, fantaſtiſch, das Städtlein gleiches Namens.

Durchs Mikroſkop betrachtet wird auch die ſchönſte Mädchenwange, aus „Roſenglut und Lilienſchnee gewoben“ efelhaft; und um die antike Pracht des Hügels ſchön zu finden, muß man ſie nicht in der Nähe ſchaun. Denn das Städtlein, zum Theil halbvermodert, zeigt uns kaum 50 Häuſer, und daneben die fromme Trägheit und Armuth der wenigen Einwohner, von denen eine gute Anzahl aus den Einkünften des reichen Spitals ſeine Tage bequemlich friſtet. Das finſtre, rieſige Schloß, mit ſeinen vielen Wart- und Wohnthürmen und Wachtthürmlein, vierzehn Schuh dicken Mauern, Bruſtwehren, Zwingern, Schießſcharten und anderm Zubehör der Nothwehr, trägt in der That eine ganz vandaliſche Phyſiognomie. Die Sage wenigſtens geht noch itzt, der Häuptling einer Vandalenhorde habe im fünften Jahrhundert unſrer Zeitrechnung dies Land von ſeinem König Gundarich empfangen und ſich hier angeniſtet. Auch das Innere des ungeſchlachten Bau's entſpricht dem Aeußern. Das Tageslicht ſieht nur ſchüchtern durch

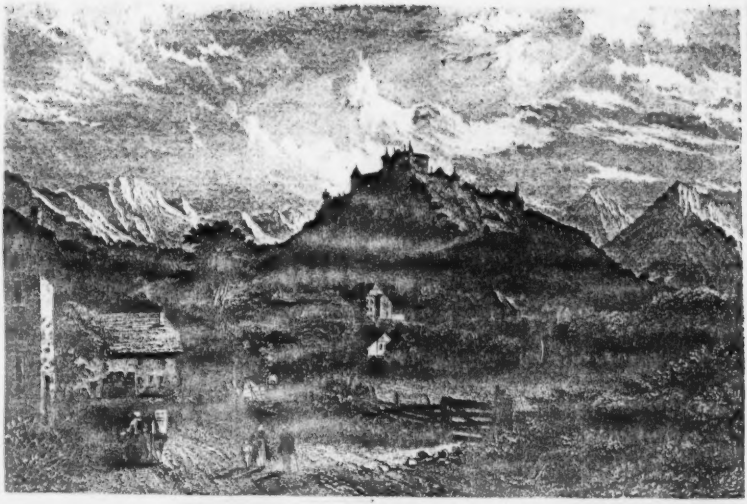

die engen Gitterfenſter in die gewölbten Hallen, oder in die weiten, von ſteinernen, drei Schuh hohen Bänken umfaßten, Säle herein, um etwa noch ein ungeheures Kamin zu beleuchten, worin ein ganzer Ochs Platz fand, gebraten zu werden, während der Rauch der brennenden Holzſcheiter mühſam durch den thurmartigen Schornſtein in die Höhe ſtieg. Ein bekannter, geiſtvoller Schriftſteller, Hr. Franz Kuenlin von Freiburg, hat ſich durch vaterländiſche Vorliebe bewegen laſſen, die Geſchichte der Grafen von Gruyere zu erzählen. Mir ſcheint darin nichts merkwürdiger, als daß der letzte der Dynaſten, im ſechzehnten Jahrhundert, ſchuldenhalber ſein Habe verlaſſen und in der Fremde ſterben mußte, er, deſſen vandaliſche Altvordern weit umher im Gebirg herrſchten, auch im Charmey-Thale und deſſen Alpen, welche die geprieſenen feinen Gruyere-Käſe noch heut zu den Tafeln europäiſcher und amerikaniſcher Gaumſeligen ſenden.

Nicht wegen ſeiner Käſe allein, oder wegen ſeiner herrlichen Alpen allein, verdient das erwähnte abgelegene lieblich-wilde Charmethal geſehn zu werden. Es verbirgt manche andre Merkwürdigkeit. Hier leben noch wunderbare Sagen der Vorwelt; hier noch Töne und Worte im Munde des Volks, die celtiſcher oder vandaliſchen Urſprungs ſeyn mögen und in andern Sprachen längſt ausgeſtorben ſind; hier noch Bräuche, die man nirgends ſonſt kennt. Entſtand ſonſt unter der fauſtfertigen Jugend des Landes, aus der man vorzugsweis gern die durch ihre treuen Herzen und durſtigen Kehlen wohlbekannten „Hundert-Schweizer“ des allerchriſtlichſten Königs recrutirte, Schlägerei an einem öffentlichen Orte, ſo ſtellte ſich der Friede plötzlich her, wenn einer der Zuſchauer ſein Meſſer in die Wand oder in die niedrige Zimmerdecke ſtieß, und, mit der Hand am Griff, rief: „Im Namen Gottes und der gnädigen Herrn und Obern gebiet' ich Frieden!“ Das Meſſer war vorzeiten das Sinnbild des freien Mannes, welches der Lehnsherr dem Leibeignen gab, wenn er ihn freiſprach. Seiner Aufforderung mußte man gehorchen.

Die alte Karthauſe Valſainte, aus dem dreizehnten Jahrhundert, liegt, wenige Stunden von da, im entgegengeſetzten Thal, in melancholiſcher Einſamkeit des Gebirgs, am nördlichen Fuß des prächtigen Moleſon, der das Kreuz ſeines Gipfels 6180 F. ü. M. erhebt. Zwar hob Pius VI die Karthauſe 1778 auf, und die Mönche zogen aus, unter des Volks, beſonders der Weiber, lautem Wehklagen, wovon, wie der Abt vom Hauterive meldet, Felſen und Wälder wiederhallten. Aber ſchon im Jahr 1791 bevölkerten

ſich die weitläuftigen Gebäude wieder mit Mönchen aus dem Orden der Trappiſten, die Frankreich verlaſſen hatten, und auch hier nur ſieben Jahre lang Zuflucht fanden. Denn beim Ausbruch der ſchweizeriſchen Revolution zogen ſie ſich bis in die Einöden Rußlands zurück; kamen jedoch, ſobald der erſte Conſul Bonaparte die Ruhe hergeſtellt hatte, wieder in ihr „heiliges Thal“ heim. Man kennt die herbe Regel dieſes Ordens, deſſen Glieder in ſtummer Weltentſagung, in elfſtündigen Gebeten und Geſängen, bei kärglicher Nahrung, harter Feldarbeit, nur Buße und Tod, unter ihrem „Memento-Mori-Gruß“ denken ſollen. Indeſſen hinderte das Alles doch den Pater Auguſtin, Abt von Val Sainte, nicht, der feinſte Weltmann zu ſeyn, und ſogar für einen Spion Bonaparte's gehalten zu werden.

Marſchall Ney, damals Großbotſchafter Frankreichs in der Schweiz, hatte mit dieſem geheimnißvollen Büßer ein Begegniß eigner Art. Dem Marſchall war nämlich einer ſeiner Grenadiere entlaufen, der inner den heiligen Mauern des Val Sainte Zuflucht gefunden hatte. Ney beſchied den Abt vor ſich und ſtellte ihn zur Rede. Pater Auguſtin ließ ſich durch den General nicht einſchüchtern, der in der Hitze des Wortwechſels aufſprang und ſchrie: „Unverſchämter Menſch, ich laſſe Sie zur Thür hinauswerfen!“ Der Abt, mit unerſchütterlicher Ruhe, verbeugte ſich tief und ſagte: „In dem Fall zieh' ich mich zurück, um Ihnen die Schande zu erſparen.“ Und er ging. — Doch acht oder zehn Tage nach dieſem Auftritt befand ſich der Marſchall eben beim Landammann d'Affry in Freiburg, als ein franzöſiſcher Courier mit Depeſchen von Bonaparte für den Großbotſchafter ankam. Dieſer bat um Erlaubniß, einen Blick hineinzuwerfen und hatte es kaum gethan, als er in helles Lachen ausbrach. „General, ſagte der Landammann: Sie haben ohne Zweifel angenehme Nachrichten aus Paris? — „Ja“, antwortete der Marſchall: „Sie wiſſen, ich hatte neulich da mit dem Pfaffen von Val Sainte eine Geſchichte; jetzt zieht mir die vom erſten Conſul einen derben Wiſcher zu. Weiß der Teufel, was dahinter ſteckt!“

Der hochwürdige Abt, der auch mit der Regierung zu Freiburg von Jahr zu Jahr Händel hatte, beſaß Vermögen genug, die Grundſtücke ſeines Kloſters beträchtlich auszudehnen; ſogar in ſeiner Nachbarſchaft ein Kloſter von Trappiſtinnen anzulegen, denen er ſeine Schweſter zur Vorſteherin gab; und ſich endlich mit einer Colonie von geiſtlichen Brüdern und Zöglingen zu umringen, deren Zahl über 100 betrug, ungerechnet die erwähnten 48 geiſtlichen

Schwestern im benachbarten „Klein-Riedera.“ Der ehrwürdige Büßer, wer hätte es glauben sollen? der dem großen Napoleon gute Dienste geleistet haben mogte, diente aber auch, mit heiliger Schlangenklugheit, zugleich gegen ihn als Spion der Bourbonen. Das wurde verrathen. Napoleon verlangte am 21. August 1811 seine Auslieferung von der Regierung von Freiburg, wegen eines an Frankreich begangnen Staatsverbrechens. Abt Augustin indessen hatte schon den Tag vorher durch eine Staffette aus Paris Nachricht von dem erhalten, was bevorstehe, und verschwand, niemand wußte, wohin? Die Regierung bob noch in demselben Jahr das Kloster von Val Sainte auf. Das Haus der Trappistinnen zu Riedera hatte dann im May 1812, das nämliche Schicksal.

Allein kaum war Napoleon gestürzt und, im Jahr der Restaurationen, die Aristokratie von Freiburg so gut, als möglich, wieder hergestellt, erschien auch der unermüdliche Trappisten-Abt, im März 1815 abermals, um von neuem Besitz von Val Sainte zu ergreifen. Seine Mühe blieb jedoch eitel, weil es an Geld gebrach. Vermuthlich ging er nach Frankreich. — Man sieht, heutiges Tages verstehn die Heiligen noch so gut, als jemals im Mittelalter, Romane zu spielen.

Dergleichen Geschichtchen aber, selbst wenn sie auch häufiger wären, was sie jedoch, zur Ehre der Geistlichkeit sey es gesagt, keineswegs sind, vermindern nicht die angestammte Vorliebe und Ehrfurcht, welche die gutmüthigen und glaubensreichen Bewohner des freiburgischen Landes für Alles hegen, was priesterlich ist. Für sie ist der kirchliche Ritus und dessen unverstandnes Geheimniß, so wie die Gottverwandtheit des Priesterthums, die Religion selber. Und wenn ihnen im Licht des verbesserten öffentlichen Unterrichts Vieles anders erscheinen, ja, wenn die Geistlichkeit selber wagen würde, ihnen hellere Begriffe zu geben: sie würden in diesen nur Ketzereien, in jenem nur Verblendungen der gottlosen Vernunft wahrnehmen. Es gehören Menschenalter dazu, Völkerschaften vom Ueberlieferten abwendig zu machen. Die Gewohnheit des Irrthums ist mächtiger, als die Erkentniß desselben, selbst bei gebildetern Personen. Und wenn man noch heut da und hier eine mit dem Teufel vermälte Hexe verbrennen wollte, zweifle niemand, die fromme Menge würde heut noch dem Auto da Fé mit der nämlichen Andacht zuschaun, wie im J. 1634, als man die unglückliche Mia Varmy, welcher der Landvogt zu Rue das Geständniß ihrer Zaubereien abgefoltert hatte, lebendig auf dem Scheiterhaufen

verbrannte. Noch vor etwa zehn Jahren konnte sich ein fröhlicher Bauchredner glücklich preisen, daß er den Bauern entwischen konnte, die ihn wegen seiner scherzhaften Kunst in den glühenden Backofen schieben wollten.

Im Ganzen hängt das weibliche Geschlecht dem Althergebrachten viel treuer an, als das männliche, selbst im Herkommen der Kleidertracht. Und überzeugt von den Eroberungen, welche die Altmütter in ihrem Putz gemacht haben, versuchen es auch deren Urenkelinnen in demselben Costume, und nicht ohne Glück. Man muß übrigens gestehn, die buntfarbigen Gewänder, Bänder, Verzierungen, selbst die ungeheuren Wulsten falscher, ausgestopfter Haarflechten, die sich um den Scheitel zusammenringeln, lassen den jungen schlanken, frischen, großaugigen Schönen gar nicht übel, wenn sie auch den ältern selten zierlich stehn. Rühmlicher, als der Geschmack in Putzsachen, ist aber die noch herrschende Sittenreinheit der ländlichen Schönen, ungeachtet hier, wie in der übrigen Schweiz die nächtlichen Besuche und Kiltgänge der Liebenden bei den Geliebten keineswegs aus der Mode gekommen sind. Unter 100 ehelichen Geburten zählt man indessen doch jährlich auch wohl 15 — 16 uneheliche; freilich noch nicht soviel, wie in Frankreich, wo das neunte, oder gar in Paris, wo das dritte Kind illegitim ist.

Bei der treuen Vorliebe für Art und Weise der alten guten Zeit (bon vieux tems) der Väter, ist im Ganzen der Wohlstand des Volks sehr mäßig. Großgewerbe wurzeln schwerlich an, wie in andern, zumal protestantischen, Kantonen. Doch hat sich in Semsales eine Glasfabrik aufgethan, die bei 150 Menschen beschäftigt; und die zarten Arbeiten des Strohgeflechts, dem sich ein großer Theil, besonders der weiblichen Bevölkerung, widmete, warfen dem Lande, ehe ringsum die Einfuhrzölle der Nachbarstaaten den Absatz um ein Drittel schwächten, einen jährlichen Gewinn von etwa 340,000 Fr. ab. Wiesenbau und Alpenwirthschaft verloren durch jene nachbarlichen Zollerhöhungen nicht minder. Ehe sie erschienen, führte man jährlich bei 40,000 Centner Käse nach Frankreich und Piemont aus; seit dem kaum viel über die Hälfte. So in vielem Andern. Selbst die ehmalige Industrie der Patrizier-Familien trägt nichts mehr ein, nämlich die Leiher ihrer Söhne in fremden Kriegsdienst zu vermiethen. Noth wird endlich erfinderisch machen. Den Verkehr zu erleichtern werden wenigstens schon gute Landstraßen durch den Kanton gezogen. Man wird endlich andern Gegenden der Schweiz nachahmen, weil es nichts weniger, als angenehm ist, die Verse des Volksliedes (Coraulé)

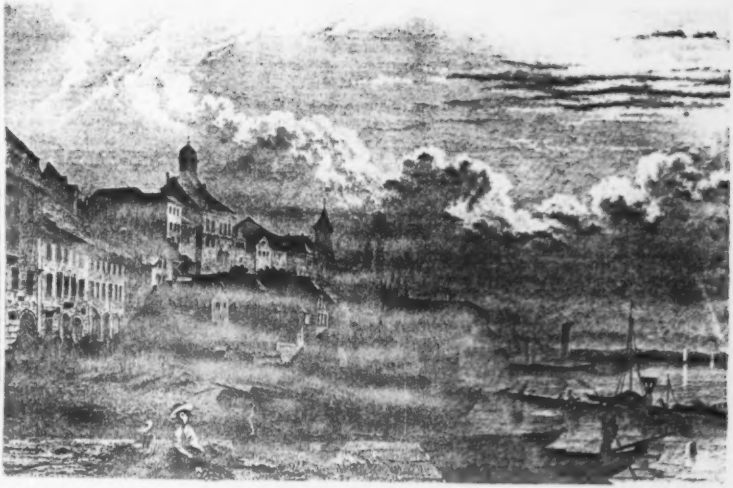

ſingen zu müſſen, die man an ſchönen Sommerabenden zuweilen von der Jugend des Städtchens Sträſis (Kilarayer) hört, und in ihrem Patois lauten:

Oan lò-s autrou mezéron, no voitrin;
Oan lò-s autrou riretron, no pliorerin.

(Wenn die andern eſſen, werden wir zuſchauen; wenn die andern lachen, werden wir weinen.)

Die fleißigſte Benutzung des Bodens zum Acker-, Wein- und Wieſenbau im Kanton, überhaupt eine ſorgfältigere Landwirthſchaft, als in andern Gegenden des Landes, bemerkt der Reiſende, ſobald er in den Bezirk von Murten (Morat) eintritt. Hier beginnt auch plötzlich andre Tracht, andre Bauart, andre Sitte, andre Mundart, andre Religion. Die Bevölkerung des Bezirks gehört zum reformirten Glaubensbekenntniß. Das alte Städtlein, von welchem der angränzende See und der ganze Bezirk den Namen lieh, iſt aus den frühern Freiheitskriegen der Schweiz, man könnte ſagen, weltkundig. Es iſt an ſich klein und eng; und mit ſeinen dumpfen, verfinſternden Arkaden oder Bogenhallen längs den Häuſerreihen der Gaſſen, unſchön. Der Anblick des düſtern Schloſſes und ſeiner gothiſchen Mauer- und Thurmmaſſen aus dem achten Jahrhundert, verſetzt uns in die Zeiten Karls des Kühnen zurück. Die Chroniken erwähnen hier ſchon im elften Jahrhundert eines Caſtells Muroalta. Der benachbarte „Heidenweg", oder die Römerſtraße, die vom See (bei Montillier) gen Solothurn zieht, erinnert daran, daß auch hier vor 2000 Jahren die lateiniſchen Welteroberer gehauſt haben. Aber das mag uns heut ziemlich gleichgültig ſeyn. Durch die Ueberbleibſel und Bruchſtücke der barbariſchen Zeiträume dringt auch hier das Licht edlerer Geſittung. Das Städtchen verjüngt ſich unter der Gewerbthätigkeit und dem Wohlſtand ſeiner anderthalbtauſend Einwohner ſichtbar. Schönere Gebäude erheben ſich im Innern; zierliche Anlagen und Schattengänge ſchmücken die Außenſeite. Während andre Städtchen des Kantons mit zahlreichen Kapellen, Kirchen, Klöſtern prangen und die Früchte ihres Fleißes den Altären opfern, weiht Murten die ſeinigen mit gleicher Frömmigkeit gemeinnützigen Anſtalten. Hier findet man, neben guten Schulen, eine öffentliche Bibliothek gegründet; neben einem neuerbauten Waiſenhauſe und Spital, zur Abwehr der Verarmung, eine Erſparnißkaſſe. Die Lage der Stadt an ihrem See iſt lieblich. Der See ſelbſt

wärtige Missionen", der die Boten des Heils zu den Inseln Ostindiens und Südindiens aussandte. Mit der Zahl der Einwanderer, der schnell emporwachsenden Städte, Dörfer und Kolonien wächst der Eifer zur Verchristlichung der nahen und fernen Umgebungen. Nicht wenig tragen dazu die Verbreitungen der heiligen Schriften in allerlei Sprachen bei. Im Jahre 1816 befanden sich in den vereinigten Staaten einhundert und fünfzehn Bibelgesellschaften; wie wir vernehmen, hat sich seitdem die Menge und die Thätigkeit derselben in allen Gegenden vermehrt, selbst unter den Katholiken, unbekümmert um des Papstes Bulle. Unter diesen löblichen Vereinen befindet sich selbst eine „Bibelgesellschaft für Afrika", welche (1816) in Philadelphia errichtet wurde.

Schon sind viele der kleinen Stämme der Cerks, der Delawaren, Irokesen, Huronen u. s. w. zum christlichen Glauben geführt, bei welchen sich besonders die Sendungen der Brüdergemeinden ewiges Verdienst erwerben. Viele dieser Stämme haben mit einem heiligen Glauben sanftere Sitten angenommen, festere Wohnplätze gebaut und nützlichere Gewerbe ergriffen. So gebührt den frommen Quäkern von Newyork der Ruhm, daß sie dem Stamme der Onondago's die Worte der ewigen Liebe und die Gesittung gebildeter Nationen zuerst theuer machten. Diese

ist klein, nur drittehalb Stunden lang, mit der Breite von einer Stunde; er zeigt nicht das Großartige vieler Andern, aber auch nicht ihre Gefährlichkeiten in Stürmen. In stiller Freundlichkeit will er den Bewohnern seiner fruchtbaren Ufer nur Augenlust, oder nützlichen Dienst für Nahrung und leichtern Verkehr gewähren. Auch eine Naturmerkwürdigkeit bietet er dar. Zuweilen färben sich seine längs den Ufern spielenden Wellen blutroth. „Der See blüht!“ sagt dann der Schiffer. Die Erscheinung dauert einige Zeit und verschwindet. Sie ist die Wirkung von röthlichen, faden-förmigen Astermoosen, aus der Gattung der Oscillatorien*), welche, besonders wenn sie der Nordostwind in den bewegten Tiefen des Wassers losreißt, emporsteigen.

Bekanntlich ist das Beinhaus, worin die von den Feldern gesammelten Gebeine der Murtner-Schlacht (vom J. 1476) bewahrt wurden, im J. 1798 von den Franzosen zerstört worden. Die Musikanten der 75 Halbbrigade, Burgunder von Geburt, wollten die Trophäe mit den Ueberbleibseln ihrer Landesleute nicht länger dulden. Jetzt aber erhebt sich, bei Murten, an der Stelle des zerstörten Denkmals, ein hoher Obelisk, welchen die Regierung von Freiburg im Jahre 1822 zum Gedächtniß der großen Freiheitsschlacht errichten ließ, in welcher Tausende der Feinde in den Feldern erschlagen, Tausende in den See gesprengt wurden und umkamen.

Napoleon Bonaparte, da er im J. 1797 durch Murten kam, um sich an den Rastadter Congreß zu begeben, stieg in der Nähe des Beinhauses aus dem Wagen und ließ sich das berühmte Schlachtfeld zeigen. Als ihm Alles erklärt worden, wandte er sich zu einem Officier der ihm gegebnen Ehrenwacht und sagte: „Mein junger Hauptmann, wenn wir jemahls in dieser Gegend eine Schlacht liefern, so seyn Sie überzeugt, mir nehmen unsern Rückzug nicht gegen den See.“

Die ganze Gränzgegend an der Nordseite des Kantons Freiburg ist durch Schlachtfelder merkwürdig geworden, wie in alter Zeit Murten, und nicht weit davon Laupen (im J. 1339), so in jüngrer Zeit (1798) Neuenegg, wo der Berner Oberst Grafenried den französischen General Pigeon schlug. Die Schlachten des Alterthums sind unzähligemahl beschrieben und

*) Oscillatoria filis, cylindricis, tenuissimis, fusco-rubescentibus confertissime annulatis, bezeichnet sie Decandolle.

vielbekannt. Ich mag das Vielerzählte nicht wieder geben. Aber einige Angaben über das Treffen bei Neuenegg, wie ich ſie aus Mund und Feder meines verſtorbenen Freundes Grafenried empfing, mögen vielleicht Manchem nicht ganz ohne Intereſſe ſeyn. Zwar liegt Neuenegg kaum eine Stunde von Laupen entfernt, auf Berner Grund, wird aber nur durch den ſchmalen Senſeſtrom vom Boden des Kantons Freiburg geſchieden; und auch letzterer gab ſeinen Theil zum blutigen Wahlplatz.

Beim völkerrechtsmörderiſchen Ueberfall der Schweiz durch die Franzoſen, unter dem Oberbefehlshaber Brune, hatte der General Pigeon am 2. März 1798 die Stadt Freiburg beſetzt. Zwei Tage ſpäter ſtand er, mit 6000 Mann, auf dem Zuge gegen Bern, am linken Senſeufer, während drei Berner-Bataillons mit 12 Stück Geſchütz und einigen Scharfſchützen-Compagnien die Höhe des rechten Ufers beſetzt hielten, ſo wie das kleine, in der Tiefe, am Strom gelegene Dorf Neuenegg, durch welches die große Landſtraße von Bern nach Freiburg über eine ſteinerne Brücke führt.

Die damaligen Berner Milizen, in Eil zuſammengezogen, waren ohne erforderliche Waffenübung und Kriegszucht; zwar voll wilder Begeiſterung gegen die Feinde des Vaterlandes, aber auch voll Mißtrauens gegen ihre eigenen Anführer; die Anführer hinwieder unter ſich ſelbſt ohne engere Verbindung, und durch Befehle und Gegenbefehle irre. Ihr Zaudern und unentſchloſſenes Handeln ſteigerte den Argwohn des gemeinen Mannes. Zween Oberſte, Stettler und Rychner, wurden von den Milizen ſelbſt, des Verraths verdächtigt, niedergeſchoſſen. Statt ihrer mußte der Oberſt Grafenried, welcher die Truppen bei der Stadt Büren, an der Solothurner Gränze, befehligte, nach Neuenegg eilen, Ordnung herzuſtellen. Er kam Abends an und fand Alles in größter Verwirrung; nirgends Befehl; nirgends Gehorſam; die Meiſten, von Wein und Branntewein berauſcht, unter einander umherſchwärmend. Kaum gelang ihm noch, drei eben erſt angekommene Compagnien zur Bewachung der Senſenbrücke im Dorfe anzuwenden. Finſterniß und Schlaf ſtellten endlich im Lager Ruhe her, während der Oberſt in der Nacht Kriegsrath hielt, um des andern Morgens die feindliche Stellung anzugreifen. Dieſer aber grauete kaum, als der Donner des franzöſiſchen Geſchützes ſchon die Schweizer aus dem Schlaf weckte und Stückkugeln durchs Dorf ſandte. Hartnäckig vertheidigten die drei Compagnien an der Brücke deren Uebergang, bis ihnen links und rechts feindliche Seitenkolonnen, die

durch den Senſeſtrom gegangen waren, ſie abzuſchneiden drohten. Ihr Rückzug, und die von vorn und auf beiden Flügeln andrängende Uebermacht der Franzoſen, bewirkte die Flucht der Berner Milizen. Ihrer waren ohnehin nur kaum 2000 Mann. Viele, aus benachbarten Dörfern, flohn in ihre Heimathen zurück; Viele waren ſchon am Abend vorher dahin ſchlafen gegangen, ſelbſt Offiziere. In dieſer Verwirrung ſtrebte Grafenried vergebens die Ordnung zu erneuern. Nur mit einigen hundert Tapfern, einer Scharfſchützen-Compagnie und zwei Feldſtücken, deckte er den Rückzug, begünſtigt von Wäldern, Gebüſchen und Gehägen. Langſam, in ununterbrochenem Kampf, wich er eine Stunde Wegs zurück, bis ihm um 9 Uhr Vormittags ein friſches Regiment, nebſt einem Bataillon Milizen, eine Jäger-Compagnie, zween Scharfſchützen-Compagnien und drei Kanonen zur Hülfe kamen. Sofort verfuhr er wieder angriffsweis. Die Maſſe der Scharfſchützen, in die Gehölze vertheilt, richtete eine furchtbare Niederlage an, während die Angriffskolonnen mit Bajonnet und Gewehrkolben die feindlichen Reihen durchbrachen und ſprengten. Kriegsgewandt ordneten ſich aber die Geſchlagenen eben ſo ſchnell wieder zum erneuten Kampf, der, Schritt um Schritt, von Feld zu Feld, von Gebüſch zu Gebüſch fortgeſetzt wurde, bis die zurückgedrängten franzöſiſchen Schlachthaufen ſich vor Neuenegg auf eben jenen waldreichen Höhen feſtſetzten, auf welchen die Berner zuvor ihren nächtlichen Lagerplatz gehabt hatten. Von da herab donnerte die franzöſiſche zahlreiche Artillerie den Schweizern entgegen. Die feindlichen Bataillone, mit friſchen Truppen verſtärkt, in vierfacher Schlachtlinie, auf beiden Flügeln Reiterei, ſchienen wieder vorwärts dringen zu wollen. Grafenried, der ebenfalls ſeine Reſerven an ſich gezogen hatte, bildete auf ſeinen Flanken Haken, um nicht von den Seiten durch die Reiterei gefährdet zu werden, und ſchritt mit gefälltem Bajonnet aufwärts im Sturmmarſch. Uneingeſchüchtert durch Artillerie- und Gewehrfeuer, und die Mehrzahl des Gegners, der um ein Drittel ſtärker an Mannſchaft war, ſtürzten die Schweizer in deſſen Schlachthaufen hinein. Tapferkeit rang mit Tapferkeit um den Vorzug. Es entſtand Fauſtkampf und allgemeines Gemetzel, welches mit Niederlage und Flucht der Franzoſen endete. Vergebens wollten ſich dieſe drunten noch einmal im Dorfe Neuenegg und längs dem Strome halten. Die Schweizer-Milizen forderten gänzliche Vernichtung des Feindes. In furchtbarer Unordnung ward dieſer in den Strom und über die Brücke geworfen, mit Zurücklaſſung

von 18 Kanonen, unter denen ſich auch einige wiederfanden, welche die Berner beim erſten nächtlichen Gefecht im Stich gelaſſen hatten. Gefangne wurden wenige oder keine gemacht. Die Berner zählten unter den übrigen, nebſt vielen Verwundeten, 173 Getödtete. Den Verluſt der Franzoſen erfuhr man nie. Aber groß muß er geweſen ſeyn; denn ihre zahlreichen Leichname lagen oft doppelt über einander umher, und am folgenden Tage über tauſend Verwundete in den Spitälern.

Es war drei Uhr Nachmittags, das Volk noch immer ſchlachtluſtig. Grafenried rüſtete alſo einen neuen Angriff Pigeon's, der denſelben auf den Anhöhen jenſeits Neuenegg erwartete. Schon waren die Schweizer im Begriff, ſich vorwärts zu bewegen und das blutige Tagewerk in der Vertilgung des Feindes zu beenden. Da überbrachte ein Eilbote aus Bern die Nachricht von der Capitulation dieſer Stadt, und den Befehl, ſogleich jede Feindſeligkeit einzuſtellen. Unwillig gehorchte der Sieger dem Gebot. Das Kanonenfeuer ſchwieg auf beiden Seiten. — „Aber unſägliche Mühe koſtete es nun,“ ſchrieb Grafenried, „meine Wehrmänner zu beſänftigen. Ungläubig umringten mich ihre zornigen Haufen. Sie ſchalten mich bald Verräther, bald beklagten ſie mich, wie ſich; bald mußt' ich ihnen den eingelaufenen Befehl noch einmal vorleſen, inzwiſchen andre mit Bajonnet und geſpanntem Hahn drohten.“

Dies war der Tag bei Neuenegg, und dieſe kleine Darſtellung lehrt hell genug, wie die alte Eidsgenoſſenſchaft, durch eigne Schuld, durch gänzliche Vernachläßigung ihres Militärweſens damals, bei aller Volkstapferkeit, dem eindringenden Sieger, nach planloſer Gegenwehr, ſo bald zur Beute werden konnte.

XVIII.

Kanton Bern.

1. Bern.

Wer lediglich des Berufs iſt, bei einigen hübſchen Schweizerbildern, als Erklärer zu dienen, muß in keine geringe Verlegenheit gerathen, von einem Kanton, der unter allen, und in allen Richtungen, am meiſten von europäiſchen und amerikaniſchen „Touriſten“ durchſtreift wird, Neues, oder von dem größten Freiſtaat der Eidsgenoſſenſchaft, im engen Rahmen eines Miniaturgemäldes, das Weſentlichſte der vielen Merkwürdigkeiten zur Schau zu bringen. Denn von den vergletſcherten Kulmen der höchſten Alpen herab, bis zur Nordſeite des Juragebirgs, dehnt ſich ſein Flächenraum mit 173 geographiſchen Geviertmeilen aus. Eine Bevölkerung von mehr als 400,000 Seelen belebt ihn, von welcher der achte Theil franzöſiſch ſpricht und meiſtens zur katholiſchen Kirche gehört, während die ſieben übrigen Achtel deutſcher Zunge und evangeliſchen Bekenntniſſes ſind. Der einzige Kanton begreift alſo beinahe ein Fünftel vom geſammten Umfang der Schweiz und ihrer ganzen Volkszahl in ſich (jenen zu 875 Geviertmeilen, dieſe zu mehr als zwei Millionen gerechnet).

Die erſt ein halbes Jahrtauſend alte Hauptſtadt des Landes, beinah in deſſen Mitte gelegen, iſt unter den übrigen Städten der Schweiz am zierlichſten, wenigſtens am regelmäßigſten, auf ihrer von der Aare umgebnen Landzunge gebaut, aber ſchon ſo vielfach beſchrieben, daß ich von ihren Alterthümern, Denkmalen, öffentlichen Gebäuden, Bibliotheken, gemeinnützigen Anſtalten, Stiftungen für Kunſt und Wiſſenſchaft, prachtvollen Ausſichten auf den Silberkranz der Alpen, Spaziergängen u. ſ. w. billig ſchweigen

darf, ohne Furcht eines Tadels. Sie iſt, oder vielmehr war, das „Venedig der Alpen“, wie Venedig mit gleichem Recht das „Bern der Lagunen“ genannt werden konnte. Indeſſen iſt ſie itzt, als Hauptort einer Demokratie, und Wohnſitz der bei der Eidsgenoſſenſchaft beglaubigten Geſandten fremder Mächte, regſamer, gewerbiger und (mit 22,760 Einwohnern) bevölkerter, als ſie jemals in den Zeiten der Ariſtokratie geweſen war.

Statt alſo Vielgeſchildertes wieder zu ſchildern, mag mir erlaubt ſeyn, ihre fünfhundertjährige nicht unintereſſante Lebensgeſchichte etwa in hundert Zeilen zuſammenzudrängen.

Man denke ſich ins zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert, in die finſtern Tage des Fauſtrechts, zurück. Felſenburgen und Kirchen ragten herrſchend im Lande über die Hütten und Höfe der Leibeignen und wehrloſen Freien hinaus. Ritter, Grafen und Herzoge lebten und glänzten vom Raube, welchen einer vom andern durch ſein geſegnetes Schwert gewann. Die Herzoge von Zähringen, Reichsſtatthalter im allemanniſchen und burgundiſchen Helvetien, kaum im Stande, das Land bei ewigen Fehden gegen die Freigrafen und den räuberiſchen Adel von Hochburgund und deren Anhang in Helvetien zu ſchirmen, befeſtigten Städte, legten neue Volksburgen an. So auch Bern. Auf der langen, ſchmalen Erdzunge, welche der Aarſtrom umfließt, konnte es leicht durch Mauer und Graben gegen die offne Landſeite gedeckt werden. So erhob ſich die Stadt (1191) mit hölzernen Häuſern auf ungepflaſterten Straßen und den Schutzwehren. Ritter und Edle aus der Umgegend beſtritten die Baukoſten. Hieher brachten Landleute und Handwerker das Ihrige in Sicherheit, und Alles trug Waffen. Der benachbarte Adel fühlte bald den Werth dieſer Kriegergemeinde und verbürgerte ſich in ihr. Das vermehrte in ihr Leben, Wohlſtand und Stärke, obgleich ihr Gut, anfangs außer den Thoren, nur in einer Weide und zween Forſten beſtand.

Kaum dreißig Jahre nach ihrer Erbauung gab ihr der Kaiſer Reichsfreiheit. Schultheiß und Rath führten die Verwaltung; über Frieden und Krieg, neue Auflagen und Geſetze entſchied die verſammelte Gemeinde aller Bürger. An die Spitze der Kriegs- und Friedensgeſchäfte ſetzte man die Tapferſten oder Weiſeſten, auf Dauer einiger Jahre. So erblühte der kleine Freiſtaat ſchnell, der ſich in den Fehden der Nachbarſchaft bald durch Muth und Glück ſeiner Wehrmanner Namen machte. Kaum ein Jahrhundert alt geworden, hatte er ſein Gebiet um die Stadt ſchon, einige Stunden weit, in einer rauhen, waldigen Gegend, ausgedehnt und den

umliegenden Adel und einzelne Landſchaften zu Mitbürgern oder Bundesgenoſſen.

Die Vergrößerung der Gemeinde und die zu wenig beſchränkte Macht des Raths trieben die Bevölkerung der Stadt, die Mängel der Verfaſſung zu beſſern. Die geſammte Bürgerſchaft wählte alſo aus ihrer Mitte einen Ausſchuß von zweihundert angeſehenen Männern; der ſollte ihr Stellvertreter ſeyn (im Jahr 1293). Mit dieſer Repräſentation entwickelte ſich aber der erſte Keim einander widerſtreitender Elemente von Demokratie und Ariſtokratie im Gemeinweſen. Doch die bürgerlichen Zwiſte tödteten darum den Gemeingeiſt nicht, wenn es darauf ankam, den zahlreichen und mächtigen Feinden der Stadt kühn entgegen zu ziehn, oder das Gebiet durch Eroberungen oder Ankäufe nach allen Seiten zu erweitern, und, im Bunde mit Freiburg, Solothurn, den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden und andern, der furchtbaren Macht des eroberungsluſtigen Hauſes Habsburg zu widerſtehn.

Jene zweihundert Stellvertreter der Stadtgemeinde wußten ſich indeſſen bald ſo ungemeſſne Herrſchaft anzueignen, wie ſie die Freiheitsliebe der kriegeriſchen Bürgerſchaft nicht lange ertragen mogte. Es kam (im Jahr 1384) zum vollen Aufſtand. Es ward feſtgeſtellt, daß jährlich der Rath wenigſtens zur Hälfte abgeändert, und jährlich, der ganzen Gemeinde zur Beſtätigung, zweihundert ehrbare Männer aus den Handwerken vorgeſchlagen werden ſollten, die den gemeinen großen Rath bilden könnten. Zwar in den fortdauernden Fehden und Kriegen, in welchen Bern ſeine Herrſchaft auch noch über die Alpenthaler bis zu den walliſiſchen Gränzen und über den größten Theil des habsburgiſchen Aargau's verbreitete, wurden die beſondern demokratiſchen Einrichtungen nach und nach wieder vergeſſen. Aber die Gemeinde gab darum ihre ſouveräne Gewalt nicht auf. Noch im Jahr 1536 mußte ſie verſammelt werden, um über den Krieg gegen Savoyen zu entſcheiden, den ſie beſchloß und mit der Eroberung des ſchönen Waadtlandes endete.

Doch von da an, ſobald mit der Größe der Republik die höhern Aemter und Stellen einträglicher zu werden anfingen, entfaltete ſich allmählig die Ariſtokratie ſiegreicher gegen die Demokratie; nicht durch Gewalt, ſondern durch weiſes Handeln, milde Staatsklugheit und unbeſtechliche Gerechtigkeitspflege der Regierenden. Der Rath der Zweihundert, oder der große Rath, zog eins um's andre die geſetzgebende und höchſte richterliche Gewalt an ſich; bemächtigte ſich des Rechts, ſich ſelber zu ergänzen, und

ebenſo aus ſeiner Mitte den kleinen Rath, als höchſte vollziehende Gewalt, zu beſetzen. Die Bürgerſchaft fügte ſich zufrieden. Sie brachte den Talenten und Tugenden ihrer Vorſteher den Tribut unbedingten Vertrauens. Auch ſchien ſie die Verwandlung von den innern Verhältniſſen der Staatseinrichtung kaum wahrzunehmen, ſo vorſichtig, ſo leiſe, Stück um Stück, geſtaltete ſich das Ganze im Laufe von zweihundert Jahren, um. Es blieb unbekannt, zu welcher Zeit dieſe oder jene Neuerung begann? Zuletzt, als man, unter weiſer Verwaltung, den Verluſt der politiſchen Freiheit gewohnt geworden war, glaubte man in vollem Ernſt, es ſey von den älteſten Zeiten her nie anders geweſen. Und die Regierenden betheuerten es den Regierten.

Im achtzehnten Jahrhundert war dieſe Ariſtokratie aber ſchon zur vollendetſten Oligarchie ausgebildet. Zwar hießen noch alle ältere Bürgergeſchlechter (die es vor 1635 geweſen waren) regimentsfähig; aber nur eine kleine Zahl (im Jahr 1785 nur noch 69) derſelben blieb wirklich die regierende. Dieſe Regierenden oder Patrizier im großen und kleinen Rath ergänzten ſich und beſetzten alle einträglichern, angeſehenern Stellen aus ihren eignen Familien. So häufte ſich bei ihnen alles Anſehn, aller Einfluß, aller Reichthum. Man zählte über tauſend bürgerliche Aemter. Die ſiebenundſechzig verſchiednen Statthalterſchaften oder Landvogteien trugen ihren Inhabern jährlich allein ſchon bei 700,000 Franken ein. Den Söhnen der Patrizier fielen die obern Offizierſtellen der Schweizer-Regimenter in auswärtigen Dienſten zu. Geringere Stellen überließ man den übrigen Bürgern, welche nur Gewerbe, Handel und Handwerke trieben. Zu ihren Gunſten beſchränkte man die Aufnahme neuer Bürger. Hingegen das Recht, ewige Einwohner von Bern zu werden und Gewerbe jeder Art zu treiben, ward leichter geſtattet, damit die Bevölkerung der Hauptſtadt nicht mit dem Ausſterben der bürgerlichen Familien allzu ſchwach werde. Doch dieſe ewigen Einwohner, wie alle Einwohner des Landes, in Städten und Dörfern, waren und blieben Unterthanen der Stadt Bern, oder vielmehr der patriziſchen Familien zu Bern.

Die Begierden des Eigennutzes und Stolzes hatten die Oligarchie geſchaffen. Sie konnte ſich nur durch Gerechtigkeit, Mäßigung und ſtaatskluge Leitung der öffentlichen Geſchäfte behaupten. Sie hatte nichts zu fürchten, als ihr eignes inneres Verderbniß, und anderſeits ein Uebergewicht der Talente, Einſichten und Reichthümer in den Familien der Unterthanen. Das innere Verderben

vorzeiten furchtbaren Wilden, jetzt Brüder europäischer Ankömmlinge, bauen friedfertig ihre großen Felder, weiden ihre zahlreichen Heerden am Fuße des Alleghanygebirgs, und bereiten Zucker, Seife, Gespinnst und Gewebe mancherlei Art.

Noch immer ist in Europa der Name der Irokesen, wegen alter Schrecklichkeit, sprichwörtlich geblieben. Sie sind's nicht mehr. Sie kennen den ewigen Vater der Welt durch Jesum. Im Westen Karolina's erblickt man ihre vielen Ortschaften, zum Theil zierlich aufgebaut. Mehrere hundert Menschen, europäischer Abstammung, wohnen ruhig unter ihnen, zum Theil mit Irokesinen vermählt. Sie haben in ihren Städten öffentliche Gebäude, Kirchen und Handwerker. Ihre Schulen und Schulbücher werden gerühmt. Die Lancasterische Lehrart ist bei ihnen gemein. Wahrlich, es gehört zu den denkwürdigen Seltsamkeiten des Zeitalters, daß das Schulwesen und der öffentliche Unterricht unter den Irokesen mit größerer Liebe und Thätigkeit befördert wird, als in manchen Staaten Europens, wo treulose oder befangene Rathgeber der Fürsten, wo ein herrschlustiger Adel oder eine Volksverfinsterung suchende Priesterschaft lieber die Schulen des Volks verfallen läßt, und der Aufklärung des Landmanns entgegenarbeitet, um lastbare, gedankenarme Thiermenschen zu behalten! Welchem

riß bald unausdaltbar ein, als die patrizische Jugend, ihrer künftigen Versorgungen und Ehren, kraft der Geburt, versichert, sich lieber müßigem Wohlleben, als dem Ernst der Wissenschaften hingab; als nun nicht dem Würdigsten immer das Amt ertheilt ward, sondern dem, welchem die Einflußreichsten gewogen waren; als gegenseitige Eifersucht die Patrizier unter einander selbst trennte und ihr Stolz die Ueberlegenheit irgend eines Talentes in ihrer eignen Mitte fürchtete. Der große Albrecht von Haller mußte erst die Bewunderung des ganzen Welttheils, die Beweise der Hochachtung von Kaisern und Königen gewonnen haben, eh' man ihn in den großen Rath von Bern aufnahm, der, ohne eigne Entwürdigung, ihn nicht länger zurücksetzen konnte.

Der Unterthanen ehrgeiziges Aufstreben gegen die Oligarchie zu lähmen, wurde vor Allem Viehzucht und Landbau befördert, welche blos mäßigen Wohlstand gewähren können. Schnell beherrschendes Großgewerb und Fabrikwesen ward hingegen ungern gesehn und ohne Gunst gelassen. Man baute Kunststraßen durch den Kanton, aber nicht sowohl zur Erleichterung des Handels und Verkehrs, als zur Bequemlichkeit und Zierde der Hauptstadt, von der sie ausgingen, ohne die oft nah gelegnen, gewerblustigen Munizipalstädte zu berühren. Man legte die Ersparnisse der öffentlichen Einkünfte nicht im Lande zur Vermehrung des allgemeinen Wohlseyns und Nationalvermögens an, sondern in die Banken Englands, oder als todtes Kapital dem Umlauf entzogen, in die eignen Schatzkammern. Die Volksschulen blieben verwahrlost; Bildung und Kenntnisse der Unterthanen fanden weder Ermunterung noch einen Wirkungskreis. Nur die Jugend der Patrizier und Bürger der Hauptstadt sah sich mit zweckmäßigen Lehranstalten bedacht, zu welchen auch Jünglinge von Munizipalstädten Zutritt erhielten, die sich dem Prediger- oder Lehramt widmen durften. Man scheute die Freiheit der Presse in der Gewalt der Gebildetern, Waffen und Kriegsgewandtheit bei den Unterthanen, selbst Theilnahme der Bürger von Bern an jenen patriotischen Verbindungen und Gesellschaften, welche andre Eidsgenossen zur Bewahrung freien Schweizersinns unter sich gestiftet hatten.

Diese und andre Kunstmittel, welche man in allen Aristokratien wiederfindet, waren zu ohnmächtig, neben dem Wachsthum der innern Gebrechen der Oligarchie, das Wachsthum jener allgemeinen Bildung im Volke zu verhindern, welche das Zeitalter herbeiführte. Wenn es auch gelang, inmitten der Burgerschaft von Bern die Bitte Mehrerer zur Wiederherstellung der alten Rechte gegen das

Patrizіat, oder eines Theils derſelben (im J. 1744) durch Kerker und Verbannung zu unterdrücken, und ſpäterhin (1748) die Verſchwörung Henzi's durch Henkers Faust zu vergelten: konnte fünfzig Jahr ſpäter dennoch die Ariſtokratie ihrem Untergang nicht entrinnen, als, unterſtützt vom Mißvergnügen vieler angeſehenen Unterthanen, beſonders des Waadtlandes, Frankreichs Gewalt das morſche Gebäu der ganzen Eidsgenoſſenſchaft zuſammenſtürzte. Erſt beim Herannahen des Todes gab (5. Febr. 1798) der große Rath von Bern den freigelaſſnen Unterthanen politiſche Rechtsgleichheit mit der Stadt, um Alle zu gemeinſamem Widerſtand zu begeiſtern. Schon war's zu ſpät. Die fruchtlos aufgehäuften Waffen- und Geldſchätze wurden fremder Sieger Raub.

Nach den ſiebenjährigen Wirren der helvetiſchen Revolution empfing der Kanton Bern, in demokratiſch-repräſentativer Form, eine neue eigenthümliche und feſte Geſtalt durch Napoleons Vermittlungsurkunde. Die ehemaligen Patrizier ſaßen, mit den Gebildetern ihrer ehemaligen Unterthanen, in Behörden und Aemtern friedlich beiſammen. Das Volk war allerdings zufrieden; nicht aber das Patrizіat. Als Napoleon ſtürzte, als, unter Mitwirkung des hochverrätheriſchen „Comite's zu Waldshut" ein öſterreichiſches Heer, in ſeinem Zuge gegen Frankreich, einen Theil der Schweiz bedeckte (1814), verſuchte das Patrizіat ſeine Wiederherſtellung. Es vergaß die dem Volke gegebenen Verſprechen; zerriß die Vermittlungsurkunde; verdrängte gewaltſam die Regierung und nahm deren Stelle ein, ſich mit dem Schutz der großen Mächte brüſtend. Das Volk ſchwieg; aber nicht lange. Im Jahr 1830 brach es ſein Schweigen; ſtellte ſein Recht her und die Ariſtokratie verſchwand, mehr verachtet als gehaßt. Konnte ſie nun auch weder ihre Wiederauferſtehung durch den Volkswillen bewirken, noch, wenn ſie durch fremde Waffengewalt hergeſtellt wäre, an ihr dauerhaftes Daſeyn glauben: mogte ſie doch den Genuß der Rache oder Schadenfreude, ſelbſt vielleicht nicht die ſüßen Selbſttäuſchungen einer, wenn auch eiteln Hoffnung, ſo leicht aufgeben. Sie geſtaltete ſich, begünſtigt durch die freien Inſtitutionen des Landes, nicht nur zu einer Meinungspartei, ſondern zu einer werkthätigen Faction gegen die beſtehende Ordnung. Zwar eine angezettelte Verſchwörung in der Hauptſtadt, wo man ſchon Waffenvorräthe beſtellt, 20,000 Patronen an verborgenen Orten aufgehäuft und geld- und gewiſſenloſes Geſindel geworben hatte, wurde (im Auguſt 1832) verrathen und vernichtet. Die Rädelsführer entflohn. Zwar die Hoffnung einer blutigen Reaction durch Bürgerkrieg,

beim Landfriedensbruch der Schwyzer und Basler (im Aug. 1833) ward durch den Unwillen alles Schweizervolks und das entschlossene Einschreiten der versammelten Tagsatzung, schnell vereitelt. Aber schon die damit gestifteten Bewegungen und Unruhen glichen einer Art Gewinns. Man wollte den neuen Staatseinrichtungen keine Zeit zum Festwurzeln, den neuen Obrigkeiten keinen Frieden gestatten, Alles in der Erwartung, das Volk werde der immerbewegten Zustände müde, sich nach der alten Aristokratie heimsehnen. Man gebrauchte die Freiheit der Presse, um die öffentlichen Behörden durch besoldete Zeitungsschreiber lächerlich oder verhaßt zu machen. Man verdächtigte die Magistrate. Man stellte dem Auslande in deutschen und französischen Journalen die Schweiz, wie in Anarchie versunken, zur Schau. Man umringte die in Bern wohnhaften Gesandten fremder Mächte mit falschen Vorspiegelungen und suchte, wo irgend ein Mißvergnügter im Lande war, ihn für sich zu gewinnen.

Es kann aber in keinem Freistaat eine politische Parthei aufsteigen, ohne daß mit ihr zugleich ihre Gegnerin hervorgeht, und Trotz und Wildheit der einen den Ungestüm einer andern in noch größerm Maaße erzeugt. Während in der ganzen Schweiz Friede, Frohsinn und Mäßigung zurückgekehrt war, haderten daher in Bern Ultraaristokraten und Ultraliberale fort. Die Regierung, fort und fort von jenen angefallen, denen dazu noch der Fanatismus einer Priesterparthei Hülfe bot, sah lange Zeit in den Radicalen ihre Vorfechter. Als die letztern aber in der Hitze des Kampfs die Gränzen der Mäßigung überschritten; als die Regierung dem Haß derselben gegen die Aristokratie nicht Genüge that, wandten sich die Radicalen selber feindselig gegen die Regierung. So ward der Aristokratie die Freude, sogar Helfershelfer an ihren eignen unversöhnlichen, aber unbesonnenen Gegnern zu finden. Die Regierung, zwischen beiden und gegen beide, wider eignen Willen, mußte selber Parthei werden; in Ansichten oft schwankend, in Maßregeln oft übereilt wählend, bald zu weit voranschreitend, bald, dessen reuig, wieder zurückschreitend seyn.

Das Uebel zu vergrößern, traten noch Zerwürfnisse mit dem Auslande dazu, welche von jenen Partheien, und von jeder nach ihrer Art, ausgebeutet wurden. Bekanntlich warfen sich einige hundert vaterlandslose Polen, aus Frankreich, bei Nacht und Nebel in den Kanton Bern. Frankreich verschloß hinter ihnen sogleich den Rückweg; die übrige Schweiz wies die Eingedrungnen von sich ab. Bern mußte sie behalten. Zusammengedrängt, müßig,

revolutionsluſtig oder um jeden Preis ein andres Loos ſuchend, brüteten ſie den bewaffneten Einfall in Savoyen aus, der durch die Kantone Genf und Waadt aber vereitelt wurde. Nun Vorwürfe von ſämmtlichen Nachbarmächten über etwas, das nicht zu verhüten geweſen war. Hatte doch die franzöſiſche Regierung ſelber, trotz ihrer ſtehenden Heere und thätigen Polizeien, nicht einmal den gleichzeitigen Zug der Polen unter dem General Romarino, auf franzöſiſcher Seite, nach Savoyen verhindern können!

Die Schweizerkantone, mit ihnen auch Bern, hatten ferner mehrern verfolgten politiſchen Flüchtlingen der angrenzenden Länder Aſyl bewilligt. Die Aufgenommenen waren undankbar genug, es zu revolutionären Verbindungen und Verſchwörungen gegen deutſche Grenzſtaaten zu mißbrauchen. Obgleich die Schweizerregierungen, nach Entdeckung der verbrecheriſchen Anſchläge, mit Strenge gegen die Fehlbaren einſchritten, wurden jene von deutſchen Fürſten mit Vorwürfen und Drohungen überhäuft, den Unfug nicht früher verhütet zu haben. Und doch hatten dieſe Fürſten ſelber, trotz ihrer Polizeien und ſtehenden Truppen, weder revolutionäre Verbindungen, noch Hambacher Feſte, noch den Aufruhrverſuch in Frankfurt am Main verhüten können.

Bekanntlich machte ſich das franzöſiſche Miniſterium zum Fürſprecher der klagenden Nachbarmächte, man weiß nicht, aus welchem Grunde? Denn jene Flüchtlinge hatten gegen Frankreich keine Pläne gebrütet. Der Geſandte dieſes Reichs zu Bern, Herzog v. Montebello, im geſelligen Verkehr mit ariſtokratiſchen Familien, von ihnen und nach ihren Anſichten über die Zuſtände der Schweiz belehrt, berichtete vermuthlich ſeinem Hof in gleichem Sinne. Geſtützt auf die vom Miniſterium Thiers empfangnen Weiſungen, erließ der junge Diplomat die von Frankreich und ganz Europa mißbilligten Noten, in welchen, mit gebieteriſchem Stolz und Drohen, wie ſich Napoleon ſelber nie gegen die Schweiz erlaubte, aller Selbſtſtändigkeit eines Staats, allem Völkerrecht, allem Ehrgefühl einer Nation Hohn geboten ward. Ein Schrei tiefer Entrüſtung gegen Frankreich durchlief alle Gauen des Landes, von den Alpen bis zum Jura. Würdevoll, mit Aufſtellung ſchlagender Thatſachen, antwortete die Tagſatzung im Namen der Eidsgenoſſen. Das Miniſterium Thiers trat aber von der Bühne ab, und das doctrinäre Miniſterium Molé übernahm, noch eh' es die Lage der Dinge nur durchſchaut hatte, die Verantwortlichkeit für die Mißgriffe ſeines Vorgängers. Den Knoten des politiſchen Drama's noch enger zu ſchürzen, ſpielte ſich in den Ernſt des Schauſpiels ein komiſches

Intermezzo ein. Ein gewiſſer Conſeil nämlich, deſſen Verhaftung und Auslieferung der Herzog von Montebello, Namens ſeiner Regierung, verlangt hatte, ward von der bernischen Polizei eingefangen. Es ergab ſich, — der Kerl ſey ein franzöſiſcher Spion, beſtimmt nach England, gleich andern politiſchen Flüchtlingen, deportirt zu werden, um dieſe deſto unverdächtiger auch dort beobachten zu können. Es ergab ſich ſogar, daß die franzöſiſche Geſandtſchaft ſelbſt, mit Ertheilung von Geld und falſchen Päſſen zur Ausrüſtung des Spions geholfen zu haben, mehr, als verdächtig da ſtand. Das Miniſterium Molé, durch das Gelächter des Welttheils verwundet, und um die Ehre ſeines Geſandten zu retten, läugnete Alles ohne allen Beweis; forderte Genugthuung von der Schweiz, und verhängte gegen ſie, ohne weitere Erklärungen derſelben abzuwarten, ſogleich feindſelig die berühmte »luftdichte Sperre« gegen Uhren, die Käſe und Reiſenden, welche aus der Schweiz nach Frankreich verlangten.

Aber ich breche ab; ſonſt ſchwillt mir die kurze Notiz vom politiſchen Lebenslauf der Republik Bern unter den Händen zum Buch an.

2. Thun.

Am Fuß des nahen Alpengebirgs, an den Ufern ſeines ſchönen See's, ſteigt das Städtlein Thun, wie aus den Wellen hervor, und umringt mit ſeinen Gärten und Gebäuden maleriſch eine ſiebenhundertjährige hochgethürmte Grafenburg. Gigantiſche Bergreihen, die einen die andern in allerlei Geſtalten übergipfelnd, ſchweben wie Duft, links und rechts, und am Hintergrunde des See's, um ſich in deſſen hellem Spiegel zu ſehn. Voran ſteht die Felſenpyramide des mehr denn 7000 Fuß erhabnen Rieſen, und unſern demſelben ſtellt ſich das zerklüftete Stockhorn, düſter und mürriſch, der glänzenden Schaar der Gletſcher- und Alpenkulmen voraus.

Dem Wanderer, welcher an das von ihm geſehene Thun zurückdenkt, wird in der Erinnerung die ganze Pracht des bernischen Hochlandes oder »Oberlandes« wieder lebendig. Er überſieht ſie da mit einem einzigen Blick, aber nur wie den zuſammengedrängten Hauptinhalt im Regiſter eines Buchs. Die himmelwärtsſtrebenden Zinken der Groß- und der Breit-, der Alt- und Weiß-, der Dolden- und Gelten-, der Jungfrau-, Eiger-, Schreck-

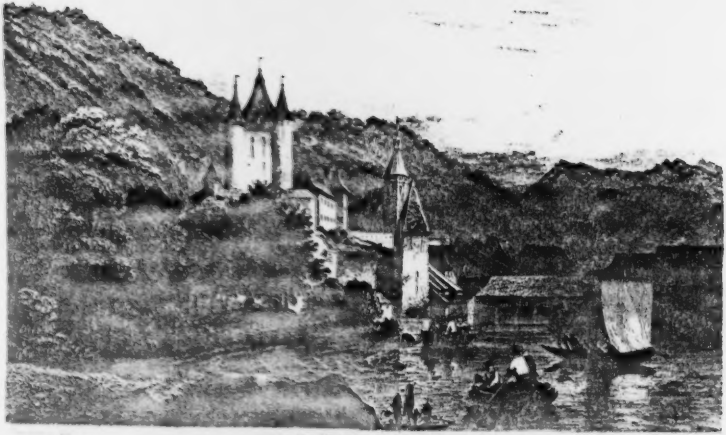

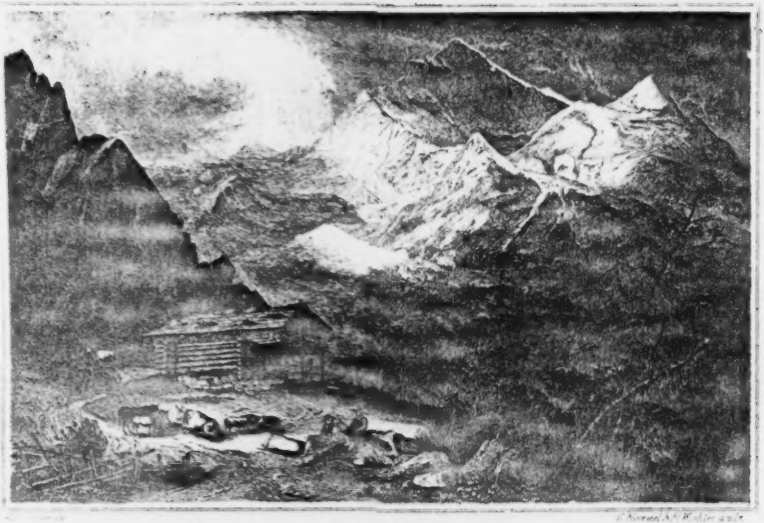

NUGENT.

Published by Rees & Morley

und Wetterhörner, und welche Namen ſie alle führen mögen, ſtehn gleichſam nur als Zahlen da, die Seiten des großen Natur-Buches zu bezeichnen.

Das iſt der eigenthümliche Reiz, mit welchem die Natur, vor andern Gebirgslandern, die Schweiz ſchmückt, daß ſie, mit ſinnreicher Laune, ihre wollüſtathmenden Zaubergärten unmittelbar an den Rand grauſenvoller Gebirgswüſten legt, und mit dem bunteſten Farbenſchmelz der Alpenflora den ewigen Schnee des Gletſcherwinters umkränzt. So lagert ſich, dicht vor den düſtern Schlünden, durch welche der Eingang zu den oberländiſchen Hochthälern und zu den ſtummen Einöden der Eiswelt iſt, das kleine Paradies von Unterſeen oder Interlaken; — ein ödes, idylliſches Thal, zwiſchen zwei geräumigen Seen, dem von Thun und Brienz; umarmt von ungeheuern Bergen, die hier aber ihre ſchreckhafte Größe mit Anmuth umhüllen. Der junge Strom der Aar rinnt von einem See zum andern durch das Gelände, welches mit ſeinen Gebüſchen, ländlichen Hütten, Garten, Prachtgebäuden und Wieſen, bei jedem Schritt ein neues Bild herzaubert. Trümmer der Burg Unſpunnen ſtrecken ſeitwärts aus verwildertem Geſträuch ihren grauen Thurm hervor, der, wie ein abgeſchiedner Geiſt der Vorzeit, in das Leben des fröhlichen Thals fremd hineinſchaut. Während der Sommerzeit ſind die zwei kleinen Städte dieſer Landenge von Reiſenden aller Nationen übervölkert, ſey es zum Genuß der Molkenkuren, oder von hier aus die Wunder des Hochgebirgs zu ſuchen.

Wollt' ich die lange Reihe der letztern aufführen, würd' ich dieſe Blätter zu einem dürren Katalog machen müſſen. Hier iſt die betretenſte Heerſtraße aller Luſtwandrer, die das Oberland ſehen wollen. Durch das Thal von Lauterbrunnen, von deſſen Felſenwänden zwanzig Waſſerfälle herabflattern, unter ihnen 900 Schuh hoch der vielgeprieſene Staubbach, geht der gewöhnliche Zug der Gebirgswallfahrer zur Wengern-Alp. Denn dort, wo ſie in öder Höhe ein wirkliches Haus empfängt, ſteigt, ihnen gegenüber, aus ſchrecklichen Abgründen, die Jungfrau empor in ihrem Eis-Talar, 12,852 Fuß hoch über dem Meer. Man ſieht jedoch von ihr durch eine gewaltige Schlucht geſchieden, und ſieht gefahrlos darin jene Lauinen verſchwinden, welche die Sonnenwärme faſt täglich von ihren weiten, blendenden Firnen löſt. Das Murmeln eines fernen Donners verkündet den Fall der mächtigen Maſſen, die dem Auge wie ſtaubende Schneebälle erſcheinen, welche von beſchneiten Dächern rollen. Vom Anblick des

Menschenfreund bebt bei solchem Anblick der Welt nicht das Innerste des Herzens? Die Kultur der Irokesen wird mit jedem Jahre fortschreitender. Spinnerei und Weberei ist das gemeinste ihrer Handwerke, neben Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Doch haben sie auch Salpeterwerke, Pulvermühlen, Eisenschmiede, sogar Goldarbeiter u. s. w.

Die Versittlichung dieser und anderer wilden Volkerschaften ist eine der ehrwürdigsten Thaten der nordamerikanischen Staatsverwaltungen. An die sogenannten „fünf Nationen" spendet die Regierung alljährlich zehntausend Dollars zur Anschaffung von Ackerdaugeräthschaften und Werkzeugen aller Art. Quäker und Brüdergemeinden thun sich durch ihren Eifer am lebhaftesten hervor, die Verwilderung der Urbewohner Amerika's zu mildern. Schon haben die Mohawks, die Oneidas und andere, Schulen zum Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. gleich den Irokesen. Die Stadt Tumssassa der Seneka-Indianer, unweit dem Alleghanyfluße, besteht meistens aus Häusern von zwei Stockwerken, und hat eine zierliche Kirche. Die Huronen bauen das Feld und handeln mit Getreide.

So schneller und dauerhafter Wirkungen können sich kaum die seit Jahrhunderten mit unermeßlichen Kosten unterhaltenen Missionen der

außerordentlichen Schauspiels wendet ſich der Zug der Bergpilger zu dem der Zwillingsgletſcher, welche drunten im fruchtbaren Thal von Grindelwald zwiſchen zerriſſenen und eisbelaſteten Felswänden hervorzuquellen ſcheinen. Noch vor kaum dreihundert Jahren führte dort ein offner Paß mehrere Stunden wegs über das Gebirg ins Wallis, von wannen ſelbſt Kindtaufen und Hochzeitsleute zur Kirche von Grindelwald kamen. Heut iſt Alles von unvergänglichen Eislagern verrammelt, deren überſtarne, tückiſche Spalten das Grab des Kühnſten werden können. Nicht jeder kann vom Glück reden, wie der Grindelwalder Wirth Chriſtian Bohren, im Jahre 1787, der, als er zum Gletſcher zwiſchen dem Wetterhorn und Mettenberg hinaufging, das Eis unter ſeinen Füßen weichen fühlte, und in eine Spalte, 64 Fuß tief, hinunterſtürzte. Mit gebrochnem Arm lag er unter dem ungeheuren Eisgewölbe am Boden, ein Lebendigbegrabner. Nur das abfließende Waſſer zeigte ihm in der Finſterniß einen Weg der Rettung. Er folgte dem Lauf deſſelben, auf Bauch und Knieen, unter Todesangſt und Schmerzen ſich fortſchleppend, und erblickte mit Entzücken das Tageslicht wieder.

Das Thal von Grindelwald, mit ſeinen Hütten von Kirſchbäumen beſchattet, mit ſeinen dunkelgrünen Wieſen, da und hier von kleinen Beeten unterbrochen, die mit Roggen und Gerſte beſäet ſind, mit der erhabnen Wildheit der Felſenberge und Firnen die ſich in den Wolken des Himmels verirren, macht alle Schönheit des geſeierten Chamounythals vergeſſen. Mancherlei Fußwege führen hinauf in die höchſten der Alpen, auch zu der höchſten aller menſchlichen Wohnungen unſers Welttheils. Bisher hatte dafür das Hospiz auf dem St. Bernhardsberge (7680 Fuß über dem Meer) gegolten; ſeit dem Jahr 1832 aber nicht mehr. Denn 8140 Fuß erhaben über dem Meer, am Gipfel des Faulhorn's, liegt auf verebnetem Platze, ein drei Stock hohes Gaſthaus, mit allen Bequemlichkeiten für Reiſende ausgeſtattet. Nordwärts verdämmert ihnen da in der Tiefe alles Land weit unter; ſüdwärts, wohin die Fenſter der Zimmer, des Geſellſchafts- und Speiſeſaals, gerichtet ſind, hat es das Auge nur mit Eismeeren und einſamen Felsgipfeln der höchſten Berge zu thun. Man ſieht die aus dem Abgrund der Urmeere hervorgebrochnen, durch unbekannte Gewalten himmelwärts gehobnen Eingeweide des Erdballs, wie ſie in ſchauerlicher Zerſtörung erſtarrt und leblos daliegen. Der Menſch verſchwindet auf dieſen Weltruinen, neben

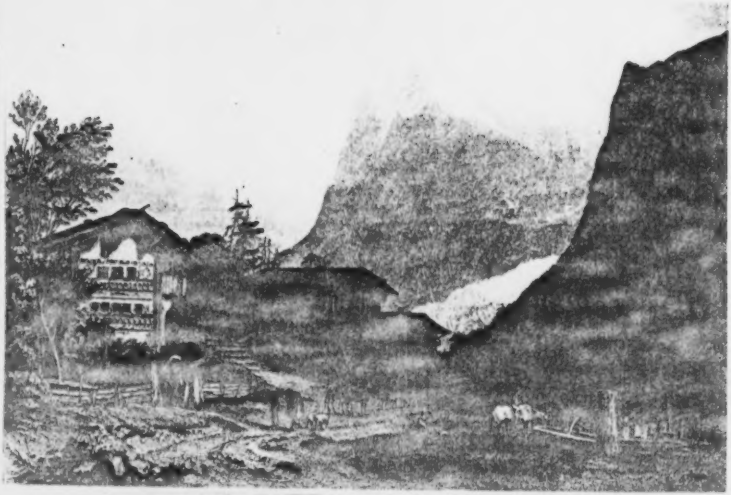

Wasserfall.

Cascade in Rauris Valley.

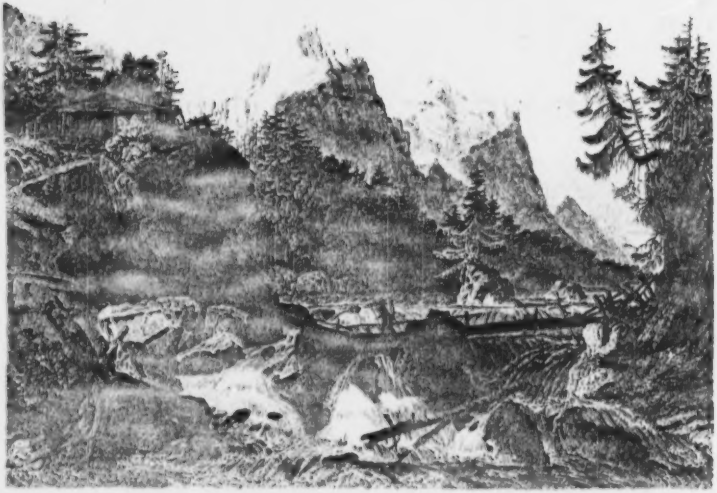

welchen drunten der Lämmergeier in den Lüften, wie ein verlorner Käfer, ſchwärmt.

Ein andrer Fußweg, und gewöhnlich ſchlagen ihn die Luſtwandrer ein, leitet über die Alpen der großen Scheidegg, neben dem gewaltigen Gebirgsſtock des Wellhorns vorüber, welches in ſeiner blendenden Eisſchaale faſt zehntauſend Fuß hoch ragt. Der Roſelauigletſcher, zackig und zerriſſen, hängt zwiſchen ihm, dem Stelli- und Engelhorn, vom Kamm des Gebirgs herunter. Seitwärts, in wilder Waldſchlucht verloren, rinnt eine Schwefelquelle neben einigen hölzernen Gebäuden, dem Badeort benachbarter Landleute. Jenſeits der Scheidegg gelangt man, auf raubem, oft jähem, bald von Giesbächen zerriſſenem, bald von Bergfällen überſchüttetem Pfade, zum Anblick des lachenden Haslithales und ſeines majeſtätiſchen Waſſerfalls. Dieſer verbreitet ſeinen dumpfen Donner weit über das ſtille Gelände. Der Reichenbach ſtürzt in dreifachen Abſätzen von Felſenbecken zu Felſenbecken. Den Abgrund, in welchen er ſich ſchäumend verliert, umſchweben ewige Gewölke.

Der Haufe der Reiſenden eilt mit flüchtigem Blick, die er den wilden Herrlichkeiten des Haslilandes gönnt, vorüber. Hier aber, wie irgendwo im Schweizerlande, wär' es der Mühe werth, zu verweilen und die einſamen Hütten und Dörfer des Gebirgs zwiſchen ihren Schneegebieten zu beſuchen, ſo wie die Bergſchlünde und die Stromſtürze, die Irrgarten der Felſen, wo Alles den Wandrer ein ſchönes Grauſen anhaucht. Man lebt da unter den Nachkömmlingen der alten Einwandrer aus fernem Norden, einem biedern, ſchönen Volksſchlag. Zwar die alten Sagen und Sänge des kalten Skanziens ſind längſt in dieſem „Weißlande“ verklungen; aber die Poeſie des Volkes iſt darum nicht ganz erloſchen. Mit ſchauerlichem Glauben wird noch dort und hier von Weſen wunderbarer Art gemeldet, welche über den Firnen-Wüſten wandeln, oder in den Heimlichkeiten der Felſenſchatten ſchleichen. Dort erſcheint zuweilen noch dem Senn am Eisgewölbe des Gauligletſcher-Doms das tückiſche Gauliweibchen, von einem ſchwarzen Hündlein begleitet. Dort lokt noch zuweilen ein überirdiſches, reizendes Geismädchen, auf dem Grath des Hasliberges, den jungen Hirten mit ihrer Liebe. Aber ſeit einer der Jünglinge unter dem Saum ihres Gewandes ſtatt der Füße, dünne Ziegenbeine erblickte, muß ſie ungeliebt verſchmachten. Dort wandelt im Hintergrund des hohen Genteltbals ſchwermüthig das holde Engſt-

lenfräulein. Es ruht ein Fluch auf ihm; wer ihn zu lösen wüßte, war ein glücklicher Sterblicher.

Die Mythologie der Alpen hat ihren eigenthümlichen Zauber. Aus den einfachen Lebensverhältnissen der Jäger und Hirten des Gebirgs hervorgetreten, athmet sie deren Gemüthlichkeit, Frommsinn, kindliche Einfalt und Schalkheit. In den Ländern der Ebne mögen sich Riesen gestalten; aber neben tausend Klafter hohen Felswänden und Eiskolossen würden die Gewaltigsten der Riesen kleinlich erscheinen. In den Bergen wohnen nur Elfen, oder weibliche Wichtlein, deren Tänze im Mondschein der Frühlingsnächte fruchtbare Jahrgänge, deren Wehklagen und Trauern Stürme, dürftige Erndten oder Unglück von Bergfällen und Lawinen verkünden. Ihre zarte, kleine Gestalt verhüllen sie in lange nachschleppende Mäntel, daß kein Sterblicher darunter ihre Gänsfüßchen entdecke. Die Bergmännlein oder »Schrättelin« sind winzige Zwerge, die sich gern mit Hirtenfamilien zu schaffen machen. Bald necken sie schadenfroh, bald leisten sie unerwartete Hülfe. Sie führen die Gemsen zur Weide, deren Milch ist ihre Nahrung; der Krystall der Höhlen ihr Schmuck. Ihr geheimes Treiben lassen sie ungern belauschen, und nie bleibt es ungestraft, wenn man ihre Gutmüthigkeit durch Muthwillen überlistet. Furchtbarer aber denn Alles, ist Elternfluch oder Verwünschung des Landes. Der Fluch reißt Felsen von den Berggipfeln und begräbt mit ewigen Gletschern, Gefilde der Alpen, die sonst den Rinderheerden reiche Weide gaben. In abgelegnen Klüften brütet wüstes Gewürm. Da fährt der geflügelte Drache aus nach Beute, und reißt bei seinem Ausbruch Quellen auf, die, als Waldströme, Bäume und Steine in die Thäler niederreißen. Da nistet unterirdisch das schlangenartige Unthier, „Stollwurm“ genannt, mit dickem, wenige Schuh langem Schlangenleib und rundem Katzenkopf, vorn mit zwei kurzen Klumpfüßen versehn. Zuweilen trägt der Scheitel ein kronenartiges Gewächs. Nur in trocknen Sommern erscheint der Stollwurm; lagert sich auf das Heu der Alpenställe, oder sonnet sich auf Steinblöcken. Und nicht nur in den Alpen, sondern auch im entgegengesetzten Gebirg des Jura, und zwar nur in dessen höhern Regionen, wird er von Zeit zu Zeit gesehn. Merkwürdig ists, von dort, wie von hier, sind die Beschreibungen des fabelhaften Thiers so übereinstimmend, daß selbst Naturforscher fast in Versuchung geriethen, an das Daseyn einer unbekannten Thierart des Hochgebirgs, an eine Art gigantischer Eidechsen zu glauben, die nur selten hervorschleiche. Indessen hat man vergebens beträchtliche Preise

ſchon für den ausgeboten, der einen Stollwurm todt oder lebendig herbeiſchaffen könne.

Des Hasli's Hauptort, Maaringen, in reinſter, milder Luft, bei 2000 Fuß über dem Meere, in fruchtbarer, geräumiger Thalebne, zwiſchen Gärten, Fruchtfeldern und Wieſen und Wäldern und Waſſerfällen der Bergabhänge gelegen, verdient durch ſeine Anmuth Sommerſitz des wandernden Gebirgsmalers, Sittenbeobachters, Naturforſchers, oder auch nur des Liebhabers der Seltſamkeiten und Herrlichkeiten des Alpenreichs zu ſeyn. Hier wohnt er dem ungeheuern Gebirgsknoten nahe, den der Gotthardsberg, von Granit, geſchürzt hat, und von welchem, nach allen vier Weltgegenden, lange Bergketten ausſtrahlen, die ſich erſt in Frankreich, Ungarn und Italien niederſenken. Hier iſt der Mittelpunkt von acht bis zehn Fahr-, Reit- und Fußwegen, welche zu den umliegenden Kantonen und den merkwürdigſten Erſcheinungen der Alpen führen. Am meiſten wird die Grimſelſtraße bewandert und geprieſen. Darum will ich nicht den neben ihr gelegnen Aarfall bei der Sennhütte Handek von neuem ſchildern, der da ſeine Waſſerfälle in einen finſtern, mehr denn hundert Schuh tiefen Abgrund ſtürzt. Was ihn eigentlich wunderſchön vor ähnlichen Kataraften auszeichnet, iſt nicht ſeine Tiefe, oder ſein erſchütternder Donner, nicht das Gewoge und Gebrodel des Abgrundes und die Wildheit ſeiner Umgebung. Wie gefahrlos man auch das große Schauſpiel betrachten kann, ſey es von oben, wo es beginnt, oder drunten, wo es zermalmend endet, — ohne Schauer des Schwindelns und Entſetzens ſieht man es nicht. Aber einzig iſt der Anblick, wie in den blitzenden Schaumbogen des Aarſtroms ein zweiter Waſſerfall, vom Aerlibach gebildet, ſeitwärts hereinfällt, und ſich mitten in der Luft mit ihm zuſammenſchließt. Und beleuchtet die Mittagsſonne das Spiel der ſchwebenden Wellen und der Waſſerſtaub-Wolken: ſo bilden die gebrochnen Strahlen des himmliſchen Lichtes ein Feuerwerk von allen Farben des Prisma's brennend. Es züngeln purpurne, grüne und blaue Flammen an den verwitterten, ſchwarzen Klippen und zitternden Geſträuchen umher; es fallen Feuerflocken, erlöſchen und ſind wieder da.

Von dieſer Stelle ſind's nur noch zwei Wegſtunden bis zum Grimſelhospiz, welches, gleich allen ähnlichen Gaſthäuſern der höchſten Alpenpäſſe, mit ſeinen kleinen Fenſtern und dem ſteinbelaſteten Dache, zwiſchen kahlen Klippen, freſtiges Anſehn gewährt; aber darum eine nicht minder angenehme Zuflucht gegen Sturm und Nebel und Schneegeſtöber dieſer Regionen bleibt. Wirthshaus,

Franzosen, Portugiesen und Spanier in Amerika und andern Welttheilen freuen. Größer ist immerdar die Macht frommer Freiwilligkeit und reiner Liebe des Guten, als Zwang und eigennützige Nebenabsicht, die nur zu oft bei den Sendungen hervorschimmerte. Bindender ist die Stärke gemüthlicher Ueberzeugungen, als die der erzwungenen Gewöhnung.

Die indianischen Völker Nordamerika's sind übrigens nicht minder als andere abgeneigt gegen Vertauschung ihrer Lebens- und Glaubensart um europäisches Wesen. Für Unabhängigkeit und Freiheit opfern auch sie willig das Leben, verachten sie den größten Schmerz mit wildem Stolze. Sie halten zwar die Europäer für ein arbeitsameres und künstlicheres Volk, aber auch für ein unnatürlicheres, lasterhafteres. Sie bleiben mißtrauisch gegen die Fremdlinge, welche ihnen zum Theil das Land der Väter genommen, ihre Jagdbezirke beengt und durch Einführung des Rums so viel Unheil gebracht haben.

Bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse mußte ihre Sprache dürftig an Worten bleiben; aber ihr Geist ist darum keineswegs so dunkel und blöde, wie sonst Europäer allzuvorellig urtheilen. Alle, oft arm an Bezeichnungen für irdische Bedürfnisse, deren sie wenige kennen und begehren, sind nicht so arm daran, das Ueberirdische auszu-

Stallung und Waarenniederlage (denn Sommers zählt man oft wöchentlich einige hundert durchgehende Saumrosse mit ihren Führern von oder nach Italien) erheben sich an einem kleinen See, der die düstern, zerklüfteten Felsenthürme ringsum noch dunkler wiederspiegelt, als sie sind. Einzelne Schneeflecken und Schneefelder, die der Sonnenstrahl selten oder nie in ihren Felsenwinkeln sieht, bringen allein noch Mannigfaltigkeit in das todte Gemälde. Aus der Ferne glänzt das Finster-Aarhorn, dessen äußerste Spitze (13,234 Fuß über dem Meer) weit über die höchsten Kulmen aller Berneralpen hinausherrscht. Auch sie ward schon im Sommer des Jahrs 1812 durch Rudolf Meyer von Aarau erklettert, begleitet von drei verwegnen Bergbewohnern der Nachbarschaft. Jeder seiner Schritte war eine Lebensgefahr; und außer der Ehre, seinen Fuß dahingesetzt zu haben, wo noch kein Sterblicher seit Erschaffung des Menschen stand, blieb das große Wagniß ohne Gewinn für die Wissenschaft. Denn nur wenige Minuten verweilte er in der grauenvollen Höhe, wo die Spitze der schroffen Granitpyramide, wie sie aus dem meilenweiten Gletschermeer hervorgewachsen ist, kaum fünf bis sechs Personen Raum anbietet. Sie ist von einer mehrere Klafter dicken Eisdecke belegt. Der reine Himmel schien ein finstres Indigoblau. Aber wohl nicht allein die Reinheit der Luft in diesen ist es, die das klare Blau des Himmels verfinstert, sondern auch, wenn sich der Blick vom weißblendenden Schnee zum Aetherraum erhebt, der Farbengegensatz, Schwarz gegen Weiß, welcher sich subjektiv in den Sehnerven erzeugt. Mir ward auf den Firnen des Grießgletschers die Bläue des Firmamentes allzeit heller, wenn ich, statt des Schnees, eine Weile das schwarze Seidentuch angeschaut hatte, welches ich bei mir trug. Unter sich sah Rudolf Meyer, wie er mir erzählte, über ein Lanzenheer zahlloser Bergkuppen hinweg, die Länder der Tiefe, wie ein nächtliches Meer, hin und wieder zu Hügeln aufwallend, ununterscheidbar in Einzelheiten. Von jenen Bangigkeiten und Uebelkeiten empfand er nichts, über welche Andre klagten, welche zu solchen Höhen aufgestiegen waren. Dergleichen unbehagliche Empfindungen, so wie die schnelle Ermüdung und schnelle Wiederkehr der Kräfte, können allerdings Wirkungen der dünnen Gletscherluft seyn, durch welche sich die Poren, Blutgefäße und Muskeln des Leibes ausdehnen; vielleicht auch Wirkungen irgend einer dem Lebensprozeß minder zusagenden Gasart, die sich im Schnee entwickeln mag. Aber durch langsames Bewegen des Leibes beim Steigen und öfteres Ruhen desselben, wird der unbehagliche Zu-

ſtand ganz verhütet oder gemildert, der beim Niederſteigen von denſelben Bergen kaum ſpürbar iſt.

Noch wären über das geheime Leben und Weben der Naturkräfte in den hohen Regionen der Eiswelt viele Entdeckungen zu machen. Wie ſelten und wie flüchtig iſt dort der Beſuch unerſchrockner und geübter Beobachter! Kleine Nebelgeſtalten, welche plötzlich auf den Flächen der Schneewüſte hervortreten, geſpenſterhaft darüber hinſchleichen, und eben ſo plötzlich wieder unſichtbar werden, laſſen ſich aus der örtlichen, ungleichen Kälte der Eistiefen erklären, worin ſich die Dünſte bald zur Sehbarkeit verdichten, bald auflöſen. Doch ſchwieriger iſt der Stillſtand jener Wolken zu enträthſeln, die ſich zuweilen aus einem Berg hervor zu ſpinnen ſcheinen, am Felſen feſtkleben und vom Winde nicht entführt werden, der unter und über ihnen den Schnee, wie leichten Staub davon weht.

Ohne Vergleich mit allen andern Alpengletſchern iſt der Vorder-Aargletſcher, zur Anſtellung naturforſcheriſcher Verſuche der gelegenſte, ſicherſte und ausgedehnteſte. Links und rechts ſich verzweigend, läuft er zwiſchen den Hörnern der Alpenkette faſt eine Tagreiſe weit hin. Sein Gebilde zeigt auf der Oberfläche all die wunderbaren Erſcheinungen, die man auf andern Gletſchern anſtaunt; jene großen, kreisförmigen, mit Waſſer gefüllten Poren oder Keſſel; jene Spitzſäulen und hohen Eispfeiler, welche Felsblöcke tragen; die blaugrünen Riſſe und Schründe geborſtener Firnen, die Bewegung der gefrornen Maſſen, die ſeltſamen Phänomene der Luft in den Hochgegenden. Vom Grimſelhospiz gelangt man in zwei Stunden, faſt ebnen Bodens, zu dieſem Eismeer, an deſſen Gränze die Natur, mit ſtiller Thätigkeit fortwährend ihre eignen Schöpfungen immer zerſtört und immer wiederbildet; Felsblöcke von verwitterten Bergkulmen herabſchleudert und ſie wieder mit fruchtbarer Erde, Moosen, Gräſern und Kräutern überkleidet. Iſt man einmal durch die mit Bergtrümmern bedeckte Fläche gedrungen, und die vorliegende Eishalde hinaufgeklettert, ſo breitet ſich dann die einförmige, weite Winterwüſte des Gletſchers, faſt unabſehbar und eben, vor dem Blick des Wanderers aus. Grabesſtille empfängt ihn und ein kalter Hauch der Luft durchſchauert ihn.

Der Mann, welchem wie, nächſt de Sauſſure, die meiſten Entdeckungen in der alpiſchen Eiswelt zu danken haben, Profeſſor Hugi von Solothurn, hatte dieſe Einöden im Jahr 1829 nach den verſchiedenſten Richtungen durchwandert. Im Sommer 1836

besuchte er sie abermals und fand Alles verändert. So leise und so gewaltsam sind die Bewegungen der Eisfelder. „Ich ging,“ schrieb er mir im September des letztern Jahrs: „dießmal wie früher vom Standpunkt der Grimsel aus. Zuerst erstieg ich die ungeheuern Firnen, welche den Triften- und Rhonegletscher, wie kleine Schweife, zur Schau der Reisenden gegen die Thaltiefen stoßen. Jenes mächtige Firnenmeer, sein Zusammenhang mit den in die Urithäler niedersteigenden Eismassen, ist aber noch ein unbekanntes Reich der Alpenkette. Die Formen sind ganz eigen, die Umrisse aber so gewaltig, daß ich wegen Mangels der Zeit, abstehn mußte, sie, zu untersuchen. Denn ich hatte mir dießmal nur zur Aufgabe gemacht, die Bewegungen des Unteraargletschers zu beobachten.“

„Die von mir vor sieben Jahren auf dem untern Theil des Gletschers gezeichneten Granitblöcke zwischen den Zinken- und Berenlammhörnern, waren mit sammt dem Eise, längst hinab zum Thal geschoben. Der Gletscher selbst aber steht jetzt nur 380 Fuß minder weit im Thal, als damals; er war also ungemein unten weggeschmolzen. Zugleich hat er jetzt in seiner Höhe die Kristallhöhle erreicht, da er im Jahr 1829 um 40 Fuß niedriger war. Ich suchte nun die Hütte auf, die ich damals auf der Mitte des Gletschers gebaut, und in welcher ich schöne und schauerliche Tage verlebt hatte. Sie ist aber seitdem, durch das innere Wachsen des Gletschers, 2184 Fuß vorwärts gewandert. Die zwei Granitblöcke, zwischen denen die Hütte in den Eisgrund eingehauen war, stehen jetzt 17 Fuß auseinander, da sie damals nur 8 Fuß abstanden; Balken und Dachlagen zwischen die Blöcke gefallen, sonst in Allem unversehrt. Nagel und Eisen hatten nicht den geringsten Rost. Korkstöpsel dagegen waren mit einer weißen, wie es scheint, schimmelartigen Kruste überzogen; so auch, aber weniger, das weichere Holz, das noch in Menge daliegt. Ein 26,000 Kubikfuß starker Granit bei der Hütte lag damals unterm Firnenschnee begraben, der nun in Gletscher umgewandelt ist, und den Block nicht nur auf die Oberfläche gehoben, sondern auf zwei Eiskegeln hoch in die Luft gestellt hat, so daß unter ihm eine Menge Menschen Obdach finden könnten. Die gegenwärtig 4620 Fuß unterhalb meiner Hütte stehende Signalstange, die jetzt noch unversehrt auf einem ungeheuern Granitblock steht, wohin ich sie pflanzte, war damals nur 3860 Fuß von der Hütte entfernt. Sie hat sich mithin nicht nur, sammt der Hütte selbst, 2184 Fuß vorgeschoben, sondern die Gletschermasse zwischen beiden

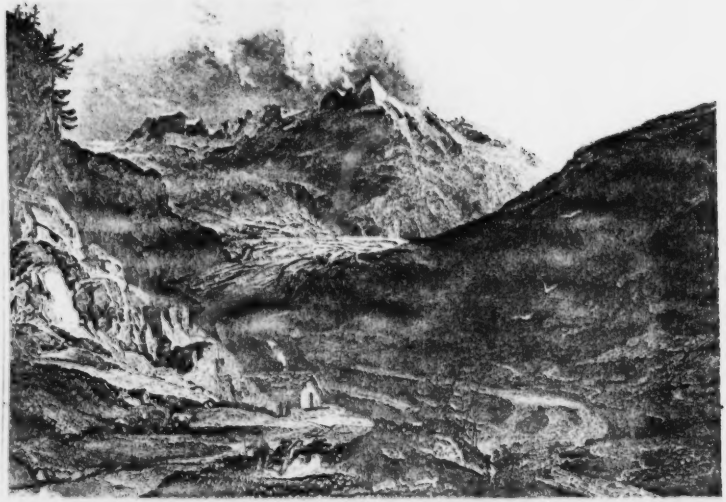

hat ſich zugleich um 760 Fuß ausgedehnt. Weiter abwärts fand ich ein Felszetrümm vom rothen Erzberg, um 3250 Fuß vorgerückt. Die Gletſchermaſſe, vom Beginn des Sturzes bis jetzt, war folglich nur um 206 Fuß gewachſen; weiter abwärts aber noch geringer. Am ſtärkſten zeigte die Beobachtung das Wachſen dort, wo der kernige Firnenſchnee ſich in dichtes Gletſchereis (wo die Hütte ſonſt ſtand) verwandelt hatte. Aufwärts, in die Firnregion nimmt das Wachſen wieder ab, bis es in den höchſten Gegenden ganz aufhört.«

„Die Gletſcher wurden von mir nun mit dem Maasſtab gemeſſen. Von der Signalſtange bis zu deſſen Ende waren noch 19.500 Fuß; er hat mithin bis zum Abſchwung 28,014 Fuß Länge. Vom Abſchwung öffnet ſich einerſeits das Firnthal der Lauteraar, 19.500 Fuß lang bis auf den Kamm des obern Grindelwaldgletſchers anſteigend; anderſeits das Firnthal der Finſter-Aar, das ſich an der Strahleck umbiegt und eine Länge von mehr als 30,000 Fuß hat. Ich bezeichnete ſofort für die Zukunft den Stand der alten Signale wieder ganz genau und errichtete eine Menge neuer, eine Arbeit, die für mich ziemlich mühvoll war. Ich unternahm daher dieſe letzte Reiſe, über den ganzen Gletſcher bis zum Finſter-Aarhorn, zu Pferde, — wohl die erſte Reiſe dieſer Art! Allein mit Pferden, wie ſie der Spittler auf der Grimſel beſitzt, iſt's vollkommen ſicher. Der Gletſcher ſteigt ja nur um 5—10 Prozent. Auf mein Anſuchen macht nun der Spittler einen Weg, auf welchem nicht nur Fußgänger, ſondern auch Reiter ſehr leicht zum Gletſcher hinanzelangen.«

„Der Freund des Wunderbaren oder Seltnen in der Natur wird kaum irgendwo in der Welt mit ſo unbedeutender Anſtrengung und Gefahr eine Reiſe von größerer Annehmlichkeit und Belehrung unternehmen können, wie hier. Er verläßt Morgens das Hospiz der Grimſel, durchirrt die Ebne des Aarthals, wo ihn eine Menge ſeltner Pflanzenformen des Hochgebirgs umringt; erblickt im wunderlichen Durcheinanderwurf die entſetzlichen Berggeſtalten, deren zahlloſen aufgezackten Hörner und zwiſchen denſelben kleine Gletſcherſtreifen, wie vom Himmel herabhangend. Er ſtaunt dann bald die unzähligen mit Sand bedeckten Eiskegel an, die in einigen Wochen aus dem Eisboden hervorwachſen; die 20.000 Kubikfuß großen Granite, die wie Tiſchplatten auf Eisſäulen hoch in der Luft ſchweben; die weit auseinander gähnenden Gletſcherſpalten, welche ſich mit neuen Eiskriſtalliſationen

anfüllen; es erbrausen unter ihm Bäche, die, anfangs in das Eis eingefurcht, fröhlich dahin rollen, bald aber senkrecht die Gletscher durchbrechen, mit schauerlichem Lärmen in unbekannte Abgründe niederfahren, um unter den Gewölben des Eises den Aarstrom zu erzeugen. Ueber zackigte Eismassen, über die Windungen und den Meerwogen ähnlichen Formen des Gletscherthals gelangt man endlich bis dorthin, wo das feste, tausendgestaltige Eis aufhört, und was bisher Gletscher war, in die körnige, glatte Firnmasse übergeht, und das Auge sich links und rechts nach oben in zwei auseinander laufende blendendweiße Firnthäler verliert. Kehrt der Reisende hier um, kann er zu guter Stunde Abends wieder im Hospiz seyn. Hat er sichern Schritt und Muth, kann er, bis zum Finster-Aarhorn reitend vorgedrungen, auch von da zu Fuß über die Strahleck gehen und im Grindelwald schlafen."

"Zu bemerken ist noch, daß der Unteraar-Gletscher, sowohl der Geschichte, als seiner Beschaffenheit nach, durchaus neuern Ursprungs ist."

3. Pierre Pertuis.

Das seltsame, ziemlich cyklopenartige Felsenthor, Pierre Pertius, dies rohe Naturspiel auf niederm Hügel zwischen Waldbergen, am Eingang des bernischen Münsterthals, dies 30 — 40 Schuh hohe und 20 — 30 Schuh weite Loch durch ein mächtiges Kalkgestein, welches sich wie ein Querband zwischen den links und rechts zusammendrängenden Bergen spannt, — es gleicht beim ersten Anblick mehr einer hochgeschwungenen Höhle, als einem Thore. Es führt da eine der großen Straßen der Jurathäler hindurch, gen Basel. Eine alte, halberloschne Inschrift darüber, zwar im Römerstyl, aber von keiner kunstgeübten Hand eingemeißelt, hat den Alterthümlern schon viel zu rathen gegeben und rührt vielleicht selber von einem alterthumslustigen Mönch des Mittelalters her.

Sei dem wie ihm wolle, das Erscheinen der sonderbaren Bergpforte überrascht beim ersten Anblick. Sie hat etwas Malerisches, besonders wenn man sie zum Rahmen des dahinter liegenden Bildes macht, welches die Anmuth des Tavannerthals dem Wandrer entgegenhält. Jedes Spiel der Natur hat darum viel

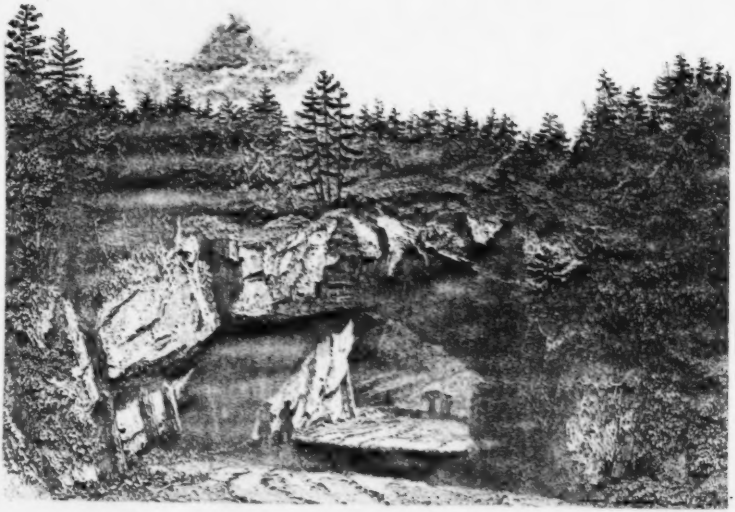

Anziehendes, weil die Schöpferin ihr strenges Geſetz der Nothwendigkeit verlaſſen und ſpottend einen Einfall des freiſchaffenden Menſchengeiſtes ausgeprägt zu haben ſcheint. Am Fuße eben deſſelben Hügels ein andres Spiel. In einer lieblichen Gegend, bei einer Mühle neben der Landſtraße, entſpringt der fünfzehn Stunden lange Waldſtrom der Birs. Die Quelle geht ſtill unter der Felſenplatte des Berges, hart über dem Waſſerſpiegel des entſtehenden Bachs, hervor; aber ſo mächtig, daß ihre Wellen kaum ein Paar hundert Schritte weiter, das Räderwerk des Müllers umberjagen. Vermuthlich iſt ſie nur die Wiedererſcheinung eines jener Bache und Ströme, deren ſich in den hochgelegenen Thälern des Kantons Neuenburg mehrere plötzlich in dortigen Klüften und Felſentrichtern verlieren und unſichtbar werden. Nach meilenlangem unterirdiſchem Laufe drängen ſie jählings wieder zum Tageslicht hervor.

Auch bei der kleinen, freundlichen Stadt Biel, zwei bis drei Stunden von hier, am Fuße des Jura, bricht eine ähnliche, ſich immer gleiche Waſſerfülle in einer Felsgrotte aus, und ſetzt ſogleich mehrere Mühlen in Thätigkeit, während ſie bei hundert Brunnen ernähret. Sie ſteigt faſt ſenkrecht aus der Tiefe der Erde; das Senkblei fand kaum bei 400 Fuß einen Grund. Und ſo reiſſend iſt der Bach, beſonders wenn er unter Regenwetter anſchwillt, daß im Jahr 1805 ein franzöſiſcher Soldat, der hineinſtürzte, durch den unterirdiſchen, gewölbten Kanal, unter der Stadt bis zum Sußſtrom, das heißt 800 Schritt weit, in einer einzigen Minute geflutet ward. Der Verunglückte kam unverſehrt zum Vorſchein und wurde gerettet. Das Waſſer der Quelle ſelbſt iſt unwandelbar rein und hell, wie Kriſtall. Nur einmal in Jahrhunderten floß ſie trübe, als das fürchterliche Erdbeben von Liſſaben (1755) die Eingeweide des Erdballs ſchüttelte.

Wer kann aber von Biel reden, ohne an ſeinen See und deſſen ſanfte Umfaſſungen zu denken, und an die in deſſen Schoos gelegene, von ſeinen klaren Wellen geliebkoſete St. Petersinſel? Es iſt ein hesperiſcher Naturgarten auf Calypſo's Zaubereiland. Wer je ſie unter ihren Blüten oder Früchten ſah, weiß wohl, daß ich nicht zu viel ſage. Der arme, kranke, von Genf vertriebne Rouſſeau, welcher hier zwei Monden lang in verborgner Ruhe wohnte, — noch zeigt man ſeine Zimmer, deren nackte Wände von tauſend Namen und Sinnſprüchen der Wallfahrter ſchwarz geworden ſind, — nannte dieſen Aufenthalt den ſchönſten ſeines Lebens, der ihm in ſpäten Jahren noch Heimweh machte. Aber

drücken. Sie unterscheiden sehr genau ihren Geist, als das Unsterbliche, vom Körper. „Wir können sterben, aber nie todt sein!“ sagen sie zu den Missionarien: „Das Maiskorn, wenn es in die Erde gethan wird, stirbt auch, aber ist doch nicht todt.“ Wir wissen durch Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Delawaren und Irokesen, daß die Priester derselben häufig ein tugendhaftes Leben als unabänderliche Bedingung darstellen, nach dem Tode des Leibes in den Ort der guten Geister zu gelangen. Sie bringen Opfer den Manito's, guten Geistern (Schutzengeln), aber auch nur diesen, nicht dem großen Geiste (Gott), der keine Opfer begehre, und zu erhaben dafür sei. Sie glauben auch das Dasein eines bösen Geistes, ohne ihn durch Opfer zu verehren. Träume sind ihnen noch (wie einst der Kindheitswelt des europäischen und asiatischen Alterthums) göttliche Offenbarung.

Nicht die Evangelischen allein, auch die Katholischen in Nordamerika haben in unsern Zeiten Theil am Ruhm der Christenthums-Verbreitung genommen und segensvolle Schritte gethan. Nicht aber nur von den vereinigten Freistaaten aus, sondern auch von den französischen und spanischen Missionen in Mexiko und Louisiana ging das Licht des Glaubens in die Wälder und Einöden der freien Indianer. So ist seit den vier letzten

auch hier fand der Unglückliche kein Asyl. Nicht die rauhwerdenden Herbsttage, nicht seine körperlichen Gebrechen, nicht seine Unschuld, konnten die Brutalität des Fanatismus mildern. Die Regierung von Bern vertrieb ihn, weil Genf es wollte, aus diesem Paradiese. Wohl mehr denn Einer hätte, wie er, darin seine Lebensstunden gern verträumen mögen. Der Reiz des Eilandes wird durch die Pracht des Panorama's erhöht, welches den Spiegel des Sees umfaßt; ein Kranz von Fischerhütten und halb verschatteten Dörfern, drei, vier kleine Städte dazwischen eingeflochten; aus der Tiefe der Wellen der Jura steil aufsteigend, mit Weinbergen, ländlichen Wohnungen, Wasserfallen und Wäldern behangen; am südlichen Horizont der Silberblick der Hochalpen aus der Ferne; nordwestwärts der Jura, über dessen wild durch die Luft geworfenen Gipfel der Chasseral (5040 Fuß über das Meer) fast so hoch, als der Rigi, emporgeht.

Ueberhaupt der Norden des Kantons Bern, der von breiten, fruchtbaren Längenthälern durchfurchte Jura, welcher erst im Wiener Friedenscongreß (1815) ganz zur Schweiz geschlagen wurde, ist nicht nur der schönste Theil des Juragebirgs, sondern eine der schönsten Parthieen der Schweiz. Man umfaßt diese ganze Landschaft, einst Großtheil des Gebiets vom alten Bisthum Basel, gewöhnlich mit dem Namen der fünf leberbergischen Aemter Berns; denn Leberberg ist hier des Jura deutscher Name. Die Thäler sind etwa von 60 — 70.000 Menschen bevölkert, unter denen die meisten ein mit Altceltischem und Deutschem durchmengtes Französisch reden, und mehr denn zwei Dritttheile zur katholischen Kirche gehören. Auch über hundert Familien der Wiedertäufer wohnen hier; und nirgends in der Schweiz so viel beisammen. Aber sie leben zerstreut auf einsamen Höfen in Wäldern und Bergen, und zwingen mit ihrer Arbeitsamkeit den unwirthbarsten Gegenden Fruchtbarkeit ab. Ein kräftiger Menschenschlag, vom schönsten Geblüt; treuherzig, friedsam, gewissenhaft und wohlwollend. Allen Nachbarn sind sie lieb. Katholiken und Protestanten der Umgegend vertrauen ihnen mehr, als sich selbst unter einander. Und diese biedern Leute wurden von der Berner Regierung im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus ihren Heimathen verjagt, weil sie keine Eide schwören, keine Waffen tragen mogten. Die Fürst-Bischöfe von Basel, weiser und duldsamer als jene protestantische Obrigkeit, nahmen die verstoßenen Jünger Menno's in ihr damaliges weltliches Gebiet auf. Ich weiß nicht, ob die Lehre der Wiedertäufer etwas Ketzerei mit sich führt, wie da und

dort ein Geiſtlicher vielleicht meint; aber der Herr ſpricht: „An ihren Werken ſollt Ihr ſie erkennen!“ Und da ſcheints mir bei ihnen ſo übel nicht zu ſtehn. Man muß ſie beſuchen; unter ihnen leben; und man wird ſie lieb gewinnen, ja ſogar ein wenig bewundern, während man ſonſt wenig Chriſten wegen ihres Chriſtenthums bewundert.

Ich war, Neugier hatte mich dahin verlockt, im ſtillen Bergthal des Tſchaywo, an den Solothurner Gränzen, im Wald auf Chamboz, in andern freundlichen Einöden bei den Wiedertäufern. Es ward mir bei ihnen zu Muth, als lebt ich in den erſten, armen Zeiten des heiligern Urchriſtenthums; ſo heiter, ſo gottesfürchtig, ohne alle Kopfhängerei, gaſtfreundlich und arbeitſam wohnen ſie da, in patriarchaliſcher Einfalt und frommer Sitte. Unter ihnen ſind keine Trunkenbolde, keine Spieler, keine Nachtſchwärmer, keine Lügner, keine neidiſche Nachbarn. Entſteht unter ihnen, aber ſelten, ein Zwiſt: ſo wird er freundlich von einem ihrer Aelteſten geſchlichtet. Sie nennen ſich Brüder, Schweſtern, Du und Du. Einer hilft dem Andern unentgeldlich bei der Arbeit, bei der Heu- und Kornernte und wo es noth thut. Ihre Mäßigkeit, ihre ſittliche Reinheit bewahrt ihnen feſte Geſundheit, hohes friſches Alter. Ein Greis von mehr denn ſiebzig Jahren, der Einer ihrer Lehrer war (Pfarrer haben ſie nicht), führte mich rüſtig über Berg und Thal, wie ein lebensreicher Jüngling, zu den übrigen Brüderfamilien. Welche ächte Liebe der Ehelente, welche Zärtlichkeit der Geſchwiſter unter einander, welche Aufmerkſamkeit der Kinder gegen ihre Eltern, ſah ich da! Ihre ganze Pädagogik beruht einfach auf dem Beiſpiel der Erwachſenen für die Jüngern und den Paar Worten: „Habe Gott vor Augen!“ Und doch genießen ſie eine Erziehung, die edler iſt, als die feinſte oft in der großen Welt. Welch ein Völkchen, welch ein Chriſtenthum, das keine Advokaten, keine Pfarrer, keine Richter, ja kaum Aerzte braucht!

Sonntags kommen ſie abwechſelnd bald zu dieſem, bald zu jenem Lehrer, um im Freien oder in einer Scheuer, oder in einem größern Zimmer, Gottesdienſt mit Andacht zu verrichten. Der Lehrer ſpricht, wie es eben in ſeiner Stimmung oder im Bedürfniß der Zuhörer liegt, oder lieſt aus einem alten Erbauungsbuche vor. Er verrichtet die Taufe, reicht das Abendmahl, ſegnet die Ehen ein, und iſt Landmann wie jeder Andere. Die Taufe geht meiſtens unmittelbar der erſten Communion, oft der Hochzeit eines liebenden Paars voran. Doch muß ich nebenbei geſtehn, ihre Andachts-, Gebet- und Geſangbücher nebſt ihren Märtyrerliedern, ſind im

Geſchmack veralteter Zeit und daher ziemlich geſchmacklos. Iſt der Gottesdienſt vollbracht, werden die Entfernterwohnenden von den Familien der benachbarten Höfe unentgeldlich bewirthet, ſo wie dieſe ein anderesmal von jenen brüderlich eingeladen werden.

Reinlich, doch ſchmucklos, wie die beſcheidnen Wohnungen, ſind ihre Geräthſchaften und Kleidungen. Wie jedoch jede der Kirchparthien in der chriſtlichen Welt, hat auch die anabaptiſche ihre fromme Nebengrille und Eigenheit. Daß verheurathete Männer noch ihren Bart, der Mannheit Ehrenzeichen, wachſen laſſen, wäre nicht übel, wenn nur die Tracht dazu ſo mittelalterlich oder ſo orientaliſch und altteſtamentlich wäre, wie der Name ihrer ſchönen Töchter. Aber der graue, kurze Rock, die kurzen Hoſen und die über das Knie gezognen Strümpfe, ſtehen zur Majeſtät des Bartes unharmoniſch. Auch Knöpfe ſind von den Kleidern verbannt; ſie werden durch Neſtel und Haften erſetzt. Eben ſo einfach erſcheint das weibliche Geſchlecht. Kein Gold, kein Sammet, keine Seide. Nicht einmal ein buntes oder hellfarbiges Seidenband darf den Strohhut des Mädchens umflattern. Aber ein Mädchen weiß trotz dem immer, im Punkt des Schönen, Mittel und Wege zu finden, ohne dadurch die Religion in Gefahr zu bringen. Man muß nur ſehen, wie keck dieſe ſchlanken, blühenden Gebirgsbewohnerinnen den Hut zu ſetzen wiſſen, und wie die zarten Schleifen von Strohgeflecht, und die von Stroh geformten Blumen darumſchweben und nicken. Und doch das Alles ſo beſcheiden!

Die Pierre Pertuis hat mich nun einmal in den berniſchen Jura eingeführt. Man kennt ihn auswärts, ja ſelbſt in der Schweiz, zu wenig. Drum will ich noch Einiges von ihm erzählen.

Wer Liebhaber der romantiſchen Jahrhunderte und der Ritterwelt iſt, trete von Baſel her in dies altbiſchöflich-baſeliſche Land ein, und nehme ſeinen Zug durch das Thal von Lauſen, gen Delſperg (Delement) und Pruntrut (Porentruy). Es wird ihm ſcheinen, er wandle in einem Roman; er hab ſich aus ſeinem Zeitalter verirrt und athme in den Tagen des Fauſtrechts, der ewigen Fehden und geharniſchten Raubhelden. Selbſt wer den Rhein entlang, an deſſen wechſelreichen Ufern, die Menge der Ruinen des Mittelalters ſah, wird hier von ganz andern Scenen, von einem wahren Gedränge alterthümlicher, noch bewohnter oder zerfallener Burgen, überraſcht, mit denen das Land überſäet iſt. Man

zählt deren mehr denn dreißig bis vierzig, nah beiſammen gelegen in den Gebirgswinkeln; die einen ſtolz auf Bergzipfeln, wie am Himmel hangend; die andern aus der Tiefe finſtrer Schluchten lauernd. Jede derſelben ſpringt uns in andrer Geſtaltung unter andern, meiſtens ſeltſamen Umgebungen entgegen.

Gleich beim Eintritt in das ehmalige Bisthumsgebiet, wenn man von Baſel ausgeht, ragen auf einem Hügel die Trümmer Reichenſteins, zwiſchen zierlichen Gartenanlagen, empor; ohnweit davon die Trümmer von Birſek, neben einer Kapelle und kunſtvoll verſchönerten Bildniß. Den Ritterſaal zieren noch Geräthſchaften des Alterthums; der hohe Thurm iſt zum Belvedere verwandelt. Rechts der Straße reckt ſich öde das Gemäuer von Fürſtenſtein auf; weiterhin und bald, auf einem Felſen am Waldſtrom der Birs, das in ſeiner wunderlichen gothiſchen Bauart mit Kunſtſinn wieder hergeſtellte Schloß Angenſtein, in prächtiger, wilder Umgürtung. Aber links und rechts auf den Höhen ſtellen ſich noch andre Bruchſtücke untergegangner Feudalherrlichkeit auf. Hier Bärenfels; dort Pfeffingen; noch in Trümmern Nebenbuhlerinnen bleibend. Eine Bergkluft, welcher die Birs entbraust, öffnet ſich ſeitwärts und verſchlingt die breite Landſtraße. Wer ihr folgt, dem begegnen bald die vergrauten Ueberbleibſel des Schloſſes der Mönche von Mönchsberg, und jenſeits dem Städtlein Laufon ſchlagen und nagen die Birswellen rings um die gewaltigen Mauergründe der Burg Zwingen, aus deren Kreiſe der alte Thurm zwingherrlich das Thal überſchaut.

Das Thal ſelbſt ließe ſich ſehr gut ein Thal der »ſchönen Schrecken« nennen. Es iſt eine lange, vielgekrümmte Felſengaſſe. Drunten rauſcht der Waldſtrom, bald neben einzelnen Hütten, bald neben kleinen Dörfern und Weilern; droben, am zackigen Gebirgskamm, das ſchwarze Gezweige der Tannenwälder. Der unwiſſende Wandrer, wie der Geognoſt, ſteht mit Erſtaunen die ſteilaufragenden Kalkfelſen an ſeiner Seite von gewaltigen Waſſerfluten tiefausgefreſſen, über deren Ankunft und Verlauf keine Geſchichte, keine Sage Meldung thut. Weite Höhlungen, wie am Fuß, ſo in der Höhe der kahlen Flüen. Wie hier, bemerkt man ſonſt auch in den übrigen Thälern dieſes Jura-Theils zahlreiche unabſehbare Grotten. Die meiſten derſelben ſcheinen von Waſſerwirbeln ausgewaſchen worden zu ſeyn, in den Tagen, da die prächtige Ebne von Delemont oder die von Laufon, noch breite, hoch aufgedämmte Seen waren. Andre mögen Poren des Kalkgebirgs ſeyn, deren manche zu jenen unterirdiſchen Waſſerbehäl-

tern dienen, durch welche Jahr aus Jahr ein dies ewigrinnende Leben der Quellen unterhalten wird. Ohnfern dem Dorfe Courtelary, am Fuße des Chasseral, zeigt man dem Freund der Naturseltsamkeiten eine dergleichen Höhlen, die man das Eisloch nennt. Man steigt in einen Abgrund nieder, an dessen Ende Winterfrost die Glieder des Neugierigen durchdringt. Die Hirten holen von da im Sommer Eis, wie sie es zur Kühlhaltung ihrer aufbewahrten Milch bedürfen. Seitwärts schließt sich in dem Abgrund noch eine zweite Felsenöffnung auf zu des Gebirgs tiefern Eingeweiden. Man hat sie weithin untersucht; aber bis jetzt nicht ihr Ende gefunden oder zu finden gewagt.

Doch ich wollte von der Kette der mittelalterischen Schlösser reden, welche sich durch das ganze Lausenthal von Basel bis Delemont ausstreckt. Man sieht jenseits der Trümmer von Zwingen, dem armen Dörflein Sopères gegenüber, auf den Zinnen einer schwarzen Felswand, zwischen düsterm Tannengestrüpp, die Zinnen der Burggemäuer von Sogern oder Sopères, oder dem Resselhof-Schloß (Château des orties.) Fels und Mauer, in gleich senkrechter Linie, sind kaum von einander unterscheidbar. Einst wohnten dort die mächtigen Grafen von Segern. Jetzt findet der Wandrer, zwischen Schutt und Gemäuern, ein Pavillon, worin Geräthe, Schmuck und Waffen des Alterthums aufbewahrt sind. Das schmale Thal zu dessen Füßen, wie schwermüthig es zwischen Felsenbergen und Tannen daliegen mag, ist darum nicht ohne Anmuth und Leben. Links der Birs erhebt sich, neben den Heilbädern von Bellerive, das freundliche Gasthaus; rechts dem Strom ein heitres Landhaus der Familie Quiquerez inmitten der Gärten; weiterhin das ehrwürdige, malerische Ueberbleibsel von Thürmen und Ringmauern der alten Vorburg auf den Felsterrassen neben der Landstraße; dabei die Wallfahrtskapelle zur heil. Jungfrau von Vorburg, noch jetzt fleißig von Pilgern besucht. Ich kenne kein Landschaftsbild, welches in der Bühnenmalerei fähig wäre, den Eindruck der finstern Ritterzeit lebendiger zu geben, als diese düstre Scenerie. Wer doch die Schicksale dieser Burgen alle wüßte und ihrer Bewohner in jenen Tagen voller Freuden und Verbrechen und heldenmüthiger Tugenden! Herr August Quiquerez, der gründlichste Forscher der Geschichten und Alterthümer der ehemaligen Bisthumslande, hat uns im Lebensbilde „des Hans von Vienne" unlängst eine Ansicht der Sitten und Handlungsweisen des vierzehnten Jahrhunderts, seiner Bischöfe, Ritter, Mönche und Nonnen geliefert, welches ein schauerlicher Commentar zum Text

der vielen Ruinen iſt, die noch in der Wirklichkeit vor uns ſtehn.*) Es iſt anziehend, wie ein Mährchen geſchrieben; voll naiver Ironie eines Rabelais; aber dabei eine Moſaik, aus Chroniken, älteſten Handſchriften und Urkunden kunſtreich zuſammengefügt.

Von Delemont führt, durch die ſchöne Ebne, eine Straße gen Porentruy über den Berg des Ranziers. Indem man jenſeits niederſteigt, breitet ſich drunten ein geräumiges Thal, waldig und wild, zwiſchen den Ranziers und der Jurakette aus, die hinter dem Mont Terrible ihren Kamm erhebt. Inmitten des Waldgrundes, aus dem Meere bewegter Baumgipfel und Zweige, ſchwillt ein einſamer Hügel auf, der die Ruinen des ſtarken Thurmes von Aſuël oder der Haſenburg trägt. Zwanzig bis dreißig Hütten lagern ſich um die zerfallenen Schloßmauern. Einſt ſoll da ein Städtlein geſtanden ſeyn. Innerhalb des achtzig Schuh breiten, viereckten Thurms, wird noch ein Loch im Felſenboden gezeigt; die Oeffnung des Burgverlieſes, worin mancher Unglückliche verſchwand, welchen die Rache des Feudalherrn aus den Reihen der Lebenden verſtieß. Die Sage der Landleute weiß von verroſteten Harniſchen und Bickelhauben und menſchlichen Gebeinen, die drunten gefunden worden ſind. Das ganze Waldthal in dieſer Bucht des Gebirgs, die weite, ſchweigende, verwilderte Einöde, die Ueberreſte der gebrochnen Veſte Aſuël darin, um welche ſich, wie Raben um ein verunglücktes Thier, die ärmlichen Hütten der Landleute geſammelt haben, erregen unwillkürliches Grauſen. Es iſt da unheimliches Wohnen. Man athmet freier und froher, wenn der Blick endlich die Hügel und Ebnen, die Ufer des Hallerſtroms und, im Hintergrunde der heitern Landſchaft, die zierlich gebaute Stadt Porentruy überſteigt, der alten Biſchöfe von Baſel Sitz mit deren halbzerfallenem, rieſenhaftem Schloſſe.

Man ſagt: »Unterm Krummſtabe ſey gut wohnen.« Ich weiß nicht, welcher geiſtliche Höfling an irgend einer Prälatentafel das Sprüchwort erfunden hat, um damit ein Lächeln des Inſulirten zu erſchmeicheln. Aber ſieht man heut noch die Dürftigkeit des Landvolks und die in Lumpen gewickelten Schaaren müßiger Bettler, welche die Klöſter und Abteien umringen, ſelbſt den Druck des Elendes und der öffentlichen Unſicherheit im Mehrtheil des römiſchen Kirchenſtaats: ſo wird das Sprüchwort zur Lüge. Auch im ehma-

*) Jean de Vienne ou l'Evêché de Bâle au XIV. Siecle, par A. Quiquerez. (Porrentruy. 1836)

ligen Bisthumslande von Basel, zumal in den katholischen Theilen deſſelben, ſchauen Armuth und fromme Trägheit noch häufig aus zerbrochnen Fenſtern und zerriſſenen Mauerwerken. Der Landbau iſt noch in altherkömmlicher Einrichtung. Unwiſſenheit hemmt den raſchern Aufſchwung des Wohlſtandes. Der verdüſterte Geiſt der Volksmenge ſchwebt nur über den Sümpfen veralteter Vorurtheile und frommen Wahnes unſtät umher. Da hatte allein das Prieſterthum freudiges Walten und Schalten; und dies zu bewahren, widerſetzte es ſich kühn den Beſtrebungen der Bernerregierung noch in neueſter Zeit, die Zuſtände des Landes durch öffentliche Bildung zu verbeſſern. Die Unruhen des katholiſchen Jura in den erſten Monaten des Jahres 1836 waren bloßes Werk der Prieſter. Sie ſahn ihre Hoheit durch veredelten Jugendunterricht in den Landſchulen untergraben; ihre Willkühr und Unabhängigkeit von weltlicher Obrigkeit, durch die zu Baden im Aargau von mehreren eidsgenöſſiſchen Republiken über die Rechte des Staats in Kirchenſachen genommenen Beſchlüſſe, gebunden und mit Untergang bedroht. Sie mußten das Aeußerſte wagen und Aufruhr predigen. Sie predigten ihn. Ein bigottes Volk, dem die Vernichtung ſeiner Religion und der Verluſt ſeines ewigen Seelenheils, in den Hütten, in den Beichtſtühlen, von den Kanzeln und in Flugblättern furchtbar genug vorgeſpiegelt ward, war leicht zu fanatiſiren. Voran ſchritten überall in den Gemeinden die Weiber mit ihrem Geſchrei. Man pflanzte Freiheitsbäume, zum Zeichen des Abfalls von Bern, unter Kirchenliedern und Freudenſängen berauſchter Bachanten und Bachantinnen. Zucht und Ordnung hörten auf. Die Wohlhabendern ſahn ihr Eigenthum, die Freunde der Geſetzlichkeit ihr Leben bedroht. Sie bewaffneten ſich zum Selbſtſchutz, dem fanatiſirten Pöbel gegenüber. Der Bürgerkrieg war vor der Thür. Die Beamten ſtanden ohne Gewalt. Man hörte nur die Befehle der Prieſter. Die Leitung des Ganzen hing vom Wink eines Pruntruter Dekans ab. Zu nachſichtig und zu lange hatte die Regierung dem Unweſen zugeſehen. Sie ſandte endlich einige Bataillone in die aufgewiegelten Gegenden, und plötzlich verſtummte der Lärmen. Die neben den Kirchen gepflanzten Pfaffenbäume fielen unter der Hand derſelben Menſchen, die ſie aufgerichtet hatten. Der rebelliſche Dekan mit ſeinen Helfershelfern entwich. Der ehrwürdige Biſchof entſetzte ihn ſeines Amtes. Ordnung und Ruhe kehrten zurück, ohne daß es, bei der guten Mannszucht der Truppen, einen Tropfen Bürgerblutes gekoſtet hätte. — Es iſt wahr, daß nicht alle Prieſter zu dieſen Verwirrungen Hand boten; daß einige

ſich dem Strom derſelben muthvoll entgegenſtammten. Aber es iſt auch wahr, daß nicht leicht in irgend einer Gegend des Schweizerlandes unwiſſendere Geiſtliche und Geiſtliche von rohern und lockrern Sitten gefunden werden konnten, als in dieſen Thälern. Auch das mahnte ſehr an die »gute alte Zeit« des fürſtbiſchöflichen Krummſtabes.

Faſt in ſämmtlichen Gegenden des Kantons Bern wird die Mehrheit der Bevölkerung in den Dörfern die Narben der Feſſeln tragen, welche ihr Jahrhunderte lang, theils die Ariſtokratie, theils die Hierarchie, angelegt hatte. Beide konnten nur durch Unwiſſenheit der Unterthanen aufrecht gehalten werden; beide eiferten gegen beſſere Volksbildung, gegen Reinigung des Gedächtniſſes, wie des Verſtandes, vom Schmutz des Aberglaubens und Vorurtheils. Man ächtete die, welche den Jugendunterricht zu veredeln ſuchten, mit dem Namen der Aufklärer, der Neuerer, der Ruheſtörer. Die katholiſche Prieſterſchaft im Jura ſchalt, vernunftlos, gegen die Vernunft, als die gefährlichſte der Gaben, welche der Sterbliche vom Himmel empfangen habe. Selbſt die Bibel ward hier noch in unſerm Jahrhundert von prieſterlicher Hand feierlich verbrannt.

Erſt ſeit dem Jahr der politiſchen Reform 1830 thut der Kanton Bern entſchiednere Schritte zur Verbeſſerung der Volksſchulen. Vergebens ward längſt dazu vom unſterblichen Peſtalozzi der Aufruf gemacht. Die Ariſtokratie verachtete, die Hierarchie verketzerte ihn. Vergebens ſtellte der edle Emanuel Fellenberg in der Nähe der Hauptſtadt ſeine Muſteranſtalten zu Hofwyl auf. Er, obgleich ſelbſt aus patriziſchem Geſchlecht, erndtete, ſtatt Dankes, den Haß der Patrizier, während Deutſchland, Frankreich, England, Amerika, ſelbſt Rußland ſein unläugbares Verdienſt anerkannten, und ihre Söhne zu ihm ſandten. Die Fellenbergiſchen Muſteranſtalten blühen noch in ungeſchwächter Kraft fort; möchten ſie es auch lange noch, wenn einſt ihr Stifter nicht mehr waltend an deren Spitze ſtehen wird! Die Gebäude, welche, mit fürſtlichem Aufwand errichtet, den Boden Hofwyls bedecken, und mehr denn 600 Perſonen bequem Raum gewähren, ſind noch immer mit Zöglingen der verſchiedenſten Länder Europens und Amerikas, und der verſchiedenſten Stände des Volks erfüllt. — Hofwyl iſt ein wahres Erziehungsreich im Kleinen, eine Verknüpfung faſt aller Lehranſtalten, die ein Staat bedarf, für die höchſten,

wie für die niedrigsten Klassen des Volks. Neben einer Bildungsanstalt für Schullehrer und einer andern für Lehrerinnen, sieht man eine landwirthschaftliche Schule für die ärmsten, oft vom Straßenbettel hiehergenommenen Kinder — wem ist der Name der Wehrli-Schule fremd geblieben? — und eine andre landwirthschaftliche für reiche oder bemittelte Güterbesitzer, welche sich die Vortheile des vervollkommneten Landbau's aneignen wollen. Neben einer sogenannten Mittel- und Secundar- oder Realschule, besteht zugleich eine praktische Lehr- und Bildungsanstalt für Handwerker, so wie eine wissenschaftliche für diejenigen, welche sich zum Besuch der Hochschulen vorbereiten.

Doch diese Blätter sind nicht der Ort, das Bild vom pädagogischen Leben Hofwyls auszuführen.

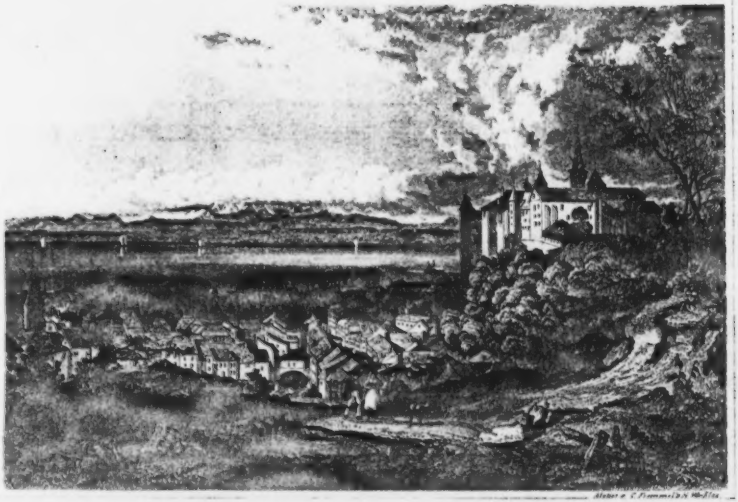

NEUENBURG. NEUFCHATEL.

Carlsruhe im Kunst Verlag

Jahrzehnden der Glaube der katholischen Kirche über einen großen Theil der Irokesen, der Huronen und Illinesen verbreitet worden; desgleichen über die unterhalb der Natchitochen wohnenden Volxas und über die Adaizes am Mermentas, bei denen fortdauernd eine spanische Mission lebt.

Auch am Cranaflus im Norden Neuspaniens, ohnweit den Posten San Antonio und San Saba, findet man mehrere spanische Sendörter. Bei jedem derselben halten sich ungefähr sieben bis acht Familien der bekehrten Indianer auf, die meistens von den Spaniern im Kriege mit den Wilden eingefangen sind, aber zum Nutzen ihrer Bekehrer unter strengem Druck arbeiten mussen.

Von den Franzosen erwarb sich der P. Rasles unter den Huronen und Irokesen den Ruhm eines Apostels durch Frömmigkeit und Eifer. Im Jahr 1724 ward er von den Wilden ermordet. Von Quebek aus waren vorzüglich sonst die Jesuiten thätig. Man kennt aber die Antwort, welche der irokesische Gesandte im Jahr 1682 dem französischen Statthalter Herrn de la Barde bei der Friedensunterhandlung gab, als dieser fragte: warum die Irokesen ausdrücklich darauf bestanden, daß keine Jesuiten mehr zu ihnen kämen? Der ehrliche Indianer antwortete: „Diese

XIX.

Kanton Neuenburg.

1. Neuenburg oder Neuchatel.

Eine kleine Monarchie, deren ſouveräner Fürſt der König von Preußen iſt, ſteht ſeltſam genug in den Bund von 21 ſchweizeriſchen Demokratien verſchlungen. Das Fürſtenthum liegt vereinzelt; fern von ſeinem Herrn, zwiſchen den Gränzen des conſtitutionellen Frankreichs und der Eidsgenoſſenſchaft. So macht es ein wahres Gegenſtück zu jenem Freiſtaat Andorra, am ſüdlichen Abhang der Pyrenäen zwiſchen den Königreichen Spanien und Frankreich eingeklemmt, mit einem beſcheidnen Flächenraum von 9 Geviertmeilen und 15,000 Seelen. Das Fürſtenthum im Schweizerbunde iſt freilich, mit ohngefähr 16 Geviertmeilen faſt um die Hälfte größer und mit ſeinen 55,000 Unterthanen zweimal volkreicher, als jene Republik. In ähnlichem Verhältniß ſtehn auch die Hauptſtädte beider einander gegenüber. Zwar liegen Andorra und Neuenburg mit unebnen Gaſſen an Bergabhängen; aber das republikaniſche Städtlein, von größtentheils übelgebauten, zerſtreut umhergelegenen Häuſern, zählt nur 2000 Einwohner; das fürſtliche dagegen in theils zierlichen, theils ſchönen Wohngebäuden, 4 — 5000. Jenes dehnt ſich nur längs der Balira, einem wilden Bergſtrom, aus; dieſes aber an einem der größten Schweizerſeen, der über zwei Stunden Breite und über neun Stunden Länge hat. Im Schatten mehrhundertjähriger Linden auf der Schloßterraſſe, am Felſen oberhalb der Stadt, überſieht man dieſe und die weite Waſſerfläche des Sees, von den Ufern Berns, Freiburgs und des Waadtlandes umſpannt, und den Horizont rings mit entfernten Hochgebirgen bekleidet. Das Schloß ſelber,

einſt der ſtreitbaren Grafen von Neuenburg, jetzt eines preußiſchen Gouverneurs Sitz, iſt minder ſehenswerth; ein weitläuftiges, ſchweres Bauwerk des dreizehnten Jahrhunderts, dem noch gegenüber die alterthümliche Schloßkirche gelegen iſt.

Was für die Anmuth und Bequemlichkeit, für Wiſſenſchaft, Kunſtliebe, öffentlichen Unterricht und Armenpflege einer Stadt ſolchen Umfangs dienen kann, beſitzt Neuenburg. Und wodurch ſie am meiſten einer Schweizerſtadt gleicht, iſt, daß ſie die vortrefflichſten und koſtbarſten ihrer Stiftungen und öffentlichen Anſtalten nicht eigentlich der Sorgfalt oder Freigebigkeit ihrer Regenten, ſondern vorzüglich dem Gemeinſinn ihrer Bürger dankt. So ſteht, deſſen ein Denkmal, das große und ſchöne Gebäu des Spitals da, welches J. E. Pourtalès (im Jahr 1808) für bedürftige Kranke gründete. Er eröffnete es den Leidenden jedes Landes und jeder Religion. Der Proteſtant baute ſogar eine Kapelle, zum Behuf des katholiſchen Gottesdienſtes, hinzu.

In der erſten Hälfte vorigen Jahrhunderts wanderte von Neuenburg ein Jüngling nach Genf aus, um daſelbſt die Handlung zu lernen. Er war der Sohn unbemittelter Eltern und hieß David Purv. Seiner Wißbegierde und kaufmänniſchen Spekulation ſagte aber Genf zuletzt nicht länger zu, und er bezab ſich nach London, ſein Glück auf dem großen Stapelplatz des Welthandels zu ſuchen. Gewerbig, ſparſam und in Berechnungen voll Scharfſinns, gewann er nach einigen Jahren genug, um aus eigner Kraft größere Unternehmungen zu wagen. Er ging, als Juwelenhändler, nach Spanien, endlich, um den Diamanten aus den Gruben der braſiliſchen Serra-do-Frio näher zu kommen, nach Liſſabon. Hier ließ er ſich zuletzt für immer nieder und betrieb, neben dem Diamanten- und Pretioſen-Handel, anſehnliche Bankgeſchäfte. Sein Reichthum wuchs von Jahr zu Jahr an. Er verwendete ihn mit Edelmuth. In Liſſabon ward er Vater der Armen, der Schutzengel der Nothleidenden. Prunklos und einfach in ſeinem Leben, reizten ihn, wie anſehen er auch am portugieſiſchen Hofe war, weder Titel noch Orden. Auch ſeiner Vaterſtadt blieb er eingedenk. Er ſandte ihr im J. 1779 zur Erbauung eines neuen Armen- und Krankenhauſes 100,000 Thaler und wiederholte in den beiden folgenden Jahren die gleiche fürſtlichgroße Gabe. Jährlich ſchickte er zur Hülfe der Armen 300 Louisd'ors. Zur Pflege bedürftiger Predigerwittwen vergrößerte er den dafür beſtehenden Fond beträchtlich. Ebenſo übermachte er große Summen Geldes, theils als Beitrag zum Bau eines neuen Rathhauſes, theils zur Anlegung einer neuen und prächtigen

Handelsſtraße nach Baſel, theils zur Verbeſſerung der elenden Landſtraßen in der Grafſchaft Valangin. Und als er im J. 1786 hochbetagt, im ſieben und ſiebenzigſten Lebensjahre, ſtarb, vermachte er der Vaterſtadt ſein ganzes Vermögen von mehr denn drei Millionen Livres; die eine Hälfte davon für Kirchen, Schul- und Armenanſtalten beſtimmt, die andre zur Verſchönerung der Stadt und ihrer Umgebungen. Es thut dem Gemüthe wohl, wenn es ſich an der Erſcheinung eines ſo ſeltnen und großen Bürgers erheben kann.

Die Neuenburger hatten dem Greiſe noch während ſeines Lebens ihren Dank bezeugt. Doch für ſie gab es, ſo ſcheints, nichts Höheres, nichts Köſtlicheres, als ein Ordensband oder eine Titulatur und ein Rang. Sie wendeten ſich an Friedrich den Großen, König von Preußen, und bewirkten, daß er den kinderloſen, beſcheidnen Mann in den Freiherrnſtand erhob. Als wenn nun der Baron David von Purry etwas Höheres geweſen wäre, denn der Bürger und Juwelenhändler David Purry!

Aber eine kriſe Rangſucht iſt dem Städtchen noch heutiges Tags unverkennbar eigen, und (wie gewöhnlich in kleinen Städten) breiter zur Schau und ſpießbürgerlicher, als in großen Reſidenzen der Monarchen, wo ſich aber überhaupt Männer von Bildung, adlich oder nicht, reich oder wenig begütert, mit einander geſelliger zu verbinden und zu miſchen pflegen.

In Neuenburg mag wohl die Schuld davon darin liegen, daß es eben Hauptſtadt eines kleinen Fürſtenthums iſt, in welchem, nach der Natur monarchiſcher Einrichtungen, ſich auch gern die Stände über einander bis zum Thron hinaufſtufen wollen. Weil, ſeit länger denn hundert Jahren, kein Fürſt in Neuenburg ſelber reſidirte, bildeten die Hochbetitelten, Bebänderten oder Adlichen, die vom nahen Glanz eines Throns um ſo weniger verdunkelten Trabanten deſſelben den Gipfel der Geſellſchaft. Eben ſo rangen reichere Gewerbsleute oder Gelehrte und Beamtete, in ſich zuſammen; eben ſo Handwerker, Kleinhändler u. ſ. w.; alle voll gegenſeitigen Stolzes oder Neides. Dieſe Zerſtückelung des geſelligen Lebens wird um ſo peinlicher oder lächerlicher, da ſie, bei einer geringen Einwohnerzahl, jedesmal nur Kreiſe von wenigen Familien zuſammenziehen kann, und mehr auf Täuſchung eitler Einbildungen, als auf dem natürlichen Bedürfniß des Staats, oder auf dem Grund ungleicher Geſittung und Geiſtesbildung beruht.

Die Geſchichte des Fürſtenthums an ſich iſt unbedeutend. Hier erſcheinen im Alterthum weder große Bürger, noch große Fürſten.

die auf das Lebenslos des Landes oder der Nachbarreiche einwirkten. Als Arelat und Burgund vergangen waren, fiel das Gebiet an das deutsche Reich, ward ein Lehen von Grafen; kam durch Erbschaft an verschiedne Familien, endlich, als Fürstenthum an die Herzoge von Longueville, von denen es König Wilhelm III. von England erbte, der seine lehensherrlichen Rechte dem König Friedrich I. von Preußen überließ. Als sich neben diesem ein Dutzend erblustiger Mitbewerber zeigte, entschieden die Stände des Fürstenthumes in ihrer Wahl für ihn und er bestätigte dagegen (1707) die alterthümlichen Freiheiten und kleinen Rechtsame der Gemeinden, Körperschaften, Herrschaften und Kastellaneien. Zum Theil besteht das Bunterlei dieser örtlichen Rechtsame noch. Man war in Ermangelung vollkommner politischer Freiheit, auf solche Brocken von Freiheiten sehr eifersüchtig. Jeder Fürst mußte sie beschwören, eh man ihm den Huldigungseid leistete. Als einst ein Herzog Heinrich der Zweite von Longueville (im Jahr 1617) nach Neuenburg kam, und, fast allzufürstlich, nichts von diesem Eid und noch weniger von den armseligen Rechtsamen des Volks hören wollte, die man ihm nicht einmal in Schrift vorlegen konnte: mußte er sich eine kleine, vierzehn Monate lange, Revolution gefallen lassen und sogar, um des Lebens sicher zu seyn, nach Frankreich zurückflüchten. Noch stürmischere Auftritte gab's, als die Finanzmänner Friedrichs des Großen (im Jahr 1768) die fürstlichen Gefalle großen Pächtern überlassen wollten. Es gab Aufruhr und Mord. Zwar die Unfugen wurden, wie billig, bestraft; aber der König war Friedrich der Große! Er bestätigte und erweiterte sogar die Rechtsame des Ländchens, dem er gern in unschuldigen Dingen nachgab, wie wunderlich sie dem heilgeistigen Fürsten auch zuweilen vorkommen mochten. Als der gesammte reformirte Klerus des Fürstenthums einst das größte Aergerniß an dem Pfarrer Olivier Petitpierre nahm, der öffentlich gegen die ewige Dauer der Höllenstrafen gepredigt hatte, suchte sie der damalige Gouverneur Georg Keith vergebens zu besänftigen. Sie wandten sich um Entscheidung an den König, mit der Erklärung, daß ihnen eine solche, schon von Origenes gelehrte, Ketzerei durchaus unerträglich wäre. Friedrich fügte sich und antwortete: Wenn es seinen lieben Neuenbürgern denn gar zu sehr am Herzen liege, ewig verdammt zu bleiben, so biete er gern dazu Hand, und genehmige, daß es der Teufel dabei an nichts fehlen lasse. Wie es indessen zu gehn pflegt, was des Guten die Fürsten großmüthig verschenken, ward von den eignen, inländischen Obrigkeiten mehrmals verküm-

merk. Es war alte Klage, daß die Freiheiten der Körperſchaften und Gemeinden bald da bald hier beſchnitten und der Willkühr preisgegeben wären.

Nach dem Frieden von Tilſit mußte ſich der König von Preußen darin ergeben, ſein Souveränetätsrecht über Neuenburg an Napoleon (1807) abzutreten, der damit dem Marſchall Berthier ein Geſchenk machte. Bemerkenswerth bleibt, daß dieſer Marſchall vielleicht der einzige Fürſt des Ländchens geweſen iſt, der von den 150,000 Livres Einkünften *) nichts für ſich nahm, ſondern Alles dem Lande ſelber wieder zuwandte. Die Brücke von Serriere, die er anlegte, bleibt ihm ein prächtiges Denkmal. Serriere iſt, ohnweit der Stadt Neuenburg, ein kleines Dorf, welches mehr maleriſch-ſchön, als bequem, im Abgrund eines ſchmalen Felſenſchlundes liegt. Es iſt ein Dorf, faſt nur aus Drahtzügen, Eiſen- und Kupferhammerwerken, Papiermühlen und andern Fabriken zuſammengeſetzt, die von einer nahen, reich hervorſtürzenden Quelle betrieben werden. Der Raum iſt für ſie ſo eng, daß man in die Felſen Gewölbe einhauen mußte, um darin Mühlwerke, Magazine und Werkſtätten einzurichten. Ein von Gebüſchen umſchatteter Waſſerfall des Serrierestroms, und in der Höhe das Schloß Beauregard, machen, mit dem Uebrigen Allem, ein reizendes Landſchaftsbild. Berthiers Brücke ſelbſt, die einen 89 Fuß hohen Bogen bildet, gehört zu den ſchönſten Bauwerken dieſer Art in der Schweiz.

Der Marſchall blieb aber nicht lange im Beſitz ſeines Fürſtenthums. Die Siege der heiligen Allianz gaben es (im J. 1814) an Preußen zurück, indem es der Wiener Congreß zugleich zum ein und zwanzigſten Kanton der Eidsgenoſſenſchaft machte. Ich weiß nicht, ob außer Preußen, die übrigen Mächte Europens durch die Einverleibung eines preußiſchen Gebiets in den Schweizerbund, deſſen neutrale Stellung ihnen ſo wichtig iſt, großen Vortheil gewonnen haben mögen? Gewiß aber machten ſie ſich dadurch ſelber die Neutralität der Schweiz unſicher. Denn in jedem Kriege Frankreichs gegen Deutſchland, ſobald Preußen darin verflochten iſt, wird die nur zu gut bekannte franzöſiſche Diplomatie Auswege finden, die ſchweizeriſche Neutralität unverletzbar zu erklären, und doch das ſouveräne, preußiſche Fürſtenthum zu beſetzen. Außerdem

*) Sie beſtehen in der ſogenannten Handänderungsgebühr zu ſechs Prozent; im Ertrag von Poſten, Zollen, Salzregkauf, Zehnten und Bodenzinſen.

könnten leicht Zeiten erscheinen, in denen es weder den benachbarten Mächten, noch den Schweizern, besonders angenehm seyn dürfte, daß ein preußischer Beamte Sitz und Stimme und Einfluß in der obersten Bundesbehörde der neutral seyn sollenden Eidsgenossenschaft hat. Auch mochte es sonst wohl kaum räthlich gewesen seyn, ein Fürstenthum in einen republikanischen Föderativstaat einzuklemmen. Weislich ließ man vorzeiten Neuenburg nur, als zugewandten Ort der Eidsgenossenschaft, bestehn, ohne mehr zu fordern. In unsern Tagen politischer Glaubenskriege, wo das monarchische Prinzip mit dem der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit im noch nicht geendeten Hader steht, muß das Amalgama einander entgegengesetzter Elemente unvermeidliche Gährungen und bürgerliche Unruhen aufregen.

Ein erstes Beispiel davon gab schon das Jahr 1831. Es ist zu fürchten, daß es nicht das letzte seyn werde. Die Julius-woche Frankreichs, dieß politische Erdbeben, dessen Erschütterungen sich durch einen großen Theil Europens fortpflanzten, und nach welchen die Mehrheit der Schweizerkantone die ihnen aufgedrungnen aristokratischen Verfassungen wieder abstreiften, bewirkten auch im Fürstenthum Neuenburg Partheikampf. Selbst in der gesetzgebenden Versammlung der Deputirten, oder in den „Generalaudienzen" ward er laut. Gut und weise, sandte König Friedrich Wilhelm III. eiligst, größern Uebeln vorzubeugen, den General v. Pfuel nach Neuenburg. Dieser General, ein gewandter, entschlossener und mit Jedem einlässiger Geschäftsmann, war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen; und diese schien darin zu bestehen, den Grund der Unzufriedenheit im Volk zu erforschen, und Alles, mit Recht und Würde Preußens Vereinbare, zu bewilligen, um die entlegne Provinz ihrem Souverän zu bewahren. Denn in Berlin zweifelte man damals nicht am Ausbruch eines Krieges mit Frankreich und daß der Bürgerkönig Ludwig Philipp, auch beim besten Willen zum Frieden, außer Stand sey, Heer und Volk zurückzuhalten. Dieses drohte die Gährungen in Belgien, Deutschland, Polen, Italien u. s. f. zu benutzen, um an den Fürsten des heiligen Bundes Rache für die Schmach von 1815 zu nehmen. In solchem Fall wäre Neuenburg das unsicherste Besitzthum Preußens an französischer Gränze geworden. Hier hatten sich die verworrenen Wünsche des Landes aber doch endlich in dem aufgelöst, daß die sogenannte Backsteuer und die Keltersteuer neben andern Lokalbeschwerden aufgehoben, und eine gerechtere und seriere Wahl der Volksrepräsentation in den Landständen gegeben werde. Für gänzliche Trennung des Lan-

des von Preußen, um, gleich den übrigen Kantonen, als Republik, dem eidsgenössischen Bunde anzugehören, sprachen nur wenige, schüchterne Stimmen; Bittschriften oder förmliche Anträge keine. Vielleicht, wenn sie als allgemeiner Wunsch gethan worden wären hätten sie unter den damaligen Zeitverhältnissen, gegen eine an Preußen geleistete Loskaufssumme, Erhörung gefunden. Der König bewilligte, was verlangt war. Er schaffte jene Steuern unentgeldlich ab, und machte die Wahlart der Landstände volksthümlicher, so, daß auf fünfhundert Seelen immer ein Repräsentant war und der Furst nur zehn Mitglieder zu ernennen hatte. Das Land schien beruhigt. Nur die Bewohner des Val Travers hingen fester an dem Gedanken einer Ablösung von Preußen.

Dieser Gedanke faßte, als General Pfuel (im August 1831) Neuenburg wieder verlassen hatte, in mehrern andern Gegenden Wurzel. Man partheiete sich für und wider Preußen und Eidsgenossenschaft. Die Gährung schwoll an. Kaum vier Wochen nach Pfuels Abreise versuchte schon die republikanische Parthei durch einen Gewaltstreich die Losreißung von Preußen. Ein Lieutenant Alphons Bourquin, mit einigen hundert Bewaffneten von Val Travers, bemächtigte sich des Schlosses und der Hauptstadt. Die Regierung floh erschrocken nach Valangin und rief Vermittlung oder Hülfe der Eidsgenossenschaft an. Die Schweiz, treu ihren Verpflichtungen, sandte in der Mitte Septembers Abgeordnete und Truppen dahin, welche, unter Zusage voller Amnestie, die Insurgenten nöthigten, Stadt und Schloß zu räumen. Die Ordnung war hergestellt; freilich die Ruhe nicht. Als der königliche Bevollmächtigte, General Pfuel, wieder von Berlin erschien, verließen die Schweizerbataillone das Land; er aber befestigte Stadt und Schloß und organisirte Bürgergarden. Nach solchen Ereignissen konnte es wohl kaum an rächenden Rückwirkungen der von ihm begünstigten königlichen Parthei fehlen, wodurch hinwieder die Erbitterung der republikanischen gesteigert werden mußte. Bourquin rief abermals zum bewaffneten Aufstand. Einige achtzig Waatländer hatten sich ihm und seinem schwachen, übelgeordneten Anhang zugesellt. Doch ehe dieser Zeit gewann, sich zu organisiren, rückte ihm General Pfuel rasch mit 12—1600 Mann entgegen; sprengte ihn auseinander (Bourquin selber entwich nach Frankreich) und nach Entwaffnung aller verdächtigen Gemeinden, ward die Ruhe, vermittelst des Schreckens hergestellt. Harte, selbst grausame Behandlung der Gefangenen, empörte viele vorher friedliche Gemüther, und die ungeschickte Stellung, welche der neuenburgische Staats-

rath und die königliche Parthei gegen die Eidsgenossenschaft annahm, besonders gegen die Kantone, welche ihre aristokratischen Verfassungen abgeändert hatten, reizte den Unwillen von diesen auf und vermehrte im Fürstenthum selbst die Zahl der Republikanischgesinnten und Mißvergnügten.

Die öffentliche Ruhe blieb seitdem allerdings ungebrochen; aber weniger, denn jemals, ist Neuenburg ein zuverlässiges Besitzthum. Der erste Krieg, in welchen Preußen mit Frankreich verwickelt werden könnte, wird, wie sich vorausberechnen läßt, das Band lösen, welches Neuenburg an das Haus des entfernten Fürsten knüpft und die Rache der republikanischen Parthei gegen den Stolz der Aristokratie entzügeln. Manchem Unheil im Lande selbst, welchem dann nicht zu wehren ist, wäre durch Neuenburgs Loskauf von den Rechten Preußens, vorgebeugt worden. Die dem mittlern Europa wichtige Neutralität der Schweiz wäre fester und sichrer gestellt worden, wenn kein politisches Amphibium zwischen den Schweizer- und französischen Gränzen läge, und kein Unterthan Preußens, als Repräsentant Neuenburgs, im Kreis der Tagsatzung den Intressen seines Monarchen thätiger, als den Intressen Europens und der Eidsgenossenschaft das Wort sprechen würde. Aber die Politik pflegt nur die Gegenwart ohne Zukunft zu kennen.

2. Valangin.

Zwischen Kalkbergen, im engen Thal eingeschichtet, liegt an den Ufern des Seyon ein kleiner Ort von kaum 60 — 70 Häusern. Darüber erhebt sich, auf einem Felsenhügel an der Landstraße malerisch, ein alterthümlicher Burgstall, hoch und stark, aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die ganze Gegend trägt eine Miene voll sonderbarer Wildheit und Freundlichkeit. Das wenige Land um die Wohngebäude in der von Waldbergen und Felsklippen beschatteten Tiefe, ist für einigen Gartenbau und Viehfutter in Anspruch genommen. Dies ist der Hauptort der ehmaligen Grafschaft Valangin. Wer erwartet hier Merkwürdigkeiten? Und doch ist da, wenn man von der Stadt Neuenburg her ins Land tritt, gleichsam der Vorhof jener mannigfaltigen und rastlosen Gewerbigkeit, die das ganze Land berühmt gemacht, bereichert und den unwirthlichsten Boden für ein Völkchen bewohnbar gemacht hat, welches sich im Allgemeinen einer Bildung freut, wie selten ein

großlackigen schwarzen Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten!“

Die Freiheitskriege und bürgerlichen Unruhen im spanischen Nordamerika aber, welche seit dem Jahre 1810 ununterbrochen fortdauerten, hatten die Thätigkeit der Missionen viel gelähmt.

5.

Bekehrungsgeist im spanischen Nordamerika. — Die Kalifornier — ihre religiösen Meynen.

Es sind erst dreihundert Jahre seit Entdeckung der neuen Welt. Es werden nicht mehr dreihundert Jahre vergehen, und die Reiche Amerika's können mit den blühendsten der alten Welt wetteifern. Denn dort gedeihen bürgerliche und religiöse Ideen und Stiftungen, für deren Größe und Einfalt die alte Welt keinen Raum mehr zu haben scheint.

Es sind erst hundert Jahre, seit Wilhelm Penn starb, der große, fromme Quäker, welchem Pennsylvanien Namen, Anbau und Gesittung dankt. Mit ihm erst begann im nördlichen Amerika, die spanischen Besitzungen abgerechnet, der rechte Sinn, der rechte Eifer zur Verbrüder-

anderes. Die „Bourcaderie“, eine weitläuftige Indiennenfabrik, bei Valangin, welche mit allen Maſchinen arbeitet, die England erſann, macht mit ihren Gebäuden allein ſchon einen eignen Weiler aus.

Je weiter man das Land hinauf kömmt, je höher hebt es ſich, je niedriger ſinken links und rechts die Bergketten, je unfruchtbarer oder unzahmer wird der Boden. Die Fruchtbäume verſchwinden. Mitten im Sommer haben die Wohngebäude winterliche Vorfenſter, zwiſchen denen und den innern Fenſtern die Töchter des Hauſes ihre Blumenflor erziehn, die in freier Luft ein Nachtfroſt tödten könnte. Das Gärtchen, neben der Behauſung, kann nur für das Bedürfniß der Küche dienen; zur Zierde darin ſtehn doch aber zuweilen ein Paar gemeine Pappeln, von verkümmertem und verkrüppeltem Wachsthum. Man athmet in dieſen Thälern bei 3000 Fuß über dem Meer erhaben. Oft ſind ſie tief verſchneit, während man noch in den Rebländern längs den Ufern des Neuenburgerſees Weinleſe hält. Die Wohnungen ſind in ihrem Bau gegen die Unbill der Witterung berechnet; aber ſie verrathen im Aeußern, behaglichen Wohlſtand; im Innern Sinn für geſchmackvolle Verannuthigung des Lebens. Selbſt die Zimmer der Minderbemittelten glänzen von appenzelliſcher Reinlichkeit und Ordnung. Die Geräthſchaften ſind zierlich, zuweilen kunſtvoll, oft prächtig. Nationaltracht des Landmanns, iſt hier nicht, wie in den meiſten andern Kantonen. Faſt alles geht ſtädtiſch gekleidet und zeigt ſich zuvorkommend, gefällig, mit ſtädtiſchen Sitten. Man ſucht die Rohheit des gemeinen Haufens in den Dörfern faſt vergebens. Aber in vielen ländlichen Hütten findet man klaſſiſche Schriftſteller Frankreichs, auch Deutſchlands, Erbauungsſchriften, geographiſche und mathematiſche Werke, oder mehrere muſikaliſche Inſtrumente zum geſelligen Gebrauch. Die Winter dauern ſieben Monden, und neben den ſtillen Freuden im Familienkreiſe, bei höchſt einfacher Koſt und Lebensweiſe, liebt man edlere Nahrung für Geiſt und Herz.

In den meiſten Thälern der ſogenannten Hirtenländer, wie in denen von Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Freiburg und dem berniſchen Oberlande, herrſcht, unter milderm Himmel, weit größere Fruchtbarkeit des Bodens; dennoch aber kein Wohlſtand, keine Gewerbthätigkeit, keine Aufklärung und Volksbildung, wie hier. So leiſten dieſe Hochthäler den Beweis, daß Armuth eines Landes weniger Folge von der Unfähigkeit des Erdbodens zum Anbau, als vom Anbau des Geiſtes ſeiner Bewohner iſt, und daß Stief-

mütterlichkeit der Natur selten so verderblich, als die Stiefmutterlichkeit der Hierarchie oder Aristokratie wirke. Die Dörfer dieser Juraöden sind theils von Familien belebt, welche Alpenwirthschaft treiben, theils von Familien sinnreicher Künstler, Handwerker, Fabrikanten und Handelsleute, die in fremden Ländern Waarenniederlagen und Geschäftshäuser besitzen. Viele treiben im Sommer Landbau und Viehzucht; im Winter Uhrmacherei und Weberei von zarten Gespinnsten, Spitzen, Strümpfen u. s. w.

Diese rührige Gewerbsamkeit der hohen Juralande hat wahrlich, weder die Weisheit der Gesetzgebung, noch die Klugheit der Regierungen erzeugt. Gesetzgeber und Regenten leisten ihr Höchstes, wenn sie die Hindernisse des Guten nur selber nicht schaffen, sondern sie aus dem Wege zu räumen verstehn. Niemand weiß sich besser zu helfen, als Jeder sich selbst, wenn man ihm den Gedanken frei und die Hand ungebunden läßt. Dieses Glücks konnte sich wenigstens das Volk des neuenburgischen Hochlandes unter seinen entfernten Fürsten freun, welche der selbstsüchtigen Begehrlichkeit der Aristokratie entgegenwirkten.

Eines Tags, es war im Jahr 1680, kam ein Mann des Traversthals von langen Reisen in seinem kleinen Geburtsort La Sagne an. Er hatte aus England eine Taschenuhr mitgebracht. Das ganze Fürstenthum hatte dergleichen Wunderwerk nie gesehn; geschweige das Dorf. Man eilte viele Stunden Wegs weit herbei, das merkwürdige Ding anzustaunen. Aber leider, die Freude dauerte nicht lange; die Uhr war bald verdorben. Wer konnte das Zauberstück herstellen? Jeder bedauerte den Besitzer, den man vorher beneidet hatte. Da trat ein junger Mensch, Daniel Jean Richard, hervor und gab Trost, er wolle das künstliche Geschöpf wieder heilen. Der dieß verhieß, war selbst aus dem Dorfe. Man kannte seine Geschicklichkeit wohl zu allerlei Arbeit in Holz, Stein und Metall. Ja, ohne in seinem Leben eine Uhr gesehn zu haben, hatte er sich einen Stundenanzeiger erfunden. Freilich ein sehr ungeschlachter Mechanismus; ein hölzerner Kasten, ein Paar Walzen mit Stiften darin und Schnüren. Eine Schiefertafel war das Zifferblatt; ein Stück Eisen der Zeiger. Die Uhr aus England begriff er aber, so wie ihren Fehler, auf der Stelle. Um sie in Ordnung zu bringen, mußte er gehörige Werkzeuge dazu besitzen. Er erfand sie; hatte sie in Jahresfrist fertig; nach einigen Monaten ging die Uhr vollkommen. Jetzt versucht' er selber Uhrmacher zu werden. Er hörte, man zahne in Genf die Räderchen vermittelst einer einfachen Maschine. Er machte sich sogleich auf und dahin zum

Erfinder der Maschine. Der arme Richard! Er war vergebens gegangen; hatte nicht an Kunst- und Brodneid gedacht. Der Erfinder verheimlichte ihm das wichtige Arcanum. Er untersuchte das Zahnwerk der Uhren auf alle Weise, bis er den Mechanismus errieth, durch den es am leichtesten zu schaffen war. Er versuchte; es gelang. Er war Uhrmacher. Er unterrichtete seine fünf Söhne; er nahm andre junge Leute von La Sagne zu sich, die ihm Hulfe leisten mußten. Richard ward der Gründer des Wohlstandes in diesen Thalern, und des Anbaus der höchsten Gegenden derselben. Warlich, der Mann wäre des prächtigsten Denkmals werth! Doch er bedarf dessen nicht. Man muß denen nur Denkmale baun, die sonst vergessen werden würden; sie sind ein Ueberfluß für die, welche sich schon selbst in ihren Werken verewigt haben.

Der von ihm eingeführte Fabrikationszweig verbreitete sich schnell. Richard half nach allen Kräften dazu. Er ließ sich späterhin in Locle nieder. Als er im Jahr 1741 starb, war sein sinnreiches Gewerbe schon außerordentlich ausgedehnt. Jährlich werden bei 130,000 Taschenuhren und bei Tausend Pendeluhren ausgeführt, von verschiednem Preise; in verschiednem Geschmack gearbeitet; similorene, silberne, goldne. Silberne, starke, breite für die Landleute der Schweiz und Deutschlands; flache, zierlich geschnitzte für Frankreich und Italien; einfache, solide von Gold für die Kaufleute von Holland und England; andre, mit Perlen und Schmelzwerk geziert, für Madrid und Lissabon; andre, mit wunderlichen Arabesken und Schnörkeln für die Levante, von wannen sie ins tiefste Asien wandern. Der Mann kann im Winter bei der Arbeit in einem Tag auf acht Franken, der kleinste Lehrknabe wohl sechs Sous verdienen. Bei der höchst einfachen Lebensart des Künstlervolks kann der Landmann die Uhren wohlfeiler liefern, oder mehr daran gewinnen, als der Städter im aufwandreichern Genf.

Das weibliche Geschlecht beschäftigt sich mit Spitzenklöppeln. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verfertigte man nur grobe Waaren dieser Art im Val Travers, und ließ sie in Frankreich durch Hausirer vertragen. In der Mitte desselben Jahrhunderts zählte man schon 3000, jetzt bei 8000 Spitzenklöpplerinnen jedes Alters. Man verfertigt die Elle zu 4 Sous bis auf 68 Franks. Man führt davon nach allen Weltgegenden aus. Man berechnet den Ertrag von diesem Luxusartikel jährlich auf 1,500,000 Fr. und den Gewinn der Arbeiter daran auf 800,000 Fr.

Sonſt zählte das kleine Land ſieben Indienneſabriken; jetzt nur ſechs derſelben; aber dieſe liefern weit mehr Waare, als ſonſt die ſieben. Den erſten Verſuch in dieſer Fabrikation machte im Jahr 1730 ein Blaufärber im Val de Ruz. Man ſchlägt jetzt die Anzahl der jährlich verfertigten Stücke auf 120—130,000 an, jedes zu 16 Ellen, und den Taglohn der Arbeiter durchſchnittlich auf 7 Sous. Wahrlich ein geringer Lohn! Und doch leben die Leute dabei ganz anſtändig, ohne Mangel.

Wie könnten die ſchweizeriſchen Fabriken überhaupt mit denen des Auslandes, ſelbſt mit denen Englands, trotz allen verhängten ſchweren Gränzzöllen und Zollvereinen, concurriren, wenn der Taglohn theurer wäre; wenn hier nicht die Alles ſegnende Freiheit des Gewerbs und Verkehrs beſtände; wenn hier nicht die Natur zum Betrieb der größten Maſchinenwerke hülfreich ihre Waſſerſchätze in Fülle böte; wenn hier nicht die Kargheit des Bodens den menſchlichen Geiſt zwänge, erfinderiſch zu werden? Trotz der geringen Taglöhne, vernimmt man in der Schweiz nichts von jenen Zuſammenrottungen, Ausſchweifungen und Aufſtänden der Fabrikarbeiter, welche in den großen Gewerbsſtädten Frankreichs, Englands und Deutſchlands keine Seltenheiten ſind. In der Schweiz wohnen die Arbeiter nicht in Städten maſſenweiſe beiſammen, ſondern zerſtreut in benachbarten Dörfern und Weilern. Sie leben nicht blos von Beſchäftigungen in den Fabriken; die Familien haben in den Dörfern Eigenthum, Haus, Wieſe- und Ackerland, welches ſie in Früh- und Spätſtunden des Sommers anbaun. Der Gewerbsherr iſt von ihnen eben ſo abhängig, als ſie es von ihm ſeyn mögen. Beide ſtehn einander frei gegenüber. Die Fabriken ſelbſt werden nicht blos in Städten aufgeſtellt, ſondern in und neben Dorfſchaften, wo ein Strom, ein Bach durch ſein ſtarkes Gefälle dazu einladet und Arbeiter um mäßigen Lohn zu haben ſind.

Doch Uhren und Spitzenklöppeleien ſind beweitem nicht allein die Beſchäftigungsarten des neuenburgiſchen Volks. Da iſt noch eine Menge der Werkſtätten zur Verfertigung von mechaniſchen Inſtrumenten, Schnallen, Knöpfen, Meſſern u. ſ. w. Mit gleichem Eifer und Glück wird Alpenwirthſchaft, Viehhandel und Viehmäſtung betrieben, meiſtens mit beſſerm Geſchick als in den ſogenannten Hirtenländern. Die neuenburger Käſe haben Ruhm und Güte der beſten Greierzer Käſe. Das Val de Ruz widmet ſich beſonders der Landwirthſchaft. Vier bis fünftauſend Morgen Rebſandes in den untern Gegenden längs den Seeufern erzeugen bei

drei Millionen Maas trefflichen Weins, von welchem jährlich für mehr als eine halbe Million Franken außer Landes verkauft wird.

Man fragt nun wohl: Was will dies Völkchen, um noch glücklicher zu seyn? — Ei nun, dies Völkchen hat, bei seiner Ausbildung, Ideen gewonnen; es fühlt sich; es will keine Aristokratie. Rede ihm die Ideen aus, wer kann.

3. Die unterirdischen Mühlen bei Locle.

Locle, wie das benachbarte La Chaux de Fonds, große Dörfer oder Flecken, oder wie man sie nennen will, tragen in Europa bekanntere Namen, und sind städtischer gebaut, als manche oder viele größere Städte Europens. Sie sind Zeugen dessen, was Geistesbildung, was Industrie im Volk vermag. Sie liegen da, in einem öden, steinigten, rauhem Jurathal; Chaudefonds 3070, Locle 2780 Fuß über dem Meere; jenes mit 6 — 7000 Seelen, dieses mit 5 — 6000 Menschen bevölkert, meistens Handwerkern, Künstlern, Fabrikanten, reichen Kaufleuten. Hier fehlt nichts, was zur Behaglichkeit des Lebens gehört: Privatbibliotheken, Concert, Schauspiel, selbst Freimaurerloge und manche andre schöne Stiftung. Die edelste Stiftung ist wohl die große Anstalt zur Erziehung armer oder verwahrloster Kinder des Landes. Ein Fräulein Calame gründete sie zu Locle; begann mit fünf Kindern. Unterstützt durch Wohlthätigkeitssinn der Mitbürger, ward die Zahl über hundert vermehrt. Ein junges Frauenzimmer zu Colombier, Namens Dupasquier, vergabte im Jahr 1829 allein an die Anstalt 50,000 Fr. — Im Jahr 1833 verzehrte eine furchtbare Feuersbrunst zu Locle bei vierzig Häuser; sie stiegen in kurzer Zeit wieder aus dem Boden hervor, schöner denn zuvor. Nachdenken, Kunstgeschick und Gemeingeist nehmen es fast mit allen Schrecken auf, welche die Natur dieser Hochgegend bereiten kann. Der kleine Bergstrom der Bied, welcher alles Wasser des zwei Stunden langen Locle-Thals aufnimmt, drohte den ganzen Thalgrund in einen weiten Sumpf zu verwandeln. Man gab ihm einen gefahrlosen Ablauf, indem man unter der Erde einen 800 Schuh langen Kanal oder Stollen (in den Jahren 1802 — 1806) durch Felsen sprengte. Derselbe Fluß stürzt sich eine Viertelstunde von Locle in einen Abgrund von Felsen, zwischen denen er sich unterirdisch verliert. Er bildet drunten weit ausgewaschne Höhlen und Gewölbe, durch die

er niederfährt. Ein ſinniger Mann von Locle ließ es nicht unbenutzt. Es fehlte noch der Gegend an Mahlmühlen. Jonas Sandoz baute, es mögen hundert Jahre ſeyn, vier Mühlen dahin, ſenkrecht eine über die andre. Man ſteigt bei zweihundert Schuh tief hinunter.

Es iſt der Mühe werth, das Schauſpiel des ſchauerlichen Waſſergrabes zu genießen, welches ſich der menſchliche Kunſtfleiß dienſtbar zu machen wußte. Keinem ahnet die Größe und Furchtbarkeit des Schauſpiels, wenn er ſich durch die einförmige Landſchaft dem Orte nahe. Man erblickt Mühle und Wohnung des Müllers, durch einen Fahrweg von andern Gebäuden getrennt. Links und rechts ragen hohe nackte Felszinken empor, wie phantaſtiſche Thürme geſtaltet, da und hier durchlöchert zum Herausſchaun; zwiſchen beiden eine ſiebenhundert Schuh hohe Felſenbank, die bequem zu erſteigen iſt. Man nennt ſie Cul des Roches. Niemand betritt ſie zum erſtenmal, ohne droben von dem überraſchendſten Anblick betroffen zu werden. Man ſieht die Ebnen Frankreichs und weit in die Ferne hinaus. Zu Füßen ſtrömt ruhig der Doubsfluß zwiſchen grünen Wieſen. Einzelne Häuſer mit kleinen Gärten ruhn am Ufer; Heerdenvieh irrt einzeln durch die Flur.

Im Mühlgebäude ſelber führt, vom obern Mühlenwerk, eine in Fels gemeißelte Treppe, wie in einen Keller hinab. Aber der Keller erweitert ſich. In der Finſterniß drunten arbeitet eine zweite, weit tiefer noch eine dritte, und noch tiefer eine vierte Mühle. Daſſelbe Waſſer, welches die obern Werke und Räder treibt, ſtürzt auf die unterſten, wo dann ein Felſenrachen, den man, wie ähnliche andre, in der Landesſprache Chaudière nennt, zuletzt alle Fluten verſchluckt. Das Stampfen, Rollen und Lärmen der Mühlen in dieſem Abgrund, über und unter uns, welche die verhängenden Klippen zu zermalmen drohn; das Durcheinanderſauſen, Pfeifen und Donnern der herabfahrenden Wogen, die ſich zwiſchen den finſtern Labyrinthen des Geſteins tauſendfach zerſchlagen; der trübe Schimmer der Lampen, ihr unheimlicher Wiederglanz von den feuchten Umgebungen, durch welche ſchaumweis die hangenden Wellen wandeln und wo ſich Alles, Flut und Fels, durcheinander zu bewegen ſcheint — es iſt wie ein Vorhof der Hölle, worin, ſtatt der Feuerflammen, tanzende Waſſerſäulen gaukeln und rauſchen. Die Chaudière, oder der Keſſel, in welchem ſich das Waſſer zu den unbekannten Eingeweiden der Erde verliert, liegt noch 30 Schuh unterhalb der tiefſten Mühle.

Aber das iſt nicht das einzige Werk dieſer Art im Lande. Faſt

ein Aehnliches ſieht man auch in der ſchönſten Gegend des Val Travers, und zwar bei Couvet, dem Stapelplatz und Hauptſitz des Spitzenhandels und der Spitzenfabrikation, einem Dorfe, welches mit ſeinen anſehnlichen Gebäuden eher einer Stadt gleicht. Da hängt zwiſchen ſenkrechten Felſen, in dunkler Kluft, durch die ein mächtiger Bach fällt, über dem ſchauerlichen Abgrund, eine Mahl- und Sägemühle, le moulin de la Roche geheißen. Unter ihren Bewegungen und Schlägen erdröhnen alle Felſen.

Ohnweit Lachaux-de-ſonds verliert ſich der Bach des Thales ebenfalls in Felſengrotten. Aber die Natur hatte da vergeſſen, ſie für Anlegung von Räderwecken geräumig und bequem genug zu machen. Menſchliche Kunſt half nach. Ein Raum von mehr denn 12,000 Kubikfuß ward in die Kalkfelſen eingeſprengt und ausgemeißelt, ungerechnet den, wo doppelte Räderwerke, Lufen, Mehlkaſten ihren Platz haben. Vor dem Eingang der Höhle, und eins mit ihr, ſteht ein ſtattliches Gebäu aufgeführet. Das Waſſer des Bachs, in einem eignen Teich geſammelt, wird, ſoviel als nöthig, zu den Rädern der Mühle geleitet, eh' es die Spalten des Gebirgs aufnehmen.

Weſtwärts im höchſten der Bergthäler von la Brevine liegt der kleine See von Etalières, bei 3000 Fuß über dem Meere. Auf der Mittagsſeite ſeines Ufers ergießen ſich ſeine Gewäſſer in zerklüftete Felſen, und treten, wie man vermuthet, oder erforſcht haben will, in ziemlicher Entfernung von da, wieder bei dem Dorfe St. Sulpice im Val Travers, als Quelle der Reuſe, wie ein gewaltiger Strom, hervor, welcher ſogleich dem Gewerbsfleiß dienſtbar gemacht wird. Aber auch jener Abfluß des Etaliéreſees in einſamer Gegend iſt mit ungemeiner Sinnigkeit benutzt, ſehenswürdige Mühlwerke über dem Abſturz des Waſſers zu bauen. Es ſind fünf derſelben beiſammen in den Bergſchlund hineingeſtellt, der durch ſtarke Gemäuer von Quadern in eben ſo viele Kammern abgetheilt iſt. Zu jeder derſelben wird das Waſſer in gewölbten Kanälen geführt, mit Schleuſen verſehn. Wenn die Frühlingsſonne den Schnee ſchmilzt, oder anhaltende Regengüſſe das Thal überſchwemmen, werden jene Kammern oft mit weit mehr Waſſer angefüllt, als die Felſenrachen der Tiefe verſchlucken mögen. Aber ſo wohlgeordnet, ſo ſtark iſt der kühne Bau, daß er nichts fürchtet und nichts leidet.

Das ganze hieſige Gebirg iſt voll ähnlicher Durchklüftungen, Schluchten und Höhlen. Seitwärts Les Verrieres, hart an der franzöſiſchen Grenze, erhebt ſich das Gebirg zur Côte aux Fées. Die Felſen ſind hier überall voll weiter Grotten. Die größte der-

chung und Bekehrung der Wilden. Und jetzt schon freuen sich derselben zahllose Stämme. Noch hundert Jahre, und wir dürfen glauben, daß der größte Theil der nordamerikanischen Völkerschaften, die heut noch ohne Bildung in ihren Urwäldern umherschweifen, feste Sitze, Städte, Dörfer, Ackerbau, Handlung, Gewerbe und christliche Gottesverehrung haben werde.

Wilhelm Penn führte in seinen Kolonien den großen Gedanken völliger Religionsfreiheit aus. Sein Beispiel wirkte auf die andern Provinzen umher. Diesem Gedanken ist das weite Nordamerika seinen wunderschnellen Aufschwung und die leichte Verbreitung des Christenthums schuldig. Diese Verbreitung geschah, wie in den ersten Jahrhunderten unsers Glaubens, ohne Waffengewalt, ohne obrigkeitliche Befehle, durch fromme Privatleute. Und noch jetzt hat man diesen Weg nicht verloren.

Ganz ein anderer Geist waltete in den spanischen Besitzungen. Auch in diesen wohnen gegenwärtig zahlreiche, zivilisirte, christliche Indianer. Sie sind die verachteten Ueberbleibsel von den Nachkommen derer, die bei der Zerstörung des altmexikanischen Reichs durchs Schwert der Sieger fielen, oder in die Wälder flohen. Jene Gezwungenen, ins Sklaventhum geschleppten Väter nahmen Glauben und Gesetz der ewigen Liebe

ſelben erſtreckt ſich durch den ganzen Berg, und wird von Säulen aus Tropfſtein in drei Hallen getheilt, deren bedeutendſte einige hundert Schuh entlang zu einer Oeffnung führt, die über einem Abgrund von 4 — 500 Fuß weithin das Thalgelände überſchauen läßt. Die Höhle heißt Temple aux Fées. Wunderbar genug wäre ſie für ein Feenwerk. Aber man thut wohl, den geiſterartigen Zauberweſen nicht zu trauen, die darin niſten mögen. Man beſucht ihren Tempel auch nur ſelten, in welchem der Neugierige durch herabſtürzendes Geſtein und auf ſchlüpfrigen Pfaden Gefahr läuft, von ihren Tücken zu leiden. — In vieler Hinſicht würde der Name eines »Feen-Tempels« wohl jener majeſtätiſchen Höhle mehr anſtehn, welche neben dem Quell der Orbe, ohnfern den neuenburgiſchen Gränzen, beim waadtländiſchen Thalorf Valorbe, am Ausgang des Jourthals, zu ſehn iſt. Aber die Leute der Umgegend nennen ſie nur ſchlechthin Feenhöhle, Cava di Faie. Und doch iſt ſchon der Zugang ſo romantiſch-wild, wenn gleich beſchwerlich, wie nicht leicht zu irgend einem andern Feenneſte der Schweiz. Hat man die letzte der menſchlichen Wohnungen im Thal hinter ſich gelaſſen, ſo verrammelt zuletzt ein rieſiger, halbrunder Berg den Weg durchs Dickigt, wie ein altgothiſcher Thurm. Eine ſchwarze Krone von Tannen flicht ſich um ſein Haupt. Sein Fuß ruht über der gewaltigen Quelle der Orbe, die ſogleich als Waldſtrom hervorbricht, um Eiſenwerke und Hammerſchmieden zu treiben. Vermuthlich ſind ſie der Abfluß des Brenetſees im Jourthal, der etwa 700 Schuh darüber im Gebirg liegt, und ſich in den Spalten eines Felſentrichters verliert, nachdem er über dem Schlunde noch die Sägemühlen von Vonyert getrieben hat. Die 500 Schuh weite Felskammer der Cava di Faie iſt ein furchtbares Trümmerwerk von ſtehenden und umgeſtürzten Säulen. Eine Felſenſtiege führt zu einer Gallerie oder Emporkirche hinauf, von wo man das Chaos überſieht, und zugleich in der Höhe die kegelförmige Ausmündung eines mehrere hundert Schuh hohen Doms. An den Wänden zeigen ſich ſeltſame Charaktere, wie Schriftzeichen. Es wär' ein Wunder, wenn der ländliche Aberglaube des Alterthums nicht dieſe Seltſamkeiten alle zu einer mährchenhaften Sage gebildet hätte. Ja, ein Pallaſt, ein Tempel der Feen war dieß unterirdiſche, rieſenhafte Bauwerk. Von da aus beſuchten die kleinen, niedlichen Berggöttinnen ihre Nachbarſchaften, und brachten ſie den Hütten der Sterblichen Rath und Troſt, oft köſtliche Geſchenke. Aber ein junger, verwegner Hirt ſchlich ihnen einſt nach; man weiß nicht, ob aus Neugier, oder von einem Liebesrauſch verführt. Da fand er die

zarten, überirdiſchen Jungfraun alle ſchlafend. Der unbeſcheidne ſchlich mit der Fackel von einer zur andern ſuchend. Sein durch die Hallen tönender Fußtritt weckte aber die Schlummernden. Schaamvoll und zornig ſprangen ſie auf. Ein Wink; Alles war Finſterniß; der Tempel ſtürzte zuſammen und die Feen entflohn, indem ſie den jungen Waghals mit ſich nahmen. Man hat ihn nie wieder geſehn; aber auch die zarten Oreaden verſchwanden ſeitdem aus der ganzen Gegend.

Vielleicht die mächtigſte aller Berghöhlen des Kantons Neuenburg mag die im Val Travers ſeyn; ſie ſoll ſich breit und hochgewölbt in einer Länge von 2 — 3000 Fuß durch den Berg ſtrecken. Andere behaupten, wohl eine Stunde Wegs. Wer hat aber ihr Ende erblickt? Mondmilch und wunderſam geſtaltete Stalaktiten überkleiden ihr Innerers. Die Landſchaft, beim Eingang, iſt eine der reizendſten des Thals. In der Nähe ragen graue Thurmtrümmer einer Burg vom Hügel auf. Die Ruine iſt unbekannter Abkunft. Dann ſtürzt neben der Höhle ein hoher Waſſerfall, der »Sourdebach«, aus dem Felſen hervor. Gegenüber liegt in der Ebne, von Fruchtfeldern umgrünt, die älteſte Pfarrei des Thals, von Landleuten, Fabrikanten und Künſtlern bewohnt, Motiers-Travers. Auch iſt ſie berühmt worden durch Jean Jacques Rouſſeau's Aufenthalt, als er, vor dem Zorn des Genfer Senats, von Iferten hinweg, hierherfloh, wo er ſeine »Briefe vom Berge« ſchrieb. Der Philoſoph, welcher das ſonderbare Schickſal hatte, mit gleicher Wuth von Schauſpielern, Opernſängerinnen, Biſchöfen, Schriftſtellern, republikaniſchen und monarchiſchen Obrigkeiten, proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichen, Tonſetzern und Schulmeiſtern verfolgt zu werden, verlebte im Dorfe Motiers einige glückliche Jahre. Theils die reine, geſunde Luft und die Anmuth der Umgebungen, theils die Nähe einer eiſen- und ſchwefelhaltigen Heilquelle, locken noch heut in den Sommerwenden Fremde her. Der gute Rouſſeau hatte, bei ſeiner Reizbarkeit, den kleinen Fehler, er konnte nicht ſchweigen, wenn man ihn, ſeiner Ueberzeugungen willen, mit einer Flut von Schmähſchriften, Karrikaturen, geiſtlichen Bannflüchen, Epigrammen, Hirtenbriefen, obrigkeitlichen Landesverweiſungen und Spottliedern überſchüttete. Seine Briefe vom Berge verſetzten aber den rechtgläubigen Kalviniſmus der Genfer Pfarrer und, durch dieſen, Rath und Bürgerſchaft der Stadt in die zornigſte Bewegung gegen ihn. Er glaubte ſich freilich unter dem Schutz des preußiſchen Gouverneurs, des Marſchalls Keith, wohlgeborgen; und um ſo mehr, da ſelbſt deſſen

großer König für ihn sprach. Allein damals, wie noch heut, konnten weder Marschälle noch Könige gegen rachsüchtige Wesperstiche des Fanatismus schützen. Die frommen Pfarrer zu Genf mahnten die fromme Geistlichkeit des neuenburgischen Landes zu kollegialischer Hülfe gegen den Ketzer auf. Nun träufelten von den Kanzeln Neuenburgs fortan nicht die liebreichsten Anspielungen auf den Freigeist von Genf, den gefährlichen Irrlehrer, Volksverführer und Antichrist. Das glaubige Landvolk des Val Travers fing an für das Heil seiner armen Seelen zu zittern, und betrachtete den verketzerten Mann, wie einen wahren Wehrwolf. Man begriff, er müsse Heide oder Türke, oder noch Aergeres seyn; denn das zeigte die orientalische Tracht, in welcher ihm hier zu wandeln gefiel. Man ließ es nicht an den schlimmsten Ehrentiteln für ihn fehlen, die man beim kirchlichen Gottesdienst mit aller Andacht gelernt hatte, und ihm nachrief. Bald erfand man noch kräftigere mit Drohungen begleitet. Zuletzt, nach einem lustigen Markttag des Dorfes, begrüßte man Nachts sein Haus mit einem Steinhagel. Das Geklirr der zerbrochnen Fensterscheiben weckte ihn und Alles, was im Hause war, aus dem Schlaf, unter andern auch die Magd eines alten Mannes. Diese rief den Kastellan; der Kastellan im Schlafrock die Dorfwacht. Die Nachtbuben verschwanden. Rousseau war gerettet; doch einen zweiten Besuch so stürmischer Art mochte er nicht abwarten. Er verließ das Thal.

Aber welche Verwandlungen des Volksgeistes haben seit siebenzig Jahren zu Motiers Alles geändert! — Man besitzt, man liest dort nun die Schriften des verfolgten Weltweisen. Kein geistlicher Zelot wagt sie mehr mit dem Bannfluch zu belegen. Man zeigt das Haus, welches er bewohnt hatte. Man bewahrt die von ihm bewohnt gewesenen Zimmer, wie ein Heiligthum, und tausend Namen derer, die das Heiligthum besuchten, bedecken die Wände. Man erstaunt nicht mehr über die Hochachtung, welche der Fürst von Neuenburg, König Friedrich II., einem Manne bewies, der des Königs Geschenke ausschlug, und von welchem der Monarch sagte: „Wenn jemals dieser Mann eines Königes bedarf, wünsch' ich, daß er mir den Vorzug gebe.“*)

Wenn man das vorige Jahrhundert mit dem gegenwärtigen vergleicht; an die Zeiten jenes großen Friedrich und seiner gekrönten Zeitgenossen denkt, eines Joseph II., einer Katharina von Rußland, eines die Aristokratie Schwedens brechenden Gustav III.

*) Si jamais cet homme a besoin d'un roi, je souhaite, qu'il me donne la préference.

und andrer mehr; und dann wieder auf unser bewegtes Zeitalter, auf den wiederkehrenden Ultramontanismus und Mysticismus, auf die Wiedererbauung von Klöstern und Wiedererhebung der Jesuiten sieht, mögte man beinah auf den unbescheidnen Argwohn gerathen, als wären jene Regenten damals viel zu hochgebildet für ihre Völker gewesen, und heutiges Tages viele Völker zu ausgebildet für ihre Regierungen geworden.

XX.

Kanton Solothurn.

1. Die Stadt Solothurn.

Der Aarſtrom, in ſeinem ſiebenzig Stunden langen Lauf faſt immer wild und verheerend, ſchmiegt ſich fromm und ruhig an die Mauern Solothurns, ſobald er dieſe berührt. Der Calembourg des Franzoſen: „C'est l'art (l'Aare) qui embellit la nature,“ paßt ganz eigentlich hieher. Denn die Landſchaft, trotz dem nahen Waldgebirg des Jura, trotz Hügeln und fruchtbaren Thälern, gewährt beim erſten Anblick nichts Auszeichnendes, nichts Ueberraſchendes. Sie gleicht einer der Schönen, die Anfangs nicht blenden, ſondern erſt bei näherer Bekanntſchaft immer reizender erſcheinen.

Selbſt die Stadt, ungeachtet ihrer elf bis zwölf Kirchen (faſt zu viel für eine Bevölkerung von etwa 4300 Seelen) bietet kein großartiges Bild. Vermummt in ihre Feſtungswälle, iſt ſie dahinter kaum halb ſichtbar. Doch wird endlich Hand angelegt, ihr den ſo entbehrlichen, als ungeſunden Mantel abzunehmen, der ihr vor ungefähr hundert Jahren, nicht zum Schutz gegen ausländiſche Eroberer, ſondern gegen das eigne, unterthänige Volk, umgehangen worden war. Dies arme Volk, das noch bis zum Jahre 1785 guten Theils in der frei genannten Schweiz das Joch der Leibeigenſchaft trug, es mußte damals ſelber frohnsweiſe zum Feſtungsbau helfen. Indeſſen waren ihm die Schanzen und Graben gar nicht ſo furchtbar, als man glauben ſollte. Wollten die Bauern einmal, auch bei verſchloſſenen Thoren in die Stadt, ſo erlaubten ſie ſich das Vergnügen, Nachts über Wall und Mauer zu ſpringen, wie weiland Bruder Remus

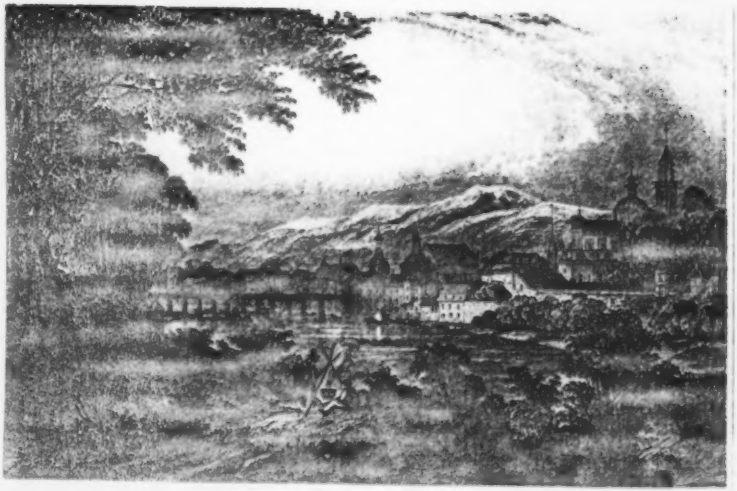

über Roms erſte Ringmauer, und ihre gnädigen Herrn freundlich in den Betten zu überraſchen.

Von innen iſt die Stadt ſo gefällig, reinlich und heiter, wie irgend eine andre in der Schweiz. Die Straßen ſind belebt, ganz beſonders von Kirchgängern, Prieſtern und Mönchen. Man hält auf Frömmigkeit. Seit 1829 iſt auch der Stuhl des alten Basler Bisthums dahin verſetzt, den fünfzehn Domherrn umgeben. Der gegenwärtige Biſchof, deſſen geſammter Kirchſprengel ohngefähr 332,000 Seelen begreift, iſt ein frommer, würdiger Mann; doch nicht mehr, wie in guter, alter Zeit, Fürſt des heiligen römiſchen Reichs. Er muß ſich mit einer Beſoldung von 10,000 Fr. begnügen; Dispenſengelder fließen ihm in dieſer böſen Zeit nicht mehr in alter Fülle zu; ſo wie auch die übrigen Pfarrgeiſtlichen nicht ohne Grund über »Abnahme der Religion« klagen, weil ſich die Kirchenopfer der Gläubigen ſtets vermindern. Das St. Urſusmünſter prangt als Domkirche. Man will dieſe für die ſchönſte aller Kirchen der Schweiz halten. Sie wurde vor etwa ſechzig Jahren gebaut, als die vormalige, ſiebenhundertjährige, aus Altersſchwäche zuſammengefallen war. Die weite, breite, hohe Treppe, welche zur Hauptpforte emporführt, deßgleichen der kühne Bau des Innern ſind der Majeſtät eines Tempels allerdings würdig. Aber die einem zierlichen Schrank ähnliche Stirnſeite des Gebäudes, im verblichenen Modegeſchmack von Ludwig des Vierzehnten Zeitalter, kokettirt, meines Bedünkens, in ſteifer Ziererei, umſonſt um Beifall reinern Kunſtſinns.

Auch an ſtattlichen Privatwohnungen fehlts nicht. Es war im Städtchen ehemals ein gewiſſer, vornehmer Glanz, als noch der franzöſiſche Ambaſſadeur darin Haus- und Hofhaltung führte; als die Patrizier ihren Namen mit Titeln aller Art, mit Ordensbändern ihre Knopflöcher verherrlichten, und ihre Söhne vom auswärtigen Söldnerdienſt, Geld, Bänder und Titel heimbringen konnten. Die guten Tage ſind leider vorüber. Sehr viele dieſer Herrn hatten nichts oder nur wenig Beſſeres gelernt, als Regieren, was ſo ſchwer nicht war. Des müßigen und ſchlemmenden Lebens gewohnt, ſchmolz das Vermögen; ſchon manche der altadeligen Prunkhäuſer fielen in die Hände der Gläubiger, oder bürgerlicher, arbeitſamer Bürger. So erliſcht der Welt Herrlichkeit!

Auch an Alterthümern fehlts nicht für allfällige Liebhaber, nicht an denen aus den Tagen der Römer, ſelbſt aus den Zeiten Abrahams, wenn man will. Aber laſſen wir die Todten ruhen! Neben den Alterthümern gedeiht heutiges Tages beſſeres Leben in Wiſſen-

ſchaft, Kunſt und Gewerben. Zwar hatte man vordem wohl auch Jeſuitenſchulen, Gymnaſien, Lyceen; ſogar, im hundertjährigen Staube, ehrwürdige Stifts- und Stadtbibliotheken, die aber gute Ruhe genoſſen; im Grunde nur Pennalismus und Wurmfraß. — Jetzt beſucht und benutzt man mehrere öffentliche und beſondere Bibliotheken voller Werke einer guten Auswahl. Jetzt bildet nicht mehr Mönchslatein Baſis und Gipfel aller Gelahrtheit. Wie ſehr auch die gute, alte Zeit, welche noch in Haarbeuteln, Zöpfen, Mänteln und Kutten ehrbar über die Straßen ſpaziert, ſich gegen alle Neuerungen ſträubt, wird dennoch auch Phyſik, Chemie, Mechanik, und was zur Bildung des Geiſtes, zur Veredlung des Lebens gereicht, gelehrt und gepredigt.

Unter Solothurns öffentlichen Sammlungen, — alle ganz neuen Entſtehns, phyſikaliſches Kabinet und botaniſcher Garten im Beginnen, — verdient unſtreitig das Naturalienkabinet, nicht für Solothurn, ſondern für die ganze Schweiz und ſelbſt für Europa im Vorderrang zu ſtehn. Es iſt zum Wallfahrtsort der Geognoſten geworden; die Schöpfung des ausgezeichnetſten unſrer heutigen Alpenwandrer, des Prof. Hugi. Es enthält neben vielen andern Köſtlichkeiten die faſt vollſtändige Sammlung aller Petrefakten des Jura, der an ihnen, beſonders auch in der Umgegend Solothurns, reich iſt. Beklagenswerth bleibt, daß durch Unwiſſenheit der Vorzeit manch ſeltner Fund verloren ging. Im Jahr 1684 hatte man nahe bei der Stadt das vollſtändige Gerippe eines Elephanten ausgegraben. Die Rathsherrn aber riethen umher, was mit dieſer Curioſität aus den Tagen der Sündfluth anzuſtellen ſey? Sie beſchloſſen endlich, die Seltenheit zu vertheilen und ſchickten jedem ihrer Kollegen einen Knochen. Nur Einer der Patrizier war genialiſch genug, Nutzen höherer Art davon zu ziehn. Er überſandte den ſeinigen einem Drechsler, mit Befehl, für ſeine Beinkleider vorſündfluthliche Hoſenknöpfe daraus zu verfertigen. Aber leider! leider erzeigten ſie ſich auf der Drechslerbank dieſem edeln Zweck ſchon zu morſch und mürde.

Durch unerſchreckene Thätigkeit geiſtvoller, wiſſenſchaftlich gebildeter Männer des Landes iſt in neuerer Zeit die alte Unwiſſenheit mit vielem Glück auch in dieſen Gegenden bekämpft; und, beſonders ſeit dem Jahre 1831, nicht nur das höhere, ſondern auch das Volksſchulweſen beträchtlich verbeſſert worden. Ich ſage, mit unerſchrockner Thätigkeit. Denn, wahrlich, gehört nicht ganz gemeine Gabe beharrlichen Muthes dazu, Licht in ein Land zu bringen, wo faſt jeder Patrizier des Hauptſtädtchens, faſt jeder

Prieſter, ja faſt jeder Bauer ſeinen Scheffel bereit hält, das Licht darunter zu begraben. Freilich ſo arg wagte es ein wohlweiſer Rath von Solothurn in den letzten Jahrzehnten nicht mehr zu treiben, wie am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts, wo er verordnete: „Es ſollent die Schulmeiſter niemands zwingen in die Schul z'gahn; aber wer gahn will, mag's thun!“ — oder wie in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als die gnädigen Herrn anordneten: „Es iſt den Bauern anheimgeſtellt, Schulmeiſter zu haben, allein M. G. Herrn (meine gnädigen Herrn) werden nit mehr dazu contribuiren.“ Doch ſah es noch, auch bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts, mit dem öffentlichen Unterricht übel beſtellt aus. Man fand noch bei hundert kleine Kinder in ein dunſtiges Stübchen zuſammengeſchichtet, 5 — 6 Jahre gequält, um leſen zu lernen. Männer patriziſchen Geblüts, wie ein Ignaz Glutz, der Stifter des Solothurner Waiſenhauſes, welcher eine Bildungsanſtalt für Schullehrer gründete, oder wie ein Urs Beſenval, Landvogt zu Falkenſtein, der ſelber auf ſeinem Schloſſe Schule hielt mit Bauerknaben, gehörten zu glorreichen Seltenheiten. Erſt mit der Freiheit unter der napoleoniſchen Vermittlungsurkunde erwachte beſſeres Streben, welches die im Jahr 1814 verjüngte Ariſtokratie nicht wieder tödten konnte. Aber ſeit dem Reformenjahr 1831 ſteht der Kanton Solothurn in Bezug auf öffentlichen Unterricht alles Volks faſt ſo trefflich organiſirt da, als irgend ein andrer. Die Lehrer empfangen tauglichere Bildung, reichern Gehalt; bei 7000 Kinder Winters und Sommers in 130 Primarſchulen Unterricht, ungerechnet Secundarſchulen und höhern Lehranſtalten. Faſt alle Gemeinden beſitzen ſchon eigne Schulgebäude, meiſtens neuaufgeführte; dazu einen Schulfond in jeder einzelnen, der wenigſtens 5000 Fr. betragen muß.

Doch, wie geſagt, es koſtete Kampf. Ein Theil des katholiſchen Clerus eiferte, unterſtützt von der beſeitigten Ariſtokratie, heimlich und öffentlich gegen Volksbildung, und aus ſehr wichtigen Gründen. Die patriziſche Weltlichkeit erblickte in ihr den Quell aller Revolutionsgefahren, die hierarchiſche Geiſtlichkeit den Quell aller Religionsgefahren.

Der ganze Kanton iſt katholiſch, mit Ausnahme eines einzigen Amtsbezirks. Wenig fehlte, das ganze Land wäre zur Zeit der Kirchentrennung eben ſo gut proteſtantiſch geworden, oder vielmehr geblieben; denn es war's ſchon guten Theils. Doch beſann ſich die Regierung noch zu guter Zeit eines Beſſern und befahl, man ſoll es beim alten Glauben bewenden laſſen. So geſchah auch. Nur

unter den Schrecken altspanischer Grausamkeit an. So stehen sie noch jetzt unter den vier Erzbisthümer von Mexiko, Guadalagara, Durango und St. Louis Potosi. Man kann sich leicht einen Begriff vom mexikanischen Christenthum machen, wenn man daran denkt, mit welcher Strenge hier bisher immer noch die Inquisition zu schalten pflegte. Die Strafen dieses heiligen Gerichts wurden von jeher als eine der Gottheit wohlgefällige Sache mit Ehrfurcht betrachtet, und der Weltumreiser de Pagres fand zu Mexiko (noch im Jahre 1770) im spanischen Katechismus unter der Rubrik von den Werken der christlichen Liebe auch die abscheuliche Vorschrift, daß man die, welche fehlen, nicht auf den rechten Weg zurückbringen, sondern bestrafen sollte.

Aber die benachbarten freien indianischen Völkerschaften sträuben sich gegen der Spanier Gott und Sitte. Das Bekehrergeschäft geht langsam, obgleich ehemals der Madrider Hof dreimalhunderttausend Piaster für Missionen aussetzte, die jedoch meistens sehr unregelmäßig ausbezahlt wurden. — Die heilige Arbeit wird von Ordensmänner betrieben, die aus Pflicht oder auf Befehl ihrer Obern in die Wildniss sich begeben; nicht wie im übrigen Nordamerika von frommen Freiwilligen aus eigener Begeisterung oder schwärmerischer Liebe zum Werk. Jene gehen nur von

in der Hauptſtadt kam es beinah zum Blutvergießen. Die reformirte Parthei wankte nicht; die katholiſche Parthei ward wider ſie aufgeregt. Als einſt (1533) die Häupter von jener zur Berathſchlagung verſammelt waren, zog der empörte Schwarm der Altgläubigen mit geladener Kanone gegen das Haus, daſſelbe über den Häuptern der Ketzer zu zertrümmern. Die Lunte näherte ſich dem Pulver. Da ſchritt eine ehrwürdige Geſtalt durch den wilden Haufen, warf ſich vor die Mündung des mörderiſchen Geſchoſſes und rief: „Soll Bürgerblut fließen, ſo fließe denn mein Blut zuvor!“ — Es war der Schultheiß von Solothurn ſelber, Niklaus Wengi, der edelſte Held, den die Geſchichte Solothurns kennt. Er beſchwichtigte den Volksſturm. Es gereicht ſeinen Nachkommen zum Ruhm, daß ſie heut noch ſein Gedächtniß feiern, und in einen Granitfelſen ſeinen Namen und ſeiner That Andenken, eingruben.

Wie klein auch die Zahl herrſchſüchtiger Prieſterlinge neben würdigern Geiſtlichen, in dieſem Ländchen iſt, und wie unbedeutend ihre Talente ſeyn mögen, konnten ſie ſich doch immer für ihre Zwecke wichtig genug machen. Sie erhielten noch zu unſrer Zeit an der Unwiſſenheit des Volks, am Verdruß der zur Seite geſchobnen Ariſtokratie und an den Intreſſen der päbſtlichen Nuntiatur, treue Bundesgenoſſen. Sie ſtifteten, wie in andern Schweizergegenden, unter den ſtarkgläubigen Landleuten ſogenannte „katholiſche Vereine,“ zum Schutz der Religion geworben, um in Wahlverſammlungen des Volks nur rechtgläubige Katholiken, die niemand beſſer, als der Geiſtliche bezeichnen konnte, in die Landesbehörden zu wählen. Sie vertheilten ihre Zeitungen, Traktätlein und Flugſchriften, auf Koſten der Vereine oder der Klöſter, in Menge gedruckt. Kirchlichen Aberglauben noch beſſer aufzuregen, oder zu nähren, oder auszubeuten, verkauften ſie geſegnete Rechenpfennige, mit Gepräge des wunderthätigen Bildes der Gottesmutter, aus deren Händen Strahlen fuhren. Umſonſt wehrte der ehrwürdige Biſchof von Baſel. Sie verſchrieen ſelbſt ihn bei Nuntius und Pabſt, nicht ganz ohne Erfolg. Doch alle dieſe Umtriebe erſchwerten nur, aber überwältigten nicht die allmählige Einführung des Beſſern.

Bis jetzt hat die Prieſterparthei, im Kampf gegen Volksbildung und Vernunft, beſonders an der Benediktinerabtei Mariaſtein noch gute Stütze gehabt; aber auch dieſe Stütze fängt an brüchig zu werden. Mariaſtein, an der Nordgränze des Kantons, über einem Abgrund auf jähem Felſen romantiſch gelegen, iſt

nächst Maria-Einſiedeln, der bedeutendſte Wallfahrtsort der Gläubigen im Schweizerlande. Ein faſt zweihundert Fuß langer Felſengang führt den Pilger auf einer mehr denn ſechzig Tritte tiefen Stege, aus der Kirche des Kloſters, zu einer unterirdiſchen Grotte, worin das hellbeleuchtete, wunderwirkende Liebfrauenbild glänzt. Sonſt ſtrömten jährlich wohl 50 — 60,000 Wallfahrer zu der geheimniß- und gnadenreichen Höhle; aber die leidige Aufklärung hat deren Schaaren auch hier ſehr verringert. Die meiſten Pilger kommen nur aus dem Elſaß und Schwabenlande. Bald wird das mächtige Wirthshaus des Kloſters, welches einſt für die Gäſte oft zu eng ward, obgleich es der Fenſter ſo viel, als das Jahr Tage zählt, zu groß und weit werden.

Solothurn iſt eine von den kleinern Republiken der Eidsgenoſſenſchaft. Das Land, mit kaum 60,000 Einwohnern auf wenig mehr, denn vierzehn Geviertmeilen, iſt faſt überall nur Gränzland; an Geſtalt einer jener Molusken ähnlich, die im Meere ihre wellenförmigen Arme nach allen Seiten ausfahren laſſen. Doch das Leben auch kleiner Freiſtaaten kann für die Menſchheit jedes Zeitalters Intreſſe führen. Es wird nicht durch Landesumfang und Volkszahl großartig, ſondern durch Geiſtes- und Charaktergröße der Bürger. Die altgriechiſchen Republiken und die italieniſchen des Mittelalters waren ebenfalls klein. Die Geſchichte Solothurns aber trägt für die Welt kein ſolches Gepräge. Ihre glänzendſten Züge ſind jene That des greiſen Schultheißen Wengi, und früher, der Edelmuth der durch den öſterreichiſchen Herzog Leopold (im Jahr 1318) belagerten Stadt. Die vom Herzog damals über den Aarſtrom geſchlagene Brücke war unter der Laſt hinüberziehender Truppen gebrochen. Die Solothurner retteten ihre Feinde aus den Fluthen und ſandten ſie unverſehrt deren Herrn zurück. In den übrigen Händeln und Schickſalen der Eidsgenoſſen, hing ſich Solothurn ſpäterhin gewöhnlich an Bern; es folgte deſſen Richtungen, wie ein kleines Boot am Seil des größern Schiffes. Fehden und Kriege für eigne Rechnung wurden ſelten, oder dann nur für Nichtswürdigkeiten geführt. Die Basler hatten einmal (im Jahr 1531) als Wahrzeichen ihrer hohen Gerichtsbarkeit, beim Solothurner Dorf Gempen, einen Galgen gebaut. Da zogen Schultheiß und Rath der Republik mit Mann und Roß ins Feld gegen Baſel für Recht und Ehre. Aber die

Eidsgenoſſen ſchlichteten den Galgenhandel in Minne ſo ſchnell, daß von Seiten beider Kriegsmächte, in dem ſogenannten „Galgenkriege“, kein Tropfen Bluts vergeudet wurde, wie ganz billig war.

Zuletzt verſchrumpfte das kleine Staatsleben in lächerliche Spießbürgerei. Hierarchie und Oligarchie, mit einander gefällig und geſellig, freuten ſich, auf Koſten des arbeitſamen Volkes bequem zu leben und breit zu thun. Doch waren ſie dabei gar gutmüthig und biederherzig. Die altbürgerlichen Familien (am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch etwa ihrer achtzig) ſtanden oben an, ſpielten Patrizierrollen. Die meiſten und einträglichſten Aemter wurden nur der vornehmern Hälfte derſelben vertheilt. Penſionen und Gnadengelder fremder Fürſten, Lohndienſte in ausländiſchen Kriegen, fette Landvogteien und geiſtliche Pfründen waren Nahrungsquellen für Alle. Pfarreien konnten im achtzehnten Jahrhundert nur noch gemeine Stadtbürger erhalten; Oberherrnſtellen nur Patrizier. Das ward Regel. Es geſchah, daß ein patriziſches Knäblein ſchon in den Windeln zum Oberherrn gewählt wurde; kein größeres Uebel, als daß Papſt Leo X. ſchon im vierzehnten Jahr Kardinal ward. Man muß ſich alſo nicht wundern, daß nach der, im Jahr 1815 erneuerten, Ariſtokratie ein Patrizier mit Erſtaunen und Grauſen vernahm, man habe zum Biſchof in Solothurn (1829) einen Profeſſer Salzmann von Luzern gewählt. „Mais!“ rief er: „Mais ce Salzmann là, n'est il pas seulement d'une *famille bourgeoise?*“ Das hat ſich ſeit der Verfaſſungsreform (1830) freilich geändert. Sogar eine proteſtantiſche Kirche ſteht nun (ſeit 1835) im gutkatholiſchen Städtchen. Unter den geringſten Stadtbürgern reiheten ſich vormals, als tiefere Menſchenklaſſe die übrigen mehr oder minder freien, oder vielmehr nur berechtſamten, Einwohner des Kantons an, und weit unter dieſen wieder die leibeignen Bauern.

Die franzöſiſche Geſandtſchaft, ſo lange ſie in Solothurn wohnte, und die aus franzöſiſchem Kriegsdienſte zurückgekehrten Patrizierſöhne, verſchönerten in jenen geprieſenen Tagen die altrohe Schweizergeſittung mit Pariſer Schminke. Jeſuiten ſorgten, nach ihrer Weiſe, für den nothdürftigen Vorrath von Gelahrtheit. Man ging dabei jeden Tag fleißig zur Kirche und freute ſich draußen, ſo gut man konnte des Lebens, bei Feſten, Liebſchaften und Schauſpielen.

In der katholiſchen Schweiz hatte von jeher das Volk beſondre Vorliebe für Schauſpiele. Es hätte in der reformirten Schweiz wohl auch nicht daran gefehlt, wäre nicht vom ſtrengen Puritanis-

mus der Jünger Zwingli's und Calvins großes Aergerniß daran genommen worden. Heutiges Tages führen in reformirten, wie in katholischen Dörfern die Landleute, oft unter freiem Himmel, Schauspiele auf, meistens vaterländische Stücke, auch Arbeiten der besten Dichter Deutschlands. Ehmals erlaubte man Bauern, besonders in katholischen Gegenden, nur geistliche Possenspiele, Kreuzigungen Christi, keusche Susanna's und andre Darstellungen aus der biblischen Geschichte, zur Beförderung, wenn auch nicht der guten Sitten, doch der heiligen Religion. Von theatralischer Darstellung der Thaten schweizerischer Freiheitshelden dürfte nicht leicht Rede seyn; die Bauern hätten ja auf die ärgsten Gedanken verfallen können.

Das älteste bekannte Schauspiel, in der Hauptstadt Solothurn selbst, war ebenfalls geistlicher Natur. Im Jahr 1453 strömten die Freunde Thaliens dazu aus Nähen und Fernen herbei. Als »das Spiel von Gnaden Gottes glücklich abgegangen war,« that sich die Magnificenz der Regierung außerordentlicher Weise kund. Sie gab nämlich jedem der fremden Spielleute aus der Eidsgenossenschaft ein Paar neue Hosen. — Im Jahr 1598 wurde die »Belagerung von Troja« aufgeführt. In dieser erschrecklichen Tragödia traten über hundert Personen auf, so daß dazu ein guter Theil der ehrsamen Bürgerschaft verwendet werden mußte; sogar die Rathsherrn wurden in Requisition gesetzt. Es versteht sich, die Rathsherrn spielten die ersten Helden- und Liebhaberrollen, schon von Amts- und Geburtswegen. Späterhin machten sie sich nicht mehr so gemein, gleich dem Kaiser Nero, auf der Bühne dem Volk zur Schau zu dienen. Sie erwiesen nur die „Honneurs“ im Namen des Staates. Als im Jahr 1617 die Historie vom »blinden Tobias« aufgeführt ward, wiesen die vornehmsten Rathsherrn fremden Gästen, nach Rang und Würden, die Ehrenplätze an; schnitten ihnen sodann beim Gastmahl die Speisen vor, und ermahnten sie mit zierlicher Höflichkeit, sich fleißig daran zu halten und die Becher zu leeren. Das Landvolk indessen, streng zur Entrichtung von Steuern, Abgaben, Bodenzinsen, Zehnten, Schanzgeldern u. s. w. gehalten, blieb fromm, unwissend und arm, wie fruchtbar und reich auch der Boden war den er anbaute. Erst in neuern Zeiten hebt sich die Landwirthschaft. Es befinden sich 116,933 Grundstücke des Landes unter 18,651 Grundeigenthümer vertheilt. Der Kanton Solothurn ist einer der wenigen, oder vielleicht der einzige, welcher nicht nur Getraide genug für seine Bewohner gewinnen, sondern auch davon ausführen kann.

Nur ſind die ebnern Gegenden längs der Aare, von Solothurn bis zu den Grenzen des Bernerlandes, häufigen Ueberſchwemmungen durch den Strom preisgegeben, zum Theil bedroht, in öden Sumpfland verwandelt zu werden, wie es ſchon ein weitläuftiger Landſtrich in den Kantonen Waadt, Freiburg, Bern und Neuenburg geworden iſt. Man hat in jüngſter Zeit, zur Entſumpfung und Rettung dieſer Gegenden viele Vorarbeiten und Entwürfe gemacht. Aber noch blieb es bei Entwürfen. Es iſt der Mühe nicht unwerth, auf dieſen unglücklichen Theil der Schweiz unſern Nebenblick zu richten.

Eine weite Fläche in der weſtlichen Schweiz dehnt ſich zwiſchen den eben genannten Kantonen, Solothurn mit eingeſchloſſen, nach allen Richtungen aus. Man pflegt ſie gemeinlich das Seeland zu nennen. Sie begreift einen Flächenraum von ungefähr 36 Geviertſtunden, in einer Länge von 15 — 20 Wegſtunden. Nicht unwahrſcheinlich mag hier in Urzeiten der größte aller ſchweizeriſchen Landſeen vorhanden geweſen ſeyn. Die drei heutigen Seen von Neuenburg, Biel und Murten mögen, als deſſen Ueberbleibſel angeſehn werden. Die Aare rinnt ſchwer und langſam durch dieſes halböde Gelände; von Yverdon bis Solothurn hat ſie kaum einen Fall von 25 Fuß. Rings Sumpf, Moor und Niedland. Wald- und Bergſtröme ſtürzen gegen dies breite Becken, den Seen, oder der Aare zu, und erhöhen mit Steingeſchieben das Bett der Gewäſſer. Wenn, bei plötzlichem Schmelzen des Schnee's oder anhaltendem Regen, in den Gebirgen Quellen und Flüſſe mächtiger auflaufen, ſtellen ſie, in allgemeiner Ueberſchwemmung, noch immer die Geſtalt des ungeheuren Urſee's her. Dann ragt das Städtlein Nidau aus den Fluthen, wie eine Inſel; dann ſieht man zuweilen den Aarſtrom über ſeinen niedrigſten Stand bei zwei und zwanzig Fuß hoch aufgeſchwollen. Da weicht die Stärke aller Uferdämme. Fruchtfelder werden mit Schutt, Schlamm und Sand überzogen; Dörfer voll zuſammengeſchwemmten Unraths. Im Durchſchnitt wiederholt ſich das entſetzliche Schauſpiel von zwei zu drei Jahren.

Das feuchte, vermoorende Erdreich, das ſtille, faulige Waſſer in ſo ausgedehnten Strecken, füllt die darüber ſchwebende Athmoſphäre unaufhörlich und im Uebermaß mit Dünſten und Nebeln, welche, in ſich gährend, die Sommergewitter und Hagelwetter hier und über die Nachbarſchaft vervielfältigen. Eben dieſe ewigen

Verdünstungen erzeugen fortwährende Verminderung der Luftwärme. Jene wolkenförmige Nebel, welche in jedem Frühling, in jedem Herbste, Monate lang, Morgens und Abends die Gegend verschleiern, und nur die heißern Strahlen der Mittagssonne plötzlich durchbrechen lassen, verursachen häufige Früh- und Spätfröste, die den Erndten des Landmanns so verderblich sind. Aber sie tragen auch, durch Verpestung des Dunstkreises, dazu noch die Schuld von vielen Krankheiten der Menschen. Aerzte wollen Erfahrung gemacht haben, daß die ehemals hier herrschenden Wechselfieber, seit dem häufigern Gebrauch des Kaffees, fast ganz verschwunden, dagegen aber gallicht-nervöse Fieber gemeiner geworden sind, und daß sie jedesmal, nach feuchtem Sommer, und nach jeder Ueberschwemmung in wärmerer Jahrzeit, regelmäßig und verheerend zu erscheinen pflegen. Gleiches Erkranken befällt nach Ueberschwemmungen auch das Vieh, sey es in Folge der vergifteten Luft, oder des Genusses ungesunder Sumpfkräuter. Immer wiederkehrende Seuchen des Hornviehs, der Schafe und Ziegen raffen den Wohlstand der Landleute hinweg oder erschüttern ihn doch.

Dies Elend alles besteht schon seit Jahrhunderten; und man endet es nicht. Es könnten 60 — 65.000 Juchart Landes (oder Morgen zu 40,000 Geviertschuh) den Ueberschwemmungen und Vermoorungen entrissen werden; man läßt aber diese Landstrecken, zum Schaden der Menschen, des Vieh's, selbst der Staatseinkünfte, versauren und verderben! Die gesammte Seelands-Gegend ist schon aufs genaueste nivellirt und vermessen; Grund und Art des Bodens ist sorgfältig untersucht. Sachverständige Männer, Techniker, wie Tulla und Joh. Lelewel (ehemaliger Oberstl. des polnischen Geniecorps) haben Risse und Pläne zur Entsumpfung des Landes durch Anlegung schiffbarer Kanäle, durch Tieferlegung der Seen, durch Correctionen des Aare-Laufs, durch verbesserte Ausmündung des Emme-Stromes in die Aare, entworfen. Man hat die Dauer der Arbeiten, bis zur gänzlichen Vollendung, auf neun Jahre, und die Kosten dafür auf zwei bis drei Millionen Franken berechnet. — „Was hindert die Ausführung des Werks?" wird Jedermann fragen, der die Schweiz nicht kennt. Wahrlich, die zwei oder drei Millionen Franken würden ohne Verzug, wie einst bei Trockenlegung der Linthsümpfe, durch freiwillige Beiträge der Nation und durch Aktien herbeigeschafft seyn. Aber die Allmacht der Gewohnheit, die Allmacht des Vorurtheils oder Eigennutzes vieler Gemeinden jener mitleidswürdigen Gegenden selber stämmt sich entgegen. Einer moralischen Versumpftheit des Volks abzu-

helfen, iſt ſchwieriger, als jeder phyſiſchen das Ende zu machen. Gewaltiger noch ſträubt ſich auch die kurzſichtige Eiferſüchtelei der verſchiednen Kantonalregierungen, ihr Beſorgniß dagegen, ſie mögten zuletzt (und jede fürchtet es von ſich), den größern, vorher nicht berechneten Nachtheil empfangen, alle übrigen aber den Vortheil erndten. So fürchtet Solothurn z. B., in deſſen Gebiet gegenwärtig nur 5000 Jucharte Landes den Ueberſchwemmungen preisgegeben liegen, vom verſtärktern, reiſſendern Laufe des Aarestroms Gefahr für ſeine Brücken über denſelben und Ueberſchwemmungen der flachern Gegenden von Olten.

Auch dieſer Zug in der Phyſiognomie der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft dient zur Charakteriſtik derſelben.

---

2. St. Verena.

Ganz in der Nähe Solothurns, zwiſchen der Stadt und dem waldreichen Kalkgebirge des Jura, ruhen in einem beträchtlichen Umfang, wunderbar zuſammengewürfelt, Granit- und Gneisblöcke in ungeheuren Maſſen beiſammen. Ein Bach erzwingt ſich in ihrer Mitte, bald freundlich, bald ſchäumend, Durchgang. Tannen, Buchen, Ahornen und andres mannigfaltiges Gebüſch, in maleriſcher Wildheit umſchattet ſie. Ein anmuthvoller Weg zieht durch die grünen Dämmerungen um die Felſen vielgewunden. Zuweilen erblickt man in einem Granitblock den Namen ſolothurniſcher Bürger eingemeißelt, die unvergänglichen Andenkens würdig ſind. Hier, doch erſt ſeit 1813, der Name des Nikolaus Wengi, der ſeinen proteſtantiſchen Mitbürgern Glauben und Leben gegen den Anfall des blutdürſtigen Fanatismus gerettet hat; dort der Name des Jünglings, welcher, ein glücklicher Fortſetzer vom Hauptwerk des Johannes Müller, die Geſchichten der Eidsgenoſſen mit Wahrheitsſtrenge eines Greiſen ſchrieb, der Name des edeln Robert Glutz. Eine lichtſcheue Ariſtokratie und Hierarchie vom Jahre 1815 geſtattete ihm nicht, der eignen Heimath ſo wohlthuend zu ſeyn, als er vergeblich wünſchte; daher verließ er das Vaterland und ſtarb auf fremder Erde (in München 1818). Dieſem Jüngling dankte Solothurn die Gründung ſeiner literariſchen Geſellſchaft, die Nutzbarmachung ſeiner Stadtbibliothek, die Saat ſeiner Schulverbeſſerungen, welche nun erſt Frucht trägt.

Nicht königlicher Aufwand, nicht die Einbildungskraft des beſten Gartenkünſtlers könnte ein ſchöneres Felſenlabyrinth, als dieſes, erbauen. Auch wallfahren alljährlich zahllos die Reiſenden dahin, um die Kunſt der Natur zu bewundern, welche, wir wiſſen nicht, durch welchen Zauber, vielleicht vermittelſt ſchwimmender Gletſcher-Platten auf dem Urmeere, die Granit- und Gneis-Maſſen hieher führte, die ſie von den Gipfeln der Alpen, von Pietſcher- und Aarhörnern, losriß. Unverſehrt, mit ihren Ecken, Kanten und Flächen, wie dieſe Maſſen einſt über den Wolken des Himmels am Gebirg hingen, ruhn ſie da. Und wo die fremden Koloſſe einen breitern, geebneten Raum zwiſchen ſich laſſen, erſcheint die Einſiedelei der heiligen Verena, eines ſchönen Mädchens, welches, der Legende zufolge, mit den Kriegesmännern der thebäiſchen Legion, ohne Gefahr für ſeine jungfräuliche Tugend, in der Welt umhergezogen iſt. In einer der Felshöhlen hier, man weiß nicht warum, ſiedelte ſie ſich da eine Zeit lang an. Die heil. Magdalene, mit ihren Goldlocken, hatte mehr geliebt, als ſie; dennoch ruht auch dieſe reizende Büßerin in einer der benachbarten Grotten lebensgroß, doch nur aus Stein gehauen. Jedesmal an ihrem Namensfeſte, zur heitern Nelkenzeit, wird die liebenswürdige Sunderin vorzugsweiſe von den Händen der ſchönen Solothurnerinnen mit Blumen andächtig bekränzt und beſtreut.

In dieſer wunderbar lieblichen Felſen-Einſiedelei wähnt man ſich wie auf einem Theater, in optiſcher Täuſchung. Links am Felſ das Kirchlein der heil. Verena, mit dem Thürmlein. Eine Steinbrücke führt über den ſchmalen Bach zur Vorhalle, nach welcher einige Stufen im Felſen emporleiten. Rechts wieder, in geräumiger Grotte, ein andres Kirchlein. Dann die Hütte eines Klauſners oder Waldbruders, der die Heiligthümer des Ortes hüten muß. Ich will gar nicht das Innere der Kirchen oder Kapellen, nicht die ausgeſchmückten Höhlen dahinter beſchreiben; noch weniger das geſchmackloſe Bilderwerk, welches hier die wunderbaren Schöpfungen der Meiſterin Natur vollkommen verunſtaltet. Der Anblick thönerner, ungeſchlachter und mit Oelfarben grell und bunt angeſtrichner Figuren, rings an den Granitmauern, hier die ſchlafenden Jünger, dort ein knieender Jeſus am Oelberg mit dem Engel über ihm, dort der rothbärtige Verräther, hier ſogar die Stadt Jeruſalem, mag vielleicht auf Erhöhung der Andacht, im Mönchsſtyl, berechnet ſeyn, aber ſtört alle Andacht, zu welcher die großartige Natur das Gemüth ruft. Gern wend' ich das Auge von der kindiſch-frommen Spielerei ab, welche das prächtige Schauſpiel zum Nürnberger

Soldaten begleitet und bewacht: diese gehen von Keinem beschirmt, als ihrem Gott und ihrem Gewissen. Wären alle europäische Christen mit so wahrhaft-christlichem Gemüth zu den Indianern getreten, wie Penn, der Quäker: ich zweifle nicht, das Christenthum wäre heute schon der Glaube vom größten Theil der Ueamerikaner. Penn schloß mit seinen wilden Nachbaren ehrlichen Vertrag. Dies ist der einzige Vertrag, welcher zwischen diesen Völkern und den Christen geschlossen wurde, ohne beschworen zu sein. Und er ist auch der einzige, welcher nicht gebrochen wurde! — Die andern wurden auf gut europäisch mit den Waffen in der Faust unterhandelt, feierlich beschworen und leichtsinnig gebrochen.

Wenn die zahlreichen Missionen im nordamerikanischen Neuspanien, wo nur unter den Guayama's die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner und andere Orden vierundzwanzig Sendörter hatten, wenig fruchteten, lag auch ein Haupthinderniß in dem königlichen Befehl, daß die Indianer fünf Jahre nach ihrer Bekehrung zum Feldbau und Bergbau gezwungen wurden. Man hat zwar die Frist nachher geändert, aber nur im königlichen Befehl, nicht in der Wirklichkeit. Daher scheuen sich die Wilden. Sie betrachten die Weihe zum Christenthum als Weihe zum

Land herabwürdigt, und wende mich einem Felsenwinkel zu, der mir theuer ist; der dieser schwermüthig-schönen Einsamkeit Würdiges zeigt. — Es ist ein Grab!

Es ist das Grab zweier lieblichen Kinder, umfangen von einem Gärtchen, mit Rosen und Veilchen bepflanzt, unweit der hölzernen Hütte des Klausners. Ihr Vater, ein edler Mann von Solothurn, wählte diesen wunderschönen Platz zur Ruhestatte seiner Lieblinge. Es war der Oberst Franz Voitel, mein Freund, der, dieser Freundschaft willen, unglücklich, — dieser Freundschaft willen sogar Galeerensclave ward. So schwer wird wohl selten der Bund männlicher Herzen abgebüßt. Voitel trat jung in das Schweizerregiment Wimpfen, welches in spanischen Diensten stand. Reich an Bildung und Kenntniß, voll gemeinnütziger Thätigkeit, ein begeisterter Jünger Pestalozzi's, weihte er in Tarragona seine Mußestunden der geistigen und sittlichen Veredlung seiner Soldaten. Er ertheilte ihnen Unterricht nach pestalozzischer Methode. Den Godoi, der Friedensfürst, vernahm davon, rief ihn nach Madrid; sah den Offizier, als Schulmeister unter seinen Soldaten, und zog ihn hervor, ihm in diesem Felde größern und bequemern Spielraum zu schaffen. Er sollte die pestalozzische Lehrweise in Spanien einführen. Voitel verlebte in diesem Wirkungskreise glückliche Tage, begünstigt und unterstützt durch den gelehrten Juan Andujar, Don Franc. Jea-Bermudez und Don Franc. Ameres. Es war im Jahr 1806. Mehr denn hundert Schüler, meistens Offizierssöhne, umringten ihn. Er wählte sich Gehülfen. Ein wissenschaftlichgebildeter junger Soldat seines Regiments, aus Baiern gebürtig, ward bald der vorzüglichste unter denselben. Es war dies der gelehrte Joh. Andr. Schmeller, jetzt Bibliothekar des königlichen Bücherschatzes in München und Mitglied dortiger Akademie.

Doch zubald unterbrach die Entzweiung des königlichen Hauses von Spanien, der Tag von Bayonne, der Aufstand des spanischen Volks gegen die Franzosen und König Joseph, das wohlthätig begonnene Werk. Voitel mußte seine zahlreichen Jünger verlassen, mit Oberstlieutenantsrang zu seinem Regiment zurückgehen, die Waffen ergreifen und für die Unabhängigkeit Spaniens kämpfen. Der Weg über manches Schlachtfeld führte ihn zuletzt in Kriegsgefangenschaft. Er ward erst nach Vertreibung der Franzosen davon erlöst und trat dann wieder in sein Regiment ein. Mit einer liebenswürdigen Mallorkinerin vermählt, lebte er zu Barcelona und Matara von neuem glückliche Tage, im Umgang mit den gebildetsten Männern, im Genuß hoher Achtung. Auf sein Ansuchen,

als im Jahr 1820 Quiroga's und Riego's Aufstand Spanien von Neuem erschütterte, nahm ich den jungen Sohn einer ihm befreundeten, angesehenen Familie, in die Schweiz, dem hier bessere Erziehung gegeben werden sollte, als er in Spanien, unter bürgerlichen Unruhen, Gelegenheit hatte zu finden. Es war ein trefflicher Knabe, Namens Antonio; aber, mit Ausnahme des Lesens und Schreibens, in so unglaublicher Unwissenheit, daß er, ungeachtet seines funfzehnjährigen Alters, selbst in der Religion nichts, als einige Gebete, den Namen einiger Heiligen und Feste, den Namen Mariä, aber nicht einmal den ihres göttlichen Sohns wußte. Ich erzog ihn mit meinen Kindern und ließ ihn in seiner Religion, durch den katholischen Stadtpfarrer von Aarau, unterweisen.

Es ist bekannt, wie nach dem Einzug des Herzogs von Angoulême in Spanien, die Reaction gegen sogenannte liberale Ideen, furchtbarer, denn je zuvor, wüthete. Auch mein Name mogte durch einige aus dem Französischen ins Spanische übersetzte Schriften, vielleicht auch durch Schweizeroffiziere, in Ferdinands VII. Diensten, in bösen Ruf politischer Ketzereien gerathen seyn. Sobald zu Barcelona ruchbar wurde, daß Antonio in meinem Hause erzogen werde, ward dessen Vater unter polizeiliche Aufsicht gestellt und gezwungen, den Sohn von mir eiligst zurückzunehmen. Es war im Jahr 1825. Antonio mußte bei seiner Heimkunft täglich in die Kirche, mußte wöchentlich beichten, vergessene Gebete auswendig lernen und öffentlich hersagen, während sein armer Vater lange Zeit im Gefängniß schmachtete, seine Sünde zu büßen.

Indessen blieben Voitel und ich in freundlichem, wissenschaftlichem Briefwechsel. Mit Vorsicht mieden wir, einen politischen Gegenstand anzurühren. Er selbst hielt sich, als Schweizer, von aller Einmischung in die Händel Spaniens rein. Seine Vorsicht und Unschuld schirmten ihn jedoch nicht. Am 30. August 1829 ward er verhaftet und auf die Felsenveste Mont-Jouy ins Staatsgefängniß geführt, nachdem man sich seiner Papiere und dazu meines Bildes bemächtigt hatte, welches über dem Schreibepult des Freundes hing. Nur einmal, und dann nie wieder, ward er verhört, wenn anders zwei Fragen ein Verhör genannt werden konnen. Die erste war, ob er mich kenne und mein Freund sey? — Die andre, ob er ein Freimaurer sey? — Mehrere Monate lag er im Kerker, außer jeder Verbindung mit der übrigen Welt. Seine Gemahlin erfreute nur, daß er noch am Leben sey, weil ihr die Gnade gestattet war, ihm täglich Speise zu senden. Endlich verlor sie auch diesen Trost. Seiner ganzen Unschuld sich

bewußt hatte ihr Gatte wiederholt verlangt, verhört und gerichtet zu werden. Erst nach mehrern Monaten ward sein Gefängniß geöffnet, ihm gemeldet, er sey vom König zu den Galeeren auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Das Urtheil gab keinerlei Grund der schrecklichen Strafe an. In Ketten wurde er an die afrikanische Küste nach Ceuta geführt und dort ins Bagno gebracht. Er schrieb mir von da. Sein Brief war »Alamentado« unterzeichnet. Der Gouverneur von Ceuta beklagte edelmüthig das Schicksal des unglücklichen Obersten, und gestattete ihm Freiheit, am Tage umherzugehn. Der Galeerensklav erhielt bald Zutritt in einige der angesehensten Häuser von Ceuta.

Ich war indessen, sogleich nach seiner ersten Verhaftung, von seinem Schicksale unterrichtet worden, und daß meine Freundschaft ihm zum Verbrechen gemacht sey. Ich sage nichts von meinem ersten Entsetzen, von meiner langwierigen Angst. Ich setzte Alles durch meine Freunde in der Schweiz, durch meine Verbindungen in Paris, zur Erlösung Voitels aus Ceuta in Bewegung, obgleich selbst die Verwendung des Generals von Wimpfen für ihn eitel gewesen war, so wie die der Regierung von Solothurn, welche dazu ein Glückwünschungsschreiben an den König zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Christina benutzt hatte. Das Beste ward endlich vermuthlich durch die französische Gesandtschaft in Madrid und den Staatsminister Gonsalez Salmon daselbst bewirkt. Am 25. März 1831 empfing Voitel eben so unerwartet die Nachricht seiner Freilassung, als einst die seiner Verhaftung. Doch ward die Bedingung beigefügt, aber später wieder aufgehoben, nie wieder Spaniens Boden zu berühren. Er schiffte sogleich nach Algeciras, von da auf einer kleinen Kohlenbarke über das Meer nach Malaga, wo er, mit Vorwissen des Gouverneurs, verborgen bei einer englischen Familie lebte, bis er Schiffsgelegenheit fand, über Marseille und Genua in sein Vaterland zurückzukehren. Welch seeliges Wiedersehn!

Sollt' ich nicht um Verzeihung bitten, diese Anekdote erzählt zu haben? Doch wer geliebt hat, wird sie, auch ohne Bitte, dem Freunde gewähren. Und nebenbei kann sie ja, als Beitrag zum Gemälde des rechtslosen Zustandes von Spanien und der königlichen Anarchie daselbst dienen.

Von der Einsiedelei St. Verena führt ein Weg zum nahen Jura, und, zwischen Wald und Felsen, empor zum Rebenbühler des Rigi, dem Solothurner Weißenstein. Obgleich die Kuppe dieses Berges nur 3950 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers erhaben ist, wird sie doch jedes Jahr von einigen Tausend Lustreisenden erstiegen. Auf der Höhe empfängt den Wandrer ein bequemes, neuerbautes Gasthaus, mit Einrichtungen zu Molkenkuren und Bädern versehn. Er gelangt, wie er will, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen dahin. Er sieht 2600 Fuß tief Solothurn, die Umgegend, die ganze mittlere Schweiz unter sich, bis zu den finstern Vorbergen der Alpenkette, und diese selbst, vom hohen Santis Appenzells, bis zum Monte Rosa und Montblanc, in ihrer vollen silbernen Glorie.

Im Wettstreit der Schweizerberge, welcher von ihnen die meiste Herrlichkeit der Fernsichten zur Schau lege, ist es eben so gefährlich zu entscheiden, als unter den schönen Evastöchtern, welche die Reizendste sey. Auch der Napf, der sich an den Luzerner und Berner Gränzen, weit über 4000 Schuh erhebt, trägt den Namen des „kleinen Rigi"; auch der Kamor im innerrhodischen Appenzell, fast so hoch, als der Rigi, und bequem zu bewandeln, rollt dem Auge eine eigene Wunderwelt aus, die Ostschweiz, den breiten Spiegel des Bodensees, die schwäbischen Ebnen, die zusammengedrängten Alpenscharen Bündens, Tyrols und Kärnthens, in grauenvoller Hoheit. Sollt' ich aber der „Guide du voyageur" für einen neuen Paris werden, welcher Lust hätte, dem Schönsten unter den Schönen den Preis zuzuerkennen, so würd' ich ihn stufenweis erst zur Sennhütte des Napf, dann zum Kamor oder Weißenstein, nachher erst auf den Rigikulm führen, und endlich, wenn er mir für mildere Gemüthserregungen unempfindlich zu werden anfinge, noch dreitausend Fuß höher, als den Rigi, in das Himmelsbau des Faulhorns.

Unter den Ortshaften, welche auf dem grünen Teppich zu Füßen des Weißensteins umhergestreut liegen, bemerkt man auch, nur ein Viertelstündchen hinter Solothurn, zwischen der ineinander stromenden Aare und Emme, Zuchwyl. Es ist nur ein kleines Dorf, aber nicht ganz ohne Ruhm. Hier, als die protestantischen Solothurner in den Tagen kirchlicher Wirren und Verfolgungen (1533) ihre fanatisirte Vaterstadt meiden mußten, fanden sie den ersten Aufenthalt und feierten sie ihren evangelischen Gottesdienst mit Sicherheit. Hier auch fand in den

Tagen politischer Wirren und Verfolgungen, ein andrer aus dem Vaterlande verstoßener Mann die heitersten Tage seines Lebens in der Verbannung, — jener einzige Mann, welcher mit Washington, dem großen Amerikaner, verglichen werden darf; zwar nicht, gleich diesem, vom Glück gekrönt, aber doch, wie dieser, moralisch erhabner, denn Cäsar und Napoleon, — der große Sarmate Thaddäus Kosciuszko. Hier wandelte er am liebsten, einsam, in göttlicher Traurigkeit über Könige und Völker des Zeitalters; hier, ein vergnüglicher Zuschauer der Landwirthschaft des freien Volks, faßte er den Gedanken, die Leibeigenschaft von seinem Gute Siemowicze in Polen aufzuheben; hier auch ruht noch, als er am 15. October 1817 zu Solothurn starb, ein Theil seiner irdischen Hülle, wo auf dem Kirchhofe, der einem Nelkengarten ähnlich sieht, der Grabstein verkündet: Viscera Thaddæi Kosciuszko deposita. Die XVII Octob. MDCCCXVII. Und hier knieeten, beteten, weinten am Grabhügel dessen, den die Menschheit noch ehren wird, wenn sie die Czaaren vergessen hat, am 9. Mai 1833, fünf und zwanzig der Helden von Grochow und Ostrolenka.

Auch noch ein andres Dorf des Kantons bewahrt Grab und Denkmal eines berühmten Fremdlings. Es ist das Dorf Dorneck, bei welchem im Jahr 1499 eine der siegreichen Schweizerschlachten des Schwabenkrieges für Unabhängigkeit des Vaterlandes geschlagen wurde. Als Zeugniß dessen bewahrt man noch in der »Schlachtkapelle« die vom Wahlfeld gesammelten Schädel; dahin zing einst auch eine Wallfahrt der Gläubigen, und zwar, wie sie es nannten, »zum elenden Bein.« Die Zahl der Gläubigen hat sich aber schon im siebzehnten Jahrhundert so sehr vermindert, daß heutiges Tages selten ein Pilger erscheinen mag. Indessen wird das Andenken des Sieges von Dorneck, oder Dornach, fort und fort von den Enkeln der Sieger feierlich begangen. Ich habe aber des Ortes eigentlich wegen Grab und Denkmal eines berühmten Fremdlings erwähnen wollen. Hier ruhen nämlich die Gebeine des Philosophen Maupertuis, von St. Malo gebürtig. Dieser Mann, der den kleinen Fehler vieler andern Weltweisen hatte, daß er nur trefflicher Philosoph in seinen Schriften, aber ein schlechter in seinem Leben war, starb bekanntlich bei seinem Freunde Bernoulli in Basel (1759). Es ist etwas auffallend, daß er nicht in Basel selbst, sondern lieber in jenem Dörflein begraben seyn wollte. Der Freund erfüllte den Willen des Philosophen und setzte ihm dort ein Denkmal. Auch dieses hatte wieder

ein wunderliches Schicksal, wie es freilich viele Monumente in der Welt haben werden. Nämlich weil es gleichzeitig mit dem Feuerheerd in der Küche des Pfarrers früh veraltet und zerfallen war, benutzte der kluge Geistliche die Steine der Ehren- und Feierstätte zur Restauration seiner Feuerstatte in der Küche. Die Regierung von Solothurn ließ indessen einen frischen Denkstein setzen, mit inschriftlicher Beifügung aller Titulaturen des Mäuerchens, vermuthlich weil der Philosoph bei Lebzeiten sehr darauf hielt, und vielleicht im Jahr 1825 noch Titel mehr galten, als Verdienste.

Um mich nicht einer schweren Unterlassungssünde schuldig zu machen, muß ich, neben dem Weißenstein des Jura, zween andrer Punkte in dieser Gebirgskette gedenken, welche der Erwähnung wohl so würdig sind, als er. Ich meine die beiden Hauensteine, zwei Bergjoche, die einige Stunden von einander entfernt sind, durch bequeme Kunststraßen, Basel und Westdeutschland mit der innern Schweiz verknüpfen und den Wandrer mit so wunderbaren, romantischen Gebirgsbildern umringen, wie kaum irgend ein andrer Uebergangspunkt des Jura.

Schon wo sich die große Straße, aus einer reich angebauten Ebne von Fruchtfeldern, zum obern Hauenstein gegen die Bergschlucht oder die »Kluß« (Klause) wendet, hält ein altertümliches Ritterschloß, Neu-Bechburg, auf steilem Felsengipfel, Schildwacht. Noch ziemlich in seiner Ursprünglichkeit bewahrt, dient es der lieblichen Gegend zum Prachtstuck. Wo sonst Schwerdt und Harnisch klangen, tönt jetzt aber die Sichel eines freien Landmanns. Sobald man in die kalten Felsenschatten der Kluß eingetreten ist, drängt sich uns eine andre Welt entgegen, seltsames, mannichfaltiges Gemenge wilder Felsen, kleiner lieblicher Thäler, enger Bergschlünde, freundlicher Dörfer, malerischer Kapellen und finsterer Trümmer von Raub- und Ritterburgen. Hier horsteten im Mittelalter, an der Gebirgsstraße, wie Falken in hohen Felsnestern, die berüchtigten Freiherrn von Falkenstein. Ihrem Geschlechte gehörte das Schloß Blauenstein, hoch auf verwitterndem Kalkfelsen. Jetzt nistet dort eine arme Familie zwischen öden Mauern, die vorher ein romantischer Kupferschmied von Aarau gekauft hatte, um sie zum Rathhaus und Schauplatz von Waffensammlungen der Rittertage zu machen. Weiterhin, jenseits dem gewerbigen Flecken Balsthal, wo sich die Straßen über den Hauenstein und Paßwanz von einander scheiden, schwebt auf kahlem Felsen noch die

stolze Ruine von Falkenstein. Eine Zeitlang war die Burg das Gut jenes unglückseeligen Rudolph von Wart, welcher, wegen seiner Theilnahme am Königsmorde Johannes von Schwaben, mit gebrochenen Gebeinen lebendig aufs Rad geflechten, von da herab seine verzweifelnde Gemahlin tröstete. Später hauseten die Grafen von Bechburg in dem Schlosse, bis sich die Baseler davorlegten und es zerstörten, weil die Raubritter ihren vorbeiziehenden Kaufleuten eine Ladung Safran geplündert hatten. Diese Bechburg steht überhaupt jetzt noch in unheimlichem Ruf. Ihr Stammhaus Alt-Bechburg streckt jenseits Balsthal sein zerrissenes Gemäuer, über dem Bergdorf Holderbank, aus finstern Tannen hervor. Als im Jänner 1836 die Landleute der Nachbarschaft Steine von den Trümmern, zu besserer Benutzung brechen wollten, fanden sie mit Entsetzen im dicken Mauerwerk das Gerip eines Menschen verschlossen.

Die Schweizer Bauern sind den guten, alten Ritterzeiten nicht bald so zugethan, wie die deutschen Poeten. Wo sonst altadeliche Raubmörder über Leibeigene herrschten, tönen jetzt Lieder der Freiheit. Blühende Dörfer, von Gewerb und Kunst und Landbau bereichert, verhöhnen die zerfallenen Thürme und Burgstätte der verschwundenen Dynasten. Balsthal, der zierliche Flecken am Fuß des Burgfelsens von Blauenstein, durch Waarenverkehr, Fabriken und Manufakturen belebt, ward für das Schicksal und die Freiheit des Landes zum klassischen Ort, weil sich hier Abgeordnete des ganzen Solothurner Volks (22. Dezember 1830) vereinigten, die blöde Aristokratie vom Jahr 1815 zu vernichten und die Grundlagen einer freien Staatsverfassung aufzustellen.

Aber dazu hatte das gewerbige Städtlein Olten die erste Anregung im Kanton gegeben. Es ist auf Felsengrund am Aarstrom, an der Straße über den untern Hauenstein gelegen, malerisch von Außen, unlieblich und finster von Innen, aber mit zierlichen Gebäuden umringt. Theils wissenschaftliche Bildung, theils Wohlstand mehrerer Bürger stellte sich von jeher hier dem reichsstädtischen Herrenthum Solothurns nebenbuhlerisch entgegen. Jetzt, in errungener Freiheit, verspricht das Städtlein, welches kaum noch anderthalb Tausend Seelen zählt, unter einsichtsvollerer Verwaltung zur Stadt heranzuwachsen. Dazu wird die in den Jahren 1827—1830, mit einem Aufwand von 260,289 Franken neuerbaute Kunststraße des untern Hauensteins und der dadurch erleichterte Handels-

verkehr des Nordens über Basel nach Italien, nicht wenig mitwirken. In frühern Zeiten, zum Theil noch bis gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, mußte man befrachtete Wagen noch an Seilen und Haspeln über beide Hauensteine, neben gefährlichen Abgründen, heraufziehn oder hinablassen.

XXI.

Kanton Aargau.

1. Aarau.

Thurm, Haus und Mallstätte eines uralten, schon im Beginn des neunten Jahrhunderts erloschenen, Grafengeschlechts von Rore lagen einst zwischen weiten Viehtrifften und noch weitläuftigern Tannenwäldern, am Ufer der wilden Aare, wenige Wegstunden landaufwärts von der weiland großen, zerstörten Stadt Vindonissa. Der Thurm schien wie eine Vorwacht der kriegerischen Burigunden gegen die helvetischen Allemannen, in die Wildniß der beiderseitigen strittigen Gränzlande hingestellt worden zu seyn. Schon auch die Römer mögen da einen Wachtposten zum Schutz gegen die Stromüberfahrt unterhalten haben. Man erkennt noch Spuren der schnurgraden Kunststraße, durch den Rorer-Wald, zum rechten Aarufer, und römischer Gemäuer am linken Ufer, zu Füßen des Kirchbergs dortiger Dorfschaften. Allmählige Ansiedlungen der Leute unter dem Schutz des burgundischen Thurmes gaben endlich einem Städtlein, in den Auen an der Aar, Ursprung und Namen. Hundert und etliche Häuser waren von der Ringmauer in ein Bündel zusammengeschnürt. Aber trotz empfangener kaiserlichen Privilegien blieb dieser Ort klein und bedeutungslos im ursprünglichen engbegränzten Weichbilde. Das Gebiet zu erweitern, nach andrer Städte Beispiel, fehlte es den Einwohnern von Aarau an Vermögen und Streitkraft; den Vorstehern der Bürgerschaft Geistesgröße und Entschlossenheit im günstigen Augenblick; selbst zum Handel und Verkehr fehlte die Nachbarschaft des damaligen Waarenzuges über die Alpen von oder nach Italien.

Bei dem Allen ist Aarau ein sehr namhafter Ort in den Geschichten der ältern und neuern Schweiz geworden. Denn Städte

Sklaventhum. Der Aufstand der Indianer in der Provinz Sonora im Jahr 1751 war Folge davon. Aber man vermuthet, daß den amerikanischen Spaniern dergleichen Aufstände zuweilen nicht unwillkommen waren. Sie gewannen dann Vorwand, die Gefangenen mit größerer Härte zur Sklavenarbeit zu halten.

Ungerechnet die Bekehrungsgeschäfte, welche bisher noch im Innern, und theilweise an den Grenzen des Vizekönigreichs Neuspanien in Nordamerika betrieben wurden, wie in den Missionen der Provinzen Sonora, Cinaloa, Ostimuri u. s. w., sind auch die auf der großen Halbinsel Kalifornien fortgesetzt worden, doch immer mit schwankendem Erfolg. Von allen spanischen Missionsversuchen im nördlichen Amerika sind die von Kalifornien bisher die berühmtesten gewesen. Aber schon der Umstand, daß man den Missionen weniger einen heiligen, als einen politischen Zweck Zweck gab, Unterwerfung des Landes unter die Krone Spaniens vermittelst des Christenthums, mußte das Gelingen des Unternehmens bis auf die heutigen Tage schwächen.

Nachdem Hernando de Grijalva die Halbinsel im Jahr 1531 entdeckt hatte, welche beinahe so groß als Italien ist (wenn man die italienischen Inseln nicht dazu rechnet), war der Spanier erster Gedanke, Besitz von diesem Land-

wie Menschen, haben gewöhnlich einem Verdienst des Zufalls mehr, als dem eignen zu danken. Aarau liegt in der Mitte, wenn auch nicht des geographischen Umfangs der Schweiz, doch ihrer Bevölkerung; ohngefähr in gleichen Entfernungen von Luzern oder Zug, von Basel wie von Solothurn, von Bern wie von Zürich, von Schaffhausen wie von Freiburg oder Neuenburg, von St. Gallen wie von Genf. Darum traten, in vorigen Jahrhunderten, hier oft die Gesandten der Städte und Länder des Bundes, zu Tagsatzungen und Friedensschlüssen, zusammen. Selbst noch im verhängnißvollen Jahr 1798, als die französischen Heerhaufen sich gegen die Schweiz drängten, erneuerten hier die Boten der eidsgenössischen Kantone, unter Ahnungen des Untergangs, den alten Bundesschwur. Und als der Bund zerfallen und die Schweiz ein ungetheiltes, großes Gemeinwesen, zur helvetischen Republik, geworden war, sah sich Aarau, wegen seiner bequemen Lage, zur Hauptstadt dieser Republik und zum Sitz der höchsten Gewalten in der Schweiz erhoben. Allein der spärliche Raum des Städtleins wurde dem plötzlichen Zudrange von Gästen aus allen Kantonen, und den Bedürfnissen zahlreicher Behörden und Kanzleien einer Centralregierung, in kurzer Frist zu enge. Schon nach wenigen Monaten mußten sie Luzern zum Aufenthalt wählen. Dem verlassenen Aarau blieb nur die Ehre, noch Hauptort eines einzelnen helvetischen Gaues zu seyn. Diese Ehre bewahrte die Stadt auch nach Wiederherstellung des eidsgenössischen Staatenbundes im Jahr 1815.

Noch steht der Thurm Rore; aber vom Rathhausgemäuer der Stadt so umkleidet, daß ein fremdes Auge sein Daseyn kaum erräth. Die Macht der Zeit, oder vielmehr des Menschengeistes, hat seit einem Jahrtausend rings um ihn Alles verwandelt. Die Urwaldungen und Wildnisse sind fruchtbaren Aeckern, Gärten und Wasserwiesen gewichen. Zerstreute Landhäuser, Höfe, Fabriken erheben sich zwischen ihren Obstpflanzungen. Weinreben umsäumen den Fuß des nahen Jurazebirgs, welches seine 2—3000 Fuß hohen Grathe und Gipfel in milden Umrissen am Horizont zeichnet. Der Aarstrom wandelt, in mächtigen Krümmungen, durch eine der reizendsten Landschaften der Schweiz, zwischen dem Jura und seinen Dörfern links, und sanft aufwallendem Hügelland rechts, über welches am fernen Hintergrunde der weiße Glanz der Alpenfirnen leuchtet. In der Mannichfaltigkeit der Thalgründe und Anhöhen der Ebnen und Bergvorsprünge, wo sich Dorf um Dorf, bald längs dem Strom, bald längs belebten Kunststraßen, bequemlich hinlagert, oder heimlich bald aus einem Wäldchen, bald aus

einem umbuschten Bergwinkel, hervorrauscht, während da und dort von Hügeln ein Kirchlein, ein Burggetrümmer, ein bewohntes Schloß zur Thalwelt niederschaut, — ich sage, in dieser Mannichfaltigkeit wohnt ein Reiz, dessen Zauber selbst der Winter nicht verwischen, nur verändern kann, wenn er Alles mit Reif und Schnee überstreut. Er verwandelt dann nur die Farbenpracht eines großen Gemäldes zum schönen Kupferstich davon.

Aarau selbst, noch vor einigen Jahrzehnten von kaum 2000 Seelen bewohnt, hat die Bevölkerung mehr als verdoppelt; seine Schnürbrust, die Ringmauer, zersprengt; sich umringt mit neuen Straßen und öffentlichen und Privatgebäuden, zum Theil in edelm Geschmack aufgeführt. Die öffentliche Bibliothek, auf Kosten des Staats, durch Ankauf der berühmten Zurlaubenschen Sammlung von Zug, gegründet, ist in der Schweiz, zur Geschichte derselben, eine der reichsten. Gebildete Männer stifteten hier wohlthätige, wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften. Einer der Bürger war's, Vater Rudolph Meyer, der zuerst, mit großem Aufwand, in der Schweiz Vermessungen vornehmen ließ, einen großen Atlas des eidsgenössischen Gebietes bewerkstelligte, und fast zu gleicher Zeit die Gründung eines Gymnasiums bewirkte, welches lange Jahre eine der vorzüglichsten Schulen der Eidsgenossenschaft war. Zween andre Bürger, gern nenn' ich die Namen der Edeln, Karl Herrose und Joh. Georg Hunziker, errichteten hier mit fürstlicher Freigebigkeit das erste wissenschaftlich-technische Institut der Schweiz, unter dem Namen Gewerbschule, indem jener allein 25,000 Franken, dieser bei 70,000 Franken dazu steuerte.

So zeigte sich die junge Hauptstadt des Kantons Aargau, durch Unternehmungsgeist und Großsinn, in den ersten Jahrzehnten, ihrer neuen Würde werth. Der liberale Geist der Bürgerschaft eignete sie vor andern, die erste unter den eilf Städten einer Republik zu seyn, welche 183,000 Einwohner, in beinah 300 Ortschaften und 634 Weilern und Höfen zählt, die über einen Flächenraum von ohngefähr 38 Geviertstunden verbreitet sind. Der Kanton Aargau gehört, seiner Größe nach, zwar nur zu den mittlern der Eidsgenossenschaft, aber zu den angebautesten, gewerbigsten und reichsten der Schweiz. Der kleine Staat ist genügend ausgestattet, um die öffentlichen Bedürfnisse jährlich mit mehr, denn einer halben Million Franken, bestreiten zu können, ohne das Volk mit besondern Steuern zu belasten.

Er empfing bekanntlich sein selbstständiges Daseyn, gleich den

Kantonen Waadt, St. Gallen, Thurgau und Tessin, durch die napoleonische Vermittlungsurkunde, im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schwierigkeiten eigner Art umringten aber alsbald die erste Ausbildung seines neuen Staatslebens, und drohten, sie ganz zu hemmen. Vielleicht ist es für manche Leser dieser Zeilen nicht unangenehm, ein aus dem Schoos siebenjähriger Revolutionen hervorgegangenes, freigesprochenes Volk zu beobachten, wie es in sich Zusammenhalt und Form gewann, und, bei einer von fremder Hand gegebenen Verfassung, bald genug, in öffentlichen Ordnungen und Einrichtungen mit den besten der altherrlichen Kantone wetteifern, viele übertreffen konnte. Dazu waren einem Volke, welches selbstherrlich dastand, keine Befehle eines Souveräns, keine Garnisonen, keine lauernde Polizeien, keine stehende Truppen nöthig. Das Alles fehlte. Mehr vermogte schlichter, gesunder Menschenverstand und Rechtlichkeit des Volks, Gefühl vom besondern und allgemeinen Bedürfniß im Lande und stolzes Bewußtseyn staatsbürgerlicher Freiheit jedes Einzelnen. Begünstigend wirkte aber auch besonders ein, daß hier Alles neu zu erschaffen war; während in den alten Schweizerkantonen alte Vorurtheile, verrostete Institutionen und durch ihr Alterthum ehrwürdig gewordene Gebrechen wieder hervortraten und die Ausgestaltung vieles Bessern erschwerten.

Die neue Republik war aus mancherlei Landestheilen zusammengesetzt, die, obgleich an einander gränzend, doch eigentlich nie Gemeinschaft mit einander gehabt hatten und überdies sämmtlich, und von jeher, Unterthanen verschiedner Gebieter gewesen waren. Ein Theil, der sogenannte alte Aargau, hatte der Stadt Bern zugehört. Ueber die Freiämter und die Grafschaft Baden hatten zum Theil drei, zum Theil acht der alten Kantone durch Landvögte geherrscht. Das Fricktal, sonst ein Theil der vorderösterreichischen Lande, fiel, in den Kriegen und Friedensschlüssen der französischen Revolution, abwechselnd verschiednen Fürsten zu, eh es der Schweiz gegeben werden konnte. Alle diese Länderstrecken besaßen seit Jahrhunderten von einander abweichende Gesetzgebungen, Gewohnheiten und örtliche Interessen. Selbst der Charakter ihrer Bewohner hatte verschiedene Physiognomien. Das Volk im alten Aargau zeigte sich freiheitliebend, arbeitsam, bieder, dabei schnell erregbar; im Freiamt und der Grafschaft Baden gutmüthig, aber lässig und bigot; im Fricktal unzuverlässig, kriechend, bestechlich. In den kleinen

Städten aller dieser Gegenden brüstete sich steife Spießbürgerei und kleinstädtischer Hochmuth gegen das Landvolk.

Gleiche Verschiedenheit der Religionen bestand. Im alten Aargau galt der reformirte Glaube, aber im kalten, todten Formenwerk verknöchert; im Fricktal etwas freisinniger Katholizismus, von Josephs II. Geist durchhaucht; im Freiamt und der Grafschaft Baden ebenfalls Katholizismus, aber blind und gedankenlos, dem Wort der Priester und Mönche dienend; daneben beobachteten (in ein Paar Dörfer bei Zurzach eingebannt) über Tausend Juden das Gesetz Mosis, mit allem talmudischen Aberglauben verbrämt, während ihr gewissenloser Schacher den Wohlstand der christlichen Nachbarschaften beeinträchtigte.

Alle diese kleinen Völkerschaften hatten fast nichts mit einander gleich, als Bildungslosigkeit und Unwissenheit. So sehr fehlte es an Männern mit erforderlichen Kenntnissen, daß man sogar einen Berner in die Regierung des von Bern losgerissenen Kantons, und Bürger andrer Kantone, selbst Falliten, die aus denselben verbannt lebten, in die Behörden der neuen Staatsverwaltung aufnehmen mußte. In mehr als einer Ortschaft konnten die neuernannten Gemeinderäthe kaum ihren eigenen Namen schreiben.

Und aus solchen Bestandtheilen sollte eine Republik geschaffen werden und zwar auf der Grundlage vollkommner Rechtsgleichheit aller Bürger! Noch ein Uebel kam dazu; kein geringes. Nämlich, nicht alle Landesgenossen waren Staatsgenossen. In der ganzen Schweiz geht das Leben des Staatsganzen aus Leben und Wesen der Gemeinden des Landes hervor. Diese sind es, welche ihre Stellvertreter, Richter und unmittelbaren Obrigkeiten ernennen. In ihnen aber ist Niemand stimmfähiger Bürger, als wer zum Mitgenuß am Kirchen-, Schul- und Armengut, an Kapitalien, Waldungen und Ländereien berechtigt ist, welche gemeinsames Vermögen der Gemeindecorporation sind, die man Ortsbürgerschaft nennt. Ohne Ortsbürgerrecht gibt es kein Staatsbürgerrecht in der Schweiz. Eben deßhalb ist der Bürger einer Gemeinde des Kantons es durchaus nicht in der andern, auch wenn er ein halbes Jahrhundert darin gewohnt hätte. Diese Eigenthümlichkeit des schweizerischen Staatsthums, uralten Herstammens, andern Republiken unbekannt, wird vom Auslande selten mit Klarheit begriffen und veranlaßt daher häufig die irrigsten Ansichten.

Nun lebten und leben noch im Aargau Tausende, die und

deren Voreltern seit mehrern hundert Jahren Einwohner des Landes, und doch nicht Bürger desselben sind. Dahin gehören die Juden, welche in den Gemeinden Lengnau und Endingen, seit dem siebzehnten Jahrhundert, Sitz und freie Religionsübung haben, aber sich eben durch diese, wie durch ihre unter dem Druck der Christen entsprungene Entsittlichung, von der Staatsgenossenschaft ausscheiden. Dahin gehören ferner die ewigen Einsassen; Nachkömmlinge eingewanderter Handwerker und Arbeiter, die ihr ursprüngliches Vaterland verloren und vergessen hatten, ohne sich je in ihrem schweizerischen Wohnort vollkommen einzubürgern. Dahin gehört ferner eine Menschenklasse, welche mit den Namen der Landsassen bezeichnet wird, und vorzeiten dem Kanton Bern in seinem ehmaligen Umfang ausschließlich angehörte. Es sind Nachkommen von Unehelichgebornen; von französischen Flüchtlingen aus den Tagen der Hugenottenverfolgung; von Proselyten aus katholischen Kantonen, die mit Uebergang zur evangelischen Kirche das alte Heimathsrecht eingebüßt hatten, und Abkömmlinge von allerlei andern Fremdlingen. Man zählte im Kanton Bern 4 bis 5000 solcher meistens vermögensloser Landsassen, als der Aargau von ihm getrennt ward; und diesem fielen über 600 in der Theilung zu. Endlich gehört hieher auch die Klasse der sogenannten Heimathlosen, welche ohne bleibende Stätte, doch mit Duldungsscheinen versehn, als Strolche und Gauner, in sämmtlichen Kantonen der Schweiz umherzogen, bettelten, oder wahrsagten, oder als Scheerenschleifer, Knopfmacher, Musikanten, Taglöhner, Scharfrichterknechte, Regenschirmmacher, Kesselflicker u. s. w. ihr Brod verdienten, auch es nebenbei stahlen. Als in neuerer Zeit die bessergeordneten Kantone diesem landstreicherischen Unwesen ein Ende machen wollten, begann gegen die Heimathlosen unbarmherziges Treibjagen. Jede der Regierungen wehrte von ihrem Gebiet soviel ab, als sie mit Recht und Ehren konnte. So verblieben dem Aargau zuletzt noch bei 600 dergleichen Unglückliche, denen endlich doch wenigstens feste Aufenthalte zugewiesen wurden.

Ein Zeitraum von eilf Jahren reichte hin, die einander fremden Landestheile des jungen Freistaats zu verbrüdern; die gesellschaftliche Ordnung vollständig zu gliedern und mit gleichem Geist zu beleben. Freiheit der Presse, des Gewissens, des Verkehrs, der Niederlassung, der Obrigkeitwahlen, neben der züchtigen, biderben Denkart des Volks, dem Gemeingeist der gebildetern Bürger, setzte zum großen Werke alle Kräfte in heilsame Regsamkeit. Neue Landstraßen schufen neuen Verkehr und verbanden die sonst von ein-

ander geschiednen Völkerschaften. Schulen in allen Gemeinden wurden zu besserer Bildung der Jugend errichtet oder vervollkommnet; durch Volksblätter die Erwachsenen belehrt; die Jünglinge in Waffen geübt, an Manneszucht gewöhnt. Patriotische Gesellschaften traten zusammen, Landeskunde zu befördern, Wissenschaft zu beleben, Feldbau zu verbessern, Ersparnißkassen und andere gemeinnützige Stiftungen zu gründen. Fabriken, Manufakturen und vormals unbekannte Gewerbszweige erhoben sich zur Bereicherung des Landes. Städte und Dörfer verschönerten und erweiterten sich unter dem Einfluß größerer Industrie. Die alte Rohheit der Vorurtheile und Sitten verschwand sichtbar im Verhältniß des zunehmenden Lichtes in den Gemeinden.

Dies jugendlich-frische Leben begann eben so bald wieder zu erlahmen und zu kränkeln, als mit dem Jahre 1815 der kalte Athem der politischen Reactionen, wie über den ganzen Welttheil, so über die ganze Eidsgenossenschaft hinzog. Unter eingebildeter oder wirklicher Begünstigung der heiligen Allianz, stellten sich, nach Aufhebung der napoleonischen Vermittlungsurkunde, mehr oder weniger die alten Patriziate, Stadtvorrechte und Herrschaften her. Auch die freie Verfassung des Aargaus mußte aristokratische Zusätze in sich aufnehmen, ohne daß man um die Einwilligung des Volkes fragte. Die eingeführte zwölfjährige Amtsdauer der Obrigkeiten kam nun einer lebenslänglichen gleich; entwöhnte das Volk von Ausübung seiner landesherrlichen Rechte und von der lebhaftern Theilnahme am Gemeinwesen. Die Stellvertreter des Volks selbst wurden großentheils durch Beamtungen von einer Regierung abhängig, deren Uebergewicht sich bald überall kund that. Wie in die Gesetzgebung, so drang ihr Einfluß in die obern und untern Gerichtsstellen und in die Vorsteherschaften jeder Gemeinde ein. Nach und nach entfaltete sich in der neuaristokratischen Staatsform auch ein neuaristokratischer Geist mit all seinem verderblichen Unfug. Verwandtschaft und Günstlingschaft verhalf zu Stellen. Opposition und Widerspruch ward den kleinen Machthabern verhaßt; oft dem nachtheilig, der sie für den Staat in reinster Absicht wagte. Titel und Amtstrachten schmeichelten der Eitelkeit; äußeres Gepränge, auf Kosten des Staats, sollte, hoffte man, Ehrfurcht erwecken. Einige Städte hatten, als die „guten“, kleine Vorzüge empfangen neben andern; einige Gemeinden, nach Willkür, bei Straßenbau und andern Gelegenheiten Gunst vor andern. Vaterländische Vereine zu gemeinnützigen Zwecken sah man, von oben herab, ungern. Zwar sie zu verfolgen wagte man nicht; wohl aber sie vornehm zu

bespötteln. Die Preßfreiheit ward gelähmt; Censur eingeführt. Die Polizei griff in das Richteramt, die Regierung in die Gesetzgebung ein. — Im Lande herrschte Gleichgültigkeit, oder Mißmuth.

Das Jahr 1830 erschien. Das Volk sollte wieder in Urversammlungen, zu zwölfjährigen Wahlen seiner Stellvertreter schreiten. Es weigerte sich aber fast in allen Gegenden und forderte statt dessen Verbesserung der Staatsverfassung. Schon war diese auch von einzelnen Staatsbürgern früher gefordert worden, ihre Bittschrift aber von den Regierenden, wie eine Albernheit, beseitigt. Jetzt sah sich die Regierung plötzlich und noch dazu auf ganz gesetzlichem Wege getrieben. Denn wenn das Volk keine Wahlen machte, so war keine Regierung, kein gesetzgebender Rath, kein Gerichtswesen mehr. Die Regierung verhieß Einberufung eines vom Volk gewählten Verfassungsraths, aber die gesetzgebende Versammlung, einverstanden mit ihr, fügte den bedenklichen Zusaz bei, der Entwurf der neuen Verfassung solle der Würdigung und Abänderung des bisherigen Raths unterworfen werden. Nun brach der Unwille des Landes gegen die verdächtige Anmaßung aus. Im Freienamt schaarten sich die Milizen zusammen, bald auch im alten Aargau und Fricktal. Die erschrockene Regierung rief Truppen ein. Diese weigerten sich aber Bürgerblut zu vergießen. Kein Schuß ward für die bisherigen großen und kleinen Räthe gethan. Mehrere tausend Mann des Aufstandes rückten in Aarau ein, bekleidet von zahllosen unbewaffneten Landleuten; doch alle in strenger Mannszucht und Ordnung. Die Regierung, des öffentlichen Vertrauens verlustig, gehorchte zitternd dem Gebot des Volks. Dann zogen die Truppen ruhig zurück. Der vom Volk gewählte Verfassungsrath trat zusammen und vollendete am 15. April 1831 sein Werk.

Seitdem steht der Aargau wieder in ehevoriger ihm angemessener, freier Gestalt; froh der wesentlichen Verbesserungen seiner Zustände. Die Staatsgewalten wirken streng von einander geschieden. Willkühren der Beamten finden ein Strafgericht. Das Volk ist der Bürden entladen, unter denen es hin und wieder erlag. Die Presse bewegt sich, von keinem Censor gebunden. Die höhern und niedern Schulen beginnen ein kräftigeres Leben. Vieles ist im Zeitraum weniger Jahre des Trefflichen vollbracht, was vorher fast unmöglich schien; und Größeres wäre geleistet worden, hätte der Gifthauch des Partheigeistes nicht manche der aufsprießenden, jungen Saaten berührt.

ſtrich zu ergreifen. Seine kahle Gebirgskette verſprach Gold; ſeine Südküſte gab Perlen. Anderthalb Jahrhunderte lang wurden wiederholte Landungen gethan; doch fruchtlos. Die Wilden, von Natur gewandt und kriegeriſch, und durch der Spanier erſte Treuloſigkeiten und Schritte mißtrauiſch, ſchlugen die abentheuernden Eroberer mit Glück und Uebermacht zurück. Am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts gab der ſpaniſche Hof mißmuthig ſogar den Gedanken der Unterjochung Kaliforniens auf.

Aber er lebte in der Bruſt einiger Jeſuiten fort. Am meiſten beſchäftigte er den Pater Euſebius Franz Kuhn (Kino nannten ihn die Spanier), einen Deutſchen, welcher, um in die Fußſtapfen der Apoſtel zu treten, die öffentliche Lehrſtelle der Sternkunde und Größenlehre an der Hochſchule zu Ingolſtadt verlaſſen, und im ſpaniſchen Amerika das gefahrvolle Amt eines Miſſionärs angenommen hatte *). Als ſolcher wohnte er in der Landſchaft Sonora, der äuſſerſten ſpaniſchen Beſitzung nordwärts an der Südſee oder vielmehr am kaliforniſchen Meerbuſen. Durch ihn ermuntert begab ſich der muthige Pater Juan Maria de Salva-Tierra im Jahr 1697, begleitet von einigen Soldaten und Jeſuiten, nach

*) Er ſtarb dort im Jahr 1710.

Hertensteine in Lutern, die Erlache, Wattenwyle, Grafenriede, Bonstetten in Bern, und andre mehr.

Sei es Achtung für die ehrwürdige Ruine, oder für die Fremdlinge, welche alljährlich, sie zu sehn, hieher wallfahren, die Regierung des Kantons ließ die nächste Umgebung säubern und mit Schattenbäumen bepflanzen. Die Aussicht von der mäßigen Anhöhe dehnt sich großartig, bis zum schimmernden Silberbogen der Hochalpen. Im nächsten Vorgrund, zu Füßen des Hügels, liegen die Bäder von Schinznach; eine halbe Stunde davon an der Aar, in fröhlicher Landschaft, die Gebäude des Städtleins Brugg. Dies war der Geburtsort des Ritters, Arztes, und weiland viel gefeierten Schriftstellers Zimmermann, dessen Schriften über Einsamkeit und Nationalstolz in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden sind. — Dort bildet in der Nähe der Zusammenfluß der Aar und Reuß eine jener Landzungen, die, an zwei Seiten von Strömen umschlossen, den Römern zu Anlegung fester Plätze am geeignetsten schienen. Sobald von ihnen die offne Seite, der Zungenspitze gegenüber, mit Wallmauern und Graben verrammelt stand, bot das von diesen und den reißenden Gewässern umklammerte Dreieck dem stärksten Belagerer-Heer Trotz. Wirklich legten daselbst die Römer die gewaltigste Festung an, welche sie in Helvetien besaßen. Wall und Graben spannten sich, von Altenburg und der Aar, bis zum Reußfer bei Windisch, über das Land. Dahinter lag die reiche und mächtige Vindonissa wohl geborgen. Mehrere Cäsaren, zumahl Vespasian, schmückten sie mit Prakt. Tempel, Landhäuser, Grabmale, Triumphbogen und andre Bauwerke dehnten sich rings um die Stadt aus bis zum Wülpelsberg und bis Gebistorf, jenseits der Reuß. Eine unterirdische Leitung führte das reinste Trinkwasser vom Braunegaberg, eine Stunde weit, herbei. Auf dem Felsen bei Baden, und bei Coblenz, am Zusammenfluß der Aar und des Rheins, sah man, als Vorbuten, Kastelle und Standlager. Doch, nach Untergang römischer Tugend und Mannhaftigkeit, schirmten weder Ströme noch Mauern und Thürme die prachtreiche Hauptstadt. Abwechselnd fiel sie in die verwüstrische Gewalt wandernder Barbarenstamme des Nordens, der Vandalen und Allemannen und Hunnen. Die Ueberbleibsel alten Glanzes und Reichthums wurden zuletzt, (am Ende des sechsten Jahrhunderts) von den Franken geplündert und zerstört; der in Vindonissa errichtete Bischofsstuhl nach Constanz versetzt. — Wenn heut der Pflug des Landmanns die Erde aufreißt, findet er von Zeit zu Zeit noch Gold- und Silber- und Kupfermünzen jener Tage; Inschriften, Götterbilder,

Grabsteine, Grundgemäuer von Bädern, Gefängnissen, Amphitheatern und Thürmen. Eine kleine Stadt und vier Dörfer nehmen heut den Raum ein, welchen sonst Vindonissa's Paläste und Villen allein bedeckten. Nichts ist geblieben, als jener Schutt, der Name des Dörfleins Windisch und die unterirdische Wasserleitung.

Eine Stelle zwischen der Stadt Brugg und diesem Windisch ward später Schauplatz eines berühmten Ereignisses trauriger Art. Da war es, wo am ersten Maitag des Jahrs 1308 Kaiser Albrecht I. zu Pferde seiner Gemahlin entgegen gieng, aber meuchelmörderisch vom eignen Vetter, Herzog Johann von Schwaben, und fünf Rittern überfallen und niedergestoßen ward. Wer kennt nicht die That Johannes von Schwaben? Nicht die Blutrache der herzlosen Königin Agnes? Des Kaisers Leichnam, nach Speier gebracht und mit großem Gepränge in der Domkirche der Reichsstadt beigesetzt, fand auch dort noch keine Ruhe. Denn in der Verwüstung der Pfalz, unter Ludwig XIV. als seine Barbarenhorden die alte Stadt im Jahr 1689 zerstörten, die silbernen Särge der Kaiser und Fürsten sprengten, flog auch Albrechts Asche in alle Winde, und sein, von des Ritters Walter von Eschenbach Schwerthieb, gespalteter Schädel zeigte noch die alte Todeswunde. Auf jenem Wiesengrunde, wo er sie empfangen, wo er sein Leben im Schoos einer greisen Bettlerin ausgeblutet hatte, baute bekanntlich Agnes, die Königin, aus dem Gute der Tausend Unglücklichen, die ihrer entsetzlichen Rache Opfer geworden waren, das Doppelkloster (für Minoritenmönche und Klarisserinnen,) genannt Königsfelden. Sie selbst im Nonnenschleier hatte da, zwischen beiden Klöstern, über fünfzig Jahre lang eine Wohnung. Diese mußte, nach ihrem Tode, so war es von ihr selber urkundlich (im Jahr 1361) geboten, niedergerissen werden. Hätte sie der Welt kein andres Andenken, als dieses hinterlassen, ihr Name würde kein Grausen erregen. Noch steht Königsfelden, das Monument ihrer Mordwerke, inner seinen Ringmauern; aber seit den Tagen der großen Kirchenreformen nicht mehr als Kloster, sondern als Heilanstalt des Kantons für Wahnsinnige und unheilbare Kranke.

Südwärts vom Schloße Habsburg und von Königsfelden breitet sich eine weite Ebene aus, genannt das Birrfeld, bis zu einem andern auf der Bergköhe gelegenen Schlosse, Namens Braunegg, wo einst die Söhne desjenigen Gessler wohnten, der vom Pfeil des Tellen gefallen war. Ob, auf diesem Birrfelde, der Römer Aulus Cäcinna die Helvetier geschlagen habe,

mag uns sehr gleichgültig sein. Aber auf demselben Felde steht das Wohnhaus des unsterblichen Pestalozzi, sein Neuenhof, und daneben das große, massive Gebäude, welches er, mit ihm kaum erschwinglichem Kostenaufwand, baute, eine Erziehungsstätte der ärmsten Kinder aus dem Volk darin zu gründen. Der lebensmüde, zwei und achtzigjährige Greis konnte sein Werk nicht vollenden, welches seiner Jugend Lieblingstraum gewesen war. Nicht weit von da, auf dem Begräbnißplatz des Dörfleins Birr, ruht seine Asche.

Der Lebensausgang dieses außerordentlichen Mannes war für sein Gemüth höchst trauervoll. Alle Plane sah er zerrissen; keine seiner Hoffnungen zur Erfüllung aufgegrünt. Er meinte vergebens gelebt zu haben. Nichts bezeichnet ihn und seinen tiefen Schmerz so klar, als jene rührende Stelle, in der er von sich selber schrieb: »Tausende gehn, als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last der Gesellschaft, ihres Hammers, ihrer Nadel, ihrer Elle, ihrer Krone; sie wollen nichts mehr. — Ich kenne einen Menschen, der wollte mehr. In ihm lag die Wonne der Unschuld, und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen. Sein Herz war zur Liebe geschaffen; Liebe war seine Natur; Treue seine innigste Neigung. Aber — er war kein Werk der Welt. Er paßte in keine Ecke. Und die Welt, die ihn also fand, die nicht fragte: »ob durch seine Schuld oder die Schuld eines Andern?« zerschlug ihn mit einem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen. Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht, mehr, als an sich selber; setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigen Leiden für diesen Zweck, was wenige Menschen können. Er erwartete itzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte, und erhielt sie nicht. Das war das Sandkorn auf der siedenden Wage seines Elends. — Er ist nicht mehr. Du kennst ihn nicht mehr. Was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretnen Daseins.«

Von Vindonissa's Trümmern bis zum Grabhügel Pestalozzi's auf dem ländlichen Kirchhof von Birr, ist nur eine Wegstunde. Und in diesem engen Raum stehn, wie nirgends wo anders im Schweizerlande, fast alle Zeitalter desselben in hinterlassenen Denkmalen beisammen, Rom's Glanz und Macht in Helvetien,

wie der älteste Sitz eines christlichen Bischofs darin; beides von Schwärmen barbarischer Nationen Europa's und Asiens zerstampft; — des Habsburgischen Kaisergeschlechtes Stammhaus, zuerst durch die ritterlichen Tugenden Rudolfs I. glanzreich geworden, und nahe dabei die Mordstätte Albrechts, seines Sohnes, welcher die Freiheit barbarischer Bergvölker ertrotzen wollte, und damit die Stiftung des Schweizerbundes veranlaßte; — dann die Gott geweihten Zellen einer blutdürstigen Fürstin des Mittelalters, jetzo in ein Irrenhaus und Asyl derer verwandelt, welchen die Kunst der Aerzte kaum noch Hülfe bringen kann; — der Geßler Sitz auf der hohen Brauneck, im Anzesicht des Gebirgs, wo ein Jüngling von Uri den Tod ihres Vaters zum Losungszeichen der Freiheit gemacht hatte; — und eben diese adliche Burg itzt der Lustsitz eines freien Bürgers.

Dieser Bühne zahlreicher und großer Erinnerungen fehlen auch sogar nicht Gedächtnißstellen aus den Zeiten der Kirchenreform und der Glaubenskriege, des Völkerrechtsmordes [illegible] Frankreich, zu Ende vorigen Jahrhunderts an der Schweiz begangen, und der Entwickelung demokratischer Freiheit in den neuen Staatsreformen der Kantone. Sie alle liegen in der Nähe von Brauneck selbst. Man erblickt da die nahen Höhen des Dorfes Hägglingen. Hier war es, wo (im Jahr 1531) die entzweiten Eidsgenossen den ersten Religionskrieg, in welchem Zwingli bei Kappel gefallen war, durch Friedensschluß endeten; hier, wo die französischen Schlachthaufen (am 26. April 1798) den ersten Widerstand besiegten, den ihnen, als sie gegen das Herz der Schweiz vordrangen, Landleute von Zug und dem Freiamt vereinzelt entgegen geworfen hatten. Am Fuße derselben Höhen erblickt man hinwieder vor dem Städtlein Mellingen, die grünen Wiesen von Wohlenschwyl, in welchen, zur Zeit des Bauernkrieges, (im Jahr 1653) der Kampf des Landvolks gegen die Aristokratie der Städte, vergebens und blutig bekämpft worden war. Und, merkwürdig genug, auf eben diesen Wiesen des Schlachtfeldes ward die erste große Volksversammlung von 4000 Männern des Aargau's (am 7. November 1830) gehalten, welche Verbesserung der Staatsgrundgesetze und deren Reinigung von aristokratischen Einschmuzelungen forderten und errangen; — jene Freiheit errangen, für welche die Landleute des siebenzehnten Jahrhunderts dort vergebens ihr Blut vergossen hatten. Ein berühmteres Schlachtfeld, aus den brudermörderischen Glaubenskriegen der Eidsgenossen, dehnt sich, nur eine Meile davon entlegen, in den Ebnen von Villmergen

aus. Zweimal floß hier, der getrennten Kirchen willen, das Blut der Schweizer von Schweizern vergoſſen. Erſt wurden die evangeliſchen Berner (24. Januar 1657) von den katholiſchen Kantonen, dann, ein halbes Jahrhundert ſpäter, (25. Juli 1712) dieſe von den Bernern geſchlagen. Seit dem haben die Schweizer nicht mehr, ihres Glaubens willen, das Schwert gegen einander gezückt.

Wenn aber die Volkerſchaften, welche, am Fuß oder im Innern des Alpengebirgs, treu dem heiligen Stuhl zu Rom in frommer Unwiſſenheit wohnen, wenn ſie nicht auch ſelbſt noch in unſern Tagen das geweihte Banner zum neuen Religionskrieg erhoben haben, nur das wahrlich weder Verdienſt ihrer glaubenseifrigen Prieſter und Mönche, noch der Nuntiatur und des Papſtes.

Als im Januar des Jahrs 1834 ſieben paritätiſche und rein katholiſche Staaten der Eidsgenoſſenſchaft, zu Baden, in einer Conferenz, Beſtimmungen über die Rechte des Staats in kirchlichen Dingen aufgeſtellt hatten, ſchrie der fanatiſirte Theil der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit über letzteriſche Gewaltthätigkeit und Gefahr der heiligen Religion. Wiewohl die Regierungen jener Staaten nur Rechte ſicher ſtellten, welche die Schweiz von jeher, vor und nach der tridentiniſchen Kirchenverſammlung, ununterbrochen, gehabt und geübt hatten, und von anderen Regenten des katholiſchen Europa's geübt werden, ſchrie man dennoch das Anathema. Der Papſt verdammte die Artikel von Baden; die Nuntiatur verlegte ihren Sitz von Luzern in den altkatholiſchen Flecken Schwyz; die Kloſter ſpendeten Geldſammen, Volksbewegungen zu ſtiften; in Flugſchriften, öffentlichen Blättern, in Beichtſtühlen und von Kanzeln wurde die Regierung verdächtigt, gelaſtert; es wurden den Gläubigen Winke zum Aufruhr gegeben und katholiſche Volksvereine und meuteriſche Volksverſammlungen organiſirt. Als, nach aufgenommenem Vermögenszuſtand der fünf Kloſter im Freiamt und bei Baden, deren üble Haushaltung ans Licht gekommen war, als die Regierung des Aargaus, das Kloſtergut daher unter Aufſicht und Verwaltung des Staates ſetzte, um größere Vergeudungen zu hindern, und als eben dieſe Regierung den katholiſchen Geiſtlichen, gleich den evangeliſchen, einen Eid des Gehorſams gegen Geſetz und Verfaſſung abforderte: drohte, von Mönchen und Prieſtern aufgewiegelt, ein Theil der Gemeinden im Freienamt, zumahl in der Kloſternachbarſchaft von Muri und Wettingen, ſogar Ausbruch bewaffneten Aufſtandes (1835). Aber plötzliche Erſcheinung einiger

aargauischen Bataillone und Truppenbewegungen Zürichs, selbst des katholischen Luzerns, machten dem Lärmen schnelle Endschaft. Die Priester leisteten, nach Mißlingen ihres Versuchs, den Eid der Treue und die öffentliche Ordnung blieb fortan ungestört.

Unter den Klöstern des Aargau's (man ändert sie längs der Reuß, von einer Stunde Wegs zur andern, nachbarlich beisammen,) ist die weiland gefürstete Benedictiner-Abtei Muri, das älteste und reichste. Itta, die Gemahlin des Grafen Rathot, welcher die Habsburg auf dem Wülpelsberg baute, hat dies Kloster gegründet. Frommsinn und Aberglauben wehrten im Lauf der Jahrhunderte die Einkünfte des Gotteshauses in solchem Maaße, daß die Jünger des heiligen Benedikt, der andachtsvoll in einer Höhle der Wüste Subliaco gewohnt hatte, itzt in einem Palaste leben, und den Vermögensgenuß von drei Millionen Franken haben, obschon sie durch die Incamerationen ihrer Güter, und ritterschaftlichen und österreichischen Leben in Schwaben, bei anderthalb Millionen einzebüßt hatten. Armuth und Dürftigkeit, neben großer Bildungslosigkeit, herrscht hingegen unter dem Landvolk der nächsten Umgegend. Es ist im ganzen Kantone gegen Verbesserungen des öffentlichen Unterrichts am gleichgültigsten, oder widersetzigsten. Vormals pflegte man im Kloster nur eine Person aus jeder Gemeinde vorzugsweise zu unterrichten, die Haushalt und Rechnungswesen der Dörfer, wie der Familien darin, unter Leitung des väterlichen Gotteshauses, führen mußte.

3. Schinznach, Bad.

An der Abendseite des Wülpelsberges und seiner Ruine, liegen, neben den umbüschten Niederungen des Aarstroms, durch deren Gehölze labyrinthische Schatten- und Luftgänge streichen, die Bäder von Schinznach. Sie, so wie die drei Stunden davon entlegenen Heilquellen zu Baden sind noch immer die besuchtesten und berühmtesten in der an Gesundbrunnen und Heilbädern überreichen Schweiz.

Lange Zeit stand in Schinznach nur ein einfaches, aber weitläuftiges Gebäude zur Aufnahme der Gäste. Jetzt schließt sich ihm geschmackvoll in einem großen Halbzirkel ein neues an, mit dreißig zierlichen Zimmern, sechzig Badkabinetten, Tropf- und Dampf-

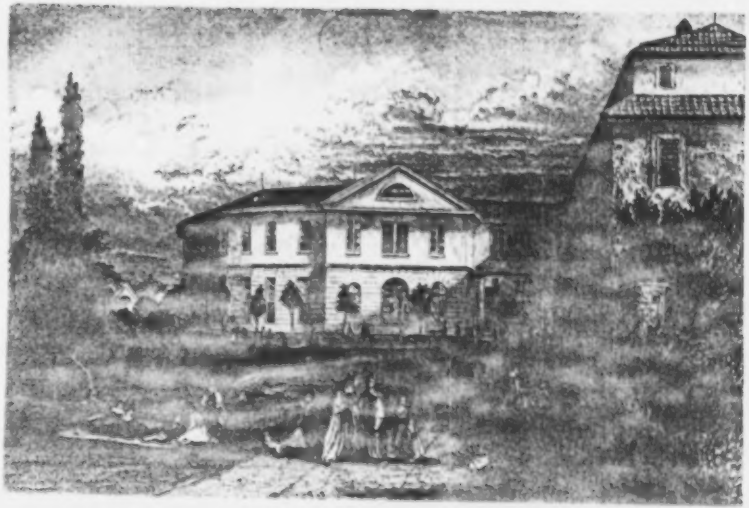

und Badhädern; Alles mit gewärmter Luft heizbar, Zimmer, wie Bäder. Mächtige Maschinen- und Pumpwerke treiben die Wasser der tief und aufwärts gelegnen, reichen Quelle zu den Gebäuden, in denen sie, vertheilt, aus ihren Leitungen, kühl oder gewärmt, hervorsprudeln.

Weit ältern Namens und Rufes sind allerdings die heißen Quellen von Baden. Schon dem alten Helvetien bekannt, wurden sie von dessen Eroberern mit den Vorzügen Roms geschmückt. Tacitus gedenkt der Anmuth und des Besuchs der helvetischen Thermen. In den Tagen der allgemeinen Kirchenversammlung von Constanz war hier der Sitz der Wollust und Freuden, wo selbst viele der Prälaten und Herrn nicht verschmähten, sich von den heiligen Mühen zu erholen, mit denen sie Päpste und Fürsten entthront, und Huß und Hieronymus zur Ehre Gottes lebendig verbrannt hatten. Wenn man aber das enge Städtchen, mit schmucklosen Gebäuden und rußigten Mauern, in seinem tiefen Bergkessel an der Limmat erblickt, und nirgends Spuren großen Reichthums oder hohen Wohlstandes wahrnimmt, so kann man sich kaum des Erstaunens und der sehr natürlichen Frage erwehren: wohin jene unermeßlichen Geldsummen gekommen seyn mögen, die seit fast zwei Jahrtausenden alljährlich von Nähen und Fernen hier zusammenströmten und zurückgelassen worden sind. Noch vor wenigen Jahren war selbst der Weg von dem Städtchen nach den Bädern nicht ohne Lebensgefahr im Wagen zu machen, und die Mehrheit der Kurgebäude von außen unansehnlich, verwittert; von innen unbequem, zuweilen armselig. Es gibt keine Antwort auf die Frage, als, daß Semmerl goldne und silberne Ernten, wurden im Winter von den Schlittern in ergötzlicher Muße verschmaußt. Mehrere der Gasthäuser mit ihren Bädern giengen, als Fideicommisse einzelner Familien, von Hand zu Hand. Der jeweilige Nutznießer freute sich des Gewinns, aber hütete sich wohl, davon an Verschönerungen zu verwenden, die nicht immer seinen unmittelbaren Erben zu statten kamen. Wer von den Bürgern verarmte, konnte sich der Steuern aus dem reichen Spitalgut von einer halben Million Gulden getrösten. Sogar die reichhaltigste der Quellen, die in jeder Stunde mehr denn 6000 Maas heißen Heilwassers, ohnweit dem Ufer, unter den Wellen des Limmatstroms, aufsiedet, verkündete vergebens ihr Daseyn seit Jahrhunderten durch ewige Dampfwolken, welche über sie im Flusse schwebten. Erst seit dem Jahre 1830 ward diese Quelle, auf Anordnung der aargauischen Regierung, gefaßt und dem öffentlichen Nutzen übergeben; und

Kalifornien. Die Klugheit, mit welcher dieser entschlossene und fromme Mann sich auf der Halbinsel ansetzte, wohin ihm bald auch der Mathematiker Kühn folgte, entschied über das Schicksal dieser Gegend. Kühn, welcher durch seine Landreise von Sonora nach Kalifornien zuerst Gewißheit brachte, daß dies Land keine Insel sei, legte am rothen Meere, wie man nun den Meerbusen zwischen Amerika und Kalifornien hieß, den Sendort Loreto an, und befestigte ihn kriegskundig. Nachdem man festen Fuß gewonnen, sandte Spanien Unterstützungen an Waffen, Soldaten, Jesuiten, Geräthschaften und Bequemlichkeiten aller Art. Ein Sendort um den andern ward erbaut. Man gewann das Vertrauen der Wilden durch Geschenke; man lernte ihre Sprachen und Bedürfnisse. Unter den Jesuiten selbst erschienen mehrere Männer von ausgezeichnetem Heldensinn, frommem Gemüth und sanfter Denkart, welche die Herzen der Wilden eroberten. Unter denselben erwarb vorzüglichen Ruhm Johann Anton Balthasar, ein Schweizer von Luzern, welcher zuletzt zum Oberaufseher aller spanischen Missionen ernannt ward, und als Vorsteher der mexikanischen Ordensprovinz (1763) starb.

Mit der allmäligen Vermehrung der Sendörter bildeten die Jesuiten, neben dem Bekehrer-

zu den Bädern auch eine schöne Kunststraße geführt. Neue palastartige Gast- und Badehäuser wuchsen nun am Stromufer auf, und weckten die Eifersucht der ältern sich nebenbuhlerisch zu verschönern. Es wurden neue Lustgänge und gartenähnliche Anlagen in der romantischen Umgebung gepflanzt, und Bequemlichkeiten, oder Gelegenheiten zu geselligen Freuden für die tausend Gäste erweitert. Die Zahl der letztern nimmt mit den Bequemlichkeiten zu, die ihnen geschaffen worden sind; und weder hier, noch in Schinznach, genügt ihrer anschwellenden Menge kaum der, zur Aufnahme beinahe verdoppelte Raum.

Schinznach aber ist, für die neuere Schweiz, in einer andern Hinsicht, klassisch geworden. Hier ist der Stammort jener helvetischen Gesellschaft, zu der sich immer noch, ein Jahr ums andre, achtbare Männer aus allen Kantonen ihres eidgenössischen Vaterlandes versammeln, neue Freundschaften schließen, oder alte verjüngen; sich zu wohlthuender Wirksamkeit ermuntern, und ihren, durch kleinliche Kantonalpolitik, Oertlichkeitsinteressen, Abstammungen, Sprachen, Sitten, Schicksalen und Kirchen getrennten Völkerschaften der Schweiz eine Art geistige Einheit zu bereiten. Ich will wohl glauben, daß, dies zu bezielen, nicht gleich Anfangs klar im Bewußtseyn der Männer lag, welche sich seit dem Jahr 1761 in Schinznach regelmäßig zusammenfanden, und ihre aufgeklärtesten Freunde mit sich brachten; aber es ergab sich Alles sehr bald von selber. Schinznach wurde ein neues Grütli für die Schweiz; und in Männern, wie die Iselin von Basel, Zellweger von Appenzell, Urs Baltbasar von Luzern, Hirzel von Zürich, u. a. m. erschienen die neuen Tells. Diese waren jedoch nichts weniger, als Verschwörer oder Staatsumwälzer. Sie wollten nur das Licht der Wissenschaft, das Gefühl der Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit allgemeiner machen. Aber schon das war damals hinreichend, Argwohn und Unwillen in den spießbürgerlichen Majestäten der kleinen Stadtaristokratien zu entzünden. Man ließ gelegentlich den Ehrenmännern Ungnade fühlen. Man setzte sie zurück, neckte sie, warnte Andre unter der Hand, an der »superklugen« Gesellschaft Theil zu nehmen, und hielt abhängige Personen zurück, die Versammlungen in Schinznach zu besuchen. So blieben nur die Unabhängigen und Selbstständigen beisammen. Ihr Kreis erweiterte sich mit der Zeit nach allen Richtungen. Im Verkehr mit den weisesten und verehrtesten Männern des Volks, bildete sich nacheifernd eine hellsinnigere Jugend aus, welche später, in Tagen großen Unglücks, für ihr Vaterland und dessen Rettung aus den Stürmen, sich ruhmwürdig auszeichnete.

Außer der helvetiſchen, iſt auch die Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur im Aargau jährlich einmal in Schinznach verſammelt. Dieſer Verein gebildeter Bürger, welcher ſeit beinah dreißig Jahren beſteht, iſt freilich in ſeiner Wirkſamkeit faſt nur auf den eignen Kanton beſchränkt, aber darum nicht minder würdig, hier genannt zu werden. In einer Republik muß das Beſte aus der Bürgertugend im Volke hervorgehn. Regierungen können nur Schirmhalterinnen der öffentlichen Ordnungen und Formen, einfache Vollſtreckerinnen des Geſetzes ſeyn. Jener Verein regte im Aargau vielerlei Löbliches an und veranlaßte, daß Manches ins Leben trat, was ohne ihn vielleicht nie, oder ſobald nicht erſchienen wäre, z. B. Schulen bei Fabriken, Arbeitſchulen für Mädchen, Stiftung einiger Hülfsgeſellſchaften, Stiftung einer allgemeinen Erſparnißkaſſe des Landes, einer naturforſchenden Geſellſchaft zu Aarau, u. ſ. w. Sein jüngſtes Werk iſt die Grundlegung zu einer Taubſtummenanſtalt, die wirklich ſchon im Beginnen daſteht.

Die geſammte Schweiz hat bis itzt nur fünf Inſtitute zur Erziehung und Belehrung jener Unglücklichen gehabt, denen die Natur, mit dem Sinn des Gehörs, zugleich die Gabe der Rede verſagte, durch welche allein Geiſter mit Geiſtern auf Erden ihre höhere Gemeinſchaft vermitteln und die Erkenntniß des Göttlichen in ſich erſchließen können. Dergleichen Inſtitute ſind zu Genf, Iferten im Kanton Waadt, Frienisberg im Kanton Bern, Menznau im Kanton Luzern und zu Zürich. Unſtreitig gebührt, vor allen andern, dem letztern, unter Leitung des verdienſtvollen Heinrich von Orell, (Oberrichters in Zürich) der Vorzug. Alle ſind milde Stiftungen von Privatleuten und Privatgeſellſchaften der Kantone, von den Regierungen unterſtützt.

Im Aargau iſt die Errichtung ſolcher Unterrichtsanſtalt hohes Bedürfniß. Hier mehr, als in irgend einem der benachbarten Kantone, iſt die Menge der Taubſtummen groß. Nach einem, von jener vaterländiſchen Geſellſchaft bekannt gemachten, ſehr genauen Verzeichniß, zählte man im Jahr 1835 bei einer Volkszahl von 170—180,000 Seelen, 960 ſolcher Unglücklichen, zur Hälfte männlichen, zur Hälfte weiblichen Geſchlechts. Wie groß ihre Anzahl in allen übrigen Gegenden der Schweiz, beſonders in den Kantonen Bern, Bünden, Wallis u. ſ. w. ſeyn möge, iſt unbekannt. Man hat ſich noch nicht, wie im Aargau und Zürichgau, Mühe gegeben, Nachforſchung zu halten. Die Tabellen der Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur lieferten durch ihre Ergebniſſe Stoff zu

intereſſanten Beobachtungen, die wohl auch andern Ländern bedeutſam werden könnten. Ich will einige derſelben mittheilen.

Unter den 960 Taubſtummen im Lande waren nur 520 geiſteskräftig genug, um einer gewiſſen Bildung empfänglich zu ſein, und unter denſelben nur 254 ſchulfähige Kinder von ſechs bis zwanzig Jahren. Hingegen 440 Individuen zeigten ſich vollkommen ſchwachſinnig, und unter dieſen 159 wirkliche Cretinen.

Auffallender noch iſt das Verhältniß der Anzahl der Taubſtummen zu den verſchiednen Altern des Lebens. Man ſollte faſt glauben, die Desorganiſation ihrer Körper entwickle ſich erſt, unter anhaltenden böſen Einflüſſen von außen, mit den Jahren. So fand man im Jahr 1835 nur ein einziges dreijähriges Kind mit jenem Leiden behaftet; im vierjährigen Alter ſchon zwölf Kinder; im Alter von fünf Jahren deren ſchon fünfzehn; im Alter von zwölf Jahren dreiunddreißig; vom fünfzehnten bis zum neunzehnten Altersjahr vierundſechzig; vom zwanzigſten bis zum vierundzwanzigſten achtundſiebenzig; vom fünfundzwanzigſten bis zum vierunddreißigſten aber hundert und drei; dann in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und darüber nur noch achtundvierzig. Der Tod hält alſo zwiſchenein ſeine Erndten. Wenige dieſer Perſonen erreichen ein hohes Alter. — Vielleicht aber deutet jene merkwürdige Stufenfolge auch auf Verminderung des Uebels ſeit den letzten Jahrzehenden durch verbeſſerte Nahrung, Lebensweiſe und Sittlichkeit.

Weitaus die größere Zahl der Taubſtummen, der Kröpflinge und Cretinen befindet ſich in den *tiefer* gelegenen Gegenden des Landes, die beſonders einen durch Ströme, Bäche und Bewäſſerung der Wieſen ſehr feuchten Grund haben, und am rechten Aarufer, folglich an der, der Nord- und Nordweſtſeite zugewendeten *Schattſeite* des langen Aarthales, gelegen ſind. In den Gemeinden am linken Aarufer, auf felſigem trocknem Boden, längs Bergabhängen des Jura, welche *gegen Mittag* oder Südoſt gewandt ſind, werden wenige oder keine Taubſtumme gefunden. Auch wollen Gerber bemerkt haben, daß Thierhäute, welche ſie aus Gemeinden an der Schattſeite empfangen, poröſer und ſchwammiger ſind, als die von Ortſchaften an der *Sonnenſeite*. Jenſeits des Jura, mithin an deſſen Nordweſtſeite, befindet ſich im Bezirk Laufenburg faſt die Hälfte aller jener Beklagenswürdigen in einem einzigen Dorfe beiſammen; aber es liegt in einer Thaltiefe, an der Schattſeite, feucht und unreinlich.

Der große Waſſerreichthum des Kantons, welcher von den

Alpen dahin zuſammenſtrömt, und in Flüſſen, Strömen, Bächen allſeitig das Land durchfurcht, mag wichtige Miturſache des Uebels ſein. Denn bieher zieben ſämmtliche Hauptſtröme der Schweiz, auſſer Rhone, Teſſin und Inn; bieher mit all ihren zahlloſen Nebenſtrömen und Bächen, die Aare, Limmat und Reuß, um ſich in den Rhein auszumünden. Mehr, als wahrſcheinlich iſt, daß vor undenklicher Zeit das ganze, prächtige Aarthal, bis gegen Solothurn hinauf, ungeheurer See geweſen iſt, ehe die Wucht der Gewäſſer den alten Felſendamm brach, der hinter dem Städtchen Brugg ihnen den Durchweg verrammelt hatte. Noch ſieht man deutlich in unſern Tagen die weit, hinter den üppigen Ufern der Aar, zurückſtehenden alten Ufer, und wieder die waſſerrechten Ebnen, welche ſich mit Sand- und Grienboden weit hinter den alten Ufern ausdehnen gegen die Berge, als nachgelaſſener Seeboden.

XXII. Kanton Zürich.

1. Die Stadt.

Mit Zürich hätte ich allerdings die bunte Reihe der Schweizerkantone nicht ſchließen, ſondern beginnen ſollen. Die edle Stadt wäre es würdig geweſen, auch in dieſen Blättern den erſten Rang einzunehmen, der ihr unter den Schweizerſtädten durch höhere wiſſenſchaftliche Bildung, durch Gewerb- und Kunſtfleiß, durch mächtigen Einfluß auf den Gang der Eidsgenoſſenſchaft, ſelbſt eines Theils der europäiſchen Welt, mit Recht gebührt. Von ihr aus ging einſt der erſte Impuls zur kirchlichen, und im neunzehnten Jahrhundert zur politiſchen Reformation der Schweiz, und von alten Zeiten her bis auf die neueſten, ſtand ſie geehrt, als der »Vorort« (Directorialkanton) des eidsgenöſſiſchen Staatenbundes; ein Anſehen, welches ſie jetzt mit Bern und Luzern abwechſelnd theilt. Wie geſagt, Zürich hätte in dieſen Blättern billig den bunten Reigen der Bilder anführen ſollen. Allein, wie in der Welt oft genug das größte Verdienſt vom Spiel und Muthwillen des Zufalls überwogen wird, ſo geſchah auch hier. Ich folgte nur den Schritten des zeichnenden Künſtlers von Kanton zu Kanton, und wohin er ging, trat ich, als getreuer Cicerone, in ſeine Fußtapfen.

Es iſt faſt überflüſſig, die viel beſchriebene maleriſche Hinlagerung der berühmten Stadt auf ihren Hügeln und zu deren Füßen, und durchſtrömt von der Limmat, zu ſchildern, wo dieſer Fluß friſch gebadet aus den hellgrünen Wellen des vom Sänger des Meſſias gefeierten See's hervortritt. Im weiten Halbbogen umringen die breiten Maſſen der Gebäude, und die Tempel und reizenden Landhäuſer mit ihren Gartenanlagen, des See's Nord-

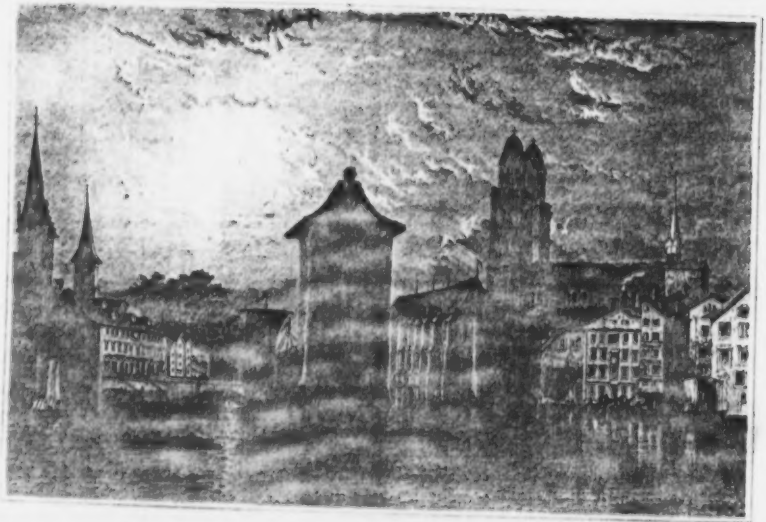

ZURICH.

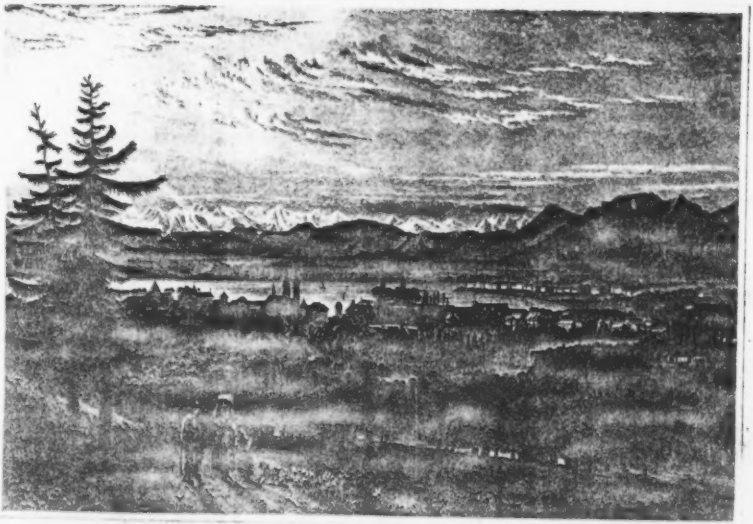

ſetze. Das Großmünder, im byzantiniſchen Styl, das Frauenmünſter und die Predigerkirche im gothiſchen, und andere alterthümliche Bauwerke, heben ihre Thürme hoch über ein Gewühl von beinahe anderthalb tauſend Gebäuden durch die Lüfte, dem Fremdling in der Ferne zu verkünden, er nahe der Stadt, deren Handelsverkehr ſchon den Kreuzfahrern zur Eroberung des heiligen Grabes Kreuz- und Lebensbedürfniſſe zuführte, er nahe der Heimath vieler Geiſterfürſten, wie der Geßner's, der Bodmer's, der Zwingli's, Orelli's, Lavater's, Hottinger's, Füßli's, Hirzel's, Peſtalozzi's und anderer Unſterblichen.

Wenn der berühmte Benvenuto Cellini, der vor 200 Jahren hierher aus Italien gekommen war, Zurich ſchon zu ſeiner Zeit zierlich „wie einen Edelſtein und der Bewunderung würdig" fand, weiß ich nicht, was er damals zu bewundern fand. Denn das innere Zurich, die „City," welche noch treulich die altreichsſtädtiſche Phyſiognomie bewahret hat, mit allen winklichten, dunkeln, unebenen, oft ſteilen Gaſſen, zum Theil ſo eng, daß ein achtbarer Mann, etwa von John Falſtaffs Kaliber, ſie noch heut nicht paſſiren darf, ohne Gefahr in der Klemme hängen zu bleiben, während ſich Liebende aus den gegenüber ſtehenden Fenſtern küſſen können, — ſie iſt wahrlich ziemlich unſchön. Und die hohen ruſtizirten Häuſer, mit ihren ſcharfen Giebeln, Erkern, Eckſpundern (den Lieblingen lauerſamer Neugier) und anderm Zubehör mittelalteriſch-bürgerlichen Baugeſchmacks, helfen keineswegs zur Milderung der architektoniſchen Uebelſtände.

Was würde der florentiniſche Künſtler des 16. Jahrhunderts aber ſagen, wenn er die gegenwärtige blühende Stadt erblickte? Seit der Schleifung der Feſtungswerke ringsum, die im Jahre 1833 begonnen worden, ſchwillt die Stadt weit nach allen Richtungen auseinander. Eine faſt zahlloſe Schaar junger Gebäude, viele derſelben von edler Architectur, ſteigen von Jahr zu Jahr aus dem Boden hervor. Es reihen ſich neue Straßen zuſammen. Im fröhlichen Wetteifer mit der Hauptſtadt rücken ihr die benachbarten Dörfer mit ihren zierlichen ſtädtiſchen Wohnungen näher. Vielleicht, ehe das Jahrhundert verſtreicht, gewähren die Ufer des halben Zürichſees, links und rechts, den Anblick einer einzigen ungeheuern Stadt, in deren Mitte die breite, prächtige Waſſerfläche von Barken, Frachtſchiffen und Dampfboten wimmeln wird. Bei dem ſteigenden Gewerbfleiß und Wohlſtand vermehrt ſich im ganzen Kanton fortwährend, wie die Bevölkerung, ſo die Zahl der Wohnungen, jährlich im Durchſchnitt

geschäft, zugleich ihr politisch-merkantilisches Reich in Kalifornien aus. Zwar das Land nahmen sie als spanische Domaine in Beſitz, aber sich behielten sie den wichtigſten Theil der Nutznießung. Mit Bewilligung des Hofes führte der Orden zugleich die Kirchen- und Staatsverwaltung; legte auf seine Koſten geworbene Soldaten in die von ihm erbauten Feſtungen zum Schutze der Miſſionarien und Bekehrten, oder zur Zähmung der Widerſpenſtigen; ernannte die Hauptleute und Befehlshaber der bewaffneten Macht und sehe ſie ab; eben ſo die übrigen weltlichen Beamten und Richter. Die Perlenfiſcherei verblieb dem Könige; die Frucht vom innern Anbau und Verkehr des Landes gehörte dem Orden.

Die Bekehrung der kaliforniſchen Ureinwohner ſchritt inzwiſchen nur langſam vor. Es war den Wilden bedenklich, daß Fremdlinge, welche aus der Ferne kamen, bei ihnen Schätze zu ſuchen, ihnen auch den Glauben ihrer Väter entreiſſen wollten. „Hat dir dein Gott, wie du ſagſt, weit hinter dem Meer ein ſchöneres Land als dieſes gegeben,“ rief ein indianiſcher Prieſter einem Spanier zu: „warum genügt es dir nicht? Kehre heim.“ — Einer der Miſſionarien machte die Bemerkung: „Die weiſe Vorſehung hat den wilden Völkern Goldgruben gegeben, und den geſitteten Völkern —

4 bis 500. Im J. 1809 zählte man nur 37,258 Gebäude, im J. 1828 schon 45,499; gegenwärtig ist die Menge um vieles vergrößert.

Jener schneidende Gegensatz, welchen zum alterthümlichen und wunderlichen Stadt-Kern außerhalb desselben die neuen, geschmackvolleren Bauten und Anlagen von bunt durch einander gewürfelten Pallästen, Gartenhäusern, Gasthöfen, Schulgebäuden und kaum entstandenen Straßen bilden, gibt dem heutigen Zürich eine besonders characteristische Eigenthümlichkeit. Es wird zu einem plastischen Symbol der Schweiz, wie diese aus dem fünfzehnten Jahrhundert plötzlich, fast ohne sichtbare Uebergangspuncte, in's neunzehnte herauswächst.

Das Hangen an traute Herkömmlichkeit ist den Schweizern überall eigen, wie in ihren Alpenthälern, so in ihren volkreichsten Städten, trotz dem jährlichen Zusammenfluß vieler tausend Fremdlinge aus den verschiedensten Ländern und Welttheilen. Wohl hat der Verkehr mit ihnen, und der gefräßige Strom der Zeit, Manches des alten Löblichen und Unlöblichen hinweggewaschen. Ein wohlweiser Rath von Zürich hält es nicht mehr für gerathen, zu befehlen, daß z. B. bei einer Hochzeit nur »sechs hübsche Leute« (d. i. Musikanten) den Tänzern aufspielen dürfen, nämlich »zween Singer, zween Geiger und zween Toiber« (vermuthlich Pfeiffer oder Posaunisten). Doch hat sich immer noch viel wunderlicher Brauch der guten alten Tage in das verfeinerte Leben und Treiben der heutigen Welt hinübergeschlichen und eingerankt. Schreitet eine stattlich aufgeputzte Dienstmagd stolzes Schrittes mit einem ellenlangen Blumenstrauß durch die Gassen, den sie, wegen ungebührlicher Größe, weder in der Hand, noch an der Brust tragen kann, sondern, wie einen eingefächten Säugling, im Arm halten muß, so wandert sie zu den Verwandten und Freunden ihrer Herrschaft, um ihnen die Erscheinung eines neugeborenen Familiengenossen zu melden. Ist dieser ein Knäblein, wird gewöhnlich der Verkünderin die frohe Botschaft reichlicher belohnt, als wenn sie nur die Geburt „eines Kindes« anzeigte, das heißt nur eines Mädleins. Wankt hingegen ein altes Weib, über und über schwarz verhüllt, und den Kopf nennenhaft in weißes Leinen gewickelt, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, so ist die gespensterartige Gestalt eine sogenannte »Kilchganzsagerin.« Mit eintöniger hohler Grabesstimme krächzt sie Allen, die es vernehmen wollen, Namen und letzte Stunde eines eben Verstorbenen. Am Begräbnißtage selbst ist das ganze Erdgeschoß des Trauerhauses auf der Straße mit

ſchwarzem Tuch überhangen. Bekannte und Verwandte, welche den Sarg zur Gruft begleiten wollen, drängen ſich herbei, und defiliren an den nächſten Angehörigen des Todten, die vor dem Hauſe in Reihe und Glied aufgeſtellt ſind, vorüber, indem ſie dieſen, als Zeichen des Beileids, flüchtig die Hand geben. Auch in andern Schweizerſtädten beſteht noch dieſe eben ſo läſtige, als grauſame Ceremonie, mit leichten Abänderungen. Man kann ſie wohl grauſam nennen. Sie iſt für Hinterlaſſene martervoller Zwang, ihren Schmerz um geliebte Eltern, Kinder, Gatten, Geſchwiſter vor den Augen des gaffenden Publicums zur Schau zu ſtellen. Aber Eitelkeit, ein mehr oder weniger großes Leichengefolge auf den Straßen prangen zu laſſen, behauptet ihr Recht dabei. Indeſſen ſcheint's, dieſe und ähnliche herbe Bräuche wollen allmählig immer mehr vor der verſtändigeren Sitte verſchwinden.

Längere Dauer kann man aber einem der Stadt Zürich eigenen Volksfeſt weiſſagen, welches hier unter dem Namen des „Sechſeläutens" bekannt iſt. Jedesmal am Montag, welcher der Frühlingsnachtgleiche folgt, wird mit der großen Glocke des Münſters Abends ſechs Uhr, und, von dem Tage an, eben ſo den ganzen Sommer, geläutet. Es iſt der Glockengruß an die ſchönere Jahrszeit; es iſt der Ruf zur Feier des Frühlings. Schon morgens ſchwärmen einzelne verkleidete Kinder durch die Straßen der Stadt; bald ſind es größere Maskenhaufen. Bei fröhlichen Gaſtmalen in ihren Zunfthäuſern verſammelt, laſſen die Bürger, hier ohne Unterſchied des Ranges und Reichthums beiſammen, in luſtigen Trinkſprüchen dem Witz und der muthwilligen Laune den Zügel fahren. Zuckerwerk, oder Hände voll kleiner Münzen, fliegen zum Fenſter hinaus unter die jauchzende Jugend. In langen Proceſſionen, oder auf großen Schiffen, ſtatten ſich die Zünfte gegenſeitig Beſuche ab, unter dem Jubel unzähliger Zuſchauer an allen Fenſtern, auf allen Plätzen, an den Ufern des Limmatſtromes, oder in Nachen und Booten. Redner begrüßen ſich, und trinken einander, im antiken Zunftpokal, Freundſchaft und Glück zu. Ringsum Geſang, Kanonendonner, Muſik, Jauchzen. Und wie beim Hereindämmern des Abends das Glockengeläute des großen Münſters ertönt, lodern auf benachbarten Hügeln der Stadt die Flammen mächtiger Scheiterhaufen. Schmaus, Trank und Sang in den Zunftſälen dauern unterdeſſen mit ſtürmiſcher Luſt bis tief in die Nacht.

Feſte dieſer Art, in welchen ſich Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, traulich zuſammengeſellen, tragen nicht wenig dazu bei, Art und Sitte des gemeinen Bürgers zu veredeln, den

Amts- oder Geldſtelz der Stadtnotabilitäten zu mildern, Regierende und Regierte einander näher zu führen und zu befreunden, und überhaupt bürgerliche Eintracht zu fördern. In Zürich vielleicht mehr, als in irgend einer andern Schweizerſtadt, ſcheint es, mit den herkömmlichen Uebungen und Bräuchen, darauf abgeſehn, die Einwohnerfamilien aufs engſte und dauerhafteſte zuſammenzuziehen. Die geſammte bürgerliche Bevölkerung erſcheint gleichſam wie eine Conföderation unter ſich verketteter Familienvereine in Alters-, Spiel- und Zunftgenoſſenſchaften. Es iſt herkömmliche Sitte, daß ſich wöchentlich einmal die Mitglieder einer Verwandtſchaft, bei einem oder dem andern der dazu Gehörenden, in traulicher Abendunterhaltung vereinigen. Fremde, oder entferntere Verwandte, ſind in der Regel von dieſen Geſellſchaften ausgeſchloſſen. Man beſpricht ſich da freier über eigene und andere Angelegenheiten; und religiöſe Ehrfurcht für Familienbande, die man nie ganz zerfallen laſſen will, wird Gewohnheit und Bedürfniß. Eine ähnliche Verbindung hinwieder wird durch die ſogenannten „Sonntagsgeſellſchaften" der Altersgenoſſen gebildet. Kinder verſchiedener Häuſer, doch immer nur Knaben mit Knaben, oder Mädchen mit Mädchen, pflegen ſich an Sonntagen abwechſelnd bald in dieſer, bald in jener Familie zu verſammeln. Da beluſtigen ſie ſich, bei einfacher Bewirthung, mit Spielen im Zimmer, oder auf Spaziergängen im Freien. Sie wachſen, ſo zu einander gewöhnt und innig bekannt, heran; ihre üblichen Zuſammenkünfte und Verbindungen bleiben, von zarter Kindheit bis zum hohen Alter, wie ſie ſind. Verhältniſſe, Stand, Beruf, Verheirathungen, Entfernung oder Alter der Geſpielen können ſich ändern, aber nicht leicht das früh geknüpfte Band zerreißen. Greiſe nennen ſich noch unter einander Geſpielen.

Es iſt wahr, dies Zuſammentreffen der bürgerlichen Geſellſchaft in vereinzelte Gruppen von Verwandtſchaftskreiſen, Genoſſenſchaften und Cotterien, erzeugt häufig eine gewiſſe Einſeitigkeit im Character. Aber zur Stärke des Charakters gehört auch eine gewiſſe Einſeitigkeit deſſelben. Glatt abgeſchliffene, geſchmeidige Denk- und Handlungsweiſen der Menſchen können wohl geſelliger und gefälliger, aber nicht immer achtungswürdiger machen. Ich zweifle kaum, die bezeichneten und andere ſocialen Einrichtungen ſeiner Vaterſtadt geben dem Züricher im Allgemeinen jenen eigenthümlichen Zug von Herzlichkeit neben ſpröder Härte im Aeuſſern, von Gaſtfreundlichkeit und zurückhaltender Abgeſchloſſenheit, von Häuslichkeit und Trennung der Männer und Frauenzimmer im geſelligen Leben, der dem Fremdling oft unbehaglich zuſagt, aber

doch vielen der schönsten republikanischen Tugenden zur Quelle geworden ist.

Was Zürich durch Sinn für Wohlthätigkeit Großes geleistet hat, und worin es unter allen Schweizerstädten nur mit Basel wetteifert; oder was es, in alter und neuer Zeit, für Wissenschaft und Kunst Herrliches gethan, worin Genf allein Zürich's Nebenbuhlerin blieb, ist allzenug bekannt. Wohl nur wenige Staaten, nicht etwa des Schweizerbundes, sondern des Welttheils, haben, im Verhältniß ihrer Größe und Kraft, eine größere Zahl berühmter Bürger in allen Gebieten der Wissenschaft aufzuweisen, oder vielthätiger, besonders in neuester Zeit, für Volksbildung gewirkt. In Angelegenheit des öffentlichen Unterrichts machte sich der Freistaat nicht das Weitglänzende zum Ziel, sondern das, in harmonischer Gliederung des Ganzen, Zweckvollste der einzelnen Einrichtungen. Jede Gemeinde besitzt ihre Primarschule, oder mehrere derselben; jeder Bezirk eine Musterschule, als Vorbild der übrigen. Ein Seminar, ohnweit der Hauptstadt, zu Küsnacht, beschäftigt sich mit Bildung tüchtiger Lehrer für alle. An jene Anstalten schließen sich die Secundarschulen des Landes an, welche den Uebergang zum Gymnasium, oder zur wissenschaftlichen Schule für Gewerbe und Kunst, machen. Ungerechnet die Lehranstalten für Thierheilkunde, für Blinde und Taubstumme u. s. w., kam zu allem noch die im Jahr 1833 gegründete Universität.

Diese neue Schöpfung, von welchen Hindernissen sie auch immerdin in den ersten Jahren ihres Daseins bekämpft war, erhob sich, inmitten derselben, mit kräftigem Leben. In der Wahl ihrer geistreichen Professoren und Privatdocenten ward nicht so sehr auf sogenannte »europäische Namen« als auf Männer geachtet, welche, mit dem Verdienst gründlicher Gelahrtheit, die Gaben eines glücklichen Vortrags vereinten. Dieser Vorzug ist nicht immer, man weiß es, bei akademischen Docenten vorhanden. Mancher literarische Heros, der ein Professor für Professoren seyn könnte, ist oft unfähig Jünglingen, die von Gymnasien kommen, seine Weisheit genießbar zu machen. Demungeachtet zählt jedoch die Hochschule Zürich's so erlauchte Namen unter ihren Lehrern, wie irgend eine andere ihrer Schwestern. Ich könnte z. B. an die Philologen Casp. v. Orelli, oder Bremi, an die Naturforscher Oken und Rud. Schinz, an den Arzt Schönlein, an den Historiker J. J. Hottinger u. a. m. erinnern. Die studirende Jugend, deren Zahl sich bald anfangs über 200 erhob, kennt hier weder die alterthümliche »akademische Freiheit«, noch die neuthümliche akademische Ruthe.

Ohne Vorrecht und ohne Herabſetzung, ſtehn die Jünglinge allen Bürgern vor dem Geſetz und Gericht gleich. Man ſieht und hört nichts von ſonſt gewöhnlichen Renommiſtereien, Burſchenſchaften, Ordensverbindungen u. dgl. m.; ſelten von Unfugen jugendlich-unbeſonnenen Muthwillens, noch viel weniger vom polemiſirenden Brod- und Gelehrtenneid auf Kathedern.

Die akademiſche Bevölkerung Zürichs ward im ſchnellern Wachsthum durch mancherlei Umſtände gehemmt. Bern ſtiftete, inner ſeinen Mauern, bald ebenfalls eine Hochſchule, während die vierhundertjährige in Baſel noch ſchwächlich fortathmete. So wurden die reichen Kräfte kleiner Staaten übel zerſplittert. Deren Verbindung zu einer einzigen eidsgenöſſiſchen Univerſität würde das Großartigſte in dieſer Art haben erſchaffen können. Dann unterſagte, vielleicht allzuſorgliche, Staatsökonomie, oder Politik mancher deutſchen Staaten ihren ſtudirenden Jünglingen den Beſuch der ſchweizeriſchen Hochſchule. Dazu mögen die bekannten tollen Lärmereien und Schwärmereien flüchtiger Demagogen und Weltverbeſſerer beigetragen haben, welche jedoch bald genug den von ihnen entweihten Schweizerboden räumen mußten. Eben ſo wirkten die politiſchen Reformen und vorübergegangnen Gährungen in einigen Kantonen anfangs auf fremde Regierungen nachtheilig für die Schweiz. Inzwiſchen iſt wohl den Monarchien das Leben ihrer Söhne in Republiken ſo wenig gefahrvoll, als das »monarchiſche Princip« den harmloſen Demokratien zwiſchen Jura und Alpen. Viele Schweizerfamilien ſenden ihre Söhne noch furchtlos immerdar auf auswärtige Hochſchulen, um die Jünglinge mit fremden Geſetzgebungen, Einrichtungen und Sitten vertrauter und im Auslande ihnen das Vaterland in ſeinem ganzen Werth ſchätzbarer und theurer zu machen.

---

2. Land und Volk.

Wollt' ich von Zürichs Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt, von Mannigfaltigkeit und Rührigkeit ſeines Gewerblebens, von glänzenden Zügen des Edelſinns ſeiner Bürger, von ſeinen Gelehrten-, Künſtler-, Wohlthätigkeitsvereinen, von ſeinen zahlreichen Stiftungen, von ſeinen Alterthümern, von ſeinen Luſtorten und anmuthigen Umgebungen erzählen: Dieſe Paar Blätter müßten

zu einem breiten Guide des voyageurs anſchwellen. Darum aber iſts hier niemandem, auch mir nicht, zu thun. Klaſſiſche Stellen überall, wohin man tritt.

Wenn Staatsmänner, oder die doch dergleichen werden wollen, ihre Schweizerreiſen nicht blos als Luſtpartie, von Gaſthof zu Gaſthof, machen und nebenbei, in Verdauungsſtunden, blos den Schönheitswechſel der Gebirgslandſchaften in den Kauf nehmen mögen: ſondern wenn ſie geneigt waren, ihre Kunſt, ſtatt aus Collegienheften und Büchern, lieber aus dem Studium der Wirklichkeit bei einem glücklichen Volke zu erlernen, würde ich ihnen den Kanton Zürich empfehlen. Das Land mit ſeinen acht Städten, unter denen, nächſt der Hauptſtadt, das reiche, gewerbige, aufſtrebende Winterthur hervorragt, mit ſeinen 2 hundert Dörfern und Weilern, von denen mehrere ſchönen Städten ähneln, iſt ſehr mäßigen Umfangs; daher jungen Staatskünſtlern bequemer zu durchſchauen, als Ländermaſſen einer großen Monarchie. Das ganze Land hat nur einen Geviertraum von etwa 32 geographiſchen Meilen, auf welchem im fünfzehnten Jahrhundert eine Bevölkerung von 52,000 Seelen, im achtzehnten Jahrhundert eine von 176,000 lebte, und, nach der neueſten Zählung, (vom Jahr 1836) 231,576 Einwohner Nahrung finden. Schon dies müßte die erwähnten Kunſtjünger aufmerkſam machen. Auf Barke oder Dampfſchiff könnten ſie den prachtreichen See, von Zürich bis zu ſeinem entgegengeſetzten, neun Stunden entfernten Ende, bei Smerikon, fahren. Wenn ſie dann auf dem weiten Waſſerſpiegel die geſchäftig und zahlreich umherſchwärmenden Schiffe und Schifflein erblicken, und links und rechts die Ufer mit Paläſten, Fabriken, Gärten und ſtadtgleichen Dörfern bedeckt; wenn ſie darauf in die ſtille, leere Welt der Schwyzeriſchen und St. Galliſchen Ufer gelangen, wo ihrem Auge einzelne, ärmliche Ortſchaften, dagegen aber maleriſche Kapellen, Kreuzbilder und Kirchen begegnen: würden ſie ohne Wegweiſer die Gränzen des Kantons finden und von ſelbſt zur Frage kommen, woher der plötzliche Unterſchied? — Allerdings, die Nachbarſchaft der induſtriereichen Hauptſtadt, und die den Verkehr begünſtigende Schifffahrt, hat zum Aufſchwung des Wohlſtandes geholfen, und, noch vor fünfzig Jahren ſogar, ziemlich wider den Willen der Hauptſtadt. Auch iſt er allerdings nicht der gleiche im ganzen Lande, deſſen Raum hin und wieder durch unwirthliche Felſenberge, (deren höchſter, das Schnebelhorn, nicht viel über 4000 Fuß ſteigt) und durch 30 — 40 größere und kleinere Seen beengt wird. Indeſſen

erblickt man, mit Ausnahme weniger Gegenden, überall blühenden Landbau. Aber die den Reisenden anlachende Fruchtbarkeit des Bodens iſt mehr Werk landwirthſchaftlicher Kunſt und angeſtrengter Arbeit, als der Naturgunſt.

Unſer Kunſtjünger würde da lernen, daß ein Volk, dem man die Hand frei, den Verſtand hell läßt, ſich ſelber beſſer zu helfen wiſſe, als es alle ſtaatsökonomiſche Weisheit der Finanzmänner vermag und begreift. Es geht aber Völkern mit ihren weltlichen und geiſtlichen Leib- und Seelſorgern häufig, wie Kranken mit ihren Aerzten. Sie werden gar oft das Opfer von Verſuchen und Kunſtſtücken. — In der guten alten Zeit des politiſchen Großvaterthums waren geiſtlicher und weltlicher Arm vollkommen über Theilung der Welt unter ſich einverſtanden; einer darin Helfer oder Stütze des Andern. Den Unterthanen nahm man vorſichtig die von den Vätern wohlererbten aber gefährlichſcheinenden Rechte ab, und wies ſie zum Beten und Arbeiten, blinden Glauben und blinden Gehorchen an. Da gab es keine Revolutionen, als im Hauſe der Herrſchaft ſelber. Allein blinde Arbeiter ſind in der Regel ſchlechte Arbeiter und mit dem armen Volk verarmte auch die Herrſchaft ſelber. Die väterliche Verwaltung trat daher an die Stelle der großväterlichen. Man ließ nun in die Schulſtuben ſo viel Licht fallen, als für nöthig erachtet ward, oder als überhaupt, beim Sonnenaufgang der Wiſſenſchaft und der Reformation, nicht länger abzuhalten war. Man ſah. Doch wer ſieht, urtheilt auch ſelber; glaubt nicht blind, und gehorcht nicht blind. Es entſtanden daher Mißverhältniſſe zwiſchen dem Bedürfniß der Regierenden und Regierten. Revolutionen und politiſche Reformationen waren naturnothwendige Folgen einer väterlichen Regierung. Die Söhne ſtellten ſich endlich ans Ruder. Ehemalige Schoskinder und Stiefkinder des Landes anerkannten gegenſeitig ihre gemeinſamen Bruderrechte. Dies iſt mit wenigen Worten die Geſchichte des Freiſtaates Zürich.

Hier ſtreckte ſich der Zeitraum des Großvaterthums bis gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts herab. Das Volk ward in ſeinen beſten Rechten verkürzt, mit Strenge bevogtet, ſelbſt in häuslichen Kleinigkeiten. Die Stadt gab Vorſteher, Officiere, Richter, Lehrer, Pfarrer u. ſ. w. Das Volk hatte nichts zu denken; ſollte nichts denken, als ans Beten und Arbeiten. Sogar Art und Weiſe der Arbeiten, Stoff und Schnitt der Kleider, Küchenvorſchriften bei Feſtmalen, Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w. lagen nicht außer der Sphäre hochobrigkeitlicher Sorge.

Erst mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann die väterliche Regierung der Züricher. Diese butete sich zwar das mindeste der Rechte und Vorrechte zurückzugeben, welche von den Großvätern dem Volke schlau oder gewaltsam entzogen worden waren. Allein sie führte bei sich selber bessern Haushalt ein, daß sie Großes leisten konnte, ohne durch Steuern und Auflagen den Wohlstand der Unterthanen allzusehr zu hemmen. Sie begünstigte Kunst und Wissenschaft; beförderte Volksbildung; verbesserte das Schulwesen um Vieles; ermunterte den Gewerbsfleiß und waltete allseitig mit Gerechtigkeit. Die Stadt ward ruhmreich, das Land blühender, die Bewohnerschaft desselben verständiger, sittlicher und selbstbeholfener. Soviel Dörfer, soviel Zeugen öffentlicher Wohlfahrt. Mancher Bauer besaß nicht geringeres Vermögen, als im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert irgend der reichste Bürger von Zürich, der damals sich kaum über 30 bis 60.000 Gulden Eigenthums rühmen konnte. Die sämmtlichen Manufakturen beschäftigten gegen 60.000 Personen, also wohl den dritten Theil der Einwohner. Mit dem Wachsthum der Bevölkerung, dem veredelten Landbau, dem ausgebreitetern Betrieb der Manufakturen vermehrten sich natürlich auch die öffentlichen Einkünfte sonder Mühe und Zwang. Wer hätte diesen kleinen Staat nicht glücklich preisen und die Regierung nicht weise nennen sollen? — Und doch war es anders.

Die väterliche Regierung beging nämlich den Fehler, die Landeskinder so zu erziehen, daß sie sich in ihrer Mehrheit mündig fühlten; aber dabei wurden sie, nach wie vor, als Unmündige behandelt. Erwachsene Söhne, wenn man sie fort und fort im Hause der Eltern, wie kleine Knaben, am Kindertisch sitzen läßt, mit Aussicht auf die Ruthe hinterm Spiegel, finden da, wo sie sonst ihr Paradies hatten, Sklavenstand. Es offenbarte sich zwischen der fortgeschrittenen Civilisation des Volks und der weit zurückgebliebenen Gesetzgebung schreiender Widerspruch. Innert den Ringmauern der Hauptstadt bestand Demokratie; außerhalb derselben die drückendste Unterthanenschaft, wie in keiner Monarchie des edlern Theils von Europa. Die Landleute waren gewissermaßen gesetzliche Heloten und Taglöhner der Stadtbürger; konnten für eigne Rechnung keine Gewerbe, keinen Handel, außer mit Wein und Getraide, betreiben; denn Zunftzwang in der Stadt verbot es. Sie mußten das Garn, welches sie versponnen, das Gewebe, welches sie verarbeiten wollten, von den Bürgern in Zürich kaufen, und das Verarbeitete wieder an diese verkaufen. Der Sohn eines

Landmanns von Richterswyl, Namens Hotze, der sich in seinem Vaterlande schwerlich zu einer armseeligen Hauptmannsstelle hätte emporschwingen können, mußte ins freiere Ausland gehn, um, als kaiserlich-österreichischer General-Feldmarschalllieutenant, siegreiche Heere anführen zu können. Weltliche und geistliche Staatsämter standen den Söhnen der Landleute, auch den gebildetsten und talentreichsten, verschlossen, waren und blieben nur erbeignes Gut der Stadtbürgersöhne.

Unter den zierlichen Dörfern, welche die Ufer des Zürichsees verschönern, glänzt Stäfa, von 3 bis 4000 Einwohnern bevölkert. Hier war es, wo im Jahr 1794 sich zuerst Stimmen für Loskäuflichkeit der Feudallasten, und für Gewerbs- und Handelsfreiheit zu erheben wagten. Man bot in den Gemeinden am See eine Denkschrift umher, die von Tausenden unterzeichnet, der Regierung vorgelegt werden sollte. Doch ehe es zu Stande kam, wurden die Urheber verhaftet, mit Geld- und Gefängnißstrafe belegt, oder aus dem Lande verbannt. Bald aber brachte der Zufall eine alte, verloren geachtete Urkunde ans Tageslicht, durch welche den Landleuten die Freiheiten, welche sie begehrten, zum Theil schon im Jahr 1489 feierlich zugesichert worden waren. Zürich selbst kannte Aechtheit und Wahrheit der Urkunde nicht läugnen, gebot aber Schweigen darüber. Sieben eidsgenössische Stände waren Bürgen jener dem Volk gewährten Rechtsame gewesen; aber, nur Glarus ausgenommen, blieben sie taub und stumm. In der Hauptstadt sah man das Begehren der Seegemeinden für Aufruhrversuch an, bewaffnete sich, trieb, wer von Stäfa in der Stadt Zürich lebte, selbst Dienstboten und Kranke fort, und forderte die, welche sich des Geschäftes am eifrigsten angenommen hatten, zur Verantwortung. Die Geforderten fürchteten sich zu erscheinen. An einem Sonntag Morgen, als alles Volk in der Kirche zum Gottesdienst beisammen war, besetzten dritthalbtausend Mann von Zürich, mit vielem Geschütz, Stäfa; entwaffneten den Ort; führten die achtbarsten Bürger in die Gefängnisse der Hauptstadt; und nachdem die Gemeinde monatlang die Truppen beherbergt hatte, ward sie noch mit einer Contribution von 78,000 Gulden belegt. Von den Gefangnen faßen sich viele mit Geld, mit Entehrung, mit zehn- und zwanzigjährigem Kerker bestraft; Hans Jakob Bodmer aber, ein würdiger Greis, mit lebenslanger Einkerkerung, nachdem der Henker auf der Richtstätte das Schwerd über dessen Haupt geschwungen hatte.

Es war im Jahr 1796, als ich auf einer meiner Fußreisen

zum erstenmal das schöne Stäfa sah. Im Schatten eines Baumes gelagert, beobachtete ich einen jungen Landmann, der so eben seine Feldarbeit beendigte. Wir verwickelten uns bald ins Gespräch. Statt mich, nach meinem Verlangen, in ein Wirthshaus zu führen, bot er mir gastfreundlich in seinem niedlichen, von Reben umsponnenen Hause, einen Labetrunk an. Während er sich umzukleiden und zu reinigen gieng, durchmusterte ich in seinem Zimmer die Bücher, und fand, neben den Schriften Klopstocks, Göthe's und anderer deutschen Klassiker, auch die von Rousseau und Montesquieu. »Wer liest das bei euch?« fragte ich den Bauer. »Ei nun, mein Bruder und ich!« war die Antwort. Ich erfuhr, daß hier, wie in den andern Gemeinden beider Seeufer, Lesezirkel bestanden, daß man auf Privattheatern Schauspiele aufführte, von denen das letzte Shakspears Romeo und Julie gewesen. Der freundliche Bewirther mußte mich bei der Julie von Stäfa einführen. Ich lebte zwei angenehme Tage in diesem Dorfe, überrascht von Allem was ich sah und hörte. Solche Bildungsstufe hatt' ich unter Landleuten nicht erwartet. Am rührendsten ward mir aber die Ruhe und Mäßigung, mit der man von den Mißhandlungen sprach, welche ein Jahr zuvor die Gemeinde und ihre Familien erduldet hatten. Nichts weniger, als diese Ruhe und Mäßigung, fand ich dagegen in Zürich selbst wieder, sobald irgend Rede von den verachteten und verhaßten »Seebuben« ward.

Und anderthalb Jahr später, als Frankreich völkerrechtsmörderisch die Schweiz anfiel, als die erschrocknen Regierungen derselben sich eilfertig mit ihrem Volk auszusöhnen trachteten, — schon zu spät! — wurden die Gefangnen aus den Züricher Kerkern in ihre Heimathen zurückgesandt; auch der greise Bodmer. Es geschah zur Nachtzeit. Aber zahllose Freudenfeuer in Höhen und Tiefen, beleuchtete Dörfer, strahlende Fackeln beider Ufer des Sees erhellten die Wellen, auf denen Bodmer, umschwärmt von einer Flotte von Fahrzeugen unter Jubelgeschrei, Musikchören und frohem Donner des Geschützes, einen Triumphzug erlebte, wie vor ihm und nach ihm kein Schweizer in seinem Vaterlande empfangen hat. Nach wenigen Monaten erschien er unter den Senatoren der helvetischen Republik, als Märtyrer des Rechts und der Freiheit von seinem Volk gefeiert.

Von da an, nach überstandnen Stürmen der Revolution, und nach erloschnem Monopol der Hauptstadt, gieng der Wohlstand dieses Kantons allen übrigen Gegenden der Schweiz im Riesenschritt voran. Was das Jahr 1815, zu Gunsten einer blöden

Golddurst." *) — Noch im Jahr 1804 sah man die Urbewohner, zumahl Neukaliforniens, dem unabhängigen Zustande des Nomadenlebens zugethan. Hier wohnen längs den Küsten des Meeres verschiedene ihrer Stämme, die Ersteren, Tuiban und Tabin, weiter ostwärts die Tscholban und Tamlan. Fische, Seehunde, Muscheln und andere Erzeugnisse des Meeres, auch Kräuter und Wurzeln und Ergebnisse der Jagd sind ihre Nahrung. Bleibende Wohnstatten haben sie nicht; im Sommer, ausser einem Schamgürtel, kein Gewand. Winters hüllen sie sich in Thierfelle. Ihr Ansehen von aussen ist ungefällig; sie sind roh, ekelhaft unreinlich. Ihr Haupthaar steht borstig aufwärts, zuweilen mit Schwanzfedern des Goldspechts oder des gemeinen Geiers turbanartig geschmückt und bedeckt. Noch jetzt ist's nichts Ungewöhnliches, daß sich der bekehrte Kalifornier zur uralten Freiheit heimsehnt, alle Lebensbequemlichkeiten verläßt und entwischt. Geschieht dies aber, setzt man ihm sogleich nach. Selten entkommt er, weil er, wegen der Feindseligkeiten unter den verschiedenen Stämmen, zu keinem andern übergehen kann. Der Eingefangene wird zum Sendort zu-

*) Der obenerwähnte Anton Balthasar in seinem von mir benutzten handschriftlichen noch ungedruckten Missionsbericht vom Jahr 1707.

Aristokratie, an den Rechten des Volks wieder zu verkümmern begann, stellte der Tag von Uster, der 22. November 1830, vollständig wieder her. Uster ist ein stattlicher Marktflecken ohnweit dem Städtlein Greifensee, in anmuthiger Landschaft, zwischen Bächen, Wiesen und kleinen Seen, am Fuß einer beinah tausendjährigen Burg. Hier war's, wo sich an jenem Tage über 10,000 Bürger des Landes versammelten, und an die Regierung ihre Bitte um Reform der Staatsverfassung und billigere Repräsentation des Landes in der Gesetzgebung richteten. Noch stand der edle Paul Usteri am Staatsruder, ein weitblickender und gerechter Mann. Er stand unerschüttert zwischen den entgegengesetzten Parteien und Stürmen, lenkte beide mit starker Hand zum Heil des Vaterlandes zusammen, und gründete dessen neues Glück.

Seitdem nahm der öffentliche Wohlstand mit verjüngter Kraft einen Aufschwung, der hin und wieder ans Wunderbare gränzt. Eine musterhafte Staatsverwaltung verbessert fort und fort die Fehler der ehemaligen. Gesteigerte Volksbildung und der Blick auf die Wirklichkeit, zerstört die weiland gepriesenen politischen und administrativen Vorurtheile; und jene zweischneidige Eifersucht zwischen Stadt und Land, welche seit Jahrhunderten verderbenvoll gewirkt hat, ist in der Gleichheit staatsbürgerlicher Rechte beider schon erloschen. Zürich selbst, welches einst beim Verlust seiner Hoheitlichkeit, für die eigne Zukunft zitterte, erkennt, im Glanz seines jetzigen Emporhebens und frischen Lebens, den ungeheuern Gewinn, welchen es mit dem Opfer seiner kleinlichen Vorrechte erworben hat.

Als sich Görre im Jahr 1797 in Stäfa ansiedelt, schrieb er von diesem Dorfe: „Es gibt von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff.“ Er dachte vermuthlich aber nur an die Kultur des Bodens, an die Weinberge, Felder, Gärten und Obstanlagen, welche, im sorgfältigsten Anbau, das Auge schmeichelnd, sich zwischen Häusergruppen längs dem See ausbreiten. Heutiges Tages beobachtet der Wandrer die Entfaltung einer Kultur höherer Art, und wie hier, auch in andern Gegenden des Landes. Er sieht längs dem See mit dem Landleben städtische Sitte und Bequemlichkeit vermählt, Privatbibliotheken, Lesegesellschaften, Familientheater, Kunstfreunde, Künstler, Erziehungsanstalten, Bäder, Buchdruckereien, Sängervereine, Concerte, Manufakturen und Fabriken mannigfaltiger Art u. s. w.

So in Stäfa, so in Horgen, Meilen, Männedorf, den romantisch gelegnen Ortschaften Wädenschwyl, Richterschwyl und in andern.

Die Kunst des Schönen, sagt man, mildert Gemüth und Sitte der Völker. Der thracische Orpheus bewegte durch seinen Gesang Felsen, und zähmte wilde Thiere der Wälder. Der Orpheus der Schweiz ward der bekannte Tonkünstler Georg Nägeli von Zürich. Er führte Sinn für das edlere Lied und den harmonischen Gesang ein. Beides verbreiteten seine Jünger durch alle Kantone, zumal der reformirten Schweiz, das heißt des größern Theils der Eidgenossenschaft. Man wird da wenige Schulen, ohne Gesanglehrer, finden. Fast in allen Dörfern, auch in vielen kleinen Städten der Schweiz, haben sich itzt Sängervereine gebildet. Durch sie veredelten sich nach und nach die geselligen Verhältnisse. Gewöhnlich treten Sänger und Sängerinnen einer Ortschaft an Sonntagen zu ihren Uebungen zusammen, oder auch Chöre mehrerer Ortschaften. Ein oder zweimal des Jahres versammeln sich die Liedervereine von weit umher; zuweilen die des gesammten Kantons, in einer der geräumigsten Kirchen, zur Aufführung großer Tonstücke. Kein bedeutendes Volksfest wird mehr gefeiert, ohne von diesen Harmonien verherrlicht zu werden. Noch gedenkt man besonders des würdigen Festes auf dem Schlachtfelde bei Cappel am 11. October 1831, dem Todestag des Reformators Zwingli. Ein Baum immer nachgepflanzt, bezeichnet heut noch die Stätte, wo der Glaubensheld im Jahr 1531 kämpfend den großen Geist aufgab. Der erschütternde Gesang von vielen hundert Stimmen vereinigter Chöre, abwechselnd mit den begeisternden Worten ausgezeichneter geistlicher Redner, bewegte das Gemüth der anwesenden Tausende; nichts aber ergreifender, als im Augenblick des Scheidens vom »Zwinglibaumen« das Lied: »Ruhe sanften Todesschlummer.«

Man glaube nicht, daß diese edlere Bildung, diese in andern Ländern vielgetadelte sogenannte »Aufklärung« des Landmannes, ihn, wie man sich auszudrücken pflegt, über seine Sphäre erhebe, ihn seinem Beruf entfremde, indem sie die bäurische Rohheit und Tölpelei von ihm abstreift. Ihr begegnet den Künstlern, den Sängern und Sängerinnen an Wochentagen, früh und spät, bei harter Arbeit in Feldern und Rebbergen, mit Pflug und Karst geschäftig, oder in Werkstätten der Fabriken und Manufacturen. Ihr seht sie ihre Verrichtungen, auch die gröbsten, ämsiger und verständiger betreiben, als jene verwahrloseten Halbwilden, welche vom Vorurtheil

ſelbſtſüchtiger Gebieter in Unwiſſenheit, Aberglauben und wilder Gewohnheit erzogen und kaum eine Stufe höher geſtellt werden, als die Hausthiere, mit denen ſie ihr Obdach theilen müſſen. Feldbau und Viehzucht ſind auch im Kanton Zürich, wie überall in der Schweiz, Hauptgeſchäft des Landmanns, ungeachtet daneben Gewerbe andrer Art zahlreicher und blühender werden. In hundert großen Spinnereien des Landes, wo jährlich 29,000 Centner roher Baumwolle verarbeitet wurden, ſind über 5000 Menſchen, in Webereien bei 16,000, in Seidenmanufacturen über 11,000 Perſonen beſchäftigt, ungerechnet die betriebſame Schaar in Wollen-, Leinwand und andern Manufacturen.

Ich mögte aber darum nichts weniger, denn den Kanton Zürich in ſeiner Geſammtheit geradezu als Ideal höherer Kultur darſtellen. Auch er hat noch der dunkeln Stellen viele, beſonders wo lange verwahrloſeter Jugendunterricht die Menſchen in alter Unbeholfenheit verſauren ließ; wo bäuriſche Geſchmackloſigkeit und Rohheit für ächte Landmannsſitte gilt; Aberglaube, oder dürre Schwärmereien, Hauptbeſtandtheile der Religioſität ſind; Vorurtheilen und Uebungen der Vorfahren blind nachzufahren, Lebensweisheit heißt; und die träge Armuth ſich ſtolz im herkömmlichen Schmutz brüſtet.

Im Jahr 1833 zählte der Kanton ohngefähr 7000 eigentliche Arme, die durch Almoſen in ihren Gemeinden unterſtützt oder erhalten werden. Rechnet man dazu ohngefähr 1300 Waiſen und andre hülfloſe Kinder, die auf öffentliche Koſten Verpflegung erhalten, ſo ergiebt ſich, daß, unter 231 Perſonen der Geſammtbevölkerung, etwa 8 bis 9 Perſonen ohne hinreichende Fähigkeiten und Mittel ihrer Selbſterhaltung ſind, eine Zahl, die freilich im Verhältniß zu der vieler andern Staaten gering ſeyn mag. Auch iſt es nicht immer nur Armuth, ſondern Unverſtand und Sittenverwilderung, welche zuweilen Ereigniſſe herbeiführt, die den Ausbrüchen von Verzweiflung ähnlich ſehen. Dergleichen war, zum Beiſpiel, die Zerſtörung der Webereimaſchinen von Uſter. Dieſe Maſchinen, mit dem weitläuftigen Gebäu dafür, ſtanden kaum aufgeführt, als ſich unter manchen hitzigen Landwebern in der benachbarten Gebirgsgegend Furcht verbreitete, die neue Erfindung werde den bisherigen Verdienſt ſchmälern, oder vernichten. Sie beſchloſſen daher, Alles in Brand zu ſtecken, um ſich unentbehrlich zu machen, und wählten dazu den 22. November 1832. Es war der Tag, an welchem aus den meiſten Gegenden des Kantons eine große Volksverſammlung, zur Gedächtnißfeier

jener ersten gehalten werden sollte, an welcher die Reform der Staatsverfassung gefordert worden war. Sie hofften im Gewühl einer herbeiströmenden Menschenmenge ihr verbrecherisches Werk unbemerkter vollbringen zu können. Aber sie irrten. Eben dieselben Tausende, sobald aufsteigende Rauchwolken das Feuer der Fabriken verkündeten, übten selber Sicherheitspolizei; eilten zum Löschen; stellten Wachen, retteten, was zu retten war; verhafteten das Gesindel und ließen es in die Gefängnisse der Hauptstadt bringen.

Vielleicht läßt sich die Gesittungsstufe eines Volks nie bestimmter erkennen, als in Augenblicken, wo es sich, in überlegner Zahl und Stärke, Herr weiß, und ohne Furcht die Gesetze des Staates und des Gewissens und alle bestehende Ordnungen mit Füßen treten könnte. Diese Augenblicke waren in der Schweiz, und in fast allen Kantonen, seit dem Jahre 1829, mehr denn einmal, gekommen, als die Reform der Landeseinrichtungen zur Sprache gebracht war. Aber nie und nirgends ward der Augenblick mißbraucht, wenn Regierungen nicht unklug ihre eigne Stellung mißbrauchten. Das Volk selbst hielt Gesetz und öffentliche Ordnung aufrecht; wehrte selber mit starker Hand und recht ihem Sinn roben Ausbrüchen der Verworfenen, und bewies, es sei in großer Mehrheit, durch Bildung, Besitzthum und sittliches Gefühl, über jenen Pöbel erhaben, der sich in niedern und in höhern Ständen, als schlammigte Hefe, oder obenaufschwimmenden Schaum, überall in der Welt zu zeigen pflegt.

Wenn noch, von Zeit zu Zeit, Erscheinungen desselben hier wie in andern Staaten, hervortreten, sind sie nur traurige Nachwirkungen eines früherhin allzusehr, oft geflissentlich hintangesetzten Schulwesens und Volksunterrichts, oder auch einer übeln Organisation des Kirchenwesens. Das Werk der Schule soll im Werk der Kirche Fortsetzung finden. Dies ist nicht immer der Fall. Dem geistlichen Lehramt steht noch eine würdbare Reform bevor, um religiösem Unglauben und religiöser Schwärmerei kräftigen Einhalt zu thun. Dazu wird, von Seiten der Pfarrer, mehr denn äußere Würde oder innere Frömmigkeit, mehr denn Kenntniß alter Sprachen oder schulgerechter Dogmatik, mehr denn mechanisches Besorgen vorgeschriebner Amtsverrichtungen gefordert. Vielen mangelt nöthige Geistesfülle und Geistesgewandtheit, Vielen die Gabe begeisternder Beredsamkeit neben Ideenklarheit, noch mehreren Weltkenntniß und jene paulinische Kunst, «Allen allerlei zu werden, um alle, auf verschiedenen Wegen, zu gewin-

nen.« Daher in höhern Ständen so viel Unglauben mit Gewissenlosigkeit verbunden; in untern Ständen Religionsschwärmerei mit Unsittlichkeit gepaart.

Ich rede hier wahrlich keineswegs vom Kanton Zürich oder der Schweiz allein. Beim Schweizervolke gehören die Gefahren des Unglaubens noch zu den Seltenheiten; aber nicht so selten sind die Verirrungen religiöser Schwärmerei. Unglaube, nicht aber religiöser, sondern kirchlicher, wird in der Schweiz am meisten in den katholischen Gegenden, hingegen Religionsschwärmerei meistens in den protestantischen Gegenden wahrgenommen. Diese letztere kann eben sowohl, als die Gewissenlosigkeit der Irreligiosität, zu den empörendsten Verbrechen verführen. Davon zeugte noch im Jahre 1823 ein schauderhaftes Ereigniß im Kanton Zürich.

Es hatten sich, wie in andern Theilen des Landes, auch in der Umgegend des Marktfleckens Andelfingen, durch mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß der bekannten Frau von Krudener und eines gewissen Pfarrvikars Ganz, (beide aus dem Kanton Aargau weggewiesen) mystisch-frömmlerische, religiöse Einbildungen verbreitet; religiöse Grundsätze kann man sie nicht nennen. Von denselben ward auch die Familie eines begüterten Landmannes, Namens Peter, in dem einsam gelegnen Dörflein Wildensbuch bethört. Peter, schon ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren, hatte sechs Kinder, einen Sohn und fünf Töchter, von denen die jüngste Margarethe, neun und zwanzig Jahr zählte und unverheirathet war. Talentvoll, aber bildungsarm, reizbar und von lebhafter Einbildungskraft, war sie, im Schul- und Religionsunterricht, schon als ein Kind, vor allen ihren Gespielen ausgezeichnet; späterhin durch aufrichtige, innige Frömmigkeit. Bewegt von dieser ward sie zu den Brüderversammlungen der Pietisten und »Erleuchteten« hingezogen, in denen sie bald durch seltne Kenntniß der heiligen Schriften, durch begeistertes Wesen und Ringen nach Heiligung des Gemüthes, Aufsehen und Bewunderung erregte. Sie galt als Musterbild frommer Gemüthlichkeit. Die vier und zwanzigjährige Jungfrau gewann beinah apostolisches Ansehen. Selbstverläugnung, Ertödtung irdischer Begierden, ehelosés, keusches Leben waren die Hauptgegenstände, welche sie zur Einswerdung mit Gott in Andachtsstunden empfahl, die von erweckten Gläubigen zahlreich besucht wurden. Margarethe glänzte unter diesen Erweckten, wie eine Heilige. Sie empfieng selbst Besuche aus entfernten Gegenden, und unterhielt Verbindung mit den „Auserwählten« im Kanton Zürich, eben so

im Thurgau, in Schaffhausen und Basel. Sie machte Reisen zu ihnen. Es konnte nicht fehlen, daß sie endlich auch in der eignen Familie, der sich ihre Schwärmerei mittheilte, als höheres von Gott auserkorenes Wesen angesehen wurde. Geschwister und Vater ergaben sich gläubig und gehorsam ihrem Willen hin.

Das höhere Wesen blieb jedoch immer ein Mädchen, gegen die Verehrungen und Schmeicheleien ihrer Anhänger nicht unempfindlich. Bei aller Schwärmerei kannte sie den Anfechtungen der Eitelkeit unmöglich widerstehen. Aber es scheint, auch Heilige haben ihre schwache Stunden. Böse Zungen der Weltkinder verbreiteten, im Jahr 1821 sogar ein nicht ganz unwahrscheinliches Gericht, sie sei von einem Besuch der Frommen in Basel nicht mehr in jungfräulichen Umständen zurückgekehrt. Gewiß aber ist, daß sie, etwa ein Jahr später, lange Zeit bei einem ihrer geistlichen Freunde, dem Schuster Morf in Ober-Illnau wohnte, von welchem sie verkündete, er werde mit ihr, wie Henoch und Elias, auf einem Strahlenwagen, lebendig gen Himmel fahren. Aus der Himmelfahrt freilich ward nichts, weil der Wagen nicht ankam; statt dessen aber wurde sie, in den Entzückungen ihrer Schwärmerei, zugleich Verführerin und Verführte, und Mutter eines Kindes vom frommen Morf, dessen Gattin nichts weniger, als mit solcher Gnadenwirkung, zufrieden war. Der Beredsamkeit Margarethens und ihrer geistlichen Autorität kam aber der Verblendung und fanatischen Leichtgläubigkeit der Andächtigen dieses Hauses gleich. Des Schusters Weib spielte bußfertig die Rolle der Wöchnerin und das Kind ward, als ihr eigenes, getauft, um Margarethen nicht zum Spott der Weltmenschen zu machen. Margarethe kehrte in das väterliche Haus nach Wildensbuch zurück. Ihr Heiligenstolz zitterte von da an unaufhörlich vor möglicher Entdeckung des Fehltritts zu Illnau; ihr religiöser Wahnsinn brütete über dem Gedanken, großartig ihre und aller Welt Sünden nunmehr abzubüßen.

Eines Morgens (am 15. März 1823) versammelte sie Vater, Bruder, Schwestern, alle Hausgenossen um sich, zwölf an der Zahl, sie mitgerechnet. Sie verkündete: „der Tag ist gekommen, wo zur Rettung vieler tausend Seelen Blut vergossen werden soll. So verlieret nun keine Zeit, daß der Satan nicht Meister werde!“ Sie gebot Allen, sich mit Fäusten und Werkzeugen blutig zu schlagen, und gab das Beispiel an sich selber. Die Raserei der Büssenden stieg mit jedem Augenblick. Eine der Schwestern Margarethens sank sterbend unter Schlägen zu Boden. Die wahnsinnige Ober-

priesterin aber brachte sich selbst zum Sühnopfer. Nach ihrem Geheiß mußte ihr ein Kreuzschnitt auf der Stirn, ein Kreisschnitt um den Hals gemacht werden. Dann, auf dem Bett hingestreckt, ließ sie sich Armgelenke, Hände und Füße auf Holz, als eine Gekreuzigte nageln; ließ sich mit Schlägen, mit Messerstichen märtern, bis das Leben erlosch und ihr Schädel mit einem eisernen Hammer zerschmettert war. Erst im Gefängnisse, und unter Belehrung von würdigen Geistlichen, genasen jene Unglücklichen von ihrem entsetzlichen Rausch, den sie, nach richterlichem Spruche, auf längere oder kürzere Zeit im Zuchthause abzubüßen hatten, während das Haus des Greuels zu Wildensbuch geschleift werden mußte, an dessen Stelle nie wieder eine menschliche Wohnung errichtet werden darf.

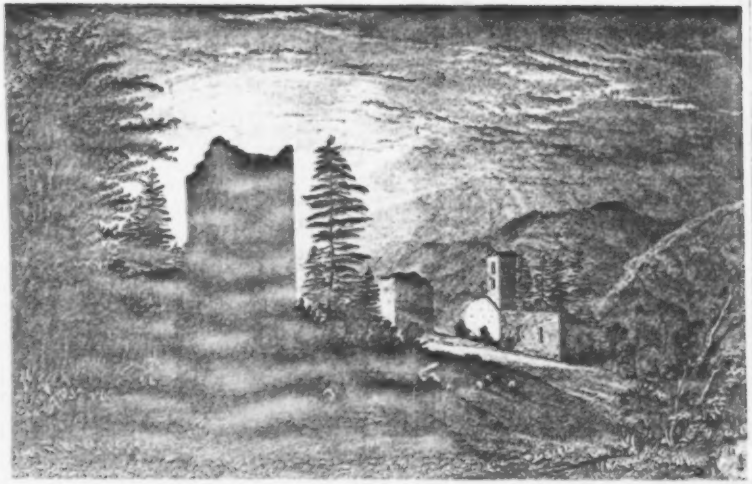

XXIII. Noch ein Rückblick.

Das Geſchäft iſt vollendet. Der Cicerone entfernt ſich. Ohne Zweifel hat und verdient er das gewöhnliche Loos all' ſeiner dienſtfertigen Amtsbrüder. Man entſchädigt ſich für ſein überläſtiges Geſchwätz durch ein Witzwörtchen, welches man ihm lächelnd nachwirft, und läßt ihn damit in Frieden ziehen. Ich kann mich deſſen wohl begnügen, und begleite meine Kunden, mit ſchuldiger Höflichkeit, zur Pforte des bunten Panorama's, wo ſie hereingetreten ſind.

Wahrſcheinlich hinterläßt, was ich erzählte, in ihrer Seele nur ein verworrenes Bild. Meine Schuld iſt's nicht und nicht die ihrige. Die Schweiz ſelber iſt das bunteſte, großartigſte Gemenge von Seltſamkeiten, wie ſie die Hand der Natur, oder das Schickſal der Menſchheit, irgend hervorgebracht haben mag. Oder wo kann Europa, in ſeiner ganzen Länge und Breite, ein kleines Land von 800 bis 900 Geviertmeilen aufzeigen, in welchem, neben einander, und ſcharf von einander abſtechend, ſolches Bunterlei von Naturgebilden und klimatiſchen Wirkungen, von Völkertrümmern, Sprachen, Religionen, Geſittungsſtufen, Staatseinrichtungen und Lebensarten beſteht? eine Mannigfaltigkeit, die ſich immer wieder und überall, in hundertfach verſchiedenen Einzelheiten der Sitten und Gebräuche, Bedürfniße, Denkarten und Intereſſen der kleinen Völkerſchaften verzweigt, ſo wie in ihren Dialekten, hiſtoriſchen Erinnerungen, von Thal zu Thal eigenthümlichen Phyſiognomien, Bauarten, Kleidertrachten u. ſ. w. zur Schau ſtellt. Man ſollte faſt ſchwören, hier, zwiſchen Alpen und Jura, wären, als in einem großen welthiſtoriſchen Kuriositätenkabinet, die Kulturſtände aller europäiſchen Zeitalter aufbewahrt, vom Höhlenbewohner herab bis zum Sybariten in ſeinem üppigen Pallaſt. Ich

rückgebracht, mit Stockprügeln abgestraft, und ihm ein anderthalb Schuh langer zolldicker Eisenstab an einem Fuß befestigt. Das dient ihm zum Hinderniß an nochmaliger Flucht, und andern zur Warnung.

Man fand bei den Kaliforniern nicht die mindeste Spur des Götzendienstes; keine Gebete, keine Feste, keine Altäre. Aber sie kannten den unsichtbaren Gott und Schöpfer des Lebens. Doch von Volkerschaft zu Volkerschaft herrschte verschiedene Mythologie. Zum Beispiel die Eduu's oder Monki's im südlichern Theil der Halbinsel erzählten, daß Nyparaya, der „Allmächtige", obwohl er unsichtbar und nicht körperlich sei, eine jungfräuliche Gattin Anayicondi habe, und von ihr einen Sohn Quaayayo, „den Menschen". Dieser sei mit vielen Leuten vom Himmel gekommen, und habe die südlichen Völker unterrichtet; wäre aber endlich getödtet, und mit einem Dornenkranz gekrönt. Er blute noch immer, verwese nicht, könne als Todter zwar nicht reden, aber eine Eule thue es für ihn.

Kein Wunder, wenn die bestürzten Jesuiten in diesen Vorstellungen der Kalifornier verwischte Spuren christlicher Offenbarung zu erkennen glaubten. Auch die im mittlern Theil der Halbinsel wohnenden Völkerschaften wissen von einem unsichtbaren, allmächtigen Gumongo, „Geister-

wollte, mir wär' es möglich, beim Abſchied vom Leſer, ihm jenes wunderbare Gefühl mit auf den Weg zu geben, das mich einſt im Kanton Graubünden auf der Wanderung von Reichenau über den Bernhardin nach dem reizenden Lugano, beim Anblick der Ruinen von Rhealta, Bärenburg und Miſocco ergriff.

Rhealta, auf ſchroffem Felſen beim bündniſchen Städtlein Thuſis, 500 Schuh über denſelben erhaben, ſchaut dort düſter mit zerfallenem Burggemäuer auf das romantiſch-ſchöne, von wilden Bergſtrömen durchwühlte, Tomiliasca, oder domleſchger Thal, nieder. Es iſt dieß daſſelbe Thal, in welchem ſich, ein halbes Jahrtauſend vor unſrer Zeitrechnung, die vor den Galen ins Gebirg geflüchteten Thuſcier oder Rhätier zuerſt niedergelaſſen haben ſollen. Alterthümler und Geſchichtsklitterer behaupten ſogar, jene Burg ſey vom Rhätus ſelber, dem Anführer der Auswanderer, dorthin gebaut worden. Wenn wir auch dazu etwas ungläubige Miene machen, laß' ich mir's doch gefallen, daß dieſes von Geſtrüpp und Epheu mitleidig umrankte Trümmerwerk, die älteſte aller Antiquitäten des Bündnerlandes ſey. Der Anblick des Felſens, zu deſſen Füßen der ſchwarze Nollaſtrom, wie ein aus der Unterwelt hervorgebrochener Cocytus, brauſt, und droben die verwitterte Thurmruine, unbekannter Herkunft, verſetzte mich wenigſtens in jenes Weltalter zurück, wo ſelbſt Rom noch im Beginnen, und Helvetien noch eine weite, leere Bergwildniß war. Wie viele Jahrhunderte währte es, ehe der Menſch dieſe wilde Natur, und dann wie viele Jahrhunderte, ehe er ſich ſelber zähmte! —

Durch die ſchauerliche Gebirgsſpalte bei der Viamala einſam wandernd, fühlt' ich mich unſerm Jahrhundert entrückt, in die Urzeit und in die rohen Anfänge menſchlicher Geſellſchaftsverhältniſſe zurückgeworfen. So trat ich in das ſtillheitere Schamſerthal ein, aus deſſen Hintergrunde ſich, über ſenkrechter Felswand, die Ruine der Bärenburg kaum bemerkbar zeigt. Sie ſteht noch da, wie ein Denkmal von wüſter Barbarei des Mittelalters. Zu ihren Füßen liegen ärmliche Hütten in den Wieſen umher, als wären ſie Nachlaß ehemahliger Leibeigner der Burgherrn. Der alte Chroniſchreiber Campell hat aus dieſem Thal eine Sage aufbewahrt. Ihr zu Folge ließ der ritterliche Despot des Thals einſt ſeine Roſſe keck in Wieſen und Haberfeldern des Volks waiden. Zwei derſelben erſchlug im Zorn ein Landmann Johannes Chaldar, die er auf ſeinem Acker gefunden hatte. Dafür mußt' er im Burgverlies ſeufzen, bis er von den Seinigen, mit ſchweren Summen, zurückgekauft werden konnte. Eines Tages, da der

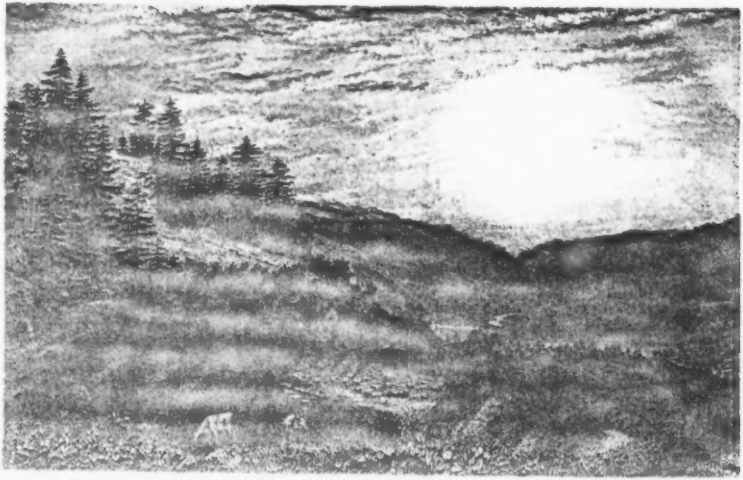

verarmte Mann, mit Weib und Kindern sein dürftiges Mittagsmahl genoß, trat der Herr von Fardün und Bärenburg gebieterisch zur Hütte ein. Die gastfreundliche Einladung, an diesem bescheidenen Mahl Theil nehmen zu wollen, erwiederte der übermüthige Schloßherr damit, daß er stolz in den Brei spie. Aber Chaldar fuhr empört auf, umkrallte Hals und Nacken des frechen Gebieters, stieß dessen Kopf in das besudelte Gericht und erwürgte ihn mit den Worten: „Nun friß den Brei, den du gewürzt hast!“ — Das Volk vernahm die That; brach auf, sie zu vollenden; erstürmte die hohe Barenburg und ließ sie in Flammen prasselnd zusammenstürzen.

Jenseits der Höhen des Bernhardinpasses, ins Miserertthal niedersteigend, glaubt' ich mich, wie von einer weichern Luft und reichern Pflanzenwelt, von einem jüngern, mildern Zeitalter umfangen. Die weitläufige Ruine des Schlosses der alten Grafen von Sax und Misocco, später der mailändischen Trivulzi, trägt noch in ihrem Schutt das Gepräge fürstlicher Pracht und edlern Baugeschmacks. Der ältesten Alpenburgen plumper Trotz und raube Armuth ist schon gewichen. Aus der Symmetrie der hohlen Fenster, der Regelmäßigkeit der riesigen Gemäuer und gebrochnen Thürme und Verzierungen des Gesteins, leuchtet schon Sinn für Adel italiänischer Kunst, Stolz des Reichthums und üppigen Genusses eines civilisirten Zeitalters, wie von Silbersärgen der Könige in stiller Todtengruft. Jetzt freilich liegt die zerstörte Herrlichkeit da am Wege, gleich dem modernden Gerüpp eines erschlagenen Riesen, nur noch Siegesdenkmal der freien Bündner aus dem sechzehnten Jahrhundert. Auch wenige Stunden Wegs weiter abwärts, im Thale des Tessins, mahnten mich die hohen Castelle Bellinzona's und die gezackten Mauerzinnen der Stadt noch an die Tage schweizerischen Kriegesruhms; aber Armuth und Selbstvernachläßigung der umherliegenden Dörfer auch zugleich an die Wirkungen der alteidsgenössischen Landesbevogtung, da die Enkel Tells sich mit einer faulen Freiheit brüsteten, die Gerechtigkeit um Geld, und die Ehre des Vaterlandes um Fürstengunst feilboten. Erst in Lugano, wie es jetzt in jugendlicher Freiheit wieder erblüht, dann unter Mailands Pallästen, Tempeln, Bildergalerien, Bibliotheken, Bühnen und Lustgärten, fand ich das neunzehnte Jahrhundert wieder, mit allen Zeugnissen des fortgeschrittnen Menschengeistes in Wissenschaft, Kunst, Gewerbsfleiß und Sittenmilde.

So trug ich das Gefühl davon, als hätt' ich, auf der Wanderung von zwei Tagen, einen Weg durch zwei Jahrtausende gemacht.

Und wie hier, werden auch Werke und Menschen dieser zwei Jahrtausende noch immer und überall in der Schweiz, bunt zusammengesellt, erblickt. Es läßt sich daher über kein Land und Volk weniger ein allgemeines Urtheil fällen, als über das der Schweiz. Hier ist kein Volk; hier sind allerlei Völkerschaften zusammengedrängt, nur von gemeinschaftlicher Freiheitsliebe, von Gewohnheit des nachbarlichen Beisammenlebens und dem Bedürfniß verbunden, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. In vier und zwanzig Demokratien, von denen mehrere, nach ihrer innern Gestaltung, selbst wieder nur besondere Bundesstaaten im Kleinen sind, und einem Fürstenthum, bilden sie ihren politischen Verein gegen andere Staaten. Aber diesem Verein fehlt, bei aller Mannigfaltigkeit der Formen, Kräfte und Regsamkeiten der einzelnen Bundesländer, Einheit des politischen Verbandes. Zwar besteht unter ihnen, seit 1815, ein Vertrag von fünfzehn Artikeln; doch Unbehülflicheres, ja Zweckwidrigeres hätte selbst im finstern Mittelalter nicht erfunden werden können. Es ist ein Bund ohne Bundesregierung, ohne Bundesgericht. Jener Vertrag, statt die Gesammtheit zu vereinen, scheidet sie; statt sie zu stärken, lähmt er sie. Denn die souveräne Gewalt behielt jeder der fünf und zwanzig Kantone für sich allein; dem Bunde gehört keine an. Die auf der Tagsatzung beschlossenen allgemeinen Gesetze sind wieder nur Verträge, entweder Einzelner unter sich, oder der Mehrheit für Alle. Dabei gilt die Stimme eines von kaum 14,000 Menschen bewohnten Kantons gerade soviel, als die eines andern, welcher beinahe eine halbe Million Einwohner zählt; die des ärmsten, der nicht einmahl die jedem Staat nothdürftigsten öffentlichen Anstalten besitzt, soviel als die des reichsten, und gewerbigsten; die des bildungslosesten, wo noch vor 20 bis 30 Jahren nicht einmahl die Grundgesetze des Staats in Schrift verfaßt waren, soviel, als die des civilisirtesten Theils vom Schweizervolk. So kann geschehen und ist geschehen, daß eine schlau erkünstelte, oder zufällig gebildete Stimmenmehrheit der schwächsten Kantone, mit einer Bevölkerung von 500,000 Einwohnern, an eidsgenössischen Tagen den größern und gebildetern, das ist anderthalb Millionen Schweizern, gebieterisch vorschreibt, Wünsche, Ansichten und Interessen derselben vernichtend. Man darf daher den eidsgenössischen Bund weder mit dem wohlgeordnetern deutschen Bund, noch mit dem der nordamerikanischen Vereinstaaten, in Reih und Glied stellen. Man darf sogar bestimmt voraus verkünden, daß diesem gebrechlichen Bunde in nicht gar entfernter Zukunft naturnothwendig eine große Katastrophe bevorsteht, sey es, daß sie auf

dem Wege der Gewalt oder des friedlichen Einverständnisses erscheine. Denn die Elemente der Civilisation, welche hier zusammengepaart stehen, sind einander zu unverwandt, als daß sie, aus den anhaltenden Gährungen, ohne neues Bindemittel, in ein ruhiges Verhältniß übergehen könnten. Die Industrie und Bildung der volkreichern Kantone kann sich in ihren Fortschritten unmöglich durch den starren Eigensinn armer Hirtenländer hemmen, und von der trägen Unwissenheit derselben auf immerwährende Zeit das Gesetz geben lassen.

Alle Bemühungen verständigerer Staatsmänner, seit dem J. 1831 die Kantone zur Bessergestaltung des eidsgenössischen Bundesvertrags zu vereinen, blieben fruchtlos. Sie wurden durch Leidenschaftlichkeit eines aufgeregten Partheigeistes, durch Selbstgefälligkeit einzelner Regierungen im Besitz ihrer Kantonalsouveränetät, durch Furcht Andrer vor Aufopferung oder Schmälerung der materiellen Interessen ihres Gebiets, und durch Argwohn von 59 Mönchs- und Nonnenklöstern so wie von einem Theil des katholischen Clerus vereitelt. Ohne verbesserte Form des Bundes, ohne Vorhandenseyn einer gemeinschaftlichen Centralregierung, wie beschränkt immerhin deren Gewalt seyn möge, ohne Abhülfe des schleppenden Geschäftsganges der Tagsatzungen, welche die gesetzgebende Autorität des Bundes darstellen sollen, wird die Schweiz fort und fort ein in sich zerrissenes, unselbstständiges Leben führen. Jene Tagsatzungen, schon itzt ein Spott des einsichtigern Volks, sind für den Zweck, gemeinsame Beschlüsse zum Heil der Gesammtheit zu ergreifen, so widersinnig organisirt, daß eben dadurch die Bildung von Beschlüssen gehindert werden muß. Wenn diese dennoch zu Stande kommen, ist es blos dem Zufall, oder der pflichtvergessenen Kühnheit von Abgeordneten zu verdanken, welche Muth genug haben, für das Gemeinbeste, unter dem Drang der Umstände, nicht den Aufträgen ihrer Kantonalbehörden, sondern eigenmächtig ihren bessern Ueberzeugungen zu folgen. Denn statt daß die Deputirten der fünf und zwanzig kleinen Souveräne über die im Wurf liegenden Bundesangelegenheiten sich frei berathen, und, nach Würdigung aller Verhältnisse, einen wohldurchdachten Vorschlag den Kantonen zur Prüfung und Annahme oder Verwerfung vorlegen können: sind es fünf und zwanzig von einander unabhängige gesetzgebende Versammlungen, welche, um die Interessen der übrigen Kantone unbekümmert, und meistens unbekannt mit deren Verhältnissen, Vorschläge thun, in denen sie die örtlichen Bedürfnisse ihrer kleinen Gebiete zum Maaßstab

für das Interesse des gesammten Bundes darbieten. Die Gesandten an der Tagsatzung empfangen dann bindende Verpflichtung, diese Vorschläge in der Bundesversammlung geltend zu machen. Jeder derselben vertheidigt alsdann vergebens die seinigen; denn keiner darf vom empfangenen Auftrag abweichen. So werden viele der wichtigsten Angelegenheiten Jahre lang von Tagsatzung zu Tagsatzung, ohne Ergebniß, umhergezogen.

Nichts natürlicher, als daß diese Unbeholfenheit dem eidsgenössischen Gemeinwesen schon verderblich genug geworden ist und bleibt; daß damit der Kantone ewiger Zwiespalt ohne Unterlaß genährt und gemehrt wird; daß von diesen Reibungen nur die Politik auswärtiger Mächte, sobald sie will, Gewinn zieht, indem sich die gegenseitig erbitterten Kantonalregierungen um so leichter in das Interesse dieser oder jener Macht verwickeln lassen. Umtriebe fremder Diplomaten finden dabei den freiesten Spielraum. Bald übernimmt, wie in jüngster Zeit geschah, die päpstliche Nuntiatur, bald das französische Ministerium, eine Rolle in eidsgenössischen Angelegenheiten, und die diplomatische Sünde eines einzelnen Kantons gegen das Ausland wird den zwanzig andern, die darum kaum wußten, zum Vorwurf und Verbrechen gerechnet.

Der eidsgenössische Staatswirrwarr mag in ruhigen Zeiten ziemlich harmlos von den übrigen Mächten angesehen werden. Aber in Zeiten der Spannung, oder des Kriegs unter den mitteleuropäischen Reichen, kann er, diesem oder jenem von ihnen, schwere Gefahr und späte Reue bringen. Die Neutralität einer von Haus aus kriegerischen Nation von mehr denn zwei Millionen, *) hinter ihren Seen, Strömen, Felsenpässen und Glet-

*) Nach der in den Jahren 1836 und 1837, laut Beschluß der Tagsatzung, in allen Kantonen mit Sorgfalt veranstalteten Volkszählung, betrug die Gesammtbevölkerung der Schweiz 2,179,246 Seelen. Davon hatten die Kantone

1. Zürich	231,576	8. Glarus	29,348
2. Bern	309,174	9. Zug †	15,655
3. Luzern †	124,521	10. Freiburg	91,145
4. Uri †	13,519	11. Solothurn †	63,196
5. Schwyz †	40,650	12. Basel, Stadt *	24,321
6. Unterwalden nid dem Wald †	10,203	13. Basel, Landschaft	41,103
7. Unterwalden ob dem Wald †	12,368	14. Schaffhausen *	31,125
		15. Appenzell außer Rhoden *	41,080

schern, zwischen Deutschland, Italien und Frankreich, kann für diese Nation selbst nicht wichtiger seyn, als für deren Nachbarreiche. Der Bestand einer großen Scheidewand ist Nothwendigkeit für dieselben; daher die immerwährende Neutralität der Schweiz nicht nur von allen Höfen Europens anerkannt, sondern für ihr eignes Interesse von ihnen selbst, gefordert. Aber dieser regierungslose Staatskörper, dieser unsouveräne Bund von einem vollen Viertelhundert Souveränen, ist durch seine gegenwärtige Verfassung außer Stand, Neutralität mit Nachdruck zu handhaben. Das bedarf keines Beweises mehr. Der Wiener Congreß im Jahr 1814 wandte der monströsen Schöpfung der eidsgenössischen Staatsform zu wenig Aufmerksamkeit zu. Er begieng noch einen größern Fehler. Er vereinigte mit den schweizerischen Democratien sogar ein Fürstenthum; setzte, als stimmgebenden Abgeordneten desselben, einen preußischen Unterthan in die oberste Bundesbehörde, und sicherte damit einer dritten Macht ganz unmittelbaren Einfluß zu, welchen Oesterreich und Frankreich, durch ihre Gesandten, nur sehr mittelbar gewinnen können. Der angestammte democratische Geist der Schweizer verträgt sich überdies, wie haben es erfahren, mit den monarchischen Formen und Ideen ziemlich schlecht; und im Innern jenes Fürstenthums selbst verbreitet sich unter den Regierten, im Gegensatz zu den Regierern, mehr republikanischer, als monarchischer Sinn. Beim ersten feindseligen Zusammenstoß Frankreichs und Deutschlands wird in Neuenburg die democratische Parthei sicherlich die allgemeinen Wirren für ihren Vortheil benutzen; anderseits jeder Krieg Preußens mit Frankreich die Schweiz in denselben verwickeln und ihre Neutralität aufheben.

Bei allen Mängeln des schweizerischen Bundes, der im Jahr

---

16. Appenzell inner Rhoden †	10,349	21. Tessin †	113,92
17. St. Gallen	158,853	22. Waat	183,58
18. Graubunden	88,506	23. Wallis †	75,79
19. Aargau	182,755	24. Neuenburg *	58,61
20. Thurgau	84,124	25. Genf	53,75
		Gesammtzahl	2.179,246

In diese Summe sind aber auch etwa 50 bis 60,000 in den Kantonen der Schweiz wohnende Ausländer begriffen.

Die protestantische Bevölkerung macht mehr als drei Fünftheile, die katholische aber nicht volle zwei Fünftheile der gesammten Volkszahl aus.

Die oben mit einem † bezeichneten Kantone sind katholisch; die mit einem * bezeichneten protestantisch; die übrigen paritatisch.

1815 ohne Zustimmung des Volkes, während des gestatteten Durchzugs fremder Heere gegen Frankreich, von einer aristokratischen Faction geschaffen ward, ist der Geist der Nation besser, als ihr Bund, und kann in Tagen allgemeiner Gefahr vielleicht seine Lücken ergänzen. Auch sind zum Glück die fünfzehn Artikel des Vertrages so geschmeidig und dehnbar, daß, trotz ihm, schon Manches für kräftigere Centralisation der zersplitterten Kräfte gelungen ist. Ich rechne dahin das eidsgenössische Heerwesen, dessen Vervollkommnung fortwährend betrieben wird. Die schweizerischen Schlachthaufen ziehen nicht mehr in buntscheckigen Massen, ungeübt, und betend mit Rosenkränzen in den Fingern, gegen den Feind ihres Vaterlandes, wie zum Theil noch im Jahr 1798, oder wie heut noch bei den republikanischen Mexikanern. Die Truppen aller Kantone bilden ein Ganzes und Eines. Der erste Bundesauszug und die Reserve, welche, ungerechnet das Staabspersonal, 67,516 Mann betragen sollen, sind in ihren Compagnien nicht nur vollzählig, sondern übervollzählig, so, daß sie, laut vorliegenden Etats, im Jahr 1837 am ersten Jänner 74,545 Mann betrugen. *) An diese schließen sich gegen 200,000 Mann stark, die Landwehrbataillone, in welche diejenigen Milizen eintreten, welche ihre Zeit in der Elite und Reserve ausgedient haben. Ungerechnet die eidsgenössischen Musterungen und Waffenübungen in den einzelnen Kantonen, werden alle zwei Jahr aus mehreren Kantonen eidsgenössische Uebungslager zusammengezogen. Ungerechnet die eidsgenössische Militärschule in Thun für alle Waffengattungen, besonders für Genie- und Artilleriewesen, bestehen in einzelnen Kantonen besondere Militärunterrichtsanstalten und Officiervereine zu gegenseitiger Belehrung.

Ueberhaupt lebt in den civilisirtern Völkerschaften der Conföderation gegenwärtig ein aufstrebender Geist, der großartiger ist, als der Geist in ihren fünfzehn Bundesparagraphen. Ein Alle ver-

*) Nämlich 24 Compagnien Artillerie, 2009 Mann, Train 1424 Mann, Pontonniers, 1 Compagnie 110 Mann, Sappeurs 4 Compagnien 346 Mann, Kavallerie, 11½ Compagnie 961 Mann, Scharfschützen, 20 Compagnien 2230 Mann, Infanterie, 217½ Compagnien 30,668 Mann. Eben so ist das schwere Geschütz von verschiedenem Kaliber, und die Artilleriemunition mehr, als reglementarisch gefordert wird, vorräthig nachgewiesen worden. Das bisherige eidsgenössische Militärreglement, sammt Strafcodex, wird abgeändert; schon ist es von der Tagsatzung des Jahrs 1837 berathen und von einer Mehrheit der Kantone genehmigt.

einigender Nationalsinn erhebt sich gemach über die beengenden Schranken des Herkömmlichen; assimilirt die Gesetzgebungen nebst den öffentlichen Einrichtungen, und drängt, im Verhältnisse der wachsenden Kenntnisse, höhern Bedürfnisse und Kräfte aller Stände, die Regierungen selber zur Vereinfachung der Verwaltung und Beschleunigung des Fortschreitens. Dies offenbart sich, wie im Militärwesen, Schulwesen, Straßenbau u. s. w. besonders auch in den Anstrengungen, die Menge der Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche den innern Verkehr und Handel auf alle Weise bisher erschwerten und hemmten. Jeder Kanton hatte eigne Maße und Gewichte, verschieden von denen der andern; einer oft zehn und zwanzig und mehr Arten derselben, und noch neben diesen den Gebrauch ausländischer: der Kanton Luzern z. B. viererlei Längenmaß, neunerlei Hohlmaß, viererlei Gewichte; der Kanton Aargau fünf verschiedene Fußmaße, zehn Ellenmaße, neunzehn Hohlmaße für trockene Gegenstände, eilf Hohlmaße für Flüssigkeiten, eilf verschiedene Pfundgewichte. Nicht minder Verschiedenheit zeigte sich im Kanton St. Gallen, Thurgau u. s. w. Erst seit dem Jahre 1833 vereinigten sich die Staaten der nördlichen Schweiz, zwölf an der Zahl, *) mit dem Jahre 1838 ein allgemeines Maß- und Gewichtssystem bei sich einzuführen. Als Grundeinheit wurden drei Zehntel des Meters angenommen, und diese bilden den jetzigen „Schweizerfuß.“ Aus dieser Fußlänge sind alle übrigen Maße abgeleitet, und dazu für eine Schweizerstunde Wegs 16,000 Fuß bestimmt worden. Als Einheit aller Hohlmaße für trockene Gegenstände gilt das „Viertel,“ welches fünf Neuntheile eines Kubikfußes, oder dreißig Pfund destillirten Wassers (15 Litres) faßt. Für Flüssigkeiten ist das „Maß“ die Einheit, welches drei Pfund destillirten Wassers, (oder ein Achtzehntel des Kubikfußes, oder anderthalb Litres) faßt. — Auch für Einführung eines allgemeinen Münzfußes wird es reger, da fast jeder Kanton, groß oder klein, noch immer eignen Münzfuß hat, oder gar keinen; fremde Geldsorten nach Belieben werthet, und Münzen ausprägen kann, wenn und wie es ihm gefällt. Dieser Münzenwirrwarr ist aber dem innern Verkehr und Waarendurchgang bei weitem nicht so hinderlich und hemmend, als die Menge der verschiedenen Weggelder, Gränz- oder Consumtionszölle, Brückengelder u. s. w.

*) Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Zug, Glarus, St. Gallen, Aargau und Thurgau.

König", der einen andern Geist Guyiagnai vor alten Zeiten in die Welt gesandt habe zu den Menschen. Dieser Gesandte soll die Sterblichen gelehrt haben Pitahayas säen. Die Pitahaya ist nämlich die gemeinste Nahrungsfrucht des Landes, von der Größe einer Kastanie, stachlich von aussen, weich und saftig von innen, an den laublosen Zweigen eines Baumes wachsend. — Diesen Vorstellungen verwandt ist der Mythos der nördlichen Kalifornier, besonders der Koschimer. Der, sagen sie, „welcher lebendig ist" (anders wissen sie das höchste Wesen nicht zu bezeichnen), hat einen Sohn „Vollendung der Erde". Auch schuf Gott unsichtbare Wesen, die sich gegen ihn empörten, und böse sind.

Merkwürdig sind diese Ueberlieferungen in jedem Fall, die so lebhaft an viele Dogmen der christlichen Kirchen und der Budda-Religionen Südasiens erinnern. Schwer war es den Jesuiten, dagegen zu kämpfen, theils weil der Brodneid der kalifornischen Priester oder Zauberer sich der Ausbreitung des Christenthums widersetzte, theils weil es der Landessprache für manche christliche Lehrbegriffe an Ausdrücken gebrach. Als die ersten Missionen den Satz: „er ist aufgestanden von den Todten" bezeichnen wollten, tauchten sie eine Fliege ins Wasser, bis sie todt schien; dann legten sie dieselbe, mit Asche bestreut, an die Sonne, wo

welche in jedem Kanton auf andre Weise bezogen werden, und für jeden einen beträchtlichen Theil des Staatseinkommens ausmachen, daher auch schwer zu beseitigen sind. Diese Zölle und Weggelder, sowie die Menge der Gebirgsstraßen, indem sie den Transport der Waaren verzögern, erhöhen auch den Preis des Transports, der bedeutend theurer ist als in Frankreich, Deutschland und Italien. Schon längst wird die Vereinfachung des schweizerischen Zollwesens betrieben. Doch fast jeder von den kleinen Staaten, wenig um das Interesse der Gesammtheit bekümmert, welches doch segenvoll auf die einzelnen zurückwirken müßte, fürchtet dabei nur Schmälerung seiner gegenwärtigen Einnahmen.

Wenn demungeachtet Industrie und Verkehr, wie sehr diese auch noch dazu durch die Zollgesetze und Zollinien der Nachbarreiche bedrängt werden, in der Schweiz blüben, ist es wahrlich wunderhaft. Dies Land, rauh und arm von Natur, wird durch die verständige Hand des Fleißes zur Fruchtbarkeit gezwungen; von Hügeln- und Bergketten in allen Richtungen durchkreuzt, ist es allseitig mit vortrefflichen Landstraßen überspannen; — genöthigt, rohe Stoffe für seine Manufacturen und Fabriken aus weit entfernten Gegenden mit großen Kosten herbeizuschaffen, die Schaafwolle aus Deutschland, die Seide aus Italien oder Frankreich, die Baumwolle über das atlantische- und Mittelmeer u. s. w., wetteifert es dennoch in Wohlfeilheit und Güte seiner Producte mit denen jedes andern Handelsstaates, selbst Englands; — entfernt vom Meere, ohne Hafen, bringt es seine Waaren über die stürmischen Seen und oft verschneiten Gebirgspässe mit Glück und Gewinn auf den vornehmsten Märkten der Erde an Mann. Vergebens erschwerten, ja verminderten die französischen Douanen auf einer, und die Mautlinien des deutschen Zollvereins auf der andern Seite, den Ausgang der Schweizerartikel: es eröffneten sich für dieselben in entfernten Welttheilen, unter Concurrenz der größtern Handelsmächte, neue und glückliche Wege zum Absatz.

Das ganze Geheimniß dieser wunderbaren Erscheinung liegt aber in dem Grundsatz der in der Schweiz vollgeltenden Handelsfreiheit. Hier mischt sich keine Dictatur der Staatsgewalt, vorgreifend und vorschreibend, in die Angelegenheiten der Industrie des Volks. Es weiß sich dies besser zu berathen, als es von jedem Finanzminister berathen werden kann. Indem es aus seiner Mitte die gesetzgebenden Versammlungen besetzt, ver-

gibt es nicht sachkundige Fabrikanten und Handelsleute dahin zu ernennen, welche wohl wissen, daß der Reichthum der Staatskassen keineswegs der Reichthum des Landes sey. Jene Prohibitivsysteme der benachbarten Reiche, welche, mit Strenge durchgeführt, anfangs wohl längs den Gränzen der Schweiz den alten Verkehr störten und bedrängten, änderten im Allgemeinen nichts in den herrschenden Ansichten. Das anders gewordene Verhältniß nöthigte nur, für den erschütterten Handelsverkehr, andere Mittel und Wege zu entdecken und zu benutzen. Er gewann seitdem sogar mächtigern Aufschwung. Argwöhnisch gegen das Ausland und den politischen Einfluß der Fremden, mogte die Schweiz sich weder den Douanen des deutschen Zollvereins, noch Frankreichs, einseitig anschließen und die Moralität des Volks, durch Schmuggelei, vergiften lassen. Man wußte ohnehin, daß jene künstliche Treibhausindustrie das Wohlseyn der Nationen schwerlich sehr befördern, und der erste Krieg im mittlern Europa alle Sperren wieder sprengen dürfte. Man ließ, nach wie vor, den Waaren aller Länder freien und ungehinderten Eingang und Durchgang, während die Schweizerartikel bei jenen schwer besteuert werden. Und weit entfernt, im Lande Abnahme des gewerbigen Lebens zu sehen, erblickt man Vermehrung desselben und Wachsthum des öffentlichen Wohlstandes und Wohlseyns.

Es ist dies aber nicht von der gesammten Schweiz, ich wiederhol' es, geltend, sondern nur von den Völkerschaften der Hochebne, nordwärts dem Fuß der Alpenkette. Sie sind denen, welche in den Thälern der höchsten Alpen selbst wohnen, an Bildung, Gesittung und regsamer Thätigkeit zu weit vorangeschritten. Wallis, Uri, Schwyz, Unterwalden, Tessin aber, nebst einem großen Theil des Berner- und Graubündner Oberlandes, liegen meistens noch in derselben kenntnißarmen Unbeholfenheit und Dürftigkeit darnieder, in welcher sie vor ein- und zweihundert Jahren gesehen worden sind. Vielen Gegenden mangeln sogar noch die gemeinsten Handwerker. Ich weiß wohl, man rühmt diese ruhige Genügsamkeit der Hirtenfamilien, ihre Sitteneinfalt, ihr patriarchalisches Naturleben, im Gegensatz zu den Ueppigkeiten und Verirrungen der civilisirtern Welt. Ich habe nichts dagegen. Jede Kulturstufe der Völker, die höchste, wie die niedrigste, führt ihren eigenthümlichen Glanz aber auch ihren eigenthümlichen Schatten mit sich. Wer aber wird auf der niedrigsten Stufe verharren wollen? Wer kann es? Wüßte das Thier, wer der Mensch wäre, es würde nicht Thier bleiben wollen. Weder Albrecht von Haller,

noch Salomon Geßner, fühlten Versuchung, mit den Schäfern und Aelplern das kümmerliche Loos zu theilen, welches sie in ihren Gesängen und Idyllen mit allem Zauber der Poesie verherrlichen. Selbst Rousseau gefiel sich inmitten der Künste und Wissenschaften besser, als in der Wildniß der Urwälder bei den „Naturmenschen."

Warum aber, läßt sich fragen, bleiben die kleinen Völkerschaften im Schoos der Alpen so tief hinter der höhern Bildung ihres Zeitalters zurück? Ist ihre Armuth vielleicht eine Folge von unbezwingbarer Kargheit der Gebirgsnatur? Nein, denn ihre großen Hauptthäler erfreuen sich meistens eines fruchtbarern Bodens, eines mildern Himmels, als viele Gegenden des Hochlandes der industriellen Schweiz, wo Wissenschaft und Kunstfleiß blühen, wie in Appenzell außer Rhoden und Glarus, Locle und Lachaux-de-fonds. — Oder sind jene in ihren Felsenthälern sonder Verbindung mit der übrigen Welt, sonder Kunde von deren Fortschritten? Nichts weniger als das. Sie besuchen und bewundern selber die angebautern und gewerbreichern Landschaften und Städte, oder werden von den reichern Nachbarn besucht; und tausend Fremde wandern alljährlich durch die alpischen Felsenthäler und Einsamkeiten.

Woran liegt's? Mich dünkt, an der geistigen Unfreiheit der Hirtenländer neben politischer Freiheit. Diese wird, durch jene, alles Segens beraubt und ein todter Schatz, auseinander gefallen in eine Menge armseliger, örtlicher Rechtsame, Freiheiten, Vorrechte, die einander binden lähmen und Entfaltung des Ganzen hindern. Solcher beengenden Zustände gewohnt von Kindesbeinen an; eifersüchtig auf Bewahrung seines Theils von jenen Freiheitssplittern, überläßt der Aelpler die Sorge um den Staat den Männern, die vermögend genug sind, um keinen oder kargen Lohn, die öffentliche Verwaltung zu führen. Stolz auf seinen Antheil an der Gesetzgebung in Landsgemeinden, folgt er vertrauensvoll den Führern. Er fängt erst als Glied des Souveräns an selbstthätig zu werden und nachzudenken, wenn die Führer es dann und wann zu arg treiben, oder wenn seine eignen materiellen Interessen dabei in böses Spiel kommen. Seine Führer oder Landesvorsteher wählt er, aus den wenigen Wohlhabenden oder Reichen im Volk. Diese, in ausländischen Schulen oder Kriegsdiensten erzogen, leiten Gesetzgebung und Verwaltung in der Regel oft genug zu ihrem und ihrer Familien Vortheil, wenigstens nicht zum Nachtheil derselben. Daneben erfreut sie das

schmeichelnde Gefühl vom Besitz der Würde und Gewalt. Es ist ihnen nicht gleichgültig, diese Vorzüge eben sowohl, wie ihre übrigen Glücksgüter, in der eignen Familie erblich zu bewahren. So nistet immitten reindemokratischer Formen wirklich die entschiedenste Oligarchie. Dieser aber kann eben nichts gefährlicher werden, als Aufklärung des Volks, und eine aus dem höhern Wohlstand und Kenntnißreichthum entstehende Nebenbuhlerei vieler andern Häuser mit dem ihrigen. Dies zu verhüten wird der Schulunterricht des Landmanns vernachlässigt; die Frömmigkeit und Weisheit der Altvordern gepriesen, die »auch keine Gelehrten waren«; jede Neuerung, als unheilbringend, verdächtigt; Niederlassung von Fremden, selbst von Schweizern der gewerbreichern Kantone, erschwert oder verhindert u. s. w.

Eben so sehr, fast mehr noch, als weltlichen Häuptlingen, ist in katholischen Hirtenländern, geistlichen Häuptlingen daran gelegen, daß höhere Verstandesbildung vom Volke abgehalten werde. Denn, bei größerer Einsicht und wachsender Neigung des Landmanns zum Selbstdenken, würde dessen blindes Glauben, und das Vertrauen auf höheres Wissen der Priesterschaft, unmerklich verschwinden, zumal diese Priesterschaft im Allgemeinen selten eigentlich gelehrte Bildung empfangen hat. Die ihr untergeordneten Schulen des Volks bleiben daher im herkömmlichen Elend; zahllose Festtage, Processionen und Wallfahrten rauben Zeit und Neigung zur Arbeit; mehren Armuth und Trägheit. Wer Besseres zu lehren wagt, geräth in Geruch der Ketzerei; vertrauter Umgang und gesellige Verbindung mit Protestanten allein schon gefährdet, sagt der strenge Clerus, das Seelenheil der Gläubigen.

Daraus erklärt sich zugleich auch die politische Macht der Priesterschaft in den Gebirgen. Sie steht unwidersprochen im Allem, was sich irgend in den Bereich geistlicher Angelegenheiten ziehen läßt. Sie erscheint in Staatsverhältnissen, als geheime Lenkerin, oder offene Gebieterin des souveränen Volks, welches in seiner frommen Rohheit die Clerisei als Dolmetscherin des göttlichen Willens verehrt und schweigend gehorcht. Kein Wunder, wenn die Priesterschaft der kleinen Bergkantone endlich kühn genug wird, ihren Einfluß selbst auf Gang und Schicksal gesammter Eidgenossenschaft und sogar auf die Ruhe paritätischer oder protestantischer Kantone geltend zu machen.

Vor zwanzig Jahren, zur Zeit der sogenannten Restaurationen, als auch die römische Curie ihre geschwächte Hoheit über Völker und Fürsten mit Concordaten zu restauriren sich anschickte,

geschah in der Schweiz der erste Schritt dafür, durch Priesterschaft, Volk und Regierungen der Urkantone. Von daher kam der Anstoß zur Trennung der Schweiz vom Bisthum Constanz. Die Trennung ward vom Papst sogleich, bevor die übrigen Bundesstaaten, welche zur Constanzer Diöcese gehörten, eilfertig und eigenmächtig ausgesprochen. Losgerissen vom alten Metropolitanverband mit Deutschland ward die katholische Schweiz fortan in mehrere kleine, machtlose, dem römischen Stuhl unmittelbar untergeordnete Bisthümer zersplittert. Die damaligen Kantonalregierungen ließen sich ein nachtheiliges Concordat aufdringen, mit der nämlichen Unüberlegtheit, mit der sie schon im Jahre 1815 den Bestand der Klöster einander so förmlich, als den Bestand ihrer eignen Kantonalgebiete, gewährleistet hatten. So war für den Ultramontanismus, für Roms Einfluß auf das Leben der katholischen und protestantischen Schweiz, für die Rechte und Immunitäten des Clerus gegen alle weltliche Gewalt, die Bahn breit genug gebrochen und mit jener Consequenz und Festigkeit verfolgt, die der Politik des römischen Hofes von jeher eigen war. Die schon für sich compacte Streitmasse der Welt- und Klostergeistlichen zu verstärken, wurden Colonien von Loyola's Jüngern in die Kantone Wallis und Freiburg verlegt. Alles ging raschen, geräuschlosen, aber sichern Gangs zum Triumph der Hierarchie, als plötzlich die Zeit der politischen Reformen mit dem Jahr 1829 hereinbrach. Im größern und civilisirtern Theil des gesammten Schweizerlandes wurden, nebst den Usurpationen einer eingedrungenen Aristokratie, die Usurpationen des päpstlichen Clerus aufgehoben. Klosterlinge und Weltpriester voller Entsetzen, schrien nun über Gewaltthat; erklärten die Religion in Gefahr; versuchten Aufwieglung der Gläubigen. Der heilige Vater in Rom verdammte feierlich die Artikel der Badner Conferenz, in welchen mehrere Schweizerstaaten das Recht der Gesetzgebungen und Regierungen gegen geistliche Einmischung fest gestellt hatten. Der Nuntius verließ Luzern, den Vorort der katholischen Schweiz, und schlug seine Residenz unter den Hirten im Gebirg, im Flecken Schwyz, auf. Eine neue Jesuitencolonie ward neben der Nuntiatur nach Schwyz gezogen, diesen kleinen Ort zum Bollwerk des Kirchenthums zu erheben; und eine Kette von katholischen Glaubensvereinen durch die halbe Schweiz ausgestreckt, im Nothfall eine streitbare Glaubensarmee stellen zu können. In Dörfern des Freiamtes (K. Aargau) und des Pruntruts (K. Bern) wurden sogar schon Aufstände vorbereitet. Aber der hellere Geist der in-

duſtriellen Kantone und der vom Volk ausgegangenen, und durch Volkswillen ſtarken, Regierungen, vernichtete die ohnmächtigen Wühlereien des ultramontanen Clerus ſchnell, auf welchen die Liebhaber der geſtürzten Ariſtokratie ſchon hoffnungsvolle Blicke richteten. Unter dieſen Liebhabern ſtanden und ſtehen ſogar auch einzelne Proteſtanten, welche beſoldet von Klöſtern, oder vom politiſchen Fanatismus berauſcht, nicht errötheten, mit Mund und Feder der Sache des Ultramontanismus das Wort zu reden.

Wo aber veredelter Volksunterricht, Freiheit der Preſſe und des Verkehrs einmal Licht und Wohlſtand verbreitet haben, iſt es vergebens, die frommen Barbareien des Alterthums zurückzurufen. Selbſt in die ſchattenreichen Thäler des Alpengebirgs zieht allmählig ein heller, ihnen bisher fremd geweſener, Geiſt ein. Und eben diejenigen, welche ihn dort, in Flugſchriften und fanatiſchen Zeitungen beſchwören und verbannen wollen, öffnen ihm, wider ihre Abſicht, den Weg, indem ſie die wiſſensarme Volksmenge durchs Leſen der von ihnen verbreiteten Blätter, zum Selbſtdenken verlocken, und mit Widerlegung der Meinungen von Gegnern, die Meinungen derſelben in die entlegenſten Bergwinkel verpflanzen.

Gott waltet!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Regiſter
zu den
Claſſiſchen Stellen der Schweiz
von
Heinrich Zſchokke
II. Band.

XIII. Canton Teſſin. Seite

Bellinzona 217
Lugano 226
Locarno 230

XIV. Canton Wallis.

Brücke von St. Maurice 234
Sitten 240
Viſp 246
Die Bäder von Leuck 247
Die Gantner Brücke 251
Gallerie bei Gondo 252
Piſſerache 252

XV. Canton Genf.

Genf 254
Montblanc 263

XVI. Canton Waadt.

Lauſanne 266
Vevay 272
Chillon 274
Grandſon 277

XVII. Canton Freiburg.

Freiburg 281
Gruyere 292
Murten 297

XVIII. Canton Bern.

Seite

Bern 302
Thun 310
Die Jungfrau 311
Wetterhorn 313
Reichenbach und Wellhorn 313
Mayringen 315
Rhone-Gletscher 318
Pierre Pertuis 320

XIX. Canton Neuenburg.

Neuenburg 331
Valengin 338
Locle, die unterirdischen Mühlen 343

XX. Canton Solothurn.

Solothurn 350
St. Verena 360

XXI. Canton Aargau.

Aarau 370
Habsburg 378
Schinznach 384

XXII. Canton Zürich.

Zürich, innere Ansicht 390
„ äußere Ansicht 390

XXIII. Noch ein Rückblick.

Die Ruinen von Rhaealta 410
Die Bärenburg 410
Titel-Vignette.

sie sogleich wieder lebendig ward. Die Indianer schienen erstaunt und schrien: „Ibimuhueite! Ibimuhueite!“ Die Väter schrieben diese Worte auf, und bedienten sich derselben fortan, um die Auferstehung des Messias auszudrücken. — Man kann sich aus diesem einzigen Zuge erklären, wie verworren die Begriffe der Indianer von der Religion der Christen gewesen sein müssen, oder unter ähnlichen Umständen noch heute sind.

Nach Aufhebung des Ordens der Jesuiten gingen die kalifornischen, wie die übrigen Missionen des spanischen Nordamerika's, an die Franziskaner und Dominikaner über. Diese setzten das begonnene Werk im Geiste ihrer Vorgänger, wohl kaum aber mit deren ausdauerndem Eifer fort. Im Jahr 1820 befanden sich in Altkalifornien, oder der südlichen Hälfte der Halbinsel, ausser einigen Vesten, fünfzehn Missionsstätten längs den Küsten, bei welchen ungefähr zweitausend bekehrte Indianer, den Geistlichen unterthänig, wohnten, und das Feld bauten. — In Neukalifornien, dem fruchtbarern nördlichen Theil der Halbinsel, oder vielmehr des über der Halbinsel gelegenen Küstenstrichs vom Festlande, sind neunzehn solcher Sendorter, bei denen ungefähr vierzehntausend bekehrte Indianer leben. Sechs kleine Festungen mit einigen hundert Mann spanischer Besatzung halten das Volk im Zaum. „Alle diese Missionen“, sagt G. H.

Eine

Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

Erster Theil:

Das Schicksal und der Mensch.

Mit dem Bildniß des Herrn Verfassers.

Aarau 1842.

Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der

Vaterſtadt Magdeburg

gewidmet

von Einem ihrer Söhne.

Dir, Vaterstadt, und Deinen Söhnen, Dir Glücklichen unter weisem Walten Deines edelsinnigen Königs und Vaters, weiht der greise und glückliche Bürger eines Freistaates diese, vielleicht die letzte seiner Gaben, dankbar. Denn Du hast seiner noch gedacht, als er sich längst vergessen wähnte, und ihn wieder zu Deinem Kinde angenommen, ohne sein Verdienst um Dich. Er will und kann Dir nicht mit diesem Weihgeschenk vergelten, aber mit ihm vielleicht, vor Dir, sein Herz rechtfertigen. Und doch sagte mehr, als diese Zeilen, seine Thräne, welche auf Deinen Bürgerbrief, im schönen Augenblick der ersten Ueberraschung fiel.

Nimm, Du liebende und wiedergeliebte Mutter, die Gabe des Sohns. Verschmähe sie nicht, so geringfügig sie immerhin sey; ist sie doch Geistesbild Eines Deiner Kinder. Ich selber hatte es den eignen Kindern und Enkeln, als letztes Vermächtniß, bestimmt. Und wenn Dir darin mancher Zug des Menschen mißfallen könnte, mit dem das Schicksal spielte, wie auch er zuweilen mit ihm zu spielen glaubte; oder mancher Fehlgang in seinem vermeynten Wissen und Glauben, — übe Nachsicht einer Mutter! Er gab sich dar, wie er war und ist. Ueberzeugungen liegen außer dem Machtkreis aller Willkür. Die Ueberzeugungen des Mannes aber sind noch die des Greises geblieben.

In ihnen werd' ich einst freudig sterben; und werd' ich freudig gehn, wohin irgend im herrlichen Vaterhause mich unser göttlicher Vater rufen wird. Sie sind es noch, welche ich, in volksthümlicherer Sprache, einst schon, mit den „Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums", Leidenden zum Trost, Irrenden zum Wiederfinden eines Wegs, hadernden Kirchen zur Versöhnung unter einander, und Allen zur Erstärkung durch das Jesuswort, mitzutheilen gedachte.

Mir selber ein Lebensfest zu verschönern, hab' ich diese Zeilen während der Feier eines Tages geschrieben, an welchem ich vor zweiundsiebenzig Jahren, o meine Vaterstadt, inner

Deinen Mauern geboren ward, die ich seit einem halben Jahrhundert nicht wieder sah, kaum wieder erblicken werde. Vermöchte aber mein Flehn zu Dem, der da gibt, ehe wir bitten, und Besseres gibt, als wir bitten, Segen über Dich zu erflehn: so würdest Du Dich, mit Deinen Kindern, durch eine Reihe von Jahrhunderten noch, des höchsten Segens freun, der aus der Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen erspriesst.

Aarau, 22. März 1842.

Heinrich Zschokke.

Kindheit.

Der Waisen ewiger Allvater, Du,
Ach, ganz verwaist' steh' ich jetzt in der Welt!

Heinr. v. Ampringen.

von Langsdorf in seinen Bemerkungen auf einer Reise um die Welt mit Krusenstern in den Jahren 1803 bis 1807, „alle haben sie einen Ueberfluß von Vieh und andern Nahrungsmitteln verschiedener Art, und die Mönche behandeln im Allgemeinen die Neubekehrten mit solcher Nachsicht, Güte, väterlicher Sorgfalt, daß Friede, Einigkeit und Gehorsam die nothwendigen Folgen ihres Verfahrens sind. Der Ungehorsam wird gewöhnlich körperlich bestraft, und das Kriegsvolk in den Festungen oder Präsidien nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten, besonders bei Christenwerbungen, zur Unterhaltung der Briefposten, und aus Vorsicht zum Schutz von Ueberfällen gebraucht. Nach der Versicherung glaubwürdiger Personen muß der spanische Hof jährlich noch eine Million Piaster für die Besoldung der Soldaten und Geistlichen in beiden Kalifornien geben, und hat hat hievon zwar keinen Nutzen, aber doch das Verdienst der Ausbreitung der christlichen Religion in diesen Ländern."

Wie mangelhaft immerhin auch die religiösen Begriffe der Neubekehrten anfangs sein mußten, verdienen doch die Mühen der Jesuiten und ihrer Nachfolger dankbare Anerkennung der Welt. Wenigstens wurden die Nomaden durch sie zuerst an bleibende Stätten, an Ackerbau, Viehzucht und nutzliche Gewerbe gewöhnt; und was in dieser

1.

Vorwort.

Es saß schon mancher Maler in müßiger Stunde vor seinem Spiegel und zeichnete sich selbst. Warum sollt' ich's nicht auch? Die Arbeit hat mich zuweilen gelangweilt, aber auch ergötzt, so lange sie währte, und sich damit belohnt. Ob Andre das Bild beschaun mögen, kann mir sehr gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich wird es als Kind selbstgefälliger Eitelkeit gelten. Ich verliere darüber kein Wort. Man weiß, wie ungläubig die Welt gegen bescheidne Verwahrungen eines Schriftstellers ist. Die, denen ich zunächst das Bild meines innern Lebens, d. i. meine „Welt- und Gottanschauung", bestimmt habe, werden es mit so liebender Seele betrachten, ich weiß es, wie ich's mit liebender Seele für sie entworfen habe.

Ich schreibe dies Vorwort an meinem siebenzigsten Geburtstage.*) Immer pflegt' ich meine Geburtstage gern mit einer löblichen, wenigstens nicht alltäglichen That zu bezeichnen, die am Lebenswege, wie ein Denkstein, stehn sollte. Es ist auch an der Zeit, einen Rechnungsabschluß über das Ergebniß meines Träumens, Zweifelns, Forschens und Handelns zu machen. Die Stunde mahnt; schon fallen Schneeflocken in die bunte Frucht- und Blumenwelt meines Herbstes.

Vor mehr denn einem halben Jahrhundert, als ich aus den Morgennebeln der Kindheit hervortrat, und deutlicher um mich her Himmel, Erde, Weg und Umgegend erkannte, staunte ich das Alles mit großen Augen an, und fragte: von wannen komm' ich? wohin soll ich? Und wozu das Schauspiel um mich her? Das ganze Weltall, mit seinen Heiligthümern und Sündenthümern, ward mir dabei zum finstern Räthsel; ich mir selbst zum Fremdling und Geheimniß. Ich nahm an Jahren, nicht an Weisheit zu. Das Räthsel ward nur räthselhafter. Ich warf mich in große Zerstreuungen, mich selber darin zu vergessen. Aber im Schauspiel, wie im Schlachtgewühl, im

*) Am 22. März 1840.

Arm der Liebe, wie im Sessel des Rathsaales klangen jene Fragen unaufhörlich fort. Wohl hört' ich Stimmen der alten Jahrtausende, und Stimmen der ewigen Natur, die mir eine Antwort zu murmeln schienen. Erst spät verstand ich sie.

Es wandeln noch Tausende, irre an sich und Allem, mir ist's nicht unbekannt, umher, welche jene Fragen, wie ich einst, in die stumme Nacht ihres Lebenslabyrinthes hineinrufen. Vielleicht ist ihnen die Antwort willkommen, die meinem Geiste geworden. Ihnen weih' ich, die „Welt- und Gottanschauung", in der sich das Räthsel des Daseyns lichtvoll vor mir auflöste. — Aber nicht ihnen nur. — Der greise Vater möchte sich auch seinen Kindern und Enkeln treu und offen bis in sein Innerstes zeigen. Warum sollten sie den Vater und Freund nicht gern in seinem Geheimsten durchschaun, ihn, den Geist; ihn, den sie doch nur seiner äußerlichen Hülle und seinem häuslichen Leben nach kannten? — Vielleicht wacht auch in ihnen jene Frage auf; vielleicht bringt ihnen des Vaters Antwort jene Gemüthsruhe, in der sie ihn, im Sonnenschein und Sturm des Schicksals, heiter wandeln sahn.

Um aber die Antwort wohl zu verstehn, muß man den Antworter kennen. Darum send' ich eine Art Naturgeschichte seines Gemüthes, eine Entwickelungsgeschichte seines Geistes und der wechselnden Ansicht dessen voran, was ihm der Strom der Jahre zuführte oder hinwegflutete. Das Wichtigste zwischen Himmel und Erde bleibt für den Menschen dennoch immer der Mensch; und das Wichtigste von ihm wahrhaftig nicht, was er hat, sondern ist; nicht sein äußeres, sondern sein inneres Leben. Beides läßt sich nicht wohl trennen in der Darstellung; denn Eines ist Erklärer und Beweisführer des Andern.

Sehr wahrscheinlich, daß diese Selbstschau und die vorangehende Einleitung, „der Mensch und das Schicksal" von unsern gewöhnlichen Schulweisen, Gottesgelahrten und Staatsmeistern, als irrthümlich, gottlos und staatsgefährlich, ein Verdammungsurtheil erntet. Nun denn, Lorbeern oder Disteln! die meisten fallen ja nur auf das Grab des Malers! Und wenn auch noch einige auf sein Haupt im Leben: was schadet's? Obgleich er kein Außerordentlicher oder Berühmter war, und nie zu werden wünschte, ist er dennoch längst des verketzernden Hasses, wie der nachsichtsvollen, unverdienten Liebe von Zeitgenossen gewohnt. Eins mit Gott und sich, läßt er getrost mensch-

liches Urtheil über sich ergehn. Jeder richtet, indem er den Andern richtet, nur sich selbst im Andern.

Ich habe keine Ursache zur Reue, zur Klage, oder zum Fluch über meine Vergangenheit; wohl etwa doch zur Scham über manche Verirrung. Sollt' ich mich aber schämen, Mensch gewesen zu seyn? Glücklicher als Salomon in seinem Harem zu Jerusalem, und als Napoleon im Exil auf St. Helena, groll' ich weder mit dem Schicksal, wie diese „Gesalbten des Herrn", noch über die Eitelkeit der Dinge unterm Monde. Der Schmerz der beiden Unzufriednen war Schmerz um verlorne und geliebte Abgötter, welche ihnen ihre eigne Leidenschaft, aus Thon und Sand, geformt hatte.

2.

Ein verwaisetes Kind.

Das erste Denken des Kindes ist ein leises Spinnen der Fantasie im Dämmerlicht des Bewußtseins; ein gedächtnißloses Träumen im Wachen. Die Welt gaukelt unklar an den Augen vorüber; und was sie zeigt, ist vergessen, sobald sie es wegnimmt. Der Mensch ist noch thierähnlich; der Geist hat sich noch nicht mit seinen irdischen Werkzeugen vertraut gemacht; das weiche Lebensgewebe des Leibes ist noch zu zart, als daß es ihm schon zum freiern Gebrauch dienen könnte. So gehn die ersten Jahre des Kindes vorüber. Der eben vorhandne Augenblick ist ihm ein Lebensganzes.

Die deutlichste unter den ersten Erinnerungen stammt aus der Zeit, da ich ein Alter von vier Jahren hatte, und der Komet von 1774 viele gute Bürger meiner Geburtsstadt Magdeburg in Schrecken setzte. Man sprach in frommer Angst von der am Himmel ausgestreckten Zornruthe Gottes. Selbst mein Vater, der König meines damaligen Weltalls, war wohl nicht frei von Beklommenheit. Eines Abends trat er, von meinen drei Schwestern begleitet, sehr ernst hinaus auf die Gasse, den ungewöhnlichen Stern zu schauen, und ließ mich im Zimmer beim bleichen Lampenschein allein. Ich bebte vor Entsetzen, zog grausend die kleinen Füße an mich auf den breiten, ledernen Lehnstuhl, und wagte kaum zu athmen. Denn ich stellte mir draußen die strahlende Zornruthe, hingestreckt durch die Nacht über eine schaudernde

Welt, vor, und wie von der Welt dahin tausend leichenblasse Menschengesichter schweigend emporstarrten.

Eine Mutter hatt' ich schon damals nicht mehr. Sie war sieben Wochen, nachdem sie mir das Leben gegeben, gestorben.*) Sie soll schön gewesen seyn, noch sterbend mich in ihren Arm geschlossen und mit Heftigkeit gesagt haben: „Armer Junge, warum bist du nicht ein Kirschkern, den ich hinabschlingen und mit mir ins Grab nehmen könnte!" — Der Vater führte das Leben eines wohlbemittelten Bürgers, ein Tuchmacher seines Handwerks. Endlich Oberältester, oder dergleichen, seiner Innung, hatte er, während des siebenjährigen Krieges, durch bedeutende Tuchlieferungen für die preußische Armee, ansehnliches Vermögen, und, durch altdeutschen Biedersinn, das Wohlwollen und die Achtung seiner Mitbürger erworben. Ich, als Jüngstgeborner, ward, wie gewöhnlich jeder Spätling, sein Schooskind. Schulbildung mochte er wenige, oder schlechte, empfangen haben. Denn seinen eigenen Namen sogar schrieb er auf die verschiedenste Weise. Mich hielt er vom sechsten Jahre an, fleißig zur Schule, doch unbekümmert, ob ich lerne oder nicht. Sonntags mußt' ich ihn regelmäßig zur Andacht in die St. Katharinenkirche begleiten. Aber Schule und Kirche blieben dem einfältigen Büchen Plage- und Zwanganstalten, welche allenfalls den Nutzen brachten, es frühzeitig in Geduld zu üben. Auch mußt' ich Morgens, Mittags und Abends Gebete hersagen, von denen ich nichts verstand. Ich hörte auch von Gott und seinen Engeln reden. Die geflügelten Engel gefielen mir besonders; gern wär' ich deren einer, oder auch nur ein Vogel, geworden. Am meisten aber beschäftigte meine Aufmerksamkeit der rauhhaarige Teufel, mit Lahmfuß, Pferdehuf und langem Schwanz. Diese theologische Person stand bei mir in höherm Ansehn, als Gott selbst, und ich hatte es darin, wie die fromme Christenmenge noch im XIX. Jahrhundert; oder wie die Natchez-Indianer, die in ihren Urwäldern selten zum großen Geist beten, weil er nur Gutes verrichten kann; aber desto öfter dem bösen Geist das beste Stück Wild, oder den Haarbüschel zwischen den Hörnern des Bison zum Opfer bringen, um vor Gefahr sicher zu seyn.

Der zärtliche Vater strafte wirkliche Unarten seines Lieblings selten;

*) Am 4. Mai 1771, vierundvierzig Jahre alt.

überließ die Erziehung des Wildfangs vertrauensvoll dem Zufall, und so ward dieser ein lebenslustiger Springinsfeld, oder besser gesagt, ein Gassenjunge der Stadt, im strengsten Sinn des Worts. Denn das Feld lag zu weit hinter den vielen Schanzen und Festungswällen der Stadt; für das Bübchen ein unbekanntes Land. Daß sich übrigens der kleine Freigelassene, ohne Hülfe eines Turnmeisters, eifrig gymnastischer Künste befliß; an senkrechten Balken, an Nuß- und Birnbäumen des väterlichen Gartens emporkletterte, und, in Gesellschaft der Katzen, auf Dächern der Hintergebäude umherkroch; oder als Feldherr von 20 bis 30 kleinen Altersgenossen, denen er hölzerne Säbel lieferte, gegen ein ähnliches Heer Kriege führte, in denen bald Köpfe, bald Fensterscheiben friedlicher Bewohner der Dreiengels- und Schrotdorfer-Gasse am meisten zu fürchten hatten, wie immer im Kriege die daran unschuldigen Völker, — das bedarf keiner Erwähnung, als etwa Gesundheit, Kraftfülle und Regsamkeit des jungen Weltbürgers zu beurkunden.

Doch die Tage kindischen Jubels waren von kurzer Dauer. Die Todesnacht des guten Vaters (er starb *) an der Auszehrung) ward mir die erste Schreckensnacht; sein Leichnam der erste Todte, den ich sah. Nie vorher hatt' ich eine Nacht durchwacht; ich fürchtete, sie werde von da an ewig herrschen und das Licht der Sonne mit dem Leben meines Vaters erlöschen. Ich weinte untröstlich, aber mehr aus Angst, denn aus Schmerz oder Liebe um den Verstorbnen. Die Sonne kehrte wieder. Die Feierlichkeiten des Begräbnisses unter Chorgesängen und Geläute sämmtlicher Glocken der Katharinenkirche, daneben neue Trauerkleider und großes Leichengepränge, zerstreuten die Betrübniß des achtjährigen Knaben bald.

Ich ward meinem Bruder Andreas zur Erziehung anvertraut, der selbst schon einen Sohn meines Alters hatte. Nun fühlte ich mich wieder so guter Dinge, wie zuvor. Doch, als die veränderten Umgebungen den Reiz der Neuheit verloren hatten, wandelte mich zuweilen eine Art unwilliger Verwunderung über Ereignisse an, die mich, ohne mein Verlangen, den gewohnten väterlichen Liebkosungen, den ehemaligen Spielgefährten, den alten Tummelplätzen entrissen, und in ganz fremde Verhältnisse, in eine ganz andere Stadtgegend, hinein-

*) Er war am 20. Oktober 1722 geboren, und starb am 18. August 1779.

geworfen hatten. Ich grübelte nach, wer denn Gewalt habe, meinen Vater sterben, und mich, wie eine Puppe, ohne Widerrede da- und dorthin schleudern zu lassen. Es ärgerte mich, daß sich's nicht ändern ließ. Man mag dem achtjährigen Burschen den seltsamen Mißmuth verzeihen, welcher auch dann und wann schon ältere Leute in Versuchung geführt hat, mit dem Ernst des Schicksals zu hadern; oder der sogar Philosophen die Freiheit des menschlichen Willens verdächtig gemacht hat.

Bruder **Andreas**, ein Mann von stattlichem Aeußern, von nicht gemeinen Talenten, die er durch Lesung guter Schriften gebildet hatte, betrieb, wie der Vater, Gewerb und Handel mit Wollentüchern; strebte auch wohl gern über seinen Stand hinaus. Neigung zum Glänzen verlockte ihn wenigstens oft weiter, als seinem Vermögen angemessen seyn möchte. Mich wollte er, wie Alles in seinem Bereich, in einen höhern Bildungskreis emporziehn; um so mehr, da der Vater mich, als den Jüngsten, wie man mir sagte, einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt hatte. So sollt' ich nun den alten Menschen ganz ausziehn und ein neuer werden, zierlich und manierlich. Schneider und Haarkräusler machten sich sogleich bei mir ans Werk.

Leider schlug Alles übel bei mir an. Ward das Herumjagen auf den Gassen ungeziemend gebeißen, so trieb ich der Eulenspiegeleien desto mehr im Hause; oder, wenn dies nicht galt, saß ich, gleich einem Gefangnen, stundenlang träumerisch vor einem Buche, worin ich nicht las, und spazierte frei in der Einbildung auf Marktplätzen und Straßen der alten Stadt Magdeburg, selbst in den Vorstädten umher; oder beobachtete aufmerksam das gesellige Leben der Enten und Hühner, die Schliche der Katzen, die Irrfahrten einer Stubenfliege. Unsäglichen Verdruß machten mir besonders die schönen neuen Kleider; denn wie ich's auch anstellen mochte, blieben sie selten einen Tag vor Rissen und Schmutzflecken geborgen. Um Sinn für das Edle und Schöne in mir anzufachen, las und erklärte mir Bruder Andreas sehr begeistert **Kleist's** Frühling. Ich aber, der noch keinen Frühling jenseits der Festungswerke gesehn hatte, fand das gerühmte Dichterwerk so vornehm-fade, wie das Putzzimmer des Hauses mit gebohntem Fußboden und vergoldeten Leisten des Wandgetäfels.

Je länger man an mir striegelte und biegelte, mich ein wenig liebenswürdiger zu machen, um so verhaßter ward mir die angerühmte

seine Lebensart. Ich begriff von dem, was Andre bewunderten, weder Werth noch Zweck. Seidenrock und Zwillichkittel, Bauernhaus und Palast, schienen mir so ziemlich gleiche Dienste zu leisten; und Stallknecht und Prinz, Einer so viel, als der Andre zu seyn, trotz Allem, was der Schneider aus beiden gemacht hatte. Nachdem kein Mittel half, mich von den angebornen Uebeln eines rousseauschen Naturmenschen zu heilen, versuchte es Bruder Andreas noch mit dem Zauber der Tonkunst. Er selbst blies die Flöte gut. Ich horchte ihm immer mit Begier und Entzücken zu. Die geheimnißvolle Gewalt der Töne berauschte mich jedesmal bis zur vollen Selbstvergessung. Auch nicht leicht verfehlte ich einen Tag, der Wachtparade nachzulaufen, um die Märsche der Hoboisten zu hören. Ich wußte sie bald auswendig. Tönte mir von einem Hause her Musik, oder auf den Straßen eine neue Melodie der wandernden Chorschüler, stand ich festgewurzelt. Unbekümmert um die Gaffer, weinte ich mich satt, ohne zu wissen warum? und schwamm ich in Seligkeit und Thränen. Mir ward also ein Klavier angeschafft und ein Lehrer dazu. Aber ich verstand meinen Orpheus nicht. All seine Anstrengung war umsonst, mir Notenwerth, Takt und Pause begreiflich zu machen. Ich meynte, dazu müsse ich die Taschenuhr aufs Klavier legen und beständig nachschaun. Er gab die Hoffnung auf, mir seine Kunst beibringen zu können. Ich eben so, wie er. Ich verwünschte das Klavierspielen; keine Macht konnte mich bewegen, es fortzusetzen.

Noch schlimmer erging's mir in der Schule. Mein Bruder hatte mich in die des Klosters Unsrer lieben Frauen gethan, welche damals, unter Leitung des bekannten Pädagogen und Propstes Rötger, großen Ruf hatte. Ich ward in die unterste der Klassen gesetzt. Allein mir Unglücklichen, dem noch die dürftigsten Verkenntnisse fehlten, blieb aller Unterricht dunkel. Ich faß da, von langer Weile geplagt. Mich ihrer zu entschlagen, überließ ich mich dem sanften Zuge angenehmer Träumereien; zeichnete ungeschlachte Riesen und Ungeheuer aufs Papier; sah in den geometrischen Figuren, welche uns der Lehrer auf die schwarze Wandtafel abbildete, Irrgärten, Thürme und fantastische Bergen. Für kleine Gegengefälligkeiten ließ ich mir von einem Mitschüler die Schulaufgaben lösen, um Strafen und Vorwürfen zu entgehn. Man übersetzte uns Schummels mille et une nuit. Ich, der noch nicht französisch lesen konnte, lernte, mit kräftigem Gedächt-

niß, ganze Seiten franzöſiſch auswendig, die ich mir deutſch geſchrieben hatte, und die Ueberſetzung dazu. Während ich den Lehrer täuſchte, zog mich das Wunderleben von Tauſend und einer Nacht in eine fremde Welt hinein. Ich hielt alles für gediegene Wahrheit, was ich davon lernte. Denn wozu hätte man ſich die Mühe geben ſollen, ein dickes Buch voller Lügen ſchwarz auf weiß zu drucken? Die Zaubereien und geheimnißvollen Weſen und Kräfte beſchäftigten meine Fantaſie bald ausſchließlich, Tag und Nacht. Ich ſehnte mich nach keinem höhern Glück, als, durch irgend einen Zufall, Herr und Meiſter eines gefälligen Dämons zu werden. Ich verſuchte auch ganz ernſtlich, und auf mancherlei Art und an allerlei Dingen, mir einen dienſtbaren Geiſt zu verſchaffen, ſo gut, wie es dem Aladdin, vermöge ſeiner alten Lampe, gelungen war.

Aber, wehe! der eifrige Zauberlehrling brachte es endlich in der geheimen Kunſt nicht weiter, als daß er zufällig, bei einer öffentlichen Schulprüfung, den Propſt Rötger und geſammte Lehrerſchaft, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, über vermeynte Fortſchritte in Kenntniſſen völlig entzauberte. Ich hatte in Jahr und Tag nichts gelernt; und ward, wie billig, um der berühmten Schulanſtalt kein Vorwurf zu werden, wegen Mangel an Geiſtesfähigkeit, aus ihr verwieſen. Man denke ſich den armen Bruder Andreas! Er war vor Schrecken, Scham und Zorn außer ſich; ich hinwieder, wegen des unerwarteten Lärmens, in ſolcher Angſt, daß ich auf dem Sprung ſtand, in die weite Welt hinauszulaufen. Man hielt mich zurück. Die Schweſtern warfen alle Schuld auf Bruder Andreas. Die Aelteſte der Schweſtern nahm mich zu ſich, und ſchickte mich, mit ihrem Sohn Gottlieb, der ein Paar Jahre älter, als ich, war, in die niedrigſte Klaſſe der „reformirten Schule“. Ich ſollte da allenfalls ſoviel lernen, als nöthig, um Krämer oder Handwerker zu werden.

3.

Des Knaben Erwachen in ſich.

Die Veränderung der Dinge war mir ganz recht; nur nicht, daß man abermals über meine Perſon, wie über eine herrnloſe Sache, verfügte. Es kam mir faſt vor, als gehör' ich mir ſelber nicht an.

und wäre unterm Monde also ein unnützes Wesen. Das verdroß mich; doch wagt' ich keinen Widerstand; ließ der Sache ihren Lauf; und um so lieber, weil ich wieder mehr Freiheit genoß, als im Hause des Bruders, und man sich wenig um mich bekümmerte. Auch in der Schule gefiel's mir besser, und besonders des Lehrers wegen.

Dieser, ein alter ehrwürdiger Kantor, hieß Capsius *). In seinem weiten blaugeblümten Schlafrock, vom Puder der lockenreichen Perrücke oberhalb weißbeschneit, hatte er für mich eine Majestät des Aeußern, wie kein andrer Sterblicher. Zu den nützlichen Lehrmitteln für 50 bis 60 unruhige Buben meines Alters, gehörten, auf dem kleinen Tische neben ihm, drei Stöcke von ungleicher Länge und Dicke; ferner ein ringförmig zusammengerolltes, glänzend-glattes Seil. Letzteres wußte der Meister so geschickt, als Schlinge, von seinem Sitz in die Weite hinauszuschleudern, daß sich jedesmal der Kopf eines von uns jungen Sündern unvermuthet darin gefangen fand. Dann mußte der Delinquent, unter Hurrah und Jubel der Menge, dem magnetischen Zuge in gerader Linie über Tisch und Bänke folgen, um ein richterliches Urtheil an sich vollstrecken zu lassen. Demungeachtet war der alte Herr ein ächter Schulmann, der sich auf Weise und Art des kindlichen Gemüths vollkommen verstand. Die fröhliche Bubenschaar hatte ihn lieb und gehorchte ihm mit Lust.

Einer allein von allen Schülern, der bei ihm die Anfangsgründe des Lateinischen trieb, schien eben deshalb sein Liebling zu seyn. Denn gab es auf den Straßen etwas zu gaffen, Seiltänzer, Soldaten, die durch die Spießruthen liefen, Bären und Affen, ward ihm allein das Glück, die Schulstube verlassen zu dürfen, sobald er mit einer auswendig gelernten, lateinischen Phrase um Erlaubniß bat. Ich, nur noch Katechismusschüler, konnte der mächtigen Lockung unmöglich widerstehn, und wollte die Beschwörungsformel ebenfalls lernen. Der kleine Inhaber derselben stellte mir vergebens die Länge und Schwierigkeit des Wegs vor, durch den Wald aller Deklinationen, Adjektiven, Pronomen und Konjugationen. Ich durchzog aber, von ihm geführt, beharrlich die dürren Steppen von Mensa bis Audio; eroberte wirklich das Zauberwort und brachte es endlich, zwar nicht ohne Furcht und Zittern, bei erster Gelegenheit an Mann. Vater Capsius, ob

*) Er starb 1782.

meiner plötzlichen Gelahrtheit erstaunt, prüfte mich anfangs zweifelnd; lobte mich dann; verkündete, aus mir werde etwas werden; und proklamirte mich feierlich, als seinen zweiten Lateiner mit allen und jeden einem solchen gebührenden Privilegien.

Während ich so unvermerkt mit Eutrop und Phädrus in Bekanntschaft gerieth, ward meine Wißbegier noch auf andre Weise, von einem andern Meister, angeregt. Es wohnte nämlich im Hause meiner Schwester ein alter Arbeiter, oder Taglöhner, Namens Krapp; ein breitschultriger, starker Mann, mit narbigem, verwittertem Matrosengesicht unter grauer Pelzmütze. Gewöhnlich an Sommerabenden saß ich mit meinen beiden Neffen, Gottlieb Lemme und Heinrich Faucher, im Hofe des Hauses beim Sternenschein, voll unermüdlicher Aufmerksamkeit zu seinen Füßen. Denn er erzählte uns dann, bald von eignen Seefahrten, bald von den noch wunderbarern des Robinson Crusoe, den Abenteuern des Robert Pierrot, oder den Geschichten der Insel Felsenburg. Er wußte das Alles mit mancherlei Nebenbemerkungen, Lehren und nützlichen Winken zu würzen, die für mich nicht ohne Frucht blieben. Ich klagte, wie über ein öffentliches Unglück, als sein Vorrath erschöpft war. Nun konnt' ich nicht anders, ich trieb, als Ersatz dafür, Robinsonaden, Entdeckungsreisen, Seefahrergeschichten, aus Leihbibliotheken zusammen; las und las sie wieder, und beschloß kurz und gut, ebenfalls an einer schönen Südsee-Insel einmal Schiffbruch zu leiden, aber mich doch dazu vorher besser, als Robinsen, einzurichten. Darum verdoppelte ich den Fleiß in der Schule; und begann verläßig, bis ich segelfertig seyn würde, ein Tagebuch, welches nach wenigen Jahren, wie ich hoffte, an unglaublichen Begebenheiten überreich werden sollte. Dies Tagebuch, vom zwölfjährigen Knaben angefangen, setzte nachmals der Jüngling und Mann, freilich in andrer Absicht und Bedeutung, ununterbrochen fort. Es führte mich zu genauerer Selbstbeobachtung, und dient mir nun zum Leitfaden für diese Selbstschau.

Minder wohlthuend war mir der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes. Man hielt mich aber eifrig dazu, während mir unerklärlich war, wozu dem „lieben Gott" das lange Stillsitzen, Singen und Predigthören dienen könne, da es doch uns Andern nur Langeweile machte. Ich trieb's übrigens in der Kirche, wie jeder meines Alters; flatterte mit den Gedanken in meinen Robinsonaden umher; betrachtete

Rücksicht geschah, ward nicht ohne die schwersten Opfer und Lebensgefahren errungen. Zur Veredlung unsers Geschlecht ist auch dort der Weg genommen, ein Schritt zurückgelegt.

Inzwischen war hier, wie in den meisten Sendanstalten der Mönchsorden, die Bekehrung nichts, als im eigentlichen Sinne des Wortes bloße **Gewöhnung**, nicht **Ueberzeugung**. Die Boten des Heils erscheinen von Soldaten begleitet; entstehen Feindseligkeiten, spielen jene die Rollen der Versöhner, um sich den Wilden so beliebt, als die Krieger ihnen schrecklich zu machen. Sie suchen erst einzelne Wilde durch Freundlichkeit und Geschenke von Messern, Beilen, Spiegeln, Glasperlen u. s. w. zu gewinnen: dann mehrere. Sie nöthigen sie, Hütten in der Nähe des Sendorts aufzuschlagen; schmücken dieselben; geben Kleidungen; lehren sie Ackerbau, Unschlittbereitung, Wollweberei, Bretterſägen, Schlosser-, Schmiede- und Schreinerarbeit und Geschäfte aller Art; ertheilen Unterricht in der spanischen oder französischen Sprache, im Kreuzmachen, Knien, Beten des Rosenkranzes, und geben Taufe und christliche Namen, sobald sie den Wilden die Glaubenssätze vom Geheimniß der Dreieinigkeit, von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, von Hölle und Fegfeuer, von der Macht der Jungfrau Ma-

mir sehr andächtig des Pfarrers Geberdenspiel, den wechselnden Faltenwurf seines Kanzelrocks; lauschte dem Verhallen seiner Stimme in den Kirchgewölben nach; ergötzte mich an der Noth der Schlafenden, ihr anständiges Gleichgewicht zu behalten; oder, wenn der Prediger einmal den Namen Jesu sprach, an der ehrerbietigen Verneigung der gesammten Gemeinde, die einem Aehrenfelde glich, über welches der Wind strich. Der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag seyn.

Neben dem aber lebt' ich doch um diese Zeit schon in einem ersten religiösen Umbersinnen, wenn ich ein wunderliches, verworrenes Durcheinanderzaukeln kindischer Einbildungen so bezeichnen darf. Allerdings wußt' ich Katechismus, Bibelstellen und Gebete in Prosa und Versen in Fülle herzusagen; aber nichts damit zu thun, als sie eben herzusagen. Sie lagen, wie todter Wörterkram, im Gedächtniß aufgespeichert. Hingegen setzte mich Manches um mich her in Verwunderung, was sonst Wenige rührt. Ich fragte mich und wohl auch Kameraden, warum und woher denn Alles so wäre, wie es wäre, und Alles ohne Zuthun und Willen der Leute in beständiger Regelmäßigkeit komme und gehe, wie Tag und Nacht, Schnee- und Blumenzeit, Kirchen- und Schulstunde, Leichenzug und Wachtparade? Zuweilen glaubt' ich, die Welt sey ungefähr wie ein Uhrwerk, dergleichen ich schon gesehn hatte, worin sich die Figuren bewegen müssen, ohne es zu wissen und zu wollen. Fragt' ich darüber bejahrtere Personen, bekam ich entweder ungnädige, oder unbefriedigende Antworten. „Der liebe Gott hat das von Ewigkeit einmal so eingerichtet, du Dummkopf!“ war der gewöhnliche Bescheid. Da dacht' ich eine geraume Zeit, die ganze Welt sey ein weites Marionettentheater, auf welchem sich Gott, zu seiner Unterhaltung, der Thiere und Menschen, statt der Puppen, bediene. Diese Vorstellung bildete sich zuletzt in die seltsame Grille aus: ich sey mit Gott allein in der Welt, und sein Kind; er wolle mich aber noch erziehn, eh' ich zu ihm in seinen Himmel komme. Darum habe er das wunderbare Theater für mich gebaut, auf welchem sich Menschen- und Thiergestalten nur bewegen, wann ich zu ihnen komme, und regellos sind, wenn ich sie nicht sehe. Indessen stelle Gott die Figuren in der Geschwindigkeit wieder anders, um mich damit zu überraschen.

Wenn ich dergleichen Geträume äußerte, hielt man mir lange Strafreden; nannte mich gottlos, oder verrückt; oder man brach in ein unbarmherziges Gelächter aus, was mich tiefer, als der bitterste Vorwurf, verwundete. Ich ward eingeschüchtert und schwieg; gab darum aber meine Ansichten nicht auf, weil ich keine andern hatte. Und wenn ich sie nach und nach wieder mit andern Hirngespinnsten wechselte, wußte niemand darum; auch bekümmerte sich niemand darum. Ich sagte nichts mehr davon.

Man hielt mich nun für einen Querkopf, mit dem wenig anzufangen sey; für einen ungezogenen Buben; nachläßig und unordentlich im Aeußern; zur unschicklichen Zeit lachlustig, am unrechten Ort weinerlich; bald zum eigenen Schaden mißtrauisch, bald bis zur Albernheit leichtgläubig; bald halsstarrig, bald willenlos nachgiebig. Die Leute mochten nicht ganz unrecht haben; aber ich blieb, der ich war, weil sich Keiner die Mühe gab, mich zu verstehn. Zu Allem, was man mir unerklärt ließ, erfand ich mir selber Erklärungen. Was daher Andern wichtig und ernst schien, war mir oft gleichgültig, oft lächerlich. Besonders widerten mich Höflichkeiten, eingelernte Komplimente, steife Zeremonien und Prunktreibereien an, wie arges Lügenwerk. Ich hatte aus dem täglichen Verkehr der Erwachsenen schon ihre gegenseitige Heuchelei und Zweizüngigkeit eingesehn. Das machte mich ungläubig an Menschenworte. Und weil man sich über meine treuherzige Offenherzigkeit nur zuviel belustigte, ward ich noch verschlossener.

Und doch fühlt' ich das Bedürfniß, mich irgend an ein freundliches Herz legen zu können. Ich suchte es umsonst unter meinen Altersgefährten. Sie kamen und gingen gleichgültig. Gottlieb war und blieb mein treuer Spielgenosse, aber füllte das Leere in meinem Herzen nicht aus; mehr ein kleines, fröhliches Mädchen der Nachbarschaft, Friedrike, die Tochter meines Vormundes, ein sehr schönes Kind. Aber nur selten, und nur in Sommertagen ward sie meine Gespielin; im langen Winter unsichtbar. Dann aber wurde sie mein Traum im Wachen und im Schlummer; dann in überirdischer Schönheit glänzend; ein Engel Gottes; mit mir weinend, mich tröstend, mir Blütenfrühlinge jenseits des Grabes zeigend. Und sah ich sie endlich in der Wirklichkeit wieder, starben plötzlich all' jene heiligen Gefühle in mir ab, wie Frühblumen unter kaltem Hauch des Spätfrostes. Ich erblickte keine Heilige mehr im Schimmer ihrer Verklärung, nur ein

kleines, artiges Mädchen in seiner ganzen Gewöhnlichkeit. Ich hätte weinen mögen vor Verdruß und mein Wahnsinn war verflogen, und doch süßer gewesen, als die Wahrheit.

Von Allen gleichgültig behandelt, oder auf die Seite geschoben, mußt' ich mich wohl an meine Verlassenheit gewöhnen und meinen besten Genuß in Spielen der gefälligen Einbildungskraft suchen. Es ward mir in diesen Zuständen nun erst deutlich, daß ich ein verwaiseter Knabe sey, den man bloß aus den Zinsen des ererbten väterlichen Vermögens unterhalte; übrigens ein sehr entbehrliches Geschöpf für die Welt. Das machte mir die Welt fremd, und mich ihr. Ich stand allein. Doch eben das Bewußtseyn der Ausgeschiedenheit vom Glück der Andern reizte meinen Schmerz und die Sehnsucht nur tiefer auf, einer einzigen Seele ganz angehören zu können. Wenn auch ohne Eifersucht, doch nicht ohne geheime Betrübniß, war ich Zuschauer, wenn der und dieser meiner Gespielen von einem Vater belobt, von einer Mutter umarmt und geküßt wurde. Mich zog niemand an seine Brust; meine Thränen trocknete keine liebende Hand; und für mich behielt jeder Tadel, den andern Kindern das Wohlwollen der Eltern versüßte, ungemilderte Herbigkeit. Nun ward mir der Tod meines Vaters erst zum unendlichen Verlust. Ich rief mir alle Erinnerungen an seine geringfügigsten Handlungen, an seine Worte und Liebkosungen zurück. Ich sehnte mich, sterben und bei ihm seyn zu können. Ich verließ oft Nachts das Bett und flehte weinend auf den Knieen, er solle mir, wenigstens nur einmal noch, wieder erscheinen. Dann harrt' ich und schaut' ich umher nach seinem Geist, und kehrte trostlos auf mein Lager zurück, indem ich schluchzend ihm den zärtlichen Vorwurf machte: „Auch du, mein Herzensvater, auch du hast mich nicht mehr lieb!“

Was ich empfand, wagt ich niemandem zu vertrauen; aber es trieb mich, dem gepreßten Herzen irgendwie Luft zu machen. Ich hielt Unterredungen mit Gott, und auf meine Bitten antwortete ich, in seinem Namen, selber. Am liebsten schrieb ich meine Klagen an den Geist des Vaters nieder, und meynte, er stehe dann unsichtbar neben mir. So entsprangen die ersten poetischen Versuche, weil mich dünkte, ich müsse zu himmlischen Wesen in edlerer Sprache reden. Meine Verse bildete ich denen in Kirchenliedern, oder in „Brokes irdischem Vergnügen in Gott“ nach. Was in dem dreizehnjährigen Knaben

vorging, davon wehte Keinen seiner Verwandten die leiseste Ahnung an. Insgesammt wackere Kaufleute und Handwerker, ohne größere Bildung, als zu ihrem Gewerbe genügte, waren sie eben nicht geeignet, den unruhigen Geist des kleinen Schwärmers auf richtigern Weg zu leiten. Ihre Sorge wandten sie lieber den eignen Kindern zu. Selbst im Hause der Schwester und des Schwagers galt ich mehr wie Kostgänger und Dienstbursche, denn als Bruder. Man dachte hier zu kaufmännisch, um auch nur auf meinen Schulfleiß einigen Werth zu legen. Fehlte es zufällig an Papier für Geldrollen, nahm man ohne Bedenken Zuflucht zu meinen schriftlichen Arbeiten und Uebersetzungen. Ich mußte mich glücklich preisen, wenn man darunter nichts vom poetischen Briefwechsel mit dem Geiste meines Vaters entdeckte. Denn dem Funde solcher Herzensergüsse folgte gewöhnlich ein Sturm sämmtlicher Hausgenossenschaft gegen mich, und wochenlanges Nachgrollen.

Im Erdgeschoß eines Hintergebäudes befand sich mein Schlafkämmerlein. Wie kahl und ärmlich es auch bestellt war, ich schmückte es, als mein Studierzimmer, bunt genug aus. Da schwelgt' ich ungestört in Träumereien; las, malte, dichtete; athmete in schönern Welten, unter heiligern Gestalten. Nicht also war's im Winter: der Ofen fehlte; und allzu haushälterisch verfagte man mir, in der Dunkelheit der langen Abendzeiten, das Licht. Ich konnte mich nicht an das zerstreuende Geschwätz der Wohnstube gewöhnen; noch weniger mich der Lust überlassen, was ich sann und fühlte, hinzuschreiben. Mit dem Frost meines Kämmerchens hätt' ich mich wohl abgefunden; aber selbst, wenn ich schlafen ging, mußt' ich im Finstern gehn. Da gerieth ich auf einen Einfall, dem ich Beifall jauchzte, und der, durch seine Folgen, Epoche in meinem Leben machte. Ich verwandelte nämlich eine ausgehöhlte Rübe in eine Lampe. Wenn alles schlief, zündete ich sie an. Die Eisblumen an den Fenstern mußten die mangelnden Umhänge ersetzen. Aber der Winter wob sie nicht dicht genug. Meine nächtliche Arbeitsamkeit ward verrathen; meine sinnreiche Erfindung unbarmherzig vernichtet unter einem Zorngewitter des ganzen Hauses. Aber trotzig setzt ich allen Vorwürfen und Bedrohungen meine Vorwürfe und Drohungen entgegen, und andern Tags erfüllt' ich sie.

Kek begab ich mich des Morgens zu meinem Vormund, einem würdigen Glockengießer, der geduldig Klagen und Beschwerden an-

hörte; dann mich aber trocken abwies. Ich wiederholte ihm gelassen die Geschichte der unfreundlichen Behandlungen, die ich lange erduldet habe, und daß ich ein Recht habe, für mein Kostgeld bessere Pflege zu fordern. Er betrachtete mich eine Weile mit wunderlicher Verlegenheit; sprach kein Wort und ließ mich stehn. Ich begab mich sofort zum Präsidenten des Obervormundschaftsamtes, einem Bürgermeister, ich glaube Stichhahn hieß er. Der wackere Mann vernahm meine Leidensgeschichte; fragte um meine Schule, meine Arbeiten und Studien, mein Alter, — ich war im dreizehnten Jahre; — dann klopfte er mir freundlich auf die Achsel und sagte: „Geh, es soll besser werden.“ Nach wenigen Tagen ward ich aus dem Hause der Schwester zu einem betagten Lehrer der Altstädter Schule in Wohnung und Kost gegeben; und, nach dessen bald erfolgtem Tode, zu dem „Rector Emeritus“ derselben Schule, so wie auch aus dem bisherigen reformirten Gymnasium in das Gymnasium der Altstadt versetzt. Aladdin's Zauberlampe hätte mir damals keinen bessern Wunsch erfüllen können, als den mir das Unglück meiner Rübenlampe gewährt hatte.

Diese kleinlichen Ereignisse, welche freilich in meinem Tagebuche die größte Weltbegebenheit aufwogen, sind kaum der Erwähnung werth. Aber sie wirkten tief auf die ganze Richtung des Gemüths. Wie der harte Finger des Schicksals auf den zarten Keim eindrückte, so erwuchs, mit davon unverlornen Spuren, die junge, sich später ausgestaltende Pflanze.

4.

Fromme Schwärmerei und Unglaube.

Laut bestehender Uebung, war ich endlich alt genug geworden, in die Geheimnisse des christlichen Glaubens und zum ersten Genusse des Abendmahls eingeweiht zu werden. Ob ich auch reif genug dafür sei? ward nicht gefragt. Das Christenthum der zivilisirten Länder ist meistens nur Gedächtnißglaube und herkömmliche Sitte; und die heutigen Stellvertreter der Apostel in den Gemeinden trachten größtentheils zuerst nach Versorgung mit Amt und Brod, und nennen es, nach erlangter Pfarrstelle, göttlichen Ruf.

Man sandte mich zur vorbereitenden Unterweisung in die Lehrstunden

des Paſtors der Katharinenkirche, Namens Weiſe. Es war ein lieber, frommer, zum Pietismus geneigter Mann. Die Glut ſeiner Andacht im Gebet und die redneriſche Inbrunſt im Vortrage fand vielleicht kein entzündlicheres Gemüth unter den jugendlichen Zuhörern, als das meinige. Ich erkannte in den Schilderungen von Liebe und Leiden des Welterlöſers mein eignes unverſchuldetes Lieben und Leiden wieder; in ſeiner Verkanntheit und Verſteßenheit, die meinige. Die dazwiſchenlaufenden dogmatiſchen Begriffe von drei Perſonen in Gott, von Erbſünde, von Gnadenwahl, ließ ich in ihrer, für mich unentſtrickbaren Verworrenheit dahingeſtellt ſein; eben ſo die bildlichen Redensarten vom „Lämmlein Gottes", vom „Sich in die Wundenmahle Jeſu legen" u. dgl. m. in ihrem myſtiſchen Helldunkel. Mein ganzes Weſen brannte in wehmüthig-heiligen Gefühlen. Selten verließ ich das Pfarrhaus ohne wundgeweinte Augen; ohne Schmerzen der Reue über meine Vergehen. Jede kindiſche Eulenſpiegelei und Uebereilung trug jetzt die Geſtalt einer unverzeihbaren Sünde. In meinem Stübchen jammert' ich in wiederholten Gebeten auf den Knieen um Barmherzigkeit und Gnade, und legte unter heißen Thränen die Gelübde der Beſſerung ab. Chriſtus ward fortan mein Gedanke, mein Vorbild, meine Liebe, mein Leben.

Von nun an hörte die Kirche für mich auf, ein irdiſches Gebäude zu ſeyn; ſie ward zum Hauſe Gottes, zu meinem Vaterhauſe. Nicht umſonſt ragten ihre Thürme zum Himmel, über alle Wohnungen der Sterblichen hin; ſie wieſen und winkten mich zu dem empor, der ewig iſt. Der majeſtätiſche Sturm der Orgelklänge war Ruf aus höhern Welten, und in den wunderſchönen Melodien der alten Kirchenlieder antwortete die bewegte Menſchheit. Die alterthümlichen Kreuzgewölbe, Spitzbögen und Pfeiler, die ſich über meinem Haupt aufſchwangen, ſchienen von überirdiſcher Gewalt hervorgerufen, Hieroglyphen eines fremden, in Heiligkeit verklärten, Lebens zu ſeyn. Himmel und Erde zerfloſſen vor meinem innern Blick in allgegenwärtige Göttlichkeit; und was gelebt hatte und noch leben ſollte, alle Jahrtauſende lagen betend, weinend, jauchzend um den Thron des Allerhöchſten. — Zwar blieben mir die Predigten in ihrem Zuſammenhange wohl noch unklar; aber mir genügte Einzelnes, was ich auffaßte und feſthielt. Sie glichen mir einem großen Gaſtmahl, von welchem ſich jeder ſeinen Biſſen zur Seelenſättigung nehmen konnte.

Endlich nahte der große Tag des ersten Ganges zum „heiligen Tisch des Herrn.“ Ich fühle noch heut die scheue Furcht, mit der ich ihm entgegenzitterte. In tiefster Zerknirschung des Herzens wankt' ich zur Kirche. Ich würde gern an der Pforte des Tempels betend niedergesunken seyn. Der Gottesdienst ging vorüber; der Weg zum Altar begann. Aber der lange Zug der Menschen, der zu beobachtende Anstand, die Förmlichkeiten insgesammt, zerstreuten meine Andacht dermaßen, daß ich durch und durch nüchtern blieb, wo ich den höchsten Genuß von Seligkeit erwartet hatte. Ich glaubte die schwerste Sünde in demselben Augenblick begangen zu haben, in dem ich mich heiligen wollte, und flehte manchen Tag den Himmel um Verzeihung an.

Die jetzige Abgeschiedenheit von allen Verwandten, die gänzliche Freundlosigkeit, das einförmige Leben bei Büchern und in den Schulstuben, war vollkommen geeignet, einen vierzehnjährigen Knaben von leichtentflammbarer Einbildungskraft und reizbarem Gefühl in Trunkenheit frommer Schwärmerei zu bewahren. Einsam, von allen Seiten auf mich selbst zurückgedrängt, wählt' ich den „theuren Heiland“ zum alleinigen Herzensfreund. Auch nährte ich geraume Zeit die stille Glut der Empfindungen, ich möchte sagen, künstlich, mit Hülfe mystisch-religiöser Schriften. Allein, gegen mein Streben und Wollen, verblich nach und nach der Farbenglanz der Gebilde einer erregten Fantasie, die mit den Erscheinungen der Wirklichkeit zu wenig Verwandtschaft zeigten. Je mehr Schule, Bücherlesen und Ereignisse meine Ansichten und Kenntnisse erweiterten, um so lauter verlangte der zum selbstthätigen Denken erwachende Geist, anfangs zwar bescheiden, doch entschieden, sein Recht zurück.

Mein alter Rector Emeritus, Elias Kaspar Reichard, bei dem ich wohnte, bekannt als unermüdlicher Uebersetzer lateinischer, englischer und dänischer Werke, gestattete mir Zutritt in sein gelehrtes Sanctuarium. Dies war ein weites, halbdunkles, mit wohlgefüllten Büchergestellen umzogenes Zimmer. Hier saß inmitten desselben der hartbehörige Greis, vom Morgen bis zum Abend am langen, mit Folianten und Oktavbänden belasteten Tische, und ersetzte, durch Beschäftigung mit Gedanken verstorbener Männer, den Verlust des Verkehrs mit Lebenden. Er arbeitete eben damals an seiner Fortsetzung von „Hauber's bibliotheca magica zur Tilgung des Aberglaubens.“ Doch war der gute Herr, wie ich merkte, selber nicht ganz rein von

dem Uebel, dem er auf Tod und Leben seinen Krieg machte. Man stäubet nicht leicht etwas aus, ohne dabei selbst etwas staubig zu werden. Mich brauchte er zuweilen, als Handlanger, bei seinem gelehrten Werke; bald mußt' ich ihm einzelne Stellen übersetzen, bald den Fünftelsaft aus verjährten Schmäuchern ziehn. Ich that es gern. Dafür konnt' ich nach Herzenslust in den Schätzen seiner Bibliothek schwelgen. Mit wahrem Heißhunger las ich, ohne Wahl und Ordnung, was Zufall, oder Neugier, mir in die Hand führte; Dichter, Astronomen, Chroniken, Philosophen, Reisebeschreibungen, Kirchenhistorien u. s. w. Ich schrieb mir mehrere Bände Auszüge zusammen. Die Lebensart meines Rektors schien mir die wünschenswürdigste auf Erden. Ich wollte ein großer Gelehrter werden, wie er, und ein berühmter Mann in der Welt, auf den man sich noch nach Jahrhunderten berufen müsse. Nicht ohne stolze Behaglichkeit sah ich in Reichard's Werk Manches von meiner Arbeit wörtlich abgedruckt. Ich las das unzählige Mal; ich fand es vortrefflich; selbst die Buchstaben schienen mir, von meinen eignen Wörtern, schöner, als alle übrigen.

Aber diese Lesereien, einige Jahre lang fortgesetzt, oft halbe Nächte hindurch getrieben, verbunden mit den übrigen Schüler-Arbeiten, belohnten mich mit ganz andern Früchten, als ich erwartet hatte, und nicht mit den angenehmsten. Ich lebte mich nämlich, bei jedem anziehenden Buche, so tief in Ansicht, Art und Sprache des Verfassers hinein, daß ich gewöhnlich wochenlang nicht anders, als dieser denken, sprechen und schreiben konnte, und, ohne Selbstheit, nur immer das war, was das letzte Buch aus mir gemacht hatte; abwechselnd Mystiker und Freigeist, sogar Alchemist, Politiker, Poet in allen Gattungen der Dichtkunst. Ich bemerkte endlich mit wahrem Schrecken die Unselbstständigkeit meines Verstandes, der, wie ein todter Spiegel, nur fähig schien, das Vorgehaltene in sich aufzunehmen. — Und mehr und schlimmer noch: bei diesem Vielerleitreiben zerrann am Ende in der Masse sich widersprechender Lehren und Meynungen, all mein Wissen in ein Chaos von Ungewißheiten. Die Religion der Kindheit war verschwunden; keine tröstendere an ihrer Stelle. Ich fand, das Christenthum sey nur Glaube eines Theils der Erdbewohner, und selbst dieser Theil in Parteien und Sekten zersplittert, die sich feindselig gegen einander, als Inhaber der alleinseligmachenden Wahrheit, brüsteten.

Juden und Chriſten, Hindu's und Mahomedaner, bewieſen mir ſtolz die Göttlichkeit ihrer Lehre mit Wundern; läugneten ſich aber gegenſeitig deren Aechtheit geradezu ab. Ich verkannte zwar keineswegs den heiligen Zweck jedes Religionsſtifters; aber erblickte dieſen Zweck dann wieder verdunkelt von den Strahlen der Apotheoſe, mit welcher die Prieſterſchaften nachher ihre Gottoffenbarer umkleidet hatten.

Irre geworden an allem Ueberlieferten, meynte der ſechszehnjährige Primaner, ſich durch eigne Kraft zur Gewißheit in göttlichen Dingen aufſchwingen zu ſollen. Er philoſophirte alſo keck, in der Weiſe von Tauſenden vor ihm, nämlich mit der Fantaſie; und hatte, wie Tauſende vor ihm, des Icarus Loos, als er der Sonne zu nahe kam. Das Wachs der Fittige ſchmolz, und er ſtürzte in die Meeresflut des Zweifelns und Verzweifelns. Da ward mir Alles und ich mir ſelber dunkel, unheimlich und geheimnißvoll. Je länger ich in mir brütete, und verſuchte, den Knoten des Welträthſels zu löſen, um ſo ärger verwickelten ſich die Fäden unter meinen Fingern. Was die Menſchen um mich her Religion nannten, hatt' ich nicht mehr; denn was mein Gedächtniß davon in ſich ſchloß, wollte nirgends mit eignen Erfahrungen und Ueberzeugungen verwachſen. Mir war nur das geblieben, was kein Prophet, kein Prieſter, kein Philoſoph erfunden hatte, ſondern was unvertilgbar im Geiſt aller Völker und Zeitalter beſteht. Ich zweifelte nicht an meinem Daſeyn und an dem des Weltalls, aber grübelte vergebens nach Urſache, Grund und Zweck davon.

Nicht aus jugendlichem Leichtſinn, nicht aus knabenhaftem Schülerdünkel, noch minder aus Bedürfniß, das Gewiſſen zu betäuben, gab ich das Poſitive aller Religionen auf. Nein, dies Poſitive ſagte ſich ſelber von mir los. Es fiel unhaltbar von mir ab, wie verdorrtes Laub, welches vom jungen Grün eines andern Frühlings verdrängt wird. Ich hatte den bisherigen Frieden eines harmloſen Glaubens eingebüßt; die Gemüthsſeligkeit verloren, welche die Verwaiſtheit des Lebens erträglicher gemacht hatte. Und doch war ich fromm und reines Herzens, und wahrlich mehr, denn je zuvor, von Liebe des Wahren, Heiligen und Schönen entbrannt. Dieſe Liebe ward fortan meine innere, geheime Religion, die allen Geiſtern ohne Schule und Kunſt geworden iſt. Von ihr begeiſtert, wär' ich dem Märtyrertode nicht aus dem Weg gewichen. Denn ich ſtand nun an der Gränze des beginnenden Jünglingsalters, in welchem die Seele, noch unbefleckt

vom Staube der Lebenswüste, den Ideen des Ewigwahren und Ewigguten, jede Luft und Pracht der Welt, ohne Reue zum Opfer darbringt; wo der Geiſt, vom Licht eines innern, höhern Seyns angeleuchtet, nur dem Unendlichen und Unbedingten ſehnſuchtsvoll nachzieht; wo er Ewigkeit der Liebe und Freundſchaft für ſich, Alleinherrſchaft des Rechts und der Freiheit für Alle auf Erden fordert.

3.

Selbſterlöſung.

Doch eben jene Urbilder des Vollkommnen ſtürzten mich in neue Verwirrungen. Sie lagen mit den Dingen und Verhältniſſen der Wirklichkeit in unausſöhnbarem Zwiſt. Was ſollte mir das Ewige und Unbedingte in Zeit und Raum der Vergänglichkeit? Und warum die unabwehrbare Anerkennung von dem, was wahr, gerecht und gut iſt, während thieriſche Genüſſe, Irrthümer und Scheingüter die Welt bewegen? Und was hatt' ich bisher unter den Menſchen erblickt? Die Tugend auf Kanzel, Katheder und Theater geprieſen, und im Alltagsleben argwöhniſch belächelt; Brüder in Chriſto vor dem Altar, Herrn und Knechte außerhalb der Kirchthür.

Dies Irrewerden an mir und der Menſchheit, in welchem ich wohl auch ſelber oft zum ungerechten Richter ward, verſenkte mich in ein troſtloſes, hoffnungarmes Still-Leiden. Ich deckte Keinem mein geheimes Elend auf; die Leute hätten mich nicht verſtanden; mich wie einen Narren verlacht, oder als Wahnwitzigen geſcheuet. Um nicht anſtößig zu ſeyn, that ich und gehabt' ich mich im Aeußern, gleich Andern; haßte aber dies lügenhafte Thun. Meine Vergangenheit glich einer leeren Einöde; meine Gegenwart einem dumpfen Leichengewölbe. Ein junger Menſch, einer der Chorſchüler, Namens Kallenbach *), welcher mein Schul- und Hausgenoſſe war, blieb zuletzt mein einziger Umgang. Er beſaß ein vorzügliches, muſikaliſches Talent; und nur an ſeinem Klavier, wenn ich mich unter ſeiner Leitung übte,

*) Er iſt in ſpätern Jahren Organiſt an der Heil. Geiſt-Kirche zu Magdeburg geweſen, wie man mir ſagte, und durch mehrere von ihm verfertigte gute Tonſtücke bekannt geworden.

ria, von der Kraft des Gebets u. s. w. ins Gedächtniß geprägt zu haben glauben.

Die Kalifornier, roh, schlau und eigennützig genug, lassen sich dies Alles gefallen. Sie kommen zu Hunderten, besonders wenn sie Mangel an Lebensmitteln haben, stellen sich gelehrig, lassen sich haufenweise taufen, und laufen nachher zu Hunderten davon, was die gutmüthigen Missionarien gewöhnlich den Umtrieben und Ränken des Teufels zuschreiben. Fehlt es den Bekehrern zuletzt an Geschenken, oder an Lust, Geschenke zu machen, oder übermannt Begierde, Alles zu haben, die Wilden: so entsteht Ueberfall, Mord und Krieg. Daher sind die Besatzungen und Festungen bei katholischen Missionsorten unentbehrlich. Daher sind solche Missionen jederzeit sehr kostspielig zu unterhalten. (In Kalifornien bestand der jährliche Gehalt eines Missionärs in fünfhundert Piastern). Daher muß eine priesterliche Regierung eingerichtet werden, welcher die bürgerlichen und Kriegsbehörden untergeordnet sind.

So aber verkündeten die ersten Jünger Jesu nicht das Evangelium, so nicht deren erste Schüler und die nachfolgenden in den frühern Jahrhunderten. Sie gingen, Gott im Herzen, muthig und einsam, und predigten und überzeugten, und tauften, ohne dabei Nutzen für sich und obere Behörden zu beabsichtigen. In den portugiesischen

oder er die Lieder in Töne kleidete, welche ich für ihn gedichtet hatte, wich zuweilen von mir, wie vor David's Harfenklängen vom Saul, der finstre Geist der Schwermuth. Gleichgültig, wie jeder mich, sah ich jeden seines Wegs gehn. Ich war ärmer, als der ärmste Bettler; hatte in der Welt keine Liebe, im Himmel keinen Gott mehr; und selbst im Bewußtseyn, dies Loos ohne mein Verschulden zu tragen, lag keine Tröstung, sondern nur ein Grund größerer Bitterkeit wider dies feindliche Daseyn. Wahrscheinlich hatte, nebst allem Andern, auch sitzende Lebensart, häufiges Durchwachen der Nächte bei der Studirlampe, und zwar im Alter körperlicher Entwickelung, nicht wenig zu der krankhaften Gemüthsstimmung beigetragen.

Recht instinktartig lechzt' ich nach andrer Luft und Umgebung; nach gewaltsamer Bewegung und Zerstreuung. Das todte Einerlei der Lage drückte mich zu Boden. Ich hätte aus mir selber heraus-fliegen mögen, lebensatt. Doch war das nur ein dunkles, dumpfes Sehnen und Süchten; ich verstand mich selbst nicht, bis die Folgen eines albernen Schülerstreichs mir deutlich machten, was ich wollte und sollte. Eine vom Winterfrost erstarrte Fledermaus entschied über die veränderte Richtung, die mein Weg durch das Leben nahm.

Eines Morgens, als wir Primaner die Ankunft unsers Lehrers im Schulzimmer erwarteten, hatte Einer von ihnen das Thierchen aus dem Gekluft eines alten Gemäuers gezogen und zu unser Aller Ergötzen umhergewiesen. Es ließ sich auf keine Weise aus seinem Winterschlafe rütteln, und ward, beim Erscheinen des Lehrers, eilfertig auf den wohlgeheizten Ofen geworfen. Aber während wir andächtig der Erklärung einer horazischen Ode zuhörten, erwachte das Geschöpf zur größten Unzeit und machte ohne Verzug freudigen Gebrauch von seinen Hautfittigen. Die ängstlichen Versuche vieler sonst kühnen Jünglinge, ihre Köpfe aus dem Bereich des kleinen Ungeheuers zu bringen; die dadurch entstandene heillose Verwirrung; besonders aber Furcht und Grausen des Lehrers, der bei dem Zickzackfluge des Halbvogels, bald hinter der Schutzwehr des Katheders niedertauchte, bald wieder lauersam hervorguckte, trieb mich zum Ausbruch des ausgelassensten Gelächters. Der beleidigte Pädagog verwies mich sogleich aus dem Zimmer. Und weil niemand den Urheber der Störung kennen oder nennen wollte, ward die Sache zur großen Angelegenheit des Tages erhoben; Nachmittags die gesammte Klasse im „großen Auditorium",

in Gegenwart aller Lehrer, versammelt, und durch den von uns Allen geliebten Rektor Reide*) zur Anzeige des Thäters ermahnt. Die Vorstellungen, welche von Seiten dieses würdigen Mannes an uns gerichtet wurden, machten, durch ihre Milde und Richtigkeit, auf mich so großen Eindruck, daß ich im Begriff stand, den Namen auszusprechen, und für die durchaus nicht böswillig begangene Handlung Verzeihung zu erbitten. Aber nun nahm der erzürnte Ausleger horazischer Lebensweisheit das Wort, und rief: „Ischolke, Sie haben gelacht! Sie kennen ihn!“ Das machte mich wieder verstummen. Als er aber endlich demjenigen einen harten Thaler und Verschwiegenheit seines Namens versprach, der den Strafbaren anzeigen würde, trat ich empört, mit glühendem Gesicht, vor und sagte: „Ich kenne ihn; nun aber nenn' ich ihn nicht. Wir Schüler haben mehr Ehrgefühl, als der, welcher daran so wenig glaubt, daß er uns, mit einem Thaler, zur Verrätherei kaufen will.“ — Reide gebot mir Schweigen. Es folgte Todtenstille. Die Versammlung ward entlassen; ich in das Zimmer des Rektors berufen. Mit väterlichem Ernst hielt er mir die Unehrerbietigkeit meines Betragens, die Nothwendigkeit guter Schulordnung vor, und die Verpflichtung, den Unbekannten zu offenbaren. Als ich noch immer verlegen schwieg, drohte er mir mit schimpflicher Verweisung vom Gymnasium.

Das fuhr mir, wie ein heller Lichtstrahl, durch die Seele. Wegweisung von der Schule war Anweisung zum Weg auf die Universität; zur Grundveränderung aller Verhältnisse, unter denen ich seufzte. Aber schimpfliche Wegweisung! Was liegt doch, dacht' ich, an Schand und Ehre? Verachtung ist federleicht zu tragen, wo man weder beachtet, noch geachtet ist. Ich harrte mit Ungeduld manchen Tag auf Vollstreckung des Strafurtheils, vergebens. Da faßt' ich den Entschluß, mir selber zur Hochschule das Thor zu öffnen, und ging zum Vermund, dem guten Glockengießer.

In wohlgeordneter Rede macht' ich ihm begreiflich, daß ich, nun volle siebenzehn Jahre alt, wohl reif zur Beziehung der Hochschule sei; daß mehr, denn Einer meiner Mitschüler, die doch auf den Bänken von Prima unter mir gesessen, schon auf die hallische Universität ab-

*) Er lebte nachher, als Pfarrer zu Giebichenstein, bei Halle.

gegangen wären u. ſ. w. Ich meynte, überzeugender hätte auch kein Cicero in meiner Lage ſprechen können. Der Vormund aber hörte den beredten Vortrag ſeines Mündels mit geduldiger Aufmerkſamkeit und unverändertem Geſicht an, und gab dann, unter ſonderbarem Lächeln, die Antwort: „Univerſität? Ja, ja! dafür ſchlägt die Glocke wohl nach zwei Jahren noch zu früh für Dich!“ Meine Gegenvorſtellungen, meine ſtürmiſchen Bitten fanden taube Ohren.

Mit verhaltnen Thränen des Schmerzes und Zornes verließ ich das Haus. „So lauf' ich davon!“ dacht' ich in mir: „Hinaus in die offne, weite Welt, und wär's am Bettelſtab. Was hält mich noch zurück? Kein Vater, keine Mutter, kein freundliches Herz. Wer darf mir befehlen von all dieſen kalten Fremdlingen? Und mag Zufall oder Verhängniß mit mir noch unbarmherziger ſpielen; ich biete Trotz! Das letzte Uebel iſt ja doch das ſchlimmſte nicht, weil es eben das letzte iſt — Tod!“

Mit dergleichen Gedanken gelangt' ich in mein einſames Stübchen. „Aber wohin nun?“ fragt' ich, und trat ſogleich vor eine Wandcharte. Die Schweiz, mein altes Lieblingsland, mit ihren Alpen, Waſſerfällen und Seen, lächelte mich voll idylliſchen Reizes an. Aber ein langer Weg dahin, bei kurzen Finanzen! — Ich muſterte Baiern, damals das Paradies des Mönchthums. Vor meiner Fantaſie ſtand ein prächtiges Benediktinerkloſter, im Schatten uralter Ulmen und Linden. Die ſchwermüthige Stille hoher Bogenhallen, Kreuzgänge und Zellen, der weite Bücherſaal, ſchwer von ſeinen Schriftſchätzen, Alles rief mich dahin, wo ich mit gelehrten Mönchen, in Weltentſagung, ein der Wiſſenſchaft geweihtes Leben führen könnte, wie einſt die Ehrwürdigen der Kongregation von St. Maur. Freilich, der Eintritt in die heiligen Mauern führte auch zum Uebertritt in die katholiſche Kirche. Doch was lag dem Ungläubigen am Umändern eines äußerlichen Glaubenskleides? — Aber an wen mich jenſeits der Donau wenden? Ich kannte niemanden. — Indem meine Augen verlegen ſuchend umherirrten, fanden ſie nordwärts Mecklenburg und hafteten feſt an der herzoglichen Reſidenz Schwerin. Denn da lebte Einer meiner ehmaligen Mitſchüler, Namens Wachsmann. Er war Hofſchauſpieler. Das entſchied die Wahl. Meine Vorliebe für die Schaubühne ward in ihrer ganzen Macht lebendig. Und in der That, wo

flechten ſämmtliche Muſen ſchweſterlich-vereinter ihren Zauberkranz, wie da?

Raſch packt' ich ein. Das kleine Darlehn einer meiner Schweſtern, welches ich empfangen hatte, während den Neujahrsferien einen Bekannten in einem Städtchen ohnweit Magdeburg zu beſuchen, ward zum erſparten Taſchengelde gelegt, und ſo, mit mäßig gefüllter Börſe, der Aufbruch keinen Tag verzögert.

Wanderjahre.

Sonne leucht' auf die Gefilde;
Sie umlächeln meine Bahn! —
Wölkchen, leichte Duftgebilde
Ziehet luftig mir voran!
Segler durch die Luft, die milde,
Stimmt mir Wanderlieder an.

J. H. v. Weſſenberg.

1.

Der Ausflug.

An einem neblichten, kalten, doch ſchneeloſen Wintermorgen (es war der 22. Jänners 1788) trabte auf ſeinem Miethroß der junge Abenteurer den Gränzen des alten Obotritenlandes entgegen, leicht und frei, wie der Singvogel, dem Käfig entflattert, durch Wälder und Lüfte dem Triebe der Natur folgt. Die Geburtsſtadt, mit ihrem ſchwerfälligen Wall- und Mauergürtel und darüber ragenden vielen Thürmen und Giebeln, verſchwamm, Grau in Grau, hinter ſeinem Rücken. Unbekannte Landſchaften, unbekannte Dörfer, Baumgruppen und Wandersleute, alle vom Reif verſilbert, tauchten eins ums andre freundlich vor ihm auf im falben Duft. Er ſang; er jauchzte; er hätte das weite Weltall mit den Augen eintrinken, jeden Bauer umarmen mögen. Ihm klang es von allen Seiten, wie holde Weiſſagung entgegen. Er war nicht abergläubig. Aber es gibt Stunden, in welchen auch weiſere Männer, als er, ſich gern einbilden, mit Geiſtern der Natur reden zu können.

Die angenehmſte der Vorbedeutungen ward mir aber am zweiten Tage meiner Hegira. Ich ſtieg im Städtlein Grabow vor dem Wirthshauſe ab, im abendlichen Dunkel. Als ich ins unbeleuchtete Gaſtzimmer eintrat, fühlt' ich mich unerwartet an eine weibliche Bruſt geriſſen, unter Küſſen und Freudenthränen, mit den Worten: „Mein Kind, o mein liebes Kind!" Wenn ich auch wohl erkannte, daß dieſer Gruß nicht eigentlich mir galt, ſchien mir doch in dieſer Umarmung eine beſſere Menſchheit, eine andre Zeit, ein Willkommen und Segenswunſch zu liegen. Stelle ſich jeder nur ſelber die Gefühle eines armen Knaben vor, den, ſeit dem Tode des Vaters, niemand mit Zärtlichkeit ans Herz gezogen hatte, und der, ſeit zehn langen, traurigen Jahren, aller Liebkoſung entwöhnt war. Es ging ein ſüßer Schauer durch mich, als ich von dieſen Armen umſchlungen da ſtand.

Die Täuſchung verſchwand, ſobald angezündete Kerzen ins Zimmer traten. Die artige Wirthin ließ mich mit einiger Beſtürzung fahren;

dann betrachtete sie mich eine Weile mit lächelnder Verschämtheit, und sagte mir, wie sehr ich an Gestalt und Alter ihrem Sohne gleiche, den sie von der Schule einer andern Stadt zum Besuch erwartete. Und, als er an dem Abend nicht kam, hegte und pflegte sie mich mit einer Herzlichkeit, wie wenn sie sich durch mich für seine Abwesenheit entschädigen wollte. Die Leckerbissen, die sie eigenhändig für ihn bereitet hatte, legte sie mir nun vor, und gab von meiner gesunden Eßlust eine wohlgefällige Zeugin ab. Ihre Güte endete damit nicht. Sie überhäufte mich mit derselben auch andern Tages; verschaffte mir bis Schwerin ein Fuhrwerk, statt des entlassenen Pferdes; packte mich mit sorglichster Vorsicht gegen Sturm und Frost ein, indem sie mich noch mit Naschwerk und mütterlichen Lehren ausstattete. Sie verschmähte jede Vergeltung; doch ihre Wange nicht einen dankbaren Kuß, den ich ihr beim Scheiden aufdrückte. Sie weinte. Und doch galt Alles, was sie mir erwiesen, nicht mir, sondern dem entfernten Sohne. So ist nur ein Mutterherz!

Ich kann die Gefühle nicht schildern, mit denen ich das Städtchen verließ. Mein ganzes Innere war in einer seltsamen, angenehmen Verwirrung. Der einzige Abend, der einzige Morgen hatte den schmerzlichen Eindruck vertilgt, den zehn Jahre voll Ungemachs in meinem Gemüth hinterlassen hatten. Die Wirthin von Grabow war versöhnend, wie ein freundlicher Engel, zwischen mir und die liebloſe Welt getreten. Ich glaubte wieder an die Menschheit und daß noch nicht alle Tugend in ihr gestorben sey. Noch an demselben Tage macht' ich aber, in Schwerin angekommen, zwei überraschende Erfahrungen, die mir nicht minder belehrend und wohlthätig werden sollten.

Eines freudigen Wiedersehens mit dem vormaligen Schulgenossen gewärtig, trat ich in Wachsmanns Zimmer. Er saß mit seiner jungen Frau am Frühstück; ein langer, wohlgekleideter Herr ging im Zimmer auf und ab. Ich flog in seine Arme. „Und was führt Dich nach Schwerin?“ fragte er mit fröhlichem Erstaunen. Ich erzählte meine Geschichte und den Zweck meiner Ankunft bei ihm. Je länger ich erzählte, je mehr verlor sich das Frohe aus seinem Erstaunen, und das Erstaunen lief in Bestürzung über, die sich endlich in Verlegenheit erschloß. Dann belehrte er mich, daß ich einen unbesonnenen Knabenstreich begangen habe; wohlthun werde, wieder zurückzukehren, woher ich gekommen sey, und daß er meinetwillen keinen Verdruß

mit den Meinigen verlange. So brach er mir unbarmherzig den Stab über die ſchönſten Hoffnungen. Er mochte in ſeiner Lage, und vielleicht auch in der Furcht, daß ich ihm zur Laſt fallen könnte, nicht ganz unrecht haben. Ich hörte die froſtige Abweiſung mit Niedergeſchlagenheit an. Als ſich aber ſein etwas hofmeiſternder Ton in einen vornehm ſpöttelnden umkehrte, und er zu mir ſagte: „Du, ein Hofſchauſpieler! Was für eine Figur ſoll man denn aus dem kleinen Mann auf dem Theater ſchnitzeln? Einen Zettelträger, Lampenputzer, Statiſten? Du biſt für das Alles zu jung!“ — da gewann ich die verlorne Faſſung wieder. Ich ſtreckte mich hoch und trotzig gegen ihn auf, und vergalt den Hohn kaltblütig mit einigen ſarkaſtiſchen Einfällen auf ſeine eignen frühern und jetzigen Verhältniſſe, daß er verblüfft daſtand und der anweſende Fremde, dem der Auftritt viel Komiſches haben mochte, ein ſchallendes Lachen erhob. Ich verbeugte mich, verließ das Zimmer und ſah meinen Hofſchauſpieler nie wieder.

Vor der Hausthür ſtand ich ſtill, durch die Straßen gaffend und fragend: „Wohin nun weiter?“ Noch war ich zu keinem Entſchluß gekommen, als jemand mir ſanft auf den Achſeln klopfte. Es war jener Fremde. Nach einigen freundlichen Fragen mußt' ich ihn in den Schloßgarten begleiten. Sey es, daß den biedern Unbekannten, der ſich Fahrenheit nannte und eine Kanzleiſtelle bekleidete, mein offnes Weſen, oder mein ungewiſſes Schickſal rührte: er äußerte mir nicht blos wörtliche Theilnahme, ſondern führte mich in ſeine Familie und wenige Tage ſpäter in das Haus des Hofbuchdruckers Bärenſprung ein, der für ſeine Söhne einen Privatlehrer zu erhalten wünſchte. Meine Perſon ward genehmigt und der Vertrag bald abgeſchloſſen. So ſah ich mich mit Zufriedenheit und raſch genug in einen beſſern Hafen eingelaufen, als ich ſelber geſucht hatte. Mit einer gewiſſen Siegermiene meldete ich dem Magdeburger Vormund meine Stellung, ſo wie den Entſchluß, in der Fremde das Glück zu finden, was mir die Heimath verſagt habe, bis nach zwei Jahren „die Glocke ſchlagen werde“, daß ich zur Univerſität gehn könne. Weder bittende noch drohende Briefe, noch das perſönliche Erſcheinen von Bruder Andreas in Schwerin, änderten meinen Vorſatz. Man überließ endlich den „halsſtarrigen Taugenichts“ ſeinem Verhängniß.

Wer aber war glücklicher, denn ich! Zum erſten Male im Leben ſchwelgt' ich im Genuß unverkümmerter Freiheit und freundſchaftlichen

Familienlebens. Die Anhänglichkeit gutartiger Zöglinge, die ich mit Luſt in den Anfängen der lateiniſchen Sprache, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. unterrichtete; das Wohlwollen ihres guten, kränklichen Vaters; Fahrenheits Umgang und treue Theilnahme an meinem Schickſal, — dies, und Alles, baute einen Himmel um mich her. Ich hinwieder ſuchte, jedem lieb und unentbehrlich zu werden; übernahm freiwillig das langweilige Amt eines Correctors in der Druckerei, und entwarf ſogar für den Beſitzer derſelben die Herausgabe einer „Monatſchrift von und für Mecklenburg“, welche wirklich nachher, unter Leitung eines Profeſſors Wehnert, ans Licht trat. Daneben dichtete und ſchrieb ich in Verſen und Proſa. Es war mir Bedürfniß, was ich im bewegten Gemüthe fühlte und ſann, dem Papier zu übergeben.

Mittlerweile war über die Umgegenden Schwerins ein Frühling heraufgezogen, ſo neu mir und üppig an Reizen und Wundern, wie ich in den Gaſſen Magdeburgs noch keinen geſehn. Ich ſchwärmte und trieb mich, ſo oft es Geſchäfte erlaubten, in Wieſen und Wäldern mit kindiſcher Luſttrunkenheit und Neugier umher. Täglich gab es Entdeckungen ungeahneter Schönheiten, neue Verwandlungen des landſchaftlichen Bildes. Kleine Faßteiſen, Seebäder, Geſellſchaften übten auf Geiſt und Körper eine Heilkraft, die mich zum andern Menſchen machte. Die alte Schwermuth löſete ſich, wie ein Nebelmeer im Sonnenglanz. Und wandelte mich dann und wann der böſe Geiſt metaphyſiſchen Spekulirens an, ſprang ich auf und hinaus ins Freie, und entfloh dem ſchwarzen Geſpenſt.

Aber dieſe Fülle und Mannigfaltigkeit der Genüſſe ſättigte nicht, ſondern mehrte den Durſt nach andern und reichern. Wie wenig kannt' ich noch von der Herrlichkeit der Erdenwelt! Wenn ich längs den umbüſchten Ufern des Schweriner-Sees, oder auf den Terraſſen des Schloßgartens wandelte, ſtreckt' ich in fieberhafter Begier die Arme zu den unbekannten Fernen aus. Sogar die ehmaligen Robinſon-Träume wurden lebendig. Es ſchien mir am Ende Sünde, zwei lange Jahre aus meinem Leben an die kleine Reſidenz wegzugeben. Ich ſann neue Pläne, bald zum Fluge in die felſigen Kjölen Schwedens und Norwegens, bald in die grünen Blachfelder Hollands. Ich ſparte dafür geizend meine Heller zuſammen, um nie mittellos und immerdar Herr des eignen Willens zu ſeyn. Einem jungen Wildfang, wie ich, der ſich eben flügge fühlte und jeglichen Abenteuer gewachſen, wird

und spanischen Missionen, sobald die Wilden einigermaßen gewöhnt, gezähmt, zum Landbau und andern Gewerben abgerichtet sind, sorgen die Priester für Abgaben, welche die bekehrten Indianer ihnen und dem Könige entrichten müssen. Ja, die christlichen Indianer werden, im Gehorsam des Glaubens, nach einer für sie bestimmten Frist zu den Arbeiten in königlichen Bergwerken gehalten; Wahrlich, das Reich der Könige und Priester war's da lange allein, was man zu erweitern trachtete; nebenbei auch das Reich Gottes; dieses aber immer nur als Mittel oder Vorwand für jenes.

6.

Das spanische und portugiesische Südamerika. — Das Reich der Jesuiten am Uraguay. — Geringer Fortgang des Christenthums in neuesten Zeiten.

Ungefähr dasselbe läßt sich über den größern Theil der Missionen in Südamerika sagen. Aller Welt ist der Geist der spanischen und portugiesischen Staatsverwaltungen in ihren europäischen Ländern bekannt; die Abneigung ihrer Höfe gegen das Bessere, was in andern Reichen durch Kunst und Wissenschaft herrlich aufblüht; die Furcht vor

bald das ſchöne Einerlei des Paradieſes ermüdend, das er kaum erſt mit Entzücken begrüßt hat. So verſteg der Frühling; ſo der Sommer.

Da gerieth ich zufällig in Bekanntſchaft eines Mannes von angenehmem Aeußern, vieler Weltkenntniß und geſelliger Bildung. Er nannte ſich Burgheim; trieb den behaglichen Aufwand eines Lebemannes, und ſchien, obgleich Fremdling in der Stadt, mit aller Welt darin vertraut. Er ward es auch bald mit mir, was nicht ſchwer hielt. Er hatte die Gefälligkeit, meine Talente zu bewundern und meine beſchränkte Lage zu bedauern. Unſre gegenſeitige Zuneigung wuchs. Er vertraute mir endlich im tiefen Geheimniß, er ſey ein Graf oder Baron von Schlaberndorf; habe eine unadeliche Geliebte aus dem Kloſter entführt; deshalb Entweichung mit ſeiner Familie; und habe, von ihrem unverſöhnlichen Haß verfolgt, den Stand eines Schauſpieldirectors ergriffen; ſey auch wirklich im Vorhaben, vom Schweriner Theater noch einige Mitglieder für ſeine Bühne zu Prenzlau in der Uckermark zu werben. Schon hatten wir einander, im Schaum des Champagners, Ewigkeit der Freundſchaft und Verbrüderung zugeſichert. Er ſchwor, ſich nicht von mir trennen zu können; ich müſſe ihn, als Theaterdichter und Korreſpondent, begleiten. Nichts konnte mir willkommner, als ſolch ein Anerbieten ſeyn. Es war weder ſo viel Beredſamkeit, noch ſo große Freigebigkeit, vonnöthen, wie er anwandte, um mich zu bewegen, meine Hauslehrerſtelle ſeinen Wünſchen aufzuopfern.

Es war eine ſchwere Trennung von meinen geliebten Zöglingen. Beim letzten Lebewohl hingen wir weinend an einander. Mich reute ſchon mein allzuleichſinniger Entſchluß, ſie zu verlaſſen; doch zu ändern war er nicht mehr. Wir blieben mit einander im Briefwechſel. Der Jüngere von Beiden, Georg, ſtarb acht Jahre nachher. Durch ſeinen Bruder Wilhelm ſandte er mir noch vom Sterbebette ſein Bild. Mit der Unterſchrift: „Mir blüht Dein Staub noch,“ hab' ich es unter den Reliquien der Vergangenheit bewahrt.

9.

Der Theaterdichter.

Im Spätjahr *), als ich mit Burgheims Karavane harmloser Prieſter und Prieſterinnen Melpomenens und Thaliens, den Ufern der Ukker entgegenzog, glich mir das Leben beinahe einer närriſchen Faſtnachtspoſſe. Ich trieb die luſtigſte Landſtreicherei, unter Geſang und Scherz und mancherlei Muthwillen. Die Männer hatten einen, die Frauenzimmer einen andern Wagen inne; ein dritter führte das Gepäck. Häufig wanderten wir auch im bunten Gemenge durch einander zu Fuß. Die tolle Wirthſchaft der Leutchen gefiel mir gar nicht übel. Ich gab mit Leib und Seel hinein, überall der Beſte voran. Auf Landſtraßen und in Nachtquartieren dürft' es nicht an muthwilligen Streichen fehlen, mit denen wir die Bevölkerung der Dörfer abwechſelnd zum wiehernden Gelächter nöthigten, oder in Furcht und Schrecken ſetzten. Jede Handlung ward dabei, mit poetiſchen Lappen aus Theaterrollen, bald witzig, bald albern, parodiet. Dies ergötzliche Spiel der fröhlichen Bande, wenn auch ein wenig leichtfertig, doch ohne Verletzung des ſittlichen Anſtandes, endete nur zu bald, als unſer Thespiskarren endlich im Hauptort der Ukkermark Halt machte. Lieber wäre mir in dieſer Weiſe eine Reiſe um die Welt geweſen.

Mit einem gereimten Prolog von meiner Muſe, der auch wohl manche Ungereimtheit entbielt, ward die Bühne in Prenzlau eröffnet. Mir gefiel die neue Laufbahn. Von jeher war ich ein Begeiſterter für das Theater. Auch im Alltagsleben ſchien mir immer am Schauſpieler etwas von der Glorie behangen geblieben, mit welcher ihn der Dichter auf den Brettern erſcheinen läßt. Wie ſchädig und verblichen des Künſtlers Rock ſein mochte, ich ſah im Künſtler ſelber, mit ſtiller Verehrung, nur Schillers „Menſchen mit dem Palmzweige." Allein dieſe Verehrung verging, als ich die Burgheimſchen Palmenträger hinter den Couliſſen, im Umgang unter ſich und mit Andern beobachtete. Der harmloſe Humor, der ſie, während der Auswanderung von Schwerin, beſeligt hatte, war bald von ihnen gewichen. Sie ſchienen nicht mehr dieſelben Perſonen von damals zu ſeyn. Sie haderten und zankten und klagten Einer gegen den Andern über „Zu-

*) November 1788.

triguen und Kabalen", wie sie es nannten. Nicht die Kunst schien ihr eigentliches Gewerbe zu seyn, sondern das Jagdmachen auf Gönner, Liebschaften, Schmaus- und Trinkgelage. Handwerksmäßige Komödianten auf dem Theater, entwickelten sie dagegen im gemeinen Verkehr, wie ächte Schauspieler, alle Künste der Verstellung. Ihr Karakter hatte sich, möcht' ich sagen, an allerlei Rollen, die sie gespielt, so glatt abgeschliffen, daß sich darin kein eigenthümliches Merkmal mehr wahrnehmen ließ. Jeden Tag ward er ein anderer, um hier gutherzige Männer zu übertölpeln, dort romanensüchtige Weiber zu bethören, oder Schulden anzuhäufen, die nie bezahlt werden sollten.

Ohne mich darum im einmal wieder gewonnenen Frohsinn durch trübe Lebensansichten stören zu lassen, zog ich mich nach und nach von diesem Gemengsel arbeitscheuer Gesellen, entlaufener Weiber, ungerathner Söhne, gefallsüchtiger Mädchen, verdorbner Studenten u. s. w. mit Widerwillen zurück. Nur mit Burgheim blieb ich noch allein vereint, und trieb unverdrossen für ihn meine dramatische Schneiderkunst; stutzte heroischen Tragödien die Schleppe des Talars kürzer; gab altväterischen Dramen medizeischen Schnitt; setzte in abgebrauchte Stücke neue Flicken, wie es eben das Bedürfniß des Theaterpersonals forderte; schrieb selber ein Paar Saus- und Grausstücke; reimte Prologen und Epilogen und briefwechselte mit wohllöblichen Magistraten kleiner Städte, ihnen zur Geschmacksveredlung ihrer Bürgerschaft unsre musterhaften Darstellungen zu empfehlen. Es blieben dabei noch der Mußestunden genug, meine angeborne Lesesucht zu befriedigen. Ich durchstöberte allerlei Büchersammlungen, wo ich sie im Städtchen fand; sogar eine nicht ohne Lebensgefahr, die sich auf dem morschen, verwitterten Chor einer Kirche vorfand, mit hundertjährigem Staube bedeckt.

Dies und meine Absonderung von den Schauspielern erwarb mir nicht nur den Ruf eines jungen, wißbegierigen Gelehrten, sondern auch einige werthvolle Bekanntschaften. Am liebsten ward mir die eines jungen preußischen Offiziers der dortigen Besatzung, Namens Boguslavsky, eines bescheidnen, wissenschaftlich gebildeten Mannes. Er arbeitete damals an einer metrischen Uebersetzung der horazischen Oden und forderte mich zum Wettkampf auf. Kritik unsrer Versuche und Studium des venusinischen Sängers, verschönerten uns manche Winterstunde; aber nebenbei übten wir uns auch zuweilen in Erfül-

lung ſeiner heitern Lebensweisheit, wenn wir, in Geſellſchaft andrer Offiziere, bei gefüllten Bechern unſer „Io, Bacche!“ anſtimmten.

Beim erſten Frühlingshauch, und unter friſch grünenden Hoffnungen, zog Burgheims Künſtlerſchaar, und ich mit ihr, nach Landsberg an der Warta. Wie ſie in Breslau ihr Weſen getrieben, wiederholte ſie es hier. Doch als der Sommer bald, an den Ufern der Warta, reizenderes Schauſpiel darbot, und die ſonſt gefüllten Bänke des Parterre's leer wurden, löſete ſich Alles auf. Ich ſchrieb den letzten Epilog, und ſchloß meine theaterdichteriſche Laufbahn. Nach allen Weltgegenden flatterten unſre luſtigen Helden und Heldinnen aus einander, Schmetterlingen gleich, die lange genug, verlarvt als hungrige Raupen, beiſammen gewohnt hatten, und nun vom warmen Sonnenſtrahl beflügelt waren. Ich aber blieb in der freundlichen Stadt zurück; lebte von meinem Erſparniß ſehr einzeſchränkt, doch nichts weniger, denn eingezogen. Einige liebenswürdige Familien, einige kenntnißvolle Männer, überhäuften mich mit Güte. Treu meinem erſten Vorſatz, benutzt' ich die Muße des Sommers und Winters, mich zum Beſuch einer Hochſchule vorzubereiten. Einige Jünglinge der Stadt, die mir Freunde geworden waren, Namens Weil und Gerlach*), rüſteten ſich mit mir zu gleichem Zweck. Einige junge, gelehrte Israeliten, Jakobi und Saul Aſcher, (letzterer machte ſich nachher in Berlin durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten bekannt,) weihten mich in das eigenthümliche Leben jüdiſcher Haushaltungen, im Moſaismus und Talmudismus ein.

Als endlich die Oſtern des Jahrs 1790 nahten, ſchrieb ich an den magdeburgiſchen Vormund, daß nach dem zurückgelegten Doppeljahr, ich nun den Ruf der Glocke zur Univerſität höre, und zwar nach der in Frankfurt an der Oder, theils weil ſie mir näher liege, theils einiger Freunde willen, von denen ich mich nicht trennen möge. Der gute Vormund antwortete hocherfreut, mit Ankündigung von Wechſeln, die ich, wie von mir ſelbſt beſtimmten Betrage, zu Frankfurt verſilbern würde. Sein zwei Jahren hatte man in Magdeburg nichts von mir vernommen; ich, als verlorner Sohn gezeiten, der im Vagabundenleben untergegangen ſey.

*) Jener iſt ſpäterhin Bürgermeiſter zu Potsdam, dieſer Superintendent irgendwo in der Mark geworden ſeyn.

Die zweijährige Irrfahrt aber hatte mir edlere Frucht gebracht, als ich Unerfahrner je von ihr hätte vermuthen können. Mir war durch sie jener Leichtmuth geworden, welcher dem jugendlichen Alter natürlich, aber dem Abenteurer unentbehrlich ist, sich in allem Wechsel der Zustände bald einheimisch zu fühlen; in widerwärtigen Stürmen zu scherzen; in Stunden der Glücksgunst vorsichtig zu bleiben. Ich hatte Entbehrlichkeiten entbehren, höchst dürftig leben gelernt, um allzeit selbstständig und frei auf eignem, wenn auch kleinem, doch festem, Geldgrund zu stehn, und fremde Großmuth verschmähn zu können. Ich war gefällig und gesellig unter Menschen geworden; suchte an jedem die bessere Seite auf, aber trug noch die alte, heimliche Scheu vor allfällig verschleierten Schwächen und Tücken. Darum nahm ich jeglichen, wie er sich gab, ohne mich irgend Einem, auch dem Liebsten, ganz zu geben. Wie man in großen Städten die lächerlichste Mode mitmacht, um nicht lächerlich zu werden, that ich wie die Andern im Maskenspiel der Welt. Kurz, ich war ein vollendeter Selbstling geworden, doch gewiß der uneigennützigste; forderte nichts für mich, als bloße Duldung; diente dafür jedem nach bestem Vermögen; liebte die Guten und Bösen; aber vertraute der Liebe und Freundschaft keines Einzigen zu gläubig. Ich war noch immer Fremdling gegen Alle, wie sonst, und wollt' es bleiben, um mit der Welt und mir selbst zufrieden zu bleiben.

8.

Universitätsleben.

Als der „Rector Magnificus" der hohen Schule zu Frankfurt, der ehrwürdige Professor Hausen, meinen Namen in die Liste der akademischen Bürger einschreiben wollte, fragte er: „Was werden Sie studiren?" — Ich wußt' es selber nicht, und sagte: „Erlauben Sie, daß ich einstweilen unter den neun Musen freie Wahl behalte." Er sah mich etwas verwundert an, und entgegnete: „Sie müssen aber doch einer der Fakultäten angehören, und können unter den neun Schwestern nur Eine zur rechtmäßigen Frau haben. Das hindert darum nicht, auch den Andern im Vorbeigehn den Hof zu machen." Ich stand einige Augenblicke unentschlossen; denn ich war nur gesonnen,

mir auf diesem öffentlichen Marktplatz der Gelahrtheit einen Schatz des Wissens zusammen zu kaufen, mit dem ich einst nützen, oder glänzen, besonders aber religiösen Zweifeln den Garaus machen könnte. Ich warf also endlich der Theologie das Schnupftuch zu, und dachte zugleich, welche Freude diese Wahl den frommen Verwandten in Magdeburg bereiten dürfte.

Die Vorlesungen der Professoren begannen. Ich saß mit unverdrossenem Fleiß zu den Füßen, nicht nur der Meister in der Gottesgelahrtheit, sondern auch der Jurisprudenz und Weltweisheit. Ein unüberwindlicher Ekel vor Menschenleichnamen auf Hygieens Altar hielt mich allein ab, auch dieser Göttin meine Huldigungen zu weihn. Mit übertriebnem Fleiß arbeitete ich vom Morgen bis zum Abend; nicht nur aus eigner Lust, sondern aus Furcht und Einbildung, daß ich von allen Studirenden wohl der unwissendste seyn möchte. Denn Keiner von ihnen hatte, gleich mir, zwei Jahre verloren, die dem Unterricht hätten angehören sollen. Mein Zimmer lag mit alten und neuen Werken der Universitätsbibliothek vollgeschichtet. Von vielen derselben schrieb ich mir Auszüge dessen, worüber ich keinen Professor hören konnte oder mochte. Außer meinen Landsberger Freunden kannt' ich lange Zeit wenige der Studenten. Ich mied, wie alle Zerstreuungen, ihren Umgang. Der vollen Freiheit längst gewohnt, waren mir ihre sogenannten akademischen Freiheiten und Renomistereien lächerlich; ihre Landsmannschaften, Konstantisten-, Unitisten- und andre Orden kindische Spielerei. So verfloß das erste Halbjahr; so das zweite.

Vermuthlich wär' ich meinen fröhlichen „Comilitonen" vom Anfang bis zu Ende ein unbekannter Stubensitzer geblieben, hätte mich nicht eines Tags der berühmte Theolog seiner Zeit, Obercensistorialrath Steinbart, zu sich rufen lassen. Ich, sein treuester Verehrer, flog freudig zu dem Manne, den ich bisher nur in seinem Hörsaal bewundert, nie aber besonders gesprochen hatte. Ich vernahm von ihm, daß er mich beim feierlichen Leichenbegängniß eines Studiosen von Berlin, ich glaube er hieß Troll, zum Redner an dessen Sarge erwählt habe. Es ist mir unbekannt, was ihn dazu bewog. Wahrscheinlich hielt er mich für einen Freund des Verstorbnen, an dessen Person ich mich kaum erinnerte. Doch war mir der Auftrag viel zu willkommen, dem Liebling unter meinen akademischen Lehrern gefällig

zu werden. Ich hielt die Rede, anfangs nicht ohne Herzpochen, vor einer großen Trauerverſammlung von Verwandten des Todten, Profeſſoren und Studenten; fühlte mich aber bald in höherer Zuverſicht begeiſtert, als ich rings umher Augen erblickte, die ſich feuchteten. Weil die Anweſenden nachher gütig genug waren, das Rednertalent eines ihnen bis dahin unbekannten jungen Menſchen, nach der Anzahl der Thränen zu würdigen, die ſie ſelbſt vergoſſen hatten, konnt' es nicht fehlen, daß der Sprecher einige Aufmerkſamkeit erregte. Steinbarts Händedruck ward mir ein ſüßerer Lohn, als die Artigkeiten, welche mir von den übrigen Profeſſoren geſpendet wurden. Die Studenten drängten ſich traulich an mich, und, der Himmel weiß, wie viele derſelben mir beim nachfolgenden Trauermahle ihr brüderſchaftliches „Schmollis" zutranken. Von da an ward ich faſt aller in Frankfurt lebenden Muſenſöhne guter Bekannter und guter Freund und Gelegenheitspoet. In meinem Leben hab' ich nie ſoviel Brüder gehabt, als damals.

Doch nur Wenigen ſchloß ich mich traulicher und enger an. Aber im Kreiſe dieſer Auserwählten ſchlürft' ich nun die Luſt der akademiſchen Wonnemonde in ſo vollen Zügen, als je ein ſchwärmeriſcher, zwanzigjähriger Muſenſohn. Wir lebten meiſtens allein unter uns. Zartgefühl oder Ehrgefühl hielt uns unverabredet von wüſten Saufgelagen und Häuſern des Spiels und der Unzucht zurück. Die übrigen Burſche hießen uns nur „Chocolatebrüder." Wir wetteiferten in Studien. Darum entſagten wir aber nichts weniger, als jenen genialen Bocksſprüngen, in welchen ſich jugendlicher Uebermuth zu gefallen pflegt; zumal wenn wir auf ritterlichen Ausflügen gen Pommern, Polen, oder in die Lauſitz, Abenteuern nachjagten, die dann ſelten fehlten, leidiger oder freudiger Art. Wir führten aus dem Stegreif dramatiſirte Sprüchwörter auf; oder ergötzten uns an ſelbſterfundenen Erzählungen, in welchen der Gipfel aller Kunſt war, daß Niemand den Ausgang des Geſchichtchens voraus zu errathen im Stande ſein ſollte.

Als ich einſt eine alte venetianiſche Anekdote vortrug, die ich mit poetiſcher Freiheit fantaſtiſch genug ausſchmückte, ward mir der Ehrenpreis. Ich mußte ſie dann ſchriftlich abfaſſen; dann ſogar in ein Schauſpiel geſtalten. Dies ward der berüchtigte, große Bandit Abellino, der, bald darauf gedruckt, mit Geräuſch über die meiſten Bühnen Deutſchlands ging. Er brachte dem unbärtigen Dichterling ſogar die

Ehre, daß er von einer Zahl Kaufleute nach Stettin förmlich eingeladen wurde, als ihr Gast, um der Aufführung des Stückes daselbst, durch die Döbbelinische Gesellschaft, beizuwohnen. Meine Bescheidenheit würde wohl kaum die Lorbeer-Ernte verschmäht haben, wenn nicht ein beklagenswerthes Defizit der Finanzen, sehr zur Unzeit (wie ein Defizit selten rechtzeitig kömmt), den unentbehrlichen, wenn auch bescheidnen Aufwand der Triumphfahrt verboten hätte.

Meistens saßen wir Akademiker aber, abwechselnd bei dem oder diesem, beisammen in wissenschaftlichen Diskussionen, die nicht selten, auf unwissenschaftlichste Weise, in das Gebiet fantastischer Grillen überschweiften. Als eines Tages, bei mir im Zimmer, das Gespräch auf Wiedersehn nach dem Tode kam, schwuren wir in höchster Begeisterung, zu welcher kein Tropfen Rebensafts das Feuer gebergt hatte, uns, wenn es möglich seyn würde, sichtbar einander in der Sterbestunde zu erscheinen. Wir besiegelten den Bund mit unserm eignen Blute, welches in ein großes Trinkglas geflossen, mit Wasser vermischt, dann unter Umarmungen, bis auf den letzten Tropfen, mit wahrhaft zärtlicher Kannibalenlust getrunken wurde. Jeder trug seit jener Stunde die Narbe eines Kreuzschnitts an seiner linken Hand. Bis heut jedoch hat mir keiner noch die Ehre erwiesen, mich, und zwar als sichtbarer Geist, zu besuchen *).

Zählt man zu all solchen Genüssen, welche jugendlicher Frohsinn, Fülle der Gesundheit, Freundschaft, Liebe, selbst mancher zärtlichere Mädchenblick und die Huld der Musen, einem Jüngling zutragen können, auch noch die damals selten gewährte Gunst, in den häuslichen Kreis vortrefflicher Familien aufgenommen zu werden; selbst in den Hauskreis der angesehensten Professoren, des Geschichtsforschers Hausen, des Theologen Steinhart, des sozialen Arztes und Philosophen Berends, und des Astronomen Huth: so sollte man billig vermuthen, ich sey der Glücklichste unter allen Musensöhnen auf Erden

*) Nur Einer dieser Lieben, der Justizrath Otto Ferdinand Lohde in Hildesheim, zum Beweis, „daß wahre Freundschaft nicht vergeht," erinnerte mich noch lebend in einem Briefe vom 30. Septembers 1811, an die Stunde vom 23. Juni 1791. Er und der Justizrath Burkhard in Landsberg an der Warte blieben unter meinen Universitätsfreunden am Ungern mit mir, bis ins hohe Alter, verbunden. Man erlaube mir zuweilen Freunde ehrend zu nennen, ich will dafür von Unfreundlichen schweigen.

geweſen. Ich war's aber nicht; nein, ſondern immer noch der ehmalige „Heimlichkranke“, und mehr, als je. Vergnügungen und Zerſtreuungen dienten mir nur, wie betäubende Opiate.

4.

Die alte Qual.

Gleich im Beginn des Aufenthaltes zu Frankfurt an der Oder hatt' ich mir vorgenommen, den Kampf mit jenen Zweifeln über die wichtigſten Angelegenheiten des menſchlichen Geiſtes kühn und keck zu erneuern, welche mir den Becher der Lebensfreude ſchon ſeit den Knabenjahren vergiftet hatten. Sollt' ich nicht hoffen, ſie im Heiligthum eines Weisheitstempels, unter der Aegide ſo vieler Heroen der Wiſſenſchaft, nun einmal zu beſiegen? Ich ergriff mit Begier die Waffen, welche ſowohl Gottesgelahrtheit, als Weltgeſchichte und Philoſophie, anbot. Aber in gleichem Verhältniß, wie Menge und Gründlichkeit der Kenntniß, oder Uebung und Kraft des Urtheilsvermögens zunahmen, wuchs, mir gegenüber, Größe und Stärke der geſpenſtiſchen Gegner.

Umſonſt trat zuweilen des weiſen Steinbart hellere Theologie, als Verſöhnerin, zwiſchen meinen Unglauben und den gemüthlichen Hang nach jenem Pietismus, der mir einſt wohlgethan hatte. Das vorurtheilloſe Durchforſchen der alt- und neuteſtamentlichen Schriften; die Prüfung ihrer zwieträchtigen Ausleger; die Umgeſtaltungen und Verunſtaltungen der Religion durch eine lange Reihe von Kirchenvätern, Konzilien, Päpſten, Patriarchen und Reformatoren, hatte den Erfolg, daß ich Alles fallen ließ, was ſämmtliche chriſtliche Sekten und Kirchen einander, als Irrthum und Ketzerei, vorwarfen. Dann, nach Abſchälung ſämmtlicher Dogmen, und nach Unterſcheidung der hohen Gedanken Jeſu von ihrer orientaliſchen Einkleidung und vom Sprachgebrauch des jüdiſchen Volks, bei welchem er als Lehrer erſchienen war, blieb mir nichts übrig, denn was auch im ewigen Vernunftgeſetz göttliches Gepräge trug. Und es war genug, mich zum Chriſten zu machen, aber weder zum Katholiken oder Griechen, noch zum Lutheraner oder Kalviniſten. Chriſtus bedurfte für mich keiner Wunderthaten, als Bürgen ſeiner Wahrheiten; er ſelber glänzte mir,

wie Wunder in der Weltgeschichte, durch sein Denken, Wandeln und Wirken; ein heiliges Ideal vollendeten Menschenthums.

Doch dies allein konnte nicht genügen! Ich forderte weit Höheres zur Beruhigung des Gemüths. Denn da der Geist des Sterblichen in sich Reiz und Kraft genug empfangen hat, nach Ueberirdischem und Uebersinnlichem zu fragen: sollte er nicht auch Kraft genug zur Antwort in sich tragen? Kein bloßes Ahnen, kein Möglichseyn oder nur Wahrscheinlichkeit ewigen Daseyns verlangt' ich; sondern wenigstens Beweis von Unmöglichkeit meiner Geistesvernichtung nach dem Erdenleben. Bloßes Glauben Gottes that mir nicht genug: mir sollte ein Wissen Gottes gehören, um mich zufrieden zu stellen mit der räthselhaften Vorhandenheit im Weltall. Ohne Lösung dieser Aufgaben schien mir diese Vorhandenheit selbst nichtswürdig; und eben so lieb wäre mir gewesen, nie gewesen zu seyn.

Allein der mit attischem Witz gewürzte Skeptizismus meines Lehrers, des Professors Berends, zerstörte endlich jede Hoffnung zur Gewißheit zu gelangen. Im Schiffbruch alles Meynens, Glaubens und Wissens, klammerte ich mich zuletzt noch an das Rettbrett, welches damals der „Weise von Königsberg" ausgeworfen hatte. Es erhielt mich kaum über dem chaotischen Abgrund der Wellen. Berends, dem ich eines Tages offen den unseligen Zustand meines Innern aufdeckte, ward ungewöhnlich ernst. Es schien mir fast, als hätt' ich unvorsichtiger Weise eine wunde Stelle seines eignen Gemüths betastet. „Muß ich also ganz auf das Erkennen des Wichtigsten für mich verzichten?" sagt' ich zu ihm: „Reicht die Vernunft nur für den Hausbedarf der menschlichen Gesellschaft zu; keinen Zoll darüber hinaus? Warum hat unser Geist den brennenden Durst nach Wissen empfangen und zugleich das Unvermögen ihn zu löschen?" Er erwiederte mir: „Sie sind, wie mancher junge Adler, der sich zur Sonne schwingen will, aber vergeblich die dünnen Luftschichten der obern Regionen mit den schweren Flügeln schlägt und immer wieder zur Erde heimfällt. Hören Sie keine Philosophika. Das Philosophiren läßt sich nicht lernen; so wenig als das Dichten. Thun Sie, wie ich gethan habe; studiren Sie Geschichte der Philosophie, und zwar das Wesentliche der Philosopheme, in den Werken der Denker selbst. Ein jeder muß sein Glauben und Wissen in sich selber aufbauen, wenn er nicht in fremdem Hause wohnen mag."

hellern Ansichten; die Begünstigung des Adels; die Vernachlässigung des Volks und der Schulen; die Macht des Priesterthums in ungezählten Kirchen und Klöstern, mit den Schrecken der Inquisition bewaffnet; die Verfolgung jedes Aufgeklärten, jedes Freundes der Wahrheit; die absichtliche Niederdrückung des Wissenschaftlichen. — — Nun folgere man selbst den Schluß auf die Verwaltung der amerikanischen Kolonien, die man nur als Goldgruben behandelte für den Hof, für die adelichen Geschlechter, denen man Stellen geben wollte, und für die Priester und Mönchsorden.

Daher, so weit bisher spanische Herrschaft reichte, von der Landenge Panama's bis zur Terra del Fuego, von Vizekönigreich zu Vizekönigreich, gewann der christliche Glaube, nach mehrhundertjährigen Arbeiten, nur geringe Ausdehnung über die Stämme der Indianer. Es währte sogar geraume Zeit, ehe man sich nur entschließen konnte, Indianer für wirkliche Menschen zu halten. Welche Mühe hatte nicht der edle Las Casas, diesen Beweis zu führen! Wie mußte dieser fromme Bischof von Chiapa dafür Spott oder Haß dulden! — War nicht Papst Paul III. genöthigt, in seiner Bulle vom 2. Brachmonds 1537, erst durch feierlichen Ausspruch zu erklären, „daß die Amerikaner wirkliche Menschen, folglich des katholischen Glaubens und der Sakramente

Der Rath war nicht zu verachten. Ich folgte. Ich betrachtete also das Aufstreben der größten Geister nach der Erkenntniß des Unbedingten und Höchsten. Doch wenn sie am erwünschten Ziel zu stehn und den Vorhang des Allerheiligsten gelüpft zu haben meynten, fand ich sie, genau besehn, wieder in den Traumgefilden platonischer Fantasien verloren; oder in Gesellschaft eines anthropopathischen Gottes, oder eines Gottes, gleich Nichts; oder bei philosophischen Schulfüchsereien seelenvergnügt. Dies war das Ergebniß meines Forschens. Es hatte nur die alte Folter für mich geschärft. Ihr zu entrinnen, kennt' ich mich weder im Sinnenrausch ganz betäuben, noch weniger im Ueberlieferungsglauben der Kirchen abstumpfen. Ich fühlte mich für das Eine und das Andere nicht schwach, oder nicht stark genug; bemitleidete mich und meines Gleichen, und pries diejenigen glücklich, welche, in Reih' und Glied mit andern zivilisirten Mensch-Thieren, in der Welt nur nach dem umhersuchen, was zur Leidesnothdurft, oder vermehrten Lebensbehaglichkeit hilft. Ich wollte Keinen durch meine Klage aber darin stören; nicht grausamer, als das Verhängniß seyn; und nicht Andre in den Abgrund niederziehn, in welchem ich voller Schmerz lag.

Nicht besser erging's mir mit der Rechts- und Gesetzeswissenschaft. Ich erstaunte über das feine, bunte Flechtwerk altrömischer, altdeutscher, altkanonischer und neuphilosophischer Satzungen, die am Ende bloß geschaffen schienen, den Entwickelungsgang der Menschen, je nach derselben Stand und Würden, einzuhägen, oder zu sperren. Ich wußte nicht, ob mich ärgern, oder lachen, wenn ich bemerkte, daß vielen Juristen das ewige Unrecht der Menschheit ungefähr so verächtlich, oder verdammlich, vorkam, wie vielen Theologen die eigne Vernunft. Daneben entging mir auch nicht, daß eine gute Zahl der Kathederweisen ihre Rechtsbegriffe dienstfertig modelten und zuschnitten, wie es dem weltlichen und geistlichen Arm eben bequem und annehmlich seyn mochte; Alles, Amtes und Brodes, oder Titels und Rufes willen.

Doch inmitten dieser Verwüstung und Finsterniß meiner Innenwelt und über den Trümmern derselben leuchtete fort und fort, ruhig und unwandelbar, wie Lichtstrahl eines fremden Jenseits, die Idee des Heiligen, Wahren und Schönen. Das Urbild dieser menschgewordenen Dreieinigkeit blieb mir Christus. Zuweilen wollt' es mich fast bedünken, ich sey um einige Jahrhunderte zu früh ins Leben hereingeworfen. Zuweilen gereute mich's, daß ich nicht, gleich wie

meine meisten Hochschulgenossen, nur soviel, als nöthig, gelernt hatte, um allenfalls in der Gilde der Juristen, Theologen, Schulmeister u. s. w. einen ehrbaren Beruf, mit gnädigem Wohlgefallen der Obern, zu betreiben.

Als ich mich eines Tages mit meinem treuen Freunde Schäffer*), beim Denkmal des Herzogs Leopold auf dem Oderdamm, erging, und wir, im Gespräch über Eitelkeit menschlichen Wissens, traurig wurden, während eine Bande wandernder Handwerksbursche singend vor uns hinzog: fehlte wenig, ich wäre in die Werkstatt eines Malers, Schneiders, Schusters und dergleichen übergelaufen. „Glaube mir", sagte Schäffer: „allen Wissensplunder würd' ich dafür geben, wär' ich so Einer, wie die da! Jetzt bin ich zu alt geworden." Ich stimmte betrübt bei und rief: „Zu alt? Das Ding läßt sich aber überlegen." — Komisch genug beschwichtigten wir beide darauf unsere Seelenleiden mit dem Genuß von Honigkuchen, die wir, in einer Bude neben der Oderbrücke, kauften.

Was bei Schäffer vielleicht flüchtiger Einfall, üble Laune, gewesen, ging mir hinwieder lange nach. Ich ward nur über die Wahl des Handwerks nicht einig mit mir, und begriff endlich, daß, wohin ich mich auch begebe, ich mich dahin doch immer auch selber mitbringen werde. Also setzt' ich den einmal angetretenen Weg fort, ohne zu wissen, wohin? Mein väterlicher Freund, Professor Hausen, rieth an, die akademische Doktorwürde zu erringen; dann, als Privatdozent, Vorlesungen zu halten; so würd' ich offne Straße zu jeder Ehrenstelle finden. Ich ließ es mir gefallen.

Also unterwarf ich mich, nach Uebung und Brauch des gelehrten Zunftwesens, einem Examen der philosophischen Fakultät, bei welchem, zu meinem nicht geringen Ergötzen, zwei der Examinatoren selbst, ich glaube der Gnostiker wegen, hart an einander geriethen. Dann hielt ich eine mehr, als drei Stunden lange öffentliche Disputation, aus, in lateinischer Sprache, die Cicero schwerlich verstanden haben würde; und ward demnach, beim Antritt meines zwei und zwanzigsten Jahrs, in aller Form Rechtens, zum Doctor Philosophiæ und Magister honarum artium proklamirt. Dann, um schnell Alles abzuthun, eilt' ich nach Küstrin; bestand dort Prüfungen in den theologischen

*) Nachmals Pfarrer der reformirten Gemeinde zu Magdeburg.

Wissenschaften, und empfing, für die preußischen Staaten, licentiam concionandi. Und wieder zwei Tage später, ward ich zu Frankfurt auch in die Mysterien des Mauterthums eingeweiht, wobei der gelehrte Verfasser des Horus, Professor Wünsch, im Widerspruch mit seiner Gutherzigkeit, den frère terrible der schwarzen Kammer spielen mußte. Zuletzt beehrte mich sogar die königliche Societät der Wissenschaften von Frankfurt an der Oder, als Mitglied, mit ihrem Diplom.

Und wie ich nun das Alles gewonnen und Alles geleistet hatte, und überall nur gelehrten Gilde- und Innungskram, viel Firlefanz und Charlatanerie gefunden, mocht' ich wahrhaftig mit so vielem Recht, als Göthe's Faust, seufzen:

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und, leider, auch Theologie,
Durchaus studirt mit heißem Bemühn. —
Da steh' ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug, als wie zuvor.
Heiße Magister, heiße Doktor sogar!

3.

Besuch in der Heimath.

Der Anstrengungen übermüde, waren mir Einladungen meiner Verwandten willkommen, in Magdeburg ein halbes Jahr der Ruhe zu pflegen. Ich reisete also von Frankfurt ab, weit ungewisser und unzufriedner, als ich, zwei Jahre vorher, daselbst angekommen war. Was ich da gesucht hatte, war mir nicht geworden; und was ich gefunden, nicht des Auflesens werth.

Mit den Geschwistern und Vormund lebt' ich längst versöhnt. Schon einmal hatt' ich vierzehn Tage der Ferienzeit bei ihnen im Besuch zugebracht. Doch damals, wie diesmal, ward beim Wiedersehn der Stadt, die ich, als Knabe, im Trübsinn verlassen, seltsamer Wirrwarr von Gefühlen in mir wach. Häuser, Straßen, Plätze standen wohl noch da, wie sonst; jetzt aber wie Denkmäler einer glücklosen Kindheit. Den Liebkosungen derer, die mich ehmals mieden, oder auf die Seite schoben, antwortete in meiner Brust, während ich dankbar

lächelte, ein bedrückendes Gefühl, dem ähnlich, was uns zuweilen noch, nach einem bangen, bösen Traum beengt. Und wenn ich zufällig in der Schrotdorfer Gasse, die ich gern vermied, das ehmalige Vaterhaus erblickte, das nun von Unbekannten bewohnte! — dann sank jedesmal eine Wolke von Schwermuth über mich nieder. Die Wipfel der wohlbekannten Obstbäume, die alte Gartenmauer, die Tummelplätze, welche mir einst so groß, jetzt kleiner geworden zu sein schienen, standen und lagen um mich her, wie Leichname und Leichensteine. Die ganze Welt bekam Todtenfarbe.

Man gewöhnt sich inzwischen wohl auch an eine Hölle; zumal bei einem Heitermuth und leichtem Sinn, wie der meinige, der sich in jeden Witterungswechsel des Schicksals zu schicken wußte. Ich nahm die Gegenwart, wie sie sich eben gab, und wie man sie auch dem „graduirten, jungen Herrn" auf alle Weise zu verschönern bemüht war. Feste folgten Festen, als wolle man das Andenken der Vergangenheit unter Rosen von heut begraben. Der weiblichen Eitelkeit der Schwestern that es natürlich ungemein wohl, in der Familie ein gelehrtes Mitglied, sogar einen Kanzelredner zu besitzen, der, während des halben Jahres, durch Gastpredigten, in mehrern Stadtkirchen, sogar einiges Aufsehen erregte. Bruder Andreas ließ sichs nicht ausreden, seine pädagogische Kunst habe allerdings die ersten Geistesfunken im jetzigen Doktor und Magister angefacht.

Hätt' ich jemals Neigung zu selbstgefälliger Eitelkeit gehabt: damals würde sie ihr reiches Futter erhalten haben. Gewesene Schul- und Spielgefährten, denen ich sonst wenig beachtenswerth schien, riefen mir ihre alte, liebe Kameradschaft in's Gedächtniß zurück. Magdeburgische Schöngeister suchten Verbindung mit dem Verfasser des Abellino. Ehmalige Lehrer überhäuften den gelungenen Schüler mit ihrem Lobe. Angesehene Geistliche, unter ihnen selbst der gefeierte Nibbek, und der kantische Glossator Mellin, zollten seinen Predigten schmeichelhaften Beifall. Es fehlte wenig, sagt man, der junge Kandidat der Theologie wäre Pastor der St. Katharinenkirche geworden, als er nach dem Tode des frommen Pfarrers Weise, auf Wunsch von dessen Witwe, einige Monate lang, die Predigten übernahm. Nur seine allzugroße Jugend, hieß es, sey einigen der „Kirchenväter" d. i. den Wahlherrn, anstößig gewesen; man weiß aber nicht, ob in Hinsicht der Seelsorge, oder der Versorgung ihrer mannbaren Töchter.

Beiläufig gesagt, jedesmal betrat ich die Kanzel in unerkünstelter, feierlicher Stimmung, und frommen Ernstes voll, das Gemüth der Zuhörer, wie mein eigenes zum Göttlichen aufzurichten. Dann verstummten alle Zweifel; ich lebte im Reich des Glaubens mit der übrigen Menschheit, und sprach im Gefühl jenes Erbarmens, welches Christus mit seiner unwissenden, barbarischen Zeitgenossenschaft getragen haben mag; einem Gefühle, wie es mir, selbst im gemeinen Leben, schon natürlich geworden war; ohne alle Beimischung von Verachtung, nur der aufrichtigen Liebe entquollen. Es lag mir daran, Herzen zu wecken und zu bessern. Ich war zu sehr Gefühlsmensch, um nur trokner Moralprediger, und aus einer zu hellen Schule hervorgegangen, um nur unfruchtbarer Dogmenprediger zu seyn. Als Verkündiger ewiger Wahrheiten und Hoffnungen, wie sie im Einklang mit dem Geistesgesetz in uns sind, fürchtete ich mich keiner Sünde schuldig, wenn ich sie in jene biblische Sprache und Vorstellungsart hüllte, in welcher sie das Volk zu erblicken gewohnt war.

Mag es immerhin befremden, wie ich, bei meinem Zweifeln oder Unglauben, ohne Erröthen einen christlichen Lehrstuhl betreten, mit wahrhafter Inbrunst beten, mit voller Ueberzeugung von göttlichen Dingen sprechen konnte. Ich war kein Heuchler. Man beugt sich ja zu dem Kinde nieder, welches man emporheben will. Auch Christus sprach vielen Vorurtheilen und Ansichten der Israeliten gemäß; auch Paulus trachtete, um Viele zu gewinnen, Allen allerlei zu werden; auch wohl Tausende von Geistlichen sind noch heut genöthigt, also zu reden, Männer, denen einen Vorwurf des Heuchelns zu machen, ich mich scheuen würde.

Eben der Skepticismus, der mein Innerstes zerrissen hatte, erhöhte vielmehr den Durst nach jener Gefühlsseligkeit, welche den Pietismus zu begleiten pflegt, und von dem ich noch immer gern den Anflug behielt. Wandelte mich doch sogar, in derselben Zeit, das Gelüst an, Herrnhuter zu werden. Ich that nämlich von Magdeburg aus, mehrere kleine Lustreisen in die Umgegenden; so nach Helmstädt und zur Bibliothek von Wolfenbüttel; in die Waldthäler und Höhlen des Harzes, oder in die Gärten von Wörlitz. Ich kam auch nach Barby, und ward vom Stillleben der dortigen Brüdergemeinde gerührt. Es zog mich so schön an, daß ich Tage daselbst verweilte.

Ein junger Mann hatte die Güte, mich mit allen Merkwürdigkeiten

und Eigenheiten des Ortes und seiner Bewohner bekannt zu machen. Ich ward dafür bald ganz eingenommen. Meiner Begeisterung zeigte sich da keine bürgerliche Gemeinde mehr, sondern eine große, heilige Familie, in welche sich die erste Einfalt und Liebe des Urchristenthums, vor dem allgemeinen Unchristenthum, geflüchtet hatte. Ich verhehlte meinem Führer, zuletzt den Wunsch nicht, diesem frommen Verein einverleibt zu seyn. Wir waren einander schon vertraut genug geworden. Ich schien ihm lieb zu seyn. Er unterhielt sich gern mit mir von wissenschaftlichen Dingen, die er nur im Stillen für sich trieb. Doch mein ausgesprochenes Verlangen, ich bemerkte es, verursachte ihm Unruhe. Er führte mich, vom lieblichen Begräbnißplatz, wo ich den Wunsch zuerst geäußert hatte, auf sein Zimmer; und hier warnte er mich vor dem übereilten Entschluß. Er erzählte seine eigene Geschichte, und wie er selber gedächte, die Gemeinde zu verlassen, in der er nicht glücklich wohnen könne. Er erzählte mir von Willküren der Obern; vom Gewissensdespotismus im Namen des lieben Heilandes; vom Aberglauben und vernunftwidrigen Gebrauch des Looses; von Verpönung des Selbstdenkens; von todter Phrasenheiligkeit der Meisten u. s. w. Das genügte mir hinlänglich, die bisherige Geistesfreiheit jedem Klosterzwang, protestantischem wie katholischem vorzuziehn.

Mithin blieb ich ein sogenanntes Weltkind; und that fürwahr daran so übel nicht. Denn ich hatte jenes gefährliche Alter erreicht, in welchem es überhaupt zuweilen, mit frommem Eifer, und aller Philosophie, etwas bedenklich zu stehn pflegt, wenn die Stimme einer andern Natur, unter halbverstandnen Ahnungen, laut wird. Da walten dann ganz andere Götter in uns. Zwar die Götter eigentlich ließen mich wohl in Ruhe; nicht aber eben so die Göttinnen. Wie hätte auch ein junger Mensch, von leicht entzündlicher Fantasie, unempfindlich bleiben sollen, wo Schönheit, Geist und Seelenreiz eines weiblichen Wesens Huldigung geboten. Ich fühlte mich gern von einem Liebesnetz umstrickt. Lange aber blieb ich nie darin behangen. So gehörte ich zur Zahl derer, denen nachgerühmt wird: sie haben viel geliebt. Offenbar jedoch *liebte* ich meistens, wie ich meistens *lebte*, d. i. in Fiebern der Einbildungskraft: zuweilen liebt ich auch aus neugieriger Eitelkeit, um nur zu erfahren, ob ich einer Bewunderten gefallen könne; oft auch nur aus Bedürfniß, das Herz mit süßen Tändeleien zu bethätigen.

Manchmal geſchah, daß ich eine mir gleichgültig geweſene Schöne plötzlich wie berauſcht, durch Zauberkraft der Muſik, in Konzerten, Bällen, oder am Klavier, zu einer Heiligen des Himmels verklärt ſah; ihrer ein Paar Tage lang, mit Entzücken, wie in einer Art Wahnſinns, gedachte, ohne daß ſie je vernahm, welches Unheil ſie meinem armen Verſtande angerichtet hatte. Oft auch konnte ſogar eine irdiſche Grazie meiner Bekanntſchaft, deren Gegenwart nie den Takt meiner Pulſe geſtöhrt hatte, mich erſt durch längere Entfernheit von ihr, der Himmel weiß, wie es geſchah? ſo völlig berücken, daß ich, in Anbetung, Schmerz und Seligkeit aufgelöst, nur für ſie athmete. Aber ſobald die Vergötterte endlich wieder, in leiblicher Geſtalt, vor mir daſtand, erfolgte eben ſo ſchnell ihre Entgötterung. Die Poeſie des Gefühls erloſch in gemeiner Proſa, wie ſiebenfarbiger Sonnen-Wiederglanz im Grau von Regenſchauern. Ich ſah dann, ärgerlich über mich ſelber, nichts anders, als eine gewöhnliche gute Evenstochter, wie es Andere ſind.

So ging's dem armen Schwärmer aber durch die ganze Reihe ſeiner zwanziger Jahre. Er blieb keineswegs ein ſtummer, doch allezeit ſchüchterner Liebhaber; viel zu beſcheiden, oder zaghaft, Gegenliebe zu hoffen, ſobald eine Zauberin ſein Herz in Flammen geſetzt hatte. Eben dieſe Furchtſamkeit verführte ihn dann zu allen kleinen Liſten der Eroberungskunſt. Er wäre, ohne Zweifel, der treueſte Seladon unterm Monde geweſen, wenn ſein Idol ihm nie das Geſtändniß der Gegenneigung geflüſtert hätte. Doch dies einmal über die Lippen geflogen, der erſte Kuß — und er fühlte ſich durch und durch wieder nüchtern. Es ward ihm unmöglich, diejenige anzubeten, die aufgehört hatte, eine Ueberirdiſche zu ſeyn. Man wird ſagen: „Er war ein Narr!“ Ich geb' es zu. Doch eben dieſe fantaſtiſche Schwärmerei verhütete den Verfall in traurigere Verirrungen, welche Seelenruhe und Lebensglück ſo vieler Jünglinge und weiblichen Geſchöpfe vergiftet. Wenn ich mit zarteſten Gefühlen ſelbſtſüchtiges Spiel trieb, vielleicht die Heiterkeit eines fremden, jugendlichen Herzens trübte, mag man es allerdings einen grauſamen Leichtſinn ſchelten. Und doch, — iſt meine Geſchichte nicht die geheime Geſchichte der Meiſten jenes Alters, in welchem Jungfrau und Jüngling ſich unwillkürlich ſchmerzlich-ſüßen Qualen ihres Herzens hingeben, und dann die Thränen des geliebten Andern um ſo leichter wieder vergeſſen, weil man ſie noch ſelber ziemlich

wohlfeil zu weinen pflegt? Uebrigens hatt' ich doch ein Glück, deſſen ſich vielleicht nicht Viele rühmen können. Sämmtliche Abgöttinnen meiner zwanziger Jahre ſind die Freundinnen meiner ſpätern Zeit geblieben. Wir hatten uns an der Liebe geſonnt, ohne einen Schatten der Reue fürchten zu müſſen.

6.

Der Doktor legens.

Ein der Erholung gewidmetes Halbjahr zu Magdeburg war anmuthig und raſch genug verflogen; dann vom Vormund mir die Selbſtverwaltung meines väterlichen Erbes übergeben; in Frankfurt an der Oder ſchon durch Lektionskataloge und „ſchwarzes Brett" üblicher Weiſe die Zahl meiner Wintervorleſungen verkündet. Ich mußte von Verwandten, Freunden und Geliebten ſcheiden. Ich riß mich unter heißen Thränen von ihnen los. Magdeburg war mir lieb und theuer geworden; und iſt mir's geblieben.

Von den drei Jahren, die ich nun in Frankfurt, als akademiſcher Privatdocent, verlebte, läßt ſich wenig berichten. Sie verfloſſen arm an Ereigniſſen, doch nicht ohne Anmuth. Ich begann meine Vorleſungen vor einer zahlreichen Verſammlung der Studirenden. Abwechſelnd, von Halbjahr zu Halbjahr, ſetzte ich die Vorträge fort, über Welt- und Kirchengeſchichte, Naturrecht, Exegeſe des neuen Teſtamentes, Aeſthetik und Moralphiloſophie. Man wird wohl glauben, daß der Beifall, mit welchem mich die jungen Zuhörer beehrten, nicht Frucht der Weisheit war, welche von Lippen tönte, um die noch leichter Flaum wehte. Aber ich beſchränkte mich klug genug nur auf Zweige der Wiſſenſchaft, welche von andern Profeſſoren gar nicht, oder ziemlich ungenießbar, den Lernbegierigen dargeboten wurden. Auch gewannen meine ihnen gegebnen Lehren, vielleicht weil ſie für mich ſelbſt noch den Reiz der Neuheit trugen, um ſo mehr Leben und Friſche in der Darſtellung.

Dabei vermied ich aber ängſtlich, den Gemüthsfrieden der Jünglinge, durch eigne Zweifel, zu erſchüttern, oder auch nur hart zu berühren. Ich wußte, als Kranker, die verlorene Geſundheit, dieſen Frieden, zu ſchätzen. Und ich war und blieb der vorige Kranke;

trug ja noch immer, wie sonst, die doppelte Natur in mir, deren eine die andere unversöhnlich von sich abstieß; mußte mich ja wohl an dies unheilbare Zerwürfniß gewöhnen, und den schreienden Widerspruch der Wirklichkeit mit meinen Idealen, wie in lustiger Verzweiflung, gelten lassen. Denn ich konnte doch das Menschengeschlecht, wie es einmal beschaffen war, nicht gestalten, wie es seyn sollte; und eben so wenig mir das Räthsel seiner Bestimmung, oder seines Daseyns lösen. So gab ich mich getrost her, im allgemeinen, mir unbegreiflich bleibenden Gaukelspiel des Wesens und Scheins, Gaukelspieler zu seyn, wie andere, die es, wie ich, nur nicht ganz mit vollem Bewußtseyn, wie ich, seyn mochten.

Man sieht, der Doktor Legens war noch keinen Zoll weit über den schwarzen Kreis hinausgeschritten, in den ihn sein Schicksal, wie einen bösen Geist, schon als Knaben, hineingebannt hatte. Er selbst fing an, sich vor sich und seinem Gedankenstand zu fürchten, daß ihm dieser, wie man's nennt, zur fixen Idee werde, wenn's nicht schon wirklich der Fall war. Es ging ihm, wie im Halbschlaf beim Alpdrücken; er wollte sich mit aller Anstrengung vom bangen, schweren Traum losringen, und rang doch wieder nur im Traum. Man muß sich jedoch unter dem armen Kreuzträger nichts weniger, als einen bleichen, hypochondrischen Siechling vorstellen. Mit festem, kräftigem Gliederbau, hoch und schlank, und einem nicht das Auge beleidigenden Aeußern, verband der junge Bursch das sichre, furchtlose Wesen, welches dem Gefühl körperlicher Stärke und Gewandtheit ebenso sehr, als dem Bewußtseyn eines redlichen Willens entstammt; nur etwa durch eine Bescheidenheit gemildert, die mehr der unverdorbnen Jünglingsnatur, als einer durch „Dressirung" angekünstelten Höflichkeit eigen ist. Auch war er, wegen seiner rosenfarbnen Laune, Scherze und Witze, in Gesellschaft nicht ungern gelitten. Nur selten brach sein innerstes Seyn unwillkürlich durch die Verlarvung hervor; sey es in Flammen des Enthusiasmus für Dinge, auf welche rechte „Leute von Welt" eigentlich geringen Werth legen; oder in Sarcasmen gegen vergötterte Nichtswürdigkeiten.

Um dem beschaulichen Leben im Schattenreich der Metaphysik, wo möglich, zu entkommen, warf ich mich mit ganzer Macht auf das Studium der sogeheißenen Realwissenschaften; auf Naturkunde, auf Finanz-, Polizei-, Forstwesen und neueste Zeitgeschichte. Die Staatsumwälzung Frankreichs hatte damals den blutigen Höhepunkt erreicht,

auf welchem Guillotinen und Laternenpfähle, als ſchauerlicher Schmuck, ſtanden. Die Publiziſten Deutſchlands, gar altklug, wie immer, aber mit dem Maulkorb der Zenſur gehörig verſehn, ſchrieen faſt überall Zeter über die Raſereien eines dem tauſendjährigen Bagno entſprungenen Sklavenvolks. Doch dieſelben Leute fanden daneben die, mit kalter Kabinetsklugheit blutig vollſtreckte, völkerrechtsmörderiſche Zerſtückelung Polens ganz recht und billig. Und daß der gute Lafayette, welcher bei Königen ein Aſyl geſucht hatte, es im ſtinkenden Kerker von Olmütz empfangen mußte, ſchien den ehrlichen Zeitungsſchreibern noch ungemein gnädig.

Wie tauſend Andre in jenen Tagen, hielt auch ich immer nur das Gegentheil deſſen, was öffentliche Blätter meldeten, oder urtheilten, für das Wahrſcheinlichſte. Es gibt kein untrüglicheres Mittel, Regierungen um Glauben und Vertrauen eines Volks, wenn das Volk leſen kann, zu betrügen, als Preßzwang. Ich, ein Erbfeind aller moraliſchen Marktſchreierei und Erbfreund jedes Unterdrückten, ſah in ſämmtlichen Greueln Frankreichs nur verzweiflungsvolle Nothwehr einer von hohen Adlichen und hohen Prieſtern zertretenen Nation. Meinen Idealen treu, begrüßt' ich, in Hymnen, das Erwachen der Menſchheit; eifert' ich, in Flug- und Zeitſchriften, gegen verroſtete Vorurtheile, und macht' ich, beſonders dem wöllneriſchen Religionsedikt, meinen Krieg, jenem rohen Kolbenſchlage blinden Kirchenthums gegen die menſchliche Vernunft, der noch ſeit 1788 in den preußiſchen Staaten galt. Ich hätte damals jauchzend dem Recht, der Wahrheit und der Freiheit, mein Lebehoch vom Gipfel des Scheiterhaufens gerufen, wenn man mich nur des Märtyrerthums gewürdigt haben würde. Dieſer Geiſt war nicht erſt jetzt über mich gekommen. Schon, als Student und früher, hatt' ich in Proſa und Verſen, in Roman- und Schauſpielverſuchen (manches davon ward ſogar gedruckt) der Glaubens-Zwingherrſchaft, dem aſiatiſchen Kaſtenweſen u. dgl. m. Fehde geboten. Heut, freilich, lächl' ich, als Greis, zu dem Treiben des unbärtigen, erfahrungsloſen Weltreformators; aber ich lächle doch noch, mit Wohlgefallen an ihm. Ein Jüngling, im ſtolzen Gefühl ſeiner Kraft, erfüllt von ſeinen heiligen Urbildern, erhaben über jene Alltagskreaturen, welche für Magen und Rock allein, zur Pflugſchar und Werkſtatt, zur Zahlſtube und Hofgala, abgerichtet, umherſchleichen oder tanzen, iſt mir, auch inmitten ſeiner Verirrungen, ehrwürdig.

fähig wären"? (Veros homines, fidei catholicae et sacramentorum capaces.)

In allen drei ehemaligen spanischen Vizekönigreichen Neugranada, Peru und la Plata, in den Landeshauptmannschaften von Caracas (Venezuela) und Chili befanden sich zwar viele Indianer gezähmt und als Christen in Städten, Bergwerken oder eigenen Dorfschaften; aber weitaus der größere Theil derselben waren Ueberreste der einst unterjochten Landesbewohner, Kinder der einst Gefangenen, Mischlinge von allerlei Gattungen, aus den sie durchkreuzenden Ehen und Begattungen von Europäern, Indianern, Negern und deren Kindern hervorgegangen *). Sie waren groß-

*) So zählen die Spanier elf Abläufungen der Mischlinge, nämlich: Mestizos, Kinder eines Europäers und einer Indianerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza; Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona; Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona; Kinder eines Indianers und einer Pulchuela gleichen sich den Spaniern; Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin; Saltatrás, Kinder eines Quarteron und einer Europäerin; Colpan mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin: Chinos, Kinder eines Colpan Mulato und einer Indianerin. Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder.

Der Staatsminiſter von Wöllner kam zu dieſer Zeit nach Frankfurt. Er war Haupt des preußiſchen Schul- und Kirchenweſens. Die geſammte gelehrte Körperſchaft der „Alma Viadrina“ wetteiferte, ihm die üblichen Huldigungen darzubringen. Doch ein angehender Weltverbeſſerer, wie ich, hätt' es für Selbſtentweihung gehalten, ſolchem Beiſpiel zu folgen. Zufällig begegnete mir der lebenskluge Steinbart, als ich in einem Spaziergang begriffen war, auf der Straße, da er eben von ſeinem Beſuch beim Miniſter zurückkehrte. Er blieb ſtehn und mahnte mich freundlich, den Machthaber nicht durch Unterlaſſung nichtsſagender Förmlichkeiten zu beleidigen. Wöllner habe ſich ſchon nach mir erkundigt. „Iſt denn“, erwiderte Steinbart auf meine Entſchuldigungsgründe: „Iſt denn eine gewöhnliche Höflichkeit ſchon Verläugnung der Grundſätze? Und werden Sie, wenn Sie dem Miniſter die kleine Aufmerkſamkeit verſagen, ſeine Ueberzeugungen ändern?“ In der That ward ich von der Frage etwas betroffen; entgegnete aber: „Es gibt Zeiten, da ſelbſt ſchon höfliches Lächeln zu den Sünden der Großen, Sünde werden kann. Vielleicht würden die Gebieter aufmerkſamer auf ſich, wenn ihnen weniger Aufmerkſamkeit bewieſen würde.“ — Steinbart verſetzte mit ironiſchem Lächeln: „Seine Exzellenz wird ſchwerlich von Ihrem Nichtbeſuch dergleichen Nutzanwendung für ſich machen; eher vielleicht eine unerfreuliche für Sie.“ — Er hatte Recht. Allein den hochfahrenden Ideenhelden, der es wohl mit dem Zorn einer ganzen Welt aufgenommen hätte, ließ eine miniſterielle Ungnade ſehr gleichgültig.

Sommers pflegte auch der Oberkonſiſtorialrath Franz Irwing von Berlin *), mit ſeiner Tochter, in die Nachbarſchaft von Frankfurt zu kommen. Er beſaß da ein Landgut, wo er einige Zeit, in angenehmer Muße, zu wohnen liebte. Ich genoß des Glücks, zu ſeiner Geſellſchaft zu gehören, und verehrte ihn von Herzen. Nachdem ich ſchon drittehalb Jahr, als Privatdozent, und bei immer vollem Hörſaal, Vorleſungen gehalten, munterte er mich auf, um eine außerordentliche Profeſſur anzuhalten. Er verſprach ſeine Verwendung. Meine väterlichen Freunde, Hauſen und Steinbart, ſtimmten bei. Ich that's. Allein ein bald erfolgtes Reſkript des Miniſteriums ver-

*) Verfaſſer der „Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen“, und einiger andern philoſophiſchen Schriften.

weis den ehrerbietigen Bittſteller, für einſtweilen noch, zur Geduld. Aus einem vertraulichen Briefe des ehrwürdigen Irwing, der mir ſein Beileid bezeugte, vernahm ich aber, der Herr Miniſter habe ſich etwas unhold über meine Perſon geäußert, und hinzugeſetzt: „Man habe am wohlbekannten Dr. Bahrdt eine warnende Erfahrung gemacht, daß man keinem ſo jungen Menſchen ſchon eine Profeſſur anvertrauen ſolle. Ich müſſe noch um ein Paar Jahre reifer werden.“

Der Miniſter ſchien mir ganz und gar in den Schuhen meines vormaligen würdigen Vormunds, des Glockenzießers, zu ſtehn. Gern tröſtete ich mich über einen Fehler, um den mich die Exzellenz eigentlich wohl hätte beneiden dürfen. Wenigſtens bereut' ich ihn nicht; obwohl mich dieſer Stein des Anſtoßes früher ſchon gehindert hatte, Student, dann Schauſpieler, dann Paſtor, und nun Profeſſor zu werden. Ich arbeitete mit gleicher Unverdroſſenheit den Winter hindurch. Als aber die Frühlingsſonne mein Katheder beſchien, ward mir der Lehrſtuhl zuwider. Die alte Wanderluſt ſuchte mich abermals heim. Ein Paar Jahre lang Länder und Völker ſehn, glaubt' ich, verhelfe ebenſo bald und angenehmer zur Altersreife, welche der Miniſter gefordert hatte, als das Sitzen zwiſchen Folianten und Quartanten. Ich ward bald mit mir darüber einig. Nichts feſſelte mich. Ich beſchloß, das heilige römiſche Reich von Norden nach Süden zu durchkreuzen; dann das Land meiner kindlichen Vorliebe, die Schweiz, zu ſchaun; dann das gährende Frankreich, mit dem politiſchen Vulkan, Paris; dann die üppige Natur und Kunſt Italiens und das alte Grab der Gräber, Roma *).

Gedacht, gethan! Das Finanzweſen ward geregelt; das kleine Mobiliar verkauft oder verſchenkt; die Bücherſammlung ein Vermächtniß an meinen erwähnten Freund Schäffer; das Lebewohl in Nähen und Fernen, mündlich und ſchriftlich gegeben und empfangen; und am ſchönſten Maitag des Jahres 1795 der Poſtwagen nach Berlin und Leipzig beſtiegen.

*) Quando quidem data sunt ipsis quoque fata sepulchris! ſagt Juvenal ſchon.

7.

Eintritt in die Schweiz.

Im Zickzack gings durch Deutschlands Gauen. Hier keine Reisebeschreibung. Ich verweilte, wo freundliche Leute, schöne Landschaften, öffentliche Einrichtungen, Sitten und Zustände der Völkerschaften, mich anzogen. Berühmte Männer mocht' ich nicht sehen, obwohl es mir nicht an Empfehlungen mangelte *). Was sollt' ich an Uniform und Schlafrock kennen lernen? Es ist mit berühmten Leuten, wie mit großen Bibliotheken. Der Reisende erblickt nur Buchbinder-Arbeit. Nichts desto weniger ward ich zu Berlin, Leipzig, Baireuth, Nürnberg, Stuttgart u. s. w. in manche liebenswürdige Familie eingeführt. Mein Abellino, der damals auf den Theatern lärmte, führte mir, sehr überraschend, interessante Bekanntschaften zu. Daß dieser Bandit ein so trefflicher Gelegenheitsmacher war, mißfiel mir durchaus nicht. Doch der Geschmack eines Publikums, welches neben Schöpfungen eines Schiller, Göthe, Kotzebue u. a. m. noch einem Schülerstückchen Aufmerksamkeit schenken konnte, gab mir keinen hohen Begriff von seiner Bildung. Und, wie mir von jeher Ehrgeiz so thöricht, wie Geldgeiz gedäuchte hatte, ward mir „literarische Celebrität", wie man's nennt, nun erst verächtlich, als ich gewahrte, wer sie ertheilte, und wofür?

Es hellte sich bei diesem Umherschwärmen überhaupt allerlei Dunkles auf, was bisher keine Studierlampe beleuchtet hatte. Mit Verwunderung, oder Scham, bemerkt' ich, der ich doch Jahre lang eifrig gelernt, Jahre lang, vom Katheder herab, Weisheit gepredigt hatte, meine Unkunde in äußerst gemeinen Dingen des Lebens. Der junge Stubengelehrte mußte, nun er das Buch der Welt vor sich aufgeschlagen sah, von neuem buchstabiren lernen, um den Einfluß menschlicher Weisheiten und Thorheiten, auf Schicksale und Verhältnisse der Nationen, zu verstehn. Ich hatte unerwartet eine höhere, als eine gewöhnliche, Hochschule, betreten; und vermuthete bald, hier sey der Ort, oder nirgends, wo ich fähig gemacht werden könne, den Zwist meiner Innenwelt mit der Außenwelt zu schlichten, die mir nun noch

*) Nur die Langeweile eines Regentages bewog mich, in Aarau, zu einem Besuch des greisen Usy, des Dichters.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. I438/066

fremder dastand, als ich geglaubt hatte. Ich ließ das unfruchtbare Begriffersplittern und Gedankenfalten fahren; ganz der Wirklichkeit zugekehrt. Diese neue Richtung des Geistes that mir wohl. Es hob damit, in meiner Gemüthsstimmung und Lebensansicht, eine heilsame Krise an, die sich freilich langsam vollendete, und nicht immer vor Rückfällen in das alte Uebel schützen konnte.

Nachdem ich die Landschaften Sachsens, Frankens und Schwabens durchstreift hatte, bis zu den Ufern des Bodensees, stieg, hinter dem breiten Spiegel von diesem, das riesige Gebilde der Alpenkette, mit Eisthürmen und Silberfeldern am Himmel leuchtend, plötzlich vor mir auf. Der Anblick solcher Naturpracht erschütterte mich, wie noch nie Aehnliches. Es blieb mir im stillen Staunen nur ein einziger Gedanken übrig: „Diese Felsenburg der Freiheit! Hat sie keinen Winkel für mich?“ — Und als mir, es war der 3. September 1795, bei Schaffhausen, in romantischer Umfassung, der Rheinfall seinen Gruß donnernd entgegensang: jauchzt' ich im Freudentaumel laut auf; warf mich bewegt zur Erde; küßte sie, wie Vaterlandsboden; weinte still und flüsterte flehend geheime Wünsche zum Himmel.

Alsbald, beim Eintritt in das gelobte Land, sandt' ich alles Reisegepäck gen Zürich voraus, und wanderte durch die Gelände des östlichen Helvetiens, so selig und frei, wie irgend jemals ein Schwärmer von drittehalb Jahrzehnden, mit leichtem Fuß und leichtem Herzen, zwischen Jura und Alpen, herumgeflogen sein mag. Der Herbst in den Schweizerthälern ist gewöhnlich die schönere Witterungszeit; die Heiterkeit des Himmels beständiger; der Farbenschmuck von Bergen, Wäldern, Wiesen und Hütten wechselreicher.

Es kam mir vor, als sey in diesem malerischen Labyrinth von grünen Gebirgen, bläulichen Strömen, freundlichen Dörfern, Kapellen und Burgtrümmern, ewiger Festtag. Der wunderbare Uebersprung von Gegenden sanften Idyllenreizes, zur schreckhaftesten Wildniß, bestürmte mich mit Entsetzen und Entzücken. Die Leute, selbst bei Feldarbeiten reinlich, fast sonntäglich gekleidet, gutherzig und einfach, von eigenthümlichen Sitten und Trachten, gaben mir das Bild des glückseligsten Volks. Und wenn ich in den erhabnen Einöden der Hochalpen, zwischen Wolken, Blumenwiesen und Felsen, über den Ländern der Menschen wandelte: wie verblich mir da die Pygmäenpracht der Paläste, der Kunstprunk der Priestertempel, die armselige Größe der

Nationen, dieser vergänglichen Milben des Erdballs! — Da glaubt ich Gott selber reden zu hören, aus der Majestät seines Wunderreichs; und der Unsichtbare ward mir im Geiste sichtbar; herrlicher, als ihn Moses, im Flammenbusch am Horeb, sah.

Besonders noch fesselten die Eigenthümlichkeiten und gesellschaftlichen Zustände der Bewohner von diesen Hochlanden und Thalgebieten meine Aufmerksamkeit. Ich war aber lange Zeit an ihnen irre. Der aus Deutschland mitgebrachte Maßstab, für Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, war hier kaum anzulegen. Anfangs überraschte und ergötzte mich nur, wie es bei den meisten Reisenden der Fall ist, die Mannigfaltigkeit der Bauarten, Nationaltrachten, Bräuche, Religionen, Physiognomien und Mundarten, die von Thal zu Thal andre waren; dann die grellen Verschiedenheiten der Civilisation und Volksfreiheit, in dicht beisammen gelegenen Bezirken. Oft mußt' ich die kindliche Unwissenheit und die seltsamen Vorurtheile der Landleute belächeln; und dann wieder ihren treffenden Mutterwitz und Scharfsinn, in Angelegenheiten, bewundern, die in Deutschland gänzlich außer dem Gesichtskreis von Bauern und selbst von vielen Städtern zu liegen pflegten. Die Anhänglichkeit und Treue der Schweizer unter einander in fremden Ländern, wie ihr immerwährender Hader in den Heimathen, sind bekannt. Das Vaterland ist ihnen dabei über Alles theuer; ihr Heimweh ist sprüchwörtlich geworden.

Auch auf der Reise schrieb ich, nach alter Gewohnheit, nieder, theils was ich beobachtete, theils und mehr noch, was ich dabei dachte, oder fühlte. Es sey mir erlaubt, hier eine Ansicht von damals anzuführen, die mir noch heut nicht ganz verfehlt scheint.

„Die Vaterlandsliebe der Schweizer", schrieb ich: „entspringt wohl offenbar einer andern Quelle, als bei Griechen und Römern der Vorwelt, denen nur Freiheit, Vorrecht und Ruhm, oder Macht ihrer Städte, am höchsten galt; auch wohl einer andern, als in unsern Monarchien, wo Nationalstolz oder gewohnte Verehrung des Throns, häufig mit Vaterlandsliebe verwechselt werden mag. Selbst der Republikanismus bildete jene Liebe der Schweizer schwerlich zu solcher Stärke aus, wie sie jedes Jahrhundert sah. Denn wahrhaftig, die politische und bürgerliche Freiheit ist den meisten Einwohnern der Schweiz kümmerlicher zugemessen, als den Unterthanen deutscher Fürsten. In den Hauptstädten wohnen Herrn; auf dem Lande aber Heloten."

„In ebnen Ländern, wo, überall hin, Wege und Landstraßen leichten Verkehr nach Nähen und Fernen, und Veränderungen des Aufenthalts befördern, erzeugt die dadurch bewirkte Vermischung der Ansichten, Gewohnheiten und Sitten, unvermerkt eine gewisse Gleichförmigkeit des Volkscharakters und der Lebensart, trotz Ungleichheit des Standes und Reichthums Einzelner. Der Einfluß nämlicher Verwaltungsart und Gesetzgebung für ganze Reiche vergrößert allgemeine Verflachung des Nationallebens."

„Anders ist's in einem Gebirgslande, wie die Schweiz. Hier leben etwa gegen zwei Millionen Seelen, nicht nur durch politische Formen mehrerer Staatsgebiete, wie eigne Völkerschaften, mit besondrer Sprache und Herkunft, getrennt; sondern selbst durch die Natur und Gestaltung des Landes. Bergketten, Gletscher, reißende Ströme, große Seen, lange Winter, scheiden die Nachbarschaften; erschweren Verbindungen, und beschränken die Bewohner der kleinen Städte, Dörfer und Thalschaften nur auf Leben und Umgang unter sich selbst. Seit den Tagen der ersten Ansiedler, sind deren Nachkommen in ihren Ortschaften, durch Blutsverwandtschaft, ungetheilt gebliebene Gemeingüter, und einerlei bürgerliche Nutznießungen, eng verbrüdert. In jedem Dorf, in jedem Städtlein, stellt sich gleichsam nur eine größere Haushaltung heraus, in welcher sich Reich und Arm, von Kindheit auf, kennt und nennt. Wer nicht dazu gehört, und wär er aus dem nächsten Ort, ist da schon Fremder."

„Von dem, was jenseits des Berges, oder Sees, geschieht, wenig unterrichtet, oder gereizt, kennen die Leute nichts Wichtigeres, als die Ereignisse und Schicksale ihres eignen heimathlichen Thales. Sie kennen sie seit Jahrhunderten. Man erzählt sich von den Vorfahren und weiß oft, wie im alten Testament, die ganze Reihe ihrer Geschlechtsfolge. Jeder Kanton hat da seine besondre Staatsgeschichte; und eben so jede Thalgegend, jede Ortschaft, jede Haushaltung, ihre besondern Ueberlieferungen aus ältern Zeiten. Es vererben sich da, von den Altvordern, Uebungen, Lebensarten, Vorurtheile, Sprachen, Dialekte, sogar die gleichen Taufnahmen und Gesichtsähnlichkeiten der Dorfbewohner, wie Grundstücke, Wohnungen, Geräthschaften und Festtagskleider. Daher, bei dieser Vereinzelung aller Theile des Landes, ein starres Festhalten jedes Theils an gewohnter Art und Weise, und an die herkömmlichen Rechtsame. So haben Natur und Schicksal die

Schweiz zum verworrensten Föderalismus hingedrängt, in welchem, jeder Kanton für sich, abermals ein kleiner Bundesstaat ganz verschieden berechtigter, und verschieden gesitteter Gemeinden und Thäler, geworden ist."

„Aber aus eben dieser Vereinzelung rief hinwieder Bedürfniß, oder vielmehr Gewöhnung, eine ausschließliche Anhänglichkeit des Schweizers am Schweizer, in Tagen der Gefahr, oder des Zusammentreffens im Auslande, hervor. Denn auch das größte Thal scheint wieder gewissermaßen, nur Zubehör zum Eigenthum jeder einzelnen Hütte zu seyn. Hügel und Berge fern und nah, Wälder, Weiden, Felsen, Höfe und Dörfer des landschaftlichen Amphitheaters rings um, sind, was anderswo, Bildnisse an den Wänden des Wohnzimmers; beim täglichen Anblick derselben, etwas Vertrautes und Liebes. Es haften an allen diesen Gegenständen allerlei Erinnerungen. Jede Veränderung aber in der Umgegend, wird auch für den Menschen des Gebirgs, wie störende Aenderung im eignen Hause. So dehnt sich die Liebe der väterlichen Heimath wieder zur Liebe des ganzen Thals und dessen Oertlichkeiten aus. Die entlegnern Nachbarn betrachten einander nur, wie entferntere Verwandte, deren Wohnungen sie nicht, aber deren Bergspitzen sie noch sehn. Aus den Gemeindseinrichtungen ist ihre Staatseinrichtung; aus der Heimathsliebe ihre Vaterlandsliebe entsprossen, die, wie selten anderswo, tausend zarte Saugwurzeln in jedes Vorhandene und Gewesene treibt."

8.

Enttäuschungen.

Am begierigsten war ich, im Lande Wilhelm Tells, die Segensfrüchte der Freiheit kennen zu lernen. Wer kann dies einem Jüngling verargen, der sein eignes Glück nur in eigner Unabhängigkeit, eben so die Entwickelung des menschlichen Geschlechts nur in dessen Leben und Seyn für eine höhere Idee, fand; und dem, aus der Schulzeit noch, die Aristiden und Phocione, die Cincinnaten und Gracchen, herrlicher strahlten, denn alle Excellenzen, Eminenzen und mittelalterische Feudalfiguren des Tags. Und ach, wie arg hatte mich die Erwartung

betrogen! Im Allgemeinen hatte ich schon ein freieres Volk in den preußischen Staaten gesehn, denn hier, in der Schweiz, wo die große Mehrheit der Gesammtbevölkerung in erblicher Dienstbarkeit von reichsstädtischen Patriziaten und Zunftherrn eines Hauptstädtchens, lebte; oder in trauriger Geistesknechtschaft eines gebietrischen Priesterthums. Ich will, um die Größe meiner Bestürzung und Entmuthigung anschaulicher zu machen, nur einige Ereignisse mittheilen, die mich auf meiner Wanderung überraschten.

Eines Tages zog ich von Peterzell mit einer Schaar schwäbischer Wallfahrer beiderlei Geschlechts, die abwechselnd bald Gebete hersagten, bald Späße trieben und Zoten rissen, über Berg und Thal nach Mariä Einsiedeln. Der päpstliche Nuntius, hieß es, werde in dem berühmten Gnadenort des Kantons Schwyz „Firmelung der Kinder" verrichten. Das war mir Neues. Wir kamen spät an; und wiewohl der ganze Gnadenort fast nur aus Wirthshäusern bestand, fand ich doch, wegen der außerordentlichen Menge zusammengeströmten Volks, kaum Aufnahme. Ohne Zweifel ward ich für einen gemeinen Pilger gehalten; aber, sobald ich eignes Zimmer, Nachtessen und guten Wein begehrte, vorzugsweise vor den frommen Pilgern bedient. Andern Morgens, nachdem ich den Marktflecken und die Umgegend besichtigt hatte, eilt' ich zum Tempel, und kaufte von Krämern, deren Läden ihn, wie weiland den Tempel von Jerusalem, umzäunten, statt des Gebetbuchs, eine Chronik von Einsiedeln; und, um den Verdacht der Ketzerei abzuwehren, einen Rosenkranz.

Ein ungewohntes Schauspiel begegnete mir beim Eingang in die geräumige Vorhalle. Da lagen, theils mit dem Antlitz auf dem Boden, theils knieend, Büssende oder Betende; die Einen unbeweglich, mit ausgebreiteten Armen; die Andern mit himmelwärts gestreckten Händen, oder mit andächtig zusammengefalteten Fingern, und niedergesunkenen Häuptern. Mir Unerfahrnen ward bei diesem Anblick etwas unheimlich zu Muth; noch mehr, als, beim Eintritt in die weite Kirche, plötzlich die versammelten Tausende, mit den Händen Kreuze schlagend, auf die Knie niederstürzten. Im Hintergrunde schwebten indessen, zwischen Weihrauchwolken, Priester am Hochaltar, und blitzten Waffen knieenden Militärs. Ich, mit dem Zeremoniel dieser Art Gottesverehrung unbekannt, that, was ich die Andern thun sah; kniete, wie sie; machte Kreuze, wie sie; aber schlürfte, in dieser unbequemen Stellung, durch

das Gedränge, neugierig zur schwarzen Marmorkapelle des heiligen Meinradus, in der Mitte der Kirche; dann hinein. Das Innere des von Lampen erleuchteten Heiligthums war von Andächtigen gefüllt, die dem wunderthätigen, aber wie es schien, vom Lampenrauch geschwärzten Bilde der Mutter Gottes, Verehrung, oder wirkliche Anbetung, weihten. Dann, nach vollendeten Feierlichkeiten des Tags, sah ich mit nicht geringerm Erstaunen den triumphartigen Heimzug des Nuntius zum fürstäbtlichen Kloster-Pallast, unter Glockengeläut, Kanonendonner und Musik. Man nannte und zeigte mir die Magistrate der Republik, welche das demüthige Gefolge der Priesterschaft bildeten. Ich glaubte eine Ovation der alten römischen Sieger, oder die alte Pracht des Heidenthums zu erblicken. Festmahle, Saufgelage und Raufereien machten den Beschluß des heil. Tages. Und das war doch Christenthum! das doch ein fünfhundertjähriger Freistaat! Ich verließ bald erschrocken Einsiedeln. Ein geistig-unfreies Volk der reinsten Demokratie ist doch ein blindgebornes im Paradiese.

Wie mich in den katholischen Gegenden häufig rohe Unwissenheit, Arbeitsscheue und Bettelei, neben zahlreichen Festen, Kirchenbesuchen, Prozessionen u. s. w. unangenehm berührt hatten, so angenehm begegneten mir hinwieder, in reformirten Landschaften, höherer Wohlstand, Fleiß, Reinlichkeit und Verstandesbildung der Einwohner. Ich lagerte mich, an einem schönen Abend, ermüdet im Schatten eines Obstbaumes am Ufer des Zürichsees, in der Nähe des Dorfes Stäfa. Ein junger Bauer, der vor mir sein Feld umhakte, ließ sich mit mir gefällig ins Gespräch, und, nach vollbrachter Arbeit, lud er mich zu einem Glase Weins, in seinem Hause, ein. Ich schlug's nicht ab, und begleitete ihn. Während er die Kleider änderte und den Wein herbei holte, musterte ich im saubern Zimmer Alles; besonders die auf einem Gesimse stehenden Bücher. Da fand ich, neben Bibel und Gesangbuch, Schriften von Iselin, Wieland, Möser u. a. m. Dies, die lehrreiche Unterhaltung mit dem jungen Landmann, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeit eines großen Gasthofes und das freundliche Benehmen der Leute bewog mich einige Tage daselbst zu verweilen. Man besaß hier, und in den benachbarten Dörfern längs dem See, nicht nur Lesegesellschaften, sondern auch ein Liebhabertheater. Shakespears Romeo und Julie war das Letzte der gegebenen Schauspiele gewesen, und auf meinen Wunsch, die Bekanntschaft der

tentheils zur Dienstbarkeit geweiht, arm, roh, mit verwilderten Begriffen. Welche von den Indianern nicht in den Städten behalten wurden, pflegte man in eigene Ortschaften einzubannen, die sie ohne besondere Erlaubniß nicht verlassen durften. Einer ihrer Kaziken war daselbst gewöhnlich Vorsteher unter spanischer Aufsicht. Man gab ihnen Land zum Anbau ihrer Lebensmittel. Dafür wurden sie zu öffentlichen Arbeiten, zum Bergbau u. s. w. benutzt. Das Gesetz sprach ihnen zwar Bezahlung zu, die sie aber von der Gewinnsucht der Aufseher selten voll, oft gar nicht erhielten. Ausserdem hatten sie noch Steuern zu entrichten, von denen ihr Kazike den vierten Theil bezog, damit er sie strenger eintriebe.

Das ungefähr war auch das Loos aller Indianer, welche man durch ausgesandte Mönche und Priester unter den freien Stämmen für das Christenthum gewann. Darf man sich wundern, wenn die trotzigen freien Natursöhne vor solchen Wirkungen des Christenthums erschracken?

Es gab freilich auch freie Indianer, die sich zum christlichen Glauben bekannten. Es waren diejenigen, welche zwar unabhängig, aber im täglichen Handelsverkehr mit den Spaniern, Wörter aus deren Sprache, Gebräuche aus deren Sitten, Uebungen aus deren Kirchenthum angenommen

ländlichen Julie Capulet anzuknüpfen, ward ich in das Haus eines Herrn Billeter eingeführt.

„Siehe da die Freiheit und ihr göttliches Wirken!“ dacht' ich bei mir. Ich segnete das republikanische Zürich. Die stäfaer Julie war eben kein schönes, aber ein geistvolles Mädchen. Ich traf es mit rothgeweinten Augen an, und einen Brief in der Hand. Die Schwester trauerte um einen Bruder, der in der Verbannung, wegen politischer Verbrechen, lebte. Nun erfuhr' ich, wovon man bisher nie gesprochen hatte. Die Bewohner des ganzen Landes waren Hörige oder „Angehörige“ der Stadt Zürich; ärmer an Rechten, als eigentliche Unterthanen der Eidsgenossen in deren sogenannten gemeinschaftlichen Vogteien; durften keine Handwerke, keine Gewerbe treiben, als die in Dörfern unentbehrlichsten; keine weltliche oder geistliche Aemter bekleiden, ausgenommen die niedrigsten; denn alle höhern oder einträglichern wurden nur Söhnen der Stadt verliehen. Keine Talente keine Kenntnisse konnten sich Ausnahmen erringen. Der berühmte und gelehrte Arzt Joh. Hotze, weil er nur Sohn eines Landmanns von Richtersmyl war, konnte es nicht weiter, als zum Landdokter bringen*); und sein Bruder Hans Conrad, dessen militärisches Genie ihm in der Heimath schwerlich eine Hauptmannsstelle unter den Milizen erworben hätte, konnte sich nur in Deutschland zum kaiserlich-österreichischen General-Feldmarschallieutenant aufschwingen. Die Bevölkerung des ganzen Kantons diente zur Bereicherung von etwa 1500 städtischen Haushaltungen. Sogar Handel mit selbstverfertigten Baumwollen- und Seidenfabrikaten, war dem Landmann verboten. Er mußte die rohen Stoffe in der Stadt kaufen; das Gewebe in der Stadt färben lassen und seine Waare wieder an Stadtbürger verkaufen, die damit allein Handel führten.

Man hatte zwar, mehrere Monate vor meiner Ankunft, zufällig eine alte, von sieben Kantonen gewährleistete und besiegelte, aber in Vergessenheit gerathene Urkunde entdeckt, in welcher dem Landvolke ausgedehntere Freiheiten zugesichert waren. Die Leute hatten diese Freiheiten zurückgefordert, und von Gemeinden zu Gemeinden Beitritt zu einer den Gegenstand betreffenden Denkschrift an die Regierung gesammelt. Zwar die noch bestehende Rechtsgültigkeit der Urkunde

*) Er starb 1801, in freiwilliger Verbannung, zu Frankfurt am Mayn.

konnte von keiner Seite abgeläugnet werden. Aber der freudige Lärmen endete in Wehklagen. Denn die Stadt witterte nun Empörung, oder Staatsumwälzung; schickte Truppen in die Dörfer am See. Stäfa ward überfallen, während an einem Sonntagsmorgen die Menschen in der Kirche waren, (es geschah im Juli 1795) und wer sich, für jene Urkunde, besonders thätig bewiesen, ward in die Gefängnisse der Hauptstadt geschleppt, falls er nicht schnell aus dem Lande flüchtete. Keinem der Eingekerkerten konnte ein Empörungsversuch, eine wirkliche Volksaufwiegelung, vielleicht nur Manchem etwa eine unbesonnene Aeußerung, vorgeworfen werden. Aber Alle wurden, als Staatsverbrecher, verurtheilt; als Gefangene mißhandelt; Viele mit Stockschlägen, Verbannungen, Andre mit mehrjähriger oder lebenslänglicher Einsperrung im Zuchthause bestraft. Ein ehrwürdiger Greis, Namens Bodmer von Stäfa, ward sogar auf den Richtplatz geführt; dort das Schwert des Scharfrichters über seinem Kopf geschwungen; dann in den Kerker zurückgebracht, den er bis zum Tode bewohnen sollte*).

Die Leute erzählten mir das, was doch nur erst vor wenigen Monaten geschehn war, mit so rührender Ergebung in ihr Schicksal, daß ich bewegter ward, als sie selber zu seyn schienen. Ich fühlte mich schon halb und halb geneigt, ihnen die feigste Sklavennatur, oder nichts weniger, als Wahrheit und Unschuld, zuzutrauen. Doch in der Stadt Zürich selbst wurde mir das Gehörte bestätigt, von den Einen unter Verwünschung der stolzen „Seebuben", wie man verhöhnend die Leute am See hieß; von einigen Andern aber, mit edelm Unwillen über unkluge Gewaltthat der Regierenden.

9.

Ein Winter in Zürich und Bern.

Mein schönes Bild von republikanischer Glückseligkeit, welches ich mit in die Schweiz gebracht hatte, ward durch solche Erfahrungen ziemlich verwischt. Doch machte mir das keine böse Laune. Ich

*) Bekanntlich aber entließ ihn Zürich im J. 1798 wieder, beim Anrücken der Franzosen gegen die Schweiz. Der schöne See, auf welchem der Greis heimgefahren ward im Triumpf, glänzte von Freudenfeuern umkränzt, und zitterte unter Jubelgeschrei, Kanonendonner und Glockengeläute der Landschaft.

hatte mich schon an Enttäuschungen aller Art gewöhnt; war Fremdling hier; auf Reisen; wollte genießen, und dabei etwas lernen. Auch gab mir die wunderbare Anmuth der Gegenden, das trauliche, offne, kräftige Wesen der Leute, und noch ein Etwas, das ich mir nicht deutlich zu machen wußte, vollen Ersatz für all' jene häßlichen Enttäuschungen.

Der Winter erschien. In Zürich wollt' ich ihn nicht verleben, lieber in Paris, oder in der westlichen Schweiz. Doch hielt ich nicht starrsinnig an meinen Reiseplänen, sondern gönnte dem Zufall auch einige Theilnahme daran; und fuhr dabei gar nicht übel. Ein abgegebener Wechselbrief in Zürich brachte mich unerwartet in Bekanntschaft mit achtungswürdigen Personen. Mein Glücksstern führte mich, ich weiß nicht, wie es kam, ungesucht in freundliche Verhältnisse mit Mehrern. Einer leitete mich immer dem Andern zu. Zuletzt ward ich fast einheimisch. Mir träumte damals nicht, daß die Freundschaften, welche ich hier mit verschiedenen jungen Leuten schloß, für das ganze Leben, und, zum großen Theil, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf beiderseitige Verhältnisse, werden sollten. Ich nenne hier nur Paul Usteri, der nachmals einer der Wiedererwecker der Volksfreiheit in seinem Vaterlande geworden ist; Heinrich Pestalozzi, späterhin Veredler des Volksunterrichts; Hans Georg Nägeli, nachher Vater des edlern Volksgesanges, den er zum großartigen Erziehungsmittel erhöhte. Ich sollte mehrere nennen; denn sie Alle hatten, durch Läuterung meiner Urtheile, jenen wohlthätigen Einfluß auf mich, den Altersgenossen von reichern Gaben, im Umgang auf einen Lehrling üben, und durch welchen Welt und Leben mir anders, als sonst, entgegentraten.

Auch betagtere Männer würdigten mich ihrer näheren Bekanntschaft. Sie zogen mich in den Kreis ihrer Abendgesellschaften, wo Caspar Hirzel, Verfasser des philosophischen Bauers, der Philolog Hottinger, Leonhard Meister u. a. m. bei Thee und Wein, sich wissenschaftlich unterhielten, und abwechselnd von ihren gelehrten Arbeiten vorlasen. Hier herrschte andrer Geist und Ton, als jener, den ich bisher, unter Schriftstellern und Professoren in Deutschland, gefunden, wo mir literarische Fraubaserei, oder ein übler Duft des Schulstaubes manchmal Herzweh gemacht hatten. Hier lebte der Mann von Wissenschaft nicht bloß als Büchermann, dem man, wie

einem Müller, sein Gewerbe ansieht. Er war zugleich Bürger; Theilhaber, nicht bloß zuschauender Theilnehmer, an den Angelegenheiten des Staats; thätiges Glied der öffentlichen Versammlungen, selbst einer oder mehrerer Landesbehörden; vielseitig gebildet und geschäftsgewandt; nicht höher, nicht tiefer stehend, als jeder andre Bürger. Inner den Ringmauern Zürichs wohnte die Republik; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, Liebe und Sorge fürs Vaterland. Hier galt der Mensch ungefähr noch, was er selber, und nicht, was etwa sein Rock, sein Haus, sein Titel, werth war. Freilich, jenseits der Mauern, arbeiteten dienstbar die armen Heloten für den Wohlstand der Freien.

Das Labyrinth der Schweizerthäler ist bisweilen nicht so verworren, als das Labyrinth ihrer politischen Zustände; dies Tohu Vabohu von einem halben Hundert kleiner Völkerschaften, mit ihren mancherlei Sprachen, Religionen, Lebensweisen und Eigenthümlichkeiten, in monarchischen, aristokratischen, demokratischen und hierarchischen Regierungsformen. Jene Greise, jene Jünglinge meines Umgangs reichten mir den arkadnischen Faden, vermittelst dessen ich mich einigermaßen in dem politischen Wirrwarr zurechtfand. — Hinwieder zwei andere junge Männer meiner täglichen Gesellschaft, beide gleich liebenswürdig und geistreich, machten mich, mit Entwickelungsgang und Umschwüngen der französischen Revolution vertrauter, als ichs bisher gewesen. Einer derselben hieß Cesar Duchrest; Neffe der bekannten Frau von Genlis. Er hatte unter Dumouriers Fahnen gedient und war mit dem Herzog von Chartres (nachherigem König Louis Philipp), dessen Adjutant er gewesen, in die Schweiz geflüchtet, um dem Fallbeil der Guillotine zu entgehen*). Der Andre war ein Deutscher; Ernst Oelsner; schon damals den Deutschen, durch seine „Briefe aus Paris", nicht unbekannt. Er befand sich nur zum Besuch in der Schweiz. Ich wurde bald engerer Freund mit Letzterem, und mit ihm einig, in Gesellschaft die Reise zur Hauptstadt der großen Republik anzutreten, wohin er zurückkehren wollte. Ich hätte nicht

*) Als er, während eines Feuerwerks, bei einem Pariser Nationalfest, im Jahr 1800, ein kleines Schiff auf der Seine besteigen wollte, ward er von einem Raketenstock getödtet. Er war kenntnißvoll und tapfer. Dumourier hatte ihn auf dem Schlachtfelde, trotz seiner Jugend, zum Hauptmann ernannt.

leicht für Paris einen trefflichern Cicerone finden können, als ihn, der dort schon manches Jahr gewohnt, und mit vielen Helden und Schlachtopfern der Staatsumwälzung persönlichen Verkehr gepflogen hatte.

So begleitete ich ihn, inmitten Winters, zuerst gen Bern, wo wir ein Paar Monate verweilten. Die Stadt, ihr Leben, ihr gesellschaftlicher Ton, war wieder von Allem verschieden, was ich vorher gesehn. Ich konnte mich aber nicht so heimatlich in ihr fühlen, wie in Zürich. Es trat mir in ihr ein fremder Geist entgegen, der mich eiskalt anhauchte. Den ersten Eindruck kennt' ich selbst in spätern Zeiten nicht ganz mehr austilgen. Dies Alpen-Venedig, nur in weit reichsstädterischem Zuschnitt, als das Venedig der Lagunen, stand, wie eine Greisen-Gestalt aus frühern Jahrhunderten, vor mir; nur noch von Erinnerungen einer längst entflohenen Kindheit lebend genährt; der warmen, heitern Gegenwart mehr denn zur Hälfte, abgestorben; ohne Auge für sie. Ein stolzes, steifes Wesen der Aristokratie schien den Leuten in allen Gelenken zu liegen, und, ich möchte sagen, sogar im schwerfällig-vornehmen Bau der Häuserreihen von grauem Sandstein, ausgeprägt. Ohne Zweifel spielte die Einbildungskraft mir wieder einen Streich; allein es ließ sich nicht ändern. Oelsner stellte mich seinen Freunden vor. Sie wurden auch die meinigen; so der durch einige Schriftwerke bekannte Professor Ith, der Mathematiker Tralles, Albrecht Rengger, nachmals Minister des Innern, und Albrecht Stapfer, nachmals Gesandter der helvetischen Republik zu Paris. Ich fand diese und Andre, am gewöhnlichsten, in einer abgeschlossenen Abendgesellschaft beisammen, „Göttinger Leist" genannt. Die meisten Mitglieder des Vereins hatten in Göttingen studiert, und daher rührte wahrscheinlich der Name des „Leistes".

Unter den jungen Patriziern dieses „Leistes" letzt' ich mit keinem freundschaftlicher verbunden, und mit keinem entzweiter in Grundsätzen, als mit einem Herrn von Mutach. In späterer Zeit ward er Kanzler seiner Republik und von Einfluß auf ihr Schicksal. Man nannte ihn nur den Schwarzen, wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe; wie man einst auch Hallern, nicht wegen seines Ruhms, sondern seiner Gestalt willen, in Bern „den Großen" geheißen hatte. Mutach war sehr einnehmend, kenntnißreich; voll feurigen Ungestüms; aber edelmüthig und jede Faser an ihm reinaristokratisch.

„Sie sollten Schweizer seyn!“ sagte er eines Abends in jener Gesellschaft zu mir, als man, beim Glase Weins, Literatur, Politik und Tagsgeschichte verhandelte: „Sie sind kein Mann der Monarchie!“ —

„Aber auf dem Sprung, es zu werden,“ versetzt ich: „denn in der Schweiz fängt mir die Monarchie an, lieb zu werden.“

„Sie kennen uns zu wenig!“ entgegnete er: „In Preußen möcht' ich kaum Kronprinz heißen; entweder König dort, oder Bürger von Bern hier!“

„Und ich in Bern weder Patrizier, noch Unterthan; Zerstörer noch Entehrer des Menschenrechts,“ war meine Antwort.

„Bah!“ rief er: „schon wieder la vieille friperie des droits de l'homme*)!“

Das Wort bezeichnete zugleich seine gesammte politische Glaubensgenossenschaft. Die christlichen Adels- und Zunft-Aristokratien der damaligen Schweiz verstanden sich so gut, wie das heidnische Athen und Sparta der Vorwelt, auf die unmenschliche Kunst, das ihnen untergebne Volk in dumpfer Verthierung zu bewahren. Sie wußten, mit gleicher Sorgfalt, Unwissenheit und Armuth bei diesem, wie Kenntniß und Reichthum in ihrer Kaste aufrecht zu halten. Die Hauptstädte öffneten nur den eignen Söhnen Gymnasien, Akademien, Bibliotheken und Museen; zogen von ihren Thoren allein Landstraßen bis zur Gebietsgränze; legten das Ersparniß von Staatseinkünften in auswärtige Fonds, oder in den Sarg ihrer Schatzkammern; fütterten ihre eingebornen Familien mit reichen Aemtern und Pfründen, oder halfen ihnen, im Unglück, mit Spenden aus Zunft- und Armengütern, Familienkisten und Fideikommissen, Pensionen und anständigen Asylen. — Außerhalb der Hauptstädte hingegen blieben Schulen verwaist; Vorurtheile begünstigt; Schriften verboten oder unter strenger Censur gehalten; Denkfreiheit im Joch des Glaubens; Handels- und Gewerbsfreiheit in Zunftfesseln; Verbindungsstraßen der Ortschaften unwegsam; Gemeinden von Armentaren und Bettlern beladen, und

*) Der Kanzler Friedr. von Mutach ward nachher selbst Geschichtschreiber von der Staatsumwälzung und dem Untergang der Oligarchie Berns. Das Werk sollte erst nach seinem Tode öffentlich erscheinen. Bis jetzt geschah es nicht. Als er mich, im Juli 1827, im Bade auf dem Gurnigel besuchte, las er mir mehrere interessante Bruchstücke daraus vor, in welchen er freiern Geist äußerte, als in jener gesellschaftlichen Unterhaltung von 1796.

die Einnahmen des Landmanns durch mittelbare Abgaben von dessen unentbehrlichsten Bedürfnissen geschwächt.

Aber, und die Geschichte lehrt's, man hält eben so leicht den Gang der Erde durch den Himmel auf, als den Gang der Menschheit zu ihrer Vollendung durch die Gebiete der Gesittung und des Rechts. Geister lassen sich nicht, wie Mumien, gegen Gewalt der Zeiten einbalsamiren.

10.

In Paris.

Noch vor Winters Ende begab ich mich in Oelsners Gesellschaft nach Paris, ganz Ungeduld, die Verwandlungen eines großen Reichs, unter dem Panier der Freiheit, zu sehn. Aber unterwegs die elenden Dörfer, die kahlen Felder, die Bauern in Lumpen und Holzschuhen, und zwischen aller Armseligkeit hüben und drüben, da und dort, ein prächtiger Pallast mit hohen Baumgängen und weitläufigen Parks, bildeten den widerlichsten Gegensatz zur anmuthigen Schweiz. „Dies also la belle France?" sagt ich. Lachend erwiederte Oelsner: La belle France liegt in Paris; dort eigentlich das Herrnhaus! Vom Rhein bis zu den Pyrenäen dehnt sich nur der weite Hofraum, mit Wirthschafts-Gebäuden und Gesindewohnungen der vieille France aus."

Glücklich in die stolzeste aller europäischen Städte angekommen, und im Hotel La Prime, der großen Kornhalle gegenüber, eingewohnt, ward mein tägliches Treiben ein ununterbrochenes Reisen im ungeheuren Irrgarten von Straßen und Plätzen, durch Kirchen und Pallaste, Museen, Bibliotheken, Bildergallerien, Konzerte, Theater und Volksgruppen. Es war zur Zeit der Verschwörung von Babeuf. Oelsner führte mich in seine Bekanntschaften ein. Ich sage nichts vom heitern, zwanglosen Leben der bessern Gesellschaft, in der man sich, mit liebenswürdigster Gewandtheit, Verbindlichkeiten flüstert; lächelt, witzelt, lobt, lästert; über ein Nichts erstaunt; über Heiligthümer scherzt; im gleichen Augenblick bewundert und vergißt. Das flüchtige, bunte, gesellige Getändel, ich läugn' es nicht, gefiel mir. Die Schaumspeise sättigt zwar nicht; aber schmeichelt den Gaumen. Ich liebte Abwechslung. Einem Neuling, wie mir, war es kein geringer Genuß, im Jahrmarktsgetümmel dieser Mirmidonenwelt, jeden

Augenblick einen Scenenwechsel zu sehn; das Gewühl plötzlich mit einsamer Stille zu vertauschen und jedes Gelüst sogleich ohne Mühe zu befriedigen. Zwar wußt' ich wohl, diese Sittenanmuth war nur Firniß; dieser gefällige Leichtsinn hatte auch gefällig beim Blutwerk der Guillotine mit gejauchzt.

Zu Heroen der Revolutions-Tragödie kam ich selten in näheres Verhältniß. Ich suchte sie nicht. Was anders hätten sie mir, als Larve und Domino gezeigt? Selbst Oelsner's Liebling, Sieyes, damals im Rath der Fünfhundert, reizte meine Beachtung nur sehr vorübergehend. Er schien mir, was seine berühmte Schrift: „Qu'est-ce que le tièrs état?" Beide wären zu andrer Zeit unbeachtet geblieben; aber das rechte Wort, im rechten Augenblick, machte Mann und Buch bedeutend. Selbst Isnard, ehmaliges Mitglied des Nationalkonvents, zog mich mehr an, als Sieyes. Ich fand in ihm einen Mann von angenehmem Aeußern; einen Franzosen vom Wirbel bis zur Sohle; lebhaft, keck, theatralisch, der zu Allem ein Urtheil, einen Witz, ein beau sentiment brachte. Und doch war's nun derselbe Mann, welcher im südlichen Frankreich terroristischer, als die Terroristen, gegen sie, dem Pöbel zugerufen hatte: „Schlagt sie alle todt! fehlen Euch Waffen, nehmt Keulen; fehlen Keulen, scharrt Knochen Eurer Verwandten aus den Gräbern hervor!"

Der Mann aber, den ich vor allen andern Verühmtheiten, am liebsten und häufigsten besuchte, den ich sogar anfing, zum Vorbild zu wählen, war ein sehr ruhmwürdiger Unberühmter; Deutschlands Diogenes in Paris; ein schlesischer Graf Gustaf von Schlabberndorf. Er mochte in den Sechszigen seyn; hager, lang, mit ungekämmtem Haar, im abgetragnen Ueberrock von unerkennbar gewordner Urfarbe; einsiedlerisch, am ewigen Kaminfeuer. In einem dunkeln Zimmer, bestäubtes Geräth, Bücher, Schreibereien, Flugblätter durch einander in so gelehrter Unordnung, wie kaum Walter Scott's Alterthümler die seinigen in Ehren hielt.

Und dieser Mann, der alle Phasen der französischen Revolution, als philosophischer Zuschauer, in Paris durchlebt hatte; nicht der Verfolgung, nicht dem Kerker, kaum dem Beil der Guillotine durch Zufall entkommen war, bewahrte, in ruhiger Höhe über dem Getümmel steigender und stürzender Faktionen, eine Unbefangenheit des Urtheils über Menschen und Begebenheiten der Zeit, als läge ein

Jahrtausend zwischen ihnen und ihm. Nur selten verließ er sein „Sanktuarium“; doch blieb er von allen Begebnissen und deren Quellen unterrichtet. Mehrmals fand ich bei ihm Reisende aus allerlei Ländern, Partei-Häuptlinge, Staatsmänner, Gelehrte. Ohne Begehrlichkeit nach Einfluß, hatte er ihn, wie Sokrates, durch belehrende Unterhaltung und genaue Kenntniß der Personen und Umstände. Im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, lebte er kärglich für sich, aber mit fürstlicher Freigebigkeit für Nothleidende. Seine Kenntnißfülle, sein Scharfsinn und Adel der Denkart, erzwangen bald meine Bewunderung und Ehrfurcht. Er nannte mich gern seinen Philosophe pleureur; denn er hatte die Zerrissenheit meines Innern wahrgenommen, und kannte die geheime Wunde so gut, als hätt' er selber ihr Weh empfunden. Er wußte sie in seinen Plaudereien, wie zufällig, mit so großer Sicherheit, und so zarter Berührung, zu treffen, wie der gewandteste Arzt; aber jedes heilende Wort schien von ihm ganz absichtslos hingeworfen.

Der edle Graf gewann unvermerkt über meine Sinnesweise eine Gewalt, die ihm kaum ahnete. Ich besuchte zuletzt fast ihn allein nur und die Gallerie des Louvre, wo mich die Wunderwerke des Meißels und Pinsels Tage lang festzauberten. Denn nirgends noch, hatt' ich, wie hier, die Verklärung der Natur durch Macht des dichtenden Genius, nie das Hochgeistige in Schöpfungen der Malerei und Bildnerkunst, mit solcher Vollendung erblickt. Schlabendorf und Paris vernichteten meine Träumereien vom republikanischen Leben. Ich hätte fortan ebenso gern, mit Palett und Pinsel in der Hand, unter dem Eisenzepter eines Tyrannen leben können. In den alten Schweizer-Aristokratien hatt' ich nur morsches Fermenwerk gesehn, worin sich Eigennutz von Rathsherrn und Bauern, Geistlichen und Laien, neben einander eingenistet hielten; in Frankreich nun ein bloßes Zerrbild des Freistaates, mit Despotismus von oben und Anarchie von unten. Die Ueberschriften der öffentlichen Gebäude verspotteten ironisch, mit ellenlangen Buchstaben, den Zustand der Weltstadt. „Liberté, Egalité“, las man aller Orten; doch grinseten drohend daneben die ausgestrichnen Worte: „ou la mort“, durch darüber gepinselten Kienruß. Selbst „Freiheit und Gleichheit“ wurden neben Ehren- und Schutzwachen zu Pferd und zu Fuß, und Kanonieren mit brennenden Lunten bei ihren Feuerschlünden vor den Pforten des Direktorialpallastes, zur

schreienden Lüge. Ich sehnte mich bald von Herzen hinweg aus der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes.

Der Wunsch ward noch ernster, als ich eines Morgens im Garten der Tuillerien, umspielt vom jungen Grün und von Frühblüten des Lenzes, allein saß. Mich überfiel Heimweh nach dem Friedensreich der Alpen, wo der Mensch, wenn auch noch roh und unbeholfen, doch wahr und einfach wohnt, vom prachtvollen Gotteswerk der Natur umringt, statt von zierlich prunkenden Menschenhöhlen, die man Paläste nennt.

Dem stillen Zuge der Ueberlegungen mich hingebend, rief's in mir: „Auf, auf, nach Rom!" — Und dann kam's zu etwa folgendem Selbstgespräch: „Und nach Jahr und Tag in Rom, wenn der Großtheil des väterlichen Erbes verzehrt seyn wird: wohin dann weiter? Zurück, gen Frankfurt? oder gen Magdeburg? Um eine Ministergnade betteln?" — Der Gedanke erregte mir Frösteln. — „Wenn aber das nicht, was Anders? Fünf und zwanzig alt, und noch ohne Beruf und Gewerbe! Statt dessen planloses Umherfahren in der Welt. Es muß ändern! Ich kann arm und doch reich seyn, wie der Einsiedler Schladerndorf; ruhmlos auch Ruhmwerthes leisten, wie er. Nur erst einen festen Wohnsitz gewählt, gleichviel wo? und einen Beruf, gleichviel welchen!" —

Da gedacht' ich der Stunde beim Denkmal des Herzogs Leopold, wo ich mit Freund Schäffer, vom Oderdamm, den jubelnden Handwerksburschen nachseufzte. — „Warum ward ich nicht damals schon ihres Gleichen? Was hindert's, heut es zu sein? Ich ziehe gen Rom; studiere die Werke der Meister. Ich kann Künstler, zuletzt auch nur Flachmaler werden, oder gar Dorfschulmeister; kann mir noch eine Hütte, ein Stück Feldes dazu in einem Alpenthale des schönen Glarnerländchens kaufen, und wohlthätig für die Welt, ganz vergessen von ihr, leben!" — Und wie ich's dachte, ließ meine dienstfertige Einbildungskraft sofort die bescheidne Hütte des umbüschten Felswinkels, die umzäunte Wiese, das Gärtchen mit Blumen und Gemüsen, in sonnenheller Zukunft vor mir schweben.

Ich sprang auf. Ich verweilte nicht länger in Paris, als eben nöthig, eine auserlesene Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, zum Behuf der künftigen Künstlerwerkstatt, zusammenzukaufen. Ich bekam solche Schätze wohlfeilen Preises, weil man sie wahrscheinlich

haben. Allein Christen verdienen sie kaum geheißen zu werden, wenn sie schon getauft sind, oder Rosenkränze und Amulette tragen, oder Kreuze schlagen. Ihre altheidnische Geisterlehre steht daneben unverletzt, und der Peruaner mit dem christlichen Taufnamen feiert noch, wie zu Pizarro's Zeiten, den Sonnendienst.

Die spanischen „Misioneros" machen im Durchschnitt die unterste Klasse der Geistlichkeit aus. Es fehlte aber nie an dergleichen Männern, welche aus innerer Frömmigkeit, oder aus stummer Pflicht des Gehorsams, oder weil sie froh waren, den Klosterzwang verlassen zu können, das Bekehrenamt übernahmen. Inzischen war der größere Theil derselben sehr unwissend und abergläubisch: unvertraut mit der Welt und dem menschlichen Herzen; das hohle Kirchenthum für Religion haltend, und in allen Begriffen von Himmlischen Vorurtheilen bestochen. Selbst die wissenschaftlich-gebildetern Jesuiten, welche aus Europa kamen, hatten diese Vorurtheile nicht ganz abstreifen können. Daher betrachteten sie Alles, was sie von den religiösen Mythen der Indianer vernahmen, als Teufelswerk, und stellten es im falschen Lichte dar, in welchem sie es sahen. Der abiponische Nationalgott Keebet, der unsichtbare, der furchtbare, kam selbst dem gelehrten Pater Dobrizhoffer als der wahre Teufel vor, und weil die

noch wohlfeiler aus geplünderten Schlössern erworben haben mochte. Dann rief ich Freunden und Bekannten mein Lebewohl, packte ein, und eilte, statt dem südlichen Frankreich, wie mein erster Plan gewesen, nun den Schweizergränzen zu, um noch einige demokratische Hirtenländer zu mustern, und mir vorläufig den bewußten Felsenwinkel zu suchen.

Man mag immerhin den unverbesserlichen Schwärmer und seinen raschen Sinneswechsel belächeln. Er athmete ja noch in der Aprilzeit seines Lebens, wo Sonnenglanz und Schneegestöber, Ungewitter und Blütenregen, jählings einander folgen und vorübergehn.

11.

Der unterbrochene Wanderplan.

Erst wieder in Bern ward Rasttag gehalten. Von hier aus waren noch einige Abstecher in die benachbarten Kantone und besonders in die Thäler des bernischen Oberlandes, zu machen. Dazu konnten einige Wochen genügen; dann nach Italien! Ich nahm deshalb keine Privatwohnung, sondern blieb im Gasthof zum Falken. Hier hatt' ich an der Wirthstafel, gleich zum ersten Male, einen alten, süßlichen Bernerherrn zum Tischnachbar, der mächtig nach Salben roch. Im höflichen Geschwätz mit ihm ward er nach und nach so zutraulich, und liebkosend, daß ich fast glauben mußte, ich habe sein Herz erobert. Der unerwünschten Zärtlichkeiten los zu werden, macht' ich mir das Vergnügen, seine Schmeicheleien mit den lächerlichsten Lobsprüchen seiner Person zu vergelten. Mein Amoroso ließ sich die Weihrauchwolken gefallen, in denen er eher hätte ersticken können.

Uns gegenüber saß ein junger, kräftiger Mann; ein hübscher Blondin von etwa dreißig Jahren; der meine Bosheit merkte; sich in's Gespräch mischte und bald, in gleich muthwilligem Geiste, Partei mit mir gegen den Wohlriechenden machte. Mein Liebhaber, entzückt von den Blumen, die wir ihm streuten, ließ fremde Weine auftischen, bis wir des Lachens und Trinkens müde waren. Dann nahm mich der Blondin beim Arm. Wir schwärmten fröhlich und müßig durch die Arkaden und vor den Thoren der Stadt; wetteiferten in Witzen

und tollen Einfällen, und gewannen einander dabei so lieb, daß wir die Unzertrennlichen wurden.

Wie diesen Tag, ging's noch fünf bis sechs andre. Unser Amphytrion war so unermüdlich, Huldigungen zu empfangen, und die köstlichsten Weine zu spenden, wie wir unserseits in neuen Schwänken. Endlich erschien die Abschiedsstunde für mich und meinen blonden Bundesgenossen. Bei den letzten Gläsern Champagners fiel uns endlich auch bei, einander um unsre Namen zu fragen. Mein Mann hieß Aloys Reding. Er war von Schwytz; gewesener Hauptmann in einem spanischen Schweizerregiment; und lebte nun im väterlichen Hause. Wir gelobten uns Freundschaft. Ich versprach ihm, auf der Reise nach Italien, meinen Besuch. Daß unser beider Schicksal dereinst noch so seltsam in einander verflochten werden sollte, kam freilich keinem von uns zu Sinn.

Nun begannen meine Ausflüge. Sie nahmen widerwärtiges Ende. Ein dreitägiges Wechselfieber warf mich auf's Krankenbett. Ich sah mich gezwungen, Zimmer im Hause eines betagten Architekten Sprüngli zu miethen, und da ein volles Vierteljahr zu verweilen. Vermuthlich hatt' ich meine Plage in der Sumpfluft des Seelandes, oder der Kanäle von Neuchatel und Murten, aufgelesen. Mein freundlicher Aeskulap, Rengger, Mitglied des erwähnten Göttingerleistes, verschwendete seine Kunst lange vergebens; bis ihm eine gespensterhafte Erscheinung zu Hülfe kam, die mich jählings und gänzlich heilte.

Ich lag nämlich, nach einem heftigen Fieberanfall, in jener süßen Ermattung aller Kräfte, welche, wie Lebensauflösung, dem Geist nur noch behagliches Umherschweben in leichten, zusammenhangslosen Träumereien übrig läßt. Es war Mitternacht. Da fühlt' ich, durch die geschlossenen Augenlieder, ein sonderbares, blendendes Licht. Ich blickte auf und sah vor meinem Bett eine fremde, ehrwürdige Matrone, in blutrothem Gewand; ein rothes Tuch um die grauen Haare geschlungen; eine antike römische Lampe in der Linken emporgehoben; in der Rechten eine Krücke. Sie stand stumm und unbeweglich, gespensterhaft da. Ich schloß müde die Augen, und gleichgültig genug; meynte, nur das Fieber wolle mich mit einer seiner Phantasmagorien unterhalten, die, wenn ich nach einer Weile die Augen aufschlüge, ganz anders gestaltet, mich umgaukeln würde. Ich blickte wirklich noch einmal hin, und sah, wie sich die nämliche Figur näher drängt;

sich über mich beugen wollte. Schweigend, doch neugierig betrachtete ich das Phantom. Aber es öffnete den Mund; nannte mit hohler, gebrochner Grabesstimme meinen Namen und fragte, was ich fordre? Jede Sylbe schlug erschütternd in all' meine Nerven. Für ein Fiebergespinnst war mir das zu stark. Ich fuhr, mit dem derbsten Fluch des Entsetzens, empor und rief: „Wer seid Ihr?“ Nun vernahm ich, sie sei die Gattin des Architekten; habe geglaubt, ich läute nach Bedienung und sei von den Schläfern nicht gehört. Ich hatte die gute Frau nie gesehn, weil sie, mit gebrochenem Bein, bettlägrig gewesen. Von Stund an war ich genesen.

Sobald sich, unter liebreicher Pflege von den Töchtern des Hauses, die Kräfte verjüngt hatten, übergab ich das Reisegepäck einem Spediteur, um es nach Chur, in Graubünden, zu befördern; ich selbst trat mit dem Wanderstab, ohne Zögern, den Kreuz- und Querzug durch Berge und Thäler an. Die reine Himmelsluft der Höhen durchfloß mich erquickend, wie ein Seelenbad. Ich feierte droben wieder, zwischen Alpengrün und Gletscherssilber, meine schönsten Andachtsstunden; und gelobte feierlich, das Daseyn hochmenschlich, wie Schlaberndorf, in Selbstverläugnung und Vielthätigkeit für Andrer Wohl, zu adeln. Ueberall auf der Wanderung lächelte mich Glück an. In Luzern hielt mich nicht nur die Wunderpracht des zwischen den ewigen Pyramiden des Pilatus und Rigi ausgespannten Sees, sondern auch ein Kreis vortrefflicher, wissenschaftlicher Männer fest, von welchen mir ein Abbé Koch und der Stadtpfarrer Thaddäus Müller, der Dichter, bleibende Freunde wurden. Aus ihren Umarmungen kam ich zu den Ufern Unterwaldens, welches mich im Schatten seiner Gebirge und, zwischen tiefgrünen Matten, malerisch umhergestreuten Hütten, Kapellen und Fruchtbäumen, wie ein Elysium der Seligen umfing. Auch herrschte weit umher im Lande jene festliche Stille, wie sie, nach Sage der Dichter, im schönen Reich der Schatten walten mag. Ich wagte nicht, sie durch Jauchzen oder Gesang zu entweihn, worin ich sonst gern dem frohen Herzen Luft zu machen pflegte. Von da wandt' ich mich wieder zum See und hinüber gen Schwyz, um dort noch einmal meinen Blondin von Bern zu sehn.

Sein Vater, ein majestätischer Greis, seine Schwestern, er selbst, empfingen mich mit Güte und Freudigkeit; nicht wie einen Fremdling,

sondern gleich einem erwarteten lieben Bekannten. Sie wußten durch ihren Aleos schon von mir. Hier war das Urbild eines schönen, häuslichen Seyns Wirklichkeit. Alle Hausgenossen schienen gegenseitig ihr Lebensglück, im Lebensglück der Andern, aufgelöst zu haben. Und mit welcher zärtlichen Liebe und Ehrfurcht umringte man den hohen Greis, aus dessen Minen jeder dessen Gedanken zu lesen suchte, eh' er sie noch sprach! Gleich fern von kleinstädtischer Steifheit, oder großstädtischer Herzlosigkeit, oder großthuerischer Fabrikanten-Glanzsucht, fand sich hier alterthümliche Einfalt und patriarchalische Sitte, mit feiner Bildung und Lebensweise gepaart, wie ich noch nirgends gefunden. Ein junger, zierlicher, geistlicher Herr, von Unterwalden, Namens Abbé Joseph Buesinger, befand sich zugleich mit mir, als Besucher, im gastfreundlichen Hause. Er war sehr wissenschaftlich (späterhin ward er Geschichtschreiber seines heimathlichen Kantons); belebenden Umgangs und angebornen Edelsinns. Wenige Tage reichten hin, aus Buesinger, Reding und mir, ein Kleeblatt zu schaffen, ein immergrünendes, bis es spät der Tod zerriß.

Und durch des Urilandes wilde Pracht und durch die klösterliche Stille des Hochthales von Urseren am St. Gotthards-Berge, stieg ich zur Oberalp hinauf. Dann lag jenseits derselben ein weiter Abgrund vor mir, in grüner Finsterniß, umzogen von hohen Felsenthürmen, Firnenschnee und schwarzen Schlünden; öde, wie Trümmer einer zermalmten Welt. Es war der Eingang des Bündnerlandes. Mit angenehmem Grausen stieg ich die stumme Wildniß von Selva und Rueras nieder.

Da stand ich jählings in ein unbekanntes Zeitalter verzaubert, in welchem Kunst, Wissenschaft und Lebensbequemlichkeit noch unerfundene Dinge waren. Ich stand unter Nachkömmlingen von alten Galen, oder jenen Rhätiern, die vor Zweitausend Jahren ein Krieg hieher verschlagen hatte aus den Gefilden Etruriens. Sie hatten noch die klangreiche tuscische Sprache; die rauhe Bedürfnißlosigkeit und Derbheit der Menschen aus den Tagen des ältern Römerkönigs Tarquinius; und von Schicksalen und Zuständen des übrigen Europa's so wenig Kunde, als Europa vom Vorhandenseyn dieser Galenkinder. Die nahe Abtei Disentis schien sich, seit Jahrhunderten, keines andern Verdienstes um sie erfreun zu können, als, an die Stätte von den

alten Götteraltären der Lucumonen, das Kreuz des Christenthumes, aufgepflanzt zu haben.

Mir gefiel es, in dieser Urwelt ein Paar Tage zu wohnen, weil sie mir neu war. Ein halbnackter, riesiger Mann, dem zum Herkules nur Löwenhaut und Keule fehlten, ward, in seiner Hütte, von rohbehauenen Stämmen der Lärchtanne, mein Wirth und Dolmetsch. Aus fremden Kriegsdiensten hatte er noch Bruchstücke deutscher und französischer Sprache bewahrt. Tags über durchstreift' ich mit ihm die Berg-Umgebung; Abends ließ ich mich, vor seiner Thür, von Alten und Jungen beiderlei Geschlechts, die mich schweigend umringten, neugierig bewundern. Indessen mußt' ich mir doch selber gestehn, daß ich leider schon zu sehr vereuropäert sey, um jemals der Lebensart eines rousseau'schen Naturmenschen Geschmack abgewinnen zu können. Ich ward froh, meine gutmüthigen Halbwilden in ihrem Gebiet tobender Waldströme, verwitterter Felsgipfel und Lauinenspuren zu verlassen, und die ersten Wahrzeichen milderer Gesittung wieder zu begrüßen.

In Chur, Hauptstadt der drei ewigen Bünde im hohen Rhätien, wollt' ich keinen Tag zögern, sondern sogleich mit der Post über den Splügen nach Mailand und Florenz. Allein da waren Koffer und Gepäck noch nicht von Bern eingetroffen. Es mußte nachgeforscht, umhergeschrieben werden; und ich mich bequemen, bis zur Ankunft der Habseligkeiten, geduldig auszuharren. Dieser scheinbar unbedeutende Zufall gab aber nicht nur meinen Reiseentwürfen, sondern meinem ganzen Lebensschicksal sehr unerwartete Wendung.

Aus langer Weile nämlich macht' ich vom gewöhnlichen Vorrecht der Reisenden Gebrauch, und besuchte, auf Gerathewohl, ein Paar Männer in Chur; die einzigen, welche mir dem Namen nach bekannt waren; den Dichter Salis-Seewis und den Direktor Nesemann. Deutschland singt noch heut die Lieder des ersten, die so gemüthvoll und einfach sind, wie er selbst war. Das Andenken des Andern lebt noch jetzt in den Thälern Graubündens geehrt. Er stammte aus der Nachbarschaft von Magdeburg her, und stand, obwohl hochbejahrt, mit jugendlicher Kraft, einer Lehr- und Erziehungsanstalt, als Direktor vor. Es war dies dieselbe Anstalt, welche einst, unter dem Namen eines Philantropins zu Marschlins, durch den Doktor Bahrdt gewisse Berühmtheit erworben hatte; und nun im Schlosse der Herrschaft Reichenau, den Namen eines Seminars führte, aber

wie ich hörte, ihrem Untergang entgegeneilte.*) Es befanden sich daselbst kaum noch fünfzehn Schüler mit fünf Lehrern, unter Nesemanns Leitung. Wirklicher Eigenthümer des Ganzen war das damalige Haupt des Freistaats, der Standespräsident Joh. Baptista von Tscharner; ein Mann von nicht gemeinen Eigenschaften des Geistes und Herzens.

Der ehrwürdige Nesemann bewies mir besondre, fast auffallende Theilnahme; anfangs vielleicht aus landsmännischer Zuneigung; dann vielleicht wegen meiner freimüthigen Aeußerungen über Schulwesen und Volkserziehung, die mit seinen Ansichten und Erfahrungen im Einklang standen. In Ueberschätzung meines Werthes, verlangte er sogar Rath: wie dem Reichenauer Seminar, dieser damals einzigen höhern Unterrichtsanstalt Graubündens, und der angränzenden Kantone, aufzuhelfen sey? Um mir aber möglichste Klarheit über die bestehenden Verhältnisse zu geben, führte er mich beim Standespräsidenten von Tscharner ein, der auf seinem Landgute zu Jenins von Staatsgeschäften ruhte. In Erwartung meines Reisegepäckes, ließ ich mir die Lustfahrt behagen.

Beide Männer legten mir, mit der vertraulichsten Offenheit, den ökonomischen Zustand, und den Grund vom Verfall einer Anstalt, vor, welche sowohl durch Tüchtigkeit ihrer Lehrer**), als weil sie weit umher die Einzige ihrer Art war, blühender zu seyn verdient hätte. Ihr Verderben war aus dem Verderben der innern Staatsverhältnisse entsprungen, welche, wie seit Jahrhunderten, auch jetzt noch, durch Par-

*) Es war eben hier, wo der Herzog von Chartres Schutz und Zuflucht gefunden hatte, als er Ende Oktobers 1793, ermüdet, geldlos, Reisebündel auf dem Rücken, unter dem Namen eines Monsieur Chabos, von Languedoc, sich dem Präsidenten von Tscharner und Nesemann entdeckt hatte. Sein Geheimniß besser zu bewahren, gab man ihm den Titel eines Lehrers der Mathematik und der französischen Sprache; doch stellte man ihm frei, zu unterrichten, wann es ihm gefiel. Was ihm, was seinen geächteten Verwandten die Schweiz in den Tagen der Noth und Verbannung geleistet hatte, war freilich vergessen, als die Julituswoche von 1830 den Monsieur Chabos auf den Thron des Königs der Franzosen hob.

**) Unter denselben befand sich auch der durch einige Schriften bekannte gelehrte Professor Affsprung, welcher den Unterricht in lateinischer und griechischer Sprache ertheilte; und der Mathematiker Bartels, von Braunschweig, welcher im J. 1836, als russischer Staatsrath und Professor der Mathematik an der Universität Dorpat, gestorben ist.

teien zerrüttet wurden. An der Spitze der einen Partei, der jetzt herrschenden, standen die Häuser Tscharner, Planta und Bawier; an der Spitze der andern, die in den rhätischen Thälern weit verbreiteten, reichbegüterten Familien von Salis, deren bisheriges Haupt, der bekannte Minister von Salis-Marschlins, aus dem Lande verbannt, lebte. Jene, mit demokratisch-freisinnigen Grundsätzen, neigten sich mehr den Interessen Frankreichs, diese hinwieder, mit aristokratischen Bestrebungen, den Interessen Oesterreichs zu; und ihre Rache gegen jene, lag auch schwer auf dem Seminar der Herrschaft Reichenau. Die Lehranstalt konnte nicht wieder gedeihn, so lange sie Tscharners Eigenthum war, und nicht ganz unabhängig von jeder politischen Faktion, dastand. Ihm diese Stellung zu geben, glaubte man eben mich besonders geeignet. Tscharner erbot sich, mir das Institut eigenthümlich abzutreten, und bat mich, die Reise nach Italien fahren zu lassen.

Ein Antrag der Art, den man einem Fremdling, einem jungen Mann machte, welchen man kaum seit acht Tagen kannte, war allerdings überraschend genug; mir etwas anlockend zwar, aber auch etwas verdächtig. Freilich, die Herrschaft Reichenau, an deren Spitze der Standespräsident von Tscharner stand, wagte dabei nicht viel. Das dortige Seminar war ohnehin seiner Auflösung gewiß; konnte aber, durch sein Wiederaufblühn, die Einkünfte der Herrschaft und des Güterertrags erhöhn. Ich aber mußte von meinem Vermögen einen guten Theil auf das ungewisseste Spiel setzen. Behutsamkeit war hier räthlich. Bevor ich mich entschied, wollt' ich das Gesammtverhältniß der Umstände schärfer und näher durchschaun.

Den Männern, die mir mit so vieler Güte und Offenheit entgegengekommen waren, antwortete ich mit gleicher Offenheit. Ich erbot mich, den Winter in Graubünden zuzubringen; unterdessen in Reichenau einige Unterrichtsstunden zu geben, und mich über die Lage der Dinge aufzuklären. Man fand dies billig. Ich verließ Chur und begab mich nach Reichenau. Von hier aus unterließ ich nicht, auch den Angesehensten der salischen Partei, Tscharners Feinden, meine Besuche abzustatten, und mir ihren Rath zu erbitten. Sie empfingen mich zuvorkommender, als ich erwarten durfte; verhießen meinem Unternehmen thätigen Beistand, sobald das Seminar nicht mehr Tscharners Eigenthum seyn würde. Sie ermunterten mich zur Uebernahme, weil

es zum Vortheil vieler Familien wäre, die jetzt gezwungen wären, ihren Söhnen eigene Hauslehrer zu halten; und ließen sogar durchblicken, daß ich früher oder später die Anstalt wohl in das Schloß Rietberg, im Domleschger Thal, verlegen könnte, welches man mir, sammt Gütern, im billigsten Preis käuflich, oder zum Lehen, geben würde.

Dies war mir genug. Ich unterzeichnete (am 9. Dezembers 1796) wirklich den Pachtvertrag über einen Theil der Gebäude und Güter von Reichenau; ließ vorsichtig aber auch den Standespräsidenten von Tscharner, in einem geheimen Artikel, um ein Drittel des Gewinns und Schadens vom Institut einstehn, während ich, weil ich gleich andern Professoren Unterricht geben würde, einen Gehalt von 800 Gulden vorausnahm. Dann ordnete ich rüstig die Einrichtung vom Haushalt, und vom Gang des Unterrichts, nach meinem Sinn, und ließ alsbald Ankündigungen der wiedergebornen Lehr- und Erziehungs-Anstalt im Druck durch alle Welt fliegen.

Der Erfolg übertraf bald meine Hoffnungen. Binnen wenigen Monaten wuchs die Zahl der Zöglinge im Pensionat aus allen Gegenden Bündens und der übrigen Schweiz. Nach Verfluß eines Jahrs war sie über siebenzig gestiegen.

12.

Das Seminar von Reichenau.

So hatte denn meine Wanderschaft, durch ein seltsames und ganz angenehmes Abenteuer, sehr unvermuthet die Endschaft erreicht. Die Hand eines fahrlässigen Spediteurs hatte, ihm unbewußt, die Schicksalswürfel über mein Leben geworfen. Fahre wohl nun, dacht' ich, Florenz und Rom, Palett und Pinsel! Mir ist ja ein Schulmeisterthum geworden; ein schöneres, denn ich gewünscht; mir nun ein Gebirgswinkel im freien Lande, und ein prachtvollerer, als ich ihn mir, im Garten der Tuilerien, einst vorgegaukelt hatte. Das geräumige

Schloß, mit seinen Nebengebäuden, nur zwei Wegstunden von Chur, dehnte sich vor einem breiten Garten aus, hinter dessen Terrassen Vorder- und Hinterrhein schäumend an Felsen zusammenstürzten. Rechts leuchtete, nachbarlich von einer Höhe, der weiße Kirchthurm des Dörfleins Tamins. An beiden Rheinufern, unter Wiesengrün und Lärchtannen, erhob sich das Gelände in schöner Wildheit, bis zu den Felsenkämmen der Maliter-, der Kunkels- und Calanda-Alpen; während, zum entfernten Gebirgsknoten des Gotthards hin, Hügel über Hügel, Berge über Berge, zu den Firnen des ewigen Schnees hinaufschwollen.

Und mit wahrer Begeisterung betrat ich fortan die glanzlose Dornenbahn des Schulmanns, die mir von jeher ehrwürdige, auf welcher bessere Zeitalter der Menschheit vorbereitet werden. Wer zum Beruf der Jugendbildung die Weihe aus den Händen der Natur empfing, und diesen Beruf, bei Undank und Verachtung, mit Selbstaufopferung und Inbrunst lieben kann: dem wird auch der Schulstaub zum Heiligenschimmer.

Nicht bloß solche Ueberzeugungen, sondern der bloße Anblick meiner Zöglinge spornte mich zur lebendigsten Thätigkeit für sie. Ich sah in ihnen meine kindliche Verwaistheit wieder; Geschöpfe, so gut als elternlos, in die Fremde hinausgethan, wo sie kein Vater- und Mutterherz mehr fanden, sondern bloße Aufseher, Lehrmeister, Abwärter. Auch die vorzüglichsten Pensions-, Erziehungs- und Waisenanstalten bleiben immerdar nur sogenannte nothwendige Uebel, mangelhafte Ersatzmittel des Vaterhauses; unnatürliche Zustände für Kinder, welche den Traulichkeiten und Theilnahmen an Lust und Leid, und allen Reizen des Familienlebens, entzogen stehn. Eben deswegen ging ich mit wehmüthiger Liebe an diese Pflegesöhne. Ich bemitleidete in ihnen meine eigne Kindheit; ward willig ihr Vertrauter; ihr Spielgenoß, Erfinder ihrer Belustigungen und Leibesübungen; ihr Begleiter auf allen Wegen; ihr Schutzgeist, der sie warnte, tröstete, ermunterte. Alljährlich macht' ich ziemlich weite Ausflüge mit den Erwachsenen durch die Bündnerthäler, in die Ebenen der Lombardie und in schweizerische Landschaften.

Aber mit heimlicher Beschämung nahm ich abermals meine Unwissenheit im Wissenswürdigsten wahr; nämlich in dem, wonach Alle fragten, und ich selbst, als Kind, zuerst und, gleich ihnen, vergebens gefragt hatte. Ich wußte weder die Steine am Boden, noch die schönsten Gestirne des Nachthimmels, noch die gemeinsten Pflanzen des Feldes und Waldes zu nennen. Ich befand mich also, mit der Masse unserer pädagogischen Miet-linge und Schulmeister, ungefähr in gleichem Fall. Trotz deren orientalischer, griechischer und lateinischer Gelahrtheit, wissen sie doch kaum Namen alltäglicher Dinge, von denen sie umringt sind. Sie kennen Alles, nur die Wirklichkeit nicht, die vor ihnen liegt. Man kennt aber nur, was man auch nennen kann. So mußt' ich wiederum Schüler werden mit meinen Schülern; und überall war für uns Schule. Nebenbei auch macht' ich die Erfahrung, daß ein Erzieher, im Umgang mit Kindern, mehr von ihnen lernt, als sie von ihm.

Meine damalige Ansicht vom Erziehungswesen ist bis heut ziemlich dieselbe geblieben. Ich verstand kindliches Leben und Weben, Fühlen und Urtheilen, aus Erinnerungen an die eigne Knabenzeit. Menschenkenntniß gewinnt man nicht vom Sehen der Menschen, sondern vom Sehen seines Selbstes. Mich hatte niemand erzogen; aber das Schicksal hatte Hand angelegt.

Der sechsundzwanzigjährige Jüngling, an der Spitze einer ansehnlichen Erziehungs- und Lehranstalt, war noch jetzt nichts anders, als der ausgewachsene Knabe von ehmals; noch immer der sonstige Fremdling auf Erden, dem, im Nebelreich zwischen Vergangenheit und Zukunft, das Ideal des Wahren und Heiligen der feste Nordstern geblieben; der Fremdling, welcher sich unmöglich vor Götzen beugen konnte, vor denen eine irre Menschenmenge kniet; der, in der Menschen Jagen nach Ruhm, Geld und Gewalt, Seelenkrankheit oder Verstandesverrückung sah. Nur in vielartigem, vielseitigem Wirken und Schaffen des Guten und Nützlichen lag mir höchster Genuß; und im liebenden, weisen Wirken weset ja Gott selbst. Daß nichts mir Leidenschaft werde, dem hatt' ich aber schon früh angestrebt. Ich wollte, schon als Jüngling, gern einen Gleichmuth, eine Seelenruhe behaupten, die dem

Abiponen oder Mepones, welche zwischen dem Rio Grande Vermejo, dem Rio Salado und dem La Plata auf den unermeßlichen Pampas oder Ebenen zu Pferde herumschweifen, ihren Gott auch den „Urvater“ (Guaperitie) hießen, machte der Jesuit ohne Umstände daraus den Satz, die Abiponen hielten den Satan für ihr „Großvätterchen.“

Weit richtiger, als die Europäer von den Wilden, urtheilten oft diese, vermöge ihres gesunden Menschenverstandes, von den Europäern. Sie sahen deren Versunkenheit in Lastern, vor welchen der Naturſohn Grausen empfindet, und konnten die Frömmigkeitslehre der Missionenos mit der ungeheuern Sittenverderbtheit nicht paaren. „Warum kommst du zu uns, Väterchen?“ fragte einst ein Abipone den Pater Dobrizhoffer: „Warum machst du nicht erst deine spanischen Bruder zu Christen?“ — — Der Kazike Ychoalay sagte zum Pater Brigniel: „Du verbietest uns, als Christen, mehrere Weiber zu haben. Sind die Spanier nicht auch Christen? Und doch begnügen sie sich nicht an einer Frau. Sie thun viel ärger, denn wir. Sie fallen unverschämt alle Weibsleute an, die ihnen begegnen, wenn ihnen die Lust ankommt. Du sagst, Christen dürfen nicht stehlen. Hast recht. Man solls nicht, auch ohne Christ zu sein. Warum kommen denn deine Spanier und stehlen uns unsere Pferde, ja, un-

Greise ohne Mühe, als Mitgift des Alters, gehört. Was hier vielleicht wie eine Art Eigenlobes klingt, war, in der That, nicht einmal bei mir Tugend, sondern nur nothwendiges Ergebniß der Zucht, die ich durchs Schicksal empfangen hatte. Es läßt sich leicht denken, daß diese Gesinnungsart nicht ohne Einfluß auf das Behandeln meiner Zöglinge war.

Von Einrichtungen, welche ich dem Seminar Reichenau gab, berühr' ich nur Weniges, insofern es mich selber zeichnet.

Knaben, auf Rosenbetten verzärtelt, liegen gewöhnlich, als Greise, auf Dornen. Darum leitete ich die mir Anvertrauten allmälig zum freiwilligen Entbehren und zur Selbstabhärtung. Sie sollten sich üben, unabhängig von dem zu werden, wovon der große Haufe abhängig zu seyn pflegt. Lehr- und Arbeitsstunden waren nicht unterhaltendes Spiel, sondern ernste Anstrengung und Mühe. Doch weder Fleiß, noch sittsames Betragen, wurden belohnt, oder beehrt. Es ist Versündigung an der kindlichen Natur, statt in ihr Sinn des Rechten und Wahren, den Ehrgeiz des Thiers, aufzuwecken. Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers, kennen. In der geräumigen Schloßkapelle ward Sonntags die jugendliche Gemeinde zur Gottesverehrung versammelt. Ich berrat die Kanzel, und stellte die kleinen Ergebnisse der Woche dem Licht der Religion gegenüber, daß sich das Erfahrene zum Heiligungsmittel der jugendlichen Gemüther verwandle.

Zu den Spielen gehörte auch Aufführung, aus dem Stegreif, von dramatisirten Sprüchwörtern; denn Fertigkeit im Ausdruck, Geistesgegenwart und äußerlicher Anstand, sind dem republikanischen Bürger wesentlich nöthig. Ich entwarf Folge und Zusammenhang der Scenen. Den Spielern blieb deren Ausfüllung mit Wort und Handlung überlassen. Das Seminar besaß sein eignes, niedliches Theater.

Mehr aber, als nur Spiel, ward ein wöchentliches Sittengericht, in welchem die Zöglinge selbst Richter über sich wurden; sich aus ihrer Mitte Präsidenten und Sekretär ernannten, und ihre Klagen oder Vertheidigungen selber vortrugen, oder durch erwählte Redner vor-

tragen ließen. Richter waren alle; doch mußte der Urtheilsspruch von anwesenden Lehrern bestätigt, meistens gemildert werden. Am schwersten ward Heuchelei und Lüze verpönt. Urtheilskraft, Rednergabe und sittliche Selbstbewachung der jungen Leute gewannen dabei; aber noch größern Gewinn gewährte dies Tribunal dem Erzieher, durch Enthüllung dessen, was im Verborgnen geschehn konnte, und oft unvermuthet zu Tage kam. Es ist auch dem wachsamsten Auge unmöglich, das heimliche Treiben und Sinnen jedes Einzelnen der kleinen Schlauköpfe, besonders sobald ihrer mehrere sind, zu verfolgen. Und doch ists eben nur, wenn sie sich unbelauscht wissen, in Spielen, Gesprächen und Gezänken, daß sich ihre Gemüthsart frei und ohne Scheu aufdeckt, und ihre sittlichen, oder unsittlichen Neigungen den stärksten Entwickelungsreiz und die entschiednere Richtung annehmen.

13.

Reformator und Republikaner.

Es ist nicht leicht zu sagen, wie wunderfreundlich mich im stillen, schönen Reichenau Welt und Leben ansprachen. Mir war, als fing ich eigentlich jetzt erst an zu leben; als hätt' ich bisher nur ein pflanzenhaftes Daseyn geführt; nur mit allen Sinnen Nahrung eingesogen, ohne dafür nährende Frucht zurückzugeben; nur genossen und empfangen, ohne Rückwirkung und Gegenleistung; nur gezehrt vom Thun der Andern, bei Büchern und auf Reisen, ohne eignes Eingreifen in den Gang der Umstände. Jezt erst fühlt' ich mich in meinem Elemente schwimmen, wo ich mich selbstthätig, vielthätig nach allen Richtungen regen und bewegen konnte. Neben den reichhaltigen Geschäften des Erziehers, des Lehrers, des Predigers (auch in der Stadt Chur betrat ich zuweilen die Kanzel zur Unterstüzung des mir befreundeten Stadtpfarrers Bawier), hatt' ich die vormals nie gekannten Sorgen einer sehr weitläuftigen Haushaltung übernommen. Briefwechsel, Rechnungen, Besuche, und andre Dinge, die den Geschäftsmann oft nur Unzeit plagen, fehlten nicht. Aber das that mir

kein Genüge. Ich zog von Zeit zu Zeit mit meinen erwachsenen Zöglingen aus, das wenig bekannte, ungeheure Netz in einander verstrickter Thäler Graubündens zu durchwandern, und mit Sitten, Bildungszuständen, häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen eines Volkes vertrauter zu werden, unter welchem ich bleiben sollte. Welch' ein weites, unangebautes Feld erblickt' ich, wo es der Mühe werth war, Hand an den Pflug zu legen!

Anfangs zu meiner eignen Belehrung, dann zum Unterricht im Seminar, dann zum Unterricht des ganzen Volks über seine ältern und neuern Schicksale, und wie das Gegenwärtige aus dem Vergangenen geworden, sammelte ich ältere und neuere Werke und Handschriften, und entwarf daraus ein Bild vom Lebenslaufe des Volks. Weil noch keine zusammenhängende, vollständige Landesgeschichte vorhanden war, konnte auch das Unvollkommene schon einigen Dienst leisten. Ich ließ die Arbeit drucken*). Mit allen ihren Mängeln erschien sie dennoch willkommen; und dies beruhigte mich über mein erstes Wagstück.

Ich ging an ein zweites, an ein größeres und folgenreicheres. Ich nahm mir vor, für das unglaublich verwahrloste, verwilderte Volksschulwesen des Landes Besseres anzubahnen. Fürwahr, kein leichtes Unterfangen für einen Privatmann, für einen Fremdling. Aber der Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht; und lange sann' ich, wo beginnen und wie? Meine Kräfte waren beschränkt. Noch fehlte fast Alles, um solch ein Werk einzuleiten.

Es bestand dafür nicht einmal eine eigne Staatsbehörde. Jeder Gemeinde war anheimgestellt, zu thun, was ihr in dieser Angelegenheit beliebte. Dem Landmann aber lag blutwenig daran, daß seine Kinder mehr lernten, als für Haus und Stall nöthig sein konnte; den Magnaten in den Dörfern wenig an besserer Einsicht der Bauern.

---

*) Die „Geschichte des Freistaates der drei Bünde im obern Rhätien," erlebte mehrere Auflagen und Uebersetzungen ins Italienische und Französische.

Vieler Orten hatte man nur Winterschulen; vieler Orten nicht einmal diese. Viehhirten und Sennen genossen höhern Lohn, denn Schulmeister. Diese selbst waren meistens bildungslose Menschen. Daher herrschte in der Mehrheit des Volks, bei gesundem Menschenverstand und einer gewissen Verschmitztheit im Tagesverkehr, bodenloser Aberglaube aus Unwissenheit; gedankenloses Christenthum aus Gewohnheit; rohes Treiben aus Herkommen: und, selbst neben Wohlstand, Schmutz und Aermlichkeit, aus träger Unbehelfenheit. Niemand aber bildet sich mehr auf sein Wissen ein, als der Unwissende; und glaubt Alles besser zu verstehn, als der Unverständige. Wer hier den Reformator spielen wollte, mußte gar leise und linde auftreten. Denn unter geistig vernachlässigten Menschen, zumal in einer Demokratie, reicht schon das geringste Geräusch von Neuerung hin, einen Abscheu der blinden Menge gegen den Neuerer, nebst der eifersüchtigen Argwohn der Herrschlustigen, gegen den Aufklärer in Harnisch zu jagen. — An bessere Bildung von Schullehrern war nicht zu denken. Wer, wenn nicht der brodloseste, hätte sich zur Schulmeisterei hergegeben?

Einstweilen blieb das Gerathenste, in die Dörfer nur ein kleines Schulbuch einzuschmuggeln, welches den Leuten wenig, oder auch gar nichts kostete; ein Büchlein, das Schulmeistern reichern Lehrstoff, Kindern, und durch sie den Eltern, wenigstens allgemeine Kunde vom Wissenswürdigsten geben konnte. Ich machte mich an den Versuch. Es schien mir in diesen Verhältnissen das zweckmäßigste und unschuldigste Mittel. Voraus setzt' ich einen bündigen Katechismus, dessen dogmatischen Theil ich den damaligen Dekanen zur Prüfung, oder zum Beweis seiner unbefleckten Rechtgläubigkeit, übersandte; dann abgesondert folgte die Moral; und nach dieser eine Art Weltbeschreibung, als Haupttheil des Ganzen, welches mit einer Geschichte des Vaterlandes schloß. Ich ließ das Büchlein auf meine Kosten drucken und schenkt' es dem Buchdrucker, daß er es aufs wohlfeilste hingebe. Ich bewog einige würdige, Einfluß besitzende Männer verschiedener Landesgegenden, ihre Namen, als Unterzeichner, beizufügen, und dann Exemplare in den Schulen ihrer Thäler auszutheilen. Alles gelang nach Wunsch. Die Dörfer nahmen das Buch. Ein Kinderfreund im Schamser-Thale, Pfarrer Conradi zu Andeer, übersetzte es in die

romanische Sprache. Ja, ich vernahm sogar, daß es da und hier zuweilen von einem rhätischen Dorf-Demosthenes der Landsgemeinden, als Zeugniß vaterländischer Geschichten, angerufen werde.

Das brachte dem werdenden Reformator manche heimlichfrohe Stund.. Er kam bald in Ruf überschwänglicher Gelahrtheit. Man legte Werth auf seine Worte; auf seinen Aufenthalt in Bünden. Am Vorabend seines achtundzwanzigsten Geburtstages ward ihm ein großbesiegeltes Schreiben vom „Standespräsidenten und Landtage gemeiner drei Bünde" übergeben, worin ihm die „von den ehrsamen Räthen und Gemeinden" zuerkannte Schenkung des Staatsbürgerrechts verkündigt ward; eine seltene Gabe, welche, im Lauf des Jahrhunderts, nur einem Einzigen vor ihm gewährt, und sonst weder erbittlich noch erkäuflich war. Seine Freude, sich von einem neuen Vaterlande umarmt zu sehn, mußte um so größer werden, weil beide politische Parteien für ihn gesprochen, und beide ihm davon nichts hatten vorauswissen lassen. Auch trübte diese Freude selbst der Gedanke nicht, daß beide ihn vielleicht nicht so sehr für die Republik, als für ihre Partei-Interessen zu gewinnen und zu benutzen hofften.

Bald darauf bot mir auch die Stadt Chur ihr Bürgerrecht, aber unter Bedingung, mein Seminar in die Hauptstadt zu verlegen. Ein Geschenk, für das Zahlung verlangt ward, konnte mich eben nicht freuen. Ich lehnte es ab. Erquicklicher aber ward mir, fast zur nämlichen Zeit, der Ruf zur Rückkehr in die ältere Heimath und zur Uebernehmung einer außerordentlichen Professur in Frankfurt an der Oder. Irwing und Steinbart hatten dort noch ihres jungen Freundes gedacht. Aber, wie hän' ich nun meinen freien, weiten Spielraum, welchen eine Republik thatsüchtigen Kräften darbet, gegen den engen Platz innerhalb eines Universitäts-Katheders austauschen mögen! Ich begehrte kein schöneres Loos aus der Urne des Verhängnisses für meine Zukunft; war auch schon mit dem Leben des wunderschönen Hochlandes zu innig verwachsen, in welchem ich Achtung und Freundschaft trefflicher Menschen, kindliche Liebe von Pflegesöhnen, und täglichen Umgang mit wissenschaftlichen Männern genoß, wie mit Tscharner, wie mit Salis, dem Dichter, und dem Stadtpfarrer

Bawier von Chur, oder dem kernguten, genialen Bartels, und dem besten Pädagogen, den ich je gekannt, dem ehrwürdigen Resemann, welchen ich sogar meinem Vorbilde Schlaberndorf, ohne Scheu, zur Seite stellte.

Auch fehlte in Reichenau nicht Gesellschaft liebenswürdiger Frauen. Eine derselben, Rosalie, war Schwester des französischen Minister-Residenten Comeyras *). Dieser bewohnte einen hintern Flügel des Schlosses. Obgleich ein finster-stolzer, in sich verschlossener Mensch, hatte er sich, fast glaub' ich wider eignen Grundsatz und Willen, mir so sehr zugewöhnt, daß er mich nicht von sich lassen wollte, als ihn das französische Vollziehungsdirektorium zum Regierungskommissär in den jonischen Inseln ernannte. Ich sollte, meynte er, im Lande der alten Phokäer, Wiederhersteller der Wissenschaften und Künste werden. Aber auch die glänzendsten Bedingungen konnten mich nicht verführen, die wilde Lieblichkeit Graubündens mit den weiland gepriesenen Gärten des Alcinous umzuwechseln.

Nein, ich fühlte mich zu glücklich unter den Freunden der Nähe und Ferne, die in Zürich, Bern, Luzern wohnten, und mit denen briefliche Plaudereien mich für das Entbehren ihrer Gegenwart entschädigten. Doch bereiteten sie mir auch zuweilen Festtage durch persönliches Erscheinen. Selbst mein Blondin, Reding, kam zu mir; und öfter noch der seelenvolle Dichter und Maler Karl Graß **), welcher damals

*) Comeyras war im J. 1790 Mitglied der Räthe des Herzogs von Orleans gewesen, und hatte, als Orleans, wegen der Mördereien vom 6. Augusts in Versailles, vor dem Chatelet angeklagt worden war, dessen Vertheidigung mitgeführt. Auf Bonaparte's Empfehlung, wurde er von seiner diplomatischen Stelle in Graubünden hinweg, als Regierungs-Commissär nach Corfu gesandt, erkrankte aber unterwegs und gelangte nicht dahin.

**) Karl Graß, aus Liefland, dessen Gedichte in Deutschland freundliche Aufnahme empfingen, lebte damals im Domleschgerthal und beschäftigte sich mit Zeichnung von Gebirgslandschaften. Er begab sich nachher gen Rom; vermählte sich mit einer Römerin, die ihn in einer Krankheit verpflegt hatte, und starb daselbst.

im reizenden Thale Domleschg lebte, oder Tomilisca, wie es Johannes Müller von Schaffhausen lieber nannte.

Dann und wann schlich auch, doch immer seltner, der ungebetene böse Geist noch in mein Paradies, und trachtete, mit alter Schlangenlist, mich zur Näscherei vom Baum der Erkenntniß des Unerforschbaren zu verlocken. Ich haßt' ihn und konnt' ihn doch nicht auf immer verbannen. Er preßte mir nur den paulinischen Seufzer ab: „Unser Wissen ist Stückwerk!" oder Salomo's Klage: „Alles ist eitel!" Indessen waren seine Heimsuchungen nie von anhaltender Dauer. Der Geschäfte drängten sich zu viel zwischen ihm und mir. Jugendmuth, Gefühl inwohnender Kraft und Willensfestigkeit, verliehn die besten Schutz- und Trutz-Waffen wider ihn. Und raunte mir der ewige Quäler unversehens, zuweilen sogar inmitten meiner schönsten Stunden, die Verführerfrage ins Ohr: „Woher und warum dies Gaukelspiel des Daseyns zwischen Wiege und Grab? dies Wissen und Nirgends-Gewahren des Unbedingten im Endlichen? des Heiligen in der thierartigen Menschheit? des Gottes ohne Beweis?" so gab' ich ihm den Abschied mit der herkömmlichen Antwort: „Mir Alles einerlei! Ich will den Traum des Daseyns austräumen, so gut ich kann. Fehlt der Schlüssel zum Räthsel überall: so wird im Tode endlich auch das Räthsel selbst fehlen. Und wäre das Weltall ohne seinen Gott, so will ich der Gott meines Weltalls seyn, und, als vergänglicher Gott im Vergänglichen, göttlich zu wirken streben." — Dabei blieb's; und Grundlage meiner Lebensweisheit blieb: „Das Treiben unterm Monde schön zu finden, thut man wohl, es immer ein wenig durch die Brille der Fantasie und des Gefühls anzuschaun. Um den Glauben an die Menschheit nicht zu verlieren, thut man wohl, jeden für so gut zu halten, oder für besser, als er scheinen will: aber sich ihm so wenig hinzugeben, als wär er schlimmer, denn er vielleicht seyn mag. So wird man aus Liebe für ihn Alles thun: aber Nichts von seiner Liebe erwarten!" Und bei dieser Art praktischer Philosophie ließ ich's bewenden, und nicht zu meinem Schaden.

11.

Der Sturm droht.

Während dieses vergnüglichen viel-regen Lebens hatt' ich an den außerordentlichen Ereignissen, welche damals den Welttheil erschütterten, ungefähr so viel Antheil genommen, wie jeder friedliebende Ehrenmann, der im Lehnstuhl bequemlich die jüngste Zeitung durchblättert, und dann wieder ruhig seiner eignen Sache nachgeht. Thronen werden gebrochen, neue aufgerichtet; Schlachtfelder mit Blut geröthet; Städte niedergebrannt; blühende Länder geplündert, verödet, zerstückelt, — Alles zu seiner flüchtigen Unterhaltung. Selbst Bonaparte's zermalmender Siegesgang durch den Garten Italiens, und dann seine romantische Heldenfahrt ins Land der alten Pharaonen, galt mir kaum mehr, als jedes andre Futter müßiger Neugier. Den Faden der Tagsgeschichte selbst zu verlieren wäre mir damals Unmöglichkeit gewesen. Was öffentliche Blätter nicht gaben, lieferten Schweizerfreunde in ihren Briefen; oder Unterhaltungen mit Bündner Geschäftsmännern. Auch der neue Minister-Resident Frankreichs, Florent Guiot, wohnte, wie sein Vorgänger Comeyras, in Reichenau, und trug mir fleißig die neuesten Neuigkeiten zu. Er war ein geselliger, gutmüthiger Mann, von vieler Kenntniß; vormals Mitglied im Rath der Fünfhundert zu Paris, und vielleicht dazu tauglicher gewesen, denn zur Rolle des Diplomaten. Für diese mangelte ihm durchaus Gewandtheit und Kunst, den Sinn Andrer zu errathen, und den eignen unerrathbar zu machen. Er war zu ehrlich. Ich hätte aus ihm lieber meinen Freund, als meinen Kundschafter gemacht. Von Zeit zu Zeit erwies mir auch der österreichische Minister bei der Republik der drei Bünde, Baron von Cronthal, die Ehre seines Besuchs; vermuthlich nicht sowohl des Vergnügens willen, mich zu sehn, als vielmehr mich zu hören, weil ich mit seinem diplomatischen Gegenfüßler in täglichem Verkehr stand. Aus ihm hätt' ich lieber meinen Kundschafter, als meinen Freund gemacht; doch auch zu jenem fehlte ihm noch, ich sag' es zu seinem Lobe, die unentbehrliche Gelenkigkeit.

Während ich in friedlicher Sicherheit die Gunst der Augenblicke genoß, vernahm man aber schon aus der Ferne dumpfes Tosen eines

Sturms, der wetterschnell heran eilte, und jählings um mich her Alles zerschmetterte. Das französische Vollziehungsdirektorium, im Gefühl seiner Uebermacht neben Oesterreichs Erschöpfung, und im Stolz seines Uebermuthes, hatte sich in die Zwiste des Berner Patrizíats mit dessen Unterthanen im Waatlande gemengt; dann, zur Ermuthigung und Unterstützung von diesen, ein Truppenkorps längs den Ufern des Genfersees aufgestellt.

Dies war Friedensbruch; oder vielmehr schon Kriegsausbruch. Bern rief die zwölf andern Kantone, seine Bundesgenossen, zum Beistand. Die einen rüsteten; die andern nahmen Bedenkzeit; oder hofften ohne Theilnahme davon zu kommen. Es gab schon keine Eidsgenossenschaft mehr.

Die Schweiz stand da, ein verdorrtes, politisches Gewächs des Mittelalters; ohne nationale Einheit; ohne gemeinsames Haupt; ohne festen Verband ihrer einzelnen kleinen Staaten; ohne Eintracht der Regierungen mit den Regierten; — das Ganze ein planlos zusammengeneſteltes Gemenge kleiner Städte, Abteien und Ländchen, die gegen einander in spießbürgerlicher Majestät eifersüchtelten. Die Schweiz hatte daher, im Gefühl der Ohnmacht, zur Ermordung ihrer Kinder in den Tuilerien geschwiegen; geschlafen, als die verbündeten Mächte zum erstenmale siegreich über den Rhein gezogen waren; selbst, als Frankreich, keck oder frech, Genf und Biel und Pruntrut von Helvetien, endlich Valtelin, Chiavenna und Bormio vom bundesverwandten Rhätien losgerissen hatte. Jetzt, nun die übrigen Mächte Europens besiegt, oder gelähmt, Waffenruhe hielten, war sie zum Untergang vollkommen reif; auch wenn sie der französischen Republik sogar an Land und Leuten gleich oder überlegen gewesen wäre. Sie stellte den anrückenden kriegsgewandten Schaaren Frankreichs nicht einmal ein Bundesheer unter gemeinschaftlichem Oberbefehl entgegen; sondern fast jeder Kanton meynte, — so unglaublich groß war die Unwissenheit! — sich ganz allein, mit zusammengerafftet, übelgerüsteter, ungeübter Mannschaft, hinlänglich vertheidigen zu können.

So stürzte, in heilloser Verwirrung, einzeln Kanton um Kanton zusammen; der eine durch verlorne Treffen, der andre durch Aufstand

seiner Hörigen und Unterthanen. Einzelne Völkerschaften bewiesen immer noch angestammten, wenn auch vergeblichen Muth; die Regierungen nur unentschlossene Feigheit oder unzeitigen Stolz; einzelne noch Willen, ehrenvoll unterzugehen. Schlag um Schlag erfolgte. Freiburg und Solothurn fielen ohne Schwertstreich; Bern nach kurzem Kampf. Die Hälfte der Eidsgenossenschaft lag schon unterjocht; ehe die andre zum Widerstand bereit war. Aloys Reding stand jetzt an der Spitze seiner schwyzerischen Landwehrmänner. Ich erbot mich, unter seiner Fahne zu dienen gegen die völkerrechtsmörderischen Räuberbataillone Frankreichs. Er antwortete mir zu spät und klagend *), als sein Kanton, nach ruhmvoller, aber eitler Gegenwehr, des Siegers Beute geworden.

Nun sah ich die furchtbare Gewißheit entschieden vor mir, daß auch der Freistaat des rhätischen Hochlandes in den Abgrund des großen Verderbens werde niedergerissen werden, obgleich Bünden nicht mit der Eidsgenossenschaft, sondern nur mit Wallis, Bern und Zürich, durch halbvergessene Verträge, verknüpft lebte. Wirklich hatten die Bündner das Schicksal der Schweiz, wie das jeden fremden Landes, ruhig angesehen, ohne weder Hülfe für jene, noch Schutz für sich selber nöthig zu finden. Die politischen Faktionen des Landes, rastlos beschäftigt, sich gegenseitig den Boden zu unterwühlen, sannen nur darauf, aus dem Unglück der Nachbaren, Unglück für ihre innern Gegner hervorzurufen. Schon stand Rhätien in der Verfassung einer neuen helvetischen Republik, als Bestandtheil aufgeführt; und wirklich hatte das Vollziehungsdirektorium dieser kaum gebornen helvetischen Republik schon (im April 1798) Graubünden zur Vereinigung mit sich eingeladen. Aber die aristokratisch gesinnte Partei erwartete Oesterreichs kräftigen Beistand für sich; und hinwieder die freisinnige, oder patriotische, wie sie sich nannte, Frankreichs Gunst. Denn der französische Minister-Resident Guiot hatte erklärt, Frankreich werde Bündens Selbstständigkeit ehren.

---

*) Sein Brief vom 25. Juni 1798 befindet sich, im 1. Band der „Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung," abgedruckt.

sere jungen Knaben und Mädchen, und schleppen sie in ihre Knechtschaft fort?"

Bei solchen unter den Wilden Südamerika's herrschenden Ansichten, und in der Erinnerung der grauelhaften Grausamkeit der alten Spanier bei Eroberung des Landes — Dinge, welche in Sagen und Liedern von Stamm zu Stamm, von Geschlecht zu Geschlecht, noch den Nachkommen überliefert werden — ist der Name der Christen unter zahllosen unabhängigen Völkerschaften des Welttheils ein Fluch-Name geworden und geblieben, und Haß oder Furcht und Abscheu erblich fortschreitend.

Nur dem beharrlichen Sinne, der Klugheit und dem Muthe der Jesuiten gelang es, mehr denn allen andern Orden, in den Gebieten der freien Indianer Eroberungen für den katholischen Glauben zu machen. Diese Eroberungen aber waren, wie bekannt ist, zuletzt weder für die Menschheit, noch für das Christenthum, noch für die spanische Krone wirklicher Gewinn. Wie wir die Behandlungsart der Wilden und das Bekehrergeschäft dieser Ordens schon aus der Betrachtung Kaliforniens kennen gelernt haben, finden wir es im südlichen Amerika wieder. Aber hier ward es, besonders in den Landschaften von Paraguay, mit größerm Glück betrieben.

Früh schon, im sechszehnten Jahrhunderte,

Als aber drohend öſterreichiſche Kriegsvölker im Tyrol und Vorarlberg anzogen, und der Baron von Cronthal verkündete, ſein Hof werde in Bünden keine gewaltthätige Staatsveränderung dulden; als anderſeits, von der Schweiz her, franzöſiſche Brigaden heranrückten, und die helvetiſche Regierung dann ihre Einladung zum andernmal beſtimmter wiederholte, Graubünden ſolle ſich der Schweiz anſchließen; als nun auch Florent Guiot dieſe Einladung dringend empfahl, faſt gebot: da erkannte man erſt mit Entſetzen die allgemeine, nahe Gefahr. Unruhe erwachte in allen Thälern; Sorge um das eigne Loos in allen Häuſern. Furcht und Schrecken, wohin man ſah. Die Eltern riefen ängſtlich ihre Söhne von Reichenau zurück. Die Lehrer baten um Entlaſſung. Ich war damit gezwungen, das Seminar einſtweilen und ebenſo die Haushaltung aufzulöſen, welche täglich für ungefähr hundert Perſonen geſchäftig geweſen war. Bald ſtand ich faſt allein da.

Der plötzliche Stillſtand des Lebens um mich her; das todtenhafte Schweigen der weiland vom Getümmel einer fröhlichen Jugend ſchallenden Säle, Zimmer, Gärten und Höfe berührte mich widerwärtiger, als die Ungewißheit der Zukunft. Doch hofft' ich baldige Wiederherſtellung der Anſtalt, wenn das Volk einmal, in ſeinen Landsgemeinden, die Lebensfrage entſchieden haben würde: ob Vereinigung mit der Schweiz, oder nicht? Der Kampf der Faktionen ward aber immer offner und ſtürmiſcher für das Eine, wie das Andre geführt.

In Reichenau verſammelten ſich öfter, denn ſonſt, die Häuptlinge der patriotiſchen Partei, berathend mit Florent Guiot. Auch mich beriefen ſie in ihren Kreis. Sie kannten meine Liebe für Volksfreiheit, obgleich es nicht mehr die ſchwärmeriſche der erſten Jünglingstage war. Ich, geſchäftslos, und Bürger der Republik, hatte keinen Grund, ferner die bisherige ſtrenge Enthaltſamkeit von öffentlichen Händeln zu bewahren, trat bei, und um ſo lieber, weil jene Männer ſehr gemäßigte, politiſche Geſinnungen äußerten. Sie wollten zwar eine Vereinigung mit Helvetien nicht geradezu ablehnen, aber, erſt nach Herſtellung des allgemeinen europäiſchen Friedens verwirklichen laſſen; oder, wäre dies unausführbar, nur unter Bedingung, daß Bünden von franzöſiſchen Truppen verſchont, und in ſeinem Eigen-

thum gesichert bleibe. Man befürchtete eben so sehr Willkür und Räuberei der neurepublikanischen Helden, als hinwieder, unter Oesterreichs Auspicien, ewigen Verlust der Freiheit, des alten Venedigs Loos. Ich rieth, diesen Vorschlag in allen Gemeinden durch eine volksverständliche Flugschrift zu verbreiten. Man fand das zweckmäßig. Ich mußte den Aufsatz verfertigen. Man ließ ihn drucken und ausstreuen. Ich meynte, als freier Mann und als Bürger, Pflichtmäßiges gethan zu haben. Aber ich hatte mit meiner Schrift unwissend Oel in die Glut geschüttet. Die Flammen schlugen auf und drohten, den armen Autor selbst zu verzehren. Nun Günstling der einen, nun Abscheu der andern Partei geworden, ward er in Zeitungen und Pamphleten Gegenstand ihres Lobes oder Hohns. Eins, wie das Andre kam mir so unvermuthet, als unverdient. Ich kannte den Wahnsinn des Parteihasses noch nicht in der Wirklichkeit; nur bisher aus Büchern.

Die seit Jahr und Tag unterlegen gewesene aristokratische Partei gewann in allen Thälern großen Anhang. Ein Volk, das von Dorf zu Dorf örtlicher Souveränetätsrechte, und von Mann zu Mann einer persönlichen Freiheit gewohnt war, nur derjenigen unter den Stämmen der Indianer ähnlich, konnte leicht überredet werden, fest an die hundertjährigen Zustände zu halten, und sich im Nothfall sogar unter die Fittige des doppelköpfigen Adlers zu flüchten.

13.

Ein Geächteter.

Der Tag der Entscheidung kam, an welchem Rhätien über die Wünsche Frankreichs und der Schweiz Entscheidung auszusprechen hatte. Es war der 19. Juli 1798. Ich zweifelte keinen Augenblick, der Spruch des Volks werde dem kleinen, wehrlosen Freistaat, an dessen Gränze zwei einander feindselige Armeen schlagfertig standen, wenigstens zu fernern Unterhandlungen Frist zu gewinnen suchen, und behutsam jede Beleidigung, einer oder der andern eifersüchtigen

Nachbarmächte, vermeiden. Ich betrog mich. Die große Mehrheit der Gemeinden verwarf schlechthin und unbedingt den Anschluß an die helvetische Republik, in fester Zuversicht auf Oesterreichs Schirm und auf Stärke der Gebirgspässe des eignen Landes. Ich erschrack vor der gefahrvollen Unbesonnenheit; glaubte jedoch das Spiel nun vorläufig abgethan; mich mit meiner unbedeutenden Person gehorsam in den Willen des souveränen Volks fügen zu sollen, und sein unausweichliches Verhängniß fortan mit ihm theilen zu müssen. Allein ich war von neuem Irrthum befangen.

Jener folgenschwere Schritt, zu dem man die Bevölkerung verleitet hatte, war das Werk der sogenannten aristokratischen Partei gewesen, und diese, von nun an triumphirende Siegerin über die patriotische, die ihrer Rache anheim gefallen war. Alsbald ward die Regierung, welche bis dahin, unter dem Namen des landtäglichen Ausschusses, bestanden war, aufgelöst und die von drei Bundeshäuptern hergestellt, ganz im Sinn und Interesse Oesterreichs. Dann begann Verfolgung gegen jeden Andersgesinnten. Wer gestimmt hatte, Bünden nicht von der Schweiz zu trennen, hieß Landesverräther und Franzose; stand schutzlos, den Mißhandlungen seiner Gegner preisgegeben. Familien erhoben sich nun feindselig gegen Familien; Gemeinden gegen Gemeinden. Viele der achtbarsten Männer, sonst in der Volksgunst Gefeierte, waren nun, vor der Wuth des fanatisirten Pöbels, ihres Lebens nicht mehr geborgen; waren gezwungen, als Geächtete, auf Schweizerboden zu flüchten. Ich vernahm mit Erstaunen, sogar der Standespräsident von Tscharner, seiner Aemter und Würden verlustig, habe sich über den Rhein gerettet; sogar der stille, harmlose Dichter Salis-Seewis, weil seine Ueberzeugungen nicht im Einklang mit denen der übrigen Salis gewesen, habe, sein junges, schönes Weib am Arm, Haus und Hof verlassen müssen; sey, in mondheller Nacht, über die Kunkelser Alpen geflüchtet, verfolgt von bewaffneten Bauern, die ihm noch über die Gränze einen Flintenschuß nachgeschickt hätten.

Bei meiner politischen Unwichtigkeit hielt ich mich, inmitten der wilden Bewegungen, vollkommen sicher. Ich benutzte also meine Muße

zu naturgeschichtlichen Studien, und that Ausflüge in das naheliegende Gebirg, von denen ich nie ohne reiche Ausbeute von Pflanzen, Steinen und Insekten aller Gattung heimkehrte. Ueber Gähren und Treiben der Menschen empfing ich von Zeit zu Zeit aus Chur Nachrichten durch den ehrwürdigen Nesemann, der höchst eingezogen und schüchtern bei den Seinigen lebte, und sich nicht über die Gränzen der Stadt hinaustraute. Dieser freundliche Greis schien um mich fast mehr, als um sich selbst besorgt. Er warnte wiederholt in Briefen, mich nicht in die Nähe des Dorfes Ems zu wagen, wo man schon Andre festgehalten hätte, im Glauben, mich gefangen zu haben; ich sey nirgends geschützt, als im engen Raum der Herrschaft Reichenau, dem Sitz der französischen Gesandtschaft. — Aber in diesen Raum mich einbannen zu lassen, hatt' ich durchaus keine Lust; nannte die Warnungen des guten Mannes nur Wirkung übermäßiger Aengstlichkeit, und setzte unbesorgt meine Lustwanderungen fort. Doch mied ich, auf seinen Rath, das verdächtige Dorf Ems.

Längs dem linken Rheinufer verfolgt' ich meinen Spaziergang eines Tages bis zum Schlosse Haldenstein, der Stadt Chur gegenüber, am Fuße des Calanda-Berges gelegen. Hier verweilte noch mein Freund, der Professor Bartels. Mit ihm verlebt' ich da einen fröhlichen Tag in Gesellschaft der schönen Baronin Salis-Haldenstein und ihrer jungen Freundinnen. Wir sangen, spielten, erzählten, scherzten, bis der Abend kam. Dann begleiteten mich Alle auf dem Rückweg bis zu einem Hügel, wo wir uns, bei Wein und Früchten, der schönsten Aussicht auf das Thal freuten.

Erst in der letzten Abenddämmerung kam ich von da nach Reichenau zurück; denn ich war an den Gebirgshalden des Calanda gemächlich, unbekümmert um Weg und Steg, den Sommerkindern der Waldflora nachgegangen. Im Schloßhofe hatte sich aber die gesammte Einwohnerschaft von Reichenau versammelt. Man stürzte mir mit frohem Geschrei entgegen, und umringte mich mit hundert Fragen, wie ich den Mördern entkommen sey? Ein Eilbote der Baronin hatte von Haldenstein schreckliche Botschaften gebracht. Er überreichte mir einen Brief von Bartels. Die flüchtig und mit zitternder Hand hingeworfnen

Schriftzüge sagten: „Trifft Sie der Bote noch unverletzt: so melden Sie es sogleich und nur mit einem Wort. Wir sind in der größten Angst. Als wir, nach unsrer Trennung, von der Waldhöhe herabstiegen, kamen uns Unterwalder Bauern entgegen, die Flinten hatten und nach Ihnen fragten. Man sagt, es sey ein Preis auf Ihren Kopf gesetzt. Wir redeten den Kerlen umsonst zu, umzukehren. Sie liefen Ihnen fluchend und schwörend nach. Die Fräuleins schrieen und baten; die Baronin war der Ohnmacht nahe. Leben Sie noch, so retten Sie sich."

Die unschuldigen Kinder der Waldflora hatten also mich, dem nichts von Gefahr ahnete, vor den Halbwilden des Gebirgs geschützt. „Integer vitæ, scelerisque purus non eget Mauris jaculis!" sagt' ich lachend zu Florent Guiot. Er aber schüttelte bedenklich den Kopf; rieth ernstlich, den Worten des Freundes Bartels zu folgen; mahnte mich sogar ab, seine Abreise zu erwarten, um unter seinem Schutz vor Angriffen geschirmt zu seyn. Denn, würde er, als Gesandter, in der allgemeinen Volksaufregung, meinetwillen beleidigt: könnte es dem Lande die schwersten Folgen bringen.

Ich sah, es blieb nichts übrig, als mein Heil ebenfalls in der Flucht zu suchen, wie Andre. Ich war, wie sie, geächtet, und mir doch keines Vergehens bewußt. Gleichviel! Ich traf in den Paar folgenden Tagen die letzten nothwendigen Anordnungen und packte das Unentbehrlichste für längern Aufenthalt in einem Exil an, von dem ich noch nicht wußte, wo ich es finden würde.

Revolutions-Jahre.

Da unten braust mit Sturmwuth jetzt der Kampf.
Einander gegenüber seh' ich weh'n
Der Freiheit und der Zwingherrschaft Panier:
Schaun will das große Schauspiel ich von hier,
und betend aufwärts wenden meinen Geist.
— — — — — —
Unfreies Leben schlimmer ist's, denn Tod.

Heinr. v. Ampringen.

1.

Ins Exil

In der Frühe eines Sommermorgens, es war der 9. Augusts 1798, schwamm ich auf breitem Holzfloß, von Reichenau, den Rheinstrom hinab, der hier, jung und wild, noch kein Schiff auf seinen Wellen duldet. Zu beiden Seiten flogen die Massen des Hochgebirgs mit ihren Eiskronen, Wäldern, Dörfern und Burgtrümmern traumartig vorüber und gesellten sich zu dem, was, als Vergangenheit, hinter mir, mit so vielem Schönen verschwand, was ich gefunden, geschaffen, mühsam gebaut und nun, vielleicht auf immer, verloren hatte. Ich schwamm einer Zukunft entgegen, deren düstern Hintergrund nur Kriegswetter durchblitzten.

Indem ich auf dem Reisekoffer dasaß, von des Floßes leicht zusammengeflochtnen Baumstämmen getragen; mir selbst überlassen; vertrieben; vogelfrei in dem Lande, welches mich erst zu seinem Kinde angenommen hatte, wandelte mich, statt der Betrübniß, ein toller Kitzel des Lachens an. Um von den ehrlichen Schiffern nicht für närrisch gehalten zu werden, mengt' ich lustige Einfälle in unsre Gespräche. Hier war nichts weniger, als ein Lachen der Verzweiflung, was, in meiner Lage, vielleicht manch Anderer ausgestoßen hätte. Nein, die Kreuz- und Querſprünge, Küsse und Tücke des Schicksals, welches mir erst Alles gegeben, nun, wie ein launisches, eigenwilliges Kind, alles Gegebne wieder genommen hatte, dünkten mich komisch. Da stand ich, wie ich sonst gestanden war; ein Erdenpilger, der Keinem, und dem nichts gehörte. Ich wanderte abermals, wie ehmals, neuen Abenteuern entgegen; mehr mit Neugier, als Furcht; oder vielmehr mit stolzem Hochgefühl, ohne Schuld an dem Umschwung der Dinge, mich noch selbst und noch den alten Trotz gegen das Spiel

zu haben, welches das Verhängniß mit mir gern trieb. Es war mir ungefähr so vergnüglich zu Muth, wie in den Knabenjahren, wenn ich in den wildesten Sturmwind hinauslief, und jauchzend in ihm umhertanzte, und mich stärker und mächtiger, als den Sturm wußte. Ihr seht, ich war ein geborner Philosoph. Aber liegt nicht wirklich etwas Komisches darin, wenn Kinder ihre Kartenhäuser, oder Cäsaren ihre Weltreiche, unerwartet von einem Lüftchen über den Haufen geworfen sehn, und sie dann ärgerlich, oder verblüfft, davor stehen, ihren Augen nicht traun, oder mit dem Lüftchen zanken?

In behaglichster Stimmung sah ich, nach einigen Stunden, links das Schweizerufer, wo im offnen Busen des Gebirgs, dem zackigen Felskamm des hohen Falknis gegenüber, das Dorf Ragatz, in der Nähe der Pfäferser Heilquellen, ruht. Am Ufer erblickt' ich wohlgekleidete Männer müßig umherwandeln, die mich so neugierig beobachteten, wie ich sie. Bald erkannt' ich einige derselben. Es waren Unglücksgefährten, Ausgewanderte, Häuptlinge und Genossen der gestürzten patriotischen Partei; die Tscharner, Meyer von Trimmis, Joste, Rascher und andre mehr. Das Floß landete. Sie drängten sich mir bewillkommend entgegen und bestürmten mich mit Erkundigungen nach den neuesten Vorfällen in Bünden. Dann führten sie mich ins Dorf zu ihren Wirthshäusern.

Wie beklagenswerth gewiß ihre gegenwärtige Lage seyn mußte, denn Alle waren von angesehenen Familien, von Geschäften und Gütern im Vaterlande getrennt, und in Kümmerniß um die Zurückgelassenen, so hatte doch das unfreiwillige, enge Beisammenseyn, und die verworrene gemeinsame Haushaltung der Herrn für mich Seltsamkeit genug, daß ich den mitgebrachten guten Humor nicht verlieren konnte. Ich glaubte mich wieder in die Mitte von Burgheims wandernden Thespisjüngern, auf ihrem Wege nach Prenzlau, versetzt; nur daß der fröhliche Muthwillen fehlte. Die gegenwärtigen Schauspieler, die ihre Rollen in der Haupt- und Staatsaktion leider übel gespielt hatten, waren ausgepfiffen und von der Bühne verjagt. Die Einen gingen stumm und verdrossen auf und ab, von langer Weile gepeinigt. Andre fluchten über Wankelmuth eines undankbaren Volks,

oder über Florent Guiot's prahlerische Verheißungen. Andre standen zankend über Maßregeln beisammen, die man versäumt, oder nicht zu rechter Zeit ergriffen habe. Nur unser entthronte Standespräsident, Tscharner, bewahrte, scheinbar wenigstens, jene kaltblütige Haltung, mit welcher, nach verlorner Schlacht, ein geübter Feldherr die Mittel werthet, die ihm geblieben, das treulose Kriegsglück an seine Fahnen zurückzulocken.

Man hatte, schon vor meiner Ankunft, beschlossen, bevollmächtigte Abgeordnete nach Aarau, dem damaligen Sitz der helvetischen Regierung, zu senden, um bei dieser und den französischen Behörden, Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche, wegen ihrer Treue zur Schweiz, Opfer der aristokratischen Rache geworden waren. Tscharner, zu dieser Sendung erwählt, zeigte sich geneigt, sie zu übernehmen. Doch Keiner der Uebrigen äußerte Lust, sein Begleiter zu seyn. Dem Einen fehlte es an der edeln Gesundheit, dem Andern an Kleidern, die er auf der eiligen Flucht vom Hause zurückgelassen hatte. Jeder wußte die triftigsten Entschuldigungen, um in der Nähe der Heimath, und im Verkehr mit den Seinigen, bleiben zu können. Nun ich erschienen war, fielen alle Stimmen auf mich; ich hätte in Bünden weder Weib noch Kind, weder Vater noch Mutter zu bedenken, besäße hinwieder in der Schweiz achtbare Bekanntschaften, die dem unglücklichen Lande, das mich zu seinem Bürger gemacht, Hülfe gewähren könnten.

Ich ließ mich leicht bereden, beim Mangel eines Bessern, ein Nothnagel zu werden. Was hatt' ich auch in Ragaz, oder sonst irgendwo in der Welt, zu versäumen? Tscharner besonders freute sich meines Entschlusses, und schien die Freude dieses vortrefflichen Mannes genügte, mir einen Auftrag beliebt zu machen, von dessen glücklichem Erfolg ich noch geringe Hoffnungen hegte. Ohne Zeitverlust wurden zuverlässige Männer über den Rhein geschickt, um aus Bünden nöthige Kreditive, Vollmachten und Instruktionen herbeizuschaffen. Die Ungeduld sämmtlicher Ausgewanderten aber, uns in Aarau zu wissen, war so groß, daß wir, ohne die Vollmachten der Engadiner und andrer entfernten Gemeinden abzuwarten, uns mit denen begnügen

sandte der Orden viele seiner Glieder in die südliche, wie in die nördliche Hälfte des neu entdeckten Welttheils, das Reich Gottes zu predigen. Diese unerschrockenen Männer, immerdar aus Religion oder Ehrgeiz zu großen Unternehmungen geneigt, zerstreuten sich unter den Indianern. Und wie viel ihrer auch durch die Wilden im Haß gegen Portugiesen und Spanier ermordet wurden, so viel kamen andere nach, unbewaffnet, nur mit den zärtlichen Worten des Friedens und der Liebe auf den Lippen. So flößten sie allmälig den Trotzigen Vertrauen, durch Geschenke aller Art Zuneigung ein. Der Jesuit ging zuletzt unangefochten durch die Wildnisse, und zähmte mit Worten und Winken Horden, gegen welche sich der portugiesische und spanische Soldat nicht mehr wagte.

Um aber den Wilden das Gut höherer Ideen zu geben, war nothwendig, sie einigermaßen an bleibende Stätten zu binden, ihnen mit den Künsten des Ackerbaues und friedlichen Lebens wenigstens die Gesittung von Halbbarbaren zu ertheilen. Die Jesuiten siedelten sich selbst unter ihnen an, bewogen Einzelne, bei ihnen zu wohnen, unterrichteten Kinder, fesselten durch Gaben und Geschenke die Alten. So entstanden mitten in Einöden indianische Dörfer; neben den Hütten eine Kirche. Dann wurde von heiligen Dingen ge-

mußten, welche der Standespräsident (schon am 31. Juli 1798) von „Richter, Gericht und Rath, auch ganzer Gemeinde zu Malans", empfangen hatte. So brachen wir auf, über den Wallen- und Zürich-See gen Aarau.

Das Wiedererblicken der Schweiz in Tagen einer gewaltsamen, kaum vollbrachten, politischen Umwälzung, erregte mir anfangs ungefähr das nämliche Grausen, von welchem man beim Wiederfinden eines Freundes befallen werden mag, mit dem man fröhliche Tage genossen, und der nun, als Wahnsinniger, gebunden vor uns liegt, mit verzerrten Geberden und verwirrten Vorstellungen. In Dörfern und Städten verkündeten aufgepflanzte Freiheitsbäume schon aus der Ferne die vollendete Vernichtung der alten Ordnungen. Statt des Wortes „Herr", scholl uns im Gruße „Bürger" entgegen. Meynungsverwandtschaft galt jetzt weit mehr, denn Blutsverwandtschaft. Nachbaren kehrten sich den Rücken zu. Vieljährige Freunde verabscheuten einander. Hier stolzes Frohlocken und Jubeln der siegerischen Partei; dort verbissener Ingrimm der Ueberwältigten. Und dazwischen umherziehendes, französisches Kriegsvolk; herrscherisch-frech; und doch nur Werkzeug fremder Willkür zur Vollziehung des Völkermordes. Ueberall blitzte das Schwert der strafenden Nemesis über den zerbrochnen Rathsstühlen jener kleinen Großherren, durch deren Uneinigkeit, Starrsinn, Unkunde und Hochmuth, das Schrecklichste zur Reife gekommen war. Wenn mir einerseits die fremden Schlachthaufen, wohlgezüchteten Räuberschaaren, glichen, welche, statt einiger Häuser, Länder und Nationen ausplünderten, kommt' es mir anderseits zu einigem Trost gereichen, daß sie, die zum Alles zertraten, Alles zerrissen, auch die Ketten mehrhundertjähriger Geistes- und Leibesknechtschaft brachen.

Es muß wohl zuweilen, — die göttliche Weltordnung gebeut es! — ein furchtbares Verhängniß mit eiserner Ruthe einschreiten, und die Völker der Erde, aus ihrem Brüten über materiellen Interessen und Sinnlichkeitslüsten, aufjagen, daß sie nicht, gänzlich verthiert, in eingeübten Formen ersteifen; oder bloße Maschinenbeweglichkeit behalten. Auch Völkerwanderungen, Kreuzzüge und Glaubenskriege haben ja

zuletzt größern Segen hinterlassen, als sie anfangs vernichtet hatten. — Es müssen wohl Tage des Todes und Untergangs erscheinen, um für ein neues Leben Raum zu schaffen. — Die vielgefräßige Eigensucht der Gewaltigen würde endlich, den Schwächern, das Menschenthum selbst abläugnen; würde mit Polizeischeeren den Flügel des Geistes verstümmeln; Laster und Tugend in Modedinge verwandeln; und sich selber zur Selbstvergötterung aufblähn, wenn nicht von Zeit zu Zeit das Donnerwort des Schicksals, wie einst, aus den Wetterwolken von Sinai, Jehova's Stimme, riefe: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“

In ähnlichen Gedanken gelangt' ich mit Tscharner nach Aarau. Die Lage dieser vormaligen bernischen Munizipalstadt, im Mittelpunkt der gesammten Bevölkerung der Schweiz, desgleichen der Freisinn ihrer Bürgerschaft, hatten ihr die Ehre zugewandt, Sitz der höchsten Gewalten Helvetiens zu werden. Die landschaftlichen Umgebungen gehören zu den anmuthigsten und fruchtbarsten. Der goldführende Aarestrom schweift mit jugendlicher Unbändigkeit durch ein wechselreiches und weites Thalgelände, das mit Dörfern, Städten und Schlössern überstreut, nordwärts vom Juragebirg, südwärts von Hügeln umarmt wird, die über einander, bis zu den Eisbergen am fernen Himmel emporstufen.

Die kleine Stadt wimmelte in diesem Augenblick von zahllosen Beamten, Deputationen, französischen Commissarien, Generalen, Soldaten und Offizieren. Kaum mochte der enge Raum die Menge fassen. Der bunte Wirrwar einer jählings übervölkerten Stadt; das Durcheinander von Volksrepräsentanten, Senatoren, Ministern und Direktoren, aus allen Winkeln der Schweiz hieher zusammen gewürfelt, bildeten für mich, im grellen Gegensatz der kaum verlassenen Einsamkeit von Reichenau, ein erheiterndes Schauspiel. Ich warf mich frisch ins Gewühl; begegnete alten Bekannten; fand neue; und dies um so müheloser, weil die Masse der Diplomaten, Angestellten und Stellvertreter des Volks, nur auf wenige öffentliche Plätze beschränkt blieb, wenn gesellige Erholung gesucht ward. Bei dem freien Ton und Gebahren der Meisten, ward mir unweilen, als wiederholten sich hier

die Tage des Universitätslebens. Doch waren die weiland lustigen Musensöhne leider in klügelnde, mürrische, fried- oder streitsertige Politiker verwandelt.

Indessen hatten sich Tscharner und ich beim Vollziehungsdirektorium der Republik wohlwollender Aufnahme zu erfreun. Leider blieb es einstweilen nur bei tröstlichen Hoffnungen. Die französischen Behörden wagten, im Hinblick auf Oesterreichs Rüstungen, für Bünden keinen Schritt; die helvetischen aber, größtentheils Neulinge in ihrer Stellung, Männer des verschiedensten politischen Bekenntnisses, hatten des Kampfes genug wider einander selbst, oder mit widerspenstigen Landestheilen, oder mit schamlosen Anmaßungen französischer Commissarien und Generale.

Nicht in der Leichtigkeit des Jünglings, wie ich, bewegte sich Tscharner, der ernstere Mann, durch's Gedränge der Menschen und Begebenheiten des Tages. Mehr gewöhnt zur Arbeit im Kabinet, als zum raschen Einschreiten und Handeln im öffentlichen Verkehr, glaubte er nicht an seinem Platz zu stehn. Es ward ihm schwer, nun aus einer langjährigen Geschäftsbahn hinweggestoßen, sich in neuen Verhältnissen und Umgebungen, wie in einer neuen Welt zurecht zu finden. Jeden Tag sah ich ihn muthloser und düsterer geworden. Kummer um Bündens Zustand, um die Seinigen in Chur, um häusliche Verhältnisse, drückte ihn. Wie ein Heimwehkranker, sehnte er sich nach der Nähe seiner Hochlandsberge. Dort hoffte er kräftiger, sicherer, und Hand in Hand mit den übrigen Ausgewanderten, den günstigsten Augenblick zur Rettung des Vaterlandes erhaschen zu können. Meine Versuche, ihn zu ermuntern, meine Bitten und Vorstellungen, ihn in Aarau zurückzuhalten, vermochten nichts bei ihm. Er verließ mich nach kaum vierzehn Tagen schon (22. Aug. 1798), und übertrug mir Unerfahrnen seine Vollmachten.

II.

Diplomatische Laufbahn.

Die Stellung, in die mich seine Abreise verpflanzt hatte, brachte mir eben keine Verlegenheit. Ich hatte die Umstände der Gegenwart, „die Menschen“, ihre Interessen und Denkarten, in den wenigen Wochen des Aufenthalts zu Aarau, ziemlich begriffen; war gelenksam genug, mich in das neue Gefüge der Dinge zu schicken. Aber die Umschaffung des bescheidnen Schulmeisters zum diplomatischen Agenten reizte mich doch manchmal zum heimlichen Lächeln. Ich glaubte nun auch, was ich vorher kaum geglaubt hatte, daß selbst ein Diplomat, ein sogenannter Weltmann, bei all seinen Künsten, noch ehrlicher Mann bleiben könne; und daß das Geschäft des schlaufinnigen, politischen Unterhändlers kaum schwieriger, als das eines tüchtigen Jugendbildners sey.

Uebrigens hatte man mir Aufgaben ertheilt, deren schnelle Lösung nicht nur meine, sondern auch die Kräfte aller derer überstieg, mit denen ich zu handeln hatte. Ich sollte, zum Beispiel, für Gemeinden und Familien in Bünden, welche für Vereinigung mit der Schweiz gestimmt hatten, Sicherheit des Eigenthums und der Personen bei den Behörden Frankreichs und Helvetiens bewirken, während Frankreich dulden mußte, daß man in Bünden Florent Guiots Warnungen und amtliche Erklärungen dem öffentlichen Hohn preisgab, und furchtlos die helvetischen Nationalfarben beschimpfte. Ich sollte sogar theilweise Einverleibung der schweizerisch gesinnten Gemeinden in die helvetische Republik bewirken; ein ächtrevolutionäres Begehren, das sich allenfalls, mit dem Degen in glücklicher Faust, erfüllen ließ. Billiger war, einstweilen von der Schweiz das zu verlangen, was in ihrer Macht lag, das Bürgerrecht derjenigen, welche der Schweiz willen, in Gefahr standen, ihres alten Vaterlandes auf immer verlustig zu gehn. Der Zustimmung der einflußreichsten Regierungsglieder und der besten Redner dafür im großen Rath und Senate sicher, freute mich's, einem Theile meiner rhätischen Mitbürger vergeltend erwiedern zu können, was ich von ihnen in Bünden erhalten hatte.

Eine, in Geist und Sprache jener bewegten Zeiten, von mir abgefaßte Vorstellung an das Vollziehungsdirektorium ward in der gesetzgebenden Versammlung (28. Aug. 1798), nicht nur mit Beifallruf angehört, sondern sogleich durch ein Dekret befriedigt, mit Erklärung, die Patrioten Bündens hätten sich um die Republik, durch ihre Opfer, verdient gemacht. Es war die Zeit großer, leidenschaftlicher Aufregung; und dieser allein der Eindruck beizumessen, welcher meinem Schreiben folgte. Ich befand mich unter den zahlreichen Zuhörern auf der Gallerie des Saals, um den Ausgang der Berathung unmittelbar zu vernehmen. Man hatte mich bemerkt; forderte für mich, nach damaligem republikanischem Brauch, die „Ehre der Sitzung." Die Staatsweibel erschienen und führten mich in die Versammlung. Ich hätte vor Schämen lieber die Flucht ergreifen mögen. Händeklatschen und Geschrei begrüßten mich, während der Präsident seinen erhabnen Sitz verließ, mir „den Bruderkuß" zu geben. Präsident war der Oberst von Grafenried; derselbe, welchem sein Sieg über die Franzosen bei Neuenegg ein rühmliches Andenken gestiftet. Ich nahm die wunderliche Ehrenbezeugung, welche, in mir, doch nur meinen unglücklichen Schicksalsgenossen erwiesen wurde, als das, was sie war; und hatte nun auch Erfahrung gemacht, daß es nicht die angenehmste Ehre ist, sich öffentlicher Schau ausgestellt zu sehn.

Ich lebte in einer großen Schule, deren Lehrstuhl ein höherer Geist, als der menschliche, einnahm. Tag um Tag bewies er aus dem Elende der Schwein, auf wie tiefer Stufe die Menschheit noch stehe; und wohin Brutalität, statt Humanität, führe. Eine in Paris geschaffene Staatsverfassung, mit gänzlicher Unkunde des Landes entworfen, dann mit blutiger Gewalt eingeführt, sollte Völkerschaften mit einander verschmelzen, die sich nur dem Namen nach bekannt, nicht Sprache, Religion, nicht geschichtliche Erinnerungen und Sitten, nicht Geistesbildung und bürgerliches Bedürfniß gemein hatten. Verkuttig des gewohnten Alten, unkundig des Neuen, trieben sie nun ängstlich und wild unter Trümmern früherer Einrichtungen umher, wie Ameisen, deren Wohnung ein unbarmherziger Fuß zerstört hat. Eine Sündflut neuer Gesetze überschwemmte das Land und vermehrte die

Verwirrung. Das Volk, irre in Zweck und Mitteln, suchte sich da und hier durch eigne Kraft zu retten, und blieb am Ende nur Spielball wider einander ergrimmter Parteien. Hier predigten fanatische Freiheitsschreier Abschaffung der Auflagen, Gütergleichheit, Schuldenvernichtung, Patrioten-Entschädigung; dort fanatische Priester, Religionsgefahr, Glaubenskrieg. Hier zettelten rachlustige Patrizier, oder brodlose Beamtete, Verschwörungen und Empörungen an; dort schrien zurückgekehrte Verbannte Tod und Verderben über Ungerechtigkeiten ehmaliger Obrigkeiten. Während die Landleute von Basel Vertheilung der Staatskassen forderten, sträubten sich die des Kantons Bern gegen Einführung der Vermögenssteuer; die des Kantons Glarus gegen Einführung des gemeinen gregorianischen Kalenders; andre gegen Leistung des Bürgereides. Rastlos durchstrichen französische Schlachthaufen das Land, Aufstände zu verhüten, oder mit Flamm' und Schwert zu dämpfen. Unterwalden, für seine Religion in Waffen, ward mit Leichen und Brandstätten bedeckt. Die Regierung zu Aarau, trotz sie umgebendem Gepränge, und scheinbarer Gewalt, stand ohnmächtig da; weder geachtet, noch gefürchtet; abhängig von Frankreichs Gebieterschaft.

Der scharfsichtigste Seher blieb unfähig, das Entwirren der tausendfachen Verwickelungen voraus zu erkennen. Denn es lag eben so sehr in der Unmöglichkeit, das altgothische Gebäu der gewesenen Eidsgenossenschaft aus dem Schutte aufzurichten, als an dessen Platz einem Kunstwerk Dauer zu schaffen, welches der verwegenste Unverstand zusammengezimmert hatte. Unter Unbefangnern und Einsichtsvollern aber herrschte ein gewisses stillschweigendes Einverständniß, den Uebeln der Gegenwart wenigstens des Guten soviel, als möglich, für eine bessere Zukunft, abzugewinnen, und dafür selbst die französische Gewalt zu benutzen, deren Waffen nun einmal Meister des Landes waren. Denn sie durch kraftlose Widersetzlichkeit erbittern, hieß das öffentliche Elend vergrößern; hinwieder, zur Abwerfung des Jochs, österreichische Heere ins Land rufen, hieß Schlachtfelder feilbieten, ohne zu wissen, welche Ernte die Blutsaat darauf bringen werde?

Es war dies im Allgemeinen die Lage der Schweiz, als der Sitz

der höchsten Behörden der helvetischen Republik, von Aarau *), wegen zu beengten Raumes, nach Luzern verlegt wurde. Ich mußte dahin folgen. Die Stadt am schönsten der schönen Schweizerseen, dessen Reiz der Winter nur ändern, nicht verringern kann; das ewige Drängen von Geschäften, und Zerstreuungen, ließ, bei allen Uebeln der Zeit, keinen Unmuth in mir einnisten. Ich war nicht mehr jener Philosophe pleureur, wie an Schlaffendorfs Kaminfeuer in Paris, sondern das Unglück der Gegenwart, glaub' ich, machte nur lebensfroher, weil ich mich sträubte, mich von ihm erdrücken zu lassen. Der Reichthum der Erlebnisse verdrängte die Neigung zu unermüdlichen Contemplationen. Gezwungen, ganz Weltmann zu werden, ward ich auch tauglicher für die Welt; ward, weil's jeder war, auswendiger Mensch, und ließ dem inwendigen nur die Rolle des Zuschauers. Das machte mich Jedem willkommner, ohne daß ich darum mein Selbst einbüßte. Ich blieb Ich; verlachte, oder bedauerte die armen Thoren in Amts- und Staatsröcken, die nichts Inwendiges mehr hatten, sondern was sie in der Jugend auswendig gelernt, nun auswendig wußten, handelten, glaubten, suchten und lebten. Ich begriff Werth und Unwerth der Civilisation immer deutlicher, welche das innere Wesen des Menschen in ein materielles verwandelt; oder doch dem Materiellen zum Dienste, als feiles Werkzeug, hingibt.

Auch andrer Gewinn ward mir. Im vertrautern Umgang mit frühern Freunden, die zum Theil jetzt wichtige Stellen bekleideten, mit tugendhaften, ehrenwerthen Männern des Staats, der Kirche und Schule, mit Heinrich Pestalozzi, dem christlichfreiesten Priester Thaddäus Müller, mit Paul Usteri, nun Mitglied des Senats, meinem ehmaligen Arzte, Rengger, nun Minister des Innern, Albr. Stapfer, nun Minister der Wissenschaften, dem edelsinnigen Enthusiasten Cäsar Friedrich Laharpe, nun Mitglied des Direktoriums, und vielen Andern, deren man heut noch, als Zierden der Schweiz, gedenkt, die damals aber verkannt und verlästert wurden, kennt' ich

*) Im September 1798.

von ihnen das Unerschütterlichsein im Sturm der Tage; und im Kreise edler Frauen die höhere Macht der Tugend, wenn sie mit Anmuth gepaart ist.

3.

Noth der Ausgewanderten.

Täglich klangen, aus den Innern und von den Gränzen Graubündens, die Botschaften trauriger. Jeder Brief war ein Nothschrei. Ich ward mit Bitten, Mahnungen und Vorwürfen überhäuft, als stünd es in meiner Willenskraft, dem wachsenden Elend Schranken zu setzen. In Graubünden hatte ein Bundestag zu Ilanz das Bergvolk zu den Waffen gerufen. Ein Kriegsrath übte gegen die Freisinnigen und ihre unschuldigen Familien eine Art Schreckensherrschaft: noch größere, der entzügelte Pöbel. Das Vermögen der Geflüchteten ward in Beschlag genommen; den Verwandten derselben untersagt, mit ihnen Gemeinschaft zu haben; das Briefgeheimniß auf den Posten entweiht; die französische Gesandtschaft selber gegen Beleidigungen schutzlos.

„Die Achtserklärungen gegen die Patrioten werden nun zum Aeußersten und Aergsten getrieben," schrieb mit Florent Guiot*): „schon sind mehr denn fünfhundert Bürger, achtbare Männer, auf der Flucht; Weiber und Kinder mit ihnen. Der Anblick zerreißt mir das Herz. Ich verlasse dies Land. Möge der Tag bald erscheinen, der endlich solche Barbareien straft und endet!" Und kaum hatte er das Land verlassen, rückte der österreichische General von Auffenberg, denn längst war darüber mit dem Wienerhofe geheime Unterhandlung gepflogen, mit zehn Bataillonen durch den Engpaß des Luzienſteigs in Bünden ein.

Die Menge der Geflüchteten, durch einen großen Theil der Schweiz verbreitet, lebte nun in verzweiflungsvollen Lagen. Viele hatten ihre

---

*) Unterm 13. Vendemiaire, den Tag vor seiner Abreise aus Reichenau

Flucht so eilfertig ergreifen müssen, daß sie kaum mit dem Unentbehrlichsten versorgt waren. Anzahl und Armuth mehrerer, besonders in den zunächst am Rhein gelegnen Ortschaften, erregte selbst Mitleiden der französischen Soldaten, die ihre Rationen Brodes und Fleisches mit ihnen theilten. Der herannahende Winter vergrößerte Noth und Furcht. Viele, in ihrer Heimath Wohlbegüterte, nahmen, in äußerster Dürftigkeit, Zuflucht zu mir. Es ward mir aber bald unmöglich, Allen zu helfen. Das Wenige, was ich aus Reichenau mit mir genommen, ging rasch zur Neige. Ich verkaufte, was ich von meinen literarischen Arbeiten besaß; Reifes und Unreifes, Schauspiele, Uebersetzungen, Romane, davon schwerlich sonst jemand erfahren haben würde; oder nahm Vorschüsse von Buchhandlungen auf Werke, die ich noch liefern wollte. Gewiß lebte im ganzen diplomatischen Korps, selbst der Aermste der Kopisten nicht, so kärglich und eingeschränkt, als ich. Aber man sah mir's ja nicht an, daß mein Abendessen ein trocknes Stück Brod, mein Frühstück ein Glas Wasser seyn mußte. Ich blieb frohsinnig; dachte an Schlabrendorf, und theilte Andern mit, oder verschaffte den Fähigern Anstellungen, durch mein Fürwort bei Ministern und Direktoren.

Was ich längst für die leidenden Bündner zu versuchen im Sinne gehabt, wozu ich von Vielen derselben aufgefordert worden war, aber immer noch vermieden hatte, weil mir der klägliche Finanzzustand der Republik wohl bekannt war, that ich jetzt. Ich wandte mich in flehender Zuschrift an die Regierung, den Unbemitteltsten der Vertriebnen, von Staats wegen, einige Unterstützung zu reichen. Und wirklich, großer Rath und Senat, von der Schilderung des Elendes bewegt, erfüllten (23. Oktober 1798), durch ein menschenfreundliches Dekret, all' meine Wünsche. Eh das Dekret aber noch bekannt seyn konnte, erschien eine Deputation der Ausgewanderten bei mir, diese Bitte zu thun. Ihr blieb nur der Dank übrig.

Salis-Seewis, der Dichter, an der Spitze der Abgeordneten, sollte feierlich diesen Dank den gesetzgebenden Räthen aussprechen. Der Tag unsers Vortritts ward uns angezeigt. Salis schrieb und lernte nun, Tag und Nacht, an seiner Rede. Als aber der bestimmte

Augenblick erschien, hatte der liebe Mann unglücklicherweise Alles rein wieder vergessen. Man denke sich die Verlegenheit des Redners; die Angst der Deputation, die in meinem Zimmer auf und ablief, und die ganze Geschichte von Herzen verwünschte. Der komische Auftritt preßte mir das unbarmherzigste Gelächter aus. Ich beruhigte die Verzweifelnden nur mit der Zusage, einige Worte, in ihrem Namen, aus dem Stegreif zu sprechen. In den Saal der Gesetzgeber eingeführt, verschwand mir aber plötzlich der vorige Muthwillen, in der Erinnerung an das Elend so vieler Unschuldigen, für die ich das Wort führen sollte. Ich sprach, und in einer Bewegtheit, wie ich vielleicht noch nie gesprochen. Mein Schmerz ward der Schmerz der großen Versammlung; meine zurückgehaltnen Thränen riefen den ihrigen. In stürmischem Durcheinander ward für uns Ehre der Sitzung und Bruderkuß, Druck und Verbreitung meiner von Stenographen nachgeschriebnen Rede beschlossen. Ebenso geschah im Senat. Ich erwähne dessen, der Folgen dieser Tage willen. Denn ich ward deswegen in Bünden förmlich geächtet; meines Bürgerrechts verlustig erklärt, und von der Regierung in öffentlichen Blättern, soviel ihr deren zu Gebot standen, mit den schmählichsten Vorwürfen beladen *).

Mich ließ das gleichgültig; aber weniger die trostlose Trauer meiner Freunde um das Vaterland. Selbst der tugendhafte Rese mann, der in Chur zurückgeblieben war, verlor beinah seine philosophische Standhaftigkeit; selbst der kaltblütige Tscharner, dem das helvetische Direktorium die Stelle eines Regierungsstatthalters von Bern gegeben hatte, glich sich jetzt nicht mehr. „Ich habe," so schrieb er mir: „mein kaltes Blut verloren. Ich bin nur Gefühl, wildes, trauriges; und weiß nicht, warum? Es ist mir bange, ich weiß nicht, wie? Ich möchte lieber in einen Kerker wandern; am liebsten, als Soldat, dem Feind entgegenziehn und mit meinem Leibe einen andern, wackern Bürger vor einer Kugel bewahren."

*) Die Reden sind an mehreren Orten wieder abgedruckt, auch in den von mir gesammelten historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. II. Theil, S. 255.

redet; im Chriſtenthum unterrichtet und getauft. So war der Anfang der meiſten Miſſionen in Neugranada, La Plata, Peru, Venezuela und den übrigen Provinzen. Viele vortreffliche Männer aus der Geſellſchaft Jeſu wären hier zu nennen, welche, von menſchenfreundlichem Sinne geleitet, in jenen Wildniſſen dem Chriſtenthum und der Menſchlichkeit die erſte Bahn brachen. Wie groß waren nicht die Verdienſte des einzigen Paters Deeré, des Apoſtels der Jameo's, der Itubalis und Yquiavaten, welcher Cuenca in Quito zum Hauptſitze einer weit wirkenden Sendanſtalt machte (der er noch im Jahre 1727 ruhmvoll vorſtand); welcher chriſtliche Lehrbücher für die Wilden in achtzehn ihrer Mundarten überſetzte; und die Neubekehrten, welche er mit ächtchriſtlicher Liebe vor Bedrückungen ſicherte, wieder frei hinaus in die Wälder und Gebirge ſandte, Apoſtel Jeſu unter ihren Stammverwandten zu werden.

Zwiſchen den Strömen des Paraguay und Uraguay, längs den Ufern des Parana- und Vermejo-Stroms, hatte der Orden von Loyola's Jüngern den ausgedehnteſten Schauplatz ſeiner Thätigkeit erwählt. Hier glücklicher und zahlreicher, denn irgendwo, breitete er unter den Guarani's, Charrua's, Chiquito's und andern wilden Völkerſchaften der Gebiete vom Rio del la

„Kurz, ich kann Ihnen das Unselige nicht schildern, das mich umgibt. Gestern hatt' ich in Bern hier ein Paar meiner wüthendsten Feinde aus Bünden, unter den kriegsgefangenen Oesterreichern, entdeckt *), den Bundesschreiber S.... und M...., und befohlen, ihnen für meine Rechnung Alles zu geben, was sie wünschen. Meine Ordre aber ward falsch verstanden und dumm vollzogen. Heut lief ich zu ihnen hin; und eine Viertelstunde vorher waren sie schon weggeführt. Ich lasse ihnen heut Abend, durch meinen Unterstatthalter zu Murten, 6—12 Louisdors zustellen. Das hätte mir gute Laune schaffen sollen, und doch bin ich traurig. Armes Bündnerland! Es erscheint mir, ich hätt' es nie geglaubt, in diesem Augenblick wenigstens, Alles darin so schwarz, daß ich Pluto's Reich dem neuen Kanton Bünden vorziehn würde. Auch glaube ich nicht, daß mir wieder ein froher Tag werden wird. Doch Gott und seine Schickungen gebieten; und ich gehorche mit schwerem Herzen. Mir war traurig zu Muthe, als ich nach Bern reisete, eine Ehrenstelle anzunehmen; recht traurig! Aber eine ganz andre mir unerklärliche Schwermuth bemeistert sich meiner, seit der heutigen Post. Gott sey mir gnädig! ich fühle ordentlich einen Schwindel, als ob ich von einer Höhe, in den abscheulichsten Abgrund, niedersinken müßte. Nun denn, sey ihm, wie ihm wolle! Ich folge meiner Bestimmung; sie mag seyn, welche sie will. Möge eine bessere Welt dereinst alle Erinnerung an diese Zeit vertilgen!"

Milder und rührender war die Klage des greisen Resemann. „Wahrlich!" schrieb er mir: „Sie würden sich nicht mehr wundern, wenn ich endlich dem Druck des Leidens erliege. Religion und Philosophie thun, was sie können und sollen; erhalten den Geist in ruhiger Ausübung seiner Pflicht. Doch Religion und Philosophie sollen und können die wiederholten Stürme draußen nicht zurückhalten. Die daran zu stark erschütterten Fibern und Nerven geben dann freilich den Gemüthsbewegungen auch, zur Begleitung, Mangel des Schlafs und der Eßlust. Also ist der Ausgang meiner Tage trübe!"

---

*) General Massena war nämlich, im Februar 1799, nach glücklichem Kampf, in Graubünden eingedrungen und des ganzen Landes Meister geworden.

„Ja, lieber Freund, vom Wirbel der Revolutionen sind alle Freuden verschlungen. Jene frohen Abende und mitternächtlichen Stunden kommen nicht wieder, wo wir uns bald über die große Bestimmung der moralischen Wesen im weiten Reiche Gottes mit Entzücken unterhielten; bald uns freuten des im Reich der Wahrheit aufgegangnen Lichts; oder der künftigen seligen Menschengeschlechter, die wir, wie in Divinationen, gleichsam schon gegenwärtig erblickten; oder wo wir lachten über die Thorheiten verkehrter und unsittlicher Menschen; bald wieder bewunderten einen Mann, groß an Geist und Tugend, Beglücker seiner Brüder und doch selbst verkannt und unterdrückt; wo wir beide stritten über problematische Sätze, ohne Unmuth, in Liebe und Herzlichkeit. Da saß ich dann, von meinen Jahren belastet, auf dem Ofenthrone so glücklich, und Sie standen vor mir, auf jüngern, festern Füßen. Und Gott schaute herab vom Himmel und hatte Wohlgefallen an unsrer frommen Unwissenheit!"

4.

Eine andre Laufbahn.

Seit Graubünden vom General Auffenberg besetzt, und jede Gemeinschaft der dortigen Gegenden mit mir und den übrigen Ausgewanderten gänzlich aufgehoben worden war, konnt' ich nicht mehr, im Namen derselben, handeln, und mußte meine diplomatische Bahn einstweilen für beendet ansehn. In Bünden selbst, wie gesagt, ward ich förmlich infam erklärt und geächtet *). Da aber trat eines

---

*) Laut „Extrakt aus dem Rathsprotokoll de 1798, 3. Dezember, in Chur" lautet es unter anderm sub No. 2: „Dem Dr. H. Fichte soll sein ehmals erschlichenes und verlangtes Bündnerrecht wiederum genommen und er dessen unwürdig, so wie auch alle seine Schriften für infam und jedermann unnachtheilig erklärt seyen."

3) „Werden auf seinen Kopf 100 Dukaten gebothen, wer ihn tod oder lebendig einliefern würde, und wenn er über kurz oder lang sollte zu bekommen seyn, soll ihm der Prozeß nach Rechtens Form gemacht und er nach verdienen abgestraft werden."

Tages mein gütiger Freund, der Minister Stapfer, zu mir ins Zimmer und bot mir Anstellung für eine besondre Abtheilung seines Verwaltungszweiges an. Ich weiß nicht, ob ihn dazu wirkliches Bedürfniß bewog, oder vielleicht nur der Wunsch, mir, in Berücksichtigung meiner ökonomischen Lage, auf zarte Weise, Gehalt anzubieten. Denn ich sollte jene Geschäfts-Abtheilung erst selber schaffen, für die er noch nicht einmal einen Namen erfunden hatte.

„Sehn Sie", sagte der Minister: „Sie sind nun, der Himmel weiß, auf wie lange, von Graubünden getrennt, geschäftslos; aber der Schweiz verpflichtet, deren Bürger Sie geworden sind. Werden Sie mein Gehülfe. In meinem Ministerium ist noch ein unbesetztes Fach. Ich weiß selber nicht, welchen Namen ihm geben? Und doch ist es von Wichtigkeit, wie irgend eins. Die Franzosen haben von dem, was ich mir denke, etwas Aehnliches; sie heißen es Bureau d'esprit publie. Die Aufgabe bestände einerseits darin, unsre Regierung von intellektuellen und industriellen Bedürfnissen, überhaupt vom Kulturzustand, so wie von Anzahl und Art brauchbarer, talentvoller Männer in sämmtlichen Kantonen zu unterrichten. Das Alles ist uns noch ganz Unbekanntes. Anderseits sind Mittel zu suchen, die Völkerschaften der Schweiz über die Zeitverhältnisse aufzuklären, sie für das gemeinsame Vaterland zu beleben, und die politische Einigung der Kantone durch eine moralische aller Kräfte zu stärken. Bei uns ist noch Alles zu neu."

---

i) „Sein Bildniß nebst seinem Rahmen an den Galgen angeheftet werden."

Dies mag zur Bezeichnung des wilden Geistes jener Zeiten dienen. Uebrigens hatt' ich nichts Beleidigendes für Bünden geschrieben, wenn man dafür nicht den kleinen Katechismus für die Schulen, die Geschichte der drei Bünde im heben Rhätien, oder die kleine Schrift für Vereinung mit der Schweiz halten wollte. Vielleicht galten auch etwa meine im Großen Rath und Senat aus dem Stegreif gehaltnen Reden, für Schriften. Auch befand sich kein Bildniß von mir in Bünden, um den Galgen zu zieren, als eine Zeichnung, von meinem persönlichen Freunde, dem rühmlich bekannten Kupferstecher Bolt in Berlin, gemacht, dem es nicht geahnt hatte, für den Galgen gearbeitet zu haben.

Stapfers Gedanke war eben so großartig, als zweckgemäß; schien mir aber in Tagen allgemeiner Unruhen, wie die gegenwärtigen, und bei nahem und gewissem Ausbruch eines Krieges, kaum ausführbar. Er sandte mir jedoch wenige Tage nachher *) schon den Bestallungsbrief, an dessen Schluß er sagte: „Sie können zum voraus überzeugt seyn, und ich verspreche es Ihnen bestimmt, daß ich Ihnen eine freie, unabhängige Wirksamkeit sichere, und Sie zu keinen Arbeiten auffordern werde, die eines Mannes von so vorzüglichen Geisteskräften unwürdig wären. Wenn Sie unter dieser Bedingung und mit einem noch zu bestimmenden Titel, mir das edle Geschäft, ein biedres und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenwerthes emporzuheben, erleichtern wollen, so werden Sie, mit einem meiner lebhaftesten Wünsche, die feurigsten Ihres eignen Herzens, zugleich befriedigen."

Länger zu widerstehn, wäre thörichte Ziererei gewesen. Ich nahm den Ruf an. Aber was hier zu leisten war, konnte, besonders damals, nicht in offiziellen Formen und Wegen geschehn. Sollte eine moralische Revolution Lebenswärme in das todte Werk der politischen bringen: so mußte der beseelende Hauch des Gemeingeistes unmittelbar aus dem Volke selber hervorgehn; so mußten die achtungswürdigsten Glieder desselben in allen Kantonen vereinigt werden, um in der lange versäumten Masse der Nation geistige Selbstthätigkeit zu wecken. Nach meiner Ansicht konnte dazu der Anfang nur, theils durch zahlreiche Vereine in allen Landesgegenden für Gemeinnütziges, theils durch gute Volksblätter, gemacht werden. Stapfer billigte meine Vorschläge.

Luzern war in jener Zeit ein Sammelplatz vieler ausgezeichneten Männer des gesammten Helvetiens. Es gelang, die meisten derselben zur Bildung eines Vereins zu gewinnen, welcher, politischen Angelegenheiten fremd, den Namen einer vaterländischen, oder literarischen Gesellschaft führen und zur Stiftung ähnlicher Vereine in den übrigen Kantonen wirken sollte. Die von mir entworfnen und im Druck

*) Den 2. Wintermonds 1798.

verbreiteten Statuten bezeichneten, als Zweck; Beförderung schweizerischen Gemeinsinns; Aufklärung des Volks über öffentliche Angelegenheiten; Belebung des Kunst- und Gewerbfleißes; hinwieder, als Mittel dafür: theils Zeit- und Flugschriften und öffentliche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände; theils Preisfragen, Prämien; Bekanntmachung der tüchtigsten Künstler, Handwerker, Landwirthe u. s. w. und Briefwechsel sämmtlicher Gesellschaften mit gegenseitiger Mittheilung ihrer Arbeiten.

Schon vier Wochen nachher *) ward die erste Versammlung von beinahe fünfzig Mitgliedern, in Luzern eröffnet; Paul Usteri ihr Präsident; ich ihr Aktuar; dann allwöchentlich öffentliche Sitzung gehalten, und das Wesentliche der Verhandlungen im Druck mitgetheilt. Der angegebne Ton fand Wiederhall in der Schweiz. Binnen kurzer Zeit entstanden in Zürich, Basel, Bern u. s. w., sogar in Schwyz, durch Thätigkeit meines Freundes Aloys Reding, ähnliche Gesellschaften, welche, im Verband mit der zu Luzern, deren Grundsätze, Zwecke und Mittel annahmen. Und so rein von politischen Einmischungen hielten sie sich, daß selbst die erbittertsten Gegner der neuen Staatsordnung ihnen nicht den Vorwurf von Jakobinerei machen konnten.

Ein Volksblatt bestand schon. Heinrich Pestalozzi, der musterhafte Darsteller des Volkselendes in „Lienhard und Gertrud", gab es heraus. Aber es ward nicht gelesen. Es war nicht im kindlich-einfachen Ton und Geist des gemeinen Mannes geschrieben, der damals kaum im Stande war, Kalenderhistorien zu lesen und zu verstehn. Es fehlte dem Blatte außerdem Glauben und Zutrauen; denn es erschien auf Kosten der Regierung und ward von ihr unentgeldlich den Beamten zugesandt.

Pestalozzi forderte mich eines Tages auf, Mitarbeiter zu werden. Ich lehnte es ab. Ein ächtes Volksblatt, sagt' ich zu ihm: müsse

*) 22. Dezember 1796.

kein Regierungsblatt, sondern unabhängig seyn; nicht nur Sprache, Witz und satyrische Laune der schweizerischen Landleute annehmen, nicht nur All' und Jedes, wie für Kinder, in kleine Geschichten einkleiden, sondern sogar auf grobem Papier, gleich Bauerkalendern, mit rothem Titel, breitem Druck erscheinen. Aus dem Stegreif macht' ich ihm sogar noch einen Titel dazu: „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben Vaterlande zugetragen, und was außerdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun." Pestalozzi, anfangs etwas empfindlich, lachte und meynte, ich solle den Versuch machen. Ich that es.

In kurzer Zeit lief der „Schweizerbote" durch Dörfer und Städte aller Thäler. Nie hatte ein ähnliches Blatt vormals in der Schweiz so viel Aufsehn verursacht, und nicht verursachen dürfen; daher auch nicht so rasche Verbreitung gefunden. Die Widersacher der Bildung und Freiheit des Volks, welche, wie heut noch, in Guttenberg's Erfindung die gefährlichste Feindin ihrer Vorrechte, hinwieder in Unwissenheit der Menge, das stärkste Bollwerk ihrer Alleinherrschaft sahn, ließen gegen mich in ihren Blättern den Fluch ihres Zorns ausfliegen. Man warnte vor dem „Wolf im Schafspelz"; veranstaltete Herausgabe von einigen Wochenschriften, die in äußerer Form dem Schweizerboten ähnlich, seinem Ton nachahmend, ihn allwöchentlich Schritt um Schritt verfolgen sollten *). Es mag der leidenschaftlichen Stimmung jener Zeit verziehn werden, wenn die Aristokratie mich, der mit aller Umsicht weder Personen angriff, noch Beleidigungen erwiederte, dennoch mit dem ihr zu Gebot stehenden Unflath bewarf; mich als „verlaufenen Preußen, als Erbfeind der Ordnung und Gerechtigkeit, als Jakobiner, als Erzrevolutionär" und

*) Zum Beispiel erschien, in Chur, „Der alte, redliche, offenherzige Alpenboth aus denen Ewigen drei Bünden" u. s. w. — Ebenso, vermuthlich am Bodensee, ein ähnliches Blatt; Einige behaupteten, es sey im „schreibenden Hauptquartier" des Erzherzogs Karl, wahrscheinlich aber von einem ausgewanderten Berner, oder Züricher, redigirt worden.

mit vielen andern Schimpfnamen ausschrie. — Doch nach wenigen Monaten ward ich in der Herausgabe meines Boten unterbrochen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich nämlich war ausgebrochen. Massena hatte sich, im Februar 1799, nach verwüstenden Gefechten, Graubündens wieder bemächtigt. Eine provisorische Regierung zu Chur hatte sogleich Vereinigung Rhätiens mit der helvetischen Regierung bewerkstelligt. Die Geächteten und Ausgewanderten waren zurückgerufen. Auch mich hatte man förmlich wieder in mein Staatsbürgerrecht eingesetzt und sogar mit öffentlichen Dankbezeugungen beehrt. Erzherzog Karl aber war indessen, siegreich bei Stokach, gegen die Schweiz, vorgedrungen, und bei Schaffhausen und Eglisau über den Rhein gegangen. Nun trat, zu seiner Unterstützung, die Aristokratie mit ihrem Anhang, Klöstern und Priestern wach und thätig auf. Die Völkerschaften wurden allseits gegen Regierung und Franzosen aufgewiegelt; Empörungen und Aufstände in den Kantonen Luzern (bei Münzwyl), im Berner-Oberlande, in Uri, Schwyz, Lugano, Disentis u. s. w. gestiftet, und nur mit Waffengewalt unterdrückt. Da ernannte mich *) das Direktorium der schwererschütterten Republik, zum Regierungskommissär, mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, um in Unterwalden „durch weise und kraftvolle Vorkehrungen den Gesetzen gehörige Achtung zu verschaffen; den Muth der Patrioten zu unterstützen, und dadurch den Uebelgesinnten jede Hoffnung zu benehmen, jemals zum Ziel ihrer Unternehmungen zu gelangen." Damit war Befehl verbunden, mich sogleich auf meinen Posten zu verfügen.

Schon den andern Tag nach meiner Ernennung mußt' ich dahin abreisen. Es schien irgend dringende, mir unbekannte Gefahr schleunige Hülfe zu heischen; ein neuer Aufruhr reif zum Ausbruch zu seyn. Als ich mich beim Präsidenten des Vollziehungsdirektoriums, Laharpe, dem ehmaligen Erzieher Kaisers Alexander von Rußland, beurlaubte, er und seine liebenswürdige Gemahlin nannten mich ihren Haus-

*) Den 11. Mai 1799.

freund, und ich war's), rief er mir zu: „Fort nun mit Poesie und Sentimentalität! Hier gilt's Ernst. Handeln Sie mit unerschütterlicher Festigkeit!“ —

3.

Sendung nach Unterwalden.

So schifft' ich mich nach der neuen Bestimmung ein, ohne eigentlich mehr von ihr zu wissen, als was der Regierungsbefehl, in den allgemeinsten Ausdrücken, angedeutet hatte. Die Sendung war mir, wenn auch im ersten Augenblick sehr ungelegen, doch eben so bald ganz recht. Ich sollte mich in einer andern Sphäre versuchen und prüfen; der Anarchie eines kräftigen Bergvolkes persönlich entgegentreten; eines Volks, dessen Aufruhr, dessen Kampf und Unglück, noch erst vor kaum acht Monaten, nicht nur der Schweiz, sondern dem gesittetern Europa, einen Schrei des Entsetzens und Mitleids erpreßt hatte. Lorbeern waren freilich da für mich wohl nicht zu ernten. Auch macht' ich nicht Jagd auf sie. Mir konnte nur daran liegen, in einer Zeit, wo Raserei des Parteigeistes überall Thränen und Blut fließen machte, einer der Wenigen zu werden, die sich nicht schämten, statt Wunden zu schlagen, Wunden zu heilen. Das war die Aufgabe, welche ich mir selber, nicht das Direktorium, gegeben hatte.

Ein mir theurer Jüngling von Chur, ehmals in Reichenau mein Zögling, Namens Johannes Denz, begleitete mich, als Sekretär. Ich liebte ihn, wegen seines reinen Gemüthes; darum hatt' ich ihn vor Andern ausgewählt, daß ich im Sturm der Tage sein Führer, er Zeuge meines Lebens sein könne. Es gibt keinen bessern Wächter und Schutzengel unsrer eignen Tugend, als tägliche Nähe eines jungen, unverdorbnen Herzens, vor dem man, übel zu handeln, ehrfurchtsvolle Scheu fühlen muß *).

*) Maxima debetur puero reverentia; der Jugendreinheit zollt man fromme Ehrfurcht! sagt Juvenal. Sat. VI. 223.

Wir traten bei Stansstaad an das Ufer Unterwaldens. Es ist schwer zu sagen, mit welchen Gedanken, oder Gefühlen ich diesmal zu dem schönen Thale einging, durch welches ich, drei oder vier Jahr zuvor, als unbekannter Wandrer, frei und fröhlich gezogen war. Ich sah das vormalige Elysium zerstört. Links und rechts, von den Ufern des Sees bis Stans, dem Hauptort des Landes, begegneten mir die schwarzen Denkmale jenes Aufruhrs und des ihm nachgefolgten Mordbrandes; Schutt- und Aschenhügel, worüber dürre Aeste halbverkohlter Obstbäume hingen, an der Stätte weiland freundlicher Wohnungen. Hie und da hatten Einzelne schon den zerstörten Heustall auf; oder scharrten noch Weiber und Kinder in den Trümmern ihrer Hütten, was brauchbar seyn möchte, zu retten. Inmitten dieses Greuels der Verwüstung blieb ich bei einem Manne stehn, welcher ebenfalls Schutt aufräumte. Ich beklagte das Schicksal seines Volkes. Da antwortete er: „Herr, wären auch zweimal mehr Menschen ums Leben gekommen; hätten die Franzosen uns nur nicht Häuser und Ställe verbrannt!“ — Ich wandte mich unmuthig von ihm. Ich wußte nicht, war die herzlose Gleichgültigkeit des Mannes gegen so viele gefallene Schlachtopfer, mehr Klage des Eigennutzes um verringertes Erbe der Hinterbliebenen, oder Wirkung des Glaubens an die Seligkeit der Erschlagenen in jener Welt?

In völliger Unbekanntschaft mit den wirklichen Zuständen eines Landes, dessen Ruhe ich schirmen, dessen gesetzliche Verwaltung ich überwachen sollte, berief ich, sogleich nach meiner Ankunft in Stans, die Vorsteher sämmtlicher Gemeinden, die Richter und Statthalter ein, mich über die gegenwärtigen Verhältnisse zu unterrichten und den Werth der öffentlichen Beamten zu kennen. Ich erblickte heillose Unordnung in den Beamtungen; das Volk, seit dem in Blut und Flammen getilgten Aufstand, durch Plünderungen, Auswanderungen und Truppenzüge in dumpfer Verzweiflung; die Gefängnisse, wegen erneuerter Aufruhr-Versuche, mit 119 Personen angefüllt, ungerechnet andre, die aus Unterwalden sowohl, als aus den übrigen Urkantonen, ihrer zusammen 255, in den Kerkern von Rapperswyl und der Festung Aarburg gefangen lagen. Eine volle Nacht brachte ich mit meinem Denz, in Durchgehung gerichtlicher Verhör-Akten und Urtheile, zu. Jetzt ver-

stand ich Laharpe's letzten Zuruf beim Abschied. Mit Zittern erwartete man die Verfügungen des vollmächtigen Prokonsuls.

Armuth und Unwissenheit, Verhärtung der Denk- und Gemüthsart in Banden weltlichen und geistlichen Herkommens, hatte sich von jeher in den Unterwaldnern, mit schlauer Eigensucht und muthigem Trotz gepaart; und frommes Kirchenthum mit Sittenrohheit wohl vertragen. Unter priesterlicher Obhut, war Unterricht der Schuljugend längst verwahrlost; und durch unbeholfene Gesetzgebung längst eine Rechtsungleichheit der Landleute eingeführt, wodurch gegenseitige Mißgunst und Kälte gemein werden mußten. Die gesetzliche Pflicht, daß jede Familie für verarmte Verwandte zu sorgen habe, hatte in den untern Volksklassen, neben arbeitsscheuem Müßiggehn, Leichtsinn, Bettelei und Ehen, ohne Mittel Weib und Kinder zu nähren, vermehrt. Dann hatte Liebe der alten Freiheit, Stolz auf Thaten der Altvordern, auf eigne Tapferkeit, und vermeynte Sicherheit zwischen See und Gebirg, mehr aber noch blinde Zuversicht auf Beistand der wunderthätigen Mutter Gottes, Glauben an Unverwundbarkeit im Kampf für die Religion, wie von frommen Schwärmern, oder bezahlten Aufwieglern verheißen war, zur Empörung gegen die helvetische Staatsverfassung verleitet, welche nicht lange zuvor ohne Widerstand, wenn auch ungern, angenommen worden war. Männer und Weiber, unfehlbaren Sieges gewärtig, hatten sich tollkühn ins Gefecht gegen Schauenburgs kriegsgeübteres Heer geworfen, dessen Stärke und Größe die Gesammtbevölkerung des Ländchens übertraf *).

Die darauf erfolgte Landesverheerung hatte wohl die Menge der Brodlosen, nicht aber deren Arbeitslust, vergrößert; und, statt des Verlangens nach Ruhe, Verlangen nach Rache erzeugt. Sobald daher die siegerischen Schaaren des Erzherzogs Karl in die Schweiz eingedrungen waren, rotteten sich die Haufen derer wieder zusammen,

*) Jener Aufruhr und dessen Unterdrückung durch französische Waffen, am 9. Septembers 1798, befindet sich urkundlich und ausführlich im II. Band der historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung dargestellt.

Plata, Paraguay, Tucuman und Tarja, seine zahlreichen Anbauungen aus. Menschenfreundliche, unerschütterliche Güte und Klugheit vermochten mehr als Waffen. Bald verschönte europäischer Anbau des Bodens die Umgebungen der Sendörter; die elenden Hütten und Kapellen von Baumpfählen und Reisern verwandelten sich in gemauerte Häuser, Anfangs von gestampfter Erde, bald von Kalk und Stein. Die Dörfer empfingen durch breite, regelmäßige Straßen städtisches Ansehen. Die Kirchen in jedem Dorfe, hoch und schön gebaut, mit Thürmen von vier bis fünf Glocken geziert, verschönerten sich von innen mit Orgeln, reichvergoldeten Hochaltären, silbernem Kirchengeräth und vielen Bildern. Ein prachtvoller Gottesdienst rührte die Sinne der erstaunten Wilden. Sie wurden im Kirchengesang und auf allerlei Werkzeugen der Tonkunst unterrichtet; nicht minder im Mauern, Zimmern, Uhrmachen und andern Künsten der Lebensbequemlichkeit. Die Geschäfte des Tages waren von der ersten bis zur letzten Stunde unter den Bewohnern jeder Ortschaft mit einer Genauigkeit angeordnet und vollzogen, wie in einem Kloster. Mit Stolz und Lust sahen die Jesuiten auf ihre Schopfung. So stand sie schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts da, und erkennen wir sie aus der Reisebeschreibung (vom Jahre 1692)

welche im Umsturz öffentlicher Ordnung und in allen Kriegsnöthen nichts mehr einbüßen, vielleicht aber etwas gewinnen konnten. An ihre Spitze hatte sich ein verwegener Kerl gestellt, Namens Zundel-Nazi, der bisher mit Feuerschwamm und Schwefelhölzern hausiren gegangen. Er stand nun im Gebirg an den Urnergränzen mit seiner Mannschaft, die durch eine Menge junger Leute wuchs, welche aus Furcht vor Truppenaushebung für helvetischen Kriegsdienst, in die Berge geflohn war. Nun wurden in Höhlen und Sennhütten der Alpen versteckte Waffen hervorgesucht; kriegerische Aufgebote nach jeder Richtung erlassen; nächtliche Zusammenkünfte in abgelegenen Orten gehalten; den Behörden Gehorsam aufgekündigt; jeder Gemeinde, selbst dem Hauptort Stans, Plünderung, Brand und Niedermetzlung der Einwohner gedroht, falls Gegenwehr wider die vermeynten Vaterlandsbefreier gewagt würde. Ehe aber der neue Aufruhr zu Stande kommen konnte, waren einige Kompagnien waadländischer Milizen, zum Schutz der Obrigkeiten, ins Land eingerückt. Darauf hatte sich das wilde Gesindel zerstreut. Zundel-Nazi war, mit Mehreren seiner Freiwilligen, gen Uri geflüchtet, wo er sich nachmals im Gewühl und Kampf der Franzosen, Russen und Oesterreicher verloren hat. Die Uebrigen, Schuldige und Verdächtige, waren mit unmäßiger Strenge oder Rache der republikanischen Beamten verfolgt worden, eingefangen und verurtheilt, oder (ihrer mehr denn dreißig) bestimmt, nach Rapperswyl einem Kriegsgericht überliefert zu werden.

Dies war der beklagenswürdige Zustand des Landes bei meiner Ankunft.

Jene Vergehungen eines religiösen Fanatismus, oder irregeführten Freiheitsgefühls der unwissenden, oder unbesonnenen, zum Theil haderlosen Menge, verursachten mir kaum so vielen Unwillen, als das Verfahren der bisherigen Beamten in ihrer Parteiwuth. Ich wollte nicht gesandt seyn, einer leidenden Völkerschaft neues Leiden zu bringen. Hier konnte nur durch Güte, ohne Schwäche, durch Strenge, ohne Grausamkeit, durch Billigkeit, ohne Willkür, Ruhe hergestellt werden. Ich war mir des Willens dazu, und der Kraft bewußt. Um das Land zu retten, mußt' ich nothwendig der Mann seines Vertrauens werden. Man kannte mich nicht. Ich schritt ans Werk; be-

hielt die, welche vor das Kriegsgericht geschleppt werden sollten, zurück; bewirkte Verwandlung der Todesstrafe der Strafbarsten in gezwungnen Kriegsdienst; entließ die übrigen Gefangnen nach und nach einzeln; zuerst die Hausväter, zuletzt die unbeweibten, lüderlichen Lärmer. Mit jedem derselben unterhielt ich mich aber vorher, traulich unter vier Augen, wie ein Freund, der sie retten wollte, wenn sie es mit mir halten würden. Eben so bewirkt' ich Freilassung und Rückkehr von fünfzehn angesehenen Bürgern, die, als Geiseln, nach Basel entführt worden waren. Ich verfuhr, wie bei jenen; machte jeden einzeln, bei seiner Rückkehr, zu meinem Bundesgenossen und Rathgeber. Der Welt- und Klostergeistlichkeit bezeugt' ich gebührende Ehrfurcht. Am meisten kam mir die Zuneigung der Väter Kapuziner zu statten, und noch mehr die genaue Landes- und Volkskunde meines biedern Joseph Buesinger, mit dem ich vor vier Jahren bei Reding in Schwyz den Freundschaftsbund geschlossen, und den ich nun, als Pfarrer seiner Heimathgemeinde Stans, wiedergefunden hatte.

Indem mir jedermann willig Hand bot, und die Regierung, welche indessen, wegen Annäherung der österreichischen Armee, ihren Sitz nach Bern verlegt hatte, meine Maßregeln billigte, war, binnen wenigen Wochen, Ordnung, Sicherheit und Ruhe geschaffen. Zwar regte sich noch zuweilen Gelüst zu neuen Bewegungen, und kecker besonders beim Anrücken der Oesterreicher gegen das benachbarte Uri. Aber jeder Funken von Meuterei ward ohne Mühe, selbst ohne Strenge, erstickt.

Am lautesten machten sich gewöhnlich müßige Bauerweiber, die, ihr Pfeifchen schmauchend, oder, vom Branntewein begeistert, mit Ungeduld dem Anzuge kaiserlicher Schaaren entgegensahn; oder die, wie Werner Stauffachers Frau, die feige Schlaffheit der Männer verhöhnten. Ich ließ die politischen Schönen aber nicht vor Gericht, sondern die eifrigsten derselben, eines Tages, auf dem Platz zu Stans versammeln, und ihnen die frohe Botschaft verkünden, daß, um ihre Sehnsucht nach der kriegerischen Jugend Ungarns und Böhmens zu stillen, ich sie zu den österreichischen Vorposten abführen lassen wolle. Heulend betheuerten sie, bei allen Heiligen, von dieser Sehnsucht frei zu seyn; und unter Gelächter der sie umringenden Volksmenge, entließ

ich sie ihrer Angst. Eine alte ländliche Sappho, die sich in den Alphütten versteckt hielt, weil sie an Aufruhrliedern fruchtbar gewesen, bat in einer poetischen Epistel um Gnade. Ich gewährte sie gern, nachdem ihre Muse, auf mein ausdrückliches Verlangen, auch einen Hymnus zu Ehren der helvetischen Republik angestimmt hatte. Das Lächerliche ward das beste Heilmittel für Leute, denen ein gänzliches Schweigen über ihr Treiben Anreiz zu frechern Schritten, strengere Züchtigung aber Märtyrerruhm geworden wäre.

Vielleicht ist hier ein Brief an seiner Stelle, den ich damals dem ehrwürdigen Nesemann schrieb *). Er bezeichnet ungefähr meine Stimmung zu jener Zeit. „Ich sehe im Geist Ihr satyrisches Lächeln," schrieb ich unter Anderm: „und muß mir's wohl gefallen lassen. Vor mir war ein Herzog von Chartres Schulmeister zu Reichenau; nun hat man aus einem Schulmeister von da, wenn auch keinen Herzog, doch einen Prokonsul geschnitzt. Das ist Revolution! Ich lasse mir den Scherz des Schicksals gefallen, und lerne aus eigner Erfahrung, daß die sogenannte schwere Herrscherbürde doch noch ganz erträglich ist. Und, glauben Sie es nur, ich mach' es mir doch wahrhaftig nicht halb so bequem, als wohl mancher Schach; sitze täglich bald am Schreibtisch, bald zu Pferde, bald in der Rathsstube; höre Berichte; gebe Befehle; mustere Truppen; bin sogar mehr, denn eine Nacht, in Kleidern auf dem Bett gelegen, während Schildwachten meine zu jeder Stunde offne Thüren hüten mußten. Ein Mann mit rein christlichem Wohlwollen im Herzen, mit einiger Entschlossenheit, Menschenkenntniß und Geistesgegenwart versehn, der zugleich den rechten Mann, zur rechten Zeit, am rechten Ort benutzt; mit eignen Augen sieht, und

*) Der Brief (von Stans 21. Mai 1799) kam mir unterbrochen zurück, weil nicht nur, nach Wiedereinnahme Graubündens, durch den kaiserlichen Feldherrn Hotze 15. Mai), der Pestenlauf gehört, sondern auch, weil bekannt war, daß, da die Franzosen zuvor Mitglieder des Bündner Kriegsrathes und viele seiner Anhänger, im Ganzen 61 Personen, als Geiseln, nach Frankreich genommen, die Kaiserlichen nun 78 Freunde der Patrioten, zum Unterpfand für jene ins Tyrol geführt hatten. Wirklich befand sich der unschuldige Nesemann unter denen, die gen Innsbruck ins Exil wandern mußten.

selbstthätig Andre zu bethätigen weiß, kann an der Spitze jedes Staats Großartiges leisten. Ihm stehn überall Hände, Füße, Talente, Kenntnisse und Tugenden der Andern zu Dienste, wenn er sie nicht selber für Alles hat. Freilich, wie jeder Staatsmann, hab' ich nur sehr negatives Verdienst; ich kann kein Volksglück erschaffen, blos dessen Verhinderung da und hier abwehren; das Uebrige muß ich den Leuten überlassen, selbst zu thun.

—— „O wären Sie hier, lieber Freund! Nicht die Aschen- und Grabhügel Unterwaldens, nicht die Flüche oder Thränen der Noth, rauben mir zuweilen die Lust. Aber wenn ich täglich die Ursachen davon vor Augen habe; diese nackte Brutalität der Leidenschaften; diese gesetzlich bewirkte Verdummung im gemeinen Volke; diesen ruchlosen Vandalismus französischer Helden; diese irreligiöse Frömmigkeit; diese Verschmähung des Alleingöttlichen in der Menschheit, — ja, dann thut's mir weh in der Brust. Und doch muß ich mich gegen die Leute stellen, als wär' ich ganz ihres Sinnes. O mein Christus, mein Verbild und Lehrer, nicht zu deiner Zeit allein wuchs Kreuzesholz und Dornenwerk für das Heilige und Wahre! —

—— „Kann ich oft auch nicht ganz froh seyn, halten Sie mich darum nicht für unglücklich. Ein frisches, jugendhelles Gemüth, innig und eins mit Gott, gibt sich bald wieder zufrieden, und mag über das irre Walten und Schalten der Menschenkinder auch wohl mitunter lieber lachen, als weinen. Und will ich ermatten, so wird mir der Umgang mit Pfarrer Buesinger und Pestalozzi erquickend. Ich glaube Ihnen schon aus Luzern geschrieben zu haben, daß der gute Pestalozzi, auf Staatskosten, Unterricht und Erziehung der vielen Waisen und Armenkinder in Stans besorgt. Schade, daß dieser ächte Mensch so wenig dem übrigen Menschentroß, von außen, ähnlich ist; nicht, zierlich und manierlich, Rock und Haar und Bart, wie Andre trägt. Dann würde er von aller Welt besser angesehn seyn, ohne Neid fürchten zu müssen; denn um Ideen und Tugenden beneidet man ja niemanden. Als ich hieher kam, ging niemand mit ihm um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren, oder armen Teufel. Drum spazier' ich öfters Arm in Arm, recht absichtlich und den spieß-

bürgerlichen Hoheiten zum Trotz, mit ihm; verrichte nicht selten auch Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürste ihm Hut und Rock; oder mahne ihn an die schiefgeknöpfte Weste, ehe wir im Publikum erscheinen.“ — —

6.

Ein Paar Kriegsscenen.

In Uri schlugen sich unterdessen Franzosen und Oesterreicher tapfer herum. Plötzlich erscholl eine Sage, daß die erstern geschlagen über den See flüchteten, und die letztern nun siegreich gegen Unterwalden im vollen Anzug wären. Jählings allgemeine Verwirrung und Furcht. Die gegen Uri, auf den Höhen von Seelisberg und Emmetten, ausgestellten Kompagnien helvetischer Linientruppen zogen sich eilfertig nach Stans zurück. In einigen Dörfern schlug man die Freiheitsbäume nieder; in andern wählte man Deputationen an die kaiserlichen Feldherrn. Hier Jubel; dort Muthlosigkeit. Man sah Männer und Weiber ihre letzte Habe, vor Raubsucht der Soldaten, in Berge und Wälder schleppen; zu Stans Kinder der Waisenanstalt auf den Straßen weinend umherirren; jedes mit einem Bündlein ausgestattet, das ihnen Pestalozzi geschenkt hatte.

Aber zugleich hatt' ich eine amtliche Meldung vom General Lecourbe in Uri erhalten, aus der ich die Falschheit jenes Gerüchtes ersah. Schnell mußten Abschriften durchs Land fliegen; die Truppen auf ihren verlassenen Posten zurückgehn; die Waisenkinder gesammelt und ihrem Pflegevater wieder zugeführt werden. Der Lärmen war eben so geschwind geendet, als entstanden. Bedenklicher ward mir am gleichen Tage *) Befehl und Vollmacht des Vollziehungsdirektoriums, „Anstalten gegen das weitere Vordringen des Feindes zu treffen, und „die Gebirgspässe vom Waldstätter-See bis zum Brünig und Haslithal“ zu vertheidigen. Mit Vergnügen hätt' ich auch ein-

*) Den 2. Juni 1799.

mal eine Feldherrn-Rolle versucht; nur lag leider, in der Depesche, keine Armee für mich beigeschlossen. Aus dem Kummer, sie zu finden, rettete mich jedoch, sechs Tage später, General Loison, der, von den Oesterreichern aus Uri verdrängt, wirklich mit seinen Halbbrigaden in Unterwalden einlagerte.

Nun aber neue Unruhen, neues Nothgeschrei! Für die Menge der kriegerischen Gäste fehlten Nahrungsmittel und Wohnungen. Jene wurden endlich von Luzern herbeigeschafft, und die Soldaten theilten auch mitleidig ihr Brod mit denen, unter deren Obdach sie zusammengedrängt lebten. Das Waisenhaus ward fast ganz zum Militärspital für Kranke und Verwundete gebraucht. Von achtzig der darin verpflegten Waisen blieben ungefähr noch zwanzig zurück, die niemand verlangte. Dem General trat ich eines von meinen Zimmern ab; einen Saal behielten wir gemeinschaftlich.

Olivier Loison, ein wissenschaftlich-gebildeter Mann, war bessern Gesinnungen nicht verschlossen*); aber im Lager- und Schlachtleben verwildert, gebieterisch-aufbrausend und selbstisch. Täglich gab's unter uns Wortwechsel; oft harten. Ich hätte eben so gern Gesandter bei einem Tartar-Chan seyn mögen. Er hielt mich für einen finstern, in Geschäften eigensinnigen Menschen, der es jedesmal auf's Aeusserste kommen lassen wollte. Das änderte jedoch schnell, und so sind Menschen! als ich bei einem Gastmahl, welches er Offizieren gab, durch muntern Humor, die in Ehrerbietung schweigsame Gesellschaft belebte. Er glaubte, mich verkannt zu haben; ward zur Stunde Freund, und blieb es von da bis zu seinem Tode. Und schmollten wir auch zuweilen noch, wie Liebesleute, er, über schlechte Behandlung seiner Soldaten, ich über deren Zügellosigkeiten: stiftete Pfarrer Buesinger, mit dem ich wohl einverstanden war, jedesmal Versöhnung. Loison führte strengere Mannszucht ein; Ausschweifungen und Erpressungen des Militärs nahmen ein Ende.

*) Loison, geboren 1772, zeichnete sich späterhin, als Divisionsgeneral, in mehren Schlachten, in Italien und Deutschland, aus, und starb, als Gouverneur des kaiserlichen Pallastes von St. Cloud.

Wohl hatte er nur zu oft gerechten Grund, über Mangel alles menschlichen Gefühls der Bauern zu klagen. Der empörendste Fall ward folgender. Ein junger, mit Briefen gen Sarnen abgeschickter französischer Korporal hatte einen desselben Wegs wandernden Mann ersucht, ihn durch die einsame Gegend von Ennetmoos zu begleiten. Während beide friedlich beisammen gingen, wurden sie von drei Landleuten bemerkt, die unsern auf einer Anhöhe mit Arbeit beschäftigt waren. Diese, nach kurzer Berathung, ergriffen Aexte, sprangen nach und erschlugen den arglosen Kriegsmann, ohne mit ihm, oder mit seinem Begleiter, nur ein Wort zu wechseln. Gemeinschaftlich mit Letzterm, ward dann der blutige Leichnam von ihnen geplündert und der Raub vertheilt. Endlich fielen Alle auf die Knie; beteten andächtig für die Seele des Ermordeten fünf Ave Maria's und Vaterunser; verscharrten gemächlich den Erschlagnen; bezahlten aus der Beute ein Paar Seelenmessen für ihn und begaben sich, zufrieden mit ihrem Tagwerk, nach Hause. Als nachher ihre That ans Licht kam, flohn sie; nur Einer ward ergriffen, und gefangen nach Stans gebracht, um vor ein französisches Kriegsgericht geführt, das heißt, erschossen zu werden. Es gelang mir, nicht ohne Mühe, den Unglücklichen ausgeliefert zu erhalten. Ich übergab ihn den Gerichten zu Luzern, und entfernte den Unterstatthalter des Bezirks aus seinem Amt, der von dem Verbrechen Kenntniß gehabt, aber, in Furcht vor seinen Landsleuten, geschwiegen hatte. Wahrlich, man geräth hier in Verlegenheit, ob die blutige That, oder hintennach die Frömmigkeit der Raubmörder, abscheulicher gewesen sey?

Mit wie gewaltiger Entrüstung der französische General auch immer später noch jener grausamen Handlung gedachte, beleidigte es doch nicht im mindesten sein Gewissen, wenn er, ohne Noth und Nutzen, Menschenblut vergießen ließ, sobald es den Feinden Frankreichs gegenüber geschehen konnte. Auf einem Spaziertritt zur Treib*), wo eine Batterie stand, mir zum Vergnügen die österreichischen Truppen am

*) Eine Landspitze am Vierwaldstätterse, dem schwyzerischen Dorfe Brunnen, am jenseitigen See-Ufer, gegenüber.

jenseitigen See-Ufer aufmarschieren zu lassen, befahl er Haubitzgranaten in ihr Lager, hinter dem Dorfe Brunnen, zu werfen. Von beiden Seiten erhob sich darauf die Kanonade. Ich sah durch's Fernrohr deutlich in den Reihen der Oesterreicher zwei Mann stürzen, und bewog eiligst den lachenden General zur Einstellung des mörderischen Spiels.

An einem andern Tage, als Lecourbe seinen General-Adjutanten Porson, mit eingeschifften Truppen aus Luzern, gen Schwyz schickte, unter Vorwand, den Oesterreichern eine Batterie zu zerstören und dortige Schiffe zu entführen, fuhr ich in Gesellschaft Loisons hinüber, Zuschauer des Treffens zu seyn. Dies war schon begonnen, und der Feind gegen den Hauptflecken zurückgedrängt. Während Loison, bei der Sommerhitze, im Schatten eines Baumes sein Mittagsschläfchen hielt, begab ich mich, zwischen Leichnamen und Verwundeten, bis Ingebohl, das Gefecht in der Nähe zu sehn. Der Gewinn desselben bestand am Ende nur in einem Paar schlechter Kähne und einigen kleinen Feldstücken. Nach vollbrachtem Heldenwerk, sagt' ich, etwas spöttelnd, auf der Rückfahrt zum General: „Dieser winzigen Trophäen willen also, sind auf beiden Seiten so viel Menschen geopfert?" Lächelnd, wie über meine Unwissenheit, erwiederte er: „Nicht doch! Wissen Sie also nicht, es ist zu Porsons Beförderung, nur um ein Armee-Bülletin zu thun, worin man ihn empfehlen kann!" — Also wegen Ranges-Erhöhung eines Einzigen, gab man so vielen Leuten Tod und Wunden. Das Gewissen frommer Barbaren läßt sich durch Ausübung einer kirchlichen Verrichtung, das Gewissen gesitteter Barbaren aber durch Titel und Geld mit jeder Unmenschlichkeit versöhnen.

Der österreichische General-Major Graf Bey versuchte einige Wochen später*), von Uri her, über das Gebirg nach Unterwalden vorzudringen. Es war ein regnerischer Tag. Der Feind ward, mit Verlust von 800 Gefangnen, in den seelisberger Alpen, zurückgeschla-

*) 29. Juli.

gen. Unter den Gefangnen befand sich Graf Bey selber. Gegen ihn hatte ein Adjutant des General Loison, Namens Badin, das Treffen geliefert. Loison spielte indessen zu Stans mit mir Triktrak, bis er Nachricht vom Siege hatte. Dann stieg er zu Pferde und eilte seinen Truppen nach.

Während seiner Abwesenheit führten mir französische Offiziere einen Mann zu, der, einen alten Bauerhut auf dem Kopf, in österreichischer Uniform, mit Koth bedeckt von oben bis unten, von Frost und Regen durchkältet, an allen Gliedern schlotterte. Es war der Generalmajor Bey. Nachdem ich ihn aus meiner Garderobe mit Wäsche, Kleidern und Erfrischungen so gut, als möglich, versehn hatte, erzählte er, auf wie seltsame, fast lächerliche Weise er das Treffen verloren habe, und in Gefangenschaft gerathen sey. Um die Bewegungen der Truppen besser zu überschauen, war er einen Hügel hinangestiegen; droben aber, auf nassem, schlüpfrigem Boden seines Gleichgewichts verlustig, gefallen; von der andern Seite der Höhe hinabgerollt, bis er zu den Füßen eines französischen Trommelschlägers und eines Soldaten, die mit einander müßig im Gespräch standen, liegen geblieben war. Sie hatten ihn höflich aufgerichtet; ihm auf die verbindlichste Weise Degen und Geld abgenommen, doch nicht die dargebotne Uhr; und dann ihn dem Kapitän Badin zugeführt. So spielt das Kriegsglück! Loison erntete den Ruhm des Tages beim Triktrak; Kapitän Badin blieb Kapitän Badin.

Vierzehn Tage später*) statteten die Franzosen den Oesterreichern in Uri ihren Gegenbesuch ab; doch mit glücklicherm Erfolg. Sie kamen nicht zurück. Sobald Unterwalden endlich des fremden Militärs entledigt war, ließ ich die nach Luzern abgeführten Waffen und Kriegsbedürfnisse des Landes zurückbringen, und organisirte, zum Schutz öffentlicher Ordnung, Landwehren (Nationalgarden), die ich auf ersten Wink, aus allen Gemeinden auf jeden beliebigen Punkt zusammenziehen konnte. In jeder Ortschaft mußten täglich fünf bis zehn Mann,

*) Den 13. August 1799.

als „Landwacht“ den Dienst zur Vollstreckung obrigkeitlicher Befehle versehn. Jedem Bezirk ernannt' ich einen Kommandanten. Ich ließ mich nicht durch Warnungen vor der Gefahr dieser Wiederbewaffnung Unterwaldens schrecken. Ich kannte die entschlossene Treue des ruhebedürftigen Volks und täuschte mich nicht.

7.

Ein neues Prokonsulat.

Vielleicht erzähl' ich hier, was ich eigentlich nicht sollte; in jedem Fall Dinge, nicht des Andenkens werth. Und dennoch fahr' ich fort, das Spiel äußerer Erscheinungen zu schildern, die mich lehrten, was die Welt um mich her war, und was ich für sie seyn, oder werden könnte.

Nicht Uri nur, auch Schwyz war in derselben Zeit wieder von einem französischen Armee-Korps erobert, und dies Ländchen der Wuth zügelloser Soldaten preisgegeben, welche das Schicksal unglücklicher Kameraden rächen zu dürfen glaubten. Denn im Frühjahr zuvor hatten die Bauern eine französische Besatzung überfallen, ermordet, zum Theil verjagt und ihrer Kriegskassen beraubt. Der militärische Greuel währte nun, seit der Wiedereroberung, schon ein Paar Wochen lang, und die helvetische Regierung hatte noch keine Maßregeln getroffen, dem Unheil Gränzen zu setzen. Voll Unwillens entschloß ich mich, es selbst zu thun. Eigenmächtig reisete ich dahin, und schrieb dem Vollziehungsdirektorium*): „Ich glaube damit nicht zu fehlen; sondern dem Vaterlande, wie Ihnen, eine Pflicht zu erfüllen.“

Alles glich im Gebiet der Schwyzer einem ungeheuren Schlachtfeld, auf welchem politische Umwälzungen, mörderische Aufstände und eine Reihe blutiger Gefechte oder Treffen, Spuren ihrer verwüsterischen Gewalt hinterlassen hatten. Die Ortschaften, durch welche der Weg mich führte, fand ich von ihren Einwohnern halb oder ganz verlassen.

---

*) Den 27. August 1799.

des Paters Anton Sepp, der aus dem Tirol dahin zur Seelsorge der Jaycnu-Volkerschaft berufen ward.

Die Jesuiten bildeten hier nun eine Staatsverfassung aus, wie Monche sie geben konnen, und wie sie eine solche gern noch heut aller Welt geben wurden, wenn die Zeit nicht gewaltiger wäre, als sie. Aber die Eigenthümlichkeiten der Volker am Paraguay und Uraguay begunstigten das Werk. Die Guarani's und andere Indianer dieser Gegenden waren schon unter dem Sonnendienste der Inka's mehr oder weniger zur Theokratie gestimmt, und von ziemlich milden Sitten. Durch Ohrenbeichte ward die Theokratie vollendeter, als sie unter den Inka's sein konnte. Der Priester kannte das Verborgenste in der Brust seiner Unterthanen. Die Indianer, ohne Begriff des Eigenthums, gewohnt an die Gütergemeinschaft, liessen sich ohne Bedenken gefallen, daß alles Land und alle Arbeit auf dreierlei Art vertheilt ward: fur die Tempel, oder wie es Pater Franz Xav. de Charlevoix nennt, „Eigenthum Gottes“; für das Gemeinwesen und für die Einzelnen. Alles, sagt Raynal, was man in der Gesetzgebung der Inka's bewunderte, fand sich im Priesterstaate von Paraguay wieder, und vollendeter: die Arbeit für Greise, Waisen und Soldaten; Belohnung schoner Thaten; Aufsicht

Kinder, Greise, Männer, Weiber waren, beim Rückzuge der Oesterreicher, in Wälder, oder über das Gebirge geflohen. In den Straßen des Hauptorts sah ich fast nur müßig umherlungerndes Kriegsvolk. Ein Weib eilte mir über den Kirchplatz entgegen und warf sich zu meinen Füßen. Es war eine alte treue Magd der Familie Reding, die mich erkannt hatte. Von ihr erfuhr ich, auch mein Freund sey mit den Seinen schon seit erstem Einzug der Oesterreicher abwesend; wo? wisse niemand; sein Haus stehe verödet, von einer halben Kompagnie Dragoner in Besitz genommen, die geschworen hätten, es bei ihrem Abzug niederzubrennen, um dem „Bauer-General," wie sie Aloys Reding zu nennen pflegten, ein Denkzeichen ihrer Anwesenheit zu hinterlassen.

Im Hauptquartier des Generals Molitor, der hier befehligte, bedurft' ich keines andern Creditivs, als meiner halb militärischen Tracht und dreifarbigen seidenen Schärpe um den Leib. Molitor, ein schöner, junger Mann, von liebenswürdigem Charakter, freute sich aufrichtig der endlichen Ankunft eines helvetischen Beamten, um dem Elende wehren zu können, unter welchem seine eignen Truppen zu leiden anfingen. Wir verständigten uns daher bald. Ich belegte Redings Vermögen und Güter zum Schein mit Sequester; zog in dessen Haus, welches die Dragoner räumen mußten, und bewahrte es so vor dem ihm zugedachten Untergang. Dann versammelte ich, aus sämmtlichen Gemeinden des Landes, Abgeordnete; stellte neue Beamte auf, statt der ausgewanderten; forderte die Geflüchteten, in einer Proklamation, zur Rückkehr in ihre Heimathen auf, und verkündete allgemeine Amnestie und Sicherheit. Es war der erste Trost, den das Land empfing. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Molitor, seinem Wort treu, stellte Mannszucht her. Das Vollziehungsdirectorium dankte für den Schritt, den ich gethan, und ernannte mich zum vollmächtigen Regierungskommissär des Kantons Waldstätten, von welchem damals die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, Bestandtheile bildeten.

Ohne Säumniß bereiste ich diese Gebirgsländer, um in ihnen die gesetzliche Ordnung wieder aufzurichten. Am wenigsten hatte das Gebiet

von Zug gelitten, weil hier die Bevölkerung immerdar am ruhigsten geblieben war. Nicht also war's in Uri, wo Gewaltthat und Raubsucht der Offiziere und Gemeinen die Leiden eines Landes vollendeten, welches seit anderthalb Jahren durch Feuersbrünste, Empörungen, Einlagerungen und Kämpfe fremder Heere zerstört lag. Hier hatte General Lecourbe sein Hauptquartier in Altorf aufgeschlagen. Ich kannte ihn schon, wie er mich; und wußte, wie er, fern von Meliters humanem Sinn, seinen Ruhm, als Frankreichs bester Gebirgskrieger, durch Rohheiten, und Erpressungen aller Art zu beflecken, nicht im mindesten scheute. Nur durch Weihrauch, den man seiner feldherrlichen Ehre streute, war er zu zähmen.

Während ich das Land bis zu den Gotthardshöhen durchwanderte, meldete ich ihm in einer Zuschrift*) meine Ankunft und in welchem hellosen Zustand ich Alles gefunden. „Geplünderte Dörfer, Ruinen verbrannter Hütten und Scheuren, — das ist's," schrieb ich unter Anderm: „was mir die Gegenwart republikanischer Truppen ankündigt! Selbst Oesterreicher und ungezähmte Schaaren des Nordens, hatten der Armuth dieser Länder aufs möglichste geschont; aber, Bürger-General, nach sechszehn Tagen noch nicht hört die Zügellosigkeit der Ihrigen hier auf. — Man wird noch in einem Jahrhundert die Verwüstung der Gegenden durch Krieger nicht vergessen, welche, Frieden den Hütten, aber Krieg den Tyrannen, verhießen. — Was haben die Bewohner der Gotthardsfelsen verbrochen? Ihre Soldaten, General, sind's, die dort Gattinnen und Töchter geschändet, in Häuser Einbruch verübt, und sie ausgeraubt haben; sie sind's, welche die unentbehrlichen Stallungen niederrissen, um sich damit Feuer zu machen, und in die entlegensten Alpen stiegen, Vieh und Käse zu stehlen, des Volkes einzigen Reichthum. Man schreibt unerschwingliche Requisitionen aus. Wer nichts mehr zu geben hat, wird mißhandelt. Bei Ihnen zu

*) Das helvetische Directorium, dem ich eine Abschrift des ganzen Briefes schickte, ließ eine Uebersetzung davon in die öffentlichen Blätter übergehn. Sie befindet sich auch in den erwähnten historischen Denkwürdigkeiten. Band III. S. 330 abgedruckt.

klagen wagt niemand mehr, weil es den Unglücklichen vergebens, oder sogar gefahrvoll scheint."

Die Zusammenkunft mit Lecourbe war, kann man sich denken, anfangs voll frostiger Höflichkeit, die bald, als ich unverwerfliche Beweise der begangnen Schandthaten vorlegte, in lebhaften Wortwechsel überging. Ich sprach jedoch immer, als nur für seinen eignen Ruhm und für Sicherheit seiner Truppen, und wegen allgemeiner Verzweiflung des Volks, besorgt. Er hinwieder, von der Schuld seiner Untergebnen und vielleicht der eignen Schuld, nur zu sehr überzeugt, läugnete fluchend und schwörend, auf- und abtobend, jede Beschuldigung hinweg, und sprang zuletzt, im wirklichen oder verstellten Zorn, mit bewundernswürdiger Muskelkraft deckenhoch. Ich mußte alle Selbstbeherrschung aufbieten, um beim Anblick eines vor Grimm umhertanzenden Helden, das Lachen zu unterdrücken: fuhr aber gelassen und ernst, ich möchte sagen, mit unbarmherziger Schadenfreude, im Vollenden des Sündenregisters fort und erhob mich dann vom Sopha, als dürfe ich, ohne Vergessung der mir gebührenden Achtung, nicht länger Zeuge so ungebehrdigen Wesens seyn. Plötzlich, als risse er nur eine Larve vom Gesicht, ward er ein Andrer; zog mich von der Thür zurück; meynte, wir müßten uns kaltblütig besprechen; verhieß Einführung strengerer Kriegszucht und wir schieden wieder, als Freunde. In der That verminderten sich endlich die gröbsten Gewaltthaten. Den Fehlbaren folgte Strafe auf den Fersen, und ein schuldbeladner Grenadier ward vom Kriegsgericht nachher sogar zum Tode verurtheilt.

Im Bezirk Einsiedeln, besonders im berühmten Wallfahrtsort, traten mir Scenen des Jammers andrer Art entgegen. Hier hatte die Mehrheit der Bewohner, zumal Wirthe, Krämer, Rosenkranzmacher, Trödler und Beutler, mit dem Ausbleiben der Tausende von Pilgern, ihren gewohnten Erwerb, so wie, durch Plünderung, ihren letzten Sparpfennig, und die ganze Umgegend den gewohnten Abtrag ihrer Viehzucht eingebüßt. Die Abtei stand öde; das Innere des Tempels lag kirchenräuberisch geschändet. Die Mitglieder der Munizipalität, an ihrer Spitze der Ortspfarrer, Meinrad Ochsner, ein, zu meinem Erstaunen, für Kants Philosophie begeisterter Kapu-

ziner, führten mich in das Gotteshaus. Hier sah ich die Marmorkapelle des heiligen Meinradus, der ich mich vor vier Jahren noch auf den Knieen genähert hatte, mit vandalischer Rohheit abgerissen, so daß selbst der das Tempelgewölbe tragende Pfeiler daneben Einsturz drohte. Von Emporkirchen und Orgeln lagen Zierrathen, Engel und Heilige am Boden; oder hingen noch an ihren Eisenklammern, verstümmelt umher. Ich ordnete einstweilen Säuberung des schönen Tempels an, und befahl die Stätte der verschwundenen Kapelle, wenigstens mit einem Altar, zu bedecken. Doch wichtiger, als dies mußte mir wohl seyn, irgend Mittel zu finden, der mittellosen Volksmenge zu helfen.

„Das einfachste, wirksamste," sagten meine Begleiter: „wäre unzweifelhaft, Aufstellung des wunderthätigen Muttergottes-Bildes auf dem neuen Altar. Die Wallfahrer würden sich bald einstellen, und dann wäre Allem geholfen."

„Aber die Mutter Gottes," erwiedert ich: „ist ja von den Franzosen nach Paris geschleppt; oder, wie Andre behaupten, ins Tyrol, und vom Abte selber entführt."

„Beides ist wahr," lautete die Antwort: „doch die Gottesmutter, glauben Sie's, ist auch noch in Einsiedeln gegenwärtig."

„Wie? im Tyrol, in Paris, in Einsiedeln, eine und dieselbe zugleich!" rief ich: „Ueberführet mich von der Wahrheit des Wunders, und kein Protestant soll künftig fester an Allgegenwart der gebenedeiten Jungfrau glauben, als ich!"

Man führte mich darauf in eine enge Sakristei, vor einen alten, verschlossenen Kasten. Man öffnete denselben, und ich erblickte eine Reihe beisammen liegender weiblicher Puppen von einerlei Größe und einerlei glänzendschwarzen, wie vom Ruß der ewigen Lampen, gefärbten Gesichtern. Jede von diesen Repräsentantinnen der Himmelskönigin ruhte da im breiten Reifrock, der ihr eine pyramidenförmige Gestalt gab; doch jede mit anderm Zierrath und Schmuck angethan. Nun vernahm ich, daß das Bild der heiligen Jungfrau an Festtagen, der Andacht des Volks, jeweilen in andrer Kleidung aufgestellt werden

müsse, und daß zur Ersparung aller Mühe bei der Toilette, eine der Figuren dann den Platz der andern einzunehmen habe.

Altäre und Kapellen von Holz und Stein zertrümmern, heißt nicht, das Leben eingewöhnter religiöser Ideen tödten. Ich ließ eins der Muttergottes-Bilder, auf den neu errichteten Altar, zur Verehrung ausstellen. Wirklich erneuten sich schon im folgenden Frühjahr die Wallfahrten. Ein bekanntes Sprüchwort sagt: Wer Atheisten suche, müsse nach Rom gehn. Mir schien es jetzt beinah, man glaube nirgends weniger an Wunder, als wo man von ihnen lebt. Erwähnenswürdig ist noch, daß meine Toleranz, sowohl in den gesetzgebenden Räthen zu Bern, als in der Mitte des Direktoriums, und zwar, nicht von protestantischen, sondern katholischen Mitgliedern, nur Tadel und Verwurf erfuhr. Doch Altar und Marienbild blieben von da auf ihrem Platz; und die Wallfahrten ununterbrochen in Regsamkeit, bis heut.

8.

Eitle Mühen.

Damals hätt' ich mir gern eine kleine Gabe Allgegenwart wünschen mögen, um überall, im Sturm und Drang von Nöthen, Kämpfen und Ereignissen, welche täglich andersgestaltig herandrängten, helfen zu können. Doch wäre mir dann freilich auch noch dazu Alquifs gewaltiger Zauberstab nöthig gewesen. Aber ein Sterblicher, mit beschränktem Wissen und Vermögen, vom Schicksal umfangen und gebunden, und stets von diesem auf sich selbst zurückgeworfen, kann nie das Schicksal eines Andern werden. Zwar hätten mich Behörden und Beamten unterstützen sollen, Regierungs-Statthalter, Verwaltungskammer, Gerichte, Erziehungsräthe, Munizipalitäten, Agenten u. s. w. Allein sie fehlten meistens; und ich hatte sie großentheils erst noch aufzustellen. Hindernisse jeder Art, die nicht immer zu besiegen waren, wurden mir, wie durch tückisch-neckende Zauberei, bei jedem Schritt, in den Weg gewälzt; bald durch zähe Gewohnheiten und Vorurtheile der Volksmassen; bald durch Feigheit oder Unbesonnenheit der An-

gestellten; bald durch plötzliches Erscheinen von Kriegsschaaren und eigenmächtiges Schalten ihrer Befehlshaber; bald durch Wühlerei und Trotz widersetzlicher Priester, oder politischer Orts-Faktionen; bald durch unerfüllbare Weisungen der Regierung; bald durch gänzliches Versiegen der Hülfsquellen.

Indessen tägliches Schaffen, Einstürzen und Wiederaufrichten des Gewesenen, tägliches Anstreben und Ringen nach allen Richtungen, müdete mich zum Glück nicht ab. Leben ist Wirken; und das menschenfreundlichste Wirken, das seligste Leben. Unter allen Widerwärtigkeiten tummelt' ich mich so unverdrossen und munter umher, wie irgend ein junger Mann es kann, dem ein Alter von achtundzwanzig Jahren das Gefühl unerschöpfbarer Kraft, ein gutes Gewissen guten Muth gibt; oder den eine schöne That, eine schöne Gegend, ein schönes Gesicht, gleich lebhaft begeistern kann.

Nach mancher Wochenarbeit freut' ich mich schon des ziemlich vorgerückten Werkes. Die meisten Behörden der Länder waren hergestellt; Thätigkeit und Ineinandergreifen derselben geregelt; Zustände, Bedürfnisse und Hülfsmittel sämmtlicher unglücklichen Landschaften gemustert, und Rettungspläne entworfen: siehe, da brach Alles wieder in heilloser Verwirrung zusammen. Massena's glänzender Sieg bei Zürich hatte zwar die östliche Schweiz erlöst; aber Suwarow kam nun, mit russischer Heermacht, aus Italien vom Gotthard; und überschwemmte mit seinen Helden das Urnerland, wo sich Lecourbe nur mühsam in Verschanzungen bei Seedorf hielt, während Loison, über die Alpen, nach Unterwalden zurückgestoßen wurde.

Ich, in dem Augenblick zu Schwyz, befürchtete besonders, Suwarows Zug werde abermals Unruhen, vielleicht Empörung des von mir selber bewaffneten Unterwaldens hervorrufen; ward aber sehr angenehm überrascht, als mir Eilboten verkündeten, die von mir organisirte Landwehr-Schaar hätte, bei der ersten Nachricht vom Vordringen der Russen, nicht nur die Höhen und Alpenpässe gegen Uri besetzt, und Loison's Truppen, als Freunde, bei sich aufgenommen; sondern gemeinschaftlich mit diesen die Bewachung aller Schluchten und Zugänge übernommen.

Loison selbst bewunderte die Sinnesverwandlung dieses Volks, welches nur ein Jahr vorher noch, mit Wuth gegen Schauenburgs Brigaden gestritten hatte, und nun, ohne Rachsucht, den Franzosen, im Augenblick der größten Bedrängniß, freiwilligen Beistand leistete *).

Wie gesagt, befand ich mich, gerade zu dieser Zeit wieder in Redings verlassenen Hause zu Schwyz. Am Morgen des ersten Oktobers erwacht' ich unter Geräusch entfernten Kanonen- und Rottenfeuers. Suwarow war von Uri, über den hohen Arenberg her, ins Muottathal niedergestiegen, von wo er gegen Schwyz andrang. Massena aber war ihm vom Zürichsee her, über Nacht, entgegengeeilt. Ich warf mich aufs Pferd, theils dem französischen Oberbefehlshaber meine Dienste anzubieten, theils ihm die mir eben zugekommene Meldung zu thun, daß Lecourbe, mit seinen Grenadieren glücklich beim Dorfe Brunnen gelandet, dem Feinde im Rücken stehe. Aus dem Gefecht kommende verwundete Franzosen und Russen, alle durcheinander, jene lustig und singend, diese ächzend, verrammelten mir mehrmals den Weg; dann ebenso wieder über die Wiesen zerstreute, fliehende Soldaten einer zersprengten Halbbrigade, welche Gewehr und Gepäck von sich geschleudert hatten. Massena, das „Schooskind des Siegs" war durch Suwarows Faust vom Schoos des Sieges herabgerissen. Ich fand ihn, mit der Hand in seinen Haaren wühlend; ohne Hut; außer sich selbst. Er hörte mich kaum und jagte fluchend einem weichenden Bataillen entgegen. Ich mußte mich begnügen, müßiger Zeuge des blutigen Treffens zu seyn, während ich vor den russischen Kugeln, durch ein Bauerhaus am rechten Ufer der Muotta, geschützt war.

Der Ausgang des blutigen Treffens ist bekannt. Lecourbe's Erscheinung änderte Alles. Wie ein finsterer Bienenschwarm, in

*) Loison meldete es mir selber nach Schwyz, eben so erstaunt, als gerührt über diesen Beistand der Unterwaldner. „Ils nous appellent leurs amis et ils viennent au devant de tout ce que je souhaite." Er verließ Unterwalden nach wenigen Tagen wieder, um, in Uri, Lecourbe's Stelle zu ersetzen, der zur Rheinarmee berufen ward. Beim Abschied dankte er, bis zu den Thränen bewegt, den versammelten Munizipalräthen des Landes feierlich.

stürmischem Gemenge und Gedränge, fuhren Suwarows aufgelöste Kriegsbanden gegen den engen Schlund des Muottathals zurück, verfolgt von den Franzosen. Noch vierzehn Tage nachher wurden, in Bergen und Gebüschen, Leichen gefunden und verscharrt, und die auf dem Schlachtfelde gesammelten Waffen ins Luzerner Zeughaus geschickt. Zwei Vierpfünderkanonen, welche die Russen auf dem Kirchhof der Gemeinde Muottathal beerdigt hatten, macht' ich dieser, auf ihr Bitten, zum Geschenk, als geringe Entschädigung ihrer Verluste und Schrecken. Molitor übersandte mir auch einige Kisten mit Papieren des österreichischen Korps unter General Rosenberg zur Untersuchung. Die überliefert' ich den Flammen.

Der Orkan der Schlachttage war verwüsterisch vorbeigezogen; die Nachwehen davon zu tilgen blieb mir vorbehalten. „All mein Sorgen und Schaffen ist abermals vergeblich gewesen," schrieb ich der helvetischen Regierung: „ich sehe dem namenlosen Elende dieser Länder kein Ende. Doch will ich Muth fassen, und wieder von neuem anfangen. Eine Wunde ist leichter geschlagen, als geheilt; eine Schlacht leichteres Spiel, als hintennach Aufräumen und Herstellen dessen, was sie zu Grunde gerichtet hat."

Neben der Unzahl von Arbeiten, die mir oblagen und ich nicht anführen mag, war mein Trachten und Trachten besonders dahin gerichtet, in diesen Gebirgslandschaften für die Zukunft, neben besserer Jugendbildung, Sinn für Gewerbfleiß, und, durch Bethätigung desselben, mangelnde Quellen des Wohlstandes zu öffnen. Geldgewinn ist ja sonst der kräftigste Hebel des Volkslebens, und hier wies ihn die gebieterische Noth an. Ich hatte reiche Torflager unbenutzt im Bezirk Einsiedeln und in der Nähe des Muottathales gefunden. Darum ermunterte ich die angränzenden Ortschaften, sie auszubeuten; gab Anweisung; verhieß nöthige Geldvorschüsse von Seiten des Staats. Umsonst! Man mochte dergleichen Betriebsamkeit nicht *).

*) Auf dem bei Einsiedeln gelegnen, weitläufigen Moore wird gegenwärtig aber wirklich Torfstecherei getrieben.

Im Thale von Arth, am Roßberg, war schon in ältern Zeiten ein Steinkohlenlager für ehmalige Eisenschmelzen am Lowerzersee angebaut worden. Ich lenkte die Aufmerksamkeit der Vorsteher dieser Gegend auf solchen Schatz hin; sprach die Regierung um Sendung von Sachverständigen an. Umsonst! Es fanden sich keine Unternehmer; die Regierung ließ mich ohne Beistand.

Alpenwirthschaft ward in vielen Kantonen, mit alter Sorglosigkeit, betrieben; und da und hie noch die magerste Viehweide des Hochgebirgs Italienern zur Uebersommerung ihrer Schaafheerden verpachtet; während die Schweiz, aus Mangel an eigner Wolle, alljährlich ungeheure Summen für Tuchwaaren ins Ausland strömen läßt. Es gelang mir, zur Anlegung von Wollentuchmanufakturen, Unternehmer zu finden*). Der vielthätige Minister Albr. Rengger sagte mir Beihülfe der Regierung zu. Man wollte beginnen. Umsonst! Man suchte Arbeiter und fand keine.

Das von jeher vernachlässigte Schulwesen der Urkantone war seit Jahr und Tag in gänzlicher Auflösung. Die stürmischen Zeiten hatten beinah überall den regelmäßigen öffentlichen Unterricht der Jugend unmöglich gemacht. Ich verordnete Wiedereröffnung von Winterschulen in sämmtlichen Gemeinden; ließ eine Instruktion für Lehrer drucken und austheilen; veranstaltete, daß Kinder der Aermsten unentgeldlich gekleidet wurden, um am Unterricht Theil zu nehmen; lud Pfarrgeistliche, Vorsteher, gemeinnützige Männer zur Beihülfe ein, und ging selber an keiner Schule in den Dörfern vorüber, durch welche mich, auf beständigem Umhertreisen, der Weg führte, ohne da einzukehren, zu ermuntern, zu beobachten und Rath zu geben. In der That ward mir die Freude, daß vieler Orten der Unterricht von einer größern Schülerzahl besucht ward, als vormals geschehn war. In

*) Ein sachverfahrner Mann von Schwyz, Karl Zöller, machte alle Anstalten, eine solche Manufaktur in Unterwalden zu eröffnen; eben so der Seidenfabrikant Camenzind von Gersau, dem der Minister Rengger dazu die leerstehenden Klostergebäude von Einsiedeln anwies.

sämmtlichen Bezirken thaten sich wackere Männer hervor, die freiwillig zum Gedeihn einer so heilsamen und heiligen Sache mitwirkten. Aber die Mehrheit der Priesterschaft blieb lau und flau. Ich hatte mir Glück zu wünschen, wenn sie, aus Furcht vor Religions-Unglück, nicht gradezu offnen Widerstand leistete.

Die einflußreichen und in den Waldkantonen vielverbreiteten Väter Kapuziner fügten sich, aus Klugheit oder Pflichtgefühl, am friedfertigsten in die neue Ordnung der Dinge; vielleicht auch aus Dankbarkeit für Schutz oder manche Begünstigung, die ich ihnen gewähren konnte. Durch den vorsichtigen und würdigen Pater Provinzial Gotthard in Zug gelang es mir, schädliche Thätigkeit einzelner unbesonnener Ordensglieder dadurch zu lähmen, daß sie in andre Gemeinden und Klöster verpflanzt wurden. Nicht soviel Macht konnt' ich über die störrische Weltgeistlichkeit gewinnen, in deren Augen ich, wahrscheinlich schon als „Ketzer", Gegenstand gerechten Hasses, oder Argwohns seyn mochte. Die bischöflichen Kommissarien von Altorf und Schwyz hatten, beim letzten Einzug der Franzosen, uneingedenk der theuern Hirtenpflicht, die Heerden ihrer Gläubigen feigerweise verlassen, und, nach der Rückkunft in ihren Sprengel, der eine zu wenig Thatkraft für das Gute, der andre zuviel derselben für bürgerliche Zwietracht bewiesen *). In einem Urnerdorfe, Spiringen, predigte der Pfarrer seinen Bauern: es habe die Gottlosigkeit der Einwohner des Hauptorts Altorf allein den Zorn des Himmels gereizt, so große Fülle des Elendes über das Vaterland auszuschütten; eine Mahnung, die eben nicht vonnöthen war, den alten Neid der Landleute gegen die begüterten Einwohner Altorfs stärker aufzureizen, das ohnehin schon in Asche lag **). Als der Bezirksstatthalter, Rädle von Freiburg,

*) Durch Verwendung beim Bischof von Konstanz erhielt ich, daß ihre amtlichen Verrichtungen einstweilen dem bischöflichen Kommissär, Thaddäus Müller, in Luzern übertragen worden waren.

**) Als am 5. April 1799 eine furchtbare Feuersbrunst den schönen Flecken Altorf gänzlich, bis auf wenige Häuser, einäscherte, war eine Menge Volks aus benachbarten Dörfern neugierig herbeigelaufen. Aber niemand leistete zum Löschen und Retten Hülfe; man überließ dies dem zufällig dort befindlichen

über Sitten, Kriegsübungen; Verwahrung gegen Müßiggang; Ehrfurcht für Religion, Tugend und den Diener Gottes.

Hier kannte man kein Geld, und doch fand man in den Missionsstaaten der Jesuiten mehr Bequemlichkeiten, ja mehr Luxus sogar, als in Cusco und Lima, den Hauptstädten Peru's. Uhrmacher, Schreiner, Goldschmiede, Schlosser, Schneider u. s. w. legten ihre Waaren in die öffentlichen Vorrathshäuser der Priester nieder, und man gab jenen dagegen andere Nothwendigkeiten. Der Landmann hatte für sie gesäet, der Weber für sie gewebt. Alle bildeten eine große Familie mit ungetheiltem Eigenthum; Alle gehorchten mit kindlichem Sinne. Die Jesuiten waren die Väter der Familie, die Lehrer, die Kaufleute, die Kriegsbefehlshaber, die Regenten. Jeder Jesuit stand in seiner Pfarrei, unabhängig von der andern, als geistlicher und weltlicher Oberster, nur unter einem einzigen Provinzial, und dieser unter dem General des Ordens.

Anfangs sorgte man löblich dafür, daß keine Spanier in diese Kolonien kommen dürften, damit deren zügellose Lebensart den Neubekehrten nicht zum Aergernisse gereiche, oder andere indianische Stämme verhindere, zum Christenthum überzugehen. Nachmals ward aber derselbe Grund zum Mittel gemacht, dem spanischen und portu-

übrigens ein guter Katholik, dem Pfarrer, in einem Schreiben, dergleichen Liedlosigkeit verwies: nahm dagegen der bischöfliche Kommissär, zu Altorf selbst, und auf öffentlicher Kanzel, nicht nur die Reden jenes Eiferers in Schutz, sondern zog das Schreiben des Beamten durch die schärfste seiner geistlichen Hecheln, unter ungebührlichen Schmähungen und Verdächtigungen der Person. Wagt's der priesterliche Zorn nicht, irgend einen Gegner vor dessen natürlichen Richter zu ziehn: so überantwortet er ihn dem Hasse des religiösen Fanatismus. — Ich gedenke dieser Thatsache nur, um vom Geiste, der damals in vielen Gliedern des Klerus waltete, ein anschaulicheres Bild zu geben.

9.

Hülfe in der Noth.

Inmitten alles Widerwärtigen ward mir jedoch hohe Freude, als ich eines Tages den Aufenthalt des biedern Aloys Reding, in einem Briefe vernahm, worin er von mir, für sich und die Seinigen, Pässe zur Rückkehr forderte. Er hatte bisher zu Rorschach am Bodensee, einem Verbannten gleich, gelebt, und dort zufällig erfahren, daß ich in den Urkantonen, als Vollmächtiger der Regierung, stehe, und das Haus seiner Väter von angedrohter Zerstörung gerettet habe. Ich gab seinem Boten die Pässe. Und als ich eines Abends, von den Gemeinden am Gotthard, über dem Urnersee zurück, nach Schwyz kam, sah ich mich unverhofft von meinem Freunde und seiner liebenswürdigen Familie, nach langer Trennung, umfangen und bewillkommt. Es war ein Wiedersehn voll weinenden Jubels. Ich galt fortan, als Glied der Familie, und genoß von neuem die lang entbehrte Süßigkeit häuslichen Lebens. Reding selbst ward durch die Regierung, auf meinen Vorschlag, zum Präsidenten des Erziehungsrathes ernannt, damit er, auch durch amtliche Stellung, gegen fortwährende Rachlust französischen Militärs gesichert würde.

---

französischen Militär. Die Soldaten, empört durch solchen Grad von Gefühllosigkeit, ergriffen mehrere der Bauern und zwangen sie, thätig zu werden.

Im ganzen Lande nahm inzwischen Elend und Noth, beim Herannahn des Winters, drohendere Gestalt an. Tausenden gebrach es an Nahrung; sogar an Obdach und Kleidung. Umsonst wurden, für die Bedürftigsten, Vorräthe von Lebensmitteln der geringsten Gattung um die Summe von 6000 Franken gesammelt: die Magazine zu Luzern waren ebenso schnell erschöpft, als gefüllt. In Einsiedeln und andern Gegenden verbreiteten sich, wahrscheinlich als Folge schlechter Nahrung, gefährliche Krankheiten. Es entstand, unter den Einlagerungen und Durchzügen der vielen Heerhaufen, allgemeiner Futtermangel, das größte Uebel der Alpenländer, welche größtentheils vom Bestand und Ertrag ihrer Heerden leben. Wie könnt' ich alle Plagen nennen, die zu gleicher Zeit gegen diese Bergthäler anstürmten? Schon sah man den Augenblick nahe, daß viele Häuser, daß ganze Dorfschaften, von Einwohnern verlassen werden würden, um ein kümmerliches Daseyn anderswo zu fristen.

Es war wohl nicht leicht, Rettung zu schaffen; aber ich verzweifelte nicht. Auf Kosten des Staats wurden Heumagazine für die Armee-Bedürfnisse angelegt, um den Asylern das Wenige zu lassen, was ihnen noch geblieben war, und zugleich, für Ueberwinterung eines Theils von ihrem Vieh, in andern Kantonen gesorgt. Die Generale **Massena** und **Gudin** ließen sich durch meine Vorstellungen bewegen, die Kriegsvölker in den unwirthlichen Gegenden zu vermindern. Und, als mir die helvetische Regierung offen die Dürftigkeit der Finanzen, ihr Unvermögen erklärte, dem grenzenlosen Uebel zu steuern, wandt' ich mich in einem öffentlichen Aufruf zum Mitleiden an die ganze Nation. Alle Zeitungen wiederholten meine Bitte *). Der Nothschrei ward durch ganz Europa gehört. Wo Schweizer lebten, in Italien, Spanien, Deutschland, fand er in ihren Herzen ein Echo.

*) Er ward in mehrern Tausend Exemplaren und in allen öffentlichen Blättern verbreitet, unter dem Titel: „Aufruf zum Erbarmen für die leidende Menschheit im Kanton Waldstätten"; und erschien im Oktober 1799. Er ward auch von französischen Blättern aufgenommen; dort ein „**beau morceau d'une noble et simple éloquence**" genannt; aber aus Frankreich, dessen Regierung, dessen Krieger, das namenlose Elend der Gebirgsvölker verursacht hatten, ward zur Milderung desselben kein Heller mitgetheilt.

Zwar die an Geld eingegangenen Liebessteuern betrugen nur 34,211 Franken; aber, ungleich höhern Werthes, strömten aus allen Theilen des Schweizerlandes, Unterstützungen herbei, welche einen Reichthum von Lebensmitteln, Wollen- und Leinentuch, männlichen und weiblichen Kleidungsstücken für jedes Alter, Bettzeugen, Hanf, Flachs, Kirchen-Paramenten und andern Bedürfnissen lieferten. Ein menschenfreundlicher Kaufmann zu Luzern, Joseph Schindler, übernahm die Besorgung der dafür eröffneten Magazine, und, nach meiner Anweisung, die Versendung der Gelder und Waaren. In jedem der hülfsbedürftigen Bezirke hatt' ich vertrauenswürdige Männer ernannt, welche den Dörfern die Gaben vertheilten. Aus ihren Berichten stellt' ich die öffentliche Rechenschaft zusammen, welche in mehrern auf einander folgenden Heften erschien *). „Ich habe", sagt' ich am Schlusse derselben: „in den Waldstätten, meines Lebens bitterste und süßeste Stunden gelebt! Mehr, als einmal, näßte sich mein Auge in wehmüthiger Freude, beim Anblick so vieler Leiden und so vieler Tugend. Unter den Ruinen jener einst glückseligen Hütten lernt' ich die Menschheit kennen, wie sie sich, in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit und Gräßlichkeit, entfaltet hat."

Noch eine Hülfe andrer Art erschien, nicht minder wohlthätig. Den ersten Gedanken dazu hatte der unermüdbare Albr. Rengger, Minister des Innern, gegeben. Zahllose Haushaltungen nämlich waren außer Stande, ihre Kinder zu nähren und zu kleiden. Wie in den Waldstätten, so in Wallis und Glarus. Es erbot sich, in den minder verheerten Theilen des Schweizerlandes, der mitleidigen Familien eine Menge, jene Kinder zu besserer Erziehung und Pflege

*) Sie führten Gegenrechnung und besaßen Verzeichnisse der dürftigsten Haushaltungen in sämmtlichen Dörfern ihres Bezirks. Nach ihrem Gutachten und Verlangen empfing Schindler in Luzern die Weisungen zur Verabfolgung der Unterstützungen. Dankbar führ' ich die Namen dieser schätzbaren Männer an, deren Mühe und Uneigennützigkeit von ihren Landsleuten selten mit Anerkennung vergelten ward. Es waren Aloys Reding in Schwyz, Pfarrer Businger in Stans, der nachherige Landammann Karl Müller in Altorf, Pfarrer Meinrad Ochsner in Einsiedeln, und Statthalter Meyer in Andermatt.

aufzunehmen. Der Kanton Solothurn allein trug mir an, 1012 der beklagenswürdigen Kleinen zu versorgen. Ich versandte wirklich über tausend derselben, versehn mit Tauf- und Heimathscheinen, in die Kantone Luzern, Solothurn, Aargau und Bern. An einem einzigen Tage *) ließ ich 120 solcher Kleinen aus den Bezirken Schwyz, Urseren und Einsiedeln, mit ihren Führern, zu Brunnen einschiffen. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel, als sich Väter und Mütter von ihren weinenden Lieblingen trennen, und ihr Theuerstes, von übergroßer Noth gedrungen, fernen, fremden Händen anvertrauen mußten. Doch die Freude, zu dieser Hülfe beigetragen zu haben, ward mir bald verbittert.

Von allen Seiten liefen Klagen über Trägheit und Sittenlosigkeit der Pfleglinge ein; über Hang der Meisten zur Bettelei, Unreinlichkeit, Schadenfreude, Näscherei, Lügenhaftigkeit, sogar zum Diebstahl und zu andern Lastern. Die Wenigsten von den Erwachsnern konnten lesen, oder schreiben; ihre Religiosität war gedankenloses Mitmachen todten Kirchenbrauchs. Was mußten, nach solchen Klagen, die Zeitgenossen von der gepriesenen Sitteneinfalt, Unschuld und Frömmigkeit der Hirtenländer urtheilen!

Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß so schmerzreiche Erfahrungen tiefen Eindruck auf mein Gemüth machten. Mein Amt glich dem Trittrade, in welchem der angestellte Sträfling vom Morgen bis zum Abend vorwärtsläuft, und keinen Schritt weiter gelangt. Ich hatte aber weniger Mitleiden mit mir, als mit dem Menschengeschlecht. Wär' ich nicht soviel einzelnen Tugenden desselben begegnet: ich würde den Glauben an die Menschheit verloren haben.

In rastlosem Briefwechsel mit helvetischen, französischen und auswärtigen Behörden **); und im rastlosen Umherwandern kam und ver-

*) Es war der 23. November 1799.

**) Im J. 1799 hatt' ich über 2000 amtliche Briefe eigenhändig geschrieben, die, während des Schreibens, zugleich meinem jungen Sekretär Denz von mir in die Feder diktirt wurden.

strich mir der verletzte Winter des achtzehnten Jahrhunderts. Die gesetzliche Ordnung und Ruhe ward nur noch ein einziges Mal unterbrochen, und auf eine Art, die charakteristisch genug für jene Zeit und das damalige Volk ist, um hier ganz kurz angedeutet zu werden. In Unterwalden ob dem Wald nämlich verweigerten die auf Bergen, oder in entfernten Thalwinkeln, gelegenen Ortschaften, zur Tilgung von solchen Landesschulden beizutragen, die, durch militärische Requisitionen und Truppenzüge, in Gemeinden längs der Landstraße, entstanden waren und besonders schwer auf dem Hauptort Sarnen lasteten. Bei gewöhnlicher, schon erwähnter Eifersucht der Schweizerdörfer gegen Städte und Hauptorte, entschieden sich die Wildesten unter allen Widerspenstigen, den Flecken Sarnen, wegen seiner Forderungen ein- für allemal zu züchtigen, das heißt, zu verbrennen und zu plündern. Man rottete sich wirklich zu dem Zweck bewaffnet, von überall her, auf dem, mit ländlichen Wohnungen überstreuten Sonnen- oder Schwändiberg, an der Westseite des Sarnensee's, zusammen. Schon war der Tag des Ueberfalls bestimmt, als ich, noch anwesend in Uri, durch Eilboten von der Gefahr unterrichtet ward. Spät Abends, von einigen Chasseurs begleitet, traf ich in Sarnen ein *). Aus der Ferne schon leuchteten vom Schwändiberg die Wachtfeuer der Insurgenten. Ich bot die Landwehrmannschaft auf; berief von Luzern einige Kompagnien Infanterie; ließ den Aufrührern meine Ankunft melden und forderte sie auf, mir ungesäumt ihre Beschwerden zu melden. Als die an sie Abgeordneten aber, von ihnen mißhandelt, einer derselben blutend, zurückkehrten, und anzeigten, daß die Banden noch in der Nacht, oder folgendes Morgens gegen Sarnen rücken würden, macht' ich mich, um folgenschweres Unheil zu verhüten, selbst zum Lager der Meuterer auf den Weg, begleitet von einigen Beamten und wenigen französischen Chasseurs. Es war mondscheinhelle Mitternacht, als wir, unsre Rosse am Zügel leitend, die Höhe des Gebirgs mühsam erklommen hatten. Zu meinem Erstaunen stehn plötzlich die vor uns, an ihren Feuern gelagerten, Haufen des Aufstandes, ohne zu warten, aus einander, durch Wald und Busch und Berghalden, ihren Heimathen zu. Aber-

*) 12. Dezembers 1799.

gläubige Furcht hatte sie ergriffen, beim Anblick blitzender Waffen und berittener Krieger, auf ihrer Berghöhe, wo nie zuvor bewaffnete Reiterei gesehn worden war. Das hatte ihnen gespenstisches Höllenwerk geschienen. Damit aber war auch der Aufruhr abgethan. Die Rädelsführer entwichen; Deputationen baten um Gnade; und die Zerwürfnisse der Gemeinden wurden ohne Mühe geschlichtet.

10.

Ein Paar politische Ansichten.

Mit Beginn des Lenzes *) hatt' ich den Zweck meiner Sendung endlich in den Waldstätten erfüllt; die verfassungsmäßigen Behörden aufgestellt; Ordnung und Frieden überall mit gesetzlicher Kraft gesichert. Der größte Theil der französischen Armee verließ schon die Schweiz, um in Deutschland den Krieg fortzusetzen. So konnt' ich mich nun wieder einmal einer lange vermißten Sorgenfreiheit hingeben, während ich die vom Vollziehungsdirektorium verlangte Entlassung erwartete. Ich beschäftigte mich nur noch mit Abschluß sämmtlicher Geschäfte; mit Vertheilung der letzten Liebesgaben, und mit Ausbreitung von tausend Exemplaren des bekannten Beckerschen „Noth- und Hülfsbüchleins." Diese waren mir von der Regierung gestattet, um sie, bei den öffentlichen Schulprüfungen, den Fleißigsten der Kinder zum Geschenk zu machen, in der Hoffnung, damit Samen neuer Kenntnisse ins Volk zu werfen **). Den größern Theil der Zeit verlebt' ich unter meinen Lieben in Schwyz; philosophirte, dichtete wieder; besuchte mit Reding die Schlachtfelder, wo er an der Spitze

*) Im J. 1800.

**) Richtige Hoffnung! Sie ward durch die Priesterkabale vereitelt, welche, sobald ich die Waldstätte verlassen hatte, alsbald in Beckers volksthümlichem Buche Spuren der Ketzerei und Religionsgefahr witterte; allen Haushaltungen das „gottlose Büchlein" abfordern ließ, und, wie mir Aloys Reding mit Betrübniß schrieb, was irgend zur Verbesserung des Jugendunterrichtes vorbereitet war, wieder änderte.

seines Volks siegend gegen die Franzosen gefochten hatte; sammelte mit ihm Materialien zur Geschichte vom Kampf und Untergang der Wald- und Bergkantone; oder besprach mit ihm die Hoffnungen des Vaterlandes für die Zukunft, und die Mittel, der Schweiz zwischen den Nachbarstaaten würdige, sichre und unabhängige Stellung zu verbürgen.

Die freie Selbstständigkeit der Schweiz, darin waren wir beide einig, ist durch Stärke und Tapferkeit ihres Volks so wenig gegen Untergang geborgen, als durch Tugend und Ehrfurcht vor Völkerrecht von Seiten der Großmächte, sondern allein durch deren wohlverstandenes Interesse und Bedürfniß. Einverleibung Helvetiens in Frankreich oder Oesterreich, oder Theilung des Landes, brächte einem oder dem andern Todesgefahr bei jedem Kriegsausbruch; gährenden Giftstoff in Friedenszeiten. Verwandlung der Schweiz in ein Königreich, würde den ärmsten und unsichersten Thron von der Welt, zwischen blutigen Empörungen und Auflehnungen im Innern, und gegenseitiger Eifersucht der Nachbarmächte, aufstellen. Aber auch darin waren wir einig, daß die Schweiz zur Sicherung ihrer dauerhaften Ruhe im Innern, so wie der Ruhe ihrer Nachbaren, einer weiser berechneten Bundesordnung bedürfe; weder einer naturwidrigen Einheitsschöpfung, wie die an der Spitze französischer Bajonette gebrachte; noch einer, wie die im Mittelalter durch Zufälle zusammengebackene gewesen war. Beide sind schlechthin unhaltbar; beide hemmen jede freie Entwickelung des Staatslebens; beide gewähren den Nachbarstaaten, in allfälligen Kriegen derselben, keine treue Neutralität der Schweiz. Reding und ich waren überzeugt, daß freie Selbstverwaltung der Kantone, unter einer starken, alle Theile zu einem Ganzen verbindenden Centralgewalt, allein das Glück der Zukunft begründen könne.

Diese Ueberzeugung, von welcher Reding späterhin freilich wieder abließ, stand damals so fest in mir, wie heut noch, ungeachtet alle später erfolgten Umschaffungen der Staatsverfassung, bis auf die heutige Zeit *), noch nichts Entsprechendes aufgestellt haben. Unver-

*) 1840.

söhnlicher Parteigroll der Demokraten und Aristokraten, der sogenannten Unitarier und Föderalisten, verhinderten, bei abwechselnden Siegen und Niederlagen der Einen, oder Andern, fortwährend die Schweiz, eine feste Burg der Freiheit ihres Volks und eine sichernde Scheidewand der benachbarten Großmächte in deren Kriegen zu werden. Doch zweifle ich nicht, daß fortschreitende Zivilisation, besonders in den Alpenkantonen, endlich allgemeinere, innigere Verbrüderung der kleinen Völkerschaften und damit größere Einheit in diesen verworrenen Föderalismus eben so gewiß herbeiführen werde, als eben die Fortschritte der Zivilisation dereinst nothwendig die ungeheure russische oder britische Monarchie ihrer Einheit berauben, und wieder in eine Vielheit unabhängiger Einzelstaaten auflösen müssen.

Den ersten, erschütternden Stoß empfing in dieser Zeit die kaum zweijährige Konstitution der helvetischen Republik, als die gesetzgebenden Räthe eigenmächtig das Vollziehungsdirektorium stürzten *); statt dessen einen Vollziehungsausschuß ernannten, und eine Kommission zur Verbesserung des Staatsgrundgesetzes aufstellten. Dies bewog mich, auch meine Ansichten über Neugestaltung der Eidsgenossenschaft in größern Umlauf zu bringen. Ich galt ziemlich allgemein, als entschiedner Unitarier, und war, durch mannigfache Erfahrung und Kenntniß des Volks belehrt, nichts weniger, als dies; während Andre es waren, und nachher im Kantonalgeist verstockte Föderalisten wurden.

Zur Darstellung meines Innern gehört wohl auch die politische Auffassung jener Zeiten und Umgebungen. Ich gebe sie vielleicht am treusten mit Bruchstücken aus einigen Briefen, die in damaligen Tagen von mir, Behörden oder Freunden, geschrieben wurden, und noch urschriftlich in Archiven vorhanden liegen, oder aber durch die Empfänger selbst dem Druck übergeben worden sind. Schon vor der eben gedachten Regierungsveränderung in Bern, äußerte ich in einer Zuschrift an den helvetischen Senat **), bei Uebersendung der ersten

*) Den 7. Jänner 1800.

**) Unterm 8. Dezember 1799.

Rechenschaft über die zur Rettung der Waldstätte gesammelten freiwilligen Steuern: „Eins noch hat das Volk der Waldstätte nicht verloren, noch nicht seinen unsterblichen Freiheitssinn. Diesen beugte weder das Bajonet der Franken, noch der Russen; so wenig, als ihm die mit Blut befleckte, nicht selbstgeschaffne, Konstitution Vertrauen einflößen konnte. — Bürger Senatoren, an Ihnen ist's die verlornen Waldstätte wieder zu gewinnen. Geben Sie dem Volke eine verbesserte Staatsverfassung, voller Einfalt, Kraft und Freiheit, daß jeder Schweizer sich, als Schweizer, wieder fühle: und Sie haben das ganze Vaterland gerettet! Jeder verzögerte Tag ist ein Verlust."

Bestimmter erklärt' ich mich nachher in Privatbriefen gegen Einzelne, auf das Verfassungswerk einflußreiche Glieder des Senats. „Das Volk der ehmals demokratischen Kantone," so schrieb ich einem derselben *): „verlangt mit Heftigkeit Frieden. Eine der nordamerikanischen nahekommende Bundesverfassung genügt, worin es seine unmittelbaren Kantonal-Obrigkeiten, wie vor Zeiten, selber ernennen, und durch einen „Volksausschuß" jährlich einmal über Annahme und Verwerfung seiner Gesetze sprechen kann. Um die Centralregierung der ganzen Schweiz ist es dann ziemlich unbekümmert, wenn sie nur kraftvoll, und aus rechtschaffenen, tüchtigen Männern, zusammengesetzt ist. — Sollten bei einem künftigen Friedensschluß die Franzosen aus der Schweiz gehn, ehe wir eine vom Beifall des Volks umringte Konstitution besitzen: so sag' ich Ihnen voraus, daß der Aufstand eines einzigen Kantons, den Aufstand Aller nach sich ziehn, und dann vielleicht vom Volke dasjenige gethan werden wird, was ich wünsche, daß zu guter Zeit durch unsre Gesetzgeber geschehe **)."

---

*) Dem Senator Krauer von Luzern, von Schwyz aus, unterm 27. Febr. 1800. Er war zu der Zeit Mitglied einer „Konstitutions-Kommission", und ich von ihm aufgefordert, meine Ansichten mitzutheilen.

**) Diese politische Prophezeiung, zu der übrigens wenig Divinationsgabe gehörte, ging nachher fast wörtlich in Erfüllung, als, im Herbst 1802, Frankreich alle Truppen aus der Schweiz zurückgezogen hatte, und der allgemeine Aufstand gegen die helvetische Regierung erfolgte, welchem die Intervention des ersten Konsuls Bonaparte und seine Mediationsakte ein Ende machte.

Einem andern Senatsgliede*) schrieb ich: „Entweder nur die starken Wurzeln der Gewohnheit, oder der sichre Felsgrund der Ueberzeugung, oder Vorliebe und Vertraun zum Schöpfer einer Konstitution, wie Sparta dies Vertraun auf Lykurg hatte, können eine neue Staatsverfassung dauerhaft erhalten. Auf Gewohnheit dürfet Ihr in Helvetien noch nicht zählen; auf Vorliebe und Vertraun zu den Gebern noch weniger."

„Eine Staatsverfassung, besonders eine republikanische, mag ihre Gewährleistung durch kein andres Mittel empfahn, als durch Zufriedenheit des Volks mit derselben. Ihr werdet sagen: das Volk ist noch zu ungebildet. Man muß das Volk nehmen, nicht wie es ist, sondern wie es seyn sollte. — Nein, nicht immer muß man das Volk nehmen wie es seyn sollte, sondern, wie es wirklich in seinen wichtigsten Verhältnissen ist. So handelten die größten Gesetzgeber der Vorwelt, und sie waren in ihren Arbeiten glücklicher, denn wir. Moses und Lykurg, Solon und Numa, und Peter der Große und Friedrich der Große, traten in Ideen und Vorurtheile ihrer Völker ein, und erreichten ihr Ziel. Unsre Zeitgenossenschaft ist allerdings noch nicht für das Beste reif. Es ist aber leichter, eine neue Konstitution, als ein neues Volk zu machen."

„Die künftige Verfassung der Schweiz sey so demokratisch, als sie es, der Einheit und Stärke des Ganzen unbeschadet, seyn darf. Was das Volk wohl verrichten kann, lasse man aber durch das Volk verrichten."

11.

Der Zug in die italienische Schweiz.

Dem ganzen Welttheil waren schon wieder neue und außerordentliche Schicksale bereitet. Napoleon Bonaparte, wie durch Wunder,

---

*) Meinem Freunde Paul Usteri (datirt Altorf den 1. Febr. 1800). Er ließ den ganzen Brief damals in dem von ihm und Escher herausgegebenen „Neuen republikanischen Blatt" No. LIX. S. 235 ff. abdrucken.

gleſiſchen Hofe die Einrichtungen des Jeſuiten-Staates zu verbergen. Indem ſich die Jeſuiten nämlich erboten, von den bekehrten Indianern jährlich eine Kopfſteuer an die Schatzkammer zu zahlen, und im Kriege eine gewiſſe Zahl Männer in den Dienſt des Königs zu ſtellen, bewirkten ſie ein königliches Verbot, daß ohne Erlaubniß der Jeſuiten kein Spanier in das Land ihrer Miſſionen treten dürfe. Zu dieſem Ende hielten ſie an den Grenzen ſtrenge Wachtpoſten. Kein Fremder ward hereingelaſſen. Die königlichen Statthalter und Biſchöfe, wenn ſie ſelten einmal zum Beſuch kamen, wurden mit ſo vielen Feſten, Liebkoſungen und Geſchenken geblendet, daß ſie nicht anders, als rühmen konnten. Ohnedem hielt man doppelte Viſitationsbücher, andere für die Biſchöfe, andere für die Provinzialen.

Um dies jeſuitiſche Reich hermetiſcher zu verſchlieſſen, ward die ſpaniſche Sprache in den Kolonien verboten, und nur die guaraniſche erlaubt. Man nahm von ſpaniſchen Jeſuiten nur wohlgeprüfte Mitglieder in's Land; lieber ließ man franzöſiſche und deutſche kommen. Als im Jahre 1640 ſich Portugal von Spanien trennte, und Braſilien portugieſiſch blieb, benutzten die Jeſuiten dieſen Anlaß, vom Madrider Hofe Feuergewehr zu verlangen, um ſich gegen die Portugieſen zu vertheidigen. Sie richteten das Kriegsweſen

nach Aegypten gelangt, war, wie durch Wunder, von daher zurückgekehrt; zum ersten Konsul der französischen Republik erhoben, und rüstete nun zur Wiedereroberung des verlorenen Italiens.

Die helvetische Regierung ernannte mich zum Regierungskommissär im Wallis *), diesem Kanton das zu leisten, was bisher den Waldstätten; zugleich auch, den ersten Konsul und dessen Reserve-Armee, über den St. Bernhardsberg zu begleiten. Doch hatt' ich schon der Familie Reding zugesagt, den Sommer in freier Muße, und in ihrer Mitte, zu verleben. Ich lehnte die Ernennung ab. Wenig lag mir daran, den größten Feldherrn dieses Zeitalters ein Paar Tage lang im flüchtigen, amtlichen Umgang kennen zu lernen. Vielleicht würd' es andre gelockt haben, von ihm wenigstens Gang, Haltung, Miene, Rock und Hut zu sehn. Ich hätte dafür nicht das Fenster geöffnet. Mehr freute mich's, statt dessen mit Aloys Reding in den schönen Seitenthälern des Landes umherzuschwärmen; oder, von ihm mit der Flöte begleitet, am Klavier kleine Lieder zu singen, die ich für uns beide in Musik gesetzt hatte; und mit ihm im Beginn des Maienmondes, in einer ihm gehörigen untern Alp der Rigikette, erhaben über dem traurigen Weltgetümmel, lustige Tage, bei seltsamer Junggesellen-Wirthschaft, zuzubringen. Doch die Wonne des Wonnemonds eilte früh zu Ende.

Eines Tages erschien bei mir ein Adjutant des Generallieutenants Moncey, mich zur Unterredung mit diesem in Luzern einzuladen. Auf die Frage: weshalb? erfuhr ich, der Vollziehungsausschuß habe mich zum Regierungskommissär für die italienische Schweiz und zum Begleiter des Generals ernannt, der mit einem Armeekorps von 20,000 Mann in die Lombardie eindringen werde. Ich begab mich nach Luzern. Der General schien mir im Irrthum zu schweben; denn ich hatte von Bern keinen Ruf zu einer Sendung erhalten, die anzunehmen ich ohnehin nicht geneigt war. Er aber that mir aus Briefen dar, er sey an mich gewiesen. Er beschwor mich, ihm auf den Zug

*) 1. März 1800.

beizustehn und widerlegte die Gründe meiner Weigerung mit einer Beredsamkeit, die mich wanken machte. „Sonderbar," — sagte er: „daß ein Fremder, wie ich, einen Schweizer bitten muß, seinen Mitbürgern ein Schutzengel gegen Uebel zu werden, die mit dem Durchzug einer Armee unzertrennlich sind. Ich stehe im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ihre Regierung hat keine Zeit mehr, einen Andern an Ihrer Stelle zu wählen. Ehe der Entscheid derselben eintreffen kann, bin ich schon an den mailändischen Gränzen. Darum bitt' ich Sie, kommen Sie. Wahrhaftig wegen meiner Truppen bitt' ich Sie nicht; die werden sich gut oder übel durchhelfen und überall finden, was sie suchen. Sondern Ihrer eignen Mitbürger willen bitt' ich Sie, daß diese, beim plötzlichen Durchzug einer Armee, Erleichterung und Beistand erhalten können. Wollen Sie denn gegen Ihre eignen Landsleute gefühlloser seyn, als ich, der Fremde?"

Ich dachte an das vielgeplagte, unglückliche Uri; glaubte diesem armen Land noch einmal, und wahrscheinlich den letzten Dienst leisten zu können. Der General umarmte mich und versprach strengste Mannszucht und möglichste Schonung der Gegenden, durch welche der Heerzug gehe. Er brach sein Wort nicht. Monçey, nachmaliger Herzog von Conegliano, ein Mann von ungemein würdevollem Aeußern, hatte ein eben so würdereiches Gemüth. Ich fühlte mich durch seine wachsende Zuneigung geehrt und habe die reinste Hochachtung für ihn bewahrt.

Den Tag vor meiner Abreise zur Armee *) empfing ich in der That vom Vollziehungsausschuß die Ernennung, welche schon sieben Tage vorher ausgefertigt worden war. Mein treuer Zögling Denz, und ein junger, gebildeter Mann von Schwyz, Namens Aufdermaur, den ich im Redingschen Hause kennen gelernt hatte, begleiteten mich. Letzterer, in Neapel geboren, an das Geräusch der Residenzen und Waffen gewöhnt, in der ländlichen Stille seiner Heimath von

*) 27. Mai 1800.

langer Weile gequält, folgte mir, als Freiwilliger *). Ich ernannte ihn zum Kriegskommissär. Sein lebhaftes Wesen, wenn auch mit etwas Eitelkeit oder Leichtsinn gepaart, befreundeten mich ihm. Durch militärische Kenntnisse und mehr noch, durch Gewandtheit in italienischer Zunge, welche ihm geläufiger, als die deutsche Muttersprache war, kam er mir sehr zu statten.

Wir eilten zur Avantgarde, Division Lapoype, die schon den Gotthard aufwärts zog. Um uns murmelte, im Gebirg, Donner entfernter Lawinen. Die Gotthardsstraße glich einem erhöheten Schneedamm, der während des Winters festgetreten, für Menschen und Rosse oft gefährlich war. Im Pfarrhause zu Airolo erwartete mich Moncey. Ich traf ihn in Verzweiflung. Er durfte keine Stunde zögern, nach Italien zu kommen, befand sich aber noch ohne Munition, ohne Lebensmittel. Beides lag noch in Magazinen, jenseits des Gotthard, hinter uns. Die helvetische Regierung hatte ihm, zum Transport des Heerbedarfs, 1500 Pferde versprochen; aber nur 212 derselben gestellt. Es blieb dafür kein Mittel, als Menschen zu belasten. Er gab mir 6000 Livres, die ich unter die Gemeinden an beiden Seiten des Gotthards vertheilte, wofür nun Männer und Weiber, in langen Schaaren, die Bürden über das Gebirg schleppten.

Bei stürmischem Wetter, Regengüssen und verdorbnen Landstraßen, setzte das Heer langsam den Zug fort. Persönliche Anstrengungen, wie in diesen Tagen, hab' ich nie vorher erlebt, und nie nachher. Ueberall schrie Noth. Der Soldat war durch Mangel am Nothwendigsten gezwungen, auf Kosten eines schon von Oesterreichern und Russen früher ausgezehrten Landes zu leben. Er nahm, was er fand.

*) Er war in Neapel geboren und erzogen; sollterdin Chef de Bataillon der ersten Legion der Ausgewanderten in Italien geworden, bei Mantua von den Franzosen gefangen, und auf sein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, in sein Vaterland zurückgelassen. Er spielte nachher im Aufstand gegen die helvetische Regierung (1802) eine verdächtige Rolle, ward General eines Schweizerregiments in niederländischen Diensten; zog sich Verabschiedung zu, und kehrte nach Schwyz zurück.

und ließ in seinem Rücken Hunger und Schrecken zurück. Moncey stellte vergebens, auf mein Verlangen, längs den Dörfern, Wachten, daß sich keiner zum Plündern vom Zuge entferne. Die Generale Lapoype, Lorge und die übrigen vollzogen den Befehl entweder nachlässig, oder unvermögend, sich Gehorsam zu schaffen. Nahrungsmittel, Schuhe, Kleidung, Alles ward geraubt; es gebrach den Tausenden an Allem. Oder man schrieb unerschwingliche Requisitionen aus, für welche die ausgestellten Gutscheine nie bezahlt wurden *). Bald eilt' ich, um Beistand angerufen, zum Vortrab; bald mehrere Stunden Weges wieder zurück. Unaufhörlich von Adjutanten, Generalen, Kommissären, Magazinbeamten, oder wehklagenden Gemeindsvorstehern und Boten bestürmt, verbracht' ich Tag und Nacht unter Hader und Schreien, unter Bitten und Drohungen. Die Befehlshaber der Truppen schrieben mir Böswilligkeit und aristokratischen Franzosenhaß zu, der bei den Schweizern keine Seltenheit war; und grollten mir um so mehr, je standhafter sich Moncey für mich und meine Verfügungen aussprach **). Uebrigens, die Heeresflut rückte von Tag zu Tag weiter. Außer einem leichten Postengefecht, an der Brücke über die Moesa, zeigte sich nirgends feindlicher Widerstand. Ich jedoch athmete erst freier, als ich die Massen des Armeekorps über die lombardischen Gränzen geschoben sah.

So stand ich nun wieder vereinzelt an den Ufern des Tessins, auf einem mir durchaus fremden Kampfplatz, wie durch eine böse Fee da-

*) Täglich wurden für ungefähr 20,000 Mann gefordert: 21,600 Rationen Brod; 21,500 Rat. Reis; 1,500 Rat. Heu, und 20 Stück Vieh zu 500 Pfund. Dazu noch 21,600 Rat. Wein, 16,000 Rat. Salz, und nebenbei auch 3000 Paar Schuhe.

**) Eines Tags (30. Mai) sagte Moncey einer Depesche, die er mir von Giornico zuschickte, freundig und eigenhändig in einer Nachschrift, die Botschaft von einer ersten Eroberung bei, die er gemacht hatte, und in Wegnahme von etwa 600 Schafen und 50 — 60 Kühen bestand, die man den Feinden habe zuführen wollen. Fast gleichzeitig kamen aber die jammernden Eigenthümer der Heerden, die in die Alpen geführt werden sollten, und ihnen nun gerauht waren. Die Eigenthümer waren sich, als Schweizer aus: und Moncey gab das Vieh auf der Stelle wieder frei, sobald ich ihn des begangenen Irrthums überführte.

hingezaubert. Ich ſollte, wie in den Waldſtätten, das politiſche Chaos aus einander ſcheiden und es neu, nach helvetiſchen Geſetzen, zuſammengliedern und geſtalten. Ich kannte des Landes Volk, Einrichtungen, Sitten, Vorurtheile und übrige Verhältniſſe nicht. Ich fand nur allenthalben ſchauerliche Denkmale der Anweſenheit franzöſiſcher, öſterreichiſcher und ruſſiſcher Schaaren, welche einander wechſelweis die Päſſe der Alpen ſtreitig gemacht hatten. Zudem war auch nicht einmal einige Gewißheit gegen nahe Wiederkunft der Schrecken vorhanden und der Plagen, welche dieſen Theil des Schweizerlandes ſeit vollen zwei Jahren heimgeſucht hatten. Darüber ſollte erſt zwiſchen Bonaparte und Melas auf den Schlachtfeldern Italiens entſchieden werden.

12.

Frühere Vorgänge.

Die Gegenwart, welche mich jetzt umringte, zu verſtehn und richtig zu behandeln, mußt' ich ihre Mutter, die Vergangenheit, kennen lernen. Darum will ich, damit man ſie verſtehe, hier in flüchtigen Zügen die Zuſtände ſchildern, in denen die Thäler am Teſſin vor meiner Ankunft waren.

Man ſtelle ſich ein unter eidsgenöſſiſchen Landvögten ſittlich-verſtümmeltes Unterthanenvolk vor; heißblütig, aber kraftlos; kircheneifrig, aber im täglichen Leben locker; genußſüchtig, ohne Arbeitluſt; unternehmend, ohne Beharrlichkeit; verwegen, ohne Tapferkeit; prahlhaft, neben Kriecherei; ſchlau und verſchmitzt neben Unbeſonnenheit; leidenſchaftlich liebend und haſſend; prunkvoll im Oeffentlichen, ſudelich im Häuslichen. Man denke ſich ſolches Volk, deſſen altes Joch plötzlich durch die ſchweizeriſche Staatsumwälzung gebrochen worden. Statt der Freiheit umarmte man jubelnd anarchiſche Frechheit. Man rottete ſich in Parteien. Frage ward: ob ſich zur neugeſchaffnen helvetiſchen oder neugeſchaffnen cisalpiniſchen Republik ſchlagen? Die große Mehrheit der Bevölkerung, durch Gewohnheit geleitet, oder aus Nachbargroll gegen die Lombarden, ſprach für Verbleiben bei der Schweiz; die

Freiheitsschwärmer, unter der Hand von Männern des cisalpinischen Direktoriums ermuntert, oder vom eignen Ehrgeiz gespornt, sprachen für Cisalpinien *). Die Letztern nannten sich „Patrioten", und riefen: „Die Schweiz kann uns nur Steine; Cisalpinien aber Brod und Wein geben!"

Schnell gerieth man darüber zu Thätlichkeiten. Die Patrioten, als Flugblätter nichts über den Volkssinn vermochten, warben alsbald, und zahlten, kleideten und bewaffneten müßiges Gesindel im Mailändischen; überfielen Lugano **), und verbreiteten einige Stunden lang Schrecken. Die Luganesen ermannten sich und trieben die „Brizanti" zurück. Es gab Verwundete und Todte auf beiden Seiten. Blutiger noch ward in Mendrisio zwischen den Parteien gefochten. Die Einwohner, vom siegenden Haufen der Patrioten übermannt, wurden durch Geldererpressungen, Requisitionen und andere Gewaltsamkeiten gezwungen, sich für Cisalpinien auszusprechen, bis sie wieder der Patrioten, durch Beistand der Luganesen, ledig wurden.

Klagend wandte man sich nun an den General Berthier. Dieser sandte den General Chevalier, des gesammten Volks Willen zu hören, ob es helvetisch oder cisalpinisch seyn wolle? Sowohl ihm, als dem General Brune, der die Frage wiederholte, antwortete die Mehrheit des Landes: „Wir bleiben Schweizer!" — So geschah die Einverleibung der ehmaligen Vogteien am Tessin in die helvetische Republik. Sie bildeten in ihr nun zwei Kantone: Lugano und Bellinzona. Die Rache der siegenden Partei richtete sich von da an gegen die Urheber der Unruhen und des vergossenen Bürgerbluts. Die Patrioten sahn ihre Sache verloren; flehten mit Gewandtheit den Schutz der helvetischen Staatsbehörden an, und es ward Amnestie über sie ausgesprochen ***).

---

*) Unter andern machte der Direktor Moscati dem nachmaligen helvetischen Präfekt von Lugano, Herrn Buonvicini, Anträge zur Vereinigung Luganos mit Cisalpinien, wovon mich dieser überzeugte.

**) In der Nacht vom 14. zum 15. Febr. 1798.

***) Den 26. Nov. 1798.

Das Volk, in der Erwartung getäuscht, die Cisalpiner bestraft, oder sich von ihnen entschädigt zu sehen, ward mit stummem Zorn Zeuge von der Rückkehr der Geflüchteten auf vaterländischen Boden, den diese mit Bürgerblut gefärbt hatten. Furcht vor ihnen, und Unwille gegen die Regierung, stiegen noch höher, als in der Schweiz revolutionäre Maßregeln an die Tagesordnung kamen; als eine Reihe unklug Verordnungen über Pässe, Militärkenscriptionen, kirchliche Processionen u. s. w. erschien; als volksbeliebte Beamte von ihren Stellen entlassen und diese den verhaßten Amnestirten, oder deren Freunden, übertragen wurden. Die Cisalpinischgesinnten, schlau und talentreich, spielten nun die Rolle der Begeisterten für Freiheit und Helvetien; bezeichneten ihre Gegner dafür, als Anhänger der Aristokratie und Oesterreichs. In Lugano ward ein Kriegsgericht niedergesetzt, mit Vollmacht, binnen 24 Stunden Todesstrafe auszufällen. Dies Gericht, dessen Mitglieder meistens zur Zahl jener verabscheuten patriotischen Radikalen gehörten, erzeugte allgemeines Schrecken, schon durch Namen und Vorhandensern; noch keineswegs durch sein Verfahren.

Gährung griff von neuem um sich. Die Franzosen, in Italien geschlagen, waren eben in vollem Rückzuge. Nun brach Aufruhr der Thäler aus. Ankunft einiger fliehenden cisalpinischen Soldaten in Lugano, veranlaßte Zusammenlauf und Verwand, Vertheidigung zu rüsten.*) Der Regierungsstatthalter Capra, von stürmenden Landleuten und Bürgern gezwungen, mußte durch den Aidemajor Stoppani das Zeughaus öffnen lassen. Stracks wurde sodann Steppani vom wüthenden Pöbel erschossen; das cisalpinische Militär entwaffnet und gefangen; in den Häusern der Patrioten geplündert. Viele von diesen entflohen; viele warf man in die Kerker.

Das Erscheinen einer französischen Halbbrigade, die, im Rückzug begriffen, am Seeufer von Lugano landete, unterbrach nur kurze Zeit die Ausschweifungen der raub- und rachesüchtigen Bauern. Mancher der Cisalpinischgesinnten ward gerettet. Kaum hatte aber die Halb-

*) Den 26. April 1799.

brigade ihren Rückzug fortgesetzt, rief das Geheul der Sturmglocken zum frischen Aufstand.*) Bewaffnetes Landvolk strömte von allen Bergen und Thälern der Umgegend nach Lugano, mit Geschrei der Rache gegen Patrioten, Cisalpiner, Jakobiner. Drei von diesen, welche den Muth gehabt hatten, zurückzubleiben, wurden vom rasenden Pöbel zum Freiheitsbaum geschleppt und mit Flintenschüssen getödtet**); während ein, schon unter den ehmaligen Landvögten verbannt gewesener Bösewicht, vom Val d'Agno, mit einer Axt, aus dem Gewühl des Volks hervorsprang, und den Kopf eines jungen Mannes, des Advokaten Papi, bis auf den Rumpf spaltete.

Bald darauf erfolgte wieder der Einzug österreichischer Truppen. Dann entstand Ruhe. Nun aber löste sich ein Bezirk vom andern ab, so daß, von den Gränzen der Lombardie, bis zum Gotthard, alles Land in acht oder neun kleine Freistaaten zerbröckelte, die, ohne Verbindung mit einander, sich selbstherrlich, unter eignen „Regenzen" verwalteten, und wegen Zöllen, Weggeldern u. s. w. unter sich in endloser Zwietracht haderten. Der kaiserlich-österreichische Regierungskommissär, Graf Cocastelli zu Mailand, begnügte sich bloß, die durch ein helvetisches Gesetz aufgehobnen Zehnten wieder einzuführen und ließ übrigens die Leute nach ihrem Gefallen schalten.

So fand ich, bei meinem Eintritt, diesen Theil der Schweiz.

Wie lieblich immerhin einem Sohne des Nordens, in diesen Thälern, der italienische Himmel, die reiche Ueppigkeit der landschaftlichen Natur, ansprechen mag: schwerlich kann er sich mit der, durch Staat und Kirche verzerrten, Menschennatur der Volksmassen eben so leicht befreunden. Man nenne diese Entartung nicht Schuld des Himmelsstriches! Italiens Boden trug einst das weltherrliche Rom, bis es vom Pesthauch der Sinnenschwelgerei angeblasen, Eiterbeulen des Despotismus hervortrieb; Griechenlands Boden trug einst ein

*) Den 29. April 1799.

**) Der Herausgeber der freisinnigen Luganerzeitung, Abbé Vanelli und sein Verleger Agnelli.

Athen, Sparta und Corinth, bevor es Türken und griechische Sklaven trug. — Wohl fand ich der achtungswürdigsten Menschen manche; aber es waren deren nur manche.

13.

Noth von jeder Seite.

Alle jene Begebnisse, ihr Ursprung und Zusammenhang, so wie die daraus hervorgetretene Zerrissenheit des Landes, und die fortwährende Todfeindschaft der Parteien, waren dem Vollziehungsausschuß zu Bern so wenig bekannt gewesen, als jetzt mir. Sobald ich in einer Proklamation Grundsätze, Wünsche und Zweck meines Erscheinens verkündet hatte, beobachtete man den helvetischen Machthaber unter gar verschiedenartigen Hoffnungen und Befürchtungen. Mit gespannter Erwartung horchte und rieth man, welcher politischen Partei er angehöre? Mir waren an sich schon die Interessen von jeder derselben gänzlich fremd; und Pflicht befahl, ihnen fremd zu bleiben. Weil ich zwischen Allen unparteisam stand, umringte mich bald, wie anfangs die schmeichelnde Rathgeberei der Faktionsmänner, ihr Mißtrauen. Es wurde am ersten unter den rührigen Patrioten wach und laut; und, seltsam genug, kam ich jählings in Ruf eines Aristokraten und Anhängers von österreichischer Politik.

Einige französische Generale vermuthlich hatten mich vorläufig dazu gestempelt. Aus ihren Hauptquartieren und Büreau-Geschwätzen war das Verdammungsurtheil unter die gemeinen Soldaten und das Volk geflossen. Dazu kam, daß mir, bei meiner ersten Einkehr in Lugano, absichtlich oder zufällig, Abgeordnete der Munizipalität, im Hause des Postmeisters Pietro Rossi, eines der thätigsten Häuptlinge der sogenannten aristokratischen Partei, Wohnung angewiesen hatten. Aber mehr, denn Alles, schien den Argwohn der Patrioten zu rechtfertigen, daß ich sie gegen Verfolgungen von ihren Feinden bloß schützen, nicht aber diese selbst verfolgen wollte.

Auch von andrer Seite ward, gleich in der ersten Zeit, meine Stellung eine unbehagliche. Der helvetische Vollziehungsausschuß, welcher, der tessinischen Zustände ganz und gar unkundig, nichts von Personen und Sachen wußte, als durch Meldungen, die ich ihm sandte, befahl mir, in sämmtlichen Angelegenheiten, streng nach seinen besondern Weisungen, zu verfahren. Allein beim fortdauernden, ungestümen Wechsel der Begebenheiten und Forderungen des Augenblicks, sah ich mich der Gefahr blosgestellt, entweder strafbar zu werden, sobald ich aus eigner Macht und ohne eingeholte Erlaubniß verfügte, wo es die Noth gebot; oder Verwirrungen anschwellen zu lassen, während ich erst um Verhaltungsbefehle ansuchen mußte.

Darum verlangte ich, nach wenigen Wochen, und wiederholt*), Entlassung oder ausgedehnte Vollmacht. „Wenn dem Vaterlande Unglück droht," schrieb ich: „fühl' ich Pflicht und Nothwendigkeit, auf der Stelle das Einstweilige zu verfügen. Ich kann unmöglich alle zusammenstürzenden Ereignisse der Zukunft vorhersehn, und im Bedrängniß des Tags auf Verhaltungsbefehle von Bern warten, die eine Woche lang unterwegs bleiben können. — — Es wird Ihnen aber ein Kleines seyn, einen tüchtigern Mann auf meinen Platz zu stellen, dessen Geisteskraft leichter vermag, Umstände und Zufälle zu meistern." — Als weder Vollmacht, noch Entlassung, erschien, griff ich ohne anders diktatorisch in die vorwaltenden Verhältnisse ein, mit Gefahr der Verantwortlichkeit; und begnügte mich, der Regierung, oder ihren Ministern, über mein Verfahren, jedesmal treuen Bericht zu erstatten.

Vor Allem hatte man mir, und am dringendsten, schleunige Reorganisation der beiden Kantone gebeten. Dies Begehren veressenbarte mir sowohl die Unkenntniß, als Unfähigkeit des Vollziehungsausschusses. Solch ein Begehren blieb unerfüllbar, so lange noch die Würfel des Kriegsglücks nicht über die benachbarte Lombardie entschieden hatten; so lange noch Truppen-Durchzüge, Truppen-Einlagerungen, Sorgen

*) Den 17. und 23. Juni 1800.

auf europäische Weise ein; bildeten Regimenter und Kompagnien, Fußvolk und Reiterei. Sie legten befestigte Plätze an, Doktrinen genannt, worin ein oder zwei Jesuiten unbeschränkte Befehlshaber waren. Sie wiesen jeder Festung einen bestimmten Strich Landes an, dort ihren Unterhalt zu bauen. Der spanische Hof gab dazu weder Geld, noch Kleider, noch Waffen.

So gründeten die Väter der Gesellschaft Jesu sich, unter dem Vorwande das Himmelreich zu gründen, ein behagliches irdisches Leben, und trachteten es mit eben so viel Muth, als Klugheit zu befestigen und zu erweitern. Mit Lebensgefahr und dem Tode vieler der Ihrigen, deren uns Dobrizhoffer mehrere als Märtirer nennt, hatten sie diesen neuen Staat gestiftet. Er zählte im Jahre 1729 dreißig Ortschaften oder „Reduktionen", wie sie dieselben nannten, davon fünfzehn am Flusse Paranna mit 62,263 Seelen, und fünfzehn am Uraguay mit 69,405 Seelen lagen. Doch der Sendstätten am Paraguay- und Vermejo-Flusse waren ebenfalls mehrere, hier noch nicht gezählt.

Man kann nicht läugnen, das Ganze war, wenn thierisches Wohlsein das höchste Gut der Menschheit ist, gut berechnet und klug ausgeführt. Aber der jesuitische Unterthan blieb auch nur abgerichtetes Menschthier; nicht mehr. Jeder

für deren Verpflegung, Umtriebe politischer Parteien und tausendfältiges Ungemach aller Art, Störungen über Störungen brachten. Die ehmaligen Behörden und Beamten des Landes weigerten sich, bei noch allgemeiner Unsicherheit der öffentlichen Angelegenheiten, die vormaligen Stellen wieder einzunehmen. Sie waren einst das Opfer ihres Eifers geworden; von der Regierung ohne Besoldung gelassen; nun auf die Rettung ihres zertrümmerten Vermögens bedacht. Ich sollte, statt ihrer, andre fähige Männer rufen; aber ich kannte deren noch keine. Zwar kam ich mit mancherlei brauchbaren Personen in Berührung; doch waren es meistens solche, die sich einer, oder der andern Partei zugeschworen hatten, und sich geneigter zeigten, dem Interesse ihrer politischen Meynungsgenossen, als dem Interesse des Staates und Volkes zu huldigen. Die Parteilosen und Friedliebenden waren selten und hielten sich klüglich zurückgezogen. Es blieb meine Aufgabe, sie zu suchen *).

So ließ ich, ohne anders, was bestand, bestehn; machte mich selbst, umgeben von einer Verwaltungskommission erfahrner, sach- und landeskundiger Männer, zum Bindemittel und Haupt der dreimal drei Republiketen; und gewann damit Zeit, die innern Zustände dieser Sedez-Staaten tiefer zu durchschaun, oder das, was künftig geschehn sollte, vorzubereiten. Indem auf diese Weise, das bisher Beliebte und Gewohnte unangefochten verharrte, und, zum Nutzen Aller, doch auch der längst entbehrte Verband Aller wieder geknüpft war, beruhigte sich die Mehrheit der Gemüther; und die Zuversicht des Volks auf meinen guten Willen, schloß meiner Wirksamkeit einen günstigern Spielraum auf.

Bald aber verspürte ich, daß neben mir, noch eine andre Macht herrsche, und eine gewaltigere, als die meinige; die des Clerus! Ich hatte sie schon in den Berg- und Waldkantonen kennen gelernt. Der Stützpunkt ihrer Größe ist, wie in vielen katholischen Staaten Euro-

*) Alle diese Gründe leuchteten endlich den gesetzgebenden Räthen der Republik selbst ein, und sie beschlossen, die Reorganisation der beiden italienischen Kantone, so wie des Kantons Schaffhausen bis zum Herbst zurückzustellen.

pens, so auch in der Schweiz, von jeher Geistesbefangenheit der Regenten und Unterthanen gewesen. Jahrhunderte haben ihr diesen Stützpunkt befestigt; es erfordert Arbeit wenigstens eines Jahrhunderts, ihn mit einem ehlern zu ersetzen. Wo der Staat innerhalb der Kirche, der Altar über dem weltlichen Thron steht, gehört der Staat dem Priesterthum an, dessen Löse- und Bindeschlüssel, voll magischen Schreckens, über den Köpfen des Volks, und über den gekrönten Häuptern, wie des Damocles Schwert, hängt. Wo Staat und Kirche in Rechtsgleichheit, und scheinbarer Friedfertigkeit, neben einander bestehn, ist der weltliche Arm allerdings schon zur Hälfte seines Landes und Volkes Meister geworden. Doch bezeugt selbst das fortdauernde Suchen nach den Gränzen zwischen Staat und Kirche, wie sehr diese in einander verschwommen sind; und das der absoluteste Monarch nicht Alleinherrscher in seinem Reiche sey, so lange er darin einen Mitherrscher habe. Die Freiheit des Regenten, neben der seines Volks, beginnt, wo, statt der Kirchenmacht, Glaubensfreiheit, ohne Gefährdung öffentlicher Ordnung, wohnt.

Ungeachtet dieser verketzerungswürdigen Ansichten wage' ich doch nicht, meinem eignen Mitherrscher den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen. Um das Volk zu gewinnen, mußt' ich die Huld der Geistlichkeit gewinnen. Vorzeiten konnte freilich ein eidsgenössischer Landvogt die Unterthanen am Tessin mit seinem aufgehobenen Finger zittern machen. Sein Weibel galt dem durch Gewohnheit fest geügelten großen Haufen, einer Armee gleich. Aber die geheimnißvolle, unsichtbare Macht, welche sonst noch große und kleine Majestäten zu umschweben pflegte, war in der Umwälzung aller Dinge ziemlich verstoben. Und da ich, ohne Geld, ohne Truppen, nicht durch Gewalt, noch weniger durch überzeugende Belehrung ein bildungsarmes Volk aus der Anarchie zur Gesetzlichkeit zurückzuführen vermochte, schien mir, ein Bund mit der Hierarchie, nicht das übelste Mittel.

Die zahlreiche Priesterschaft stand unter dem Krummstabe des Erzbischofs Filippo Visconti, und des Bischofs von Como, Carlo Rovelli. Ich bemühte mich umsonst, die Gunst dieser Kirchenfürsten zu erobern. Die Welt- und Ordensgeistlichkeit zeichnete sich, mit

wenigen schätzbaren Ausnahmen*), durch Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse, wohl durch flottes Umhertreiben in Wirthshäusern, Lustparthien und an Spieltischen aus, dergleichen ich in der deutschen Schweiz seltner bemerkt hatte. Sie waren mit handwerksmäßiger Verrichtung ihrer kirchlichen Pflichten zufrieden, und gaben oft nebenbei auch den Knaben in Dörfern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. Für Mädchen fand im Allgemeinen kein Schulunterricht statt; er schien für sie entbehrlich, oder gefährlich. Die Pfarrer waren meistens gar kümmerlich besoldet; selbst die Klöster arm.

Das Elend dieser Dorfgeistlichen zu mehren, pflegten sich, beim Durchzug der Kriegsvölker, Soldaten und Offiziere bei ihnen am liebsten einzuquartieren, in Erwartung besserer Pflege und Kost, als in unsaubern Wohnungen der Bauern. Sahn sich die Pfarrer außer Vermögen, ihre Gäste nach Standesgebühr zu bewirthen, erfolgte gewöhnlich ein Ausbruch des Zorns, unter welchem alles im Hause Zerschlagbare oder Zerreißbare zerschlagen und zerrissen ward. So kam eines Tages, und zwar am hellen Tage, ein Pfarrer von Lumino, Namens Thoma Zezi, im abenteuerlichsten Aufzuge gen Bellinzona zu mir, Erbarmen und Beistand flehend. Er hatte die Reise im zerfetzten Schlafrock von buntem Kattun, in Pantoffeln, zerrissenen Hosen und rundem Filzhut, die einem Bauer entlehnt waren, beim übelsten Wetter gemacht.

Wiewohl ich zum Schutz der Geistlichkeit leistete, was in meinen Kräften lag, sogar, um den übeln Geruch der Ketzerei von mir abzuwehren, fleißig die Kirchen besuchte, versöhnt' ich sie nicht. In den Umgegenden von Locarno predigte man ohne Scheu, Aufruhr gegen die helvetische Republik; und in den Kirchen dauerten, selbst während

*) Dahin rechne ich besonders den würdigen Pater J. Anselmo Gobbi, Minor Riformator, im Kloster degli Angioli zu Lugano, der mir, aus eignem Triebe, ein „Progetto di civile-moral educazione“ von seiner Arbeit überreichte. Ich nenne ihn gern, und eben deswegen, weil er nicht nur mit Cicero und Seneca vertraut war, sondern sogar mit Montesquieu, Bielefeld, d'Alembert, Locke und Rousseau.

Anwesenheit französischer Truppen, bischöflich angeordnete Gebete um Beistand des Gottes Zebaoth für Waffenglück und Siege der kaiserlich-königlichen Heerschaaren fort. Zwar Letzteres wurde, als ich mich an Bischof und Erzbischof wandte, unterlassen. Aber ungeachtet die Lippen schwiegen, beteten die Herzen fort.

So sah ich mich gezwungen, sogar aus den Sünden der helvetischen Regierung, mir eine Tugend zu schaffen. Es hatten die neuen Gesetzgeber der Schweiz, im Feuereifer für Gleichheit und Freiheit, die Ungerechtigkeit begangen, Zehnten und Bodenzinse, ohne Entschädigung, aufzuheben. Dadurch waren Weltgeistliche und fromme Stiftungen in bitterste Dürftigkeit versunken. Der österreichische Graf Cocastelli, mein Geschäftsvorfahr, hatte wie schon erwähnt, die Entrichtungspflicht der alten Schuld wieder hergestellt; allein mir ward es nicht so leicht ihm nachzufahren. Und doch wagt' ichs, obgleich der Vollziehungsausschuß der Republik selbst mir keine Erlaubniß dazu gestatten konnte und wollte. Ich aber fand Grund, oder Vorwand, oder Rechtfertigung meiner Nachahmung Cocastelli's darin, daß, so lange in der italienischen Schweiz nicht die helvetische Verfassung, sammt deren Gesetzen und Behörden, förmlich ins Leben zurückgeführt wären, ich auch mit strenger Vollziehung des Zehn- und Bodenzinsgesetzes noch Ausnahmen machen könne. Die Verkündung dieses meines Beschlusses wirkte, wie ein Zaubermittel. Ueberall ward plötzlich Ruhe; und die Religion sah sich in allen Pfarreien außer Gefahr. Man betete für den allgemeinen Frieden. Was ich zur Befestigung der öffentlichen Ordnung irgend wünschen konnte, ging, durch Kraft bischöflicher Mahnungen, in Erfüllung. Mir ward dazu noch der schmeichelhafte Titel eines „Protettore della religione cattolica" zu Theil.

11.

Faktionenkampf im italienischen Styl

Als einmal in den Ebenen von Marengo*) das Schicksal Italiens für die nächste Zukunft, durch Bonaparte's Schlachtenglück, ent-

*) Am 14. Juni 1800.

schieden zu seyn schien, trat auch ich fester gegen den ewigen Hader der Parteien auf. Versöhnung nicht, aber Unverletzbarkeit öffentlicher Ruhe, konnt' ich gebieten. Ich erklärte laut genug, aber umsonst, meinen Abscheu gegen die Verirrungen, Ungerechtigkeiten und verübten Greuel der Faktionen; ward dafür von beiden desto mehr gehaßt oder gefürchtet, und von beiden, heimlich und offen, bei helvetischen, cisalpinischen und französischen Behörden verdächtigt; von den Einen, als Revolutionär, von den Andern, als geheimer Agent Oesterreichs, oder als Englands Söldner *). Im widerlichen Kampf mit der leidenschaftlichen Schlauheit und Hinterlist dieser Leute konnte nur rastlose Wachsamkeit und folgerechtes Handeln an's Ziel führen. Zum Glück verriethen abwechselnd die Einen mir immer die Pläne der Andern. Anonyme Drohbriefe von Meuchelmordslustigen schüchterten mich darum nicht ein **).

Indem mich beide Parteien mit ihren gegenseitigen Anklagen fort und fort belagerten, und beide Entschädigung für die, von ihren Gegnern erlittenen, Verluste begehrten, proklamirte ich das erneute Am-

*) In Mailand wirkten bei der jungen Regierung Cisalpiniens, die selbst noch in revolutionärer Stellung war, sowohl mir abholde, cisalpinischgesinnte Schweizer, als französische Generale aus Moncey's Armeekorps, daß man mich für einen heilen Anhänger Oesterreichs halten mußte. Unzufriedne luganische Patrioten ließen dort, in italienischer und französischer Sprache, ein compendio storico degli avvenimenti seguiti in Lugano dell' epoca della proclamazione della libertà sino al presente, drucken, worin ich, als Schember der scelleraggini e degli orrori dargestellt ward. Eben so ward ich, als solcher, von den „Patrioten" bei den höchsten helvetischen Behörden angeschuldigt. Anderseits machten sich die Blätter aristokratischer Partei ein Fest daraus, mich, als den „abgefeimtesten Jakobiner" zur Schau zu bieten, der sogar die „biedern Unterwaldner und Schwyzer" verführt habe; und, vor allen Andern, der durch seine Restaurationslehre bekannt gewordene Karl Ludwig Haller, in dessen Augen ich, als „Landstreicher, verlaufener Preuße, voller Revolutions-Fanatismus" galt. (Man sehe z. B. seine: „Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzugs in der Schweiz. 2 Thle. 1801.")

*) Ungeachtet der dringenden Warnungen meiner treuen Begleiter Anderwaur und Denz, nahm ich auf Reisen, auch über den öden Monte Ceneri, nie militärische Escorte mit. Wer keine Furcht äussert, den fürchten die Feigen.

nestiegesetz der helvetischen Republik über alle bisherige politische Vergehen. Man bestritt mir die Anwendbarkeit desselben am Tessin; hier seyen Gewaltthaten der Obrigkeiten und Gerichte, hier bürgerliche Verbrechen, Räubereien, Mißhandlungen, Mördereien zu bestrafen. Die Gerichte und Regenzen der Republiketten hinwieder, beharrten auf Beibehaltung des Güterſequeſters der Cisalpiniſchgeſinnten und Fortſetzung der gegen ſie begonnenen Prozeſſe, welche ſchon zu beträchtlichen Aktenſtößen erwachſen waren. Ich befahl, dieſe Akten nach Lugano, zu meiner Einſicht, zu bringen. Sie füllten eine oder zwei große Kiſten. Um den gordiſchen Knoten mit einem Streich zu löſen, ließ ich ſie alleſammt wohlverpackt über den Gotthard nach Bern, an die Archive der Staatsregierung abgehn, in welchen ſie noch heute ihren Grabesſchlaf halten mögen. So war der Faden gerichtlicher Verfolgungen für immer abgeſchnitten.

Die Familien kehrten in Beſitz ihres Eigenthums zurück. Das genügte den Patrioten nicht. Sie forderten Beſtrafung der proviſoriſchen Regenzen. Ich bewies ihnen, daß keine unabhängig geſtandne Regierung irgend einer andern Gewalt verantwortlich ſeyn könne, als derjenigen, durch welche ſie, unter Bedingung der Verantwortlichkeit, das Daſeyn empfangen habe. Indem ich auf ſolche Weiſe die einſtweilen beſtehenden Behörden in Schutz nahm, wiewohl ſich unläugbar mehrere einer gewiſſenloſen Tyrannei ſchuldig gemacht hatten, widerſetzten ſich dennoch derſelben einige, der Vollziehung meines Befehls Genüge zu thun, den Sequeſter aufzuheben; am hartnäckigſten die von Mendriſio. Mein Drohen, ſie, bei längerm Weigern, aufzulöſen, oder vielleicht mehr ihre Furcht, Gegnern den Platz überlaſſen zu müſſen, trieb ſie zum Gehorſam. Wie übel einem guten Republikaner, wie mir, die altlandvögtliche Gewaltsherrnmiene anſtehn mochte: ſie war am Platze. Die der Vogtſchaft Gewohnten beugten ſich unwillkürlich tiefer vor ihr, als vor der Würde des Geſetzes.

Noch ein andrer Zug zum Bilde dieſer Zeit und ihrer Menſchen. Eines Tags verlangte bei mir ein Frauenzimmer von guter Familie in Lugano Gehör. Es trat eine jugendliche, ſchlanke Geſtalt zu mir ins Zimmer; von Häupten zu Füßen in Trauergewändern, und von einem

schwarzen Schleier umflossen. Durch diese gewohnte Finsternis leuchtete mir aber ein edles, zwanzigjähriges Mädchengesicht entgegen. Eh' ich der schönen Königin der Nacht ein Wörtchen des Empfangs sprechen konnte, warf sie sich zu meinen Füßen, hob die gefalteten Hände empor mit lautem Schrei: „Vendetta! vendetta!“ — Es dauerte lange, eh' ich sie bewegen konnte, ihre Angelegenheit mit einiger Gelassenheit vorzutragen. Sie war die Schwester des erschlagenen Papi, welchem, wie ich schon erwähnt habe, der gerichtlich verbannte Meuchelmörder Giuseppi Curti, unterm Freiheitsbaum, mit der Art den Kopf gespalten hatte. Der verwegne Bandit hatte sich wieder auf Schweizerboden, im Val d'Agno, gezeigt, angelockt, sey es durch den Wunsch seiner Parteimänner, oder durch die Sage von meiner aristokratischen Gesinnung. Nie ist mir aber eine weibliche Schönheit entsetzlicher gewesen, als die der jungen, rachelechzenden Grazie. Ich entließ sie, mit Auftrag, mir einen ihrer männlichen Verwandten zu schicken.

Einen Mord, wie jenen, ungeahndet lassen, hieß eben so viel, als jeden Bösewicht, in einer Siegesstunde des anarchischen Pöbels, zu ähnlichem Greuelwerk ermuthigen. Ich gab dem Kommandanten der helvetischen Kompagnien, Rüttimann von Luzern, Befehl, mir den Mörder lebendig oder todt einzuliefern. In einer Gewitternacht umzingelte der wackre Offizier mit Soldaten das Haus des Curti im Val d'Agno. Ungeachtet der unläugbarsten Spuren von wirklicher Anwesenheit des Mannes, schwor dessen Weib bei Gott und all seinen Heiligen, der, den man suche, sey nie aus der Lombardie zurückgekehrt. Der Kerl hatte sich aber auf das flache Dach der Hütte geflüchtet. Dort von einem der Soldaten entdeckt, sprang er herunter; und schon im Begriff zu entwischen, verrieth ihn das Leuchten der Blitze. Sechs Flintenschüsse streckten ihn zu Boden. Er war schwer verwundet. Sein Weib, mit plötzlicher Sinnesänderung, bedauerte nun, daß er nicht getödtet worden sey, und verweigerte sogar, zum Verband der Wunden, ihr altes Linnen. Die Soldaten mußten ein Bett-Tuch dafür zerreißen, während die Megäre schrie: „Mag das Aas verbluten! Bin ich doch selbst, und sein Bruder nicht, vor ihm mehr des Lebens sicher!“

Der Verbrecher ward den Gerichten überantwortet. Zur Vollendung der kleinen Geschichte bemerk' ich nur, daß der Bandit, endlich von seinen Wunden genesen, vor Beendigung seines Prozesses, sobald ich die italienischen Kantone verlassen hatte, aus dem Kerker entkam, man weiß nicht, wie? Er gelangte wohlbehalten nach Italien *).

Während gelungen war, den politischen Fanatikern ihr unheilvolles Treiben auf vaterländischem Boden zu erschweren, oder unmöglich zu machen, verlegten sie, mit besserm Glück, ihren Kampfplatz auf cisalpinisches und piemontesisches Gebiet. Hier machten sich die patriotischen Parteihelden bei den revolutionären Behörden und französischen Befehlshabern, als verfolgte Freunde der cisalpinischen und französischen Republik, geltend. Hier lauerten sie, Weglagern gleich, ihren Mitbürgern von der Gegenpartei auf, wenn diese, in Handels- oder andern Geschäften, arglos wagten, die Schweizergränzen zu überschreiten. Hier bewirkten sie, unter allerlei Vorwand, deren Verhaftung; oder sie klagten sie, als Anführer des Bauernaufstandes gegen die ehmals im Rückzug begriffenen französischen Truppen an; oder erpreßten Geldsummen von ihnen; oder trieben, mit der mailändischen Polizei einverstanden, andern Unfug **). Kein Wunder, wenn Feindseligkeiten solcher Art, den alten Volksgroll gegen die Patrioten von neuem entflammten.

Doch ekelt mich an, umständlicher in Erzählung dieser Schändlichkeiten einzutreten. Nur will ich erwähnen, daß ich glücklich genug war, mehr als einen rechtlichen Hausvater, aus den Fäusten der

*) Das in voriger Note erwähnte Compendio storico argwohnt, die Gegner der Patrioten selbst hätten ihm Mittel zum Entrinnen gegeben.

**) Das damalige Comitato della polizia generale in Mailand erblödete nicht, selbst Briefe aus der Schweiz zu erbrechen und zurückzuhalten. Ich erfuhr dies von einem der Luganer-Patrioten, J. B. Agnelli, selber, der, mit seinen ausgewanderten Parteigenossen, Stefano Riva, Mellini, Quadri, Barca u. a. m. im vertrauten Verhältniß mit den Gliedern jenes Comitato stand.

Rachgierigen zu retten und seiner Familie wieder zu geben*); daß mir im beständigen Briefwechsel mit den französischen Generalen, die Feldherrn Hullin, Bethencourt und Soult edelmüthigen Beistand leisteten; und daß besonders Massena's Nachfolger im Oberbefehl der italienischen Armee, General Brune**) auf meine Vorstellungen, die persönliche Sicherheit der Schweizerbürger auf italienischem Grund und Boden herstellte und bleibend machte. Als die Unruhestifter sich überall gelähmt sahn, wiegelten sie noch französische Offiziere, selbst den General Mainoni auf, Entschädigung für die Verluste vom Gepäck der 44. Halbbrigade zu fordern, welches die luganesischen Bauern im Jahr vorher den Oesterreichern verrathen haben sollten***). Doch auch dieser Versuch ward vereitelt.

---

*) So z. B. wurde auf Anstiften der Patrioten ein Bürger von Lugano, Namens Salomon Luigi, unter Vorwand mangelhafter Päße, in Como verhaftet und nach Mailand geschleppt; ein Andrer, Namens Parigi, auf Begehren eines gewissen Quadri, zu Cintra angehalten und in die Gefängniße von Palanza geführt; ein dritter, der ehmalige Regierungsstatthalter Buonvicini von Lugano, auf Verlangen eines gewißen Giacomo Barca, in Mailand aus seiner Wohnung gerißen und in den Kerker geworfen. Von Zeit zu Zeit kamen auch unterschriftlose Briefe aus der Lombardie, in welchen Einer, oder der Andere, selbst ich, mit Rache und Tod bedroht ward.

**) General Brune benahm sich seines Namens würdig; er vernichtete den Spruch des Kriegsgerichts, vor welchem Buonvicini gestellt war, und ließ dessen Ankläger Barca in die Citadelle von Mailand führen. Dieser vertheidigte sich jedoch glücklich und ließ von sich ein memoire justificatif nachher drucken. Eben so handelte in Betreff des Parigi der damalige Generallieutenant Soult, Kommandant von Piemont. Er schrieb mir aus Turin (18. Brumaire an 9), und ich führe die Stelle nur, als einen der Belege für die damals verübten Unordnungen an: „Je viens de donner l'ordre, pour qu'il soit fait sur le champ recherche exacte des auteurs du vol, faits au citoyen Parigi, arreté à Intra. Les coupables doivent rendre la somme exigée et je me reserve en outre de les faire punir, afin qu'à l'avenir de semblables vexations n'ayent pas lieu."

***) Mainoni, der sich beim Ueberfall von Unterwalden im September 1798, durch Menschlichkeit gegen die besiegten Insurgenten ausgezeichnet hatte, fand es besser, sich nicht an mich, sondern, durch die französische Gesandtschaft in Bern, an die Regierung selbst zu wenden. Er scheint aber doch keinen hohen Werth auf seine Verluste, oder seine Anklagen gelegt zu haben. Denn als

13.

Französische Goldmacherkunst.

Unter allen Quälereien, mit welchen das arme Volk am Tessin heimgesucht ward, Quälereien die sich, durch Rückprall, nothwendig in die meinigen verwandeln mußten, empfand ich keine schmerzlicher, als die gewissenlose Grausamkeit, mit welcher diese Landschaften, von französischen Machthabern, besonders so lange Massena den Oberbefehl führte, behandelt wurden, und zwar einzig nur, um Geld zu erpressen.

Die Schweizerthäler längs dem Tessin sind durch ihre Lage gezwungen, den größten Theil, oder die Gesammtheit ihres Bedarfs an Getraide*) und Salz, aus Italien zu beziehn. Gleich anfangs, beim Vordringen der Franzosen über den Bernhard und Gotthard nach Italien, war der Waarenverkehr und die Postverbindung zwischen der Lombardie und Schweiz unterbrochen. Bald nach dem Einzug der Franzosen in Mailand, begab ich mich, auf Geheiß der Regierung, dahin, theils Wiederherstellung des Unterbrochnen, theils Rückgabe der dem ersten Konsul und seinem Generallieutenant, zum Transport der Kriegsbedürfnisse über die Alpen, hingeliehenen Menschen, Pferde und Fuhrwerke zu erwirken. Zugleich war ich beauftragt, von Moncey Entrichtung der Geldsummen zu fordern, welche er in der Schweiz für Ankauf von Schlachtvieh und andern Lebensbedarf seiner Truppen, schuldig geworden war, und versprochen hatte sogleich, nach Einzug in die lombardische Hauptstadt, baar zu bezahlen**).

---

ich ihm nach Mailand (19. August 1800) schrieb, er möge mir nähere Angaben über die Größe des Verlustes und über die Personen mittheilen, von welchen die Bauern zum Verrath angeleitet worden wären, ließ er die Sache gänzlich fallen.

*) Der damals jeden Monat ungefähr 6000 Malter (moggie) Korn, Mais u. s. w. betrug.

**) Die Summe betrug 50,000 Franken.

höhere Gedanke, jede Selbstthätigkeit des Geistes ward, als Reiz zum Sündigen, mit Sorgfalt vernichtet. Man klärte die Indianer nur so weit auf, als es für den Priesterstaat nützlich war, und daß es den Leuten nicht beifallen konnte, je über den ihnen angewiesenen Kreis hinauszuschreiten. Unbedingter Gehorsam ward, wie im Orden, so auch bei den Indianern Grundpflicht. Wer gefehlt hatte, begab sich zum Priester, flehte zu seinen Füßen um die verdiente Strafe, und küßte dankbar die Hand, welche ihn gezüchtigt hatte. Man sah hier durch Gewohnheit, Aberglauben, Gottesfurcht, Unwissenheit und bürgerliche Einrichtungen eine Geistesknechtschaft, wie sie die Welt nirgends sonst, als etwa in Klöstern erblickt hatte. Wundere sich Keiner, daß der Herrschlist ein solches Kunststück an einem ganzen Volke gelang, und so leicht gelang, wie in Mönchszellen; ein Kunststück, welches allerdings in Europa die Schaaren der kleinen Herrscherlinge, die an Roms Brüsten erzogenen Priester, die im Schatten pergamentner Stammbäume erwachsenen Edelleute, oder die gern großmächtelnden Patrizier kleiner Städte, als unerreichbares Urbild bewundern mochten. Aber das jesuitische Missionenland war allerdings wie ein einziges Kloster anzusehen; jede der sogenannten Reduktionen wie eine Zelle, mit Menschen bevölkert, deren kindische Unwissenheit

Als ich in Mailand ankam war eben vier Tage vorher, die Schlacht bei Marengo geschlagen; Waffenstillstand geschlossen; der erste Konsul im erzherzoglichen Palast zu Mailand anwesend. Alles für mich von guter Vorbedeutung. Aber Moncey zukte, bei meinem Erscheinen, voll Bedauerns, die Achseln. „Der erste Konsul hat mir," sagte er: „große Summen zugesagt; aber sie noch nicht angewiesen. Ich hange gegenwärtig von seinen Anordnungen unbedingt ab, und darf nichts, aus mir selbst, verfügen. Wegen Salz- und Getraide-Ausfuhr, wenden Sie sich an den Staatsrath Petiet, bei dem ich Ihr Verlangen mit allem Nachdruck unterstützen werde. Wegen Auslieferung der Transportmittel, bitt' ich Sie, unmittelbar den ersten Konsul anzugehn. Ich bin eben im Begriff mich zu ihm zu begeben und will ihn von Ihrem Hierseyn unterrichten. Sie werden bei ihm noch heut Audienz erhalten. Oder ziehen Sie vor, mich bei ihm die Sache führen zu lassen? Auch dazu bin ich bereit, und werde gewiß Ihr beredter Fürsprecher seyn."

Einen Augenblick unschlüssig, hielt ichs der Klugheit angemessen, ihm volles Vertrauen zu zeigen und dem letzten seiner Verschläge Beifall zu geben. „Wohlan, General," sagt ich: „Sie werden jenes Ehrenwort lösen, das ich in Luzern von Ihnen empfing, und ohne welches ich nicht bei Ihnen geblieben seyn würde. Sie besitzen die hohe Achtung des ersten Konsuls. Das Geschäft ist eben so sehr das Ihrige, als das meinige. Sicherlich werden Sie leichter, denn ich, den Zweck erreichen."

Moncey begab sich, sogleich nach dieser Unterredung, zum feldherrlichen Konsul; aber die Antwort, welche er von demselben zurückbrachte, war, wie sie im gemeinen Leben etwa ein lustiger, vornehmer Cavalier dem „bürgerlichen Pack" zu geben pflegt, wenn er an Zahlung seiner Schulden gemahnt wird. „Ich dächte", ließ Bonaparte mir erwiedern: „die Befreiung der Schweizerkantone vom Feinde und die hergestellte Kommunikation mit Italien, könnte wohl ein der Armee gebrachtes Opfer aufwiegen. Sagen Sie dem helvetischen Kommissär, wir sind von den Alpen heruntergestiegen, wie die Narren, alle durcheinander (pêle-mêle, comme les fous), haben uns geschlagen; werden

uns schlagen; müssen jetzt an Vernichtung des Feindes denken. Nachher finden wir uns schon mit den Schweizern ab!"

Indem ich dem Vollziehungsausschuß zu Bern diesen Ausgang meldete *), fügt' ich die Bemerkung bei: „Unser Verhältniß zu Frankreich ist leider so gestaltet, daß wir, bei unsrer Ohnmacht, das Uebel, durch Ernst und Trotz, nur verschlimmern, und uns mit ewigen Klagen nur verächtlicher machen. Man zeigt auf Anstrengungen und Opfer Genua's und Hollands hin; zahlt mit schmeichelnden Hoffnungen; wird zuletzt aber unser Interesse doch bloß in so fern berücksichtigen, als es ein Kontingent zum französischen ist."

Das Dringendste für den Augenblick, Herstellung der Einfuhr von Getraide und Salz in die angränzenden Gegenden der Schweiz, gelang, durch Moncey's thätige Mithülfe, vollkommen. Der Staatsrath Petket willfahrte meinen Wünschen; Marliani, Präsident der mailändischen Munizipalverwaltung, bot zu Allem freundliche Hand. Ich ernannte einen in Mailand wohnenden sachkundigen und thätigen Mann **) zum Geschäftsführer, und eilte, als Halbzufriedner, nach Lugano zurück.

Aber auch diese halbe Zufriedenheit war von kurzer Dauer. Denn sobald der erste Konsul, nach Paris zurückgegangen, den Oberbefehl der italienischen Armee an Massena übergeben hatte, beschränkte dieser die Kornausfuhr; dann hemmte er sie ganz. Endlich gestattete er sie, nach vielen Unterhandlungen, wie bloße Begünstigung; nur einzeln; nur gegen Ausfuhrscheine, die eigenhändig von ihm unterschrieben seyn sollten; nur gegen Erlegung einer Abgabe von 5 Francs für jeden Sack Getraides oder Hülsenfrucht. Nach und nach erhöhte er auch diese Abgabe. Dann, um sie reicher fließen zu machen, und zugleich Schleichhandel zu verhindern, lagerte er französische und cis-

*) Aus Mailand 21. Juni 1800.

**) Einen Schweizer und angesehenen Handelsmann, Namens Pietro Taglioretti.

alpinische Truppen in die beiden Kantone ein, denen er Lebensmittel versagte, aber doch zur Pflicht machte, dies Kriegsvolk zu ernähren. Dann, als die künstlich geschaffne Hungersnoth vollendet war, und das eingelagerte Militär selber Hunger zu leiden anfing, ward dies zwar zurückgezogen; aber die vier helvetischen Kompagnien, unter dem Kommandanten Rüttimann, erhielten Befehl *), jedes unerlaubte Einbringen von Lebensmitteln aus der Lombardie zu verhüten. So mußten Schweizer knechtisch dienen, Mangel und Elend ihres eignen Landes zu steigern, um den Goldhunger eines französischen Helden zu sättigen. Während aber die armen Gebirgsbewohner Kräuter und Wurzeln suchten, ihr trauriges Leben zu fristen, erschienen von Zeit zu Zeit auf dem Lago maggiore und Luganer-See, kornbefrachtete Schiffe, in welchen französische Proviantkommissäre ihre Waare, zu übergroßen Preisen, den Hungernden feilboten. Um diesen einen guten Markt zu sichern, wurden an den Gränzen, unter den nichtigsten Vorwänden, sogar Getreidefuhren festgehalten und verzögert, obgleich sie mit völlig regelrechten, von Schweizern theuer bezahlten Ausfuhrbewilligungen, versehn waren.

Genug von diesen Blutsaugereien der damals gefeierten Völker-Vampyre!

16.

Gemüthliche Stimmungen.

Tägliche Noth und Sorge, Reisen, Untersuchungen, Anordnungen, Korrespondenzen, Sitzungen in den Behörden u. s. w., selbst viele mißlungene Bestrebungen, erhielten mich in rühriger Thätigkeit. Aber erquickliches Leben war's nicht. Ich sah bald voller Ekel, bald mitleidig, das Menschengeschlecht um mich her, mit seinen civilisirten Lastern und Albernheiten, und der Tugenden so wenige; die legitimen Mördereien und Gewaltthaten der Schlacht-Heroen unter hingeschlach-

*) Sie waren zwar dem Dienst im Innern der Republik bestimmt, aber in ihrem Vaterlande zugleich dem Befehl der französischen Generalität untergeordnet.

teten Nationen; die Raſereien der vom Parteigift Betäubten; die Prieſter, mit ſtarrem Heiligenſtolz im Demuthskittel, auf den Himmel zeigend, aber von der Erde fordernd; und dann die duldſame Volksheerde, von ihren Herrn und Hirten mit Plagen, mit größern, als je die Plagen des moſaiſchen Aegyptens geweſen, geſchlagen. Zuweilen ward mir, als wäre es meine Beſtimmung, Heiland einer Menſchenhölle zu werden. Ich hätte gegen ſolche Beſtimmung nicht viel einzuwenden gehabt, wenn ich nur irgendwo eine von mir gründlich vollbrachte Heilung zum Troſt gehabt hätte. Statt deſſen wuchſen mir, nach jeder beſiegten Widerwärtigkeit, zehn andre entgegen, wie dem Herkules die Hälſe der lernäiſchen Schlange. Falſche Münze der Schmeichelei von Hohen und Niedern, öffentliche Ehrenbezeugungen waren für mich der ſchlechteſte Lohn; ſelbſt wiederholte Erklärungen des Beifalls von Seiten der Regierung, keine Genugthuung.

Man ſagt: Tugend trage ihre Belohnung in ſich. Ich hatte auch lange daran geglaubt; war mir des reinſten Wollens bewußt, und dennoch ohne Freude an meinem Thun. Der Lohn der Tugend beſteht nur in der Stille des Gewiſſens, die erſt dann zur wirklichen Freudigkeit aufgeht, wenn wir, ohne Schuld, als Schuldige, verdammt werden. In den meiſten Fällen aber wußt' ich ſelber nicht einmal, ob ich tugendhaft gehandelt habe, oder nur ſinnlich-klug.

Ich wohnte jetzt in einem Lande, deſſen ganze Natur Poeſie iſt. Für mich jedoch war da aller Zauberduft und Farbenſchmelz durchaus von Hügeln, Hainen und Seen, wie weggeblaſen. Ich fühlt' in mir nur noch den kalten, rechnenden Verſtand lebendig. Das Herz darbte; gewöhnt an Zärtlichkeiten der Freundſchaft, trieb ich mich ganz gleichgültig unter Gleichgültigen umher. Gewöhnt an jenes Sehnen, Hoffen, Fürchten, welches ſonſt dem Jünglingsalter weibliche Liebe aufregt, mußt' ich den angenehmen Rauſch des Herzens entbehren, in welchem unſre Einbildungskraft ſelbſt über Wüſten Paradieſesreize verbreitet. Ich ſchien mir in dieſer Nüchternheit zuweilen aufgehört zu haben, ich ſelber zu ſeyn. Man wird vielleicht das naive Geſtändniß ein wenig belächeln. Wer im ſeligen, ſtillbegeiſternden Gefühlleben Fremdling iſt, kann mich freilich nicht verſtehn.

Sehr selten erhascht' ich einige der glücklichen Augenblicke, da ich, meines Frohndienstes frei, ihn vergessen, mir ganz selbst, in mir leben konnte. Gewöhnlich entschlüpft' ich in irgend eine Einsamkeit, in einen grünen Waldwinkel; oder lagerte mich am Seeufer von Locarno oder Lugano, unter dem Obdach wildwachsender Kastanien, Feigen und Kirschlorbeern; oder auf den Höhen von Bellinzona neben den alterthümlichen Schloßgemäuern. Da las ich zum ersten Mal Gibbon's Geschichte vom Verfall des Römerreichs; eins der wenigen Bücher, welche ich neben Tacitus, Shakespeare und Walter Scott, mehrmals habe wiederlesen mögen, und worin ich immer Neues entdeckte. Das Buch machte mir zuweilen wirkliches Grausen, wenn ich im Lesen wahrnahm, daß die längst verstorbnen rohen Unholde jener Jahrhunderte noch heutiges Tages leibten und lebten, wie damals, nur mit andern Titeln, Röcken und Mitteln ausgestattet. Mich selbst zu beruhigen, mußt' ich mich dann so vieler tugendhaften Menschen erinnern, als ich in der Gegenwart kannte; oder meiner entfernten Freunde und Freundinnen gedenken, mit denen ich dann in Gedanken plauderte. Jede Zeile, die mir von ihnen, über den Gotthard, kam, brachte einen Festtag.

Doch selbst der zärtlichste Brief von der Hand einer Geliebten hätte mich nicht in so angenehme Bestürzung setzen, und ein so sonderbares Gewirre von Gefühlen in mir aufregen können, als ein Schreiben, welches ich damals von der Hand meines ehmaligen Lehrers, des ehrwürdigen Oberkonsistorialrathes Steinbart, empfing. Seit ich Frankfurt an der Oder verlassen hatte, war ich ohne nähere Verbindung mit ihm geblieben. Er, den ich, als Student, wie ein höheres Wesen, verehrt und gefeiert hatte, gedachte noch meiner! Gewiß bin ich, beim Erblicken seiner Unterschrift, roth geworden, aus Stolz, aus Freude und Scham. Und doch machten seine Worte zuletzt nur einen peinlichen Eindruck, den bloß der Gedanke an seine Güte und Liebe veranmuthigen konnte.

Es traten, beim Lesen, zwei Zeiträume aus meinem Leben, in grellem Abstich, zusammen, die zwar nur durch fünf Jahre, aber wie fünfzig lang, von einander geschieden waren. Ich sah den Mann,

der mir einſt ſo groß däuchtete, wie kleiner geworden, und ſah ihn ungern ſo. Und gleich ihm, ſchien mir Alles von ehmals, enger und niedriger geworden, wie die Spielräume der Kindertage, wenn man ſie nach einer langen Abweſenheit zum erſten Mal wieder erblickt. Mein Sonſt und Jetzt hatten nichts mit einander Verwandtes mehr. Der weiland an Gott und Welt irre Burſch, mit dem philoſophiſchen Doktorhut, in Frankfurt, vor der Studierlampe bei ſeinen Folianten, — es war eine ganz andersartige Figur, als der gebietende Mann an den Ufern des Lago maggiore, welcher jetzt unglücklichen Völkerſchaften helfen und Schutzengel vieler Familien ſeyn ſollte.

„Wahre Freude", ſchrieb unter Anderm der würdige Steinbart, indem er gegen mich noch immer den Ton des väterlichen Freundes und akademiſchen Lehrers behielt: „wahre Freude haben mir die öffentlichen Nachrichten von Ihnen verurſacht, beſonders weil Sie nun die Richtung aufs Praktiſche, was meine akademiſchen Vorleſungen bezwecken, aus Erfahrung approbiren werden. — Aus eigner Erfahrung weiß ich, wie wohlthätig zur Reinigung unſrer theoretiſchen und ſpekulativen Kenntniſſe es iſt, wenn man eine Zeit lang ins Geſchäftsleben hineingeſtoßen wird; und daher glaubte ich, daß jeder andre Aufenthalt Ihnen vor der Hand zuträglicher ſeyn würde, als der auf Schulen. — Wie ſehr ich aber an allen Ihren Begebniſſen Theil genommen, davon ſey Ihnen Folgendes ein Beweis. Bald nach unſrer Regierungsveränderung, las ich in einer Zeitung, daß Sie in ſehr gefährliche Lage, beſonders durch die Oeſterreicher, gerathen wären. Zu dieſer Zeit ſchrieb ich an den Oberkonſiſtorialrath Teller, der jetzt die Hauptſtimme im geiſtlichen Departement führt: ich wünſche, da ich hier, beim Herannähern meines Alters, nicht allein noch der theologiſchen und philoſophiſchen Profeſſur gewachſen ſey; daß mir ein talentvoller junger Mann beigeordnet werde, mit dem ich meine Collegia gemeinſchaftlich leſen wolle; und ich glaubte, daß Sie unter den gegenwärtigen kritiſchen Umſtänden meine Einladung wohl annehmen würden. Nun aber haben Sie einen größern Wirkungskreis und alſo iſt mein Projekt in Petto geblieben" u. ſ. w.

Gegen Ende des Schreibens richtete er noch die Frage an mich:

„Was halten Sie von Fichte? Wer ſich unter dem Profeſſor Fichte etwas mehr denkt, als eine Kompoſition von dialektiſcher Verwirrung und vom unklugen Imperativ, der verſteht ſich ſelbſt nicht. — Ueberhaupt ſucht die kritiſche Philoſophie uns, durch Anatomiren des innern Auges, beſſer ſehen zu laſſen. Aber wenn nach ausgenommenem Auge, der humor vitreus, cristallinus, retina, Sehnerven u. ſ. w. vereinzelt ſind, ſehen wir mit jedem dieſer einzelnen Theile gar nichts mehr.“

Indem ich dem vortrefflichen Manne ſeine Anſicht und ſein ſchneidendes Urtheil gern überſah, konnt' ich mich des Lächelns nicht enthalten, daß mir mein ehmaliges Steckenpferd, die Schulphiloſophie, in wenigen Jahren vollkommen fremd geworden war. Auch wandelte mich durchaus kein Gelüſt an, es wieder zu beſteigen; ließ einſtweilen das Reich des Ueberſinnlichen, wie einen trüben, undurchſichtigen Himmel über meinem Haupte dahinſchweben, mir bewußt, ich wandle in der beſten Vorſchule, wo ich ſtille Hoffnung hegen dürfe, durch ausgedehntere Erfahrung und tiefere Kenntniß der ſichtbaren Dinge, zur Erkenntniß des Unſichtbaren, Weg zu finden.

17.

Rückkehr aus der italieniſchen Schweiz.

Mittlerweile hatt' ich, von Sehnſucht getrieben, bald jenſeits der hohen Alpen zu wohnen, keinen Tag verſäumt, die Reorganiſation der Landesbehörden zu vollenden. In den erſten Wochen des Auguſts war es vollbracht; jede der verfaſſungsmäßigen Obrigkeiten, unter gebührenden Feierlichkeiten, in ihren Geſchäftskreis eingeführt; an die Spitze des Kantons Bellinzona den Oberſt Giuſeppe Rusconi, an die des Kantons Lugano, den rechtsgelehrten Battiſta Franzoni, als Regierungsſtatthalter, geſtellt; Männer von Einſicht, gemäßigter Denkart und Biederſinn. Der Vollziehungsausſchuß zu Bern hatte mir endlich die oft verlangte Entlaſſung bewilligt, wenn auch mit einigen

Bedingungen, die meinen Aufenthalt verlängern mußten *). Noch andre Begebnisse traten aber ein, welche dem ganzen Lande schwere, selbst blutige Folgen drohten und mein Ausharren einstweilen nöthig machten.

Obgleich General Brune vom ersten Konsul zum Nachfolger Massena's im Oberbefehl der Armee ernannt worden war, dauerte doch die freche Grausamkeit, von Mailand her, fort, einem in erkünstelter Hungersnoth erschöpften Volke, den letzten Heller abzufoltern **). Schon vernahm ich von allen Seiten her, statt bisherigen Wehklagens, Stimmen der Verzweiflung. Wirklich gerieth die Wuth der lange gequälten Menge, eines Tages, auf dem Markt zu Locarno zum Ausbruch. Hier hatte einer der französischen Proviantkommissäre, mit einem fruchtbeladenen Schiffe gelandet; aber mit dem unerschwinglichen Preis seiner Waare die verzweifelnden Landleute dermaßen empört, daß diese sich nicht nur des Getraides gewaltsam bemächtigten, sondern über den Wucherer selbst Blutgericht hielten. Sie riefen einen Kapuziner herbei, dem der Verurtheilte seine Sünden beichten konnte. Dann, als er Absolution erhalten hatte, schossen sie ihn ohne Barmherzigkeit nieder.

Während ich, größerem Unglück zu wehren, dahin eilte, ließ der Divisionsgeneral Gardanne in meiner Abwesenheit französische Truppen bei Luzano ausschiffen, und bei 70 Säcke Korn aus dem dortigen Magazin in die Lombardie zurückschleppen. Es war dies

*) Nämlich im Schreiben des Vollziehungsrathes (vom 20. Augusts 1800) war gesagt: „Doch wünschen wir, daß Ihr Euern dortigen Aufenthalt noch eine Zeit lang verlängern möget, indem, wie wir mit Zuversicht glauben, Eure fernere Aufsicht und Weisungen sowohl den Statthaltern, als hauptsächlich den andern Autoritäten, denen überhaupt die nöthige Erfahrung fehlt, von ungemein großem Nutzen seyn kann und seyn wird."

**) Nicht daß ich Brune der Theilnahme an jenen Schändlichkeiten beschuldigen möchte. Er war allerdings schon am 13. Augusts zum Nachfolger Massena's ernannt, aber noch nicht sogleich in seine Stelle eingetreten. Die Geldererpressungen nahmen, bald nach Ankunft des Generals Matthieu Dumas in Mailand, und mit Massena's Entfernung aus Italien, ein Ende.

Rache, oder Trotz, gegen eine meiner vorangegangnen Verfügungen. Als nämlich ein Kommandant von Como, Namens Bouffin, einige Fuhren Getraides, mit erforderlichen Ausfuhrscheinen versehn, unter nichtigen Vorwänden, auf Schweizerboden angehalten, doch wieder, gegen Verheißung, ihm zehn Zechinen zu zahlen, freigelassen hatte, war den klagenden Eigenthümern von mir befohlen, nichts zu zahlen; ihr Korn zu behalten; aber den vollen Werth desselben bei den Gerichten unterpfändlich niederzulegen, und Entscheidung durch richterlichen Spruch zu erwarten.

Den rohen, militärischen Willküren einmal Schranken zu setzen, entschloß ich mich nun zum Aeußersten. Ich ertheilte dem Kommandanten der im Lande befindlichen Schweizertruppen schriftlichen Befehl, die Kornmagazine mit bewaffneter Faust zu vertheidigen und künftig Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Ich weiß", sagt' ich zu ihm: „Sie sind dem französischen Armeebefehl untergeordnet; aber, vor Allem aus, Schweizer; und, als solcher, den Franzosen wohl zur Vertheidigung des Vaterlandes, nicht aber zu dessen Verderben beigegeben. Sie dürfen, unter französischer Fahne, nicht gegen ihr eignes Vaterland Krieg führen, ohne Landesverräther zu werden! Jede allfällige Verantwortung übernehm' ich." Der brave Rüttimann gehorchte.

Mein Befehl für diesen, so wie die blutige That von Locarno, waren in Massena's Hauptquartier zugleich bekannt geworden. Es kam bald darauf ein Brigadegeneral, aus Mailand gesandt *), mir Belehrungen oder Warnungen zu bringen. Ich erwiederte trocken: Er solle seinem Obergeneral melden, daß ich nur von meiner Regierung, nie von ihm, Befehle anzunehmen habe; daß er in Cisalpinien die Kornausfuhr verbieten möge, ich in der Schweiz die unverbotene Einfuhr gestatten und schützen werde; daß, wenn er Gewalt versuchen wolle, ich ihn bitten lasse, mit überlegner Macht zu erscheinen; denn er werde in diesen Bergen eine neue Vendée finden, weil ich das ganze Volk in Waffen rufen wolle, um die Gesetze eines mit Frankreich ver-

*) Ich vermuthe, er hieß Desbrulys, wenn ich nicht irre.

bündeten Staats wider ihn zu verfechten. Der Erfolg möge ſeyn, welcher er wolle; aber Verzweiflung verleihe auch ſchwachen Völkern nicht zu verachtende Stärke. Dann möge der Obergeneral, gegen Frankreich, die durch ihn verletzten Verträge Frankreichs, die Vernichtung der von Frankreich anerkannten Selbſtändigkeit Helvetiens, die Verhöhnung alles Völkerrechts, verantworten. Europa werde richten; der erſte Konſul aber ſeinen Ruhm ſchwerlich von Untergeordneten, durch deren habſüchtige Wucherei, beſudeln laſſen.

Der Brigadegeneral reiſete mit dieſer Antwort zurück; ich brachte ſie zur Kenntniß beider Regierungsſtatthalter, mit der Mahnung, ſich unverzüglich aufs Aeuſſerſte gefaßt zu machen. Indeſſen verzingen Tage um Tage. Meine Erklärung blieb vom Hauptquartier ohne Erwiederung; ſogar die Korneinfuhr ungeſtört. Wahrſcheinlich führte der Wechſel des Oberbefehls der franzöſiſchen Armee dieſe unerwartete Stille herbei. Ich beſchloß, in Verabredung mit den Regierungsſtatthaltern, nach Bern zu eilen und perſönlich den Vollziehungsausſchuß von der bedenklichen Lage der Dinge zu unterrichten. Eine Proklamation verkündete dem Volke meine Abreiſe, den Zweck derſelben, und meine baldige Wiederkunft. Dem Kommandanten Rüttimann erneuert' ich die gegebnen Befehle *). Das ganze Land war bereit, ſich zu ſeinem Beiſtand zu erheben. Binnen drei Tagen befand ich mich in Bern **).

Hier hatte, vier Wochen vorher, abermals revolutionäre Bewegung der politiſchen Parteien, die Mitglieder der Regierung verändert und den Namen des Vollziehungsausſchuſſes in den eines Vollziehungsrathes. Keiner der neuen Machthaber kannte daher die unglücklichen Verhältniſſe der „ennetbirgiſchen“ ***) Lande in ihrem ganzen Zu-

*) Später erfuhr ich, er ſey, bald nach meiner Abreiſe, vor ein franzöſiſches Kriegsgericht nach Mailand gefordert worden, aber erkrankt und an einem hitzigen Fieber geſtorben.

**) Am 7. Septembers 1800.

***) Das altdeutſche Wort „ennet“, das noch jetzt ſtatt „jenſeits“ in der Schweiz gehört, verdient, zur Bezeichnung deſſen, was jenſeits der Alpen (daher ennet-

jedem Eindrucke nachgab; deren Wildheit einerseits durch die Schrecken frommen Wunder- und Aberglaubens, durch die Pracht des neuen Gottesdienstes, durch die Macht der Gewohnungen, durch die (vermittelst der Beichte erhöhte) Allwissenheit der Priester, anderseits durch den Reiz so vieler Lebensbequemlichkeit und Sorglosigkeit gezähmt war. Der Priester in dem Reduktionsorte war Oberherr, Dollmetsch Gottes, Lehrer, Erzieher, Verwalter, Kriegsmeister, Arzt, Richter, Gesetzgeber, Rathgeber Aller. Die Familien-Angelegenheiten gingen durch ihn ihren Gang, wie er wollte. Selbst die Einrichtung war getroffen, daß nicht der Mann die Braut suchte, sondern das Mädchen den Mann. Hatte eine junge Indianerin also zur Ehe Lust, so begab sie sich zum Pater der Reduktion, vertraute ihm ihre Neigung, und genehmigte er's, so berief er den Erwählten und kündigte ihm sein Loos an, das er selten verwarf. Pater Antonius Sepp, in seiner Beschreibung des Missionenlandes, wunderte sich selbst über diesen merkwürdigen Brauch, durch welchen auch Mädchen und Weiber durch die zartesten Geheimnisse ihres Herzens an die sehr ehrwürdigen Väter des Ordens geknüpft wurden.

So war allerdings in der Republik eine Ruhe, eine Eintracht, ein Gehorsam, eine Ordnung, wie in keinem andern Reiche der Welt zu finden.

sammenhang; für mich keine erfreuliche Wahrnehmung. Doch fand ich, zu meiner Beruhigung, lebhafte Theilnahme am Schicksal jener Gegenden. Sogleich in die Versammlung der Regierung berufen, entwarf ich ihr das treue Gemälde von der dortigen Militärtyrannei, von der Verzweiflung des Volks und dessen Bereitschaft zu einem allgemeinen, blutigen Aufstande. Es erfolgte der Beschluß, ohne Zögerung den ersten Konsul in Paris von der gefährlichen Lage der Dinge und den, alle Verträge, alles Völkerrecht beleidigenden Willküren, zu unterrichten; während ich angewiesen ward, den französischen Gesandten Reinhard in Bern unmittelbar von den ausschweifenden Handlungen der französischen Oberbefehlshaber in Kenntniß zu setzen.

Mit Reinhard und seiner Gemahlin, der Tochter des freisinnigen Reimarus von Hamburg bekannt, war es mir leicht, meine Absicht zu erreichen. Reinhard, der mit deutscher Biederherzigkeit, französische Gewandtheit zu verbinden verstand *), nahm sich meiner Angelegenheit mit Wärme an. Ich entwarf ihm die Beschwerden der italienischen Schweiz in einer kurzen Denkschrift **), die er dem General Matthieu Dumas gab, der sich zufällig, mit besondern Aufträgen des ersten Konsuls nach Italien, in Bern befand. Dann führte er mich mit diesem zusammen. Ich fand in Dumas einen Mann voll scharfsinnigen Geistes und strenger Rechtlichkeit. Die Thatsachen und urkundlichen Belege von den verübten Greueln erregten seinen Abscheu. Er verhehlte mir nicht, daß der erste Konsul schon von andern Seiten ähnliche Klagen vernommen, und ihn eben deswegen nach Mailand sende. Er verhieß schnelle Beendigung der rohen Unfugen und Gewaltthaten ***). Wir wurden einig, daß ich ihn über die Alpen begleite.

---

birgisch), oder der Meere (oder ennetmeerisch) liegt, wohl aber der deutschen Sprache eingebürgert zu werden, als das „ultramontanisch, transatlantisch" und dergleichen.

*) Er war geborner Würtemberger, gemüthlicher Dichter, nachmals mit dem Grafentitel geschmückt, und in verschiednen Gesandtschaften gebraucht.

**) Vom 12. Septembers 1800.

***) Wirklich hörten sie bald nach seiner Ankunft in Mailand auf.

Allein an demselben Tag hatte der Vollziehungsrath, der meine Rückreise über den Gotthard unnöthig glaubte, mich zum Regierungsstatthalter des Kantons Basel ernannt *). Hier drohte eben ein Volksaufstand, wegen Bodenzins, Zehnten und andrer Klagen, nahen Ausbruch. Ich sträubte mich vergebens. Ungern entsag' ich dem Wunsche, nach Abthuung mehrerer unerledigten Geschäfte der italienischen Kantone, die kommenden Wintertage in der Familie Reding zu Schwyz, im „süßen Nichtsthun" hinzubringen, wie ich ihr angelobt hatte; auch nebenbei Zeuge vom Wiedergenesen der verheerten Waldstätte und vielleicht sogar vom Aufkeimen oder Aufsprießen mancher Saaten zu seyn, die ich, in unsichrer Hoffnung, ausgestreut hatte. Sehnsucht nach Ruhe, Bedürfniß derselben, galt aber nichts neben der Gefahr von Basel, neben der Verlegenheit der Regierung und dem Pflichtgefühl, einem Lande, das mir immer theurer wurde, je mehr ich für dasselbe gearbeitet, geduldet und geopfert hatte. So lieben auch Mütter das Kind am innigsten, welches ihnen die meisten Sorgen, Nachtwachen und Kummerthränen gekostet hat.

18.

Sturmtage in Basel.

Statt der geträumten Winterfreuden, mußt' ich mich mit einem flüchtigen Besuch der Freunde in Luzern, Schwyz und Stans begnügen lassen. Kaum vierzehn Tage nach meiner Ernennung, traf ich in Basel ein. Es war hohe Zeit; das Landvolk schon im Begriff, Gewalt zu üben. Es gehorchte den Befehlen der Unterstatthalter nicht mehr. Durchaus unbekannt mit den innern Zuständen, Parteiungen und Bedürfnissen dieses Theils der Schweiz, wo mir selbst jede Person fremd entgegentrat, gestattete die täglich wachsende Gährung der Gemüther nicht einmal, mich im neuen Wirkungskreise zu orientiren. Wenige Tage nach der Ankunft veranstaltete ich Versammlung von

*) Der bisherige war Mitglied der Regierung geworden.

Abgeordneten aller unzufriednen Gemeinden, im Dorfe Gelterkinden, und begab mich in die Mitte derselben. Es lag mir daran, die Klagen der Leute aus ihrem Munde zu hören und wenigstens den Ausbruch des Sturms einige Zeit zurückzuhalten. Eins ward so schwer, als das andre.

Denn die Einen in jener Versammlung schrien gegen Entrichtung von Zehnten und Bodenzinsen, welche gesetzlich wieder hergestellt waren; Andre über das Verfahren ihrer Munizipalitäten, Agenten und übrigen Beamten; Andre fluchten eben so sehr gegen die neue Ordnung der Dinge, als über das ehmalige, abgeschüttelte Joch der Stadtherrschaft Basels. Die Gesammtheit ihrer Forderungen zu erfüllen, hieß ungefähr soviel, als alle Gesetze abschaffen. Nicht Belehrung, nicht Bitte, nicht Warnung änderte den Sinn dieser Leute. Ihr bäuerischer Eigenmuz mit Unverstand, ihr Troz mit linkischer Schlauheit verbunden, offenbarte mir, in jeder Aeußerung, jenen frechen Uebermuth, welcher Sklaven eigen ist, denen plözlich die Fesseln von der Hand gefallen sind. In der That, noch wenige Jahre zuvor hatten die Zustände dieses Volks an Zustände der Leibeigenschaft gegränzt.

Ein Paar Tage nach jener Versammlung *) riefen schon die Sturmglocken das Volk der Jurathäler zum allgemeinen Aufruhr, ungeachtet mir gegebner Zusage, keine Unruhen zu beginnen, sondern mir Friß zu gönnen, die Richtigkeit ihrer Beschwerden zu untersuchen. Bei zweitausend bewaffnete Bauern rückten gegen die Stadt Liestal. Einige helvetische Truppen **) in dortiger Gegend, unter Befehl des Obersten Dolder, zogen sich langsam vor ihnen zurück, weil ich verboten hatte, Feindseligkeiten zu begehn oder zu erwiedern. Auf die Nachricht von dem Ereigniß, eilt' ich dahin, im Grunde gar nicht unzufrieden, den Handel sobald, als möglich, auf eine, oder die andre Art, beendet zu sehn. In Liestal, es war schon dunkler Abend, unterrichtete ich mich

*) Den 1. Oktober.

**) Drei Kompagnien Infanterie und eine halbe Escadron Husaren.

von allen bisherigen Vorfällen *); und ließ die Empörer auffordern, mir Abgeordnete zu schicken.

Sie erschienen; bedauerten, aufrichtig oder nicht, den Aufstand; er sey nicht länger zurückzuhalten gewesen; man wisse nicht, in welchem Orte zuerst der Landsturm ergangen sey; Ordnung sey keine zu handhaben; Viele der Leute wären betrunken. Ich schickte sie zurück, ihr Volk zu ermahnen, sich ungesäumt heim zu begeben; den Rausch zu verschlafen; oder der schwersten Strafen gewärtig zu seyn. Folgendes Tages werde ich Untersuchung halten. Vergebens! Der Landsturm näherte sich, eh seine Deputirten wieder zu ihm gelangten. Es ward sogar auf das Militär gefeuert. Oberst Dolder verlangte Erlaubniß zum Angriff. Aber des festen Entschlusses, meinen Eintritt in den Kanton nicht mit Vergießung von Bürgerblut zu beginnen, lieber das eigne Leben daran zu setzen, warf ich mich aufs Pferd; stellte die Truppen vor der Stadt auf, diese zu schützen, und sprengte, begleitet vom Obersten, unter Bedeckung von vier Reitern, den brüllenden Haufen entgegen. Es war Mitternacht, mondhell.

Der Landsturm hielt bei der Brücke eines Baches, in der Vermuthung angegriffen zu werden. Sobald aber die verworrene Menge mich und mein kleines Gefolge erkannte, drängte sie sich heran, mich zu hören. Ich gebot Schweigen; schilderte die Folgen ihrer Unbesonnenheiten; zeigte, im Hintergrund der Empörung, Mord und Brand der Dörfer; den Anmarsch französischer Brigaden. Man gelobte Gehorsam.

Indem die Einen wirklich zurückgingen, traten die Andern hervor. Jeder wollte mich hören; jeder mich sprechen. Hinter mir dehnten sich die Schwärme, die meisten von Wein und Branntewein beseligt, längs der Hochstraße auf den hohen Borden der Aecker aus. Oberst Dolder, für meine Sicherheit besorgt, befahl den Vorgedrungnen zurückzugehn. Man antwortete mit Flintenschüssen. Nun Alles erschrocken

*) Im Flecken Sissach waren Schüsse gefallen und dabei ein Mädchen, vor der Thür seines Hauses, getödtet worden.

durch einander und aus einander; Geschrei auf allen Seiten; Flucht meiner Schutzwacht; Flucht der Bauern um mich her, welche Tod aus der Hand ihrer eignen Leute fürchteten. Ich stand plötzlich verlassen, und wandte das Roß nach Liestal, links und rechts von Flintenschüssen begleitet. Diese kriegerische Mondscheinscene; die Ungeschicklichkeit der berauschten Schützen; das Auseinanderflüchten ihrer Banden nach allen Richtungen, über die Felder; vor mir das Paar meiner fortgalopirenden Husaren, ihren Leib tief auf die Sättel niedergeduckt; der tolle Ausgang des tollen Spiels, in welchem sich Einer vor dem Andern fürchtete, wie in Gellerts Fabel die beiden alten Weiber, in enger Gasse — das Alles machte mich, während meines eignen Davonjagens, laut auflachen.

Der Lärmen war damit zu Ende. Schon andern Tages empfing ich zu Basel von einzelnen Gemeinden Zusicherung völliger Unterwerfung; dann, schnell nach einander, als man das Anrücken französischer Truppen, unter Befehl des Generals Montchoisi, hörte, folgten die übrigen. Alle lieferten selber ihre Waffen an das Zeughaus von Basel ab, gemäß dem Gebot, welches ich in einer Proklamation an die aufständischen Bezirke erlassen hatte. „Ihr verschmähtet," sagt' ich darin: „meinen Rath; Ihr habt meine Warnung verachtet; Ihr habt meine Bitten nicht angehört; — Ihr habt Eure Obrigkeiten beschimpft; Eure Gesetze gebrochen; hie und da selbst Eure Geistlichen entwürdigt. — Der Rebell ist von Gott und Menschen verlassen; aber ich kann Euch noch nicht verlassen. Mein Herz blutet bei Eurem Unglück; ich will es vermindern, so weit es in meiner Gewalt steht."

Diese Worte gewannen Vertrauen; und ich erfüllte die Verheißung. Einige der Schuldigsten wurden gerichtlich eingezogen, und, die auf mich in jener Nacht geschossen hatten, mit Todesurtheilen bedroht. Es gelang mir ihre Begnadigung auszuwirken, indem ich der Regierung erklärte: Todesstrafe sey nur verbrecherische Blutrache der bürgerlichen Gesellschaft; ich habe mich den berauschten Rotten des Aufruhrs nicht umsonst persönlich entgegengeworfen, sondern um Blutvergießen zu hindern; es sey mir gelungen; und sollt' ich nun meinetwillen Blut

stießen sehn, würde ich mein Amt mit Abscheu von mir werfen. — Die Bitte fand Erhörung. Im Lande aber blieb es fortan ruhig.

Die Einwohner der alten Handelsstadt Basel empfingen mich bei sich mit üblicher Neugier und Gastlichkeit; die öffentlichen Behörden mit scheinbarer Freundlichkeit. Aus den Achtungsbezeugungen und gefälligen Höflichkeiten wehte mich indessen eine fühlbare Kälte an. Ich war der erste Fremdling, der hier, seit Jahrhunderten, die oberste Landesstelle bekleidete. Meine Person selbst ward gewissermaßen, ohne meine Schuld, zur Beleidigung für das Selbstgefühl einer Bürgerschaft, die der tüchtigen Männer so viele in einer Mitte besaß. Mehr noch, das Gerücht hatte mich auch hier schon zum Erzrevolutionär gestempelt; die schlimmste aller Gunstschlangen in einer Stadt, die mit treuer Vorliebe an altväterlichen Herkömmlichkeiten gern, zuweilen wohl auch an spießbürgerlichen Kleinlichkeiten, festhing. Es fehlte hier ebenfalls nicht, wie in der ganzen Schweiz, an Parteien, die einander, mit eingelegter Lanze, ritterlich, als Aristokraten und Patrioten, gegenüberstanden. Doch war in ihrer Feindschaft kein Italienerthum; mehr deutsche Geradheit. Ich kümmerte mich wenig um sie; hörte ihre Belehrungen, um mich in den neuen Umgebungen leichter zurecht zu finden, und begnügte mich die Haderlustigen aus einander zu halten.

Hätte nicht der französische General Amey, der in der Stadt mit wenigen Kompagnien lag, das Spiel wiederholt, dessen ich schon in der italienischen Schweiz überall geworden: die Zeit meiner Statthalterschaft wäre ohne Geräusch verflossen. An den Thoren, wo die Wachten durch Bürgermilizen besetzt waren, hatte er nämlich einige seiner Soldaten, als Plantons, ausgestellt, mit Befehl, alle von Frankreich kommenden Getraidefuhren anzuhalten und dem Platzkommando zuzuführen. Durch Klagen der Eigenthümer davon unterrichtet, ließ ich seine Wachtposten, sobald sie eine Fuhre ergriffen hatten, verhaften und die Fuhren befreien. So kam es zwischen Amey und mir, die wir übrigens in freundlicher Nachbarlichkeit lebten, zur Erklärung. Ich witterte neue Getreideschneidereien, und wohl, wie der Erfolg bewies, nicht ganz mit Unrecht. Er berief sich auf Verbot der Kornausfuhr von Frankreich; ich mich auf Erlaubniß der Einfuhr in die Schweiz.

Er drohte, stärkere Truppenmassen nach Basel zu rufen; ich ermunterte ihn dazu, weil ich im Begriff stehe, Stadt und Land in Waffen aufzubieten, Recht und Gesetz der Schweiz zu vertheidigen. Folgendes Morgens hielt' ich, unter seinen Fenstern auf dem Münsterplatz, Musterung der Milizbataillone der Stadt; er selbst von mir eingeladen, begleitete mich dabei; dann zum Frühstück. „General," sagt' ich lachend, indem wir mit den Gläsern anstießen: „wir bleiben Freunde, wenn wir uns auch künftige Woche pflichtgemäß vor den Thoren, oder in den Straßen der Stadt schlagen müssen. Warum zanken wir beide? Lassen wir die Entscheidung höhern Behörden. Ich will Ihrem Oberbefehlshaber Moreau, und meiner Regierung schreiben!" Er fand den Gedanken nicht übel; wollte schlechterdings aber nicht, daß ich mich selber an Moreau wende. Das bestätigte meinen Argwohn. Wenige Tage später, als ich ihm ein ostensibles Schreiben der helvetischen Regierung, wie ichs von ihr verlangt hatte, vorwies, worin sie mich zum äußersten Widerstand bevollmächtigte, stand er ohne Widerspruch von Allem zurück.

19.

Freuden der Ruhe.

Seit ich einst das stille Reichenau, als Geächteter, hatte verlassen müssen, waren mir im Ganzen wenige Tage zu Theil geworden, an denen ich mich eines reinen, sturm- und gewitterlosen Himmels hätte freuen können. Nun in Basel, einer Stadt, wo von jeher Gewerbfleiß und Wissenschaft, neben alterthümlicher Sitte, und häuslicher Wohlstand, mit frommsinniger Wohlthätigkeit, heimisch waren, konnt' ich mich kaum an die Ruhe eines geregelten Geschäftslebens, an das harmonische Bewegen aller Stände inner den Schranken der Gesetze, an den feinern Ton des geselligen Umgangs, an die Genüsse gewöhnen, welche Kunst, Luxus, Wissenschaftlichkeit zur Verannuthigung des Daseyns bereiten. Ich war aus der rauhen Wildheit der Gebirgskantone, aus den Barbareien am Tessin, wieder in das Gebiet der Civilisation zurückgekommen, wo uns Alles und Jedes in mildern Formen entgegentritt, und der Mensch menschlicher erscheint.

Wohl wußt' ich, daß Civilisation doch zuletzt nur, wie überall, ein der Brutalität angelegtes Gebiß sey, und der hohe und niedre Pöbel dennoch Pöbel bleibe, wie schön er immerhin von außen das Ekelerregende seiner Thiergelüste den Blicken der Welt verhüllt. Man läßt sich aber gern von einer schmeichlerischen Täuschung die Augen verbinden, um nicht immer die trostlose Wahrheit zu sehn. Schon der edlere Anstand, die bloße, äußere Sittenglätte im gemeinen Lebensverkehr, thaten mir wohl. Ja, selbst die Tugendschminke auf Lasterwangen beleidigte mich weniger, denn ehmals. Sie verrieth wenigstens eine geziemende Schaam vor Entblößung des Thierischen in der Menschennatur. Einige Männer von höherer Bildung, von Geist und von gemäßigten politischen Grundsätzen, schlossen sich mir im freundschaftlichen Umgang an. Einige achtbare Familien zogen mich in die Mitte ihres häuslichen Lebens. Selbst eine Liebe, durch Gegenliebe selig, fehlte nicht, mir einen neuen Gemüths-Frühling mit frischem Blüthenreichthum aufsteigen zu lassen. Und war er auch nur flüchtig; es war doch abermals ein Lenz! — Dazu traten Wiedererscheinungen geliebter Gestalten aus der Ferne; alter Freunde, die eine Vergangenheit in mir verjüngten, welche durch sie verschönt worden war. Auch der edle Moncey, auch der gemüthliche Leison, der sinnige Maler und Dichter Karl Graß, suchten mich wieder auf; — wie gern schreib' ich diese Namen! Ich könnte ihnen noch manchen beigesellen. Neue, liebe Verbindungen spannen sich ältern an und auf Lebensdauer, gleich jenen; wie mit Ulrich Hegner von Winterthur den geistvollen Schilderer der Zeitsitte und holbeinischer Kunst*), oder mit Matthison, Friederike Brun u. a. m.

Was mir vor Allem lieb war, es ließen mich sogar die bürgerlichen Parteiungen zu Basel ungestört in behaglicher Ruhe. Die eifrigen Patrioten hatten sich umsonst kräftigen Beistandes von mir gefreut;

*) Auch außer seinem Vaterlande, als anmuthiger Erzähler von seinem „Auch ich war in Paris," von „Salp's Revolutionstagen," der „Molkenkur," von „Suschens Hochzeit," so wie „Holbeins Leben" u. s. w. bekannt. Er starb allgemein verehrt, 3. Jänner 1840, 80 Jahr alt, in seiner Heimath Winterthur.

die aristokratischen Familien sich umsonst gefürchtet. Ich hatte nur Thaten, nicht Meynungen zu bewachen; und übte die Duldsamkeit gegen Ueberzeugungen Andrer, weil ich sie für die meinigen wünschte. Freilich ein eitler Wunsch! Jeder mißt den Nachbar mit der Elle, die er selbst von den Händen des Schicksals, oder der Natur seiner Anlagen und Neigungen empfangen hat. Der Parteien Toben und Lästern ließ mich gleichgültig. Ich stand dabei, wie ein Nüchterner in Mitte von Weinseligen; dieser Stellung schon lange gewohnt. Ich ehrte allerdings die öffentliche Meynung. Im Urtheil der Welt liegt eine gewisse Wahrheit, wie im Urtheil des Gewissens; und beide haben ihren Werth. Das Gewissen lehrt, was der Mensch zu seiner Heiligung thun soll; das Urtheil der Welt aber, wie er es, den Umständen angemessen, vollbringen soll. Wer ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse, nur einzig der innern Ueberzeugung unbedingt folgt, läuft Gefahr, wie jeder blinde Schwärmer, mit edelm Willen verderbenschwere Thaten zu thun. Wer hinwieder keine andre Richtschnur, als das Urtheil der Welt, kennt, wird zum Mörder des innern Friedens und Lebens, um Spielball der Zufälle zu bleiben. Während er diese mit Klugheit zu benutzen, oder zu meistern meynt, meistern sie ihn. Den Listigsten überlistet zuletzt sein Schicksal. Er verliert den Gewinnst, und hat dabei noch sein eignes Selbst verspielt.

Ich befand mich bei jener Maxime ganz wohl, und bewahrte wenigstens, in Lust und Leid, ohne von Haus aus Stoiker zu seyn, ziemlich stoischen Gleichmuth. Tugendheld war ich nicht: doch von keiner Leidenschaft unterjocht, wenn auch zuweilen nicht ohne deren Anfechtung. Es freute mich heimlich mehr, über mich, als über Andre, zu siegen: denn jenes fand ich gewöhnlich schwieriger, als dieses. Vielleicht mocht' ich manchem, von Lust nach Glanz und Ehren getrieben, ämter- und stellen-süchtig scheinen. Ich hatte mich aber nie um Ehrenstellen beworben. Vielleicht glaubte Mancher, es sey mir um erkleckliche Einnahme zu thun. Ich würde sie nicht verschmäht haben; aber wahrlich, mir waren keine zugeflossen. Ich hatte während meiner Prokonsulate spärlich, oft kärglich, aus meinem eignen Gute gezehrt, und dem Staate unentgeltlich gedient. In Basel aber, dieser alten Handelsstadt, wo selbst Diogenes in seinem Fasse gelernt

haben würde, kaufmänniſch denken, fing ich endlich ebenfalls an, einmal mein Soll und Haben zu muſtern. Es war in der That dazu hohe Zeit; denn mein kleines Vermögen ſenkte ſich zur Neige, weil ich dem Staate daraus, wenn auch für ihn geringe, für mich bedeutende Vorſchüſſe gemacht hatte.

Als ich dem Miniſter des Innern meine Rechnung über dieſe zuſandte, fügte ich dem Schreiben an ihn*) noch den Schlußſatz zu: „Nie hab' ich von der Regierung, als Vergeltung meiner Arbeiten, einen Gehalt gefordert. Wie ich Ihnen ſchon mündlich, bei meiner letzten Anweſenheit in Bern, die Ehre hatte, zu äußern, wünſche ich nur Erſatz derjenigen meiner Auslagen, welcher ich mich noch mit Beſtimmtheit erinnere, damit ich nicht allzugroßen Schaden leide. Allerwenigſtens bitt' ich recht ſehr, für die im Rückſtand gebliebenen Sekretärs**) um deren volle Beſoldung, damit auch dieſe mir nicht ganz zur Laſt falle***). — Ich empfing darauf die vollſtändigſte Entſchädigung. Wär's mir nicht um eine Selbſtſchau hier zu thun, ich würde der geringfügigen Nebendinge keiner Erwähnung gethan haben, die Andern, für ihre Perſon, als großfügige, gelten mögen.

Der einförmige Mechanismus des Geſchäftsganges, ſo wie eine wohlgeordnete, mit wackern Männern beſetzte Kanzlei, gönnten mir, neben dem Genuß heitern, geſellſchaftlichen Treibens, Mußeſtunden genug, mich wieder allen Muſen zu befreunden, die ich ſo lange verlaſſen hatte. Mit wahrer Heißbegier ſchwelgt' ich in der Fülle der neueſten und geprieſenſten Erzeugniſſe deutſcher und franzöſiſcher

*) Vom 6. Dezember 1800.

**) In der italieniſchen Schweiz hatt' ich deren zwei vonnöthen gehabt. Aufdermaur ungerechnet.

***) Die Armuth der helvetiſchen Staatskaſſe entſchuldigte dieſe Rückſtände zum Theil. Ich erwähne der Korreſpondenz (in den helvetiſchen Archiven liegen die Originale) nur, als eines Beweiſes, daß Eigennutz wohl fern von mir war. Auch, als Regierungsſtatthalter, bezog ich in Baſel nicht den geſetzlichen Gehalt. Er ward zur Nationalſchuld geſchlagen, und mir erſt viele Jahre nachher (im J. 1816), bei Liquidation derſelben, entrichtet.

Mit Recht konnte Pater Charlevoix zu seiner Zeit (in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) rühmen: „Hier weiß man nichts von Klagen und Prozessen; das Mein und Dein ist daselbst unbekannt!“ — Es war nur Beten und Arbeiten, schweigender Gehorsam und Gedanken-Armuth.

Dies Reich der Jesuiten blieb lange den Höfen von Spanien und Portugal Geheimniß. Zwar schon der Vizekönig Martino de Barrua hatte (im Jahre 1730) seinem Hofe darüber bedenkliche Berichte abgestattet. Einzelne Schriftsteller hatten von der Sache öffentlich geredet. Aber die Beichtväter in Madrid und Lissabon besänftigten ohne Mühe die Besorgnisse der Könige; jesuitische Schriftsteller zerstörten die Angaben der Plauderer, als Verleumdungen des Neides; selbst den Ludwig Anton Muratorie, als ihnen fremd, bewogen sie, ihr Lobredner zu werden, indem sie ihm den Stoff zu seinem bekannten Werke durch den P. Catanco lieferten; und durch die Verfolgungen, welche sie gegen den Bischof von Paraguay, Ferdinand von Cardena, verhingen, als er am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts strengere Untersuchungen über die christlichen Gemeinden am Uraguay und Parana anstellen wollte, schreckte die Freimüthigkeit Anderer zurück.

20.

Rückkehr ins Privatleben

Während ich zu Basel, unter angenehmen Umgebungen, glücklicher in meinem Statthalterthum, als der ehrliche Sancho im seinigen auf der Insel Barataria, lebte, ward die arme helvetische Republik unaufhörlich von neuen Umwälzungen heimgesucht. Zu Luneville war zwischen den kriegführenden Mächten Friede geschlossen. Der zerrüttete, zerrissene, aus tausend Wunden blutende Welttheil begrüßte nun froh die Hoffnungen einer freundlichern Zukunft mit seinem „Te deum"; und ich, wenn auch ein wenig mißtrauisch gegen die bekannten „Ewigkeiten" der Friedensschlüsse, ließ doch den zu Luneville vollbrachten, mit freudigem Kanonendonner von den Stadtwällen, verkünden. Aber, wahrlich, er war nicht des dafür verschwendeten Pulvers werth.

In einem seiner Artikel hatte dieser Friede den Schweizern das natürliche Recht zugesichert, sich selber eine ihren Bedürfnissen angemessene Staatsverfassung zu geben. Die bisherige, gleich einem in den Gefechten der Parteien schon so sehr zerfetzten Banner, daß sich ihm niemand mehr anschließen mochte. Nun sah man jede der Parteien wieder frisch auf den Beinen, ihr eignes Ideal von der glückseligsten der Republiken siegreich zu machen. Die Aristokratie erhob sich, einen entscheidenden Schlag für Wiederverjüngung ihrer Patrizier-, Stadt- und Zunft-Vorrechte zu führen; die Masse der rührigen Patrioten hinwieder, den gefährlichen Streich zu vereiteln. Beide suchten ihre Verstärkung durchs Volk. Das Volk, ohne Heimweh nach der alten Ordnung der Dinge, aber auch unzufrieden mit der vorhandnen Unordnung, verlangte bloß Sicherheit und Ruhe für sich, die jedoch von ihm selber, bald dort, bald hier, vernichtet wurde; gab jeweilen demjenigen Recht, der ihm goldne Berge versprach; traute aber weder dem Einen, noch dem Andern.

Man schritt zur Entwerfung des neuen Staatsgrundgesetzes. Föderalisten und Antiföderalisten standen einander in Schlachtordnung

gegenüber. Ich bedauerte beide; denn sie mühten sich, in vergeblichen Anstrengungen, ab. Ihre Vereinigung und Versöhnung war so unmöglich in jener Zeit, als dauerhafter Sieg einer, oder der andern Partei. Frankreich, gestützt auf kriegerische Ueberlegenheit gegen die übrigen Mächte, zeigte offenbar geringe Neigung, die helvetische Republik seiner bisherigen Vormundschaft zu entlassen; und behielt sich schweigend das letzte Wort vor. „Würde aber auch, durch den Machtspruch des ersten Konsuls, die Schweiz abermals (im alten Styl) föderalisirt," schrieb ich unter Anderm einmal dem Gesandten Reinhard zu Bern*): „so ist ohne Mühe vorauszusehn, daß die Antiföderalisten, durch Uebergewicht ihres Talents, neben wachsender Einsicht des Volks, den Städter-Föderalismus wiederum entkräften, zerstören und neue Umwälzungen begünstigen würden. Eine Revolution, wie die unsrige, und wie die französische, läßt sich, selbst von keinem Bonaparte, wie durch einen Zauberstreich, abthun. Man spricht wohl von politischen und materiellen Interessen; aber hier ist ein einmal aufgeregter, unsichtbarer Krieg der Geister! Es werden noch Tage kommen, welche, von Frankreich aus, in dessen Nachbarstaaten abermals Revolutionen herüberbringen: — Möge die Schweiz eine Staatsverfassung erhalten, welche es immerhin seyn möge, sie wird nie mit allgemeiner Zufriedenheit empfangen werden. Warum aber nicht die Beistimmung, oder den Wunsch vom gebildetern Theil des Volkes, dem Geschrei der unwissenden Menge, oder der in Eigennutz gekränkten Dorf- und Stadt-Patrizier vorziehn?"

Der Entwurf des neuen Staatsgrundgesetzes ward endlich bekannt gemacht.**) Eine von Deputirten sämmtlicher Kantone zusammengesetzte Versammlung, Tagsatzung geheißen, sollte zu Bern das Konstitutionswerk prüfen und für immer feststellen. Die Grundlage desselben war Landeseinheit, mit Recht der Kantone zur Selbstverwaltung unter einer Centralregierung. Die Erwählten des Volks waren, ihrer Mehrheit nach, Freunde der Staatseinheit.

---

*) Unterm 6. Februar 1801.

**) Den 29. Mai 1801.

Nun sich die Föderalisten, wider Erwarten, übermannt sahn, verließen sie störrisch den Saal der Abgeordneten zu Bern. Die übrigen arbeiteten fort, und brachten nach langem Streiten ihr Werk zu Ende*). Fruchtloses Bemüh'n! Kaum fünf Tage später ward das politische Kartenhaus, weil es keiner Partei gefiel, wieder weggeblasen. Vernînac, der neue französische Gesandte, und der ihm ergebene Dolder, ein schlauer Mann, unter allen politischen Gestaltungen bisher immerdar oben an, nun nicht wieder erwählt, sprengte mit Militärgewalt, Senat und Tagsatzung aus einander, und wählte, statt der Vertriebnen, andre Leute dazu. Weil die rechtlichern Männer und talentvollern Vertheidiger der Staatseinheit, verschmähten, solchem entehrenden Spiel Hand zu leihen, warf sich Dolder in die Arme der Föderalisten. So gewannen diese jählings wieder das Uebergewicht, und stellten, seines Muthes und Namens willen, meinen Freund von Schwyz, Aloys Reding, als ersten Landammann, an die Spitze der Republik, den Biedersten unter den Biedern, aber keineswegs durch Geistesgaben und Kenntnisse, oder Erfahrung, zu einer solchen Stelle befähigt**).

Jedermann sah voraus, daß die neuen Machthaber von nun an blindlings, zum Port der alten, gebrechlichen Kantonalsouveränetäten, zurücksteuern würden, um darin die verblichenen Rechtsame und Privilegien ihrer Familien und Ortschaften in Sicherheit zu bringen. Kein hellblickender Freund des Vaterlandes hätte dazu helfen mögen. Mehrere Regierungsstatthalter, und andre Vollziehungsbeamte, gaben ihre Ent-

*) Den 24. Oktobers 1801.

**) Nicht Ehrgeiz, nicht übermäßiges Selbstvertrauen konnte den vortrefflichen Mann bewegen, eine Stellung in der Republik zu übernehmen, der er durchaus nicht gewachsen war; nur redliche Vaterlandsliebe und übermäßiges Vertrauen der Föderalisten, die in ihm einen Vertheidiger der alten Eidsgenossenschaft, Gegner Frankreichs, oder lenksamen Mann von hoher Achtung zu finden meynten, verleiteten ihn zur Annahme des gefährlichen Platzes. Schon im Jahr 1800, als ich noch in Schwyz lebte, fragte mich Paul Usteri an, ob Reding an die Spitze des Kriegsministeriums gestellt werden könne? Ich verneinte es; zeigte Reding den Brief Usteri's und meine Antwort. Wir lachten beide zu den hohen Vorstellungen, die man sich von ihm gemacht hatte.

lassung ein; auch ich.*) Alle empfingen sie, sobald sie baten. Reding verweigerte sie mir. Er beschwor mich, bei unsrer Freundschaft, ihm getreu beizustehn in diesen entscheidenden Augenblicken. Ich blieb den eignen Ueberzeugungen treu; konnte, ohne Vernichtung der Selbstachtung, nicht Helfershelfer derer werden, welche aus kurzsichtiger Wohlgemeyntheit, oder starrsinniger Selbstsucht, ein braves Volk in den Sumpf der frühern Unterwürfigkeit und Geistesverdumpfung zurückzerren wollten. Ich empfahl einen wackern Mann, den Präsidenten der Verwaltungskammer von Basel, Wieland, zu meinem Nachfolger im Amt. Er ward ernannt. Ich trat in den Privatstand zurück, und wählte, für den Winter, Bern zum Aufenthalt, Redings und vieler andrer Freunde Nähe zu genießen. Im Frühling gedacht' ich nach Graubünden heimzugehn, von wannen ich, seit vier Jahren, sehr unfreiwillig, in die Fluten bürgerlicher Unruhen hinausgeschleudert worden war.

Das schöne Korps der Basler Chasseurs begleitete meinen Reisewagen bis an die Gränzen des Stadtbanns. Da sagt' ich, mit bewegtem Herzen, die letzten Worte des Danks. Wie hätte mir auch nicht eine Stadt, wie Basel, sollen lieb und theuer geworden seyn, in der ich, nach mehrjährigen, wilden, schweren Drangsalen, meine frühere Harmlosigkeit, gleichsam mich selbst, wiedergefunden hatte; wo ich glaubte, nicht meiner Stellung, sondern meines Selbstes willen, einige Achtung und Liebe genossen zu haben, und wenigstens niemand sich meiner zu beklagen hatte.

Aus langer Weile träumt' ich mir unterwegs im Wagen schöne Pläne für die Zukunft; bald Erneuerung meines Seminars in Reichenau; bald Ankauf eines bescheidnen Bauernhofes, wo ich, in tiefer Eingezogenheit, dem Landleben, den Wissenschaften, vielleicht dazu einer liebenswürdigen Lebensgefährtin angehören konnte, ungefähr mit dem kindlichen, fröhlichen Unschuldsgesicht, wie ich eines Tages an einem Fenster in Basel, flüchtig im Vorüberreiten erblickt, leider aber dessen

*) Den 11. November 1801.

Namen nie erfahren hatte. Dazwischen trat auch wohl noch der Gedanke an Wiedereintritt in öffentliche Geschäfte, unter veränderten Umständen. Die Gewohnheit, unmittelbar und vielseitig auf die Umgebungen einzuwirken, hatte schon nicht geringe Macht über mich erhalten. Es schmerzte mich, ihr entsagen zu sollen, mehr, denn nun, aus der Sphäre der Hochgestellten und Gefeierten in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesetzt zu seyn; oder auf Ehrenbezeugungen, die doch nur dem Amt galten, oder auf Schmeicheleien derer verzichten zu müssen, die von mir zu hoffen oder zu fürchten hatten; oder gar, daß keine Wachten mehr, bei meinem Erscheinen, unter Gewehr traten; Keiner mehr flog, meinen Wink, wie einen Befehl zu vollstrecken; und daß Andern nun der Vorrang zustehe, in welchem mich bisher scheinbare Ehrerbietung der Menge umringt hatte. Ich glaube, man erkennt den innern Menschen am wahrsten aus seinen heimlichen Gedankenspielen und Träumereien; da ist er im Schlafrock bei sich allein zu Hause.

21.

Eine Unterredung

In Bern war bald für den Winteraufenthalt bequeme Wohnung, ein Kreis vertrauter Freunde, und ein weiterer von zahlreichen Bekannten, gefunden und ausgewählt. Einen der ersten Besuche weiht' ich Aloys Reding. Aber welche verhängnißvolle sieben Jahre hatten sich zwischen damals, als wir voll jugendlichen Muthwillens in eben diesem Bern unsern ersten Bund schlossen, und jetzt gelagert! Und wie anders standen wir einander gegenüber, seitdem ich den Verfolgten, vom Bodensee, in sein Vaterhaus zurückrief; und jetzt, da ich ihn, als ersten Landammann der Schweiz, begrüßte! Ich ging zu ihm, mit stillem Lächeln über die große Posse der äussern Verwandlungen. — Vor der Pforte seines Hauses schildwachteten bärtige Grenadiere. Die breiten Treppen waren mit Kommenden und Gehenden belebt. Weibel im Vorzimmer kündigten mich dem Haupt der Republik an. Ich ward vorgelassen. Der Saal war mit Offizieren, Ministern und Senatoren

gefüllt. Reding trat aus ihrer Mitte hervor. Wir lagen in stummer Umarmung, Brust an Brust, mit größerer Gemüthsbewegung, als vielleicht der Anstand erlauben mochte. Solche Umgebung bot weder Ort noch Zeit, uns gegenseitig frei gehn zu lassen. Reding war, im eigentlichen Sinn, Sklav der Umstände und Geschäfte.

Wie sich's erwarten ließ, walteten auch über ihn die verschiedensten Urtheile in Bern; aber, was mich beinah selbst beleidigte, nur wenige Stimmen sprachen günstig. Man betrachtete ihn, als ein willenloses, leitsames Werkzeug der Aristokratie; oder, als einen Mann, der, unter Freiheit, Landsgemeindewirthschaft seiner Urkantone, verstehe, und sie aller Orten geltend machen möchte. Sogar die gewesenen bernischen Patrizier äußerten sich über ihn unhold, weil er sich nicht mit den Bessern aus ihnen umringte. Ich aber kannte ihn, als treuen, ehrlichen Freund seines Vaterlandes; und hatte mehr, denn zu oft, Gelegenheit, seine Vertheidigung gegen leidenschaftliche Anschuldigungen zu führen.

An einem Abend ließ er mich zu sich rufen; er wolle, wie sein Billet mir sagte, sich für jedermann verläugnen lassen, und mich einmal wieder, wie in alter Zeit, allein haben; auch sey es um eine wichtige Angelegenheit zu thun. Ich ging. Das Gespräch wandte sich bald auf die gegenwärtigen Zustände. Ich verhehlte ihm nicht die Stimmung, die ich zu Bern, in Betreff seiner, bemerkt habe; und ermunterte ihn, entschieden, fest und offen aufzutreten.

Mit verdrießlichem Lächeln sagte er: „Meynt man also, ich werde der Büttel von Bernern seyn? Die sich dergleichen einbilden, sollen sich garstig ieren. Ich will aber, glauben Sie daran, Ordnung im Lande; Unabhängigkeit von den Franzosen; Ruhe vor Wühlereien der Einheitsmänner; und, wollen's diese mit uns aufnehmen, so mögen sie es wagen! Wir stehn jede Stunde bereit, uns mit ihnen zu messen; Mann gegen Mann! Wir Andern fürchten sie nicht mehr. Ich vertraue der Nation; sie darf mir vertrauen. Ich weiß, was sie will; und ich will, was sie."

„O lieber Freund," erwiederte ich: „obschon ich von der Schweiz mehr, als Schwyz und Bern kenne, weiß ich doch noch nicht, was eigentlich die Nation will; und sie weiß es, scheint mir's, selber nicht recht. Sie mag in ihrer großen Mehrheit zwar die heutige Verwirrung der Dinge nicht, aber auch wohl die alte eidsgenössische Verwirrung nicht; vielleicht denk' ich, eine Art von Freiheit, die ihr noch unklar ist."

„Die ich aber wohl errathe!" rief er: „Sehn Sie, es kostete nur einen Wink, nur einen Ruf durch die Thäler: Macht's wie Uri, Schwyz und Unterwalden; jedes Thal mit seiner Nachbarschaft ein Gemeinwesen für sich; unabhängig von den andern; mit eigner Einrichtung und Obrigkeit, — und alles Landvolk würde, ich gehe die Wette ein, zum Abstimmen beide Hände ausstrecken und die Schweiz ihre vierzig, fünfzig Kantone haben. Aber davon ist keine Rede. Sind wir nur erst einmal gegen Frankreich gedeckt, macht sich das Uebrige von selbst, und mögen sich dann die Städte mit ihren Angehörigen abfinden und betten, wie sie wollen und können."

„Städte? Angehörige?" fragt' ich verwundert: „Also Alles wieder beim Alten? die Städter auf weichen Matratzen, die Unterthanen auf Streu; beide unter Obhut des eidsgenössischen Stanser-Verkommnisses und unter angebornen Magnaten und Herrn? Wie denn, lieber Reding, haben Sie unsern schönen Traum ganz vergessen, den wir uns im Ebnet*) so herrlich vom künftigen Loose des ganzen Vaterlandes gemacht hatten, wo jeder Kanton künftig ein freier Staat, mit Selbsteinrichtung seines Innern, werden sollte, aber mit einer beschränkten Souveränetät, an der auch Tagsatzung und Bundesregierung gezemenden Antheil erhalten sollte? Glauben Sie doch ja nicht, daß sich in unsrer politischen Wüste die Landleute nach dem Frohnen und Ziegelbrennen Aegyptens so stark zurücksehnen, als die Herrn nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Ich könnte Sie wahrhaftig fast um das

*) Der Ort bei Schwyz, in den wir einige Zeit allein mit einander gebannt hatten.

Glück beneiden, einen Platz im Staat einzunehmen, wo sich, zur Verwirklichung des herrlichen Traums, so Vieles thun läßt."

„Traum, ja Traum!" versetzte Reding lächelnd: „Ständen Sie, wo ich, gern würd' ichs Ihnen gönnen; und sähen Sie mit meinen Augen Alles vor sich, nicht wie es seyn sollte, sondern nun einmal ist: Sie würden mehr als zu oft rufen: Traum! Man hat mich auf diese Stelle hingezwungen, zu der ich nicht geeignet bin. Nun steh' ich leider, einmal da, und werde thun, was ich vermag. Ja, es muß, in Gottes Namen, endlich Ordnung bei uns werden. Hören Sie mich nun an, lieber Zschokke. Sie müssen schlechterdings an meiner Seite bleiben; thätig bleiben. Wir beide kennen uns. Sie sollen, im Namen der Schweiz, zum Kongreß nach Amiens, als Gesandter; Diesbach von Carouge, als Gesandter, an den Wienerhof; und ich gehe selbst nach Paris; will vom ersten Konsul klaren Wein; und bestimmt wissen, woran wir mit ihm sind? Wallis müssen wir nicht fahren lassen! Was meynen Sie? Sprechen Sie offen."

Nach einigem Zögern, denn das war ein wirklicher Ueberfall von Entwürfen und Fragen, die mich verlegen machen mußten, gab ich zur Antwort: „Ich fürchte sehr, Eins wie das Andre, wird mißlingen. Was mich betrifft, bin ich ein- für allemal entschlossen, mich aus diesem unheilvollen Parteikrieg zurückzuziehn. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; gehe aber in keinem Fall nach Amiens. Was soll ich dort, wo die großen Mächte Länderhandel treiben und die Schweiz nichts einzureden hat? Horchen und Wiederberichten! Ich tauge nicht zum Kundschafter; will freier Mann bleiben; kann Nützlicheres thun. — Und Herrn von Diesbach nach Wien? Warum nicht jeden andern Berner? einen Mann von gefeiertem Namen, wie zum Beispiel Bonstetten, den schon sein uralter Adel und schriftstellerischer Ruhm empfiehlt, der zugleich Mann von Geist und Herz; in Geschäften gewandt, und liebenswürdiger Gesellschafter ist? — Und Sie nach Paris? Gewiß schenkt Ihnen der erste Konsul reinen Wein ein; darauf verlassen Sie sich: und wohl noch dazu jeden Tag von andrer Sorte. Er will aus der Schweiz, glaub' ich, eine französische Festung gegen Süddeutschland machen, von deren Bastionen er zugleich Cisalpinien

bestreichen kann. Darum ist ihm wahrscheinlich föderalistische Zerstückelung bei uns willkommen; desto leichter bleibt er dabei unser Festungskommandant."

Wir wurden nicht einig; haderten lange über das große Thema und endeten damit, daß, wie es gewöhnlich geht, sich jeder von uns in seiner eignen Ueberzeugung tiefer eingewurzelt hatte, als vorher. Nicht das that mir leid; wohl aber daß Reding, seit dieser Unterredung, gegen mich, wo nicht kälter, doch zurückhaltender geworden schien. Wir behielten noch den Ton, nicht mehr die unbefangne Traulichkeit von Freunden. Er ist übrigens nicht der Erste, auch nicht der Letzte gewesen von Vielen, die mich gleichgültig fahren ließen, weil ich nicht ihres politischen Glaubens werden, sie nicht täuschen und mich nicht selbst veräußern wollte. — Bald darauf unternahm er die Reise nach Paris *), um vom ersten Konsul die entscheidende Erklärung zu fordern. Doch bevor er von da zurückgekommen war, las man schon in öffentlichen Blättern zu Bern, Bonaparte's bekannten Brief an Reding. Das stolze Oberhaupt der französischen Republik hatte dem Landammann der Schweiz, im gebieterischen Ton geantwortet, ungefähr wie einst der römische Julius Cäsar dem helvetischen Divico; aber mit Zulage einer persönlichen Kränkung, deren Cäsar's Edelmuth unfähig gewesen wäre.

Als ich das Vertrauen des Freundes von mir gewichen sah, wiederholt' ich die Besuche seltner bei ihm. Seine täglichen Umgebungen trugen vermuthlich nicht wenig dazu bei, ihn von mir abzuwenden. Ich galt in ihren Augen, als politischer Sünder, dessen Einfluß gefährlich schien. Ich mußte mir's sogar gefallen lassen, daß die geheime Polizei der Berner meine Schritte und wer bei mir aus- und einging, durch Spione beobachten ließ **). Sie gab sich aber meinetwillen sehr.

*) Den 30. Novembers 1801.

**) Die Entdeckung ward sehr zufällig und auf belustigende Weise gemacht, als ich Freunden einst ein fröhliches Nachtessen gegeben hatte, und sie beim Weggehn vor der Hausthür einen verkleideten Polizeimann hingepflanzt erblickten, den sie schon bei ihrer Ankunft da gefunden hatten. Professor Trolles,

Zufällig enthüllte ein zwischen Madrid und Lissabon im Jahre 1750 geschlossener Vertrag über die Grenzen der Kolonien in Südamerika das Geheimniß und zerstörte alle Entwürfe der Loyoliten. Denn um gerade Linien zu ziehen, schonten die Unterhändler des Missionenlandes nicht, zogen die Linien quer durch dasselbe, so daß viele der Reduktionen an Brasilien fielen. Umsonst arbeiteten die ehrwürdigen Väter in Europa gegen Vollziehung des Vertrags. Die Grenzkommissarien beider Mächte erschienen (1752). Das Land der Missionen stand gegen sie in Waffen. Truppen wurden ausgeschickt, die Indianer zu zwingen, und fanden so starken Widerstand, daß sie nichts ausrichteten. Die Jesuiten betheuerten, das sei nicht ihre Schuld; man könne die Wuth der Indianer nicht mehr mäßigen. Allein sie ward gemäßigt, als die spanischen und portugiesischen Befehlshaber nach erhaltenen Verstärkungen mit vereinter Macht gegen die Reduktionen vorrückten, und im Hornung 1756 die Indianer in regelmäßig gelieferter Schlacht besiegten, worin diese zwölfhundert Mann, viele Kanonen und Fahnen verloren. — Die Grenzscheidung ging vor sich: bald darauf ward der Orden der Jesuiten aufgehoben. Auch in Paraguay verschwand er. Kein Indianer zuckte weiter das Schwert für ihn.

Als die Jesuiten (im Jahr 1767) ihre Send-

unnütze Mühe. Die traurige Tagespolitik zog mich nicht mehr an. Ich trieb schon ganz andre Dinge.

22.

Beginnender Gemüthsfrieden.

Unter zahlreichen, lieben Bekannten, deren Umgang den Winter mir verschönte, befanden sich zwei junge Männer meines Alters, denen ich mich am liebsten hingab. Sie athmeten fast einzig für die Kunst des Schönen, für Poesie, Literatur und schriftstellerische Glorie. Der eine von ihnen, Ludwig Wieland, Sohn des Dichters, gefiel mir durch Humor und sarkastischen Witz, den ein Mienenspiel begleitete, welches auch Mißsüchtige zum Lachen getrieben hätte. Verwandter fühlt' ich mich dem andern, wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens, worin sich immerdar der reinste Seelenadel offenbarte. Es war Heinrich von Kleist*). Beide gewahrten in mir einen wahren Hyperboräer, der von der neuesten poetischen Schule Deutschlands kein Wort wußte. Göthe hieß ihr Abgott; nach ihm standen Schlegel und Tieck am höchsten, von denen ich bisher kaum mehr, als den Namen, kannte. Sie machten mir's zur Todsünde, als ich ehrlich bekannte, daß ich Göthe's Kunstgewandtheit und Talentgröße mit Bewunderung anstaunen, aber Schillern mehr, denn bewundern, daß ich ihn lieben müsse, weil sein Sang, naturwahr, aus der Tiefe deutschen Gemüthes, begeisternd an's Herz der Hörer, nicht nur an's kunstrichternde Ohr, schlage. Wieland wollte sogar den Sänger des Oberon, seinen Vater, nicht mehr Dichter heißen. Das gab unter uns manchen ergötzlichen Streit.

Oberst Grafenried und Andre, die in Bern einheimisch waren, erkannten und nannten den armen Kleist unbarmherzig, der gar ehrlich gestand, der Herr Polizeidirektor wolle wissen, wer bei mir speise?

*) Noch immer den Deutschen ein Liebling in ihrer Dichterhaar. Er endete beklagenswerth 1811

Zuweilen theilten wir uns auch freigebig von eignen poetischen Schöpfungen mit, was natürlich zu neckischen Glossen und Witzspielen den ergiebigsten Stoff lieferte. Als uns Kleist eines Tages sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein“ vorlas, ward im letzten Akt das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft, wie auch des Dichters, so stürmisch und endlos, daß, bis zu seiner letzten Mordscene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde. Wir vereinten uns auch, wie Virgil's Hirten, zum poetischen Wettkampf. In meinem Zimmer hing ein französischer Kupferstich, „la cruche cassée.“ In den Figuren desselben glaubten wir ein trauriges Liebespärchen, eine keifende Mutter mit einem zerbrochenen Majelika-Kruge, und einen großnasigen Richter zu erkennen. Für Wieland sollte dies Aufgabe zu einer Satyre, für Kleist zu einem Lustspiele, für mich zu einer Erzählung werden. — Kleist's „zerbrochner Krug“ hat den Preis davongetragen.

Kleist verlebte noch einen schönen Sommer an den Ufern des Thuner-Sees, wo er ein kleines Landhaus gemiethet hatte *), bis er

*) In einem seiner Briefe von Thun, bald nach unserer Trennung geschrieben, sagte er unter Anderm: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen. Wenn Sie mir einmal mit Geßner die Freude Ihres Besuchs schenken werden, so geben sie wohl Acht auf ein Haus an der Straße, an dem folgender Vers steht:

„Ich komme, ich weiß nicht, von wo?
Ich bin, ich weiß nicht, was?
Ich fahre, ich weiß nicht wohin?
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin!“

Der Vers gefällt mir ungemein, und ich kann ihn nicht ohne Freude denken, wenn ich spazieren gehe. Und das thu ich oft und weit; denn die Natur hat hier, wie Sie wissen, mit Geist gearbeitet; und das ist ein unterhaltliches Schauspiel für einen armen Kauz aus Brandenburg, wo, wie Sie auch wissen, die Künstlerin bei der Arbeit eingeschlummert zu seyn scheint. Jetzt zwar sieht auch hier noch unter den Schneeflocken die Natur, wie eine achtzigjährige Frau aus; aber man sieht ihr doch an, daß sie in ihrer Jugend schön gewesen seyn mag. — Ihre Gesellschaft vermisse ich hier sehr; denn außer den Güterverkäufern kenne ich nur Manige; etwa den Hauptmann von Mülinen und seine Hofmeister, angenehme Männer. Die Leute glauben hier durchgängig, daß ich verliebt sey, bis jetzt bin ich es aber noch in keine Jungfrau, als etwa

mit seiner Schwester, die er nach Genua begleiten sollte, im Herbst die Schweiz verließ.

Unter dergleichen Spielereien, bei gänzlicher Losgebundenheit von Politik und amtlichen Pflichten und Sorgen, im freien Genuß der Wissenschaft und des geselligen Lebens, fehlten indessen auch die Augenblicke ernstern Sinnens nicht. Während ich dem Frühling entgegenharrte, und vorläufig Pläne entwarf, wo ich eine bleibende Niederlassung wählen wolle, sah ich auch auf die abenteuerliche Verschlingung von Begebenheiten zurück, welche mich in eine Laufbahn herübergedrängt hatten, die nie vorher in meinen Wünschen gelegen war. Indem ich sie musterte, war es sehr natürlich, daß ich mich dabei selber musterte. Es freute mich wenigstens, daß ich mir treu geblieben war in meinen Lebensgrundsätzen; daß ich nie meine Leitsterne zum Wahren, Heiligen und Schönen aus dem Auge, nie die besonnene Beherrschung meines Selbstes unter mancherlei Versuchungen verloren hatte. Warum hätte mir für die Zukunft bangen sollen, da die Vergangenheit nichts in mir geändert hatte, als etwa hie und da meine Weltansicht, infolge der außerordentlichen Ergebnisse.

Zwar der Widerspruch jener Ideale mit dem Treiben der Wirklichkeit war noch nicht ganz gelöst; aber er beunruhigte mich schon weniger, denn ehedem. Mir immer bewußt, daß ich Zeitgenoß einer zivilisirten Barbarei sey, sah ich ein, daß die moralischen Uebel und daher alle Leiden der Familien und Nationen, nicht aus reiner, natürlicher Bosheit der Menschen, sondern aus ihren Irrthümern, Verwöhnungen und schiefen Verstandesrichtungen quellen; daß der Edelste nicht sündenlos, der Sündigste aber auch nicht ganz adellos sey; daß in der Welt das Sittlichgerechte dennoch, im Allgemeinen, gegen das Sittlichböse Uebergewicht behaupte, weil sich das Menschengeschlecht außerdem schon vom Erdboden vertilgt haben würde; daß die meisten Vergehn und Verbrechen offenbar Unheilsfrüchte der Volksverbildung inner den

---

höchstens in die, deren Stern mit den Abendthau der Sonne zurückwirft, wenn ich am Ufer des Sees stehe."

Schranken verderblicher Gesetze, Einrichtungen, Glaubenssatzungen und Herkömmlichkeiten sind.

So gerieth ich nach und nach, bei einer allmäligen Einkehr in mein Inneres, die ich Jahre lang furchtsam gemieden hatte, bis zum Abgrund der alten Zweifel. Aber welche Verwandlung entdeckt' ich hier! — Der Abgrund schien nie gewesen zu seyn, als in meiner Fantasie; und der Gott, über dessen Daseyn und Walten und Wirken der forschende Verstand in bangen Ungewißheiten geschwebt, — der Gott, an den ich bisher nur aus gemüthlichem Bedürfniß geglaubt, zu dem ich mit kindlicher Inbrunst in Stunden tiefer Bewegtheit gebetet hatte, — doch das Gebet war selten unbegleitet vom Zwischengedanken: „Wenn Er ist!" — dieser Gott war nicht mehr mein Glaube; er war meine Gewißheit. Es war aber nicht der mosaische Gott mit menschlichen Fehlern und Tugenden; nicht der Katechismusgott, mit menschlich erfundenen Geheimnissen und Vollkommenheiten, oft in Widerspruch unter sich. Er war auch nicht die von Philosophen gedachte Natur aller Dinge. Auch nicht aus dem Organismus des Geistes hervorgetriebne Vernunftidee des Absoluten. Sondern, wie das uferlose Weltall nur gleichsam der sichtbare Schleier der in ihr wesenden Natur ist, so erschien mir die Natur, als der Schleier Gottes, in welchem er sich uns offenbart. Und darf ich das Tiefste mit dem Höchsten zu vergleichen wagen: er erschien mir im Verhältniß zum Seyn und Wesen des allgegenwärtigen Weltalls, wie der Menschengeist zu seinem beseelten und belebten Menschenleib, den er in allen Theilen, ohne sie selbst zu seyn, durchherrscht.

In der Natur aber, wie in unserm Geiste, waltet das Unendliche und Unbedingte; dies ist das Gepräge des Göttlichen für beide. Die sinnlich gewahrbare Welt aber ist das „Sich gegen uns Aeußern" der Natur; nicht sie selbst, sondern ihr Gegensatz, ihr Andersseyn in uns; daher nicht ein Unendliches und Unbedingtes, sondern eine Endlichkeit wandelbarer Dinge. So sind unsre Gedanken und Handlungen nur Aeußerungen des Geistes, nicht er selber. Daher können die in ihm waltenden Ideale des unbedingten Wahren, Heiligen und Schönen, deren er sich bewußt ist, nicht, als Unendliches, in die Welt der

Außendinge hinausgestaltet werden; sondern das unbedingte Recht zersplittert sich draußen in bedingte Rechte; das Ewigwahre fällt in begränzte Wahrheiten auseinander; die Heiligkeit wird nur zur Tugend, und das Schöne zu einzelnen Schönheiten.

Der Geist des Wilden, wie des Weisen, ringt aber diesen Idealen nach, denn sie sind das Göttliche in ihm; eins mit seinem Wesen; und er kann nicht anders. Sie können in ihm durch seine sinnliche Natur trüb und verdunkelt seyn; aber sie bleiben das Unvernichtbare und Unverwerfbare. Daher entspringt das allwährende Fortschreiten der Menschheit; das Ringen nach Vollkommenheit in Erkenntniß des Wahren, in Erstrebung des Guten und Schönen. Aber Sinnentäuschung, Erfahrungslosigkeit und Verwöhnung, erschweren das klare Erblicken des Wahren; und wir umarmen statt seiner nur allzu oft den Irrthum und verehren ihn. Wie die Wahrheit, so muß auch die Tugend in der Welt erkämpft werden, und der Geist im Kampf dabei erstarken. Daher stammt, wie in wilden Horden, so in barbarischen und zivilisirten Nationen, das allzeit wache Sehnen nach Freiheit; nach Entfesselung des allgemeinen, naturgemäßen Menschenrechts von den Banden, die es in den wirklichen Lebensverhältnissen zu fest umschnüren. Widerstrebend lehnen sich dagegen Selbstsucht und Selbstverblendung einerseits, Unwissenheit, thierische Genußsucht und feige Trägheit der Herrscher und Beherrschten auf. Und immerdar streitet die Idee des Menschenrechts fort und fort gegen die, durch Menschenwillkür geschaffnen, Rechte. Die vernunftgemäße Freiheit bahnt sich aber immer wieder eine Gasse durch allen Wust, Druck und Zwang gesellschaftlicher Konvenienzen, Interessen und Irrthümer.

Diese Ansicht erfrischte mich zu neuer Anstrengung der Kräfte für Besseres. Zwar fand ich, daß weitaus die Mehrheit von gegenwärtiger Bevölkerung des ganzen Erdballs noch tief im Schlamme ihres Thierthums liege, und daß diejenigen Nationen, welche sich der höchsten Gesittung und Bildung rühmen, immer noch mit ihren vielerlei Künsten, Wissenschaften, gesellschaftlichen Ordnungen und verfeinerten Sitten, tief unter der Linie des Hochmenschlichen, des Natur- und Vernunftmäßigen, stehn: doch eben das ist's, was die ächten

Gottespriester zur Thätigkeit aufbietet, ich meyne die Gottespriester auf Thronen und Rathsstühlen, auf Kanzeln und Kathedern, auf Rednerbühnen und Schreibsesseln, daß sie die Menschheit um sich her allmälig menschlicher machen sollen. Ob ihnen dafür Dornen auf Erden, oder Palmen im Himmel wachsen, soll ihnen gleichgültig seyn. Mich wenigstens kümmerte die Ungewißheit über Fortdauer nach dem Tode nicht mehr. Ich hatte Gottes-Gewißheit in mir. Sie beseligte mich; beruhigte mich über alles Andre. In einem dieser Augenblicke schrieb ich damals einen Psalm: „Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren," der meine Gemüthsfreudigkeit aussprach *). Ich lächelte zu den oft seltsamen Beweisen, welche von Philosophen für Unsterblichkeit der Seele ersonnen waren, und sagte mir: daß uneigennützige, reine Tugend der Sterblichen Unmöglichkeit seyn würde, wenn wir vom Zustande des Geistes, nach seiner Ablösung vom Leibe, unwidersprechliche Gewißheit besäßen. Ich dachte, wie Petrus Pomponatius **), der Selbstdenker des sechszehnten Jahrhunderts, der — im Vorbeigehn sey es gesagt — zu meinen alten Lieblingen gehörte: Und wäre keine Unsterblichkeit: so müßte der Geist doch, als er selbst, handeln; nicht anders. Eine durch Furcht vor Strafen erzwungene, oder durch Lohn-Erwartung in der Ewigkeit bestechene Tugend, ist höchstens eine halbe Tugend; in jedem Fall nur kaufmännische Frömmigkeits-Spekulation.

Dies ungefähr war damals der Stand meiner Ueberzeugungen, und aus ihnen ging Seelenfrieden hervor. Ich blickte, fast etwas bedauernd, auf meine frühern Zustände zurück, und bereuete, manches, was ich in jenen Tagen des Zweifelns und Verzweifelns gedacht, gesprochen, geschrieben hatte. Es war mir nicht mehr unbekannt, daß

*) Mein Freund und Verleger H. R. Sauerländer nahm ihn in der von ihm veranstalteten Sammlung „ausgewählter Novellen und Dichtungen" von mir auf.

**) Während der Studienjahre zu Frankfurt an der Oder hatte mich das Werk des edeln Mantuaners, de Fato, besonders angesprochen, wenn gleich mehr, als jedes andere, in meinen Vorstellungen von göttlicher Vorsehung und freiem Menschenwillen irre gemacht.

ich nicht der einzige Unglückliche war; sondern manch Andrer noch umherwandle, der unter ähnlichen Qualen sein Leben still in sich vertrauert. Wie gern hätt' ich diesen „Heimlichkranken" mein Glück gewährt!

23.

Alamontade.

Ein Traum, den ich, was etwas seltsam klingen mag, fast für mehr, als Zufall hielt, obwohl mir eben kein Aberglauben aus Kinderjahren nachzuschleichen pflegte, und ich gewiß war, daß kein blindes Ungefähr seine Hand in das göttliche Schicksalsgewebe strecken könne: ich sage, ein Traum, der, obwohl ich seinen Ursprung erklären konnte, mir dennoch, wie ein Gottes-Wink, vorkam, führte mich zu dem Versuch, den „Heimlichkranken" das darzureichen, was meinen Seelenwunden Heilung geschafft hatte. Ich will ihn kurz erzählen. Er ist so viel und so wenig werth, als manch anderes Gelebte; mir aber noch immer gegenwärtiger, und lieber, denn viel anderes Geschehene.

An einem Morgen erwacht' ich aus ihm mit Thränen, die ich geweint hatte und noch fortweinte. An einem sandigen, öden Ufer des Meeres war ich einem schönen Jüngling begegnet, der die armselige Tracht und eiserne Kette eines gemeinen Verbrechers trug. In seinem blassen, etwas gesenkten Antlitz lag Ausdruck stillen Duldens, und es lächelte doch zugleich ein ganzer Himmel, wenn er sprach. Ich fühlte mich, wie in Verzauberung, zu ihm hingezogen. Und im Gespräch tauschten wir, wie Liebende, Seele um Seele. Es war Ueberirdisches in seinem Wesen. Und der graue Sträflingskittel, und die klingenden Fesseln? — Er war ein Galeerensklav; hieß Alamontade; ließ in jedem seiner Worte ungewöhnliche Geistesbildung, und eine Gemüthserhabenheit erkennen, die man in Personen seines schmachbedeckten Standes nicht erwartet.

Weil er Wohnungen und Leben unschuldiger Menschen, gegen Tigerwuth ihrer Tyrannen, hatte retten wollen, war ihm, zum Lohn seiner schönen That, Verdammung zu den Galeeren, ohne Urtheil und Recht, durch Machtspruch zu Theil geworden. Nun mußte er, ein reiner Jesusjünger, lebenslang dem Umgang der Edlern entrissen, aus der Fülle und Anmuth des Wohlstandes ins Elend bittrer Entbehrungen herabgestürzt, unter rohen Bösewichten zubringen, die mit viehischen Lastern und Greueln prahlten; mußte, was ihm auf Erden das Heiligste und Theuerste gewesen, Vaterland und Geliebte, zärtliche Verwandte und Freunde auf immer verloren geben; mußte, bis zum Grabe, ohne Möglichkeit einer Rechtfertigung, den Fluch der Welt, Verschmähung von Guten, Verspottung von Bösewichten, mit sich schleppen; einsam in der Welt, jeder Unbill der Witterung auf der Ruderbank Tag und Nacht preisgegeben, im langen Ungemach erkrankend, unter Peitschenhieben des rohen Guardians zitternd, vom Tode seine Erlösung erwarten. Und dieser junge Dulder, welcher mehr, als je ein Hiob, erlitt: noch liebte er die Menschheit; noch verließ ihn sein Glaube an Gottes unendliche Güte nicht; noch stand sein Tugendmuth ungebrochen. Ich hätte diesem Heiligen des Himmels zu Füßen sinken mögen; ich sank mit wehmüthiger Bewunderung in seine Arme. Da scholl Kettengerassel eines Zuges der Galeerensklaven heran. Mein Liebling mußte von mir scheiden; in ihre Reihen sich eingliedern. Ich weinte ihm nach, und erwachte. Ich streckte sehnsüchtig die Arme nach dem entflognen Traum aus, als sollt' ich aus den Fittigen des entweichenden Engels mir eine Feder reißen.

Noch in der ersten lebhaften Bewegung entwarf ich, am nämlichen Morgen, die Umrisse jener Erzählung, die nachher unter dem Namen: „Alamontade, der Galeerensklav" *) im Druck erschienen ist. Es war eben nicht darum zu thun, einem schönen Traum ein Denkmal zu stiften, obgleich man's zuweilen auch nichtigern Dingen setzt, sen-

*) Sie erschien, seit 1802, in mehrern Auflagen und Ausgaben, auch in französischen und englischen Uebersetzungen, und ist noch jetzt im besondern Verlag von Orell, Füßli u. Comp. in Zürich.

dern den Heldengeist wahrer Tugend, im hoffnungslosesten Elend zu schildern, mich selbst und vielleicht auch Andre dafür zu stärken. Denn nicht selten hatte ich mich schon gefragt, ob ich, bei gegenwärtigen religiösen Ueberzeugungen, unter allen Verhängnissen, in den Höhen des Glücks, wie in den Tiefen des Unglücks, festen Gleichmuth würde behaupten können? Ich hatte mich oft in die schmerzreichsten, verzweiflungsvollsten Zustände des Lebens hinein gedacht, die mich treffen könnten, und mich darin jedem Uebel der Armuth bloßgestellt gedacht; oder der öffentlichen Entehrung, der Schande des Kerkers, den Qualen der Krankheit, oder des Verlustes aller Liebe unter Menschen.

Wahrscheinlich hatten diese Spielereien der Einbildungskraft mir den Morgentraum zugeführt. Aber zugleich wollt' ich im Allamentade meine Ansicht vom Werth des irdischen Daseyns und von göttlichen Dingen darstellen, so wie von der Macht solcher Ueberzeugungen in den Wechseln der Schicksale. Mehr noch war mir daran gelegen, denen einen Weg zur Seelenruhe zu zeigen, welche über das, was die höchste und geheimste Angelegenheit aller Sterblichen bleibt, in bangen Ungewißheiten verzagen, und keinen Trost in Lehrbegriffen und Verheißungen ihrer Kirchenpartei finden, weil sie den Glauben daran unwiederbringlich eingebüßt haben. Für sie hüllt' ich Alles in das leichte Gewand der Erzählung ein. Eine dürre philosophische Abhandlung wäre etwa nur in die Hand dieses oder jenes Schulgerechten gerathen, um allenfalls die Schärfe seines Messers, im Zergliedern, zum Behuf eines kritischen Journals, zu versuchen.

Die Anzahl jener Heimlichkranken ist groß. Ich wußte es auch schon damals; und ward späterhin *) durch Zuschriften mir ganz unbekannter Personen aus Deutschland und Frankreich davon belehrt, die gütig genug waren, zu glauben, mir danken zu sollen. Wenn ich auch ganz gut fühlte, daß ich in solchen und ähnlichen Fällen auf keinen Dank Anspruch machen könne, that es doch dem Herzen wohl,

*) Sogar, nach beinah vierzig Jahren noch, seit Erscheinung des Buchs.

zu wissen, eines der Saatkörner habe irgendwo Boden gefunden, der es zusagte.

Das Leiden so Vieler unter Foltern eines religiösen Zweifelns ist offenbar nicht ihre eigne, sondern die Verschuldung derer, welche, ohne selber auf dem Wege des Zweifels Wahrheit gefunden zu haben, unbekümmert und amtsmäßig, das, was sie dafür empfangen und gedächtnißtreu bewahrt haben, in Schulen und Kirchen lehrend wieder ausbreiten; oder welche zuletzt das, was ihnen, als sie es selber lernten, in Rücksicht des Wahren oder Falschen, noch sehr gleichgültig gewesen seyn mochte, endlich für unerschütterliche Gewißheit halten, weil es in ihrem Gedächtniß unerschütterlich, und mit dem übrigen Gewebe ihrer Vorstellungen, verflochten worden ist. Weit entfernt, hier einen Vorwurf zu geben, kann ich auch solche Männer willig ehren, und mein „Wohl ihnen!“ über sie und ihren sie beseligenden Glauben ausrufen, so lange sie nicht, in christuswidrigem Glaubenseifer, über den irregewordnen Zweifler, oder jeden Andersdenkenden, den Stab brechen.

Wo Zweifel herrschen, besteht schon halbe Aufklärung; liegt schon unsichre Dämmerung über das, was vorher in einem Dunkel unbeachtet blieb, in das nun die ersten Lichtstrahlen des zur Selbstthätigkeit aufgegangnen Geistes gefallen sind. Eifre doch niemand gegen diese halbe Aufklärung, gegen diese beginnende Dämmerung in der Geisteswelt; denn sie ist Naturnothwendigkeit, göttliches Wirken, und breitet sich über die Niederungen des Menschengeschlechts aus, während dessen Höhen schon im Voll-Licht glänzen. Das alte Griechenland und das römische Weltreich wohnten in den Dämmerungen des Heidenthums, bevor die Christussonne aufgestiegen war; und als diese ihr erstes Morgenroth ausgoß, schlummerten die damals bekannten Gegenden der Erde noch lange im matten Zwielicht halber Aufklärung; in einer Mengung des Altheidnischen und Neuchristlichen. Die Entwickelungsgeschichte der Nationen ist der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen Sterblichen ähnlich. Auch der Einzelne tritt aus dem Schlaf, wie jene, zum Erwachen über, und aus verworrenem Gewühle zum klaren Bewußtwerden. Wer vermag es, die alte Nacht mit ihrer Stille fest

ſtärken verließen, hatten ſie, nach Dobrizhoffers genauer Angabe, dreizehn derſelben am Parana, und neunzehn am Uraguay. Jene waren im Jahr 1732 von 37,619 Selen, dieſe von 83,543 Seelen bewohnt, aber bei dem Abzuge der Jeſuiten zählte man überall noch kaum eine Bevölkerung von hunderttauſend Indianern. Krieg, Pocken und andere Krankheiten hatten viel Volks hinweggerafft. In den zehn Kolonien bei den Chiquitos am rechten Ufer des La Plata gegen die peruaniſchen Grenzen waren (im Jahr 1766) 23,788 bekehrte Indianer, und in den Kolonien am Rio Vermejo bei den Chako's in gleicher Zeit 5424 Chriſten, oder wenigſtens Getaufte.

Nach Aufhebung des Ordens der Loyoliten vernahm man von den ſpaniſchen und portugieſiſchen Sendwerken in Südamerika wenig Denkwürdiges; wohl aber häufige Klagen über die Miſſionarien aus dem Dominikaner- und Kapuziner-Orden, daß ſie an den Grenzen beträchtlichen Schleichhandel trieben; daß ſie die Indianer zu nothigen wußten, ihnen, ohne geſetzliche Entſchädigung, die Felder zu bauen, oder ihnen Amulette, Roſenkränze, Kruzifixe und andere geiſtliche Waaren in unmäßigen Preiſen abzukaufen u. ſ. w.

So ſind denn noch immer die unermeßlichen Steppen, Blachfelder oder „Pamwen" und Hochlande des innern Südamerika's dem Heidenthum

zu zaubern, wenn der vorrückende Tag einmal ſtärker leuchtet und lautes Leben aufregt, wo es vorher ſchlummerte? Niemand unter den Menſchenkindern! — Vertraue doch Jeglicher, in der wunderbaren Ordnung der Natur und des Geiſterreichs, der Macht und Weisheit ihres Schöpfers mehr, als der eignen! Ja wohl, ſelig ſind die, welche glauben und nicht ſehen; aber auch ſelig die, welche wiſſen, weil ſie ſehen.

Des Mannes Jahre.

Hier ſteht mir offen
Das Buch der Welt;
Mein Glauben, Hoffen,
Wie aufgeſtellt.

J. H. v. Weſſenberg.

1.

Einsamkeit und Liebe.

Der Frühling des Jahres 1802 war erschienen. Ich sehnte mich recht sehr nach jener Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel, die mich einst in Reichenau beglückt hatte. Doch, nach Graubünden zurück, lockte mich einstweilen noch kein Gelüst. Denn dort waren nun beide kämpfenden Parteien, Sieger wie Besiegte, während der Staatsumwälzungen und Empörungen, und Kriege zwischen Franzosen, Oesterreichern, Russen, dem gemeinschaftlichen Unglück unterlegen; jede nun tief gebeugt, und jede der andern die Schuld der allgemeinen Zerstörung beimessend. Durft' ich da ein freundliches Gesicht erwarten? Ich zog vor, mich in einer anmuthigen Landschaft des Kantons Aargau anzukaufen, wo ich unbekannt wohnen, und dem wilden, aber fruchtlosen Gezänke politischer Faktionen fern stehn könnte. Noch einmal, beim Abschiede, bat ich den guten Reding, im Einverständniß mit den einsichtsvollsten und redlichsten Häuptern jeder Partei, Versöhnung Aller zu versuchen, und durch Ausgleichung ihrer gegenseitigen Forderungen, gegenseitiges Vertrauen und innern Frieden des Vaterlandes herzustellen. Allerdings fand ich selber die Aufgabe schwierig; er sie unmöglich. Er wähnte sich auf den Willen des ganzen Schweizervolks stützen zu können, den er nicht kannte.

Ich verließ mit trauriger Ahnung ihn, und bald darauf Bern. — Kleist und Wieland begleiteten mich auf der Fußwanderung nach Aarau. Wir wählten eben nicht den nächsten Weg. Man mag sich leicht das ergötzliche Umherfahren der drei jungen Poeten vorstellen, die überall Paradiese und Wüsten, Göttinnen und Ungeheuer sahn, wo sie kein andres Auge fand. Es war das Umherschwärmen von Schmetterlingen, die der winterlichen Verpuppung eben entschlüpft, über Wiesen gaukeln, von jeder Blume gelockt, von keiner gehalten.

In Aarau hatt' ich das Glück einen ehrwürdigen Freund, den ehmaligen Senator Rudolf Meyer, zu besitzen. Es war derselbe verdienstvolle Greis, welcher, auf seine Kosten, die Schweiz jahrelang von Geometern und Malern hatte bereisen, und dann den bekannten Atlas der Schweiz anfertigen lassen; den ersten von diesem Gebirgslande *). Er und seine Gemahlin standen mir, zur Erfüllung meiner Wünsche, treulich mit Rath und That bei. Ich miethete vorläufig das unbewohnt stehende Schloß Biberstein, kaum eine Stunde Wegs von Aarau entlegen; einst ein Sitz der Johanniter-Ritter, dann der bernischen Landvögte; damals Staatseigenthum.

Hier, am Fuße des Juragebirgs, welches über Schloß und Dorf seinen Felsengipfel, die Gysulafluh, bei 3000 Fuß hoch, malerisch aufstreckt, gedacht' ich in tiefster Eingezogenheit, das Ende der politischen Unruhen und Umtriebe zu erwarten. Hier wollt' ich, neben Studien der Physik, Chemie, Geognosie, Botanik, des Forstwesens und, der Himmel weiß, welches Wissenswürdigen allen, dichten, philosophiren; der Freieste und in sich Glücklichste der Sterblichen seyn. Ich ließ das obere Stockwerk des Schlosses bequem herstellen, für mich, meinen Bedienten und einen treuen Pudelhund; drunten ins Erdgeschoß den obrigkeitlichen Schaffner, mit seiner zahlreichen Familie, einziehn, um neben der Verwaltung von Staatsgütern auch die Bedürfnisse meiner kleinen Haushaltung zu besorgen. Ein Gärtchen und dabei, auf dem Felsen über dem Aarestrom, ein heitres Kabinet, mit weiter Fernsicht durch das anmuthige Thalgelände und dessen Dörfer, Burgen, Höfe, und ausschwellende Hügel, bis zum zackigen Silbersaum der Gletscher und Firnen am Horizont, verliehn meinem Pathmos den höchsten Reiz.

Den höchsten sollt' ich ihn freilich nicht nennen! Noch Anderes war, das die alterthümliche Burg zum Feenschloß umwandelte. Denn,

*) Vater Meyer, wie man ihn zu nennen pflegte, hatte auch besonderes Verdienst um die Stiftung eines höhern Gymnasiums in seiner Vaterstadt, und um Verbesserung des Weinbaus im Aargau. Ihm auch verdankt man die Darstellung aller Schweizertrachten in einer Reihe von Oelgemälden des genialen Reinhard, die noch immer zu den Sehenswürdigkeiten für Reisende gehören. Der Menschenfreund starb den 11. Septembers 1813.

kaum ein Viertelstündchen von Biberstein, erhob sich ein einsamer Hügel, und darauf eine Kirche und das Pfarrhaus für zwei abgelegne Dörfer. Da wohnte der greise Seelsorger derselben, Pfarrer Rüsperli, mit seiner liebenswürdigen Familie. Und, als das Liebenswürdigste derselben, galt, in jedermanns Augen, ein Mädchen von sechszehn Frühlingen; es war selber das frischeste Frühlingsbild; Nanny genannt. Man sagt, gute Ehen sind im Himmel geschlossen; ich glaube selbst daran, und recht gern. Denn dasselbe Engelsköpfchen, welches ich hier zum ersten Male zu bewundern glaubte, hatte mich früher schon einmal durch seine Anmuth überrascht, nicht im Traum; aber flüchtig und vergessen, wie ein Traum.

Als ich zu Basel eines Tages, in Begleitung meiner Chasseurs (Bürgersöhnen aus den besten Familien der Stadt), durch die Straßen ritt, bemerkt' ich mehrere Frauenzimmer an einigen Fenstern zusammengedrängt, neugierig, ihren jungen Regierungsstatthalter zu sehn. Indem ich dankbar für schmeichelnde Aufmerksamkeit, und wohl eben so neugierig, wie die Schönen, grüßend zu ihnen hinaufblickte, nahm ich das Unschuldsgesicht einer jugendlichen Gestalt wahr, die mir werth schien, eine von denen zu seyn, welche Raphaels Madonnen geflügelt zu umschweben pflegen. Mir that die Strenge des Wohlanstands leid, welche nicht erlaubte, unter den Fenstern der Damen Halt zu machen, was auch meinem kriegerischen Geleite gewiß nicht ungelegen gewesen seyn würde. Kaum einige Schritte vorüber, ward die Eine unser Gespräch. Aber Keiner kannte sie. Sie mußte eine Fremde seyn. Der Genuß des Augenblicks war, wie mancher andre, verschwunden und vergessen.

Während der ersten Tage aber, nach meiner Ankunft in Aarau, hatte man mich in ein Konzert geführt. An solchem Orte gönnt man wohl auch, wie den Ohren, so den Augen ein stilles Konzert. Ich musterte die Blumenflor der versammelten Schönen durch alle Reihen. Doch nur an einer einzigen dieser Blumen blieb mein Blick behangen, zweifelnd ob sie eine halberschlossene Rosenknospe, oder eine Blüte aus Eden, sey? das Letzte gewann die höchste Wahrscheinlichkeit. „Wer ist sie?“ fragt' ich einen der Nachbarn. „Die Tochter des Pfarrers

von Kirchberg!“ lautete die Antwort. Ich erinnerte mich dunkel dieses Geistlichen. Er hatte mich einst in Basel besucht. Natürlich kannt' ich keine dringendere Pflicht, als ihm den Besuch, sobald wie möglich, zu erwiedern.

So sah' ich die „Blüte aus Eden“ wieder; aber, in ihrer Wohnung, irdischer; aber schöner; in häuslicher Einfachheit, schmucklos, geschäftig umherflatternd. Mir ahnete nicht, daß ich hier abermals das Unschuldsgesichtchen von Basel bewundere. Ich erfuhr es erst lange nachher, und von ihm selbst. Mit sehr unruhigem Herzen verließ ich das Pfarrhaus und dachte: „Gefährliche Nachbarschaft für einen Nachfahren der Johanniter-Ritter!“ Mir träumte nicht, daß Nanny bald Aehnliches denken würde, wenn sie den Blick, vom Kirchhügel, auf Biberstein warf.

Eingezogen und ungestört schwelgt' ich von nun an in allen Schätzen der Wissenschaft; oder streifte durch Berge und Wälder; sammelte Pflanzen, Steine, Hartflügler und Netzflügler; las und schrieb. Doch leider an's Philosophiren war nicht mehr zu denken. Alles ward in mir und außer mir, Poesie. Ich setzte das schöne Lied von Salis in Musik, und sang in glühender Andacht am Klavier:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir der letzte Wunsch gewährt.

Der letzte war's auch wohl nicht, aber der schnlichste, und dabei der verzeihlichste von der Welt für einen jungen Mann, der „keine Seele auf dem Erdenrund“ die seine nennen konnte. Und doch schämte ich mich wieder heimlich dieser Trunkenheit des Gemüths, die mir für alles Andre den Sinn raubte; mich vielleicht sogar über Nannys Eigenthümlichkeiten und allfällige Launen blendete. Denn man weiß, daß auch die Engel, sobald sie unterhalb dem Himmel wohnen, ebenfalls Launen haben. Ehmals verleg mir dergleichen Räuschchen oft schon über Nacht; jetzt schien das Uebel mit den Tagen zu wachsen. Das ward mir bedenklich. Es war Zeit mich zu ermannen. Und ich ermannte mich; besuchte von dem Augenblick an das Pfarrhaus, als guter Nachbar, wöchentlich nur einmal, oder zweimal; beobachtete gar

abgemeſſenes Betragen; ſtrenge Wachſamkeit gegen Selbſtverrath in Wort und Miene, und am ſtrengſten, ſobald ich wahrnahm, vielleicht früher, als die fromme Unſchuld ſelber, daß ſich ihre Neigungen zu mir wandten. Zwar entſchiedner, denn je, ward in mir das Gelübde: „dieſe, oder nie eine, zur Gefährtin des Lebens! — aber auch nie eines Lebens, welches ſie in Gefahr und Verderben mit mir reißen könnte!“ Wie hätt' ich die kleine Heilige zur Genoſſin von Schickſalen machen dürfen, die mich noch in fortdauernden Stürmen der Staatsumwälzungen erwarten mochten? Oder wie hätt' ich den Frieden eines unerfahrnen Herzens leichtſinnig mit Hoffnungen ſtören ſollen, die vielleicht unerfüllbar bleiben mußten?

2.

Neuer Sturm.

Denn ununterbrochen folgte noch Stoß um Stoß des langen politiſchen Erdbebens, welches den Beſtand der Republik in ihren Grundveſten erſchütterte, und Frieden, Recht und Eigenthum jedes Hauſes unſicher machte. Seit jener ſtolzen, ſchneidenden Antwort, welche der erſte Konſul zu Paris dem Landammann der Schweiz gegeben hatte, war das öffentliche Vertrauen des Volks und der Parteien von dieſem abgefallen, und er dann bald darauf, mit ſeinen Anhängern im Senat, von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verſtoßen*). Während die Begünſtiger einer kräftigern Staatseinheit ſich von neuem des verlorenen Ruders bemächtigten, um das leck Schiff, oder vielmehr den Wrak, zu retten, welches ohne Segel, Maſten und Anker, ein Spiel von Wind und Wellen, umhertrieb,

---

*) In allzugroßer Zuverſicht auf den Beſtand der Dinge hatten ſich Reding und mehrere Senatoren nach ihren Heimathen begeben, um da ſorglos in ihren Familien die Oſtern zu feiern. Während deſſen ward geſchwind, mit gewöhnlicher Leichtigkeit, eine Regierungs-Revolution (17. April 1802) gemacht und Reding, nebſt ſeinen politiſchen Meynungsgenoſſen, von den freiſinnigern Gegnern verdrängt. Er proteſtirte umſonſt, und erließ ſogar eine Proteſtation an den erſten Konſul Frankreichs, ohne einer Antwort gewürdigt zu werden.

brüteten die Unzufriednen über Verschwörungen. In Schwyz, Unterwalden, Uri, den kleinen Hirtenländern, in welchen die reichern Geschlechter und Priester von jeher Wissen und Gewissensthat der Menge leiteten, wurde im Stillen Bürgerkrieg vorbereitet. Zu gleicher Zeit, und zu gleichem Zweck, traten die Entschlossensten der vormaligen Patrizier der Städte in engern Verband unter einander, für ihre verschollenen Privilegien und Herrlichkeiten. In der Stadt Thun bildete sich ein geheimer Ausschuß von Bernern, mit dem Zweck, nach Abzug der französischen Truppen aus der Schweiz, allgemeinen Aufstand gegen die helvetische Einheitsregierung zu bewirken *).

Frankreichs Oberhaupt, wohlunterrichtet, wartete schweigend dem Gähren der Leidenschaften ab, bis der Zeitpunkt vorhanden war, in welchem sein Wink genügte, Alles in namenlose Verwirrungen zu stürzen, die er dann, für Frankreichs Interesse und den Glanz seines Namens, gemächlich ausbeuten konnte. Und als die Zeit erfüllt war, erfolgte sein Wink. Die Brigaden der französischen Republik räumten die Schweiz **). Der Grimm der Parteien und Faktionen ward alsbald von der Kette losgelassen. Nun Anarchie und Bürgerkrieg überall. Flucht der helvetischen Regierung von Bern nach Lausanne. Aloys Reding triumphirend, rief eine Tagsatzung in Schwyz zusammen. Sein Glück aber war von kurzer Dauer.

Auch durch Biberstein zog eine der Rotten des aufgemahnten Landsturms. Ich saß vor einem Bauerhause, unter müßigen Zuschauern, und ließ die buntbewaffnete Horde an mir vorüber ziehn. Sie war aus den untersten Klassen des Volks zusammengeschaart; berauscht, jauchzend und johlend; Weiber und Kinder dazwischen, mit Säcken und Körben, die durch Plünderung der Reichern gefüllt werden sollten. Da flammte keine Begeisterung für Volksrecht, Freiheit und Vaterland.

---

*) Von den Protokollen dieses geheimen Komité's in Thun erhielt ich durch warnende Freundeshand einen Auszug. Ich fand darin auch meinen Namen unter denen, welche scharf zu beobachten wären, wiewohl man glaube, daß ich mich im Ernst von allen politischen Händeln zurückgezogen habe.

**) Im August 1802.

Luſt an Neuerungen und ſtraflosen Ausgelaſſenheiten, Ausſicht auf gute Beute, Wein und Geld: das waren die wirklichen Hebel, welche dieſe Maſſen bewegten. — Ich mochte dabei weder unthätiger Augenzeuge der neuen Zerrüttungen, noch Gegenſtand des ariſtokratiſchen Argwohns ſeyn; und zog vor, mit einem Freunde von Bern, dem Berghauptmann Gruner, während der ſchönſten Herbſttage die Gebirge des Schwarzwaldes zu durchwandern. Biberſtein empfahl ich unterdeſſen dem Schutze Redings.

Wir vergaßen auf unſern Kreuz- und Querzügen aller Politik. Ich bereicherte mich mit neuen Freunden; und, im Beſuch der Hüttenwerke, Holzflößereien, Bergwerke des Breisgau's, mit neuen Kenntniſſen; zumal unter Anleitung eines ſo ſachkundigen Meiſters, als mein Reiſegefährte war. Auch ins Elſaß hinüber, ins gaſtfreundliche Mühlhauſen, Thann und St. Amarinenthal wurden Abſtecher gemacht.

Eh' ich noch wieder, nach kurzer Abweſenheit, zu den Ufern der Aare zurückgekommen war, hatte ſchon das Machtwort des gewaltigen Konſuls, oder Cäſars zu Paris, Stille geboten. Die Tagſatzung von Schwyz war verſchwunden; die helvetiſche Regierung von neuem auf ihrem Sitz zu Bern, und das ganze Land mit franzöſiſchem Kriegsvolk überfüllt. Die Häuptlinge der unglücklichen Gegenrevolution ſaßen gefangen auf dem Felſenſchloß von Aarburg, wo ſie einen langen, traurigen Winter zu verleben hatten; unter ihnen auch Reding*). Während deſſen eilten auf Bonaparte's Geheiß, Abgeordnete aller

*) Er trug dort in ſich Gefühl, und ſtolzen Muth eines Märtyrers. „Es freut mich recht ſehr," ſchrieb er mir (Aarburg 23. Dezember 1802): „aus Ihrem Briefchen zu vernehmen, daß Sie ſich wohl, und wiederum auf Biberſtein befinden. Auch ich befinde mich wohl, wenn ſchon in Gefangenſchaft, indem ich mir in dieſer ganzen Zeit ſo ziemlich gleich geblieben bin und mir zur Regel gemacht habe, mich im Glück nicht zu übernehmen und unter den Schlägen des Schickſals unter mein Selbſt hinabzuſinken. Ich erhielt heut einen Brief von Toneli (ſeinem jungen Neffen), welcher mich recht herzlich gefreut hat. Er beweiſet mir ſo klar, wie zweimal zwei vier ſind, daß ich jetzt der freieſte Mann auf Gottes Erde ſey. — — Wenn Sie mich mit einem Beſuch erfreun wollen: ſo müſſen Sie die Erlaubniß ſchriftlich vom General Oppler in Solothurn begehren, der Ihnen ſolche nicht abſchlagen wird," u. ſ. w.

überlassen, südwärts bis zum Feuerland der gutmüthigen Pescherähʼs. — Der Abfall des Welttheils vom spanischen Scepter, der fürchterliche Unabhängigkeitskrieg, der vom breiten Silberflusse oder La Plata bis Darien wüthet, hat das Missionswesen fast gänzlich gestört. Die alten Sendörter zu St. Michael und Santa Teresa de Mayhures am Orinoko, die am Patumayoſtrom und dem gewaltigen Marañon, viele längs dem La Plata und Uraguay liegen verſäumt; andere verbrannt. Die Abiponen, die grauſamen Tobas, die freigebliebenen Berg- und Wald-Peruaner und wie jene nie gezähmten Völkerſchaften alle heißen, welche dem ſpaniſchen und chriſtlichen Namen mit erblicher Scheu feind blieben, freuten ſich der großen Verwirrungen, in denen ihre Freiheit geſichert ſtand. Und viele von den bekehrten Stämmen verwilderten wieder mit den kriegeriſchen Europäern, denen ſie abwechſelnd halfen oder ſchadeten.

7.

Blick auf Braſilien und die Guianas.

Johann VI. von Portugal, welcher (im J. 1807) Rio Janeiro, die braſiliſche Hauptſtadt, zu ſeinem Wohnort machte, hatte in die

Meynungsparteien nach Paris zur angesagten Consulta, um dort über die künftige Staatseinrichtung Helvetiens Wünsche zu äußern, die dem Gebieter Frankreichs und Italiens zur Entscheidung überlassen werden mußten.

Kaum hat ein Eingeborner der Schweiz die damaligen Verhältnisse und Bedürfnisse derselben unbefangner und richtiger gewürdigt, als der erste Konsul in seiner Erklärung an die Consulta. Seine Vermittelungsurkunde, oder die sogenannte „Mediations-Verfassung", welche weder unbedingte Staatseinheit, noch unbedingte Selbstherrlichkeit der Kantone, aber jedem Schweizer gleiche Freiheit und gleiches Recht gab, bleibt ein weises, das heißt ein eben so gerechtes, als zeitgemäßes Werk. Unter seiner mächtigen Aegide stellte sich allgemeine Ordnung und Ruhe, aber keine Unabhängigkeit von Frankreich her, obwohl dessen Kriegsvölker die Schweiz, nach vollbrachter That, bald verließen.

So löste sich die bisherige Einheit der helvetischen Republik auf, und mit ihr die Centralregierung *). Jeder der neunzehn kleinen Freistaaten richtete seine Haushaltung ein, gemäß den grundgesetzlichen Vorschriften des Vermittlers. So that auch der Kanton Aargau, der durch das ehmalige österreichische Frickthal, die Grafschaft Baden und die anstoßenden Freiämter und deren sechs Klöster, beträchtlich vergrößert worden war. Es verstrich ein volles Jahr, bevor das Alles zu Ende geführt wurde. Ich, nur Gast, nicht Bürger in diesem Lande, wohnte ungestört indessen auf meiner Ritterburg. Aber man schien mich nicht vergessen zu haben. Der gesetzgebende große Rath übersandte mir das Geschenk des Staatsbürgerrechts **), und zugleich der kleine Rath, als vollziehende Gewalt, die Ernennung zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts, in welcher Eigenschaft mir zuletzt die

*) Im März 1803.

**) Den Anfang davon machte die Gemeinde Uken, im Bezirk Laufenburg, die mich eines Tags d. 25. August 1801, mit dem Geschenk ihres Ortsbürgerrechts überraschte, ohne welches in der Schweiz kein Staatsbürgerrecht gewährt wird. Es ist mir unbekannt geblieben, was oder wer sie zu diesem Schritt bewog, durch welchen ich dem Aargau fester angeschlossen ward und der Heimkehr nach Bünden vergaß.

Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens anvertraut wurde. Der politischen Laufbahn übersatt, trat ich willig in die administrative ein, dem jungen Freistaat nützlich zu werden.

3.

Der Forstmann.

Theils Lust, einsam in grünen Bergwäldern umherzustreifen; theils der Anblick von Mißhandlung und Verwüstung derselben, hatte mich schon sehr früh bei Bereisungen der Alpen, mehr noch während der Sendungen in die Waldstätte und in das schweizerische Italien, auf die allgemeine Vernachlässigung des Forstwesens in der Schweiz aufmerksam gemacht. Die Viehweiden der Alpen sah ich ihrer Quellen durch Entziehung des Waldschattens verlustig, am Werth vermindert; die Gebirge, von Waldungen entblößt, ihres schützenden Mantels gegen Regen und Sturm beraubt, und mit Verschwinden der Erddecke, ihre nackten Felsen entblößen. Regierungen, sonst emsig genug, Wohlstand des Landes, oder Einkünfte des Staats zu steigern, ließen noch immer den zehnten, sechsten, oft fünften Theil des Landes, mit Sorglosigkeit verwildern, wie der Landwirth die ihm angehörenden Waldstrecken, während er doch jede Schuhbreite des übrigen Grundeigenthums eifersüchtig bewachte und zum höchsten Ertrag zu bringen suchte.

Diese Beobachtungen hatten mich in Biberstein gleich anfangs zu dem Gedanken geführt, im Felde des Forstwesens nebenbei hülfreich zu werden. Die in den Ebnen Deutschlands übliche Waldwirthschaft war aber für die Schweiz nicht ganz anwendbar. Ich forschte dem Zweckmäßigern nach. Wiederholte Alpenreisen, Walduntersuchungen, und botanische Beschäftigungen, brachten mich aber ganz unversehens in Ruf eines erfahrnen Forstmannes, so daß sich sogar der General Ney, damals bevollmächtigter Minister Frankreichs in der Schweiz, mit Aufträgen an mich wandte*), für die Gemahlin des ersten Kon-

*) Schon Anfangs des Jahres 1803.

ſuls nicht nur Pflanzen und Samen der ſchönern Alpengewächſe zu beſorgen, ſondern auch Vorſchläge zu machen, die Sandebnen und Dünen, im Departement Les Landes, durch Bewaldung zu befeſtigen. Ich wußte nicht, ob ich über den ſeltſamen Antrag lachen, oder glauben ſollte, man wolle ſich mit meiner Viehwiſſenheit Scherz erlauben *). Ich that aber endlich Genüge, wie ich konnte. Dann riefen mich bald einzelne Gemeinden der Nachbarſchaft, als ihren Wald-Arzt, um Rath und Hülfe an, wenn der Borkenkäfer die Nadelhölzer verheert, oder die Art das letzte Buſchwerk an ihren Bergen abgetrieben hatte. So kam es, daß mich auch die Regierung vom Aargau zum Oberforſt- und Bergrath ernannte; ein Ehrentitel, den ich unter allen Titeln am letzten erwarten konnte.

Indeſſen ſucht' ich ihn ehrlich zu verdienen; bereiſete ſämmtliche Staatswaldungen; entwarf ein Forſtgeſetz; ſchrieb, um der Unwiſſenheit der Unterbeamten und Gemeinden zu Hülfe zu kommen, ein Lehrbuch, „den Gebirgsförſter", den ich unentgeltlich allen Ortsvorſtehern vertheilen ließ; und es gelang mir, nach und nach, freilich in einer ziemlichen Reihe von Jahren, dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu ordnen und für den Kanton fruchtbar zu machen **). So ward der Aargau unter allen Kantonen der erſte, in welchem ſämmtliche Staatsforſten, ſelbſt ein ſehr beträchtlicher Theil der Gemeindswaldungen, vermeſſen, chartirt, in regelmäßige Schläge und Großhaue ein-

*) Meine anfänglichen Entſchuldigungen fruchteten wenig. General Rey ſchickte ſeinen Aide de Camp Vogt zu mir nach Biberſtein, um meine Beſcheidenheit, wie er meinte, zu überwinden. Alſo überfand' ich der Gemahlin des erſten Konſuls Sämereien und lebendige Pflanzen der Alpen, nebſt Anweiſung ihrer Behandlung. Ich zweifelte, daß ſie lange Freude an dieſen Kindern des Hochgebirgs genoſſen habe. In Betreff der Dünenbefeſtigung empfahl ich die Mittel der Holländer bei den ihrigen, und Hinſendung ſachverſtändiger Männer zu denſelben, eben ſo ſtatt der ſchweizeriſchen Nadelhölzer, die dort wild wachſende Pinus maritima.

**) Anfangs waren die Staatswaldungen im Aargau (ungefähr 6000 Juchart zu 45,000 Geviertſchuh) kaum mehr ab, als das für die öffentlichen Gebäude nöthige Bau- und Brennholz; nach und nach, bei regelmäßiger Bewirthſchaftung derſelben, ſtieg der nachhaltige Ertrag von Jahr zu Jahr, endlich auf 50,000 Franken, ohne noch das Maximum erreicht zu haben.

getheilt, mit Bewirthschaftungsregulativen versehen; auch die nachtheiligen Weidgangs- und Holzberechtigungen, nebst andern Servituten ausgeschieden und abgelöst wurden. Später folgte man dem Beispiele in einigen andern Kantonen, wozu ich mehrmals mit Freuden verlangten Beistand gab.

Nichts weiter von dieser Gattung meiner Beschäftigungen. Doch erwähn' ich nicht ungern, daß ich ihr auch die nähere Bekanntschaft des vortrefflichen Karl von Bonstetten verdankte, der mich, auf seiner Rückkehr von Rom und Latium, besuchte und mit Sämereien und Pflanzen aus Italien mitbrachte*). Wir wurden schnell vertraut und für's übrige Leben befreundet. Er wunderte sich über meine Abgeschiedenheit von der Welt, und mein Umhertreiben in Wäldern. „Das geht nicht!" rief er: „Warum wollen Sie, in dem verwitterten Schloß, Anachoret werden, oder unter Dachsen, Füchsen und Wölfen Ihrer Wälder verwildern! Ich schleppe Sie nach Genf, in den Kreis geistreicher Männer, hochgebildeter Frauen und ausgezeichneter Fremden aller Welttheile. Sie gehören nicht hieher und begehn Todsünde, unter Bauern und Spießbürgern zu versauern!" — Er meynte es damit in vollem Ernst. Denn bald ließ mich die berühmte Frau von Staël in Coppet durch ihn einladen, ihr Reisegesellschafter, unter Bedingungen, wie ich sie selber stellen könne, zu werden. Vermuthlich hatte er dieser gepriesenen Schriftstellerin eine Schilderung von mir gegeben, die mehr Merkmale begeisterter Freundschaft, als strenger Wahrheit, trug. Ich hätte die einfache, edle Nanny auf dem Kirchhügel, um alle gelehrten Weiber von Europa, nicht vertauschen mögen, und lehnte das Anerbieten ab**), vielleicht etwas zu schnöde.

Denn die Zumuthung Bonstettens bewies, er verkenne mich; oder ich stehe in seiner Achtung etwas tief. Er hatte mir, der bisher

*) Es war im August 1803; doch schon im Sommer 1801, während meines Aufenthalts in Basel, hatte ich mich eines Besuchs von ihm zu erfreun gehabt.

**) Bekanntlich übernahm einige Zeit nachher Hr. A. W. Schlegel bei der Frau von Staël das mir zugedachte Loos, dessen er, in jeder Hinsicht, würdiger war, als ich.

selbstständig und freithätig auf Welt und Leben einzuwirken gewohnt war, angesonnen, im Grunde nichts anders, als unter schonendem Namen, erster Hausdiener einer reichen, eiteln, wenn auch geistvollen Frau zu werden, welche für literarischen Flitterglanz, und Schmeicheleien schöngeisternder Salons ihr Daseyn vergeudete. Vielleicht that ich der Tochter Neckers in meinem Urtheil unrecht; gewiß aber dem gutmüthigen Bonstetten, in Vergeltung seines arglosen Wohlwollens durch stolze Empfindlichkeit.

Beiläufig erwähn' ich noch, daß auch die Geschäfte im Bergbauwesen mich in Verhältnisse mit einigen Personen führten, die mir hohes Interesse einflößten. Die Geschäfte selbst in diesem Fache waren unbedeutend. Das Innere des Jura ist arm an Erzen, außer mächtigen Bohnerz-Nestern im Thonflöz. Ein Alabasterbruch, den ich in Gypsablagerungen aufschloß, brachte mich zum freundlichen Briefwechsel mit dem ehrwürdigen Fürsten Primas Karl von Dalberg; und mein Suchen nach Salz- und Steinkohlenlagern späterhin in Bekanntschaft mit einer jungen, etwa zwanzigjährigen Rhabdomantin, Katharina Beutler, aus dem Thurgau*). Der bekannte Gegnest Dr. Ebel in Zürich, hatte mir diese empfohlen.

Personen mit der geheimnißvollen Naturgabe ausgestattet, unterirdische stehende, oder fließende Wasser, oder Metalle und andre Fossilien, durch ein eigenthümliches Empfinden in sich, gewahren zu können, findet man beinah in jedem Kanton der Schweiz. Ich habe mehrere gekannt und ihre wunderbare Eigenschaft auf die Probe gestellt. Zu ihnen gehörte auch der Abt des Klosters St. Urban (K. Luzern) Ambrosius Glutz, einer der wissenschaftlichern Prälaten.**) Doch jenes Frauenzimmer übertraf, in dieser Hinsicht, Alles, was mir je von Leistungen eines Pennat, Campetti und andern Rhabdomanten be-

*) Erst in den Jahren 1817 und 1818.

**) Theils von ihm selbst, theils von mir aufgezeichnete Beobachtungen, sind im Jahrgang 1808 der „Miszellen für die neueste Volkskunde" (S. 71 und 194) mitgetheilt.

kannt geworden war*). Auf mehrern kleinen Reisen führt' ich sie, in Gesellschaft ihres Begleiters, in ihr und ihm fremde Gegenden, deren Gebirgslager, unterirdische Salz- und Süßwasserkanäle, Grubenbaue ꝛc. ich genau kannte. Bei keinem der Versuche, die sie ohne Wünschelruthe zu bewerkstelligen pflegte, ward sie durch ihre wundersame Empfindungsweise irre geführt. Sorgfältige Beobachtungen zwangen mich, den hartnäckigsten Unglauben und Argwohn fahren zu lassen, und zeigten mir eine fremde Seite der Natur, obschon bloß in räthselhafter Dämmerung. Ich würde zu weitläuftig, wollt' ich umständlich jedes Versuches darüber erwähnen. Doch gedenk' ich dieser Erfahrung im Allgemeinen, um wenigstens anzudeuten, wodurch ich veranlaßt ward, in der Art meines Welt- und Gott-Anschauens, von Ansichten Andrer zuweilen abzuweichen.

4.

Vermählung und Handglück.

Um Pflanzenleben, atmosphärisches und geognostisches Verhalten der Pyrenäen, mit dem der Alpen, zu vergleichen, hatt' ich noch den Plan, eine Reise zu jener fernen Gebirgskette zu machen. Der gelehrte Ramond, in Paris, zeigte sich geneigt, mich dahin zu beglei-

---

*) Die junge, vollkräftige, nichts weniger, als nervenschwache Person (nachmals einem Hrn. Rittmeister Hippenmeyer im Thurgau vermählt), konnte mir das Eigenartige ihrer Empfindungen bei verschiednen Fossilien, mit Worten, wie natürlich, nur mangelhaft andeuten. Gyps bewirkte ihr z. B. krampfhaftes Zusammenziehn der Halsmuskeln; Steinkohle, eine Wärme im Innern des Leibes; Schwefel eben so, aber anderartig; Salz, Schweiß der Vorderarme und Salzgeschmack; Anhydrit, Stocken auf der Zunge, wie vom Pfeffer; Alaun, kaltes Ziehndes Wasser an den obern Zähnen; Meergel, Brennen im Magen; Wasser, ein säulenartiges Aufsteigen, wie vom Wasser, im Leibe und tropfenweises Wiederzurückhalten davon; Kupfer, warmes, bitteres Wasser im Munde; Eisen, sehr kältendes Wasser an der Zunge; Arsenik, unangenehmes, starkes Schlagen im Kopf; Silber, starkes Klemmen in den Eingeweiden u. s. w. Ebel hatte mit ihr mancherlei elektrische Versuche veranstaltet; selbst einzelne Steene setzte sie rhabdomantisch

ten*). Der Gedanke ward jedoch bald wieder aufgegeben. Ich hatte ja schon jene freiherrliche Gewalt verloren, mit der ich sonst allein über mich verfügen konnte. Mehr, als die Flora des Montperdu, Marboré und Gabiſos, zog mich immer die Flora des Nachbarhügels von Kirchberg an; und ſtatt der Pyrenäenfahrt, beredeten Nanny und ich eine Brautfahrt, die für mich faſt, es fehlte wenig, zur Himmelfahrt unter Donner und Blitz, wie die des Elias und Quirinus, geworden wäre.

Während ich eines Abends ſpät, nach heißem Sommertage, und bei heranziehenden Wetterwolken, in meinem Schlafgemach noch ein Buch zum Leſen auf den Nachttiſch legte, erloſch plötzlich auf demſelben das Licht der Kerze. Statt deſſen leuchtete einige Sekunden lang, in der Finſterniß, vor mir ein funkenſprühender Feuer-Ballen, faſt ſchuhdick, der vom obern Eiſenkleben und Angelband des Fenſterladens zum untern niederſprang. Es ergab ſich bald, daß der Blitz, vom gefährlichen Schmuck der Dachfirſt, hohen Metallknöpfen, angezogen, in einem Doppelſtrom vor und hinter mir niedergefahren war, das Wandgetäfel des Schlafzimmers zerriſſen, die dicke Schloßmauer von oben nach unten geſpalten und die beiden Fenſter des Eckzimmers ſo zerſchmettert hatte, daß die Glasſplittern Boden und Stubengeräth bedeckten. Obgleich mich ſelbſt der blitzſche Funke, an Nacken und Hüfte, mit Brandmalen gezeichnet hatte, empfand ich doch, während deſſen, weder Erſchütterung, oder Luftdruck, noch überlauten

---

gewahren können, was mir von Allem das Unglaublichſte ſchien. Auf Befragen hin, für getäuſcht oder leichtgläubig gehalten zu werden, erzählt' ich Folgendes: An einem dunkeln, nebligten Abend kehrt' ich, mit ihrer Begleitung, ins Pfarrhaus Birmenſtorf (Aargau) ein. Hier, fremd, wie ich; im Zimmer; draußen kein Stern ſichtbar, verhältt' ich ihre Augen feſt; führte ſie in mancherlei Richtung her und hin, und verlangte von ihr, mir den Polarſtern Stelle zu zeigen, weil ich die keines andern kannte, und ohne Beihülfe eines Kompaſſes mich nicht einmal würde haben orientiren können. Nach einigem Suchen mit ausgeſtrecktem Finger zeigte ſie, während eines Zuckens im Arm, Gegend und Stelle des Sterns. Den gleichen Verſuch wiederholte ſie in Aarau bei mir, in Gegenwart mehrerer Perſonen, eben ſo richtig.

*) Seine Voyages au Mont-Perdu et dans la partie adjointe des Hautes-Pyrénées waren erſt wenige Jahre vorher (Paris 1801) erſchienen.

Schall, und so wenig Erschrecken, daß ich dem Glanz der Feuerkugel mit ruhiger Verwunderung, oder Neugier zusah. Besonnen durch die Finsterniß tappend, verließ ich das Gemach. Diese Unerschrockenheit, oder Unempfindlichkeit, war jedoch, glaub' ich, mehr auf Rechnung des schnellen Werdens und Vergehns der furchtbaren Erscheinung, als meiner Geistesgegenwart, zu setzen. Der Wetterstrahl hatte zum Glück nicht gezündet; aber in der Hausflur mehrere Personen leblos zu Boden geschlagen. Es gelang mir, sie alle, binnen zwo Stunden, durch die in solchem Fall üblichen Mittel, ins Leben zurückzubringen, ehe noch der von Aarau berufene Arzt kam. Es ist nicht das erste und nicht das letzte Mal, daß ich vom Blitze dergleichen Besuche empfangen habe *).

Das Ereigniß hatte der Familie des Pfarrhauses größeres Entsetzen, als mir, verursacht. Nanny verrieth unverholen, daß ihr Leben am meinigen hange. Ich aber richtete nun den von mir bewohnten Theil des Schlosses mit Veränderungen bequemlicher für eine künftige Haushaltung ein und feierte darauf im Winter **) mit der Verlobten, auf einfachste, patriarchalische Weise das Vermählungsfest. Außer der auch mir lieben Jugendgespielin der jungen Braut ***), erschien dabei kein fremder Zeuge. Kein Zuschaustellen eiteln Gepränges störte Andacht und Lust des schönen Tages. Die Braut, wie

---

*) Am merkwürdigsten war jener, den ich in Gesellschaft meines früher erwähnten Freundes, des Professors Bartels, zu Reichenau erfuhr, da wir, im Gespräch verloren, eines Mittags am Fenster des Pavillons auf der Terrasse des Schloßgartens standen. Unter uns floß der Rhein, und, kaum zwanzig Schritt von uns, fiel der Blitz in die Wellen des Stroms nieder. Er glich einem ovalen Feuerklumpen, ungefähr 6 — 7 Zoll im Durchmesser, aus welchem, oder in welchen, dunkelrothe, erbsengroße Funken, mit blauen, gekrümmten Lichtstreifchen zwischen sich und dem Feuerball, fuhren. Auch damals hatt' ich weder besondern Schall des Donners, noch Lufterschütterung, noch Schreck empfunden, und rief im gleichen Augenblick Bartels zu: „Sehn Sie! sehn Sie!“ Dieser aber, der das Phänomen, dem sein Rücken zugekehrt war, gar nicht gesehn hatte, ward todtenbleich und zitternd und sprachlos, ohne irgend Verletzung erlitten zu haben.

**) Am 25. Februar 1805.

***) Charlotte Jäger, Gemahlin des nachmaligen Oberrichters Friedrich Jäger.

ich, blieben im alltäglichen Gewande. Der im Silberhaar ehrwürdige Pfarrer Rüsperli traute mir, mit Worten herzlicher Rührung, seine Erstgeborne, neben demselben Taufstein an, über welchem er ihr einst die erste christliche Weihe gegeben hatte. So hatt' ich's mir gewünscht.

Doch der Feiertag war umsonst verheimlicht gehalten, um uns seine Lust in aller Reinheit zu geben, unverwässert durch Glückwünsche und Frondaserein. Während des fröhlichen Mahles trat ein junger Bauersmann ins Zimmer, und überreichte mir einen mächtigen Brief. Wie angenehm überraschte mich der liebenswürdige allemannische Sänger, vom fernen Karlsruhe her, Hebel, mit seinem naiven Liede „an den aufrichtigen und wohlerfahren Schweizerboten zu seinem Hochzeittage!" *) Da leibte und lebte nun um mich her Vossens reizendste Idylle, „Louise", in der Wirklichkeit. Wohl nicht mit Unrecht argwohnt' ich, Freund Remigius Sauerländer stehe mit dem Prälaten von Karlsruhe, hinter dem Spiele verborgen, das meiner selbstsüchtigen Geheimnißkrämerei Trotz bieten sollte.

Im Roman ist das Sichsuchen und Finden der Liebenden, Würze und Kern; in der Wirklichkeit aber, eine glückliche Ehe, der schönste Roman. Wir athmen in einer neuen Welt, weil wir ein Doppelleben im eignen Selbst empfangen. Das Einförmige der Tage löset sich in ein magisches, mildes Farbenspiel auf, worin das Gemeinste höhere Bedeutsamkeit annimmt. Ich will daher glauben, daß unglückliche Ehen Höllen auf Erden werden, weil glückliche ein Himmelreich sind. Jenes aber zu verhüten, schloß ich, in den ersten Stunden alleinigen Beisammenseyns, mit dem jungen Weibchen einen Ehevertrag **), bessern Werthes, als jeder gewöhnliche, in welchem man sich gegenseitig um Geldsummen und Aussteuern oder Wittwengehalte vergleicht.

---

*) In Hebels allemannischen Gedichten enthalten. Den Namen des Schweizerboten gab mir der Dichter wegen einer Wochenschrift mit diesem Titel, die ich damals (ein einem Jahre herausgab.

**) Die Hauptgedanken kleidete ich später, als bewährt gefunden, in eine Novelle ein, betitelt: „Der Abend vor der Hochzeit." Wenn sich von meinen Söhnen Einer vermählte, hörte sie das Brautpaar an einem der Abende vor der Hochzeit an.

Und was für uns damals nur noch gute Grundsätze seyn konnten, erhärtete mit den Jahren zu guten Grundgewohnheiten. Wir beide lebten in diesen allein nur uns selbst; täglich einander klar und durchsichtig, selbst ohne Verhüllung des Fehlers; nur uns vertrauend und Gott, niemandem sonst, selbst Blutsverwandten und Freunden, und Vater und Mutter nicht. Einfach und schlicht in äußern Umgebungen, hüteten wir häuslichen Wohlstand, der uns Unabhängigkeit von Menschen, aber auch Mittel bewahrte, ihnen zu helfen. Ohne geselligen Vergnügungen zu entsagen, leisteten wir doch Verzicht auf jene, welche von Konvenienz, Etikette oder langer Weile geschaffen, in üppigen Gastmahlen, ärgerlichen Abendzirkeln, am Spieltisch, oder in höfischer Mesisance, gewöhnlich Geld- und Zeitverschwendung, oft Frieden in und außer dem Hause, zum Opfer verlangen; mittlerweile man für Leidende, oder für gemeinnützige Werke, weder Sinn, noch Zeit, noch den Thaler erübrigen mag. Eine so dicht um uns abgeschlossene Lebensweise, die wir auch dann fortsetzten, als ich, einige Jahre später *), das romantische Biberstein, mancher Bequemlichkeit willen, mit dem eignen Hause in Aarau vertauscht hatte, konnte wohl Manchen sonderlingshaft dünken. Doch wir beide ließen uns nicht irre machen.

So baut' ich mir die beste der Republiken inner meinen vier Pfählen: Liebe ihr Gesetz; die übrige Welt mit ihrem Getümmel, draußen unter den Fenstern, nur Schauspiel, belehrend, belustigend, warnend oder ermuthigend. Die junge, erfahrungslose Hausfrau in Mannigfaltigkeit von Geschäften und Sorgen früh einzugewöhnen, umring' ich sie mit einer Menge derselben, vielleicht etwas unbarmherzig, schon in den Flitterwochen. Ich nahm vier junge deutsche Gelehrte zu mir ins Schloß, auf Ansuchen eines Freundes, die nach seinen Angaben bei mir ein großes physikalisches Werk zu bearbeiten hatten **).

*) Im J. 1807.

**) Von diesem Werke, „Systematische Darstellung aller Erfahrungen in der Naturlehre", welches Joh. Rud. Meyer der Jüngere, von Aarau, nach seinem Entwurf, bearbeiten und auf seine Kosten drucken ließ, erschienen

ihm unterworfenen Gegenden Südamerika's mit seiner Gegenwart große Hoffnungen des Bessern erregt. Es ist bekannt, wie er sich bestimmt gegen die Einführung der Inquisition erklärt hat; wie er in seinen Staaten allmälige Vernichtung des Sklavenhandels verhieß, und sich der Wiederherstellung des Jesuitenordens widersetzte. Es ist bekannt, mit welcher Großmuth er (seit 1814) europäische Einwanderer und Ansiedler begünstigt, um sein amerikanisches Kaiserthum blühender und stärker zu machen. Inzwischen geht dieses Letztere nur langsam vor sich. Die Menge strömt lieber der Freiheit Nordamerika's zu, in der sich jeder Glaube seine unangefochtene Kirche baut, während in Brasilien nur die katholische Kirche als alleinseligmachende gelten darf. Zwar werden Protestanten, wenn sie nicht öffentliches Bekenntniß ihrer kirchlichen Meinungen fordern, unverfolgt geduldet. Aber Duldung ist wohl ein geringes, und vom Leben und Willen eines Mannes abhangend, ein unsicheres Gut.

Die Ausbreitung des römischen Glaubens unter den Ureinwohnern wird ohne besondern Erfolg, mehr amtsmäßig, als aus innerm Triebe, wie seit alten Zeiten, fortgesetzt. Noch bestehen die ehemaligen Sendörter der Jesuiten am Tocantines und Rio Doca, am Marañon, am Negro bis zu den Grenzen Peru's. Sie sind von andern

Genug an dieser flüchtigen Bezeichnung unsers Stillebens. Die wichtigen Kleinigkeiten einer friedlichen Haushaltung sind jedem Andern ohne Interesse; höchstens dürftiges Futter für die Neugier des Nachbars. So übergeht ja auch die Weltgeschichte schweigend Glückszeiten der Nationen, und wird nur bei deren Wehklagen laut, in Zeiten des Trübsals. Mir fehlten diese. Und schlich zuweilen ein Wölkchen des Kummers, oder Mißmuths, über unser Paradies, konnt' es doch allein nur den Reiz des Hausglücks stärken, wie der Schatten sein Licht. Schöpfer seines Uebels ist der Mensch allein; Schöpfer alles Beseligenden, Gott. Er gab mir die ungeahneten Freuden des Vaters im Anblick eines erstgebornen Sohnes. Das setzte die gesammte Zukunft in Gegenwart um. Ich pflanzte nun in dieser; und sah, in jener, schon Blüten und Früchte prangen. Das erste Lächeln, das erste Wort, die ersten Schritte des Kindes sind Weissagungen. — Warum fehlt dies fromme, häusliche Seyn, in geregelter Tagsordnung, Millionen Sterblichen, die auf Erden, statt eines Vorhimmels, ein Thränen- und Jammerthal sehn wollen? Wie vielen Elendes bin ich in Palästen und Hütten Zeuge geworden! Der Großtheil der Menschheit ist noch nicht menschlich genug; er betet noch falsche Götter in Thiergestalten an.

3.

Der Volkslehrer.

Von nun an ward mein Leben ein stiller, leiser Strom, der sonst von seiner Quelle hinweg, so stürmisch über Felsklippen im Zickzack fortgebraust war. Es gab keinen Reichthum von Schicksalswechseln mehr und von bunten Abenteuern. Daher kann ich Schaffen und Treiben und Ereignisse ganzer Reihen von Jahren, in einzelne Rubriken zusammenfassen. Ich war nicht mehr Jüngling; war Mann,

---

vier starke Bände in Quart mit Kupfern (1806 — 1808), die drei ersten von Dr. Ludwig v. Schmidt-Phiseldek, der letzte von Dr. Karl Alex. Kielmann geschrieben.

in der Schule ernster Erfahrungen erzogen; im Gefühl der Volkkraft eines Alters, das ausgedehntern und edlern Wirkungskreisen gewachsen schien.

Es trat eines Tages, es war schon ein Jahr vor meiner Vermählung, der verdienstvolle Vater Rudolf Meyer, von Aarau, zu mir, in Biberstein, und sprach: „Gott hat mir über Nacht einen Gedanken eingegeben; der führt mich zu Ihnen. Was sagen Sie zu Bonaparte's Mediationsakte? Ist sie nicht eine bloße Brücke, die er über den Abgrund schlug, den die Revolution aufgethan hatte, um uns unmerklich in die alte Zerstückelung und Ohnmacht des Vaterlandes, zur alten Patrizier- und Priester-Wirthschaft, zur Verdummung und Wiederverknechtung unsers Volks, zurückzuführen, statt zur Freiheit und Stärke, durch Aufklärung und Versittlichung der Nation? Warum legen Sie nun müßig die Hände in den Schoos und schweigen dazu? Treten Sie noch einmal, als Schweizerbote, hervor, wie vor fünf Jahren in Luzern, mit Ihrem Volksblatt. Belehren Sie die Leute von dem Schatz der Freiheit, den man ihnen erkämpft hat; die Leute kennen ihn noch nicht. Wenn sie ihn aber kennen gelernt haben, lassen sie ihn nicht wieder von herrschsüchtigen Schlauköpfen sich aus den Händen locken. Sie werden ihn festzuhalten und zu vermehren wissen!"

Wir sprachen Vieles darüber. Der ehrwürdige Patriot hatte, nicht nur in der Sache, Recht, sondern auch den mir angemessensten Beruf angegeben. In Aarau befand sich nur eine kleine Buchdruckerei. Ich hatte mir längst eine stattliche Buchhandlung in der Nähe gewünscht, um mit dem Gang der neuern Literatur vertrauter zu bleiben. Das Mittel dazu war nun gefunden. Was dafür in Unterhandlungen mit Zürich mißlang, gelang mit Basel. Ein junger, biederherziger Mann daselbst, Heinrich Remigius Sauerländer, Theilhaber einer dortigen Buchhandlung, erbot sich zur Erfüllung meines Wunsches; ließ sich in Aarau nieder, und mit Anfang des Jahres 1804 erschienen schon wöchentlich die Blätter meines „Schweizerboten."

Einfach, bildlich, in des belehrungsarmen Volkes Denkart einläßlich; Thorheiten verspottend; Vorurtheile untergrabend; freisinnig,

ohne Herold einer Partei zu seyn; Wahrheit und Recht bekennend, ohne durch höhnende Persönlichkeiten einen Gegner zu erbittern, begann ich damals das Volksblatt und sezt' ich's unverdrossen über dreißig Jahre lang fort. Es ward schnell das Blatt des Volks; und drang, in mehrern Tausend Exemplaren, durch die ganze deutschredende Eidsgenossenschaft, selbst, wo irgend Schweizer wohnten, nach Italien, Frankreich, Deutschland und Amerika. Zahlreiche Beiträge, die ich nach eigner Weise zuweilen verarbeitete, kamen mir von Handwerkern zu und Magistraten, Landwirthen und Gelehrten, Geistlichen jedes Ranges und jedes Bekenntnisses. Es war für mich mehr Unterhaltung, als Mühe dabei. Aber ich erkannte darin meinen eigentlichen Beruf.

Den Fürsten mag ich gern ihr Zepter gönnen, Feldherrn das Schwert, Kaufherrn Maschinen und Flotten, Künstlern Pinsel und Meißel und all' ihre Lorbeern dazu. Ich wählte Feder und Buchdruckerpresse, mir eine Thätigkeits-Sphäre zu erschaffen, größer, als jedes meiner öffentlichen Aemter gab, um nach allen Richtungen Besseres zu fördern. Und, fürwahr, heut noch kenn' ich keinen heiligern Ehrgeiz, als sich, im eitelkeitslosen Streben für das Gute, den Edlern unsers Geschlechts zuzugesellen. Denn in diesen allein seh' ich die ächten Heroen der Menschheit, die wirklichen Fürsten der Geisterwelt, welche unvergänglich in ihr wirken, ähnlich der ewigen Natur in der Sinnenwelt. Die Alexander, Cäsaren und Attila's, all die glänzenden, großen Eintagsheroen verschwanden mit ihren Eintagswerken zugleich; und Schulkenntnisse bewahren nur ihre Namen noch zur Warnung und Lehre der Nachwelt. Ist's denn der Mühe werth, um solchen Preis verhanzen gewesen zu seyn?

Ich hatte dem Beten in seiner Art die Charakter-Maske eines treuherzigen Plauderers gegeben, der mehr zu wissen scheint, als er eben sagt, und mit schlauer Einfalt und kindlicher Gutmüthigkeit Wahrheiten zu Markte trägt, wie unabsichtlich, oder als verstände er sie selber nicht; dabei aber in munterer Laune doch nicht unterlassen kann, seinen schelmischen Blick hierhin und dorthin auf Lieblingsthorheiten der Vornehmen und Geringen zu werfen. Während seiner

dreißigjährigen Wanderung ließ ich ihn gleichsam mit seinen Lesern allmälig aufwachsen; männlicher urtheilen, unterrichteter und unterrichtender sprechen, so, daß er zuletzt einem schlichten, derben, erfahrnen Landmanne voll gesunden Menschenverstandes glich, der, im Gefühl seiner republikanischen Rechtsgleichheit, mit Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedern, ein anständiges Wort wechseln darf.

Doch nach und nach witterten diejenigen, die anfangs selbst über ihn mitgelacht hatten, aber keine große Freude von Volksbelehrung, zumal in politischen Dingen, waren, hin und wieder schon Unrath; und, unter der Larve des Boten, einen gefährlichen Gesellen. Klerisei und Patriziat fingen an (ich will die Geschichte des Boten hier kürzlich einschalten), vor ihm menschenfreundlich zu warnen. Doch erst nach dem „Restaurationsjahr" 1814, als überall geistliche und weltliche Hirten ihre Völkerheerden von der Weide im Freien, in die alten Ställe zurücktreiben wollten, machte man in der Schweiz dem Boten offnen Krieg, nannte ihn den „Wolf im Schaafspelz," und hetzte gegen ihn zornmüthige Parteiblätter an; oder versuchte ihn, mit umhergeworfnen Flugschriften, zu erschlagen. In mancher Schule, in manchem Beichtstuhl, von mancher Kanzel sogar ward gegen den Volksverführer, mit frommem, volksfreundlichem Zorn, geifert. Der Bote jedoch vertheidigte sich nie oder selten, gegen die Bissigen, mit seinem Wanderstabe; hatte es auch nicht Ursach; denn die Leute öffneten ihm aller Orten, als einem guten Bekannten, ihre Hausthür. In mehrern Kantonen, wie Bern, Luzern, Freiburg u. s. w. verboten die Regenten seinen Eintritt; züchtigten die, welche ihn heimlich aufnahmen, mit harten Geldstrafen. Es blieb umsonst *). Man versuchte in vertraulichen Besprechungen auf der Tagsatzung, ihn durch einen Beschluß derselben, allgemein zu unterdrücken. Allein die wohlherkömmliche Uneinigkeit von anderthalb Dutzend eidsgenössischer Souveränetäten rettete dem armen Botenmann das Leben, dessen Untergang wohl selbst die Regierung des Aargau's, im jung-aristokratischen Stolze

*) Im Kanton Luzern ward die Regierung sogar von den Stellvertretern des Volks im großen Rathe genöthigt, das lächerlich gewordne Verbot wieder aufzulösen.

nicht ungern gesehn haben würde. Diese schlug ihn späterhin nur in Censur-Fesseln; aber er wußte seine Ketten so drollig zu schütteln, daß das Geklirr derselben den hohen Ohren der Staatsherrn bald unerträglich ward.

Eine Lebensgeschichte des Schweizerboten wäre nicht uninteressant zu lesen und würde auf die Sittengeschichte und den Entwickelungsgang der Schweiz, während seiner Wanderungszeit, manche grelle Schlaglichter werfen. Den politischen und kirchlichen Verketzerungen des Blattes begegnete ich mit wohlbedachtem Stillschweigen. Ich vertraute der Macht der Wahrheit und des Rechts, sich selber vertheidigen zu können. Meinen Irrthümern aber das Leben zu erhalten, besaß ich weder Kraft, noch Eigenliebe genug. Selbst gegen öffentliche Verleumdungen meiner Person unternahm ich keine Rechtfertigung. Mein häuslicher Wandel, mein amtliches Handeln in acht bis zehn Kantonen, lag unverhüllt vor Jedermanns Augen; und freundschaftliche Achtung vieler namhaften, geehrten Männer des gesammten Schweizerlandes bewies mir, daß ich unter den Pfeilen der Gegner keine Gefahr laufe. Eine Sprache, wie diese, klingt vielleicht ein wenig stolz. Aber jede Wahrheit trägt, ihrer Natur nach, stolzes Ansehn.

Es lag mir Alles daran, noch in die dunkeln Hütten der Aermsten, die kein Buch, kein öffentliches Blatt, höchstens im Jahr einen Kalender um wenige Kreuzer kaufen und lesen, Licht zu bringen. Ich ward demnach auch noch Kalendermacher, und, um nicht dem Landmann anstößig zu werden durch Verletzung seines ihm anerzogenen Aberglaubens, mußten, im „Schweizerboten-Kalender", Bauernregeln, und „Kinder in diesem Zeichen geboren", Aderlaßmännlein und Wetterprophezeiungen, astrologische Zeichen und andrer Bocksbeutel, getreulich beibehalten werden. Nur erlaubt' ich mir, sie nach und nach, unter muthwilligen Scherzen, in die wirksamsten Mittel zu verwandeln, den Unflath der Spinnstuben-Weisheit wegzufegen, den man, seit Jahrhunderten, „mit gnädiger Erlaubniß der Obern," unter den Strohdächern der dürftigsten Volksklasse angehäuft hatte. Man lachte und las. Weit mehr aber, als der Beifall, freute mich, daß die übrigen Kalendermacher, aus redlichem Sinne, oder aus

Brodneid, sich dann um die Wette beiferten, wie sonst aus Aberglauben, nun aus Aufklärung des gemeinen Mannes, Profession zu machen, und den Schweizerboten sogar zu überbieten. Nach drei oder vier Jahren überließ ich zufrieden meinen Kalender andern Händen. Der Weg zum Bessern war ja angebahnt.

Es kann den Schein haben, als wäre, was ich hier gesagt, eine ziemlich überflüssige Episode in der Darstellung des eigentlichen innern Lebens. Aber wie läßt sich dies Innere ohne Zusammenhang mit dem Aeußern, und das geheime religiöse Bewegtseyn des Gemüths, ohne seinen Einfluß auf Handlungsweise geben? Jene dunkeln Gefühle der Kindheit, jene mit Schwärmerei geliebten Ideale des Jünglings, waren es, die jetzt, mit Mannes-Erfahrung ausgerüstet, wider die ekelhafte und übermüthige Barbarei des Zeitalters in offne Fehde traten. Darum mußt' ich Kalendermann werden. Und wenn auch meiner Wißbegier eine Beschäftigung in den höhern Gebieten der Wissenschaften angenehmer zugesagt hätte: hier gebot eine höhere Pflicht. — Für die gebildeten, reichen, wohllebenden Stände sind in allen Staaten hundert Federn dienstfertig; aber wie selten erbarmt sich ein Benjamin Franklin, ein Heinrich Pestalozzi, ein Zacharias Becker, oder Hebel u. s. w. der untern, vielversäumten Volksklassen?

Alles ist Religionsthat, was die Sterblichen über das Thierthum zu ihrer eigentlichen Würde emporhebt, und sie näher zum Göttlichen führt. Darum verschmäht' ich nicht, über Haus- und Landwirthschaft und Viehzucht und Gewerbe bessere Kenntniß auszustreun. Wie Kräuter und Bäume, aus geeignetem Erdreich, sich am kräftigsten himmelwärts aufstrecken: so steigt der in gesundem Leibe wurzelnde Menschengeist am mächtigsten zu seinen Blüten und Früchten auf; so geht eine Nation, durch allgemeinen Wohlstand, gleich fern von Ueberfluß und Mangel, am leichtesten von Barbarei und Civilisation, zu edlerer Gesittung über. Ist uneigennütziges Bemühn für Verbesserung irdischer Volkszustände nicht auch Religion? — Ist Verstandes-Erlösung, von Kettenzwang des Irrthums und geheiligten Vorurtheils, nicht auch Religionsthat? Warum sonst brachte der Welterlöser sein Licht vom Himmel, das Licht der Wahrheit und

Heiligung, Allen; den Zöllnern und Sündern, den Bettlern, wie Prieſtern und Königen; jenes Licht, vor deſſen Alles verwandelnder Kraft, Phariſäer und Sadducäer, Neronen und Diocletiane erſchracken? Sie erſchrecken noch heut vor demſelben auf ihren Thronen, Rathsſtühlen und Kanzeln; und ächten, in frommer Unwiſſenheit, oder ſelbſtſüchtiger Klugheit, den Himmelsſtrahl, wenn er in Winkel dringt, wohin er nicht fallen ſoll; oder ſie verſchreien ihn, als Finſterniß, weil er ſie blendet. — Iſt Wiedergewinnung des ewigen Rechts, für einen großen Theil der mißhandelten, zertretenen Menſchheit, nicht auch Religionsthat; jenes Rechtes, aus welchem ſich barbariſcher Kaſtenſtolz Vorrechte über Pariah's, und eiſernes, oder goldenes Geſchmeide, für Geiſt- und Leibeigene, ſchmiedete?

Sey es, daß man dieſe Aeußerungen falſch deute, oder meine Ueberzeugungen, als fire Ideen aus der Knabenzeit, betrachte. Eben dieſe fixen Ideen waren es, die mich unter den Trauerbildern, welche die Zeit vorführte, aufrecht hielten, und mir, dem Greiſe, nun eine ſüße Sterbeſtunde bereiten ſollen. Sie weckten mich immer wieder auf, wenn ich etwa einmal im weichen Arm der Lebensbequemlichkeiten einſchlummern wollte; und riefen mir wieder Muth zu, wenn mir unter Gefahren bange ward. Und fühlt' ich mich je in Fehl und Irrthum verlockt, ſie waren die Schutzengel, welche mich zur Tugend entſchloſſener, und zum Wahren freudiger zurückführten.

6.

Die Stunden der Andacht.

Aber ich möchte von einer mir wichtigern Angelegenheit reden.

Schon war ich ſiebenunddreißig Jahr alt und rückte dem Ernſt der Vierziger entgegen. Heitern Sinnes, in angenehmen Verhältniſſen; ohne Reue um meine Vergangenheit, ohne Furcht vor der Zukunft; glücklich durch die zärtliche Liebe von Weib und Kindern, fühlt' ich mich noch glücklicher durch Ausſöhnung meiner innern Welt mit der äußern. Von reichen Erfahrungen befruchtet, hatte die Urtheilskraft

vollere Reife gewonnen; die ſonſt oft allzuvorlaute Phantaſie ihr ungeſtümes Einreden gemäßigt; und die Aeolsharfe der Gefühle rauſchte nicht mehr, beim leiſeſten Lüftchen, zu hell auf. Ich hatte endlich erkannt, es liege das heilige Kleinod, welches ich ſeit den Knabenjahren umſonſt geſucht, weder auf den Katheedern der philoſophiſchen Schulen, noch auf den Altären der kirchlichen Parteien. Da hatt' ich, ſtatt den Oelzweig des Geiſtesfriedens, nur den Giftdorn des Zweifels gefunden und mit mir genommen.

Seit dem klöſterlichen Einſamwohnen im Schloſſe Biberſtein hatt' ich mich vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichem Forſchen in den Erſcheinungen der Natur und Völkerſchickſale hingegeben. Hinter den Erſcheinungen aber ſucht' ich Höheres, als ſie ſelbſt. Man hat heutiges Tages, ſcheint es, ſogar eine monarchiſche und eine republikaniſche Weltweisheit, eine Philoſophie für evangeliſche und für katholiſche Chriſten. In jenem Tempel der Natur und des Schickſals hingegen, den kein Staub des Jahrhunderts, kein Rauch der Altäre ſchwärzt, gelangt' ich zu einem beſſern Verſtändniß mit dem geheimnißvollen Draußen; oder, wenn man's ſo nennen will, zu einer Philoſophie, die mich zu ihrer heiligen Zwillingsſchweſter der Religion, führte; zur Religion, wie freilich nicht immer Athanaſius oder Arius, nicht Luther, nicht Zwingli, oder Calvin und Zinzendorf gepredigt hatten, ſondern wie Chriſtus, und nur er allein dem Menſchengeſchlecht ſie gegeben. Philoſophie iſt ſehnſüchtiges Ringen des Geiſtes nach Erkenntniß des Unbedingten, das heißt, des Göttlichen; Religion hinwieder Ringen nach Selbſtheiligung im Lieben des Göttlichen. Kann Liebe des Göttlichen, ohne deſſen Erkenntniß; kann Erkenntniß des Göttlichen, ohne Liebe deſſelben, beſtehn?

Früher fühlt' ich beim Anblick des ſogenannten Poſitiven in den mancherlei Religionen der Völker, eine Art ſchmerzlichen Mitleidens mit den Menſchenkindern; nun aber eine Ehrfurcht dafür, die weit gerechter war. Ich vergaß jedoch bei dieſer Religionen-Menge keineswegs, daß nur eine einzige in allen Weltaltern und Welttheilen, wo Menſchen athmen, allein wahr ſeyn könne, nämlich die Selbſtoffenbarung Gottes, welche im Geiſt des unmündigen Kindes und des rohen

Wilden, wie dunkle Ahnung des Ueberirdischen, aufkeimt, und sich endlich im Licht der Erkenntniße verklärend entfaltet. Man nennt sie zwar, oft mit Verachtung sogar, natürliche Religion; betrachtet sie, wie eine Art Heidenthum. Aber sie geht allen positiven Religionen vorher; ist Wurzel und Stamm jeglicher Glaubensgattungen; ohne sie wären diese selbst nie vorhanden gewesen. Alle Glaubensstifter läuterten sie nur, nach Maßgabe eigner Einsichten, von rohen, kindischen Vorstellungen ihres Volks, und hüllten sie, nach Bedürfniß des Zeitalters, in edlere Form; anders Moses, anders Confutse, anders Mahomed, anders Nanek. So ist jene sogenannte natürliche Religion (mag sie auch, gleich der Philosophie, manchmal der frommen Unwissenheit ein Aergerniß seyn), die urheitliche des Menschengeschlechts, doch nicht in überall gleich vollendeter Entwickelung. So ist der Kern der Lehre Jesu diese Selbstoffenbarung Gottes, aber in bewundernswürdiger Reinheit und Vollendung, wie sie vor und nach ihm kein Andrer der Welt gab.

Und wenn wir die arme, bildliche Sprache des Orients, die duldsame Einläßigkeit Jesu Christi in mosaische Vorstellungsarten und israelitische Vorurtheile seiner Tage, wenn wir die spätern Zufügungen von Judenchristen und Heidenchristen, oder die durch fromme Schwärmerei, oder hierarchische Staatsklugheit, durch mittelalterische Unkunde, oder theologische Spitzfindigkeit, hinzugesellten Dogmen und Bräuche von dem abstreifen, was der Welterlöser ursprünglich, als Wesentliches, als die ewige Wahrheit, die uns von den Banden der Finsterniß frei macht, gegeben hat: so ist die Christusreligion, selbst noch in ihrem positiven Theil, die wahre Weltreligion, unabhängig von den verschiednen Klimaten, Regierungsformen und Gesittungsstufen der Nationen, und für sie alle.

Der positive Theil ist ein für uns Sterbliche dem Uebersinnlichen umgeworfner Schleier. Der Geist des weisesten Denkers auf Erden bleibt unvermögend, sich in den Höhen des Unbedingten und Unendlichen, wo das All in Eins und das Eins in das All verrinnt, lange zu bewahren. Ihn zieht sein Irdisches, aus dem Reich des Ueberirdischen, in den Staub des Lebens; aus dem Unendlichen in das

Endliche, Begränzte stets wieder zurück. Er betet wieder, als Kind, und gern vom Erd-Stern empor durch die Sternen-Reiche des Himmels. Er bedarf zu den reinen Ideen im Religiösen gleichsam eines sinnlichen Seyns derselben, wie er, zur Verbindung mit der Welt, eines Leibes vonnöthen hat. Auch ich war allzeit wieder zur sinnlichen Vorstellungsweise des Uebersinnlichen, wie Jesus sie mir gegeben, heimgekehrt, und um so inbrünstiger, weil sie nicht nur dem Gemüthe ein vernunftgemäßes, volles Genüge leistete, nicht nur dem Unmündigen erfaßlich, dem Scharfsinnigsten erhebend ist, sondern weil sie zugleich die letzten Ergebnisse spekulativer Philosophie in menschlich schöner Form umfaßt. Da wird das Höchste aller Wesen ein Vater dieser Wesen; es wird die Natur sein Wort zu uns; das Schicksal seine liebende, leitende Hand. Da sind die Mitglieder des Menschengeschlechts, die Bekenner jedes Glaubens, Mitglieder einer einzigen Gottesfamilie, Brüder und Schwestern; wir sind alle göttlichen Geschlechts. Da ist das allgegenwärtige All des Vorhandnen unser Vaterhaus, und im Hause unsers Vaters sind viele Wohnungen. Da sehn wir im Wandel Jesu die Erreichbarkeit eines Gottähnlichwerdens und, in dieser Selbstheiligung der Geister, die Würde des Menschenthums mit seiner ewigen Bestimmung.

Ja, was mir, als Knabe und Jüngling, oft schwer geworden war: ich verzieh es nun gern, wenn eine Mehrheit der Sterblichen, stärker von Sinnenmacht, als Geistesmacht, geführt, auch noch andre äußerliche Mittel, als Krücken ihres religiösen Seyns, benutzte. Zwar der Wink Jesu, „wenn du beten willst, geh' in dein Kämmerlein!" genügte mir vollkommen. Aber auch der Anblick einer in Anbetung versunkenen Menge, sey es in Scheuern der Wiedertäufer, oder in Münstern und Domen der „herrschenden" Kirchen, wirkte tief in mein Gemüth ein; und gern vergaß ich dabei, mit freiwilliger Selbsttäuschung, daß der große Hause jene Krücken des Glaubens, oft für den Glauben selbst, hielt; daß er gewöhnt worden war, kirchliche Werkseligkeit für innere Gottseligkeit zu achten.

Nur erregte es in mir Unmuth und Trauer, die Einfalt und Klarheit der durch Jesum enthüllten Offenbarungen Gottes vielmals

Monchen besetzt. Ihre Wirkungen sind nicht glänzend. Weitaus der grösere Theil der Indianer, selbst derer, die mitten unter den Europäern wohnen, ja unzählige von den zahlreichen Negern, wissen nichts vom Christenthum. Sie leben friedlich in Verehrung ihrer altväterlichen Gottheiten. Es ist mehr auffallend, als räthselhaft, daß Portugiesen und Spanier lieber Heiden unter sich dulden mögen, als evangelische Christen, oder Verehrer des wahren Gottes nach mosaischer Lehre.

Beinahe mehr noch, als Brasilien, ist in neuern Jahrhunderten das benachbarte Guinea, rücksichtlich der Menschenentwilderung, vernachlässigt worden. Die französischen und holländischen Pflanzörter und Anbauungen längs den Meeresküsten begnügten sich, die schwärmenden, kriegerischen Urbewohner des Landes mit Waffen zu schrecken, oder mit jährlichen Geschenken zu versöhnen, um ihren Zucker, Kaffee, Indigo, Roucou, ihre Baumwolle, Gewürznelken in Sicherheit bauen und verhandeln zu können. Vorzeiten war, besonders in den französischen Besitzungen, mehr Bestrebsamkeit, die Indianer durch Predigt des christlichen Glaubens zu veredeln. Aber was die ersten Missionarien gepflanzt hatten, entartete und verwilderte nachmals, oder ging ganz unter. Noch haben die Karaiben aus der christlichen Dogmatik die entstellte Sage behalten,

unter einer todten Laſt von Bräuchen faſt erdrückt, oft erſtickt, — oder, von ſtreitſüchtiger Stubengelahrtheit der Theologen, mit Wortwerk und Wuſt unverſtändlicher Lehrſatzungen verdunkelt zu ſehn, alſo, daß das Höchſte und Heiligſte im Menſchengeiſte endlich zu einer ſyſtematiſch-geordneten Wiſſenſchaft menſchlicher Unwiſſenheit werden mußte, dergleichen der Welterlöſer nicht kannte, nicht lehrte, nicht wollte. Das Wort des ewigen Heils ſollte die Völker zu einer Gottesfamilie auf Erden verbrüdern; aber theologiſche Meynungswuth riß ſie, in Glaubensverfolgungen und Glaubenskriegen, auseinander in unverſöhnliche Sekten und Kirchen, und verwandelte die Religion der Liebe in Religion des Haſſes. Die im Selbſtdenken ungeübten oder irregewordnen Haufen der Chriſten mußten ſich mit hohlen Formeln und Feierlichkeiten zufrieden ſtellen; und frommer Unverſtand beredete ſie, durch Concilienbeſchlüſſe, Dekretalen, Concordienformeln, Religionsedikte, ſymboliſche Bücher, politiſche und hierarchiſche Ordonanzen, den leiſen Geiſterſchritt in der Geiſterwelt feſtbannen zu können.

Allein er geht, — ſeht den zurückgelegten Weg von heut in die vergangnen Jahrhunderte! — er geht dem Licht von oben ſtill entgegen. Die göttliche Selbſtverkündung des Allerheiligſten in unſerm Innern verſchwindet nicht; und kann es nicht. Und wenn der beſſere Führer im Labyrinth der religiöſen Lehrmeynungen fehlt, tappt jeder der eignen Ahnung nach; wird, nach Maßgabe ſeiner Einſicht, Gemüthsweiſe und äußern Umgebungen, entweder Verächter alles Poſitiven und Kirchlichen, oder myſtiſcher Schwärmer, Sektenſüchter, oder Proſelyt einer andern Glaubenspartei.

In dieſen und ähnlichen Gedanken ſaß ich an einem Abend des Jahres 1807 allein in meinem Arbeitskabinet. Vor mir lagen Zeitungen. Sie hatten mich verſtimmt. Es war noch die große Leidenszeit Europa's; den mißhandelten Völkern bang um Troſt; in Kirchen und Kapellen, bei Predigt, Abendmahl und Meſſe, Prozeſſionen, Wallfahrten, innigere Andacht. Nie ſchien mir die zahlloſe Menge der Duldenden ſo ſehnſüchtig nach jenem Starkmuth der Seele verlangt zu haben, den nur Religion gewähren kann, und nie empfänglicher

für Belehrung und Heimkehr in das Innere und Heilige des Jesussinnes gewesen zu seyn.

„Warum erbebt sich aber für das, was jetzt Tausenden wohlthätig seyn würde, keine Stimme, keine weittönende eines Geweihten?“ — fragt' ich in gedanklichem Selbstgespräch, und antwortete mit der Gegenfrage: „Warum wagst du es selber nicht, wenn Andre schweigen?“ — Die wie von einem andern Munde gekommene, unvorbedachte Frage überraschte mich. Daß ich wohl nicht der Geweihte sey, fühlt' ich; aber doch lag hier eine ganz neue Bahn großartigen Wirkens vor mir. Kannt' ich nicht längst das Volk und wessen es bedürftig war? Verstand es nicht seit vier Jahren die Sprache, welche ich zu ihm redete, von Dingen seines bürgerlichen Lebens, und war sie erfolglos geblieben? Hier war es um Erweckung religiösen Lebens, um Ermuthigung zu dem zu thun, was der Mensch, der ächte, nicht der Schein-Christ, unter schweren Verhängnissen seyn soll. Ich konnte ja den Hochsinn, die Einfalt, die Gottergebenheit des Urchristenthums in manches Herz zurückführen. Hatte nicht schon mein „Alamontade“ mehr denn einem Heimlichkranken wohlgethan? Die Unruhen unzähliger Familien unter den Schrecken des Zeitalters würden vielleicht meinen Worten eine Macht verleihn, die ich aus mir nicht schaffen konnte.

Im stillen Streit der Gedanken wog ich mir die Schwere der Aufgabe. Leicht war es nicht, in Haushaltungen des Reichen und Armen, eben so gut Vertrauter des Glaubenslosen, als des Gerngläubigen zu werden; dem Denker hier und dem Gefühlseligen dort, durch Verstandesbefriedigung zugleich und durch Wärme der Begeisterung zu entsprechen. Daß aber Sehnsucht nach Selbstheiligung, nach einem In-Gott-Leben in allerlei Volk lebendig werde, mußten sowohl die Schicksale und Arbeiten des Heilandes der heilungsbedürftigen Menschheit, als die unmittelbaren Gottesoffenbarungen im Menschengeiste; mußte sowohl der geheimnißvolle Gang der göttlichen Weltordnung, als der geheimnißvolle Gang der Herzen unter ihr, beachtet werden. Und den widerspenstigen Argwohn getrennter Kirchen und Sekten nicht aufzuwiegeln, forderten die Unterscheidungslehren derselben sehr leise Berührung, oder zartes Umgehn.

Noch war dies nicht Alles. Das Vorurtheil des großen Haufens, der Amtsstolz eines großen Theils der Geistlichkeit jeder Konfession, konnte, bei ganzer Güte und Reinheit meiner Absicht, das Ziel derselben vernichten. Ich hörte in meinen Gedanken schon rufen: „Reine Absicht hin und her! um Geld schreibt er, um Geld! Ein bloßer Laie, ein weltlicher Staatsbeamter, ein Märchen- und Schauspieldichter, ein Philosoph, ein Indifferentist, mischt sich in geistliche Sachen!“

Freilich, seit dem Schuhmacher Jakob Böhme bis zum Hofrath Jung-Stilling, hatte ja auch schon mancher Laie gewagt, das Volk von göttlichen Dingen zu belehren. Aber die meisten gehörten zur Zahl jener geheimnißseligen Frommen, die für sich selbst einen abgeschlossenen Kreis bilden, oder deren Gemüthlichkeit die dürre Moral, die kalte Dogmatik der „Landeskirchen“ nicht zugesagt hatte. Doch das schüchterte mich nicht ein. Ich blickte auf Christus. Wie sprach die jüdische Priesterschaft seiner Zeit über den Zimmermannssohn von Nazareth? — Ich konnte der Welt aber doch meinen Namen verbergen. Hier war eine That, nicht ein Buch zu vollbringen. Was gilt Ehre oder Schande, die das Vorurtheil unsrer heutigen zivilisirten Barbarei spendet? Eine Gewissenspflicht rief. Kleinliche Rücksichten traten in den Hintergrund.

Ich entschloß mich, die religiösen Ideen, welche das Ergebniß meines Forschens, meiner eignen innern Kämpfe von früher Kindheit an, gewesen waren, allwöchentlich in einem Sonntagsblatt den Familien der Schweiz mitzutheilen. Folgendes Tages, auf einem Spaziergang, erfuhr Freund Remigius Sauerländer meinen Willen; das Blatt sollte im niedrigsten Preis hingegeben werden, damit es auch den unbemittelten Haushaltungen zukäme; meinen Namen aber sollte die tiefste Verschwiegenheit decken. Sauerländer gelobte diese, und hat sich, als Mann von Wort bewiesen. Weder der Londner Buchhändler Woodfall hat bei den „Juniusbriefen“, noch der Edinburger Ballantyne bei den „Waverley Romanen“ Walter Scott's, sein Geheimniß treuer bewacht.

So erschien, mit Anfang des Jahres 1808, von Woche zu Woche,

ein Blatt von „den Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.“ Ich setzte die Blätter ununterbrochen acht Jahre lang fort. Nur sparsam verirrten sie sich über die Gränze der Schweiz hinaus. Da aber, nach Vollendung des letzten Jahrgangs, der Verleger sie, als ein Ganzes zusammendrucken ließ, vernahm ich, mit angenehmem Erstaunen, ihr Eindringen in die entferntesten Gegenden. Manche Zuschrift aus der Fremde, dem unbekannten Verfasser durch des Verlegers Vermittelung übermacht, beruhigte mich, den wohlthätigen Zweck nicht gänzlich verfehlt zu haben, dem ich die Morgenstunden, mir wahrhaft heilige Stunden, von acht Wintern geweiht hatte.

Zugleich begann nun aber auch das in Deutschland nur allzuübliche literarische Geschwätz über den Verfasser. Nicht selten gerieth ich in Verlegenheit, wenn vertrautere Freunde, die meine religiösen Ansichten und Grundsätze, oder Eigenthümlichkeiten meiner Schreibart, zu kennen glaubten, Anspielungen machten; oder wenn sich in Deutschland, auf meinen Lustreisen, müßige Neugier der Frager geradezu an mich wandte. Weil ich dann weder Wahrheit bekennen, noch Lüge sagen wollte, entschlüpft' ich gewöhnlich mit ausweichenden Antworten, die so ziemlich Orakel-Räthseln glichen *).

Sobald sich indessen das Werk durch wiederholte Auflagen, Nachdrücke, Auszüge, Nachahmungen und Uebersetzungen in die verschiedensten christlichen Länder- und Kirchenparteien ausbreitete, wurden bald andre Stimmen wach. Unter den Protestanten fanden es manche nicht rechtgläubig genug; zuviel des Vernunftgemäßen darin **). Unter den Katholiken suchten es einige sogar zu verdächtigen; von den

*) Wie z. B. als ich bei meiner Anwesenheit in Darmstadt (1828) dem trefflichen Oberhofprediger Zimmermann erwiederte: „Wär' ich der Verfasser, wüßt' ich's, wie er, nicht sagen; wär' ich's nicht, dürft' ich's nicht.“

**) Noch im Jahre 1840 fühlte der fromme Theolog Dr. A. Tholuk in Berlin die Nothwendigkeit, besondere „Stunden der christlichen Andacht,“ für diejenigen Christen herauszugeben, denen, wie er sagt „die rationalistische Auffassung des Evangeliums“ nicht genügt.

Kanzeln herab es zu verdammen. Man verbot es hie und da; nannte es ein Werk des Satans *). Papst Pius VII. sogar soll es in den Katalog der librorum prohibitorum gesetzt haben. Der edle Cajetan Weiler in München bearbeitete eine den katholischen Gläubigen unanstößige Ausgabe **). Der gelehrte Professor Tschirner wagte selbst öffentliche Vertheidigung dieser Stunden der Andacht***). Ich ließ schweigend das göttliche Schicksal über die ausgeworfene Saat walten. Die liebelosen priesterlichen Schmähungen steigerten das freudige Bewußtseyn in mir, sie nicht verdient zu haben.

So lange der unduldsame Glaubenseifer namentlich, oder mit unzweideutiger Hinweisung auf mich, meiner zürnte, ließ ich ruhig gewähren. Wenn aber eine irre Frömmigkeit, in wilder Verblendung, andre Männer, statt meiner feindselig antastete, Männer, die in ihren Kreisen höhern Werthes standen, denn ich je in dem meinigen; Männer, wie den guten und weisen Generalvikar von Wessenberg in Konstanz, oder den achtungswürdigen Kirchenrath Schwarz, in Heidelberg, oder den katholischen Pfarrer Keller †), zu Aarau; führte

---

*) Es erschienen 1819 — 1821 drei Hefte, betitelt: „die Stunden der Andacht, ein Werk des Satans", voll unglaublicher Leidenschaft, in der ich keinen Christusgeist fand. Minder roh war die in München gedruckte Schrift: „Deutschlands Katastrophe, das ist: Nothwendiger Verfall der christlichen Religion und bürgerlichen Ordnung, durch das Werk: die Stunden der Andacht." Aber noch herrscht in Deutschland bürgerliche Ordnung, und nicht nur Religion, sondern auch Religiosität.

**) Oder, wie sich Herr Wolfg. Menzel in seinem Buche über die neueste Litteratur etwas unsanft ausdrückte, es als „Hausmöbel für Katholiken" ihnen anzupassen. Verdiente die gute Absicht dieses ehrwürdigen Mannes eine solche Behandlung!

***) In seiner Schrift: „Die Anklagen der Stunden der Andacht geprüft und gewürdigt von einem Freunde ihres Verfassers." Er kannte mich nicht persönlich, noch weniger, als Verfasser, und stand nicht einmal mit mir in brieflicher Verbindung.

†) Keller, ein würdiger, wissenschaftlicher, hellgeistiger Mann, mit dem ich bis zu seinem Tode, in freundschaftlichem Verhältniß stand, Verfasser einiger Schriften (des „Katholikus", dr. „Ideale für alle Stände"), war gewiß nichts weniger, als mein „Schüler und Champion", wie ihn Hr. W. Menzel

mich reger Unwille nicht selten in Versuchung, plötzlich den Schleier der Anonymität zu zerreißen.

Das thörichte Geräusch ist nun vorüber; die Neugier verflogen. Es liegt ein volles Menschenalter zwischen dem damaligen Beginnen und heut; und noch heut kann ich das damalige Streben nicht bereun. Es ist für den Zweck desselben nun auch nicht nur gefahrlos, sondern, ich fühl' es, Pflicht iſt's, am Abend meines Lebens, in der Nachbarschaft meines Grabes, über einen langen Irrthum zu enttäuschen, der dem Rufe jener ehrwürdigen Männer irgend nachtheilig werden könnte.

7.

Eine Freimaurerloge.

Zu meinen besondern Freunden gehörte, seit mehrern Jahren schon, der großherzoglich badensche Geheimerath Joseph von Ittner *). Sein Name war, wie den Deutschen, den Schweizern lieb; er aber selbst war, wie die Schrift sagt, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Als ich ihn im Jahr 1810 einmal zu Freiburg im Breisgau besuchte, machte ich die Reise in Gesellschaft einiger Herren aus Aarau, welche in dortiger Freimaurerloge die Weihe des Meistergrades empfangen wollten. Unterwegs ward vielerlei über Maurerthum geplaudert; denn jene wußten, daß ich längst einer der Geweihten war. In Freiburg half auch kein Sträuben; ich mußte der feierlichen Aufnahme meiner

---

herabwürdigend nennt. Er starb 1827, ohne je den Namen vom Verfasser des Buches erfahren zu haben, dessentwillen er Anfechtungen leiden mußte. Vielleicht daß er durch seine kleine Schrift: „Dankadresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht", von der ich gehört, die ich nie gesehn, wohl selbst seine persönlichen, oder seine Meinungs-Gegner, in dem gehässigen Argwohn gegen sich bestätigte.

*) Der Edle starb im Jahre 1825 zu Konstanz. Seine gesammelten Schriften gab Dr. Heinrich Schreiber, im Jahre 1827, zu Freiburg im Breisgau heraus.

Reisegefährten beiwohnen, obwohl ich, seit Frankfurt an der Oder, nie wieder eine Loge besucht, ja sogar alle darin üblichen Bräuche vollkommen vergessen hatte.

Einander bei dieser Gelegenheit bekannter geworden, beschlossen wir, nach der Rückkunft in Aarau, wöchentlich mit einander einen Abend geselliger Unterhaltung zu verbringen. Da besprachen wir dann Politik, Literatur, Inland und Ausland, oder was eben Tag und Stunde Neues brachten; auch die Maurerei. Ich verhehlte nicht, daß die Richtungen, welche, im Lauf der Zeiten, die meisten maurerischen Gesellschaften genommen, wenig Genießbares und Erbauliches für mich hätten. Die einen trieben demagogische Schwindeleien, die andern alchemistische; die einen gefielen sich in theologischen Geheimnissen, die andern in faden Charlatanerien. Jeder träumte sich, in die alten Symbole und hohlen Formen, andern Inhalt hinein; und ich läugnete nicht, daß ich ungefähr das Gleiche thue, wenn auch die höhere Bedeutsamkeit, welche ich in meinen Gedanken dem Mauerthum gäbe, Wenigen behagen möchte. Denn ich stellte das Institut desselben höher, als man pflege, nämlich dem Institut der Kirche und des Staats gegenüber, oder vielmehr, nicht gegenüber, sondern zwischen beide, als Mittelglied, als schlenden Ring in der zerbrochnen Kette von Staat und Kirche, der beide, aber in erhabnerm Sinn, wieder zu einer einzigen und ganzen mache.

Der Gedanke gereichte meinen Freunden zwar nicht zum Aergerniß; aber doch vielleicht zu einiger Ueberraschung. Wiewohl sie selber in dem räthselhaften Verein nur Fortdauer eines ehrwürdigen, geselligen Brauchs alter Zeit, zur Beförderung der Menschenliebe, erblickten, wußten sie doch, daß die Wächter der Altäre und Thronen oft darin Feindseliges gegen diese zu argwohnen geneigt wären.

Wir Menschenkinder, sagt' ich: sind schon auf Erden Genossen zweier Welten, der äußern und innern oder geistigen; des Irdischen oder Ueberirdischen. Im Irdischen wohnen wir neben einander, als Gleichberechtigte und Gleichverpflichtete; aber mit ungleichen Gaben und Kräften. Dies ist das Urverhältniß der Menschheit, das natur-

und vernunftgemäße. Durch jene Gleichheit stehn wir verbrüdert da; durch diese Ungleichheit werden wir einander zum gegenseitigen Dienstbedürfniß, und daher einander zum geselligen Leben unentbehrlich. So entsprangen naturnothwendig Familien, Horden, Völkerschaften, Staaten. Aber unter Einfluß verschiedner Klimate, Gewöhnungen, Interessen, Leidenschaften, geistiger und sittlicher Bildungen, verschwindet das Urverhältniß der Menschheit fast gänzlich, oder wird so mannigfach umgestaltet, daß es oft bis zur Natur- und Vernunftwidrigkeit verartet. Familien, Horden und Staaten treten mit Nationalhaß aus einander; sind nicht mehr verbrüdert; haben allerlei Vaterlande; die Brüder werden unter sich Herrn und Sklaven.

Im Reich des Ueberirdischen, oder, als Geister, wo wir nicht mehr auf dem Boden der Vergänglichkeit und des Endlichen, wohnen, sondern im Ewigen und Unendlichen, erkennen wir uns zwar abermals, als gleichgeschaffne Wesen, als Brüder; aber zugleich, als Kinder eines und desselben Allvaters in seinem Hause, im gränzenlosen wunderbaren Weltall. Dies Urverhältniß aller Sterblichen zu Gott und Ewigkeit, ist das religiöse, höhere Leben der Geister; ist das durch göttliche Offenbarung in uns Gelegte, durch Jesum Entschleierte; und abermals Natur- und Vernunftgemäßes. Denn die Gesetze der Natur und Vernunft sind Gottesgesetze. Aber wie jenes gesellschaftliche Urverhältniß der Familien und Völker unter sich, wird auch das religiöse, und durch dieselben Einflüsse, in seiner Reinheit mannigfach getrübt; ebenfalls, wie jenes, und oft zur Natur- und Vernunftwidrigkeit umgestaltet. Es entstehen allerlei Religionen; in den Religionen allerlei Kirchen; in den Kirchen allerlei Sekten, und Verketzerungslust und Glaubenshaß zwischen allen.

Die Wiederherstellung vom gesellschaftlichen und religiösen Urverhältniß der Sterblichen unter sich, das heißt Verbrüderung der in Rechten, Pflichten und Hoffnungen, ursprünglich Gleichgebornen, ohne Rücksicht auf Menschenstämme, Vaterlande, Nationalreligionen u. s. w.; die Wiederanknüpfung der heiligen Bande, welche durch gesellschaftlichen und kirchlichen Zwang, durch Vorurtheile und Leidenschaften, zerrissen worden sind: diese Wiederherstellung und

Wiederanknüpfung, sag' ich, konnte von jeher nur Sehnsucht der Bessern und Edlern seyn. Schon die Baukünstler des Mittelalters, dann auch die Genossen anderer Handwerksinnungen, wenn sie von Stadt zu Stadt ihrem Gewerb nachreisten, und einander, als Fremde berührten, erkannten und behandelten sich, als Verwandte gleicher Kunst und Gewerbschaft, als Weltbürger, ohne Rücksicht der Verschiedenheit ihrer Heimathen und Sprachen. Wahrscheinlich war dies der Keim vom daher entsprossenen freien Maurerthum. Man erkennt ihn noch in den heutigen Formen der Logen. Da erscheint die Bauhütte, als Sinnbild der Welt, in der das heilige Licht von Osten strahlt; und jeder in ihr, sonst im bürgerlichen Leben durch Herkommen, Vaterland, Stand, Reichthum, Glaubensbekenntniß vom Andern geschieden, steht zum Andern, als Bruder, ihm gleich. Wo im Alterthum, oder in spätern Zeiten, einige Männer mit jener Sehnsucht nach Herstellung vom Urverhältnisse der Menschheit zusammen traten, um, wenn auch nur auf Augenblicke, und wenn auch nur im engern Kreise, das Ideal, wie Wirklichkeit, gelten zu lassen: da lebte der geheime und schöne Sinn des sogenannten Maurerthums.

Die Loge ist, mit ihren Symbolen, nur Form des maurerischen Gedankens; der Staat nur Form der bürgerlichen Gesellschaft; die Kirche nur Form des religiösen Vereins. Die Formen mögen, als Sinnliches, verschieden gebildet seyn; der unheimliche Gedanke, das Geistige in ihnen, bleibt einzig das Wesenhafte.

Die Kirche ist eine Stiftung zur Versinnlichung der Idee unsrer Kindschaft zu Gott, unsers Daseyns im Ewigen. Fürst und Bettler, ohne Unterschied eines bürgerlichen Ranges, der im Reich der Geister nicht mehr gilt, werfen sich vor dem Allvater in gemeinschaftlicher Anbetung nieder; vernehmen den Ruf zur Selbstheiligung und Weihe für das Unvergängliche. Sie Alle sind da, im Verhältniß zur Gottheit, nur gleiche Brüder und Schwestern. Außerhalb der Kirche bewegt sich der Geist nicht allein mehr im Geistigen, sondern die Ungleichheit des bürgerlichen Lebens tritt wieder ein. Diese, die nur innerhalb dem Tempel, der Moschee, und Synagoge nicht gelten darf, wird, wie in ihnen, auch in der maurerischen Bauhütte ver-

gessen. So sind Kirche und Loge einander verwandter, als der große Haufe meynt; nur daß in der Loge, auch noch sogar der Unterschied der Kirchen verschwindet, und nicht mehr, wie in diesen, Brüder trennt.

Der Staat ist Form und Mittel der bürgerlichen Gesellschaft zur leichtern Entwickelung ihrer Anlagen, kraft des ursprünglich gleichen Rechts jedes Menschen auf Freiheit zu solcher Entwickelung, auf Erwerbung von Eigenthum, oder Mitteln zur vollendetern Selbstentfaltung, und auf Sicherheit, in solchen Befugnissen nicht beeinträchtigt zu werden, so wenig er andre beeinträchtigen darf. Der Staat ist also eine Stiftung zum gemeinen Nutzen; zur Wohlthat aller seiner Bürger; zu ihrer allmäligen Emporführung in einen hochmenschlichen Zustand. Eben dazu besteht auch in den Maurerlogen die Verpflichtung der Brüder; sie sollen den „rohen Stein" der menschlichen Entartung edler formen, und beschlagen, zum Bau vom Tempel allgemeiner Glückseligkeit.

Indem Kirche und Staat, zum Besten der Menschheit, naturnothwendige Ordnungen für sie sind; aber nicht selten, feindselig getrennt, gegen einander übersehn, wenn Verblendung ihrer Wächter, durch Irrthum oder Leidenschaft, stattfindet: stellt sich das Mauerthum versöhnend zwischen beiden, indem es seine reingeistige Seite dem Religiösen und Göttlichen in allen Völkern, und seine irdische, weltliche Seite dem Befördern des Wohlthätigen und Gemeinnützigen in der bürgerlichen Gesellschaft zuwendet. Doch, seiner wahren Natur nach, scheidet es alles Reinpolitische, alles durch Klimate, Kulturstufen, Gesetzgebungen dieses oder jenes Volks Gewordene und Bestehende, von sich aus, weil es nur das Urverhältniß des Menschen zum Menschen im Auge hat. Eben so scheidet es alles Reinkirchliche von sich ab, weil es, ohne Rücksicht auf Glaubensunterschied, nur das Urverhältniß der Menschheit zu Gott und Ewigkeit, und, in der menschlichen Bevölkerung des Erdballs, nur eine große Gottesfamilie wahrnimmt.

In diesem Sinne lebten und leben tausend edle Männer, als ächte

daß das höchſte Weſen ſeinen Sohn vom Himmel herabgeſandt habe, eine ungeheuere Schlange zu tödten, nach deren Beſiegung Würmer aus den Eingeweiden des Thieres hervorgingen, von denen jeder einen Karaiben und eine Karaibin erzeugte. Wie abentheuerliche Vorſtellungen mögen die chriſtlichen Heilsboten mit ihrer Dogmatik oft im Gehirne ihrer bekehrten Wilden hinterlaſſen!

Weit edler ſind bei ihnen oft die eigenthümlichen Begriffe von göttlichen Dingen, als die von chriſtlichen Prieſtern empfangenen, mißverſtandenen Dogmen. Die Indianer, wie kindiſch und albern auch ihre übrigen Vorſtellungen ſein mögen, glauben in dieſen Gegenden (ſagt der ungenannte Verfaſſer einer Reiſe nach Guiana und Cayenne) dennoch, das höchſte Weſen, welches ihnen Alles gibt, weſſen ſie bedürfen, ſei zu erhaben, als daß es Geſchenke und Opfer von Menſchen empfangen, und zu gut, als daß es Bitten und Gebete verlangen ſollte. Sie wiſſen von Unſterblichkeit der Seele. Doch kennt man beiweitem nur, und nur dunkel, die religiöſen Ideen der wenigſten, den Europäern benachbarten Völkerſtämme; die Indianer jenſeits der Gebirge ſind ſogar noch großentheils dem Namen nach kaum bekannt.

Seit der franzöſiſchen Staatsumwälzung verlor ſich in den franzöſiſchen Niederlaſſungen Amt

Freimaurer, wenn sie auch nie das Innere einer „gerechten Loge“ sahn; während Tausende es sahen, ohne darum ächte Maurer zu seyn; gleichwie auch in allerlei Religionen fromme Geister im Geiste Jesu lebten, ohne je einen christlichen Tempel besucht zu haben, während Tausende der Christen, eifrig in der Kirche und für die Kirche, wohl nicht zu den wahren Nachfolgern des göttlichen Meisters gehören. Denn so wie Viele den Schein für das Wesen, das Mittel für den Zweck, die Kirchlichkeiten für die Religion selbst halten: so halten Viele auch die Logenbräuche für Mauerei.

Ungefähr dergleichen Gedanken und Ansichten waren es, welche ich meinen Freunden äußerte, nachher auch schriftlich mittheilen mußte*). Es läßt sich begreifen, daß kirchlich-strengen Gemüthern eine Zusammenstellung von Dingen befremden muß, die sich einander gegenseitig auszuschließen scheinen, und daß dem überfrommen Zartsinn mancher „Rechtgläubigen“ ein Aergerniß und Anstoß werden könne, in dem Verfasser der „Stunden der Andacht“ zugleich den Mitstifter einer mauterischen Bauhütte zu erblicken. Aber hier kein Wort zur Rechtfertigung meines oder meiner Freunde**) Strebens. Würdiger ist's dem selbstständigen Manne, wenn auch mit Gefahr schnöder Verdächtigung, das Gottgefällige und Wahre, auf allen Wegen herbeizurufen, statt unfrei mit dem großen Haufen, unter der Fahne des Vorurtheils durch's Leben zu ziehn***).

---

*) Zuerst in einem Schreiben an den damals in Aarau lebenden Professor Heldmann (gestorben zu Darmstadt 1823), der mich dazu besonders aufforderte. Das Schreiben erschien nachher durch ihn in seinem mauterischen Taschenbuch „Akazienblätter“), auch wohl anderer Orten im Druck. Die wenigen, oben angeführten Sätze sind Stellen daraus.

**) Ich nenne mit Vergnügen die Namen dieser wohldenkenden Männer. Es war der Oberstlieutenant von Hallwyl, der eidgenössische Oberst von Schmiel, der Buchhändler Remigius Sauerländer und der Professer Heldmann.

***) Dr. Ludwig von Haller, von seltsamen Vorstellungen über meine unbedeutende Person befangen, hielt mich (noch im Jahr 1840), in seiner Schrift gegen die Freimaurerei, als ein gar bedenkliches Glied dieser, wie er wähnte, „Thron und Altar gefährdenden Gesellschaft“ dar, und daß ich sie zu den verdammlichen Zwecken zu leiten trachte, während ich schon seit einigen Jahrzehnden nicht einmal mehr die Loge von Aarau besuchte.

Wir wurden einige Jahre nachher wirklich Stifter einer Maurerloge „zur Bruderstreue“ in Aarau, gegründet in jenem Geist und Sinn. Das Directorium der „rektifizirten schottischen Maurerei“, zu Basel, ertheilte der neuen Bauhütte die Weihe. Der nichtige Firlefanz von höhern, als sogeheißenen „drei Johannesgraden“, ward beseitigt und das gedankenleere Formelwerk des Rituals, mit einem, für Geist und Herz wenigstens, gefälligern Inhalt gefüllt.

8.

Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Doch ehe dies geschah, noch im Jahr 1810, freut' ich mich des Entstehens einer andern Verbindung, welche geeignet war, unmittelbarer und kräftiger für Gemeinnütziges thätig zu werden. Auch davon einige Worte.

Inmitten der Friedensstille, welche Napoleons Vermittlerwerk den Schweizern wiedergegeben hatte, und welche unter seinem kaiserlichen Zepter geschirmt blieb, regte sich von Kanton zu Kanton ein junges, frisches Leben und Streben zum Bessern, wie nie seit Jahrhunderten vorher; der Talisman der Freiheit that Wunder; das Volk lernte ihn in dieser Zeit kennen und lieben. Mit ungefesselter Hand baute es schöner auf, was in Tagen bürgerlicher Zwietracht zertrümmert worden, und gründete einen Wohlstand, den es in solcher Allgemeinheit vorher nie genossen. Schulen wurden gestiftet, oder verbessert; Fabriken und Manufakturen erstanden in Dörfern und Städten; Ackerbau und Viehzucht wurden erweitert. Die Pestalozzi, Fellenberge und Wehrli traten mit Lehre und Beispiel voran. Auch mein treuer Freund, der greise Baptista von Tscharner in Chur, blieb nicht zurück.

Er dachte in Graubünden an Wiederbelebung einer landwirthschaftlichen Gesellschaft, und sandte mir den Entwurf des Unternehmens. Das Eigenthümliche desselben bestand darin, daß ein Einziges von den, in allen Thälern des Hochlandes, zerstreut wohnenden Mitgliedern im Stande seyn sollte, durch freiwillige Thätigkeit, die ganze Kette der

übrigen in Bewegung zu setzen. Der Gedanke schien mir ausführbar, und auch dem Aargau vortheilhaft werden zu können. Die kleinen Gebiete und Völkerschaften, aus denen er seit kaum zehn Jahren aneinandergekittet worden, waren nur zusammengefügt, nicht zusammengewachsen. Es fehlte noch an Gemeingeist und jedem Löblichen, was aus diesem, dem Staatsleben entsprießen konnte. Ein Bund der gemeinnützigsten Bürger in sämmtlichen Landestheilen wäre zu wünschen gewesen, nicht nur einzig Verbesserung der Landwirthschaft zu befördern, sondern, was irgend zur Beförderung von Wissenschaft, Industrie und Volksbildung beizutragen geeignet seyn konnte.

In einer der abendlichen Unterhaltungen theilt' ich, auch den mauterischen Freunden, Tscharners Entwurf und den Gedanken seiner Anwendbarkeit in größerer Ausdehnung, für unsern jungen Freistaat, mit. Die Sache fand Gegenklang; ward berathen; durch Spruch und Widerspruch, geläutert und ohne Säumen ausgeführt.

So entstand *) die „Gesellschaft für vaterländische Kultur im Kanton Aargau"; anfangs unscheinbar; bald zahlreicher an Mitgliedern, die endlich in fünf Klassen für Gewerb und Wohlstand, Geschichte des Vaterlandes, Naturkunde, Pädagogik und Landwirthschaft vertheilt wurden. Bald gesellte sich jegliche dieser Klassen sachkundige Männer ihres Fachs, in den übrigen Bezirken des Landes, zu, die dort, wenn sie zahlreich genug waren, abermals selbstständige Vereine bildeten und im steten Verkehr mit der Muttergesellschaft zusammenhingen. Nur einmal im Jahr versammelten sich die Mitglieder aller Bezirke zur gemeinsamen Berathung und persönlichen Befreundung.

Diese Vereinung, ihrem schönen Ziele treu, dauert noch heut in nützlicher Wirksamkeit fort. Der Aargau dankt ihr mehr, als ein gutes Werk; Gründung einer wohlthätigen Hülfsgesellschaft; einer naturforschenden, einer landwirthschaftlichen Gesellschaft; einer einstragenden, von ihr selbst verwalteten Ersparnißkasse für den ganzen Kanton.

---

*) Im Jahr 1810.

Durch sie angeregt und unterstützt, entstanden hier die ersten Mädchen-Arbeitsschulen und Fabrikschulen; manches Andre dergleichen, was hier nicht anzuführen der Ort ist.

Nur einer dieser Stiftungen will ich noch erwähnen, die damals Bedürfniß der Schweiz war; vielleicht für manche Gegenden derselben noch ist; auch vielleicht in andern Ländern der Nachahmung werth seyn könnte, wenn daselbst das gesammte Schulwesen so lange brach lag, wie in mehrern Schweizerkantonen der Fall gewesen war. Es war dies eine höhere Lehranstalt, unter dem Namen des „bürgerlichen Lehrvereins" zu Aarau*); bestimmt für junge Männer, welche, durch eigne oder fremde Schuld, im Wissenschaftlichen an ihren Gymnasien zurückgeblieben, sich zum Besuch der Universitäten vollenden, oder auch, ohne Rücksicht auf Hochschulen, Kenntnisse erwerben wollten, die jedem Manne unentbehrlich sind, der als Vorsteher größerer Geschäfte, oder als Bürger, in Aemtern des Staates, brauchbarer werden möchte. Der Unterricht in den verschiedensten Zweigen des Wissens, in alten und neuen Sprachen, ward unentgeldlich ertheilt und zwar von Männern, die von Halbjahr zu Halbjahr, freiwillig zusammentraten, Vorträge in ihrem Lieblingsfache zu halten. Diese Anstalt ward sehr bald und fleißig von erwachsenen Jünglingen aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz besucht; und wohl Keiner jener Jünglinge, nun Männer, blickt heut, ohne stille Erkenntlichkeit, auf jene Lehrzeit zurück, in der sein Geist gleichsam zuerst in sich erwachte. Der größte Theil derselben steht in diesen Tagen geachtet und volksbeliebt, in öffentlichen Aemtern und Würden, weltlichen und geistlichen, beider Konfessionen. Wie hätte auch ein Unterricht erfolglos bleiben können, zu welchem sich, was an gewöhnlichen Schulen selten ist, alle Schüler aus selbsterkanntem Bedürfniß, alle Lehrer, aus eigner Lust zur Mittheilung ihrer Kenntnisse, drängten?

Das Beste für ein Volk muß allezeit, aus dem Volke selber, hervorgehn. Denn es fühlt und kennt am besten, wessen es bedarf;

*) Sie bestand bis zum Jahre 1830, in welchem die neuen politischen Wirren ihre zehnjährige Dauer endeten.

wenn auch nicht immer die rechte Weise, dem Bedürfniß zu genügen. Regierungen sind Ruhmes werth, wenn sie das Löbliche begünstigen oder es nur nicht hindern. Sie haben Geschäftes genug, das Räderwerk der Staatsmaschine im geregelten Gang für das Gesammtwohl zu erhalten, oder auszubessern. Greifen sie aber in das Einzelne und Besondre des volkischen Strebens und Schaffens ein, dann wirken sie störend gegen das Leben zahlloser Haushaltungen und gründen, ohne es zu wollen, verderbliche Tyranneien des Gesetzes.

D.

Die Restaurationszeit in Europa.

Während der Diktator des europäischen Abendlandes, Napoleon, mit dem Blute von hundert Schlachten die Länder, vom Tajo bis zur Moskwa, färbte; Thronen zerschmetterte, neue schuf; Länder zerstückelte und Völker ausplünderte, genas unter seiner Hut die Schweiz gemach von langem Leiden und fing an sich ihres Aufblühns zu freun. Zwar fühlte auch sie jeweilen die Schwere des eisernen Kaiserzepters *), unter welchem die übrigen Nationen des Welttheils gebeugt lagen. Doch schonte er ihrer fast mehr, als des eignen Frankreichs. Er kannte den Werth dieser Vorveste gegen Deutschland und die Lombardie, so wie den geringen Gewinn, oder die Gefährlichkeit, ihres Besitzes. Die Schweiz, ich wiederhol' es, ist für einen Eroberer nicht unbezwingbar, aber vielleicht unzähmbar. Sie einem andern Staate einverleiben, heißt in dessen Inneres den Brand griechischen Feuers werfen, den kein Blut löscht, und, wenn er Brennstoff findet, auch nach einem Jahrhundert neu auflodern wird. Man errang die Unbilden der Zeit, und erwartete, mit dem Wechsel des Schlachtenglücks, oder

*) Z. B. bei der Militärkapitulation, kraft deren 18,000 Mann Schweizertruppen, freilich auf Kosten Frankreichs, in der napoleonischen Armee stehn und jährlich ergänzt werden mußten; — oder bei Sperrung des Verkehrs vom Festlande mit England und dessen Kolonien; oder bei völkerrechtwidriger Einlagerung französischer Mauthbeamten, Gensdarmes und cisalpinischen Militärs, gegen Schleichhandel im Kanton Tessin.

mit dem Verschwinden des Weltgebieters von der politischen Bühne, das Bessere.

Er verschwand. Aber das Bessere blieb aus. Die verbündeten Heere Europens zogen über die Pyrenäen und den Rhein. Die Eidsgenossen besetzten die Nordgränzen ihres Landes; erklärten ihre Neutralität. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich zeigten sich zur Anerkennung derselben geneigt; nicht aber also die schweizerische Aristokratie. Einige Genossen derselben sannen und spannen in Waldshut Hochverrath. Man verdünnte, von Basel bis Schaffhausen, die ohnehin schwache Schnur des Gränzheers; man zog Theile davon zurück; man bewog den Fürsten von Schwarzenberg, den Weg durch die Schweiz gegen Frankreich zu wählen. Er wählte ihn. Die Hochverräther jauchzten. Ewiges Dunkel verhülle ihre Namen. Und dem Zuge der österreichischen Kriegsschaaren über Schweizerboden folgten Familienjammer und tödtliche Seuchen in Fülle. Das Volk sah mit stummem Zorn das Ereigniß; die ehmaligen Vormünder des Volks sahn es mit heimlichem Frohlocken.

Behend ergriffen gewesene Magnaten, Zunftherrn, Patrizier u. s. w. unter Segenswünschen der Klerisei, die Gelegenheit beim Schopf, das Gewesene zur Gegenwart, und die Gegenwart zum Gewesenen zu machen. Bern begann die Umwälzung der bisherigen Ordnung; stürzte die Regierung, und die andern Orte folgten dem Beispiel. Das napoleonische Vermittlungswerk ward zerrissen. Man verkündete: es sey der Wille der verbündeten Großmächte; man restaurire in der ganzen Welt. Das Schweizervolk schwieg und sah auf die österreichischen Bajonette.

Gleich dem ausgewanderten Adel Frankreichs, hielten die alten Hauptstadt-Bürger Alles, von 1798 bis 1815, für ein leeres Blatt der Weltgeschichte, und Freiheit und Recht des Volks für einen Raub am wohlererbten Familien- und Kirchengut. Sie dachten nicht daran, daß die ehmaligen Angehörigen und Unterthanen, aus Napoleons Vermittlungs-Urkunde, seit zehn Jahren, Viel gelernt hatten; dachten nicht daran, daß es zu spät sey, gleich jenen Ausgewanderten zu sagen: „Il faut que le peuple soit abruti, pour être gouvernable"; dachten

nicht daran, daß zum Wiederaufbau der ehmaligen Aristokratie deren ehmalige Grundlage, Alleinbesitz der Bildung und des Vermögens, durch Freiheit der Schule, der Presse und des Gewerbfleißes, zerstört sey. Bern forderte die Kantone Waat und Aargau stets, als altes Eigenthum, zurück. Diese zeigten statt der Antwort 20,000 Bajonette. Murren und Ingrimm sprach in andern Völkerschaften. Nur Furcht vor Einmischung fremder Mächte zügelte den Groll im Großtheil der Nation.

Nach zweijährigen Unruhen und Zerwürfnissen gelang es endlich der siegenden Partei, einen Bundesvertrag abzuschließen, welcher den Bestand von 22 Souveränetäten und 114 Klöstern gewährleistete; in Allem locker und lose, dem ähnlich, welcher den Untergang der alten Eidsgenossenschaft beschleunigt hatte. Ohne Vollmacht empfangen zu haben, schrieben in den Kantonen die Männer am Staatsruder ihrem Volke neue Grundgesetze vor, wesenhaft aristokratisch, doch schlau, mit demokratischem Flitterputz, geziert; und hielten es der Mühe nicht werth, anzufragen, ob die Bevölkerungen des zufrieden seyen. Man ließ sich huldigen.

Nun schloß auch der schöne Aargau, eben sowohl wie die andern Schweizerrepubliken, in die Hülse seiner neuen Staatsverfassung, den Lebenskeim der Aristokratie ein. Die Aemterdauer ward auf zwölf Jahre verlängert, ungefähr soviel, als auf Lebensdauer. Die Regierung, oder „kleine Rath", ward mit Befugnissen ausgestattet, zum Theil größern, als die des Fürsten in konstitutionellen Monarchien. Die Gerichte waren von ihr nicht unabhängig; nicht einmal der gesetzgebende, oder „große Rath." Alles ward vorbereitet, das Volk von seiner Theilnahme an Vaterlands-Angelegenheiten zu entwöhnen, und wenigen Familien der Beamteten Rang und Einfluß zu sichern.

Auch mich wählte man in den großen Rath der Gesetzgeber *). Der nun folgende Zeitraum vernichtete, wie im ganzen abendländischen

*) Im Jahre 1814.

Europa, im Schweizerlande viel des aufgekeimten Beſſern. Ich tröſtete mich damit, daß jedem Unheil endlich ein größeres Heil entwachſen müſſe; daß es auch im Meer der beweglichen Meynungen und der von ihnen umhergeworfnen Völkerzuſtände, Ebben und Fluten gebe; daß die erwachte Menſchheit keine Rückſchritte mache, als nur, damit ſie einen ſtärkern Anlauf nehme, um vorwärts zu fliegen.

Manche meiner Freunde wollten verzagen; auch der edelſinnige Ittner. Er nannte die Reſtauration mit ihren Wirkungen, Rückfall in die alten Staatsſünden; allgemeines Unglück der europäiſchen Menſchheit, „gigantiſche Tragödie.“ Ich tröſtete ihn. „Gewiß“, ſchrieb ich ihm: „Gewiß iſt das Trauerſpiel noch nicht zu Ende. In der Regel muß es ja fünf Akte haben. Von der Zuſammenberufung der Nationalverſammlung, bis Ludwig's XVI. Tod, war der erſte Akt; von da und den Robespierraden und dem Republikanerrauſch, bis Bonaparte's Heimkunft aus Aegypten, der zweite; von Napoleons Kaiſereien, bis zur Ueberheerung Frankreichs, der dritte; von da und den Gährungen Deutſchlands, Spaniens, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, durch Vermiſchung der Maximen des eilften und neunzehnten Jahrhunderts, wird wohl nun der vierte ſeyn. Den Anfang des fünften wird man uns im Elyſium melden, wenn wir beide da, unter ewigen Lebensbäumen, mit allen Heiligen über die irdiſchen Verirrungen lächeln; da, wo auch Cato lächelt; Tacitus nicht mehr zürnt; Jeſaias nicht mehr donnert, und wir mit Chriſtus ſagen: in Gott iſt Seligkeit, ohne Aufhören“ *).

Und ein anderes Mal: „Laſſen Sie ſich doch die Welthändel nicht anfechten. Dieſe tollen Geſchichten haben auch ihr Erhebendes. Wer über die Gegenwart verdrießlich ſeyn will, müßte ſich wahrhaftig beim Leſen der Weltgeſchichte, ſeit Kain und Abel, bis zur ewigen Neu-

*) Dieſe Briefſtelle, wie die nachfolgende, ließ Hr. Hofrath Heinrich Schreiber, im vierten Band der von ihm, im J. 1819, herausgegebenen Schriften des Staatsrathes Jos. v. Ittner, aus deſſen hinterlaſſenen Papieren, abdrucken. Ich benutze dieſelben, weil ſie wohl von meiner damaligen Denkart und Anſicht, als treueſte Urkunden, dienen können.

tralität-Erklärung der Schweiz (die Ewigkeit währte vierzehn Tage), die Augen aus dem Kopf weinen. Ich aber kann jetzt eine Schlacht, in der 30,000 Mann fallen, mit vieler Erbauung lesen. — Apropos, Schlachten! Ich werde Ihnen nächstens ein ganzes Gericht von Schlachten und Metzeleien, in rothem Saffian mit goldnem Schnitt, auftischen. Der Buchbinder arbeitet gewaltig lange am Rahmen meines Gemäldes."

Die letzten Worte bezogen sich auf die Geschichte des baierischen Volks, von welcher eben damals der erste Band im Druck erschienen war. Das vieljährige und umständliche Forschen in eben dieser Geschichte hatte mich nicht wenig über die Gegenwart beruhigt. Ich hatte überall in Leben, Lust und Leiden der Nationen „den Finger Gottes" erkannt. Und wenige Jahre nach jenem Briefe schrieb ich das Ergebniß meiner Beobachtungen, eine Art politischen Glaubensbekenntnisses*), noch immer mein jetziges, das ich eben darum hier wiederhole.

„So wahr das Menschengeschlecht des ganzen Erdbodens sich der gleichen Vernunft freut," schrieb ich: „so wahr muß das Vernunftgemäße unter allen Völkern endlich die gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen durchdringen und sie von den unsaubern Werken barbarischer Dummgläubigkeit, oder selbstsüchtigen Gewaltthums, sowohl in Volks- als Fürstenreichen, reinigen. Denn nicht Republik, nicht Monarchie, sind an sich im Widerspruch mit dem Heil der Menschheit, sondern was in beiden Formen dem Gerechten und Guten feindlich bleibt. Die göttliche Natur unsers Geschlechts aber läßt sich nicht ewig in die Thierhaut einspannen, worin arglistiger oder alberner Hochmuth sie vermummt halten möchte. Dafür leistet die Geschichte vergangner Jahrtausende, dafür das Schicksal unseres Zeitalters unverwerfbare Bürgschaft. Licht und Recht immerdar frei zu stellen, dazu mußten in allen Zeiten Feinde und Freunde, Willkür und Nothwendigkeit, Glück und Unglück, Verbrechen und Tugend, sich unbewußt

*) Ich gab es zum Schlusse der „lebensgeschichtlichen Umrisse" vor der Sammlung meiner Novellen.

verbinden. Wer an Gott glaubt, wird daher nie das Recht und die Wahrheit, die unterdrückt werden sollen, sondern nur die Verblendung des Unterdrückers beklagen, der für Unmögliches alles mögliche Böse wagt. Der Unterdrücker aber ist jedesmal nur der Parteimensch, auf welcher Seite er immerhin stehe; der, aus Liebe zum Himmel, Böse-wicht, aus Liebe zur Freiheit, Tyrann, und, im Eifer für öffentliche Ordnung und Glückseligkeit, ihr unbarmherziger Verwüster werden kann."

„Ich erblickte mit Bewunderung den Thatengang Napoleons, des größten Feldherrn und Staatsmannes der Zeit; aber, in den Triumphzügen desselben, nicht das, was der Held sah, sondern nur erweiterte Pflanzungen dessen, was göttlich ist, über dem Schutte zu-sammengestürzter, alter Götzentempel. Der Kriegsmann führte nur den eisernen Pflug; aber die Hand der Vorsehung streute ihre Saat in das aufgerissene Erdreich. Und wenn den Beobachter ein Grausen ergriff, beim Anblick des wachsenden Weltreichs, tröstete ihn vergan-gene sechs Jahrtausende, in denen kein Weltreich lange, aber das göttliche Reich des Wahren, Guten und Schönen ewig, und immer-dar glänzender, stand. Ist die Sonne einmal aufgegangen, wird es Tag; und die Wolke, welche am Himmel spielt, löscht die ewige Leuchte nicht aus."

10.

Drei Reisen durch Baiern.

Vorhin erwähnt' ich der Geschichte Baierns. Ich hatte zehn Jahre lang mit Lust und Liebe an dieser Monographie eines der deutschen Stammvölker gearbeitet. Sowohl Johannes Müller in Berlin (der Geschichtschreiber), als Ittner und andre Freunde, hatten mich in ihren Briefen zuweilen gemahnt, ein Werk bleibenden Werthes zu liefern, das meinen Namen zur Nachwelt tragen könne. Dem guten Müller lag an dieser Nachwelt viel; dem lebensweisen Ittner wenig; mir nichts. Die Begierde nach Namensunsterblichkeit verräth,

und Geschäft der Missionarien fast gänzlich. Bis dahin war es von den Jesuiten, darauf von andern Mönchsorden bekleidet gewesen. Im holländischen Guinea hatte man für Verbreitung des Christenthums von jeher ungleich weniger geleistet. Was lag den trägen, wollüstigen und tirannischen Pflanzern am Ausbreiten eines Glaubens, der in ihr eigenes Gemüth so dürftige Wurzeln getrieben hatte! Stedmans Nachrichten von Surinam haben die ganze Abscheulichkeit jener halömenschlichen Kolonicherren, Verwalter und Krämer, enthüllt. Nicht einmal für ihre Neger, die sie als Thiere behandelten, mochten sie das Geringste thun; und die wenigen lutherischen und evangelischen Prediger zu Paramaribo, Berbice und Essequebo waren viel zu beschränkt, zu abhängig, um mehr zu leisten, als die dringendsten ihrer amtlichen Pfarrpflichten erheischten. Nur die evangelische Brüderunität allein drang mit Thätigkeit seit dem Jahr 1730 auch hieher; bildete erst zu Paramaribo eine kleine Hausgemeinde, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährte; legte dann einen Sendort zu Saron am Strom Sarameka, vermittelst einiger getauften Indianer (im Jahr 1737) an, desgleichen zu Hope (1735), am Flusse Corenton, im Quama, unweit den Saramekaquellen (seit 1765) unter den Freineigern und zu Berbice. Doch von grofer

wie Sehnſucht, ſo auch Zweifel, am ewigen Seyn des Geiſtes. Der Achtung achtungswürdiger Zeitgenoſſen würdig zu ſeyn, war mir aber nicht gleichgültig. Schlichtegroll, Direktor der Münchner Akademie, mit dem ich längſt ſchon lebhaften, freundlichen Briefwechſel pflog, forderte mich auf, einen Abſchnitt der Geſchichte Baierns zu bearbeiten, um ihn den Denkſchriften der Akademie beifügen zu können. Dies führte mich weiter, als ich wollte; zuletzt zur geſchichtlichen Unterſuchung vom ganzen Lebenslaufe des alten Volks. Ich ſah ohnehin mit Wohlgefallen auf das Land, welches damals angefangen hatte unter König Maximilian Joſeph und ſeinem ſtaatsklugen Miniſter von Montgelas, die mittelalteriſchen Rinden zu ſprengen und kräftiger zu erwachſen. Ich liebte das Land, in welchem nicht nur Schlichtegroll, ſondern auch der großartig wirkende Geheimerath Joſeph von Utzſchneider, der geniale Scherer, Bibliothekar der königlichen Bibliothek und andre meiner deutſchen Freunde wohnten. Einer Geſchichte Baierns die möglichſte Vollendung zu geben, ſandt' ich Abſchriften des erſten Buchs an die namhafteſten Geſchichtsforſcher daſelbſt, und that ich drei Reiſen in das Land; durchſtreifte es vom Lech zum Inn, von den Alpen zur Donau, um die Bühne von Begebenheiten zu kennen, deren Drama ich zu ſchreiben verſuchte. Ich denke noch gern an jene Tage zurück, und will mich auch gar nicht enthalten, davon Einiges zu erzählen.

Während der erſten Reiſe *), umarmt' ich in München meinen trauten Schlichtegroll, den ich noch nicht perſönlich kannte, obgleich wir, in unſern Briefen, ſchon Brüderſchaft auf Du und Du geſchloſſen hatten. Er ſtand im erſten Augenblick nicht wenig betroffen vor mir, als ich den Scherz trieb, ohne mich zu nennen, und ohne leere Höflichkeiten zu erwiedern, ihn mit meinem Du zu begrüßen, und ihn dann mit freundlichem Schweigen zu betrachten. Es war dieſem vortrefflichen Manne kein andrer Vorwurf zu machen, als daß er zu lieb und gut ſey, und kaum in eine Welt, wie dieſe, gehörte, als etwa nach tauſend Jahren. — Ich ſah den edeln Utzſchneider wieder,

*) Im J. 1813.

der mich schon im Schlosse Biberstein besucht hatte; den oft verkannten Mann; den in meinen Augen damals größten Bürger Baierns; neben dessen bewundernswürdiger, gemeinnütziger Vielthätigkeit, ich mich meines geschäftreichen Nichtsleistens fast schämte.

Unter andern Berühmtheiten, sah ich auch den Minister von Montgelas, der, was mir willkommen war, mich zu sprechen wünschte. Von Schlichtegroll zu ihm begleitet, berührte mich's jedoch etwas unangenehm, in einer öffentlichen Audienz empfangen zu werden, die er zwanzig im Halbkreis ehrfurchtsvoll hingepflanzten Besuchern, oder Bittstellern, ertheilte, während sie mit Kaffee und Liqueur bedient wurden. Ihn hinwieder berührte es unangenehm, als er in der Reihe zu mir trat, daß ich auf seine Frage, wie mir Baiern auf der Bereisung gefallen habe? neben Vielem, das ihn freute, auch manches nannte, wovon ich vielleicht hätte schweigen sollen. Etwas empfindlich, schlug er mir die Zustellung eines Berichts über baierische Finanzen ab, der schon vor Jahren gedruckt, dann aber unterdrückt, und im Staatsarchiv unter Siegel gelegt worden war. Der Graf von Montgelas, der anfangs halbleise mit mir gesprochen hatte, erklärte die Abweisung meines Ansuchens aber plötzlich mit so lauter Stimme, mit so ministerlicher Grandezza, daß die glänzende Versammlung alle Augen auf den Mächtigen und mich richten mußte. Ich wußte dergleichen Höflichkeit mit keiner andern zu erwiedern, als daß ich mich schweigend verbeugte, der Erzellenz und dem Kaffee den Rücken kehrte und fortging. „Der Minister," sagt' ich zu Schlichtegroll, um dessen Entsetzen über meine Unart zu beschwichtigen, „hat vergessen, daß ich keiner seiner Untergeordneten, sondern ein Freier, und ein Fremder bin!" *)

*) Das hinderte mich nicht, dem Minister, gleich nach dem Erscheinen des ersten Theils der Geschichte, ein Exemplar zu übersenden. Aber eben sobald erschienen in München bitterböse „Bemerkungen" über das Buch im Druck. Sie wurden unentgeldlich in einem Zimmer des Reichsarchives ausgetheilt. Sie waren von dem geistvollen Reichsarchivar Heinrich von Lang, und zwar auf besonderes Verlangen des Ministers geschrieben, wie Lang mir selber erzählte, als ich ihn auf meiner dritten Bereisung Baierns (1817) besuchte, da er in königliche Ungnade gefallen, wenigstens verabschiedet, war. Seit diesem

Drei Jahre ſpäter *) that ich die zweite Reiſe, durch Tyrol und über Wien, wo der Sänger der Schirin, der Schatzgräber in den Fundgruben des Orients, der liebenswürdige Joſeph von Hammer und die eben ſo liebenswürdige Familie von Gerold, beſonders meine Eroberung machten. Ich ſuchte im Wiener Archiv vorzüglich nach dem nirgends zu findenden Nymphenburger Vertrag **) und fand ihn auch hier nicht. Nach neuen Kreuz- und Querzügen zu alten Denkmalen, Klöſtern und Schlachtfeldern Baierns, kam ich gen München, und beſuchte meine alten Freunde und Feinde wieder; auch den Miniſter von Montgelas.

Diesmal nahm er mich in ſeinem Arbeitskabinet, gefälliger, mittheilender auf. Wir beſprachen zwanglos vielerlei. Ich lernte den ausgezeichneten Mann hochſchätzen, wenn auch zuweilen unſre Meynungen etwas weit aus einander wichen. Beſonders überraſchte mich eine ſeiner Fragen, die mir, vor Jahren ſchon, ein alter Herr von Salis in der Stadt Chur, faſt mit denſelben Worten, gethan hatte. Indem wir nämlich vom Schulweſen, und von fortſchreitender Volksbildung überhaupt, ſprachen, rief der hellgeiſtige Staatsmann: „Wie weit wollen Sie es mit dieſer Bildung des großen Haufens treiben? Muß ſie nicht endlich Gefahr bringen? Wo ſind denn die Gränzen?“ — Eine ſolche Aeußerung hatt' ich aus dem Munde des großen Reformators von Baiern am wenigſten erwartet. „Excellenz,“ erwiederte ich: „richten Sie, ich bitte, die Frage nicht an mich, ſondern an Gott. Hätte man vor tauſend Jahren ſchon, von Staatswegen, ſolche Gränze auf immer feſtſtellen können, würde das ſchöne Baiern vermuthlich noch heut ſeyn, was zur Zeit des heil. Severin, und nicht was unter Ihnen.“

Beſuch blieb Lang mir zugethan, und bis zu ſeinem Tode dauerte ſein freundſchaftlicher Briefwechſel mit mir fort.

*) Im J. 1815.

**) Nämlich der vom Jahr 1741. Ich erhielt endlich eine vidimirte Kopie deſſelben aus dem königlichen Archiv von Paris, durch Vermittelung des Herrn Francois Guizot, die ich, nach gemachtem Gebrauch, dem Münchner Archiv überſandt habe.

Auch der den Baiern unvergeßliche König Maximilian Joseph hatte die Güte, mich zu sich rufen zu lassen. Ich begab mich nach Nymphenburg. Wären nicht einige Herrn in halbvergoldeten Uniformen, mit starrer Ehrfurcht, im Zimmer seitwärts gestanden, ich würde kaum geglaubt haben, mich einem Monarchen, sondern eher dem edelherzigsten Privatmann von Baiern zu nähern. In der unbefangnen Aeußerungen seiner Liebe für Land und Volk verkündete sich die wahre Königswürde und Majestät. Ich konnte mir nun die kindliche Begeisterung seiner Unterthanen für den Volksvater erklären. Andern Tags schickte er mir, durch einen Herrn von Ringel, eine goldne Dose mit seinem Namenszug in Brillanten. Ich schob sie etwas gekränkt zurück. Ich wünschte wohl, der Achtung eines so herrlichen und seltnen Fürsten würdig zu seyn, aber mir kein Geschenk, das gewöhnlich von Fürsten gegeben wird, für mich aber demüthigend schien. Ich mußt' es, auf Schlichtegrolls und des Ueberbringers Mahnung, jedoch wohl annehmen*), denen meine Uneigennützigkeit, oder gekränkter Stolz, Beleidigung eines wohlwollenden Fürsten schien. Späterhin sandte mir auch die Königin Karoline einen Brillantring mit ihrem Namenszug. Der Minister von Zentner trug mir sogar später die Stelle eines residirenden Mitgliedes der Münchner Akademie an. Ich lehnte sie ab, selbst, als mir gestattet werden sollte, drei Viertheile des Jahrs in der Schweiz zu wohnen. Selbst Schlichtegroll, der mich anfangs zur Annahme lebhaft ermuntert hatte, gab meinem Entschlusse nachher Beifall. „Nachdem die ersten Stunden vorüber waren," sagte er in einem seiner Briefe**): „setzte sich auch bei mir die Ueberzeugung fest, Du müssest hoch und frei stehen bleiben, wie Du jetzt stehst, und auch nicht auf einige Monate hieher gehn, unter den vortheilhaften Bedingen, mit denen man Dir entgegenkömmt. Das Providenzartige, welches in Deinem Unternehmen liegt, Baierns Geschichte zu schreiben, ist, als ein Ausländer, der von Baiern nichts sucht, nichts wünscht, der Geschichtschreiber dieses Volks und seiner Fürsten geworden zu seyn."

*) Doch mußten sie mir geloben, davon öffentlich nichts laut werden zu lassen, meine Beschämung nicht zu vergrößern.

**) Vom 27. Juni 1818.

„Nein, so lieb mir auch München iſt," ſchrieb ich bei dieſem Anlaß dem treueſten meiner Schweizerfreunde, Heinrich von Orell in Zürich *): „München, wo ich der Lieben ſo viele zähle, und ſo große, wiſſenſchaftliche Genüſſe haben könnte, — ich kann und mag doch die Schweiz nicht verlaſſen; bin nun einmal mit ihr zuſammengewachſen. Darum hab' ich den ehrenvollen Ruf nicht angenommen. Ich möchte München wohl gern dann und wann beſuchen; aber nie da anſäßig ſeyn. Ich bekäme Heimweh. Ich lebe ja nicht des Geldes, ſondern des Vaterlandes willen, und bin in dieſem mit meinem Wenigen glücklich. Und wenn das Vaterland mir dann und wann auch wohl böſe Mienen macht, meynt's am Ende doch nicht böſe mit mir."

„Ich denke, Du Lieber, wir wollen bei mir im Herbſt für uns eine akademiſche Sitzung halten; und Dein Nettly," (Orells Gemahlin) „wenn es mir einmal ſchmollt, hält mir dann Vorleſungen, die mich mehr freun werden, als die grundgelehrteſte Rede am Namenstage Sr. Majeſtät gehalten."

Vier Jahre ſpäter ſchickte Fürſt Wrede, auf Geheiß des Königs, den Major von Völderndorf, mir, ich weiß nicht, Indigenat, Adelsdiplom, Orden oder dergleichen anzubieten. Ich lehnte die Gnadenbezeugung ab, nicht ohne von ſo viel unverdienter Güte gerührt zu ſeyn. Was mit meinen Grundſätzen, als Republikaner, in Widerſpruch ſtand, wäre mir wohl, als Bürger einer Monarchie, gewiß ſehr erwünſcht geweſen, um wenigſtens mit Andern auf gleicher Linie zu ſtehn. Der Baron Völderndorf, der ſeitdem mit mir freundſchaftlich verbunden blieb, beherzigte meine Gründe, und ihm dank' ich's, daß meine ſcheinbare Sprödigkeit durchaus nicht übel gedeutet worden iſt **).

*) Im J. 1818. Heinr. v. Orell iſt Mitglied des Obergerichts, und um die Blinden- und Taubſtummen-Anſtalt in Zürich beſonders verdienſtvoll.

**) Der Freiherr von Völderndorf und Waradein, nachmals Oberſt und Mitglied der Militärkommiſſion des deutſchen Bundestages zu Frankfurt am Main, iſt Verfaſſer einer werthreichen Geſchichte der baieriſchen Feldzüge zur Zeit Napoleons. So oft er in die Schweiz kam, begleitet von ſeiner liebenswürdigen Gattin, den Vater derſelben (den Gouverneur v. Zaſtrow in Neuchatel) zu beſuchen, brachte er auch mir einige Freudentage.

Wenn ich von solchen Dingen erzähle, und ich erzähle sie mit einem gewissen Unbehagen, geschieht es nicht aus Eitelkeit, — sie wäre allenfalls eine von der Art, mit der sich der Philosoph von Sinope in seiner Tonne brüstete. Aber ich bin wohl jener königlichen Familie schuldig, die großmüthige Weise anzuerkennen und zu ehren, mit welcher sie das geringe Verdienst des Geschichtschreibers zu belohnen gedachte. Zu derselben Zeit flog zugleich auch ein Schwarm von Flug- und Fluch- und Schmähschriften, meistens von Welt- oder Kloster-geistlichen verfertigt, aus Baiern durch's Land und in die Schweiz, in denen ich, unter pöbelhaften Beschimpfungen, verdächtigt wurde, als such' ich, „gleich gewissen Andern" (vermuthlich den damals in Baiern verhaßten Norddeutschen), in Baiern einträgliche Stellen zu erschleichen *).

Eh' ich das Geschichtswerk vollendete, hatt' ich für dasselbe noch eine dritte Durchreisung Baierns unternommen **). Das Land, sein Fürstenhaus, sein biderbes, gutmüthiges Volk, soviel edle Glieder desselben, waren mir theuer geworden. Ich hatte mich in ihre Geschichte so tief hineingelebt, daß ich sie mit vollem Recht die „Braut meines Geistes" nannte. Als ich, auf der Rückreise, über München kam, fand ich in dieser Residenz aber manche unerwartete Verwandlungen. Der Minister von Montgelas war, kurze Zeit vorher, von seiner hohen Stellung, in Gnaden entlassen. Nun galt bei einigen Personen für den gestürzten Staatsmann anderes Maas und Gewicht. Schadenfrohe Bosheit, oder triumphirender Neid, machten sich gegen ihn Luft, und mancher ehmalige Kriecher erhob sich auf den Zehen, als stolzer Höhner. Gerade dies bewog mich, ihm nach meiner Ankunft, einen der ersten Besuche abzustatten.

*) Sämmtliche Flugschriften, soviel nämlich mir davon (meistens anonym) zugesandt und bekannt geworden sind, hab' ich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der baierischen Geschichten genannt. Sie gänzlicher Vergessenheit zu entreißen, übergab ich, einen ganzen Band derselben, der Staatsbibliothek des Kantons Aargau. Es versteht sich, daß ich mich nicht zu einer Vertheidigung versucht fühlte. Der Freiherr Christoph von Aretin, Herr von Kisil, sogar Hr. v. Lang übernahmen nachher die an sich undankbare Mühe.

**) Im Jahr 1817.

Diesmal empfing er mich als guten Bekannten. Ich traf ihn in seinem Bücherſaal beim Frühſtück, wo er eben eine gegen ihn friſch erſchienene Schmähſchrift las. Er bot ſie mir lächelnd. Ich hatte ſie ſchon denſelben Morgen bei dem Miniſterialrath von Hörmann geleſen. Montgelas, mir durch Klarheit des Geiſtes, Weltkenntniß und großartiges Wirken hochachtbar, ward mir noch ehrwürdiger in ſeiner unerkünſtelten ruhigen Größe. Er ſchien über Alles mehr verwundert, als verdroſſen. Noch am Abend vor ſeiner Entlaſſung hatte ihn, wie er erzählte, der König mit gewohnter Huld behandelt; ihn beim Weggehn freundlich begleitet, dann aber ihm folgendes Tags die Entfernung vom Miniſterium angezeigt. Ich hörte und lernte Vielerlei vom Spiel an Höfen. Und wie Montgelas gegen mich, ward auch ich gegen ihn offener. Er ſchien einigen Werth auf das gerechte Lob zu legen, das ich ſeinen Verdienſten zollte, vielleicht weil ich Muth gehabt hatte, nicht, wie viele Andere, jede ſeiner Anſichten willfährig zu billigen. Wir näherten uns mehr, denn zuvor je; und ſo oft er nachher in die Schweiz kam, einen hoffnungsvollen Sohn in Fellenbergs Anſtalten zu Hofwyl zu beſuchen, vergaß er auch meines Hauſes nicht.

Beiläufig will ich eines andern Vorfalls von dieſer Reiſe erwähnen. Ich fuhr mit Utzſchneider nach einer ſeiner Beſitzungen, dem ehmaligen Kloſter Benediktbeurn, wo er mir ſeine Entſumpfungsarbeiten, Pflanzungen, Tabaksfabrik und Glasſchmelze zeigte. In der Unterhaltung mit dem Vorſteher der letztern vergaß ich aber alles Uebrige. Erfahrungen und Ideen dieſes Mannes über Elaſticität der Körper, über Strahlenbrechung, Farbenzerſtreuung des Lichts u. ſ. w., meiſtens neu, ſetzten mich in nicht geringes Erſtaunen, um ſo mehr, da er meine ſchüchternen Zweifel immer ſogleich mit angeſtellten Experimenten vernichtete. In München hatte mir niemand von dieſem außerordentlichen Geiſt geſprochen. Man kannte ihn nicht. Es war der Naturforſcher Fraunhofer. Ich bat ihn um Bekanntmachung ſeiner Entdeckungen. Er meynte beſcheiden, es wären das nur Hobelſpäne, die bei der Arbeit zur Verbeſſerung optiſcher Werkzeuge abgefallen wären. „Aber dieſe Hobelſpäne,“ rief ich: „ſind für die Wiſſenſchaft ſo wichtig, vielleicht wichtiger, als Ihre Gläſer!“ Er

lächelte und blieb ungläubig. In München sprach ich mit Begeisterung von dem Manne, der eine Zierde jeder Akademie seyn würde, und zwar in einer Gesellschaft mehrerer Akademiker. Man lächelte auch da ungläubig. Indessen ward, auf des berühmten Sömmering und Schlichtegroll Vorschlag, eine Lustreise zum Wundermann von Benediktbeurn beschlossen. Als ich nachher Frauenhofers Aufnahme in die Akademie erfuhr, und, in den Denkschriften derselben, einen seiner Hobelspäne, die Abhandlung „über die Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungsvermögens" wiederfand, freut' ich mich nicht wenig meines Triumphes über die ungläubigen Lächler.

11.

Die Blumenhalde

Während jener Streifzüge im südlichen Deutschland, erfüllte sich ein Wunsch, den meine Nanny mit mir längst gehegt und gepflegt hatte; nämlich der Wunsch für immer des Landlebens genießen zu können. Manchen Winterabend ergötzten wir uns mit Erbauung von Luftschlössern, und entwarfen und verwarfen Grund- und Aufrisse zu einer niedlichen Villa. Aber die Hoffnung, sie in der Wirklichkeit je zu erblicken, versagten die beschränkten Vermögenskräfte. Da überraschte mich ein kleiner Geldregen. Einige Geldsummen, schon seit den Revolutionsjahren verloren geschätzt, gingen ein; sogar der von meiner Basler Regierungsstatthalterschaft rückständige Gehalt, bei nunmehriger Liquidation der helvetischen Staatsschuld, ward endlich ausgezahlt. Sogleich macht' ich mich an's Werk. Ring und Dose der königlichen Geber bewahrt' ich zu deren Andenken; aber die Edelsteine verwandelt' ich, ohne chemischen Prozeß, in Kalksteine. So konnt' ich doch sagen: ich wohne in Diamänten!

Am linken Ufer des Aarestroms, auf sonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, führt' ich nach eignem Bauplan*), mein

*) In den Jahren 1817 und 1818.

anspruchloses, aber bequemes Landhaus auf. Da wollt' ich, als Greis dereinst, „in otio cum dignitate, musis et amicis" leben.

„Mein Tusculum in der Blumenhalde," schrieb ich an Ittner: „wird niedlicher, als ich selber gedacht habe; macht sogar, weil einigermaßen in italienischem Styl gebaut, in der Ferne nicht ungefälligen Eindruck. Durch die flachen Dächer der etwas vorstehenden Anbaue, oder Flügel, nimmt es zwischen den Bäumen fast die Gestalt eines Tempelchens an. Ich umring' es mit geräumigem Garten, von fünfzigerlei Rosenarten umzäunt. Hinter dem Hause, wo ein, von hohem Pfeiler getragner, breiter Gang die Ebendächer von beiden Seiten verbindet, und eine schattige Laube bildet, sprudelt im Hofe ein krystallheller Quell Wassers aus der Bergwand. Der Brunnen dafür ist in Solothurn gemeißelt; die Zeichnung dafür gab ich nach einer Vignette von Salomon Geßner zu seinen Idyllen. Auch Ihr Magisterstübchen ist fertig, mit der reizendsten Fernsicht über das Aarethal. Vor Ihnen schwebt die Stadt, der Strom; links der hohe Bergweg neben dem Felsgipfel der Gysulaflue. — Macht Sie denn das Alles nicht lüstern, bald bei mir einzukehren? Und mein großes, frauenhofersches Teleskop, Utzschneiders Geschenk, mit 230maliger Linearvergrößerung! — Melden Sie mir Ihre Ankunft, und Sie sollen im Monde droben die Schönen unsers Trabanten (also unsre Trabantinnen), von Stutzern umflattert, sehn, wie sie in den anmuthigsten Ringthälern spazieren gehn."

Den Werth des Landsitzes zu erhöhn, kündigte sich bei mir General Rapp, einer der napoleonischen Kriegsgefährten, als Nachbar, an. Die Ungnade Ludwigs XVIII. fürchtend, hatte er das Schloß Wildenstein, am linken Aarufer, zwei Stunden entfernt von mir, zum Aufenthalt erkoren und angekauft. Ein Mann der Schlachten und dabei seltsam weichen Gemüths! Als ich ihm im Gespräch den Abdruck des bekannten Steins von Rosette, mit der Inschrift in drei Sprachen, zeigte, traten ihm, unter Erinnerungen an Leiden und Freuden Aegyptens, helle Thränen ins Auge. Auch der geniale Graf Benzel-Sternau, und seine liebliche Gemahlin, verhießen eine

baldige Nachbarschaft. Sie standen im Begriff das Schloß Biberstein, sammt Gütern, meinen vormaligen Wohnsitz, zu kaufen. Doch die schönen Hoffnungen gingen leer aus. Denn der General kehrte wieder in die Gunst seines Königs und nach Paris zurück; der Graf aber schenkte bald, einem Landgute am Zürichsee, den Vorzug.

Darum jedoch mangelte es nicht an genußvollem Umgang in meiner neuen Einsiedelei, sey es mit einigen ausgewählten Männern und Familien der Stadt; oder mit alten lieben Bekannten und Freunden in der Eidsgenossenschaft, die mein nicht vergaßen, wenn sie vorüberzogen; oder an Besuchen von Reisenden, welche Wanderlust in die Schweiz gelockt, oder ein Windstoß des Schicksals hieher verschlagen hatte. Ich wußte dergleichen Ehren zu würdigen, und, aus eigner Erfahrung, wie man auf Reisen gern zuweilen Gelegenheiten benutzt, leere Augenblicke auszufüllen, um sich zu belehren, oder die Ernte der Erinnerungen zu vergrößern. Ich gab mich gelassen dafür hin. Fiel mir zuweilen diese Art Tugend etwas lästig, vergalt sie sich mitunter wieder durch Bekanntschaft merkwürdiger Persönlichkeiten; oder durch Anregung einer wunderlichen Gattung von Sehergabe, die ich mein „inneres Gesicht" nannte, mir aber noch immer räthselhaft ist. Beinah fürcht' ich mich, von diser ein Wort zu sagen, nicht, weil man mich für abergläubig halten dürfte, sondern weil ich damit leicht Andere in abergläubigen Neigungen bestärken könnte. Und doch wär' es ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde. Also gebeichtet!

Bekanntlich pflegt nicht selten das Urtheil, welches wir über unbekannte Personen, bei deren erstem Anblick, fällen, richtiger zu seyn, als dasjenige nach längerer Bekanntschaft mit denselben. Der erste Eindruck, der uns, wie durch seelischen Instinkt, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abstößt, wird später, durch dessen Anderscheinen, oder durch unser Gewöhnen, endlich verdunkelt und zerstreut. Man spricht auch von unwillkürlichen Sympathien und Antipathien in solchen Fällen, und nimmt dergleichen zuweilen sogar bei Kindern wahr, denen Menschenkenntniß abgeht. Andre sind ungläubig daran und thun sich lieber ein wenig auf physiognomische Kunst zu Gute. Nun von mir.

Wirksamkeit scheint ihr Thun hier nicht gewesen zu sein.

Seit die Engländer sich der vornehmsten holländischen und französischen Anbauungen in Guiana (1804) bemächtigten, wurden diese Gegenden auch fleißiger von den britischen Missionarien besucht, mit neuen Sendortern zu Sommelsdyk und Demarara (seit 1807) bereichert, und mit gedruckten Bibeln versorgt. Von letztern kauften aber besonders nur die surinamischen Juden, weil ihre Synagogen das alte Testament in holländischer Uebersetzung gebrauchen.

8.

Die westindischen Eilande. — Die Negersklaven. — Das Reich der Schwarzen auf Haiti. — Thätigkeit der evangelischen Missionarien auf britischen und dänischen Inseln.

Die weitläufigen Inselgruppen, welche zwischen den beiden großen amerikanischen Festlanden unter dem Namen der Antillen und Bahama's zerstreut umherliegen, waren von den Europäern zuerst entdeckt, zuerst erobert, zuerst mit dem Blute der Einwohner gedüngt, dann wieder mit habsüchtigen Pflanzern und afrikanischen Negersklaven

Es begegnete mir zuweilen, beim erstmaligen Zusammentreffen mit einer unbekannten Person, wenn ich schweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten, darin, oft nur diese oder jene besondre Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüberging, ganz unwillkürlich, und im Zeitraum weniger Minuten. Während dessen ist mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens so völlig versunken, daß ich zuletzt weder das Gesicht des Unbekannten, in welchem ich absichtslos las, deutlich mehr sehe, noch die Stimme des Sprechenden verständlich höre, die mir vorher gewissermaßen, wie Kommentar zum Text der Gesichtszüge, klang. Ich hielt solche flüchtige Visionen lange Zeit für Tändeleien der Fantasie; um so mehr, da mir die Traumgesichte sogar Kleidung, Bewegung der handelnden Personen, Zimmer, Geräthe und andre Nebendinge zeigten. — Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählt' ich einmal, im traulichen Familienkreise Kirchberg, die geheimen Geschichtchen einer Näherin, die sich eben aus dem Zimmer und Hause entfernt haben mochte. Ich hatte die Person nie vorher gesehn; aber man erstaunte und lachte, und ließ sich nicht ausreden, daß ich die Verhältnisse der Besprochnen wisse; denn was ich gesagt, sey vollkommene Wahrheit. Nun erstaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entspreche. Ich ward aufmerksamer, und, wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählt' ich denen, deren Leben an mir vorübergangen war, den Inhalt meiner Traumseherei, um Widerlegung, oder Bestätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Bestätigung, nicht ohne Bestürzung derer, die sie gaben *).

Am wenigsten konnt' ich selber Vertrauen zu diesen Gaukelspielen der seelischen Natur fassen. So oft ich jemandem meine ihn betreffende Traumseherei kund that, erwartete ich mit Zuversicht, die Antwort zu hören: „So war es nicht!" Mir wandelte immer heimliches Grauen

*) „Welcher Dämon inspirirt Sie? Soll ich wieder an Besessene glauben?" rief der geistreiche Jochmann von Riga, als ich ihm in der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft, seine Vergangenheit erzählte, mit der ihm erklärten Absicht, zu wissen, ob ich mich täusche. Wir riethen lange am Räthsel herum; aber auch sein Scharfsinn konnt' es nicht lösen.

an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!“ oder wenn mir, noch bevor er's sagte, seine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beispiele führ' ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

An einem Markttage in der Stadt Waldshut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forstzöglingen (die noch leben), von einer Waldbereisung ermüdet, Abends im Gasthof zum Rebstock ein. Wir speisten an der zahlreich besetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man sich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Physiognomik u. dgl. herzlich lustig machte. Einer meiner Begleiter, dessen Nationalstolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwiedern, besonders einem hübschen, jungen Manne, der uns gegenüber saß und den ausgelassensten Witz trieb. Grade das Leben desselben war an mir vorbei geschwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimste aus seinem Leben erzählen würde, während er mich so wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meint' ich, als Lavaters Physiognomik. Er versprach, offen zu gestehn, wenn ich Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgesicht gegeben und die ganze Tischgesellschaft erfuhr die Geschichte des jungen Kaufmanns, seiner Lehrjahre, seiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangne kleine Sünde an der Kasse seines Prinzipals. Ich beschrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer, mit geweißten Wänden, wo, rechts der braunen Thür, auf einem Tische, der schwarze Geldkasten gestanden u. s. w. Es herrschte Todtenstille in der Gesellschaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich Wahrheit rede? Jeden Umstand bestätigte der Schwerbetroffene, sogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reicht' ich ihm, gerührt von seiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand überm Tisch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beisammen. Er lebt vielleicht jetzt noch.

Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft, aus dem gemuthmaßten Charakter einer Person, Handeln und Gebahren

derſelben unter gewiſſen Umſtänden, romanartig zuſammenſtellen könne. Woher aber kam mir das unwillkürliche Wiſſen von Nebenſachen, an denen mir nichts gelegen ſein konnte; und von Leuten, meiſtens mir ſehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? Oder war das zufällig Eintreffende dabei ein ſich immer und immer wiederholender Zufall? Oder hatte der Zuhörer jedesmal, wenn ich ihm ſeine Erlebniſſe ſchilderte, vielleicht dabei ganz andre Vorſtellungen, als die meinigen, während er in erſter Ueberraſchung die meinigen und ſeinigen wegen einiger Aehnlichkeiten, für gleichartig hielt? Und doch hatt' ich, eben dieſes Zweifels willen, mir mehrmals Mühe gegeben, die geringfügigſten Dinge zur Sprache zu bringen, die mir das Wachträumen gezeigt hatte.

Kein Wort weiter von dieſer ſeltſamen Sehergabe, von der ich nicht einmal ſagen kann, daß ſie mir je genützt habe; die ſich nur ſelten, und dann unabhängig von der Macht des Willens, und mehrentheils in Beziehung auf Perſonen geäußert hat, an deren Durchſchauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Beſitz iſt. Auf einer Reiſe, mit zweien meiner Söhne, traf ich einſt mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen im Lande umherzog, im Wirthshauſe des untern Hauenſteins, eines der Jura-Päſſe, zuſammen. Er richtete eine Zeit lang die Augen auf mich; miſchte ſich in unſer Geſpräch; ſagte: obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch; und fing an von meinen Beſtrebungen und Erſtrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anweſenden Bauern und zur Verwunderung meiner Kinder, die es beluſtigte, daß auch Andre die Gabe ihres Vaters hätten. Wie der alte Citronenhändler zu ſeinem Wiſſen komme, wußt' er weder ſich ſelber, noch mir anzugeben. Er ſchien ſich aber doch auf dieſe geheime Weisheit etwas einzubilden.

19.

Einige Fremden-Besuche.

Das vorhin erwähnte Einsprechen von Reisenden in meiner Klause war nicht ganz ohne Werth für mich, bald belehrend, bald ergötzlich. Ohne die engen Gränzen des kleinen Landgutes zu überschreiten, sah ich in der Reihenfolge der Jahre auf diese Art, eine Reihenfolge interessanter Personen und Charaktere an mir vorübergleiten, welche mir, ohne mein Zuthun, die Ansichten des Lebens und der Welt erweiterten. Noch immer gern mußt' ich, in einem müßigen Stündchen, die bunte Gallerie dieser Erscheinungen von Deutschen und Briten, Franzosen und Italienern, Spaniern und Griechen, Amerikanern und Russen, die, wie Bilder einer Zauberlaterne, vorübergingen. Männer, die, wie ein Minister von Wangenheim, Graf Capo d'Istria, Dr. Bowring, General v. Pfuel, Staatsrath Nebenius u. a. m. großthätig in das Getriebe ihrer Verhältnisse einzugreifen wußten, vergißt man so leicht nicht.

Der unglückliche Capo d'Istria! Ich sagte ihm fast sein schwarzes Loos voraus, als er seiner Bestimmung nach Griechenland entgegenging*). Er schien mir zur Vollendung seiner Aufgabe, zu mild und menschenfreundlich; mehr geeignet, sich, als gewandter Diplomat, in der Atmosphäre eines Fürstenhofes, mit Glück zu bewegen, denn berufen, ein in vielhundertjähriger Knechtschaft verschmitzt und grausam gewordnes Volk zu entwildern. Unter Barbaren handelt nur ein großsinniger Barbar mit Glück. „Ich fürchte," sagt ich zu ihm: „Sie gehn einen gefährlichen Gang. Sie wollen eine Nation zügeln und leiten, die, in Freiheit oder Sklaverei, nie des Gesetzes gewohnt war. Sie werden an der Rechten einen eisernen, an der Linken einen seidnen Handschuh tragen müssen!" Er schüttelte lächelnd den Kopf; sprach mit Begeisterung von seinen Landsleuten und forderte von mir, ihm nur eine Kolonie schweizerischer Landleute zu schaffen, um das Beispiel besserer Feldwirthschaft und Viehzucht aufzustellen.

*) Im Jahr 1827.

Die, mehrere Jahre ſpäter, erfolgte Ermordung des mir theuer gewordnen Mannes erſchütterte mich ungemein; doch kaum ſo ſehr, wie jenes herbe Urtheil, welches der mit Recht verehrte deutſche Gelehrte Thierſch, in einer Schrift, über ihn ausfällte. Dieſem zufolge wäre er ein feiger Despot geweſen; unkräftig in Verwaltung und Geſetzgebung; undankbar, unklug; Kunſt, Gewerb und Wiſſenſchaft verhindernd; der Volksbildung widerſtrebend; Landesſitte verhöhnend; ſogar Verräther begünſtigend; Beichtgeheimniſſe von beſtochenen Prieſtern erlauſchend u. ſ. w. Ein entſetzliches Bild, deſſen Züge keineswegs durch den Zuſatz gemildert werden, daß Capo d'Iſtria im Grunde kein böſes Herz gehabt habe, ſondern nur, durch eignen Ehrgeiz und durch Schlechtigkeit ſeiner Umgebungen, verderbt worden ſey. Sollte ſich denn der gute Capo d'Iſtria, der ſo wenig Aehnlichkeit mit einem tückiſchen Tyrannen zu haben ſchien, im ſchroffen Gegenſatz zu ſeinem frühern Leben, plötzlich in ein ſittliches Ungeheuer verwandelt haben? Sollte Hr. Eynard in Genf, ſein vieljähriger Vertrauter und Freund, ſollten die Höfe, welche ihn nach Griechenland ſchickten, ſeine Gemüthsart, ſeine Fähigkeiten gar nicht erkannt haben?*).

Gern auch gedenk' ich der erfreulichen Stunden, welche mir von Zeit zu Zeit das Erſcheinen gelehrter Männer, Künſtler und Dichter, in meiner Einſamkeit, gewährte; wie der edle Weltweiſe Jacobi, oder die Naturforſcher Charles Gimbernat aus Spanien, Dr. Lortet von Lyon, d'Hombre-Firmas aus dem Languedoc, Marklin aus Weſterbothnien; oder wie Stephan Schütz von Weimar, Profeſſer Gans von Berlin, Schacht von Darmſtadt, der humoriſtiſche Börne, Heinr. Malten zu Mainz, Joſeph von Laßberg, der deutſch-biedre Freund altdeutſchen Sanges, der Pariſer Alterthumsforſcher Raoul-Rochette (der nachher, freilich mein kleines Haus, oder vielmehr mich, etwas übereilt, verdächtigte, doch ſpäter nicht ohne Reue blieb**);

*) Noch im Jahr 1841 ſagte mir der um Rußlands Literatur wohlverdiente Staatsrath Iwanowitſch Grettſch, daß Capo d'Iſtria, von dem er ſelbſt mit Verehrung ſpreche, bei Allen, die ihn näher gekannt, als Menſch und Geſchäftsmann, noch immer in Petersburg hochgeachtet im Andenken ſtehe.

**) Paul Uſteri hatte ein Werk von Raoul Rochette, ich weiß nicht welches? öffentlich derbe beurtheilt. Der gekränkte Autor hielt mich für den Kritiker.

Uhland, der Dichter, dessen kindlich-schönes Gemüth sich in jedem seiner Lieder abspiegelt; Heinrich Laube und seine liebenswürdige Gattin, bei der Rückkehr beider von Algier, und so viele Andre.

Oft genügte eine erste, leise Berührung mit Manchen, mich ihnen zu befreunden, und auch in der Ferne unser Bündniß zu lieben. Wie gern hielt ich daran fest mit dem scharf- und feinsinnigen Jochmann von Riga und Freiherrn Armin zu Koblenz; oder dem Grafen Tullio Dandolo von Venedig*); dem edelherzigen Fürsten Friedr. Otto Hermann v. Hohenzollern-Hechingen; dem freikräftigen Emil Hofmann von Darmstadt; oder dem Manne des Rechts und der Wahrheit, v. Rottek; oder mit der von Bonstetten, als zweite Corinna, gepriesenen Gräfin Anastasia de Circourt u. s. w. Indem ich diese schönen Namen, unter denen ich den deutschen Fenelon, J. H. v. Wessenberg zu Konstanz nicht verschweigen will, und andre nie vergessen werde, unter noch schönern Erinnerungen schreibe, fang' ich an, über meinen Glücksstern zu erstaunen. Ich gewann durch sie aber eine gewisse Selbstachtung, die oft Schutzengel meiner bessern Grundsätze ward.

Auch nicht Wenige der, wegen politischer Meynungen und Thaten aus ihren Heimathen Verstoßene, welche in der Schweiz ihr Asyl

---

Er besuchte mich, während Gesellschaft bei mir war, auf seiner Reise durch die Schweiz. Ich kannte ihn nicht einmal dem Namen nach. In seinem Voyage en Suisse aber erzählte er den Lesern, wie barsch ich bei seiner Erscheinung gewesen; wie ich eine Villa bewohne, deren sich kein Berner Patrizier zu schämen habe, und nur die bei mir genossene Gastfreundschaft gebiete ihm Schweigen, wie ich durch die Revolution reich geworden seyn möge. Als er aber nachher seinen lächerlichen Irrthum erfuhr, bat er nicht nur schriftlich um Verzeihung, sondern ließ auch in der zweiten Ausgabe des Voyage das ganze Kapitel von Aarau hinweg und gab mir, ohne mein Verlangen, Ehrenerklärung in der Vorrede zu seiner Histoire de la révolution suisse.

*) Sohn des in Italien bekannten Oekonomen und einst von Napoleon sehr geschätzten Staatsrathes der cisalpinischen Republik. Außer seinen Saggio di lettere sulla Svizzera, ist Tulio Dandolo auch Verfasser der Studio sul secolo di Pericle.

suchten, kehrten unter mein Dach ein; Personen, oft ausgezeichneten Talents und Schicksals. Unter allen diesen Wanderern wider Willen aus Griechenland und Polen, Spanien und Italien, Frankreich und Deutschland erregten die griechischen Flüchtlinge, meine, wie fast aller Schweizer, besondre Theilnahme. Ich sammelte zur Unterstützung der Verfolgten, und ihres Kampfes gegen die barbarischen Unterjocher, Steuern *). Die spanische Revolution führte mir den gelehrten Don Vincente Cavanillas, Bruder des bekannten Naturforschers, zu. Als Alcalde von Barcelona, weil er die Stadt nicht den Franzosen überliefern wollte, mit Mina entzweit und gewaltsam von diesem gefangen, hatte er auf immer sein beklagenswerthes Vaterland verlassen **). Ich war so glücklich, ihm, wie zwei Jahre vorher, dem französischen General Dermancourt und dessen Begleitern eine friedliche Zuflucht zu verschaffen. Letzterer, ein schlichter, wackerer Kriegsmann (ich vermuthe derselbe, welcher nachmals, in Nantes, die abenteuernde Herzogin von Berry entdeckte und gefangen nahm), war in der Verschwörung von Belfort verflochten gewesen, welcher auch Lafayette nicht fremd geblieben. Nach den Unruhen Neapels und Piemonts wandten sich mehrere Theilnehmer an denselben, von Freunden empfohlen, mir zu, die wegen ihrer höhern Bildung und Denkart meine Achtung mit sich ins Exil nach England nahmen, wohin sich fast alle retteten. Unter den Flüchtlingen sämmtlicher Nationen schienen mir aber keine, durch ihr trauriges Verhängniß, so sehr mit der Welt und sich selber zerfallen, wie die Deutschen. Immer ihren staats- oder weltbürgerlichen Idealen, oder ihren Hoffnungen auf Rache, nachjagend; nirgends zufrieden; mit Eigendünkel über Alles absprechend; undankbar gegen die Schweiz, welche ihnen Freistätten eröffnet hatte, versuchten Viele von ihnen die Ruhe auch hier zu stören, oder Brandfackeln in benachbarte Länder zu schleudern. Ich sage, Viele. Denn mehrere lernt' ich schätzen, die eines bessern Looses würdig schienen.

*) Die eingekommenen Geldsteuern verwendete ich, durch Vermittelung meines Freundes Emil Hofmann in Darmstadt, in Ankauf von Gewehren, die ich an Maurocordato sandte. Die Dankbezeugung des Letztern, nach Ankunft der Gabe, ward allen Gebern durch den „Schweizerboten" kund.

**) Im Jahre 1824.

wie Siebenpfeiffer, Venedey u. a. m. Männer von Kraft und Geist, nur, durch Verirrungen jugendlicher Schwärmerei, von ihnen angemessenern Laufbahnen entfernt.

Unter den Verbannten insgesammt machte den trübesten Eindruck auf mich der entthronte König von Schweden, Gustav Adolf IV, der im J. 1821 eine Zeit lang, als Oberst Gustavson, in Aarau wohnte. Ohne gefällige Anmuth und Hoheit, mit senkrechtsteifer Bewegung und Haltung, stellte sich mir, gewissermaßen schon in seinem Aeußern verkörpert, die Ungelenkigkeit eines Geistes dar, der nicht leicht mit einem Gedanken, dessen er sich, oder der sich seiner einmal bemächtigt hatte, einen fremden verbrüdern konnte. So oft er mich besuchte, verlangte er meine Verwendung, als Offizier in das aargauische Militär eintreten zu können. Ich zeigte ihm vergebens das Unausführbare seines Wunsches; rieth ihm, nach Ankauf eines freundlichen Landgutes, eingedenk seines königlichen Abstammens, der stillen Pflege seiner Aecker, Wiesen und Blumenbeete zu leben, wie einst zu Salona Diocletian; oder wie König Joseph in Amerika, nach Verlust seiner spanischen Krone; oder auch, Denkwürdigkeiten seiner Tage zu schreiben, wie Napoleon auf St. Helena. „Zum Ersten fehlt mir die Neigung," erwiederte er: „zum Andern aber Tüchtigkeit. Ich habe nur mangelhaften Unterricht genossen; anfangs gute, deutsche Lehrer gehabt; da lernt' ich viel und mit Lust. Mein Herr Vater entzog sie mir. Er wollte mich durch und durch zum Schweden machen; und gab mir schwedische Lehrer. Es waren die unrechten Leute und zu meinem größten Schaden."

Bei weitem anziehender erschien mir Hortensia, die entthronte Königin von Holland, deren Sohn Louis Napoleon mich mehrmals in meiner Einsiedelei aufsuchte. Die Herzogin von St. Leu, vielleicht ein wenig theatralisch in ihrem Sich-Gehaben, aber noch immer liebenswürdig, auch nach verblichenem Jugendglanz, zeigte sich in der Unterhaltung eben so reich an Gemüth, als Geist; und, sobald das Gespräch Napoleon berührte, wie eine Begeisterte. Welch eine seltene Frau, ganz würdig Königin zu seyn, und doch immerdar unglücklich! An ihrem Hochzeittage, in vollendeter Jugendschöne, unter

Diamanten und Blumen strahlend, aber mit verheimlichten Thränen, gab sie einem ungeliebten Gemahl die Hand; verlor dann, ohne Thränen den Thron; dann mit Schmerz das Vaterland; dann, mit noch größerm, in der Verbannung, hoffnungsvolle Söhne; und sank zuletzt, erdrückt von Kümmernissen, in ihr Grab. Prinz Louis Napoleon gewann durch Talent und Charakter meine wahre Zuneigung. Aber, gleich seiner Mutter, konnte ihn leicht irgend ein kühner, großer Gedanke bis zur Selbstvergessung entflammen. Ich sah ihn zum letztenmal, als er, im Oktober 1836, von der eidsgenössischen Militärschule von Thun zurückkehrte. Er versprach noch einen folgenden Tag bei mir zuzubringen; hinterließ aber durch Billet Nachricht: empfangene Briefe zwängen ihn, schnell zurückzueilen. Er eilte seinem Unglück entgegen. Wenige Wochen später ward er, des Aufruhrs in Straßburg schuldig, Staatsgefangner.

13.

Schriftstellerisches Streben.

Im milden Wechsel des Lichts und Schattens flossen die Jahre hin. Eine mir nach und nach fast zur Ungebühr aufgebürdete Menge öffentlicher Aemter und Stellen*) ließ es nicht an Gelegenheit fehlen, dem jungen Freistaat, der mich bei sich eingebürgert hatte, die Zinsen der Dankbarkeit zu entrichten. Doch war dieser Geschäftskreis nur auf die engen Gränzen eines kleinen Schweizerkantons beschränkt. Ich

---

*) Von denen, im Vorbeigehn gesagt, doch nur eine einzige (die des Oberforst- und Bergin'spektors) mit dem mäßigen Gehalte von 1200 Franken verbunden war; die übrigen alle, nach Sitte der Republiken, wurden ohne Besoldung bekleidet. Gleichzeitig war ich damals auch Mitglied des gesetzgebenden großen Raths, des evangelischen Kirchenraths, der Kantons-Schuldirektion, des Bezirksschulraths, der Stadtschulpflege, Inspektor einiger Landschulen, Mitglied der Kommission der Staatsbibliothek, sogar Suppleant des Kantonsobergerichts; ungerechnet daß ich dazu noch in der Direktion der Gewerbschule der Stadt Aarau, und manches Jahr in der Gesellschaft für vaterländische Kultur, das Präsidium zu führen hatte.

hätte lieber für das gesammte Helvetien, für das ganze Zeitalter thätig seyn mögen. Wie viele Wünsche, Entwürfe und Ideen gährten in mir! Nicht ein langer Lebenslauf, sondern ein thatenvoller, ist ein großer, und ein dem allgemeinen Besten geopferter, ein seliger.

Mir gab der Genius des Lebens keine Mittel dafür, als die Feder. Aber das Pult des Schriftstellers ist eine Lehrkanzel, um welche sich die unsichtbare Gemeinde von Tausenden horchend sammelt; und eine unbekannte Jüngerschaar pflanzt sein Wort ins Leben über. Ich übernahm die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift, „Miszellen für die neueste Weltkunde.“*) Ihr besonders dankt' ich ausgebreitete Verbindung mit angesehenen Gelehrten und Staatsmännern des In- und Auslandes, deren Briefwechsel meine eigne Ausbildung, deren Beiträge den Werth der Zeitschrift, erhöhten, den man ihr vielleicht zugestehen mochte. Daneben ertheilt' ich meinen Kindern Unterricht in Schulkenntnissen, in alten und neuen Sprachen; und wieder jungen Männern aus verschiednen Kantonen zugleich unentgeldliche Belehrung im theoretischen und praktischen Forstwesen. Bei dem Allen aber blieb das Lieblingsgeschäft meiner Jugendjahre, auch heimliches Lieblingsgeschäft des Mannes, nämlich, mir den verworrenen Knoten des großen Welträthsels zu lösen. Es war, als sey dies für das Bedürfen meines Geistes die unentbehrlichste und edelste Aufgabe. Dafür wurden alle übrigen wissenschaftlichen Studien nur Mittel und Werkzeug. So focht das Gespenst der Langenweile mich selten an. Wer mit Minuten zu wuchern weiß, findet zu Allem ein Uebermaas der Zeit; wenn auch nicht zu Allem das volle Maas der Kraft.

Fühlt' ich von ernstern Arbeiten und Anstrengungen Uebermüdung: drängte sich mir das fröhliche Feenreich der Fantasie entgegen, wie, nach Ermattung von Tagesmühen, dem Einschlummernden, der Traum. Dann brach ich Blumen in einer idealen Welt; wand sie zu Sträußen und Kränzen, wie es eben gerieth; dichtete Lieder, kleine Märchen

*) Sie erschienen vom Jahr 1807 bis 1813, und in ihrer Fortsetzung, als „Ueberlieferungen zur Geschicht unserer Zeit“ vom J. 1817 bis 1823.

bevölkert. Nur auf St. Vincent, Tabago, Martinique und St. Dominica erhielten sich wenige, traurige Ueberbleibsel der Ureinwohner, der Karaiben.

Es bauten die grausamen Eroberer zu ihren Städten und Dörfern zahlreiche Kirchen, Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster. Sie freuten sich, das Kreuz in der neuen Welt aufpflanzen zu können. Aber die Religion des Gekreuzigten ward mit dem Kreuze nicht verbreitet. Die Getauften standen ruchloser, als die ermordeten Ungetauften, oder als die elenden Neger da, welche man Thieren gleich behandelte.

Lange Zeit achtete man es nicht der Mühe werth, den Negern, mit welchen man die Inseln anbaute, christlichen Unterricht zu ertheilen. Genug, wenn sie den Wink der Peitsche verstanden. Ohnehin war schwierig, sie zu bekehren, da ihnen theils die Arbeit zu wenig Muße ließ, theils weil sie oft Ort und Herrn änderten, oder im Elend verdarben. Jährlich mußten über hunderttausend Schwarze aus Afrika herbeigeschleppt werden, die Stelle der Abgegangenen zu ersetzen.

Erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man ernstlicher an, die Verchristlichung der Neger zu betreiben, wenigstens der Freigelassenen. Die Jesuiten erwarben sich auch hier, besonders in den französischen Inseln, das meiste Ver-

größere Erzählungen. Jene ganze Gemüthsseligkeit zog wieder zu mir ein, die mich, in freudenarmen Jugendtagen, mit der abstoßenden Wirklichkeit zu versöhnen pflegte. Die Muse erschien dann ungerufen, und verschwand unverabschiedet, wie es ihrer eigensinnigen Laune gefiel. Mir fehlte die Zauberformel, sie herbeizubeschwören, oder zu bannen.

Was ich in solchen Stunden, Tagen und Wochen dichtend vollbrachte, hatte für mich keinen Werth, als das Vergnügen seines Entstehens. Nachher lag es vergessen. Zuweilen las ich in winterlichen Abendstunden davon den Meinigen, zur Unterhaltung, vor. Vollendetes zu liefern gebrach's mir an Lust, an Zeit, an Beharrlichkeit, am Bewußtseyn des Mangels höherer Weihe. Wessen Harfentönen nicht die Jahrhunderte mit Entzücken zuhören mögen, der verschwendet sein Leben umsonst in Klimpereien. Wohl kamen mir aus Deutschland Einladungen zur Theilnahme an Zeitschriften, Almanachen, Novellenkränzen, Rezensionsanstalten und dergleichen. Höchst selten, und dann nur aus persönlicher Freundschaft gegen die Bittenden, konnt' ich eine geheime Scheu überwinden, welche mir das gewöhnliche, literarische Treiben in Deutschland eingeflößt hatte, wie es mir von mehr als einem Gelehrten und Schriftsteller geschildert worden. Am schneidendsten hatte darüber mir Börne eines Tages sein Urtheil gefällt.

„Sehn Sie," sagte er: „bei uns in Deutschland gibts kein eigentliches öffentliches Leben, wie bei Ihnen in der Schweiz. Die bessern Köpfe schaffen es sich selber, wie sie es können; wenigstens auf dem Papier. So haben wir beinah eine Million Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Wer sich bemerkbar machen, wer Beförderung in Stellen will, schreibt. Wer Geldnoth leidet, tritt in Buchhändlerdienst und schreibt. In unsrer Gelehrten-Republik gilt ebenfalls Freiheit und Gleichheit. Einer tritt dem Andern in die Schuhe; man drängt sich vor, und vertheilt und empfängt Rippenstöße links und rechts. Wie in allen Republiken, gibts auch in der unsrigen Faktionen, die einander moralisch todtschlagen, bis endlich ihr natürlicher Tod von selbst dazu kömmt, nämlich andre Mode, andrer Geschmack, und gänzliches Vergessenwerden vom Publikum. Um nicht im Gedränge aller Ritter von der Feder erdrückt und zertreten zu seyn, muß man zur Fahne irgend

welcher literarischen Coterie halten. Da wird man gehoben, weil man Andre heben hilft. Das sind schriftstellerische Handwerksknisse. Man muß sie kennen. Es thut mir um die deutsche Nation leid! Sie trat mehr, als die französische und britische, wie ein Riesenkind, aus dem Mutterschoos der Natur. Allein man hält dies alte Kind in den Windeln fest eingefädelt mit Armen und Beinen, daß es seine Glieder nimmer gebrauchen lernen kann."

Mochte Börne's sarkastisches Urtheil mehr oder minder gerecht seyn: für mich lag nun einmal die höchste Würde des Schriftstellerthums in Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht, und Geistesveredlung der Zeitgenossen. Dafür mußten selbst die dichterischen, einer leichten Unterhaltung gewidmeten Gebilde, dienen, in die ich meine Erfahrungen und Ansichten hüllte, wie der Arzneihändler seine Pillen in Goldschaum, oder Zucker. Bloße Gaukelspiele des Witzes, Bamboceiaden und Luftsprünge der Einbildungskraft, wieviel sie der sogenannten poetischen Höhe und Tiefe haben mögen, genügten mir nie; und noch heut nicht. Was nicht auf eine oder andre Art den Menschengeist emporlüpft, trägt nicht das reine Gepräge des Schönen; ist nur Seiltänzerei der Fantasie, gleich derjenigen, die der Markt auf der gespannten Schnur zeigt, wo man zwar mit Ergötzen oder Verwunderung, mit Gelächter oder Grausen, eine Weile zusieht, aber endlich mit nüchternem Mißbehagen, oder gleichgültig, von dannen geht. Wahrhaft Schönes läßt einen langen Nachhall des Wohllauts in der Seele zurück.

Die meisten meiner kleinen Bildwerke erschienen jedoch nach und nach endlich in der Zeitschrift „Erheiterungen" *), zu deren Herausgabe ich mich um so leichter hatte bereden lassen, weil sich für sie glänzendere Talente vereinigten, denn das meinige. Ich mußte mich wohl, ich gesteh' es, verwundern, daß die Spielereien meiner seltnen Mußestunden, in Deutschland so freundliche Aufnahme erhielten; und

*). Die Zeitschrift erschien seit 1811. Ich selbst pflegte dazu jährlich nur eine oder zwei Erzählungen zu liefern; desto reicher ward sie von Jenner, Kotzebue, K. Graf a Haug u. a. m. ausgestattet.

daß leicht hingeworfne Erzählungen mehr Aufmerksamkeit fanden, als viel Anderes, dem ich weit größere Sorgfalt und Mühe zugewandt hatte; ja, daß sie selbst in fremde Sprachen übertragen wurden. Es erging mir fast damit, wie dem Kapitän Rouget de Lille mit seinem Marseiller Kriegsgesang *), den er für sein Unbedeutendstes hielt, und der durch den Welttheil am weitesten klang.

Für gebildetere Stände der bürgerlichen Gesellschaft ist allenthalben zum Ueberfluß mit nützlichem und unnützem Naschwerk gesorgt. Für sie blüht im Musengarten Hülle und Fülle der Rosen und Lilien. Für die bildungsärmern Stände gibt es kaum einige Wiesenblumen darin. Kunst geht nach Brod und Ruhm; kümmert sich wenig um den gemeinen Mann, d. i. um den Großtheil jeder Nation, der freilich weder Ruhm noch Brod spenden kann. Ich, wenig auf Künstlerehre erpicht, fühle immer noch, wie sonst, für die Vergessenen im Volk mehr Theilnahme, als für die Wohlgepflegten. Ich nahm mir auch vor, eine ganze Reihe belehrender, kleiner Erzählungen für den gemeinen Mann zu entwerfen. Der Vorsatz war zwar leichter gefaßt, als auszuführen. Dennoch ließ ich einige solcher Historien ausfliegen.

Von dieser Art war z. B. die Erzählung „Das Geldmacherdorf"; eigentlich nur für schweizerische Landleute berechnet. Es freute mich indessen sehr, daß das Büchlein auch in Frankreich, Italien und sogar bis Rußland verbreitet wurde **); aber weit mehr noch, daß es in Nachdrücken, von Lieder- und Bücherhausirern, an den Jahrmärkten, in Hütten der Dörfler eingeschmuggelt wurde, wo es seinen Ehrenplatz zwischen Till Eulenspiegel, der schönen Melusine, dem gehörnten Sieg-

*) Er machte nämlich (wie Touchard La Fosse in seinen Souvenirs d'un demi-siècle erzählt), auf Bitten des Maire Dietrich zu Straßburg, Text und Musik der Marseillaise in einer Nacht, da man folgenden Tages (im J. 1792) den ankommenden Schaaren der Freiwilligen ein Fest geben wollte, welche zur Armee zogen.

**) Eine französische Uebersetzung gab der bekannte Volksschriftsteller de Jussieu; ein Ungenannter im Italienischen La val d'oro, und der Pfarrer J. W. Lundbergu zu Bielsku und Sallas-Draudses das deutsche und lettische Lesebuch: „Zeems kur selta taisa."

fried' und andern unsterblichen Werken, „gedruckt in diesem Jahr", erhielt. Ein fast ähnlicher Lorbeer ward einer Trauergeschichte, „die Branntweinpest" genannt, zu Theil. Auch schon einen kühnern Schritt hatt' ich früher gewagt; sogar eine „Geschichte des Schweizerlands für's Schweizervolk" versucht. Ich nenn' ihn kühn, weil ich bald anfangs gewahrte, meine Kraft sey von mir überschätzt worden. Ich würd' ihn sogleich zurückgezogen haben, hätten nicht Männer, deren Urtheil mir hoch galt, unter ihnen besonders Paul Usteri, mich mit ermunterndem Zuruf, aufgefrischt *).

— „Wollten Sie nicht bald", fragte der geist- und gemüthvolle Ulrich Hegner, von Winterthur, in einem seiner Briefe **) an: „mit Ihrer Geschichte an's Ziel kommen, um der saft- und kraftlosen Idolatrie der Alt-Schweizerei, die wieder aus allen Kehlen zum Ekel ertönt, ein Ende zu machen? — Ehre unsern Vorfahren! Aber wenn jedes Volk von den seinigen so ein unmündiges Geschrei erheben wollte, wie wir, was würde aus der neuern Geschichte werden? Müller hat, mit seiner übertriebnen Vorliebe für alte Namen und berühmt gewesene Geschlechter, geschadet. Dem Hochherzigen lallen nun die Kleinherzigen nach, und indem sie sich beständig zum Anstaunen der alten Heldenzeit reizen, verlieren sie, gerade dadurch, Klugheit und Kraft für die Gegenwart. Denn die Kraft liegt nicht in fantastischer Einbildung."

Mein wahrer Zweck war, das Schicksalsgemälde der Schweiz, in einen engen Rahmen, so klar, so leicht übersehbar, aufzustellen, daß sich das besondre Leben der vielen kleinen, lose verknüpften Staaten darin zu einem einzigen Leben aufzulösen scheine; und zugleich anziehend genug, daß sowohl das Auge des erfahrungslosen Acklers

*) Ich gab Kapitel um Kapitel der Geschichte in die Blätter des Schweizerboten, damit sie von Woche zu Woche, in alle Gauen vertragen, mit Aufmerksamkeit gelesen und durchdacht; oder auch daß von Geschichtskundigen mir allfällige Verbesserungen, vor Vollendung des Ganzen, mitgetheilt werden könnten, wie denn wirklich geschehn ist.

**) Winterthur 23. Febr. 1822.

am Spiel der Farben und Gestalten mit Vergnügen hange, als der denkende Staatsmann, im hellen Durchblick der Begebenheiten, von deren höhern Bedeutsamkeit ergriffen werde. Wohl hatte bisher der Landmann von Wilhelm Tell und Winkelried und alten Freiheitsschlachten gesungen und gelernt; aber, wie die Freiheit im Lauf der Jahrhunderte verloren und vergessen werden mußte, das war ihm klüglich verborgen gelassen. Selbst Rathsherrn, Landammänner, Bürgermeister und Beamte, ungeachtet sie Johannes Müller und Leonhard Meister gehabt, kannten in ihrer Mehrzahl, zu jener Zeit, weder eigentlich die Ineinander-Verschlingung der Begebenheiten, noch die Ursachen vom Aufblühn und Verfall ihres Vaterlandes.

Die Entschleierung alter, glanzvoller Zustände der Schweiz und nachfolgender schuld- und schmachvoller Tage, vor den Augen alles Volks, blieb nicht ohne Wirkung. Raths- und Staatsherrn, die sich mit größerer Einsicht brüsteten, konnten von nun an nicht ohne Scham den Bauer in vaterländischen Dingen bewanderter sehn, als sie selbst seither waren. Aus einigen Kantonen erhielt ich briefliche Anfragen der Ortschaften, über deren ehmalige, nun verkümmerte Eigenthumsrechte. Aus andern Kantonen erschienen persönliche Abgeordnete bei mir. In den innern Rhoden Appenzells erregte die Schilderung vom Justizmorde, der schon vor einem halben Jahrhundert am Landammann Joseph Suter begangen worden war, einige unruhige Bewegungen. Die Landesobrigkeit daselbst fand sich sogar genöthigt, die Regierung vom Aargau anzugehn, mich zu fragen, wer das Kapitel mit den „derben Unwahrheiten" von Suters Tod, zu meiner Geschichte, „eingesandt" habe? So unwissend über Geschichtschreibung waren damals noch Schweizerregenten! *)

*) Man könnte an der Wahrheit der naiven Einfrage Zweifel hegen. Ich setze das Schreiben an die Regierung Aargau's vom 22. Mai 1822 treu her:

„Neu und alte Räthe haben in ihrer Sitzung den 25. dies mit unangenehmer Empfindung ablesend, die von Heinrich Zschokke in seiner Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk aufgenommene Geschichte vom Landamman Sutter in Appenzell Innerhoden vom Jahr 1770 bis 1784 vernommen und beschlossen, die hohe Regirung des Standes Aargau freundeidgenössisch zu ersuchen, Sie möchte den Herrn Heinrich Zschokke, Bürger in Aarau,

Als aber endlich das Vereinzelte, in ein Ganzes zusammengedruckt, ans Licht trat; als das Büchlein in Städten und Dörfern, Rathsstuben und Schulen, selbst im Auslande allgemeine Aufnahme fand *), tröstete mich dieser Beweis des lautgewordnen Volksbedürfnisses einigermaßen über die Mängel der Arbeit; über den Unwillen der seit 1814 neugebornen Aristokratien; selbst über die im Aargau bis zur gesetzlosen Willkür verschärften, zuweilen auch ins Lächerliche überstreifenden Censur **).

---

einzunehmen, wer Ihm die Geschichte, wie sie als wahre Ereigniß angegeben wird, zum Druck eingesandt habe und uns dann ferner hievon zu berichten."

„Wir entzogen uns keines Weges dieser Schlußnahme Folge zu geben, da einerseits die Vergabe mit derben Unwahrheiten dargestellt ist, anderseits zur Störung der Ruhe diese Darstellung benutzt werden wollte."

„Ueberzeugt, daß auch Ihr, Tit. zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens bundesmäßige Pflicht gegen andere Mitverbündete laisen, so zweifeln wir keineswegs, Ihr werdet auf dieses unser Begehren den Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, Verfasser der Schweizerlandsgeschichte für das Schweizervolk, einvernehmen, von wem er den Auftrag 55. Geschichte vom Landamman Sutter in Appenzell verdürgt erhalten habe."

„Nicht nur gegenseitige Willfahr in andern Fällen erbieten Wir mit wahre Eidsgenössischer Pflichterfüllung, sondern Wir werden mit Dank, das Resultat von Euch Tit. aufnehmen und Euch sammt Uns der Obsorge Gottes bestens empfehlen."

Im Namen des Großen Raths:
Der regierende Landammann
Brühlmann,
Haim, Landschreiber.

*) Die Geschichte erschien französisch in zwei Uebersetzungen, die eine von Prof. Monnard, die andre von J. L. Manget; italienisch von Franscini; englisch von W. Howard Howe.

**) Das Büchlein erschien 1822, also, was nicht zu vergessen ist, in der „Restaurationszeit." Sauerländer hatte nicht den Muth, vor Versendung des Werks an die Buchhandlungen, das Schlußwort desselben in den „Schweizerboten" einzurücken. In Bern ward den Handlungen das öffentliche Ankündigen des Buchs untersagt. Die Verschärfung der Censur im Aargau war auch besonders Folge von einem meiner Aufsätze: „Ueber eine große Angelegenheit des Vaterlandes", und später mahnten doch mehrere Regierungen selber an das darin gerügte Gebrechen des eidsgenössischen Bundesvertrages.

11.

Macht der Verleumdung.

Einst, als verwaistes Kind, von den Menschen mir selbst anheimgestellt, im Sturme des Lebens entfaltet, unter Mühsalen nur von den Urbildern des Hochmenschlichen aufrecht gehalten, stand ich der bunten Menge meiner Lebensgenossen noch immer, wie vormals, gegenüber; mein Inneres verbergend; mein Aeußeres dem Mummenschanz der Welt gemäß. Unter zivilisirten Völkern ist, Kunst des Täuschens, Gipfel aller Lebensklugheit. Wenn ich mich aber auch in die Mode des Tags scheinbar fügte, glaubte ich doch nicht, darum mein Heiligthum fahren lassen zu sollen; glaubte mich weder verpflichtet, noch berechtigt, statt eines geistigern Volkslebens, Volksverdummung, statt religiösen Ueberzeugungsglaubens, hohlen Gedächtnißglauben; statt Erlösung aus den Banden mittelalterischer Barbarei, Befestigung derselben befördern zu sollen. Es gibt der Edelherzigen viele unter uns, die wahrhaft große Menschen sern könnten; sie haben nur nicht den Muth, ihren Adel zu zeigen.

Wiewohl ich, nach meiner Gewohnheit, friedlich und freundlich mit aller Welt lebte, und half, wo ich's vermochte; den Gesetzen Gehorsam leistete; im häuslichen und amtlichen Leben ohne Vorwurf stand; nie Beleidigungen vergalt, auch wenn sich Gelegenheit bot: kam ich doch in immer schlimmern Ruf. Der Meynungshaß nannte mich einen revolutionssüchtigen Aufklärer, Feind der Religion und bürgerlichen Ordnungen. Er predigte wider mich von Kanzeln; verdächtigte mich in Flugschriften und öffentlichen Blättern, und schämte sich zuletzt keiner Lügen mehr. Mein Name ward sogar an fremden Höfen ins schwarze Register gesetzt, als Name eines der gefährlichsten Umwälzer. Von Rom meldete mir's der Maler und Dichter Graß. Von Paris her warnte der Professer Cousin, nachdem er aus dem Verhaft in Berlin entlassen war: Paul Usteri, Fellenberg und ich sollten uns hüten, ohne diplomatische Mission, Lustreisen in Deutschland zu thun; in den Berliner Verhören sey er um seine Verhältnisse mit uns befragt worden. Dies und Andres erregte mir mitunter ein komisches Erstaunen;

aber Aerger gewiß nicht. „Ich möchte doch wohl wissen," schrieb ich zu derselben Zeit einem Freunde *): „welcher Don Quixote der Ultra-Narrheit sich so gern mit mir bald im „österreichischen Beobachter", wie ich höre, bald in Pariser Blättern zu schaffen macht. Gestern sagte man mir, der „Drapeau blanc" habe mich sogar zum Chef geheimer demagogischen Gesellschaften erhoben! Ich antworte Verleumdern nicht. Mein öffentliches und häusliches Leben ist Antworts genug."

Mußte sich's doch auch der tugendhafte Abbé N. Pierre, den Rousseau la raison parlante et organisante nannte, gefallen lassen, lächerlicher Träumer und Halbnarr zu heißen, weil er einen europäischen Bundestag, Verminderung der Pensionen zur Verminderung der Staatslasten, Verkürzung des Prozeßgangs, öffentliche Berathung der Gesetze verlangte, oder Duelle für Verbrechen, Kriege wegen Erbschaften, wegen Fürstenehen u. s. w. für empörenden Unterthanenmord hielt. Und doch reifen heut eben diese Ideen immer mächtiger endlich ihrer Verwirklichung entgegen. Ein Irrthum kann Jahrhunderte alt werden; aber eine Vernunftwahrheit dauert ewig, wie die Vernunft. Nur war mir's ein herzbeklemmender Gedanke, zu wissen, daß oft genug unschuldigen Personen, ihre Freundschaft für mich, zur Sünde gerechnet, ja zum Unglück verwandt wurde. Ich will ein Paar Beispiele, die Keinen verwunden können, der diese Blätter liefet, und zwar aus Spanien, anführen. Denn selbst bis dahin war der Fluch des Parteizorns wider mich erschollen, vielleicht anfangs nur von Schweizern an dortige Schweizer übergetragen.

Ein junger Mensch, Namens Antonio Oller, Sohn eines angesehenen Hauses zu Benicarlo in Valencia, hatte fünf Jahre lang in meinem Hause Erziehung und Unterricht, neben meinen Kindern, und, bei dem katholischen Pfarrer in Aarau, Herrn Vok **), sorgfältige Unterweisung im Glauben seiner Väter genossen. Bei seiner

*) An den Oberrichter H. v. Orell in Zürich, den 10. Dezember 1821.

**) Jetzt Domdechant in Solothurn.

Ankunft wußte er wenig von Christo, nur von der Jungfrau Maria und andern Heiligen zu sagen, die er aus Gebeten kannte. Als zwanzigjähriger Jüngling, kenntnißvoll und sittlich, in seine Heimath zurückgekehrt *), athmete sein erster Brief an mich Dank und Freude, sich glücklich in den Armen der Seinigen zu sehn. Der zweite aber war ein langer, tiefer Seufzer. Denn sein würdiger Vater hatte, mehrere Wochen lang, in den Gefängnissen der Inquisition zu Barcelona das Verbrechen abbüßen müssen, seinen Sohn den Händen eines „berüchtigten Ketzers" anvertraut zu haben. Der Jüngling entkam mit der schimpflichen Kirchenbuße, wöchentlich einige Gebete auswendig zu lernen, und sie, zur Erbauung oder Warnung der Gläubigen, öffentlich herzusagen.

Ungleich schwerer traf, mehrere Jahre nachher, das Fluchgeschick den biedern Obersten Vottel, von Solothurn. Der Name desselben ist auch in Deutschland nicht ganz fremd geblieben, seit er die pestalozzische Lehrweise nach Spanien übergepflanzt hatte, wo er erst selber mit Soldatenkindern seines Regimentes Schule hielt; dann, nach Madrid berufen, mit Beistand seines und meines Freundes Andreas Schmeller **), auf königliche Kosten, hundert Zöglinge, nebst dem Infanten Don Francisco de Paula, unterrichtete. Wie dies, so zeugt auch für die Würde seines Charakters wenigstens, daß sich selbst der Erzbischof von Tarragona ihm thätig anschloß; oder, daß er gegen Napoleons Heere in mehrern Treffen mit Auszeichnung focht; im Kampf bei Molins del Rey seinem General Caldaput Freiheit und Leben rettete, bis er dann selber französischer Kriegsgefangner wurde, und, als solcher, in der Schweiz wohnen dürfte; daß ferner, sobald er nach Spanien zurückkam, sein persönlicher Freund, der Oberbefehlshaber Castannos, ihn zu seinem Aide de Camp machte, bis König Ferdinand IV., mit Frankreichs Hülfe, dem unglücklichen Lande den Segen der Restauration gab, und den vielbekannten Grafen d'Espagna zum Gouverneur von Catalonien erhob.

---

*) Im Jahr 1820.

**) Jetzt Custos an der königl. Bibliothek zu München.

Auf Befehl dieses Grafen ward Voitel eines Tages *) aus den Armen seiner Familie gerissen und in einen feuchten Thurm der Felsenveste Mont-Jouy geschleppt, nachdem man sich seiner Papiere, und eines Bildnisses von mir, bemächtigt hatte, welches über seinem Schreibtische hing. Während dreizehn Monaten sah er dort keinen Menschen, außer dem Kerkermeister, und ward er, nur ein einziges Mal, ins Verhör geführt. In diesem hatte man ihn, unter Vorweisung jenes Bildnisses, bloß befragt: ob er, befreundet mit mir, im Briefwechsel mit mir stehe; ob er Freimaurer sey? — Dann wurde er, laut Richterspruch, zehn Jahr und einen Tag lang, zu den Galeeren verdammt; und, ohne von Weib und Kind Abschied nehmen zu dürfen, in Gesellschaft andrer Elendsgefährten, mit Priestern, Gelehrten und gemeinen Verbrechern, nach Ceuta in Afrika gebracht.

Solche Grausamkeit und solche Veranlassung derselben, hätt' ich sie nicht aus den Briefen seiner trostlosen Gemahlin, und nachher aus dem Munde des Unglücklichen selbst, vernommen, würde mir unglaublich gewesen seyn. Laut Inhalt des Urtheils, welches er aber selbst erst nach seiner Freilassung erfuhr, bestand sein Verbrechen darin, daß er, „der Vertraute des Heinrich Zschokke, mit diesem und andern Revolutionären der Schweiz, in gefährlichem Verkehr stehe." Wahrlich, unser Briefwechsel, der, mit strenger Umsicht, alle Politik gemieden hatte, war stets nur auf Familienverhältnisse, oder Sendungen von Conchylien, Pflanzen, Fossilien Spaniens und des Mittelmeers für mein kleines Naturalienkabinet beschränkt gewesen. Ungebeugten Muthes meldete Voitel mir aus Ceuta, mit der Unterschrift „Alamontade", sein hartes Loos **). Ich will nicht mein erstes Entsetzen,

*) Im Jahr 1829.

**) Es mag wohl gestattet seyn, einen seiner Briefe, den ich noch aufbewahrt habe, hier beiläufig mitzutheilen. Derselbe ist datirt von Ceuta, den 7. März 1831.

„Möge das Schicksal, mein Theurer, dieses Blättchen in Deine Hände führen, Euch alle glücklich treffen und meinen Dank bringen für die werkthätige treue Freundschaft und die brüderliche Hilfe in Noth und Trübsal. Komme Dir dieses zu, so wirst Du Näheres über mich erfahren. Meine Gattin hat

dienst. Die spanischen Kolonien zeigten für Veredlung ihrer Sklaven weniger Eifer. Politische Schriftsteller, selbst Geistliche, widerriethen es sogar. Die einen ungefähr aus dem Grunde, dessen sich noch in unsern Zeiten die furchtsame Eifersucht europäischer Veziere, Kastenholz und mönchische Staatsschlauheit gegen die Vermenschlichung der Menschheit bedienen: Aufklärung könne der öffentlichen Wohlfahrt und Ruhe gefährlich werden. Andere widerriethen es, weil der Neger, wenn auch Mensch, doch von geringerer Race, und nicht des geistigen Aufschwungs fähig wäre, wie der Europäer.

Wirklich sind in den spanischen Pflanzungen Westindiens die meisten Neger Fetischanbeter und Heiden geblieben; die Bekehrten aber haben keine andere Pflicht, als einigemal im Jahre die Messe zu hören. Wer das versäumt, büßt unter Geldstrafen oder Geiselhieben.

In den westindischen Inseln Frankreichs herrschte wenigstens in dieser Hinsicht besserer Geist. Die Thätigkeit der Jesuiten, Kapuziner und anderer Mönchsorden ward ermuntert und unterstützt. Die (im J. 1704) von den Jesuiten auf St. Domingo angelegte Mission zählte im Jahr 1745 neunzehn Pfarreien. Gegenwärtig aber, im unabhängigen Neger-Staate Haiti, ist kein Dorf ohne Kirche. Die vierundfünfzig Pfarrge-

bei der Nachricht von seiner Gefangennehmung, nicht meine immer wache Angst, nicht meine und Andrer flehentliche Verwendung bei hochgestellten Personen in Frankreich, schildern. Wirklich ward er wieder, und schon nach sechs Wochen, aus Ceuta, durch die Königin Christina, entlassen; nicht nur unschuldig erklärt, sondern auch in seinen Rang eingesetzt. Mit Schmerz und Seligkeit schlossen wir, in der Blumenhalde, einander zum ersten Mal *) wieder in die Arme.

---

mir wissen lassen, daß sie eine Bittschrift an die Tagsatzung geschickt und um Verwendung bei der hiesigen Regierung angesucht habe. Wenn, wie ich hoffe, gewährt werden sollte, so wünsche ich, daß selbe nicht an meinen ehemaligen Freund, den General Wimpffen, sondern directe an den Staatsminister Gonzales Salmon geschickt werden möge; denn durch W. Dazwischenkunft würde dieselbe fruchtlos bleiben, weil er immer fürchtet compromittirt zu werden. Das Beste für mich wäre, wenn ich dem französischen Gesandten in Madrid empfohlen werden könnte. Vielleicht könnte auch dieses durch die Tagsatzung, oder durch den Marschall Moncey, wenn Du ihn darum ersuchst, geschehn. Ich kenne das Verbrechen noch nicht, dessen man mich beschuldigt; ich wünsche daher bloß, daß mein Prozeß, oder was es seyn mag, an den obersten Kriegsrath verwiesen, und untersucht würde. Ich bin mich keiner Schuld bewußt, und alle die unerhörten Leiden, die ich ertragen habe und noch dulde, sind nur Folgen der allgemeinen Verfolgung, oder falscher Anklage, was sich vor jedem unparteiischen Richter sogleich ergeben muß. Ich habe Alles verloren, was mir die Menschen nehmen konnten; mir aber ist das Beste, das Unvergängliche, geblieben: das innere reine Bewußtseyn, mein hartes Loos nicht verdient zu haben, und der unerschütterliche Muth, die Geduld und das unbeschränkte Vertrauen auf den lieben Gott, daß er mich stark und im Sturm nicht sinken lassen wird; und die reine treue Liebe und bewährte Freundschaft meiner Freunde in der Noth. Ich hoffe derselben, möge mein Loos seyn, welches es wolle, stets würdig zu bleiben. Was in meinem Unglück mich am schwersten drückt, ist meine Familie; doch der Vater, der die Vögel in der Luft ernährt und die Lilie auf dem Felde kleidet, wird sich der unterdrückten Unschuld auch erbarmen. Möge mein Schicksal enden, wie es wolle, meine Familie muß jenes unselige Land verlassen. Ich empfehle sie Dir und meinen treuen übrigen Freunden; das ist meine letzte Bitte. Wenn Du an Schmeller schreibst, grüße ihn herzlich. Möge die Vorsehung mein theures Vaterland schützen im Sturme der Begebenheiten, das ist mein heißester Wunsch.

„Lebet wohl, Theure! Gottes Segen sey mit Euch; gedenket zuweilen Eures

Alamentade."

*) Den 3. Juni 1831.

Von allen mir je, durch feindselige Leidenschaft der Menschen, widerfahrenen Uebeln, ist dies das bitterste gewesen.

13.

Die Freuden des Unglücks.

Vielleicht dürfte Mancher aus Allem, was ich bis hieher von guten und bösen Tagen erzählt habe, den Schluß folgern: ich sey doch im Grunde einer von den Lieblingen Fortunens gewesen; habe gut philosophiren gehabt, und rosenfarbne Laune bewahren können, weil, kleine Selbstqualen der Einbildung abgerechnet, mir selten oder nie Unglück begegnet sey. Was der Mensch gewöhnlich großes Unglück und Uebel nennt, auch ich hab' es erfahren; aber nie so genannt. Ich' empfing, wie jeder Sterbliche, meinen Antheil an der Bürde so-genannten menschlichen Elendes. Die erste Wucht einer plötzlichen Last konnte auch mich wohl, wie jeden Andern, einen Augenblik erschüttern, oder niederdrücken. Aber mit erhöhter Federkraft des Gemüthes richtete ich mich doch schnell genug wieder auf und trug immer die mir beschiedne Bürde, ohne Unmuth; ja noch mehr, und möge der gewöhnliche Mensch ungläubig den Kopf schütteln, oft war mir ein irdisches Leiden gar nicht unwillkommen. Es entwöhnte mich vom Vertraun auf Vergänglichkeiten, und zeigte mir den Grad von Stärke und Selbstständigkeit an, den ich noch in Passionszeiten des Lebens behalten hatte.

Es gibt, des war und bin ich vollkommen überzeugt, kein Uebel in der Welt, als die Sünde. Nur Bewußtseyn eigner Schuld spinnt einen schwarzen Faden, der durch das bunte Gewebe der Tage bis an's Grab reicht. Nicht Gott ist Schöpfer des Unglücks, sondern der Mensch ists in seiner Selbstverweichlichung, in seiner Ueberschäzung pomphafter Nichtigkeiten; in eigensinniger Pflege seiner Begehrlichkeiten. Er weint, wie das Kind, dem man nicht nach Willen thut; und ist, nach siebenzig Jahren, noch nicht Mann geworden. Er weint und klagt und verzweifelt, weil ihm Gott nicht — gehorcht! Aber jedes

äußere Unglück ist wahrlich eine so werthe Gottesgabe, als jedes äußere Glück.

Auch ich habe, gleich Andern, schnöden Undank vieler Menschen erlitten; aber ohne Mißmuth; denn ich hatte nichts, ihres Dankes willen, gethan. Freunde haben mich getäuscht; ich zürnte ihnen nicht; denn ich selbst hatte mich nur in ihnen getäuscht. Ich ertrug Verkennung und Verfolgung mit aller Gelassenheit, weil ich die naturnothwendige Ungleichheit der Meynungen und die sie begleitenden Leidenschaften kannte. Auch ich habe die Beschwerden der Armuth erduldet, ohne Seufzer; denn ich erfuhr es an mir, äußere Armuth bringe innern Reichthum. Ich habe auch Verluste eines mühevoll erworbenen, mäßigen Vermögens erfahren *); dergleichen Verluste haben mir keinen Tag verbittert; mich nur arbeiten und sparen gelehrt. Ich bin ein glücklicher Vater glücklicher Kinder gewesen; — zwölf Söhne zählt' ich und eine Tochter. Und mit zerissenem Herzen mußt' ich am Sterbebette von vier dieser Söhne sitzen. Ich fühlte bei ihrem letzten Athemzug eine „göttliche Traurigkeit," die das Innere verklärt.

„Siehe!" schrieb ich, beim Tode des zweiten Sohns, an Freund Orell in Zürich **), und diese Worte mögen am besten meine damalige Gemüthsstimmung bezeugen: „Siehe, ich habe, — ich, der wahrlich mit anspruchlosem, reinem Herzen für alles Gute im Vaterlande und in der Welt zu wirken trachte; der ich deswegen so viel gelästert und verkannt werde; der ich lächelnden Muthes, für das Gerechte und Wahre, jedes Opfer bringe; der ich Reichthum, Lob, Ehrenstellen nie suchte, weil ich ihren nichtigen Werth kannte, sie höchstens auf Erden,

*) So z. B. eine für mich beträchtliche Summe von 17,691 Fr. die ich zu einem Kapitalfond hingegeben hatte. Um nicht zwei rechtschaffene Familien ins Verderben zu stürzen, feierte ich meinen Geburtstag im Jahr 1816 durch Verzichtleistung auf das Ganze.

**) Das Schreiben ist vom 27. Februar 1819 (einen Tag nach dem Tode des Geliebten). Es kömmt hier und noch manchmal mir zu statten, daß der gütige Freund meine Briefe aufbewahrte, und sie mir zum Behuf dieser Erinnerungen gefällig mittheilte.

als Mittel für Besseres annahm, — ich habe keine Freude, keine Seligkeit auf Erden, als mein Weib und meine Kinder! — Und dieser einzige, enge Kreis ist gebrochen!"

„Aber es soll seyn! Gott will es. Ich soll auf Erden an nichts hangen. Ich ergebe mich schweigend und anbetend in den Willen des Vaters. Ich weine; es bluten all meine süßen Gewohnheiten; — doch bin ich im Innersten still. Mein Geist hängt am Vater des Weltalls. Mir ist wohl! Meine Verstorbnen sind von mir noch ungetrennt. Der Tod ist etwas Festliches, Großes, wie Alles, was von Gott her erscheint. — Der Tod meiner Kinder heiliget mich; reißt mich immermehr vom Gaukelspiel des Irdischen ab, dem Göttlichen zu; läutert meine Gefühle, meine Gedanken."

„Schon seit Guido's Scheiden war mein Herz der gemeinen Lebenslust und Lebensherrlichkeit sehr entfremdet; — nun durch Hermann's Heimgang noch mehr."

„Tröste uns nicht. Wir weinen, weil wir Kinder des Staubes sind; aber sind geistig beruhigt und heiter, weil wir wissen, wem wir, und die Unsrigen, angehören."

So lernt' ich wahrlich, wie jeder, die vermeynten Uebel des Lebens kennen; und es war meine Bahn nicht immer mit Rosen bestreut. Aber beharrliches Ueben religiöser Willenskraft, schleuniger und lebendiger Vergegenwärtigung des Ewigwahren, bringt Sänftigung des Seelenschmerzes; bringt mächtigere Herrschaft des Geistes über Sinnengewalt, daß sich unser Unmuth, wie im Freudenrausch der Uebermuth, in festen Gleichmuth verwandelt, und unbesonnener Leichtsinn in jenen leichten Sinn, welcher Gunst und Zorn des Glücks, wie ein vergängliches Nebelbild, kommen und verschwinden sieht.

Auch noch in spätern Zeiten (denn ich lasse hier, wie oft schon, in der Erzählung, die strenge chronologische Ordnung gern fahren), lag die Hand des Schicksals schwer auf mir. Von jeher mich gewöhnend, im Wohlseyn, nie dessen Schattenseite; und wieder im Ungemach, nie dessen Lichtseite, aus den Augen zu verlieren, blieben mir selbst Krankheiten, denen ich erlag, nicht ohne Anmuth. Die schwerste der Krankheiten, war ein Schleimfieber, welches mich sechs

Wochen, und, nach einem Rückfall, abermals sechs Wochen folterte *). In der Umgegend ging schon Sage von meinem Tode; und unter Landleuten das Gerücht, ich sey durch einen Brief vergiftet worden. Ich selber glaubte einmal den Augenblick naher Auflösung zu fühlen; wenigstens war's ein Augenblick der Krankheits-Entscheidung. Acht Tage lang hatt' ich vollkommen schlaflos zugebracht. Ich lag zwar in tiefster Ermattung; aber mit hellerm Wachseyn des Geistes, als in Tagen der Gesundheit; ohne Hoffen, ohne Fürchten, gefühllos. Dann ward's in mir plötzlich lichte Vorstellung: „Jetzt! der Uebergang in's Ewige ist vorhanden!“ — Ich beherchte mich innerlich, wenn ich so sagen darf, um nun das Scheiden des Geistes im leichten Gewande seiner Psyche, vom entkräfteten Leibe zu belauschen.

Wie seltsam es klingen mag, diese Wochen und Monden haben für mich, trotz allem Weh, zu den genußreichsten im Leben gehört. Ich hatte da nicht nur gelernt, was Sterben heißt; mich ergötzte es nicht nur, dem Gange des Leidens, den Umstimmungen der Nerven, aufmerksam in mir nachzuschleichen: sondern jeder Blick auf meine Nanny, auf meine Kinder, auf ihre Liebe unter einander und zu mir; dann auf meine Unabhängigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, auf meine vorwurfsreine Vergangenheit, gewährte ungewohntes Vergnügen. Mir war, als sey ich zum ersten Male im eignen Hause recht heimisch geworden. Ich hatte bisher fast mehr für Andre, und in endlosen Geschäften, geathmet; mir selber nicht angehört. Ich segnete die Krankheit, weil sie mich zur Erkenntniß meines beneidenswerthen Looses auf Erden gebracht hatte. Länger denn ein Jahr dauerte aber unbehagliche Entkräftung nach, bis mein trefflicher Aesculap und Freund Dr. Schmuziger mich ins nassauische Schlangenbad verwies **). In der That, wie eine Schlange ihre Haut in Dornen, streift' ich meine Noth in den heilsamen Schlammbädern ab, und ging

*) Im Oktober 1826.

**) Joh. Heinrich Schmuziger, geb. 24. März 1776, starb am Schlagfluß 9. August 1830. Als Arzt in der Schweiz berühmt und gesucht, war er Gründer des Sanitätswesens und vieler gemeinnützigen Einrichtungen im Aargau; immer arm, und immer reich für Andre.

ich aus ihnen, ein neuer Mensch, hervor, erquickt an Geist und Herz durch Verkehr mit liebenswürdigen Männern und Frauen, welche mit mir um die Heilquelle versammelt gewesen waren.

Genesen kehrt' ich in die Schweiz heim. Von den schönen Tagen im Schlangenbad, in Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg u. s. w. will ich nicht erzählen; nicht von unverdienter Huld und schmeichelhaften Ueberraschungen, während der Heimreise. Kleinodien der Erinnerung können den Besitzer nur im Stillen beglücken, aber nicht ohne Selbstbeschämung zur Schau gestellt werden. Doch als ich wieder in die fromme Blumenhalde einzog, ward mir, als sey ich, aus einem glänzenden Scheinleben, in die weit schönere Wirklichkeit zurückgekommen. Wie ein guter Paladin legt' ich Lorbeer- und Eichenlaub-Kränze, Gedichte und Diplome zu Nannys Füßen.

„Kömmt man aus Deutschland in die Schweiz," sagt' ich zu meinem Orell, bald nach der Heimkunft*): so tritt man, aus der Belletristerei, in die Politik. Das ist eine ganz andre Welt hier; aber fürwahr eine bessere, trotz dem, daß man meine Wenigkeit dort beweihrauchte und hier indessen beteufelsdrecke. Ich war der Ehre von beiden Seiten nicht werth." —

„Wir Alle lernen nun immermehr einsehn, daß die Schweiz von 1828 durchaus nicht die Schweiz von 1798 ist, und nie wieder werden kann. Leider, oder vielleicht glücklicherweise, fängt die Masse der Nation an, heller zu schaun, als viele ihrer Regenten in blöder Rathsherrn-Politik. Und, nimm mir's nicht übel, wenn ich mir ganz heimlich etwas darauf zu gut thue, seit dem Jahre 1804, als Alles zu verstummen und aller Gewinn aus den Schrecken der Revolution schien mit Füßen getreten zu werden, daß ich, anfangs fast allein, damals die heilige Sache eidsgenössischen Gemeinsinns, der Oeffentlichkeit, der Denkfreiheit fest und aufrecht zu halten gestrebt habe, was man auch dagegen, und wie man gegen mich, eifern mochte. Nun kann ich schweigen; denn Andre reden, und stärker, denn ich!" u. s. w.

*) In einem Briefe vom 22. August 1828.

Ich will auch noch einen, den herbesten und spätesten meiner Unfälle nicht verschweigen. Es war im Jahre 1840, als vom Frühling bis zum Herbst das bösartigste Nervenfieber mein Haus in ein Lazareth verwandelte. Fünf der Söhne lagen schwer danieder; dann auch die treue Mutter, ihre zärtliche Pflegerin. Das frohe, laute Leben der Blumenhalde war verstummt. Keine Fremde, keine Freunde und Freundinnen wurden in die Zimmer der Leidenden eingelassen, um Verpestung zu verhüten. Nur ich und meine junge Tochter Cölestine blieben von dem grausenhaften Uebel verschont. Ich zitterte nicht selten vor der möglichen Trennung von Einigen, oder Allen. Und nicht immer ließ sich da ein tröstender Unglaube herbeivernünfteln. Doch ein Blick auf Gott und Ewigkeit; und Muth und Heitersinn blieb stark in mir, mit dem ich auch die theuren Meinigen erheitern half.

Aber der Todesengel ging diesmal gar gnädig an uns vorüber, und das Leben blühte uns Allen unendlich schöner und köstlicher, denn je zuvor.

Ich bin hier der Zeitfolge um zehn Jahr vorangeschritten; deswegen kehr' ich, um eben so viel, in der Erzählung zurück.

Lebens-Sabbath.

Es ist
Der Weg zur wahren Größe, die den Schein
Und eitlen Glanz verschmähend, keinen Ruhm
Des ernsten Strebens würdig hält, als den
Der Tugend, den der Menschheit Anspruch spendet.
Vorwärts, auf dieser edeln Bahn, o Freund,
Und nie zurückgeschaut!

Heinr. v. Ampringen.

1.

Ein Blick in's häusliche Leben.

Es kam das Jahr 1830. Es führte mich an die Schwelle der Sechszizer! Ich konnte mir's selber kaum glauben, nun schon betagter Mann heißen zu sollen, ich, der kaum erst leben gelernt hatte; konnte kaum glauben, den Tagen nahe zu stehn, von denen man sagt: „sie gefallen uns nicht!“ und die mir doch besser gefielen, denn die frühern; den Tagen nahe zu stehn, welche des beginnenden Alters Schwächen und Gebrechen mit sich führen sollen, während ich mich doch ganz Jünglinz fühlte. Ich gerieth sogar ein wenig in Versuchung, irgend einen Irrthum in der Rechnung zu argwohnen. Aber der Taufschein zeigte mir hartnäckig die alten Zahlen. So mußt' ich mich denn allerdings darin ergeben, den Sabbath meines Lebens zu beginnen. Die Landleute in der Schweiz pflegten ehmals, mit dem sechszigsten Jahre, vom Milizdienst frei zu sein und sich, zum Zeichen ihrer Ehwürdigkeit, den grauen Bart lang wachsen zu lassen. So hatt' ich längst beschlossen, mit Vollendung dieses Stufenjahrs, mich aller Stellen und Aemter im Dienst des Staats zu entschlagen; allenfalls noch Sitz in der Versammlung der Gesetzgeber zu behalten, wo auch Greise mit ihren Erfahrungen sich nicht ganz am unangemessenen Orte befinden. Uebrigens, wenn ich mir das Jahrzehend der halbbewußten Kindheit, und ein Drittheil der Zeit abrechnete, die dem Schlaf überlassen gewesen, hatt' ich doch erst, meines Wissens, ein Alter von zwanzig bis dreißig Jahren durchlebt.

Nanny, frischen und fröhlichen Sinnes, wie vor fünf und zwanzig Jahren, mahnte lächelnd an den fünfundzwanzigsten Februartag, an die nahe Feier unsrer Silberhochzeit, und wir sahn doch noch keine sonderliche Silberspur in unserm Haar. Wie die Poeten es mit den vier Weltaltern halten, sollte man's auch mit den Jubelhochzeiten thun;

meinden des Freistaates wurden unter Aufsicht der Bischöfe von Port au Prince, Leogane, Cap Henry und Sansſouci vertheilt. In Port au Prince wohnt der Erzbischof des Reichs. Kein Dorf iſt ohne Anfangsſchulen; keine Stadt ohne öffentliche Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft. Mehr Bildung, mehr Kunſtfleiß, mehr Wiſſenſchaft, mehr Betriebſamkeit herrſcht gegenwärtig in dieſem weſtindiſchen Negerſtaate, als dort je, ſeit der Eroberung gefunden ward, oder noch heut in allen Pflanzſtätten erblickt wird, welche der Krone Spanien von ihrer ehemaligen Herrlichkeit geblieben ſind.

Noch verdient erwähnt zu werden, daß die britiſchen Bibelgeſellſchaften ihren wohlthuenden Einfluß auch auf Haiti ausgedehnt haben.

Auch auf den britiſchen, däniſchen, ſchwediſchen und niederländiſchen Eilanden Weſtindiens fing man die chriſtliche Belehrung der Neger erſt ſeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Ernſt an. Auf Jamaika erſchienen (ſeit 1754) Herrnhuter, weſleyiſche Methodiſten (1781) und Baptiſten, welche zahlreiche Sendörter anlegten. Von mehr denn dreimalhunderttauſend ſchwarzen Bewohnern der Inſel ſah man binnen dreißig Jahren den ſechsten Theil zum Chriſtenthum übergeführt. Die geiſtvollſten oder frömmſten der freien Neger werden zu Predigern geweiht, bald

die erste, zwar jubelreiche, aber nicht jubelnd genannte, sollte eigentlich golden heißen; die zweite silbern; die dritte ehern oder irden, denn sie liegt in der Nachbarschaft der Grabschellen. Doch jubelnd, im Kreise unsrer Kinder, feierten wir, wie eine ächt-goldene, die silberne; dann vier Wochen später eben so meinen Eintritt in's sechszigste Jahr. Jene ward zwar nicht, wie das erste Mal, durch ein Lied von Hebel verschönt; dieser aber durch ein Geschenk verherrlicht, welches mir von meiner Geburtsstadt Magdeburg zukam, von der ich mich kaum noch gekannt meynte. Sie sandte mir, in Begleitung einer Zuschrift ihres gemeinnützigen, verdienstvollen Oberbürgermeisters Franke, das Diplom ihres Ehrenbürgerrechts. Anfangs stand ich vor der überraschenden Gabe mit angenehmer Bestürzung; dann mit Thränen. Es war der schönste Kranz, welchen die Vaterstadt auf das Leben eines entfernten Sohnes niederlegen konnte, den sie wieder unter ihre eingebornen Kinder zurücknehmen wollte. Wär' ich jemals ein menschenfeindlicher Timon gewesen, dieser Tag würde mich wieder zum Menschenfreund gemacht haben. Es wäre aber undankbar, davon zu schweigen, daß auch schon fünf andre Gemeinden, in vier Schweizerstaaten, mich mit ihrem Bürgerrecht *), eben so mehrere wissenschaftliche, oder gemeinnützige, Gesellschaften mit Aufnahme in ihre Vereine, beehrt hatten **).

---

*) In den Kantonen Graubünden (Malans), Aargau (zu Ueken und Aarau), Baselland (Lausen) und zu Beromünster, im Kanton Luzern. Im letztern konnte mir verfassungsmäßig nicht zugleich das Recht eines Staatsbürgers gegeben werden, weil ich evangelischen Glaubens, nicht Katholik war. — Diesem könnt' ich noch beifügen, daß mich später auch in Amerika lebende Schweizer und Schotten (1837) in der von ihnen am Verbindungspunkt der beiden großen Eisenbahnen neuerbauten Stadt Highland, County Madison, im Staate Illinois, einheimisch machten, indem sie mir, in einer nach mir genannten Straße, Hausplan, Garten und Land, durch förmliche Schenkungsurkunde zuerkannten.

**) Unter den Gesellschaften des Auslandes beehrten mich mit Diplomen die Wetteraniſche Gesellschaft für gesammte Naturkunde; die kaiserl. russ. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau; die Sachsen-Gothaische Gesellschaft für Forst- und Jagdkunde; die Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau; die kameralistisch-ökonomische Societät in Erlangen; der Gewerksverein zu Annaberg im Erzgebirg;

Ich konnte mich wohl, beim Anbeginn des Greisenthums, einen glückseligen Mann nennen, und, als Vater von zwölf Söhnen, denen eine Tochter gefolgt war, wie den Söhnen des Patriarchen Jakob, die schöne Dina, mich im Scherz dem Stammvater Israels vergleichen lassen *). Enkel und Enkelinnen tanzten damals, wie heut noch, um mich; und die liebende Stammmutter Aller war ihnen, an muntrer Lebhaftigkeit, gleich. Sah ich auch schon Einige derselben in andre Wohnungen des göttlichen Vaterhauses vorangegangen, war deßhalb doch die Kette der Liebe unter uns nicht zerrissen. Es schmiegten sich die Zurückgebliebnen nur um so inniger an einander, indem sie den Heimgegangnen mit Inbrunst nachschauten. Es ward Sitte meines Hauses, der Verstorbnen zu gedenken, als lebten sie noch in unsrer Mitte; Sitte, ihre kleinen Abenteuer, naiven Einfälle und edeln Charakterzüge zu erzählen, und jedes Denkwürdige von ihnen, wie von den Lebenden, in einer etwas eigenthümlichen oder sonderbaren Familienchronik aufzuzeichnen, um es vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Ich nenne sie „sonderbar", weil sie von den Kindern selbst, in Gestalt und Ton einer Art Zeitung, genannt „der Blumenhaldner", geschrieben wurde, die uns an winterlichen Sonntagsabenden belustigte,

---

die Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Künste, eben so die des Museums zu Frankfurt am Main; endlich auch der Verein des großen kölnischen Faschings-Volksfestes. Schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre hatte mich die damals in Frankfurt an der Oder bestandne königl. Societät der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede gewählt. — Ich erwähne hier nicht sechs oder sieben inländischer wissenschaftlicher, oder gemeinnütziger Gesellschaften; sondern bekenne nur, und nicht ohne Beschämung, daß ich mich dieser Auszeichnungen allzu wenig, durch thätiges Mitwirken, werth gemacht habe. Das enge Maas der Zeit erweiterte sich nicht mit dem Zuwachs der Pflichten und Geschäfte.

*) Vier derselben standen im J. 1842 in Amt und Beruf; der Erstgeborne, Theodor, als Arzt und Professor der Naturgeschichte an der Kantonsschule zu Aarau; der andre, Emil, als Pfarrer und Mitglied des Erziehungsrathes zu Liestal, im K. Baselland; der dritte, Alexander, als Stahl- und Kupferstecher zu Aarau; der vierte, Julius, als Rechtsgelehrter, Mitglied des Landraths und Kriminalgerichts in Basellandschaft; ein fünfter, Eugen, widmet sich der Arzneiwissenschaft auf der Hochschule zu Berlin. Drei Söhne, Achilles, Alfred, Olivier, leben noch unter dem väterlichen Dache, so wie die jüngstgeborne Tochter, Cölestine.

und den entfernt Wohnenden regelmäßig gesandt ward, damit auch sie von den kleinen Begebnissen der Familie in Kenntniß erhalten würden. Diese häusliche Spielerei, und darum erwähn' ich ihrer, bewährte sich, unbeabsichtigt, auch als treffliches Erziehungsmittel. Die Entfernwohnenden wurden, durch Vergegenwärtigung ihrer Heimat, enger zu dieser angezogen; und die jungen Mitarbeiter dabei auf ihr eignes Leben und Weben achtsamer. Denn jeder findet darin die Geschichte seiner Vergangenheit, mit ernsten und schalkhaften Bemerkungen kommentirt, und sieht, wie manchen Vorfällen, die an sich selbst sehr unerheblich schienen, eine Reihe schwerer Folgen nachhinken kann.

Man hat über Erziehungskunst ganze Bibliotheken geschrieben; und keine Kunst in der Welt ist doch einfacher. Wie jede Pflanze, jedes Thier, entfaltet sich auch der Mensch von selbst zu dem, was er nach eigenthümlichen Anlagen und Gaben werden kann. Wer mehr, oder weniger, oder *Anderes* aus ihm bilden will, als wozu die Natur Form und Stoff gab, wird nicht Bildung, sondern Verbildung und Verkrüppelung bewirken. Das wesentliche Geschäft des Erziehenden besteht allein in der Sorge, *das* zu entfernen, was freie Selbstentfaltung eines jugendlichen Geschöpfs hemmt, oder irrt. Nachahmungstrieb, Gedächtniß, dann Einbildungskraft werden im Kinde am ersten thätig. Darum neigt es sich gern hin, das zu seyn, was die Umgebungen beispielweis lehren. Verderbne Kinder sind durch Verderbenheit, oder Verkehrtheit, oder Fahrlässigkeit der Eltern, oder Erzieher, zuerst verderbt worden.

Kinder sind ohne Sünde, ohne Tugend. Man nennt sie mit Recht unschuldig. Die sogenannte Erbsünde der Theologen ist nichts anders, als die Thiernatur des menschlichen Leibes. Diese muß, wie bei allen zähmbaren Geschöpfen, zuerst gezähmt werden. Dann erst wendet sich das Auge des Erziehers dem geistigen Wesen der Unmündigen zu. Dies fort und fort klar zu durchschaun, sind Unwahrheit und Verstellung, als die schwersten Vergehn der ersten Kindheit, zu rügen. Niemandem erlaubt' ich, in meinem Hause, den Kindern, auch nur im Scherz, Lüge zu sagen; mithin auch kein abergläubiges Geschwätz.

Unwahrhaftes Gesinde ward sogleich entfernt; eben so Umgang mit jugendlichen Altersgenossen, deren sittliche Reinheit im mindesten zweideutig schien.

Den Knaben vor allen Dingen **Selbstständigkeit** im Wechsel künftiger Schicksale zu geben, wurden sie früh abgehärtet; an Arbeit und Entbehrung gewöhnt; zwar reinlich, aber fast ärmlich, gekleidet; und Nachts auf Spreukissen gelagert, bis sie das Vaterhaus verließen. Vom zehnten Jahr an, schickt' ich sie auf sommerliche Fußreisen; erst paarweis, dann einzeln; Habersack auf den Rücken, mit kärglichem Reisegeld; erst in benachbarte Städte, zu Freunden; dann in größere Fernen; zuletzt in die Alpen und Gletscher, ihre botanischen, oryktognostischen und entomologischen Sammlungen zu bereichern. Das übte sie früh, wochenlang sich selbst überlassen, unter Fremden, für sich zu handeln und zu sorgen, wo niemand für sie handelte und sorgte.

Jedem, war er reif, stand Wahl des künftigen Berufs frei. Wählte er einen wissenschaftlichen, mußte er zugleich, als Lehrling in die Werkstatt eines Handwerkers, oder Künstlers treten; und nicht die Hochschule eher, denn als eingeschriebner Gesell seines Gewerbes beziehn. So blieb allen der „Dünkel junger Herrn" fremd; jeder Stand ehrenwerth. Und, nach dem Ende der akademischen Studien, fühlten sie den vollen Werth dieser schlichten Erziehung auf ihren Reisen durch Nord- und Süddeutschland, Dänemark oder Frankreich, Schottland und England.

Ungeachtet vortrefflicher Schulanstalten in Aarau, zog ich, für die Söhne, häuslichen Unterricht vor, damit sie nicht manche Verirrung, manche Sünde der Jugend früher kennen lernten, als sie stark genug wären, dieselben, ohne fremde Mahnung, aus eigenem Triebe zu scheun. Bei unwandelbarer Hausordnung, Winters und Sommers gleich, ward ihnen geregelte Thätigkeit allmälig Bedürfniß, dann Lust. Vom Vater empfingen sie ihren wissenschaftlichen Unterricht in den meisten Fächern; in vielen leitete er sie an, Autodidakten zu werden. Dafür standen ihnen im Hause, neben einer ausgewählten Bücherſammlung, Naturalienkabinet, physikalischer Apparat, musikalische In-

strumente u. s. w. zu Gebot. Ich erübrigte täglich für sie, neben andern Geschäften, noch drei bis fünf Stunden, theils ihre Tagsarbeiten einzeln mit Sorgfalt zu prüfen; theils geordnete Vorträge über das zu halten, was sie durch eignen Fleiß nicht erstreben konnten. Doch in Allem, im Studium der Klassiker, wie der Geschichte der Nationen, der Erd- wie der Naturkunde, bezielt' ich, als Höchstes, sie das Menschlich-Edle vom Gemeinen, Wesen vom Schein, Ewiges vom Vergänglichen, unterscheiden zu lassen.

Eben dieses Letzte wurde ihre erste Weihe zum Religiösen. Freilich nicht einen Katechismus, nicht Gebete lernten sie auswendig; wohl aber, aus eignem Herzen dankend und bittend, zum unsichtbaren Gott reden. Solch kindliches Beten und Beichten vor dem Allwissenden, nicht todtes Wortwerk, führt zur wahren Jesusjüngerschaft. Man hielt sie nicht eher zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes an, bis sie, in einem Alter von sechszehn bis achtzehn Jahren, Verstandesreife genug besaßen, um in den besondern Wahrheiten des Christenthums Unterweisung zu erhalten und zur Theilnahme am Gedächtnißmahl Jesu vorbereitet zu werden; bis sie, aus der Geschichte der Menschheit, Ursprung, Werth und Loos aller Religionen im Allgemeinen erfahren hatten. Ein würdiger Geistlicher ihrer Vaterstadt, dessen nicht geringes Verdienst seiner Tiefblick in das Jugendgemüth ist, vollendete, was ich begonnen.*) Nichts trägt in der christlichen Welt so sehr zum Verfall des Christenthums bei, als das herrschende Herkommen, Kindern schon höhere Religionsideen in einem Alter mittheilen zu lassen, in welchem nur ihr Gedächtniß, nicht ihr Verstand, Fähigkeit hat, sie aufzunehmen; und in welchem ihnen eine feierliche, rührende Handlung nur bloßen bürgerlichen Sitte und Uebung herabgewürdigt wird, die man, Anstandes und Brauches willen, mechanisch mitzumachen hat.

Die erwachsenen Söhne sind nun ihrer Eltern Freude geworden, deren Segenswunsch ihnen durchs Leben folgt. Religiösen Sinnes,

*) Sein Name ist Jak. Friedrich Pfleger. Dankbar nennen ihn meine Söhne mit mir.

anspruchlos, gemeinnützig und vielthätig, dienen sie dem Vaterlande, der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst. Wie sie ihre Berufsbahnen frei nach eigner Neigung wählten, eben so auch die liebenswürdigen Gefährtinnen ihrer Tage, und darum glücklich. Im eignen Hause setzen sie die anerzogne Weise des Vaterhauses fort, in welchem sich ihre Zukunft bereitete, die nun ihre Gegenwart ist. Die Uebrigen, welche noch unter dem Dache ihrer Heimath wohnen, sind holdweissagende Blüten, deren Frucht aber dem Vater kaum erlaubt seyn wird zu schaun.

Und auch diese Blätter, welche Euch, Ihr Lieben, zunächst angehören, sollen zu Euern Herzen die Worte des Vaterherzens tragen, und dann noch, wenn es nicht mehr schlägt.

V.

Ein Ausflug in die Normandie.

Das Jahr 1830, das mich, bei seinem Eintritt, gar friedlich und festlich angelächelt hatte, glich einem Tage mit prächtigem Sonnenaufgang, mit schwülen Mittagsstunden, aber in schwarzer Gewitternacht endend. Eh' ich davon erzähle, will ich zuvor einer Frühlingsreise gedenken, welche mir merkwürdige Eindrücke hinterließ.

Ein auf seinen Pflanzungen in Cuba wohnender Schweizer hatte seinen Sohn, Kind einer schönen Negerin, in eine Erziehungsanstalt nach Untersee am Thuner-See geschickt, mir aber die Geldzahlungen für ihn anvertraut. Als er nach einigen Jahren den jungen Knaben zurückforderte, entnahm ich ihn der Anstalt, und begleitete ihn auf des Vaters Bitte selber gen Havre, um die Einschiffung nach der westindischen Insel zu sichern. Angekommen in Paris, überraschte mich angenehm die Erscheinung meines ältesten Sohnes, den ich noch in den Spitälern von Lyon vermuthete. Es war ihm daran gelegen gewesen, nachdem er die Hochschule Münchens und Berlins verlassen, und im Vaterlande schon einige Jahre praktischer Arzt gewesen, noch

unter dem berühmten Dupuytren, die Fortſchritte Frankreichs in der Wundarzneikunſt zu beobachten *).

Auf einer Morgenwanderung durch das Labyrinth der Straßen, trat ich in den Garten der Tuilerien. Jählings ſtand eine alte Vergangenheit in unverblichnen Farben vor meinen Augen. Ich glaubte noch dieſelben Bäume, dieſelbe Bank zu begrüßen, auf welcher ich vor mehr den drei Jahrzehnden, in der Schwermuth des Heimweh's nach den Schweizerbergen, Pläne für die Zukunft geſchaffen hatte; glaubte noch den theuern Schlabberndorf und Oelsner aufſuchen zu müſſen, deren Aſche doch längſt das Grab deckte. Ich warf mich auf die Bank hin, träumte mir keine Pläne mehr; ſondern ließ nur einen Blick über das lange, wunderbare Geſpinnſt der Erlebniſſe ſeit jenen Tagen, hingleiten. Das hatte meine Hand nicht geſponnen und gewoben; eine unſichtbare, gewaltigere! Nicht Maler, nicht Schulmeiſter in einem glarniſchen Bergdorfe, war ich alſo jetzt. Im Wogendrang der Erſcheinungen fortgeflutet, wo mir nichts, als der Wille über mein inneres Selbſt blieb, und ohne mein Zuthun in ein weites Feld des Schaffens geſchleudert, mußt' ich Kräfte da verſuchen, die ich vorher in mir nicht erkannt hatte. Es überwältigte mich, unter ſolchen Erinnerungen ein Gefühl beklemmener Demuth vor dem ewigen Ordner der Weltverhältniſſe; ein Gefühl von Bangigkeit, ob ich genug gethan habe? — Dieſer Augenblick im Tuilerien-Garten, im grellſten Gegenſatz zu dem frühern, ward mir ſo feierlich, wie jener. Selten mag dieſer Garten wohl Zeuge ähnlicher Gemüthsbewegungen geweſen ſeyn.

Kunſt und Pracht der Weltſtadt aber verſchwand zum Nichts, beim Anblick der erſchütternden Majeſtät des Weltmeers, welches in Havre ſich vor mir aus einanderrollte. Sey es, daß ich im Hafen die Matroſen, am dünnen Seilwerk der Schiffe, durch die Luft wandeln ſah,

*) Kaum zwei Monate ſpäter hatte er das Glück, unter Oberaufſicht dieſes ausgezeichneten Mannes und zu deſſen Zufriedenheit, im Hotel Dieu vorzugsweis die ärztliche Behandlung der im Barrikadenkampf verwundeten Schweizer übernehmen zu können.

wie Spinnen an Fäden; oder in der Ferne Segel sah, wie Geister des Oceans, über der uferlosen Einöde des Gewässers schleichen; oder, wie geregeltes Uhrwerk, den Gang der Ebbe und wieder heranbrüllenden Flut; oder im abendlichen Dunkel den sich selbst phosphorisch beleuchtenden Wellentanz; oder in der Nacht, unter Geißeln der Blitze, das aufflammende Meer, wenn es sich heulend himmelan bäumte, als wollt' es die Wolken-Vulkane verlöschen — ich war ganz Begeisterung, Entzücken, Gebet! — Mein Landsmann und Freund Wanner, einer der angesehensten Handelsherrn der Seestadt, und der Schiffskapitän Eduard Corbière*), weideten sich nicht wenig an meiner immer von neuem auflodernden Lust. Nur die lautlose Einsamkeit der Hochalpen, mit ihren Blumenfluren neben bleichen, von Gewölken umschwommenen Eisbergen, Felstrümmern und Abgründen, kann mit der Majestät jener Erscheinungen verglichen werden. Und der Mensch vor diesem erhabenen Schauspiele, dort, wie hier? — der Hirt des Gebirgs und der Schiffer des Oceans, beachten es kaum; gehn gleichgültig inmitten der Wunder, nur ihrem Futter nach, wie Seemöve und Gemsthier!

Es war mir nicht ganz leicht geworden, den kleinen Mulatten, zur Ueberfahrt nach Westindien, endlich auf einem amerikanischen Schiffe zu verdingen. Man fand nähere Gemeinschaft mit ihm anstößig. Als ich eines Abends den Knaben, im Hotel des Indes, mit mir an die Wirthstafel genommen, stand ein amerikanischer Kapitän im Begriff, voll Abscheu's den Tisch zu verlassen, hätt' ihn nicht seine verständigere Gattin leise von der Albernheit abgehalten. Der stolze Ekel ennetmeerischer Republikaner vor farbigen Mitmenschen ist bekannt. Europäern dünkt das Vorurtheil mit Recht lächerlich, oder empörend. Aber doch ist ihnen, bei all ihrer vermeinten Losagung von Vorurtheilen, der Unterschied zwischen adlichem und unadlichem Geblüt; oder der

*) Er ist in Deutschland durch seine sogenannten „Seemanne", und deren treue Schilderung des Lebens und der Sitten auf dem Meere, nicht ganz unbekannt. Im ersten der von ihm erschienenen Romane „Le Negrier" spielte er noch, in der an mich gerichteten Zuschrift, auf meine damalige Begeisterung an.

Glaube an Selbstentehrung durch sogenannte Mißheirathen u. dgl. m. weder lächerlich noch empörend. Ragen sie wohl einen Zoll höher aus dem mittelalterischen Meynungssumpf hervor, als jener Amerikaner? Fürwahr, unsre Amerikaner und Europäer, stolz auf Bildung, Wissenschaft, Kunst und Christenthum, scheinen mir mit ihrer gleisnerischen Gesittung ohne Sittlichkeit, ihren kriegskünstlerischen Völkerzerfleischungen, ihren völkerrechtsmörderischen Staatsmarimen, noch immer nicht um Vieles weiser und selbst christlicher zu seyn, als vor zwei- bis dreitausend Jahren die feine Welt des heidnischen Athens und Roms!

Nach gelungener Einschiffung des jungen Westindiers, trieb ich mich noch manchen Tag, und jeder ward ein Festtag, längs den Gestaden des Meers im Havre, in Fecamp und Dieppe umher, und trat erst wieder in das prosaische Wellleben zurück, als ich dem alterthümlichen Rouen entgegen reisete. Im Vorplatz des Eilwagens befand sich neben mir, mit seiner Gemahlin, ein Mann von Bildung und Gewandtheit; Gesandter einiger kleinen Fürsten Deutschlands an Karls X Hofe; vertraut mit den Zuständen dieses Hofes, der nicht an das neunzehnte Jahrhundert glaubte; und eben so vertraut mit den Zuständen der „großen Nation", die weder Freiheit noch Knechtschaft ertragen kann*). Er wahrsagte mir mit Bestimmtheit die Wiedererwählung jener Männer in die Deputirtenkammer, welche dem Monarchen erklärt hatten, daß sein Mißtrauen gegen das Volk in diesem einen Gegenklang des Mißtrauens wachgerufen habe; wahrsagte sogar nahen Ausbruch des in Millionen gährenden Zorns.

Von jeher erlaubt' ich mir, bei Wetterpropheten und bei deren politischen Kollegen, ein wenig ungläubig zu seyn. Doch die Juliuswoche mit ihren Donnerschlägen belehrte mich des Bessern vom Seherblick meines angenehmen diplomatischen Reisegefährten. Es ist merkwürdig, daß man von unten deutlicher nach oben sieht, als oben, vom

*) Man nannte mir nachher seinen Namen; Fabricius, glaub' ich, hieß er. Falls er dieser Zeilen ansichtig wird, mögen sie ihm die angenehmen Stunden danken, die er einem unbekannten Reisegenossen dankte, nach welchem er sich damals bei diesem selber so gütig erkundigte.

Thron herab, nach unten! **Karl X**, wie einſt ſein Namensvorfahr, **Karl IX**, von herrſchluſtigen oder glaubensſtolzen Prieſtern und ruhmloſen Söhnen ruhmreicher Ahnen umringt, ſah Frankreich nicht mehr in Frankreich, ſondern nur in ſeiner Camarilla; und das Murren des geſammten Volks verklang in den Vorzimmern und Sälen ſeines Palaſtes zum fernen dumpfen Toſen eines lärmeriſchen Pöbels, der zur alten Zucht zurückgeveitſcht werden müſſe. Er ſchleuderte in böſer Stunde den ſechsfachen Blitz ſeiner Ordonnanzen durch die gährende Maſſe. Eine Flamme aber fuhr von ihr auf und zerſchmetterte den Thron der Bourbonen zum andern Mal.

3.

Rückblick in die reſtaurirten Übel der Politik.

Der Schlag erdröhnte weit durch den Welttheil. Seit anderthalb Jahrzehnden hatte, wie in Frankreich, in andern Ländern die Selbſtſucht geiſtlichen und weltlichen Kaſtenthums eine Fülle des Zündſtoffs zuſammengehäuft. Zwar, als Europa, nach **Napoleons** Verbannung ins Elend von St. Helena, zum erſten Mal wieder frei hatte aufathmen können, war ein ſchöner Augenblick gekommen; der Augenblick freudigen Hoffens eines der Menſchheit würdigen Zeitalters. Könige hatten für Völkerglück einen „heiligen Bund“ geſchloſſen. Dankbar wurden Zuſagen gegeben, das unermeßliche Opfer von Blut und Gold der Nationen für Thron und Vaterland, mit freiſinnigern Stiftungen, und erweiterten Rechten der Bürger, zu vergelten.

Doch die Gelübde, einſt in Tagen der Noth, oder im Wonnerauſch der Erlöſung, gethan, empfingen unvermuthet neudiplomatiſche Auslegungen, und die Verheißungen gingen zögernd, kärglich, oder gar nicht, ihrer Erfüllung entgegen. Man bangte vor dem wachgewordnen Selbſtgefühl der Nationen, und bemühte ſich, zur Beruhigung der Staaten, jenes Selbſtgefühl allgemach wieder einzuſchläfern. Die warnende Orakelſtimme des Schickſals war ſelbſt von gerühmten Staatsmännern nicht verſtanden worden. Ihre Politik ſprach wohl von ſtaats-

ihrer hundert thätig, das göttliche Wort weiter zu verbreiten. Nicht minder glücklich sind die Herrnhuter in ihrem Wirken zu Basse-Terre auf St. Kitts (seit 1774); zu Saron auf Barbados (seit 1765), wo der Statthalter Kodrington, in der Mitte vorigen Jahrhunderts, dreißigtausend Pfund Sterling an Ländereien zur Anlegung einer Bildungsanstalt von Missionarien ausgesetzt hat; zu St. Johns, Gracehil und Gracebai (seit 1756), auf Antigua u. s. w. gewesen.

Neben den Herrnhutern waren die wesleyschen Methodisten in Westindien, besonders auf den britischen Inseln am regsamsten. Sie hatten (seit 1788) auf den Bahama-Inseln und zu Trinidad ihre bleibenden Sendorter; auf letzterm Eilande neben den katholischen Pfarrern, die, aus spanischer Zeit noch, unter dem Namen Missionarien, in den acht Dörfern der eingebornen Indianer wohnen. Auch die Insel Grenada versahen sie (seit 1788) mit Bekehrern, desgleichen St. Vincent, die schwedische Insel St. Barthelemi (seit 1788), die gebirgige Dominica, Antigua u. s. w. Letzteres Eiland enthielt ihre blühendste Sendanstalt, zu der (1817) bei eilftausend Seelen gehörten.

Auf den dänischen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Juan begannen die Herrn-

bürgerlicher Gleichheit der Pflichten, aber auch von Wiedergeburt mittelalterischer Privilegien und Hochherrlichkeiten hervorrechteter Stände; von napoleonischer Centralisirungskunst, neben Flor materieller Interessen. Leisen Schrittes kehrten Gespenst und Gespinnst aus den alten Gräbern voriger Zeiten zurück. Die Aristokratie ermahnte zum Schmieden einer starken „Adelskette"; die Hierokratie an Errichtung sicherer Glaubensbollwerke und an Wiederbevölkerung der Klöster. Jesuiten, vom heiligen Vater in die Welt zurückgerufen, siedelten sich unvermerkt von Land zu Land an. Wunder, zur Pflege des Aberglaubens, wurden gefeiert oder geduldet. Ein Bauer, Martin Michel, ein Prinz von Hohenlohe, wetteiferten wunderthätig, Kranke in hundert Meilen weiter Ferne mit Gebet zu heilen. Die Pfennige der heil. Philomele wurden gangbare Glaubensmünze. Bücher-Censorey prägten dienstbeflissen Wahrheit zum Irrthum, und Irrthum zur Wahrheit. Mysticismus ward Modeton in der Philosophie; frömmelnde Romantik, in der Poesie; pietistisches Sektirerthum, im großen Haufen der Bildungsärmern.

Auch in der Schweiz wurde der Spielraum freiern Strebens zum Bessern in allen Kantonen, von Jahr zu Jahr, enger beschränkt. Schon hab' ich der mißlungenen Schöpfung eines Bundesvertrags von 1815, und der aristokratischen Staatsformen, mit demokratischer Vergoldung, früher erwähnt. Loyola's Jünger erschienen im Wallis, dann zu Freiburg im Uechtland; erst in Demuth, dann mit Pomp, als bewährte Schildwachten der Altäre und Rathsherrnstühle. Verrechte und Maximen von Familien- und Priesterherrschaft ertrotzten neue Gültigkeit. Selbst ehmalige Freiheitshelden der Revolutionszeit, durch Ehr- oder Habsucht bekehrt, thaten Buße und wurden streitsame Schildknappen des alten und neuen Patrizier- und Mönchthums. Extreme, weiß man ja, berühren sich ohnehin leicht. Ist die rothe Jakobinermütze einmal, vom Alter, schwarz, und das schwarze Jesuitenbaret, vom Alter, roth geworden, sehn sie einander, zum Verblenden, ähnlich.

Wie allenthalben, so geschah auch im Aargau. Dieser Aargau ist ein winziges Pünktchen auf dem Erdenrund. Es ist kaum der

Mühe werth, zu sagen, welchen Schlamm der über Europa gegangene trübe Strom einer restaurirenden Politik auch hier absetzte; oder, wie ich und manch Andrer von Muth und hellem Sinn, sich, vergeblich ihm entgegen, abmühete, als könnten Ameisen das Meer eindämmen. Aber dieser kleine Freistaat war doch meine Heimath, der ich zunächst dienen sollte; ich saß doch in den Reihen seiner Gesetzgeber! Darum darf ich mir erlauben, ein Paar Worte darüber zu verlieren, wenn es auch nur, wie ein französischer Witzkopf sagen würde, die Geschichte eines Orkans in einem Glase Wassers betrifft. — Mit Wenigen vereint, half ich treulich gegen Anmaßungen der besoldeten „Landesväter", oder „Landesherrn", wie sie sich gern betiteln hörten, Opposition bilden. Wir kämpften gegen einschleichendes Gönnerschaftswesen und Repetismus; gegen unrepublikanische Titel- und Ordenssucht; gegen ungleiche Vertheilung öffentlicher Lasten; gegen ungemessene Forderungen der römischen Curie und vieles Andre, heut nicht mehr des Nennens werth.

„Es sieht mir in der Welt aus," sagt' ich damals zu Ittner*): „als wolle das zehnte Jahrhundert schlechterdings wieder zum Durchbruch kommen. Der Kampf ist groß. Auf Schlachtfeldern wird jetzt nicht soviel entschieden, als mit Feder und Dinte. Ist aber Dinte genug verspritzt, könnte die Reihe wieder ans Blut kommen. — Wir wollen jedoch dem Himmel und der Erde zum Trotz, gutes Muthes bleiben in secula seculorum."

Ich blieb wirklich gutes Muthes. Gleich den Stimmen Anderer, fanden auch meine Worte im Schweizervolke noch Wiederklang; sey es, wenn ich in Versammlungen der helvetischen Gesellschaft öffentlich sprach; oder in Blättern des Schweizerboten gesunden Menschenverstand predigte. Man machte mir dafür freilich von Seiten derer, die sich Conservative nannten, weil sie für sich das Bessere, für Andre das Schlechtere conserviren wollten, allseitigen Krieg. Weil mich aber freundliche Schmeichelei so wenig, als Schimpf und Spott in Ueberzeugungen ändern, noch weniger zum Knecht der Tagesmeynung

*) Schreiben vom 16. Jänner 1819.

machen konnten: erachteten „Bürgermeister und Kleiner Rath des Standes Aargau", mir ihre Ungnade bemerkbar zu äußern. Als ich einst im großen Rathe, Namens einer Commission, über die Staatsrechnung Bericht erstattete, und, neben andern Verwaltungsmängeln, auch den Mangel weiser Sparsamkeit zu rügen hatte, wandten sie die weise Sparsamkeit sogleich in Verminderung meines geringen Gehalts und desjenigen einiger weniger andern Beamten an. Ich fand zwar nicht ihre Gründe dafür, aber die Sache selbst sehr löblich; und erbot mich sogar, dem Staate unentgeldlich zu dienen, wenn die Regierungsglieder, auch nur den vierten Theil ihrer Besoldungen, dem Bedürfniß des Landes zum Opfer bringen wollten. Vermuthlich schien ihnen solche Großmuth etwas übertrieben. Sie änderten den Sinn und ließen jedem, so auch mir, den ungeschmälerten kleinen Gehalt.

Nachher unterwarfen sie meinen Lichtträger, den „Schweizerboten", gar gestrenger Censur, die mit unbarmherziger Federwillkür zuweilen ganze Seiten strich. Ich ließ die Censurlücken offen. Das leere Papier ward für das Volk belehrender, als das mit Worten gefüllte; und kein Gesetz untersagte dem Buchhändler, weißes Druckpapier in Umlauf zu setzen.

Endlich erschien für die mir zürnenden Machthaber ein besserer Anlaß, den Verlust ihrer Huld zu äußern. Ein, mit hoher Censurbewilligung, vom Schweizerboten aufgenommener Artikel des vorzüglichen Rechtsgelehrten Casimir Pfyffer von Luzern, über Zustände im Kanton Schwyz, hatte Neugier, oder Wißbegier der Regierung dieses kleinen Kantons nach dem Namen des Einsenders erregt. Sie wandte sich also mit Anfrage deshalb an den kleinen Rath des Aargau's, der dienstgefällig, ohne Zeitverlust, das Bezirksgericht außerordentlicher Weise versammeln ließ, mich zur Nennung des Namens anzuhalten. Das Gericht trat nicht ein, weil durchaus keine Anklage, nur eine bloße Anfrage, vorhanden war. Die Regierung aber, ohne Appellation zu ergreifen, übergab dem Appellationsgerichte den gleichen Auftrag. Und diese höchste Justizbehörde des Landes, gefügiger denn eines ihrer Untergerichte, schlechterdings ohne Kenntniß der schon vorangegangenen Verhandlung; ohne mich auch nur vorzubescheiden; mit

Uebergehung aller Formen; mit Verletzung des Gesetzes, auf dem die Behörde selbst beruhete, verurtheilte mich, ohne Anrufung eines Gesetzes für solchen Fall, den Namen des Einsenders zu nennen; aber hinwieder verfällte sie, seltsam genug, die Regenten in Zahlung der gerichtlichen Kosten. So stand es mit damaliger Justizpflege! Gehorsam dem Spruch, nannte ich den Namen, welchen ohnehin schon jedermann wußte. Ich legte aber sämmtliche Stellen, die mir von der Regierung anvertraut waren, nach solcher Regierungsthat, nieder. Ich schämte mich, einer ihrer Beamten zu seyn *). Vielleicht wär' ihr willkommner gewesen, ich hätte auch meinen Sitz im großen Rath oder, der Schweizerbote hätte seinen Wanderstab verlassen. Auf diese Art ward mein Vorsatz, mich im sechszigsten Jahre ämterfrei zu machen, früher vollstreckt, als ich bestimmt hatte.

Wachsendes Verderben durch stolzes Herrnthum in den meisten Schweizerrepubliken, und Fruchtlosigkeit alles Gegenstrebens von rechtschaffenen Männern in fast sämmtlichen Kantonen, reizte zu immer allgemeinerm Mißmuth. Der unwillige Volksgeist fing allmälig an, hie und da sogar in die gesetzgebenden Versammlungen einzuwirken. Ehe noch der Pariserwelt die Nähe ihrer blutigen Juliuswoche ahnen konnte, regte sich in der Schweiz schon ernster Wille, dem eingerissenen Unwesen Schranken zu baun. Die großen Räthe im Tessin und Waatlande, in Luzern und Zürich waren (1829) die ersten, welche Hand an Verbesserung ihrer Staatseinrichtungen legten; doch schüchtern und mit mächtigem Widerstand ihrer Regenten.

*) Es geschah im Sommer des Jahres 1829. Ich berühre diese Kleinigkeiten, nur um den Zustand der Schweiz (in andern Kantonen ward es mitunter noch übler getrieben), in jener Zeit zu schildern; und keineswegs aus Groll gegen Personen. Daher nenn' ich keine Namen derselben. Mit den über diese lächerliche Geschichte zwischen der Regierung und mir gewechselten Briefen mache' ich spätrechin meinem Freunde, dem nachmaligen Obergerichtspräsidenten K. R. Tanner, von Aarau (auch durch seine kleinen Dichtungen in der deutschen Literatur nicht unbekannt) ein Geschenk.

1.

Eine Scene im Rathssaal.

Nachdem aber im folgenden Jahr Frankreich, voll gerechten Zorns, das Joch zertrümmert hatte, welches ihm, von den Händen der alten Adelschaft und des hohen Priesterthums, bereitet war; und als die gewaltige Erschütterung des ganzen europäischen Abendlandes einen Riß in den heiligen Bund gesprengt hatte, ward auch der Ruf nach freiern Zuständen in den gewerbs- und bildungsreichern Kantonen der Eidsgenossenschaft stärker. Sie sind, mit Land und Volk, der größere Theil der Schweiz. Die kleinen Hirtenländer im Innern des Alpengebirgs, arm, kaum mit denjenigen öffentlichen Anstalten versehn, die einem Staatswesen unentbehrlich sind; nur einfachen Bräuchen ihrer Vorfahren folgend, blieben, unter der Hut ihrer weltlichen und geistlichen Obern, unbewegt.

Längs dem Jura, vom Bodensee bis zu den Ufern des Leman, erscholl das Losungswort: „Verfassungsreform!“ Man forderte Trennung der höchsten Staatsgewalten und Controle derselben; Nichtlebenslänglichkeit der Aemter; Verantwortlichkeit der Regierungsbehörden; Abschaffung erblicher Vorrechte; staatsbürgerliche Rechtsgleichheit; Freiheit der Presse, des Handels und Gewerbes. Es wandten sich größere und kleinere Volksversammlungen deshalb, in ehrerbietigen Zuschriften, an ihre Landesobrigkeiten.

So geschah auch im Aargau, wo man immer noch der vernichteten Mediationsakte, wie eines geliebten Todten gedachte, dessen Fehler man über seinem Grabe vergessen hat. Die Regierung beachtete Bitten und Warnungen der Bürger nicht. Durch schmeichelnde Amtsberichte der Angestellten, oder durch persönliche Eigenliebe getäuscht, beredete sie sich gern, Alles sey ohnmächtiges Getriebe ehrgeiziger Stellensucher, demagogischer Wühler und politischer Schwindelköpfe. Zufällig war im Aargau das Jahr 1830 aber auch der Zeitpunkt, in welchem das Volk, verfassungsgemäß, einmal wieder nach zwölf Jahren, Abgeordnete in den großen Rath der Gesetzgeber wählen sollte. Diese Wahlen

wurden nun vom Volk verweigert; wiederholte Aufforderungen des kleinen Rathes nicht mehr gehört. Sein Sträuben gegen den Wunsch des Volks vermehrte den Ungestüm desselben. Man pflanzte zum Zeichen der Lossagung vom bisherigen Grundgesetz, Freiheitsbäume. In den Umgegenden der Klöster, den Bezirken längs dem Reußstrom, rüstete man sogar bewaffneten Widerstand. Die Regierung, vorher zu furchtlos, nun zu furchtsam, versammelte eilends den großen Rath und schlug vor, eine durchs Volk zu wählende konstituirende Versammlung, d. i. einen Verfassungsrath, aufzustellen.

Im Rathssaal herrschte, bei Verlesung des Dekretsentwurfs, statt sonstigen Geräusches, ängstliche Stille. Kein Redner dafür oder dawider erhob sich. Einer blickte verlegen den Andern an; oder starrte stumm auf das Blatt des gedruckten Entwurfs, als wollt' er darin seine eigne Zukunft lesen. Das peinliche, anhaltende Schweigen zu endigen, nahm ich endlich das Wort; dankte dem kleinen Rathe für Geneigtheit, zur Erfüllung des allgemeinen Wunsches, Einleitung treffen zu wollen; aber verhehlte nicht, daß der Hauptgedanke des Entwurfs meine Erwartungen überschreite. Denn in der That schien gefährlich, bei schon aufgeregter Stimmung des Landes, das Reformwerk, statt dem gesetzgebenden Rathe, einer aus dem Volke hervorgerufenen eignen Behörde zu übergeben*). Doch der Regierungsantrag war leider kein Geheimniß mehr; und Widerspruch dagegen wäre zu spät nun gewesen. — Nach mir ermannten sich Andre; sie sprachen gleich mir. Die Regierung erntete Beifall. Es ward, wie üblich, eine Kommission ernannt zur nähern Prüfung des entworfenen Beschlusses, und dieser sogleich in zahllosen Exemplaren unter die Menge der Neugierigen vertheilt, welche vor dem Rathhause, aus allen Landesgegenden zusammengeströmt waren. Die frohe Botschaft klang durch Städte und Dörfer, von Zufriedenheit und Jubel der Einen, von schweren Befürchtungen Andrer begleitet. Nirgends aber weiter Störung der öffentlichen Ordnung.

*) In andern Kantonen hatte man das Reformgeschäft weislich den gesetzgebenden Räthen anvertraut, bis das Beispiel des Aargau's, auch die Aufstellung von Verfassungsräthen überall nach sich zog.

Als aber jene Kommission ihren Bericht erstattete, als sie den Dekretsentwurf dahin abzuändern vorschlug, daß dem großen Rathe die Arbeit des Verfassungsrathes zur Prüfung und Verbesserung vorgelegt werden müsse, erschrack ich. Im Volke herrschte schon die Zuversicht: der erste im Lande verbreitete Entwurf habe seine volle Gültigkeit. Umschaffung desselben mußte jetzt die Wirkung betrogner Erwartungen, größere Beargwohnung der obern Behörden, zur Folge haben, vielleicht Unruhen, Widersetzlichkeiten, Anarchie. Ich sprach diese Besorgnisse offen aus; und warnte und beschwor die Versammlung davon abzustehn.

Zu meinem nicht kleinen Erstaunen brach die Mehrheit des gesammten Rathes im ungebundensten Zorn wider mich aus. Ein Redner erhob sich um den andern, nicht zum Widerlegen, sondern seinem Eifer harsch und barsch den Zügel schießen zu lassen. Man überströmte mich mit Vorwürfen, Spottreden, selbst entehrenden Verdächtigungen. Ich hieß Aufwiegler. Nie im Leben hatt' ich bisher dergleichen unmittelbar persönlichen Schimpf erlitten; und nie vorher war in dieser Behörde der Anstand in solchem Grade verletzt worden. Ich hörte mit aller Gelassenheit die Beleidigungen an; vertheidigte ruhig dann noch einmal meine Ansicht, und als die Mehrheit dennoch den gefährlichen Antrag der Kommission zum gesetzlichen Beschluß machte, gab ich nur meine einfache Verwahrung vor möglichen bösen Folgen desselben, zu Protokoll. Etwa zwanzig bis dreißig Mitglieder schlossen sich dieser Verwahrung an.

Seit dem ward ich durch ein seltsames Spiel oft ganz geringfügiger Zufälle, wie von einem unsichtbaren Netz umstrickt, und machtlos in einen Strom von Ereignissen hineingerissen, die ich weder vermuthen, noch wünschen, noch hemmen konnte. Ein achtungswerther Rechtsgelehrter, Mitglied der Versammlung *), ersuchte mich, bald nach meiner Erklärung, ihn für einige Augenblicke zu traulicher Besprechung in die Gartenanlagen zu begleiten, welche das Gebäude

*) Herr Doktor Bertschinger von Lenzburg.

des Raths umringen. Kaum verließ ich mit ihm den Sitzungssaal, entstand Verdacht, ich entschlage mich absichtlich fernerer Theilnahme an allen Verhandlungen. Die, welche meiner Verwahrung beigetreten waren, verließen ebenfalls den Saal. Wegen so entsprungener unvollständiger Zahl der Anwesenden mußte die Sitzung aufgehoben werden. Dies Mißverständniß bestärkte den sehr ungegründeten, ich möchte sagen, den albernsten Argwohn wider mich.

Kaum acht Tage später aber erfolgte ein beinah allgemeiner Aufstand des Volks gegen das Werk des gesetzgebenden Rathes. Der bewaffnete Landsturm fast von allen Landesbezirken zog, mit strenger Mannszucht, ohne Widerstand, gegen Aarau und in die Stadt ein. Keine Person, kein Eigenthum ward durch ihn verletzt: er forderte nur den Wiederruf jenes Beschlusses *). Der große Rath, neu versammelt, widerrief erschrocken; die gesetzliche Ordnung stellte sich wieder her; aber nicht mehr das Vertrauen auf Regierung und gesetzgebenden Rath.

Obwohl ich fürwahr nicht früher, als jeder Andre, den Ausbruch einer Insurrektion vernommen hatte; die verschiednen Anführer derselben nicht einmal kannte, noch weniger in Verkehr mit ihnen gewesen: galt ich dennoch fortan in den Augen der gegnerischen Partei, wie Urheber und geheimer Lenker aller gewaltsamen Bewegungen. „Er hat," hieß es: „um Alles gewußt! er hat den Sturm daher schon drohend vorher verkündet; nun ihn rachsüchtig losgelassen!" Dies Geschrei schuf mir hinwieder im Volke sehr unverlangte Bedeutsamkeit. Ich wurde zum Mitgliede des Verfassungsrathes, dann von diesem selbst zu dessen Vizepräsidenten, der Anführer aber des Landsturms **), zum Präsidenten erwählt. Und diese Auszeichnung, man wußte nicht, wie unlieb sie mir war, drückte jeder wider mich ausgestreuten Lüge ein falsches Siegel von Wahrheit auf.

*) Es geschah jener Aufstand am 6. Dezember 1830.

**) Herr Heinrich Fischer, Gastwirth in Meerenschwand, ein schlichter, sehr redlicher Republikaner, nicht ohne Bildung, durch keinerlei Ehrgeiz wie die Folge zeigte, sondern durch Volksliebe zu seiner Rolle im allgemeinen Aufstand getrieben.

Allerdings, hatt' ich, ohn' Unterlaß, für Recht und Würde des Volks, wider deſſen scharfsinnige, oder schlaufinnige Ueberwortheiler, und für menſchlich-edlere Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft wider diejenigen gerungen, welche ſie zum Fußſchemel ihrer Ichheit wollten. Aber was ich gethan, war nur vermittelſt Belehrung und Aufhellung des Volksgeiſtes und auf Wegen verſucht worden, die kein Geſetz verbeten hatte; nie durch Aufforderung zu Meutereien, oder durch Theilnahme daran. Ein geiſtig freies Volk wird von ſelbſt endlich zum bürgerlich-freien. Zu verworfenen Mitteln greift nur, wer verworfene Abſichten nährt, oder blinde Verzweiflung.

Politiſcher, wie religiöſer, Fanatismus kennt jedoch keine Duldung. Der Wahnſinn träumt ſich, es beſſer zu verſtehn, als Gott; und will, zu deſſen Ehre das vernichten, was durch die Natur eine Nothwendigkeit iſt. Ich ertrug es ſchweigend, bald ärgerlich, bald lachend, wenn der Parteigrell ſeine Geſchoſſe gegen mich abdrückte. In Poeſie und Proſa, in Parabeln und Fabeln, ward ich, fortan, als höllischer Heros, als Abgrundſchlange, zur Schau geſtellt. Von der Kanzel herab mit geiſtlicher Zornruthe gezüchtigt. Man drohte mir in anonymen Briefen Meuchelmord; ſchickte mir nebſt Schmachverſen, ein feines Fläſchlein mit helvetiſchen Revolutionsfarben; und ein im Tageslärmen völlig verrückt gewordner Menſch umſchlich ſogar meine Wohnung, mit dem Vorſatz, das Gebäude in Brand zu ſtecken*). Zuweilen, ich läugn' es nicht, ſtand ich entrüſtet ob ſo vieler Beſtialität; zuweilen voll Schmerzes, mich noch verkannt zu wiſſen, den man ſo lange gekannt; und den, der in ſeinem Lebenslauf jede Schandthat verabſcheut hatte, nun einer jeden fähig zu halten. Doch dergleichen Aufwallungen waren ſchnell gedämpft. Nichts leichter, als denen

*) Der Unglückliche geſtand es ſelber ein, nachdem er in die Wohnung des Oberſten Georg Hunziker zu Aarau eingedrungen und in dem Augenblick ergriffen war, da er dieſen, als einen freiſinnigen Mann, mit gezucktem Meſſer ermorden wollte; denſelben Mann, der nebſt dem Major Karl Herosé, Gründer der vorzüglichen Gewerbſchule von Aarau geweſen, und dazu das wahrhaft fürſtliche Geſchenk von mehr denn 100,000 Schweizerfranken gegeben hatte. Der Wahnſinnige wurde ins Irrenhaus nach Königsfelden gebracht.

verzeihn, die von Leidenschaft übereilt, oder vom augenblicklichen Schein betrogen, an uns irre geworden sind. Ich erhob keine Klage; stellte keine Nachforschungen an, und vertraute fest: die Zeit, deren aufgewühlter Strom mich mit Unflath besudelte, werde, wenn er einst klarer fließe, mich wiederum rein waschen.

3.

Neue Dornen.

Auch sogar noch von Basel her muß' ich, in derselben Zeit, eine Zielscheibe des Parteifluchs werden. Der Reformstreit hatte dort Stadt und Land geschieden, und, was in keinem andern Kanton geschehn war, einen Bürgerkrieg entflammt. Städte und Gemeinden des Landes hatten vollständige Rechtsgleichheit aller Bürger der Republik begehrt, die Hauptstadt sie aber verweigert. Ich war, man wird mir's wohl glauben, daran sehr unschuldig, wenn mir allenfalls nicht Ueberzeugungen und allgemeine Wahrheiten zur Sünde gerechnet werden sollen, die ich bekannte, wie jeder Andre die seinigen. Mein Verbrechen lag eigentlich darin, daß ich achtbaren Männern der Landschaft, von Zeit zu Zeit, Spalten des „Schweizerboten" zur bescheidnen Vertheidigung ihrer Personen, oder ihrer Sache einräumte, weil die öffentlichen Blätter, oder besondern Flugschriften der Stadt Basel, mit aller Freiheit, Klagen und Beschuldigungen gegen die Anmaßungen des Landvolks durch die ganze Schweiz in Fülle ausstreuten. Ich hielt es für Pflicht, Unterdrückten, die ohne Mittel waren*), ihre Rechtfertigung vor den Eidsgenossen zu führen, nicht das zu versagen, was ich für Freiheit der Meynung gewähren konnte.

Nun entstand alsbald Geschrei, ich sey der Stadt Basel erbitterter Feind. Meine vormaligen Freunde daselbst verwandelten ihre Liebe in Haß. An mich gerichtete Briefe wurden ohne Scheu

*) Der jetzige Kanton Baselландschaft besaß damals noch keine eignen Zeitungen und Buchdruckereien, wie gegenwärtig.

huter die Negerbekehrung schon im Jahr 1732. Vorher war dafür nichts gethan. Ein Deutscher, Leonhard Dober, verließ zuerst Herrnhut, und begab sich zu Erfüllung des heiligen Zwecks, arm, ohne Mittel, ohne Sprachkenntniß, nach St. Thomas, Sklaven ins Christenthum einzuweihen. Ihm folgten andere in die übrigen westindischen Inseln Dänemarks. Oldendorp, in seiner Missionsgeschichte der evangelischen Brüder zu den karaibischen Inseln, erzählt mit großer Umständlichkeit die Menge der Hindernisse, welche hier zu bekämpfen waren. Viele lagen im bösen Geiste der europäischen Herren selbst, viele in der Zerstreuung der Neger auf den zahlreichen Pflanzplätzen; die größten aber in der Mannigfaltigkeit der Sprachen. Die Schwarzen stammten von ganz verschiedenen Nationen ab. Die Gebieter derselben waren Dänen, Franzosen, Holländer, Deutsche, und von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Die Katholiken bezeugten den größten Widerwillen, ihre heidnischen Neger durch Protestanten im Christenthum unterweisen zu lassen. Vielmals waren die Missionarien in Lebensgefahr, nicht durch Neger, nein, durch die christlichen Weißen.

Inzwischen bewirkte doch die Standhaftigkeit der Herrnhuter, daß im Jahr 1755 eine königliche Verordnung das Bekehrergeschäft erleichterte, Be-

erbrochen *). In Zeitungs-Pasquillen und Karikaturbildern, gab man mich auf den Gassen Basels dem Hohngelächter preis. Oeffentlich, und es wird gesagt, selbst in der Versammlung des dortigen großen Raths, ward ich, als das Mitglied eines von Frankreich besoldeten geheimen Ausschusses bezeichnet **), welcher in der Schweiz die politischen Umwälzungsarbeiten zu leiten habe. Das Alles jedoch hinderte keineswegs die Regierung, oder die Häupter derselben, sich dann an mich zu wenden, wann es um Abwendung wirklicher oder scheinbarer Gefahr ihrer Stadt zu thun war. So großes Vertrauen und ein so edles, bewahrte man mir doch noch! Eines Nachts mußt' ich das Bett verlassen, um ein Mitglied des Basler Raths anzuhören ***), welches mich beschwor, das Anrücken eines Landsturms aus mehreren Kantonen, durch mein Machtwort, abzuwehren. Anfangs hört' ich seine Rede mit Erstaunen, dann mit Lachen. Es gelang nur mühsam, ihn durch wiederholte Versicherungen zu beruhigen, der gefürchtete Landsturm werde gar nicht erscheinen. Ich hatte damals gut prophezeien, weil ich, gleich Kartenschlägern, Zigeunern und Traumdeutern, von Freund und Feind allweg befragt und unterrichtet wurde.

Denn wirklich hatten, ein Paar Tage vorher, mich einige für Volksfreiheit begeisterte, junge Männer, vom Vorhaben solches Heerzuges in Kenntniß gesetzt und darüber berathen. Ich kannte Keinen dieser Fragen; außer demjenigen, der sie bei mir eingeführt hatte. Der Landsturm sollte aus den Kantonen Thurgau, Appenzell, Zürich und Aargau hervorgehn. Klüglich verbarg ich den Widerwillen gegen solch ein verderbenschwangres Unternehmen, versuchte aber, mit Be-

*) Ich erzählt mit einem Scherz. Als mir ein Brief von Troxler, zu der Zeit Professor an der Hochschule zu Basel, erbrochen und mit dem großen Polizeisiegel wieder geschlossen, angekommen war, beantwortete ich den sehr unschuldigen Inhalt desselben eben so unschuldig in den Blättern des „Schweizerboten" öffentlich, um der Polizei die Mühe des Erbrechens und Wiederversiegelns zu ersparen.

**) Dessen übrige Mitglieder der edle Paul Usteri, Emanuel Fellenberg, Caspar Pfaffer, und der Philosoph Troxler seyn sollten. Ich bekam mich wenigstens in ganz ehrenwerther Gesellschaft.

***) Herrn Gedeon Burckhardt (am 14. Jänner 1831).

nutzung ſokratiſcher Methode, ſie davon abwendig zu machen; erkundigte mich, bevor ich ein Urtheil fällen könne, nach den vorhandnen Mitteln zum Zweck: ob das aufgebotne Volk auch eben ſo bebarrlich, als zahlreich ſeyn, und bei übler Witterung des Winters, fern von der Heimath, im Schnee, Regen und Froſt, bei Krankheiten, Mangel und andern Mühſalen, lange genug in Belagerung einer befeſtigten Stadt, ausdauern werde? Woher für die buntbewaffnete Menge Proviant, Zeltgeräthe, Munition, Belagerungsgeſchütz bezogen werden ſollten? Ob erfahrne Offiziere die ungeordneten Haufen leiten würden? Ob für Aerzte, Wundärzte, Feldapotheken u. ſ. w. Sorge getragen ſey? — Ich empfing Antworten, welche die Verlegenheit nicht verhehlten. Und dies und Anders endlich, in kühler Berathung wohl erwogen, ſtanden die jungen Männer vom unbeſonnenen Wagniß ab.

Wenige Wochen ſpäter ward ich abermals, von Baſel aus, mit einer neuen Sendung betraut*). Man wollte vernehmen, wie die abtrünnige Landſchaft wohl auf glimpfliche Weiſe an die Stadt zurückzubringen ſey? ob ich dazu Hand bieten könne? Eine wahre Doktorfrage! Denn ſchon war leider Bürgerblut vergoſſen; ſchon die Kluft zu weit auseinander geriſſen, um leicht und ſchnell wieder ausgefüllt zu werden. Doch meint' ich, bis die Zeit ſelbſt das Ausfüllungsgeſchäft vollenden werde, ließe ſich wohl eine Rettbrücke ſchlagen. Ich rieth an, bei geſonderter Haushaltung von Stadt und Landſchaft, einſtweilen Gleichförmigkeit des Gerichts- und Polizeiweſens, und Ungetrenntheit des Staatsvermögens unter gemeinſchaftlicher Oberaufſicht, beizubehalten; eben ſo auch, durch Zuſammentritt von Männern gemäßigter Denkart beider Landestheile, allgemeine Angelegenheiten des Kantons und der Eidsgenoſſenſchaft zu behandeln. So würde man, hoffte' ich, wenigſtens für allmälige Beruhigung und Ausſöhnung der Gemüther, Friſt gewinnen. Der Vorſchlag ſchien nicht unzweckmäßig; ward in Baſel aber, wie ich nachher vernahm, dem Ueberbringer übel verdankt; während einer der einflußreichſten Männer der Landſchaft

*) Am 30. Januar 1831. Der Abgeordnete war Herr Oberſt Braun von Baſel, dem, statt ſchriftlichen Kreditivs, mein Freund Löchlin, Fabrikherr zu Lörrach, beigeordnet war.

ſich dem Gedanken nicht abhold zeigte. Der Starrſinn der Stadt aber, welcher nachher ähnliche Vermittlung der Eidsgenoſſenſchaft von ſich wies, und lieber Bürgerkrieg fortſetzte, brachte zuletzt gänzliche Scheidung des Kantons in zwei ungleiche Hälften herbei*).

---

a.

Im Verfaſſungsrath.

Unterdeſſen ging auch zu Aarau die konſtituirende Verſammlung daran, den in zahlreicher Kommiſſion vollendeten Entwurf eines neuen Staatsgrundgeſetzes zu behandeln**). Es war, wie man leicht denken kann, eine etwas buntfarbige Verſammlung; in Aufwallung des Volks, unter Einzeiſungen der Parteiintereſſen, erwählt. Da ſaß ein ſonderbares Gemenge von Inſurgenten und grollenden Regierungsgliedern, vor mir; Männer aller politiſchen Farben und aller Abſtufungen geiſtiger Bildung. Man las in den Mienen eines Jeden die Entſchloſſenheit, auf dieſer Arena, für ſeine eigne Meynung mit aller Kraft den letzten Kampf durchzufechten. Es war der Kampf ſchlauer Ariſtokraten, ſtürmiſcher Radikalen, oder gemäßigter Liberalen; ſteifer Praktiker und jugendlicher Theoretiker; rohen Prieſterhaſſes und frommer Dummgläubigkeit (Bigotterie); ſpießbürgerlichen Ortsgeiſtes und großartiger Gemeinnützigkeit; ein Kampf, klug und thöricht, gewandt und unbehelfen, geführt. Meine ſehr beſcheidnen Erwartungen vom Ausgang der Berathungen ſanken bald tiefer herab.

Schon in der erſten Sitzung erhob ſich wortreicher Zwiſt über die Frage, ob die Staatsverfaſſung eine Gewiſſensfreiheit gewährleiſten dürfe, und was man unter Gewiſſensfreiheit verſtehe? Oder ob man

*) Zufällig merk' ich auch noch zu bemerken hatte, doch nothwendigen Beſchluß der Eidsgenoſſenſchaft im Jahr 1833, Namens des Standes Aargau, als Geſandter an der Tagſatzung zu Zürich, mitwirken; einem Beſchluſſe, den ich vergebens gehofft hatte, auf friedlichem Wege verhüten zu helfen.

**) Den 21. Jan. 1831.

das katholische und evangelische Glaubensbekenntniß, als Staatsreligion, proklamiren solle? — „Wir dürfen bei uns nicht, ohne Gefahr, allen Sekten Thor und Thür öffnen!“ meynten die Einen. — „Der Staat hat aber kein Recht, auch keine Macht, die heiligsten Ueberzeugungen, die Gott selbst frei läßt, in eine Nationalkirche einzukerkern, und sich ein Volk von Heuchlern zu schaffen!“ entgegneten die Andern. — „In Religionssachen zu große Liberalität würde aber einer christlichen Staatseinrichtung übel anstehn!“ widersprach man von dritter Seite. — „Staatsreligion ist nicht mehr Christusreligion, sondern Zwangsreligion des Stärkern!“ sagt' ich: „Will man katholisches und evangelisches, zweierlei Christenthum; warum nicht auch andre Christenthümer gestatten? Entziehe man wenigstens dem Fanatismus Macht und Recht, Andersgläubige straflos zu mißhandeln. Wer sich wider Gesetz und Sitte vergeht, der falle dem Gerichte anheim! Aber Niemand soll wegen religiösen Glaubens und Meynens verfolgt werden können!“ — Der letzte Satz, den auch schon Andre vor mir empfohlen hatten, ward endlich von einer großen Mehrheit angenommen; aber folgendes Tages, nach erneutem Wortgefecht, schon wieder verworfen.

In einer nachherigen Sitzung, als ich den Vorsitz führte, gerieth man zu einem noch seltsamern Beschluß, kraft dessen Jeder, der nicht „geborner Schweizer“ wäre, von Bekleidung eines Staatsamtes ausgeschlossen seyn solle. Vergebens sprachen die Einsichtsvollern gegen das Unbedingte dieses Grundsatzes, welchem man sogar rückwirkende Kraft ertheilen zu wollen geneigt schien. Wohl 30,000 bis 40,000 Einwohner des, kaum seit drei Jahrzehnden der Schweiz einverleibten, Frickthals waren so wenig geborne Schweizer, als ich, den diese Versammlung doch selber zu einem ihrer Vorsteher ernannt hatte. Als Betheiligter beobachtete ich billig Schweigen. Nachdem ich aber die entscheidende Abstimmung veranstaltet *), die Ausschließung jedes nicht als Schweizer Gebornen von Staatsämtern proklamirt, und die Sitzung

*) Zur Charakteristik dieser konstituirenden Versammlung diene: daß 67 Mitglieder dem Artikel unbedingt beipflichteten; aber 57 ihn verwarfen, und 11 ihre Vermahrung dagegen zu Protokoll gaben.

aufgehoben hatte, erklärt' ich dieser Behörde meinen Austritt von ihrer Mitte. Ich gab freilich damit den Schein gereizter Empfindlichkeit; ergriff aber mit Freuden Anlaß, mich dem gehässigen Parteihader zu entziehn, und durch diesen etwas auffallenden Schritt vielleicht den Verfassungsrath zu bewegen, die große Aufgabe mit angemessnerer Umsicht zu lösen. In der That ward in folgender Sitzung der Beschluß wieder gestrichen. Ich aber, meiner Erklärung treu, erschien nicht wieder in der Versammlung, ungeachtet einer schmeichelhaft dringenden Einladung dazu.

Von da an nahmen die Verhandlungen wirklich würdigern Gang. Das Verfassungswerk empfing, durch Einfluß erfahrner Staatsmänner und einsichtsvoller Bürger, eine Gestaltung, die es den bessern in der Eidsgenossenschaft gleichstellte. Auch ward es, als es dem Volke zur Annahme vorgelegt worden, von der großen Mehrheit desselben, mit Beifall zum Staatsgrundgesetz erhoben. Man schritt dann in Wahlversammlungen zur Wiederbesetzung der öffentlichen Behörden und Aemter, mit Männern des öffentlichen Vertrauens. Auch ich wurde noch einmal in die höchste Landesbehörde, d. i. als Mitglied des großen Rath, gerufen.

Schon lag nun aber das sechszigste Lebensjahr hinter mir. Des früh gefaßten Vorsatzes eingedenk, entsagt' ich der Annahme jeder andern Amtsstelle. Den Sitz in der gesetzgebenden Versammlung ließ ich mir gefallen, und allenfalls Aufträge des Staats, deren Vollziehung von kurzer Dauer war. Einst im siebenzigsten Jahre wollt' ich auch diesem Valet sagen, wenn ich's nicht früher schon dem Erdenleben sagen müßte. Ich fürchtete mich vor dem „Sichüberleben!" Selbst im großen Rathe führt' ich seitdem seltner das Wort; gewöhnlich nur in wichtigern Fällen. Denn es fehlte nicht mehr, wie sonst, an guter Zahl selbstständiger, kenntnißvoller Abgeordneten. Auch die Herausgabe des Schweizerboten überließ ich von nun an den Händen Andrer, welche mit Einsicht, Vaterlandsliebe und Muth, zugleich eine Stellung verbanden, von der sie Bedürfniß und Getriebe der Gegenwart umfassender und klarer überschaun konnten, als ich in meiner freiwillig erkorenen Vereinsamung, der ich mich oft schon entgegengesehnt hatte.

Es war mir anfangs wunderſam in der ſtillen Blumenhalde zu Muthe, nicht mehr täglicher Zeuge vom Schauſpiel jener leidenſchaftlichen Raſereien zu ſeyn, zu welchen verkehrte Religioſität, politiſcher Fanatismus, und Ehrſucht und Rachgier entflammten. So mag ungefähr dem zu Muthe ſeyn, der nach widerwärtiger Seefahrt, unter den Füßen wiederum feſten Boden des Hafens fühlt; noch nicht an ſein Glück glaubt; ſich ſammeln und beſinnen muß, wie ſich in den neuen Umgebungen gehaben, denen er entwöhnt iſt.

1.

Heilige Sabbathstage.

Für die Zeit des beginnenden Alters lag mir noch eine Arbeit vor, welcher ich mich ſeit zwanzig und dreißig Jahren nachgeſehnt, nie angewagt, hatte. Schon im Jahre 1814 hatt' ich an Ittner geſchrieben: „Längſt ſchleyp' ich mich mit dem Vorhaben, meine Anſicht der Natur und Welt mir ſelber deutlicher darzuſtellen, und dabei vielleicht den Schleier der Iſis ein wenig zu lüften. Das heißt: ich möchte einen umfangenden Blick, ſo weit er Sterblichen vergönnt iſt, in das göttliche All hinauswerfen, wie ich ihn oft in den heiligſten Stunden gethan habe; ſchauen den Verband aller Geiſter, vom bewegenden Weſen im Sonnenſtäubchen, bis zum Alles in ſich Bewegenden; vom Verkehr des Belebten mit dem Allbelebenden; und wie Irdiſches und Göttliches Eins; Uebel nirgends; Zeit und Ewigkeit, Gleichartiges ſind. Ich möchte das Ringen der Kräfte zum Schaffen der Dinge ſchaun; vom Werden des Kryſtalls bis zur Verwandtſchaft der Sternenfamilien. Aber —— wäre doch nur das Leben hienieden nicht ſo flüchtig; der Gedanke nicht ſo gewaltig ellſam; und die Hand nicht ſo träge, ſo lahm, die ihn beim Flügel haſchen, und auf das Papier heften ſoll!“

Genug, ich fing an, in das beſchauliche Leben zum letzten Mal einzukehren, und die große Lebensfrage, als betagter Mann, zu wiederholen, welche die Wißbegier des Knaben gereizt, den fantaſievollen

Jüngling abwechselnd in gottselige Schwärmereien, oder gottlose Zweifel getrieben, und den Mann in's wilde, zerstreuende Weltgewühl hinausgejagt hatte. Ich erörtete nach und nach, und sichtete die Menge vieljähriger Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen, um das Ergebniß derselben zusammenzurechnen; um über das Räthsel des Daseyns und Soseyns in's Reine zu kommen; um meinen Kindern die innere Welt ihres Vaters, ihnen und meinen Freunden die esoterische Religion des Greises, zur Schau zu bieten. Auch, dacht' ich, könne vielleicht, vom Innenlicht meiner Ueberzeugung, eine freundliche, beruhigende Helligkeit in die Nacht des Wissens und Glaubens derer hinüberschimmern, vor denen Irdisches und Ueberirdisches, noch als trostloses Geheimniß, steht. Die Anzahl derselben ist in unserm Zeitalter dort nicht klein, wo man eben beginnt, sich den zähen, klebrigen Begriffsschlingen zivilisirter Barbarei zu entziehn. Einen heimlichen, fressenden Gemüthsschaden heilen zu können, ist ja auch eine schöne Geistesthat. Eben deswegen wollt' ich mich befleißen, wie schwierig es auch werden mußte, in solche Darstellung die möglichste Deutlichkeit einzutragen; daher die dunkle Gelehrtensprache zu vermeiden, aber streng das einmal gewählte Wortzeichen, für das Bezeichnete beizubehalten, um Begriffsverwirrungen zu verhüten und Denkenden jedes Standes verständlich zu seyn.

Während dieses Arbeitens schmeichelte ich mich mit der Hoffnung, man werde mir nicht das Gelüst zutrauen, unter Philosophen heutiger Tage, ein Plätzchen einnehmen zu wollen; oder zu hundert vergangenen und vergessenen Systemen, ein hundert und erstes beizufügen. Ein Gelüst der Art käme in jedem Fall für den Greis zu spät, der eher des baldigen Todtenkranzes, als einer Lorbeerkrone bedarf, die allenfalls ein gutmüthiger Journalist aus Druckpapier schnitzeln möchte. Und wenn mich Philosophen von Profession nicht ganz schulgerecht finden, oder Theologen nicht genug dogmen- und katechismusgerecht: so mögen die Einen vor meinen Irrthümern, die Andern vor meinen Ketzereien warnen. Ich bitte bloß, mich nicht verdammen, lieber menschenfreundlich bemitleiden zu wollen, wenn das die Ehre ihres Systems oder symbolischen Buchs erlaubt.

Denn selbst ein sechstausendjähriges Nachdenken des menschlichen Geschlechts über den Urgrund seiner Vorhandenheit und Bestimmung, hat ja noch immer nicht das Ziel erreicht; und wird es wohl, nach frischen sechstausend Jahren, wenn ihm auch näher stehend, noch nicht erreicht haben. Ich aber zeichnete nur nieder, was in mir, als Vernunftwahrheit, oder als vielbefriedigender Vernunftglaube, besteht. Wie in der Sinnenwelt die unendlichste Mannigfaltigkeit der Dinge herrscht, und selbst ein Baum nicht vermag, aus seinen Zweigen einander vollkommen gleiche Blätter zu treiben: so herrscht und soll herrschen im Geisteszebiet die unendlichste Mannigfaltigkeit der Ansichten und Vorstellungen. Das ist ewiges Gottesgesetz, zu dessen Erfüllung nicht nur Ungleichheit der Geistesgaben, Ungleichheit ihrer Reife, durch Erfahrung und Uebung: sondern auch Ungleichheit der vom Schicksal angewiesenen Standpunkte und Umstände, mit allmächtiger Stärke zwingt. Wer in Schule, Staat und Kirche, Gleichheit des Glaubens und Meynens gebietet, der gebietet auch wohl, mit ähnlicher Wahnseligkeit, Meereswellen Bewegungslosigkeit im Orkan. Und wer den, der andre Ueberzeugungen trägt, als er, verhöhnt oder verdammt: verhöhnt und verdammt nicht den Menschen, sondern, ohne daß er es weiß, Gottes Werk und Gesetz, und Gott selbst.

Je tiefer ich in das Reich des Wißbaren vorschritt, um so weiter zogen sich dessen Gränzen nach allen Seiten von einander. Ich begegnete im Endlichen dem Unendlichen; in der Zeit dem Ewigen. Vielen wächst, mit der Zahl ihrer Jahre, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Dinge an, die sonst ihr jugendliches Gemüth wunderbar aufregten. Und, je älter ich geworden bin, je mehr erfüllt mich das schon viel Betrachtete, mit immer tieferm Erstaunen. Lag auch einmal ein Geheimniß vor mir aufgeschlossen, stieg mir aus dessen enthülltem Boden jedesmal ein zweites entgegen. Mögen, wegen dieser Worte, diejenigen nicht zürnen, welche im Alter nur noch für ihren Nutznießungstheil an Schätzen der Außenwelt offnen Sinn behalten haben, während ein Schlaftrunk ungeprüften Glaubens sie, wegen des unsichtbaren Höhern, schon vollkommen beruhigt hat.

So ward das Darstellen meiner „Welt- und Gottanschauung“,

welches der zweite Theil gegenwärtiger Selbstschau enthält, meine Lieblingsbeschäftigung vom sechszigsten bis zum siebenzigsten Jahre. Und dies Insichgehn des Geistes, zur Erkennung seines Wesens und Lebens, führte mir wahrhaft heilige Stunden der Erbauung und Erhebung des Gemüthes zu. Gleichzeitig entwarf ich auch diese Entwickelungsgeschichte meines Geistes. Sie kann, zur Betrachtung des göttlichen Alls, im folgenden Theil, als Einleitung, gelten, und gegenwärtiges Kapitel dafür, wenn man will, als „Vorbericht an den geneigten Leser."

8.

Die Taubstummen.

Indessen führt' ich, während jener zehn Sabbaths-Jahre, doch nichts weniger, denn ein kontemplatives Leben. Ich gehörte ja noch der Welt an, wie sie mir. Auch schmückte ich gern den Herbst des irdischen Daseyns so schön aus, als ich's vermochte. Da gab es für mich Familienfeste und Familienfreuden in Fülle; Ausflüge in die Alpenwelt, oder in Nachbarländer; Schauspiele in Menge auf der politischen Bühne unsers zankſüchtigen Jahrhunderts; oder Taglöhnergeschäfte bei gemeinnützigen Unternehmungen u. dgl. m. Doch von dem Allem hier kein Wort. Nur von Einigem, was in meinem Alter besondre Anziehungskraft übte, sey noch erlaubt zu plaudern.

Bei vielen Wanderungen durch Schweizerthäler hatte mich jedesmal der Anblick jener Glücklosen schmerzhaft erschüttert, die ohne Gehör und Sprache, oft in ekelhafter Mißgestalt, durch die Welt schleichen, Kretinen genannt. Auch im Aargau fehlte es nicht daran. Auf meinen Antrag veranstaltete, schon im Jahre 1816, die Gesellschaft für vaterländische Kultur eine Zählung derselben im Aargau; aber den eingegangnen Berichten mangelte noch wünschbare Vollständigkeit. Zwanzig Jahre später kam ich auf diesen Gegenstand noch einmal zurück *), da auch der Aelteste meiner Söhne sich ihm, als Natur-

* Im Jahre 1835.

beobachter und obrigkeitlicher Bezirksarzt, mit Aufmerksamkeit zuwandte *). Durch ihn angeregt, und nach seinem Entwurf, gelang eine zweite, vom Sanitätsrath angeordnete Zählung.

Das schreckliche Ergebniß war, daß, in einer Bevölkerung von kaum 200,000 Einwohnern, 960 Taubstumme beiderlei Geschlechts lebten, von denen 440 durch vollendeten Kretinismus, oder durch ihr Alter, jeder Bildungsfähigkeit beraubt; daneben noch 520 Andere übrig waren, für Unterricht empfänglich. Und für diese insgesammt gab es keine Schule, keine Kirche, keinen nützlichen Beruf; keine Liebe auf Erden, als die schmerzensreiche des elterlichen Mitleidens; keinen Christus; kein Ahnen Gottes; kein Hoffen von einer Ewigkeit. Der Staat hatte diese armen Waisen der Natur vergessen. Ich glaubte an Möglichkeit, daß, nach Gründung einer Taubstummenanstalt in Aarau, durch Mildthätigkeit des Volks und des Staats, ähnliche Stiftungen in sämmtlichen Bezirken des Landes entstehn könnten.

Kaum hatt' ich in vorerwähnter Gesellschaft diesen Gedanken ausgesprochen, ward er mit Theilnahme ergriffen. Schon im folgenden Jahre **) ward, auf ihre Kosten, ein Institut für 10 — 20 der Unbeglückten, bei Aarau eröffnet, und, erst nach Beweisablegung von den erfreulichen Leistungen der gehörlosen Kinder, dem ganzen Lande zur Unterstützung empfohlen. Die eingesammelte Liebessteuer, aus welcher, zur Fortdauer der Stiftung, ein unstragendes Kapital geschaffen werden sollte, betrug aber kaum 10 — 12,000 Franken. Auch hier bewährte sich die bekannte, niederschlagende Erfahrung, daß im Allgemeinen wohlhäbliche und reichere Häuser zu großartiger Wohlthätigkeit die ärmsten; hinwieder die Aermern und Minderbemittelten, verhältnißmäßig die freigebigsten und reichsten zu seyn pflegen.

Jede Taubstummenanstalt ist ein ehrwürdiges Monument der Menschlichkeit. Aber tausend solcher Stiftungen sind nicht genügend

*) Seine, zur Erhaltung des Doktorgrades der Medizin und Chirurgie, an der Universität Berlin (1827) verfaßte Inaugural-Dissertation: „De Janis“ behandelte schon die Kopfbildung solcher Mißgeburten anatomisch.

**) Im Jahre 1836.

ſoldangen für angeſtellte Katecheten aufſetzte, die Zahl der Miſſionarien vermehrte, und die Taufe der Sklavenkinder anordnete. Eben dieſe Verordnung unterſagte zwar alle Zwangsmittel bei den Verſuchen, die Schwarzen zum Chriſtenthum zu bewegen, bediente ſich aber ſelbſt deraleichen, und zwar der kräftigſten. Sie verbot nämlich die Ehe derjenigen Sklaven, die das Chriſtenthum noch nicht angenommen hatten.

Gegenwärtig iſt unter den Negern dort der chriſtliche Glaube ziemlich allgemein eingeführt. Die Geiſtlichen ſind thätiger geworden. Die Herrnhuter haben in St. Thomas zwei Niederlaſſungen, Neuherrnhut und Nierky; eben ſo viele auf St. Juan, nämlich Bethanien und Emmaus; und drei auf St. Croix, nämlich Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld. Und wir kennen die Frucht des Evangeliums aus den Zeugniſſen der däniſchen Koloniſten. Die Negerſklaven wurden durch die Chriſtuslehre ruhigere, gewiſſenhaftere Unterthanen, redlichere Bürger, arbeitſamere Diener, frommere Dulder. — Ja ſelbſt die Pflanzungsherren wurden menſchlichere Menſchen durch den Anblick der beſſern Neger.

für das Bedürfniß im europäischen Welttheil *). Wird nicht endlich auch für jene Waisenkinder der Natur ein Heiland erscheinen, der Offenbarung eines Erlösungsmittels von solchem Elend bringt, wie es der unvergeßliche Jenner in England, wider Blatternpest, brachte? Kaiserliche und königliche Akademien der Wissenschaften freilich haben für wichtigere Dinge Preisaufgaben zu stellen, als für eine Kleinigkeit, dergleichen die Entdeckung und Ableitung jener Giftquellen wäre, aus welchen in Europa bei 200,000 Menschen ihr lebenslängliches Verderben schöpfen **).

Was ich auf Reisen über Entstehn kretinischer Verzerrung der menschlichen Gestalt, oder ihrer Sinneswerkzeuge, wahrgenommen, und was mir der gelehrte Naturforscher in Turin, Ritter Vasalli-Candi, aus den Gebirgen Savoyens schon vor vielen Jahren bestätigt hatte, beschränkt sich auf folgende Thatsachen: Taubstummheit und Kretinismus sind durchgehends, in sämmtlichen Welttheilen, mehr in bergigen, als ebnen Gegenden herrschend; mehr in tiefern Theilen der Thalgelände, als in höhern (zumal wenn diese 3000—4000 Fuß über dem Meere gelegen sind); mehr an der schattenreichern Thalseite, wo trägere Verdünstung statt findet, als an der sonnigern, (an nördlichen Berghängen sind daher auch die Jahrringe vom Holz der Waldbäume poröser; die Thierhäute, nach Zeugniß der Gerber, schwammiger; selbst Fleisch und Muskeln der Menschen lockrer und gedunsener); ferner, neben diesem allen, auf feuchtem, vom Wasser durchsickerten, Boden der Umgegend mehr, als auf trocknem, quellenarmem Erdgrunde. Eben dort pflegt auch das Trinkwasser ungesunder für die zu seyn,

*) In der preußischen Monarchie befanden sich (laut Zählung von 1834) 10,162 Taubstumme; in Frankreich hatte man deren (im Jahre 1832) eine Anzahl von 28,000, und in Allem für sie nur 30 Lehranstalten. In der Schweiz, wo bisher 8—10 Taubstummen-Institute gewesen sind, kannte man die Zahl der Unglücklichen noch nicht.

**) Doch im Jahre 1840 fing in der Schweiz die allgemeine Versammlung der gemeinnützigen Gesellschaft, in Verbindung mit der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, an, dieser großen Aufgabe endlich ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; und der Vorort Bern forderte, zur Beihülfe, selbst die Regierungen gesammter Eidsgenossenschaft auf.

welche schon scrophulöse Anlagen besitzen. Sämmtliche, oder auch einzelne, Brunnen und Quellen mit jener Plage beladnen Ortschaften, empfangen ihr Wasser gewöhnlich aus mehr oder minder entfernten Höhen, von denen es unter der Dammerden-Schicht, oft darin faulend, versessen, mit schädlichen Extractivstoffen geschwängert, zusammengeronnen ist, ohne von einem filtrirenden Gebirgslager gereinigt zu seyn. Dergleichen Wasser fehlt aber in höhern Thalschaften, theils weil es dort, wenn auch noch unter der Bodenfläche niederfließend, von seinem Ursprung her, kürzere Strecken zu durchrinnen, theils auch, wegen stärkern Falls, schnellern Lauf hat. Selbst das Sonnenlicht übt unzweideutig seine chemische Einwirkung auf die Gewässer; denn Flußwasser ist in der Regel weicher; Quellwasser härter.

Als mitwirkende Ursache des Naturübels mag allerdings auch Wohnung und Lebensweise der Menschen in solchen Umgebungen gelten. Unsäthige, dumpf-feuchte, selten gelüftete Behausungen, neben selten wechselnden Nahrungsmitteln und neben üblichem Branntewein-Genuß, sind häufiger Heimathen des Unheils, als wohlbesonnete Gebäude, in denen größere Reinlichkeit der Bewohner, neben größerer Mannigfaltigkeit ihrer Speisen, gefunden wird.

9.

Vorwehen neuen Sturms.

Während ich mit thätiger Lust zur Stiftung und Pflege einer Lehr- und Erziehungsanstalt für taubstumme Knaben Hand bot *) — meine Nanny übernahm dabei freiwillig Oberaufsicht des Haushalts —, sah ich mit ziemlicher Deutlichkeit neue Wetterwolken am politischen Horizont der Schweiz aufsteigen. Sie nahmen diesmal ihren Zug von Süden her. Es ging mir mit meiner Politik jetzt ungefähr, wie mit meiner Meteorologie. Ich trieb beide noch nebenher; mehr aus alter Gewohnheit, als mit Zuversicht. Weil ich, seit dreißig oder vierzig

*) Als Präsident von der Direktion der Anstalt.

Jahren, täglich dreimal den Stand des Barometers, Thermometers, Hygrometers, Wolkenzuges u. s. w. aufzeichnete, hatt' ich's glücklich dahin gebracht, zum Behuf eines Spaziergangs, eines häuslichen Waschfestes, oder einer kleinen Reise, zuweilen die Witterung der folgenden Paar Tage richtig zu errathen. Denn ich wußte nun, was man freilich auch ohne tägliches Beobachten der Instrumente wissen kann, daß, auf gutes Wetter, regelmäßig schlechtes einkehrt.

Ungefähr eben so hatte sich der politische Himmel schön aufgeklärt, als die helle Juliussonne des Jahrs 1830 durch das graue Gewölk hervorgebrochen war. Doch als erfahrner Meteorolog, glaubt' ich keineswegs an lange Dauer des blauen Himmels; aber auch nichts weniger, als daß der Föhnwind, in Italien Sirocco geheißen, uns Unwetter aus dem Gedünste der pontinischen Sümpfe herüberführen könnte. Ich hielt diese für längst ausgetrocknet.

Von Rom aus verbreiteten sich aber, und nicht über die Schweiz allein, sondern über einen großen Theil Europens, hierarchische Miasmen, welche das gesunde Leben der Staaten angriffen, die Bestandtheile derselben schieden, und in innern feindseligen Streit gegen einander versetzten. Unter allen Streiten und tausend Kriegen, von denen die Weltgeschichte zu erzählen weiß, war mir von jeher der Kampf ehrgieriger Herrschsucht, Habsucht und erblichen Kasten-Hochmuths gegen sittliche und bürgerliche Freiheit und geistige Veredlung der Nationen, das heißt: der Kampf gemeinthierischer Gelüste gegen das Heiligste unter dem Himmel, am widerwärtigsten. Es ist dies der Krieg, über welchen schon das früheste Alterthum wehklagte, wenn es der Nachwelt vom Streit der drachenfüßigen Kinder der Erde gegen die Gottheiten des Olymps, oder der abgefallenen Engel, gegen den Thron Jehova's, erzählte.

Von Gregor VII. bis Pius VII. folgten die Statthalter Christi, unverwandten Blicks, nur einem Ziel: Eroberung kirchlicher Oberherrlichkeit über Thronen und Nationen für die „ewige Roma." Sie nannten es freilich nicht Arbeit für die ewige Roma, sondern, für Sicherheit und Ausbreitung des seligmachenden Glaubens. In jüng-

ſter Zeit, während der Reſtaurationsjahre, waren dazu, in aller Stille, von den Pyrenäen bis Ungarn, von Britannien bis zu den Alpen, Rüſtungen betrieben worden. Aber als vortheilhafteſter Punkt, in der Mitte des Welttheils, von wo aus die römiſche Staatsklugheit künftige Operationen der ſtreitenden Kirche vielleicht am bequemſten fortſetzen konnte, erſchien ihr die Schweiz, zwiſchen Deutſchland und Frankreich. Schon ſtanden die Jünger Loyola's, als Vorkämpfer, in Wallis und Freiburg, feſten Fußes; dann in Schwyz, dem neuern Sitz der päpſtlichen Nuntiatur. In der Schweiz boten ein lockrer Bund von einem Viertelhundert kleiner Republiken, mit ihren Eiferſüchteleien; hier ein buntes Getümmel politiſcher Parteien; hier beinah ein halbes Dutzend kleiner Bisthümer, unmittelbar dem heil. Vater untergeben; hier mehr denn ein Hundert von Klöſtern, Vortheil verheißendes Spiel an.

Bald genug zeigte ſich auch bei allen politiſchen Bewegungen, der Clerus werkthätig: ſo ſchon bei Errichtung des Bundesvertrags von 1815 *); ſo bei damaliger Aufſtellung ariſtokratiſcher Staatsformen der Kantone; ſo bei Wiederzerſtörung derſelben im Jahr 1830. Wie in Spanien, Frankreich, Belgien, Rheinpreußen, Polen, Ungarn u. ſ. w. fing man auch in der Schweiz an, erſt leiſe, dann lauter und kecker, die Rechte der Staaten, den Rechten der Kirchenhoheit gegenüber, in Zweifel zu ſtellen; dann ſie kühn wegzuläugnen. Flugſchriften und Zeitungen mußten zu Gunſten des Ultramontanismus ſprechen; dann mußten ſie Männer, welche den Römereien abhold waren, verdächtigen; dann Regierungen, dann Geſetze, endlich ſogar die proteſtantiſche Bevölkerung. Man flüſterte erſt Glaubenshaß ein; dann Muth zum Glaubenskrieg, unter Vorwand, daß die heilige, römiſchkatholiſche Religion in Gefahr ſchwebe. Man ſtiftete in Dörfern die berüchtigten „katholiſchen Vereine"; zuerſt in Umgegenden von Klöſtern und Stiften; dann entfernter, und in mehrern Kantonen der nördlichen Schweiz;

*) Der Nuntiatur gelang es, in demſelben die Aufnahme des ſogenannten Artikels zu bewirken, welcher neben den Kantonen auch den Klöſtern, durch den Bund, Gewährleiſtung gibt.

bis sie, unter Leitung geheimer Obern, zu einem Netz zusammengestrickt wurden. Abteien und Laien spendeten zu den Glaubensfehden Geld.

Mehrere eidsgenössische Regierungen, durch dergleichen feindselige Geberdungen aufmerksamer, und, für die unveräußerlichen Rechte des Staats, besorgter geworden, hatten sich endlich im Jahr 1834 zu Baden im Aargau, in einer Konferenz, für Sicherstellung altbestandener Staatsbefugnisse, vereint; so wie zur Anknüpfung von Unterhandlungen mit dem römischen Hof über Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, einiger Priesterseminarien u. dgl. m. Aber ehe man noch Unterhandlungen mit dem heil. Stuhl hatte eröffnen können, schleuderte der heil. Vater schon seinen Bannstrahl gegen jene Badner-Artikel. Wie kraftlos immerhin dieser Strahl verblitzte, erfrischte er doch den Muth aller Kämpfer für päpstliche Machtvollkommenheit, und zwang er den vaterländischgesinnten und gebildetern Theil der Weltgeistlichen zu verstummen.

Das Zunehmen priesterlicher Wühlerei bewog, da und hier, nach und nach Regierungen ernster einzuschreiten. Doch begnügten sie sich nur mit gesetzlicher Bestrafung allzufrecher Widerspenstigkeit einzelner Pfarrgeistlichen; oder mit Handhabung hoheitlichen Oberaufsichtsrechts über das Vermögen der Klöster, welches zum Theil für nicht ganz fromme, zum Theil für staatsgefährliche, Zwecke verwendet wurde. Auch die Regierung vom Aargau ordnete Kommissarien in die sechs Klöster ihres Landes ab, um vom beweglichen und unbeweglichen Gut derselben ein vollständiges Verzeichniß aufzunehmen. Und auch ich ward dazu *), neben zwei katholischen Amtsgenossen, für die uralte Benediktinerabtei Muri, für das Kloster der Benediktinerinnen in Hermetschwyl und der Cisterzienserinnen zu Gnadenthal ernannt.

*) Im Frühjahr 1833.

10.

Klosterbesuch

Unter den, wenn auch nicht großen und glänzenden, doch mannigfachen Gaben, mit denen mich die gütige Natur, bei der Geburt, zum Angebinde, beschenkt hatte, war die edle Gabe des kaufmännischen Einmaleins die allerwinzigste geblieben. Und doch würde mir, bei meinen gar verschiedenartigen Beschäftigungen, keine besser zu statten gekommen seyn. Ich sträubte mich daher, mit gerechter Furcht, gegen Annahme der mir zugedachten Sendung in die Klöster, wo mich langweilige Kapital- und Zinsrechnungen, oder Musterungen und Abschätzungen von Ländereien, Waldungen, Gebäuden, Viehstand, Bibliotheken, Kirchenparamenten u. dgl. erwarteten. Wie schon öfter, blieb auch diesmal mein Sträuben dagegen umsonst; ich mußte gehn. Heimlich verhieß meinem leidenden Gehorsam eine kleine Neugier den Trost, das Leben frommer Cönobiten eine Zeitlang in der Nähe zu sehn, wie sie in ihren Zellen, mit schwermüthiger Weltentsagung, Gott und Wissenschaften ihre Stunden opferten. Wenn ich auch eben nicht mehr stark an jene Poesie des Klosterlebens glaubte, die weiland mich, als Jüngling, begeistern konnte, hoffte ich doch, vielleicht einem oder dem andern gelehrten Abälard zu begegnen, der dort den Selbstqualen und Eitelkeiten der Welt entronnen sey; oder vielleicht einer Heloise, die, als Braut Gottes, im Kampf wider schmerzlich-süße Erinnerungen, langsam dahinstirbt.

Der Aufenthalt in den Klöstern dauerte mehrere Monate. Die Erscheinung von drei Regierungskommissarien war für die hochwürdigen Väter ohne Zweifel nicht die angenehmste; und konnte in ihnen den frommen Groll gegen weltliche Obrigkeit nicht sehr mildern. Indessen verbargen sie, mit gefälliger Höflichkeit und weltkluger Gewandtheit, den Unwillen, welchen man bei unwillkommenen Besuchen empfindet, die man nicht wohl ablehnen kann. Außerhalb den geweihten Mauern aber hatten die Abgeordneten der Regierung mehr denn einmal Gelegenheit zu erfahren, wie man innerhalb der Mauern gesinnt sey. Einer der Mönche von Muri predigte in der Pfarrkirche des

Ortes eines Sonntags ganz unverholen und naiv seine Trauer über die Leiden der Kirche unter dem Druck feindseliger Gesetze und gottloser Regenten. Zwar ward der hochwürdige Mann freundlich gewarnt, sich nicht auf heiliger Stätte dem Zorne des Herzens zu überlassen. Doch vielleicht auf minder heiligen Stätten ward's minder genau genommen. Und eines Nachts ward sogar, den Mauern der Abtei gegenüber, der Oberst Fetzer, mein würdiger und lieber Amtsgenoß, vom dienstbaren Pöbel, in effigie aufgehenkt.

Sonderbar genug hatt' ich das Glück, mich des Vertrauens mehrerer Klostergeistlichen, in höherm Grade zu erfreun, als meine beiden katholischen Kollegen. „Werden Sie nicht stolz darauf," sagte der hellsichtige und gemüthliche Fetzer lachend: „Ein Priester hier zu Lande erwartet, kraft seiner geistlichen Weihe, von uns Laien eine Art unterwürfiger Verehrung, die er von einem bloßen Ketzer nicht fordern darf, wie Sie sind, der am Ende von der unsichtbaren Hoheit des Priesterthums so wenig Begriff hat, wie ein Türke, oder Fetisch-Anbeter. Der Geweihte steht daher zu Ihnen, wenn er in Ihnen die heidnischen Tugenden eines ehrlichen Mannes erkennt, weit unbefangner da, als zu uns Andern; besonders wenn er bei uns gar einen Anflug heidnischer Aufklärung wittert."

Je länger ich Walten und Wesen der Cönobiten und Cönobitinnen beobachtete, um so mehr mußte ich meine frühern, etwas schwärmerischen Vorstellungen davon belächeln. Ich sah wohl, die dem Himmel Gewidmeten hatten Alles in der Welt zurückgelassen, nur nicht sich selbst, sammt den Lüsten und Begierden, und Gemüthsgewöhnungen, welche ein engeres geselliges Beisammenwohnen oft nichts weniger, als erträglich machen. Die Alten und Betagten, im Joch vieljähriger Gewohnheit ersteift, lebten im einförmigen Tagwerk klösterlicher Uebungen und gedankenleerer Werkfrömmigkeit, ihr stilles, starres Pflanzenleben. Die Jüngern aber bekümmerten sich, neben den Erquickungen, welche auch den frömmsten Seelen allenfalls Küche und Keller bieten, mehr um die Welt, als wohl, nach der Regel des heil. Benedikt und St. Bernhard, hätte seyn sollen.

Gelehrſamkeit fand ich in der Abtei Muri wenig, kaum oft nothdürftigſte Schulbildung; dagegen eine große Bibliothek, vielleicht mehr zur Schau, denn zum Gebrauch. Ich fand einen Reichthum von beinah drei Millionen Franken; aber mit unglaublicher Fahrläſſigkeit und Unkunde verwaltet. Es waren Schätze in wahrhaftig todter Hand, mit denen nichts für Wiſſenſchaft oder Kunſt geleiſtet ward; nichts für wohlthätige, gemeinnützige Unternehmungen; nichts auch nur für Beförderung des Wohlſtandes in der nächſten Umgegend. Vielmehr entdeckte man in dieſer, wie nirgends im ſchönen Aargau, nur zuviel Wahrzeichen träger Armuth, roher Sitten und dummgläubiger Unwiſſenheit. Faſt täglich begegnet' ich, am Eingang der Abtei, einem Haufen arbeitsfähiger Männer, junger und alter Weiber, zerlumpt, unreinlich, verſammelt, um in mitgebrachten Geſchirren ihren Antheil ekelhafter Suppe zu empfahn, die, aus Abfällen der ungleichartigſten Speiſen, vom Tiſch der geiſtlichen Herrn und der Dienerſchaft, zuſammengerührt worden.

Doch gern denk' ich auch an ein Paar würdige Männer zurück, die durch menſchenfreundlichen Sinn und klare Verſtändigkeit, meine Achtung und Zuneigung an ſich zogen. Einer derſelben war der Jüngſte der Konventualen der Abtei Muri, Pater Adalbert, der die Verrichtungen eines Statthalters verſah. Er ſchien manchmal ſelber zu fühlen, daß das Kloſterthum dem Leben und Streben des Jahrhunderts immer mehr abſterbe. Ich erinnerte ihn an die Verdienſte der ehmaligen Benediktinerabtei St. Maur. „Warum machen Sie nicht," ſagt' ich eines Tages zu ihm: „Ihre Abtei Muri den heutigen Intereſſen des Staats und der bürgerlichen Geſellſchaft unentbehrlich? Gründen Sie z. B. ein polytechniſches Inſtitut, großartig ausgeführt, für die geſammte katholiſche Schweiz und die angränzenden Länder. Rufen Sie dazu die berühmteſten Lehrer Deutſchlands, Frankreichs und Italiens um jeden Preis her. Sie ſind reich genug; haben Raums genug in Sälen und Zimmern des pallaſtähnlichen Neugebäudes, welches öd' und leer ſteht. Den größten Theil des Aufwandes würden Ihnen Koſtgelder der Studierenden, und höherer Ertrag der Güter erſetzen; wie denn auch der edelherzige Fellenberg, für Aehnliches, fürſtlichen Aufwand trieb, ohne dabei zu verarmen. So würde Muri, unbeſcha-

bei Ihrer Ordenspflichten, zur ersten Zierde des Ordens, zum Kleinod des Aargaus, erhoben werden."

Wir besprachen dies umständlicher. Pater Adalbert schien von der Idee ergriffen. Er versuchte sie dem bejahrten Abt Ambrosius beliebt zu machen; brachte mir aber, mit Achselzucken, dessen abweisende Antwort zurück. Ich hatte kaum eine bessere erwartet.

Ein andrer Geistlicher, welcher mir besondre Verehrung einflößte, war, des Cisterzienser-Ordens, aus der Abtei Wettingen; als Pater Beichtiger beim Frauenkloster Gnadenthal. Dieser würdige Mann, von ausgezeichneter Vorliebe und wissenschaftlicher Bildung für Landwirthschaft, hatte das verarmte Kloster, durch weise Oekonomie, vor Auflösung bewahrt. Wegen solcher Verarmung war auch noch die Aufnahme von Novizen einstweilen untersagt worden. Aber ein Frauenzimmer aus der Stadt Zug hatte sich jetzt zur Aufnahme gemeldet; und die Vorsteherin, oder „Frau Mutter", setzte mich in nicht geringe Verlegenheit, als sie mich um Verwendung bei der Regierung ansprach. Einwendungen, daß man zuvor die Regierung vom Vermögensstand des Klosters unterrichten müsse, wurden nicht angehört. Die nach der heiligen Einsamkeit Sehnsuchtsvolle ließ mich bitten, sie selbst anzuhören. Ich mußte wohl gewähren.

Die Novize, ein Mädchen in schöner Blüte des Lebens, erschien erröthend und erblassend am Sprachgitter. Mit gesenkten Blicken, schüchtern und stammelnd, trug sie ihren Wunsch vor. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir eingab, der frommen Jungfrau, in meiner Antwort, etwas von jenen nichtssagenden Artigkeiten einzuflechten, die man sonst, ohne alle Sünde, im Weltleben wohl einem jungen Frauenzimmer zu spenden pflegt. „Ich muß es fast beklagen," sagt' ich: „daß Sie mich zu einem so grausamen Dienst wählen; daß Sie mich zum Fürbitter machen wollen, damit so viel Anmuth auf immer in einer finstern Zelle verschwinde. Warum sehnen Sie sich schon so früh nach einer klösterlichen Einsamkeit, deren Schattenseite Sie gewiß jetzt nicht ganz würdigen können; und wünschen einer Welt auf ewig gute Nacht zu sagen, — einer Welt, in der Sie auch noch so neu sind,

und in welcher Ihrentwillen vielleicht hoffnungslos ein der Liebe werthes, treues Herz brechen muß?"

Indem ich so sprach, erblaßte die junge Novize; ihre Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft; ihre Finger klammerten sich in das Gitterwerk ein; dann brach sie in Thränen des innigsten Seelenschmerzes aus. Ich erschrak; winkte die Konventualinnen aus dem Hintergrunde des Saals herbei, das arme Mädchen zu unterstützen und wegzuführen. Ich aber hütete mich wohl, das Verlangen der hübschen Weltentsagerin noch länger in vollem Ernst zu nehmen. Vier Jahre später*), da ich abermals Mitglied der eidsgenössischen Tagsatzung zu Luzern war, erkundigte ich mich, als mir, während eines Spaziergangs mit dem Gesandten und Landammann von Zug, die Novize zufällig in Erinnerung kam, bei ihm nach ihrem Loose. „Ei, die eine Nonne?" rief er: „Sie ist glücklich vermählt, und glückliche Mutter!"

11.

Eine Folge des Besuchs

Hätte nicht die später geschehene Aufhebung der aargauischen Klöster so großes, beinah möcht' ich sagen, erkünsteltes Aufsehen erregt, würd' ich kaum von dem Allen hier erzählt haben. So fahr' ich fort, und füge noch einen kleinen Nachtrag bei, der wenigstens, hätte er auch kein anderes Interesse, mich selbst bezeichnet, wie ich zu jenen Klöstern stand.

Der Oberst Feyer, im großen Rathe, wie ich, statteten der höchsten Landesbehörde Bericht über unsre Verrichtungen ab. Dies gab Anlaß zu allerlei gehässigen Gerüchten über uns Beide; Gerüchten, die von unsern Gegnern, mit christlicher Liebe, immer finsterer ausgeschmückt, vergrößert und verbreitet wurden, wie es wohl in der Welt

*) Im Jahr 1837.

9.

Allgemeine Betrachtungen über die Verchristlichung Amerika's.

Amerika war lange Zeit, von seiner Entdeckung an, in den Augen der Europäer nur als Fundort von Edelsteinen, als Gold- und Silbergrube, als Pflanzland von Baumwolle, Zucker, Indigo, Kaffee, Tabak, Kakao, Vanille, Farbehölzern u. s. w. wichtig. Um den Menschen in Amerika bekümmerte man sich nicht. Vielmehr drängte man ihn zurück, oder mordete ihn, weil der europäische Christ ihn nicht als Waare behandeln konnte.

Nachdem die Kolonien Europa's in der neuen Welt zahlreicher und bevölkerter geworden waren, gewannen jene Gegenden an Werth; nicht weil sich die Mittel vervielfacht hatten, den wilden Urbewohnern näher zu kommen, und ihnen höhere Gesittung zu geben, sondern weil man in Amerika neue Märkte zu Absatz europäischer Fabrikate haben konnte. Es waren nicht europäische Regierungen, sondern entweder menschenfreundliche Privatleute, oder Mönchsorden, welche sich angelegen sein liessen, das Edelste, was der Welttheil trug, den Menschen, zu berücksichtigen und ihn durch Unterricht seiner Bestimmung in der Geisterwelt würdig zu machen. Zwar Hohe und Niedere in

zu geschehn pflegt. Bald, oder vielleicht zuerst, gelangten sie zu den Ohren der Kloster-Vorsteher. Der Pater Statthalter Adalbert in Muri schrieb mir darüber einen langen, freundschaftlichen Brief *). Er klagte, als hätten wir, wie die Sage gehe, auf die Klosterherrn „geschimpft“; die religiösen Institute verdächtigt; und er bemühte sich, diese, besonders Muri, zu rechtfertigen. Hier meine Antwort **), welche vielleicht über manche Einzelheiten, die erst später Bedeutsamkeit empfangen, einiges Licht werfen:

„Der Brief, hochwürdiger Herr, den ich gestern Mittag erhielt, das Vertrauen, mit dem Sie ihn schrieben, freute mich. Ein Beweis dessen, sey diese schnelle, offene und vertrauliche Erwiederung.“

„Meines Wissens hat Herr Fetzer nicht, wie Ihnen das Gerücht sagte, auf Ihr Gotteshaus „geschimpft.“ Umgekehrt, als im großen Rathe das Wort auf seine in Muri erlittene Mißhandlung kam, benahm er sich mit Würde und Edelmuth. Wenn, wie Sie sagen, das Gerücht späterhin Aehnliches von mir sagte, hat es, wie schon oft, meine Denkart verkannt. Selbst wann ich beschimpft ward, hörte niemand mich wieder schelten. Warum also sollte ich mich über Ihr Gotteshaus mit Rohheit äußern, wo ich einige der würdigsten Religiosen wirklich hochachte? Daß ich, wider Willen zu Muri, wie im Exil lebte, fern von Familie, Freunden, Wissenschaften, unter unbehaglichen Geschäften, und im Wirthshause, werden Sie nicht auf Ihr Gotteshaus beziehn wollen.“

„Wenn ich im großen Rathe über meinen Aufenthalt in Muri sprach, so geschah es pflichtmäßig, mit reiner Wahrheitsliebe, über die Armuth, Bettelei, Unwissenheit, den Wankelmuth, die Rohheit in

---

*) Von Muri, 13. Dez. 1834. Der würdige Mann (nach dem Tode des Abtes Ambrosius zu dessen Nachfolger erwählt) lebt noch. Ich habe daher kein Recht, sein mir allein bestimmtes Schreiben, ohne seine Erlaubniß, zu veröffentlichen.

**) Von Aarau, 15. Dez. 1834. Ich schalte sie hier, vom Anfang bis zum Ende wortgetreu ein. Das Original mag wohl noch in den Händen des hochwürdigen Empfängers vorhanden seyn und für die Treue der Mittheilung zeugen können, deren Inhalt, von ihm, leider! ohne alle Beachtung geblieben ist.

vielen dortigen Dörfern, und besonders in der Umgegend des Klosters. Ich gab Beweise; ich sprach mit gerechtem Unwillen über Handlungen, die Sie selbst, in Ihrem Briefe, „„grobe, verbrecherische Auftritte““ hießen; mit Unwillen von den Verirrungen und Lärmereien aufgehetzter, fanatisirter Versammlungen; mit Unwillen von dem Mangel an Thätigkeit, welche der Herr Bezirksamtmann dabei zu Tage legte, den ich persönlich hochachte, aber den ich table, weil er nicht, als Vollziehungs-Beamteter, Mannhaftigkeit genug besaß, mit Nachdruck einzuschreiten, wie ich von achtbaren Männern weiß, und wie man im großen Rathe dafür zeugen wollte.“

„Ich glaube Ihnen wörtlich, mein hochwürdiger Freund, daß Ihres Wissens, vom Kloster aus, nichts geschah, solche Unordnungen anzuregen, oder zu begünstigen. Ich glaube es, daß es von andern Geistlichen und Weltlichen geschehn sein mag. Aber, was that das Kloster, vermittelst seiner Autorität, seines Einflusses, zur Verhütung der Unfugen? Sprach es laut und öffentlich seine Mißbilligung aus? Stand es entschieden da, auf Seiten des Gesetzes und der hohen Landesobrigkeit? — Ein Blick, ein Wort, im Gotteshaus gegeben, kann eben so leicht das Verderblichste durch Unbehutsamkeit wirken, als anderseit Verderbliches verhüten. — Erinnern Sie sich, wie inständig und im Interesse Ihrer ehrwürdigen Stiftung, ich Sie einst bat, auf einige dortige Geistliche einzuwirken, nicht Kanzel, nicht Beichtstuhl und Hausbesuch zu mißbrauchen? Sie selbst damals vermutheten von einigen Pfarrern dergleichen gefahrbringende Unvorsichtigkeiten! Ich wiederhole diese Bitte heute noch, mit derselben Innigkeit. Noch läßt sich Vieles redressiren. Folgen Sie dem Rathe eines Freundes; dem Rathe, welcher mit Religion, Vernunft und Lebensklugheit im Einklang steht.“

„Nun zu etwas Anderm, den Beitrag der Klöster (an den Staat) betreffend, von dem Sie mir schrieben. Ich sehe eben, durch Vergleichung des Budgets, er ist von 20,000 auf 25,000 Fr. im Vorschlag von der Regierung erhöht. Ich kenne den Grund dazu noch nicht. Nachdem ich die Oekonomie der Klöster Muri, Hermetschwyl und Gnadenthal kennen gelernt habe, ist's im letztern allein, wo die beste Verwaltung und Ordnung besteht. Sie fehlt in Hermetschwyl. Hier ist kein Mann von Einsicht an der Spitze der Haushaltung; die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 1438/067

Frauen können nicht außer den Klostermauern selbstthätig seyn*). Mari, wie ich schon die Ehre hatte Ihnen mündlich zu sagen, könnte seine Einnahmen, bei centralisirter, wohlgeregelter Verwaltung **), ausserordentlich erhöhen; wirklich reicher seyn, als es ist. Den Beweis dafür zu leisten, ist nicht schwer. Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen."

„Ob diesmal im großen Rathe, in Betreff des Budgets, etwas gethan werden könne nach Ihrem Wunsche, weiß ich nicht. Ich zweifle fast ebenfalls ***). Aber erlauben Sie mir, nach meiner innigsten Ueberzeugung, einen gewiß wohlgemeynten Rath. Sie kennen ihn schon."

„In der heutigen, vielbewegten Zeit haben die Klöster ihre alte, feste Basis verloren, auf der sie einst sicher, wie auf Felsen standen. Wem es Ernst ist, sie im Sturm zu retten, der muß ihnen eine frische Unterlage geben, die selbst dem Geiste des Zeitalters ehrwürdig seyn und bleiben muß. Diese frische Unterlage aber ist eben die, welche es in den ältesten Zeiten war, da die Klöster gegründet wurden: Veredlung und Kultur der Menschheit, durch Religiosität und Wissenschaft. Wie herrlich leuchtete einst in beiden der Orden St. Benedikts den Andern vor! — Die bloße, mechanische Observanz der Ordensregel reicht dazu nicht aus; am wenigsten im heutigen Europa. Glauben Sie es mir!" —

---

*) Dem Benediktinerinnen-Kloster Hermetschwyl war sogar von seinen Besitzungen, z. B. ein beträchtlicher, in ältern und neuen Urbarien angegebner, Wald gänzlich von der Hand gekommen, niemand weiß wann und wohin? Ich suchte ihn mit den Klosterknechten überall vergebens in der Wirklichkeit.

**) Zum Verständniß dieser Stelle mag dienen, daß die Verwaltung der Einkünfte unter mehrere Konventualen vertheilt war, welche, meistens Söhne wenig bemittelter Landleute, selten hinlängliche administrative Kenntnisse erwerben konnten und dennoch, jeder einzeln einige 100,000 Fr. in Verwaltung hatten, worüber sie dem Abte jährlich einmal auf einem Paar Bogen Papier Generalrechnung ablegten, von der sie nachher weiter nichts vernahmen. Eben so hatte der Abt selbst einen beträchtlichen Theil der Einkünfte unmittelbar unter sich, worüber er niemandem Rechenschaft gab.

***) Wirklich, als das Budget zur Sprache kam, und Vorschläge zur weitern Erhöhung der Klosterbeiträge zu den Staatsbedürfnissen gemacht wurden, gelang es mir, mit Beistimmung meines Kollegen Fetzer, den großen Rath zu einem mäßigern Ansatz zu bewegen.

„Es thut mir leid, daß Sie mir so spät schrieben. Vielleicht wäre schon im großen Rath Anderes im Thun gewesen. Er tritt aber im Februar wegen des Schulgesetzes zusammen. Ich beschwöre Sie, bewirken Sie in Ihrem Konvent, daß das Gotteshaus sich bis dahin erkläre, nach einem großartigen Plane, eine Gewerbschule für die ganze Schweiz errichten zu wollen. Berufen Sie ausgezeichnete Professoren der Chemie, Physik, Mechanik, der Geschichte, Geographie, französischen und englischen Sprache. Mit einem Aufwand, von 16,000 Fr. jährlich, könnte Alles bestritten werden. An Raum für Wohnung der Lehrer und Zöglinge fehlt es Ihnen nicht. Die Viktualien werden dem Kloster durch die Kostgelder besser bezahlt werden, als jetzt. Ihr Entschluß wird in der Schweiz und Deutschland angenehme Sensation erregen. Ihr Muri wird Andern wieder, als Muster, gelten müssen. Der katholische Aargau wird Sie segnen, weil Sie wahren Segen ins Land bringen. Dann werden die Stimmen im großen Rathe sich auf andere Weise erheben."

„Ich ende. Mein Brief ist lang geworden. Ich wollte Ihnen beweisen, daß mir Ihre Achtung nicht gleichgültig ist. Ich sprach daher mit Ihnen Herz gegen Herz. Wollte Gott, mein Rath fände Gehör!"

„Leben Sie wohl. Vertrauen Sie meiner persönlichen Hochachtung für Sie; und — wenn Sie wollen — meiner vielseitigen Erfahrung und Kenntniß einer Welt, die Sie, aus Ihrer Zelle, nothwendig, nicht in allen ihren Verhältnissen sehn. Empfehlen Sie mich dem gnädigen Herrn, meinem lieben hochwürdigen Pater Küchenmeister und Herrn Pater Präceptor."

„Immerdar mit Freundschaft und Verehrung Ihr ergebenster Diener" u. s. w.

Es war mein letztes Wort an und für die Klöster; es ist aber keiner Antwort gewürdigt worden.

12.

Frommer Aufruhr.

Während übliche Ehrfurcht oder Politik der Regierenden in mehrern katholischen Demokratien, und gewohnte Milde oder Sorglosigkeit in paritätischen Kantonen, die leise wachsenden Anmaßungen des ultramontanen Klerus übersah, oder begünstigte: reizte endlich bald jede kleine Beschränkung solcher Anmaßungen, den Zorn der römischen Vorkämpfer auf. Die Beurtheilung priesterlicher Amtsmißbräuche vor dem weltlichen Richterstuhl, oder die Einführung besserer Verwaltung des Klostergutes, von Staatswegen, hieß Religionsverfolgung. Den Lenkern der katholischen Vereine schien es weit genug gediehn, um einmal, zur Einschüchterung der weltlichen Landesobrigkeiten, auch die irdische Stärke geistlicher Gewalt zu versuchen. Also wurde die Kette der durch die Kantone Luzern, Aargau, Solothurn und Bern gezogenen katholischen Vereine zur Thätigkeit aufgerüttelt. Kanzeln, Beichtstühle, Pamphlete, Zeitungen, Volksversammlungen fachten mit allen Kräften die Glut der Glaubenswuth an. Sie schlug wirklich in Flammen des Aufruhrs auf; erst in Pruntrut des Kantons Bern, bald darauf in den Umgebungen des Klosters Muri im Aargau. Doch eine rasch ausgeführte, militärische Besetzung der aufgewiegelten Ortschaften dort und hier, stellte binnen wenigen Tagen die gestörte Ordnung wieder her. Es war im Jahr 1835.

Dieser unerwartete Ausgang der glaubenseifrigen Meutereien, und die versöhnliche Großmuth der Regierungen, konnte aber die Verführer und Verführten weder entmuthigen, noch beschämen. Der wohlwollende Geist des Evangeliums hatte seine Macht bei denen verloren, die dessen Verkündiger zu sein vorgaben. Man rüstete nur heimlicher und emsiger zur Ausführung besser berechneter Entwürfe, in vortheilhafterm Augenblick.

Dieser bot sich von selbst, nach einer kurzen Frist von fünf Jahren, dar, weil dann die Kantone Solothurn, Aargau und Luzern, belehrt durch zehnjährige Erfahrung, Verbesserung ihrer Staatsgrundgesetze zu bewerkstelligen hatten. Dann konnten die Interessen des

römischen Klerus, auf gesetzlichem Wege, durch Stimmen des Volks über die Staatsverfassungsrevision gültig gemacht werden. Einleitend dazu erschienen Wünsche, Bitten und Vorschläge zur Vernichtung des Aufsichts- und Schirmherrlichkeitsrechts weltlicher Hoheit in Kirchensachen; somit auch Vernichtung des Placet-Regiums der Regierungen; statt dessen Gründung unabhängiger Jurisdiktion der Nuntiatur, und unabhängiger Stellung der Klöster im Staate; Uebergabe der Leitung und Aufsicht vom öffentlichen Unterricht an die Priesterschaft; kurz Aufstellung eines Kirchenstaats zum Schutz der heiligen Religion, mit demokratischen Rechten des Volks*).

Je näher in jeder der erwähnten kleinen Republiken der Tag der Entscheidung rückte, um so kühneres und vielartigeres Streben geistlicher und weltlicher Parteiführer zur Eroberung des Ziels; häufige Zusammenkünfte Verbündeter inner und außer den Klöstern; öffentliche Volksversammlungen mit frommen begeisterten Sprechern; Geldspenden; Werbungen zur Verstärkung „katholischer Vereine"; Einschärfung der Pflicht eines leidenden Gehorsams gegen die alleinseligmachende Kirche und freudiger Aufopferung von Gut und Blut in Vertheidigung derselben. Denn es sey, hieß es: allein Frage noch, ob man römisch-katholisch bleiben, oder ob man lutherisch, reformirt, ketzerisch werden, in ewige Verdammung übergehn wolle? Die Heiligen des Himmels würden Beistand leisten; wer unterliege, könne sich der Siegespalmen der Märtyrer erfreun! Man trug kein Bedenken, Alles für Alles, ins Spiel zu wagen, auf Gefahr hin, Glaubens- und Bürgerkrieg anzuzünden; Spaltung oder Untergang der Eidsgenossenschaft zu sehn.

Allein das frevelhafte Kunststück, auf zerstörten Grundvesten bürgerlicher Ordnung den Thron römischer Kirchen-Allmacht zu baun, mißlang. Eine große Mehrheit des Volks im Kanton Solothurn

*) Diese und andere Forderungen wurden nachmals im Kanton Luzern wirklich erfüllt. Da aber das souveräne Recht des Volks vornehmlich in der Wahl seiner Stellvertreter und Obrigkeiten bestand; die Wahlen aber größtentheils durch die Eingebungen des Klerus im Volke geleitet wurden, waren Gesetzgebung und Regierung dem Einfluß des Priesterthums übergeben.

erklärte sich für das verbesserte Grundgesetz, welches, neben den Rechten des Staats, die bisher bestandnen Rechte der Kirche gewährleistete. Eben so genehmigte die Mehrheit sämmtlicher Staatsbürger, katholischer, wie protestantischer, im Aargau ihre revidirte Staatsverfassung. Nur eine Minderheit der Bevölkerung verwarf sie, und zwar derjenigen Bevölkerung, welche meistens in der Umgebung der Abteien und Klöster, längs der Reuß und Limmat, wohnte. Hier stieß man nun in's Horn des Aufruhrs. Es galt Empörung gegen den souveränen Willen der Mehrheit. Umsonst mahnten dort noch die Verständigern, inmitten fanatisirter Landleute, vom Verbrechen ab; umsonst verwarf das katholische Frickthal die Einladungen zur Theilnahme am Aufstand der Klostergegenden. Nichts schreckte mehr vom Aeußersten zurück. Die Bauern bewaffneten sich; Geld, Wein und Branntewein, niemand wußte von wannen? stärkte und steigerte den Religionseifer; der Landsturm gegen Aarau ward gebildet. Einige Häuptlinge der katholischen Vereine, einige Advokaten und ein Kapuziner erschienen, als Anführer. In den Klöstern fanden geheime Konferenzen und Berathungen statt, während die Zellenbewohner nach Außen sehr behutsam, mit weltlicher Klugheit, offne Theilnahme mieden.

Die Regierung sandte Kommissarien, theils den Gesetzen Gehorsam zu schaffen, theils die bekanntern Rädelsführer zu verhaften, theils die Klostergeistlichen zu vermögen, den wachsenden Sturm durch ihr mächtiges Wort zu beschwören. Allein die letztern verweigerten ihr Wort, als Gottgeweihte, die allen Welthändeln fremd sind. Die Abgeordneten der Regierung und deren pflichttreue Beamten wurden hingegen blutig vom Pöbel mißhandelt, und in Gefangenschaft geschleppt. Der Landsturm brach auf. In scheinbarer Unparteisamkeit und Ruhe, doch nicht ohne Bangigkeit, sahn Mönche und Nonnen, in der Stille ihrer geheiligten Mauern, dem lärmerischen Getümmel zu; aber ihre bedienstеten Laien und Knechte wurden überall erblickt und im Gewühl überall voran. Da, im dringendsten Augenblick der Gefahr, versammelte ein Wink der Regierung die Bataillone wohlgeübter Milizen, welche unter Anführung des eidsgenössischen Obersten Frei-Herose, durch Nacht und Tag, im rauhen Winterwetter, gen Villmergen flogen, ein Dorf, welches zweimal schon durch Schlachten in frühern

Glaubenskriegen der Schweizer unselige Berühmtheit erworben hatte. Hier stand die Vorhut des Landsturms. Sie wurde nach kurzem, doch nicht unblutigem, Gefecht, zersprengt*); der Aufstand in zwei Tagen gestillt. Die erschrocknen Anführer desselben entflohn zuerst, und überließen die Abbüßung ihrer Sünde den armen, getäuschten Landleuten.

Unwille und Trauer herrschten im ganzen Lande. Schon bei der ersten Schilderhebung der nämlichen Gegenden ruhte der schwerste Verdacht auf der geheimen Wirksamkeit jener Klöster. Nun im Zeitraum von fünf Jahren daselbst der zweite Aufruhr; abermals zu gleichem Zweck, und abermals mit gleicher, scheinbarer Unparteisamkeit der Gottgeweihten, die ihren Dazwischentritt zur Stillung des Unfuges verweigerten; viele andre Thatsachen vernichteten jeden Zweifel an ihrer Mitschuld. Durch ihre Mönchspfarrer und befreundeten Weltpriester, durch ihre Zinsleute und Anhänger, war der erste Stoß zur Empörung gegeben worden. Wie hätte auch der unwissende Landmann Begehren in kirchlichen Dingen wider den Staat stellen können, von denen jener selbst nichts verstand? — Viele in den lärmenden Haufen des Volks handelten vielleicht aus frommer Ueberzeugung; Viele aber aus Lust an lüderlichem, wildem Getümmel, bei dem es nicht an Wein und Branntewein, und nicht an Hoffnung auf Beutemachen fehlte; Viele noch gesellten sich, aus Furcht vor diesen Lärmern und Schwärmern, ihnen bei, die ihre und ihrer Familien Sicherheit bedrohten. Gewiß auch waren wohl viele der Klostergeistlichen an dem frevelvollen Unternehmen schuldlos. Nicht einzelne Mönche oder Nonnen, sondern die Korporationen mit ihrem unverhehlten feindseligen Geiste standen gegen den Staat in offnem Kriege. Ihr Verband unter einander, und mit den übrigen Klöstern, mit der päpstlichen Nuntiatur, mit dem heiligen Stuhl, machte sie zur vornehmsten Schutz- und Trutzwaffe Roms gegen die Ansprüche jeder weltlichen Obrigkeit. Ihr Fortbestand ward, im Aargau, mit friedlicher Entwickelung des Staatslebens unvereinbar. Die Gewährleistung ihrer Stellung, durch den Bundesvertrag, mußte auch Gewährleistung fortdauernder Feindselig-

*) Den 11. Jänner 1840.

keiten und Zerrüttungen des Staates werden. Sie hatten Krieg begehrt und begonnen, und die Wirkungen kriegsrechtlicher Nothwehr zu tragen.

Der große Rath entschied sich für Aufhebung der meuterischen Klöster*), und, nach Abzug der Kriegskosten, die das verführte Volk nicht tragen sollte, für Ertheilung lebenslänglicher, anständiger Jahrgehalte der entlassenen Religiosen, aus dem Klostervermögen, so wie Verwendung desselben zum Behuf der Kirchen, Schulen und Armenanstalten sämmtlicher katholischen Gemeinden im Lande.

Dieser Beschluß hat bekanntlich nicht nur in der Schweiz, sondern sogar hin und wieder in Nachbarländern eine Weile Zeitungs- und selbst einiges diplomatisches Geräusch, fast über Gebühr, veranlaßt. Hier ist der Ort nicht, darüber umständlicher zu werden, vielleicht bin ichs schon zu sehr geworden. Doch glaubt' ich, meine Ansicht darüber nicht verschweigen zu sollen. Ich hatte den Geist nahe genug kennen gelernt, der in den Klosterzellen waltete und von ihnen über ein glaubenskräftiges, aber bildungsloses Volk ausfloß. Ich stimmte nicht nur für den Aufhebungsbeschluß, den ein tugendhafter Mann, ein Katholik**), zuerst zur Sprache brachte, sondern ergriff auch, zu dessen Vertheidigung in der gesetzgebenden Versammlung, selbst das Wort.

Es war dies zugleich aber das letzte Wort von mir, und für immer, in dieser Versammlung. Eingedenk des Gelübdes, welches ich im sechszigsten Jahr gethan, mich, nach Vollendung des siebenten Jahrzehends, der letzten öffentlichen Geschäfte zu entschlagen, erfüllt' ichs. Und obwohl mehrere Wahlkreise mich wieder in den großen Rath zurückforderten; und obwohl man mir die Ehre erwies, nicht an mein Alter glauben zu wollen, ja, mir den Vorwurf der Bequemlichkeitsliebe zu machen: ich hielt mein Gelübde.

---

*) Den 13. Jänner 1840.

**) Der Seminardirektor Augustin Keller. Ich nenne gern den verträglichen Mann, den ich ehre.

Europa rühmten ſich der Nachfolge Jeſu, aber unter Tauſenden dachte kaum einer daran, zu thun, was Jeſus und ſeine heilige Jüngerſchaar. Columbus ſchien nur eine neue Welt entdeckt zu haben, um die alte Welt mit neuen Giften zu verderben. Selbſt die in die Kolonien ausgewanderten Europäer wurden knechtiſcher, und verloren mit Anſiedlung jenſeits des atlantiſchen Meeres gleichſam die europäiſchen Rechtsanſprüche.

Dieſe empfanden den Druck des alten Mutterlandes mit Unwillen. Sie thaten, was ſtets geſchah und immer geſchehen wird, wenn Völker mit Erkenntniß des Beſſern durch unverſtändige Beherrſcher mißhandelt und zurückgeſetzt werden. Die engliſchen Kolonien Nordamerika's riſſen ſich vom Mutterſtaate los, und blühten in Selbſtſtändigkeit auf, als demokratiſcher Bundesſtaat. Fünfundzwanzig Jahre ſpäter folgten dieſem Beiſpiele die ſpaniſchen Amerika's. Von nun an gewinnt die neue Welt politiſche Bedeutſamkeit für die alte, nicht bloß kaufmänniſche. Das Leben Amerika's machte bisher mit dem Leben Europens ein Einziges. Jenes getrennt, dieſes wieder iſolirt und faſt wie vor dem ſechszehnten Jahrhundert auf ſich ſelbſt beſchränkt, müſſen die Verwandlungen Amerika's von unzuberechnenden Wirkungen werden. Wie das einſt blühende Aſien neben Europa veraltete,

13.

Der Greis

Denn der erſte Lenztag des Jahres 1841 hatte, geſchmückt mit zarten Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), meinen kleinen Lieblingen unter Flora's Kindern, mich ſchon in das einundſiebenzigſte Jahr eingeführt. Mir war an dieſem Tage wahrhaft, als ſtänd' ich auf einer Bergeshöh, an deren Fuße vor mir das Meer der Ewigkeit hörbar rauſche, während hinter mir noch das Erdeleben mit ſeinen Einöden und Blumengefilden, Sonnen- und Gewittertagen, grün, wild und ſchön, ausgeſpannt liege.

Wenn ich ehmals von Freudenloſigkeit des hohen Alters las oder hörte, wandelte mich ſtille Bangigkeit an. Jetzt erſtaunt' ich, daß das Greiſenthum ſoviel Anmuth und Genuß darbiete. Jeder Zeitraum des Menſchenlebens prangt mit eigenthümlichen Reizen, von denen ſchwer zu entſcheiden iſt, welcher der wünſchenswürdigere ſey? — Cicero's alter Cato hat vollkommen recht, zu ſagen: „Wer in ſich ſelber nicht zum Seligleben Kraft gewonnen, dem wird jedes Alter beſchwerdenreich. Wer aber aus dem eignen Innern das Beſte ſchöpft, dem tritt nichts, als ein wirkliches Uebel, entgegen; auch das ſpäte Alter nicht, das jeder erreichen möchte, aber mancher, wenn er's erreicht hat, grämlich beklagt" *). — Selbſt minder weiſe, als dieſer Cato, war der Pſalmenſänger, der da ſeufzte: „Unſer Leben währet ſiebenzig, wenn es hoch kömmt, achtzig Jahr; und wenn es köſtlich geweſen, iſt es Müh und Arbeit geweſen!" **) Ich weiß es wohl, daß in dies Klagelied Tauſende einſtimmen, deren einzige Welt die Außenwelt, mit ihren Goldſchätzen, Behaglichkeiten und Weihrauchwolken, iſt; oder die, wie Frau von Genlis ſagt, ihr ſiebenzigſtes Jahr in der vollkommnen Ueberzeugung antreten, daß ſie nur dazu geſchaffen ſeyen, ſich anzukleiden, zu frühſtücken, Mittag- und Abendbrod zu eſſen, Piquet zu ſpielen und zu ſchlafen.

---

*) Cicero de Senectute, c. 2.
**) Pſalm 90, 10.

Allerdings seh' ich vor, daß das pflanzenhafte Leben meiner Glieder, heut noch frisch und rege, wie von jeher, bald niederwelken muß; daß, mit entweichender Nerven-Erregbarkeit, nothwendig die Kraft der Innen- und Außensinne entschwinden wird. Ich werde dann nicht mehr, wie heut, tändeln, scherzen, schaffen, wirken, meinen Musen opfern können. Was liegt daran? Je mehr sich die Welt vor mir verdunkelt und verliert, um so weniger fühl' ich ihren Verlust; um so heller tagt mir der beginnende Morgen einer andern Welt.

So tret' ich, froh in Gott, und überall in ihm, und mit ihm, zum Lebenswinter ein, jenseits dessen mich kein Frühling mehr auf diesem Erd-Sterne erwartet. Freund „Hain", im dünnen Schleier weniger Monden oder Jahre verhüllt, lächelt mir entgegen. Noch aber will ich mich der Gegenwart freun, umringt von den Meinigen; von Nanny, deren Jugendschöne in Seelenschöne übergeblüht ist; von Kindern, deren Keines meiner Lieb' und Sorge unwürdig stand. Das Abendroth meines Daseyns auf Erden leuchtet mich an; und die Welt schwimmt mir im rosenfarbnen Licht darin, und schöner, als einst in der Morgenröthe des Lebens.

Mögen Andre mit Heimweh auf das verlorene Paradies ihrer Kindheit zurückblicken. Mir fehlte dies Paradies! Ich irrte, als Waise, ungeliebt und verlassen umher; nicht ungeliebt und verlassen von Gott. Ich danke seinen Fügungen, die mich lehrten, ein Paradies in meinem Innern baun. — Den Jüngling schon lachte die Außenwelt schöner an. Sie war aber nicht schöner geworden; er sah sie nur lieblicher durch das Prisma jugendlicher Gefühle und Fantasien: in jener magischen Strahlenbrechung, welche Alles mit siebenfarbigen Gloriolen umsäumt, bald Riesengestalten verkrüppelt, bald Zwerge zur Gigantengröße ausstreckt, je nachdem Laune, oder Zufall, das trügerische Glas halten. Aber auch der Jüngling blieb sich des holden Truges bewußt.

Er ward Mann. Das Leben lagerte heller sich vor ihm aus; doch nicht das Leben, er selbst, war in sich heller geworden, so daß er schärfer den Schein vom Wesen abgränzen konnte. Von da an wohl-

gemuth, raſtlos und beharrlich wirkte er für die Herrſchaft des Göttlichen auf Erden, wie und ſoviel er vermochte, um einſt ſein Ruheſtündchen rechtmäßig verdient zu haben. Und war's zuletzt auch wenig; doch war ſein Wille groß geweſen. Er genoß das Süße und Bittre des Irdiſchen, wie es ihm das Schickſal zuwarf, und dankbar für beides, ohne ſich lange um Vergängliches zu grämen; gewöhnt, im Bewußtſeyn und Lieben des Ewigen, zu leben.

Nun iſt der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. — Mögen Andre, in ihrem Herbſte, die eingeſammelten Ernten überſchaun und zählen. Ich kann dies nicht. Ich ſtreute die Saat aus; wohin ſie der Wind entführte, weiß ich nicht. Mein war nur die Güte des Wollens; über das Gedeihn der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schickſal. Auch manches taube Korn hab' ich geſtreut. Ich klage darum weder mich, noch den Himmel an.

Mögen Andre ſich eines mehr, oder minder mühſam erworbnen Reichthums, oder Ranges, oder Ruhms freun. Ich gönne ihnen dieſe Freude und bedaure ihre Mühen. Fortunens Huld hat mir keine goldne Schätze geſpendet. Aber genügſam mit dem, was eigner Fleiß mir erworben, Sparſamkeit mir bewahrt hat, freu' ich mich jener edeln Unabhängigkeit, der ich von jeher nachſtrebte, und in welcher ich, aus dem Wenigen, auch zuweilen noch Unbeglückten Hülfe zu reichen im Stande war. — — Rang? Ich trachtete nur nach dem der beſſern Sterblichen. Nur einmal, in jugendlichem Aufſtreben, ſonſt niemals im ganzen Lauf des Lebens, hab' ich um Ehrenſtellen geworben; wohl deren eben ſo viele abgelehnt, als übernommen; und dieſe nur, ſobald ich, wo Tüchtigere fehlten, als Nothnagel dienen, oder nützlich wirken konnte. — — Ruhm? Schriftſtelleriſche Celebrität? Seifenblaſen! Ich kannte wohl Höheres.

11.

Schluß.

Eigentlich sollt' ich dies letzte Kapitelchen Nachschrift, oder Geschichte dieser Geschichte, nennen. Das Ganze war vor Jahr und Tag vollendet; lag wohlversiegelt und aufbewahrt unter Schloß und Riegel, und sollte von den Meinigen, die mich überleben würden, nach ihrem Gutdünken seine Bestimmung empfangen. Da führte ein Umstand, an sich zu unerheblich, um hier erzählt zu seyn, eine Art Nöthigung herbei, daß der Verfasser der „Stunden der Andacht" seinen seit dreißig Jahren verschwiegnen Namen nicht ferner, ohne Nachtheil eines dritten, verbergen sollte. Von Magdeburg aus ward er dann zuerst öffentlich bekannt *). Und so war auch nichts mehr daran gelegen, mit eigner Hand das Siegel von dieser „Selbstschau" zu lösen, die vielleicht mancher Familie willkommen erscheint, ihren bisher unbekannten Hausfreund näher zu kennen. Mögen sie ihn denn kennen; auch auf die Gefahr hin, ihm nun vielleicht weniger hold zu bleiben, wenn sie gewahren, er sey — ein Mensch gewesen, noch keiner der Heiligen Gottes. Und ich, es wolle mir's niemand verargen, habe nebenbei wohl gar die heimliche, schalkhafte Freude, gleichsam aus dem Grabe hervor, zu horchen, wie hassende und liebende Bekannte, einst über dem Grabe Gericht halten. Ich halte ihnen kein Gegengericht mehr.

Indem ich selber das Ganze, nach jener Zwischenzeit, wieder las, fügt' ich, da und hie, manche Einzelheit und Späteres bei; und bemerkte jetzt erst, was auch Jeder bemerken wird, daß ich mehr eine Mosaik von einzelnen Erlebnissen, als einen zusammenhängenden Lebenslauf dargestellt hatte. Weil aber meine Aufgabe „Der Mensch

*) Einem meiner lieben Jugendfreunde, einem mehr, denn achtzigjährigen, blinden Greise, Behrendsen, in Magdeburg, der sich viel mit den Stunden der Andacht beschäftigte, auch gern den Namen des Verfassers erfahren hätte, wollt' ich vor seinem Tode den kleinen Wunsch erfüllen, und ihm nicht länger verhehlen, was schon nicht mehr zu verhehlen war, daß ich, den er längst in Verdacht hatte, daß ich es, sein Freund, Verfasser sey. Mein Brief kam zu spät. Der Theure war kein Sterblicher mehr.

und das Schicksal" war, fand ich's gebührlich, nur das auszuheben, was von Außendingen am tiefsten in das Gemüth eingewirkt hatte, oder, rückwirkend, aus diesem, gegen die wandelhaften Umgebungen Werthung, Wort und That geworden war.

So end' ich dies Schicksalsgemälde, und vielleicht am besten mit den Worten, die ich darüber einem meiner Freunde geschrieben habe*), der am Schlusse vieler seiner Briefe mich an ein solches Gemälde ungefähr, wie Cato im Römersenat an Karthago, regelmäßig zu mahnen pflegte: „Zwar hatt' ich nicht im Sinn", sagt' ich zu ihm: „Ihr Cæterum censeo u. s. w. früher, als nach meinem Tode, erfüllen zu lassen. Nun aber will ich, da ein Siegel gebrochen ist, auch das andre brechen, und mich — wie es beliebt — exkommunizirt oder kanonisirt, oder, es wäre das Beste, bald vergessen lassen."

„Das Bild ist wirklich vollendet. Ich versuchte es, mich so treu, wie möglich, zu konterfeien; weiß nun aber doch nicht, ob ich damit zufrieden seyn soll? Die Stimmungen ändern. Auch ist's ein gar zu langweiliges Ding, Pinsel in der Hand, sich immer und immer im Spiegel zu beschaun. Man sieht sich zuletzt selber nicht mehr deutlich. Oefters war ich auf dem Sprung, die ganze Arbeit zu zerreißen. Es kostete Ueberwindung, sie fortzusetzen. Doch mußte sie gethan seyn. Zuweilen las ich Abends meiner Nanny und den Kindern aus diesen Selbstbekenntnissen vor, seit ich aus diesen kein Geheimniß mehr machen wollte. Mögen die in der Nähe, und die in der Ferne, ihren Vater ganz erkennen, ehe sie seine Asche ins Grab legen."

„Lieb wäre mir, ich hätte einen ehrlichen, kaltblütigen Feind, der allfällige Irrthümer der Erzählung, oder Fehler aufzählen würde, die mir im Leben anhingen. Ohne Zweifel bin ich, wie jeder Adamssohn, ein Sünder; doch bin ich mir durchaus weder absichtlicher, noch schwerer Sünden bewußt; noch schäm' ich mich solcher Verirrungen, die zu unbedeutend sind, um genannt zu werden. Die aber, derentwillen ich von streitbaren Politikern und Theologen nur zu viel gescholten und

*) Herrn Regierungsrath Fetscherin in Bern, am 7. Febr. 1812.

verketzert worden bin, halt' ich für keine. Ich gehöre mithin eigentlich zur Klasse der „verstockten Sünder.“ — Gern möcht' ich wohl besser gewesen seyn, als ich war; bin jedoch sehr zufrieden, nicht schlechter gewesen zu seyn. Nur eine „Unterlassungssünde“ gesteh' ich noch ein: ich habe auf Erden des Guten zu wenig gethan.“

„Während ich mit der Selbstschau beschäftigt war, gerieth ich über zweierlei Dinge manchmal in nicht geringe Verwunderung. Es kam mir nämlich zuweilen vor, als wäre das Vergangne und Erzählte gar nicht geschehn. In die freundlichen, stillen Verhältnisse der Gegenwart hineingewöhnt, fand ich's beinah selbst unglaublich, einen so bunten, unruhigen Traum des Lebens durchgelebt zu haben. Und doch sprechen Tagebücher, Briefe und noch lebende Zeugen! Eben so hat es mich ungemein überrascht, von Jünglingstagen her, Liebe und Wohlwollen so vieler würdigen und ausgezeichneten Personen genossen zu haben, die, ungeachtet sie sich ihres entschiednen höhern Werthes bewußt seyn mußten, dennoch treue Freunde blieben. Ich gesteh' Ihnen, das hätte mich in Versuchung führen können, etwas stolz zu werden, wenn mich nicht daneben das Gefühl hinlänglich gedemüthigt hätte, neben solchen Männern und Frauen ziemlich klein und verdienstlos zu stehn.

„Doch nun genug der Herzensergießungen Ihres geschwätzigen Alten! — „„Lebet wohl, und zürnet nicht!““ pflegt der Schweizer beim Abschied zu sagen.“

Inhalt des ersten Theils.

Kindheit.

		Seite
1.	Vorwort	5
2.	Ein verwaistes Kind	7
3.	Des Knaben Erwachen in sich	12
4.	Fromme Schwärmerei und Unglaube	19
5.	Selbsterlösung	24

Wanderjahre.

1.	Der Ausflug	31
2.	Der Theaterdichter	36
3.	Universitätsleben	39
4.	Die alte Qual	43
5.	Besuch in der Heimat	47
6.	Der Doktor legens	52
7.	Eintritt in die Schweiz	57
8.	Enttäuschungen	61
9.	Ein Winter in Zürich und Bern	63
10.	In Paris	70
11.	Der unterbrochene Wanderplan	74
12.	Das Seminar in Reichenau	81
13.	Reformator und Republikaner	85
14.	Der Sturm droht	91
15.	Ein Geächteter	95

Revolutionsjahre.

1.	Ins Exil	101
2.	Diplomatische Laufbahn	107
3.	Noth der Ausgewanderten	111
4.	Eine andre Laufbahn	115
5.	Sendung nach Unterwalden	121
6.	Ein Paar Kriegsscenen	128
7.	Ein neues Prokonsulat	133
8.	Eitle Ruhen	138
9.	Hülfe in der Noth	144
10.	Ein Paar politische Ansichten	149
11.	Der Zug in die italienische Schweiz	153
12.	Frühere Vorgänge	158
13.	Noth von jeder Seite	162
14.	Faktionenkampf im italienischen Styl	167
15.	Französische Goldmacherkunst	173

Seite

16. Gemüthliche Stimmungen 176
17. Rückkehr aus der italienischen Schweiz 180
18. Sturmtage in Basel 185
19. Freuden der Ruhe 190
20. Rückkehr ins Privatleben 195
21. Eine Unterredung 199
22. Beginnender Gemüthsfrieden 204
23. Alamontade 210

Des Mannes Jahre.

1. Einsamkeit und Liebe 217
2. Neuer Sturm 221
3. Der Forstmann 225
4. Vermählung und Hausglück 229
5. Der Volkslehrer 234
6. Die Stunden der Andacht 240
7. Eine Freimaurerloge 249
8. Gesellschaft für vaterländische Kultur 255
9. Die Restaurationszeit in Europa 258
10. Drei Reisen durch Baiern 263
11. Die Blumenhalde 271
12. Einige Fremden-Besuche 277
13. Schriftstellerisches Streben 282
14. Macht der Verleumdung 290
15. Die Freuden des Unglücks 295

Lebens-Sabbath.

1. Ein Blick ins häusliche Leben 303
2. Ein Ausflug in die Normandie 309
3. Rückblick in die restaurirten Uebel der Politik 313
4. Eine Scene im Rathssaal 318
5. Neue Dornen 323
6. Im Verfassungsrath 326
7. Heilige Sabbathstage 329
8. Die Taubstummen 332
9. Vorwehen neuen Sturms 335
10. Klosterbesuch 339
11. Eine Folge des Besuchs 343
12. Frommer Aufruhr 348
13. Der Greis 353
14. Schluß 356

Eine

Selbstschau.

Von

Heinrich Zschokke.

Zweiter Theil:

Welt- und Gott-Anschauung.

Aarau 1842.
Verlag bei Heinrich Remigius Sauerländer.

so droht Europa neben dem jugendlichen Amerika zu verbleichen. In Amerika freie und frische Entfaltung der Vernunft und jeder geistigen Kraft, denen sich häusliche, bürgerliche und staatsthümliche Einrichtungen, wie Mittel zum Zweck, fügen müssen; in Europa mittelalterisches Vorurtheil, herkömmliches Formenwerk, dem in Staat, Kirche, Stadt und Dorf die Geisteskräfte, als Mittel, dienstbar gemacht werden. Dort in mannigfach gestalteten Kirchen freithätiges Christenthum; hier Priestergewalt, Kirchlichkeit und Unduldsamkeit in Glaubens- und Gewissensangelegenheiten.

Als das Christenthum aus Asien in das kältere, klügelnde Europa überging, litt es von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Konzilien zu Konzilien die gewaltsamsten, unnatürlichsten Veränderungen. Hierarchie, Dogmenkram, Cultus und Symbole verdrängten das Göttliche, Lebendige, Einfache der Jesus-Offenbarung.

Neue Veränderungen stehen mit dem Uebergang des europäischen Christenthums nach Amerika dem Christenthum bevor. Es werden bei der Unabhängigkeit der Staaten jenseits des Weltmeers dieselben nicht lange von einem andern Welttheil Entscheidungen und Orakel begehren. Die Kirchen werden andere Formen annehmen, und gewiß, nach der reinern Bildung und bessern Erkenntniß des Zeitalters, einfachere. Amerika hat

I.

Kenntniß und Erkenntniß.

Kenntniß und Erkenntniß.

1. Durch Zweifel zum Erforſchen des Wahren.

„Die holdeſte der Feen unterm Himmel iſt die Täuſchung, dieſe reizende Mutter des Glaubens und der Hoffnung. Wehe dem aber, der im Zaubergarten derſelben vom Baum der Erkenntniß eine Gewißheit naſchen will! Er hat lebenslang das verlorne Paradies zu beweinen.“ So ſeufzt' ich einſt, von Zweifeln in meinem Innerſten zerriſſen, als Jüngling; ſo noch, als reifender Mann. Und ich habe im Lauf des Lebens dieſen Seufzer im Stillen aus der Bruſt manches Andern vernommen. Ich beklage die Heimlichkranken, wie ich einſt mich ſelber beklagt habe. Spät ſind meine Wunden geheilt worden; vielleicht ſind die von Andern nicht unheilbarer. Ich will verſuchen den Gang meiner Geneſung zu zeichnen; vielleicht wird er zum ihrigen. Zuvor will ich aber meine Narben aufdecken. Will ausſprechen, wie mir einſt Leben und Welt, Gott und Ewigkeit erſchienen*). Ich dachte und ſprach:

„Weitaus der Großtheil der Sterblichen handelt und wandelt noch willig und gläubig im ſchönen Traumreich. Man lebt ſich, vom erſten Schlummer an der mütterlichen Bruſt hinweg, durch die Spiele der Kindheit, ſo allmälig, leiſe und tief ins reifere Alter hinein, daß man kaum einmal an den Gedanken ſtößt: Warum denn das ſo und nicht anders ſey? Woher und wozu dies Alles? Oder fragt: Wodurch

*) Das im erſten und zweiten Abſchnitt Folgende gab ich, als Bruchſtück, ſchon 1832 in der Zeitſchrift „Prometheus, für Licht und Recht.“ Hier theil' ich nur Auszug vom Weſentlichern deſſen mit, was dort in Briefform eingekleidet war.

hat sich das ganze Weltall ins Daseyn hereingebaut? Könnte nicht ebensowohl gar nichts seyn? Und warum ist Etwas, warum Alles da?"

„Ja, Fragen dieser Art werden den meisten Menschen sogar grundalbern scheinen; einigen noch gottlos dazu. Denn die Welt ist doch nun einmal vorhanden, und wir sind es mit ihr, ohne zu begreifen, wie? Gott hat es so geschaffen und, nach unserm Ermessen, sehr weise eingerichtet. Das muß genügen und genügt. Und auf der festgetretenen Landstraße des Alltags-Lebens fortwandernd in Gesellschaft aller Zeitgenossen, gilt Jedem die gewohnte Ansicht zuletzt für Naturgang; und die Uebereinstimmung andrer ehrlichen Leute mit uns, für Bürgschaft des Wahren."

„Wir schwimmen mit Allem, was sich um uns regt und bewegt, den Strom der Jahre ohne Arg hinab. Erzogen und belehrt, erziehen und belehren wir Andre; finden des Lebens höchste Aufgabe im Betrieb eines Berufs, unser Daseyn zu veranmuthigen, oder hungerlos zu fristen. Wir arbeiten und ruhen, lieben und hadern, jauchzen und weinen, bis das Haar ergraut, bis das Aug im Tode bricht, und der Vorhang des etwas verworrenen und kaum halb verstandenen Schauspiels fällt."

„Jeder tröstet sich, wie er's vermag, mit irgend einer Erwartung von Dingen nach dem Tode. Zwar kam niemand der Verstorbenen aus dem Jenseits, als Bote, zurück. Aber man hat doch Verheißungen. Und die unbezwingliche Lust am Daseyn erleichtert denen, welche Unsterblichkeit versprechen, das Geschäft des Ueberzeugens. Ueberdem wird in Christenkirchen, Pagoden, Judenschulen und Moscheen nicht nur die Weltverwaltung Gottes umständlich auseinander gesetzt; sondern wir kennen sogar Eigenschaften, Verhältnisse, Thaten und Beschlüsse des höchsten Wesens ziemlich genau aus Katechismen, mosaischen Büchern, aus Koran und Zendavesta. Der Unendliche hat sich, was mehr, als Alles, sagt, persönlich in Hindostan, Kleinasien, Peru, Arabien u. vor Alters gezeigt oder auserwählten Menschen offenbart. Die Ueberlieferung ist sorgfältig von Rabbinen, Braminen, Priestern, Marabuts, Mufti's bewahrt. Sie ist um so glaub-

würdiger geworden, je älter und dunkler sie wurde; nur mit der einzigen Beschränkung, daß jede Glaubenspartei sich vorbehielt, die Ueberlieferung aller übrigen, wie baare, klare Lüge und heillose Ketzerei, mit Beil und Schwert, Steinigung, Sklaverei, Scheiterhaufen und Brandmarkung, zur Ehre Gottes, zu verfolgen oder zu bestrafen."

„Der alte Glaube an die Götter Latiums mußte, nach den Tagen des Cäsar Augustus, untergehen und dem christlichen Sinn für das Ueberirdische schon darum weichen, weil die Legionen Roms, von einem Ende der Welt zum andern umherziehend, bei allen Völkern andere Altäre, andere Gottheiten, andere Ueberlieferungen fanden. Die in unsern Tagen erweiterte Völkerkunde, und der allgemeinere Verkehr der Nationen, vermittelst der Druckerpresse und des Welthandels, erschüttert nothwendig den alten Ueberlieferungsglauben der Religionsparteien abermals in seinen Grundvesten."

„So schlägt denn mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen, früh oder spät, eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule oder Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: „Was ist denn Wahrheit? Sind Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka oder Jeddo, in Rom oder Lassa, als Ketzereien verflucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtheit unsrer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben, ich möchte sagen, in uns verknörpelten?""

„Man ruft uns Blutzeugen der Wahrheit auf. — Beweist denn aber der Tod des Märtyrers, daß seine persönlichen Ueberzeugungen auch die der übrigen Welt sein müssen? Auch der Parse, der Jude, der Bramine, auch ein Vanini, ein Giordano Bruno, die man der Gottesverläugnung bezüchtigte, starben für Vorstellungsweisen, die sie nicht vom Bau des eignen Gedankenthums abreißen konnten, ohne diesen aus allen Fugen zu stoßen. Mich dünkt, nicht die Wahrheit, für welche der Märtyrer blutete, sey das Herrlichste von ihm gewesen, sondern das Sterben

selber um Etwas, das ihm höher, denn der Reiz des Lebens galt, und was ihn gegen die Macht der Natur mächtiger, als sie selbst, machte."

„Aber, die Anfechtungen des Zweifels foltern das Menschengeschlecht nicht erst seit gestern."

„Mag die Sage vom Sündenfall des ersten Paares doch immerhin aus Gesängen vorsündflutlicher Weltalter in die ägyptischen Tempel herübergeklungen seyn, oder, andern Quellen entflossen, sich zuletzt unter dem Griffel des israelitischen Gesetzgebers versteinert haben; — mag Hiobs Jammer über das Loos der Tugend auf Erden längst vor Salomon und Moses, oder erst unter den Thränenweiden Babylons, gehört worden seyn: stets wohnet darin Hinweisung, daß der Mensch, beim ersten In-sich-Erwachen, voller Entsetzen über den Widerspruch seines innern Gesetzes mit dem Gesetz der Natur oder des Schicksals, die Frage über den Ursprung des Uebels gethan, welche nachher jedes Jahrtausend wieder nachseufzte."

„Und, in der That, warum werden Muth und Opfer des Gerechten gemeinhin mit Dornen gekrönt, während verbrecherische Schlauheit sich der Umarmungen des Glücks freut? Warum ward dem Menschenherzen die Liebe gegeben, wenn es zuletzt doch daran verbluten muß? Warum dem Geiste des Menschen der ewige Durst nach Wahrheit, wenn er zuletzt, in Zweifeln vergarnt, verzweifeln muß? Warum allen Völkern auf Erden das sehnsüchtige Ringen nach Anerkennung ihrer Menschenwürde, ihres Ur-Rechtes, wenn die Nationen zuletzt doch immer unter den Füßen des Ehrgeizes und Eigennutzes einzelner Gewalthaber zertreten werden sollen?"

„Wahrlich, unter allen Geschöpfen ragt der Sterbliche, als das unseligste, hervor. Der Fels, wie die Pflanze, stehen ihrer unbewußt da, und vergehen gefühllos unter der zermalmenden Ferse der Zeit. Sie kennen keine Freude; aber sie sind dafür jammerlos. Das Thier empfindet, neben der Lust, wohl auch den Schmerz des Daseyns; aber es lebt doch nur im Punkt der Gegenwart, ohne Leiden um Ver-

gangenes, ohne Zittern vor Künftigem. Nur der Mensch wird von dem, was nicht mehr iſt, und von dem, was noch nicht iſt, zugleich und noch mit dem gereinigt, was eben der Augenblick außerdem Böſes beſcheert. Wiegen die Freudengenüſſe des Lebens wohl alle Bitterkeiten deſſelben auf? Wer möchte doch von der Wiege bis zum Sarge, Alles und durchaus, wie es war, zweimal hintereinander leben?"

„Die Vernunft iſt am Ende die ärmlichſte Tröſterin, und unſer Bewußtſeyn eine matte Leuchte. Es iſt dies ſchon oft geſagt worden! Das Leben des Menſchen iſt durchaus nichts, als Uebergang von einer Geburtsnacht zu einer Todesnacht. Wozu dient ihm das Licht des Bewußtſeyns zwiſchen beiden? Daß er die Finſterniß hinter ſich erblicke, aus der er kam, und die Finſterniß vor ſich, in die er wieder verſchwinden wird? — Lieber volles Licht, oder ewige Nacht!"

„Es iſt wahr, ich kann beim Fackelſchein der Vernunft auch die Dinge anſtaunen, die ſich daran unterwegs, auf der Wanderung von einer Nacht zur andern, erhellen. Ja, ich ſtaune es an, dies Räthſelreich der ſogenannten Wirklichkeit; dies Zauberbild auf dem Nichts gemalt, oder auf einem unbemerkbaren Etwas. Ich bewundere das weite Weltall voller Ereigniſſe und Geſtalten, für deren Menge, Arten, Größen und Zahlen, uns Namen und Maße fehlen. — Aber die Bewunderung ſo vieler Pracht und Macht artet oft zu grauenvoller Verwunderung aus, bei dem Gedanken: Was iſt dies All? Warum iſt es vielmehr nicht vorhanden, als daß es vorhanden iſt? Warum iſt nicht vielmehr ein All-Nichts? — Sollte nicht ein Nichts möglicher, als ein Etwas ſeyn? Von wannen ſtammt das Weltall, welches ich zwiſchen der Nacht der Geburt und des Todes ſehe? — Aus einer dunkeln Allmachtshand? — Sage mir, von wannen die Hand?"

„Was iſt denn zuletzt wahr und wirklich? Alles? oder vielleicht Nichts? Es gibt Menſchen, ſie ſehen nicht Farben und Formen, wie ich; ſie hören die Töne nicht, wie ich. Mir iſt ſüß, was ihnen bitter. Woran liegt's? Anders die Sinne, anders die Welt! Was iſt denn

nun diese eigentlich an und für sich, da sie doch das Meiste durch mich ist; oder da ich sie nur erkenne, wie sie für mich zu seyn scheint. Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder sprech' ich sie in die Dinge hinein, vermöge der nothwendigen Art und Weise meiner Sinne und meines Erkennens? Sind die in mir waltenden Gesetze des Denkens, vermöge deren ich Alles, was erscheint, unter sich verbinden muß, darum auch Gesetze dessen, was außer meinem denkenden Ich besteht? Wer bürgt dafür, daß das Weltganze für sich ein ganz Anderes sey, als ich mir's vorstelle; gleichwie im Kaleidoskop Blumenblättchen, Splittern und Flittern, verworren für sich durcheinander, dem Auge in regelmäßigen, zierlichen Gestalten entgegentreten?"

„Die allgemeinen Gesetze des Denkens zum Bau der Erkenntnisse durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sind in allen Menschen die gleichen; daher auch im Allgemeinen eine gewisse Art der Uebereinstimmung. Jene Gesetze bleiben so unwandelbar dieselben, wie die der Natur, nach denen die Biene unwillkürlich ihre Honigzellen, der Ameisenlöwe seine Fallgruben, der Biber sein Wasserhaus baut. Was aber wird, bei der Naturnothwendigkeit unserer Erkenntnißgesetze, aus dem Stolz unserer Willensfreiheit? Denn ich will, je nachdem ich denken muß. Was wird aus jener Freiheit beim unabwehrbaren Einfluß der Erziehung, der Gewohnheitsmacht, der Altersstufe, der Nervenreizbarkeit, und im weichen Zuge der uns mit sich fortflutenden Schicksale?"

„Fragen, wie diese, haben Tausenden unsers Geschlechts, und nicht den unedelsten, herbe Trostlosigkeit gebracht. Tausende mögen im stummen Verzagen aus der Welt gegangen seyn. Tausende flüchteten sich, verzweifelnd, um sich selber zu vergessen, in gemeines wildes Lustleben, in wüste Zerstreuung; oder in die Klosterstille und Klosterstrenge irgend eines Kirchenglaubens, der das Selbstdenken verpönt. Der Weg des Unglaubens führt endlich wieder zur blinden Dummglaubigkeit; aber der Weg des Zweifels entweder zum Sieg oder Tod aller Wahrheit." — — —

So sprach ich einst.

Doch eben in jenen Zweifeln, welche die Hoheit des menſchlichen Weſens mit Demüthigung bedrohen, erkenn' ich heut deſſen Würde. Im erhabenen Zorn des Geiſtes über die eigne Ohnmacht inner den Schranken der Natur, erblick' ich des Geiſtes Macht glänzender, als in allen vergänglichen Schöpfungen menſchlicher Kunſt. Ohne Verdienſt, ohne Schuld wegen ſeines Daſeyns, ſteht unſer Geiſt, wenn kein Gott, doch einem Göttlichen gleich, auf dem Marchſtein des Seyns und Nichtſeyns, und richtet die nur gerechte, nicht vermeſſene, Frage an das Ur alles Weſens und Seyns: „Wer biſt Du? Wer bin ich?" — Des Menſchen Daſeyn allein ſchon gab Vollmacht zu ſolcher Aufforderung und Frage.

Kein anderes uns bekanntes Weſen kann dieſe Frage ins Weltall hineinrufen. Der Menſch nur kann es; er ſoll es! — Saget nicht: „Ihm antwortet niemand draußen!" — Habet Ihr auch ſchon drinnen gehorcht? Saget nicht: „Nacht und Finſterniß ringsum!" Würdet Ihr von Finſterniß wiſſen, wenn Ihr kein Licht in Euch trüget? oder vom Irrthum, wenn Ihr keine Wahrheit hättet?

Zwar nie wird ein ſterblicher Oedipus das Alles löſende Wort zum Schlüſſel des alten Welträthſels finden; und der Jahrtauſende Scharfſinn oder Erfahrung wird nicht das letzte Geheimniß aus den Tiefen der Natur zu Tage fördern. Doch eben dies, was den Blöden wohl des Muthes beraubt, beurkundet die Göttlichkeit des Forſchergeſchäftes. Der Weg zum Wiſſen des Wiſſenswürdigſten iſt Bahn der Aſſymptote durch die Unendlichkeit. Fürwahr, der Weiſe müßte ja im Entſetzen und Grauſen vergehen, könnt' er je das Ende dieſer Bahn ſchauen!

Das Betrachten des göttlichen Alls iſt wahrhaft hoheprieſterliches Geſchäft; Aufſchauen in das Allerheiligſte der ewigen Stiftshütte zu dem, der da iſt, war und ſeyn wird.

Das Verzweifeln an aller Gewißheit unſerer Erkenntniſſe iſt der erſte Schritt zur Gewißheit. Nur ſoll die Verzweiflung uns nicht lähmen, ſondern reizen und vorwärts jagen, das Aeußerſte zu wagen. Der Schiffer, wenn er im Meerſturm Untergang ſieht, geht

unter, ſobald er ſich aufgibt; er findet noch Rettung durch die Tollkühnheit der Verzweiflung.

Ich habe unter Männern und Weibern, die eine gewiſſe Stufe von Bildung und Kraft des Selbſtdenkens gewonnen hatten, bemerkt, daß ſie, und zwar im beginnenden Alter ihrer Mannbarkeit, häufig Zweifler wurden. Der Zeitpunkt des Mannbarwerdens ſelbſt führt, mit Wachsthum und Entfaltung der ganzen Natur des Körpers, einen krankhaften Zuſtand deſſelben herbei. Iſt aber der Leib, dies Werkzeug des Geiſtes, vollendet und feſt, tritt gewöhnlich auch ein ähnlicher Zuſtand für den Geiſt ein. Des Jugendalters vornehmſte Kraft ruht im Gedächtniß. Sein Thun beſteht meiſtens im Lernen und Glauben, im Empfangen und Behalten. Dann aber erſtarkt, wird er ſelbſt ſchaffend, und er lebt, voller in der Thätigkeit des Verſtandes; lernt durch eigenes Forſchen; und urtheilt, bevor er glaubt. Dann öffnen ſich vor ihm die Pforten des Zweifels, durch welche allein der Eingang zum Tempel der Wahrheit ſtatt findet.

Alſo hab' auch ich begonnen, als ich ausging, Gott zu ſuchen. Auch ich hatte ihn einſt verloren. Es war mir um nichts Andres zu thun, als Ruhe in der Gewißheit, nicht Ruhe oder Betäubung nur im frommen Glauben, zu finden. Am wenigſten hat mich je das verächtliche Gelüſt verlockt, Stifter einer neuen Schule zu heißen. Wem die Weisheit, als ein Werkzeug der Eitelkeit, dient; wer durch ſie einen Namen unter Menſchen, oder Ehrenſtufen, oder Reichthum und Wohlleben erzielt, wird an ihr der Judas Iſcharioth. Er küßt ſie, um ſie zu verrathen. Ich möchte der Welt lieber eine einzige Wahrheit, als mir eine Welt erobern.

Es ſcheint am zweckmäßigſten, daß wir, um uns verſtändlich zu bleiben, genau von dem Punkt ausgehen, von welcher die geſammte Menſchheit ausging und noch immerdar ausgeht, Kenntniß und Erkenntniß der Dinge zu gewinnen.

Nämlich immer und überall hebt der Verſtand ſeine Thätigkeit damit an, daß er, im argloſen Vertrauen auf das Zeugniß der Sinne,

bis jetzt keine Reformatoren hervorgebracht. Es bedarf deren nicht. Die Lebenskraft dieses Welttheils bedarf mehr ihrer ganzen Macht, um die verschiedenartigen, durch neue Einwanderungen von auſſen her wachsenden Massen der Gesellschaft in ein Einiges zu bilden und aufzulösen.

Was die Europäer bisher dahin brachten, war nur Frucht der europäischen Staats-, Kirchen- und Schulverhältniſſe, Nachlaß europäischer Jahrhunderte, kaum für amerikanische Klimate und Ortsverhältniſſe paſſend. Es besteht zum Theil vieles davon, weil die Menschen noch leben, die es dahin trugen und haben. Aber schon jetzt wirkt der amerikanische Himmel merklich auf die fremde Pflanze, um sie zum Kinde seiner Einflüsse zu machen. Gottes Wort wird bleiben, aber nicht die europäische Exegese; Jesu Offenbarung und Lehre wird bleiben, aber es bleiben nicht die Acta conciliorum, die augsburgische Konfession und der Heidelberger Katechismus.

Die Zahl der Menschen, welche heut auf dem ungeheuern Raum von mehr denn achtmalhunderttausend Geviertmeilen Amerika's lebt, iſt unbekannt, und, da wir das Innere des Welttheils und seine unſeten Nationen zu wenig kennen, schwer auszumitteln. Immer aber iſt gewiß, daß der gröſsere Theil dieses Festlandes noch Heimath des Heidenthums sei.

das Mannigfaltige des ihn umringenden Weltalls beobachtet, von einander unterscheidet, ordnet und benennt. Ehe er sich Rechenschaft zu geben weiß von dem, was Begriffe sind und wie er sie bildet, begreift er schon das vielfache Einzelne in gewisse Allgemeinheiten der Vorstellung; und ehe er sich selber zum Gegenstand wird, versteht er schon den Zusammenhang der Außendinge.

So scheidet er nach bestimmten, bleibenden Kennzeichen das Leblose (Unorganische) vom Belebten (Organischen). Er nennt das in Raum Ausgedehnte Stoff, und unterscheidet diesen wieder von der Kraft, die denselben im Raum bewegt und ändert. Kräfte und Stoffe nimmt er in allen Körpern wahr; aber nicht in allen dasjenige, was er Leben nennt. Der fallende Stein bewegt sich, aber er ist lebles. Hingegen Pflanzen, Thiere und Menschen verrathen Leben, oder die wunderbare Macht, welche durch sich selbst mancherlei Stoffe und Kräfte zu einem Eigenganzen (Individuum) gliedert, dessen einzelne Theile Werkzeuge werden zur Anziehung, Aussonderung oder Verwandlung von Stoffen und Kräften, um das Ganze zu erhalten, oder in davon ausgehenden neuen Eigenganzen zu vervielfältigen.

Aber gleichwie die Pflanze durch ihr Leben höher steht, denn das Leblose: so erhebt sich das Thier über die Pflanzenwelt. Denn es verkündet in seinen Bewegungen etwas Anderes, als die Pflanze. Es äußert Empfindung von Lust und Schmerz; es gewahrt die Dinge um sich her. Es hat Seele.

Auch der Mensch ist beseelt, wie das Thier; denn er gewahrt und empfindet, wie dieses. Er ist belebt, wie die Pflanze. Sein Leib ist ein Verein von Stoffen und Kräften, wie jeder andre Körper. Aber in ihm ist eine noch höhere Macht thätig, durch die er, seiner selber bewußt, das All der Dinge überschaut, begreift, versteht, und vermöge deren er in sich ein Gesetz der Sittlichkeit oder Heiligkeit kennt, welches weder für Thiere noch Pflanzen gilt. Diese folgen dem Gesetz der Naturtriebe. Im Menschen wohnt ein Bewußtseyn der Freiheit, durch welche er selbst den Trieben des Lebens, den Begierden der Seele widerspricht. Da ist mehr, als nur Seele: — da ist der Geist.

Mögen Stoff und Bewegkraft, Leben, Seele, Geist zuletzt an sich eins und dasselbe, oder Verschiedenartiges seyn. Nehmen wir sie einstweilen, wie sie der gemeine Menschenverstand nimmt, als besondere Arten der Wesen, da sie sich doch in ihren Erscheinungen und Merkmalen so scharf von einander auszeichnen.

Von dieser Eintheilung alles dessen, was uns die Welt zeigt, von dieser Ansicht des gemeinen Menschenverstandes wollen wir ausgehen. Nicht deswegen, weil sie in sich das Untrügliche und Wahre ist, sondern weil doch irgend ein Wahres darin wohnen muß. Wie hätte sie sonst Gemeineigenthum des menschlichen Geschlechts werden können?

---

2. Werth des gemeinen Menschenverstandes.

Es liegt in den Aussprüchen des gemeinen Menschenverstandes der Keim des Wahren, oder nirgends, eben weil sie aus dem Verstand der gesammten Menschheit, nicht einer einzelnen Person, übereinstimmend hervortraten, ohne Mühe und Aufwand von Scharfsinn, ohne Absicht, ohne Uebereinkunft zwischen Weltaltern und Welttheilen. Unsere Aufgabe bleibt nur, in diesen Aussprüchen das Unbestimmte fester zu bestimmen. Und so verfolgen wir denselben Weg, welchen unser ganzes Geschlecht, seit Anbeginn der Menschheit, zur Erkenntniß des Wahren nahm. Die Philosophie, diese Sehnsucht der Geister nach dem Unbedingten und Ewigwahren, ist der sechstausendjährige Läuterungsprozeß unsrer Kenntnisse und Erkenntnisse.

Die nie veraltende Majestät des Weltgebäu's rief den schlichten Menschenverstand schon früh von der Bewunderung des Sichtbaren zur Verehrung des Unsichtbaren. Wer denn hat je mit Augen das Leben gesehen in der Pflanze, das Empfindende im Thier, das Denkende im menschlichen Leibe? Und doch gab der Sterbliche aller Zeiten und Zonen dem Niegesehenen einen Namen, da er am Vorhandensein dessen, was da wirkte, nicht zweifeln konnte. — Mit seinen Sinnen bemerkte der Mensch überall die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit der Dinge, aber damit erkannte er auch zugleich die Endlosigkeit

und Beharrlichkeit des Wechsels, und daß eben die Unbeständigkeit der Dinge beständig währt. — So offenbarte sich dem Blick seines Geistes, was sein leibliches Auge nicht sah: ein Unendliches in der Allheit des Endlichen, ein Wandelloses in allem Wandel der Erscheinungen. Dies Weltspiel dauerte aber durch die Jahrtausende fort in einer Größe, unzerstörbaren Ordnung und Herrlichkeit, unendlich höher, als jede menschliche Weisheit und Gewalt, daß selbst die rohesten Völker von der Ahnung unsichtbar waltender Wesen erfüllt wurden, vor deren Allmacht sie sich ehrfurchtsvoll beugten.

Ging das gesammte Menschengeschlecht in seiner Ahnung des Höhern und Göttlichen ganz irre? Wahrlich, wenn die standhafte Aussage der Sinne, wenn die sich immer wiederholende Erfahrung ein ewiger Betrug, wenn Wollen und Wissen des sich bewußten Geistes nichts denn Selbstverblendung wäre: so würde in der sechstausendjährigen Lüge vom wundervollen Weltall allein Göttlichgroßes wohnen; die Wirklichkeit aber kaum werth seyn, der Schemen dieser Lüge zu heißen.

Jener Ausspruch des menschlichen Geschlechts ergeht über das, was da ist, einstimmig, wenn nicht im Besondern, doch im Allgemeinen; einstimmig im Vertrauen zur Sinnesbelehrung, im Glauben an Uebersinnliches, im Wollen des Guten und Heiligen; er ist ein Schrei der innern Wahrheit, welchen keine Spitzfindigkeit der Schulen, keine Verketzerungswuth der Kirchen, kein Witz des Zweifels zum Schweigen treibt. Er entspringt, indem das Sich-Unbewußte der Dinge im Bewußtseyn der Geister, mit diesem zur schlechthinigen Einheit aufgeht, und sich das Tiefste des unendlichen Alls im Höchsten kündet und verklärt.

Immerdar kehrt der Zweifler von der Unentschiedenheit seiner Ansichten wieder zur Einfalt des gesunden Menschenverstandes zurück; und anerkennt im gemeinen Leben eine Gewißheit und Wahrheit, die er in einseitiger Grübelei verschwunden sah. Wer am hölzernen Schreibtisch seines engen Stübchens den Glauben an das Heiligste, den Glauben an Freiheit, Ewigkeit und Gottheit eingebüßt hatte, fand draußen in

den lebendigen Ordnungen der Erde und des Himmels, ohne schulgerechte Schlüsse, Alles wieder.

Nur aus einseitiger Richtung des Denkens entsteht Zerworfenheit des Geistes mit sich selber. Wodurch irgend immer das Vernunftgesetz zur Lüge und die allgemeine Sinnen-Aussage zum Wahnsinn gestämpelt werden soll, das kann nie Sache der Menschheit werden. Es geht in Vergessenheit unter, geächtet vom gesunden Menschenverstand.

Man kann freilich einwerfen und fragen: „welche unumstößliche Gewißheiten haben wir, seit Plato und Aristoteles, im Reich des Uebersinnlichen entdeckt? Eine zahllose Menge philosophischer Lehrgebäude ward aufgeführt, und stürzte wieder zusammen. Unser Wissen blieb Stückwerk. Stehen nicht immer noch, bis auf den heutigen Tag, die Schulen der Festgläubigen (Dogmatiker) und Zweifellustigen (Skeptiker) einander so feindselig gegenüber, wie vor Altem? oder die Schulen derer, die das gesammte Weltall vergeistigten, und derer, die alles Geistige zu Eigenschaft des Stoffes machten? Führen nicht heut noch die offenbarungsweisen Mystiker und die strengen Vernunftweisen ihren tausendjährigen Krieg unentschieden fort?"

„Vermittelst unserer Erfahrungen im Gebiet der Naturkunde, haben wir unsere Vorstellungen allerdings geläutert und berichtigt; aber in Rücksicht der Erkenntniß des Uebersinnlichen haben wir noch keinen einzigen Schritt vorwärts gethan. Oder was wissen wir Bestimmteres über das Wesen der Dinge, über das Wesen des menschlichen Geistes, über das Wesen Gottes, als schon das Alterthum wußte? Was wissen wir, Träumereien, Hoffnungen, Vermuthungen abgerechnet, von der Unsterblichkeit der Seele, oder auch nur vom Zusammenhang derselben mit dem Körper, oder von der zweideutigen Freiheit des menschlichen Willens irgend Erweisbareres, als diejenigen wußten, die vor uns lebten? — Die Anstrengungen des menschlichen Geistes, das Uebersinnliche zu ergründen, gleichen dem Kreisflug des Käfers, welcher, am Faden in der Hand des Knaben, ins Weite hinausstrebt und immer wiederkehrt, von wannen er kam."

„Durch welches Mittel sollten wir zur Gewißheit über Wirklichkeit, Beschaffenheit und Daseyn dessen, was wir Leben, Geist, Seele nennen, gelangen? Wir können nicht aus uns selber herausspringen. Bei jedem Versuch des Sprunges stehen wir jedesmal nur wieder in unserer Gedankenwelt. Unsere Vorstellungen können in sich vernunftgemäß, das ist, nothwendig, wahr und richtig seyn. Doch das gedankliche Nothwendige beweist nichts, als sich selber, in uns; nicht aber auch die Wirklichkeit des Gedachten außerhalb der Gedankenwelt in einem Reiche, von dem uns alle Erfahrung abgeht; oder wäre außer der Gedankenwelt nichts vorhanden? Wäre Alles, selbst das sogenannte Sinnliche, nur Vorstellung und nichts weiter? Das wäre Empörung des Geistes wider sein eignes Bewußtseyn und wahrhaftes Todtschlagen des gesunden Menschenverstandes."

---

3. Gewahrungen und Wahrnehmungen.

Es ist durchaus nöthig, daß wir, um Mißverständnissen auszuweichen, mit bestimmten Worten, bestimmte Begriffe paaren.

„Reinsinnlich ist das, was durch die Sinne, oder eigentlich in ihnen empfunden wird. Aber man wird dahin auch zählen müssen nicht nur was wir als körperlichen Schmerz oder Lustgenuß kennen, sondern ebensowohl die Gefühle der Trauer und Freude, Furcht und Hoffnung u. s. w. Denn alles dies wird unter dem Namen Empfindung, in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, begriffen; alles dies ist in uns Aeußerung der Seele, und wird wie bei Menschen auch mehr oder minder bei beseelten Thieren angetroffen. Aber zur Unterscheidung werd' ich künftig die Erregung in den äußern Sinnwerkzeugen Gewahrung, hingegen Schmerz und Kitzel oder Wollust des Körpers Empfindung in engerer Bedeutung des Wortes, und endlich die von körperlichen Empfindungen häufig ganz unabhängige Lust oder Unlust der Seele, Gefühle nennen.

Der Geist also empfindet nicht; er ist nur das Wissende, Denkende. Wenn die seelischen Gewahrungen, Empfindungen und

Gefühle zu seinem Wissen oder Bewußtseyn gelangen, werden sie in demselben Gewußtes, also Gedankliches. Er hat Vorstellungen davon. Und diese geistigen Vorstellungen von seelischer Erregung und Thätigkeit bezeichne ich mit dem Namen der Wahrnehmungen. Die Seele gewahrt also in Empfindung; der Geist nimmt wahr im Bewußtseyn.

Die erste und scheinbar reichlichste Kunde vom Daseyn der Dinge gewinnen wir vermittelst der seelischen Empfindungen. Durch sie schließt sich für unsern Geist die Fülle des weiten Weltalls auf. Wenn, wie in einigen Fällen der Starrsucht, plötzlich alle Sinnenthätigkeit ausstirbt, und nur noch das geistige Bewußtseyn bleibt, steht der Geist zwar noch in sich, aber gleichsam weltlos.

Die Sinne belehren uns durchaus von nichts, als von ihrer eignen Erregung. Wir erhalten durch sie nur Kunde vom bloßen Daseyn der Dinge; nicht, wie das Erregende für sich beschaffen, sondern wie die Erregung im Sinn geartet, also das Erregende nicht für sich, sondern für uns beschaffen sey.

Was wir mit Augen sehen, mit Ohren hören, mit Händen tasten, durch Geschmack und Geruch gewahren, von dessen Daseyn sind wir überzeugt und gewiß, oder wenigstens vom Daseyn der in der Sphäre unsers Seelischen erregten Empfindung. Und im Allgemeinen, einzelne Sinnentäuschungen ausgenommen, ist das Zeugniß der Sinne dem menschlichen Geiste so wichtig, daß nicht nur der große Haufe, sondern auch eine beträchtliche Zahl älterer und neuerer Weltweisen, nichts für wirklich und außerhalb dem Geiste vorhanden hält, als das durch die Sinne erfahrne. Man würde wohl weniger am Daseyn Gottes gezweifelt, oder sich nur mit einem bloßen Glauben an Gottes Verhandenseyn begnügt haben, wenn nicht nur die Vernunft mit Gründen, sondern auch die Anschauung der Sinne dafür gesprochen hätte. Aber ich, könnt' ich Gott mit Augen schauen, würde dann erst Zweifler an der Gottheit werden.

4. Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen.

Im Allgemeinen dürfen wir wohl sagen, was wir empfinden, das kennen wir auch, als Empfundenes. Aber doch ist nicht übel gethan, wenn wir Kenntniß, in engerer Wortbedeutung, nicht mit der Empfindung selber verwechseln, sondern damit erst solche Empfindung bezeichnen, bei welcher zugleich ein Unterscheiden derselben von einer oder mehrern andern statt findet. Je vielfacher sich das im Sinn Erregte von einem andern unterscheidet, je bestimmter und deutlicher wird die Kenntniß.

Nicht der Mensch nur, auch das Thier hat Kenntniß dieser Art. Der Hund kennt seinen Herrn, der Löwe seinen Wärter, der Vogel sein Nest. Es ist im Seelischen ein gefühlsweises Unterscheiden vom Inhalt der Gewahrungen; im menschlichen Wissen aber ein gewußtes.

Der Unterschied werde nun gefühlt oder gewußt, immer wird dazu ein Vergleichen mehrerer Dinge, oder Inhalte der Empfindungen, erfordert; sey es solcher, die gleichzeitig da sind, oder solcher, die früher und später bestanden. Durchs Gedächtniß tritt das Vergangene wieder in die Gegenwart, und durch dasselbe ist allein das in der Zeit Verschiedene vergleichbar unter sich. Die Thiere haben Gedächtniß; oft treueres, als der Mensch. Es geht daher in ihrer Seele auch ein Vergleichen des Mannigfaltigen dessen vor, was sie gewahren. Ihr Vergleichen ist ein gefühlsweises Unterscheiden, jedoch so bewußtlos, wie bei der Pflanze, deren Wurzel oder Laub sich nur die ihr gemäßen Nahrungsstoffe aneignet, ohne die übrigen aufzunehmen.

Gleichwie nun jede Gewahrung, jede leibliche Empfindung, jedes Gefühl, jede Wahrnehmung nichts anders ausspricht, als ihre eigne Vorhandenheit: so ist auch alle Kenntniß nichts anders, als Kunde des in Empfindung oder Bewußtseyn Erregten; nicht aber des Erregenden.

5. Seele und Geist, Empfinden und Denken.

Prüfen wir nun die Masse desjenigen genauer, wovon wir, vermittelst der Sinne allein, Wahrnehmung der Vorhandenheit erhalten, so ergibt sich, daß solches insgesammt nur auf das beschränkt ist, was mit Stoff oder Materie in unmittelbarer Berührung steht, und was gleichsam uns stoffisch gegeben worden ist. Wir empfangen durch Empfindung nicht mehr, als das Thier: blos Kunde vom Daseyn des Körperlichen; der Farben, Gestaltungen, Töne, Düfte u. s. w., oder der Bewegungen und Veränderungen der Stoffgebilde.

Aber wir wissen thatsächlich noch weit Andres vorhanden im All der Dinge, als das, was wir durch die Sinne vernehmen. Wir bewundern ja auch Zweckmäßigkeit, Ordnung und Schönheit der Schöpfungen. Wir werden durch das Vollendete und Sinnreiche in der Kunst, und durch das Gerechte und Edle in menschlichen Handlungen, gerührt. Es ist, möcht' ich sagen, nur geistige Gesichtstäuschung, insofern wir glauben, dies Alles mit unsern Sinnen zu schauen, die doch nichts, als das Stoffische und dessen Veränderungen gewahren. Hund, Affe, Elephant, Pferd, oder welches der Thiere uns das vorzüglichere zu seyn scheint, bleiben vor der Schönheit, vor der Wahrheit und Heiligkeit ohne Bewunderung, weil ihnen kein seelischer Sinn Kunde vom Daseyn des Schönen, Wahren und Guten verleiht. Wäre nichts Höheres in uns, welches weit Höheres wahrnehmen könnte: so würde unser Daseyn aus einer Reihenfolge mannigfacher Sinnes-Erregungen bestehen, die weder unsre Verwunderung noch Bewunderung wecken könnten. Das Leben ginge deutungslos an uns vorüber, wie das Bilderspiel der Zauberlaterne am gleichgültigen Blick des Thiers, während eben dies Spiel schon das Gemüth des menschlichen Kindes ergötzt.

Jenes Höhere nun ist der Geist, der kein Empfinden, sondern ein Wissen ist, und in dessen Bewußtseyn das Gewahrte zum Gewußten wird. In ihm ist ein Quell von Kenntnissen, die nichts mit dem gemein haben, was in den seelischen Sinnen erscheint. Er weiß sich selber daseyend (ist sich seines Selbstes bewußt), weiß

von ſich, und von Anderm, und von dem er ſich unterſcheidet. Er iſt ſich alſo des Mannigfaltigen von Vorſtellungen bewußt, die kein ſeeliſcher Sinn gewahrt, aber die er daſeyend kennt, und die aus ihm werden, die er ändert, wieder in die Einheit ſeines Selbſtes auflöſet und dadurch in ſich begreift.

---

6. Sinnliche und nichtſinnliche Vorſtellungen

Das Denkende denkt ſich; das Empfindende empfindet ſich. Die Thatſache des Bewußtſeyns und des Empfindens ſteht über allem Zweifel erhaben. Das Denkende hab' ich Geiſt, das Empfindende, welches wir mit den Thieren gemein haben, Seele genannt (3.), ohne darum auszuſprechen, ob beide einerlei, oder weſenhaft Ungleiches ſind, oder was ſie in und an ſich ſeyn mögen? Aber wir unterſcheiden die reinen Vorſtellungen, das Gedankliche im Bewußtſeyn, von den Gewahrungen der Sinne, von den leiblichen Empfindungen, den traurigen oder heitern Gefühlen. Mithin können wir auch den Unterſchied ſinnlicher und überſinnlicher, oder, nicht ſinnlicher, Kenntniſſe keineswegs hinwegläugnen.

Zu den nichtſinnlichen Kenntniſſen gehört das geſammte Wiſſen vom Daſeyn deſſen, was ſeeliſch ungewahrbar, unempfindbar, unfühlbar iſt. Dies Wiſſen kann aber in uns geworden ſeyn, entweder durch Selbſtthätigkeit des Geiſtes in Bezug auf das von den Sinnen Gegebene, wohin z. B. alle von Außendingen abgezogene Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile zu rechnen ſind; oder durch inneres Wahrnehmen deſſen, was allem Vorſtellen, Begreifen und Urtheilen ſelber vorangeht, und worin jene Selbſtthätigkeit des Geiſtes, wie inner bleibenden Schranken, wird und ſich bewegt, — was ich Denkensgeſetz des Geiſtes nennen möchte; oder endlich durch inneres Wahrnehmen deſſen, was in uns ein Gewußtes iſt, ohne weder von den Sinnen gegeben, noch nach den Denkgeſetzen Gefolgertes und Erſchloſſenes, noch das Denkgeſetz ſelber zu ſeyn, wohin wir z. B. die unvertilgbaren Ideen des Unendlichen, des

Heiligen, des Göttlichen zählen dürfen. Denn das Unendliche und Heilige iſt weder ſinnlich gewahrbar, ſondern vielmehr Gegenſatz von allem Sinnlichen; noch iſt es ein von der Außenwelt abgezogener Begriff, weil dieſe nichts zu einem Begriff liefern kann, was ſie nirgends, als Merkmal, an ſich trägt; noch iſt es das Geſetz des Denkens und Erkennens ſelbſt, weil wir weder unendlich, noch göttlich denken, und nicht die Vorſtellungen nach dem Unendlichen und Göttlichen ordnen, trennen und verbinden.

Obgleich alle Gedanken und Vorſtellungen, alſo auch alle Wahrnehmungen (3.), oder Erregtheiten des Bewußtſeyns, an ſich ſelbſt nichtſinnlich (nicht empfindbar, nicht gewahrbar) ſind, ſteht uns doch zu, von ſinnlichen Vorſtellungen zu ſprechen, nämlich wenn wir diejenigen ſo nennen wollen, welche etwas durch ſeeliſche Gewahrung Gewonnenes enthalten. Im Gegenſatz könnten wir Vorſtellungen, die nichts durch die Sinnlichkeit Gegebenes haben, reine Vorſtellungen nennen, oder nichtſinnliche, oder überſinnliche.

Aber zur Sache. Es iſt überall kein Wiſſen von irgend einem Etwas möglich, ohne Kunde vom Daſeyn deſſelben in Empfindung und Bewußtſeyn. Das Wiſſen vom Daſeyenden iſt alſo das Daſeyende im Wiſſen ſelbſt. Beide ſind, wenn auch nach Beziehungen unterſcheidbar, in ſich ſelbſt eins und daſſelbe, ſchlechthin untrennbar. Es iſt kein Wiſſen ohne Daſeyn, kein Daſeyn in uns ohne Wiſſen davon. Die Wahrnehmung (3.) iſt die Vorhandenheit des in uns Wahrgenommenen, und das Wahrgewommene eben die Vorhandenheit der Wahrnehmung. Das Eine iſt nicht ohne das Andre möglich, weil beide eins und daſſelbe ſind.

Die Einheit des Daſeyns und Wiſſens iſt das Urgewiſſe; aller andern Gewißheiten Urgrund; das ſich ſchlechthin durch ſich ſelbſt Verſtehende, was keines Beweiſes fähig iſt, aber auch keines Beweiſes bedarf. Wer ſein Daſeyn beweiſen wollte durch ſein Wiſſen deſſelben, würde wieder ſein Wiſſen durch das Daſeyn deſſelben erweiſen müſſen; alſo eins durchs andere, oder das Gleiche mit ſich ſelber.

Die den bekehrten Indianern durch Missionen der katholischen Kirche beigebrachten religiösen Begriffe verlieren sich allzuoft nur in Kirchlichkeit, äusseres Formenwerk und Gewissenszwang. Häufig ist auch in Amerika, weniger der göttliche Geist Jesu, als der irdische Geist der Mönchsorden, sichtbar geworden. Hierarchische Ehre und Vortheil der Kirche arbeiten zu gern hinter dem Schaubilde der Ehre Gottes und des Heils der armen Seelen.

Von der andern Seite waren auch die Missionen der evangelischen Kirche nicht immer zu rühmen. Von Genf aus wanderten im Jahr 1556 die ersten vierzehn protestantischen Bekehrer in die Wildnisse der neuen Welt; seitdem waren ihnen aus mancherlei Ländern in allen Richtungen tausend, mit edelm Willen, aber nicht immer mit ächt-apostolischer Weihe, gefolgt. Am thätigsten bewiesen sich Quäker, Baptisten, Methodisten und evangelische Brüdergemeinden

Die Gesandten beider Parteien, der Katholiken und Evangelischen (ich rede aber von der Mehrheit der Missionarien, nicht von den hochwürdigen Ausnahmen auf beiden Seiten), schlugen für ihre Zwecke gewissermaßen entgegengesetzte Wege ein. Die katholischen trachteten durch Gewöhnungen, durch äussere Zähmung, durch Bestechung der Sinne, die Wilden erst zu zivilisiren,

Wahrnehmung, oder Wiſſen des Daſeyenden, iſt eine Erregtheit des Selbſtbewußtſeyns. Und das Wahrgenommene in der Wahrnehmung, das Vorgeſtellte in der Vorſtellung, iſt wieder nichts anders, als die Wahrnehmung oder Vorſtellung ſelbſt, nach der innern Weiſe ihres Seyns (3.), und durch dieſe von andern Wahrnehmungen und Vorſtellungen verſchieden. Das Empfundene, oder das was ich empfinde, iſt die Empfindung ſelbſt, ihre Seynsweiſe, nämlich ihr So- und nicht Andersſeyn, wodurch ſie ſich von übrigen unterſcheidet.

Eine Empfindung kann täuſchen, nicht aber über ihr Daſeyn, ſondern nur über ihre Veranlaſſung. Eine Vorſtellung kann falſch ſeyn; aber nicht ihr Daſeyn iſt falſch. Denn auch die irrige Vorſtellung iſt vorhanden in mir, und zwar als ſolche. Das Täuſchende dort, das Irrige hier, liegt alſo, weil unmöglich im Daſeyn-Wiſſen, oder in der bloßen Kenntniß der Vorhandenheit, nirgends anders, denn erſt in der Erkenntniß des Vorhandenen.

---

7. Erkenntniß.

Erkenntniß iſt das Bewußtwerden vom Verhältniß des vorhandenen Mannigfaltigen zum Geſetzthum des Geiſtes; das Einſchauen in den Verband der Dinge, wodurch ſie unter ſich geeinet ſind. — Kenntniß hab' ich durch bloßes Daſeyn der Wahrnehmung, oder durch Wahrnehmung des Daſeyns, in der Einerleiheit des Wiſſens und Seyns. Erkenntniß hingegen gewinn' ich erſt vermittelſt Einung des mannigfaltigen Gekannten im geiſtigen Geſetzthum; in Wiedervermählung des getrennt beſtehenden innern Wiſſens und äußern Seyns.

Kenntniß und Erkenntniß ſind ſcharf zu unterſcheiden. Selbſt die Sprache des gemeinen Lebens übt den Unterſchied. Kenntniß ergibt ſich durch die bloße Aufnahme ins Gedächtniß von den verſchiedenen Erregungen der Sinne, oder des Bewußtſeyns; Erkenntniß hingegen allein durch Thätigkeit des Geiſtes, das Gekannte ſeinem

Geſetzthum zu unterwerfen. Kenntniß begnügt ſich an der Thatſache; Erkenntniß fordert zu ihr die Urſache, und zu jedem Dinge das, wodurch es ein Ding, d. i. ein Bedingtes iſt; alſo die Bedingung. Jeder kennt die Bewegung, aber erkennt ſie nicht ihrem Grunde nach. Das Thier kennt das Gewahrte, aber erkennt es nicht. Die Sinne finden nur; der Geiſt aber durch Selbſtthätigkeit erfindet.

Wenn in der Kenntniß des Daſeyenden durch Gewahrung und Wahrnehmung, alſo in der Einerleiheit des Seyns und Wiſſens, die Gewißheit wohnt: ſo kann die Ungewißheit nirgends, als in den Gebrechen der Erkenntniß, liegen.

Dies veranlaßt mich, einen Blick auf das Werden unſrer Erkenntniſſe zu werfen.

---

8. Weſen und Seyn des Geiſtes. Das Wiſſende und Gewußte.

Der Geiſt weiß ſich wirkſam in allerlei Vorſtellungen. Wirken heißt Daſeyendes ändern. Er, das Daſeyende, ändert alſo ſich, wird von ſich ein Andres. Er denkt. Das Gedankliche iſt ſein Andersſeyn. Wir kennen das Daſeyn unſrer Gedanken thatſächlich, urgewiß; ſo gewiß, als der Geiſt ſich ſelbſt weiß. In jedem Gedanken für ſich iſt abermals Einheit des Seyns und Wiſſens, aber ein andres Seyn, als dasjenige des Geiſtes. Denn im Gedanklichen iſt das Wiſſende ſelbſt ein Gewußtes geworden.

Indem der Geiſt, wirkend in ſich, ein Andersſeyn wird, weiß er ſein Ur- oder erſtes Seyn verſchieden vom andern Seyn. In letzterm weiß ſich das Gewußte nicht ſelber, ſondern es wird gewußt. Die Gedanken denken nicht, ſondern ſie werden gedacht. Sie ſind das Mannigfaltige, Wandelbare, Bedingte. Der Geiſt aber weiß ſich, in ſeiner Urheitlichkeit, als das Eine, Gleiche, Beharrliche im Wechſel ſeines Andersſeyns oder ſeiner Gedanken.

Weil der Geiſt ſich urgewiß, als das bleibende Eine im Wechſel ſeines Gedanklichen, als das Bedingende aller Vorſtellungen in ihm weiß: ſo hat das Gedankliche kein Daſeyn und Beſtehen für ſich, ohne den Denkenden. Darum nennen wir das bloß Gedankliche ein Weſenloſes; hingegen das beharrliche Eine, welches unabhängig von allem Wechſel des Gedachten für ſich, als Erſtes, oder Urheitliches, beſteht: ein Weſen. — Das Gedankliche hat allerdings ebenfalls ein Seyn, denn es iſt vorhanden; aber es iſt nicht das Inſichſelbſt-Beſtehende des Geiſtes; dieſer weſet. Der Geiſt hat Vorhandenheit, auch wenn er nicht denkt, und weiß ſich als denſelben, der er früher war, wenn er wieder denkt. Wie das Gewußte nun das Andersſeyn des Weſenden oder Wiſſenden, ſo iſt das (gedankliche) Seyn das Andersſeyn des Weſens. — Dies der wichtige Unterſchied des Weſens und Seyns.

In Urheitlichkeit weſend, iſt der Geiſt ein Sichwiſſen; im Gedanklichen, oder Andersſeyn, ein Vonſichwiſſen. Denn ohne alle Vorſtellungen wüßte der Geiſt nicht von ſich; aber ohne Sichwiſſen, ohne Urbewußtſeyn des eignen Selbſtes, wäre kein Hervorgehn von Vorſtellungen, keine Möglichkeit des Gewußten.

Im Vonſichwiſſen, welches nur ein (durch Vorſtellungen) vermitteltes Sichwiſſen iſt, wird der Geiſt ſein Gewußtes, wird er Gegenſtand (Objekt) ſeines Wiſſens, ohne dabei den Eigenſtand (das Subjektive) ſeiner Urheit zu verlieren. Der gewußte oder gegenſtändlich gewordene Geiſt aber iſt nur das Andersſeyn (gleichſam gedankliches Abbild) des Eigenſtändlichen (Subjekt), und ein Sich-Erſcheinen ſeines Selbſtes.

Indem der Geiſt ſein Gedankliches, als etwas Unſelbſtſtändiges, Weſenloſes oder Unſachliches (nicht Reales), Mannigfaltiges und Wechſelndes kennt, weiß er ſich hingegen urheitlich, als das in ſich ſelbſt Beſtehende, Beharrliche, Eine, Ur- und Sachliche des aus ihm Bewirkten, oder Andersſeyns.

Grade dies, daß er als das Beharrliche, Eine, Ur- und Sach-

liche, in seiner wesenlosen Gedankenwelt, weset, ist die Insichbedingung, das Gesetzthum seiner Wesenheit zum Wirken oder Aendern. Er kann nicht anders thätig seyn, nicht anders gedanklich werden, als inner seiner Wesensartung, oder inner seinem Selbstgesetz. Er kann nicht außer sich wesen; kann sich nicht entwesen.

Das aus der Einheit und Ursachlichkeit seines Wesens Gewordene ist, obschon sein Anderseyn, dennoch untrennbar von ihm. Die Gedanken sind nicht getrennt vom Denkenden, sondern im Geiste selber vorhanden. Es ist überall kein Seyn für sich, ohne im Wesen.

So ist des Geistes Urheitlichkeit und hinwieder sein Anderseyn, wenn auch ihm unterscheidbar, doch wesenhaft untrennbar eins. Es kann in ihm, als einer beharrenden Einheit, nicht Zweiheit bestehen. Daher löst sich das Mannigfaltige, wie es von seiner Einheit auseinander trat, auch wieder in seine Einheit auf, und zwar in die Einheit des Seyns, welche das Gleichartige ist von der Einheit des Wesens. Das in die Einheit Unauflösbare des Mannigfaltigen ist dem geistigen Gesetzthum ein Unvereinbares, ihm Widersprechendes. Es wird vom Geist, als Falsches und ihm Feindliches, abgestoßen, weil es Zweiheit bringt, wo nur Einheit walten kann.

---

9. Vernunft. Gesetzthum geistiger Wirkensweise. Verstand.

Das gedanklich gewordene Gesetzthum des Geistes wird von uns die Vernunft genannt. Das urheitliche Gesetzthum besteht aber, als Wesen des Geistes, und bevor es sich, in Gedanklichkeit, zur Vernunft erschließt, unabhängig vom eignen Gedachtwerden. Daher sagen wir, die Vernunft entfalte sich spät in den Kindern, obgleich wir auch dem Säugling nicht den wesenden Geist absprechen.

Mag man übrigens die Vernunft, nach verschiedenen Beziehungen, bald Erkenntnißgesetz, bald Sittengesetz (theoretische, praktische) heißen: sie ist immerdar eine und dieselbe Vernunft; immerdar die gewußte,

in ſich gleiche Wirkensweiſe des Geiſtes, um das All der Dinge in die eigne Wiſſens-Einheit aufzunehmen und zu umfaſſen.

Denn was und wie unſer Geiſt in ſeiner Unmittelbarkeit weſet und wirkt: fordert er auch vom Seyn deſſen, was er nicht iſt. Er drückt allen Wahrnehmungen (den reinen, wie den durch die Sinne gegebenen) gleichſam ſein eignes Gepräge auf. Er will im All des Vorhandenen ſich ſelber wieder erblicken; will in ſeinem Selbſt das All; damit nirgends Zweiheit und Zwieſpalt wohne, ſondern daß ſich die Geſammtheit des Mannigfaltigen in ein Ungetrenntes und Eins auflöſe.

Wie er, weſend (oder wirkend in beharrlicher Einheit), zu einem Andersſeyn aus ſich geht, d. i. zum Mannigfaltigen des Gedanklichen: ſo iſt im geiſtigen Seyn, oder in der Vernunft, dieſelbe Einheit waltend, aus welcher die Mehrheit des Gedanklichen ſich entfaltet. Wie die weſende Einheit eben allein das Ur- und Sachliche iſt, aus welcher das Weſenloſe, das Seyende, erwirkt wird: ſo iſt die Vernunft-Einheit eben ſo wieder der Grund alles Denkbaren, das aus ihm gefolgert wird, weil es in demſelben enthalten iſt.

So wird das, was des Geiſtes Weſensnothwendigkeit, was ſeine Wirkensweiſe iſt, in der Vernunft ein Geſetz für die Seynsweiſe des Gedanklichen; und Alles wird dieſem Geſetze gemäß, der Zahl nach, als Einheit oder Mehrheit, der Beſchaffenheit nach (ob weſend oder ſeyend), als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge, unterſchieden und verbunden. Die Beſtimmung aller Wahrnehmungen und Vorſtellungen, was ſie nach dieſem Geſetz ſind, iſt ihr Verhältniß zu demſelben und mithin auch ihr Verhältniß unter ſich. Denn ſie können unter einander keine andere Beziehungen haben, als im Gedachtwerden nach dem Geſetzthum des Geiſtes. Wie nun alle Dinge nach dem Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniß unterſchieden werden, als Einheit oder Mehrheit, als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge: eben ſo nothwendig werden ſie auch wieder, nach gleichen Beziehungen, unter ſich, oder, was daſſelbe ſagt, mit dem Geſetzthum des Geiſtes verbunden, die Folge zum Grund, die Wirkung zur Urſach,

das Mannigfaltige zur Einheit. Die Bestimmung aller Wahnehmungen und Vorstellungen, was sie sind, nicht in so fern sie von einander unterschieden, sondern in so fern sie unter einander, folglich im Gesetz des Geistes, verknüpft werden können, ist ihr Vereinbarkeitsverhältniß.

Zahl, Beschaffenheit und Vereinbarkeit sind mithin die allgemeinsten Verhältnißbegriffe (von der Schule Kategorie genannt), in welchen sich die Geistesthätigkeit bewegt, die Gesammtheit alles Seyns zu unterscheiden, oder zu verbinden, zu kennen oder zu erkennen. Denn Kenntniß der Dinge entsteht durch ihre Unterscheidung von einander; Erkenntniß derselben hingegen, durch Wiederauflösung des Verschiedenen in seine Einheit.

Wie wir die gedanklich gewordene Wissensnothwendigkeit (das Gesetzthum für das Denken) des Geistes Vernunft genannt haben: wollen wir den wirkenden Geist Verstand nennen. Vernunft und Verstand sind in der That nicht Werkzeuge, Eigenschaften oder Beigaben unsers Wesens, sondern das Wesende selbst, einmal in Beziehung auf seine Unmittelbarkeit, das andere Mal auf sein Mittelbarwerden (in Vorstellungen). So sind auch die sogenannte Urtheils- und Denkkraft, das Vorstellungs-, Erkenntniß- und manches andere Vermögen, ein und derselbe Geist, wie er sich in verschiedenen Beziehungen darstellt und bezeichnet.

---

10. Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar und urheitlich, als Quell seiner Begriffe und Vorstellungen und Thätigkeitbestimmungen. In ihm wohnt ein Urwissen, das allem andern Wissen vorangeht; nicht erst ein Erworbenes, sondern Eins und dasselbe mit dem Geistesweisen ist. Erst im Sich-Aeusserlich-Werden (oder als Gedankliches) wird es ein Unterscheidbares, zu Ur-Ideen sich Spaltendes. Diese Ur-Ideen sind nichts von der Welt in uns Hereingespiegeltes. Wir suchen es auch vergebens in der Welt auf, wie das Unbedingte

(Absolute,) also Göttliche, Unendliche, Ewige, Wahre, Heilige, Schöne u. s. w. Aber allerdings wohl werden im Geist diese Urideen durch Einwirkungen von außen (6.) angeregt zum Hervortreten. Nach ihnen wird der Geist, gegen die Außenwelt, und zwar laut Nothwendigkeit seiner Wirksamkeitsweise (der Erkenntnißgesetze) thätig, (oder Verstand) zum Begreifen, Urtheilen und Wollen. Ich möchte solche Gesetze seines Thätigwerdens gleichsam Organe des Geistes zum Behandeln der Außendinge nennen.

Der menschliche Geist weiß sich unmittelbar; alles Uebrige weiß er mittelbar, durch Wahrnehmungen. Er unterscheidet sich selbst als das Wirkende, Denkende, von seinen Wirkungen, den Gedanken; sich, als das Sachlichwesende von den an sich wesenlosen Vorstellungen; sich, als die Einheit seiner mannigfaltigen Begriffe und Urtheile; sich, als das Bedingende seiner wandelbaren Gedankenwelt.

So zerfällt das gesammte All des Vorhandenen in die zwei Urbegriffe der Kenntniß: Wesen und Seyn; Wirkendes und Bewirktes, worin sich Alles scheidet und vereint. Und damit entbinden sich zugleich die Grundbegriffe der Erkenntniß, Beschaffenheit (Wesen oder Seyn) und Zahl (Einheit oder Mehrheit). Beide zeigen nur das Verhältniß des Gekannten zu einander selbst an. Aber das Verhältniß der Zahl und Beschaffenheit des Mannigfaltigen zur wesensnothwendigen Einheit im Geiste, wird der Grundbegriff der Vereinbarkeit des Gekannten mit dem Gesetzthum unsers Wesens, und vollendet erst die Erkenntniß.

Indem aber die Verhältniß- oder Grundbegriffe von Beschaffenheit (Qualität), Zahl (Quantität) und Vereinbarkeit (Modalität) wieder auf einander anwendbar seyn und sich gegenseitig umfassen können, fallen sie, wie die Urbegriffe selber, wieder in ein unzertrennliches Eines und Gleiches zusammen.

Scheidet der Verstand abermals, was da weset und ist, nach jenen Grundbegriffen: so gewinnt er Stammbegriffe für die Gesammtheit der Vorstellungen. Diese Stammbegriffe sind, in Bezug auf

Weſen:	Zahl	Allheit	Beſchaffenheit	Urſach	Vereinbarkeit	Nothwendigkeit
und		(Einheit)		(Sachliches)		(Unbedingtes)
Seyn:		Ganzes		Grund		Daſeyn.

Treten die Stammbegriffe aber nach dem Verhältniß ihrer Vereinbarkeit, als Unbedingtes und Bedingtes (Abſpieglungen nur wieder des Weſenden und Seyenden) gegenſätzlich aus einander: ſo erhalten wir folgende neue Begriffsreihe, und zwar als

	(bedingend)		(bedingt)
Zahl:	Allheit	—	Einzelnheit
	(Einheit)		(Vielheit)
	Ganzes	—	Theil
	(Maß, Form)		(Inhalt)
Beſchaffenheit:	Urſach	—	Wirkung
	(Weſen)		(Seyn)
	Grund	—	Folge
Vereinbarkeit:	Nothwendigkeit	—	Möglichkeit
	(Unbedingtes)	—	(Bedingtes)
	Wahrheit	—	Falſchheit.

Verwandelt der Verſtand die drei Verhältniß- oder Grundbegriffe in Sätze, ſo werden ſie zu den drei bekannten Urgrundſätzen des Denkens.

Aus dem Zahlbegriff wird der Satz der Einheitlichkeit, oder des Nichtunterſcheidbaren. Denn was nicht von einander unterſchieden werden kann, oder das in ſich Gleiche, iſt Einheit.

Aus dem Beſchaffenheitsbegriff wird der Satz des zureichenden Grundes. Denn Alles ſteht nach ſeiner Beſchaffenheit entweder als Urſach oder Wirkung, als Grund oder Folge da; und was in einem zureichenden Grunde, als deſſen Folge, beruht, iſt mit ihm eins.

Aus dem Vereinbarkeitsbegriff wird der Satz des innern Widerſpruchs. Denn was ſich in ſich ſelber widerſpricht, iſt mit dem Geſetz des Denkens nothwendig unvereinbar, unmöglich.

Eigentlich beſagt jeder dieſer Urgrundſätze, die nur nach verſchiedenen Beziehungen verſchieden geſtaltet ſind, zuletzt eins und daſſelbe; ſo wie auch die Grundbegriffe wieder nur in die Einheit der Urbegriffe zurückfallen, und dieſe (Weſen und Seyn) das unzertrennliche Eine in ſich ſind, wenn gleich gedanklicherweiſe unterſcheidbar. Man könnte jene oberſten Grundſätze alles Denkens und Erkennens gedankliche Ausprägungen des geiſtigen Geſetzthums nennen. Denn ſie ſind es.

II. Urtheile. Schlüſſe.

Sämmtliche Geſchäfte des Verſtandes, im Allgemeinſten genommen, ſind fortwährendes Scheiden und Verbinden der Vorſtellungen; ein Auseinandergehen in das Mannigfaltige und Zurücktreten in das Eine und Gleiche. Die Sinne des neugebornen Kindes geben dem Geiſte deſſelben Gewahrungen des Einzelnen und Mannigfaltigen der Außenwelt, und der erregte Verſtand verſchmelzt ſogleich die einzelnen Vorſtellungen in eine, die ſie alle umfaßt und in ſich begreift, in einen Begriff. Anfangs freilich ſind dieſe Kindesbegriffe wohl kaum bedeutend verſchieden von den Geſammtgewahrungen einer gedankenloſen Thierſeele. Denn auch dieſe empfängt durch die Sinne, wie ſie ſich öffnen, eine Art Begriffe, und zwar dadurch, daß die Sinne eher den Umfang und das Ganze eines Gegenſtandes beachten und aufnehmen, als die einzelnen Theile und Merkmale deſſelben. Du ſelber, trittſt du in ein fremdes Zimmer oder in eine fremde Gegend, wirſt unwillkürlich erſt das Ganze mit ſeinen Umriſſen ins Auge faſſen, bevor du die Aufmerkſamkeit dem Beſondern darin zuwendeſt. Dieſe Geſammteindrücke in der ſeeliſchen Empfindung vertreten beim Thiere die Stelle gedachter Begriffe, und bilden einen merkwürdigen Uebergang des Gleichartigen vom Seeliſchen zum Geiſtigen, von der Empfindung zum Gedanken.

Das Mannigfaltige mehrerer Begriffe wird vom Verſtande wieder durch das in ihnen Zuſammenſtimmende zu einer höhern Einheit verbunden, zum Urtheil. Im Grunde iſt ſchon jeder Begriff für ſich ein einzelnes Urtheil über Verhältniß der Merkmale von verſchiedenen

Dingen zur Einheit im Wiſſen; und jedes Urtheil hinwieder ein umfaſſenderer Begriff.

Alles Urtheilen und Begreifen iſt Streben des Geiſtes, das Mannigfaltige der Vorſtellungen mit ſeinem Weſen und Geſetzthum auszugleichen, d. i. in deſſen Einheit aufzulöſen. In dieſem Geſetzthum, den Dingen gegenüber und ſie erfaſſend, wird jedes ausgeſprochene Urtheil zu einer gefolgerten Satzung, oder zum richtenden Satz über das Beurtheilte. Alle Urtheile ſind eigentlich alſo ſätzlich (kategoriſch); ſie mögen bejahend oder verneinend, muthmaßlich, beſtimmt oder unbeſtimmt ſeyn.

Da jeder ſolcher richtenden Sätze aber ein Werk der Erkenntniß iſt von der Einheit im Mannigfältigen: ſo ergibt ſich daraus, daß es überhaupt nicht mehr Arten der Urtheile geben könne, als es Grund- und Stammbegriffe gibt. Denn in allen wird das Verhältniß des Verſchiedenen zum Einen, und des Unverſchiedenen in ihnen beſtimmt.

So kann man alſo die Urtheile, nach dem Zahlverhältniß, unterſcheiden in allgemeine und beſondre, oder vollſtändige und unvollſtändige; nach dem Beſchaffenheitsverhältniß in beſtimmte (kategoriſche, worin die Erkenntniß der Einheit ohne Vorbehalt ausgeſprochen oder geſetzt wird) und unbeſtimmte, die Grund oder Folge muthmaßend vorausſetzen (hypothetiſche); oder zwiſchen zwei unvereinbaren Gegenſätzen, die zwiſchen einem Entweder und einem Oder ſchwanken (disjunktive).

Streng genommen iſt in jedem Urtheil das Vereinbarkeitsverhältniß das Wichtigſte, dem zufolge ein Satz unbedingt (apodiktiſch, Nothwendigkeit ausſprechend) oder bedingt (problematiſch, die Möglichkeit andeutend) daſteht, und bejahend oder verneinend (Daſeyn oder Nichtſeyn) erklärt. Denn immerdar iſt im allgemeinen und beſondern, oder im vollſtändigen und unvollſtändigen Urtheil, das Beurtheilte für ſich ein Ganzes, und der Satz entweder unbedingt oder bedingt ausgedrückt, entweder behauptend oder verläugnend. Eben ſo ſind die beſtimmten (kategoriſchen) Urtheile für ſich ſelbſt Unbedingtes

um sie für das Höhere der göttlichen Offenbarungen vorzubereiten und empfänglich zu machen. Die evangelischen Missionarien dagegen wollten durch das Innere des Gemüths die ganze Veredlung der äussern Verhältnisse bewirken. Sie erzählten den Wilden von Menschwerdung, Leben, Leiden und Tod des göttlichen Sohnes, und hofften mit einem wahren Wunderglauben, daß durch diese Geschichte, durch die Hinweisung der Herzen zum Lamm Gottes und zu seinem Blute Alles gethan, und die Gnade in den Wilden mächtig werde. Alles sollte aus der Liebe zum Heiland entsprießen, jede christliche, jede bürgerliche Tugend aus ihr erblühen.

Beide Wege hatten ihre Vortheile, beide ihre Nachtheile. Auf beiden wurden Seelen gewonnen. Und wenn auch die religiösen Vorstellungen der Getauften, wie es nicht anders sein konnte, höchst mangelhaft, verworren und abentheuerlich waren, wurde der Verwilderte doch damit dem gesitteteren Europäer näher geführt, ihm verwandter und menschlicher. Die Bahn zum Bessern ward gebrochen. — Wir sehen in Haiti einen von Negern gegründeten Freistaat, mit Verfassungen, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen, die denen der besten europäischen Staaten gleich stehen. Noch ein Jahrhundert, und unsere Enkel wissen von neuen in christlicher Gesittung aufblühenden

(Apodiktiſches) ausſprechend; die unbeſtimmten hingegen, mögen ſie in vorausſetzender (hypothetiſcher) oder gegenſätzlicher (disjunktiver) Form erſcheinen, bezeugen nur Bedingtes, Ungewiſſes (Problematiſches).

Vergleicht der Verſtand den Inhalt eines Satzes mit dem Inhalt eines allgemeinern, der ihn, als zu ſeinem Begriffsgebiet gehörig, umfaßt, und findet ſich im Beſondern das Gleiche wieder, was im Allgemeinen: ſo ſchließt ſich das in beiden Unterſcheidbare zuſammen, und der Schluß iſt die Einheit des Allgemeinen und Beſondern. Jeder Schluß wird alſo vom Verſtande auf dieſelbe Weiſe gebildet, wie ein Urtheil, oder Begriff. Jeder Schlußſatz iſt auch ein Urtheil, und jedes Urtheil eine Folgerung, oder verſteckter Schluß.

Weil aber in jedem Schluſſe, den wir machen, nach dem Beſchaffenheitsverhältniß, Grund und Folge in ihrem Verband dargeſtellt werden: ſo erhellt daraus, daß es eigentlich nur drei (kategoriſche, hypothetiſche und disjunktive), oder vielmehr nur zwei Schlußarten geben könne, nämlich je nach der Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit des allgemeinen oder Vorderſatzes, mit welchem das Beſondere verglichen wird. Da aber immerdar, und in jeder Schlußart, Grund und Folge ſich zuletzt einheitlich auflöſen, iſt jede nur eine von der andern abweichende Form des Urtheilens. Daher kann auch eine Schlußart ohne Mühe in die andere verwandelt werden; wie denn die obenerwähnten Urgrundſätze alles Denkens ebenfalls nur Abwandlungen der Form eines und deſſelben Urſatzes (Seyn und Weſen ſind untrennliches Eins) heißen können.

In der That ſpiegeln ſich ſämmtliche Verhältnißbegriffe (Zahl, Beſchaffenheit und Vereinbarkeit) in den Urgrundſätzen des Denkens, und mit dieſen in den drei genannten Schlußarten, nicht undeutlich wieder.

In der beſtimmten oder ſätzlichen (kategoriſchen) Schlußart, worin ausgeſprochen wird, daß das, was der Gattung zukömmt, auch das Gleiche der unter ihr begriffenen Art ſey, offenbart ſich der Satz der Einheitlichkeit oder des Nichtunterſcheidbaren.

Die **vorausſetzende** (hypothetiſche) Schlußart, welche zeigt, daß auch die **Folge** gilt, wenn der Grund gilt, deutet auf den Satz des **zureichenden Grundes** zurück.

Die **gegenſätzliche** (disjunktive) Schlußart hinwieder, welche, wenn von zwei einander ausſchließenden Vorſtellungen eine gilt, die andre nicht ſtatt finden laſſen kann, gibt nur in andrer Geſtalt den Satz des **Widerſpruchs** zur Schau.

Es iſt mir nicht darum zu thun, eine Logik zu ſchreiben. Kehren wir lieber, nach dieſem Abſtecher, zum verlaſſenen Wege zurück.

---

12. Mittelbare und unmittelbare Erfahrung.

Einerſeits nun weiß ſich der Geiſt weſend, das iſt wirkend, denkend, mithin als **Urſach** ſeiner **Thatſachen** (der Vorſtellungen), als Quell ſeines Andersſeyns (des Gedanklichen). Er iſt das Bewußtſeyn und Daſeyn; ein wiſſendes Seyn und ein ſeyendes Wiſſen. Er hat alſo unabhängig von allen Sinnesgewahrungen (denn mit welchem der Sinne könnte der Geiſt geſchaut werden?) ein **reines Wahrnehmen der eigenen Vorhandenheit**. Dieſe Kunde des Selbſtſeyns ſteht über jeden Zweifel erhaben. —

Aber eben ſo zweifellos iſt **anderſeits** die Kunde vom Daſeyn eines Etwas außer ihm, das er nicht ſelbſt iſt und welches erſt auf dem Weg der Sinne ihm zugeführt wird. Der Zweifler darf ſagen: er wiſſe nicht, was die Dinge außer ihm an und für ſich ſeyn mögen; aber er kann das **Daſeyn derſelben überhaupt nicht hinwegläugnen**, oder für ungewiß halten.

Wir haben alſo **zweierlei Quellen der Kenntniß des Vorhandenen**, nämlich die reine Wahrnehmung des **Ueberſinnlichen**, und die **ſeeliſche Gewahrung des Sinnlichen**. Beide in höchſter Allgemeinheit enthalten für uns das **Urgewiſſe**. Wollet ihr das Daſeyn des Gedanklichen im Bewußtſeyn, das Daſeyn der Sinnen-

welt in der Empfindung aufheben: ſo läugnet ihr Bewußtſeyn und Empfindung; ſo läugnet ihr eure geſammte Vorhandenheit hinweg, ohne die ihr doch nicht läugnen könntet. — Indem ihr aber den urgewiſſen Grund des geiſtigen Vonſich-Wiſſens und des ſeeliſchen Gewahrens einer Sinnenwelt geſtattet: verleihet ihr dem Geiſt einen feſten Punkt, auf welchem fußend, er, ein Archimedes höherer Art, das dunkle Chaos des vorhandenen Alls der Dinge richten und lichten, bewegen und ordnen wird.

Zur Kenntniß der ſinnlichen, wie der nicht ſinnlichen oder rein gedanklichen Dinge gehört auch das Unterſcheiden derſelben von einander. Dies iſt nur möglich durch Gegenwart der Vergangenheit (im Gedächtniß). Nur durch Gedächtnißhülfe bewerkſtelligt ſich das Vergleichen und Verbinden vieler einzelnen Wahrnehmungen zu einem Begriff derſelben; die Vergeſellung mehrerer Begriffe zu einem Urtheil und eine Verknüpfung der Urtheile zur Erfahrung. — Dies Alles iſt freilich an ſich ſelbſt eine Verfahrungsweiſe des Verſtandes gegen die einzelnen Wahrnehmungen. Aber auch das Thier ſogar hat vermittelſt des Gedächtniſſes und der Empfindung eine Art Erfahrung, von der ich künftig die Umgränzungen und ihre Verſchiedenheit von der menſchlichen Erfahrung zeigen werde.

Hier ſoll nicht Rede von dieſer ſeyn. Sondern ich will an die Thatſache erinnern, daß nicht nur das ſinnlich Gewahrte in unſerm Gedächtniß verharrt, ſondern auch des Geiſtes reine Wahrnehmung von ſich. Der Geiſt erfährt alſo ſich ſelbſt; ohnedem hätte er kein Wiſſen von ſich; er wäre nur das Selbſtbewußtſeyn im Punkt ewiger (das iſt vergangenheits- und zukunftsloſer) Gegenwart.

Dieſem zufolge mag uns wohl erlaubt ſeyn, gleichwie wir eine doppelte Kenntnißweiſe des Vorhandenen haben, auch von einer doppelten Erfahrungsweiſe zu reden; nämlich von einer mittelbaren und unmittelbaren Erfahrung.

Mittelbare Erfahrung iſt durch Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle des Seeliſchen im Geiſte vorhanden. Unmittelbare

Erfahrung, unabhängig von Sinneserregungen, iſt im Geiſte ſein **überſinnliches Vonſichwiſſen**.

Weil nun in der einen, wie in der andern Art nichts, als das **Thatſächlich-Gekannte** begriffen iſt: ſo liegt Alles, was wir nicht mittelbar oder unmittelbar erfahren haben, außerhalb unſerer Kenntniß, mithin auch der Erkenntniß. Mit andern Worten: **alle menſchliche Erkenntniß beruht auf Erfahrung.**

Wenn alſo in der Erfahrung des Thatſächlich-Vorhandenen, das iſt in der Kenntniß oder Daſeynskunde (Einheit des Wiſſens und Seyns) von den Dingen, die unanfechtbarſte **Gewißheit** derſelben ruht: ſo kann die Ungewißheit nicht in der Kenntniß des Vorhandenen, ſondern allein in der **Erkenntniß** wohnen.

Und wer läugnet es? Nicht die **Thatſachen des Bewußtſeyns**, nicht die **Thatſachen unſerer Empfindung** will der Zweifel antaſten; wohl aber die Verſuche des Verſtandes: das Mannigfaltige zur Einheit, und die Thatſache zu einer Urſache zu erheben.

So breitet ſich denn zwiſchen der ſinnlichen und nichtſinnlichen Daſeynskunde, jener unſichere Strom der menſchlichen Erkenntniß, wie zwiſchen zwei feſten Ufern aus. Hier alſo iſt der alte Wogenkampf des Irrthums und der Wahrheit; hier liegen die unermeßlichen Schätze unſers Meynens, Wiſſens und Glaubens; hier das Beſte, Schönſte und Höchſte, was im unendlichen All des Seyns unſre Bewunderung, unſer Erſtaunen, unſer Entzücken erweckt und verdient; hier Alles, ohne welches die bloße Daſeynskunde der Dinge, ja ſelbſt das Daſeyn derſelben, bedeutungsles und ſonder mindeſten Werth für uns ſtehen würde. Wäre keine Wahrheit der Erkenntniß, keine Gewißheit unſers Geiſtes in ihr möglich, ja, dann wäre das vernunftloſe Thier unſerer Beneidung würdig; dann wäre das Träumen und Wähnen unſers Glaubens und Meynens köſtlicher, als die fruchtloſe Urgewißheit des Daſeyns von wechſelnden, in ſich zuſammenhangsloſen Dingen, — von wahren Weltalls-Trümmern!

13. Wahrheit. Gewißheit. Zweifel.

Nur noch Einiges über den Begriff, welchen ich mit den so eben von mir gebrauchten Wörtern „Wahrheit", „Gewißheit" u. ſ. w. verknüpfe.

Wahrheit iſt die dem Geiſte gewordene Einheit des Wiſſens und Seyns, oder Einheit der Erkenntniß und Kenntniß; Erfüllung vom Geſetzthum des Wiſſenden in ſeinem Gewußten. Bloße **Kenntniß**, oder Daſeynskunde des Thatſächlich-Vorhandenen, enthält Wahrheit; iſt aber auch zugleich **Urgewißheit** (6.). Stammt das Thatſächlich-Gekannte aus der mittelbaren Erfahrung, iſt ſie alſo durch ſinnliche Gewahrung ins Bewußtſeyn gegeben: ſo nennen wir die Uebereinſtimmung des empfundenen Seyns mit dem Geſetzthum des Wiſſens, **Sinneswahrheit** (in den Schulen auch poſitive, objektive, empiriſche u. ſ. w. geheißen). Stammt hingegen das Thatſächlich-Gekannte, oder der Gegenſtand der Erkenntniß, aus unmittelbarer Erfahrung des Geiſtes (12.), aus reiner Wahrnehmung ſeines Selbſtes, ſeines Geſetzthums und der Thätigkeitsweiſe des Verſtandes: ſo nennen wir die Uebereinſtimmung des Geſetzthums mit dem rein gedanklichen Seyn der Vorſtellungen, **reine Vernunftwahrheit** (von den Schulen gewöhnlich als formale, logiſche, ſubjektive, transſcendentale u. ſ. w. bezeichnet). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wenn wir das Daſeyn von etwas **Sinnlich-Gewahrbarem** behaupten und beweiſen wollen, wir es nothwendig in der Sinnenwelt nachweiſen müſſen, und wir mit allen Begriffen, Urtheilen und Schlüſſen aus dem Gebiet der reinen Wahrnehmungen und Vorſtellungen, die ſchweigenden Sinne nicht Lügen ſtrafen können. Eben hierin ſteht den Sinnen die **entſcheidende Stimme über Gewißheit zu**; aber weiter kann und darf ihr Anſehen nicht ausgedehnt werden; nicht über ihr eignes Gebiet hinaus. Sie liefern zur Erkenntniß nur **Thatſachen der Erſcheinungswelt**. In reinen Vernunftwahrheiten hingegen gibt der Geiſt, mit der Kenntniß des Thatſächlichen **ſeines** Selbſtes, den Stoff zur Erkenntniß. Davon belehrt kein Auge, kein Ohr.

Jede **Wahrheit** iſt immer zugleich **Gewißheit**; und ganz richtig

sagt man daher im gemeinen Leben: „Die Sache sey wahr und gewiß.“ Inzwischen findet doch ein Unterschied in der Bedeutung dieser Worte statt, der wenigstens eben so groß ist, als Unterschied des Wissens und des Gewußten.

Die Gewißheit spricht, bei der Uebereinstimmung einer Erkenntniß mit den Gesetzen des Erkennenden, den Stand des Wissenden zum Gewußten aus; Wahrheit hingegen das Verhältniß des Gewußten zum Erkenntnißgesetz. Die Gewißheit tritt aus dem Eigenständlichen, die Wahrheit aus dem Gegenständlichen des Geistes hervor. Die Sache ist wahr, und der Geist ihrer gewiß. In der Kenntniß des Wahren endet das Streben nach Erkenntniß; das Streben wird zur Ruhe in der Gewißheit. Eine erkannte Unwahrheit ist für uns eine verneinungsweis ausgedrückte Gewißheit (eine gewisse Unwahrheit), der zufolge wir ebenfalls von allem weitern Streben des Erkennens abstehn.

Ungewißheit dagegen ist noch keine Unwahrheit, sondern nur Unentschiedenheit und Nichtruhe im Erkennen des Gegenstandes. Sie gestattet noch die Möglichkeit der Wahrheit, wie des Irrthums. Der Zweifel, zwischen zwei Fällen wankend, bewegt zur Fortsetzung des Erkenntnißgeschäftes. Er stirbt allein in der Gewißheit, wie im Glauben, wenn dieser nicht etwa eine geistige Selbstbetäubung, eine verzweiflungsvolle Verzichtleistung auf alle Hoffnung ist, die Wahrheit zu erkennen.

Denn der Glaube, dies Fürwahrhalten aus Vernunftgründen von Dingen, über deren Daseyn die mittelbare Erfahrung schweigt, stützt sich nur auf Wahrscheinlichkeit, oder Scheinwahrheit. Der sogenannte nothwendige Vernunftglaube des Weltweisen von Königsberg gewährt daher nur Scheingewißheit z. B. vom Daseyn Gottes. Er aber suchte die Gewißheit der Erkenntniß davon in einer Gegend, wo, sie zu finden, mir grausen würde.

11. Urſprung der Ungewißheit.

Wenn unſer Geiſt aus der Urgewißheit ſeines Selbſtes gegen die Geſammtheit der Außendinge hervortritt, und ſo lange er bei der Allgemeinheit ſeiner Vorſtellungen, gleichſam in der Nähe ſeines unwandelbar-gleichen Geſetzthums verweilt, iſt er ſich, in Anwendung deſſelben, der Sicherheit und Richtigkeit ſeines Verfahrens bewußt. Daher die durch alle Weltalter unverminderte Anerkennung der allgemeinſten Vernunftwahrheiten; daher die ſichern Grundlagen der mathematiſchen Wiſſenſchaften; oder die gleichförmige Unterſcheidung und Behandlung der von Allen gekannten irdiſchen Dinge. Die mit Hülfe der Sinnen erworbenen, allgemeinſten und einfachſten Erfahrungen bieten ſo ewige Gewißheit dar, wie die allgemeinen Vernunftwahrheiten; daher kein Menſch das Feuer, im Gebrauch, mit dem Waſſer verwechſelt, oder vom todten Felsblock erwartet, was vom lebendigen Thiere. Daher ſagt niemand von ſich: ich vermuthe, daß ich denke; ich glaube, daß ich empfinde; ſondern jeder ſpricht: ich weiß, daß ich denke und empfinde, und weiß, daß, außer mir, auch andre mir ähnliche empfindende und denkende Weſen ſind.

Je mehr ſich aber der Geiſt, vom Allgemeinen ſeiner innern Geſetzgebung und äußern Erfahrung, entfernt zu beſondern Einzelheiten; je mehr ſich ihm, in fortgeſetzter Thätigkeit, die Vorſtellungen und Begriffe zerſplittern in mannigfaltigern Gegenſätzen; je tiefer er in das Beſondre der ihn umringenden Erſcheinungen eindringt: um ſo unſichrer wird er in Anwendung ſeiner Geſetze, weil er die Gegenſtände in ihrer Menge unter einander verwechſelt, die er vorher unterſchieden hatte; oder den Weg verlor, auf welchem er zu ihnen gelangt war; oder Vorſtellungen zuſammenknüpfte, die er unter ganz entgegengeſetzten Verhältniſſen kennen gelernt hatte. Dann ſteht er im Irrgarten des Wahns, des zwiſtigen Meynens, der abweichenden Glaubensarten, der perſönlichen (ſubjektiven) Gewißheiten, die mit den Umſtänden ändern.

Die Erkenntniß eines Gegenſtandes iſt nicht wegen der Unzulänglichkeit der menſchlichen Vernunft trüglich, ſondern wegen der Un-

zulänglichkeit unsrer Kenntniß vom Seyn und Daseyn des Gegenstandes. Und das Sinnenzeugniß ist nicht darum unzuverlässig, daß die Empfindung sich selbst belügen könne; denn jede im Sinn erregte Empfindung bezeugt schlechterdings nichts Andres, als ihr eignes Daseyn und So-Seyn, nichts von Ursache und Wirkung, Möglichkeit oder Unmöglichkeit u. s. w. (welches schon Aussage des hinzutretenden Geistes ist). Sondern das Unzuverlässige eines Sinnenzeugnisses über die Außenwelt liegt eben in der Gewißheit der allgemeinen Erfahrung, daß der Sinn des einzelnen Menschen nicht zu allen Zeiten gleichen Grad der Kraft habe. Die zuverlässige Gewißheit erwächst erst über das durch die Sinne Erfahrne, sobald dieses unter gleichen Umständen bei allen Menschen und zu allen Zeiten beharrlich dasselbe ist. Wenn aber ein Irrthum Jahrhunderte lang als Wahrheit gelten kann, obwohl das Sinnenzeugniß der Jahrhunderte über den Gegenstand selbst einstimmig war: so fällt der Irrthum nicht den Sinnen zur Last, sondern er liegt in der Weise des Erkennens, beim Mangel vielseitiger Erfahrung oder Kunde der Thatsachen. Wenn das Auge die Bewegung der Wolken am Nachthimmel nicht bemerkt, aber wohl die beständig ändernde Stellung des Mondes zu den Gewölken: wird nur derjenige den Mond für schnellfliegend halten, welcher sein Urtheil über die Sinnesempfindung nicht durch Vergleichung früherer Erfahrungen berichtigt hat.

Unsre Kenntniß von den unendlich mannigfaltigen Wirkungen der Natur ist, besonders aber in deren einzelnen Erscheinungen, noch sehr mangelhaft; mithin auch unsre Erkenntniß dieser Einzelheiten, oder ihrer ursachlichen Verknüpfung, oder ihrer Verwandtschaft unter einander, sehr unzuverlässig. Jede neue Erfahrung ändert daher unsre Ansichten. Hingegen die Kenntniß vom Daseyn der Dinge überhaupt, von ihrer allgemeinen Gleichartigkeit oder Verschiedenheit, ist die zuverlässigste Gewißheit der Erfahrung, wodurch auch die Möglichkeit einer Gewißheit in Erkenntniß der allgemeinsten Verhältnisse der Natur hervorgeht.

15. Wirken. Wirkung. Wirklichkeit. Weſen. Seyn.

Frage aber iſt: Ob das Erkannte, das wir nicht ſehen, auch wirklich und ſachlich, wie wir es uns vorſtellen, außer uns da ſey, und welche Bewandtniß es eigentlich mit der ſogenannten Wirklichkeit der Dinge habe?

Ich antworte: Alles iſt wirklich, deſſen Daſeyn wir kennen. Daher gilt das Wort „wirklich“ in den Sprachen der Völker dem gleich, was auch ſonſt „gewiß“ heißt; denn in der Daſeynskunde iſt Urgewißheit (6.). Man ſpricht: die Sache iſt wirklich ſo, iſt wirklich (d. i. gewiß) wahr.

Wirken heißt ändern, d. i. ein Andres, als das Beſtehende, ins Seyn rufen. Indem der Geiſt wirkt, ruft er aus ſich ein Andres, als ſein Unmittelbares, ins Seyn. Er wird ſich ſelber ein Andres; er wird ſich in ſich ſelber gegenſätzlich. Er tritt gleichſam in ſich auseinander, als ein Sichwiſſen und Vonſich- oder Andermwiſſen. Er wird, im Eigenſtand ſeiner Urheit, ein Gegenſtand ſeines Wiſſens; ein Gewußtes, ein Gedankliches, im Wiſſenden.

Das Gewußte, oder Gedachte, iſt aber nicht der Geiſt ſelber in ſeiner Urheit, oder Unmittelbarkeit, ſondern ein Andres; iſt nicht das Wirkende, ſondern das Bewirkte; nicht die Ur-Sache, ſondern die That-Sache. Der Geiſt weiß ſich, als Urſache ſeines Gedanklichen; und den Gedanken, als von ihm bedingtes und abhängiges Verurſachtes. So iſt er in ſich, als Urſache und Wirkung, als erſtes Seyn und zweites Seyn auseinander getreten. Und Beides iſt, wenn gleich ihm ſelber unterſcheidbar, doch in ſich weſenhaft untrennlich, eins und daſſelbe.

Denn ein Wirkendes ohne Wirkung, ein Wiſſendes ohne Gewußtes, wäre ein nichtwirkendes Wirken, ein nichtwiſſendes Wiſſen, — in ſich ſelbſt Widerſprechendes. Alſo iſt jede Wirkung nur eine Erfüllung ihrer Urſache. Ohne Wirkung wäre die Urſache keine Urſache; erſt durch jene iſt dieſe in ſich vollendet. Das Vonſichwiſſen

des Geistes ist nur die Erfüllung des wesenden Sichwissens. Es ist damit nichts Andres ausgesprochen, als: die Wirkung ist in ihrer Ursache, nicht außer derselben; der Gedanke ist im Geiste, nicht außer demselben, sondern wesenhaft eins und dasselbe mit ihm; von ihm untrennbar; wenn gleich durch den Verstand unterscheidbar.

Weil demnach keine Wirkung außer ihrer Ursache, und unabhängig von ihr bestehen kann: so umfaßt die Wirklichkeit oder die Vorhandenheit der Dinge, sowohl das Wesende, d. i. Wirkende, als auch das bewirkte Wesenlose (8.). Auch der von keinem Sinn gewahrbare Strom der Gedanken ist ja wirklich. Auch das Hirngespinnst des Wahnsinns, auch des Dichters bewundernswürdige Schöpfung, steht im Reich der Wirklichkeit vorhanden, wenn gleich nur gedanklicherweise, und obgleich ihnen nichts von Allem entspricht, was die Außenwelt den Sinnen gibt. Sie sind daher wirkliche Hirngespinnste, wirkliche Dichtungen.

Für uns zerfällt also das unendliche All des Vorhandenen oder Wirklichen in zwei Hälften, in Wirkendes und Bewirktes, d. i. in Wesendes und Wesenloses (8.). Das Wesende allein ist das Insich- und Fürsichbestehende, oder Selbstständige; ist vom Daseyn des Wesenlosen unabhängig, weil dieses erst sein andres und zweites Seyn ist, und nicht ohne ein Bewirkendes, oder vor demselben, möglich wäre. Mithin ist das Wesende auch allein das Sachliche (das Reale) in der Wirklichkeit; alles Wesenlose aber etwas Unsachliches. So hat der Geist eine sachliche (reale) Vorhandenheit, weil er das sich wissende Ur-Sachliche seines Gedanklichen ist. Keiner unsrer Gedanken aber besteht in sich, für sich und durch sich selber; keiner derselben ist sich seiner bewußt, sondern wird gewußt; er ist Wesenloses, Unsachliches.

Den Unterschied des Sachlich- und Unsachlich-Vorhandenen, worin das All der Wirklichkeit zerfällt, verfolgen alle Sprachen von einiger Ausbildung durch unterscheidende Benennungen, weil der Unterschied in sich nothwendig, wie das Denken selber ist.

Reichen der zimmetfarbenen Urbewohner Amerika's, und die Musen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Italiens, Deutschlands haben ihre Tempel in den heut noch undurchdringlichen Wäldern längs den Cordilleras de los Andes und den Apalachen.

V. Süd-Indien.

1.

Neuholland. Die erste christliche Niederlassung bei den Neuseeländern.

Noch bleibt mir übrig, den Blick auf jene zerstreute Inselwelt zu werfen, die sich auf der südlichen Halbkugel, im Osten der asiatischen Eilande bis zum westamerikanischen Meere, verbreitet. Ist Australien nicht das jüngste Erzeugniß des Erdballs, welches er aus dem Schoose des Meeres hervortrieb, ist es doch der jüngste der von Europäern besuchten Theile der Welt. Diesen Namen verdient Australien wohl, da sein und seiner Eilande Flächenraum um den vierten Theil größer, als des gesammten Europa sein mag.

Der Mensch steht hier noch in seiner Urwildheit. Aber wie unbekannt auch noch das roheste Völkchen mit den einfachsten Lebensbequemlichkei-

Das Bewirkte oder Wesenlose hat also ein durch das Wesende bestimmtes, abhängiges, bedingtes Daseyn. Diese beschränkte Vorhandenheit ist mithin eine änderliche, endliche, wechselnde; während die des Wirkenden, oder Wesenden, in seiner Urheit und Unmittelbarkeit wandellos, als die gleiche in sich, beharrt. Der Geist weiß sich im bunten Spiele aller seiner Vorstellungen und aller ihn umgebenden Erscheinungen, als ein und dasselbe Ich. Er ist der beharrliche Quell aller seiner Gedankenwellen, die sich unter einander drängen; sie kommen und verschwinden; er bleibt. Er ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen und Urtheile, die sich durch sein Gesetzthum unter einander zusammenreihen und verknüpfen, weil sie in ihm, als sein zweites Seyn, geworden und daher eins mit ihm sind, als er wirkend in sich auseinander trat, und sich ein wesenloser, unsachlicher Gegensatz seiner Urheit oder Sachlichkeit ward.

Zerfällt nun das ganze Reich der Wirklichkeit in Wirkendes und Bewirktes: so sind alle Gegenstände, die wir gewahren, alle Regungen in unsern Sinnen, alle Vorstellungen in unserm Geiste, nur Wandelbares und Wesenloses inner ihrem ur- und sachlichen Wesen, worin dieses in sich auseinander trat. Was nicht unwandelbar eins und dasselbe in sich verharrt, das weset auch nicht selbstständig und sachlich. Aenderlichkeit, daher Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, ist das Gepräge, woran wir das Bewirkte erkennen. Das Wesende hingegen ist in seiner Urheit nothwendig das Beharrliche, welches, in sich ein Ununterscheidbares, bleibt, und nur in seinem Andersseyn und Gegensatz ein Mannigfaltiges schafft.

Da aber jede Wirkung in und nicht außer ihrer Ursache (der Gedanke nicht außerhalb, sondern im Geiste, eins mit ihm, wenn auch unterscheidbar von seiner Urheit) besteht, und eben das Bewirkte erst die Erfüllung des Wirkenden ist, so wohnt das Vergängliche im Unvergänglichen; so ist der Wandel aller Dinge im Unbedingten; das Mannigfaltige wurzelt in seiner Einheit; alles Seyn ist im Wesen.

16. Gleichartiges. Gleiches. Ungleiches.

Das Gegenſätzliche des, was da weſet, obwohl es nicht außer dem Weſenden ſeyn kann, iſt nicht mit ihm das Gleiche, ſonſt wär' es nicht ein Gegenſatz, oder von ihm unterſcheidbar.

Aber das Gegenſätzliche iſt auch nicht das ſchlechthin ihm Ungleiche, dem Weſen Widerſprechende, weil es ſonſt mit ihm das Unvereinbare ſeyn würde, Zwieſpalt der Einheit. Ein Ur- und Sachliches kann nicht mit ſich ſelber unzuſammenhängende Wirkungen gewähren, ſonſt wären ſie nicht ſeine Erfüllung. Ein Weſen kann nicht anders erſcheinen, nicht anders ſeyn, als es weſet.

So iſt das zweite Seyn des Weſenden (das Gedankliche) nicht das Gleiche von ſeiner Urheit, und nicht das Ungleiche, Zuſammenhangloſe von ihm, ſondern ſein Gleichartiges. Jede Wirkung iſt alſo ein gleichartiges Seyn ihrer Urſache; alles Bewirkte gleichſam das Abbild des Wirkenden, deſſen Gegenſatz und Andersſeyn es iſt.

So ſpiegelt dein weſender Geiſt ſein urheitliches Selbſt in deiner Gedanklichkeit ab; aber als And'res und Aenderliches, in weſenloſer Mannigfaltigkeit, davon er in ſeiner Unmittelbarkeit nicht das Gleiche, nicht das Widerſtreitende und nicht das Getrennte, ſondern das weſenhaft Gegenſätzliche iſt. So ſind die Dinge dieſer Welt ein Wiederſchein des Unbedingten; das Endliche iſt der Wiederſchein des Unendlichen. Das Mannigfaltige wird in ſeiner Einheit, das Wandelbare in ſeiner Unwandelbarkeit, getragen.

Durch die Kenntniß des Gleichartigen einer und derſelben Urſache (das iſt durch Kenntniß der Wirkung) erkennen (7.) wir deren Gegenſatz, die Urſache ſelber. So empfängt der menſchliche Geiſt im Vonſichwiſſen, in dieſem Abbilde ſeines weſenden Wiſſens, überſinnliche Wahrnehmung ſeines Selbſtes. Und wie Urſache und Wirkung in ſich untrennbar Eins ſind, ſo fällt Erkenntniß und Kenntniß im Sich-Wiſſen des Geiſtes zuletzt in Eins zuſammen, wird Urgewißheit (6.) ſeines Selbſtes.

Was irgend alſo uns im Weltall erſcheint und als wandelbare, endliche, mannigfaltige Erregung der ſeeliſchen Sinne in unſer Bewußtſeyn tritt, iſt das Abbild, das Gleichartige des Ur- und Sachlichen; iſt das in der Einheit des Weſenden ihm Gegenſätzlichgewordene, ſein andres Seyn (8.).

Wenn im Wirken deſſen, was da weſet, dieſes ſich ſelber gegenſätzlich wird, wenn, möcht' ich ſagen, das Gleiche ſich in ſich ſelber abſtößt zu einem Andersſeyn und Gleichartigen: wird damit das Urheitliche nicht aufgehoben, ſondern vielmehr, als ſolches, erſt erfüllt (15.). Beiderlei beſteht untrennbar; jedoch in ſeiner Gegenſätzlichkeit unterſcheidbar.

Weil aber das Bewirkte, als Gegenſatz des Wirkenden, nicht das Beharrende ſeyn kann, wird es das ſtets Veränderte, indem das Ur- und Sachliche ſich, in jeder ſeiner Wirkungen, wieder ein neues Gegenſätzliches wird. So erſchließt ſich fort und fort aus dem Allgemeinen des Gedanklichen das Beſondere, aus dem Beſondern das Einzelne. Es erwächst jene endloſe Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen, welche unter ſich entfernte oder nähere Gegenſätze bilden, Vielheit der Gedanken, welche ſich aus dem allgemeinſten Satze in das Einzelnſte auseinander zweigen, und aus dem Umfaſſendſten der Begriffe in die zarteſten beſondern Vorſtellungen zerfallen.

Ich ſpreche mit menſchlicher Zunge, vom Schaffen des Unſichtbaren, und ich zittre, daß man mich mißdeuten könnte. Denn das iſt ja das große Uebel, daß unſer Geiſt mehr weiß, als er auszuſprechen vermag. Alles ſpaltet ſich im Gegenſätzlichen zum bunten Mannigfaltigen auseinander. Unerfahrenheit und Unkunde, welcherlei Einzelheit in den Erſcheinungen der Natur eigentlich den unmittelbaren Gegenſatz der andern bilde, macht die Erkenntniß von ihrer Einheit ſchwankend. Es entſtehen, wie im Denken Verwechſelungen von Begriffen, ſo im Beobachten nach außen Verwechſelungen der Erſcheinungen.

17. Das ſich Gegenſätzlichwerden. Das ſich darin Verwandte.

Das aus einer Einheit gewordene Gegenſätzliche iſt ſich in derſelben, als Gleichartiges, das Verwandte. Die Auseinandergeſchiedenheit des Gegenſätzlichen kann aber keine unveränderliche und beharrliche ſeyn; denn das Bewirkte und Wandelbare iſt der Gegenſatz des Beharrlichen. So entſteht eine umgekehrte Weiſe des Wirkens, ein neuer Gang des Wandelbaren der Dinge. Das Gegenſätzliche zieht ſich einander wieder zur Einheit an, in der es ſich verwandt iſt. Das Einzelne tritt in die beſondere Einheit zurück, der es entſprang, das Beſondere in das umfaſſende Allgemeine; das Allgemeine in die Einheit des Alls.

Unſer Geiſt, in ſeiner Weſenheit, in der Ur-Einheit ſeiner Wirkungen, ſtrebt mit gleicher Gewalt, Alles in dieſe Einheit aufzulöſen, wie er anderſeits ſtrebt, aus dem Inſichgleichen in das Unterſcheidbare des Gegenſätzlichen auseinander zu treten. Alles Denken beſteht nur im Scheiden und Wiedervereinigen des Gedanklichen; im Setzen und Zerſetzen; im Sondern und Begreifen; im Auflöſen und Schließen; im Kennen des Mannigfaltigen und Erkennen ſeiner Einheit.

---

18. Welt und Natur.

Der Geiſt weiß ſich nicht in weltloſer Einſamkeit. Er anerkennt das Daſeyn andrer Geiſter. Er kennt urgewiß und thatſächlich Vieles, das er ſelber nicht iſt, außer ſich. Dies Draußen kündet ſich ihm in Sinnesgewahrungen, Empfindungen und Gefühlen an. Aber Empfindungen ſind keine Gedanken. Der Geiſt, als das Denkende, unterſcheidet ſich ſelbſt von dem, was im menſchlichen Leibe das Empfindende iſt und wir mit dem Worte „Seele“ (1.) bezeichnet haben. Die Empfindungen erregen im Bewußtſeyn Vorſtellungen derſelben. Näher betrachtet, entdeckt der Geiſt, daß die Empfindungen offenbar einem Geſetz unterworfen ſind, welches mit dem Geiſtes-Geſetzthum nichts gemein hat; ja demſelben ſogar vielmals widerſpricht.

Der Christusjünger Paulus deutete schon diesen Widerspruch an: „Ich habe ein doppeltes Gesetz in meinen Gliedern!“ Im Geiste aber ist Einheit, nicht Zweiheit. Darum betrachtet er auch das Empfundene, oder Seelische, als ein Draußen, welches in ihm erst Gewußtes und Gedachtes wird.

Rechte niemand mit mir darüber, wenn ich fortfahre, das Geistige und Seelische streng zu scheiden, wie ein schlechthin Geschiedenes und Getrenntes. Ich fahre noch gern fort, einstweilen die Sprache des gemeinen Menschenverstandes, eben unsrer Verständigung willen, zu führen, und um die Vermischung und Verwirrung gewisser Vorstellungen abzuhalten. Späterhin wird auch dieser Unterschied fallen, und sich Geist und Seele, selbst Körper und Leben, Alles in das untrennbare und unterscheidbare Eins auflösen.

Also, auch das im seelischen Empfinden Erregte ist, im strengern Verstande, außer dem Geiste, der in sich allein das wesende Wissen ist, und nur vom Empfundenen weiß, insofern es im Licht des Bewußtseyns, als Vorgestelltes, aufsteigt. Erst dann, wenn Empfindungen, Gefühle und Sinnesgewahrungen in Gewußtes verwandelt sind, werden sie seinem Gesetzthum unterthan; nicht aber sie selber, sondern nur die Vorstellungen ihrer. Empfindungen selber lassen sich vom Geiste weder rufen, noch verbannen; sie gehorchen einem ganz andern Zepter. Darum ist das Unterscheiden von Geist und Seele wohl erlaubt.

Inzwischen tragen auch Empfindungen das unverkennbare Gepräge des Bewirktwordenseyns, nämlich Mannigfaltigkeit und Vergänglichkeit, an sich. Sie deuten dem Geiste damit auf ein unbedingtes Beharrliches in ihnen hin, dessen Gegensätzliches sie sind.

Alle Empfindungen sind Erregtes im Seelischen, wie es Vorstellungen im Geistigen sind. Das Erregende der Sinnesgewahrungen und Gefühle ist aber nicht der Geist; er kennt sich mit Gewißheit, es nicht zu seyn. Nothwendig besteht also, wie das seelisch Erregte, auch das Erregende außer ihm. Diese Wirkungen

von außen, in den seelischen Sinnen, welche durchaus anders, als unsre Geisteswirkungen (die Gedanken), dastehen, wollen wir, um sie von diesen zu unterscheiden, Erscheinungen nennen, und die Gesammtheit der Erscheinungen, Welt.

Die Welt ist eine Mannigfaltigkeit wechselnder Wirkungen außer uns, welche aber in uns Gewußtes werden. Der Verstand, nach seinem Gesetzthum, muß nothwendig in dem außer uns Bewirkten ein Wirkendes erkennen, das er nicht selber ist. Wir nennen dieses Ursachliche der Welt, die Natur.

Die Natur ist also das beharrliche Wesen der Dinge außer uns; die Welt mithin das wesenlose Andersseyn und Abbild, oder das Gleichartige (16.), der Natur. Nicht anders können beide im Bewußtseyn der Sterblichen stehen. So nahm sie von jeher, so nimmt sie der Verstand der Menschheit. Da Natur und Welt nicht sachlich und an sich selbst, sondern nur als Gewußtes, im Wissen des Geistes wohnen, sind sie, wie alle Vorstellungen, seinem Gesetzthum unterworfen, und nur, wie Mannigfaltiges in der Einheit, wie Wirkung in der Ursach, denkbar und verstehbar.

Mithin bewahren Natur und Welt für den Geist unter sich dasselbe Verhältniß, wie der Geist und das weite Reich seiner Gedanken. Die Welt ist nur die Erfüllung der Natur (15.); die Natur in Allem wesend, was die Sinne gewahren. Und wie man, nicht mit Unrecht, jeden unsrer Gedanken ein Erscheinen des Geistes aus sich nennen kann, so könnte man gewissermaßen auch die Erscheinungen draußen Gedanken der Natur nennen dürfen.

---

19. Warum Wesendes unbegreiflich und doch gekannt?

Natur und Geist sind also beide Ur- und Sachliches, oder Wesendes; Welt und Gedanklichkeit aber sind beide nur Wirkung, Andersseyn von jenen, in sich wandelbar und wesenlos, d. i. seyend (8.).

Ich ſehe gar wohl ein, daß dieſe Vorſtellungsart denjenigen befremden muß, welcher durch Gewohnheit ſinnlichen Anſchauens befangen iſt. Es muß ihm verkehrt ſcheinen, das, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, für allein ſachlich und weſenhaft vorhanden zu halten; und hinwieder das, was wir thatſächlich mit allen fünf Sinnen ertaſten und erfaſſen, für ſo weſenlos gelten zu laſſen, wie einen nichtigen, flüchtigen Gedanken.

Aber das Thatſächliche iſt ja eben darum, weil es thatſächlich iſt, nicht das Urſachliche; jenes iſt das Vergängliche, dieſes das Bleibende. Unſre Vorſtellungen ſind das Thatſächliche im Geiſte; und das in unſerm Sinn Empfundene iſt im Seeliſchen nur Erregtes, oder Thatſächliches in der Seele. Die Empfindung des Angenehmen und Unangenehmen, des Süßen und Bittern, des Wohlklangs und Mißklangs, des Rothen und Blauen, des Hellen und Dunkeln iſt nicht außer den Sinnen, ſondern in ihnen das Erregte! Was wirkend außer der Seele beharrt, ſelbſt wenn die Empfindungen verſchwunden ſind, iſt das Erregende; und die Empfindungen kehren wieder, ſobald dies Andre abermals die Seele dazu weckt. Eben dies Andre, dies Weckende, dies Erregende, weſet; aber nicht die Erregung. Das erregbare Seeliſche, welches Empfindungen und Gefühle in ſich hervorbringt, weſet oder wirket ebenfalls; nicht das Gefühl, nicht die Empfindung (des Blauen, Rothen, Süßen, Bittern u. ſ. w.), weſet. Wenn wir nun das in der Seele Empfundene außerhalb derſelben vorhanden glauben: ſo iſt dies ein verzeihlicher Geſichtsbetrug des Verſtandes.

Denn von der Sinnlichkeit erzogen und durch das tägliche Leben verwöhnt, wollen wir Alles gern ſinnlich ergreifen. Wir wiſſen nicht, unter welcher Geſtalt und Farbe, oder in welcher Weiſe und Bewegung wir uns ein überſinnliches Weſen, den Geiſt, die Natur, die Gottheit u. ſ. w., vorſtellen ſollen? Wir können uns von dem, was da weſet, kein ſinnliches Bild ſchaffen; nicht einmal den Begriff machen.

Dies iſt allerdings richtig. Ein Weſen, als ſolches, begreifen können wir nicht, weil jeder Begriff eine Zuſammenfaſſung des

Mannigfaltigen zu seiner Einheit ist, in welcher und zu welcher jenes verwandt steht. Das Wesen aber ist selber die Einheit des von ihm und zu ihm gewordenen Mannigfaltigen; ist selber das alle seine Wirkungen in sich begreifende Ursachliche (8.). Der Geist hat also eigentlich nur ein Kennen vom Daseyn des Wesenden, aber kein Begreifen und Erkennen (7.) desselben, weil Erkenntniß nur Heimführung und Verbindung des Mannigfaltigen zur ursachlichen Einheit ist. Darum begreift der menschliche Geist sich, als Wesendes, selber nicht, weil er selber Inbegriff und Allbedingendes des in ihm Bedingten ist. Dennoch kennt er und weiß er urgewiß sein Daseyn. Das Nichtbegreifenkönnen des Wesenden liegt nicht sowohl am Ueberſinnlichen desselben, als an seinem einheitlichen, in sich nicht unterscheidbaren Bestehen. Auch Vorstellungen, insofern sie einzeln und ganz einfach sind, können nicht begriffen werden. Eben so sind einzelne und einfache Sinnesempfindungen für sich unbegreifbar, weil in ihnen keine Mannigfaltigkeit wohnt. Wer begreift denn wohl, was roth, was sauer, was Klang in sich sey? Wer kann die Vorstellung davon auflösen, wie einen Begriff, und daraus die Merkmale einem Andern mittheilen? Alles endet zuletzt in reines Kennen, d. i. in bloße Daseynskunde; und die höchste Erkenntniß führt zuletzt dahin, daß Kenntniß und Erkenntniß eins werden.

Die meisten Irrthümer der Menschen im Erforschen der Wahrheit rühren gerade daher, daß sie das, was sie urgewiß kennen, auch noch erkennen wollen; daß sie ihrem Verstande das zur Aufgabe machen, was selber einfache Grundlage für Alles wird, was irgend ihn beschäftigen kann. Sie schlagen mit ihrem Verstande einen so falschen Weg ein, als auf andre Weise diejenigen, welche mit dem Dichtungsvermögen philosophiren und, mit den Flügeln der Einbildungskraft, das Unendliche durchfliegen wollen.

Wir kennen das Daseyn des Wesenden, ohne es mit den Sinnen zu gewahren. Der Geist kennt es, weil er selber weset, und darum Verwandtes von allem Wesenhaften ist. Wenn wir in der Unterhaltung mit einem Freunde seine Gedanken erfahren: so haben wir vom Ton seiner Stimme, von der Art und Weise seines Redens

eine sinnliche Vorstellung; aber eine nichtsinnliche zugleich von dem, was in ihm den ausgesprochenen Gedanken denkt. Es fällt niemandem bei, die gehörten Worte für Ursachen ihrer selbst zu erklären, oder sich einzubilden, die in unserm Gehör erregte Ton-Empfindung und der in uns damit erregte Gedanke, sey das Wesen des Freundes selber; das Denkende und Wirkende hingegen sey wesenlos, d. i. nicht wirkend.

Da aber alles Gedankliche ein Abbild, ein Andersseyn, des Geistes, und die Gesammtheit der Naturerscheinungen ein Abbild ihrer Wesenheit ist (18.): so führt uns das Mannigfaltige des Gedankenthums, wie des Weltganzen, zum Wissen vom wesenden Geist und von der wesenden Natur, und durch Kenntniß der Wirkungen zur Erkenntniß der wirkenden Macht beider. Ja noch mehr, da sich der Geist in seiner ganzen Gedankenwelt, die Natur in ihrer ganzen Erscheinungswelt, gegensätzlich ausprägt, als was beide urheitlich wesen: so ist die Täuschung im alltäglichen Leben *so gefahrvoll nicht*, wenn wir zuweilen das Wesenlose mit dem Wesenden, das Bewirkte mit dem Wirkenden verwechseln. Dem in unsern Sinnen Empfundenen entspricht nothwendig ein Gegensätzliches, Verwandtes und Gleichartiges, welches außer den Sinnen weset, wie es sich abbildlich in den Sinnen daseyend offenbart.

---

20. Die Wirkung ist nicht außer, sondern inner ihrer Ursach.

Dies führt mich zu einer andern Bemerkung.

Eine Ursach wirkt nicht auf ihre Wirkung ein, sondern sie bewirkt dieselbe. Der menschliche Geist wirkt nicht auf seinen Gedanken ein, als hätte dieser ein Bestehen für sich: sondern er bewirkt denselben. Wenn wir im gemeinen Leben von veränderten Vorstellungen reden: so ist nie im Ernst damit gemeint, daß die Vorstellung selber, wie etwas Unabhängiges vom Geiste, oder wie etwas außer ihm Selbstständiges, abgeändert werde: sondern der Denkende bewirkt, in Bezug auf einen Gegenstand, eine neue, andere Vorstellung. Jeder sogenannte berichtigte, verbesserte Gedanke ist ein neugewor-

dener, nicht mehr der gewesene; ist eine frische That des Thätigen. „Selbst die wiederholte Vorstellung ist an sich nicht die gewesene, sondern eine neue, der gewesenen gleichende. Dies ist Thatsache unmittelbarer Erfahrung (11.).

Eben so kann umgekehrt eine Wirkung, weil sie ein wesenloses, d. i. in ihrer Ursach Bedingtes ist, weder für sich selber auf ihre Ursach zurückwirken, noch auf irgend ein anderes Wesen, oder auf andre Wirkungen einwirken. Ein bloßer Gedanke kann für sich selbst, und unabhängig vom Denkenden, weder auf einen andern Mit-Gedanken wirken; noch kann der Geist selbst zur bloßen Wirkung eines von ihm bewirkten Gedankens werden. Kurz, eine Wirkung kann unmöglich die Ursach ihrer selber, oder einer andern Wirkung, oder, was dasselbe sagt, Wirkung aus sich, oder Wirkung einer Wirkung seyn, weil sie nicht in und aus und für sich selbstständig, sondern allein inner ihrer Ursach, als deren Erfüllung, besteht (15.).

Also: nur Wesen wirkt auf Wesendes; nur Ur-Sachliches auf Ur-Sachliches; sey es in sich selber, zum Andersseyn, oder auf ein Wesendes außer ihm, dasselbe erregend. — Und immer sag' ich zuletzt damit, nur in andern Worten, das schon oft Gesagte wieder, nämlich: das Wesende allein wirket, das ist, weset sachlich. Das Bewirkte, Wesenlose hat kein selbstständiges Seyn, sondern besteht in und mit dem Wirkenden, als dessen Andersseyn, als Gegenständlichgewordenes, als Mannigfaltiges in der Einheit, als Endliches und Wechselndes im Beharrlichen (oder Wesenden).

Wenn man nun im Alltagsleben sagt: eine Wirkung ist die Ursach der andern, so mag dies, was an sich unmöglich bleibt, dem Alltagsleben verziehen werden, das sich auch wohl mit dem Schein begnügt. Wenn der Sturm den Ziegel vom Dach reißt, dieser fallend einen Vorübergehenden tödtet, der Tod desselben den Schmerz seiner Freunde erregt: so scheint eine Wirkung die Ursach der andern zu werden. Aber hier wirkt das Wesende im Stoffischen des Ziegels auf das wesende Leben des Vorübergegangenen ein, und das nicht mehr wahrgenommene Erscheinen des Lebens im Körper von diesem,

ten sein mag, wie arm die Sprache manches Stammes, wie Stumpf der Sinn desselben scheinen mag: wie gefühllos, reinthierisch hier oft das Herz schlägt, wo man morden und nach der Gräuelthat in die dumpfeste Gleichgültigkeit übergehen kann, wie das Raubthier, welches sich der That nicht mehr erinnert, wenn es den blutigen Platz verlassen hat; wie grausam das Gemüth einzelner Horden sein mag, die noch Menschen fressen, und mit einer verstorbenen Mutter deren Säugling lebendig begraben: dennoch haben alle diese Wilden Keime der Religion, Ahnungen höherer Wesen, Glauben der Unsterblichkeit, Gedanken an Geister.

Noch kennt man beiweitem Umfang und Inhalt der größten von den Südinseln, Neuholland, nicht genau genug; geschweige ihre Bewohner und deren religiöse Vorstellungen. Sie wohnen noch größern Theils, den ersten Menschen gleich, in ausgebrannten Baumstämmen, in Hütten von Baumzweigen. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind noch die erzväterlichen der Urwelt. Sie haben keine Könige und Fürsten; der Vater der Familie ist ihr Haupt; der Greis hochgeachtet. Sie sind roh, wild, aber nicht ohne Sinn für Kunst. An ihren Felsen sieht man oft Abbildungen von Menschen, Thieren, Waffen, Schilden, wenn gleich mit unvollkommenen Werkzeugen un-

erregt in dem wesenden Seelischen der Freunde die Empfindung des Schmerzes. Die Wirkung ist immer in ihrer eigenen Ursach.

Wenn jede Wirkung, möchte man fragen: inner und nicht außer ihrer Ursach ist, gleichwie der Gedanke untrennbar von und im Geiste, der ihn denkt: wie können die verschiedenen Wesen auf einander wirken, wenn all ihr Wirken sich nicht gegen einander äußert? Und doch wissen wir thatsächlich, durch Erfahrung, den Bestand solcher Wechselwirkungen der Wesen, wodurch sie in gegenseitigem Verkehr und Verband stehen. Wie wüßten wir von einem Daseyn des Draußen, wenn es sich nicht auf unsre Sinne äußerte?

„Siehe," spricht der Zweifler: „da stehen wir wieder vor dem uralten Räthsel, welches schon lange vor uns so zahlreichen Forschern zu schaffen gemacht hat. Auch sie fragten nach dem Zusammenhang des Geistes mit der Seele, der Seele mit dem Leibe, des Uebersinnlichen mit dem Irdischen, und wie diese alle auf einander wirken könnten? Zur Lösung dieses Räthsels fordre ich eine Urgewißheit der unmittelbaren oder mittelbaren Erfahrung; keine erfundene Voraussetzung, statt deren ich auch eine andre erfinden könnte. Ich will nichts von Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie der Substanzen hören; denn ich würde fragen, welcher Gott hat sie uns offenbart? Sage mir niemand mit Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott erkennen, worin alles Eins ist, in ihm, wie in einem Spiegel des Alls; oder mit dem frommen Bischof von Cloyne, daß wir alle Dinge durch Gottes Eingeistung in uns haben und erkennen, denn ich würde, und mit Recht, glaub' ich, fragen dürfen: Wer ist der Gott? Wer beweiset mir seine Vorhandenheit? Und wie ist die Eingeistung des Gottes im Menschen möglich, oder die Verbindung des Sterblichen mit Gott, daß er in ihm Alles sehe? Ich kenne das dürftige Vernunftmährchen wohl, welches in den Schulen der Weltweisen erfunden ward, um sich die Möglichkeit eines Zusammenhangs der Seele und des Geistes mit der Materie, oder dem Stoffe, zu erklären. Die Einen läugneten das Daseyn alles Materiellen und sogenannten Sinnlichen; sie vergeistigten das Irdische, und kannten bloß Reingeistiges

und Gedankliches. Die Andern läugneten alles Geistige und Uebersinnliche; ihnen entfaltete sich die gesammte Wirklichkeit aus dem Stoffischen, und das Denken selbst schien ihnen nur die höchste Blüte desselben. Andre, weil sie weder das Vorhandenseyn des Uebersinnlichen hinwegläugnen konnten, und eben so wenig das Daseyn der Sinnenwelt, baueten zwischen beiden fantastische Brücken, um beide zu verbinden."

„Erfahrung und Bewußtseyn sträuben sich gegen die Vernunftkünstelei jener einseitigen Ansichten. Was aber mit der Gesammterfahrung und dem Selbstbewußtseyn in Zwiespalt tritt, kann allenfalls ein Fürwahrhalten, ein Glauben der Einzelnen, höchstens persönliche (subiektive) Gewißheit seyn, aber niemals Gemeingut in der Ueberzeugung und Gewißheit der Menschheit werden."

Hierüber ein Wort in nachfolgender Betrachtung.

II.

Natur und Welt.

Natur und Welt.

21. Das Ich-All.

Es war mir bisher nur darum zu thun, mich mit dem Leser vorläufig über das Nöthigste zu verständigen. Aber indem ich dazu Einzelnes aus dem Zusammenhang riß, zerriß ich dessen innere Bedeutung. Der Theil wird erst durch sein Ganzes verstehbar. Wie im All des Vorhandenen, so ist in der Wissenschaft von demselben, kein Anfangs-, kein Endpunkt. Immer steht Unendliches da, und in Einem zugleich Alles vor uns. Wie denn sollen wir uns da helfen, die wir nun einmal in die engen Zeitschranken eingezwängt sind, und darum irgendwo beginnen, irgendwo enden, und eins dem Andern nachfolgen lassen müssen? Von wo ich auch zuerst ausgehen möchte, immer sehe ich mich da schon in einer Mitte der Gesammtheit, in welcher das, was sich vor uns ausbreitet, unmittelbare Fortsetzung dessen ist, was hinter uns liegt.

Von allen Schätzen des Daseyns, die der menschliche Geist kennt, ruhen die edelsten, die reichsten, die gewissesten in ihm selber. Darum steht er ein wahrhaft höheres Wesen über den höchsten der unbegeisteten Thiere. Wie eng umgränzt ist in diesem die Kenntniß der Vorhandenheit!

Er weiß sich urgewiß selber; er weiß urgewiß das Daseyn einer Welt außer sich, die nicht sein Ich ist. Wäre sie nicht außer ihm, so wäre sie in ihm, nur gedanklich bewirkt, wesenlos an sich; und dann entweder sein eignes Werk, oder nicht. Wollte er sie nicht als seine Schöpfung anerkennen, so würde er sie für etwas in sein Ich

durch ein anderes und höheres Wesen Hineingespiegeltes halten müssen, oder sich nur für den Anschauer des Wunderbaren im Ueberirdischen jenes höhern Wesens. Beides schon war der Gedanke einzelner frommer Weisen. Was große Geister von göttlichen Dingen gedacht, ist selten, oder nie, ohne einen festen Hintergrund der Wahrheit, welcher alle Nebelgebilde ihrer Täuschungen oder Systeme durchschimmert und dem Ganzen einen Schein der Wahrheit gewähren kann, der uns fesselt.

Nur wer die Außenwelt, als überall nicht vorhanden, sondern nur als ein Gedankenspiel ansieht, das aus seinem eigenen Ich hervortritt, hebt, mit den äußern Sinnen, zugleich alle Vernunft in sich auf. Nichts außer ihm hätte Wesen und Daseyn; er wäre das Ich und das All. Er stände, als der Ewigeinsame, nur in Gesellschaft der Vorstellungen, die ohne sein Wissen und Wollen aus ihm hervorbrächen. Er wäre der Gott, dessen Weisheit vor den eigenen Werken verstummte und dessen Macht vor den eigenen Schöpfungen zittern müßte. Eine Nothwendigkeit, unabhängig von seiner Gewalt und die er doch zugleich selber wäre, schwänge ihr Zepter, in seinem ungeheuern Weltmährchen, wider ihn selbst; er wäre die Einheit und Zweiheit seines Ichs; wäre durch innern Widerspruch wahr; das Bewußtseyn wäre Lüge, das Sinnenzeugniß Wahnsinn.

Warum aber Worte verlieren über die qualvolle Majestät solches Gottheitstraums vom Ich-All! Jeder Schritt in der Wirklichkeit vernichtet ihn.

Durch die Pforten des Seelischen, durch alle Wege der Sinnen, die wir mit den Thieren gemein haben, dringen die Bewegungen des Festen und Flüssigen, des Bittern und Süßen, der Düfte, der Töne, der Gestalten und Farben in unser Bewußtseyn, zu Vorstellungen umgewandelt. Dadurch wird uns ein urgewisses Wissen vom Daseyn des, das in unserm Bewußtseyn steht, und doch nicht aus unserm Wollen und Wissen geworden, sondern von den Sinnen Gegebenes, in ihnen Erregtes ist.

Aber zu dieſem vielfachen Gegebenen tritt der Geiſt dann in ſeinem Geſetzthum, und nach der Nothwendigkeit deſſelben verbindet, ſcheidet, ordnet er Alles zu einem Ganzen und Einen in ſich. Das Ganze und Eine nennen wir die Außenwelt. Unwillkürlich, alſo nothwendig, nach eben jenem Geſetzthum, nimmt er das Gegebene nicht für den Geber, das in ſeinen Sinnen Erregte nicht für das Erregende ſelbſt. Er nennt das in ſeiner Gewahrung Gewordene, oder die Welt, eine Wirkung, welcher eine Urſach zum Grunde liegen müſſe, als das den Sinnen Gebende und ſie Erregende. Wir nennen das Weſen der Dinge außer uns, Natur.

Wir ſchauen mit den Sinnen um uns wohl die Welt; aber nicht die Natur ſelbſt in ihrer Weſenheit. Obwohl wir die Natur mit keinem der Sinne erfaſten, haben wir in uns doch die Urgewißheit von ihrer Vorhandenheit. Sie iſt uns geworden durch die Nothwendigkeit des geiſtigen Geſetzthums, Alles im Gegenſatz von Urſach und Wirkung zu kennen und zu erkennen. Dieſe Gewißheit ſteht ſo unerſchütterlich in uns, als die vom eigenen Daſeyn unſers denkenden Ichs, welches ſich als Urquell ſeines Gedankenthums weiß und urgewiß kennt. Würden wir aber thatſächlich die weſende Natur mit den äußern Sinnen ſchauen können: ſo wäre ſie nicht die Natur mehr, ſondern wieder eine in uns gewordene Wirkung. Nur dem Blick des Geiſtes allein offenbart ſich in nothwendiger Urgewißheit das, was dem Auge des Leibes ewig verborgen bleibt; ein Reich des Vorhandenen, was hoch über dem Reich der Sinnenwelt ſich verbreitet, und aus welchem dieſe erſt ihr Licht erhält.

Wer die Idee von Urſach und Wirkung gänzlich aus ſeinem Innern herausreißen will, der will aufhören zu denken und zu erkennen. Denn alles Erkennen beruht im Beſtimmen des Verhältniſſes vom Mannigfaltigen zur Einheit.

22. Wirksamkeits-Sphären der Natur.

Was die Außenwelt in ihrem Schooße trägt, wie zahlreich und bunt ihre Erscheinungen daliegen mögen, sondert sich im Gesetzthum des wesenden Wissens, wie von selbst, aus einander; und ordnet sich für dasselbe wieder nach allgemeinen Merkmalen, welche eine Menge der einzelnen Dinge **gemeinsam** für die Sinne tragen, in gewisse **gedachte Einheiten**. So unterscheidet schon das Kind, ohne andere Belehrung; so unterschied von jeher der Verstand der gesammten Menschheit die todten, in sich ruhenden **Stoffe** von der **Bewegung** derselben; und von den **leblosen** Dingen die **lebendige** Pflanzenwelt; und von den Pflanzen die mit **Empfindung** begabten Thiere; und vom Thiere den durch Vernunft und Wissen über alles erhöhten Menschen. Schon in der mosaischen Schöpfungsurkunde ruft der Jehova zuerst das Licht ins Chaos des Stoffischen, dann aus demselben die Kräuter und Bäume, endlich die Thiere des Feldes, zuletzt den begeisteten Menschen.

Das uns umringende Weltall umfaßt nichts, was nicht in diese bekannten **Begriffseinheiten** (Stoff, Bewegung, Leben, Seele, Geist) eingeordnet wäre; vom kindähnlichen Australier bis zu dem ersten Weisen, Dichter und Künstler hinauf; von der kaum sichtbaren Milbe bis zur alten Meerschlange; vom moosigen Schimmel bis zum Adansonien-Walde; vom Sonnenstäubchen bis zu den Sonnenwelten in unermeßbaren Himmelsfernen; von der luftförmigen Flüssigkeit bis zum harten Diamant und Stahl.

Aber der menschliche Verstand begnügte sich nicht mit dieser Theilung des Weltalls für die Sinne; er trug dieselbe Theilung, mit gleicher Unwillkürlichkeit, von den sichtbaren Wirkungen auf die unsichtbare **Ursach** über. Er nannte das, was die Stoffe bewegt, **Kraft**; was die Pflanzen mit Blüthen und Früchten schmückt, sie zur Selbsternährung, zum Wachsthum und zur Fortzeugung gliedert, **Leben**; was die Thiere fähig macht zum Sehen und Hören, oder was sie fähig macht, Freude und Schmerz, Liebe und Haß zu fühlen und im Gesang oder wilden Geschrei zu verkünden, **Seele**. — So

nannte und kannte der Sterbliche alſo ſchon längſt ein Reich des Ueberſinnlichen, eh' er ſich deſſen bewußt war; und glaubte, in argloſer Selbſttäuſchung, das in der Welt um ſich her zu gewahren, was er doch nur in der Nothwendigkeit ſeines geiſtigen Geſetzthums gedanklich hinzugefügt hatte.

So wenig wir nun heut noch die obenbemerkte Eintheilung des Weltinhalts entbehren können, eben ſo wenig können wir uns des Gebrauchs jener verſchiedenen Bezeichnungen des Urſachlichen entſchlagen. Alles iſt Frucht des Verfahrens, welches der Geiſt im Denken beobachten muß.

Der Verſtand (10.) verleiht (durch Uebertragung des der Sinnlichkeit Entnommenen auf das Ueberſinnliche) dem Weſenden, was er von den Erſcheinungen abzog (abſtrahirt). Auf ſolche Art geben wir, beziehungsweiſe (relativ) auf die unterſcheidbaren Erſcheinungen, auch der Natur verſchiedene Namen. Sie heißt im Bezug auf den Stoff das allgegenwärtige Sachliche; im Bezug auf Bewegung und Aenderung aller Dinge, das allmächtig Wirkende; ſie heißt im Bezug auf das Leben in Pflanzen, Thieren und Menſchen, deren jedes einzeln ein in ſich zum Ganzen Vollendetes und Abgeſchloſſenes iſt, die lebendige Einheit des Alls; im Bezug auf das empfindende Seeliſche im Menſchen, wie im Thiere, das Allſeelige oder die Weltſeele. Und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die geoffenbarten Religionen der Völker das höchſte Weſen, Gott ſelbſt, mit eben denſelben Namen belegen, und ihn als den allgegenwärtigen, allmächtigen, lebendigen, einen, allſeeligen und allbeſeligenden Gott preiſen.

Mir aber, der ich jenes Thun und Bilden des erkennenden Verſtandes unterſcheide vom Weſen der Dinge an ſich ſelbſt, oder die von uns gedachte Natur von deren Urheitlichkeit, mir ſey geſtattet, jene Verhältniſſe des Weſenden zu ſeinen allgemeinern Erſcheinungsarten, alſo Stoff, Bewegung, Leben, Seele, oder das Sachliche, Bewegende, Belebende, Beſeelende (durch Uebertragung des Verurſachten auf das Urſachliche) Wirkſamkeits-Sphären der Natur zu heißen.

Es geschieht hier ungefähr dasselbe, was der menschliche Geist im Vorsichwissen, oder Sichselbervorstehen, thut. Er weiß sich zwar als schlechthin Eins; und doch bezeichnet er in sich, nach verschiedenen Beziehungen seiner Thätigkeit, verschiedene Sphären, oder Hauptarten, eigener Wirksamkeit. Eine andere ist, zum Beispiel, die des bloßen Erkennens; eine andere die seines Wollens und Handelns. Er legt sich mancherlei Arten der Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte bei; und doch ist er in seiner Unmittelbarkeit kein zusammengesetztes Mancherlei, sondern ein und dasselbe Vermögen, eine und dieselbe in sich ununterscheidbare Kraft.

---

23. Emporstufung derselben.

Ich führe aber zu einer andern Thatsache allgemeiner Erfahrung. Wir unterscheiden zwar in der Außenwelt die Erscheinungen jener Wirksamkeitsweisen der Natur, doch immer so, daß sie ebensowohl Gegensätze unter einander darstellen, als daß sie unter einander wieder die Idee ihrer Untrennbarkeit gewähren.

Die Ruhe des Stoffs bildet den Gegensatz zur Regsamkeit des, was ihn bewegt; aber Stoff und Bewegung sind dabei doch in sich untrennbar. Denn alles Körperliche ist beweglich; ja es wird erst durch Bewegung unsern Sinnen gewahrbar. Anderseits wird alle Bewegung erst vermittelst des Stoffsichen für uns wahrnehmbar. Denn eben das Stoffsiche ists, was damit für unsere Sinne geändert wird. Wir kennen also keinerlei Bewegung, ohne ein Bewegtes zugleich.

Hinwieder bildet das scheinbar regellose Fahren der sogenannten bewegenden Kräfte (Licht, Wärme, Elektrisches u. s. w.) einen neuen Gegensatz zu dem, was wir Erscheinung des Lebens nennen. Jene, nach dem Gesetz der Abstoßung und Anziehung, lösen zerstörend die vorhandenen Stoffgebilde auf, oder häufen andere zusammen; verbinden sie entweder formlos, oder prägen ihnen das Abbild ihres eigenen innern Gegensätzlichseyns (durch Polarität) in starrer Regelmäßigkeit auf. Das Leben hingegen, wie eine höhere Macht, fesselt

vollkommen, doch kenntlich, oft in den Umrissen sehr genau eingehauen. Ihre wenigen Geräthe, ihre Fischernetze verrathen Geschicklichkeit.

Seit sich die Briten (im Jahr 1788) hier niederliessen, ihre Kolonien von Sidney, Port Jackson, Paramatta, Hawkesbury, Newcastle u. s. w. gründeten, und zum Theil mit Verbrechern jeder Gattung bevölkerten, gelang es ihnen lange nicht, mit den Eingebornen ein geselligeres Verhältniß anzuknüpfen. Diese waren zu schüchtern oder argwöhnisch gegen die fremden Ankömmlinge. Erst nach und nach gewann man das Vertrauen einiger Stammhäupter, die man mit europäischen Lebensannehmlichkeiten bekannt zu machen suchte, um das Bedürfniß einer bessern Gesittung und Erkenntniß in ihnen zu wecken. Es ging langsam damit. Die Geistlichen in den Kolonien fanden wenig Gelegenheit, den Wilden von göttlichen Dingen Vorstellungen zu geben, und mußten sich meistens auf Belehrung und Bekehrung der zahlreichen zum Anbau der Pflanzungen hieher gelieferten Verbrecher beschränken. In der That hatten sie der Arbeit mehr als genug, diesem unzüchtigen, diebischen, mörderischen, dem Trunk und Spiel ergebenen Gesindel christliche Begriffe und christlichen Sinn beizubringen. Ihr Wirken auf die Menschen, verbunden mit der

gleichſam die bewegenden Kräfte, und macht ſich dieſelben dienſtbar, um die allgemeine ewige Einheit der unendlichen Natur wieder im Begränzten und Endlichen bewegter Stoffe, als ein in ſich vollendetes Ganzes hervorzubilden und zur Schau zu ſtellen. Jede Pflanze iſt für ſich, in den mannigfaltigſten Gegenſätzen ihres Gliederns (Organismus), eine Zuſammenſtimmung der Theile zum Ganzen, und eine Einheit des Mannigfaltigen gleichwie im Ganzen, ſo wieder in jeglichem Theil der unter ſich neue Gegenſätze bildenden Wurzeln, oder des Stammes, des Laubes, der Blüthen und Früchte. Aber gleichwie der Stoff gewiſſermaßen Träger ſeiner ihn bewegenden Kraft iſt, ſo ruht auch das Leben wieder auf der von ihm beherrſchten und zur Einheit eines Eigenganzen (Individuums) gelenkten Bewegung der Stoffe. Das Leben iſt ſo untrennbar (in der Erſcheinung) von den bewegenden Kräften, daß Viele, und nicht mit völligem Unrecht, im Leben nur eine höhere Ermächtigung (Potenzirung) des Allbewegenden erkennen wollten.

Doch das Leben ſelber, dieſes immer wiederkehrende Erſcheinen der ewigen Natureinheit im Begränzten und Endlichen ihres Andersſeyns, offenbart ſich abermals als Gegenſatz und Gleichartiges (nicht Gleiches) des Seeliſchen. Es baut und gliedert, wie das gränzenloſe Weltall zur allumfaſſenden Einheit des geſammten Mannigfaltigen, ſo jedes einzelne Moos, ſo jeden Wurm des Staubes zum in ſich Vollendeten eines Ganzen, worin jeder Theil wieder dem Andern und der Geſammtheit entſpricht. Aber es baut und gliedert in der dunkeln, ſtarren Nothwendigkeit des eigenen Geſetzthums, ohne Kennen und Anerkennen des Daſeyns. Im Seeliſchen hingegen wird das Lebendige zum Selbſtgefühl, zur Gewahrung und Empfindung des Vorhandenen, erhöht. In Schmerz und Luſt wacht die Seele über Erhaltung und Vollendung der ſich ſelber nicht empfindenden Lebensgebilde. Sie gewahrt es, wo Gefahr droht; ruft Hülfe, wo Zerſtörung beginnt; und verbindet das Gleichartige durch die Gewalt der Liebe. So ſteht das Seeliſche fühlend im Gegenſatz zum Gefühlloſen, waltend über Stoff, Bewegung und Leben; höher denn dieſes. — Und doch erſcheint das Seeliſche nie für ſich allein, nie getrennt vom Leben, ſondern eins mit demſelben.

So wird uns die Welt ein Abbild, wie des Wirkens der Natur durch Gegensätzlichwerdung, also auch der Untrennbarkeit ihrer Wesenheit, neben der Unterscheidbarkeit in ihrem Andersseyn.

Dies leitet mich zur Andeutung noch einer andern Thatsache der allgemeinen Erfahrung, welche der Beachtung würdig seyn könnte.

Nämlich, es offenbart sich in den Erscheinungen der Natur eine unverkennbare Aufstufung ihres Wesens und Wirkens vom Niedern zum Höhern, und dabei im Tiefsten, wie im Höchsten, ein Auseinandergehen des Allgemeinen zum Besondern. Freilich ist dies sehr menschlich gesprochen. Denn was ist im Unendlichen hoch und niedrig? Aber müssen wir nicht das Unaussprechliche mit der Hieroglyphe des Endlichen andeuten?

Der todte Stoff (die Materie) scheint uns in der ganzen Reihe des aus der Natur Hervorgegangenen das Tiefste zu seyn. Ueber denselben erheben sich, ihn beherrschend, die bewegenden Kräfte des Lichts und der Wärme, des Magnetischen und Elektrischen, des Galvanischen und Mesmerischen. Der Stoff ist der allgemeine Träger nicht nur von diesen, sondern auch der Träger alles Lebens, endlich auch des Seelischen und des Geistigen.

Aber, wie er das Tiefste und gleichsam Grundlage alles Andern ist, und Alles nur durch ihn dem Sinn erscheinbar wird, so ist er auch im Weltall das Allgemeinverbreitetste. Er, als ein Abbild der Sächlichkeit (Realität) der Natur (22.) ist in seiner Gränzenlosigkeit der erscheinende Spiegel ihrer Unendlichkeit. Er ist das Allgegenwärtige, wie sie selber, in ihrer Wesenheit, das All des Vorhandenen. Möge die Macht der Fernröhre milliardenfach verstärkt werden: durch die schweigenden Tiefen der Himmel werden ihr immer wieder neue Weiträume mit unbekannten Sonnen, Doppelsternen und Milchstraßen entgegenschweben.

Wie der Herrscher über den Beherrschten thront aber über den

Stoff die denſelben bewegende Kraft. Sie bindet und ſcheidet ihn, verkörpert und verflüchtigt ihn, und vermannigfaltigt ihn in ewigen Verwandlungen. Dieſe Kraft iſt das einfache und allgegenwärtige Abbild des weſenden Wirkens der Natur in und zu deren Andersſeyn. Der Stoff iſt in allen Räumen, die Bewegkraft hingegen erſcheint zeitlicherweiſe. Wie der Stoff gleichſam Schöpfer des Raumes, oder, beſſer wohl, Darſteller deſſelben, ſo iſt die Bewegung Schöpferin der Zeit für uns, daß wir beide uns vorſtellen mögen.

Als höheres Ermächtigen der Bewegkraft erſcheint, in deren Stoffverwandlungen, das Leben. Dieſes gibt ſeinen Gebilden ein einheitliches in ſich und für ſich Beſtehen, und wiederholt, fort und fort, in der zahlloſen Mannigfaltigkeit der Eigenganzen, die Einheit der weſenden Natur, abgeſpiegelt im Reiche der Endlichkeit. Es verbindet, leitet und regelt in jedem der Eigenganzen (als einer beſondern, begränzten Einheitsartung) die Stoffe und Kräfte, welche mit denſelben vermählt ſind. Jedes belebte Eigenganze, jede Pflanze, jedes Thier, jeder Menſch wird dadurch eine beſondere Kleinwelt (Mikrokosmus). Doch nicht ſo allgemein verbreitet, wie Stoff und Bewegung, erſcheint uns das Leben im engern Sinne des Wortes. Der Aether erfüllt die Himmel; Licht und Schwere wirken durch das Gränzenloſe, von Geſtirnen zu Geſtirnen. Aber die Lebenskraft ſcheint ihren Sammelplatz und Spielraum nur auf der Oberfläche des Erdballs zu haben, wo ſie Gewächſe des Pflanzenreichs und die Leiber der Thiere und Menſchen gliedert. Vielleicht, ja hochwahrſcheinlich bekleidet ſie gleichermaßen die Außenſeiten aller übrigen Weltkörper mit ihren Schöpfungen. Wie beſchränkt ſtände aber auch ſelbſt dann noch der Wirkungskreis der belebenden Naturmacht! Und wäre endlich die geſammte Bevölkerung der himmliſchen Räume mit jenen Irrſternen, jenen Sonnenfamilien und Milchſtraßen, und deren geregeltem Lauf, ein Werk des All-Lebens: ſo bliebe nichtsdeſtoweniger der Umfang der Lebenserſcheinungen beengter, als der von den allgegenwärtig bewegten Stoffen.

Und weit beengter noch, wenn gleich erhabener, ſtellt ſich uns der Erſcheinungskreis dar, in welchem ſich das Seeliſche offenbart. Es

wohnt dieses nur in den Geschlechtern der Thiere und Menschen. Wie klein ist die Anzahl der empfindenden, gewahrenden und fühlenden Geschöpfe, neben der Menge von Pflanzen aller Gattungen, welche das lebendige Gewand unsers Erdballes sind!

Noch minder ausgedehnt bietet sich das Reich geistiger Wesen dar. Es ist auf unserm Stern nur im menschlichen Geschlecht erkennbar. Dennoch steht es hoch über alle erhöht, als das Edelste. Im Licht des Bewußtseyns, mit Erkenntniß und Wahl ausgerüstet, umfaßt der Geist durch den Zauber seines Wesens das All des Vorhandenen, in welchem er wohnt; den Kräften der Natur gebietend.

Also der Stoff (Materie), dies Abbild der Natur-Sachlichkeit, ist Grundlage und Träger alles Vorhandenen; nur in ihm und durch ihn allein offenbaren sich die höhern Wirksamkeiten; in ihm und durch ihn allein die Wunder des Bewegens, des Lebens, des Seelischen und selbst des Geistigen. Dürfen wir erstaunen, wenn es Denker gab, welche das Stoffliche für allein wirklich hielten; alles Uebrige etwa nur für Eigenschaften desselben, oder für edlere Blüten und Entwickelungen seiner selbst? Es lag dieser Ansicht ein tiefer Wahrheitsschein zum Grunde, nur faßten sie ihn allzu einseitig auf. Ja, jene Wirksamkeitssphären der Natur sind nur Namen, nur Unterscheidungen, welche der Verstand von den Erscheinungen der Natur auf ihr Wesen überträgt. Sie ist in sich die untrennbare Einheit. Selbst in ihren Erscheinungen verlieren sich bei schärferm Beobachten die Gränzlinien jener Sphären, wie die in einander verschwimmenden und auseinander treibenden Farben des Regenbogens. Die den Stoff gestaltende Bewegkraft geht in Leben über, das Leben durch das Zucken der Pflanzenfaser und des Muskelreizes in Empfindung; die Empfindung in Sinnesgewahrung der Seele; der Pflanzentrieb in thierischen Instinkt.

Wenn wir jene merkwürdige, in der Außenwelt thatsächlich gegebene Aufstufung alles von uns gekannten Wesenden betrachten, von der im Stoffischen erscheinenden Allgegenwart der Natur empor, durch die Bewegkräfte, bis zur wunderreichen Schöpfermacht des Lebens, welches die Massen der Weltkörper umschwebt; dann von da auf-

ſteigend bis zu dem noch wundervollern ſeeliſchen Weſen, welches aber noch minder allgemein verbreitet iſt, als das Leben, und dennoch allgewahrend in Empfindung daſteht; dann noch höher aufwärts zur Stufe des ſich bewußten Geiſtigen, in deſſen Gedankenthum das All des Weſenden und Seyenden lichtvoll umfangen ruht: welche Vorſtellungen, welche Gefühle werden beim Anſchauen dieſer Pyramide der unendlichen Wirklichkeit in uns wach! — Glaubſt du, ſie ſey mit der letzten Stufe abgebrochen, wo die Myriaden der menſchlichen Geiſter ihren Stand haben und mit ihnen vielleicht Geiſter-Myriaden der andern Sterne? Soll jene hohe Gleichförmigkeit und Einheit, welche das All des von uns Gekannten durchherrſcht, hier ſich plötzlich ſelber unterbrechen, ohne Vollendung, ohne Fortgang des Gleichartigen zum Gleichartigen?

Wir Geiſter ſchauen wohl in die Tiefe deſſen, was unter uns drunten weſet, bis hinab zum Stoffiſchen; — aber wie weit hinauf iſt's noch bis zum Gipfel der heiligen Pyramide des Alls, wo die höchſte Entfaltung und Herrlichkeit alles Weſenden nur ein Eins iſt? — Sternkundige wiſſen aus dem geringen Theil von der Bahn eines Kometen den ganzen, ungeheuren Weg deſſelben durch die Himmel zu berechnen: wer berechnet aus der Entfernung des todten Stoffiſchen bis zum weſenden Wiſſen der Geiſter, vom Allverbreiteten bis zum minder Allgemeinen des, was in Sterblichen denkt, die Entfernung des Höchſten, von uns hinweg; des Letzten, von dem Alles ausgeht, und in welchem ſich Alles ſchließt und Einheit wird? — Welche Weſen-Reihen erheben ſich noch zwiſchen uns und ihm, den die Geiſter auf Erden Gott nennen; den Gott im All, das All in Gott; das All und Eins?

Ein frommer Schauer durchbebt mich unter den Ahnungen des Unausſprechlichen, aber auch ein göttliches Entzücken. Ich bin; auch ich bin ein Strahl Gottes, und bin ſein, und auch in mir iſt Gott.

24. Einzelweſen der Eigenganzen.

Durch Uebertragung des Unterſcheidbaren in den Erſcheinungsweiſen der Natur, auf ihr in ſich einheitlich Weſendes, bildet der Verſtand den Begriff von Wirkſamkeitsſphären derſelben. Eben auf dieſem Wege, und in Beſchauung der durch ihre Wirkungen ſich erfüllenden Natur verſteht er erſt ihres Weſens Inneres; gleichwie der Geiſt erſt, im Vonſichwiſſen, ſein erfülltes Sichwiſſen wird und ſich kennt.

Aber auf die nämliche Weiſe verfährt auch der Verſtand bei Unterſcheidung des Beſondern in den begränzten, endlichen Erſcheinungen jener Wirkſamkeitsweiſen der Natur.

Wir erblicken in der Außenwelt eine unzählbare Menge einzelner Dinge, die jedes als ein Ganzes daſtehen, getrennt von den Andern; für ſich abgegränzt; in ſich vollſtändig zuſammenſtimmend. Jedes derſelben ſtellt gewiſſermaßen in dieſer Einzelheit die überall waltende Einheit der Natur dar. Sie wiederholt ſich unaufhörlich, wie im Weltganzen, ſo in jedem, auch im kleinſten Theile deſſelben. Wir nennen ein ſolches für ſich und in ſich beſtehendes vollſtändiges Einzelne ein Eigenganzes (ein Individuum). Jeder Kryſtall, jede Pflanze, jedes Thier, jeder einzelne Menſch bildet ſein Eigenganzes.

Aber die Natur offenbart nicht in jedem dieſer Eigenganzen die Geſammtheit ihrer verſchiedenen Wirkſamkeitsſphären; wir kennen im Waſſer oder Feuer wohl Stoff und Bewegung; aber nicht das gliedernde Leben. In jeder grünenden Pflanze aber erkennen wir, nebſt dem Stoffiſchen und den Bewegkräften, auch das Wirken des Lebens. Im Thiere iſt zu dieſen Wirkſamkeitsweiſen der Natur auch das ſeeliſche Empfinden getreten; und der Menſch, indem er alle allgemeine Anlagen der Naturwirkſamkeit in ſeinem Eigenganzen verbunden ſieht, Stoff wie Bewegung, Leben wie Seele, trägt noch dazu das geiſtige Wiſſen.

Jedes Eigenganze ſtellt alſo durch ſich, bis zu einem gewiſſen Grade, eine Kleinwelt dar, oder ein Abbild des Weſenden. Wie

wir nun die Eigenganzen, als ſolche, im Gebiet ſinnlicher Erfahrung, unterſcheiden; ſo erlaubt ſich auch der Verſtand, das in denſelben Weſende von dem, in andern Dingen Weſenden, zu unterſcheiden, wie ein Beſonderes. So ſprechen wir von einer Mehrheit der Weſen, oder von Einzelweſen.

Die Mehrheit der Weſen in der Natur iſt aber nur eine gedankliche, zum Verſtehen, im Verſtand geworden. Vor ihm löſet ſich alſo ſelbſt die Ureinheit des im Weltall Weſenden zur Mannigfaltigkeit auf, und die in ſich ewig gleiche und ununterſcheidbare eine Natur wird ihm in den Dingen zu vielerlei Naturen, eben weil das Weſen der Dinge in ſeinem Andersſeyn (oder gegenſätzlich von ſich), als Mannigfaltiges, erſcheint.

Wenn wir daher verſtandlicherweiſe von verſchiedenen Weſen, ja ſogar von endlichen Weſen reden (da wir doch nur Aeußerungen der Natur meynen), geſchieht es nur uneigentlich, nur durch Uebertragung aus den Erſcheinungen; nur beziehungsweiſe, wie wenn wir von verſchiedenen Wirkſamkeitsſphären der Natur reden. In ihrer Urheit und Unmittelbarkeit beharrt die Natur, als die Unendliche in Einheit; als die Unwandelbare in Wandelbarkeit ihres Andersſeyns. Dies Andersſeyn, dieſer Gegenſatz ihrer Urheitlichkeit, iſt, eben weil ein Weſenloſes, auch das Endliche. Sie prägt ſich in ihren Wirkungen als das ſachlichwirkende Eine, als das belebende Allſelige aus, und iſt doch in Allem urheitlich nur das Gleiche; wie denn auch der Geiſt immerdar einer und derſelbe in ſeinen verſchiedenſten Begriffen, Urtheilen, Schlüſſen, Erkenntniſſen, Entſchlüſſen und übrigen Wirkſamkeitsweiſen und Wirkungen iſt.

Es bleibt nur ein Urſachliches des Weltalls, nur ein und daſſelbe in allen Dingen Weſendes. Aber im alltäglichen Leben reden wir von mehrern Urſachen und Weſen, nur uneigentlich dem Scheine nach, oder in Folge der Unbeholfenheit des Verſtandes, oder vielmehr der menſchlichen Sprache. Wir reden auch, wie von Naturkräften, eben ſo von allerlei Kräften und Vermögen des Geiſtes; und doch iſt der Geiſt, bei aller Verſchiedenheit ſeiner ſogenannten Eigen-

ſchaften, eine und dieſelbe Kraft, ein einziges Vermögen; gleichwie die Natur.

Es ſey mir alſo, zur beſſern Verſtändigung, geſtattet, die Wörter Kraft, Vermögen, Urſachen, Einzelweſen u. ſ. w., wie auch alle Weltweiſen ſie gebrauchten, nur mit dem Unterſchiede zu brauchen, daß ſie als uneigentliche Ausdrücke, als bildliche Redensarten, als (aus der Sinnlichkeit übertragene) Bezeichnungen des Ueberſinnlichen, zu nehmen ſind.

---

25. Das Verwandte der Wirkſamkeitsartungen in der Natur.

Die Natur wird ſich im Wirken gegenſätzlich; ſie wird ſich Erſcheinung, Welt. Das Gegenſätzliche iſt wie geſagt, das Gleichartige und Verwandte der Weſenheit (16.). Den allgemeinſten Gegenſatz, in welchen das Urweſen der Dinge auseinander tritt, haben wir Stoff, Bewegkraft, Leben und Seele genannt. Wir bezeichneten damit die allgemeinen Wirkſamkeitsſphären der Natur (22.).

In jedem dieſer Gegenſätze, oder in jeglicher dieſer ihrer Sphären, wird ſich die Natur immerdar von neuem gegenſätzlich, wie der Geiſt in der Allgemeinheit ſeiner Vorſtellungen zu minder allgemeinen, beſondern und einzelnen. So iſt das geſammte Weltall gleichſam ein fortgeſetztes unendliches Zeugen und Ausſtrömen gegenſätzlicher Erſcheinungen aus dem Unendlichen. Daher Mannigfaltigkeit der Stoffarten, der Bewegkräfte, der Lebensformen und ſeeliſchen Artungen.

Weil aber alle Gegenſätze ſich in derjenigen Einheit die verwandteſten ſind, in welcher ſie, als das Gleichartige, auseinander traten: ſo iſt das All der Dinge ein Verwandtes unter einander in mancherlei Abſtufungen. Und Alles wieder iſt zur Ureinheit des weſenden Einen verwandt.

Die Natur wirkt in jeder Artung ihres Andersſeyns nach ihrem ewiggleichen Geſetzthum (Weſen). Das Inſichgleiche ſtößt ſich entweder

in ſich ſelbſt ab und geht als Gleichartiges auseinander; oder kehrt in die Einheit zurück, aus der es ſich ſpaltete. Das in einerlei Einheit (oder unmittelbar) Verwandte hat auch wieder die meiſte Anziehung zu einander. Hingegen das in der Verkettung der Einheiten und Gegenſätze entfernter Verwandte ſteht in geringerer Anziehung zu einander, oder wird erſt mittelbar durch dazwiſchen liegende Glieder mit einander verbunden. So ſind in der Gedankenwelt des Geiſtes die allgemeinſten Vorſtellungen zu ſich enger verwandt, als die einzelnen und beſondern, welche erſt Folge tieferer Gegenſätzlichwerdungen des Denkenden ſind. Denn im Geiſt und in der Natur iſt die Weiſe des Wirkens dieſelbe, weil beide Weſen ſind, und als Weſende wirken. Die Vorſtellungen von „Geſchmack“ und „Wahrheit“ ſind ſich minder verwandt, als Grund und Folge; denn jene ſind nicht aus einerlei Grundbegriff ſtammend. Waſſer und Oel ſind ſich minder verwandt, als Waſſer und Salz; denn jene ſind ſich nur entfernt gleichartig, oder ſind nur mittelbar zu vereinigen.

Wir können daher mit Recht von einer unmittelbaren oder innern und mittelbaren oder äußern Verwandtſchaft der Erſcheinungen reden. Unmittelbar verwandt iſt das, welches ſich in einer und derſelben Einheit gegenſätzlich iſt; wie das Polariſche im Magneten, wie Eigenſtand und Gegenſtand im Begrifflichen; wie das Geſchlechtliche im Leben; oder Empfindung und Gefühl im Seeliſchen. Mittelbar verwandt aber iſt, was nur durch Zwiſchenglieder verbunden werden kann, wie z. B. Oel und Waſſer durch Laugenſalz u. ſ. w. Eben ſo laſſen ſich Verwandtſchaften in aufſteigender und abſteigender Linie unterſcheiden, je nachdem die Erſcheinungen aus einem allgemeinern Urſachlichen, als Beſonderes, und aus dieſem wieder als Einzelnes hervorgegangen ſind, wie das Grün aus dem Blau und Gelb, dieſe beiden aber aus dem zum Farbigen getrübten Lichte u. ſ. w., oder wie die beſondern Vorſtellungen und Begriffe aus den allgemeinern.

Wir müſſen aber in den Erſcheinungen der Natur, wie des Geiſtes, deren weſende oder urſachliche Einheit wohl unterſcheiden

von der bloß **ſcheinbaren Einheit**, die nur eine **Miſchung des Erſchienenen** iſt. So bilden Licht und Finſterniß ihren Gegenſatz; ihre **ſcheinbare Einheit** nennen wir Farbe. In jeder Farbe iſt Miſchung von Finſterniß und Licht. So kennen wir gemiſchte Gefühle von Luſt und Unluſt, gemiſchte Begierden von Haß und Liebe.

Eben die Verwechſelung der **ſcheinbaren Einheit** vermiſchter Wirkungen, mit der **unmittelbaren** oder weſenden **Urſach**, iſt die Quelle vieler Verirrungen in der Erkenntniß; desgleichen auch die Verwechſelung der Wirkſamkeitsſphären der Natur, wie des Geiſtes, beim Aufſuchen der Einheiten des ſich Gegenſätzlichen. So iſt z. B. das **Nichts** ein bloß **gedankliches Etwas**, nämlich eine Vorſtellung, wodurch der Verſtand verneint und begränzt. Da das Nichts ein reines Erzeugniß des **Denkenden** iſt, alſo etwas Weſenloſes: ſo kann es kein **Sachliches** oder **Weſendes** ſeyn außer dem Geiſte. Wenn man ſagt: Gott habe die Welt aus Nichts geſchaffen, ſagt es ſoviel, als Gott machte aus dem Begränzenden das Unbegränzte, aus dem Weſenloſen das Weſende. Wenn man von der Vergänglichkeit und Vernichtung des Geiſtes und der Seele ſpricht, lehrt man den Unſinn: der weſende Geiſt werde zu einer weſenloſen Vorſtellungsart aus ihm; die Urſach werde zu einer ihrer Wirkungen ohne Urſach.

Ich wende mich jedoch zu der Thatſache zurück, daß alle unſre Vorſtellungen, ſo wie alle Naturerſcheinungen, ein in der Einheit eines Weſenden **Verwandtes** ſind. Wer aber zeichnet den Stammbaum der Naturwirkungen in der Endloſigkeit ſeiner Verzweigungen? Wer das ungeheure Netz der auf- und abſteigenden, unmittelbaren und mittelbaren Verwandtſchaften? — Wie begränzt iſt unſer Geſichtskreis!

Die **Verkettung der Verwandtſchaften**, und wie ſie als Gegenſätze zu einander wurden; die **Anziehung des ſich Verwandten** zu einander, das **Abſtoßen des ſich Gleichen**, ſo wie die Nichtanziehung oder **Unvereinbarkeit des Ungleichen**, des ſich Widerſprechenden, ſind Thatſachen der Erfahrung, welche überall den Gang des Weſenden im Wirken, als ein **Uebergang vom Gleichartigen**

Strenge der bürgerlichen Gesetze, war, wie man von Jahr zu Jahr erfährt, nicht ohne Frucht.

Wenn einstweilen der Bekehrungseifer wenig Hoffnung zur Aufklärung der Neuholländer hat, bot sich (1818) desto freundlichere von Seiten der Neuseeländer dar. Wirklich hatte auf Betrieb des vortrefflichen Kolonieprediger Samuel Marsden zu Paramatta in Neusüdwallis die kirchliche Missionsgesellschaft zu London jährlich fünfhundert Pfund Sterling für das Bekehrungswerk in Neuseeland ausgesetzt, und der helldenkende menschenfreundliche Gouverneur von Neusüdwallis, Lord Macquarie, begünstigte das schöne Unternehmen. Unter dem Vorsitze dieses Mannes bildete sich in Neuholland (Anfang des Jahres 1814) eine eigene Gesellschaft, deren Zweck ist, Verbreitung des Christenthums und der Gesittung in den zahllosen Inseln der Südsee zu befördern.

Die mit hohen, waldreichen Gebirgen bedeckten zwei Inseln Neuseelands sind von mehr denn hunderttausend Menschen bewohnt, die von Natur kriegerisch, in den einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen ihres Lebens sinnreich sind. Ihre Dörfer, immer auf Anhöhen, mit Pfahlwerk und Graben und Wällen umgürtet, gleichen Festungen. Ihre Schiffahrten erstrecken sich bis Neuholland. Sie haben das von Europäern empfan-

zum Gleichartigen, nie zum Ungleichen, bezeichnen. Daher das Sprüchwort: die Natur macht keinen Sprung. Daher die Wahrscheinlichkeitsberechnung für künftige Dinge; daher die Erwartung ähnlicher Erfolge von ähnlichen Veranlassungen.

Nichts steht in den Erscheinungen der Natur vereinzelt, fremd und mit allem Andern unverwandt; nichts ist aus der allgemeinen Verkettung losgerissen. Denn das Wesen der Dinge ist überall und immer eins und dasselbe, und keine Zweiheit in ihm möglich. Die sogenannten Wunder, welche sich ereignet haben sollen, sind keine Erscheinungen der Natur, sondern der menschlichen Unwissenheit; daher nur Gegenstände des Unglaubens, oder eines Aberglaubens, welcher die Gespinnste der Einbildung über das ewige Gesetzthum der Natur und des Geistes erhebt.

Denn auch der Geist hat für seine Thätigkeit keinen andern Leiter, als den Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen in den Vorstellungen, es sey dies in ihm durch Grund und Folge, durch Vereinen und Trennen, oder durch Gegenständliches in Raum und Zeit geworden. Auch hier kann es begegnen, daß wir (wie in der Außenwelt, oft die Verbindung des Erscheinenden), den Zusammenhang der fortschreitenden Gedankenkette nicht wahrnehmen, und daß eine Vorstellung plötzlich entspringt, deren Herkunft wir nicht erkennen. „Den Gedanken gab mir Gott ein!“ ruft der gemeine Mann. Wenn sich aber zuweilen der Zug des Gedankenstroms in uns verdunkelt, also, daß wir den Zusammenhang desselben nicht erblicken, liegt es gewiß nur daran, daß wir Vieles wortlos denken (wie auch das Kind und der Taubstumme, ohne Sprache, denken). Der wortlose Flug der Gedanken aber ist unendlich schneller, dann auch dunkler, als der von Worten getragene. Und nur der ins Wort, wie in ein sinnliches Kleid, gehüllte Gedanke kann eben nur durch diese Vermittlung im Gedächtniß verharren, welches selbst sinnlicher Beschaffenheit ist, und im seelischen Gebiet ruht.

Ein Mensch umschließt in seinem Eigenganzen alle Wirksamkeitssphären der Natur, eben so wie sie sich auch

(außer ihm) weltlich offenbaren. Das Stoffliche, die Bewegkräfte, das Belebende, das Seeliſche iſt in ihm vereint und in ſeinem Geiſte zum Gewußten erhoben. Aber das Geiſtige iſt dem Stoffſichen nur entfernt und nur mittelbar verwandt (25.). Seele, Leben und Bewegkraft liegen zwiſchen beiden inne. Durch dieſe Kette des Gleichartigen geht das Wirken. So wenig der Geiſt, durch ſeinen Willen und Gedanken allein, ein Sandkorn von der Stelle rücken kann, vermag das Sandkorn auch nicht, unmittelbar aus ſich, Vorſtellungen im Geiſte zu erregen.

Was irgend von Außen in uns zur Vorſtellung werden ſoll, iſt von ſtoffſicher Beſchaffenheit. Das Stoffloſe iſt ſinnlich ungewahrbar, unempfindbar. Der Stoff für ſich ſelbſt aber wirkt nicht anders auf uns, als durch die Bewegkraft, deren Träger er iſt. Licht wie Klang, Erregung des Geruchs, wie des Geſchmacks, iſt fortgepflanzte Bewegung des Stoffſichen zum Stoffſichen, ſo wie der Widerſtand der Körper erſt durch den Druck gewahrt wird. Doch jede Gewahrung iſt wieder, ohne Leben des Gewahrenden, unmöglich. Der Todte empfindet nicht. Das Leben, welches aus Stoffen und Kräften (die ſeiner Einheitsartung die verwandteſten ſind) gleichſam ſein Wohnhaus baut, muß nothwendig durch das Gegenwirken der Kräfte und Stoffe, die ſeinem Geſetzthum gemäß oder widerſtrebend ſind, zur Thätigkeit erregt werden. Doch das Leben für ſich ſelber iſt empfindungslos, wenn es ohne Seeliſches daſteht. Wir kennen das unbeſeelte Leben in allen Pflanzen. Sie äußern keine Spur von Luſt und Schmerz. So iſt das Leben erſt der Vermittler zwiſchen den Stoffgebilden und dem Empfindend-Weſenden. Was die Geſetze des Lebens erfüllt, oder verletzt, wird im Menſchen, wie im Thiere, Wohl- und Wehgefühl. Auf ähnliche Weiſe tritt die Seele, als Mittlerin, zwiſchen den denkenden Geiſt und das Leben, denen ſie beiden das Verwandte iſt. Was in ihr Empfindung oder Begierde geworden, erhellt ſich im Geiſt, als Gewußtes, und erregt gleichartige Vorſtellungen.

Auf demſelben Wege wirkt der Geiſt gegen die Körperwelt zurück. Selbſt der Gedanke, welchen wir äußern wollen, muß erſt zum ſichtbaren Zeichen, oder zum Ton verkörpert werden, um aus der Ver-

körperung wieder, durch Leben und Seele, in dem Bewußtſeyn eines andern Menſchen Gleichartiges von ſich zu erregen.

Freilich haben wir uns Geiſt und Seele, Leben, Kräfte und Stoffe nicht alſo auseinander vorzubilden, wie wir ſie hier mit Eigennamen und begrifflichen Gränzen ſcheiden. Geiſt und Seele verbinden ſich (im Gemüth) zur Einheit, wie Seele und Leben (im Leiblichen), Leben und bewegter Stoff (im Gewächs), und Bewegkraft und Stoff (im Körperlichen). Auch haben wir uns den Uebergang der Erregungen von dem Einen zum Andern nicht ſo langſam zu denken, als ſie die Beſchreibung darſtellen mag.

Die Natur alſo, in ihrer Weſenheit das beharrende, wechſelloſe, unendliche Wirken, tritt in ihrem Andersſeyn, als Welt, nach ihren Wirkſamkeitsſphären, in Mannigfaltiges und Endliches von zahlloſen eigenganzlichen Gebilden auseinander. In dieſen vielerlei Eigenganzen, deren Geſammtheit das Weltall iſt, erſcheinen die Artungen ihrer Wirkſamkeit, bald je einige, bald mehrere verbunden; im Menſchen aber alle zugleich. Durch das Seeliſche, der Natur Höchſtes, das in ihr dem menſchlichen Geiſte Verwandteſte, iſt dieſer mit der Natur verbunden. Da ſie, als das Gleiche, wie im beſeelten Leibe des Menſchen, auch außer demſelben, weſet: ſo ſind ihre Wirkungen von außen nur fortgepflanzte Bewegungen ihrer ſelbſt zum Innern dieſes (menſchlichen) Eigenganzen, zuletzt alſo nur Bewegungen in ihrem eignen Selbſt.

Indem ſie auf unſern Geiſt einwirkt, ſind es nicht die Gedanken und Vorſtellungen deſſelben an und für ſich ſelber, auf die ſie wirkt, ſondern deſſen Weſenheit iſt's, auf welche ſie wirkt. Sie erregt zur Thätigkeit, zum Vorſtellen, zum Denken. Nicht ſie, ſondern der Geiſt bewirkt in ſich Gedanken und Vorſtellungen von ihr. Eben ſo iſt er es nicht, wenn er auf das, was außer ihm iſt, einwirkt, nicht er, welcher die Wirkungen in der Natur hervorbringt: ſondern er erregt nur das in jedem Eigenganzen Weſende zur Thätigkeit, und das Weſende wird dann in ſich gegenſätzlich zur Wirkung. Bei allen unſern Verrichtungen in der Welt haben wir folglich nicht mit den

Erſcheinungen zu ſchaffen (denn dieſe ſind in uns), ſondern mit dem Weſen der Dinge ſelber, d. i. mit der Natur. Nur Weſen wirkt auf Weſen (20.). Die Erſcheinungen der Natur ſind gleichſam nur ihr zum Geiſte geſprochenes Wort, worin ſie ſich ihm offenbart. Die Natur weſet als das Unendliche, Wechſelloſe; ihr Wort (die Erregung) iſt Weſenloſes, Endliches und Wandelbares.

Und einwirkend auf das weſende Wiſſen des Geiſtes, d. i. deſſen Thätigkeit weckend durch ihr Andersſeyn, welches ihr endliches Abbild iſt, wird die Natur im Wiſſend-Weſenden deſſen Gewußtes; und der Geiſt wird ihr Bewußtſeyn, das ſie in ſich ſelber nicht iſt.

---

26. Gegenſeitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelweſen.

Wie aber ſind Einwirkungen von Einem der Einzelweſen auf das Andre möglich, da jede Wirkung in ihrer Urſache verharrt und von derſelben untrennlich iſt? — Alle Einwirkungen ſind dadurch möglich, wodurch die Wirkungen ſelbſt Möglichkeit haben.

Wirkung iſt ein Andersſeyn, ein in ſich Gegenſätzlichwerden des Weſenden.

Das in einem der Eigenganzen Gegenſätzliche des Weſenden iſt daſſelbe auch für das in einem andern Eigenganzen des eben ſo Weſenden, nach dem Geſetzthum des Wirkens: daß nämlich Gleiches das Gleiche abſtößt, und Gleichartiges mit Gleichartigem zur Einheit ſtrebt. So ſteht in zwei verſchiedenen Eigenganzen das Gleichartige der nämlichen Weſensartung zu einander in Anziehung; das Gleiche aber ſteht gegen das Gleiche in Abſtoßung. Das Verwandte ruft das Verwandte zur Einigung mit ſich.

Somit ſind alle Einwirkungen nichts andres, als Erregungen der Wirkſamkeit, indem das in ſich Gegenſätzlichgewordenſeyn eines Einzelweſens den Gegenſatz im Andern, als Gleichartiges hervor-

ruft. Vielleicht werd' ich deutlicher durch Beiſpiel. Ich wähle den Magnet.

Das Polariſche in demſelben iſt die Erſcheinung, das Auseinandertreten des in ſich Gleichen, oder des (in ſolcher Artung erſcheinenden) Weſenden. Der Nordpol des Magnetes iſt in ihm Gegenſatz, folglich Gleichartiges und Verwandtes des Südpols. Aber er iſt daſſelbe auch für jeden andern Magnet (als Eigenganzes). Sein Nordpol wird daher, im andern, der Gegenſatz von deſſen Südpol; ſeine Erregtheit zugleich Erregtheit des Andern. Es iſt überall hier die nämliche Kraft in der nämlichen Erſcheinungsweiſe, wenn gleich unterſcheidbar in der Endlichkeit des Eigenganzen. Die gleichnamigen Pole beider aber (wie Nordpol und Nordpol) ſtoßen einander ab, weil ſie nicht das Gleichartige, ſondern im Weſenhaften das Gleiche ſind, welches in ſich nicht höhere Einheit werden kann, als es ſchon weſenhaft iſt, und daher nicht zum Einswerden, ſondern zum Auseinandergehen ſtrebt. Jede Wirkung verharrt aber in beiden Eigenganzen inner ihrer Urſache. Die verwandten Pole, oder Gegenſätze, verharren in jedem einzelnen Eigenganzen (oder einzelnen Magnete), in welchem ſie geworden ſind. Aber ſie rufen ſich in beiden, als Gegenſätzliches der weſenhaft gleichen Kraft, hervor.

Das in mir Gedachte, welches ich durch Worte gegen einen Andern äußere, wird damit nicht weſenhaft von meinem Geiſte abgeſchieden, alſo, daß es nicht mehr in dieſem wäre; mein vom Andern vernommener Gedanke iſt mir nicht von ihm genommen worden, ſondern iſt etwas von ihm ſelber Gedachtes, ein Gleichartiges des meinigen, durch Erregung ſeiner eignen Selbſtthätigkeit.

Es findet daher bei den Einwirkungen der Eigenganzen auf einander kein Geben von einer Seite, kein Empfangen von der andern ſtatt; es verhält ſich dabei nicht das eine thätig, das andre leidend, und keines wird erſt, was es nicht ſchon aus ſich ſelber iſt.

Somit iſt jede Wirkung, inner ihrer Urſache verharrend, nur Anrufung des Verwandten im Andern; Erregung zum Gegenſätzlichwerden

des Andern; und zuletzt alle Wirkung zugleich Einwirkung. Da nun aber, was wir irgend Einzelwesen, Kräfte, Wirksamkeitssphären u. s. w. nennen, nur etwas vom Endlichen auf die Unendlichkeit der Natur Uebergetragenes durch den Verstand, und um des Verstehens willen, ist: so fällt in der einigen, in sich untrennbaren Natur, Wirken und Einwirken in Eins und Dasselbe zusammen, weil das Wesen der Dinge nur in sich selber wirkt.

Ich schließe nun mit einem Blick, welchen ich noch einmal auf Natur und Welt überhaupt zurückwerfe.

Welt (18.) ist, für unsern Geist, Alles, was er in seiner Unmittelbarkeit nicht selber ist; und seine Welt ist in ihm, ein gedankliches Andersseyn des eignen Selbstes. In diese seine innere Welt schließt er auch die ganze Außenwelt ein, denn er ist das Bewußtseyn der wesenden Natur und ihrer Wirkungen (25.). Zu dieser Außenwelt gehört aber nicht nur das, was außer dem menschlichen Leibe waltet, mit dem der Geist ein Eigenganzes bildet, sondern auch der Leib selber mit dessen verschiednen Stoffen, Bewegkräften, Lebens- und Seelen-Erscheinungen. Diese insgesammt sind wesenhaft eins und dasselbe mit seiner Verwandtin, der Natur.

Da der Geist nicht das Ich-All, nicht die Natur selbst ist, sondern sich seiner Erregung durch Sinnesgewahrungen bewußt ist, kann er eben so wenig das Wirkende außer ihm, als das Seyn der Wirkungen, oder der Außenwelt, läugnen, deren Gleichartiges und Abbildliches, im Bewußtseyn, die Vorstellungen davon sind.

Die Außenwelt, wenn schon in ihm nur gedanklich, ist doch außer ihm erscheinend, als Naturwirkung. Der Mensch bewegt sich als Körper; lebt als Gewächs; empfindet als Beseeltes; und das Empfundene, Gewahrte und Gefühlte kennt er urgewiß, als etwas an sich selber Ungedankliches, oder daß es nicht Vorstellung allein sei.

Aber anderseits ist eben so gewiß, daß die Sinneserregungen nur in den Sinnen selbst vor sich gehn; daß Bitterkeit und Süßigkeit des

Geſchmacks und Geruchs erſt im Reiz der Nerven empfunden ſind; daß die Klänge und Töne nicht außerhalb den Ohren für ſich wandeln, ſondern erſt inner dem Gehör werden, was ſie, als Empfindung, ſind; daß die Farben Erregtes im Sehſinne ſind (wie ſie denn auch bei geſchloſſenen Augen, vermittelſt des innern oder Leibeslichts, erſcheinen können); daß der Schmerz einer Wunde nicht im Schwerte liegt, das ſie ſchlug, ſondern durch Verletzung des Lebensgebildes im Seeliſchen geweckt wurde; — mit einem Worte: daß alles Gewahrte und Empfundene nicht außer den Sinnen, ſondern inner denſelben, wird.

Das Erregende, oder das ins menſchliche Eigenganze Einwirkende, iſt wie in, ſo außer demſelben, weſend; und das Erregte iſt nur Andersſeyn und Gleichartiges des Erregenden. Daher gehn wir Geiſter mit dem Weſen der Dinge außer uns ſelber um; wir verkehren nicht mit einer Scheinwelt, nicht einmal mit den Erſcheinungen, ſondern durch die Erſcheinungen (oder Erregungen) inner den Sinnen, mit der Natur ſelber, die in ihrer Unmittelbarkeit unſichtbar, unhörbar, unertaſtbar iſt, und nur in ihrer Mittelbarkeit (oder vermittelt durch Erregungen des Seeliſchen) ſinnlich daſteht; alſo als Andersſeyn ihrer, als Welt. Im geſelligen Geſpräch verkehren wir nicht mit der Stimme, nicht mit den gehörten Worten, nicht mit den Gedanken des Redenden, ſondern durch Worte und Gedanken mit dem unſichtbaren, unhörbaren Geiſt des Redenden.

Da jedoch jede Wirkung das gleichartige Andersſeyn ihrer Urſache, jede Erſcheinung ein Abbild des Weſenden, die Welt ein Ausdruck der Natur in unſerm Bewußtſeyn iſt: ſo entſteht im alltäglichen Leben keine große Gefahr durch die Selbſttäuſchung des gemeinen Verſtandes, wenn wir die Welt mit der Natur verwechſeln, das im Sinn Erſcheinende mit dem Weſenden, die Wirkung mit der Urſache, und dasjenige, was wir in uns empfinden, für ſachlich ſo (als Wirkung) beſchaffen außer uns vorhanden halten.

Wie im gedanklichen Vonſich- und Andernwiſſen unſers Geiſtes die Erfüllung ſeines weſenden Wiſſens beſteht, ſo beſteht im Wiſſen von der erſchienenen Natur ſein erfülltes Wiſſen der weſend

vorhandenen Natur. Die sogenannten Eigenschaften der Körper (der Erscheinungen) sind also Wirkensartungen, oder Gleichartiges des Ur- und Sachlichen.

---

27. Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens.

Mit welchem Rechte dürfen wir aber die innere Nothwendigkeit, welche unsre Gedanken regelnd beherrscht, oder das Gesetzthum unsers Erkennens, auch zum Gesetz und zur gleichen innern Nothwendigkeit des Seyns oder Wesens von dem machen, was außer uns vorhanden wohnt? Könnte nicht im Wesen der Dinge außer uns ein Zustand möglich seyn, welcher ganz und gar nichts mit unsern Verhältnißvorstellungen von Zahl und Beschaffenheit, von Ursache, Einheit u. dgl. m. gemein hätte? Kurz, wer bürgt für die Gleichheit unsrer Erkenntnißgesetze mit den Gesetzen, die vielleicht im geheimnißvollen Innern dessen walten, das außer dem Geist ist?

Ich könnte entgegenfragen: Vernichtet sich nicht ein Zweifel, wie dieser, schon durch sein eignes Werden? Indem du also fragst, dehnst du selber wieder den Gesetzkreis deines Denkens auf das aus, worauf ihn auszudehnen zu dürfen, du bezweifelst. Du sprichst von „Möglichkeit, Zustand, Verhältniß" u. s. w. des Draußen, während diese Begriffe doch erst aus dem Grunde des Geistes erwachsen sind. So stämmt sich dein Zweifel auf das Bodenlose des sich selbst Widersprechenden, indem er, um gedacht werden zu können, Bestimmungen, deren Seyn im Draußen eben das Zweifelhafte seyn soll, auf das Draußen überträgt und anwendet.

Sobald du einerseits das schlechthin Nothwendige und Urgewisse in den Denkgesetzen eingesehen, anderseits das Daseyn von Etwas außer dem Geiste anerkennen mußt: so könnte nur dann ein Zweifel gegründet heißen, wenn er durch irgend einen Widerspruch des Draußen mit dem Gesetz des Erkennens erregt wäre. Aber seit Erfahrung der Sterblichen besteht, gelangte noch keine

einzige erwieſene Thatſache von der Außenwelt zu ihr, worin ſich eine Ungleichheit des Geſetzthums der Natur und des Geiſtes, das heißt: die Undenkbarkeit der Thatſache dargeboten hätte. Allenfalls könnten wir die theologiſchen Wunder der Völker alter und neuer Zeit ausnehmen, wenn nicht ſelbſt dieſe wieder auf eine gewiſſe Art vernunftgemäß, als Einwirkungen eines Gottes oder Teufels erklärt worden wären, das iſt eine unerwieſene Thatſache durch eine unerwieſene Urſache.

Vielmehr beurkunden zahlloſe Ereigniſſe, und die in Erfüllung gegangenen kühnen Vorausberechnungen und Weiſſagungen deſſen, was noch in keiner Erfahrung lag, die Uebereinſtimmung der Erkenntnißgeſetze mit den Geſetzen der Natur. Jene naturwidrige Lücke ſogar im Verhältniß der Planeten-Abſtände, auf welche zwiſchen Mars und Jupiter die ältern Sternkundigen längſt hingedeutet hatten, ward, mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, durch die Entdeckungen eines Piazzi und Olbers ergänzt.

Ohne Gleichartigkeit des Geiſtes mit der Natur wäre ein gegenſeitiges Einwirken beider ſchlechthin undenkbar. Wir könnten nicht abſichtlich gewiſſe Erſcheinungen in ihr hervorrufen, nach ihrem eignen Geſetzthum, das uns durch Erfahrung kund ward; ſie könnte hinwieder nicht unſer Gewußtes ſeyn, durch ihr Erregen unſers Wiſſens. Sie alſo wirkt nothwendig auf uns ein, nicht auf unſer Gedankliches, ſondern auf das in uns denkende Weſen. Wir wirken anderſeits auf ſie ein, nicht auf ihre Erſcheinungen, ſondern auf deren Ur- und Sachliches. Der weſende Geiſt ſteht alſo mit dem Weſen in den Erſcheinungen in Verkehr. Und eben durch dieſen Verkehr offenbaren ſich Geiſt und Natur, als Urverwandtes im göttlichen All, als ſchlechthin Untrennbares, als ſich im gegenſeitigen Erregen gegenſeitig erfüllend und vollendend zu dem, was Beide weſenhaft ſind. Denn ein ſich unbewußt vorhandenes All ſtände gleich einer Nicht-Vorhandenheit da; und ein Wiſſen ohne Gewußtes wäre dem Nichtwiſſen gleich. Der Geiſt, das Bewußtſeyn der weſenden Natur, kann dies nur ſeyn, indem das Geſetzthum ihres Wirkens dem Geſetzthum ſeines Erkennens gleich iſt.

Eingekleidet in alle Wirksamkeitssphären der Natur, gleichsam eine Gesammtnatur in der Einheit des menschlichen Eigenganzen, empfängt der Geist alle Veränderungen in diesem, nur als Fortsetzungen des Aenderns außerhalb desselben. Und die Natur offenbart ihm durch solche Einwirkungen nicht diese, sondern durch sie, sich selber. Gleichwie das menschliche Wort nicht das Wort, sondern ein Höheres darin, nämlich den Gedanken des Denkers offenbart: so sagen auch die mannigfachen bewegten Stoffgebilde Höheres aus, als sie für sich selbst in der Sinneserregung sind, nämlich das Wesende, was kein Aug' und Ohr vernimmt. Das Endliche spricht das Unendliche, das Tausendfältige die Einheit, die Erregung den Erregenden im Erregtwordenen aus.

Wenn wir noch häufig im Urtheil über das Einzelne in der Natur irren, so rührt dies nicht von der Ungleichheit ihres und unsers Gesetzthums oder Wesens, sondern daher, daß wir ihre Sprache noch nicht ausgelernt haben und viele ihrer Wörter falsch verstehen.

Wäre der Zusammenhang der Dinge, wären Weltordnung und Naturgang, nur Frucht unsrer eignen Denknothwendigkeit, also das wir jene Einheit, die wir Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit nennen, erst aus uns in das Reich des Erscheinenden hineintrügen, freilich, dann wäre unsre Erkenntniß keine Erkenntniß, sondern Trug; unser Wissen von etwas Anderm außer uns, nur Wissen des, was wir selbst wirkten. Der Zusammenhang zwischen der Natur und dem Geiste wäre aufgehoben. Wir würden Götter seyn und außer uns Chaos; oder wohl das wesende Nichts, dies sich selbst Widersprechende eines wesenlos Wesenden (25.), welches wir in uns zur wundervollen Herrlichkeit entfalten, gestalten und ordnen.

Aber der menschliche Geist ist in der Natur; eben darum ist die Natur in seinem Wissen. Eins mit ihr, sind unsre Erkenntnisse am Ende nur bloße Anerkennungen des Vorhandenen.

Auch der gemeine Menschenverstand aller Zeitalter hat, im Wandel der Dinge, jene unwandelbare Ordnung erblickt, der gemäß die Ver-

gene Getreide mit Glück angebaut: mahlen es auf ihnen geschenkten Handmühlen. Sie pflanzen schon Kartoffeln, gelbe Rüben, Runkelrüben, Kohl, Zwiebeln u. s. w. Ihre Gärten liegen meistens in Thälern, oder an sanften Abhängen. Die Neuseeländer sind im Rufe der Grausamkeit; aber sie wurden es, gereizt durch Ausschweifungen von Matrosen und Schiffskapitänen, die von Zeit zu Zeit an diesen Küsten gelandet waren. Vielmehr sind sie gefällig, gastfreundlich und gutmüthig, wie wir aus bisher erschienenen Missionsberichten vernehmen. Sie sind reizbar, aber zur Fröhlichkeit geneigt; Freunde des Tanzes und Gesanges.

Der Himmelsstrich dieser Gegenden ist mild, der Erdboden ungemein fruchtbar. Die neuseeländische Flachspflanze (Phormio tenax), deren Fasern dauerhafter und schöner, als die unsers Hanfes sind, und woraus die Eingebornen ihre Kleider, Schlafmatten, Seile, Körbe, Netze verfertigen, ist die köstliche Gabe, welche die Natur diesen Völkerschaften verlieh. Ehe noch Europäer diese Ufer berührten, hatten die Neuseeländer schon die Staffel bürgerlicher Ausbildung, daß sie staatenweise unter Häuptlingen wohnten, denen die Vorsteher anderer Bezirke gehorchten, und daß sie Gesetze über Mein und Dein besaßen. Ihre Besitzungen waren ausgemarket, selbst ihre Fischereiplätze gegen einander. Diebstahl und Ehebruch

änderungen des Erſcheinenden erfolgen. Er nennt es die allwaltende Naturnothwendigkeit; und dieſe iſt wieder nichts anders, als das Geſetzthum oder Weſen der Dinge. Der Naturnothwendigkeit ſteht die unwandelbare Erkenntnißnothwendigkeit gleichartig gegenüber, der gemäß Alles, als Mannigfaltiges und Bewirktes, nach dem Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniß (10.) zu einander ſteht, und in Einheit und Urſach zuſammenfällt. — Ohne beiderlei ewige Nothwendigkeit und deren Gleichartigkeit wäre kein Kennen und Erkennen, kein Wiſſen eines Gewußten möglich. Ohne Wandelloſigkeit des Geſetzthums der Natur, müßte der Geiſt in ewiger Irre ſchweben unter dem Zepter des Zufalls oder der Willkür. Es würden die Kennzeichen der Dinge nie dieſelben ſeyn; die himmliſchen Weltkörper ſchwärmten in unzuverläßigen Bahnen; Feuerflammen könnten auch zu Eiszapfen erſtarren und Töne geſchmeckt werden.

Doch ſtatt dergleichen Gedanken, oder Ungedanken, weiter zu verfolgen, frag' ich lieber: Was könnte uns bewegen, das Daſeyn deſſen, was, als ein nothwendiges Wiſſen, in der geiſtigen Weſenheit liegt, nämlich das Wirken, mithin die Verknüpfung von Urſach und Wirkung, außer uns zu läugnen, oder auch nur zu bezweifeln, da wir die Einwirkungen des Draußen auf unſern Geiſt weder läugnen noch bezweifeln können? — Auch iſt das, was wir Erkenntnißgeſetz nennen, nicht etwa eine bloße nothwendige Regel, uns den Zuſammenhang der Dinge vorzuſtellen, ſondern das Urſachliche und Thatſachliche des Geiſtes; es iſt ſeine Weſenheit ſelber. Er ſelbſt iſt Urſach und wird ſich im Wirken gegenſätzlich zur Thatſache in ſeinen Wirkungen.

Oder möchteſt du mich noch fragen: Wie denn das Wirken möglich ſey? Wie es zugehe? — Daß du denkſt, bedarf, als eine Thatſache, keines Beweiſes, die ſich durch ihr Daſeyn, als daſeyend, ausweiſet. — Wie es zugehe, daß man denken, daß ein Weſen wirken könne? Die Antwort müßte eine Beſchreibung deſſen werden, was in ſich, ohne Verſchiedenheit, eine ſchlechthinige Verhältnißloſigkeit iſt. Erſt durch die Wirkungen, wenn ſie da ſind, wird zugleich das Unterſcheidbare, mithin Beſchreibbare.

Im Denken wird sich der Geist ein andres Ich, ein Gedankliches; und die Natur wird sich eine Welt. Das Gedachte, wie die Welt, als Veränderliches aus dem Beharrlichen hervorgetreten, sind das Bedingte im Bedingenden ihres Wesens; ein Gleichartiges; ein Gegensatz des Wesens, zu dem dasselbe von sich geworden ist; eine Erfüllung der Ursach, ohne welche die Ursach nicht Ursach wäre.

Alles Wirken nannte ich, um es zu versinnlichen, ein Insichabstoßen oder Auseinandergehn des Gleichen zum Gleichartigen (16.), und ein gegenseitiges Sichwiederanziehn des Gleichartigen zum Gleichen oder zur Einheit. Dies Scheiden und Vereinen, dies Werden und Auflösen des Gegensätzlichen finden wir im Spiel der Gedanken, wie der Naturerscheinungen erkennbar. Es ist Wesens- oder Wirkensnothwendigkeit.

Wir könnten daher das Gesetz der Abstoßung und Anziehung füglich das Urgesetz alles Wirkens heißen.

Da aber jedes Einzelne, was im Gegensatz zu einem Andern gleichartig steht, für sich selber wieder Einheit und in sich ein Ununterscheidbares oder Gleiches ist, solches aber (eben weil es Gegensatz des ur- und sachlich Beharrenden ist) nicht bleiben kann: so wird sich das Wesende in den Einzelnheiten abermals gegensätzlich und so ins Endlose fortschreitend; wird, im Wirken der Natur, das All der Dinge; eine gränzenlose Verkettung näher oder entfernter verwandter Gegensätze, die endlich eben so, wie sie ihren Einheiten entsprangen, wieder in dieselbe zurückkehren.

Diesen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen könnte man das zweite Urgesetz alles Wirkens, oder das Gesetz des Geistes- wie des Naturganges beim Wirken nennen, wenn es eigentlich nicht schon im vorhin Ausgesprochenen läge, und eins und dasselbe mit ihm wäre.

Ungleichartig ist, was sich nicht in einer und derselben Einheit, oder sich nicht in Einheiten mittelbar verwandt ist, welche unter

ſich gegenſätzlich ſtehen. — Die Ungleichartigkeit wird zur gänzlichen Ungleichheit, wenn die Verwandtſchaft die entfernteſte iſt, oder das Seyn zugleich Nichtſeyn, Nichtweſendes zugleich Weſendes ſeyn ſoll. Das Ungleiche kann nicht mit Ungleichem unmittelbar in Einheit treten. Es iſt das Unvereinbare, d. i. ſich, als Einheit, Widerſprechende.

Doch auch das Eine und Gleiche, eben weil es ſchon Einheit iſt, kann nicht mehr vereint werden, als es ſchon iſt, und muß daher zum Andersſeyn in ſich abſtoßend wirken, wenn ein Aendern ſtatt finden ſoll.

Mithin könnte man die Unvereinbarkeit des Ungleichen und des ſchlechthin Gleichen als drittes Geſetz des Wirkens gelten laſſen; doch auch dieſes iſt ſchon im Vorigen ausgedrückt, und ſteht hier nur verneinungsweiſe geſtellt.

Dieſe Urgeſetze der Natur, welche die Welt überall in der menſchlichen Erfahrung ausſpricht, ſind aber, weil der Geiſt weſenhaft das Gleichartige der Natur iſt, auch die Urgeſetze des Denkens. Du wirſt im Geſetz der Abſtoßung und Anziehung, des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen und der Unvereinbarkeit des Ungleichen und ſchlechthin Gleichen den bekannten Satz des Widerſpruchs der Uebereinſtimmung und des zureichenden Grundes wieder erkennen; gleichwie ſich alle Erſcheinungen nach dem Erkenntnißgeſetz des Zahl- und Beſchaffenheitsverhältniſſes (10.) zur Einheit ordnen.

Aber ich fürchte, durch beſtändige Wiederholungen zu ermüden, und nur mit neuen Worten zu verdunkeln, was in frühern hell geweſen.

In der Betrachtung des bunten Reichs der Dinge um uns her gewinnen wir unläugbar durch Erfahrung eine Doppelgewißheit. Einerſeits lehren uns die fünf Sinne, daß Alles in der Welt Gränzen habe, Alles endlich, Alles wandelbar ſey. So gewiß dieſes iſt, eben ſo gewiß ſteht anderſeits die Erfahrung: daß in den Veränderungen der Welt nichts ewig und beharrlich ſey, als eben das Aendern

selber; und daß in der Begränztheit der Stoffgebilde nichts Unbegränztes sey, als das, was sie umfaßt, der Raum, welcher sie trägt, und welchen, wenn wir auch Alles in ihm hinwegdenken, wir doch nie hinwegdenken können, obgleich wir ihn nicht, sondern die Materie, welche ihn erfüllt, mit den Sinnen gewahren.

Von diesen beiden Erfahrungen ist die erstere rein sinnlich, oder mittelbar erworben; die andere hinwieder, zwar auf jener ruhend, ich möchte sagen, eins mit ihr, ist eine übersinnliche, unmittelbare von etwas, das kein Sinn gewahrt. Der Geist erfährt und schaut, wenn ich mich so ausdrücken darf, gleichzeitig, wie vermittelst der Sinne die wandelbaren Erscheinungen, so auch durch sich unmittelbar selber, also auf nichtsinnliche Weise, das unwandelbar darin Wesende. So ist uns, indem Wesen nur auf Wesen wirkt, im Endlichen zugleich das Unendliche erfahrungsweise gegeben. Durch die Vergänglichkeit der Welt strahlt uns die Unvergänglichkeit der Natur, aus der Zeitlichkeit das Ewige, und aus den uferlosen Räumen der Himmel, das Allgegenwärtige. Die Welt ist der wandelbare Gedanke der Natur, und die stoffischen Gebilde aller Art sind die Wörter, worin sie ihre Gedanken hüllt für den Sinn der Menschen. Aber den Gedanken versteht nur der wissende Geist.

III.

Stoffgebilde.

Stoffgebilde.

28. Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffliches.

Indem die Natur sich äußert, d. i. aus ihrer Urheit hervortritt zu ihrem Andersseyn, erscheint sie, im Gegensatz von ihrem Sachlichwesen (Realen), als Stoffliches des Weltalls; und in ihrem Wirken, als Bewegendes (Aenderndes). Wir wollen uns aber unter Stofflichem (oder Materiellem) nicht schon den verkörperten Stoff vorstellen, sondern das, woraus Körper erst gebildet werden. —

Das Sachlichwesende ist in sich das Unbestimmte, Unendliche. Somit trägt dessen Andersseyn, die Welt, in ihrer Gränzenlosigkeit für uns das Gepräge der Allgegenwart der Natur. In der Allwesenheit derselben, weil sie kein Endliches ist, besteht keine Umgränzung, keine Bedingung, in der sie selber enthalten wäre; keine Lücke; kein der bloßen Gedankenwelt des Geistes erborgtes Nichts; und somit erscheint auch der Stoff, als Erfüllung des Ur-Sachlichen, dem Wesenden Gleichartiges, ohne Umgränzung, ohne Lücke (ohne Nichts), als ein nirgends umfertes Weltall.

Diese Allgegenwart des Stofflichen, des Trägers aller übrigen Erscheinungen der Natur, machte den Sterblichen, auf untern Stufen seiner Entwickelung, oft geneigt, das in seinen Sinnen Erregte für das Erregende selbst zu nehmen; gleichsam das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Götterbild mit dem Gott zu verwechseln; überall nichts für wirklich und sachlich vorhanden zu halten, als was vor den Sinnen stofflich daliegt und aus mittelbarer Erfahrung (12.) ge-

kannt wird. Leben doch auch noch in unsern Tagen kenntnißreichere Männer, die sich nicht vom Sinnenschein loswinden können und jeden Beweis für die Vorhandenheit eines Wesenden unvollständig finden, dem, zur gedanklichen Gewißheit, Erfahrungen durch die Sinne (zu den subjektiven, die objektiv zureichenden Gründe) abgehn. Sie kennen, oder anerkennen, die höhere, unmittelbare Erfahrung des Geistes nicht, die alle Geister lehret, was keiner der Sinne lehrt und lehren kann.

Daher sollen wir das Alterthum nicht hart tadeln, wenn es sich seine Gottheiten aus einem unendlich zarten Stoff gebaut vorstellte; oder jene spätern Philosophen, welche die Materie für das Alleinwesenhafte hielten, dem Alles, selbst der menschliche Geist, und der erhabenste seiner Gedanken entblühe.

Das Weltall, das Abbild der allgegenwärtig sachlichwesenden Natur, muß nothwendig, auch wenn die Sinne es verneinen könnten, ein Gränzenloses seyn, weil der Geist sie, als das Unbedingte, Unendliche erkennt, und er das der Natur Gleichartige, ihr Bewußtseyn ist. Er bestätigt nicht die Aussagen der Sinne; sondern umgekehrt, diese müssen zuletzt immer nur bezeugen, was schon sein allgemeines, unabwehrbar-nothwendiges Wissen ist.

---

29. Stoffruhe. Beweglraft.

Wie das gränzenlose, in sich ruhende, materielle Weltall die unwandelbare Beharrlichkeit des Sachlichwesens der Natur darstellt: erscheint, gegensätzlich von dieser **Beharrlichkeit**, ihr Wirken oder **Aendern** (in ihrem Andersseyn), als das **Bewegen**. Und ebendurch dieses steigt, in diesem Andersseyn des Wesenden, aus dem Schoos des Unendlichen, das Endliche; aus dem Gränzenlosen das Begränzte; aus dem Unbedingten das Bedingte; aus dem Beharrlichen das Vergängliche hervor, und doch untrennbar Eins und Dasselbe mit dem Ur- und Sachlichwirkenden.

Die Ruhe des Stoffischen wird durch Bewegung, als durch sein Gegensätzliches, beschränkt, und das Bewegen wieder durch die Stoffruhe. Mit dem Gegensatz selbst ist schon ein Mannigfaltiges in der Erscheinung geworden, das sich gegenseitig zur Unterscheidbarkeit eingränzt. Der Stoff und das Bewegen, wenn auch unterscheidbar, sind dennoch, weil aus gleicher Einheit hervorgegangen, das wesenhaft Untrennbare. Der Stoff ist das Bewegbare; hinwieder das Bewegende, welchem wir, im gemeinen Leben, auch das Wortzeichen der Bewegkraft zu geben pflegen, das Bestoffbare. Wir kennen keinen unbeweglichen Stoff, und keine Bewegung ohne Stoff.

---

30. Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen.

In beiden wird also die allbedingende, allgegenwärtige oder unbegränzte Natur das Begränzende, oder zur Endlichkeit Bedingende des Stoffischen. Die Bedingung zur Endlichwerdung des Stoffes ist der Raum. Eben so wird die ewigwirkende Natur, in ihrem Andersseyn, das Bedingende des Bewegens. Die Bedingung, oder Beschränkung zur Endlichwerdung des Bewegens, ist die Zeit. Der Raum verhält sich mithin zur Allgegenwart, oder Gränzenlosigkeit, wie die Zeit zur Ewigkeit.

Wir können uns daher keinen Stoff ohne Raum, keine Bewegung ohne Zeit vorstellen, weil wir uns kein Bedingtes, als ein Unbedingtes, kein Endliches, als Unendliches, keinen Widerspruch in sich selbst, als möglich vorstellen können. Denken wir Stoff und Bewegung, oder Raum und Zeit hinweg: so denken wir damit alles Endliche hinweg, und es bleibt uns nur das unwandelbar Allgegenwärtige und Ewige, d. i. das Unendliche. Aber dieses Allumfassende können wir uns nicht hinwegdenken, wenn wir auch alle bewegten Stoffgebilde aus unsrer Vorstellung verschwinden lassen, weil der Geist sich nicht selber hinwegdenken, sich nicht selbst als wissend-wesendes Nichtseyn wissen kann, und weil das Gleichartige seines Gesetzthums, dasjenige der Natur ist (25.).

Der Raum iſt alſo nicht das Allgegenwärtig-Sachliche; ſondern ein das Stoffiſche Begränzendes, die Bedingung, wodurch das Einzelne endlich wird; iſt gleichſam der Rahmen des Stoffiſchen, wodurch daſſelbe das in der Vorſtellung Unterſcheidbare wird. Eben ſo iſt die Zeit nicht das Ewige ſelbſt; ſondern das im Ewigen Bedingte, Endliche, wodurch alles Aendern und Bewegen für uns Unterſcheidbares wird. Beide, Raum und Zeit, ſind mit den Erſcheinungen ſelbſt gegeben; d. i. die Gränze nothwendig zugleich mit dem Begränzten, weil dieſes, ohne jene, nicht erſcheinen könnte. Auch das Thier unterſcheidet Räumliches und Zeitliches durch die Sinne, als Mannigfaltiges, nach deſſen Begränzungen.

Wir empfinden mit den Sinnen weder den Raum, noch die Zeit an ſich, ſondern nur den Stoff und die Bewegung in beiden, d. i. das Bedingte in ſeiner Bedingung zur Endlichkeit. Deshalb aber ſind Raum und Zeit auch nicht bloß von den Erſcheinungen abgezogene Begriffe (wenn gleich ſie rein gedanklich, wie Begriffe, vorgeſtellt werden können). Sie ſind keineswegs von Merkmalen und Verhältniſſen der Dinge genommen, ſie in ſich faſſende Einheitsvorſtellungen; denn alle Merkmale und Verhältniſſe der Dinge ſind ſelbſt, erſt durch ihre Unterſcheidbarkeit, alſo durch ihre Endlichkeit (d. i. durch Raum und Zeit) möglich. Eben ſo wenig iſt Raum und Zeit eine bloße Form des Seeliſchen, für ſinnliche Anſchauung; denn auch das Ueberſinnliche, ſobald es Gedachtes wird, iſt damit ein Begränztes, Unterſcheidbares, Zeitweiſes geworden.

Im alltäglichen Sprachgebrauch nimmt man den Stoffraum, und den Zeitraum, gewiſſermaßen, wie Behälter vom Inhalt des Stoffiſchen, oder der Veränderungen und Bewegungen. Und in der That ſind alle Dinge behalten inner ihrer Bedingung. Oft wird auch das, was die Umgränzung (die Bedingung zur Endlichkeit) erfüllt, ſelbſt Raum genannt, und man ſpricht von den „Gränzen des Raums", wo man von den Gränzen des Inhalts ſprechen ſollte. Doch dieſe Ausdrücke zu erläutern gehört hier eben ſo wenig her, als der reine Raumbegriff des Mathematikers, der dabei von allem Inhalt abſieht; oder als der leere Raum des Phyſikers, der, in Bezug auf eine

wurden von ihnen mit dem Tode bestraft; aber Vielweiberei war erlaubt.

Noch ist ihre religiöse Glaubenswelt nicht ganz erforscht. Aber sie haben Priester und Priesterinnen verschiedener Art. Sie beten. Sie betrachten ihr Glück und Unglück als etwas, das von einem höhern Wesen komme. Dies Wesen, um die Geistigkeit desselben zu bezeichnen, vergleichen sie mit einem Schatten, den Niemand ergreifen und empfinden könne, der Alles geschaffen, selbst unerschaffen und unvergänglich sei.

Der edle Samuel Marsden, Apostel und erster Lehrer des Ackerbaues bei den Neuseeländern, machte bald nach seiner Ankunft in Port Jakson und Sidney mit einzelnen dahin von Neuseeland gekommenen Häuptlingen Bekanntschaft. Er behandelte sie gütig; lernte von ihrer Sprache; beschenkte sie mit Mais und Waizen zur Aussaat; lehrte sie das Feld bauen und Ackergeräth verfertigen. Als er die Gelehrigkeit der Neuseeländer sah, und von ihnen vernahm, wie willkommen Lehrer europäischer Kunst bei ihnen sein würden, kaufte er, zum leichtern Verkehr mit ihnen, eine Brigg an, und sandte (im Mai 1814) einige von England zu Missionen unter den Heiden bestimmte Männer dahin, um vorerst die Oertlichkeit zu untersuchen. Dieselben wurden vom Könige Duaterra in Ranghi Huh so freundlich aufgenom-

oder andre Stoffart, von ihr rein iſt. Ein unbedingt leerer Raum wäre ein Begränztes ohne Gränze.

---

31. Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge.

Die ſachliche Allgegenwart der Natur ſtellt ſich uns, in ihrem Erſcheinen, als das Außer- und Nebeneinander des Stoffiſchen dar, welches man das Ausgedehnte im Raum nennt. Dieſes iſt wieder nichts anders, als das in ſeiner Bedingung Bedingte und Endliche. Nähe und Ferne im Räumlichen ſind nur beziehungsweiſe Verhältniſſe des Unterſcheidbaren im Allvorhandnen. Wäre in dieſem nichts unterſcheidbar, alſo nichts begränzt: ſo würde keine Nähe, keine Ferne beſtimmbar ſeyn.

Wie das Nebeneinander des Stoffiſchen die Erfüllung der urſachlichen Allgegenwart der Natur iſt, ſo wird das Nacheinander der Bewegungen und Veränderungen, d. i. die Zeitfolge der Dinge, die Erfüllung des Ewigen. Das Räumliche tritt von ſeiner Höhe (oder Tiefe) gegenſätzlich in ſeine Länge und Breite aus einander; das Zeitliche aus ſeiner Gegenwart in Vergangenheit und Zukunft. Gleiche Raumgrößen haben gleichviel Stoff, weil des Raums nicht mehr, als des Stoffs, der Gränze nicht mehr, als des Begränzten ſeyn kann.

---

32. Warum das auf Erſcheinungen der Natur angewandte Vernunftgeſetz das Anſehn eines Naturgeſetzes trägt?

Eh' ich mir aber erlaube, einen Schritt weiter zu gehn, und von der Verkörperung des Stoffiſchen zu reden, ſcheint es mir nicht unnöthig, noch einmal daran zu erinnern, warum die auf Naturerſcheinungen angewandten Vernunftgeſetze das Anſehn von Naturgeſetzen haben können (27.), denen ſich alle Erfahrung zu unterwerfen hat, und zwar in dem Grade, daß, beim Widerſpruch zwiſchen dem Geſetz und der Erfahrung, nicht das Geſetz, ſondern die Erfahrung, als Irrthum, verworfen werden müſſe?

Wenn die Naturforscher nicht geradehin mit gewissen Theologen gemeine Sachen gegen den Werth der Vernunft in Erfahrungs- und Glaubensangelegenheiten machen wollen, werden sie ihr wohl ein Plätzchen bei ihren Schmelztiegeln und galvanischen, oder elektrochemischen Apparaten einräumen, und nicht die Erfahrung hoch über alle Gesetze der Erkenntniß erhöhen. Und wenn sie am Ende auch die Gleichartigkeit des Geistes und der Natur, beide als Wesendes, oder daß der Geist, in seinem Wissen, das Bewußtseyn der Natur sey, nicht gelten, oder etwa dahin gestellt seyn lassen wollten: so werden sie doch eingestehen müssen, daß sie, ohne Vorhandenheit der Erkenntnißgesetze des Geistes, gar keine Erfahrungen machen könnten. Sie werden nicht läugnen, nicht einmal zweifeln, daß sie vermittelst ihrer Sinnesempfindungen von äußern, oder stoffischen Gegenständen, überall nichts gewahren, als deren Ausdehnung, Form, Farbe, und deren auf einander folgende, gewöhnliche, oder ungewöhnliche Veränderungen. Selbst was sie darin Wirkung und Ursprung nennen, ist Sache und Zugabe des Geistes, Folgerung aus dem Gesetz des Erkennens, dem die in Gedankliches verwandelten Naturerscheinungen nothwendig unterworfen bleiben. Ohne solches Gesetz würde ein Lavoisier, ein Berzelius, so wenig, als ein vernunftloses Thier, Versuche anzustellen, im Stande seyn.

Allerdings gehören zur Erkenntniß der Natur sinnlich gegebene Erscheinungen. Ohne Kunde vom Daseyenden oder Bewirkten ist kein Wissen von demselben möglich. Das Mangelhafte der Kenntniß von Thatsachen gewährt mangelhafte Erkenntniß von Ur-Sachen. Da diese aber zu jenen vom Gesetzthum des menschlichen Geistes gefordert werden, behelfen wir uns im Nothfall auch wohl mit Voraussetzungen von Ursachen, oder Verhältnissen (Hypothesen), um, für einstweiligen Bedarf, den Zusammenhang der Dinge zu erklären.

Alle Voraussetzungen zur Erklärung von Naturerscheinungen umspannen eine gewisse Summe von Erfahrungen und stützen sich auf dieselben. Sie haben darin einige Aehnlichkeit mit blos abgezogenen Begriffen. Die Voraussetzung, so wie der abgezogene Begriff, kann bald zu weit, bald zu eng seyn, und steht oder fällt mit neuen Er-

fahrungen und neuen Merkmalen, die übereinstimmend, oder widersprechend sind. Die eigentlichen, allgemeinen Naturgesetze, obgleich sie das im Daseyn Erscheinende ebenfalls erklären, stehn von aller Erfahrung so unabhängig, wie das Gesetzthum des Denkens unabhängig vom Wechsel der Vorstellungen.

Freilich gelangen wir, durch Vorstellungen, erst zum Wahrnehmen des Denkgesetzes; und durch Erfahrung zur Vorstellung der allgemeinen Naturgesetze. Aber Erfahrungen können so wenig die Richtigkeit und Wahrheit der Naturgesetze, als Vorstellungen an sich, die Richtigkeit der Denkgesetze beweisen. Vielmehr wird die Richtigkeit der Erfahrung und aller Erkenntnißurtheile erst durch Uebereinstimmung mit der Vernunft (9.) und dem mit ihr gleichartigen, allgemeinen Naturgesetz, dargethan, die das Unwandelbare im Wandelbaren sind.

Das unabwehrbare Wissen vom Wesenden ist die Idee. Aber Erscheinungen in der Sinnenwelt, oder Vorstellungen von denselben, sind keine Ideen (wie Unendlichkeit, Heiligkeit, Zweckmäßigkeit ꝛc.), sondern nur Erfüllung der Idee (des Urgewissen) durch das Bedingte und Endliche in den Erscheinungen und Vorstellungen. Die Idee ist das Abbild des Geistigen im Vonsichwissen, also Gleichartiges vom wesenden Wissen, daher das Allgemeine, Nothwendige, Unbedingte, und alles Wechselnde, Besondre, Zufällige, gesetzgeberisch, bestimmend.

---

33. Der Urstoff. Grundstoffe.

Ich habe den Stoff, oder die Materie, als Erscheinung der sachlichwesenden Natur bezeichnet. Er wird aber im Wirken oder Aendern der Natur wieder in sich gegensätzlich (16.), und damit das Mannigfaltige in seinen Artungen. — Das allgemeinste erste Anderssein der Naturfachlichkeit, gleichsam der erste Ausgang derselben von sich in Erscheinung, ihr reinstes Abbild, wird mit dem Namen Urstoff bezeichnet.

Gepräge des Gleichartigen, mithin als Kennzeichen: daß ſie im Weltall die verbreitetſten, in den meiſten Stoffgebilden Vorhandenen, unter ſich die verwandteſten und den Sinnen unempfindbarſten ſind.

Empfindbar werden alle Stoffe erſt in ihrer Verkörperung, oder Verdichtung; und dieſe erhalten ſie erſt durch ihre Vereintheit mit den Bewegkräften. Wer aber ſcheidet das Bewegende von dem Bewegbaren? Wer ſcheidet wieder, in den verſchiednen Artungen des Stoffiſchen, die verſchiednen Artungen des Bewegenden? Wir können weder den Stoff allein und an ſich, ohne die mit ihm verbundene Bewegkraft, noch dieſe für ſich allein, frei vom Stoffiſchen, empfinden. Wie arm ſteht noch unſre Erfahrung da! Wer darf ſagen, ob jener unſichtbare, ſogenannte Aether, welcher, in ſcheinbarer, unendlicher Ruhe, den in ihm bewegten Milliarden Weltkörpern kaum erkennbaren Widerſtand leiſtet, — ob er, ſag' ich, unter den Stoffartungen eine der höchſten ſey, aus welcher das Verdichtbarere ſtufenweis hervortritt und endlich zu einzelnen, dichtern Gebilden zuſammenrinnt, welche wir Sterne, Sonnen, Erden, Monde, Kometen zu nennen pflegen? Oder wer ſcheidet, wer ordnet, jene ungewahrbaren Stoffe, welche der bewegenden Kraft des Lichts, der Wärme, des Magnetiſchen, Elektriſchen, Galvaniſchen u. ſ. w. zur Grundlage diente; in welchen ſich die Bewegung des Lichts, der Wärme u. ſ. w. von Atom zu Atom, gegenſeitig erregend, fortpflanzt; jene Stoffe, die für unſre Kunſtwerkzeuge bisher unmeßbar, unwägbar, unſperrbar geblieben ſind?

---

34. Die Urkraft. Grundkräfte.

In der Natur iſt, ihr Sachlichweſendes und Wirkendes, untrennbare Einheit. Urſtoff und Urkraft können wir uns gedanklich wohl unterſcheidbar machen; aber weſenhaft ſind ſie untrennbar Eins. Wirken iſt Aendern (15.); entweder Auseinanderweichen des Gleichen in Gleichartiges, oder Rückkehr des Gegenſätzlichgewordnen, Gleichartigen, zur Einheit, aus der es hervorgetreten iſt: Abſtoßung und Anziehung. Wir gelangen alſo auf dem Wege der Chemie,

durch das Scheiden der Stoffartungen, unmöglich zur Kenntniß des Urstoffs, sondern umgekehrt zu größerer Mannigfaltigkeit der Stoffartungen. Einst zählte man der sogenannten Elemente nur vier; jetzt zählt man deren über ein halbes Hundert. Es wird eine Zeit kommen, wo man sie wieder in mehr denn hundert zersplittern kann. Die Einheit, in welcher alle Stoffartungen ununterscheidbar sich das Gleiche werden, und aus welcher sie, in fortgesetzt neuen Auseinandertretungen, als das Mannigfaltige, hervortreten, wollen wir Urstoff nennen; und eben so die Einheit, in welche alle verschiedene Artungen der Bewegkräfte wieder, als ein sich Gleiches, zusammenfallen, Urkraft heißen. Nicht die Pole des Elekters, des Magneten u. s. w., nicht diese aus demselben gewordnen Gegensätze und Gleichartigkeiten sind das Elektrische und Magnetische, sondern deren Einheit. Licht, Wärme, Elektrisches, Galvanisches, Gase, Metalloiden und Metalle beweisen sich schon durch ihre Mannigfaltigkeit, als Stoffartungen, aus denen Verkörpertes (oder den Sinnen Gewahrbares) zusammengesetzt ist; als aus einer Einheit entsprungenes Gegensätzliches, das in seine Einheit zurückgeführt werden könnte.

Die Erscheinungen in der Welt, sind, als Wirkungen, in ihrer Ursach, d. i. in der Natur, und erregen im Wesen des Geistes, (daß er sich gegensätzlich wird), Gleichartiges, d. i. Vorstellungen davon. Das Wesen der Natur ist also untrennbar von ihren Wirkungen; ihre Wirkungen sind untrennbar von ihrem Ur- und Sachlichen. In der Erscheinung haben wir ihr Erstes, sich Gleichartiges, darin Gewordenes, Urkraft geheißen. Die Ewigwirkende tritt in derselben aber wieder gegensächlich aus einander zu neuen Artungen ihrer selbst, die wir Grundkräfte nennen wollen. — Immer und immer müssen wir uns daran erinnern, daß die Wirkungen nicht außer ihrer Ursach, die Erscheinungen folglich nicht außer ihrem Wesen sind (20.), daß mithin das Sachlich-Wirkende der Natur, in allen Stoffen und allen Kräften immerdar wieder gegensätzlich wird, und damit eine Reihe von Artungen der Stoffe und Kräfte entsteht, die vom Gleichartigen zum Gleichartigen, in auf- und absteigender Linie, übergeht, und die Unendlichkeit der Natur in ihren Wirkungen abspiegelt.

Die Aufhebung alles Gegenſatzes, oder Erſcheinens, wäre Aufhebung alles Wirkens der Natur, d. i. ihres Weſens. Dies, ungedenkbar, iſt das unendliche Wirken ein unendliches, d. i. ewiges und allgegenwärtiges, Erſcheinen der Natur, als Welt.

Der allgemeinſte Ausdruck für das Erſcheinen des Wirkens und Aenderns in der Sinnenwelt iſt das Wort Bewegung. Ohne Bewegen iſt kein Aendern, ſondern Beharrliches Inſichgleichſeyn; allgegenwärtige, ewige Ruhe.

So wenig wir bis jetzt in der Naturkunde aber die reinen noch unverdichteten Grundſtoffe kennen: ſo wenig vermögen wir auch mit Gewißheit die Grundkräfte, als ſolche, nachzuweiſen. Wir nennen zwar ihrer viele. Wir bezeichnen ſie, als das Urſachliche von den Veränderungen der Körper. Alle ſind bewegend; alle durch Bewegung einwirkend (26.), alle werden durch Bewegung (durch Stoßen, Reiben, Schlagen u. ſ. w.) erregt und zur Thätigkeit in ſich erweckt; in allen offenbart ſich ein Mehr- oder Minder-Verwandtſchaftliches zu einander; aber wer erkennt ihre Ur-Einheit? Wer wagt ihren Stammbaum in allen Verzweigungen zu zeichnen? Wer hat Sicherheit, wenn die Chemie eine neue Artung des Stoffiſchen ausgeſchieden zu haben meynt, daß dieſe nicht bloß eine bisher unbeachtete Vereinigung des nämlichen Stoffes mit andersartigen Bewegkräften iſt? Oder wer verbürgt, wenn der Phyſiker, eine neue Artung der wirkenden Kräfte aufgefunden zu haben ſich freut, er nur mit der altbekannten ſpielt, die in eine andre Gattung des Stoffiſchen verlarvt, ihn täuſcht?

---

35. Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung, und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper.

Alles Bewegen oder Aendern der Stoffe kann in dreifacher Beziehung gedacht werden:

als Aendern der Bewegkraft in ihr ſelber, durch Abſtoßung des Gleichen zum Andersſeyn, d. i. zum Gegenſätzlich in ſich werden.

Wir nennen dieſen Zuſtand der Erregtheit, Spannung; und Gegenſätzlichkeit im Erregtſeyn, Polarität.

Aendern der Bewegkraft durch Vereinung des Gleichartigen und Verwandten. Wir nennen, in der Wiſſenſchaft, dieſe Erſcheinung bald Anziehung (Attraktion), bald Wahlverwandtſchaft u. ſ. w.

Aendern der Bewegkraft im Raume, oder Ortsveränderung. Dieſe letztere iſt das, was wir im gemeinen Leben gewöhnlich und eigentlich durch „Bewegung" bezeichnen, und, mit den beiden andern Arten des Aenderns, faſt immer gewahrbar, verbunden finden.

Da allen Stoffgebilden irgend eine der vielartigen Kräfte inwohnt, in welche die Urkraft aus einander gegangen iſt, wird dadurch fort und fort das Inſichruhn und Beharren des Stoffiſchen aufgehoben und hinwieder die Macht der bewegenden Gewalten durch Stoffruhe gezügelt. Wäre dem Auge des Sterblichen höhere Schärfe eigen, ſo würde er, ich zweifle nicht, in den ſtarren Maſſen des Marmors, des Erzes und Diamanten ſelber, deren Beſtandtheile in immerwährender Bewegung erblicken, wie es die Wellen des Meers und des Luftkreiſes, wie der Flug der Welten durch die Himmel, und das Gähren und Verwittern der feſteſten Körper, ſinnlich gewahren laſſen.

Das in ſich Gleiche tritt in ſich auseinander zu Gegenſätzlichem; ſtößt ſich ab (wie das Magnetiſche in Nord- und Südpol); eben ſo ſtößt ſich das Gleiche in dem Gegenſätzlich gewordnen von einander ab (wie Südpol den Südpol, Nordpol den Nordpol); eben ſo einet ſich das einander ſchlechthin Ungleiche, weil Unverwandte, nicht. Das Erſcheinen dieſes Auseinandergehns im Stoffiſchen nennen wir Verflüchtigung, Verdünnung. — Nur das aus einer Einheit gewordne Gegenſätzliche iſt ſich in ihr verwandt, und tritt, in Anziehung zu einander, wider in ſie zurück (wie ungleichnamige Pole); eben ſo verbindet ſich mehr oder minder Gleichartiges und Verwandtes mit einander; ſelbſt einander ſchlechthin Ungleiches durch Zwiſchentritt von Gleichartigem und Verwandtem. Dadurch entſteht Verdichtung, den Sinnen empfindbare Verkörperung der an ſich ungewahrbaren Grundſtoffe. Sie erſcheinen erſt dann, als Stoffgebilde, oder Körper.

So mannigfaltig die Artungen der Stoffe und Kräfte aus ihren Grundstoffen und Grundkräften hervorgehn, und so mannigfaltig die Arten ihrer gegenseitigen Verwandtschaften und Beschränkungen sind: eben so mannigfaltig erscheinen die Artungen und Eigenthümlichkeiten der stoffischen Gebilde. Eben das aber ist die Majestät und Herrlichkeit der Natur, daß sie in der Höhe ihres Wesens, als ein Abglanz Gottes, das Unendliche und Eine, dasteht; und hinwieder nicht minder erstaunenswürdig und unergründlich, als ihr Anderselbst, für uns Erscheinung wird, wo sie aus ihrer Urheit, im Spiel zahllos verschlungener Wirkungen, hervortritt; wo das Endliche wieder ein neues Unendliches, und das Vergängliche ein andres Unvergängliches wird. Der schärfste unsrer Sinne ist zu stumpf, und die Macht der verwegensten Fantasie zu arm, uns das Bild des Kleinsten und des Größten im Raum vorzustellen. Aber was die Natur gebiert, das vermag auch der wissende Geist zu denken; er der höher, als die sinnlich gewahrende Seele steht. Möge er jedoch gedanklich die Theilbarkeit des feinsten Sonnenstäubchens verfolgen, oder die ewig zurückweichenden Gränzen des Weltalls suchen, worin die größten Sonnen wieder, wie Stäubchen, umherirren: überall begegnet er der Unendlichkeit.

Aber wir müssen, um uns zu verständigen, einen Namen für das einzelnste Bestandtheilchen des unempfindbaren Urstoffs selbst suchen, und nennen es, wie die ältern Denker, Atom. (Mag man es auch Monade, Molecule u. s. w. heißen; der Name ist todtes Zeichen).

---

36. Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft.

Das einzelne Atom des Urstoffs ist in sich die Einung des Urverwandten von Stoff- und Kraftartung; und indem es dadurch die meiste Anziehung zu sich selber erhält, wird es ein eignes Ganzes (ein Individuum) für sich. Diese innere Anziehung zum Werden eines Eigenganzen wird, als Zusammenhaftung (Cohäsion), von der Anhaftung (Adhäsion), oder Anziehung des sich, in verschiednen Eigenganzen, Verwandten, wissenschaftlich zwar unterschieden; aber

jene innere, wie diese äußere Anziehung sind eins und dasselbe an sich. Vermittelst der leztern bilden sich Atome zu größern Eigenganzen. Das sichtbare Staubkorn ist schon ein Atomenreich; eine Vergesellung mannigfaltiger Stoffe und Bewegkräfte.

So weit in einem Eigenganzen sich die Sphäre der Anziehung zu einem andern erstreckt, eben so weit reicht auch die Abstoßung. Es ist damit nichts anders gesagt, als jede begränzte Bewegkraft ist sich in ihrer Thätigkeit selbst gleich. Denn Abstoßung ist nur deren erste, Anziehung deren zweite Bewegungsweise (35.); beide bilden den Spannungskreis einer Kraft.

Setzen wir folglich ein Atom, als ein eigenganzes Kleinstes, so setzen wir damit zugleich den kleinsten Spannungskreis. Der Verein vieler Atome (zu einer Körpermasse) ist gleichsam eine kleine Welt mehr oder minder verwandter Stoffe und Kräfte, die alle inner dem eignen Spannungskreis zu sich und andern wirken; während zugleich ihre Gesammtheit eben so einheitlich sich gegen Anderes in derjenigen Eigenthümlichkeit äußert, welche, aus Verbindung verschiedener Wirksamkeitsartungen, hervorgehn muß.

Alle Veränderungen, alle Ausscheidungen, welche die Chemie in den Körpern veranlaßt, bringt sie nur wieder durch Verdrängung von Stoff- und Kraft-Arten, vermittelst Einführung anderer, durch Wärme, Kälte, Licht, Dunkelheit, Tropfbares, Gasiges u. s. w. hervor. Sie ändert die Erscheinungen, indem sie nur andre Mischungen, selbst in Darstellung scheinbar einfacher Stoffgebilde, gewinnt. Die Kunst des Menschen ist endlich; die Wirkungsweise der Natur unendlich. Aber auch das tastende Versuchen der Kunst, selbst ihre Verirrungen, sind lehrreich. Es gibt in der Wissenschaft keine verlorene Schritte. Durch Thatsachen allein werden die Vorstellungen vom Ursachlichen bewährt, oder entwerthet.

men, daß sich Marsden noch dasselbe Jahr entschloß, eine ganze Missionskolonie dahinzuführen. Duaterra war Fürst eines großen Gebietes. Seinem Befehle gehorchten die Häupter von vier Bezirken; viele andere waren ihm bundesverwandt. Es vollzog Marsden seinen Entschluß. Unweit Ranghi Huh, das aus zweihundert Häusern besteht, kaufte er um zwölf Aexte ein Stück Land von mehr denn zweihundert Fuchart. Ahudi o Gunna, ein Häuptling, dem das Land gehörte, erklärte vor allem Volke, daß das Land nun ausschließliches Eigenthum der weißen Leute, und zu ihrem Gebrauche tabuirt, das heißt religiös geweiht sei. Den von den Europäern darüber ausgefertigten schriftlichen Aufsatz unterzeichnete der Verkäufer, statt durch Namensunterschrift, mit einer genauen Zeichnung der zwar wunderlichen, doch künstlichen Punktirungen, die in sein Gesicht nach neuseeländischer Art eingeschnitten waren.

So entstand und besteht also in Neuseeland die erste christliche Missionsanstalt. Und freundlich begleiteten nachher den wackern Marsden zehn Neuseeländer nach Port-Jakson zurück. Es waren meistens Häuptlinge ihres Volkes, welche von ihm europäische Künste und Einrichtungen lernen wollten.

37. Hochſtoff und Niederſtoff. Hochpol und Niederpol.

Im geiſtigen Wirken, oder im Gedanklichen, iſt jederzeit das Allgemeine, Allumfaſſende der höher gelegne Quell der darin auseinandertretenden Vorſtellungen. So möcht' ich auch die dem Urſtoff und der Urkraft näher gelegnen allgemeiner verbreiteten, ſtoffiſchen Gebilde, als die höhern, und die ihnen gegenſätzlich entfernten, minderverbreiteten, in größerer Vereinzelung gefundenen, als die niedern betrachten. Ich möchte, zur Erleichterung im Ausdruck, dafür neue Namen erfinden; ſie in Hochſtoffiſches und Niederſtoffiſches unterſcheiden; eben ſo im polariſchen Auseinandertreten der Einheit zu gegenſätzlichen, gleichartigen Wirkensweiſen (wie z. B. in Plus- und Minus-Elektrizität, d. i. + E und — E, Silber- und Kupferpol des Galvaniſchen, Nord- und Südpol des Magneten u. ſ. w.), den Hochpol vom Niederpole unterſcheiden.

Hochſtoffiſche Atome (wie Lichtſtoff, Elekterſtoff und andre Träger allgemein im Weltall verbreiteter Kräfte) ſind Minderverdichtbares, der Urheitlichkeit der Natur Benachbarteres, und wenn ich ſo ſagen darf, Darſtellung der erſten Bewegungsweiſe (35.), nämlich Auseinander-Weichen des in ſich Gleichen; daher in vorherrſchender Abſtoßung in ſich; — während die niederſtoffiſchen Atome, Darſtellung der zweiten Bewegungsweiſe, der Anziehung des ſich Verwandten (daher größern Verdichtbarkeit) ſind. Darum können wir uns auch das Hochſtoffiſche, als das Urflüſſige vorſtellen, worin alle Weltkörper ſchweben; ſich ihr Licht, ihre Anziehung und Abſtoßung, von unausſprechlichen Fernen aus, ſenden; während das Niederſtoffiſche, als das Verdichtbarere, nur das Luftförmige, Tropfbarflüſſige und Feſte zeigt, und uns mehr durch Erſcheinung des gegenſeitigen Anziehens beſchäftigt, weil es eben vermöge deſſelben die größte Mannigfaltigkeit der einzelnen Stoffgebilde zeugt. So offenbart die Natur, wie im Beſondern, wiederum im ganzen Weltall, den allgemeinſten Gegenſatz, in welchem ihr Sachlichwirken auseinander geht.

Doch mit großer Schüchternheit nur wag ich's, auf die Zuſammenreihung des Stoffiſchen in jenem Auseinanderweichen des-

selben hinzudeuten. Noch sind unsre Erfahrungen zu gering und zu schwankend.

Wenn wir den himmlischen Aether, der Alles umfaßt und durchdringt, das Urflüssige, Undichteste, Gestaltloseste im Hochstoffischen nennen dürfen, welches die allbewegende Urkraft, in Anziehung und Abstoßung der Atome, wie der Weltkörper trägt, in welchem diese, als einzelne niederstoffische Funken schimmern: so ist der Licht-Stoff vielleicht das erstgeborne Kind des Aethers, der in schwerelosen, undichten Trägern, als Elektrisches, Elektrochemisches, Elektromagnetisches, Galvanisches u. s. w. auseinanderartet.

Diese gleichartigern, aber tiefer abwärts stehenden Stoffe, mögen die gasigen seyn, welche, in ihrer größern oder geringern Ausdehnsamkeit, beharren, und unter welchen wieder das Wasserstoffgas vielleicht, wie ein Hochpol zum niederpolischen Sauerstoffgas, steht. Das Dichtere, schon sperr- und wägbar gewordne, tritt in neue Gegensätze auseinander, oder in neue Verbindungen, zum Halbgasigen, zusammen, und in das Reich des Niederstoffischen ein, z. B. des Tropfbaren, Metallartigen und Metallischen.

Aber alles Körperliche, von dem wir Bewohner des Erdballs umringt sind, finden wir nur, als Gemische und Gemenge des Gewahrbaren und Ungewahrbaren, des Hoch- und Niederstoffischen. Daher die Verschiedenartigkeit ihrer sogenannten Eigenschaften, d. i. ihres verschiednen Einwirkens auf unser Gewahren und Empfinden; daher ihre ungleiche Dichtheit, ihre allgemeine Porosität, ihre Geschmeidigkeit, Sprödigkeit, Spannigkeit (Elasticität) u. s. w.

---

38. Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften, Leiter und Nichtleiter.

In der gegenseitigen, mittelbaren oder unmittelbaren, größern oder geringern, oder fehlenden Verwandtschaft der verschiednen Stoff- und Kraft-Artungen, werden also Atome verkörpert; dann in den Sinnen

der Menſchen und Thiere empfindbar. Erſt in ihrer Verkörperung werden die Atomenmaſſen unter ſich, durch ihre Gränzen (oder Geſtalten und Formen), unterſcheidbar, und geben mit ihrer Begränzung die Empfindung des endlichen Ausgedehnten, und die Vorſtellung des Raums, oder der Räume (30.), im allgegenwärtigen All. Aber ſowohl durch die im Spiel der bewegenden Kräfte entſtehenden Veränderungen der Stoffmaſſen an ſich ſelber, als durch die Ortsveränderungen derſelben im Raum, wird uns die Regſamkeit jener Kräfte gewahrbar, und, in ihrem Bewegen der Stoffe, die Vorſtellung der Zeit kund (30.), oder des Endlichen im Ewigen. Das Verhältniß der Zeitgröße einer Bewegung, zur Raumgröße, die vom Bewegten zurückgelegt wird, belehrt den Sinn von der Geſchwindigkeit der Bewegung und läßt auf den Grad der Erregtheit der zu oder wider einander thätigen Kraftartungen und auf die größere oder geringere Menge ihrer Atomenvereine ſchließen.

In keinem Atom kann die Bewegkraft geringer ſeyn, als hinreichend iſt, den Stoff mit ſich zum Eigenganzen zu bilden; jedoch auch nicht größer, als erforderlich iſt, um ſeinerſeits von der Stoffruhe beſchränkt werden zu können. Im Gleichgewicht beider iſt die Thätigkeit beider gebunden (latent). Das Gleichgewicht wird geſtört durch Erregung der Bewegkraft. Aber dieſe Erregung weckt zugleich den Gegenſatz der Stoffruhe (29.), ſo daß jene durch dieſe wieder gemindert wird, bis das Gleichgewicht hergeſtellt iſt. Stoff und Kraft jedes Eigenganzen hat alſo einen beſtimmten (bedingten) Grad der Erregbarkeit. Durch die allmälige Abnahme der Erregtheit kann die ſtufenweiſe Beſchränkung der Krafthätigkeit, vermittelſt der Stoffruhe, ermeſſen werden. Darauf begründet ſich die Gleichförmigkeit der von der Erfahrung bezeugten Geſetze der Bewegung, wie ſie der Scharfſinn der Galiläi's, Keppler's, Newton's ꝛc. erſpähte.

Ein Atom wirkt erregend auf ein gleichartiges anderes ein (26.), indem es in dieſem die Kraft zur polariſchen Spannung, zum Inſichgegenſätzlichwerden hervorruft. Das Erregen ſelbſt iſt ein Werden in der Zeit; ein Beginnen, welches nicht zugleich ſchon das Enden

ist. So findet, bei fortdauernder Erregung, fortdauernde Erregtheit (oder fortgesetzte Verpflanzung der Bewegung) von einem Atom in das Andre, statt; und, bei anhaltender Erregung, steigende Erregtheit der Kraft.

Je gleichartiger (ihrer Beschaffenheit [10.] nach) die auf einander einwirkenden Atome, in Stoff- und Kraftartung, sind, um so gleichartiger und schneller ist in denselben die Fortpflanzung der Erregungen. Sie sind gute Leiter der Kräfte, sagt man. Umgekehrt: je ungleichartiger jene sind, um so ungleicher sind diese in Stärke und Schnelligkeit. Die Bewegung des Sternenlichts durch die ätherischen Räume setzt sich daher schneller und stärker, als im Dunstkreis des Erdballs fort, und die Schall- und Stoßbewegung in dichtern Stoffen geschwinder und weiter fort, als in undichtern und ungleichartigern.

Aber auch, nach dem Zahlverhältniß (10.), kann die Erregung und deren Fortpflanzungsweise von Atom zu Atom verschieden seyn. Denn die vereinten gleichartigen Kräfte von einer Mehrheit der Atome wirken nothwendig mächtiger auf die Minderheit ein; und bei entgegengesetztem Verhältniß umgekehrt. Eben dadurch wird die Wirksamkeits- oder Spannungssphäre großer Eigenganzen ausgedehnter, als der kleinern.

Was sich in Zahl schlechthin ungleich, oder in Beschaffenheit schlechthin unverwandt ist, unterbricht die Fortpflanzung der Erregung, oder hemmt die Bewegung und Thätigkeit der Kraft, wird zum Nichtleiter (isolirt).

---

39. Uniformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urtheilliche Richtungen des Bewegens.

Weil in jedem Atom, oder Eigenganzen, die Kraft mit dem Stoffe im Gleichmaße steht; und die Kraft wiederum sich selber, in Anziehung und Abstoßung, gleich ist (38.): so kann auch keine von beiden innern Bewegungsweisen größer oder kleiner, als die andre seyn. Es ist im

Grunde abermals damit nichts anders gesagt, als: jedes Atom und jedes Eigenganze bildet in sich und zu Anderm eine eigne Spannungssphäre, also, daß deren abstoßende Gewalt nicht weiter, als deren anziehende, sich im Erregen fortpflanzen kann.

Die ursprüngliche Bewegung des Anziehens und Abstoßens wäre, in ihrer Richtung, von Atom zu Atom, gradlinig, allseitig strahlend, wenn sie nicht durch fremdes Einwirken von dieser Richtung abgelenkt würde. Aber sie wird auch, schon durch die Beschaffenheit der Gegensätze, in welche die erregte Kraft auseinandertritt, von der graden Linie zur gekrümmten Richtung gelenkt, indem die gegensätzlichen Gleichartigkeiten (die ungleichnamigen Pole) wieder nach der Einheit zurückstreben, aus der sie sich geschieden hatten. Somit gestaltet sich jedes Stoffgebild ei- oder kreis- oder kugelförmig, wenn nicht störende Einwirkung hemmend eintritt; das heißt, wenn die ihr Gebilde schaffende Kraft von Nichtleitern (vom Unverwandten) im Raum umgeben ist. Auch begegnen unsern Blicken alle (auf solche Art entstandnen) Körper in diesen Ur-Formen; Nebelbläschen, wie Sonnen, Planeten und andre Himmelskörper; thierische und pflanzische Samen, wie Wolken und andre Flüssigkeiten.

Indem jede erweckte Kraft, in gleichmäßiger Abstoßung und Anziehung, in ihr selber ringförmig wirkt (zwar gradlinig, allseitig, strahlend in der Abstoßung, aber in der gegenseitigen Anziehung der auseinandergetretnen Pole, wieder in gebognet Richtung; eben so durch die gleichweite Wirksamkeit der Abstoßung und Anziehung): so wird jedes Atom und jedes größere Eigenganze, bei erregter Kraft zu dessen Ortsveränderung, sich um sich selber bewegen, sobald es zu andern minder verwandtschaftlich, also ohne vorwaltende Anziehung, d. i. ohne Schwere ist. — So wird das Rollen der Weltkörper um ihre eigne Achse, wie die Drehung des Räderthierchens, und des Dunstkügelchens, oder auch der Langkreis naturnothwendig, welche der um einen Magnetstab gestreute Eisenstaub, durch fortgepflanzte Erregung seiner Kraft in den Stäubchen, dem Auge zeigt.

Stellen wir uns anderseits zwei Atome, oder Weltkörper, in gleicher

Macht der Abstoßung und Anziehung zu einander, vor, also, daß kein drittes in ihre Spannungssphäre störend eingreift: so muß ihre Bewegung ein beiderseitiger Kreislauf um einander werden, weil sie sich, bei gleichmäßiger Abstoßung, weder einander nähern, noch, bei gleichmäßiger Anziehung, einander entfliehn können. Die sogenannte Zieh- und Fliehkraft der Weltkörper (unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugal- oder Tangentialkraft bekannt) ist mithin eine und dieselbe, in ihrer gegensätzlichen Bewegungsweise.

Die vereinte Wirksamkeit mehrerer gleichartigen Atome in einem Eigenganzen ist, wie gesagt, mächtiger, als die einer vereinigten Minderheit derselben. Mit der verschiednen Größe der Spannungssphären also erfolgt ein stärkeres oder schwächeres **Einwirken in größern oder geringern Fernen.** Nichts aber wirkt ins Ferne unmittelbar, mit Ueberspringung der Zwischenglieder, sondern durch **Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen;** durch Erweckung des Gegensätzlichen und Vereinung der ungleichnamigen Pole von Atom zu Atom. Das Weltall ist eine **unendliche Verkettung der Gegensätzlichwerdungen** von bestoften Kräften.

Alle Bewegung nimmt, verhältnißmäßig mit der Entfernung vom Quell der Erregungen, ab, weil von Atom zu Atom die **Stoffruhe** eines jeden die Bewegung mehr beschränkt, oder schwächt (29.). **Newton** drückte in den sogenannten Gesetzen der Schwere (oder der Weltenbewegung) das Verhältniß der einander fortgesetzt beschränkenden Ruhe und Bewegung zu den Entfernungen, in Zahlen aus.

Die gleichartigen Atome und Eigenganzen können, sammt ihren Spannungssphären, durch Gewalt eines größern Kräftevereins, **räumlich beschränkter,** oder zusammengedrängt werden, indem durch den Druck die ungleichartigern Atome zwischen ihnen entweichen müssen. In diesem Fall werden die verwandtschaftlichern Kräfte (weniger unter sich getrennt), in engerm Verein, stärker wirken (im Verhältniß der verminderten Ausdehnung einen vermehrten Grad der Gewalt empfangen). So stehn die Planeten, als niederstoffliche Eigenganze, schwer (oder in Anziehung) zu sich selbst, und zur Sonne; aber un-

schwer zum Himmelsäther (in dieser Hinsicht isolirt). Sie sind mit ihren Spannungssphären so weit in die Spannungssphäre der Sonne hineingezogen, bis sich die, ich möchte sagen, elastische Gegenwirkung ihrer Spannungssphären an Stärke einander gleich wird. In wechselseitiger Erregung sind dadurch die Verhältnisse ihrer Abstände, Massen, Dichtheiten und Umlaufszeiten bestimmt.

Ein gleiches Verhältniß findet zwischen den Trabanten zu ihren Planeten statt. Erde und Mond, beide zugleich das Abgestoßene und Angezogene, beide aber inner der Wirksamkeitssphäre der Sonne, bewegen sich, als die kleinern Massen, um diese; wie hinwieder der Mond, als die kleinere Masse, und, mit seinem Spannungskreise bis auf einen von ihm möglichen Punkt der Annäherung, inner der Spannungssphäre des Erdballs, diesen umschwebt. Daß sich der Mond nicht, gleich der Erde, um sich selber wälzt, sondern ihr nur eine seiner Halbkugeln zuwendet, scheint zu bezeugen, daß die abgewandte Seite ärmer an den der Erde verwandten Niederstoffen, oder leichter (schwereloser) sey.

So schwankt Alles im nirgends umfurten Weltall ewiglich zwischen Bewegung und Ruhe, Trennung und Wiederkehr, Flucht und Verbindung. Das ist das allgemeine Leben und Weben der Natur; jedes in eigner Selbstheit dastehend, ein Atom oder eine Sonne, und doch immer nur Theil einer größern Selbstheit; Eins das Andre in gegensätzlicher Erregung bethätigend; Alles mit Allem, im wunderbaren Verkehr, aufs engste verschlungen.

Wie dünkt sich der Sterbliche so selbstherrlich waltend in der Natur; und doch ist seine vergängliche Gestalt mit ihr zerflossen! Täglich im Dunstkreis seines Erdballs theilweis verdunstend, wird er täglich von den Gasen und ungewahrbaren Hochstoffen derselben, wie ein dünnes Gewebe, durchströmt. Der Kranke fühlt des Mondes geheimen Einfluß; und der Mensch in Grönland und der Mensch im Sudan, wird ein andrer, durch den Winkel, welchen der Sonnenstrahl mit der Oberfläche seines Wohnplatzes bildet. Wie klein steht er da und verloren, wo, was er bis in den äußersten gestirnten Fernen des Himmels

erblickt, selber nur ein geringes Bruchstück des Gränzenlosen ist! — Wie ohnmächtig in der Mitte eines ihm fremden Wirkens, wo, was den Thautropfen des Halms zu seinen Füßen formt, auch Weltkörper ballet und sie strahlend durch die ätherischen Nächte entführt! — Und doch, wie groß und herrlich zugleich steht er im Licht seines wissenden Wesens da; er, ein Genosse des Größten und Allerherrlichsten, untrennbar von ihm, unvergänglich mit ihm! — Wen durchschauert nicht, in diesem Bewußtseyn, der Gedanke des ewigen Seyns mit Wollust.

---

40. Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen.

Aber ich fühle, daß ich einen Augenblick lang meinen eigentlichen Versatz aus dem Gesicht verloren, und, während ich nur meine Ansicht vom Reich des Uebersinnlichen zur Schau stellen wollte, mich in Andeutungen der von äußern Erscheinungen abgezogenen Begriffe verlor.

Ich wiederhole nur: bei der Jugendlichkeit unsrer Forschungen und Erfahrungen über die Mannigfaltigkeit der bewegenden Kräfte und ihrer Verwandtschaften zu sich und den verschiedenen Stoffartungen, ist es unmöglich ihre Sippschaften zu bezeichnen. Ohne Zweifel sind noch viele Artungen der bewegenden Urkraft, die wir nicht kennen, und die erst von künftigen Jahrhunderten bestimmt werden werden. Seit wie lange kennen wir die Allverbreitung und Macht des Elektrischen, des Galvanischen u. s. w.? Wodurch wirkt der Mond Aenderungen im Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen? Was sind jene ungewahrbaren, feindseligen Miasmen, welche in Formen der Cholera, oder der Influenza, bald, von Osten nach Westen, langsam die Länder durchschleichen, bald binnen wenigen Wochen einen Welttheil durchfliegen? Was zieht den Zugvogel tausend Meilen weit von seinem Nest hinweg, und leitet seine Richtung? — Noch nicht einmal entwirrt ist, ob nicht manche der sogenannten Grundkräfte durchaus die gleichen seyn mögen, nur in andersartige Stoffe verlarvt; oder ob nicht manche Erscheinung, die wir, als das Erscheinen einer be-

sondern Grundkraft, nehmen, vereinte Wirkung mehrerer sey? Auch dürfen wir nicht vergessen, was Stoffe und Kräfte im Wissen des Geistes, und was sie im Empfinden der Seele sind? Beiden geben sie sich anders dar; und doch, wie im gewahrenden Sinn, so in der gewußten Vorstellung, als Gleichartiges (nicht als das Gleiche) der Empfindung und Vorstellung.

Der Stoff, als Erscheinen der Sachwesenheit der Natur, ist das Bewegbare, Ausgedehnte und Gestaltbare im Raum. So ist hinwieder die Bewegkraft als das Erscheinen des Inständerns, oder Wirkens der Natur, das Bewegende, Verdichtende und Bildende oder Gestaltende der Stoffe.

Das Bewegende ist in der Wirksamkeit aller sogenannten Naturkräfte vorhanden; ist die Grundlage aller ihrer besondern Aeußerungen; weil alles Aendern in Stoffen nicht ohne Bewegung derselben möglich ist. Darum nannt' ich das Bewegende die Urkraft.

---

41. Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten.

Die Urkraft geht (ich erlaube mir schüchterne Folgerungen), in der Erscheinung, von sich aus einander, als Verdichtendes und Entdichtendes der Materie, oder als Licht und als Wärme, die das Gegensätzliche oder Gleichartige des Lichts ist.

Als Stammkraft der übrigen Grundkräfte sind Licht und Wärme überall Verbreitetes, in Allem Wirkendes zum Verdichten und Entdichten. Durch die unendlichen Fernen der Himmel, von Stern zu Stern, das Licht; den Erdball im höhern Grad durchdringend die Wärme.

Als Gleichartiges sind sie einander in der Urkraft das Nächstverwandte; einander unmittelbar zur Einigung anziehend. Wärme weckt

Licht, Licht weckt Wärme; als Erscheinung beide gemischt, wärmen und leuchten sie im Feuer; aber, aufgelöst in urheitlicher Einheit, sind sie das ungewahrbare Urbewegende.

Als Gegensätzliches oder Polarisches, worin die Urkraft aus einander geht, verhält sich die Wärme zum Licht, wie Hochpol zum Niederpol. Die Wärme in ihrer Erregtheit ist das in sich Abstoßende, Entdichtende. Sie löset und verflüchtigt das Starre und Flüssige. — Das Licht hinwieder ist das Verdichtende, den Zusammenhalt der Atome Steigernde. Es scheidet aus dem Flüssigen das Feste, und verbindet dies. In ihm erst erhärten sich der Pflanzen und Thiere Keime, die vorher im wärmereichern Schoos der Erde, oder der thierischen Mütter, locker und dotterartig ruhten. Die Planeten, je weiter sie sich vom Quell ihrer Beleuchtung entfernen, haben um so mindere Dichtheit. Merkur ist daher drittehalbmal so dicht, als die Erde; während Mars schon ein halbmal, Jupiter fünfmal, Saturn zehnmal weniger dicht ist, als der von uns bewohnte Weltkörper; und jener Uranus, der von der Sonne ein 361 Mal schwächeres Licht empfängt, als wir, wie sehr muß er an Dichtheit dem Erdball nachstehn! — Erst als, nach der mosaischen Sage, Jehova das Licht ins Chaos hereingerufen hatte, bildete sich das Erste und schied dieses sich vom Flüssigen aus. So mögen die Weltkörper im ätherischen Raum durch Licht Ausgeschiedenes, Verdichtetes seyn. Wird nicht auch der Kern der Kometen selbst in der Sonnennähe dichter?

Die Wärme, welche alles den Sinnen gewahrbare Körperliche wieder zum Ungewahrbaren verflüchtigt, gleichwie umgekehrt das Licht das, was allen Sinnen unkennbar dasteht, erst zum sichtbaren, körperlichen Gegenstand macht — die Wärme, sag' ich, hat, als Hochpol, die nächste Verwandtschaft zu den verdichtbarern Niederstoffen. Mit ihnen ist sie am innigsten verbunden. Sie wohnt besonders, so viel wir wissen, dem Irdischen bei; ist eins mit dem Erdball, und hat wahrscheinlich im Kern desselben, mit der größern Dichtheit der Stoffe, auch den größern Grad ihrer Stärke. Gegen die obere Fläche des Erdball nimmt sie, wie sie dem Licht und dem Hochstoffischern naht, ab. —

2.

Die Verchriſtlichung der Geſellſchaftinſeln. Blick auf die Freundſchafts- und Sandwich-Inſeln.

Von den Religionen der alten Welt iſt zwar früher, als die chriſtliche, ſchon das Bekenntniß Fohi's und Muhameds in dieſen Weltgegenden erſchollen. Die Oränbadſchu's, welche an den Küſten des ſüd-indiſchen Neuguinea's, der größten Inſel nächſt der von Neuholland, umherſchwärmen, ſind offenbar aſiatiſcher Abkunft. Ihre Geſtaltung, ihre Sprache, ihr Glaube, wie ſehr dies Alles auch nach und nach Entartungen angenommen hat, verräth es. Und iſt der Weg von Malacca bis Neuguinea durch's weite Meer nicht von einer ununterbrochenen Kette benachbarter großer und kleiner Inſeln gebaut? Aber eben dieſe dürftigen Wilden, ohne bleibende Stätte, deren Wohnungen bedeckte Canots ſind, auf welchen ſie längs den Meergeſtaden den Mündungen fiſchreicher Flüſſe nachfahren, ſorgen wetzig um Verbreitung ihrer von Arabien und China ſtammenden Religionen.

Deſto mehr iſt durch die fromme Geſellſchaft von Neuſüdwallis und durch die großen Vereine Londons für das Chriſtenthum dieſes inſulariſchen Welttheils zu hoffen, wo, wie in Europa der

Das Licht hingegen, als Niederpol, legt sich dem Hochpol des Stoffes, als dem Verwandteren, also dem Undichtern und Unverdichtbarern an. Es ist mit dem unermeßlichen Himmelsäther, seinem Leiter, verbunden. Es wendet sich hingegen vom Niederstoffischen ab; es wird von dichtern Körpern zurückgeworfen und abprallend. Gleichwie Kohlenstoff am stärksten der Wärme widerstrebt, so Stickstoff dem Lichte. Hingegen ist unter den Gasarten, als der Ausdehnbarkeit am fähigsten, das Stickstoffgas, ein Liebling der Wärmekraft, und in der atmosphärischen Luftmischung der vorherrschende Theil; Kohlenstoff (als das verdichtbarste), Sauerstoff (als das schwerste Gas), mit dem Lichte in meister Gemeinschaft.

Indem sich Wärme und Licht, als Entdichtendes und Verdichtendes, gegensätzlich beschränken, bilden sie Unterscheidbares; begründen sie ein Gleichgewicht des Dichtern und Undichtern, damit sich das Weltall, möcht' ich sagen, nicht gänzlich verflüchtige, aber auch nicht in allgemeiner Verdichtung erstarre. Von der Wärme im Niederstoffischen angezogen, eilt das Licht aus seiner Aetherregion, um die verwandte Braut zu suchen. Diese aber von ihm geweckt, scheint das Erstarrte und Feste vergasen zu wollen, um dem Bräutigam eine neue Heimath in der ihrigen zu bereiten. Die Vermählung beider wird im Irdischen zur Flamme. In ihr will die Wärme, mit dem Liebling, in den Himmel zurücksteigen; in ihr senkt sich das Licht, verdichtend, und dann gebunden, in die irdische Heimath der Geliebten. Der Sauerstoff ist beider Bettung, um in Flammengestalt sichtbar zu werden. Stickstoff scheidet sie beide. Zur bloßen Lichterscheinung ist der Sauerstoff nicht nothwendig (man denke an das Phosphoresziren der Würmer u. s. w.), zur bloßen Wärmeerscheinung nicht der Stickstoff.

---

42. Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte.

Licht, wie Wärme, werden jedes abermals in sich gegensätzlich, jenes zu Licht und Finsterniß, dieses zu Wärme und Kälte. Finsterniß und Kälte sind nicht bloße Verneinungen der Helligkeit und Hitze, so wenig als — E und — M nur Verneinungen des + E und

+ M sind; sondern wirkende Kräfte, Gleichartiges von jenen. Auch die Finsterniß des himmlischen Aethers ist lichtisch; auch die Kälte ist der Wärme, im Wirken gleichartig, wenn auch gegensätzlich.

Im Gegensatz zur Wärme, als dem entdichtenden Hochpol, nannt' ich das Licht den Niederpol, oder den verdichtenden. Im Auseinandertreten des Lichtes zu Helligkeit und Finsterniß ist Helligkeit der Niederpol der Finsterniß, denn auch diese entdichtet. Im Schoos der Finsterniß entwickelt sich bei organischen Körpern, durch innere Zersetzung, Auflösung der Eigenganzen, Fäulniß. Pflanzen werden locker und wässerig; Menschen und Thiere schwammig, bleich, gedunsen. Wärme und Finsterniß paaren sich gern; jene verbreitet sich in dieser leichter, als in der Helligkeit. Die Hitze nimmt an Verbreitung in gleichem Grade ab, als die Flamme des mit ihr verbundnen Lichtes zunimmt; Kohlenglut sendet mehr Wärmestrahlen aus, als flackernder Brand.

Es gibt auch verschiedene Lichtgattungen, je nachdem sich das Licht mit verschiedenen Stoffgattungen vereint. Wollaston und Frauenhofer machten auf die verschiedenen hellern oder dunklern Linien aufmerksam, die sich beharrlich in dem durch den Tubus gefallenen Lichtstreif des Sonnenlichtes, des elektrischen, des Lampen-, des Siriuslichtes u. s. w. darstellen. Noch kennen wir von dem andersartig mit Stoffen verbundenen Licht nicht alle Abweichungen. Der Erdball selbst hat verschiedene eigenthümliche Lichtartungen, wie das galvanische, elektrische, phosphorische Leuchten. In Doppelsternen unterscheidet sich der bläuliche Trabant von der weißen Centralsonne.

Kälte, der gleichartige Gegensatz der Wärme, bildet von dieser den Niederpol. Kälte verdichtet, dem Lichte ähnlich. In ihr erstarren die losern Gebilde; erstieren und verzwergen die lebenden Geschöpfe. Sie wehret der Auflösung und Fäulniß, gleich dem Licht und der ihm verwandten Kohle. Flüssigkeiten, mit Kälte gesättigt, gestalten sich zu Krystallen, indem die gleichartigen Atome sich ruhig nach ihrer Urform anziehn und diese in einem größern Eigenganzen darstellen. — Licht und Kälte, beide in der Richtung ihrer Wirksamkeitsweisen einander ähnlich, wirken mit einander verbunden mächtiger. Das Ge-

frorne saugt, gleich der Kohle, die Lichtstrahlen begierig ein; aber strömt sie auch in der Finsterniß, zu der das Licht verwandter ist, in derselben verbreitend, stärker aus. Die lange Polarnacht mildert die Kälte, und die Schneefelder und Eismassen Grönlands und Spitzbergens, mit ihren Lichtentlassungen, mildern die Finsterniß, wie in gemäßigten Zonen, bei trübem Himmel, mehr Wärme, bei hellem Winterwetter, mehr Kälte wird.

Ich bediene mich zwar der üblichen Redeweisen; aber erinnere doch im Vorbeigehn daran, daß die Empfindung dessen, was wir Licht, Helligkeit, Wärme u. s. w. nennen, nicht die Bewegkräfte selbst, sondern das im Seelischen von ihnen Erregte sind (26.). Das lichtische Wirken der Natur ist außer uns, das bewirkte Licht ist in uns; das Hellseyn, das Sehen, wird erst in uns geweckt; gleichwie das Saure, Süße und Bittere des Geschmacks nicht außer uns, sondern in uns Gewordenes ist, und der Ton nicht außerhalb des Ohrs, als Ton selbstständig, durch die Luft schwimmt, sondern, als fortgepflanzte Artung der Bewegtheit von Stoffen, die seelischen Werkzeuge erreichend, im Gehör zu der Empfindung sich gestaltet, die wir Ton, Klang, Schall u. s. w. zu nennen pflegen.

---

43. Elektr, Magnet, Galvan u. s. w.

Ich habe schon zuviel von Einzelheiten gesprochen, die nicht hieher, sondern in das Gebiet der Physik und Chemie gehören. Ich wag' es auch nicht meine Ansichten, oder Ahnungen, vom Verhalten der übrigen Grundkräfte zu einander hier mitzutheilen. Noch sind unsre Erfahrungen zu beschränkt, in sich zusammenhanglos und theilweis. Nur soviel scheint schon jetzt nicht undeutlich, aus dem bisher Erfahrnen, hervorzugehn, daß das Magnetische, als Verdichtendes, das Elektrische, als Entdichtendes, einander wie Niederpol und Hochpol gegenüberstehn, die beide in sich wieder gegensätzlich (durch Erregung) werden können.

Welche veränderte Ansichten über die ewige Selbstthätigkeit der Natur gewannen wir schon, seit uns die weitverbreitete Macht des

Elektors klarer zur Anschauung kam! Ist diese Kraft nicht eine Tochter der Wärme, oder sie selbst in andersartige Atome verlarvt? Und der Magnet nicht ein Kind des Lichts, oder das Licht selber, in andersartige Stoffe gekleidet? Wärme erregt das Elektrische; Licht regt das Magnetische zur Erscheinung auf. Und welch ein neuer Schlüssel zu den alten Naturräthseln ward uns im Elektrochemismus und Elektromagnetismus gegeben und in der Kunde des Galvans, welches Erden und Alkalien, durch Entziehung des Sauerstoffs, vermetallt; todten und lebenden Körpern regelmäßige Bewegungen ertheilt! Wenn Lichtflamme, oder Queckſilber, im erregten Galvan, ſich binnen $3^{29}/_{31}$ Minuten mit leiſe anſchwellendem und abnehmendem Zucken regelmäßig zuſammenzieht und ausdehnt, am ſtärkſten Nachts, am ſchwächſten Tags; und binnen 24 Stunden dieſe Zuckungen 365 Mal vollbringt: mahnt dies nicht gleichnißartig an die tägliche und jährliche Erdbewegung, an die zeitweiſen Pulsſchläge der Menſchen, an die täglichen periodiſchen Abweichungen der Magnetnadel? Sind vielleicht Erdbeben Wirkung erregten Erdgalvans; oder Ebbe und Flut, mit ihm in Verbindung, durch Einwirkung des Mondes?

Das große Reich des Vorhandenen iſt eine unendliche Verkettung des Wirkens und der Wirkungen in allgemeinen und beſondern Gegenſätzlichkeiten. Jedes in Erſcheinung tretende Wirken ruft ſeinen Gegenſatz hervor. Indem das Eine, welches hervortritt, ſein Verwandtes im Andern fordert, erregt dieſes das Dritte, das Dritte ruft dem Vierten u. ſ. w.

Ich glaube, unſre ganze Philoſophie, die geſammten Grundwahrheiten unſrer Erkenntniß der Natur, ließen ſich ziemlich leicht auf ein einzelnes Blättchen zuſammenſchreiben. Aber zur folgerechten Entfaltung der aus denſelben fort und fort hervorquellenden Gegenſätze, und zur Auffindung von deren Einklang mit dem Reiche der endlichen Dinge, können noch mehr, denn ſechs Jahrtauſende, ihre Folianten ſchaffen.

IV.

Lebensgebilde.

Lebensgebilde.

44. Belebung der Stoffe und Kräfte.

Wenn der ganze Machtkreis der Natur, mit der Schöpfung der Materie und der sie bewegenden Kräfte, abgeschlossen wäre, würde die Schöpferin nichts anders, als das sich selbst gebärende und verheerende Chaos seyn; das weite Weltall ein ewig zerrissenes, umhergetriebnes Todtes. Die stummen, starren Massen der Himmelskörper jagten planlos durch die unendlichen Wüsten des Aethers, sich zermalmend und herstellend. Der Erdball lagerte sich, als ungeheure Einöde von Felsen und Abgründen, aus, mit dazwischen stürzenden Meeren, Wettern, Lichterscheinungen, aufquellenden und zusammensinkenden Gebirgen, Schlamm- und Flammen-Vulkanen.

Aber die Natur steht, in höherer Wirksamkeitssphäre waltend, vor uns da; wunderbar ordnend, bindend, Alles mit Leben erfüllend. Sie in ihrer Wesenheit ist selbst die Belebende. In der Unendlichkeit ihrer endlichen Stoffgebilde (die ewig zwischen Ruhe und Bewegung schwanken, ewig in einander übergehn, vergehn und werden), beharrt sie wandellos, die Gleiche, die in sich Widerspruchlose, als sachlich-wirkende Einheit (23.). Weil sie, sich selbst erfüllend, nichts anders in den Erscheinungen offenbaren kann, als ihr eignes Selbst: kann sie dem Blick des Geistes auch ihr Wesen nicht anders entschleiern, denn als schöpferisch ordnende Macht, welche, selber die höchste Einheit, im Kleinsten und Größten, wiederum, als Einheit weset, wirkt; Stoffe und Kräfte im Ebenmaß paart, daß eins durch das andre besteht, und jedes Erschaffne ein in sich vollendetes Ganze wird. Im Grashalm, wie in der Ceder, baut sie, aus mancherlei

Gattungen von Stoffen und bewegenden Kräften, eine Kleinwelt zusammen, in der sie endlicherweise mit ihren Wirksamkeitssphären uns anleuchtet, und stufenweis, in einer Reihe von Gegensätzlichwerdungen, uns sogar ihren Schöpfungsgang abspiegelt.

Diese Innenbewegung in jedem Eigenganzen, und darin die Mannigfaltigkeit der Stoffe und Kräfte einheitlich zu verbinden, zu ordnen, zu einem Ganzen zu gliedern, in welchem die vollkommenste Uebereinstimmung aller Theile zur Erhaltung des Ganzen, und des Ganzen zu seinen Einzelheiten, herrscht, ist das Wirken der wesenden Natureinheit, ist das Belebende.

Wie die Natur, von ihrer geheimnißvollen Urheit, in den tiefern Wirksamkeitssphären, erscheinend ausgeht, und, von Gegensätzen zu Gegensätzen, sich zu zahllosen Artungen des Seyns (18.) entfaltet und eine Welt gestaltet: so erschließt sie sich auch, als die wesende Einheit, zu zahllos verschiedenen Einheitsartungen in Lebensgebilden, oder Gewächsen. Und indem jede Artung, nach dem eigenthümlichen Gesetzthum derselben, Stoffe und Kräfte wältigt, um sich versammelt, Flüssiges mit Starrem zu einem Bau verbindet, worin Bewegung mit Ruhe, das Mannigfachste mit Ebenmaß, verknüpft wird; alle einzelne Theile, wie eben so viele Werkzeuge, als wohlgeordnetes Geglieder (Organismus) zur Erhaltung und Fortpflanzung dieser besondern Darstellung der Natureinheit beisammen stehn: spiegelt sich in jeder solchen Kleinwelt, wie eine Sonne im Thautropfen, der Schöpfungsprozeß endlicherweise ab. Wir betrachten bewundernd die Entwickelung und Vollendung des Werks, seine Regelmäßigkeit und Harmonie. Wir glauben, in diesem aus sich hervorgegangnen Gebilde, ein freies, sinnreiches Schaffen, bestimmte Absichten, einander ansprechende Mittel und Zwecke der Natur zu erkennen. Aber sie ist, an sich, ohne Freiheit und Wahl; sie wirkt und schafft nach innerer Wesensnothwendigkeit; ohne Absicht; ohne sich selber zu wissen. In ihr ist Alles zugleich Mittel und Zweck für einander. Sie hat in der Einheit und Unendlichkeit ihres wesenden Selbstes keinen Zweck, außer ihr. Jene ihre innere Wesensnothwendigkeit, unwandelbar, wie sie selber, deutet, wie das Gesetzthum

unſers Geiſtes (S. 9.), auf eine höhere Geſetzgebung, und einen höhern Schöpfer, zurück.

---

45. Das Urleben.

Es wäre überall kein Leben erſcheinbar, ohne Vorhandenheit von Kräften und Stoffen; keine Einheit ohne Vereinbares; keine Form, ohne Inhalt. Wie die bewegbare Materie gleichſam die Trägerin der Bewegkraft iſt: ſo ſind beide hinwieder die Träger des Lebens, nothwendige Bedingungen von deſſen Wirkſamkeitsweiſe. Die Bewegkraft ſteht, als Vermittlerin zwiſchen dem Stoff und Leben; iſt dieſem letztern zunächſt verwandt; ſo ſehr ihm gleichartig, daß ſie nicht ſelten, in der Erſcheinung, mit Leben verwechſelt werden kann, oder daß das Leben nur, wie eine Höherſteigerung der Urkraft (34), vor die Sinne tritt. Denn auch dieſe Urkraft, in ihren verſchiednen Abartungen, vereinet Stoffe; ſchafft aus ihnen regelmäßige Gebilde, und wird in ihren Formen bewundernswürdig. Die Verkryſtallungen der Erden, Erze und Salze, die winterlichen Eisblumen des Fenſters, die Formen des Nebelbläschens, wie der himmliſchen Weltkörper, tragen das Gepräge der in ſich abgeſchloſſenen Einheit und des reinſten Ebenmaßes. Iſt die Bewegung der Säfte in den Pflanzen, oder der Kreislauf des Blutes in thieriſchen Adern, größern Erſtaunens werth, als der Umlauf wäſſriger Flüſſigkeiten durch die Kanäle des Erdballs? als das Aufſteigen verdünſtender Meeresflächen in die Wolken, mit denen ſie fortziehn, in Thau und Regen niederſinken, rinnende Gebirgsquellen, Bäche und Ströme werden, und ins Meer zurückfließen, dem ſie entſtammen?

Oder wer verkennt die große Weltall's-Einheit im Aufblick zum Himmel und ſeinen Geſtirnen, unter denen unſer Erdball nur, als einer der kleinern Weltkörper ſchwimmt? Auch hier iſt wunderhaftes Bewegen und Leben des Ganzen in ſich ſelbſt, ſo weit der Geſichtskreis der ſchärfſten Fernröhre es im Unermeßlichen der Aetherräume wahrnehmen läßt. Es gibt keine Fixſterne, die in Ruhe, ohne Ortsveränderung, verharren. All dieſe Zahlloſen ſind wandelnde Sonnen;

wahrscheinlich, wie unsre Sonne von einer Planetenschaar umringt, und jeder Planet (oder unsrer Erde gleichartiger Weltkörper) von andern Wesen bewohnt. Zwar bleiben diese dunkeln Planetenfamilien, welche sich harmonisch um ihre Sonnen bewegen, wegen ihrer ungeheuern Entfernung dem menschlichen Auge unentdeckbar; aber wir kennen Sonnen, die um eine andre Sonne im Kreise fliegen. Wir kennen ihrer schon Tausende. Man nennt sie Doppelsterne*). Und diese Tausende, und weit zahlreichere Einzelsonnen, umfliegen wieder, in streng geregelten Bahnen, in unermeßlichen Weiten von einander, irgend eine größere Centralsonne; und wiederum Tausende von Centralsonnen eine unbekannte Sonne, die, im Mittelpunkt Aller, durch die Unendlichkeit dahinschwebt. Wo ist ein Aufhören? Unter ihnen Allen ist auch unsre Sonne, um sich selbst rollend, eine andre umkreisend, die wir nicht kennen, weil die Entfernungen unermeßbar werden. Denn der nächste Fixstern, den wir wegen seiner merklichern Fortbewegung, als solchen erkennen, aber mit bloßen Augen kaum unterscheiden (der Stern 61 im Bilde des Schwans), ist ungefähr 815,400,000,000 geographische Meilen von unsrer Sonne entfernt. Diese aber fliegt in ihrer Richtung jetzt noch einem kleinen Stern im Sternbilde des Herkules entgegen. Jene Licht- oder Milchstraße des Himmels ist ein Ocean von Sonnen-Familien, die darin eine Ur-Sonne umkreisen mögen. Vielleicht gehört auch unsre Sonne zu diesen Familien, aber sie liegt noch weit außerhalb aller derselben, vielleicht eine der letztern und kleinern. Und doch ist ihre Masse 800mal größer, als die Masse sämmtlicher 10 Planeten und deren 18 Monde, von denen sie kreisförmig umflogen, durch die Himmel begleitet wird.

---

*) Im Gestirn des großen Bär's ist (der Stern ζ) ein Doppelstern, aber eine Doppelsonne, deren eine 5mal größern Durchmesser hat, als unsre Sonne, und die andre einen 3½mal größern. Die kleinere umfliegt, angezogen von der größern, diese in einer Kreisbahn, die 80mal ausgedehnter ist, als der Halbmesser der Erdbahn um unsre Sonne, binnen 60 Jahren einmal. Beide sind 7¼ Millionen Sonnenweiten (zu 20 Millionen geogr. Meilen eine Sonnenweite) von und entfernt, so daß das Licht derselben (obgleich die Schnelligkeit des Lichts 40,000 Meilen in einer Sekunde beträgt) ungefähr 118 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

künstliche, noch der natürlichste Stand der Menschen in allen gedenkbaren Abschattungen zu finden ist; wo, wie in den glückseligen Inseln der Dichter, Völkerschaften im Schoose des Ueberflusses und der Wollust, mit Unschuld und Kindersinn angethan, und wieder menschenfressende Bestien in menschlicher Gestalt angetroffen werden; wo das erste Ankeimen gesellschaftlicher Ordnung durch patriarchalische Verhältnisse, und hinwieder das roheste Gewaltthum auf Erden erblickt wird, wie auf Neugeorgien, wo dem Häuptling des Eilandes Alles, dem Unterthan nichts, selbst das Leben nicht, gehört, und Todesstrafe sogar den trifft, welcher nur auf des Königs Schatten tritt.

Die glänzendsten Fortschritte des Christenthums im süd-indischen Welttheile sind auf den gesellschaftlichen Inseln gethan. Seit Entdeckung derselben waren diese Inseln gleichsam begünstigte Lieblinge Europa's geblieben, durch Anmuth der Landschaften, wie durch schöne Bildung und Sittenmilde der Bewohner. Daß zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wegen Meuterei, einige Matrosen des englischen Schiffes the Bounty auf eine dieser Inseln ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen wurden, ward der unerwartete Anfang einer raschen Verbreitung europäischer Ansichten, Begriffe und Einrichtungen. Die Ausgesetzten verbanden sich mit otahe-

Noch ist, wie all unser Wissen, auch die Sternenkunde, Stückwerk. Und selbst dies Stückwerk schon lehrt in den allgemeinen Bewegungen des Weltbaus, eine scharfgezeichnete Ordnung, eine Zusammengliederung der Theile zum geheimnißreichen Ganzen, eine Einheit in der unübersehbaren Mannigfaltigkeit, daß das All der Welten vor uns wie Lebendiges schwebt; daß wir kaum anstehn mögen, die gesteigerte Urkraft für Urleben, und das Allbewegende zugleich für das Allbelebende zu nehmen. Dennoch unterscheiden wir, was an sich ein Untrennbares ist, der größern Bestimmtheit willen, Lebloses vom Belebten.

Wir nennen den Stein, auch wenn er bewegt wird, den Bach wenn er rinnt, die Wolke, welche am Himmel vorüberschwebt, leblos, wie den Feilstaub, der in regelmäßigen Kreisen sich unter dem Zug der magnetischen Pole zusammengliedert. Dies Leblose kann durch Anhaftung äußerer Materien, oder durch Mengung mit Andern, im Umfang vermehrt werden. Aber das Leben der Pflanzen und Thiere schafft sein Gebäu von innen heraus nach außen, indem es die ihm verwandten Stoffe und Bewegkräfte sich aneignet, verwandelt und so ein Wachsthum seines Gebildes bewirkt. Der Krystall entspringt unter dem Einfluß polarisch bewegender Kräfte in wahlverwandten Stoffen; er bleibt, der er ist, ohne Wachsthum, ohne aus sich selber neue Krystalle hervorbringen zu können. Pflanzen aber und Thiere setzen sich in ihrer Art fort, und wiederholen in Zeugungen das Erscheinen ihres Gleichartigen. Wir gewahren, so weit unsre blöden Sinne durch das All der Dinge reichen mögen, überall Bewegbares und Bewegendes verbreitet. Doch das Belebende, eine erhabnere Macht, ist minder für uns allgemein erkennbar. Wir Sterbliche erblicken seine Wunder nur auf der Oberfläche unsers Erdsterns ausgebreitet. Aber ist dieser kleine Nebenstern, einer der kleinern unter Millionen, die einzige Bühne, auf welcher die allgegenwärtige Natur ihre Herrlichkeit zur Schau auslagert? Und wie unermeßlich groß und mannigfaltig ist doch schon das Reich des Lebendigen auf Erden!

Die Natur, die wesende Einheit ihres Selbstes, wird, als solche, in ihrem ersten und allgemeinsten Andersseyn von sich, zur

Erscheinung des **Urlebens**, zur endlichen Einheit im Mannigfaltigen der Stoffe und Kräfte. Und die allgemeinsten Merkmale des belebenden Ur's für uns sind: **Zusammengliederung** von Stoffen und Kräften zu einem, aus sich, von einem vorhergehenden, in sich vollendeten Einheitsgebilde; sich selbst in seiner Art und Gattung, als Gleichartiges, **fortzeugend**. So offenbart sich das Leben, in der Auseinanderfaltung seines stoffischen Gebildes, **räumlich**; in der Dauer desselben **zeitlich**; in der Fortzeugung, als **Ewiges**.

---

46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde.

Das Urleben ist nicht die wesende Natur selber, sondern ihr Andersseyn und Erscheinen, als **wirkende Einheit**. Es kann, im Wirken und Aendern des Wesenden, nicht das in sich Gleiche bleiben; sondern tritt wieder in Gegensätzen auseinander, und wieder, aus diesen, in andre über, zu unübersehbaren und unzählbaren Artungen des Belebten; verwandt mit den mannigfachsten Artungen von Kräften und Stoffen; dieselben zu eigenthümlichen Eigenganzen einend. — Wer der Sterblichen überschaut den unendlichen Lebensbaum, wenn auch nur in dämmernden Umrissen; ihn, der, im dunkeln Grund der Natur wurzelnd, den gewaltigen Stamm hervortreibt in die Welt, wo er sich in einen Wald von Aesten spaltet; sich in deren Verzweigungen nach allen Richtungen ausspannt; in Laubwerk verendet, davon jedes Blatt vom andern verschieden ist, und Wipfel und Blüten endlich in höhere Sphären der Natur versenkt!

Zwar die **Linne's** und **Jussieu's**, die **Decandolle's**, **Oken's** und Andre, haben die bekannten Gewächse auf Erden, sinnreich nach verschiednen **Kennzeichen** derselben, in Klassen und Ordnungen, in Familien und Geschlechter, Arten und Unterarten gesondert und zusammengereiht, um der Wissenschaft einen leitenden Faden für das große Labyrinth belebter Geschöpfe zu gewinnen. Allein dieser liegt in der Hand des Naturforschers nur, als dürftiges Nothmittel. Es ist nicht damit der klare Durchblick verliehn, wie das Urleben sich,

von Gegensatz zu Gegensatz, in seine Verwandtschaften zerlöset; und in denselben wieder mit der ganzen Sippschaft der bewegenden Kräfte, und Hoch- und Niederstoffe, nach Zahl und Beschaffenheit derselben, vergattet, in das Vielartigste der Erscheinungsweisen auseinander fließt.

Das Ur des Belebenden, indem es sich zum Pflanzischen und Thierischen, in entgegengesetzter Richtung, scheidet, schließt sich, in einem, wie im Andern, ohne Zweifel, zuerst allgemeinern Grundkräften (34.) und ihnen nächstverwandten, verdichtbarern Grundstoffen (33.) an. Immer werden die ersten Gebilde in beiden höchst einfachen Baues, weich, wässrig, schleimig, geschlechtslos seyn; Bläschen und Schläuche; fadenförmiges Gewebe; erste und unterste Bestandtheile eines vom Leben geschaffenen Geglieders (Organismus), dem unbewaffneten Auge kaum, als Staub und schwimmende Punkte, deutlich, wie der Brand im Getraide (Uredo), wie die Monaden und Essigälchen unter den Thieren. Das Leben hat in jenen noch keine Wurzeln, in diesen noch keine Freßwerkzeuge, Nahrung zu gewinnen. Das Ganze scheint nur Ei und Same zur Selbstfortsetzung seiner Artung zu sein, bis ein größerer Vorrath des Lebstoffes (wenn ich so sagen darf) aus den übrigen Grundstoffen vorbereitet ist. Dann verspinnen sich die Schläuche in Fäden und Fasern; die Bläschen in Zellen; das Belebende tritt in immer vollkommnern und größern Gestaltungen auseinander; zu Tremellen und Conferven, Flechten, Moosen, Gräsern u. s. w.; oder von Infusorien, zu Korallen, Seenesseln, Muscheln, Schnecken, Würmern u. s. w. bis, in der Pflanze und dem Thiere, für jedes Lebensgeschäft, die verschiedensten Werkzeuge, und für das Thier (als beseeltes Gewächs) zugleich alle Sinnwerkzeuge, vollendet ausgebildet sind.

So erbaut sich jegliche Gattung, in welche das Ur alles Lebens gegensätzlich auseinandergegangen ist (15.), ihr eigenthümliches Gehäuse; und immer, als Darstellung von Einheit mehr oder minder mannigfaltiger Artungen der Stoffe und Kräfte, aus welchen das Weltall besteht. Und einer jeden Gattung des Lebens, von der tiefsten zur höchsten hinauf, liegt das Urleben (45.), mehr oder minder gesteigert, zum Grunde. Es gewältigt und bedingt die Wirksamkeitsweisen

der Stoffe und Kräfte zum Behuf seiner Erscheinungsart; und wird hinwieder, in seiner eignen Entwickelung, von jenen begränzt und bedingt. So gestaltet es andre Gebilde in den Meeren und Süßwassern; andre im Schoos der Erde; andre auf deren Flächen, und im Luftkreis. Es baut seine mikroskopischen und seine riesigen Schöpfungen unter dem heißen Tropenhimmel, wie auf den gemäßigten Erdgürteln. Selbst in den unwirthlichen Einöden der Polargegenden wirthet es; selbst auf dem ewigen Eise der höchsten Gletscher gliedert es noch seine Einheitsgebilde. Jene goldgelben, oder karminfarbnen Schneegebilde, die der Reisende in den todten Nachbarschaften der Erdachse, oder auf den Firnen der Alpen und Pyrenäen, anstaunt, — sie sind Werke des allwaltenden Urlebens; schleimartiges, fasriges Pflanzenwesen, gleich blasigen Wassergebilden, welches dem scharfbewaffneten Auge mit Körnchen, gleich Sonnenstäubchen, angefüllt, erscheint. Es sind Eier der Infusorien! Und wie der starre Bau am warmen Sonnenstrahl zerfließt, entwickelt sich eine ganze Welt von beseelten Infusorien der Gattungen Astasia, Volvox, Gyges, Philodina, Bacillaria u. s. w., welche, darin umherschwärmend, Nahrung und Vermehrung ihrer Geschlechter finden; und durch das Eis, in dessen zarten, dem bloßen Auge unentdeckbaren, Rissen und Spältchen, wie in krystallenen Hallen, wandeln.

---

47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseyns. — Die Trümmer der Urwelt.

Das Verfahren der Natur in der Entfaltung ihres Seyns aus ihrem Wesen; ihres sich wiederum Gegensätzlichwerdens in einem schon vorhandnen Gegensatz; des Aufstufens ihrer Einheitsschöpfungen von den einfachsten Gebilden zu den zusammengesetztesten und vollkommensten, ist ein allmäliges, weil ein endliches oder zeitliches (30.). So ist auch der menschliche Geist wesend das Beharrliche, Ewige in sich; im Andersseyn von sich aber eine Reihenfolge der Gedanken, von den allgemeinsten zu den einfachsten, von den einfachsten zu den allgemeinsten nach und nach auf- und absteigend.

Die mosaischen Schöpfungstage der Welt mögen Jahrtausenden gleich gelten. Denn in der Endlichkeit der Dinge kann das Bedingte nicht vor der gewordnen Bedingung seyn; und die Bedingung des Einen ist wieder nur ein Bedingtes vom andern. Das Kind ist nicht zugleich mit der Mutter in die Welt getreten; der hohe Eichbaum nicht schon mit voller Größe in der Eichel grünend. Zum Beleben mußte belebbarer Stoff vorhanden seyn, welcher den verschiednen Artungen des Urlebens verwandt, ihr Erscheinen möglich machte. Aber diese Gattungen selber sind es, welche den Vorrath des Lebstoffes (organischer, oder vielmehr organisirbarer Materie) fort und fort vermehren, oder ergänzen, indem sie ihn, durch ihr Einwirken, in seinen Beschaffenheiten ändern, und ihn so, als erweiterten Spielraum ihrer Thätigkeit, für nachfolgende Zeugungen vererben *). Erst allmälig überspinnt das Urleben den todten Fels, den Sand, den Grund der Erde und der Gewässer mit den einfachsten seiner Schöpfungen. Erst allmälig (weil im Reich der Erscheinungen ein Zeitlichgewordnes), wenn in fortgesetzten Erzeugungen die Fülle des Lebstoffs vergrößert und, wenn ich so sagen darf, veredelter vorhanden ist, kann das belebende Ur, in neue Gegensätze auseinandertretend, sich in mannigfaltigergegliederten Einheitsgebilden offenbaren, die von Stufen zu Stufen vollendeter, vorangegangenen Lebensschöpfungen verwandt und ähnlich dastehn.

Die Spuren dieses Stufengangs der Natur, in ihren Gegensätzlichwerdungen vom einfachsten Lebensgebilde zum zusammengesetztesten Bau, in welchem es, mit den verschiedensten Gliederungen, die mannigfaltigsten Kraft- und Stoffgattungen zur Einheit bindet, verrathen uns die Trümmer der verwitternden Rinde. Wir erblicken da in den untersten, ältesten Felslagern nur Ueberreste der einfachern Lebensgestaltungen, in den spätern Auflagerungen dann vollkommnere Pflanzen, und Thiere

*) Nach Ehrenbergs Angabe, kann sich unter den Infusorien eine einzige Bacillarie, oder Vorticelle, binnen vier Tagen um 140 Billionen Geschöpfe ihrer Gattung vermehren, aus deren Panzerdecken zwei Kubikfuß Erde werden. So rühret auch das Versteinmen vieler Seehasen offenbar von der Vermehrung dieser mikroskopischen Thierchen her.

des Meers, wie des trocknen Bodens; von Thieren die grasfressenden zuerst; in den jüngern endlich Ueberbleibsel von Geschöpfen, dergleichen wir zum Theil noch gegenwärtig vorfinden.

Obgleich die Felsenblätter dieser Geschichte von sich allmälig auseinanderlösenden Erscheinungen des Urlebens, vielfach zerrissen, und die Schriftzüge der Urkunde größtentheils verwischt sind: erkennen wir doch darin einen Uebergang der Wirkungen vom Allgemeinen zum Besondern, vom Einfachen zum vollendetsten Geglieder, in leichten Umrissen. Der Erdstern mußte, im weiten Aetherreich der Sonnen und Dunkelsterne, vorher verdichtet seyn mit seinen Felsmassen und Meeren, ehe die Natur ihre höhere Wirksamkeitssphäre, als ewige Einheit, in neuen Weisen, offenbaren konnte. Es mußte sich vorher, aus dem Gähren der Elemente, ein Lebstoff abgeschieden haben, um dem Belebenden, als Material, zu dienen. Selbst dies Material mußte sich allmälig, unter den Einwirkungen der uranfänglichen Artungen des Lebens, vervielfältigen, vermannigfachen, veredeln, bevor es höhern Gattungen des Lebens zu reichern Gliederungen taugen konnte. Der Gigantenkampf einander widerstrebender Stoffe und Bewegkräfte mußte erst, wenn auch nur zum Theil ausgeglichen seyn, ehe das belebende Ur sie zu seinem Dienst bändigen, und sich in ihnen reicher offenbaren konnte. Frage niemand: wozu war, was keines Sterblichen Auge erblicken konnte? Die Natur weiset und schafft nicht für den Sterblichen bloß, sondern in und für sich, als ihr Selbstzweck. Sie weset und schafft auf den Gebirgsgipfeln, in den tiefsten Tiefen der Meere und bei den geheimnißvollen Erdachsen, wohin nie der Fuß eines Menschen getreten ist.

Es ist schon mehr, als ein Weltuntergang gewesen! Die Natur zwar ist ewig; aber in ihren Erscheinungen zeitlich, weil endlich; vom Allgemeinen zum Besondern sich entfaltend in jedem Einzelnen ihrer Werke. Jede Pflanze, jedes Thier, jeder Mensch hat, vor der eignen Vollendung, eine Kindheit. Auch das Leben des Erdballs, dieses kleinen Einzelkörpers unter den übrigen Sternen, hatte eine Kindheit.

Das Tiefste unsers Weltkörpers, so weit wir es durch seine geborstne

Rinde kennen, bietet nur den Anblick verdichteter Stoffe, als Grund- und Urgebirg. Nirgends meldet sich darin eine Spur belebt gewesener Dinge. Erst in spätergewordnen, darüber gelagerten Uebergangsgebirgen entdecken wir vereinzelte, wenige Abdrücke, oder Versteinerungen von vorhanden gewesenen Schaalthieren. Doch ihre Arten und Gattungen sind von der Erde verschwunden und nicht mehr in unsern Meeren vorhanden; und gewiß, wie sie, auch mannigfaltige Arten noch viel einfacher gebauter Pflanzen- und Thiergebilde, welche weit früher, als sie, entstanden seyn müssen. Aber diese zerflossen ohne Zweifel, als bloß schleim- und gallertartige, formlose Gewächse, in die übrigen Stoffmassen, spurlos. Dergleichen Erstlingsgestalten des Lebens, oft dem bloßen Auge unmöglich sichtbar, bewahren allenfalls noch, in sich eingeschlossen, Steine des Kieselgeschlechts in kreidigen Gebirgsgebilden, nur unter mehrhundertmaliger, mikroskopischer Vergrößerung erkennbar. Und diese Urpflänzchen und Urthierchen verschwanden unter aufeinanderfolgenden Zerstörungen der Erdoberfläche.

Doch wie viele Weltzerstörungen, und wie lange Verkettungen von Gegensätzen des schaffenden Lebens sind abermals vorübergegangen, ehe jene Riesenpflanzen erwuchsen, deren Bau und Mannigfaltigkeit wir in den alten Schieferthon- und Steinkohlenlagerungen anstaunen, in denen sie seit undenklichen Weltaltern begraben liegen? Auch sie sind verschwunden, und haben noch nichts, oder wenig, gemein mit Gebilden ihrer Gattung, die heutiges Tages auf Erden grünen. Auch sie sind nur noch Gewächse der untern Artung; geschlechtslose (Cryptogamen), ohne Blume, ohne Frucht, wie unsre Farrenkräuter, Bärlappen- und Schaftheu- oder Schilfartigen (Lycopodien und Equisetaceen). Sie scheinen damals noch vorherrschend den Erdball, mit ihren ungeheuern Gliedmaßen, überwuchert zu haben. Die den bärlappenartigen Gewächsen unsrer Tage (den Lycopodiaceen) verwandt scheinenden waren aber nicht niedriges Kraut, sondern 60 bis 70 Fuß hohe, und mehrere Schuh dicke Stämme; und die, unsern schaftheuartigen Pflanzen ähnelnden, sogenannten Calamiten, hatten Stämme von 12 — 15 Schuh Durchmessers. Man sollte schier glauben, in jenen Weltaltern und in den unmittelbar folgenden habe der werdende Erdball nicht nur eine andre Stellung zur Sonne, sondern auch einen

andern für uns unathembaren Dunstkreis gehabt, der reicher an kohlenstoffsichen, ärmer an sauerstoffsichen Gasen war, als gegenwärtig. Nur selten noch traten zwischen jene gigantischen Kräuter einsamenlappige Gewächse (Monocotyledonen).

Neuer Weltuntergang. Eine zweite Reihe neuer Gebirgslager (sekundäre) umwickelte den Erdball. Die schaftbaumartigen Riesenkräuter wurden schon kleiner; die baumartigen Lycopodiaceen grünten nicht wieder auf der neuen Erde. Sie wurden allmälig von der überwuchernden Masse zapfentragender Pflanzen, ähnlich unsern Tannen-, Taxus- und Cycadeen-Arten, verdrängt. Zu den einsamenlappigen Gewächsen gesellten sich schon, doch sehr sparsam noch, die höhern Gebilde der Zweisamenlappigen (der Dicotyledonen); und zu den übrigen Thierformen traten schon einzelne seltsam gestaltete Säugthiere.

Auch diese neue Welt ging abermals unter. Es schlug sich eine neue, eine dritte (ternäre) Reihe von Gebirgslagern nieder, und über ihnen, eins um's andre, erblühete ein vollkommner entfaltetes Leben. Das Reich der Pflanzen zeigt schon mächtiger und herrschender die mit Blumen und Früchten prangenden Gewächse; und mit ihnen nach und nach schon Vögel und Säugthiere, von denen die tiefern Flözgebilde keine Spur aufweisen. Eierlegende Vierfüßler, ungeheure Eidechsen und Schildkröten erscheinen zwar schon in den untern Kreidelagern und im alten Jurakalk; aber Landsäugethiere, jene ungeschlachten riesigen Palätherien, Megatherien, Anoplotherien u. s. w. erst in den untern Gebilden der dritten Flözlagerreihe, und dann spät in den obern, darüber hingeschwemmten Gebirgsablagerungen auch die Mastodonten, Mißuriums, Rhinozeresse, Elephanten u.s.w.

Nach manchen Erdrevolutionen und zahllosen Jahrtausenden, erschien endlich, mit vollendetstem Lebensbau, die menschliche Gestalt. Selten nur wird in den jüngsten Kalk-, Gyps- und Lehmlagern menschliches Gebein versteinert gefunden; und auch dann bleibt noch zweifelhaft, ob diese Einzelnen nicht durch Unglücksfälle späterer Tage, durch örtliche Erdbeben, Bergstürze u. s. w. ein so ungewöhnlich tiefes Grab gefunden haben mögen.

Die untergegangnen Pflanzen- und Thiergattungen der Urwelt gleichen den heutigen nur wenig; viele derselben sind gegenwärtig nirgends mehr vorhanden. Gährungen der Elemente im Innern des Erdballs zerbrachen mehr denn einmal seine Rinden, daß weite Strecken festgewordnen Landes versanken; dort himmelhohe Gebirgsketten aus dem Abgrund hervorstiegen, und Oceane verdrängten, welche über die unerschüttert gebliebnen Festlande hingeschleudert wurden, Alles verschwemmend.

Die gewaltigste und letzte solcher **allgemeinen** Sündfluten, oder Ueberstürzungen des großen Oceans, mag nahe vor der Erscheinung des Menschen eingetreten seyn. **Oertliche** Ueberflutungen von Ländern ereigneten sich auch nach seinem Erscheinen. Jene allgemeine, letzte, scheint von der Nähe des Südpols ausgegangen zu seyn, und ihre Wogen gegen Norden und Südost über die Länder hingeschlagen zu haben. Ein Blick auf die heutige Form der Welttheile und Inseln spricht gleichsam Zeugniß dafür aus. Woher die südlichen Ausspitzungen Afrika's und Amerikas; die ungeheuren Buchten und Ausspülungen und Zerrissenheiten Südasiens und Süd-Neuhollands? Es sprechen dafür die bis zu einer Höhe von 4000 — 5000 Fuß aufwärts getriebenen Nagelflue- und Sandsteingebilde an der Nordseite der Alpen; die schroffere, durch Anprall der Wellen abgewaschene Südseite dieser Alpen und des Jura, und die milder verflächte Nordseite derselben; — dafür die längs der Nordseite der Alpen hingetriebnen, ungeheuren Felsblöcke des Urgebirgs, welche durch ihre abgeschliffenen, feingekritzten Flächen beurkunden, daß sie vordem, in ihrem ursprünglichen Lager, Nachbarn der Firnen und Gletscher der höchsten Berge waren, von denen sie jetzt weit entfernt ruhn*); — dafür die Ueberreste von

*) Daß die Macht der Gewässer einzelne solcher Felsenstücke (blocs erratiques) im Fortsturz mit sich fortreißen könne, ist nichts Unglaubhaftes. Was sind die größten jener Blöcke im Vergleich der Masse und Wucht eines überwallenden Meers, das an Tiefe hin und wieder die Höhen der höchsten Berge übertrifft? Der Gipfel des Tschahamulari im tibetanischen Himalaiah hat 26,400 Fuß absoluter Höhe. Aber Kapitän James Roß fand (900 Seemeilen westwärts von St. Helena) das Meer 30,000 Fuß tief, und mußte die Schnur, um sie bis zum Boden des Meers senkrecht zu beharren, mit 450 Pfund beschweren.

Pflanzen und Thieren der wärmern Zonen in den aufgeschwemmten Lagern der nördlichern Erdkugel. Durch des Alles überwogenden Weltmeers Rückschlag im äußersten Norden, indem die Gewässer ihr Gleichgewicht herstellten, mögen dort auch wieder ähnliche Felsblöcke südwärts gestaut worden seyn. Ich könnte dieser Muthmaßung noch manches Andre beifügen, und doch sind es nur Vielleichts! — Vielleicht ergossen sich die Meeresmassen über den Erdball damals, als in den Umgebungen des Südpols zuerst jene weiten Länder und Gebirge plötzlich aus den Tiefen der Urwasser hervordrängten; Länder und Gebirge, deren übergletscherte Thäler und hohen Felsenkulmen erst in unsern Tagen vom Auge kühner Seefahrer entdeckt worden sind, und, als sechster Welttheil, geheimnißvoll dastehn. Vielleicht ward die Verdünstung jener Ueberschwemmung des Erdballs, Ursach eines furchtbaren Kältegrades im Dunstkreis besonders der nördlichen Zonen, daß hier eine lange Vergletscherung der Festlande entstand, und Höhen, wie Ebnen mit Eis-Lagen bedeckt wurden, die allmälig erst abschmelzen, bis ein neues Leben des Thier- und Pflanzenthums aufgehn konnte.

Ob noch einzelne, verwaiste Abkömmlinge von jenen riesenhaften Thiergestalten der Urwelt in unbekannten Einöden umherirren mögen, die kein Europäer gesehn, wer kann es sagen? Jener bekannte Mammuth, den im Jahr 1799 ein tunguſischer Fischer im Eise der Lena-Mündung, noch mit Haut und Haar bekleidet, fand; jenes am Willuji-Flusse im J. 1771 ausgegrabne Rhinoceros in Fleisch und Haut erhalten, welches Pallas beschrieb, und mancher andre Fund der Art, deuten auf eine noch nicht allzulange Vergangenheit der letzten Weltverwandlung zurück. Am rothen See in den rauhen Wildnissen Oberkanada's soll sich den erschrecknen Indianern noch ein ähnliches Ungeheuer lebendig gezeigt haben, wie J. Long in seinen Reisen berichtet *).

*) In der von C. A. W. Zimmermann herausgegebnen Uebersetzung von „J. Longs Land- und Seereisen" (Hamburg, 1791. S. 119 f.). Der rothe See, von den Wilden Mistri Saginan geheißen, hat seinen Namen vom vergossenen Blut jenes fremden Thiers empfangen, welches zwei Chippewa-

tiſchen Mädchen, lehrten ihre Verwandte und Bekannte engliſche Sprache, engliſche Gebräuche und chriſtlichen Glauben, und ſaßen ſich bald, als Urheber einer glücklichen Kolonie, geachtet.

Seit dem Jahre 1797 nahm die Londoner Miſſions-Societät ſich der Verpflanzung des Chriſtenthums in den Geſellſchafts-Inſeln ernſtlicher an. Papetoai auf dem Eiland Eimeo, weil dieſe Inſel, neben ihrer Größe und Fruchtbarkeit, den bequemſten und ſicherſten Hafen für europäiſche Schiffe darbot, wurde zum Hauptſitze der neuen Sendanſtalt gewählt. Vorher war es die Hauptinſel Otaheite, wo ſie den Schutz des Königs Pomarre genoß. Aber dieſer Schutz war lange Zeit nicht hinreichend, die Miſſionarien gegen den Zorn von den Verehrern der alten Götter, beſonders vor denen in den otaheitiſchen Bezirken von Pare, Hapajano, Matarai, Atahura und Pazara, ſicher zu ſtellen.

Ehe noch ein Europäer dieſe Weltgegend geſehen hatte, lebte hier ſchon der Glaube an ein unſichtbares, allmachtsvolles höchſtes Weſen. Zu dieſem, Eatoua Rahai genannt, deſſen Thron die Sonne iſt, eine Welt, herrlicher als die irdiſche, wandten ſich ihre Gebete. In der Sonne hoffen ſie, nach dem Tode des Leibes, den ſeligen Aufenthalt frommer Seelen zu finden. Geheimnißvoll und dreieinig iſt das Weſen Eatoua's. Er wird

48. Zeitweises Fortrucken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken.

Also war einst schon, und verschwand schon auf Erden eine Thier- und Pflanzenwelt, die in ihren Formen verschieden von derjenigen stand, welche sich seit 6000 Jahren über deren Grabe noch heut erhebt. So können auch die Eilande und Festlande von heut mit ihren Schätzen wieder einmal in den Abgrund der Meere verschlungen, und neue Länder aus den Tiefen des Oceans hervorgeschoben werden, um Heimathen weit vollendeterer Lebensschöpfungen und Wesengattungen zu seyn. Soll ich vor einem Gedanken schauern, der ich täglich Zeuge bin von der Verjüngung der Welt und dem Wandel ihrer Erscheinungen? — Die Formen nur werden zerbrochen; aber die Natur, in ewiger Wesenheit, wirkt fort durch das All des Seyns ins Ewige; jeder Strahl, jeder Lichtpunkt desselben, anders in Verbindung mit Stoffen und Kräften gesetzt, diesen eine andere Einheits-Bildung ertheilend. Es gibt so viele Formen und Arten des Lebens, als verschiedene Verbindungen der verschiednen Gattungen von Stoffen und Bewegkräften seyn können. Es bleiben gewiß noch Erscheinungen lebendiger und herrlicherer Geschöpfe auf Erden möglich, die zuvor nie in ihrer Art erschienen sind.

Das Urleben mag in allen Sternen anders walten, und sich, in seinen Gegensätzlichwerdungen, zu ganz andern Geschöpfen gestalten. Auf unsrer Erde entwickelte es sich zuerst im Flüssigen; bevölkerte, als Alles Meer war, das Meer; und trat aus dem Wasser in wunderbaren Uebergangsgestalten, auf das trockne Land und in die Luft. Aber Alles ist nach einer und derselben Urform gebildet, und die Mannig-

Krieges am Ufer erscheinen sahn und anschossen, worauf es verwundet in den See zurückging und dessen Wellen färbte. Es hatte, der Beschreibung nach, ungewöhnliche Größe, langsamen schwerfälligen Gang, und ein Fell, wie mit Moos bedeckt. Bei den ersten Schüssen schien es die Kugeln kaum zu empfinden.

faltigkeiten ſind nur Abänderungen, Veredlungen einzelner Gliederungen und Theile, die erſt nach und nach durch die geänderten Wechſelwirkungen und Verhältniſſe der verſchiedenen Elemente, entſtanden. Daher die Reihe der in einander verſchwimmenden Uebergänge der Pflanzen und Thiere vom verfilzten Fädengeflecht des Byſſus in Bergwerken und Gruben, bis zur großblütigen Magnolie und zur permaniſchen Annona mit den ambroſiſchen Früchten, groß wie Melonen, an ihren ausgebreiteten Aeſten; oder vom Aufgußthierchen empor, durch die lange Reihe der Schalthiere, Fiſche, Amphibien, Vögel, Vierfüßler, bis zum afrikaniſchen Affen (Simia troglodytes) und der menſchlichen Geſtalt.

Wie im Großen und Allgemeinen ſich das Leben allmälig vom Einfachſten zu einer Einheit des Mannigfaltigſten, in Stoffen, Kräften und Gliederungen aufſtuft, eben ſo nimmt jede einzelne Lebens-Gattung, indem ſie ein einzelnes Eigenganzes zuſammengliedert, fortſchreitend in der Selbſtentwickelung, die ihr verwandten ſtoffiſchen Atome, Bewegkräfte, und tiefern Lebensartungen, nur eins ums andre, in Verbindung mit ſich, bis zur Vollendung ihres Baues. Die Gliederung des Baus, das Innere und Aeußere vom pflanziſchen und thieriſchen Körper, iſt aber nichts, als Werkzeug durchweg. Je einfacher dies Werkzeug, je einfacher iſt das Wirken des Lebens nach außen; um ſo zäher hängt es allen Theilen deſſelben an; und um ſo leichter ergänzt es deſſen einzelne Verſtümmelungen. Je höher geartet das Leben ſteht, um ſo gliederreicher ſtattet es ſeinen Bau aus; um ſo größer wirkt es nach außen ein. Die mannigfachſten Stoffe, Kräfte und tiefern Lebensartungen werden dabei dem Geſetzthum der Höhern dienſtbar; werden von ihm gewählt, herangezogen, verwendet, ausgeſtoßen, oder gewechſelt; eins ums andre zur Thätigkeit erregt; in ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit weiſe beſchränkt und gelenkt.

Indem aber das Leben ſeine Herrſchaft und Hoheit über Stoffe und Kräfte ausübt zur Geſtaltung ſeines Gehäuſes, hebt es darum die eigenthümliche Artung und das Geſetzthum ſeiner Diener nicht auf. Dieſe wirken, jeder nach ſeiner Weiſe, da, wohin ſie geſtellt ſind, und beſchränken und bedingen hinwieder die Wirkungen des

Lebens, durch die ihrigen. Oft gesellen sich andre, untergeordnete Lebensgattungen zu den Gliedern der höhern; schaffen selbstständig ihre eigenthümlichen Gebilde aus dem Ueberfluß vom Material der Reichern, indem sie sich, schmarotzend an die Außenseite der Pflanzen und Thiere hängen, oder in deren Innerſten einnisten. So wird ein Lebensgebilde der Inhalt vieler andern. Wo ein Lebſtoff, schließt sich ein Leben an. Des Menschen Leib selber ist eine kleine Welt von lebendigen Geschöpfen. Sie regen sich und schwelgen im Schleim der Zähne, in seinen Eingeweiden, in seinen Säften und häutigen Zellen.

---

49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt.

Jenes Gesetz alles Wesens und Wirkens: Anziehung und Abstoßung, — ist auch das erste und allgemeinste der allbelebenden Natur, wenn sie ihre sachlichwirkende Einheit, in der Vergänglichkeit der Erscheinungen, auf unzählige Weise ausprägt. Das Urbelebende, in sich zu mancherlei Artungen auseinander getreten, (die dann wiederum in sich, fort und fort als Gleichartiges wesend von einander gehn,) gliedert und ordnet, in Anziehung verwandter Stoffe, bewegender Kräfte und Lebensgattungen, das Mannigfache derselben zu Abbildern ihrer eignen Einheitsnothwendigkeit; zu pflanzischen und thierischen Eigenganzen, für deren Menge und Beschaffenheit uns Zahlen und Namen fehlen.

Wachsthum, d. i. Vereinigung von Stoff-, Kraft und Lebensgattungen, Bewahrung und Gliederung derselben zu einem Einheitsgebilde; — so wie Fortsetzungen seiner selbst zu gleichartigen Gebilden, dürfen wir daher wohl, mit Fug, die unmittelbaren Verrichtungen des Lebens nennen. Hingegen alle Leistungen desselben, welche nur vermittelst des Gesetzthums der vom Leben gebundnen und beherrschten Stoff-, Kraft- und (ihm verwandten Lebensgattungen) geschehn können, unterscheiden wir von jenen, als mittelbare Lebensverrichtungen, wie das Geschäft der Nährung,

Verdauung, Wiederergänzung, Fortbewegung und Absonderung der Flüssigkeiten.

Das Geschäft der Nährung ist einfaches Erscheinen der Wahlverwandtschaft einer Lebensartung zu den, ihrem Gesetzthum entsprechenden, übrigen Lebensgattungen, Bewegkräften und Stoffen, welche die Lebensartung sich zum Ausgestalten ihrer Einheitsschöpfung aneignet. Zwar auch todte Stoffgebilde vergrößern sich durch Anhaftung der ihnen verwandten, oder durch Regewerden magnetischer und galvanischer Kräfte. So wächst der Bleibaum aus der Auflösung seines Metalls pflanzenhaft nach allen Seiten empor mit seinen glänzenden krystallischen Blättchen. Aber es geschieht diese Ausdehnung der durch Ansätze der Metallatomen an den äußern Flächen und Spitzen. Das Leben hingegen erweitert sein Gewächs von innen aus, indem es die an sich gezognen Stoffe zersetzt; die seinem Bedarf untauglichen absondert und ausscheidet; die tauglichen vertheilt, und den verschiednen Gliedern, Werkzeugen und Bestandtheilen seines Gehäuses einverleibt, denen sie Verwandtes sind. Diese Verarbeitung und scheinbare Verwandlung der Materie, gleichsam ihre Veredlung, durch Verähnlichung und Mischung mit früher vorhandnen, ist das Verdauungsgeschäft des pflanzischen und thierischen Lebens. Jede Artung desselben krystallet seine Fasern, Schläuche, Zellgewebe u. s. w., so wie deren Verhältnisse und Formen, vermittelst Verwendung der verschiednen an sich genommenen bewegenden Kräfte anders; und verähnlicht und mischet, durch eigenthümlichen Chemismus, die Stoffe auf andre Weise. Der Wermuth und die Weinrebe, in gleichem Boden beisammen wurzelnd und Nahrung saugend, in gleicher Luft athmend, bilden ganz verschiedne Säfte in ihrem Innern. Das Fleisch der Säugthiere, Vögel, Fische u. s. w. ist verschieden unter sich und von dem der Pflanzen.

Mit jenem Geschäft der Gewinnung, Verdauung und Vertheilung der Nährstoffe ist das der Wiederergänzung, oder der Heilung verletzter Theile des Gegliedets, fast dasselbe; nur höher Gesteigertes. Es ist, wie jenes, eins der allgemeinsten und ersten Geschäfte der, dem Urleben nächsten, Lebensgattungen. Frisch abgeschnittne Wurzeln, Zweige, Knospen u. s. w. ergänzen sich selber wieder zu vollständigen Lebens-

gebilden ihrer Art. Trembley kehrte Polypen um, das Innere zum Aeußern; er theilte sie und sie stellten sich wieder her. Bonnet nahm dem Salamander Augen und Füße; sein Leben ersetzte sie von neuem, wenn gleich minder vollkommen.

Alle bisher genannten Verrichtungen sind in der Allgemeinheit der Anziehung begründet. Aber untrennbar verbunden damit ist die Abstoßung des dem Gesetzthum des Lebens, nach Zahl und Beschaffenheit, Unverwandten, und seiner Wesensartung Widersprechenden. Es offenbart sich dieses Abstoßen sowohl in der Fortbewegung gasiger und tropfbarer Flüssigkeiten im Innern des Lebensgehäuses, als in der Fortschaffung und Absonderung unvereinbarer Materien aus demselben, oder Ausscheidung des Entbehrlichen, durch Verdünstung, Aushauchen, Auswurf u. s. w. Wir wissen, daß die Leiber der Menschen und Thiere, nach einer Reihe von Jahren, nicht mehr aus den nämlichen Stoffen bestehn, aus denen sie einst früher bestanden; daß selbst die Knochen, in ihrem Wachsthum, die ältern Bestandtheile verlieren und mit neuen ersetzt werden. Das Leben bewahrt nur, beim immerwährenden Wechsel des Materials, die von ihm bestimmten Formen des Geglieders, wie im versteinerten Holz der Kieselstoff in die Formen des verschwundenen Pflanzenstoffs an dessen Stelle tritt.

In allen diesen Verrichtungen ist die eigenthümliche Wirksamkeit der Wärme, des Lichts, Elekters, Galvans, Magnets und andrer Bewegkräfte, sowie ihrer Gegensätze, unverkennbar. Allein eben so unverkennbar handeln sie nicht frei; sondern beherrscht und gefesselt durch die Gewalt des Lebens und, nach seinem Gesetzthum, in bestimmter Ordnung wirkend. Sie werden durch das Leben zur Thätigkeit erregt und bedingt, wie sie ihrerseits, einwirkend, auch das Leben erregen und seine Wirksamkeit bedingen.

Erregbarkeit zum Erscheinen, zum in sich Aendern, ist Gemeingut aller Wesensartungen. Es ist auch das Erste und Letzte jeder Lebensäußerung, im Keim, wie in einzelnen Theilen seiner Gliederungen; in diesen aber mehr, oder minder vorhanden, oder gewahrbar. Einen höhern Grad der Erregbarkeit, der von uns sinnlich gewahrt

werden kann in allen oder einzelnen Theilen des Lebensgebildes, nennen wir **Reizbarkeit** (Irritabilität). In todten Stoffgebilden fehlt sie; oder wir wollten die Elastizität, Schatten und Abbild von ihr, nennen. Wir erblicken sie im Zusammenziehn der thierischen Muskeln, wie in den Fasern vieler Kräuter, Gesträuche und Bäume. Bei warmblütigen Thieren verschwindet sie, als letzte Lebensspur, bald nach der Trennung des Kopfs vom Rumpf aus allen Theilen; bei kaltblütigen später. Eine entherzte Schildkröte regt sich noch Tage lang; die vom Rumpf getrennten Beine der Spinnen, Frösche u. s. w. zucken noch mehrere Stunden nachher.

---

30. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens.

Selbst jene **höhern Lebensverrichtungen**, welche unsre Bewunderung, oft unser Erstaunen sind; jene **Pflanzentriebe**, jene **Instinkte der Thiere**, bieten uns in ihrer Ursprünglichkeit wieder nichts anders dar, als Wechselwirkungen zwischen der Lebensthätigkeit in den Gewächsen, und den erregenden und bewegenden Grundkräften in und außer ihnen. Wenn Tannen, Zedern und Palmen, so wie die niedrigsten Kräuter ihre Wurzeln forschend durch den Erdboden versenden, um festern Anhalt, oder geeignetere Nahrung, zu finden; oder wenn sie ihre Stängel, Zweige, Blätter durstig dem Himmelslicht zuwenden, und, sind sie in Dunkelheit eingeschlossen, ihre jungen Sprossen dem feinsten Spalte, der kleinsten Oeffnung entgegenlenken, durch welche einige Helligkeit dringt: so waltet hier keine freie Wahl, sondern das Alles durchherrschende Gesetz der Natur, **Anziehung des Verwandten zum Gleichartigen**, wie es im Zusammenstreben der Hoch- und Niederpole des Galvans, Elektrers und Magneten u. s. w. waltet. Aber die Natur, in ihrer höhern Wirksamkeitssphäre, sich reicher und großartiger entfaltend, vermannigfaltigt und steigert, im Reich des Lebens, das Schaffen nach ihrem Gesetzthum. Die bewegenden Grundkräfte sind hier, im Innern jedes Einheitsgebildes, der Gewalt derjenigen Macht untergeordnet, die es erbaut hat. Schlingpflanzen, von

aufrecht feſtern Körpern entfernt, ſchleichen daher dieſen nach, um ſich an ihnen emporzuranken. Das Geſchmeidige und zartere ſchließt ſich ſeinem Gegenſatz, dem Starren und Stärkern an, gezogen von ſeinem Bedürfniß. Die Staubkolben männlicher Blüten gießen ihren Samen durch die Lüfte. Es iſt nicht der Zufall, welcher ihn, in ſeinem Umherſchweben, den weiblichen Blumen zulenkt, ſie zu befruchten; ſo wenig der Zufall den Blitzfunken der elektriſchen Wolke den Metallſpitzen, oder andern leitenden Körpern entgegenführt. — Wenn die von gleichnamigen Polen des Elekters, oder Magnets geſättigten und bewegten Atome einander fliehn, oder die, welche von ungleichnamigen erregt worden ſind, zur Vereinung ſtreben: ſo erkennen wir darin daſſelbe Geſetz, welches wir in belebten Geſchöpfen, als Abneigung und Anneigung, Antipathie und Sympathie, wahrnehmen. Es gibt Pflanzen, wie Thiere, welche die Nähe anderer meiden, oder im Dunſtkreis derſelben verkümmern und erkranken müſſen.

---

51. Lebenszuſtände in Gebundenheit, Erſtarrung, Winterſchlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen.

Die dem Urleben entſprungenen Gattungen (46.) deſſelben wirken alſo nicht nur auf die Stoffe und Kräfte ein, welche ſie, im Innern ihrer Verkörperung, zur Ausgeſtaltung derſelben, nach Bedürfniß feſſeln, oder entlaſſen, vertheilen und ordnen: ſondern auch auf die Lebensartungen, die Stoffe und die Kräfte, welche außer den Gränzen ihres Gebildes, ihnen mehr oder minder verwandt, oder ungleich, vorhanden ſind. Jene Wirkſamkeitsweiſe wäre ohne dieſe nicht möglich. Im Weltall, dem Andersſeyn des Weſenden, dem Wiederſchein des All-Einen der Natur, beſteht jede der einzelnen Erſcheinungen, und deren Geſammtheit, durch und für einander, hervorgetreten; durch und für einander bedingt. Darum wirken auch die außerhalb des pflanzlichen oder thieriſchen Körpers regen Artungen des Lebens, des Stoffs und der Bewegkraft, auf dieſen Körper eben ſo gewaltreich zurück. Mangel, oder Ueberfluß der Nahrungsſtoffe, des Lichtes, der Wärme, der Dunkelheit, der Kälte, der elektriſchen, galvaniſchen,

magnetischen Flüssigkeiten, beschränken, oder hemmen, oder erweitern und begünstigen, die Lebensthätigkeit in den Geschöpfen.

Am bemerkbarsten macht sich dieser Einfluß überall bei der verschiednen Beschaffenheit des Bodens, des Wassers und der Luft, welche für Thiere und Pflanzen gleichsam die allgemeinen Behälter der ihnen entsprechenden Lebsstoffe und Bewegkräfte sind. Wir kennen die Einwirkungen der Tage und Nächte; die noch größern der Jahrszeiten und Klimate. Nicht nur die Thätigkeit der Lebensgattungen wird in denselben geändert, im Winter begränzt, wo nicht gehemmt; im Frühling neu angeregt; im Sommer und Herbst vollständig: sondern die Gattungen des Lebens selber sammeln sich zur Schöpfung ihrer stoffischen Gebilde nur da, wo Erdreich und Himmelsstrich ihrem Gesetzthum am verwandtesten und zusagendsten sind. Palmen, Banianen und Aloen, die Löwen, Boaschlangen und Papageien, ziehn nur zur Licht- und Wärmefülle des Südens; Fichten, und Flechten der mannigfachsten Art, Rennthiere und Eisbären gedeihn nur in der Winterlichkeit von Tagen und Nächten des Nordens.

Die klimatischen Verhältnisse der Länder, nebst den mittlern Graden der Erdwärme, stehn mit den Jahrszeiten in gewisser Aehnlichkeit: die kalten, lichtarmen Polarzonen mit dem Winter; die beiden gemäßigten Erdgürtel mit dem Frühling; die heißen Tropengegenden mit dem Sommer und Herbst. Es muß sich nothwendig eine durch diese Himmelsstriche bedingte Reihenfolge der Pflanzen und Thiere, ihrer Artungen und Verartungen, vom Erdgleicher hinweg bis zu den Erdachsen, ergeben. Jede veränderte Stellung der Erdachse zur Sonne würde nothwendig diese Reihenfolge, oder die geographische Vertheilung der Pflanzen und Thiere auf der Oberfläche unsers Planeten stören und verwandeln, wie sie vielleicht einst eine andre war, als jene riesigen Geschöpfe, deren halbähnliche Ebenbilder zum Theil noch zwischen den Wendekreisen erblickt werden, in den mildern Zonen, und selbst in der Nachbarschaft der Polarwelt, gewohnt zu haben scheinen.

Wenn auch schon manche Thier- und Pflanzengattungen in beinah alle Zonen eingebürgert werden können, sind die meisten doch, von der

Beſchaffenheit ihres heimathlichen Bodens und des mit ihm verbundnen Theils der Atmoſphäre, ſo abhängig, daß ſie davon nicht entfernt werden können, ohne endlich zu ſerben und auszuſterben. Sie verlaſſen den Bezirk ihrer Heimath nicht freiwillig; auch wenn man ihnen einen andern, unter gleichem Breitengrade, von gleicher Temperatur, gleicher Lage in Rückſicht der Winde, des Gebirgs, des Meeres u. ſ. w. oder gleicher Höhe über dem Meere anweiſen möchte. Den Beweis haben dafür mehrere Pflanzen Paraguay's, China's u. ſ. w. geliefert. Es ſcheint dies dafür zu zeugen, daß ſich auf manchen Strecken des Erdballs beſondre Artungen des Lebſtoffes, beſondre Artungen der bewegenden Kräfte, oder eigenthümliche Vereinigungen derſelben, oder mächtigere Aeuſſerungen des Erdballs durch ſein galvaniſch-elektriſch-magnetiſches Wirken, u. ſ. w. bleibend verſammelt und gleichſam angehäuft finden. Der Einfluß dieſer Zuſtände, auf die Lebensgattungen, offenbart ſich nicht nur auf die Pflanzenwelt, ſondern auch auf Menſchen und Thiere.

Mit dem Wechſel der Jahrszeiten ändern die Beſchaffenheiten des Luftkreiſes, nicht etwa nur durch Mehrung und Minderung der Wärme, des Lichts, Elekters u. ſ. w., ſondern auch durch Hervortreten und ſtärkeres Einwirken andrer Artungen der bewegenden Kräfte, und deren verwandelte Verhältniſſe in Verbindung mit unerkennbaren Artungen der Atome. Davon belehrt uns beim Wechſel der Jahrszeiten, die im gleichen Verhältniß geänderte Lebenswirkſamkeit in Pflanzen und Thieren; jene ſproſſen oder welken; dieſe wechſeln Farbe und Behaarung. Die Sterblichkeit der Menſchen iſt in beſtimmten Zeiten des Jahrs allgemeiner. Noch kennen wir nicht alle Gattungen der Stoffe und der auf ſie und die Lebensgattungen einwirkenden Kräfte. Die Phyſik, als Wiſſenſchaft, wie reich ſie uns jetzt ſchon immerhin ausgeſtattet erſcheint, liegt noch in der Wiege ihrer Kindheit. Wer löſet heut ſchon das Räthſel vom Einfluß entfernter Weltkörper, der Sonne, des Mondes, vielleicht noch andrer, unabhängig von Licht-, Wärme-, Elekterverbindungen und Entbindungen, auf die Verrichtungen des Lebens; ein Einfluß, den tauſend Thatſachen unter allen Himmelsſtrichen beurkunden? Wer löſet das Räthſel der ſogenannten Miasmen, der zeitweiſen Erſcheinungen und Dauern ge-

wisser epidemischer und sporadischer Krankheiten, und ihrer Wanderungen um den Erdkreis? Wer löset das Räthsel der Vorgefühle vieler Thiere von Witterungswechseln, selbst atmosphärischen, feuchten oder trocknen, Zuständen ganzer Sommerzeiten? Wir athmen, wir leben mit Pflanzen und Thieren im Luftmeer; aber seine Bestandtheile sind uns unbekannt, mit Ausnahme der allergewahrbarsten und ausscheidungsfähigsten Gasarten; unbekannt sind uns seine Ebben und Fluten, Bewegungen und Verwandlungen. Jene Erfahrungswissenschaften, welche wir Atmosphärologie und Meteorologie nennen, werden in ihrer bisherigen Dürftigkeit beharren, bis eine Kette oder mehrere Linien von Beobachtungspunkten, mit verglichenen Werkzeugen und einerlei Weisungen ausgestattet, von einem Polarkreise zum andern, alle Zonen durchschneidend, gezogen sind; und eben so wieder mehrere, in verschiednen Breitegraden, um beide Halbkugeln des Weltkörpers; bis wir die gleichzeitigen Erscheinungen des gesammten Luftkreises, von der Meeresfläche bis zu den letzten bewohnten Höhen der Gebirge, kennen; sowohl mit Bezug auf den Stand der Sonne und der übrigen Planeten zum Erdball, als der Erdbeben, vulkanischen Ausbrüche, oder der Ausbreitung, Dauer und Wanderung um sich greifender Seuchen aller Art u. s. w. *).

Aber auch dann werden dem geschärftesten Blick der forschenden Beobachter viele Umstände entrinnen, welche den Schlüssel zur Lösung des anziehendsten Räthsels verheimlichen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Luft- und Erdkreis noch Familien von Atomen und Kräften beherbergen, welche sich bisher so wenig, als Licht- und Wärmestoff fangen, wägen, prüfen ließen; und die in großen Wechselwirkungen auf einander und mit bekanntern Gasen und Naturkräften, nicht geringen Einfluß auf Lebensentwickelungen haben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß jede einzelne Stelle, oder Gegend, auf der Erdoberfläche ihre eigenthümliche Häufung und Mischung von Dünsten,

*) Dergleichen könnte, in unsrer Zeit, nur von England ausgeführt werden. Ich gab meinem verewigten Freunde, dem Prof. M. A. Pictet in Genf, auf sein Verlangen, meine Idee darüber schriftlich. Er wollte sie der Londner Societät der Wissenschaften mittheilen, und starb bald darauf.

der Weltvater Tane de Medoa geheißen, auch der Gott im Sohne Toon tee te Mode gedacht, und der von einem geflügelten Geiste Manneo te Hoon geredet. Aber Schutzgötter hat jedes Eiland, hat jede Familie, haben die Meere. Die Diener der Gottheiten und Ausleger ihres Willens sind die Priester auf den Inseln. Diese heischen Opfer, häufig Menschenopfer auf den Begräbnißplätzen oder Morai's, wo die Seelen der Verstorbenen eine Zeit lang in der Nähe ihrer Leichname und zwar verborgen in den holzernen, neben den Gräbern aufgerichteten Bildnissen, verweilen, und nebenbei ein schadenfroher böser Geist, den nur Priester zähmen und leiten, in einem Behälter hauset, worin man die Todtenschädel sammelt.

König Pomarre selbst, ein geist- und gemüthvoller Mann, zu religiosen Betrachtungen geneigt, und den die Otaheiten für den größten ihrer Fürsten halten, den sie je gehabt, war sonst der eifrigste Verehrer der Götter gewesen. Auf seinen Befehl wurden ihnen vor Zeiten viele Altäre errichtet, zahllose Gaben und Opfer gebracht, selbst Menschen geschlachtet. Einer der brittischen Missionarien berechnet, daß er gegen tausend Menschen aus Götterfurcht geopfert habe. Eben so eifrig aber, sobald er von den brittischen Lehrern hellere Begriffe über göttliche Dinge empfangen hatte, umarmte er nachher die Lehre von Christo.

Gasen, Atomen, Bewegkräften und Gegensätzen derselben enthalte, deren Verschiedenheit von den übrigen, oder deren Uebergang zu benachbarten, wir nur in rohern Umrissen, nicht in ihren zartern Bestimmungen, zu unterscheiden wissen. Kein Ort auf Erden ist dem andern in seinen Umgebungen, und physischen Verhältnissen, gleich. Geographische Länge und Breite eines jeden; größere oder geringere Erhebung über der Meeresfläche; freie oder von Bergen umfangne Lagen; Sumpf-, Steppen-, Felsen-, Sandboden; stehende, stille oder bewegte, oder unterirdische Gewässer; stärkeres oder schwächeres örtliches Erregtseyn von Elektet, Galvan, Magnet des Weltkörpers selber; andre Thier- und Pflanzenwelt mit deren eigenartigen Verdünstungen; zahllose Einflüsse andrer Art, geben der Beschaffenheit jeglicher Gegend eigenthümliche von andern verschiedne Haltung und Stimmung. Auf gewissen Punkten der Erdoberfläche finden wir die Pest; auf andern die Cholera; in der Verschattung, tieferliegender Gebirgsthäler den Cretinismus heimisch. Aufenthaltswechsel, oder Luftänderung, kränklicher Menschen wird ihrem Genesen, bald vortheilhaft, oder gefährlich.

Den menschlichen Sinnen sind diese eigenthümlichen Häufungen und Mischungs- und Erregungsverhältnisse von Stoffen und Kräften, auf verschiednen Erdstellen, unempfindbar. Aber nicht auf gleiche Weise sind denselben die Sinne aller Thiere verschlossen. Das Leben des menschlichen Leibes wird vom Einfluß jener mannigfaltigen Zustände nur selten in seinem Wirken geändert. Der Mensch, und nur wenige Thiere und Pflanzen, wie er, gleichsam geharnischt gegen die Einwirkung jener Zustände, können sich daher in fast allen Gegenden des Weltkörpers ansiedeln. Nicht also jede der thierischen und pflanzischen Lebensgattungen. Der Mehrtheil der Pflanzen und Thiere ist an den Genuß örtlicher Naturverhältnisse gefesselt; er wird von ihnen aus der Ferne angezogen; von andern wieder verdrängt.

Doch bei dem bunten Wechsel dieser zartern, irdischen und gasigen Eigenthümlichkeiten der Oerter und Gegenden herrscht unstreitig ein allmäliges Uebergehn von einem zum andern, von den Polen bis zum Erdgleicher; eine Einheit im Mannigfaltigen, welche wir schon an dem stufenweisen Uebergang der Thier- und Pflanzenarten von

den Gebieten des heißen Erdgürtels hinweg bis zu den Zonen der Polarwelt erkennen. Dies, was in seiner geheimen Selbstheit für uns unempfindbar ist, ist es nicht für die Lebensreizbarkeit, oder feineren, oder uns unbekannten, Sinne mancher Thiere. Es dient ihnen zu einer uns unsichtbaren, ihnen aber unverkennbaren Wasser- oder Luftstraße auf ihren Wanderungen. Die irrende Ameise, die weithumherschwärmende Biene, die weitentführte Posttaube, findet ihr entferntes Nest wieder. Die wandernden Schaaren der Fische, wenn sie, in der Laichzeit, die heimathlichen Eismeere gegen südlichere vertauscht haben; die Zugvögel, wenn sie zur Herbstzeit sich von uns ab, wärmern Himmelsgegenden zugewandt haben, kehren zur bestimmten Zeit dahin, ohne Verirrung, zurück, von wannen sie ausgezogen sind. Die allgemeine Umstimmung der den Erdball durchdringenden und umschwebenden Atomen und Bewegkräfte, deren Andersseyn und Anderserregen des Lebens, bei geänderter Stellung unsers Weltkörpers zur Sonne, ist der Zauberzwang, welcher jene Geschöpfe zum Kommen und Abgehn ruft. Nicht bloß bevorstehender Mangel an Nahrung im Winter, nicht dessen Kälte, ruft den Zugvogel in reichere oder mildere Weltgegenden. Gefangengehalten auch in warmen Zimmern, auch bei guter Nahrung, wird er zur Zeit des Auswanderns, ohne Kunde vom Rüsten seiner Geschlechtsgenossen, unruhig, wild umherflatternd, schlaflos und hinwegstrebend. Das ganze Weltall ist in gegenseitigen Erregungen bewegt und ewig ändernd.

Ohne Einwirkung ihm verwandter Kräfte, ruht das Leben in sich selber, ungeweckt, thatlos, gebunden. Es kann Jahre, vielleicht Jahrhunderte lang, Samenkörnern in der Erde beiwohnen, ohne den vorhandnen Keim desselben zu entwickeln. Man hat in kleinen Aushöhlungen des Jurakalks, beim Sprengen tieferer Felslager, leblos scheinende kleine Würmer eingeschlossen gefunden, welche sich an Sonnenlicht wieder zu regen anfingen, doch dann nach wenigen Tagen starben *). Waren sie Reste des urweltlichen Lebens, aus Zeitaltern,

*) Mein gelehrter Freund Hugi in Solothurn zeigte mir davon vor. Die Würmer (Larven, Verpuppungen) hatten sich in kleinen, sehr ausgeglätteten, luftdicht geschlossenen Kalkstein, erhalten.

da der Fels noch Schlamm geweſen und ſie umhüllte? oder Entbindungen aus Inſekteneiern, welche durch Steinritzen, mit dem einſickernden Waſſer, zur Tiefe jener Kalkablagerungen gelangten? Aber dies in ſich gebundene Leben iſt kein ſchlechthiniger Stillſtand ſeiner Thätigkeit. Gehemmt am äußern Erſcheinen iſt es, die erſte und tiefſte ſeiner Verrichtungen vollziehend, in ſich ſelber wirkſam, die zarte Gliederung des Keims und ſeine Vereinung mit demſelben zu bewahren.

Aehnlich dieſem Zuſtande iſt die gewaltſame Zurückdrängung der Lebensmacht aus den äußern, nach den innern Theilen ihrer Behauſung, ſobald feindſelige, ihrem Geſetzthum widerſtreitende, Kräfte ſie überwältigen. Wir ſehn Pflanzen und Thiere beim Uebermaß von Licht, Wärme, Elekter u. ſ. w. ſchmachten und verdorren; beim Mangel der geforderten Erregung, erſtarren.

Mit Verdichtung der flüſſigen Stoffe, in den Außentheilen des Gebildes, flüchtet das gehemmte Leben ins Innere ſeiner Schöpfung zurück. Halmen und Blätter fallen im Winter ab von den Gewächſen; Thiere liegen vom Froſt betäubt. Man pflegt dieſe Zuſtände der äußern Erſtarrung, den Winterſchlaf der Thiere und Pflanzen zu nennen, wiewohl er kein wahrer Schlaf, ſondern nur eine erzwungene Unthätigkeit, oder Gebundenheit, des Lebens, in äußern Geglieder, iſt; wie denn auch andre Verhältniſſe ähnliche Stillſtände, oder Zurückflüchtungen des Lebens, bei Menſchen und Thieren bewirken können, Ohnmachten, Katalepſien u. ſ. w. genannt.

Annähernder iſt dem wirklichen Schlafe der Zuſtand pflanzlicher, oder thieriſcher Embryonen, während ihrer Erregtheit zum Wachsthum, im Samen, in Eiern, im Innern der Mütter; oder jener der Inſekten, während ihrer Verpuppung. Gleichſam in ſich ſelber verſchloſſen, geſchirmt vor dem Andrang übermächtiger Bewegkräfte, nur in mäßiger Wechſelwirkung mit der Umgebung, arbeitet das Leben da von innen nach außen, zur Vollendung ſeiner Werkzeuge, mit welchen gerüſtet, es in die gewaltigen Wogen und Strömungen des Weltganzen hervortreten und ſeine Aufgabe löſen kann.

Wachen und Schlaf selbst sind Gegensätzlichwerdungen der Lebensthätigkeit in der Art ihrer Erscheinung. Sie wendet sich im Wachen gegen die Außenwelt, zu verwandten Stoffen und Kräften, für den Bau des Einheitsgebildes, Materialien zu sammeln; oder sich in Zeugung zu vermannigfachen und zu verewigen; im Schlafen hat sie nur inneres Wachseyn, bei geringem Verkehr mit dem Draußen; ist zur Verarbeitung der gewonnenen Materialien in Ausgestaltung ihres Werkes geschäftig; wachend mehr zum Erwerb der Stoffe und zur Verwendung der Kräfte; schlafend mehr zum Erwerb der Kräfte und Verbrauch, oder Verwandeln der Stoffe rührig; wachend mehr den höhern Lebensverrichtungen hingegeben, schlafend mehr den untern (49.).

Licht und Wärme, wie sie der Tag bietet, sind im Allgemeinen mehr der höhern Wirksamkeitsweise des Lebens hold, der Bethätigung des Faser- und Muskelreizes, der Befruchtung und Zeugung, der Verdichtung des Gewebes, der Streckung des Wuchses zur Höhe, begleitet von Ausscheidung des Ueberflusses gasiger und tropfbarer Flüssigkeit aus dem Bau des Gegliedert. Denn Licht mäßiget dabei die verflüchtigende Gewalt der Wärme; Wärme die verdichtende des Lichtes (41.).

Dunkelheit und Wärme hinwieder, wenn sie, wie zur Nachtzeit, vorherrschen, begünstigen mehr das Geschäft der niedern Lebensverrichtungen und des innern Wachseyns; Verdünnung, Verdauung, Verähnlichung der Säfte, Ausdehnung der Gefäße, Keimentwickelung und Wiederherstellung, oder Ergänzung des Verletzten. Pflanzen im Schlaf, oder von Dunkelheit und Wärme umfangen, werden schwammiger, wässriger, entfärbter; Thiere gedunsener, schlaffer, weichlichern Baues; während beide am Tage, in Licht und Wärme, schlanker, kerniger, gestärkter und farbenreicher erwachsen. Dunkelheit und Kälte mit einander verbunden, hemmen sich gegenseitig in Erweckung der Lebensregsamkeit (42.).

Obgleich Tages- und Jahreszeiten mit ihrem Mehr oder Minder des Lichts, der Wärme und andrer verwandten Kräfte, die Zustände

und Geſchäfte des Lebens im Wachen und Schlaf begünſtigen: ſind Schlaf und Wachen dennoch nichts weniger, als von ihnen allein bedingte Zuſtände, ſondern aus dem Weſen des ſchaffenden Lebens hervorgegangne Gegenſätzlichwerdungen ſeiner Thätigkeit. Allerdings öffnen viele Pflanzen ihre Blumenkronen, oder die nächtlich zuſammengefalteten gefiederten Blättchen (wie Tamarinden, Mimoſen u. ſ. w.), dem wachſenden Tageslicht am Morgen; andre ſpäter. Aber ſie thun daſſelbe auch, und erwachen um dieſelbe Zeit, wenn ſie, künſtlich vom Genuß des Sonnenlichts ausgeſchloſſen, in tiefſter Finſterniß gehalten werden. Wieder andre treten ſchon am vollen Tage, zu verſchiednen Stunden, in den Schlummer zurück. Noch andre wachen, blühn, befruchten ſich Nachts, und verſchließen ſich am Tage, wie Nachtviole, arabiſcher Jasmin (Nyctanthes sambac), die Nyctagineen u. a. m. Eben ſo verſchlafen mehrere Thiergattungen den Tag, die aber, allnächtlich wach, auf Nahrung ausgehn, Neſter baun und ſich begatten. Nur in den untern Klaſſen des Pflanzen- und Thierreichs haben wir jene Gegenſätze der Thätigkeitsweiſe, zum innern oder äußern Wachſeyn, noch nicht wahrnehmen können.

32. Zeugung und Tod.

Anfangs ein Funke, mehrt ſich die belebende Macht des ſtoffiſchen Einheitsgebildes, mit Menge und Mannigfaltigkeit der Kräfte und Stoffe, welche ſie in ihren Bereich aufgenommen und ihrem Geſetz untergeordnet hat. Die Fülle des Lebens mehrt ſich bis zum Ueberſtrömen zu neuen Gebilden. Je mehr Nahrung, je mehr Zeugungskraft. In Hungerjahren werden weniger Menſchen geboren.

Je reicher am Wiederergänzungsvermögen das Leben, und je einfacher ſein Bau iſt, um ſo leichter wird ſeine Fortpflanzung geſchehn; ſelbſt durch einzelne Theile ſeiner Verkörperung (wenn in denſelben das Weſentlichſte ſeines Gegliederts ſich wiederholt findet), wie im Bau der Polypen, in Zweigen, oder Wurzeln, oder Knospen, ſelbſt Blättern vieler Pflanzen. Im Samenkeim (Ei, Zötus) iſt die Geſammt-

heit des Gliederes jeder Gattung vollständig in Anlage, aber nicht ausgebildet.

Das Leben auf diesen unterſten Stufen, mit denen auch die vollkommenſten Anlagen deſſelben ihr Werk beginnen, hat in der anfänglichen Unfeſtigkeit, Flüſſigkeit oder Weichheit der Stoffe, in denen es ſchafft, die meiſte Hinneigung zur Ausdehnung, zum Wachsthum, zur Ergänzung ſeiner Gliederungen. Daher wachſen zwei und mehr Keime, in ihrer noch dotterartigen Beſchaffenheit, gedrängt, in einander überfließend, leicht zuſammen, als Doppelgebilde mit Doppelleben. So ſehen wir zuweilen zuſammengewachſene Kirſchen, Mandeln, Thiere, Menſchen.

Hinwieder kann auch einſeitige Begünſtigung, oder Störung, der einen oder andern Lebensverrichtung, im Ausbilden des Gewächſes, einſeitiges Entfalten, oder Zurückſtehn einzelner Gliederungen, oder auch Entwickelung fremdartiger Lebensgattungen im Gehäuſe einer andern, und auf Koſten derſelben, d. i. Mißgeſtaltungen (monſtröſe Bildungen) bewirken, welche ſich mit dem Wachsthum des Ganzen verhältnißmäßig ausgeſtalten. Indem das ſchaffende Leben, bei dieſer irren Richtung ſeiner Thätigkeit, zumal bei Ausbildung der edlern, innern Werkzeuge, die Mißverhältniſſe fortſetzt, pflanzt es dieſelben zeugend, als Gleichartiges von ſich, im Samengebilde fort. Es hüllt hier den von ihm ausgegangnen Funken in dieſelben Stoffarten und Formverhältniſſe, welche es ſelber zum Bau ſeines Gehäuſes anzunehmen gezwungen war. Innere Mißgebilde der Werkzeuge (organiſche Fehler) können daher in Geſchlechterfolgen vererbt werden, beſonders wenn, zur Fortzeugung, Geſchöpfe auf einander wirken, welche durch Herkunft von gleichem Stamm, durch Gleichheit örtlichen Atmoſphären-Tons, und der dadurch bedingten Beſchaffenheit der Nahrungsſtoffe, mehr oder weniger zu ähnlichen theilweiſen Schwächen, oder Mißbildungen, der innern Gliederungen, Hinneigung empfangen haben. Feldfrüchte verarten und vergehn mit der Zeit endlich auf dem Boden, von deſſen Pflanzen ihre Saat ſtammt. Völkerſchaften, die in ſeltener Vermiſchung mit andern leben, nehmen endlich, unter dem Einfluß vom Klima und Boden ihrer Wohnſtätte, eigenthümliche Haltung und Geſtaltung des Körperbau's, ſogenannte Rationalphyſiognomien, an, wodurch ſie ſich von Nachbarn unterſcheiden. Familien, deren Kinder

ſich, nur unter ſich, und unvermiſcht mit andern Geblüt, fortpflanzen, ſterben endlich entartend aus. Das leibliche Leben der Familien und Völkerſchaften, wie der Thiere und Feldfrüchte, iſt nicht das unwandelbar Weſende, ſondern nur Erſcheinung deſſelben, und kann ſich nur in Mannigfaltigkeit und Wechſel erhalten.

Im zarten, flüſſigen, dotterartigen Keim, dem ſich irgend eine Artung des Urlebens angeſchloſſen hat, wickelt dieſe ihre Einheitsform aus einander, in Aneignung und Verdichtung der Stoffe, mit denen ſie ſich umkörpert. Ihr geſammtes Schaffen, im Erſcheinen, iſt ein fortgeſetzter Verdichtungsprozeß der von ihr gegliederten Werkzeuge. Sind dieſe zur angemeſſenen Feſtigkeit gelangt, tritt das Urleben zeugend, ändernd in ſich, zu erſcheinenden Gleichartigkeiten der Gattung aus einander. So waltet es unvergänglich in neuen Erſcheinungen fort, während die frühern einzelnen Lebensgebilde dadurch wieder vergehn, wodurch ſie wurden, nämlich durch den Verdichtungsprozeß. — Zuerſt erſtarren, im anhaltenden Verdichtungsverfahren, die feſtern Beſtandtheile von außen nach dem Innern, welche bisher biegſam und geſchmeidig geweſen; die Faſern und Knochen, Stützen und Träger des Flüſſigen und Weichen. Mit ihrer Erhärtung verliert die bildende Lebensmacht die vorige Gewalt über ſie; das Wachsthum in die Länge endet. Es bleibt nur noch Ausdehnbarkeit des Durchmeſſers übrig, welche endlich, mit fortdauerndem Verdichten der Stoffe, gleichfalls ihre Gränzen findet. Dann bleiben noch die flüſſigern und weichern Theile des Körpers zum Spielraum der Lebensthätigkeit. Aber indem ſie ununterbrochen die Beſtandtheile der Faſern und Muskeln, der Zellen, Schläuche und zarteſten Geflechte, dichter drängt, in ſich verengt, werden den luftförmigen und tropfbaren Flüſſigkeiten die Wege des Umlaufs, des Verdünſtens und Wiedereinkehrens verrammelt. Das Leben verſchließt ſich damit ſelber, in Folge ſeines unwandelbaren Geſetzthums, allmälig den freien Verkehr mit der Außenwelt. Es zieht ſich von den äußern, verhärteten, ſpröden Theilen ſeines Werks, immer tiefer in das Innere des Gehäuſes zurück; und unfähig auch dieſes, nach abgebrochner Verbindung mit dem Draußen, zu erhalten, überläßt es den ganzen Bau wieder dem wilden Spiele der von ihm nun unbeherrſchbaren Bewegkräfte. Dieſe, nicht mehr durch ſeine Macht gezähmt, oder abgewehrt, zerſtören das Werk, welches ſie ſelber einſt, im Dienſt des Lebens, errichten halfen.

Dies Entweichen des Lebens, von seinem Steffgebilde, wird der Tod genannt. Nicht die bewegenden Naturkräfte sterben: sie sind das ewige Aendernde und Bewegende des Weltalls. Nicht die Lebstoffe verschwinden aus der Unendlichkeit des Vorhandnen. Sie, in Staub zerfallen, werden verweht, in Atomen aufgelöst, und, angezogen von andern Artungen des Urlebens, werden Bestandtheile von neuen Hüllen. Was heut auf Erden athmet, ist in die Asche längstvergangner Pflanzen, Thier- und Menschengeschlechter eingekleidet. — Nicht das Belebende stirbt; es ist der Gegensatz des Unbelebten; das Wesende kann sich ja nicht entwesen. Die Natur ist die Fülle des ewigen Lebens in wechselnden Erscheinungen ihres Andersseyns; nämlich der Welt.

---

53. Schlußbemerkung.

Was Pflanzen, Thiere und Menschen gliedert und gestaltet, ist, wie gesagt, eine und dieselbe Naturmacht; ein und dasselbe Urleben; nur in verschiednen Abstufungen, Artungen und Wirksamkeitsweisen (46.), in welche es gegensätzlich auseinandertrat. Pflanzen athmen ein und aus; schlafen, wachen, ernähren sich, zeugen sich fort, wie Thiere und Menschen; nur in andrer Weise. Bloß, als lebendige Geschöpfe genommen, sind Pflanzen in den Boden eingewurzelte Thiere, und Thiere sind wandelnde Pflanzen.

Ich habe bisher das Belebende rein, an und für sich, betrachtet, verbunden mit den Stoffen und Bewegkräften, welche es, zur von ihm beherrschten Einheit, gliedert; nicht verbunden mit Seele, oder Geist. Nur das Leben lebt; nicht Luft oder Felsen, nicht Feuer, oder elektrische, oder magnetische, oder eine andre Bewegkraft. Nur das Leben lebt; nicht die Seele lebt, nicht der menschliche Geist lebt, obgleich man sich des bildlichen Ausdrucks von beiden zuweilen bedient; oder Leben, Seele und Geist mit einander verwechselt; oder Alles für eins und dasselbe hält. Das wesende Seelische, die wesenden Geister schweben hoch über Stoff, über Bewegkraft und Leben.

V.

Das Seeliſche.

Er ſelbſt ward thätiger Apoſtel unter ſeinem Volke, auch mit Gefahr ſeines Thrones und Lebens. Mit ihm gleiches Sinnes und in Thätigkeit zur Verbreitung eines heiligern Glaubens wetteifernd, war ſein erſter Rath, welcher (im December 1814) in der Taufe den Namen Chriſtoph Farefan annahm. Er hatte bei den Miſſionarien die Kunſt des Leſens und Schreibens erlernt, wie auch Pomarre und Feder, welcher ſich zum Chriſtenthume geneigt zeigte.

Die Ratira's oder Häuptlinge in den Bezirken, die Prieſter der alten Götter, und alle ihre Anhänger ſahen mit unwilligem Erſtaunen die Anzahl der „Bure Atua“ oder betenden Leute, wie ſie die Chriſten nannten, überall wachſen. Sie beſchloſſen Ausrottung derſelben, während Farefan kühn den alten Glauben durch Wort und That zu vertilgen trachtete, und die Oberhäupter mehrerer benachbarter Inſeln für ſeine heilige Sache gewann. Es kam zum Religionskriege (im Sommer 1815). Aber die Verfechter des Alten, bald unter ſich ſelbſt entzweit, unterlagen im Kampfe, indem ſie ſich zum Theil unter einander ſelbſt aufrieben. Farefan zerſtörte, auf Pomarre's Befehl, die Morai's, die geweihten Götterbilder, die heiligen Bäume. Es offenbarte ſich in dieſem Kampfe, daß der chriſtliche Glaube

Das Seeliſche.

54. Die Natur in Anſchauung und Gefühl ihres Selbſtes. Das Seeliſche und Allbeſeeligende.

Nähern wir uns, in Betrachtung der Natur, einer höhern Sphäre ihrer Herrlichkeit und Macht, in der ſie ſich uns, als die Alles Beſeelende, in ſich Allſelige, verkündet: ſo treten wir aus der Wunderwelt ihrer ins Unendliche auseinandergezweigeten Stoffartungen und mit denſelben vermählten Bewegkräfte, und den daraus in tauſend und tauſend Geſtalten durch das Leben geſchaffnen Abbildern der Natur-Einheit, in ein noch glänzenderes Wunderreich. Da beſteht ſie nicht bloß, als die allgegenwärtig Sachliche (28.), allmächtig Wirkende, ewig Aendernde (29.) und doch in unbedingter Einheit Beharrliche (41), ſondern ſie offenbart ſich uns in Anſchauung und Gefühl ihres Selbſtes (5.). Sie iſt kein todtes, ſtarres, in der Nothwendigkeit ihres Geſetzthums Hinwirkendes: ſondern die beſeelende Ur-Seele des Alls. Sie gewahrt, ſie empfindet, ſie fühlt ſich ſelbſt.

Aber hervorgetreten aus ihrer weſenden Urheit in ihr Andersſeyn; aus ihrer Unbedingtheit in das Bedingte; aus ihrer Unendlichkeit ins Endliche, erſcheint ſie, als endliches Gewahren; als Beſchränkt-Seeliges; als von Unluſt begränzte Luſt. Aber am Seyn erkennen wir das Weſen; im Bewirkten, das Wirkende; im Endlichen das Unendliche. Denn die Wirkungen ſind inner ihrer Urſache (53), nicht außer derſelben.

33. Die Weltſeele.

Die ihr eignes Selbſt gewahrende und fühlende Natur, aber zum Andersſeyn in ſich gegenſätzlich gewordene, können wir mit den Namen der Urſeele oder Weltſeele bezeichnen; wie wir uns auch erlaubt haben, das allgemeine, erſte Andersſeyn ihres Sachlichweſens, Urſtoffliches, oder ihres Wirkens, Urkraft, oder ihres Einheitsäußerns, Urleben zu nennen. Und wie ſie in allen Sphären ihrer Wirkſamkeitsartungen wieder vom Allgemeinen zum Beſondern, und in die mannigfaltigſten Einzelheiten gegenſätzlich auseinandertritt: ſo auch, als Weltſeele in das Zahlloſe der Einzel-Seelen, die, wie die Weltſeele ſelbſt, nur aus ihrer Weſenheit hervorgegangen, untrennbar eins in ihr ſind.

Doch ſo wenig wir, von dem gegenwärtigen Stand unſrer Kenntniſſe und Erfahrungen, die Stufenreihe der Stoffe, Bewegkräfte, oder Lebensgattungen überſchauen können, wie ſie aus dem Allg[illegible]einſten zum einzelnen Höchſten, vom Formloſen zum in ſich vollendetſten Gebilde, aufſteigen: eben ſo wenig iſt für uns daſſelbe vom Erſcheinen des ſeeliſchen Weſens in zahlloſen ſeeliſchen Artungen möglich. Nur ſoviel lehrt uns die Beobachtung, daß ſich die Natur, in dieſer ihrer Wirkſamkeitsſphäre, nicht ſo weitverbreitet äußert, wie in allen vorher bezeichneten. Nur ein geringer Theil belebter Stoffgebilde iſt beſeelt; nur Thiere und Menſchen auf dem Erdball empfinden und fühlen. Alle andern Schöpfungen ſtehn und wandeln, gleichſam wie Todte; ohne ſich ſelber, oder das Uebrige um ſich her, zu gewahren; ohne Luſt, ohne Schmerz.

Und doch ſcheint dieſe Naturmacht, wie jede andre, weiter durch das unendliche All ausgegoſſen zu ſeyn, als ſie ſich unſerm blöden Blick im Endlichen offenbart. Iſt's nicht auch das allgegenwärtige Stoffzeugende? Sind es nicht auch die geheimnißvollen Bewegkräfte, die vorhanden ruhn, wo keiner unſrer Sinne ſie entdeckt, bis ſie, durch Erregung geweckt, wirkend hervortreten? Iſt's nicht ebenſo das überall waltende Ur-Leben des Alls? —

Wie das Ur-Leben, wie die Urkraft nur gewahrbar wird, wenn

es, mit Stoffischem verbunden, sich darstellt: so kennen wir auch die Weltseele nur, wenn sie, irdisch eingekleidet, uns im Endlichen begegnet. Aber es reden tausend unläugbare Erfahrungen davon, daß das seelische Empfinden und Gewahren bei Thieren und Menschen seine Sphäre oft weit über die äußern Leibes- und Sinnengränzen ausdehnt, wie in Antipathien, sogenannten Ahnungen, schlafwanderischen Zuständen, Nervenkrankheiten u. s. w. bemerkbar wird. Es muß ein Erregen und Erregtwerden der Einzelseelen gegenseitig möglich seyn, vermittelst der das All durchfließenden Weltseele; auch unvermittelt durch Stoffe, Kräfte und Lebensgattungen. Ich sage möglich, weil Thatsachen zeugen. Doch davon künftig.

---

56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben.

Stoffe sind Träger der Bewegkräfte; diese sind die Trägerinnen des Lebens; das Leben hinwieder ist der Träger des Seelischen. Und gleichförmig, wie sich das Leben zu immer vollkommner gegliederten Gewächsen entfaltet in der Pflanzenwelt: so stuft sich das Seelische, so die Thierwelt, neben der Pflanzenwelt, gleichlaufend, vom Allgemeinsten, Einfachsten, in sich kaum Unterscheidbaren, zum Vollendetsten hinan.

Wir erblicken, auf den untersten Stufen des Beseelten, die Weichthiere, Polypen und Korallen, fast ohne Gliederung, geschlechtlos; kleinen, den Augen oft ungewahrbaren Schleimbläschen, oder zu Röhren verlängerten Blasenformen, ähnlich. Sie sind noch ohne Eingeweide, sogar ohne Sinnwerkzeuge, und dennoch beseelte Gewächse; denn sie tummeln sich in reger Bewegung durch einander; weichen einander aus; gewahren sich gegenseitig und flüchten vor Störungen, die in ihrem flüssigen Element verursacht werden. — In Muscheln und Schnecken, schon mit Eingeweiden und Zeugungstheilen versehen, äußert das Seelische größere Empfindlichkeit; schärfere Gewahrung der Dinge. Insekten, vollständiger, als jene, ausgebaut, größtentheils in getrennten Geschlechtern, zeigen endlich auch schon einige äußere Sinnwerkzeuge zum Behuf des sie beseelenden Wesens; mehr noch die Fische;

mehr noch die Vögel. Aber das vollständigste Gliederwerk, die sämmtlichen Sinnwerkzeuge, wie solche auch der Mensch besitzt, haben, in verschiedner Gestaltung, die Säugthiere empfangen. In ihnen offenbart sich daher das Seelische für uns mit mannigfaltigster Eigenthümlichkeit am hellsten; besonders in den vollkommnern Säugthieren, wie Hunden, Affen, Elephanten, Pferden u. s. w. Wir bemerken im Körperbau derselben besonders eine größere Menge von Nerven, die das eigengeartete Leben vom Gehirn und Rückenmark fast nach allen Gegenden des Leibes, und nach allen äußern Werkzeugen der Sinne, wie verzügliche Leiter, wie Hauptstraßen seelischer Wirksamkeit, ausströmt. Aber auch bei den untersten, unvollkommensten thierischen Gattungen ist noch Nervengewebe zu erkennen. Wahrscheinlich ist der ganze, gallertähnliche Bestand dieser Geschöpfe von nervischer Art; seelisch umflossen und durchdrungen.

Um das Leben an und für sich im Wirken und Schaffen rein, ohne irgend eine Einwirkung vom Wesen der Seele, zu beobachten, hab' ich es, in der vorhergehenden Betrachtung (44.) mit seinen Verrichtungen nur in der Pflanzenwelt angeschaut. Eben so mag das Seelische für sich allein, und in seinen Eigenthümlichkeiten, unveredelt durch Einwirkungen (26.) des Geistes, in der Thierwelt am besten erkennbar gemacht werden können. Nach heutiges Tages wird von Vielen Seele und Geist für das Gleiche gehalten, wie beharrlich sich doch ihre Verschiedenheit dem flüchtigsten Blick aufdringt. Man hält das Höchste im Menschen nur für eine vollkommenere Thierseele! Aber das Seelische ist offenbar nur Diener des geistigen Wesens, und kann durch dieses selbst veredelter werden.

Auf ähnliche Weise erscheint auch das pflanzische Leben, wenn es mit dem Empfinden und Gewahren der Seele vereint ist, als ein Gehobneres, Veredeltes. Und doch bleibt es in seiner Wesenheit unwandelbar nur dasselbe, und wird unter dem Lautwerden der Gefühle stets nach seinem eignen, ewig gleichen Gesetz thätig. Es legt seine mittelbaren, oder unmittelbaren Verrichtungen zum Wachsthum, Gliedern und Fortzeugen, zur Aneignung, Fortbewegung, Absonderung und Wiederersetzung der Bewegkräfte und Stoffe, als Verrich-

tungen, die man im Allgemeinen, als Wirkungen der Lebenstriebe, zu bezeichnen pflegt.

Hinwieder weicht auch das Seelische nie, wie mächtig es immerhin vom ihm verwandten Leben (oder auch vom menschlichen Geiste), aufgeregt werde, von seinem eigenthümlichen Gesetzthum ab. Denn alle Empfindungen, Gewahrungen und Gefühle, erregt durch das Leben, oder durch Außendinge, sind nicht im Leben, nicht im Fleisch und Blut, nicht in den Außendingen der übrigen Welt; sondern sie sind Erregtes im Wesen der dadurch bethätigten Seele. Diese schwebt gleichsam über dem Leben, als Wächterin und Hüterin desselben; als Warnerin desselben vor Gefahren; und weckt seine Geschäftigkeit durch Aeußerungen der Lust oder Unlust. Was die Pflanze nicht gewahren kann, sieht und hört das Thier, dessen Seelisches auf das Belebende, wie dieses auf bewegende Kräfte und Stoffe zurückwirkt, zum Ruhen, oder Ortsverändern, zum Annähern oder Fliehen.

Im All der unendlichen Natur und ihrer Wirksamkeitssphären ist Wesen und Gesetzthum des Seelischen das unmittelbar Verwandte, Gleichartige, Gegensätzliche vom Belebenden. Eben dadurch sind die Wechselwirkungen beider innig, einig, gleichzeitig, oder vielmehr zeitlos. Die allgemeinsten Gesetze der Natur offenbaren sich in ihnen beiden, wie in allen andern (25.). Wenn ein anhaltendes, oder übermächtiges Wirken der Grundkräfte und Stoffe, wogegen sich das Leben nur leidend verhalten kann, diesem in seinen Verrichtungen endlich störend und hemmend wird: so werden hinwieder auch die seelischen Empfindungen durch anhaltende, übermächtige, vom Leben ausgegangne Reize endlich stumpf. Und gleichwie vorzugsweise, einseitige Begünstigung und Pflege einzelner Lebensverrichtungen, diese, oft zum Nachtheil andrer, stärkt und mehrt; oder einzelne Theile des leiblichen Gegliedes unmäßig ausbildet; eben so wird auch die Seele, durch einseitige Erregung und Uebung einzelner ihrer Vermögen, in diesen unverhältnißmäßig erregbar und gemehrt. Jeder Mangel in den Werkzeugen der äußern Sinne, jeder Mangel in Beschaffenheit und Verflechtung der Nerven, wird zum Mangel seelischer Wirksamkeit.

57 Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne.

Ich will, um größere Klarheit in die Darstellung des seelischen Wachskreises zu bringen, ihn hier erst überhaupt andeuten.

Das Seelische in Thieren (wie Menschen) ist, seiner Wesenheit nach, das sich und Anderes, in Empfindung und Gefühl, Gewahrende. Abwärts, wenn ich so sagen darf, wurzelt es durchs Empfinden ins Gebiet des Lebens ein; aufwärts wipfelt sichs im Gefühl zur Region der Geisterwelt empor.

Zum Empfinden wird es unmittelbar vom Leben über dessen Forderungen, aber mittelbar durch das Leben, über die Verhältnisse der Außendinge erweckt. Die unmittelbar vom Leben, und für dasselbe, erregten Empfindungen, werden zu Begierden. Sie sind nichts anders, als die gleichsam mit Empfindung bekleideten Lebenstriebe, die wir, wie in Pflanzen, auch, als eben dieselben, in den Thieren erkennen. Die mittelbar, durch Lebensthätigkeit von Außendingen, erzeugten Empfindungen, werden Gewahrungen genannt, und vermittelst fünf äußerer Sinnwerkzeuge, des Tastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens gegeben.

Alle Empfindung, weil durch Einwirken (Vb.) des Lebens und seines Bedarfs im Seelischen geworden, ist eine sogenannte körperliche, und nach Maasgabe der Erfüllung oder Verletzung des Lebensgesetzes, eine angenehme, oder unangenehme; ein leibliches Behagen, oder Mißbehagen; ein Kitzel oder Schmerz.

Aber zum Selbstgefühl emporgesteigert, wird das leibliche Empfinden in der Seele ein Andersseyn von sich. Der leiblichen Empfindung des Schmerzes, oder Kitzels, steht hier das Gefühl eines Wohl- und Wehseyns, der Freude und Trauer, gegenüber, ganz verschieden von Leibes-Empfindungen, ja oft ganz unabhängig von diesen. Thiere vergessen in der Stärke ihrer Gefühle selbst die Triebe des Lebens; können unter Körperschmerzen freudig seyn; und, bei leiblichem Wohlbehagen, in Traurigkeit vergehn. Der treue Hund stirbt,

Trank und Speiſe verachtend, am Grabe des Herrn; und die Mutterliebe des weiblichen Affen, wie der Löwin, vergißt den Schmerz empfangener Wunden, beim Wiederfinden der verlornen Jungen. — Obwohl die Wörter Empfindung und Gefühl im gemeinen Sprachgebrauch oft für gleichgeltend, oft in entgegengeſetzter Bedeutung genommen werden, will ich ſie doch, in der eben vorhin bezeichneten beibehalten; um ſo lieber, weil Empfinden der Dinge gleichſam ein „Auffinden derſelben“ durch die äußern Sinne, zu ſagen ſcheint.

Auch das, was wir Gefühl nennen, was erſt, durch äußere Empfindung und Gewahrung, im Seelischen rege wird; was gleichſam ein Urtheil des Seeliſchen über das Empfundene ausſpricht, tritt ſeinerſeits in fünf innere Sinne aus einander. Es ſind die des Aufmerkens, Nachahmens und Gewöhnens, ſowie des Gedächtniß- und Ahnungsſinns. Auch für ſie mag das Leben eigenthümliche Werkzeuge, vielleicht im Nervengebiet, gebaut haben, die jedoch dem Auge des Forſchers bis jetzt noch unbekannt geblieben ſind. Man hat dieſe Sinne vielmals Vermögen, oder Fähigkeiten der Seele genannt, um ſie von den Außenſinnen zu unterſcheiden. Aber auch dieſe ſind, ſo gut wie jene, ſeeliſche Vermögen und Fähigkeiten. Oder man hat ſie wohl gar für Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Geiſtes gehalten. Aber der ganze Spielraum ihrer Thätigkeit iſt, wie der von den Außenſinnen, auf das Gebiet der Sinnlichkeit beſchränkt; und alle nehmen wir ſie, einzeln, oder vereint, wie im Menſchen, auch bei Thieren höherer Ordnung wahr. Das Thier merkt auf, ahmt nach, gewöhnt und erinnert ſich, und ihm ahnet Kommendes.

Bevor ich zur nähern Beſtimmung des Empfindens und Fühlens, worin das ſeeliſche Wirken in ſich gegenſätzlich wird, und zur beſondern Betrachtung der Außen- und Innenſinne übergehe, worin ſich jene verzweigen, glaub' ich noch auf eine allgemeine Aehnlichkeit beider Sinnesreihen hinzeigen zu ſollen. Nämlich: wie der Außenſinn des Taſtens, Schmeckens und Riechens den Gegenſtänden der gegenwärtigen Nähe im Raum zugewandt ſind: ſo iſt der Innenſinn des Aufmerkens, der Gewohnheit und Nachahmung den Gegenſtänden der gegenwärtigen Zeit zugerichtet. Hinwieder, wie die Außen-

ſinne des Hörens und Sehens ſich dem Entfernten im Raum zuwenden, ſo wendet ſich der Gedächtnißſinn dem entfernten Vergangnen, und der Ahnungsſinn dem Zukünftigen in der Zeit zu; beide alſo dem Nichtgegenwärtigen. Die für das Nahe und Gegenwärtige geeigneten Sinne dünken uns von tieferſtehender, die für Fernes und Nichtgegenwärtiges, von höherer Art zu ſeyn. Davon künftig.

Das Hedyſarum und manche andre Pflanze zeigt uns Muskelreizbarkeit (Irritabilität), aber kein Empfinden ihres Selbſtes, in Behaglichkeit und Unbehaglichkeit. Empfindung iſt die einfachſte und erſte Aeußerung einer Einzelſeele, welche ſich, durchs Leben, mit Stoffen und Bewegkräften verbunden hat. Sie durchfliegt und umſchwebt das kleinſte Aufgußthierchen, wenn irgendwo im Waſſer Lebſtoff zu Schleim gerinnt, woran ſich vom Urleben und Urſeeliſchen anhängen kann. Aber in dieſem Einfachen liegt ſchon (wie im Samen der Eiche und Ceder, die Entwickelungsmacht des künftigen Baums) der Keim aller übrigen Sinne eingeſchloſſen, obgleich die äußern Werkzeuge dafür noch fehlen. Es iſt da nicht bloßes leibliches Luſt- und Schmerz-Empfangen vorhanden, ſondern ſchon ſehr dunkles Gewahren der Außendinge und ihres Einfluſſes auf die Wirkſamkeit des Lebens; dunkles, weil noch durch keine Sinnwerkzeuge. Wir bemerken dies an jenen Thierchen, denen noch alle Sinnorgane mangeln, und die ſich, ehe man ſie nur berührt, wie vor drohender Gefahr zuſammenziehn, oder entweichen.

Zu dieſem über das thieriſche Lebensgebilde hinausgehenden Empfinden und Gewahren, welches wenigſtens nicht durch Vermittlung eines der fünf Sinne geſchieht, ſcheinen auch manche jener ſeeliſchen Aeußerungen zu gehören, die wie ſchon geſagt, man unter dem Namen der Sympathien und Antipathien zu begreifen pflegt; eben ſo jene (rhabdomantiſche) Empfindlichkeit mancher Perſonen für verborgene, unterirdiſche Waſſer, Erden, Salze, Metalle u. ſ. w.; oder die Wahrnehmungen, welche, ohne Vermittlung der Außenſinne, von Nachtwandlern und Mondſüchtigen gemacht werden.

Dies allgemeinſte und erſte Sich-Aeußern des ſeeliſchen Weſens

ſteht gänzlich zum Dienſte des Lebens und deſſen Schaffens. Eine dunkle Gemeinempfindung, wie außerhalb, ſo innerhalb des thieriſchen Leibes, deutet auf das, was den Lebensgeſetzen entſprechend, oder widerwärtig iſt. Die Seele gibt den Lebenstrieben gleichſam eine Stimme, um ſich lauter zu machen.

---

58. Gegenſeitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander.

Die durch Lebenstriebe im Seeliſchen erregten Empfindungen heißen Begierden. — Triebe ſind Forderungen vom Geſetzthum des Lebens, in Pflanzen und Thieren. Die Grundtriebe in beiden, Selbſterhaltung und Fortzeugung ihrer Art, ſind auch die eigentlichen Grundbegierden in beiden; ſie ſind es im Menſchen eben ſo, wie im Thiere.

Der Trieb der Selbſterhaltung wird im Thiere, ohne Ahnung vom Tode zu haben, zur Begier ſeiner Lebensbewahrung. Es ſtrebt, jeder Gefahr zu entrinnen. Es kennt, unbekümmert um alles Andre, nur ſeine eignen Bedürfniſſe; ſorgt nur für ſich; wie, ihm ähnlich, durch Selbſtſucht (Egoismus), der Thiermenſch. Dieſe Selbſtgier wird in einer Doppelbeziehung zum Nahrungs- und Sicherheits-Begehren. Der Nahrungstrieb der Pflanze wird im Seeliſchen zur Habgier alles deſſen, was zur Stillung des Hungers, oder zum Sinnenkitzel, dienen kann; wie im Menſchen die mehr, als dies, umfaſſende Habſucht. Bei den meiſten Thieren erfolgt, nach Sättigung des Bedürfniſſes, gleichgültige Vernachläßigung und Verſchleuderung vom Ueberreſt des Futters, ähnlich der menſchlichen Verſchwendung: oder bei andern ein inſtinktmäßig vorſorgendes Aufbewahren deſſelben, mit Feindlichkeit gegen andre Geſchöpfe, die davon begehren; ähnlich dem menſchlichen Geiz. Das ſchwächere Thier blickt auf die Mahlzeit des Stärkern voll Neides.

Der Trieb zur Sicherheit wird beim Gefühl der Stärke, durch Gewaltthat, beim Gefühl der Schwäche, durch inſtinktmäßige Liſt

befriedigt; wie unter thierähnlichen Menſchen, welchen, zur Sättigung ihrer Begier, Recht und Unrecht gleichgültig wird. Aus dem Trieb nach Sicherheit quillt, beim Gefühl der Stärke, Nothwehr; und, nach erlittener Beſchädigung, Rachgier; oder, beim Gefühl der Schwäche, unterwürfige Kriecherei und Furchtſamkeit.

Der Trieb zur Fortzeugung, oder der Geſchlechtstrieb, welcher beim Thier zur Begier nach Paarung, beim Menſchen zur Geſchlechtswolluſt wird, geht, und zwar am meiſten in weiblichen Thieren, zur Erhaltungsbegier der Jungen über.

Mit dem Triebe der Selbſterhaltung und Fortzeugung iſt der Einniſtungs- und Geſelligkeits-Trieb verbunden, der jedoch nicht von allen Thieren gleich ſtark empfunden wird.

Die ſogenannten Inſtinkte und Kunſttriebe, welche kaum, mit ſcharfer Beſtimmtheit, unterſcheidbar von einander ſind, können bei einigen Thiergattungen, als beſondre Aeußerungen des Selbſterhaltungstriebes, oder als deſſelben Hülfstriebe, angeſehn werden. Wir finden dieſe Inſtinkte auch im Pflanzenleben, bei Wahl der Nahrung, des Lichts, der veränderten Stellung ihrer Zweige und Blätter, am Tage und des Nachts, oder beim Wechſel des Wetters u. ſ. w. Eben ſo könnten auch die Geſpinnſte mancher Rankengewächſe (wie etwa der europäiſchen Cuscuta, der Lianen u. ſ. w.), oder das Erhaſchen kleiner Inſekten (wie etwa durch die ſchöne Dionäe), als Kunſttriebe des Pflanzenlebens gelten.

Genug, und ohne hier ausführlicher zu ſeyn: alle Lebenstriebe, indem ſie beſeelt (im Seeliſchen gegenſätzlich geworden, Empfindungen), werden, verwandeln ſich in Begierden, die, nach Beſchaffenheit des Triebes ſelbſt, entweder anziehend oder abſtoßend, Aeußerungen des Verlangens oder Abſcheu's ſind: und nach dem Grade der Stärke ſie begleitender Empfindungen und Gefühle, mehr oder minder heftige, Aufwallungen (Affekten) ſeyn können.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Begierden des Thiers, wie

unter den Völkerschaften tiefere Wurzeln geschlagen, und größere Verbreitung gehabt habe, als die Feinde desselben ahneten und die britischen Missionarien selbst wußten. Viele Häuptlinge, viele Priester entsagten öffentlich und fest dem veralteten Götterdienste und bekannten ihre bessern Ueberzeugungen. König Pomarre ließ sich öffentlich (16. Mai 1818) taufen, gründete zur Bekehrung der Heiden im Südmeere eine neue Sendanstalt (13. Mai 1818), deren Vorsteher er wurde. Die Menschenopfer wurden aufgehoben. Der größere Theil des Volkes auf den Inseln Otaheite, Eimeo, Raiatea, Tahaa, Paparra oder Borabora (dem Vaterlande Farefans, der am 29. Juli 1818 zu Otaheite starb), Huhaeine, Tapua-Manu und Maura nahm das Christenthum an. Statt der zerstörten Morai's erhoben sich Kirchen und Bethäuser (sechzig waren in den Jahren 1816 und 1817 auf Otaheite, achtzehn auf Eimeo erbaut). Die von Pomarre gebaute Hauptkirche (im Mai 1819 vollendet) konnte selbst mit den vorzüglichern in Europa an Größe und Zierlichkeit wetteifern.

Der ehrwürdige Marsden unterstützte das große Werk mit seiner vielumfassenden Thätigkeit. Von Port Jackson sandte er (schon 1815) in der Sprache dieser Inseln gedruckte neutestamentliche Geschichten, Katechismen und Liederbücher; von der alttestamentlichen Geschichte ließ er zu

ſchrecklich und zerſtörend ſie ſeyn mögen, weder ein Gepräge von Sittlichkeit, noch Unſittlichkeit an ſich tragen. Dem vernunftloſen Geſchöpfe fehlt, mit der Kenntniß des Rechts und Unrechts, auch Tugend und Sünde. Man pflegt wohl dem Thiere Dankbarkeit, Gehorſam, Liebe, Treue u. ſ. w. zuzuſchreiben, was doch nur Erfolge der Gewöhnung ſind. Häufig ſinkt der Menſch, mit ſeinen Begehrlichkeiten und Leidenſchaften, in Verthierung. Aber zur Geiſteswürde läßt ſich kein Thier vermenſchlichen.

59. Aeußere Sinne des Betaſtens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Paralellismus der Sinne.

Das durch die ganze irdiſche Lebenshülle ausgebreitete ſeeliſche Empfinden (57) geht, in den fünf äußern Sinnen zu beſondern Empfindungsgattungen, gegenſätzlich in ſich, auseinander. Den allgemeinſten Gegenſatz zum Empfinden bildet der meiſt über die Oberfläche des Leibes ausgedehnte Taſtſinn, der ſich, im Geſchmack, gleichſam zum Betaſten des im Tropfbarflüſſigen aufgelöſten, und im Geruch zum Betaſten des Dunſt- und gasförmigen Stoffes verfeinert. Während der Taſtſinn nur über Widerſtand des Harten, Flüſſigen und Weichen, ſo wie über Umgränzung deſſelben Kunde gibt, ſchweigen darüber Schmeck- und Riechſinn. Dieſe unterſcheiden das durch Atome in ihnen Erregte, als Empfindung des Sauren, Süßen, Bittern. Allein das durch ſie Gewahrte iſt in beiden (Geruch und Geſchmack) ſo unbeſtimmbar, daß es ſelbſt ſchwer fällt, den Eindruck davon beſtimmt im Gedächtniß zu erneuern; und iſt einander ſo verwandt, daß die Sprache faſt aller Völker dafür nur einerlei Namen gegeben hat.

Mit Recht nennt man jene drei Sinne (des Taſtens, Schmeckens, Riechens) die untern. Denn obgleich die durch ſie empfundnen Dinge in unmittelbare Berührung mit den Sinnwerkzeugen gebracht werden müſſen, bleibt die Vorſtellung von dem, durch ſie im Seeliſchen, Erregten eine unklare. Hinwieder ſind die Eindrücke, welche wir durch den Sehſinn und Hörſinn, als Farbe und Schall empfangen, weit beſtimmbarer; in der Vorſtellung deutlicher, obgleich ſie nur

aus der Ferne, durch fortgepflanzte Schwingungen der, zwischen ihnen und dem Auge und Ohr liegenden, Stoffe, in mittelbarer Berührung mit diesen Sinnesorganen stehn.

Nicht minder beachtungswürdig ist ein gewisses ebenmäßiges, oder gleichartiges, Verhältniß in den Hauptarten und Uebergängen von den Empfindungen sämmtlicher fünf Außensinne, unter einander. Dieser Gleichlauf (oder Parallelismus) der Sinne, ist freilich, bei der Armuth der Sprachzeichen, bei der schwierigen Unterscheidbarkeit der Geruchs- und Geschmacksregungen, bei dem Schwankenden in Beziehung der Tast-Empfindungen, nicht leicht zu verdeutlichen. Indessen möge folgende Zusammenstellung, als Versuch, dazu gelten, worin die gröser gedruckten Wörter, gleichsam einen harmonischen Dreiklang der Grundtöne, die übrigen nur Uebergänge bezeichnen.

Gehör:	Prime,	kleine	Terze,	quarte,	Quinte,	serte, septime.
Gesicht:	Roth,	orange,	Gelb,	grün,	Blau,	indige, violet.
Geruch: } Geschmack: }	Sauer,	saursüß,	Süß,	bittersüß,	Bitter,	bitterfaltig, salzsauer.
Getaste:	Hart,	elastisch,	Flüssig,	zähe,	Weich,	lockermürde, sprede.

Vielleicht vermißt man beim Tastsinn (wo ich unter dem „lockermürden" Verschiebbar-Hartes versuche) die Empfindung des Rauhen und Glatten: doch ist dies nur Verhandenseyn, oder Mangel, von härtern oder weichern Unebenheiten einer Oberfläche. Oder man vermißt beim Geschmack und Geruch die Erwähnung des gewürzhaft Reizenden, gleichsam Brennenden. Doch dieser Reiz, der oft auch ohne andre Geschmacks- und Geruchserregung seyn kann, ist mehr nur ein flüchtiges im Gemeinempfinden gewahrtes leichtes Verletzen und Verwunden der Nerven, woraus leises Schmerzen und Betäubtwerden erfolgt.

Jedes Empfundene ist also nur eine Uebersetzung des Draußen, in die Sprache der Seele. Der vom Nadelstich verursachte Schmerz

iſt nicht in der Nadel; der in uns empfundene Ton, nicht in der Saite ſelbſt vorhanden; das in unſerm Seeliſchen, als Farbe, bezeichnete, nicht in den Gegenſtänden, außerhalb des Auges, befindlich.

60. Das ſeeliſche Innenlicht

Wir wiſſen von der lichtiſchen Bewegkraft, daß ſie außer uns mit Stoffiſchem gepaart ſey (41). Sie wirkt chemiſch auf andre Stoffe ein, wird von ihnen angezogen, abgeſtoßen, verſchluckt und verändert. — Wir wiſſen, daß dieſer Lichtſtoff zur Ortsveränderung mit einer Bewegkraft geeint ſey, und ſeine Bewegung, in Auge und Sehnerven, zum Weſen des Lebens, und von ihm ins Seeliſche, überall nur, als Erregtes, fortgepflanzt wird. Die davon in der Seele gewordene Empfindung, heißt Helligkeit; der Grad der Helligkeit, Farbe; die ſtärkſte Helligkeit, Glanz; die ſchwächſte, Finſterniß, welche beinah an Nichtvorhandenheit lichtiſcher Erregung gränzt. Gänzliche Abweſenheit dieſer letztern in der Seele wird Blindheit genannt. Der Blinde hat weder Empfindung der Finſterniß, noch Helligkeit; ſo wenig, als er mit der Hand, oder einem andern Theil ſeines Leibes, ſehen kann. Beim Blinden begegnet das Außenlicht in ſeiner Fortpflanzung keinen durch ſie erregbaren Stoff, oder keine verwandte Bewegkraft; was durch irgend einen Fehler des Lebensgebildes, ſey es im Auge, oder in den Sehnerven, veranlaßt wird. Allgemeine Verminderung der Erregbarkeit wird zum ſchwachen Sehen. Theilweiſe Fehler im Stoff, oder Bau der Sehnerven, wodurch ſie theilweis unerregbar, gleichſam unwegbar für die Seele werden, haben ein nur theilweiſes Sehen zum Erfolg. Dies iſt der Fall bei Perſonen, welche zwar nah und fern die Formen der Gegenſtände vortrefflich und ſcharf unterſcheiden können, aber nicht die Farben, ſondern dieſe häufig mit einander verwechſeln. Sie ſind, bei näherer Prüfung, entweder rothblind oder blaublind; das heißt, ſie haben keine Empfindung vom Rothen, oder vom Blauen. Mir iſt weder aus fremder, noch eigner Erfahrung ein Beiſpiel von Gelbblindheit bekannt geworden. Ich habe Grund zu glauben, dieſe ſtehe der Steck-

blindheit gleich. Ungefähr ähnliche theilweiſe Fehler des Stoffs, oder Baues der Gehörnerven, mögen den Mangel des ſogenannten „muſikaliſchen Gehörs“ verſchulden. Wie ſcharf auch Perſonen, denen dieſes abgeht, die leiſeſten Laute empfinden mögen, ſind ſie doch unfähig zum zarten Unterſcheiden und Begränzen beſtimmter Töne.

Daß Helligkeit und Farbe nicht eigentlich etwas außer uns im Lichte, ſondern in uns Hervorgebrachtes ſey; davon belehrt ſchon jede andre auf die Augennerven bewirkte Erſchütterung. Ein Stoß, ein Druck gegen die äußerlich geſchloſſenen, empfindlichen Schwerkzeuge, oder ein galvaniſcher Reiz in denſelben, ruft darin lichtiſche Erſcheinungen hervor. Beim anhaltenden, angemeſſenen Druck des Augapfels, ſieht man ſogar deſſen Hintergrund innerlich; ſo wie, nach jeder Blendung von zu ſtarkem Sonnenlicht, vor uns kleine, farbige Scheiben umherzuſchweben ſcheinen, die vom Blauen durch Gelb zum Roth, das heißt zu ihrem Gegenſatz, dem Schatten von ſich, übergehn. Denn Schatten iſt keineswegs Lichtberaubung, oder Nicht-Licht, weil wir einen lichtloſen Schatten unmöglich ſehn könnten; ſondern ein wirklicher lichtiſcher Gegenſatz einer Farbenempfindung.

Der Gegenſatz des reinſten Lichts iſt Finſterniß, oder Stellvertreter derſelben Schwarz. Der Schatten des gelben Lichts (z. B. der Sonne bei ihrem Auf- und Untergang) iſt Blau; der des Blauen (z. B. durch blaues Glas fallenden) Lichtes gelb; des grünen Lichts (z. B. beim Scheinen der Sonne durch grünes Glas, durch grünſeidne Vorhänge) violet; des rothen Lichts (z. B. der durch Strontianſalz gefärbten Alkoholflamme) grün, u. ſ. w. Und ſo umgekehrt *).

*) Die farbigen Schatten zu ihren Farbenlichten in jeder Abſtufung genauer zu beſtimmen, dient es, wenn man die ſieben Farben des Regenbogens, nach den durch Newtons Meſſung gefundenen Ausdehnungsverhältniſſen derſelben in einen in 360 Grade getheilten Kreis, verſchwimmend einträgt, ſo daß ſie vom Mittelpunkt kegelförmig ausgehn, und die Gränze von Roth und Orange genau auf den 45ſten Grad, von Orange und Gelb auf den 72ſten Grad fällt u. ſ. w. Dann werden ſich alle Farbentöne in den zarteſten Gegenſätzen gegenüberſtehn, und immer jeweilen die dunklere den hellern.

Vollkommen mit diesen, scheinbar in der Außenwelt vorhandenen, lichtischen Gegensätzen sind diejenigen übereinstimmend, welche sich zeigen, wenn man ein Stückchen gefärbtes Papier eine Zeitlang anhaltend betrachtet, und dann den Blick rasch auf ein weißes Blatt wirft: die Gegenfarbe, oder der beziehungsweise Schatten, wird bald nachher darüber umherschwimmen, z. B. nach Beschauung einer schwarzen Fläche, ein weißlicher, heller Schein, nach einer blauen Fläche gelber Schein, u. s. w. Unsre Naturlehrer nennen diese innern, oder im Seelischen erregten, Farben-Erscheinungen, zufällige (komplementäre, subjektive); als wenn sie nicht eben so nothwendige, denn die durch Außenlicht in uns erregten wären, weil sie beide ganz die gleichen sind.

---

61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung.

Das Außenlicht, welches in gradlinigten Strahlen, mit einer Schnelligkeit von mehr, denn 40,000 Meilen in der Sekunde (also mit ungefähr gleich schnellem Lauf der elektrischen Flüssigkeit), die Sehnerven trifft, betäubt dieselben, blendet sie, wenn es nicht gemildert ist. Nur gemäßigter Lichtreiz im Sehsinn bewirkt Farbenempfindung und Unterscheidbarkeit des Beleuchteten. Lichtmilderung entsteht durch Minderung entweder der Schnelligkeit, oder der Dichtheit der Strahlen. Und eins, wie anderes, wird bewirkt durch Zerstreuung, oder durch Brechung, oder Bindung, oder Verschattung des Außenlichts. Darüber noch einige Worte.

Zerstreuung des Lichts wird schon durch den eigenthümlichen, gradlinigen Lauf der Strahlen verursacht, in welchem sie nach allen Seiten von ihrem Ausgangspunkte aus einander fließen; und die Lichtstärke nimmt in demselben Verhältniß ab, in welchem das Geviert der Entfernungen zunimmt. Nicht alle Strahlen haben aber gleich schnelle Bewegtheit. In der blendenden Strahlenmasse sind die des stärksten und schnellsten Laufs ungetrennt vermischt. Den ersten Grad ihrer Trübung nennt man Weiß; den zweiten Gelb.

Durch die bekannte Brechung des Lichts (z. B. im Prisma, Regen u. s. w.) werden die Strahlen noch mehr zerstreut und, im Verhältniß ihrer Bewegungs-Geschwindigkeit, aus einander geschieden. Diese Scheidung ist also an sich schon Lichtmilderung. Das Gelbe aber hat die meiste Lichtstärke behalten, und für sich allein soviel, als das Grün, Blau, Indigo und Violet zusammen. Es ist nur darum gemilderter, als Weiß, weil sowohl die Strahlen der schnellsten, als schwächsten Bewegung, von ihm seitwärts entwichen sind. Denn jene werden, vermöge ihrer Schnelligkeit, am wenigsten durch das brechende Mittel von ihrem gradlinigen Lauf abgelenkt, oder gebrochen; hinwieder die langsamern am meisten. Jene sind darum in ihrem raschern Flug auch wärmeerzeugender, als diese. — Die Strahlen der schnellsten Bewegtheit vereinen sich, als Roth zeugendes Licht, das weniger Stärke hat, daher in nicht so weiten Entfernungen gesehn werden kann, als Gelb; weil alle Strahlen mittlerer und schwacher Bewegung von ihm getrennt sind. Es hat, mit der Masse, an Kraft eingebüßt. Strahlen der langsamern Schwingung wirken, eben wegen ihrer mindern Geschwindigkeit, mit schwächerm Reiz auf den Sehsinn; so auch, weil sie wegen ihrer größern Brechbarkeit weiter zerstreut, also in ihrer Masse verdünnter sind. Sie sind mithin vermehrte Trübung des Hellen, das Blau zeugend *).

Auf einem andern Wege wird, durch Bindung des Lichtes,

*) Diese meine, hier nur bündig angedeutete Hypothese ward durch optische Beobachtungen, welche jünger sind, als jene, bekräftigt. Nach John Herschels Untersuchungen hat Roth die stärksten, Violet die schwächsten Schwingungen. Er drückt dies Verhältniß in folgenden Proportionszahlen aus:

Roth: 266.
Gelb: 227.
Violet: 167.

Ein ähnliches Verhältniß der Wärmeerregung durch farbige Strahlen gibt auch Harry Englefield, nach seinen Beobachtungen und dazu entworfenen Tabellen, an, das Thermometer stand

im rothen Strahl, auf 72° Zahrenheit, auf 15° Reaumür.
im gelben „ „ 62 „ „ 13 „
im blauen „ „ 56 „ „ 11 „

Trübung deſſelben verurſacht, wenn es auf ihm verwandte Stoffe und Kräfte trifft, von denen es angezogen, gebunden, oder wie man ſagt, verſchluckt wird. Die wenigſten Körper ſaugen alles, oder gar kein Licht ein; ſondern insgeſammt dem Licht verwandt, verſchlingen ſie einen Theil deſſelben, und werfen ſie einen Theil des Unverwandten zurück. Am meiſten werden die Strahlen von wenigſter Schnelligkeit und Dichtheit (die hell- und dunkelblauen und violetten) verſchluckt; hingegen die von größerer Lichtſtärke (d. i. Fülle und Bewegtheit) zurückgeworfen, wie die das Weiße, Gelbe, Orange, Grün und Roth zeugenden.

Aber auch, durch Verſchattung des Lichts, wird Minderung, oder Trübung deſſelben geſchaffen, wie wir dies überall bemerken, wo Strahlen durch dunkle oder minder durchſichtige Körper abgewehrt werden. Selbſt die weiße Farbe iſt nur, von feinen Unebenheiten der Oberflächen verſchatteter, Glanz; und der, in ſeinen Tiefen und Spalten, ſich mit durchſcheinenden Eisnadeln ſelbſt verſchattende weiße Schnee, erſcheint drunten grünlich und bläulich. So iſt alles Helleuchtende durch ein dunkles Mittel geſehn, ein verſchattetes, verfinſtertes Licht. So zeigt ſich die Sonne, durch dickes violettes Glas, gelb; durch Nebel oder mit Ruß geſchwärztes Glas, roth. Desgleichen erſcheint die Flamme von brennendem Holz, Oel, Weingeiſt u. ſ. w. farbig, weil von den darin durch Wärme emporgeriſſenen Ruß-, Salz-, Gas- und andern Stoffen, Licht verſchattet wird. Hinwieder Dunkles, durch ein helles Mittel geſehn, wird eine beleuchtete Finſterniß. Der dunkle, ätheriſche Himmelsraum, durch den erleuchteten Dunſtkreis der Erde geſehn, erſcheint blau; das ſchwarze Waldgebirg in der Ferne violet.

---

62. Sinnesbegriffe durch Licht gegeben.

Durch Abſtich hellerer, neben dunkleren, Färbungen der Gegenſtände, wird allein das deutlichere Unterſcheiden derſelben für das Auge möglich. Auch das Thier unterſcheidet dadurch, und findet ſich damit im Labyrinth der Dinge zurecht. Eine überall gleiche, in

sich ununterscheidbare Färbung und Helligkeit, wäre der Finsterniß ähnlich. Aber ich vermuthe, der Abstich heller und dunkler Farben an einander gränzender Dinge, wird noch durch eine besondre Eigenschaft des Lichts, im Verhältniß zu den Körpern, erhöht, nämlich durch Anziehung und Einbeugung des Lichts (Inflexion) an den Rändern dunkler Körper. Bekanntlich bemerkt man diese Anziehung und Auseinanderbiegung (Diffraktion) der Strahlen, daher auch ihre Farbenzeugung, am bequemsten, wenn im völlig dunkeln Zimmer der Sonnenstrahl durch eine sehr kleine Oeffnung auf weiße Flächen fällt. Dann beugen sich die Strahlen links und rechts nach allen Seiten regenbogenfarbig (wie bei ihrer Zerstreuung) aus einander. Vermöge dieser Auseinanderbiegung scheint auch einige Anhäufung des Lichts gegen die Ränder der Körper zu entstehn. Maler, als Nachbildner der Lichtwirkungen, vergessen daher nie, an den Säumen der Gestalten, dem Dunklern entgegen, die Beleuchtung zu verstärken. Eben so sind es, durchs Prisma gesehn, immer die Kanten und Hervorragungen der Gegenstände, welche mit Farbensäumen besetzt sind.

Sey dem aber, wie ihm wolle, diese lichtischen Umrandungen der Stoffgebilde werden im Seelischen zu einem Gleichartigen von dem, was, in der Gedankenwelt des Geistes, Begriffe sind. Der Blick des Thiers, der Blick des Kindes, wie des erwachsenen Menschen, wendet sich, wie überhaupt vorzüglich dem Lichte, so auch zuerst immer den Rändern und Umrissen der Gegenstände zu, und später erst den Einzelheiten und besondern Merkmalen, die der Umfang des Ganzen in sich begreift. Durch diese Sinnesbegriffe, wenn ich sie so nennen darf, unterscheidet auch das Thier Allgemeines, vom darin enthaltenen Besondern; und bereitet die Seele des Säuglings den Geist desselben schon zu den künftigen Verrichtungen in Bildung von Verstandes- und Vernunftbegriffen vor. Die Natur erzieht und leitet gleichsam den Geist, auf dem Wege der Sinnlichkeit, zu seinen übersinnlichen Geschäften.

63. Seelenſprache, durch Hörſinn und Geſichtsſinn.

Nicht minder tritt uns der **Hörſinn** in einer höhern Beſtimmung entgegen; nicht bloß, als Lebenswarner bei drohenden Naturgewalten. Er iſt der Schöpfer eines **Verkehrs der Seelen mit Seelen.** Thiere, deren Athem-Werkzeuge hinlänglich ausgebildet ſind, bringen unwillkürlich, bei Befriedigung, oder Verletzung, ihrer Lebensforderungen, als Verkündigung von Luſt oder Schmerz, durch Erſchütterungen der Luftröhre und des Kehlkopfes, **Töne** hervor. Durch dieſe Töne, welche bei gleicher Thiergattung, und unter ähnlichen Umſtänden, einander ähnlich ſind, entſteht eine wahre **Seelenſprache** der Thiere. Sie wird, ungelernt, von ihnen überall verſtanden. Die kaum dem Ei entſchlüpften Küchlein hören und folgen dem Ruf der Mutter, deren Warnen und Locken.

Die **Sprache der Seelen** kann aber durch die Stimme nichts anders bezeichnen, als nur, was im Seeliſchen wird und iſt: folglich nur **Empfindungen** und **Gefühle.** Auch der Menſch iſt im Beſitz dieſer Naturſprache, die **keine erlernte** iſt. Er wird in ihr, unter allen Himmelsſtrichen, wohin er komme, von ſeines Gleichen verſtanden. Sein Jauchzen und Gelächter, ſein Angſtgeſchrei und Winſeln, zu welchem Volke er gelangen mag, bedarf keiner Ueberſetzung. Ein anderes iſt's mit der **Geiſtesſprache.** Sie iſt, zur Bezeichnung von Gedanken, willkürlich **erfunden,** obwohl urſprünglich durch Nachahmung der Naturlaute. Sie iſt durch Uebereinkunft der Menſchen, künſtlich, vermittelſt mannigfacher Gliederung der Stimmlaute, gebildet. Eben darum laſſen ſich Empfindungen und Gefühle nicht mit **Worten** beſchreiben, ſondern nur in **Tönen** der Seelenſprache aushauchen; ſo wie umgekehrt Vorſtellungen und Begriffe des Geiſtes nicht in **gliederloſen** (unartikulirten) **Lauten** mittheilbar ſind. Und wie die Seelenſprache, zu allen Zeiten, von allen beſeelten Geſchöpfen gleicher Gattung, verſtanden wird: ſo iſt die künſtlich und durch Uebereinkunft entſprungene Bezeichnung **gedanklicher** Dinge, von Volksſtamm zu Volksſtamm eine andre und muß **erlernt** werden.

Auch **Muſik** iſt noch Seelenſprache. Daher bemerkt man auch bei

verſchiedenen Thieren Sinn für Muſik; und wirkt ſie wohl auch auf manche Menſchen heilſam ein, die am Wahnſinn leiden, während die Geiſtesſprache im Wort nichts über ſie vermag. Muſik iſt Seelenſprache, obgleich nicht mehr reine Stimme der Natur, doch durch menſchliche Kunſt, im Gang und Wechſel, Steigen, Fallen, Zuſammenklang, Uebergang und Zeitmaß der Töne, ein Gleichartiges geworden; eine Malerei der Empfindungen und Gefühle, unter dem adelnden Einfluß des Geiſtes; durch Wahl, Ebenmaß, und berechnete Ordnung des Ganzen und der Theile, Werk ſeines Weſens.

Wie der melodiſche Geſang des Vogels, wird auch der biegſame Laut der menſchlichen Stimme, in Betonung des geſprochnen Wortes, wirkliche Naturmuſik. Die Rauhheit oder Milde, das Anſchwellen oder Erſterben, das Dehnen, Erhöhn und Vertiefen des die Worte begleitenden Tons, wird zur unwillkürlichen Auslegung ihres Sinnes und des Gemüthsſtandes, aus dem ſie hervortreten. Es waltet ein geheimnißvoller Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit und Artung von der Stimme des Menſchen und ſeiner Denkart. Die Kunſt des öffentlichen Redners bewirkt, in Vermählung der Geiſtes- und Seelenſprache, ihre Wunder, indem ſie mit dem Licht des Wortes ſeine Gefühle erhellt, und mit der Wärme des Gefühls das kalte Wort beſeelt.

Obgleich Würmern, Inſekten, Fiſchen und andern Thieren der untern Ordnungen, das Vermögen der Stimme fehlt, iſt doch kaum zu bezweifeln, daß ſie, zur gegenſeitigen Mittheilung von Begierden, einige Fähigkeit beſitzen, und zwar durch unwillkürliche Gliederbewegungen und Berührungen. Auch dieſer lauteſe Ausdruck ihrer innern Zuſtände, dieſe Sprache durch Zeichen, iſt Seelenſprache. Sie gewinnt mit jeder höhern Thierſtufe höhere Mannigfaltigkeit. Wer verkennt das Hüpfen und Tanzen der Fröhlichkeit, das zitternde Zuſammenziehn der Beſürchtung, das Augenfunkeln des Zorns, das ſchmeichelnde Spiel der Freundlichkeit, das Erſtarren des Erſchreckens? Am umfangreichſten iſt die Geberdenſprache des Menſchen. Sie macht ſelbſt dem Vermögen, Gefühle durch Töne zu bezeichnen, oft den Vorrang ſtreitig. Oder wie könnte man durch Stimmlaute die

Sidney in Neuſüdwallis viele Exemplare in tahei-tiſcher Sprache abdrucken. Die Londner Miſſions-geſellſchaft rüſtete acht neue Miſſionarien (im J. 1816) aus, die mit ihren Gattinnen gen Otaheite ſegelten, und eine eigene Buchdruckerei dahin nahmen. Dadurch, und durch Vermehrung der Buchdruckerpreſſen, und Einrichtung zahlreicher Schulen, beſchleunigte die Volksbildung ihren Gang faſt unglaublich.

Billig werden die Namen eines John Davies, William Scott, Harry Nott, James Hayward, Sam. Teſſier, William Henry, Charles Wilſon, Harry Bikell in der Geſchichte, als die Namen der erſten glück-lichen Apoſtel chriſtlichen Glaubens auf den geſell-ſchaftlichen Inſeln bewahrt.

Zwiſchen dieſen Inſeln und Neuholland, oder auch den neuen Hebriden, verbreitet ſich der große Archipel der Fidſchi-, Schiffer- und Freundſchafts-Inſeln. Vielleicht hieher zuerſt wird nun von Otaheite und Eimeo das Chriſtenthum übergepflanzt werden. Der Miſſio-när Crook, welcher in Neuſüdwallis mehrere Jahre lebte, um Arzeneikenntniſſe und Geſchick-lichkeit in der Buchdruckerei zu erwerben, und der auf Eimeo lebte, hatte durch ſeinen Aufenthalt in jenem Archipel Gelegenheit, den Geiſt der Volker-ſchaften genauer zu beobachten. Von der Frucht-

Gefühle der Verschämtheit, des hämischen Spöttelns, der Verwunderung, der Bewunderung, oder der Andacht, mit all ihren zarten Mischungen, darstellen?

---

64. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen.

Es wohnt in den untern Gebieten des seelischen Wesens, wo es, mit seinen Sinnesgewahrungen und Empfindungen, dem leiblichen Leben noch angränzt, und zu dessen Dienst schafft und wirkt, eine Fülle des Reichthums. Aber bewundernswürdiger noch erscheint es, wo es in seiner Erhöhung, im Gegensatz körperlicher Empfindung, sich zum Gefühl, und im Gegensatz äußerer Sinne, zu jenen innern (57) entfaltet, in denen es dem Geiste des Menschen näher tritt.

Gefühle sind, wie Empfindungen und Gewahrungen, nicht das Seelisch-Wesende selber, sondern nur Aeußerungen desselben; das Endliche im Unendlichen; das Bestimmbare im Unbestimmbaren. Sie werden von den Lebenstrieben nicht unmittelbar, wie Empfindungen, sondern mittelbar, erst durch diese (57.), erregt, als ein gegensätzliches Andersseyn derselben, und sind mit ihnen nicht zu verwechseln. Wie anders ist der Schmerz des Hungers, des Durstes, als das Gefühl der Trauer, der Bangigkeit; oder die Wohlempfindung bei Befriedigung des thierischen Gaumenkitzels, Geschlechtstriebes und andrer Lebensbedürfnisse, als das Gefühl der Mutterliebe für die Jungen, der Freudigkeit des Hundes beim Wiedersehn des ferngewesenen Herrn? Ich habe, vielleicht nicht übel, dies Höhere und Zartere im Wirken der Seele, ihr Urtheil genannt, welches sie gefühlweis über das von der Außenwelt Empfundne und Gewahrte fällt; einen Ausspruch ihres Gefallens oder Mißfallens, des Anmuthigen und Unanmuthigen, wodurch sie hinwieder zu Allem muthig oder unmuthig wird.

In Empfindungen und Gewahrungen verhält sich die Seele gewissermaßen leidend; nur daß sie dabei von Einwirkungen in sich erregt ist. In ihren Gefühlen aber wird sie oft auch thätig, rückwirkend

auf Leben und Außendinge. Ihre Freudigkeit befördert, ihr Gram lähmt die Thätigkeit des Lebens in seinen Verrichtungen. Vor der Uebermacht des Gefühls verstummt selbst Wollust und Leiden des Körpers, und weicht die Gewalt der Lebenstriebe. In der Angst stürzt sich das Gemsthier vom Felsgipfel zerschmetternd in den Abgrund; im Grimm empfindet der kämpfende Löwe die Zerfleischung seines Leibes nicht.

Das allgemeine Gesetz der Natur, das Unwandelbare des Aenderns und Wechselns und Endlichseyns der Erscheinungen, waltet auch in den Gefühls-Erscheinungen des seelischen Wesens. Unendliche Lust und endlose Unlust sind demnach gleich unmöglich. In der Freude selbst erschließt sich schon der Keim des Traurigen; in jedem Leiden dämmert zugleich Ahnen nahenden Wohlseyns. Der wilde Sinnenkützel verliert sich zuletzt in Stumpfheit und Schmerz; das seligste Entzücken geht endlich in Thränen über. Im Tiefsten des Wehgefühls wird auch Betäubung zum Wohlgefühl.

---

65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit.

Das Empfinden verzweigt sich in fünf Außensinne; und in ebenso viele, wie schon gesagt (57.), verzweigt sich auch das, der Sphäre des dem Geistigen nähere stehende, Gefühl, für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Und wie dort der Tastsinn ein bestimmteres, verfeinertes Empfinden einzelner naher Gegenstände und deren Beschaffenheit wird (59.): so ist der Aufmerksamkeitssinn ein Gleichartiges des Fühlens, gleichsam ein zarteres Betasten nicht nur einzelner äußerer Gegenstände überhaupt (dafür reichen auch schon die Außensinne hin); und nicht nur ihrer Verhältnisse in Bezug auf Leben und Befriedigen seines Bedürfnisses (darüber gibt auch der Instinkt schon Belehrung): sondern selbst der aus solchen Gegenständen, ihren Formen, Bewegungen und Verhältnissen hervorgehenden Möglichkeiten, die eben so schnell ein Gefühlsurtheil (57.) werden, und, rückwirkend auf die Lebenstriebe, sie zu irgend einer Begierde erwecken. Zwar Auge und Ohr bei Thieren der obern Gattungen, wie der untern, empfangen

von ihren nähern und entferntern Umgebungen Eindrücke von Geſtalten, Farben und Tönen. Aber nur Thiere, in welchen ein Sinn für Aufmerkſamkeit erweckbar iſt, haben Fähigkeit, ihr Ohr und Auge ausſchließlich (und gleichgültig gegen alles Uebrige) einem einzelnen verdächtigen Geräuſch, einer einzelnen Geſtalt zuzuwenden und, Bekanntes oder Unbekanntes, mit Beharlichkeit zu beobachten. Das Geſchlecht der Hunde, Katzen und andrer Raubthiere kann, mit dieſer Gabe der Natur ausgeſtattet, als Beiſpiel dienen; mehr noch das Affengeſchlecht. — In höhern Klaſſen der Thierwelt ſteigert ſich, auch wenn alle Bedürfniſſe geſättigt ſind, und alle Begierden ſchweigen, die Aufmerkſamkeit zu einem eignen Wohlgefühl, zu einer Art müßiger Neugier. Sie horchen und blicken ſorglos umher, in den Wandel der Umgebungen, verfolgen aufmerkſam bald dieſe, bald jene Erſcheinung darin, von welcher ſie weder zu fürchten, noch zu hoffen haben, gleichſam wie aus Luſt nach lebhafterer Bethätigung durch Wechſel der Thätigkeit. Das Ungekannte, daher das Geheimnißvolle, feſſelt Aufmerkſamkeit und Neugier am ſtärkſten.

Dabei werden die äußern Sinne nur Werkzeuge dieſes innern. Der innere Sinn lenkt die äußern dem Bekannten, oder Unbekannten, örtlich zu, es näher zu erforſchen. Die Seele ſammelt ſich, beim Aufmerkſamwerden, vorzugsweiſe in dem, oder dieſem Sinnesorgan, um deſſen Kraft zu verſtärken. Sie verläßt zum Theil ſogar die übrigen Gegenden des Leibes, welche dann ärmer an Empfindlichkeit, ja manchmal ganz empfindungslos werden, das heißt, faſt unbeſeelt ſind. Denn, wo das Empfinden fehlt, mangelt auch das Seeliſche; obgleich noch das Leben immer darin fortwirkt; ſo wie auch Knochen, Haare, Nägel u. ſ. w. des Seeliſchen entbehren, obſchon nicht des Lebens.

Wie grobſinnlich und materiell es immerhin ſcheinen mag, wenn man der Seele ein Vermögen der Ortsveränderung zuſchreibt, zeugen doch Thatſachen jedes Augenblicks dafür. Der Thierleib empfängt, eben durch ſeine Beſeelung, Fähigkeit zur willkührlichen Bewegung von einem Punkt zum andern; er empfängt ihn nicht durchs Leben. Dies wohnt, für ſich allein, auch im ruhigen Reiche der Pflanzen. Im nächtlichen Schlaf, oder im Winterſchlaf der Thiere,

weicht nicht das schaffende Leben, aber die empfindende Seele von den äußern Theilen nach den innern des Körpers zurück. Die Sinnwerkzeuge scheinen ausgestorben. Der Leib gleicht einem empfindungslosen Leichnam. Aber beim Erwachen strömt die Seele, auf allen ihren Nervenbahnen, vom Innern wieder gegen die Oberfläche hervor. Im magnetischen Schlafe, oder in Ohnmachten, Starrsuchten u. s. w. ist die Seele des Menschen zuweilen so ganz von den äußern Gliedern und Sinnwerkzeugen abgezogen, daß der Kranke selbst von Leibesverletzungen nichts gewahrt.

Während der innere Sinn des Aufmerkens in stärkster Erregtheit thätig wird, äußert sich die seelische Ortsveränderung lebhaft. Das scheue Roß achtet nicht Ruf des Reiters, nicht Sporn und Gebiß; es beachtet nur den ihm ungewöhnlichen Gegenstand; ist ganz Aug' und Ohr; seine Seele ist darin zusammengedrängt. Der Mensch, in gespannter Aufmerksamkeit, empfindet sich selbst nicht mehr; vergißt sich und was ihn umgibt; lebt und gewahrt und fühlt gleichsam nur noch in einem einzigen seiner Außensinne. Wendet er willkürlich irgend einer Gegend seines Leibes ausschließliche Aufmerksamkeit zu: so wird das seelische Empfinden in derselben Gegend klarer und bestimmter. Ein Schmerz wird größer, dem wir unablässig unsre Beachtung zulenken; er wird milder, wenn wir uns zerstreuen, das heißt, die Aufmerksamkeit nach andern Richtungen leiten. Wir wissen, daß nicht selten kranke Personen sich in ihrem Innern selbst aushorchen, und die leidenden Stellen, und die Forderungen des Lebens in ihnen, zu entdecken im Stande sind.

66. Gewohnheitssinn

Es ist ursprünglich wohl der aus dem thierischen Leben hervorgehende Trieb nach Sicherheit und Selbsterhaltung, welcher zunächst den Innensinn des Aufmerkens anregt. Thier und Pflanze haben nur da gesichertes Daseyn, wo den Bedingungen desselben das sie Umringende entspricht und ihnen Verwandtes ist. Der Fisch gedeiht

im Waſſer und ſtirbt an der Luft; der Vogel hinwieder im entgegengeſetzten Element. Wo Klima, Boden, Nahrung u. ſ. w. den Pflanzen zuſagt, entwickeln ſie ſich mit Leichtigkeit in Fülle und Kraft. Der naturgemäße Zuſtand der belebten Geſchöpfe iſt ihr gewöhnlicher. Ein ungewöhnlicher, darum minder naturgemäßer, wenn auch nicht naturwidriger (denn dieſer höbe das Daſeyn auf), iſt derjenige, welcher die Daſeynsbedingungen unvollkommen befriedigt, und zur Stillung der Lebenstriebe, ſtatt der eigentlichen Mittel, nur Erſatzmittel gewährt. Wenn auch mühſam, ſchmiegt ſich aber doch endlich, bei anhaltender und wiederholter Darreichung des Erſatzes, und bei unverweigerter Erfüllung aller übrigen Forderungen, das Weſen des Lebens dem begränzten Verhältniß allmälig an, und wohnt ſich gleichſam darin ein. Es übt ſeine Verrichtungen dieſen engern Schranken gemäß. Des Gärtners Kunſt eignet das ausländiſche Gewächs endlich den Einwirkungen eines fremden Himmelsſtriches an, und vergütet der tropiſchen Pflanze die verlorne Sonne der Heimath, durch Wärme des Treibhauſes.

Der Selbſterhaltungstrieb des Lebens wird im ſeeliſchen Gefühlſeyn zum Gewohnheitsſinn. Dem Thiere iſt das Naturgemäße auch das Lebensvertraute, das Bekannte, Gewohnte. Das Unvertraute erregt ihm Unſicherheit und Furcht. In freier Wildheit zieht es bekannte Gegenden, Wege und Lagerſtätten den unbekannten vor, um nicht in ſteter Beſorgniß und geſpannterer Aufmerkſamkeit zu ſeyn. Es kann allerdings gezähmt, das heißt, durch dauernden Zwang zu Thätigkeitsweiſen abgerichtet werden, die mit ſeinen naturgemäßen Zuſtänden nichts gemein haben. Doch iſt dies bei ſolchen Thieren unmöglich, denen die Gabe eines höhern Aufmerkſamkeitsſinns fehlt; und wird nur bei denen leichter, die noch jung, für die Richtung ihrer Triebe, Anlagen und Kräfte, keine andern, und freiern Schranken kennen, als die ihnen durch Kunſtzwang gegebnen. Sie wachſen und vollenden ſich inmitten des beengtern Spielraums; und innerdemſelben ſteht ihnen der ausgedehntere, freiere, fremdartig, der den Geſchöpfen ihrer Gattung auf Erden angewieſen iſt. So wird Gewohnheit, wie man ſagt, endlich die andre Natur; gleichwie Natur die Urgewohnheit der Wirkensweiſe iſt.

Der Mensch steht auch hier dem Thiere ähnlich. Er wird, im Zwange ihn umringender geschlechtlicher Verhältnisse, für deren Dienst künstlich abgerichtet: Wilder unter Wilden; Barbar unter Barbaren; Christ unter Christen; Muhamedaner unter Muhamedanern. Er scheut dann Neuerungen. Auch wenn er im Angewöhnten das Schlechtere, im Neuen das Bessere, erkennen sollte, wird er im Herkömmlichen und Ueblichen sich mit leichterer Fertigkeit bewegen und mit dem Gefühl größerer Sicherheit wandeln. Unwissende, bildungsarme Völkerschaften hangen starrsinnig am Alten fest. Die Menschheit bleibt dem Thierthum ähnlich, bis ihr Geist, unter Erkenntnissen und Erfahrungen, durch das Schicksal entfaltet, die Fesseln der Abrichtungskünste abstreift, und, frei, im Urtheil und heiligender Willensmacht, zum Naturgemäßen zurückkehrt; das heißt, zu seinem eignen Gesetz, dem ihm unmittelbar aus Gott gewordenen.

---

67. Nachahmungssinn.

Aber im Innern der Seele selber liegt, dem naturgemäßen Beharren der Einzelwesen in ihrem Thun, ein Trieb und Sinn andrer Art gegenüber, der ihr Erstarren in todter Gleichheit hindert. Er ist dem allgemeinen Urgesetz der Natur entsprossen, nach welchem Alles, im Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen, ins Mannigfaltige gegensätzlich wird. Es ist der Trieb thierischer, unwillkürlicher Sympathie, welcher sich im Seelischen zum Nachahmungssinn gestaltet. Dieser ist dem Gewohnheitssinn gegensätzlich und, wie dieser, vom Aufmerksamkeitssinn genährt und bethätigt. Auf den untern Stufen der Thierwelt, wo das pflanzliche Leben noch in voller Uebermacht waltet, bemerken wir den Nachahmungssinn kaum; deutlicher erst in Geschöpfen, die mit irgend einer Art Seelensprache (63.) zu gegenseitiger Mittheilung der Gefühle begabt sind. Es ist da ein kaum unwiderstehbarer, wenn auch milder, Reiz, die von Andern geäußerten Empfindungen oder Gefühle, in sich selbst überzusetzen und sie ähnlich zu äußern. Es ist Erregung vom Gleichartigen des Einen im Andern. Der Morgenruf des Hahns weckt Empfindung und Ruf der Entfernten seiner Geschlechtsgenossen. Das nächtliche Gebell eines

Hundes wird, vom wachsamen Nachbarhund, wiederholt, wie sich in ihm, durch die Stimme desselben, das dem Laut entsprechende Empfinden regt. Selbst dem Menschen ist dies unwillkürliche Mitfühlen und unwillkürliche Mitäußern dessen eigen, was er an den Zuständen eines Andern wahrnimmt. Es ist gleichsam ein Hang zum deutlichern Uebersetzen fremder Stimmungen in das eigne Seelische. So wird das Lachen, Weinen, Gähnen ansteckend. So ziehn sich unvorsätzlich unsre Muskeln in Hals, Schlund und Brust krampfhaft zum Husten zusammen, wenn wir einen Andern in der Gefahr des Erstickens sehn, als könnten wir durch unsre Anstrengung ihn von der Beengung seiner Luftröhre erlösen. So können sich selbst epileptische Zufälle und andre Krankheiten, durch bloße Gewahrung ihrer Aeußerungen, mittheilen.

Je lebhafter Gefühlsinn, Aufmerksamkeit und Gedächtnißthätigkeit in den Thiergattungen werden, um so lebhafter wird, dem Reiz der Gewohnheit entgegen, der Sinn für Nachahmung. Die Seele strebt sich des ermüdenden Einerlei's zu entschlagen, und durch Nachahmung fremdartiger Verrichtungen, im Wechsel der eignen, Wohlgefühl zu schaffen. Die vielstimmige Drossel Amerika's, die Papageien, Staare und andre Spotvögel, wiederholen die Töne Anderer. Der Affe gefällt sich, wie das menschliche Kind, in Nachbildung von Bewegungen und Geschäften, die er beobachtet.

Thiere, mit einem reichern Gedächtniß ausgestattet, wie Affen, Elephanten, Löwen, Hunde, Katzen u. s. w. verrichten nachahmerisch zuweilen Handlungen, welche Verstand und Kenntniß der Zwecke zu verrathen scheinen. Indem sie bemerken, daß regelmäßig, irgend einer Thatsache, die zweite zu folgen pflegt, stehn beide mit einander ungetrennt in ihrer sinnlichen Vorstellung (d. i. im Gedächtnißbilde) beisammen. Thiere verrichten, oder vermeiden die erste Thatsache, und erwarten das Erscheinen der gewöhnlich sie begleitenden Folge.

68. Gedächtnißsinn.

All diese bisher bezeichneten innern Sinne beziehn sich aber nur auf das gegenwärtig Vorhandne. Der Sinn des Gedächtnisses hingegen wendet sich dem nicht mehr Vorhandnen, dem Gewesenen und Vergangenen zu, in Bewahrung vom Eindruck gehabter Empfindungen, Gefühle und Gewahrungen.

Ohne Zweifel bereitet das Leben, wie für Alle äußere und innere Sinne, auch zur Thätigkeit des Gedächtnisses, eigenthümliche Werkzeuge. Denn wir wissen, daß bei theilweisen Verletzungen vom Innern des Gehirns, auch das Gedächtniß ganz oder theilweise verloren gehen kann; daß im höhern Alter des Menschen, mit zunehmender Steifung und Erhärtung der zartern Nervengliederung des Innern, auch die Wiedererinnerung vergangner Dinge mühsamer und ungelenkiger wird. Aber nicht die verborgnen stoffischen Gedächtnißorgane sind das seelische Erinnerungsvermögen selber, so wenig das leibliche Auge selber das Vermögen des Sehens ist.

Und wie das schöpferische Leben, nach dem Wendepunkt seines Wirkens, sich wieder von den erstarrenden, verholzenden Aussentheilen einer Pflanze zum Innersten zurückzieht (52.), von wannen es ausgegangen ist: so weicht mit ihm, im thierischen Leib, auch das Seelische allmälig zurück. Wie im Baume die äußern Rinden, Aeste und Zweige zuerst aussterben, während das Lebende noch im Innern schafft: so scheinen in den Erinnerungen die letzten und jüngsten, mit deren Organen, zuerst einzuwelken, und die ersten und frühesten am längsten zu bleiben, denen sich erst alle spätern angeschlossen haben. Wenn im hohen Alter des Menschen, mit dem Absterben der Gedächtniswerkzeuge, die Verzweigung der Erinnerungen, bis auf die Jugendtage, zurückschwindet, und der Geist des Greises nur noch, von diesen wenigen Kindheits-Erinnerungen umringt, thätig bleibt, nennen wir ihn kindisch. Denn in der That, beim Verlust späterer Erfahrungen, und nur auf die dürftigen der ersten Jugend beschränkt, kann er nur noch, gemäß diesen, vergleichen, urtheilen, handeln, gleich dem Kinde. — Darum aber ist die Seele selbst nicht geringern

und ärmern Weſens geworden, weil ihr die Mittel der Weſensäußerung gegen die Außenwelt vermindert ſind. Wir wiſſen, daß ſie in Zuſtänden, da ſie, entfeſſelter vom Körper, wirken kann, keines vom Leben geſchaffnen Organes für das Gedächtniß bedarf. Es gibt Zeiten, gewöhnlich in der Todesnähe, in welchen kindiſche Alte plötzlich wieder zum Bewußtſeyn auch der nähern Vergangenheit erwachen, wenn ſchon nur flüchtig. Es ſind „ihre lichten Augenblicke“, wie man zu ſagen pflegt. Es begegnet Geſunden, daß in ihrer Seele, wenn dieſe ſich während tiefen Schlafes in ſich zurückgezogen hat, Traumbilder von Dingen wieder hell werden, denen ſie, als ſolche ehmals in der Wirklichkeit erſchienen waren, kaum Aufmerkſamkeit, und noch weniger ſpäterhin einen Gedanken geſchenkt hatten. Es iſt bekannt, daß, im Schlafwachen der Somnambülen, Erinnerungen von neuem aufleuchten, welche, im gewöhnlich wachen Zuſtande, längſt ſchon und, ſcheinbar unwiederbringlich, erloſchen waren.

In niedern Thierklaſſen erſetzt der Inſtinkt (welcher das dem Leben Schädliche oder Unſchädliche lehrt), ohne daß jene die Dinge kennen, den Sinn des Gedächtniſſes. Auf höherer Stufe beſeelter Geſchöpfe wird der Inſtinkt ſchon von einem Gedächtniß unterſtützt, welches, ſchwach und flüchtig, den Gegenſtand eben ſo bald wieder vergißt, als er nicht mehr in Gegenwart auf die Außenſinne wirkt. Die Erinnerung und die darangeknüpften Gefühle werden erſt wieder verjüngt, ſobald ihr Gegenſtand, oder ein ähnlicher, abermals vor den Außenſinn tritt. Bei Thieren der oberſten Ordnungen wird aber auch das Gedächtniß mächtiger und treuer. Die Bilder vom Geweſenen werden klarer und lebhafter, und regen ſich da, wo ſie einänder in ihren Verzweigungen gegenſätzlich berühren, leichter zum Hervortreten an. Es werden Erfahrung und Kenntniß im Thiere (wenn auch ohne Erkenntniß) (7) möglich. Der Hund kennt ſeinen Herrn, der Löwe ſeinen Wärter. Die Seele ruft durch den Sinn des Gedächtniſſes geweſene Gefühle und Begierden wach, und wirkt erregend, auf dieſe Weiſe, in die Thätigkeit der Lebenstriebe zurück.

69. Unwillkürliches Erinnern. Traum.

Aber auch in den vollendetsten Gattungen des Thierreichs ist das Gedächtniß nur ein unwillkürliches Erinnern. Es wird nicht ohne äußere Einwirkungen geschäftig, sey es, daß einer der fünf Außensinne, oder irgend einer der lautgewordenen Lebenstriebe Empfindungen und Begierden erzeugt, welche durch Gleichartigkeit mit schon gehabten, Gedächtnißbilder erneuert, die sich dann mit andern verzweigen und bewegen.

Solche Bewegung der Gedächtnißbilder, wenn sie inmitten des Schlafes vor sich geht, nennen wir Träumen. Auch der Traum ist Unwillkürliches; erst durch irgend eine Einwirkung des Lebens, oder der äußern Empfindung, Geweckenes. Ohne vorhergegangne Bereicherung des Gedächtnisses, mit dem Mancherlei der Außenwelt, ist kein Träumen möglich. Kinder in der ersten Lebenszeit, und Greise, nach erloschenen Erinnerungen, sind traumlos. Hinwieder ist kaum zu bezweifeln, daß Hunde, Pferde, Affen und andre Thiere höherer Ordnung, selbst manche Vögel, ihre Traumwelt haben. Hunde winseln und bellen, Kanarienvögel singen im Schlafe, gleich wie Menschen in ihm reden. Beim Aufgang der Erinnerungsbilder werden die Träumer zu den nämlichen Begierden und Gefühlen gereizt, die sich in ihnen laut machen würden, wenn sie den Gegenständen wachend in der Wirklichkeit begegneten.

Alles Träumen ist ein Regesevn der Seele in ihr selber. Sie schleicht gemach aus dem Hintergrund, wohin sie trat, während der Leib schlief, wieder, auf den Nervenbahnen, hervor, nach allen Gegenden des Körpers. — Es ist ein willkürloses Tändeln und gegenständliches Spiel der Innen-Sinne, unter den Bildern des Gedächtnisses. Erst später dann bemächtigt sich das seelische Wesen auch der äußern Sinnorgane wieder, und es entsteht volles Erwachen. So beim Thier. Aehnliches auch im Menschen, nach Vollendung des Leibesschlafes, nur mit dem Unterschiede, daß der denkende Geist später noch, als die Seele, erst wenn sie selbst ihrer leiblichen Werkzeuge wieder mehr Meisterin geworden, aus seiner Insichgeschlossenheit

barkeit der Inſel Tonga rühmt er, daß ſie Alles übertreffe, was er je Aehnliches in der Welt geſehen habe; von den Einwohnern die hohe Reinlichkeit, ungemeine Kunſtgeſchicklichkeit und Gutmüthigkeit. Hier beſtanden ſchon ſtreng geordnete geſellſchaftliche Verhältniſſe, Fürſten, ſtufenweiſe untergeordnete Stände mit mannigfaltigen Ehrenbezeugungen, regelmäßiger Landbau, Tauſchhandel, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum. Hier fand man Glauben an höhere und niedere Götter, an Unſterblichkeit; aber auch ehrgeizige und habſüchtige Prieſter, und Menſchenopfer.

Bisher hatte zwiſchen den Europäern und dieſen Eilanden wenig Verkehr ſtatt; mehr ſchon mit den Bewohnern der dreizehn Sandwich-Inſeln, davon die größte, Owaihi, berühmt durch des Weltumſeglers Cook Tod, im Beſitze der Briten (ſeit 1794) iſt. Doch kamen die Engländer bisher nur als Kaufleute; nicht anders die nordamerikaniſchen Schiffer auf ihren jährlichen Fahrten nach China und den amerikaniſchen Nordweſtküſten. Der beſtändige immer wachſende Verkehr zwiſchen Amerika und Aſien machte Owaihi bald zum bedeutendſten Platze der Südſee, und brachte europäiſche Einrichtung, Kunſt und Verderbtheit zu dieſen Völkerſchaften. Schon ſprechen die Häuptlinge der Inſeln und ihre vornehmſten Beamten, der König ſelbſt, engliſch. Dieſer lebt

heraustritt. Sein Erſcheinen verkündet ſich in der aufdämmernden Klarheit, welche das Licht des Bewußtſeyns ſanft über die Gegenſtände des Traums wirft. Er kennt ſie; aber noch ohne Urtheil über ſie. Und ohne ſein Wollen über ſie geltend zu machen, gleicht er einem bloßen Beſchauer des Spiels. Er ſieht verſtorbne Bekannte wieder, wie im Alltagsleben, vor ſich wandeln; und, ohne Verwunderung, ſieht er Unmöglichkeiten mit einander ſeltſam verbunden, bis er in größerer Macht nahend, ſich ins verwirrene Spiel miſcht und es verſtändiger regelt.

Man nennt den Traum oft ein Werk der Einbildungskraft. Er iſt dies nie im Thiere, und ſelten im Menſchen: ſondern, wie geſagt, nur ein ſeeliſches Regewerden im Organ des Gedächtniſſes. Das Thier hat keinen Willen, daher auch keine Einbildungskraft (36.). Es kann nicht aus eignem Vermögen die Verwirrung der Gedächtnisbilder anders ordnen, als ſie, durch den Reiz der Lebenstriebe angeregt, ſich, in ihrer Gleichartigkeit mit Gleichartigen, nothwendig zuſammengeſellen und folgen. Das Thier hat keinen Willen. Daher kann es ſich nicht, nach Belieben, auf etwas Geweſenes beſinnen, ſondern nur, angeregt von einer Erſcheinung in der Außenwelt, ſich des Gleichartigen erinnern.

---

70. Ahnungsſinn. Rhabdomantie. Wundſucht. Somnambulismus.

Der Höchſte, vielleicht ſollt' ich auch ſagen, der Tiefſte der ſeeliſchen Sinne, iſt der Ahnungsſinn. Vielleicht ſollt' ich ihn nicht einmal Sinn, ſondern Quell aller Sinne nennen; ihn vielleicht das ſeeliſche Selbſt heißen, welches zum Empfinden und Gewahren nicht einmal des körperlichen Lebensgebildes bedarf; beim Wirken gewiſſermaßen Raum und Zeit verliert; ohne leibliche Sinnwerkzeuge, mit den Erſcheinungen der Außenwelt in Verbindung ſtehn kann; und ſich in den niedrigſten, wie in den vollkommnern, Thiergattungen auf die mannigfachſte Weiſe zu erkennen gibt. Vielleicht erregen dieſe Worte da und hier ungläubiges Lächeln. Aber ich ſpreche von keinen übernatürlichen Dingen.

Das seelische Wesen, mit dem Leben eines Leibes verbunden, ist weder zu jeder Zeit, in allen Gliedern, empfindend vorhanden (65.), noch auf die Umgränzung des Körpers beschränkt, sondern tritt thatsächlich, auch über die Oberfläche desselben, hinaus. Es ist bekannt, daß gliederarme Thiere der untersten Gattung, denen noch äußere Sinn-Organe gänzlich fehlen, dem, was sie leiblich bedroht, fliehend ausweichen, bevor sie davon berührt werden. Es ist bekannt, daß man Personen aus ihrem ersten, tiefsten Schlaf, ohne sie zu berühren, aufstören kann, wenn man über ihre Wange, einige Zoll von derselben entfernt, den ausgestreckten Finger hin und her bewegt. — Ich will des Vorgefühls vieler Thiere von Gewittern, Erdbeben, bevorstehenden Seuchen und andern Zustandsveränderungen des Dunstkreises, nicht erwähnen. Denn im Weltall besteht eine ununterbrochne Bewegung und Verkettung der Veränderungen von Stoffen und Kräften, die auch auf das Lebensgeschäft einwirken. Wir bemerken auch an lebenden Pflanzen, an ihren Blättern und Blumen, Einwirkungen des Witterungswechsels. Auf ähnliche Art wird ein seelisches Empfinden in manchen Menschen, wahrscheinlich auch in Thieren, von Dingen laut, von deren verborgnem Daseyn kein äußerer Sinn und keine Erfahrung Kunde gibt. Dahin gehört das Fern-Empfinden rhabdomantischer Personen, welches durch unterirdische Wasser, Gebirgs- und Erdarten, Erze, Metalle, Salze, brennbare Stoffe u. s. w. so mächtig angeregt werden kann, daß es selbst störend auf das Wohlseyn des Lebens zurückwirkt. Bald beschleunigt sich dabei plötzlich der Blutumlauf; bald werden einzelne Stellen des Leibes von örtlicher Hitze, oder Kälte, befallen, oder mit Schweis bedeckt, oder von krampfhaften Zuckungen heimgesucht; bald entsteht ein eigenthümlicher Geschmack in der Zunge; bald Ekel, bald Schwindel, Sausen im Ohr, Bangigkeit und Trübsinn. Die bekannten, unwiderstehlichen Abneigungen, oder Antipathien, mancher Thiere und Menschen gegen gewisse Menschen und Thiere, können aus ähnlicher Quelle herrühren.

Wie schwankend immerhin die Aussagen der Völker über den Einfluß des Mondes auf das Pflanzenleben, oder wie unbestimmt das Zeugniß der Aerzte über diesen Einfluß auf den Gang gewisser Krank-

heiten seyn möge: so bleibt, wie das Einwirken des Mondes, zur Zeit seines Wechsels, auf die Bewegung der Oceane, auch die mehrtausendjährige Erfahrung, unläugbar, daß die wunderbare Seelenthätigkeit der Mondsüchtigen oder Nachtwandler, um die Zeit des Voll- oder Neumonds, am regsamsten zu seyn pflegt. In manchen solcher Personen herrscht am Tage schon, während im Wachen ihr Seelisches noch mit sämmtlichen Empfindungs- und Gewahrungsorganen eng verbunden ist, eine unerklärliche Gemüthsverstimmung, eine Unruhe, ein Mißmuth, der zuweilen an Lebensüberdruß gränzt, oder darin übergeht. Nachts aber, wenn die Lebensgesetze allein im schlafenden Gegliedert schalten, und die Seele sich ins Innerste, zum Geiste, zurückzuziehn scheint, ists, als verbreite sie sich beim Kranken der obigen Art, abgeschieden von ihren gewöhnlichen Organen, weit über den Leib hinaus, empfindend und gewahrend, doch vom geistischen Wesen durchleuchtet, und nur noch so viel mit dem Leben zusammenhängend, als nöthig ist, die Gliedmaßen des Körpers zu mancherlei Verrichtungen willkürlich zu lenken. Die Lebenstriebe wirken nicht mehr auf sie ein. Sie kennt keine thierische, unreine Begierde; keine Furcht, keine Angst, wenn sie den Leib einem grauenvollen Untergang bloßstellt. Der Nachtwandler, mit völlig geschlossenen Außensinnen, gewahrt die Gegenstände nah und fern; wandelt die gefahrvollsten Wege, welche er, wenn er sie wachend erblickte, schaudern würde, mit seinem Fuß zu berühren. Er verrichtet gewohnte Tagsgeschäfte, und Anderes, was er wachend kaum in solcher Vollkommenheit vermöchte. Und ist er erwacht, fehlt ihm gänzlich die Erinnerung dessen, was er gethan, weil sein Seelisches keinen Gebrauch von einem der gewöhnlichen stoffischen Organe gemacht hatte.

Das Geheimnißvolle im Wesen des Seelischen tritt uns zuweilen noch wunderbarer bei jenen Personen entgegen, welche im Zustand des sogenannten Schlaf-Wachens (des thierischen oder Lebensmagnetismus, oder Somnambulismus), hell durch Vergangenheit und Zukunft sehn, und in der Gegenwart Vorhandenes gewahren, welches dem Blick des Gesunden, sey es durch Fernen, oder vorliegende dunkle Körper, unsichtbar bleibt. Möge man die Wahrheit solcher Zustände bezweifeln oder läugnen, oder die Anwendung des

Mesmerismus in der Heilkunde*) verdammen: immer zeugt, wie das Alterthum, so noch der heutige Tag, vom Daseyn solcher Zustände. Die Thatsachen sprechen, obwohl in ihnen oft schwer zu entscheiden ist, was, in den Aeußerungen des Kranken, der Wirklichkeit entsprechend, und was unwillkürliche Selbsttäuschung sey? Denn was der Geist durch Erfahrung und Unterricht geworden, bleibt er auch im Zustand des Traums, wie des Schlafwachens.

---

71. Fortsetzung. Krankheit.

In so eigenthümlicher und wunderbarer Macht uns auch das beseelende Wesen, erscheinen möge, wenn es sich, in größerer oder geringerer Losgebundenheit vom Leben, offenbart: wird doch dies zwiespältige Verhältniß, als **Krankheit** angesehn, und mit Recht. Denn es ist ein Zustand von Hemmung und Störung im naturgemäßen Wirken und Erscheinen des beseelten Leibes; theilweise Aufhebung der in sich vollendeten Einheit der im thierischen Lebensgebilde verbundnen Wesensartungen.

In der Thierwelt sind nur **Leibes-**, oder **Seelenkrankheiten** möglich. Der Mensch aber ist auch **Krankheiten des Gemüths** unterworfen. Das Thier, wenn es von äußern Verletzungen, oder verderblichen Einflüssen atmosphärischer Beschaffenheiten verschont bleibt, genießt, bei regelmäßiger Befriedigung seiner Triebe, bis zum Tode ungetrübte Gesundheit. Selbst das hohe Alter desselben, das die Kräfte bricht, die Sinne auslöscht, ist Gesundheit; weil es die dem Gesetzthum des Lebens gemäße Vollendung seines Erscheinens ist. Wer das

---

*) Am 21. April 1841 erging ein Dekret der Kongregation der römischen und allgemeinen Inquisition, welches am gleichen Tage das Approbatur des Papstes Gregor XVI. erhielt, die Aufgabe des thierischen Magnetismus (usum magnetismi, prout exponitur, non licere); denn die magnetische Operation gebe nur Anlaß zum Unglauben und Sittenverderben. Ehmals hielt man solche Leute für Besessene vom Teufel.

Alter an ſich, mit den daſſelbe begleitenden Gebrechen, Krankheit nennen will, ſoll billig auch die Jugend an ſich, mit den Mängeln ihres noch unvollkommnen Gliederbaues, Krankheit heißen. Der Menſch iſts, der den Thieren die meiſten Krankheiten zuführt, wenn er ſie zähmt, als Haus- und Heerdenvieh benutzt, ihre Inſtinkte und Triebe durch aufgezwungene Gewöhnungen beſchränkt, und ihnen Nahrung und Trank, Luft und Licht, Bewegung und Ruhe, nicht nach ihrem Bedürfniß, ſondern nach ſeinem Zweck, oder Vortheil, zumißt. Die Natur ihres beſeelten Lebens ſorgt weiſer für ihre Erhaltung, als menſchliche Kunſt und Willkür. Gleich ihnen, und aus dem nämlichen Grunde, erfreun ſich, unter den Sterblichen, die Familien und Horden der Wilden einer ſelten erſchütterten Geſundheit, in natürlicher Stillung ihrer Bedürfniſſe. Erſt mit den Laſtern, Verwöhnungen und reizenden Giften der Barbarei und Civiliſation bringt, als deren furchtbares Gefolge, das Heer zahlloſer Gebrechen und Krankheiten, und von Geſchlecht auf Geſchlecht vererbender Leiden, auf ſie ein, denen die ungewiſſe Kunſt des Arztes vergebens wehret.

Und eine ungewiſſe Kunſt wird dieſe wohl immerdar bleiben, weil ſie auf Erfahrungen beruht, deren Wiederanwendung und Ergebniß, durch vielerlei unerforſchbare Zuſtände und Verhältniſſe, faſt überall anders bedingt iſt. Und wie genau ſchon unſre Kenntniß von Bau und Beſtand, Beſtimmung und Zuſammenhang der äußern und innern Gliedmaßen des Menſchenleibes ſeyn mag; und obwohl wir ſelbſt der zarteſten Nerven Richtung, Gewebe und Verflechtung beobachten: wir erblicken doch nur das todte Stoffiſche, nicht das, deſſen Träger es iſt; nicht das geheimnißvolle Spiel der bewegenden Kräfte; nicht die durch ſie vom Lebenschemismus bewirkten Verwandlungen der Stoffe; nicht Bedeutung der Nerven-Häufungen und Verzweigungen, und was ſie bewegt, oder lähmt, zumal, als Organe der Innenſinne des Seeliſchen.

72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander.

In der ununterbrochenen Wechsel-Erregung zwischen, uns noch zu wenig bekannten, mannigfaltigen Artungen der Stoffe und Bewegkräfte, so wie dieser und des Lebens, des Seelischen und Geistes, bleibt uns selbst der erste, eigentliche Quell der meisten Krankheiten des Lebens verborgen. In unsrer Unwissenheit begegnen wir dem Uebel erst da, wo es sich hervorbrechend äußert. Wir versuchen den Strom des Leidens zu dämmen, und schwellen ihn oft nur an; oder drängen ihn, ohne unser Wissen, in andre Richtungen, vielleicht noch schlimmere, während die Quelle immerfort rinnt. Der schwierigste und wichtigste Theil der Heilkunde ist weder die Kenntniß aller Theile vom Gegliede des menschlichen Leibes und ihrer Verrichtungen und Beziehungen, noch die Lehre von Bedeutung der äußern Anzeichen vorhandener Krankheiten (Symptomatelegie): sondern die Kenntniß von deren Verwandtschaften, gleichsam von der Geschlechtsfolge oder Genealogie der Krankheiten, wie durch das Leiden irgend eines innern Theils, in einem andern, und von diesem in einem dritten Theil des Organismus, der örtlich mit jenen nicht immer in Verband steht, gegensätzlich erregt wird, bis das zuletzt gewordene Leiden sich durch äußere Kennzeichen verkündet.

Daher sind alle bisherige Unternehmen, die Heilkunde nach Grundsätzen zu ordnen und zu betreiben, eitel geblieben, wie hoch sie schon eine Zeitlang gepriesen werden mochten. Auch die Wissenschaften haben ihre Tage der Mode. In jedem solcher Grundsätze lag wohl eine einzelne Wahrheit, aber nicht das allgemein Wahre. Wenn die Einen das einseitige Zuviel und Zuwenig, Ueberfülle oder Schwäche der Erregbarkeit und Erregtheit (Sthenie und Asthenie) für das hielten, was jedem Leiden Verderben bringe, irrten sie nicht; wohl aber darin, daß sie das Besondre zum Allgemein geltenden erhoben, und mit künstlichen Reizmitteln einwirkten, wo kein Zuviel und Zuwenig der Grund des Leidens war. Andre glaubten dem in seinem Wirken gestörten Leben am naturgemäßesten zu helfen, indem sie ein vorhandenes Uebel durch ein künstlich erregtes, gleichartig schmerzendes, (homöopathisch) überzuleiten

suchten. Sie irrten darin nicht, daß sie dem Naturgesetz des Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen folgten; wohl aber darin, daß sie es in allen Fällen anwendbar wähnten, welche die äußerlich ähnlichen Erscheinungen darboten, ohne den entfernteren Ursitz des Uebels, und die gleichartige Wirksamkeit der Gegenmittel zu kennen. Das Weiseste ihres Verfahrens aber blieb unstreitig, der Natur des Kranken zu seiner Selbstheilung mehr, als der Kunst, zu vertraun, und die Thätigkeit des in seinem Gebilde schaffenden Lebens durch naturgemäßere und behutsam gewählte Erregungsmittel zu unterstützen.

Die Störungen des Lebens in seinen Verrichtungen; die Beschränkungen und Lähmungen seiner Thätigkeit, durch Mangel, oder Uebermaß, oder Einseitigkeit der Einwirkungen von Stoffen und Bewegkräften der Außenwelt, hab' ich schon früher (52), in leichten Zügen, angedeutet. Aber auch die seelischen Bewegungen, die Rückwirkungen der Gefühle auf den Leibesbau, können für das Leben eine Quelle seiner Einheitsstörungen werden. Indessen rinnt diese Quelle sparsamer, als jene. Denn die verlangenden oder befriedigten Lebenstriebe, wenn sie sich in der Seele, zu Empfindung, gegensätzlich werden, erzeugen darin immer nur einen ihnen entsprechenden Schmerz, oder eine Wollust, die durch Rückwirkung auf das Geglieder selten oder nie für dieses nachtheilig werden kann. Ich spreche hier nur vom Seelischen, wie es sich, unverbunden mit geistischem Wesen, in der Thierwelt darstellt; nicht wie im Menschen.

Es läßt sich wohl nicht läugnen, daß das Gefühl anhaltender, maßloser Angst und Furcht verderblich auch in das Thierleben eingreifen, allgemeine Abspannung und Entkräftung, und eben so, wie übergroßes Schrecken, selbst für den Nervenbau zerrüttend, dem Leben schaden könne. Eben so wissen wir, daß die Liebe mancher Thiere für ihre Jungen, nach deren Verlust, sie zu einem Grade von Traurigkeit treiben kann, der rückwirkend auf ihre Lebensthätigkeit, diese verzehrt, alle andern Triebe schwächt, selbst den zum Genuß der Nahrung. Doch, wie gesagt, gehören Lebens-Krankheitserscheinungen dieser Art zu den Seltenheiten.

73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens.

Zahlreicher hingegen ſind die Seelenkrankheiten, welche aus den Mängeln des Lebens und ſeiner Haushaltung in den verſchiednen Theilen ſeiner Gliederungen, und noch mehr aus der Stärke ſeiner nach Sättigung ringenden Triebe hervorgehen. Auch das Leben der Pflanze hat dieſelben Triebe. Auch deren unvollkommne oder ganz verſagte Befriedigung bringt Krankheit und ſelbſt Tod. Aber im Thiere ſind ſie durch Empfindung geſchärfter, und, durch gewaltſame Rückwirkung des Seeliſchen auf das Nervenleben, zerſtörender. So erzeugt der Ungeſtüm des nichtgeſtillten Begattungstriebes in manchen Thieren zuletzt eine Art Wahnſinns, der ſie allen ihren Gewohnheiten entrücken, ihre Außenſinne verblenden, und ſogar den Selbſterhaltungstrieb des Lebens abſtumpfen kann. Eben ſo iſt unzweifelhaft die ſogenannte tolle und ſtille Wuth der Hunde und Katzen, der Wölfe, Füchſe u. ſ. w. gleichwie bei andern Thieren, Betäubung, Ohnmacht, Epilepſie u. ſ. w. nur Folge von vorangegangnen Geſetzesverletzungen des Lebens, und irres Treiben deſſelben in ſeinen Verrichtungen.

Im ſtrengen Sinn genommen, iſt das Wort Seelenkrankheit eine unpaſſende, höchſtens nur bildliche Bezeichnung für gewiſſe regelwidrige Erſcheinungen von Begierden, Empfindungen und Gefühlen. Die Seele an ſich ſelbſt kann nicht erkranken, ſondern nur das Leben, mit dem ſie geeinet, deſſen Hüterin und Dolmetſcherin ſie iſt (56.). Abhängig von dieſem, wird ſie zum Widerſchein ſeiner Zuſtände. Des Thieres Raſerei, Liebeswuth und Wahnſinn iſt, wie der Schmerz des Hungers, oder der Wunden, der im Seeliſchen gewordne Nothſchrei beleidigter Lebenstriebe.

Es iſt das geheimnißvolle Gebiet der Nerven der Punkt, wo Leben und Seele in ihrem engern Verkehr ſtehn, und ſich wechſelsweis zur Thätigkeit erregen. Hier wird die kleinſte Sünde wider das Geſetzthum des belebenden Weſens zum ſeeliſchen Leiden. Jede anhaltende Zerrüttung des zarten Gewebes, jeder Mangel, jedes Uebermaß ihrer Behängung, ihrer Bewegung, oder Ruhe, bringt endlich Erſchöpfung, oder verwilderte Reizbarkeit derſelben. Daher dann Schwächung der

Außen- und Innensinne, Erstorbenheit oder Aufwallung des Gefühls. Wie kann die Seele sich anders äußern, als wie sie durch Einwirkung des Lebens erweckt ist? Oder in sich gegensätzlich zu dem werden, was nicht auf sie einwirkt?

---

74. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergesagte.

Eben so verhält sich die Seele zum Geiste. Nur gerufen von ihm, tritt sie ihm zu seinem Dienst entgegen. Er sowohl, wie anderseits das Leben, leitet ihre äußern Sinne zum Gewahren der Außenwelt, ihre Aufmerksamkeit, ihr Gewöhnen, ihren Nachahmungstrieb, und bereichert ihr überdem das Gedächtniß mit seinen Gedanken. Sie ist, zwischen ihm und dem Leib, die Vermittlerin; und, nur erst in ihrem Erregtseyn, rückwirkend, und wiedererregend in beiden. Ihre Gewahrungen, Empfindungen und Gefühle werden, im Bewußtseyn des Geistes, Vorstellungen. Sie verkündet ihm die Triebe des Lebens und deren Forderungen; er hinwieder genehmigt, oder verwirft diese, seinem eignen Gesetzthum gemäß.

Der innige Verein von Geist und Seele, das sich unmittelbare Berühren und einander in Wechselerregung Durchdringen von beiden, ist, was wir im gemeinen Sprachgebrauch mit dem Worte Gemüth bezeichnen. Wie im Nervischen sich Leben und Seele begegnen, gleichsam in einander fließen: so rinnen im Gemüth Seele und Geist zusammen. Darum verbinden wir auch mit Gemüthskrankheiten gewöhnlich einen andern Begriff, als mit bloßen Seelenkrankheiten.

Krankheiten des Lebens können allerdings, durch Vermittlung der Seele, in sogenannte Gemüths- und Geisteskrankheiten, in Schwermuth, Blödsinn, Verrücktheit u. s. w. übergehn. Hinwieder auch, durch seelische Vermittlung, können störende Einwirkungen des Geistes auf das Leben, dessen Geschäfte hemmen, dessen Werke verderben. Wiederum kann der Leib erkranken, während der Geist in vollkommner Gesundheit wirkt und weset. Anderseits gibt es Geistes- und Gemüths-

kranke, die leiblich wohlgedeihn und bei welchen alle Lebensverrichtungen ungehemmt von ſtatten gehn.

Aber hier iſt nicht die Stelle, wo ich (ohne vorher den Verkehr zwiſchen Geiſt und Seele unter einander näher angedeutet zu haben), über jene Zuſtände des Leidens beider, meine Anſichten mittheilen kann.

auf europäiſche Art; hat Engländer und Amerikaner in ſeinem Dienſte, die er mit Ländereien bezahlt, wohnt in einem gemauerten Palaſte, der auf der Landſeite mit Pfahlwerk und Schanzwällen, von Sechszehnpfündern beſetzt, umgeben iſt, und Tag und Nacht von zweihundert Mann bewacht wird. Das Volk ahmt ſeinen Großen nach, aber nicht allzeit zum Vortheile der Sittenreinigkeit. Das Deſtilliren geiſtiger Getränke aus der Theewurzel hat das Laſter der Trunkenheit und alle übeln Folgen deſſelben in Schwung gebracht, und ſelbſt nach Otaheite verbreitet. Denn die unternehmenden Sandwich-Inſulaner fahren ſchon handelnd und häufig zu den geſellſchaftlichen Inſeln und den amerikaniſchen und aſiatiſchen Küſten; ja fangen an Seeräuberei zu treiben. Schon einige europäiſche Schiffe ſind von ihnen überfallen und ausgeplündert worden.

Während den Bewohnern der Sandwich-Inſeln durch europäiſchen Handelsverkehr nur europäiſcher Luxus und Leidenſchaftskitzel gebracht wurde, blieb die Veredlung ihrer religiöſen Begriffe vergeſſen. Der König der Eilande hatte ſich die Unantaſtbarkeit des alten Glaubens vorbehalten, den ein zahlreicher Prieſterſtand, feierliche Götterdienſte, ſelbſt eine Art Mönch- und Einſiedlerthums ſchützten. Schwer blieb hier das Heidenthum zu erſchüttern, an deſſen Altären, bei

VI.

Der Geist.

Der Geist.

75. Entwickelung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts.

Es überrascht uns in der Geschichte der Natur, oder ihrer Wirksamkeitssphären, so weit uns der Gesichtskreis in denselben gestattet ist, die Wahrnehmung eines wunderbaren Gleichlaufes (Parallelismus) all ihrer Thätigkeitsweisen; überall stufenweiser Entwickelungsgang ihrer Schöpfungen vom Samenkeim zum Vollkommnern. Selbst die scheinbar todten Stoffgebilde waren vor unzähligen Jahrtausenden noch nicht was heut. Selbst der Weltkörper, den wir bewohnen, war uranfänglich nicht in seiner gegenwärtigen Vollendung. Er schwamm gleichsam, als Embryo, im Schoos der Himmel, und zog aus dem Aether, wie ein Säugling, die nährenden Urstoffe des Aethers an sich, die sich zu Urfels verdichteten und gestalteten; dann zu Uebergangs-, zu ältern und jüngern Gebirgslagern schaalig übereinanderlegten und nach manchen vulkanischen Ausbrüchen, Landemporhebungen und verwüstenden Sündfluten, die bis jetzt gebliebne Form gewannen (47.).

Doch wie lange Zeiten verflogen dem Erdball, bevor sich über seinen Gebirgs- und Land- und Meerbildungen, aus den vielartigen Gegensätzlichwerdungen der Materien und Bewegkräfte, ein zu Belebung veredelter Stoff schied! (44.) Auch er war anfänglich nicht, was er in der Folge der Jahrtausende geworden ist. Die tiefern Felsrinden des Erdkörpers zeigen uns nur noch seltne Ueberbleibsel höchst einfacher Seethierchen; spätere nach und nach deren mehrere, mannigfaltigere und künstlicher gebaute; dann erschienen die Jahrhunderte der

rieſigen Kräuter und ungeheuern Thierweſen. Es waren die wilden Jünglingszeiten unſers Weltballs. Und lange nachher, nachdem ſie vergangen waren, entfaltete ſich das Urleben in jener Fülle, Verſchiedenheit und Pracht, die wir ſchon ſeit ſechs Jahrtauſenden bewundern. Aber auch im Reich der Pflanzen und Thiere ſelbſt herrſcht der nämliche Gleichlauf und Entwickelungsgang zwiſchen den Gattungen beider, von den grünen, faſt gliederloſen Schleimmaſſen der Tremellen, und von den gallertartigen, Punkten ähnlichen, Monaden und Colpoden und andern beſeelten Aufgußthierchen, bis empor zu den edeln Blüten und Fruchtbäumen und zum menſchenartigen Troglodyten des innern Afrika's.

Der Menſch erſchien zuletzt; — ein höheres Weſen. Sein Ich iſt der gottdenkende Geiſt. Und dieſen Geiſt umkleidete die Natur mit dem Köſtlichen aller ihrer Wirkſamkeitsſphären; mit einem Leibe, in welchem ſie ſich gleichſam zu ſeinem Werkzeuge, zu ſeiner Dienerin, ihn zu ihrem Gebieter, zu machen ſchien.

Aber auch der Menſchengeiſt wieder erkennt, in ſeinem kurzen Daſeyn auf dem Erd-Stern, denſelben Entwickelungsgang, welchen die Natur ſelbſt hält. —

Das neugeborne Kind iſt, ſeinem Leben und Seeliſchen nach, ein mit dem mütterlichen nahe Verwandtes und Verbundenes, Stoff von Stoff der Mutter, Leben von ihrem Leben, Seele ihrer Seele. In gleichem Verhältniß aber, wie das junge Geſchöpf, mit fremden Stoffen und Kräften, zugleich ein der Mutter fremdes Leben und Seeliſches aus dem Reichthum der Natur einſaugt, löſet ſich allgemach jener Verband. Dann wird das wachſende Leben die erſte Amme und Erzieherin der Seele; weckt dieſelbe durch ſeine Triebe und Inſtinkte aus dem Schlummer; und dieſe, erwachend, wird endlich der Glieder ihres Leibes, und ihrer äußern Sinnwerkzeuge, eins ums andre mächtig; dann auch der innern, erſt der Aufmerkſamkeit, darauf des Gedächtniſſes, der Gewohnheit und der Nachahmungsluſt. Zuletzt dämmert das Licht des Geiſtes in den Sinnen und Gefühlen der Seele hervor. Die reine Thierheit hört auf, der Menſch beginnt mit den erſten Lauten

der Wortsprache; mit dem erſten Bewußtwerden eigner Perſönlichkeit; dem erſten Bewundern des Gefälligen; dem erſten Suchen nach dem Warum? und Wozu? dem erſten Gefühl des Unrechts und Rechts. Das Kind iſt früher vernünftig, als verſtändig; ſein Geiſtesgeſetz früher, als die durch Erfahrung erſt erworbene Klugheit im Urtheilen und Handeln. Der Erwachſene erblickt in den kindlichen Aeußerungen eine Naivetät, einen Ausdruck von Natürlichkeit, die er, als Widerſpruch mit verkünſtelter Ueblichkeit, belächeln kann und doch, als Vernunftgemäßes, ehren muß.

Auch der Knabe bewahrt zwar Neigung und Sinn für das Naturgemäße; aber der Geiſt verharrt noch lange im Dienſt der herrſchenden Thiernatur. Leibesſtärke, Muth und Schlauheit ſind ihm bewundernswürdiger, als jedes andre Verdienſt; Freiheit mehr, als Zwang ſeiner Lebensart. Er lernt nachahmend von Menſchen und Thieren. In lebhafterer Anerkennung des Rechts und Unrechts verkündet ſich die geſteigerte Macht des ſittlichen Gefühls.

Wenn im Jünglingsalter aber Lebensfülle und Seelenreichthum üppiger überſtrömt, und der Geiſt ſich ſeines Innern und der Urbilder des Wahren, Guten und Schönen in ihm heller bewußt wird: dann erſcheint der große Augenblick, in welchem der halbreife Zögling der Natur die Hand der bisherigen Erzieherin fahren laſſen, und ſelbſtſtändig ſchalten will, und es doch nicht ganz vermag. Der erfahrungsarme Verſtand verliert ſich noch im Labyrinth der Erſcheinungen; verwechſelt Weſen und Schein, ſinnliche und ſittliche Größe; haßt das Gemeine; lechzt nach Wundern; zieht das Göttliche ins Irdiſche nieder, und verklärt Irdiſches in Göttlichkeit. Der Jüngling, ſchwankend zwiſchen Sinnen- und Geiſtesluſt, ſieht die Welt nicht, wie ſie iſt, ſondern vernunftgemäß ſeyn ſoll; kennt keine Mittelſtraße; wird Engel und Teufel; Tyrann und Sklav; erfindet was er nicht findet.

Wenn, nach dieſen Gährungen, das leibliche Leben ſeinen Bau im Mannesalter befeſtigt hat, der Rauſch ſtürmiſcher Gefühle verflogen iſt; die Fantaſie mit geſenktem Flügel neben der Leiche ſchöner Hoffnungen trauert, und ſchmerzliche Erfahrung vor den Gefahren geliebter

Thorheiten und geheiligter Irrthümer warnt: dann wird der Einfluß des Verstandes herrschend. Der Sterbliche, noch angezogen vom Reiz der Wirklichkeit um ihn her, gibt sich ihm nur mißtrauisch hin, und das Ideale und Höhere in ihm beargwohnt er, als unsichre Träumerei. Er unterhandelt auf Bedingung hin mit beiden; will seinen Vortheil vom Irdischen und Ueberirdischen; will lieber klug seyn, als wahr und offen; lieber das Nützliche, als das Edle. Lebensbequemlichkeit wird sein Lebensziel; er sich, in schlauer Selbstsucht, sein Gott. Zwar mahnt ihn das Gesetz der Heiligkeit an Höheres, als das Vergängliche. Doch der Verstand verwandelt auch dieses nur zu oft in unfruchtbare Schulbegriffe, oder in Schminke eigennütziger Begierden. — Spät gelangt der Geist zur Alleinherrschaft über das Thierthum; das Gottesgesetz, die Vernunft, zum Sieg über die Macht des Irdischen; der Mensch zur Vollendung im Hochmenschlichen.

Die Entwickelungsgeschichte des einzelnen Sterblichen ist die Entwickelungsgeschichte ganzer Nationen. Sie wohnen auf dem Erdball, wie Kind und Knabe, Jüngling und Mann, in sehr ungleichen Höhen der Ausbildung; langsam ihrem Ziel entgegenreifend.

Der Stand der Wildheit ist ihr Kindheitsalter. Der Wilde auf den untersten Stufen, wie er noch den reisenden Europäern in einzelnen umherziehenden Familien Neuhollands begegnet, ist fast ganz thierisch, nur seelisch; noch wortarm in der Sprache; daher auch gedächtnißarm. Zwar denkt er, aber denkt meistens nur wortlos. Geschehenes ist leicht vergessen. Er weint einen Augenblick und lacht im nächsten mit unmäßiger Freude. Er belauscht aufmerksam des Treiben der Thiere und lernt von ihnen seine ersten Künste; zieht mit Weib und Kind durch die Einöden, wohin Nahrung und Sicherheit ihn locken; läßt seine Ungebundenheit ungern beschränken und will keine andre Herrschaft dulden, als die der Naturtriebe. Alles erscheint ihm noch, als Gemeingut. Erst Vermehrung der Volksmenge und Beschränkung des Raums, oder Furcht vor Nachbarhorden, zwingt zum festern Verband der Familien, zu gewissen Formen geselligen Vereins. Die Erfahrung der Alten lehrt und leitet im Frieden; Kühnheit und List des Stärksten befehligt im Kriege.

So tritt der Wilde auf die Stufe der Halbwilden, in das Alter der Knabenzeit. Immer noch am Leitband der Naturtriebe gegängelt, ſind die Thiere der Wildniß ſeine Vorbilder. Er beſchleicht den Feind, wie ſie; er verſtellt ſich, wie ſie. Seine Tänze, Spiele und Beluſtigungen ſind den ihrigen nachgebildet; er ſchmückt ſich ſelbſt mit ihren Namen. Kriegerſtolz, der jeden Schmerz verhöhnt, iſt ſeine Mannesehre. Der Stärkere wird Herr des Schwächern, das Weib Knechtin des Gatten, der Beſiegte Sklav des Siegers; ein Held oder ein Stammvater der Horde, ihr Häuptling; die Kriegergemeinde geſetzgebend für alle. — Unter mannigfachern Erfahrungen wird auch der Geiſt wacher. Das erſtärkende Gedächtniß leitet den Halbwilden ſicher durch die Urwälder; lehrt ihn Thaten der Väter den Enkeln in Sagen überliefern und mit Bildern des Sichtbaren das Unſichtbare nennen. Ein regewerdendes Gefühl des Schönen erfindet rohes Schmuckwerk des Weibes; die Tättowirung des Mannes, daß er ſchrecklicher ſcheine. — Der Halbwilde, der vor nichts zittert, erſchrickt nur noch vor der Allgewalt der Naturerſcheinungen. Ihm zeigen ſich hinter denſelben übermächtige Weſen. Er buhlt mit Opfern um ihre Gunſt. In ſeinem Gemüth erſchließt ſich der Keim der Religion. Es iſt die Religion der Unmündigen; eine Schöpfung der Furcht. Sie ſchafft ihm Götter, ihm zum Ebenbilde; doch in rieſiger Größe und Stärke.

Die Geſittungsſtufe der Barbarei folgt allmälig den Tagen der Halbwildheit, wie das Jünglingsalter den Knabenjahren. Der Menſchengeiſt dünkt ſich den Spielen der Kindheit entwachſen und, im Stolz erworbener oder ererbter Kenntniſſe, der Unmündigkeit entlaſſen. Die Ideen des Unendlichen, des Heiligen und Schönen leuchten ſchon in ihm auf. Er ſtrebt Höherm nach; aber vermag es nur auf Zitligen der Einbildungskraft im Sturm der Gefühle. Er verſchmäht das Gemeine; will das Wunderbare und Uebermenſchliche in Allem, und geſtaltet zuletzt doch nur das Ungeheure in die Welt des Sinnlichen hinaus. Maßlos überall, iſt es der Barbar in Luſt und Trauer; im Haſſen und Lieben; in üppiger Pracht und ſchwärmeriſcher Entbehrung; in Laſtern und Tugenden. Die rohen Helden der Vorzeit werden ihm zu Heroen; die Frommen und Weiſen zu Heiligen und Halbgöttern. Im Kriege abenteuerlichen Wagſtücken nachjagend, im Frieden müßig

schwelgend, findet er überall nur Engel, oder Teufel. Knechtischer Anbeter der Geliebten, wird er in der Ehe ihr Tyrann. Es ist das Zeitalter wilder Wollust und erhabner Lebensverachtung; der Vergötterungen und des Faustrechts; der Kunstblüte und Poesie, wie der Unmenschlichkeit; des selbstherrlichen Priesterthums und frommen Fanatismus; des Erbadels und der Leibeigenschaft. Der Fürst glänzt, als Erdengott, umflossen vom geheimen Zauber der Majestät; verkauft auf Sklavenmärkten besiegte Heere, und schleppt aus eroberten Staaten Völker gefangen ins Elend ferner Länder. Aber die Menschheit schmachtet unter langen Verirrungen und selbstgeschaffnen Qualen nach Erlösung; und, mit gereifterer Einsicht, fängt sie an, dem, was ihr Verderben gebracht, besonnen auszuweichen.

Es beginnt das Zeitalter der Halbbarbarei oder Civilisation, das ist, eines gesetzlich geregelten, bürgerthümlichen Volks- und Staatslebens zum Sicherstand und Frieden Aller, wenn auch noch nicht nach Grundsätzen des ewigen Rechts, doch, mehr oder minder klug, nach Erfahrungssprüchen geordnet. Der Mensch ist nicht mehr Leibeigner und Angehöriger der Scholle (glebæ adscriptus), aber doch des Staates, und wird mit dessen Landestheilen verkauft, vererbt und vertauscht. Das Faustrecht gilt nicht mehr; aber noch nicht das Völkerrecht. Die Freiheit wird schon fplitterweise in Privilegien, Rechtsamen, Erbständen u. dgl. m. vertheilt. Lebensklugheit ist noch mehr, als Vernunft. Diese wird noch von der Kirche geächtet, und der Thron gebietet, was wahr seyn solle, was nicht. Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Entdeckungen und Erfindungen sind im kühnen Aufschwung, aber im Dienst sinnlicher Genußsucht, des Goldes, des Ehrgeizes, der Herrschgier. Ueberall Nebenbuhlerei von Prachtstädten, Hochschulen, Handelsstraßen, Armeen, Flotten, Fabriken; aber überall die Mehrheit des Volks, zum Vortheil des Staates, oder der Bevorrechteten, umstrickt, beengt, ausgesogen. Die Tugend wird auf Lehrstühlen, Schaubühnen und Kanzeln gefeiert; aber in der Wirklichkeit, als schlaue Heuchelei, oder fromme Einfalt belächelt. Doch gefällt jedem ihre Maske mehr, als nackte Brutalität; und jeder hält mehr auf das Urtheil der Leute, denn auf den Schrei des Gewissens, weil mehr auf seine Sitte, als strenge Sittlichkeit. So ringt die Halb-

barbarei, ſchwankend zwiſchen Glauben, Unglauben und Aberglauben, nach Selbſtrettung, unabläſſig von der ſtrafenden Geißel des Widernatürlichen geſchlagen.

Aber Civiliſation iſt ſchon Uebergangsſtufe zum Standpunkt des Hochmenſchlichen. Dieſen hat im heutigen Weltalter noch keine Nation eingenommen. Doch der einzelnen Sterblichen Viele, unter Barbaren und Civiliſirten, haben ihn ſchon erreicht, Andre zur Nachfolge ermuthigend.

Das iſt in flüchtiger Andeutung die Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Geiſtes auf Erden.

76. Der Geiſt iſt nicht eine Naturwirkung.

Und wer iſt er an und für ſich ſelber, dieſer Geiſt? — Die Frage beſchäftigte ſchon die Weiſen des hohen Alterthums, welche noch pflanziſches Leben und ſeeliſches Empfinden, mit Geiſt, verwechſelten, oder nicht unterſcheiden mochten. Sie beſchäftigte die Denker ſpäterer Zeiten.

Ihrer Manche meynten, er ſey nur eine edlere Blüte des ſchaffenden Lebens, hervorgegangen aus einer kunſtreichern Fügung und Gliederung des Leibes, ſeiner Gefäße und Nerven und einer feinern Materie, als der von Thieren oder Pflanzen. Er ſey, wie Alles in der Natur, außer der nichts ſey, ihr Erzeugniß, wie jede andre ihrer Erſcheinungen. Die Natur ſelbſt ſchien ſolchen Denkern, vom Sinnentrug irregeführt, in ſich bloß ein Materielles oder Stoffiſches, nichts Anderes, indem ſie den Schein für das Weſende nahmen. Aber die Antwort blieben ſie auf eine andre Frage ſchuldig: Wodurch iſt die Materie, die an ſich ſtille und todte, zugleich die Alles in wunderbaren Ordnungen Bewegende; der in ſich einfache, ungegliederte Stoff zugleich Leben hauchend durch Pflanzen-, Thier- und Weltkörper-Reiche? Wodurch wird der an ſich unempfindliche, ſtumme Stoff zugleich Schöpfer von Gefühlen, Gewahrungen und Erkenntniſſen? Wird er es Alles durch ein unergründliches Ungefähr? So iſt die Natur ſelbſt ein unergründliches

Ungefähr, und von ungefähr weiser, als der ihre Weisheit anstaunende Menschengeist; so ist die Natur, oder das Ungefähr, Gott.

Wäre der menschliche Geist die höchste Blüte der Natur, ein Bewußtseyn des sich selbst Unbewußten: so würde er, als Naturwerk, ein bloßes Seyn haben, ohne selbstständige Wesenheit; so würde nicht er, sondern die Natur, Quell und Ursache seiner Vorstellungen und Ideen, mithin selbst von dem seyn, was sie selbst nirgends äußert und nicht weiß; so würde sie in seinem Bewußtseyn und Willen sich selbst zum Widerspruch werden müssen, ein wissensloses Gewußtes, ein willenloses Wählen; ein endliches Unendliches.

Der Geist aber weiß sich, als selbstständig Wirkendes, Erscheinungen der Natur in sich bedingend; als ein Beharrliches im Wechsel seiner Gedanken, Entschlüsse und Wirkungen. Wäre sein Gedankengebiet ein Bewirktes der Natur selbst: so könnte darin nichts vorhanden seyn, denn bloß Abspiegelung ihres Selbstes und was sie darstellt. Aber der Geist erblickt, was sie nirgends sinnlich offenbart: ihre Wesenheit, Unendlichkeit, sogar Höheres, als sie. Er trägt ein Gesetz in sich, welches nicht ihr Gesetz ist, oft gegen ihre Gebote und Triebe Widerstreit gebietet und durch ihre Gewalt nur mangelhaft erfüllbar bleibt in der Welt. Ist das Ahnen des Göttlichen im ganzen Geisterreiche ihr Ahnen, und das Sehnen desselben nach Gott ihr eignes Sehnen: so ahnet sie und sehnet sie sich nach einem Andern und Herrlichern, als sie selber ist, und doch wäre sie zugleich das Einzige und Alles, außer welchem nichts vorhanden seyn könnte.

Aber ich breche ab. Es gränzt an Thorheit, dem zu widersprechen, was sich selbst widerspricht.

---

77. *Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre.*

„Wohl nicht das bloße vergängliche Erzeugniß und Erscheinen aus der Natur ist der menschliche Geist", — haben andre und scharfsinnigere

allen großen Gelegenheiten, selbst Menschenopfer bluten. Denn wo zur Religion auch schon Kirchlichkeit, mit priesterlichem Gepränge, mit den Schrecken des Todes und der Ewigkeit, getreten ist: da gilt es nicht mehr die höhern Ueberzeugungen, sondern es gilt die Stellung eines bürgerlichen Standes im Staate, dessen Rechtsame im Spiele liegen, deren Genuß er um keinen Preis opfern will.

Die übrige süd-indische Welt, theils von Asiaten und Europäern selten ob. nicht besucht, theils unbekannt, gehört wahrscheinlich noch manches Jahrhundert der alten Finsterniß, in welcher sie sich gegenwärtig thierisch, wie im Schlamme, regt. Steht dereinst das weitläufige Amerika, jetzt schon im Morgenrothe eines göttlichen Lichtes glänzend, im vollen Tagesschimmer, wird auch für Australien die Geistessonne aufgehen, wo heute sich einzelne Punkte nur, an den Küsten Neuhollands und im Südmeere, gleich einzelnen Gebirgsgipfeln in Nacht begrabener Länder, vom ersten Dämmern heller zu färben beginnen.

3.

Beschluß der Uebersicht.

Wir haben mit schnellem Blick die Welttheile, die Mengen der Völker durchflogen, um die gegen-

Denker gemeynt: — „ſondern er iſt gleich ewig, wie ſie iſt; nicht ihre Wirkung, ſondern ihre eigne Weſenheit. Sie in ihrer Urheit aber iſt der Urgeiſt, welcher, wie in andern Sphären ihrer Wirkſamkeit, gegenſätzlich in einer langen, mannigfaltigen Reihe Geiſtes-Artungen, oder Einzelweſen, in ſich auseinandertritt, und in allen dieſen doch wieder ſie ſelbſt iſt und wirkt. Denn ſie bleibt das Bedingende im All; und die Dinge ſind nur wandelbare Formen ihres Waltens und Wirkens; das Endliche in ihrer Unendlichkeit. Das Geſetzthum des Wahren und Heiligen iſt auch ihr Geſetzthum und darum in allen Geiſtern beſtehend. Die ſtoffiſchen Lebensgeſtalten der Menſchen vergehn im Tode; nur die Seelen oder Geiſter ſind das Unſterbliche, und gehn in andre Menſchen- oder Thierhüllen über, je nachdem ſie Gutes oder Böſes gethan, vollkommner oder unvollkommner geworden ſind.“

Siehe da, die alte Lehre von der Seelenwanderung! — Wie kindlich auch dieſe Vorſtellungsart von ewiger Wiederkehr der Seelen oder Geiſter in neue Körper ſeyn möge, iſt ſie doch ſchon eine der Höhen, zu welcher ſich einzelne Forſcher des Alterthums erheben konnten; eine Höhe, welche ſelbſt den Gipfel manches ſpätern Lehrgebäudes überragt, in welchem die Natur, als alleinige Gottheit thront, oder das mit der Materie ſpielende Ohngefähr. Das Alterthum kannte kein anderes Weltall, als nur welches der enge Horizont in ſich begreift, den auf unſerm Erdball das Auge überſchaut. Ihm mußte allerdings der Geiſt das Letzte und Höchſte im All des Vorhandenen ſeyn. Wer jedoch wird heut, auf Stufen vollkommnerer Kenntniß und Erkenntniß, zu behaupten wagen, daß das unendliche Univerſum mit all ſeinen unzählbaren Weltkörper-Millionen, durch den Menſchengeiſt abgeſchloſſen und beendet ſey?

Schon die Idee der Seelenwanderungslehre von Lohn und Strafe nach dem Tode des Leibes, ſpricht Ahnung von einem weit andern Daſeyn aus, als dem Reiche der Natur; und deutet, durch den unabwehrbaren Gedanken von bleibender Perſönlichkeit der geiſtigen Einzelweſen zu einem erhabnern Wiſſen, für welches die Natur und ihr Geſetz keine Erfahrung, keinen Fingerzeig gibt. Was wäre Vergeltung, wenn ſich der Geiſt in einem ſpätern Leibe nicht mehr bewußt wäre,

in einem frühern heilig oder sündig, oder überhaupt schon vorhanden gewesen zu seyn?

---

78. Urverwandtschaft des Geistes und der Natur.

Obgleich, in der unendlichen Wesenverkettung des göttlichen All's, der menschliche Geist mit der Natur urverwandt, ihr Nächster, ist, weiß er sich doch urgewiß nicht eins und dasselbe mit ihr; weiß er sich gleichsam in sich abgeschlossen; Selbstschöpfer inmitten seiner Gedankenwelt; unabhängig sich angehörend. Mit erstem Anglimmen vom Licht seines Bewußtseyns, wird ihm auch seine unveränderliche, bleibende Selbstheit, seine Persönlichkeit hell. Jeder Menschengeist erscheint sich, geschieden von Allem, wie ein Mittelpunkt alles Vorhandenen. Sein Ich weiß, daß es nach Jahren dasselbe geblieben ist; nicht vermehrt, nicht vermindert, wie sich Stoffe, Bewegkräfte, Leben und Seelisches häufen und mehren, oder schwächen und mindern lassen in ihrem Einzelganzen. Vergrößerung der Kenntnisse ist keine Vergrößerung des Geistes; denn er ist nicht selber das Vielerlei des von ihm Gekannten, sondern er ist das dieses Kennende.

Er wohnt freilich in der Natur. Er hat von ihr seine vergängliche Hülle, den Leib, empfangen. Aber diese Umhüllung ist doch nur Werkzeug, durch welches er eine Verbindung mit ihr vermittelt, und in Wechselwirkung zu ihr steht. Von ihr zur Thätigkeit erregt, wird er anfangs nur ihr Schüler. Sie kann ihn aber nicht mehr lehren, als ihr eignes Selbst. Und wie Herrliches dies seyn möge: er weiß von Wunderbarerm und Herrlicherm, was sie selber nicht ist, und als welches die Lehrerin sich dem Schüler nie offenbaren kann.

In all ihren Wirksamkeitssphären tritt die Natur gegensätzlich, vom Allgemeinen zum Besondern, vom Höhern zum Tiefern, in zahllose Artungen von Stoffen und Kräften, von Pflanzen- und Thiergattungen aus einander. Nicht also ist's im Reich der Geister. Sie sind sich insgesammt gleichartig. Alle haben sie einerlei Gesetzthum, einerlei

Erſcheinungsweiſe. Wir kennen auf Erden keine Verſchiedenheit höherer und tieferer Geiſter, wenn auch große Verſchiedenheit der Menſchen in ihren Neigungen, Anlagen, Kenntniſſen und Fertigkeiten. Allein dieſe Mannigfaltigkeit entſpringt offenbar nicht aus der Ungleichheit der geiſtigen Weſen, ſondern aus der Ungleichheit der ihnen von der Natur zu Theil gewordnen Werkzeuge, des Nervenbaus, der Sinnen-Organe, der vollſtändigern, oder unvollſtändigern Gliederung; entſpringt aus Ungleichheit der Schickſale, Geiſtesbethätigungen und Verhältniſſe zur Welt. Wie mag der Geiſt des Blindgebornen, oder des Taubſtummen, in ſeinem Erſcheinen gleichſtehn dem Geiſt des Vollſinnigen? Oder wer läugnet, daß Tauſende von denen, welche unter wilden Barbaren, oder in den mittelloſen Volksklaſſen unſrer civiliſirten Länder, erfahrungsarm und roh daſtehn, unter günſtigern Umgebungen, bewundernswürdig geglänzt haben würden? Der Geiſt des Menſchen, inmitten der Natur, wird durch ſie nicht in ſeiner Weſenheit, ſondern nur in der Erſcheinungsweiſe derſelben, beſchränkt.

Es iſt nicht zu läugnen, der Geiſt weſet in ihr, gleichwie ſie hinwieder in ihm ſein Gewußtes iſt. Er wirkt auf ſie ein; ſie hinwieder auf ihn, nach unabänderlichen Weiſen. Ihr Geſetzthum iſt in ſtrenger Zuſammenſtimmung mit dem Geſetz ſeiner Erkenntniß, weil ſie ihm ohne dieſe Uebereinſtimmung unerkennbar bleiben würde (27.). Die in ihr waltende Nothwendigkeit, iſt das Gleichnothwendige ſeines Wiſſens von ihr. Aber dennoch weiß er ſich auch in höhern Beziehungen, und unbeherrſcht von ihrem Geſetz; weiß ſich nicht nur in ihr und ihr nicht nur gegenüber, ſondern über ſie erhaben. Sogar ſeine Unruhe über das geheimnißvolle Verhältniß zu ihr; alle Zweifel des Verſtandes über ſie und ſich, beurkunden wenigſtens eine Möglichkeit von ſeinem Hingehören zu andern Reichen des göttlichen Alls. Die erſten Zweifel des Sterblichen über Weſen und Seyn alles Vorhandenen ſind auch die erſten Ahnungen der Hoheit deſſen, was in ihm denkt und will; ſind das erſte Wahrnehmen ſeiner Weſens-Verſchiedenheit von der Natur; und ſind ein Erkennen, daß ſie nicht ſeine Heimath, er nicht lediglich ihres Geſchlechts ſey; wohl ihr Verwandter, aber nicht ihr Kind; wohl ihr Einwohner, aber nicht

Bürger ihres, ſondern eines unendlich herrlichern Reichs. Er ehrt ſie daher nicht, als das vollendete All des Vorhandnen, wie ſich ihm dieſes durch ihr Stoffliches, Bewegendes, Belebendes und Beſeelendes offenbart. Denn er iſt ein Wiſſen, nicht von ihr nur, ſondern ein gleich nothwendiges, unabwehrbares, urgewiſſes (13.) Wiſſen, von einer erhabnern Weſenordnung, von einer unausſprechlichen, in deren Herrlichkeit ſie ſelber verſchwindet; von einer andern Geſetzgebung, als der übrigen; von einem Gebote, welches für das bloße Vorhandenſeyn in ihr, ohne alle Beziehung, ohne Deutung, daſtände.

79. Der Geiſt ſelbſtſtändig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen.

Das Unendliche, Unbedingte iſt, wenn ich ſo ſagen dürfte, der geheimnißreiche Hintergrund ſeines Wiſſens und Wirkens, aus welchem die allumfaſſenden Urideen des Wahren und Heiligen hervorſteigen, und dieſe, vermählt mit dem Seeliſch-Anmuthigen im Gemüthe, zur Idee des Schönen werden (92.). Dieſe Urideen ſind die eigenthümlichen Triebe des Geiſtes, ſich äußernde Forderungen ſeines Weſens; ſind die unvergänglichen Sonnen ſeiner eignen, innern Welt, deren Abglanz darin zu Urbildern von ihnen, oder Idealen, übergeht. Sie ſind das höchſte Gut des Geiſtes in all ſeinem Wiſſen und Wollen. — Das Wahre durchleuchtet das Gebiet ſeiner ſämmtlichen Kenntniſſe und Erkenntniſſe; und welche derſelben nicht die auf ſie gefallenen Strahlen wieder rein zurückwerfen, ſtößt er von ſich aus, als Unwahres, Irrthum und Lüge. — Das Heilige iſt des Geiſtes Licht, aus unerforſchbaren Höhen des göttlichen Alls zu ihm gedrungen; ihn emporziehend in eine Heimath übernatürlicher Weſenordnungen. — Das Schöne iſt dem menſchlichen Geiſt der Urquell ſeiner vollendeten Seligkeit im Irdiſchen; Verſchmelzung vom Glanz der Natur mit der Uebernatur; des Irdiſchen und Göttlichen.

Aber umſonſt ſuchen wir, und ſehnen wir uns draußen, in der Welt endlicher und vergänglicher Dinge, nach dem Gewinn des un-

bedingt Heiligen, Wahren und Schönen. Es bleibt der Schatz unſers Innern. — Wie könnten wir das Unendliche ins Endliche hinausgeſtalten? Da wird, wie ich früher ſagte, das Heilige nur zur begränzten Tugend; das Allwahre zur einzelnen Wahrheit, und das Urſchöne zur beſchränkten Schönheit. Und zu ihnen geſellt ſich, mit Verdunkelung ihres Lichts, wie Schatten, die Sünde, der Irrthum und die Häßlichkeit.

Dennoch bleibt alles Ringen und Streben des Menſchen dahin gerichtet, die ewigen Kleinodien ſeines Geiſtes auch in der Welt geltend zu machen. Er trägt Abſcheu vor dem, was häßlich iſt, und ſteht bewundernd ſtill vor dem, was ſchön iſt. Er fordert Wahrheit. Wer ihn mit Lügen täuſcht, von dem wendet er das Antlitz ab. Auch der in ſein Thierthum verlorenſte Sterbliche will wenigſtens den Schein der Tugend tragen, wenn ihm die Tugend ſelber fehlt; verlangt wenigſtens Gerechtigkeit Andrer für ſich, ſelbſt wenn er ſich eigne Ungerechtigkeit gegen Andre verzeihen mag.

Die Forderung der Nichtverletzung des Heiligen, wenigſtens des was Recht iſt, eine Forderung aller Sterblichen an Alle, entſpringt aus der Ueberzeugung geſammter Menſchheit, daß nicht nur Jeder wiſſe, was Recht und Unrecht ſey, ſondern daß er auch ein Vermögen habe, frei ſich für das eine, oder das andre, zu entſcheiden. Der Menſch anerkennt nur im Menſchen, in keiner Naturerſcheinung, in keinem Thiere, das Bewußtſeyn vom Recht und Unrecht, und damit zugleich das Daſeyn eines freien Wählens oder Willens an. Sollte darin Täuſchung walten? — Fürwahr dann würde das Wiſſen des Geiſtes von ſich, Trug und Falſchheit werden; dann Lüge und Wahrheit, Vernunft und Wahnſinn, einerlei Werth haben; Lohn und Strafe, Ruhm und Schande, Sache zweckloſer Thorheit bleiben.

Es weiß der Geiſt ſich frei in der Welt, weil er darin ſich wählend weiß. Er kann wählen, weil er, ein doppeltes Geſetz in ſeinen Gliedern trägt: das Geſetz der Selbſtheiligung, und das Geſetz der Naturtriebe und Begierden in ſeinem Leibe, der ihm mit allen Thieren gemein iſt. Für Pflanzen und Thiere findet keine Wahl

zwischen zweierlei Gesetzen statt. Sie haben nur ein einziges. Es ist das der Natur. Sie werden von deren Trieben getrieben.

In ihrer ehernen, ewigen Nothwendigkeit steht die Natur dem Geiste schroff gegenüber, auf ihn einwirkend in allen Sphären ihrer Wirksamkeit, die sich in seiner irdischen Umhüllung vereinen. Er aber steht ihr in Freiheit gegenüber; ausgestattet mit einem andern Gesetz, das sie nicht kennt; das er in ihr nirgends wahrnimmt; und ihm eine Weihe verleiht, die sie nicht hat. Urfrei zwischen zwei Reichen des wesenden Alls, kann er das Gesetz des einen, wie des andern, verwerfen, oder erfüllen. Meisternd begegnet er, wenn er will, dem Sturm der Welt, dem Schicksal, den Gewalten der Natur; und zerbricht sogar, für das Heiligthum seines Urselbstes, die Gesetze der Natur, unter den Zuckungen des widerstrebenden Lebens und unter dem Schmerzensschrei der Seele. Der göttlichere Mensch kann freiwillig für das sterben, was herrlicher ist, denn Leben und Seeligkeit hienieden; kann für Tugend und Wahrheit den Verkehr mit der Natur aufheben. Kein Thier vermag es, weil es in ihrem Gesetz gefesselt geht.

So erhebt sich der wesende Geist über die Schranken der Natur. Er, mit der Leuchte der Vernunft, durchforscht sie; aber, nicht ihrer selbst, sondern seiner höheren Ziele willen. Er strebt empor in seiner Freiheit, dem Heiligen und Göttlichen zu; nicht hinab zu ihr. Er steht über der Natur. Ihr Gebiet endet, wo die Nothwendigkeit. Er ist das Verbindungsglied zwischen ihr und einem erhabnern Wesenreiche. Sein Fuß taucht in ihre Tiefen; sein Haupt in den Glanz eines übernatürlichen Wesenreiches.

80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligseyn.

In den unerlernten Aussprüchen des gesunden Verstandes aller Jahrtausende und Welttheile, verkündet sich das Bewußtseyn der ganzen Menschheit von ihrer Willensfreiheit. Diese ist nicht bloß Gedanke

einer Schule, einer Kirche, einer Synagoge, einer Moſchee, oder Pagode. Sie iſt ausgeſprochen in den Sprachen aller Weltalter; und wo die Sprache noch zu dürftig war, in den Handlungen der Menſchen. Es kann darin kein entſchiedner Irrthum walten. Selbſt diejenigen Schulweiſen, welche ſie bezweifeln, oder läugnen mochten, geriethen mit ſich ſelber in den lächerlichen Widerſpruch, daß ſie, was ihnen im Forſchen und Grübeln, wie ein nicht Vorhandenes, verſchwand, im täglichen Handeln und Wandeln nothwendig als Wirkliches (15.) anerkennen mußten.

Wäre der Geiſt ſich nicht ſeines Wiſſens inmitten des Bewußtloſen, der Wahlfreiheit inmitten der Nothwendigkeit der Natur urgewiß bewußt, wie hätt' er zum Vermuthen einer Freiheit, zum Begriff des Rechts und Unrechts, gelangen können, da ihm im Reiche der Natur-Erſcheinungen nichts davon belehrend entgegentritt? Wäre er in all ſeinem Wirken einer unwandelbaren Nothwendigkeit unterthan; ſo würde er eine ſich bewußte Nothwendigkeit ſeyn.

Er kennt allerdings eine Nothwendigkeit: es iſt die unwandelbare der Naturgeſetze, welche auf ihn, durch Leben und Seele, erregend einwirkt. Er kennt noch eine andre Nothwendigkeit: es iſt die in den Formen ſeines Denkens vorhandne; die unabänderliche Art Vorſtellungen, Begriffe, Urtheile zu bilden, wodurch eben Naturgemäßes, auch Vernunftmäßiges wird; es iſt die Nothwendigkeit von der Vorhandenheit ſeines, im Wiſſen und Wollen wirkenden, Selbſtes, mit dem Geſetz des unbedingt Heiligen, Wahren und Schönen ausgeſtattet.

Aber inmitten dieſer innern und jener äußern Nothwendigkeit, und zwiſchen dem Gebot des Heiligungs- und des Naturgeſetzes geſtellt, weiß er ſich, als ein Vermögen, und Können, dieſem, oder jenem, ein Genüge zu thun; als ein ſich ſelbſt Beſtimmendes zum Wirken. Im ganzen Umfang der Natur herrſcht der Zwang des Müſſens; im Umfang des geiſtigen Reichs, und in der darin waltenden Uridee des Heiligen und Wahren, nur das Sollen. Dies Sollen iſt kein unabwehrbarer Zwang. Verliert doch ſelbſt das Naturgeſetz ſeine

Gewalt und sein Müssen für den Geist, und innerhalb seiner Sphäre. Er kann den Trieben und Begierden des Lebens und der Seele Schweigen gebieten und ginge damit das Leben selber zu Grunde. Er kann seine irdische Hülle von sich abstreifen und mit ihr die ganze Welt, die ihn außen umgibt.

---

81. Der Geist ist ein, im Wissen, wollendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall.

Im gemeinen Sprachgebrauche unterscheidet man wohl **Willkür** von Freiheit, und **Zufall** von Nothwendigkeit; aber nur wegen damit verknüpfter Nebenbegriffe. **Zufall**, oder **Ungefähr**, bezeichnet bloß unsre Unkunde von Bedingungen, durch welche ein Ereigniß nothwendig ward; und Willkür bedeutet nur ein Wählen, ohne Beharrlichkeit, eine sittliche Schwäche des Geistes; ein Schwanken zwischen Thierthum und Menschenthum. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, und sich keinem fremden unterwerfen mag, nur der ist **frei**; nur der von sich, aber von keinem Andern abhängig. Wer nach eignem Gesetz will und wirkt, handelt **vernunftgemäß**; denn Vernunft ist sein Gesetz. Das Thier, wie auch der menschliche Leib, hat **Begierden**, weil sich unbewußte und wahllose Triebe; der Geist hat **Willen**, weil Wahl zwischen einem **Doppelgesetz**, dem der Natur und des Geistes (79.).

Diejenigen, welche jemals an der Freiheit des menschlichen Willens gezweifelt haben, wurden hiezu wohl weniger dadurch bewogen, weil ihnen, im Innersten ihres Selbstes, das Bewußtseyn freier Entschließungen fehlte, als vielmehr, weil sie sich nicht jederzeit der Beweggründe zu ihren Entschlüssen und Handlungen klar bewußt waren. Sie hielten deshalb *jenes* Bewußtseyn für eine Selbsttäuschung des Verstandes. Oder sie nahmen die Willensfreiheit zwar, als unentbehrliche Voraussetzung, an, weil ohnedem alle Begriffe von Recht und Unrecht, aller Zweck von Lohn und Strafen, aller Bestand gesellschaftlicher Ordnungen, verschwinden mußte; aber sie machten diese Voraussetzung höchstens nur zum bloßen Gegenstand eines sogenannten

Vernunftglaubens, weil ſich die Wirklichkeit der Geiſteswahlen nicht beweiſen laſſe.

Das, was in ſich durchaus verhältnißlos vorhanden iſt (13.), kann bloß gewieſen-gewußt, aber nicht bewieſen-erkannt werden. So weiß der menſchliche Geiſt ſeine eigne Vorhandenheit einzig durch ſein Sichwiſſen, ohne Möglichkeit eines andern Beweiſes. In ſeiner Unmittelbarkeit verhältnißlos; deshalb in ſich ununterſcheidbar (dies erſt in ſeinem Andersſeyn werdend), weiß er ſich dennoch mit höherer Gewißheit, als alles Beweisbare; nämlich er weiß ſich urgewiß vorhanden (6.). Dies urgewiſſe (in allen Geiſtern anweſende), Sichwiſſen, iſt eben der Ur-Grund, auf dem alles Beweisbar-Gewußte erſt gebaut werden kann. So iſt das Selbſtbewußtſeyn des Wählenkönnens höher ſtehend, als alles Beweisbare, als alles Glauben und Meynen. Zwar die Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit, Zwang und Wahl, ſind an ſich bloße Gedanklichkeiten; aber ihr unabwehrbares, allgemeines, weſenloſes Seyn deutet auf das Weſenhafte im Geiſte zurück. Dies Urgewiſſe des Wählen-Könnens ſteht über jedes andre Fürwahrhalten erhaben; weil ohnedem Alles ungewiß bleiben würde. Zum Beweisbaren kann ſich der Irrthum ſchleichen; zum Urgewiſſen nie, oder das ganze Weltall wäre ein Irres, Wahnſinniges, Zerriſſenes in unſern Vorſtellungen.

Der Zweifler mag fragen: „Wenn einerſeits die Natur, in der unabänderlichen Nothwendigkeit ihres Weſens, wirkſam ſeyn muß, anderſeits auch der menſchliche Geiſt nicht anders, als in der Nothwendigkeit ſeines Geſetzthums wirken kann; wenn jene in ihrer Weſensnothwendigkeit auf dieſen einwirkt, und dieſer nur nach der Nothwendigkeit ſeines Geſetzthums Erregungen empfängt: wie kann da Willensfreiheit, oder Wahl der Entſchlüſſe, ſtatt finden?“

Allerdings iſt die innere Weſensnothwendigkeit der Natur, wie des Geiſtes, das unänderbare Fürſichbeſtehn beider in eigenthümlicher Beſchaffenheit und Wirkensweiſe, das Urſachliche zu dem in ihnen Verurſachten; das Bedingende des von ihnen in der Erſcheinung beider Bedingten. Allerdings iſt die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes eben die

Nothwendigkeit seiner so und nicht anders beschaffenen Vorhandenheit, daß er sein Gesetzthum unmöglich umstürzen, das heißt, sich nicht selber entwesen kann. Aber diese Nothwendigkeit hebt das Vermögen seines Sichselbstbestimmens zum Wollen nicht auf, sondern ist es eben, was das Vermögen begründet. Er ist nur dadurch nothwendig ein freiwesendes, nothwendig ein wollendes Wissen, und ein wissendes Wollen. Er ist in seinem Wirken nur, durch sich selbst, bedingt; nur abhängig von seinem eignen Wesenthum, wenn er wählend wirkt.

Indem Natur und Geist, als im Wesenreiche Verwandtes, sich gegenseitig erregen, stehn sie freilich in einer Verbindung, oder, wenn man will, in einer Art gegenseitiger Abhängigkeit. Damit aber wird weder die Selbstständigkeit der Natur, noch des Geistes, d. i. beider Gesetzthum, aufgehoben, mithin auch nicht das Willensvermögen des Geistes. Sie werden damit nicht zu Wirkungen von einander, sondern in den wechselseitigen Erregungen, wird das Erregte nach dem Gesetzthum des Bethätigten, in seinem eignen Wesen, gestaltet (20.). Darum sind die Einwirkungen der Natur auf unsern Geist nicht ihrem Gesetz unterworfen; sondern, in Vorstellungen verwandelt, seinem Gesetz des Denkens und sittlichen Sollens unterthan (26.). Hinwieder besteht das freie Wählen auch nur in der Innenwelt des Geistes. Sobald er, nach gefaßter Entscheidung, erregend in die Sphäre der Natur einwirkt, regelt sich das Erregte, oder das Entgegenäußern der Natur, nach ihrem Gesetz. Daher ist nur der Wille, nicht dessen Erfolg, dem Geiste angehörig. Sein Einwirken auf die Natur wird, in der Außenwelt, unabhängig von seinem Willen; wird eine Verkettung unter einander gegenseitig werdender Naturkräfte, deren Ende er nicht berechnen kann; auch beim ungemessensten Reichthum von Erfahrungen nicht.

---

82. Bezweiflung der Freiheit des Willens.

Es ist wohl noch keinem, des gesunden Verstandes mächtigen, Menschen beigefallen, das Daseyn von Gelüsten, Trieben, Auf-

wärtige Verbreitung des chriſtlichen Glaubens auf dem Erdballe, als ein Ganzes, überſchauen zu können. Dies Bild, geſchichtlich anziehend, iſt für den chriſtlichen Weltweiſen ſo niederſchlagend als erhebend, Anregung großer Ahnungen, tieferer Ueberzeugungen, menſchenfreundlicher Wünſche.

Theures Heiligthum jedes Sterblichen iſt ſein Glauben und Wiſſen vom Ueberirdiſchen, von göttlichen Dingen. Der Weiſeſte hat es; der ſtumpfſinnige Wilde hält es und erhebt ſich an ihm. Das iſt die ewige Selbſtoffenbarung Gottes in ſeinen Kindern; das die unverkennbare Urkunde: wir ſind ſeines Geſchlechtes, Geiſter, dem heiligen, unendlichen Urgeiſt des Weltalls entſprungen; das die göttliche Inſpiration, daß wir unſere Unvergänglichkeit wiſſen.

Keiner von allen, die je auf Erden lebten, hat die Tiefe der Gottes-Urkunde ſo hell erblickt, Verhältniß und Verbindung der Geiſterwelt zum höchſten Weſen ſo offen enthüllt, Keiner unter den Weiſen Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, als Jeſus von Nazareth. In ihm war die Fülle der Gottheit. Und ſeine Offenbarungen zucken, wie Lichtſtrahlen, durch die Finſterniß des Geiſterreichs. Er konnte ſagen: Die Welt wird vergehen, mein Wort vergeht nicht.

Die jetzt beſtehenden mannigfaltigen Kirchen, ſo viel deren ſind, werden, wie ſie allmä-

wallungen, Begierden, Empfindungen und Gefühlen aller Art, diesen Forderungen seiner thierischen (Leibes- und Lebens-) Natur, zu bezweifeln; oder das gänzliche Fehlen von einem Bewußtseyn des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts, zu behaupten. — Wohl aber wurden, wie gesagt, viele Selbstdenker an dem Vermögen des Geistes zu einer Wahl zwischen dem Doppelgesetz irre; besonders weil es bei strenger Selbstbeobachtung schwierig bleibt, zu entscheiden, welcherlei Beweggründe bei unsern Handlungen vorwalteten, ob heilige, oder unheilige? Ob uns nicht oft; selbst wo wir am überlegtesten handeln, Eigenliebe täuscht, und einen Entschluß für Werk des heiligen Willens, ausgibt, während dabei verborgne Eitelkeit, oder Furcht, oder Trotz, oder irgend eine vorübergehende Laune, ihr Spiel trieb?

Diese Ungewißheit über **Reinheit** der Gründe, durch welche wir uns zu Entschließungen bestimmen, kann nicht geläugnet werden. Niemand ist im Stande, zu allen Zeiten sich selber über sich unbezweifelbare Rechenschaft zu geben. Darf dies aber, was auch Folge augenblicklicher Unachtsamkeit auf sich selbst, oder einer Vergeßlichkeit des Gedächtnisses, oder einer geänderten Gemüthsstimmung seyn kann, als Beweis gegen schlechthinigen Mangel der Willensfreiheit gelten? — Ja, der mächtige Einfluß der Umgebungen, der Ereignisse, der körperlichen Zustände und Gemüthsarten auf den Geist, ist thatsächlich vorhanden; aber dadurch wird nicht die Vorhandenheit der Wahlfreiheit des Geistes vernichtet.

Es gibt Personen, deren Geist durchaus unfähig ist, sich in seiner Kraft zu äußern; nicht etwa weil ihm diese, sondern weil ihm das geeignete Werkzeug und Mittel fehlt, durch welches er sie äußern kann: nämlich ein Leib mit vollkommenem, gesundem, äußerm und innerm Gegliedet. Somit fehlt auch die Möglichkeit zur Kundgebung eines geistigen Wollens, und nur die irren thierischen Begierden walten. So im Kretin, wegen gebrechenvoller Ausgestaltung seiner Lebenshülle; im Wahnsinnigen, im Fiebernden, im Berauschten, wegen zerrütteter, zerstörter, überreizter Nerventhätigkeit; im Säugling, wegen unvollendeter Bildung des zarten Körpers.

Wir nennen Kinder, wegen Erfahrungsarmuth, und daher beschränkter Urtheilsfähigkeit, unschuldig. Nur thierisches Fordern ihres Lebens an die Außendinge lenkt sie, doch ganz naturgemäß. Aber, mit dem ersten Erkennen des Rechts und Unrechts, äußern sich in ihnen auch schon die ersten Spuren eines heiligen Verlangens nach dem, was wahr und recht ist. Sie fordern Gerechtigkeit Andrer gegen sich, wenn schon ihre thierartige Selbstsucht sie Andern noch verweigert. Indem im Jünglingsalter Gefühle und Einbildungskraft überlaut werden für das, was die Sinne schmeichelt: werden es auch Gefühl und Phantasie zugleich für die Ideale von Heiligkeit, Freiheit und Wahrheit. Und voll begeisternden Entzückens werden, diesen Geistesgütern, jene Freuden geopfert. Das Jünglingsalter ist sich des Wollens vom Edeln, und der Kraft zur Selbstüberwindung für dasselbe bewußt.

Erziehung, Himmelstrich, Beschäftigungsweise und Schicksale der Völker haben, auf deren geistige Freiheit und sittliche Heiligung, großen, auch mehr oder weniger beschränkenden Einfluß. Aber dieser ist nur beschränkend, nicht tödtend, für das Wahlvermögen zwischen Gutem und Bösem. Je weniger Bedürfnisse ein Volk, bei einfacher Lebensart, hat; oder je weniger Mühe ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse verursacht: um so leichter wendet sich sein Geist der Liebe des Himmlischen zu. Wie viel Sitteneinfalt und Rechtlichkeitssinn, verbunden mit Besiegung der dawider strebenden thierischen Reizungen, erblicken wir sogar in den patriarchalischen Zeitaltern der erfahrungsarmen Völker! . .

Je mehr Anstrengung es aber den Menschen kostet, zur Erhaltung des Lebens und Wohlseyns, das Nöthige zu erschwingen (sey es wegen Unwirthlichkeit des Bodens, wegen allzugedrängter Volksmenge, Gewöhnung zu erkünstelten Lebensbequemlichkeiten), um so ausschließlicher wendet der Geist seine Thätigkeit der Auffindung von Mitteln zu, das Leben zu fristen, oder sinnlich zu veranmuthigen. Der Verstand des Volks wird dann vorzüglich nur für irdisches Behagen in Anspruch genommen. Ihm lassen Arbeit und Sorge kaum Zeit zur Beschäftigung mit göttlichen Dingen und zum eignen Denken. Es nimmt dann, ohne Prüfung, und auf Treu und Glauben, von Prie-

ſtern, Schullehrern oder bürgerlichen Obrigkeiten an, was ſie als Wahrheit ausgeben; und Gewohnheit macht den Vorrath von falſchen Begriffen und Anſichten, von abergläubigen Meynungen und Vorurtheilen, zum Heiligthum der Menge, zur Weisheit des Pöbels. — Die „materiellen Intereſſen“ werden und bleiben dann höchſte Angelegenheit; die geiſtigern Intereſſen Nebenſache. Für jene nur werden Leibes- und Geiſteskräfte vorzugsweiſe bewegt. Ein Bedürfniß weckt ein andres. Eine Begierde ruft der andern. Erfindungen und Anſtalten mehren ſich. Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe werden verwickelter. Die Civiliſation (75.) macht rieſige Fortſchritte; und in gleichem Maße Unnatürlichkeit der menſchlichen Zuſtände. Der einfache Nahrungstrieb wird zur Gaumſeligkeit, der Geſchlechtstrieb zur Wolluſt entſtellt; durch Sättigung und Ueberſättigung der Lüſte, Begierdenrauſch und Lebensekel erkünſtelt. — Wer unbefangen, mit reinem Jeſusſinn, die von Natur und Vernunft abgewichenen Lebensarten, verſchobenen Lebenszwecke, Verbrechen ſchaffenden Geſetzgebungen, Unmenſchlichkeit ausbrütenden Kirchenlehren, Zwietracht gebärenden bürgerlichen Ordnungen der halbbarbariſchen Nationen ſieht, dem muß dann Alles nothwendig, als ein grauenhaftes Irrſal, als ein monſtröſes Schöpfungswerk allgemeinen Wahnſinns erſcheinen.

Der Zweifler fragt: „Wie kann aber Willensfreiheit beſtehn bei der durch Civiliſation zum Ungeheuer aufgeſchwellten Selbſtſucht der Menſchen; bei der Uebermacht, die dem ſinnlichen Bedürfniß und der Begier nach Lebensbequemlichkeiten, gegeben iſt, ja, bei Verwirrung und Umkehrung der Begriffe vom Wahren und Guten?“

---

83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewiſſen.

Und dennoch, auch in dieſem „Wahnſinn der Völker“, offenbart ſich der Geiſt in angeſtammter Würde. Mit falſchen Vorſtellungen ausgerüſtet, wird er freilich falſch und verkehrt auf die Außenwelt einwirken. Und doch, obgleich er, durch Herkommen, Beiſpiel, Erziehung und Glauben geblendet, den Schein für Weſen, den Irrthum

für Wahrheit, die Verzerrung göttlicher und menschlicher Verhältnisse für Weltordnung hält, äußert er, inmitten irren Wissens, das freie Wählen zwischen Recht und Unrecht. Wenn Tausende hier, im frommen Sinn für ihrer Kirche Lehre, die sie kaum verstehn, Haus, Hof und Vaterland verlassen, und weinend hinaus ins Elend ziehn; wenn Tausende dort, zur Verherrlichung ihres Gottes, die Andersgläubigen zum Kerker und zum Blutgerüste schleppen; wenn Andre, getäuscht von einem schönen Wahn, für Recht und Vaterland, in der That aber nur für eines Fürsten Stolz und Ländergier, ins Schlachtfeld fliegen, um zu morden und sich morden zu lassen; oder wenn Andre hinwieder, mit Ehrfurcht vor dem Gesetz, als sey es Gottes Stiftung, sich und ihr Menschenrecht vom Uebermuth erblicher Kasten mit Füßen treten lassen: — was ist es anders, als Erscheinung edeln Pflichtgefühls? Es waltet da, bei aller Verkehrtheit der Begriffe und Ansichten, ein geistiges Wollen zur Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, siegreich gegen die Lockungen sinnlichen Wohlseyns. Auch im blutdürstigen Fanatismus kann, wie im Enthusiasmus des Weisesten, Tugend zum Handeln, oder Dulden rufen. Eins, wie das Andre, ist Begeisterung für das, was dem Einen oder dem Andern, als Wahrstes und Heiligstes gilt, und mehr gilt, denn alles Erdenglück. Das Wissen des Geistes kann im Labyrinth der Außendinge irre gehn; nicht im Bewußtseyn des Göttlichen in ihm. Das Auge des menschlichen Richters kann eine That, als Verbrechen, strafen, die, ihm unwissend, die reinste Frucht der Tugend ist.

Daß der Sterbliche aber auch gegen das Wissen des Bessern, gegen die in ihm gewordne, unmittelbare Offenbarung des Göttlichen, handeln könne, ist eben, wie gesagt, das Zeugniß seiner Willensfreiheit; denn ohne dieses Können, wäre er ohne Wahl, weil nur von einem einzigen Gesetz geleitet. Doch niemand will die Sünde, weil sie Sünde ist; niemand das Böse, wegen der Vernunftwidrigkeit desselben; niemand das Unvernünftige, der Unvernunft willen. Alle Sünde ist freiwillige Verzichtleistung auf das Bessere, auf das Wahre und Gute, um irgend eine Begierde, irgend einen thierischen Trieb zu sättigen; ist freiwilliger Hochverrath des Geistes gegen seine Selbstheit; ist Auslieferung seines über die Natur erhöhten We-

ſens in die Knechtſchaft der Natur; Sichſelbſtentwürdigung zum Werkzeug der thieriſchen Hülle, die ſein Werkzeug ſeyn ſollte. Aber das Furchtbarſte und Ekelhafteſte unter allen Thieren iſt das Thier mit Menſchenwitz.

Lebenstriebe und ſeeliſche Gefühle ſtehn im Allgemeinen, und urſprünglich, mit den Vernunftgeſetzen nicht immer im Widerſpruch. Sie werden erſt widerſprecheriſch durch ihre Verwilderung unter Ueberreiz und Uebersättigung. Ihre Fülle und Stärke ſchwillt durch Gewohnheit des Befriedigtwerdens. Die Sünde kam in die Welt, als der Menſch, die Einfalt der eignen Natur durch ſeinen Verſtand verkünſteln lernte und dieſen zum Fürſprecher des Zerrbildes machte. Die Unſchuld ging verloren mit der Erkenntniß des Widerſpruchs zwiſchen dem heiligen Sollen und der widerſetzlichen Sinnlichkeit. Da ward das Bewußtſeyn läſſiger oder feiger Dienſtbarkeit, unter der Gebieterſchaft thieriſcher Begierden und Reizungen, zur heimlichen Selbſtverachtung des Geiſtes; das Wiſſen von ſeiner eigenen Entweihung und Entzweiung, zum quälenden Gewiſſen; und das Heimweh des Abgefallenen nach der angeſtammten Würde und Selbſtheit, zur Reue (oder Sinnesbeſſerung). — Nur vernunftloſe Geſchöpfe ſind ohne Gewiſſen und kennen die Reue nicht. Eben ſo kann es der Menſch ſeyn mit geſtörter, ohnmächtiger Vernunft. Und dieſe kann allerdings geſtört und ohnmächtig werden, ſey es durch leibliche und ſeeliſche Erkrankungen, oder durch Gottloſigkeiten der Religion. Man zürne doch dieſem herben Ausdruck nicht! Denn es iſt nur ein allzu wahres Wort: daß, mit unglaublicher Frömmigkeit, dennoch unglaubliche Ruchloſigkeit vereint ſeyn kann. Gleichwie der Araber, in Afrika's Wüſten, die göttliche Barmherzigkeit für unendlich größer hält, als die ſchrecklichſte Miſſethat des Menſchen, und ſich darauf hin Alles erlaubt: ſo wähnt manch roher Europäer durch Beichte, Ablaß und Opfer, oder durch die Genugthuung, welche Chriſtus am Kreuze geleiſtet habe, ſeine Sünden-Rechnung mit Gott abgethan; ſündiget weiter, und wüthet und mordet ſogar, aus Liebe zu Gott.

Wer in ſchlichter Einfalt, gleich dem unverdorbnen Kinde, den einfachen Trieben des Lebens, und eben ſo, wie inſtinktmäßig, dem

innern Ruf des Wahren und Gerechten, genügt, iſt der unverfälſchte Naturmenſch. Wer mit ſelbſtiſcher Begier, im wandelbaren Spiel der Umſtände, und gewandt ſich in ſie fügend und ſchmiegend, das Nützliche im Leben zum Lebensziel macht; Wahrheit und Trug, Recht und Unrecht dafür, als Mittel, verwendet; der iſt und hat in ſich ſelbſt nichts; ſpiegelt nur die Umgebung zurück; iſt todt für das Lebendige, nur lebendig für das Todte: er iſt der Weltmenſch. Wer, mit richtiger Würdigung der um ihn her beſtehenden Verhältniſſe, ihnen das Gepräge des Heiligen, Wahren und Schönen aufdrückt, er iſt der Weiſe. Wer aber für der Menſchheit ſchönſte Güter, für Wahrheit, Tugend, Recht und Freiheit, freudig die Dornenkrone des Lebens trägt, die ihm Haß und Hohn der Zeitgenoſſen bringt, der gleicht im Irdiſchen ſchon Ueberirdiſchem; er iſt ein Menſch Gottes; er iſt ein Chriſt, welcher der Religionen er angehören möge.

---

84. Gerechtigkeit, Sündenloſigkeit, Heiligkeit, Tugend.

Denn er weiß ſich „göttlichen Geſchlechts“ und anerkennt keine andre Pflicht, als die der Bewahrung und Genugthuung des Gottesgebots im eignen Geiſte. Pflicht (oder Pflege und Bedienung des Geiſtes, durch Seel' und Leib) iſt aber nichts anders, als Einsſeyn unſers äußern Wirkens, durch Wort und That, mit dem innern Wirken durch Denken und Wollen, nach dem Heiligkeitsgeſetz. Pflichtentweihung iſt Geiſtesentweihung. „Ihr ſollt vollkommen ſeyn, wie Euer Vater im Himmel vollkommen iſt!“ lehrte Jeſus Chriſtus, der den umfaſſendſten Grundſatz (Moralprincip) aller Pflichten, in den einfachen Worten, gab: „Liebet Gott über Alles und Euern Nächſten wie Euch ſelbſt!“ Ich nenne dieſen Grundſatz darum den umfaſſendſten, wie ihn kein Andrer der Weiſen in ſeiner Schule je aufgeſtellt hat, weil in ihm, neben dem Gegenſtande unſrer Verpflichtungen auch, menſchlicher Weiſe, die reinſte Quelle angedeutet iſt, aus welcher ſie rinnen ſollen; die Liebe. In den Pflichten der Liebe, oder Güte ſind die Pflichten der Gerechtigkeit gegen ſich und Andre von ſelbſt eingeſchloſſen.

Gerechtigkeit ist an und für sich keine Tugend. Denn wer nur gerecht gegen sich und Andre handelt, d. i. ihnen nicht schadet, worin bestände sein Verdienst? Sündenlosigkeit an sich ist keine Tugend; sonst wären auch Pflanzen, Steine und Thiere tugendhaft. Sündenlosigkeit ist noch weniger schon Heiligkeit; denn in dieser waltet die unendliche Liebe; in jener aber nur Gerechtigkeit, oder Nichtverletzung des Gesetzes. — Tugend aber ist die Mannhaftigkeit und Stärke (virtus) des menschlichen Geistes, in der er, sich selber getreu, der Gewalt irdischer Antriebe, stürmischer Begierden und Gefühle, siegreichen Widerstand leistet. Wo Selbstüberwindung fehlt, da fehlt auch Tugend. So ist die unfreie Natur sündenlos; Gott allein heilig; der Mensch, im Kampfe mit der Sinnlichkeit, kann aber nur tugendhaft seyn. Und wer Sterbliche heilig nennt, treibt Vergötterung der Sünder.

Ist die Natur sündenlos, weil ohne Freiheit: wie dürfen wir unsern Leib einen sündigen Leib heißen, er, der doch nichts anders, als die menschgewordne Natur, ist? Vergebens wirft der Sterbliche seine Schuld auf das ihm zu Theil gewordne Werkzeug; nein, er ist es, der allein dasselbe sündlich macht. Auch klagt das Gewissen, im Schmerz über verübtes Unrecht, über Zorn, Habgier, Ehrsucht, Wollust, Neid und andre Frevel, nie den Leib an: sondern es richtet seine Vorwürfe gegen den von sich selber abtrünnig gewordnen Geist.

---

85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste. Religion.

Es herrscht vielmehr, wenn ich so sagen darf, ein gewisses sittlich-heiliges Verhältniß zwischen der Natur und unserm Geiste; nicht nur volle Harmonie zwischen ihrem Gesetz und unsrer Vernunft, so daß wir natürlich finden, was vernünftig ist: sondern auch ein wunderbarer Einklang ihres Selbsts und des Heiligsten in uns. In dem unendlichen Reich alles Wesenden waltet eine göttliche Hausordnung, vermöge welcher, sich bewußt oder unbewußt, Eins in Alles, Alles in Eins veredelnd einwirkt.

Freilich ziehn die sinnlichen Neigungen auch oft in andrer Richtung, als das Gesetz der Heiligung in uns fordert. Aber dieses allein soll, im Gebiet des Geistes, Macht üben; nicht die Macht jener in ihm walten. Ueberlegne Gewalt des Thierischen in uns, ist nicht Schuld der Natur und ihrer Gesetze, sondern die des Geistes. Er verderbte sein Lebenswerkzeug durch Verwöhnung, Uebermaß der Bethätigung, einseitige Erregung, Unachtsamkeit; die Natur aber straft ihn. Verzärtelt und verwöhnt er Leib und Seele zu ausschweifenden Begierden: die Natur ist's, die ihn, vermöge ihrer Gesetze, wieder zu seinem Vernunftgesetz zurücktreibt. Krankheit, Elend und inneres Zerwürfniß verfolgen den, der wider sie sündigte. Das Kind lernt früh, wie jede Rose ihre Dornen trägt; und Nationen werden von ihren naturwidrigen Ordnungen und Verirrungen, durch die eiserne Zuchtruthe der Noth zurückgejagt. Das Thier lebt naturgerecht; die Richtigkeit und Schärfe des Instinkts ersetzt ihm für seinen Stand den Mangel der Vernunft. Der Mensch aber erwirbt, unter Wunden und Thränen, den Schatz heilsamer Erfahrungen; Wunden und Thränen regen ihn zu höherer Selbstthätigkeit und zum Rechtthun an.

So drängt die Natur selbst den irren Geist der Sterblichen, erweckend, warnend, strafend, lohnend, zu seiner Veredlung; drängt ihn von ihr selbst zurück, daß er sie und sich heller erkenne. In dieser ihr unbewußten, heiligkeitsgemäßen Einrichtung, ist „Gottes Finger!“ Die Naturstrafen rufen überall zur Besserung. Sie sind nicht Wirkungen des Zorns, oder der Rache. Diese Leidenschaften, fern von der sündlosen Natur, sind nur Früchte menschlicher Begierden- und Urtheilsverwilderung. So lernt der Sterbliche von der sich unbewußten Natur, was Strafe sey und deren heiliger Zweck? Ein dem Andern zugefügter Schmerz, der nicht Besserung bezielt, ist sinnlose Grausamkeit; und der Tod, welchen die Blutrache menschlicher Strafgesetze gegen Fehlende ausspricht, ist kein Bessern derselben, sondern Unmöglichmachung des Besserwerdens; ist kein Leiden, sondern Ende alles Leidens; ist aller Sterblichen Loos.

Aber noch heller erscheint uns das sittliche Verhältniß der Natur zu unserm Geist darin, daß sie ihn, durch Bewunderung

und Furcht ihrer Majeſtät und ihrer Schrecken, zu Ahnung eines überirdiſchen Heiligthums leitet, das höher ſteht, als ſie und er ſelber. Das Vollkommenſte der Thiere gewahrt ebenfalls, wie der Menſch, die Pracht des Weltbau's; ſieht, wie er, den Strahlenſtrom der Sonne; die Glut der Sterne; hört, wie er, die Stimme des Sturms; den Ruf der Donnerwolke. Aber ohne Vorſtellung von Wirkung und Urſache, ohne die ewigen Leuchten des Heiligen, des Wahren und Schönen, irrt das vernunftloſe Geſchöpf durchs Daſeyn, gleichgültig gegen den Zauber der Erſcheinungen, von denen es umringt iſt. Der Menſchengeiſt aber, Alles in urſachlicher Verknüpfung denkend, ſteht betroffen ſtill und ſtaunt Wirkungen an, deren Urſache ſich geheimnißvoll verbirgt. Was er nicht mit den Sinnen gewahren kann, erſinnt er; was ſein leibliches Auge nicht erblickt, ſchaut das Auge ſeines Geiſtes. So erhebt er ſich vom Sichtbaren zum Unſichtbaren; vom Irdiſchen zum Ueberirdiſchen. Seine Verwunderung verwandelt das Unerklärliche in Wunder; ſeine Furcht vor dunkeln, unbezwingbaren Gewalten wird die Mutter ſeiner Religion.

Der erſte Schritt jedes Volks, wie jedes Kindes, aus der anfänglichen Gedankenloſigkeit des Thierthums hervor, iſt der erſte Schritt zum Glauben an eine höhere Macht. Möge der Menſch ſich anbetend vor Geſtirnen, oder Wetterwolken, vor rohgeſchnitzten Fetiſchen, oder dem „großen Geiſt" in Amerika's Urwäldern, beugen: er beugt ſich ſchon vor Göttlichem. Mit Wahrnehmung neuer Wunder mehren ſich die Altäre ſeiner Gottheiten; mit den Opfern aber auch die Prieſter. Die Erde hat noch nie einen Gottesläugner getragen, der es mit Ueberzeugung war. Wer von ſich ſagte: er ſey es, der verſtand die Andern nicht, oder ward von ihnen nicht verſtanden. Die anfängliche Vielgötterei des unmündigen Menſchengeſchlechts, oder aber die Erhöhung der ſich unbewußten Natur auf den Gottesthron, durch irren Griff einer ſich ſelbſt verblendenden Weltweisheit, ſind Anfang und Ende, Keim und Gipfel des Heidenthums.

Das Heidenthum beherrſcht noch heutiges Tages den großen Mehrtheil der Erdbewohner, wenn es auch nicht mehr unter ſeinem alten

Namen herrſcht. Es iſt die Religion der Unwiſſenheit und Kindheit des menſchlichen Geiſtes, welche, bei allen Völkern, die Erde mit Wundern, den Himmel mit Göttern und Heiligen bevölkert; oder auch das höchſte Weſen ſogar mit Schwächen und Leidenſchaften bekleidet, deren ſich ſelbſt der beſſere Menſch ſchämt. Dies Heidenthum iſt die geheime, innere Religion ſelbſt zahlloſer Verſtandesgebildeten, welche, obwohl reich an Wiſſenſchaft und Kunſt, zum Behuf ihrer Erwerbs- und Genußſucht, doch über das Wiſſenswürdigſte unwiſſend blieben. In ihrem unabwehrbaren Bedürfniß religiöſen Glaubens, können ſie ſich nicht heimlicher, abergläubiger Träumereien erwehren.

Doch Glaube, oder Aberglaube, immer iſt jede im Gemüth hervorgegangne Anſicht von überſinnlichen Verhältniſſen und göttlichen Dingen, die wirkliche Religion ihres Beſitzers. Das erlernte Glaubensbekenntniß, die Kirche, die Pagode, die Moſchee, der Opferaltar, ſind nur äußere Schaale, nur Vorhang ihres verborgnen Allerheiligſten. Darum ſind der Religionen ſo viele, als Menſchen. Keiner hat die gleiche gemein mit allen Genoſſen ſeines öffentlichen erlernten Glauben; Keiner ſogar hat in jedem Alter des eignen Lebens die gleiche Religion. Er ändert ſie bei jedem Fortſchritt ſeiner Erkenntniſſe und Weltanſichten. Anders iſt die innere Religion des Kindes; anders die des Jünglings; anders die des Mannes.

Je mehr die Unwiſſenheit aus den Tiefen der Völker verſchwindet, je mehr nehmen bei denſelben die Wunder ab. Aber das Urbedürfniß des menſchlichen Geiſtes, Religion, verharrt. Die kindiſche, bange Verwunderung vor räthſelhaften Erſcheinungen der Natur, geht dann in Bewunderung derſelben über. Aus der Bewunderung quillt aber nicht mehr Furcht, ſondern Liebe einer unſichtbar waltenden Allweisheit und allmächtigen Güte; und aus dieſer Liebe allein endlich quillt das Jeſuswort, und der Johannesſeufzer!

Faſt alle heutigen Nationen auf dem Erdball rühmen ſich einer, durch Himmelsboten, Propheten und gottbegeiſterte Seher gegebnen (poſitiven) oder offenbarten Religion. Die Bekenner faſt jeder ſolchen Offenbarung verfolgen, verdammen, oder bemitleiden die der

lig entſtanden, allmälig wieder veralten; das Licht aus Gott bleibt unwandelbar. Kirchen ſind Erzeugniſſe der Zeitalter und verändern in dieſen, gleich ihnen, die Geſtalten; aber die Religion (der Geiſterſtand zu Gott) iſt wie das Geſetz, welches die Erſcheinungen der Natur bewegt, über den Wechſel der Zeit und ihrer Erſcheinungen erhaben, aus Gott und in Gott ſelbſt.

Inzwiſchen was immer der Miſſionar den Heiden bringe, wie immer der kluge Jeſuit, der fromme Quäker, der ernſte Methodiſt, der gemüthliche Herrnhuter lehre: jedesmal iſt in der äuſſern Schale ſeiner Dogmen Göttliches eingeſchloſſen. Dies wird bleiben, dies leiſe fortwirken und erleuchten, während die Schale wieder verwittert und zerfällt.

Wir Geiſter ſind nicht Bürger der Erde, ſondern der Stadt Gottes, die Weltall heißt, und unſer Leben füllt nicht den Augenblick, ſondern die Ewigkeit. Was können wir, in dieſer erhabenen Stellung, unſerer Beſtimmung Würdigeres verrichten, als gleich Chriſto und durch ſein Wort, die vom Irrthum gefeſſelten Geiſter befreien, und Gott näher bringen? Wie ſich jeder freut, nicht Thier zu ſein, nicht Säugling geblieben zu ſein; wie es Aeltern freut, ihre Kinder in Erkenntniß zu heben: ſo ſoll es die Wolluſt aller mündigern Geiſter ſein, die unmündigern emporzuheben.

andern; ſo thun Chineſen wie Hindu's, Griechen, wie Katholiken, Proteſtanten, wie Mahomedaner, Juden u. ſ. w. Alle blicken, im Stolz ihres erlernten Glaubens, mit Verachtung auf jenen mit dem Geiſt ſelbſt gewordenen Glauben, welcher ihnen einem blinden Heidenthum gleich gilt. Und doch, was waren die Stimmen aller ihrer Religionsverkünder anderes, als nur Wiederhalle der Gottesſtimme, oder unmittelbaren Offenbarung, die allen menſchlichen Geiſtern im Innern ihres Weſens zu Theil geworden iſt? Wiederhall, inmitten irdiſcher Umgebungen zurückgeworfen, verworrener oder klarer, je nach den Bildungsſtufen der Völker und Zeiten? Selbſt das reinſte Gotteslicht, aus Jeſu Chriſto hervorgeſtrahlt, ward in den Nebeln der Zeitalter wieder gebrochen und in mancherlei Farbenſchimmer von Kirchen zerſtreut!

---

86. Gegenſatz der Welterſcheinungen mit den Uridеen im Geiſte.

Was ich ein „ſittliches Verhältniß zwiſchen Natur und Menſchengeiſt" nannte, wird noch bedeutſamer durch den Gegenſatz der Welterſcheinungen mit den Uridеen im Geiſte (79.). Der Geiſt hat dieſe letztern nicht von den Außendingen empfangen und erfahren, und ſucht ſie doch in der Wirklichkeit, und findet ſie nicht im Gebiet des Irdiſchen. Es ſucht das Ewige, das Unendliche, und begegnet überall dem Vergänglichen und Hinfälligen. Er ſucht das Wahre, und ſieht ſich von Irrthümern, Zweifeln und Täuſchungen umgarnt. Er ſucht das Heilige, und erblickt Verbrechen und Sünde. Er ſucht Vergeltung und Gerechtigkeit, Harmonie von Tugend und Seligkeit, und ſieht die Triumphe des Laſters neben dem Dornenkranze eines Welterlöſers.

Dieſer Widerſpruch der Welt mit dem, was ſeyn ſoll, und wonach unſer Innerſtes vergebens ruft, erfüllt das Gemüth mit „göttlicher Traurigkeit." Und eben aus ihr hervor geht die unendliche Sehnſucht nach der wahren Geiſterheimath, nach einem höhern Seyn. Dahin deuten deshalb die Winke aller Religionen. — Das himmliſche Eden, Mahomeds Paradieſe, die Walhalla des Nordens, das Elyſium

des Südens, empfingen aus jener Sehnsucht ihr Daseyn. — Und aus dem Gegensatz der Mängel und Trübsale in dieser Welt, mit der Idee des vollkommensten Wesens, ihres Schöpfers, oder aus dem scheinbaren Widerspruch des Heiligkeits- und Naturgesetzes, entspannen sich jene mannigfaltigen Räthsellösungen des Alterthums, wie z. B. die Hieroglyphen vom Sündenfall Adams; Persiens Ormuzd und Ahriman; Chaldäa's und Judäa's Teufel; wie Plato's ahnungsvolle Mythen; Leibnitzens Theodicee und Alles, was je der Sterbliche über den Ursprung des Uebels in der Welt geträumt, gedichtet und gelehrt hat.

Der Geist des Bösen, welcher das Erdeleben mit Jammer und Widerwärtigkeiten anfüllt, ist von jeher aber, wenn wir ihm ernster nachforschen, kein anderer, als der irre, von sich selber abtrünnige Menschengeist gewesen. Nicht Gott ist der Höllenschöpfer; der Mensch ist's. Nicht die Natur und der uns aus ihr gewordene Leib, mit seinen Trieben und Neigungen, ist die Quelle der Laster, oder Verbrechen, und mit ihnen verbundenen Leiden; sondern der irre Wille des Sterblichen ist's, mit welchem er alle Kraft seines Verstandes in den Dienst der Sinnenlust hingibt, und statt den Leib zu heiligen durch den Geist, lieber den Geist verthiert durch das Leibliche.

Die sündenlose Natur vielmehr erzieht, wie schon gesagt (85.), durch Lohn und Strafen, den Geist zum Göttlichen. Sie erregt ihn zum Erwachen, zum Thätigwerden seines Selbstes. Sie zwingt ihn zum Beobachten ihrer mannigfaltigen Einwirkungen, zum Prüfen derselben, und sich, unter gesammelten Erfahrungen, zu entfalten. Sie warnt ihn, bei jeder seiner Verirrungen, bei jeder Selbstvergessung, durch Schmerzen. Sie stößt ihn, im Wechsel ihrer Erscheinungen, vom Endlichen und Vergänglichen alles Irdischen ab, daß er sich zu seinem Selbst, zum Wesenden, Unvergänglichen wende. Sie lehrt ihn, in einer Reihe verfehlter Wünsche und getäuschter Hoffnungen, den Blick auf das Unfehlbare, ewig Wahre und Gute richten. Ist's nun Schuld der sich unwandelbar gleichen Natur, wenn der Mensch, im Eigensinn seiner Verkehrtheit, ihre Unvollkommenheit anklagt, statt die eigne Unvollkommenheit zu beachten und zu vermindern? Unzufrieden mit der

Gegenwart, hört man den Thoren die Vergangenheit rühmen, oder von der Zukunft das Schönere hoffen. Er vergißt, daß das Seyn der Gegenwart nur unwahrnehmbare Gränze der Vergangenheit und Zukunft iſt; und daß die Vergangenheit, dieſe Reihe von Augenblicken, in der Maſſe ihres Zuſammenhanges wahrnehmbar, erſt durch die Glorie der Erinnerung verklärt worden ſey. Selbſt der Tod, dieſes Zurückgeben des Leibes an die ewigſchaffende Natur, dieſe Entfeſſelung des weſenden Geiſtes von ſeiner Hülle, dieſe Heimkehr in das ewige Reich der Geiſter, wird zu den Uebeln der Welt gezählt, er, welcher das Ende der vermeynten Uebel iſt!

---

87. Urſprung des Uebels.

Gern verweil' ich bei dieſem Gegenſtande, wenn auch ohne Hoffnung, Neues zu ſagen, oder zu belehren und zu beſſern. Ich will aber meine Weltanſichten geben; ſelbſt auf Gefahr hin, wie Rouſſeau, oder wie mancher Edlere unſrer Tage, oder der Vorwelt, oder auch nur, wie Voltaire's Candide, verlacht zu werden. Ja, es gibt kein Uebel, als die Sünde; jedes andre Leiden iſt Wohlthat. Es gibt keinen Höllenſchöpfer, als den Menſchen!

Die Klage der europäiſchen Menſchheit über Ungemach und Troſtloſigkeit ihres Daſeyns war vielleicht nie allgemeiner, und ich ſetze hinzu, gerechter, als im gegenwärtigen ziviliſirten Zeitalter. Sie äußert ſich in der unruhigen Bewegtheit mißvergnügter Nationen; in der bangen Sorge der Herrſcher. Die Geſchichte des Welttheils iſt eine Kette von Empörungen, Staatsumwälzungen, Bürgerkriegen und Volksgährungen geworden. Tauſende von Familien flüchten über das Weltmeer, in fernen Einöden Erträglichkeit des Lebens zu ſuchen. Die Zahl der Armen, der Verbrecher, der verzweifelnden Selbſtmörder ſchwillt an. Ein Heer ſonſt ungekannter Krankheiten dringt ein, und zerrüttet die Geſundheiten. Die Qual freudetödtender Leidenſchaften verbreitet ſich immer ſchmerzlicher durch alle Adern der bürgerlichen Geſellſchaft. Vormals blieb der Großtheil der Bevölkerung in den Ländern, trotz ſeiner Verknechtung und Dürftigkeit, gleichgültig gegen

die Uebel seiner Zustände: denn Unwissenheit und Lebensroheit machten ihn gefühlloser; und, der Thierheit ähnlicher, duldete und vergaß er thierische Leiden. Mit allgemeiner gewordner Verstandesbildung aber ist nun seine Empfindlichkeit geschärfter; er fühlt heut eine Menge sinnlicher Bedürfnisse, die ihn bedrängen und foltern, die der Wilde oder der Barbar nicht kennen.

Man sucht den Ursprung des wachsenden Mißbehagens der Völker bald im ehrsüchtigen Treiben schwindelnder Halbwisser; bald im Verfall eines Kirchenglaubens, den man Religion nennt; bald in Uebervölkerung; bald im falschen Verhältniß alterthümlicher Staatseinrichtungen zu der jetzigen Gesittungsstufe; bald in der Aufklärung; bald überhaupt im zunehmenden Sittenverderbniß der Hohen und Niedern. Alle diese und andre Ströme des öffentlichen Verderbens entspringen jedoch aus einer gemeinsamen Quelle, die nur in Ländern civilisirter Völker, d. i. auf der Stufe der Halbbarbarei stehender, gefunden wird. Es ist, neben dem Wissen des Bessern, neben der Erkenntniß des Ewigwahren und Ewiggutten, die unselige Richtung aller Geistesthätigkeit zum Dienst des thierischen Lebens; aller Verstandesbildung zum Behuf materieller Interessen; aller Wissenschaft, Kunst und Gewerbigkeit zur Vermannigfaltigung und Verfeinerung sinnlicher Genußsucht. Der Geist der Menge, des innern Heiligthums uneingedenk, wird der Knechtschaft der Begierden hingegeben; der Mensch zum verständigen, zum schlauesten, zum kunstreichsten Thier, mit aller Selbstsucht, erzogen, die Thieren eigen ist. Diese Selbstsucht, welche nur für sich sucht, und zur Befriedigung ihres Sinnenkitzels und Wohllebens, ihres Geldhungers, ihrer Herrsch- und Gewaltgier, das Wohlseyn der Familien, des Vaterlandes, die höhern Interessen der Menschheit in den Staub schleudert, wühlt und scharrt in den Ordnungen des bürgerlichen Lebens, in Schulen und Kirchen, in Staatsdiensten und Wohlthätigkeitsanstalten, in Künsten, Gewerben und Tändeleien nur nach Futter zur Sättigung ihrer Gefräßigkeit. Ueberreizung und Verwöhnung der einfachen Lebenstriebe macht aus dem Unnatürlichen die andere Natur; macht entbehrliche Ueppigkeit zum unentbehrlichsten Bedürfniß. Selbst der bessere Mensch, will er Wirksamkeit in seinem Kreise bewahren, nicht Gegenstand des Argwohns oder Gelächters der

Lebensgenossen seyn; von ihnen nicht zertreten werden: wird gezwungen, sich ihnen klüglich gleichzustellen. Auf keiner Stufe der Kultur ist ein Volk von der Einfalt naturgemäßer Lebensweise weiter abgewichen, daher elender, in sich zerrissener, als auf der Stufe seiner Civilisation. Einst war nur in großen, einzelnen Städten des Welttheils, der Pfuhl des Luxus, der glänzenden Laster, der mannigfaltigsten Krankheiten und Selbstbetäubungsmittel vorhanden; — der Pfuhl ist übergetreten und überschwemmt schon Flecken und Dörfer.

Häusliche und öffentliche Erziehung deuten und leiten die Jugend, so früh, als möglich, auf den für Halbbarbaren wünschenswerthesten, höchsten Lebenszweck hin: reiches Vermögen, für reichern Genuß, zu erstreben. Dafür werden Schulen gestiftet, um Kenntnisse, Fertigkeiten auszubilden; um auf allen Bahnen Glück zu machen; zu Land und Meer, in Werkstätten und Gerichtssälen, auf Kathedern und Kanzeln, mit Feder oder Schwert. Dafür werden der Jugend, durch Lehre und Beispiel, falsche Begriffe in Fülle eingeimpft; Ehre wird mehr, als Tugend gewerthet; Lebensart mehr, als Leben; Vorrecht mehr, als Recht; Titel mehr, als Verdienst; der begüterte Bösewicht mehr, als der unbemittelte Biedermann. Wo Gelderwerb allgemeine Losung ist, und alle Gaben und Kräfte des Geistes nur dem Behagen einer selbstsüchtigen Thiernatur geweiht sind: ist mit der Verarmung der Menschheit, auch das Gefolge aller Qualen der Eifersucht und des Neides, der Verläumdung und Heuchelei, jedes Lasters und Verbrechens des Reichthums und der Armuth naturnothwendig. Das Leben verstreicht unter so viel Kämpfen und Sorgen und Arbeiten für das Leben, daß für höhere Interessen, für Ewigwahres, Ewiggutes, Ewigbeseligendes keine Zeit bleibt. Man tröstet sich mit Uebungen und Verheißungen des Kirchenglaubens, weil man nicht Muth hat, die Religion des Weltheilandes zu umarmen und mit ihm zu sagen: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen. Trachten wir am ersten nach dem Gottesreich!“ Denn wahrlich, Ueppigkeit und Sittenernst, Hochmuth und Selbstverläugnung, Eigennutz und Gemeinsinn, Christus und Belial lassen sich nicht paaren. So verrinnt das Leben, und niemand möchte es wiederleben. Es war für die Mehrheit nur Schein- und Thierleben.

Daher, bei allgemeinerer Verſtandesbildung unſerer Tage, auch allgemeineres Mißbehagen, und Gähren der Völker. Sie fühlen die ſtrafende Zuchtruthe der Natur, die vom Frohndienſt ſinnlichen Wohlſeyns zur Achtung gegebnen Vernunftgeſetzes zurücktreibt. Sie erblicken die ſchwarzen Quellen des Uebels da und hier deutlicher und mögen ſie doch nicht vertilgen. Denn die Gewalt bürgerlicher Zuſtände, hervorgegangen aus der Verkehrtheit der Begriffe, der Weltanſichten und Geſetzgebungen wilder, oder barbariſcher Jahrhunderte, drängt, von Geſchlecht zu Geſchlecht, ins thieriſche, ſündliche Leben hinab, ſtatt aus demſelben zu erlöſen. Geld geht vor Tugend; äußere Würde vor innerer; Selbſtbetäubung vor Selbſterkenntniß. Dafür geben die Geſetze Ermunterung; dafür ſenden die Welttheile einander ihre ſüßeſten Gifte; dafür werden Millionen Familien, durch Steuern und Abgaben, zur raſtloſen Thätigkeit geſpornt. Dann bietet man Spitäler und Apotheken für Kranke; Kirchen und Beichtſtühle für Sünder; Zuchthäuſer und Kerker für Verbrecher. Naturnothwendiges mit Vernunftfeindlichem zu paaren, iſt der Staat zum kunſtvollen Getriebe geſchaffen, worin die Aemter zum Räderwerk, die Selbſtſucht zur Triebfeder, die Menſchen zur Sache werden. Da iſt kein Rechtsſtaat, nur ein Sitten-Staat, wo, nach Herkommen und Sitte, ſogar die freie Aeußerung der Vernunft verpönt wird und der Menſch nicht mehr ganz Menſch ſeyn darf.

---

88. Urbedürfniß; Urgeſetz; Urrecht; natürliches Recht der Menſchen.

Nicht bloß Geiſt, nicht bloß Thier iſt der Sterbliche; ſondern Beides in Einem, das heißt: Menſch. Naturgeſetz, wie Geiſtesgeſetz, gebieten ihm: du ſollſt Menſch ſeyn, und nicht Pflanze, nicht Thier. Dieſe Einheit des Doppelgeſetzes in uns iſt das Urgeſetz des Menſchen. Und der Drang dieſes Geſetzes nach Befriedigung iſt das erſte, oder Urbedürfniß jedes Menſchenkindes. Das Geſetzthum der Natur und des Geiſtes gibt, mit dem Bedürfniß ſeiner Erfüllung, Geſtattung oder Befugniß zur Erfüllung deſſelben; und mit dieſer Befugniß, dem Urgeſetz gemäß zu wollen oder zu handeln,

das Recht zur Ueberwindung der widerſtrebenden Hinderniſſe. Dies iſt das Urrecht der Menſchheit. Das Thier fühlt nur ſeine Lebenstriebe; der Menſch iſt ſich ſeines Rechts bewußt.

Ein Thier iſt keine Perſon; denn es ſpricht aus der Körper-Larve kein Geiſt hervor. Nur Menſchen, ſo lange der Geiſt in ihnen denkt und waltet, ſind Perſonen. Ein bloßer Leichnam iſt willenloſe Sache. Sachen haben keinen Willen, alſo auch keine Rechte. Wird von „Rechten der Thiere“ geſprochen, gilt es von dem, was wir vernunftgemäß ihnen geſtatten ſollen. Sachen ſind nur Mittel zu den Zwecken der Natur und des menſchlichen Geiſtes. Perſonen ſind nicht Mittel, ſondern Selbſtzwecke. Der Menſch kennt auf Erden kein erhabneres Gottes-Geſchöpf, für deſſen Zweck er, nur als todtes Mittel, vorhanden wäre.

Das höchſte, allgemeinſte, unvertilgbarſte Recht jeder Perſon iſt alſo, daß ſie ein Menſch ſeyn darf, im vollen Sinn des Wortes. Dieſes Recht iſt die alleinige Stammwurzel aller übrigen Befugniſſe, Anſprüche und Rechte, die möglich ſind. Wer da ſpricht: „der Menſch darf nicht Menſch ſeyn!“ — verurtheilt ſich ſelber zum Thier.

Hienieden, als Menſch, gleich Andern ſeines Gleichen zu leben, zu gelten und ſich zu entfalten, ſcheint freilich eine ſehr beſcheidne Forderung zu ſeyn; und doch umſchließt ſie das Höchſte in ſich, nämlich den ganzen Werth unſers Weſens und Daſeyns. Denn wer Recht hat, Menſch zu ſeyn, beſitzt damit nothwendig auch:

Recht auf eigne Perſönlichkeit, auf Selbſtſtändigkeit; Recht, für ſein Selbſt vorhanden zu ſeyn, nicht, als Mittel und Sache für Andre. Jeder Menſch iſt ſein eigen. Wer ſich nicht ſelber angehört, dem gehört nichts an.

Recht auf Freiheit zur natur- und vernunftgemäßen Entwickelung ſeiner Kräfte und Anlagen, körperlicher, wie geiſtiger. Ohne Entfaltung unſrer Menſchennatur zu dem, was ſie ſeyn, und werden kann und ſoll, hören wir auf, Menſchen zu ſeyn. Eben dieſe

Entwickelungs-Freiheit ist der göttliche Urschmuck des Geistes, in welchem er, auf der Leiter der Schöpfungen, über den Tiefen der Naturnothwendigkeit, glänzt.

Recht auf Eigenthum, oder auf Mittel zur Selbstentwickelung. Auch Thier und Pflanze bedarf und sucht, und eignet sich das zur Ausgestaltung seines Gebildes, seiner Kräfte, seiner Bestimmungen Nöthige an. Dieses Rechts beraubt, wäre der Mensch weder vollständiger Ausbildung, noch Wirksamkeit fähig. — Das Ureigenthum des Geistes, das ihm angeborne Mittel zu seiner Verbindung mit der Welt, ist der irdische Leib; alles erworbene Eigenthum gleichsam nur eine künstliche Fortsetzung und Erweiterung des angebornen.

Diese drei allgemeinsten, in der Gesammtnatur des Menschen gegründeten, mit der Vernunft im Einklang stehenden, vom Verstande erkannten und anerkannten Rechte, sind die ersten Quellen alles und jedes andern und besondern Befugnisses, Anspruchs und Rechtes; sind in sich das Urrecht der Menschheit selber, nur gegensätzlich, in verschiedne Beziehung, aus einander gegangen. Wird eins von denselben aufgehoben und vernichtet: so sind auch die übrigen vernichtet. Darum nennt man sie natürliche (unveräußerliche, angeborne) Menschenrechte. Eins, wie das andre, ist ein Schrei des Urbedürfnisses nach Befriedigung; ein nothwendiger Anspruch auf Sicherheit der Persönlichkeit, der Entwickelungsfreiheit, des Eigenthums von Mitteln, gegen die blinde Gewalt der Elemente und Thiere, wie gegen die Bestialität in Menschengestalt. Die Natur verlieh uns zur Selbsterhaltung den Trieb und die Kraft; die Vernunft aber, eins mit der Natur, Vollmacht zum Selbstschutz. Ohne diese Vollmacht würde unser Geschlecht schon längst wieder von der Oberfläche des Erdkreises vertilgt seyn.

Weil das menschliche Unrecht, ohne Ausnahme, das unentbehrliche Gut jedes vernunftbegabten Wesens ist: so stehn auch alle Sterbliche einander urrechtlich gleich. Und wo Völker, durch ihren Willensverein, zum gegenseitigen Schutz ihrer Berechtigungen, gleichsam eine

einzige, gedankenbildliche (moralische) Persönlichkeit darstellen, wird das natürliche Menschenrecht zum natürlichen Völkerrecht; also, daß ein Volk zum andern, das reichste zum ärmsten, das stärkste zum schwächsten, in urrechtlicher Gleichheit besteht. Verletzung des natürlichen Völkerrechts ist das Verbrechen der beleidigten Majestät der Menschheit.

Das Gefühl dieser urrechtlichen Gleichheit ist, in der Brust jedes Menschenkindes, unaustreibar. Es lebt auch im leibeignen Knecht, und im gefesselten Sklaven an der Ruderbank fort. Es richtet die vom Fuß der Tyrannen zertretenen Nationen wieder auf aus dem Staube. Wer in seinem Nächsten nicht das unvergängliche Menschenrecht ehrt, lästert sich selbst. Wo aber dies höchste Gut des Lebens fehlt, da ist das Leben selbst zu nichts mehr gut.

89. Das positive Recht und Gesetz.

Das ewige Recht der Menschheit ist an sich selbst unbedingt; wie denn, im Wesen des Geistes, Alles ein Unbedingtes, Unendliches ist. Es kann auch nicht an sich selbst, sondern nur in seiner Ausübung Beschränkungen erleiden; theils durch die Naturnothwendigkeit, zu deren Gebiet der irdische Leib gehört; theils durch das freie Wollen des Geistes. Um die zahlreichen Hülfsleistungen und Vortheile der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen, begränzen wir willig gegenseitig unsre natürlichen Befugnisse; ohnedem würde Krieg Aller gegen Alle eintreten. Durch Ueberlegenheit körperlicher Stärke beschränken auch Thiere gegenseitig die Erfüllung ihrer Begierden; durch Vernunft begränzen Menschen die maßlose Ausübung ihres Urrechts. Denn Jeder anerkennt im Andern das Daseyn des nämlichen Vernunftgesetzes, der gleichen Würde, der gleichen angebornen Befugnisse. Und das menschliche Antlitz ist ein offener Empfehlungsbrief, welchen die Natur jedem Sterblichen auf der Reise durchs Leben, wohin er komme, mitgibt; ist eine Urkunde seiner natürlichen Rechtsgleichheit mit Menschen des entferntesten Himmelsstriches.

Indem sich die Beisammenlebenden, nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse, über Ausübungsweise ihrer natürlichen Rechte verständigen und vertragen, entsteht zwischen ihnen der Vertrag, oder die Verschmelzung des Willens und Wunsches vieler, zu einem einzigen, gemeinsamen Wollen. Die eben dadurch beschränkte Ausübungsweise des unbestimmten natürlichen Rechtes, heißt ein bestimmtes (positives), d. i. ein durch Einwilligung der Vertragsgenossen bewilligtes Recht. In allen bewilligten Rechten ist aber jedesmal das natürliche Recht der Kern und Inhalt; hingegen die Umgränzung desselben durch den Vertrag, nur Schale und Form. Die Formen können erweitert und verengert werden. Das Menschenrecht darin bleibt das Unwandelbare.

Das durch Uebereinkunft Festgesetzte, oder der Vertrag, ist das Gesetz derer, die darin übereinkamen. Und weil der Wille jedes Vertragsgenossen darin erfüllt ist, wird der Wille eines Jeden sein eignes Gesetz. — Im strengern Sinn der Worte aber unterscheidet man den Vertrag vom Gesetze, obgleich auch Landesgesetze im Grunde vertragsartiger Beschaffenheit sind. — Doch bezeichnet man vorzugsweise mit dem Ausdruck Vertrag die freie Uebereinkunft zwischen Personen, Gesellschaften und Völkern, die, in Ausübung ihrer Befugnisse, von einander vollkommen abhängig sind. So schließen auch selbstständige Staaten unter einander, gleich einzelnen Personen, Verträge und Bündnisse. Gesetz hingegen, im engern Sinn, gilt als Willensausdruck von und für Personen, welche Genossen, oder abhängige Glieder, eines und desselben gesellschaftlichen Vereins, oder Staates sind. Denn der Bestand eines Ganzen ist nur durch Abhängigkeit seiner Theile von ihm, möglich.

Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem göttlichen Gesetz in unsrer Vernunft, oder dem Heiligkeitsgesetze, und dem vertragsartigen menschlichen Gesetze. Jenes ist in allen Sterblichen, in allen Jahrtausenden und Weltgegenden das Gleiche; und darf durchaus nicht dem menschlichen Willen unterworfen; der Wille vielmehr soll ihm untergeben seyn. Das menschliche Gesetz hingegen ist eine durch Zeit und Umstände geforderte Begränzung von den natür-

Religiöse Verfinsterung deckt noch einen großen Theil selbst der europäischen Menschheit, ein christlich-kirchliches Heidenthum betäubt noch die Menge der untern Volksklassen! Denket an Asiens Barbarei, an die Verwilderung der Afrikaner, an die Verlassenheit des innern Amerika's, an die mit Menschenblut befleckten Altäre Süd-Indiens. — Es fehlt nicht am Spielraum für göttliche Glaubenshelden, es fehlt nicht den Fürsten, den Nationen, den Kirchparteien, den zahlreichen Gesellschaften, deren Zweck Beförderung des Guten ist, an Mitteln zur Unterstützung zahlreicherer Missionen; nein, es fehlt an Ermunterung, selbst am Gedanken daran!

Sollte dieser Gedanke durch das hier gelieferte Bild vom gegenwärtigen Stande der Verbreitung des Christenthums im Gemüthe irgend eines Fürsten, irgend einer Gemeinde, irgend eines großsinnigen Mannes zum Leben geweckt worden sein: ich würde die Stunden segnen, in denen ich das flüchtige Bild zeichnete.

lichen Rechten der Vereinsgenossen, zum Wohl des gesellschaftlichen Beisammenseyns. Ein solches von Menschen aufgestelltes (positives) Gesetz verhält sich zum Vernunftgesetz, wie das im Vertrag bewilligte Recht, zum Urrecht. Jedes aufgestellte Gesetz soll gleichsam nur die verständige Vollziehungsverordnung des Vernunftgesetzes für besondere Zustände und Bedürfnisse des Gesellschaftskörpers seyn. Ihr festgehaltner Fortbestand aber, im Widerspruch mit veränderten Bedürfnissen und Zuständen der Gesellschaft, wird Tyrannei des Gesetzes, d. ist Natur- und Vernunftverletzung.

Man spricht auch von der Heiligkeit eines herkömmlichen (oder historischen) Rechts. Gleichviel, ob es ursprünglich durch Räuber- oder Kriegsgewalt errungen, oder durch freien Vertrag begründet worden sey; es heißt ein Recht. Allerdings kann es heilig und ehrwürdig seyn, wie jedes andre. Aber nicht Schicksal, Herkommen, Geschichte geben den Prüfstein des Rechtlichen im historischen und vertragsmäßigen Rechte: sondern das Vernunftgesetz allein, durch welches wir unsre Menschenwürde empfangen. Denn Recht ist kein Natur-, sondern ein Geistes-Ergebniß; keine blinde Natur-, sondern Vernunft-Nothwendigkeit. Es gibt kein unsittliches Recht. Und wär' es (wie z. B. gesetzliche Volksverdummung, Sklaverei, eigenthumslose Leibeigenschaft, Despotismus u. s. w.), durch Herkommen und Uebung eines Jahrtausends geweiht: so bleibt es nur das fluchwürdige tausendjährige Unrecht.

Die Vernunft ist das Gottesgesetz, das ewige in allen Geistern; und Mensch zu seyn, in persönlicher Selbstständigkeit, Entwickelungsfreiheit und Eigenthumsgewinnung, das ewig Vernunftgemäße. Aber Schicksale und von ihnen gegebne Verhältnisse sind wandelbar. Sie verewigen wollen, heißt, sich gegen Gott und Menschheit empören. Wer die Empörung wagt in seinem thierischen Wahn, ist dem Gericht der göttlichen Weltordnung, der Zuchtruthe der Natur anheim gefallen, denn er ist der Revolutionär. Revolutionen der Staaten sind gleichsam moralische Naturereignisse, wie Erdbeben, Pestilenzen u. s. w. physische sind. Nach jeder physischen Revolution muß neu angebaut, neu geschaffen; nach jeder moralischen ein neues Rechtsverhältniß

aufgestellt werden, dem veränderten Bedürfniß der Gesellschaft vernunftiger Weise gemäß.

---

90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen.

Neben der urrechtlichen Gleichheit der Sterblichen, von welcher Farbe sie seyn mögen, besteht jedoch auch eine natürliche Ungleichheit derselben, rücksichtlich ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften, ihrer Schicksale, Neigungen, Tüchtigkeiten, Beschäftigungsarten, Lebensweisen und übrigen Verhältnisse. Eben in dieser Ungleichheit liegt der geheime Zauber, durch welchen Menschen mit Menschen verbunden werden; einer dem andern dienstbar und hülfreich wird; einer nach dem strebt, was ihm im Andern Gegenstand der Hochachtung wird. Wir lieben in Andern nur uns selber; aber nicht, als das, was wir schon sind, sondern durch sie noch werden möchten. So ergänzt sich gleichsam Einer durch den Andern, und fügt zu dem, was ihm Natur und Schicksal verliehn hat, den Genuß dessen, was ihm versagt ist und Andern gehört.

Es glaubte von Zeit zu Zeit menschlicher Blödsinn, auch hierin die ewige Weltordnung verbessern zu können. Er versuchte künstliche Gleichheit in der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Er führte, um Unterschied des Reichthums und der Armuth aufzuheben, Gütergemeinschaft ein; oder gleiche Vertheilung des Bodens unter den Genossen der Gesellschaft, ohne eine Gleichheit der Talente, Kräfte, Tugenden und aller Umstände schaffen zu können, aus welchen nothwendig immer wieder Ungleichheit im Besitz irdischer Glücksgüter entspringt. Man verbot das Daseyn des Stroms; aber ließ dessen unhemmbare Quellen rinnen. Allgemeines Verarmen, bürgerliche Unruhen und Untergang der Staaten endeten die naturwidrigen Zustände. Andre Gesetzgeber führten nicht nur Gütergemeinschaft ein, sondern auch Gemeinschaft der Weiber und Kinder; aber mit gleich verderblichen Folgen. Weibergemeinschaft ward in ihren Wirkungen der Ehelosigkeit gleich. Sie entwöhnte den Mann vom edeln Genuß häus-

lichen Glücks, daß er, durch nichts, als Ruhm- und Ehrsucht, oder Geld- und Herrschgier gekirrt, aufhörte der Menschheit zu dienen, und nur Werkzeug seines Staats blieb.

Man ist wohl von diesen Verirrungen des Alterthums zurückgekommen; aber in nicht minder verderbliche hinübergeschweift. Man hat versucht, Gleichheit des Meynens, Glaubens und Wissens zu erzwingen. Wer anders zu denken wagte, als der Gewaltsherr gebot, hieß Feind des Staats; wer anders, als der Priester, hieß Feind Gottes. Der gesetzgeberische Wahnsinn, welcher doch keine Gleichheit des Talents, der Erfahrung und Einsicht Aller schaffen konnte, wollte fremde Ueberzeugungen abhängig von seinem Befehl machen. Er begehrte das Unmögliche; begehrte nämlich, daß jeder sich selber abthun, sein Wesen und Wissen in ein anderes verwandeln solle. Eben so leicht hätte er gebieten mögen, daß alle Thiere mit Nachtigallstimmen singen sollten. Die Frucht solcher Empörung gegen die göttliche Ordnung der Dinge ward, neben gesetzmäßiger Heuchelei und Lüge: Länder-Elend durch Verfolgungen, Kerker, Scheiterhaufen, Aufruhre und Glaubenskriege.

Gewiß nicht geringer, als Gefahren künstlicher Gleichheit, sind auch Gefahren künstlicher Ungleichheit. Frevelnd wagte der Sterbliche, die ewigen Stiftungen umzukehren, welche in der Schöpfung walten; veräußerliche Güter unveräußerlich, und Unveräußerliches veräußerlich zu erklären. Doch überall, wo ein großer Theil des Landesbodens und der Glücksgüter dem allgemeinen Wechsel entzogen, zum unveräußerlichen Gut einzelner Familien und Körperschaften geprägt ward, kränkelte der öffentliche Wohlstand, wucherten Laster und Verbrechen des Reichthums und der Armuth wetteifernd empor, bis das Gefüge des Staats, endlich vom Sittenverderbniß zerfressen, im Sumpf des Elends und der Ueppigkeit unterging. — Anderseits entriß der Mensch den ihm gleichgeschaffnen Wesen die Ausübung ihrer unveräußerlichen, von Gott gegebnen Rechte der Menschheit (88.); schuf Leibeigene und Sklaven, ihrer Persönlichkeit und Freiheit beraubt; ohne Eigenthum, ohne Sicherheit, dem Thiere gleichgestellt; oder er gewährte die Ausübung in so eng beschränktem Maße, daß dieselbe nur wenigen Günst

lingen des Zufalls ungeschmälert, als vererbbares Vorrecht, übrig blieb. Diese allein waren dann Menschen; waren höhere Wesen, Freie; die übrigen nur zu ihrem Dienst geboren. — Menschensatzungen stämpelten das Ohngefähr der Geburt und Herkunft zum Mehrwerth über Verdienst, Tugend und Einsicht. Würd' es unsinniger seyn, wenn ein Gesetz geböte: Kinder, im Vollmond geboren, seyen allein fähig, die Ersten des Volks an Tugend und Kenntniß, dessen Heerführer und Verwalter zu seyn? Was haben Wappen und Stammbaum mehr, als der volle Mond, mit Würdigkeit der Person zu schaffen? Die Geschichte belehrt vom Unglück der Staaten, welche dem Sonnenblick höherer Geister mit dem Mondschimmer ihrer Hochbetitelten feindlich begegneten. — Die künstliche Ungleichheit der Rechte wird, wo möglich, noch empörender, wenn für Schooskinder des Staates mit den größern Vorrechten, die kleinern Pflichten verbunden, und den Stiefkindern des Staats mit den wenigsten Rechten die schwersten, drückendsten Pflichten zugetheilt sind. Es kann niemand erbliches Vorrecht lieben, ohne ein erbliches Unrecht.

VII.

Das Gemüth.

Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist.

Die Vorstellung vom Wesen und Seyn des Menschengeistes in freilich nur allgemeiner Andeutung zu vollenden, bleibt noch übrig, einen Blick auf seine und der ihm beigegebnen Seele gegenseitige Einwirkungen zu werfen. Denn, in der großen Verkettung des göttlichen Alls, ist eben das Seelische der Ring, durch welchen der Geist mit der übrigen Natur zusammenhängt; das Glied, auf welches er unmittelbar eingreift; durch welches er mittelbar auf Leben, Bewegkräfte und Stoffe der irdischen Hülle einwirkt, und eben so von ihnen hinwieder erregt wird. Wir nennen diese Einung des Geistigen und Seelischen, in der sich beides gegenseitig zur Thätigkeit weckt, das Gemüth, gleichwie man die Verbindung des beseelenden Wesens mit dem Belebenden, Thierheit; oder des Lebens mit Stoffgebilden, Pflanzenthum; oder der Bewegkräfte mit Stoffen, Körper zu nennen gewohnt ist.

Im Gemüth eigentlich erscheint das wahrhaft Menschliche. Aus dem Geiste nicht, und nicht aus der Seele tönt das Ich, sondern aus dem Gemüth, aus der Einheit des Gefühls und Gedankens. Darum darf der Mensch wohl sagen: Ich habe einen Geist; ich habe eine Seele; nicht, ich bin ein Geist; ich bin die Seele. Hier im Gemüth erwacht zuerst, gleichsam in der Wiege der Sinnesgewahrungen, das Bewußtseyn, oder das Wissen von sich und Anderm. Hier scheint der Geist zu empfinden; die Seele zu denken. Denn die wechselseitigen Anregungen entstehn so schnell, daß man sie gleichzeitige,

oder zeitlose, heißen könnte. Das Gewahrte ist zugleich im Bewußtseyn die Vorstellung des Gewahrten.

Wie sich die Seele zum Leben mehr dienend, als herrschend, verhält, eben so verhält sie sich zum Geiste. Dort ist sie gleichsam Hüterin vom Einheitsgebilde der belebenden Naturmacht; warnt gewahrend vor Verletzung desselben; verkündet durch Schmerz die Verwundungen des Lebensgesetzes; durch Wohlgefühle die Erfüllungen desselben. Eben so wird sie anderseits die Pflegerin des Geistes. Sie ist's, die ihm die erste Nahrung zuführt aus allen Speichern der Welt und Natur. Sie ist die hülfreiche Vollstreckerin seines Willens gegen die Außendinge; die unwillkürliche Theilnehmerin an seinem Frieden und Unfrieden. Nur im Uebermaß ihrer Erregtheit kann sie rückwirkend, wie gegen das Leben, auch gegen den Geist werden, indem sie, für jenes oder für diesen, Partei nehmend, die Kraft des Einen wider den andern steigert, oder lähmt. Freudigkeit befördert das Genesen des kranken Lebens; Schrecken und Furcht hemmt oder vernichtet dessen Thätigkeit. Das begeisterte Gefühl stärkt und hebt die Willensmacht für das Wahre und Heilige über jedes Irdische; allzubelebtes, thierisch-wildes Gefühl stößt die Vernunft vom Thron. Eben darin ist Begeisterung, oder Enthusiasmus, von Meynungswuth, oder Fanatismus verschieden, daß in jenem mehr der Geist gewaltig im Seelischen schaltet; in diesem aber mehr das Leben mit seinen thierischen Begierden.

Wie Stoffe und Bewegkräfte nur Materialien sind, welche dem Leben zum Erscheinen, zum Bau seiner Einheitsschöpfung, seines Körpers dienen: so dient das seelische Wesen zum Mittel und Werkzeug gleichsam, als Hülle und Leib des Geistes, zu seinem Erscheinen und Einwirken auf die Außenwelt. Aber wie innig beide auch verbunden sind, beharrt jedes doch unwandelbar in seinem Wesensgesetzthum; der Geist in seinem Fordern des Wahren und Heiligen; die Seele im Fordern des Anmuthigen oder Beseligenden.

Im menschlichen Gemüthe, wo die Vermählung beider Wesensartungen, in wechselseitigen Erregungen, besteht, wird das Verlangen

beider nach Erfüllung ihres Geſetzthums zum gemeinſchaftlichen Verlangen. Das den Sinnen Anmuthige ſoll nicht dem Erkenntniß- und Heiligungsgeſetz widerſtreiten; und hinwieder das Wahre und Heilige ſoll mit Anmuth bekleidet ſeyn. Dieſe Verſchmelzung der drei höchſten Weſensgebote, dieſe Dreieinigkeit im Gemüthe, wird in der Vorſtellung, wie ein Erfüllbares, zum Urbild des Schönen; das heißt, des unbedingt und unendlich Schönen. Denn im Weſenthum des Geiſtes, wie der Natur, iſt nichts Begränztes, nichts Endliches, als das Andersſeyn im Erſcheinen.

---

92. Einheit der drei höchſten Gebote; Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komiſchen, Erhabnen, Tragiſchen.

Wir ſuchen irrthümlicherweiſe in der Außenwelt, was doch nur in uns, als das Vollendetſte, herrſchend iſt; und vergebens. Wir ſtreben, es durch Kunſt in die Wirklichkeit hinauszugeſtalten; aber wie mag das Unendliche in der Endlichkeit erſcheinen? Das Urſchöne lebt im Innern des Gemüths; aber in der Welt tritt es nur endlich und begränzt hervor, als Schönheit; gleichwie die Aeußerung des Heiligen, draußen, nur als Tugend. Es liegt das Werk des glücklichſten Künſtlers allzeit tief unter ſeinem Ideale.

Höhere Gefühle anregende Einheit des Heiligen, des Wahren und des Anmuthigen iſt alſo allein das Schöne. Darum gefällt es; nicht eines andern Zweckes willen, ſondern durch ſich ſelbſt; weil es eben das Ziel aller Sehnſucht unſers Gemüthes iſt. In ſinnlicher Darſtellung wird das Anmuthigſte unſchön, ſobald es das Zartgefühl des Heiligen empört. Wir können nicht lieben, was wir, als Schändlichkeit, verabſcheun. Aber auch die Darſtellung der tugendhafteſten That iſt unſchön, wenn ſie, mit ekelerregenden Gegenſtänden verknüpft, gegeben wird. Und gleichgültig läßt uns, was auch Heiliges und Anmuthiges hingebildet werde, wenn es ungemäß dem Erkenntnißgeſetz, verworren, zuſammenhanglos, unverſtändlich daſteht, ohne

Einheit im Mannigfaltigen, ohne Schein von Wahrheit, als in ſich Unmögliches. So ſind nicht Anmuth, nicht Wahrheit, nicht Tugend, einzeln für ſich das Schöne, ſondern erſt in ihrer Vereinung, als göttliches Geſchwiſter.

Das menſchliche Antlitz, von zarteſter Färbung und vollkommenſter Regelmäßigkeit der Züge, läßt uns ungerührt, aller Anmuth ungeachtet, wenn darin nicht ein edleres ſeelenvolles Weſen, hervorblickt. Hinwieder nennen wir, auch die Roſe ſchön; nicht bloß, weil Farbe, Form und Duft die Sinne ſchmeichelt, ſondern weil ſie, mit dieſer Harmonie, wie die Harmonie in der Tonkunſt, geliebte Erinnerungen, oder Reihen von Vorſtellungen weckt, in welchen ſie bald das Sinnbild der in ſich verſchloſſenen Schamhaftigkeit, bald der erröthenden Liebe, oder der weinenden Unſchuld unter zitternden Thautropfen, oder der im Sonnenglanz des Lebens lächelnden Freude, oder auch der Vergänglichkeit des Lieblichſten wird.

Das Thier irrt durch die Pracht reizender Gegenden, und durch das Grauſen öder Wildniß, ohne anderes dabei zu empfinden, als Bedürfniß der Stillung von Lebenstrieben. Der Menſch aber beſeelt um ſich her Felſen und Bäume, in angenehmer Selbſttäuſchung, mit den ihm eignen ſittlichen Gefühlen und höhern Ideen. Doch nicht Jedem dünkt ein und derſelbe Gegenſtand ſchön. Was dieſen entzückt, läßt jenen kalt, weil nicht Alle einerlei Erregbarkeit, einerlei Erinnerungen, einerlei Geiſtesentwickelung haben. In Perſonen, welche der Thierheit noch am nächſten ſtehn, erſchließt ſich zuerſt die Liebe des bloß Anmuthigen. Sie nennen ſchön, was ihre Sinnen reizt, wie roh es auch ſey. Kindern gefallen brennende Farben, rauſchende Klänge. Der Wilde ſchmückt ſich mit bunten Federn; die rohe Bäuerin mit flatternden Bändern; die geſchmackloſe Welt-Dame mit einer Modetracht, wie entſtellend ſie auch ſeyn möge. — Der reifere Verſtand fordert, mit Anmuth verbundene Einfalt, Klarheit, Ebenmaß, Einheit im Mannigfaltigen, Wahrſcheinlichkeit. — Der höhere, ſittlichere Menſch aber findet nicht mehr ſchön, was nicht auch gut iſt, oder gar dem Gefühl des Heiligen feindſelig entgegen ſtrebt.

Schicksale der Freymaurerei in Europa.

Ein geschichtlicher Umriß.

Die Schicksale einer Gesellschaft kennen zu lernen, deren Dasein man seit Jahrhunderten weiß, deren Genossenschaft sich über den größten Theil Europens und in allen übrigen Welttheilen verbreitet hat, zu welcher Fürsten und Landleute, Gelehrte und Ungelehrte treten; einer Gesellschaft, die von jeher von vielen Unkundigen mit ungemessener Ehrfurcht oder Feindschaft, mit abergläubiger Scheu oder Spottsucht behandelt worden ist: wäre für die Geschichte der Menschheit allerdings bedeutend. Doch solche Darstellung ist schwieriger, denn die jeder andern menschlichen Stiftung, man sehe nun auf die äussern Schicksale der großen Verbrüderung, oder auf die Verwandlungen ihres innern Wesens. Theils das Alterthum der maurerischen Bauhütten, da noch wenig aufgezeichnet ward; theils die Ruhmredigkeit der Jüngern von ihrer Vorzeit; theils die

Die Schönheit, mag ſie uns in Werken der Natur, oder der Kunſt, erſcheinen, wird in ſich ſelber eine verſchiedenartige, je nachdem ſie vorzugsweiſe mehr den Forderungen ſinnlicher Anmuth, oder denen des urtheilenden Verſtandes, oder den Ideen des Heiligen und Unendlichen entſpricht. Welcher einzelnen von dieſen dreifachen Forderungen immerhin vorzüglich Genüge geleiſtet werde: darf doch dabei keine der übrigen beleidigt und zurückgeſtoßen bleiben. So empfangen wir eine Verſchiedenheit des Schönen, im Anmuthigen, im Komiſchen, im Tragiſchen und Erhabnen.

Das Anmuthige gefällt durch Sinne ſchmeichelnde Formen eines mannigfaltigen, und doch leichtfaßlich geordneten Inhalts, der, in zarten Gegenſätzen verſchlungen, ſtillheitre Gefühle des Erinnerns und Ahnens anregt, ohne edlere zu kränken.

Das Komiſche, weder den Sinn für gefälliges Aeußeres, noch für Schickliches und Sittliches verwundend, reizt das Luſtgefühl des Lächelns und Lachens, indem es unſchädlichen, aber unerwarteten Widerſpruch zwiſchen Mittel und Zweck, That und Willen, Erwartung und Erfolg, darſtellt, und dem Beſchauer dabei das Gefühl eigner Verſtandes-Ueberlegenheit gewährt.

Im Erhabenen weckt das Wahrnehmen ruhiger oder furchtbarer Größe, in Einfalt und überragender Macht erſcheinend, mit der Idee des Unendlichen und Unerreichbaren, das Erſtaunen oder Grauſen, im Gefühl irdiſcher Ohnmacht, neben tröſtendem Bewußtſeyn eigner Geiſteshoheit und Gefahrloſigkeit.

Das Tragiſch-Schöne hinwieder entſpringt, wenn, im ſcheinbar ungerechten Widerſpruch der Welt mit dem Göttlichen, das Leben all' ſeine Roſen an den Sünder, all' ſeine Dornen an die Tugend, oder Unſchuld hingibt, und die, vom Anblick unverſchuldeten Leidens, ſympathetiſch hervorgerufene Trauer, ſich mit dem Aufblick zu einem vergeltenden ewigen Seyn paart. Nichts iſt tragiſch ſchön, wie ſehr es auch den Forderungen des Verſtandes und ſinnlicher Anmuth entſpreche, wenn es den Geiſt nicht über das Ver-

gängliche erhöht sein Wollen heiligt und stärkt, und gegen das Ungerechte empört.

Das Tragische bildet, in sittlicher Hinsicht, einen Gegensatz zum Komischen (in der Satyre, Ironie), indem jenes den Widerspruch des Irdischen und Göttlichen, dieses aber den Widerspruch des Verstandes mit der Wirklichkeit, gleichsam durch Schlaglichter, erhellt; und jenes das Sündige widerwärtig, dieses das Irrige lächerlich macht. Eben so gewährt das Anmuthige einen Gegensatz zum Erhabnen, wie das Sinnliche zum Uebersinnlichen, das Endliche zum Unendlichen.

---

93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüthes.

Doch eins, wie das andre, trägt nur dann erst das Gepräge ächter Schönheit, nicht wenn es vom Verstande dafür erkannt wird, sondern, im Gemüth empfangen, höhere Gefühle entzündet. Ich sage höhere, als die in der thierischen Natur entzündbar sind; höhere, weil sie Gegensatz und Abglanz des Wahren und Heiligen und Anmuthigen im Seelischen werden. Eben durch die Anregungen des Geistes, in der Klarheit seines Bewußtseyns, wird die menschliche Seele mit allen ihren Sinnesvermögen, möcht' ich sagen, veredelter, als sie im unbegeisteten Thier erscheinen kann, ungeachtet sie, wesenhaft eins und dasselbe, in beiden besteht.

Bevor ich diese, durch Einfluß des Geistes entsprungenen, Aenderungen näher betrachte, muß ich abermals daran erinnern, daß das Leben mit all seinen Trieben, nicht Einfluß auf die Stimmung des Seelischen, wie im Thiere, so im Menschen, verliert. Je nach Beschaffenheit, Zustand und Bau der Nerven, ist die Seele mehr oder minder durch den Geist erregbar und auf die Lebensthätigkeit zurückwirkend. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegen wir danach die beharrlich vorherrschenden Gemüthsstimmungen, oder Temperamente, unsrer Bekannten zu unterscheiden; den Einen, leicht durch das Gute und Angenehme bewegt,

gefühlvoll von Natur (sanguinisch), zu nennen; den Andern kalt, trocken, gefühllos (phlegmatisch), weil erst schwerer aus seiner Gemüthsruhe zu lebhaftern Gefühlen geweckt wird; den Einen, der, durch Widerwärtiges, leicht zum Unwillen und Zorn gereizt werden kann, empfindlich (cholerisch); den Andern düster und schwermüthig (melancholisch), weil er leichter zu traurigen Gefühlen übergeht und in ihnen wirklichen Genuß findet.

Wie immerdar das Leben, im Bau seines Gegliedes, auf denjenigen Theil desselben, in welchem es am meisten und anhaltendsten bethätigt wird, die meiste Sorge und Kraft verwendet: so auch in den seelischen Werkzeugen. Je erregbarer das Leben in den Nerven, um so reizbarer wird hinwieder, durch Wechselwirkung, das Seelische, sowohl in den Gefühlen (64.), als innern Sinnen (65.). Wie, durch öftere Anregung und Uebung bekanntlich, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Gedächtniß u. s. w. stärker wachsen, oft zur Uebermacht und zum Nachtheil andrer Vermögen: so auch die Gefühle. Sie entflammen schleuniger; werden lebhafter und heftiger, und durch übermäßiges, d. i. naturwidriges Einwirken auf Leib und Geist, beiden gefährlich. Der Mensch hat diese Gefühlswallungen (Affekten) mit dem Thiere gemein; aber sie sind dem letztern minder schädlich, weil die wesende Natur, treu ihrem Gesetz, in allen ihren Wirksamkeitssphären, ein Gleichgewicht bewahrt, welchem nur der Menschengeist, im Innern seines Lebensgebildes, übermächtig und feindselig entgegen streben kann.

Eben so wirket auch das Leben mit seinen Trieben, wie auf die thierische Seele, auf das menschliche Gemüth. Der Mensch hat aus den Lebenstrieben entsprossne Thierbegierden. Sie sind, weil naturgemäß an sich, nichts weniger, als tadelhaft. Sie werden es erst, wenn der Geist, seinem eignen Gesetz untreu, sich zu ihrem Dienst ausschließlich hingibt, und sie, durch anhaltendes Bethätigen, übermächtig gegen sein Selbst macht. Dann ihr Knecht geworden, werden die Begierden zu Suchten, oder krankhaften Zuständen, des Gemüths; wie Selbstsucht, Geilsucht, Ehrsucht, Habsucht u. dgl. m. Und in Bezug auf das Göttliche in uns, weil es seiner Würde und Herrlichkeit beraubt, sich gegen die Begierden kraftlos, mit seiner

Vernunft leidend verhält, nennen wir die Suchten, auch Leidenschaften. — Thiere können wohl Gefühlswallungen haben; aber sie sind ohne Leidenschaften, weil ohne Vernunft. Von welcher Leidenschaft, oder Sucht, der Mensch beherrscht seyn möge, er erscheint darin nur, wie ein durch Verstand klügeres, listigeres Thier; gefährlicher aber, als selbst die vernunftlose Bestie, auch verächtlicher, oder bemitleidenswürdiger, denn diese.

Nicht alle Leidenschaften sind immer von starken Gefühlswallungen begleitet, wie Liebeswuth, Zanksucht, Eifersucht u. s. w., sondern oft und häufiger noch, ruhig und kalt, wie Geiz, Ehrsucht, Selbstsucht u. dgl. m. Auch sind jene heilbarer, weil äußere Umstände, oder innere der Lebensregsamkeit, sich ändern können; oder die größte Gewalt eben in den an sich vergänglichen Aufwallungen der Gefühle beruht, deren der Geist endlich vernunftgemäß wieder Meister werden, und inmitten derselben sich zur Besonnenheit ermannen kann. Aber unter der Oberherrschaft einer kalten Leidenschaft ist vollendete Sklaverei eines Geistes da, welche, mit völliger Besonnenheit dem Thierthum unterwürfig, dennoch nicht vermag sich ihm zu entwinden, weil Leben und Gemüth schon in einander, durch den Zauber der Gewohnheit, gleichsam starr geworden sind; oder weil der zur Sättigung der Begier Alles berechnende Verstand eben so viel Seelenlust, durch das Gelingen seiner Berechnungen erregt, als der fordernde Trieb, wenn ihm Genugthung wird.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, nun Einiges noch über die höhern Gefühle, oder diejenigen, welche anderseits im Seelischen, durch Einwirkung des Geistes, erschlossen werden. Sie sind es, in welchen sich eigentlich Würde und Unwürde des Menschen, gegenüber der Thierheit, am bestimmtesten zeichnet, weil, durch ihre Vermittelung, der Verkehr des Geistes mit dem Thierleben und dessen Begierden geschieht und der Kampf um Oberherrschaft der Bestialität, oder der Vernunft, geführt wird. Sie werden nicht selten mit den niedern Gefühlen in gleiche Linie gestellt; oder gar mit ihnen verwechselt. Deßwegen will ich von ihnen hier besonders sprechen, und zwar, wie der Geist dieselben, im Bezug auf sein Selbst, dann im Verhältniß

zu den seelischen Innen-Sinnen, endlich im Verhältniß zu den Lebenstrieben oder Begierden erweckt.

94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle.

Das dunkle Bewußtseyn des Geistes spiegelt sich im Seelischen, als dunkles Gefühl des Daseyns; sein bestimmteres Selbstbewußtseyn, als Selbstgefühl. Dieses ist das allgemeinste, aus welchem sich alle andern erheben. Es ist das Bewußtfühlen der geistigen Hoheit, Ueberlegenheit und Selbstständigkeit des Wesens im eignen Gesetzthum. Aus ihm erwächst im Gemüth der Geistesmuth für Behauptung sittlicher Würde. Thiere haben ebenfalls ein Selbstgefühl, aber nur das ihres Lebens, ihrer körperlichen Stärke. Das Gefühl vom Maß ihrer Kraft bestimmt auch das Maß ihres Muthes in Kämpfen und andern Anstrengungen. Solches wohnt aber ebenfalls auch dem Menschen bei. Das Gefühl der Ueberlegenheit seiner Leibesstärke, Gewandtheit und Sicherheit gibt ihm in Gefahren Muth und Trotz; oder vermindert diesen, bei Wahrnehmung der Ueberlegenheit eines Andern. Persönlicher, soldatischer Muth, den wir mit den Thieren gemein haben, ist keine Seltenheit; achtungswürdiger, aber seltener, als dieser, ist der des Geistes, der sittliche (moralische) Muth.

Das Bewußtseyn unsers sittlichen Werthes, welches aus Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes, d. i. durch Rechtschaffenheit und Tugendtreue, entspriesst, wird im Gemüth, Selbstachtung. Diese Achtung des Geistes für seine eigne Würde ist keine Ueberschätzung derselben, sondern, weil er sich dennoch mancher Verirrung und Schwäche bewußt ist, mit Bescheidenheit (oder Beschränkung) und sogar mit Demuth verbunden. Das Gefühl der Selbstverachtung aber wird die schwerste aller Geistesqualen. Sie ist der Fluch der Verzweiflung im Gemüthe über sich selbst.

Die Erkenntniß dessen, was der Geist seinen Idealen, in Vollkommenheit, Unendlichkeit, Heiligkeit, Wahrheit und Schönheit angenähert,

wahrnimmt, erfüllt das Gemüth mit Bewunderung; und, neben dem Bewußtseyn eigner Unvollkommenheit und Schwäche, mit Ehrfurcht. Beide aber, mit Hinwendung und Aufblick des Geistes zu Gott, werden, neben dem Gefühl eigner Unwürdigkeit, in ein Gefühl von Seligkeit und Demuth aufgelöst, für welches die menschliche Sprache noch kein Wort erfunden hat, sondern bald mit dem Namen der Andacht, bald mit dem der Anbetung bezeichnet.

Nur dies einzige, erhabenste und tiefste, aller Gefühle ausgenommen, werden alle übrigen durch Wahrnehmung von dem erregt, was irgend in der Welt das Gepräge eines Geistes führt. Denn Achtung oder Verachtung unsers Selbstes hegen wir auch für die Würde oder Würdelosigkeit Andrer, welche gleichen Wesens mit uns sind. Die Theilnahme, welche wir an uns selbst nehmen, fühlen wir auch am Wohl und Weh Andrer, in Mitfreude und Mitleid. Den moralischen Muth, welchen wir von unserm Geist fordern, fordern wir eben so von jedem menschlichen Geiste. — Nur uns selbst können wir nicht bewundern, uns selbst nicht ehrfurchtsvoll betrachten, weil wir immer die ersten, oft nur einzigen, aber sichersten Zeugen unsrer Mangelhaftigkeit sind.

---

95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung.

Wer von Gemüthsbewegungen sprechen will, die der Geist durch sein Einwirken auf die innern Sinne der Seele rege macht, muß zugleich die Verwandlungen beachten, welche, durch seinen Einfluß, auf diese Innensinne entstanden sind. Denn die durchgeistete Seele, oder das Gemüth, ist anders angeregt, als die von bloßen Lebenstrieben bewegte. Alle Gefühle der Lust und Unlust, haben in ihren zahllosen Abstufungen eine so große Mannigfaltigkeit, daß es fast unmöglich wird, sie einzeln mit Worten zu bestimmen. Es sind Abschillerungen der jeweiligen Thätigkeiten und Zustände des Lebens und des Geistes, wodurch sie, möcht' ich sagen, ihre eigenthümlichen Farben erhalten.

Die Seele, sowohl im Dienst des leiblichen Lebens, als des Geistes, leiht ihre Sinnesvermögen sowohl diesem, als jenem, und erweckt, rückwirkend wieder in jenem, Triebe und Begierden, wie in diesem, Willensbestimmungen. Ich habe schon vom Sinn der Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung, des Gedächtnisses und Ahnens im Verhältniß zum thierischen Leben gesprochen (65—67.); darum will ich nun die Erhöhung und Veredlung derselben durch Macht des Geistes, und im Gebrauch desselben, mit leichten Umrissen, darstellen.

Der Sinn der Aufmerksamkeit, welcher in der Thierwelt unwillkürlich von irgend einem äußern Reiz angezogen wird, empfängt, wenn seine Thätigkeit vom Geist in Anspruch genommen ist, eine Richtung durch dessen Willen, sey es auf Zustände der Außenwelt, oder der innern. Es ist eine fühlbare Unterstützung und Erleichterung, welche der Geist in seinem Beobachtungsgeschäft, zumal reingedanklicher Gegenstände, durch diesen Sinn empfängt, der durch andauernde Uebung gestärkt, zu einer Andacht erhöht wird, die, einem einzigen Punkt zugewandt, für alles Andre empfindungslos macht; oder auch die sogenannte Zerstreutheit bewirkt. Diese aber ist meistens nichts anders, als der Zustand einer getheilten Aufmerksamkeit, welche doch nicht mehrern Dingen zugleich angehören kann.

Der Gewohnheitssinn, in Gewalt und Leitung des Geistes getreten, wird, durch dessen Willensmacht, das kräftigste Mittel zur Selbsterziehung und zur Selbstherrschaft über Neigungen der Sinnlichkeit; der sicherste Zaum zur vernunftgemäßen Lenkung der Begierden. Läßt er den Zügel unbeachtet fallen, so wird die Thiernatur seiner allein Meister, und Wille und That des Menschen dem Ungestüm der Sinnlichkeit unterworfen. Alle wahre Erziehung ist Gewöhnung zur Selbstherrschaft des Geistes über irdische Triebe und Reize, gemäß seinem heiligen Gesetz. Nicht die Erkenntniß des Guten und Bösen, des Nützlichen und Schädlichen genügt allein dafür: sondern eine durch Uebung vergrößerte Leichtigkeit und Stärke des Willens, grade den heftigsten Begierden der Sinnlichkeit auch am entschlossensten und beharrlichsten Einhalt zu thun. Das ist das wahre

Geheimniß der Erziehungskunst: des Zöglings gefahrdrohende Triebe, Neigungen und dadurch herbeigeführten Geistesrichtungen zu erspähn, und den Stolz seines Bewußtseyns, die Kraft seines festen Willens, eben gegen diese am meisten zu spornen. Alles Andre, was man Erziehung nennt, ist Verziehung, tanzmeisterische Dressur, Verzerrtheit.

Der Nachahmungssinn (aus Naturnothwendigkeit ewigen Aenderns und Wechselns im Wirken des wesenden Lebens und Seelischen entsprossen) wird vom Geiste zum Kunstsinn veredelt. Er selber im Reiche seiner endlichen Vorstellungen und Gedanken immerdar wechselnd, und immerdar durch die Sinne zu neuen Vorstellungen geführt, findet allein, in der Mannigfaltigkeit derselben, Genugthuung. So wird, was im Thiere müßige, zwecklose Neugier ist, im Gemüthe Wissenslust, mit vernünftigem Zweck; und, vom seelischen Sinn für Nachahmung angeregt, sein Nachbilden und Nachgestalten dessen, was ihm die erscheinende Natur zeigt, durch Denken und Wollen, erschaffne Kunstsache. Auch Thiere stellen bewundernswürdige Erzeugnisse auf; aber sie thun es unbewußt und unwillkürlich. Nicht ihre Kunst bewundern wir; sondern die alle Kunst der Menschen überflügelnde Macht und Weisheit in den Wirkungen der Natur.

---

96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Phantasie (Einbildungsvermögens).

Durch keinen der sämmtlichen Innensinne wird der menschliche Geist öfter und mannigfaltiger zur Thätigkeit gerufen; durch keinen wird er sich seiner Herrlichkeit selbstbewußter; auch durch keinen offenbart er, der Natur und Welt gegenüber, diese Herrlichkeit mächtiger, als durch das Gedächtniß. — Was wäre er, ohne Hülfe dieses Vermögens? Zwar dringt zu ihm, durch die Pforten der Außensinne, ein großes Weltall mit tausend Wundern und Wechseln herein; doch einem Gedächtnißlosen würd' es nur das Weltall des Augenblicks sein, und ihm in jedem nächsten Augenblick immer wieder ein anderes da-

ſtehn, ohne Verbindung mit dem eben verſchwundenen, das keine Spur zurückließ. Durch Zauberei des Gedächtniſſes wird das Geweſene eine Gegenwart, und der eben an ihm vorüberfliegende Augenblick lebt ſogar in der Vergangenheit für ihn bedeutſamer.

Auch die unbegeiſtete Seele des Thiers, zumal des höhern Arten, freut ſich dieſer Eigenthümlichkeit. Wenn ſie Dinge gewahrt, die frühern ähnlich ſind, wachen in ihr Wiedererinnerungen von denſelben auf, in denen ſie zu ähnlichen Empfindungen, Gefühlen und Begierden in ſich gegenſätzlich wird. So im Wachen; ſo auch, zurückgedrängt durch das Walten des Lebens von den Außenſinnen, während des Schlummers, im Traum (69.). Man nennt dieſe im Gedächtniß wieder erfriſchten Bilder der Vergangenheit, welchen nichts entſpricht, was die Gegenwart in der Außenwelt zeigt, unwillkürliche Einbildungen. Auch ſie ſind nur Wiedererinnerungen, aufgeſtört im thieriſchen Gedächtniß durch das Spiel der Wechſelwirkungen von Leben und Seele, Trieben und Empfindungen, die ſich gegenſeitig rufen. Sie rufen und geſellen ſich zuſammen, je nachdem ſie, als gleichartige, oder gleichörtige, oder gleichzeitige, einander nahe ſind. Sie erſcheinen und verſchwinden unwillkürlich, als naturnothwendige Ergebniſſe des zwiſchen Leib und Seele des Thiers beſtehenden Verbandes.

Auch der Menſch hat dieſe unwillkürlichen Einbildungen, ſowohl wachend, wie träumend, in geſunden, wie kranken Tagen. Sie ſteigen in ihm auf, ohne daß er ſich über ihren erſten Quell Rechnung zu geben vermag; ohne daß er weiß, ob der erſte Anſtoß durch Regewerden eines Lebens-Triebes, ob durch Berührung, oder Täuſchung der Sinne, oder durch ein unbeachtetes Gedankenſpiel des Geiſtes gegeben ward. Und wie jede am wiederholteſten gereizte Artung von Lebens- und Seelenthätigkeit die am leichteſten erregbare wird: erſcheinen auch im Gedächtniß die Bilder am ſchnellſten, welche am öfterſten oder am jüngſten, gerufen worden ſind. Die thieriſchen Einbildungen ſind jedoch von den menſchlichen dadurch ſehr verſchieden, daß die letztern heller und wirkender werden, je näher ſie dem Lichte ſeines Bewußtſeyns ſtehn. Oft, von ihnen überraſcht, und uns ſelber noch unklar, können wir ſie für Wirklichkeiten außer uns halten. Die

auf solche Art willkürlos entstandenen seelischen Gespinnste werden zu Gespenstern der Abergläubigen; bei zerrütteten, oder abnormbewegten Einzeltheilen des Gedächtniß-Organs, zu Faseleien (Allucinationen, Phantasmen u. s. w.), oder zum anhaltenden, einförmigen Tönen einer und derselben Einbildung (fixen Idee), welche, je lebhafter sie ist, um so stärker auf die übrigen Seelenvermögen und Lebensgeschäfte einerseits, und anderseits auf die Vorstellungen des Geistes, einwirkt.

Was die Seele, in ihrem Verbande mit der Natur, von daher unwillkürlich empfängt, gibt sie eben so unwillkürlich an den Geist ab. Dieser aber, in seiner Selbstheit und Willensmacht, behandelt ihre Einwirkungen nach seinem eignen Gesetz. Was ihm die anvermählte Seele überliefert, verwandelt er in gedankliche Vorstellungen. Was ihm Außen- und Innensinne zuführen, wird nur Inhalt und Gegenstand seiner Vorstellungen. Der Nachahmungssinn leitet ihn zur Erfindung von Zeichen für dieselben, zur Schöpfung einer Wortsprache durch Aehnlichkeit der bezeichnenden Töne und Formen mit den bezeichneten Dingen. So wird er nicht nur fähig, seine Vorstellungen andern Geistern mitzutheilen; sondern im seelischen Gedächtniß haften auch die sinnlichen, bildlichen Zeichen bleibender. Wohl denkt der sprachlose Mensch ebenfalls; aber das bildlos und wortlos Gedachte verschwindet fast ohne Spur der Erinnerung. Davon aber hab' ich früher gesprochen (63.).

Nicht nur in dieser Weise einzig wirkt der Geist auf das Gedächtniß ein. Er bereichert daselbe auch nach eigner Auswahl; oder weckt in ihm Bilder und Gedanken der Vergangenheit, nach seinem Willen; vergleicht, ordnet und beurtheilt sie; löst sie aus einander, oder bringt sie in Einheit von Begriffen, die er wieder in höhere zusammenschmilzt, und aus welchen er seine Schlüsse folgert, gemäß dem Erkenntnißgesetz. Diese Arbeit seiner Thätigkeit ist sein bildliches Denken. Vom Sinnlichen erhebt er sich in ihr zum Uebersinnlichen; vom Betrachten der Welterscheinungen zur Selbstanschauung; von dem, was ist, zu dem, was seyn sollte, dem Idealen, was ihm die Sinnenwelt nirgends in Vollendung zeigt.

Zerſtreuung ihrer Genoſſenſchaften in den Ländern; theils das abſichtliche Dunkel, in welches ſich alle ſo gern, und meiſtens ohne Noth, verhüllten; theils die Mißdeutungen und mannigfaltigen Auslegungen, welche ihre gewohnten ſinnbildlichen Gebräuche von ihnen ſelbſt erfuhren; theils die Vernichtung vieler Schriften einzelner Logen bei deren Aufhebung und andere Umſtände mehr, machen eine vollſtändige und zuverläſſige Geſchichte der Freimaurerei ungemein ſchwierig.

Weder der Orden an ſich ſelbſt, mit ſeinen Logen und Syſtemen, noch der Inhalt ſeiner Beſchäftigungen iſt aber in unſern Zeiten Geheimniß.

Es haben ſeit geraumer Zeit die beſſern Köpfe im Orden ſelbſt die Maurerei in gegenwärtiger Verartung für eine zeitverſplitternde feierliche Spielerei großer Kinder mit Bärten gehalten. Dieſe Meinung mußte durch den Unfug erzeugt werden, der in franzöſiſchen, engliſchen, ſelbſt in deutſchen Logen bei Aufnahmen u. dgl. getrieben ward, wo man nichts weniger, als ſich vom hohen Geiſte des Maurerthums ergriffen fühlte, und oft langweilige Feierlichkeit für das Weſen der Sache hielt. Darum zogen ſich auch viele Männer mit Verdruß zurück, oder ſtrebten auf das Beſſere hin, wie Schröder, der Dichter, in Hamburg, wie Feßler, wie Krauſe, wie Andere. Doch die meiſten „leuchtenden Brüder“ blie-

Oder er ſchafft, was ſie ihm nicht zeigt und doch Gegenſtand ſeines ewigen Sehnens bleibt, in ſich ſelber, indem er ſeine Ideen unkörpert; ſie in ſinnliches Gewand hüllt; aus den Schätzen des Gedächtniſſes, aus allen Bildern, allen Erfahrungen deſſelben, eine neue Welt baut, geordnet nach dem Geſetz der Vernunft; eine Welt der Wahrheit und Heiligkeit, von Anmuth umfloſſen. Dieſe Art und Richtung der Geiſtesthätigkeit wird Dichtungsvermögen (oder Imagination) genannt. — Im Denken ſteigt der Geiſt von den gegebnen und im Gedächtniß bewahrten Erfahrungen zu ſeinen Urideen empor; im Dichten ſenkt, oder verſetzt er ſeine höchſten Ideen in das Irdiſche nieder, als wären ſie in der Außenwelt Gegebnes. Im Denker, wie im Dichter, offenbart ſich des Geiſtes ſchöpferiſche Kraft, nur in entgegengeſetzten Richtungen. Jeder große Denker iſt zugleich dichtend; jeder große Dichter zugleich denkend. Alle Dichtungen ſind zwar Einbildungen; aber verſchieden, wie Imagination und Fantaſie*). Dichtungen werden durch Einwirkung des ſich bewußten, wählenden Geiſtes auf das ihm dienſtbare Gedächtniß; bloße Einbildungen ſind unwillkürliche Einwirkungen der Seele auf den Geiſt, vermittelſt Erinnerungen oder Erregungen des Gedächtniſſes. — Ohne Gedächtniß beſteht weder Einbildung, noch Traum, noch Dichtung. Daher, wenn in der Kindheit das Gedächtniß arm und leer von mannigfaltigen Eindrücken der Sinnenwelt iſt, oder wenn im hohen Alter die ſpröde gewordnen Organe des Gedächtnißſinns ihre Erregbarkeit eingebüßt haben, wird die Schöpferkraft des Dichters, wie des Denkers, vermindert. Dem Dichter iſt das mittlere, männliche Alter holder, wenn bei ganzer Lebensfülle und Reizbarkeit der Nerven, im Gedächtniß ein Reichthum der Kenntniß und Erfahrung prangt; dem Denker aber das

*) Ich bediene mich dieſer Worte oder Sprachen in ihrer angenommenen alten Bedeutung, um Begriffsverwechſelungen zu vermeiden, und nicht die Richtung der Geiſtesthätigkeit zu einer beſondern Kraft zu machen, da doch der Geiſt ein und daſſelbe wirkende Urſächliche iſt. — Die Imagination bezeichnete bei den Römern (auch Franzoſen und andern neuen Völkern) das willkürliche Erfinden, Erſinnen, Dichten des Geiſtes; Fantaſie mehr unwillkürliches, ſeeliſches Einbilden (Fantaſieren). Fantaſus war ein Sohn des Schlafs.

spätere, erfahrungsreichere Mannesalter, wenn sein Geist weniger von Bewegungen im Gemüth und Einwirkungen der allzu erregbaren Innensinne, in seinem ernsten Geschäft gestört, oder betrogen und irregelockt wird.

97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Vorausseyn.

Es bleibt mir noch übrig, vom Einwirken des Geistes auf den seelischen Ahnungssinn einige Worte zu sagen. Daß er sich in Thieren und Menschen äußere, ist schon (70) erwähnt und thatsächlich; zum Theil, als Vorgefühl bevorstehender Naturereignisse, wie Erdbeben, Gewitter u. s. w. ohne Mühe zu erklären, zum Theil schwer, oder gar nicht, obgleich, als Thatsache, vorhanden, wie bei manchen Somnambulen, manchen Nervenkrankheiten, manchen Sterbenden u. s. w. In jedem Fall aber, und wenn Tausende von Beispielen richtiger Vorgefühle und Vorauskündungen uns von der Wahrheit ihres Daseyns überzeugen, bleibt ihr prophetischer Ausspruch unzuverlässig, bis die Erfüllung desselben eintritt. Denn oft können wirklich erregte Vorgefühle von Naturereignissen täuschen, wenn diese, durch Dazwischenkunft andrer Naturwirkungen, geändert, oder ganz aufgehoben werden, wie beim Vorgefühl von Witterungswechseln nicht selten geschieht. Oft können Voraussagungen im sogenannten magnetischen Schlafe, in Nervenfiebern u. dgl. m. durch Fantasiegebilde der Kranken verfälscht, oder durchaus Träumereien sein.

Auch dem menschlichen Geiste läßt sich ein Vorauserkennen künftiger Zustände und Begebenheiten nicht ableugnen. Dies ist aber ein, in seinem Wesen Gewordenes: ein Vorausberechnen; ein durch Zusammenstellung von Erfahrungen begründetes Folgern des Künftigen aus dem Gegenwärtigen, oder auch ein Folgern des Gegenwärtigen aus Umständen, die nothwendig vorangegangen seyn müssen. Vielmals kann der Flug der Gedanken so wort- und zeitlos geschehn, daß das Gedächtniß von ihrer schnellen Verkettung keine Spur zeigt. Der Mensch, vom Ergebniß der Schlußreihe überrascht, erstaunt dann, wie er plötzlich zu dem „Einfall“ gelangt sey? Es sey ihm, „wie von

Gott eingegeben", meynt er; oder es wohn' ihm eine prophetische Gabe bei. Es war wortlos gedachte Berechnung oder Folgerung.

Noch ein dritter Fall ist möglich, und dieser trüt, nicht ohne hohe Wahrscheinlichkeit, besonders in jenen Zuständen menschlicher Krankheit ein, in welchen die Seele beginnt, sich mehr oder weniger von den Organen des Lebens abzulösen. Dies findet nicht selten bei Sterbenden statt, am Vorabende des Todes. Sie sehen heller in Vergangnes, oder Künftiges. Sie urtheilen wahrer und richtiger; selbst wenn sie, während ihrer gesunden Zustände, Verstandesschwäche zeigten *).

Einerseits kennen wir die Erfahrung, daß nur das seelische Wesen allein, nicht der Leib, gewahrt und fühlt; daß das seelische Wesen in gewissen besondern Zuständen des Lebens (im Schlaf, in der Mondsucht u. s. w.) sich empfindend über die Gränzen der mit ihm verbundenen irdischen Hülle verbreitet (70.). Anderseits wissen wir ebenso thatsächlich aus Erfahrung, daß die Seele, auch wenn sie die Außentheile ihres belebten Körpers verläßt, oder ihre Sphäre zum Fernsehn erweitert, doch mit dem ihr vermählten Geiste im ungetrennten Verein bleibt und der Geist auf sie, und sie noch auf ihn einwirkend verharrt. Es ist bekannt, daß Nachtwandler zuweilen Handlungen verrichten, welche nicht bloße mechanische, nicht bloße Gewohnheitssachen sind, sondern einen überlegenden Verstand, ein bestimmtes Denken, verrathen; daß Somnambulen nicht nur vernunftgemäß sprechen, Abscheu gegen Unheiliges äußern, Ekel vor Lüge und unreine Triebe äußern, sondern auch Geschäfte vollziehen, zu denen eine Größe der Geistesthätigkeit erfordert wird, deren sie, bei wachen, offnen Sinnen, sich selber kaum fähig halten. Sollte, unter solchen Verhältnissen, nicht der menschliche

*) Der durch Graf Tressan bekannt gewordne Zwerg Bebe am Hofe des Königs Stanislaus Leszinky war ohne Vernunftäußerungen, ohne Begriff für religiöse Dinge, ohne Vermögen für zusammenhängende Schlußfolgerungen. Seine Fähigkeiten überstiegen nie die eines abgerichteten Affen, oder Hundes. — Er starb im Jahre 1764; nach langem Siechen; 23 Jahre alt. Er erwachte erst in den letzten vier Tagen seines Lebens zu deutlichem Bewußtseyn; sprach mit Klarheit verständig; und setzte durch seine richtigen Aeußerungen Alle, die um ihn her standen, in Erstaunen.

Geiſt, gleichſam ſchon ohne Vergangenheit und Zukunft, in ſein Ewiges eingetreten, und eingekleidet in ſeine, durch irdiſche Bande ungefeſſeltere Seele, zugleich Wiſſen von Dingen der Vergangenheit und Zukunft ſeyn? Manches bürget für das wirkliche Seyn dieſes Vermögens. Aber nur unklar ſchauen wir Sterbliche noch Ueberſinnliches in einem dunkeln Spiegel.

98. Parallelismus der Urbedürfniſſe oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geiſtes.

Auch von jenen Erregungen des Gemüthes ſollt' ich ſprechen, welche durch das Urbedürfniß des Lebens, der Seele und des Geiſtes erzeugt werden. Wir nennen die lautgewordenen Stimmen dieſes Urbedürfniſſes **Triebe, Begierden, Beſtrebungen.** So verſchieden auch Pflanze, Menſch und Thier ſind, und ſo ganz verſchieden die Forderungen ihrer Weſensgeſetze, nehmen wir dennoch in den Grundtrieben und Forderungen aller, von der Pflanze aufſtufend bis zum Menſchengeiſt, eine gewiſſe **Gleichartigkeit** wahr, welche der Beachtung werth zu ſeyn ſcheint. Ich will verſuchen, ſie in ihrem Gleichlauf (Parallelismus) darzuſtellen.

Leben (Pflanze)		Daſeins-trieb.	Entwickelungs-trieb.	Nahrungs-trieb.	Fortpflanzungstrieb.
Seele (Thier)		Eigengier.	Ungebundenheitstrieb.	Habgier.	Zeugungsgier.
Gemüth (Menſch)		Selbſtliebe.	Freiheitsliebe.	Eigenthumsliebe.	Geſelligkeitsliebe.
Geiſt	Wiſſen	Unendlichkeit.	Heiligkeit.	Wahrheit.	Vollkommenheit.
	Wollen	Perſönlichkeit.	Freiheit.	Eigenthum.	Sicherheit.

Der Trieb des Lebens zum Daſeyn, oder zum Erſcheinen, iſt nichts anderes, als die ewige Nothwendigkeit der weſenden Natur, ſich, in ihrer Unendlichkeit, ein Gegenſätzliches, Endliches, oder, als wirkende **All-Einheit**, ein Anderes von ſich, nämlich eine begränzte

Einheit des Mannigfaltigen zu ſeyn. Im Thiere wird dieſer Trieb, durch ſeeliſches Gefühl, zur Eigengier erhoben. Ich finde kein beſſeres Wort, um die unwillkürliche Begierde, oder den Inſtinkt des Thiers zu bezeichnen, worin es unbewußt Alles nur ſeines Selbſtes willen thut und iſt; gleichſam keine Welt kennt, als nur eine für ſein Bedürfniß vorhandene; ohne irgend eine Vorſtellung von Leben und Tod, dennoch vor drohenden Gefahren flieht, und für ſeine Selbſterhaltung kämpft. Im menſchlichen Gemüthe, in der Veredlung des Seeliſchen durch das Geſetzthum des Geiſtes, wird der Trieb der Pflanze, die Begierde des Thiers, zur Selbſtliebe erhoben. Der Geiſt hinwieder hat das Sichſelberwollen als ein unendliches Weſendes; oder das Streben nach Unendlichkeit ſeines Daſeyns und Wirkens.

Der Entwickelungstrieb des Pflanzenlebens iſt wiederum die Nothwendigkeit des Belebenden zum Erſcheinen, als Einheitbildendes. Ohne Möglichkeit der Entfaltung des Lebens zur Pflanze, Thier- und Menſchengeſtalt, wäre das Erſcheinen des Lebens unmöglich. Im beſeelten Thiere wird der Trieb eine gefühlte Begierde nach Ungebundenheit zur Stillung der, ſeiner Leibes- und Lebensentwickelung unumgänglichen, Bedürfniſſe. Jeder beſchränkende Zwang wird Hemmung und Störung. Der natürliche Stand der Thiere iſt der Stand ihrer Wildheit. — Der Geiſt des Menſchen, dieſe Begierde zügelnd, veredelt ſie in ſich im Gemüth zur Freiheitsliebe. Ohne Freiheit iſt keine Entfaltung der Menſchenwürde gedenkbar. Des Geiſtes Wollen in ſeiner Freiheit aber iſt Heiligkeit, Streben nach Heiligung, durch Erwirken des Gerechten und Guten. Er iſt unfrei, wenn er der thieriſchen Natur zum Werkzeuge wird.

Der Nahrungstrieb der Pflanze, das ſich Aneignen der zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens nöthigen Stoffe und Bewegkräfte, wird zur Habgier des Thieres, welches für ſeine Gefräßigkeit, oder Behaglichkeit, oft mehr begehrt, als ihm Noth thut; Andern den Biſſen entreißt, oder darum zornig beneidet. Der Menſch, reicher an Bedürfniſſen, als das Thier, verlangt den Beſitz mannigfacherer Mittel. Er hat Eigenthumsliebe; er will Nahrung für Leib, und

Gemüth und Geist. Des Geistes Nahrung aber ist Wahrheit in der Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und Erkenntnisse. Unwahrheit sättigt ihn nicht.

Der Fortpflanzungstrieb belebter Gewächse wird im Thiere zur Begattungslust, zur Zeugungsgier, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch in manchen Thierarten schon Neigung zu einer Art geselligen Beisammenlebens hervorbringt. Auch beim Menschen ist's wohl ursprünglich dieser Trieb (den die Vernunft, den im Thiere aber die Natur, durch die Brunstzeit, beschränkt), welcher zum gesellschaftlichen Verein mit Seinesgleichen führt. Doch durch Einfluß des Geistes wird das beharrliche Beisammenseyn der Menschen mit Menschen, zum unentbehrlichen Bedürfniß, zur Geselligkeitsliebe; weil ohne wechselseitigen Austausch der Kenntnisse und Erfahrungen, ohne gegenseitige Hülfe, das menschliche Daseyn in pflanzen- oder thierähnlicher Unvollkommenheit verbleiben müßte. Denn des Geistes ewiges Streben nach dem Unendlichen und Unbegränzten, ist ein Streben nach Vollkommenheit, nicht nur seiner selbst, sondern der Zustände gesammter Menschheit.

Mit den Grundtrieben des menschlichen Geschlechts zum Daseyn in der Welt, zur Selbstentfaltung seiner Anlagen, zum Erwerb der Mittel dafür und zum gesellschaftlichen Leben für gemeinsame Beförderung und Sicherung von dem Allen, sind auch die Befugnisse nothwendig gegeben, diesen Trieben Genüge zu leisten. So entsprechen den Grundtrieben des Gemüthes die Rechte der Menschheit. Die Selbstliebe fordert Recht auf Persönlichkeit; die Freiheitsliebe, Freiheitsrecht; die Eigenthumsliebe, Eigenthumsrecht; die Geselligkeitsliebe, Recht auf Sicherheit, im Verein mit Andern, und durch solchen Verein (88.). Denn bei Unsicherheit der Befriedigung von den Naturforderungen des Lebens, des Seelischen und des Geistes, wäre Untergang von Allem, weil Unvollkommenheit.

99. Das höchste Gut des Menschen.

Es bedarf endlich wohl kaum der Erwähnung, daß alle jene Triebe und Begierden, so oft ihre Forderungen laut werden, dem Willen und Gesetz des menschlichen Geistes untergeordnet seyn sollen; daß ihre Sättigung nur dann gerecht sey, und nur so lange, als sie dem Gebot der Heiligkeit in uns nicht widerstreitet. Es bedarf ebenso wenig einer Erwähnung, daß die ganze Fülle menschlichen Elendes aus der vernunftwidrigen Stillung der an sich unsündigen Naturbegehren quillt; daß Schriftgelehrte, Priester und Afterweise, statt mit frömmelndem Unverstand, oder prahlerischem Ueberwitz, Gott, als den Urheber aller Unvollkommenheiten und Mängel des Lebens, zu bezeichnen, das irre Volk auf den wahren Ursprung seines Elendes hinweisen sollten; daß sie, statt die Schöpfung Gottes ein „Jammerthal" zu heißen und mit dem einstigen Uebergang „in die Ewigkeit" zu trösten, hellere, christlichere, nicht heidnische oder alt-hebräische Begriffe von Gott und Ewigkeit verbreiten sollten. Wir gelangen nicht erst in die Ewigkeit, sondern schon sind wir auf Erden in der Ewigkeit Gottes, der im endlosen, allgegenwärtigen All des Vorhandenen, in unserm „Vaterhause", wie es Christus nennt, uns viele Wohnungen bereitet hat.

Nur durch kräftige Selbstherrschaft des menschlichen Geistes über sein Ureigenthum, den beseelten Leib, kann er im Irdischen schon das höchste Gut (das summum bonum) erobern, nach welchem die Sterblichen täglich ringen und welches sie täglich verkennen. Es besteht dieses nicht im Besitz von Reichthümern, Macht, Ehren u. s. w., sondern im Verein dessen, was Leben, Seele und Geist, als Wesentliches für ihr Wesen, verlangen: Genuß von Gesundheit, Gemüthsseligkeit und Selbst-Achtung. Der Genuß der letztern geht aber beiden andern vor; wird er verloren, sind alle sinnlichen Vergnügen, und das Leben selbst, verächtlich für den, der sich selbst verachten muß.

Dienstbarkeit des Geistes unter der Gewaltherrschaft der Lebenstriebe und Begierden, ist Umsturz und Verkehrung der göttlichen Weltordnung in der Menschennatur. Der Geist, der herrschen und wesen

soll für das Unvergängliche, leistet verknechtet dem, der gehorchen soll, Gehorsam für das Vergängliche; und wird Schöpfer des höchsten Uebels, nämlich eigner, innerer Verachtung, unter Unlust und Gemüthsstürmen, in einem kranken Leibe; Schöpfer des Zustandes, der zum Selbstmord reif macht.

Wenn ein Mensch all seine Geistesmacht dem Thierthum in sich zu Gebote stellt, geht nicht nur die gerechte Selbstliebe in rohe Eigengier, die Freiheitsliebe in wilde Ungebundenheit, die Eigenthumsliebe in rücksichtlose Habgier, die Geselligkeitsliebe in Wollüstelei zurück; wird nicht nur alle Geistesthätigkeit, alle Anstrengung des Verstandes für das Ziel jeder herrschenden Gier verwendet: sondern der Geist bringt zu dem Allen noch, aus seinem Wesen, das Verlangen des Unermeßlichen, Schrankenlosen, und Unendlichen, wovon das Thier nicht weiß; eine Unersättlichkeit, unter welcher die Kräfte und Triebe des Lebens und der Seele in langer Ueberreizung verwildern, die dann der Verstand fort und fort zu befriedigen sucht und nicht sättigen kann. — Eben dadurch wird der verthierte Mensch schrecklicher, als das schrecklichste der Thiere; und verachtungswürdiger, als das verächtlichste der Geschöpfe.

Man nennt, und mit Recht, diejenigen Begierden, unter deren Gebot der Geist den Frohndienst leistet, Suchten. Denn es sind Gemüthskrankheiten, erzeugt durch Schwachheit des sich selbst verwahrlosenden Geistes.

100. Sittliche Krankheiten des Gemüths, oder die Suchten.

So wird die Selbstliebe, welche an sich nur die, durch Vernunft beschränkte, sinnliche Eigengier ist, zur Selbstsucht. Sie macht den Menschen sich selber zum Abgott, sey es, daß er in selbstgefälliger Eitelkeit sich brüstet; oder daß er, gleichgültig gegen fremdes Wohl und Weh, eigensinnig Alles und Jedes nur für den eignen Nutzen berechnet; höchstens Gutes und Gemeinnütziges bloß dann befördert, wenn damit auch Gewinn für ihn verbunden erscheint. Zwar jedes

menſchliche Laſter kann Wurzel der übrigen werden; aber Selbſtſucht iſt die Grundwurzel ſämmtlicher ſittlichen Uebel, ohne welche die übrigen nicht hervortreiben und neue Wurzeln ſchlagen könnten. Ruhmſucht, Ehrſucht, Geldſucht, Genußſucht, und welche Namen Laſter, oder Leidenſchaften, führen mögen, ſind immer nur Selbſtſucht, in anderer Richtung des Strebens. Der Welteroberer und der Taſchendieb haben den gleichen Beweggrund, wenn auch nicht das gleiche äußerliche Ziel. Durch ſie werden die heiligſten Bande der menſchlichen Geſellſchaft zerſchnitten, indem deren Glieder nichts für ſie ſind, von denen ſie aber für ſich erbeuten wollen. Die größten Staaten des Alterthums ſtürzten, vom Gift der Selbſtſucht ihrer Bürger zerfreſſen, aus einander; und viele Staaten unſrer Zeit erkranken, durch dieſes Gift verzehrt.

Der in allen lebenden Geſchöpfen heimiſche Entwickelungstrieb ihrer Anlagen, welcher in der menſchlichen Natur durch die Vernunft gebunden, geregelt und zur Freiheitsliebe geadelt wird, dies Streben Menſch zu ſeyn, im hohen Sinn des Wortes, und ſich dazu entfalten zu können, verartet durch Geiſtesentweihung wieder in Ungebundenheitsſucht. Ich weiß kein beſſeres Wort zu finden, um jene wilde Gemüths- und Denkart zu bezeichnen, welche ſich weder durch Vernunft, noch Gewiſſen, noch Ueberzeugung des Beſſern aus Erfahrung, noch durch Gefahr und Unglück zurückhalten, noch durch Geſetze, oder den weiſern Willen Andrer beſchränken läßt. Eigenſinn und Starrſinn ſind Artungen dieſes Uebels. Abſcheu gegen äußern Zwang, der ſich keiner andern Ordnung, keiner Zucht, unterwerfen will, als nach dem Gefallen eigner Einſicht, Neigung, oder Gewohnheit, gleich dem unzähmbaren Thiere, iſt Krankheit. In der Ungebundenheit erreicht die rohe Selbſtſucht ihren Gipfelpunkt, wie ſchön ſie ſich immerhin zu verlarven wiſſe. Die falſche Freiheitsliebe klagt über Tyrannei der öffentlichen Zuſtände; ſtürzt die bürgerlichen Ordnungen; aber will nicht das Wohl der Menſchheit, in deren Namen ſie fordert, nicht die Heiligkeit des Menſchenrechts, ſondern ſie will nur ſich ſelbſt; nur Recht für ſich; Freiheit für ſich. So der Wilde in ſeinen Einöden, der Nomade in ſeinen Steppen, Vorrechtsſüchtige in der civiliſirten und barbariſchen Welt. Völkerſchaften, in Unwiſſen-

heit durch den geistlichen und weltlichen Arm niedergehalten, wähnen sich in ungehemmter Befriedigung ihrer niedern, gemeinen Lebenstriebe und Gewohnheiten, frei; und sind doch geistig unfreie Automaten in der Hand selbstsüchtiger, schlauer, erfahrner Obern, die da sprechen: „warum soll man die guten Leute glücklicher machen, als sie seyn wollen?“ Der Esel, wenn er Dornen frißt, ist auch glücklich in seiner Haut. In civilisirten Ländern legt Ungebundenheitssucht, die kein Joch ertragen kann, es gern Andern auf. Sie allein will in der Welt sich fesselloser bewegen können. Sie wird Gewaltsucht, Herrschsucht, Eroberungssucht, Despotismus. So entfaltet, in der Wildniß, die stärkere, oder schlauere Bestie, ihre Kräfte, um das Schrecken der übrigen zu werden.

Der naturgemäße Nahrungstrieb, oder Aneignungstrieb der Pflanzen und Thiere, zur Bewahrung und Veranmuthigung des Lebens, wird unter der Weihe des menschlichen Geistes zur Liebe des Eigenthums erhoben. Er empfing aber die Weihe des Geistes darum, weil das erworbene Eigenthum nicht nur Mittel wird für eigne Leibesbedürfnisse, sondern auch für ausgedehntere Erfüllung des Heiligkeitsgesetzes; zur Beglückung, Veredlung und Unterstützung Anderer, denen die Mittel fehlen. Alle Tugenden der Menschenfreundlichkeit, aber ohne Mittel ihnen genügen zu können, liegen fruchtlos. Wird hingegen der Menschengeist Sklav reinthierischer Habgier, so erweitert er diese zum Ungeheuern, wie es kein Thier vermag, nämlich zur nimmersatten Habsucht. Diese gestaltet sich vielseitig aus, entweder in Geiz und dessen Nebenlaster, oder in Genußsucht, Gaumseligkeit, Trinksucht, Verschwendungssucht, Verzärtelung durch Lebensbequemlichkeiten u. s. w.

In der Thierwelt ist es der Fortpflanzungstrieb, der eine meistens vorübergehende Geselligkeit der verschiednen Geschlechter, oder der Mutter und ihrer Jungen, instinktmäßig bewirkt; eben so auch in der Menschenwelt, aber anhaltender. Da lehrt der hellere Verstand die Vortheile des geselligen Lebens kennen. Familien verbinden sich zu Horden, Völkerschaften und Staatsvereinen; weil jeder Einzelne darin, durch Hülfe Aller, leichter Gelegenheit und Mittel erblickt, Kräfte und An-

den leider oft sehr Unerleuchtete, und freuten sich lieber ihres Spiels mit Titeln, Bändern, und bequaſteten, blau, grün oder roth gefütterten Schurzfellen.

Bleibt nun nach vollkommener Offenkundigkeit des Tandes, der keinem denkenden Manne wohlthut, die Freimaurerei *in bisheriger Beſchaffenheit*: ſo wird ſie Gegenſtand des Achſelzuckens und ihre Fortdauer Beitrag zur Geſchichte menſchlicher Schwachheiten. — Aber das *Maurerthum ſelbſt*, verkannt von ſeinen meiſten Prieſtern, hört darum nicht auf, ehrwürdig an ſich, und *unvergänglich zu ſein*, wie die ewige Wahrheit.

Die heutige Maurerei ſcheint mir eine von jenen menſchlichen Stiftungen, die mit der Zeit überalt, und dem Geiſte des Jahrhunderts fremd geworden ſind. Es kann und wird freilich fortbeſtehen, wie es bisher beſtand, ſo wie in manchen Ländern mehr denn eine Stiftung, die zu ihrer Zeit löblich geweſen; aber ſchwächlich, ihrer Auflöſung entgegen eilend. Entweder muß die Freimaurerei, die, wie ſie jetzt iſt, nichts Geheimes, nichts Eigenthümliches hat, aufhören, weil ſie des Aufhörens würdig geworden; oder ſich in ihrem innerſten Weſen, zu dem *was ſie war und ſein ſoll*, verjüngen. Abänderung der Hand-

lagen ſeines Leibes und Geiſtes zu entwickeln; den gerechten Anſpruch auf ein würdiges Daſeyn geltend zu machen; und ſtärkern Schutz für Sicherheit ſeiner natürlichen Rechte, wider Natur- oder brutale Menſchengewalt, zu finden. Doch, im Zuſtande menſchlicher Verthierung, verwildert auch der Fortpflanzungstrieb in wollüſtige Geilſucht; die Geſelligkeit in ausgelaſſene Zerſtreuungsſucht; die Nothwehr für eigne Sicherheit, in Grauſamkeit; die Beſtrafung des Fehlbaren in Rachſucht; die Vaterlandsliebe in Nationalſtolz und Nationalhaß.

---

101. Laſter-Pflege in der Civiliſation.

Wird doch ſelbſt der Sinn für das Schöne, dieſe dem Gemüth gewordene reinſte Gabe, während der Verknechtung des Geiſtes, durch Schlamm übermächtiger Thierbegierden beſudelt. Das vernunftloſe Geſchöpf empfindet kein Wohlgefallen am Schönen. Wie arm aber ein Wilder noch an Begriffen und Worten auch ſeyn möge, er äußert ſchon Luſt an Pracht und Glanz der Farben; Widerwillen gegen Abſcheuerregendes; er ſelbſt will dies nicht für Andre ſeyn. Seine Eigenliebe verlangt, daß ſein Werth auch von Andern anerkannt, bewundert, geliebkoſet werde. Es empört ihn, Gegenſtand der Verachtung, oder des Ekels zu ſeyn. Und wenn er es wird, was er doch nicht zu ſeyn wünſcht; oder, wenn er ſich bewußt iſt, das ſchmeichelnde Lob nicht zu verdienen, deſſen er doch werth ſeyn möchte, fühlt ſich in ihm die Selbſtliebe gedemüthigt; und dies Gefühl geht in leiſen Schmerz der Beſchämung über. Schamhaftigkeit iſt das Gewiſſen der menſchlichen Selbſtliebe; die Erfinderin vom Feigenblatte der erſten Eltern im Paradieſe; die früheſte Warnerin, das zu entfernen, was die Sinne Andrer beleidigt; die Führerin zum Liebenswürdigen und Edeln. Fehlt ſie dem Menſchen, ſo lebt er entweder noch im Zuſtande unmündiger Kindheit; oder in dem noch ſchlimmern einer ſelbſtverſchuldeten Verworfenheit, wo er, ohne Achtung für ſich, gleichgültig gegen die der Andern, ſchamloſe Frechheit für Selbſtgefühl ſeines Werthes gibt.

Der Wunſch zu gefallen, geſchätzt, geliebt zu werden, iſt das na-

türliche Bedürfen der Selbstliebe. Die Erfüllung des Wunsches gewährt Beruhigung und Zuversicht, nicht ganz werthlos zu seyn. Aber sobald Selbstliebe in Selbstsucht verartet, wird auch das Streben nach Andrer Beifall, zur Sucht oder Gemüthskrankheit, zur Gefallsucht, durch Erkünstelung persönlicher Anmuth im Aeußern, welche nach Bewunderung geizt; zur Modesucht, welche, durch Wechsel in Farbe und Schnitt der Gewänder, und im Reiz der Neuheit, Theilnahme für sich aufzufrischen hofft; durch Prunksucht, die den Vorzug des Reichthums prahlerisch zur Schau stellt; durch Originalitätssucht und Fantasterei in Kleidung, im Umgang, in Lebensweise u. s. w., um einiges Aufsehn zu erregen.

Ohne hier, auch nur im Umriß, die ganze Reihe menschlicher Verirrungen und Thorheiten aufzuführen, was ganz außer meinem Zweck liegt, füg' ich bloß eine allgemeine Bemerkung bei, welche, wie richtig sie mir auch zu seyn scheint, dennoch lauten Widerspruch erfahren dürfte, zumal in Ländern, wo durch Gesetzgebung, Erziehung und Kirchenlehren, (die nicht Jesu Christi Lehre sind), das Lebens- und Sittenverderbniß gemeine Sache des Volks aller Stände geworden ist.

Jedes Laster nämlich, jede Leidenschaft, jede Sucht ist wirkliche Gemüthskrankheit; eine mehr, oder weniger, theilweise Verstandeslähmung, die entweder durch Verwöhnung und Erziehung, in Begünstigung des Unnatürlichwerdens von Trieben und Begierden, bewirkt wird; oder durch falsche Begriffe und Ansichten, die, dem Geiste künstlich, grundsätzlich eingeprägt, auf Lebenstriebe und Thiergelüste mit anhaltendem Reiz zurückwirken. Das Laster wird in barbarischen und civilisirten Staaten nicht bestraft, bis es verbrecherisch den Rechten Andrer geschadet hat. Es wird vielmehr mit schonender Nachsicht, sogar mit Schmeicheleien, ermuntert. Man nennt es gern nur eine Schwachheit, sogar eine „liebenswürdige Schwäche", wenn es nicht zu ekelhaft ist, oder nicht „den guten Ton" verletzt. Man belohnt es sogar, wenn es öffentlichen Vortheil bringt; baut ihm sogar, wenn es die Staatseinkünfte vermehrt, eigne Laster-Schulen, nämlich in Spielhäusern, Branntweinschenken, Bordellen, Lotterien u. s. w. Nur erst, wenn Ausschweifungen des Lasters, wenn Uebertreizungen

der Seelenvermögen, den Lebensbau des Menſchen ausgezehrt, verwüſtet, das zarte Nervengeſpinſt verwirrt und zerriſſen haben, ſpricht man von Gemüthskrankheiten und Geiſteskrankheiten; und baut Apotheken, Irrenhäuſer, Lazarethe für ſie.

Bequemen wir uns alſo nach dem üblichen Sprachgebrauch, wenn wir von dergleichen Krankheiten reden *).

---

102. Die ſogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geiſteskrankheiten.

Wenn Pflanzen, Thiere oder Menſchen erkranken, iſt es nicht das ſie belebende Weſen, welches ſeine Geſundheit eingebüßt hat. Das Weſende iſt an ſich das ewig in ſich Gleiche und Unwandelbare, und wird nur ein Anderes, Endliches, Erſcheinendes von ſich, in ſeinen Wirkungen. Indem das Leben die Stoffe und Bewegkräfte zu einem Einheitsgebilde verbindet und gliedert, nach ſeinem Geſetzthum, können dieſe Wirkungen durch mächtigere Gegenwirkungen beſchränkt, gehemmt, theilweis oder ganz aufgehoben werden, nicht das Wirkende ſelber. Solche Hemmungen und Störungen in den naturgemäßen Geſchäften des Lebens zum Bau ſeines gegliederten Werks, werden mangelhafte Erſcheinungen deſſelben, leibliche Krankheiten, Mißbildungen. Sind dergleichen Mängel und Mißbildungen nicht ſchon im Samen vorhanden, durch ihn überliefert und vererbt, oder durch mechaniſche Verletzungen des Lebensbaues hervorgebracht: ſo können ſie auch durch Mangel, Uebermaas oder Unangemeſſenheit der dem ſchaffenden Leben zu Gebot ſtehenden Stoffe und Bewegkräfte entſtehn; oder durch zu große und zu geringe Bethätigung einzelner

*) In allen Ländern ſteigt, mit der Civiliſation, die Zahl der Verbrecher aus ſehr erklärlichen Urſachen; eben ſo die Zahl der Wahnſinnigen und Verrückten. Nach meinen Vergleichungen der Berichte von Irren in verſchiednen Ländern, iſt ein Viertheil derſelben aus religiöſer Schwärmerei, angeſtrengter Andacht, eben ſo viel aus Hochmuth oder Liebe, mehr als ein Viertheil aus Unmäßigkeit, wahnſinnig geworden.

Lebenswirkſamkeiten und des Wechſels darin; oder auch durch jähen Ueberſprung von einer Art der Erregung zur entgegengeſetzten, zum Ungleichen und Unverwandten, während das Gebot der Natur allmäligen Uebergang vom Gleichartigen zum Gleichartigen heiſcht.

Wirken ſolche Störungen nur auf die untergeordneten Organe und Triebe des Lebens ein, die zu ſeiner Erhaltung dienen, ſo treten Mißbildungen und krankhafte Zuſtände des Leibes ein, welche vermittelſt der Arzneikunſt, durch Beſeitigung der Hinderniſſe, oder Irrleitungen der Lebensthätigkeit, oft geheilt werden können. Im Seeliſchen verkündet ſich, durch Schmerz und Mißſtimmung, jener unvollkommene Zuſtand. Werden aber die Grundtriebe, die allgemeinen Bedingungen, unter welchen das Leben wirkſam ſeyn kann, unerfüllt gelaſſen, ſo wird Zerrüttung und Verartung des ganzen Lebensbaues die Folge davon, und der Schmerz des Seeliſchen ſo gewaltſam, daß, mit Erſchütterung und Verwüſtung von deſſen zarten Organen, ſelbſt die Thätigkeitserſcheinungen des Geiſtes gehemmt oder geirrt werden. Furcht und Schrecken, bei Gefahr der Lebenserhaltung, oder für ſie erregter Zorn, können zum Wahnſinn und zur Raſerei reiben; eben ſo der unbefriedigte Hunger, und der ungeſtillte Zeugungstrieb.

Wird aber die Lebenswirkſamkeit in den Werkzeugen der ſeeliſchen Innenſinne geſtört und irre geleitet, das Organ ſelbſt dadurch verletzt, theilweis oder gänzlich mangelhaft: ſo wird ſich die Seele auch nur mangelhaft durch daſſelbe äußern können, und eben ſo, vermittelſt des Seeliſchen, der Geiſt. Denn wie ſchon, bei fehlerhafter Beſchaffenheit der äußern Sinnwerkzeuge, des Auges, des Ohrs ꝛc. ꝛc. die Seele unvollkommner von Außendingen zu Empfindungen und Gewahrungen erregt wird, und durch dieſe im geiſtigen Bewußtſeyn nothwendig unvollkommene Vorſtellung von Dingen der Außenwelt: eben ſo auch bei fehlerhaftem Zuſtande der innern Sinneswerkzeuge. Die Mängel derſelben werden aber unſtreitig durch die nämlichen Urſachen herbeigeführt, welche ich eben vorhin, als allgemeine der Lebensſtörung im Schaffen des leiblichen Gebildes, erwähnt habe, und können eben ſowohl durch unangemeſſene Erregung und Be-

thätigung des Lebens von Seiten der Außenwelt, als von Seiten des geiſtigen Einwirkens ſtammen. Die dadurch gewordenen Hinderungen und Beſchränkungen der Seele, wie des Geiſtes, rein und vollkommen ihre Weſenheit erſcheinen zu laſſen, werden gewöhnlich Seelen-, Gemüths- und Geiſteskrankheiten geheißen. So wenig das weſende Leben aber in ſich ſelbſt verderben und erkranken kann: eben ſo wenig auch die Seele und der Geiſt, in eigner Urheit.

Bloße Seelenkrankheiten, wie wir ſie nennen müßen, alſo ohne Mitthätigkeit des Geiſtes, können wir nur an Thieren beobachten; und doch nur ſelten, wenn wir nicht dazu auch Blindheit, Taubheit und andre Gebrechen der Außenſinne rechnen wollen. — Es gibt alſo eigentlich nur Gemüthskrankheiten, von denen man die ſogenannten Geiſteskrankheiten allein dadurch unterſcheidet, daß dieſe ſich, als mangelhafte, oder gänzlich gehinderte Fähigkeit zu Aeußerungen des Verſtandes im Begreifen, Urtheilen und Erkennen, offenbaren.

---

103. Verderbniß der innern Sinne.

Bei Gemüthskrankheiten iſt ſelten, oder nie, nur ein oder das andre Organ des innern Sinnes in unregelmäßigem Zuſtande, ohne daß nicht auch die übrigen Innenſinne, bei vollſtändiger Geſundheit ihrer Werkzeuge, in's Mitleiden gezogen werden ſollten. Am leichteſten aber wird vom Leiden eines jeden der Gedächtnißſinn bewegt; er der, möcht' ich ſagen, mit dem Geiſte am nächſten in Berührung ſteht; durch den dieſer den Stoff ſeiner meiſten Vorſtellungen empfängt, und in deſſen Reichthum er ſelbſtſchöpferiſch zur Imagination, oder Einbildungskraft, wird.

Ohne Gedächtniß würde der Gefühlſinn nur vorübergehend, oder flüchtig, aufgeregt werden, und Luſt und Unluſt eben ſo ſchnell verſchwunden, als vergeſſen ſeyn. Aber das Gedächtniß bewahret, oft mit allzuſtrenger Treue, die Gegenſtände des Abſcheu's und der Liebe, und verjüngt die Gefühle des Zorns, der Freude, oder Trauer, noch in ſpäterer Zeit. Allzuregter Gefühlſinn äußert ſich krankhaft in Empfin-

delei und Empfindlichkeit; oder in jenen beſtändigen Aufwallungen der Enthuſiaſten, die bei den geringſten Anläßen außer ſich, in Entzücken, gerathen; oder in der Troſtloſigkeit einer zügelloſen, wie einer ſtummen Trauer um Verlornes, welche verderbenvoll auf die Lebensgeſundheit zurückwirkt, und, durch Zerrüttungen im Gedächtnißorgan, wahnſinnige Einbildungen bleibend macht. Der Druck gewiſſer innerer Empfindungen des Körpers, von anhaltenden Gefühlen der Bangigkeit begleitet, kann nicht nur das Urtheil des Leidenden auf die ſeltſamſte Weiſe über die Urſach des Uebels irre führen, ſondern auch die Vorſtellung von dieſer Urſach in eine immer wieder tönende des Gedächtniſſes umſchaffen. Ich rede von den Grillen und Einbildungen, die in manchen Zuſtänden der Schwermuth (Hypochondrie, Melancholie) laut werden.

Der Sinn der Aufmerkſamkeit kann durch zu große oder zu geringe Beweglichkeit fehlerhaft erſcheinen. Im erſtern Fall führt er zum flatternden Alles- und Nichtsbeachten; zur zuſammenhangsloſen Geſchwätzigkeit; zur Gedankenzerſtreutheit und ſogenannten Ideenflucht; im andern Fall zur ſtumpfſinnigen Gleichgültigkeit, oder Unachtſamkeit; oder auch zu einer ſogenannten Abweſenheit des Geiſtes, der, mit irgend einem Gedanken beſchäftigt, die Vorfälle der Gegenwart nicht bemerkt, und ſich nicht leicht in dieſe zurückfinden kann.

Aus allzumächtig herrſchendem Gewohnheitsſinn entſpringt nicht nur die lächerliche Spießbürgerei, welche ſelbſt oft den Fortſchritten der Geiſtesentwickelung hinderlich wird, ſondern auch, rückwirkend auf Lebensthätigkeit, jene Krankheit des Heimweh's, welche meiſtens Erbtheil bildungsarmer Bewohner einſamer Gegenden zu ſeyn pflegt.

Lebhafter Nachahmungsſinn, verbunden mit einer reizbaren Imagination, verartet nicht nur zu einer thörichten Nachäffungsſucht, ſondern ſtürzt mit ſeiner ſympathetiſchen Gewalt zuweilen in unheilbares Unglück. So wiſſen wir z. B. daß Perſonen, durch das Beobachten und ſich in den Zuſtand von Fallſüchtigen hineinſinnend,

ſelber epileptiſch geworden ſind, oder, daß ein glücklich erkünſtelter Wahnſinn endlich zum wirklichen wurde.

Aber die große Mehrheit aller Krankheiten des Gemüths entſpringt offenbar, wie ſchon geſagt, aus Lebensfehlern, oder eigenartigen Zuſtänden im Bau der Gedächtnißorgane. Wir wiſſen, daß die Gedächtnißfähigkeiten bei allen Menſchen verſchieden ſind. Einige Perſonen ſind faſt unvermögend, ſich abgezogene und reine Begriffe und Urtheile zu vergegenwärtigen; andre haben ein mangelhaftes Orts-, andre ein ſchwaches Zahlengedächtniß. Doch die meiſten behalten, gleich den Thieren, am leichteſten bildliche, durch die Außenſinne gegebne Vorſtellungen. Sind die Gedächtnißorgane gänzlich durch irres Schaffen des Lebens zerrüttet oder gelähmt, wie beim vollendeten Uebel des Cretinismus, daß darin kein Eindruck haftet, keine oder nur dürftige Erinnerungen darin wach werden: ſo iſt damit die Möglichkeit alles Lernens aufgehoben; ſo fehlt zu Vorſtellungen deren Inhalt, oder die Bezeichnung derſelben durch Wörter; ſo brüten Leib und Seele in dumpfer Gedankenloſigkeit hin. Ich habe Cretinen geſehn, die in ihrer Mißgeſtaltung, nur reinthieriſche Bedürfniſſe und Gewöhnungen äußerten, ohne jemals ahnen zu laſſen, daß ihnen auch nur das leiſeſte Gefühl des Rechts, oder Unrechts beiwohne. Es bleibt mir noch jetzt zweifelhaft, ob ſie, ihrer Menſchengeſtalt ungeachtet, wirkliche Menſchen waren; ob ſich in ſolchem verzerrten Lebensgebilde ein geiſtiges Weſen dem ſeeliſchen habe anſchließen können? — Dumme und blödſinnige Perſonen, die ſchwer begreifen, Sachen mit einander und Wörter verwechſeln, unrichtig auffaſſen; Aufgefaßtes wieder leicht vergeſſen, ſtehen jenen am nächſten. Sie haben ein theilweis unthätiges, das heißt, für manche Dinge ganz unempfängliches, oder überhaupt ein ſehr unempfindliches, ſprödes Gedächtnißorgan. Leer an zu behaltenden Eindrücken, vermag der Geiſt auch nicht, ſie zu erneuern. Bei dieſer Dürftigkeit an Gedächtnißbildern, iſt unvermeidlich, daß der Geiſt nur mit den wenigen ſeinen Verkehr treibt, die er vorfindet; daß er unrichtige Begriffe bildet, weil ihm Anknüpfungspunkte mit andern unentbehrlichen fehlen; Dinge mit einander verbindet, die wenig oder nichts mit einander gemein haben, weil er keinen beſſern Inhalt zu Vorſtellungen empfangen

hat. Aus dem gleichen Grunde begreifen junge Kinder, bei der Armuth ihres Gedächtniſſes, beim Mangel der Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen und Erfahrungen, das ihnen Geſagte falſch und fällen ſie oft irrige Urtheile.

Hinwieder treten nicht minder traurige Erſcheinungen andrer Art bei Perſonen hervor, welche, im Gegenſatz von jenen, bei allzureizbaren, rührigen Werkzeugen des Gedächtniſſes, daher auch mit lebhafterer Imagination, von irgend einer Begierde, oder einem Wunſche, anhaltend getrieben werden. Die entfernteſte, die leiſeſte Berührung verjüngt in ihnen ſogleich die Erinnerung an den Gegenſtand, der ſie beſchäftigt hat. Und gleichwie eine lange gedauerte Tanzmuſik, auch wenn ſie beendet iſt, noch immer in den Ohren fortklingt: ſo werden Bilder und Vorſtellungen, die ſonſt durch Willkür hervorgerufen wurden, zuletzt unwillkürlich erſcheinen, und beharrende Einbildungen, ſogenannte fixe Ideen, werden. So entſpringen durch theilweiſe Ueberreizungen der ſeeliſchen Gedächtnißorgane krankhafte Gemüthszuſtände, bei ſonſt vollkommen geſundem Körper. Es entſtehen durch theilweiſe Zerrüttungen jener Organe, Zuſtände, in welchen der Wahnſinnige zwar ganz richtig in ſeiner Art denkt, aber doch unter falſchen, ihm durch Imagination gegebnen Vorausſetzungen, die er für Wirklichkeiten hält. Oft iſt die ſogenannte Verrücktheit ein, während leiblichen Wachſeyns, eigenmächtiges Spielen, oder traumartiges Selbſtſchaffen der Seele (69) unter den Gedächtnißbildern, während der Geiſt, dieſe Bilder für Wirklichkeiten der Außenwelt haltend, nach ihnen urtheilt und ſeinen Willen beſtimmt, wie dies zuweilen auch bei geſunden Perſonen im plötzlichen Erwachen aus einem lebhaften Traum im Schlafe, oder im Zuſtande völliger Betrunkenheit der Fall iſt. Ich will nicht die mannigfachen Artungen und Stufen des Wahnſinns auseinanderſetzen. Sie erleiden, je nach Verſchiedenheit ihrer erſten Quellen, und nach der Mächtigkeit des ſie begleitenden Gefühls, vielfache Abweichungen unter ſich. Am meiſten werden ſie durch unmäßige Furcht, unmäßige Zuneigung, unmäßige Selbſtſchätzung (Hochmuth), allzubegierige Ergreifung irgend einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe erzeugt.

Aber ſtatt der theilweiſen Anſtrengung und Ueberreizung, oder

Verwöhnung, in einzelnen Verzweigungen des Gedächtnißorgans, kann dieſes auch krankhaft, und in ſolchem Grade allgemeinbeweglich, ich möchte faſt ſagen, flüſſig geworden ſeyn: daß, bei Anregung einer einzigen Erinnerung, einer einzigen Vorſtellung, alle zugleich laut werden und den Geiſt aufregen. Dann fehlt jedes Feſthalten eines Gedankens; die Aufmerkſamkeit wirft ſich nach allen Richtungen. Es wird zuſammenhangsloſe Geſchwätzigkeit; ſinnloſes Durcheinanderreden. Aehnlichkeit damit haben Delirien in heftigen Fiebern, wo das geſammte Nervengewebe der Innenſinne ſtürmiſch erregt wird.

---

104. Geiſteskrankheiten. Politiſcher und religiöſer Wahnſinn. Verkehrtheit des Verſtandes.

Wohl ſollt' ich auch von Geiſteskrankheiten reden, unter welchen man gewöhnlich Mängel des Erkenntnißvermögens, vermeynte Gebrechen des Verſtandes begreift. Es iſt hier nicht nöthig zu wiederholen, daß der Geiſt in ſeiner Weſenheit nicht erkranken könne; ſo wenig, als das weſende Seeliſche und Belebende. Er bildet Wahrnehmungen, Begriffe, Urtheile und Erkenntniſſe nach dem gleichen Geſetzthum im weiſeſten, wie im gedankenloſeſten und irreſten Menſchen. Der Mangel in den Aeußerungen von Vernunft und Verſtand liegt daher nothwendig außer ihm ſelbſt; ſey es in Schwäche und Gebrechlichkeiten der innern Sinneswerkzeuge (73), beſonders des Gedächtniſſes (68); oder im falſchen Inhalt, welcher dem Gedächtniß beigebracht und darin unablösbar bleibend geworden iſt. Wer wird den Blindgebornen für geiſteskrank halten, wenn er die rothe Farbe mit Trompetenſchall vergleicht? oder den Greis im hohen Alter für wahnſinnig, wenn er kindiſch geworden iſt, weil ſeine Gedächtnißnerven den Dienſt verſagen? Der Geiſt äußert ſich nur vermittelſt ſeines Seeliſchen und deſſen vom Leben gebauten Organe; und vergleicht, urtheilt, richtet nur über das in ſeiner Eigenſtändlichkeit, was ihm im Kenntnißſchatz des Gedächtniſſes vorräthig liegt. Schwäche des Verſtandes iſt alſo nicht ſowohl Mangel oder Krankheit des Geiſtes, als vielmehr Mangel und Untauglichkeit der Innenſinne; ein Daſeyn des Stumpfſinns. Mit unvollkommnen Werkzeugen wirkt auch der Meiſter unvollkommen.

Auch hat Erfahrung gelehrt, daß Wahnsinnige und Stumpfsinnige kurz vor ihrem Tode zu voller Geisteskraft gelangt sind (97. a.); oder, wie man zu sagen pflegt, „zu vollen Sinnen“ gekommen sind; sey es, daß ihre Organe andre Stimmung erhielten, oder daß ihre Seele, schon meist von denselben entbunden, dem Geiste freier dienen konnte. So ist auch der Geist nicht krank, wenn er Wahres und Falsches, Gutes und Böses, Schönes und Häßliches, Gewesenes und Vergangenes verwechselt, und nicht mehr unterscheiden kann, sobald ein durch betäubende Getränke und Speisen, oder durch heftige Gemüthswallungen und Leidenschaften u. s. w. erregter fieberhafter Rausch ihm den freien Gebrauch der Sinneswerkzeuge entrissen hat.

Beinah aber könnte man sich versucht fühlen, politischen und religiösen Aberglauben, und die sich aus beiden entwickelnde bürgerliche und kirchliche Schwärmerei, zu wirklichen Geisteskrankheiten zu zählen. Sie entspringen keineswegs, wie der Großtheil aller andern, aus Schwächen und Gebrechen des menschlichen Körpers und fehlerhaften Bildungen der Sinnenmittel, sondern werden im Geiste selber durch falsche Nahrung, die im Gedächtniß liegen bleibt, erzeugt. Solche Krankheiten verwirren Begriffe, Urtheile und Willensentschließungen; und zerstören erst, vom Geiste aus, nur zu oft Gesundheit und Leben des Leibes. Wie der menschliche Leib durch die ihm dargereichten Nahrungsmittel, je nach Beschaffenheit derselben, gesunden, oder erkranken muß: so ist auch des menschlichen Geistes gesunder Zustand vorzüglich von der Nahrung abhängig, die ihm zu Theil wird. Seine Speise aber sind Kenntniße, durch Lehre, Erziehung und Erfahrung gegeben. In der Nothwendigkeit seines Wesens, fordert er Wahrheit, statt Irrthums oder Lüge, und Selbstwahl im Geschäft der Erkenntniß, auf daß er die eigne Kraft darin übe. Jede Nöthigung, fremdem Urtheil, ohne eigne Prüfung, nachzurtheilen, wird zugleich sein Vorurtheil seyn; und jeder blinde Gehorsam des Glaubens, Knechtschaft des Geistes, welcher, Freiheit zu bewahren, das ewige Recht hat.

Aber auch inmitten des blödesten Aberglaubens, der schreiendsten Irrthümer, in welchen der Menschengeist Sinnliches und Uebersinnliches

griffe, Paßworte, Logenzeichen und selbst der alterthümlichen Gebräuche, sind keine Verjüngung, sondern nur neue Schminke über das alte, welke Gesicht.

In ältern Zeiten ist die Freimaurerei allerdings etwas Hochehrwürdiges gewesen, da sie in ihrem Heiligthume einen Schatz von Wahrheiten bewahrte, von denen sich durchdringen zu lassen, jeden edeln Sterblichen erquickte, und die unter das Volk verbreiten zu lassen, gefährlich gewesen sein würde. Damals waren wirkliche und würdige Geheimnisse; damals Erhebung der Geweihten.

Die meisten Mysterien der alten Völker gehörten dahin. Sie umfingen höhere Erkenntnisse in Natur und Religion, welche die Priester entweder aus Kastengeist und Eigennutz, oder aus Furcht vor der Wildheit des abergläubigen Pöbels verbargen. Wer hätte ohne Todesgefahr den Anbetern der Götter die Altäre umstürzen und die Wahrheit vom Dasein eines einzigen, unsichtbaren Gottes, von einem vergeltungsvollen Fortleben des Geistes nach dem körperlichen Tode predigen mögen? Moses benutzte die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschaft und versuchte es, ihre Lehren und Vorstellungen ins wirkliche Leben einzuführen. Aber welche Vorsicht wandte er dazu bei den Israeliten an, und wie

verkehrt ſieht, und verkehrt behandelt, iſt er in ſeiner Weſenheit der Unerkrankte. Er nimmt nur die Welt und ihre Verhältniſſe als ſolche, wie ſie eben ſeinem Gedächtniß überliefert ſind durch Schule, Kirche und Landesgeſetze; er wirkt darin, wie der Wahnſinnige unter ſeinen beharrlichen Einbildungen; hält den gewohnten Irrthum für ehrwürdige Wahrheit, und, das dafür verübte Verbrechen, für heiliges Streben, für gottgefälliges Werk. Je reizbareres Gefühl und je lebendigere Imagination den mit Irrthum aller Art, mit Aberglauben und Vorurtheilen genährten, Geiſt begleiten: um ſo leichter geht er zu jenen politiſchen und religiöſen Schwärmereien über, in denen er ſtaatsumwälzeriſcher Weltverbeſſerer werden, oder das Rad der Zeit, den Fortſchritt der Menſchheit, rückgängig machen will; Geiſterſeher wird; göttliche Eingebungen hat; oder in frommer Glaubenswuth (Fanatismus) denen, die nicht erkennen, wie er, Kerker, Scheiterhaufen, Blutgerüſte, baut. — Wehe den falſchen Lehrern; Gnade den Irrenden!

---

105. Heilmittel, oder Verwahrungsmittel, gegen ſeeliſche und geiſtige Krankheiten.

Die herrſchendſte Gemüthskrankheit ganzer Völker iſt in der That bürgerlicher und kirchlicher Wahn, der Millionen Sterblichen das flüchtige Daſeyn vergiftet. Die Menſchheit wird geſunden, wenn Freiheit der Erkenntniß aufhört, Verbrechen zu ſeyn. Schwerer ſind die Rettungsmittel andrer Seelen- und Geiſtesbedrängungen zu finden, die aus organiſchen Fehlern des Leibes hervorquellen. Noch iſt im Gebiet der Heilkunde das geheimnißvolle Reich der Nerven, das Eigenthümliche ihrer Beſchaffenheit, Verflechtung, Beſtimmung, Nährung und Bethätigung, von undurchdringlicher Finſterniß bedeckt. Wird je ein Strahl der Wiſſenſchaft da hineinleuchten? Vielleicht iſt eben dieſe ewige Nacht ein Mahnen der Natur für das menſchliche Geſchlecht, daß es das einzige, allein wirkſame, vom Grund aus gegen Gemüthskrankheiten ſichernde Mittel ergreife: naturgemäße Einfachheit der Lebensweiſe in Nahrung, Trank und Befriedigung der Triebe; Verhütung der Ehen unter Ungeſunden, oder in zu naher Blutsver-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. I4390/068

wandtschaft; Mäßigung in Allem. Nur Rückkehr zur Einfalt der Natur, nicht Kampf wider ihr unabänderbares Gesetz, rettet vom Elend des Gemüths. Thiere, in naturgemäßer Freiheit, Menschen, noch nicht durch Barbarei und Civilisation irre, kennen jene Zerrüttungen der Lebenskräfte selten oder nie, über welche unser Zeitalter schmerzlicher und allgemeiner, als das Alterthum, klagt. Hätten wir in Städten und Dörfern eben so viele vollmächtige Gesundheitswächter, als Krankenärzte, würden Millionen ihr Daseyn segnen, welches sie heut beweinen.

Die meisten Gemüthskrankheiten sind unheilbar, wenn sie sich einmal jahrlang ins Nervenleben eingewurzelt haben. Bei ihrem Beginnen kann oft große Zerstreuung, Gefühle mächtig aufweckende und beschäftigende Musik, anhaltende Abziehung der Aufmerksamkeit von der beharrlichen Einbildung, hülfreich werden; gleichwie auf langen Reisen, bei einzelnen Personen und ganzen Völkern, Aberglauben und Vorurtheile am leichtesten verfliegen.

Aber in diesen Blättern kann nicht der Ort seyn, umständlicher von Seelen-Heilkunde zu sprechen.

---

106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste.

Vielleicht ist es nöthiger, mich über eine Bemerkung zu erklären, die beim Lesen meiner Ansicht der Natur und Welt in Manchem aufsteigen möchte. Denn, indem ich das Wirken und Gegenwirken des in Stoffen und Bewegkräften wesenden Sachlichen, so wie die Einwirkungen und Rückwirkungen des Lebens auf diese und Seele und Geist, und dieser beiden hinwieder auf das Ganze im Menschen, auseinander setze, gleichsam zergliederte und zerstückelte, könnte es das Ansehn gewinnen, als wäre der Mensch, wie das gesammte All des Vorhandenen, ein vielfach zusammengesetzter Mechanismus; ein mannigfaltiges in einander greifendes Trieb- und Räderwerk, worin die einige Nothwendigkeit zuletzt der das All bewegende Gott wäre; und

wohl eine Vereinigung von Weſen, aber keine Einheit des Weſens beſtände. Und doch iſt ſich niemand eines ſolchen Uebergangs von auf einander folgenden Erregungen durch Stoffe, Bewegkräfte, Leben, Seele, Geiſt, und wieder durch die ganze Kette zurück, auch bei ſorgfältigſter Selbſtbeobachtung, bewußt. Alles geſchieht in uns gleichzeitig; ich ſollte ſagen zeitlos. Jeder äußere Eindruck iſt zugleich Gedanke; der Gedanke und Wille, zur Bewegung eines Gliedes, aber ſchon die Bewegung ſelbſt. In jeder Thätigkeit der Imagination iſt zugleich Thätigkeit des Gefühls, Aufmerkſamkeit, Nachahmungsſinn, Gewohnheit, Urtheil, Wille, regere Lebensbewegtheit in Nerven, Blut, Muskeln, u. ſ. w. vorhanden, ungetrennt, wie Eins und Daſſelbe. Wer wollte es läugnen?

Die weſende Natur, ſie in ihrer Urheit, iſt nur das Eine und Gleiche in ſich; iſt wirkend, ein ſich gleichartiges Andersſeyn, Gegenſatz des Unbeſtimmbaren ihres Selbſts zum Beſtimmbaren; iſt, im Reichthum ihres Weſens (für den Geiſt) in unterſcheidbaren Beziehungen ſich äußernd. Sie iſt die in ſich ſachlich-allgegenwärtig-wirkende, ſeelige Einheit; gleichwie der Geiſt in ſich das im Wiſſen wollende Wirken iſt. Natur und Geiſt ſind weſend zeitlos, d. i. ewig. Zeit iſt nur Bezeichnung der Endlichkeit des Bewirkten (30.). Aber nicht die Wirkungen ſind zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Wirkende; die Gedanken nicht zugleich das Denkende; ſondern das Ur- und Sachliche der Natur, wie des Geiſtes, wirken in ſich, und dabei zeitlos. Natur und Geiſt, wohl im Erſcheinen unterſcheidbar, ſind weſend untrennbar, in Einheit wirkſam. Es iſt nur ein All-Eins, deſſen Vollendung wir Sterbliche nicht kennen. Was wir Natur nennen, iſt nur die Tiefe des unendlichen All-Eins, gleichſam nur Unterlage oder Baſis des Geiſtes; der Geiſt iſt ihre Verklärung, ein Schimmerlicht aus unbekannten, fernen Höhen des unendlichen, allgegenwärtigen Eins und Alls.

Wohl herrſcht im ewigen Spiel des Wirkens und der Wirkungen eine unzerbrüchliche, ſtarre Nothwendigkeit. Aber dieſe Nothwendigkeit iſt eben die Weſenheit der Natur ſelbſt, iſt ihr Wirkens-Geſetzthum, ohne welches ſie nicht weſen und wirken könnte. Wie geſagt,

ist sie aber nicht selber das All und Eins der vorhandenen Unendlichkeit, sondern nur die Tiefe desselben. Der Menschengeist über dieser Tiefe schwebend, sich selbst, seiner Wesens- und Wirkensnothwendigkeit angehörend, weiß sich schon, was der ganzen Natur nicht eigen ist, in seinem Wirken wählend. Er weiß sich, als Nothwendigkeit, in der Weise seines Erkennens und Denkens; als Nothwendigkeit auch in Gang und Weise seines Erregtwerdens und Erregens. Aber auch Wahl und Freiheit zur Selbstbestimmung im eignen Wirken, ob nach den Forderungen des Höhern und Heiligen in ihm, oder der Natureinwirkungen, ist sein Eigenthum (80.). — Triebe (Nothwendigkeiten des Wesenden zum Wirken) sind in der Natur; sie sind auch im Geiste, aber andersartige, hier denn dort. Im Geiste kündet sich (als Aeußerung seines Gesetzthums) ein Trieb zum Wahren (im Erkennen), zum Heiligen (im Wählen). Die Natur offenbart nichts davon.

Und dies Streben nach Wahrheit und Heiligkeit ist Streben nach Selbstvollendung des Geistes im Ewigen; Ringen des Geisterreichs zur Vollkommenheit. Daher, wie ein Fortschreiten in der Entwickelung des einzelnen Sterblichen, ist ein Fortschreiten gesammter Menschheit, seit sie von sich selbst weiß, wahrnehmbar. Ein Zeuge der Vervollkommnungsfähigkeit (Perfectibilität) und der wachsenden Vervollkommnung, ist uns die ganze Weltgeschichte geworden. Zwar haben wir von derselben nur eine Kunde von kaum sechstausend Jahren. Doch auch diese genügt schon, als unverwerfliches Zeugniß. Wird unser Geschlecht einst die Geschichte von zwölf Jahrtausenden besitzen, um wie viel glänzendere Thatsachen wird solche für die Fortschritte der Menschheit in Erkenntniß und Veredlung aufweisen? — Die Civilisation mehrerer Völker in unserm Zeitalter ist, ungeachtet aller ihrer Verirrungen und Gebrechen, schon Aufschwung von der Stufe der Barbarei zum Hochmenschlichen (75.).

107. Fortschreiten der Menschheit.

In allen ihren Sphären tritt die Natur, gegensätzlich in sich werdend, immer weiter zu Ordnungen, Geschlechtern und Arten der Geschöpfe aus einander; alle wieder unter sich in Körperbau, Lebensweise, Trieben und seelischen Fähigkeiten verschieden. Wie mannigfach ist die Familie der Hunde, vom Dächsel zum Pudel, vom Windhund zur Dogge; aber auch Schakal und Wolf gehören dazu. Dieselbe Mannigfaltigkeit nehmen wir in den Geschlechtern der Bären, Katzen, Affen u. s. w. wahr. Nur im Geschlecht der Menschen fehlt sie, dem wahrscheinlich jüngsten auf der Oberfläche des Erdballs. Zwar Himmelsstrich, Boden und Nahrungsmittel erzeugen auch in ihm Abweichungen der Knochenbildung und Farbe; aber der Menschenschlag von Kaukasern, Negern, Mongolen, Malaien, Kupferfarbnen u. s. w. bietet keine so große Verschiedenheit dar, als unter den Thierarten der nämlichen Gattung, die Ungleichheit der Rassen. — Doch nicht dies ist der eigentliche Vorzug des Menschen. Der Mensch erhält ihn durch die Begeistung seines Körpers. Alle Sterbliche haben ein und dasselbe Gesetzthum mit einander gemein; gleiche Formen des Denkens; gleiches Streben nach dem Wahren, Heiligen und Schönen; gleiches Bewußtseyn des Unendlichen in ihren Urideen; gleiche Wahlfreiheit. Im Reiche der Geister sind keine Geschlechter, Gattungen und Arten; nur verschiedne Stufen ihrer Emporbildung zum Vollendeten. Und alle, auf jeder Stufe, sind mit Sehnsucht nach Vollendung erfüllt; und alle ringen aufwärts, sich in ihren mannigfaltigen Verhältnissen und Zuständen einer Fähigkeit zur Vervollkommnung bewußt.

Unter der unwandelbaren Gleichheit ihrer Gesetze verharrt die Natur, wenn auch nur seit der Mensch sie kennt, beim Wechsel ihrer Erscheinungen, mit Gleichförmigkeit. Stoffgebilde, Pflanzen, Thiere sind heut nicht anders, nicht wunderbarer und vollkommner, als vor Jahrtausenden. Aber wie anders steht das über den Erdball verbreitete Menschengeschlecht, denn wie vor Jahrtausenden! Wohl ist's noch dasselbe, seiner Gestalt, seinen Lebenstrieben, Begierden und Gefühlen und Allem nach, was ihm die Natur aus ihrem Machtkreis verlieh;

nicht aber überall mehr iſt's, was es uranfänglich, dem Geiſte nach, geweſen iſt. Wer läugnet, oder bezweifelt das Fortſchreiten der Menſchheit in Kenntniß und Erkenntniß, in ſittlicher Veredlung, in ſchöneren Gefühlen? — Mag uns dies Fortſchreiten im Lauf der Jahrtauſende langſam dünken: aber es iſt thatſächlich vorhanden. Wie ſich der Säugling allmälig von der Thierheit entſtrickt; ſo die Menſchheit, welche ſich immer mehr entthiert.

Wahr iſt's, weiſe und tugendhafte Männer, edle und freie Geiſter, haben auch längſt vor uns gelebt; aber wer ſtellt es noch in Frage, daß ſie nicht in größerer Zahl unter allerlei Nationen heutiges Tages gefunden werden, zumal unter Nationen, denen das Gotteslicht Chriſti leuchtet? Wahr iſt's, einſt auch hatten Athen und Rom, Korinth und Karthago begonnen, das Thierfell der Barbarei abzuſtreifen. Aber wie einſt nur wenige, einzelne Städte, ſo glänzen, und heller in unſern Tagen, große Völker, und zum Theil einige Welttheile. Wahr iſt's, jene Glanzpunkte ſind längſt erloſchen; Tyrus, Sidon, Babylon, wie Memphis, Said und Meroe liegen in Trümmern; aber Untergang einzelner Reiche, Rückfall einzelner Völker, iſt nicht Untergang, oder Rückfall der Menſchheit in alte Wildheit und Finſterniß. Wahr iſt's, auch unter den geſittetſten Nationen unſrer Zeit erblicken wir noch Wilde, Halbwilde und Barbaren in Menge, wie ſie die Vorwelt ſah; inmitten chriſtlicher Tempel, noch das alte Heidenthum. Aber auch unter Heiden, Juden, Mahomedanern, Brahmanen, Buddiſten u. ſ. w. wohnen Tauſende, die „Gott fürchten und recht thun; ihm angenehm (Ap. Geſch. 10, 35.)." Wahr iſt's, daß von den acht- bis neunhundert Millionen Menſchen auf Erden ſich kaum der fünfte, oder ſechste Theil bis zur Stufe der Halbbarbarei, oder Civiliſation erhoben hat; aber vor wenigen Jahrtauſenden ſah man auf dieſer Stufe noch nicht den millionſten Theil!

Und was ſind denn ſechs Jahrtauſende? Sechs Tropfen, im uferloſen Ocean der Zeiten! Das Fortſchreiten der menſchlichen Geiſter, ja, die Entwickelung alles Weſenden zu einer für uns unahnbaren Vollendung, das Aufſteigen des finſtern Abgrundes zu wundervoller Verklärung und Selbſtverherrlichung iſt — (warum ſoll

ich's nicht mit Gewißheit aussprechen, da ihr die helle Erfahrung, als Zeugin, zur Seite steht?) — ist das allgemeinste Gesetz im endlosen Wesenreich und All Gottes.

---

108. Fortschreiten der Natur selbst.

Wenn zuweilen in unsern Tagen an einer fortschreitenden Entwickelung, oder gar an Möglichkeit einer weitern Vervollkommnung (Perfektibilität) der Menschheit gezweifelt werden kann: ist schwer zu entscheiden, ob es aus Unerfahrenheit in der Geschichte älterer und neuerer Völker geschieht; oder im aufwallenden Mißmuth, beim Anblick so vieler Verirrungen, Gebrechen und Laster in civilisirten Staaten; oder im stolzen Wahn, der Menschengeist habe, wenigstens in Einzelnen schon, die äußersten Gränzen seiner Machtgröße erreicht; oder im trüben Gefühl, Alles habe in der Welt seine Schranken, Alles vergehe, und erneue sich nur in andern Formen wieder, um wieder zu vergehn. Wohl verschwinden alle Formen, alle Erscheinungen; wohl haben sie allzumal Gränzen. Aber das in ihnen wesende Unbedingte, welches Erscheinungen bedingt und begränzt, ist, in Fortbewegung seines sich Erschließens zu vollendetern Erscheinungen, ein Unendliches. Da es selbst die sich unbewußte Natur ist, sollte der Geist es nicht seyn?

• Die Natur offenbart sich auf unserm Weltball nicht mehr, als dieselbe, wie einst, da ihre Urstoffe aus unermeßbaren Räumen der Himmel zu einem Stern erst zusammengeronnen waren. Sie prangt in ehedem unbekannter Fülle des Reichthums und der Vollkommenheit ihrer Erscheinungen. So ist es; so war es; so steht es in den Felsenblättern vom „Finger Gottes" geschrieben (47.). Und gleichwie sie, seit Reihen von Jahrtausenden, auf unserm kleinen Weltkörper immerdar eine andre und herrlichere aus sich ward: schafft und gestaltet sie wohl auch auf andern Sternen, und wenn auch dort anders bedingend. Während sie in Milliarden Sonnen- und Planetenfamilien, durch endlose Abstufungen und Weisen erblüht: rinnen indessen unter ihrem Hauch vielleicht, in fernen Himmeln, neue Welten verdichtet zusammen.

Alles, was heut noch auf Erden wohnt und besteht, kann dereinst wieder unter einer neuen Erdrinde begraben liegen, über welcher nach Jahrtausenden bewundernswürdigere Gebilde glänzen sollen. Dann können höhere Wesen über den verschütteten Städten, Dörfern, Denkmalen und Gebeinen der Menschen wandeln, wie über einem ungeheuern Welt-Herculanum. Wer sagt an, wo der Höhenpunkt der Vollendung dessen sey, was ewig wese, und, sich unendlich gegensätzlich, wirkt und schafft?

Fürwahr, gäbe es einen solchen letzten Höhenpunkt, über welchen hinaus nichts Vollendbares läge: so würde die in Allmacht und Unbedingtheit wesende Natur der Dinge nicht die Allmächtige und Unbedingte seyn; so würden wir den Schlußstein ihres allgegenwärtigen Baues denken, oder ahnen können. Doch dem Erkenntnißgesetz des Geistes steht der Gedanke, wie Wahnwitz, da; er ist sinnloser Widerspruch in ihm selber.

Findet aber ein solcher Aufgang der wesenden Natur zum vollendetern Seyn in sich statt, — und die unwegläugbare Urkunde davon liegt vor uns aufgeschlagen! — sollte der Menschengeist, der sich und sie, und Höheres, als sie, weiß, von diesem ewigen Fortschreiten ausgeschlossen seyn? Oder ist das sich bewußte Wesen ein tieferes, als das seiner selbst Unbewußte; geringer, als todter Stoff, als belebte Pflanze, als beseeltes Thier?

Ich könnte auch davon sprechen, daß seit dem Erscheinen der Menschheit auf Erden, und sobald sie, aus der ersten Unmündigkeit hervorgegangen, sich selber klarer geworden war, Hoffnung und Glauben, nicht nur an ihr unvergängliches Daseyn, sondern auch an höhere Zustände in irgend einem andern Verhältniß nach dem Leibestode, lebendig ward. In den Religionen der ältesten Völker, und der heutigen, selbst der Wilden und Halbwilden, zeigt Glaube und Hoffen darauf hin; wie kindlich und reinsinnlich immerhin die Vorstellungen von einem künftigen Leben, von Engeln, Paradiesen, Wiedersehn der Geliebten u. s. w. seyn mögen. Woher kam der Menschheit dieses zuversichtliche Erwarten? Ist das Ahnen von ewiger Dauer und höhe-

rer Stellung bloß zufällig, oder eine in seinem Innern sich verkündende Selbstoffenbarung des Allwesens? — Man kann sagen: es sey dies Erwarten bloße Wirkung des, allen Thieren inwohnenden, Triebes zur Daseynsbewahrung, und der Begierde nach Besserm, entsprungen; dann vom Menschen, als Trostmittel, durch seine Einbildungskraft ausgeschmückt worden. — Sey es! — In diesem Fall wäre immer die Natur der Dinge selbst Ueberlieferin der Offenbarung ewigen und edlern Daseyns; sie selbst erste Lehrerin dessen, woron der Geist aus sich nichts wüßte. Aber hätte sie gelogen, und eitler Weise die Ahnung im Geiste angeregt? Sie, die in allen Wirksamkeitssphären mit dem Gesetzthum des Geisterreichs voller Einklang ist, wäre sie es hier allein nicht? — War sie es nicht, die durch Gewalt ihrer Erscheinungen den Menschen zum Glauben an höhere, unsichtbare Wesen aufschreckte, und so den in sich hellgewordnen Geist zum Gottwissen leitete?

Daß die Natur dem Geiste Vorstellungen anregt; und daß sie ihm dafür die Zeugnisse sichtbar in den Gräbern ihrer frühern, allmälig immer vollkommner gewordenen Schöpfungen vorgelegt hat, ist aber wahrlich nicht ihr eignes Werk. Sie, sich ihrer unbewußt, in ewiger Nothwendigkeit ihres Gesetzthums, kann auch nicht Unwahrheit aus sich geben. Es spricht ein höheres Wesen aus ihrem Munde zu uns, — Gottes Stimme.

---

109. Unvergehbarkeit des Geistes.

Es mag seyn, daß der Gedanke ewiger Selbstentfaltung nicht nur des Geistes, sondern auch der gesammten Natur, Manchem befremdlich dasteht, zumal dem, der von quälenden Zweifeln umstrickt, fragt: „Wie mögen wir jener unendlichen Entwickelungen des Daseyenden und also auch des Geistes sicher seyn, da wir von dessen Unvergänglichkeit nach dem Leibestode keine schlechthinige Gewißheit haben, sondern höchstens ein Vermuthen und sehnsüchtiges Glauben?“ — Und woher, frag' ich zurück, auch nur dies sehnsüchtige Glauben und Vermuthen? Die Idee der Geistes-Unsterblichkeit, wäre sie wirklich

gern kehrten sie immer wieder zum Götzendienste des gemeinen ägyptischen Volks zurück! Und als der Glaube an den unsichtbaren Jehova endlich Wurzel gefaßt hatte, welche Schicksale mußte Christus erfahren, da er die reinsten Begriffe an die Stelle des Volksglaubens stellen wollte; was mußten seine Jünger dulden, da sie den Heiden das unsichtbare Reich der Gottheit verkündeten!

Es konnte nur eitle Ahnensucht in ihrer Unwissenheit die heutige Ordens-Freimaurerei von jenen Mysterien der alten Indier, Aegypter und Griechen abstammen lassen. Möglicher ist, wie Herr Krause wahrscheinlich zu machen sucht, daß sich bis zu den Werkmaurer-Innungen oder Baugesellschaften des Mittelalters Erinnerungen von den altrömischen Baukorporationen oder Kollegien erhielten, die in Verbindung mit den weltbesiegenden Heeren den wilden Völkern Gesittung brachten. Die Baumeister des Mittelalters hatten zum Theil noch manche Aehnlichkeit mit den römischen Baukollegien, zum Theil mit den heutigen Freimaurer-Logeneinrichtungen. Sie genossen, wie in Frankreich, Italien und England, auch in Deutschland großer Freiheiten; sie hatten in Sachen ihres Gewerbes eigenes Recht und Gericht, und standen mit einander in engem Verbande, also daß die

nicht aus der Eigenheit des Geistes unmittelbar hervorgegangen, widerspricht wenigstens nicht der Vernunft; ja die größten Denker anerkennen in ihr sogar einen nothwendigen Vernunftglauben. Sie schimmert selbst, wie schon erwähnt, aus der sich unbewußten Natur im Leben und Gefühl derselben hervor, als ein zeitliches Fordern ihres Gesetzthums, als Instinkt und Daseynstrieb. Auch das Thier, ohne Vorstellung seines Daseyns, sträubt sich gegen dessen Vernichtung. Die Natur, als erste Lehrerin des Geistes, drängt ihn zur Annahme und Liebe eines unendlichen Vorhandenseyns. Wird sie, in sonst allgemeiner Uebereinstimmung mit ihm, hier zum ersten Mal der Vernunft widersprechend?

Es dürfte erwiedert werden: die Natur spiegelt in uns nur ihre Erscheinungen herein, die in unserm Ich nicht mehr sie selbst sind, sondern sich erst in Empfindungen, dann in Vorstellungen und Begriffe verwandeln. Das Draußen kann ganz andre Beschaffenheiten und Verhältnisse haben, als unser Erkenntnißgesetz sie stellt und ordnet. Wir kennen die Dinge außer uns nicht an sich, sondern nur, als Bewirktes und Erscheinung für uns. — Aber das Bewirkte ist nicht außer dem Bewirkenden, sondern in seiner Ursache, und erregt nicht das Entgegengesetzte, Widersprechende von sich im Empfinden und Gedanklichen an: sondern im Gegensätzlichwerden, das Gleichartige (17 — 20.). Wäre dem nicht so: dann könnten auch unsre innern Gewißheiten kaleidoskopische Täuschungen der Vernunft seyn; die Vernunftwahrheiten nothwendige Selbstbelügungen des sie erzeugenden Geistes, und dieser ein Ich-All (21.); oder, das All des Vorhandnen, Ausgeburt eines öden, wilden Wahnsinns seyn. Wir dürften selbst nicht den Gesetzen unsrer Vernunft trauen. Dürfen wir aber dies: so besitzen wir Wahrheiten, welche Uebereinstimmungen in sich selber und in der Einheit des Alls sind.

Zur vollständigen Gewißheit von Außendingen, sagt man, wird nicht nur die innere, gedankliche, sondern auch die durch Erfahrung gegebne Wahrnehmung des Gegenstandes, oder des wirklichen Daseyns des außer uns, als Vorhanden-Gedachten, erfordert. — Wäre dieser Satz Wahrheit: so würde auch das Urgewisse (13.) aufhören, aus

welchem doch erſt alle andern Gewißheiten quellen; — ſo würde die unmittelbare, nicht von der Sinnenwelt gegebne Erfahrung (12.) ungültig ſtehn, und hinwieder die mittelbare Erfahrung, in welcher doch größtentheils der Urſprung der Ungewißheit ruht (14.), am ſicherſten entſcheiden. Wenn man ſpricht: die Unvergänglichkeit des Geiſtes iſt darum nicht unbedingte Gewißheit, weil wir die Zukunft, jenſeits des Grabes, noch nicht aus Erfahrung haben, oder noch keiner der Todten zurückgekehrt iſt, uns ſeine Fortdauer zu verkünden: ſo klingt dies ungefähr, wie jener Satz eines irrſinnigen Grüblers, der da behauptete: niemand könne verbürgen, daß die ganze Welt und Gott ſelber morgen noch vorhanden ſey, weil niemand morgen gelebt habe, und niemand, der morgen ſchon war, es heut bezeugen kann. Mit völlig gleichem Fug und Recht dürfte auch der Blindgeborne das Daſeyn der Farben, und der Sehende das Daſeyn der, ſeinen bloßen Augen unſichtbaren, Aufgußthierchen, oder fernſchwebenden Weltkörper bezweifeln, oder läugnen. Erwieſen aber iſt, daß alles das, was wir durch die Sinne erfahren, weitaus der geringſte Theil deſſen iſt, was wir wiſſen (6.).

Es gibt ſogar an Zweifelſucht Erkrankte, welche die ſcheinbare Bewußtloſigkeit des Geiſtes im Schlafe, in Ohnmachten und andern Zuſtänden, als Zeugen für die Möglichkeit einer Geiſtesvernichtbarkeit anrufen; wiewohl derſelbe Geiſt, nach Vorübergang der zeitweiligen Zurückziehung des Seeliſchen von den belebten Organen, wieder in ſeiner Thätigkeit hervortritt, wie er und was er geweſen. Wenn bei vorherrſchender, freierer Wirkſamkeit des Lebens (wie zur Zeit des tiefen Schlafes), oder bei deſſen plötzlicher Störung und Hemmung, die Seele von ihren Sinnwerkzeugen, mithin auch von denen des Gedächtniſſes, augenblicklich (wie in Ohnmachten, Epilepſien u. ſ. w.) zurückgewichen iſt (65.), fehlt freilich in denſelben auch Erinnerung an das indeſſen Geſchehene; aber Geiſt und Seele, wenn auch vom Leben gleichſam in ſich zurückgedrängt, blieben dennoch die unvernichtet Weſenden. Die ſcheinbare Bewußtloſigkeit iſt nur Mangel der Erinnerungen, zu denen das noch mit dem Leibesleben vermählte Seeliſche die Mittel aufgab. So erinnert ſich auch der erwachte Nachtwandler und Somnambule, aus gleichem Grunde, nicht mehr ſeines Thuns in

dem ungewöhnlichen Zustande, da sein Seelisches von den gewöhnlichen Gedächtnißorganen entbunden war; wohl aber gedenkt er, im wiederkehrenden Schlafwachen des, was er im frühern gethan hat.

Die furchtsamen Bedenklichkeiten, welche sich im Geiste gegen seine Unvergehbarkeit entspinnen, beurkunden mir selber aber sein sich Fordern, als Genossen des Ewigen, und sich daher, im Ewigen, Wissen. Die Bedenklichkeiten entspringen allesammt, oder in ihrer Mehrheit, aus dem Verwechseln des Wesenden mit dessen Erscheinen im Endlichen (5. 18.). Da wird aus dem Zerfallen der Stoffgebilde das Zerfallen der sachlichwirkenden allgegenwärtigen Naturmacht (22.) gefolgert; aus dem Verschwinden des elektrischen Funkens, der Tod der Bewegkraft; aus dem Hinsterben der Blume und des Thiers, das Sterben des Belebenden; aus dem Wechsel des Zeitlichen, das Nichtseyn des Ewigen. Da wird das Bewirkte zur Ursache des Wirkenden verkehrt und das Sinnliche zum Quell des Uebersinnlichen erhoben.

Allein die Vergehbarkeit des Geistes ist eine so unbedingte Unmöglichkeit, als das Vernichtetwerden dessen, was im kleinsten Atom erscheint. Nichts kann sich von dem, was im All der Dinge weset, nichts sich aus der Allgegenwart des Verhandnen verlieren; oder wohin? Könnte das kleinste Atom in seiner Wesenheit verschwinden aus dem Daseyn: so könnte auch die gesammte Natur, das unendliche Weltall sich entwesen und vernichten, und das Höchste der Wesen selber. Kein Wort weiter von diesem Unsinn!

Nur das im Unendlichen geäußerte Andersseyn desselben ist das Endliche; das Gegensätzliche im Ewigen ist das Zeitliche; das aus dem unwandelbaren Wesen der Natur getretene Erscheinen der Wirkungen sind das Wandelbare und Vergängliche, gleichwie es der Wechsel des Gedanklichen im beharrlichen Wesen des Geistes ist (8.).

110. Der entkörperte Geist.

Weitaus der Großtheil des menschlichen Geschlechts zweifelt nicht an Fortdauer seines Ich's nach dem Leibestode. Entspringt diese Zweifellosigkeit auch nicht durch Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer Wesensvernichtung, und daß selbst das im leichtesten Sonnenstäubchen erscheinende Ur des Stoffsischen und Bewegenden nicht aus dem Universum verschwinden könne; oder daß der Geist mit seinem Heiligkeitsgesetz, welches hienieden noch an Unerfüllbarkeit gränzt, ohne Fortdauer sich selbst zum Widerspruch würde: so entspringt die Zuversicht auf Unsterblichkeit doch, unter allen Völkern, durch den festen Glauben an Lehre ihrer Religion, unterstützt von eigner unbezwingbarer Sehnsucht nach Unvergänglichkeit, und Hoffnung auf Vergeltung des Guten und Bösen in der Ewigkeit. Mehr hingegen beschäftigen sich die Ueberzeugten, wie die Glaubenden, mit Vorstellungen, Muthmaßungen und Zweifeln über die eigentlichen besondern Zustände ihres Ich's nach dem Tode. Verwöhnt durch das tägliche Schaun der Sinnenwelt, können sie sich kein Fürsichbestehn des Geistes, ohne irgend eine Körperlichkeit, sinnlicherweise vorstellen. Die Einbildungskraft muß das Beste dabei thun. Das Alterthum erfand die Seelenwanderung oder eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage der Welt. Andre bekleideten den Geist mit einem neuen Leibe, aus feinern Stoffen geformt, aber nach menschlicher Art; Andre dachten sich ihn in nebelhafter Gestalt gespenstisch auf Erden umherwandelnd, sogar nächtlicherweile Lebenden sichtbar; wieder Andere ihn anders.

Ohne eben in diese und ähnliche Einbildungen näher einzugehn, können sie doch wohl die Frage veranlassen: Was ist oder bleibt einst der entkörperte Geist? — Und die einfachste, vernunftgemäßeste Antwort scheint mir: Bei schlechthiniger Unvernichtbarkeit seines Wesenthums (109.) ist und bleibt er wenigstens derselbe, welcher er gewesen ist, ein wesendes Wissen (5.). Denn das Wissen oder Bewußtseyn ist sein unterscheidendes Eigenartige von andern Wesenartungen. Nicht Stoffe, nicht Bewegkräfte, oder Leben und Seele, haben ein Wissen, ein Gesetzthum der Erkenntniß. Nicht von ihnen empfängt er dies, wenn ich so sagen darf, Eigenthum seines Selbstes, denn sie können

nicht geben, was sie in sich selbst nicht sind und haben; sondern angeregt durch sie, wird er ein Wissen von ihnen, dann, zwischen sich und ihnen unterscheidend, ein Wissen seines Selbstes, oder besser, ein Vonsichwissen. Und unvertilgbar im Reich des göttlichen All's, wie dieses selbst, ist er und bleibt er ein ewig im Wissen wirkendes Wesen; sein Wirken, wie sein Bewirktes, ist in ihm (20.), ist das Gedankliche, wenn auch kein in erlernter Menschensprache erscheinendes, sondern wortloses Denken.

Er ist und bleibt in seinem Wesensgesetz, wie ein Denken, so auch ein Fordern des heiligen und vollkommnern Insichseyns. Dies erkennt er im irdischen Gewande, welches die Natur aus ihren Wirksamkeitssphären verlieh, als ein Unerreichbares. Im Ringen für seine Selbstständigkeit gegen die Einwirkungen der Thiernatur, wenn sie dem Heiligkeitsgesetz widerstrebt, erstärkt er, als höheres Wesen; steigt er über die Natur auf; oder, den Kampf scheuend, sich selbst entweihend, sinkt er, durch eigne Schuld erschwachend, in den Abgrund des Thierthums, zwar freier Wahl bewußt, aber dem eignen Gesetz abtrünnig, einem ihm fremden dienstbar geworden. Der Geist, der stärkere, oder schwächere, göttlichere oder thierische, welcher er auf Erden in seiner Menschheit war, ist er und bleibt er an und in sich, nach der irdischen Entkörperung. Bliebe er es nicht: so wäre sein eignes Wesenthum, sein eignes Gesetz, sein inneres nie verstummendes Fordern des Edlern, ein in sich Zwiespältiges, Zerrissenes; eine Ausnahme von der durch das unendliche Reich des Vorhandenen herrschenden Harmonie desselben; so wären Thier und Mensch, Vernunft und Unvernunft, Sünde und Tugend, Verruchtes und Göttliches einerlei.

Die Stufen der Selbstläuterung und Reinheit, oder Selbsttrübung und Unreinheit, der Selbststärkung oder Selbstschwächung zum Vollendetern, unterscheidet den Geisterwerth. Der Geist bleibt, auch nach seiner Entkörperung, das, was er auf der Stufe, in sich, gewesen, die er errungen hat. Er ist sein Selbstrichter. Es entsteht dadurch keine Mehrung oder Minderung in seiner Wesenheit; nur ein Nähersein dem Göttlichern, durch Selbstheiligung. Denn so wenig die wesende Natur in ihren Wirksamkeitssphären vermehrt oder vermindert

werden kann (Ausdrücke, die nur, den Erscheinungen im Zeitlichen abgezogne, Begriffe bezeichnen), so wenig kann ein Geist in seiner Selbstheit vergrößert oder verkleinert werden. Schon auf Erden ist sich unser Geist in seiner Selbstheit, vom ersten bis zum letzten Augenblick, als unwandelbar Gleichbleibendes bewußt. Das Mehr und Minder seiner Befähigung zu dieser, oder jener Art des Wirkens, hängt von der Tüchtigkeit, oder Untüchtigkeit, der ihm dazu vom Leben gewordenen Werkzeuge und von Einwirkungen äußerer Verhältnisse ab. Je nach Beschaffenheit der äußern oder innern Organe kann er, durch Uebung derselben, größern Scharfsinn, oder Witz, oder Beobachtungsgabe, oder andre bewundernswürdige Fertigkeiten erwerben und äußern. Je nach Maßgabe der Umstände, des Unterrichts und der Erfahrungen, kann der seelische Gedächtnißsinn mit mannigfachern Kenntnissen ausgestattet werden. Allein diese Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissenschaften sind nicht der wesende Geist selbst, sondern nur sein Gewußtes. Er bleibt das Wissende derselben. Niemand kann dem andern mehr Geist geben, sondern ihn nur, durch Erregung, vermittelst des Wißbaren, zur Thätigwerdung in sich stärken und, im Vonsich- und Andern-Wissen, läutern und steigern zum Erkennen des Höchsten, des Nicht-Irdischen, des Ewigen. Der in der Wissensmacht des Göttlichen sich selbst verklärende Geist bleibt, was er war, auch nach der Abscheidung von seiner irdischen Hülle. Bliebe er es nicht: so ständen das im todten Felsblock Wesende und der Gott denkende Geist in der Reihe der Wesen auf gleicher Höhe neben einander.

---

111. Der entkörperte Geist zum Weltall.

Das beseelte Thier, wenn es auch instinktmäßig für Unverletztheit seines Lebens streitet, hat eigentlich keine Todesfurcht; denn es besitzt keine Kenntniß, so wenig seines Lebens, als seines erfolgenden Todes. Es fühlt sich in beiden, unbewußt beider. Der Mensch allein hat Wissen vom Tode, durch Erfahrung, gewonnen; aber auch ein Wissen vom Unendlichen und Ewigen, ohne mittelbare Erfahrung, in ihm selbst Gewordenes. Er hat, durch die Natur seiner Leiblichkeit, Todes-

graun empfangen; aber, von anders her, unzerstörbare Sicherheit des Fortdauerns seiner Ichheit. Ohne diese Aussicht wäre die Todesfurcht, wäre das Leben selbst, das entsetzlichste Geschenk, welches der Schöpfer dem Sterblichen hätte geben können.

Doch ein Fortwesen des Geistes nach der Todesstunde, in seiner reinen Selbstheit, ohne Verbindung mit dem übrigen Weltall; daher ohne Angeregtwerden von diesem zum in sich Gegensätzlichwerden, zu Vorstellungen und Gedanken; ein unänderliches, wahrnehmungsloses Hinbrüten über nichts; ein ewiges wissend Wesen ohne Gewußtes; ein freies Wollenkönnen, ohne Wahl; ein Heiligseyn ohne Heiligwirken, — das wäre zwar keine gänzliche Vernichtung, aber würde ihr gleich kommen. Es wäre der unerfüllte Geist; ein leeres Vermögen, das nichts vermag; eine Ursach ohne Wirkung; ein erinnerungsloses Schweben im Vorhandnen; und die Ewigkeit wäre kaum gleich einem Augenblick der Gegenwart. Die Vernunft stößt solche Vorstellungen, als sich Widersprechendes, ab. Wir würden wahrlich schon in der menschlichen Hülle vollkommner seyn, als es in jener Weise nach dem Tode möglich wäre.

Der allgegenwärtigen Natur urverwandt (27.), bleibt der Menschengeist, ihrem unermeßlichen Daseyn unentziehbar; im ewigen Verbande mit ihr, welchen Welten er sich einst auch zuschwingen möge. Sie umfaßt ihn in ihrer Gränzenlosigkeit. Das Ur und Höchste aller Wesen, erhaben über sie, ist ungeschieden von ihr; denn eben sie ist nur sein Wort zur Geisterwelt, ist Gotteswort.

Als Vermittler zwischen Natur und Menschengeiste steht das Seeliche, durch welches sie ihn erregt, und er sie erregt (78.); durch welches sie sein Gewußtes, er das Wissen von ihr und Erfüllung seiner eignen Wesenheit (20.) wird. In ungetrennter Einheit sachlich wirkend, ist sie auch die Urseele des Alls (55.), und das All ist von dieser, möcht ich sagen, durchflossen. Und gleichwie aus der Fülle der seelischen Wirksamkeitssphäre sinnliches Gewahren und Fühlen, als Wächter und Beseliger des thierischen Lebens hervorgehn: so empfängt der Geist aus ihr, die ihm ein Gleichartiges ist (91.), seine Werkzeuge.

Die Seele, das ihm Nächste im Naturwesen, bildet gleichsam des Geistes Leib.

Das Seelische, der unsichtbare Leib unsers Geistes! — Immerhin mag das Allzubildliche des Ausdrucks etwas hart scheinen, besonders denen, welche gewöhnt sind, Seele und Geist noch für eins und dasselbe zu halten, oder mit einander zu verwechseln. Der Gedanke selber ist weder neu, noch steht er ganz ohne Rechtfertigung durch Naturbetrachtung und Thatsachen der Erfahrung.

Wir wissen aus täglichen Wahrnehmungen, daß das Seelische allein zwischen unserm Geist und der übrigen Natur der Dinge, durch Gewahrung und Gefühl das verknüpfende Mittelglied sey; daß wir, ohne dasselbe, kein Erfahren von Stoffen und Körpern, von bewegenden Kräften und von einer die Körper belebenden Macht hätten. Wir wissen, daß nicht der todte Leichnam empfindet, nicht das stoffische Gebilde des Auges sieht, des Ohres hört, sondern nur während der Beseelung; daß auch nicht das Leben selbst in den Sinnenwerkzeugen das Gewahrende und Empfindende sey, weil der Mensch im schweren Schlaf, in Betäubung, in Ohnmachten und ähnlichen Zuständen leben kann, und nichts vom Aeußern empfindet, weil sich die Seele von den Organen abgewendet hat. — Wir wissen ferner durch Erfahrungen, daß in Sterbenden sich zuerst, mit dem Geiste zugleich, das Seelische vom Körper trennt; aber in diesem, der kein Zeichen von irgend einem Empfinden, Erkennen der Dinge und Willen äußert, noch das pflanzische Leben fortwähren kann und wirklich fortwährt, selbst im Grabe *); daß erst, wenn das Leben sein Stoffgebilde gänzlich verlassen hat, die Körpertheile in Gährung und Verwesung, unter dem Spiel der freigelassenen Bewegkräfte, zerfallen.

*) Für die Fortdauer des Belebenden im entseelten Körper spricht auch, daß man, bei späterer Wiedereröffnung von Gräbern und Särgen, noch Haare des Hauptes und Bartes, Nägel der Finger und Zehen der Eingesargten, in ungewöhnlicher Länge fortgewachsen gefunden hat.

Ebenso bekannte Thatsachen lehren, daß die Seele, selbst im gesunden Leibe des Menschen, wie des Thiers, nicht immer auf die äußern Gränzen des Körpers beschränkt sey, sondern über sie hinaus ihren Kreis erweitert (54. 55.); daß sie durch Genuß, oder Aufnahme vom Urseelischen im All der Natur, erhöht und gestärkt werden könne*), gleichwie auch das Leben durch Zutritt von, seinem Bedürfniß entsprechenden, Stoffen und Bewegkräften, mit denen sich aus dem allverbreiteten Urleben Frisches vereint, gestärkt und gemehrt werden kann; daß die Seele in ihrer Halbentbundenheit vom Leibesleben und dessen Organen, aber noch mit dem Geiste vollkommen verknüpft, wie z. B. im Zustand mondsüchtiger Nachtwandler, im sogenannten magnetischen Hellsehen der Somnambulen, oder zuweilen in der Verzückung sibirischer Schamanen, Entferntes wahrnehmen, Vergangnes in Erinnerung zurückrufen, Bevorstehendes erahnen, selbst Gemüthsereignisse Andrer (z. B. des Magnetisirenden) wissen könne, und nicht bloß zufällig und unwillkürlich, sondern vom Geisteswillen, nach bestimmten Richtungen, geleitet (72.).

Möge man nun diese Zustände Nacht- oder Lichtseite der Wesen nennen: so erkennen wir in dergleichen bekannten, und mannigfaltig verkannten, Erscheinungen, eigenthümliche, dem Geiste untergebene Wirkensartungen der Seele, die, ihre gewöhnlichen Nervenleiter verlassend, gleichsam in ihrem eignen Element, dem Urseelischen des Alls, hinausschweifend, mit Beistand desselben wahrnimmt, was sie, gebunden an die Organe des leiblichen Lebens, nicht wahrnimmt. Und was sie, ohne Hülfe irdischer Sinnwerkzeuge, vermag: wird sie auch entkörpert vermögen, nämlich den Geist im Verband mit dem Weltall bewahren. Ich möchte, zu dem bisher Angedeuteten, noch eine bekannte Thatsache fügen. Ist die Seele, während der eben gedachten Zustände, in halber Entbundenheit vom Leben: so muß nothwendig auch das Geisteswesen dann zum Theil losgebundner vom

*) Es scheint, daß auch vom Seelischen des Magnetisirenden Uebergang in das Seelische des Magnetisirten stattfindet, indem dieser sich dadurch vorübergehend erquickt und gestärkt, jener hingegen geschwächt fühlt.

Leben seyn. Der Geist aber, abgelöster, als sonst, von Lebenseinwirkungen, ist an sich sodann freier von der Macht der Triebe und irdischen Begierden; in seinem heiligen Gesetzthum ungehemmter wesend. Daher bemerkt man an Personen, im Augenblick hellern Schlafwachens, ein edleres Seyn, voller Wahrhaftigkeit und Widerwillen gegen thierische Neigungen und Gesinnungen Andrer.

Es hat nicht an Denkern gefehlt, welchen es nicht unwahrscheinlich däuchtete, daß, wie Stoffe und bewegende Kräfte, die das Leben zu seinem Einheitsgebilde verband, nach dem Abscheiden des Lebens wieder ins Allgemeine des Stoffischen und der Bewegkräfte aufgelöst übergehn, ja die Lebensgattung selbst wieder in das Urleben zurücktritt: so auch löse sich der entkörperte Geist, und die Seele, in den Urgeist des Alls und in dessen Urseele auf. Doch abgesehn davon, daß ein solches Verschwimmen des wissenden Geisteswesens in das All des Urwesens einem Tode des Geistes gleichkömmt, und eine soche Vorstellung im schneidenden Zwiespalt mit dem Entwickelungsgesetz der ganzen Natur und dem Heiligungsgesetz des Geistes steht; abgesehen auch davon, daß damit in der göttlichen Weltordnung der Reinste und Unreinste der Geister auf gleiche Stufe gestellt, Sünde und Tugend auf Erden und immerdar gleichgeltend, die Vernunft selbst überflüssig, oder Lügnerin würde: deuten lehrend noch ganz andre Verhältnisse und Erscheinungen auf eine persönliche Fortdauer des Geistes in seelischer Hülle, nach dem Tode, hin.

---

112. Das Reich der Geister das Tiefste eines höhern Wesenreichs.

Der Menschengeist steht, schon im Irdischen, als Einzelwesen da; mit dem hellen Bewußtseyn, daß er zwar mit allen andern Menschengeistern einerlei Gesetzthum in sich trage, dennoch aber nicht der Gleiche mit allen Andern, sondern ein von allen in Stärke und Entwickelung wesenhaft verschiedenes Selbst sey. Er steht da, eingekleidet von der Natur mit dem, was sie in ihren gesammten Wirksamkeitssphären ist,

Bauhütten von zweiundzwanzig Städten, in Ansbach, Augsburg, Basel, Konstanz, Dresden, Frankfurt, Freiburg, Hagenau, Heidelberg, Heilbronn, Mainz, Meisenheim, München, Nüremberg, Plaffenburg, Regensburg, Salzburg, Schlettstadt, Speier, Stuttgart, Ulm und Zürich, nebst deren Zubehörden von der großen Bauhütte in Straßburg abhängig waren. Erst ein Beschluß des Regensburger Reichstages hob am 16. März 1707 diese Verbindung der deutschen Werkhütten mit der Straßburgischen auf.

Die gefreiten Werkmaurer und Bauleute des Mittelalters waren freilich nichts weniger, als Freimaurer im heutigen Sinne des Wortes. Künstler und Handwerker waren sie, mit Vorrechten ausgestattet, gleich andern zünftischen Gewerben, und begabt mit zünftischen wunderbaren Gebräuchen, die durch Ueberlieferung aus ältern Zeiten stammten. Inzwischen hatten sich bei ihnen mehr, als bei andern Gewerben, zum Behuf ihrer Arbeiten, selbst in den finstersten Zeitaltern, physikalische und mathematische Kenntnisse erhalten. Wie hätten sie ohne alle Kunde von denselben die Riesengebäude des Straßburger Münsters, der hohen Dome zu Magdeburg, Kölln, Freiburg, Zürich, Regensburg, Wien u. s. w. aufführen mögen? Solche Ein-

und erſcheint ſich daher, in ſeiner Eigenſtändlichkeit, gleichſam wie im Mittelpunkt des Weltalls. Er iſt ſich hell bewußt, nicht mit dieſem das Gleiche zu ſeyn; aber ſein Weltall iſt nicht Natur und ihr Andersſeyn, ſondern das durch ihre Anregungen aus ihm hervorgerufene Reich ſeiner Vorſtellungen, in denen er, wie Schöpfer der eignen innern Welt, weſet. Er hat die Wahrnehmung, daß, unter dem Walten der Natur, in allen ihren einzelnen Schöpfungen, ein Körper durch Zutritt oder Abnahme der Stoffe vergrößert oder verkleinert, oder Bewegkräfte in denſelben vermehrt und vermindert, die Macht des Lebens in ihnen erhöht oder geſchwächt, ſelbſt das Seeliſche weſenhaft reicher und ärmer im Thier und Menſchen werden kann; aber nicht eben ſo ſeine innere, weſende Ichheit (110.).

Noch mehr, die Natur ſelbſt, ſie ſeine Erzieherin, weiſet ihn überall auf ſich zurück, als gehöre er nicht zu ihr und ihrem Reiche. Er hat ein durchaus anderes Geſetz, als ſie in der Geſammtheit ihrer Wirkſamkeitsſphären. Denn im Hintergrund aller ſeiner Ideen, ſeines Erkennens und Wollens, bleibt ſein Verlangen des Unbedingtwahren und Unbedingtheiligen, welches in ihr, der ſich Unbewußten, nicht erſcheint. Eben ſo drängt ihn auch das Schickſal von allen Seiten ſtets auf ſich ſelber zurück.

Was die Natur in ihren Geſetzen fordert, erfüllt ſie in aller Vollendung. So erſcheint ſie, auch im Wechſel der Dinge, als die Gleiche und Beharrende; auch in der Mannigfaltigkeit jedes ihrer beſondern Gebilde, als ewige Einheit; auch im Endlichen als Unendlichkeit. Aber nicht alſo der Geiſt. Er ringt nach dem Unbedingtwahren, ohne es erringen zu können; will das Unbedingtheilige und Gerechte, und kann es nicht erſtreben. Es liegt noch eine ungeheure Kluft zwiſchen ſeinem Weſensgeſetz und der Erfüllung deſſelben! — Und eben dieſe Kluft deutet nicht nur auf ſein Fortdauern; denn er macht keine Ausnahme in der Ordnung des göttlichen Alls von allem andern Weſenden; ſie deutet nicht nur auf ſeine weſentliche Verſchiedenheit von der Natur; ſondern auch auf ſeine Ungleichheit oder Verſchiedenheit mit andern geiſtigen Einzelweſen. Er iſt ſich bewußt, daß die Tugenden andrer Menſchen nicht auch zugleich ſeine Tugenden, und die Sünden aller

Sterblichen nicht zugleich seine Sünden sind. Jeder ist sich urbewußt, was er in sich errungen habe, das habe er seiner Selbstheit, nicht der Gesammtheit aller Geister errungen.

Es besteht offenbar ein andres Walten des, was im Reich der Natur und des, was im Reich der Geister herrscht. Zwischen Beiden ist die unverkennbare Scheidelinie gezogen, jenseits welcher dort das Gesetz der freien Selbstbestimmung gilt. Das göttliche Wesen-All wird sich in beiden gewissermaßen von neuem gegensätzlich; ein Andres, und Verwandtes; und das Seelische bildet den in einander verschwimmenden Uebergang beider Reiche. — Jenseits der großen Scheidelinie erkennen wir überall die Heimkehr der erschienenen einzelnen Wesenartungen in ihren Urquell; der Körper in ihren Urstoff, der bewegenden Kräfte in ihre Urkraft, der Einzelleben in das Urbelebende. Hinwieder diesseits der Scheidelinie, oder im Geisterthum, sind sich die Einzelwesen, als solche, ihrer beharrlichen Selbstheit urbewußt. In diesem Bewußtseyn des unvernichtbaren Geisteseinzelnen athmen alle Völker, alle Religionen und Philosopheme. Ein höheres, göttlicheres Wesenreich, als die Natur, ist, im Gegensatz zu ihrem Reich, in ewige Einzelwesen auseinandergetreten.

Wohl schauen wir in den Abgrund der Natur mit Erstaunen und Entzücken nieder, und von Jahrtausend zu Jahrtausend hellern Auges. Es erhebt uns im Wahrnehmen unsrer Geisteswürde ein seligkeitsreiches Gefühl. Aber wir erkennen zugleich, daß wir im unendlichen All der Vorhandenheit keineswegs die Höchsten der Wesen sind. Denn was über uns noch im unendlichen Gottesall wohnen und walten mag, dafür fehlt das Auge. Wir haben nur aus jenen Höhen ein Gesetz empfangen, welches uns dort Erhabneres ahnen läßt; ein Gesetz, welches in seiner Unbedingtheit, für den Augenblick unsers Erdenwallens, zu umfassend und unerfüllbar ist. Hienieden der Natur zu eng verbunden, in ihre Wesenheiten thierisch eingekleidet; mit dieser Thiernatur sogar ihrem starren Gesetzthum zum Theil untergeordnet, wählend und schwankend zwischen ihm und dem eignen höhern, stehn wir ohne Zweifel doch nur auf der tiefsten Stufe der höhern Wesenregion. Gleich den Thieren, über welchen wir erhaben sind,

die nicht himmelwärts, nur erdwärts ſchaun können, und denen nichts von Gabenfülle und Majeſtät des Menſchengeiſtes ahnet: ſo der Menſchengeiſt, wenn er den kühnen Blick zu dem emporwendet, was über ihm und über der Natur, auf höhern Stufen der Weſenheit wandelt. Auch wir ſehn nur geſenkten Hauptes, unter uns, in die verdämmernden Tiefen des Alls, aber forſchen vergebens nach dem da droben.

---

113. Ahnungen der Geiſteszukunft.

Es keimen die Ahnungen vom Jenſeits aus dem Innern des Geiſtes hervor, der ſich bewußt wird, daß all ſein Wiſſen beſchränkt, daß ſeine höchſte Weisheit ein Nichts wird vor der Weisheit, welche ihm aus den Wundern des Weltgebäu's und der Verhängniſſe entgegenſtrahlt; daß zwiſchen ihm und dem Urheber des erſcheinenden All's ein unendlicher, ein größerer Zwiſchenraum ſeyn müſſe, als zwiſchen dem kleinſten Gas-Atom und dem eignen geheimnißvollen Ich; daß eine weite Aufſtufung der Weſen, wie in der Natur zum Geiſte, noch von ihm zu Gott vorhanden ſeyn müſſe. Der Ruf dieſer Ahnungen hallt uns aus ſämmtlichen Jahrtauſenden und Religionen auch der nur halberwachten Völker entgegen; wie vom Ganges und Nil der menſchlichen Urzeiten, ſo heut noch aus Wildniſſen an den Quellen des großen Marauon. So endlich auch dieſe Religionen vom „Leben nach dem Tode", von „Engeln und Teufeln", vom „dritten, vierten und ſiebenten Himmel" ſtammeln: in dieſem Stammeln verkündet ſich eine unwillkürlich im Menſchengeiſt gewordne Offenbarung. Der Zweifler, inmitten ſeiner troſtloſeſten Verdüſterung, kann ſich ihrer nicht ganz erwehren; und der leichtfertigſte Wüſtling vernimmt von Zeit zu Zeit ungern ihre Stimme, inmitten ſeines Sinnenrauſches.

Und wenn auch der einſichtreichere Menſch jene bildlichen Vorſtellungen belächelt, tritt doch die Ahnung, welche ſich in ihnen von einem ſtufenweiſen Uebergang der Weſen zum Vollkommnern ausſpricht, aus der Kunde der Naturgeſetze, der Geiſtesgeſetze, aus den eignen Folgerungen und Schlüſſen vom Gekannten auf Ungekanntes entgegen, wo das

Gleichartige und Edenmäßige im Gang der Naturerscheinungen und Geisteserscheinungen überall herrscht und selten irre leitet. Nirgends Stillstand im weiten Reich des Wesenden und Seyenden, überall Bewegung und Fortschreiten; nirgends Zusammenhangslosigkeit und Sprung; überall Uebergehn vom Verwandten zum Verwandten und Gleichartigen. Wir erblicken diese Uebergänge in den Schöpfungen der Natur, zum Herrlicherwerden ihres Selbstes, in den ehrwürdigen Denkmalen ihres frühern Wirkens und Seyns, welche sie in den Abgründen unsers Weltkörpers, wie weissagende Bilderschrift hinterlassen hat (47. 108.). Wir erfahren das allmälige Aufsteigen des Geistes zu freierm edlerm Seyn, in der Entwickelungsgeschichte jedes Einzelnen, von der ersten Stunde des Säuglings durch Knaben- und Jünglingsalter, bis zu den Tagen des gereiften Mannes und Greises; wir nehmen es wahr im Lebenslauf der gesammten Menschheit, wie sie seit ihrem Beginnen auf Erden, allmälig aus dem Schlamm thierischer Urwildheit hervorsteigt und zur Selbstverklärung fortrückt (75.), so sehr sich auch Barbarei, und was sich in ihr gefällt, dagegen sträuben mag. — Wie? und dies allgemeine Gesetz im göttlichen All sollte, bei Tod und Auflösung des Menschenleibes, aufgelöst werden in seiner Gültigkeit und Allherrschaft, während jedes Atom des verweseten Körpers, Belebendes und Beseelendes, gleich dem aus seiner Lebenshülle entlassenen Geiste, ewig fortwesen?

Die Ahnung vom stufenweisen Aufgang der Geister zu einem heiligern und vollendetern Daseyn ist wohl mehr, als leeres Vermuthen, als schmeichelnde Einbildung. Und wenn uns aus dem Nachthimmel die Millionen selbstleuchtender oder beleuchteter Weltkörper anglänzen: sind ihre Strahlen nicht Zeugen, die uns von göttlicher Herrlichkeit im Ewigen predigen? Unser Erdball ist ein Wohnplatz von Menschengeistern, aber er ist, wenn auch nicht der kleinste, doch beiweitem nicht der größte aller Planeten, die sich, in ungeheuern Entfernungen von einander, mit ihm in weiten Kreisen um die Sonne bewegen. Die Masse des Sonnenkörpers aber ist bekanntlich größer, als sämmtliche Massen der sie begleitenden Planeten und deren Monde. Dennoch ist auch noch die Sonne einer der kleinern unter den zahllosen Fixsternen; denn immer wahrscheinlicher wird, aus ihrer eignen Bewegung durch

die Himmel, daß sie bloß Begleiterin einer größern Centralsonne sei, die im Mittelpunkt ihrer Bahn strahlt. Wer wagt es, bei diesem Gedanken zu glauben, daß alle jene Milliarden von Haupt- und Neben-Weltkörpern öde stehn und unbewohnt von Wesen andrer, und höherer oder niedrerer Art, als wir selbst sind? daß nur unser kleiner Erdball, auf welchem die Sterblichen milbenartig umherwimmeln, das beste und reichste Kleinod des uferlosen Weltenreiches sey? Wer wagt, unter so erhabnen Erinnerungen, am Daseyn einer ununterbrochnen Wesenkette zu zweifeln, in welcher Alles emporstrebt, in fortgehender Verherrlichung zum Allerhöchsten und Allerherrlichsten!

VIII.

Gott.

Gott.

114. Der Gottgedanke.

Wohin im Ewigen der Weg der Geister, und welchen neuen Verhältnissen und Zuständen er entgegen führt, das liegt dem Spähen des Verstandes im tiefsten Dunkel. Auch ists' schlechthin Unmöglichkeit, Vorstellung von dem zu bilden, was und wie der Geist auf höherer Vollendungsstufe seyn möge, ohne schon auf solcher Stufe zu stehn. So ist's auch unmöglich und vergebens, dem Blindgebornen Vorstellungen vom Eigenthümlichen des Seyns, vom Zauber des Lichts, von Pracht der Farben, Formen, Nähen und Fernen beizubringen. Er versteht uns erst, wenn er selber sehend wird. So bleibt dem vollkommensten aller Thiere die Klarheit und Macht des menschlichen Geistes, mit der er sich zum Bändiger der furchtbarsten Geschöpfe macht, die Elemente zügelt, den Lauf der Welten durch die Himmelsräume berechnet, und das erkennt, was allen Sinnen verborgen ist, ein verschlossenes Geheimniß. Das Thier müßte Mensch werden, um dessen höheres Wesenthum zu begreifen. Und würde jenseits uns im Seelischen, auch nur ein einziger neuer Sinn aufgethan: so wäre darin eine Weltverwandlung. Und entfaltete sich im Geiste ein Vermögen, weit über alle Vernunft empor, das göttliche All strahlte in anderm Glanz.

Im ersten Augenblick des Nachdenkens mag uns seltsam dünken, daß, während wir im engen Horizont unsers Wissens, von aller Kunde höherer Zustände und Wesenordnungen über uns abgeschieden sind, wir dennoch vom Allerhöchsten der Wesen ein Wissen in uns tragen.

Sollten wir denn dem allwaltenden Ur alles Daseyns näher stehn, als den uns nächstverwandten Wesen in der über uns emporgehenden Geisterkette? — Allerdings! Wir stehn ihm näher, weil er uns am nächsten steht; er, der in uns, um uns, in allen höhern Wesenreichen, wie in denen der Natur unter uns, allgegenwärtig waltet und weset; Alles in ihm, er in Allem, ohne ihn nichts da ist. Und eben der Gottgedanke ist die Urkunde, welche verkündet, der Menschengeist gehöre einer weit über die Sinnenwelt erhabnen Wesenreihe an. Diese Kunde ward uns nicht durch menschliche Erfindung zu Theil, sondern weil sie im Geiste durch Selbstoffenbarung des Allgegenwärtigen *), als Urgewißheit (6.), hervor quillt; und durch Selbstoffenbarung des in sämmtlichen Reichen der Natur allgegenwärtig Waltenden **). Wir sagen wohl, die Natur sey unsre Lehrerin; aber Gott ist's, der sich in ihr uns lehrt. Darum ist diese Offenbarung ein dem Geiste unentwendbares, nothwendiges, unwillkürliches Wissen; der Schlüssel des Weltgeheimnisses. Ohne dem wäre unser eignes Daseyn ein ewig unauflösliches Räthsel.

Im bildungsreichsten, wie im bildungsdürftigsten Volke entsteht der Gottgedanke aus dem Geiste. Er beginnt, als Ahnung; wird zum Glauben; erweitert sich zu hellerer Erkenntniß; verklärt sich in Gewißheit. Er ist keine nachgebetete Ueberlieferung der Familien, Horden, Nationen gesammter Zeiten. Welttheile und Inseln, die gegenseitig ohne Kunde von einander waren und sind, hatten und haben Kunde vom Göttlichen.

Das erste Erwachen des Gottgedankens in den menschlichen Geschöpfen der Vorwelt, das erste Aufleuchten desselben in den Verzückungen noch lebender Wildenhorden, begann und beginnt zugleich mit dem Hellerwerden ihres eignen Selbstbewußtseyns. Unmündige Kinder, denen jene in ihrer Erfahrungslosigkeit ähnlich sind, werden lange auf dem mütterlichen Arm umhergetragen, bevor sie ihr Ich von An-

*) Röm. 1, 19.
**) Röm. 1, 20.

dern, ſich von der Welt, dann die Welt, von dem unterſcheiden, was ſie nicht ſehn und doch Urſach der Veränderungen iſt, die ſie anſtaunen. So werden auch die unmündigen Völker vom Mutterarm der Natur getragen, und von ihr, nach Maßgabe der vorhandnen Erfahrungen und Vorbegriffe, unterrichtet. Im Anſtaunen der Naturerſcheinungen und der darin regen Mächte, ahnet ihnen ein Gewaltigeres, Unſichtbares darin. Dieſe Ahnung iſt der Gottgedanke, wie trübe er auch noch in ihnen leuchte. Unwiſſend, von wannen die Vorſtellung von Gott oder Göttern gekommen, die ſich ihnen doch nirgends zeigen, halten ſie, in frommer Verehrung, ihre Altvordern, ſelbſt für edlere Naturen, und daß der Gott, oder die Gottheiten, mit denſelben perſönlich Umgang gepflogen haben, um ſich zu offenbaren.

Man verachte die Verehrer der Fetiſchen, oder furchtbarer, oder wohlthätiger Thiere nicht; nicht Anbeter der Geſtirne, der Quellen und Bäume; nicht das Heidenthum, wenn es guten und böſen Geiſtern und Gottheiten Opfer darbringt; oder ſeine Götter in menſchlicher Geſtalt, mit menſchlichen Leidenſchaften und Begierden bekleidet. Es iſt dies ein erſtes Lallen der Religion im Munde der Unmündigen, wie wir es auch ſogar noch in civiliſirten Staaten unter denen oft vernehmen, welche ſich mit dem Namen der Chriſten ſchmücken. Es iſt das erſte Sehnen und Suchen nach dem Draußen, was im Innern des Geiſtes waltet, und mit deſſen Weſen Eins iſt.

Mit erweitertem Gebiet der Kenntniſſe ſtrahlt das Gotteslicht der innern Offenbarung heller darüber. Die Götzenbilder fallen. Die Natur ſelbſt wendet die Menſchenkinder von der Anbetung ihrer ab. Sie ſelber lehrt, daß ſie nicht das Höchſte und Einzige ſey. Sie nennt uns eine Macht und Weisheit, welche nicht die ihrige iſt, und welche der Menſchengeiſt nicht durch die Formen ſeines Denkens in ſie hineingelegt hat, die er aber, im Bewußtſeyn eigner Ohnmacht, anerkennt und anſtaunt. Jeder neue Blick in die endloſen Fernen des mit Welten bevölkerten Alls, und in die bodenloſen Tiefen der Natur, ihres Weſens und Wirkens, bringt ihm das Gefühl ſeines eignen niedrigen Standes. Aus ihren wunderbaren Abgründen ſteigt Weiſſagung; und

sichten konnten aber nicht leicht ohne eine Geistesbildung bestehen, welche höher, als die gewöhnliche der Zeitgenossen war. Wie hell sie über den Aberglauben und Mönchsgeist ihrer Jahrhunderte hinwegsahen, bezeugen die von den Englischen noch vorhandenen ältesten Urkunden und viele in ihren Gebäuden angebrachte Steinbilder, welche den Handwerksburschen auf Wanderungen zum Wahrzeichen dienten. Jene Kunstvortheile und Kunstlehren, wie diese Einsichten, die zu offenbaren nicht rathsam war, konnten mit Recht wohl als Geheimnisse gelten. Auch achtbare Männer aus andern und höhern Ständen liessen sich darum gern der gefreiten Maurergenossenschaft beizählen, wie das schon bei den altrömischen Baukorporationen oder Kollegien der Fall gewesen, denen sie treu nachgebildet waren.

In England herrschte, rücksichtlich der Maurer und Bauleute, ähnliches Verhältniß wie in Deutschland. Sie hatten ihre Verbindungen, Gebräuche, Versammlungen und Rechtsame. Die alte Maurer-Einrichtung, welche im Jahre 926 in der Bauhütte zu York angenommen ward, belehrt uns von der damaligen Ordnung der gefreiten Werkmaurer auf der Insel; von ihren sinnbildlichen Gebräuchen bei Aufnahmen u. s. w. in ihren Bauhütten, und zugleich von ihrem hellen Sinn in kirchlichen oder vielmehr religiosen Din-

der Geist wird in sich Gottes voll; er weiß sich in ihm, ihn in sich; sich „göttlichen Geschlechts *)."

---

115. Urgewißheit von Gott.

Wenn sich der Geist, im Zustande der Halbentwickelung, nicht mit dem Glauben an ein Daseyn Gottes genügen läßt; sondern Gewißheit (13.) fordert, und Zweifel erwachsen: so entspringen diese nicht, weil die mittelbare oder unmittelbare Offenbarung in seinem Innern stumm geworden wäre (auch inmitten der Zweifel glaubt er noch unwillkürlich), sondern weil der Verstand (8.) beim Forschen falsche Pfade wählte. Dann fordert er wohl, mit kindischer Befangenheit, sichtbare Wunder und Zeichen. Dem armen Sterblichen kömmt nicht zu Sinne, daß er jeden Augenblick durch ein Labyrinth von Wundern wallt; daß diese im Grashalm und im Staube zu seinen Füßen liegen, und aus den Himmeln von jedem Stern herabsinken; daß jeder seiner Athemzüge Wunder sey. Oder er fordert sogar zu seiner Ueberzeugung persönliches, sichtbares Erscheinen Gottes unter den Menschenkindern. Er begehrt in kindischer Einfalt die Endlichwerdung des Unendlichen; die Begränzung der Allgegenwart.

Diesen Kinderwünschen fast ähnlich sind die einseitigen, wenn auch scharfsinnigen, Versuche vieler Schulweisen und doch oft Unweisen, welche, bei der in ihrem Geiste unaustilgbaren Urgewißheit von Gott, sich mit dieser nicht begnügen, sondern die Wesenheit der Gottheit und deren Beschaffenheit ergründen und begreifen wollten. Sie verwechselten die Wirkungen mit der Ursach; oder bedachten nicht, daß das Wesende gewußt und gekannt, und dennoch schlechthin an sich unbegreifbar seyn müsse (19.), weil es an sich ohne Mannigfaltiges in seiner Einheit beharrt, und das Mannigfaltige nur in seinen Erscheinungen oder Aeußerungen besteht, vermittelst deren es auf uns einwirkt, gleichwie der Menschengeist nur in seinem Gedanklichen ein

---

*) Ap. Gesch. 17, 28.

Mannigfaltiges wird, und nur vermittelſt ſeiner Gedanken auf die Natur oder auf Menſchengeiſter erregend zurückwirkt. Daher gingen die Weltweiſen des Alterthums, und ſelbſt der ſpätern Zeiten, in den verſchiedenſten Richtungen irre aus einander, und ſuchten das Unfindbare; oder erfanden, was ſie nicht fanden.

So hielten die Einen den ſinnlich gewahrbaren, oder auch wohl eine feinere, dem Schaun der Sinne entrückte Materie, weil ſie das überall Verbreitete iſt, für Urquell alles Daſeyenden; das Bewirkte für das Allwirkende; das Bedingte für das Allbedingende; hinwieder die wunderbare Macht des Belebenden, die Gefühle der Freude und des Schmerzes, die erhabenſten Ideen des Geiſtes, die weiſen Ordnungen des ganzen Weltgebäu's, Heiliges und Unheiliges, für Wirkungen und Eigenſchaften der Materie, je nach deren verſchiedner Zuſammenſetzung. So ward die ſtoffliche Welt ihr Gott, oder auch der blinde Zufall, welcher, nach vieltauſendjährigen Bewegungen und Miſchungen der Stoffe, dieſe unabſichtlich in ſolche Verbindung gerathen ließ, daß ſie darin auf immer beharrten. — Dieſe kindlich-rohe Vorſtellung von einer Gott-Welt (des Materialismus) ſagte tiefern Denkern nicht zu. Sie unterſchieden das in den endlichen Dingen der Welt von dem ſie aus ſich Bewirkenden; die Erſcheinungen vom dahinter waltenden Weſen; die Welt, von der ſie gebärenden Natur. Sie erhoben dieſe ſich Unbewußte zur Schöpferin des wiſſenden Geiſtes; die ſtarre Nothwendigkeit zur Urſach der Geiſtesfreiheit; zur Geberin eines Geſetzes, welches mit ihrem Wirken nichts gemein hat, und unter ihren geſammten Erſcheinungen unerfüllbar ſteht. Sie machten die Natur zum Gott, der erſt im Geiſte ein Gewußtes werden kann, und doch nur ein mangelhaft Erkanntes; der ſich in ſeinen Erſcheinungen mit unendlicher Weisheit äußert, ohne davon zu wiſſen und ohne vom Menſchengeiſt ergründet zu werden; zu einem Gott, der zugleich Vollkommenheit und Unvollkommenheit iſt. — Dieſe Lehre (des Naturalismus), wie viel des ſich Widerſtreitenden ſie auch darbieten möge, iſt, wie ſchon geſagt, höchſte Erkenntnißſtufe eines ſelbſtdenkenden Heidenthums. Um die Widerſprüche ſolcher Anſicht aufzulöſen, iſt es nur noch ein Schritt zum Glauben an einen einzigen, über Welt, Natur und Geiſterthum erhabnen, allwaltenden Gott (zum Deismus).

Ohne die in der Wesensnothwendigkeit unsers Geistes schon, vor allem Denken, vorhandene Urgewißheit eines Urwesens, der auch die ganze Natur entspricht, würde das Menschengeschlecht nie einen Gott im Weltall gesucht haben. Das Urgewisse (6.) aber versteht sich von selbst; kann nicht gedanklich bewiesen werden; bedarf keines Beweises, als sich selbst, und ist die Grundlage, auf welcher der Verstand erst alle andern Beweise baut. Wir kennen Gott aus unmittelbarer Erfahrung des Geistes (12.), und erkennen ihn aus mittelbarer Erfahrung, durch Natur und Schicksal.

Daher sind die Bestrebungen Derer vergeblich gewesen, welche das Daseyn Gottes reingedanklich aus einem Hauptgrundsatze, durch Schlüsse und Folgerungen darthun wollten. Denn ihr Hauptgrund, von dem sie ausgingen, war selber nur vom Geist Bewirktes, Gedankliches. Sie bewiesen nicht ein wesendes Daseyn, sondern nur Uebereinstimmung ihres Gedankenspiels mit sich selbst und die formenhafte Richtigkeit desselben.

Andre, die zur vollendeten Gewißheit vom göttlichen Daseyn ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen der Erkenntniß und sinnlichen Erfahrung des Gegenstandes forderten, gelangten zu demselben Ergebniß, wie jene. Weil sie den Gegenstand, dessen Vorhandenheit sie zu beweisen trachteten, nicht ur-sachlich wesend, und auch nicht sinnlich gewahrbar schauen konnten, verblieben sie im Spielraum ihrer Gedanklichkeit; fanden sie keine Brücke von dieser zur wesenden Wirklichkeit außer sich (vom Ideellen und Reellen), und erreichten somit nichts Anders, als Anerkennung einer unabweisbaren Nothwendigkeit, das Daseyn Gottes inner ihrem eignen Gedankenthum für wahr zu halten, wenn auch nicht die wirkliche, wesenhafte Vorhandenheit. Dieser Vernunftglaube ward ein bloßer, unentbehrlicher Nothbehelf ihres Geistes, um in ihm den Zwiespalt des Heiligkeitsgesetzes und dessen Forderungen mit der ungenügenden Erfüllbarkeit derselben im Endlichen, zwischen der Sehnsucht nach Vollkommenheit und dem Unvollkommenen in dieser Welt, zu schlichten. Jene Denker endeten, womit sie hätten beginnen können! Denn die Nothwendigkeit des Gottglaubens war kein Ergebniß ihrer Schlußfolgerungen, sondern diese

waren aus jener entſprungen, und konnten nichts bezeugen, als das Vorhandenſeyn ihrer Urquelle (der Urgewißheit) im Weſen des Geiſtes; die unmittelbare Erfahrung (12.) in ſich von Gott; die Selbſtoffenbarung Gottes *) im Geiſt. Und was würde auch mit jenem Vernunftglauben, oder Selbſttroſt der Vernunft, gewonnen, ohne Wiſſen der Wirklichkeit des Ur's aller Weſen? Es wäre damit wohl ein Schlußſtein des geſammten Gedankenwerks gefunden; doch wie mag dies Beruhigung gewähren, wenn dennoch in dem Draußen der Schlußſtein des geſammten Weſenthums zweifelhaft bliebe?

Es kann aber in der Welt der Gedanken nichts vorhanden ſeyn, was ſich in ihr nicht entweder aus der urgewiſſen Weſenheit des Geiſtes, oder durch Erregung vom außer ihm Weſenden, als Vorſtellung abſpiegelt (8.). Was irgend die edelſte oder wildeſte Imagination Bewundernswerthes, oder Unnatürliches, zuſammengeſtalten mag: es iſt immerdar aus Einzelheiten deſſen in einander gefügt, was ſchon im Gedächtniß aufbehalten lag. So gewinnen wir anderſeits Kunde vom Göttlichen, weit über die Natur und ihre Erſcheinungen, ſelbſt über den Geiſt und ihre Vorſtellungen hinaus. Wie könnten wir den Gedanken des Unendlichen, des Ewigwahren, des Heiligen, in uns hervorbringen, wir, denen in der Welt nur Endlichkeit, Sündhaftigkeit und Täuſchung begegnet, wenn das in ihr und von ihr Nie-Erfahrene nicht unmittelbar aus der Urheit und weſenhaften Wirklichkeit unſers Geiſtes erſcheinend würde? Der unwiſſende Wilde mag durch Furcht oder Bewunderung inmitten der Naturwirkungen zur Ahnung höherer Mächte, der entfaltetere Geiſt des Denkers durch das Wunderreich der Außendinge zur hellern Erkenntniß des Göttlichen geführt worden ſeyn. Aber die Menſchheit konnte nicht finden, was nicht ſchon, vor aller Furcht und Bewunderung, und nicht ſchon vor allen Gedanken in ihrem Geiſtesweſen, vorhanden war. Man findet nicht das Nichtvorhandene, und weiß nicht das Nichtgekannte.

*) Röm. 1, 19. 20.

116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens.

Gott hat sich unmittelbar in der Wesenheit unsers Geistes offenbart, er das All, und Eins in Allem. Kein Sterblicher hat Gott den Sterblichen offenbart; Keiner ihnen das Gesetz der Heiligkeit vom Himmel gebracht. Von den Urhebern der frühesten und der jüngsten Religionen wurde das Wissen vom Göttlichen in der Welt voraus-gesetzt. Lehrer und Gesetzgeber des Alterthums reinigten nur die rohen Vorstellungen ihres Volks von jenen Unvollkommenheiten, die ein Erbe aus noch kenntnißärmern Zeiten waren. Sie läuterten die Begriffe vom Gerechten und Guten. Sie befestigten, für allzusinnliche Zeitgenossen, die Ideen vom Uebersinnlichen vorsichtig im Boden der Sinnlichkeit. Sie kleideten darum das Unsichtbare, in Sichtbares, ein; hüllten es in die Pracht feierlicher Gottesdienste; unterstützten das Ganze mit Hoffnungen, Wundern und Schrecken. Nicht für das, was, in jeder sich klar gewordenen Vernunft, eine selbstgewordene, unerlernte Gewißheit ist, forderten sie Glauben, sondern für das Erlernte, und für höhere Einsicht und Würde des Lehrenden; gleich wie man auch von Kindern, die zur Selbstprüfung nicht gereift sind, nothwendig Glauben an der Aeltern höhere Einsicht und Würde fordert. So darf uns nicht befremden, daß Nationen im Stande unentwickelter Kindheit des Geistes, wenn auch ihr Verstand für irdische Verhältnisse und Bedürfnisse sehr ausgebildet seyn mochte, dennoch das Ueberirdische reinsinnlich, und ihre Götter, in menschlicher Gestalt, dachten. Es darf uns nicht befremden, wenn sie Jehova, Brama, Buddha, Zerwan, Allah, oder mit welchem Namen sonst die tausend Sprachen der Menschenkinder das Wesen alles Wesenden bezeichnen mögen, wie mit allen Tugenden, so mit Thorheiten, Schwächen und Leidenschaften der Sterblichen begabten, bis dem reifern Verstande diese Gebilde selbst lächerlich wurden, oder doch nicht das Höchste zu seyn schienen. Ueber ihren Göttern sahn Rom und Griechenland noch Höheres walten, — ein Fatum, dem die Götter selbst untergeordnet waren.

Nicht daß ein höheres Wesen über der Welt walte, sondern was,

und wie beſchaffen dies Weſen ſey, hat von jeher die Gedanken der Menſchheit beſchäftigt; und beſchäftigt heut noch die Schulen der Theologen und Philoſophen vieler Länder. Vergebliches Bemühn! Selbſt der Menſchengeiſt erkennt nicht die Beſchaffenheit ſeines eignen Weſens, ſondern nur das Vorhandenſeyn deſſelben durch Kenntniß (4.) ſeiner Aeußerungen. Ueber Beſchaffenheit des Gottesweſens vernünfteln wollen, iſt eitles Trachten. Wie mögen wir es ergründen, die wir uns in unſrer eignen Urheitlichkeit nicht ergründen können? Wir, die ſelbſt in der Reihe der Weſen noch ſo tief ſtehn!

Wohl ſpricht man von den Eigenſchaften unſers Geiſtes; eben ſo von Eigenſchaften der Seele, des Lebens, der Materie, der bewegenden Kräfte des Lichts, der Wärme, Elektrizität u. ſ. w. Dieſe belehren uns aber nicht von der Inſichbeſchaffenheit des Weſenden, ſondern nur von deſſen Wirkungen, oder ſeinem Andersſeyn für uns; und da wir, in den Erſcheinungen aus dem Weſen, Abſpiegelungen deſſelben erkennen, bilden wir, durch Uebertragung, daraus Eigenſchaften, d. i. beſondere Wirkſamkeitsweiſen des uns, an ſich unbekannten, Weſenden. So ſpricht man auch von den Eigenſchaften Gottes, deſſen Wirken wir, in der Natur, im Schickſal und im eignen Geiſte wahrnehmen. Aber wie wenig kennen wir von der Natur, die doch nur der tiefſte Saum vom Gewande des Allerhöchſten iſt! Wie wenig von ihrem Walten und Wirken auf tauſend fernen Weltkörpern, wo es ein ganz anderes, als auf dem von uns bewohnten kleinen Nebenſtern einer Sonne iſt!

Doch wie gering auch unſer Wiſſen noch iſt, ja, wie ſehr wir uns auch noch irren können, indem wir das Vollendete in Natur und Geiſt zum Maßſtabe von Gottes unendlicher Vollkommenheit machen, und was wir in jenen bewundern, als Zeugniſſe ſeiner Eigenſchaften nehmen: können wir denn anders, als nach dem Abglanz ſeiner Herrlichkeit uns, auf menſchlich-kindliche Weiſe, ein Bild vom ewigen Allvater entwerfen? Nicht die Urgewißheit von ſeinem Daſeyn, ſondern die Vorſtellung ſeines Weſens, iſt ein Vernunftglaube, deſſen Nothwendigkeit gebieteriſch aus dem Geſetzthum unſrer Erkenntniß und aus der Stellung unſers Geiſtes im All der Weſen hervortritt.

So bietet die unbegränzte Natur, sie die allgegenwärtige Sachlichkeit dessen, was den Sinnen gewahrbar ist, die Idee der Allgegenwart Gottes; sie, in allen belebten und unbelebten Gebilden ihre unendliche Einheit ausprägend, bietet uns die Vorstellung vom lebendigen und all-einigen Gott. Unser Anstaunen ihrer unwiderstehlichen Macht, ihrer Geheimnisse und Wunder lehrt uns von seiner Allmacht, seiner Allweisheit. Ihr Beseelendes und Beseligendes spricht uns von seiner Allseligkeit. — Eben so nehmen wir aus der Herrlichkeit unsers Geistes das, wovon keine sinnliche Erfahrung Kunde gibt, und was in denselben aus Gott hereinstrahlt, die Ideen des Unendlichen, Wahren und Heiligen, und eignen es ihm wieder zu. Darum nennen wir ihn das Unbedingte (Absolute), in welchem alle Artungen des Wesens und Seyns bedingt sind; darum ihn den Schöpfer; das Weltall seine Schöpfung; ihn, den Ewigen, über Räume und Zeiten Erhabnen, den Allgütigen, den Allerheiligsten.

Wenn der kenntnißdürftige, mehr nachglaubende, als selbstdenkende Großtheil der Sterblichen sich seine Gottheit noch zu menschenartig vorbildet; sie sogar des Zorns oder der Rache, fähig hält; und den Widerspruch in einer Vorstellung nicht wahrnimmt, nach welcher Gottes Allbarmherzigkeit mit ewiger Strafe und Höllenqual des Sünders vereinbar seyn soll: nein, lächeln wir nicht darüber, stolz auf unser vermeynntes Besserwissen. Auch die Weisesten unter den Weisen bilden sich die Gottheit noch zu menschenartig vor, und bemerken nicht Widersprüche, welche entspringen, indem sie in Gott Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur, aber ins Unendliche ausgedehnte, vereinigen. Sie sprechen auch wohl von einem „Willen Gottes", als könnte im Allerheiligsten noch, wie im Menschen, ein So- oder Anders-Beschließen, ein Wählen zwischen Bessern und Schlechtern stattfinden; oder von ihm, dem „höchsten Vernunftwesen" und dessen „Gedanken", als wenn das Ur des Alls nicht ein Anderes, weit über alle Vernunft erhabnes Wissen seyn möge; oder sie schaffen Gott zu einem ewig in Natur, Welt und Geistern, in starrer Nothwendigkeit waltenden, sich selber dunkeln, Fatum oder Schicksal; Andre, wieder anders. — Kein Wort mehr über jene Vorstellungsweisen von Beschaffenheit des göttlichen Wesens. Ich könnte Mandeville's Fabel von Bienen

wiederholen, welche noch keinen Menschen gesehn hatten, und, um sich seine Erhabenheit vorzustellen, ihm ihre Formen und Eigenschaften, aber ins Endlose vergrößert, beilegten, woraus freilich noch immer kein Mensch, sondern nur eine ungeheure Biene ward; oder könnte wohl mit Paulus, dem Apostel sagen: Sie haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild verwandelt, gleich dem vergänglichen Menschen*);" und „da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Thoren geworden."

Unter allen Lehrern der Menschheit, von Anbeginn derselben bis heut kenn' ich nur Einen, der, menschlicher Weise, von göttlichen Dingen und dem Verhältniß der Geister zum Allerhöchsten, am würdigsten gelehrt hat. Es ist der, welcher die Selbstoffenbarung der Gottheit in uns, durch seines Geistes Licht, von den Nebeln der Irrthümer reinigte, wie Keiner vor ihm und nach ihm. Es ist Jesus Christus!

---

117. Christus.

Es sey mir erlaubt, von ihm zu reden, wenn auch nicht ganz auf die unter Schriftgelehrten der vielerlei Kirchen und Glaubenssekten üblichen Weise. In Aufschließung meines innersten Seyns, darf ich die eigne Ansicht der außerordentlichsten Erscheinung nicht verschweigen, welche, seit dem geschichtlichen Wissen der Menschheit, je im Geisterreich hervorgegangen ist. Nicht von seiner Person will ich reden; sondern von seiner Lehre. Er selber sprach über seine Persönlichkeit wenig; und dann nur auf bildliche Weise, um sein Erscheinen, und den Zweck desselben, mit den bisherigen Ansichten des jüdischen Volks jener Tage, und mit den schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen seit Moses, in Einklang zu bringen, daß er nicht gekommen sey, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen**). Mehr, als er selber, sprachen seine Jünger und die Erzähler seines Lebens (die Evangelisten), von seiner

---

*) Röm. 1, 23.

**) Matth. 5, 17.

Person; Alle mehr oder weniger verschieden, je nachdem sie seine Aeußerungen aufgefaßt, oder dem Ideenkreise derer, für die sie schrieben, angemessen gemacht hatten; Alle mit dem Zweck, durch Schilderung der Würde und Herrlichkeit des von Gott in die Welt Gesandten, seinem Worte Glauben zu erwerben. Mehr, als die Jünger, wußten die spätern Verkünder des Evangeliums, die Ausleger der Worte der Apostel, über die Persönlichkeit Christi, über die verschiednen Naturen in derselben, sogar über Naturen und Personen in Gott selbst, zu sagen. Das Christenthum Christi selbst ward, in den Streitfragen über Christi Person, nur zu oft Nebensache; hinwieder ein menschliches Christenthum, aus Dogmen und Symbolen vieler Kirchen und Sekten hervorgebildet, Hauptsache. Wäre dieses aber die Hauptsache gewesen: so würde dem, der Jesum gesandt hatte, wahrlich es ein Leichtes gewesen seyn, alle Irrthümer, abweichende Auslegungen und Zweifel der Nachwelt unmöglich zu machen.

Abgesehn von Allem, was das Priesterthum verflossener Zeiten und gegenwärtiger, über die in Sagen- und Bildersprache des Orients gehüllte Geschichte der Person Jesu mündlich und schriftlich gelehrt und geträumt haben; abgesehn von Allem, worüber Weise und Unweise, welche sich seit dem ersten bis zum neunzehnten Jahrhundert jemals mit Christi Namen schmückten, in mancherlei Behauptungen und Widerlegungen, in gegenseitigen Verketzerungen und Verfolgungen, christuswidrig, auseinander gefallen sind: bleibt immer, selbst für Juden und Heiden, selbst für den philosophischen Zweifler Eins noch, des höchsten Erstaunens würdig. Ich würde dies Eine, wiewohl es vor Augen liegt, unbegreiflich nennen, falls ich darin nicht „den Finger Gottes“ sähe, das heißt, ein wunderweises Lenken und Ordnen des Schicksals im Geisterthum, wie ich es schon im Weben und Wirken der Natur erkenne. Wenn Zeichen und Wunder, vor Alters, unter wundersüchtigen und wundergläubigen Barbaren verrichtet, den spätern Jahrtausenden nicht mehr, als Urkunden einer göttlichen Sendung, genügen können: so werden Wunder andrer Art, die wir erst in unsrer Zeit verstehen und die nicht geringer sind, als die, welche wir in Schöpfungen der Natur anstaunen, voll unerschütterlicher Gültigkeit und Kraft verbleiben müssen.

Es haben Sokrates, Plato, Zeno, alle erleuchtete, tugendhafte Weisen, die wir noch immer mit Ehrfurcht nennen, gelebt und gelehrt, bevor Christus kam. Wir kennen ihre Ideen, und bewunderungswürdigen Vernunftträume von göttlichen Dingen. Sie waren Glanzpunkte im Geisterreich ihrer Zeitalter. Sie sind es nicht mehr für das heutige, in welchem wir, von höhern Standpunkten der Wissenschaft und Naturkenntniß, ihre Fehlschlüsse und Irrthümer nachweisen. Wer weiset heut aber, in der Lehre Christi von göttlichen Dingen, Irrthümer und Fehlschlüsse nach, wenn dieselben nicht erst durch spätere Mißverständnisse und Auslegungen hineingetragen worden sind?

Aber jene Weisen des Alterthums, aber Moses, Zoroaster, Confutse und andre Propheten und Lehrer der Vorwelt, erscheinen dem Beobachter, im Seyn der Zeiten, jeder wie ein Johannes der Täufer, nur als Vorgänger Christi, die ihm den Weg bereiteten. Was sie lehrten, war das Höchste für ihre Schule, ihr Zeitalter, ihre Nation. Religiöses Seyn ist das wirkliche Geistes-Leben der Völker, welches deren Wandeln und Handeln mächtiger regelt, als das bürgerliche Gesetz. — Nach jenen Vorarbeitern kam Jesus Christus, und ward das Licht, nicht seines Zeitalters, sondern aller Zeitalter; nicht seines Volkes, sondern der Menschheit. Er ist der Vorläufer keines Weisern geworden. Und wenn noch heut Zwiespalt herrscht, trägt nicht seine von ihm verkündete Wahrheit die Schuld, sondern Irrthum und Schwäche seiner Verkündiger. Es gibt nicht zwanzig, dreißig Christenthümer, sondern nur ein einziges Christenthum; und dieses ist die wahre Weltreligion; und sie ist dies, weil göttlichen Ursprungs; und sie ist dies, weil geläuterte Selbstoffenbarung der Gottheit im Wesen aller menschlichen Geister.

Durch Jesus erst ward die Selbstoffenbarung Gottes, die sich den Sterblichen lange Zeit in ungewissen Ahnungen kündete, zum reinen, lichten Bewußtseyn erhoben; durch ihn das Verhältniß unsers Wesens zum höchsten Wesen, durch ihn das Gebot der Geistesfreiheit und Selbstheiligung von Irrungen des blöden Verstandes, von Schnörkeln der Schulsysteme, von Sophismen irdischer Selbstsucht, geläutert; durch ihn der Blick in das Ewige beseligend. Und was

gen. Es wehte in ihren Stiftungen etwas Reinmenſchliches, Hohes. Auch hier gehörten gebildete und angeſehene Männer anderer Stände zu ihnen, und Fürſten, ſelbſt Könige waren ihre Schirmherren. Sie rechneten ihre freie, doch in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Genoſſenſchaft von Adam und Pythagoras her, und lehrten: „ihr Zweck und Weſen ſei die Wiſſenſchaft der Natur, das Verſtändniß der Kraft, die in ihr iſt und ihrer beſondern Wirkungen, beſonders die Wiſſenſchaft von Zahl, Maas und Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauche der Menſchen einzurichten, hauptſächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andern Dinge, welche dem Menſchen wohlthätig ſind.“ Sie hatten neben der vitruviſchen Kunſt, auch die höhern Lebensanſichten und die reinmenſchliche Lehre (wie ſchon ſtellt ſie Vitruv in ſeinem Buche dar!) des edeln Alterthums bewahrt, und mit chriſtlichem Sinne geſteigert. So war von jeher in der Maurerei ein Doppeltes; ein Irdiſches und Göttliches. Jenes ward das verkörpernde Sinnbild von dieſem; dieſes das Verklärende von jenem.

Die Menge der britiſchen Bauhütten, und

von diesem Allen in der Vorwelt nur **stückweis**, mangelhaft, ob mehr oder minder fantastisch und verworren, in Mysterien der Priester in Schulen der Weltweisen, nur einzelnen Nationen, einzelnen Auserwählten, mitgetheilt worden war: das ward, durch ihn was es seyn sollte, **Gemeingut des menschlichen Geschlechts**. Er ab gewährte es in einer **Vollendung**, wie es die scharfsinnigsten Denker vor und nach ihm, nicht vollendeter gewährt haben und gewähren konnten; und zugleich in einer **Einfalt** und Klarheit, daß selbst Unmündige und Wilde die ewigen und höchsten Wahrheiten, wie er sie, losgeschält von Kirchlichkeiten und Nationalitäten, gab, nicht bloß als Erlerntes, **glaubten**, sondern mit **Ueberzeugung** begriffen. Sein Wort war kein **Räthsel** für die menschliche Vernunft, sondern eben das, was sie in sich selber befriedigte; war die einzig mögliche **Lösung** des dunkeln Welträthsels für sie. Ein trübes Wissen und Ahnen vom Göttlichen ward, durch ihn, zum **Wort**.

Dies Wort der frohen Botschaft, seine Lehre, war nicht seine Lehre und Offenbarung, sondern, wie er selbst sagte*), **Gottes in ihm**; und war, wie er selbst sagte, eine **Wahrheit**, welche jeder erkennen kann, weil sie schon in jedem Geiste von Gott gegeben wohnt**), und ihn von den Fesseln des Thierthums **frei macht*****). Und weil eine Selbstoffenbarung des höchsten Wesens in den Geistern allein eine Ur-Wahrheit ist; alles Andre nur menschlich Ersonnenes und Beigefügtes: so mahnte er, uns in **ihr** zu heiligen; dem Vollendeten und Vollkommenen nachzustreben, wie Gott auch das Allvollkommene ist****). Darum konnte schon einer der ersten Christusjünger rufen: „In allerlei Volk, welcher Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm†)!“ Die Hauptsumme der von Christo entschleierten Gottesoffenbarung ist: Es ist ein allwaltender, allgegenwärtiger, unsichtbarer Gott, ein höchster Geist††). (Auch in den Halbwilden von Amerika

*) Joh. 7, 16. 17.
**) Röm. 2, 14. 15.
***) Joh. 8, 32.
****) Matth. 5, 48.
†) Ap. Gesch. 10, 35.
††) Joh. 4, 24.

Urwäldern, wohin der Name Christi nie erscholl, spricht sich diese innre Offenbarung durch Verehrung des „großen Geistes", aus). Er ist der Vater des Wesenalls *); in ihm leben, weben und sind wir; wir seine Kinder, ewig mit ihm im göttlichen Vaterhause, wo der Wohnungen viele sind **), und jeder empfängt und wird, was er durch Selbstheiligung geworden ***). Das Höchste der Gebote Christi zur Selbstheiligung ist aber: Liebe Gott über Alles, den Nächsten, als dich selbst; oder, was du willst, das dir Andre thun sollen, das thue ihnen auch. Dies ist der heilige Grund aller Pflichten der Gerechtigkeit und Güte.

So stellte Christus, menschlicher Weise zu reden, die gesammte Menschheit, als eine große Gottesfamilie, dar; unter sich Brüder und Schwestern; zum Allvater, als Kinder desselben. Er nannte nicht seine eigne Mutter, nicht seine leiblichen Brüder nur, die ihm Verwandtesten: sondern sprach: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder, meine Schwester, meine Mutter ****). Wie er den Allvater seinen Vater, so nannte auch er sich hinwieder einen Sohn Gottes, wie auch alle Menschen; „Söhne Gottes" †) (υἱοὶ τοῦ Θεοῦ.) Und wie er sich einen Gottessohn nannte, so auch einen Menschensohn, der nicht göttliche Anbetung und Dienst forderte ††), wohl aber, daß man in ihm und seinem Wort den Vater ehre, der ihn gesandt hatte †††). Wiewohl jeder Sterbliche, welcher zur Veredlung und Erleuchtung der Mitterschaffnen, sey es in weitern oder engern Kreisen wirkt, ein Werkzeug des Allerhöchsten, ein von demselben in die Welt Gesandter genannt werden kann, ist Christus dieses doch im herrlichsten Sinn des Wortes. Seine Enthüllung der Gottesoffenbarung, seine Lehre, welche Stamm und Wurzel aller Religionen in der Welt ist, bezeugt, daß, wie in jedem Geiste

*) Matth. 6, 9.
**) Joh. 14, 2.
***) Gal. 6, 8. 9.
****) Matth. 12, 50.
†) Röm. 8, 14—16. Matth. 5, 45.
††) Matth. 20, 28.
†††) Joh. 5, 23.

Göttliches wohnt, in ihm eine Fülle des Göttlichen war. Und wem diese Urkunde der göttlichen Sendung nicht genügt, der findet sie in den Wundern der Weltgeschichte, in der weltordnenden Gewalt über dem Entwickelungsgang des Menschengeschlechts.

Denn Christus erschien, zur Welterlösung aus den Banden der Geistesfinsterniß und Verthierung, „als die Zeit erfüllet war;“ da sein Wort Wurzel schlagen und das Senfkorn des Evangeliums zum weltbeschattenden Baum aufwachsen konnte; nicht früher, nicht später! Er erschien, als viele Propheten und Weisen der Völker schon ihm den Weg bereitet hatten; als in einem großen Theil der Erdbewohner schon, unter tausendjährigen Erfahrungen, der Verstand zu höherer Selbstthätigkeit gestärkt worden war; als durch Centralisirung der Staatsverwaltung von vielen Ländern dreier Welttheile, die alten Verhältnisse derselben erschüttert und alle dem Zepter eines einzigen Gebieters untergeordnet lagen. Er erschien, als das römische Weltreich, (niemandem ahnete es damals noch,) bald unter seiner eignen Last, und das Heidenthum bald unter seinen eignen Zweifeln, zusammenbrechen sollte; als die Legionen der Cäsaren, im Umtausch ihrer Standorte, vom Tajo zum Euphrat, vom Nil zur Themse wanderten und, überall andern Göttern begegnend, an den eigenen irre werden mußten. Wäre Christus früher in die Welt getreten, würde sein Wort auf den Kreis einer vereinzelten Nation beschränkt geblieben seyn, wie einst das mosaische Wort; nun sprach Christus zu einem unermeßlichen Weltreich.

Und er erschien inmitten eines kleinen asiatischen Volks, jedoch eines solchen, in welchem Moses schon die Idee der All- und Einheit Gottes geweckt hatte. Hier, wie nirgends noch, war das Erdreich zum Empfang des auszustreuenden Samens vorbereitet. Das Erscheinen Christi in der rechten Zeit, am rechten Ort, um mächtig in den Entwickelungsgang der Menschheit einzuwirken, war, wie jedes Geborenwerden eines Sterblichen, nicht sein Werk, sondern das einer höhern Hand. Nennet Ihr es Zufall? — so ist abermals Zufall Euer Gott. Aber der Bau der Feldblume, wie des ganzen Erdballs und der endlosen Weltenfamilie des Himmels, die Verkettung Eurer

Lebensereignisse, wie der Völkerschicksale, verkünden ein stilles Werden und Ordnen nach einem Gesetz, welches weit über alles menschliche Ergründen hinaus liegt.

Christus erschien; lebte wenig beachtet; war kein Hochgestellter seines Volks; suchte nicht Umgang mit Großen und Reichen, sondern da, wo gewöhnlich Sittenreinheit und Unverdorbenheit des Gemüths am meisten gefunden wird, in den Mittelklassen des Volks. Hier, im heiligen Wandel, lehrte er Heiligendes; verbreitete er Licht über die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, wie Keiner vor ihm; war fast noch Jüngling, kaum noch in sein Mannesalter eingetreten; und, mißverstanden von Vielen der Zeitgenossen, oft selbst von seinen Blutsfreunden und Schülern *), besonders aber von Priestern, Weltgelehrten und Staatshäuptern. Durch diese ward er, drei Jahre nach seinem öffentlichen Auftreten, zum Tode geschleppt. Er war nicht der Erste, welcher die Wahrheit seiner Ueberzeugungen, die Tugenden seines Lebens, mit eignem Blute besiegeln mußte; aber der Erste, bei dessen Tode der Vorhang vor dem Allerheiligsten des Geisterthums zerriß, daß das Altverhüllte unverhüllt und offen vor den Augen aller Sterblichen dalag. Da erblickten sie Gott in seiner Herrlichkeit, als ihren und aller Wesen Vater; da sich selbst, als seine Kinder; da vor sich die Ewigkeit aufgethan, als ihr Vaterhaus, und die Liebe, als den Himmelsweg dahin.

Unter Allen, die je auf Erden vom Weibe geboren worden sind, hat keiner, wie Christus, so außerordentlichen Verwandlungen der Menschheit, und dadurch so ungeheuren Umwälzungen der Reiche, der Sitten, der Gesetzgebungen, der Wissenschaften, den Ursprung gegeben. Wie gar nichtig und flüchtig sind die Thaten und Stiftungen aller Pharaonen, Cäsaren und Chane geblieben, in alter und neuer Zeit, mit ihrem blutigen Schwerte und ihrem verblendenden Golde! Jesu That war das Wort! „Es fiel erschütternd in den Ocean der Zeiten, und die Erschütterung pflanzte sich fort in immer mächtigern

*) Joh. 18, 36. Matth. 20, 20—28.

Wellenschlägen, in immer ausgedehntern Kreisen; von einem Jahrtausend zum andern, und noch heut immerdar durch alle Welttheile künftigen Jahrtausenden entgegen.

Anfangs trugen nur wenige Jünger das Jesuswort durch die damals bekanntern Gegenden Asiens, Europa's, Afrika's. Jeder gab es, wie er es von dem göttlichen Meister empfangen, und sprach von ihm nach Maß eigner Begeisterung, Ansicht, Bildung und Gemüthsweise; oder mit Rücksicht auf Uebungen, Denkarten, Vorurtheile der verschiednen Nationen. Sie mußten Allen Allerlei werden, um Viele zu gewinnen *). Die bildliche Sprache des Orients, der jüdische Aberglaube, oder die mosaische Offenbarung und deren rabbinische Auslegung wäre dem Römer, dem wissenschaftlich gebildeten Griechen Fremdes gewesen. So entstanden eben dadurch, unter den ersten Christen schon, unvermeidliche Mißverständnisse und abweichende Vorstellungsarten über die Persönlichkeit des Urhebers der Weltreligion. Der Eine sprach: Ich bin Paulisch; der Andre: ich bin Apollisch; der Dritte: ich bin Kephisch; der Vierte: ich bin Christisch! **) Und die Spaltungen dauerten fort. Spricht man doch heut auch noch: Ich bin Griechisch; ich bin Römisch-katholisch; ich bin Lutherisch; ich bin Reformirt, oder Pietist, Methodist, Mennonit u. s. w. Aber das Licht der göttlichen Urwahrheit, wie es Jesus ins Reich der Geister gebracht, leuchtete im Innern aller Hüllen, Sekten und Kirchen, mit denen es menschlicher Witz, oder menschliche Unwissenheit, umgab. Es leuchtete, wohin es selbst von einzelnen Kriegern, welche den römischen Adlern folgten, getragen worden war, vom Jordan bis zu den Pyrenäen und zum Indus; von Aegypten bis ins schottische Gebirg.

Dann erst, als die Funken überall still glommen, riß ein Sturm der Verhängnisse Völkerhorden aus uralten, dunkeln Wohnsitzen und schleuderte sie, wie Spreu, durch einander; und die Funken wurden zu lodernden Flammen, auf daß Alles in Erkenntniß des alleinigen

*) 1 Kor. 9, 20—22.

**) 1 Kor. 1, 12.

Gottes entbrenne. Siegende und besiegte Legionen, begeisterte Jesus-Jünger und wandernde Barbarenstämme, alle, von einer unsichtbaren Macht des Schicksals getrieben, wurden zu Werkzeugen des Jesuswortes. Selbst Stifter andrer Religionen, von Mahomed in Arabien bis Nanek unter den Shiks, kamen nur, dem Geiste der Christusreligion, durch die Wildnisse Asiens und Afrika's, Weg zu ebnen, indem sie, wie früher Moses bei seinem Volke, die Götzen des Heidenthums von den Altären stießen, und die zwar noch blöden, aber doch schon gereifteren Geister zum unsichtbaren, alleinigen Gott hinaufwiesen.

Der Weltsturm legte sich. Zertrümmert lag das römische Weltreich. Nichts vom ehmaligen Zustande europäischer Verhältnisse war geblieben, als das Christenthum. Seit dem Tage auf Golgatha hatte eine ganz neue Geschichte der Erdbewohner begonnen. Aus den Strömungen und chaotischen Mengungen der Völker, in welchen Jerusalem, Theben, Athen und Rom versunken lagen, schien, wie aus dem Schlamm einer langsam verlaufenen Sündflut, eine neue Menschheit hervorgestiegen. Wohl sah man, durch allgemeine Barbarei, die ehmalige vielgefeierte, heidnische Civilisation überwältigt; aber sich bald auch die rohe Tugend der Barbaren mit der Sittenanmuth der Ueberwundnen schmücken. Wohl sah man den einfachen Adel des Urchristenthums, mit Lappen griechischer Schulgelahrtheit, morgenländischer Fantasien, mit Ueberbleibseln des Judenthums, wie des heidnischen Götzenthums, entstellt; aber auch in den Völkern eine höhere Inbrunst für das Göttliche und Ewige entzündet. Nicht bloß der gemäßigtere Himmelsstrich Europa's führte ein schnelleres Abstreifen der Wildheit und Barbarei herbei; mehr noch das Himmelslicht der Christuslehre brachte ein geistigeres Leben. Die Verkünder desselben retteten in Kirchen, Klöstern und Schulen, die in Schrift bewahrte Erfahrung und Weisheit der Vorzeiten. Wärme und Licht des Göttlichen im Evangelium machte die Ketten der Leibeigenschaft, die Eisenzepter der Tyrannen, die Banden todten Kirchenglaubens verwittern; die Nebel des ererbten Aberglaubens nach und nach auseinanderfließen.

Und abermals „war die Zeit erfüllt", zu einem neuen Weltalter

reif. Es sprengte die Kraft des Schießpulvers jetzt die Felsenburgen zwingherrlichen Ritterthums und verrückte die erschütterten Schranken erblicher Stände und Kasten. Es lüftete ein kühner Schiffer den Vorhang von unbekannten Weltgegenden, und knüpfte, rings um den Erdball, Verband und Verkehr zwischen Nationen, die von ihrer gegenseitigen Vorhandenheit, seit Jahrtausenden, nicht gewußt hatten. Das Jesuswort scholl über die Meere hinaus in die Wildnisse Amerika's und Australiens. Nun schüttete Guttenbergs Werkzeug die Schätze des Gotteswortes und des Alterthums in die Tiefen des Volks, und ward ein Sprachrohr der Geister zu Geistern, wie zu denen, die nach Jahrhunderten noch kommen sollen. Nun erst strömte der Geistesreichthum, welchen Christus gegeben, in das Leben andrer Welttheile über. In Europa selber, dem bisherigen Heerde des ewigen Lichtes, hatten schon einzelne Glaubenshelden, die Tennen der Kirche, nach dem Bedürfniß ihrer Tage, gefegt, und Anfang gemacht, die Spreu des Juden- und Heidenthums vom fruchtbringenden Kern zu scheiden.

Und der Staub und Moder der verweseten Vorwelt fällt noch mehr und mehr, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ab von den Völkern und ihren Thronen, ihren Gesetzbüchern, Kriegspanieren, Altären und Richterstühlen. Das ist der Zauber des Evangeliums! Schon sehn wir, inmitten der civilisirten Barbarei, allerorts der sittlichgroßen, hochmenschlichen Wesen, d. i. der reinen Jesusjünger viele. Diese Entwilderung der Menschheit, diese Civilisation, wer mag der Weltgeschichte widersprechen? ist das Werk des Christenthums! Vom Christenthum aus, weht im Verkehr der Nationen, in Befreundung der Civilisirtern mit Barbaren, nun schon ein heiligender Sinn durch Glauben und Sitte selbst der Bekenner des Korans, wie des mosaischen Gesetzes, der Veda's, wie der Zendavesta. Die Religion Jesu, diese enthüllte Selbstoffenbarung Gottes, durchdringt und verklärt langsam, aber unwiderstehlich, immer mehr die andern Religionen. Sie wird derselben innerstes Leben, trotz Beibehaltung von deren äußerer, verwitternder Rinde der Bräuche und Meynungen in Tempeln, Pagoden, Synagogen und Moschеen. Sie wird deren innerstes Leben, weil das Göttliche und Heilige das innerste Leben aller Geister ist.

So ist das Senfkorn, ausgesäet an den Ufern des Jordans, emporgewachsen zum jugendlichen Baume, wie der es vorausgesagt hat, der es säete. Wäre mir zum Beweis der göttlichen Sendung Christi, oder der Wahrheit seiner Lehre, ein Wunder vonnöthen: hier ständ' es vor mir in der Schicksalsgeschichte der Menschheit. Und dies Schicksal ist Wirken des ewigen Weltordners in der Verflechtung der Ereignisse, in der Verspinnung von Ursachen und Wirkungen, in höchsten, wie tiefsten Sphären des Wesen-Alls.

Hier könnt' ich meine Ansicht des göttlichen Alls schließen, denn mir fehlen für das, was ich noch andeuten möchte, Zeichen und Worte. Vielleicht hätt' ich früher schweigen sollen, um der Verdammungssucht von Kirchengläubigen und Schulweisen zu entgehn. Mögen sie aber mir verzeihn, wie ich während des Erdelebens auch meinen Gegnern jederzeit verziehn habe. Ich folge dem Strahl der Selbstoffenbarung des Göttlichen in mir; er spiegelt sich anders in andern Geistern, wie die Sonne sich anders im kleinen Thautropfen des Halmes, und im weit-erglänzenden See spiegelt. Religion und Philosophie aber sind, ich wiederhol' es, ein untrennbares, himmlisches Geschwister, was immerhin die unter sich hadernden System- und Glaubens-Künstler sagen mögen. Was wider die Vernunft streitet, streitet wider das Gottesgesetz in den Geistern. Was über die Gränzen der Vernunft, weil über die Gränzen unmittelbarer und mittelbarer Erfahrung (12.) hinausgeht, doch ohne Widerspruch des Vernunftgesetzes, wird Ahnung und Glauben. Wer aber der Vernunft in Glaubenssachen ihr Recht versagt, verdächtigt bei vernünftigen Wesen den eignen Glauben.

Und so wag' ich's, wenn auch nur unvollkommen und bildlich, aber folgerecht mit allem Frühergesagten, noch meine Ansichten vom sogenannten Gericht Gottes über die Geisterwelt, und von der sogenannten Persönlichkeit Gottes auszusprechen.

118. Schickſal, Verhängniß. Göttliches Gericht.

Ja, es beſteht eine göttliche Leitung der Verhängniſſe, eine heilige Weltordnung, welche, im Natur- und Geiſterreiche, fortſchreitend zum Vollkommnern drängt. Deß iſt Jedermann täglicher Zeuge. Er iſt's, beim Rückblick auf vergangene Tage ſeines eignen Lebens, und auf vergangene Jahrtauſende unſers Geſchlechts.

Eine bedeutungslos ſcheinende Begebenheit, eine Umſtimmung der Witterung, eines Kindes Spielerei, wirkt mit unberechenbaren Erfolgen in der Verknüpfung der Dinge fort, welche den Sterblichen zuletzt Hoffnungen ohne Zahl vereiteln; die ſchlauesten Pläne zerreißen; Heere vernichten; Staaten umwälzen; Welttheile umgeſtalten. Niemand ſieht ſie vorher; niemand hat Macht, ſie abzuwehren. Kein Sterblicher ruft ſie aus dem Gewühl allſeitiger Bewegungen herbei. Sie kommen, und quellen aus dem dunkeln Schoos der Umſtände, gegen ihn an. Er nennt ſie Schickungen des Verhängniſſes, Zufälle, Schickſale, blindes Fatum, oder aber Walten einer göttlichen Vorſehung; und unterwirft ſich ihrer Nothwendigkeit. Denn die Nothwendigkeit iſt das eherne Geſetz des Schickſals, weil das Geſetz der Natur (81.), in der Geſammtheit ihrer Bewegungen; das Geſetz, nach welchem ſie, in ſich ſelbſt ändernd (53.), ihre Erregungen durch das Reich aller Einzelweſen, vom Verwandten zum Verwandten (77.), ewiglich fortpflanzt. Daher, was heut im Innern des Erdballs und auf ſeiner Oberfläche geſchieht; Erdbeben, wie Peſtilenzen, Veränderungen der Klimate, wie der Völkerzuſtände, Familienbegebenheiten, wie Begegniſſe des Einzelnen, ſind, in der Verflechtung der Urſachen und Wirkungen, ein Nachgebornes aus der Geſchichte des erſten Tages, an welchem der Erdball menſchlich bewohnbar geworden iſt.

Auch der Menſchengeiſt, der Verwandte der Natur (80.), empfängt die Einwirkungen derſelben. Sie ſetzen ſeiner Thätigkeit unabänderliche Bedingungen und Schranken. Er gibt ſich die Umſtände und deren Wechſel nicht ſelber; er kann ſie nur benutzen. Er nennt ſie glückliche und unglückliche, gute und böſe. Sie ſind es an ſich ſelbſt aber nicht; der Menſch macht ſie ſich dazu, durch Klugheit oder Unklugheit, durch

Tugendlichkeit oder Sündlichkeit. Die Natur ist sündlos (84.); also auch die Verstrickung ihrer Thaten und Werke, das Schicksal. — Hinwieder wirkt auch der Mensch erregend auf die ihm verwandte Natur ein. Jede seiner Handlungen spinnt sich im dunkeln Schoos der Wesenheiten und Dinge, ihm unbekannt, als ein langes Gefolge von Aenderungen und Ereignissen, ins Unendliche fort. Da liegen sie außer seinem Gesichtskreis; außer dem Gebiet und Gesetz seines Willens; im Gebiet der Naturnothwendigkeit. Das aus seinem Mund geworfene Wort, der von seiner Hand geschleuderte Stein, gehören ihm nicht mehr. Sie sind einer fremden Gewalt anheimgefallen, die nach eignem Gesetzthum verfügt. Ihm gehört allein die Wahl der Handlung, die in ihr gewaltete Absicht an; die gute, oder böse; vernunftgemäße, oder vom Gesetz der Heiligkeit verworfene. Das Gute, was er bezweckt, kann in der Wirklichkeit zum Unheil entarten; das Uebel, welches er stiften möchte, segenvoll nachwirken. Doch ihm gebührt weder der Ruhm von diesem, noch der Vorwurf von jenem. Darum ist des Menschen Urtheil trüglich, der nur die That sieht; darum geht seine Rechtspflege mit verbundenen Augen einher!

Hat der Geist des Sterblichen keine Gewalt über das Schicksal: so ist auch er hinwieder dem Gebot desselben nicht unterthan. Er kann die Ereignisse des Tages und der Stunde nicht abwehren; aber mit Besonnenheit und Kraft auf sie zurückwirken, treu dem eignen Gesetzthum. Wer Ehre, Rang, Pracht, Reichthum und andre Scheingüter des Lebens nicht, als Wesentliches des irdischen Daseyns, über Alles liebt, sondern Selbstheiligung durch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit, steht über jedem Schicksal erhaben. Das Geschick kann ihm Gesundheit, Freiheit, selbst Leben rauben; aber nicht Tugendsinn, nicht Liebe und Wahl des Heiligen, nicht Unsterblichkeit. Der Heldenmuth des Geistes kann und wird eher das Band zwischen sich und der Natur zerreißen, als das Band zwischen sich und dem Göttlichen.

Nur der menschliche Leib, dies Eigenthum und Werk der Natur, bleibt, mit Allem, was ihm in der Sinnlichkeit zusteht, ein Spiel der Verhängnisse. Der Geist soll es nicht seyn! Wir leben wohl in der

die Anzahl gebildeter und vornehmer Männer, welche sich in die Genossenschaft der gefreiten Maurer (Free-Masons) aufnehmen ließ, gab derselben nach Jahrhunderten auch in den bürgerlichen Unruhen Englands Ansehen und Einfluß. Und eben diese Unruhen verwandelten zuerst das, was an sich bloße Gewerkschaft ursprünglich gewesen, in das, was die Freimaurerei endlich heutiges Tages geworden ist. Die Versammlungen der Maurerverbrüderungen entarteten zuletzt in wahre politische Clubbs; oder vielmehr, die achtbaren Genossen, welche keine Werkmaurer waren, verbanden sich unter einander enger; behielten zwar die alterthümlichen Gebräuche der Bauhütten bei, um unter diesem Aeussern desto sicherer zu bestehen, schieden sich aber von den gemeinen und mindergebildeten Werkleuten. Nach Enthauptung Karls I. (30. Jänner 1649) ergriffen sie die Partei der verfolgten Stuarte, und so, indem sie für Wiederherstellung des von Cromwel zerstörten Königsthrons arbeiteten, ward ihre Maurerkunst eine königliche Kunst, wie sie noch heißt.

Die Fortdauer der bürgerlichen Verwirrungen, welche die Nation entzweiten, brachte den Zwiespalt auch in die Logen der Freimaurer, die sich fortan bestimmt von Werkmaurern unterschieden, doch selbst beim Heere ihre Logen mit alterthüm-

Natur, aber nicht für sie: sondern für höhere Sphären der Geister und für das Göttliche in denselben. Wer für die Natur lebt, ist, wie jedes beseelte Thier, ihr Knecht. Wir leben nicht für uns allein, sondern für Andre unsers Wesens. Wir sterben nicht allein unsrer willen, sondern auch Andrer willen, zu deren Bestem und Geisteshelle. Alles lebt, alles stirbt für einander zum gegenseitigen Wohl. Denn in der Natur, wie in der Geisterwelt, und beide umfaßt das heilige Gottesreich, steht nichts vereinzelt für sich; geschieht nichts, ohne Zusammenhang mit Allem; und treibt Alles und reift Alles zum Vollkommnern empor (108.). Was wir Schicksal nennen, ist Offenbarung der göttlichen (moralischen) Weltordnung, — Gottes Finger!

Weil unsre Geburt, wie unser Tod, beides von einer allweisen Schicksalsverkettung abhängig, nicht bloß unsre eigne Persönlichkeit allein berührt, sondern auch für Andrer Bestes stattfindet: Warum klagen wir mit unsern Thränen, wenn wir auch Gott nicht nennen, doch sein Walten im Schicksal an, falls ein Vater, eine Mutter inmitten unerzogner Kinder stirbt? oder ein Liebling in der Blüte schöner Hoffnungen? oder ein Bösewicht in seiner ganzen Sündigkeit? oder ein Säugling, ein Kind, welches kaum das erste Licht erblickt hat? Sie Alle traten in die Welt und schieden aus ihr, nicht nur und ausschließlich ihrer selbst wegen, sondern auch für Andre. Der Augenblick der Geburt, wie des Todes, ist leise Verwandlung der Verhältnisse im ewigen All; Uebergang des ewig Wesenden in ein anderes Seyn (52.). Du fragst: Wozu ist der Mensch hier gewesen, der während, oder bald nach seiner Geburt stirbt? Er erschien und verschwand, nicht seinetwillen einzig, sondern auch einwirkend in Geistesgang und Loos Andrer; er hat seine Bestimmung im Allerheiligsten Gottes erfüllt. Du fragst, wenn unter einstürzenden Bergen, unter versinkenden Inseln, oder Schiffen, unter Gifthauch länderverödender Seuchen, Tausende hinweggerafft werden: Warum sind sie gleichzeitig, unter dem unbarmherzigen Streich ihres Verhängnisses gefallen, gleich den Halmen des Grases unter der Sichel des Schnitters; ohne Unterschied; der Säugling, wie der Greis; der Schuldlose, wie der Schuldbeladene? — Allerdings steht der irdische Leib nicht höher,

als der Lebensbau des Grashalms; beide sind Erzeugnisse der Natur; und was in beiden wesete, ist, weil unvernichtbar an sich, noch immer und ewig unvernichtet (52.). Aendern und Wechseln des Endlichen im Unendlichen, ist weder Thatsache der Barmherzigkeit, noch Unbarmherzigkeit; so wenig das bloße Aendern und Wechseln des Gedanklichen im Geiste, Thatsache seiner Barmherzigkeit, oder Unbarmherzigkeit ist; und der Tod des Menschen so wenig, wie seine Geburt, eine Belohnung, oder eine Strafe ist.

Lohn und Strafe sind Begriffe, welche wir nach Wirkungen der Natur schufen; nach Wirkungen, die nothwendig auf unsre ihr gemäßen, oder ungemäßen, Handlungen folgen. So wird Süßigkeit der Ruhe nach vorhergegangnen Arbeiten erst recht erquickend; aber Genuß unverdaulicher Nahrung erzeugt Unwohlseyn. Reinlichkeit belohnt, Unreinlichkeit bestraft sich selbst. Die angenehme Wirkung, gleichsam der Lohn, oder Dank der Natur, ist nur Reizmittel, ihrem Gesetz gemäß zu handeln; ihr schmerzliches Einwirken, ihre Strafe, nur ein Reizmittel, ihr Gesetz künftig nicht zu verletzen. Selbst die Naturstrafen bezielen Besserung (85.). Thiere belohnen und bestrafen einander nicht. Sie kennen nur instinktmäßige Liebe und Nothwehr und Rache. Der Menschengeist versteht aber das Heilige und Heiligende in der Naturordnung, welches mit seinem Innersten übereinstimmt, und, als Göttliches im Wesen der Natur, doch ihr unbewußt, sie verklärt. Lohn und Strafe sind weder Dank noch Undank der Natur, oder des Schicksals, für unsre Handlungen; sondern nur auf sie und ihr Wirken übertragene Vorstellungen. Klagen über ein unverdientes Schicksal sind daher an sich thöricht. Unsre Tugenden erwirken und verdienen sich nicht sinnlich-angenehme Einwirkungen von der Natur, sondern innere Selbstachtung, Seligkeit des Gemüths. Man sagt mit Recht: „Tugend belohnt sich selbst“; kann nicht irdisch vergolten werden.

Wenn ich einerseits wahrnehme, daß der Geist des Menschen den Lohn seines Strebens nach Vervollkommung, nicht in Außendingen, sondern eben in dieser Vervollkommung selbst findet; anderseits, daß weder in ihm, noch in der Natur außer ihm, ein sprungweiser Ueber-

gang vom Tiefern zum Höhern, von minderer zur größern Entfaltung, erkannt wird, sondern ein allmäliges, stufenweises Fortschreiten vom Gleichartigen zum Gleichartigen: so erkenn' ich, daß der Geist nach seiner Trennung von der irdischen Hülle, oder nach dem Leibestode, durchaus derselbe, mehr oder minder, veredelte, bleibt, der er gewesen ist. Die Stufe, welche er auf der Erdenwelt errungen hat, bleibt die seinige, nach dem Uebertritt in andre Verhältnisse des unendlichen Gottesreichs. Der Thiermensch verwandelt sich nicht plötzlich in den vollkommnen Gottesmenschen; der sündige, blinde, schwache Geist nicht plötzlich in den vollendeten, heiligen. Es verträgt sich weder mit dem göttlichen Gesetz in unserm Innern, noch mit den Lehren der Natur, jener Glaube, daß der Geist nach dem Tode, durch Bitten oder Verdienste Anderer, erhöhet werde. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" Das ist göttliches Gericht; ein anderes, als menschliches!

---

119. Von der göttlichen Wesenheit.

Jene Urgewißheit vom Dasein und Walten eines höchsten Wesens, jene unentreißbare Ueberzeugung von einer göttlichen Gesetzgebung und Ordnung, ist zuletzt die Achse, um welche sich alle Theologien und Philosophien drehen. Doch genügte auch das noch nicht den Theologien und Philosophien der Sterblichen. Man wollte mehr wissen. Man fragte: Wo ist Gott? und was und wie ist Gott? Man forderte eine Vorstellung von der „Persönlichkeit Gottes."

Eine verzeihliche Forderung des Sterblichen, auch des weisesten! Verzeihlich, weil auch der Weiseste nur, vermittelst seiner äußern und innern Sinne, gleichsam aus den Mutterbrüsten der Natur erst Nahrung saugt, und daher saß sein gesammtes Gedankenthum vom Sinnlichen durchflossen besteht. Selbst die so erhabene, als menschlichschöne Idee, welche Christus von der Gottheit (117.) darstellte, genügte den Kindern des Staubes nicht immer ganz. Sie kleideten sich das Urwesen des Alls noch weit sinnlicher, noch weit menschlicher ein; oder aber, wenn ihnen die Vorstellung einer menschenhaften Gottheit

zu niedrig und thöricht schien, schufen sie sich das unbekannte Höchste aus dem Gekannten, und setzten sie das gesammte Weltall, oder das hinter demselben unsichtbar Wesende, die Natur, oder die sie und sich wissende allgemeine Geistheit des Menschenthums auf den Thron des Allerhöchsten. Sowohl die Einen, wie die Andern, waren und sind in mehr oder minder sinnlicher Denkweise befangen und gefangen. Sie tummelten sich entweder im geschlossenen Kreise ihrer abgezognen und reinen Begriffe umher; oder im schönen Irrgarten der Fantasien und Gefühle, in welchem sie Gottes Persönlichkeit, nach dem Ebenbilde irdischer Fürsten, mit Hofstaat von Engeln, Erzengeln, Heiligen und Heiligginnen umringten. Was vermochten sie anders? Sie konnten nicht aus sich, nicht über sich hinweggehn.

Denn ihr Wissen von dem, was weset, hatten sie zwar durch dessen Einwirken empfangen, aber darum noch keine Vorstellung von dem, wie das Wesende in sich beschaffen, oder was es an sich sey. Der menschliche Geist sogar besitzt eigentlich nur ein halbes Wissen seines Selbstes, nämlich das Bewußtseyn des eignen Wirkens; aber die andre Hälfte seines Wissens fehlt, nämlich das Bewußtseyn der innern Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit, durch welche es wirkt. Schon diese Wahrnehmung führt ihn mit Nothwendigkeit zu der Gewißheit, daß weder der Geist für sich, noch die Geistheit des gesammten Menschengeschlechts, noch die mit ihr engvereinte, sich unbewußte Natur des sich durch die Sinne verkündenden Alls, Gott sey; daß noch ein höheres Andre auch außerhalb unserm Bewußtseyn wesen müsse, in welchem, wenn man so sagen dürfte, jene erhabnere Hälfte jenes Wissens wohnt, die uns fehlt: Gott, aus dessen Licht das Geisterthum hervorstrahlt, ohne mehr, denn Ausstrahlung zu seyn, nicht das Licht in seiner Urheit selbst. — Vielleicht klingt diese Sprache mystisch; aber eben das Unwißbare, über Welt, über Natur, über alle Vernunftmacht des Geistes Schwebende ist das größte und anbetungswürdigste Mysterium, zu dem wir nur, wie ich hier, in mangelhafter Bilderschrift hinausdeuten können.

Es sey fern von mir, die religiösen Vorstellungen der verschiednen Kirchen- und Glaubensparteien unter den Völkern, oder die der Philo-

sophen von den ältesten Zeiten, bis Spinoza, Schelling, Hegel u. a. m. von Gott, und seiner Persönlichkeit oder Nichtpersönlichkeit, bestreiten und widerlegen zu wollen, was sie ja ohnehin schon gegenseitig selber zur Genüge thun. Ich ehre, in ihnen allen, mehr oder minder edle Geistesblüten, die in mannigfaltiger Verschiedenheit doch immer das Eine und Selbe künden: Daseyn einer allwesenden Gottheit. Nicht das Mangelhafte, selbst nicht das Unwürdige in menschlichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen ist das Tadelnswürdige: sondern allein der stolze Dünkel dabei, und die hässige Leidenschaftlichkeit der Sterblichen ist's, welche sich ausschließlich, als Inhaber des vollendetsten, besten Wissens, geltend machen wollen, und was ihren erlernten, oder selbstgefundnen Ansichten widerspricht, verhöhnen, oder verfluchen. Während ihr Denken gottesvoll ist, erscheint ihr Wollen und Wirken gottlos.

Das kindliche Verhältniß der Menschen zum Allvater der verhandnen Wesen hat Jesus Christus in unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit ausgesprochen. Und er heiligte sich in dieser Wahrheit, wie er auch jeden in ihr heiliget, der sie in sein Selbst aufnimmt. Und jeder empfängt sie in sich, wie aus dem eignen Selbst Hervorgetretenes, weil das Höchste unmöglich menschenthümlicher ausgesprochen werden kann, für den scharfsinnigsten, wie für den ungeübtesten Denker.

Doch will ich, um diese Welt- und Gott-Anschauung in sich selber abzuschließen, auch die Idee vom Verhältniß des Allerhöchsten im und zum unendlichen All des Verhandnen darstellen, wie sie aus dem bisher Gesagten, hervortritt.

120. Gott das Höchste und Eine des Alls.

Die Meisten derer, welche sich der Erforschung von den wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts zuwandten, scheinen mir darum oft irre gegangen zu seyn, weil sie, schon in Vorbereitung ihrer Untersuchungen, einseitig verfuhren. Die Einen begnügten sich mit dem Schatz von Kenntnissen, welchen sie, auf dem Wege der Erfahrung,

über Naturerscheinungen gesammelt hatten, ohne sich genauer um das Gesetzthum und eigenthümliche Verfahren des Geistes in seinen gedanklichen Wirksamkeitsweisen zu kümmern. Sie gelangten auf ihrem Erfahrungswege zur Vergötterung der Stoffe und bewegenden Naturkräfte (zum Materialismus), und verloren weit Edleres aus ihrem Anblick, die Heiligthümer der Menschheit, sittliche Weltordnung, Wahrheit, Recht, Tugend, Unsterblichkeit, welche ihnen leere Phantasie, oder bloße Erzeugnisse und Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens werden mußten. Sie waren, in eigentlicher Wortbedeutung, bloße Weltweise. — Andre hinwieder, ohne umfassendere Beobachtung und Erfahrung von Gesetzen und Wirkungen der Natur in deren unermeßlichem Reiche, mehr in sich selbst gekehrte Schul- und Stubengelehrte, beschäftigten sich ausschließlicher mit Betrachtung der Vermögen, Erkenntnißgesetze, Ideen und Bestimmungen von Thätigkeitsweisen des menschlichen Geistes. Sie fanden in ihm, in seiner Gedankenwelt, die Gesammtheit des vorhandenen Alls. Das Draußen ward ihnen zum thatlich Fremden, welches nur im Kaleidoskop des Geistes, durch Nothwendigkeit in demselben, geordnetes Daseyn empfing. So ward ihnen die gesammte Wirklichkeit zu einem Reich von Ideen und Begriffen; der Geist alleiniger Schöpfer dieses Reichs; er, oder der Gesammtgeist der Menschheit, der Gott darin; Wesen und Seyn das Gleiche; und das vom Geiste Ungekannte ein Nichtvorhandenes. Sie mußten nothwendig auf dem Wege des Reinbegrifflichen zur Vergeistigung des Alls, zur sich selbst Vergötterung des Geistes (zum Idealismus und Spiritualismus) gelangen, und, mit der Wirklichkeit außer dem Geiste, auch einen höhern Gott verlieren, weil dieser selbst nur gedankliche Schöpfung war, oder sich mit ihm, dem Wesen-All, für eins und dasselbe (identisch) halten. Sie waren im strengsten Sinn des Wortes bloße Schulweise.

Widerspruch und Unzureichendes, welches in den Ansichten der Einen, wie der Andern, unvermeidlich auf dem gewählten Wege mittelbarer Erfahrung, von Außen, oder reinbegrifflicher Vorstellungsweise, führte andre Denker zum Zweifeln an aller Wahrheit (zum Scepticismus), zum Mißtrauen gegen Möglichkeit unbedingter Gewißheit. Dies war einst mein Loos, bis ich die Aufmerksamkeit, aus dem Gebiet des

Unbedingten der Ideen und des Reingedanklichen, auch dem ewigen Walten der Natur, und dem wunderhaften Schicksalsgang der Sterblichen zuwandte. Dann erst ward mir die Verwandtschaft und Verbrüderung der wesenden Natur mit dem Geisterthum (27.), und eine heilige, das All durchherrschende, Ordnung heller; ein Ahnen und Wissen dessen, was erhaben über Natur und Geist, im Unendlichen weset. Und ich ward inne, daß der gesunde Verstand der Menschheit, im Allgemeinen, von jeher das Wahre vollständiger erfaßt habe, als jene einseitige Weltweisheit, oder einseitige Schulweisheit.

Ohne Anwendung der Vernunftgesetze wäre keine Erkenntniß der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen möglich; ohne Erregung des Geistes, durch Einwirkungen der Natur aber würden die Denkformen des Geistes ohne Inhalt, er selbst ein nichtwissendes Wissen seyn. Eins ist dem Andern schlechthin Nothwendiges; Eins vollendet das Andre. Die Natur, im wesenhaften Verband mit dem Geiste, lehrt ihn, durch ihr eignes Wesensverhältniß, und wieder in dem seinigen zu ihr, auch jenes Verhältniß ernahnen, in welchem sie und er zur in ihm geoffenbarten Gottheit, und hinwieder das Höchste des Wesenden, zum All der Wesen aus ihm, stehe. Die Natur bezeugt, der Geist weiß in sich urnothwendig, daß im unendlichen, ewigen Wesenall keine Zusammenhangslosigkeit, kein Zwiespalt walten könne, sondern nur Einheit in Allem, und Alles in Einem; wohl Mannigfaltiges im Bewirkten, aber das Bewirkte im Wirkenden nur Selbsterfüllung (20.) von diesem.

Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie wesend, in sich gegensätzlich zu verschiednen Wirksamkeitsweisen (22.), zwar in ihr selber ungetrennt, aber unterscheidbar, aus einander geht. Der Geist weiß sich urheitlich einzelwesend (79.), als Ich, und als solches wissend und wollend im Wirken. Die Natur bezeugt und lehrt, wie sie in den Wirksamkeitssphären ihrer Wesenheit, wie in deren Erscheinungen, dort als Unendliches, in diesen als Endliches, sich stufenweis zu größerer Herrlichkeit erschließt. Eben so weiß sich das Geisterthum auf Erden, nicht nur im Vonsich- und Andern-Wissen, lichter werden, sondern auch in Selbstheiligung emporgehend (75.). Die Natur bezeugt, der

Geiſt erkennt, in ihren Erſcheinungen, als Welt, in ſeinen Erſcheinungen, als Gedankliches, ein unwandelbares Geſetz, daß aus dem Allgemeinen und Einfachen des Seyns das Beſondre und Einzelne quelle. Die Natur bezeugt, daß ſie, als das ſich Unbewußte, — der Geiſt weiß, daß er, als kein Allwiſſen und nicht Allvermögen, im ewigen Reich der Weſen nicht das Einzige, noch weniger das Vollendetſte und Höchſte ſey (106.). Es durchleuchtet ihn ein Licht anderer Sphären, als der Sphären der bewußtloſen Natur. Er trägt in ſeinem Ich eine über-natürliche Offenbarung (114.), ein Wiſſen von Gott (115.). Ihm iſt, außer dem Naturgeſetz, ein anderes, neben Wahlfreiheit, geworden, welches ein Daſeyn und ein Reich fordert, welches über das Irdiſche hinaus liegt (80.).

Wo und wie dies unbekannte Reich ſey, wer und was Gott ſey, iſt, wie alles Weſende an ſich, obgleich Urgewußtes (6.), dennoch Unbegreifbares (19.). Aber, ſo weit jetzt ſchon unſer Horizont in der Unendlichkeit des Weſens und Seyns reicht, ſpiegelt ſich uns, im Bekannten, das Unbekannte entgegen. Und jenes Grundgeſetz des fortwährenden Uebergangs vom Gleichartigen zum Gleichartigen, vom Einfach-Allgemeinen zum Beſondern und Reicher-Vollendeten, welches in dem ſchleierlos vor uns liegenden Theil des Weltalls gilt: berechtigt es nicht, an Geltung für das im Ewigen noch Verſchleierte zu glauben? Die menſchliche Vernunft ſucht, inner ihrer Begränzung, vergebens einen andern Maßſtab für das, was jenſeits ihrer Gränzen weſen mag, während der Geiſt doch Offenbarung ſeiner ewigen Unvernichtbarkeit und der ewig waltenden Gottesmacht in ſich trägt. So darf er, nach Gleichmaß (Analogie) und Aehnlichkeit deſſen, was er ſchon auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkt kennt und erkennt, hinaufolgern zu dem, was ſeinem Blick noch entzogen iſt. Und wer anders, als Gott ſelbſt, legte, wie in die entfaltete Natur, ſo in den entfalteten Geiſt, das Wahrzeichen vom Aufgang der Weſen über Weſen zum Herrlichern und Vollkommnern?

Ich ſehe das Sachliche der Natur, die bewegenden Kräfte beſchränken, und wieder von dieſem beherrſcht, zu Atomen und Weltkörpern verdichtet, in wunderreichen Geſtalten und Ordnungen; ſehe, waltend

über beide, die Macht des Belebenden, wie sie beide gewältigt und in sich, als Abspiegelungen der Natur-Einheit, zu Einheitsgebilden gliedert, zu Pflanzen- und Thierschöpfungen, deren Heimathen Milliarden Sonnen, Erden und Monde des Universums sind; sehe, wenn auch in mindrer Allgemeinheit, aber höher und anstaunenswürdiger, das Reich des Seelischen, und wie die Natur in ihm zur eignen Gewahrung ihres Wesens sich erhebt, ihr Selbstgefühl wird; sehe, über sie erhaben, eingeleitet in den Reichthum aller ihrer Wirksamkeitssphären, die Fülle der sich, und sie, und Gott wissenden Geister, mit einem Gesetz, welches nicht das der Natur, und doch mit ihm im Einklang ist. Sie bezeugt, und der menschliche Geist weiß, er sey unmöglich selber das Allerhöchste in der Wesenkette; sondern etwa nur wieder ein Mittelglied, welches die Natur mit dem Reich des Allerheiligsten verbindet. Er ist gleichsam Bürger zweier Welten, die beide in seiner Sphäre schon in einanderrinnen.

Und wo endet diese unendliche Himmelsleiter? Wo kann Unendliches enden? Wesen mögen über Wesen emporgehn, deren Vollkommenheit und Reichthum wir so unfähig sind zu ahnen, als die Thierseele die Hoheit unsers Geistes; Wesen, deren Vermögen so erhaben über das Vermögen unsrer Vernunft ist, als die Vernunft über das sinnliche Gefühl. Sie mögen emporgehn vom Herrlichen, bis sie sich im Allerherrlichsten verlieren, — in Gott, der das Eine und Höchste seines ewigen und unendlichen Alls ist, das Ur aller Wesen in ihm, und von dessen Majestät wir, in unsrer Tiefe nur, die Natur, als Saum seines Gewandes, anstaunen.

Alles ist gotterfüllt; Alles göttlich, weil Gottes. Nicht Einzelnes, oder für uns Unterscheidbares ist Gottheit. So ist, — wie mag ich das Unaussprechliche anders, als nur von Ferne, und gleichnißweise andeuten? — so ist nicht ein Theil des Menschen, nicht das einzelne Haar seines Hauptes, der Mensch selbst, sondern nur menschliches. Gleichwie im Menschen aber der Geist, als sein Höchstes, den umhüllenden Wesenverein der Natur (Seele, Leben, Bewegkraft und Stoff des Leibes) durchherrscht, leitet, veredelt: so durchherrscht und durchwesst Gott, der Allerhöchste, das unendliche Reich seines Alls.

Vielleicht mag dies Gleichniß unangemessen scheinen. Ich selber erkenn' es, als solches, weil es offenbar ein vermessenes ist. Aber von wannen sollen wir einen andern Maßstab nehmen, als den, welchen uns der Urgeist des Geisterthums selber verliehn, aus Bekanntem das Unbekannte zu ermessen? Ist dieser Gedanke nicht schon der älteste Gedanke der Menschheit: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde?"

Ich schweige! Kein Bild, kein Gleichniß bezeichnet das Ueberirdische wahr und würdig. — Ich richte in demuthsvollem Gefühl, aus dem Abgrund des All's, den Geistesblick durch die Sphären der Wesenordnungen, anbetend zum Allerhöchsten; und der Gedanke an ihn wird zum Seufzer: „O, was bin ich, daß er mein gedenkt?" — Und doch durchbebt mich zugleich heiliges Entzücken, daß ich auch in Ihm, daß Er auch in mir ist; daß ich mit Christus zu ihm rufen darf: „Abba, lieber Vater!" daß sein All mein Vaterhaus ist; daß ich, wenn auch noch auf einer untern Sprosse der himmlischen Wesenleiter, höherer würdig werden; schon auf dem Erdball Vollendeterm im Ewigen entgegenreifen kann, gleichwie ja der Erdball selber nicht mehr der Gewesene ist, sondern in dem aus Ewigkeit hervorgetretenen Zeiten, vollendeter in Fülle des Reichthums geworden ist.

Nein der Menschengeist ist kein an den Felsen des Erdsterns gefesselter Prometheus! Er, in unsichtbarer Seelenhülle war und ist und wird seyn andrer Welten Genosse, die insgesammt, Monden mit Erden, Erden mit Sonnen, Sonnen mit Ursonnen, magnetisch, elektrisch, leuchtend, im engen Wechselverkehr, im All-Leben, All-Seelischen schweben. Wohl ist diese Erdenwelt schön: aber ist sie die schönste unter den Welten, welche uns aus unermeßlichen Fernen, anwinken? Wohl ist die seelische Hülle des Geistes wunderbar: ist sie aber schon das Wunderbarste? Mag die Urseele des Alls nichts Wunderbareres aus sich zeugen. Wohl ist das Licht des Bewußtseyns ein helles, in welchem der Geist über dem Dunkel der Natur leuchtet: aber ist es das hellste, in welchem über uns andre Wesen Gottes glänzen? — Es durchzittern den Geist Ahnungsstrahlen eines verklärteren Gottesreichs. Wie, wenn ihm in Gott und Ewigkeit noch eine hellere Leuchte,

lichen Maurergebräuchen hielten. Dem Könige Jakob II. hingen die Schottiſchen an; für Thronbeſteigung des Fürſten Wilhelm von Oranien ſprachen die Engliſchen. Dieſe Trennung der engliſchen und ſchottiſchen Maurerei dauert ſeltſam genug, mit eigenſinniger Vorliebe für abweichende Einrichtungen und Formeln, bis zum heutigen Tage.

In ruhigern Zeiten verſchwand in Britannien der alte Trennungsgrund; aber die engliſchen Logen geriethen, mit Abgang ſtaatsbürgerlicher Zwecke, nach und nach in beinahe gänzlichen Verfall. Man ſchrieb dies der Entfernung der Hauptloge, in York, von London und den übrigen Städten des Reichs zu. Denn die Loge zu York war, nach altmaureriſcher Einrichtung, das Haupt der andern geblieben, wie es die Bauhütte zu Straßburg lange Zeit für die meiſten in Deutſchland geweſen. Zur Wiederbelebung der Freimaurerei, die ſich fortan nur mit allgemeinnützlichen Dingen für die Menſchheit beſchäftigte, vereinigten ſich die damals in London befindlichen vier Logen (im Jahre 1717) zu einer Großloge und ernannten einen Großmeiſter. So entſprang das neuengliſche Großmeiſterthum, welches die eigentliche gemeine Werkmaurerei wiederholt von der Freimaurerei trennte, und dieſer allein die hohern Angelegen-

als Vernunft, wird im Allerheiligſten, — ſelig ſind die ſchon hienieden reinen, geheiligten Herzens ſind; denn ſie werden Gott ſchaun!

Ich ſuche Dich, mein Vater, nun nicht länger;
Im Erdenſtaube nicht mehr Gott!
Dein Weltall iſt mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen, ſind.
Ein Gott iſt nur;
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen.
Und eine Ewigkeit iſt alles Seyn,
Und alles Seyn
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit.

Ich jauchze weinend, in das Halleluja
Der Geiſterwelt, mein Halleluja!
Ich bin, weil Gott;
Anbetung ihm und Liebe!
Mein iſt die Seligkeit,
Weil ihm Allſeligkeit!
Ihm Halleluja!

Inhalt des zweiten Theils.

I. Kenntniß und Erkenntniß.

		Seite
1.	Durch Zweifel zum Erforſchen des Wahren	5
2.	Werth des gemeinen Menſchenverſtandes	14
3.	Gewahrungen und Wahrnehmungen	17
4.	Kenntniß, oder Kunde des Vorhandenen	19
5.	Seele und Geiſt, Empfinden und Denken	20
6.	Sinnliche und nichtſinnliche Vorſtellungen	21
7.	Erkenntniß	23
8.	Weſen und Seyn des Geiſtes. Das Wiſſende und Genußte	24
9.	Vernunft. Geſetzthum geiſtiger Wirkensweiſe. Verſtand	26
10.	Urbegriffe, Grundbegriffe, Stammbegriffe	28
11.	Urtheile. Schlüſſe	31
12.	Mittelbare und unmittelbare Erfahrung	34
13.	Wahrheit. Gewißheit. Zweifel	37
14.	Urſprung der Ungewißheit	39
15.	Wirken. Wirkung. Wirklichkeit	41
16.	Gleichartiges, Gleiches, Ungleiches	44
17.	Das ſich Gegenfählichwerden. Das ſich darin Verwandte	46
18.	Welt und Natur	46
19.	Warum Weſendes unbegreifbar und doch gekannt?	48
20.	Die Wirkung iſt nicht außer, ſondern inner ihrer Urſach	51

II. Natur und Welt.

		Seite
21.	Das Ich-All	57
22.	Wirksamkeits-Sphären der Natur	60
23.	Emporstufung derselben	62
24.	Einzelwesen der Eigenganzen	68
25.	Das Verwandte der Wirksamkeitsartungen in der Natur	70
26.	Gegenseitige Einwirkungen, oder Erregungen der Einzelwesen	76
27.	Verwandtschaft des Geistes mit der Natur. Urgesetze des Wirkens	80

III. Stoffgebilde.

28.	Sachlichkeit (Realität) der Natur. Stoffliches	89
29.	Stoffruhe. Bewegkraft	90
30.	Raum und Zeit. Endlichkeitsbedingungen	91
31.	Das Nebeneinander und Nacheinander der Dinge	93
32.	Warum das auf Erscheinungen der Natur angewandte Vernunftgesetz das Ansehn eines Naturgesetzes trägt?	93
33.	Der Urstoff. Grundstoffe	95
34.	Die Urkraft. Grundkräfte	97
35.	Dreifache Beziehung des Bewegens der Stoffe. — Verdünnung und Verdichtung der Stoffe. Atom. Körper	99
36.	Eigenganzes (Individuum). Spannungskreis der Kraft	101
37.	Hochstoff und Niederstoff. Hochpol und Niederpol	103
38.	Verhältniß der Erregbarkeit in Stoffen und Bewegkräften. Leiter und Nichtleiter	104
39.	Urformen der Stoffgebilde durch Bewegkraft. Urheitliche Richtungen des Bewegens	108
40.	Dürftigkeit unsrer Erfahrungen über Stoff- und Kraftartungen	110
41.	Licht und Wärme. Verhältniß zu den Stoffen, ihrem Verdichten und Entdichten	111
42.	Licht und Finsterniß. Wärme und Kälte	113
43.	Elektr, Magnet, Galvan u. s. w.	115

IV. Lebensgebilde.

Seite

41. Belebung der Stoffe und Kräfte 119
45. Das Urleben 121
46. Auseinandertreten des Urlebens in Lebensgattungen und Einheitsgebilde 124
47. Zeitweises Fortwirken und Fortschreiten der Natur in Entfaltung ihres Andersseyns. — Die Trümmer der Urwelt . 126
48. Zeitweises Fortrücken jeder Lebensgattung im Gliedern ihres pflanzischen oder thierischen Gehäuses. — Ihre und der Stoffe und Kräfte wechselseitige Beschränkung im Wirken 133
49. Unmittelbare und mittelbare Verrichtungen des Lebens im Bau der Pflanzen- und Thierwelt 135
50. Einwirkungen der nicht unter der Lebensherrschaft stehenden Bewegkräfte und Stoffgattungen auf die Bethätigung des Lebens 138
51. Lebenszustände in Gebundenheit, Erstarrung, Winterschlaf, Verpuppung, Wachen, Schlafen 139
52. Zeugung und Tod 147
53. Schlußbemerkung 150

V. Das Seelische.

54. Die Natur in Anschauung und Gefühl ihres Selbstes. Das Seelische und Allbeseligende 153
55. Die Weltseele 154
56. Allgemeiner Stand des Seelischen zum Leben . . . 155
57. Empfindung und Gefühl. Die äußern und innern Sinne . 158
58. Gegenseitiges Einwirken des Lebens und der Seele aufeinander 161
59. Aeußere Sinne des Betastens, Schmeckens, Riechens, Sehens und Hörens. Parallelismus der Sinne 163
60. Das seelische Innenlicht 165
61. Das Außenlicht, und dessen Farben-Erregung . . . 167
62. Sinnes-Begriffe durch Licht gegeben 169
63. Seelensprache, durch Hörsinn und Gesichtssinn . . . 171

Seite

61. Gefühle des Anmuthigen und Unanmuthigen . . . 173
65. Innere Sinne. Seelisches Ortsverändern. Aufmerksamkeit 174
66. Gewohnheitssinn 176
67. Nachahmungssinn 178
68. Gedächtnißsinn 180
69. Unwillkürliches Erinnern. Traum 182
70. Ahnungssinn. Rhabdomantie. Mondsucht. Somnambulismus 183
71. Fortsetzung. Krankheiten 186
72. Krankheiten des Lebens, durch irre Einwirkung der Stoffe, Bewegkräfte und des Seelischen auf einander . . . 188
73. Seelenkrankheiten, durch irre Einwirkungen des Lebens . 190
74. Hinblick auf Gemüths- und Geisteskrankheiten; nebst einer allgemeinen Bemerkung über das Bishergesagte . . . 191

VI. Der Geist.

75. Entwickelung des Geistes. Gesittungsstufen des Menschengeschlechts 195
76. Der Geist ist nicht eine Naturwirkung 201
77. Nicht eins und dasselbe ihres Wesens. Seelenwanderungslehre 202
78. Unverwandtschaft des Geistes und der Natur . . . 204
79. Der Geist selbstständig in der Natur und über der Natur. Die Ur-Ideen 206
80. Streben des Geistes, innerhalb seines Gesetzthums, mit Wahlfreiheit zum Erkennen und Heiligseyn 208
81. Der Geist ist ein, im Wissen, wollendes Wesen. — Gegensatz der Freiheit und Nothwendigkeit. — Wille und Willkür, Nothwendigkeit und Zufall 210
82. Bezweiflungen der Freiheit des Willens 212
83. Pflichtgefühl. Sünde. Gewissen 215
84. Gerechtigkeit, Sündenlosigkeit, Heiligkeit, Tugend . . 218
85. Natur-Strafen. Sittliches Verhältniß der Natur zum menschlichen Geiste, Religion 219

Seite

56. Gegensatz der Welterscheinungen mit den Urideen im Geiste 223
57. Ursprung des Uebels 225
58. Urbedürfniß, Urgesetz, Urrecht, natürliches Recht der Menschen 228
59. Das positive Recht und Gesetz 231
90. Natürliche und künstliche Gleichheit und Ungleichheit der Menschen 234

VII. Das Gemüth.

91. Einheit von Seele und Geist 239
92. Einheit ihrer drei höchsten Gebote; Anmuth, Wahrheit, Heiligkeit. Das Schöne im Anmuthigen, Komischen, Erhabnen, Tragischen 241
93. Einfluß des Lebens und seiner Triebe auf Temperamente, Suchten und Leidenschaften des Gemüthes 244
94. Einfluß des Geistes auf das Gemüth, in Erregung höherer Gefühle 247
95. Einfluß des Geistes auf die seelischen innern Sinne, Aufmerksamkeit, Gewohnheit, Nachahmung 248
96. Einfluß des Geistes auf den seelischen Gedächtnißsinn. Entstehn der Imagination (Dichtungsvermögens) und der Fantasie (Einbildungsvermögens) 250
97. Einfluß des Geistes auf den Ahnungssinn. Prophetisches Voraussehn 254
98. Parallelismus der Urbedürfnisse oder Forderungen des Lebens, der Seele, des Gemüthes und Geistes 256
99. Das höchste Gut des Menschen 259
100. Sittliche Krankheiten des Gemüths, oder die Suchten . 260
101. Laster-Pflege in der Civilisation 263
102. Die sogenannten Lebens-, Seelen-, Gemüths- und Geistes-krankheiten 265
103. Verderbniß der innern Sinne 267
104. Geisteskrankheiten. Politischer und religiöser Wahnsinn. Verkehrtheit des Verstandes 271

Seite

105. Heilmittel oder Verwahrungsmittel gegen seelische und geistige Krankheiten 273
106. Die Natur nicht und nicht der Geist sind ausschließlich das All und Eins und Höchste 274
107. Fortschreiten der Menschheit 277
108. Fortschreiten der Natur selbst 279
109. Unvergehbarkeit des Geistes 281
110. Der entkörperte Geist 285
111. Der entkörperte Geist zum Weltall 287
112. Das Reich der Geister das Tiefste eines höhern Wesenreichs 291
113. Ahnungen der Geisteszukunft 294

VIII. Gott.

114. Der Gottgedanke 299
115. Ur-Gewißheit von Gott 302
116. Ueber bildliche Vorstellungen von Eigenschaften des höchsten Wesens 306
117. Chrisus 309
118. Schicksal, Verhängniß. Göttliches Gericht 320
119. Von der göttlichen Wesenheit 324
120. Gott das Höchste und Eine des Alls 326

Franz J. Gall

Feldblumen

von

Heinrich Zschokke.

FRANKFURT A.M.
J. D. Sauerländer's Verlag.

heiten der Menschheit zum Wirkungskreis anwies. Die alterthümlichen Formen wurden jedoch treulich beibehalten. Ehemals war der Großmeister ein vom Staate ernannter Obermeister oder Oberaufseher der Baugesellschaften gewesen. Nun ernannte die Londoner Großloge ihren Großmeister selbst; gab Großgesetze; nahm die Gestalt eines Ordens an, und entfernte sich damit vom alten Herkommen, indem sie obrigkeitliches Ansehen über die andern Logen und hierarchische Verfassungen annahm.

Nicht ohne Unwillen sah die uralte Hauptloge zu York diese Anmaßungen, Verwandlungen und Verfälschungen. Es entstand neue Spaltung. Viele hielten zur alten Ordnung und York; andere zum neuenglischen Großmeisterthum. — Die schottischen Logen dagegen blieben wieder für sich. Auch sie waren längst, seit König Jakob II., nicht mehr des alten reinen Geistes voll. Dieser gutkatholische König, welcher gern die Wirkungen der Reformation unterdrückt hätte, würde auch gern den durch sie verschwundenen Orden des heiligen Andreas von der Distel hergestellt haben. Aber schwer waren dessen Güter und Ländereien wieder zu gewinnen. Er ließ in den Logen seinen Freunden den Orden spenden und die Anwartschaft auf Ordensgüter. Letztere wurden zwar nie erhalten, aber die Rit-

Feldblumen.

Eine andere Selbstschau

in

poetischen Gedenkblümlein

von

Heinrich Zschokke.

Frankfurt a/M.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1850.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS.

Die Herausgabe der gesammelten Gedichte des verewigten Heinrich Zschokke bedarf keiner Rechtfertigung. Sie sind ein Vermächtniß an seine Freunde, und seine Freunde, zerstreut durch alle Gauen, in denen die deutsche Zunge klingt, werden sie wohlwollend aufnehmen.

Den bescheidenen Titel „Feldblumen" wählte Zschokke selbst als Ueberschrift zu einer Sammlung seiner Poesien, die er einst eigenhändig in ein schön gebundenes Buch abschrieb, um damit seine Gattin an ihrem Geburtstage zu überraschen. Hier erscheinen die darin enthaltenen Dichtungen durch später aufgefundene

vermehrt und chronologisch geordnet. Sie geben ein getreues Lebensbild des Geschiedenen, ein poetisches Seitenstück zu dessen erstem Theile der „Selbstschau“: „Das Schicksal und der Mensch.“ Die meisten Namen und Beziehungen, die hier vorkommen, finden sich auch dort; Eines ergänzt und erklärt das Andere.

Aarau im Mai 1850.

Emil Zschokke.

Inhalt.

I. Jugendjahre.

Seite

An Magdeburg. (Schwerin 1788.) 3
Wallfahrt zu dem Grabe meines Vaters. (Prenzlau in der Uckermark 1789.) 4
Die Ruinen von Palmyra. (Frankfurt a. O. 1790.) 8
An meine Schwester Dorothea Elisabeth Lemme.
1. Auf einem Nadelkissen. (Frankfurt a. O. den 1. Januar 1791.) 12
2. Zu ihrem 40. Geburtstage, auf einem Streifen rosenfarbenen Atlas geschrieben. (Magdeburg den 18. April 1791.) 13
3. Am 23. Lebensfeste meines Neffen und Bruders Johann Gottlieb Lemme. (Magdeburg den 29. Juli 1792.) . 14
An die Freunde. (Frankfurt a. O. 1791.) . . 17
Bekenntniß. (Frankfurt a. O. 1791.) . . . 17
Der Engel des Lebens. (Frankfurt a. O. 1794.) . 19
An Professor Dr. Berends. (Frankfurt a. O. 1795.) 21

II. Wanderjahre.

Mein Wunsch. (Glarus 1795.) 25
Heimweh nach der Schweiz. (Paris 1796.) . . 26
An die Schweiz. (Am Murtner Seufer 1796.) 28

Seite

Verschwiegene Liebe. (Bern 1796.) 29
Warnung. (Bern. Mai 1796.) 31
Im Sturm. (Reichenau 1797.) 33
Das Kleinod 34
Schweizer Kriegsgesang. (Luzern. November 1798.) 35
An den Frieden. (Schweiz 1799.) 36

III. Mannesjahre.

Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. Psalm. (Bern 1802.) 39
Nacht um Grab. (Biberstein 1803.) 47
Aus den „Stunden der Andacht." (Aarau 1809—1816.) 48
Maurerlieder.
1. Weihe. (Aarau 1810.) 55
2. Der Maurerlehrling. (Aarau den 7. December 1814.) 57
Lieder der Gesellschaft für vaterländische Cultur im Kanton Aargau.
1. Hochgesang der Schweizer 59
2. Den Erben des Vaterlandes . . . 60
3. Der Eidgenosse. (Aarau 1811.) . . 61
4. Beitrag zur Statistik vom Aargau. (Aarau 1812.) 63
5. Bundeslied der Schweizer-Jugend . . 64
6. Aargauer Weinlied. (Aarau 1819.) . 66
7. Beim Kreisen des Gesellschafts-Bechers gesungen 68
8. Der Nachtwächter am Tage. (Aarau 1829.) 69
Aus den Erheiterungen und Novellen.
1. Prolog. (Aarau 1810.) 71
2. Das Gastmahl des Lebens 73

Seite

3. Meister Jenboser's Reimsprüche . . 77
4. Beatricen's Schlummerlied . . . 78

Schwänke des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten.

1. Die Neujahrswünsche 79
2. Das ewige Alte 83
3. Gottlob der Schuh ist fertig. (1807.) . 87
4. Die Reise in's Schlaraffenland. (1808.) 93

IV. Familienleben.

Wiegenlied. (Siberstein 1806.) 105
An Emil. (Am Pfingstmorgen 1808.) . . . 106
Ofen-Silber. (1808 — 1816.)
1. Der alte Paul 108
2. Das junge Reh 109
3. Das Käpchen 109
4. Der Hirsch 110
Beruhigung. (März 1812.) 111
An der Mutter Geburtstag. (1829.) . . . 112
Prolog zum „dankbaren Sohn" von Engel. (1838.) 113
Abriss. (Auf Bergreisen der Kinder gesungen.) . 115
An Charlotte Frey.
1. Zu ihrem Vermählungstage. (Siberstein im Januar 1805.) 117
2. Zu ihrer Wiedergenesung mit Ueberreichung einer Rose. (Hornung 1814.) 119
Bei Uebersendung eines Blumenstrauses zur Silberhochzeit des Herrn J. A. Meyer Vater und Frau M. Meyer geb. Renner den 3. Januar 1808 120

Seite

An Tante Ansverli.
1. Zu ihrem Namenstage mit einem Lichtschirm 122
2. Im Namen ihrer zwei Nichten Nanny und Serbie. (Aarau d. 25. Nov. 1816.) 123
Neujahrsgruße an Dr. Heinrich Schmutzer.
1. Ermuthigung. (1813.) 124
2. Das Beste. (1815.) 126
3. Der Genius und Aesculap. (1817.) . 127
4. Die goldene und silberne Zeit. (1819.) . 129
5. Der Oberst. (1820.) 131
6. Die Glücksgaben. (1822.) . . . 132
7. Der heilige Lohn. (1824.) . . . 133
8. Der Engel des Heils. (1827.) . . 133
9. Eine persische Erzählung. (1828.) . . 135
10. Mit einem Fußtritt vor sein Bett. (1830.) 137
An Luise Egloff, die Blinde. (Neujahrsmorgen 1830.) 138
In's Stammbuch von Luise und Marie Sauerländer in Frankfurt am Main. (Aarau den 5. December 1845.) 139
An Auguste M.... (In's Stammbuch.) . . . 140
Dem Andenken des Herrn Gemeindeammann Heinrich Stenz von Küttingen an seinem Grabe. (Gereicht von seinem Taufpathen.) 141
Das letzte Lied. (1845.) 142

I.

Jugendjahre.

---

tertitel dennoch behalten, und der Freimaurerei eingeimpft. Die ſchottiſchen Freimaurerbrüder, ſelbſt in Deutſchland, bewahrten ihren Andreasrittergrad, ohne von Anſprüchen auf Ordensgüter in England zu träumen. Ihrer Eitelkeit genügen die im Verborgenen getragenen Namen, ſo wie Friedrich der Große einen Titelſüchtigen zum geheimen Rath ernennen wollte, wenn er den Titel des Raths geheim halten wollte.

Gleichwie ſich die alt- und neuengliſchen Logen in und auſſer England verbreiteten, ſo dehnte ſich auch gemach die ſchottiſche Freimaurerei aus. Im Jahre 1743 wurde ſie nach Dänemark, im Jahre 1754 nach Schweden gebracht. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts befanden ſich unter Konſtitution der ſchottiſchen Großloge und unter Leitung von ſechszehn Provinzialgroßmeiſtern zweihundert und ſieben Logen in Schottland ſelbſt, und auſſer dieſen noch fünfundſechszig in Frankreich, Deutſchland und Amerika.

Weit größer war in England, Irland und andern Reichen in und auſſer Europa die Verbreitung der alt- und neuengliſchen Freimaurerei. Im britiſchen Reiche ſelbſt ward aber die Vervielfältigung der Logen durch eine Parlamentsakte vom 12. Juli 1799 ſehr beſchränkt, welche Unterdrückung aller zu aufwiegleriſchen und aufrühre-

An Magdeburg.

(Schwerin 1788.)

Prangend im Ring deiner Wälle und Thürme,
Schwebst du vor mir, wie einer Ewigkeit Erbin.
Meiner Kindheit selige Heimat,
Liebend gedenk' ich noch deiner,
In der Fremde dir fern!

Dennoch, o Vaterstadt, schimmernde Perle
Deutscher Städte, selbst in der wüthenden Kriege
Flammen unvernichtbar geblieben,
Dennoch entlockst du den Saiten
Einen klagenden Ton!

Wallfahrt zu dem Grabe meines Vaters.

(Prenzlau in der Uckermark 1789.)

Am Himmel, durch grauer Wogen Schwall,
Fährt des Abends Blutstrahl
Über des Tempels Kuppeln hin
Und erstarrt am Saum des Gewölks.
Es winselt am Eckstein
Meiner Hütte der Sturmwind. —
Warum pocht er mit hartem Finger
An die runde, flirrende
Scheibe des Fensterleins.
Winselnder Pocher, rufst du mich?
Nimm mich mit dir und trage mich
Reissenden Fluges hin, wo einst ich,
Ein seliger Knabe, mit kindlicher Lust
Des greisen Vaters Hals umfing,
Mit den eisgrauen Locken tändelte. —
Ach! der Vater ist nicht mehr!
Habe zehn Jahre ihm nachgeseufzt,
Habe zehn Jahre ihm nachgeweint;
Aber der Seufzer des Verwaisten
Sind nicht minder geworden,
Und die Thränen meines Auges
Sind nicht getrocknet.
— — — — — — — —
Winselnder Pocher, rufst du mich?

Ha! ſie ſind's, die alten Häuſer-Reih'n!
Über gothiſchen Gemäuern
Schwebt im geheimnißvollen Dunkel
Der Zittig der Nacht.
Durch die fahlen Abendnebel
Flimmert trübe da und dort
Noch ein leuchtend Fenſterlein.
Todtenſtille, Todesgrau'n
Lagert ſich in deinen Straßen,
Magdeburg, o Vaterſtadt.
Und ich wandle, gleich den Todten,
Zu den Todten.
Und es wohnen da und drüben
Brüder, Schweſtern, Blutsverwandte.
Blutsverwandte, — aber dennoch
Für des Blutes Stimme taub.
Bleibet ſtill in eurer Wohnſtatt.
Stört den Fremdling nicht in ſeiner
Feierlichen Wallfahrt!
Denn der Bruder hört nicht mehr
Euer ſchallendes Willkommen.
Abgeſtorben ſind dem Herzen
Frohgefühl und Lebensfreiz.
Und er wandelt, gleich den Todten,
Zu den Todten.
Bleibet ſtill in eurer Wohnſtatt.
Störet nicht des Kindes Wallfahrt
Zu der Aſche ſeines Vaters!

Kennſt du ſie noch, die ſchwarzen Domthürme
Hoch über St. Kathrinens Kirchenzinnen

Sich bäumend durch die Finsterniß.
Wie sie, in grauenhafter Majestät,
Jahrhunderte vorüberstreichen sah'n.
Dahin gepflanzt von Händen
Längst vermoderter Meister?
Wohl kenn' ich sie, die schwarzen Dorpatthurme,
Die hochgewölbten Tempelpforten
St. Katharinen's, mit dem Rade,
Dem Palmzweig' und Schwerdte;
Auch sie, die sturmzerbrochnen Fenster,
Durch welche dumpf der Nachtluft Seufzer tönt.
Dem Ohre dünkt's,
Als mischte von Innen Orgelklang
In die Gesänge andachtsvoller Christen.
Es rauscht dal: „Heilig, heilig ist der Herr!"
Mich weht ein Schauer an.
Als würd' ich angerührt von einem Beten
Des Weltgerichts.
Ich fall' es betend mit
Dal „Heilig, heilig, heilig!"
Der auserwählten Geisterschaaren.

Der Himmel öffnet sich! — Es bricht
Wie Glanz vom Allerheiligsten entströmt.
Des Mondes Silberschein herab.
Es stehn in ihm, wie Leichen, kalt und fahl
Denkmale armer Menschenkunst und Eitelkeit.
Verwitternde Paläste.
Und vor mir schließt sich auf
Des Todes schweigendes Gefilde.

Hier iſt ſein Grab!
Hier, ſeht! — o, hier das Grab,
Wo Gottes treuſter Unterthan,
Wo aller Menſchen Redlichſter,
Mein Vater ruht.
Vergeſſen ruht er da von aller Welt
Nur nicht von Gott; nur nicht von ſeinem Kinde.

Hier iſt ſein Grab! — — —
Ach! Menſchenkinder, wer von euch
Solch' einen Vater ſchon verlor,
Solch' einen Vater zu verlieren hat:
Er weine mit!

Acht Sommer kaum, o Gott,
Sah ich in deiner Schöpfung mir erblühn,
Ich hatte nichts, im weiten Weltall nichts,
Als dieſen Vater nur allein;
Und hatte keine Liebe,
Als ſeine Liebe.
Und dieſer Vater, er, um deſſen Hals
Mein Arm oft feſtgeklammert lag,
Sein Herz zu fühlen, wie es
Dem meinigen entgegenſchlug;
Er, der mein Schutz, mein Hort, mein Alles war,
Den, wie ich kindlich wähnte,
Mir keine Macht entreiſſen könne, — — —
O Menſchenkinder, wer von euch
Solch einen Vater ſchon verlor,
Solch einen Vater zu verlieren hat:
Er weine mit!
— — — — — — —

Er ſtarb!
Mit ihm verwelkte meiner Tage Lenz.
Und eine arme Waiſe irrt' ich
Verlaſſen durch die Welt,
Verbannt und ungeliebt;
Verſtoßen von den fröhlichen Gespielen;
Und blickte weinend auf zum Himmel;
Und hatte keinen Himmel.
Hier — — iſt ſein Grab!
Nur feuchtes Moos umwebt es.
Der Nachtwind ſinget zwiſchen Dornen
Dem frommen Vater
Ein Schlummerlied.

Die Ruinen von Palmyra.

(Frankfurt a. O. 1790.)

Da ſtehen ſie nun
Der ewigen Vernichtung Trotzbäen!
Stolze Werke ſtolzer Sterblichen
Hingeſunken, wie ſie, zum Staub;
Tempel und Schlöſſer hingeweht
Vom furchtbaren Fittig der Zeit.

Zerlöſet ruh'n des Meißels Meiſterſtücke
In Moos gehüllt. — Vergänglichkeit
Umflattert ſie mit ſchwarzen Flügeln!
— — — — — — — —

Vor meinen Augen auf,
Voll ſtiller Majeſtät in ſeinen
Ruinen noch — ſo wie dem Helden
Im Tode noch aus halberwiſchten Zügen
Der Geiſt der Helden ſcheint.

Hier ſchlummern ſie
Im Moos und Staub',
Die geiſtgeweihten Kirchenhallen!
Vom eingefallenen Altare
Wälzt ſich nicht mehr, in Säulenform,
Des Opfers ſüßer Weihrauchdampf.
Hierher zog oft der fromme Araber
Und weihte da —
Geſenkten Blicks — der Gottheit
Die benedeite Gabe! —
Gott nahm des Herzens Seufzer auf,
Wog ſeine Thränen,
Und lohnt dem Dulder, ſei er Chriſt,
Sei Grieche er, Jude oder Moslemim!
Sanft ſchläft zur Stunde ſein Gebein
An den Ruinen ſeines Tempels.

Ich weine; traur'ge Bilder
Umſchatten meine Seele!

Hier wallten in der Palmen Kühle
Oft treue Gatten Arm in Arm verwebt,
Und Seel' in Seele;
Und ſchauerten der Zukunft ſtiller Nacht.

Hier bebten oft der Liebe warme Thränen
Dem Mädchen auf der Wange Mai,
Wie Silberthau auf Rosenpurpur;
Hier lag an keuscher Brust, sog an den Feuerlippen
Der Liebling der Geliebten.

Wenn kaum der Morgenschein die Kuppel
Des eingestürzten Thurm's verklärte,
Beg sich der Gottheit schon der Greis;
Es küßte seine Stirn
Des Tempels Stufen ehrfurchtsvoll.

Sie ruhen! — o, sie ruhen alle!
Aus gelegestirnter Höhe gießt
Der Mond auf ihre Hügel
Sein bleiches Licht — und Friede
Und Tröstung ist ihr Theil!

Einst, sowie sie, auch ich!
Einst sowie ich, auch du Germanien! —
Vergebend, deutsche Kaiserstadt,
Vergebend, du Berlin, und du Magdeburg,
Täuscht ihr euch Ewigkeiten vor!

Einsam, schweigend ist
Palmyras Abendgegend!
Mit frohen Heerden wallet hier kein Hirt,
Kein Wand'rer hier. — Hier tönet nicht
Des umbüschten Thalorf's Vesperglocken —
Nicht des nahen Dorfhund's Bellen,
Nicht des Kahnes Plätschern in
Dem Maienumlisbelten Fluße. —

Nachtigall der liebenden Freundin.
Flötet keinen Klaggeſang
Durch die zitternden Lüfte. — —
Der ferne Phrat hallt
Sein Wogengetöſe
Ueber die ſandige Wüſte — der Süd
Stößt in der Palme Zweigen
Und des Gemäuers ſterbenden Strauch.

An meine Schweſter Dorothea Eliſabeth Lemme.

1. Auf einem Nadelkiſſen.

(Frankfurt a. O. den 1. Jan. 1791.)

Kein bittrer
Kummer, keine Klage
Verdunkle dir des Lebens
Sonnenſchein!

Es müſſe jeder deiner Tage
So ſchön wie deine
Seele ſein!

rischen Zwecken errichteten, geheimen Gesellschaften beabsichtete. Zwar wurden die Freimaurer namentlich in der Parlamentsakte ausgenommen, „als deren Zusammenkünfte in vorzüglichem Maase auf mildthätige Zwecke gerichtet sind“: doch nur diejenigen Logen dem gesetzlichen Schutze untergeben, „die vor dieser Akte schon bestanden, und übereinstimmend mit den unter den Freimaurergesellschaften geltenden Regeln gehalten wurden.“

In Frankreich waren die Baugesellschaften des Mittelalters schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts aufgehoben worden. Mogten auch Maurer-Innungen bestehen, es waren doch keine Vereine, worin die gedoppelte höhere Kunst in den überlieferten alterthümlichen Formen fortgepflanzt, oder Nichtwerkmaurer zur Verbrüderung aufgenommen wurden, wie in England. Erst im zweiten oder dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts stifteten einige englische Edelleute zu Paris eine Loge, die sich bald die große englische Loge von Frankreich hieß, weil von ihr sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen andere ausgingen. Im Jahre 1756 nahm sie den Namen der Großloge von Frankreich und damit das Recht einer obersten, maurerischen Behörde an.

2. Zu ihrem 40. Geburtstage, auf einem Streifen roſenfarbenen Atlas geſchrieben.

(Magdeburg den 18. April 1791.)

Kein Schmeichler, nein, der Bruder bringt
Dir, Schweſterchen, dies Band,
Und was er ſpricht und was er ſingt
Iſt, was er längſt empfand.

Drei Jahre ſind entfloh'n
Da wir uns nicht geſeh'n.
Doch vor drei Jahren hofft ich ſchon
Ein frohes Wiederſeh'n.

Nun iſt's, ich danke Gott, erfüllt;
Du biſt nun wieder mein!
So lang ich lebe ſoll dein Bild
In meinem Herzen ſein.

Und was dir heut des Bruders Mund,
Das Bruder-Herz dir ſchwört,
Das bleibe als ein heil'ger Bund
Auf immer unverſehrt.

Sei glücklich! jede Thräne ſei,
So fern dir, als dein Grab!
Und jeder junge Morgen frei
Entzücken dir herab!

Dir lächle jeder Abendſtern
Vergnügen in die Bruſt;
Denn ächte Tugend lohnet gern,
Und lohn' auch dich mit Luſt!

Und biſt ſo glücklich, ſo vergiß
Auch deines Bruders nicht,
Der warm und treu dich liebet, bis
Ihm einſt das Auge bricht.

Dies roſenfarbene kleine Band,
Das ich für dich beſchrieb,
Behalte als ein Unterpfand
Der Bruderliebe lieb.

Es ſage, lieſt der Enkel dies,
Wenn uns das Grab ſchon hält:
„Fürwahr! ſo liebten ſich gewiß
Noch keine in der Welt.“

3. **Am 23. Lebensfeſte meines Neffen und Bruders Johann Gottlieb Lemme.**

(Magdeburg den 29. Juli 1792.)

Du mit dem ich einſt als Knabe
Durch den Traum der Kindheit ging;
Den ich ſtets geliebet habe,
Stets mit Bruderluſt umfing.

Sei auch heute mir geſegnet
Und mein Segen bleibe dir;
Was auf Erden uns begegnet,
Lieber Bruder, theilen wir!

Wirſt noch weinen manche Thräne,
Seufzen manchen Seufzer noch,
Fühlen manches heiße Sehnen
In der Menſchheit ſchwerem Joch.

Wirſt noch manche Luſt verblühen,
Manchen Liebling ſcheiden ſehn;
Wirſt, wenn Nächte dich umziehen,
Wankend oft im Sturme ſteh'n.

Aber Alles, Alles trage
Und wie du, ſo trag ich mit.
Theile ſtets mit dir und wage
Mit dir jeden ernſten Schritt.

Denn es wird nicht ewig dunkeln
Um uns auf der Pilgerbahn;
Auch der Hoffnung ſchönes Funkeln
Wird uns heller einſt umfahn.

Denn wo Nächte ſind, da ſteigen
Schöne Morgen auch empor;
Wo ſich düſt're Thäler zeigen
Steigen Hügel auch hervor.

Drum getreft nur hingegangen
Durch die Nacht und durch das Thal
Und das brennende Verlangen
Stillt der Himmel doch einmal.

Daß uns froh und glücklich leben
Oft lehr dieser Tag zurück.
Wie um Stäbe sich die Reben
Ranke sich um dich das Glück.

Und wie Hand in Hand als Knabe
Ich mit dir gewandert bin,
Geh' ich einstens aus dem Grabe.
Lieber Bruder, mit dir hin!

Strahlt nach langen Dämmerungen
Einst die Auferstehungszeit,
Dann geh'n, Arm in Arm umschlungen
Wir zur schönern Ewigkeit.

An die Freunde. *)

(Frankfurt a. O. 1791.)

Weinet nicht, denn Gott iſt unſer,
Unſer iſt das Loos der Freundſchaft!
Was bedürfen wir noch mehr,
Um den Traum des Lebens ſchön zu träumen?

Becherlied.

(Frankfurt a. O. 1791.)

Den Becher geſchwungen und wieder gefüllt,
So lange den Trauben der Nektar entquillt!
So lauten die Stimmen der Weiſen bedeutlich:
„Hier unter dem Monde iſt Alles vergänglich.“
Drum trinket den Becher der Freude noch leer!
Wenn's immer ſo wär!
Chor: Wenn's immer ſo wär!

*) Aus der Berlinischen Monatsſchrift 1. Bd. 4 Stück.

Nicht immer, wie heute, nicht immer iſt's ſo:
Wir werden des Augenblicks ſelten nur froh.
Und wißt ihr, ob drüben, im beſſeren Leben,
Es Lippen zum Küſſen und Trinken wird geben?
Drum trinket hienieden die Alles iſt leer.
Wenn's immer ſo wär!

Chor: Wenn's immer ſo wär!

Wenn immer ſo wäre der ſelige Rauſch,
Ich nehme nicht Kronen noch Throne zum Tauſch;
Was könnt' ich auf Erden mir Höheres preiſen
Als Liebe der Schönen, als Freundſchaft der Weiſen?
Was wünſcht' ich und hofft' ich auf Erden noch mehr,
Wenn's immer ſo wär?

Chor: Wenn's immer ſo wär!

Es lebe die Tugend, und wer ſie geliebt!
Es lebe die Freude, und wer ſie gibt!
Es lebe der Zweifler, es lebe der Wiſſer:
Es lebe der Trinker, es lebe der Küſſer!
Dies Gläschen ſei Allen zu Ehren nun leer:
Wenn's immer ſo wär!

Chor: Wenn's immer ſo wär!

Die Engel des Lebens.

(Frankfurt a. O. 1794.)

Chor.

Auf, Brüder des Bundes, die Kelche geſchwungen,
Und Hymnen den Freuden des Lebens geſungen!

Einer.

Es lebe die Tugend!

Chor.

Wir ſtoßen an!

Einer.

Sie herrſche auf Erden!

Chor.

In Ewigkeit!

Einer.

Der Menſchheit zerriſſenen Bund zu ergänzen,
Die weinende Tugend mit Roſen zu kränzen,
Hinab in die Tiefen der Wahrheit zu ſchau'n. —
Das iſt unſer Leben und Weben und Bau'n.

Chor.

Das ist unser Leben und Weben und Dauer.

Einer.

— — — Es lebe der Frieden!
Wir sind nicht berufen zum Morden und Kriegen:
Es weinet die Menschheit ob glänzenden Siegen.
Sie flicht nicht den Lorbeer, sie schaurt nur Blut.
Nur Frieden auf Erden ist heiliges Gut!

Chor wie oben.

Einer.

— — — Es lebe die Freundschaft!
Wenn Nächte des Kummers das Leben verdunkeln,
Wenn nirgends die Sterne der Hoffnung mehr funkeln —
Dann bieten sich Freunde die Hände zum Bund,
Und treu bis im Tode zu lieben, ist schön!

Chor wie oben.

Einer.

— — — Es lebe die Liebe!
Das Leben ist Liebe, nur Lieben ist Leben.
Heil dem sich ein Engel auf ewig gegeben!
Er weihet ihn küssend zur Seligkeit ein.
Den Himmel baut Liebe um Liebe allein.

Chor wie oben.

Einer.

— — — — Es lebe die Freiheit.
Der Schöpfer, er hat uns zur Freiheit erkoren;
Weh' dem, der sein göttliches Kleinod verloren!
Weg Gold und Juwelen, nur Wasser und Brod,
Nur Freiheit im Leben, nur Freiheit im Tod! —

Chor wie oben.

An Professor Dr. Berends.

(Bruchstück aus einem Festgedichte im Namen der Studierenden zu Frankfurt a. O. 1795.)

Wär' unser jetzt ein Bürgerkranz,
Von heil'gem Eichenlaub gewunden,
Gepflückt in einem deutschen Hain,
O edler Geist, er wäre dein,
Den wir, als Würdigsten, gefunden!

Wir brächten diesen hehren Kranz
Nicht Herrschern über Millionen;
Und zahlten sie uns unser Laub
Zehntausendfach mit gold'nem Staub,
Für sie sind Kränze nicht, — nur Kronen!

Das Wunderbare, Glänzende, Geheimnißvolle, feierliche Mahlzeiten, Bänder, Schurzfelle, Rittertitel, fanden bei den Franzosen ungemein erfreuliche Aufnahme. Man zahlte gern reiche Einweihungsgebühren. Dies verursachte, daß sich die Logenmeister, oder Meister vom Stuhl, ihre Würde auf Lebenszeit und gewissermaßen erblich zusprechen ließen, so daß sie ihre Nachfolger selber ernennen konnten. Weil sie diese Rechtsame nur für ihre Person vom alt- oder neuenglischen oder schottischen Großmeisterthum erkauft hatten: verlangten sie auch den Geldgenuß aus den Beiträgen der gesammten Brüder. Besonders ward dies in Frankreich eine Spekulation der Speisewirthe, in deren Häusern gewöhnlich Logen, oder doch sogenannte Tafellogen, das heißt, maurerische Gastmähler, gehalten zu werden pflegten. Sie ließen sich als Meister patentiren, stifteten neue Logen, und nahmen ohne Unterschied auf, wer bezahlte. Es kam darüber zu Zerwürfnissen zwischen den alten und auf diese Weise zahlreich gewordenen neuen Logen; man schrieb Schmähschriften wider einander, bis die Regierung dem Lärmen ein Ende machte und im Jahre 1762 die große Loge aufhob. Die alten gehorchten; die neuen Meister behielten sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen ihre Logen im größten Geheimniß. Die Maurerei war in Frankreich, ihrer Herkunft und ihrem We-

II.

Wanderjahre.

Mein Wunsch.

(Glarus 1795.)

Wo find' ich dich, o Heimat süßer Freuden!
Im Arme der Natur?
Ich sehne mich, des Lebens Sturm zu meiden,
Nach Ruh' und Dunkel nur.

Paläste, Gold, des Luxmet Verheerungen
Sind großer Kinder Tand;
Nur dort, wo Fried' und Treu und Einfalt wohnen
Da ist mein Vaterland!

Umfange mich, du liebe, kleine Hütte,
Im unbekannten Thal,
Fern von der Städte gleißnerischer Sitte,
Von ihrer Pracht und Qual.

Ich sehe dich, im Kranze schatt'ger Bäume,
Im rosenfarb'nen Licht;
Hast Raum genug, für mich und meine Träume,
Nur für die Thorheit nicht.

Dort weihe mich die junge Morgenröthe
Zum Tagewerke ein;
Zum Abendschlummer mich des Hirten Flöte,
Die Nachtigall im Hain.

Und will mir eines holden Gottes Segen
Verklären Eden's Ruh':
So führ' er mir ein treues Herz entgegen
Und mich dem Treuen zu.

Heimweh nach der Schweiz.

(Paris 1796.)

In den marmor'nen Palästen
Marmorherzen nur zu seh'n,
Zwischen Mord- und Wollustfesten, —
Ist das schrecklichste der Weh'n.
Und mir selbst muß ich es zürnen,
Daß ich thöricht euch verließ,
Silberseen, Silberfirnen,
Dich verlornes Paradies.

Mitten hier im Menschenschwarme
Bin ich aus der Welt verbannt;
Streck ich nur nach Dir die Arme
O mein stilles Friedensland!
Könnt' ich einmal noch Dich sehen,
Nur noch einmal wieder Dich,
Und auf grünen Alpenhöhen
Herzensatt erathmen mich!

Abendlüftchen, wehſt ſo kühlend,
Kömmſt Du von der Gletſcher Saal?
Vögelein, Du ſingſt ſo kühlend,
Sah'ſt Du mein geliebtes Thal?
Hätt' ich deine leichten Flügel
O, ich riſſe bald mich los;
Flöge über Wald und Hügel,
Flög' in meiner Alpen Schooß.

Dann, o dann, ſeid mir gegrüßet,
Hütten, Büſche, Strom und Feld!
Sei mit Thränen mir gegrüßet
Liebe, fromme Unſchuldswelt!
Arm und froh in dir zu wohnen
Wäre ja mein höchſtes Glück;
Böte man mir Fürſtenkronen —
Lächelnd wies ich ſie zurück.

Löſchte doch ein Todesſchlummer
Aus mir der Erinn'rung Licht!
Denn dieß Sehnen, dieſen Kummer,
Ich ertrag' ihn länger nicht.
Immer blick' ich dort hinüber;
Immer leb' ich dort mich ein;
Hier wird's Stund' um Stunde trüber,
Stund' um Stunde wächſt die Pein.

An die Schweiz.

(Am Murtner Seenfer 1796.)

Dir weih'n, Helvetia,
Die Völker fern und nah,
Hochheil'gen Lohn.
Gott hat in Majeſtät,
Dir im Gebirg erhöht,
Auf daß er nie vergeht,
Der Freiheit Thron.

Vom ew'gen Alpenkranz
Strahlet dein Silberglanz
Auf Land und Meer.
Hell leuchte fort und fort,
Verfolgter Unſchuld Port,
Der Freien letzter Hort,
Freundlich umher!

Wie aus des Gletſchers Dom
Du ſendeſt Strom an Strom
Den Ländern zu;
So, was die Menſchheit ehrt,
Sendſt in der Weiſen Werth,
Sendſt in der Tapfern Schwerdt
Den Völkern du.

Hier sind Gebirg und Thal
Den Deinen allzumal
Ein Friedensreich;
Hier kehren Fürsten ein,
Um sich der Lust zu freu'n,
Wie Menschen Mensch zu sein
An Rechten gleich.

Wie hell ob dunkler Nacht
In gold'ner Abendpracht,
Dein Aarhorn schwebt:
So strahle rein und frei,
Wenn Nacht der Barbarei
In neue Sklaverei
Die Welt begräbt.

Verschwiegene Liebe.

(Bern 1796.)

Ich lag, unter duftigen Rosen,
Am murmelnden Wasserfall,
Und ließ die Zephyre kosen,
Und murmeln der Wellen Krystall.
Mir träumte, mir bangte,
Ich sann, ich verlangte — — —
O still, o still!
Weil Liebchen es will.

Da kam die Holde gegangen;
Ihr Wandeln war schwebender Tanz.
Und Stirne und Augen und Wangen,
Beschattet von Locken und Kranz,
Am Busen die Rose,
Das Lächeln so leise — — —
O still, o still!
Weil Liebchen es will.

Da schloß ich, Betrüger, behende,
Die Augen und schlummerte fein.
Sie zupfte mir Locken und Hände;
Das wiegte mich tiefer noch ein.
Da sank sie mit Beben,
Mir leise zu geben — — —
O still, o still!
Weil Liebchen es will.

Jetzt plötzlich erwachte ich wieder.
Da wollte die Schüchterne fliehn;
Und lächelnd zog ich sie nieder
Und fragte: mein Liebchen, wohin?
Ach! seufzte die Kleine,
Ich suchte mir eine — — —
O still, o still!
Weil Liebchen es will.

Nun saßen wir tändelnd im Schatten,
Im Herzen des Himmels Gefühl;
Die Stunden verschwanden; wir hatten
Des Lieblichen nimmer zu viel.

Wir scherzten und klagten
Wir hofften und zagten — — —
O Still, o Still!
Weil Liebchen es will.

Warnung.

(Bern. Mai 1796.)

Mädchen, Mädchen hüte Dich!
Amor läßt sich ungern necken.
Spielt er heut' mit Dir Verstecken,
Sieh's Du morgen ihn mit Schrecken;
Denn der Schalk spielt meisterlich.
Lose Mädchen, hüte Dich!
Büßen mit geheimen Thränen
Wirst Du bald den kühnen Spott;
Und dein Schmachten und dein Sehnen
Suhnt so leicht nicht aus den Gott.

Amor treibt es immer so!
Lieblich weiß er uns zu kirren,
Und mit Seufzen und mit Girren
Herz und Köpfchen zu verwirren. —
Und man wird des Bubchens frei.
Amor treibt es immer so.

Aber dann in öder Wildniß
Läßt er tückisch uns allein;
Selbst in Träumen wird sein Bildniß
Uns nur neuen Qualen weih'n.

Fürchte seine Schelmereien!
Sieh', er lächelt so unschuldig,
Thut so sanft und so geduldig,
Kost Dich so schön und huldig,
Und — Dein Herz ist nicht mehr frei.
Fürchte seine Schelmerei!
Weh, es bluten Deine Wunden;
Tief getroffen hat sein Pfeil!
Armes Kind, Du willst gesunden;
Aber er versagt das Heil.

Hoffe nicht auf Amors Dank!
Er kann Sterbenskranken gleichen,
Thränen weinen, traurig schleichen,
Und Du läßt Dich wohl erweichen, —
Aber hoffe keinen Dank;
Er treibt Spott und Du bist krank.
Es verblühen Deine Wangen,
Deiner Jugend Glanz verdirbt;
Eh' Dein Bangen und Verlangen
In des Lieblings Armen stirbt.

sen fremd, in geheimnißkrämerische Gaukelei und Geldpresserei verartet. Darum wurden immer höhere und höhere Grade, mit immer neuen Verzierungen, Titeln und Geheimnissen erfunden, in welche einzugehen stattlich Geld kostete. Eines solcher maurerischen Kollegien, welches über andere erhoben stand, nannte sich im Jahr 1758 zu Paris: Conseil des Empereurs d'Orient et d'Occident, souverains princes Maçons.

Die französische Großloge ward zwar nachher wieder hergestellt, aber der thörichte Unfug nicht abgethan. Jeder von den unabänderlichen Logenmeistern mußte aus Einweihungsgebühren und Beiträgen seiner Loge alljährlich eine Summe Geldes an den Schatz der großen Loge entrichten, die sich, um die ehemalige unbekümmert, als großer Orient von Frankreich erklärte, und sich zugleich das Recht der Gesetzgebung im Orden vorbehielt. So entstand im Jahre 1772 die festere Gestalt der französischen Freimaurerschaft. Darüber wieder Streit zwischen der alten Großloge von Frankreich und dem neu aufgegangenen großen Orient. Jene machte den Herzog von Chartres (nachmaligen Philipp Egalité) zu ihrem Großmeister. Sie zählte im Jahr 1778 nur in Paris allein, was fast unglaublich scheint, einhundert und neunundzwanzig Logen, und ausser diesen noch zweihundert und sie-

Im Sturm.

(Reichenau 1797.)

Der Himmel sinkt düster,
Die Welt wird zum Grab;
Es treiben die Wolken
In Wirbeln des Sturmes.
Verlassen und einsam
Gedenk' ich mit Thränen
Der besseren Zeiten —
Sie lächeln nicht mehr!

Es heulet der Sturmwind
Am Felsengebirg';
Es seufzen die Wälder
Es stöhnen die Wogen.
Ihr lieblichen Töne
Verflossener Tage
Wann hallet ihr wieder,
Wann kehrt ihr zurück?

Brauf't immer Oceane,
Erzitt're, o Welt!
Es wachet dort oben
Das Auge der Vorsicht!
Einst röthet sich wieder
Ein schönerer Morgen;
Dann tröstet die Liebe
Das duldende Herz!

Das Kleinod.

Viel Sorgens und Sehnens im kranken Gemüth!
Es flieht mir die Jugend, die Erde verblüht — —
Nur Eines ist stets, was die Welt noch verklärt,
Und das ist des Sorgens und Sehnens wohl werth!

Es ringet die Seele in blutigem Schmerz
Aus Kämpfen der Erdenwelt himmelwärts — —
Nur Eines noch, Eines noch hält sie zurück,
Und das ist des Lebens beglückendstes Glück!

Die Weisheit, sie Reichthum und Ehre verschmäht,
Sie sucht nach dem Einen, das sie nur versteht — —
Dieß Eine, wenn's Herz in dem Busen auch bricht,
Verrathen die Lippen dem Fragenden nicht!

Schweizer Kriegsgesang.

(Luzern November 1798.)

Hoch empor, ihr Schweizerfahnen!
Vaterland, wo ist Gefahr?
Hoch empor, ihr Schweizerfahnen,
Weht voran auf Siegesbahnen!
Muthig kämpft die Schweizerschaar
Für die Freiheit immerdar.

Auf, hervor aus den Gebirgen
Freies, tapferes Geschlecht!
Auf, hervor aus den Gebirgen;
Weib und Kind will man uns würgen
Und zertreten unser Recht;
Auf, in's heilige Gefecht!

Und ihr Geister unsrer Väter,
Schwebt vor unserm Fahnenier!
Ja ihr Geister unsrer Väter,
Unter uns ist kein Verräther;
Kämpfen, siegen wollen wir,
Oder untergeh'n wie ihr!

Hoch empor die Schweizerfahnen!
Zitt're nicht, o Vaterland!
Hoch empor die Schweizerfahnen!
Gott führt uns auf Siegesbahnen!
Er schirmt dich mit starker Hand:
Zitt're nicht, o Vaterland!

An den Frieden.

(Schwyz 1799.)

Schweb' aus Gottes seel'gen Reichen,
Friedensengel, schweb' herab!
Sieh', die Welt voll blut'ger Leichen
Ist ein ungeheures Grab!
Lebensmüde Greise jagen,
Allzufrühe Waisen klagen,
Und am Sarg des Lieblings laut
Jammert die verlaß'ne Braut.

Mütter beten vor Altären
Für den weit entfernten Sohn;
Und der Wittwen heiße Zähren
Flehn zu des Erbarmers Thron.
Komm, dich rufen unsre Psalmen,
Komm mit deinen heil'gen Palmen,
Rette mit der Segenshand
Das verwaiste Hirtenland!

Send' uns aus des Himmels Höhen
Friedensengel, wieder Glück;
Doch — soll Freiheit untergehen,
O, dann kehre nie zurück!
Mögen Brand und Grath verderben,
Süßer ist's in Freiheit sterben,
Als wenn uns der Friede wird,
Dessen Arm von Ketten klirrt.

III.

Mannesjahre.

Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren.

Psalm.

(Bern 1802.)

Dich sucht mein Geist!
Dich Vatergeist, dich Unerschaffenen,
Jehova, Allah', Buddha, Brama dich!
Um dessen Thron im ew'gen All'
Der Sonnen Myriaden brennen,
Den die Jahrtausende des Erdstern's nennen,
Und dehend ahnen und nicht kennen!
Ich suche dich!

Ich suche dich;
Warum verhüllst du dich;
Bist du es nicht, der mich zu werden hieß!
Rief ich mich selbst hervor, als ich nicht war!
Ich bin nur Licht aus deinem Licht.
Und wunderbar gehüllt in dieses Erdstern's Asche
Du bist mein Vater, du, des Weltalls Vater.
Dich ruft dein Kind; es ruft und kennt dich nicht.
Warum verbirgst du dich vor meinem Angesicht!

Ich ſuchte dich.
Ich flog' empor in des Gebets Entzücken;
Der Leichnam ſank zum Staub,
Der liebe Thränen deckten ſeine Augen;
Die Seele irrte über'm Sternenzelt.
Ich ſuchte ahnend dich von Welt zu Welt,
Und rief und alle Welten riefen wieder
Weltvater, offenbare dich. — —
Doch ſchweigend hört' es die Unendlichkeit:
Die Sonnen flogen ab und auf;
Die Erden liefen ihren Lauf;
Im ehernen Geſetz der Ewigkeiten
Bewegte ſich das All des Sein's.
Und ich erwachte ſchaudernd, liebend, weinend
Vom Glaubenstraum.
Wohl donnerte um mich der Odem der Natur,
Doch deine Vaterſtimme ſchwieg.
Dich ſah ich nie, nur deines Waltens Spur.

Ich ſuchte dich,
Den alle Geiſterzungen preiſen!
Ich horchte auf das Wort der Heiligen und Weiſen.
Und Prieſter, Bonzen, Iman's, Lama's,
Sie lehrten laut von deiner Herrlichkeit. —
Nein, heil'ger Urgeiſt, aller Weſen,
Sie predigten nicht dich — nur ſich!
Du biſt es nicht, zu deſſen Ruhme
Sie ihre Glaubensdolche ſchleifen;
Du nicht, zu deſſen Ruhm ſie Scheiterhaufen bau'n;
Du nicht, in deſſen Namen
Des Hohenprieſters Stolz vom Hochaltare ſucht.

Sie vereinigten nicht dich, — — nur ſich.
Im wüſten Wahnſinn, ohne deine Spur,
Sind ſie die wildeſten der Ungeheuer nur.

Ich ſuchte dich.
O du Allgegenwärtiger, Verborgener!
Ich wankte mit der Forſchung Fackel
In den geheimen Kammern der Natur.
Ich ſah' des Lebens nie gemeſſ'nen Strom
Durch Thier- und Pflanzenfluren brauſen,
Im Eſſigtropfen das bewohnte Meer,
Im Grashalm eine Stadt lebend'ger Weſen;
Den Erdball, als ein Rieſenthier des Himmels,
Ich ſah' Kryſtalle aufgelöſt in Duft,
Aus unſichtbarem Gas Weltmeere ſtrömen;
Des Zitters Geiſt durchzuckte die Gebilde
Mit ſchöpferiſcher Wunderkraft;
Hier im Magnetenzug des Eiſens,
Dort in des Fiſches Krampfſchlag;
Am Pol der Welt als Flammenfittig glänzen,
Und aus der Sommerwolke donnernd ſegnen.

Und einſam ſtand ich, ſchaudernd,
Zuletzt an den Geſtaden der Natur,
Wo ſich am trägen, todten Stoffe,
Im All' der Dinge, bildend und vernichtend,
Das rege Wogenſpiel des Lebens bricht.
Da rief ich laut: O Gott, mein Gott, wo biſt du?
Dies todte Nichts und dies lebend'ge Spiel,
Das ſich im ew'gen Streit verſchlingt und trennt,
Iſt dies des Lebens unerſchaffner Urquell? —

Furwahr, ein einziger Gedankenblitz
Aus meinem Geiſt durch dieſes Chaos
Iſt göttlicher, als dieſer blinde Sturm!
Ich ſchwebe ob der Elementen Tiefen,
Mir ſelbſt bewußt, ob dem ſich Unbewußten,
Ein Licht, hell über Finſterniſſen,
Ein Wille über willenloſer Gährung!
Wer ſagt, der Urquell ſchaffe hier?
Wo iſt die Liebe und die Weisheit, wo?
Wo das Erbarmen und die Heiligkeit?
Er, der das Ohr gebaut, ſollte der
Nicht hören? Sehen nicht
Der mir des Auges Wunderſtrahl verliehn? *)
Er, der die Geiſter lehret, was ſie wiſſen!
Den Allbelebenden hab ich geſucht;
Und fand das Leben nur;
Ich ſuchte den Allwiſſenden,
Und fand nur ſeiner Weisheit Spur.
Ich ſuchte den Barmherzigen
Und fand die Liebe nur!

Ich ſuchte dich!
Ich fragte in den Himmeln,
Wo Sirius und wo Orion lodern,
Wo ihren ew'gen Reigen um den Pol
Kaſſiopeja und Bootes tanzen.

---

*) Pſalm 94, 9 und 10.

neunundvierzig in den Provinzen, die sämmtlich sie als ihre oberste Behörde erkannten.

Ausser der alten Großloge strebten dem neuen Orient noch andere Maurerschaften entgegen, die sich von beiden unabhängig betrachteten: Zu Lyon, Bordeaux und Straßburg seit 1774, sogenannte schottische Direktorien von der Dresdner Reform; zu Paris selbst eine Mutterloge du contrat social; eine ähnliche zu Marseille, von einem reisenden Schottländer gestiftet; zu Metz das Kapitel St. Theodor, das sich zum Ritus von St. Martin bekannte; zu Arras seit 1745 ein schottisch-jakobitisches Kapitel; zu Montpellier neben einer Académie des vrais Maçons ein Rosenkreuzerkapitel; zu Narbonne die Loge der Philadelphier, die sich zum sogenannten Rite primitif bekannte; zu Rennes der Verein der sublimes Élus de la vérité; im nördlichen Frankreich manche der sogenannten eklektischen Maurerei, und andere ähnliche Stiftungen mehr.

Dem Orient ward dabei um seine Ehre bange. Er wollte die Sache verbessern, nahm aus verschiedenen Einrichtungen und höhern Graden der andern etwas und bildete daraus im Jahre 1786 vier höhere Grade neuer Art: Elu, chevalier d'Orient, Ecossais Chevalier und Rose-Croix. Allein dies verschlimmerte sein Spiel. Die vier neuen Ordnungen wurden fast in allen Landern maurerisch

Wo durch des Mondes rhotyberhelle Felder
Der Ringgebirge Schladentrümmer laufen —
Es scholl kein Laut.
Ich sah' des Jupiters schneeweiße Achsen,
Der Venus wandelbaren Halbmond,
Und schweigend schritt, vom gold'nen Reif umfangen,
Saturnus sonnenfern und Uranus.
Ich stieg zur Sonne, wandelte
Durch ihrer Lichtgewölke ungeheure Ebenen.
Es bebte das Gewölk' und schmolz.
Ein Krater schloß sich auf vor meinen Füßen,
Und zeigte mir des Weltballs finstern Grund.
Ich sah' das Niegeseh'ne — —
Nur dich, mein Vater, nicht! —
Von Stern zu Stern, bis alle Sterne schwinden,
Bis wo ein fahles Nebellicht,
Aus der Unendlichkeit entfernten Hallen
Von niegeseh'nen Sonnen bricht,
Drang betend meine Sehnsucht auf.
Ich sah' das Unergründliche;
Im Unergründlichen kein Walten;
Der Welten schweigenden Gehorsam.
Ich sah' das ew'ge Vaterhaus — —
Den Vater sah' ich nicht.
Und schaudernd sah' ich aus den niegemess'nen Höh'n
In meinen Staub zurück,
Und weinte laut.
Er, der dies Wunder-All gebaut,
Er, der im Hause der Unendlichkeit
Den Myriaden Wonne streut,
Bedarf er mein?

Doch hat er mir sein Haus geschenkt!
Wer bin ich, daß er mein gedenkt?
Und doch gedenkt er mein.

Ich suchte dich!
Es zogen die Geschlechter dieser Erde
Seit Anbeginn vor meinem Blick dahin.
Ich sah' sie geben und vergeh'n,
Der Fürsten flücht'ges Thronen
Hoch über Schweiß und Blut der Sclaven-Millionen,
Der Völker Raserei und Kampf
Um Gold und Wollust, Ruhm und Macht,
Um eines frommen Traumes Pracht.
Des Wahnsinn's Glück und Schmerz ist unsre Weltgeschichte,
Es blutete der Heiligste am Kreuz;
Verbrechen führten oft zum lorbeervollen Siege.
Doch jeder Thorheit Sarg ward einer Weisheit Wiege.
Und wie aus Kohlenschutt und Asche,
Sie selbst in sich verwandelnd, himmelwärts,
Die gold'ne Flamme gipfelt:
So steigt auch des Vergänglichen Getrümmer,
Der Geist des göttlichen Geschlechts
Zum Unvergänglichen empor.
Der Fuß der Menschheit wurzelt noch
Im Schlamm der alten Nacht;
Ihr Scheitel strahlt im Morgenlichte Gottes.
In Gold und Macht, in Herrlichkeit und Prunk
War nur umsonst das höchste Glück gesucht.
Enttäuschung ist zuletzt der Weisen höchstes Wissen.
Ich bin enttäuscht.

Im Staub such' ich Gott,
Ich fand den Staub. — —
Und diese Thränen, Wellen, Grenzen
Sind Staub.
Dem Geiste ist der Urgeist nur verwandt.

Ich werde sein,
Wenn einst mein Leib nicht ist;
Ich werde sein,
Wenn dieser Erdball bricht.
Sind alle Sonnen längst verglommen,
Strahlt noch der Gottheit welterfüllend Licht,
Und ich bin Licht aus ihrem Licht gekommen!

Im Staube nicht, im Geist ist offenbar
Die Herrlichkeit des Geistervaters.
Ich bin in ihm; er spricht in mir durch mich.
Wer, wenn er selbst nicht, hat mich ihn gelehrt?
Wer, wenn er selbst nicht, nannte
Mir ihn, daß ich den Unsichtbaren kannte?
Wer hat mein Antlitz himmelwärts gekehrt?
Von wem erfuhr die Menschheit seinen Namen,
Wenn nicht durch ihn? Das Todte redet nicht!
Wer lehrt die Menschheit ihre Werke richten?
Nie anderm Mann, als dem des Glücks,
Als dem des Sehnsuchtsblicks,
Den Streit der Pflicht und des Gelüstes schlichten?
Von wannen stammt mein heil'ger Heldenmuth,
Daß ich um unsichtbares Geistergut
Verschmähe, was die Lust des Lebens wählen heißt? — —
Zum Staube zieht der Staub, zum Geiste zieht der Geist.

Zu dir! Zu dir! —
Du Allerheiligſter!
Du durch dich ſelbſt in mir Gerſtendarter
Du weht und flammſt in mir.

Ich ſuche dich nicht länger.
Im Staube nicht den Gott.
Dein Weltall iſt mein Haus,
Und deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen ſollen, ſind:
Ein Gott iſt nur,
Sein Name: Liebe, Weisheit und Erbarmen
Und eine Ewigkeit iſt alles Sein,
Und alles Sein
Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit!

Ich jauchze weinend in das Halleluja
Der heil'gen Geiſterwelt mein Halleluja!
Ich bin, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Ich werde ſein, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Mein iſt die Seligkeit,
Weil ihm die Seligkeit!
Ihm Halleluja! —

Nacht und Grab.

(Siberlein 1803.)

Sei mir gegrüßt, o stille Nacht,
In deiner hehren Sternenpracht!
Mit weichen Händen bietest du
Des Elends Kindern deine Ruh.
O Brüder, schlummert sanft den süßen Schlummer,
Der neue Tag weckt euch zu neuem Kummer.

Auch in den stummen Gräbern Ihr,
Ruht sanft von eurer Arbeit hier.
Vergessenheit ist euer Loos
Und euer Obdach dieses Moos.
O Brüder, schlummert sanft der Leiden Schlummer,
Kein neuer Tag weckt euch zu neuem Kummer.

Aus den „Stunden der Andacht.“

(Datum von 1809 - 1816.)

Komm' Geiſt der Andacht und der Ruh',
In unſ're Tempel führe Du
Des frommen Sinnes Fülle!
Mach' unſer Herz vom Irrthum leer,
Er wern' und Gottes Name greß,
Sein Wille unſer Wille!

Ich muß zu dir die Hände falten,
Es drängt mich hin zu Dir, mein Gott!
Nie wird mein Herz für Dich erkalten,
Nie durch der Spötter faden Spott,
Wie einem Kind an Vaters Bruſt,
Iſt zu Dir deren meine Luſt.

In frommer Unſchuld ruht das Kind
An ſeiner Mutter Bruſt;
Was Stunden und was Feinen ſind
Iſt ihm noch unbewußt.
Ach, dieſer Unſchuld Heiligthum,
Bewahret dem Kinde ſie!
Kein Gold, kein Glück, kein Ordensruhm
Beſeligt ſo, wie die.

Gott, laß mich täglich mein Gewiſſen
Vor Dir erforſchen; laß mich rein,
Vor ſelbſt geſuchten Finſterniſſen
Geſichert, immer wachſam ſein.
Stirb aufmerkſamer prüf' es mir.
Was recht iſt, Gott, und gut vor Dir.

Wohnt das Glück in Purpurhülle?
Auch der Purpur deckt oft Schmerz.
Wohnt es bei des Goldes Fülle?
Sorge quält da oft das Herz.
Such' es in der frommen Hütte,
Wo die treue Liebe weilt;
Such' es in der Edeln Mitte,
Die kein Haß und Hader theilt.

Du, Herr, kannſt Alles enden.
Was mich jetzt drückt und plagt.
Kannſt mir noch Hilfe ſenden,
Wenn ſchon mein Muth verzagt.
Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei
Von ängſtlich bangen Sorgen,
Nur Dir ergeben ſei.

Wenn gleich aus tiefer Mitternacht
Gewitter um mich blitzen,
So zag' ich nicht! mein Vater wacht.
Er wacht, mich zu beſchützen.
Die Stim, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlaſſen.

Gesegnet sind die Leiden mir,
Die mich zum Himmel ziehen,
Mich lehren, Gott, allein zu Dir,
Als meinem Vater, fliehen.
Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst Du mir wieder Tageshracht,
Die Alles umgestaltet.

Heil, Landmann, dir! Dein edler Stand
Ist der Natur so nah' verwandt;
Fern von dem städtischen Gewühl,
Und wilder Leidenschaften Spiel.
Lobsinge Gott!

Der Mensch sei niedrig oder groß,
Mühseligkeit ist Aller Loos;
Nicht Geld gibt Glück, nicht Rang und Pracht;
Man ist, wenn das Herz uns macht.
Lobsinge Gott!

Gott der Schwachen, Gott der Armen,
Freude der Bedrängten, gib
Leidenden Du Dein Erbarmen
Und erhab'nen Glaubenstrieb.
Dem Vertrauen kühnen Schwung,
Dem Verlangen Sättigung.

Sei stark, mein Geist, wenn alle Freuden
Des Lebens fern von dir entflieh'n;
Sei muthig, wenn auch schwere Leiden
Bisweilen allen Trost entzieh'n.

Erhebe dich vom Staub der Erde!
Umfaſſe Gott im Geiſte, werde
Werth jener ew'gen Herrlichkeit,
Die der, der auch für dich geſtorben,
Bei ſeinem Vater dir erworben;
Ein Traum doch nur iſt dieſe Zeit!

Wer herrſcht, wer Fürſt, wer König iſt,
Der wiſſe, daß Du Richter biſt!
Wer Macht hat wiſſe, ſein Beruf
Sei von der Macht, die All' erſchuf.
Er, wie der Unterthan, Dein Knecht,
Sei, Gott, Dein Bild, wie Du gerecht;
Er ſoll ſich unſerm Glücke weih'n,
Der Segen guter Völker ſein!

Nur einen Vater haben wir,
Gott iſt ſein heil'ger Name;
Nur einen Urſprung haben wir,
Von dem wir Alle kamen;
Nur eine Heimat haben wir,
Zu der wir Alle wallen;
Sie iſt dort oben, und in ihr
Harrt Seligkeit uns Allen.

Fremd ſind wir nur dem Erdenſtern,
Fremd ſind wir nur dem Staube,
Doch alle Menſchen nah' und fern
Umſchließt ein heil'ger Glaube:
Der Glaub' an Gott und Ewigkeit!
In Allem ſind wir Brüder!
Trennt uns auch Sprach' und Raum und Zeit,
Die Menſchen bleiben Brüder!

Mein Glaube lebt, Gott kann mich nie verlaſſen.
Wenn auch der Hoffnung letzter Anker bricht.
Und wenn die ſchönſten Freuden mir erblaſſen:
Verzage nicht!

Und geh' ich oft ſchon über düſt're Pfade,
Und ſtrahlt in meiner Lebensnacht kein Licht,
Mich führt die Hand der Vorſehung und Gnade:
Verzage nicht!

Alle, die auf Erden lebten,
Gott, ihr Vater warſt auch du;
Und ihr Stand ging einſt zur Ruh';
Aber ihre Seelen ſchwebten
Himmliſcher Verklärung zu.

Hat der Tod uns auch geſchieden:
Unſ're Liebe ſchied er nicht;
Ewig lebt des Herzens Frieden,
Theure Todte! ruht im Frieden!
Unſ're Liebe ſtirbt ja nicht!

Mich ſoll nur Fleiß und freier Muth,
Nie And'rer Schaden nähren;
Des Spielers Gold iſt Satans Gut,
Benetzt von fremden Zähren.

Dein Segen, o mein Gott, erfreut
Den Fleiß'gen nur und Frommen.
Fürwahr, kein unrecht Gut gedeiht:
Es ſieht, wie es gekommen.

geächtet. Die Logen von England, Holland, Deutschland, Dänemark und Rußland wollten keinen Genossen derselben mehr Zutritt bei sich gestatten. — Der Streit währte, bis die französische Staatsumwälzung eintrat. Da hörten alle maurerische Versammlungen unter den Verwirrungen und Schrecken der Zeit auf, oder dauerten hin und wieder nur verborgen und schwach fort. Erst als die furchtbarsten innern Stürme des Staates vorüber waren, traten die noch vorhandenen Beamten des Orients aus der alten Großloge wieder zusammen, und stifteten am 22. Brachmonds 1799 einen vereinigten großen Orient von Frankreich. Aber auch ihm zeigte sich aus der schottischen Maurerei bald wieder ein neuer Gegner. Dies war im Jahr 1804 die neue schottische Generalgroßloge von Frankreich, welche mit dem glänzenden Gefolge von dreiunddreißig Graden auftrat, und an deren Spitze viele Personen von hohem Range standen. Die im großen Orient aber beschworen das Ungewitter, indem sie noch in demselben Jahre sich mit der schottischen Großloge vereinigten, zwar deren dreiunddreißig Grade ehrerbietig annahmen, aber doch ihren Namen als großer Orient beibehielten und retteten.

Napoleon war schlau genug, es mit den Freimaurern nicht zu verderben, zu denen auch

Er nahm, was er dir hat gegeben;
Einſt gibt er, was er hier dir nahm.
Nur Verädung iſt dieſes Leben,
Und gut iſt, was von Gott uns kam.
Das dunkle Räthſel dieſer Zeit
Löſ't herrlich einſt die Ewigkeit.

Vater Aller! alle Erdenkreiſe,
Alle Zeiten ehren Dein Gebot,
Horden Wilde, Heilige und Weiſe
Nennen Zeus, Jehova Dich, und Gott.
Gott, Dein Tempel iſt der Himmel Erhöre,
Erde, Meer und Luft dein Opferhain;
Jauchzet, Völker, jauchzt zu ſeiner Ehre,
Und das Weltall müſſe Weihrauch ſtreu'n!

Der Herr iſt Gott! von Ewigkeiten
Der Herr! der Herr auch unſ're Zeiten!
Er war, er lebet, er wird ſein!
Was er beſchließt, wer will es wenden?
Der Weltbau ruh't in ſeinen Händen,
Trägt er ihn nicht, gleich ſtürzt er ein.
Noch aber wandelt ſeine Bahnen
Der Weltball, den ſein Finger hält;
In ſeiner Allmacht Ozeanen
Schwimmt dieſer Staub noch, unſ're Welt.

Menſchen, wie und wo ſie ſind,
Alle ſeid ihr Brüder,
Und Gott ſieht, wie auf ſein Kind,
Auch auf Jeden nieder.

O wie könnt' ich ihn mit Luſt
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in meiner Bruſt
Bruderſinn entbrennen!

In getrennten Tempeln ſuchen
Chriſten Chriſti Gnad' und Geiſt;
Aber gehen und verfluchen
Was nach andern Kirchen heißt.
Er, der Hirt, der Alle weidet,
Liebt uns Alle, ſo wie Gott.
Was die Kirch' auf Erden ſcheidet,
Das vereint der Glaub' in Gott.

Siehe, auch die Tempel wanken,
Und es ändert der Altar;
Und es ändern die Gedanken,
Und die Sitten immerdar.
Eins nur bleibt, das macht mich fröhlich,
Dies beglücket fort und fort:
Nur der Glaube machet ſelig,
Ewig bleibt nur Gottes Wort.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne.
Vater unſer! der Du biſt in den Himmeln!
Auf allen dieſen Welten,
Leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geiſter an Kräften ungleich,

Und an Leibern;
Und alle danken Gott, und freuen ſich Dein:
Geheiliget werde Dein Name!

Umringt von ſündigen Geſchlechtern,
Strahlt Jeſus in des Lebens Nächten,
Dem Irrenden ein heil'ges Licht.
Mag ihn der Stolz der Welt verkennen,
Ihn Schwärmer oder Frevler nennen:
Er blickt auf Gott und wanket nicht.
Er kennt die ſchwachen Zeitgenoſſen!
Erhaben über ihren Spott,
Eilt er zum Ziele unverdroſſen,
Und ſieget, denn mit ihm iſt Gott.

Maurerlieder.

1. Weihe.

(Aarau 1810. Bei der Einweihung der Loge.)

Wem in der Bruſt geheimen Gründen
Sich keine ſchöne Ahnung regt;
Wer, um das höchſte Gut zu finden,
Nur an den Fels der Wüſte ſchlägt:
Der nahe nimmer unſerm Kreiſe;
Ihm bleibt das große Weltall leer;
Er ſteht verarmt, wie eine Waiſe
Und findet keinen Frieden mehr.

Hier, unſers Tempels heilige Hallen
Verklärt der Weisheit Wunderkraft.
Das Irdiſche ſoll uns entfallen,
Verweh'n die Glut der Leidenſchaft.
Hinweg des Vorurtheiles Bürde;
Geburt und Gold ſind flücht'ger Tand!
Nur Tugend iſt des Geiſtes Würde,
Das Weltall nur ſein Heimatland.

Es ſchwingt im weiten Reich der Geiſter
Den ſchwarzen Scepter nie der Tod.
Ein ew'ges Grün verlieh der Meiſter;
Hier dämmert uns ſchon Morgenroth.
Vom Seraph bis zum Wurm am Halme
Iſt Alles Eins und Alles lebt.
Vollendung heißt die gold'ne Palme,
Nach welcher der Geweihte ſtrebt.

Laßt uns den rohen Stein beſchlagen
Zum großen, ew'gen Tempelbau!
Das Tiefſte ſoll das Höchſte tragen,
Drum werket nie zur Arbeit lau.
Der Maurer kennt der Stunden Eile,
Er ſchafft bis ihm die Kraft gebricht,
Gelehnt an ſeine heil'ge Säule,
Ihm ſtrahlt ein dreimal heil'ges Licht!

2. Der Maurer-Lehrling.

(Aarau den 7. December 1814.)

Harrend an des Tempels heil'ger Schwelle
Steht der Lehrling vor verſchloſſ'nem Thor;
Sieh! da rauſcht es auf! in freyer Helle
Flammt aus Oſten ihm die Sonn' empor!
„Bruder!" tönt es von des Thrones Stufen,
„Bruder!" hallt's im ſanften Weihgeſang;
„Bruder!" hört er hundert Stimmen rufen;
Und es faßt ſein Herz wie Sphärenklang.

Nehmt mich hin! um Liebe geb' ich Alles,
Was der Bruderbund von mir begehrt.
Alle Güter dieſes Erdenballes
Sind ein innig liebend Herz nicht werth.
Draußen mag die enge Sorge weilen!
Draußen ließ ich dieſes Lebens Pein,
Als ich nahte Eures Tempels Säulen
Selig, gleich Unſterblichen, zu ſein.

Hier, wo zu dem lodernden Altare
Keines Ungeweihten Auge dringt;
Mancher große Scepter und Tiare
Brüdern gern zum Bundesopfer bringt; —
Fällt ſie hin, die trügeriſche Hülle,
Der, geblendet, ſich nur Sclaven freu'n.
Tugend! Weisheit! thronend in der Stille,
Hört den Schwur, mich ewig euch zu weih'n.

Thranen ſind die Ernte dieſer Zeiten,
Flammen, Blut, der meiſte Bettelſtab;
Mütter ſeufzen, Väter, Söhne ſtreiten,
Millionen ſchlingt die Gruft hinab.
Doch noch ſtehet dieſer Tempel offen,
Friede, dir und unſerem Verein!
Würde ſelbſt ein Feind bei uns getroffen,
Traun! er müßte Aller Bruder ſein.

Zwar auch hier entfällt dem Aug' die Zähre,
Aber als Triumph der Menſchlichkeit,
Sie erglänzt im ſanften Thau die Ähre,
Froh zum Kranz am Friedensfeſt geweiht.
Schlingt mich ein in eure Demantkette,
Brüder! die der Welten-Meiſter wand,
Halten ſoll ſie noch am Sterbebette,
Halten noch im höhern Vaterland.

Hand in Hand! und enger ſchließt die Kette!
Kreuzt den blanken Stahl zum Himmelszelt!
Wo an heil'ger, nie entweihter Stätte
Unſer Meiſter ſeinen Hammer hält,
Laßt von ihm uns, Lehrer, Schüler lernen!
Wann er winkt, muß hoch der Tempel ſtehn.
Muth und Liebe! über gold'nen Sternen
Werden wir den Bau vollendet ſehn.

Mag hinfort mein Pfad an Blumenbächen,
Mag er rauh durch Dorn und Klippe gehn!
Mag mein Aug' im Jugendglanze brechen!
Mag es ſpäter Enkel Thaten ſehn! —

Eines iſt, mit Glücklichen, gefunden —
Dank und Freude füllt mein ahnend Herz! —
Brudertreue, die in frohen Stunden
Mit mir lächelt, mit mir weint im Schmerz. —

Lieder der Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur im Kanton Aargau.

1. Hochgeſang der Schweizer.

Vaterland, freies Land!
Himmelan den Blick gewandt,
Wo die Sterne hangen,
Wo die Sonnen prangen,
Dort dein Schutzgeiſt und dein Schirm,
Waltend über dich im Sturm.

An der Aare gold'nem Sand,
Auf des Jura Felſenwand,
Wo die Herden ziehen,
Wo die Trauben blühen
Glänzet Segen allzumal,
Herrlichkeit von Berg und Thal.

Frei biſt du, frei mit Ruhm
Vaterland, du Heiligthum!
Aus der Knechtſchaft Banden
Siegend auferſtanden,
Strahl' in ſtolzer Majeſtät
Bis dein Jura untergeht.

Fromm und treu, kühn und wahr,
Ein Fels Gottes in Gefahr;
Frühlingswehn dem Freunde,
Todessturm dem Feinde
Sei in edler Heldenkraft
Glänzend, gleich der Ahnenschaft.

Steig' empor, heil'ger Schwur,
Hör' ihn, ewige Natur!
Lieber Alles meiden,
Als von Freiheit scheiden;
Lieber blut'gen Untergang,
Als der Sclavenfessel Klang!

2. Den Ruhm des Vaterlandes.

Brüder, singt der Väter Werke,
Singt des Vaterlandes Ruhm!
Eintracht ist der Schweizer Stärke,
Freiheit unser Heiligthum.

Wer um Wahrheit je gelitten,
Je für Recht und Unschuld rang;
Wer für's Vaterland gestritten,
Den erhebe der Gesang!

Auch des Vaterlandes Weisen,
Wer der Tugend Priester war,
Laßt uns ihn im Liede preisen:
Herrlich leucht' er immerdar!

Wer mit göttlichem Entzücken
Rettung bringt, wo Armuth weint:
Wer nur lebt, um zu beglücken,
Er sei unserm Bund vereint!

Es umschwebe unser Segen
Jeden, der uns Liebe weiht;
Der auf unsern Lebenswegen
Auch nur eine Blume streut!

3. Der Eidsgenoß.

(Aarau 1811.)

Sag' an, wer ist von allen Eidsgenossen
Des großen Namens werth?
Der ist es nicht, der, edlen Bluts entsprossen,
Mit Ahnern es entehrt.

Der ist es nicht, wer, unten Freiheit krähend,
Voll Neides aufwärts blickt,
Und, oben sich mit stolzem Dünkel blähend,
Die Freien niederdrückt.

Der ist es nicht, wer's Vaterland im Munde,
Das Herz im Geldsack hat,
Und in des Herrgotts weiter Weltenrunde
Nichts liebt, als seine Stadt.

Der iſt es nicht, und wär' im Staatsregiſter
Er hochgelobt genannt,
Fort, fort mit dem ſelbſtſüchtigen Philiſter
In's Salenburger-Land.

Sag' an, wer iſt von allen Eidgenoſſen
Des großen Namens werth?
Der iſt's, den nicht der Stamm, dem er entfloſſen,
Nein, ſeine Tugend ehrt.

Wer nicht, was er dem Lande ſoll gewähren,
Nach eignem Vortheil mißt;
Und für des ganzen Schweizerbundes Ehren
Auch den Kanton vergißt.

Wer nimmer läßt die Schweizerfahnen wanken,
Und ging's auch blutig zu;
Und Frieden bringt, wo Bundesbrüder zanken,
Wie Niklaus von der Flü:

Der iſt, mit oder ohne Ehrentitel,
Ein wahrer Eidgenoß,
Und trüg' er auch nur einen ſchlichten Kittel,
Sein Herz ſchlägt fürſtlich-groß.

Nichts ſoll den Bund der Zweiundzwanzig trennen!
Hebt auf das Glas voll Wein!
Stolz wollen wir uns Eidgenoſſen nennen,
Und ſchwören, es zu ſein!

zum Theil die gebildetsten Männer von Frankreich gehörten. Er erklärte also die Gesellschaft nicht nur unter seinem Schutz stehend, sondern ernannte auch seinen Bruder Joseph zum Großmeister des Ordens, welcher nachmals als König von Spanien den Erzkanzler Cambaceres zum Vorsteher des großen Orients mit dem Titel eines premier grand maitre adjoint à Sa Maj. le roi d'Espagne aufstellte.

Die Sache war allerdings wohl der Mühe werth. Denn da alle Logen Frankreichs über ihren Finanzzustand dem großen Orient jährliche Rechnung ablegen, ihm unter allerlei Anlässen Steuern und Abgaben zahlen, oder sich die freie Verfügung über ihr Eigenthum durch bestimmte jährliche Entrichtung an Geld loskaufen mußten: so flossen ungeheure Summen durch die klugbenutzte Thorheit der Menschen zusammen, die dem Großmeister und seinen Gehilfen wohl zu statten kamen. Auch trieb der Großmeistergehilf Cambaceres die nun recht königliche Kunst meisterlich. Je mehr Logen, je mehr Steuern. Er erklärte also Freiheit und Anerkennung aller maurerischen Ordnungen, Sekten und Systeme in Frankreich; ließ alle Arten maurerische Direktorien, Kapitel u. s. w. unabhängig neben einander bestehen, ohne sich Herrschaft in ihren Heiligthümern anzumaßen, und gewann damit, daß sich allesammt um den großen Orient vereinigten, in welchem sie dankbar und

4. Beitrag zur Statiſtik vom Aargau.

(Aarau 1812.)

Will Jemand den freundlichen Aargau bereiſen,
Er findet wohl Vieles zu ſehn und zu preiſen:
Die Straßen ſind offen, doch länger als breit;
Von Wirthshaus zu Wirthshaus die Wege nie weit.

In Städten und Dörfern ſind rüſtige Leute;
Sie wären gern reicher, die Töchter gern Bräute;
Man ſchätzet das Alter, beſonders am Wein,
Doch ſoll es nicht alſo an Jungfrauen ſein.

Umkränzet von Hügeln ſind fruchtbare Auen
Voll fröhlicher Hirten und Heerden zu ſchauen;
Die Welt hat zwar Rindvieh, wohl über Gebühr,
Doch Aargauer Matten, die ſieht man nur hier.

Und Wälder wehn luſtig in Thälern und Höhen,
Nie fehlt es an Jägern, wohl öfters an Rehen;
Doch tanzen auch Haſen die Kreuz und die Quer',
Und Füchſe und Füchſe zweibeinig umher.

Die Berge zwar tragen nicht ſilberne Hauben
Vom ewigen Eiſe, doch bringen ſie Trauben.
Und Kenner verſichern, der Aargauer Wein,
Begeiſternder ſoll er als Gletſcherſchnee ſein.

Viel pflegen gen Windiſch und Habsburg zu wallen,
Man hat an den reiſenden Gäſten Gefallen;
Doch kommen bei Tauſend mit klingendem Spiel,
Ihr Herren, das ſcheint uns der Ehre zu viel.

Von Königin Agnes und Königsfelden.
Sonst war hier ein Kloster, wär' Vieles zu melden.
Jetzt sperrt man, statt Nonnen, die Narren hinein.
Doch wahrlich nicht alle: es wäre zu klein.

Im heilenden Wasser zu Schinznach und Baden
Genesen die Kranken von mancherlei Schaden.
Nur macht es die alten Gesichter nicht neu.
Und Lassen vom Sparren im Kopfe nicht frei.

Wir könnten hier wahrlich noch Großes erzählen:
Doch trocknen vom Leben und Preisen die Kehlen.
Es lebe der Aargau und wer ihn bewohnt!
Kein freundlicher Ländchen ist unter dem Mond.

5. Bundeslied der Schweizer-Jugend.

Stimmt an, Kameraden, den Hochgesang!
Er gilt zu des Vaterlands Ehren.
Und Keiner trete in unsern Rang,
Zum heiligen Bund muß er schwören.
Wo blüht mehr Freiheit, wo lebt mehr Recht?
Bei uns hier ist Keiner Herr oder Knecht!

Vom Gotthard herab zu des Jura Höhn,
Von der Rhone zum brausenden Rheine,
Da ist das Volk guter Brüder zu sehn
Im herzverwandten Vereine;
Und wo ein Schweizer leidet und weint
Ihm flugs der helfende Engel erscheint.

Nicht ſcheidet uns Kirche, nicht Meinung und Stand,
In Liebe, Hoffnung und Glauben;
Wir alle ſind ja dem Himmel verwandt,
Das läßet das Herz ſich nicht rauben.
Und dieſen Glauben bewahren wir treu,
Er machet uns ſelig, muthig und frei.

Von Vätern die Freiheit errungen iſt,
Die Jugend ſoll ſie bewahren!
Und droht des Frevlers Gewalt und Bis,
So ziehen wir aus in Schaaren.
Wir zieh'n hinaus zu Sieg oder Tod
Und Gott wird helfen in blutiger Noth!

Nicht Alles vermag das gewaltige Schwert,
Der Geiſt nur regieret die Stürme;
Wir halten die Wiſſenſchaft hochgeehrt
Dem Vaterlande zum Schirme.
Fort mit dem Heuchler und Finſterling,
Er ſchmiedet der Knechtſchaft Ketterring!

Für Recht und Freiheit wie Männer zu ſtehn
Entflammt für das Gute und Wahre,
Das iſt zu Gott unſer inniglich Flehn
An des Vaterlandes Altare;
Das iſt aller Schweizer ewiger Bund,
Ihr Brüder, ſchwöret ihn mit Herz und mit Mund!

---

6. Aargauer Weinlied.

(Aarau 1819.)

Als in Vater Noah's Tagen
Sich die Welt dem Meer entwand,
War die Menſchheit voller Klagen,
Weil ſie nichts als Waſſer fand.
Alles ſeufzte, Alles gähnte
Waſſervoll und krankenleer;
Selbſt die ſchönſte Hirtin ſehnte
Sich nach keinem Tanze mehr.

Da erſchien der Gott der Reben,
Statt des Waſſers bot er Wein;
Und es blühte neues Leben
In die neue Welt hinein.
Berg' und Thäler ſangen Lieder,
Alles ward voll ſchöner Glut;
Man erfand das Lachen wieder,
Und die Böſen wurden gut.

Bachus kam, der Freudenſpender,
Tanzend her aus Aſia,
Und er fragte alle Länder:
„Sagt, wo liegt Argovia?"
Und er ſah die Blumenwieſe
Zwiſchen Limmath, Aar und Rhein,
Und er ſprach: Zum Paradieſe
Fehlt das Beſte noch — der Wein!

Alſo pflanzt der Gott der Gnaden
Längs dem Jura neues Glück,
Wein von Aarau bis gen Baden,
Und vom Möhli bis gen Frick.
Vater Meyer half ihm pflanzen,
Und die Andern pflanzten nach; —
Alle Mädchen lernten tanzen,
Alle Knaben tanzten nach.

Füllet Kaſteln uns die Fäſſer.
Schinznach ſie mit gold'nem Wein,
Wird's im ganzen Lande beſſer,
Läßt man fünfe grade ſein.
Iſt die Kehle etwas feuchter,
Hat das Herz den rechten Tik,
So regiert ſich Alles leichter,
Ohne tiefe Politik.

Wohl von Vielen wird erhoben
Badens quellenreiche Flur;
Mir ſcheint wenig da zu loben,
Iſt's doch warmes Waſſer nur!
Doch ein kühles, volles Gläschen
Von dem beſten Badner Wein —
Lieber tauch' ich da das Mäschen,
Als ins Bad mich ganz hinein.

Vaterlandsbegeiſterungen
Geben Aarau's Bergen Kraft;
Feurig mit Prophetenzungen
Spricht der Brugger Rebenſaft.

Weil, in sommerlicher Hitze,
Wetter stark im Frickthal zieh'n,
Müssen hier des Himmels Blitze
Wunderbar im Weine glüh'n.

Wie der Säugling still und selig
An der Brust der Mutter ruht,
Schlürfen wir beisammen fröhlich
Mutter Aargau's Traubenblut.
Fort, was fremde Küste bringet:
Fort Burgund und Malaga!
Stoßet an und trinkt und singet:
Lebe hoch, Argovia!

7. Beim Kreisen des Gesellschafts-Bechers gesungen.

Te schickt den Kelch auf Reisen,
Bringt ihn von Hand zu Hand,
Dem Guten und dem Weisen
Im freien Vaterland!
Ein Handschlag wird zur Weihe:
Der Kelch ist hölzern zwar,
Doch golden ist die Treue,
Und währet immerdar!

8. Der Nachtwächter am Tage.

(Aarau 1829.)

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, ich bring' euch Kunde:
Schon iſt's zwölf Uhr und Mitternacht;
Wohl löblich iſt's, zu dieſer Stunde,
Es wird geſchlafen, nicht gewacht.

Chor.

Der Narr ſieht durch die ſchwarze Brille
Am hellen Tag die Sonne nicht.
Weiß er nichts Beſſ'res, ſchweig' er ſtille;
Nur Kauze ſcheu'n das geld'ne Licht.
Und was der Kauz da ſchreien mag:
Im Vaterland iſt's heller Tag.

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, ihr ſollt euch wahren,
Denn wer da wacht, der denket auch;
Und denken bringt der Welt Gefahren,
Drum löſcht die Lichter; ſo iſt's Brauch.

Chor.

Der Brauch läßt ſich gar leicht erzwingen,
Wo Köpfe wachſen, leer und hohl;
Wir aber lachen eins und ſingen:
„Wer frei darf denken, denket wohl!“
Was Lichterlöſcher rathen mag:
Im Vaterlande bleibt es Tag.

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, singt Lustgesänge!
Sie bringen euch nicht in Verdacht.
Unheilig tönen Becherklänge
In feierlicher Mitternacht!

Chor.

Wenn Freunde froh beisammen trinken,
Dem Vaterland die Herzen weihn,
Da kann die Sonne niemals sinken;
Sie strahlt am Himmel und im Wein.
Drum, was der Maulwurf maulen mag:
Im Vaterlande ist es Tag.

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, schlaft still bis morgen.
Zieht tief die Kappe über's Ohr,
Laßt draußen Andere für euch sorgen.
Sie hüten gern euch Thür und Thor.

Chor.

Der Schweizer wird es selber machen.
Er ist im eignen Haus der Mann;
Er will sein Vaterland bewachen,
Stellt keine Andern dafür an.
Wie auch der Lohnknecht warnen mag:
Im Vaterland ist's heller Tag!

Nachtwächter.

Hört an, ihr Herrn, mit euren Lücken
Gewinnt ihr wahrlich schlechte Gunst;
Drum bückt euch, wie sich and're bücken,
Und lebt nach neuster Art und Kunst.

Chor.

Packt euch mit fremder Kunst und Neuheit!
Der Vorwelt starke Tugend her!
Lebt unterm Monde keine Freiheit,
So leben keine Schweizer mehr.
Wie auch das Nachtkind drohen mag:
Im Vaterland ist's immer Tag.

Aus den Erheiterungen und Neckereien.

1. Prolog.

(Aarau 1810.)

Wenn des Winters Schneegeflimmer
Draußen um die Fenster schwärmt;
Wenn der Sturm im Gärtchen lärmt,
Und das heimatliche Zimmer
Am Kamines Schein erwärmt —
Hört, die Grillen zu zerstreu'n,
Wohl mit Lust der weise Mann
In dem Ringe der Getreuen,
Auch ein frohes Mährchen an.

Wenn, und lächelt gleich der Himmel,
Doch die Erde Trost versagt;
Wenn der Sterblichen Getümmel
Uns mit langer Weile plagt;

Wenn in des Berufes Gleisen
Hinter uns die Sorge keucht,
Oder ſelbſt in Freundeskreiſen
Stille Wehmuth uns beſchleicht:
Wohl, daß mit dem Zauberſtabe
Phantaſus, der Götterknabe,
Unſre Seelen dann berührt!
Und mit ſeiner Glut entzündet,
Uns dem Irdiſchen entrücket
Und zu ſchönern Sternen führt.

Wenn der Jammer unſ'rer Zeiten
Uns zerſtörte Seligkeiten
Bis zu unſerer Klauſe bringt;
Wenn wir ſcheu'n, hinaus zu blicken
Wo mit mörderiſchen Tücken
Mavors ſeine Fackel ſchwingt,
Während Thronen da erſchüttern
Und in wilden Kriegeswettern
Eine halbe Welt verſinkt;
Dann erquickt es, wenn die Schale
Stiller Selbſtvergeſſenheit
In dem Reich der Ideale
Freundlich uns die Muſe beut;
Oder am bemoosten Male
Alternder Vergangenheit
Glio unſern Harm zerſtreut;
Wenn ſie lehrt, wie es geweſen,
Wie es iſt, und wie es wird,
Und wie ohne zu genesen,
Immerdar die Menſchheit irrt.

eherbietig ihren Schutzpatron erkannten. Folge ward, daß, nach Angabe des Verfassers der Maçonnérie militaire, die Einkünfte der Freimaurerei dem Großmeister zwei Millionen Francs eintrugen, und die des Gehilfen Cambaceres einmalhunderttausend! Man wird sich darüber nicht zu sehr wundern, sobald man weiß, daß im Jahr 1812 vom großen Orient von Frankreich eintausend neunundachtzig Logen und Kapitel abhingen.

Zu diesen gehörten auch die Militärlogen beim französischen Kriegsheer. Im Jahr 1809 hatten schon neunundsechszig Regimenter dergleichen, in denen die Versammlungen mit einem: „Es lebe der Kaiser!“ eröffnet und beschlossen wurden, und oft ein Armeebulletin, oder eine Kundmachung des Kaisers der einzige Gegenstand der Verhandlungen war. Mit Recht bemerkt Herr Heldmann in seinem Handbuch für Freimaurer, daß diese Militärlogen nicht wenig zur Anhänglichkeit der Offiziers an ihren Kaiser beitrugen.

Mit dem großen Orient von Frankreich waren auch die großen Orients von Italien, Neapel und Spanien verbunden. Alle hatten für die französischen Maurergebräuche und Grade. Aber mit dem Sturz des französischen Kaiserthums hörte auch das Reich des großen Orients zu Paris auf. Die meisten einheimischen Logen schlossen,

Nun wohlan was Clio lehret,
Was der Muſe Scherz erfand,
Bietet freundlich meine Hand.
Was Erheiterung gewähret,
Wär's auch nur der Mährchens Land.
Nur ein Mohnhorn ſanften Schlummers.
Ja am Tage großen Kummers
Ein Vermiſcht um's Gaumlum.

2. Das Gaſtmahl des Lebens.

Der Genius der Liebe hat
Noch immerdar den lieben Menſchenkindern
Seit weiland Adam's gold'ner Zeit,
Sein großes Gaſtmahl an, mit holder Freundlichkeit.
Wie viel man auch genießt, es will ſich doch nicht mindern.
Aus ihren Speichern führt vollauf
Frau Schaffnerin Natur Vorräthe zu dem Feſte.

Das Schickſal iſt der Koch; die Horen tiſchen auf.
Die Göttercben des Glücks bedienen ihre Gäſte.
Um Tauſend derer kommen, Tauſend gehn,
In buntem, lärmendem Gedränge.
Alltäglich ab und zu wogt ihre Menge;
Nie wird man leere Plätze ſehn;
Nie wird's den Tauſenden am großen Tiſch zu enge.

Und was auf allen Reichen der Natur
Genießbar iſt, das Schlechteſte und das Beſte,
Die bitterſte Rhabarbara-Mixtur
Bei'm indianiſchen Vogelneſte,

Des Teufels Aſafötida
Bei'm himmliſchen Ambroſia.
Sieht wunderlich gerennet und vermiſchet
Den Eingelad'nen aufgetiſchet.

Wie hell inzwiſchen auch der Wein von Greven glaht
Und laut die Tafel ſeufzt von duft'gen Laſten,
— Wer würd' es glauben? — dennoch ſieht
Man tauſende der Gäſte faſten!
Denn keiner darf, was er begehrt
Sich aus der Schüſſel ſelber nehmen;
Er muß zum Warten ſich bequemen,
Was ihm die Dienerſchaft beſchert.
Und dieſe iſt, wie ſonſt in manchem Hauſe,
Auch hier das Uebelſte bei'm Zauberſchmauſe.

Wer kennt ſie nicht, die Götterchen des Glücks,
Die ſchelmiſch mit der Hoffnung Immergrün uns krönen,
Und uns Leichtgläub'ge hinterrücks
Mit dieſem Immergrün verhöhnen?
Sie flattern mit geſchäft'ger Eile
Am Tiſch umher, die Gäſte zu bedienen,
Und bringen vom Verlangten ihnen
Zuweilen gar das Gegentheil.

Mit ſchadenfroher Luſt die Lüſternen zu prellen,
Erbieten ranz'gen Speck ſie dem verwöhnten Gaum,
Dem durſt'gen Häring und Sardellen,
Dem hungrigen Champagnerſchaum.
Drum ſitzen Alle da und fluchen oder klagen
Bei vollen Tellern, leeren Magen;

Und ſcheel ſchielt mit neidiſchem Verdruß
Auf ſeines Nachbars Theil, den dieſer wider Willen,
Den Hunger ſich zu ſtillen
Mit herverzog'nem Mund verſchlucken muß.

Inzwiſchen geht der Wirth, der Lebensgenius,
Am langen Tiſch umher und winkt bald dem, bald dieſem
Vom Mahl hinweg und ſpricht: „Du haſt genug!
Sieh' dort der Gäſte langen Zug;
Dein Platz iſt ſchon für Andere angewieſen.“
Das Weigern frommt da nichts. Die meiſten Gäſte ſtehn
Kaum halb geſättigt auf vom Schmauſe,
Bedanken ſich bei'm Wirth und gehn
Verdrießlich aus dem täuſchungsvollen Hauſe.

Was iſt zu thun? Noch ſitzen wir bekränzt
Mit Immergrün, wie hungernde Tantale,
Bei'm reichgedeckten Lebensmahle,
Und mancher Biſſen glänzt
Umſonſt für uns in gold'ner Schale;
Er blinkt wie leeres Schaugericht.
Drum nehmt verlieb mit dem, was ihr empfanget,
Bis ihr die Ananas erlanget,
Verſchmäht den Pumpernickel nicht.

Mit ſeiner Koſt die Gäſte zu verſöhnen,
Läßt des Orcheſters wundervolles Spiel
Der gütige Wirth um unſer Ohr ertönen.
Die Muſen ſingen in des Harfenklangs Gewühl;
Gott Phantaſus, der Erdengötter Beſter,
Regiert mit ſeinem Stab das magiſche Orcheſter.

Und wer nicht allzufeſt an ſeinem Pudding hängt.
Und wer noch Ohren hat zu hören,
Vergißt ſehr leicht bei jenen Zauberchören,
Wie kärglich ihn die Gunſt des Glücks beſchert.
Er lebt in ſchöne Träume hingeſunken;
Es blüht um ihn ein roſ'gen Paradies;
Die bitt're Aloe dünkt ſeiner Zunge ſüß;
Er iſt bei'm Waſſerkrug von hohen Wonnen trunken.

Warum denn Brüderchen, ſitzt ihr doch ſo verzagt?
Laßt uns das heit're Spiel der Muſen ehren,
Die, was die Wirklichkeit verſagt,
Uns in Geſang und leichtem Scherz gewähren.
Auf, auf mit uns in's Reich des Phantaſus,
Aus dieſer Welt voll Sclaven und Magnaten!
Dort wohnt der Freiheit himmliſcher Genuß,
Dort gibt die Liebe willig uns den Kuß,
Um den wir hier vergebens baten.
Dort wird die Tugend nicht verhöhnt,
Läßt Keinen ungeſtraft ſie morden,
Schmückt ihren Mörder nicht mit Orden;
Dort wird nur das Verdienſt gekrönt.

Ihr lacht? Ihr nennt es Träumereien?
Wie's euch beliebt; doch unter uns geſagt,
Die lahme Wirklichkeit, mit der, ihr Herrn, euch plagt,
Iſt nicht gemacht, euch zu erfreuen.
Geſagt, der Kelch, der voller Nektar ſchäumt,
Er wär' auch nur ein Traum, den Phantaſus gegeben:
So wißt, das Schönſte iſt von dieſem Leben
Nicht, was man lebt, nein was man träumt!

3. Meiſter Hembofers Reimſprüche. *)

1.

Wer viel begehrt,
Was ihm nicht gehört,
Iſt leibeig'ner Mann,
Gehört Andern an.
Wer den Ruhm verſchmäht,
Der wird erhöht;
Wer nichts will, als Recht,
Der iſt Niemands Knecht;
Wer überwindet die Welt,
Der iſt ein Gottesheld.

2.

Sind Geldbeutel nicht Götzen mehr,
Stehen Klöſter und Burgen leer,
Sind die Dörfer den Städten gleich:
Kömmt auf Erden das Himmelreich.

---

*) Aus dem „Freihof in Aarau."

4. Beatricen's Schlummerlied. *)

Weinend ſchwang zum Gott am Kreuze
Ihre Arm' empor Irene,
Doch der ſchöne Sarazene
Beugte ſich zur Dulderin:

„O du ſüße Gnadenloſe,
Will dein tödtlich-frommes Glauben
Leben mir und Liebe rauben?
Nimm ſie, Chriſtin, beide hin!“

Und er zuckt aus gold'ner Scheide
Seines Schwertes Flammenſtrahlen;
Legt es an die Bruſt voll Qualen,
Auszutilgen ſeine Pein.

Zum Erlöſer weint die Fromme;
Fleht im Schmerz, dem allerbängſten:
„Löſe du mich aus den Ängſten,
Ich bin dein und bin doch ſein!“

„Mög' es deine Macht entwirren,
Denn ich kann nicht widerſtreben.
Er mein Leben, du mein Leben,
Weſſen Beider iſt die Braut?“

---

*) Aus dem „Trevlen.“

Wunderglanz entſtrahlt dem Bilde.
Sterbend ſinkt die Jungfrau nieder;
Schließt die blaſſen Augenlieder,
Selig lächelnd ohne Haut.

„Mit dir!“ rief der ſchöne Heide,
„Laß mich in die Nacht verſinken,
Wo mir Lob und Liebe winken!“
Und er fiel in's treue Schwerdt.

Schwänke des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten.

1. Die Neujahrswünſche.

Jeder wünſcht ſich langes Leben,
Seine Kiſten voller Gold,
Wieſen, Wälder, Aecker, Reben. —
Würde, was zum neuen Jahr
Sich die Leutchen wünſchen, wahr,
Dann erſt wär' es um die Welt,
Glaube es, jämmerlich beſtellt;

Lebten wir ſchon tauſend Jahre,
Was gewönnen wir dabei?
Kahle Köpfe, graue Haare
Und das ew'ge Einerlei!

Im erſchrecklichen Gedränge
Ungeheurer Menſchenmenge
Würden Stadt und Dorf zu enge,
Faſt die ganze Welt zu klein.
Niemand könnte Etwas erben,
Denn es würde Keiner ſterben;
Und wer möchte Doctor ſein?

Wäre Jedermann ſo reich,
Als wohl jeder wünſcht zu werden:
Nun, dann würden wir auf Erden
Und, als Lumpen, alle gleich.
Weil, um Lohn, des andern Bürde
Niemand auf ſich laden würde,
Müßte Jeglicher allein
Sein höchſteigner Diener ſein;
Selber ſein Paar Strümpfe ſtricken,
Mögt' er nicht gern baarfuß gehn;
Selber Rock und Hoſen flicken,
Mögt' er nicht wie Adam ſtehn;
Müßte kochen, braten, backen,
Liebte er geſunde Koſt;
Wäre er kein Freund vom Froſt,
Müßt' er ſelber Holz ſich hacken.

Stünden alle ohne Mängel
Wir hienieden ſchon als Engel,
O wie wär' es böſe Zeit
Für die liebe Geiſtlichkeit!
Wer denn könnte Pfarrer werden
In dem Himmel hier auf Erden.

Wenn der Laie beſſer wäre,
Als die Predigt, die er hört?
Nur wo nöthig iſt die Lehre
Und ſonſt nirgends hat ſie Werth.
Advocaten gingen müßig;
Richter wären überflüſſig;
Dorfmagnaten, Potentaten,
Schuldenboten und Soldaten,
Kanonier und Musketier,
Trommelſchläger, Offizier,
Und Dragoner und Huſaren
Wären überflüſ'ge Waaren.
Ach in dieſem Weltgetümmel
Wuchſe wieder neue Noth,
Denn es brächte unſer Himmel
Manchen braven Mann um's Brod.

Wären alle Mädchen ſchön,
Und von außen und von innen,
Und vom Wirbel bis zum Zeh'n,
Zauberiſche Huldgöttinnen:
Zu alltäglich, zu gemein
Würden ſchöne Mädchen ſein;
Niemand würde auf ſie blicken. —
Wäre Alles Diamant,
Was jetzt Kieſel iſt und Sand,
Niemand möchte ſich drum bücken.

Wüßte jeder Tropf genug,
Wären alle Thoren klug,

Könnte Niemand Beſ'res ſagen,
O ſo gäb' es Nichts zu fragen,
Nichts zu lernen, nichts zu lehren,
Nichts zu tadeln, zu bekehren;
Jeder ſchwatzte wie ein Buch;
Nirgends wäre Widerſpruch;
Und die Welt, bei Ja und Nein,
Schlief' aus langer Weile ein.

Jeder wünſcht zum neuen Jahr,
Aber würde Alles wahr,
Dann erſt wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich beſtellt!
Wollet ihr die Welt verbeſſern,
(Bloße Wünſche thun es nie,
Winke ſind's der Phantaſie!)
Wollet ihr die Welt verbeſſern
Fange Jeder an bei ſich.
Denn der Mittelpunkt der größern
Welt iſt Jeglichem ſein Ich.
Dieſes Ich wirft ſeine Strahlen,
Einer innern Sonne gleich,
Durch des Lebens weites Reich.
Wie es ſelber iſt, ſo malen
Sich die Dinge klein und groß,
Prächtig oder farbenlos.

Freund, was du vom Leben ſagſt,
Was du über Menſchen klagſt,
Was du preiſeſt, was du tadelſt,
Was du läſterſt, was du adelſt,

oder, nach dem Kunstausdruck, deckten; die meisten auswärtigen sagten sich vom Pariser Orient los. Im gesammten Spanien und Italien wurde der Orden verboten, der Name der Freimaurer geächtet. Dies war das Schicksal der Maurerei in Frankreich.

Kräftig blühte dagegen, auch unter und nach den großen Kriegsstürmen, die königliche Kunst in den britischen Reichen, in Schweden und Dänemark, in Rußland, dem niederländischen Königreich und in Deutschland fort.

Die älteste Loge in Deutschland ist die zu Hamburg; sie ward im Jahr 1733 von englischen Abgeordneten gestiftet, nachdem schon seit 1730 ein Großmeister für Niedersachsen ernannt worden war, ehe eine Loge bestand. In Obersachsen ward zu Altenburg seit 1741 die erste Loge errichtet; gleichzeitig eine zu Leipzig. In Berlin bestand die zu den drei Weltkugeln schon ein Jahr vorher.

Die Freimaurerei verbreitete sich schnell durch die meisten deutschen Staaten, ohne, bis zum Jahr 1756, mehr als die drei Johannisgrade nach englischem Brauch zu kennen. Erst im siebenjährigen Kriege kam mit den französischen Kriegsgefangenen, besonders durch einen gewissen Marquis de Lornai, französischer Unfug der höhern

Schildert, glaub' es ſcherzlich,
Nicht die Welt, es ſchildert dich;
Alles iſt von dir geſagt,
Haſt dich ſelber angeklagt.

2. Das ewige Alte.

Man ſpricht ſo viel vom Lauf der Welt;
Wo läuft ſie denn ihr Narren?
Wer die für galoppierend hält,
Hat wohl den größten Sparren.
Sie ſchleicht ſo leichten Schneckenſchritt,
Daß man nicht Trott vernimmt, noch Tritt,
Und bleibt bei'm ew'gen Alten.

Sie geht wie eine gute Uhr,
Und geht nicht von der Stelle.
Sie läuft und brauſ't und ſprudelt nur,
Wie eine ſtarke Quelle.
Wie Wellen rinnen Jahr um Jahr,
Die Quelle quillet immerdar,
Und Alles bleibt bei'm Alten.

Herr Ohnekopf, von Stolz entbrannt,
Läßt ſich zum Rathsherrn wählen,
Denkt: mit dem Amt kommt auch Verſtand,
Das kann mir gar nicht fehlen!
Iſt Rathsherr nun mit Zopf und Schopf,
Und iſt doch immer ohne Kopf;
Denn Alles bleibt bei'm Alten!

Wer geſtern vornehm ſich geblähet,
Muß heute tief ſich bücken;
Wer heute breit auf Stelzen geht
Braucht Morgen wieder Krücken.
Denn unterm lieben Monde hier
Gilt's heute mir und morgen dir,
Und Alles bleibt bei'm Alten.

Viel arme Narren glaubten ſchon
Die gold'ne Zeit verhanden,
Die helle Weisheit auf dem Thron,
Das Vorurtheil in Banden;
Die Menſchen wären aufgeklärt,
Und in vergang'ner Noth bekehrt —
Gefehlt! Es blieb bei'm Alten!

Es lebt der alte Kukuk noch,
Und heiliger Beckenbeutel;
Wer heller ſieht, der muß in's Loch,
Philoſophie iſt eitel.
Da lauert Inquiſition,
Die Jeſuiten kommen ſchon —
Doch ſtill! Es bleibt bei'm Alten.

Es gährt und tobt und ſtürmt und kracht,
Es wackeln viel Perücken;
Wer klug und pfiffig iſt, der macht
Dem Feinde gold'ne Brücken.
Denn was von heut' iſt, was es ſei,
Es iſt nicht alt, es iſt zu neu;
Glaubt's nur: Es bleibt bei'm Alten.

Der neue Singſang iſt nicht alt,
Und klang' er noch ſo artig;
Gewaltig iſt zwar die Gewalt,
Doch allzuſcharf, macht ſchartig.
Der erſte Hieb iſt noch kein Sieg:
Wer kriegen will, dem wird auch Krieg;
Denn Alles bleibt bei'm Alten.

So geht die Welt im Ring herum,
Und wird fürwahr nicht klüger;
Es iſt viel Lärmens um und um,
Bald der, — bald dieſer Sieger.
Was Recht iſt, will man nicht verſtehn,
Das Wahre will man nicht gern ſehn,
Und darum bleibt's bei'm Alten.

Das Neu' iſt alter Schlendrian,
Und nicht das alte Gute!
Mit Titeln iſt's nicht abgethan,
Nicht mit der Kinderruthe;
Mit Wappen nicht und Narrentheil
Von allerhand Zeremonei;
Drum bleibt's bei'm lieben Alten.

Das Alte iſt nicht alter Miſt,
Den du nur willſt erneuen;
Wenn du den Schnupfen haſt, mein Chriſt, —
Magſt du dich dran erfreuen.
Der Koth vergang'ner Barbarei,
Iſt unſern Tagen viel zu neu —
Drum ſag' ich: Bleibt's bei'm Alten.

Das Alte iſt — und das iſt klar,
So ſehr es auch euch wundert,
Nicht, was gar ſchön und zierlich war,
Im vorigen Jahrhundert;
Nein, daß ihr Narren nur es wißt:
Alt iſt allein, was ewig iſt.
Das Ew'ge bleibt bei'm Alten.

Und ewig iſt der Wahrheit Licht.
Ihr könnt es nicht verlöſchen;
Der Hokuspokus hilft euch nicht,
Als leeres Stroh zu dreſchen.
Umſonſt erklärt er den Verſtand
Für Überfluß und Contreband',
Es bleibt, trotz euch, bei'm Alten.

Und ewig iſt der Tugend Werth.
Das werdet ihr nicht ändern;
Der ſtolze Schuft bleibt ungeehrt,
Trotz ſeinen Prachtgewändern.
Wer edel denkt, iſt Edelmann,
Des Galgens würdig der Tyrann:
So bleibt's bei'm ew'gen Alten.

Und ewig iſt das heil'ge Recht:
Was recht iſt, muß recht bleiben.
Und was ihr auch dagegen ſprecht,
Und drucken laßt und ſchreiben:
„Was Allen wohlthut, das iſt recht!
Was dir allein nützt, das iſt ſchlecht!"
— Das iſt das ew'ge Alte! —

3. Gottlob der Schuh iſt fertig.

1807.

Auf ſeinem Dreifuß ſaß Hans Kuh
Unruhig, wie auf Kohlen,
Und maß und ſchnitt das Leder zu
Für ein Paar neue Sohlen.
Er warf die Ahle auf den Tiſch;
Er hämmerte das Leder friſch
Und ſtrich den langen Pechdraht.

Der Mittag war ſchon längſt vorbei
Die Sonne ſtieg bergunter;
Dem Meiſter war's nicht einerlei;
Er brummte wohl mitunter.
Doch ſchwor er hoch und breit und lang
„Noch vor dem Sonnenuntergang
Muß ſein der Schuh ganz fertig."

Er nähte raſch; er zog den Draht
Und hämmerte und ſchnitzte;
Er glättete die rauhe Naht
Und ſchaffte, daß er ſchwitzte.
Doch durch's belaubte Fenſterlein
Flammt' ſchon der Abendröthe Schein:
Der Schuh war noch nicht fertig.

Der Meiſter ſtrengt ſich doppelt an
Mit eifrigen Geberden;
Er leiſtet was ſonſt Keiner kann:
Der Schuh muß fertig werden. —
Und wie die Sonne unterſinkt,
Hans Kuh empor vom Schemel ſpringt
Und jauchzt: „Der Schuh iſt fertig!“

Er trocknet von der Stirn den Schweiß
Und holt vergnügt ſein Weibchen:
„Komm' her, bewundre meinen Fleiß.
So ſchau doch nur, du Täubchen!
Sei nicht ſo mürriſch; freue dich
Und tanz und juble, ſo wie ich:
Gottlob, der Schuh iſt fertig!“

„Nun denn!“ verſetzt die Meiſterin,
„Was fertig iſt, iſt fertig!“
— Nein, Kind, ſprich froh, wie ich es bin:
Gottlob, der Schuh iſt fertig! —
„Ei“, brummt ſie, „laß die Narretei'
Bin ich doch nicht dein Paragei.
Zum Henker mit den Schuhen!“ —

„Wie? mir nur nicht, zur Liebe hier
Willſt du fünf Wörtchen ſagen?
Sei doch vernünftig; ſage mir
Nicht Galle in den Magen!“
— Ei, Galle hin und Galle her
Ich thu' es nun und nimmermehr,
Pack' dich von dannen Alter! —

Der Meiſter faßt den Knieriem um
Und ſchwingt ihn in den Händen:
„Noch einmal, frag' ich; willſt du's thun?
Es könnt' ſonſt garſtig enden!“
Er droht umſonſt. Die Meiſterin
Verharrt in ihrem Eigenſinn
Und weiſt ihm ſtolz den Nacken.

Der Faden der Geduld zerriß;
Und thätig ward der Riemen.
Es hat in einem Hui gewiß
Ihr Rücken zwanzig Striemen.
Sie ſchimpft und heult! Er aber ſchlug
Bis laut ſie ſchrie: „Es iſt genug!
Gottlob der Schuh iſt fertig!“

Der Oberrogt war zu der Zeit
Am Haus vorbeigekommen,
Und hatte dieſen Ehekreit
Vom Anbeginn vernommen.
Er lachte laut, der arge Gauch,
Und hielt den ehrenwerthen Bauch
Sich feſt mit beiden Händen.

Als er daheim am Tiſche ſaß
Und der Geſchichte dachte,
Des Eſſens er beinah vergaß
Und immer vor ſich lachte.
Die Oberrogtin ſah ihn an,
Und ſprach: „Was iſt denn, lieber Mann,
Dir Luſtiges begegnet?“

Der Obervogt erzählt sogleich
Der Dame die Geschichte,
So lang und breit, wie ich sie euch
Hier treu und wahr berichte.
Die Dame sprach: „Die Frau hat recht;
Der Kerl da ist von Grund aus schlecht;
Wie magst du da nur lachen?“

„Ich, an der Stelle dieser Frau
Ich würd' ihn besser langen;
Bei'm ersten groben Worte, schau:
Kratzt ich ihm aus die Augen.“
Der Obervogt sprach: „Liebes Kind,
Ich glaub's, du riefest nicht geschwind:
„Gottlob der Schuh ist fertig.“

„Wenn ich dich aber so recht mild,
Recht zärtlich darum bäte;
Die Bitte wäre schon erfüllt
Eh ich sie dir nur thäte!
Zum Beispiel, Engel, liebes Herz,
Sag mir einmal, nur bloß zum Scherz:
„Gottlob der Schuh ist fertig!“

Die Vögtin sprach: „Bist wohl ein Tropf
Mir so was anzutragen!
Und stellest du dich auf den Kopf,
Jetzt würd' ich dir's nicht sagen.“
„Wie?“ rief der Vogt erzürnt: „wenn ich
Es aber dir befehle? — Sprich:
„Gottlob der Schuh ist fertig!“

„Herr Obervogt, gestrenger Herr,
Ich glaub, ihr habt ein Kippchen?
Ihr seid fürwahr ein ganzer Narr,
Euch schlag ich nur ein Schnippchen.
Befehlt so lang es euch gefällt.
Euch zu gehorchen aber stellt
Nur Andre an statt meiner."

Grimm fährt der Vogt ihr in's Genick:
„Sei meines Zorn's gewärtig,
Sprichst du mir nicht im Augenblick:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!"
Allein die Dame, gar nicht faul
Gibt dem Gebieter eins auf's Maul,
Daß ihm die Zähne klappern.

Er aber, was er kann und mag,
Zertrommelt ihr den Rücken;
Es hagelt wüthend Schlag auf Schlag,
Als schlüg' er sie in Stücken.
Umsonst sind Widerstand und Schrei'n.
„Halt!" ruft sie endlich: „halt doch ein.
„Gottlob, der Schuh ist fertig!"

Die Köchin in der Küche hört
Der bösen Herrschaft Toben,
Bis sie vom Hausknecht auch erfährt
Um was sich Lärm erhoben.
„Die Frau hat wahrlich recht!" spricht sie.
„Ich auch, wahrhaftig, thät es nie.
Wer könnte mich denn zwingen?"

„Was zwingen Weib?“ rief keck ihr Mann.
Der Hausknecht: „Wer dich zwingen?
Fuß, mögt' ich's zeigen wer es kann.
Du würdest anders singen.
Du solltest, hätt' ich Zeit, fürwahr
Anstimmen bald gar hell und klar:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

Die Köchin höhnt: „Versuch es doch!
Wir wollen einmal sehen!
Nun wird es? Sieh, ich warte noch.
Auf, wird es bald geschehen?“
„Wenn du denn willst, befehle ich,
Hier, Weib, gleich auf der Stelle, frisch:
„Gottlob, der Schuh ist fertig!“

„Du kannst noch hunderttausend Schuh
Zerlaufen, bis ich's sage.
Geh, dummer Pinsel, warte du
Nur bis zum jüngsten Tage.
Mich zwingen? Du? Sieh hier der Topf
Fährt dir wie's Wetter an den Kopf
Wenn's dir danach gelüstet.“

„Das ist zu arg! Was ist zu thun?“
Schrie aufgebracht der Hausknecht:
„Entweder, du gehorchst mir nun,
Wo nicht, so brauch' ich Hausrecht.“
— „Ich dir gehorchen, dummer Tropf!“
Hui, flog der Topf ihm an den Kopf
In hunderttausend Scherben.

Grade nach Berlin, und von da in die übrigen Gegenden Deutschlands. Ein Baron von Prinzen errichtete noch während jenes Krieges zu Berlin ein Kapitel der sogenannten strieten Observanz und des Tempelherrnordens.

Nun begann maurerischer Sekten- und Reformengeist in Deutschland sein Unwesen. Man wollte das Bessere geben, brachte Schlechteres in Umlauf, und Verwirrung aller Orten. Johnson, ein Deutscher, der sich gern für Engländer und Abgesandten der großen Londner Loge halten ließ, verketzerte das Treiben der Loge zu Berlin; schrieb eine maurerische Zusammenkunft nach Altenburg aus, und dort war es auch, wo der Freiherr von Hund aus der Lausitz erschien. Dieser, nicht minder als Johnson, gab sich die Miene tiefern Wissens, höherer maurerischer Verbindungen; sprach gar wichtig vom Abstammen der Maurer aus der Tempelherrnschaft, und ward als Oberhaupt aller deutschen Logen anerkannt; aber nicht von allen. Denn z. B. die in Frankfurt am Main blieb ihrer ältern Ordnung treu, nämlich der englischen, und die große Loge von London schrieb ihr ganz ehrlich zu: daß es in der Maurerei nur drei Grade gebe, und die vermeinten höhern Grade Betrügereien und Geldschneidereien wären.

So hatte man nun bei den Deutschen dreierlei

Ach allzuſpät bereute ſie
Die raſche Kanonade.
Der Hausknecht packt und geißelt ſie
Nun ohne alle Gnade
Bis ſie, zerſtoßen und zerbläut
Dreimal in einem Athem ſchreit:
„Gottlob, der Schuh iſt fertig!“

Ihr Frau'n, nehmt euch ein Beiſpiel dran!
Wollt ihr im Haus regieren,
Führwahr zum Ziele wird und kann
Nachgiebigkeit nur führen.
Ein Trotzkopf aber wird zuletzt
Von der Regierung abgeſetzt:
„Gottlob, der Schuh iſt fertig!“

4. Die Reiſe in's Schlaraffenland.

1808.

Hans Peter war ein kluger Kopf,
Er ſaß ſehr gern zu Tiſche;
Er hatte gern ſein Huhn im Topf,
Und Braten, Wein und Fiſche.
Doch Arbeit, glaubt mir fälſchlich,
Die ſchmeckte ihm ſo bitterlich
Wie Pillen und Rhabarber.

Zur Zeit der Revolution
Mocht' er gern revolutzen;
Da dacht' er, gibt es beſſern Lohn
Und kannſt die Reichen putzen.
Kannſt plündern, kräht kein Hahn darnach,
Und ſchlafen kannſt den ganzen Tag
Und Nachts im Wirthshaus trinken.

Allein, allein, er ſchnitt ſich ſehr;
Es blieb ſo ganz bei'm Alten;
Und keiner gab die Batzen her
Um Peter'n zu erhalten.
Das ärgert ihn und zwar mit Recht;
Er ſchimpft und das bekam ihm ſchlecht —
So blieb er ſtill zu Hauſe.

Es ging ihm aber wahrlich da
Nicht beſſer, als viel Andern.
„Hans Peter, nach Amerika,
Laßt uns von hinnen wandern!
Da wächſt das blanke Gold wie Sand,
Man ſchenkt dir Haus und Land dabei;
Du haſt nur zu befehlen.“

Hans Peter packte hurtig ein,
Und wanderte von hinnen.
Als Bettler zog er drüben ein.
Als Bettler blieb er — drinnen.
Die Herren in Amerika
Sind Herren wie in Helvetia;
Sie zahlen nichts vergebens.

Da wuchs kein Gold, da kam kein Haar.
Da war nichts zu beſchiren.
Da gab es keinen Tanz und Schmaus,
Da ſchneit es nicht Juwelen.
Hans Peter nahm den Bettelſack
Und kehrt mit ſeinem dünnen Pack
Wohl über's Meer nach Hauſe.

Und als er in die Heimat kam,
Wollt er nicht gern verhungern.
Für's Betteln hat er zu viel Scham;
Doch auch kein Geld zum hungern.
Drum that er denn, wie Jedermann,
Der Hungern nicht ertragen kann,
Er ging und ſuchte Arbeit.

Einſt lag er von des Tages Noth
Ermüdet in Gebüſchen,
Verzehrte ſtill ſein Mittagsbrod,
Thät ſich die Augen wiſchen,
Und ſchlief beinah darüber ein.
Da hört er plötzlich Jemand ſchrein:
„Hans Peter, komm und reiſe!“

„Wohin?“ — „O, in's Schlaraffenland,
In's Paradies der Bücher!
Da iſt die Arbeit unbekannt,
Man kennt nur loſe Streiche;
Man trinkt und ißt und ißt und trinkt,
Bis man auf's Lager niederſinkt;
Und treibt's ſo alle Tage.“

Hans Peter iſt ein kluger Mann,
Läßt ſich's nicht zweimal ſagen;
Der Fremde lacht ihn freundlich an,
Und nimmt ihn auf den Wagen.
Herr, herr, geht's fort, im Hui ſind ſie,
Im Lande der Schlaraffen.

Er kommt vergnügt zum Thor der Stadt,
Doch plagte Hunger ihn und Durſt,
Die Schildwacht an der Seite hat,
Statt Degen, eine lange Wurſt,
Und ſtatt Gewehres präſentirt
Sie Peter'n, wie es ſich gebührt,
Ein ſchnes Maaß — Burgunder.

Doch weil in einem Zug das Maaß
Hans Peter nicht kann leeren,
Die Schildwacht den Reſpect vergaß
Und wollt ihn Ordnung lehren.
Sie zog den Degen, ach und Ach!
Ihn Peter'n in die Kehle, bis
Er ihn — verzehrt hatte.

Dann ging Hans Peter in die Stadt,
Da klingen Flöten, Geigen,
Denn Alles, was nur Füße hat,
Das tanzt und ſpringt im Reigen.
Die Straßen ſahen luſtig aus,
Wohin er blickte, jetzt Haus
War eine Weinſchenke.

Der Hirt trieb eben froh und frei
Die Heerde auf die Weide.
Doch solches Vieh, bei meiner Treu',
Zu sehn, ist eine Freude;
Gebratne Schweine trieb er fort,
Geschmückt mit Blumen hier und dort,
Gitronen in der Schnauze.

Hans Peter gafft mit off'nem Mund
Und kann es kaum nur glauben; —
Da fahren plötzlich in den Schlund
Ihm zwei gebrat'ne Tauben.
Sein off'nes Maul vermuthlich mag,
Sogleichen sein dem Taubenflug —
Genug, er ließ sich's schmecken.

Und als er nun zum Brunnen kam,
Die Gurgel auszuwaschen,
Da sprang in einem gold'nen Ring
Aus neun und neunzig Flaschen,
Was meint ihr? Wasser nur? — o nein.
Es war der schönste, klarste Wein,
Wer Achtzehnhundertvierer!

Indem er emsig trank und soff,
Verdunkelt sich der Himmel,
Was auf den Straßen war, entlief,
Ihm hilf! wars das Gewimmel.
Da regnet es mit Klirr und Klang,
Und Peter'n war es angst und bang,
Es regnete — Dublonen.

Der gold'ne Hagel ſchlug ihm faſt
Die Naſe vom Geſichte.
Da packt er eine ganze Laſt
Vom himmliſchen Gerichte,
Stopft ſich damit die Taſchen voll,
Und lief dann, außer ſich wie toll,
In's erſte beſte Wirthshaus.

„Herr Wirth," rief er in vollem Lauf
„Bei euch will ich heut' wohnen,
Tiſcht mir das Allerbeſte auf,
Ich zahle mit Dublonen!"
„Herr," rief der Wirth: „was ſoll der Tand
Mit Dublon ſpielen hier zu Land
Die Kinder auf den Straßen."

Doch was nur tragen mag der Tiſch
Das wird nun aufgetragen;
Paſteten, Torten, Braten, Fiſch,
Und ganze Kuchenlagen,
Ragout und Crem' und Fricaſſe
Und Zuckerwerk, und dann Kaffe
Und ellenlange Bratwurſt.

Und Kindergangen für den Durſt,
Und Enten und Pfauen,
Zuletzt noch Krähli-Mägliwurſt
Und Schüſſeln voll Macronen;
Und zwiſchen allen Platten ſteht
In eigner, ſteifer Majeſtät
Ein Herr von Weinbouteillen.

Hans Peter hatte Zeitvertreib;
Doch hub er an zu klagen:
„Warum iſt doch der ganze Leib
Des Menſchen nicht ein Magen!
Ach allzufrüh nur wird man ſatt,
Zufrüh der Mund vom Eſſen matt!
Es iſt doch Alles eitel.“

Doch eine Jungfrau bot die Hand
Zum Tanze ihm in Ehren.
Hm, ſprach Hans Peter, gar galant:
„Mamſell, das läßt ſich hören!“
Muſik aus allen Ecken klingt;
Hans Peter geht und tanzt und ſpringt
Bis ihm der Odem fehlet.

So lebte nun geraume Zeit
Hans Peter alle Tage;
Doch endlich ward die Herrlichkeit
Ihm wiederum zur Plage.
Es war das ew'ge Einerlei,
Man aß und trank, trieb Narretei
Und hatte lange Weile.

Gewohnheit machte Alles ihm
Zuwider und alltäglich;
Bald ſchimpfte er voll Ungeſtüm,
Bald ſeufzte er gar kläglich: —
„Was ſoll der Wein mir ohne Durſt,
Was ohne Hunger mir die Wurſt,
Was ohne Luſt das Tanzen?“

„Wär' ich in meiner Heimat noch.
Da ſchmeckte Alles beſſer,
Und fehlte Wein, ſo fand ich doch
Des Quelles hell Gewäſſer.
Der Hunger würzte mir mein Brod,
Erdäpfel, nährend, weiß und roth:
Die ſchmeckten nach der Arbeit."

„Hier werd' ich endlich taub und toll.
Man jubelt, tanzt und ſpringet,
Man bubelt mir die Ohren voll
Und muſiciret und ſinget.
Daheim war's andert, doch gewiß
Auch ohne Dudel ſchlief ich ſüß.
Nach Arbeit war's gut ruhen!"

„Am Beſten iſt's, ich geh' zurück
Und ſuche meine Hütte!"
So ſprach er und im Augenblick
Verewpreit er die Schritte;
Er ſucht das Thor — es iſt nicht da.
Statt deſſen ſieht er fern und nah
Ringsum die höchſte Mauer.

Er ſieht ſie ſchweigend und ihm graut.
Sie reicht bis an den Himmel.
Von Baſler Lederli gebaut, —
Wie ſieh'n aus dem Getümmel?
Schlaraffen tanzen um ihn her
Und halten ihn: „Da kömmſt nicht mehr
Aus unſern hohen Mauern!"

Hans Peter wird ergrimmt, und ſchlägt
Um ſich mit beiden Fäuſten;
Doch, ach, umſonſt! wenn er auch ſchlägt
Ihn ſchlagen doch die Meiſten.
Sein Unglück aber wächſt noch mehr.
Denn gegen ihn erſcheint ein Heer
Schlaraffiſcher Soldaten.

Mit Hammelkrulen fechten ſie
Und auch mit Haſenbraten,
Und aus der Ferne ſchießen ſie
Paſteten, ſtatt Granaten.
Er kämpft und ringt hinab, hinauf,
Und von dem Streiten — wacht er auf,
Er hatte nur — geſchlafen.

Er lag noch immer unterm Baum
Wo er vorhin gelegen.
„O! Himmel, rief er, welch' ein Traum
Von Eſſen, Trinken, Schlägen!
Doch geht mir mit Schlaraffenland!
Mein Brod, verdient mit eigner Hand,
Schmeckt baß, als euer Braten."

Maurerei, englische, französische und templerische. Die letztere ward in kurzem die herrschende der vereinigten Logen; hieß auch die ſtricte Observanz, weil Hund bei ihr mönchshafte Subordination eingeführt hatte. Die Anhänger anderer Sekten nannte man nur verächtlich Maurer der laten Observanz.

Während ſich die Templer noch mit recht „kindlichem Gemüthe“ über ihre Kreuze, Mäntel, Commenden und Ritterſchaften in partibus infidelium ergötzten, kam ein gewiſſer Zinnendorf, Arzt beim Generalſtab des preuſſiſchen Heers; brachte höhere Grade und myſtiſchen Kram aus der ſchwediſchen Maurerei; ſtiftete, zu Berlin ſelbſt, mehrere Logen in dieſem Geiſt, von denen eine im Jahr 1773 König Friedrich der Große zur großen Hauptloge aller preuſſiſchen Staaten erklärte. Viele von der ſtrieten Observanz traten hinzu, welche im Jahr 1772 den Helden des ſiebenjährigen Kriegs, Herzog Ferdinand von Braunſchweig zu ihrem allgemeinen Großmeiſter auf dem Konvent zu Kohlo in der Lauſitz erwählten. Der Herzog hieß dann der Eques a victoria.

Zu dieſen allen mengte ſich noch die Maurerei der Roſenkreuzer. Schon die Franzoſen beſaßen bei ihren höhern Graden einen dieſes Namens. Die neuaufſtehenden Roſenkreuzer hat-

IV.

Familienleben.

Wiegenlied.

(Silberſtein 1806.)

Es war ein Mal ein Bübelein,
Das hüpft auf grüner Au.
Wohin es ging, wohin es ſah,
So ſtanden tauſend Blümlein da
In Gold- und Silberthau.

Das Kind die bunten Blumen brach
Und ward wohl naß vom Thau.
Es trug den grünen Maienſtrauß
Hopp, hopp! davon, hopp, hopp nach Haus,
Zur lieben Mutter heim.

Und gab dem trauten Mütterlein
Die ſchönen Blümlein all;
Und ſprach: „Die Blümlein und das Gras,
Sie ſind von Tropfen hell und naß,
Sie haben ſehr geweint.“

Die Mutter ſpricht: „Du liebes Kind,
Es iſt nur Himmelsthau.
Doch Blümelein und Bübelein
In Thau und Thränen wohlgedeihn
Daheim und auf der Au! —“

An Emil.

(Am Pfingstmorgen 1808.)

Es rauschen die Zweige, die Wellen gehn;
Die Wolken schwimmen in Bergeshöhn;
Die Menschen ringen mit Lust und Mühn
Und bringen's nicht weiter und verblühn;
Und bei dem alten, ewigen Spiel
Schläft mein Emil!

Er schlummert an warmer Mutterbrust,
Des Lebens Mühen sich unbewußt;
Um seiner Jugend Morgenthor
Schwebt noch ein gold'ner dämmernder Flor:
Ihn quält nicht des Lebens Geheimniß viel.
Schlaf mein Emil!

Der schöne, gold'ne Flor verrinnt,
Bald tanzt unter Blumen das fröhliche Kind;
Es drängt sich an Vater- und Mutterherz,
Und flüchtig verschweben ihm Lust und Schmerz;
Es ist ihm ein Träumen der Kindheit Spiel.
Schlaf mein Emil!

Der Jüngling verschmäht den hohen Traum.
Ihm wird zu enge der heimische Raum;
Ihn fordert das Schicksal vom Vaterhaus
Hinaus in die Welt, in den Sturm hinaus;
Er fühlet die Kraft, er fordert das Ziel, —
O mein Emil!

Der Mann gehöret dem Leben an,
Soll bahnen ſich ſeine Ehrenbahn;
Zieh' hin denn, mein Sohn, in das Leben zieh',
Nicht auf die Thränen der Mutter ſieh',
Sieh' auf der Menſchheit heiligſtes Ziel;
O mein Emil!

Die Fremde verkündet uns Deinen Ruhm;
O kehre wieder in's Eigenthum;
Der Vater wankt, die Mutter ergraut;
Wie hoffet Dein die träumende Braut!
Im Grabe ſchläft ſchon mancher Gespiel.
Kehr heim, Emil!

Ach welche Stunde, welch' Wiederſehn!
Ein neues Leben erblüht uns ſchön!
Der Engel wirft ſeinen goldenen Flor
Dann über der Tage Abendthor.
Wir ſchweben und wiſſen's nicht, am Ziel —
Leb' wohl, Emil!

Ofen-Bilder. *)

(In den Jahren 1808 — 1816.)

1. Der alte Paul.

Mit einem Korb, von Äpfeln ſchwer,
Kam einſt der alte Paul aus ſeinem Garten her.
Und trug ſie heim in's Haus.
Da ſprach zu ihm der Nachbar Klaus:
„Du weißt mein Land iſt eine Wüſte;
Dort wächſt kein Baum, kein Strauch.
Du haſt des Obſtes viel. O ſtille mein Gelüſte:
Ich bitte, Nachbar, gieb mir auch!“
Da ſprach der alte Paul: „Wir ſind nun ſchon bei Jahren.
Doch weißt du, als wir jünger waren
Da hab' ich brav gelernt.
Du liebteſt Tand und Spiel, und luſtige Geſchichten.
Was ich als Kind gepflanzt,
Trägt mir im Alter Früchte!“

*) In der Stube ſteht ein Ofen, vom Hafner nach altertümlicher Art mit bunten Bildern gegliedert. Die Kinder fragen oft nach deren Bedeutung. Da dichtete der Vater ihnen, zum Auswendiglernen, obige Fabeln.

2. Das junge Reh.

Am Waldſaum ſpielt auf grüner Matte
Im rothbeblümten Klee
Ein junges, muntres Reh,
Das noch den Jäger nie geſehen hatte.
Da knallt ein Flintenſchuß.
Zum jungen Reh die Mutter ſchrie:
„Der Jäger kömmt! entflieh
Geſchwind! ich will dich ſchon verſtecken!“

Sie rief's und ſprang davon mit Schrecken.
Das junge Reh
Stand auf vom Klee;
Doch folgte es der guten Mutter Bitte
Mit keinem Schritte.
Neugierig blieb es ſtehn,
Den Jägersmann zu ſehn.

Da knallt ein zweiter Schuß. O weh!
Das arme, junge Reh
Sank ſterbend in den blut'gen Klee.

3. Das Kätzchen.

Ein muntres Fiſchchen ſpielt im Bach.
Ein Kätzchen frägt: „iſt's ſchön da drinnen?“
Und ohne ſich lang zu beſinnen,
Springt es dem muntern Fiſchchen nach.
Doch weh, das arme Kätzchen ſinkt,
Und ſinkt, und ſinkt, — bis es ertrinkt.

Denk immer, eh' du etwas wagſt,
Vorher daran, ob Du's vermagſt?

4. Der Hirsch.

Der Hirsch mit seinem hohen, zackigen Geweih
Ging auf der Weid' am Wald vorbei,
Um seinen Schmuck zu zeigen:
„Ich bin doch," sprach er, „hier
Im Wald das schönste Thier;
Nicht Hase, Reh und Eber gehn
Mit Hörnern hochgeziert und schön,
Sind mir nicht gleichzustellen!"

Doch plötzlich hört man Jägerhunde bellen.
Und Hasen, Reh und Eber fleh'n
Geschwind im dicken Wald davon.
Der Hirsch flieht in's Gebüsch,
Bleibt mit den Hörnern hangen
Und — wird gefangen.

Beruhigung. *)

(März 1812.)

Warum, und liſcht auch ſchon Licht,
Zagt doch das Herz ſo ſchnell!
Die ew'ge Liebe zürnt ja nicht.
Sie macht es wieder hell.

Sie ſenkten dort mein Kind in's Grab;
Ein Engel ſchön und rein
Stieg auf, warf nur die Hülle ab,
Um bald bei Gott zu ſein.

Was göttlich iſt, ſteht wie verwaiſt;
Nichts wird des Todes Raub;
Im Ew'gen eint ſich Geiſt mit Geiſt,
Hienieden Staub mit Staub.

So ſchweige denn mein Trauern hier;
Es iſt nicht Alles aus!
Ich bin in Gott, Gott iſt in mir,
Sein Weltall iſt mein Haus.

*) Bei'm Tode ſeines ſchönen hoffnungsvollen Knaben Emilio.

An der Mutter Geburtstag.

(Den 3. Septbr. 1829, geſungen von den Kindern.)

Zehn Roſenknoſpen blühn
Im Kranz von Immergrün!
Und mit Geſang
Hat Dir, o Mutter, heut
Der Söhne Zärtlichkeit
Den heil'gen Kranz geweiht
In Lieb' und Dank.

Du, die ſo manche Nacht
Für unſer Wohl gewacht,
In Sorg' und Schmerz;
O könnten Alle wir
Das längſte Leben hier
Mit Luſt verſüßen Dir,
Lieb' Mutterherz!

Auf ſteigt zum Sternenchor
Zu Dir, o Gott, empor
Der Kinder Flehn.
Von Deinem Gnadenthron
Spend ihr auf Erden ſchon
Der Jugend Engellohn!
Hör unſer Flehn!

ten aber mit jenem französischen Grad nichts gemein; nannten sich dagegen ausschließlich die wahren Maurer; hatten allein den Schlüssel zu allen maurerischen Hieroglyphen. Kabbala und Theosophie, Goldmacherei und Geisterercheinungen, Stein der Weisen, ewige Jugend, das waren die Tummelplätze ihrer geheimnißvollen und lächerlichen Bestrebungen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, vielen Verwirrungen ein Ende zu machen, schrieb eine Art allgemeinen Reichstags gesammter Freimaurer nach Wilhelmsbad bei Hanau aus, der im Jahr 1782 gehalten wurde. Unter andern dort zu behandelnden Fragen war eine der ersten nach dem Ursprung und Zweck der Freimaurerei. Die Frage, so auffallend sie klang, war doch unter diesen Umständen sehr natürlich, weil eigentlich in Deutschland Niemand begriff, woher das bunte Wesen komme und wohin es führe? — Weil nun jeder von den Abgeordneten in Wilhelmsbad seine Ansicht geltend machen wollte, wuchs Verwirrung und Unzufriedenheit; es entstanden neue Vereinigungen, neue Spaltungen, neue gegenseitige Verketzerungen. Endlich entschloß man sich, allgemeine maurerische Duldung einzuführen, des achtzehnten Jahrhunderts würdig; und jeden, der sich über den Besitz der drei ersten Grade ausweisen könne,

Und Guido, — Hermann, *) Du.
Senkt aus der Himmelsruh
Den Seraphblick!
Verklärte Brüder, seid
Schutzgeister, uns geweiht.
Bewacht mit Zärtlichkeit
Der Mutter Glück!

Prolog zum „dankbaren Sohn."

Gesprochen von Lina Zimmermann als das Stück von den Kindern im Garten zum Geburtstage der Mutter aufgeführt wurde. Im Jahre 1838.

Teid uns recht herzlich im Grünen willkommen.
Ihr Freund' und Freundinnen groß und klein!
Ihr wißt, wir haben uns vorgenommen,
Euch heut ein kleines Schauspiel zu weihn.
Doch bitt' ich, erwartet nur ja nicht zu viel
Von unsrer Kunst, von unserm Spiel.

---

*) Guido und Hermann, welche in diesen Dichtungen mehrmals erwähnt werden, waren die ersten Kinder, welche Zschokke in ihrer frühesten Jugend durch den Tod verlor. Guido starb den 18. December 1811. Hermann den 26. Februar 1819.
Zschokke.

Wir armen Mädchen, zusammt den Knaben.
Wir geben's Euch eben wie wir's haben.
Ihr sucht das Theater? Ihr seht es hier.
Im Schatten von Flieder und Pimpernüssen.
Und Hof und Gebüsche wählten wir.
Statt buntbemalter Papier-Coulissen.
Den Himmel aber, Ihr müßt es gestehn,
Kein fürstlich Theater hat ihn so schön.

Um auch von den Spielern ein Wort zu sagen.
So hoffen wir, von Eurer Huld,
Ihr werdet mit ihnen Nachsicht tragen;
Denn spielen sie schlecht, ist's nicht ihre Schuld.
Warum? — das läßt sich leicht errathen.
Wir sind ja Künstler von seltsamer Art.
Denkt nur, — zum Beispiel, wir haben Soldaten
Noch ohne Schnauz- und Backenbart!
Und, Euch durch Täuschung zu ergötzen,
Muß Kienruß den wichtigen Mangel ersetzen.
Selbst Vater und Mutter, bei uns hier, sind
Nicht viel älter, als ihr Kind.
Auch unser Schulmeister wird sich zeigen,
Der, trotz seiner Würde und Majestät,
Doch selber noch in die Schule geht. —
Ich will von allen Andern schweigen.
Wir bitten Euch also, haltet nicht
Mit unserm Spiel zu strenges Gericht.

Ihr habt uns, fast Alle, in unserm Leben
Schon manche fröhliche Stunde gegeben.
Und hegtet und hieltet uns lieb und warm.
Wir möchten vergelten und sind so arm!

Wir mochten mit muntern Scherzen und Schwänken
Euch einen fröhlichen Augenblick ſchenken;
Drum bitten wir, ſeht in dem Winke von heut
Nichts, als ein Zeichen der Dankbarkeit.

Das Schauſpiel ſelber, Ihr wißt es ſchon,
Es iſt betitelt: „Der dankbare Sohn.“
Doch, notabene! es giebt auch Töchter,
Die eben ſo dankbar, als Söhne ſind.
Wenn auch ein Knab' heute den Ruhm gewinnt,
Wir Mädchen ſind darum nicht ſchlechter.
Verzeiht, junge Herrn, ich bin ſo frei
Und bemerke dies nur ſo nebenbei.
Doch, um die Zeit nicht länger zu ſtehlen,
Hab' ich die Ehre mich zu empfehlen.

Alplied.

(Auf Bergreifen der Kinder geſungen.)

Wenn i uf die grüne Alpi geh,
Ordli, ordli hi!
Seh' die Chüli und die Gaisli che,
Ordli hi!
O wie iſch mer wohl, o wie johl i froh
Iſch im Thäli mir wäger aid e ſo!
Wenn i uf die grüne Alpi geh
Ordli hi!

Um die Felse weite grcß und chli.
Ortli, ortli hi!
Und die Glocke lute luftig dri.
Ortli hi!
Und der Seppi singt dört am Wasserbett.
Und der Kueni steht i Gs Alpibett.
Um die Felse weide greß und chli.
Ortli hi!

Und zu Zite lueg i ab e mol
Ortli, ortli hi.
Ab der hohe Flue in's chline Thal.
Ortli hi!
Und es Hüsli stoht mit dem Tannewald
Und es Maitli drin, das mir wohlgefallt.
Und zu Zite lueg i ab e mol
Ortli hi!

An Charlotte Frey.*)

1. Zu ihrem Vermählungstage.

(Biberſtein im Januar 1803.)

Ein Eremit in ſeiner Klauſe
Sieht aus der Ferne heut' Dein Feſt. —
Kein Wunder, wenn in ſeinem Hauſe
Ihn dies und das nicht ruhig läßt.
Er ſieht Dich ſtehn in Kirchbergs Tempel;
Hört ſegnen Deinen Fritz und Dich.
Verführeriſch iſt das Exempel — —
Ich möcht' es auch verſuchen. — Ich!

'S iſt mit der Lieb' halt eignes Weſen;
Die ächte nur gibt ächtes Glück;
Ich hab's in manchem Buch geleſen.
Doch deutlicher in Nanny's Blick.
Wohlan denn, glückliche Charlotte!
Du ſtehſt mit Deinem Fritz am Ziel.
Dein Kuß verklärt ihn zum Gotte,
Zur Göttin Dich ſein zärtliches Gefühl.

*) Eine bewährte Freundin des Hauſes, die selbig mit zur Familie gezählt wird.

Und wenn einſt böſe Stunden ſchlagen,
Da drückt einander Herz an Herz,
Ihr werdet alles leichter tragen,
Dann wohnt auch Seligkeit im Schmerz.
Wer nicht in ſeiner eignen Kammer
Der Liebe gold'nen Faden ſpinnt,
Der findet dieſe Welt voll Jammer
Und ſucht am fremden Glück ſich blind.
Bewahrt der Unſchuld reine Blüthen,
Sie ſind der Liebe Heiligthum;
Dann geht Ihr, glaubt dem Eremiten,
Vom Altar in's Elyſium.

Die Reiſe möcht' ich ſelbſt beginnen
Vom Altar in's Elyſium;
Und goldne Freudenthränen rinnen
In meiner Klauſe um und um.
Weh'n! ihr ſollt, eh' noch in Frühlingswonnen
Verfliegt der Kirſchbaums Blüthenſchwarm,
Die ſchönſte Eremitin finden
In Eures Eremiten Arm!

Dann ſchlinge ſeine Demantbande
Um uns der Freundſchaft edler Geiſt.
Dann zeigen wir dem Vaterlande
Was alte Schweizertreue heißt.
Frig werde meiner Brüder Bruder,
Hier Frig, nimm ſie, die Bruderhand!
Charlotte bleibe Nanny's Schweſter —
Wir ſind uns herz- und blutverwandt.

8. An ihrer Wiedergenesung mit Ueberſendung einer Roſe.

(Im Herbſt 1814.)

Der Todesengel kam und rührte
Dich, Holde. Deine Wang' erblich
Und aus den hell'gen Fernen grüßte
Dort ſchon die Siegespalme Dich.

Wir bebten. — Unſre Liebe weinte
Für Dich empor zu jenen Höh'n,
Und mit des Gatten Harm vereinte
Sich grauer Eltern frommes Flehn.

Geſpielen baten, Schweſtern, Brüder:
„Gott, nimm uns nicht das theure Glück!“
Gott ſah's. Er winkte gnädig nieder;
Der Todesengel wich zurück.

Nun, ſtatt der Sieger-Palmen brechen,
Nimm noch der Erde Roſen hier;
Bei Winterſturm und Kriegeswehen
Erzog des Freundes Hand ſie Dir.

Blüh' auf, doch länger, als nur ſelten
Die Erdenroſe blühen kann.
Einſt bier' ich Dir in ſchönern Welten
Die Palme, ſtatt der Roſe an.

Bei Überſendung eines Blumenſtrauſſes
zur Silberhochzeit

des Herrn Johann Rudolf Meyer Sarr *)
und Frau Marianne Meyer geb. Renner,
den 3. Januar 1806.

Zur Silberhochzeit ſenden wir
Euch, durch der Unſchuld Hand,
Noch Morgenluft und Reifen hier
Der Winterflur entwandt.
Die Unſchuld muß der Bote ſein,
Der Euch die Blumen reicht,
Weil Euer Herz, ſo fromm und rein,
Dem holden Engel gleicht.

---

*) Vetter Rudolf Meyer war einer der ausgezeichnetſten Bürger der Stadt Aarau, ein Mitgründer der dortigen Kantonsſchule, Beförderer der Wiederkehr in der Umgegend, für alles Große und Edle begeiſtert, einſt Gegner der helvetiſchen Republik. Da war begreiflich, daß auf ſeine Farben die Schmach durch Gegner deutlich ſich und dann den Patrioten zur großen Ehre hervorgab. Ihm verdankt man auch die Errichtung eines Schweizerkreuzes in Ostermundigen. Der Bauernkrieg durch den H. Siegfried. Bergl. Denkſchrift von Emil Angelo Curti. Luzern 1844.

Er bringt Euch Ros' und Myrte dar
Den winterlicher Eher,
Die Und — bekränzt damit das Haar! —
Der Jugend Sinnbild war.
Wer in des Lebens Sommerhöhn
Sein reines Herz bewahrt,
Hat für den Herbstwinter schön
Den Frühling aufgespart.

Den edlen Reize Zärtlichkeit
Den Gatten treu umringt,
Indeß der Armuth Dankbarkeit
Ihr Lied zum Himmel bringt — —
Wo ist der Zweifler, der es sieht,
Der es nicht fühlt, daß schon
Auf Erden und der Himmel blüht
Durch dich, Religion! —

Nimm diese Blumen, theures Paar,
Die Dir die Freundschaft weiht,
Und die sie Dir noch manches Jahr
Mit zarter Liebe streut.
Noch lange sei der Dornen Lust,
Der Armuth Trost und Rath,
Ein Kleinod in der Freundschaft Brust,
Ein Schmuck der Tugendthat.

Und wann der Himmels Bürge sich
Dem Auge entziehen läßt,
Er freu'n wir uns noch männiglich
Am gold'nen Hochzeitsfest.

Und wär's nicht hier. — ist's droben Zeit.
Denn Lieb' ist ohne Tod.
Ihr Wohnhaus heißt ja Ewigkeit,
Ihr Vater heißt ja Gott!

An Tante Röpertil.

---

1. Zu ihrem Namenstage, mit einem Lichtschirm.

Nimm zu Deinem Namenstage
Gutes, liebes Tantchen, Du,
Diesen Lichtschirm, und er trage
Deinem Blick Ereuzlein zu.

Sieh', auf seinem Kreuze liegen
Auch das holde Jesuskind!
Glaub' und Lieb' und Hoffnung siegen
Da, wo Kreuz und Dornen sind.

als Maurer anzuerkennen; ihm übrigens alle vermeinten höhern Geheimnisse zur erlaubten Gemüthsergötzung zu überlassen. Solche Vereinigung, oder den Grundsatz derselben, machte man zum Wesen der sogenannten eklektischen Maurerei.

Dieser Wirrwarr schien den Illuminaten günstig, deren auf politisches Einwirken berechnete Verbindung im Jahr 1776 vom Professor Weishaupt zu Ingolstadt gestiftet wurde. Die Idee des Illuminatenthums ist eine verunglückte Nachbildung des politischen Treibens im Jesuitenorden; hing ursprünglich mit der Freimaurerei gar nicht zusammen, ward ihr aber eingepfropft. Der Freiherr von Knigge trug dazu viel bei. Es war das gesammte Illuminatenwesen ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Männer, mit jünglingshaften Entwürfen des Ehrgeizes, spielten frevelnd mit den wichtigsten Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, wie Knaben mit Jupiters Donnerkeil. Die Kleinlichkeit der Leute, welche dabei ihr Wesen haben wollten, reichte hin, das Ganze zur Posse zu machen. Die alten eifersüchtigen Freimaurer halfen nicht wenig dazu. So ward das Illuminatenthum in Baiern, wo es angehoben hatte, in den Jahren 1785 und 1786 vom Kurfürst Karl Theodor wieder zerstört. Man hat ihm mehr Einfluß auf die fran-

2. Im Namen ihrer zwei Nichten Nanny und Sophie.

(Aarau den 25. Nov. 1816.)

Zwei Nichten, Tantchen, ſenden Dir
Zum Namensfeſt ein Sträußchen hier.
Das Kränzchen, welches Freundſchaft wand,
Empfang es aus der Unſchuld Hand;
Denn Blumen, wie das friſche Grün,
Bringt Dir Dein Pathchen Antonin.

Ob blumenarm der Winter ſei,
Dir ſchmückt er immer ſich zum Mai;
Und Deinem frommen Herzen blühn
Nur Freuden aus des Lebens Müh'n,
Und blumigt Deinen Pfad beſtreut
Die Liebe Dir und Dankbarkeit.

Ein Löffelchen, gar blank und neu,
Liegt für Dein Täßchen Thee dabei.
Zwar ſcheint die Gabe ſehr gering.
Doch iſt's ein wahres Zauberring!
Gebrauch es nur erſt fünfzig Jahr,
Dann ſagſt Du ſelbſt: Wie wunderbar!

Rührſt Du mit ihm den Thee Dir ein,
Wird er erquickender Dir ſein;
Nimmſt Du in ihm die Arzenei,
Da wirkt Du früher ſchmerzenfrei;
Denn ſtets dabei ſteigt unſer Flehn
Für Dein Wohl zu den Himmelshöhn!

Neujahrsgrüße an Dr. Heinr. Schmutziger.*)

1. Ermuthigung.

(1813.)

Wo der Weisheit Rosen blühen,
Bricht kein Erdensturm sie ab;
Darum laß den Unmuth ziehen,
Werde froh, mein Aesculap!

Mögen sich die Thoren zanken;
Anderst sie nicht allzumal.
Mildre du den Schmerz der Kranken;
Thoren heilt der Thorheit Qual.

Oft, wer Tonnen Goldes hütet,
Ist der ärmste Schach dabei;
Wer der Sclavenwelt gebietet,
Ist darum nicht selber frei.

*) Dr. Heinrich Schmutziger von Aarau, der Aerzte Hochgeehrt und langjähriger verehrter Freund, war einer der edelsten Menschen, ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen, Förderer alles Guten und Gemeinnützigen. Tief betrauert von Allen, die ihn kannten, starb er am 9. August 1830. Im Andenken seiner Mitbürger lebt er noch heute fort.

Stark, mit heiligem Gewiſſen,
In der eig'nen Bruſt den Gott,
Gleichen Muths Fortunens Küſſen
Flehn, und ihrer Tücken Spott.

Ewig ſelber und ſein eigen,
Lächeln zu des Schickſals Spiel,
Ob die Schalen heute ſteigen
Ob das ſchwarze Loos uns fiel,

Fröhlich ſein bei aller Gabe,
Die uns dargeboten wird;
Das macht reich am Bettelſtabe,
Frei uns, wo die Kette klirrt.

Biſt du's nicht? — Warum denn trauern?
Lohnt dir nicht der Freundſchaft Glück?
Wohnt nicht inner deinen Mauern
Deine beſte Republik?

Kömmt ein Mißmuth angezogen,
Fort, ertränke ihn im Punſch!
Bleib, als Freund, auch mir gewogen.
Das iſt deines Freundes Wunſch.

2. Das Beſte

(1815.)

Nicht, weil's die Sitte ſo, die Lüge lehrt
Rein, weil's das Herz begehrt,
Wünſch' ich am Neujahrsfeſte
Dir, lieber Aeſculap, das Beſte
Und leg' als Dankesopfer — zwar
Den Hahn nicht, — doch den Werth auf Deinen Hausaltar.

Das Beſte werde Dir! Nicht eitle Wonnestunden
Von Thränen frei und frei von Herzenswunden,
Nicht Kisten von Ducaten ſchwer,
Nicht Orden, Titel und ſo mehr,
Nicht Ruhm in Tiefen und in Höhen,
Nicht Jahre, die kein Ende ſehen,
Kurz, nicht ein Daſein, ſüß wie Feentraum,
Und hell und bunt, wie unſer Weihnachtsbaum.

Das Beſte werde dir! Dieß können Dir zum Leben
Die Götter aber ſelbſt nicht geben;
Und was ſie Dir verleihn, ſei's Unheil oder Heil,
Ich wünſch' es, oder nicht, Dir wird es doch zu Theil.
Das Beſte iſt: in Lebensungewittern,
Wo Andre fluchen, oder zittern;
Im Zauberkreis des Glücks, wo, wenn er brennen ſieht,
Auch manchem Cäſarn das Köpfchen ſchwindelnd dreht
Der hohen Geiſter höchſtes Gut, —
Erräthſt Du's — ewig gleicher Muth.

Umsonst nicht sahst Du Dein Jahr der Schmerzen,
Umsonst nicht riß Dir vom gebrochnen Herzen
Das Schicksal eine schöne Hoffnung los;
Du blutetest und — bliebst Dir gleich und groß.
Das Schicksal muß sich vor dem Manne neigen!
Verwunden kann es uns, nicht beugen.
Und diesen Gottesmuth im Sturm der Welt
Aus reinem Sinn und Sein in Gott geboren,
Bewahr' ihn stark, sei Held!
Wer ihn verliert, der hat sich selbst verloren!

3. Der Genius und Aesculap. *)

(1817.)

Die helle Lebensfackel neigte
Mein Genius dem Staube zu,
Mit seinen Riesenflügern zeigte
Er mir das schöne Land der Ruh.
Ich sah den Erdenstern verklimmern,
Sah eine neue Welt entstehn,
Und aus dem wunderschönen Schimmern
Hervor den Engel Guido gehn.

„Komm! fleug mit mir zu heil'gern Thären!"
Erwach lächelnd mir der Genius:
„Laß Dich im Tode nun verklären;
Der Tod ist nur ein Engelkuß.

*) Im Jahre 1816 hatte Schelle am Gallenfieber lange Zeit darnieder gelegen.

Du ringſt umſonſt nach Recht und Wahrheit
Hier bleibt Dein Leben doch verkannt.
Dort iſt das Licht, dort iſt die Klarheit,
Dort guter Geiſter Vaterland.“

„Hinweg aus dieſem Erdgetümmel;
Hinauf mit mir! dort winkt der Himmel!“
Ich ſah hinauf, dort Glanz und Leben,
Ich ſah hinab, ſah Nanny hier,
Und einen Himmel auch bei ihr.

Ich ſchwankte. Da kam eilends näher
Zum Genius Gott Aeſculap;
Hob ihm die Fackel wieder höher
Mit ſeinem mächt'gen Schlangenſtab,
Und ſprach zum Genius: „Mit nichten!
Er bleibe uns noch aufgeſpart!
Noch hat er nicht vollbracht die Pflichten,
Zur die ihm Kraft verliehen ward.
Sein Eden blüht auch im Getümmel
Der Erde, wo er Nanny fand.
Wo Tugend wohnt, iſt auch der Himmel,
Ihn hat die Welt, nie Gott verkannt.“

So ſprach er, und die Fackel ſprühte
Nun wieder hellen Schein empor;
In allen meinen Pulſen glühte
Des Lebens neue Macht hervor.
Und Aeſculapens Stab zertheilte
Der Krankheit Schmerz im leichten Nu
Als dankend ich zum Gotte eilte,
Mein Schmutziger, — da warſt es du!

4. Die goldene und die ſilberne Zeit.

(1819.)

Als mir golden um die Stirne
Noch die Knabenlocke flog,
Und ich aus des Schickſals Urne
Leichten Sinns mir Nieten zog;
Als mit bunten Zauberkränzen
Mich die Jugend noch umſann,
Und ich unter Spiel und Tänzen
Mancher Schönen Huld gewann:
Damals ſchienen mir zwölf Stunden
So viel volle Monde lang;
Und, wie ſchnell die Zeit geſchwunden,
Schlich ſie mir doch Schneckengang.
Mit dem Blick nach fernen Zielen
Ward den ſtürmiſchen Gefühlen
Jedes Jahr zur Ewigkeit:
Und doch war's — die goldne Zeit!

Freund, wie bin ich heut' erſchrocken,
Denk', es zeiget ſich, fürwahr,
Schon in meinen dunkeln Locken
Hie und da ein Silberhaar!
Ja der Herbſt des Lebens ſendet
Reif in meine Sommerflur;
Und die Jugend ſelber ſpendet
Oft ſtatt Roſen, Dornen nur.

Stets wird oft dem beſten Willen,
Für die Lieb' iſt Haß der Lohn;
Und ein treues Pflichterfüllen
Zahlt die Welt mit kaltem Hohn.
Wohl auf Sturmesflügeln jagen
Stunden hinter mir zurück;
Jahre werden mir zu Tagen,
Tage mir zum Augenblick.
Hab' ich geſtern nicht, Dir Lieben,
Erſt den letzten Dank geſchrieben?
Nein, ein volles Jahr iſt's heut' —
Ach, das iſt die Silberzeit!

Freund, mit Aeskulaps Stabe,
Schreckſt du ſelbſt den ſtarken Tod,
Rufeſt Sterbende vom Grabe,
Färbeſt bleiche Wangen roth.
Du, mit deinen Zaubern allen,
Wunderthäter, willſt du nun,
Deinem Freunde zu gefallen,
Nicht ein kleines Wunder thun?
Gib doch, ſtatt der Silberhaare,
Gold'ne Locken ihm zurück;
Statt der Weisheit Ehrenjahre
Ihm der Jugend flücht'ges Glück;
Herzen, die ihn wieder lieben;
Gib den Stunden Langſamkeit! —
Mich, der oft die Zeit vertrieben,
Mich vertreibt nun auch die Zeit.

5. Der Cherub.

(1820.)

Freund, du mußt der Cherub ſein,
Daß der Tod, der alte Rieſe,
Nicht zu meinem Paradieſe
Breche mörderiſch herein.

Guido, Hermann fehlen ſchon! —
Ach, mein wunderſchönes Eden,
Soll's der Rieſe ganz veröden?
Streite, Hygieens Sohn!

Wehe, Cherub, ſollt er dich
Abermals im Kampf beſiegen:
Würd' ich an die Bruſt ihm fliegen.
Nehm' er, ſtatt der Meinen, mich.

O, ich will ihn fröhlich ſchauen,
Will dann allen meinen Lieben
Und auch dir, mein Cherub, drüben
Neue Blumenhalden bauen.

6. Die Glücksgaben.

(1822.)

Was wohl geeignet zum heitern Leben
Hat dir dein Gott, hat dir dein Herz gegeben:
Ein biedres Weib! — Vielleicht vermißt dein Blick
Zuweilen noch dabei den Schwarm der muntern Kinder?
Du seufzest! — Ei, du lieber Blinder,
Kennt der Allwissende wohl minder
Als du, dein wahres Glück?

Dein göttlicher Beruf als Heiland vieler Kranken!
Du säest Heil, du erntest Segen ein.
Kein gold'ner Regen kann der Tugend danken,
Wo ihren Dank dir tausend Herzen weihn.

Des Weisen schönes Loos! — Nicht in Fortunens Armen
Ruhst du, auch nicht von ihrer Gunst zu fern.
Sie läßt dich freilich nicht verarmen,
Doch wirst du nimmer auch zum reichen Herrn;
Und wenn dir heut ein Schatz des Crösus lachte,
Schon morgen wärest du, voll Mitleids, nicht mehr reich.
Und trügst du Irus Bettelstab, dich machte
Dein reiches Herz dem reichsten Fürsten gleich.

Das freie Vaterland! — sieh nach in allen Karten,
Wo ist das freiere, des freien Mannes werth?
Ein Freiherr wandelst du in unserm Gottesgarten,
Von allem Volk geliebt, geehrt.

zösische Staatsumwälzung beigemessen, als es verdiente.

Im Jahre 1806 befanden sich in Deutschland von den St Johannislogen hundert neunundsechszig; von den altschottischen Logen über vierzig. Desselbigen Jahres zählte man im damaligen Königreich Holland siebenundsechszig Logen, wozu aber auch die in Bengalen, Surinam, Batavia, Ceilon, Demerary, Caracas, Berbice und Südafrika gehörten. Die fünf ältesten Logen stammen in Holland vom Jahr 1757 zu Amsterdam, Leiden und Haag.

Fortdauernd blüht die maurerische Kunst noch bis zum heutigen Tag, ohne Gefahr für den Staat, ohne Gefahr für die Kirche (und welche Gefahren man sich sonst von diesen harmlosen Vereinen je geträumt haben mag), wie im Königreich der Niederlande, so in den preussischen Staaten und im ganzen nördlichen Deutschland.

Hingegen im südlichen Deutschland, in den Gebieten des Hauses Oesterreich, in den Staaten von Baiern, im Königreich Würtemberg, im Großherzothum Baden, und im Kurfürstenthum Hessen (nicht aber im Großherzogthum Hessen) blieb sie durch höhere Befehle niedergedrückt und mit ihr viel Gutes, was sie leistete. Von ihrem Schädlichen weiß man in der

Der Freunde Zahl! — Ich könnte dich beneiden.
Wenn du nicht ihrer würdig ſchienſt.
Genieße ſtolz die freudigſte der Freuden,
Weil du ſie, mehr als ich, verdienſt.

Darum kein Wort, kein Wunſch zum neuen Jahr;
Das was du immer biſt, das haſt du immerdar.

7. Der heilige Lohn.

(1824.)

Dreimal ſeliger Mann, der gleich den unſterblichen Göttern,
Mehr gewähret der Welt, als die Welt ihm gewähret!
Thorheit wär' es fürwahr, zum Guten die wünſchen das Beſſre;
Wer nur Gutes vollbringt, trägt das Beſt' in ſich ſelbſt!

8. Der Engel des Heils. *)

(1827.)

In der heitern Blumenhalde
Wohnt ein Völkchen froh und friſch;
Jauchzt wie Vögelein im Walde;
Tanzt wohl über Stuhl und Tiſch.

*) Im October 1826 erkrankte Zſchokke ſchwer an einem Gehirnfieber, das ihn 12 Wochen ans Lager feſſelte. Sein Zuſtand war gefährlich; er ſelbſt glaubte ſein Ende nahe. Geneſend dankte er am folgenden Neujahrstage dem ärztlichen Freunde für ſeine treue Hülfe mit obigen Verſen.

Fragt nach Kaiser nicht und König,
Nach Censur und Polizei.
Weiß vom heil'gen Bunde wenig,
Und ist doch vergnügt dabei.

Aber in dem Lustgetümmel
Mahnt der liebe Gott und dann,
Daß man seinen Freudenhimmel
Nicht auf Erden haben kann.

Oft wird's still mit unsern Festen;
Jedes Köpfchen hängt betrübt.
Aber Gott meint's doch am besten,
Denn er züchtigt, wen er liebt.

Haben Sorgen, Noth und Mängel
Aller Art ihr Werk gethan,
Kömmt des lieben Gottes Engel
In der Blumenhalde an.

Rings um ihn glänzt alles lichter,
Und er rührt die Kranken an:
„Stehet auf und wandelt!" — spricht er,
Und es wandelt Jedermann.

Plötzlich schweigen alle Schmerzen,
Vor ihm flieht der blasse Tod.
Fröhlich schlagen alle Herzen
Und vergessen ist die Noth.

Möchtest du den Engel kennen,
Der uns so viel Glück verleiht?
Schmutziger — ich will ihn nennen,
Er heißt: „Gottergebenheit."

9. Eine perſiſche Erzählung.

(1828.)

Ein Schach von Perſien im hohen Alterthum,
Sprach einſt zum weiſen Zertig-Schum,
Dem Weiſeſten am Hofe und im Staate:
„Freund, hilf mir heut mit gutem Rathe!
Sieh', Schulzner blieb ich, viele Jahre ſchon
Dem Würdigſten im weiten Perſerlande.
Mich drückt des Undanks Laſt und Schande.
Was iſt des menſchlichen Verdienſtes höchſter Lohn!“ —

Der Weiſ' entgegnete: „So fragen Fürſten ſelten:
Wer iſt's, den ſelbſt ein Schach nicht zu belohnen weiß?
Auf Erden findet Alles ſeinen Preis;
Nur Göttern kann man nicht vergelten.“

„Der Mann“ erwiederte der Schach,
„Der Mann, o Zertig-Schum, von dem ich ſprach,
Geht ohne Glanz umher, begehret keiner Ehren;
Trägt oft nur Hohn davon, ſtatt Ruhm.
Vergnügt mit wen'gem Eigenthum,
Sieht man ihn oft das Nöthige entbehren.
Und dennoch hilft er, wie der reichſte Mann,
Den Armen überall in ihren Hütten;

Hilft ihnen, wo kein And'rer kann,
Und gibt, eh' ſie ihn darum bitten.
Wo Gold nichts mehr vermag, hilft er mit muth'ger That,

Wo Gold und Muth nicht hilft, da rettet noch ſein Rath;

und Sündern gleich, die ihre Schmach verhehlen.
Hüllt seine Tugend er in tiefes Dunkel ein.
Mit einem Wort, — was soll ich mehr erzählen?
Ein Engel in der Noth.
Ist meinem Haus er oft erschienen;
Dem Keiner dienen kann, er nur will Jedem dienen.
Ja, Freund, mich selber rettet' er vom Tod.
Und was ich, Vater, meinem eig'nen Sohn
Nicht werben konnte, ward ihm dieser Mann.
Sprich, wie vergelt' ich? bät ich ihm die Krone,
O glaub' es, Zertig-Schum, er nähme sie nicht an."

Der König schwieg. Der Weise aber sprach:
„Er ist zu reich; du kannst ihn nur verehren;
Er ist zu reich, du bist zu arm o Schach!
Du kannst der Tugend innern Lohn nicht mehren.
Wär auch das Weltall dein Gebiet.
Darum behalte deine Kronen;
Mit Erdenstaub kann man nicht Götter lohnen.
Und darum auch kein göttliches Gemüth!"

Der Schach, der sein Erstaunen nicht verhehlte,
Rief laut, und warf sich an des Weisen Brust:
„O du bescheidner Mann, so ist's dir unbewußt.
Daß du es bist, von dem ich dir erzählte?
Nein, du hast Recht, ich kann dein Glück nicht mehren:
Bewundern will ich dich und still verehren."

Freund Schmutziger, kennst du den Zertig-Schum?
Wend' in dem Namen nur die Lettern etwas um!
Ich spreche, wie der König sprach,
Und bin vor dir, wie er, ein armer Schach.

10. Mit einem Fußteppich vor ſein Bett.

(1830.)

Dir, wie du wohl verdient, die Lebensbahn
Mit Roſen reichlich zu beſtreuen,
Liegt außer unſrer Macht. Es ſteht im Schickſals-Plan,
Daß, wie die Roſen, auch die Dornen ſich erneuen.
Genug, wenn unſrer Liebe nur
Geſtattet iſt, dich manchmal zu erfreuen,
Dir dann und wann von unſrer armen Flur,
Ein Blümchen dankbar hinzuſtreuen.

Nimm dieſen Teppich, lebensweiſer Mann,
Als Sinnbild unſrer Wünſche an.
Des blinden Kindes *) Hand hat ihn für dich gewoben.
Der Mutter Hand flocht dir die Roſen ein:
Der Vater ſteht zu dem dort oben:
„Laß auch dies Wen'ge ihm zum Segen ſein!“

Gewährt der Tag dir Mühe nur und Kummer —
Am Abend ſei dein letzter Schritt
Auf dieſe Roſen dann; von ihnen tritt
In einen traumverſchönten Schlummer.
Ruft dich des Lichtes Morgengruß
Zum neuen Tagewerk, vielleicht zum freudeloſen,
So denk an uns, und ſetze deinen Fuß
Zuerſt auf unſrer Freundſchaft Roſen.

*) Der achte Sohn Schulte's, Arnold, erblindete in Folge einer Krankheit und ſtarb den 19. Juli 1831. 13 Jahre alt.

An Luiſe Egloff, die Blinde. *)

(Als ſie mir Stiefmütterchen ſtatt Veilchen ſchickte. Neujahrsmorgen 1830.)

Erwacht vom ſchönſten Morgentraum
Trat ich zum lichterhellten Baum.
Da zeigte mir der Kinder Koſen
Bei meiner Nanny Morgenroſen
Zwei dunkle Veilchen? — nein, o nein
Stiefmütterlein!

O du, des ſtillen Duldens Bild,
Für alle Andern engelmild,
Du Veilchen auf der Lebenswieſe,
Voll heil'ger Demuth, o Luiſe,
Warum biſt du für mich allein
Stiefmütterlein?

Doch bin ich fromm und klage nicht.
Wenn Bienchen Honig bringt und Licht,
Dein ſüßes Lied, die bittre Blume,
Sie ſind in meinem Heiligthume;
Und dankbar bitt ich, bleibe mein
Stiefmütterlein!

*) Dieſe ſchon in früher Jugend erblindete Dichterin war die Tochter des Herrn Egloff zum Stadthof in Baden. Ihre lieblich-zarten Dichtungen erſchienen in Commiſſion bei H. X. Sauerländer in Aarau 1843.

In's Stammbuch von Luiſe und Marie Sauerländer in Frankfurt a. M.

(Aarau den 9. December 1845.)

An Luiſe.

Nur fromm und froh! — dann trägſt du ew'ge Blüthen.
Dir wird ſchon hier dein Himmel aufgethan;
Und jede Thrän' auf deiner Lebensbahn
Wird dir dein Gott, Luiſe, ſchön vergüten.

An Marie.

Was wir haben, ſind wir nicht;
Was wir ſind, iſt Keim zum beſſern Werden.
Reife denn, im reinen Gotteslicht,
Guter Keim, zum Engel ſchon auf Erden.
Heilig wirſt du ohne Heil'genſchein,
Selig dann durch Troſt- und Freudenſpenden,
Deiner Mutter ähnlich ſein,
Innern Werthes, ohne äuß'res Blenden.

An Auguste M....

(In's Stammbuch)

Was du bist, das bleibst du nicht,
Was du wirst, das weißt du nicht.
Doch dringt durch die Dunkelheit
Stets ein Strahl der Ewigkeit.
Folg' ihm durch der Welt Gewirre,
Folg' ihm nach, er führt nicht irre!
In der Lust und Last der Jahre
Deiner Seele Gleichmuth wahre,
Demuth in des Glückes Schooß,
Hochsinn bei der Armuth Loos!

Dem Andenken des Herrn Gemeindeammann Heinrich Trenz von Küttigen, an seinem Grabe.

(Geweiht von seinem Taufpathen. *)

Er starb, den Blick auf Gott gewandt!
Er hat ein frommes, reines Leben
Für Pflicht und Recht und für das Vaterland
Im Heldentod zum Opfer hingegeben!
Nun vor des göttlichen Vergelters Thron
Umstrahlet ihn der Tugend ew'ger Lohn.
Warum denn trauert Ihr noch schmerzenvoll?
Fürwahr, wer so stirbt, der stirbt wohl!

*) Heinrich Trenz war als Lieutenant im Sonderbundskriege den 23. November 1847 im Kampfe der Ersten. Obige Verse schrieb Zschokke auf dem Krankenlager.

Das letzte Lied. *)

(1848.)

Wenn des Himmels Sterne glimmen,
Leise durch Gewölke schwimmen,
Sinkt die ganze Welt in Ruh',
Schließt die müden Augen zu.

Doch für alle seine Kinder,
Für die Frommen, für die Sünder,
Wacht in Liebe immer neu,
Gottes ew'ge Vatertreu!

*) Als in der letzten Zeit der Krankheit Schelle's, einer der Söhne zu seinem Bette trat, recitirte ihm der Vater obige Verse, die er in einer schlaflosen Stunde der Nacht gedichtet hatte. Sie wurden sogleich aufgeschrieben und galten in der Familie als Abschiedsgruß des Vaters, der bald darauf (den 27. Juni 1848) seine „müden Augen" für immer schloß und sich nun „Gottes ew'ger Vatertreue" perfekter Sterne freut.

That nichts Erhebliches zu sagen. — Diese Scheidelinie in Deutschland ist bedeutsam.

Auch in die schweizerischen Thäler verbreitete sich das Maurerthum schon seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Der Brite Georg Hamilton Esquire, welcher schon im Jahre 1737 von dem neuenglischen Großmeister Vicomte von Darnley zum Provinzialgroßmeister von Genf ernannt worden war, stiftete dort einen sogenannten großen Orient, von dem mehrere Bauhütten in und um Genf ausgingen. Im Jahr 1739 legten Engländer zu Lausanne eine Loge an; mehrere wurden im damaligen Umfang des Kantons Bern gegründet. Aber schon im Jahr 1745 untersagten Schultheiß, Räth' und Bürger von Bern in ihrem Gebiet alle freimaurerische Verbindungen, weil damals der republikanische Magistrat voll Argwohns gegen die Heimlichkeiten der Unterthanen zu sein schien.

Erst im Jahr 1764 erwachte die alte Loge von Lausanne wieder aus ihrem Todesschlaf, und weckte nach und nach ihre übrigen Schwestern. Ein neues Verbot vom Jahr 1769 unterdrückte sie abermals, bis sie, wahrscheinlich mit Erlaubniß einer aufgeklärten Regierung zu Bern, im Jahr 1775 noch einmal thätig werden konnten.

Unterdessen hatte sich im J. 1765 auch zu Basel

In J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. ist erschienen:

Friedrich Rückert's

gesammelte Gedichte

in drei Bänden.

Complet Rthlr. 4. fl. 7.

Friedrich Rückert's Gedichte.

Auswahl des Verfassers.

Neue Auflage. Mit des Dichters Portrait.

Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Friedrich Rückert's Gedichte.

Auswahl des Verfassers.

Miniaturausgabe in 2 Bänden mit 2 Stahlstichen.

In Sarsenet und Goldschnitt Rthlr. 3. fl. 5. 15 kr.

Liebesfrühling

von

Friedrich Rückert.

Mit einem Stahlstich.

Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 20 kr. — Eleg. geb. Rthlr. 1. 20 Sgr. fl. 2. 54 kr.

Fr. Rückert's Nal und Damajanti.

Dritte Auflage.

Geh. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr. — Elegant gebunden Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Umrisse

zu

Rückert's Nal und Damajanti,

entworfen

von J. J. Jung, in Stadt gräfrath von Dondorf und Grünewald.

Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Kaiser Heinrich IV.

Drama in zwei Theilen.

Von

Friedrich Rückert.

Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Cristofero Colombo

oder

die Entdeckung der neuen Welt.

Geschichtsdrama in 3 Theilen.

Von

Friedrich Rückert.

Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Gedichte

von

E. Dräxler-Manfred.

Dritte, durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Miniaturausgabe.

In elegantem Einband mit einer Titelvignette.
Rthlr. 1. 21 Sgr. fl. 3.

Einem reichen, poetiſchen Talente, verbunden mit einem hohen Gefühle für Schönheit verdanken wir in Dräxler-Manfred's Gedichten eine Maſſe des Anmuthigen und Zart-Einigen. Seine Meiſterſchaft in der Mutterſprache beurkundet er vorzugsweiſe in ſeinen Ueberſetzungen. Außerdem ſtellen ihn ſeine heitere Laune, ſeine große Anſpruchloſigkeit und ſeine bewegliche Phantaſie den beſten Namen der lebenden Dichter an die Seite. O. L. B. Wolff's Vorwurf, Dräxler-Manfred trete, wo er vom Ton des Tages handige, nicht prägnant genug hervor, iſt wohl im Ganzen richtig, findet aber ſeine Begründung gerade in der eigenthümlichen Natur dieſes Dichters, und ſo dürfte aus einem Vorwurf für ihn ein Lob werden.

Gedichte

von

Heinrich Hoffmann.

(Verfaſſer des Struwwelpeters.)

8. Geh. $26\frac{1}{2}$ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Hoffmann hat vor kurzem die deutſche Jugend in eine Aufregung verſetzt, wie ſie ſeit den mittelalterlichen Tagen der Kinderkreuzzüge nicht wieder vorkam. Die Religion, für die er focht, war der Humor; die Türken, die er aufs Haupt ſchlug, waren die unartigen Kinder; die Kreuzfahne, die er vortrug, war der Struwwelpeter, der allbekannte, in Kinderſtuben und Studirzimmern gleich gern geſehene, am Waſſerbrunnen und in kritiſchen Blättern gleich viel beſprochene Struwwelpeter.

Wer den Verfaſſer perſönlich kennt, iſt gewiß auch ein Verehrer ſeines Humor's und Witzes, zwei Eigenſchaften, denen er in der Poeſie neben ſo vielen gewichtigen und claſſiſchen Namen ſeine Geltung verdankt, und die wir im Gebiet der Dichtkunſt um ſo freudiger begrüßen, als ſie nie durch eine jeweilige Richtung der Zeit, ſondern immer nur durch das leichtblütige Naturell des Dichters bedingt werden.

Cooper's ſämmtliche Werke.

258 Bändchen.

Ladenpreis: fl. 86. 6 kr.

Herabgeſetzter Preis: fl. 28.

James Fenimore Cooper's

ſämmtliche Werke, welche in den Jahren 1826 bis 1850 erſchienen ſind, enthalten:

Der Spion — Der letzte der Mohikaner — Die Anſiedler, oder die Quellen des Susquehannah — Der Lootſe — Lionel Lincoln, oder die Belagerung von Boſton — Die Kiowa — Der rothe Freibeuter — Die Nordamerikaner, geſchildert von einem reiſenden Hageſtolzen — Die Grenzwohner, oder die Gemeinde von Wish-Ton-Wish — Der Bravo — Die Waſſernixe, oder der Tummler der Meere — Die Haidenmauer, oder die Benedictiner — Die Monikins — Der Scharfrichter von Bern, oder das Winzerfeſt — Aufenthalt in Frankreich. Ausflug an den Rhein und zweiter Beſuch in die Schweiz — Ausflüge in die Schweiz — England und das ſociale Leben der Hauptſtadt — Erinnerungen an Europa — Italien — Die Heimfahrt, oder die Jagd — Gretchen Eſſingham, oder die Heimat — Mercedes von Caſtilien — Geſchichte der nordamerikaniſchen Seemacht und ihrer Kriegsthaten — Der Pfadfinder, oder der Binnenſee — Der Hirſchtödter — Das Irrlicht, oder der Karer — Wyanoette, oder der Hüttenhügel — Die zwei Admirale — Red Rover, oder ein Vormaſtleben — Zu See und zu Land, oder Abenteuer des Miles Wallingford — Lucy Hardinge — Satansjehe, oder die Familie von Bittlepage — Der Ketzerträger, oder die Familienpraxiere der Littlepage — Ravensneſt, oder die Rothhäute — Markt Riff, oder der Krater — Capitän Spike, oder die Golfinſeln — Die Seelöwen, oder die verlornen Robbenjäger — Die Bienenjäger, oder die Eichenlichtungen.

Washington Irving's

ausgewählte Schriften.

Herausgegeben von

Dr. J. V. Adrian.

Zweite sorgfältig verbesserte Auflage in 4 Bänden mit 8 Stahlstichen. Schiller-Format.

Geh. Rthlr. 3. 18 Sgr. fl. 6.

Erster Band: Geoffrey Crayon's Skizzenbuch. — Zweiter Band: Bracebridge-Hall oder die Charaktere — Dritter Band: Erzählungen eines Reisenden. — Vierter Band: Die Alhambra oder das neue Skizzenbuch. — Abbotsford und Newstead-Abtei. — Eine Reise auf den Prairien.

Die Mythologie

der

asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven.

Für Gebildete und die studirende Jugend.

Herausgegeben von

Konrad Schwenck.

Fünf Bände. gr. 8. Geh.

Erster Band: Die Mythologie der Griechen. Mit zwölf Steintafeln. Rthlr. 2. 10 Sgr. fl. 4. 48 kr.

Zweiter Band: Die Mythologie der Römer. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Dritter Band: Die Mythologie der Aegypter. Mit 13 lithographirten Tafeln. Rthlr. 1. 16 Sgr. fl. 2. 40 kr.

Vierter Band: Die Mythologie der Semiten. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Fünfter Band: befindet sich unter der Presse.

Carl Malß

Volkstheater

in Frankfurter Mundart.

Zweite Auflage.

Dieſe geſchmackvolle illuſtrirte Original-Ausgabe der geſammelten Werke des beliebten Frankfurter Humoriſten enthält: die Biographie des Verfaſſers — den alten Bürger-Capitän Herrn Hampelmann im Eilwagen — die Landparthie nach Königſtein — Herr Hampelmann ſucht ein Logis — die Bauern — die Vorzemelle-Comödie — die Jungfern Köchinnen — das Stelldichein im Tivoli — Prinz Ferdinand von Rolpotonga — literariſcher Nachlaß.

Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

Mit Nächstem erscheint in J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M.:

Gesammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn,

(Verfasser der Spinnstube.)

5 Bände.

Der erste Band wird das Portrait des Verfassers bringen; jeder der übrigen Bände einen auf den Inhalt bezüglichen Holzschnitt. Die Ausgabe wird sehr billig veranstaltet, damit auch der weniger Bemittelte in der Anschaffung dieses Volksbuches nicht behindert ist. Die Subscriptions-Bedingungen, so wie den ersten Band zur Einsicht kann man durch alle Buchhandlungen beziehen.

Georg Büchner's nachgelassene sämmtliche Werke,

enthaltend

seine Biographie — Danton's Tod — Lenz, eine Novelle — Leonce und Lena, ein Lustspiel — literarischen Nachlaß.

Durch gütige Vermittelung der Braut des großen Todten ist die Verlagshandlung in den Besitz des ursprünglichen, von der Censur noch unverstümmelten, Manuscripts von Danton's Tod gelangt, wodurch diese Ausgabe einen erhöhten Werth erhalten wird.

Die Spinnſtube,

ein Volksbuch für das Jahr 1851.

Herausgegeben von

W. O. von Horn.

Sechster Jahrgang.

Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten.

Geh. 12½ Sgr. 45 kr.

Der Jahrgang 1846 der Spinnſtube iſt vergriffen. Von den Jahrgängen 1847, 1848, 1849 und 1850 ſind noch Exemplare vorräthig zu 12½ Sgr. oder 45 kr.

Rheiniſches Taſchenbuch

auf das Jahr 1851.

Herausgegeben von

C. Dräxler-Manfred.

Mit 8 Stahlſtichen.

Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Rheinische Lieder und Sagen.

Von

Adelheid von Stolterfoth.

Dritte veränderte und sehr vermehrte Auflage.

Miniatur-Ausgabe in Sarsenet mit einem Stahlstich.

Gottesblumen.

Ein Album religiöser Lieder

von

A. Hungari.

Elegante Miniatur-Ausgabe in zwei Bänden. In Sarsenet mit Goldschnitt gebunden.

Eignet sich besonders zu Weihnachtsgeschenken für Damen.

Ein Sommernachtstraum.

Dramatisches Gedicht

von

Ludwig Tieck.

Die Hauptfigur dieses Sommernachtstraumes, den Tieck als sechszehnjähriger Gymnasiast niederschrieb, ist der Knabe Shakspeare, den Oberon und Titania schlafend im Walde finden, und den die Elfen mit allen poetischen Gaben ausstatten.

und 1772 zu Zürich eine Hütte aufgethan, die beide zum schottischen System gehörten, und von denen Basel im Jahre 1775 die höhern Grade von der sogenannten strictenObservanz annahm. Nach dem maurerischen Kongresse zu Wisbaden im Jahre 1786, an welchem auch Eidsgenossen waren, empfing die französische Schweiz ein Directoire helvétique roman zu Lausanne, die deutsche ein schweizerisches Direktorium zu Zürich. — Der Kongreß zu Wilhelmsbad war ebenfalls von Schweizern besucht; von ihnen aber nichts dabei angenommen, als daß die Maurer keine Abstämmlinge von Tempelherren wären; der Zweck des Ordens sei Wohlthätigkeit, und die neue Legende heiße: Nunc sumus equites beneficii *civitatis sanctæ*, religionis christianæ strenui defensores, spem, fidem et charitatem colentes. Der schottische Orient von Burgund nahm diese „Rektifikation" an.

Bern verbot im Jahre 1782 zum drittenmal alle Freimaurerei in ihrem Kanton. Auch zu Basel, wo zwei Logen ständen, nahmen dieselben im Jahre 1785 Endschaft; und im Jahre 1793 folgte die einsame zu Zürich dem Beispiel der andern, bis nach der schweizerischen Staatsumwälzung für das Maurerthum ein heiterer Geiß in der Schweiz erwachte.

Im Jahre 1803 wurde nun in der Stadt

Bern selbst die erste Maurerloge errichtet, und vom großen Orient in Paris konstituirt; zwei Jahre später eine Loge zu Lausanne, auf ähnliche Weise, durch Maurer von Bern dahin abgeordnet. Alle übrigen Werkstätten in der französischen Schweiz blieben, wie Bern, mit dem Pariser Orient in Verbindung; dahin waren auch während Napoleons Herrschaft die Logen von Neufchatel und Locle zu zählen, welche jedoch, sobald Preußen wieder in Besitz des Landes kam, zu ihrer Mutterloge in Berlin, von der sie im Jahre 1791 und 1797 gestiftet waren, zurückkehrten. In Lausanne erhob sich seit 1810 das alte maurerische Direktorium sogar zu einem Grand Orient national helvétique roman. — Auch für die deutsche Schweiz richtete sich darauf im Jahre 1811 das ehemalige helvetisch-schottische Direktorium der rektifizirten Maurerei, das sonst zu Zürich gewesen, in Basel wieder empor, und die Bauhütten von Basel und Zürich verjüngten ihre Thätigkeit. Seitdem vereinigten sich mit ihnen im Jahre 1811 eine Loge in Aarau, so wie im Jahre 1816 eine derer von Genf u. s. w.

Dieser Umriß der Geschichte der Freimaurerei in Europa enthüllt uns, mit dem Herkommen, zugleich die abentheuerlichen Umgestaltungen einer

Gesellschaft, welche allerdings in der Geschichte der Menschheit eine merkwürdige Erscheinung bleibt. Jede Nation, bei der sie einheimisch ward, gab ihr aus ihrer eigenen Gemüthsart einen Grundzug. In England ward sie politisch; — in Frankreich schauspielerhaft und prunkreich; — in Deutschland wunderfüchtig und moralisch *).

Der Verfasser dieser geschichtlichen Uebersicht vom Schicksal und Verfall der Freimaurerei zweifelt keineswegs, daß unter den Geweihten sein werden, welche ihm in blöder Andacht verargen, ihre Angelegenheiten zur öffentlichen Sprache zu bringen. Er aber, selber ein Geweihter, weiß, daß nie Gelübde oder Eid in irgend einer Loge abgelegt worden ist, die Geschichte des Ordens geheim zu halten. Was je Denkwürdiges in der Welt geschehen, das gehört der Geschichte an; und was die Welt in ihrem Schoose trug und hegte, das hat sie zu richten und zu besprechen das volle Recht. Werfen wir endlich das Vorurtheil ab, und erkennen wir, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht mehr das achtzehnte Jahrhundert ist, nicht sein kann,

*) Vor einigen Jahren noch machte der große Orient in Genua zur Preisaufgabe in Italien: Welches ist der Zweck und Nutzen der Freimaurerei?

nicht sein soll und, wie man sich auch schaudernd sträube, sein wird! — Zu allem Bessern muß Bahn gebrochen sein, wenn auch die Zeit noch nicht zum Besten reif ist.

Es mag befremden, wenn redliche, angesehene und gelehrte Männer das bunte, leere Spiel ernsthaft mitspielen. Wenn man aber weiß, welche Zaubermacht Neugier oder Wißbegier, Eitelkeit oder Hang zum Wunderhaften über das Gemüth übt, wird man vom Erstaunen leicht genesen. Auch ist es in der That für sinn- und gemüthvolle Männer anziehend, in einer Gesellschaft Abende zu leben, wo man sich in vorgeschriebenen, alterthümlichen Formen bewegend, vom gemeinen Treiben der Alltagswelt scheidet; wo man, und wäre es auch zuweilen nur Täuschung, sich mit Personen umringt sieht, welche dem Bessern und Edlern nachringen; wo manche milde That vorbereitet wird in rühmlicher Verborgenheit, und die Reden geistreicher Personen unvergeßliche Rührungen erwecken. Der Mensch ist freilich des Menschen größte Plage, aber auch des Menschen süßestes Bedürfen.

Es haben zu allen Zeiten Männer gelebt, die, in Gesinnungen und Einsichten über ihr Zeitalter erhaben, gerade deswegen schweigen lernen mußten. Sie mußten vor Vorurtheilen und

Götzen des Zeitalters knieen, denen offenen Krieg zu machen verwegenes und fruchtloses Unterfangen ist. Der Geist der Menschheit reift langsam unter dem ewigen Weltgesetzen Gottes aus; nicht unter Treibhausanstalten, die menschlicher Witz erfinden will.

Die Wenigen aber, auf höherer Erkenntnißstufe, fanden sich leicht zusammen, weil es sie erquickte, nicht einsam zu sein. So bildeten sich jene Mysterien des längstvergangenen Alterthums aus, so jene exoterischen und esoterischen Lehren, so die Geheimnisse der priesterlichen Kasten, zu welchen die sinnbildlichen Reden, Zeichen und Gebräuche den Neugeweihten stufenweise hinleiteten, ohne sie ihm plötzlich zu enthüllen. Späterer Kasten- und Innungsgeist mag viel Ursprünglich-Schönes verderbt haben. Aber in jenen alten Mysterien lebte schon Glaube an einen höchsten, einzigen, lebendigen Gott, als noch tausend Opferaltäre vor Göttern und Fetischen brannten; lebte schon Glaube an Unsterblichkeit und Vergeltung, als noch die Masse der Sterblichen über Leichnamen der Verstorbenen an Heimkehr in das alte ewige Nichts dachte.

Mit höherer Einsicht traten die römischen Baugesellschaften bei den weltbesiegenden Legionen unter die barbarischen Völker. Was das Schwert der Legionen zerstört hatte, war jenen aufgegeben, aufzurichten und gegen Verhee-

rungen zu befestigen. Sie trugen die Friedenspalme. Bei ihnen verjüngten sich die Mysterien der Vorwelt, durch ähnliche Veranlassung, aber in anderer Gestalt. Und in der Zeit, da ein Papst, bei aller seiner Untrüglichkeit, den salzburgischen Bischof Virgilius verdammen konnte, weil derselbe wagte, vom Dasein der Gegenfüßler zu reden, war es in der That nicht geheuer, klüger zu scheinen, als die Priester, deren Herrschaft auf der Grundlage allgemeiner Unwissenheit beruhte.

So war von jeher Wahrheit und hellere Ansicht, ehe sie ins Leben eindrang, geächtet, und Maurerthum, ehe denn sein Name war. In des Mittelalters Baugesellschaften ward, neben der Werkmaurerei, Höheres gelehrt und geübt; jenes Reinmenschliche, welches von Vorurtheilen und Einbildungen des Jahrhunderts unabhängig ist, und wozu die reine Größenlehre, die in Allem Gewißheit hat und will, unausbleiblich führt. Darum dachten die alten gefreiten Künstler nicht ganz mit Unrecht, vom weisen Pythagoras abkünftig zu sein; denn ihr Zweck und Wesen war, wie sie selber sagten; „die Wissenschaft der Natur, das Verständniß der Kraft, die in ihr ist, und ihrer besondern Wirkungen; besonders die Wissenschaft von Zahl, Maas, Gewicht, und die rechte Art, alle Dinge zum Gebrauch der

Menschen einzurichten, hauptsächlich Wohnungen und Gebäude aller Art, und alle andere Dinge, welche den Sterblichen wohlthätig sind."

In diesem Geist besteht das Maurerthum, welches von der Freimaurerei verschieden ist, und wird mit der Menschheit unzerstörbar fortbestehen. Zu allen Zeiten werden Menschen leben, welche über das Jahrhundert und dessen Begriffe und Formen hinaus sind. Was im Alterthum Mysterien gewesen, das ist jetzt Gemeingut aller gesitteten Völker. Aber auch unser Zeitalter hat seine Götzen, vor denen der Weisere niederknien muß, wenn er nicht Gefahr laufen will, gesteinigt, verbrannt, eingekerkert, entehrt oder getödtet zu werden. Und auch unser Zeitalter hat seine Einzelnen, die zwar nicht an den Heiligthümern der Zeitgenossenschaft freveln, aber nicht einsam sein mögen. Das ist das Geheimniß des Maurerthums. Es kann nicht in wenigen Stunden durch Händeauflegen gegeben werden. Es ist ein Geheimniß für die Blinden oder Kurzsichtigen und Unlautern. Man kann laut davon reden, ohne Furcht, es denen zu verrathen, die es nicht kennen. Es liegt nicht im Gefühle, nicht in wissenschaftlicher Erkenntniß; es ist nicht politische, nicht religiöse Sache; es ist für jeden Menschen in der Vollendung seines Selbstes und des Geschlechts, zu dem er gehört.

So gibt es Freimaurer, die nie in der Loge die Weihe erhielten; hinwieder viele sehr ehrwürdige Brüder mit buntgestickten Schurzfellen, die

keine Freimaurer sind, kaum Hoffnung haben dürfen, es werden zu können, selbst wenn sie an dem Stuhl des Meisters mit dem Hammer pochen: gleichwie viele leben, die keine Christen sind, obschon sie getauft wurden, wohl gar auf Kanzeln stehen oder von bischöflichen Stühlen herab die Welt segnen.

Noch heut, noch in seinem Verfall hat das Maurerthum Andeutungen von einem Zustande der Menschheit, dem sie langsam entgegen geht: den nur der Weisere erkennt; den wir im Eden unserer Kinderzeit für wirklich halten und voraussetzen, als sei er vorhanden; der jedoch höher ist, als der halbbarbarische Sinn unsers gegenwärtigen Geschlechts begreift. — Aber das heutige Maurerthum ist eine Venus Urania, von Meisern aus Nukahiva auf gut nukahivisch tättowirt.

Schaffe dir ein Urbild der Menschheit in ihrer einstigen Vollendung: Alle Nationen, ohne Unterschied der Farbe, Sprache, Verfassung, Religion und Staatsverhältnisse, aufgelöset in eine einzige Geschwisterschaft; alle losgeschält von Vorurtheilen der Oertlichkeit, des Standes und Handwerks; ohne National- und Religionshaß; alle in Gleichheit und Liebe um den Allvater vereint; alle das Verdienst und die Tugend höher achtend, als äussern Rang, Gunst des Zufalls, der Geburt, des Glücks; alle in Demuth, Liebe und Treue wetteifernd am Bau allgemeiner Glückseligkeit:

alle bei ungleichen Glücksgütern einander dienstbar; bei ungleichen Kräften einander wohlthuend; bei ungleichen Ansichten und Einsichten duldsam und sich gegenseitig ehrend: nirgends Gewaltherrschaft, nirgends Knechtschaft; im Genuß der ewigen Rechte aller Sterblichen; keinem leibeigen, keinem geisteigen, als dem Vater der Geister. — Schaffe dir ein Urbild, und du kennst nach Maasgabe deiner Bildungsstufe Wesen und Zweck der Maurerei.

Man nenne dies Urbild nicht Hirngespinnst oder Schwärmerei; — was wäre denn Wesen und Ziel des Christenthums selber? Die Religion ist das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, ohne Rücksicht auf den Staub der Welt und alles Vergängliche in ihr. Das Maurerthum ist das höchstgedachte ideale Verhältniß der Sterblichen unter sich selbst im Wechsel des Vergänglichen, als menschliche Gesellschaft. Wie sich die Religion zu den verschiedenen Kirchen, so verhält sich das Maurerthum zu den verschiedenen Freimaurerschaften; und das Ideal vom Verein der menschlichen Gesellschaft zur Wirklichkeit der bestehenden Staaten. Mit diesen Worten ist das größte Geheimniß der Maurerei ausgesprochen, und doch wird es jeder in seiner Eigenthümlichkeit anders auffassen. So soll es aber sein. Das ist eben das Wort, welches selbst der Maurer nicht ganz aussprechen, sondern nur buchstabenweis laut geben kann.

Es wird gern zugestanden, daß jenes Urbild nicht in der Wirklichkeit ausführbar sei, und, wo dergleichen versucht werden würde, die größten Verwirrungen entstehen müßten. Darum ist es Urbild. Daher hatten von jeher alle Männer, die über ihr Zeitalter hinausragten, und was in ihnen lebte, zum Heil der Menschheit verwirklichen wollten, das Loos, von den Lebensgenossen als Thoren oder Frevler verkannt zu sein. Darum hielten die Weisesten ihre Ansichten vor dem Haufen verborgen. Das menschliche Geschlecht naht sich jedoch dem Urbilde seit Jahrtausenden immer mehr; es hat bis dahin noch die Bahn von Jahrtausenden vor sich. Gedanken aber, auf welche vor Zeiten Strafe des Schwertes, des Scheiterhaufens und der Verbannung stand, sind schon heutiges Tages als wohlthätig geliebt; und Fürsten vollstrecken, was noch vor Jahrzehnden, wie rasende Schwindelei, an verkannten Weltweisen verdammt ward. Aber auch heute noch giebt es Gedanken, welche der große Haufe verspottet oder verflucht, die erst spät ins Leben segensvoll hineinreifen werden.

Jenes Urbild der menschlichen Verhältnisse denke man sich nun in einem Kreise vertrauter Freunde verkörpert: so hat man die Vorstellung vom edlern Sein des Menschen in dem Heiligthum der maurerischen Baubütten. So begreift man ohne Mühe, daß Freimaurerschaft nichts Oeffentliches sein könne und sein dürfe, ohne in sich selber aufzuhören. Für

sie ist's in der Aussenwelt noch Mitternacht voll. Wenn jemals alle Völker auf gleicher Höhe von Bildung stehen, und alle Menschen im Geiste des Urbildes: sind sie allesammt Freimaurer.

Selbst in den Logen erblickt man das Urbild nicht nackt und baar, weil nicht alle Geweihte stark genug sind, in das Sonnenlicht zu schauen. Sie könnten Aergerniß nehmen, erblinden oder wahnsinnig werden. Das Bild steht verhüllt im Schleier alterthümlicher Embleme. Es muß erforscht werden. Die Maurerei ist mehr inneres, als äusseres Leben; mehr Betrachtung, als Wirksamkeit. Gleichwie sich der Sinn des Menschen in den Räthseln der Natur gefällt, entwikkelt und schärft: also findet es sich in den Logen wieder. Daher unter allen Genossen Mannigfaltigkeit und Freiheit der Ansichten, bei gleichem Hinblick auf das Licht in Osten. Daher, wenn auch viele Logen zur Spielerei verartet sind, das Wohlgefallen geistvoller und tugendhafter Menschen an dem Edlern im Maurerthum selbst, wo sich Fürsten und Unterthanen als Brüder begrüßen, Perser und Amerikaner als Freunde erkennen, Streiter feindlicher Heere versöhnt umfangen.

Da ich vom Zustande der Freimaurerei reden wollte, mußte ich, wie von ihrer Entartung, auch von ihrer Würdigkeit sprechen.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Sechster Theil.

Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone.
Umriß der Geschichte des Aargaues.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Geschichte
vom
Kampf und Untergang
der
schweizerischen
Berg- und Waldkantone,
besonders
des eidsgenössischen Kantons Schwyz im J. 1798.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Der Inhalt nachfolgender geschichtlichen Darstellung ist unmittelbar aus schriftlichen oder mündlichen Berichten von Augenzeugen, oder auf urkundlichen Zeugnissen geschöpft. Langer Aufenthalt in den Waldstätten (Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug) und freundschaftliche Verbindung oder persönlicher Umgang des Verfassers mit Urhebern oder Theilnehmern der wichtigern Ereignisse erleichterten ihm Sammlung und Sichtung der Stoffe.

Zum erstenmale erschien diese Geschichte im Jahre 1801 öffentlich. Sie ward bald darauf ins Französische (Histoire de la destruction des républiques démocratiques de Schwyz, Uri et Unterwalden. Paris et Bern, An X 1802.) von J. B. Briatte übersetzt, wenige Jahre später auch durch Giam. Mentco Ertti ins Italienische (Istoria della guerra e della distruzione de' cantoni democratici della Suizzera di Arrigo Zschokke. Lugano, 1805.) Noch im Jahre 1825 erschien abermals eine Uebersetzung in französischer Sprache zu Genf. Eine englische war von Herrn Aikin in London herausgegeben.

Erstes Buch.

1.

Ich will den ungleichen Kampf eines kleinen Freistaates im Schooße der Helvetischen Alpen schildern, geführt für die von den Vätern ererbte

Freiheit, gegen Uebermacht eines großen Nachbarreiches. Nicht Gebiet, Macht und Einfluß auf des Welttheils Schicksal wurden dem Volke zu Theil, dessen Unglück ich beschreibe; aber Tugend, Männlichkeit und erhabener Sinn machen es des Griffels der Geschichte werth.

Unter jenen Völkerschaften Helvetiens, welche zuerst in Europa die verlorne Freiheit wiederfanden, und mit glücklicher Kühnheit behaupteten, standen einst auch die Schwyzer. Tapferkeit erhob damals derselben Namen zum gemeinschaftlichen der Helvetier. Und von allen Bundesvölkern zuletzt, sank das Volk von Schwyz, und opferte, erst nach nicht unrühmlichem Kampfe, unter erschöpften Kräften, die vorweltliche Verfassung auf, in der es während eines Jahrtausends Hälfte glücklich gepriesen wohnte. Bald wurde es durch Elend, wie ehemals durch sein Glück, berühmt.

Schon darum verdienen die letzten Schicksale der kleinen Hirtenrepublik unsere Aufmerksamkeit. Bieten gleich ihre eingeschränkten Kräfte unserer Bewunderung keinen glänzenden Stoff, wird doch der Geist, mit dem sie litt und unterging, des Forschers Hochachtung oder Mitgefühl rege machen.

Der Schilderung dieser Ereignisse gehe ein flüchtiges Gemälde vom Zustand des Freistaats voraus, wie er vor seiner Vernichtung war.

2.

Das gesammte Gebiet von Schwyz zählte kaum mehr als einundzwanzig Geviertmeilen Flächenraums. — Nordwärts wurde es (entlang von Bäch und Wollerau an den Zürchergrenzen bis zum Schlosse Grynau an der Linth) von den Wellen des Zürchsees bespült. In Osten stieg zwischen ihr und dem Lande Glarus die Scheidewand einer langen Bergreihe, welche stufenweis vom wilden Zindlen und Köpfen empor zum rauhen Pragel und dem noch höhern Saßberg bis zum Silberrock rückte. Eine schauerliche Felsenkette umschlang das Land im Süden. Hier trennten der unwirthbare Griffel, der alpenreiche Wasserberg und Goldplangg Schwyz von Uri, bis zum Dörflein Stükon letztern Kantons, im Gebirgswinkel am Waldstätter See. Gegen Abend zog dieser See die Grenze, doch nur kaum zwei Stunden lang, von Stükon bis Kindlismord, am Fuße des prachtvollen Rigibergs. Mit Ausnahme seiner westlichen Halden setzte der Rigi die Grenze gegen das Gebiet des ehemaligen Freistaates Gersau und dreier Luzernischen Seegemeinden fort, bis Küßnacht am Waldstätter See. Dann schieden die Berghöhen von Mörlischachen bis Immisee das Schwyzergebiet vom Kanton Luzern; und vom Zugersee bei

der Kapelle St. Adrian über den waldreichen Rufiberg und Roßberg, durch die Mitte des hohen Morgarten in gerader Linie bis zum hohen Nonnen, trennten sich Zug und Schwyz. Auf der letztgenannten Anhöhe zeigte ein Grenzstein der drei Orte March; denn von hier an bis zum Zürichsee hinab berührten sich wieder die Gebiete von Zürich und Schwyz.

Das Land genießt einer heitern, gesunden Luft, in welcher Menschen und Pflanzen wohl gedeihen, obgleich Nebel des Herbstes und Winters oft wochenlang die niedern Thäler füllen.

Das größeste und anmuthigste Thal steigt amphitheatralisch vom Ufer des Waldstätter Sees bis zum Fuß des Haggenbergs und den auf ihm ruhenden zwei Felsenpyramiden des Myten. Zwischen Wiesen und Gärten, im Schatten fruchtbarer Bäume, ruhen zerstreut unzählige Hütten und Häuser, hin und wieder enger in Dörfern vereint. Im Hintergrunde erhebt sich mit schönen Gebäuden der Hauptflecken Schwyz.

Mitten durch die Breite des Geländes schweift in weiter Krümmung der Strom der Mutta. Er rauscht aus einem Nebenthale, dem er seinen Namen leiht, und welches fast vier Stunden lang in das Innere der Hochgebirge ostwärts dringt. Mit dem Muttathale verbindet sich in der Tiefe desselben, mit südöstlicher Richtung, das Visi-

thal. Beide sind von hohen waldigen Bergwänden umfangen; aus den ewigen Gletschern entsprungene Bäche stürzen, in Wasserfällen, herab über die schroffen Felsen, und schwellen die Mutta an.

Lächelnder dehnt sich ein Thalgelände nordwärts von Schwyz zwischen dem Rigi und Roßberg gegen Küßnacht und Arth am Zugersee. Es umfängt den romantischen Lowerzersee mit seinen Inseln. Von Dörfern und Fruchtbäumen sind die Ufer dieses Sees umkränzt. Das Gebirg ist voll reizender Mannigfaltigkeit; sein Umriß verliert sich mit sanften Schwingungen in der Ferne.

Ein rauher Bergweg führt nordöstlich von Schwyz über Steinen empor, über den Arm des Haggenbergs, welcher gegen den See von Lowerz zieht. Droben entfaltet sich ein schönes Hügelland, in der Nähe der Alpen. Dort ruhen in der Mitte ihrer fruchtbaren Matten und Gärten die Dorfschaften Sattel und Rothenthurm, im Angesicht des klassischen Bodens von Morgarten, dessen Namen der Sieg der Schwyzer über Oesterreichs stolzen Herzog verewigte. Die moorigte Ebene von Rothenthurm sinkt zwischen den Höhen von St. Joss und Samstageren hinab zum Fuß des Lahenstricks. Dieser Berg scheidet von hier das rauhe, weite Thal Einsiedelns.

Ehe der Einsiedler Meinradus mit seinen frommen Nachfolgern zu Anfang des neunten Jahr.

hunderts dies Land anwohnte, lag es im Schatten eines finstern Waldes, öd' und unwirthbar. Heut sind die Waldungen bis an den Fuß der Berge zurückgedrängt; aber doch herrscht im Thale ein kalter Himmel, unhold dem Anbau der Erde. Der Boden ist moorigt, und trägt unerschöpflichen Reichthum von Torfen.

Im Norden des Thales steigt, von Tannenwäldern bedeckt, der Etzelberg. Ueber ihn führt eine enge, rauhe Straße in die fruchtbaren Gefilde der March und der Höfe, welche sich am Zürichsee ausbreiten.

Das wilde Weggithal, welches zwischen finstern Gebirgen in gleicher Linie mit dem Thale von Einsiedeln gegen Norden läuft, öffnet dort gegen die Ebenen der March seine Mündung.

Dies sind die Landschaften, aus denen einst der Freistaat der Schwyzer zusammengesetzt war; doch nicht alle genossen gleicher Rechte.

3.

Der eigentliche Kanton Schwyz, oder das gefreite Land, welches oberherrliche Macht über die andern Gegenden übte, bestand nur aus den Gemeinden des Hauptthales Schwyz und denen des Muttathals, mit Inbegriff der auf den benachbarten Höhen liegenden Dorfschaften Morschach,

Ilgau, Iberg, Alpthal, Rothenthurm und Sattel; auch zählten ſich zum gefreiten Boden noch Arth und die Ortſchaften zwiſchen dieſen Flecken und Schwyz gelegen.

Schwyz ſelbſt war des Landes Hauptort. Die Geſchichte von den erſten Bewohnern dieſer Thäler iſt fabelhaft. Eine Sage lehrt, daß im Lande der Dänen und Oſtfrieſen vorzeiten groſſe Hungersnoth einen mächtigen Theil des Volks zum Auszuge gezwungen habe. Alſo ſeien die Norder aufgebrochen mit Weib und Kind, und bis in die unbewohnten Gebirgsgegenden Helvetiens gekommen, wo ſie die Waldung ausrodeten. Ihre Pflanzſtätten breiteten ſich aus über die Länder Schwyz, Uri, Unterwalden, auch jenſeits des Brünig an den Ufern der Aar im Hasli. Zur ſelben Zeit ſoll Schwyz erbaut worden ſein von zwei Brüdern, Schwyter und Tſchey, Führer jener ausgewanderten Haufen. Schwyter aber und Tſchey ergrimmten gegen einander über den Vorzug, nach weſſen Namen Volk und Land genannt werde. Schwyter habe im Zweikampf den Bruder getödtet, wie einſt Romulus um gleichen Preis den Remus *)

*) So erzählen alte geſchriebene Kroniken; in Bezug auf den Brudermord berufen ſie ſich auf ein uraltes Gemälde in Schwyz, welches aber nicht mehr vorfindlich iſt.

Lange schon hatten sich hier die Menschen unter gesellschaftlicher Ordnung vereinigt, ehe ihr Name, als Volk, gehört ward. Im steten Kampfe mit der Natur, genossen sie des Friedens der Armuth. Kein Eroberer trug seine Waffen her, um den Beneidungslosen ihre Felsen zu rauben. Zwar drangen die Schaaren der Allemannen bis zu den Seeufern der Waldstätte, im fünften Jahrhundert; zwar gewann später Burgund Herrschaft über einen großen Kreis Helvetiens; und die Monarchie der Franken umschloß im sechsten Jahrhundert die gleichen Gegenden, die dann im zehnten Jahrhundert dem deutschen Reich zugetheilt wurden. Doch scheinen die einsamen Gemeinden der Hochgebirge oft so wenig von ihren Herren, als diese von den Wohnsitzen ihres Volks gewußt zu haben.

Die fetten Wiesen des Landes, die kräuterreichen Alpen, deuteten den Einwohnern den zu wählenden Nahrungszweig. Ausschliessend widmeten sie sich der Viehzucht; den Ertrag ihres Fleißes führten sie wahrscheinlich gegen Welschland, oder in das ebene Helvetien, wo die Durchzüge der Heere, der Aufenthalt von Reichsvögten und kriegerischen Besatzungen zum Handel nöthigten.

Das Hirtenleben, kunstlos und einfach, stillte die ersten Bedürfnisse der Alpenbewohner. Sie sehnten sich, in ihrer Armuth reich, keinem frem-

den Gewinn nach. Künste, Handwerke und höhere Wissenschaften blieben unbekannt. Jede Familie verarbeitete selbst den rohen Stoff zur Bekleidung, und wußte ihr einfaches Hausgeräthe zu bereiten.

Die Wohnungen, von in einander gefügten Baumstämmen erbaut, waren in Thälern und an Gebirgshalden zerstreut. Jede Hütte eignete sich die nächstangrenzende Flur zu; die übrigbleibenden Striche Landes und die weitläufigen Alpen bewirthschafteten die Hirten gemeinsam mit den Heerden. So entstanden jene weiten Gemeingüter, oder Allmeinden, an welchen jeder Landsmann, reich oder arm, Genuß hatte.

Die einfache Vertheilung des Bodens, diese Vereinsamung der Wohnungen, und der lange Aufenthalt der Hirten während der milden Jahrszeit auf den Alpen, verminderte den traurigen Streit über das Mein und Dein, welcher in andern Ländern nur allzuschnell das Gewebe der gesellschaftlichen Ordnung verwirren und verkünsteln mußte.

Die Hirten, im gemeinschaftlichen Besitz so vielen Eigenthums, konnten nicht einer einzigen Person überlassen, darüber zu verfügen. Vor der Auffahrt in die Alpen und ihrer langen Trennung versammelten sie sich, alle Gemeinden des Landes in eine einzige. Diese Landesgemeinde verband Meinungen und Wünsche der

Hirten zu einem Gesetz, dem Jeder gehorchen mußte. Nach hier gegebenen Ordnungen ward das ganze Jahr, und so lange gerichtet, als sie vom gesammten Volk genehmigt blieben. Einem erfahrnen Biedermann, welcher des öffentlichen Vertrauens genoß, wurde die Vollziehung der Gesetze übergeben, und ihm ein Rath von einigen Landleuten zugesellt. Er trug den Namen Landammann, ohne höhere Macht und eigenthümliche Vorrechte. Ein paar Jahre nach ihm übernahm die Bürde des Gemeinwesens ein anderer an seiner Statt.

Also die Grundverfassung des Hirtenvolks, welches gegenseitig im Verhältniß einer Familie stand, davon jedes Mitglied mündig und bei ungetheilter Erbschaft Genosse gleicher Rechte war. Als die Waldstätte dem deutschen Reiche zugesprochen, und die Völkerschaften derselben zuerst nahmhaft wurden, lebten sie schon lange in diesem kunstlosen Vertrag, auch änderten sie ihn nicht, da Reichsvögte über diese Gebirge, Theile des großen Zürichgau's, Aufsicht empfingen.

Das Volk, ungestört bei seinen Uebungen, war ob dem Namen nicht eifersüchtig, welchen ein entfernter Kaiser, als Oberhaupt, über die Alpengegenden führte. Vielmehr zufrieden, unter Schutz eines mächtigen Fürsten vor Anfällen der Nachbarvölker geborgen zu sein, begaben sich die Be-

wohner der Waldstätte freiwillig in des deutschen Reichs Schirm, mit Vorbehalt ihrer Verfassung und Freiheit. Die Kaiser aber, ungelockt von den Wildnissen, begnügten sich, ein treues, tapferes Grenzvolk zu besitzen, welches seine kühnsten Jünglinge zu ihren Kriegsschaaren sandte.

Die Herzoge von Allemannien oder Schwaben übten, an Kaisers Statt, dessen Hoheit, nach allemannischem Landrecht. Ein Reichsvogt hielt, jedoch im Lande selbst, das Blutgericht.

Als aber im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Reich von großen Stürmen bewegt ward, und, in einer Kette von Kriegen verwickelt, die Kaiser ohnmächtiger wurden, während deren Vasallen nach unabhängigen Fürstenkronen strebten, blieben die Gebirgsbewohner oft lange ohne des Reiches Pflege und Schirm. — Dann, je nachdem Gefahren drohten, schlossen sie sich enger in Bündnissen mit ihren Nachbarschaften zusammen; denn Schwyz, Uri und Unterwalden beherbergten nur ein ursprüngliches Brudervolk; — oder sie erwählten einen tapfern Mann, reich an Land und Leuten, zu ihrer Gebirge Schirmvogt, wie es geschah im Jahre 1110, da sie dem Rudolf Grafen von Lenzburg die Schirmvogtei antrugen.

Es waren aber diese Zeiten allgemeiner Verwirrung und Fehde die goldenen des Mönchthums. In allen Gegenden entsprangen Klöster, selbst im

Innern der Waldthäler. Kaiser und Fürsten begabten dieselben mit Vorrechten, mit Schenkungen an Land und Leuten.

Schon im Jahr 838 hatten in dem rauhen Thale zwischen den Gebirgen des Myten und Ezel, mitten in schauerlicher Wildniß, Einsiedler Meinradus seine Zelle erbaut. Mehr denn vierzig Jahre später ging an deren Stelle ein Kloster auf, unter der Hand eines andern Eremiten, genannt Benno. Bald dehnte, gestärkt durch Gunst der Fürsten, die neue Stiftung ihre Gewalt umher aus, und erweiterte ihr Gebiet durch eine Schenkung der benachbarten Wildniß (vom K. Heinrich II. 1018) über den Boden der Schwyzergemeinden.

Als diese dagegen ihr väterliches Erbe behaupteten, und, auf Einsiedelns Klage, des Kaisers Spruch (im Jahr 1114) den Schwyzern das strittige Land absprach, verschmähten sie des Kaisers Urtheil. Sie schlossen mit Uri und Unterwalden, ihren treuen Nachbaren, neuen Bund, zum Schirm der Rechtsame. Vergebens schleuderte der Bischof von Konstanz auf die drei Bundesländer den Bann *). Sie hüteten in Frieden ihre Heerden;

*) Erst gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts übten die Bischöfe von Konstanz geistliche Hoheitsrechte über das Land von Schwyz. Wenigstens finden sich keine

und ihre Prieſter gehorchten ſchweigend dem Befehl des Volks.

Seit jener Zeit blieben Uri, Schwyz und Unterwalden in ſteter Bundesverwandtſchaft; und, ſtärker durch ihren Verein, handhabten ſie die von den Altvordern empfangenen Freiheiten. Auch leiſteten ſie dem deutſchen Reiche keine Huldigung wieder, bevor ihnen die Ungeſtörtheit ihrer Verfaſſung, und daß ſie nur, als freie Leute, des Kaiſers Schirm erkohren, feierlich verbrieſet worden war. Von mehr, als einem Kaiſer, wurden ihnen dieſe Urkunden ausgeſtellt.

So weit hinaus in die Dunkelheit der Vorwelt die Geſchichte ihr Licht wirft, nimmt man doch nirgends bei dieſem Volke die Spur einer innern Gährung, oder eines Wandels der Staatsverfaſſung wahr. So wie dieſelbe allmälig durch das Bedürfniß ihre Bildung gewonnen, ging ſie unverletzt zu den Enkeln über *). In allen Verträgen mit dem Ausland wurde ſie feierlich vor-

---

frühern Spuren davon. Die älteſte iſt die Einweihung des großen Munſters zu Einſiedeln durch Biſchof Konrad, Anno 934.

*) Schon im Anfang des neunten Jahrhunderts, alſo in der Zeit Karls des Großen, hatten die Waldſtätte ihre politiſche Organiſation vollendet. Eine Urkunde des röm. K. Ludwig, im Landarchiv von Un auf-

behalten. Auch die nachmalige Revolution, welche mit dem Tode des Landvogts Geßler begann und mit der Erklärung der helvetischen Unabhängigkeit im westphälischen Friedensschluß endete, bewirkte keine Verwandlung der Staatsform, sondern nur Tilgung fremder Gewalt, unter welcher die alte, freie Verfassung einzusinken drohte.

Wenige Völker der Welt mögen sich dieses Glückes rühmen. Ueberall litten die Regimentsformen, sei es in Freistaaten oder Alleinherrschaften, mannigfaltigen, schnellern oder langsamern Wechsel; und die ältesten Monarchien blieben nicht ohne Erschütterungen, in welchen oft der Bürger Leichname den wankenden Thron stützen mußten.

Sicherheit des Eigenthums scheint in den helvetischen Gebirgsländern die Grundlage der Verfassung gewesen zu sein. Indem jedes Glied des Volks, als Genosse des großen Gemeineigenthums der Alpen und Allmeinden, seine Rechte auf dieses schützte, entsprang eine Rechtsgleichheit, minder das Werk des klügelnden Nachdenkens, als der Naturnothwendigkeit, und eben darum unzerbrüchlicher.

Die Hirten, jeder von ihnen an das Beste

---

behalten, erklärte, daß dieser Ort sich 309 in des Reichs Schutz begeben, mit Beibehaltung seiner Ordnung und Freiheiten.

des Vaterlandes mit gleichen Banden gefeſſelt, wachten mit gleicher Eiferſucht über die Freiheit des geſammten Volks. Der Landammann blieb ohne Auszeichnung und genoß keiner höhern Ehrenbezeugung, als die im Zutrauen des Volks lag. Man nannte ihn und ſeine Mitarbeiter nur: Die beſchiedenen Männer. Seine Amtspflichten mußte er ohne Hoffnung andern Gewinns vollſtrecken; er konnte ſie aber nicht vernachläſſigen, ohne öffentlichen Unwillens gewiß zu ſein. — So blieben Ehrgeiz und Gewinnſucht ohne Nahrung; nur die Tugenden des Vorſtehers fanden in der Tugend der Bürger ihre Anerkennung.

Das einſame Alpenleben, und der Aufenthalt in zerſtreuten Hütten, gewöhnte das Volk zur ſtillen Häuslichkeit; die Flecken und Dorfſchaften, allmälig in den Thälern anwachſend, konnten nie jenes Uebergewicht erlangen, welches durch Anhäufung des Reichthums, vermittelſt des Handels, erzeugt wird. Die unabänderliche Gleichheit der Bürger zog die Gleichheit der Gemeinden nach; keine trachtete nach dem eiteln Range einer Stadt, der in dieſer Verfaſſung nie Vortheil, wohl Gefahr bringen konnte.

Indem der Bürger unter ſolchem Verhältniß ſein Wohl nur in des Vaterlandes Wohl fand, war ihm jeder Fremdling verdächtig. Schon in

den frühesten Zeiten ward aus dieser Ursache kein anderer zum Richter angenommen, so sehr auch Erfahrung, Redlichkeit und Einsicht dazu eigneten, denn nur ein Landmann und Einwohner.

Als bei der allgemeinen Verwirrung des deutschen Reichs im dreizehnten Jahrhundert weltliche und geistliche Herrschaften, ihre Macht zu erweitern, mit ihren Vergrößerungsentwürfen selbst die Gelände in den Waldstätten berührten, ertheilten sich Schwyz, Unterwalden und Uri in ihrem Bundesbriefe 1291 ausdrücklich das Versprechen, nie einen Richter zu genehmigen, der nicht Landsmann sei, oder der sein Amt durch Bestechung oder Kauf erworben habe.

Mit ähnlicher Behutsamkeit verfuhr das Volk in der Wahl der Geistlichen. Diese, ohne Eigenthum, Ehe und Vaterland, immer geneigt, Pflichten des Lehrers mit den Rechten eines Herrn zu wechseln, gewaltiger durch himmlischen Binde- und Löseschlüssel, als der Fürst durch weltlichen Zepter, war der Ruhe vieler Staaten schon furchtbarer oft, denn ein siegreiches Heer des Feindes. Der Schwyzer einfache Klugheit, immer auf Sicherheit des Eigenthums zurücksehend, lähmte die geistliche Gewalt, indem sie solche nur Kindern des Landes anvertrauen wollte. Der vaterländische Priester, umringt von seinen Blutsverwandten und Kindheitsgespielen, bekannt mit Grundsätzen

und Ernſt des Volks, dem er ſeit früher Jugend Ehrfurcht zollen lernte, trat nicht ſo leicht in Verbindungen gegen das Heil des heimathlichen Bodens, als der Ausländer, dem Ehrgeiz andere Ziele vorſpiegelte, oder Schwärmerei, über den Himmel, das Glück der Erdenbürger vergeſſen machte.

Daher geſchah, daß jener Bannſtrahl nicht zündete, welcher, wie oben erwähnt, aus der biſchöflichen Curie von Konſtanz gegen die Völker der Waldſtätte fuhr. Die Prieſter warteten ihres Amtes; die Gunſt des Brudervolks war ihnen theurer, als der Zorn des erhabenen Fremdlings an den Ufern des Bodenſees furchtbar. Auch in ſpätern Zeiten trugen die Waldſtätte jenen Grundſatz. Denn als ihr Gebiet ſich in glücklichen Kriegen erweitert hatte, wandten die Schwyzer ihn ſelbſt auf die Kirchen der unterworfenen Lande an und erneuerten ihn für das freie Gebiet. *)

Es iſt zweifellos, daß eben dieſe Wachſamkeit wider den Einfluß der Fremden die Ruhe des Lan-

*) „Geiſtliche Pfründen in unſerm Land und Vormäßigkeit ſollen auf Genehmhaltung einer Maien-Landsgemeinde von unſern Prieſtern, ſo in unſerm Land erbohren und erzogen, beſetzt werden; es wäre denn Sach, daß dergleichen taugliche Prieſter in unſerm Land nit wären". Landsgem. Erkenntniß v. J. 1675.

des und die Dauer der Staatsverfassung nicht wenig geschirmt habe.

4.

Zwei Heiligthümer sind es, über welche das Volk von Schwyz nichts Erhabeneres kennt, Freiheit und Glauben. Für beide trat es mehrmal unter die Waffen; für beide focht es mit gleicher Theilnahme.

Schon früh wurde die Saat des Christenthums in diesen Gebirgen ausgestreut. Ein Schüler des Apostelfürsten Petrus, Namens Beatus, so erzählt die Ueberlieferung, soll im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu diesen Thälern gekommen sein, ihnen den gekreuzigten Gott zu predigen. Yberg, eine Schwyzergemeinde auf wilder Anhöhe gelegen, rühmt, in ihrer anmuthlosen Einsamkeit lange jenen Heidenbekehrer beherbergt zu haben. Mehr aber noch, als er, soll der heilige Martinus durch Wort und Wunderkraft im heidnischen Schwyz und Uri vermocht haben; dankbar erhoben beide Länder ihn zu ihrem Schirm-Heiligen.

Gewisser als jene Sagen sind die Verdienste der fränkischen Könige um die Bekehrung der helvetischen Gebirgsbewohner. Eben so eifrig, ihre weltliche Macht auszubreiten, als das Reich der

chriſtlichen Kirche, mußte dieſe Kirche den Gewaltthaten der Eroberer gegen friedliche Völker bald Anlaß, bald Heiligkeit geben.

Die Chriſten der Gebirge blieben aber ohne eigentlichen Hirten und Biſchof, bis zur Errichtung des Bisthums Konſtanz (J. 570). Da wurden ſie in geiſtlichen Angelegenheiten, ſo wie der geſammte Zürichgau, dieſem einverleibt.

Noch länger verzog ſich die Eintheilung des Landes in Pfarreien, welche erſt im zwölften Jahrhundert zu Stande gekommen zu ſein ſcheint. Vorher waren in den Waldſtätten nur wenige Kirchen, wohin das Volk aus dem ganzen Lande zehn- oder zwölfmal des Jahrs zuſammenfloß, ſeiner Andacht zu pflegen. Aus alter Ueberlieferung wiſſen wir, daß die Länder Unterwalden und Schwyz (wahrſcheinlich in den Zeiten des ſechsten und ſiebenten Jahrhunderts) lange nur einen einzigen Prieſter gemeinſam beſaßen, und daß die Chriſten von Schwyz einmal zur Kirche St. Jakob auf Ennetmoos in Unterwalden, das anderemal die Unterwaldner zur alten Kirche auf Yberg gezogen ſind.

Als ſich nun in den Thälern das Häuflein der Gläubigen mehrte, vervielfältigten ſich im gleichen Verhältniß ihre Andachtsſtätten. Es geſchah beſonders im achten Jahrhundert. Doch blieben ihre Tempel lange ohne jenen äuſſern Pomp, welche

in andern Gegenden den Verfall der Religion verschleiern mußte, den er nicht abwehren konnte. Die Kirchen waren meistens von Holz; statt der Glocken diente ein Horn, dessen Schall die Schaaren der Andächtigen versammelte; kein goldener Kelch schmückte den Altar; ein hölzerner genügte, und zu Meßgewand und Fahnen, Linnen.

Bei der Seltenheit der Priester in frühern, und ihrer Unwissenheit in spätern Zeiten, konnte es nicht fehlen, daß das Christenthum in den schweizerischen Berg- und Waldlanden ohne jene milde Gewalt über die Herzen blieb, welche es in andern Weltgegenden unter den Völkern übte. Die ersten Verkünder des Evangeliums in der Alpen-Wildniß rangen mehr nach dem Umsturz abgöttischer Altäre, als nach Veredlung der Gemüther. Die Thorheiten des Heidenthums und die alte Rohheit der Herzen vermählten sich willig mit einem neuen Gottesdienst, der, ohne das Irdische zu verbittern, dem Anhänger die Pforten des Himmels öffnete.

So blieben sich diese Hirtenvölker als Heiden und Christen ziemlich gleich. Mit den Tugenden aller rohen Völker hatten sie deren Laster gemein. Gastfreundlich in ihren einsamen Hütten, unverstellt für Freund und Feind, treu dem dargegebenen Wort, schweiften sie zur Zeit des Krieges über göttliche und menschliche Rechte hinaus, daß

ſie bald nicht minder durch Siege, als durch Grauſamkeiten berühmt wurden.

Nicht ſelten lag ihr Freiheitsgefühl mit der Ehrfurcht in Zwiſt, welche ſie der Kirche ſchuldig waren. Aber jenes blieb immer vorherrſchend, und die Kirche ſah ſich untergeordnet. Willig anerkannten ſie die Hoheit derſelben, und deren Wirkungskreis über die Gefilde des künftigen Lebens; aber in ihren heimathlichen Thälern auf Erden traten ſie keine Herrſchaft ab. Früh genug legten ſie dieſe Denkart in dem Marchenſtreit mit dem Gotteshauſe Einſiedeln dar; arglos hingen ſie nachher Kaiſern an, auf welchen der Fluch der Kirche ruhte; und als ſie ſelbſt der, andern Völkern ſo fürchterliche, Bannſtrahl traf, zwangen ſie ihre Prieſter zur Haltung des Gottesdienſtes, und trauerten nicht.

Der Krieg, dem ſie Jahrhunderte lang oblagen, milderte die alte Rohheit nicht, und machte ſie nicht unterthäniger dem Anſehn der Kirche zu einer Zeit, da Könige und Kaiſer ihren Hals vor Prieſtern bogen. Eben die Hirten, welche mit Andacht auf den Gräbern ihrer Freunde für deren Seelen flehten, oder mit Weib und Kindern knieend unter freiem Himmel auf der Wieſe lagen, auf welche ſie im Jahr das erſtemal ihr Vieh zur Weide trieben (ein Gebrauch, der ſich noch in unſern Tagen nicht verloren hat) — eben dieſel-

den zerstörten im Kriege Kirchen und Klöster, mißhandelten gottgeweihte Personen am geplünderten Altar, und selbst ihre heiligsten Festtage bezeichneten sie nur mit glänzenden Siegen.

Der Aberglaube und die Freuden des Heidenthums, zu theuer dem bildungslosen Naturmenschen, behaupteten lange Herrschaft über den Gebirgsbewohner. Sie fanden in dessen Gemüths- und Denkart mächtige Schutzredner gegen des strengen Christenthums Glaub' und Lehre. — Manches davon pflanzte sich durch die Geschlechter fort bis zu unsern Zeiten, so sehr auch frommer Priester Eifer dagegen zürnte.

Dahin gehörte, um bezeichnende Beispiele zu geben, unter manchen andern Uebungen auch das Zu-Kilt-Gehen, oder des Liebenden nächtlicher Besuch bei der Geliebten vor der Hochzeit. Der Jüngling, am Tage mit häuslicher Arbeit beschwert, kann nur die der Ruhe geweihten Stunden zum Umgang mit seiner, in entfernter Hütte wohnenden Freundin erübrigen. Hier lernt er sie kennen; hier werden Entwürfe gesponnen für die Zukunft. Minder gefahrvoll für die Unschuld, als jetzt, scheint ehemals bei einfacherer Lebensweise diese Uebung gewesen zu sein. Die Aeltern, eingedenk ihrer Jugend, wehrten minder des Freiers nächtlichen Eintritt zum Kämmerlein ihrer züchtigen Tochter, als es der Jünglinge Eifersucht selbst

that. Vermummt und mit verstellter Stimme lauerten diese gewöhnlich den Nebenbuhlern auf, die ihnen in gleicher Verkappung begegneten. Unter den Fenstern der Geliebten ward gemeinlich der Kampfplatz. Das Mädchen ehrte den von den Jünglingen gefürchteten Sieger. — Noch heutiges Tages kennen die liebenden Mädchen in den Schwyzergebirgen das Getöse der Nachtbuben.

Still ist der Urner, düster der Unterwaldner. Wie an kräftiger Schönheit, übertrift der Schwyzer seine Nachbarn in Frohsinn und Lebhaftigkeit. Der Tanz wird ihm zur leidenschaftlichen Sache; kein Fest ohne ihn. Mannigfaltiger und getümmelreicher wurden in dem helvetischen Hochlande nirgends die Saturnalien der Fastnacht gefeiert, nirgends Tanz, Verkleidung der Weiber und Männer und Muthwille reger Jugend ungehinderter gelassen, als hier. Die Kirche gewährte dem Schwyzer keine willkommenere Festzeit. Viele hundert Feuer brannten sonst nächtlich auf allen Anhöhen im Lande; chorweise wurde um die Fastenfeuer getanzt; das Jauchzen der Glücklichen drang in fernen Thäler; Schmause beschlossen das Fest.

Geräuschvoller noch war die Feier des Abends vom heil. Dreikönigstag. Männer und Knaben durchschwärmten johlend das heimathliche Thal, mit Glöcklein und Klappern, und Schellen und aneinander schlazenden Becken. Alles was lärmend

war, wurde angewandt zum allgemeinen, lustigen Getöse. Umsonst eiferten lange gegen diesen wilden Taumel oder gegen „das Greifeln“ Priester und Seelsorger, von Kanzeln und Beichtbank. Erst nach und nach erlosch der wunderliche Brauch.

Eben so ist mancher Aberglaube untergegangen, welcher ehemals in den schwyzerischen Thälern galt. Man lauschte auf die Gestirne, künftiger Schicksale willen; oder auf das Geschrei der Hunde und Vögel; oder fürchtete gewisse unglückliche Tage im Monat. — Man erinnert sich noch des „Andreselns“ am St. Andreasabend. Da entkleidete sich die neugierige Person, welche vorauswissen wollte, mit wem sie einst durchs Eheband verknüpft werden würde, und zog das weissagende Loos.

5.

Das den Heiden gepredigte Christenthum war ursprünglich einfach und arm. — Die Taufe, Erlernung des Kreuzes und einiger Gebete reichten hin, dem wilden Gebirgsmann den Schoos der Kirche zu öffnen. Aber der fromme Eifer der Mönche und Priester, oder Ehrgeiz und Unwissenheit der Geistlichen und Laien, schmückten bald mit unzähligen Erfindungen das neue Lehrgebäude aus.

Der kindliche Geist des Volks, allzudürftig an Kraft, den hohen Sinn der Religion in Erkennt-

niß und That zu erreichen, schmiegte sich willig in das kirchliche Gängelband, nahm treuherzig eine Menge von Feierlichkeiten und Uebungen auf, die zugleich seine Sinnlichkeit reizten und herrlichen Lohn in dem unbekannten Lande jenseits des Grabes verhieß.

Wir finden, daß in den schwyzerischen Thälern ehemals mehr, denn jetzt, ausser den allgemein-üblichen katholischen Gebräuchen noch manche andere statt fanden, welche besonders die Geheimnisse der Religion versinnlichen sollten. Es sei mir erlaubt, einige derselben anzuzeichnen, als Beiträge zur Sittengeschichte des Bergvolks.

Am Weihnachtstage wurden in allen Pfarrkirchen des Landes Gliederpuppen in der Größe eines jährigen Kindes, die Geburt Christi und damit verwandte Begebenheiten vorgestellt — ein geistliches Marionettenspiel.

Am Palmtag wurde eine, den Welterlöser vorstellende Puppe, auf einem Esel sitzend, im Dorf herumgeführt. Geistliche, Vorsteher des Volks und Richter, die Bewohner des Orts und der Nachbarschaften, alles strömte mit Zweigen herbei, und mit dem Hosiannaruf Jerusalems.

In ähnlichem Ernst ward am Charsamstag Christi Auferstehung aus dem Grabe gefeiert. Doch lieblicher dem Volk und den Kindern war die Himmelfahrt des Gottmenschen. In der Kirchen

Mitte ſtand ſein Bildniß. Es ward, unter dem feſtlichen Sange der Gemeinde, mit hundert Blumenkränzen behangen von den Händen der Kinder, emporgezogen gegen die Wölbung des Tempels, zur Verſinnlichung der Himmelfahrt, unter dem Geläut aller Glocken. Von oben herab ſchüttelte der gen Himmel Gefahrene Blumenkränze, Nüſſe, Oblaten, u. ſ. f. auf die jauchzende Menge herab.

Lange herrſchten dergleichen Kirchengebräuche unter den gutmüthigen Bergbewohnern. Noch in unſern Tagen erhält ſich ihr Ueberreſt. Der ſinnliche Zauber, indem er den erſten Geiſt des Chriſtenthums verſchleierte, feſſelte um ſo ſtärker des Volkes kindliches Herz an die Kirche. Mit ihm vereinte bald die Gewohnheit ihre wachſende Macht.

Hiemit löſet ſich das Räthſel, daß die Gebirgsbewohner der alten Mutterkirche am getreuſten blieben. — Zwingli's Lehre bewog den größten Theil der helvetiſchen Freiſtaaten zum Abfall von des Papſtes Stuhl, nur die Waldſtätte wankten nicht.

Eifrig im Glauben, aber oft ruchlos in Thaten, zogen die Schaaren der Berglande, mehr als einmal, ins Feld gegen die der neuen Lehre holden Kantone. Immer läpften die Schwyzer das Kriegsbanner zuerſt für den alten Glauben; nie waren ſie verſchwenderiſcher mit Stiftungen, Gelübden, neuen Feſttagen, als damals, und nie

waren bei ihnen Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Raubsucht, Bestechung und andere Laster in wildem Schwange. Dies erhellt aus den Verordnungen, so sich von jenen Tagen her erhalten haben. Die Gesetze der Zeiten sind der Spiegel ihrer Gesittung.

Inzwischen das Volk mit den Waffen die alte Lehre erfocht, eiferten die Priester mit Wort und Schrift gegen die gewaltsam fortschreitende Kirchenveränderung. Es erbot sich sogar Bruder Niklaus Zwyer gegen Zwingli's Zünger zum Gottesurtheil, für Wahrheit der katholischen Lehre durch Flammen doppelter Scheiterhaufen zu wandern.

6.

Die Geistlichen, bekümmert um das Heil ihrer Kirche, mußten noch schwerere Sorge für die Erhaltung eigenen Ansehens tragen, zur Zeit der Reformation. Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Diener des Altars hatte die Kirchentrennung überall entweder hervorgerufen oder begünstigt.

In den ersten Zeiten des Christenthums umgab die Ehrfurcht des Volks den Verkünder des Evangeliums. Uneingedenk der Gefahren, welche der Grimm des sinkenden Heidenthums gegen ihn bereitete, sich selbst verbannend in die rauhen Thä-

ler ungesitteter Bergvölker, verdiente sein Eifer Bewunderung. Damals lohnten noch keine reiche Pfründen seine Mühe um der Seelen Heil. Er selbst mußte für seines Lebens Bedürfnisse sorgen, für Nahrung, Kleidung und Schirm gegen die Härte des langen Winters in den Bergen. Er war Pfarrer, und Schmid oder Schreiner oder Taglöhner zugleich.

Bald aber stieg der Geistlichen äussere Hoheit. Im Namen ihrer Herrschaften übten sie hin und wieder, wo solche waren, weltliche Rechte, wie zu Arth, zu Morschach, zu Steina geschah. Bald darauf schufen sie eigenmächtig Gesetze für ihre Angehörige, foderten von ihnen Bannschatz und Zehnten, machten sich selbst landsteuernfrei; ernannten sich Helfer und Kaplanen, und luden in streitigen Fällen die gefreiten Landleute ausser Landes vor Gericht. — Man erlaubte ihnen, in obrigkeitlichen Versammlungen bei weltlichen Geschäften zu sitzen; ja man findet noch bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in den Urkunden ihre Namen vor jenen der Landammanne unterzeichnet.

Als aber mit Anbruch des vierzehnten Jahrhunderts in den Waldstätten der Geist der Freiheit erwachte, tastete er auch die weltliche Macht des Clerus an. Ein besonderes Gesetz, der Pfaffenbrief geheißen, dämmte die Macht der Kirche in

weltlichen Dingen; es ward ihr in letztern der Richterstab entrissen, und das Recht, Schweizerbürger vor ausländischen Stuhl zu laden. Weltliche Obrigkeit setzte die Pfaffen an und ab, und zwang sie zuletzt, alljährlich um Beibehaltung ihrer Pfründen zu bitten. Im siebenzehnten Jahrhundert fing man sogar an, ihnen die Zehnten zu nehmen, sie in die allgemeinen Landsteuern einzubegreifen, und zu verbieten, den Klöstern, wie ehemals, liegende Güter zu schenken, oder zu verkaufen. *) So handelte das freie Landvolk in den Gebirgen, ehe Zwingli's und Luthers Licht schien und Fürsten zu ihnen traten.

*) Schwyz. Landbuch. Tom. I. „Niemand soll den Klöstern Grundstük zu kaufen geben, oder sonst vermachen, bei 5 Pf. Buß. Das verkaufte oder vermachte Gut aber soll dem Land heimfallen." — Item: „Wenn die Klöster in unserm Land nicht wollten helfen tragen Schaden, Gemeinkosten, Steur und ander Gewerfe mit dem Land, als ein andrer Landmann, sollen sie meiden Holz, Feld, Wasser, Wuhr und Wald. Act. 1507."

Eine öffentliche Landsgemeinde verurtheilte 1683 die Priesterschaft bei allgemeiner Landesauflage zur Entrichtung der Steuer.

Im Jahr 1723 ward dem Clerus auch die Auflage des sogenannten Ungeldergeldes gemacht, trotz der bischöfl. konstanzischen Protestation dawider.

Aber alle diese Umzäunungen der priesterlichen Gewalt hinderten nicht, daß die Geistlichen einen, mit jenen Beschränkungen oft kämpfenden Einfluß behauptet hätten. Indem sie allen andern Landleuten gleichgestellt wurden, behaupteten sie auch als solche die Rechte und Vorzüge des Bürgers. Sie hatten ihre Stimme in den Landsgemeinden, und wurden mit Ehrerbietung gehört. Wenn sie sich zur Rede erhoben, entblößte Jedermann sein Haupt und Stille waltete. Ihre Einsicht und Beredsamkeit lenkte des Volks Entschlüsse, besonders in neuern Zeiten, da man von den Pfarrern vorzugsweise Kenntnisse forderte. Denn bis zum sechszehnten Jahrhundert konnten ihrer die wenigsten schreiben und lesen. Man darf daher nicht erstaunen, wenn in Verordnungen (wie z. B. in alten Ordonnanzzetteln der Pfarre Iberg, Muttathal, Morschach u. s. w.) die Bedingung angefügt ist, daß keiner zum Pfarrer solle angenommen werden, „er könne denn lesen und schreiben."

Während also der Geistlichen Ansehen in Thatsachen verschwand, suchten sie den Verlust durch Ehrenbezeugungen von Seiten des Volks auszugleichen. In frühern Zeiten und bis ins siebenzehnte Jahrhundert herab empfingen die Meßpriester und Bischöfe die einfache Benennung: „Ehrwürdiger Vater in Gott!" Aebte und Klostervorsteher nannten sich selbst nur „Brüder," — die

Pfarrer bezeichnet man mit dem Worte „Lyt-Lipy“, d. i. Leutpriester. Aber mit den langen Priestergewänden und Bärten verlor sich jene Einfalt, und blendende Titulaturen traten an deren Stelle.

7.

Da die Gesetzgeber des schwyzerischen Freistaats der Priester Hoffart und Mißbräuche eben so weise als standhaft einschränkten, zeichneten sie zugleich mit fester Hand die Scheidelinie zwischen Staat und Kirche. Der Staat für diese, die Religion für jene Welt wichtig, däuchtete ihnen die Vermischung beider unnütz. Sie machten die Religion zur besondern Angelegenheit aller einzelnen Bürger, den Staat zur öffentlichen Sache des Ganzen. Nicht weil das durch Religion gebildete Sittlichkeitsgefühl Brustwehr der Gesetze und des Familienwohlstandes sein sollte, sondern wegen der durch Andachtsübungen erwerblichen Huld der Heiligen und der Gottheit für einzelne Menschen, für Dörfer oder für das gesammte Land, war bei ihnen die Beschirmung der Kirche eine Sorge des Staats. — Wie einst in den Zeiten des alten Griechenlands jeder Baum, jede Quelle, jede Stadt seinen Schutzgott besaß, kannte hier jedes Dorf und jedes Gewerb seinen Schirm-

heiligen. Das ganze Land aber hatte den Martinus zum Schutzpatron. In den Tagen der Gefahr nahm man zu den Altären dieser Heiligen Zuflucht; bessere Sitten hingegen waren selten die Frucht öffentlichen Unglücks.

Unvermerkt wurde in neuern Zeiten diese Art der Religiosität abermals der Stoff, aus welchem der Geistlichen rastlose Betriebsamkeit das halb zerrissene Band zwischen Staat und Kirche herstellte, und endlich diese mit jenem wiederum so eng und innig zu vereinen wußte, wie nie in frühern Zeiten geschehen war.

Die katholische Religion ward Staatsreligion, in dem Sinne, wie es die mosaische zur Zeit der Israeliten, oder der Polytheismus in Griechenlands und Roms Tagen gewesen. Nie hätte man glauben sollen, daß die römisch-katholische Kirche solcher Biegsamkeit fähig, und mit einem Freistaat so ganz vermählbar wäre. Auch sind die helvetischen Gebirgsrepubliken die einzigen, welche davon das Beispiel aufstellen.

Seit dem ruhmvollen Tage von Morgarten athmeten die Schwyzer nur für Freiheit, Vaterland und Sieg. Ihre Priester begleiteten sie ins Feld, und flehten den Beistand der Heiligen an, wenn sie schlugen. Den Heiligen ward Dank gebracht nach gewonnenen Schlachten. Diese Dankbarkeit währte in der Erinnerung

der glücklichen Kämpfe fort. Jährlich erneuerte man die Siegesfeste. Diese begingen sie in kirchlichem Glanz.

So haben die Schwyzer den Samstag nach St. Martinustag, als an welchem sie bei Morgarten gesieget, ewig zu feiern und zu halten verlobt. Und ist dies Gelübde im Jahr 1521 an einer offenen Maien-Landsgemeinde auf der Weidhub bestätigt worden. *)

Im Jahr 1443 beschlossen sie ihren Sieg bei Nagaz über die Oesterreicher zu feiern am St. Fridolinstage alljährlich; den herrlichen Triumph bei Murten 1476 begingen sie festlich am Zehntausend-Ritter-Tag; und daß sie bei Kappel die unkatholischen Orte schlugen, wie sie sagten, unter Maria's besonderm Beistand, gelobten sie für sich

*) Tschudi's Chronik Mscpt. cf. 442. u. T. 2. S. 274. Der Vorabend dieses Nationalfestes war ein allgemeiner Fasttag, zum Angedenken der großen Furcht des Landes, welche dem Siege vorherging. Denn, sagt *Joh. Vidoturan. in Chron.* Saitii audientes, se bello lacessiendos, orationibus et jejuniis, processionibus litaniisque deo se commendarunt, et clamavit omnis populus ad dominum in instantia magna et humiliaverunt animas suas in jejuniis ipsi et mulieres suae et clamaverunt unanimiter ad deum, ne darentur ad praedam, etc.

und alle ihre Nachkommen ewig an den Tagen Maria's zu feiern.

Unvergessen blieb das Andenken der Vaterlandsvertheidiger, welche muthvoll in den Schlachten der Freiheit ihr Leben geopfert hatten. Ihre Namen kamen in allen Gemeinden auf die Nachkommenschaft. Die spätesten Enkel beteten noch für das Heil ihrer Seelen, und das Land stiftete ihnen „Jahrszeiten", wo für sie an den Altären Meßopfer gebracht wurden.

So finden wir, daß schon 1316 ein Meßopfer gestiftet ward für die Helden, so am Morgarten für's Vaterland fielen. Ihr Tag ward begangen in den Kirchgängen von Schwyz, Arth, Steina, Muttathal, Sattel und Morschach. — Und 1386 für die, so zu Sempach in der Schlacht umkamen; — im Jahr 1445 für die, welche in den langwierigen Kriegen gegen Oesterreich das Leben einbüßten; im Jahr 1476 den gebliebenen Helden von Laupen, Murten, Granson und Nancy; im Jahr 1499 für die, welche bei Ragaz und im Schwabenkriege umgekommen; im Jahr 1532 zum Heil derjenigen, welche in der Schlacht zu Cappel und am Zugerberge starben, und andere Tage mehr. *)

*) S. die alten Jahrzeiten-Bücher von Schwyz unter den angeführten Jahreszahlen.

Wenn Rom und Griechenland ihren ersten Helden Ehrensäulen aufrichteten auf öffentlichen Plätzen, erbaute das fromme Hirtenvolk der Waldstätte den seinigen Kapellen an denjenigen Orten, wo sie ihre That für's Vaterland vollzogen hatten. — Uri errichtete eine solche seinem Heroen Wilhelm Tell zu Bürglen am Eingang ins wilde Schächenthal, wo er gewohnt, und eine andere an den Klippen des Seegestades, wo er seinen Wächtern im Sturm entsprungen war. Nicht minder dankbar seinem Angedenken weihte ihm Schwyz eine dritte, da, wo in der hohlen Gasse zwischen Immisee und Küßnacht durch seinen Pfeil der Vogt fiel.

Dem Andenken Werners von Stauffach, eines der drei Helden von Grütli, widmeten seine Mitbürger von Steinen eine besondere Kapelle. Sie stammt aus dem Jahre 1400.

Selbst der Schlacht von Morgarten ist zum ewigen Denkzeichen, in der daran grenzenden Matte, Schorno genannt, die Ehrenkapelle aufgeführt worden.

Die Freundschaft der alten Freiheitsstifter, so sie pflogen in den Tagen ihres Ruhms, schien wie heiliges Vermächtniß auf die Enkel hin zu erben. Steinen, der Geburtsort Stauffachers, Bürglen, die Heimath Tells, blieben in treuer Verbrüderung, und sie ward mit kirchlichen Pomp

begangen. Jährlich wallfahrteten die von Steinen einmal gen Bürglen in Uri, und die von Bürglen nach Steinen. *)

Alles was dem Bewohner der freien Waldstätte groß und ehrwürdig war aus den Tagen seiner Vorwelt, hatte sich auf diese Weise mit der Kirche verbunden. Seine politischen Feste wurden religiös gefeiert. Zu den Schlachtfeldern des Alterthums geschahen fromme Befahrten; die Denkmäler seiner Helden waren Meßaltäre; keine wichtige öffentliche Handlung des Volks wurde endlich ohne kirchliche Feierlichkeit begonnen.

So waren in der Vorstellung des freien Aellers Kirche und Staat, Religion und Vaterland unzertrennlich geworden. Bei seiner, ihm mit der Muttermilch eingeflößten Ehrfurcht für die Thaten der Vorwelt, bei seiner schwärmerischen Liebe für die freie im Alterthum durch seiner Ahnen Muth gegründete Landesverfassung, entglühte gleiche Liebe und Ehrfurcht in ihm gegen die Kirche, durch welche zuerst er jene hohen Gefühle einsog. Er konnte nicht für das Vaterland kämpfen, ohne auch für Kirche und Religion; nicht mehr für diese, ohne auch für jenes. Eins war ihm theuer und

*) Eine Urkunde zu Uri vom Jahr 1387 weiset aus, es solle die österreichische Gewaltherrschaft zu diesen Fahrten Anlaß gegeben haben.

heilig durch das andere. Die Aenderung seiner Staatsverfassung war ihm Zerstörung seiner Religion.

8.

Der Ernst des kirchlichen Glaubens änderte den hellen Sinn des freien Schwyzers nicht. Zur Freude geneigt, waren ihm die kirchlichen Feierlichkeiten meistens nur Anlässe froher Stunden. Heitere Gastmähler hielten sich dann am ersten; zu den Kreuz- und Bettfahrten sammelten sich die liebenden Jünglinge und Mädchen am liebsten, und manche reizende Bekanntschaft ward dort für die Zukunft angesponnen, wo aller Sinn nur dem Himmel geweiht sein sollte.

Keine Lustbarkeit war ihnen vollkommen, ohne Tanz; die Musik erhellt mitten im Leiden ihr beklemmtes Herz. Ihre Tänze sind rasche Flüge, nicht ohne Anmuth und Eigenheit. Besonders zeichnen sich die Bewohner des rauhen Muttathales in letztern aus. Ihr Tanz und die sie begleitende Musik ist oft eigne Erfindung; seltener von Nachbaren entlehnt. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gelang es dem Ernst der Geistlichen und Landsgemeinden, von Sonn- und hohen Festtagen den Tanz zu verbannen.

Ueberhaupt scheinen die Geistlichen seit dem sechszehnten Jahrhundert mehr, denn ehemals

durch Beichtſtuhl, Kanzel und Landsgemeinde auf Verſittlichung der Gebirgsbewohner hingearbeitet zu haben. Dies beweiſen verſchiedene aus jenen Tagen ſtammende Geſetze. So muß Spielſucht, mehr denn jetzt, der Schwyzer Leidenſchaft geweſen ſein. Eine alte Verordnung (1518) erlaubte keinen höhern Preis, als 5 Pf. Pfennige oder Nidlen; eine andere verbot das Spiel ſogar an den Freitagen und Samſtagen des ganzen Jahrs, an allen Vigilien-, Marien- und Apoſtelfeſten u. ſ. w. bei 18 Plappert Buß. — Das Schwören bei Gott und den heil. Sakramenten war eben ſo ſtrenge verſagt. Es ward obrigkeitlich geboten (10. Jan. 1705) daß, wer es frecherweiſe gethan, alſobald den Boden küſſen, oder vor Gericht erſcheinen mußte.

Freilich wurden dergleichen Geſetze nicht immer mit Pünklichkeit beobachtet; mehr diejenigen geehrt, welche dem Volke größere Freiheit gewährten, oder die alte ſchirmten. Es war der Stolz jedes Schwyzers, freier Landmann (Staatsbürger) zu ſein; dies war kein todter Name, ſondern eine Würde, mit Vorzügen und Vortheilen verknüpft, ungerechnet den freien Genuß an allen Gemeindsgütern und Staatsämtern.

Wenn ein Landmann von ſeinen Feinden an Leib und Gut angegriffen wurde, war Jedermann bei ſeinem vaterländiſchen Eide gehalten, den Gefährdeten zu retten. Wer es nicht that, ward

meineidig erklärt, verpflichtet, allen Schaden zu ersetzen, und, im Fall des Ungehorsams, das Land zu verlassen.

Der im Gebiet der Republik sich niederlassende Fremdling blieb ewiger Fremdling, erlangte nie den Genuß der Staatsbürger- und Gemeindsrechte, ohne Gutheißen des Volks. Eifersüchtig auf den Einfluß der Ausländer, durfte denselben kein liegendes Gut verkauft oder in Lehen gegeben werden. Selbst eine Frau, welche Landmännin war, durfte keinen Beisassen heirathen, oder sie verlor, so lange der Mann lebte, ihr Landrecht und Nutzen der Gemeingüter. Eine Fremde hingegen gewann durch Ehelichung eines Bürgers das Bürgerrecht und behielt solches auch nach des Gatten Absterben bei. Doch durfte kein Landmann eine Fremde freien, welche nicht dreihundert Gulden eigenen Guts besaß, widrigenfalls verlor er (laut Verordnung vom Jahr 1675) Landrecht und Vaterland.

Fremde, welche sich auf dem Boden der Republik niederlassen durften, empfingen den Namen der Beisassen. So eingeschränkt auch die Rechte derselben im Verhältniß zu denen der Staatsbürger waren, lief doch zuletzt ihre Anzahl über dreitausend Seelen. Jede Gemeinde bestimmte ihren Beisassen die Bedingungen, unter welchen sie bei ihr wohnen durften. Die Landsgemeinden verfügten ausserdem noch im Allgemeinen über sie. So durfte

ohne hinlängliche Bürgschaft schon seit dem Jahr 1638 sich kein Beisaß mehr Ansiedeln; und im Jahr 1668 ward sogar beschlossen, keine Beisassen mehr anzunehmen, mit angehängter Clausel: „Wer dawider rathet, soll den Rath gaßiren.“

Wenn sich ein Beisaß verheirathete, mußte er acht Tage vor der Hochzeit seiner Obrigkeit dreihundert Gulden Bürgschaft, dem „Landskasten“ zehn Gulden und dem Arsenal eine gute Flinte nebst Seitengewehr geben..

Er durfte nicht mehr als um tausend Pfund Güter kaufen, und mußte binnen Jahresfrist die etwanige Schuld darauf abbezahlen, widrigenfalls das Gut der Obrigkeit zufiel. — Alles Jagen war ihm (seit 1676) verboten; dies stand nur dem Landmann zu. Er konnte nur mit der Angel fischen, durfte kein Geißvieh halten, und selbst die Zahl des Viehes, so ihm gegen Bezahlung auf die Allmeinden zu treiben erlaubt war, durfte er nicht über vier Haupt-Rinder erhöhen (seit 1514); ein Roß für zwei Rinder, oder vier Schafe für ein Rind gerechnet.

Sobald er das sechszehnte Jahr überlebt hatte, mußte er am ersten Sonntag nach Martini zum Vaterlande schwören (seit 1661). War er auser Landes haushäblich, mußte er sein Beisassenrecht alle zehn Jahre erneuern.

Diese Verfügungen sämmtlich hatten kein anderes

Ziel, als den Bürger in steter Unabhängigkeit vom Fremdling zu erhalten, so, daß dieser nie eine Partei für sich durch Reichthum gewinnen, oder wohl gar auf Landsgemeinden einwirken konnte.

So wie gegen den Einfluß des Privatmanns, war es die Republik noch mehr gegen den der Fürsten. Aller Ehren entsetzt, und an Leib und Gut ward (gemäß dem Gesetz von 1587) derjenige bestraft, der es wagte, mit Geld- und Gut-Ausbieten eine Fürstensache im Lande zu betreiben, oder Stimmen in den Gemeinden zu erwerben. Auch durfte von keinem Schwyzer fremder Herren und Fürsten Namen (laut Gesetz von 1516) ausgeschrien, „noch deren Livrei, offene Zeichen in Kleidern u. s. f.“ getragen, oder „deren Wappen in den Häusern, an den Wänden, über Thüren u. s. w. öffentlich angehenkt werden, bei 5 Pfund Buß jedesmal.“

Wirklich scheiterten auch die Versuche der Fürsten und Ausländer mehr als einmal an dem Unabhängigkeits-Gefühl der Schwyzer. Diese, treu ihren selbstgeschaffenen Gesetzen, achteten besonders in neuern Zeiten der Umtriebe mächtiger Fremdlinge immer weniger.

Ihre Gesetze bestanden nur in schriftlichen Sammlungen, der Zeitfolge nach geordnet, unter dem Namen Landrecht. Dies Landrecht ward alljährlich vom gesammten Volke mit einem

Schwur bestätigt. — Gewohnheit und natürliches Gefühl des Rechten und Billigen leiteten den Hirten in öffentlichen Handlungen. Einfalt und Güte der Sitte machte des Gesetzgebers Fleiß entbehrlich.

Die meisten Verordnungen der Landesgemeinden bezielten Sicherung der Rechte jedes Landmannes und Bestimmung ländlicher Angelegenheiten. Schwere Verbrechen wurden überhaupt nach der Carolinischen Halsgerichtsordnung, und mehrentheils mit äusserster Strenge behandelt. Ein Gesetz von 1416 verordnete, daß, wer von zwölf ehrlichen Männern überzeuget werde, über vier Pfennig Geld oder Geldeswerth gestohlen zu haben, „gericht oder sonst vom Leibe gethan werden solle." — Ein Gesetz vom Jahre 1537 verbot nicht geradehin den Zweikampf, erklärte aber den, welcher den ändern im Duell beschädigte, „zweifacher Buße schuldig", und, „wenn einer den andern verwundete, daß er stürbe, solle er ihn ermordet haben."

Es war geboten, daß wenn jemand von dem, mit welchem er in Feindschaft lebte, Vergleich oder Frieden forderte, derselbe gewährt werden mußte. Nachdem er gewährt worden, soll, lautet ein altes Gesetz vom Jahre 1450: „wer den andern schilt Mörder — Ketzer — Meineidiger — Dieb — Bösewicht — Schelm — du lügst — du

haß deine Mutter mißbraucht — für jedes ſolches Wort drei Pfennig Buße erlegen, oder aus dem Lande gehen.“ In gleicher Strafe war der, ſo einem Andern nachſchalt: „Du haſt ein unvernünftig Thier angegangen!“

Ungewöhnliche Achtung ward durchs Geſetz beſonders den Kranken und Todten bezeugt. — Wenn ein Kranker auf dem Siechbette mit den Sakramenten verſehen war, durften keine Schulden an ihm eingezogen werden, bis er geneſen, oder geſtorben war. (Verord. 1662.) Wer an dem Verſtorbenen eine Schuld forderte, mußte ſein Recht darauf mit dem Eide bekräftigen; wenn aber des Todten Erbe beſchwor, daß der Erblaſſer bei Lebzeiten das angeſprochene Gut als ſein Eigenthum erkannt, behielt er's. Wenn die Erben durch zwei Zeugen beſtätigen konnten, daß der Verſtorbene vor ſeinem Ende eine Schuld abgeläugnet, waren die Erben der Schuld ledig, oder es wäre dann geweſen, daß der Kläger ſein Recht durch Ausſage von ſieben Zeugen beweiſen konnte. — Den Todten durfte keine Zehrung nachgefordert werden. (V. J. 1679.)

9.

Das Hirtenleben war der Schweizer Eigenthümlichſtes. Fruchtbare Alpen und kräutereiche Matten luden zu demſelben ein. Und eben dieſe

Hirtenschaft war es, welche ihnen vorzüglich jenen unzähmbaren Sinn für Freiheit, jene eherne Festigkeit des Entschlusses, jene kraftvolle Einfalt der Sitte und Handlungsweise gab, wodurch sie sich von ihrer ersten Erscheinung in der Weltgeschichte bis zur letzten Stunde ihres politischen Seins auszeichneten. Denn Einsamkeit mehr, als alles, gewöhnt an Unabhängigkeit, und gibt dem Gemüthe mit der Rauhheit Stärke.

Die Viehzucht blieb mithin der vorzüglichste Erwerbszweig des Landmannes. Ohne Nachtheil des Viehstandes wurden alljährlich aus den schwyzerischen Thälern sechs- bis achttausend Kühe nach Italien, Frankreich und Deutschland verkauft, jede Kuh in einem Preise von acht- bis eilf Louisd'ors, ungerechnet den Gewinn an Butter und Käsen, so während des Jahrs verfertigt wurden. Aber mit derselben Sorgfalt, wie das alte Rom den Ackerbau begünstigte, ward hier die Viehzucht von Seiten des Staats unterstützt. Wie dort es für ein Verbrechen gehalten ward, Felder und Weinberge nachlässig anzubauen, war hier Verwahrlosung des Viehstandes eine öffentliche Schande. Die Sennereien in den Alpen gehören deswegen noch immer zu den sehenswürdigsten der Schweiz; der Hirten rastloser Fleiß, ihre Aufmerksamkeit und Kunst in der einfachen Wirthschaft, ist bewundernswurdig.

Die Geldſummen, welche jährlich für Ausfuhr von Rindern und Erzeugniſſen der Viehzucht (Häute, Käſe, Butter) in das Land zurückfloſſen, verbreiteten und unterhielten allgemeinen Wohlſtand. Damit verknüpfte ſich der Gewinn von hier angelegten, vorzüglichen Stutereien; minder beträchtlich war der von Ziegen- und Schafzucht.

Der ausgezeichnete Eifer, mit welchem man ſeit Jahrhunderten der Viehzucht oblag, verdrängte den Ackerbau faſt gänzlich. Dieſer iſt noch überall in ſeiner rohen Urſprünglichkeit. Inzwiſchen der Landmann ſeiner Wieſen mit ungemeiner Sorgfalt wartet, vergißt er faſt jede andere Kultur des Bodens. Er wagt es nicht, die Fußſtapfen ſeiner Väter zu verlaſſen. Was er vom Lande dem Ackerbau aufopfert, glaubt er auf keine Weiſe durch Anbau der Futterkräuter erſetzen zu mögen. Das nördliche Helvetien und Schwaben liefern ihm Getreide; er begnügt ſich, ſeine Gartenfelder mit Hanf, Bohnen, Erdäpfeln, Kohl und Wurzelgewächſen zu beſtellen, und Obſtbäume zu ziehen. Die letztern überdecken alle Felder, und bilden aus den weitläufigen Thälern anmuthige Gärten. Die Geſetzgebung unterließ nicht, den Obſtbau zu unterſtützen. Das Landrecht (J. 1661) erlaubte jedem Landmanne, auf der Allmeind ſechs Bäume zu pflanzen für ſich und ſeine Kinder, nach deren Abſter-

den die Bäume wieder Allmeind wurden; und schon im Jahre 1450 ward zur Bestrafung der Obstdiebe ein besonderes Gesetz, der „Obstbrief“ gegeben. — Die Kirschbäume gedeihen in den Thälern von Schwyz vorzüglich; selbst in den rauhen Gegenden und an den Felsenhalden wuchern sie wild hin. Theils gedörrt, theils zum Brennen des feurigen Kirschwassers wird ihr Obst dem Landmanne lieb. Doch erklärte ein Gesetz (vom Jahre 1530) die Kirschen für ein freies und gemeines Obst, das Jedermann, reich und arm, pflücken darf. Wer aber seinen Baum für sich schonen will, soll ihn mit einem Dorn bezeichnen „und wer ab einem gezeichneten Baume kriesete“ (kirschete oder Kirschen pflücken würde) „den mag man dieben“ (als Dieb behandeln) „als wann er gestohlen hätte, und soll er zu fünf Pf. Buße verfallen sein.“

Mehr die dann und wann in Helvetien herrschend gewesene Theurung, als Aufmunterung von Seiten des Landes, beförderte den Gartenbau. Obgleich eine Verordnung (v. Jahre 1502) sprach: „Wer neu Erdreich auftut, dem soll in Ziemlichkeit der erste Saamen gegeben werden“, fruchtete sie im Ganzen doch wenig. Gewohnheit, Bequemlichkeit und Vorurtheile herrschten, bis Noth sie besiegte. Neuere Erfahrungen be-

weisen, daß Korn und selbst Wein mit Vortheil gebaut werden könnten.

10.

Aber des hirtlichen Lebens Einfalt macht hier die Kultur des Bodens entbehrlicher, als in andern Ländern. Der Hausvater lebt mit seiner Familie von sparsamer Kost, wie Garten und Heerde sie liefern. Fleisch und Brod erscheinen selten auf seinem Tische, und fast nie auf den Alpen und in den rauhern Gebirgswinkeln. Häuslich und enthaltsam, reicht sein ererbtes Gut hin, den Landmann zu nähren. Selbstgezogener Hanf und die Wolle von seinen Schafen werden von ihm versponnen und zu Gewändern verwebt. Die Künste des Prachtaufwandes reizen ihn wenig; er überläßt sie dem Reichen ohne Neid, und ist stolz, von ihnen unabhängig, in selbstgebauter Hütte zu wohnen. So nach der Weise seiner Vater, lebt der Schwyzer bis zu unsern Zeiten, gleich dem alten Römer, schlecht und sparsam, entfernt von Pracht und Weichlichkeit, stolz und frei. — Verhältnißmäßig größerer Aufwand und mannigfaltigerer Genuß herrschte freilich in den volkreichern Flecken und Ortschaften des Landes; aber auch dieser, mehr durch Sitte, als Gesetze, beschränkt, artete nie in verschwenderische Ueppigkeit aus.

Die reichern Geschlechter, eifersüchtig auf des Volkes Gunst, stellten sich in Tracht und Leben demselben gleich. Ihre Kleider waren von feinerm Stoffe, ohne der Mode Wandelbarkeit. Die begüterte Matrone und das Weib des Hüttenbewohners trugen bis in unsern Tagen gleichen Kopfputz und Kleiderschnitt.

Mehr wissenschaftliche Ausbildung wurde in den Familien der Reichen gefunden, als beim Mittelstande; denn der öffentliche Unterricht der Jugend war überall versäumt, und nur von schlechtbesoldeten Dorfschulmeistern und den Ortspfarrern besorgt. Eine lateinische Schule im Hauptflecken Schwyz leistete den höhern Bedürfnissen kein Genüge. Man besoldete also Hauslehrer, oder sandte den Jüngling in ausländische Schulen. Theils in diesen, theils durch Reisen und Kriegsdienste gebildet, kehrte er sodann, mit Kenntnissen bereichert, zur geliebten Heimath zurück, und ward Vorsteher seines Volkes.

Aufgeweckter Geist, natürlicher Witz, und gerade Beurtheilungskraft zeichnen den Schwyzer vor seinen Nachbarschaften aus. Die Natur ersetzt ihm durch ihre Huld den Mangel der Kunst. Die freie Landesverfassung, die Theilnahme jedes Bürgers an den öffentlichen Angelegenheiten bilden den Verstand, und geben ihm eine Stärke,

welche der Fremdling bewundert, der im Hirtenkittel nicht den Staatsmann suchte.

Wie in den frühesten Zeiten blieb unter den Bewohnern der Waldstätte ein dreifacher Stand, und ein dreifacher Grad geistiger Ausbildung — Landvolk, Geistlichkeit und Adelschaft. Obwohl unter den Schwyzern kein erbliches Vorrecht galt, und jeglicher zu der Landesverwaltung Stimme gab, war dennoch dem Beobachter dieser Standesunterschied unverborgen. Die Armuth ist des Reichthums Magd, und die Unwissenheit ist der Einsicht Sklavin.

Daher genoß das Volk, obgleich einer ungebundenen Freiheit theilhaftig, dennoch derselben Wohlthaten nicht alle. Es blieb, wie es im vierzehnten Jahrhunderte erschienen war, am Untergang des achtzehnten, arm, ungebildet, kindlich. Nicht eigentlich des Felsenbodens Kargheit entfruchtete die Freiheit, so ihm drei Helden einst auf Grütli stifteten; sondern Aberglaube, Vorurtheile, Gewohnheit.

Der Hirt, von Kindheit zur Wirthschaft nach alter Uebung angeleitet, abgelenkt vom Erlernen des Bessern, unkundig höherer Bedürfnisse, zufrieden, seines Lebens Nothdurft zu stillen, berechnete das Erdenglück nach der Zahl müßiger Stunden, und die Weisheit nach der Menge wunderlicher Vorurtheile.

Seine kleine irdische Habe zu erhalten, und des Kirchenglaubens treulich zu pflegen, war der Inhalt seiner Tagewerke und der Kern seiner Lebensweisheit. Vertrauensvoll auf der Väter Einsicht, entfernte er sich nie aus deren Kreisen und Grenzen. Daher ward jede Neuerung von ihm gleich einer Sünde gegen die ehrwürdigen Schatten der Vorwelt geachtet; er sah dabei entweder seinen Wohlstand oder seine Religion gefährdet.

Selten verließ er in neuern Zeiten die heimathlichen Thäler. Das Urbild zu allem Großen lag für ihn im Leben und Thun seiner Altvordern. Ihre Thaten beschäftigten sein Gedächtniß. Europa hat kein Land, worin die Geschichten der vaterländischen Vorzeit so unvergessen und neu geblieben, so jedem Kinde bekannt waren, als in jenen Gebirgen. Seit den Thaten Tells und dem Kampfe von Morgarten schienen nur so viele Jahre verflossen zu sein, als es Jahrhunderte waren. Noch immer stolz auf diese Begebenheiten, angesonnt vom Thatenglanz der Ahnen, glaubten die Hirten ihre Engpäße und ihren Arm unüberwindlich.

Obwohl jeder Bürger in den Landsgemeinden über das Heil des Vaterlandes Hand und Stimme erhob, war doch bei jener Armuth an Erfahrungen und Begriffen nur allzunatürlich, daß der große Haufe der Leitung seiner Geistlichen, oder der

„Herren“ folgte. Herren hießen die Männer aus reichen Geschlechtern, welche nicht unmittelbar selbst, gleich den „Bauern“, Viehzucht oder Handwerk trieben; eine Namens-Unterscheidung, von den freien Schwyzern selbst gegeben.

In den Händen der Herren lag die Regierung des Landes. Der Souverain, oder das Volk, war denselben nur furchtbar durch seine Schwachheit. Leichtgläubig, selbstsüchtig, und undankbar, wie überall in Demokratien, hing es bald diesem, bald jenem an. — Die Mächtigen des Volkes waren dessen Schmeichler; Schmeichelei aber beraubt und verdirbt eben so leicht ein Volk, wie einen Fürsten.

Oft erhoben die tugendhaftern oder einsichtsvollern Bürger ihre Stimme gegen dies Uebel. Sie weissagten aus dem eingeschlichenen Verderben, aus den Umtrieben der Parteien, der Nichtbeobachtung ehrwürdiger Gesetze, den endlichen Untergang der alten Freiheit. — In den Landesgemeinden selbst wurden die weisesten Ordnungen der Vorwelt zertreten. Eine deren war es, welche (s. d. J. 1551) mit Strenge „alles Parteien um Vogtei, Ritt, oder Ehrenamt“ verbot und den, der dessen schuldig ward, von allen Ehren entsetzte, zu keinen mehr gelangen ließ, ja sogar denjenigen, welcher für einen Frevler jener Art auch nur Bitte einlegen würde. — Demungeachtet er-

röthete man nicht in offener Landsgemeinde, Landvogteien und andere obrigkeitliche Stellen in den Unterthanen-Landen dem Meistbietenden zu ertheilen. — So sehr war Gefühl der Ehre und des Rechts erloschen, daß ein freies Volk, nicht zufrieden, Unterthanen zu haben, kein Bedenken trug, denselben nicht einmal den Würdigsten zum Regenten zu nennen. Wer aber sein Amt auf solche Weise erkauft hatte, scharrte vielmals durch Ungerechtigkeit und Druck bei den Unterthanen nicht nur sein ausgelegtes Kaufgeld, sondern auch dessen Zinsen wuchernd wieder zusammen.

Nicht allein wurden die Landvogteien um hohe Summen, welche das Volk unter sich theilte, verkauft, sondern selbst der Landesammann und dessen Statthalter konnten nur durch Geschenke, welche endlich in wirkliche, gesetzliche Auflagen verwandelt wurden, zu ihren Ehrenstellen gelangen. Wenn der Landvogt für sein gewinnreiches Amt mehrere tausend Gulden entrichtete, zahlte der Rathsherr das seinige mit acht- und neunhundert Gulden, ohne dagegen bedeutender Einnahmen zu geniessen. Er empfing jährlich einen Kronenthaler und einen Kalender. — Der Landes-Ammann genoß ausserdem noch die Siegeltaxe für sich, mußte aber, wann er gewählt wurde, jedem Landmann 10 Schilling (der Statthalter nur 5 Schilling) Schienhuts-Geld zahlen, weil sich der Ländler

gewöhnlich zum Maienmarkt seinen neuen Strohhut kaufte. Früh schon herrschte dieser Mißbrauch; früh schon wurde von Männern, die Ehre und Vaterland liebten, entgegengeeifert. Aber das Volk wollte diese Einnahme nicht entbehren, und verordnete sogar im J. 1680 ausdrücklich: „Wer künftig darwider redt, soll 100 Kronen Buß bezahlen und des Landrechts beraubt sein."

Indem auf diese Weise Selbstsucht des Volks den Weg zum Bessern verrammelte, blieb den Regierern in allem Andern freier Spielraum. Es war die schrankenlose Freiheit der Gebirgsvölker nicht immer ihres Namens würdig. Unterthanen in Fürstenlanden zogen oft mehr Gewinn aus dem dürftigen Schein ihrer Lampe, als diese Völkerschaften von ihrer Sonne.

Die Geistlichen, obwohl in natürlicher Abhängigkeit von den reichen Geschlechtern der Berggelände, behaupteten dennoch auf solche einen überwiegenden Einfluß, vermittelst ihres Ansehens im Volk.

Dies Ansehen mit leichter Mühe zu schirmen, liessen sie den Ländler in Unwissenheit, die Schulen vernachlässigt, aber lagen desto sorgsamer dem Dienst des Kirchenthums ob. Es gebrach unter ihnen nicht an edeln, kraftvollen Männern mit erhabenen Wünschen, — aber sie mußten schweigen.

Frankreichs Wiedergeburt, die Erklärung

der Menschenrechte und der Geistesfreiheit war den Priestern der Gebirge, was den Priestern der Ebene. Das Volk hörte von ihnen nur die Verbrechen der Franken, und gewöhnte sich zum Abscheu gegen die einst bundesverwandte Nation.

Die reichen Geschlechter des Landes, von welchen viele alten, meist im Ausland erworbenen Adel, werthlos in der Heimath, trugen, hatten mit der Priesterschaft gleiches Interesse. Einer bessern Erziehung theilhaftig, wurden sie durch Mannichfaltigkeit ihrer Kenntnisse des Volkes Führer und Vorsteher. Es ist des Landes Ruhm, die Weisesten auf dem Stuhl der Regierung zu sehen; aber keines Preises würdig, wenn Erfahrung und Einsicht nur gewissen Familien, gleich erblichem Gut, gehören. Waren gleich die schweizerischen Staatswürden den Kassen unergiebig, belohnten sie doch den Inhaber durch den Glanz der Hoheit und durch die Achtung der Fremden.

Die Vernichtung des Königthums, des Adels, der Titel und grauen Vorrechte in Frankreich gewann der Revolution des Nachbarreiches keine Freunde. Denn sie sahen ihren Glanz in jenem weitläufigen Reiche erlöschen.

Bonaparte's Siegeslauf in Welschland, die Befreiung des Valtelins und der Grafschaften Worms und Cleven (Bormio und Chiavenna), so

dem Bündnervolk einst unterthänig waren, regten Furcht auf, früher oder später auch ihre Unterthanenschaften an den Grenzen Italiens und Deutschlands einbüßen zu können.

Dies war der sittliche Zustand der Völkerschaften in den Gebirgsthälern der Waldstätte. Von diesem Bilde des Volks, der Geistlichkeit und des Adels erhoben sich zwar preiswürdige Ausnahmen; aber einzeln waren die Ausnahmen.

Zweites Buch.

1.

Unbekümmert um den weltzerstörenden Streit der Völker und Fürsten lebten die Hirtenfamilien der helvetischen Alpen im hundertjährigen Frieden. Unbedrückt von fremdem Joch, unbeengt von ausländischen Gesetzen, büßten sie, wann sie litten, nur eigene Fehler. Roh waren sie und bildungslos, aber von Gewohnheit und alter Sitte geleitet, und die Abwesenheit großer Leidenschaften ließ die Stille ungestört, von welcher öffentliche Tugend begleitet zu sein pflegt. Einsam, ruhmlos, unbeneidet lebten sie, eben darum zufrieden mit dem Erbe der Vorwelt. Staaten zertrümmerten und entsprangen; eine allgemeine Wiedergeburt

der Dinge verwandelte die Hälfte Europens. Früher, als die Bergvölker selbst, zitterte für sie die Theilnahme fremder Nationen.

Frankreich stand siegend; gleich einem Vulkan, der Alles um sich her zerschmettert, furchtbar; aber einsam in Europa, und umringt von erschöpften, doch unversöhnten Fürsten.

Die Führer der großen Republik erkannten die gefahrvolle Vereinzelung ihres Vaterlandes. Form und Stoff des jungen Freistaates, allzuverschieden von den andern Staaten, liessen kein dauerhaftes Bündniß zwischen ihm und diesen erwarten.

Frankreich sehnte sich nach Frucht von seinen Siegen, nach eigener, währender Sicherheit — und beschloß Staaten gleicher Natur um sich zu schaffen.

Darum begünstigte es mit gewaltigem Arm Staatsumwälzungen der Nachbarländer. Also entstanden die Republiken Batavia, Cisalpinien, Ligurien und Rom.

Völker zu Völkern stehen zu einander im rohen Naturstand; unter ihnen gilt die Gewalt und das Kommliche. Auf Erden wird kein Völkerrecht herrschen, so lange nicht die Menschheit mehr Weise und Tugendhafte, als Thoren und Knechte der Leidenschaft zählt, oder so lange nicht jeder Welttheil sein Staatentribunal trägt, vor dem

ſich Nationen richten laſſen, wie in den Träumen der Dichter.

Es iſt freilich ſchmerzhaft, wenn unterm Druck der Nothwendigkeit das Recht erliegt; doch den Weiſen tröſtet es, aus zermalmten Formen des Alten den Keim beſſerer Schickſale hervortreiben zu ſehen.

Die Beſitznahme Helvetiens, dieſer am Berührungspunkt dreier der herrlichſten Länder Europens gelegenen Naturſchanze, welche die Eroberungen in Italien decken, des Kaiſers Erblanden drohen, Frankreichs unbewehrteſte Seite ſchirmen konnte, war zu jener Zeit für die franzöſiſchen Machthaber vielleicht auch der Schätze willen wichtig, welche ſeit einem Jahrhundert die Sparſamkeit mehrerer Regierungen dort geſammelt hatte. Man beſchloß alſo zu Paris die Auflöſung der alten Eidsgenoſſenſchaft mit ſo großem Frevelmuth, als man mit großer Argliſt ſogleich an's Werk ſchritt. Man zettelte gegen einzelne Regierungen Händel an, ſchmeichelte die übrigen, rief vergeſſene Anſprüche ins Leben, ermunterte die Mißvergnügten des Landes, beruhigte die Argwöhniſchen, liebkoſete die Einen, ſchreckte die Andern, und verwirrte Alle mit täglich wechſelnden Vorſpiegelungen und täglich veränderter Sprache.

In der Schweiz dagegen wetteiferte gleichſam Alles, mit unglaublicher Verblendung, das Gelin-

gen des tückischen Spieles zu erleichtern. Die Regierungen waren hier seit langer Zeit eigentlich nur Landesverwaltungen; Männer von großen, staatsmännischen Tugenden fehlten beinahe ganz. Auf ihre kleinen Gebiete beschränkt, wo sie, mit reichsstädtischem Dünkel, leicht das, was sie waren oder hatten, überschätzten, auch zuweilen nur Willführ ihrer Gebote für Zuwachs der Machtfülle hielten, nahmen sie gegen einander von Kanton zu Kanton die Haltung und Sprache bedeutsamer Mächte an. Sie beobachteten sich gegenseitig mit Eifersucht oder Argwohn, während sie in wohlgesponnenen Redensarten schweizerische Treue, Biederherzigkeit und Eintracht geltend machten. Zerfallen unter sich, waren sie es meistens auch mit ihrem unterthänigen Volk. Kein gewaltiger Fürst sprach stolzer, vom Thron herab, zu dem seinigen, als viele der eidsgenössischen Obrigkeiten zu dem ihrigen. Nicht das war ihnen genug, sich vom Volk zu trennen. Sie hüllten sich, mit Unterdrückung aller Oeffentlichkeit der Verhandlungen, vor demselben in geheimnißvolles Dunkel, und machten sich ihm zugleich, mit den Vaterlands-Angelegenheiten, fremd. Sie haßten die Freiheit der Presse und bannten damit den großen Gemeingeist aus der Eidsgenossenschaft. Sie liessen das Volk ungeübt in Waffen, um es nicht fürchten zu müssen, und auf dem Lande ohne Unterricht in

alter Unwissenheit, um es leiten zu können. Entstand Hader zwischen Regierungen und Volk über Rechte, straften sie mit unerbittlicher Härte die Gemeinden, wegen Verletzung der Form, um Sache und Recht für sich zu bewahren.

Die Wirkungen dieser großen Staatsfehler, welche selbst größern Reichen noch nie ihr Verderben vorenthalten haben, trafen furchtbar auf das Haupt der Schuldigen. Die geschiedenen Kantone liessen einander fallen, sobald die Gefahr des Untergangs erschien. Das in Kriegeskunst ungeübte Volk war zur Vertheidigung unfähig. Die mißvergnügten Gegenden sahen mit Lust den Tag der Rache herankommen. Die unwissende Menge verstand das Wort Vaterland nicht, sondern war nur noch Streiter für ihre Dörfer und Strohhütten. Sie ward eben so leicht durch Feinde der Regierungen verführt, als durch Herolde derselben, oder durch Geistliche zum Kampf für Kirche und Obrigkeit beschworen; denn die Leute waren keines eigenen Urtheils mächtig.

Der Sturm nahte. In den Dezembertagen des Jahres 1797 wurde das erste Vorwehen desselben verspürt. Zürich, Vorort der Eidsgenossenschaft, lud auch den Stand Schwyz zu einer Unterredung ein, „nöthig gemacht durch die Zeitumstände, — damit dem drohenden Uebel

durch gemeinsamen Rath noch möge gesteuert werden.“ *)

Bald darauf verkündete Bern, daß „die fränkischen Truppen Erguel und die bischöflich-baselschen Lande in Besitz genommen und den Kanton Bern der Gefahr eines Ueberfalls ausgesetzt hätten;“ **) es forderte also von Schwyz, „einen Standesrepräsentanten, als Bundesrath, gen Bern zu ordnen und, nebst getreuem Aufsehen, thätige Hilfe bereit zu halten.“ ***)

*) Schreiben von Zürich, den 7 Dez. 1797.

**) Das Bisthum Basel wurde in das sogenannte Reichsland und in den Schweizerboden eingetheilt. Das Reichsland gehörte zum oberrheinischen Kreise, und nur das Münsterthal war durch das mit Bern im Jahr 1486 geschlossene und endlich noch in diesem Jahrhundert (1743) erneuerte Bürgerrecht (nach welchem Bern Schutz, Münsterthal jenem aber Beistand im Kriegsfall gelobte), der Schweiz verwandt. Schon im Jahr 1792 besetzten es die Franken. Hingegen der bischof-baselische Schweizerboden (wozu das Erguel oder St. Immerthal, die Herrschaft Illfingen, Neuveville und der Teffenberg, den der Bischof gemeinschaftlich mit Bern besaß) war durch alte und mannichfaltige Verträge der Eidsgenossenschaft angeschlossen und in formlichem Schutzbündniß mit derselben.

***) Sendschreiben von Bern, den 14. und 17. Dezember 1797.

Der Landrath von Schwyz *) wagte es nicht, eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit selbst zu entscheiden; darum versammelte er das Volk zu einer ausserordentlichen Landesgemeinde, welche am 21. Dezember zusammentrat.

Das Volk zögerte nicht, dem Begehren der Bundesverwandten zu entsprechen. Landammann Aloys Weber, und Meinrad Schuler, Alt-Landammann, zwei verständige, biederherzige Männer, wurden ernannt, im Namen von Schwyz zu der von Zürich verlangten eidsgenössischen Unterredung nach Aarau zu reisen, und feierlich beauftragt, vereint mit den andern Ständen zu leisten, „was Ruhe, Sicherheit und allgemeines Wohl gesammter Eidsgenossenschaft befördern und befestigen möchte.“ Würden aber Sachen in Bewegung gebracht werden, welche, woher sie auch immer rühren, Freiheit, Religion und Sicherheit des Vaterlandes und Verfassung der Eidsgenossenschaft betreffen möchten: so solle der schon gefaßte

*) Der Landrath von Schwyz, an dessen Spitze jedesmal der regierende Landammann oder sein Statthalter stand, war aus den sogenannten Landeshäuptern (dem Pannerherren, Landshauptmann, Landsfähnrich, Obristwachtmeister und Zeugherrn) und den sämmtlichen von den Landsvierteln ernannten Rathsgliedern zusammengesetzt.

Landsgemeinden-Beschluß eröffnet werden: „daß wir der von Gott und unsern Vorältern erhaltenen Religion und den bisherigen Gesetzen als freie Männer getreu bleiben, und viel eher Alles wagen und Alles aufopfern werden, als etwas zugeben, was unserer ererbten Freiheit, Verfassung und Religion nachtheilig sein könnte." *)

Damit aber gleiche Gesinnung und Entschlossenheit auch die andern Bundesstaaten beseelen möge, wurde den Gesandten befohlen, sich mit den Abgeordneten der übrigen vertraulich zu berathen, auf welche Weise die „dem Vernehmen nach" in den aristokratischen Ständen zwischen Volk und Herrschaft gährenden Mißhelligkeiten am besten beseitigt werden könnten, auf daß das Volk jeglicher Zeit sich für die Vertheidigung gemeinsamen Vaterlandes und eigener Erhaltung bereit finden lasse.

Den Bern aber verordnete das versammelte Volk, als Bundesrath, den Alt-Landammann Karl Reding, gewandt in Staatsgeschäften und einnehmender Rede, mit dem Auftrag, „durch gütliche Verwendung in Allem mitzuwirken, was Erhaltung und Ruhe des Standes Bern und gesammter Eidsgenossenschaft berühren könnte." **)

*) Landsgemeinde, 21. Dezember.

**) Instruktion, 23. Dezember.

2.

Bern war jetzt in großen Bewegungen. Seit dem Jahre 1536 hatte es über das anmuthige Gelände geherrscht, welches sich, vom Jurassus und Jorat im West und Ost umgürtet, am mitternächtlichen Ufer des Sees Leman, wie ein prachtvoller Garten, ausbreitet, das Waatland geheißen. Ein lebhaftes, geistvolles Volk baut dort an den Hügeln Wein und allerlei Getreide; aber die innern Verhältnisse der Städte und Dorfschaften beschränkten schon lange die allgemeine Wohlhabenheit. Auch war dies Gebiet vor Alters mit Rechtsamen und Freiheiten ausgestattet, welche allmälig unter Bern verloren gegangen.

Die Waatländer, durch einige ihrer kühnern Mitbürger, und noch mehr von geheimen Verheißungen Frankreichs aufgemuntert, heischten die uralten Rechte zurück. Berns Weigern machte sie bitterer, Frankreichs Gunst verwegener.

Das glimmende Feuer zu löschen, wählte die Herrscherstadt im Nüchtland den Weg des Ernstes. Einzelne Männer, welche zu trotzig für die Sache der Freiheit gesprochen, wurden den Gefängnissen überliefert. Aber Leiden um Meinung ist ehrenvoll. Der Preis der geliebten Ueberzeugung steigt mit jedem Opfer, das an ihrem Altar fällt.

Frankreich sprach zum Schutz der Verfolgten. — Kraft alter Verträge*) maßte es sich das Mittleramt an zwischen Waat und Bern, und ließ durch seinen Geschäftsträger Mengaud Leben und Sicherheit der Verhafteten unter Berns Verantwortlichkeit setzen.**) Der Rath dieser Stadt antwortete aber: „Einzig unserm Gewissen, unsern Gesetzen, unserer Verfassung und dem Allerhöchsten sind wir Verantwortung ob unsern Handlungen schuldig.“ ***) Frankreich, im Gefühl seiner Macht, Bern, im Stolz seines Fürstenrechts, lagen nun bald in offenem Streit. Jenes ließ Heerhaufen gegen die Grenzen der westlichen Schweiz rücken;

*) Durch den Traktat von St. Julien wurde im J. 1530 unter gewissen Umständen den Herren von Bern und Freiburg der Besitz der Waat zugesprochen, so, oder mit denen Rechten, wie sie der Herzog von Savoyen besessen. Im J. 1564 entsagte endlich Herzog Emanuel Philibert durch den Traktat von Lausanne allen seinen Rechten auf die Waat, mit Vorbehalt aller Privilegien der Einwohner. Im Jahr 1563 garantirte Frankreich den Traktat von Lausanne, und diese Garantie wurde im Jahr 1777 erneuert. Seit der Besitznahme Savoyens durch Frankreich im Jahr 1796 trat dieses in alle Verpflichtungen und Rechte der Herzoge von Savoyen.

**) Mengauds Note. Basel, 3. Jänner 1793.

***) Bern, 5. Jänner 1793.

dieſes zog Vertheidigungsſchaaren zuſammen, und mahnte die Eidsgenoſſen zum Wachen. Der Franken Regierung, damals Direktorium geheißen, fragte drohend: warum und gegen wen Berns Rüſtungen?*) Schultheiß und Rath entgegneten: wir wollen nicht Krieg, aber Sicherheit der Grenzen von auſſen, Behauptung unſerer landesherrlichen Gewalt von innen.**) Dem franzöſiſchen Geſchäftsträger galt das Recht des Schwächern für das ſchwächere Recht. „Ich erkläre Euch," ſchrieb er, „daß alle Glieder Eurer Regierung perſönlich gegen das fränkiſche Direktorium verantwortlich ſein werden für die beſondere Sicherheit und das Eigenthum der Einwohner des Waatlandes, welches ein Gegenſtand Eurer Neckereien und des Wohlwollens von Frankreich geworden iſt." ***)

Schon die Rohheit dieſer Zuſchrift forderte und verdiente Erwiederung durchs Schwert. Bern iedoch mäßigte ſich, läugnete, gegen die Waat gewaltthätig geweſen zu ſein und das Daſein von Verträgen zu kennen, die irgend Jemand berech-

*) Mengaud's Note. Baſel, 5. Jänner, nebſt Beſchluß des fränkiſchen Vollziehungs-Direktoriums.

**) Bern, 8. Jänner 1798.

***) Baſel, 7. Jänner 1798.

tigen könnten, fremde Vermittlung anzurufen.*) Es fuhr in Rüstungen fort, erinnerte die Bundesgenossen, Kriegsvölker bereit zu halten auf den ersten Wink, und sandte, um jeden Weg der Güte zu benutzen, zwei der eidsgenössischen Bundesräthe in die Waat, „auf alle mögliche Weise Ruhe und Ordnung daselbst, und wenn auch mittelst wichtiger Opfer, wieder herzustellen, wenn letztere nur in gesetzlicher Weise gefordert werden würden.“ **)

Wyß von Zürich und Reding von Schwyz empfingen die Sendung ins Waatland. Schwyz erlaubte seinem Gesandten die Annahme des Mittlergeschäfts, doch unter vorher gemachter feierlicher Erklärung, „daß weder er noch der Stand Schwyz für einige daraus entspringende Folgen verbindlich seien.“ ***) Auch Freiburg, Solothurn und Wallis gestanden den Abgeordneten diese Vollmacht zu.

Als sie in Lausanne, des Waatlandes Hauptstadt, angekommen waren, entwickelten sie gleichen Tags in einer Verkündung den Zweck ihrer Sendung, und forderten Jeglichen auf, der Klage

*) Stand Bern, 10. Jänner.

**) Relation von Karl Reding von Schwyz, 10. Jänner 1795.

***) Schwyz, 11. Jänner.

trug, ſie einzubringen, mit Verheißung der wirkſamſten Beförderung. *)

Die Bewohner des Hügellandes, von mancherlei Wünſchen und Leidenſchaften bewegt, haderten unter ſich ſelbſt. Drei Parteien vor allen zeichneten ſich in der gährenden Volksmaſſe aus. Die große Mehrheit forderte beſcheiden Ausdehnung ſeiner Rechtſame und Freiheiten; gedachte aber ſich nicht von der Herrſcherſtadt zu trennen, noch minder der Franken trügliche Einmiſchung zu benutzen. — Es waren Andere, welche den günſtigen Augenblick zum Heil der Nachkömmlinge feſtzuhalten, und das Land am Lemaner-See unabhängig zum vierzehnten Kanton der Eidsgenoſſenſchaft umzubilden wünſchten. — Noch Andere wollten für die geſammte Schweiz eine gemeinſame, ſtellvertretende, freie Verfaſſung, derjenigen ähnlich, die damals in Frankreich beſtand.

Die abgeordneten Bundesräthe, um den Geiſt der Mehrheit zu feſſeln, näherten ſich günſtig deren Forderung, und traten, da die berniſchen Vogte entflohen, und alle geſetzliche Gewalten kraftlos und ſonder Verbindung waren, mit den Klubbs oder Volksausſchüſſen des Landes in Gemeinſchaft, durch deren Mittel allein noch auf das Volk gewirkt werden konnte.

*) Proklamation. Lauſanne, 15. Jänner.

Indem sie nun den vorzüglichsten Männern mäßigen Sinn einflößten, empfingen sie wirklich von denselben die schriftliche Zusage: „daß die Landschaft der Waat hoffentlich zufrieden gestellt sein werde, wenn der Landesherr eine Versammlung von (höchstens sechszig) Gliedern der Ausschüsse begünstige, durch welche die Beschwerden und Wünsche der Waat dem Souverain vorgelegt werden sollten; und daß in diesem Fall die Angesehensten des Landes sich selbst beim fränkischen Direktorium um Entfernung aller Einmischung in die Landesangelegenheiten verwenden würden." *)

Bern aber vernahm kaum, daß die Waat noch viele Gemeinden zähle, welche der bisherigen Regierung treu wären, so beschloß es, durch diese selbst den Landfrieden zu erzwingen. Ein Machtstreich sollte den Rechtsstreit enden, welcher die Ehre der Regierung zu gefährden schien.

Zu gleicher Zeit also, da die Bundesräthe von Lausanne aus den zum gütlichen Vergleich angebahnten Weg mit Nachdruck empfahlen, empfing der Berner Oberst Weiß Befehl, aus den Anhängern der Regierung ungesäumt ein Heer zu bilden, sich des von den aufständigen Waatländern weggenommenen Schlosses Chillon wieder zu bemei-

*) Ardings Relation von Lausanne.

ſtern, und durch Waffengewalt geſetzliche Ordnung zurückzuführen.*)

Gegen dieſe Anſtalten, fähig den glimmenden Unwillen zu Flammen allgemeinen Aufruhrs anzublaſen, machten die eidsgenöſſiſchen Stellvertreter lebhafte Einwendungen, ſowohl beim Oberſt Weiß, als dem Rath von Bern, mit der hinzugefügten, drohenden Erklärung: „daß unter ſolchen Maasregeln das Ziel ihrer Sendung verſchwinde, und die Abſicht ihrer hohen Sender ihnen nicht geſtatte, mit Eigenſchaft eidsgenöſſiſcher Repräſentanten länger in der Waat zu bleiben".

Es ſtand zu dieſer Zeit an der Spitze des Freiſtaats Bern ein Greis, geiſtvoll und erfahren, voll unerſchütterlicher Feſtigkeit in dem, was er dem Recht und der Ehre ſchuldig zu ſein glaubte. Vielleicht war er in dieſen Tagen der Würdigſte, an der Spitze des geſammten Bundesſtaates zu handeln. Aber da ſtand er nicht, und wäre er dort geſtanden, er würde das in ſich ſchon Zerfallene nicht mehr gebunden und gerettet haben. Dieſes Greis war Schultheiß von Steiger.

Von ihm geleitet, beharrte der Rath auf dem genommenen Entſchluß. Die eidsgenöſſiſchen Abgeordneten, kaum davon belehrt, verließen die Waat, und kehrten nach Bern zurück. Sie er-

*) Anzeige vom Obriſt Weiß an die beiden Abgeordneten,

mahnten am Tage der Abreise noch einmal das Volk zur Beobachtung gesetzlicher Ordnung *), mehr, um den letzten Theil ihrer Pflicht zu vollziehen, als in der Hoffnung, den losgelassenen Sturm zu bändigen.

Karl Reding, der Schwyzer, trat vor den Rath von Bern. Er schilderte die Natur der waatländischen Unruhen; der Bürger einstimmiges Verlangen um Erweiterung der Rechtsame; des Volkes banges Schwanken zwischen Furcht vor dem Zorne Berns und Furcht vor der Fremdlinge Einmischung.

„Ein Volk", rief er, „wenn es sich auf's Aeusserste getrieben glaubt, ergreift auch das äusserste Mittel." — Es war der feierliche Entschluß meines Kantons, für die Erhaltung unserer Verfassung auch den letzten Blutstropfen freudig zu verspritzen. So bestimmt ich euch diese Versicherung wiederholen darf, so unverhohlen muß ich auch bekennen, daß eure redlichen Bundesgenossen von Schwyz nur mit tiefster Kränkung die herzerschütternde Nachricht erfahren würden, daß wir erst dann unsere Waffen gegen die auswärtigen Feinde richten könnten, nachdem wir solche mit dem Blute jener Völker gefärbt hätten,

*) Proklama unterm 19. Jänner.

welche die Vorsicht unter die väterliche Obsorge weiser Regenten gestellt hat."

In gleichem Ton schrieben an Bern auch die Abgesandten der eidsgenössischen Tagsatzung in Aarau. *) Allein Berns Herrscher, mit dem Hochgefühl des Rechts, und dem Wandelsinn beginnender Verzweiflung, verschmäheten gegen Unterthanen eine Nachgiebigkeit, die sie entehren, und den frommen Rath der Bundesbrüder, welcher sie vielleicht retten konnte.

Aber einige Tage darauf gab selbst der Oberst Weiß den Wiederhall von Redings Worten, er, der vor Kurzem noch ohne Blutvergiessen, nur durch den Glanz der Waffen, die Aufständigen zu betäuben, und in die alte Bahn zurückzutreiben gehofft hatte. „Der neue Beschluß des fränkischen Directoriums", also schrieb Weiß, „hat alle Gemüther umgeändert und die Gährung vergrößert. — Darf ich's frei bekennen: so seh' ich in unsern kriegerischen Anstalten nur Mittel zu einer zerstörenden Fehde und unnöthigem Blutvergiessen. — Ich bin überzeugt, daß alle Zwangsarten keine andere Wirkung haben werden, als die ganze Schweiz zur Umwälzung zu bringen, und den Regierungsgliedern selbst das Schicksal der Ausgewanderten vorzubereiten. — Nach mei-

*) Schreiben. Aarau, 19. Jänner.

nem Dünken ist das Klügste und Tugendhafteste, diese Leute mit Güte und Nachsicht zu behandeln, ihrer Fieberhitze nachzugeben, auf die Versammlung der Deputirten sorgfaltig zu achten, und auf solche zu wirken." *)

Diese weissagenden Worte erfüllte die Versammlung des Berner-Raths mit einem geheimen Schauer. Ihm ahnete dunkel ein furchtbares Schicksal. Jedoch der Kampf, nun einmal begonnen, ließ sich nicht lösen, ohne Schimpf des Bernischen Patriziats.

Warnend erschien noch einmal auch Schwyz, und ermahnte, Milde vorzuziehen der Strenge; die Einwohner des Waatlandes zu befriedigen in ihren Wünschen; keinen Weg der Güte unversucht zu lassen, und dem gemeinsamen Vaterland ein Opfer zu bringen." **)

Bern beachtete den Zuruf der Waldstätte nicht. Schwyz rief seinen Abgeordneten zurück, um sich vor den Folgen einer Hartnäckigkeit zu verwahren, welche verheerend auf die ganze Eidsgenossenschaft zu stürzen drohten.

*) Weiß Schreiben an Bern, 24 Jänner.
**) Schwyz an Bern, 27 Jänner.

3.

Zu Aarau, wo seit dem neunten Jänner des Jahres 1798 auch der Geschäftsträger Mengaud angekommen war, gab die Versammlung der eidsgenössischen Gesandten ein lebhaftes Bild von der Zwietracht, von den widersprechenden Wünschen, von der Zerrüttung, welche zu dieser Zeit Helvetien beherrschten.

Viele erkannten die anziehende Gefahr in ihrer wahren Gestalt. Denn die Uneinigkeit und Eifersucht der Kantone gegen einander; die jedes Opfer weigernde Selbstherrlichkeit der Einzelnen, neben dem Mangel einer vollmächtigen, kraftreichen höchsten Bundesbehörde; die thörichte Sicherheit oder blinde Selbstsucht der Bundesglieder; des unterthänigen Volkes lautes Pochen um Freiheit überall; der aristokratischen Regierungen Eigensinn dagegen, und ihre Ohnmacht und Unsetigkeit in ergriffenen, bald vom Zorn, bald von Furcht eingegebenen Maasregeln; — Frankreichs Angriffe auf die alte Ordnung der Schweiz, sein unverhehltes Streben, durch Schrecken die Obrigkeiten, durch Hoffnungen das Volk zur Staatsumwälzung zu führen; — des teutschen Kaisers geheimnißvolles Schweigen bei den Umtrieben Frankreichs in Helvetien, des Kaisers, der von allen Landmächten des Welttheils allein bei einer Umgestaltung

der Schweiz nicht gleichgültig bleiben dürfte — — alles verkündete die nahe Auflösung der Eidsgenossenschaft.

Viele aber, welche entweder sich durch Recht und Unschuld vollkommen geborgen glaubten, oder, in ihrer Unwissenheit und abergläubigen Zuversicht auf das Gewohnte und Bestehende, dessen Verschwinden ungedenkbar fanden, schmeichelten sich gutmüthig mit schnellem Uebergang des Gewitters. Sie glaubten, daß höchstens eine Vermehrung der Kantonenzahl, durch Freilassung einiger Unterthanenlande, das Ende aller dieser Unruhen sein werde. Diese Meinung verbreitete sich besonders in den demokratischen Hirtenstaaten. Dieselben hatten zuletzt wenig dawider, wenn die Aristokratien und die Patriziate der Städte aufhörten, und die von denselben beherrschten Landleute frei erklärt würden. Sich selbst wähnten sie ausser Gefahr dabei, und meinten genug zu thun, so klug zu verfahren, wenn sie sich nicht tiefer in die Zwiste Frankreichs mit Bern und andern Städten mischen würden, als alte Verträge erheischten.

Dies Auseinanderfallen der Interessen und Ansichten, in so schwerdrohender Zeit, warf ein trauriges Licht auf den Werth des Bundessystems, und bestärkte viele Männer in dem Glauben, daß nur Vereinigung aller großen und kleinen Kantone Helvetiens zu einem einzigen Frei-

staat dem Ganzen Kraft, Sicherheit, Ordnung und Achtung des Auslandes gewähren könne.

Andere aber, überzeugt von den Gefahren einer groſsen, plötzlichen, durch alle Staatszweige treibenden Verwandlung, bekannt mit dem Elend aller ähnlich umgeschaffenen Staaten, mit den eigenthümlichen Wünschen und Bedürfnissen der helvetischen Volkerschaften, fürchteten den Gedanken der Staatsumwälzung. Sie strebten nur nach Verbesserung der eidsgenössischen Bundesgestalt, nach Entwickelung der vorhandenen Anlagen.

Doch bei weitem die Mehrheit der wirklich freien Länder und Städte der Schweiz, eingedenk des blühenden Wohlstandes ihrer Heimath, der Verbrechen, mit welchen Frankreich befadelt worden war, verabscheute jede Staatsveränderung. Stolz auf die bisher genoſsene Selbstständigkeit, war ihr es gleich unerträglich, von der Hand übermüthiger Fremdlinge, oder unzufriedener Unterthanen, das Gesetz zu empfangen. Sie wollte lieber Vernichtungskrieg, lieber überwunden, als durch Schwäche entehrt sein; lieber den alten Ruhm der Nation vor Europa, als deſsen Glück und Wohlstand durch klüglich dargebotenes Opfer gerettet sehen.

Auch siegten die Stimmen dieser Mehrheit in den Berathungen der Tagsatzung. Die aristokratischen Städte riefen das Schweizergefühl ihrer

demokratiſchen Brüder an, und dieſe nährten mit ihnen gleichen Groll gegen Frankreichs Entwürfe. Um über die Schwäche und Trennung der helvetiſchen Staaten einen alles verbergenden Mantel zu werfen, drangen die Ariſtokratien auf feierliche, allgemeine Bundesbeſchwörung. „Wollen wir den Augen der Welt die Eintracht der Schweizer zeigen,“ — ſprachen aber die demokratiſchen Orte: „ſo ſei es durch des ſchreienden Volks Beruhigung und Zufriedenſtellung!“

Doch leiſteten alle Kantone und mitverbündeten Orte den Bundesſchwur am 25. Hänner zu Aarau. Aber im Kreiſe der Eidsgenoſſen war ſchon jetzt der Stuhl von Baſel leer, und ein weſentlicher Ring mangelte in der Bundeskette. Baſel hatte ſchon am 21. Jänner ſeine Verfaſſung verändert.

Dies iſt der erſte und letzte Bundesſchwur der geſammten eidsgenöſſiſchen Staaten geweſen. — Viele Zuſchauer weinten Thränen der Freude wegen vermeinter Rettung; viele, gerechtere von bangen Ahnungen der Zukunft erpreßt. *)

Und ſchon am Abend deſſelben Tages liefen Nachrichten ein, daß der Aufruhr längs den Ufern

*) An eben diesem Tage ereignete ſich das Unglück bei Thierrens, welches den Einmarſch fränkiſcher Truppen in die Schweiz entſchied.

des Lemaner Sees in hellen Flammen lodere; Landvögte seyen entflohen, oder verhaftet; Berns Wappen zerschmettert; Bäume der Freiheit aufgepflanzt und das Geschütz von Chillon gen Vivis geführt, zum Kampf des Leman gegen Berns Hoheit.

Diese Botschaft zerstreute wie ein Donnerschlag die Tagsatzung. — General Menard war mit fränkischen Fahnen in die Waat eingezogen. *) Bern forderte die Kantone zum bundesmäßigen Zuzug auf.

Am ersten Tag des Hornung versammelte sich das Volk von Schwyz zur Landsgemeinde. Es vernahm nicht ohne Staunen und Unwillen die Ereignisse. Es beschloß mit Freimüthigkeit: „Wiewohl der Bundesfall eigentlich noch nicht eingetreten sei, wollen wir dennoch unsern lieben Brüdern von Bern, wie ehemals unsere Väter bei Laupen, thätige Hilfe leisten. Zwei Bataillons, jedes sechshundert Mann, sollen zum Aufbruch bereit sein. Das erste wird abgehen, sobald die Truppen der Vororte ausrücken; das zweite folgt, wenn Unterwalden und Zug ihre Schaar senden." **)

Das Volk von Schwyz aber vernahm, daß, wie am Leman, auch im Zürich-Gebiet und in

*) 25. Jänner.

**) Siehe Landsgemeinde vom 1 Hornung.

den meiſten ariſtokratiſch regierten Ländern Span zwiſchen Volk und Regierung und Trachten nach Freiheit ſei. — Darum ward von den Männern der Landsgemeinde verordnet: „Es ſollen vier Kriegsräthe *) unſern Truppen voran gehen, und auf alle Weiſe den Hader zwiſchen Volk und Regierung zu mildern ſuchen, und ſie ſollen beſonders die Stimmung des Volks von Bern erkundigen, und, wenn ſie dasſelbe einig und entſchloſſen ſehen, jeden anrückenden Feind abzutreiben, ſich aller Orten im deutſchen Gebiet der Stadt Bern gebrauchen zu laſſen. Im Fall ſie aber das Gegentheil wahrnehmen, oder gar die bisherigen Bünde aufgelöst werden, dann ſollen ſie mit unſerm Volk nach Hauſe zurückkehren."

Alſo wollten die Schwyzer keineswegs den Bernern ihre Waffen im entſcheidenden Augenblick zur Unterdrückung des Landmanns leihen. Ahnung vom Untergang berniſcher Hoheit umſchwebte die Landsgemeinde; ängſtlich-treu am Wort des Bundes klebend, nur für eigene Sicherheit wachſam, vergaß ſie, daß, mit dem Einſturz des eidgenöſſiſchen Vorwalls gegen Frankreich, die übrige Schweiz ſchirmloſer da ſtand, als jemals.

*) Dazu wurden ernannt: Altlandammann Schorno, Altlandvogt Xaver Weber, Major Jakob Iwyer, und Geſandter Martin Anton Schneller.

Schwyz verkündete inzwischen die gefaßten Beschlüsse seinen ersten Bundesbrüdern, denen vom gesammten Unterwalden und von Uri, und forderte sie zur drei-örtischen Zusammenkunft in Brunnen am See auf, Raths zu pflegen über die gen Bern zu sendenden Hilfsvölker, und des „eigenen" Vaterlands Gefahr in diesen Tagen.

Da kamen die drei Orte auf Brunnen am See zusammen. *) Unterwalden regte zwar vielerlei Bedenklichkeiten an, wegen des Zuges auf Bern, sintemal der Bundesfall noch nicht vorhanden sei; vereinte sich aber endlich mit Schwyz, die Hilfe zu senden. Und ward, „da sich noch keine so nahe Gefahr zeigte," beschlossen: „es sollen sich beim ersten Ruf des Vorortes Uri sämmtliche Abgeordnete schleunig wieder versammeln." **).

Desselben Tags hatte Bern, nun seinen deutschredenden Unterthanen nicht mehr ganz vertrauend, feierlich verkündet, daß binnen Monatsfrist ein Ausschuß von rechtschaffenen Staatsbürgern gebildet werden soll, diejenigen Veränderungen in der Staatsverfassung vorzunehmen, „die das Wohl

*) Am 7. Hornung.

**) Siehe Abschied der drei-örtischen Konferenz, in Brunnen, vom 7. Hebruar.

des Vaterlandes erfordert und dem Geiste der Zeiten angemessen sind.“ Die Verbesserung der Landesordnung soll „ohne einige fremde Einmischung“ vorgenommen, „binnen einem Jahre“ vollendet sein.

Dies große Hingeben aller oberherrlichen Rechte kam zu spät, es stürzte nicht die Scheidewand des Mißtrauens, welche Unterthanen und Obrigkeit trennte. Oft löscht kein Wolkenbruch die Flamme, die ein Wassertropfen im rechten Augenblick vernichtet haben würde.

Berns neue, nun einstweilige Regierung, an deren Spitze aber noch immer Schultheiß und kleiner Rath standen, suchte unter also veränderter Gestalt durch abermalige Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten Frankreichs den Frieden. Sie sandte an Mengaud nach Basel *). Der fränkische Geschäftsträger aber erklärte: „es sei seiner Regierung daran gelegen, daß in einem Lande, welches von Frankreichs und Cisalpiniens Grenzen zur größern Hälfte umschlossen sei, die öffentliche Gewalt nicht bei einer Regierung stehe, deren Glieder den Ränken Englands zugänglich wären. Das Direktorium wünsche, daß dieses

*) Die Abgeordneten waren: Oberlieutenant Tillier, Major Bay, Doktor Rengger, Hauptmann Gugger, sämmtlich Glieder der provisorischen Regierung.

Land eine Verfaſſung erhalte, die mit Frankreichs Verfaſſung auf einerlei Grundſätzen ruhe. Die Umſtände erforderten es, daß dieſe Veränderung bald und auf eine Art geſchehe, bei der ſie nicht mehr rückgängig werde. England fürchte die Landung, die gegenwärtig im Werk ſei; die Zeit der franzöſiſchen Urverſammlungen rücke heran, wo England Alles verſuchen werde, Unruhen im Innern Frankreichs anzuzetteln, und an deſſen öſtlicher Grenze eine zweite Vendee zu bereiten." *)

Mengaud entfaltete wenige Tage darauf in einer Note an den Stand Bern **) die Entſchlüſſe ſeiner Regierung noch beſtimmter. „Will Bern beweiſen", ſchrieb er, „daß es wirklich eine Ordnung der Dinge, auf der Freiheit und Gleichheit Grundſätzen gebaut, verlange: ſo iſt es dringend, daß die alte Obrigkeit ihre Entlaſſung gebe, daß der geheime und der Kriegsrath aufgelöſet werden. — Bis zur Bildung einer neuen Verfaſſung, werde eine einſtweilige Regierung gewählt, nach demokratiſchen Grundſätzen, mit Aus-

*) Siehe Relation der Abgeordneten, vom 12. Hornung 1793, an Schultheiß, kleine und große Räthe und Ausgeſchoſſene der deutſchen Städte und Landſchaften des eidgenöſſiſchen Standes Bern.

**) Datirt Baſel den 25. Pluviose Jahr 6.

schluß aller alten Regimentsglieder, welche durch Anhänglichkeit an die oligarchische Ordnung bekannt sind; — die Preßfreiheit werde sogleich hergestellt; — alle wegen politischer Meinungen, oder wegen ihrer Weigerung, nicht gegen Frankreich ins Feld zu ziehen, verfolgte Schweizer oder andere, müssen entschädigt werden; ausser diesen Entschädigungen muß man den Bürgern von Aarau, wegen der von den Bernern erlittenen Beleidigungen, eine angemessene Genugthuung leisten. — Durch diese freimüthige Darlegung ihrer Wünsche bezeuge die französische Regierung hinreichend, wie sehr entfernt sie von aller Feindseligkeit, und von jedem anmaßenden Vorhaben sei."

Zwar fragten die an Mengaud Abgeordneten: „Wird Frankreich, im Fall unser Stand sich jenen Bedingungen unterwirft, sein Kriegsvolk sogleich von den Grenzen zurückziehen?" *) Doch Mengaud erwiederte zweifinnig: „Eure Antwort auf jene Vorschläge wird bestimmen, was ich zu thun habe." **)

Aehnlich dieser war die Unterredung, welche

*) Note der Abgeordneten an Mengaud. Basel, 19. Hornung, Abends nach 7 Uhr.

**) Mengauds Antwortschreiben. Basel, 25. Pluviose Jahr 6.

durch den Berner Hauptmann Herrenschwand mit dem General Brune zu gleicher Zeit gepflogen ward. „Das einzige Verlangen des Direktoriums iſt,“ ſprach dieſer, „an den Grenzen der fränkiſchen Republik keine Regierung zu haben, welche der unſrigen abgeneigt, ſondern ihr, durch Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit, Freundin ſei.“ *)

Da bot Bern der andern Kantone Hilfe verzweiflungsvoll auf, um durch Furchtbarkeit den Preis des Friedens zu vermindern **). Aber von mancherlei Umſtänden gebunden, zögerten die Eidsgenoſſen. Nur Zürich ſandte ein Bataillon, auch Schwyz, den erſten Zuzug an Mannſchaft, geführet vom Landeshauptmann Aloys Reding ***).

4.

Bald aber wurde Schwyz ſelbſt in häuslichen Zwiſt verwickelt. Es ſchien vergeſſen zu haben, als ſein ſtiller Tadel gegen Bern traf, daß es ebenfalls, gleich andern Schweizerſtaaten, Angehörige, oder Unterthanen habe, welche

*) Herrenſchwands Bericht an Schultheiß, kleine und große Räthe. Vom 11. Hornung 1798.

**) Bern, 7. Hornung.

***) 11. Februar.

nach dem Genuß voller Freiheit gelüsteten. Nicht nur herrschte es gemeinsam mit allen Kantonen (ausser Appenzell) über die vier italienischen Landvogteien, Locarno, Val-Maggia, Lugano und Mendrisio; — gemeinsam mit den acht alten Kantonen über das Thurgau, Sargans, das Rheinthal und die obern freien Aemter; — mit Uri und Unterwalden über die Vogteien Bellinzona, Riviera und das Polenzerthal; — mit Glarus über Gaster und Uznach, — sondern es übte Oberherrlichkeitsrechte, unverbunden mit andern Eidsgenossen, über den Flecken Küßnacht am Waldstättersee, und über das Thalgelände der Waldstatt Einsiedeln, über die Höfe am Zürichsee und die March.

Obgleich diese letztern Landschaften, Unmittelbar-Angehörige genannt, große Vorrechte genossen, fühlten sie dennoch ihre Abhängigkeit. Bei der allgemeinen Gährung glaubten auch sie den Augenblick benutzen zu können, mit den übrigen in gleiche Familienrechte einzutreten. Zuerst und am lautesten äusserte sich darum gegen Schwyz die March.

Dies ist das schöne Geländ, welches sich von dem Rederten und dem Fläschenspitz, den Nachbarbergen des hohen Pragel, auf beiden Seiten des wilden Aa-Flusses anfangs in ein enges, rauhes Thal (das Weggithal) zusammengepreßt,

nachher am südlichen Ufer des Zürichsees lachend ausbreitet. Seine Matten und Wiesen ruhen im Schatten nützlicher Fruchtbäume. Ueppige Waldungen bekleiden die Gebirgshalden.

Das Volk dieser Gegenden wählte bisher seinen eigenen Landammann, und bestellte seinen besondern Rath von fünfundvierzig Männern, der zu Lachen am Zürichsee Versammlungen hielt, und in bürgerlichen Händeln richtete. Von ihm ging die Appellation an den Landrath von Schwyz. Ein eigenes Gericht von neun Männern sprach in Zwisten über Erbe, Ehr und Gut; auch von ihm konnte auf Schwyz appellirt werden. Bei großen Verbrechen entschied aber Schwyz zuvor, ob Blutgericht statt haben solle. Wann der Oberherr es genehmigte, wurde, unter dem Vorsitz des Landesseckelmeisters von Schwyz, das Blutgericht gehalten, zusammengesetzt aus dem Landammann und allen Rathsgliedern der March, von welchen jeder noch einen redlichen Mann ab der Landschaft dazu ziehen mußte. — Wie in Schwyz pflegte auch hier das Volk unmittelbar seines Hoheitsrechtes in versammelter Landsgemeinde. Alljährlich ward sie gehalten am ersten Sonntag des Mai's bei Lachen auf der Allmende, unter einer großen Linde. Zwei Landräthe und der Seckelmeister von Schwyz mußten dabei gegenwärtig sein.

So hatten die Bewohner der March in milder

Abhängigkeit von Schwyz seit beinahe vier Jahrhunderten gewohnt *), als auch sie, vom Geiste der Neuerung ergriffen, mehr wollten. Weit umher, an beiden Ufern des Sees, tönte schon lange unter dem Landvolk der Ruf um Freiheit, gegen die gebietende Stadt Zürich.

Als Schwyz nun, gemäß altem Herkommen und Gesetz, von der March Kriegsvolk forderte, zum Zuge auf Bern, fragte der Landmann: „Warum? wohin? und gegen wen sollen wir ins Feld ziehen? Soll's gelten gegen die Unterthanen von Bern? Wir wollen ihnen die Ketten nicht schmieden helfen!“ — — Es sammelte sich straks zu Lachen, dem Hauptorte der March, ein Land- und Kriegsrath, welcher das Geschäft der Landsgemeinde vortrug. Das Volk, von rüstigen Führern geleitet, erhob sich und rief: „Sollen wir für Vaterland und Freiheit ausziehen, wenn wir selbst ohne Freiheit sind?“ Und es sandte an Schwyz ein Mahnungsschreiben um Freiheit, folgenden Inhalts: „Wir haben nach ächter Erdaurung des Menschenrechts u. s. w. gutbefunden, weil

*) Schwyz hatte die untere March in dem mit Oesterreich geschlossenen fünfzigjährigen Frieden im J. 1412, und die obere March im J. 1427 von Friedrich, letztem Grafen von Toggenburg, empfangen.

1) „Die Hoheit selbst“ (nämlich Schwyz) „andern löblichen Ständen die Befriedigung gegen Untergebene mit wahrer Vaterlandsliebe nachdrucksamst angerathen, und wirklich solche von aristokratischen Ständen mit Ertheilung voller Freiheit vollzogen worden;“

2) „Weil der löbliche Stand Schwyz die Landschaft March ohne Kosten und Blutvergiessen an sich gebracht;“

3) „Die Landleut in der March mit Verlust ihres Lebens gleich den Landleuten von Schwyz namhafte Eroberungen gemacht, von welchen das Land zu Schwyz die erzielichen Früchte bis dahin genossen und den Landleuten in der March nichts zukommen lassen, und weil“.

4) „Die Landleut in der March um Erleichterung ihrer immer mehr auferlegten Beschwerden und Verschmälerung der Rechte unterm 18. April 1792 vom hochweisen gesessenen Landrath zu Schwyz in aller Unterthänigkeit gebeten, und statt Milde zu erhalten, mit einem höchst mißbeliebigen Instrument, dessen Beschluß lautet: „mit und ohne Ursach mindern, mehren, oder des gänzlichen aufheben zu mögen,“ sind abgewiesen worden:“

„Daß also billig und gerecht seie, daß die Landschaft March eine vollständige Freiheit und gänzliche Entlassung

des hohen Standes Schwyz, ihre Regierung für Land und Leut jetzt und zu allen künftigen Zeiten von Dato an begehren und verlangen könne und solle. Hingegen stehet man in Bereitschaft, für Freiheit, Vaterland und heilige Religion ins Feld zu ziehen, zu streiten und zu kämpfen" *).

Diese Sprache erweckte beim Volk von Schwyz Unwillen und große Bestürzung. Es war nicht die Zeit, wo der Oberherr sein Recht mit dem gezückten Schwerte beweisen konnte. Glimpflichere Wege konnten versucht werden, verhießen aber geringen Trost. Darum streute der Landrath von Schwyz eine Druckschrift **) aus, ungewissen Erfolgs und folgenden Geistes:

„Von jeher, ihr wisset es, Liebe und Getreue, war es unsere erste Sorge, eure Wohlfahrt mit der unserigen zu verbinden; — unzählige Jahre haben wir, und ihr mit uns, die Früchte

*) Diese Urkunde ist abgefaßt auf dem Rathhause zu Lachen den 10. Februar 1798, von der Land- und Kriegs-Kommission, nachher in der versammelten Landsgemeinde einhellig angenommen und bestätigt auf der Allmende bei Lachen den 11. Februar 1798 von Landammann, Räthen und gemeinen Landleuten in der March.

**) Schwyz. Proklamation, 13. Februar.

dieſer Sorge genoſſen; während alle Drangſale des Kriegs benachbarte Länder überſchwemmten, ward durch unermüdete Anſtrengung Ruhe und Frieden in unſerm Innern erhalten.“

„Als aber endlich der Zeitpunkt gekommen, wo Gefahr von auſſen und von innen auch unſer glückliches Vaterland bedroht, und lebhafter, als jemahls, die Ueberzeugung aufwacht, daß nur ein getreues Zuſammenwirken aller Kräfte vor den drohenden Gefahren uns retten könne, da wurden wir von Dank und Rührung für diejenigen unſerer Angehörigen durchdrungen, die in dieſem Augenblicke der Noth und beinahe allgemeiner Verführung Treu und Anhänglichkeit gegen ihre Obrigkeit und ihr Vaterland auf eine Art bewieſen, die ein rührendes Beiſpiel für Andere ſein ſollte. Auch jene unſerer Angehörigen, und ihre Wünſche, welche von den Begebenheiten des Zeitalters mögen erzeugt worden ſein, ſollen und werden ein Gegenſtand unſerer liebevollen Vaterſorgen ſein, und wir werden uns unverzüglich und angelegen beſchäftigen, die Treue und Angelegenheit der einen zu belohnen, die beſcheidenen und mit ihren Pflichten immer verbundenen Wünſche der andern durch jede Entſprechung zu befriedigen, die mit der Wohlfahrt des Ganzen ſich immer vereinbaren läßt. Wir werden alle unſere Bemühungen dahin rich-

ten, ihren Wohlstand zu vermehren, und uns mit ihnen durch noch engere Bande zu verbinden."

Der Schluß des Aufrufs droht warnend alle Stifter des Aufstands und der Zwietracht mit strenger Strafe, „und damit diese unsere landesväterlichen Gesinnungen zu männiglicher Wissenschaft gelangen, sollen sie in unsern getreuen Landschaften Einsiedeln, Küßnacht, und den beiden Höfen Pfäffikon und Wollrau öffentlich von den Kanzeln verlesen und an den gewohnten Orten öffentlich angeschlagen werden."

Umsonst ergingen an die March Glimpf und Ernst und die geheimen Winke, aus welchen Hoffnung floß. Die Zeiten hatten geändert, und dem, was noch vor wenigen Wochen Gnade geheißen, heute schon Ansehn der Schuldigkeit verliehen. Den Drohern fehlte jetzt die Furchtbarkeit, den Verheißern das Zutrauen.

Der Landrath von Schwyz ließ es nicht bei jenen ersten Aeusserungen. Er schrieb den Vorstehern der March noch folgende Worte: „So wahr es ist, daß Schwyz gegen andere Stände Alles gethan, um zwischen Obrigkeiten und Volk Vereinigung zu bewirken; so wahr es ist, daß beinahe alle aristokratischen Stände ihre Verfassung in eine demokratische umgeändert: eben so gewiß sind die Marchbewohner das erste Volk, das sich selbst durch empörende Schritte frei und unab-

hängig erklärt, und von seinem natürlichen Landesherrn gewaltsam losreissen möchte, und zwar gerade in dem Zeitpunkt, wo selbiger beschäftigt war, mit seinen Angehörigen sich ebenfalls noch enger zu vereinigen." *) Auch forderte der Landrath die Führer der March unter Verantwortlichkeit auf, diesen Brief nebst einem eingebogenen, gedruckten „landesväterlichen Zuruf an das irregeführte Volk in unserer Landschaft March" **) den gemeinen Landleuten kund zu machen.

Dieser Zuruf bewies, wie schwer es auch Demokratien war, auf ihr Herrenrecht über eroberte oder erkaufte Unterthanenlande Verzicht zu thun und ihnen die Freiheit zu gestatten, die sie selbst genossen. ***).

„So empörend", lautete es im landesväterlichen Zuruf, „die Auftritte sind, die bei Euch vorgingen, — so kann dies alles unsere Empfindungen der Liebe, der Anhänglich-

*) Schreiben von Schwyz, 16 Februar.

**) Proklamation. Schwyz, 16. Februar.

***) Die oberherrlichen Landsgemeinden der freien Hirtenländer waren in der That Aristokratien gegen die ihnen unterworfenen Gebiete; so wie unmaßgebt die Bürgerschaften in den aristokratischen Hauptstädten in sich selbst mehr oder minder wie wahre Demokratien standen.

keit und des Mitleidens gegen den biedern Marchbewohner nicht erſticken."

„Ja, redlicher, biederer Landmann, öffne ſie doch, deine Augen, um das Netz zu ſehen, das dir von ſchlauen Händen gelegt wird; bedenke doch ſelber mit deinem geſunden Menſchenverſtande, ob ſie werden in Erfüllung gebracht werden können, die eiteln Träumereien von einer völligen Unabhängigkeit, die dir jetzt in einer Art von Berauſchung vorgeſpiegelt werden. Wenn du kaltblütig und unbefangen nachdenkeſt, wirſt du wohl glauben können, daß dein kleines Land zu einer ſelbſtſtändigen Republik werde gemacht werden können? Wirſt du glauben können, daß dieſe Republik von den übrigen Ständen der Eidsgenoſſenſchaft, die ſich alle in ihrem ganzen Weſen zu behaupten und in Abſicht auf ihre Größe unverändert zu bleiben gedenken, werde anerkannt werden? Doch, wir wollen zugeben, daß mitten in unſerer großen Staatsveränderung ſo eine beſondere, neue Republik entſtehen und beſtehen könnte, würde wohl das gute Landvolk Vieles dadurch gewinnen? Würde es nicht zu weit größern Abgaben angehalten werden, um die Koſten der neuen Einrichtung und die nachherigen Bedürfniſſe nach dem Plan ihrer Führer zu beſtreiten? Würde es glücklich unter der Regierung einiger Ehrgeizigen ſein, die es um

ſo minder ſchonen würden, als der Landmann dann gegen dieſen Druck weder Schutz noch Hilfe mehr finden könnte? Iſt's möglich, könnet ihr ein ungewiſſes Schickſal der Vereinigung mit euern Landesherren vorziehen?"

„Allein auch das iſt nicht der Punkt, wohin man euch führen will. — Er, der redliche, ſtille Landmann kann es nicht wiſſen. Nur einige Rädelsführer wiſſen es, was für ungeheure Pläne wirklich gemacht worden ſind, unſerm geſammtem Vaterland eine Geſtalt zu geben, mit der ſich weder die Religion unſerer Väter, noch der bisher genoſſene Ruheſtand vertragen könnte. Einer dieſer Pläne liegt wirklich in unſern Händen. Schon iſt in demſelben die Landſchaft March in eines jener ſogenannten Departementer eingetheilt, in die unſere liebe Schweiz vertheilt werden ſollte. Vermuthlich hat man euch darum angegeben, euch von unſerm Stand zu trennen, damit ihr dann deſto ſchicklicher einem entlegenern Departement einverleibt werden könnet, ohne zu achten, ob es dann für euch ſchicklich oder glücklich ſein möchte."

„Eine der erſten Grundlagen der neuen Verfaſſung würde Freiheit der Religion, der Meinungen und aller Art heutiger Aufklärung ſein. Wie lange bei dieſen Grundſätzen die

Religion eurer frommen Väter beflecken würde, mag auch der Kurzsichtige einsehen, u. s. w."

So schlau nun auch der Zuruf alle bisherige Interessen des Volks jener Gegenden anregen mochte, blieb er doch ohne Frucht. Schwyz selbst, von der Fluth der Umstände bald hinweggerissen, gab zuletzt den Gedanken auf, die March ferner zu beherrschen; wünschte zuletzt nur, daß sie sich mit Schwyz, in voller Rechtsgleichheit mit den Bewohnern dieses Kantons, vereinigen und seinen Umfang nicht schwächen möchte.

Bescheidenere Ansprüche wagten die Einwohner von Wesen am Wallenstatterse, und von Uznach am Ufer des Zürichsees.

Wesen im Gasterland, seit dem Jahre 1438 den Ständen Schwyz und Glarus unterthan, da es vom Graf von Toggenburg an diese verpfändet und nie eingelöset ward, heischte nur Abnahme der allfälligen Beschwerden.*) Und Uznach, seit 1469 an dieselben zwei Kantone verkauft, bat nur um das Recht eigener Regierung, unterm Schirm von Schwyz und Glarus, gegen alljährlich diesen zu entrichtenden Tribut.**)

Aber die Ereignisse dieser Tage trafen so schnell und erschütternd auf einander, daß kein Ruhe-

*) Schreiben. Wesen, den 13 Februar.

**) Schreiben. Uznach, den 15. Februar.

punkt zu friedlichen Vergleichen und Unterhandlungen gefunden ward. — Die Unterthanenschaften in Helvetien erwachten überall und traten, mehr oder minder schüchtern, vom Geiſt der Freiheit geleitet, in die Bahn der allgemeinen Verwandlung. So thaten nun auch die Landschaften, welche jenſeits des Gotthardsgebirgs, an den Ufern des Teſſins, bisher den Eidsgenoſſen gehorcht hatten.

5.

Als unter Bonaparte's Siegen in Italien die Lombardei zum Freiſtaat Cisalpinien geworden, hatten die Eidsgenoſſen zwei Männer gen Lugano geordnet, gutes Vernehmen mit der neuen Nachbar-Republik und den fränkiſchen Heeren zu unterhalten, die damals über Welſchland herrſchten. Felix Stockmann von Obwalden und Bumann von Freiburg hieſen die Abgeordneten. Zwar empfingen ſie anfangs Bezeugungen der Achtung und Freundſchaft vom cisalpiniſchen Direktorium in Mailand *), aber bald veränderte ſich der Ton.

Die cisalpiniſche Regierung, kaum des eigenen

*) Relation vom 7. Hornar.

Daseins sicher, entwickelte schnell eine Denkweise, wie der warme italienische Himmel und der romantische Umschwung der Dinge erwarten ließ. Geneigter zu glänzen, die Nachbarn zu verwirren und den Staatskörper der jungen Republik durch Eroberungen zu bereichern, als seiner durch weise Leitung zu pflegen, spann sie in den welschen Vogteien der Schweiz Parteiungen an. Gery hätte sie das Volk vermocht, sich beim Umsturz der Eidsgenossenschaft an Cisalpinien zu schliessen, wie Bündens Valtelin es gethan. Die Beschaffenheit des Landes, durch die höchsten Gebirgsketten von der übrigen Schweiz abgeschieden, die Armuth der Thäler, welche sich überall nur gegen das fruchtbare Italien öffnen, von woher sie ihr Korn beziehen, die Sprache Italiens, welche einzig hier geführt wird — Alles redete zu Gunsten der Wünsche des cisalpinischen Direktoriums.

Es verbreitete sich das Gerücht vom Anzug fränkischer Heerschaaren, die sich an den Grenzen der italischen Schweiz, von Como bis zum Lago Maggiore, ausdehnen würden; von der nahen Zeit, wo Freiheitsbäume auf den Plätzen von Lugano und Mendrisio gepflanzt werden müßten.*)

Schon entwickelte sich der Gährungsstoff. Basel selbst aber war es, welches auch dort die Re-

*) Relation der Deputirten, vom 11. Februar.

volution zuerſt hervorrief. Nachdem dieſer Stand die unveränderlichen Rechte der Menſchheit einmal feierlich anerkannt hatte, that er „auf alle jene Oberherrlichkeitsrechte vollkommen Verzicht, die er bis dahin auf die vier Vogteien ennet dem Gebirg antheilsweiſe beſeſſen.“ *)

Dieſer, das alte eidsgenöſſiſche Staatsweſen bis zur Zerſtörung erſchütternde Schlag wurde vom Vorort Zürich mit ſchwachem Arm aufgefangen. Die Regierung des Vorortes nämlich gebot den Repräſentanten zu Lugano: „Trachtet vor Allem, fremde Einmiſchung in dortige Angelegenheiten zu verhüten. Wendet euch, ſobald die Umſtände fordern, an Cisalpiniens Regierung und den Finanz-Adminiſtrator Haller, welcher der Eidsgenoſſenſchaft ſeine Gefälligkeitsbegierde auf die verbindlichſte Art zugeſichert hat. Da in dermaliger Lage keine Anwendung der Gewalt Platz findet, ſo richtet euch mit kraftvollen Vorſtellungen an die Regenten und Vorgeſetzten der Landſchaften, alle Geſetzloſigkeiten zu verwehren, mit Beifügung, daß von den regierenden Ständen allen billigen Wünſchen und Bitten dieſer Landſchaften werde entſprochen werden. Ihr habt euch in unerwarteten Vorfallen übrigens an die benachbarten Kan-

*) Baſel an Zürich. Der Beſchluß war zu Baſel am 12. Februar 1798 genommen.

tone Uri, Schwyz und Unterwalden um Rath und Unterſtützung zu melden." *)

Der Brief kam zu ſpät. Die Häupter der cisalpiniſchen Partei in den welſchen Vogteien hatten ununterbrochen durch Flugſchriften und Reden den Landmann für ihre Abſichten bearbeitet. Das Volk, voll Durſts nach Freiheit, aber eben ſo voll alten Nachbargrolls gegen die Mailänder, entſprach freilich ihren Wünſchen nicht ganz; beiweitem die Mehrheit des Landes ſehnte ſich, helvetiſch zu bleiben. Aber eben dieſer Widerſtand reizte nur die Thätigkeit der cisalpiniſchen Faktion. Junge Männer, mit glühender Einbildungskraft und rohen Talenten, geſpornt von Ehrgeiz und Freiheitsſchwärmerei, fanden an der Spitze derſelben. Die Schwäche ihrer Zahl erſetzte Verwegenheit. Die Lähmung der Eidsgenoſſen, und die Unordnungen an den Grenzen ſchwärmender Truppen Cisalpiniens und Frankreichs begünſtigten abentheuerliche Wagſtücke. Sie warben, nicht ohne geheimes Wiſſen der mailändiſchen Regierung, müßiges Volk aus dem Bergamaſciſchen und Breſcianiſchen, bekleideten und bewaffneten es, und wollten mit dieſem ertrotzen, was Beredſamkeit nicht vermochte. **)

*) Zürich, 15. Jenner.

**) Der Schreiber dieſer Geſchichte, welcher in dem Jahre 1509 die italieniſche Schweiz verwaltete, hatte

Bald kamen von allen Seiten Nachrichten vom Anrücken italienischer Schaaren. Aus Lugano flog ein Eilbote nach Mailand, Gewaltthaten zu verhindern. Dies geschah am 14. Februar.

Am folgenden Morgen, in der Frühe um fünf Uhr, stiegen zweihundert und vierzig fremde Soldaten, über den schönen Lugano-See hergeschifft, ans Land bei Lugano, Freiheit und Vereinigung mit der cisalpinischen Republik zu bringen. Luganesische Jünglinge führten den Kriegshaufen, welcher nur Vortrab einer größern Schaar hieß. Sogleich rollte die Trommel den Generalmarsch; die helvetisch-gesinnten Volksführer rüsteten Widerstand; Freiwillige liefen zur Gegenwehr herbei, und die Cisalpinischen fingen an, auf diese zu feuern. — Ein Sekretär, an den feindlichen Befehlshaber zur Vermeidung des Blutvergiessens gesandt, wurde unter der Thür des Hauses von fünfzehn Cisalpinern angefallen und fortgerissen. Andere drangen in das Gemach der eidsgenössischen Repräsentanten, bewachten sie als Gefangene, inzwischen unter ihren Fenstern das Gefecht hitzig

---

nicht nur Gelegenheit, die Häupter der verschiedenen Faktionen kennen zu lernen, sondern auch sich von der Theilnahme des cisalpinischen Direktoriums an jenen Ereignissen bis zur moralischen Gewißheit zu überzeugen.

fortgesetzt wurde. Es dauerte eine Stunde. Die Cisalpinischen wichen in ihre Kähne. Die Bewacher der Repräsentanten wurden gefangen, und den Feinden ausserdem noch vier Fahnen und dreißig Flinten genommen. Die Verwundeten sandte man ins Spital zur Pflege; die Gefangenen nach Porlezza. Nur einer von den helvetisch-gesinnten Freiwilligen *) war bei dem Handgemenge erschossen. Ein neuer Eilbote ging mit Anzeige dieser Ereignisse gen Mailand. In Lugano ward ländliche Besatzung gelegt.

Die Ruhe schien hergestellt, obgleich der Knoten des Räthsels erst geschürzt, noch nicht gelöst war. Die Stellvertreter der Eidsgenossenschaft waren offenbar Fremdlinge in allem, was geschah. Unvertraut mit dem Herzen des Volks, ohne Kraft, sich furchtbar, ohne Vollmacht, sich gefällig zu machen, standen sie in Unentschlossenheit, und erwarteten Alles, ohne Mittel, es zu verhüten.

Desselben Tages, um die Dämmerungsstunde, strömte von neuem ungeheure Menge Volks zusammen; denn die Cisalpinischen oder, wie sie sich nannten, Patrioten rasteten nicht, ihr Werk zu vollführen. Bald umringten zwei- bis dreitausend Mann, ihrer viele bewaffnet, mit wildem Geschrei das Quartier der Repräsentanten. Nach

*) Namens Taglioretti.

einigem Getümmel löſete ſich aus der verworrenen, umherwogenden Maſſe eine Abordnung, welche, den Advokaten Pellegrini an der Spitze, in das Zimmer der Repräſentanten trat. „Wir fordern,“ ſprach Pellegrini, „wir fordern unſere heiligen Rechte zurück, wir fordern die Freiheit der Schweizer! Endlich, nach hundertjähriger Unterthanenſchaft, ſind wir, uns ſelbſt zu regieren, wohl reif!“

Als die Repräſentanten den Mangel ihrer Vollmachten zu einer genügenden Antwort vorſchirmten, erhob ſich weit umher wildes Getümmel. Man verlangte von ihnen trotzig die ſchriftliche Freiheitserklärung des Landes. Ohne Geiſtesgegenwart, ohne den Muth der Ehre, ohne das Machtgefühl der Pflicht, fügten ſich die Stellvertreter der Eidsgenoſſenſchaft zaghaft und betäubt dem Gebot, und ſtellten folgende Urkunde ihrer Verlegenheit aus:

„Da ſich heute Abends eine große Menge von Lawis (Lugano) zu uns verfügt, und die ſchweizeriſche Freiheit verlangt hat, um bei dieſen kritiſchen Zeitumſtänden bei dem Volk größern Eifer zu erwecken, das Land zu beſchützen, — — ſo haben wir ihnen geſagt, daß dies nicht in unſerer Gewalt ſei, mithin es auch nicht zugeben können. — Da ſie aber ſolches nachdrucksamſt begehr-

ken, antworteten wir, daß wir es auch nicht verwerfen können."

Lawis, den 15. Februar 1798.

„Im Namen und auf Befehl der
Schweizer-Repräsentanten,
Imfeld, Sekr."

Kaum war dies Werk der bittern Noth gemacht, als abermals das Gerücht erscholl, dreihundert Cisalpinische seien in Porto *) eingerückt, wohin auch von Varese ein Wagen mit Gewehren abgegangen.

Der Nachricht folgten unmittelbar zwei Offiziere, ein Franzose und ein Cisalpiner. Diese eilten zu den Repräsentanten, forderten sie auf, binnen zwei Stunden das Volk zu versammeln, auf daß es sich erkläre, „ob es mit der Schweiz, oder mit Cisalpinien vereint sein wolle?" — Dabei überreichten sie folgende Note:

„An die Herren Repräsentanten der schweizerischen Kantone. Den 22. Pluviose, Jahr 6 der Republik.

„Die Freiheit, welche das Herz eines jeden Patrioten, der seine Menschenwürde fühlt, wie

*) Ein Dorf an der südlichen Spitze des luganersee, cisalpinischen Gebiets.

ein Blitzstrahl entzündet, iſt auch in eure Kantone eingedrungen. Eure Brüder inner den Alpen haben im Angeſicht der ganzen Welt die Demokratie ausgerufen, für die eure Ahnen des Blutes ſo viel vergoſſen. Dies heilige Feuer hat auch die Seelen der Patrioten diesſeits der Alpen entflammt; ſie ſind entſchloſſen, entweder frei zu leben, oder zu ſterben. Im Namen Aller, die nun bereit ſind, für die Demokratie ihr Blut zu verſprihen, werdet ihr aufgefordert, alle jene Rechte auf der Stelle abzulegen, die ihr auf dieſe ſchweizeriſchen Landvogteien zu haben glaubet; die Schaaren eurer Freiwilligen hier zu entwaffnen *), und jenem Volke gänzliche Freiheit zu ertheilen, welches euch Brüderſchaft und Freundſchaft anbeut. Nach dem Empfang dieſer Schrift entſchlieſſet euch binnen einer Stunde. Wenn ihr hartnäckig beharret, dieſes Volkes Oberherrlichkeit zu behaupten, dieſes Volkes, welches frei zu werden geſchworen: ſo klaget nicht, wenn ihr ſeines Grimmes Opfer werdet. Erſparet das Blut eurer Brüder! — Seyd ihr denn aber deſſen begierig: ſo werden die Bajonette der Republi-

*) Die Freiwilligen waren meiſtens von der Partei der Helvetiſch-Geſinnten, alſo entſchiedene Anti-Cisalpiner.

kaner ſich in dem Blute ihrer Feinde zu ſättigen wiſſen. —

Gruß und Freundſchaft, wenn ihr dieſe wollet.

Unterzeichnet: Steffano Riva,
Commandant.
Giov. Batt. Quadri,
Adjunkt.
Antonio Fontana,
Sekretär."

Bumann, unter den Drohungen der jungen Luganeſen, die dies Schreiben mit ihren Namen bezeichnet hatten, deutete auf ſeine Vollmacht und deren enge Schranken. Beſtürmt aber von allen Theilen, verſprach er mit dem Amtsgenoſſen in Berathung zu treten. Doch Stokmann hatte ſich ſchon in aller Haſt entfernt durch heimliche Flucht. Die Wildniß und Nacht des Monte Cenere *) ſchien ihm minder ſchreckenvoll, als das Toben des Volks. — Da verlangte Bümann Friſt bis zur Heimkunft eines nach Mailand an den Miniſter Teſti geſandten Eilboten. Sie ward ihm gewähret.

Als Stokmanns Entrinnen ruchbar geworden, empfing der zurückgebliebene Repräſentant zwölf Mann Wacht. Die Freiheitsbäume wurden ge-

*) Der monte cenere, oder Mont Kennel, iſt der Berg, welcher Lugano von Bellinzona trennt.

pflanzt, inzwischen sich eine einsweilige unabhängige Regierung gebildet hatte, die feierlich verkünden ließ, daß das Volk, unter Genehmigung der eidsgenössischen Stellvertreter, Freiheit und Gleichheit beschlossen habe, daß Vergessenheit erklärt werde über jedes Vergangene, um allgemeine Eintracht zu befördern.

Dies alles war die Geschichte eines einzigen Tages gewesen. *) Die helvetische und cisalpinische Partei lagen in offenem Kampf. Das Blut Tagliorettis schrie um Rache und heischte Blut. — Die Führer der helvetischen Partei, an Zahl und Einsicht überlegener, hätten vielleicht die Revolution noch nicht gemacht, wenn das Treiben der Cisalpinischen sie nicht unverhinderlich zu großen Gegenentschlüssen fortgerissen. Um den Zweck der Cisalpinischgesinnten zu vereiteln, mußte sie in die unvermeidliche Staatsumwälzung eingehen und das Spiel derselben zu Gunsten der Schweiz gestalten. Man pflanzte den Freiheitsbaum; aber der Triumph der Cisalpiner war nur halb; statt der lombardischen Kappe erhöhte das Volk den Hut Wilhelm Tells.

Der Eilbote kam folgenden Tages zurück von Mailand. Sobald er aus dem Schiffe trat, wurde er von der zusammenströmenden Menge umgeben,

*) Den 15. Hornung.

welche vor Einverleibung in Cisalpinien zitterte, und zum Repräsentanten begleitet. Bumann eröffnete vor dem Volke das Schreiben.

Der Minister des Auswärtigen an die helvetischen Herren Repräsentanten in Lugano. Mailand, 27. Pluviose, Jahr 6.

Meine Herren!

Das Vollziehungsdirektorium, dem ich heute eure bald nach einander empfangenen Briefe vom 14. und 15. Hornung mitgetheilt, war sehr über die unangenehmen Nachrichten befremdet.

Das Vollziehungsdirektorium läßt euch, meine Herren, durch mich versichern, daß ihm alles in Lugano Vorgefallene unbekannt war, und nicht die mindeste Wissenschaft von jener Zusammenrottung der Cisalpiner hatte, die sich erfrechten, durch einen ruchlosen Einfall das Land einer mit unserm Freistaat in freundschaftlichem Verhältniß stehenden Macht feindselig zu betreten, mit welcher das Direktorium das aufrichtige Wohlvernehmen ferner beizubehalten entschlossen ist.

Die cisalpinische Regierung wird, beim Ausbruch einiger Unruhen in den Grenzstaaten, sich mit Deckung der eigenen Grenzen, ohne Mischung in fremde Angelegenheiten, begnügen. Dies Be-

nehmen wird ſie beſtändig beobachten. Das in Lugano Vorgefallene beleidigt ihre Grundſätze ſo ſehr, daß das Direktorium mir aufträgt, Sie, meine Herren Repräſentanten, zu erſuchen, uns Namen und Beſchreibung jener Cisalpiner mitzutheilen, welche, ihren ſchändlichen Anfall zu beſchönigen, ſich frecher Weiſe auf einen Befehl der hieſigen Regierung berufen haben. Unterdeſſen wird das Direktorium unverzüglich an den Grenzen die zweckmäßigſten Anſtalten treffen, um allen Ernſtes zu verhindern, daß keine bewaffnete Macht die Grenzen der Republik überſchreite, und nöthige Kundſchaften über jenen Vorfall einzuziehen, damit die entdeckten Schuldigen beiſpielmäßig beſtraft werden.

Ich habe das Vergnügen, euch durch euern letzten Boten dieſe Antwort zu übermachen, die euch von den aufrichtigen Geſinnungen hieſiger Regierung gegen die eure überzeugen, und in Stand ſetzen wird, ſie euern hohen Kommittenten mitzutheilen.

Teſti.

Als dies Schreiben geleſen und abſchriftlich mitgetheilt war, glich der Freude des Volks nur deſſen Zorn gegen die cisalpiniſchen Urheber des ſtürmiſchen Tages. Das Geſchrei verlangte Auslieferung des franzöſiſchen Offiziers und des cisal-

pinischen, Namens Pelasio. Letzterer hatte an der Spitze des gestrigen Ueberfalls gestanden. Bumann, um diese Leute der Wuth des Volks zu entreissen, bedeutete den rasenden Haufen, daß Mißhandlung eines französischen Offiziers das Land in Krieg und Unglück verwickeln könne. Mühsam willigte das Volk ein, den Franzosen loszulassen. Er wurde von einer Wacht zum Schiff geführt. — Nun aber auch den Pelasio vom Tode zu retten, schlug der Eidsgenoß dessen einstweilige Verhaftung im Quartier der Repräsentanten vor.

Bumann fand es der Würde schweizerischer Nation unanständig, länger in einem Lande zu verweilen, in welchem das Recht der regierenden Stände zertreten, sein Ansehen verachtet war. Durch Gegenwart konnte er nur die Schmach der fallenden Eidsgenossenschaft vergrößern. Er reisete ab. Noch ehe er aber den Monte Cenere überstiegen hatte, war das ganze Land zwischen diesem und der Lombardei schon in hellem Aufstand.

Schon am 15. Hornung hatte das Volk von Mendrisio, nach dem Beispiel Lugano's, den helvetischen Freiheitsbaum erhöht, und am 20. unter freiem Himmel geschworen, schweizerisch zu bleiben, und die katholische Religion zu behaupten. Die höchste Gewalt war einem vorläufigen Regierungsausschuß anvertraut, welcher mit Cisalpinien und den kleinen Freistaaten unterhandeln

ſollte, die in den Gebirgen aus den ehemaligen Schweizerlandvogteien diesſeits des Gotthards zu entſtehen anfingen. Denn jede Landvogtei bildete nun eine eigene Republik. — Auch war es weder Neigung des Volks noch der Führer, unſelbſtſtändig nur als verſchwindende Theile in einem einzigen allgemeinen helvetiſchen Freiſtaat aufgelöst zu werden. Der Hang zum Föderalismus iſt den Völkerſchaften der Alpen gleichſam erblich mit ihren Gebirgen, von denen ſie unter einander getrennt ſind. Nur ſtolz auf ihre Heimath, verlangen ſie in andern Geländen weder Vaterlandsrecht noch Mitregierung, ſondern nur Bundesgenoſſenſchaft. Sie verlieren gleichſam ihr Selbſt in jedem größern Kreiſe, der nicht dem engen Kreiſe ihrer Vorſtellungen angemeſſen iſt. Die meiſten Völkerſchaften der Schweiz ergriffen daher gerade, da die Zerſtörung des alten Eidsgenoſſenweſens begann, dieſen Umſturz, als Mittel, unabhängig unter einander, ſich in noch kleinere ſelbherrliche Freiländchen zu theilen.

Auch in Mendriſio waren, wie in den andern welſchen Vogteien, die Gemüther getrennt zwiſchen Cisalpinien und Helvetien. Am 22. Hornung erſchienen vor dem Regierungsausſchuß drei junge Männer, Joh. Baptiſta Quadri (von Lugano), Feliciano Paſta (von Mendriſio), und Biondi (von Blenio), als Abgeordnete der

Patrioten (oder der cisalpinischen Partei), welche nach dem unglücklichen Angriff auf Lugano mit ihrer Mannschaft sich am Seeufer zu Campiglione *) niedergelassen hatten. Sie verlangten, daß Mendrisio an das cisalpinische Direktorium sende, Einverleibung in Bonaparte's neugeschaffene Republik zu erbitten. „Verbunden seid ihr schon mit derselben," sagten sie, „durch Sprache, Boden und Interesse. Getrennt seid ihr von Helvetien auf ewig durch die rauhen, fast unübersteiglichen Gebirge, auf ewig durch die kaum vernarbten Wunden, so euch von den schweizerischen Prokonsuln schändlicherweise geschlagen worden sind; auf ewig durch Interesse, Sitten, Gesetze, Religion und Zunge." — Ihren Vortrag theilten sie dem Ausschuß schriftlich mit. **) „Erinnert euch," hieß es am Schluß desselben: „daß ihr Brod empfanget von Cisalpinien, da ihr von Helvetien nichts zu erwarten habt, als — Steine!"

*) Es ist ein Dorf am östlichen Ufer des Luganersees, welches als Kastellisches Lehen zur Abtei St. Ambrosio in Mailand gehörte, aber unter Schirm der Eidsgenossenschaft stand, der es auch in Kriegszeiten Mannschaft stellen mußte.

**) Li deputati dei patriotti dei Balliaggi italiani al comitato politico del sovrano popolo di Mendrisio. (Im Archiv von Mendris.)

Der Ausſchuß erwiederte, daß nur das verſammelte Volk über dieſen Gegenſtand abſprechen könne, welches binnen drei Tagen geſchehen werde. Den Patrioten ahnte, daß ihre Hoffnungen hier, wie in Lugano, vereitelt werden würden. Sie eilten zurück zu ihren rüſtigen Waffenbrüdern, und erſchienen in wenigen Stunden wieder, unter fliegenden Fahnen und ſchlagender Trommel. Sie zogen auf den Platz, umringten den Freiheitsbaum. Einer der Ihrigen, Namens Carabelli, kletterte hinauf, hob den Schweizerhut hinweg, und ſetzte die lombardiſche Kappe hin. Der Schwarm der Cisalpiniſchen nahm den Hut, zertrat ihn mit Füßen, und warf ihn, nachdem Jeder daran ſeinen Muthwillen geübt, in den nahen Bach, während cisalpiniſche Kokarden und Mützen in Menge vertheilt und Proklamationen zur Vereinigung mit Mailand angeſchlagen wurden.

Aber am folgenden Tage tönte Sturmgeläute durchs Land. *) Die Gemeinden Stabio, Ligornetto und Geneſtre vereinten ſich bewaffnet, um die Beſchimpfungen der helvetiſchen Zeichen zu rächen, und die Lombarden zu verjagen. Sie zogen auf Mendriſio. Es kam zum Schlagen. Aber ein heimtückiſches Feuer, von Dächern und

*) 23. Hornung.

Fenstern auf sie gerichtet, zwang sie zum Rückzug mit Hinterlassung ihrer Verwundeten und Todten. Die cisalpinischen Banden, im Genuß des Triumphes, brandschatzten als Sieger das Land. Der Ausschuß, um die Gemeinden vor diesen gewaltthätigen Erpressungen zu schirmen, ohne Hilfe von Helvetien, in Furcht vor Cisalpinien und Frankreich, beauemte sich endlich, das Volk zur Vereinigung mit Mailand zu bewegen. Es eilten Abgeordnete nach Mailand, sowohl um die Vereinigung, als um Schutz gegen die Bedrückungen der sogenannten Patrioten zu erflehen.

Der Erfolg war die Sendung cisalpinischer Truppen nach Mendrisio. Aber ehe sie erschienen, waren die schweizerischgesinnten Luganeser-Schaaren gegen den Haufen der Cisalpinischen vorgerückt. Diese standen bei Biffone am Seeufer, anderthalbhundert stark. Die Luganesen dagegen kamen mit hundert Mann, um den Berg Caprians, ihnen im Rücken, während andere zu Schiffe, mit zwei Kanonierbarken, sie von der Stirnseite angriffen. Nach zweistündigem Kampfe wurden die Cisalpinischen geschlagen. Sie liessen bei 30 Gefangene und Verwundete, 5 kleine Kanonen, zwei Fahnen, allen Mund- und Kriegsvorrath zurück und flohen über Mendrisio zurück. Die Luganesen rückten in den Flecken ein, schafften den cisalpinischen Freiheitsbaum hinweg und

warfen einige der vornehmſten Faktionsmänner in die Gefängniſſe. In demſelben Augenblick *) trafen die mailändiſchen Truppen zu Mendriſio ein. Die Luganeſen zogen ſich in ihr Gebiet zurück, nach einer Unterredung mit dem lombardiſchen Kommandanten. Der ciſalpiniſche Baum ward neuerdings erhöht, **) und jeder der Eingekerkerten losgelaſſen.

Durch die Klagen der ſchweizeriſchgeſinnten Luganeſen bewogen, ſandte der Oberfeldherr Berthier einen ſeiner Generale ***) auf Lugano, die Stimmung des Volks zu erforſchen. Als Berthier nachmals durch den Oberfeldherrn Brüne in Italien erſetzt ward, wandte Lugano ſich auch an dieſen, ſchilderte ihm die Leiden der Gemeinden und den Schmerz derſelben, vom Herzen der helvetiſchen Republik, ihrer Mutter, losgeriſſen zu werden. Brüne befahl, die Gemeinden zu verſammeln, und über die Vereinigung mit Ciſalpinien oder Helvetien abzuſtimmen. Da war das Schickſal der welſchen Vogteien entſchieden. Mit einem Herzen und einem Ton rief Alles um Helvetien. Und die ciſalpiniſchen Truppen zogen aus dem Lande.

*) Abends, 4. März.
**) 6. März.
***) General Chevalier.

6.

Unterdessen hatte in der Heimath der Eidsgenossen selbst überall und binnen wenigen Tagen Verwirrung und Zwietracht überhand genommen. Schon hatte das Waatland den Entwurf der neuen helvetischen Staatsverfassung eingeführt *), schon hatten die Gemeinden in Toggenburg, in Thurgau, und die von Schafhausen, vom Rheinthal, in Werdenberg und Sargans ihre Stimmen in den allgemeinen Ruf um Freiheit und Unabhängigkeit gemischt; schon hatten die Regierungen von Luzern und Zürich, von Schafhausen und Bern und Solothurn, dem ungestümen Drange des Zeitgeistes gewichen, die Souverainetät des Volks anerkannt, und sich nur bis zur Anstellung neuer Regierung und Ordnung für einstweilige erklärt. Die Schrecken der großen Wiedergeburt Helvetiens traten herein. Das Alte stürzte zusammen, und vor den Trümmern der Eidsgenossenschaft erschien ein fränkisches Heer, mit Bern zu rechten.

Die Geschäftsführer der Waldkantone erkannten jetzt erst die Unvermeidlichkeit der großen Veränderung und der Freilassung aller Unterthanen. Stärke zu gewinnen, mußten sie die Untergebenen

*) Den 15. Februar.

in freie Mitbürger verwandeln, und auf den Altar öffentlicher Wohlfahrt das als Opfer legen, deſſen Verluſt ohnedem unabkäuflich war.

Es geſchah. Das Volk von Schwyz verſammelte ſich am 18. Februar, und hörte das Verlangen der „Unmittelbar-Angehörigen.“ *) Es bedurfte keiner Kunſt der Ueberredung; unter frohem Jubelgeſchrei erhoben viertauſend freie Landleute ihre Hand, dreitauſend Angehörigen gleiche Rechte zu ertheilen. **) Jeder war gerührt und glücklich. Auch dem bittenden Gaſter und Uznach wurde Hoffnung zu Theil. Ein Ausſchuß empfing den Auftrag, mit Glarus und jenen zwei Landſchaften über Freilaſſung und Auslöſung des alten Pfandbriefes zu unterhandeln. — Nur die March wurde mit kaltem Stillſchweigen übergangen.

Ein Trauerbote von Uri kam und ſtörte die Heiterkeit des Feſtes. Auch die Landvogtei Bellinzona, jenſeits des St. Gotthardsberges, war vom Geiſt des Aufruhrs und der Befreiungsluſt ergriffen worden. Bizener, der Landvogt, ſtand

*) Die Einwohner der Höfe, die Angehörigen des Stifts Einſiedeln, und die Inſaſſen des Kantons.

**) Am folgenden Tage wurde die Freiheitsurkunde ausgeſtellt, als am 19. Hornung. Eben ſo wurde die Geſchichte des 18. Hornungs brieflich den übrigen Eidsgenoſſen kund gethan.

in großer Gefahr. Fremdes Volk war, wiederholten Berichten zufolge, in Bellenz und die dortigen Gegenden eingefallen. Diese besonders für Uri bedenklichen Ereignisse hatten das Volk daselbst sehr erschüttert. Es wollte, um sich zu decken, seine gen Bern gesandte Mannschaft wieder zurückziehen — es theilte den Schwyzern Klagen und Sorgen mit.

Schwyz war in Bestürzung. Es entstand ein Augenblick des Schweigens, oder stiller Berathung. Bald offenbarte sich die allgemeinste Theilnahme am Schicksal seiner ältesten Bundesgenossen, so wie an dem der gesammten Eidsgenossenschaft. Man beschloß, Uri zu bitten, seine Truppen nicht von Bern abzurufen, um übeln Eindruck zu meiden, welchen dies auf alle eidsgenössische Hilfsvölker machen könne; statt dessen wolle Schwyz den Mangel jener Mannschaft durch sein zweites Bataillon ersetzen, und ihm den Oberstlieutenant Aloys ab Yberg, als Standsrepräsentanten, zugesellen.

Mit diesem Entschlusse wurde der Trauerbote von Uri heimgesandt, einem Entschlusse, so edel als klug.

7.

Das Waatland lief unaufhaltsam in der Bahn der Revolution fort. Die Güter der Berner wurden

Nun war in ganz Helvetien kein Ort mehr, der nicht zum Kampfe für oder wider in Waffen gestanden, oder aufgemahnt wäre, oder der Hilfe bedürfe, ausser Wallis. Schwyz bezeugte dem Stand Bern seine Verwunderung, daß während des allgemeinen Getümmels dieser zur Unterstützung der Eidsgenossenschaft so wichtige Freistaat schier vernachlässigt worden sei *).

Luzern, welches sich seiner Hochheitsrechte freiwillig begeben, sprach noch einmal zu Bern das Wort der Warnung, um den Frieden der Schweiz zu retten. Die provisorische Regierung jenes Kantons zeigte zugleich denen der Waldstätte an: daß ihre Hilfstruppen keineswegs bestimmt wären, für mittelbare oder unmittelbare Beibehaltung irgend einer aristokratischen Regimentsform einen bewaffneten fremden Angriff abzutreiben; aber wohl wäre sie, wie ihr ganzes Volk, entschlossen, für die Integrität des gemeinsamen Vaterlandes, für Freiheit und Unabhängigkeit alle Kräfte aufzubieten, und dafür weder Gut noch Blut zu schonen. Sie hätte daher ihrem Obristen Befehl ertheilt, so lange mit seinem Regimente zu Langenthal und den übrigen Standpunkten zu verbleiben, bis man vernommen habe, unter welchen Bedingungen die Schweiz

*) 26 Februar.

den Frieden mit der fränkischen Republik beibehalten könne.

Luzern drückte in eben diesem Schreiben seine Gesinnungen gegen den Kanton Schwyz sehr zweifellos aus: „es sei überzeugt, daß das gesammte schweizerische Volk nur dann für die Vertheidigung der bedrohten Stände mit wahrer Einmüthigkeit gegen das Ausland stehen würde, wenn demselben in allen aristokratischen Ständen durch unverzügliche Errichtung der Volksregierung unzweideutig dargethan wäre, daß dasselbe nicht mehr weder für verhüllte noch unverhüllte Aristokratie, sondern für Freiheit, Vaterland, Sicherheit der Person und des Eigenthums streite."

„Beim Heil des Vaterlandes", fuhr Luzern zu den Schwyzern fort, „beschwören wir euch, eine der unserigen ähnliche Erklärung an jene Stände zu thun, wo es nöthig sein möchte, damit endlich das bewirkt werden könne, was die Noth fordert, und wodurch aller scheinbare Vorwand zu fremden Angriffen wegfalle. Denn so lange dies nicht geschieht, bleiben Volk und Regierung in Gesinnungen und Interesse getrennt, und das Vaterland würde von innerer Zwietracht und äusserm Kriege unfehlbar zerrüttet werden."

8.

Es scheint hier der Ort zu sein, einschaltungsweise dasjenige zu erzählen, was in Bern und bei dessen verschiedenen Heerabtheilungen geschah *).

Schon im Christmond 1797 hatten die Franzosen unter dem Brigadegeneral St. Cyr das St. Immerthal oder Erguel des Bischofs von Basel besetzt, und dies hatte Bern bewogen, einige Tausend Mann zur Beobachtung der Grenzen daselbst, in Aarberg, Büren, Nidau und Erlach, aufzustellen, über welche der General von Erlach den Oberbefehl empfing. Bald nach diesem wurden sechs Bataillon aufgeboten und dem Obersten von Grafenried anvertraut, um dem Obersten Weiß zur Zähmung des Waatlandes hilfreich zu werden. Aber schon war dagegen eine französische Macht von 15000 Mann unter dem General Menard in die Landschaft Gex vorgerückt.

Grafenried hatte sein Hauptgelager zu Avenches (Wiflisburg) genommen. Oberst Weiß befand sich zu Yverten. Sobald Grafenried in Avenches ankam, schickte er dem Obersten von Weiß zwei verschiedene Eilboten

*) Die Erzählung dieses Abschnittes ist aus den Berichten einiger Augenzeugen gesammelt, welche in denselben Begebenheiten Hauptrollen gespielt haben.

Univ. Bibl. München

nach Iferten mit umſtändlichem Berichte über die ihm aufgetragenen Befehle; er bekam aber keine Antwort, und blieb in gänzlicher Ungewißheit. Nach drei Tagen langte Weiß ſelbſt in Wifflisburg an; die Urſache ſeiner unvermutheten Erſcheinung war folgende:

General Menard hatte den 25. Jänner ſeinen Adjutanten Autier nach Iferten, an den Oberſten Weiß mit der Anzeige geſandt, daß, wenn er nicht plötzlich die zuſammengezogenen Truppen entlaſſen, und das unabhängig erklärte Waatland räumen würde, werde er ihn an der Spitze ſeiner Diviſion dazu zwingen.

Der Adjutant fuhr in einer Kutſche, begleitet von zwei fränkiſchen Huſaren und einem paar waatländiſchen Dragonern, durch das Dorf Thierrens, unfern Lucens, des Nachts gegen zehn Uhr. Dort war eine Dorfwache von Einwohnern, welche die Begleitung des Adjutanten anrief, und auf nicht erhaltene Antwort deſſen Wagen anhalten wollte. Die Huſaren zogen den Säbel, die Bauern gaben Feuer. — Beide Huſaren fielen todt zur Erde, und ein waatländiſcher Dragoner ward verwundet. — Der Adjutant Autier ſprang aus ſeinem Wagen, flüchtete zu Fuß nach Milden, ſchickte von da aus ſeine Depeſchen an den Oberſten Weiß, und kehrte zum General Menard zurück, der Tags darauf mit ſeiner Divi-

ſion in die Landſchaft Waat einrückte. — Dieſe Begebenheit iſt nicht ganz richtig in franzöſiſchen Blättern angezeigt worden. In denſelben heißt es, es ſei in dieſem Dorfe ein Piquet Bernertruppen geweſen, die den unerwarteten Angriff, ohne das Begleit vorher anzurufen, verübt hätten. Dies iſt aber falſch, denn die Berner waren nicht weiter als bis Avenches vorgerückt, und die Thäter dieſes unglücklichen Angriffs, als ſie ihren Irrthum erkannten, ſtellten ſich freiwillig ſogleich in die Gefangenſchaft von Lauſanne, damit dem Dorfe Thierrens kein Unglück zugefügt werde. Dieſe Ereigniſſe und Menards drohender Ton machten ſolchen Eindruck auf den Oberſten von Weiß, daß er für gut fand, Iferten auf das ſchnellſte zu verlaſſen. Er kam alſo ganz allein in Avenches an, und gab Befehl, daß alle vorgerückte Truppen auf das deutſche Bernergebiet zurückkehren ſollten. — Er ſelbſt nahm ſeinen Weg nach Bern.

Grafenried traf alſo die nöthigen Anſtalten zum Abmarſch, und da er noch gleichen Abends ein Schreiben vom Kriegsrathe zu Bern erhielt, der ihm daſſelbe befahl, zog er in der Nacht ab. Die Truppen verlegte er in und bei Murten. Er ſelbſt ward auch nach Bern berufen, um fernere Befehle zu erwarten. Die Urſache, derentwillen auch der Kriegsrath von Bern den Abmarſch ba-

fohlen hatte, war ein Schreiben der Tagsatzung zu Aarau an die Zweihundert von Bern gewesen, worin man das Verlangen äuſerte, daß Bern keine Gewaltthätigkeit zur Wiedererlangung der alten Ordnung der Dinge im Pays de Vaud verüben, ſondern alles der Zeit und den Umſtänden überlaſſen ſollte. Dieſes Schreiben von Aarau war durch die Schilderung bewirkt worden, welche die zwei eidsgenöſſiſchen Repräſentanten zu Lauſanne, Statthalter Weiß von Zürich und Landammann Weber von Schwyz, der Tagſatzung über das Waatland mitgetheilt hatten.

Mengaud wohnte der helvetiſchen Tagſatzung bei. Sobald dieſelbe den 1. Hornung aus einander gegangen war, errichtete Aarau die Freiheitsbäume, daſſelbe thaten auch die nächſtgelegenen ſogenannten freien Aemter und das Thurgau. Zwiſchen dem 18. und 31. Jänner nahm der ganze Kanton Baſel freiwillig die repräſentative demokratiſche Verfaſſung an. Indeſſen vermehrten ſich von Tag zu Tag die fränkiſchen Truppen im Ergnel und Bisthum Baſel. Bern verſtärkte ſeine Macht ebenfalls in dieſer Gegend, und gab dem B. Grafenried, der als Mann von Entſchloſſenheit bekannt war, Befehl, ſich nach Büren zu begeben, und die Leitung der in dieſen Gegenden ſtehenden Truppen zu übernehmen.

Der Monat Hornung verſtrich mit Verhand-

lungen zu Peterlingen und Basel, und mit Truppenvermehrungen auf den beiderseitigen Grenzen. Zu Peterlingen war General Brune angekommen, sowohl als Obergeneral der fränkischen Truppen, als auch mit aller politischen Vollmacht vom fränkischen Direktorium versehen. Zu Basel war Mengaud, der gleiche Vollmacht zu haben schien, und an den man auch, besonders wegen Aarau, Abgeordnete sandte. Diese Stadt nämlich war einige Tage später, nachdem sie die Freiheitsbäume errichtet hatte, von dem Berner-Oberst von Büren mit einem Paar Bataillons besetzt worden, und die Einwohner wurden entwaffnet. Von diesen flüchteten einige nach Basel, und baten Mengaud um Hilfe. Derselbe ergriff den Anlaß, nicht nur eine gänzliche Genugthuung von der Regierung von Bern zu fordern, sondern auch daß sie ganz unbedingt ihre Gewalt niederlege. — Merkwürdig ist es, daß zu eben der Zeit Grafenried ein Schreiben von dem Kriegsrath von Bern erhielt, mit dem Berichte des Geschehenen, und dem Beifügen, Oberst von Buren habe Alles ohne Vorwissen und Befehl des Kriegsraths verrichtet, man habe deswegen an seine Stelle den Obersten von Wattenwyl gesetzt. Nichts desto minder führte Oberst von Büren seine gehabte Befehlshaberschaft immer fort. Unter diesen Umständen fand die Re-

gierung von Bern gut, die Landesausschüsse den 1. Hornung zusammenzuberufen, um gemeinschaftlich mit dem ganzen Lande über die Lage desselben zu berathen, und zugleich an einer Abänderung in der Regierungsform zu arbeiten. Es geschah auch den 3. Hornung eine feierliche Eröffnung an das Volk, daß diese Abänderung binnen Jahresfrist vor sich gehen werde, daß die Regierung von Bern ihre Gewalt niederlegen, und eine demokratisch-repräsentative Verfassung annehmen würde.

Allein hiemit waren die fränkischen Bevollmächtigten nicht zufrieden. Sie begehrten, daß die Niederlegung aller Gewalt sogleich geschehe. Dies war es, was Bern nicht konnte, nicht wollte, nie zu thun gesinnt war. Das Patrizіat beharrte auf seine Rechte und rief die übrigen Kantone um bundesmäßige Hilfleistung an. — Ihrer innern Stürme ungeachtet kamen auch um die Mitte Hornungs 1400 Zürcher, 400 Glarner, 300 Urner, 600 Schwyzer, 600 Unterwaldner und 100 Mann von der Stadt St. Gallen auf deutschem Bernergebiet an. — Gegen das Ende des Monats sollte auch Luzern 1200 Mann auf die Grenzen; die Hilfstruppen von Schafhausen und Appenzell hingegen waren erst im Anzuge, als der Schlag, der Bern stürzte, schon geschehen war; Solothurn und Freiburg be-

waffneten sich so gut sie konnten, doch waren die deutschen und welschen Freiburger nicht einig; — die Letztern theilten schon mit den Waatländern den Wunsch zur Freiheit.

Unvermuthet nahm General Schauenburg, der nun das Kommando über die französische Armee im Bischof-Baselischen führte, den 8. Hornung Besitz von Biel; — diese Stadt war ein zugewandter Ort der Eidsgenossenschaft, hatte Sitz und Stimme auf Tagsatzungen, auch noch durch Abgeordnete zu Aarau die Erneuerung des Schweizerbundes beschwören lassen.

Einige Tage nach diesem Ereignisse ward dem geheimen Rath und dem Kriegsrath zu Bern von seinen einsichtsvollsten Dienern ein Entwurf vorgelegt, mit der Deutung, daß wenn man wider Vermuthen keine Uebereinkunft mit den Franzosen abschliessen könne, man nicht länger zögern, sondern angriffsweise zu Werk schreiten solle; — noch sei Schauenburg nicht über 8000 bis 9000 Mann stark, vermehre sich aber täglich, und wenn man seinen Angriff abwarten wolle, würde Alles verschlimmert werden. Die Berner sollten unter dem Obersten von Büren, die Solothurner unter dem General Altermat auf verschiedene Standpunkte vorrücken; sobald sie an ihrem Bestimmungsorte angekommen wären, sollte eine letzte Aufforderung an den General Schauen-

burg ergeben, den Schweizerboden binnen vierundzwanzig Stunden zu räumen. — Würde er solche abschlagen, sollte er plötzlich auf allen Seiten, von hinten durch das St. Joseph- oder Valisallerthal, gegen Pierre Pertuis — über den Fallern und Tessenberg gegen Rüchenette, von Grenchen und Lengnau gegen Peterlingen, und, von Büren, Gottstadt und Nidau aus, gegen Peterlingen, Biel und Bötzingen gedrängt werden. Der Landsturm sollte ergehen, um die vorgerückten Truppen zu ersetzen, oder bei einem Rückzug zu unterstützen. Der Kriegsrath legte den Plan bei Seite. Die Unterhandlungen hatten ihren Fortgang; Alles schwebte zwischen Furcht und Hoffnung. Doch schien es, als ob die Regierung von Bern niemals von Erfüllung der fränkischen Drohungen überzeugt war.

Den 15. Februar schlossen ihre Abgeordneten förmlichen Waffenstillstand mit General Brüne für vierzehn Tage, um während dieser Frist Alles, wo möglich, noch gütlich beizulegen. Die Grundlage von Brüne's Begehren war die ungesäumte Annahme der schon entworfenen Verfassung einer helvetischen Republik. Die Antwort der Abgesandten war: man glaube, die am 3. Hornung an das deutsche Berngebiet erlassene Verkündung entspreche genugsam den fränkischen Forderungen,

weil kraft dieser die repräsentative Verfassung in Jahresfriß solle angenommen werden.

In dieser Zeit, und zwar am 21. Hornung, erschien eine Abordnung von der Nationalversammlung in Basel: Wernhard Huber und Lukas Legrand waren Glieder derselben. Ihre Absicht war, durch ernste Vorstellungen Bern zu bewegen, die Herrschaft niederzulegen, und einen verderblichen Krieg von den Grenzen Helvetiens zu entfernen, da, was Frankreich forderte, Wunsch jedes freien Schweizers sein müsse — Freiheit und Gleichheit.

Allein umsonst waren die Vorstellungen der Basler. Mit großerer Begeisterung wurde am 26. Hornung der Oberbefehlshaber von Erlach empfangen. Er erschien mit kriegerisch-prangendem Gefolge von Offizieren vor dem Rathe der Zweihundert und den Ausschüssen der Landschaft. Er schilderte mit Beredsamkeit die Lage des Kantons, die Kampflust der Soldaten, und begehrte, für das Wohl des Ganzen, unumschränkte Vollmacht, beim Auslaufe des Waffenstillstandes nach Gutbefinden handeln zu können. Von denen der Zweihundert blieb keiner, der ihm nicht Beifall gab; allein von den Landesausschüssen waren die Bürger Strauß von Lenzburg und Schnell von Burgdorf anderes Sinnes. Strauß sagte: Er werde niemals zu Krieg stimmen, bis die

Regierung von Bern ihre Gewalt niedergelegt habe; wenn nach dieser Handlung Frankreich noch mehr verlange, so werde er ſich zu Allem willig und bereit finden laſſen; dies ſei ſeine Inſtruktion, die auch abgeleſen wurde. Ihm folgte Schnell von Burgdorf in der gleichen Meinung. — Als abgeſtimmt werden ſollte, entfernten ſich Strauß und Schnell. — Es wurde von der ganzen Verſammlung mit einhelligem Stimmenmehr dem Obergeneral von Erlach die verlangte Vollmacht zugeſprochen. Erlach eilte nun mit ſeinem Gefolge nach Aarberg zurück. Ehe aber noch die verſammelten Räthe aus einander gegangen waren, trat ein Adjutant des Generals Brüne vor die Verſammlung, und ſagte: Brüne habe erweiterte Vollmacht von Paris erhalten, und wenn man noch unterhandeln wollte, ſolle man mit unumſchränkter Vollmacht verſehene Männer nach Peterlingen ſenden. Dieſe wurden auch folgenden Tages geſandt. — Nach einigem Hin- und Herreden gab aber Brüne ſein letztes Wort: Daß ohne Verzug die beſtehende Regierung ihre Staatsgewalt in die Hände einer ſogleich niederzuſetzenden proviſoriſchen Regierung ablegen ſolle. — Die künftige Staatsverfaſſung ſei gänzlich nach den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit einzurichten. — Alle wegen politiſcher Meinung Verhaftete ſollen

losgelassen werden. — Zurückziehung und Entlassung aller Schweizer-Hilfstruppen und der bewaffneten Miliz.

Wären diese Bedingungen erfüllt, würden sich die Franken vom Schweizerboden zurückziehen und ihn nicht mehr betreten, insofern ihre Hilfe von der neuen Regierung nicht begehrt werden würde. — Für Ja oder Nein hierüber gab er den Abgeordneten Zeitfrist von sechsunddreißig Stunden — oder bis den 1. März des Nachts um zehn Uhr.

Gleich nach ertheilter Vollmacht an den Obergeneral von Erlach, hatte indeß die Regierung eine Kommission niedergesetzt, die, im Fall des Kriegsausbruchs und unglücklichen Erfolgs, mit den Franken kapituliren solle, damit die Stadt nicht im Sturme übergehe. Bei diesem Anlasse sagte der starkmüthige Schultheiß Steiger: „Ihr wißt alle, daß seit dem Anfange der französischen Revolution ich den Karakter, die Grundsätze und Thaten der Neufranken verabscheut habe; ich begehre weder Gnade noch Ungnade von ihnen. Ich begehre von solcher Kapitulation gänzlich ausgeschlossen zu sein, und daß dies mein Begehren dem Rathsbuche eingezeichnet werde."

Sobald inzwischen der Obergeneral Erlach in seinem Hauptgelager Aarberg angekommen war, berief er (den 27. Hornung) die Kommandanten

der drei Berner Divisionen, nebst ihren Adjutanten zu sich. — Die Division vom rechten Flügel befehligten General Altermat und Oberst von Büren, doch unabhängig von einander; der erstere die Solothurner, bei welchen auch einige Berner Bataillone standen, der letztere die Berner, so in den Gegenden von Wangen, Aarwangen und Aarburg waren. Grafenried führte die Division der Mitte; und Wattenwyl die des linken Flügels, so bei Güminnen stand und sich bis Freiburg erstreckte. Diese drei Divisionen konnten höchstens 20,000 Mann stark sein. Als nun die Befehlshaber, ausgenommen General Altermat, und Oberst von Büren, versammelt waren, theilte ihnen Erlach seinen Angriffsplan mit, nach welchem den 2. Merz des Morgens um vier Uhr die Franken in allen ihren Stellungen sowohl gegen das Waatland, als gegen das Bisthum Basel angegriffen werden sollten. Der Angriff der Divisionen vom rechten Flügel und des Zentrums war nach dem nämlichen Plane geordnet, welcher dem Kriegsrathe früher schon vorgelegt worden. Die vom linken Flügel sollten in drei Kolonnen angreifen, — auch von Freiburg aus sollte eine Kolonne vorrücken — und Oberst Tscharner, der zu Ormont ein abgesondertes Korps kommandirte, von da aus gegen die Franken in Aehlen ziehen, alles um die nämliche Zeit

und Stunde. — Da nun aber Niemand von der Diviſion des rechten Flügels zugegen war, ſo gerieth der Kriegsrath in Verlegenheit. — Doch ehe er noch aus einander ging, traf Nachmittags der Oberſt Wattenwyl als Abgeordneter des Oberſten von Büren ein. Nachdem er Plan und Zeit ſeiner Ausführung erfahren, erklärte er: ſeine Diviſion liege allzu zerſtreut hin und her, um ſie in ſo kurzer Friſt zuſammenziehen und an ihre Beſtimmungsorte bringen zu können. — Dennoch werde er das Möglichſte thun. Man ſolle aber erwägen, daß Aarberg neun bis zehn Stunden von dem Standpunkte entfernt liege, und wie vieler Zeit es noch bedürfe, um bei ſeiner Rückkehr die nöthigen Befehle auszufertigen.

Auffallend iſt, daß der General von Erlach nicht einmal ein Verzeichniß von der Vertheilung des geſammten Kriegsvolkes in den verſchiedenen Ortſchaften beſaß; ſonſt hätte er Zeit und Umſtände beſſer berechnen können. Inzwiſchen wurde aber noch zu Bern über das Ultimatum des Generals Brüne berathſchlagt. Man wollte es mit einigen Milderungen annehmen; ſchickte demnach Befehl an Erlach, alle Feindſeligkeiten zu vermeiden, und ließ dem General Brüne melden, daß Abgeordnete von Bern bei ihm anlangen würden, um alles zu beendigen. — Die Vorbehalte der Berner beſtanden darin, daß die gegen-

wärtige Regierung ſich als proviſoriſch erklärte; — daß die Urverſammlungen binnen Monatsfriſt, vom Rückzuge beiderſeitigen Truppen an gerechnet, zuſammenberufen werden ſollen; — daß man den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit, und der Vereinigung der ganzen Schweiz beitrete, jedoch ohne fremde Einmiſchung.

Die Abgeordneten reiſeten nach Peterlingen, kamen aber, von den Vorpoſten aufgehalten, ſpät daſelbſt an. Zwar die Waffenſtillſtandsfriſt war noch nicht ganz verſtrichen, noch war es nicht zehn Uhr Nachts, aber Brüne weigerte ſich, die Berner jetzt vorzulaſſen. Die Geſandten ſahen die fränkiſchen Truppen überall in Bewegung, und kehrten über Aarberg unverrichteter Sachen nach Bern zurück. — Als an dieſem letzten Tage des Friedens (am 1. März) der Obergeneral von Erlach den Befehl von Bern erhalten hatte, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, theilte er denſelben durch Eilboten an die Anführer der drei Diviſionen mit; aber die Feldherren erhielten ihn erſt ſpät Abends, beſonders die in den entfernteren Gegenden. Ueberall waren ſchon Anſtalten zum Angriff geordnet; viele Truppen in Bewegung. Man ſandte nun Eilboten umher, Erlachs Gegenbefehl kund zu thun. Viele Schaaren mußten Halt machen, viele ſich zurückziehen. Ueberall ward Unordnung.

Was die Verwirrung vergrößerte, war die Uneinigkeit oder das Mißverständniß verschiedener Befehlshaber selbst unter einander, indem entweder ihre Eilboten zu spät oder gar nicht eintrafen.

Ein unglückliches Beispiel dieser Art liefert der Vorfall zwischen dem Obersten Büren und dem Kommandanten Grafenried. Letzterer empfing des Vormittags um eilf Uhr ein Schreiben von jenem aus Solothurn, mit Anzeige, er habe gehört, es sei ein Geplänkel im St. Josephsthal vorgefallen, deswegen habe er zwei Bataillone auf den Weißenstein steigen lassen. Grafenried, unwillig, schrieb sogleich zurück, daß folgender Tag zum allgemeinen Angriff bestimmt sei, und diese zwei Bataillone die Angriffskolonne von Lengnau zu unterstützen unumgänglich nöthig wären; er bitte also, sie plötzlich zurückzuberufen. — Büren that aber nichts von diesem, sondern ließ die Mannschaft auf dem Weißenstein im tiefen Schnee stehen. Der Weißenstein ist einer der hohen Gipfel des Jura oder Leberbergs, und liegt in paralleler Linie mit Solothurn. Auch zog keineswegs Büren, dem Angriffsplane gemäß, seine Division zusammen. Den nämlichen Tag, Abends um sechs Uhr, schickten die in der Stadt Büren gelegenen drei Kompagnien Infanterie und eine Kompagnie Jäger Abgeordnete an

Grafenried: ſie vermuthen, er habe Angriff im Sinne, erklären alſo, daß keiner von ihnen einen Schritt auf das biſchofbaſeliſche Gebiet thun werde. Grafenried antwortete: er ſei ihnen nicht ſchuldig zu ſagen, was er im Sinne habe; er hoffe, daß ſie Gehorſam leiſten werden, ſonſt müſſe er ſie als Verräther des Vaterlandes anſehen.

Da eigentlich die Beſatzung zu Büren nur beſtimmt war, eine Diverſion gegen Neuenburg zu machen, die fränkiſchen Truppen dort durch heftiges Feuer zu beunruhigen, und an die Aar zu ziehen, damit den von Lengnau aus angreifenden Kolonnen einige Erleichterung verſchafft werde, ſcheint Grafenried erwartet zu haben, daß, wenn ſie ihre Waffenbrüder vorgerückt, und mit den Franken im Gefechte ſähe, ſie auch ihrerſeits dennoch vorrücken werde. Inzwiſchen war der Befehl bei dem Berner Heere verbreitet, wegen neu begonnener Unterhandlungen die Feindſeligkeiten zu unterlaſſen. Niemand erwartete alſo Angriff von den Franken. Wenn vom Hauptquartier zu Aarberg, bei der Zurückkehr der Abgeordneten aus Peterlingen, ſogleich an die Befehlshaber in Nidau und Büren Eilboten abgeſandt worden wären, würde vielleicht noch Zeit geweſen ſein, die Stellungen von Lengnau bis Solothurn zu unterrichten, daß ſie nicht unvermuthet überfallen würden.

Den 2. März, gegen drei Uhr Morgens, hörte man aber in Büren schon die Kanonen und das kleine Gewehrfeuer in der Gegend von Lengnau. Die Besatzung von Büren trat sogleich unter Gewehr. Der Artilleriekommandant Koch ließ zehn bis zwölf Lärmschüsse thun, alle in den benachbarten Ortschaften stehende Truppen aufmerksam zu machen. Grafenried schickte Eilboten ins Hauptquartier zu Aarberg, Verhaltungsbefehle zu fordern. Weil indeß die im Dorfe Reiben stehenden Franken keinen Schuß auf Büren richteten, glaubte Grafenried, dem empfangenen Befehle gemäß, keine Feindseligkeiten ausüben zu dürfen, bis er Aufschluß wegen des Gefechtes bei Lengnau erhalten haben würde, welches aus Mißverständniß entstanden sein konnte. Deswegen sandte er auch den Adjutanten Woß mit einem Trompeter, in Begleitung fränkischer Husaren, die zu Reiben standen, an den General Schauenburg.

Bis zu seiner Rückkehr schlug der fränkische Befehlshaber von Reiben Waffenstillstand vor, den Grafenried annahm, in der Hoffnung, indessen Verhaltungsbefehle zu erhalten. — Diese Zwischenzeit benutzten aber die Franken zu Reiben zum Aufwerfen von Brustwehren und Batterien; dies und die Einstellung der Feindseligkeiten beunruhigte die Berner Truppen um so mehr, da man durch die allmälige Entfernung des Kanonen-

feuers gewahren konnte, daß die Schweizertruppen wichen und sich gegen Solothurn zurückzogen. Als nun der Adjutant zurückkam, brachte er die Antwort: Der Kommandant zu Nidau, Oberst Groß, habe dem fränkischen Obergeneral Schauenburg kund thun lassen, der abgeschlossene Waffenstillstand sei den ersten März des Abends um 10 Uhr zu Ende, und die Feindseligkeiten werden Anfang nehmen; dem zufolge habe Schauenburg gut befunden, zuvorzukommen, und selbst anzugreifen. Daß aber der Angriff der Franken schon voraus bestimmt war, beweiset der zu gleicher Zeit geschehene Angriff des Generals Brüne auf Freiburg.

Gleich nach der Ankunft jener Nachricht in Büren, begann das Gewehr- und Kanonenfeuer von beiden Seiten sogleich. Das Dorf Reiben, welches die Franken besetzt hielten, steht an der linken Seite der Aar, die Stadt Büren auf der rechten Seite, von jenem nur durch den Fluß gesondert, über welchen eine hölzerne Brücke führt. Die Franken hatten weit mehr Fußvolk, die Berner hingegen mehr schweres Geschütz; die Lage von Büren ist auch vortheilhafter als die von Reiben, weil sie dieses Dorf beherrscht, so daß das Kanonenfeuer der Berner wirksamer war, als das der Franken. Diese litten starken Verlust, die Berner zählten nur wenige Todte und Ver-

wundete. Der Artilleriekommandant Koch gab bei dieser Gelegenheit Proben von Tapferkeit und Kenntnissen, welche den Muth der Berner erhoben. Gegen 10 Uhr kam Nachricht, daß die Schweizer auf der linken Aarseite gänzlich geschlagen, die Solothurner in Uebergabe ihrer Stadt begriffen, die Franzosen Meister der Schiffbrücke zu Leusligen, zwei Stunden unterhalb Buren, wären. — Weil Büren hierdurch rechts bedrohet wurde, zog Grafenried ein zu Dotzigen gestandenes Bataillon, und die zu Arch und Rüti aufgestellten Kompagnien an sich — und nahm Stellung bei Oberbüren, weil dort alle Wege aus den rechts und links gelegenen Dorfschaften zusammenlaufen, und durch Besetzung dieses Punktes die Verbindung der im Rücken liegenden Truppen gesichert wurde. Zu Büren selbst ließ er zwei Kompagnien Fußvolks zurück, nebst Artillerie. Da er von dem Kriegsrath von Bern einen Wagen mit Brennzeug erhalten hatte, um im Nothfall zu Beschirmung der Stadt und der umliegenden Gegend die Aarbrücke in Brand zu stecken, ließ er denselben bei seinem Abzug auf die Brücke stellen, mit Befehl, ihn anzuzünden, wenn Noth vorhanden sei; denn noch hatten die Franzosen keinen Sturm gegen die Brücke gewagt. Einen Ausfall zu thun, wäre nicht rathsam gewesen, weil die Franken, zweiundzwanzig Kompagnien stark, hinter den Häu-

fern von Reiben darauf zu warten ſchienen, und in einer kleinen Entfernung ein Korps Kavallerie ſtehen hatten.

Als Adjutant Wyß, dem das Geſchäft wegen der Abbrennung der Brücke anvertraut war, ſah, daß die Franken ſich vermehrten, und anrückten, ließ er die Brücke anzünden. Die Abbrennung der Brücke von Büren hat nachmals viele Klagen veranlaßt. Allein hätte der Adjutant den Sturm abgewartet, um erſt alsdann anzuzünden, wäre dieſes durch das von beiden Seiten auf die Brücke gerichtete Kartätſchen- und Flintenfeuer unmöglich worden. Während die Brücke aufloderte, fingen auch einige Gebäude in Reiben an zu brennen: Sie hatten alle, ausgenommen zwei, Strohdächer. Die Franken ſchoſſen aus den Häuſern, und unter den Strohdächern hervor. Auch in dieſe bohrten ſie Schießlöcher.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer ging indeſſen äuſſerſt lebhaft ununterbrochen auf beiden Seiten fort. Zu verwundern war es, daß die Franzoſen mit ihrer Reiterei nicht oberhalb Büren über die Aar ſetzten, da das Waſſer ſehr klein war. Auf der rechten Seite der Aar zeigten ſich nur in der Ferne von Leuzigen her feindliche Streifwachten. In dieſer Stellung bekam Grafenried erſt (gegen 3 Uhr Nachmittags) Antwort vom General Erlach, der an demſelben Morgen nach Bern

gereiset, und nun nach Aarberg zurückgekommen war. Diese Antwort, auf einem Blättchen Papier, war der letzte Befehl des unglücklichen Feldherrn. Sie enthielt den Wunsch, daß Graffenried eine Diversion gegen Solothurn machen sollte. Aber Solothurn war längst schon von den Franken besetzt: alle Schweizertruppen auf der linken Aarseite waren geschlagen, gefangen, zerstreut, und — wenn Graffenried alle unter seiner Anführung stehende Mannschaft zusammenzog, konnte er höchstens 2000 bis 3000 Mann sammeln. Diese Bemerkungen sandte der Befehlshaber in Buren an den General Erlach. Zu bedauern waren an diesem Tage besonders die Truppen zu Lengnau, meistentheils Fußvolk und Jäger aus dem Kern der oberländischen Mannschaft, angeführt durch die erfahrensten Offiziers der bernerischen Landwehr. Sie sollten die Angriffskolonne von Lengnau und Romont bilden.

Im Dorf Lengnau selbst konnte man sich unmöglich vertheidigen. Es ist ein großes, an dem Fuß eines Berges und an den bischof-baselischen Grenzen liegendes Dorf, also nur dienlich, Truppen dahin zu verlegen, die nach Erlachs Plan zum Angriff bestimmt waren. Der des Nachts (vom 1. auf den 2. März) dahin gekommene Gegenbefehl verursachte zu viele Sicherheit, so daß dieses Dorf von den Feinden umgangen, und die

auf den Anhöhen zu ſeiner Sicherheit ſtehende Solothurner Mannſchaft aufgehoben ward, ehe ein Schuß geſchah. Die Berner waren dort alſo umzingelt, unvermuthet mit der überlegenſten Macht auf allen Seiten angegriffen, und nirgends unterſtützt worden. Lange vertheidigten ſie ſich mit der ausgezeichneteſten Tapferkeit, und konnten ſich auch an einigen Orten durchſchlagen. Nach dieſem Poſtengefecht hatten die Franken bis Solothurn nur geringen Widerſtand. Alles, wenige Bataillone ausgenommen, befand ſich in voller Unordnung. Als die Franzoſen vor der Stadt Solothurn erſchienen, unterhandelte ſogleich der Solothurner General Altermat.

Das Kanonen- und Gewehrfeuer dauerte indeſſen noch zwiſchen Büren und Reiben fort, bis dieſes Letztere faſt gänzlich abgebrannt war, und ſich die Franken zurückzogen. In Büren ſelbſt wurden noch durch die Flammen der Brücke fünf Häuſer eingeäſchert. Gegen 5 Uhr bekam der Befehlshaber von Büren Aufforderung vom General Nouvion, er ſolle die Stadt übergeben, ſonſt würde kein Stein auf dem andern bleiben. Grafenried antwortete: Er werde Büren vertheidigen, ſo lange er könne und ſolle.

Indeſſen war die Stellung zu Büren, nach der Einnahme Solothurns, mißlich geworden; die rechte Seite nicht mehr durch Schweizertrup-

pen gedeckt. Es ward dem Feinde leicht, den Punkt ganz zu umgehen. Die Stadt selbst war theils zu klein, um alle Truppen zu fassen, theils auf beiden Seiten offen. Grafenried konnte also im Ernst nicht daran denken, sich hier zu behaupten, ohne alle Mannschaft dabei aufzuopfern. Er ließ daher Geschütz und Gepäck rückwärts nach Schüpfen ziehen und machte sich fertig, demselben folgen zu können. Am Abend erhielt er aber von der Kriegskanzlei Befehl, mit seinen Truppen eiligst auf Bern zu ziehen. Da Freiburg und Solothurn von den Franken besetzt, deren Vorposten schon bei Neuenegg und diesseits Solothurn standen, war man eines Angriffs auf den folgenden Tag gewiß. Grafenried kam den folgenden Morgen um 3 Uhr bei Bern an. Seine Truppen wurden um die Stadt herum verlegt; — die meisten aber nach dem Grauholz beordert, den General von Erlach zu verstärken, der sich jetzt mit einem Theil des Kriegsvolkes aufgestellt.

Sonntags den 4. März legte die Regierung von Bern endlich ihre Staatsgewalt nieder, und es wurde eine provisorische ernannt. An demselben Tage wurden die zwei Obersten Stettler und Rychener bei Bern von ihren eigenen Leuten, die bei Neuenegg und Laupen standen, und in großer Unordnung umherschwärmten, erschossen. Die Soldaten schrien über Verrätherei, und er-

mordeten in ihrer Wuth jene Unglücklichen, als dieſelben nach Bern eilen wollten, Verhaltungsbefehle einzuholen.

An die Stelle des ermordeten Rychener wurde Grafenried ernannt, mit Befehl, ſich dem Feinde bei Neuenegg entgegen zu ſtellen.

Er ging dahin ab an dem nämlichen Tage. Abends um 4 Uhr fand er ſeine Truppen, aber in einer Lage, daß er ſchwerlich von Siegen träumen durfte. Die meiſten Soldaten hatten ſich in Wein und Branntewein berauſcht; ſchwärmten unter einander umher; Niemand konnte hier befehlen, Niemand gehorchen.

Da aber noch eine wackere Kompagnie Freiwilliger von Zofingen, und eine von der Burgerſchaft von Bern ankamen, ſo ſtellte er dieſe nebſt einer Grenadierkompagnie zu Bewachung der Brücke und längs den Ufern der Senſe auf. — Neuenegg ſelbſt beſteht aus wenigen Häuſern, die in der Tiefe des Thals an der Senſebrücke liegen. Die Senſe machte die Grenzſcheide zwiſchen den Kantonen Bern und Freiburg, und konnte damals leicht durchwatet werden. Da übrigens das Land auf der Bernerſeite ſehr offen iſt, war dieſer Punkt mit ſo wenigen Truppen, ungefähr 2000 Mann, ſchlecht zur Vertheidigung gewählt. Dem Befehlshaber blieb daher nichts übrig, als eine

bessere Lage zu wählen, und zwar vorwärts zu gehen, um dem Mißvergnügen der Soldaten vorzubeugen, welche in jeder Verzögerung Verrätherei erblickten.

Die vornehmsten Ursachen, derentwillen sich die meisten Soldaten über ihre Befehlshaber beklagten, waren, daß den 3. März bei dem Angriff auf Lengnau verschiedene Bernerschaaren unthätig blieben, weil sie keinen Befehl hatten. Eben so mußten die zwei Berner Bataillons, die auf dem hohen Weißenstein im tiefen Schnee standen, unthätig sehen, was ihren Waffenbrüdern in der Tiefe geschah, ohne helfen zu können. — So waren noch zwei andere Berner Bataillons in guter Ordnung bei Solothurn, als Solothurn schon kapitulirte. So sahen einige Bernertruppen, die sich durch Solothurn zurückzogen, daß man sie nicht nur beschimpfte, sondern sogar auf sie schoß. — Ein anderer Hauptgrund des Unwillens war die Unthätigkeit seit Einnahme von Solothurn und Freiburg, da die Truppen drei Nächte bei kaltem Wetter unter freiem Himmel gestanden, ohne zu wissen, was vorging, oder noch vorgehen solle. — Grafenried entwarf mit seinen Stabsofficieren, am folgenden Morgen vorzurücken, alle Truppen von Neuenegg und Laupen in einem freiburgischen Dorfe zu vereinen, und gemeinschaftlich gegen Freiburg zu gehen. Auch die

Mannſchaften von Gümminen ſollten angriffsweiſe verfahren, und gegen Murten vordringen.

In der Nacht wurde dieſer Plan nach Laupen geſchickt, eine Stunde unterhalb Neuenegg, und von da nach Gümminen, um die Kommandanten zu bewegen, den Angriffsplan zu genehmigen und zu befolgen.

Um halb zwei Uhr Morgens brachte eine Streifwache Bericht: ſie habe großes Geräuſch, das ſich nähere, und Gewehrfeuer gegen Laupen gehört.

Alle Offiziere verfügten ſich plötzlich an ihren Beſtimmungsort, und wenige Minuten darauf fiel ſchon eine Haubitzgranate auf ein Haus zu Neuenegg; dies war das Loſungszeichen zum Angriff. Die Feinde waren mit zwei Bataillonen eine halbe Stunde oberhalb Neuenegg, und mit zwei Bataillonen unterhalb Neuenegg über die Senſe gegangen, indem ſie zu gleicher Zeit mit zwei Bataillonen den Ort ſelbſt über die Brücke anfielen, ſo daß die Berner auf beiden Flügeln und vorn mit Uebermacht angegriffen waren. Ueberdies wurde von den jenſeitigen Anhöhen des Freiburgergebiets ein ſtarkes Haubitzen- und Kartätſchenfeuer gegen das berneriſche Lager gerichtet. Grafenried ließ die auf den Flügeln gelegenen Truppen rechts und links aufſtellen und Neuenegg verſtärken. Er ſelbſt ſtellte ſich mit einiger Mannſchaft in die große Straße, die von dieſem Ort nach Bern geht.

In dieser Stellung vertheidigten sich die Berner eine kleine Stunde: die Freiwilligen von Zofingen und Bern, und die Grenadierkompagnie des Bataillons Sternenberg thaten Wunder der Tapferkeit und hielten die Kolonne der Franken an der Brücke lange Zeit auf, bis die Feinde mit einem Reitergeschwader links und rechts durch das Wasser setzten. — Die Gegenwehr auf den Flügeln dauerte kürzer. Die Mannschaft war erst aus dem Schlaf erwacht, meistens noch von der Berauschung des vorigen Tages verdüstert, überdem viel schwächer als Tags vorher, da sie meistens aus den benachbarten Landgerichten gesammelt war. Viele Offiziere und Soldaten waren in der Nacht, anstatt auf hartem Boden und unter freiem Himmel zu schlafen, in ihr gutes Bette nach Hause gegangen; kein Wunder, daß nach kurzer Gegenwehr sich Alles in den, im Rücken gelegenen, großen Forst flüchtete, von wo dann die meisten nach Hause eilten. — Indessen hatten die Franzosen die Hauptstraße nach Bern noch nicht errungen; Grafenried behauptete sich in dieser Stellung, bis alles auf den Hinterseiten geflüchtet war, und eine fernere Gegenwehr nichts mehr nützte. Er zog sich zurück. Der tapfere Artilleriekommandant, Hauptmann Koch, der auch hier mit gleichem Heldenmuth, wie in Büren focht, machte mit einem Paar Kanonen die Nachhut und zog

ſich Schritt für Schritt unter beſtändigem Feuern zurück. — Als der Tag angebrochen war, ſuchte Grafenried die Flüchtlinge zu ſammeln, ließ nach Bern von dem Vorgefallenen Meldung thun und traf auch einige Vorkehren, um die Stadt von dieſer Auſſenſeite zu vertheidigen, und die anrückenden Feinde aufzuhalten. Neuenegg liegt nur zwei und eine halbe Stunde von Bern. Die Franken verfolgten aber nicht weiter als eine Stunde lang. Gegen neun Uhr Morgens erhielt Grafenried Verſtärkung. Sie beſtand aus dem Regiment Thun, deſſen Scharfſchützenkompagnie, die Scharfſchützenkompagnie von Tſcharner, die Jägerkompagnie von Aarau und Brugg, und das Hausleutenbataillon von Bern. Sogleich ſetzte ſich Alles wieder in Bewegung, vorzudringen und den Franken den Sieg zu entringen. Offiziere und Soldaten dürſteten nach Rache. Als Alles im Marſch begriffen war, hörte man die Kanonade auf der andern Seite der Stadt gegen das graue Holz, zwiſchen Schauenburg und Erlach. — Sobald die Stellung des Feindes entdeckt war — noch etwa ein und eine halbe Stunde fern von Bern — bildete Grafenried ſogleich eine ſchiefe Schlachtordnung nehm zwei Reſervekorps, griff mit ſeinem rechten ihren linken Flügel an, überflügelte denſelben, und ſchlug ihn in die Flucht. — Es ließ ihn durch einen Theil ſeines rechten Flügels verfolgen, zugleich ſeinen

linken vorziehen und den rechten der Franken angreifen, die durch diese Bewegung zwischen zwei Feuer kamen, und nach kurzer Gegenwehr geschlagen wurden. Nach einer halbstündigen Flucht hatte sich der linke Flügel der Franken wieder gesetzt, bei welchem sich endlich auch der rechte sammelte. — Das Treffen begann von neuem auf der ganzen Schlachtlinie — war lange hartnäckig und zweifelhaft. Endlich ließ Grafenried die zwei Reservekorps anrücken; diese mußten dem Feind zugleich rechts und links in die Seiten fallen, welches den Sieg entschied. — Die Franzosen zogen sich unter beständigem Feuern zurück, bis auf die Höhen oberhalb Neuenegg, wo alle Waldungen aufhören. Da bildeten sie sich wieder in vierfacher Schlachtlinie, mit Reiterei auf den Flügeln, und richteten ein heftiges Kartätschenfeuer auf die anrückende Linie der Berner.

Die Franken hatten in dieser Stellung ein frisches Bataillon empfangen, so daß sie um ein Drittheil stärker wurden, als die Berner. Diese bildeten nun Winkel auf den Enden ihrer Linie, um nicht überflügelt und von der fränkischen Reiterei in die Seiten genommen zu werden. So stürmten sie, trotz des heftigen Kanonen- und Flintenfeuers, mit gefälltem Bajonet bergan, schlugen die Franzosen aus ihren Stellungen und von allen Höhen hinunter, ohne daß diese sich wieder setzen

konnten, bis in die Tiefe des Thals Neuenegg. Zu Neuenegg ſelbſt wollten die Franken noch einmal Stand faſſen, aber vergebens. Sie mußten in großer Unordnung über die Senſe, und ſammelten ſich erſt auf den jenſeitigen Anhöhen des Freiburgergebiets. — Bei dieſem letzten Gefecht eroberten die Berner 18 Kanonen. Einen Theil derſelben hatten aber die Berner im nächtlichen Gefecht verloren gehabt. Auch wurden einige Gefangene gemacht. Aber in den folgenden Gefechten des Tages ſind keine Gefangene gemacht worden; die Erbitterung war zu groß. Da, wo man handgemein werden konnte, entſchied Bajonet oder Gewehrkolbe. An Todten hatten die Berner, ſo viel man damals, obſchon ſehr ungewiß, wiſſen konnte, hundert und dreiundſiebenzig Mann und viele Verwundete. Von den Franken weiß man die Anzahl nicht beſtimmt. Sie muß größer geweſen ſein. Ihre Leichname lagen an manchen Orten doppelt über einander. Den folgenden Tag hatten ſie in dem Spital zu Freiburg über tauſend Bleſſirte. Ein Theil derſelben kam jedoch auch aus dem Gefecht bei Laupen, welches die Franken in der gleichen Nacht und um die nämliche Zeit angegriffen hatten, wo ſie aber zurückgetrieben worden waren. Bei dieſer Gelegenheit hatte der Hauptmann Kuhn, mit ſeiner tapfern Kompagnie vom Bezirk Saanen, und ein Theil

der Kompagnie von Hauptmann Schweizgäbel ein ganzes Bataillon Franken zersprengt. Das nämliche war auch bei dem Punkt Gümminen geschehen, den die Franken mit nicht besserm Erfolg angegriffen hatten.

Es war drei Uhr Nachmittags, als jenes letzte Gefecht bei Neuenegg vorfiel. Schon rüstete sich der tapfere Grafenried, die Senfe zu passiren, um die Franken zu verfolgen, als eine unerwartete Nachricht Alles vereitelte. Es kam ein Eilbote der Kriegskanzlei, mit Anzeige: General Schauenburg habe in verschiedenen Gefechten die Berner gänzlich geschlagen und zerstreut, sei vor die Stadt gerückt, welche kapitulirt habe, und nun von den Franzosen schon besetzt sei. Diesemnach ergehe der Befehl, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen, die Mannschaft zu entlassen, und still nach Hause zurückzukehren.

Erschrocken, betäubt und gelähmt vernahm die Siegesschaar und ihr Feldherr diesen Befehl. Grafenried ließ die Nachricht dem französischen General Pigeon, der jenseits befehligte, bekannt machen, und dieser stellte sein Kanonenfeuer ein.

Aber unsägliche Mühe kostete es dem Obersten Grafenried, seine Krieger zu besänftigen. Ungläubig umringten ihn die großen, zürnenden Haufen. Sie schalten ihn bald Verräther, bald beklagten sie sich mit ihm, bald mußte er ihnen

den eingelaufenen Befehl noch einmal vorlesen, inzwischen andere mit Bajonet und gespanntem Hahn drohten. Endlich gelang es, sie zu beruhigen, und nachdem man sich zu Neuenegg mit Brod und Wein erlabt hatte, zog Jeder mit beklemmtem Herzen der Heimath zu.

Auch die Franken hielten sich jenseits sehr still; — sie schickten ein Dutzend Reiter, die ihre Fläschlein von Branntewein angefüllt hatten, und den Bernern aufs freundschaftlichste den Versöhnungstrunk anboten. Sieger und Ueberwundene lagen freundlich beisammen; — der alte Groll erstarb, und Menschen, die noch vor einer Stunde sich den Tod zu geben suchten, koseten mit einander, als wären sie nie Feinde gewesen.

Als nun alle Berner von Neuenegg abgezogen waren, rückten Abends die Franken da ein, so wie auch zu Laupen und Gümminen. Brüne zog in Bern, Schauenburg in Solothurn ein.

9.

Nicht geringere Unschlüssigkeit und Verwirrung hatte mittlerweile unter den Kriegsvölkern der übrigen Eidsgenossenschaft geherrscht, welche der Stadt Bern zum Beistand eilen sollten. Nichts war vorbereitet, nichts geordnet, das Volk zum Kriege ungeübt; oft übel und bunt bewaffnet; zuweilen

in langen Schaaren Rosenkränze abbetend, unwissend über Alles. Das waren die furchtbaren Früchte jener Grundsätze, in welchen sich die Regierungen bisher gefallen hatten, eine weiland freisinnige, regsame, kriegerische Nation zu beherrschen, oder vielmehr zur Behauptung der Selbstständigkeit zu lähmen.

Wir begnügen uns, noch die Erzählung eines Augenzeugen mitzutheilen, welcher diesen kurzen Feldzug mit demjenigen Kriegshaufen machte, welchen der Kanton Schwyz zur Hilfe von Bern ausgeschickt hatte.

Also lautet der Bericht des Augenzeugen:

„Am zweiten März wurde unser Befehlshaber, Aloys Reding, vom Obersten Grafenried aufgefordert, mit seiner ganzen Mannschaft gen Oberwell bei Büren zu eilen, wo wir auch die Hilfsvölker von Uri und Glarus antreffen sollten. Nach einer halben Stunde traten wir den Weg an. Unterwegs begegneten uns nicht nur verschiedene Gepäck- und Munitionswagen, die sich zurückzogen, sondern auch eine große Menge wild umherstreifenden Flüchtlinge von den bei Solothurn und Lenznau gestandenen Bernern, die, gegen ihre Offiziere aufgebracht, fürchterliche Flüche ausstießen, und nur darin übereinstimmten, daß Alles verrathen und verkauft sei. Umsonst be-

mähten ſich unſere Offiziere, ſie zu bereden, wiederum mit uns gegen Oberweil vorzurücken.

„Wir kamen gegen Nacht in dieſem Ort an. Die meiſten Einwohner waren mit ihrem Geräthe ſchon geflüchtet. Die Zurückgebliebenen gaben uns zu verſtehen, wir ſollten weiter ziehen, ſie würden ſich nicht gegen die Franken wehren.

„Unterdeſſen kam der Aide-de-Camp Auf der Maur, welchen unſer Anführer nach Büren geſchickt hatte, um Verhaltungsbefehle zu begehren, mit dem Bericht zurück, Grafenried habe für jetzt keine beſtimmtern Befehle mitzutheilen; würde ſich etwas ereignen, ſollten wir berichtet werden. Auf der Maur erzählte zugleich, daß er überall große Unordnung und die faſt gänzliche Zerſtreuung des Bernerheers geſehen, von dem Hilfsvolk aber von Glarus und Uri keine Spur entdeckt habe.

„Dieſe Nachrichten ſtürzten den frohen Geiſt unſers Volks nieder. Ein dumpfes Murmeln durchlief die zuſammentretenden Haufen. Man umringte die Hauptleute; man rief: laßt uns umkehren! wer mag Theil nehmen an der Vertheidigung eines Landes, deſſen Einwohner ſich ſelbſt bekriegen, oder zur Gegenwehr unentſchloſſen, oder mißtrauiſch wider die Befehlshaber ſind? So ſprach unſer Volk.

„Die düſtere Stimmung vermehrte ſich. Wir ſtanden einſam. Die Auszüge von Glarus und

Uri waren nicht zu erforschen. Wir waren ohne Verbindung, ohne Verhaltungsbefehle. Unsere Hauptleute traten zusammen. Sie erwogen den Befehl der Landsgemeinde, im Fall die Berner uneinig oder zur Gegenwehr unentschlossen sein würden, das Volk zurückzuführen. Und wir gingen nach Buchsee zurück noch in derselben Nacht."

— — In eben dieser Zeit hatte Luzern beschlossen, seine Truppen wirklich gegen die Franken vorrücken zu lassen. Die überbrachte Botschaft von Brüne's strengen Foderungen, und den schon an vielen Orten begangenen Feindseligkeiten, hatte die Volksrepräsentanten zu Luzern in Bewegung gesetzt. Sie empfanden die Noth eines festen Entschlusses in diesem Augenblicke. So sehr sie auch Berns hartnäckigen Stolz tadelten, der sich der Wohlfahrt des Vaterlandes nicht opfern wollte, glaubten sie doch, der Schweizerehre willen, und ihren Bundespflichten gemäß, der Stadt Bern beispringen zu müssen, ohne Schuld oder Unschuld lange zu untersuchen.

Sie befahlen dem Obersten Mohr, welcher mit den Luzernern bei Langenthal stand, diese vorrücken zu lassen, wo es Noth der bedrohten Bundesbrüder und des ganzen Vaterlandes irgend heischen könne. „Sie wären übrigens der sichern Ueberzeugung, daß die Luzernertruppen, nach dem rühmlichen Beispiel ihrer Väter und der Stifter

ihrer Freiheit, für's Vaterland siegen oder sterben würden."

Kaum war aber dies Schreiben, welches auch den Soldaten vorgelesen werden sollte, abgegangen, als ein Brief des Obersten Mohr den Schleier von der traurigen Lage der Dinge weghob. „Die Verwirrung ist am größten," lautet es im Briefe: *) „Alles flüchtet. Wir liegen in St. Urban, Pfaffnau, Rotwyl, Altbüren, Großdietwyl. An uns haben sich die Unter- und die Obwaldner und Zuger angeschlossen; und eben jetzt sind noch dreihundert Berner, die seit zwei Uhr Morgens im Feuer gestanden, angelangt, welchen wir wegen ihrer Mattigkeit in den umliegenden Scheuren Platz geben müssen. Wir halten ausserordentliche Patrouillen, weil wir nicht wissen, was sich diese Nacht ereignen dürfte. Ich bitte um die schleunigste Weisung, wie wir uns zu verhalten haben."

Die Regierung von Luzern wiederholte den schon gegebenen Befehl; und fügte hinzu, daß, wenn die Berner auch gänzlich zerstreut sein sollten, man die Hilfsvölker der eidsgenössischen Stände zusammenziehen ... und eine neue Vertheidigungslinie bilden sollte, an welche sich der bereit gehaltene Landsturm schliessen werde.

*) St. Urban, 2. März.

Inzwiſchen wolle man alle Stände der Schweiz zu neuen Anſtrengungen aufbieten.

Wir ſehen jetzt die unterbrochene Erzählung des Augenzeugen fort, welche uns vom Zuſtand der Dinge ein anſchauliches Gemälde liefert.

„Als unſere Truppen in Buchſee angekommen waren, erſchien wenige Stunden nachher auch der Berner General Erlach, mit dem Stab ſeiner Armee und verſchiedenen Ueberbleibſeln berniſcher Bataillone, weil ſie Befehl erhalten hatten, ihre erſte Linie zu verlaſſen. Wir waren froh, endlich Soldaten zu ſehen, und entſchloſſen, mit ihnen zu kämpfen. Es war Mittags, (3. Merz), als der Ruf zu den Waffen erging. Schon ſtanden dem Gerücht nach die Franken bei Schüpfen, eine Stunde von uns. Aloys Reding, unſer Anführer, hatte ſich ſchon einmal zum General Erlach begeben, aber ihn, von Strapatzen ermüdet, ſchlafend gefunden. Er verlangte nun Verhaltungsbefehle vom Oberſt Grafenried, welcher aber antwortete: „Ich kann keine geben, da ich ſelbſt nicht weiß, was ich zu thun habe. Was denken Sie aber zu thun?“ — „Ich vereine mich mit den Urnern und Glarnern, ſo in Bern liegen!“ antwortete Reding.

„Wirklich zogen wir nach Bern. Rechts und links der Straße ſahen wir Alles von Flüchtlingen wimmeln, die von verſchiedenen Orten her ihrer

Heimath wieder zueilten. Bei der Papiermühle zog sich unser Anführer links auf Worb, und berichtete unsern Kriegsräthen in Bern, daß er seinen Sinn geändert, und nicht mit den Truppen in die Stadt einrücken wolle, weil Bern nicht im Vertheidigungsstand sei. Er wünsche hingegen, daß sich die Urner und Glarner mit uns verbänden bei Worb.

„Die Kriegsräthe kamen in der Nacht zu uns. Sie hießen den Entschluß des Anführers gut. Am folgenden Morgen *) begab sich Reding nach Bern, um mit den Urnern und Glarnern Raths zu pflegen. Die Anführer derselben kamen gerade vom Rathhause, wo sie von der Regierung schon um freien Abzug aus der Stadt angehalten hatten. Aloys Reding stimmte nicht nur bei, sondern eilte selbst mit dem Kriegsrath Müller (von Uri) auf das Rathhaus, und stellte der Regierung hier mit wenigen Worten den verworrenen Zustand des Ganzen dar. „Unordnung lähmt Alles!“ sagte er: „des Volkes Uneinigkeit, das allgemeine Mißtrauen gegen die Obrigkeiten im Zivil- und Kriegswesen, die Aeußerungen der Flüchtlinge, die ich gestern in großen Schaaren auf den Straßen verstreut fand, und die Ueberzeugung, daß bei solchem Wirrwarr von Meinungen unmöglich sei,

*) 4. Merz.

einen anrückenden Feind abzutreiben, hat auch auf unsere Truppen Eindruck gemacht, daß wir mit Mühe nur Aufstand verhinderten. Diese Gesinnungen werden bald auch unter andern Hilfsvölkern erscheinen. Und wie kömmt's, daß die Zuzüge von drei andern Ständen in diesen Tagen der Gefahr ferne stehen, an den Luzerner Grenzen? — — Da ich also von meinem Stand befehligt bin, unter solchen Verhältnissen nicht umsonst Volk aufzuopfern, so ists nothwendig, den Rückzug auf Worb zu nehmen, wo sich Urner, Glarner und St. Galler mit uns vereinigen werden."

„Wirklich zogen diese wenige Stunden nachher aus den Thoren von Bern gen Worb. Am folgenden Morgen (5. März) um 4 Uhr überbrachte uns ein Berner Offizier von seiner Regierung die Aufforderung, gegen das graue Holz zu eilen. Die Kriegsräthe und Befehlshaber der Truppen von Uri, Schwyz, Glarus und St. Gallen traten zusammen. Man pflog Raths und beschloß, nicht dahin zu gehen. Denn wir kannten nicht des Feindes und nicht der Berner Stellung; wir wußten aber, daß die Franken von jener Gegend überall in großen Schaaren vordrangen ohne bedeutenden Widerstand, und daß, dem Gerücht zufolge, Bern sich schon zur Uebergabe bereite.

„Wir säumten nicht länger, und traten un-

ſern Rückzug an, der Heimath zu. Nach zwei Stunden ſprengten einige von uns zurückgelaſſene Offiziere heran. Sie brachten die Nachricht vom Siege der Berner unter Grafenried bei Neuenegg. Die Regierung von Bern beſchwor uns aufs neue zu verbleiben. Als dieſe Botſchaft dem Volk kund gemacht ward, erhob ſich das Jubelgeſchrei deſſelben zu den Wolken. Wir gelobten, bis auf den letzten Mann zu kämpfen, wenn noch Hoffnung zur Rettung Berns und zum Widerſtand ſei.

„In fünf Viertelſtunden waren wir in Worb zurück. Kaum traten wir hinein, als alle unſere Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet wurden. Bern war ſchon in die Gewalt der Franken gefallen; uns blieb keine andere Wahl übrig, als Worb abermals zu verlaſſen, und die Rückreiſe anzutreten. Es geſchah."

So ſank Bern, unbeſchützt von ſeinen Bundesgenoſſen, die herbeigeeilt zu ſein ſchienen, mehr um Zuſchauer vom Untergang dieſes Freiſtaates, als Vertheidiger deſſelben zu ſein. Sie hatten den Donner der Schlacht am Gebirge, ſie hatten das Hilfsgeſchrei des zagenden Berns gehört, und doch war von ihnen kein Schuß für die Rettung des mächtigſten der eidsgenöſſiſchen Kantone geſchehen. So bereitete furchtſame Klugheit, die

einem Kriege mit Frankreich ausweichen und für Bern den Schein der Bundestreue bewahren wollte, nur schnellere Zertrümmerung des Ganzen.

10.

In den Waldstätten ahnete man das Schicksal Berns noch nicht. Wohl drangen mancherlei dumpfe Gerüchte von verlornen Treffen in die Bergthäler; aber diese entflammten nur die Wuth des Volkes. Es sammelte sich in Uri und Unterwalden zu den Landsgemeinden; es bot die benachbarten Stände zu ungesäumter Hilfe für Bern auf, und schickte sich selbst zu kraftvoller Unterstützung.

Schwyz that desgleichen (4. März); hundert und fünfzig Mann unter dem Hauptmann Hediger, und das zweite Batallon, unter den Befehlen von Aloys Gwerder, sollten gen Luzern ziehen, und sich gebrauchen lassen, wo es Noth erheische. Ein Landsturm sollte sich rüsten. Alle Fremdlinge, welche für den Staat, der sie nährte, die Waffen zu erheben sich weigerten, wurden des Landes verwiesen. Wer verdächtige Reden ausstreute, sonder Beweis, sollte, wie jene, die wider Vaterlands Wohl oder Ruhe reden, gestraft werden. Die Weiland-Angehörigen, besonders die Einwohner der Landschaft March, wurden von derselben Schwyzer-Landsgemeinde durch Eilboten angefragt: ob sie bei der allgemei-

nen drohenden Gefahr ſich an die Waldſtätte anſchlieſſen wollen oder nicht? Den Kriegsräthen, welche man noch in Bern glaubte, wurde befohlen, allen Städten und Oertern kund zu machen, daß man jegliche Gegend feindſelig behandeln werde, welche den Franken irgend hold wäre.

So die Landsgemeinde von Schwyz. Furcht, Hoffnung, Zorn und Stolz, und alle Gerüchte, welche wie ein Sturm politiſchen Gewittern voraneilen, und verwegene Entſchlüſſe vorbereiten, tobten nun in allen Gemüthern. Das längſt Erwartete ſchien noch immer unerwartet. Durch alle Thäler verbreitete ſich wilde Regſamkeit. Die verworrenſten Sagen, gehäſſige Verleumdung einzelner Männer und ganzer Gegenden trieben jetzt ihr freies fürchterliches Spiel.

Eine Schreckensbotſchaft folgte der andern auf dem Fuße. Es erſchien der Bericht: Freiburg und Solothurn wanken! — Luzern meldete: „Der Feind hat ſchon Hutwyl und Aarwangen angegriffen; darum eilet unſer Landſturm dahin über Hutwyl und St. Urban. Machet euch auf; denn nur durch Schnelligkeit und große Maſſen kann der Feind zurückgeworfen werden!“

Uri, Unterwalden, Zug und Schwyz ſäumten nicht. Sie beſchloſſen, die ſchleunigſte Hilfe zu ſenden. Uri foderte Schwyz an dem gleichen Tage auf, noch einmal die widerſpenſtigen Bewohner

der March gütlich zu ihren Pflichten anzumahnen: im Fall dieselben aber ihren raschen Schritt nicht durch baldige Rückkehr bessern wollten: so wäre Uri bereit, die Landsleute von Schwyz bundesbrüderlich mit den Waffen zu unterstützen.

Die Landschaften Thurgau und Rheinthal hatten inzwischen dringender, während der steigenden Gefahren, ihre Freiheit gefordet. Schlau zögerten die eidsgenössischen Gesandten zu Aarau in der Willfahrung. Noch immer hofften sie, daß das Glück den Waffen der Oligarchie hold sein werde. Als sie aber Alles verloren sahen, widerstanden sie nicht länger, und nahmen als Brüder in den Bund die ehemaligen Unterthanen.

Mit gleicher Ungeduld harrten die Einwohner der Landschaft Gaster der Stunde ihrer Befreiung. Dort saßen die Abgeordneten der herrschenden Stände, und die Ausschüsse, um die alten Rechte auseinander zu sondern, und über die neuen Freiheiten zu handeln. Aber die Bewohner vom Gaster argwöhnten Hinterlist in diesem langsamen Gange. Die Vollmachten und Aufträge der Abgeordneten schienen zu eng. Sie versammelten sich; mit Gewalt wollten sie die Erfüllung ihrer Wünsche erstürmen. Sie drangen um die Mittagsstunde (5. März), mit Knitteln bewaffnet, in das Stiftsgebäu von Schännis, wo die Abgeordneten mit den Stifts-

frauen spälseten. Vom Schrecken übermannt, ertheilten die Gesandten von Schwyz und Glarus, unter Vorbehalt der Genehmigung dieser beiden Stände, den Stürmenden die gänzliche Freiheit, und das Versprechen, ihnen den alten Pfandbrief auszuliefern.

Der Landrath von Schwyz gehorchte dem eisernen Gesetz der Noth. Die Unabhängigkeit der Landschaft Gaster, Uznach und Wesen wurde feierlich anerkannt *), und die Auslösung des Pfandbriefes zwar gestattet, doch unter den merkwürdigen Bedingungen, „daß die Befreiten bei ihrer alten Religion bleiben, das Eigenthum des Stifts in Ehren halten sollten, und daß, im Fall eines Auszuges, kein Theil den andern mit Kosten beladen, noch einer den andern mit Zöllen und Weggeldern beschweren müsse.“

Jetzt erscholl in den Gebirgen der Waldstätte die erschütternde Nachricht vom Falle Berns. Es war am 6. März. — Die Gefahr trat näher. Nidwalden schien unentschlossen, ob man die nach Bern gesandte Mannschaft zur Vertheidigung des eigenen Herdes heimrufen, oder sie andern noch unmittelbarer bedrohten Gegenden überlassen sollte? — Schwyz entschied für das letztere. Denn Luzern hatte vor den Waldstätten darum

*) 6. März.

angesucht. „Ungewiß, ob die Franzosen auch unsere Grenzen feindlich berühren werden,“ sprach Luzern, „haben wir einmüthig beschlossen, und wirklich Anstalten getroffen, mittelst des Landsturmes unser Land zu vertheidigen. Wir ersuchen euch daher, euere Hilfsvolker (die jetzt auf Luzerner Boden standen) einstweilen, bis die Gefahr vorüber ist, zum Schirm der Grenzen und zur Bildung neuer Vertheidigungslinien zurückzulassen.“ Der Landrath von Schwyz glaubte noch mehr thun zu müssen. Er ertheilte auch den zwei Bataillonen, die aufs neue für Bern ausgerüstet waren, Befehl, nach Luzern zu Hilfe zu eilen. Er gesellte den Kriegern verschiedene Personen bei, welche sich um die Stimmung des Luzerner Volks erkunden, und forschen sollten, ob dasselbe entschlossen sei, für Vertheidigung seiner heimathlichen Grenzen zu siegen, oder zu sterben. Uri und Nidwalden hatten zu gleichem Zweck Abgeordnete und bewaffnete Mannschaft ausgesandt. Denn es war im Sinn der Waldstätte, nur dann bis in den Tod für ihre Nachbarn zu streiten, wenn diese selbst von gleichem Muthe beseelt sein würden.

Aber Obwalden konnte sein zweites Aufgebot den Luzernern nicht senden, weil es schon für eigene Sicherheit wachen mußte. Schon waren, zuverläßigen Berichten gemäß, die Franzosen über

Thun gegen das Gebirg des Brünig. Obwalden, statt Hilfe zu senden, sprach daher selbst bundsgenössischen Beistand an.

Eben so wandte sich die Regierung von Zürich, welche noch immer mit dem Volke des Landes um Recht und Freiheit haderte, an die Bewohner der Waldstätte. Zu Maila, einem großen Dorfe am Zürchersee, hatte sich eine Nationalversammlung gebildet, im Angesichte der herrschenden Stadt. Maila führte gegen Zürich die Sprache, nicht mehr der Unterthanin, sondern der gleichberechtigten Ebenbürtigen. Darum forderte der Vorort von den Waldstätten, „weil Bürgerkrieg nahe und fast unvermeidlich schiene, daß die Waldstätte nicht nur getreues Aufsehen halten, sondern auch Hilfsvölker an die Grenzen Zürichs senden sollten, um nöthigen Beistand zu leisten, und in die Stadt selbst Repräsentanten, eidsgenössischen Rath zu ertheilen."

Den Wünschen Aller zu entsprechen, die Hilfe verlangten, fehlte es den Gebirgsvölkern an Kraft. Schwyz fand nun sogar räthlich, sich mit den ungestümen Marchern, den ehemaligen Unterthanen, auszusöhnen, die noch einmal in drohenden Worten offene Erklärung der Freiheit ansprachen *). Schwyz stellte wirklich der Landschaft

*) 7. Mäez.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHOKKE,J.H.D. FN. 1433/012

March die Befreiungsurkunde aus, worin auf alle Rechte über Land und Leute für jetzt und künftige Zeiten Verzicht gethan ward *). Zwei Abgesandte mußten den Marchern den Brief der Freiheit überbringen; die hatten den Auftrag, „auf geziemende Weise zu trachten, jene Landschaft zu einer Vereinigung mit dem Kanton Schwyz zu bewegen, auf daß durch die engen Bande der Freundschaft beiderseitiges Wohl befördert werde."

Indem nun die Gebirgsbewohner, enger an einander gedrängt, und mit ihren gewesenen Unterthanen verbrüdert, zum Kampfe bereit fanden, empfingen sie unverhofft heitere Botschaft, daß Frankreich friedlichen Sinn für die übrigen Kantone der Schweiz hege. General Brüne hatte nämlich den Abgeordneten Luzerns mündliche und schriftliche Versicherung ertheilt, daß er keinen Auftrag habe, über die Grenzen der eroberten Gebiete von Freiburg, Bern und Solothurn zu ziehen. Eben so hatte, im Namen des fränkischen Vollziehungs-Direktoriums, dessen Minister Talleyrand dem Stande Luzern Glück gewünscht zu der freiwilligen Staatsumschaffung am 31. Zänner. Diese Friedens- und Freundschaftsversicherungen wurden unter Trompetenschall und Jubelgeschrei sogleich in der Stadt

*) 8 März.

Luzern verkündet; die Regierung entließ die noch anwesenden Hilfsvölker der Waldstätte und anderer Landschaften mit Dank und Rührung und dem Bezeugen, „daß ihr Vortheil nie von dem anderer Kantone getrennt werden solle, und daß sie, obgleich im vollen Vertrauen auf die Versicherung der fränkischen Regierung, nie aufhören werde, auf die gemeinsame Sicherheit ihr sorgfältigstes Augenmerk zu richten.“

Die Mannschaft aus den Waldstätten kehrte also in ihre Hütten zurück, doch mit Befehl, auf ersten Wink zum Aufbruch gefaßt zu sein.

Drittes Buch.

1.

Die Hirten der schweizerischen Alpen, im Gefühle ihrer Unschuld, glaubten Anfangs sich wirklich vor Frankreichs Ansprüchen geborgen. Zwar nährten sie geheimen Abscheu vor jenem Volke, welches seine Freiheit mit namenlosen Gräueln besudelt hatte, aber sorgfältig vermieden sie, den furchtbaren Nachbar zu reizen. Die Geschäftsführer der Berg- und Waldkantone hofften indeß, indem sie sich, so wenig als möglich, in Frankreichs Hader mit den Aristokratien mischten, daß der Untergang von diesen das Ende des traurigen

Spieles werden würde. — Doch gab ihnen der Anblick der fränkischen Uebermacht und die Leichtigkeit, mit welcher durch Waffengewalt auch der übrige Theil der Schweiz unterjocht werden könnte, so wie das bedeutungsvolle Ausstreuen einer neuen helvetischen Staatsverfassungs-Urkunde, schauderhafte Ahnungen.

Schwyz blieb nicht länger gleichgültig. Es wollte Beruhigung über sein Schicksal. Es räumte freiwillig in offener Landesgemeinde den letzten Anstoß hinweg, welcher ihm Gefahr bringen konnte, und erklärte alle Angehörige, die noch nicht ausdrücklich freigelassen worden waren, unabhängig *). Es lud die Nachbarn von Uri, Unterwalden und Glarus zu einer Unterredung in Brunnen ein **), sich über eine Gesandtschaft an den fränkischen Oberbefehlshaber, und über allfällige Rüstung zur Vertheidigung zu berathen.

Schon hatten Unterwalden ob dem Wald und Luzern für sich an den französischen Feldherrn die Frage ergehen lassen: ob sie von Seite Frankreichs Anmuthungen zu befürchten hätten?

Hier folgen die ziemlich gleichlautenden Ant-

*) Landsgemeinde. Schwyz, 10. März.

**) Den 9. März.

worten, welche der bevollmächtigte General beiden Ständen gab:

An Luzern schrieb er: „Die große Nation hat nicht aufgehört, Beweise zu geben, wie sehr sie die Bande schähe, welche sie mit dem Kanton Luzern vereinigen. Sie hat keine Befehle zu Feindseligkeiten gegen diesen Stand ertheilt; im Gegentheil wünscht die große Nation ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Luzern zu erhalten, überzeugt, daß selbiger durch seine Liebe zur Freiheit stets würdig sein werde, den Namen: Nachkommen Wilhelm Tells, zu führen" *).

An Obwalden schrieb er: „Die große Nation hat noch nicht unterlassen, die Bande zu ehren, wodurch sie mit dem Kanton Unterwalden verknüpft ist. Auch hat sie zu keinen Feindseligkeiten gegen diesen Kanton Befehl gegeben. Die große Nation wünscht vielmehr, ihre alten Verbindungen mit dem Kanton Unterwalden beizubehalten" **).

Unter diesen Zusicherungen des Oberfeldherrn Brüne erwachte die Hoffnung der Eidsgenossen noch einmal.

Es versammelten sich die Gesandten der vier obenerwähnten Gebirgskantone zu Brunnen am

*) Bern, 20. Ventose VI.
**) Bern, 20. Ventose VI.

See. Auch Zug trat ihnen bei. — Schwyz legte den Entwurf einer Zuschrift an Brüne vor, welcher genehmigt, und nach Bern getragen, dem Feldherrn überreicht wurde.

Folgendermaßen lautet die Zuschrift:

Bürger General! Die Repräsentanten der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus geben sich die Ehre, nach dem Auftrag ihrer Kommittenten, nämlich ihrer Landsgemeinden, folgende ehrerbietigen Vorstellungen zu überreichen.

Obwohl keiner aus uns sich jemals vorstellen könnte, daß es in den Grundsätzen der französischen Republik liegen möchte, die demokratischen Stände in jener Freiheit zu beeinträchtigen oder zu stören, welche die französische Nation auch der übrigen Schweiz zum Muster geben zu wollen scheint, so können wir Euch, Bürger General! dennoch nicht bergen, daß die Annäherung der französischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die sich verbreiten, auch unter uns wichtige Besorgnisse erregten; und wirklich würden wir die Schätzung der französischen Nation nicht verdienen, wenn wir einen geringern Werth auf jene Freiheit setzten, die uns das Blut unserer theuern Väter erworben, deren Andenken die französische Nation in ihren Schriften heute noch ehrt.

Mithelfer und Zeuge der siegreichen Bestrebungen Eurer großen Nation, wisset Ihr, Bürger General! am besten, was der Enthusiasmus der Freiheit bei einem freien Volke zu wirken vermag.

Indessen haben alle diese Gerüchte, alle diese Besorgnisse das Zutrauen nicht schwächen können, das wir immerfort in die Gesinnungen der Gerechtigkeit der französischen Republik setzen.

Diese Gesinnungen sind es, die unsere Landsgemeinden bewogen, Repräsentanten an Euch, Bürger General! abzuordnen, um Euch zu ersuchen, unsere Besorgnisse durch die aufrichtige und beruhigende Versicherung zu heben, daß die französischen Truppen unser Gebiet nicht betreten werden, und daß das französische Direktorium nicht gesinnt sei, die Religion, die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Verfassung unserer demokratischen Stände zu stören; eine Verfassung, die wir alle wie eine gute Mutter lieben, die uns seit Jahrhunderten glücklich machte; eine Verfassung, welcher die Souverainität des Volkes und das Menschenrecht in all ihrer Reinheit und Kraft zum Grunde liegen, und welche daher mit den Grundsätzen der französischen Republik gänzlich übereinkömmt. Ein einziges Verhältniß, worin vielleicht die französische Nation eine Abänderung hätte wünschen mögen, war, daß einige demokratische Stände unter ihrem Volke noch Un-

tergebene oder Angehörige zählten; allein unsere Stände haben keine Untergebene mehr. Sie sind frei, wie wir frei sind, so daß in unserer Verfassung kein Verhältniß mehr besteht, welches den Grundsätzen der französischen Republik widrig sein könnte.

Geruhet demnach, Bürger General! uns über die friedlichen und wohlwollenden Gesinnungen des französischen Direktoriums eine beruhigende Versicherung zu ertheilen, und überzeugt zu sein, daß wir sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als mit der großen Nation im Frieden und gutem Wohlverständniß zu leben.

Empfanget von einem getreuen Bergvolke, das kein anderes Gut, als seine Religion und seine Freiheit, keinen andern Reichthum, als seine Heerden besitzt, die aufrichtige Versicherung, daß dies Volk sich eifrigst bestreben werde, der französischen Republik von seiner Anhängigkeit alle jene Beweise zu geben, die immer mit seiner Freiheit und Unabhängigkeit vereinbar sind.

Bürger General! genehmiget auch noch die feierliche Gelobung, daß unsere Stände niemals die Waffen gegen die französische Republik ergreifen, nie sich mit ihren Feinden verbinden werden. Unsere Freiheit wird unser Glück sein, und nur Pflicht, dieselbe zu vertheidigen, wird unsere Arme bewaffnen.

Möchten diese feierlichen Versicherungen uns jene gegenseitige Versicherung erwerben, die wir uns von Euch, Bürger General! ehrerbietig ausbitten; dann werden unsere Unruhen und Sorgen sich in jene Empfindungen der Freude und der Anhänglichkeit verwandeln, die wir der Regierung der französischen Republik und ihrem würdigen General unablässig widmen werden *).

Brüne empfing die Abgeordneten der Waldkantone nicht nur mit ausgezeichneter Achtung, sondern löschte durch seine Antwort jeden Argwohn im Herzen der Besorgten aus.

Er erwiederte:

„Ich versichere die Repräsentanten der demokratischen Stände, daß bei den Ereignissen, welche die fränkische Armee, von den Berner Oligarchen gereizt, in die Schweiz zogen, die demokratischen Stände nicht aufgehört haben, die Freundschaft der fränkischen Republik beizubehalten, in deren Absichten es nicht gelegen, ihre Waffen auf euer Gebiet zu übertragen.“ **) — —

Die Waldstätte überliessen sich der angenehmen Täuschung, daß daß Gewitter vorbeigezogen, und

*) Bern, den 16. März 1798.
**) Bern, 26. Ventose VI.

nur den Stolz der Aristokratien zu beugen, hergekommen wäre; um so mehr, da auch Zürich endlich durch den Vergleich zu Küßnacht am Zürichsee *) seiner Alleingewalt förmlich entsagt hatte. Denn die Waldstätte, besonders Schwyz, würden, sobald Zürich den äussersten Widerstand zu wagen entschlossen gewesen, der Stadt einen Beistand nicht haben weigern können, welchen sie ihr noch einige Wochen vorher **) freundnachbarlich zugesichert hatten ***).

Der einzige Gegenstand ängstlicher Besorgnisse konnte vielleicht noch der umhergebotene Entwurf zu einer einen und untheilbaren Republik in der

*) Den 10. März.

**) Den 1. März.

***) Die Abgeordneten Abegg und Balth. Holdener von Schwyz, welche in die March gesandt waren, sie frei zu erklären und mit dem Kanton Schwyz zu vereinigen, hatten dabei durch einen eben so eigenmächtigen als unvorsichtigen Schritt ihren Stand gegen Zürich sehr bloßgestellt, indem sie der Marcher Landskommission vortrugen, daß Schwyz entschlossen sei, Zürich zum Einwilligen in die Begehren seines Landvolks zu bewegen, widrigenfalls aber die Stadt zum Wohl gesammter Schweiz mit den Waffen zu demüthigen. — Nie hatten die Abgeordneten zu solcher Erklärung Auftrag empfangen.

Schweiz sein. Aber auch diese Furcht erlosch, als Brüne selbst eine rhodanische und eine helvetische Republik, und einen dritten Staat, Tellgau genannt, aus den Trümmern der Eidsgenossenschaft zu bilden verkündete. Zum Tellgau sollten die Gebirgskantone gehören, in ihrer alten Form und Weise. Ehrfurcht gegen jene Gegenden, welche die Wiege der europäischen Freiheit, das Vaterland der Helden war, welche Frankreich selbst in seinen Tempeln, öffentlichen Denkmälern und Gesängen ehrte; — gegen jene Gegenden, welche glücklich und muthvoll in uralter Freiheit lebten, schien den Gedanken an einen Tellgau geboren zu haben.

Doch nicht lange lebte dieser Gedanke. Mehrere Männer, welche die verlorne Stärke der Schweiz nur in ihrer unbedingtesten Einheit wieder zu finden hofften, bestritten den neuen Föderalismus. Brüne wankte. Als, bald nach bekanntgemachtem Scheidungsentwurf, ein aufgeklärter Helvetier zu ihm trat mit gründlichen Erinnerungen wider diese Trennung, hielt der Feldherr ihm lächelnd auf einem Teller zwei Wassertropfen dar. Durch eine Erschütterung von seiner Hand flossen sie beide zusammen.

Unerwartet daher für die Gebirgsstaaten er-

folgte der Schlag, welcher sie in die eine und untheilbare Republik auflösen sollte. *)

Brüne erließ folgende Verkündung:

„Kaum war die Trennung Helvetiens in zwei Republiken entschieden, welche mitten in den letzten Zuckungen der Oligarchie gegen die Freiheit und in der Gährung entgegengesetzter Leidenschaften verlangt wurde: so äusserte sich der Schmerz in allen Gemüthern, und der lebhafte Wunsch für die Vorzüge der republikanischen Einheit.

„Gerührt durch die mannigfaltigen Zeugnisse derjenigen, welche selbst diese Trennung begehrt hatten, stimme ich mit völligem Zutrauen zu den Wünschen für Einheit, da ich versichert bin, daß dieses Begehren aufrichtig sei.

„In Folge dessen werden die Deputirten, welche sich zu Lausanne in ein gesetzgebendes Korps vereinigen sollten, sich sogleich nach ihrer Erwählung gen Aarau begeben, um mit den Abgeordneten der übrigen Kantone das gesetzgebende Korps der einen und untheilbaren helvetischen Republik bilden zu helfen."

*) Proklam. Bern, 22. März 1798. Bald nachher erfolgte des Regierungskommissär Lecarliers Proklam, gleichen Inhalts.

2.

Diese Verkündung führte die Völker des schweizerischen Hochlandes plötzlich in den alten Sturm zurück, dem sie entronnen zu sein glaubten; sie ward das allgemeine Lärmzeichen zur kriegerischen Rüstung der fünf alten eidsgenössischen Stände von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Und obwohl sie das Mißverhältniß ihrer Kraft zu der Uebermacht des fränkischen Kolosses fühlten, erschien ihnen ihr Recht doch immer größer, denn jede Gewalt. Nichts aber kann den beugen, der für sein Heiligthum zu sterben entschlossen ist. Alles gibt dem edeln Stolze gleiche Nahrung, und entflammt die Sehnsucht, wenn auch verkannt von unwürdiger Zeitgenossenschaft, doch nicht ohne Werth unterzugehen vor den Augen einer gerechtern Nachwelt.

Nun sich Frankreichs Brigaden den Seen und Vorbergen der hohen Alpen feindlich näherten, konnten die Hirten des unbezwungenen Gebirgs dem fremden Krieger sagen, wie der alte Scythe an den Ufern des Tanais dem Alexander von Macedonien: „Was haben wir mit dir? Nie betraten wir dein Land. Wer du seist, von wannen du kömmst, ist, dessen unkundig zu bleiben, dem Wald- und Oedenbewohner nicht gegönnt? Wir können weder irgend Einem unterthänig sein, noch mögen wir herrschen. Damit du aber die Scy-

then kennst, wisse: wir haben, als Gabe, empfangen Jochstier, Pflug, Pfeil und Trinkschaale. Deren bedienen wir uns mit Freunden und wider Feinde." *)

Uri rief zuerst seinen Bundesverwandten in den Gebirgen zu, Alles eher dahinzugeben, denn die alte Staatsverfassung, „dies theure Erbtheil von den Vätern."

Schwyz, von gleichen Empfindungen beseelt, ermahnte den Vorort Uri, ohne Zeitverlust, Unter- und Obwalden, Zug und Glarus, selbst, wenn man es gut finden sollte, Appenzell und die alte St. Gallische Landschaft, welche durch eigene Boten an Schwyz schon ähnliche Wünsche zu erkennen gegeben, zu einem eidsgenössischen Zusammentritt einzuladen **). Es war die Frage: ob man, von Fremdlingen befehligt, die alte, durch das Blut der Väter eingeweihte, Verfassung ohne Widerstand dahin geben, oder die Ehre des bisher ungeschändeten Schweizernamens bis zum Tode behaupten wolle?

Das Einladungsschreiben des Vororts lief durch die hohe Schweiz. Alle Volkerschaften regten sich. In allen Gebirgswinkeln ward es laut. Greise und Kinder dürsteten nach Streit. Der

*) Q. *Curtius.* L. 8. c. 8.

**) Schwyz an Uri, den 25 März.

Eifer war so groß, daß selbst die Weiber, ihres Geschlechtes Schwäche uneingedenk, sich zum Kampf erboten.

Es war am ersten Tag des Aprilmonds, da erschienen die Abgeordneten der fünf alten Orte (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus) im Flecken Schwyz. — Nur Unterwalden kam am spätesten. Denn das Volk nid dem Walde war durch Parteiungen getrennt. Ein Schreiben von Luzern, reich an großen Beweggründen, hatte hier die Gemüther eine Zeitlang wankend gemacht zwischen Annahme des Neuen, oder Vertheidigung des Alten. — Schwyz, kaum von seiner Bundesbrüder Unentschlossenheit belehrt, sandte sogleich Boten dahin, die „ältesten Mit-Landleute und Brüder zu beschwören, daß sie in diesen über alles wichtigen Tagen nicht jene heiligen Bande der Bruderliebe zerreissen mögten, durch welche ehemals die seligen Vorväter beider Völkerschaften so fest und glücklich vereinigt waren.“ Doch die Boten von Schwyz hatten noch nicht die Ufer Unterwaldens berührt, als sie schon erfuhren, daß sich auch dieser Stand, nach einigem Zweifeln, entschlossen habe, dem Kriegsbund der Berg- und Waldkantone beizutreten, und brüderlich mit denen unterzugehen, mit welchen sie so lange das Glück der vorigen Zeiten getheilt hatten.

Ein besonderer Umstand machte die erste Siz-

zung der fünf alten demokratischen Orte noch wichtiger, und wehte die Flamme der Begeisterung höher. Uneingeladen kamen auch Abgeordnete vom Toggenburg, Rheinthal und Sargans, welche alle die Begierde ihres Volks äusserten, sich an die fünf Stände fest anzuschliessen, zur Vertheidigung des Vaterlandes. Eben so trafen mit gleichen Wünschen die Abgeordneten von Appenzell Inner- und Ausser-Rhoden, der Landschaft und Stadt St. Gallen ein.

Die fünfortische Tagleistung aber, obgleich gerührt von diesen Zeugnissen hohen Gemeingeistes, wagte es doch, wegen mangelnder Bevollmächtigung, nicht, den Deputirten jener Völkerschaften in ihrer eigenen Mitte Sitz und Stimme zu geben. Auch wollte sie auf keine Weise dem fränkischen Heerführer, der jene Kantone schon namentlich zur neuen Republik eingetheilt hatte, den leisesten Vorwand zu Kränkungen gewähren. Man ließ sie also abgesonderte Sitzungen halten, und es ward beschlossen, daß jeder Theil eine eigene Denkschrift an das fränkische Direktorium abfassen sollte, welche aber dann in einerlei Ueberschlag und auf gleiche Weise nach Paris zu bringen wäre. Ausserdem ward Alles einig, die gegenwärtige Staatsverfassung mit Gut und Blut zu verfechten, wenn Gewalt für Recht ergehen würde.

Da die Tagleistung schon geschlossen war

meldeten sich auch Abgeordnete der Landschaft March, beauftragt, mit den fünfortischen Gesandten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie erhielten aber, da die Beschlüsse einmal gefaßt waren, keinen Zutritt.

Die Unterwaldner ob dem Walde, während ihre Boten noch in der Reihe der Eidsgenossen zu Schwyz saßen, änderten aber plötzlich ihren Sinn. Das Volk von Obwalden, zwar im starken Gefühl seines Rechts, erkannte auch die unwiderstehliche Nothwendigkeit, früher oder später der überlegenen Macht weichen zu müssen. Bei der zärtlichsten Theilnahme am Schicksal der ältesten Bundesverwandten empfand es zugleich die Pflicht, sich an die Mehrheit der schweizerischen Völkerschaften zu schliessen, und seine Selbstständigkeit (als kleiner Freistaat) dem Wohl des Ganzen zu weihen, und Bürgerkrieg zu meiden. Umsonst sandte das Volk nid dem Kernwald, umsonst Schwyz, abmahnende Botschaften an die Landesgemeinde von Sarnen.*) Die Deputirten beider Stände wurden standhaft zurückgewiesen.

Als Obwalden seine Boten gen Bern sandte (wo Schauenburg nun, statt Brüne's, den Oberbefehl über die Frankenarmee führte), um

*) Sarnen ist der Hauptflecken in Obwalden.

die Annahme der neuen Staatsverfassung anzuzeigen, that auch Engelberg desgleichen. Dies hohe, von majestätischen Eis- und Schneegebirgen umschlossene Alpenthal, durch eine lange, wilde Felsenschlucht mit Nidwalden verbunden, war seit dem Ende des eilften Jahrhunderts Eigenthum einer dort gestifteten Abtei. Des Thales Einwohner, kaum mehr, als zwölfhundert Seelen, obwohl sie ihr Gericht für bürgerliche Händel aus eigener Mitte besetzen durften, erkannten als Unterthanen von jeher die Oberherrlichkeit der Abtei. Glücklich in der einfachen Befriedigung ihrer Bedürfnisse, selbst ungereizt vom Beispiel der sie umringenden freien Völker, hatten die Thalleute nie den Versuch gewagt, jener milden Abhängigkeit zu entgehen. Aber Abt Leodegarius Salzmann, ein weiser, menschenfreundlicher Prälat, stand in diesen Zeiten nicht an, sich freiwillig seiner Hoheit zu begeben, und machte zur Krone seiner tausend Wohlthaten die Befreiung des Thales, welches ihn als Vater und Schutzengel zu ehren gewohnt war. *)

Der Abfall Obwaldens erbitterte zwar die vereinten Gebirgsstaaten, aber schreckte sie nicht von der erwählten Bahn zurück. Mochte diese

*) Schreiben Abt Leodegars an Mengaud. Engelberg den 1. April.

auslaufen zum Siege oder Tode, gleichviel, da beide Lorbeern trugen.

Schon am fünften April zogen die Gesandten der Eidsgenossen nach Bern, um von da nach Paris, der weltgebietenden Stadt, zu eilen.*) Als sie zum General Schauenburg und dem Regierungs-Kommissär Lecarlier gekommen waren, forderten sie die nothwendigen Pässe zur Fortsetzung ihrer Reise, und baten um Fürsprache und Unterstützung.

Es war zu spät. Lecarlier und Schauenburg hatten schon Auftrag, den halbzerstörten eidsgenössischen Staatskörper in eine unzertheilte Republik zu verwandeln. Es war also nur darum zu thun, Gründe zu finden, den Befehl zu vollziehen.

Daran mangelte es nicht lange. Die Schwyzer Landleute nährten Groll gegen Luzern, welches sich zur Untheilbarkeit der Schweiz be-

*) Es waren Statthalter Aloys Müller von Uri, Landammann Ludwig Weber von Schwyz, Landammann Zweifel von Glarus, wie auch die von Appenzell und übrigen Landschafts-Deputirten, Landthauptmann Jos. Blum von St. Gallen, und Pannerherr Joh. Jak. Meßmer von St. Gallen.

kannt, und den helvetischen Freiheitsbaum errichtet hatte in allen Dörfern. Die Grenzorte des Schwyzer und Luzerner Kantons, in täglichem Verkehr mit einander, blieben bei der Gleichheit der Meinungen über das Schicksal der Schweiz nicht ohne lärmende Auftritte. Zu Greppen im Kanton Luzern wurde der Freiheitsbaum aus dem Boden gerissen, und das dreifarbige Fähnlein der werdenden helvetischen Republik in wildem Triumph nach Küßnacht, am Waldstätter-See, entführt. In andern Gegenden vereinte der Luzerner Landmann seine Stimme mit dem Schwyzer gegen die Stadt Luzern. Es war umsonst, daß Schwyz dagegen Warnung und Strafe verkünden ließ. Allzu unbändig war des Volkes Grimm. Schauenburg und Lecarlier aber nahmen daraus Vorwand, die der helvetischen Vereinigung abgeneigten Kantone als feindlichgesinnte zu erklären.

Sie verweigerten daher den Abgeordneten in Bern die Pässe auf Paris, und wiesen sie mit Kälte zurück. — Die Denkschriften erreichten also Paris nicht. Verloren aber sollen sie darum nicht der Nachwelt sein. Sie bezeichnen den Geist des Eidsgenossen, der auf sein Recht mit gerechtem Stolz gelehnt, die Sprache brüderlicher Zuversicht zu den Häuptern eines neuen, übermächtigen und übermüthigen Freistaates redete.

Also lautete das Schreiben an Lecarlier, den französischen Geschäftsträger:

Die Volksrepräsentanten der ältesten demokratischen Stände der Schweiz, einerseits durch die wichtigen vorgehenden Veränderungen in bange Sorgen gesetzt, anderseits durch die großmüthigen Gesinnungen, welche die französische Republik gegen die freien Volksregierungen immer geäussert hatte, wieder aufgemuntert, hatten eben in dem Hauptflecken Schwyz sich gesammelt, einander ihre Gedanken mitzutheilen, sich brüderlich über Mittel und Wege zu berathen, die sie anzuwenden und einzuschlagen haben möchten, um ihre freie Volksverfassung beibehalten zu können, deren Verlust das gute Volk dieser friedlichen Thäler in einen Zustand von Trostlosigkeit und von Verzweiflung versetzen würde; in unsern Berathungen vorzüglich durch unser unbegrenztes Vertrauen auf die gerechtigkeitsvollen Empfindungen des Vollziehungs-Direktoriums der französischen Republik geleitet, war das Resultat derselbigen beinahe schon dahin entschieden, ihre dringlichen Vorstellungen über diese wichtige Angelegenheit durch Abgeordnete aus ihrer Mitte dem Vollziehungs-Direktorium überreichen zu lassen; als zu eben dieser Zeit auch die Volksrepräsentanten der schweizerischen Stände und Orte, Appenzell, Stadt und Landschaft St. Gallen, Toggen-

burg beider Religionen, des Rheinthals und Sargans, an dem Ort unserer Zusammenkunft eintrafen, über den gleichen Gegenstand sich mit uns zu berathen.

Obwohl ihre Verfassungen der unserigen ähnlich sind, und gleiche Besorgnisse sie zu uns herführte, hielten uns doch Verschiedenheit der Beweggründe und andere Betrachtungen ab, unsere Vorstellungen mit den ihrigen in eine Bittschrift zu fassen. — Billig aber würden wir den Tadel eines jeden Rechtschaffenen zu verdienen besorgt haben, wenn wir eidsgenössische Brüder von eben dem Schritte hätten abwendig machen wollen, durch den wir das Ziel unserer Wünsche am sichersten zu erreichen hofften.

Auch sind wir überzeugt, daß weder Ihr, Bürger Geschäftsträger, noch das Direktorium es uns nicht verdenken werden, wenn wir diese Stände nicht zu hindern suchten, ihre Vorstellungen mit der unserigen der hohen Behörde überreichen zu lassen.

Unterdessen machten wir es uns zur Pflicht, Euch, Bürger Geschäftsträger, auch von dem Umstand bei diesem Anlaß zu benachrichtigen, wo wir uns die Ehre geben, Euch die Vorstellungsschrift mitzutheilen, die wir an das französische Direktorium zu erlassen die Freiheit nehmen.

Die Empfindungen der Menschenliebe und

Gerechtigkeit, die vielen Beweise, die Ihr unserer Nation bereits hiervon gegeben, und Eure Kenntnisse von den Verhältnissen unserer demokratischen Stände sind uns so viele Bürgen, daß Ihr unsere ehrerbietigen Wünsche bei dem Direktorium zu unterstützen belieben, und Euch dadurch neuen Anspruch auf unsere Dankbarkeit erwerben werdet, die unauslöschlich sein wird, wie die Empfindungen der Verehrung, die wir Euch gewidmet haben.

Gegeben Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und Hochachtung.

Unterzeichnet im Namen der Repräsentanten der Gemeinden und Räthe der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden unterm Wald, Zug und Glarus:

Weber, Landammann und Pannerherr.
Mod. Schueller, Alt-Landammann.
Joh. Anton Ulrich, Landschreiber des Kantons Schwyz.

Sendschreiben der fünf alten demokratischen Stände an das fränkische Vollziehungs-Direktorium in Paris.

Da sich die fränkische Republik als Freundin und Beschützerin des schweizerischen Volkes erklärte, und die Souveränität desselben zu respektiren ge-

lobte, schien ihre Absicht einzig dahin zu gehen, die Bestrebungen zu unterstützen, welche die Einwohner der aristokratischen Stände machen dürften, um in der Schweiz die Wiedergeburt jener ursprünglichen Freiheit zu bewirken, zu der unsere demokratischen Kantone den ersten Grund gelegt hatten.

Durch diese von der fränkischen Republik so laut geäusserten Grundsätze beruhiget, waren wir weit entfernt, auch nur zu vermuthen, daß es in den Gesinnungen der fränkischen Republik liegen möchte, in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit jene Volksregierungen zu stören, die sie den übrigen Völkern der Schweiz als ein ihren Wünschen und Bestrebungen würdiges Gut angepriesen hatte.

Unterdessen hatten doch die Annäherungen der fränkischen Truppen, die Ungewißheit ihrer Bestimmung, die Nachrichten, die uns zukamen, die Gerüchte, die sich verbreiteten, auch uns, die Bewohner dieser friedlichen Thäler, in nicht geringe Sorgen gesetzt.

Allein unser lebhaftes Vertrauen auf Eure gerechtigkeitsvollen Gesinnungen, Bürger Direktoren, unser fester Glaube an die Uebereinstimmung Eurer Handlungen mit Euern Grundsätzen und Versicherungen, hatten unsere Besorgnisse wieder gemildert.

Von Eurer Zuversicht belebt, ordneten wir aus

der Mitte unserer Volksversammlungen Repräsentanten an Euern kommandirenden General Brüne nach Bern ab; derselben gefällige Aufnahme, die schriftlich und mündlich erhaltenen beruhigenden Zusicherungen, stillten vollends unsere Sorgen.

Kaum aber waren unsere Bekümmernisse gehoben, kaum hatten wir uns wieder der tröstlichen Hoffnung überlassen, als wir von der provisorischen Regierung in Solothurn den Entwurf der neuen helvetischen Konstitution und die Einladung zur Annahme derselben erhielten, und zugleich die Sage durch unser Land ging, daß alle Stände der Schweiz zur Annahme derselben sich zu bequemen hätten.

Wir finden keine Worte, die Bestürzung zu schildern, die diese auf den Zusammenfluß so vieler Wahrscheinlichkeiten gegründete Nachricht unter uns verbreitete.

Vergeblich würden wir Ausdrücke suchen, die Schmerzen zu beschreiben, mit denen uns diese Besorgniß erfüllte, die von unsern Vätern gestiftete Verfassung zu verlieren, die unserer Gemüthsart und unserer Lage so angemessen ist, daß wir seit Jahrhunderten unter ihrem Schutze jenen Grad von Wohlstand genieſſen, dessen unsere friedlichen Thäler empfänglich sind.

Erlaubt, Bürger Direktoren, daß wir Euch über den Entwurf, auch dieser unserer Volks-

regierung eine andere Form zu geben (wenn solcher in Euerm Vorhaben liegen sollte), in der ungekünstelten Sprache der Freiheit unsere Vorstellungen machen dürfen.

Erlaubet, daß wir freimüthig Euch fragen, was Ihr denn in dieser unserer Verfassung findet, das gegen die Grundsätze der Eurigen anstoße?

Könnte wohl ein Regierungsplan entworfen werden, nach welchem die Souveränität so ausschließlich in den Händen des Volks läge? wo zwischen allen Ständen eine vollkommenere Gleichheit herrsche? wo jedes einzelne Glied eine ausgedehntere Freiheit genieße? — Wir tragen keine andern Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch drückt unsere Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen. — Anderwärtig mag dem Volk hierüber manches zu wünschen übrig gewesen sein.

Aber bei uns, bei den Abkömmlingen Wilhelm Tells, dessen Thaten für die Freiheit Ihr heute noch preiset, bei uns, die wir bis auf diesen Tag in ungestörtem Genuß dieser Verfassung geblieben sind, und für deren Beibehaltung wir, mit allem Nachdruck des Gefühls einer gerechten Sache, zu Eurer Gerechtigkeit reden, bei uns ist nur Ein Wunsch, nur der einstimmige Wunsch — bei der Verfassung bleiben zu können,

die uns Vorsicht und Muth unserer Väter gegeben, — und welche Verfassung könnte wohl richtiger mit der Eurigen übereinstimmen?

Wir, das gesammte Volk dieser Länder, dessen Souveränität zu respektiren Ihr so oft versprachet — wir machen den Landesherrn unserer kleinen Staaten aus; wir setzen und entsetzen nach unserer Willkühr unsere Vorgesetzte; die Abtheilungen unserer Kantone erwählen unsere Räthe, die unsere Stellvertreter, die Stellvertreter des Volkes sind.

Dieses ist, Bürger Direktoren, in Kurzem der Inbegriff unserer Regierungsform — ruhet sie nicht eben auf der Grundlage, auf welcher die Eurige erbauet ist?

Wie solltet Ihr denn den Willen, oder je einen Beweggrund, je einen Vortheil haben können, diese unsere Verfassung und damit unser Glück zu zerstören?

Wenn auch die Macht dazu in Euern Händen liegt, wird wohl Eure Gerechtigkeit Euch gestatten, von derselben Gebrauch zu machen, um bei uns an der Stelle unserer Verfassung eine Regierungsform einzuführen, deren Bestandtheile kaum der Hundertste unter uns zu begreifen im Stande ist?

Ein Berg- und Hirtenvolk, in unserm Ursprung immer den Einrichtungen und der Sitteneinfalt unserer Väter getreu, glücklich in unserm Mittelstand, zufrieden bei wenig Bedürfnissen, würden wir aus den beschränkten Einkünften unserer Länder kaum die Besoldung unserer nach der neuen Konstitution zu gebenden Stellvertreter zu bestreiten vermögen.

Die Eingriffe in das Privateigenthum, und auch dieses würde in wenigen Jahren erschöpft sein, müßten in unsern Ländern allgemeine Verarmung erzeugen, und nie versiegende Quelle von Unruhen und Plagen werden.

Wundert euch demnach nicht, Bürger Direktoren, wenn diese traurige Gewißheit, wenn diese düstern Aussichten uns von der Annahme einer neuen Ordnung der Dinge zurückschrecken, die uns als eine Last vorkommt, deren Gewicht unsere Kräfte übersteigt.

Eure tiefe Politik, Eure genaue Kenntniß der Gemüthsart, der Lage und der Kräfte der Völker, die Euch umgeben, werden die Wahrheit unserer Vorstellungen unterstützen, und beredter als wir wird Eure Menschenliebe für uns sprechen.

Eure große Nation, die ihre größte Ehrbegierde darin setzet, durch erhabene Thaten der

Gerechtigkeit und des Edelmuths ihre Jahrbücher zu verherrlichen, könnte sie wohl ihre glänzende Geschichte durch den düstern Zug verdunkeln wollen, daß sie die Verfassung und das Glück eines friedlichen Volks zerstörte, welches ihr nie etwas Leides gethan, das weder den Willen noch die Kraft hat, ihr jemals schaden zu können?

Ferne, dieses zu fürchten, gewähren uns vielmehr Eure geäusserten Grundsätze die tröstliche Hoffnung, daß ihr die entworfene neue Verfassung nur jenen Völkern der Schweiz geben werdet, die solche verlangten, und daß Ihr mitten unter den Veränderungen, die ihr zu treffen im Begriffe stehet, jene Volksverfassung, welche die von Euch so oft gepriesenen Schweizerhelden gestiftet, als so viele bleibende Denkmäler Eurer Gerechtigkeit, ungestört zu lassen gesinnet seid.

Geruhet, Bürger Direktoren, uns noch einen holden Beweis Eures den Volksregierungen günstigen, großmüthigen Schutzes durch die Verfügung zu ertheilen: daß unsern Ländern die Verkehre mit der übrigen Schweiz frei, offen und ungehindert bleiben.

Geruhet besonders, durch die trostvolle Zusicherung Eurer wohlwollenden Gesinnungen uns bald aus der quälenden Ungewißheit zu ziehen, in die wir versetzt sind; — dann werden unsere friedlichen Thäler von den Ausdrücken der Dank-

barkeit und der Verehrung erschallen, die wir Eurer großen Nation — dieser mächtigen Freundin aller Völker, und ihren würdigen Vorstehern unablässlich widmen werden.

Geben zu Schwyz den 5. April 1798.

Gruß und unbegrenzte Hochachtung.

Im Namen der Gemeinden und Räthen der demokratischen Stände Uri, Schwyz, Unterwalden nid dem Wald, Zug und Glarus:

Uri.	Schmid, Altlandammann. Schmid, Landshauptmann.
Schwyz.	Weber, Landammann Panerherr. Schueller, Altlandammann.
Unterwalden unterm Wald.	Franz Ant. Würsch, Landammann. Zelger, Landshauptmann.
Zug von Stadt und gesammten Land.	Franz Joseph Andermatt. Karl Franz Kaiser. Anton Heß. Aloys Staub. Joseph Baumgarten.
Gemeinsamer Stand Glarus.	Zweifel, Landammann. Felix Müller, Landsstatthalter.

Dom. Anton Ulrich,
Landschreiber des Kantons Schwyz.

Schreiben des Volks von Appenzell, St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans an das fränkische Direktorium.

Bürger Direktoren!

Euer Beispiel hat die Völker aus ihrem Schlummer geweckt. Seitdem die große Nation die Freiheit wieder auf Erden zurückbrachte, ließ eine Völkerschaft nach der andern sich von diesem heiligen Feuer entzünden.

Und welche Empfindungen der Freude müssen nicht das Herz eines schweizerischen Patrioten durchströmen, wenn er daran denkt, daß die große Nation selbst den ersten Funken ihres Feuers sich vom Altar unsers Vaterlandes holte, da unsere Väter durch ihre Heldenthaten den ersten Staß dem sklavischen Europa gaben.

Wir sind die Nachkommen dieser Väter, Bürger Direktoren, und, wie wir hoffen, nicht ganz unwürdige Nachkommen, da wir in diesen Tagen der allgemeinen politischen Wiedergeburt auch durch ein rühmliches Bestreben jene alte Freiheit wieder herstellten, die unsere durch den Geiß der damaligen Zeiten irregeführten Brüder uns einst wegnahmen; doch jetzt haben eben diese Brüder, die würdigen Söhne der Tellen, ihrer Väter, gewarnt vom Geiste unserer Zeit, sich selbst vor den Augen der Nachwelt dadurch geehrt, daß sie

freiwillig einer Herrschaft über Brüder, die ihnen gleich an Rechten sind, entsagten.

Mit einem Wort, Bürger Direktoren, wir sind nun alle frei, nach dem Beispiel des demokratischen Kantons Appenzell, unsers Vorgängers auf dem Pfade der Freiheit, der schon über vierthalbhundert Jahre alle Vortheile der unveräusserlichen Menschenrechte genießt, und sich hier an unserer Spitze unterzeichnet, denn auch er wünscht mit uns in der alten demokratischen Verfassung bleiben zu können.

Aber wie wurden wir überrascht, als auf einmal eine uns bisher unbekannte Konstitution erschien!

Erlaubet uns, Bürger Direktoren, daß wir Euch hierüber unsere Empfindungen mit derjenigen Offenheit anzeigen, die sich für freie Menschen so wohl schickt.

Vor allem aus müssen wir fragen: warum will man uns demokratisiren? Ist unsere Verfassung nicht schon demokratisch genug? Ist unser Volk nicht der einzige Souverän, der die Gesetze macht, und seine Obrigkeiten erwählt nach einem repräsentativen System, das schwerlich reiner ausgedacht werden könnte? Das sind Wahrheiten, die nicht zu widerlegen sind; wir hoffen daher, Bürger Direktoren, Ihr werdet unsern einzigen, unschuldigen Wunsch billig finden, daß wir in unserm

Ruheſtand bleiben, und uns regieren können nach dem Muſter der Urväter, die Ihr ſo hoch ſchätzet, und unſerer Brüder in den demokratiſchen Kantonen, die Ihr nicht weniger ſchätzet.

Ueberdies verträgt ſich dieſe Konſtitution allerdings nicht mit unſern Lokalverhältniſſen, Naturanlagen, Karakter, und beſonders jener einfachen Armuth, die für ein Hirtenvolk ein wahrer Reichthum iſt; denn ſie iſt eigentlich nur eine Einſchränkung der künſtlichen Bedürfniſſe und die Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal. Hingegen dieſe Konſtitution, vielleicht anwendbarer auf reichere Länder, würde in wenigen Jahren unſere ländliche Haushaltung zu Grunde richten. Und wäre dies nicht unſer gröſtes Unglück, und das unverträglichſte Leid, das man uns anthun könnte? Und Ihr ſolltet uns ein ſolches Unglück und den Ruin unſerer Kinder durch eine gezwungene Annahme derſelben Konſtitution bereiten wollen?

Nein, das könnet Ihr nicht, Bürger Direktoren! Eure aufrichtigen und, daß wir ſo ſagen, alt-fränkiſchen Geſinnungen (wir finden kein beſſeres Wort, uns angemeſſen auszudrücken), Eure republikaniſchen Grundſätze, Eure gerechten Maasregeln, Eure unverletzliche Geradheit, Alles ſchützt uns vor dergleichen Zumuthungen, die man uns in Zukunft machen könnte.

Hier in dieſen wenigen Zeilen leſet unſer

Verlangen, unsere Wünsche und unsere Hoffnungen. — — Werdet Ihr uns erhören? Ja, Ihr werdet es — — und dann werden auch wir nicht aufhören, in Euch und in der großen Nation, deren Stelle Ihr so würdig vertretet, die unerschütterliche Stütze der schweizerischen Freiheit zu verehren.

Schwyz, den 5. April 1798.

Republikanischer Gruß und Achtung.

Die Kantone, Landschaften und das Volk von Appenzell Inner- und Ausser-Rhoden, Landschaft und Stadt St. Gallen, Toggenburg, Rheinthal und Sargans, und in deren Namen die Repräsentanten:

Bischofberger, Spieß, Künzle, Meyer, Volk, Dudly, Gschwend, Bernold.

3.

Als die Abgeordneten der verbündeten Eidsgenossen unverrichteter Sache zu ihren Heimathen zurückgekommen waren, nahm die Wuth des Volks überhand. Vom Waldstätter- bis zum Boden-See, durch die ganze Kette der Hochgebirge wildes Geschrei. In furchtbarer Begeisterung predigten Väter und Mütter ihren Kindern den Tod für's Vater-

land. Mönche verliessen ihre Zellen, Hirten ihre Heerden. Jene riefen den Fluch des Himmels über die Mörder der Freiheit und Religion: diese sprachen Prophezeihungen. Die erhitzte Einbildungskraft sah Wunder und Zeichen. Die Tage von Morgarten und Näfels schienen wieder angebrochen zu sein; Frankreich stand nun an der Stätte Oesterreichs; der Freiheitsbaum war es wieder, vor welchem sich die Tellen beugen sollten, wie vor Jahrhunderten geschehen, und der fränkische Heerführer mit seinen Gefährten war der verabscheute Geßler mit den tirannischen Landvögten.*)

Lecarlier und Schauenburg, unbekümmert um die Verzweiflung der Gebirgsvolker, eilten ihr Werk zu vollenden. Der Regierungs-Kommissär schrieb an die Bewohner der Kantone Schwyz, Zug, Uri, Glarus, Appenzell, Nidwalden, und an die Bewohner der Stadt und Land-

*) In den Gemälden, weit älter als die fränkische und helvetische Revolution, ist Wilhelm Tell immer in die helvetischen Nationalfarben (grün, roth und gelb) gekleidet. Aber seltsam ist's, daß dabei der verhaßte Landvogt Geßler mit seinen Gesellen in der fränkischen Nationalfarbe (roth, blau und weiß) erscheint. Im Wilhelm Tells Kapelle zu Bürglen in Uri und an andern Orten sieht man dies noch jetzt; vielleicht daß mancher Landmann daraus böse Deutung gezogen.

schaft St. Gallen, so wie auch an die Distrikte, welche den neuen Kanton von Sargans ausmachen sollten: *)

„Bürger, ich habe Euern Abgeordneten den ausdrücklichen Willen des fränkischen Direktoriums zu erkennen gegeben. Sie werden Euch denselben mittheilen. Ihm widerstreben zu wollen, wäre Euerm Interesse, wäre der Klugheit entgegen gehandelt. Euer Wohl, Eure Ruhe erfordern die innigste Vereinigung mit den übrigen Theilen der Schweiz; der gesellschaftliche Vertrag, der Euch an denselben anschliessen soll, ist Eurer Lage angemessen. Sollte er auch hin und wieder einiger Berichtigungen bedürfen, so wird die neue gesetzgebende Versammlung dieselben ausführen. Bürger! Man hat Euch gegen die neue schweizerische Verfassung einzunehmen, man hat sie Euch mit den häßlichsten Farben zu schildern gesucht. Menschen, die ihrem Privatinteresse das Glück und die Ruhe des Vaterlandes aufopfern wollen, haben Euch gesagt, diese Verfassung benehme Euch Eure Freiheit, schränke Euern Handel, eure Viehzucht ein, überlade Euch mit öffentlichen Abgaben, und zerstöre die Gewissensfreiheit. Ich will Euch mit

*) Bern, Hauptquartier, 22. Germinal VI. (11. April 1798.)

Wahrheit und Offenherzigkeit über alle diese Punkte belehren.

„Die Souveränität bleibt immer in den Händen des Volks, weil die Wahlmänner, welche die öffentlichen Beamten ernennen, durch dasselbe gewählt werden müssen. Diese Regierungsform, indem sie dennoch demokratisch bleiben wird, hat unter andern den Vortheil, Unordnungen und Zügellosigkeiten zu verhindern.

„Die neue Verfassung, weit entfernt, Euern Handel und Eure Viehzucht einzuschränken, wird Euch neue Ansprüche auf Frankreichs Freundschaft geben, und Euch mit der großen Republik neue Hilfsquellen eröffnen. Die Abgaben werden nicht im Verhältniß mit den öffentlichen Beamten, die Ihr zu ernennen habt, und die aus dem allgemeinen Schatz bezahlt werden, sondern nach Eurer Lage und euern Hilfsmitteln erhoben. Da ferner die Verfassung ausdrücklich die Gewissensfreiheit festsetzt, so ist jeder Zusatz in diesem Betreff überflüssig.

„Ich glaube nun die Haupteinwürfe gegen die neue schweizerische Verfassung auf eine Art beantwortet zu haben, die mich hoffen läßt, Ihr werdet durch ihre Annahme Euch die unzählbaren Uebel ersparen, die im entgegengesetzten Fall Euch

bedrohen, und eine längere Weigerung Euch unfehlbar zuziehen würde.

Lecarlier."

Schauenburg, als Krieger, begleitete mit dem Schwerte diese Lehre. Am gleichen Tage verkündete er in einem Flugblatt: daß Priester und Obrigkeiten der Landschaften St. Gallen, Toggenburg und Appenzell, so wie auch der Kantone Zug, Glarus, Uri, Schwyz und Nidwalden, mit ihren Köpfen für die öffentliche Sicherheit haften sollten, und daß, wenn binnen zwölf Tagen nicht in diesen Ländern die Urversammlungen über Annahme der neuen Verfassung zusammengerufen sein würden, die Priester und die Regierungen als Mitschuldige der schon gestürzten Oligarchen angesehen und behandelt werden sollten. *) Des Zweckes aber noch gewisser zu sein, und den Gebirgen ihre Abhängigkeit von der Ebene, bei jedem Versuch einer Trennung, fühlbarer zu machen, verordneten die französischen Machthaber zugleich eine strenge Sperre gegen das Hochland.

Weit entfernt, den Trotz der Bergbewohner zu beugen, reizten alle Drohungen nur derselben Wuth und Stolz. Seit Jahrhunderten von den

*) Hauptquartier Bern, 22. Germinal VI.

europäischen Mächten, als selbstständige Freistaaten, mit Würde behandelt, hörten sie sich hier von einem Geschäftsträger der fränkischen Regierung Rebellen und Schwärmer genannt. Frankreich, welches selbst nach dem Vorbilde der schweizerischen Republiken Freiheit und Rechtsgleichheit verkündet hatte, kam, das Vaterland Tells zu verwüsten, welches seine Freiheit nicht auf einen Machtspruch des Fremdlings hingeben wollte; Frankreich, welches nur Krieg den Thronen, Friede den Hütten gepredigt hatte, erschien mit gewaffneter Faust vor den armen Dörfern jener Hirten, deren Glückseligkeit längst beneidenswürdig hieß; — Frankreich, welches noch vor wenigen Wochen den Demokratien Frieden und Dauer der Freundschaft verhieß, und daß es die Bande nicht brechen wolle, welche die schweizerischen Hirtenstaaten mit der großen Republik vereinten, fiel die Getäuschten an, welche, wenn nicht vom Sittlichkeitsgefühl der fränkischen Machthaber, doch von ihrem Stolze erwartet hatten, daß sie neben Waffenübermacht sich niedriger List schämen würden.

Nicht weit von da, wo der Muttafrom zwischen hohen Ufern aus dem rauhen Waldthale hervorrauscht, in einer romantischen Gegend unter niedrigen Hügeln, im Angesichte des ungeheuern Gebirgskranzes, welcher das Hauptthal von Schwyz

umrankt, ist ein erhabenes Plätzchen, von den Zweigen uralter Bäume überschattet. In der Nähe liegen die Hütten von Ibach und seine Brücken über den Strom. Eine Viertelstunde ferner der Hauptort des Freilandes am Fuße des prächtigen Haggen-Bergs. Dort war der Ort, wo sich seit Jahrhunderten alljährlich das freie Hirtenvolk von Schwyz zu versammeln gewohnt war, in offener Landsgemeinde über des Vaterlandes Angelegenheiten zu sprechen; dort hatte die Vorwelt ihren Freiheitsschwur geschworen unzähligemal; dort fühlte sich der Schwyzer in seiner Kraft, in seinem Stolze, in seiner Glückseligkeit, — und dort war es, wo nun am 16. April des Jahres 1798 die Staatsbürger über Auflösung ihrer alten Verfassung befragt wurden. Sie hörten den mündlichen Bericht ihrer nach Paris verordnet gewesenen Gesandten; sie hörten die Proklamationen der gebieterischen Befehlshaber der Franken.

Das Entsetzen schien einen Augenblick alle Zungen zu lähmen. Eine fürchterliche Stille herrschte über den Tausenden. Keiner konnte den Gedanken fassen, daß es möglich sei, so zu fordern, noch weniger, solcher Forderung zu entsprechen. Seit einem halben Jahrtausend des Glücks unbeschränkter Freiheit genossen haben, und es aufopfern sollen in einem Augenblick, auf das Zürnen eines Ausländers hin — sich ent-

schlagen einer Landesverfassung, die jeder als den Quell seines Wohlstandes, seines Lebensgenusses, als das schönste Erbtheil seiner Ahnen ansah, welches einst auch wieder die beste Hinterlassenschaft für den Enkel sein sollte, — ein Kleinod vertauschen, schon lieb und heilig, weil es, mit Heldenblute errungen, von den Vätern stammte; vertauschen, unter Bedrohung von Waffen- und Hungertod, gegen ein Gut, so Niemand kannte, und das in den blutigen Händen des schrecklichen Gebers am wenigsten lockte — dies hätte das schlaffeste Volk nicht ertragen.

Eine furchtbare Raserei bemächtigte sich der Versammelten. Das Geschrei der Menge stieg gen Himmel. Jeder redete, keiner hörte mehr. „Wie, rief man, sind das jene so oft, so feierlich wiederholten Versicherungen von Freundschaft und Frieden? — Ist das die Freiheit, um welche wir die unsere dahingeben sollen? — Was haben wir dem Franken gethan, daß er uns an will? — Das Blut unserer Väter, ist's vergebens geronnen? — Haben wir nicht Blut, haben wir nicht Arme, nicht Herzen? —"

Mitten in diesem Sturme erhob sich die ganze Landsgemeinde. Das Volk schwur unter freiem Himmel zu Gott und allen Heiligen den feierlichsten Eid: „Gott allein sei unser Herr! wir dienen keinem andern! und wollen für Religion,

Freiheit und Vaterland mit Freuden Leib und Leben, Gut und Blut aufopfern; wollen lieber als Christen und freie Schweizer sterben, denn fremdes Joch unsern Kindern aufladen!"

In den Augen der Greise und der Jünglinge funkelten Thränen der Wuth und des Schmerzens. — Solche Thräne entehrt die Wange des freien Mannes nicht.

Das Volk warf seinen Fluch auf das „Büchlein von der neuen helvetischen Konstitution", und befahl, jeden, geistlichen oder weltlichen Standes, welcher öffentlich oder in geheimen Zusammenkünften diese Konstitution anrathen, loben, oder als gut auslegen würde, wie einen Staatsverbrecher zu greifen und dem Gerichte zu überantworten.

Das Land in Vertheidigungsstand zu setzen, ward ein Kriegsrath ernannt aus sechs Gliedern, bevollmächtigt, sich sechs andere Landleute, als Miträthe, beizuordnen. — Beim Vaterlandseid war Jedermann verbunden, den Befehlen des Kriegraths zu gehorchen in Allem. — Es ward ferner verordnet, daß alle streitbare Mannschaft täglich in den Waffen geübt werden solle; daß die Uebrigen sich zum Schanzen bereit halten müssen. Allen Schweizern ausser der Heimath, aber doch inner den Grenzen der Eidsgenossenschaft, wurde geboten, bei Verlust des Vaterlandes, nach Hause zu kommen.

Diese Landsgemeindenbeschlüsse wurden sofort vollzogen, und durch Eilboten an alle Stände und Landschaften versandt, welche bei der letzten Zusammenkunft in Schwyz ihr Wort der Treue und des Beistandes gegeben hatten. Sie wurden aufgefordert, sich zum Kampf zu rüsten, und Mitglieder zum schwyzerischen Kriegsrath zu senden.

Noch an demselben Tage erschienen mehrere Abgeordnete von dem obern und untern freien Amt, und aus dem Luzerner Kanton, die, laut Auftrag ihrer Gemeinden, den Wunsch äusserten, mit Schwyz gemeinsame Sache zu machen. Der heilige Eifer schien die ganze Schweiz zu beseelen, welche noch nicht von fränkischen Heeren gelähmt war, und das Schicksal der Eidsgenossenschaft nur von einem großen, glücklichen Schlage abzuhängen, durch welchen alle Völkerschaften geweckt, zu gleicher Stunde gegen die Macht der Fremden auf vaterländischem Boden sich erheben würden.

Luzern hatte inzwischen, gemäß dem Befehle Lecarliers, gegen die Schwyzergrenzen zur verordneten Sperre Mannschaft ausgestellt, und ließ auf dem See zu gleichem Zweck ein bewaffnetes Schiff segeln. Darum sandte Schwyz das dritte Bataillon, nebst hundert Scharfschützen, unter Anführung des Hauptmanns Karl Fäßler, ge-

gen die Grenzen bei Küßnacht. *) — Luzern fürchtete den Bürgerkrieg. „Wir haben nicht aufgehört, eure Freunde und gute Nachbarn zu sein, schrieb es an Schwyz: wenn wir uns gleich nicht dem Ansinnen des fränkischen Regierungskommissärs Lecarlier entziehen konnten, unsere Grenzen zu besetzen.“

Schwyz antwortete: „Es kann die Ruhe bei uns nur hergestellt und befestigt werden, wenn ihr mitwirket, daß die Bande der eidsgenössischen Freundschaft nicht nur nicht aufgelöset, sondern durch Beibehaltung unserer Verfassung noch enger geknüpft werden.“

4.

Die Seele des neuen Kriegsbundes gegen Frankreich war Schwyz. Hier war kein Wanken mehr in der Wahl zwischen Tod und Schande; hier kannte Niemand die Furcht, welche Frankreich der halben Welt für sich einzuflößen gewußt hatte; hier wog Niemand die Macht des Feindes gegen dessen Unrecht. — Hätte gleicher Heldengeist, gleiche Eintracht alle Eidsgenossen beseelt, so würde Schauenbergs Heer sein unvermeidliches Grab in den Alpen gefunden haben.

---

*) Den 15. April.

Aber kaum alle diejenigen Landschaften und Kantone, welche noch vor wenigen Tagen zu Schwyz die feierlichsten Gelübde des Beistandes in Noth und Tod gethan, blieben dem Worte treu. Selbstsucht, Nebenvortheile, Eifersucht, Ortsgeist und alle andere Erbfehler des Bundeswesens trennten bald Kanton von Kanton, Dorf von Dorf. Nicht Schauenburgs Brigaden, sondern die Gebrechen der Eidsgenossenschaft zerstörten die Eidsgenossenschaft; auch ohne Frankreichs Zuthun war ihr Untergang gewiß.

Die Männer von Schwyz, ausgesandt, die Stimmung der Gemeinden in den obern und untern freien Aemtern zu erforschen, kamen mit frohen Botschaften heim. Sie brachten von den meisten Gegenden schriftliche Zusage, daß sie mit den fünf alten demokratischen Kantonen halten, und Wohl und Weh, wie Brüder, theilen wollten.

Nicht so aufmunternd lauteten die Botschaften von St. Gallen und Rheinthal, Toggenburg und Appenzell.

Die alte Landschaft St. Gallen erklärte, daß sie mit Freuden dem bundesmäßigen Ansuchen von Schwyz entsprechen würde, wenn sie nicht durch eigene Gefahr gebunden wäre. Denn es hätte das benachbarte Thurgau die neue Verfassung angenommen, und mehrere hundert

Mann gegen die St. Gallischen Grenzen ausgestellt. Sie selbst wäre kaum stark genug, ihr zehn Stunden langes Gebiet hinreichend zu schirmen.

Die Stadt St. Gallen stimmte ähnliche Klage an. Ihre eigene bedenkliche Lage mache ihr unmöglich, entfernten Freunden Hilfe zu widmen.

Das Rheinthal hatte in offener Landesgemeinde zwar dem Gemeindsbeschluß von Glarus beigestimmt, Freiheit und Unabhängigkeit mit Gut und Blut zu schirmen; aber einen Zuzug von Hilfstruppen konnte es den fünf Bergkantonen nicht senden, so lange es in Gefahr stünde, von den Thurgauern überfallen zu werden, andererseits im Dunkeln wäre über den Entschluß von Appenzell, von Toggenburg, von der alten Landschaft und Stadt St. Gallen, dem Sarganserland, Gaster, Uznach und der Landschaft March. Wenn es für sich selbst beruhiget sein würde, wolle es gern den fünf Orten seine Völker senden; inzwischen begnüge es sich, zum Kriegsrath nach Schwyz zwei Hauptleute, als Mitglieder, abzuordnen *).

Das katholische Toggenburg berichtete, es könne nicht entscheiden, ob Beistand senden, bis

*) Diese kamen zwar; der Kriegsrath der fünf Orte entließ sie aber sogleich wieder.

seine Gemeinden bestimmt über Annahme oder Verwerfung der neuen Konstitution abgemehrt haben würden *).

Appenzell schrieb: es habe mit Entschlossenheit wider den Wechsel der Staatsverfassung entschieden. Demungeachtet könne es an dem gemeinschaftlichen Kriegsentwurfe nicht Theil nehmen, theils weil es seiner Hauptleute keinen, zur Sendung in einen entfernten Kriegsrath, entbehren konne, theils vorher wissen möchte, wie Toggenburg gegen Appenzell gesonnen sei. Zudem hätten vier Gemeinden des Appenzells die neue Verfassung angenommen, und damit Zwiespalt und Verwirrung ins Innere gebracht.

So waren plötzlich viele der sichersten Hoffnungen der Waldstätte vereitelt. Nur die kleinen Gelände von Sargans und Uznach, Gaster und March blieben standhafter.

Sargans eröffnete, es wolle nicht lassen vom Bunde der Eidsgenossen, und mit seinen geringen Kräften die Sache des Vaterlandes vertheidigen helfen. — Uznach machte sich anheischig, einen Zuzug von 800 Mann zu schicken. — Gaster sandte wirklich, statt aller Antwort, seine vier ersten Aufgebote gen Schännis, sich dem Heer der Bergkantone anzuschliessen.

*) Es nahm die Konstitution an.

So blieben sich im Augenblicke der großen Gefahr die fünf alten Orte von Uri, Schwyz, Unterwalden (nid dem Kernwald), Zug und Glarus ziemlich allein überlassen.

5.

Aber auch diese, mehr einzeln, für sich, als für das Ganze in Sorgen, schienen kein Verbindungsmittel ihrer Vortheile zu kennen. Es war ihnen mehr darum, Hilfe zu begehren, als zu leisten. Kein allumfassender Geist leitete sie. Sie fühlten nur das Bedürfniß ihrer Heimath.

Noch ehe der Krieg wirklich begann, bot Nidwalden schon den Beistand von Schwyz auf *), um gegen Obwalden gedeckt zu sein, welches, wie wir erzählt haben, der helvetischen Republik beigetreten war. Schwyz indessen ließ nicht vergebens rufen. Es sandte zwei Glieder des Kriegraths, die Lage der Dinge zu erkunden; verordnete das zweite Bataillon, so Aloys Gwerder anführte, nach Brunnen am See, um bei jedem Wink gen Unterwalden schiffen zu können, und bot ausserdem noch Uri auf, für Unterwalden das Gleiche zu thun.

Uri zauderte. Dort waren die Führer des

*) Den 17. April.

Volks zwistig, und in ihren Entschlussen wankend. Dies Land, rings von ungeheuern Schneegebirgen und einem unsichern See begrenzt, schien, gegen jeden feindlichen Ueberfall verrammelt, durch eine Handvoll Helden gedeckt, sich selbst genug sein zu können. Darum zweifelte es lange, ob es eintreten solle in den *ausserheimathlichen Krieg*.

Diese Unentschlossenheit der ältesten Bundesgenossen verdroß dem Feuergeist der Schwyzer, welcher, seiner eigenen Schwäche uneingedenk, die ganze Eidsgenossenschaft zu schirmen beschlossen. Er ließ keine Zwietracht im Innern reifen: sah kein Opfer mehr an, um Stärke gegen den Zerstörer der Eidsgenossenschaft zu gewinnen. Denn als die Bei- und Insassen von Schwyz den Wunsch blicken liessen, daß auch sie künftig mit den alten, eingeborenen Staatsbürgern von Schwyz *gleicher Landesrechte* theilhaftig sein möchten, indem sie doch jetzt gerüstet da ständen, für die Erhaltung derselben ihr Leben zu wagen, ward ihr Begehren unmittelbar erhört. Die vereinte Landesgemeinde *) selbst erklärte: „Alle Beisassen, welche zu den schwyzerischen Freifahnen schwören, mit ihnen für's Vaterland schon ausgezogen sind, oder noch ausziehen werden, sollen, nebst Kindern und Nachkommlingen,

*) Den 15. April.

als gefreite Landleute angesehen sein. Die aber nicht mitziehen, sollen um billigen Einkauf an die Kommission gewiesen werden, welche das Abgeschlossene der Maien-Landesgemeinde zur Bestätigung vorlegen wird. Auch die armen, gebrechlichen und unmündigen Beisassen sollen seiner Zeit billig bedacht werden."

Inzwischen waren von den Berg- und Waldkantonen die berufenen Mitglieder zum eidsgenössischen Kriegsrath in Schwyz erschienen. Unterwalden hatte den Meinrad Faller und Jos. Maria Christen gesandt; Zug den Hauptmann Alons Staub und Hauptmann Hürliman von Walchwylen; Glarus den Oberst Paravicini und seinen Sohn Emil. — Nur Uri beharrte in gefährlichem Schweigen — Niemand erschien von daher, und selbst ein dahin gesandter Eilbote brachte nur ungewissen Trost. *) Mit Unwillen gemischtes Erstaunen füllte den Kriegsrath; doch Uri's Hand war ihm zu wichtig. Es eilten aus seiner eigenen Mitte mehrere Glieder dahin, das Volk zu bewegen, nicht länger in Abwehrung der Gefahr zu säumen, sondern Hilfe zu senden auf Unterwalden, und bevollmächtigte Abgeordnete zum gemeinsamen Kriegsrathe. — Der Schritt war nicht ganz vergebens. Wirklich befehligte

*) Den 19. April.

die Urner Landesgemeinde einige Mannschaft nach Nidwalden, und zwei Männer*) nach Schwyz, dem Kriegsrathe beizuwohnen.

Jetzt glaubten die vereinten Eidsgenossen, ihr Werk beginnen, ihren Plan zur Rettung der schweizerischen Hochgebirge entwerfen zu können. Alle Stimmen entschieden sogleich für Angriffskrieg. Da weigerten sich die Gesandten von Uri abermals, aus Mangel an nöthiger Bevollmächtigung von Seiten ihres Standes.

Nochmals war also der Kriegsrath gezwungen, Boten gen Altorf zu schicken. — Der Landrath von Uri aber antwortete: „Da er vernehme, daß man einen weitaussehenden, auf das Wohl oder Wehe des gemeinsamen Vaterlandes mächtigen Einfluß habenden Operationsplan entwerfen wolle: so habe er gefunden, daß man die begehrte Vollmacht nicht wohl ertheilen könne, um so weniger, da das von letztgehaltener Landesgemeinde dem Stand Unterwalden bewilligte Hilfsvolk nur zur Vertheidigung dieses Landes und zu keinen weitern Schritten bestimmt sei. Zugleich müsse er dem Kriegsrath zu Schwyz den Wunsch eröffnen, daß die Mitglieder von Uri in demselben so bald als mög-

*) Landeshauptmann Schmid und Statthalter Aloys Müller.

lich wieder entlassen werden möchten, da sie zur höchstnöthigen Veranstaltung eigener Vertheidigung in Uri fast unentbehrlich wären.

Die Eidsgenossen lasen das Schreiben, und entliessen mit kummervollem Herzen die Mitglieder von Uri.

Welche Ahnungen, welche Aussichten in die Zukunft, da, das Schwert der Gefahr über ihren Scheiteln, nichts die ältesten Bundesbrüder zur Einheit bewegen konnte!

6.

Der große Tag, welcher das Verhängniß der Schweiz enthüllen sollte, rückte näher. Die fränkischen Brigaden sammelten sich, und zogen in verschiedenen Richtungen gegen das Hochland der Schweiz, es aufzunehmen im Kampfe mit den Nachkommen Tells.

Erst jetzt empfanden die Eidsgenossen ihre Schwäche. Muth der Einzelnen mußte die Zahl ihrer Streiter, natürliche Gewandtheit ihren Mangel in Waffenübung, Begeisterung ihre Unkunde in Kriegskunst ersetzen. Der Beredsamkeit der Priester ward freie Bahn gelassen. Freifahnen wurden emporgepflanzt; der Tod unter ihnen verhieß der gläubigen Menge offene Pforten des

Paradieses.*) Vaterlandslieder, von kriegerischer Musik begleitet, wurden in Hütten und Feldern gesungen. Alles athmete Rache und Todeslust fürs Vaterland.

Das gesammte Heer der Eidsgenossen aber, welches sich den Franken entgegenstellte, stieg kaum über die Zahl von zehntausend Mann.

Mit dieser Macht wollte man es wagen, nicht nur die eigene Heimath gegen einen an Kunst und Stärke überlegenen Feind zu schirmen, sondern selbst die gesammte Schweiz zu erschüttern, die Völker derselben aufzurühren, die neu-helvetische Republik zu zertrümmern, und die alte Eidsgenossenschaft herzustellen. — Und wahrlich, ein einziger allgemeiner Sieg von ihrer Seite, eine einzige Niederlage der Franken, die damals vielleicht nicht dreißigtausend Mann anwendbarer Truppen in der Schweiz hatten, würde hingereicht haben, den verwegenen Plan auszuführen.

---

*) Freifahnen hießen solche Panner, unter denen sich allerlei Volks, so für die gleiche Sache dienen wollte, dem Heere anschließen konnte. Sie waren meistens mit Heiligenbildern geziert, und mit Inschriften, welche den katholischen Landmann zum Krieg ermuntern konnten, wie z. B.: Wer unter dieser Fahne streitet, hat vollkommene Absolution u. s. w.

Ueberall herrschte Mißmuth und Gährung gegen die Fremdlinge; überall wünschte man ihren Untergang. Nie fühlten die helvetischen Völkerschaften ihre Blutsverwandtschaft und den alten Nationalstolz lebhafter, als in dem Zeitpunkt, da die Urkantone unerschrocken gegen die Franken auszogen. Selbst in vielen Freunden der Staatsveränderung glühte noch stärker die Liebe für Nationalehre, als für Staatsveränderung. Eine Umschaffung der Eidsgenossenschaft ohne fremde Einmischung war der Wunsch der größern Hälfte auch des schon umgeänderten Helvetiens. Die Flucht der Besieger Berns wäre das Lärmzeichen zum allgemeinen Aufstand der Landschaften und zur Vernichtung der Franzosen in allen Dörfern und Städten geworden.

So sehr auch den Eidsgenossen am glücklichen Erfolg ihrer ersten Schritte gelegen sein mußte, versäumten sie dennoch gleich Anfangs diejenigen Maasregeln, welche ihnen allein Bürge des Waffenglücks werden konnten. Während die Franken ihre Truppen von Bern ausdehnten bis an die Ufer der Thur, wäre es den Eidsgenossen leicht gewesen, mit Ueberlegenheit sich gegen einzelne Kolonnen des Feindes und in diejenigen Kantone zu werfen, welche nur ihre Ankunft erwarteten, um zu den Waffen zu greifen, und den Fahnen der Waldstätte zu folgen. Sie hatten dabei den

offenbaren Vortheil der Gebirgskunde und sicherer Kundschafter voraus.

Statt dessen aber, wieder vom selbstsüchtigen Geist des Bundeswesens verführt, welcher die heimathliche Grenze gedeckt sehen wollte, mußte sich das Heer der kleinen Kantone in einer Linie von beinahe zwanzig Stunden ausgestreckt, auf allen Theilen schwach, der Uebermacht des Feindes entgegenstellen.

Der rechte Flügel, unter Anführung des Obersten Paravicini, stand an den Ufern der südlichen Spitze des Zürichsees.*) Er sollte in den Kanton Zürich vordringen, so wie der Zuger Oberst Andermatt zugleich die freien Aemter besetzen würde. Beide hatten nachher bei Zürich und Bremgarten ihre Vereinigung zu bewirken.

Den Mittelpunkt des Heeres befehligte der schwyzerische Landeshauptmann Aloys Reding. Er sollte, um die beiden Flügel zu vereinen, die Stadt Luzern nehmen, und sich dieses ganzen Kantons versichern. Unter ihm standen 2400 Mann Schwyzer, 750 Zuger und 500 Unterwaldner.

*) Diese Kolonne bestand aus 600 Glarnern, 400 Mann von Sargans, 600 Mann von der March, 402 Mann aus dem Gaster, 200 Mann von Uznach, 500 Mann von Schwyz, und 600 Mann von andern Orten und den Hefen.

Der hohe, mit Waldung und fruchtbaren Wiesen bekleidete Brünig, das Grenzgebirge zwischen dem bernischen Oberlande und Obwalden, war zur Stütze des linken Flügels bestimmt. Dieser bestand aus 800 Nidwaldern, 600 Urnern, 400 Schwyzern, 54 Gersauern, 400 Glarnern, und späterhin gesellten sich auch 600 Obwaldner dazu. Major Hauser befehligte die gesammten Schaaren des linken Flügels. Er hatte den Auftrag, vom Brünig hinab ins Berner Haslithal einzufallen, und Brienz und Thun zu nehmen.

Die Eidsgenossen schickten sich zum Angriff. Nicht müßige Zuschauerin wollte die reiche Abtei Maria-Einsiedeln bleiben. Aengstlich brütete sie über seit Jahrhunderten eingescharrten Schätzen, die bei der Niederlage des Waldstätterheeres ein Raub der Fremden zu werden drohten. Bisher hatte sie sich begnügt, den Kämpfern des Vaterlandes geistlichen Segen, Ablaß von Sünden, und Zeichen und Wunder zu spenden. Umsonst hatte Schwyz noch vor Kurzem Beistand aus den wohlgefüllten Kisten der Abtei gefordert. Jetzt, beim Anzug der Noth, entschloß sie sich freiwillig zu einer Kriegssteuer von tausend Louisd'or für die muthigen Vertheidiger des Altars. Sie bot all ihr Silbergeschirr dem Stande Schwyz, und die Vollmacht, Gelder nach Belieben gegen Verpfändung der Klostergüter zu entleihen.

Das edene Helvetien, welches der neuen Verfassung gehuldigt hatte, sah unterdessen voll banger Erwartung die gegenseitigen Rüstungen, und den Ausbruch eines Krieges, der, beim Siege oder Untergange der kleinen Kantone, nur thränenwürdige Folgen haben konnte.

Darum wandte sich das helvetische in Aarau versammelte Vollziehungs-Direktorium noch einmal mit ernstlicher Mahnung an die gewaffneten Waldstätte, vor Eröffnung des traurigen Schauspiels.

Also lautete des Direktoriums Zuruf:

„Es kann Euch nicht unbekannt sein, daß weitaus die größere Anzahl der vormaligen eidsgenossischen Staaten eine Verfassung, welche dieselben zu einer einzigen Nation vereinbart, angenommen, und in ihren wichtigsten Bestandtheilen schon wirklich in Ausübung gebracht hat; die eine und unzertheilbare Republik ist feierlich anerkannt und öffentlich verkündet; ihre ersten Gewalten sind in voller Thätigkeit, und die lebhaftesten Wünsche werden erfüllt sein, sobald die noch nicht vereinten Kantone sich zum brüderlichen Beitritte entschlossen haben. — Allein statt diese gehoffte Vereinigung nahe zu sehen, hat vielmehr das helvetische Direktorium mit innigem Bedauern erfahren, daß die Einwohner jener Kantone nicht nur für sich gegen die Einführung der neuen Staats-

verfassung den lebhaftesten Widerstand äussern, und ihre Ohren aller Belehrung eines Bessern verschliessen, sondern daß sie sogar die angrenzenden Kantone, die der helvetischen Republik beigetreten sind, an diesen mit Weisheit gethanen Schritt durch die entehrendsten Künste der Volksverführung, und nun auch selbst durch gewaltsame Mittel zurückzubringen, und in den Abgrund, den sie sich selbst bereiten, mit hineinzuziehen versuchen.

„Das Vollziehungs-Direktorium, von dem Zutrauen des Volkes, durch dessen Stellvertreter es gewählt ist, umgeben, macht es zu seiner ersten und dringendsten Angelegenheit, die ehemaligen Bundesgenossen desselben von ihrer verderblichen Verirrung zurückzuführen, und wird nicht müde werden, alle Mittel zu erschöpfen, wodurch dieselben über ihren wahren Vortheil belehrt, von der Nothwendigkeit ihres Beitritts überzeugt, und über die Mißverständnisse, welche im Wege stehen, aufgeklärt werden können. — Aber die Zeit ist dringend, und der Augenblick kostbar. — Eine furchtbare fränkische Armee rückt gegen die Grenzen der nicht vereinten Kantone, und bald werden fünfundzwanzigtausend dieser kriegsgeübtesten Truppen, die halb Europa bezwungen haben, und denen keine Berge unerstiegen, keine Thäler unzugänglich sind, bereit stehen, dasjenige durch Gewalt durchzusetzen, was Klugheit und Vater-

landsliebe mit so mächtigen Gründen von selbst zu thun rathen.

„Das Vollziehungs-Direktorium ladet daher den Landrath des Kantons Unterwalden nid dem Wald gleich den Landräthen der übrigen nicht vereinten Kantone aufs dringendste und nachdrücklichste ein, unverzüglich Abgeordnete aus ihrem Mittel zu ihm nach Aarau abzusenden, damit das Heil ihres Vaterlandes mit denselben berathen, und die ob ihnen schwebende Gefahr noch abgewandt werden könne. Sie werden offene Arme antreffen, um ehemalige Eidsgenossen zu einer wahren brüderlichen Vereinigung zu empfangen, und den schwachen Zusammenhang, welche eine verjährte Bundesgestalt gewährte, in ein festes und ewiges Band zu verwandeln; während dem hingegen das Herz jedes helvetischen Bürgers durch den Gedanken zerrissen wird, daß in eben den Thälern, wo für den Anfang der Freiheit so muthig gestritten worden, das Blut eines irregeführten und schrecklich mißleiteten Volkes für die Sache des Fanatismus und einer übelverstandenen Freiheit fliessen, und unübersehbares Elend im Gefolge des Kriegs über dasselbe gebracht werden sollte" *).

*) Aarau, den 24 April 1798.

Der kalte Ton dieses Schreibens, verschieden von der Eidsgenossen herzlichen Sprache; — das Drohen der Schweizer gegen Landsleute mit einer fremden Macht, und gegen ein Volk, welches seinen ganzen unversöhnlichen Groll wider eben diese Fremdlinge wälzte; — die Vorwürfe gegen die Führer der Berg- und Waldkantone, die es doch nur allein waren, welche durch den Zuruf umgestimmt werden sollten — Alles schien mit berechnet zu sein, das Direktorial-Schreiben wirkungslos zu machen.

„Wenn zwar dessen Inhalt", schrieb Nidwalden an den Kriegsrath von Schwyz (26. April), „uns ein banges Schrecken einjagen sollte, so kann er uns doch nicht im mindesten von unserm, zur Vertheidigung der gerechtesten Sache, für Gottes Ehre und das Wohl der Menschen so heilig gefaßten Vorsatz abwendig machen."

7.

Am 22. April, da kaum der Tag graute, brachen ungefähr dreizehnhundert Mann auf von Unterwalden. Sie zogen in das Land ob dem Kernwald, welches vom Verein der Waldstätte abtrünnig worden. Ludwig Auf der Maur, ein junger Schwyzer, den Neapel gebar, feuervoll und unternehmend, und Emil Paravicini,

der Glarner, führten den Zug, der Obwalden in den Bund der Waldstätte zurückbringen, und die vortheilhaften Bergpäße des Brünig dem eidsgenössischen Heere gewinnen sollte.

Im Walde, nahe vor dem Dorfe Kerns, standen obwaldische Haufen. Sie bezeichneten die Ankunft der Waldstätter mit einigen Lärmschüssen, welche der Kanonendonner auf Landenberg dem ganzen Thal wiederholte. Den Eingang des Dorfes schienen dreihundert Kernser wehren zu wollen. — Man rückte gegen einander. Der Augenblick schien gekommen zu sein, wo Bruderblut vergossen werden sollte.

Aber die Stimme der Natur siegte. Das obwaldische Volk wollte nicht streiten zu Gunsten eines gebieterischen Fremdlings gegen das Volk, mit welchem es seit Jahrhunderten in enger Verwandtschaft zu leben gewohnt war. Es sehnte sich versöhnt zu sein mit den Brüdern. Man sah hin und wieder Thränen zittern in den Augen derer, die sich einst als Freunde liebten und erkannten, und jetzt einander den Tod rüsteten.

Die Anführer der Truppen von beiden Theilen traten in Unterredung. Die Waldstätter forderten freien Durchzug über Sarnen gegen den Brünig. Ein Standsläufer flog mit dieser Forderung zu der obwaldischen Regierung im Hauptorte Sarnen, und noch ehe er heim kam, war

zwischen den Truppen schon die alte Brüderschaft hergestellt. Die vorher Kampffertigen drängten sich freundschaftlich unter einander. Es war nicht mehr an Widerstand zu gedenken. „Wir fechten an eurer Seite, liebe Brüder," riefen die Obwaldner, „und behalten unsere alte, liebe Verfassung!"

Die Regierung in Obwalden, welche, ihr Land vor den Gräueln des Kriegs zu bewahren, beim Anblick der Uebermacht Frankreichs und der stürmischen Auflösung der Eidsgenossenschaft, das Volk zur Annahme der neuen Verfassung hatte bereden können, sah jetzt, bei der allgemeinen Stimmung des Volkes, ihre Entwürfe eitel. Sie sandte den Waldstättern entgegen, und bewilligte den Durchzug zum Brünig, welchen sie nicht wehren konnte.

Aber die Waldstätte, damit nicht zufrieden, forderten das Volk zur Landsgemeinde, daß es sich frei erkläre, ob es geneigt sei, den Franken und der neuen Konstitution, oder der alten Verfassung und den Schweizern beizustehen.

Die Antwort des Volkes war vorauszusehen. Während sich die Eidsgenossen beschäftigten, die Gebirgsschlüchte des Brünigs zu besetzen, sprach das Volk von Obwalden in der Landesgemeinde seine Verwerfung der neu-helvetischen Konstitution aus.

In folgender Urkunde *) ward diese schnelle Revolution dem Rathe von Nidwalden gemeldet:

„Wir eilen, euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidsgenossen die freundeidsgenössische Anzeige zu machen, daß wir bei unserer heut abgehaltenen Landsgemeind den Entschluß gefaßt, die letzthin angenommene neue helvetische Konstitution nunmehro wieder zu verwerfen, und mit euch, unsern getreuen, lieben, alten Eidsgenossen, und übrigen löbl. Ständen und Orten, welche dieselbe nicht angenommen haben, gemeinschaftliche Sache zu machen. Wie wir nun sehnlichst wünschen und hoffen, daß wir nun so vereint, alle unserm theuern Vaterlande drohende Gefahren abwenden, und dessen fernere Ruhe und Wohlstand befördern mögen, so bleibt uns dermalen nichts übrig, als schließlich den Allerhöchsten zu bitten, daß er seinen reichsten Segen hiezu angedeihen lassen, dessen mächtigster Obsorge wir uns sämmtlich per Mariam eifrigst empfehlen. — Geben den 23. April 1798."

„Landammann, Räth und gesammte Landsgemeind zu Unterwalden ob dem Kernwald."

*) Ich gebe diesen Brief nicht nur seines merkwürdigen Inhalts willen umständlich, sondern zugleich auch als Probe des ehemaligen eidsgenössischen Kanzleistyls.

Bald darauf ſtanden auch ſechshundert Mann von Obwalden unter den Waffen, zur Verſtärkung des Heerhaufens am Brünig.

Hier blieben die Truppen einige Tage lang müßig. Jeder verlorne Tag galt ein verlornes Treffen. *) Eine große Menge Volks im berniſchen Oberland begehrte mit Sehnſucht die Ankunft der Eidsgenoſſen. Nichts wäre leichter geweſen, als die Einnahme des Hasli und der damit verwandten Nebenthäler. Nicht Gewalt, ſondern Liebe würde die tapfern Gebirgsvölker zwiſchen der Grimſel und dem Brünig, und die, welche am Fuß des Eiger und Stockhorn, und an den Ufern der Kander und Simmen wohnen, um die Panner der Waldſtätte geſammelt, und ihre Schrecken rächend bis vor die Thore des gefallenen Berns getragen haben.

Denn als die Kriegesſchaar am Brünig Befehl empfing, ſich des Hasli zu bemächtigen, und es vom Gebirg hinab in das große romantiſche Thal ſtieg, durch welches die junge Aar ſchweift, verwarf ſogleich Meyringen, die volkreichſte Gemeinde im Hasli, die neu-helvetiſche Verfaſſung,

*) Es war unterſagt, den Brünig zu überſchreiten. Siehe das Schreiben des Landammann und Rath von Nidwalden an den Landshauptmann Zeiger vom 23. April.

und erklärte einhellig, in den Krieg für Eigenthum und Freiheit zu ziehen. *)

Aber da war es schon zu spät, dem Feind eine Zerstreuung zu machen; versäumt war die Zeit, in welcher der Aufstand aller Thäler, ihre Bewaffnung, ihre Bildung in größere und kleinere streitfähige Kolonnen oder Landstürme hätte ausgeführt werden können.

Fast zu gleicher Zeit, als der linke Flügel seinen Stand an die Berner Grenzen genommen, war auch der rechte Flügel vorgezogen. Der Zuger Oberst Andermatt hatte sich mit fünfzehnhundert Mann und einer von den Freifahnen in die freien Aemter geworfen, und Meienberg, Muri und Boswyl besetzt. **) Sich weiter auszudehnen, fürchtete Andermatt, um nicht die Grenzen des Zugergebiets zu entblößen. Die Franken rückten ihm zuerst von allen Seiten entgegen. Er erwartete indessen das Vordringen der Eidsgenossen am Zürichsee unter Paravicini, und die Besetzung Luzerns durch Reding. Zu ihm sammelten sich aus allen Gemeinden der freien Aemter streitlustige Männer, landsturmartig mit Keulen, Speeren und Hellebarden bewaffnet.

Die fränkischen Vorposten streiften schon bis

*) Am 23. April.

**) Den 24. April.

Dalikon und Häglingen. Andermatt rückte bis Wohlen, und schickte den Major Hotz mit zweihundert Mann gen Niederwyl, des Feindes weiteres Vordringen zu hindern.*) Er selbst besetzte am folgenden Tage die Anhöhe bei Häglingen, im Angesicht des Feindes. Es kam zum Gefecht. Die Zuger Scharfschützen zeichneten sich durch Muth und Geschicklichkeit gleich vortheilhaft aus. Jauchzend drangen die Eidsgenossen vor. Der Kampf ward blutiger. Die Franken wurden geworfen, und suchten ihren Schutz hinter der vorrückenden Reiterei. Andermatt befahl den freiämtischen Hellebardirern, dieser entgegen zu gehen. Sie aber ergriffen muthlos die Flucht. Verstärkt zogen die Franken zum neuen Angriff vor. Andermatt war gezwungen, in Eil und Verwirrung, so gut er konnte, nach Muri zu ziehen mit seinen Leuten. So groß der Verlust der Feinde durch die Scharfschützen gewesen, so gering war die Zahl der gefallenen Eidsgenossen.**)

Der Kriegsrath der Waldstätte hatte sich, um dem Heere näher zu sein, nach Küßnacht am Luzer-

*) Den 25. April.

**) Schreiben des Oberst Andermatt an Ammann und Rath des Standes Zug. Hauptquartier Muri, 26. April 1798.

nersee begeben. Sobald er Andermatts Rückzug vernahm, sandte er ihm ein frisches Bataillon zu Hilfe, welches die Flüchtlinge sammeln und den Muth der Zuger Schaar beleben sollte.

Auch Paravicini am Zürichsee war in Bewegung. Dort hatte die Stadt Rapperswyl die helvetische Konstitution angenommen, und den Verbündeten mithin einen festen Punkt, und die Verbindung beider Ufer durch die Brücke über den See geraubt. Die erste Unternehmung der Eidsgenossen war daher nothwendig Einnahme dieser Stadt und Verbindung der See-Ufer. Sie gelang ohne Schwierigkeit. Rapperswyl, schlecht vertheidigt, öffnete seine Thore den Waldstätten, welche siebenhundert Mann Besatzung hineinwarfen, und damit, so wie hier, auch auf der südlichen Seeseite bei Pfäffikon und Wollerau in den Höfen, hart an den Grenzen des Kantons Zürich, streitfertig standen.

Jetzt fehlte noch die Einnahme Luzerns durch die Mittel-Kolonne des Heeres, um beide Flügel in der vorgeschriebenen Linie zu verbinden. Aloys Reding, der Landeshauptmann, stand mit seinen Schwyzern zu Küßnacht.

Ungestüm erwarteten die Schwyzer den Tag des Angriffs. Alles verkündete ihren Unternehmungen Glück. Aus den Gemeinden des Kantons Luzern stromte alltäglich Volk herbei, welches ihnen

Beifall rief. „Kommet, kommet!“ schrie man: „Euer erster Schritt gegen die Stadt wird die Glocken des Aufruhrs laut machen durch alle Thäler. Wir wollen an Eurer Seite in den Kampf ziehen!“

Mehr noch, als dieser Ruf, entflammte die fürchterliche Beredsamkeit einiger schwärmerischen Geistlichen das Kriegsvolk. Längst schon hatten ihrer zwei vor allen andern in den Waldstätten des Landmanns blinden Glauben erworben. Ihr Name ist Marianus Herzog, Pfarrer zu Einsiedeln, und Paul Styger von Rothenthurm, ein Kapuziner. Von diesen Mönchen galt Nestors Rede:

Ohne Geschlecht und Gesetz, ohn' eigenen Herd ist Jener,
Wer des heimischen Kriegs sich erfreut, des entsetzlichen Schmauls. *)

Paul Styger besonders wüthete zu Küßnacht mit seiner Zunge. Er hieß das aufgepflanzte Kreuz den wahren Freiheitsbaum, und den Kampf gegen die Franken den Streit mit der Hölle. Zu Pferde sitzend, im Kapuzinerrock, Pistolen im Gurt, und Kreuz und Schwert in der Faust, begleitete er den Heerzug überall. Verschmitzt, stolz und kriechend, geübt im Reden, Menschenkenner und Selbst-

*) Homers Ilias IX. 63. 63. nach Vossens Uebersetzung.

süchtling, wußte er sich bald auf die Krieger und ihre Befehlshaber gleichen Einfluß zu verschaffen.

Als nun nicht mehr länger ohne Nachtheil gezögert werden konnte, schickten sich die Anführer zum Aufbruch gegen Luzern, und liessen folgende Verkündung vorausgehen:

„Noch können wir uns nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß die französische Nation, wenn sie gerecht, wenn sie ihren geoffenbarten Grundsätzen getreu sein will, sollte einen Versuch machen wollen, der sie selbst durch den Widerspruch ihrer Handlungen mit ihren Grundsätzen entehren würde, den Versuch, die freie Volksverfassung der Schweiz umzustürzen; jene Verfassungen, deren Stifter die Franken in den Tempel der Freiheitshelden versetzten; jene Verfassungen, die sie selbst zum Modell der ihrigen sich wählten. Welch ein abentheuerlicher Widerspruch! Ja, Schweizer! — ja, Brüder! nur bei unserer Verfassung ist wahre Volksfreiheit; wir erkennen keinen Oberherrn, als jenen Gott, der über uns ist; wir tragen keine Fesseln, als die sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre; kein Joch ruht auf unserm Nacken, als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auflegen; — in unserer Verfassung, nur in unserer Verfassung liegt nach den Urgesetzen der Natur die höchste Gewalt in den Händen des Volks, dessen

Oberherrschaft die französische Republik so oft — so feierlich zu ehren versprochen hat.

„Nun mögen große Nationen ihren Verheißungen zuwider handeln. Wir biedern Schweizer bleiben den unsrigen getreu.

„Er ist gethan, der feierliche Schwur, — gethan zu dem Gott unserer Väter, zu dem Gott, der das Schicksal der Nationen nach seiner Willkühr lenket.

„Von dem Gefühl unserer gerechten Sache durchdrungen, haben wir ihn gefaßt, den festen Entschluß, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, — die glückliche Urverfassung unserer Länder, dafür zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben den schönsten Tod, den Tod für Religion, für Freiheit und Vaterland.

„Brüder! Schweizer! Wer aus Euch von dem gleichen Feuer begeistert ist, — und gewiß seid Ihr es Alle, — oder unwürdig, Schweizer zu sein; — wer von diesem Feuer begeistert ist, der trete unter unsere Fahne, die Fahne der Freiheit; — der reihe sich an unsere Reihen; — der schließe sich an unsere Glieder an, und Freiheit — wahre Freiheit wird die süße Frucht seines heldenmüthigen Entschlusses sein.

„Nur der bleibe zurück, der feig, der niederträchtig, der unschweizerisch genug denkt, um seinen Sklavennacken unter ein Joch zu beugen, das

schlaue Herrschsucht mit dem Zaubernetze der Freiheit umwand; und der Herrschsüchtige, und der Feigherzige werden zugleich unter dem eisernen Drucke, wie der kriechende Wurm unter dem tretenden Fuße, zerbersten: — uns aber, uns Alle, die wir für wahre Freiheit kämpfen, — wahre Freiheit lieben, wünschen, suchen, — uns laßt streiten, siegen. Ja, theuerste Brüder! siegen werden wir, — wie unsere Väter über mächtige Heere siegten; denn auch unsere Sache ist gerecht, und der Gott der Gerechtigkeit wird sie schützen. Das sei unser Losungswort, welches uns aufrufen, hinführen soll zum Kampf und zum Siege."

Dieser Aufruf, geeignet, sowohl die Menge des Landvolks, als die Mißvergnügten zu gewinnen, so in den Städten wohnten, ward überall mit geschäftiger Hand verbreitet, und vergrößerte im Kanton Luzern die hochgestiegene Gährung.

Mehr, als vorher, strömten nun Abgeordnete herbei aus den Thälern Luzerns, die Waldstätte zum schnellen Einzug ins Land zu bewegen. Man nannte die Soldaten der Verbündeten Freunde, Brüder, Retter des Vaterlandes, Schirmengel der Kirche; man wiederholte die feierlichen Schwüre, mit ihnen Gut und Leben für's gemeinsame Ziel zu opfern; man umringte schaarenweis das Haus, worin die Freifahne stand, und bot Geld, nur für ihren Anblick. Man hing sie endlich offentlich

zu Küßnacht aus. Sieg oder Tod wollte Jeder unter ihr.

In der Nacht vom 28. und 29. April zogen die Waldstätte gegen Luzern. Reding befahl, daß die von Zelger in Stanzstaad befehligten Unterwaldner, und die an ihrem See stehenden achthundert Zuger zu gleicher Zeit vor den Thoren der Stadt erscheinen sollten. Die letztern jedoch kamen nicht; denn die Franken waren schon über die Reuß gegen Zug im Anzuge.

Der Morgen brach an. Die Schwyzer zeigten sich auf dem Wesemli und der Musegg, unter den Stadtmauern; auch von der andern Seite die Nidwaldner. Aber weit umher waren für sie keine der erwarteten Hilfsvolker aus den Luzerner-Thälern zu sehen. Ihrer Dreitausende wenigstens wollten diesen Morgen zu den Waldstätten stoßen; kaum so viele Hunderte standen jetzt in der Ferne.

Reding sandte den Emil Paravicini an die Stadt mit folgender Aufforderung:

„Noch können wir der angenehmen durch unsere Bünde geheiligten Gewohnheit nicht entsagen, Euch mit dem süßen Namen Eidsgenossen anzureden und zu grüßen. —

„Noch hatten wir uns nie überzeugen können, daß Ihr unsere ältesten Bundesgenossen, wenn Ihr gleich eine neue Verfassung kleinmüthig Euch aufdringen ließet, die eidsgenössischen Bande und

Verhältnisse, die uns seit Jahrhunderten zusammenhielten, gewaltsam zerreissen würdet.

„Desto tiefer muß es uns schmerzen, daß Schweizer, daß Eidsgenossen, daß Brüder schwach genug waren, sich durch eine fremde Schreckenssprache verleiten zu lassen, gegen uns, gegen Eure ältesten, getreuesten Bundesbrüder eine Sperre zu verhängen, die keine andere Absicht haben kann, als uns durch Hungersnoth zu zwingen, die glückliche Verfassung unserer Väter gegen eine neue zu vertauschen, die uns alten, biedern Schweizern in jeder Hinsicht unerträglich scheint. — Und da auch Euer freies, noch schweizerischgesinntes Volk gegen uns laut den Wunsch geäussert, zu mannlicher Vertheidigung der Verfassung unserer Väter *sich mit uns* zu vereinigen: so hatten diese Eure feindliche Handlung Eurer dermaligen Regierung und die geäusserten Wünsche Eures Volks bei uns theils alten, theils neuen, demokratischen Volkern, in deren Adern noch das Blut unserer Väter wallt, die Stimmung aufs höchste, und den manniglichen Entschluß zur Reife gebracht, Euch und uns von der Schande dieser von Brüdern gegen Brudern verhängten Sperre zu befreien, und den Wunschen Eures Volks bundesmäßig zu entsprechen.

„Wir fordern Euch demnach mit dringlicher Stimme auf, Eure Thore zu öffnen, uns als

Eidsgenossen, als Freunde, als Brüder aufzunehmen, und unserer bundesmäßigen Vereinigung mit Euerm Volke, das, wie das unserige, der Landesherr seines Landes ist, keine Hindernisse in den Weg zu legen.

„Entschliesset Euch — zaudert nicht; — in einer Stunde würde durch die Gewalt der Waffen erzielt werden, was wir so gerne Euern brüderlichen Empfindungen, und unserer dringlichen Aufforderung — verdanken möchten. — Für jeden Tropfen Brüder-Bürgerblut, der fliessen würde, werdet Ihr allein verantwortlich sein; öffnet uns denn Eure Thore, vereinigt Euch lieber mit uns, — wendet lieber Euer Vermögen zur Vertheidigung des Vaterlandes an, und überzeugt Euch als Eidsgenossen und Christen, daß der Gott der Gerechtigkeit unsere gerechten Sachen unterstützen, und die getreue Zusammensetzung unserer Kräfte segnen werde, wie er solche dortmals gesegnet hatwo unsere Väter als Christen, Männer, Helden für Religion, Freiheit und Vaterland stritten.

„In dieser frohen Hoffnung empfehlen wir Euch nebst uns dem Gott unserer Väter per Mariam getreulich." *)

Die Bestürzung der Stadt war groß; die

*) Geben den 23. April 1798.

Zahl der unter den Waffen ſtehenden Bürger zu klein, Widerſtand zu leiſten.

Der vor wenigen Tagen durch das helvetiſche Direktorium ernannte Regierungs-Statthalter des Kantons, Vinzenz Rüttimann, ging mit einigen Beamten hinaus, um die Stadt vor Verheerung und Wuth eines erhitzten Volkes zu retten. Als ihm Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen verheißen worden, und dies dem Heerhaufen verkündet war, ließ er die Thore öffnen. Die Schwyzer und Unterwaldner beſetzten dieſelben, und verbreiteten ſich mit wildem Getümmel durch die Straßen.

Die Anführer der Verbündeten aber begaben ſich auf das Stadthaus, und ſchloſſen folgende Uebereinkunft:

„Die Sperre ſoll aufgehoben, und der freie Handel und Wandel wieder eingeführt werden. — Die Stadt Luzern ſoll mit Entlibuchern und andern Bauern, aus ihrem Kanton, beſetzt werden. — Kein Mann, weder in Entlibuch, noch anderswo, ſoll entwaffnet werden. Auch ſoll das Zeughaus und die Garniſon dem Volk zur Bewachung überlaſſen, und ihm zur Vertheidigung des Vaterlandes die nöthigen Waffen gegeben werden. — Dem Volk ſoll freigeſtellt ſein, ſich eine Verfaſſung zu wählen, und zur Vertheidigung derſelben

sich mit andern Eidsgenossen zu verbinden. — Die Stadt Luzern soll keine Truppen wider uns und unsere Eidsgenossen anrufen; auch sollen keine Hilfstruppen gegeben werden, als alten Eidsgenossen, die die Konstitution nicht angenommen. — Die Emissärs, die allenfalls um fremde Hilfe ausgeschickt worden sind, sollen eilends zurück berufen werden. — Den bemeldten löbl. Ständen sollen diejenigen Kanonen, Munition und dazu gehörigen Geräthschaften laut Verzeichniß, welches dem Herrn Stuckhauptmann Hedlinger zugestellt worden, aus dem Zeughaus abgegeben werden. — Den Eingangs benannten löbl. Ständen soll für ihre gebahten Kriegsunkosten zehntausend Gulden baares Geld, und für eine gleiche Summe Früchte verabfolget werden. — Schießlich soll diesen bemeldten, und andern mit ihnen verbündeten Ständen, der freie Durchpaß zu allen Zeiten, durch Stadt und Land gestattet sein."

Ein merkwürdiger Zug der vereinten Kriegsvölker von Waldstätten darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie sammelten sich bald nach dem Eintritt in die Stadt um die Kirche, überliessen sorglos ihre Waffen einigen Schildwachten, und traten in den Tempel, um dem Himmel für das Gelingen ihrer Werke Dank zu bringen, und mit gebührender Andacht Messe zu hören. Ein rascher Entschluß der Luzerner, und das

fromme Heer wäre in die Kirche eingesperrt, gefangen, entwaffnet worden. Doch Niemand störte die Beter.

Nach vollzogener Andacht strömten die Krieger vom Altar wilden Getöses zu den Wirths- und Trinkhäusern, und von da durch alle Straßen. Umsonst eiferten die Hauptleute gegen Unordnungen.

Mit Hohn und Jubelgeschrei wurde der Freiheitsbaum niedergehauen, Hut, Fähnlein und Kränze abgerissen und im Feierzug durch die Gassen geführt, unterm Gesange des Volksliedes:

Wilhelm, wo bist du, der Telle?

von Lärmen und Gelächter oft unterbrochen.

Andere bestürmten das Stadthaus, die Schlüssel des Arsenals zu fordern. Es war vergeblich, daß die Befehlshaber ihren Soldaten die Ungerechtigkeit der Plünderungen und die abgeschlossene Kapitulation vorstellten. Der Kapuziner Paul Styger stieg auf die Kanonen, und rief: „Nehmt, Kinder, nehmt! Alles ist Euer! Alles! Ihr seid die Sieger!“

So wurde das Zeughaus geplündert. Jeder nahm, was ihm zusiel. Viele verkauften ihren Raub wieder: andere schleppten Geschütz, Säbel, Munition u. s. w. in die Schiffe am Seeufer, und sandten die Beute auf Brunnen.

Aber zwei schreckenvolle Botschaften löseten urplötzlich den Rausch, und setzten dem Schwärmen ein Ziel.

Der am Morgen mit der Nachricht von Einnahme der Stadt Luzern nach Zug gesandte Eilbote kam zurück. Nicht einmal bis Zug hatte er die Freudenpost bringen können; denn die Franken, ohne Widerstand zu finden, waren schon dort eingerückt, und drohten nun folgenden Tags ins Schwyzergebiet einzubrechen.

Am Zürichsee hatten sich die Verbündeten durchaus unthätig gehalten in ihren Stellungen; inzwischen die feindlichen Brigaden auf beiden Seeufern heranrauschten.

Alle diese Anzeigen, und die muthlose Unentschlossenheit der Luzerner Landleute, zwangen den Kriegsrath der Schwyzer zur Aenderung des Plans. Man trat zusammen. Bald war's entschieden, daß der Angriffskrieg in bloße Vertheidigung heimathlicher Grenzen verwandelt werden müsse.

Der rechte Flügel bei Wollerau und Rapperswyl erhielt Befehl, seine Stellung zu behaupten, und der linke Flügel bei Meyringen und Brienz, sich an die Obwaldner Grenzen zurückzuziehen.

Der in Luzern eingedrungene Heerhaufe eilte

ſogleich am Abend deſſelben Tages in das Gebiet von Schwyz zurück. Am folgenden Tage wurde Luzern ſchon von den Franken beſetzt *).

Viertes Buch.

1.

Als in Themiſtokles Tagen die Athenienſer den großen Kampf um ihres Vaterlandes Freiheit beſtehen wollten, opferten ſie die eigene Stadt auf, ſorgloſer und ſicherer den Krieg zu führen. So nicht die Waldſtätte. Obgleich ſie für einerlei Ziel verbunden waren, dachte doch jeder Theil zuerſt an die Hut ſeiner Heimath; — obgleich ſie alle die Sache der ganzen Eidsgenoſſenſchaft führen zu wollen ſchienen, ja mehr, als einmal, mit Stimmen der Verzweiflung das Aeuſſerſte zu wagen ſchwuren: wagten ſie doch nicht, mit Hingebung geſammter Habe, ihre Kräfte zu vereinen. Schwach überall, war ihr Untergang gewiß. Furchtbar nur wären ſie geweſen, wenn in zuſammengedrängter Maſſe, ohne Rückblick auf das Schickſal ihrer Kantone, ſie die Stimmung

*) Den 30. April.

der Wankenden entschieden, und die Fahnen des Aufstandes weit umher durch einzelne Siege in ihr Gefolge gezogen hätten.

Der Kriegsrath von Schwyz begab sich nach Arth, und deckte mit den vorhandenen Truppen des Landes offene Seiten. Arth, in einer lieblichen Gegend, zwischen dem hohen, waldigen Rigi und den Wellen des Zugersees, wurde von beiden Seiten, gegen das Gebiet von Luzern und von Zug, mit Truppen umzogen. Die Straße gegen Luzern hütete der Hauptmann Dominik Fellle mit sechshundert Mann. Hundert freiwillige Scharfschützen standen, als Vorwacht, im Dorfe Kußnacht. Gegen Zug hin übernahm Hauptmann Fäsler den Grenzpaß bei St. Adrians Kapelle zu vertheidigen; ihn unterstützte Felix Ab-Iberg, welcher mit seinem Bataillon sich des Rüsiberges und der Anhöhen versicherte, welche Arth scheiden vom Aegerisee.

Da, wo dieser See an die Grenzen von Schwyz rührt, waren die Päße von Schorno, Morgarten und St. Jostenberg, nahe am rothen Thurm. Dieses Hügelland wurde durch zwei Bataillone besetzt; ihre Anführer waren Rychenbacher und Joachim Hediger.

Am stärksten geschützt waren die Seiten von Schwyz gegen den Kanton von Zürich. Dort standen die Glarner unter ihrem erfahrnen Oberst

Paravicini; die muthigen Einwohner der Höfen; die Hilfstruppen von Sargans, Uznach, Gaster und die aus der March, ein Bataillon von Schwyz, und ein anderes von Einsiedeln.

Als dieses alles angeordnet war, erschien vom Oberbefehlshaber der Franken die letzte Aufforderung *).

„Ich hätte glauben sollen, daß mein freundliches, friedliches Benehmen, daß meine Sorgfalt, euch aus der Blindheit zu reissen, in der euch unversöhnliche Feinde der Freiheit gefangen halten, euch endlich einmal von der fränkischen Großmuth überzeugen würden. Mit welchen Schmerzen habe ich daher nicht vernehmen müssen, daß eine Handvoll Fanatiker sich habe beigehen lassen, sich dem Truppenmarsch der großen Nation entgegen zu setzen! Aber mit der Schnelligkeit des Blitzes hat auch die Strafe dieses verwegenen Unternehmens geeilt; die Rebellen liegen im Staube!

„Einige von ihnen sind in unsere Hände gerathen — ich war Herr ihres Schicksals; aber ferne war von mir die Empfindung der Rache; nur in der Schlacht ist der Franke fürchterlich; der

*) Schreiben Schauenburgs an die Bewohner der Kantone, welche der helvetischen Mehrheit noch nicht beigetreten sind. Aarau, 27. April 1798.

Sieg macht ihn wieder zum Menschenfreund: — der Freiheit wurden sie wieder zugestellt, diese unglückliche Schlachtopfer der Unwissenheit und des Aberglaubens — sie werden zu euch zurückkehren und euch sagen, wie sie seien behandelt worden.

„Sie wurden bei den vornehmsten Behörden Helvetiens vorgelassen; überall haben sie nur die Stimme des Friedens und der Brüderlichkeit vernommen; mit welchem Vorwande können denn heut zu Tage sich noch die Apostel des Fanatismus und des Aufruhrs brüsten?

„Die überlegenste Mehrheit der helvetischen Nation hat die Konstitution angenomen; ihre Gesetzgeber beschäftigen sich unaufhörlich mit den Mitteln, sie in Thätigkeit zu setzen. Das Vollziehungsdirektorium ist eingesetzt — Ehrfurcht und allgemeines Zutrauen haben es umrungen — seine Stütze ist die fränkische Regierung, und Vollmacht ist ihm gegeben, über Truppen zu schalten, welche ganz Europa besiegt haben. Was vermöchte wohl so großen Vorkehren die Minderzahl unmächtiger Aufrührer entgegen zu setzen?

„Bürger, höret einmal die Stimme der Vernunft! Vereiniget euch unter die Fahne der helvetischen Konstitution! Kehret zurück in den Schoos einer Brüderfamilie, die die Arme nach euch ausstreckt! Euer Eigenthum, eure Religion sollen

unangetaſtet bleiben; die Duldung iſt die erſte Tugend eines freien Volkes.

„Wenn ihr aber in euerer Blindheit verharret, wenn ihr auf die Lügenſtimmen des Fanatismus zu achten fortfahret, ſo ſtürzet ihr euch nothwendiger Weiſe in einen Abgrund von Uebeln. Aber zittern ſollen ſie, die Urheber eurer Blindheit, dieſe ſtirnloſen Heuchler, die ſelbſt an die Mährchen nicht glauben, die ſie euch vorſchwatzen; eine exemplariſche Strafe wartet auf ſie.

„Auf der einen Seite Freude und Glück, — auf der andern Seite Krieg und alle Qualen, die ihn begleiten! Wählet, noch habt ihr Zeit dazu! wählet! aber — geſchwind!“ *)

Das Volk der ſchwyzeriſchen Thäler, nur unter dem Gebot der Kirche kindlich-zahm, ſonſt trotzig-kühn, kaltblütig in Gefahren, unbändig, mehr bisher von Sitte und Brauch, als vom Geſetz geführt, vernahm die Worte Schauenburgs mit Unwillen. Wer einmal für ſein Recht den Tod ruhmwürdig hält, dem iſt kein Kampf, kein Feind, kein Schickſal furchtbar.

Wie die Scythen einſt dem Alexander antworteten, da er mit ſieggewohntem Heere vor ihren Einöden erſchien, hätten die Schwyzer dem fränkiſchen Feldherrn antworten können. Aber

*) Aarau, den 27. April 1798.

ihre Erwiederung auf sein Drohen war Schweigen und Sich-rüsten.

Schon am folgenden Morgen griffen die Franken an, und zwar in der Gegend, wo man es am wenigsten erwartete, bei Wollerau, am Zürichsee.*) Von beiden Seiten ward das Gefecht lebhaft. Die Franken wurden bis auf Richterswyl zurückgeworfen; doch verstärkt erneuerten sie dort die Gegenwehr, und zwangen die Eidsgenossen durch eine glückliche Wendung, indem sie denselben in die Seite fielen, bis Wollerau zurückzuziehen. — Am Nachmittage begannen die Franken das Feuer von neuem. Sie schienen auch diesesmal nicht glücklicher zu sein. Sie wankten. Hauptmann Hauser von Räfels war mit einer Schaar Freiwilliger schon wieder bis nahe an Richterswyl vorgedrungen. Da änderte sich das Glück. Hauser sank von zwei fast tödtlichen Wunden nieder; seine Schaar zog alsbald zurück mit ihrer Fahne, welche während des Gefechtes schon zum drittenmal ledig, und immer durch Freiwillige wieder emporgehoben worden war. Als, von den Franken verfolgt, die Schaar gen Wollerau kam, fand sie, statt frischer Unterstützung, Verwirrung, Muthlosigkeit und Flucht, durch den Oberst Paravicini

*) Den 30. April.

veranlaßt, welcher, wegen empfangener Wunden, sich vom Kampfplatz zurückgezogen hatte. Die Franken benutzten diesen Umstand. Bei überall erschlaftem Widerstande verdoppelten sie ihren Angriff. Die Glarner mit allen Hilfstruppen verließen das Schlachtfeld, und die Sieger besetzten noch an selbigem Abend die Höfe Wollerau, und Pfäffikon am Fuß des rauhen Etzel. Die Schwyzer selbst, vom Oberst Paravicini befehligt, gegen Hütten die Höhen zu decken, hatten an den Vorfällen keinen Theil.

Unter den Kämpfern und Schicksalen dieses Tages verdient die Standhaftigkeit und Geistesgegenwart des Hauptmann Hauser bemerkt zu werden. Als dieser vom Blutverlust entkräftet unter den Todten lag, wurde er von einem vorbeigehenden fränkischen Offizier *) erblickt, und für einen Franken gehalten. Menschenfreundlich hob ihn derselbe auf, und da er noch Leben in ihm fand, rief er ihm zu: „Muth, Kamerad, Muth!“ Hauser, gleichsam vom Todesschlummer erwachend, starrte ihn an mit trübem Blick und antwortete: „Nicht Muth; nur Kraft!“ Der Franke, davon gerührt, befahl, für die Verpflegung des Verwundeten alle Sorge zu tragen. Er wurde nach Wädenschwyl gebracht, aufs beste

*) General Freffinet.

versorgt, und nach einiger Zeit von seinen Wunden völlig hergestellt.

Am nämlichen Tage des Abends machte ein fränkisches Corps den ersten Angriff über das waldige Vorgebirg, die Kiemen genannt, am Zugersee, gegen das Dörflein Immensee. Eine geringe Mannschaft stellte sich ihnen entgegen. Da man sich nur kaum im Dunkel der Nacht am Feuer der Schießgewehre erkennen mochte, zogen um 11 Uhr die Franken mit einigem Verluste zurück.

Ein lebhafteres Gefecht entglühte an diesem Abend auf der andern Seite von Arth, beim Flecken Küßnacht. Die dort ausgestellten Scharfschützen der Schwyzer nöthigten ihre Feinde mit ziemlichem Verlust zum Rückzug.

Am folgenden Morgen, da die Einwohner von Immensee, um ihr Vieh zu besorgen, den ungemein vortheilhaften Posten auf den Kiemen für einige Zeit verlassen hatten *), kamen die Franken mit verstärkter Macht, und rückten bei mattem Widerstande bis in das kleine Dorf Immensee, und in die bekannte hohle Gasse von Küßnacht, wo der erste Schuß für Freiheit geschehen war und Tell mit einem Pfeile Geßlers Tirannei gestraft hatte.

*) 1. Mai.

Hier erhob sich auf dem berühmten Boden heißer Kampf. Ein nahe stehender Heerhaufen von Schwyzern hörte das Getöse und stürzte herbei. Da ward das Gefecht schnell entschieden. Die Franken flohen durch Immensee, und über den jähen Kiemen gegen Meiers Kapelle, und gen Rysch im Lande Zug.

Aber Küßnacht, von dieser Seite gesichert, ward ungleich mehr von den Luzerner Grenzen bedroht; nicht nur Franken, sondern auch ansehnliche Mannschaft von Luzern, aufgeboten von der Stadt und gerüstet, drohten den Flecken einzunehmen.*) Die Küßnachter forderten Hilfe von Schwyz; aber sie konnte ihnen nicht, ohne Entblößung ungleich wichtigeter Punkte, werden. Da ergaben sie sich den Franken**), nachdem ihnen Schonung und Sicherheit des Eigenthums versprochen war. Schändlicher Weise wurde aus einigen Häusern auf die einziehenden Franken geschossen, welches die Sieger erbitterte und Plünderung veranlaßte.

Kampfbegierig hatten inzwischen auf den Höhen des Rüfi oder Roßberges die Schwyzer gestanden, und unthätig dem Gefecht in den Hö-

*) Schreiben von Ignaz Trutmann, den 1. Mai, an den Kriegsrath.

**) 2. Mai, des Morgens.

sen vom 30. April zusehen müssen. Mißtrauisch wegen des gänzlichen und schnellen Rückzuges der Glarner und anderer Hilfstruppen, begehrten sie durch Abgeordnete an den Kriegsrath (in Arth), daß ihnen der Landeshauptmann Reding gesandt werde, damit er sie gegen den Feind führe.

Aloys Reding, damals der Schwyzer Oberbefehlshaber, und die Seele des Heeres, hatte als Oberster in spanischen Diensten die Kunst des Krieges erlernt, nachher sich in die Einsamkeit des vaterländischen Thales begeben, und dort der Freundschaft, den Musen und dem Anbau seiner Güter gelebt. Schon längst hatte er Verbesserung des eidsgenössischen Staatswesens gewünscht, und daß das Vaterland einer wahrhaften und fruchtbringenden Freiheit genösse; aber es empörte sein Herz, von Fremdlingen die Umwälzung gemacht, und Helvetien vielleicht, wie damals Viele fürchteten, zu einer Magd Frankreichs werden zu sehen.

Darum ergriff er sein Schwert, entschlossen, als freier Schweizer, der Vorwelt werth, zu leben und zu sterben.

Der Verlust seiner jungen, heißgeliebten Gattin hatte noch tiefe Schwermuth in seinem Herzen zurückgelassen, und ihm vielleicht die Gefahren der Schlachten wünschenswürdiger gemacht.

Bieder, entschlossen, kaltblütig und treu, ward er der Günstling und die Zuversicht seines Volks.

Noch in der gleichen Nacht verließ Reding Arth, und erschien am ersten Mai in der Morgenfrühe an der Schorno, wo fünfhundert angekommene Urner im Begriffe standen, sich mit den Schwyzern *) zu verbinden, um diesen wichtigen Grenzpaß und die Anhöhen vom Morgarten zu besetzen. Von da ging er den Posten vom St. Jostenberg zu besichtigen, welchen das erste Bataillon von Schwyz, nebst einer Kompagnie Freiwilliger von Aegeri und Menzingen aus dem Zugerlande unter ihrem Hauptmann Trazler vertheidigen sollten. — Endlich eilte er hinab in das rauhe Thal vom Dorflein Schindellegi, wo in gleicher Zeit mit seinem Bataillon der Hauptmann Schiller eintraf. Hier überraschte ihn ein freudiger und schmerzlicher Anblick.

Die Einwohner von den schwyzerischen Höfen Wollerau und Bäch, unten am Ufer des Zürichsees, waren heraufgezogen, noch ferner im Kampfe gegen die Franken auszuharren. Die unglücklichen Ereignisse des 30. Aprils, der Tod und die Wunden ihrer vielen Brüder, der Brand und die Plünderung ihrer Hütten, die Flucht

*) Das vierte Bataillon.

ihrer Linder und Weiber in unwegsame Wälder, das Beispiel der flüchtigen Hilfstruppen — nichts hatte ihre Entschlossenheit erschüttern können, treu mitzustreiten bis auf den letzten Mann. Gerührt sahen die Schwyzer auf sie und drückten ihnen die Hand.

Reding, immer noch in der Hoffnung, daß die Glarner mit ihren Gehilfen sich irgendwo in der March wieder gesammelt haben würden, schrieb an Paravicini.

Der Eilbote kam nach drei Stunden zurück. Glarner, Uznachter, Gaster und Sarganser, alle waren sie auseinander und in ihre Heimath zurückgegangen. In Lachen standen schon die Franken.

Nun war der letzte Glaube an Hilfe verloren; der Kanton Schwyz, ausser den Zuzügern von Uri und den wenigen Zugern, eigenen Kräften überlassen. Nidwalden, bedroht von Luzern, entschuldigte sich, keine Hilfe senden zu können, hatte aber Obwalden um 300 Mann gemahnt. Statt solche zu schicken, bezeugte Obwalden Bedauern, nichts zu vermögen, da es auf drei Seiten vom feindlichen Einfall bedroht wäre.

2.

Alle Grenzen des alten Kantons Schwyz, eine kleine, südliche Strecke gegen das Mutta-

thal ausgenommen, waren der Gefahr des feindlichen Angriffs preisgegeben. Weniger, als 4000 Mann, mußten nun eine Linie von zehn deutschen Meilen gegen eine ungeheure Uebermacht fränkischer Brigaden decken, die von allen Seiten daherrauschten. Jeder Funken Hoffnung losch aus. „Was bleibt uns?“ murmelte man durch die Glieder. „Unserer Väter Tod!“ ging die Antwort zurück.

So viel Unglücksfälle erhöhten die allgemeine Begeisterung. Hinfällige Greise und unmündige Knaben wollten an dem Ruhme Theil nehmen, unterzugehen mit dem Vaterlande. Frauen und Mädchen spannten sich vor die von Luzern entführten Kanonen in Brunnen, und zogen sie hinauf ins Gebirg, über Steinen und Sattel gen Rothenthurm. Fast alle Weiber des Landes waren bewaffnet; die mehrsten mit Keulen. Ihrer viele waren gleichförmig ausgezeichnet, durch weiße Binden ums Haupt und Hirthemden über den Schultern. Wo ein Feiger zu entschlüpfen wagte, faßten sie ihn mit Gewalt, und schickten ihn zum Kampf an die Grenze.

Also bewachten Mütter und Töchter das Land, während ihre Väter, Gatten, Söhne, Brüder, im Angesicht des Todes standen auf dem Gebirg.

Und sie standen kalt und fest, wie ihre ewigen Felsen da, und entschlossen, ihr Leben nun dem Vaterlande zum Opfer zu bereiten. Auf den grünen Höhen von Morgarten wollten sie das heilige Denkmal altschweizerischer Tapferkeit erneuern, und ihren Enkeln, wenn auch nicht die Freiheit, doch die feierliche Lehre im Jahrbuch der Welt hinterlassen, was man um Freiheit opfern müsse.*)

So standen sie da, an der Schindellegi, der Tod ihre Erwartung, und die nie von einem glücklichen Feind betretene Erde zu rächen, ihr Wunsch. Wie sie und Reding, erwartete kalt und kühn einst Leonidas mit seinen Spartern bei Thermopylä den Untergang.

Als Aloys Reding die Stimmung seines Volks wahrnahm, wandte er sich zu demselben und sprach: „Liebe Landsleute und Kameraden! bald sind wir am Ziel. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ist's nur noch die Frage: ob wir zusammenhalten wollen standhaft, bieder, in der Gefahr jetzt, wie unsere Väter am Morgarten? Unser Loos ist der Tod. Bange's Einem noch von uns, der gehe zurück; kein Vor-

*) Wirklich glaubten die Meisten, daß sie mit dem Verlust ihrer von den Vätern ererbten Ordnung auch alle Freiheit in weltlichen und geistlichen Dingen verlieren und Frankreichs Unterthanen werden müßten.

wurf von uns wird ihm folgen. Wir wenigſtens wollen in dieſer Stunde einander nicht betrügen. Lieber iſt mir's, hundert Mann zu haben, auf die ich mit Zuverſicht zähle, als fünfhundert, die beim Gefecht davonlaufen, Verwirrung anrichten, und durch ihre Flucht die rechtſchaffenen Leute zum unnützen Opfer machen. Ich aber gelobe Euch, in keiner Gefahr, und im Tode nicht, von Euch zu ſcheiden. Wir fliehen nicht, wir ſterben. Gefällt Euch dieſer Vorſchlag, ſo laßt zwei Männer aus der Schaar treten, und mir in euerm Namen das Gleiche geloben." *)

Tiefſchweigend, horchend ſtanden ſie da, an ihre Flinten gelehnt. Hin und wieder ſah man eine Thräne ſtürzen über die männliche Wange. Ein wildes Geſchrei, tauſend Stimmen ſtiegen gen Himmel: „Ja, ja! wir wollen halten, und euch auch nicht verlaſſen!"

Darauf traten zwei Krieger aus den Reihen zum Landeshauptmann. Sie ſtreckten ihm ihre Hände dar, und alſo beſchworen unter freiem Himmel der Feldherr und ſein Volk den gegenſeitigen Bund, nach der alten Weiſe der Väter.

---

*) Der Ueberlieferer dieſer Geſchichte gibt die obige Rede treu und einfach, wie ſie gehalten ward. Weder dieſe noch eine künftige ſind folglich Dichtung, im Geſchmack des Curtius.

Die Nacht brach herein. *) Hin und wieder flammte ein Wachtfeuer. Die Krieger schliefen unter dem Gewehr. Aloys Reding begab sich in das Dorf Rothenthurm, dessen zerstreute Hütten an der Landstraße liegen zwischen Schwyz und der Waldstatt Einsiedeln. Dort fand er den Kriegsrath, welcher, ihm näher zu sein, Arth verlassen hatte. Der Kommandant wollte sich noch einmal über die Vertheidigung der zweiten Linie berathen, bei etwaniger Räumung der ersten.

Was diese nächtliche Zusammenkunft besonders merkwürdig machte, war die Gegenwart des berüchtigten Pfarrers von Einsiedeln, Marianus Herzog.

Wie Paul Styger im südlichen Theile des Kantons Schwyz, war Marianus, ein Luzerner von Geburt, im nördlichen; ihm gleich an Stolz, unbändiger Herrschsucht, Gewaltthätigkeit und Tücke, übertraf er den Nebenbuhler in Heuchelkunst und Schwärmerton. Kein Verbrechen blieb von ihm unbegangen; doch die bezauberte Menge sah an ihm nur Tugend, und in dem Entweiher des Vaterlandes und der Kirche den Märtirer. So in seiner Gegend der Volksgunst mächtig, benutzte er sie auf pfäffische Weise. Er stellte sich an die Spitze des Regiments der Waldstatt Einsiedeln;

*) Vom 1. zum 2. Mai.

er ordnete mit ungezähmter Willkühr, und brachte es so weit, daß die Hauptleute es nicht, ohne Gefahr, von verblendeten Bauern erschossen zu werden, wagen durften, seinen Befehlen zu widerstehen. Noch damit nicht zufrieden, sandte er auch in den Sprengel von Schwyz Ausläufer, das Volk zu verwirren, um dann über die Truppen dieser Thäler gleicher Herrschaft theilhaftig zu werden. Besonders bot er seine Künste auf, die Einsichtsvollen und Geehrten zu stürzen; Verdacht anzuzünden gegen die sogenannten Herren und Alles, was Perüken trug und Haarzöpfe; und endlich aller Pfeile Ziel war ihm der Kriegsrath selbst.

Er hatte mit sechshundert Einsiedlern am 1. Mai die Bergschluchten des Etzel besetzt, dieses mächtigen Vorwalles vom Kanton Schwyz gegen das Land Zürich, dessen See seinen Fuß bespült. Marianus forderte dort vom Landshauptmann Reding wiederholt einen Befehlshaber. Doch kein Offizier von allen Schwyzer-Bataillons wollte mit mit dem Mönche das Kommando theilen, überzeugt, daß keiner ihrer Befehle vollzogen werden würde, so mit dem Eigensinn des Pfaffen im Widerspruch stände. Darum antwortete Reding den Einsiedlern: „Da ihr einmal den Etzel besetzt haltet unter euerm Pfarrer, so traget Geduld. Obwohl ich von ihm selbst, als einem Schwärmer, des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Ge-

danke an Treu und Muth der Hauptleute und Soldaten von Einsiedeln."

Als der geistliche Ritter um Mitternacht beim Kriegsrath gemeldet wurde, wagte man nicht einmal, ihm den Zutritt zu verweigern. Als die Vertheidigung einer zweiten Linie zur Sprache kam, ergrimmte er und rief: „Diese Berathung ist unnütz und verräth unnöthige Furcht. Wenn Schindellegi und andere Posten so vertheidigt werden, wie ich mit den Einsiedlern den Etzel schirmen mag, so sind wir Sieger. Und ich betheure euch bei allen Heiligen, alle Einsiedler werden, wie ich, jenen Grenzposten bis zum letzten Blutstropfen verfechten!"

Eben so schwur er noch einmal dem Landshauptmann beim Abschiede, und versprach demselben durch Eilboten alle wichtigen Vorfälle zu melden.

Am 2. Mai, des Morgens um zehn Uhr, erschienen die Franken, zweitausend Mann stark, vor Schindellegi. Die Scharfschützen kamen zuerst mit dem Feinde ins Gefecht, und hielten ihn fast zwei Stunden lang auf, ehe das Bataillon und die zwei Kanonen der Schwyzer wirksam werden konnten. Gegen ein Uhr verminderte sich das Feuer, und hörte endlich ganz auf.

Die Schwyzer stritten an diesem Morgen nicht wie Hirten, welche von den Alpen gekommen, son-

dern wie Soldaten, die in Feldlagern ergraut waren. Jeder von ihnen drängte sich vor, handgemein zu werden. Mehrere Verwundete wollten das Schlachtfeld nicht verlassen. Einer von ihnen, der des Morgens eine starke Wunde im Schenkel, am Nachmittag eine in den Leib empfangen, kämpfte mit gleichem Muth fort, bis ein dritter Schuß durch seinen Arm ihn ausser Stand setzte, sich des Gewehrs zu bedienen. Dann ging er nach Haus, noch ungefähr acht Stunden weit. Paarweis stritten sie, zerstreut zwischen Felsen und Bäumen: paarweis fielen sie, bis zum Tode sich und der Muttererde getreu, für die sie fochten. Keiner beklagte seine Wunden, Keiner seinen gefallenen Freund. Keiner, als der für's Vaterland erblaßte, schien an diesem festlichen Bluttage beneidenswürdig zu sein.

3.

Odemlos, von Staub und Schweiß bedeckt, kam aus freiem Trieb im vollen Lauf ein redlicher Mann von Einsiedeln, genannt Meinrad Käly; er überbrachte dem Landeshauptmann die unerwartete Nachricht, daß die Franken schon über den Etzel heranziehen. Er erzählte, daß der Pfarrer Marianus am Morgen um acht Uhr auf den Etzel

gekommen und gesagt habe: „Ihr lieben, guten Leute, ich halte für's Beste, daß ihr nach Hause gehet, und die Waffen niederleget. Das Wehren hilft uns hier doch nichts, weil man an den übrigen Posten auch nicht zu widerstehen gedenkt!“ Auf dieses sei er gen Einsiedeln zurückgeritten, und die Mannschaft dem Beispiel des geflüchteten Verräthers gefolgt.

Einsiedeln und Schwyz waren so durch den Streich des Priesters den Franken offen. Die Truppen an der Schindellegi, um nicht umgangen zu werden, und noch eine Verbindung mit Einsiedeln und St. Jost zu unterhalten, mußten sich zurückziehen. Es geschah in aller Ordnung. Scharfschützen und Grenadiere deckten den Zug. Um drei Uhr Nachmittags erreichten die Schwyzer Rothenthurm; viele der treuen Höfer waren ihnen auch bis dahin gefolgt. In den Gefechten dieses Tages bei Schindellegi zählten die Schwyzer vierundzwanzig Todte und fünfzig Verwundete. Unter den letztern befand sich auch der wackere Hauptmann Schilter, welcher an seinen Wunden den Geist aufgab. Schauenburg aber ließ sofort den General Rouyon mit einer Kolonne von sechstausend Mann, versehen mit Artillerie und Reiterei, über den Etzel rücken.

Inzwischen war auch auf dem St. Jostenberg der Hauptmann Hebiger von den Franken mit

überlegener Macht angegriffen worden. Sie waren von Aegeri und Hütten heraufgekommen, zwei- bis dreitausend Mann stark. Hediger, im Zweifel, diesen Paß behaupten zu können, hatte sich ebenfalls gegen den rothen Thurm gezogen. Der ganze St. Rossenberg, und von daher alle Anhöhen bis auf den Morgarten, waren ununterbrochen von den Franken besetzt.

Reding ließ alsbald durch das Bataillon Hediger die Anhöhen vom Morgarten wieder stürmen; er selbst blieb mit zwölfhundert Mann im Dorfe Rothenthurm. Unterdessen wälzten sich die feindlichen Schaaren langsam, in furchtbarer Anzahl, und weiten Linien, vom Gebirge herab gegen das Dorf. Schon standen sie, sich entwikkelnd, auf der Ebene; schon nahe genug zum kleinen Gewehrfeuer. Da erst donnerten ihnen die Schwyzer-Kanonen einigemal entgegen. Es erfolgte eine Stille. Aloys Reding flog durch die Reihen; führte sie gegen die Ebene vor, und nach dem ersten Abfeuern beider Bataillone ließ er das sehnlich erwartete Sturmzeichen schlagen. Mit einem Muth, der beinah an Raserei grenzte, brach nun Alles auf, mit gefälltem Bajonete, jauchzend dem Feinde entgegen. Weder die Menge, noch die vortheilhafte Stellung, noch die Kriegserfahrenheit desselben konnte die Schwyzer zurückschrecken. Die Begierde, mit den Besiegern Eu-

ropens handgemein zu werden, war so groß, daß sie dem fürchterlichsten Feuer aus tausend Röhren und Schlünden zum Trotz, durch eine Ebene von mehr als achthundert Schritten festgeschlossen vordrangen, ehe sie ihren Feind in seiner überaus günstigen Stellung am Fuße des Berges ergreifen konnten. — — Ihr Schritt wurde zum Lauf, ihr Lauf zum Flug. — In jedem rief's: es ist um's Vaterland! Der Tod oder der Sieg waren ihnen gleich reizend. Soldaten und Befehlshaber metteiferten, wer zuerst den entweihten Boden der Freiheit mit Feindesblut heiligen sollte. Die Franken schienen bei diesem Anblick einen Augenblick unschlüssig, ob Flucht, ob Widerstand? Als aber die Schwyzer von allen Seiten mit gleich festem Schritte und gleicher Kaltblütigkeit so nahe herankamen, daß man einander in die Augen sah, war's entschieden. Das Bajonet der Schwyzer brach die feindlichen Reihen. Ein viertelstündiges Gemetzel, und die Franken ergriffen von allen Seiten die Flucht, so schnell, daß von ihrer Seite kaum noch ein Schuß fiel. Binnen einer halben Stunde waren die Schwyzer Meister von den Anhöhen, auf Wegen, die in so kurzer Zeit sonst vom besten Fußgänger nicht gemacht werden. Die Franken büßten viel Volks.

In der Gebirgskette auf den Grenzen von Zug und Schwyz, zwischen dem stillen See von Aegeri

und dem Berge, genannt Sattel, schweift auf den Alpenhöhen in milden Biegungen ein grünes Thal hin — dies ist Morgarten.

Dort hinan klimmten, von Aegeri herauf, die fränkischen Kolonnen. Unbesetzt von den Schwyzern waren jene Höhen, seit dem Rückzuge von der Schindellegi. Alles kam darauf an, auch diesen Posten wieder zu gewinnen.

Zum Glück waren am gleichen Tage des Morgens am Sattel dreihundert Mann frischer Hilfstruppen von Uri erschienen, geführt vom Urner Landshauptmann Schmid.

Sogleich eilten fünfzig Urner Scharfschützen gegen den Morgarten; ihnen folgten langsamer hundert und fünfzig ihrer Landsleute, und viele aus dem Landsturm von Steinen *). Das von Reding abgesandte Bataillon zog zugleich von der Seite des rothen Thurms dahin.

Die Franken aber hatten das Alpenthal vom Morgarten erstiegen; sie rückten schon über die Anhöhe abwärts bis in die gegen den Sattel gelegenen Waiden. Als sie den Anzug der fünfzig

*) Ein Pfarrdorf, nur eine Stunde von Schwyz, bekannt durch Landvogt Gehlers Geruch, als er daselbst Werners von Stauffach Haus erblickte: „kann man leiden, daß Landvolk so schön wohne?“

Scharfschützen wahrnahmen, machten sie auf dieselben ein ununterbrochenes Feuer. Die Scharfschützen aber, wenig davon geschreckt, stellten sich zur Gegenwehr, und hielten die Franken so lange zurück, bis auch jenes Bataillon vom rothen Thurm die Höhe erstiegen hatte, und von der Morgenseite her unvermuthet dem Feinde in die Flanken fiel. Das Feuer erglimmte nun von allen Seiten heftiger. Die nacheilenden hundert und fünfzig Urner und Schwyzer, als sie solches sahen, verdoppelten ihre Schritte, um an dem Kampfe der Brüder Theil nehmen zu können.

Sobald sie alle vereint waren, hieß es: „machen wir's kurz, nehmen wir sie unter die Kolben!“ Da rollte der Sturmmarsch, und blitzschnell brachen mit gefälltem Bajonet die Schweizer in des Feindes Glieder. Bald war auch hier der Franken Flucht entschieden. Die zwei Bataillone von Rothenthurm hatten den Feind inzwischen auch bis auf die Berghöhen getrieben. Zweimal stellten sich die Weichenden wieder; zweimal entbrannte der gleiche Kampf; aber der Morgarten, nur den Siegen der Schweizer heilig, sah bald überall aus seinem stillen Gelände den Feind geschlagen. Der Plan der Franken, zur nämlichen Zeit von zwei Seiten einen Angriff zu machen, veränderte sich also in gleichzeitige Flucht.

In eben dieser Gegend besiegten im Jahre

1315 am 15. November die Schwyzer Oeſterreichs Uebermacht.

Die Franken wurden bis in die Tiefe des Dorfes Aegeri im Zugerlande verfolgt, wo ſie ſich vergebens zum drittenmal zu ſtellen ſuchten. Man würde ſie noch weiter getrieben haben, aber der entblößte Ezel ließ die Schwyzer fürchten, von andern Seiten überraſcht zu werden. Zufrieden, die Franken vom Morgarten und St. Joſtenberg zurückgeworfen zu haben, endeten ſie mit anbrechender Nacht das glückliche Treffen.

An demſelben Tage in der Mittagsſtunde war das unter dem Oberſtlieutenant Aloys Gwerder zu Meyringen im Haslithal geſtandene Schwyzerbataillon im Flecken Schwyz angekommen, und da es von der Räumung des Ezels gehört hatte, ſogleich weiter geeilt, die Haggen-Egg zwiſchen Schwyz und Einſiedeln zu beſetzen, um ſich dem andringenden Feinde entgegen zu ſtämmen. Ohne eine Erfriſchung zu nehmen, erſtiegen ſie dieſen hohen Berg ſo behend, daß ſie um drei Uhr ſchon die Höhe erreicht, und folglich binnen vierundzwanzig Stunden einen beſchwerlichen Weg von zwanzig Stunden zurückgelegt hatten.

4.

Am folgenden Tage *), Morgens drei Uhr, näherten sich die Franken den Schwyzern, welche Arth gegen das Zugerland hin deckten. Bei der Kapelle St. Adrian geschah der wildeste Anfall. Der Strich vom Seeufer bis zum höchsten Gipfel des Rußberges, die Länge einer halben deutschen Meile, war von beiden Heerhaufen mit einzelnen Posten besetzt. Die Franken benutzten augenblicklich jeden Vortheil, welchen ihnen der von den Schwyzern nicht zum besten für Vertheidigung gewählte Platz bot. Die Schwyzer empfanden Unordnungen; einige Scharfschützen, die, bei noch unvollkommenem Tageslicht, zu weit vorgeeilt waren, kamen zwischen zwei Feuer, und fielen sowohl durch Schwyzer- als Frankenkugeln. Ueber anderthalb Stunden währte das Gefecht ununterbrochen fort.

Die Franken wankten zuerst. Das lebhafte Feuer der Scharfschützen erfüllte ihre Reihen mit Todten. Sie zogen sich mit Eile zurück. Aber die Schwyzer, zu schwach, konnten sie nicht verfolgen. Einige Freiwillige von Walchwylen, Kanton Zug, hatten in diesem Treffen sehr gute Dienste gegen die Franken geleistet. Sie bedauerten sechs-

*) Den 3. Mai.

Todte; die Schwyzer aber zwanzig, und eben so viele Verwundete.

Kaum war hier der letzte Schuß gefallen, als die Stellung von Arth auf der Luzerner Seite bestürmt ward. Eine beträchtliche Abtheilung der achtunddreißigsten Halbbrigade näherte sich dem Flecken bis auf eine kleine halbe Stunde. Allzuvoreilig brannten die Schwyzer auf der Höhe ihre mit Kartätschen geladenen Kanonen ab. Augenblicklich verschwanden die Franken von der Landstraße und der Ebene; sie verloren sich in einen seitwärts gelegenen Bergtobel (Gebirgsspaltung), um von dort her die Anhöhe zu gewinnen.

Die Schwyzer, auf dem Gegenrande des Tobels, in leichten Verschanzungen von Holz und Stein gestellt, konnten anfangs diese Wendung der durch ein Wäldchen verhehlten Franken nicht wahrnehmen. Sie entdeckten erst die Gefahr, als der Feind schon ziemlich weit gekommen war. Da dies die Schwyzer sahen, rannten sie in vollem Lauf, die obersten Höhen zu erreichen. Doch zu spät, die Franken hatten den Vorsprung. — Andere nun wagten sich in den finstern Tobel, um da hindurch gegen die Seite von Arth hinüber zu dringen; die übrigen endlich besetzten die untere Erhöhung am Tobel, um die Ihrigen, welche hinüber gehen, oder sich schon jenseits befinden

würden, zu unterstützen. Zu dem Ende warfen sie eilfertig kleine Schanzen von Holz und Steinen auf, oder wählten Tiefen und Felsenhänge, um sicherer laden und schießen zu können. Mancher Schütze unterhielt ein anhaltendes Feuer, aus mehrern ihm von Knaben nachgetragenen und geladenen Flinten. Die Franken schossen mit ausserordentlicher Geschwindigkeit; aber ihre Kugeln hatten keine sichere Richtung. Die Schwyzer feuerten langsam; aber jeder Schuß stürzte unfehlbar seinen Mann.

Nachdem ein Theil der schwyzerischen Mannschaft über den Tobel unerschrocken aufwärts gegangen war, durch den obern Wald, donnerten sie von den Felsenhöhen auf die Franken herunter. Diese zogen sich seewärts mit großer Eile aus der Schußweite. Als dort ihre Anführer in kleinen Haufen zusammentraten, vermuthlich um zu berathen, was zu thun sei, nahm der Scharfschützen von Schwyz einer dreifache Ladung Pulver, und sprach zu seinen Gefährten: „was gilts, ich reiche den mittlern von jenen Hauptleuten?“ Die Entfernung war ausserordentlich; man mochte nur kaum die Offiziere an ihren langen Ueberrocken von andern unterscheiden. Und der Erzielte stürzte getroffen, in der Mitte der Seinigen, zu Boden. Dieser Schuß ward das Zeichen zum allgemeinen Rückzug der Franken. Sie bezogen wieder bei

Oberimmenſee die Allmeind, wo ſie eine Art Lagers hatten.

Der Verluſt fränkiſcher Seits war bedeutend; aber man hat ihn nicht erfahren. Viele der Getödteten wurden von den Franken ſelbſt in den See geworfen; andere fand man zwiſchen Klippen und Geſträuchen zerſtreut umher; andere aber nebſt allen Verwundeten nahmen ſie, nach ihrer Gewohnheit, mit ſich fort. Die Schwyzer büßten in dieſem glücklichen Gefecht wenig ein. Sie hatten nur drei Todte und zwölf Verwundete.

Als ſich das Gerücht verbreitete, daß es an Pulver und ſcharfen Patronen gebrechen könne, ehe Unterſtützung aus Schwyz anlange, wurde ſogleich alles in den benachbarten Häuſern befindliche Pulver, Blei und allerhand Zinngeſchirr von den Eigenthümern mit Freuden herbeigebracht; und obgleich in großer Anzahl Kugeln gegoſſen wurden, war dennoch eine ſo große Menge Zinn und Blei vorräthig, daß noch vieles Zinngeräth zurückgenommen werden mußte.

Die Truppen am rothen Thurm waren in der Nacht vom zweiten zum dritten Mai ebenfalls beſtändig unter dem Gewehr, eines Ueberfalls gewärtig. Dies war alſo die vierte Nacht, welche ſie nach faſt unglaublichen Mühſeligkeiten, eine nothwendige Wirkung des Mangels an Mannſchaft,

und der Strenge des Dienstes, ungeduldig durchwachten. In dieser Nacht hing Jedermann in finsterm Stillschweigen seinen Gedanken nach. Jeder übersann die neuern Begebenheiten. Ueberall mit Glück gefochten, kosteten die einzelnen Siege dennoch im Ganzen an jedem Tage schier hundert Todte und der Verwundeten viele. Es ließ sich berechnen, daß binnen vierzehn Tagen bei gleichem Glück die Schwyzer an ihren Siegen sterben müßten. Zwar waren die Päße beim rothen Thurm, auf der Schorno und in Arth wohl beschirmt; aber wer konnte die Franken, seit der Räumung des Ezels Meister von Einsiedeln, abhalten, über die Haggen-, Yberger- und Holz-Egg, nur noch von Weibern bewacht aus Mangel an Männern, vorzudringen gegen Schwyz, und das ganze Land mit ihren Schaaren zu überschwemmen?

5.

Diese Betrachtungen beschäftigten das Volk in der Nacht; einer theilte sich dem andern mit, als der Morgen dämmerte, und, wie die Gebirgslandschaft aus ihren Nebeln, auch jedes Gemüth aus schweren Träumereien stieg. Bald ward Frage: ob nicht unter solchen Verhältnissen durch ehrenvolle Kapitulation mehr, als durch fruchtlosen Widerstand gewonnen werden könnte?

Es iſt unmöglich zu beſchreiben, wie heftig, wie verſchieden die Meinungen über dieſe Fragen fielen. Alles gerieth in ſtürmiſche Bewegung. Indem keiner dieſen Morgen und dieſe Frage unter dem Schwyzerdeer erlebt zu haben wünſchte, fürchtete jeder die Stimmenmehrheit für Kapitulation und ſich ihr unterziehen zu müſſen, jeder die Gewalt der Liebe und Lebensluſt über ſeinen heldenmüthigen Entſchluß.

„Nein, ſchrien Hunderte: laßt uns ſterben! ſterben! — alle einmüthig in den ſüßen Tod ums Vaterland gehen!“ — Andere, welche nach gleichem Ziele ſtrebten, aber durch mildere Darſtellung desſelben leichter dafür zu bereden hofften, riefen: „Wir wollen ſo lange gehörlos ſein für Unterhandlung, bis zwei Drittel von uns da am Morgarten hingeſtreckt liegen, wo unſere Väter ruhen. Dies Opfer iſt ja nicht zu groß für ihr Andenken, für unſere Nachkömmlinge, und für die Freiheit!“ — Viele Hausväter ſanftern Sinnes, ihre Gattinnen und Kinder im Herzen und Gedächtniß, ſprachen: „Brüder, überleget wohl, was ihr thut! Der Tod unſerer Ahnen an eben dieſem Orte war freilich Sieg für Vaterland und Freiheit; aber jetzt wären bei gleichem Muth und Zweck Sieg und Tod vergebens. Und würden wir alle Leichen, ſo würden die noch von uns unbeſiegten

übrigen Franken, — und ihre Zahl iſt groß! — über unſere und ihrer Brüder Leichname gehen, und unſere Heimath mit doppelter Wuth zerſtören, Weiber und Kinder mißhandeln, und die Thäler mit Mord und Brand füllen. Unſer Tod hätte nicht das Unglück gemindert, aber gemehrt!"

Andere, obſchon ſie die Staatsumwälzung längſt für unvermeidlich, doch durch die Hand eines fremden Volkes für ſchändlich gehalten, erhoben ihre Stimmen mit freierm Muthe: „Sichert die Unterhandlung uns Religion und Eigenthum, ſchirmt ſie unſere Heimath für Brandſchatzung, ſo mögen wir uns getroſt mit unſern andern Schweizerbrüdern vereinen zu einer Familie und einem Freiſtaat. Dann büßen wir nicht unſere Freiheit ein, ſondern wir vertauſchen nur die alte Ordnung gegen eine neue; wir bleiben dieſelben. Kein Fürſt, kein Vogt beherrſcht uns; wir ſind Keines Unterthan; wir ſehen uns unſere Obrigkeit, nach wie vor. Bedenket es wohl!"

Nach vielem Widerſpruch und Lärmen neigten ſich die meiſten den Geſinnungen der letztern an, und die Mehrheit des Volkes begehrte, erſchöpft an Kraft, und im wehmüthigen Gefühl von Wünſchen, für ihre Macht unſtillbar, Schauenburgs Anträge zu hören.

Aloys Reding, der Landshauptmann, ſchrieb, da ſich das Volk erklärt hatte, durch den Haupt-

mann Büeler an den fränkischen General Rouvion, im Kloster zu Einsiedeln, und verlangte Waffenstillstand. Gegen Abend kam Büeler mit folgender Antwort zurück:

„Ich habe, Herr Kommandant, Euern deutschen Brief erhalten, und solchen mir übersetzen lassen. Um Euch zu beweisen, wie sehr die Franken Menschlichkeit lieben, so sende ich Euch Euern Offizier zurück, damit Ihr meine Bedingungen vernehmet.

Eine halbe Stunde nach Empfang dieses Briefes werden die Truppen des Kantons Schwyz die Waffen niederlegen, solche an einen französischen Offizier abgeben, der hierzu ernannt ward, mit mündlicher Versicherung vom General, daß dieselben im Lande an einem Orte sollen zusammengestellt werden. — Das Volk des Kantons Schwyz wird ohne Zweifel die helvetische Verfassung annehmen. Ich gebe dem Obergeneral den Bericht über den Empfang Eures Briefes, und der Antwort, so ich Euch ertheile. — Die Stellung der fränkischen Armee und die Eurige werden Euch, ohne Zweifel, es dringend machen, daß die Vorschläge angenommen werden, die ich Euch thue.

Der Brigade-General Rouvion.

Ehe noch Büeler dies Schreiben gebracht hatte, waren am Nachmittage plötzlich die Hilfsvölker von Uri zum Rückzug in ihre Heimath aufgebro-

chen. Sie hatten die Grenzposten bei Schorno bisher besetzt, und nun ganz wehrlos gelassen. Die Schwyzer beim rothen Thurm mußten durch eine starke Abtheilung jene Stellen decken und sich selbst schwächen.

Dieser unvermuthete Abzug trug nicht wenig bei, das Volk geneigter zum Unterhandeln zu machen. Sobald den Truppen Rouvions Brief verlesen war, begehrten sie, daß man den Waffenstillstand unmittelbar vom Oberbefehlshaber für vierundzwanzig Stunden verlangen sollte, damit sich das gesammte Volk zur Landsgemeinde versammeln könne; auch solle dem Oberbefehlshaber der allgemeine Wunsch geäussert werden, daß den Schwyzern neben Sicherheit der Religion, der Personen und des Eigenthums, auch Schonung von fremden Besatzungen zugestanden werde.

Darauf schrieb der Landshauptmann an Schauenburg:

Es kann Eurer klugen Einsicht nicht entgehen, daß alle Gewalt dieses Kantons in den Händen des Volks liegt; und folglich die Berathschlagung über den Gegenstand Eures heutigen Schreibens vor unsere Volksversammlungen kommen muß. Da aber der kurze Termin uns nicht genug Zeit gestattet, eine solche Volksversammlung zusammen zu berufen, so geht mein Ansuchen im Namen meiner lieben Landsleute dahin, daß Ihr

uns den Termin um vierundzwanzig Stunden verlängern und dieses arme Land mit Besatzung verschonen möchtet.

3. Mai 1798.

Zum andernmal ging Hauptmann Büeler mit diesem Schreiben und mündlichen Aufträgen nach Einsiedeln. Dort war inzwischen der Oberbefehlshaber Schauenburg angekommen. Folgende Punkte wurden abgefaßt, und zurückgebracht:

Der Obergeneral der Armee in der Schweiz hat durch Gegenwärtiges an Herrn Aloys Reding, Kommandant von den Truppen des Kantons Schwyz, erklärt: daß die katholische Religion, welche der Kanton bekennt, unbetastet verbleiben soll, weil die helvetische Verfassung, welche durch die Mehrheit von der Schweiz angenommen worden, ausdrücklich die Freiheit des Gottesdienstes zusichert.

Von seiner Seite verpflichtet sich der Kanton Schwyz, die Verfassung in vierundzwanzig Stunden anzunehmen. Mittelst dieser Verpflichtung verspricht der Obergeneral, mit allen Feindseligkeiten, während diesen vierundzwanzig Stunden einzuhalten, und in allen Theilen des Kantons, welche durch die fränkische Armee noch nicht eingenommen worden, diejenigen Waffen, die sie besitzen, zu lassen.

Der Kommandant der Truppen des Kantons

Schwyz verpflichtet sich hingegen, sich in das Innere zurückzuziehen, und keine Feindseligkeiten zu unternehmen, bis das versammelte Volk seine Stimme über die Verfassung gegeben. Der Beschluß dieser Volksberathung soll sogleich dem Obergeneral der fränkischen Armee mitgetheilt werden.

Gegenwärtige Uebereinkunft ist doppelt verfasset, und wechselseitig durch den Obergeneral, und durch Herrn Bücler, welcher von dem Kommandanten von Schwyz hiezu bevollmächtiget, unterschrieben worden.

In der Nacht vom 3. zum 4. Mai wurden diese Artikel dem unter den Waffen stehenden Volk beim rothen Thurm vorgelesen, dann dem ganzen Land in möglichster Eil kund gethan, mit dem Beifügen, daß um 11 Uhr Mittags jeder bei seinem Eid zur Landesgemeinde gen Schwyz aufgeboten sei.

Gegen Mittag erschienen die Krieger von Morgarten, vom rothen Thurm und der Schorno in Schwyz. Nur die von Arth, welche die beiderseitigen Seeufer von Zug und Luzern besetzt hielten, wollten ihren Posten nicht verlassen, auch konnten sie sich ausserdem nicht zur bestimmten Zeit einfinden.

6.

Es ward der gewöhnliche Landesgemeindenkreis gezogen. Ein fürchterlich-feierlicher Anblick. Alles bewaffnet, wie jedes so eben vom Schlachtfelde kam; die einen mit Kriegsröhren, die andern mit Stutzern, viele mit Speeren, viele mit Morgensternen und Keulen. In jedem Angesichte las man die Empfindungen der Seele; man sah, wie gekränkter Stolz, Wehmuth, furchtlose Entschlossenheit, kaltblütige Ueberlegung, wilde Verzweiflung in Allen wechselte und haderte.

Nach einer kurzen Rede des Alt-Landammann Schueller, der diesmal die Gemeinde führte, wurde das gewöhnliche Gebet verrichtet, zu Gott um Gnade und Erleuchtung. Welch ein Anblick, dieser Kreis von bewaffnetern Betern, mit den stürmischen Herzen, und bleichen Gesichtern!

Dann wurde die Kapitulation vorgelesen. Hauptmann Büeler erzählte zugleich, daß Schauenburg mündliche Versicherung gegeben, aus dem Kanton Schwyz keine Mannschaft ausheben, und keine Brandschatzung fordern zu wollen. Darauf nahm der Landeshauptmann Aloys Reding das Wort. Er schilderte die bisherigen Vorfälle, die Stellung der fränkischen Armee, und die der Schwyzer, den Rückzug der Urner, und das Ausbleiben von vierhundert Unterwaldnern, welche zwar an diesem Morgen nach Brun-

nen schon zur Hilfe von Schwyz gekommen, aber nach erhaltener Nachricht, daß man im Unterhandeln begriffen sei, wieder nach Hause gezogen wären. Er schloß also mit der Ermunterung, die Kapitulation anzunehmen.

Jetzt erschien ein Brief, geschrieben an das Volk von einem seiner ehrwürdigsten Hirten, dem Dekan Tanner, in welchem dieser rechtschaffene Greis seine Gesinnungen folgendermaßen ausdrückte:

Getreue, herzliebe Mitlandsleute und Brüder!

In gegenwärtigen so gefährlichen Umständen meines und Eures lieben Vaterlandes, da ich wegen Alters und schwachen Kräften ausser Stande bin, vor Euch persönlich zu erscheinen: so finde ich mich durch mein Gewissen verbunden, mit Euch schriftlich zu sprechen; vernehmet also die Gesinnungen eines zwar unwürdigen Priesters, der aber schon zweiundfünfzig Jahre in diesem Lande verpfründet, und, wie den meisten aus Euch nicht unbewußt, für Religion und Vaterland immer gethan hat, was in seinem Vermögen war. Herzliebe Brüder, lasset doch um Gottes willen in dieser mißlichen Lage gesunde Vernunft und Geduld walten; wollt Ihr denn, von allen unsern Brüdern verlassen, durch fernern blutigen Widerstand Euch Euern Weib und Kindern, und mit Euch

denſelben Troſt und Erziehung entreiſſen? folglich Euch und das Vaterland noch unglücklicher machen? Ach liebſte Brüder, von zwei anſcheinenden Uebeln iſt das kleinere zu wählen. Seid Ihr für Eure Religion, für Perſon und Eigenthum ſo viel möglich verſichert: ſo thut und ſchließt nach jetzigen Umſtänden. Hoffet und vertrauet auf Euern Gott und noch waltende Menſchenliebe. Seid einig und verſchaffet Euch Ruhe und Frieden.

Dieſes rathe und bitte ich Euch auf mein Gewiſſen und Leben.

Seb. Anton Tanner,
unwürdiger Decan und Pfarrer.

Muttathal, den 4. Mai 1798.

Bisher war das Volk ruhig geblieben; als man nun aber zum Abſtimmen ſchreiten wollte, erhob ſich umher ein dumpfes Murmeln, welches mit jedem Augenblick ſteigend zum wildeſten Getöſe überlief. Die Meinungen waren im Kampf. Es war das letzte, gewaltſame Ringen zwiſchen Nothwendigkeit und Neigung, Neuerung und Alterthum in jeder Bruſt; die letzte Kriſis eines mehr als dreihundertjährigen Staatskörpers, der nun der Auflöſung nahe war.

Man ſprach von dem, was die Vorwelt gethan für Freiheit; was Pflicht noch jetzt heiſche; man berechnete, was man verlöre mit einer Lan-

desverfassung, die seit Jahrhunderten Freiheit und Frieden gewährte, gegen den Gewinn einer Verfassung, die man nicht kannte: man verglich das Vergangene mit dem Künftigen, das Gewisse mit dem Ungewissen. Einige fürchteten den Untergang aller Religion; andere erinnerten an den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als die Verfassung zu ändern; andere gedachten der bisher erfochtenen Siege; andere, daß man den Franken nicht vertrauen dürfe.

Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze. Das Schreien und Toben dafür und dagegen ward allgemein. Umsonst suchten die Gelassenern Herstellung der Ruhe. Man wollte keinem Rath, keiner Vorstellung weiter Gehör geben. Viele gingen von der Gemeinde, um ihren Schmerz freier austoben zu lassen.

Diese Verwirrung, dieser Sturm, der alle Berathschlagung hemmte, hatte schon eine halbe Stunde gedauert. Viele drohten einander mit geschwungenen Säbeln, andere zielten mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk jenen die Mühe erleichtern und sich selbst vernichten zu wollen.

Endlich erhob sich auf der Bühne der Chorherr Schueller, ein Mann, geachtet beim Volk, wegen seines Biedersinns und untadelichen Wandels. Es war aber die Sitte dieses Volks, daß,

wenn ein Geiſtlicher zu ihm redete, Jedermann das Haupt entblößte. Alſo geſchah es von den Nächſtſtehenden, und pflanzte ſich fort; Schueller benutzte die beginnende Stille, und ſprach mit Ernſt und Schmerz:

„Meine herzliebe Mitlandsleute, wenn jemals brüderliche Eintracht und gelaſſene Ueberlegung nöthig geweſen, ſo iſt es gewiß jetzt. Aber es iſt hier nicht die Frage: ob die alte oder neue Schweizerverfaſſung beſſer ſei, ſondern ob man fernern Krieg, oder die Kapitulation wähle? Ihr kennt unſere Lage; ihr wiſſet, Muth und Tapferkeit mögen unſere Verfaſſung nicht mehr retten; der Mangel an Mannſchaft machte die anhaltende Vertheidigung unſers Vaterlandes unmöglich. Dies war die Urſache, warum ihr ſelbſt geſtern Unterhandlung begehrt habt. Der fränkiſche Oberbefehlshaber gab ſie und ehrenvoll für euch. Religion und Eigenthum ſind durch ſie behütet.

„Ihr ſagt: wir haben geſchworen, lieber den Tod, als die Konſtitution! Fern ſei Meineid! — Wir haben aber geſchworen, im Glauben, daß die neue Verfaſſung unſerer Religion gefährlich ſei. Seitdem die Kapitulation uns unſere Religion unverletzt zuſichert, fällt jener Grund, deswillen wir ſchwuren, hinweg. Denn ſagt die neue Verfaſſung das Gleiche, ſo dürft ihr ſie

ohne Gewissensbeschwerde annehmen. Redet sie anders, so bleibt ihr bei der Kapitulation.

„Ihr sprecht: man darf den Franken nicht trauen! — Ist dies euer Ernst? Leget ihr nicht in eben diesem Augenblick den größten Beweis eures Vertrauens gegen die Franken ab, indem ihr, auf ihr Ehrenwort bauend, hier berathschlaget, inzwischen eure Grenzen nun von allen Seiten unvertheidigt offen stehen, und eure Kanonen und eure Munition nur von kleinen Wachten behütet, binnen wenigen Augenblicken genommen sein könnten? Ein solches Zutrauen auf sein Versprechen hat das fränkische Volk gewiß noch nie empfahen. Wenn ihr nun euch mit so vieler Zuversicht auf ihr Versprechen verlasset, da sie noch Feinde und so nahe an unsern Grenzen sind; warum solltet ihr ihnen nicht vertrauen, wenn sie von uns entfernt, und unsere Freunde sind?

„Es sind nur noch wenige Stunden vom Waffenstillstand übrig. Hinweg mit Leidenschaft und Parteigeist; Vernunft und Gelassenheit dafür. Wollet ihr Krieg: wohlan, so verliert keine Zeit! Jeder eile an seinen Posten, das Vaterland zu vertheidigen. — Wollt ihr aber dem Blutvergiessen ein Ende, wollt ihr durch die Kapitulation eure Religion, Person und Besitzung schirmen, so zögert nicht, dem fränkischen Be-

fehlshaber die Anzeige zu machen, auf daß alle Feindseligkeiten eingestellt, die Hausväter ihren Kindern, die Kinder ihren Aeltern, die Männer ihren bekümmerten Ehefrauen wiedergegeben werden. Der Allmächtige leite eure Gesinnungen, segne eure Beschlüsse!"

Dreimal wurde Schueller, indem er also redete, vom Getümmel des Volks unterbrochen, und immer wieder zur Fortsetzung aufgefordert. Endlich ward Alles still; Jeder hörte aufmerksam den Vorstellungen zu. Man schritt zur Entscheidung der großen Frage, und die Kapitulation wurde mit großer Einmüthigkeit angenommen. Nur kaum hundert Männer stimmten dagegen.

Man erwählte sogleich vier Abgeordnete, welche folgenden Morgens zum General Schauenburg reisen sollten. Die fernern Geschäfte zu berichtigen, übertrug man einen Ausschuß.

Noch an demselben Abend ward folgendes Schreiben an Schauenburg gesandt:

„Wir haben aus dem an unsern Mitbürger Aloys Reding von Euch erlassenen Schreiben die feierlichen Zusicherungen von der freien Ausübung unserer Religion, Sicherheit der Person, Beibehaltung der Waffen und des Eigenthums zu unserm Vergnügen bei unserer allgemeinen Versammlung ersehen.

„Ueberzeugt und vergewissert von den mensch-

lichkeitsliebenden Gesinnungen, die Euch und die ganze französische Nation auszeichnen, haben wir auf diese Bedingnisse die helvetische Verfassung anzunehmen beschlossen; und die Bürger Aloys Reding, Jakob Cassel, Major Büeler und Sekretär Anton Ulrich aus unserer Mitte ernamset, welche sich Morgens bei Euch, Bürger General, einfinden, unsern Beschluß mündlich anzeigen, und sich mit Euch noch weiter besprechen sollen. Euerm Auftrag zufolge haben wir dem Kanton Uri Eure Willensmeinung zu wissen gethan; nur ersuchen wir Euch, alle Feindseligkeiten gegen unser Land einzustellen, und die Truppen ab unsern Grenzen zurückzuziehen, so wie wir es bereits gethan und befohlen haben. Wir schmeicheln uns mit der gütigen Aufnahme unserer Abgeordneten, und unter freundschaftlicher Begrüßung verbleiben wir mit aller Hochschätzung,

Schwyz, den 4. Mai 1798.

Im Namen des Volks vom Kanton Schwyz,
Unterz.: Büeler, Landesstatthalter.
Ulrich, Sekretär."

Das Schreiben des Generals Schauenburg, betreffend den Kanton Uri, von welchem in obstehendem Briefe Meldung geschieht, und welches während der Landesgemeinde eintraf, lautet so:

Im Hauptquartier zu Einsiedeln, den 15. Floreal, im 6 Jahr der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberbefehlshaber der Armee in Helvetien an Herrn Aloys Reding.

Mein Herr! Ich bin vergewissert, daß die Truppen des Kantons Uri mit den Eurigen vereinigt waren, um sich mit den fränkischen Truppen zu schlagen, und da ich mit Euch unterhandele, so habe ich annehmen müssen, daß das, was mit Euerm Kanton abgethan wurde, auch für die andern gemacht sein soll. Ich bilde mir nicht ein, daß der Kanton Uri sich einzeln geben, und verdrüßliche Ereignisse zuziehen wolle; ich bitte Euch also, mein Herr, ihm diese Erklärung zu wissen zu thun, die auch auf den Kanton Uri anwendbar ist; und im Fall, welches ich nicht vorsehen kann, daß derselbe es abschlagen würde, sich der Vollziehung der von Euch angenommenen Bedingnisse zu unterziehen: so muß ich vorbehalten, daß die unter meinem Befehl stehenden Truppen sich in den Kanton Schwyz begeben werden, um dorthin zu gelangen.

Der Durchzug derselben soll Euch aber nicht beunruhigen. Mein Herr, Person und Eigenthum sollen geehrt und dieser Vertrag heilig beobachtet werden. Ich bitte Euch, mir alsobald

Euren Beschluß wissenhaft zu machen; ich wünsche nur, daß der Menschlichkeit, und des größten Glücks des schweizerischen Volks willen, der angefangene Krieg aufhören möge.

Ich bin, mein Herr, mit vollkommener Achtung

Ihr

gehorsamer Diener

Schauenburg.

7.

Uri, bewogen durch die Vorstellungen von Schwyz und den Anblick unabwendbarer Gefahr, nahm die zwischen den Franken und Schwyzern geschlossenen Bedingungen unmuthig an. Die feindlichen Heere, ihres Vertrages eingedenk, zogen sich von den Grenzen von Schwyz zurück. Auch Obwalden, wo die Stimme der Weisern wieder gehört ward, nachdem Furcht den Rausch der Leidenschaft gelöset hatte, unterschrieb fast zu gleicher Zeit (am 5. Mai) die neue Staatsverfassung zum andernmale.

Nur das Volk von Nidwalden, trunken von Eingebungen seiner Priester, blieb zögernd stehen. Es besetzte noch mit Kriegern die Grenzen bei Ennetmoos gegen Obwalden, bei Stansstaad und Hergiswyl am Seeufer,

bei Emmeten auf der Berghöhe gegen das Land Uri, und dem darunter liegenden Bergfluß, welcher, die Aaas geheißen, sich im See vorstreckt gegen Brunnen im Schwyzer Land.

Aber das Beispiel der benachbarten Gegenden; die erlöschende Hoffnung, siegend aus dem Kampfe hervorzutreten; die Zwietracht der Meinungen im Innern — Alles erleichterte den im Stillen wirksamen Freunden des Friedens die Mühe, den Landmann milder zu stimmen.

Die Gemeinden zeigten endlich Neigung, mit den Franken zu unterhandeln. Die Priesterschaft ward um Rath befragt. Eine Versammlung derselben, bei welcher aber die wüthendsten Kriegspriester nicht erschienen, gab ihr Gutachten, daß sonder Gewissensbeschwerde die neue Verfassung angenommen werden möge, mit Vorbehalt der am 7. April beschworenen Punkte.

Es wurden demnach Abgeordnete an den General Schauenburg nach Zürich gesandt, die Uebereinkunft zu schließen. Sie brachten folgende Erklärung des Feldherrn, von ihm unterzeichnet, zurück:

Hauptquartier Zürich, 26. Floreal, Jahr VI. der fränkischen einen und untheilbaren Republik.

Der Oberfeldherr der Armee in Helvetien versichert das Volk von Unterwalden nid dem Walde

des Schirmes und der Freundschaft der fränkischen Republik, und ersucht es, seine Unruhe zu besänftigen, die man ihm über die Freiheit seines Gottesdienstes, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes u. s. w. eingeflößt hat. Dem Oberfeldherrn liegt nichts näher am Herzen, als die Einwohner von Helvetien über die wirklichen Gesinnungen der fränkischen Regierung aufzuklären; er eilt, dem Volke von Unterwalden nid dem Walde zu bekräftigen, daß seine Personen und Eigenthum geachtet, daß keine fränkischen Truppen dahin einrücken sollen, als im Falle, daß die öffentliche Ruhe gestört wäre; daß ferner Unterwalden nicht werde entwaffnet werden, und Frankreich nie daran gedacht habe, die junge Mannschaft der Schweiz seinen Bataillonen einzuverleiben. Im Betreff der Religion, will die fränkische Republik die Gewissen nicht beengen, sondern überläßt Jedem, Gott nach seiner Weise zu verehren.

Der Oberfeldherr
Schauenburg.

So versammelte sich das Volk am 12. Mai zur Landesgemeinde. Die Frage über Auflösung der alten und Huldigung einer neuen Landesordnung sollte entschieden werden. Einige Geistliche erhoben ihre Stimme für die Annahme.

Zwar lärmten dagegen Haufen versammelter Weiber. Aber der schwärmerische Priester Lüffi, Helfer zu Stans, bisher Führer und Seele des Volks, der unerbittlichste von den Feinden der Staatsänderung, fehlte. Der Weiber Gelärm verscholl leicht. Der Kriegsrath selbst rieth zur Ergebung, und so ward in trauriger Stille, und beinahe ohne einiges Handmehren, die helvetische Verfassung aufgenommen. Selbst Derjenigen Muth und Eifer schien veraltet zu sein, welche an den Grenzen in Waffen standen, und zu sterben für's Vaterland geschworen hatten. Während sich das übrige Volk leidend verhielt, waren die Krieger zur Uebereinkunft die geneigtesten, als sie ihre Meinung schriftlich einsenden mußten.

8.

Weit entfernt, Erbitterung gegen diese Bergvölker zu nähren, ehrten die Franken die Tapferkeit derselben. Selbst Schauenburg, welcher anfangs die Sprache der Verachtung angenommen, und die Führer des Volks mit Leben und Gut für alle Folgen der Widersetzlichkeit verantwortlich erklärt hatte, war gezwungen, ihnen ungeheuchelte Achtung zu weihen. Er bekannte dies in öffentlichen Briefen; er wurde der persönliche Freund des schwyzerischen Landeshauptmanns Aloys Re-

ding, des Feldherrn der Hirtenkrieger, den er nicht besiegt hatte.

Der Verlust der fränkischen Truppen in dem Kampf gegen die Waldkantone war verhältnißmäßig ungemein groß. Wie die letztern ihre Todten zu Hunderten zählten, zählten die Franken die ihrigen zu Tausenden. Wie man aus bestimmten Nachrichten von Luzern erfahren, belief sich ihr Verlust auf die Summe von 2754 Todten. Die Zahl ihrer Verwundeten hat man nie mit Gewißheit entdeckt. Sie muß wahrscheinlich die der Todten übersteigen haben. Die Truppen der Waldkantone büßten, wie man genau aus den umständlichen Gemeindsregistern weiß, in allem 236 Todte ein, und zählten nur 195 Verwundete. Dies Mißverhältniß der Verwundeten zu den Todten von Seiten der Waldstätter läßt sich nur aus der Wuth erklären, mit welcher die Eidsgenossen fochten. Die Verwundeten achteten ihrer Wunden nicht; sie blieben im Kampfe, gaben und forderten keine Gnade, und fochten noch halb sterbend am Boden, um nicht ihre Schmach zu überleben. Frei geboren, wollten sie frei sterben. Es war ihnen süß, mit ihrem Blute die unbezwungene vaterländische Erde zu netzen, und da ihr Sterbebette zu wissen, wo ihre Heldenväter glorreich gestorben waren.

Kein Denkmal verewigt ihre Namen. Aber so lange die rauhen Felsen der Schindellegi

stehen, so lange die Fluren von Morgarten grünen, wird man der Thaten eingedenk sein, welche die Nachkommen Wilhelm Tells ihrer Altvordern werth machten.

Die Schwyzer blieben bei den Bezeugungen der Achtung nicht unempfindlich, welche ihnen die fränkischen Feldherren gaben. Die aus sieben Gliedern bestehende provisorische Regierung von Schwyz machte es zu ihrer ersten Beschäftigung, dem General Schauenburg ihre Erkenntlichkeit im Namen des Volks zu äussern. Ihre zweite Sorge aber war's, den verwundeten Brüdern, den Wittwen und Waisen, oder den armen Aeltern der umgekommenen Vaterlandsvertheidiger Hilfe und Erquickung zu schaffen. Es wurde zu dem Ende schon am achten Mai eine allgemeine Steuer ausgeschrieben, welche freiwillig gegeben werden sollte, und nachmals verhältnißmäßig an die Hilfslosen vertheilt wurde.

Einen rührenden Beweis der Anhänglichkeit und Liebe gaben noch jetzt, da auch das Schicksal des Kantons Schwyz entschieden war, die Ehemals-Angehörigen von der Landschaft der beiden Höfe Pfäffikon und Wollerau. Wiewohl sie von Schwyz, ihrem ehemaligen Oberherrn, nichts mehr zu hoffen und zu fürchten hatten, giengen sie doch den Oberbefehlshaber Schauenburg inständig an, daß sie noch ferner mit Schwyz vereinigt

bleiben möchten. Eben dies baten sie mit Herzlichkeit von Schwyz selbst. — Die Schwyzer, bewegt durch so viele Treue, verwandten sich um die Erfüllung solches Wunsches sowohl beim Franken-General, als bei dem helvetischen Direktorium. Schauenburg fand die Bitte edel, aber es war nicht in seiner Gewalt, zu willfahren.

Schwyz genoß also in den letzten Stunden seiner Selbstständigkeit eines Trostes, dessen sich vielleicht kein anderer Stand der zerstörten Eidsgenossenschaft rühmen konnte, daß nämlich zur Zeit der äussersten Gefahr die Ehemals-Angehörigen sich ihrem bisherigen Herrn anschlossen, um von ihm das Schwerdt des Feindes abzufangen, und mit Blut den Beweis der Dankbarkeit und Zufriedenheit zu besiegeln. Küßnacht hatte sich vertheidigt, so lange Schwyz nur immer noch eine Hoffnung von Unterstützung geben konnte. Die Landschaft March hatte mit achthundert Mann die Grenzen gegen Zürich treu gedeckt. Die Einwohner der Höfe hatten sogar ihre Habschaft und Heimath verlassen, um noch in dem Augenblicke mit ihren alten Oberherren vereint zu bleiben, da die Franken schon Meister ihrer Landschaft waren. — Die Einsiedler, vielleicht unter allen das entschlossenste und muthigste Volk, würden gewiß für Schwyz das Aeusserste gewagt haben, wären

sie nicht durch Furcht oder Bosheit ihres schändlichen Führers am Ezel verführt worden.

Dies ist die Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone im Jahre 1798. Da, wo vor einem halben Jahrtausend die alte Eidsgenossenschaft zuerst ihren Ursprung genommen, unterlag sie auch einer völkerrechtsmörderischen Macht am letzten. Frankreich hatte über die Bundesstaaten Helvetiens, wie der schlaue Mazedonier Philippus über den Bund der Griechen, gesiegt. Auch die dreizehn alten Orte der Schweiz mußten ihr Chäronea finden, weil sie die großsinnige Staatsklugheit, Freiheitsliebe und Eintracht der Alten verloren hatten.

Europa bewunderte den edeln, wenn auch unbeglückten Muth der Hirtenvölker, und wird, so lange Tugend mehr, denn Glanz der Gewalt gilt, die Helden im Hirtenkleide ehren, welche mit der Selbstständigkeit ihres freien Vaterlandes in den Tod gingen.

Umriß der Geschichte des Aargaues.

Der kleine Freistaat des Aargau's in der Eidsgenossenschaft, welcher mit seinen eilf Städten und hundert und mehrern Dörfern auf einem Flächenraum von ungefähr achtunddreißig Geviertmeilen im Jahr 1798 die erste Anlage, im Jahr 1804 den Grund seiner politischen Selbstständigkeit empfing, sohin auch eine moralische Selbstständigkeit erhalten. Diese zu befördern, trug nicht wenig die Gesellschaft für vaterländische Kultur im Aargau bei. Durch sie veranlaßt, schrieb der Verfasser, als Neujahrsblatt, das von ihr unentgeldlich an die Jugend des Landes vertheilt wurde, nachfolgenden Umriß der Geschichte des Aargau's im Jahr 1816. Denn nichts so sehr, als Geschichte, weckt den Geist eines Volkes zur Liebe eigener Würde. Ungeachtet ihrer Kürze und Gedrängtheit ward die Geschichte mit Lust aufgenommen, und, wegen Einfalt der darin herrschenden Sprache, selbst in viele höhere und niedere Schulen eingeführt.

Vernimm nun, Sohn des Aargau's, was seit Jahrtausenden auf dem Boden deiner Heimath geschehen. Es mag wohl Niemand inbrünstig, weise und muthvoll ein Vaterland lieben, dessen

Natur und Schicksale sein Gemüth nie gerührt haben.

Vor undenklichen Zeiten hat das Meer alles Land bedeckt. Noch bezeugen es die zahllosen Versteinerungen der Seethiere in Kalklagern des Jura. Als das Meer abtrat, ist Alles vom Fuße des Jura bis zu den Sandbergen gegen Mittag ein weiter Landsee geblieben. Den haben die Aar, Reuß und Limmat und viele Bäche mit ihren Gewässern gefüllt; auch der Rhein in Zeiten, da er durch den Wallen- und Zürichsee noch im Bette der Limmat floß. Wie aber nachmals der Rhein seinen Lauf zum Bodensee nahm, oder der große See im Aargau sich reichern Abfluß jenseits Brugg erzwang, ist das Land allmälig abgetrocknet, und der Schlamm der wassergebenen Sand- und Grienflächen bekleidete sich mit Pflanzen. Die Aar ist aber noch lange ein tiefer und breiter Strom geblieben, wie du am Rain ihrer uralten Ufer siehst. Erst nachdem die Wassermenge, zwischen Böz- und Siggisberg tiefer fressend, durchbrach, ward der Fluß schmal und seicht, und aus den trocknenden Schachen wucherten Weiden und Erlen.

Niemand weiß von der Herkunft der ersten Landesbewohner. Die Römer haben Alles zwischen den Alpen und dem Jura Helvetien geheißen,

und vielerlei Völkerschaften gesehen, arm und rauh, wie deren Thäler. Am Rhein, an der Nordseite des Jura, wohnten die Rauracher, auf der Südseite zur Reuß hinab längs der Aar Verbigenen.

Die Rauracher haben allezeit treu zu den Helvetiern gehalten, und sind mit denselben einst, ihrer dreiundzwanzigtausend, nebst Weib und Kindern ausgewandert, als diese über Genf nach Gallien zogen, andere Wohnsitze zu erobern. Aber dort vom römischen Feldherrn Julius Cäsar geschlagen, mußten die Ueberwundenen in ihr Vaterland heimkehren, und unter Roms Botmäßigkeit ihre abgebrannten Städte und Dörfer wieder aufrichten. Die römischen Besatzungen bauten im Lande Festungen, Heerstraßen und Tempel; sie lehrten Künste und Gewerbe des Friedens. Lucius Munatius Plancus gründete bei dem Ausfluß der Ergelz in den Rhein die raurachische Augusta (Augst), eine Grenzveste gegen Gallien und Deutschland, mit schönen Tempeln, Bädern, Wasserleitungen und Schauplätzen. Am Zusammenfluß der Aar und Limmat erhob sich die große Stadt Vindonissa (Windisch); weiter aufwärts am Rhein, wo heut Zurzach, ein Forum Certiacum oder Tiberii; um die warmen Quellen neben der Limmat Baden, mit Isistempel und Bädern; manche andere Stadt und Veste noch.

Siebenzig Jahre und länger iſt Ruhe im Lande Helvetien geweſen, bis zum Tode Galba's, des Römerkaiſers. Da ging die einundzwanzigſte Römerlegion, die Ungeſtüme, damit um, einen neuen Kaiſer, Vitellius, auszurufen. Die Helvetier aber, dem Galba getreu, deſſen Tod ihnen noch unbekannt war, verhafteten Kriegsknechte, welche verdächtige Briefe trugen. Auch hatte die Legion eigenmächtig den Sold weggenommen, welcher für die helvetiſche Beſatzung in der Veſte zu Baden beſtimmt geweſen. Darüber ward viel Streit und Blutvergieſſen zwiſchen Römern und Helvetiern. Aulus Cäcina, das trotzige Haupt der Legion, zerſtörte Baden, weit und breit alles Land. Die beſiegten Helvetier flohen voll Schrecken über die Straße des Bötzberg zu den Raurachern, die zu Hochdeutſchland gezählt wurden, weil die Bergkette des Jura ſie von den andern Helvetiern ſchied. Dem geſammten Volke drohte Vernichtung, hätten deſſen Geſandte nicht vor dem Thron des Vitellius Gnade erfleht.

Die ganze Welt ward endlich des römiſchen Joches müde. Aus Aſien, wie aus dem unbekannten Norden, zogen wilde Völkerſtämme hervor, erobernd in das Römerreich ein. Es kamen blutdürſtig die Hunnen, vor und nach dieſen die trotzigen Allemannen aus Deutſchland. Jahrhunderte

vergingen in endlosen Kriegen. Da ist manche altherrliche Stadt verschwunden, die raurachische Augusta öde, Helvetien eine Wüste geworden. Allemannen besetzten das Land vom Bodensee bis über die Reuß, an der Aar hinauf. Dort gegen Abend im Gebirge wurden die starken Burgundionen ihre Nachbaren. Der christliche Glaube milderte nur langsam die Sitten dieser kriegerischen Barbaren. Bald wurden alle von noch Gewaltigern bezwungen. Es kamen die Franken. Umsonst empörten sich an der Aar die Varnen (so hieß nun der Verbigenen Name) gegen den Uebermuth fränkischer Könige. Childebert bezwang sie und schleifte ihre große Stadt Vindonissa. Hier hatte schon lange ein christlicher Bischof gewohnt; dessen Stuhl ward nun nach Konstanz getragen.

Im Namen der Frankenkönige geboten fortan Herzoge und Grafen über das Land; im Frieden als Richter, im Kriege als Heerführer. So die Grafen von Rheinfelden, deren Burg auf einem Fels im Rheine stand, wo vielleicht einst schon der alte Römerthurm Robur gewesen. Und an der Aar die Grafen von Rore, deren Gebiet bis zur Reuß ging, wo die Leute von Muri vor ihnen zu Gericht kamen. Noch trägt ein Dorf unweit Aarau den Namen der verschwundenen Grafschaft, und Aarau selbst zeigt noch Ueber-

bleibsel ihres Burgfalles. Manche dieser Herren machten im Lauf der Zeiten mit dem Amt das Gut in ihren Geschlechtern erblich. Als die Reichsten sind lange die Grafen von Lenzburg gepriesen worden, vielleicht ehemalige Häuptlinge der allemannischen Lenzen, die vorzeiten den Römern am Bodensee furchtbar gewesen.

Es hat sich zu derselben Zeit der Aargau erstreckt vom Nüchtland hereb an der Aar südwärts dem Jura bis zur Reuß und gegen den See der vier Waldstätte; vom heutigen Thun und Burgdorf bis auf Sursee, Bremgarten und Klingnau. Hier bauten viele Edle und Herren ihre Burgen und Höfe auf eigenem Gute oder Leben; dazu entstand manches Kirchlein. Graf Bero, von Lenzburg, hat im Aargau das berühmte Münster gestiftet. Jeder war im Kriege des Landes Schutz. Als die Ungaren, aus dem Morgenlande kommend, ganz Deutschland durchzogen bis zum Rhein, überschritt ihrer Horden eine den Strom an des Jura Nordseite. Dort wohnte Graf Herminger auf der Höhe ob Schupfart, wo sich das Thal von Burgfall in's Sisseler Feld senkt. Wie er die Ungarn am Rhein gelagert sah, bot er sein Volk auf, und Nachts, so geht die Sage noch um den Trümmern von Herrnheim, zog er mit viel brennenden Fackeln und großem Geschrei von den Höhen, und trieb die erschrockenen Barbaren in

den Fluß, dessen reissenden Wellen wenige entkamen.

In denselben Tagen kam auch Guntram, ein reicher Graf aus dem Elsaß. Er hatte im Streit mit dem König der Deutschen sein Land verloren und nur das Erbgut seiner Väter bei Windisch behalten. Er schlug seinen Sitz zu Wolen an der Reuß auf; sein Sohn Lanzelin wohnte auf der Altenburg bei Windisch, im Eigen. Sein Haus zu Muri gab dieser seiner Gemahlin Ida, Graf Kuno's von Rheinfelden Stiefschwester, zum Witthum. Die fromme Frau baute hier ein Klösterlein, welchem Abt Embrich von Einsiedeln die ersten Mönche schickte; ihr Sohn Radbod ist es gewesen, der auf dem Wülpelsberg die Habsburg aufrichtete.

Wohl viele alte Stammen sind mit den Jahrhunderten ausgegangen; auch die von Rheinfelden, von Rore, die von Lenzburg, und die von Baden, welchen die Herrschaft Laufenburg mit den Thälern von Mettau, Sulz und Kaisten gehörte; aber das Geschlecht auf Habsburg ist dagegen groß gewachsen. Es erwarb sich im Aargau das Mannlehen jener Grafschaft, welches sonst Lenzburg am Orte Rore verwaltet hatte, und daneben noch, mit Gewalt oder Recht, viel anderes Gut. Rheinfelden war,

seit Absterben seiner Herren, den Herzogen von Zähringen, und nach dieser Erlöschen dem Reich zugefallen. Hier besaß damals der Ritterorden von St. Johannes eine reichbegabte Kommenthurei.

Von allen Kindern Habsburgs war keiner an Glück und Gemüthskraft größer, als Graf Rudolf. Er lebte in immerwährenden Fehden mit Nachbarn und Verwandten, selbst mit seines Vaters Bruder, der im Schloß zu Laufenburg wohnte. Ein Sohn desselben, Gottfried, brannte ihm darum mit vergelterischer Rache das Städtlein Brugg ab. Rudolfs kriegerischer Geist brachte dem Lande viel Uebel. Doch als ihm seine Tugend die Krone des heiligen Reichs gewonnen, bewies er sich den heimathlichen Gegenden allezeit mit kaiserlicher Huld zugethan. Theils durch diese, der auch Aarau die Freiheit dankte, vor keinem andern Richter, als dem eigenen Schultheiß zu zu stehen; theils durch Verarmung oder Erlöschen vormals mächtiger Landherren, wurden im Volke viele neue Rechtsame erworben, und dem Hause Habsburg-Oesterreich große Erweiterungen des Hausgutes. Die Landstädte des Königs, Aarau, Mellingen, Brugg, Zofingen, das Land im Eigen, der Stein zu Baden, wie auch das Schloß und der Marktflecken von Lenzburg gehörten dazu.

Der Erbe und Thronfolger Rudolfs, König Albrecht, herrschte nicht im Geiste seines Vaters. Manchen Edeln im Aargau ward seine habsüchtige Härte bald verhaßt. Es verbanden sich derselben mehrere mit dem jungen Herzog Johann von Schwaben, ihn zu ermorden. Eines Tages, als der König daher von Baden über die Reuß kam und in die Ebene der alten Vindonissa ritt, im Gespräche mit Ritter Walter von Kastelen, ward er von den Verschworenen erschlagen.

Es ist bekannt, welche grausame Blutrache seine Gemahlin Elisabeth und deren Tochter Königin Agnes an Schuldigen und Unschuldigen übte; wie sie im Walde vor der Burg Farwangen dreiundsechszig Edele und Unedele enthaupten ließ, und viele vortreffliche Ritter in Tod und Elend jagte. Von manchen ist nie gehört worden, wohin sie gekommen sind; auch vom Herrn von Tegerfelden nicht, der Herzog Johanns Erzieher gewesen. Auf der Stätte des Königsmordes aber stifteten Agnes und ihre Mutter ein Kloster der Minderbrüder und ein Klarissinnen-Frauenkloster, genannt Königsfelden. Agnes selbst wohnte in Demuth und Fasten bei dem Kloster ihr Lebenlang, ohne die Welt oder Nachwelt mit ihren Verbrechen durch gleisnerische Frömmigkeit versöhnen zu können.

Auch die Waldstätte im Gebirg waren durch

Albrechts Ländergeiz empört worden. Als sein Sohn Herzog Leopold von Oesterreich auszog, dieselben zu demüthigen, begleitete ihn vom Aargau ein zahlreicher Adel. Doch auf den Höhen von Morgarten siegte die Tapferkeit der freien Hirten. Da gingen vergebens Graf Rudolf von Laufenburg, zween Hallwyle, zween Geßler und andere Helden für Oesterreich in den Tod.

Und jederzeit treu, wie hier, haben die Edeln, haben die Städte des Aargau's, nicht minder Rheinfelden, das ebenfalls an das Erzhaus gekommen war, den Enkeln Rudolfs von Habsburg gedient. Nur Zofingen allein trug binnen anderthalbhundert Jahren sein Banner für Oesterreich einunddreißigmal in den Krieg. Solche Treue hat dem Aargau aber oft schlechten Gewinn gebracht, besonders als Zürich zu den siegreichen Waldstätten in ewigen Bund trat. Damals zerstörte Rudolf Brun, der Bürgermeister von Zürich, die Burg Freudenau am Aarestrom, und verwüstete Alles bis gen Baden. Folgenden Jahrs kamen die Schweizer und brannten an einem Tage Beromünster und sieben Dörfer ab. So dauerte es lange. Nicht weniger litt das Volk von Oesterreichs eigenen Kriegsknechten, darunter viel Söldlinge aus Ungarland waren. So hoch stieg im Aargau die Noth, daß Edele und Unedele zuletzt eilen mußten, mit und ohne des Herzogs Willen

den Schweizern Frieden zu bieten, um nicht ganz vertilgt zu werden.

In der Brust Oesterreichs und des aargauischen Adels blieb unversöhnlicher Zorn gegen die glückhaften Eidsgenossen. Darum fehlte es nie an Spann und Fehde. Endlich machte sich Herzog Leopold von Oesterreich auf, der um diese Zeit auch Laufenburg vom habsburgischen Nebenstamm erkauft hatte, und kam ins Aargau, sammelte seine Tapfern alle und verkündete durch zwanzig Boten den Eidsgenossen schweren Krieg. Bei Sempach standen diese furchtlos. Dort siegten sie in der großen Feldschlacht über die Herren. Vergebens rettete Herr Ulrich von Aarburg Oesterreichs Banner, das er treu und sterbend in des Herzogs Hand gab; auch der Herzog fiel unter Wunden. Mühsam hielten die Aargauer Städte ihre Fähnlein aufrecht. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß von Aarau; unter sieben der Bannermeister von Lenzburg, Werner von Lo. Die Mannschaft von Mellingen, welche mit dankbarer Freiwilligkeit dem Herzog wegen der Steuern geholfen, die er ihr nach großem Brande ihrer Stadt gegeben, und die von Bremgarten bedeckten sich mit Feindesblut. Zwischen zwölf Leichen der Seinigen sank sterbend der Schultheiß von Zofingen, Niklaus Gutt. Noch im Tode hielt er den Stock des Panners

zwischen den Zähnen fest; das Fähnlein hatte er in Stücke zerrissen, daß kein Feind damit prange.

Nach diesem eilten die von Zürich und Luzern zur Verwüstung des österreichisch-gesinnten Aargau's. Sie zerstörten Aristau, die Burg Herrn Walters von Heideck an der Reuß. Sie hatten zuvor seiner Soldner zwanzig von der Schloßzinne gestürzt. Mellingen, Bremgarten und das habsburgische Stift Muri geriethen in schwere Gefahr. Oesterreichs Unglück und Entkräftung war groß. Doch gewann dabei manches Gemeinwesen im Lande an Freiheiten. So erwarb Zofingen fast unbeschränkte Verwaltung seines Innern; selbst das Umgeld, welches es sonst den Herzogen entrichten mußte. Endlich ward Habsburgs Untergang im helvetischen Hochlande vollendet, da Sigmund, König der Deutschen, voll Zorns den Herzog von Oesterreich ächtete, und die Eidsgenossen aufbot, sich dessen Gutes zu bemächtigen. Alsbald rüsteten die tapfern Bürger der in vielen Fehden mächtig erwachsenen Stadt Bern einen Kriegszug in den Aargau, Zürich desgleichen, sammt andern Eidsgenossen.

Nun traten die Herren und Städte des Aargau's rathschlagend in Sursee auf einem Landtage zusammen. Die Weisern mahnten, selbstständig und unparteisam zwischen Oesterreich und

dessen Feinden, eigene Freiheit und Oesterreichs landesfürstliches Recht zu bewahren, und, andern schweizerischen Orten gleich, deren Würde und Schicksal zu geniessen, ohne Furcht eines Grössern, ohne Beherrschung von ihres Gleichen. Allein dem Stolz des Adels mißfiel der Bund und die Gleichheit. So beschlossen die Städte, von den Eidsgenossen Schirm zu nehmen. Als ihre Boten ausritten, kamen ihnen schon die Kriegesschaaren der Eidsgenossen feindselig entgegen.

Bern lagerte vor Zofingen, Luzern vor Sursee. Beide Städte ergaben sich. Johann von Rüßeck zu Bottenstein, Schultheiß von Zofingen, rieth der Gemeinde vergeblich ab. Als sie ihn nicht hörte, gab er ihr seine Burg und Bottenwyl, das Dorf darunter am Berg, und eilte zu seinem Herrn von Oesterreich. Zofingen entsagte diesem, schwor als eine freie Stadt zum Reich und zu Bern; behielt alle Rechtsamen, ausgenommen Geleitsrecht, und daß es ohne Bern keinen Krieg führen wolle. Fast auf ähnliche Weise übergab sich nach dreitägigem Widerstand Sursee an Luzern. Die Wyken, vier Burgen rechts Zofingen auf einem Fels beisammen, fielen darauf in der Eidsgenossen Gewalt. Drei derselben, Anastasien gehörig, der Gemahlin Hemmans von Rüßeck, wurden von den Luzernern,

eine, des Thüring von Büttikon Gut, von den Bernern besetzt. Darauf nahmen diese, von fünfundsechszig Zofingern verstärkt, den Stein von Aarburg, und darunter das Städtlein, vor Zeiten frohburgisches Eigenthum, nachher Pfandlehen der Herren von Kriech aus Oesterreichs Hand. Die beiden halwylischen Vesten Wartburg auf benachbarten Doppelspitzen des Berges wurden ausgebrannt; dann, vereint mit den Solothurnern, die Mauern von Aarau berannt. Die Mehrheit der Bürgerschaft, im Gefühle der Hilflosigkeit, öffnete den Bernern das Thor, mit Vorbehalt ihrer Freiheiten. Sie entrichtete fortan, wie sonst an Oesterreich, Zins und Steuer an Bern, und erklärte dieses nebst Solothurn gleitsfrei. Auch Hemman auf der benachbarten Burg Liebeck mußte zu Bern schwören. Weil sich Rudolf von Rynach des weigerte, ging seine Trostburg in Flammen auf; Halwyl am See hatte gleiches Schicksal. Darum thaten erschrocken die beiden Hemmane von Rüßeck und Büttikon den Bernern ihr Schloß zu Ruod auf. Lenzburg das Städtlein unterwarf sich, wie Aarau gethan. Mit Habsburg schwor Heinrich von Wolen den Siegern zu Handen des Reichs; dadurch ward Muri, sonst Erbkastvogtei der Grafen von Habsburg, frei von deren Twing. Die Braunegg der Geßler, Lenzburg die Veste, welche Kon-

rad von Weinsberg seinem Herzoge umsonst zu erhalten trachtete, folgten bald dem allgemeinen Beispiel. Nur auf Wildeck fochten Thüring, Rudolf und Walter, die tapfern Drei von Halwyl, männlich gegen Bern.

Binnen wenigen Wochen hatten die Waffen dieser Stadt fast ohne Widerstand den größten Theil des Aargau's erobert, hinab bis zur Reuß. Rechts diesem Strome hatten sieben andere Orte der Eidsgenossenschaft das übrige Land genommen. Nur das Schloß ob Baden wehrte sich, bis der Berner Zuzug erschien. Da ward auch der Stein übergeben und zerstört.

Was Bern sich gewonnen, behielt es; Luzern Sursee; Zürich Knonau. Die freien Aemter aber mit Bremgarten, Mellingen und der Grafschaft Baden wurden von Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus gemeinsam behalten. Diese stellten in jeder Gegend Landvögte an, deren Verwaltung von Gesandten aller theilhabenden Kantone jährlich geprüft ward.

So ist der Aargau zersplittert worden. Uebermannt, nicht besiegt, traten endlich auch die Edeln Halwyls, Herren zu Wildeck, in das Burgrecht von Bern und Solothurn. Muri übertrug die Erbkastvogtei den Eidsgenossen. Das Volk, in seinen Rechten geborgen wie vordem, mild von den Eidsgenossen beherrscht, hielt treu

zu diesen. Die Städte waren des Reichs, darum von den Kaisern gern unbedrängt gesehen und begünstigt, zumal von denen aus habsburgischem Geschlecht. Diese hofften lange noch auf Rückgewinn der verlornen Stammgüter. Auch hingen ihnen die Edeln noch immer an, besonders die von Halwyl, welche ihre Treue bei Mildeck beurkundet hatten, das sie dem Peter von Greifensee seitdem verkauft.

Herr Thüring von Halwyl war am thätigsten. Er redete den Städten zu, an Kaiser Friedrich und Oesterreich zurückzuziehen. Sie traten deswegen oft in Surſee zusammen, oft in Rheinfelden, wo der Ritter von Grünenberg reich war, und für Oesterreich waltete und wirkte. Rheinfelden, vor hundert Jahren (1330) durch Kaiser Ludwig den Baier an Oesterreich verpfändet, war durch König Siegmund vor Kurzem (1415) wieder an's Reich gekommen. Selbst Zürich, eigenen Vortheils willen, der ewigen Bünde vergessen, arbeitete für Oesterreichs Wunsch. Bremgarten wankte schon, Baden auch. Zofingen aber sprach, für gemeine Eidsgenossenschaft solle man Leib und Gut opfern. Bald redeten alle Städte im Aargau so.

Nun ging der Zorn der Eidsgenossen gegen Zürich, ihre Rüstung wider die Stadt, welche der

König den Feldhauptmann Thüring von Halwyl zur Hilfe sandte. Alle foderten von den Städten an der Reuß und Limmath: nicht länger jenen Theil der Herrschaft anzuerkennen, welchen Zürich über sie habe. Bremgarten jedoch, welches der Freundschaft dieser edeln Stadt viel Gutes, ihr auch die niedern Gerichte im ganzen Kelleramt schuldig war, wollte nicht wider sie sein. Schultheiß Walter Meyger, verständig und muthvoll, besetzte Thürme und Mauern, und machte die Reuß vor der Stadt drei Klafter weit unschiffbar. Wie aber die Eidsgenossen, vereint mit Bern, sechszehntausend stark, vor Bremgarten rückten und mit ihrem Geschütz die Mauern brachen, erschracken die übrigen Städte. Baden sandte die Schlüssel seiner Thore; Mellingen bat für die bedrängte Nachbarin um Gnade. Sie ward gewährt. Und die ganze Grafschaft Baden, das Land von Muri bis Klingnau und Kaiserstuhl schwor den Siegern Treue. Zürich ward seines Theils an Mitherrschaft verlustig, Bern in dessen Stelle gesetzt.

Zwar Thüring von Halwyl versuchte von Zürich aus zweimal, Bremgarten wieder zu nehmen; nun aber zu spät, und immer verrathen. Die Stadt war auf ihrer Hut, und nahm zuletzt eidsgenössische Besatzung ein. Da zogen, die noch österreichisch dachten, von ihr aus.

Bern, neuer Vergrößerung in diesem Kriege begierig, sandte, vereint mit fünfhundert Solothurnern, unter Ritter Heinrich von Bubenberg fünftausend Mann vor Laufenburg. Auch Basel that über zweitausend dazu, weil Hans von Rechberg, damals Vogt zu Laufenburg, keinen Ersatz um den Schaden geben wollte, welchen er den Kaufleuten aus Basel zugefügt. Die Laufenburger stritten, bis ein großer Theil ihrer Mauern Schutt geworden. Dann erst erkauften sie den Abzug der Belagerer mit Verschreibung von eilftausend Gulden. Ohnehin war kaiserlicher Befehl an Bern und Solothurn ergangen, bei Verlust der Reichsfreiheit, von Laufenburg abzulassen.

Bei diesen Händeln hatte wieder mancher Edle des untern Aargau's, obwohl mit Bern verburgrechtet, das Schwert für Oesterreich gezuckt. So Marquard von Baldeck, der am linken Aarufer Burg und Herrschaft Schenkenberg besaß, welche vorzeiten die Edeln von Fridingen als österreichisches Lehen, dann Thüring von Aarburg als erkauftes Eigenthum gehabt, von dem sie an Marquard gekommen war. Dieser stand jederzeit zu den Zürchern. Deßwegen schickten die Berner achtzig Mann, und nahmen ihm den Schenkenberg.

Obwohl er ihn auf Fürbitten der Freunde wieder empfing, legte er den Groll gegen Bern nicht ab, sondern hielt es nebst seinem Bruder Hans

mit den beiden Herren zu Falkenſtein, die ſo dachten, wie er. Johann und Thomas von Falkenſtein, mit Bern im Burgrecht, hatten die Stadt aus böſem, trotzigem Gemüth. Schon einmal hatte Thomas, der ein Landgraf im Sißgau, Herr zu Kölliken und anderer Burgen an der Aar war, durch zween ſeiner Knechte Mordbrand in Aarau, doch vergebens, verſucht.

Mit den Falkenſteinern verbanden ſich die Baldecker, was in Aarau mißlungen, an Brugg zu vollbringen. Sie ritten hieher, wo Schultheiß Ludwig Effinger und die Bürgerſchaft ſie freundlich empfingen, zumal da dieſelben vorgaben, den Biſchof von Baſel rufen zu wollen, der vor Zürich das Friedenswerk ſtiften müſe. Statt gen Baſel, reiſeten ſie aber ins Frickthal, ſammelten zwiſchen Laufenburg und Seckingen Ritter und Knechte ihres Sinnes, und zogen mit denſelben durchs rauhe Mönenthal wieder nach Brugg zurück. Ein Landmann, böſe Abſicht ahnend, lief voraus, die Stadt zu warnen; er ward eingeholt und erſchlagen. In dunkler Nachtſtunde kamen ſie ans Thor, als wäre der Biſchof da; zween Männer in Baſeler Standesfarbe vor einem Herrn her: dieſer aber war Hans von Rechberg. Wie nun der Wächter die Pforte öffnend, vor der Menge Reißger erſchrocken, erſt den Schultheiß wecken wollte, hieben ſie ihn nieder. Sie ritten mehr

denn vierhundert ein, trieben die zusammenlaufenden Bürger zurück, schlossen den Schultheiß, den ganzen Rath, die achtbarsten Männer in das österreichische Haus als Gefangene ein; plünderten die Stadt, und ließen den Raub auf Schiffen die Aar hinab fahren. Mit Tagesanbruch befahl Thomas von Falkenstein die Enthauptung der Gefangenen; doch Hans von Rechberg wehrte ab. Inzwischen regte sich weit um Brugg das Landvolk. Die Räuber, von Furcht ergriffen, zündeten an vielen Orten die Stadt an, und führten ihre Gefangenen mit sich davon. Im nahen Eichmald sollten ihre Häupter fallen; doch Hans von Rechberg rettete sie noch einmal vor der Grausamkeit des Falkensteiners. Sie wurden nach Laufenburg geschleppt in den hohen Thurm dort, ob dem Strudel des Stroms. Keiner wußte, wo sie geblieben. Doch einer derselben entsprang muthig an Seilen aus Bettgewand auf einen Hollunderstrauch und hinab in den Rein. Die wirbelnde Flut trug ihn ans Ufer. So verrieth er den Aufenthalt der Unglücksgefährten, deren Weiber Lösegeld für sie sammelten. Bern und Solothurn liefen zur Rache gegen des Falkensteiners Schlösser Bösgen und Farnsburg. Nur der Anzug der vierzigtausend Armagnaken, welche den Eidsgenossen das ruhmvolle Unglück bei St. Jakob brachten, hinderte sie, mehr zu thun.

Hans von Falkenstein dagegen berannte mit fünfhundert Mann Rheinfelden die Stadt, wegen ihres eidsgenössischen Sinnes. Doch Basel, Solothurn und Bern sandten ihr schnellen Beistand; trieben die Feinde zusammen in die Burg auf dem Stein im Strom, die Grünenbergs Pfand von Oesterreich war, und zerschossen die Brücke zwischen dem Stein und dem deutschen Ufer, so daß weder Lebensvorrath noch Hilfe hinzukommen konnte. Lange ersetzten die Belagerten die Brücke durch einen Backtrog, an Seilen herüber und hinüber gezogen. Wie aber die Noth gar zu groß ward, und ein Theil der Schloßmauer sank, baten und empfingen sie freien Abzug. Die Eidsgenossen wußten aber nicht, daß Falkenstein selbst, Halwyl und andere ihrer größten Feinde auf dem Stein lagen. Die entwichen, in schlechter Kleidung unkenntlich. Nachts ans deutsche Ufer.

Bald ward den Eidsgenossen Hans von Rechberg gefährlicher denn Alle. Mißlang ihm auch mancher Anschlag auf Baden, Bremgarten, Mellingen, suchten er und seine Helfer doch manches Dorf mit Raub und Brand heim. Endlich beschloß er, vereint mit Pilgram von Heudorf, Größeres zu unternehmen. Es sollten viertausend Oesterreicher mit Pilgram an der Stille über die Aar gehen, dort sechshundert Züricher zu ihnen stoßen. Rechberg selber ging in großer Heimlichkeit mit

einem ſtreitbaren Haufen aus Zürich, unterhalb Mellingen über die Reuß. Von der Höhe des Berges ob Staufen, wo der alten Grafen von Lenzburg Pfarrkirche, ward ſein Zug erblickt und mit der Sturmglocke verkündet. Wohlgewarnt trieben ihn die Brugger von ihren Mauern ab. Darum mußte Rechberg, vom Landſturm des Aargau's bedroht, da auch Pilgram nicht zeitig herbeikam, eilig zurückgehen. Auf dem Heitersberg iſt ihm noch viel Raub abgejagt worden. — Nach dieſem wäre ſeinen Leuten ſchier geglückt, Baden zu überliſten. Denn weil ſie wußten, es ſollten Berner in die Stadt ziehen, legten ſie, Bernern gleich, Eiſenhüte auf, weiße Armbinden an, und rückten, Spottlieder auf Zürich ſingend, ans Thor. Es ward geöffnet. Da erkannte und verrieth ſie ein Metzgerknecht. Dieſer ward erſchlagen: aber Rechbergs Leute mußten dennoch leer abziehen.

Beſſer gelang ihm das Wageſtück auf Rheinfelden. Oeſterreich hatte zu Gunſten Wilhelms von Grünenberg das Pfandrecht von dem zerſtörten Stein auf dieſe Stadt übertragen, welche, der Eidsgenoſſen treue Freundin, in der Gewahrſame von Baſel, Solothurn und Bern ſtand. Wilhelm, ungeduldig nach dem Beſitz der Stadt, beredete Hanſen von Rechberg, ſie für ihn einzunehmen. Schnell that ſich Thomas von Falkenſtein, voll Schadenfreude, auch hinzu. In eines Feſttags

Frühe, während des Gottesdienstes, kamen sie gleich Wallfahrern, die nach Einsiedeln zogen, auf holzbeladenen Schiffen vor die Stadt, landeten, warfen unterm Thor die Mäntel ab und stießen die Wachten nieder. Unter dem Holze kamen hundert und zwanzig Bewaffnete hervor. Mit sechshundert andern sprengte Grünenberg aus benachbartem Hinterhalt herbei. Es ward geraubt, gemordet. Was am Leben blieb, floh aus der Stadt gen Basel. Rechberg und die Seinen befehdeten nun Basel selbst. Doch bei Hesingen ward er geschlagen, Grünenbergs und Anderer Herrschaft mit Flamme und Schwert verödet, bis Frieden kam. Der Abschluß desselben gab Rheinfelden wieder an Oesterreich zurück, und der Stadt die alte Ordnung, laut welcher der Herzog alle zwei Jahre aus der Bürgerschaft Schultheiß und Räthe ernannte. Als die Adelichen hörten, die vertriebenen Einwohner kehrten zurück, zerschlugen sie die Thüren, Fenster und Oefen, und ließen den Heimkommenden nichts, als nackes Gemäuer.

Der Friede der Eidsgenossen mit Zürich, welches dem Bund mit Oesterreich entsagte, stellte auch im Aargau Ruhe her. Bern, erschöpft durch vieles Kriegen, hatte zwar den untern Theil dieses Landes den Eidsgenossen verpfänden müssen, löste jedoch denselben bald wieder ein, reich durch Gemeingeiß und öffentliche Sparsamkeit. Das Land

der freien Aemter aber, noch immer so geheissen, weil es der alten Grafen freies und nicht Lehengut gewesen, wurde von den Eidsgenossen, zu denen auch Uri in Mitherrschaft trat, gemeinsam verwaltet. Ihr Vogt saß zu Baden auf der Burg. In Bremgarten, Baden und Mellingen, den Städten des Reichs, ward unter Obhut der Eidsgenossen in altgewohnter Ordnung von Schultheiß und Räthen gehandelt.

In dieser Ruhe blühte das Zerstörte wieder auf. Selbst wenn nachher auch noch im Kriege, den die Schweizer wegen Mühlhausen und Schafhausen gegen Erzherzog Sigmund und den Adel führten, die Falkensteine und Rechberge von Rheinfelden und Laufenburg her räuberisch in den Aargau einfielen, oder Viehheerden entführten: hatte dies auf das Allgemeine wenig Einfluß. Kamen dieser Feinde Leute ins Land, wurden sie wie Raubgesindel behandelt, zu Aarau allein ihrer neun enthauptet. Weil auch Marquard von Baldeck wieder einmal treulos ward, nahm man ihm den Schenkenberg und die ganze Herrschaft am Böhberg. Thüring von Halwyl, Habsburgs fester Freund, begab sich nach Wien. Andere Edelleute, sonst Berns Feinde, da sie an Oesterreichs Beistand verzweifelten, verbürgerten sich in der herrschenden Stadt, wie die von Mül-

linen, welche ihre Schlösser Kastelen und Ruchenstein an Bern liessen. Noch andere opferten lieber ihre Rechte auf, als daß sie sich der Stadt des Nüchtlandes unterworfen hätten. So that der Herr zu Rynach, dem die Veste Bilnachern, die Leute zu Schinznach, Veltheim, Auenstein und andern Orten gehörten.

Und die Männer des Aargau's fochten fortan treu und muthig unter Berns Bannern in den burgundischen Feldzügen. Da stritt ruhmreich der Held von Granson, Hans von Halwyl, den der große Hunnyade gebildet. Ueberall floß Aargau's Blut für den Ruhm der Hauptstadt, im schwäbischen und mailändischen Kriege, wie bei innern Händeln, wenn Bern darum die getreuen Städte und Herrschaften zur Hilfe aufbot. Dafür ward das Volk mild und gerecht gehalten; und die Herrscherstadt erweiterte mit Klugheit, oder ersparten Geldern, Recht und Besitzthum. So kaufte sie auch Herrschaft und Schloß zu Biberstein vom Johanniter-Orden, der dies kleine Gebiet, welches ehemals eigene Freiherren und Grafen gehabt, vom Hause Habsburg käuflich erworben hatte.

Als Ulrich Zwingli den Eidsgenossen die große Kirchenverbesserung predigte, und Bern ihr beitrat,

sandte es sogleich Abgeordnete in die Gemeinden umher, dieselben dafür zu gewinnen. Theils Ueberzeugung, theils Furcht vor der Stadt bewirkte, daß alle dem Beispiel derselben folgten. In Baden und den freien Aemtern breitete sich ruhig die neue Lehre neben der alten aus. Kaiserstuhl und Zurzach wandten sich gänzlich zu jener. Bremgarten hatte seinen Mitbürger, den ältern Bullinger, lange als Verkünder des evangelischen Glaubens.

Die Trennung der Kirche zerriß den zarten Verband der Kantone, und eine Reihe unbarmherzig geführter Kriege zur Ehre Gottes zerstörte das Glück der Erde. Zürich, von den katholischen Orten bei Kappel geschlagen, mußte dulden, daß in den gemeinen Vogteien die Feinde des neuen Kirchenthums Oberhand gewannen. Viele Gemeinden Badens und der freien Aemter kehrten zum alten Glauben zurück.

Lange dauerten von nun an wieder die Staats- und Kirchenverwirrungen der Eidsgenossen. Bern, erschöpft von vielen Händeln, und um in gefährlichen Läufen gerüstet zu sein, belegte seine Unterthanen, „Angehörige" genannt, mit ungewohnten Steuern. Im Aargau besorgten Viele, solches könne der Anfang ewiger Abgaben und Lasten sein. Das Volk murrte. Die herrschende

Stadt, ihre Hoheit geltend zu machen, ließ zween der vornehmsten Unzufriedenen von Lenzburg hinweg nach Bern schleppen. Vergebens thaten vierzig fürbittende Gemeinden des Aargau's auf. Das Volk sollte Unterthänigkeit fühlen und ehren lernen. Im Gebirg des Oberlandes mußte Empörung gedämpft werden. Erst aber auf der evangelischen Tagsatzung zu Aarau ward alle Unruhe gestillt.

Noch zeugt eine Begebenheit zu Mellingen, wie demüthigend damals der untergebenen Orte Loos, und wie ohne Größe der Sinn der Eidsgenossen gegen die war, denen sie Schirm zu leisten hatten. Mellingen hat einen Zoll von seiner Brücke. Der französische Botschafter, bei seiner Durchfahrt, wollte ihn nicht zahlen, wie doch Botschafter anderer Mächte gethan. Einige seines Gefolges kamen mit herzugelaufenen Bürgern in Händel und griffen trotzig zu Waffen. Die Bürger schlossen das Stadtthor. Als deshalb der Botschafter Genugthuung forderte, erklärten die eidsgenössischen Gesandten: Schultheiß, Stadtschreiber und Zöllner sollten von Mellingen auf Solothurn reisen, dem Botschafter fußfällige Abbitte thun und ihm die abgenommenen sechs oder zwölf Batzen zurückstellen. Der Botschafter, unzufrieden, ließ sie nicht vor. Nun belegten die Eidsgenossen die Verklagten mit vierhundert Kronen Buße, und

hielten sie zu Baden gefangen, bis der Stolz des Botschafters versöhnt war.

Bei dem Allem blieben die aargauischen Städte duldsam und treu, selbst in gefahrvollsten Zeiten. Als zehn Jahre nach diesem in mehrern Kantonen wegen drückender Handlungen der Obrigkeiten allgemeiner Aufstand des Landvolks erfolgte, schwieg dir Aargau und ward umsonst von den Luzernischen und den Emmenthalern zum Beitritt ermahnt. Doch eben so standhaft verweigerte das Landvolk, auf Berns Gebot, mit den Waffen in der Hand gegen Brüder ins Feld zu ziehen, deren Sache gerecht schien. Erzürnt versuchte die Hauptstadt gegen die Weigernden Strenge, und bereitete sich damit selbst Unruhen und Aufrühre.

Die Landleute drohten Mord und Brand. Nur die Städte wankten nicht in ihrer Pflicht. Bern rief der Eidsgenossen Hilfe. Schafhauser rückten alsbald in Brugg, Baseler und Mühlhauser in Aarau ein. Aber längs dem rechten Ufer der Aar gingen die Sturmglocken; die Landleute klagten bei Aarau, daß, während sie noch mit Bern unterhandeln wollten, fremde Völker ins Land zögen; würden diese nicht entfernt, wollten sie solche schon vertreiben. Besorgt, es möchte bei einem Angriff des Volkes auf die Besatzung die Stadt

das Opfer werden, widersetzte sich die Bürgerschaft dem Zuzug mehrerer eidsgenössischer Kriegshaufen. Wenig fehlte, die Brücke wäre abgeworfen worden. Die Baseler, unsicher, verliessen daher Aarau, und lagerten sich in den Aemtern Biberstein und Schenkenberg. Nun hörte man längs dem linken Aarufer die Sturmglocken. Das Volk schaarte sich zusammen. Der Baseler Oberst brach auf, und zog zu Erlispach durch die bewaffneten Reihen des Aargauer Landsturms über die Grenzen heim. Auf gleiche Weise ward von den Schafhausern Brugg geräumt. Die reformirten Stände der Schweiz bemühten sich zwar, den Aufstand durch gütlichen Vergleich zwischen Obrigkeit und Volk zu stillen. Dieses aber hielt die Bedingungen des Friedens für allzuschimpflich. Der Lärmen dauerte fort. In den Kantonen Bern, Solothurn und Luzern wuchs die Zahl der Empörten. Im Aargau wurden Landsgemeinden gehalten; die Städte zitterten vor den Ausschweifungen der rohen Menge.

Da ward es den Eidsgenossen Ernst, die um sich fressende Flamme des Aufruhrs zu löschen. Sie waffneten. Bern nahm Besatzung von Neuenburg auf, und ließ seine Bürger ins Feld gehen. Die Aufständischen blieben nicht saumselig. Der Landsturm besetzte den Paß von Windisch. Bei

Mellingen ſtießen die Unzufriedenen der freien Aemter zu den Aargauern. Den Städten ward Untergang gedroht.

Doch kam zur guten Stunde der Züricher Feldherr Wertmüller mit dreizehntauſend Eidsgenoſſen über den Heitersberg, beſetzte Mellingen und zog auf Lenzburg unter dem Stürmen der Glocken. Aber Verwirrung und Zwietracht herrſchte unter den Landleuten. Obwohl ihrer bei zwanzigtauſend aus den Kantonen Bern, Luzern, Baſel und Solothurn vor Zofingen lagerten, die Stadt zu nehmen, wurden ſie doch vertrieben. Ihrer Viele zerſtreute Sigmund von Erlach bei Herzogenbuchſee. Wertmüller drang bis Langenthal. Alles floh aus einander und unterwarf ſich. Viele Empörer büßten ihre Schuld mit Geld, Kerker, Verbannung und Tod.

Auch Glaubensſchwärmerei mochte zu dieſen Unruhen mitgewirkt haben. Die Kantone ſelbſt blieben unter ſich nach den verſchiedenen Kirchen getrennt und parteit. Das gegenſeitige Mißtrauen gebar ewigen Hader, der Hader den Bürgerkrieg. Bern und Zürich zogen gegen die fünf altgläubigen Orte. Zürich, um den Bernern die Hand zu reichen, beſetzte Zurzach, Klingnau, Kaiſerſtuhl; das katholiſche Heer Baden, Bremgarten, Mellingen und die Reuß hinab bis Gebiſtorf.

Vierzig Berner Fähnlein rückten über Lenzburg bis Bilmergen; hier begegneten sie den Luzernern und wurden von ihnen geschlagen. Die Berner flohen verwirrt bis Lenzburg. Das Panier von Zofingen blieb am längsten auf der Wahlstatt. Auch hätten die Aargauer folgenden Morgens den Kampf erneuert, wären sie nicht vom bernischen Kriegsrathe mühsam verhindert worden.

Mangel an Geld, Furcht vor Einmischung fremder Mächte beschleunigten zwar auf einer Tagleistung die Herstellung des Friedens, doch nicht aufrichtiger Versöhnung. Das offenbarte sich bei den Händeln des Abtes von St. Gallen mit seinen toggenburgischen Unterthanen. Bern und Zürich redeten für diese; Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug für den Abt. Man eilte zu den Waffen. Die Felder von Bilmergen wurden noch einmal durch Eidsgenossen mit Blut der Eidsgenossen gefärbt. Die katholischen Orte wurden geschlagen, und mußten im Frieden zu Aarau ihre Rechte an Baden, den untern freien Aemtern, und Rapperswyl den Zürichern und Bernern überlassen.

Ein anderes war unterdessen das Loos des Frickthals gewesen. Bis hier zwischen Basel und

Oesterreich die Grenzberichtigung zu Stande gekommen, hatte der Baseler Vogt von Farnsburg auch zu Magden zu richten. Erst neunundzwanzig Jahre nachher trat Basel die kleinen Gerichte daselbst ab, und nahm dagegen die eigenen Leute, welche im Umfange des Farnsburger Amtes zum Stein von Rheinfelden gehört hatten. Friedrich von Landeck besaß zu der Zeit den Stein pfandweis.

So war hier Alles unter Oesterreichs Herrschaft vereint worden. Die Kirchenveränderungen erregten wenig Spaltung. Oesterreich wehrte derselben ab, nicht aber den Folgen des dreißigjährigen Glaubenskrieges. Während in demselben die Eidsgenossenschaft unparteisam stand, drangen die evangelischen Schweden bis Rheinfelden sengend und brennend.

Diese Stadt, damals durch Oesterreich ein fester Platz, ward vom Wild- und Rheingrafen Ott-Ludwig nach Belagerung von wenigen Wochen erobert; das Land umher wüst; Dorf um Dorf Asche. Die Bürger von Rheinfelden, ihrem Glauben und Kaiserhaus treu, gaben sich zwar bald wieder den kaiserlichen Feldherren Altringer und Herzog von Feria, aber rächend kam folgenden Jahres Philipp, der Wild- und Rheingraf, mit den Schweden, und belagerte Rheinfelden

fünfundzwanzig Wochen. Die Stadt focht ohne Besatzung und Lebensmittel. Erst als die Bürgerschaft, ohne Hoffnung, viele Stürme abgeschlagen, Katzen, Pferde, Hunde verzehrt hatte, öffnete sie den Siegern unter Bedingungen die Thore. Der Sieg der Katholischen bei Nördlingen befreite sie wieder aus der fremden Gewalt, bis nach wenigen Jahren Herzog Bernhard von Weimar noch einmal mit schwedischer Macht vor ihre Mauern trat. Der Muth der unerschrockenen Bürger blieb eitel, weil der feige Befehlshaber Röckel, bambergischer Oberstwachtmeister, den Platz ohne Vorwissen der Gemeinde dem Feinde auslieferte. Da blieb Rheinfelden bis nach dem westphälischen Frieden in des Eroberers Hand.

Immer ward in nachfolgenden Kriegen Oesterreichs mit Frankreich das Frickthal wieder einer der ersten Schauplätze des Waffengetümmels. So in König Ludwigs des Vierzehnten Eroberungskriegen, als sein Marschall Crequi mit Uebermacht von deutscher Seite heranzog gegen Rheinfelden, die Oesterreicher unter Graf von Stahremberg am rechten Rheinufer überfiel und schlug. Kaiserliche und Franzosen stürmten fliehend und verfolgend zugleich über die Rheinbrücke. Nur mit Mühe ward das Stadtthor geschlossen, der Feind mit Handgranaten über die Brücke zurück-

getrieben und der äuſſere Theil derſelben von den Belagerten abgebrannt. Crequi verſuchte vergebens Landung mit Schiffbrücken, und beſchoß die Stadt zwölf Tage lang. Er verließ ſie unbezwungen, aber zur Hälfte eingeäſchert.

Glücklicher kamen die franzöſiſchen Waffen nach einem halben Jahrhundert wieder. Marſchall Belisle rückte von Laufenburg herab vor Rheinfelden, nahm die unvertheidigte Stadt, deren ſchwache Beſatzung ſich in den alten Burgſtall auf dem Stein zurückzog und wehrte, bis Feuersbrunſt, den Pulvervorräthen nahend, zur Aufpflanzung des weißen Fähnleins zwang. Die Stadt wie das ganze Land mußte Karl dem Zweiten von Baiern huldigen. Ihre Feſtungswerke alle wurden damals geſchleift. Erſt nach zwei Jahren gab der Friede dieſe Gegenden an das Haus Oeſterreich zurück.

Seitdem genoß das Frickthal das ſtille Glück der Ruhe bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Aber von da an wurden die Gegenden zwiſchen Rhein und Jura abwechſelnd der Raub von Feinden und Freunden auf kriegeriſchen Durchzügen. Länger bewahrten die Eidsgenoſſen, unparteiſam im Streit der großen Mächte, den Frieden, bis auch ſie, ſchwach durch bürgerliche Ent-

zweiungen, von Frankreichs Waffen, gleich der größern Hälfte des Welttheils, unterjocht ward.

Viel trug zum Fall der Schweiz die Vergessung der alten Bünde und ihres Geistes, gegenseitige Gleichgültigkeit der Kantone, versäumte Kriegszucht bei; mehr noch, daß vieler Orten die Herrscher nicht durch Liebe des Volks stark, die Beherrschten nicht durch Rath der Vorsteher weise sein wollten.

Darum war die Beschwörung alter Bundesworte, von den Herrschern auf der Tagsatzung zu Aarau, todtes Gepränge. Selbstsucht trennte Alle um so mehr, je mehr Aller Gefahr stieg. Das Volk forderte seine von ihm nie, oft hin und wieder von den Obrigkeiten vergessenen Rechte zurück, oder höhere. Das Waatland gerieth gegen Berns unzeitige Strenge in Aufruhr. Im Aargau erhoben sich viele für der alten Landesfreiheiten Erneuerung, welche seit dem Jahre 1415 unter Berns Hoheit fast zum Schattenwerk geworden. Zu spät oder zweideutig beugte sich diese Hauptstadt unter der Umstände Gewalt, und erhob das Volk aus der Unterthanenschaft gegen einzelne Bürgergeschlechter der Stadt zur Theilnahme an öffentlicher Verwaltung. Schon drang die Macht der Franzosen unaufhaltbar vor. Es,

ward unglücklich, nicht ruhmlos gefochten. Auch die Aargauer verſpritzten für Bern noch einmal ihr Blut. Bern fiel. Die morſchen Bünde der Eidsgenoſſen lagen gebrochen. Unter Gebot der fremden Waffen ward nach zertrümmerten Ordnungen des Alterthums die geſammte Schweiz in einen einzigen helvetiſchen Freiſtaat aufgelöſet; Aarau ſelbſt eine Zeitlang Hauptort und Wohnſitz der höchſten Gewalten desſelben.

Von Zofingen und Aarburg hinweg bis zur Reuß bildete nun der Aargau einen eigenen Kanton; einen andern die alte Grafſchaft von Baden mit den freien Aemtern. Bald nach dem wurden beide zu einem einzigen unter dem Namen des Aargau's verbunden.

Unter der Raubſucht der Sieger und in erſchöpfenden Kriegen der Franzoſen mit Ruſſen und Oeſterreichern auf ſchweizeriſcher Erde, erkaufte der Aargau ſeine Freiheit theuer. Am meiſten litt das Land durch Unbeſtändigkeit der Verfaſſungen und Geſetze, die das Spiel der Parteien, des Auslandes Werk, vom Volk verachtet waren. Denn frei wollte dieſes ſein, fand aber die Freiheit nicht unter der Laſt fremder Heere und plagender Abgaben, die beide, eins um des andern willen, nothwendig wurden; auch nicht in einer Staatsordnung, welche allen Uebungen des Alter-

thums fremd, alle Kantone in Eins verschmelzend, Natur und Eigenthümlichkeit lange verschiedener Völkerschaften zerstörte.

Darum, sobald, nach hergestellter Waffenstille Europens, Frankreichs Heer die Schweiz verließ, richteten mehrere Kantone, abfallend von der Regierung des helvetischen Freistaats, ihre selbstständigen Verfassungen wieder auf. Auch die Stadt Bern versuchte dies. Einer ihrer Bürger, Rudolf von Erlach, predigte Empörung im untern Aargau. Willig folgte ihm der Landsturm. Die höchsten Behörden von Helvetien retteten sich mit feiger Flucht aus Bern in das Waatland. Die entzügelte Parteiwuth griff aller Orten zu Waffen. Der Bürgerkrieg brach aus. Größere Verwirrungen und Blutvergiessen untersagte ein einziges Machtgebot von Frankreich her.

Und Glieder aller Parteien, Abgeordnete aller Kantone, nach Paris berufen, sprachen dort die entzweiten Wünsche Aller aus. Die Frucht der Berathungen zu Paris ward die Vermittelungs-Urkunde, welche Napoleon Bonaparte, damals unter dem Namen Konsul Oberhaupt der Franzosen, den Schweizern gab und gewährleistete. Diese stellte das Gebilde des alt-eidsgenössischen Bundesstaates in der Selbherrlichkeit von neunzehn engverflochtenen Kantonen her, und ver-

mählte mit den alterthümlichen Gestaltungen des Staates die in den Umwälzungen neu erworbenen Rechte der Völkerschaften. Aargau blieb freies, selbstständiges Mitglied des neu-eidsgenossischen Vereins, und ward in seinem Umfange noch durch das Frickthal vergrößert. Dieses, von Oesterreich im Lüneviller Frieden an Frankreich überlassen, gab Frankreich zur Schweiz. Es war bisher von französischen Kriegsvölkern besetzt, von österreichischen Beamten verwaltet, durch Willkühr jener und Schlaffheit dieser in gesetzlose Verwirrung gesunken; dann eine Zeitlang durch seine Landstände unter selbstgewählten Obrigkeiten gestanden.

Es ist die Vermittelungs-Urkunde, bei allen ihren Mängeln, als eines der weisesten Werke Napoleon Bonaparte's angesehen worden. Denn unter derselben blühten die Länder der Eidsgenossen schöner auf, als sie vormals je gesehen worden waren. Der Kanton Aargau stand im Verein der Eidsgenossen durch seines Volks Glück und seiner Verwaltungen Weisheit hochgeachtet. Nur die Abhängigkeit der ganzen Schweiz von der Uebermacht ihres Vermittlers, welche ganz Europa drückte, und die Beschwerlichkeit der Verträge, welche immerdar neue Soldner zu Napoleons Eroberungskriegen aus den Thälern der

Eidsgenossenschaft foderten, wurden mit jedem Jahre unerträglicher.

Wie nun geschah, daß der Winterfrost weniger Nächte die Kriegsheere Frankreichs tief im Norden Rußlands vernichtete; nun das ganze empörte Europa wider den gelähmten Unterdrücker aufstand, sein Reich zerschlug, ihn selbst vom Thron herabstieß: empfing auch die Eidsgenossenschaft freudig die verbündeten Sieger, als Befreier vom bisherigen Zwang.

Aber beim Anblick so großen Glücks der Fürsten gegen Frankreich erwachten auch die alten Schmerzen und Wünsche derjenigen Schweizer wieder, welche ihre ausschließliche Gewalt im Lande verloren hatten, und nach der Vermittelungs-Urkunde ihr Hoheitsrecht mit dem gefreiten Volke theilen mußten. Die Urkunde ward, als Denkmal schweizerischer Schwäche, zerrissen, und unbehutsam eine Verfassung aufgehoben, ehe eine andere gebilligt war. Die Stadt Bern forderte ihres Landvolkes Unterthänigkeit, auch die Waat und den Aargau wieder an sich.

Die Aargauer hingegen, froh ihrer Freiheit, auf Unabhängigkeit stolz, unter selbstgegebenen Gesetzen beglückt, erneuerten jetzt, wie vor vierhundert Jahren, den edeln Wunsch: ohne Furcht eines Größern, ohne Beherrschung von

ihres Gleichen, frei, unabhängig, selbherrlich bleiben zu wollen. Rascher und klüger als damals, entschlossener als ihre Väter, standen sie alle um ihr Heiligthum in Waffen auf, während ihre Gesandten an den Hoflagern der europäischen Mächte den bedrohten Rechten ihres Freistaates das Wort redeten.

Nun in ganz Helvetien neue Verwirrungen, Aufrühre und Zwietracht, bis zu Wien der Verein der Hauptmächte des Welttheils durch seine Erklärung die Ruhe herstellte. Bern, entschädigt durch den größern Theil des ehemaligen Bisthums Basel für alle Ansprüche, entsagte denselben. Aargau aber fand in der Gunst von Kaisern und Königen das Glück seiner Freiheit und Selbstständigkeit gewährleistet, welches ihm von Einzelnen in der Eidsgenossenschaft mißgönnt worden war.

Dies sind, Sohn des Aargau's, die Schicksale deines Vaterlandes.

Ehre die Tugenden der Vorwelt; ihre Fehler meide.

In drei Dingen sollst du deinen Vätern gleich stehen: in Gottesfurcht des Gemüthes, in Treue des Wortes, in Tapferkeit des Muthes. Das war ihre Gottesfurcht: Menschenliebe

in That, Demuth des Herzens, Strenge der Sitten. Ohne Liebe, ohne Glauben iſt keine Seligkeit, ohne Einfalt der Sitten kein Landesglück. — Treue halte bis in den Tod den Eidsgenossen, wie deine Altvordern einſt Jahrhunderte Treue hielten zu den Herren von Rom, dann zum Hause Habsburg, dann zu Bern. — Tapferer Sinn macht ein kleines Volk groß. Der Aargauer Muth ſtarb nicht mit den Vätern.

In drei Dingen ſollſt du ſie übertreffen: in gemeinnützigen Lebenswerken, in bürgerlicher Eintracht, in unſterblicher Liebe der Freiheit. Was die Väter vergebens wollten im Jahre 1415, ward 1815 von den Söhnen vollbracht: der Aargau ein freier eidsgenöſſiſcher Stand, ohne Furcht eines Größern, ohne Beherrſchung von ſeines Gleichen. Lebe für das Vaterland, ſo wird es für dich leben. Opfere dein Glück dem Glück der Familie, das Glück der Familie dem Wohl der Gemeinde, das Wohl der Gemeinde dem Wohl des Kantons auf. Die Zwietracht auf dem Tag zu Surſee hat des Aargau's Selbſtſtändigkeit vierhundert Jahre verſpätet. Wer zwiſchen Städten und Dörfern, wer zwiſchen Städten und Städten Mißtrauen ſäet, will Alle verrathen. — An der Freiheit halte; ohne ſie iſt kein Vaterland. Keine Familie ſoll herrſchen,

keine Stadt, keine Partei: nur das Gesetz auf Erden, Gott über Alle. Wer für des Aargau's Freiheit sterben kann, ist allein würdig, in ihr zu leben.

Liebest du dein Vaterland inbrünstig, weise und muthvoll: gehe hin, Sohn des Aargau's, verherrliche dasselbe fortan in gottesfürchtiger Tugend, gemeinnütziger That, freisinniger Denkung, treuer Pflege eidsgenössischer Ehre, und Todesverachtung für das Glück Aller.

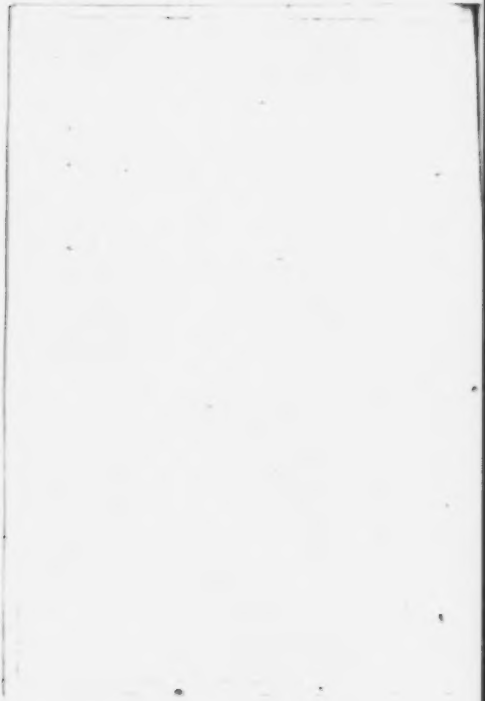

Im Verlage von H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theologie, Moral, Erbauungsbücher.

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes. Vier Bände. Mit dem Bilde Jesu Christi. 8. 4 thlr. oder 6 fl.

Christ, der, und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden, und zur Beförderung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Christ, der, vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Erster und zweiter Jahrgang. Neue unveränderte Ausgabe. gr. 8. 4 thlr. oder 6 fl.

Glatz, J., Trostbuch für Leidende. Zweite Auflage. gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

— — Beispiele von Leidenden und Unglücklichen. Ein Buch für redliche Dulder und theilnehmende Menschenfreunde. Zweite Auflage. gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch in Betrachtungen der Werke des Schöpfers. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Hemmann, D., Predigten, gehalten vor einer Landgemeinde. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Hierarchie, die, und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beitrag zur neuern Kirchengeschichte. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Katholikon, oder: Für Alle unter jeder Form das Eine. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Kirchenverbesserung, die, im neunzehnten Jahrhundert, nach Lorente projet d'une constitution religieuse frei bearbeitet. gr. 8. 22 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Mezger, J. C., Briefe über den Werth religiöser Privat-Versammlungen, auf Veranlassung der neuesten religiösen Konventikel im Kanton Schaffhausen. gr. 8. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

— — Einige Vorlesungen über religiöse Schwärmereien. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Niederer, Dr. J., das Begeisternde des Rufes Gottes an die Vertheidiger des schweizerischen Vaterlandes. Eine Feldpredigt über Jesaias 49, 8. brosch. 8. 6 gr. oder 24 kr.

Reich, das, Jesu auf Erden. Ein Andachtsbuch in Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion seit ihrer Stiftung bis zu unsern Zeiten. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Seel, H., die Geheimnisse Mithra's während der vor- und unchristlichen Zeit, historisch, kritisch und exegetisch dargestellt, für Philosophen, Bi-

belfreunde und Historiker. Mit 24 Abbildungen der seltensten Denkmäler Mithra's. gr. 8.
3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Stolz, Dr. J. J., Ulrich von Hutten gegen Desiderius Erasmus, und Desiderius Erasmus gegen Ulrich von Hutten. Zwei Streitschriften aus dem sechszehnten Jahrhundert. Aus dem Lateinischen übersetzt mit historischen Notizen. gr. 8.
1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Stunden der Andacht. Acht Theile in zwei Bänden. gr. 8. Neunte ganz wohlfeile Ausgabe in Bibeldruckformat.
Auf ordinärem Papier 2 thlr 16 gr. oder 4 fl.
Auf weißem Pap. 3 thlr. 16 gr. od. 5 fl. 30 kr.

Tobler, J. G., Gotthold der wackere Seelsorger auf dem Lande. Seitenstück zum Goldmacherdorf. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Zschokke, H., von den geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters. 4. 5 gr. oder 20 kr.

— — Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. gr. 4.
1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Geschichte, Politik, Staatswissenschaft.

Gallerie der neuen Chamäleone, oder Leben, Thaten und Meinungen aller Personen, die in der französischen Revolution seit dem 14. Juli 1789 bis zum Ende des Jahres 1815 eine Rolle gespielt haben. Aus dem Französischen. 8. 1 thlr. 3 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts; herausgegeben vom Herrn Staatsrath Usteri. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8.
2 thlr. 10 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Heldmann, Fr., die drei ältesten geschichtlichen Denkmale der deutschen Freimaurerbrüderschaft, sammt Grundzügen zu einer allgemeinen Geschichte der Freimaurerei. gr. 8.
3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Henke, Dr. E., öffentliches Recht der schweizerischen Eidsgenossenschaft und der Kantone der Schweiz; nebst Grundzügen des allgemeinen Staatsrechts. gr. 8.
1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Histoire de la nation suisse, par *H. Zschokke*, traduite de l'allemand par *Ch. Monnard*. gr. 8. broché 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Hofmann, G. F., Beiträge zur Kulturgeschichte Neapels. In Erzählungen der Schicksale der Erziehungs- und Bildungsanstalt desselben. gr. 8. 1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Kortüm, Fr., Kaiser Friedrich der Erste mit seinen Freunden und Feinden; ein geschichtlicher Versuch. gr. 8. 1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Sieyes, Em., politische Schriften vollständig gesammelt. Aus dem Französischen. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse Em. Sieyes, gestochen von H. Lips. gr. 8. Leipz. 3 thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Soden, J. Graf von, die Staats-Nationalwirthschaft. Versuch über die Gesetze zur Lei-

tung und Beförderung der National-Produktion, der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels. gr. 8. 1 thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Soden, J. Graf von, die Staatspolizei. Nach den Grundsätzen der National-Oekonomie. gr. 8. 1 thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Zschokke, H., Miszellen für die neueste Weltkunde. Jahrgang 1809 bis 1813. gr. 4. Jeder Jahrgang à 1 thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.

— — Der Krieg Napoleons gegen den Aufstand der spanischen und portugiesischen Völker. Erster Theil. gr. 8. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

— — Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Erster bis siebenter Jahrg. gr. 8. 1817 bis 1823. 18 thlr. 16 gr. oder 28 fl.

— — Vom Geiste des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

— — Geschichten des baierischen Volks und seiner Fürsten. 4 Bände. Zweite verbesserte Ausgabe. gr. 8. 9 thlr. 6 gr. oder 14 fl. 30 kr.

— — Desselben Werkes wohlfeilere Ausgabe ohne Noten in vier Bänden. gr. 8. 6 thlr oder 9 fl.

— — Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk. Zweite verb. Auflage. gr. 8.
Auf weißem Papier 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.
Auf halbweißem Papier 22 gr. oder 1 fl. 20 kr.
Auf ordinärem Papier in engerm Druck 12 gr. oder 45 kr.

— — Die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres. gr. 4. 14 gr. oder 54 kr.

Medizin und Thierheilkunde.

Beiträge zur Thierheilkunde. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. geh. 1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.

Candolle, A. P. de, Versuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äußern Formen und der natürlichen Klasseneintheilung derselben. Nach der zweiten französischen Ausgabe übersetzt und mit Zusätzen begleitet von Professor Dr. K. J. Perleb. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Engelhard, Dr. J. F., Die Lungensucht in ihren verschiedenen Formen und Zeiträumen, mit Wahrnehmungen. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Estermann, Dr., Leben- und Gesundheits-Erhaltungskunde, oder Regeln für Jedermann, dem das Leben und die Gesundheit lieb ist. 8. 14 gr. oder 1 fl.

Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen in der Medizin, Chirurgie und Pharmazie. 4 Theile. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. geh. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Schaffroth, Dr. J. A. G., die Grundzüge seiner Lehrvorträge über spezielle Pathologie und Therapie, Systematik der Nosologie und über die Klinik. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Schiferli, v., Handbuch der Entbindungskunst. Zweite verbesserte Ausgabe. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Troxler, Dr., Blicke in das Weſen des Menſchen. gr. 8. . 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Vermiſchte Schriften.

Chaptal, J. A., die Kunſt, Baumwolle ächt türkiſch-roth zu färben. Aus dem Franzöſiſchen. gr. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Evers, E. A., Denkſchrift auf Vater Johann Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. gr. 8.
Schreibpapier 12 gr. oder 48 kr.
Druckpapier 9 gr. oder 36 kr.

Fellenberg, Eman. von, landwirthſchaftliche Blätter von Hofwyl. Fünf Hefte. Mit 28 Kupfertafeln. 8. 5 thlr. 14 gr. oder 9 fl. 26 kr.

Fiſcher, J. C., Tagebuch einer im Jahr 1814 gemachten Reiſe über Paris nach London und einigen Fabrikſtädten Englands, vorzüglich in technologiſcher Hinſicht. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 40 kr.

Rückerinnerungen aus Spanien; mit dem Bildniſſe des Friedensfürſten. 8. broſch. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Rumpf, S., die Bienenhaushaltung und Bienenpflege nach eigenen vieljährigen Erfahrungen. Nebſt einem Nachtrag von Erfahrungen über die Bienenzucht von J. Ripſtein. Mit Zeichnungen auf Steindruck. gr. 8. 10 gr. oder 36 kr.

Seckendorf, G. Freiherr v., genannt Patrik Peale, Vorleſungen über die bildende Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit. Mit ſechs Kupfern. gr. 8. 1 thlr. 12 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Strauß, J., Beiträge zur Bestimmung unzugänglicher Distanzen und Höhen durch Hilfe eines Winkelinstruments. 12. geh. 7 gr. oder 24 kr.

Viard, Alexander, der kaiserliche Koch, oder neues französisches Kochbuch für alle Stände. Nach der zweiten Original-Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. Mit einem Kupfer. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Bei beträchtlichen Bestellungen aus obigen Fächern werde ich auch einen verhältnißmäßigen Rabat nachlassen.

Es ist auch die längst erwartete Fortsetzung erschienen, betitelt:

Neue

Deutsche Bücherkunde,

bis zu Ende des Jahrs 1824 fortgesetzt.

Eine Auswahl der besten und anerkannt guten Werke aus allen wissenschaftlichen Fächern.

Es wird dieses Verzeichniß an sämmtliche verehrte Literaturfreunde, welche mit mir in Geschäftsverbindung stehen, unentgeldlich abgesendet; im Buchhandel ist dafür der Ladenpreis à 40 kr. oder 10 Gr. netto festgesetzt.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Siebenter Theil.

Vom Meinungskampfe des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Besitznahme der Insel Curaçao durch die Briten im Jahre 1800.

Ueber Adolph Heinr. Friedr. v. Schlichtegroll.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vom

Meinungskampfe des deutschen Volks

im Anfang

des neunzehnten Jahrhunderts.

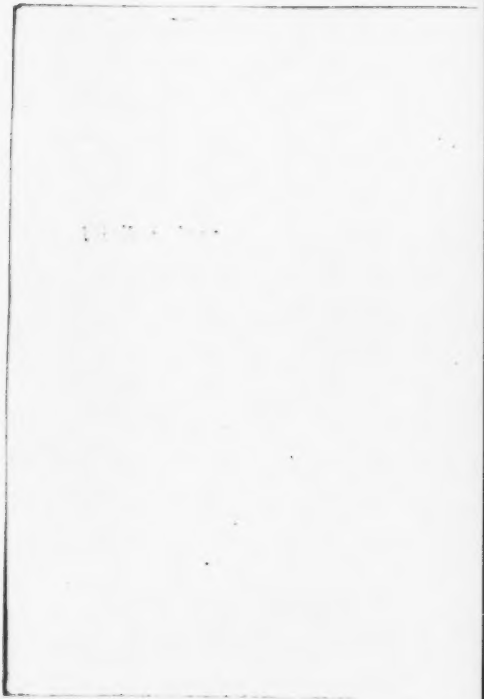

Der Verfasser begleitete nachfolgendes geschichtliche Gemälde vom Meinungskampfe der Deutschen im ersten Fünftel des neunzehnten Jahrhunderts mit folgendem Vorwort.

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch ausser dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortre-

ten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrucke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

„Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wieder geben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchem von den Tausenden Aehnliches, die einander mit entzweiten Grundsätzen gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

„Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht als nach der Partei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

„Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung läge. Er theilte mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos für die Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung der deutschen Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandte Schweiz besonders zurückwirkt.

„Daher wird man den Verfasser mit größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Parteisinns zeihen können, wenn man Unparteisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.“

1.

Mannigfache Ansichten über den Ursprung des Meinungskampfes unter den Deutschen.

Die innern Bewegungen Deutschlands, hervorgetreten aus sich feindlich begegnenden Ansprüchen der bürgerlichen Stände, reizten die Aufmerksamkeit Europa's. Wir erblickten jene hartnäckige Parteiung der Gesinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erscheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt; jene gegenseitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anstandes bedeckt, wie wir sie bei andern Nationen nur allzuoft, als weissagende Vorläufer finsterer Verhängnisse, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durch einander fährt, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft; — die andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finsterniß; — die Dritten das Wiederaufstehen urdeutschen Sinnes und Wesens, immerdar im Widerstreit mit romanischem oder welschem Geist, und von diesem seit Jahrhunderten unterdrückt und beherrscht. Andere hingegen heißen es die Spätfrucht von Lehrsätzen französischer Staatsumwälzer, jetzt erst

zur Reife gediehen; Andere es Wirkung deutſcher Nachahmungsſucht, reden, thun und es haben zu wollen, wie Franzoſen oder Engländer, ohne Anſehen altdeutſcher Verhältniſſe und Rechte; Andere es vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Siegwartfieber der empfindſamen Zeit geweſen; Andere es meuteriſches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftſteller, die ſich den Fürſten bedeutſam, oder in Umkehrung alter Ordnungen berühmte Namen machen wollen; Andere es Folge irreligiöſer, falſcher Aufklärung, welche mit Hintanſetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anſtalten zuletzt keines Heiligthums achtet; Andere es natürlichen Erfolg fürſtlicher Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niederer Adel, Bürger und Bauern unvermiſchbar auseinander gehalten wurden; Andere es Sträuben der Völkerſchaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Laſten. Andere noch loſen das Räthſel auf andere Weiſen. Jedem bietet ſein Standpunkt, ſein Erfahrungsſchatz, ſeines Gemüthes Eigenthümlichkeit, Vortheil und Intereſſe ſeines Berufs und Standes einen andern Schlüſſel dar.

Selbſt an vielen Höfen ſcheint dieſer Zwieſpalt der Urtheile zu walten; daher oft unſichere Rathſchläge, ſchwankende Maasregeln.

„Widerstrebet nicht“, ermahnen die Einen, „dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke stellvertretende Verfassungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm ist beschworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürsten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger werden, als weiland durch Priesterschaft und Adel. Schon haben diese längst, theils durch das Streben der größern Landesherren nach Alleingewalt, theils durch höher gestiegene Gesittung und Einsicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken soll.“

„Wehe!“ rufen Andere: „so ihr den morschen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauset, gänzlich schleifet, wird er sich verheerend über Alles ergießen. Hätte Ludwig XVI. in Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zusammenzurufen, er würde das Blutgerüst nie bestiegen haben. Wisset ihr, wenn ihr dem Volk geringe Macht einräumt, ob es sich damit nicht bald eine größere erobert? Wenn sich Landstände und Thron entzweien, wisset ihr, auf wessen Seite das Volk treten wird? Wahr ist's, Fürsten haben, zur Mehrung eigener Hoheit, des alten Adels Ansehen und Einfluß gebrochen: sollen nun aber jene, was sie diesem genommen, wieder mit dem

Volke theilen? Die sogenannte öffentliche Meinung ist am Ende Schriftstellergeschrei. Der Fürst schirme der untern Stände Rechtsame, aber auch die letzten Vorrechte, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben sind; er zeige den gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geschwätz der Schriftsteller Schweigen, durch Aufhebung der Preßfreiheit, so ist der Sturm beschworen und die öffentliche Meinung stirbt von selbst mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugschriften, aus."

„Wohl kann man", erwiedern Andere, „Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn diese schweigen, reden die Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutschen Lande Wirkung des Geschreies sei; nein, das Geschrei ist Wirkung empfundener Schmerzen! Verschlossener Grimm ist allezeit gefahrvoller, denn redseliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu bösen Anschlägen auch den Verräther. Der Hof, welcher Preßzwang einführt, verdunkelt sich Kenntniß dessen, was im Volke geht, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil scheut, sein eigenes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochschulen stürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet nur dies

Glück her; vermindert die Laſt der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei: ſchränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüſſigen Beamtungen, und der Sturm iſt beſchworen. Denn Bürger und Bauern, welche ſich heute an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklaſſen anſchlieſſen, und in ihnen ihre Fürſprecher ehren, ohne ſie zu verſtehen, werden neuen Staatsverfaſſungen und deſſvertretenden Verſammlungen wenig nachfragen, ſobald ſie ſich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums ſicher und in ihren Häuſern behaglich fühlen."

Dagegen ſehen ſich Andere und ſprechen: „Ein Heilmittel, wie dieſes, iſt zerſtörender, als die Krankheit ſelbſt! Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones ſchwächet, und dieſen armſelig gegen ſeines Gleichen, ohne Materiär gegen die Menge hinſtellet! Vom Aeuſſern ſtammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die ſtehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Trotz ſeiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des gebarniſchten Nachbars! Es kann in unſern Tagen kein Fürſt ohne Gefahr ſein Heer vermindern, ſo lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig daſſelbe thun. — Fürchtet

die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten verringert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehen, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eigenen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehen, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein."

So und auf mannigfaltige Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fliessende Maasregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an des Volkes Noth, steht an den Höfen einem

schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde im Volk gegenüber, der das, was sein sollte, oft mit dem, was ausführbar sein könnte, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Zunft, der Gewohnheit hadern um das Gerechte und Nothwendige, mit dem Gefühl des Zeitbedürfnisses und den Urbildern der Vernunft. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man ans Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort ans Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr ins Altvergangene, an Herstellung des Lebenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen all so feindlich getrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei neben einander bestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehnde früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

2.

Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch franzöſiſches Schriftenthum.

Man durchblättere die Geſchichte! Erde und Himmel und der ungeheure Spielraum, deſſen die Wünſche der Sterblichen bedürfen; behagliches Daſein in dieſer Welt, ſelige Erwartung von jener. Irdiſche Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen unſers Glücks, wenn auch, nach Maasgabe der verſchiedenen Geſittungsſtufen, die Arten bürgerlicher und ſtaatsthümlicher Freiheit oder der religiöſen und kirchlichen Zuſtände der Völker von einander abweichend ſind. Will man die Weltgeſchichte verſtehen, muß man ſie aus der Höhe dieſes Standpunktes betrachten. Alle großen Ereigniſſe und Staatsumwälzungen ſtammen zuletzt von dazher.

Auch die Geſchichte der Deutſchen, ſeit ihren Herrmannsſchlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verſtrickung ins Netz des Lehenweſens und Prieſterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechſelnd ſehen wir immerdar die eine oder die andere vorherrſchend ſpielen, abwechſelnd ſich einander zurückdrängen auf einen Endpunkt, von welchem aus dann die Gedrängte ihre Spannkraft

wieder geltend machte. Nach der frommen Raſerei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunſtliebe des Mittelalters, mit Sittenſchlaffheit und Uebermuth weltlicher und geiſtlicher Herren. Das Heiligſte des Menſchen war beinahe in todter Kirchlichkeit erſtarrt. Da erfolgte wieder der Umſchwung und die Rückwirkung durch Macht gläubiger Inbrunſt — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege geſtalteten einen Theil Europa's um. Aber ſchon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erſchlaffung der Nationen. Man ſehnte ſich unter den langen Verwüſtungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöſe Begeiſterung, zum Theil ſchon von fremdartigen Leidenſchaften verſchlungen, wich dem dringendern Bedürfniß des äußern Wohlſeins. Es war am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerſtörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläſte der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunſt und Schriftwerk den Ton an: er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutſchlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Witz und Ernſt geiſtreicher Schriftſteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und ſtaats-

thümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürſten und ihre Großen in Deutſchland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten ſich freier aus; ſtrebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geiſt um ſich her zu verbreiten; begünſtigten Wiſſenſchaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das geſellige Leben veranmuthigen mag; verbeſſerten die rohe Geſetzgebung; brachen die Macht geiſtlichen Anſehens; ſchafften Hexenprozeſſe und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahlloſen beſſern Stiftungen ein beſſeres Zeitalter vor. Zugleich ſchweifte ihre Begierde zur geiſtigen Freiheit in wahren Freveluuth über, dem nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöſe zugleich Gegenſtand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor ſich in ſittliche Schlaffheit.

Doch dieſer Ton herrſchte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächſten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Burger der Städte, genoſſen nur die Früchte beſſerer Einrichtungen von oben herab; aber der freveleriſche Geiſt droben, in fremder Sprache redend, focht ſie nicht an. Deutſchland blieb deutſch, während die kleine Zahl der Vornehmen franzöſiſch dachte, fühlte, handelte und ſprach. Im Innern des Volks verharrte

alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Höhern, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Daher bewegte sich übrigens männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die ererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfes, jeder Stadt, jeder Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete gegenseitig die herkömmlichen Verhältnisse. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt einiger hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter allerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war aber der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder engherziger Selbst

ſucht. Die deutſchen Völkerſchaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geſchah, kümmerte den Schwaben ſelten mehr, als was er von Liſſabon oder Neapel vernahm. Den Höfen lag an Erweckung eines großen Nationalſinnes der Deutſchen am wenigſten; vielmehr kam ihnen zuweilen die Vereinzelung der Völkerſchaften durch Nährung eines Nationalhaſſes gegen Nachbarn gelegener, weil es unter deutſchen Fürſten ſelten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Dieſe wechſelſeitige Gleichgültigkeit und die höchſt mäßige Schuldbildung der untern Stände verurſachte, daß nur eine geringe Zahl Zeitungen und Flugſchriften gedruckt und geleſen wurde. Lebhafter Umtauſch der Gedanken war alſo nicht leicht, um ſo weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zenſur gehalten, von Vorfällen des eigenen Landes das Mindeſte ruchbar werden lieſſen, und andere Staatsſchriften mit ſo barbariſcher Gelahrtheit abgefaßt waren, daß ſie ſelten geleſen wurden, als von denen, die mußten. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man ſein Geld und Blut in Anſpruch nahm, den Hader auf Schlachtfeldern zu entſcheiden.

Zwar gab es in den meiſten deutſchen Staaten Landſtände, allein auch dieſe hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körper-

ſchaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk, daher beim Volk keine Beachtung. Entſproſſen dem urdeutſchen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation ſelbſt nichts war, hatten die Landſtände, eiferſüchtig auf ihre Rechtſame, ſich ſo viel möglich in urſprünglicher Geſtalt bewahrt. Das aber ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte, ſtanden ſie in den neuen wie Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten ſie aus dem Reich des Daſeins hinweggewiſcht werden, ohne daß man ſie vermißte. Dies kam den Fürſten zu ſtatten, welche ihre Selbherrlichkeit erweitern wollten. In Baiern z. B. hatte man ſeit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zuſammenberufen. Die landſchaftlichen Verordneten ergänzten ſich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigene Wahl, und bewilligten, was der Fürſt begehrte. Seit Schleſien unter preuſſiſche Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergeſſen.

Das Wachsthum fürſtlicher Selbherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber für ſie und das Volk auch nicht geringern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen ſahen, mit dem Verſchwinden der Landſtände, welche bisher noch, wirk-

lich oder ſcheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, ſich gänzlich der Willkühr und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenloſigkeit des Herrſchers nur das peinliche Gefühl ſtaatsbürgerlichen Nichtsſeins. Niemand war geſetzlich befugt, für ſie das Wort zu führen; am wenigſten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug Miniſter oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that. Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürſten ſelbſt nicht ſelten Stellvertreterin des Volks gegen die Miniſter werden mußte. Unvermeidlich entſtand daraus größere Gleichgültigkeit gegen den Staat und erhöhte Selbſtſüchtigkeit Aller. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchſtens nur das Geburtsland ſah, und den Wahlſpruch der Selbſtſucht im Mund und Herzen trug: ubi bene, ibi patria. Nur die perſönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er ſich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landesheldenoder wahrhaften Volksvaters erhob, oder Furcht vor Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeiſtes wecken, die als Erſatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein anderer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbherrlichkeitsrechte

der Fürſten fühlten ſich dieſe theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigener Glanzliebe und ungemeſſener Freigebigkeit. Beides vermehrte häufig die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Laſten, das heißt zur — Staatsſchwäche. Nicht Alle dachten ſo großſinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der ſich und ſeinen Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerſchulden ſein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwiſchen war damals den Höfen Vieles erlaubt und ſchien gefahrlos, weil man theils die Folgen nicht ſogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geiſtlichkeit, welche dem Thron zunächſt ſtanden, gern darüber ſchwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über ſeine Verhältniße nicht zum Bewußtſein gekommen, und ſchien deſſelben kaum jemals fähig zu werden. Feſtgehalten durch Zaubermacht der Gewohnheit, verſpürte es kaum ſeine allmälig wachſende Bürde; es verdoppelte unter derſelben nur ſeine Anſtrengungen. Selbſt das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikaniſchen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeiſt in Frank-

reich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel noch unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

3.

Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an Männern, welche, in der Mitte des Volks lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichsten Geistern anderer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Lesefchatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die ärmliche Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angestammten Würde bewußter, das heißt, menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland,

Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Gryphius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stollberg, Hölty, Salis, Matthison, Göthe, Wieland, Schiller, und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuber-Romane wanderten bald von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann, Zerrenner und Andere wirkten kräftig

dafür ein. Die Volkslehrer machten ſich's zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man ſchrieb für's Volk im Geiſt des Volks, und die Geheimniſſe der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finſterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Anſichten und Kenntniſſe verbreitete ſich ſchnell durch alle Stände. Die neuen Vorſtellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tauſende laſen; und Tauſende, die nicht laſen, ſogen die niedergelegten Wahrheiten, vermiſcht mit neuen Irrthümern, aus den Geſprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzoſen, Briten, Schweizer, ſelbſt Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen ſelbſt die untern Stände einen gewiſſen Sinn für Edleres, als rohe Luſt iſt, ein eigenthümliches Geiſtesleben, wenigſtens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunſt, für den Gedanken des Dichters oder des Weiſen beſaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung hatten deutſche Reiſende in Frankreich die Werke der beſten Schriftſteller dieſes Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den engliſchen und ſchottiſchen Bauer mit der neueſten Zeitung hinter dem Pfluge geſehen; oder die Stanzen Taſſo's aus dem Munde venediſcher

Gondeliers, oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald aber war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zur Auferweckung des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuern London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier standen viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe berufen, sondern von den Großen kaum ge-

kannt, oft verſchmäht, zerſtreut im Volk; daher auch nicht für den Glanz der Höfe, ſondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachſen deutſchen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Leſeſucht, daß wohlmeinende Männer erſchracken und fürchteten, die deutſche Gemüthsart werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wiſſenſchaftliche Gründlichkeit in flache Halbwiſſerei verſchlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unweſen der Aufklärer und Schöngeiſter männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber, oft ohne das zu wollen, beförderten ſie damit Aufklärung, und gaben dem Trieb zur Selbſtbelehrung bei Einzelnen beſſere Richtung. Denn die Mittel, deren ſie ſich zur Bekämpfung ſchlechter Schriftſteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hände übergingen.

Niemand ſchelte mir jene Zeit, denn ſie iſt die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch ſie entſprang in Deutſchland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengeſetzte Bildung. Deutſche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; aber franzöſiſche Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum feſt; dieſe fremd-

artig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart derer einwirken, denen sie angehörten. Tiefführend, ernst, ritterhaft, fein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volkshaften über den Fremdling war ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, den, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eigenen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die Wenigsten, dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man doch auf den Prunktischen der Gekrönten, ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Briten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater von deutscher Art und Kunst hie und da ver-

drängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier, deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unzuberechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, ebenfalls verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Alle Deutschen waren zum Besitz eines köstlichen Gemeinguts gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgewordener, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. Im gleichen Maase, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem keinen Vorzug, als das Gedächtniß seiner Ahnen, oder die Huld des Landesherrn für deren Familien und dessen daraus

fliessende Begünstigungen. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände vermischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese ausserordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschracken, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

4.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äusserte, ließ es doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen

Rechtſame. Billig erwartete man von der fortſchreitenden Geſittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verſchwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung ſelbſt. Denn ſchon bemerkte man bei den erſten Höfen freiherzigere Grundſätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joſeph II im Süden, Kurfürſt Maximilian Joſeph in Baiern und andere mehr den Ton gegeben. Rückſchritte reizten ſchon den Widerſtand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preuſſen, in den Tagen der Biſchofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zenſur-Edikte, auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte ſich beim Volke geringe Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derſelben wenige oder keine; der Staatsgeheimniſſe deſto mehr. Das neueſte Werk eines Lieblingsſchriftſtellers ſprach die Neugier der Nation mehr an, und beſchäftigte die Urtheile lebhafter, als alle Manifeſte, Verordnungen und Geſetze. Auch mangelte es im Ganzen an klaren Begriffen über ſtaatsrechtliche Verhältniſſe, — ſie lagen noch in den Werken der Gelehrten verſchloſſen. Die deutſchen Völkerſchaften waren über ihre bürgerlichen Zuſtände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reiſebeſchreibungen und Zei-

tungen von Verfaſſungen und Geſetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu ſagen, als vom eigenen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbſt die Halsſchmuckgeſchichte in Paris, die Verſammlung der Notabeln daſelbſt, die Gährungen in Frankreich, die Stürmung der Baſtille erregten anfangs in der Volksmaſſe nur oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauſpiels.

Aber die Berichte von dieſem Schauſpiel füllten bald ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme ſtieg, die Anzahl der Zeitungen vermehrte ſich. Man ſah die ungeheuern Bewegungen einer Nation, welche ſich gegen Zwang und Schmerz willkührlicher Beherrſchung ſträubte. Man ſah jene Nation ſchon über die Stufen mittelalteriſcher Bildung emporgeſtiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geiſtliche bedrückt, durch Auflagen erſchöpft, durch Lettres de cachet und Baſtillen geſchreckt. Man ſah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, ſeine Verſchwendung nicht begrenzte, ſondern nur die Stände des Reichs verſammelte, dafür neue Hilfe zu begehren.

Man ſah, wie Adel und Geiſtlichkeit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das ſchwerſte Gewicht der öffentlichen Laſten von ſich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen ſtrebten. Man las die Reden geiſtvoller Männer über die Rechte der Menſchen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Beſteurung und vor dem Geſetz.

Dies Alles und der große, erſchütternde Schritt der Begebenheiten, feſſelte die allgemeine Aufmerkſamkeit der Deutſchen immer ſtärker. Die Tagesgeſchichte von Paris ward das Tagesgeſpräch an der Donau und Elbe. Eine Maſſe neuer Anſichten, Begriffe und Kenntniſſe durchdrang den Geiſt des Volks. Neben der ſchöngeiſterischen Schriftſtellerei that ſich für das Allgemeine eine ſtaatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Ueberſetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile parteieten ſich, wie an Höfen, ſo an Hochſchulen, unter den Schriftſtellern, in Städten, Ortſchaften und Wirthshäuſern. Eben dieſe Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsſtreit, zur Klarung ſtaatsrechtlicher Vorſtellungen unter allen Ständen weſentlich bei.

Inzwiſchen bemerkte man ſchon damals, als die Fürſten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourboniſchen Throns verſammelten, als das

Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig gegen die Franzoſen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern franzöſiſchen Heerweſen redeten, groſſen Unglauben bei den meiſten Deutſchen. Dieſe hatten noch nicht vergeſſen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, ſondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikaniſchen Freiheitskriegen geſprochen hatten, und von eben den Männern, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That ſchadet fürſtlichem Anſehen im Volke nichts ſo ſehr, als vorſchnelles Urtheil in Meinungsſachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen ſollen in weltlichen, wie der Papſt in geiſtlichen Glaubensdingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Götterſprüche und das feſteſte Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Götterſpruch aber iſt nur das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man vom amerikaniſchen Kriege, daß Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienſtalter der Heerführer, in Volkskriegen, das Wenigſte entſcheiden.

Auch mag nicht geläugnet werden, daß bei gebildeten Männern aller Stände auf deutſcher Erde der ſehr menſchliche Wunſch vorherrſchend ward, Frankreich möge unter dem Zepter ſeines Königs

geſetzlich freier werden. Auch fehlte es wohl nicht an ſolchen, welche Vergleichungen zwiſchen den bürgerlichen Verhältniſſen jenſeits und diesſeits des Rheins anſtellten. Aber zu ſtark und fromm war deutſcher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beiſpiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutſchen im Allgemeinen nicht den Grund zu ſo ſchwerer Klage, als die Franzoſen. Die Abgaben der Unterthanen waren im Ganzen mäßig, die Richterſtühle gerecht, und was zu wünſchen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder ſpäter durch die wohlthätig lehrenden Ereigniſſe der franzöſiſchen Staatsumwälzung allen Fürſten bemerkbar werden.

Am lebhafteſten ward das Gemüth der deutſchen Jugend, weil es das unbefangenſte war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geſchichte der franzöſiſchen Staatsumwälzung ausſprach. Auch als dieſe Revolution ſich nachher ins Gräßliche verunſtaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerſtörbar. Man verabſcheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die beſſern Ueberzeugungen, gleich wie man in Religionskriegen vor den Unmenſchlichkeiten derſelben, aber nicht vor der Religion ſelbſt ſchauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eigenen Urbilder, aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellsinnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig: im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen damals entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Volksschaften, welche zum deutschen Reich gehorten, an einerlei Klage, an staatsthümlichem Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt: noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze

Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eigenen heranziehenden Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkerschaften diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

5.

Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutschland.

Wiewohl bei Eröffnung des ersten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein gewesen war, daß die verbündeten Heere Oesterreichs, Preussens und des übrigen Reichs so schnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des obersten Feldherrn zu verheißen schien: hatte doch Niemand einen so argen Ausgang des ersten Unternehmens erwartet. Man erschrack vor den Folgen, nun den deutschen Boden zur Schlachtenbühne werden zu sehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oesterreichern, Preussen, Hessen u. s. w. war erschüttert. Doch tröstete man sich, daß nicht so wohl der Franzosen Ueberlegen-

heit an Muth und Kriegskunst ihnen die ersten Siege gewonnen habe, sondern die verderbliche Witterung des regnerischen Herbstes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechselnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländischen, deutschen und italienischen Gefilden.

Dieser Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunstgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeisterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geist, von der Natur mit höhern Gaben ausgestattet, jenem feindselig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, von dunkler Abkunft, erfüllten schnell die Welt durch ihren Glanz. Mit dem Verschwinden jenes Vorurtheils nahm natürlich die Wahrheit Platz; daß Geistesadel nicht Erbeigenthum des höhern Standes sei; daß seltene Gaben in den untern Ständen, weil dieselben an Gliedern zahlreicher sind, häufiger gefunden werden müssen; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen,

im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den ersten Aemtern Weihe gegeben, zu denselben gerufen werden sollte.

Wie bedeutungslos auch solche Wahrheit an sich zu sein scheint, von so unermeßlichen Folgen wird sie, wenn sie das Gemüth eines ganzen Volks durchdrungen, und dadurch unzerstörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor: denn sie schafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Ansichten um: so wie jeder veränderte Standpunkt dem Auge die Landschaft anders gestaltet.

Schon bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutschen Unterthanen von Seite ihrer Fürsten großentscheidende Maasregeln, Wahlen ausserordentlicher Mittel, wie sie die Natur der Dinge darbot. Solche erschienen nicht. Die Höfe blieben ihren militärischen Grundsätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch sie standen durch eigenthümliche Verhältnisse gefesselt. Alles war des Schicksals Werk. Es sollte vollbracht sein.

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubten

die Höfe in Deutschland nicht wagen zu können, die eigenen Volkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie selbst noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie mußten es darum nicht, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar durch den Mund ihrer ersten Beamten, der Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maasregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anderes hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen ausser der Zeit finden; aber doch nicht, die Völker auf irgend eine Weise enger

und traulicher an die Sache ihrer Thronen zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen wohl nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent, aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17 März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif."

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des daselbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch, wie Posselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaates einge-

drunzen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Volkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheuet. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eigenen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der durch den Feind verbannt gewesenen, in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Vielleicht erinnert man sich noch aus jenen Tagen einer cisrhenanischen Republik. Aber selbst diese vorübergehende Erscheinung zeuget nicht wider den deutschen Sinn. Denn man vergesse nicht, daß die französischen Heere (schon seit 1794) Meister des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande schalteten; daß Preussen selbst, im Basler Frieden, schon in den französischen Besitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszusehen war, auch Oesterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, sich der deutschen Länder jenseits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geschah es, daß Aachen, Köln, Bonn und andere deut-

ſche Rheinſtädte zuſammentraten (im Jahr 1797), und ſich zu einer cisrhenaniſchen Republik, unter Schutz des franzöſiſchen Freiſtaats, verbanden. Es war dort nicht ſtaatsumwälzeriſcher Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlaſſenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutſchheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht alſo geweſen, ſie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und ſie würde erfolgt ſein. Sie begehrten es nicht. Deutſche wollten ſie bleiben. Eilfertig im September 1797 verkündeten ſie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunſch war vergebens. Auch Oeſterreich, in eigenen Bedrängniſſen, opferte ſie auf. Im Oktober gab ſie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutſche cisrhenaniſche Städtebund verſchwand, von Frankreich verſchlungen.

Das Unglück Deutſchlands erſchreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte ſie über die ſtaatsthümlichen Verhältniſſe ihrer Fürſten aufgeklärt. Sie ſahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen ſchwiegen. Sie ſahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieſelben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oeſterreich und Süddeutſchland noch fochten, traten Preuſſen und Nord-

Deutschland schon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Krieges ab. Theilweise, zur Rettung ihrer eigenen Lande, schlossen die Höfe von Baden, Würtemberg und Baiern besondere Waffenstillstände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Dasein eines französischen Freistaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerstückelung Deutschlands gestritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus August, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu stoßen; ihm für die entrissene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und sein altes Reich zu vertheilen.

Alle diese öffentlichen Thatsachen beförderten in Deutschland, ohne daß man es wollte, mehr staatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitschriften und Flugblätter vermöchten. Diese aber wurden mit größerer Begierde gelesen. Denn nie vorher hatte so lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrscht. Wie konnte es anders sein? Vom Gange dieser Angelegenheiten hing auch zuletzt der Wohl- und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzeln Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern Denkart über

Staatsverhältniſſe ward das freiere Urtheil im geſelligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünſchen und zu meiden ſei. Aber das Urtheil blieb inner rechtlichen Schranken. Nirgends Ungeſtüm, nirgends Abſchweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewieſen die deutſchen Völkerſchaften, neben wachſender Erkenntniß, beſonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angeſtammten Fürſten. Es bildete ſich zwar eine Art öffentlicher Meinung, ein regſamer Gemeingeiſt aus; aber doch bannte er ſich noch in die Grenzen der eigenen Staaten ein. Geſchieden, wie die Intereſſen der Höfe in Deutſchland, blieben noch lange die Intereſſen der verſchiedenen Völkerſchaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieſelbe Schmach, wodurch ſie am Ende verbundener wurden.

6.

Wirkungen der Gewaltherrſchaft Napoleons.

Der glücklichſte von Frankreichs republikaniſchen Feldherren errichtete ſich in Frankreich einen Kaiſerthron. Die großen Blicke, die glänzenden, faſt an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieſes Mannes, neben der ſichtbar gewordenen Un-

fähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königsmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und seine That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andere hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das zähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten

Ordnungen, zur willkührlichen Macht der Landesherren; zu den Vorrechten des Adels von Geburtswegen und zum stummen Verehren priesterlicher Götterspräche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwickelung des menschlichen Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne, erwartete vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an den Höfen und in den Republiken hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte besonders den Frieden von England, dem unbesiegbaren Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um seiner Herrlichkeit zu genießen, oder nur als Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? — England verwarf die Anträge, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es, entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reißen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als nur diesen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Fest-

landes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte Napoleon durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; er hatte mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum des britischen Königs, überzogen, für welches Deutschland das Schwert nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preussen. Wurtemberg und Baiern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preußisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Preßburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?" — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eigenes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, nur durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welt-

theil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äussersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits den Pyrenäen geworden, lösete er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, daß sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte, von Keinem beklagt, und von den Deutschen nachher selbst nicht wieder hergestellt wurde. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen tödtlich verletzt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche geheißen werden — waren ihre Formen hohl und todt. Die kleinern Staaten wußten gar wohl, daß ihr Dasein nur durch gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preussens bestand. Kein Wunder, wenn sie, der Selbsterhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sahen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die politischen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten vielmehr ihren, durch falsche Staatsklugheit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor geschehen worden, entwickelte sich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeist aller Volkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dorfer wandelten, und herrisch dem Fürsten, wie dem Unterthan, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches bald für eigene Unabhängigkeit zu fürchten begann, nachdem es den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eigenen Gebiets ertragen hatte. Preussen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachten Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) voll-

dete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen abgethan. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, ohne alle Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatte das Volk längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten die Unterthanen aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hingegen die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht Dich, sondern Dein Geschick an, guter König, daß es Deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht einging, unsere streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!“ — so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthan zu werden.

7.

Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Zepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Volkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andere rühmen und alte Ehren geltend machen; einerlei Schande drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht; und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eigenen Fürsten die Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten *sie selbst* — das ward allgemein empfunden — *keineswegs verschuldet*. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen *Reichsverfassung* an, und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatsklugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten, an die Spitze der Geschäfte gestellt

hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen vergangener Glückseligkeit. Mit Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur heftigere Sehnsucht nach dem Verlorenen zurück; bei Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und immer dunklern Aussichten, wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei welchem allein noch die Hilfe stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als Tage des Glücks je hätten gewähren können: statt Provinzialsinn deutschen Sinn; statt kirchlichen Leichtsinn religiöse Inbrunst; statt Selbstverfälschung mit Ausländerei Ehrfurcht für das edle, kerndeutsche Alte.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebelgang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen,

ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu dürrem, scholastischem Wortergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfliessend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Aussenwesens der Dinge, oder Dienerin der Einbildungskraft allein, erschollen ihre Töne aus den innersten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Orakle aller besondern Geistesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantischer Poesie gegeben. Indem sie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verstanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verschwisterte sie sich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutschen innerstes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz mit seiner Trauer sich in sich selbst verschloß.

Nun, unter Bajonetten der Fremden, galt alles Deutsche werther; Auslanderei ward schimpflicher, selbst die Muttersprache teuscher, die sich vormals zu muthwillig mit Sprachen anderer Völker gepaart hatte. Weil es aber gefährlich wurde,

von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, weil selbst Fürsten verboten, von auswärtigen Staatsverfassungen und Monarchen unglimpflich zu schreiben, und sie auch durch Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beschränkten: sprachen die Schriftsteller desto begeisternder von den Zeiten einer fernen Vergangenheit, da der Deutsche noch deutscher war, frömmer, freier, tapferer, sieghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und gepriesen und den gegenwärtigen zum Muster aufgestellt. Andere hingegen entwickelten dem Volke neue staatsthümliche Urbilder; Andere machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfassungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderstehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geist der Menge, besonders auf das reizbare Gemüth einer thatenlustigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil sie weniger Rücksichten trägt, als der Hausvater, und mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutschthum und Religion wurden herrschende Losungsworte; die Begeisterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten sich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünsche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in

Deutschland, an stilles Vorbereiten für den großen Augenblick der Befreiung. Geheime Verbindungen unter unschuldigen Namen spannen sich an. Der Tugendorden oder sittlich-wissenschaftliche Verein verbreitete sich schnell vom Norden Deutschlands in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen sollte, erst im Werden, als Oesterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im Jahr 1809). Aber uneinverstanden mit seinen Nachbarn, und entschlossen, diesen zu nehmen, was ihnen vom habsburgischen Gut gegeben war, bereitete es sich selbst Hindernisse glücklichen Fortgangs durch neue Entzweiung unter Deutschen. Dadurch ward Napoleon stärker. Der Kampf erhob sich unter bangen Erwartungen aller Volkerschaften. Tirol stand in Waffen auf für seinen Kaiser. Es regte sich kampfbegierige Ungeduld im deutschen Norden. Aber die Entscheidungsschlacht bei Wagram endete den kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oesterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugsamen Herzog von Braunschweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit seiner kleinen Schaar sich, vermittelst eilf verschiedener Treffen, von Böheims Wäldern bis zur Ausmündung der Weser Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlassen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte.

Und Schill nebſt ſeinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralſund mit Blut und Leben einen ſtolzen Ungeſtüm, welcher für Deutſchlands Ruhm und Freiheit die geſetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

8.

Stimmung und Anſichten im deutſchen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaiſers, als Braut, in ſeinen pariſiſchen Palaſt heim. Dieſe Verbindung gab denen, welche ſich über Alles nach Frieden ſehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe, und beſtärkte den muthloſen Glauben derer, welche den Niedezwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwiſchen ſtanden, wegen deſſen, was für die Zukunft gethan werden müſſe, die Meinungen getheilt.

Die Einen ſahen mit wachſendem Zorn die wachſende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. „Alles habe ſeinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum

solle sich Alles rüsten in Verborgenheit, daß der günstige Augenblick zur Befreiung Keinen überrasche. An nichts müsse man verzweifeln; sich selbst am wenigsten verlassen. Darum stehe fest das Vertrauen auf Gott; und dem deutschen Volke gehe sein Deutschthum über Alles. Je unersättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empore er das Herz der Nationen wider sich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürstenthümer und Königreiche wie Spreu verschenke und seinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je schwächer werde sie. Schon sei die öffentliche Meinung, das heißt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und soldatische Ehre belebe noch seine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im ersten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachse."

Andere sprachen: „Wir dachten, wie jene. Aber nun sehen wir, wem die Welt gegeben ist. Weisheit ists, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder, unzeitiger Wuth vermehren, sondern die Schlüsse des Schicksals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr fesselt, kann das Streicheln noch zähmen. Das ist das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er sei weiser, als wir. Die jetzige Tyrannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäischen

Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere befestigt steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heute die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines einzelnen Menschen, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als Leben und Macht einer Nation."

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, in Haß der Gewaltherrschaft einig, waren doch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Volkerschaften des deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren;

ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehen ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisinnigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den Gemäßigtern, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeigten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben wa-

ren. Obwohl sie selbst in Napoleon mehr den soldatischen Gewaltsherrn, als den Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drükkenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen die entschlossensten Gegner derselben. Hier fanden mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen seitdem, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte, hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden,

die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehen und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmenterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft schon gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten, und auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, wieder auseinander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten beiderseits nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundes-

genossen in das Innere Rußlands führte. Nichts vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten moskowitischen Czaaren ein (14. Herbstmonat 1812). Aber er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die herbstlichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preussens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, da sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volkes. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen, ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht!

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für den Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur

Hilfe sandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfliche Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. **Deutschlands Völker erhoben sich.**

9.

Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, **denn der Augenblick sei gekommen.** Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preußischer Feldherr **York**, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, **ohne Vorwissen und Willen seines Königs**, und schloß sich den siegenden Russen an.

Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, ob wider sie, bildeten sie kecke Schlachthaufen aus begeisterten Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen nur Schlachtgesänge. Der Aermste brachte nur seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gegorte in diesen Augenblicken nur dem Vaterlande: denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte, dies der glänzendste Augenblick in der ganzen Geschichte Preußens; die Lorbeern des siebenjährigen Krieges selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III. erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geiste der Nation Eins ist. Das erfuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die

Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Hier iſt nicht der Ort, die Geſchichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oeſterreich zu ihnen; dann Baiern; dann das ſächſiſche und würtembergiſche Heer mitten auf dem Schlachtfelde. Alle Fürſten des Rheinbundes folgten. Nur der treffliche König von Sachſen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher fliehend die weſtphäliſche Krone verlor, konnten der Andern Beiſpiel nicht nachahmen. Es kam Deutſchlands neue Hermannsſchlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die franzöſiſchen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, ſeiner Eroberungen verluſtig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutſchland war Freude, aber die Freude nicht ganz rein. Vielen mißfiel der ſeghaften Königs Entſchluß, Frankreich (zu allen Zeiten den Deutſchen furchtbar und feindſinnig, nun mit Rachluſt getränktes Nationalholzes erfüllt, neben Deutſchland groß und mächtig beſtehen zu

lassen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Ersatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherstellung europäischer Ruhe nöthig gewesen wäre, geschweige Ersatz für den unermeßlichen Raub, den die französischen Heere und Feldherren in den Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürsten, auf Kosten ihrer tiefererschöpften Unterthanen geübt, lasse den Feinden Mittel, früh oder spät Deutschland und andere Nachbarn von Neuem zu bedrängen, ehe diese sich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiser Napoleon auf eine Insel des Mittelmeers versetzt, und den friedlichen Versicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der ersten Betäubung genesen, das nahe Frankreich unwiderstehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als seinen besten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Ansprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen gestürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch sah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbestand der Staaten beschäftigt, als

Napoleon, von Elba entronnen, und ohne Mühe abermals den Thron beſtieg. Kein Schwertſtreich geſchah von den Franzoſen für die Bourbonen. Dieſe flohen mit ihrem kleinen Anhange von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüſtungen Europa's; neue Begeiſterungen Deutſchlands zum Schutze der Thronen und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle-Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikaniſche Inſel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII. noch einmal zurückgeführt in das Reich ſeiner Väter. Aber ſchwerer büßte Frankreich dieſesmal. Viele ſeiner Feſtungen gegen Deutſchland wurden ihm genommen, dazu alle Kunſtſchätze, welche in Paris, als ſchöne Beute franzöſiſcher Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Koſten des Krieges und die Entſchädigung Anderer, welche von den Franzoſen einſt großer Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Beſatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Nun erſt ſah ſich der Welttheil vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Luſt und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen ſo

raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, ausser aller Sterblichen Macht, hatten einmal im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I, Kaiser von Rußland, Franz I, Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III, König von Preussen, (25. Sept. 1815) zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverän, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und feldherr-

lichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrich IV von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äussere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung statt finden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte be-

gründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorener Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denselben und dann Befreiung von aller Nachsteuer u. s. w. gestattet. Der Bundesversammlung blieb vorbehalten, die organischen Gesetze in Rücksicht auf des Bundes auswärtige, militärische und innere Verhältnisse aufzustellen, über Handel und Verkehr der Bundesstaaten, über Preßfreiheit, Sicherstellung der Rechte von Schriftstellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entscheiden u. s. w.

Im Einklang mit diesen neuen Gestaltungen Deutschlands, alle entsprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Besseres und der Gesittungsstufe der Nation Entsprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu stellen, handelten in derselben Zeit großherzig viele Fürsten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Anhänglichkeit ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich, was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, sondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Thronen einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieselben, vom Ernst der öffentlichen Meinung umringt, und einverstanden

mit der Nation, über derselben verborgenste Hilfsmittel, Schätze und Einsichten verfügen könnten, wohin sonst keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der selbherrlichen Unbeschränktheit ihnen weit größern Vortheil stifte, als irgend das hingegebene Recht gewähren konnte: festern Staatshaushalt, sorgfältigere Verwaltung, vorsichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derselben zum Fürsten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus seinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürst bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen seiner Minister und Hofleute zum Handeln bestimmt worden wäre. Aber die Großbeamten, wie einsichtsvoll sie auch immerhin sein mochten, waren nur einzelne, und einzig nur aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einseitigen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer gewesen. Vielseitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geist in großer Versammlung vor dem Fürstenstuhl redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erst durch Mittheilung mannichfaltigerer Ansichten und Er-

fahrungen in stellvertretenden Versammlungen der Alleinherrscher wahrhaft selbherrlicher, das ist, eigenern Willens würde. Denn man konnte sich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfassungen die Vorsteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Behörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorsteher und Räthe geleitet waren; die Ministerien und höchsten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Obersten der Provinzen ertheilten Ansicht gingen, und der Fürst nachher nur über die also geformt wordenen Anträge der Ministerien und höchsten Behörden zu entscheiden im Stande war. So konnte also vielmals die beschränkte Einsicht, die Neigung und Willkühr der untersten Amtleute auf den Willen des Fürsten einfliessen; und eben diese Untersten, nicht immer die Weisesten, nicht immer die Leidenschaftlosesten und Reinsten in ihrem Wirkungskreise, waren bisher am wenigsten bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand der Unterthanen genauer kennen lernen; denn sie kannten bis-

her nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten beſſer kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beſchaffenheit der untergeordneten Angeſtellten. Friedrich Wilhelm III, König von Preuſſen, gab ſchon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), ſeinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfaſſung mit Stellvertretung der preuſſiſchen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachſen-Weimar, ſtellte bald nach dieſem (September 1815) eine ſolche Verfaſſung für ſeinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einſicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Geſetzgebung, Recht der Beſchwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte ſeinem Volke ſchon früher eine verbeſſerte Verfaſſung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarſten des Reichs zuſammenberufen. Dieſe aber hatten die neu dargebotene Verfaſſung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums ſtammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im Nov. 1815) trat er noch einmal mit dieſer Verſammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn ſchon er die

Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10.

Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Thronen nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich

triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron ſtürzend; — erſt unter der Willkühr übermüthiger Eroberer die tauſend Plagen und Schrecken der Gewaltherrſchaft duldend, dann, plötzlich der Feſſeln entlöſet, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genoſſen, von guten Fürſten empfahend — — nie konnte anders geſchehen, als daß ſich Alles in leidenſchaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maasgabe ſeiner Begriffe, mit vielleicht auch überſpannten Erwartungen, dem Eintritt eines goldenen Zeitalters entgegenſah?

Dieſe Erwartungen, oder ſeine Wünſche wenigſtens, ſprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegeriſche Verwirrung der Erlöſungszeit hatte ſelbſt in den Staaten, welche ſonſt keiner ungebundenen Preßfreiheit hold geweſen waren, dieſe Freiheit feſſellos gelaſſen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geiſt der Nation zur Vollendung des großen Werks aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengſtlichkeit geſichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig gehandelt, einen namhaften Theil ſeines Gutes zum Opfer gebracht, oder

sein Blut vergossen, oder seine Brüder, seine Söhne, seine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundener Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in seinen Verhältnissen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch schien es der rechte Augenblick zu sein, weil nach Losreissung der deutschen Völker vom französischen Joch der erste Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerrissenen unter sich, auf Schopfung neuer Ordnungen statt der zertretenen, gerichtet sein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß gesammten deutschen Landen, durch engere Vereinigung derselben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwischen großen Nachbarreichen zu stehen, und nicht erfahren zu müssen, beim ersten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der sichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfassung und des nachgefolgten Rheinbunds hatte sich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande gesammter Nation entwickelt. Denn schwer hatte die gesammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müssen. Aber es traten die mannichfaltigsten, oft sich im schneidendsten Widerspruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So sehr waren Einige vom Gedanken germanischer Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutschen Nationalgeistes in kleinlichen, eifersüchtelnden, zwieträchtigen Provinzialsinn geschreckt, daß sie nur ein einziges deutsches Volk unter einem einzigen Oberhaupt sehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. „Kein Bundesstaat, sprachen sie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geschichte der Nationen, hat euch unsere eigene nicht belehrt, daß Bundesstaaten, wie klug geordnet sie sein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm Nichts zu opfern? daß sie nur stark sind, sich unter einander durch Widerstand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht selbst das republikanische Rom, so sehr es die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchste Gewalt nur einem Manne übergeben? Welchen Bundesstaat ihr bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, zum Gehorsam gezwungen werde? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur

Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. Das bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die mächtigern Glieder verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf nothwendig ist, und einer der Mächtigern ihn für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein Feind vor der Thüre steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen; ausser dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äussern Feinden von Neuem hingegeben."

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit in diesen Worten überzeugt waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbherrliches Haupt werde? Soll sich Preussen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Große entschlagen? Ohne Unterjochungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestigt oder vollendet, was die Natur gegeben, die im Norden und Süden Deutschlands zwei

überlegene Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen genieſſen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und andern Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind; auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches."

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in dergleichen Ver-

schmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. „Ihr, sprachen sie, die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr gänzliche Vernichtung ächtdeutschen und rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften, köstlicher ist, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andere Gewinn? Es ist das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutsche Volkerschaften, ältern Stammes und Namens, als Oesterreich oder Preussen, freiwillig auf ihr selbstständiges Dasein Verzicht thun werden, um sich zu Gunsten eines andern Reichs in ihm aufzulosen und aus der Geschichte zu verschwinden? Das war's, was am meisten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt konne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern so lange, als jene Gewalt; aber die erste Erschütterung in dieser weckt Befreiungslust und Rache der Unterjochten. Ein Bundesstaat oder Staatenbund soll und will Deutschland sein. Das war er seit Hermanns und Marbods Tagen. Unzerstörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angestammten Fürstenhäuser ist der uralte Grundzug in deutscher Gemuthsart; er ist noch jetzt, wie einst, lebendig und hat sich auch in heutigen Tagen rührend offenbart.

Fraget in Dingen des Lebens keinen selbstgeschaffenen Urbildern nach, sondern der Wirklichkeit!"

„Und wenn, fuhren sie fort, nicht zu läugnen ist, daß in jedem Bunde Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, so wie der Ruhe des Ganzen, Gefahr bringt: so mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, diese Gefahr zu entfernen. Preussen und Oesterreich, obgleich auch Herren von deutschen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger diesen, als der großen Masse ihrer nichtdeutschen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, also als nichtdeutsche Mächte betrachtet werden. Es bilde sich der Bund aus allen übrigen deutschen Fürsten und Städten, wie einst der rheinische. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Gesammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eigenen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbstvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwischen Allen stehen, und, von Allen, durch gegenseitige Eifersucht Aller, schonend behandelt werden, wie die schweizerische Eidsgenossenschaft es seit Jahrhunderten zwischen nebenbuhlerischen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen

Schirmherren und Gewährleiſtern des Bundes wähle er ſich im Norden Preuſſen, im Süden Oeſterreich; denn Beide, ihre Thronen auf deutſcher Erde gebaut, ſind des deutſchen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Beſſer zwei Gewährleiſter und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Gebieter werden kann, während zwei ſich die Wage halten. Dann allein wird Deutſchland ſelbſt zwiſchen Oeſterreichs und Preuſſens kunftigen Handeln unparteiſam, ſogar vermittelnd, ſtehen konnen; wenigſtens nicht befurchten müſen, daß eine oder die andere Macht, wie ſonſt wohl öfters geſchah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umſchaffe."

„Ein Staatenbund, ſo wie jeder Staat," ſprachen Andere dagegen, „welcher die Burgſchaft des Beſtehens und Daſeins nicht in ſeinem Innern ſelbſt mit ſich trägt, ſondern von fremden Gewährleiſtern empfangen muß, iſt ein gebrechliches Weſen und verkündet zum Voraus Schwäche. Selbſt die ſchweizeriſche Eidsgenoſenſchaft hat fur ſich dergleichen Gewährleiſtung niemals verlangt, vielmehr ſie immer gefurchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben iſt, war nicht von zweien oder dreien, ſondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anderes, als

ein öffentlicher Ausſpruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundſatzes, unter welchem jeder Staat in Europa beſteht. So ihr aber einerſeits Oeſterreich und Preuſſen vom deutſchen Bunde ausſcheidet und zu Fremden machet, anderſeits doch eben dieſe zu Schirmherren und Gewährleiſtern erwählet, und ihnen, als ſolchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, ſich in eure innern Händel zu miſchen, weil ihr es eben denſelben, als Mitgliedern, verſaget. Seltſame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß den Fremden die innern Ordnungen und Rechtſame oder der Beſtand des Bundes theurer und wichtiger ſein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn ſie Genoſſen des Bundes ſind: ſo fürchtet dieſe Eintracht noch mehr, wenn dieſelben auſſer dem Bunde ſtehen! Schon das ſittliche Gefühl ſträubt ſich doch im Mitgliede, Verräther einer Geſellſchaft zu werden, deren Theil er iſt, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem iſt der Fremde weniger ausgeſetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleiſter ſich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genoſſen, vorſchreiben läßt."

„Darum iſt, ſo ſprachen ſie ferner, Zerſcheidung Deutſchlands in drei Reiche nicht minde-

bedenklich, als Zerspaltung in zwei Hälften, oder staatsumwälzerische Auflösung in Eins. Preussens wie Oesterreichs deutsche Gauen sind nicht minder Deutsche, als Hessen, oder Sachsen, Baiern oder Würtemberg es sind. Und alle deutsche Volkerschaften gehören zu einem deutschen Bund. Sind auch einzelne Genossen wohl auswärts mächtig, so erheben sie dadurch nur Ansehen und Stärke des Bundes selbst, ohne ihm, als Genossen desselben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder ist Deutschland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsversuchen ausländischer, unter allen Zerwürfnissen inländischer Mächte nicht immerdar bestanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr feste Gewährleistung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: so stellet den wandelbaren, oft zwiespaltigen Interessen der deutschen Höfe, als Gegengewicht, das sich unwandelbare Interesse der gesammten Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von Innen, Ansehen und Stärke nach Aussen. Lasset auf den Bundesversammlungen die Abgesandten der Fürsten sitzen und den Weisungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber füget zu dieser Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ständischen Versammlungen aller Staaten Deutschlands, mit

Weisungen von diesen versehen. Nur dann erst, wenn nicht bloß einzelne Völkerschaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, sondern wenn die gesammte Nation über gemeinsame öffentliche Angelegenheiten ein gesetzliches Stimmrecht führt, wird deutscher Nationalgeist erscheinen und segensvoll wirken; segensvoll, weil, unparteiisch in den Zwisten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; segensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlstand, Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich der Einigkeit, der Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen Gewalt der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges."

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. „Wenn nicht schon,

sprechen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Anderes aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?"

„Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das grössere: Umsturz aller bisher bestandenen Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundsätzen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die

Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Beispiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführet, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten ist die Selbherrlichkeit des Volks in die einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Räthe und Landsgemeinden übergetragen.. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in Händeln ihres Gleichen."

„Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Mißgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eigenen, im Zwist begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sie es, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende Nationalvortheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forschet in den Geschichten der Bundesrepubliken Juda's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung

ſieht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch ſelbſt die Selbherrlichkeitsrechte übten, der innern Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!“

11.

Vielartiges Urtheil über den deutſchen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeverſammlungen. Stärkere Regſamkeit des Volkswillens. Schriftſtelleriſche Fehden.

Unter dieſem und anderm Widerſpruche von Meinungen, Hoffnungen und Wünſchen ward die Verfaſſung des deutſchen Bundes, in der Geſtalt, wie ſie aus den Berathungen des Wiener Kongreſſes hervorſtieg, wie vorauszuſehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Vertrauen. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus Grundſätzen ehemaliger Reichsverfaſſung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgeſtattet, gegenwärtigen Verhältniſſen am entſprechendſten ſei; daß man nicht waglings oder verſuchsweiſe Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauſchen dürfe; daß eben dieſer leiſe Uebergang zum Beſſern dem ſprungloſen Naturgange der Dinge zuſage;

daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, köstliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich schon damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten nämlich aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke, nähergelegene, oder Abrun-

dungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willkühren, Zerreissungen des Altzusammengehörigen, und Verknupfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Hofen mancherlei Mißverständniß. Die deutschen Völker aber sahen mit Ungeduld dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos bestimmt werden sollte. Sie sahen sich, erst vom Kriege zerstört, nun unter einstweiligen Verwaltungen schwankend. Sie sahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutschen, getheilt werden; wer konnte von nun an wissen, was seiner eigenen Heimath verhängt sei? Sie sahen Oesterreich und Baiern (Jänner 1816) sogar wider einander in Waffen erscheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche schmerzte, daß man Liebe und Treue zu angesammten Fürsten predige, während man nicht nach Treue der Herzen, sondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab sich aber in derselben Zeit, als den Nationen zuerst der Inhalt des europäischen heiligen Bundes kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entsetzlichen Erschütterungen, durch

welche die ſittliche Welt gleichſam aus ihren Achſen gehoben, alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, ſelbſt der letzte Schein des Anſtändigen vernichtet war, ſehnte ſich die Welt mit doppelter Inbrunſt zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach einer religiöſen Staatsweisheit der Fürſten. Der heilige Bund war dieſen Seufzern entgegengehend: aber unter jenen Ländertheilungen ſtillte er ſie nicht, und ward ſelbſt Vielen durch ſein Erſcheinen in ſolcher Zeit verdächtig. Die Wenigſten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tauſend Schmerzen entſtandene Chaos Deutſchlands ohne neue Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geſchieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu geſtaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem regewerdenden Unglauben an das Beſſerwerden der Dinge, jenen chriſtlichen Fürſtenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der osmaniſchen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinſetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, ſogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geiſt der Völker. — Edelſinniger Alexander, von Millionen deiner Zeitgenoſſen verkannt, dich wird (der Glaube an

das Fortſchreiten der Menſchen verheißt es) ein beſſeres Jahrhundert verſtehen! Dieſer Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgeſprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäiſchen Völkern zu Vorſtehern geſetzt, und die er in ſchweren Zeiten gerüſt hat, wird in der Menſchheit, wird in den Gemüthern der Fürſten wenigſtens den Gedanken verewigen, daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die feſteſte von allen Grundlagen, ſegengewährende Staatsklugheit ſei.

Das lange verzögerte Erſcheinen einer Bundesverſammlung zu Frankfurt am Main; dann nach ihrer Eröfnung (am 5. November 1816) der für die Ungeduld der Völkerſchaften zu langſame Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landſtändiſche Verfaſſung des Großherzogthums Weimar zu gewährleiſten; daneben der Machtſpruch des Kurfürſten von Heſſen, mit welchem er beim Wiedereintritte in ſein Land (14. Jänner 1814) ſämmtliche Inhaber getaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rückſicht, vom rechtmäßig erworbenen Beſitze verſtoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an beſſere Tage.

Theils dies, theils die Verſchiedenheit der Wünſche über das, was den einzelnen deutſchen

Staaten am nächſten lag, nämlich über ihre eigenen künftigen Verfaſſungen, ward faſt ausſchließlicher Gegenſtand aller Geſpräche im bürgerlichen Leben, zahlloſer Zeitungen, Flugſchriften und größerer Werke, neuer Gährungsſtoff der von Furcht gereinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht die Aufſtellung ſtändiſcher Verfaſſungen; die Fürſten zum Theil ſelbſt hatten ſie feierlich verheißen, und im Grundgeſetze des deutſchen Bundes lag offene Zuſage: aber auf welche Art und Weiſe die Zuſage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeſchenk, oder als Vertrag zwiſchen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürgers, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verſchiedenen Kammern? ob mit Unterſchied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherſtellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürſtenthum Heſſen, im Großherzogthum Mèklenburg, im Königreiche Sachſen und in Hannover ſich zu bewähren ſchien? — das ward die vielbeſprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weit aus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehensherrſchaft, das wünſchte, was dem gegenwärtigen Bedürfniße der Länder und der jetzigen Geſittungsſtufe

der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nur für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen Stolz. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter ließen sie sich ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Thurnplatzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustre-

tenden Aeuſſerungen deſſen, was ſich in Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menſchen im geſelligen Umgange, wie der Schriftſteller in ihren Werken, erregte bald Beſorgniß bei den höhern Ständen. Denn ſolch ein Ton war zu keiner Zeit in Deutſchland erhört worden. Was man wohl anfangs, in Tagen kriegeriſcher Verwirrung, nachſichtig geſtattet hatte, oder was man nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleoniſche Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenſtürmte: das ſchien den Höfen, nach hergeſtelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe gefährdend. Die Freude über wieder errungene Unabhängigkeit vom Auslande ſchien ihnen in ein trotziges Fordern gröſſerer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, würde nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meiſten fürchtete der Adel Gefahr für ſeine alterthümlichen Rechtſame. Er drängte ſich deshalb enger zuſammen, in feſter Verkettung dem allfälligen Sturme zu ſtehen; er drängte ſich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürſprecher ſeiner Sache. Dieſe bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung ſeines eigenen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der unteren Stände, das heißt, der Volksmaſſe.

Die aus ſolchen widerſtrebenden Umſtänden entſtandenen Reibungen trübten faſt jede Heiter-

keit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten: wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Thronen, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja ein preussischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlich-wissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon gehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit ersem Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schmähen vaterländischer Regierungen, das Verwirren der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich,

wenigſtens im preuſſiſchen Volke, keine Begeiſterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufſtand gegen Napoleons Gewaltherrſchaft gerufen habe; ſondern ein ruhiger, und um ſo rühmlicherer, Gehorſam gegen den königlichen Befehl bewirkt habe, daß Jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und ſeine Opfer gebracht.

Die Achtung, welche dieſer Mann erworben hatte, verlieh ſeinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preuſſen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden ſchmückten, indem ſie die Güte ſeiner Abſicht, wie ſeinen Muth anerkannten, erſchien er in den Augen der Gegner als Verleumder ſchuldloſer Menſchen, ja des preuſſiſchen Volks ſelbſt, und als Stifter eines unſeligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugſchriften auf, ſowohl zu eigener Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit ſo groſſer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König ſelbſt zwar, ſo lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Geſellſchaft des ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins genehmigt

gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

12.

Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich gestanden waren, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrscht hatten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren denjenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandel-

ten Verhältniſſen war volles Wiederherſtellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutſchen Bundes billig ihnen, denen keine ſelbherrliche Hoheit zurückerſtattet werden konnte, wenigſtens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Beſitzthümer unverletzt bewahrt, inſofern dieſe mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar ſein mochten, in deren Reichen ſich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel blieb noch, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten ſelbſt, zumal in Bezug auf Geſetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren ſeien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längſt ſchon am Bürgerſtande ſeinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden.

„Unſere Vorzüge oder erblichen Rechtſame ſind, ſo ſprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Geſellſchaft unantaſtbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel ſelbſt ausrotten durch Gewaltthat und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigſten, verdienſtvollſten Stände in ſeinem Gut und Eigenthum verderben. Viele der Unſern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausſchließliche Anſprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, ſondern auch hie und da privilegirten Gerichts-

ſtand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigene Angehörige. Hier iſt wirkliches, wohlererbtes Beſitzthum! Wer da anräth, uns aus demſelben zu verſtoßen, kann mit gleichem Fug vorſchlagen, den Bürgersmann aus ſeinem eigenen Hauſe zu verdrängen. — Neue Staatsverfaſſungen, ſollen ſie nicht mit umwälzeriſcher Schuld, ſondern rechtlich gegründet werden, müſſen mithin auch die Rechte unſers Standes ehren. Und nicht Pflicht iſt dies allein gegen uns, ſondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerſtandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerſchellen. Iſt aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher iſts Zeit, daß man, ſollen Monarchien beſtehen, den Standesunterſchied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten laſſe.“

„Allerdings muß in republikaniſchen Verfaſſungen“, ſo ſprachen die Schutzredner des Adels ferner, „Gleichheit aller Familien im Volk ſtatt finden, und kein anderer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten iſt das Volk der Souverän, und keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne ſein eige-

nes Staatsbürgerrecht unbesonnen zu schmälern. Wir aber sind Genossen monarchischer Staaten, in denen die Souveränität von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie ist. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfassungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obschon in untergeordneten Abstufungen, der Stand der Adelsgeschlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geschlechts selbst. Könnet ihr beweisen, daß Vorzüge der Geburt ungültig seien: so könnet ihrs, wie vom Adel, auch vom Fürstenstamm sagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der sich durch Glück, Umstände und Geistesgaben an seine Stelle erhebt: so werdet ihr mit denselben Beweisen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, sondern nach dem des persönlichen Verdienstes vergeben werden müsse. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angestammte Vorzüge eifern, die Grundsäulen der Monarchie, weil sie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten."

„Keineswegs," fuhren die Vertheidiger des Erbadels fort, „keineswegs liegt in unserm Sinn,

irgend einem Verdienſte ſeine Kronen zu rauben. Wir ſelbſt, unſere Söhne werden um dieſelben. Keineswegs liegt in unſerm Sinn, den Fürſten das Recht abzuſprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeſchlechter zu heben; unſere Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Beſitz der uns hinterlaſſenen Vorzüge. Aber Verdienſt und Adel ſtehen einander weder feindlich gegenüber, noch ſollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechſelt werden, ſo wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reiche zugleich die Tugendhafteſten ſind? — Uebrigens, welche Verfaſſungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müſſen, nicht nur die des amtlichen Ranges, ſondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürſtliche Hoheit kein Amt, ſondern ein Geburtsrecht iſt, ſo iſt auch der Adel kein Amt, ſondern ein dem fürſtlichen verwandtes Geburtsrecht. Dieſe durch Vererbung in den Geſchlechtern bleibende Abſtufungen ſind dem Weſen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befeſtigung der monarchiſchen Verfaſſung. Die höhern und tiefern Amtsſtufen ſind wandelbare Erſcheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert

oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterſtützten, oder, wo er nicht war, ihn ſchufen, wie ſelbſt Napoleon, als er eine Republik in ein Kaiſerthum verwandelte; — oder, wenn der Adel ſich die ſtärkſte Säule der Monarchie, ihren feſteſten Damm gegen demokratiſches Wogen nennet, ſo wundert euch nicht; Beides ergab ſich nothwendig aus der Natur der Sache ſelbſt, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete ſicherer, als die Schulweisheit theoretiſcher Staatskünſtler."

Dieſen Behauptungen widerſprachen die Gegner und ſagten: „Es iſt bei uns nicht Rede, das Grundweſen monarchiſcher Verfaſſungen zu zerſtören, ſondern zu ſtärken. Das Grundweſen derſelben iſt: daß Einer Herr ſei. Nicht aber iſt das Erbrecht der herrſchenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie ſelbſt ſo ſehr, als durch angeſtammten Landesbeſitz und durch die geſicherte Ruhe und Glückſeligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erſchrack von den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So iſt denn alſo das Geburtsrecht des fürſtlichen Geſchlechts nicht durch das Herkommen allein, ſondern auch durch das Bedürfniß feſter Ruhe bei Thronerledigungen unantaſtbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre

ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürſtlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns iſt keine Feſtigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen beſtehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und geſunder Menſchenverſtand.

„Es iſt unbillig, dem Adel ſeine Titel und Namen, ſein Beſitzthum an Gütern und Rechten darauf ſtreitig zu machen. Dies ſind einfache Rechte, wie ſie jedes Mitglied eines Staates beſitzt, keine Vorrechte. Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenſchaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menſchen menſchlicher zu werden, gleich andern Landesgenoſſen ſich, zum großern Vortheil des Staats, geiſtigen und häuslichen Wohlſtand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche der Fürſt in ſeinem Majeſtätsrecht beſchränkt, und der Staat ſeiner trefflichſten Mittel beraubt wird, wenn, bei Beſetzung der erſten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenſchaften gelten ſoll: jene Vorrechte ſind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müſſen, weil ſie Beleidigungen der Menſchheit, Läh-

mungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugniſſe der Monarchie ſind.

„Freilich auch dieſe Vorrechte ſind Rechte geweſen, aber ihrem Weſen nach veränderliche Rechte, weil ſie nur aus dem Bedürfniß eines gewiſſen Zeitalters entſprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters iſt nun anders, und was ehemals für Einzelne recht war, iſt jetzt zum Unrecht gegen Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rückſicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfniſſes, alle ehemalige Stiftungen noch für unſere Tage als rechtsgültig erklären: ſo ſtellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es geweſen, wieder her, ſo ihr das vermöget.

„Jenem hohen, einſt unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterſchaft iſt der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrſchaft, ſteht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch ſeine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar geweſene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief geſtützt, dankte ſeine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als ſeinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geiſtes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tau-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14335/013

sende des Bürgerstandes gleich oder zuvor. Daher ist vergebens, durch Kunst einen Unterschied zu erzwingen, welchen die Natur der Umstände schon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbstversäumung durch die Zuversicht, das, was durch Verdienst erworben werden sollte, vermittelst Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel sinken gemacht.

„Landstände sollen sein, nicht um Rechte einzelner Volksklassen gegen den Thron zu verfechten, sondern den Landesherrn durch vielseitige Kenntniß, Erfahrung und Ansicht, in der Gesetzgebung zur Verbesserung des gemeinen Wohls zu unterstützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigsten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeversammlungen geben, wenn der Fürst nicht das Wesentliche über das Zufällige verlieren soll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienst von selbst. Wenn aber, während Verdienst und Tugend des Vaters kein Erbgut sind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienst nie hatten: versvottet der Gesetzgeber den gesunden Menschenverstand an seiner eigenen Person. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegenere Einsicht und Kraft. Wird der Fürst verfassungsmäßig gezwungen, sie nicht, frei aus Allen wählend, die-

ser Geistesüberlegenheit, sondern einer bestimmten Anzahl Familien als ausschließliches Recht derselben, zu ertheilen: so geht die Monarchie in Aristokratie unter, und nicht die Weisheit des Fürsten, sondern das Spiel des Zufalls entscheidet Wohl und Weh seines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Besteurung der adelichen Güter ist nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienste leisten, als der Adel, sondern sie ist Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes."

Mit diesen und ähnlichen Gründen bestritten sich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutschland. Preussens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Gesetzbuch dem preussischen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erster Stand des Staats erscheint. Die Gesetzgebung war, wie andere Wissenschaft, in neuern Zeiten fortgeschritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieser Fortschritte empfunden.

13.

Das Benehmen der Höfe im Streit über den Adels Werth.

Während dieser Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfsinn und Witz und mit allen

Kunstgriffen der Beredsamkeit geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, sondern unmittelbar das Volk den schweren Rechtsstreit zu entscheiden, war die ruhige Haltung der Fürsten dabei beachtungswerth. Mit weiser Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, sondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entschieden sie den alten Hader. In der That konnte bei demselben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, so unparteiisch sein, als der Fürst selbst, weil er über beide und den Gegenstand der Streitsache erhaben stand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenseitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wär:, bewiesen mehrere Fürsten Deutschlands, daß ihnen nicht gelegen sei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefsohn des Staats zu behandeln. Nicht sowohl durch gesetzliche Bestimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten, behielt der Adel an den Höfen sein früher genossenes Ansehen. Hin und wieder, wo er früher den Besitz gehabt, wurden ihm Patrimonialgerichtsbarkeit und besonderer Gerichtsstand gelassen, oder Majorate zu stiften gestattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreissen, die einst erhaben über den Bürgern, jetzt mit diesen, der That nach, schon auf gleicher Linie standen. Das Gesche-

hende schien gleichsam nur von der Natur der Verhältnisse geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeschlechtern verblieb, vor der Strenge staatsrechtlicher oder staatswirthschaftlicher Grundsätze nicht ganz gerechtfertigt werden konnte, suchte es in der Macht vorhandener Umstände Entschuldigung. Denn unter und mit diesen edeln Geschlechtern waren die Fürsten erwachsen; sie kannten deren Namen und Verhältnisse besser, als jener Würdigen des Bürgerstandes, und an die wohlbekannten Namen knüpften sich manche Erinnerungen von der Freundschaft ihrer eigenen Altvordern mit den Vätern jener Geschlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen, Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beschränken, zogen sie auch die Söhne des Bürgerstandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigsten Geschäfte des Staats. Sie erhoben diese in den Stand der Edeln, Freiherren und Grafen, nicht um sich selbst über deren Herkunft zu täuschen (vielmehr beurkundeten sie damit, daß bloße Abstammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundschaft gebe), sondern um sie an Würde den übrigen Genossen ihres Umgangs gleich zu stellen, und den bisher an europäischen Höfen gegoltenen Begriffen von persönlichem Rang, zumal bei diplomatischem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den untersten Sträuben,

gewisse Formen des Anständigen im Umgang oder Geschäftswesen berücksichtigt werden, so dürfen sie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachlässigt sein.

Inzwischen auf diese Weise dem Verdienstvollen aus bürgerlichem Stande — in mehrern deutschen Staaten gesetzlich sogar — das Recht und der Weg zu allen und den höchsten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals fast ausschließlich nur dem Adel zustand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben so sehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelstandes anzuspornen, ihrer Verhältnisse jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerstandes zu reizen, durch ausgezeichnetes Verdienst um Thron und Staat in jene Verhältnisse einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundsatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre sei, welche, wie in Republiken die strenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Wesens bleibe.

Die alten, dem Staate eben so nachtheiligen, als das Menschengeschlecht entwürdigenden Befugnisse der Adelschaft verschwanden dabei hin und wieder von selbst. Die Fürsten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß sie Perso-

nen oder Güter des Adels von Mittragen der öffentlichen Laste, hätten entbinden, und diese auf die Schulter der übrigen Volksstands allein wälzen sollen. Denn diese ist die allesernährende Klasse; sie darf am wenigsten entkräftet werden. Sie ist der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht stehen, geschweige kraftvoll einherschreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherstellung der Leibeigenschaft in jenen deutschen Gegenden zu begehren, wo sie Gustav Adolph IV, König von Schweden, einst aufgehoben hatte, wie ernst und entschlossen König Friedrich Wilhelm III von Preussen solches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf schonende Weise den künftigen Rechtszustand der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände festgestellt. Diese, durch die Gewalt des Eroberers von Deutschland ihrer Landesherrlichkeit verlustig, hatten damit nicht ihren Landesbesitz, nicht ihre angestammten Ehren verloren. Und diese wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitschuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten sie kaum leisten, ohne, mit Zerreißung aller seitdem entsprungenen Veränderungen, Deutschland in neue Verwirrungen

zu stürzen. Was geschehen ist und geschieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menschen, nicht nur unter dem höchsten Gebot seiner sittlichen Natur, sondern auch unter dem Gebot des Schicksals und der Zeit beachtet werden.

14.

Wachsende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutschen Gewerb- und Handelsstandes. — Theurung — Religiöse Schwärmerei. — Kirchliche Beforgnisse.

Es ist kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des gesammten Deutschlands würde Beifall gejauchzt haben, wenn den Fürsten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundsätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer viele bisher geleitet gewesen waren, und die sie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber ihre einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entscheidendsten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren staatsbürgerliche Rechte sprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb Unruhe in den Meisten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht siegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieser Furcht standen viele andere Besorgnisse der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erscheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigener Noth. Noch war in allen Deutschen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch sah man für jede Zukunft keinen stärkern Widerstand angeordnet und keine engere kriegerische Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüstet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte man sich dennoch mit der Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererscheinung. Tadle Niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben seine Aecker, seine Hütte, seine Blutsfreunde verschlungen sah, wenn er bei jedem fremdartigen Geräusch, als vor Rückkehr einer Begebenheit schaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürsten, solchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigste scheinen sollen. — Von der andern Seite schmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinsamen Vaterlandes, in schweren Zeiten der Entscheidung, die Waffen genommen hatten, wenn

sie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienste, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt sahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, sie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurhessen, aus unenthüllten Ursachen, sogar verboten ward (Jänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem sie einst bereit gestanden waren, für ihren Landesfürsten Leib und Leben zu wagen. Solches schlug die stolze Freudigkeit vieler Tausende nieder, die — hätte sich in solchen Augenblicken neue Gefahr von aussen her angekündigt — vielleicht schwerlich zu ehevoriger Begeisterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergestellten Weltfrieden hatte der deutsche Landmann, Handwerker und Gewerbsstand fröhliche Wiederkunft verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zertretenen Wohlstandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand seine Hoffnungen von Jahr zu Jahr fast aller Orten getäuscht. Die Auflagen wurden in den wenigsten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfnisse nicht vermindert, und weil, gleich den Privatpersonen, auch die Staaten mit schweren Schulden aus der bösen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur seine eigene Beschwerde; und die Abgaben

schienen ihm härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft besaß, sie zu erschwingen.

Denn auch die Gewerbe stockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indessen Meister des Welthandels geworden war, die Marktplätze bestellte und die Preise der Waaren vorschrieb. England hatte während der Versperrung des Festlandes gelernt, sich des größten Theils der europäischen Waaren, Europa aber nicht, sich der fremden Bedürfnisse zu entschlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu besiegen gewesen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen ost- und westindischen Handels beruhend, stand dem Muthe europäischer Krieger unantastbar. Nun alle Länder unsers Welttheils mehr oder weniger dem britischen Kunstfleiß zinsbar geworden, ließ sich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäischen Festlande voraus berechnen. Nur Belebung des eigenen innern Gewerb- und Kunstfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortschreitenden Verfall des allgemeinen Wohlstandes wehren.

Europa dem britischen Handel zu versperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren riesenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unsers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, sprachen die Gewerbleute;

bis einst der britische Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäische Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küstenländern Asiens und Amerika's treiben wird. Die Versuche einzelner Staaten, inländische Gewerbe durch Verbote oder Erschwerungen der Einfuhr ausländischer Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu statten kommt, schadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Aufstellung derselben im andern, und lähmen gegenseitigen Umsatz der Kunst- oder Naturerzeugnisse. Ohne eigenes Verderben können sich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht isoliren.

Das fühlten auch Deutschlands Fürsten. Daher hatten sie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigsten und dringendsten Gegenstände, Handel und Verkehr im Innern Deutschlands, den Berathungen der Bundesversammlung vorgezeichnet. Aber Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das Erscheinen von Verbesserungen, so schnell als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherren berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märk-

ten: wie der furchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland hingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechten u. s. w. für den Staatsschatz verloren, von den allgemeinen bundesgenössischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige

Hinderniſſe wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erſt, längſt ſchon hatte man den Nachtheil der zahlloſen Land- und Waſſerzölle im Innern Deutſchlands für den Handel empfunden. Es ließ ſich nachweiſen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzoſen oft weniger mit Abgaben beſchwert waren, als die eigenen Naturerzeugniſſe deutſchen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten ſich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beſeitigen, und dafür einen gemeinſchaftlichen Grenzzoll aufzuſtellen. Die Urſache davon lag ſchwerlich in der Gleichgültigkeit der Fürſten gegen den ſinkenden Wohlſtand ihrer Unterthanen, auch wohl nicht in der Unkunde ihrer erſten Staatsdiener mit dem, was Noth ſei, ſondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, welche die Männer vom Fach nicht zu überwinden wußten.

„Und dieſe Schwierigkeiten ſind, ſprachen Geſchäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben ſie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutſchland ein einziger Staat, ſo würde er ein einziges Handelsintereſſe haben können. Dies iſt nicht der Fall. Es beſtehen hier

mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels und Wohlstandes, als Preussen; Baiern andere, als Hessen. Nicht Willkühr, sondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfnisse und ihre vortheilhafteste Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder Fürst aber sorget zuerst für sein eigenes Land, und nicht, mit Vergessung desselben, für das Allgemeine. —. Daher würde es nicht schwerer sein, Portugall, Spanien und Frankreich zu einem gemeinsamen Handelsstaat, mit einerlei Mauth- und Zollinie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben so viele von den grössern Staaten Deutschlands. — Gesetzt aber, die Landesherren wollten oder könnten die besondern Interessen ihrer Völkerschaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergessen: so würde die Umschaffung Deutschlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflösung aller besondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rücksichtlich bisher statt gefundener Handelsverhältnisse, und die Schliessung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder voraussehen müssen, sondern auch in

mehrern deutschen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des gesammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart ersetzt werden müssen, weil noch ungewiß, ja unwahrscheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Ersatz leisten würde, was die um Deutschland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kasse so vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege so vieler Jahre und durch so langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu sehr erschöpft liegt?"

Wenn schon solche und ähnliche Betrachtungen den Muth des deutschen Handels- und Gewerbsstandes niederschlugen, gab man doch nicht die Hoffnung des möglichen Bessern auf. Hunderte, Tausende aus den entgegengesetztesten Gegenden Deutschlands, Fabrikanten, Manufakturisten, Kaufleute aller Art vereinigten sich durch Unterschriften, die Hilfe der Bundesversammlung anzuflehen. „Denn, wie ungeheuer auch alle Hindernisse scheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutschen Gewerb- und Kunstfleißes entgegen-

wirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, sprachen sie, durch kluge Entschlossenheit besiegt werden könnte. Diejenigen deutschen Staaten, welche heute zum Gemeinbesten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehnden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht zu ihrem Vortheil, sondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutschland in fremde Weltgegenden ausströmen, kehren nie wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müssen die Grundstücke im Preise sinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menschen auswandern, andere Vaterlande zu suchen, weil sie in den ersten Heimathen nicht genug gewinnen können, um sich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen."

Wirklich sah man, auch nach hergestellter Befreiung Deutschlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge der Unglücklichen, welche nicht Uebervölkerung so sehr, sondern theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zustand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheil-

len ein glänzenderes Glück zu finden, theils verführerische Gewalt des Beispiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, sich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tausenden nach den minderbevölkerten Landstrichen Rußlands; zu Tausenden über das Weltmeer in die amerikanische Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens so viele, als aus Deutschland, aus Frankreich, aus England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundsätze mit denen, welche daselbst durch Wiederaufrichtung des Bourbonischen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienstes neben den Arbeiten der Maschinen, die den Fleiß unzähliger Menschen überflüssig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillstand vormals blühender Gewerbe.

Zu so mancherlei Ungemach gesellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regnerische, kalte Witterung einiger hinter einander folgenden Jahre und der daraus entspringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse, in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, als Kapitalisten, Handwerker und Tagelöhner, zu beklagen; jene blieben ohne Zins, diese, beim Mangel des Verdienstes, ohne

Univ. Bibl. München

Mittel zur Herbeischaffung der ersten Nothwendigkeiten. Zahllose Haushaltungen versanken in Schulden. Die Fürsten waren nicht reich genug, so vielem Uebel zu steuern. Sie verordneten, nur besorgt um die eigenen Unterthanen, Getreidesperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und so, alles sich nur auf sich selbst beschränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theuerung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutschen Völkerschaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte sich. Jede Abgabe ward beschwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man suchte sie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man schrieb den Mangel des Unentbehrlichsten weniger der Ungunst der Witterungen, die man kannte, als den Maasnahmen der Regierungen zu, deren beschränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht immer kannte. Das ist gemeinlich des großen Haufens Weise, daß er, im Gefühl eines Schmerzes, seinen Zorn am liebsten gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer steht.

Schlechte Nahrungsmittel, Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuversicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erschütterte das Gemüth der Andern. Es

verbreitete sich düsteres Wesen, welches, zumal in untern Volksklassen, gern religiösen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erschreckten mit Weissagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von Bußreden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in gebildeten Ständen durch angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur Liebe des Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht.

Während hier sich mehrerer Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit

heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehen, indem man Papſtthum und katholiſche Kirche, oder Glauben und römiſche Kurie ſtrenger von einander zu ſcheiden verſuchte. Die Wiederauferſtehung der Jeſuiten in Italien; das Erſcheinen der Inquiſition in Spanien, die Zerreiſſung des alten deutſchen Bisthums Konſtanz und Nichtwiederbeſetzung des erledigten Stuhles deſſelben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römiſchen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholiſche Schweiz; die unwürdige Behandlung Weſſenbergs, eines hochgeachteten deutſchen Prälaten, der ſeine Unſchuld vergebens in Rom darzuthun ſtrebte; das der römiſchen Unterhandlungskunſt gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikaniſchen Kirche erſchüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römiſchen Hofes im Konkordat mit Baiern — alle dieſe und andere Erſcheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpſtlichen Kurie. Dieſer ſchien daran gelegen, den günſtigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengſten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf

katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch staatskluge Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Thronen und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde, noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volks bewegte.

Der Körper der Staaten, wie der Menschen, ist sein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in sich aufnehmen, was nicht schnell mit der Krankheit verwandt und eins würde. Die deutsche Nation war voll Sehnsucht nach einem festen, freien, ihrer würdigen, Zustande. Sie war es, nachdem sie lange unter schwankenden, knechtischen, unwürdigen Verhältnissen das Bitterste erduldet hatte, was eine Nation durch fremdherrischen Uebermuth erdulden konnte. Daher geschah, daß Alles, was sich ereignen, und den

Theil nur, oder das Ganze Deutschlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrschende Stimmung aufgelöset, und wie ein Ereigniß für die Gesammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöse, mystische Gemüthston der Menschen von verschiedenartiger Geistesbildung in solchem Grade mit politischen Angelegenheiten verwandt ward, daß Staatssachen, wie heilige Glaubenssachen, in frömmster Begeisterung abgehandelt wurden: eben so reizten die Einwirkungen der römischen Kurie hinwieder allgemeine Empfindlichkeit einander entgegenstehender politischer Parteien. Katholik oder Protestant, Beides ward hier einerlei; die Religion schied nicht mehr, sondern die Stellung des Vaterlandes allein beschäftigte die Gemüther. So begab sich, daß Katholiken und Protestanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römischen Einflusses in die deutsche Welt anfochten, und von der andern Seite dagegen nicht Katholiken allein, sondern auch Protestanten die Rechtsame des Papstes in alten Ehren mit Leidenschaft vertheidigten.

„Das ist", sagten die Letztern, „das ist das Elend unsers Vaterlandes, daß der leichtsinnige Geist Frankreichs, der schon vor den Siegen der französischen Waffen unsere Höfe, unsere Gelehrten beherrschte, noch nicht vertrieben ist. Und

darum können wir nicht genesen. Es muß das Alte, wie es die Väter gehabt, in seiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Priesterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren. Geistliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geschieden und doch sich gegenseitig unterstützend bleiben müssen. Als man einen dieser Grundpfeiler der sittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachsturz; in Frankreich geschah er. Der katholische Gottesdienst bedarf, zur Erhaltung seiner Majestät, größeren Aufwandes, als die Einfachheit des evangelischen; und Einheit ist die Grundlage der katholischen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, so müsset ihr auch die der Kirche entzogenen Güter und Rechte hergestellt, so müsset ihr auch den Bestand der Hierarchie, so müsset ihr auch das ehevorige Ansehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Ansehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispensen u. s. w., durch die Ehrfurcht der Monarchen selbst vor diesen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Lasset ihr dem Papste aber von seiner Würde und

kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: oft wird er, den die Völker nie sehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholischen Europa vergessen stehen; so wird sein Wort und Warnen ohne Macht verschallen, und die Kirche und der Glaube, ohne höchsten Schutz, Verwandlungen von der Willkühr des Zeitgeistes unverweigerlich annehmen müssen. Das ist's, vor dem mit Recht der katholische Christ zittert! Diese Verwandlungen — zu viel derselben haben wir schon erfahren — was haben sie der Glückseligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsstätten der Klöster vertilgt wurden: ist das Volk denn frömmer geworden, seit es nicht mehr den Anblick jener frommen Beter genoß, welche das Beispiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verschleudert sind: hat sich denn der Wohlstand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen entzogen ist: habet ihr denn seitdem zufriedenere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papst? Nichts, als was die Fürsten selbst wollen, und verkunden, das sein soll, — jedem sein *ehevoriges* Recht!"

Diesem entgegneten die Andern: „Ja, die Unterthanen sind, seit der Jugendunterricht den Klo-

sterlingen entzogen wird, ihren Landesherren innigst ergeben geworden, denn sie haben aufgehört zwischen zweierlei Autoritäten zu schwanken, von denen die geistliche unablässig nach Uebergewicht trachtete. — Ja, die Nationen sind reicher geworden, seit der todten Hand unermeßliches Gut genommen und in die lebendige Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verodete, unendlich leichter aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erschreckliche Gegentheil. — Ja, das Volk ist frömmer geworden, seit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, sondern vielmehr durch fromme Weltgeistliche stärker zur Heiligung des Gemüths, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unsere Fürsten wollen, auch wir wollen, daß Jedem sein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willkühren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerspenstige Recht, sondern das allein wahre und altgestiftete. Und also gelte und bleibe auch für den romischen Stuhl dasjenige Recht, was ihm, in Bezug auf deutsche Kirche, durch Satzungen der Konzilien und Kirchenväter bestimmt worden ist; nicht dasjenige, wodurch deutschen Bischofen der edelste Theil ihrer Befugnisse, den Fürsten die

Vollgewalt in auſſerkirchlichen Angelegenheiten der Geiſtlichkeit, offenbar oder geheimerweiſe, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; nicht dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apoſtoliſchen Kammer abgeholt werden. Auch unſere Fürſten, auch wir wollen die Einheit der katholiſchen Kirche, deren ſichtbares Oberhaupt der heilige Vater iſt. Aber die Rechtſame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche, welche Jahrhunderte lang, ſelbſt mit Einverſtändniß der Päpſte, beſtanden, haben ſie der kirchlichen Einheit geſchadet? — Und nie ſind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger geweſen, als in unſern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürſtlichen Kaſſen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geſchwächt, Vermögen und Wohlſtand der Unterthanen im Verfall ſind, ſollen wir nun Mönche pflegen, Kloſter bauen oder ausſtatten, und wieder gen Italien zinsbar werden."

15.

Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinnes, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Volkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder Andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis in's Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien verlustig ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigene Herz

nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eigenen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuern Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern ersehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volkes keines-

wegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei *blos durch Schriftsteller* bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war *eben* durch diese anders gewordenen *Verhältnisse* und *Zeiten* erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben erfunden gewesen wären. Die Werke der Schriftsteller hatten in der Nation, was diese dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtseins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbstverblendung, welche sich einbildeten, die Masse der Nation sei dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgestorben; kenne schon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürstenhäusern; wolle nur Auflosung, republikanisches Wesen und stürmische Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und sie bewies es bis diesen Tag — von den schönen ihrer alten Tugenden, die einst Tacitus pries, noch keine eingebußt; ihren Häuptern zollte sie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germanischen Volkerschaften, ward *eine* gesehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Personen gefehlt haben, welche aus eigener Täuschung, oder aus schlauer Absicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widersetzlichkeit und Aufstand sogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht gewesen sind. Solche Darstellungen konnten wohl um so mehr Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn dieselben vielleicht sogar übereinstimmende Aussage von Männern entgegengesetzter Grundsätze waren. Aber diese Uebereinstimmung stammte eben nicht so sehr von der Richtigkeit der Thatsache, als davon her, daß die Einen sich bemühten, die Fürsten, durch Vorgaukelung des Schreckbildes, zur schnellern Erfüllung der Volkswünsche, die Andern wieder zur Ergreifung schärferer Maasregeln wider die Volkswünsche und wider Alles zu reizen, was Ansehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu schmälern drohte. Den Absichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeisterten, oder auch schon ein bloßes Lied voller Frevel, statt vollwichtigen Beweises.

Ueberhaupt ist die ungeheure Masse einer Nation, wie dies die Geschichte aller Länder bezeugt, nie selbstthätige Partei, und kann es nicht sein, weil sie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumssicherheit, durch

Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Ansichten schwerfällig und gebunden ist. Aber aus dem Schooße der Nation, aus ihren einander widersprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Diese sind nicht immer Wortführer dessen, was die Gesammtheit oder Mehrheit denkt, sondern oft nur dessen, was von den Leidenschaftlichsten gedacht wird. Eben der Ungestüm der Leidenschaftlichkeit oder Begeisterung reizt sie zum Hervortreten, und verursacht, daß man von den Wünschen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überspanntesten erfährt. Daher kommt — wir sahen es in Frankreich —, daß Parteien selten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil sich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen lossagte; daher kommt, daß nie und nirgends zuletzt erfolgt ist, was entgegengesetzte Parteien erstreben wollten, sondern ein Mittelzustand zwischen Beider unmäßigen Wünschen, innerhalb welchen der eigentliche Wunsch und das wahrhafte Bedürfen der Nation selbst lag.

Auch in Deutschland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erscheinungen hell ward, die stürmischen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunsch des Volkes ließ sich ungleich be-

stimmter aus der Uebersicht der Schicksale, als aus dem Munde einander widerstreitender Wortführer vernehmen. Aus dem zerstörten und immer mehr vergehenden Wohlstande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Besteurung alles Vermögens, nach Beseitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsstandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth stieg das Verlangen nach festerm Friedens- und Kriegsvereine der deutschen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geistesbildung des Mittelstandes drang der Wunsch nach einer, dem gegenwärtigen Zustande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Gesetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anständiger Oeffentlichkeit dessen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Gesetz. — Der Erfüllung dieser Wünsche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von bestehenden Rechtsamen einzelner ihrer Bestandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Masse des

Volks entfernten sich die Aufsenenden derselben in entgegengesetzten Bestrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite standen die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren lassen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltene neugestaltet sehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalstände und der strengsten Beschränkung der Buchdruckerpresse gerühmt: dort hinwieder fast demokratische Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Pressfreiheit. Weil sich auf jener Seite meistens Manner befanden, welche durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch diese wirksam sein konnten, stützten sich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten diese zu stärken, und sich durch sie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückseligkeit des Volks und die aus ihr entfließende Stärke der Fürsten), um so mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Interessen zu schlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entscheidungen vermehrte aber die ängstliche Spannung und den Ungestüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder scheinbare Sieg der einen jagte die andere in Har-

nisch. So vergaß man zuletzt die einfachsten Grundsätze gegenseitiger Achtung und Billigkeit, und rieth und handelte mit leidenschaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuschauer dessen, was Alle anging. Wie konnte es die deutsche Jugend bleiben, sie, welche von der Natur regere Empfänglichkeit zum Geschenk hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als vielseitige Erfahrung und besonnenes Urtheil stehen? Jene Jugend, in welcher die Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche noch nicht Drang und Zwang der bestehenden Ordnung und deren verschränkte Rechte, sondern nur die Tugendbilder des Alterthums kennt? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschulen zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten

erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der gesammten Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noch war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr sah man auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer lodern. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagestücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag

des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil, bei wachsenden Meinungsgährungen, allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der Ruhe, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, unsichtbar geblieben waren, ja wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein mochten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tagblätter hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen

Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vorbotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen staatsburgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwohnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltsherrn Wille rascher fahren könne, als der, die einzelnen Rechte ermessende Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gebort, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem fürstlichen Geber, würdiges Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihre Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern wechselten Furcht und Hoffnung für das eigene Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen, allen andern ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche jener Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die Bedeutung des Doppelfestes, und der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte ver-

maniens zeugen mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines kecken Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der einst die päpstliche Bulle verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Anderer, welche, wie einst Leo X, dem Geiste des Zeitalters den Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an sich selbst, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erst unverdiente Wichtigkeit durch das Geräusch, welches darüber gekränkte Eitelkeit oder allzuängstliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewisse Handlungen, an sich kein Verbrechen, sondern nur Unart, welche erst durch das, was der widerwärtige Eifer aus ihnen macht, nicht nur Ansehen, sondern Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewisse Handlungen, deren zweckmäßigste Bestrafung Vergessenheit ist. Denn Vergessenheit ist Vernichtung des Geschehenen.

Das Getose über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerksamkeit verschiedener Höfe, reizte schmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatenbegierigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks.

Die Seelen der Jünglinge entbrannten heftiger für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher stille Liebe ward beim Reiz des Widerstandes zur brausenden, sich jedes Wagstücks vermessenden. Nun schollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreisen lauter, und der Begeisterte dachte an Vollbringung entscheidender Dinge.

16.

Erscheinen mehrerer ständischen Verfassungen im südlichen Deutschland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelassenen Besatzungen aus Frankreich in ihre Heimathen zogen. Der Janustempel stand geschlossen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verschiedensten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und seines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Charte gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verlust der allermäßigsten Erwartung besseren Zustandes; Verschwörungen, Aufrühre; — in England stürmischer Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfassung; —

selbst in Italien stilles Treiben der Carbonari zur Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinsel.

So offenbarte sich, nicht in Deutschland nur, sondern in der gesammten größern und schönern Hälfte des Welttheils, unter denjenigen Nationen, deren Geistesbildung festen Fortschritt gethan, beharrliches Treiben, den Zwang vieler dem Alterthum entstammenden Formen zu lösen. Dies gleichzeitige Gähren unter einander fremder, selbst feindseliger Nationen bewies wenigstens, daß allerdings in bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geistesreife neuer Zeit liegen müsse. Lebhaft widersprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerspruch beschwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewaltmaasregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu gefährlicherm Grimm, oder zur vorsichtigern Verbreitung ihrer Ueberzeugungen, um, wenn sich der Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause den schleichenden Schwamm zu wissen, welchen, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl tilgen möchte, aber doch nicht, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, vertilgen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Be-

dürfniß sie zum Theil anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Übrigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch anfangs wohl das junge Wesen zeigte: es offenbarte ihnen aber zugleich das gesichertere Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigener fürstlicher Stärke durch engeres Einssein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden führten in kurzen Zwischenräumen volksvertretende Verfassungen ein, daß fast das gesammte südliche Deutschland sich in staatsthümlicher Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermälen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Frei-

heit, weil er mit Recht darin seines Thrones Glanz und Große sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach auseinander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Minister Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zweifel dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich galt: Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher Scheidung der Versammlungen in zwei Kammern, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich Gegengewicht halten sollte. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen

unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt hatte, noch ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vormals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revo-

lutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopferten. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, hatten einst die schweizerischen Eidsgenossen ihre Staatsverfassungen ausgebildet; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen von schreckenreicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkühr eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Baiern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Auf-

merkſamkeit beſchäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe eigener großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten ſich die erſten Blüthen einer in Deutſchland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredſamkeit. In Städten und Dörfern wurden geſchehene Vorträge mit Begier geleſen und beurtheilt. Die Intereſſen des Volks und Thrones ſchmolzen zuſammen in jeder Bruſt. Die Vaterlandsſache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, ſondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherren, welche nun wahrhaft mit ihnen waren, und Allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft ſtürmiſche Jubel erſchreckte nur die, denen ſolche Erſcheinung noch unerhört geweſen war.

Ob ſich gleich einerſeits in den erſten Schritten der Ständeverſammlung zuweilen durch die Neuheit der Stellung verſchuldete Unbehilflichkeit ſichtbar machte; — obgleich anderſeits freimüthige Aeuſſerungen, ſchonungsloſe Entblößungen mancher ſonſt kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgeſprochen wurden, welche der mehr berückſichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte ſich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unläugbar ſowohl für Anſehen

und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Baiern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Lasten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindeanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Verbrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit wuchs; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange, und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen, verlor sich gemach in die Ueberzeugung, daß der Fürst,

wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

17.

Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der Gemüther zurück, weil die Staaten im Geiste derjenigen anfingen, welche feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht in edlere Zeiten aufschloß. Heilicher mußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn provisorischer Zustand des Landes ist geheimes Gesetzlosseyn desselben. Einstweilen geltende Ordnungen genießen keines Vertrauens, weil sie nicht bleibend sind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich

anerkennt. Was iſt aber ein Staat, deſſen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuverſicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutſchlands, beſonders in denen, welche dem preuſſiſchen Zepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenſchaftlichkeit; und, wie ihre gegenſeitige Erbitterung, ſtieg ihr gegenſeitiges Anfordern. Im ſüdlichen Deutſchland war nie ſo heftiges, noch ſo allgemeines Gähren geweſen, als hier. Aber im Norden hatte das Volk durch franzöſiſche Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunſt gegen fremde Gewaltsherrſchaft angekämpft; hier war durch großen Umſprung der Verhältniſſe auch Alles in größerer Tiefe beweat worden; dazu noch gekommen, daß man hier frühere Hoffnungen einer Verfaſſungsbeſſerung gewährt und empfangen hatte. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ſtändiſcher Verfaſſungen für Deutſchland feſtſetzte, war mit Verheißung derſelben für Preuſſens Lande das königliche Edikt (22 Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verſchiedenſten Gegenden der Monarchie verſammelt geſehen, in der Nähe des

Throns die Bedürfnisse der verschiedensten preussischen Volkerschaften zu entwickeln, und die zweckmäßigsten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Diese schienen dem Volke nun, wenigstens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachsende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwiespalt der Erwartungen, der Ungestüm der Parteien, ausschließlich nur ihre Ansichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachsende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt sah, was den Preussen früher verheißen worden.

In dieser Stimmung beachteten Viele vielleicht allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter sei, ihr Hauswesen zu ordnen, als größern Reichen, aus fremdartigern Bestandtheilen zusammengesetzt; weswegen auch schon Weimar, Hildburghausen, Koburg und Nassau weit eher, als Baiern und Baden, mit ihrem Verfassungsgeschäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheuere Verschiedenheit der preussischen Provinzen in Rücksicht örtlicher Verhältnisse, ihrer besondern Gesetze, Uebungen und Rechte, in denen sie seit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die sie mehr

oder weniger Zusagendes verlangten; ihrer Bildungsstufen, auf welchen sie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtengebirge bis zur Ostsee, so mannigfaltig vertheilt lebten. Man übersah zu leicht jene Verkettung und Zahl von Schwierigkeiten, welche der Herstellung einer, alle Interessen freundlich versöhnenden Reichsverfassung entgegenkämpften, in der billig, um genug geliebt werden zu können, die heiligsten Rechte, die unverweigerlichsten Forderungen jedes der getrennten Theile und jedes Standes geschont genug bleiben mußten. Schon der eben so lange unentschieden gebliebene Zustand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, dessen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu stiften, wo man rechtlich, nicht durch Machtspruch umwälzerisch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgischen Provinzen selbst, sich so wild bekriegende Gegensätze, daß kein Gott, geschweige ein Monarch, sie zu vereinbaren im Stande gewesen wäre. Anderes begehrten die alten, Anderes die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belassung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andere wollten dem Königreiche ihre örtlichen Verfassungen zum Muster geben.

Görres, in einer Rede an den Fürsten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ständische Ordnung des vormaligen Kurfürstenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialstellvertretung dieser Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier sei, sagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthausen, dem Rektor des Hospitals von Kus, den Abgesandten von zwölf weiblichen Klöstern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, siebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundüebenzig Edeln und Rittern, a ••• undzwanzig Städten, Flecken und Pflegen, und sechsundzwanzig Amtleuten bestanden. — Im schreiendsten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weise wieder belebt wissen wollten, riefen die, welche, um kein bestehendes Recht, geschweige um ein vergessenes bekümmert, mit Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutschland ungetrennt, ein einziges untheilbares Volk! Alles in einer und derselben Grundverfassung, mit einer allgemeinen Stellvertretung gesammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels! u. s. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien,

daß nun jede Verfassung, wie weise berechnet sie endlich in Preußen erscheinen mochte, allseitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dieser Parteilärmen, und neben nothwendiger Vorsicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indessen konnte er, wenn nicht auf Beifall der Parteien, noch auf die Zuversicht der minder beweglichen großen Masse des Volks zählen, welche, zwischen entgegengesetzten Kämpfern und deren Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zustand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man sich allmäliges Verbrausen des ersten Gährens versprach, wirkte auf entgegengesetzte Weise. Denn in ihr, statt zu entschlummern, erstarkten die Leidenschaften durch anhaltendes Hadern. Nicht mehr Einzelne redeten: es verwirrten sich gemach die Stimmen aller Volksklassen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geistliche, wie der Gutsbesitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhaftesten die feurige Jugend der Hochschulen. Diese, am wenigsten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältnissen, und mit dem vertrauter, was sein sollte, als mit dem, was vorhanden ist, sah um die Tage ihrer Zukunft ge-

ſpielt, in denen ſie mehr, als in der Gegenwart, zu leben gewohnt iſt. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, deſſen Begriff die Natur jedem Geiſte verlieh, hielt ſie die Beſchränkungen dieſes Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinweſens für Majeſtätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menſchheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen: Ehre, Nationalgröße, Volksruhm, Freiheit, heller; deshalb reihte ſie ſich entſchloſſener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutſchlands ihren eigenen Idealen verwandter ſchienen; deshalb donnerte ihr Zorn rückſichtloſer wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergeſſend, daß ihre gegenwärtige Beſtimmung noch nicht That, ſondern Vorbereitung zu derſelben ſein ſollte, achtete ſie ſich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuſchreiten, da man ſie nicht für zu jung gehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

18.

Das Leben der Hochſchulen. Stourdza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in ſpätern Jahrhunderten die Deutſchen durch Wiſſenſchaft und Kunſt vor

allen Völkern genossen haben, den freien Forschungsgeist, mit welchem sie alle Gegenstände des Wissens berührten, bürgerliche Verhältnisse und Gesetzgebungen veredelten, ja nicht nur sich selbst, sondern auch andern Nationen, und nicht nur evangelischen, sondern auch katholischen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken sie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer **hohen Schulen.** Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Wahrheit an die Stätte des Vorurtheils gesetzt werden kann, bestand auch daselbst von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren späteres Leben entschiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat dort nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit nicht plötzlich in das festgeregelte Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Es sollte ihr Wesen nicht, zu früh eingeschüchtert, knechtisch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einst Freunde und Rathgeber der Fürsten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenommen werden. Sondern man stellte die Jünglinge nur unter Aufsicht und Gerichtsbarkeit einer akademischen Obrigkeit, zusammengesetzt aus Lehrern selbst, welche weniger nach dem Buchstaben der Gesetze, als mit väterlichem Sinne, Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, strafften oder hemm-

ten. So bildete die Hochschule, als Erzieherin, milden Uebergang aus der Harmlosigkeit des älterlichen Hauses in den strengen Zwang öffentlicher Ordnung, und die Jünglinge bewahrten jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl anstehe, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorstehen müssen.

Wer könnte zweifeln, daß solche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der ersten Blüthe ihres Lebens, Geld wie Geistesgaben besaßen, um allen jenen Launen genugzuthun, die im Schwanken zwischen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuspringen pflegen? Aber wo ist eine Stiftung, auch die weiseste, welche jedem Mißbrauche verschlossen stehen könnte? Inzwischen hatte die Einrichtung der deutschen Hochschulen den Staaten seit Jahrhunderten allzuvortreffliche Dienste geleistet, als daß man sie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

Zu den meisten dieser Unfuge gab von jeher die Neigung der Jünglinge Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu stiften. Ihre Thatkraft wollte Beschäftigung, und fand sie in spielender Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergesellungen wider einander verbot, entstanden geheime Orden. Da

man diese unterdrückte, bildeten sich Landsmannschaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutschlands ergriffen, ward Deutschthum ihr Feldgeschrei; Einheit des gesammten Germaniens ihr schönster Traum, auf daß das große Vaterland in sich selbst die Bürgschaft künftiger Selbstständigkeit tragen möge. Alles, was an Trennung der Deutschen von Deutschen mahnte, ward nun verhaßt. So löseten sie selbst sich, mit Verwerfung des Unterschiedes von Landsmannschaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindselig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da diese, durch neue Unfuge, sowohl unter sich selbst zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutscher Burschenschaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmische Auftritte an einigen Hochschulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltenes, veranlaßten, zur Zeit des Aachner Kongresses, besondere Aufmerksamkeit auf Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfest in zu frischer Erinnerung. Ein russischer Staatsdiener, im Gefolge seines Kaisers zu Aachen, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert die Entwerfung einer

Denkschrift über Deutschlands damaligen Zustand, worin er seine Erfahrungen und persönlichen Ansichten zusammenstellte. Was er Anfangs, unter vielerlei Zerstreuungen und Unterbrechungen, theilweise, auf einzelnen Blättern, zusammengeschrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zusammen, um es seinem Kaiser vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutschland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkschrift einzutreten, die Mittheilung unter anwesende Gesandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für diese wurden, statt Handschriften, einige Abdrücke gemacht. Einer dieser Abdrücke, wider die ursprüngliche Bestimmung nach Paris gesandt, verbreitete sich durch die Druckerpressen schnell über alle Länder.

Die Denkschrift, in welcher sich, mit wohlgemeinten Absichten, eben so sehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutschlands Wesen und Hochschulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht selbst gute Fürsten durch einseitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indessen diese Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und sehr bedeutsame. Diese dankte sie weniger dem eige-

nen Werthe, als den persönlichen Verhältnissen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürsten. Ihren für Deutschland allfällig nachtheiligen Eindruck sogleich bei den Höfen zu schwächen, erhoben sich zahllose Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten sich neue, verdoppelten sich alte Leidenschaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfassung geschirmte Volksrecht, die andere Willkühr der Fürsten, eine andere staatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtsame des Adels gegen Fürst und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit frischer Erbitterung ins Feld. Ungestüm und Brausen Aller, und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochschulen, schien Stourdza's Ansichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menschen, auch kein Volk nach dem flüchtigen Augenblick des gereizten Gemüthszustandes beurtheilen.

Neben diesen Hadereien war der Bürgerstand und Adelstand in immer schroffern Gegensatz zu einander getreten. Es war nur noch von Herrenthum und Bürgerthum Rede, und in der Meinung des Tages fast geächtet, wer nur eigene Parteilosigkeit zu behaupten versuchte. Der Adel warnte die Fürsten; seine Gegner das Volk.

Jener deutete bedenklich auf das anwachsende Regewerden der Menge; auf die Vermessenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preisgegeben würden; auf die, einen republikanischen, selbst staatsumwälzerischen Geist hauchenden Gesänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrschenden Ton der Meister und Jünger wider bestehende Ordnungen; auf das kühnere Wesen selbst der untern Volksklassen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Hessen, um Herstellung einer ständischen Verfassung zu beschleunigen; auf das Zusammentreten vieler tausend Handels- und Gewerbsleute der verschiedensten Gegenden, vereint in Unterschriften, um freiern Verkehr der Waaren in Deutschland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländischen Staaten durchzusetzen. Furcht oder schadenfrohe Klugheit vermengten dabei rücksichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geschehene, und spiegelten das Mögliche unter grauenvollen Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig, mit Entschlossenheit, eigenmächtigen Einmischungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geschähe.

Die Gegner des Adels, dessen mächtiges

Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hinwieder ihre Anstrengungen, durch Begeisterung alles Volkes dem Einflusse jener vor dem Throne Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemessen; auf jede Weise gewirkt, die Gemüther zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehässige Wirkung der emporstrebenden Feinde deutschen Ruhmes, deutscher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürsten beobachteten bei diesem traurigen Zwiespalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben sie hin und wieder Beschränkungen. Aber auch die Völkerschaften verloren beim Anblicke der stürmischen Parteigeister keineswegs die ihnen geziemende stille Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Gesetz. Ohnedem hatte der größere Theil des südlichen Deutschlands das Gut schon empfangen, nach welchem Andere noch verlangten; und die noch verlangten, trauten schweigend dem Worte ihrer Landesherren, wie dem Gebote des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieser nur im Gemüthe einzelner Personen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihrer Hasses, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

19.

Die Ermordung Kotzebue's. Verschiedenartige Urtheile.

Leider geschah das Mögliche. — Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard! hatte Johannes Müller in seinem Berichte über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Westphalen gesagt. Nun war's, zehn Jahre später, nicht mehr so. August von Kotzebue, einst Lieblingsschriftsteller in Deutschland, jetzt verhaßt, weil er, der herrschenden Sehnsucht entgegen, der beredteste und gelesenste Wortführer für die Sache des Adels und willkührlicher Herrschaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, sie, in seinen geheimen Berichten an Rußland über deutsches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderisch hingerichtet, durch den Dolch Sands (23. März 1819). Der Verkündung des Verbrechens folgte allgemeines Entsetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn selbst treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, sonst im Kreise seiner Freunde als ein stiller, edelsinniger und religiöser Jüngling geliebt, den längst gefaßten Entschluß vollzogen. Dieser Entschluß war Frucht überspannter Gefühle, ungemäßigter Grundsätze und irriger An-

sichten der Welt, neben einem fromm-schwärmerischen Sinne. „Unsere Tage, so waren seine Gedanken, fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet euch; entscheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet; wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volkes sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnungen dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volkes, niederzustoßen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbestochenem, schlichtem Sinne des Rechts,

den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. „Denn, sprach man, war der ermordete Dichter in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen sich befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt mit dem Teufel zur Ehre Gottes Bund machen und jeden Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cyro's Lehre hochsinniger als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Christus wollte selbst gegen solchen Augustus kein aufruhrlustiges Volk. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Küßnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli, und Billigkeit selbst gegen ihre

Todfeinde, hat die Freiheit des eidsgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unserer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen." So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche Kotzebue's offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. „Das ist immer das Loos der gerechten Sache gewesen, sprachen sie, daß der unbedachte Eifer ihrer Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der verblendete Jüngling den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Zeter werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schutzredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen,

zum mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die helldenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten, an ihn! So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können."

Andere aber, in welchen die Wallungen des Parteigeistes selbst das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die offenen Krieg dem langsamen aber festen Fortschritt zum Bessern vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtirers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem

allgemein verachteten oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maasstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft frevеln zu dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, so kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere dräuete, blies den lange glimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerm Eifer für die verbrieften Rechte ihres

Standes, wie jene für die unverbriefeten Rechte der Nation stritten. „Ist dies“, riefen sie, „ist dies nicht die Sprache der Robespierres, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine bessere Ordnung durch Gesetzlosigkeit schaffen wollten? Ist es dahin gekommen, daß solche Sprache auf deutschem Boden gehört werden muß? daß unser Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen soll, die es bisher, in eigener Unbefleckтheit, an andern Völkern verabscheuet hat? daß unser Jahrhundert den blutdürstigen Wahnsinn politischer Meinungen edel finden soll, während es vor den blutdürstigen Religionsschwärmereien vergangener Jahrhunderte schaudert? Männlich, in offener Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutsche dem Fremden entgegen: soll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutsche dem Deutschen mit dem Dolche nachschleicht; daß der Jüngling den wehrlosen Greis niederbohrt? So sind die Bande der bürgerlichen Gesellschaft zerrissen, und das Verschwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unschuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, sobald er im

Rausche seines Wahnes sie verdammen will, und die Majestät des Purpurs rettet nicht mehr vor dem Mordeisen des begeisterten Bösewichts. Es ist Zeit, daß dem ungeheuern Wahnsinne unzerbrechbare Schranken gesetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das sind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathschlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Thronen." — So redeten sie.

20.

Mordanschlag Löwings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutschlands Fürsten mit Besorgniß auf das Unheil, welches der Geist der Entzweiung in immer größerm Maase zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten sie, unerschütterbar durch das Geschrei jener Einzelnen, dem Biedersinn deutscher Nation, gleichwie die Nation mit Zuversicht auf ihre Fürsten sah, die der Völker billige Wünsche zum Theil schon erfüllt hatten, oder sie zu erfüllen sich bereiteten. — Durch nichts verrieth sich wenigstens das schrecklichste aller Uebel, welches die bisherigen Ereignisse für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherren gegen den treuen Sinn

ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Absichten der Höfe aufgeschreckt, und eine Reihe von schwarzen Tagen früh oder spät über Deutschland heraufgeführt haben würde. Denn so der Fürst nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und sein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien steht, sondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzuleichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu sein, von denen er sich entfernt, und ist er nicht mehr seines Volkes, sondern seiner Partei Haupt.

Es war ein schweres Werk, in Augenblicken, wie in diesen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Personen fehlte, welche in der Nähe der Höfe Geschrei erhoben, als stehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als sei über gesammtes Deutschland ein Netz finsterer Verschwörungen gezogen, als sei die Freveltat Sands dieser Verschwörungen That. Man beschränkte sich einstweilen bloß auf Untersuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit sie durch Unbehutsamkeit nicht den erwachten Fanatismus stärker reize. Man ergriff gegen einige Hochschulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu sein schien, strengere Maßnahmen.

Aber neue Ereigniſſe drangen herbei, jenem Geſchrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte ſich aus den veranſtalteten Unterſuchungen über Kotzebue's Tod, daß einige junge Männer in Deutſchland, wo nicht die ſchauderhaften Entſchlüſſe, doch die ſtaatsbürgerlichen Grundſätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derſelben waren.

Dann plötzlich ſcholl die Kunde von neuverſuchtem Meuchelmord gegen einen deutſchen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idſtein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präſident der naſſauiſchen Regierung, Ibell, meuchlings niederzuſtoßen (1. Juli 1819). Die That war ihm mißlungen; der Verbrecher entleibte ſich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheiniſchen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über ungemeſſenen Druck der Steuern; die Andern über Ungerechtigkeit und Willkühr der Beamten; wieder Andere über Eingriffe in ihre ältern Rechtſame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche ſie einſt als Theile des franzöſiſchen Reiches genoſſen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutſche Waffen, mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutſchlands Fürſten zugeſichert

worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberheſſen im Großherzogthume Heſſen-Darmſtadt führten vor allen ihre Beſchwerden am lebhafteſten. Mit Ungeduld verlangten ſie Zuſammenberufung der Landſtände. Manche der Mißmuthigſten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach dieſem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher ſeinen erſten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Auflaufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerſtörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Dieſe Unfuge geſchahen alle auf ſo von einander entfernten Punkten Deutſchlands, und doch ſo plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. Auguſt), Frankfurt am Main (10. Auguſt), Darmſtadt (12. Auguſt), Baireuth (12. Auguſt), Sommerach (18. Auguſt), Hamburg (20. Auguſt), Heidelberg (25. Auguſt), Karlsruhe (27. Auguſt), und andern Orten, daß man hätte vermuthen ſollen, in dieſen zuſammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als abſichtsvoller Plan.

In der That trugen manche Gegner der Volksrechte kein Bedenken, die oft trotzigen Aeuſſerungen einzelner Schriftſteller, die Schritte der Neu-

chelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Versuchen des gemeinen Mannes wider die Usracliten in geheimnißvollen Zusammenhang zu bringen. Ihrer, von Furcht oder einer unedeln Leidenschaft, geblendeten Einbildung schien Alles nur Aeusserung einer weitverzweigten Verschwörung zu sein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wohlberechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Städtepöbels gegen die Hebräer ward von ihrem Argwohne für ein Werk der Verschworenen, und erstes Pulsgreifen der Nation gehalten.

Die Mehrheit aber maß diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. „Denn", sprach Jeder, „eine Verschwörung Weniger könnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hatten von dem Vorhandensein eines großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprunge-

nen Wahns, in welchem sie Löbliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden mag leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen von Büchern über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmitzten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Mosis, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigene Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne anderes Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt."

Welches aber auch die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens waren angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung, zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegenern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedrohten gesetzlose Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohleingerichteten Staaten soll nichts durch Willkühr und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volks nach dem Maase der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt

Ehrfurcht, ſtatt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, ſtatt weiſes Beachten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, ſtatt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengeſetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürſten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab ſich, was die Furcht der Unbefangenern beſtätigen zu wollen drohte. Die Freiheit der Preſſe ward in verſchiedenen Ländern durch fürſtliche Befehle auf verſchiedene Weiſe noch enger begrenzt. — Die Ständeverſammlung des Großherzogthums Baden ward jählings, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutſchen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geſchloſſen. — Von dort aus wurden ſtrenge und weitverbreitete Nachforſchungen veranſtaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Lönings, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob ſo manche andere verdächtig gewordene Erſcheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, ſchwärmeriſchen Bundes, einer verbrecheriſchen Verſchwörung wider die Thronen und beſtehenden Ordnungen der Staaten ſeien? — Man hörte von vielen Verhaftun-

gen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere, und wie selbst arglosester, vertraulicher Briefwechsel zwischen Aeltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtsinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andere deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherren, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die Wohlvergnügten, nun ohne eigenes Veranlassen wie Mißvergnügte be-

handelt, zitterten für Daſein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürſten kaum erſt gewährt worden waren.

21.

Verſchiedene Anſichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in dieſen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, geſetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Löſung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun ſei, um Deutſchlands gefährdeten innern Frieden ſicher zu ſtellen? Die Urtheile über die zweckgemäßeſten Mittel aber trennten ſich an den Höfen und unter den einſichtvollſten Staatsmännern eben ſo ſehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Unbefangene einig, daß nach ſolchen mannichfaltigen und betrübenden Vorgängen entſcheidende Maasregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Maſſe des Volks ſei, welche Staatsumwälzungen drohe und oder wolle, ſondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menſchen äuſſerſt geringe Menge von Einzelnen, Zerſtreutumherlebenden, welche ſich zu überſpannten Wünſchen und vor-

elligen Hoffnungen, durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Bestimmung deutscher Nation habe begeistern lassen.

„Aber eben diese sind es," sprachen die Einen, „eben diese sind es, welche in ihrer Schwärmerei für das, was die Volkerschaften heute selbst noch verabscheuen, durch fortgesetztes Anregen nach und nach stimmen werden. Die Masse des Volks ist ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuselt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm und dem schwankenden Gewichte seiner eigenen Wogenlast tiefer bewegt wird. Schwer ist er zu beruhigen, sind einmal die Grundwellen aufgerührt. Wer erinnert sich nicht noch jener Ruhe des französischen Volks vor dem Jahre 1788? Mit wie fast abgöttischer Liebe hing es damals noch an seinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchischen Zepter der Bourbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben diese kleine Partei, welche nach und nach so viele Millionen Seelen in schreckenvolle Gährung versetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß dasselbe Volk vier Jahre später den König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeschrei zum Blutgerüste schleppen würde?

„Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genossen einer politischen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenschwere ihrer Grundsätze, so wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen sie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äussert.

„Bergen wir uns aber nicht, daß die deutschen Völkerschaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zustande sind. Dieser ist schlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürsten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verschlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Gesetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfassungen abänderten, sind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unversehrt vorhanden, welche vor den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherren selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

„Aber die maaslosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen,

welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine krankhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber immer die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher: er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit dem Gedanken zu entflammen, Selbsthilfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

„Darum iſt die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundſätze monarchiſcher Staatseinrichtungen offenen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutſam anzuſehen. Ihre Reden finden nur allzubereitwillige Ohren, und um ſo gläubigern Beifall, je weniger die Menge eigenen Urtheils und Prüfens fähig iſt, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zuſtand der Dinge für den Augenblick ſein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorſpiegelungen und frevelu Rath bringen, nur ehrliche Fürſprecher und Freunde zu erkennen, weil ſie Männer unter denſelben erblickt, welche bisher, als Lehrer oder als Schriftſteller, allgemeine Achtung genoſſen haben.

„Eben dieſe, welche — ja, man kann es zugeben — nicht ſo ſehr aus unredlichen Abſichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältniſſe entſtandenen Selbſtverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geiſtesgaben, durch die Macht ihrer Beredſamkeit, mit der ſie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andere. Und was noch mehr iſt, unſere argloſen Fürſten ſelbſt gaben ihnen auf dem Wiener Kongreſſe durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfaſſung eine Waffe in die Hand, welche ſie nur allzugeſchickt zu führen wußten. Es

war doch wohl vorauszusehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden.“ Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Gutes und Glücks, erfüllbar sind.

„Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren

Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt geworden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

„Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkühr genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst die heut erzogenen, oft zu den wildesten

Wagstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

„Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Daseyn einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen der Lonings und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der denselben gezollte Beifall, zeigen: wessen Geistes sie sei, und daß ihr Bestreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet stehe. Es bedarf keines finstern Bundes, keiner Verschwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie sind Eins durch Ansichten und Grundsätze. Daher müssen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum ist, Eins werden in ihrem festen Willen. Nur die allgemeinsten, die einträchtigsten Maasregeln können noch

die Ehre der Fürsten, die Rechte aller Volksklassen, die Wohlfahrt von Deutschlands Zukunft retten.

„Man lasse die Wissenschaften in unbeschränkter Kraft blühen; sie sind Hebel des öffentlichen Wohlstandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politischen Freigeisterei; sie ist der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit so furchtbar, wie religiöse Freigeisterei der Seelenruhe. Man gebe Landstände; sie sind urdeutsche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß sie eben so sehr die Rechtsame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfschaften verwahren helfen, statt alle umwälzerisch zu vermengen. Jene republikanischen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreisen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie sind auf deutschem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann voraussagen, welche Veränderungen der Genuß von dessen Früchten in der Natur deutscher Nation erzeugen werde."

So ward von denen geurtheilt, welche aus Gewohnheit und Liebe des Althestandenen, oder aus eigennütziger Selbstsucht, allen Aenderungen gesellschaftlicher Ordnung entgegen strebten, selbst denjenigen, welche das schreiendste Bedürfniß der Zeit rief.

Andere aber sprachen: „Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut

großes Spiel gespielt, in welchem der verliert, welcher, statt mit ruhiger Besonnenheit, mit Leidenschaftlichkeit geht und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatische Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, sondern mit sich selbst zu thun. Vom Volk muß die Rede sein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebehrlichkeit demokratischer Schwärmerei und die Schlauheit des aristokratischen Stolzes sind die Scylla und Charybdis der Fürsten. Wer sich von der einen zu sehr abwendet, scheitert unausbleiblich an der andern.

„Gewiß nicht die Volkerschaften träumen und sprechen von gewaltsamen Staatsumwälzungen und spiegeln den Fürsten Schreckbilder vor, sondern die ersten Redner der Parteien. Unsere Völker sind ruhig. Es ist noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichste Blick auf Deutschland, wenn man nicht schlechterdings Gespenster sehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltsamen Revolution die Rede sein, und daß noch weniger Deutschland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden konne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptstadt zuckten unmittelbar,

wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Interesse hatte. In Deutschland hingegen steht nicht etwa ein einziges Staatsganzes; sondern es sind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verschiedenen Interessen ausgestattet. Was den Einen quält, thut dem Andern nicht wehe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Volkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes emporerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

„Wahr ist es, deutsche Volkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Suddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen

zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maasregeln gegen Zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

„Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, konnen und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche die höhere, geistige Stufe der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz anderes, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem

neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein leibeigenes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden; der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde; der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder mögten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, möchten nicht, neben Schooskindern, als Stieflinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum dafür aber keine republikanische Verfassungen, keine Umwälzungen, keine Verschmelzung des gesammten deutschen Landes. Diese Hirnge-

ſpinnſte überläßt das Volk denen, welche daran ſpinnen mögen.

„Wahr iſt's, die Parteien ſtifteten Unheil. Es iſt in ihnen keine ruhige, beſonnene Anſicht der Dinge, ſondern leidenſchaftliche Verfinſterung ihres Gemüthes. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundſatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie ſehen im menſchlichen Geſchlecht Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben Alles ausführbar, was ſie wünſchen. Es iſt recht, daß demokratiſchen, aber auch ariſtokratiſchen Unfugen und Umtrieben Schranken geſetzt werden. Allein man hüte ſich, das ganze Volk zu ſchlagen, um den Einzelnen zu treffen, hüte ſich, den Schuldloſen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte ſich vor dem Wahne, man habe durch Maasregeln gegen die Parteien auch die Bedürfniſſe des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr redet, auch Keiner mehr fühle und denke.

„Wahr iſt es, das Volk horcht nur gern auf jene, von welchen es ſich vertheidigt hört, weil es fürchtet, daß ſonſt Niemand für das Volk ſpreche. Man beleidige die gegründeten und beſcheidenen Wünſche der Nation, und die Volks-

masse zieht ſich von ſelbſt von den bisherigen Sprechern ab. Dieſe werden allein ſtehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt; ſie werden endlich mit vornehmem Achſelzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das ſie nicht verſtehe, den klügſten Theil ergreifen, nämlich ſchweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche ſchon die Sehnſucht des Volks erfüllt haben.

„Verachtet man aber ſtolz dieſe Sehnſucht und verfährt man mit Strenge gegen nur eine der Parteien, ſo wird das Volk in ſeinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Geſinnungen nicht billigen mag, ſich ſelbſt mißhandelt fühlen; es wird in dieſen nicht Strafbare, ſondern Märtirer erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachſen laſſen, was von oben her kömmt.

„Denn es iſt hier nicht um Gewerbs- und Brodſachen, ſondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menſchheit in ziviliſirten Staaten zu thun. Man konnte einſt Huß und Savonarola verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schriftſtellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage ſpricht mit deſto lebendigerer Stimme abwärts

ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen sind schon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volk nichts mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es wird dunkel zwischen ihnen und den Unterthanen; sie erfahren, was sich in diesen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einseitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falsch oder zu spät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorschreiben, was sie lehren und nicht lehren sollen; aber nicht vorschreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erschüttert, als der beredteste Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche schon andere Ueberzeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen ohne Grund oder aus Selbstsucht gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ist's nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in wel-

chem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wühle?

„Wie genügsam Deutschlands Volker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es sich, Gott gebe es! durch kein Blendwerk der wider einander erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preussens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

„Es sei daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorg-

nisse könnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand."

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

22.

Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherren sich nicht einseitig durch jene Aeusserungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkühr an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verieren kann.

Es traten die Gesandten aller selbherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung (August 1819).

Während hier große Maasregeln zur Rettung

des innern Friedens der Nation verabredet wurden, vollendete Würtemberg das Friedenswerk selbst bei sich durch Aufstellung einer Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte darin mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neuerworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien erntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig aber erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassung betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maasregeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhanden sein sollenden staatsumwälzerischen und volksaufwiegelerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Bege-

benheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Hoffnung ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut!

Die Beſitznahme der Inſel Curaſſao durch die Briten im Jahre 1800.

Die Einnahme der niederländiſchen Inſel Curaſſao durch die Briten bildet in der thaten- und ſchickſalsvollen Geſchichte der britiſch-franzöſiſchen Kriege ein ſo kleines Kapitel, daß es darin kaum bemerkt wird. Darum aber iſt dies Kapitelchen, als Denkmal der verwegenſten Niederträchtigkeit, auch als Beitrag zur Geſchichte der holländiſchen Kolonien in Weſtindien, nicht minder lehrreich und anziehend. Der Verfaſſer hat Alles unmittelbar aus den Papieren des damaligen Gouverneurs der Inſel, ſeines Freundes Joh. Rudolf Lauffer, geſchöpft.

Herr Lauffer, ein Schweizer, aus Zofingen im Kanton Aargau, ging in früher Jugend wandernd zu Schiffe; kam nach Weſtindien; erwarb ſich durch Rechtſchaffenheit und beſonders durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe ſoviel Achtung und Vertrauen, daß er daſelbſt von den holländiſchen Behörden angeſtellt ward, und zuletzt die Stelle eines Gouverneurs von Curaſſao vom J. 1796 bis 1804 bekleidete.

1.

Schilderung von Curaſſao, Bonayre und Aruba.

Ein ungeheurer Felſen, von ungefähr neunthalb Geviertmeilen Oberfläche, erhebt ſich wenige Meilen von den Küſten Venezuela's, zwölf Grad diesſeits der Linie, über die Meeresfläche. Dies iſt das Eiland Curaſſao. Nicht entfernt davon erheben ſich noch einige andere kleinere Felſeninſeln, Bonayre, Aruba und Aves. Die Spanier beſetzten dieſelben ſchon im Jahre 1527, wegen der nachbarlichen Lage an den ſüdamerikaniſchen Küſten, und bauten ſich darauf an. Hundert und ſieben Jahre nach dieſem bemächtigten ſich ihrer die Holländer.

Der Gewerbfleiß dieſer kaufmänniſchen Eroberer machte das Eiland Curaſſao bald zu einem der bedeutſamſten Punkte an den Küſten Amerika's. Das Klima war mild, der Boden fruchtbar. Man kannte keine beſondere hier heimiſche Krankheiten. Der Hauptwurm oder Fadenwurm, welcher jetzt ganz verſchwunden iſt, war nur von den Negern aus Afrika bieher verpflanzt, und die giftige Spinne von Curaſſao ſelten gefährlich. Denn ſie lebt nicht in den Häuſern, ſondern auf dem Felde, gewöhnlich unter trockenen Kuhfladen. Man nennt

ſie auf der Inſel Orange, weil ſie unter dem After einen orangegelben Fleck hat.

Die Nähe der reichen ſpaniſchen Beſitzungen und die übelrechnende Handelsklugheit des Madrider Hofes kamen Curaſſao zu ſtatten. Hier häuften ſich weitläufige Waarenlager, und trotz aller königlichen Verbote kamen die Spanier, brachten Gold- und Silberwaaren, Gewürze, Farbenwaaren und Leckereien, um dafür mit großem Gewinn Erzeugniſſe Oſtindiens und Europens einzutauſchen. Dieſer Schleichhandel bereicherte die holländiſchen Schiffer, Kaufleute und Pflanzer ſchnell. Am großen, ſichern Hafen der St. Annenbai, den die Veſte Amſterdam ſchützen mußte, ward der Hauptort Wilhelmſtadt gebaut; zahlloſe Landhäuſer bedeckten, umgeben von heerdenreichen Wieſen und Pflanzungen, die ganze Oberfläche der Inſel. Neben Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais und Maniok wurden im Schatten der Kokospalmen, Orangen, Zitronen und Limonien, die meiſten Küchengewächſe Europens erzogen.

Den Franzoſen entging die Wichtigkeit dieſer Beſitzung nicht. Schon im Jahre 1673 ſuchten ſie dieſelbe den Niederländern zu entreißen. Der damalige Befehlshaber der Veſte Amſterdam war von ihnen ſchon gewonnen. Sie näherten ſich mit fünf- bis ſechshundert Mann. Allein ihr Angriff ward unerwartet, ſehr fürchtbar, vereitelt. Denn

man hatte in der Festung die Verrätherei entdeckt, den Befehlshaber bestraft, und einen andern an seine Stelle gesetzt, der pflichtmäßig handelte. Den Stolz Ludwigs XIV. verdroß das Mißlingen. Er schickte fünf Jahre später den Admiral d'Estrées mit achtzehn Kriegsschiffen und zwölf Fahrzeugen der Flibustier gegen Curaçao. Abermals vergeblich. Ein Sturm zerschellte die Flotte an den Klippen der Avesinseln. Seitdem blieb Curaçao unangefochten.

Man hat bisher von Curaçao und den dazu gehörigen Eilanden sehr unvollkommene Beschreibungen gehabt. Um so willkommener mag Freunden der Länderkunde nachfolgende Schilderung sein, die aus den ächtesten Quellen erhoben ist und wohl den Eingang zur Geschichte der Schicksale Curaçao's in unserer Zeit zu bilden verdient.

Die Insel, ungefähr noch einmal so lang, als breit, hat eine hügelreiche Oberfläche. Zwischen den Hügeln erheben sich einzelne niedrige Berge, unter denen der zuckerhutförmige St. Christophsberg am Meergestade den Gipfel am höchsten trägt. Diese Anhöhen sind meistens kahle Felsen, hin und wieder dürftig mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckt. Zur Zeit, da man Curaçao und die Nebeninseln entdeckte, waren sie noch von dichten Wäldern von Brasilienholz beschattet, welche gegenwärtig gänzlich verschwunden sind.

Die Thäler haben gutes, auch tiefes Erdreich und sind voller Wiesen und Pflanzungen. Nur zu beklagen ist, daß fast überall dauerhafte Quellen und Bäche mangeln. Im Innern der Insel entstehen aus den Felsen zwei kleine Quellen, die in einer Art Feld- oder Ackergraben zum Meere rinnen.

Die Bewohner müssen sich daher vorzüglich mit Regenwasser behelfen. Sie sammeln es sorgfältig in angelegten Wasserbehältern, Sodbrunnen und Zisternen. Man dämmt geschickt die Halden der Hügel, daß die Ströme des Regens nicht zum Meere abfliessen, sondern sich in die Erde versenken, und nach und nach die Wasserbehälter füllen. Diese Vorsicht ist auf Curaçao um so nothwendiger, weil, wie überhaupt in den Tropengegenden, ein halbes Jahr lang während der trockenen Zeit keine Wolke am Himmel erscheint, ja selbst zuweilen die Regenzeit ein ganzes Jahr lang ausbleibt. In solchen Fällen empfinden die Bewohner aller „Inseln unter dem Wind" oder der Leewardsinseln die schrecklichste Verlegenheit. Alles wird öde und das Vieh verschmachtet. So war im Jahre 1800, als es seit beinahe achtzehn Monaten nicht geregnet hatte, mehr denn die Hälfte des [illegible] enviehes gestorben. Fruchtbäume, Zitronen- [illegible] nonien- und Orangenbäume starben meisten [illegible]; nur die Kokosbäume bewahrten sich in

der allgemeinen Dürre frisch. Dergleichen Trokkenheit, während in den übrigen Gegenden dieser Zone der Regen in Strömen fällt, sobald die Sonne, den Aequator überschreitend, sich dem nördlichen Wendekreise nähert, wird von den hiesigen Bewohnern dem Umstande zugeschrieben, daß der Luftstrom, von Osten oder Westen ziehend, nirgends aufgehalten, mit seinen Wasserschätzen vorüberfährt. Eben dieser Luftstrom aber werde, meinen sie, zum Vortheile aller andern Inseln des großen Archipels, der den mexikanischen Meerbusen umspannt, vom festen Lande aufgehalten. Die Wolken werden da gleichsam eingedämmt und verbreiten ihre Niederschläge. Aber wahrscheinlich sehr irrig glaubt man so. Denn es ist bekannt, daß mit Antritt der Regenzeit der beständige, trokkene Nordost- und Ostwind aufhört, daß Windstillen eintreten, und West- und Südwestwinde erfolgen, welche, minder trocken, die aufsteigenden Dünste nicht verzehren, daher die Regengüsse erfolgen. Es ist also wohl nicht durch den Ostwind die allmälige Anhäufung der Dünste zum Regen bewirkt. Hingegen liegen Curassao und die übrigen Leewardsinseln nahe an der Ostküste der Terrafirma, deren Gebirge hier gleichsam eine Wetterscheide bilden, die Südwestwinde auffangen und brechen, so daß die Wolken besonders

auf der Weſtſeite des Gebirgs ſich ſammeln, und dann Regen in Strömen herabfällt, während die Oſtſeite trockener bleibt. Auf der oſtindiſchen Halbinſel, auf Ceilon, in Arabien u. ſ. w. hat man die nämlichen, und noch weit auffallendere Erſcheinungen. Eine andere Urſache der Trockenheit, vermuthe ich, liegt in der Armuth an Wäldern auf dieſen Inſeln. Die erſten hieher gekommenen Pflanzer rodeten allen Wald aus. Die öſtlichen Geſtade des benachbarten feſten Landes ſind ebenfalls nicht holzreich. So wurden die Berge nackt und die Quellen verſchwanden natürlich immer mehr.

Die natürlichen Erzeugniſſe des Bodens ſind von keiner Erheblichkeit, wenigſtens nicht für den Handel. Mangel an Feuchtigkeit und Regen ſchwächt den Pflanzenwuchs. Man baut gegenwärtig überall faſt nichts als Mais, und ſo wenig Zucker, Baumwolle, Tabak u. ſ. w., daß es kaum des Nennens werth iſt. Man ſieht aus den holländiſchen Preiskuranten voriger Jahrhunderte, daß die Baumwolle von Curaſſao von der erſten Güte geweſen ſein müſſe. Die Indigopflanze wächſt noch heutiges Tages wild umher im Graſe. Aber wegen Mangel an Holz und Waſſer iſt der Anbau von beiden zu Grunde gegangen. Dagegen iſt noch immer viel Hornvieh-, Schaf- und Schweinezucht geweſen. Der

Boden aller drei niederländischen Inseln bringt nicht Lebensmittel genug für seine Bewohner hervor. Nach sehr genau aufgenommenen Verzeichnissen verbrauchte man sonst (vor dem J. 1800) in Curassao, Bonayre und Aruba jährlich ungefähr 8300 Faß Mehl und über 21,000 Scheffel Mais, was an Geldwerth über 215,000 Pezos (zu zwei Gulden holl.) betrug.

Der vornehmste Erwerb der Inseln kam von der Schiffahrt, vom Handel und vom Schiffbau. Wegen der Nähe des spanischen Südamerika's war hier für den Schleichhandel der größte Verkehr, ein wahrer Stapelplatz des westindischen Archipels. Die Menge der zuströmenden Fremden, welche Erfrischungen suchten und jedes Gemüse theuer zahlten, belebte den Gartenbau, wie die Viehzucht, und steigerte den Werth der Grundstücke. Größe, Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens machte Curassao zum Ruheorte der Schiffe. Hier besserten sie ihre Schaden aus. Daher fand man auf Curassao mehr und geschicktere Schiffszimmerleute, als im ganzen übrigen Westindien. Das Holz ließ man von Portorico und andern Gegenden kommen. Auch der Maulthierhandel war sehr einträglich. Er warf bestimmt eine Million Gulden ab. Man holte die Maulthiere von Venezuela und brachte sie von hier zu den übrigen westindischen Inseln.

Das Alles hat sich aber seit den südamerikanischen Staats-Umwälzungen sehr verwandelt. Nun handeln die Südamerikaner unmittelbar mit Westindien und Nordamerika; Curaſſao wird nicht mehr beachtet. Der Schleichhandel hört auf. Schon dadurch mußte auch der Gewinn Curaſſao's am Schiffbau vermindert werden, welcher sonst eine Million jährlich eintrug. Und seit dem Frieden von Amiens ward er faſt ganz vernichtet, weil Curaſſao seitdem wenig Ruhe und Sicherheit genoß. Die Zimmerleute zerſtreuten sich zum Theil auf den übrigen Inseln Westindiens. Es wurde seitdem jährlich mit Ausbeſſerung der Schiffe, die sonst zu dem Behuf aus allen Gegenden hieherkamen, kaum soviel gewonnen, daß man die Pfahlwerke an den Werften unterhalten konnte. Viel Volks wanderte aus; der Fremden wurden weniger; die Grundſtücke fielen im Preiſe.

Die drei Inseln Curaſſao, Bonayre und Aruba hatten vor dem Jahre 1800 eine Bevölkerung von zweiunddreißigtausend Seelen, die Fremden mitgerechnet, welche sich hier des Handels willen zwei, drei und mehr Jahre aufzuhalten pflegten. Im Jahre 1815 war die Bevölkerung schon auf 18,000 Seelen vermindert. Nach einer damals von den Engländern veranſtalteten Zählung befanden sich auf Curaſſao

	Männl.	Weibl.	Zusammen
Weiße	1216	1555	2781
Farbige Freileute	777	1384	2161
Freie Schwarze	755	1147	1871
Farbige Sklaven	241	376	620
Schwarze Sklaven	2699	2657	5336
Insgesammt	5721	7049	12,770

Dazu aber waren viele ansässige Fremde, desgleichen auch die Bewohner von Aruba und Bonayre nicht gerechnet. Die Zahl dieser betrug zusammen 5240 Seelen, die mit den obigen die Summe von 18,010 Seelen ausmachten. — Curaſao hat nur einen Hauptort, dies iſt Wilhelmsſtadt. Auſſerdem liegen die übrigen Wohnungen einzeln umher auf der ganzen Insel, in der Nähe ihrer Gärten und Wieſen zerſtreut.

Wilhelmsſtadt ruht am Fuß eines Hügels ſehr angenehm, hart am Meere, und zwar auf einer Halbinſel, welche die St. Annenbai bildet.*) Diese Bai zieht ſich anfangs, wie die Mündung eines Fluſſes, lang und ſchmal in das Land hinein, ungefähr ſechzig Ruthen breit; im Hintergrund aber bildet ſie ein weitläufiges Waſſerbecken,

*) Einige Erdbeſchreibungen nennen ſie, doch irrig, St. Barbara-Bai; dieſe aber iſt von Wilhelmsſtadt weiter oſtwärts.

wie einen Landsee. Das Becken heißt auch der Binnensee oder Grand Lagon. Die Einfahrt der Bai ist etwas beschwerlich; aber als Hafen für die Schiffe vortrefflich, diese mögen im langen Arme der Bai oder im Binnensee anlegen. Hart am Eingange des Hafens und neben der Stadt, zusammenhängend mit ihr, steht die Veste Amsterdam, mit einigen ältern und neuern Schanzwerken. Die letztern befinden sich unmittelbar am Ufer. Die Veste ist einfach und zweckmäßig gebaut, nicht erhöhter, als die Stadt selbst. Alle Wohngebäude auf dem Lande, wie in der Stadt, sind nach niederländischer Art, mit spitzen Giebeldächern, aber doch meistens ansehnlich. — Die Vorstadt Pieter May stößt fast an die Ringmauern, zieht sich längs dem Meerufer, einerseits an den Berg oder Hügel Altena hinauf, anderseits an dem Wasser entlang, welches als Auszweigung des Binnensees die Halbinsel von Wilhelmsstadt bildet. Auf dem gegenüberliegenden Ufer der Annenbai erblickt man eine zweite Vorstadt, Overzy, Autrebande, Anderseite geheißen. Auch sie ruht am Fuß eines Hügels, über welchen die kahlen Gipfel der Driegebröders hervorragen. Es sind dies drei mäßige Berge, die mit ihren gekrümmten, nackten Rücken und ostwärts steil niedergehenden Abhängen, einander sehr gleichend, beisammenliegen.

Gegen Morgen von Curassao steigt die Insel Bonayre aus dem Meer. Sie ist kaum zur Hälfte so groß, als Curassao, und wie diese ohne Bach, trocken, arm an Holz Die Einwohner, deren Gebäude überall zerstreut umherliegen, bauen auf ihren Gütern nichts, als Mais. Ehemals waren sie durch Viehzucht, Schiffahrt und Handel ziemlich wohlhabend. Man zählte im Jahr 1800 hier gegen dreitausend Einwohner, meistens Weiße. Aber die Volkszahl hat seitdem um zwei Drittheile verloren.

Die Insel Aruba, obgleich etwas kleiner, als Bonayre, ist doch bevölkerter geblieben; der größere Theil ihrer Einwohner aber bestand aus Negern und einigen wenigen Indianern. Sie hatte im Jahr 1810 noch 2830 Seelen. Sie liegt westwärts von Curassao. Anbau und Benutzung des Bodens, so wie dessen Beschaffenheit, ist in allem dem der andern Inseln gleich. Auf beiden Eilanden gibt es viele wilde Ziegen und, besonders in Bonayre, wilde Esel, die von den Einwohnern eingefangen zu werden pflegen, und mit denen oder deren eingesalzenem Fleische man Handel treibt. Auch hier befindet sich kein Dorf, kein Flecken.

Unweit Bonayre ragen aus dem Meere noch die Avesinseln. Sie sind aber unbewohnt; nur Felsen und Klippen, hin und wieder von einem Gesträuch umweht.

Die Verwaltung der Kolonie steht unter einem Gouverneur, dem ein Kolonialrath zugeordnet ist. Letzterer theilt sich in einen Polizeirath und einen Justizrath. Jeder von beiden ist aus vier Mitgliedern zusammengesetzt, die sich, im Fall eines von ihnen abgeht, durch freie Wahl selbst ergänzen. Der Gouverneur führt in beiden Abtheilungen Vorsitz; versammelt sie auch in wichtigen Fällen vereint um sich, und beruft dann wohl noch die Suppleanten derselben und die Hauptleute der Miliz oder Landwehr dazu. Auf Curassao und den Nebeninseln hat er seine Unterbeamten.

Die Besatzung der Kolonie bestand bis zum Jahre 1800 aus einer Kompagnie Artillerie von 153 Mann, und drei Kompagnien Infanterie, jede zu 60 Mann, die Offiziere nicht gerechnet. Die jährliche Besoldung betrug

für die Offiziere	11,549	Pezos
für eine Artillerie-Kompagnie	25,269	—
für drei Infanterie-Kompagnien	26,989	—
	63,798	—
Die Besoldung der bürgerlichen Beamten, mit Inbegriff der des Gouverneurs, betrug	28,633	—
Zusammen also	92,431	—

Seitdem freilich hat sich Manches geändert. Durch Staatsumwälzungen, Regimentsverwand-

lungen und Kriege verarmte das Volk; aber die Beamten fanden sich darum nicht minder gut, und besser, als zuvor. Denn die Besoldung der bürgerlichen Beamten allein stieg endlich auf siebenzig- bis achtzigtausend Pezos, und das Alles mußte das Volk zahlen, während es doch von Jahr zu Jahr weniger Erwerb und Verdienst hatte.

Die vorzüglichsten Quellen öffentlicher Einnahmen waren Abgaben von Einfuhr der westindischen Erzeugnisse, vier bis fünf Prozent; — vom Mehl sieben Stüver das Faß; — von allen mit fremden Schiffen ankommenden Gütern fünf bis sechs Prozent; — von Ausfuhr aller westindischen Erzeugnisse mit fremden Schiffen fünf bis sechs Prozent; — Accise vom Getränk; — Hafengeld; — Ausfuhr vom Mehl sechszehn Stüver das Faß; — vom fünfzigsten Pfennig bei Handänderungen liegender Güter; — vom Kopfgeld der Sklaven, zu vier Realen der Kopf; — Familiengeld u. s. w.

Die Kolonie war bei allen diesen Abgaben noch lange Zeit blühend, wie ein guter Boden noch manches Jahr aus eigener Kraft Aernten gibt, bis er ausgesogen ist. Selbst die Verwandlungen des Mutterstaats, aus vereinigten Niederlanden in eine batavische Republik, hatte auf das Glück des bürgerlichen Lebens in Curaçao um so weniger störenden Einfluß, da der Gouverneur Johann Rudolf Lauffer, der seit dem Jahre 1796 ernannt war,

ſtrengrechtlich ſeine Pflicht erfüllte, und unter allen Umſtänden Frieden und Handel ſchützte. Er war ein Mann von vielen, meiſt durch eigenen Fleiß erworbenen, beſonders mathematiſchen und techniſchen, auch philoſophiſchen Kenntniſſen. Er liebte die deutſche Literatur ſehr, und der Weltweiſe Fichte gehörte in Curaſſao zu ſeinen Auserwählten. Voll raſtloſer Thätigkeit überall gegenwärtig, den Saumſeligen zur Ermunterung, den Leidenden zur Hilfe, den Bedrängten zum Rath, ward er durch Geſchäftseifer, Ueberlegenheit des Geiſtes und Leutſeligkeit im Umgang eben ſo ſehr hochgeachtet und gefürchtet, als geliebt. Das Volk in Curaſſao hieß ihn zuletzt nur Vater Lauffer.

Mit beſonderer Klugheit und Milde hatte er ſtets Behörden und Schiffe der benachbarten franzöſiſchen Inſeln behandelt, wie es damals die Stellung der bataviſchen Republik gegen eine ſo mächtige und übermüthige Bundesgenoſſin, als die franzöſiſche Republik war, erforderte. Niemals aber vergab er das Geringſte dem Recht und der Ehre ſeiner Regierung. In dieſem Punkt blieb er, und hätt' es eigenen Untergang gegolten, unbeugſam und hartnäckig. Die Franzoſen hatten Urſache, ihn zu ſchätzen. Denn mehrmals, wenn ihre Schiffe, von Allem entblößt, in den Hafen von Curaſſao einliefen, um ſich wieder herzuſtellen,

half er ihnen aus der Noth, indem er für die an sie zu machenden Lieferungen Bürgschaft leistete.

2.

Anschlag der Franzosen gegen die Insel.

Eines Tages (6. Hornung 1800) erschien die französische Fregatte la Vengeance von vierundfünfzig Kanonen vor dem Hafen von Curassao. Der Schiffshauptmann Pitot befehligte sie. Sie hatte sich vorher in den Antillen mit der nordamerikanischen Fregatte la Constellation, von vierundvierzig Kanonen, geschlagen. Der Kampf war anhaltend und mörderisch gewesen, bis sich beide Schiffe ausser Stand gesehen hatten, das Gefecht weiter fortzusehen. So kam die Vengeance im traurigsten Zustand vor der St. Annenbai an. Man mußte sie mit Schaluppen in den Hafen bugsiren.

Pitot, der Schiffshauptmann, eilte sogleich nach Wilhelmsstadt, Anstalten zur Ausbesserung seiner Fregatte zu treffen. Allein Niemand wollte sie an den Werften annehmen, Niemand die erforderlichen Geräthe und Bedürfnisse anders, als gegen baare Zahlung oder gegen Bürgschaft von der Regierung, hergeben. Darüber langes Unterhandeln. Am schwierigsten war die Versorgung

der Mannschaft mit Lebensmitteln. Diese Mannschaft, worunter sich auch verschiedene Reisende befanden, z. B. ein Divisionsgeneral Pelardy, ein Schiffshauptmann Jacquelin u. s. w., bestand aus ungefähr vierhundert Mann, die nicht allein während Herstellung des Schiffs, welche sechs bis sieben Monate Zeit erforderte, sondern auch zur Rückreise mit Lebensmitteln versorgt sein mußte. Am Bord war für keine acht Wochen Vorrath. Pitot schloß endlich mit den in Curassao befindlichen Agenten des Gouvernements von Guadeloupe einen Vertrag für mehrere Monate. Als derselbe zu Ende gegangen war, erklärten die Agenten kurz und bestimmt, sie wollten und könnten ihm weiter keine Lebensmittel liefern. Die Noth stieg. Pitot versammelte am Bord die vornehmsten Offiziere und Angestellten der Fregatte. Man vereinigte sich, in dieser verzweifelten Lage den Gouverneur Lauffer um Beistand anzugehen. Der gesammte Schiffsrath, Pitot an der Spitze, begab sich (3. Heumonat) in das Gouvernementshaus. Lauffer empfing die Bittenden gütig, beruhigte sie, und versprach, was in seinen Kräften liege, zu thun, um zu beweisen, wie lebhaft er am Wohl und Weh alles dessen Theil nehme, was die französische Republik angehe. Wirklich übernahm er von dem Tage an die Versorgung der gesammten

Schiffsmannſchaft mit den erforderlichen Bedürfniſſen.

Pitot war oder ſchien von Dankbarkeit gerührt. Er meldete auf der Stelle das Betragen des Gouverneurs an die franzöſiſchen Oberbehörden nach Guadeloupe, in den verbindlichſten Ausdrücken. In Guadeloupe hingegen faßte man ſogleich den Vorſatz, vermittelſt der Fregatte Vengeance vor Curaſſao die Inſel zu nehmen. Eiligſt wurden alſo ſechs bewaffnete Fahrzeuge abgeſchickt, drei Brigantinen, jede von ſechszehn Kanonen, und drei Goeletten, jede zu zwolf Kanonen, die leichte Eroberung zu machen. Der franzöſiſche Agent Breſſeau übernahm ſelbſt die Leitung des ganzen Werks.

Man muß über die freche Undankbarkeit der franzöſiſchen Behörden erſtaunen. Man kann erſtaunen, wie untergeordnete Behörden der Regierung Frankreichs wagen durften, Beſitzungen einer befreundeten, bundesgenöſiſchen Macht, mitten im Frieden feindlich, ohne allen Anlaß zu überfallen. Gewiß war dazu aus St. Cloud keine Weiſung vom erſten Konſul gekommen. Die Agenten von Guadeloupe handelten alſo ganz eigenmächtig; ohne Zweifel in Hoffnung, bei dieſem Staatsſtreich gute Beute für ſich zu machen. Die Entſchuldigung einer ſolchen Eroberung war nachher bald zu erſinnen. Man konnte den Schritt

nur als Nothwendigkeit erklären; etwa sagen, Curassao wäre ausserdem ein Raub der Engländer geworden. Man kannte zu Guadeloupe, wie in Europa, den Grundsatz der gemeinen Politik: Was nützlich ist, das ist rechtlich! Freilich, die Verletzung des Völkerrechts war schreiend! Aber was gilt Völkerrecht? Ungefähr so viel, als in Bundesverträgen „immerwährender Friede und ewige Freundschaft." Leute vom Fach kennen den Werth solcher Floskeln.

3.

Victeau landet.

Zu Curassao ahnete Niemand die verrätherischen Anschläge, als man eines Tages (den 29. Heumonat) bei Morgensanbruch fünf bewaffnete Fahrzeuge gegen die Küste der Insel fahren sah. Sie hatten französische Flagge aufgesteckt. Allein die Art, wie sie erschienen, mit wenigen Segeln, eins dicht neben dem andern, stark mit Mannschaft besetzt, und besonders, daß man deutlich Linientruppen erkannte, mußte Besorgniß erregen. Der Argwohn stieg, je näher sie kamen. Es konnte auch eine feindliche Unternehmung unter französischer Flagge gegen Curassao sein.

Lauffer, auf jeden Fall gegen Ueberraschung sicher zu stehen, ertheilte die nothigsten Anordnun-

gen. Der Hafen ward mit einer Kette gesperrt, vom Pontonschiff Ceres nach der gegenüberliegenden Seite. Man schlug Lärmen. Die Landwehr versammelte sich unterm Gewehr.

Die Landwehr von Curassao, zu ihrem Ruhm verdient es gesagt zu werden, war immer brav, aber durchaus schlecht bewaffnet. Der Gouverneur hatte 12,000 Pezos Unkosten daran gewagt, gute Flinten zu bekommen, und diese doch nicht erhalten können. Für das Pfund Pulver hatte er sogar zwei Pezos zahlen müssen. So scharf lauerten freundliche und feindliche Kaper den mit Munition befrachteten Fahrzeugen in diesen Gegenden auf. Unterstützung von Kriegsbedürfnissen damals aus Holland selbst zu erwarten, wäre sehr eitel gewesen. Sie war mehrmals und vergebens begehrt worden. Man hatte seit einem Jahre mit den spanischen Nachbarn unterhandelt, nur zweihundert gute Flinten verlangt; allein die Regierung von Venezuela gewährte bloß Hoffnungen, die sie nie erfüllte.

Es war neun Uhr Morgens, als die Fahrzeuge einrückten, alle zugleich; eins nach dem andern in ungefähren Zwischenräumen von zwei Minuten. Sie versuchten die Kette zu sprengen, mußten sich aber gefallen lassen, vor der Veste Amsterdam, unter den Kanonen derselben, unter denen der Stückschanzen und des Pontonschiffes

Ceres, vor Anker zu gehen. Der Gouverneur schickt ohne Verzug einen Offizier, um zu erfahren, wer sie wären und in welcher Absicht sie ankämen? Er ließ auch den Befehlshaber auffordern, ihm einen Abgeordneten mit seinen Aufträgen zu senden. Der batavische Offizier kam zurück und meldete, es wären Fahrzeuge von Guadeloupe, bestimmt, der Fregatte Vengeance, die auf der andern Seite der Bai vor Anker lag, Truppenverstärkung zu bringen. Die Sache machte sich aber verdächtig; denn die Besatzung der Fahrzeuge betrug bei neunhundert Mann; wohl zuviel für eine einzelne Fregatte.

Eine Stunde verging. Die erwartete Botschaft vom Befehlshaber der Fahrzeuge erschien nicht. Der Gouverneur, ungeduldig, ließ ihm sagen: würde nicht auf der Stelle Jemand gesandt, der über die Weisungen, welche die Schiffe hätten, genügende Aufklärung geben könne, müßten sie als Feinde behandelt und ohne Weiteres in den Grund gebohrt werden. Nun trat ein französischer Offizier ans Land. Er brachte vom Oberbefehlshaber, dem Agent Bresseau, einen Brief an den Gouverneur. Dieser erbrach, las, schüttelte den Kopf und erwiederte dem Ueberbringer: der Inhalt sei zu wichtig; er müsse denselben dem versammelten Rath vorlegen.

Der Kolonialrath versammelte sich. Lauffer theilte Bressau's Schreiben und den darin enthaltenen seltsamen Antrag der guadeloupischen Agentschaft mit. Es war der, die Insel Curaſſao mit stärkerer Besatzung gegen allfällige feindliche Angriffe zu versehen. Während der Kolonialrath noch über das räthselhafte Abentheuer in Berathung war, erschien ein französischer Abgeordneter, Namens Joubert, und meldete, der Agent Bressau bitte um Erlaubniß, der Sitzung des Rathes beizuwohnen, sich über seine Sendung ausführlicher erklären zu können. Man gewährte. Es dauerte nicht lange, so erschien Bressau, begleitet vom General Pelardy und einem zahlreichen Gefolge von Offizieren, unter welchen nicht bloß Europäer, sondern auch Mulatten waren. Bald darauf trat auch der von Guadeloupe mitgekommene General Jeannet *) herein, abermals gefolgt von einem Schwarm Offiziere von allerlei Farbe. Nach den ersten Höflichkeiten übergab Bressau dem Kolonialrath ein Schreiben der obersten Behörde von Guadeloupe, und äusserte, nebst den Generalen Pelardy und Jeannet, den Wunsch, mit dem Gouverneur vertrau-

*) Oeffentliche Blätter nannten ihn Genet, und theilten ihn sogar Admiral, beides mit Unrecht.

lichen Zusammentritt zu haben, um Alles gutlich abzuthun.

Der Gouverneur begab sich mit ihnen in ein besonderes Zimmer. Hier nun erklärte Bressean mit schlichten Worten, die Agentschaft von Guadeloupe habe für nöthig erachtet, Truppen nach Curaçao zu schicken, weil man in Guadeloupe bestimmte Nachrichten erhalten, daß die Engländer in Jamaika eine Unternehmung gegen die Insel rüsteten. General Jeanner sollte auf Curaçao den Kriegsbefehl zur Vertheidigung der Kolonie übernehmen; und welche Abänderungen rücksichtlich der Verwaltung der Insel vorzunehmen waren, ward nebenbei sehr ausführlich auseinandergesetzt.

Der Gouverneur hörte kaltblutig den wortreichen Vortrag an. Er wunderte sich mit Recht, daß die Herren zu Guadeloupe so genau von dem unterrichtet waren, was auf dem entlegenen Jamaika vorginge, und setzte in die Angaben gerechtes Mißtrauen. Er erwiederte endlich: „Ich habe Mannschaft genug, um allen Unternehmungen der Feinde, die sie mit ihren in diesen Gegenden befindlichen Truppen wagen konnten, Widerstand zu thun. Im übrigen wird der Kolonialrath auf die Anerbietungen des Beistandes antworten, mit denen uns die Agentschaft von Guadeloupe beehren will." — Bressean schien betroffen. Er bemerkte, daß auch die Ausrüstung der Fregatte La

Vengeance und die Reklamation wegen des Schiffes Mary Gegenstände seiner Sendung wären. (Die Mary war nämlich ein amerikanisches Schiff, welches von guadeloupischen Kapern in den Hafen von Curaßao aufgebracht worden war; der Gouverneur hatte das Schiff, als widerrechtliche Prise, zurückbehalten.) Der Gouverneur entgegnete: was die Fregatte beträfe, hätte er selbst sich schon mit den Angelegenheiten derselben seit dem dritten des Heumonats befaßt. Darum wäre weiter keine Sorge nöthig. Was die reklamirte Mary beträfe, wäre darüber nicht einzutreten, weil eine Proklamation der batavischen Regierung — der Gouverneur wies sie vor — vollkommen entschieden hätte.

Bressau that, als wäre ihm das ganz unbekannt gewesen, stand auf und sagte: „Nun, Herr Gouverneur, das wird sich am Ende Alles geben.“ Er nahm den Ton des freundschaftlichsten Einverständnisses an, und bat nur, man möchte doch die Kette im Hafen öffnen, und den Fahrzeugen gestatten, innerhalb derselben vor Anker zu legen, weil die Truppen der Division in der That Erfrischung nöthig hätten. Er, so wie die beiden Generale, gaben ihr Ehrenwort, es solle keinem Menschen die mindeste Ungelegenheit verursacht werden, und sobald die Gegenstände ihrer Sendung abgethan sein würden, wollten sie nach Guadeloupe

zurückkehren, falls man in Curaſſao keine Verſtärkung verlange.

Der Gouverneur bezeugte ſich auf dieſe Verſicherung hin gefällig. Er ließ die Kette öffnen und die Fahrzeuge hereinkommen. Er geſtattete auch, an Bord der Fregatte La Vengeance ſo viel Mannſchaft zu bringen, als man zur Erſetzung des Abgangs nöthig finden möchte.

Aber ſchon am Abend deſſelben Tages gab es Händel mit dem General Jeannet. Dieſer hatte, ohne Vorwiſſen des Gouverneurs, Wachten ans Land geſtellt, von welchen einige Offiziere der batavischen Landwehr beſchimpft, andere Leute ſogar mißhandelt worden waren. Der Gouverneur ließ die franzöſiſchen Wachten entwaffnen und verhaften. Der General bat, weil er ſein Unrecht einſah, um Verzeihung; verhieß Genugthuung, und erſuchte um Erlaubniß, nur eine Landwache halten zu können. Es ward ihm gewährt. Der Gouverneur gab ihm ſogar die Loſung des Tages. Doch traute dieſer den ſchönen Worten Breſſeau's und der beiden Generale nicht ganz, ſondern ließ die Wachten der Stadt durch eine Kompagnie Landwehr verſtärken. Theils war es überhaupt gut, gegen die zudringlichen Gäſte vorſichtig zu ſein, theils auch nützlich, um Unordnungen vorzubeugen, welche durch Anweſenheit jener ſchwarzen Soldaten leicht möglich waren.

4.

Aufforderung zur Uebergabe.

Die Franzosen, lauersam und schlau, trachteten nur festern Fuß zu fassen. Den dritten Tag nach ihrer Ankunft bat General Jeannet, es möchte ihm bewilligt werden, einen Theil seiner Truppen ans Land zu setzen; es wären viel seiner Leute krank. Der Gouverneur, ohne sich dem Vorwurf der Unmenschlichkeit auszusetzen, konnte es nicht abschlagen. Es ward aber beinahe das gesammte Kriegsvolk ausgeschifft. Es schlug am rothen Wege Lager auf. Der Gouverneur, freilich mißvergnügt, konnte für den Augenblick nichts ändern. Bressau beeilte sich nun gar nicht, die Geschäfte seiner vorgeblichen Sendung zu beenden. Statt dessen gingen die Franzosen mit den Bürgern freundlich um, breiteten Gerüchte vom bevorstehenden Schicksal der Kolonie aus, falls man Bressau's Vorschläge nicht annehmen würde. Da dieß es, die Stadt werde mit glühenden Kugeln zusammengeschossen und verbrannt, die Veste geschleift werden; Alles müsse dann ohne Gnade über die Klinge springen, und dergleichen mehr. Man wollte die Einwohner in Angst setzen, um sie zu stimmen. Täglich sah man bald die Fregatte, bald die Fahrzeuge der Freibeuter allerlei Wendungen machen, denen aber immer mit entsprechenden Wendungen des Pontonschiffes Ceres geantwortet ward. In-

zwischen sandte der Gouverneur eilfertig einen gewissen J. Obediente nach Venezuela, um von den Spaniern der benachbarten Küste Gewehre, Pulver und, wo möglich, einige Truppen zum Beistand zu erhalten. Seine Wünsche wurden nicht erfüllt.

Die Sache schien drohender zu werden. Schiffshauptmann Pitot traf alle Anstalten, die Fregatte dicht vor die Stadt zu ziehen. Es war am sechsten August. Gouverneur Lauffer, kaum davon benachrichtigt, ließ dem Kapitän sagen: er müsse liegen bleiben, wo er wäre. Pitot meldete zurück: sein Anker wolle nicht halten, wo er läge. Lauffer ließ antworten: so könne er sein Schiff nach dem Waagat ziehen, wo die Kriegsschiffe der Niederlande anzulegen pflegten; dort sei der beste Ankerplatz von der Welt. Zugleich schickte ihm der Gouverneur seinen Hafenmeister, Martin Thysen, und den Artillerie-Lieutenant Duncan Munro, als Seemann, zur Beihilfe. Pitot nahm diese nicht an, sondern ließ durch sie sagen: er wolle sein Schiff hinziehen, wo es ihm gefalle, und zwar nun bestimmt vor die Stadt. Der Gouverneur gab sogleich Befehl, das Pontonschiff Ceres vorwärts zu ziehen, um mit seinen Batterien besser spielen zu können, und ließ durch einen von Pitot's mitgekommenen Offizieren zurückantworten: die geringste Bewegung der Fregatte

gegen die Stadt gelte als Feindseligkeit, und habe zur Folge, daß die Fregatte in den Grund gebohrt werde. Zugleich ward die Trommel gerühret. Die Landwehr begab sich auf ihre Posten. Das that Wirkung. Die Fregatte stellte ihre Bewegungen ein, sobald der zurückgegangene Offizier an Bord gekommen war. Kurz nachher erschien Pitot selbst beim Gouverneur. Es gab einigen Wortwechsel; doch erklärte der Franzose, er habe nun für gut befunden, seine Stelle nicht zu verändern, sondern liegen zu bleiben, wo er sei. „Desto besser für Ihre Fregatte," erwiederte Lauffer, „bei der ersten verbotenen Bewegung hätt' ich sie zusammenschiessen lassen."

Den folgenden Tag gegen Abend schickte Bressean ein an den Rath der Kolonie gerichtetes Briefpäckchen. Es enthielt, nebst seinem Schreiben, nichts Geringeres, als eine Kapitulation für Curaßao und ein Manifest der Agentschaft von Guadeloupe. Das Schreiben (vom 19. Thermidor Jahr 8 der französischen Republik) begann mit Vorwürfen gegen den Rath oder vielmehr gegen den Gouverneur von Curaßao, wegen der feindseligen Stellung gegen die französischen Schiffe im Hafen, die doch, als Fahrzeuge einer bundesverwandten Macht, gekommen wären, Hilfe gegen die Engländer, ihre gemeinschaftlichen Feinde, anzubieten. Es ward nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß

Lauffer ein geheimer Anhänger des Erbstatthalters und der Briten sei. Länger konnten die konsularischen Agenten Frankreichs bei dem verdächtigen Betragen der Regierung Curassao's nicht gleichgültig bleiben. Daher hätten die Agenten das beigefügte Manifest erlassen. Breffeau erklärte, wenn man nicht sogleich jene feindselige Stellung enden, die Landwehrmänner auseinander lassen, die Kanonen von den Wällen, die Wachten und Posten zurückziehen, nicht Alles auf den gewöhnlichen Friedensfuß setzen würde, er gezwungen sei, die Feindseligkeit Curassao's mit Feindseligkeit zu erwiedern.

Das Manifest (gegeben im Nationalgebäu der konsularischen Agentschaft zu Baffe-Terre in Guadeloupe, den 25. Messidor Jahr 8 der französischen Republik, und unterzeichnet: Jeannet, Baco und Breffeau) zählte eine ganze Reihe Klagen und Beschwerden gegen den Gouverneur von Curassao auf, z. B. wie er die Anglo-Amerikaner offenbar zum Nachtheil der französischen Flagge begünstige, da doch jene den Franzosen offenen Krieg in den Antillen machten. Zum Beweis gelte, daß Curassao den amerikanischen Kreuzern Aufenthalt und Ausbesserung ihrer Schiffe gestattet; daß die Franzosen, wenn sie sich mit Amerikanern zugleich im Hafen von Curassao befanden, von diesen ungestraft beleidigt und gekränkt werden konnten; daß man aus Curassao sogar

Franzosen und Bataver, unter dem Vorwand, sie seien Ruhestörer, fortgewiesen habe; daß man, seit dem Mai 1799, den Flaggenbaum im Fort habe weghauen lassen, an dem seit der Revolution immer die Nationalfarben Frankreichs neben denen von Holland gewehet hätten; daß das Gouvernement von Curassao seit Anfang des Jahres 1799 den seltsamen Machtspruch gethan, jeder Korsar solle 1500 Gulden Strafe zahlen, der inner drei Meilen von der Insel das Fahrzeug einer mit der batavischen Republik verbündeten Macht angreifen würde: ein Machtspruch, den selbst das batavische Vollziehungs-Direktorium zu thun sich nie erlaubt haben würde; ein Machtspruch, in dessen Folge wirklich ein französischer Kaper, der bei Curassao, und weiter als drei Meilen von der Insel, ein amerikanisches Schif nahm, verfällt worden sei, so wie ein anderer mißhandelt wäre, der eine amerikanische Goelette zwischen Curassao und Bonayre genommen hätte; daß zu Curassao sogar der Prediger der kalvinischen Sekte (le ministre de la secte calviniste), seine Schamlosigkeit so weit getrieben habe, öffentlich zum Haß gegen die Franzosen, indem er, am Jahresfest des Untergangs von der Flotte des Marschall d'Estrées bei den Avesinseln, Gott für die Rettung Curassao's von der Gewalt der Franzosen gedankt. Aber man bemerke nun endlich wohl, dies alles sei Wirkung

einer erbstatthalterischen Faktion auf Curaſſao; der konſularischen Agentſchaft zu Guadeloupe ſei das Daſein ſolcher Faktion auch längſt ſchon von dem tugendhaften Braak, Befehlshaber des Poſtens von Surinam, und einem Andern von Curaſſao ſelbſt angezeigt worden ware. Daher habe die konſularische Agentſchaft, zur Sicherheit Frankreichs in dieſen Gewäſſern, beſchloſſen: die Inſel Curaſſao u. ſ. w. ſoll unter franzöſiſchen Schuz geſezt, alle von den franzöſiſchen Priſen herſtammenden, jezt noch in Beſchlag gehaltenen Gelder ſollten ausgeliefert, die Militärpoſten einem franzöſiſchen General eingeräumt werden u. ſ. w. Doch wolle man der Inſel geſtatten, auch fernerhin mit den Amerikanern im gewohnten Handelsverkehr zu bleiben.

Es iſt hier nicht der Ort, das Unhaltbare jener Beſchuldigungen überhaupt, noch das wirklich Grundfalſche derſelben zu entwickeln, noch, wie wenig die Guadelouper befugt waren, darauf Maasregeln zu begründen, wie die, welche ſie ergreifen wollten.

Alles war franzöſiſch abgefaßt. Weil die wenigſten Mitglieder des Rathes Franzöſiſch verſtanden, mußte das erſt überſezt werden. Darüber vergingen ein paar Tage.

Während dieſer Zeit hatten ſich indeſſen Sachen ereignet, die Breſſeau nicht berechnen

konnte. Sein Plan nämlich war gewesen, an demselben Tage, da er dem Rath die Kapitulation vorschlug, allgemeinen Angriff auf Wilhelmstadt und die Veste Amsterdam zu machen. Er hatte dazu dem Schiffskapitän Pitot gemessene schriftliche Befehle ertheilt. Dieser aber, eingedenk der freundschaftlichen Verhältnisse zwischen der französischen und batavischen Republik, eingedenk seiner Verpflichtungen gegen die Güte des Gouverneurs, wollte durchaus nicht in den Frevel willigen, oder dazu Hand bieten. Pitot schlug das Verlangte rund ab, und hatte von demselben Augenblick an nicht die mindeste Achtung mehr für Bresseau's Befehle; nahm auch die Admiralflagge wieder ab, die er bei dessen Ankunft aufgepflanzt hatte. Ja, noch den Abend des nämlichen Tages kam Pitot zum Gouverneur und verlangte mit ihm unter vier Augen zu sprechen.

Hier erfuhr nun Lauffer den ganzen höllischen Plan. Pitot gab ihm sogar den von Bresseau erhaltenen Angriffsbefehl in Urschrift, und bat ihn nur, die Vengeance aufs Eiligste mit allen Erfordernissen zu versorgen, daß sie davonsegeln könne; denn nun hatte er von Bresseau's Rache und Zorn Alles zu fürchten. Der Gouverneur verhieß sein Möglichstes binnen vier, fünf Tagen zu leisten. Aber die Fregatte konnte nun auch so lange nicht warten. Denn Bres-

seau, empört durch die Widersetzlichkeit des Schiffshauptmanns, und vermuthlich vom Einverständnisse desselben mit dem Gouverneur belehrt, fuhr am 10. August Abends, angethan mit der dreifärbigen Schärpe und von einigen Offizieren begleitet, nach der Fregatte, ohne Zweifel in der Absicht, den Schiffskapitän verhaften zu lassen. Pitot, der auf der Verschanzung des Halbdecks stand, und argwohnte, wohin der Besuch zielen möchte, rief ihm zu: es dürfe Keiner an Bord kommen. Bresseau fluchte, schimpfte und rief der Mannschaft auf der Fregatte zu: ihr Kapitän sei vogelfrei (hors la loi) erklärt! Pitot dagegen schrie zurück: „Ihr seid Verräther, Räuberhorden! Geht ihr nicht Augenblicks zurück, laß ich Feuer auf euch geben!“ Wirklich zeigte sich einige Mannschaft unter Gewehr. Bresseau fand nicht für gut, die Erfüllung des Drohwortes abzuwarten, und kehrte mit möglichster Geschwindigkeit um. Von nun an war aber auch für Pitot hier keine Sicherheit mehr; er hatte zu fürchten, seine Matrosen möchten aufgehetzt werden und Meuterei anstellen. Er ließ das Ankertau kappen, die Segel aufziehen, und fuhr ab. Doch schickte er dem Gouverneur noch einen Offizier mit der Bitte, man möchte die Franzosen nicht angreifen, sondern ihnen lieber alles Nöthige verschaffen, damit sie nach Guadeloupe heimkehren könnten; auch ver-

ſprach er, er wolle vor dem Hafen beilegen, um die noch übrigen Lieferungsrechnungen zu durchſehen, und das Benöthigte nebſt den Wechſeln zu unterſchreiben. Allein am andern Tage war die Vengeance verſchwunden. Wahrſcheinlich hatte ſie der mächtige Strom des Meeres weggeſchleppt.

Unterdeſſen und zwar den gleichen Tag, als der Auftritt zwiſchen Breſſeau und Pitot vorfiel, hatte der Gouverneur dem vollſtändigen Rath der Inſel, beſtehend aus allen Gliedern des großen Rathes und den zwei älteſten Offizieren jeder Kompagnie, der Linientruppen ſowohl als der Landwehr, die von Breſſeau geſandten und überſetzten Schriften vorgelegt. Mit Erſtaunen und Unwillen hörte man den Inhalt. Es war nur eine Stimme über die beiſpielloſe, bundbrüchige Frechheit der guadeloupiſchen Agentſchaft und Breſſeau's. Eine nachdrückliche Verwerfung aller jener ehrloſen Anträge war die Antwort, und dieſe empfing Breſſeau am Abend, da die Fregatte den Hafen verließ.

Der letzte Umſtand beſonders brachte in den Entwurf der Guadeloupeſen einen gewaltigen Riß. Auch General Pelardy und andere franzöſiſche Offiziere, die mit der Vengeance hatten abreiſen wollen, und zurückgeblieben waren, befanden ſich in bitterer Verlegenheit, denn ihr geſammtes Gepäck war auf die Fregatte gegeben. Sie beſchwo-

ren nun den Gouverneur, ihnen zum Erreichen der Fregatte zu helfen. Er rüstete ihnen eine Goelette. Man hatte die Vengeance des Morgens, noch südwestwärts dem Hafen, am äussersten Horizont erblickt: sie schien mit Hilfe der Segel zwischen Curassao und Aruba den Durchgang zu versuchen. Allein die Goelette kam Abends mit dem General und seinen Offizieren zurück, ohne die Fregatte gesehen zu haben.

5.

Bressean's verstellte Abreise.

Bressean, nun er sich eines guten Theils der Streitkräfte beraubt sah, auf die er gezählt hatte, stimmte den Ton um. Der Kolonialrath erhielt von ihm ein Schreiben in freundlichen Ausdrücken, worin er deutlich zu verstehen gab, es sei ihm um Rückreise nach Guadeloupe zu thun. Nur war er noch um Fahrzeuge zum Transport der Truppen verlegen. Der Kolonialrath, herzlich zufrieden, die zweideutigen Gäste los zu werden, setzte einige Fahrzeuge in Requisition und stellte sie zu Bressean's Verfügung. — Ein paar Tage nachher wandte sich dieser abermals an den Rath, und verlangte einigen Beistand an Geld. Man bewilligte ihm siebentausend Gourden (Piaster). Er kam mit neuen Bitten ein; der Rath erhöhte

ihm die Summe auf zehntauſend Gourden, welche der Gouverneur alsbald auszahlte. Kurz, was der Agent von Guadeloupe begehrte, um ſeine Reiſe zu erleichtern, ward ihm zugeſtanden. Man rüſtete ihm vier Fahrzeuge zum Transport ſeiner Truppen vollſtändig aus; lieferte ihm alles erforderliche Geräth und Bedürfniß zur Reiſe; ſchoß ihm in allem 10,500 Gourden vor, ſowohl den rückſtändigen Sold ſeiner Leute entrichten, als andere Nothwendigkeiten der Diviſion beſtreiten zu können; theilte ihm von den Vorräthen und Lebensmitteln, die damals in der Kolonie eben nicht überflüſſig waren, auf einen vollen Monat für mehr denn neunhundert Mann mit; Arzneien, Kleinigkeiten aller Art, — nichts ſchlug man ihm ab. Auf Treu und Glauben, gegen ſchriftliche Verſicherung, daß dieſe, wie die der Vengeance gemachten Lieferungen ſogleich nach der Ankunft in Guadeloupe gezahlt werden ſollten, gab man willig und freudig.

Endlich hatten die Franzoſen nichts mehr zu verlangen. Sie waren reichlich verſorgt. Man erwartete in Curaſao voller Ungeduld den Augenblick ihrer Abreiſe, weil ihr Aufenthalt im Hafen den Handelsverkehr der Inſel zerſtört hatte. Denn natürlich wagte ſich kein Schiff von irgend einer Nation her, ſobald man vernahm, die Guadelouveſen wären da.

General Jeannet kam zum Gouverneur, sprach vom Absegeln, äusserte aber neue Bedenklichkeiten. Er fürchtete nämlich feindlichen Fregatten zu begegnen, und in dem Fall wünschte er Erlaubniß zu haben, in den Schiffsrheden oder Baien der Insel vor Anker gehen oder landen zu dürfen, falls der Feind wagen sollte, die Fahrzeuge mit Schaluppen anzugreifen. Allerdings war der Fall möglich. Der Gouverneur konnte den Truppen einer befreundeten Macht die Zuflucht nicht verweigern, da die Engländer in den westindischen Gewässern überall kreuzten. Er machte es sich zur Pflicht, jedem Fahrzeuge der Division schriftliche Erlaubniß auszustellen, auf den Fall der Gefahr, in alle Hafen und Baien einzukehren und zu landen, um sich zu retten oder zu vertheidigen.

Es war nun nichts mehr zu verlangen übrig. Bressean beurlaubte sich durch seinen Aide-de-Camp Chaudry beim Gouverneur, und dankte diesem für allen Beistand, den er geleistet. General Jeannet nahm persönlich Abschied, bezeugte dem Gouverneur in den verbindlichsten Ausdrücken seine Erkenntlichkeit, und bat um Anlaß, ihm zu beweisen, wie gern er dankbar sein möchte. Der Gouverneur ersuchte ihn, auf Abschlag der Zahlungssumme für die gemachten Lieferungen, drei- bis vierhundert Gewehre zum Gebrauch der Land-

wehr, und für seine Person ein gutes Astrolabium und einen Meßtisch zu schicken, wenn dergleichen allenfalls in Guadeloupe zu haben wären. Man schied freundschaftlich von einander.

An demselben Tage noch, es war der 3. Herbstmonat, segelten alle Fahrzeuge ab. Bemerkenswerth ist, daß zugleich drei französische Korsaren vor dem Hafen erschienen waren, die sich mit der Division vereinigten. Aus den folgenden Begebenheiten ward es erst wahrscheinlich, daß Bressean diese Fahrzeuge erwartet, und bloß darum unter allerlei Vorwand gezögert hatte, die Anker zu lichten.

In Wilhelmsstadt war man froh, des lästigen Besuches Ende zu sehen. Die Franzosen segelten langsam, und am Abend gingen sie wieder vor dem Hafen St. Michel vor Anker. Sie sagten, das Meer sei zu still, und der Küstenwind von Südwest zu schwach gewesen. Und doch kehrten sie in einen Hafen ein, der im Westen desjenigen lag, aus welchem sie erst hervorgegangen waren. Sie blieben da auch den folgenden Tag, ungeachtet sich der Küstenwind frischer aufmachte, und ihnen die günstigste Gelegenheit bot, ihren Weg zu verfolgen.

Dies neue Zaudern hätte wieder Argwohn erregen können. Indessen man hatte es nicht mit

Feinden zu thun, sondern mit Befehlshabern und Truppen einer verbündeten Macht, welche mit den Holländern einerlei Feind bekämpfen mußten. Man war ihnen in allen Fällen Unterstützung schuldig. Sie hatten auf ihre frühern Vorschläge Verzicht gethan; wollten der Kolonie von Curassao ihren Beistand nicht aufzwingen. Das war genug. Es stand dem Gouverneur nicht zu, ihnen sogleich Rechenschaft abzufordern, warum sie bei St. Michel anhielten. Hätte er wohl gar auf der Stelle die Besatzung von St. Michel mit frischer Mannschaft verstärkt, es würde beleidigendes Mißtrauen, oder unnöthige Furcht verrathen haben. — Inzwischen ließ er sie beobachten. Und bald genug ward er überzeugt, er habe auf bundesgenössische Verhältnisse, Freundschaftsversicherungen und gegebene Ehrenworte zuviel Vertrauen gesetzt.

6.

Versuch der Franzosen, die Insel zu erobern.

Denn am 4. Herbstmonat, Abends acht Uhr, empfing er Nachricht, die Franzosen seien zu St. Michel ans Land gegangen, unter dem Vorgeben, man habe in der Ferne fünf englische Kriegsschiffe gesehen. Und, um dem in St. Michel befehlenden batavischen Offizier beizustehen, hätten sie dort beide Vesten besetzt. Eben dies meldete auch Ge-

neral Jeannet selbst dem Gouverneur in einem eigenen Briefe.

Lauffer war ausser sich vor Zorn über die Treulosigkeit, mit der man eine Erlaubniß mißbrauchte, die er auf Treu und Glauben für Nothfälle an bundesverwandte Truppen ausgestellt hatte. Schmählicher war die Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen, als hier geschah, wo man Besitz von der Veste eines befreundeten Staates nahm, unter deren Schanzen sich wenige Tage zuvor ein französischer Korsar gerettet hatte, der von einer britischen Fregatte fast genommen worden war. Die Erscheinung von fünf englischen Kriegsschiffen blieb offenbare Lüge. Auf keiner Seite von Curassao hatte man Schiffe wahrgenommen. Selbst die Franzosen, die damals auf der Insel wohnten, nannten es Mährchen.

Sobald der Gouverneur Nachricht von der Landung hatte, brach er in der Nacht an der Spitze von fünfhundert Mann gegen St. Michel auf. Als er bei den Häusern von Blaauw ankam, machte er Halt, und schrieb an seinen Fähnrich Fikkert, der die beiden Vesten von St. Michel befehligte, einen Brief, mit Auftrag, dem General Jeannet anzuzeigen, er solle seine Truppen einschiffen, weil der Gouverneur mit hinreichendem Kriegsvolk da sei, die beiden Vesten zu besetzen, und die Franzosen, so wie ihre Fahr-

zeuge, in Schutz zu nehmen, wenn sie von einem Feind angegriffen werden sollten.

Er wartete vergebens auf Antwort. Er schrieb einen zweiten Brief und schickte ihn mit dem Befehl ab, Fikkert solle selbst zu ihm kommen. Auch darauf blieb die Antwort aus. Selbst die Träger der beiden Briefe, weil man sie angehalten hatte, kehrten nicht zurück. Lauffers Verlegenheit stieg. Unmittelbar gegen Franzosen Feindseligkeiten zu beginnen, schien in der Stellung eines batavischen Gouverneurs politisch unrathsam; aber es wäre auch in militärischer Hinsicht mehr als gewagt gewesen. Denn die Streitkräfte der Franzosen waren durch den Zuwachs, welchen sie aus Guadeloupe erhalten hatten, auf zwölfhundert Mann gesteigert. Dazu hatten sie, vermöge der besetzten Vesten, die vortheilhafteste Stellung. Besonders die neue Veste, weil sie auf einer damals unzugänglichen Höhe gebaut war, gab ihnen einen mächtigen Stützpunkt, von welchem aus die Umgegend beherrscht werden konnte. Alle Wege und Stege waren überdies mit schwerem Geschütz besetzt. — Der Gouverneur mußte erwarten, ob die Franzosen, die bei Besetzung von St. Michel immer noch eine Art Entschuldigung haben konnten, das Aerzste unternehmen und die Kolonie geradezu feindlich behandeln würden. Vielleicht war ihnen nur daran gelegen, Schrecken einzu-

flößen, entweder um noch mehr Geld zu erpreſſen, oder die ſchwächere Partei zu bereden, die Kolonie gutwillig zu übergeben. Immer mußte Lauffer von ſeiner Seite vermeiden, voreilig zu handeln. Er ging daher folgenden Tags nach Wilhelmsſtadt zurück.

Hier vernahm er, daß zwei der ſtärkſten Korſarenſchiffe Breffeau's des Morgens auf der Höhe des Meeres erſchienen wären und ihre Stellung zwiſchen den Inſeln Bonayre und Curaſſao genommen hätten. Bald darauf kam Botſchaft, daß, ſobald ſich der Gouverneur mit ſeinen Leuten von den Häuſern von Blaauw entfernt habe, die Franzoſen in alle Wohngebäude von St. Michel eingedrungen wären, geplündert und das Vieh weggetrieben hätten. Folgenden Tags ſchwärmten ihre Spähwachten ſchon bis Haro, Mahuma u. ſ. w., Wohnungen, drei Wegſtunden nordwärts von Wilhelmsſtadt. Die guadeloupiſchen Negerſoldaten machten ſich an die Neger der Kolonie, wiegelten ſie zur Empörung, zur Verjagung und Beraubung ihrer Herren auf. Das war ſo ſchwer nicht. Eine Menge Sklaven lief ihnen zu, und vereint mit denſelben ſammelten ſie ſich, alle bewaffnet, zu Haay, unweit dem rothen Weg. Die ungeheuern Gräuel von St. Domingo drohten auf dieſer Inſel erneuert zu werden. Freiheit und Gleichheit ward ausgerufen; der Gouver-

neur mit seinen Leuten als Feinde der Volksrechte, als Orangisten verwünscht. — Freilich war damit noch nicht erwiesen, daß der Agent Bressau und die Generale an all den Unordnungen Theil hätten. Es konnten Ausschweifungen der Neger und des Korsarengesindels sein, die vielleicht nicht zu verhüten waren.

Der Gouverneur stellte indessen am rothen Weg eine Wacht von 150 Mann der Besatzung mit zwei Feldstücken beim Hause des ehemaligen Gouverneurs de Beer auf, mit Befehl, keinen verdächtigen Menschen gegen die Vorstadt der Anderseite zu lassen. Denn diese Anderseite bildet einen beträchtlichen Theil der Stadt selbst. Sie ist gegen den rothen Weg ganz offen und wehrlos, und war daher verwegenen Plündereien leicht zugänglich. Als gegen Abend gemeldet ward, daß sich nahe bei Haay die Negerhaufen und Soldaten vermehrten, verstärkte Lauffer jene Vorwacht noch mit zweihundert Mann.

Folgenden Morgens in der Frühe rückte Bressau's Kriegsvolk wirklich gegen die Stadt an. Der Gouverneur warf sich aufs Pferd, gab dem beim Hause Kikkert aufgestellten Reservekorps, welches vier Feldstücke bei sich hatte, die nöthigen Befehle, und eilte zum Posten am rothen Wege. Aber schon unterwegs bei der Synagoge kam ihm

ein Reiter entgegengesprengt und meldete, die holländischen Soldaten hätten die Flucht ergriffen. Er setzte seinen Weg dennoch fort, denn er konnte an solche Feigheit von Linientruppen nicht glauben. Aber er mußte sich bald davon überzeugen. Sie kamen ihm in wilder Verwirrung athemlos entgegengestürzt. Sogleich ließ er die Reserve bis zur lutherischen Kirche vorrücken, die Flüchtlinge wieder zu sammeln. Umsonst. Die Soldaten befanden sich in unbeschreiblicher Unordnung. Hätten nicht die drei Kompagnien Landwehr, die bei ihnen gewesen, und schändlich im Stich gelassen waren, die Feldstücke gerettet, und durch regelmäßigen Rückzug die Flucht der Soldaten gedeckt, diese wären gewiß alle gefangen worden. Bresseau's Plänkler hatten sich indessen schon der Häuser Kikkert, Schotborg und Monge bemeistert, und richteten, vereint mit den Franzosen, an dem andern Gestade beständiges Feuer auf die Holländer, jedoch ohne große Wirkung. Ein Soldat ward an der Seite des Gouverneurs getödtet, und ein Mann von der Landwehr todtlich verwundet.

Es blieb nichts übrig, als die Anderseite zu verlassen, und sich über die Bai nach der Stadt einzuschiffen. Fünf Feldstücke ließ man beim Hause Kikkert zurück. Doch nur eins derselben konnten die Franzosen, und zwar ganz unbrauchbar geworden, mit sich nehmen; denn das Pontonschiff Ceres

bestrich mit unaufhörlichem Feuer die große Straße der Anderseite.

Folgenden Morgens verbreiteten sich die feindlichen Streifparteien im Osten der Kolonie, und entführten alle Sklaven, alles Vieh und was sie sonst fanden. Bressean vertheilte nach allen Gegenden Proklamationen, deren er von Tag zu Tag neue machte, abschreiben und anschlagen ließ. Lauffers Lage war verzweiflungsvoll. Er hatte nicht so viel Streitkräfte, als die Franzosen, um im offenen Felde Spitze zu bieten. Er war auf die schändlichste Weise von Truppen einer engverbündeten Macht, nach den herzlichsten Freundschaftsversicherungen, betrogen und überfallen worden. Er sah sich von ihnen auf allen Seiten zu Land und zu Wasser umringt und gesperrt. Durch die Lieferungen, welche man der Mannschaft der Vengeance, und durch die, welche man der Division Bressean gemacht hatte, waren die Vorräthe an Lebensmitteln fast erschöpft. Seit zwei Monaten hatte kein amerikanisches Schiff in Curassao angelegt. Man fand nur noch für ein paar Tage Brod. Die meisten Wasserplätze lagen in der Gewalt der Franzosen. Seit ungefähr achtzehn Monaten hatte es nie geregnet. Ungeheure Dürre versengte das Land. Mehr denn die Hälfte Viehes war daher umgekommen. Rings um die Stadt hatten die Franzosen das Heerdenvieh weggetrie-

ben. Die meiſten Sklaven aus den Wohnungen der Nachbarſchaft waren zu ihnen übergelaufen; und diejenigen, die ſich noch in der Stadt befanden, gaben die unzweideutigſten Beweiſe nachahmungsluſtiger Geſinnungen.

An kräftigen Widerſtand der Stadt, an Vertreibung der Franzoſen ließ ſich nicht denken: denn die geſammte Landwehr hatte höchſtens ſechszig gute Gewehre; die übrigen taugten wenig. Sowohl Landwehr, als Beſatzung waren ſeit zwei Monaten vom ſtrengen Dienſt ziemlich angegriffen. Jetzt gezwungen, ſich innen die Veſten und Schanzen zurückzuziehen und einzuſchlieſſen, mußte man ſich lediglich mit dem ſchweren Geſchütz vertheidigen, und dazu noch die waffenfähige Mannſchaft zum Waſſerholen gebrauchen, oder Holzwerk und Geſchütz in die neue Schanze zu ſchleppen, die der Gouverneur auf der Höhe, Scharlo genannt, anlegte. — Ohne Lebensmittel, ohne Waſſer, ſah man vor, entweder verhungern oder verſchmachten, oder in die Gewalt einer Horde von Räubern und Mördern fallen zu müſſen. Die Gräulichkeiten von St. Domingo, vor denen die Menſchheit erbebt, ſtanden den Pflanzern von Curaſao bevor. Schon waren, wie geſagt, faſt alle Neger der Kolonie übergegangen. Jetzt ſtanden ſie bewaffnet, jubelnd, rachathmend oder raubluſtig. Was ließ ſich erwarten? Die erſt während Breſſeau's

Aufenthalt nach Curaſſao gekommene und mit ihm vereinte Bande des Rigaud beſtand (ausgenommen die Kanoniere) aus ſechszig Offizieren und Mulatten, alle von St. Domingo, alle in die Kunſt des Kriegs, und noch mehr in die Kunſt der Kriegsgräuel eingeübt. Zwei Mulatten, einer Namens Birot, ein anderer Namens Bonnet, die beide auf St. Domingo die Grauſamkeit ſo weit getrieben hatten, daß ſie ſchwangere Weiber zerſägen lieſſen, hatten den Rang von Brigadechefs, und befehligten unter dem Agent Breſſeau Diviſionen oder Kolonnen.

Breſſeau ſelbſt, wie man wohl bemerkt haben wird, hatte ſich ſchon als einer jener Menſchen gezeigt, die, mit Verluſt alles ſittlichen Sinnes, gleich diebiſchen Gaunern, nur den dumm gefuͤhrten Streich fuͤr den ſchlechteſten halten. Er waͤre unter andern Umſtaͤnden ein treflicher Kabinetsmann, etwa wie Fouché, der Herzog von Otranto, geworden, der zu Enghiens Hinrichtung ſagte: „C'est plus qu'un crime, c'est une faute!“ und ſich mit dieſem Einfall etwas wußte.

Die Feinde der Niederländer — denn ſo muß man wohl die Franzoſen nach allen dieſen Ereigniſſen nennen — freuten ſich der vortheilhafteſten Lage. Nach Vereinigung mit Rigauds Bande und der Mannſchaft jenes guadeloupiſchen Korſa-

ren, deſſen Fahrzeug noch auf dem Schiffswerft lag, ſo wie mit denjenigen Franzoſen, die jenſeits der Bai wohnten, und gern oder ungern mit den Guadeloupeſen gemeine Sache machen mußten, waren ſie über fünfzehnhundert Mann ſtark; alle mit guten Gewehren verſorgt und Meiſter von der Anderſeite. Nah und fern machten ihre Plänkler anhaltendes Feuer gegen die Stadt, während man ihnen, weil ſie hinter den Mauern der Quergaſſen verſteckt lagen, nicht beikommen konnte. Sie ſtanden in Beſitz der Maisvorräthe und Lebensmittel, die ſich noch in den Magazinen der Anderſeite oder auf der Klip befinden mochten. Sie hatten ſich alles Viehes bemächtigt und was ſie ſonſt in den Pflanzwohnungen vorfanden. Die abtrünnigen Neger ſchleppten ihnen zu. Ja, der betrogene Kolonialrath ſelbſt hatte ſie vor ihrer geheuchelten Abreiſe noch auf einen vollen Monat mit Mundvorrath verſorgt. Zudem konnten ſie darauf zählen, daß jedes amerikaniſche Schiff, das etwa in den Hafen einlaufen wollte, in ihre Gewalt fallen mußte, weil ihre Korſaren die Inſel rings blokirten. Auch alles Kaufmannsgut der drei Ladungen von Mary, Cuba und Oliveros, die ſie ohnehin anſprechen zu können glaubten, hatten ſie ſich zugeeignet. Ihr Kriegsvolk, noch kräftig und friſch, war durch Hoffnung groſſer Beute ermuthigt. Beſchwerliche Arbeiten wurden

ihm nicht gegeben: dergleichen verrichteten die abtrünnigen Sklaven. Selbst im schlimmsten Fall, der unter solchen Umständen doch kaum gedenkbar schien, konnten die Franzosen aus der Bai von St. Michel immer wieder in die offene See stechen und sich retten. Aber auch dieser traurigen Möglichkeit, Hab' und Gut zu verlassen und durch Flucht Weibern und Kindern nur das Leben zu bewahren, mußten die Einwohner von Curassao entsagen. Denn wohin mit ihnen? Die französischen Korsaren kreuzten ringsum. Nichts konnte denselben entrinnen. — Nur der Gouverneur blieb unerschütterlich, entschlossener zu seinem Tode, als zur Uebergabe der Kolonie.

7.

Curassao unter britischem Schutz.

Vier Tage waren unter gegenseitigen Beschiessungen verstrichen, als man von der Veste Amsterdam am neunten Herbstmonat, da eben die Sonne untergehen wollte, in der Ferne eine Fregatte mit amerikanischer Flagge entdeckte. Die beiden Korsarenfahrzeuge, bei Bonayre aufgestellt, zogen sich schnell zurück nach St. Michel.

Fast zu gleicher Zeit erblickte man ein anderes Schiff von drei Masten, ebenfalls mit amerikanischer Flagge. Herr Philips, Konsul der

vereinigten Staaten auf Curaſſao, ſchickte, mit Genehmigung des Gouverneurs, ein Boot hinaus, ſie um Beiſtand anzurufen.

Folgenden Morgens erfuhr man, daß die Fregatte keine amerikaniſche, ſondern eine engliſche und zwar die Fregatte Nereide von vierundvierzig Kanonen ſei, befehligt durch Kapitän Friedr. Watkins; ferner, daß der Dreimaſter ein amerikaniſches, von den Engländern in der Nacht vorher gekapertes Kauffarteiſchiff ſei, mit Kriegsbedürfniſſen, z. B. 3500 Flinten, 30,000 Pfund Pulver, Bohlen zu Lafeten u. dgl. m., beladen. In Bezug auf dieſen Dreimaſter war man ſehr verſchiedener Meinung; in jedem Fall ſchien ſeine Ladung verdächtig für Curaſſao geweſen zu ſein. Entweder ſollte dieſe in die Hände von Breſſeau's Korſaren fallen, oder war geradezu für ihn beſtimmt geweſen, und ſo hätten die Waffen auf jeden Fall zur Wehrbarmachung der Neger von Curaſſao dienen müſſen, wäre das Schiff nicht von den Briten genommen worden.

Hauptmann Watkins ließ dem Gouverneur ſagen: wiewohl in Dienſten ſeiner britiſchen Majeſtät, gegenwärtig wirklich im Krieg gegen die bataviſche Republik, ſehe er doch nicht an, dem Gouverneur ſo viel Hilfe, als er leiſten könne, anzubieten, da er die beklagenswerthe Lage der

Kolonie vernommen hätte. Er sähe schauderhaftes Unglück vor, und thue, was Menschlichkeit gebiete.

Der Gouverneur versammelte den Rath, und gab ihm Kenntniß von Watkins Anträgen. Seltsames Geschick! — Franzosen, Hollands Verbündete, standen als Feinde da; Engländer, Hollands Feinde, erboten sich zur Rettung. Trauriges Schweigen herrschte im Rath. Jeder schien zwischen Pflicht und Verzweiflung zu wanken. Aber es blieb nur Wahl, entweder mit den Engländern zu unterhandeln, oder in die Gewalt des Korsaren- und Negergesindels zu gerathen. An letzteres konnte Keiner ohne Grauen denken. Was war von einem Menschen, wie Bressean, zu erwarten, der mit Mord, Raub und Verwüstung die Summen und Lieferungen vergalt, welche die Kolonie ihm, seiner Division und der Fregatte La Vengeance gemacht hatte, und die über hunderttausend Gourden Werths betrugen!

Der Rath bevollmächtigte den Gouverneur, mit Watkins einzutreten, und vor allen Dingen zu vernehmen, unter welchen Bedingungen derselbe Hilfe gewähren wolle. Watkins erwiederte: die Kolonie solle sich unter britischen Schutz stellen, und zwar nach den gleichen Kapitulationspunkten, wie Surinam, das heißt, ihre bisherige Administration beibehalten und englische Besatzung auf-

nehmen. — Ein vollzusamm.nge setzter Rath mit allen Offizieren vernahm den Vorschlag, bewilligte ihn, und in Folge des Beschlusses unterzeichnete Lauffer die Kapitulation am 13. September 1800. Die Uebergabe der Kolonie selbst erfolgte erst fünf Wochen, später, bis mehrere englische Schiffe eintrafen.

Unterdessen leistete die Fregatte in der That die wesentlichsten Dienste, die sie gewähren konnte, und die zugleich die allerdringendsten waren. Denn nicht nur ward Bresseau gezwungen, seine Blokade aufzuheben und seine Fahrzeuge zurückzuziehen, daß man wieder Hoffnung hegen konnte, von irgendwo her Lebensmittel zu empfangen, sondern Kapitän Watkins lieferte auch Munition und fünfzig gute Flinten. Damit ward Lauffer im Stande, theils starke Spähwachten auszuschicken, theils diejenigen zu decken, welche Mundvorrath einholen mußten; theils zur Hut der kleinen Vesten Republik und Pieter May Vorwachten anzuordnen. Denn die Guadeloupesen streiften schon nahe bei dem Abhang der Höhe von Altona, und die Negersklaven schleppten schon Kanonen auf den Weg von Piscadera. Auch am Abhang beim rothen Weg, unweit dem katholischen Kirchhof, warfen die Franzosen eine Stückschanze auf, die am 13. September vollendet und den folgenden Tag mit drei Achtzehnpfündern besetzt war. Aus

diesen beschossen sie die Stadt und Veste zehn Tage lang.

Ehe sie damit anfingen, schickte Bresseau aber noch einen Brief an den Kolonialrath, mit Aufforderungen und einer Proklamation. — Die letztere verdient, weil sie Dreiben und Ton dieser Menschen bezeichnet, in ihrem ganzen Inhalt gekannt zu sein:

„Im Namen der beiden verbündeten Republiken von Frankreich und Batavien.

„Einer der konsularischen Agenten auf den Inseln im Wind, auf Sendung in Curassao, in Erwägung u. s. w. beschließt:

1. „Die Kolonie von Curassao ist, in Gemäßheit des Beschlusses der Agentschaft vom 25. Messidor dieses Jahres und durch die Thatsache offenen Angriffs gegen die französische Division, von heute an unter den Schutz der französischen Regierung gesetzt.

2. „Der provisorische Gouverneur Lauffer, Urheber jenes Angriffs, Haupt der Faktion der Orangisten, ist durch diese Thatsache, nebst seinen Mitschuldigen und Anhängern, zum Feind der beiden Republiken von Frankreich und Batavien erklärt und für alle Folgen verantwortlich.

3. „Im Namen der beiden verbündeten Republiken sind die Veste, die Schanzen und alle

von jenem Faktionshaupt besetzten Posten in Belagerungsstand erklärt.

4. „In Folge dieser Erklärung ist allgemeiner Aufruf an alle in dieser Kolonie befindlichen Franzosen erlassen, sich unter den Befehl der französischen Generale, in deren Hauptquartier, genannt Landhaus de Beer, zu stellen, und von dem Augenblick an sollen ihre Person und ihr Eigenthum unter Obhut der französischen Republik stehen. Diese Obhut und Sicherheit wird gleichfalls allen batavischen Bürgern gewährt, welche die Posten verlassen, sich in ihre Wohnungen zurückziehen und ruhig bleiben.

5. „Jeder Franzose, er sei seit 1789 naturalisirt oder nicht, der bei Kundmachung des Gegenwärtigen sich im Dienst bei der Landwehr oder in einer andern Stelle vom Gouverneur Lauffer befindet, ist gehalten, sogleich den Gehorsam aufzusagen.

6. „Wenn in der Veste, in den Schanzen und übrigen von den Truppen der französischen Republik angegriffenen Stellungen bewaffnete Franzosen angetroffen werden, sollen sie als Auswanderer, als Mitschuldige der Orangisten angesehen, und als solche nach den Gesetzen beurtheilt und bestraft werden.

7. „Jedes Mitglied der Landwehr, welches

nicht nach drei wörtlich geschehenen Aufforderungen die Waffen ablegt, wird durch die That selbst als Feind der batavischen Republik erklärt und dem gemäß nach den Gesetzen seines Landes bestraft.

8. „Befehlshaber und Hauptleute der Linientruppen, die nach einer ähnlichen Aufforderung sich weigern würden, die Waffen abzulegen, oder gar das Zeichen geben würden, auf die französischen Truppen zu feuern, sollen als Mitschuldige der Orangisten betrachtet und als solche behandelt werden; im entgegengesetzten Fall aber, wenn sie Blutvergiessen verhindern," sollen sie beibehalten und selbst im Rang befördert werden, je nachdem sie sich im Betragen gezeigt haben.

9. „Jeder, der ertappt werden sollte, wenn er aus den Fenstern auf französische Republikaner schießt, oder auf irgend einen andern Nationalkokarde tragenden Bürger, wird ohne Gnade füsilirt.

10. „Allen und jeden ist ernstlich verboten, in Gebäude und Magazine der Stadt einzubrechen, zu plundern, Feuer in die Häuser zu legen. Wer dabei angetroffen wird, der wird füsilirt.

11. „Es sind hiemit unter den Schutz des französischen und batavischen Edelsinnes (Loyauté) gesetzt die Weiber, Kinder, Greise und Krankhafte, von welcher Nation sie auch sein mögen. Ihre Personen sollen gewissenhaft (religieusement) beachtet werden.

„Dem Bürger Joubert iſt befohlen, gegenwärtige Proklamation aller Orten, wo es nöthig ſein wird, kund thun und anſchlagen zu laſſen.

„Im Hauptquartier zu St. Michel den 18. Fructidor Jahr 8 der franzöſiſchen einen und untheilbaren Republik.

Bresſeau.

Durch den Delegirten: Joubert."

Der Kolonialrath, im Geiſt des ſtarkmüthigen Gouverneurs, achtete es der eigenen Ehre zuwider, mit einem Manne, der die Geſetze der Ehre und des Völkerrechts mit Füßen trat, irgend Geſchäftsverkehr einzugehen. Als daher keine Antwort erfolgte, begann Breſſeau das Feuer.

Die Noth, welche ſein Geſchütz verurſachte, war unbedeutend gegen die des bevorſtehenden Hungers. Man hatte kaum noch für zwei Tage Brod. Ein Glück, daß die Nereide das Meer von den guadeloupeſiſchen Kapern geſäubert hatte. Wenigſtens beruhigte ſich Jeder mit Hoffnungen und hielt den Kampf muthig aus. Man betrog ſich auch nicht. Es liefen bald drei amerikaniſche Fahrzeuge, befrachtet mit Mehl und andern Lebensmitteln, in den Hafen ein; dazu kamen dann noch zwei ähnlich-beladene aus Caraccasbai. Am 13. Sept. Abends 8 Uhr endlich fiel auch nach achtzehn Monaten wieder der erſte Regen. Das belebte alles Volk der Kolonie. Man ging den Rotten Breſ-

seau's neugestärkt entgegen. Diese, die nun Alles daransetzten, den ekelosen Krieg glücklich durchzuführen, um mit der Schande, die an den Ursachen klebte, nicht noch die Schmach schlechten Ausganges zu behalten — denn wie viele Verbrechen lassen sich nicht zuletzt durchs Glück adeln! — machten die äussersten Anstrengungen. Sie umgingen den Binnensee. Sie kamen in drei Kolonnen, die Stadt auf der Seite vom Fort Republik und Pieter May anzugreifen. Der Gouverneur aber, ihre Bewegungen unaufhörlich verfolgend, trat ihnen aller Orten in den Weg. Er hatte auf den Abhang der Höhen von Scharlo und Altona starke Vorhut geworfen, und in so vortheilhafter Stellung, daß die Franzosen nicht anzugreifen wagten. Sie mußten in ihr altes Lager zurückkehren.

Endlich, am 20. Herbstmonat war es, erschienen noch zwei amerikanische Fregatten, der Marymac und der Potapsco. Sie fuhren in den Hafen ein. Letzterer brachte wesentliche Hilfe, sowohl an Flinten, die er dem Gouverneur lieh, als dadurch, daß er achtzig Mann zur Unterstützung sandte. Die Freude der Stadt war groß; die Rettung der Kolonie von den Räuberbanden Bresseau's und den drohenden Gräueln der Neger schon so gut als entschieden.

Wirklich drang panisches Schrecken in die

Guadeloupeſen. Sie mußten beſorgen, daß ihre Fahrzeuge von den Fregatten zerſtört oder aufgefangen, und ihnen wohl gar die Entführung der Beute oder eigene Flucht unmöglich werde. Eilfertig und ſtill ſchiffte ſich daher Bressean mit dem größten Theil ſeines Volks und Raubes in der Nacht vom 22. zum 23. Herbſtmonat zu St. Michel ein, und da die dreizehn Fahrzeuge nicht Raum genug boten, alle Mannſchaft zu faſſen, ließ er einen Theil derſelben, die er auf Vorpoſten geſtellt hatte, im Stich. So groß war Verwirrung und Angſt unter den Leuten, die, Einer über den Andern, zu den Fahrzeugen drängten, daß ſie unter einander ſchlugen und rauften, die erſten auf den Schiffen zu ſein. Zu Piscaderos, wohin ſie auch ein paar Fahrzeuge zur Fortbringung der Beute geſchickt hatten, ſchoſſen ſogar die hinterſten ihrer Soldaten ſelber auf die davoneilenden vordern. Ein Theil der Zurückgebliebenen ſuchte ſich auf Canots, die ſie am Ufer fanden, nach Coro zu den Küſten des feſten Landes zu retten. Einige gingen in den Wellen des Meeres unter, andere ergaben ſich kriegsgefangen.

So endete das ruchloſe Beginnen der Franzoſen von Guadeloupe. Am 12. Weinmonat kamen die britiſche Fregatte Meleager und die Korvetten Nimrod und la Legere an, welche achtzig Seeſoldaten mit ihren Offizieren brachten. Nach

und nach trafen auch die Fregatten Decade, Diana und Crescent ein, und am 17. ward die Kolonie, laut Uebereinkunft mit dem Kapitän Watkins, förmlich übergeben, die batavische Flagge abgenommen, die britische aufgepflanzt. Wenige Tage später erschien der Vizeadmiral Lord Hug Seymour auf der Fregatte Amphion. Die englische Besatzung von Curassao vervollständigte sich, und bestand zuletzt in Allem aus hundert und fünfzig Mann.

Jetzt erfuhr man erst zu Curassao mit größerer Bestimmtheit, daß Bressau's Vorgeben, man rüste auf Jamaika eine Unternehmung gegen diese batavische Insel, durchaus Lüge gewesen sei. Denn der Gouverneur von Jamaika hatte sogar Linientruppen zur Besitznahme von Curassao verweigert, nachdem ihm Admiral Seymour die Kapitulation der Insel mitgetheilt hatte. Seymour hatte sich daher genöthigt gesehen, Seesoldaten dazu anzuwenden, je nachdem von den Schiffen und Fregatten seines Geschwaders in Jamaika nach und nach einliefen, so daß der letzte Transport der Besatzung erst drittehalb Monate nach geschlossener Kapitulation, und vier Monate später, als die Erscheinung Bressau's, eintraf.

8.

Beſchluß der Geſchichte.

In Europa erfuhr die bataviſche Regierung am 8. Weinmonat (1800) aus einem (unterm 31. Juli) von Curaſſao geſchriebenen Partikularbriefe die Landung der bewaffneten Franzoſen von Guadeloupe, und deren Abſicht, ſich ihrer zu bemächtigen.*) Sogleich ward dem Vizeadmiral de Winter nach Paris, wo er in Abweſenheit des Botſchafters Schimmelpennink deſſen Geſchäfte verſah, Auftrag gegeben, mit den ernſthafteſten Gegenvorſtellungen bei der franzöſiſchen Regierung einzukommen: Frevel, wie dieſe, könnten nur dienen, die befeſtigte Ordnung in den Kolonien umzuſtürzen, den Untergang alles Handelsverkehrs zu verurſachen, und die Achtung der bataviſchen Regierung in Weſtindien zu vernichten.

Admiral de Winter erfüllte ſeine Pflicht. Wie wenig die franzöſiſche Regierung von Breſſeau's Unternehmen wußte, und wie wenig ſie daſſelbe billigen konnte, erhellet aus der Antwort,

*) Der vom Rath zu Curaſſao nach Holland geſchickte amtliche Bericht iſt erſt unterm 10. Weinmonat 1800 gegeben worden, unterzeichnet J. A. Lauffer, E. A. van Ek, G. Duyſink, Jakob Steelling, Cornelis Berch, A. de Veer und A. A. Beutner.

welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Ch. Maur. Talleyrand (26. Vendemiaire Jahr 9 der Republik) ertheilte. „Seit dem 19. dieses Monats", schrieb Talleyrand unter anderm, „habe ich mittelbar die erste Nachricht von diesem seltsamen Ereigniß erhalten; man fügte sogar hinzu, die französischen Agenten hätten sich der Insel bemächtigt. Ob ich gleich Bedenken trug, solchem Gerücht zu glauben, schrieb ich doch sogleich dem Bürger Semonville. Die beigebogene Abschrift meines Briefs an diesen wird Ihrer Regierung keinen Zweifel über das Benehmen der französischen Regierung in einer Sache lassen, deren ganze Wichtigkeit sie fühlt. Wenn durch die mannhafte Aufführung des batavischen Gouverneurs auch der verbrecherische Anschlag gegen Curassao ohne Frucht geblieben, ist die That nichts deso minder zu rügen, und ich werde durch einen Bericht an den ersten Konsul strenge Untersuchung dieses Vorfalls und Bestrafung der Schuldigen verlangen."

Inzwischen verzog sich diese Untersuchung lange. Die Briten blieben indessen Herren der Kolonie. Sie hielten jedoch hier nur Besatzung, und mischten sich keineswegs in die Administration. Gouverneur Lauffer behielt den Zivil- und batavischen Militär-Oberbefehl. Nach dem Frieden von Amiens zog die englische Besatzung ab. — Erst im Früh-

jahr 1804 kam der französische Kommissär Dany nach Curaſſao, und sammelte über das Vergangene die Thatsachen. Gouverneur Lauffer wurde nach Europa geschickt, um sich zu rechtfertigen. Er ward im Haag vor ein Kriegsgericht gestellt, das aus zwei Admiralen, zwei Generalen, zwei Obersten und drei Rechtsgelehrten zusammengesetzt war. Das Kriegsgericht sprach ihn (den 25. Winterm. 1805) aufs Ehrenvollste von jedem Vorwurfe frei. Da in seiner Abwesenheit ein anderer Gouverneur auf Curaſſao ernannt worden war, bot man ihm eine Pension an. Er schlug sie aus, weil er, der aus seinem eigenen Vermögen zur Vertheidigung der Insel 150,000 Gulden aufgeopfert hatte, bei dem, was ihm noch blieb, ihrer nicht bedürftig war.

Die konsularischen Agenten Frankreichs zu Guadeloupe hingegen wurden durch Entsetzung von ihren Stellen bestraft. Mehr geschah nicht, wie dringend auch der batavische Botschafter Schimmelpenninck in seiner Note (vom 9. März Jahr 7 der batav. Republik) an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf die schwerste Genugthuung angetragen hatte. „Nein," schrieb er, „ich fordere nicht mehr Zurückstellung einer durch diese Verrätherei verlornen Kolonie, sondern im Namen der furchtbar verletzten öffentlichen Treue, im Namen der grausam mißbrauchten Gastfreundschaft, im Namen selbst der schändlich aufs Spiel

gesetzten Ehre Frankreichs fordere ich, daß die feierlichste Rache das Haupt der Schuldigen treffe, die sich mit einem Verbrechen besudelten, dergleichen die Geschichte gesitteter Nationen kein ähnliches kennt. — Nur ein großes Beispiel der Nationalstrenge kann die Menschheit wegen so ungeheurer Schmach rächen. Und diese Strenge begehrt meine Regierung, verlangt die Ehre des französischen Namens, und fordern unsere Staatsverträge." — Wie gesagt, die Agenten wurden mit Absetzung bestraft; man sagt aber, sie seien nachher anderswo wieder angestellt worden.

Ueber
Adolph Heinrich Friedrich v. Schlichtegroll.

Geboren den 5. Dezember 1765, gestorben den 4 Dezember 1822.

Wenn die Namen guter und weiser Menschen auch keine Thaten und Werke an die späteste Nachwelt übergeben — und wie wenig liegt den Guten und Weisen selbst daran! — so soll doch die Erinnerung ihrer stillen Tugenden nicht bei den Zeitgenossen mit dem Augenblicke enden, da die Herrlichen aus ihrer Mitte verschwanden. Eine solche Erinnerung gibt uns den edeln Stolz zurück, Wesen göttlichen Geschlechts zu sein, einen Stolz, welchem wir uns nur zu oft durch den Anblick des Entarteten und Schlechten weit umher entrissen fühlen. Und ich glaube, der Edeln, ich möchte sagen, der Heiligen würden mehr unter uns wandeln, sähen wir durch den Griffel geistreicher Schriftsteller die wahrhaften Zierden der Mensch-

heit öfter, als den blutigen Glanz von Völkermürgern, von Unterdrückern des Lichts und Rechts und andern Unheilbringern dargestellt.

Auch Schlichtegroll, der Gute und Weise, verdient und erwartet einen Schilderer seines schönen Daseins und bescheidenen Wirkens. Selbst wenn sein öffentliches Leben als Lehrer, als Schriftsteller, als Generalsekretär der Münchener Akademie minder anziehend wäre, würde die Darstellung seines innern Lebens, seiner Weltansicht, seines vielseitigen Beförderns jedes Nützlichen und Guten in den verschiedensten Gegenden, in den mannigfaltigsten Beziehungen, nicht nur die Aufmerksamkeit fesseln, sondern den Geist belehren und das Gemüth erheben. Denn Schlichtegroll war keiner der gewöhnlichen Sterblichen, die, oft Schein und Wesen der Dinge verwechselnd, ihr ganzes Sein kleinlichen Leidenschaften und Wünschen zur Beute geben, und unter der Macht vorgefaßter Meinungen ihre geistige Entfaltung hemmen. Immerdar sich in seltener Klarheit dessen bewußt, was er sollte und darum wollte, trachtete er in seinen Berufskreisen, nach Maas ihm gegebener Kräfte, das Höchste zu leisten. Doch höher, als das Höchste im Irdischen, blieb ihm jederzeit das Reinmenschliche, das Ewige, das Göttliche. Seine Religion war die Liebe, seine Familie die Menschheit, sein Vaterhaus das Weltall.

Daher wird von ihm, in der Denkrede *) des edelsinnigen Kajetan von Weiller, mit Recht gesagt: „Gerade solcher Männer, wie Schlichtegroll war, bedürfen wir jetzt vorzüglich. Denn was ist unserer mit sich selbst entzweiten Zeit nothwendiger, als Versöhnung? was der in sich selbst irre gewordenen nothwendiger, als Klarheit? was der sich selbst so oft ungetreuen, und mit ihren Augenblicken leichtsinnig auch den Inhalt derselben wechselnden, nothwendiger, als Aufmunterung zur Selbstgleichheit, zum Beharren auf dem Ewigen auch im Sturme des Zeitlichen? — Und eben diese Vorzüge waren Schlichtegrolls Vorzüge. Sein ganzes Wesen war versöhnender Natur. Er ließ durchaus keinen Haß an sich kommen. Der Friede, den er in sich trug, sollte, so viel an ihm lag, auch um ihn herum werden. Und so wie sein mildes Gemüth in alle seine Umgebungen Beruhigung brachte, so sein klarer Geist Licht und tiefere Besinnung. Wie jenes allenthalben das Mildere auch aus rauhen Formen herausfühlte, so sah dieser überall das Wahre auch aus irrigen Gestaltungen heraus. — Neben einem so reinen Ge-

*) Zum Andenken von Adolph Heinrich Friedrich von Schlichtegroll u. s. w., vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften von Kajetan von Weiller. München 1343.

müthe und Geiſte konnte nur ein reiner Wille wohnen. Das Leben muß ſich in einer ſo ſchnöden und heitern Atmoſphäre kräftig bewegen, und dieſe Kräftigkeit muß gerade die eigentliche und weſentliche ſein, nicht lärmend und gewaltthätig, ſondern geräuſchlos, aber eben darum unverrückbarer. Darum hielt Schlichtegrolls Seele das einmal ergriffene Wahre und Gute zwar nur ſtill feſt, aber unentreißbar, es gegen jeden feindlichen Verſuch bewahrend."

Das Bild hier, welches Weiller von ſeinem Freunde entwarf, verdiente ausgehoben zu werden. Es iſt voll ſprechender Wahrheit. Schlichtegroll ſchien ſich, als Lebensweiſer, zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, das zu ſein, woran ihn ſein Name täglich erinnerte. Sein ganzes Aeuſſere entſprach dem, was in ihm wohnte. Von etwas weniger als mittlerer Größe, kräftigen und doch zarten Baues, in ſeiner Kleidung einfach, aber voller Sorgfalt und Wahl, verrieth ſeine ganze Haltung eine liebenswürdige Beſcheidenheit ohne furchtſame Schwäche, jedes Wort ſeiner weichen und angenehmen Stimme das unvertilgbare Wohlwollen des Gemüths, und im Feuer ſeiner ſchwarzen Augen brannte die Liebe und ſtille Seligkeit, deren ſein Herz voll war. Er aber ſelber ſagte von ſich: „Meine Seele, hoffe ich, iſt ſchöner und edler als mein Geſicht, das

herzlich gemein ausgefallen ist, was mich besonders deshalb verdrießt, weil mein Vater und meine Mutter geistreichere Züge hatten, und weil ein Mensch, der seine Jugend in Griechenland zugebracht hat, den Wunsch hegt, jede schöne Seele möchte auch in einem schönen Körper hausen."

Das geräuschlose und doch große Leben eines solchen Mannes zu beschreiben, kann nur das Unternehmen eines geistvollen Seelenmalers sein, der zugleich im Kreise seiner Vertrautesten stand; etwa eines Mannes, wie der vielverehrte Jakobs in Gotha, welcher nicht nur Schlichtegrolls Jugendfreund war, sondern auch, wie ich weiß, ihm bis zum letzten Tage der Geliebteste unter allen Freunden geblieben ist, und von dem, als derselbe München im Jahre 1811 verließ, Schlichtegroll Allen klagte: „Der Unersetzliche geht mir täglich ab, als Freund, als Akademiker, als Gehilfe an Baierns Fortbildung!"

Doch selbst auch er, oder jeder andere ihm Gleiche, würde nicht fähig sein, Streben und Wirken Schlichtegrolls nach so mannigfaltigen Richtungen darzustellen, die nur Wenigen, vielleicht nicht Einem alle, bekannt geworden sind, wenn nicht Jeder, der es vermag, sein Schärflein dazu böte. Und ich biete hier das meinige, wie gering es an sich auch sein möge; aber ich

glaube es den Zeitgenossen und den Manen des gedächtnißwürdigen Mannes schuldig zu sein.

Die Züge, welche ich zur Geschichte seines Lebens ausheben will, sind grösstentheils einem freundschaftlichen zwölfjährigen Briefwechsel mit ihm, oder seinen Mittheilungen im persönlichen Umgange entnommen.

Schlichtegroll, der Sohn tugendhafter und geachteter Aeltern (sein Vater starb als Lehensekretär und Hofrath in Gotha), ward im gothaischen Städtchen Waltershausen geboren, oder, wie er selbst gern sagte, „unter den Tannen des Thüringer Waldes", wenn er sich und die Seinigen im Scherze gegen den Vorwurf vertheidigen wollte, als könne in Residenzen die Liebe zur Einfalt und Natur nicht bestehen. Gern, und nie ohne wehmüthige Heiterkeit, dachte er an die Tage seines Kinderlebens heim. Seine ehrwürdigen Aeltern, seine verstorbenen Geliebten blieben gleichsam die Heiligen seines Innern, die sich nie von ihm trennten. Als er vom Tode seines Sohnes Paul Emil einst sprach, des Pathen von Jean Paul, sagte er: „Der Engel ging voran. Inzwischen sind ihm auch seine Großältern nachgereiset, und da warten sie nun auf mich, kommen aber oft des Nachts zu mir. Ich hatte einen gar wackern Vater, der als fünfund-

siebenzigjähriger Greis heiter, und mich und meine Frau und Kinder herzlich liebend, von mir schied. Von ihm träume ich sehr oft, und es thut mir ordentlich leid, wenn es eine Zeit lang nicht geschieht."

Ihm ward eine einfache, stille, fromme Erziehung. Die Liebe zur wissenschaftlichen Aufhellung des Geistes erwachte früh in ihm und ward mit Sorgfalt gehegt. Vor allem die Klassiker des Alterthums ergriffen ihn tief, und seine Lehrer, besonders der Rektor des gothaischen Gymnasiums Andreas Stroth, erkannten bald die vorzüglichen Geistesgaben, mit denen ihn die Natur freundlich ausgestattet hatte. Wie die Lehrer ihm als Wesen höherer Art erschienen, deren Leitung er sich ehrfurchtsvoll hingab, so neigten sie sich hinwieder zu ihm mit wahrhaft älterlicher Zärtlichkeit hin.

Doch wer kennt von daher noch des Knaben zartes Herz, und wie sich das Innere seines reichen Gemüthes allmälig mit ungestillter Sehnsucht allem Schönen und Guten im Verborgenen erschloß? Wie er damals ahnete, träumte und liebte, offenbart sich vielleicht am hellsten in der Erinnerung, die er aus jener Zeit, als er das Klavierspielen lernte, an ein Lied behielt. Er sang dies, als Knabe, immer mit besonderer Theilnahme und

einem ganz eigenthümlichen Gefühle liebenden Schmerzes, in welchem er noch die Worte desselben in späterm Alter, wenn seinem besten Wollen nur Widerwärtigkeit entgegentrat, auf sich selber anwandte:

Er kam zu den Menschen so wirklich und gut,
Er trug in den Adern so glühendes Blut,
Er fand aber traurig, verkannt und allein,
In Wüsten des Lebens alleine, allein.

Wie Schlichtegroll, als neunzehnjähriger Jüngling, erst die Hochschule von Jena, dann die zu Göttingen besuchte, hier Gottesgelahrtheit und Alterthumskunde trieb, in welchem letztern, seinem Lieblingsfache, er, unter den Augen seines großen Lehrers Heyne, eine Abhandlung über den Schild des Herkules erscheinen ließ; wie er darauf vierzehn Jahre lang als Professor am Gymnasium zu Gotha nützlich wirkte, zugleich Bibliothekar und Konservator des herzoglichen Münzkabinets ward, mit den berühmtesten Münzkundigen seiner Zeit in wissenschaftlichen Verkehr trat, Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich zur Erweiterung seiner Kenntnisse that; durch seine Nekrologen als Schriftsteller die Achtung der Deutschen erwarb, — dies hat Weiller in seiner Denkschrift erzählt.

Im Mai des Jahres 1807 begab er sich nach München, wo er den Ruf als Generalsekretär der königlichen Akademie der Wissenschaften angenommen hatte, in welcher Eigenschaft er späterhin, nach dem Tode des Präsidenten Heinrich Jakobi, die Leitung des Ganzen übernahm.

Es hatte Maximilian Joseph, König von Baiern, inmitten langer, die Hälfte des Welttheils zerstörender Kriege angefangen, sein Reich neu und den Bedürfnissen des Jahrhunderts gemäß umzugestalten. Bessere Pflege der Wissenschaften und Künste, ohne die kein Reich blühend, kein Fürst groß werden kann, war eine der ersten königlichen Sorgen geworden. Maximilian Joseph gab der alten baierischen Akademie eine edlere Gestalt, und machte sie zu einem Verein der reichsten Stiftungen und Schätze für Wissenschaft und Kunst, so wie der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Staates und der Fremde. Hier nun lebte Schlichtegroll in höhern und ausgedehntern Wirkungskreisen, und seltz im Anblicke der zahlreichen, frisch aufblühenden Schöpfungen, an denen er selbst so großen Theil hatte. Unter Millionen Unterthanen hatte der König keinen, der ihn noch dankbarer und inbrünstiger liebte, als Schlichtegroll: keinen, der seine Tage, seine Nächte noch freudiger für die edeln Absichten des Monarchen hingeopfert, als er. Welche Thätigkeit, welche

Fülle glänzender Hoffnungen, zumal in der ersten Zeit! Aber viele der Erwartungen endeten allmälig wie schöne Täuschungen: Schlichtegrolls rastloses Ringen zum Bessern endete erst mit den letzten Hauchen seines Lebens.

Sei es, daß niedrige und widrige Eifersucht einzelner Gelehrten in Baiern durch die Gunst aufgereizt wurde, die den berufenen Ausländern zu Theil geworden war; sei es, daß einzelne von diesen durch Aeusserungen eines unbedachtsamen Selbstgefühls oder Uebermuthes den reizbaren Nationalstolz der Baiern verwundet hatten: ein Groll mehrerer inländischen Gelehrten gegen die angestellten Nichtbaiern, besonders gegen Mitglieder der Akademie, ward in Kurzem laut und äusserte sich häufig selbst auf unwürdige Weise. Man kennt noch den thörichten Streit über den Vorzug der Norddeutschen und Süddeutschen, welcher in den Jahren 1809 und 1810 eine Zeit lang in öffentlichen Blättern und Flugschriften, zum Aergerniß oder Gelächter der Leselustigen, geführt worden ist.

Auch Schlichtegroll, bei aller seiner Unschuld und Friedensliebe, sah sich in diesen Handel gewaltsam hineingezogen, weil er in Norddeutschland geboren und dazu ein Protestant war. Nichts ward gespart, die protestantischen und norddeutschen Gelehrten in Baiern verdächtig oder

lächerlich zu machen. Ein Pasquill gegen Sie bot man in Landshut und München herum. In auswärtige Zeitungen schickte man falsche Anzeigen, falsche Briefe.

In einer Mannheimer französischen Zeitung fand eine Nachricht mit Jakobi's Namensunterschrift, welche nachher der betrogene Herausgeber widerrufen mußte. Dem Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt ward ein Aufsatz mit unterzeichnetem Namen Reimann eingeschickt, und mit Bemerkung: „er enthalte eine Schilderung der Geburtstagsfeier des hier in München allgemein geliebten Präsidenten Jakobi, und die Aufnahme desselben werde Jakobi freuen." Es war darin erzählt, am 25. Januar hätte ein Zirkel der Freunde Jakobi's, Feuerbach, Jakobs, Schlichtegroll u. s. w., den Geburtstag desselben durch eine geistreiche Verkleidung gefeiert; sie wären mit ihren Frauen als altdeutsche Männer und Frauen gekommen, und hätten ihn als Verfechter der Altdeutschheit gekrönt. Herr Mahlmann aber, Herausgeber jenes Blattes, sandte den verdächtigen Aufsatz an Jakobi, ohne ihn aufzunehmen. — Das Wahre an der Sache ist, daß an jenem Abend einige Freunde nach Münchener Karnevalsweise zu Jakobi kamen, und in Knittelversen eine komische Berathschlagung hielten, wie Jakobi's Geburtstag am besten von

ihnen zu feiern sei. Jakobs, als Grammatiker, schlug vor, eine Deklination nach seinem Namen zu nennen; Thiersch, als Aesthetiker, die philosophischen Schriften Jakobi's in Sonnette und Assonanzen zu übersetzen; Hamberger, als Bibliothekar, ihm alle Schriften, die je ein Jakobi geschrieben, zuzuschicken; der Präses, ein Pasquillchen auf ihn zu machen, weil das die neueste Art sei, rechtliche Leute zu loben, u. s. w.

Weil zu jener Zeit Napoleons Heere noch Deutschland besetzt hielten, und bekannt war, mit wie furchtbarem Argwohn dessen Feldherren alle Personen und besonders die Schriftsteller beobachteten, welche gegen die Sicherheit des französischen Kriegsvolkes zu Meuterei und Aufstand locken möchten, erblödete man sich selbst nicht, die Protestanten und Norddeutschen jenen Machthabern zu verdächtigen. So wurde denn in einer damals herausgekommenen Schrift sogar aus Schlichtegrolls Nekrolog eine gar sich unschuldige Stelle von Danzens Leben herausgehoben (das ihm übrigens, so wie es da stand, von Stuttgart im Jahr 1805 vor Ausbruch des damaligen Krieges zugeschickt gewesen war), und derselben Absicht beschuldigt, welche die durch Palms Unglück berühmt gewordene Schrift „Deutschlands tiefste Erniedrigung" gehabt haben soll. Eben so wurde noch eine andere Stelle aus Hippels Tagebuch

hervorzogen, die dort zur Bezeichnung der Denkungsart dieses Mannes stand.

Im Bewußtsein der Rechtlichkeit seiner Denkart, der Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen, verabscheute Schlichtegroll das Boshafte in den Umtrieben von seinen und seiner Freunde Gegnern; aber er war zu sittlich-groß, um sie persönlich zu hassen, oder gar Verfolgung mit Verfolgung zu vergelten. Ja, als wollte er seiner eignen Empfindlichkeit wider sie den Krieg machen, hob er in mehreren Briefen an verschiedene Männer das Treffliche und Gute derer hervor, die er für Gegner hielt; nannte sie lieber „schlechten Scherz Treibende, Leichtsinnige, die vielleicht den ganzen Umfang der Thorheit und die Folgen der Händel, die sie anrichteten, sich nie klar gedacht haben." „Und", sagte er, „Jean Paul nannte vor mehrern Jahren einmal, im Gespräch mit mir, die Baiern die Engländer der Deutschen. Nun, nachdem ich unter ihnen lebe, denke ich oft an diesen Ausdruck. Sie haben offenbar mehr Whims (Sonderlingsgrillen), als andere deutsche Volkerschaften."

Er, der weniger reizbar gegen persönliche Beleidigungen, als Jakobi war, nur auf das Bestehen und Gedeihen der königlichen Akademie sah, der er seine ganze Thätigkeit, sein Dichten und Trachten hinopferte, fürchtete fast eben so

sehr, daß einer von den Gegnern Jakobi's, als Jakobi selbst, die schöne Anstalt verlassen werde. Er stimmte also immerdar zu gütlicher Ausgleichung, obgleich der Handel schon vor Stadtgericht und Appellationsgericht gebracht war.

Der väterliche Monarch schlug endlich die ganze Sache durch einen Erlaß vom 26 Juli 1810 nieder, mit den Worten: „Wir erwiedern Unserm Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, dem geheimen Rath Jakobi, auf die von ihm in seinem und fünf Anderer Namen unter dem 14 Juli erneuerte Beschwerde, wegen der durch sie in einer frühern Vorstellung vom 12 Februar d. J. zu Unserer Kenntniß gebrachten, in einigen neuern Druckschriften enthaltenen Beschuldigungen, daß Wir ganz unnöthig erachten, die hierüber von ihnen gebetene Untersuchung zu verfügen, indem Wir niemals Ursach gefunden haben, in die Rechtlichkeit ihrer Gesinnungen und ihre treue Anhänglichkeit an Uns und den Staat den geringsten Zweifel zu setzen. Wir eröffnen gedachtem Präsidenten dieses zu seiner und seiner Mitkläger Beruhigung, und ertheilen ihnen hiermit zugleich die Versicherung Unsers fortdauernden Wohlwollens und Vertrauens, in der Ueberzeugung, daß sie nicht ablassen werden, sich fernere besondere Ansprüche hierauf in dem ihnen angewiesenen

Wirkungskreise durch angestrengte zweckmäßige Thätigkeit zu erwerben, u. s. w.“

Indessen verstimmte doch das leidenschaftliche Treiben von allen Seiten oftmals den heitern und wohlwollenden Sinn Schlichtegrolls. „Mein friedliches Gemüth“, schrieb er damals, „ist für dergleichen Händel, in denen ich jetzt leben muß, nicht gemacht. Ich sehne mich weg aus dieser heillosen Lage, und hätte ich nicht Gatten- und Vaterpflichten, so ergriffe ich noch heut den Wanderstab und zöge wieder zu Menschen, die mich verstehen und lieben.“ — „Ich lebe“, schrieb er ein anderes Mal, „dieser sich allmälig bauenden Anstalt mit Bräutigamsliebe, aber von aussen durch Mitfreude und Erleichterung nicht die geringste Ermunterung, sondern das Gegentheil. Das fällt mir manche Stunde hart, dazu, da ich eine unabhängige angenehme Lage aufgeopfert habe. — Daß es nicht umsonst ist, was ich hier thue, weiß ich. Diese Ueberzeugung gibt mir Muth zum Fortwirken. Aber der Dornen sind viele auf meinem Wege.“ — So aber schrieb er auch nur in der trübsten Laune, wo er selber nicht fühlte, wie innig verflochten sein ganzes Wesen mit dem aufblühenden Leben der Akademie, dieser glänzendsten der Maximilianischen Schöpfungen, war. Aber sein Freund Jakobs verließ München, des Ungemachs müde.

Eine erfreuliche Entschädigung für alle jene gehäßigen Plagereien fand Schlichtegroll zum Glück darin, daß eben damals die reiche und berühmte Sammlung Cousinery's von neuntausend griechischen Münzen nach München gebracht worden. Hier, im Anblick des seltenen Kunstschatzes, fühlte er sich nun wieder von allem Reize eines seiner Lieblingsfächer angezogen. Schon über zehn Jahre lang hatte er um den Ankauf der Sammlung mit deren Eigenthümer unterhandelt; erst für den Herzog Ernst von Gotha, dann für dessen Nachfolger. Und nun endlich war es ihm gelungen, sie für sein neues Vaterland zu erwerben, als eine wichtige und in ihrer Art einzige Vermehrung der literarischen Schätze der Akademie.

Cousinery hielt ehemals diese Sammlung in einem Preise von 200,000 Franken. Der Herzog von Gotha war auch nicht ungeneigt gewesen, eine ähnliche Summe dafür zu geben; aber die Sammlung stand damals in Smyrna, und war nicht herauszubringen, weil sie dort verpfändet war. Jetzt hatte sie Schlichtegroll für 135,000 Franken erhandelt, nachdem der französische Minister Montalivet dem Eigenthümer Erlaubniß gegeben, sie auswärts zu verkaufen.

Doch fehlte es auch ferner nicht an Vielem, was sein Glück verminderte. Es kam Schellings und Jakobi's Streit; es kam manch an-

deres ihm Hartes. Denn seiner Freunde Leben und Loos war immer das seinige; er lebte und litt mit ihnen. „Unter was für Geier und Raben“, schrieb er damals (15. Dez. 1812), „ist meine Taubennatur gerathen, und wie unbeholfen mag sie sich da ausnehmen! Ich mache mich so stark ich kann, und Alles wird gut gehen, wenn meine Gesundheit aushält. Ich leide jetzt an Schlaflosigkeit; oft schlafe ich nur drei Stunden in der Nacht; sonst geht es gut.“

„Du nimmst mich, wie das guten Menschen mit einander wohl begegnet, für besser, als ich bin; indeß trifft du doch den Nagel auf den Kopf, wenn du mir das Zurückziehen in mich selbst anräthst. Ich werde zu vollbringen suchen, was man fordert, aber mit größerer Oekonomie von Zeit und Kraft. Gerade das Uebermaas meines freundlichen Strebens machte mir seither am meisten Verdruß. Es ist den Staatsleuten so unbegreiflich, wenn man für irgend eine herrliche Sache in Flammen ist, daß sie dann irgend eine niedere Absicht dahinter suchen. — „Denn“, heißt es, „warum sollte er sich sonst die Mühe geben?“ — Ich habe die großen Worte Lucans, die Joh. Müller bei Gelegenheit des Todes des jüngern Cato angeführt, zum Motto meines neu angetretenen Lebensjahres genommen: Servare modum, finemque tenere, naturamque sequi, patriaeque im-

pendere vitam. Non sibi sed toti genitum se credere mundo, in commune bonum."

Weitaus der Großtheil der Menschen, in welchem sich die natürliche Selbstliebe gern bis zur allesverschlingenden Selbstsucht mißgestaltet findet, und welcher eine Gottheit, eine Menschheit, ein Vaterland nirgends außer dem Kreise seines persönlichen Ichs erblickt, bedarf des Lucanischen Zurufs. Aber Schlichtegroll bildete in seiner Natur den seltenen, vollen Gegensatz zu den meisten Uebrigen in fast unglaublichem Grade. Nichts war er sich selber, Alles den Andern. Er kannte keinen Genuß der Freude, als im Wahrnehmen fremder Seligkeit und des Guten, Wahren, Gerechten und Schönen, welches sich um ihn her entwickelte. Selbst die Freuden, welche man ihm persönlich bereitete, sei es im Familien- oder Freundschaftskreise, oder durch öffentliche Anerkennung seines Werthes, hatten nur dadurch für ihn Reiz, daß er in denselben den tugendlichen, schönen Sinn Anderer erkannte; für sich selber schien er nichts gewinnen zu können. Sein reines, sich keiner Schuld bewußtes Herz hätte vielleicht nie den Schmerz gekannt; aber die Leiden der Welt, die Verirrungen der Menschheit, die Unfälle seiner Freunde und Bekannten, das waren seine Schmerzen, und die Bedürfnisse Anderer wurden seine Bedürfnisse, bis sie ihnen gestillt waren.

Diese Art seines Seins trat aus Allem und in den geringsten Einzelnheiten hervor. Er war der Gehilfe und Diener Aller. Damit zersplitterte er Zeit und Kraft. Vergebens sehnte er sich, auch als Schriftsteller noch der Welt eine Arbeit seines Geistes von bleibendem Werth zu hinterlassen. Die Sorgen für das Oekonomische der Akademie, für zahllose Details, die den Gelehrten ganz seiner eigenthümlichen Sphäre entrissen, die Besuche der Fremden, denen er meistens selber die Schätze der königlichen Sammlungen zeigte, amtlicher und ausgebreiteter literarischer Briefwechsel, alles für das Institut, welches er heben wollte, das Kommen und Gehen der Befehlenden, der Gehorchenden, der um Rath Fragenden, führte ein stetes, stündliches, ja minutliches Unterbrechen seiner Arbeit herbei. Er mußte die Abende, tief in die Nacht, zu Hilfe nehmen, und litt Zeitmangel und sah nichts vorwärts schreiten. „Ich verliere hier", schrieb er, „die kostbaren Tage und Jahre mit Ausgleichen, Aussöhnen, Verhehlen der Mängel, damit nur nicht das Ganze zerfalle, mit Anstreben gegen wilde Leidenschaftlichkeit. Ich weiß Alles, was geschehen müßte, um Leben und That in unsern Kreis zu bringen, und kann es doch nicht schaffen und kann doch die Hindernisse nicht wegräumen. Das ist peinlich! Doch ist ja der Mensch

das Kind der Sorge, wie die schöne Paramythie von Herder sagt.“

So klagte er am Ende des Jahrs 1812; so wiederholte er's am Ende des folgenden. „Was ich thue? Ich flicke an unserer Akademie unter täglichen Störungen, Streiten, Verleumdetwerden, ungehörten Vorschlägen; — ich bin in einen Zauberkreis gebannt, mühe mich ab, nütze wenig, habe meines Treibens keinen Lohn; und doch auch zwischendurch wieder so viel Anerkennung und Wirkung, daß ich aus dem Kreise nicht heraus kann. Meine Tage vergehen wie ein leeres Geschwätz.“

Unfälle, die ihn persönlich berühren mochten, betrübten ihn wenig, nur leicht vorübergehend, oder gar nicht; Kränkungen verschiedener Art, die ihm absichtlich bereitet wurden, störten seine innere Ruhe nur durch die Trauer über das Leidenschaftliche und Verderbte in der Gemüthsart derer, die ihre Pfeile gegen ihn richteten. „Stelle dir“, schrieb er im Jahr 1815, als er abermals, wie in den Jahren 1809 und 1810, von Gegnern ähnlicher Art öffentliche Angriffe dulden mußte, „stelle dir übrigens meinen Unmuth über diese Angriffe doch nicht bitterer vor, als er wirklich ist. Mir thut es weh, daß Männer, die ich geachtet habe, da Unwahres sagen, wo sie offenbar wissen, daß es Unwahres ist. Und weil der Fall mich betrifft, so bin ich sicherer, daß es so ist, und folglich mit

Recht betrübt über dieſen Unadel in der menſchlichen Natur. Es würde mich aber eben ſo ſehr ärgern, wenn es dich oder einen ganz Dritten beträfe, vorausgeſetzt, daß ich ſo feſt von der Grundloſigkeit der verleumdenden Beſchuldigung überzeugt wäre, als ich es jetzt bin."

Was einen Mann dieſes Geiſtes und Herzens allein wahrhaft niederſchlagen konnte, war das ihn quälende und doch ehrende Gefühl, daß er nicht das ſei und leiſte, was er ſein und was er leiſten wollte. Verband ſich mit dieſem dann noch zufällig ein theilnehmender Kummer am Unglück Anderer, der ſchmerzliche Verluſt eines geliebten Weſens, dann war er in der That ein Gebeugter. „Du hältſt mich", ſagte er (Februar 1817), „für krank, dadurch, daß ich zu glücklich bin, und verſchreibſt mir deswegen die bittere Arznei, etwa ſo wie manchem Engländer, der zu reich und darum lebensſatt und ſpleenhaft iſt, ſogleich geholfen wäre, wenn er auf einige Jahre zum Matroſen und Fiſchfänger gemacht würde. Aber dieſer Vorderſatz iſt unrichtig, die Diagnoſe der Krankheit irrig. Ein Menſch iſt nicht glücklich, der ſich alle Morgen Vorwürfe macht, daß er ſeinen Beruf nicht ausfüllt, der in ſtetem Kampfe mit dem Uebermaaſe ſeiner Obliegenheit iſt und ſie nicht bemeiſtern kann, und der täglich, täglich mit der Zeit bankerot macht. Einige mir auch

noch mehr äusseres Glück zu, so fehlte mir doch Seelenruhe, die nur dann eintreten wird, wenn ich zufriedener mit mir selbst sein kann. Dazu kann mich weder ein äusseres großes Glück noch großes Unglück machen. Betrübniß wirkt auf Kompositionen, wie die meinige, nur deprimirend. Ich fahre also doch fort zu dem Weltgeiste zu beten, mich nach seiner Weisheit vor großem Unstern zu bewahren und mein redliches Bemühen zu segnen, eine Verschuldung nach der andern tilgen zu können und dadurch größere Zufriedenheit mit mir selbst zu erlangen."

Dieser edle Unfrieden mit sich selber gewinnt aber noch mehr Erhabenheit, wenn man weiß, wie es alle seine Freunde, alle seine Umgebungen wußten, daß er unendlich mehr Ursache hatte, die Schuld des Vergeblichen in so vielen seiner Anstrengungen und Abmühungen auf andere Personen von minder regem Eifer, auf äussere Hemmungen und Hindernisse zu wälzen, deren Hinwegräumer nicht er sein konnte und sein durfte. Aber nicht diese klagte er an. Und so schritt er fort von Jahr zu Jahr, nicht achtend dessen, was er geleistet, sondern nur dessen, was zu leisten war. Die Sehnsucht und Ungeduld, daß sich endlich das Schlechte zum Guten, das Gute zum Bessern gestalte, verzehrte ihn fast.

„Star in letto non dormire,
Aspettare non venire,
Ben servire non gradire,
Son tre cose per far morire."

„Das iſt mein Zuſtand, der mich lebensmüde macht!" ſchrieb er noch im Anfang ſeines Sterbejahres (5. Februar 1822), als er mit dem Baron von Moll und dem Direktor von Schelling den Reorganiſationsentwurf der Akademie ſchon geraume Zeit vollendet hatte: „Woche für Woche geht in Erwartungen hin, und nichts erfüllt ſich. Während deſſen zerfällt die Ordnung in unſerm kleinen Reich, das aus lauter ſelbſtſtändigen, zum Theil kecken Bürgern beſteht, von denen jedoch keiner das Ganze ſo überſieht, wie Moll und ich, die wir aus unſern Erfahrungen etwas dauerhaft Gutes bauen wollten. Ein großes Uebel wäre leichter zu ertragen, als dieſes Schmachtenlaſſen, wenn einem ein edles Feuer im Herzen brennt, und das Gute, das ſo leicht ins Leben gerufen werden könnte, bloß im bemeſſenen Modell vor einem ſteht. Könnte ich, wie ich wollte, ſo käme ich mit meiner Auguſte, die fortwährend der Schutzengel meines mühevollen Lebens iſt, zu dir und Nanny auf deine Blumhalde. Aber Kummer und Harren hat meine Geſundheit angegriffen. Soll ich noch dauern, ſo muß ich im Som-

mer dieses Jahres dahin, wo von einer Mineralquelle Herstellung von meinen Beschwerden des Unterleibes, verbunden mit durch Reaktion entstandenem Kopfweh, zu erwarten ist. Es war darauf gerechnet, daß der verbesserte Organismus der Akademie schon im Mai des vorigen Jahres hergestellt und ich dann etwas freier sein würde. Dann wäre ich diesen Sommer längere Zeit losgebunden gewesen und könnte neues Oel in mein Lebenslämpchen giessen. So erstirbt auch diese Hoffnung."

Schlichtegroll schien von der Unheilbarkeit seiner körperlichen Beschwerden (von der sich die Aerzte erst spät überzeugten) früh vergewissert zu sein, und in den Vorgefühlen einer nahen Auflösung zu leben. Aber er lebte mit einer himmlischen Heiterkeit darin. Das Dasein auf Erden hatte für ihn nur als ein Mittel Werth, wie Gott still und wohlthuend um sich her zu wirken. Krankhaftes, thatenloses Hindauern war ihm ein widerlicher Gedanke. Wie dem Johannes Müller, lag auch ihm noch eine Reihe herrlicher Entwürfe vor, deren Ausführung mehr als das längste Lebensalter gefordert haben würde. „In der Mitte des künftigen Monats", schrieb er unterm 21. Juni 1822 — es waren seine letzten Zeilen an mich —, „denke ich nach Kissingen bei Würzburg zu gehen, um den Brunnen zu trinken und zu baden

und. einen Versuch zu machen, meine Krämpfe des Unterleibes und des Magens zu stillen. Bleibe ich am Leben, so wird doch endlich auch einmal die Zeit kommen, wo ich für das größere Publikum etwas Größeres arbeiten und niederschreiben kann." —

Sie kam ihm nicht.

Ich habe nicht den Vorsatz, den Geschäftsmann in seiner vielseitigen, rastlosen Wirksamkeit, nicht den Gelehrten, nicht den Schriftsteller zu schildern, sondern nur Beiträge zur Zeichnung vom innern Leben dieses merkwürdigen und hochedeln Mannes zu geben. Darum führte ich jene einzelnen kleinen Bemerkungen und Züge von ihm an. — Doch glaube Niemand, weil hier mehr als ein Seufzer erkannt wird, den er in vertrautester Unterhaltung mit dem Freunde, oft selbst zwischen Scherzen, hinhauchte, daß Schlichtegroll ein freudenleeres Leben geführt habe. Ein Mann so heiligen Sinnes konnte nie wahrhaft unglücklich sein. Er war es auch nie. Die Hochachtung und Liebe guter und weiser Menschen in der Nähe und Ferne erfrischte ihn fortwährend; die Dankbarkeit anderer hielt fortwährend seinen Glauben an die Menschheit aufrecht, der eben in wohlwollenden und zarten Gemüthern, wie das seinige war, endlich wohl nach wiederholten Schlägen bricht. Dazu fand er sich, als glücklicher Hausvater, von einer

der liebenswürdigsten Familien umringt. Eine geistvolle und zärtliche Gattin, eine Tochter, die Erbin seines ganzen Gemüthes, Söhne, welche die heitersten Hoffnungen erweckten oder schon erfüllten, hätten auch den freudenärmsten Mann, der er nie war, freudenreich gemacht. Seine Obern anerkannten unausgesetzt seinen Werth und ehrten ihn. Seines Königs Huld, die ihn erst mit dem Zivilverdienstorden der baierischen Krone, dann mit dem St. Michaelshausorden schmückte, blieb ihm bis zum letzten Tage. Auch sah man ihn immer, unter allen Verhältnissen, in jenem schwer zu störenden Gleichmuth, welcher nur die Eroberung der Weisheit ist; in jener freundlichen Heiterkeit und Ruhe, welche als das äussere Kennzeichen der Tugendhaften gelten kann. „Seine Seele war", wie Weiller treffend von ihm sagt, „in ihrem innern Grunde immer heiter, wenn sich auch mitunter in ihre äussere Wirkungssphäre eine Wolke stellte."

Die ausserordentlichen Ereignisse des Zeitalters, dessen Genosse er war, rührten ihn tief. Wenn ich seine mit den Schicksalen Europens wechselnden Ansichten der Dinge darstelle, liegt mir weniger daran, sie ihrer selbst willen zu geben, als vielmehr auch durch sie sein inneres Wesen und Leben zu zeichnen.

Er aber betrachtete Alles, was geschah, aus einem hohen, religiösen Standpunkte. Der Drang des betäubenden Augenblicks, das Zunaheſtehen rieſenhafter Erſcheinungen, das mangelhafte Erkennen zuſammenwirkender Umſtände konnte wohl vorübergehend ſein Urtheil verführen, nie ſein Herz. Er ſah im Spiele der Könige und Völker immerdar die Thaten Gottes. Und zürnte er dem, was ihm im Treiben der Sterblichen ſittlich-böſe oder unverſtändig erſchien, und beklagte er das Unglück, welches leidenſchaftvolle Staatsklugheit über große Länder und Völker verbreitete: zweifelte er doch nie, daß Alles zur wachſenden Veredlung und Verherrlichung der menſchlichen Geſellſchaft diene.

Vielleicht auch, wenn je das Auge eines Fürſten, eines fürſtlichen Rathgebers oder Staatsmannes, einen zufälligen Blick auf dieſe Zeilen werfen ſollte, kann es ihnen nicht ganz unwerth ſein, zu wiſſen, wie ein Mann von hellem und gebildetem Sinn und edelm Gemüth, ein Mitdeutſcher, ein Mann, der kein Revolutionär, kein Schwindler, ſondern ein treuer Freund geſetzlicher Ordnung war, ein Mann, der mit Begeiſterung an ſeinen Fürſten, am Herzog von Gotha, am König von Baiern hing, und hinwieder ihre Huld genoß, — wie ein ſolcher Mann die wichtigſten Begebenheiten und öffentlichen Handlungen der

Großen seit den letzten zehn bis zwölf Jahren beurtheilte.

Die Vermählung Napoleons mit der kaiserlichen Tochter Marie Louise hatte ihn mit den freudigsten Hoffnungen erfüllt.

„Die Brautwahl des französischen Kaisers", schrieb er unterm 1. März 1810, „ist ein welthistorisches Faktum. Ich genieße dabei die Gloriole, daß ich mich, sobald die Trennung von der Kaiserin Josephine bekannt wurde, unter allen Vorschlägen, an die man denken konnte, für diesen erklärte. Er hat nun Alles, was ein Sterblicher vom Sterblichen haben kann. Ich dachte mich in die Seele des außerordentlichen Mannes. Armeen zu besiegen, Königreiche auszutheilen, kann ihm keine Freude mehr machen; aber wohl, Sieger über uralte Meinungen, über Familienstolz zu sein. Zugleich verehre ich die hohe Nemesis der Geschichte in diesem Ereignisse.

„So werden doch Urenkel von Maria Theresia auf dem Throne sitzen, von dem ihre Tochter auf das Blutgerüst stieg. Ich sehe die Erzherzogin Louise als einen Engel des Friedens an, und bald werden wir Münzen auf Napoleon wie auf Augustus prägen mit Janum clausit. Der menschliche Geist wird durch diese neuesten Vorfälle in Oesterreich endlich freier werden. Zer-

streutes Licht und guter Wille iſt dort vorhanden; ſobald die Regierung ihren zeitherigen engherzigen Prinzipien entſagt, wird das Beſſere leuchten und wirken."

Vielleicht nur wenige Zeitbeobachter rechneten damals auf ſolche Wirkungen der Napoleoniſchen Verbindung mit dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe, wie es Schlichtegroll that, der, über das nichtige und flüchtige Spiel alltäglicher Kabinetskunſt hinwegblickend, nur auf das wahrhaft Große, auf das, was nicht vergeht, auf den größern oder geringern Gewinn ſah, den die Menſchheit aus den Händeln und Schickſalen der Fürſten ziehen konnte.

Und unter allen damaligen handelnden Staatsmännern war vielleicht auch nur ein einziger, welcher, wie Schlichtegroll, auf ähnliche Erfolge rechnete. Dieſer eine aber war Napoleon. Er jedoch erwartete ſie weniger von ſeiner Vermählung mit einer öſterreichiſchen Fürſtin, als beiweitem ſolider von ſeinem Beſitze der illyriſchen Provinzen.

„Meine Abſicht war es gar nicht," ſagte er zum Grafen Las Caſes*), dem er dahin eine

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1823. Tome V. 20 Juillet 1816.

Sendung gegeben hatte, „als ich Illyrien erwarb, es zu behalten. Nie iſt's mir in Sinn gekommen, Oeſterreich zu vernichten; umgekehrt, es blieb für meine Entwürfe unerläßlich nothwendig. Allein Illyrien in unſern Händen war eine Vorhut gegen Oeſterreichs Inneres, geeignet, es feſtzuhalten; war eine Schildwacht vor den Thoren Wiens, um es zu zwingen, aufrichtig zu geben; und ferner wollte ich da auch unſere Staatsgrundſätze, unſere Art öffentlicher Verwaltung, unſere Geſetzordnungen einführen und Wurzel treiben laſſen. Das wäre wieder ein Schritt zur europäiſchen Verjüngung geweſen. Ich hatte Illyrien nur wie Unterpfand genommen. Ich dachte es einſt wieder zurückzugeben für Gallizien, zur Wiedererhebung Polens, die ich gegen meinen Willen übereilt betrieb. Uebrigens hatte ich mit dieſem Illyrien allerlei Entwürfe, und eigentlich wenig feſt beſchloſſene Vorſätze, und zwar, weil ich eben nicht ſehr erpicht war, die Umſtände meiſtern zu wollen, ſondern weil ich ihnen lieber folgte und ſie mich alle Augenblicke zwangen, Sinn zu ändern. Und die Wahrheit zu geſtehen, ich hatte meiſtens gar keine vorgefaßten Entſchlieſſungen, ſondern nur Plane.

„Jedoch auf jeden Fall, beſonders nach meiner Vermählung, war es vorherrſchender Gedanke in mir, aus Illyrien für Oeſterreich eine Bürgſchaft

und eine Entschädigung für Gallizien zu machen, sobald Polen, um jeden Preis, zu einer besondern, unabhängigen Macht hergestellt würde. Es lag mir nicht viel daran, ob diese Krone auf eines Freundes, Feindes oder Bundesgenossen Haupt käme; genug, wenn es geschah; das Uebrige galt mir gleich.

„Ich nährte weitläufige und zahlreiche Entwürfe, mein Lieber, und gewiß alle für die Sache der Vernunft und das Interesse der Menschheit. Man fürchtete mich, wie den Wetterstrahl; man klagte mich an, ich trage eine eiserne Hand. Aber hätte sie einmal das Ziel getroffen gehabt, würde sich Alles gemildert haben, und für Alle. Wie viele Millionen würden mich dann erst und in der Zukunft gesegnet haben! Aber man muß gestehen, alles Unglück fuhr am Ende meines öffentlichen Lebens auf mich zusammen. Meine unselige Heirath und was — daraus hervorging; dann jenes Krebsschaden, Spanien, wovon nicht mehr abzukommen war; dann der verderbenvolle russisch-Krieg, der mir aus Mißverständniß zufiel; die entsetzliche Gewalt der Elemente, welche ein ganzes Heer vernichtete, — endlich die ganze Welt wider mich! Ist es nicht ein Wunder, daß ich so lange noch widerstehen konnte, und mehrmals nahe daran war, Alles zu übersteigen und aus dem Chaos mächtiger denn je wieder hervorzugehen? —

O Menschenschicksal! o menschliche Weisheit und Vorsicht!“

Diese Worte Napoleons scheinen mir hier, als Kommentar zu den Worten und Wünschen eines deutschen Weisen, nicht am unrechten Orte zu stehen.

Inzwischen, wie sich der französische Kaiser selbst in seinen Erwartungen täuschte, so fand sich auch Schlichtegroll in seinen gutmüthigen Hoffnungen betrogen. Bald erschienen die großen Vorbereitungen zum Zuge Napoleons gegen Rußland. Die Aufmerksamkeit der ganzen Welt richtete sich ahnend und rathend auf die ungeheuern, räthselhaften Rüstungen hin.

„Es bereitet sich wieder“, schrieb Schlichtegroll (12. April 1812), „ein großes Drama vor unsern Augen. Selbst einsichtige Leute fahren noch fort, sich damit zu tragen, es gehe durch Rußland nach Indien. Ich wollte, Napoleon bräche mit der Pforte, nähme erlösend das unterjochte Griechenland, Syrien, Aegypten und die Nordküsten von Afrika. Dann wollte ich mit Simeon sagen: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben das Heil gesehen! — Dieser Spuk an den Küsten des mittelländischen Meeres, dem Napoleon vor vierzehn Jahren schon ein Ende machen zu wollen schien, sollte zunächst zerstört werden. Das wäre

ein Gegenstand, zu dem die besten Menschen in allen Ländern ihr Fiat rufen würden, und der größten Anstrengungen werth. Aber daß sich die Volker, die im Begriff der Evolution sind, einander die Hälse brechen, ist traurig, ob es gleich das Thema der Weltgeschichte ist."

Es kam freilich später eine Zeit, da Schlichtegroll für seine menschenfreundlichen Wünsche, deren Erfüllung ausserhalb aller Entwürfe des Kaisers von Frankreich lag, lebendigere Hoffnungen faßte: als nämlich Sidney Smith, der edelherzige britische Admiral, auf dem Wiener Kongresse die Abschaffung des Sklavenhandels, die Zähmung der Barbaresken, die Ausrottung des legitimen Seeräuberwesens der Mauren betrieb; als Griechenland selbst seine hundertjährigen Ketten brach, und mit siegreichen Waffen in der Faust die Asiaten von dem Boden vertrieb, welcher in den Jahrbüchern der europäischen Menschheit der geweihteste und ruhmreichste ist. Doch Sidney Smith brachte es nicht weiter, als daß er an der Spitze großmüniger Privatleute eine antipiratische Gesellschaft stiften konnte; und Griechenland, für dessen Sieg die Herzen aller christlichen Volker warm schlugen, ward der Rebellion gegen seinen siegreichen Oberherrn schuldig erklärt.

Ein paar ruſſiſche Winternächte vernichteten Napoleons Heeresgewalt. Der von den Mächten des Welttheils Unbezwungene floh, einem Geſchlagenen gleich, aus Moskau. Gott hatte gerichtet. Es erhoben ſich die Preuſſen zur Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremden und zur Wiederherſtellung des alten Glanzes von Friedrich des Großen Thron.

Mit dem Zittern der Freude und Furcht ſah Schlichtegroll auf das ewig ruhmwürdige Schauſpiel. Er fühlte ſich als Deutſcher. Seine Seele war in fortwährender Bewegung.

„Mehrere meiner, auch der hieſigen ſcharfſinnigen Freunde", ſchrieb er (29. April 1813), „zweifeln am glücklichen Erfolge des gegen Napoleon aufgeſtandenen Norden. Aber ich ahne einen herrlichen Ausgang. Wenn Menſchen entſchloſſen ſind zu ſterben, wenn ſie durch verlorene Ehre, durch fortgeſetzten Hohn der Sieger, durch höchſte Verarmung dahin gebracht ſind, ſo ſind ſie mächtig.

„Sachſen wird der Kampfplatz ſein und zum Erbarmen verwüſtet und mitgenommen werden. Es werden vielleicht durch den Kaiſer glückliche militäriſche Schläge ausgeführt werden; aber ich glaube nicht, daß die Preuſſen ſich wieder ganz unterjochen laſſen, ſobald ſie nur nicht durch die erſten Nachtheile, die ſie etwa betreffen, muthlos

werden. Viele von den ersten Schritten, die ihre Staatsmänner thun, gefallen mir nicht.

„Wie bekommen mein Herz ist, kannst Du leicht denken. Von Danzig bis Gotha wohnen in allen Orten, die jetzt genannt werden, Freunde und Verwandte, die mir vor Augen stehen; besonders bekümmert mich ein achtzigjähriger Oheim im Thüringer Walde, dem ich, wenn ich in Gotha geblieben wäre, jetzt von Hilfe sein und ihm sein Schicksal erleichtern würde.

„Der einfache Gedanke: was für ein Paradies ließe sich aus der Welt machen, wenn die Kräfte, jetzt zum Zerstören angewendet, zum Schaffen und Verschönern bewegt würden! — dieser Gedanke ist mein täglicher Gesellschafter. Die philosophischen Historiker haben viel zur Vertheidigung des Kriegs gesagt, als unentbehrlich zur Aufregung unsers trägen und weichlichen Geschlechts. Aber es ist unmöglich, daß Krieg so unzertrennlich mit unserer Erdenbestimmung verknüpft sein sollte. Die Führer der Völker müssen Hebel finden, welche jene Schlafheit, die langen Frieden begleitet, verhindern, und das Gute der Kriege ersetzen, ohne die Menschen zu Blutbunden und Tigern zu machen, geheht von Einem oder Zweien, die wissen, was sie wollen, und die eben diese niedrigen, willenlosen Thiere verachten

müßen, die sich von ihnen heben und in Tod und tausendfaches Elend jagen laßen."

Und späterhin, als die schweizerische Tagsatzung ihre Neutralität erklärte, schrieb er: „Ich sehe diesen Krieg für einen Prozeß aller selbstständig sein wollenden Völker an, sie mögen nun von einem Landammann oder König regiert werden, gegen die Tirannei, die sich in neuester Zeit vollständig und ohne Hehl so ausgesprochen hatte, daß Niemandem mehr ein Zweifel obwalten konnte. Wahrlich, daß Napoleon die Schweiz so schonend behandelte, daß er nicht schon Tessin, Leman, Freiburg u. s. w. abriß und mit seinem Koloß verschmolz, oder beßer, seinem unhaltbaren Koloß anleimte, ist doch wohl weiter kein Glück, als das des Ouris in der Odyßee, dem Polyphem versprach, er wolle ihn, zur Gnade, unter den übrigen Gefährten zuletzt freßen. Der schalkhafte, in seinem Innern über Euch und Euern republikanisch-klingenden Jargon lächelnde Dominus ließ Euch das Spiel, wie Tiberius und Nero den Römern ihr „Senatus populusque Romanus" ließen. Aber in den großern Fürstenstaaten hatten wir nicht einmal dieses Spiel mehr, durften das Wort teutsch weder mit d noch t mehr aussprechen, noch schreiben, ohne des Tugendbundes verdächtig zu werden. Darum wollen wir uns nun freuen, daß wir das wieder können und daß unsere Für-

sten deutsche Worte zu uns sprechen, uns zum Schutze für Vaterland und Verfassung aufrufen, — Worte, die wir Jetztlebenden nie mehr hoffen konnten, zu hören, und auch sicher nie wieder gehört haben würden, wenn der Tirann die Klugheit Augusts gehabt hätte, oder wenn nicht die großherzigen Preußen den ersten Anklang zum Zerbrechen der Ketten gegeben hätten.

„In diesem Augenblick lege ich Arndts „Preußens Volk und Heer" aus der Hand. Das sind Worte des Lebens! — Großes geschieht, Großes wird gedacht. Ueberall kommen schon Blüthen der Zeit, hervorgelockt durch die Deutschland wieder zugekehrte Freiheitssonne."

Die Vorwürfe, welche Schlichtegroll in halbem Scherz und Ernst den Schweizern wegen ihrer Erklärung, in diesem Völkerkampfe unparteisam stehen zu bleiben, machte, entsprangen aus einer unvollkommenen Kenntniß von der damaligen Lage der Dinge in der Schweiz. Weder Oesterreich noch Rußland drangen anfangs darauf, daß ihren Kriegsvölkern der Zug durch die Schweiz gestattet werde. Nur eine schwache Partei in der Schweiz selbst wünschte denselben und forderte dazu auf, um die durch Napoleons Vermittelungsurkunde frei gewordene Mehrheit des Schweizervolks wieder in die ehemaligen Unterthanenverhältnisse zurückzustoßen. Rußlands Alexander

gab großmüthig sein Wort, daß keine seiner Schaaren den Schweizerboden überschreiten solle. Die frei gewordenen Völkerschaften sahen hier voraus, daß mit dem Einrücken der Fremden und mit Aufhebung der Neutralität, also mit Feindseligkeit gegen Frankreich, zugleich das Palladium ihrer Freiheit, die Vermittelungsurkunde, vernichtet werden würde. Die Einsichtvollern und Wohlwollendern sahen voraus, daß das die Losung zu neuen Unruhen und vielleicht zu Bürgerkriegen werden müsse. Sie irrten nicht. Die Oesterreicher rückten ein. Dieser Einzug ward von mehrern Städten benutzt, die alte Oberherrschaft an sich zu reißen, die alte Unterthanenschaft des Volks wieder zu proklamiren und das alte unhaltbare herrische und knechtische Verhältniß in vollem Maase wiederherzustellen. Der Abt von St. Gallen forderte seine Herrnrechte wieder. Aargau und Waat standen für ihre Freiheit in Waffen auf. Fast in allen Kantonen Unruhen. Der lange Streit konnte erst wieder durch eine neue Vermittelungsurkunde, durch die Erklärung des Wiener Kongresses, gestillt werden.

Schlichtegroll übrigens sprach zu jener Zeit die Sprache jedes wahren Deutschen. Daß er bei frommem, vaterländischem Zorn in Napoleon nur noch Schlechteres als in einem Augustus sah, einen Tiger, einen Tirannen sogar, muß bil-

lig der damaligen allgemeinen Stimmung, der damaligen durch Haß, Rache, Neid oder Geistesblödigkeit verbreiteten Vorstellung von der Denkart des ausserordentlichen Mannes, und der Trunkenheit von Hoffnungen zugeschrieben werden, welchen sich die von fremdem Druck befreiten Nationen überliessen. Schlichtegroll, wie Johannes Müller und alle Edlern in Europa, schauderten vor dem Gedanken an die Möglichkeit einer neuen Universalmonarchie, wo zuletzt die verfolgte Wahrheit, das verfolgte Recht, die verfolgte Freiheit im ganzen Welttheil kein Asyl mehr gefunden haben würde. Darum jauchzten sie zum Fall Napoleons.

Aber so viel ließ sich auch im schlimmsten Falle, auch wenn Rußland besiegt worden wäre, mit einiger Sicherheit voraussagen: daß wenigstens nie eine Universalmonarchie in den Formen, wie unter Augustus und Karlmagnus, hätte werden und nie weit über das Leben des Weltherrn hinausdauern können; daß auch sie, wie in der Natur jedes scheinbare Uebel, eine unermeßliche Wohlthat für Europa zur Folge gehabt haben würde: gewaltigern Anreiz zur Selbstständigkeit in gesittetern, und gewaltigere Verbreitung der Gesittung in den rohern Volkern des Welttheils; freieres, verfassungsmäßiges Daseyn der Natio-

nen und Rückkehr vom abergläubigen, mittelalterischen Pagodendienst zum gesunden Menschenverstande in bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen. Freilich Napoleon und die Franzosen hätten das alles nicht gebracht; aber sie waren zum Zerstören des Unhaltbaren gut genug.

„Und wenn Moskau nicht verbrannt wäre," wurde Napoleon von den Seinigen eines Tages auf St. Helena gefragt, „was hätten Sie dann gethan, Sire?"

„Ich hätte in Moskau überwintert," antwortete er *), „im Frühling angegriffen, oder noch wahrscheinlicher den Frieden vorgeschrieben vor Eröffnung des Feldzuges. Dann war das Letzte gethan und nur noch die neue Ordnung der europäischen Welt einzurichten. Dann hätte ich auch meinen Kongreß und meinen heiligen Bund gehabt. In diesem Verein aller Souveräne würden wir alle Angelegenheiten vertraulich mit einander abgethan und mit den Völkern unsere Rechnung geschlossen haben. Die Sache des Jahrhunderts wäre dann erst gewonnen, die Revolution vollendet gewesen; es wäre nur noch übrig geblieben, die Revolution mit dem zu ver-

*) Mémorial de Sainte-Hélène. Paris 1823. Tome V. 24 Août 1816.

söhnen was sie nicht zerstört hatte. Das war dann meine Sache. Ich hatte das schon von weitem her, vielleicht auf Kosten meiner Popularität, vorbereitet; mir gleichviel. Ich wäre des alten und neuen Bundes Lade, der natürliche Vermittler der alten und neuen Ordnung geworden; ich war ja mit beiden eins und gehörte beiden an. So wäre Europa ein einziges Vaterland Aller geworden. Ueberall einerlei Grundsätze, einerlei System. Ein europäisches Gesetzbuch; ein europäisches Kassationsgericht zur Berichtigung alle. Irrungen; einerlei Münzfuß und Münze, nur mit verschiedenem Gepräge; Maas und Gewicht einerlei; Gemeinschaft der Meere; schiffbare Flüsse allen Völkern frei; Auflösung der großen stehenden Heere, nur auf Leibwachten der Souveräne beschränkt. Ich hätte Frankreichs unverrückbare Grenzen festgestellt, Paris zur Hauptstadt der Welt gemacht, meinen Sohn zum Mitregenten ernannt, die Diktatur abgelegt. Die verfassungsmäßige Ordnung wäre begonnen."

Nicht das Riesenhafte, sondern das Monströse dieser Kaiser- und Weltherrnpläne erregt Grausen. Er wollte Europa zum französischen Garten mit geschornen Hecken, regelmäßigen Beeten und steifen Zierbäumen, oder zum einförmigen Exerzierplatze der Nationen machen, und

diese, wie sonst seine Armeen, in die Uniform seiner Begriffe, Neigungen und Vorstellungen kleiden, sie wie willenlose Gliederpuppen, oder Bataillone, durch deren Oberste links und rechts schwenken lassen, und allein der belebende Geist des Welttheils, der Gedanke bleiben, während der zivilisirteste Theil der Menschheit sein Leib, eine todte Maschine, werden sollte. Und doch meinte er das alles in vollem Ernste zur Beförderung der öffentlichen Glückseligkeit thun zu sollen, so wie die überspannte Frömmigkeit mancher Priester, aus Liebe zu Gott und zur Beförderung der christlichen Religion, mit Dolch, Schwert und Scheiterhaufen die arge Welt umkehren möchte. Die höchsten menschlichen Konzeptionen sind immer dem Wahnsinn am nächsten. Auch die Strahlen des Verstandes haben ihren Brennpunkt, jenseits dessen sie erkalten und alle Bilder bleich, verkehrt und verworren zurückwerfen.

Napoleon hätte nur, wäre er Sieger geblieben, zerstören, keine neue, am wenigsten eine bleibende Schöpfung begründen können. Es war Zeit zu seinem Untergang. Darum ließ ihn Gott fallen.

Nun erwartete, mit allen Guten und Weisen, auch Schlichtegroll eine edlere, freiere Gestaltung aller öffentlichen Verhältnisse Europens.

„Die Hauptsache ist erreicht!“ schrieb er unter den seligsten Hoffnungen (3. Mai 1814): „Die Selbstständigkeit aller Völker Europa's ist durch Deutsche und Engländer und Russen erkämpft. Deutschland ist durch den geweckten Geist muthiger und herrlicher, als es je war. Es liegt im Sonnenlichte da, und alle Völker der Erde und die ewige Geschichte sehen es mit Achtung an. Vieles wird nun freilich im Detail nicht so gehen, wie einzelne, wohlwollende Menschen es wünschen; aber das ist dann wieder menschlich und kann nicht anders sein. Ein schönes Bestreben, gute und gerechte Gedanken wehen Dir jetzt allenthalben entgegen, und erfreuen und befreunden mit Deutschland und seinen Volkerschaften. Da bin ich jüngst überrascht worden von einer kleinen Schrift: „Was hat von seinen Fürsten und Völkern Deutschland zu hoffen, Europa zu erwarten?“ Sie ist vom Kammerherrn von Militz, den ich als einen Freund der Literatur kannte. Aber auf so etwas Braves und Tüchtiges von ihm war ich nicht bereitet. Ich bitte Dich, dieser Broschüre einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Hast Du Arndts kräftige Lieder für die Deutschen gelesen? das schöne, den ächten Volkston treffende auf Dörnberg?“

Doch waren kaum acht Monate vergangen, so

trat ihm schon manches Befremdliche und Nichterwartete unter den Erscheinungen des Tages entgegen. Indessen ließ sich sein frommer Glaube nicht irre machen. „Mich ärgern“, sagte er (22. Nov. 1814), „die Vorgänge in Dresden, in Madrid, in Turin, in Freiburg, Solothurn und Bern, in Rom u. s. w. bis zu dem Grade, daß ich darüber wild werde und tobe und schimpfe, so weit es einem Christenmenschen recht und vergönnt ist, der noch dazu Sekretär eines „hohen Rathes der Weisen und Gelehrten“ ist, wie uns Herr Radlof nennt, welches er einst bei dem Gott der Wahrheit verantworten mag; und ich freue mich wieder bis zu Thränen in den Augen über die menschlichen Spiele und Scherze, die die großen Potentaten in Wien treiben, wo sie geworden sind, wie unser einer.

„Ich lasse mich durch kein Seufzen und kein Spotten, das ich in allen Nuancen weit umhöre, in meinem Dankgebete stören, daß ich Augenzeuge dieser großen Zeit bin, in welcher Brama über Wischau sichtbar siegt, und wo für das Wesentlichste, was ich mit Dir so nenne, für Volksfreiheit und Zerstörung des Feudalunfugs und kraftvolles Widerstreben gegen alles Bonzenthum in That und Wahrheit, im Lauten und Stillen mehr geschieht, als noch je.“

Und darauf wieder (unterm 22. Febr. 1815):

„Ich sehne mich sehr nach dem Ausgang des Kongresses, und daß dann Deutschland froh aufblühe. Bedenke ich freilich, daß es kaum ein Jahr ist, daß es noch nicht so lange ist, als das Embryo unter dem Herzen der Mutter zu seiner Bildung braucht, wo noch der herzloseste Tirann, der auf dem Wege war, eine Hyäne zu werden, über das mächtige, gebildete, tugendreiche Europa wie über einen eingezäunten Hirsch- und Wildgarten zur Belustigung gebot: so werde ich nachsichtiger gegen die Zögerung. Viel Gutes keimt schon jetzt in Preussen, in Hannover und gewiß bald auch in Baiern. Die Schweizerangelegenheiten stehen verworrener als andere vor mir; aber ich ahne auch für sie einen erfreulichen Ausgang."

Inzwischen sank allmälig seine erste Begeisterung von ihrer Höhe nieder, da ihm in den Jahren 1815 und 1816 zu Muthe ward, „als würde es in alten, faulen Gräbern lebendig, und vergessene Gespenster sehnten sich hervor an die Tageslust."

„Es thut mir leid", schrieb er (am 19. Nov. 1817), „daß man die Studentenspäße, die auf der Wartburg, wie man lustig wurde, mit untergelaufen sind, so wichtig darstellt, und die Furchtsamen, deren Zahl und besonders in den ersten Ständen Legion ist, damit schreckt. Nach allen Nachrichten von den verschiedensten Personen hat im Ganzen dort ein würdiges Fest statt gehabt.

Der eine verächtliche Berichterstatter aber in der allgemeinen Zeitung möchte gar zu gern Deutschland als im Zustande des Wahnsinns begriffen darstellen."

„Das sind die ärgsten Feinde der Fürsten und der Staaten, welche jetzt die Aengstlichkeit vermehren und Unruhen besorgen lassen. Der ganze Zeitgeist strebt ja nach Rechtlichkeit, nach Gesetz hin; wer sich an die Spitze stellt, diese zu befördern, hat nichts zu befürchten. Ich mißbillige an den Wartburg-Szenen das Einmischen einiger Professoren und dann das Verbrennen jener Schriften, mit einer Art System unternommen. Sonst mag auch dort manches hochherzige Wort gesprochen, manche still-große Empfindung mit nach Hause getragen worden sein."

Die nachfolgende Zeit erweckte ihm doch Kummer um das erwartete Gute, welches so lange zurückblieb. Nie zweifelte er an der Herzensgüte und an dem redlichsten Willen der Fürsten, aber er zitterte vor der Gewalt des Einflusses von denen, welche das ganze Zeitalter, wie eben so viele Napoleone, nach ihren beschränkten Begriffen allein und mit Zwangsmitteln contrerevolutioniren wollten.

„Ich begreife Vieles nicht, und vielen ehrenwerthen Männern in allen Gegenden geht es wie mir!" schrieb er im Jahr 1818 (4. August): „Ist

es nicht traurig, daß wir in Deutschland wieder von uns weg und wieder mit einem hoffenden Blicke nach Frankreich sehen müssen? Aber was können wir von daher erwarten? Bischof Gregoire schreibt mir Klagen. Vom dortigen Konkordat sagt er: Au lieu de revenir à l'usage des élections telles qu'elles étaient pratiquées dans la primitive église, on préfère l'abus récent de faire des *concordats*. Le nôtre de 1817 n'est, dit-on, qu'ajourné sauf modification; le vôtre de même date n'est pas encore, dit-on, en activité. Le plan hiérarchique de l'église est un modèle du système représentatif; pourquoi donc des potentats, qui sont ou qui se disent si dévots, préfèrent-ils des usages oppressifs et des usurpations aux principes consacrés par la religion et par la nature?

„Und das Bild, welches mir der vortreffliche Professor Cousin von Paris, der vor zwölf Tagen bei mir eintrat, vom jetzigen Zustand Frankreichs gibt, wie traurig ist das! Wiederholt sagte er mir: „Wir sind ein unglückliches Volk, das ein Jahrhundert hindurch von elenden Regierungen demoralisirt und aller Würde, alles innern Ernstes beraubt worden. Unsere Suffisance hat uns für ganz Europa lächerlich und verächtlich gemacht. — Man kann unsere Menschen nach den Lebensaltern klassifiziren. Die von fünfzig bis sechszig Jahren sind Elende, entweder ganz hohle

Atheisten und Materialisten, oder abergläubige Andächtler. Wir haben fast die Klasse ehrwürdiger Greise nicht mehr. — Unsere Leute von vierzig Jahren, die hommes en p'ace, sind blos Raublustige, aber die vollkommensten Administrateurs und Geschäftsleute, die es gibt. Solche sind unermüdlich, mit großer Pünktlichkeit von Morgens fünf Uhr bis spät in die Nacht, wenn es eben gilt, am Pult; aber rein-sinnliche Raubthiere, nur auf Geldmachen und Geniessen, als letztes Ziel, gerichtet. — Die jungen Leute von zwanzig bis sechsunddreißig Jahren sind in der Revolution erwachsen, unwissend, roh, haben aber die Welt gesehen, bessere Nationen, haben den Degen geführt, haben das tiefe Gefühl der Erniedrigung äussern Ruhms, und finden nichts, wenn sie in ihr Herz nach Anhaltpunkten und Trost greifen. Sie allein sind unsere Hoffnung; sie sind bereit, das Versäumte nachzuholen und sich noch Kenntnisse und Grundsätze zu erwerben. — Unsere philosophirenden Politiker sind darin übereinstimmend: die ganze Verbesserung des Menschen in der Gesellschaft müsse von dem Hause, von der Familie ausgehen. Denn das sei das Hauptunglück in Frankreich, daß es beinahe keine Familienbande mehr gebe, daß der Vater oft den Sohn nicht liebe und der Sohn dem Vater nicht traue, oft ihn verachte. Ich und meine Freunde sind aus

Ueberzeugung Royalisten und Bourbonisten. Und wenn heute der König Ludwig XVIII stirbt, so rufen wir ehrlich: Vive Charles X! — Nun freilich zwar — aber es muß dahin kommen, daß selbst die schlechten Könige nichts Böses thun können." —

„Ob das Konkordat für Wissenschaft und freie Geistesbildung in Baiern nachtheilig werde, muß man abwarten. Von Seiten der Geistlichkeit hatte sie zeither bei uns nichts zu fürchten; vielleicht eher von denen, die gern eine politische Inquisition eingeführt sähen."

Seit dem Jahr 1819 schien er vom Gang der Völkerangelegenheiten, von seinen ehemaligen Erwartungen gar nicht mehr reden zu wollen. Nur auf sein Baiern beschränkt, hier in verfassungsmäßigen Formen, unter seinem königlichen Volksvater, beglückt, wandte er den Blick ungern anderswo hin.

Die Ermordung Kotzebue's betrübte ihn, Deutschlands wegen, sehr. „Sie kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich sie erfuhr!" schrieb er (den 31. März 1819): „Es ist dies durch die Konjunktur der Umstände einer der fatalsten Zufälle, der sich nur immer hätte zutragen können. Wie werden nun die ... und die ... Zetergeschrei über alle deutsche Studenten, Universitäten, Professo-

ren, über alle Gelehrten erheben und sich als Märtirer brüsten, die alle Tage der Wehme einer heimlichen Gesellschaft ausgesetzt wären, die doch nur in ihren Köpfen und in ihren perleumderischen Mäulern Existenz hat!

„O theurer Freund, wir gehören zu einem armen, gebrechlichen Menschengeschlecht, wo wenige niedrige Seelen im Stande sind, auch das Ehrwürdigste zu sich herunterzureissen und in den Staub zu wälzen. Daß die Abstimmung über das Wahlgesetz im französischen Parlament einen guten Ausgang genommen, tröstet mich in mißmuthiger Stimmung."

Und nachher (unterm 29. August 1819): „Ich zweifle, daß auch nur etwas Tieferangelegtes dem Studentenlärmen zu Grunde liege. Wie alle psychische Gespensterseherei und Selbstmord ansteckend werden können, ohne Verabredung, so auch dieses unbestimmte Treiben, das in dem schwärmerischen Sand kulminirt, dessen halber Wahnsinn ja schon dadurch am sichersten als solcher erscheint, daß er gerade der Sache, der er dienen wollte, so fürchterlich schadete. Einer gewissen Partei kommen heutiges Tages Verschwörungen so erwünscht, daß sie sie veranlassen möchten, und daß sie recht mit Liebe von denselben, als vorhanden, sprechen, obgleich sie nicht da sind. Und wie benutzt man dieses Geschwätz! — O, wie man die guten Fürsten, die Männer am Staatsruder täuscht und absichtlich irre führt! — Mein *** sagt mir in seinem Briefe: „So lange ich

keine bessern Nachweisungen sehe, als die Berliner Staatszeitung bis jetzt gegeben hat, werde ich nie glauben, daß eine Gesellschaft von Menschen — denn was einem einzelnen verrückten Gehirn einmal im Traum beifällt, ist noch kein Plan — toll genug sein könne, eine Republikanisirung von Deutschland durch Korrespondenz, durch einige Emissäre und ein paar Dutzend Turner zu unternehmen. Die vernünftigen Leute in Berlin halten auch Alles für — Visionen. — So wie sich die Sachen jetzt meist, wie fast alles Gute, ohne Zuthun von gewöhnlichen Ministern, ja gegen diese gestalten, gewinnt die Rechtschaffenheit immer mehr Gewicht, und die diplomatischen Schlechtigkeiten, wenn sie auch von Meistern geübt werden, können das Licht der öffentlichen Meinung eben so wenig aushalten, als Zauberei und Teufelsbannerei. Die Geschichte des Stourdza'schen Pamphlets ist ein sprechender Beweis.

„Bei uns in Baiern hingegen ist unendlich viel Gutes im Keimen. Das tröstet mich über Alles. Einer der wohlwollendsten Könige, die je über Menschen regiert haben, hat Stand gehalten, bei manchem Andringen, daß auch er störend in das eintreten soll, was der Zeit gemäß eingeleitet und in Gang gesetzt worden war. Baiern und sein König steht unter Deutschlands Völkern hoch da vor der ganzen Mitwelt. Es hat sich gezeigt, daß von gesetzgebenden Versammlungen, in denen das Volk vor seinem Monarchen erscheint, selbst für den bedenklichsten Politiker, nichts

Furchtbares liegt, wenn der Herrscher wirklich von seinem Volk geliebt ist, wie es der Fall bei uns in Baiern ist; und so geliebt zu werden, dahin sollen alle streben. Die öffentlichen Blätter und die Geschichte anerkennen dies schöne Verhältniß des Monarchen, der Wahrheit gemäß. Und glaube mir, er bleibt dem rechten Wege treu, den er eingeschlagen hat, und läßt sich nie durch furchtsame oder schlaue Einredungen irre machen."

In diesem Geiste verharrte Schlichtegroll auch in folgenden Jahren. Als er den festen, raschen, blutlosen, gewaltigen Gang der spanischen Staatsumwälzung im Jahre 1820 vernahm und beobachtete, schrieb er: „Worüber erstaunt man denn? Statt die Revolution zu enden und diesen verheerenden Waldstrom in das Bett der natürlichen Evolution zu leiten, drängen sie ihn überall mit Contrerevolutionen rückwärts und dämmen auf, so lange sie mögen, bis rückwirkend die Contre-Contrerevolution kommt. Nach allem, was ich weiß, stimme ich in die besten Hoffnungen für Spanien. Es wird noch manchen Kampf kosten, aber das konstitutionelle System wird sich durcharbeiten."

Am tiefsten war sein Schmerz um Griechenland, und vielleicht mehr noch um die Stellung derjenigen christlichen Fürsten zu Griechenland, die er so hoch verehrt hatte. Immer kam er wieder darauf, und mit niedergeschlagenem Muthe zurück. Noch im letzten Brief, den ich von seiner

Hand empfing (21. Juni 1822), seufzte er: „Die Hellenika gehen mir tief ans Herz. Immer nehme ich mir vor, diesen Artikel in den Zeitungen zu überschlagen; und doch zieht es mich jedesmal, sie zuerst zu lesen und meine Wunden aufzureissen."

Andere, die ihm näher waren, mögen vom literarischen und häuslichen Leben Schlichtegrolls, von seiner stillen, hilfreichen Wohlthätigkeit, von der Anmuth seines geselligen, vertraulichen Umgangs reden. Ich aber möchte von seinem innern religiosen Sinn am liebsten sprechen; und doch ist mir eben in dieses schöne Geheimniß zu blicken am wenigsten das Glück geworden. Davon mogen vielleicht seine Sohne, oder Jakobs oder Weiller die besser Unterrichteten sein. Aber die Religion, welche sein gesammtes Streben regelte, sein ganzes Wesen durchleuchtete, war das, was ihn vielleicht am meisten und vor allem andern beschäftigt hat.

Ich begnüge mich, nur noch ein Bruchstück aus einem seiner Briefe mitzutheilen.

„Die Erscheinung" (schrieb er im April 1813), „daß man wieder in der positiven Offenbarung Hilfe sucht, beschäftigt mich oft, besonders in Folge der Aufsätze eines Herrn E...r in Schlegels Museum, und Schlegels Gedanken selbst. Soll es denn hierüber gar nicht zu einiger Uebereinstimmung unter den redlichen Forschern und sittlichen Menschen kommen, und soll denn immer die alte Untersuchung von neuem angehen? — Du

kennst wohl schon Bouterweks Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse. Ich finde dieses geeignet, mein Symbolum jetzt zu heißen. Ich wollte, der Verfasser gäbe uns seinen Kommentar über dieses Kompendium, das jetzt bloß Andeutungen enthält.

„Ich bin fest überzeugt, daß die oft sich selbst unbewußte Eitelkeit, eine Meinung auf eine glänzende Weise auszudrücken, von jeher eine der Hauptursachen der Verwirrung in der Philosophie gewesen ist. So lange selbst die redlichsten Forscher es sich nicht auflegen, mit Verzichtung darauf, etwas Pragmatisches zu sagen, über jene großen, allgemeine Wahrheiten sich höchst einfach und allgemein auszudrücken, so lange wird es nicht besser.

„Ich trage mich jetzt wieder mit einem alten Gedanken, der mich als Traum sehr begeistern kann. Wie, wenn viele ehrliche, einfache große Menschen ihr Credo auf die präziseste Weise, auf einige Seiten niederschrieben und sich einander mittheilten — eine Sammlung von Palmblättern ohne Gleichen! Das gäbe eine geheime Gesellschaft der edelsten Art; sie hätte eine Bundeslade von einzigem, hochmenschlichem Werthe. Aber die Indiscretion der Allesdruckenlasser hat allen Glauben und Vertrauen verdrängt."

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Achter Theil.

Der Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Univ. Bibl.
München

Des

Schweizerlands Geſchichte

für das

Schweizervolk.

1.

Wie es im Anfang geweſen.

Von wunderbaften Heldenfahrten, guten und böſen Tagen der Väter iſt viel geſungen und gelehrt. Ich aber will die alten Sagen verjüngen im Gemüth alles Volks. Und ich trage ſie den freien Mannen zu in Berg und Boden, auf daß ihre Herzen ſich entzünden in neuer Inbrunſt zum theuerwerthen Vaterlande.

So merket denn auf meine Rede, ihr Alten und Jungen. Die Geſchichte verfloſſener Zeiten iſt ein Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen.

Wo der Rhonestrom, welcher aus den Eisbergen des Wallis quillt, nach weitem Lauf endlich in das mittelländiſche Meer ſtürzt, erhebt ſich eine Reihe niedriger Berge. Wie ſich dieſelben aber weiter gegen Sonnenaufgang erſtrecken, ſteigen ſie höher mit den Gipfeln in die Luft, und an Italien immer höher vorüber, ihre Felſenſcheitel verhüllt von Nebeln und ewigem Schnee. Dreihundert Wegſtunden lang dehnen ſie ſich hin gen Aufgang, bis ins Ungarland. Dort ſenkt ſich das Gebirg allmälig wieder und wird zu Hügeln. Das iſt das

Gebirg der Alpen. Und Helvetia iſt das Land genannt worden, welches im Schooſe der Alpen da gelegen iſt, wo ſie die beſchneiten Kämme, Hörner, Firſten und Zinken am höchſten aufrichten, weit über die Länder der Menſchen und über die Wolken des Himmels hinaus.

Durch enge Schluchten vom Hochgebirg herab, mit Strömen, die den Gletſchern entquellen, breitet ſich das Land gegen Mitternacht aus in weitere Thäler, bis zu den Kalkbergen des Jura. Dieſe krümmen ſich in Geſtalt eines ungeheuern Halbmondes vom See des Leman bis zum Bodenſee. Und von Schafhauſen bis Baſel zieht der Rheinſtrom vor dem Jura, wie der Graben vor dem Wall. Alſo hat Gott unſer Vaterland mit hohen Bergen und tiefen Gewäſſern umgürtet, wie eine große Veſte. Doch die Veſte iſt nur ſtark, ſo lange es dahinter der Menſch bleibt.

Dies Alles iſt in Zeiten, von denen kein Menſch weiß, ein Weltmeer geweſen. Die Wogen der Waſſer ſind anderthalbtauſend Klafter hoch über Feldern und Wieſen geſtanden, die wir heut bauen. Damals waren die Gipfel des Gebirgs einſame Inſeln. Droben an Felswänden werden noch Spuren der mächtigen Fluth geſehen. Pflanzen und Muſchelthiere des alten Waſſergrundes liegen nun verſteinert im felsgewordenen Schlamm. Siehe, aus unterirdiſchen Höhlen iſt verkundet, und vom

Finger Gottes ſteht in den Lagern des Gebirgs geſchrieben: Ehe der Menſch kam, iſt ſchon mehr denn ein Weltuntergang gekommen.

Nachdem die Gewäſſer abgelaufen und aus dem trocken gewordenen Meerboden Moose, Gräſer, Geſträuche und Wälder hervorgeſproſſen waren, ſind Jahrhunderte verfloſſen, bevor die Stimme eines Menſchen durch die Stille dieſer Wildniß ſcholl. Es weiß Niemand, wer zuerſt mit ſeiner Heerde longs den Waldufern der Ströme und Seen umherirrte. Die früheſten Geſchlechter mögen ſich im offenen und zahmern Thalboden angeſiedelt haben; weit ſpäter ſtiegen ſie in die rauhern Gegenden hinauf; zuletzt entdeckten ſie verſchloſſene Einoden am Fuße der höchſten Alpen.

Sechshundert Jahre vor Chriſti Geburt lagen ſogar noch die Hochthäler unter den Rheinquellen unbewohnt. Da, wie die Sage geht, ſind ſie zuerſt von Flüchtlingen aus Italien bevölkert worden. Denn ein gewaltiges Kriegsvolk, geheißen die Galen, war nach Italien eingedrungen und hatte die Einwohner daſelbſt bezwungen, getödtet oder aus den ererbten Wohnſitzen vertrieben. Viele Leute, erſchrocken vor dem Grimm des feindlichen Schwertes, flohen aus dem Lande der Raſennen am Meere, wo in unſern Tagen die Städte Florenz und Genua blühen. Sie retteten ſich mit Weibern, Kindern und Hausgöttern in die Schlach-

ten und Wildnisse der Hochalpen. Daselbst bauten sie sich in einsamen Thälern zwischen Waldungen und himmelhohen Bergen an, sicher vor der Wuth der Galen. Und von ihrem Gott oder ihrem Helden Rhätus sind sie Rhätier genannt worden. Darum ist das Land um den Quellen des Rheins und Inns noch in unsern Tagen Rhätien geheißen, die starke Heimath der freien Bundner.

2.

Die ersten Thaten der alten Helvetier, und wie zu ihnen die Kymern gekommen sind.

(Hundert Jahre vor Christi Geburt.)

Das Volk in den Thälern zwischen den Alpen und dem Jura, dem lemanischen und windischen See (Bodensee) vermehrte sich langsam mit den Jahrhunderten. Es lebte zwischen Wäldern, Felsen und Strömen vom Ertrag der Jagd, der Felder und Heerden, ungekannt von der Welt, in rauher Freiheit. So viel Thalschaften, so viel unabhängige Gemeinsamen. Ihre streitbare Jugend zog durch finstere Gehölze dem Wilde nach, oder kämpfte mit dem Schlangengewürm der Felshohlen und Sumpfe und mit Ungeheuern in den Bergen, oder streifte von Zeit zu Zeit gegen die Nachbarn

hinaus auf Raub. Ein Fell war ihr Rock, Speer und Keule, Pfeil und Bogen ihre Waffe. Zu Schutz und Trutz hielten viele Gemeinden zusammen in einem Gau. Vor allen ward zuerst am Rhein und an der Thur der Gau der Tigurer namhaft.

Denn es begab sich, daß durch die Wälder Deutschlands erschreckliches Volk aus fernen Gegenden heranzog. Dreimalhunderttausend streitbare Manner waren es, die da hießen Kymern, das ist, Bundesgenossen aus allerlei Volk. Viele derselben, sagt man, sind aus Fries- und Schwedenland und aus dem Nordland gekommen, wo die bewohnte Welt in Schnee und Eis erstarrt. Es wird geredet, daß sie vom Hunger ausgetrieben worden wären, als über ihrer Heimath die Schleusen des Himmels gebrochen und Thal und Hohe Sumpf und See geworden waren. Nun kamen sie kriegend und siegend zum Rhein, und über den Rhein in die Städte des Galenlandes, heut Frankreich genannt. Da trieben sie unermeßlichen Raub ein.

Als solches die Jugend im Gau der Tigurer hörte, ward sie gelustig, am Siegesruhm und an der Beute der Kymern Theil zu haben. Und wer streiten konnte, zog aus und stieß zu den gewaltigen Kymern. Da ist viel Gut gewonnen, viel

Blut gewannen. Und die Völker des Galenlandes wehklagten und schrien um Hilfe die Rom.

Rom sandte alsbald ein starkes Kriegsheer. Das zog über die weißen Berge herab zum lemanischen See. Deß erschracken die Tizurer, welche bei den Kymern waren; denn sie meinten, es gelte ihre Heimath im Gebirg. Stracks eilten sie den Römern entgegen am lemanischen See. Ein junger Held war ihr Führer, Divikо genannt. Als dieser das Lager der Römer sah, griff er zum Schwert. Es erhob sich ein entsetzliches Schlachten, daß die Römerleichen weit das Feld bedeckten, bis die Ueberwundenen um Gnade baten. Da richtete Divikо zween Baumstämme auf, oben mit einem Querbalken verbunden. Unter diesem Galgenjoch ließ er, zum ewigen Ruhm der Seinen und zur Schmach Roms, die entwaffneten Feinde kriechen; dann schickte er sie über die Berge heim.

Er aber zog nach dem Siege wohlgemuth wieder den Kymern zu, seinen Kriegsgesellen, und vermählte mit ihnen das Galenland. Und sie überstiegen die hohen Gebirge und brachen in Italien ein und bedrängten Rom. Da erhoben sich die Römer; viel blutige Schlachten wurden geschlagen. Das Glück aber verließ die Kymern. Ihrer die meisten fielen durch die Schärfe des Schwertes. Wer das Leben davon trug, rettete

ſich mit Divico in die Sicherheit des helvetiſchen Gebirgs.

Alſo mögen von den Männern, die verzetten durch Waſſerfluth und Hungersnoth aus dem kalten Nordland vertrieben geweſen waren, nach Helvetien gekommen ſein. Noch ſingt von ihnen in den Bergen das Weſſrieſenlied. Am Ufer des Waldſtätterſees, zu den Füßen des Haken und Mythenberges, ſetzten ſie ſich bei Bruch, das heißt Sumpfland, und rodeten den Wald aus. Darum wurden ſie Bruchenburen genannt. Von den Brüdern Suizer und Swen ſoll Schwyz geäſtet worden ſein. Noch hörſt du in jenen Thälern Namen der Geſchlechter, die auch im Schwedenlande blühen.

Von da haben ſich die Menſchen, als ihrer zuviel wurden, verbreitet in die unbewohnten Waldthäler am See, in das Land am Kernwald, gegen den ſchwarzen Berg, Brünig, und jenſeits desſelben durch's Hasli im Weißland am Fuße der weißen Eisberge von Thal zu Thal nach Frutigen, Oberſibnen, Sanen, Affleutſch und Saun.

So lehren die uralten, ungewiſſen Sagen.

3.

Alles Land wird römisch.

(Fünfzig Jahre vor Christi Geburt.)

Noch lange nach Diviko's Heldenfahrt mit den Kymern ward von den fetten Triften und reichen Orten geredet, die man im Galenland gesehen hatte. Dort sei ein warmer Himmel, unter welchem Trauben und Oelbäume blühen und der Schnee des Winters kaum gekannt werde. Das machte im rauhen Helvetien das Volk lüstern, und nicht minder, was es von Reisenden oder Nachbarn jenseits des Rheins bestätigen hörte, mit denen freundlicher Verkehr gepflogen wurde.

Es lebte aber zu der Zeit im Lande ein angesehener Mann, Namens Hordrich. Zehntausend leibeigene Knechte und Mägde bauten seine Felder und weideten seine Heerden. Auch war er von den Nachbarn im Galenland hochgeachtet und hielt mit ihren kleinen Fürsten Umgang. Dieser trachtete größern Dingen nach. Erst redete er mit den Vorstehern in seinem Gau, dann mit den Uebrigen, zuletzt mit den Leuten in den Gemeinden: Warum man sich auf rauhem Felsenboden quäle, der kaum Vieh und Menschen nähren möge? Man müsse aufbrechen ins Galenland; da sei noch für ein tapferes Volk viel fruchtbares Gefilde feil und offen. Von dieser Rede wurden die Gemüther

erhitzt, und Jeder dachte bald ans Auswandern. Die versammelten Gemeinden beschlossen einmüthig, sich zu einem großen Zuge vorzubereiten. Drei Jahre lang sollte man die Aecker bauen und zur langen Reise Vorrath ärnten, inzwischen aber Bundesgenossen und Helfer werben, und thun, was nöthig zur Sicherheit des Wagstücks nöthig sei.

Hordrich, erfreut ob dem Gedeihen seiner Anschläge, machte neue Entwürfe, Alles glücklich durchzuführen; war sehr geschäftig; reisete hin und her in die Gauen und über den Rhein zu den anzrenzenden Völkerschaften und deren Häuptern; verlangte freien Durchzug für sein Volk; that viele Verheißungen, sprach groß und mehr als er vielleicht sollte. Auch gab er seine Tochter einem Fürsten der Nachbarn zum Weibe; also daß es schien, er sei selbst schon Herr und König der Helvetier.

Solches machte die Leute im Lande besorgt, und sie fingen an zu argwohnen, er gehe damit um, die alte Freiheit und sein Volk zu verrathen, um Alleinherr über Alle zu werden. Es war aber ein Gesetz in den helvetischen Gauen: Wer an des Volkes Recht und Freiheit frevelt, soll Todes sterben in den Flammen. Und der Hordrich ward vorgeladen, er solle seinen Anklägern Rede stehen. Deß weigerte er sich, und wollte Leute bewaffnen zu seinem Schutz. Da brachen die Gemeinden

gegen ihn auf. Wie er nun Alles verloren sah, gab er sich mit eigener Hand den Tod.

Nachdem endlich die drei Rüstjahre verflossen waren, erhob sich das Volk in den vier Gauen und schickte sich zur Auswanderung an. Die streitbaren Männer zogen aus. Der alte Divico ward ihr Heerführer, welcher vor funfzig Jahren die Römer am Leman auf's Haupt geschlagen hatte. Dem Zuge folgten Weiber und Kinder, und auf Wagen und Karren die Vorräthe und Kostbarkeiten. Alle ihre Wohnstätten verbrannten sie hinter sich, zwölf Städte und vierhundert Dörfer, auf daß Keinem wieder nach der alten Heimath gelüste. Und vom Bodensee her kamen viele Tausend Bundesgenossen; auch vom Rhein her, wo heut das Frickthal und Baselgebiet, kamen die Raurachen. Alle wollten sie mit den Helvetiern.

So ging der lange, unabsehbare Zug kriegerischer Auswanderer über Berg und Thal. Es waren in Allem dreimalhundert- und sechszigtausend Menschen. Man nahm die Richtung gegen Genf, damals eine Stadt des tapfermüthigen Volkleins der Allobrogen und bundesverwandt mit Rom.

Zu derselben Zeit, ungefähr sechszig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi, stand Rom aber als die großmächtigste Stadt der ganzen Welt. Das war sie durch Freiheit, Heldengeist und Weisheit ihrer Bürger geworden. Ihre Waf-

sen und Gesetze herrschten über Italien, und vom Gallenland bis Judäa. Und der grosste von ihren Feldherren, Julius Cäsar, war zum Schutze der Allobrogen in Genf.

Als derselbe vom Anzuge der Helvetier hörte, daß sie zu Genf über den Rhonefluß gehen wollten, führte er stracks von der Stadt am Strome entlang eine Mauer auf, neuntausend Schritte lang, sechszehn Schuh hoch, mit vielen Streitthürmen, und wehrte den Durchzug der Wanderer. Diese aber wandten sich darauf gegen die Schlucht des Juragebirgs, durch welche die Wasser der Rhone ins Galenland hinausstürzen. Sie zogen an senkrechter Felswand, auf schmalem Pfade. Unter den Füßen Abgründe und der brausende Strom.

Kaum fanden sie jenseits des Gebirgs in den galischen Ebenen, siehe, war auch Cäsar dort. Er schlug in ihrem Nachzuge die Tigurer. Der graue Divico trat zu Cäsar und sprach: „Was habe ich mit Dir zu schaffen und mit Deinen Romern? Laß mich in Frieden des Wegs ziehen, oder gedenke der Zeiten am Leman, und zittere, daß ich nicht diesen Boden noch einmal durch den Untergang der Römer berühmt mache!“ Cäsar antwortete ihm und sprach: „Die Götter gaben Dir einst am See des Leman Glück, auf daß Dir jetzt das Unglück doppelt bitter werde. Doch

will ich Dich des Weges ziehen lassen, wenn Du meiner Bundesgenossen schonest, ihnen wiedererstattest, was die Deinen auf dem Zuge plünderten, und mir Geiseln für Deine Treue gibst!" — „Nicht also, Römer!" erwiderte Diviko: „Wir haben von unsern Altvordern nicht gelernt Geiseln geben, sondern Geiseln empfahen!"

Damit zogen die Helvetier weiter, schwer und langsam; ihnen auf dem Fuße nach die Römerschaaren, vierzehn Tage lang. Plötzlich wandten sich die Helvetier voll Grimmes und mit den Waffen. Es ward allgemeine Schlacht in den Feldern der galischen Stadt Bibracte; vom Morgen bis Sonnenuntergang Gefecht. Tapfer, ohne Kunst, stritten die Helvetier; nicht minder tapfer, aber mit höherer Kriegserfahrung, die Römer. Das half diesen zum Sieg. Voller Verwirrung flohen die Helvetier zum Hügel, wo ihre Weiber, Kinder und Schätze inner der Wagenburg standen. Der Feind folgte, brach die Wagenburg, würgte. Greise, Männer, Weiber, Kinder fielen durch Feindesschwert; Viele durch's eigene, weil sie Freiheit und Ehre nicht überleben mochten. Andere flohen wehklagend in der Irre umher und wurden von den galischen Völkern dem Cäsar überliefert. Dieser, vor welchem die Ueberwundenen fußfällig um Gnade schrien, sprach: „Leget die Waffen ab; kehret heim, von wannen ihr

kommet; bauet eure Hütten wieder; lebet, wie vormals, genügsam in euern Bergen, nach euern Gesetzen. Jedes Land ist dem Menschen gut, wenn der Mensch dem Lande gut ist. Ihr sollet nicht Roms Knechte, sondern Bundesverwandte und Schutzgenossen werden."

Nun kehrten sie mit Scham und Gram, ihrer kaum hundert- und zehntausend, in die Thäler heim, von wannen sie gekommen waren, und bauten wieder auf den Brandstätten ihre Hütten neu. Der Cäsar aber ließ, unweit Genf am See, eine neue Festung aufrichten, Noviodunum, jetzt Nyon, geheißen. Das that er, die Helvetier zu bewachen. Auch zogen noch andere Besatzungen hier und da ins Land.

Auch in den Ort Octodurum, am Fuße des Hochgebirgs, im heutigen untern Wallis, wurde römisches Kriegsvolk gelegt, um daselbst die Straße über die Berge nach Italien zu hüten. Denn die Einwohner jenes breiten Thales, durch welches die Rhone zur See geht, lebten frei und wild; hatten nicht mit den Helvetiern, nicht mit den Römern zu schaffen; forderten Zoll von den Waaren, die über ihre Alpen gingen, und trieben Räuberei dazu. Als sie nun sahen, wie sich die fremde Mannschaft bei ihnen niederließ und verschanzte, geriethen sie in große Wuth. Die Landleute stürmten von Bergen und Thälern herab,

fielen die römische Besatzung im befestigten Lager an, und ließen nicht ab, bis die Romer aus dem Gebiet wegzogen. Allein diese kehrten bald mit verstärkter Macht ins Thal zurück, daß aller Widerstand eitel ward. Bei zehntausend von den Einwohnern, die für die Freiheit ihrer Heimath stritten, wurden erschlagen, und die Dörfer standen ringsum in Flammen. Von der Zeit an ist auch Wallis römisch geworden.

Nur die Rhätier, hinter ihren Eisbergen und Seen, dünkten sich unüberwindlich. Längs dem Innstrom, in den Thälern des heutigen Tyrols, und in den windelechischen Ebenen (des heutigen Schwabenlandes) wohnten ihre Stammes- und Bundesgenossen, wie Vorwachten. Sie trieben wildes Wesen, plünderten Reisende aus, oder brachen jählings in großen Haufen aus den Bergschlünden hervor und überfielen und beraubten die nahgelegenen Städte Italiens. Von den Gefangenen schlachteten sie zum Opfer am Altar ihrer Götter.

Dessen zornig, gebot Kaiser Augustus, unter welchem der Weltheiland geboren ward, zweien Kriegsheeren zugleich, in das furchtbare Hochland zu dringen. Das eine stieg über die Alpen, zum Innstrome nieder; das andere kam über den windischen (oder Boden-) See. Und Alles ward überwältigt in blutigen Schlachten.

Es wird erzählt, wie die Mutter der Rätier in die Reihen der Fechtenden stürzten und ihre Säuglinge den feindlichen Kriegern ins Antlitz schmetterten, als müsse mit der Freiheit des Gebirgs alles Leben darin vergehen.

4.

Von der römischen Botmäßigkeit im Lande.

(Vom J. 1 bis zum J. 300 nach Christi Geburt.)

Und die Freiheit des Gebirgs verging, aber das Leben blieb, jedoch unterthanig dem römischen Kaiser Augustus, welcher alleinmachtig gebot von Aufgang bis Niedergang der Sonne. Und er sandte seine Landpfleger, Vögte und Kriegsknechte in die bewohnten Thaler von Helvetien und ließ starke Vesten erbauen, das Volk in Demuth und Gehorsam zu halten. Und er erkannte, welche unüberwindliche Vormauer das weite Alpen- und Juraland für ganz Italien sei, woselbst er in der reichen Stadt Rom auf dem Throne saß.

Der Kaiser hielt jedoch die unterjochten Helvetier gar glimpflich und schonte ihrer Sitten und Gebräuche, damit sie sich leichter zu seiner Herrschaft gewöhnen möchten und ihrer Schmach vergäßen. Auch ließ er sie nach ihren alten Gesetzen

und unter selbstgewählten Ortsvorstehern leben. Waren Angelegenheiten des Gaues zu verhandeln, traten die Ausschüsse der Gemeinden zusammen. Aber allgemeine Gesetze zu geben, Steuern und Abgaben auszuschreiben, Krieg und Frieden zu beschließen, lag allein in des Kaisers Gewalt.

Das Alles begab sich zu derselben Zeit, da Jesus Christus geboren ward im jüdischen Lande. Und nach des Kaisers Augustus Tode haben sich lange Zeit auch seine Nachfolger also billig gegen die Helvetier erwiesen. Sie bauten viele neue Pflanzstädte und verbanden dieselben unter einander durch breite Heerstraßen. Und die römischen Vögte, Statthalter und Kriegsknechte, bessern Lebens gewohnt, als die armen, wilden Helvetier, richteten aller Orten zierliche Wohnungen und Ruheplätze auf; pflanzten Obstbäume aus Italien an; lehrten das Volk Handwerk, Gewerb und Verkehr, Wissenschaft und Kunst jeder Art: also daß nach und nach Reichthum und Wohlleben im Lande aufging, wie es die Alten vorher nie gekannt hatten.

Viele Ortschaften erweiterten sich volkreich und wuchsen zu prächtigen Städten mit großen Palästen, Tempeln, Bädern und Schauplätzen. Da ward die große Stadt Aventicum zehnmal geräumiger, als heutiges Tages auf ihrer Stätte Wiflisburg (Avenche) ist. Damals lande-

ten die Schiffe des Murtnerſees fort unter der Ringmauer. Wo heutiges Tages nur zwei kleine Dorfer (Baſel- und Aargau-Augſt) am Ausfluſſe der Ergelz in den Rhein gelegen ſind, ſtieg eine blühende Stadt auf, die rauracliſche Auguſta genannt; und es reden noch heut von ihr die Trummer alter Pracht. Groſſer aber, denn alle, prangte die Stadt Vindoniſſa (Windiſch im Aargau). In dem weitläufigen Raume, den ſie mit ihren Vorſtädten, Palaſten und Burgen bedeckte, haben ſich zu unſerer Zeit drei Dorfer und eine Stadt (Brugg) getheilt.

Solches gefiel den Helvetiern wohl. Sie freuten ſich der Milde ihrer Oberherren, zahlten denſelben Zins und Gaben und ſtellten ihre Sohne zum romiſchen Kriegsdienſt. Im neuerworbenen Wohlleben vergaßen ſie der alten Freiheit, fur welche ihre Vater ſo blutig geſtritten hatten.

Aber Wohlſtand ohne Freiheit iſt gar unſicheres Gut; und der Vogel im goldenen Kaſig jauchze nicht, denn der Herr kann ihn tödten, wann er will.

Kaum ſiebenzig Jahre nach Chriſti Geburt hatte man zu Rom einen Kaiſer, Namens Galba, ermordet, und einen andern ernannt, der Vitellius hieß, den nicht Alle wollten. Die Helvetier wußten nichts vom Tode des alten Kaiſers: aber die Hauptleute des romiſchen Kriegsvolks im Lande

hatten es frühzeitig vernommen, und sammelten unter sich Stimmen für den Vitellius, und sandten darum Boten her und hin. Des erstaunten die Helvetier, denn sie glaubten, es begehrten die Hauptleute Empörung wider Kaiser Galba. Das Kriegsvolk, besonders der Stadt Vindonissa, war ohnedem ein gar ungezähmtes und trotziges Volk, und hatte selbst den Sold weggenommen, welcher der Besatzung zu Baden gehörte, die aus helvetischen Jünglingen bestand. Darum fing man die Boten und Briefe des Aulus Cäcina auf, der in Vindonissa Oberbefehl hatte.

Als dies Cäcina zu Vindonissa erfuhr, gerieth er in heftigen Zorn, und zog mit seiner Schaar aus, welche die Wüthige hieß und war. Er erstürmte und zerstörte alsbald die Veste und Stadt Baden, welche um den warmen Gesundquellen an der Limmat aufgeblüht war, plünderte das Land und schlug die ausgezogenen Helvetier in einem blutigen Treffen. Er verfolgte die Flüchtlinge weit über den Böhberg des Jurageburges. Den Fliehenden kam dort viele trazische Reiterei entgegen, die Heerstraße den Berg hinauf. Da sind ihrer abermals Tausende erschlagen worden im Kampf, oder in die Wälder und Klüfte zerstreut; Andere sind gefangen und in Knechtschaft verkauft worden.

Solches Blutbad stillte den Grimm Cäcina's

nicht, ſondern er zog verderbenvoll das Land aufwärts bis zur Stadt Aventicum. Hier lebte ein hochgeachteter und reicher Mann, Julius Alpinus, vom helvetiſchen Volk. Dieſen befahl der grauſame Romer zu ergreifen, als den Stifter des Aufruhrs, und ihn in Ketten und Banden zu werfen und zum ſchmählichen Tode zu führen. Umſonſt betheuerten Viele des Greiſes Unſchuld: umſonſt warf ſich deſſen Tochter, Julia Alpinula, eine Prieſterin, zu den Füſſen des Wüthrichs. Ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre Thränen rührten das Herz des rauhen Kriegers nicht. Der Greis wurde getödtet.

Das ganze Land erſcholl von Wehklagen und Jammer. Und man hörte nun zu ſpät, daß der Kaiſer, welchem man hatte treuen Dienſt leiſten wollen, ermordet ſei und daß Vitellius Herr der Welt geworden. Eilfertig ritten Geſandte zu ihm, das Erbarmen des neuen Gebieters anzurufen. Die Helvetier warfen ſich vor ſeinen Thron in Staub und Thränen nieder und ſchrien um Gnade. Wie ſie dieſelbe auf verächtliche Weiſe, als demüthige Unterthanen, erflehten, ward ſie ihnen wie elenden Knechten mit Verachtung gewährt. Das iſt das Loos der Dienſtbarkeit, wo Wohlleben mehr gilt, als Unabhängigkeit von fremden Herren.

Der Mordtag auf dem Bötzberg, der Jammer von Aventicum und die Schmach vor dem kaiſer-

lic : Thron erweckten aber die Helvetier nicht zur alten Stärke. Diese war in langer Ruhigkeit erstorben und verdorben. Man vergaß der vergangenen Thaten und lebte wieder in leichtsinniger Lust, wie zuvor; suchte Reichthum und Bequemlichkeit, Ruhm in Künsten des Vergnügens, und wußte nichts vom Heldenmuth, welchen ein freies Herz allein kennt.

Das war den römischen Herren willkommen, damit das Volk nicht an das Bessere dächte, sondern weichlich und zinsbar bliebe; daß es unkriegerisch die Führung der Waffen verlernte und von Gau zu Gau nicht einträchtiger würde, sondern in knechtischer Demuth sein Heil und sein Weh aus der Hand der Gebieter schweigend empfinge.

Aber wehe dem Lande, auf dessen Richterstühlen Fremdlinge üben und an dessen Pforten Fremdlinge wachen! Wehe dem Volke, welches mit der Macht des Auslandes schön thut und unter sich selbst hadert! Wehe den Leuten, welche Gold sammeln, aber das Eisen nicht kennen, mit dem das Leben geschirmt wird!

Die Helvetier in wehrloser Sicherheit standen immerdar jeder Gefahr bloß. Sie hatten das Vergangene vergessen, darum sahen sie das Zukünftige nicht. Also waren sie zum Untergange reif. Auch kam der Tag des Verderbens alles Volkes über sie mit Schrecken, ehe denn sie es glaubten.

aufgang und aus den unbezwungenen Mitternachtsländern. Es kamen die Allemannen, wilde Kämpfer aus deutschem Stamm. In drittehalbhundertjährigen Kriegen waren sie immer tiefer in römisches Gebiet eingedrungen, immer näher gegen das helvetische Gebirg. Endlich durchbrachen sie, wie ein verheerender Strom, die Schluchten des Jura, und verbreiteten sich über das Land. Da ward Alles zum Uechtland oder zur Wildniß, vom Schwarzwald bis zum Fuß der Alpen. Die Pracht von Aventicum und Vindonissa stürzte in Schutt zusammen. Der Romer, wie der Helvetier, dessen das Schwert des Feindes schonte, ward leibeigener Knecht. Es vertheilten die Allemannen alles Land, mit Gütern und Menschen, unter sich, vom Rhein und Bodensee bis zum See der Waldstätte und zur Aar. Sie liebten Krieg, Freiheit und Heerden. Die Städte verachteten sie als Kerker freier Männer. Was römisch, was althelvetisch gewesen, ging in schmähliche Vergessenheit unter.

Bald nach diesen schwärmten mit tausend Horden die Hunnen aus den Wildnissen Asiens hervor. Sie plünderten die Welt aus. Ihre Gestalten waren so gräßlich, das man sie kaum für Menschen hielt; noch unmenschlicher war ihr Treiben. Durch Deutschland, Galenland, Italien fuhren die Würger. Nur einzelne ihrer Haufen streiften

über helvetischen Boden, hinein in Rhätien, hinein in die Gauen an der Aar, über die Felder der raurachischen Augusta und der römisch gewesenen Basilia (Basel). Nirgends verweilten sie. Wo aber ihr Fuß hintrat, waren Flamme, Blut und Wehklagen.

Dann kamen die Burigunden, ein gewaltiger Menschenschlag. Die schlugen ihre Sitze im Galenland auf, zu beiden Seiten der Juraberge, im Land von Savoien, am Lemanersee, im untern Wallis, bis zur Aar, wo man noch heut zu Tage welsch redet. Dort bauten sie sich starke Burgen. Genf hoben sie aus dem Schutt hervor; vielleicht auch die Wiflisburg über der Asche von Aventicum. Auf der Höhe am lemanischen See, wo sonst ein romisches Lausonium gestanden war, gründeten sie Lausanne neu und viele andere Orte.

Dann kamen von Mittag über die höchsten Alpen herab die vielgewaltigen Gothen. Schon war Italien ihr Raub geworden, nun ward es auch ganz Rhätien mit seinen Thälern und weidereichen Gebirgen. Die gothische Gewalt ging weit hinaus über den Wallensee bis zu den Sittern (den kleinen Strömen im Appenzellerland), über den Gotthard in die Thäler von Uri, nicht minder in Glarus. Gräuel ward aller Orten.

Es verschwand nun Kunst und Gewerb des Alterthums, Gesetz und Uebung der Vorwelt, Sitt'

und Sprache, die bisher gegolten. Selbst der Name Helvetien ging verloren. Man hörte nur von Allemannen, Gothen und Burgundern.

Wohin der Allemanne kam, ließ er die Stadt öde. Er saß auf seinem Meierhof oder Weiler. Die Leibeigenen mit ihren Weibern und Kindern mußten seine Hirten, Feldbauer und Handwerker sein. Denen er wohl wollte, verlieh er unveräusserliche Grundstücke um Bodenzins und Frohndienst. Seine Heerden nährten ihn mit Fleisch, Milch und Käse. Alles Land war Viehweide und ungetheilte Allmend. Der einst urbar gewesene Boden verwilderte. Wo sonst der römische Pflug gegangen, wurden Gehölze. Um den Bodensee wucherten große Wälder, voller Bären und Wölfe.

Der Gothe im hohen Rhätien war wohl auch kriegerischen Sinnes, doch hatte er schon mildere Sitte. Er machte zwar das Volk auch leibeigen, aber ließ ihm seine alten Uebungen. Er zerstörte nicht die römischen Burgen, die er fand, sondern baute noch neue hinzu. In den hohen Schlossen saßen die Heeren und Grafen, und verwalteten die zinsbaren Thäler und Alpen im Namen ihres Königs, der in Italien wohnte.

Am menschlichsten von Allen erwiesen sich die Burgunder. Sie nahmen nur den dritten Theil aller Grundstücke und Leibeigenen für sich. Sie

rotteten des Landes alte Bewohner nicht aus, wiewohl jenen dieselben unterthänig und in Rechten nicht gleich waren. Sie wohnten neben denselben und vermischten zuletzt mit deren Sprachen und Gebräuchen die ihrigen, dergestalt, daß beide zuletzt einerlei Volk wurden. Noch heutiges Tages unterscheidet sich dies Volk von den übrigen Eidsgenossen durch die ererbte, aber verunstaltete Sprache, welche man die welsche oder romanische heißt, in den Landschaften der Waat, Freiburgs und Neuenburgs.

Das Reich dieser Fremdlinge insgesammt freute sich jedoch keiner langen Dauer. Denn abermals drang ein anderes Volk heran, gewaltiger, kühner und schlauer, als die vorigen. Das sind die Franken gewesen. Die waren weit her aus den Niederlanden heraufgezogen und mit Flamme und Schwert schon Meister des ganzen Galenlandes geworden. In den eroberten Städten hatten sie sich festgesetzt und das Land nach sich genannt Frankreich. Und als sie am Rhein auf die Macht der Allemannen stießen, ward ein langes Streiten zwischen beiden Völkern. In schreckenvoller Schlacht aber sind zuletzt die Allemannen auf ewige Zeit überwunden worden. Und die von denselben am Rhein, in Schwaben und im helvetischen Lande wohnten, fielen darauf in die Botmäßigkeit der Sieger.

Bald nachdem gingen auch die Burgunder durch Zwietracht und Laster ihrer Fürsten unter. Die Gothen nahmen die burgundischen Alpen und Genf dazu; die Franken nahmen das Uebrige des Burgundergebiets.

Doch nur die letzten behaupteten, was sie gewonnen hatten; nicht also die Gothen. Denn wie deren Herrschaft in Italien ausging, erstarb auch ihre Gewalt über das Gebirg. Der Frankenkönig Diethert zauderte nicht. Er brach mit seinem Kriegsvolk auf und bemeisterte sich Rhätiens und des Uebrigen.

Also ist am Ende, nach mehr denn eines halben Jahrtausends wechselvollen Schicksalen, das ganze helvetische Land wieder unter den Zepter einer einzigen Herrschaft gerathen, wie es vordem unter römischer gewesen war.

6.

Der Franken Herrschaft und Einrichtung im Lande.

(Vom Jahr 550 bis zum Jahr 900.)

Die neuen Herren theilten nun das Land in zwei Theile, weil sie zu ungleichen Zeiten Besitz davon nahmen und die Einwohner selbst verschiedene Sprache redeten. So weit nämlich die

Allemannen angesessen waren und man deutsch redete, ward das Land mit Schwaben vereinigt, das heißt, Rhätien und der Thurigau. Thurigau ward damals Alles geheißen vom Bodensee und Rhein hinweg bis zur Aar und zum Gotthardsberg. — Die andern Gegenden aber, wo man welsch sprach, oder die man den Burgundern abgenommen hatte, wie Genf, Wallis, Neuenburg, und was heut zu Bern, Solothurn, Freiburg und Waat gehört, wurde mit Savoien vereinigt und Kleinburgund geheißen.

Die großmächtigen Frankenkönige, als Herren eines kriegerischen Volks, bestellten die Verwaltung von den Ländern, wie sie ihr Kriegsheer zu bestellen pflegten. Einen Oberfeldherrn oder Herzog setzten sie über ein großes Gebiet; Kriegsobersten oder Grafen setzten sie über einzelne Abtheilungen des Gebiets, oder über Gauen; und andere tapfere Herren beschenkten oder belehnten sie mit weitläufigen Gütern in diesen Gauen. Denn damals war das Geld noch sehr selten. Die Könige belohnten daher den Dienst ihrer guten Kriegsleute mit Ländereien und allen Einkünften derselben. Zu den Gütern, die sie weggaben, gehörten auch alle Einwohner und deren Haus, Hof und Vieh in den eroberten Ländern; denn die Einwohner wurden zu Leibeigenen gemacht. Der Leibeigene hatte aber kein Eigenthum, weil er

selbst nur das Eigenthum seines Leibherrn war, und er demselben Alles verzinsen mußte, was er besaß. Der Thurgau und Rhätien stand unter dem Herzog von Schwaben oder Allemannien, und das Uebrige unter dem Herzog von Kleinburgund.

So war denn alles Land mit Menschen und Vieh vertheilt; und was der König nicht an seine Grafen, Edle und Kriegsleute vergabt oder verliehen hatte, das blieb sein Eigenthum und ließ er für seinen Nutzen verwalten. Nur die freien fränkischen Leute, so wenige ihrer auch waren, machten das Volk aus; die Menge der unterjochten Einwohner aber ward für nichts gerechnet, war ohne bürgerliche Rechte, dienstbar, ehr- und wehrlos. Das Loos der Leibeigenen war anfangs so kläglich, daß der Herr sie nach Gefallen strafen, verschenken und verkaufen, ja sogar ungestraft tödten konnte. Man hielt sie kaum für Menschen, sondern wie anderes Vieh, ließ sie sich ohne weitere Einsegnung begatten, und die neugebornen Kinder wurden das Eigenthum desjenigen Leibherrn, dem die Mutter gehörte, falls der Vater etwa Eigenthum eines andern Herrn war.

Also grausam und verwildert sind damals die Zeiten gewesen.

7.

Der christliche Glaube dringt herein.

Mitten durch die Finsterniß der Zeiten traten die Boten Gottes, fromme Männer, ins Land, den Heiden das Himmelreich zu predigen und den Gekreuzigten zu verkunden. Es waren Kriegsknechte, die in andern Gegenden das Wort des ewigen Heils vernommen hatten; es waren vornehme Männer, oft Konigskinder, welche die Freuden der Welt verläugneten, um, gleich den heiligen Aposteln, unter den Heiden Christum zu bekennen.

Man will sagen, daß schon zur Römerzeit, und kaum zweihundert Jahre nach des Heilandes Geburt, ein solcher Konigssohn, Namens Lucius, im rhätischen Hochlande die Saat des Glaubens unter Todesgefahren ausgesäet habe. Späterhin sind Andere zu den Burgundern, Andere zu den Allemannen im Thurgau gekommen. Die sammelten fromme Haushaltungen um sich; die tauften Alt und Jung im Namen Gottes; die stifteten kleine christliche Gemeinden; sie bauten Kirchen und Bethäuser. Sie grundeten auch Kloster zur Beforderung in Wissenschaft, Gebet und Glauben, und setzten Bischofe, das heißt Aufseher, uber die andern christlichen Lehrer und Ge-

meinden. Schon bevor Alles fränkisch wurde, hat man einen Bischof zu Chur in Rhätien gefunden, der Stadt, die erst gegen das Ende der Römerherrschaft namhaft geworden war: auch in der raurachischen Augusta, und zu Vindonissa, und zu Aventicum, desgleichen zu Genf und zu Octodurum (vielleicht Martinach) im Wallis.

Doch sind nicht in allen diesen Städten die bischöflichen Stühle der Christen geblieben, sondern sie sind in den langen Grkueln der Verwüstung nach unzerstörten Orten hingetragen worden. So ward der Bischofsstuhl von den Trümmern der alten raurachischen Augusta nach Basel genommen, der von Aventicum nach Lausanne, der von Vindonissa nach Konstanz am Bodensee, der von Octodurum nach Sitten im obern Wallis.

Aber als die Franken, welche selbst schon christlichen Glaubens waren, sich unsers Landes bemächtigt hatten, da wurde erst das Werk der Bekehrung recht mit Eifer betrieben, der Priester beschützt, der Bischof geehrt, das Kloster und die Kirche beschenkt. Zum Unterhalt der Geistlichen stiftete man die Abgabe des Zehnden von den Feldern, zur Verherrlichung des Gottesdienstes freiwillige Opfergaben. Denn weil damals das Geld fehlte, zahlte man lieber mit Erzeugnissen

des Landes und mit Grundstücken. Und was Einer zu frommen Stiftungen hingab, glaubte er nicht sterblichen Menschen zu geben, sondern Gott selbst und den Heiligen Gottes, die er verehrte, und schien ihm Alles nur Darlehn zu sein für Zins ewiger Freuden nach dem Tode. Also sind denn nach und nach Kirchen und Klöster sehr begütert und reich geworden an Land und Zinsen.

Aus fremden Landen aber kamen dazu immer mehr die Verkündiger des Kreuzes, daß sie die letzten Ueberbleibsel des Heidenthums ausrotteten. Denn in den dicken Wäldern um den Zürichsee, in den abgelegenen Thälern des Gebirgs wohnten noch gar lange halbwilde Menschen, ohne alle Kenntniß des lebendigen Gottes. Sie opferten ihren Götzen auf den Berghöhen und in einsamen Geholzen Heerdenvieh und Pferde, die sie schlachteten; oder trieben beim Beginn eines neuen Jahres furchtbaren Lärmen mit Schreien, Jolen, Klopfen und Schlagen, um die bösen Geister, Hexen und Zauberer zu verjagen; oder zündeten mit Anbruch des Frühlings große Freudenfeuer auf allen Bergen an, wie Dankopfer für die guten Götter. Viel abergläubige Angst quälte die armen blinden Heiden vor der Macht der Hexen und Geister; sie glaubten noch an allerlei Vorbedeutung, an Wahrsagereien, an den Einfluß ge-

tiefer guter und böser Tage und dergleichen Selbstbetrug.

Darum waren die frommen Männer, welche den Heiden die Botschaft des Heils brachten, hochzupreisen. Es kam auch aus dem Frankenland Sieghbert und predigte den Wildnissen Rhätiens. Im rauhen Gebirgswinkel hatte er dort sein Bethäuslein gegründet, wo nun das Kloster Disentis steht. Columban und Mangold lehrten lange an der Aar und Reuß und am Zürichsee: auch der vieleifrige Gallus. Dieser baute sich zuletzt eine einsiedlerische Bethütte in der Oede des hohen Berglthals am Bodensee, wo zu seinem Gedächtniß nachher das Kloster St. Gallen entstanden ist. In Hochgebirgen am Waldstättersee verkündete der fromme Meinrad das Wort Gottes, und im Finsterwald am Sihlflusse baute er seine Zelle, wo in unsern Tagen das Kloster Einsiedeln prangt. Auf dem Hügel bei Zurich stiftete ein Herzog das Chorherrnstift und gab ihm viele Güter am Albis: ein anderes Münster baute sein Bruder am Waldstättersee, da, wo einst vielleicht zur Römerzeit nur ein Leuchtthurm mit nächtlich brennender Laterne für Schiffende stand, und jetzt die Stadt Luzern sich ausbreitet. Und bald darauf erhob der reiche Graf Bero unweit davon ein neues Münster

oder Kloster, welches noch jetzt nach ihm Beromünster genannt wird.

Doch ich würde lange nicht enden, wenn ich alle frommen Werke jener Zeit nennen wollte. Die armen Heiden in den Gauen sahen im weiten Lande umher gottgeweihte Mauern von Kirchen und Klostern aufsteigen, hörten alltäglich Worte der Erlösung und des Kreuzes, und allnächtlich Gesang und Gebet der Mönche in den Zellen. Ihre Herzen wurden bewegt und sie gingen zur Taufe.

Freilich bewies sich das Christenthum anfangs gar blöde und dürftig, denn der Bekehrungen waren zu viele und zu schnelle. Die Lehrer waren oftmals fast so unwissend und roh, als die Hörer des Worts. Wer die Taufe empfangen, ein Gebet erlernt hatte, die Kirche besuchte, ein Kreuz machen konnte, hieß ein Christ, obschon er die Wildheit der Sitte und den Aberglauben des wüsten Heidenthums nicht abgelegt hatte. Die Heiligen wurden oft nur an die Stelle der Götzen gesetzt und die altheidnischen Lusttage zu christlichen Festen umgekehrt. Furcht vor dem Teufel war gar viel mächtiger, als Liebe zu Gott. Mit Diensten und Vergabungen an Kirchen und Klöster meinte der Sünder gar wohlfeil ewige Seligkeit zu kaufen und sich gegen Höllengewalt zu beschützen.

Doch nicht gänzlich ohne Segen blieb der neue Glaube. Geht auch dem hellen Tagesschein immerdar erst eine Dämmerung voran. Es ward der Gedanke an den einzigen lebendigen Gott allgemein, und der Gedanke an die Vergeltungen der Ewigkeit, und daß wir Menschen alle hienieden die Kinder des Vaters im Himmel sind. Es leuchteten den übrigen Haushaltungen viele fromme Pfarrer und Bischöfe mit ihren Eheweibern im guten Beispiel vor; denn in jener Zeit war Bischöfen und Priestern das eheliche Leben keineswegs untersagt. Viele christliche Herren thaten nun glimpflicher gegen die Unterthanen, und viele Leibeigene bekamen eigene Rechte und erträglicheres Loos. In manchen Klöstern wurden auch Schulen gehalten und Bücher der alten Weisen gesammelt und abgeschrieben; denn die Buchdruckerkunst ist erst lange Jahrhunderte nachher erfunden worden. Von Einsiedlern und Mönchen, welche in ihren Wildnissen Wälder ausrodeten und den Boden urbar machten, lernte das Volk Ackerbau und bessere Landwirthschaft; die Allmenden wurden eingeschlagen. Das Volk lernte Kalk brennen und mit Steinen bauen: denn bisher kannte man bloß elende hölzerne Hütten; es lernte Wolle weben und sich in Wollentuch kleiden: bisher ging es nur in Linnen oder Felle gezückelt. An den

Hügeln des Lemaner- und des Zürichsees fing man selbst schon die Pflanzung der Weinreben an.

Das thaten nun freilich die Mönche nicht allein, sondern vielmehr noch die Franken, als sie das Land in Besitz nahmen, denn diese brachten ihre Haushaltung und den Stier und den Ackerpflug mit sich hierher, wo ihnen der König Ländereien, und leibeigene Knechte und Mägde dazu, schenkte oder zum Lehen ertheilte.

8.

Wie das Land zum deutschen Reich gekommen ist und Städte erbaut wurden.

(Vom Jahr 900 bis zum Jahr 1200.)

Die Könige des großmächtigen Frankreichs sind lange Zeit gewaltig gewesen über alle andere; und am gewaltigsten König Karl der Große. Der hat sich zu Rom krönen lassen als ein Kaiser des alten römischen Reichs, welches er wieder herzustellen gedachte; und er wollte mit dem Namen eines Kaisers andeuten, daß er sei ein König der Könige. Allein seine Kinder und Kindeskinder waren Fürsten voller Zwietracht und oft Männer schwachen Geistes. Jeder begehrte Theil an der Herrschaft; und sie zerstückelten das weitläufige Reich. Einer nahm Frankreich, ein Anderer Ita-

lien, ein Dritter Deutschland, und sie führten große Kriege wider einander ohne Ende. Auch ist bei diesen Theilungen geschehen, daß vom helvetischen Land dasjenige, was bisher zum Herzogthum Schwaben gezählt gewesen war, ans deutsche Reich kam.

Als nun so viele Könige wurden und sie einander in beständigen Kriegen verfolgten, entstand aller Orten große Verwirrung. Deß erfreuten sich die vornehmen Amtleute und Landpfleger der Könige, nämlich die Herzoge und die Grafen. Denn sie schalteten fortan ohne Furcht vor Strafe, und gaben ihre Stellen, wenn sie starben, ihren Söhnen, und betrachteten die Herzogthümer und Grafschaften, als hätten sie dieselben wie erbliche Leben empfangen oder gar wie eigenes Gut. Der Herzog von Schwaben wollte Keinem gehorchen; der Herzog von Burgund nannte sich selbst König. Wie die Herzoge den Königen trotzten, also trotzten wieder die Grafen den Herzogen, hielten Kriegsvolk und sprachen zu Allem ihr mächtiges Wort. Auch die Bischöfe blieben nicht müßig. In ihren Kirchsprengeln und Gebieten hochansehnlich und stark, thaten sie den Grafen und Herzogen gleich, machten sich unabhängig vom weltlichen Arm, legten Harnisch und Panzer an und ritten vor ihrem Kriegsvolk einher. Und wie die Bischöfe mit den Herzogen und Grafen, so that

zu Rom der Papst mit den Kaisern und Königen; nahm Gewalt über sie an und über alle Bischöfe und Kirchen in deren Landen, und zuletzt über deren Völker.

In solcher allgemeinen Verkehrung ist gekommen, daß die Herren und Grafen, welche in Helvetien saßen, den Herzogen in Schwaben zuletzt wenig nachfragten, eigenmächtig walteten und etwa nur die Könige oder Kaiser des deutschen Reichs fürchteten oder ihnen schmeichelten, wenn sie durch dieselben hofften, noch großer zu werden. Einig waren sie unter einander nie, oder nur dann, wenn große Gefahr Alle zugleich bedrohte.

Eine solche Gefahr für Alle kam auch in den Tagen, als Kaiser Heinrich, genannt der Finkler, Herr des deutschen Reichs war. Aus Morgenland her, vom schwarzen Meer, am Donaustrom herauf erschien nämlich ein wildes Volk, kriegerisch, Alles zu Pferd, zahlreich wie Sand am Meer. Man hieß es die Ungarn. Sie streiften sengend und brennend bald durch Deutschland, bald durch Welschland; nichts widerstand ihnen, kein Fluß, kein Gebirg. Nur die festen Burgen und Schlösser ließen sie unangetastet, denn sie verstanden das Belagern nicht. Es war neunhundert Jahre nach Christi Geburt.

Da gebot der Kaiser, daß man alle große Ortschaften im Lande solle mit Mauern, Wällen und

Graben umfangen gegen den grimmigen Feind. So wurde St. Gallen und Basel mit Ringmauern umgeben, weil sie an den Grenzen lagen, auch Zürich am See. Das waren nun gleichsam Burgen des Volks, wohin Jeder zur Zeit der Noth seine Habseligkeit flüchtete. Auch je der Neunte von den freien, adelichen Leuten, die im Lande gering begütert wohnten, mußte in die Volksburg ziehen, um sie zu vertheidigen in Kriegsnoth, oder sie in Friedenszeiten zu verwalten. Also sind die Städte entstanden und ihre Räthe. Und die freien Adelichen, welche zum Stadtregiment bestimmt waren, hießen sich Patrizier.

Nach diesem Beispiel sind bald mehrere Volksburgen oder Städte entstanden, wie Luzern und Solothurn, und später am Umladeplatz am Rhein, wo dieser Strom den gewaltigen Fall über Felsen macht, aus den dortigen Schiffhausern, Schafhausen. Wie im deutschen Helvetien, so geschah auch im burgundischen Helvetien, als die Kaiser dasselbe endlich ebenfalls zum deutschen Reich nahmen und daselbst die Herzoge von Zähringen zu Reichsvögten machten. Schon standen hier die uralten Städte von Genf und Lausanne. Dazu fügte nun Reichsvogt Berthold, Herzog von Zähringen, die Stadt Freiburg, welche er im Uechtland erbaute, zum Schutz und Trutz gegen die Stärke der widerspenstigen Herren

und Grafen der Gegend. Eben so that sein Sohn und baute die Stadt Bern in einer Krümmung des Aarstroms.

Alle diese und andere Städte, welche hier und dort entstanden, wenn ein offener Flecken ummauert und befestigt ward, empfingen für ihr Gemeinwesen ähnliche Einrichtungen und Rechtsame, wie schon ältere Städte in Deutschland hatten. Der Landmann und Handwerker, welcher sich in der Stadt niederließ, erhielt Bürgerrecht, mußte zur Vertheidigung Spieß und Degen führen, zu den Ausgaben tellen und steuern und einen Eimer halten, bei Feuersbrünsten zu löschen; denn die Häuser in Städten waren noch von Holz gebaut, wie in Dörfern. Zu großen Angelegenheiten ward die Bürgergemeinde versammelt, die besondere Verwaltung des gemeinen Wesens aber einem Rath überlassen, welchen die Bürgerschaft wählte; an der Spitze des Stadtraths stand ein Schultheiß oder Bürgermeister. Geringe Händel wurden vor Rath abgethan; das hohe Blutgericht aber führte der Reichsvogt, oder der Statthalter des Abtes oder des Grafen, oder wer sonst der Stadt Oberherr sein mochte.

Sicherheit hinter den Ringmauern gegen feindliche Anfälle lockte viel Volks in die Städte; die Menge des Volks aber brachte Gewerb und Handthierung, und Kunstfleiß und Handel auf. Es

wurden Märkte gehalten, wo der Landmann verkaufte, was seine Felder und Heerden Ueberfluß gaben, und der Städter vertauschte dafür die Waaren, welche er in seiner Werkstatt bereitete. Das machte die Bürgerschaften wohlhabend und erfinderisch; ihr Wohlstand machte sie geübter; ihre Eintracht und Stärke machte sie achtbar den Herren und Adelichen, die in den Gauen umher auf einsamen Schlössern und Burgen saßen. Gern kehrten zu den Städten die Herzoge, Könige und Kaiser auf Reisen ein, und thaten sich gütlich bei ihnen, und beschenkten sie dankbar mit Rechtsamen und Freiheiten.

Als aber Grafen, Ritter und Herren im Lande das Wachsthum der Städte sahen, wurden sie fast eifersüchtig. Und sie trachteten ebenfalls nach Erweiterung von Macht und Einkünften; dienten eifriger um neue Lehen und Güter den Königen und Herzogen und Klöstern; oder führten kleine Kriege mit Nachbarn, um Raub zu machen. Viele, die ihren Vortheil kannten, erleichterten dabei ihren Angehörigen die Last der Leibeigenschaft, und sahen gern, wenn sich auf ihren Gütern das Volk mehrte. Weil seit Eroberung des Landes aller Boden mit Wohn' und Weid' und Wald ihr Eigenthum oder Lehen geworden, vertheilten sie nun die Grundstücke, welche urbar oder Weideland waren, an die Haushaltungen,

die dafür Grundzinse und Zehnden zahlten und Frohnen leisteten. So wurden der Dorfer, Weiler und Höfe immer mehr. Von jedem neuen Haus auf den Hofstätten wurden Zinshühner und Eier entrichtet. Nach dem Tode eines leibeigenen Hausvaters gaben dessen Kinder an den Oberherrn oder an das Gotteshaus, oder wem sie eigen gehorten, das beste Kleid aus dem Kasten, das beste Geräth aus dem Hause und das beste Haupt Vieh aus dem Stalle. Nach Entrichtung dieses Todfalls, wie sie es nannten, behielten die Bauern das Uebrige, als wäre es ihr Eigen und Erbe.

Auf solche Weise vermehrten sich aus den Frohnen und Zinsen der Angehorigen des Twinges die Einkunfte des Herrn. Die unvertheilten Grundstücke, noch meistens von hohen Waldern überwachsen, blieben aber des Herrn Gut. Aus diesen Waldungen gab er seinen Angehörigen und Zinsbaren allezeit Holz zur Nothdurft und ließ sie, nach seinem Wohlgefallen, das Acherum (will sagen: die Eicheln) benutzen zur Mästung ihrer Schweine, oder er ertheilte ihnen dasselbe gegen Zins, oder als freies Geschenk, und freien Weidgang dazu bis zu den Ettern oder dem Bann des benachbarten Weilers und Dorfes.

Ohne daß es der Herr des Twings gestattete, war aber Niemand befugt, vom hochwaldigen oder Herrschaftsgut zu schwänden, einzuschlagen und

auszureuten, um es in Acker und Wiese zu verwandeln. Doch wenn sich die Haushaltungen vermehrten und sie neue Höfe bauen wollten, sah es der Twingherr gern. Dann ließ er von einem Theil des Hochwaldes das Holz abschwänden und sich von neuen Aufbrüchen Rüti- und Bodenzins zahlen. So sind viele Ortschaften entstanden, die noch heutiges Tages Schwanden und Schwändi und Rüti und Reuti heißen. Aber die Anbauer blieben, waren sie nicht schon vorher Freie, seine Leibeigenen, wie ihre Väter gewesen, und was sie hatten, betrachtete er wie das Seine. Denn er hatte ihnen nicht nur das Land hingeliehen, sondern auch zur Wohnung und Stallung Holz, zum Acker Pflug, Wagen und Saat, ins Haus Axt und Leiter, in den Stall die ersten Kühe, die Sau mit den Ferkeln, und in den Hof den Hahn mit den Hennen. Darum waren sie ihm zinsbar von Allem mit Frohnarbeiten auf seinen Feldern, mit Fuhren zu seinem Schloß, mit Zehnden und Bodenzins von ihren Aernten, mit Käse, Leinwand, Hühnern und Eiern.

Also sind im Schweizerlande die Städte und die vielen Dorfer entstanden.

9.

Noch mehr von den Städten und von den großen Herren im Lande.

(Vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1290.)

Je wohlhabender die Landleute wurden, desto größern Reichthum sammelten sich aus den vielen Zinsen die Grafen, Edelleute, Aebte und andere Oberherren. Diese aber sind noch besonders frei und mächtig geworden, als die Herzoge von Zähringen ausstarben, weil nach deren Erlöschen die Würde und das Amt eines kaiserlichen Statthalters oder Reichsvogts nicht mehr erblich war, sondern bald diesem, bald jenem Grafen verliehen wurde. Nun fürchteten die Herren die allzugroße Gewalt und Uebermacht keines Einzelnen Ihresgleichen mehr. Nun wollte Jeder der Erste sein, oder hoffte es zu werden.

Es blühten damals viele vornehme Geschlechter, welche jetzt verschwunden sind. Die Grafen von Savoien hatten weitläufige Güter, Lehen und Rechte im Lande Wallis und Waat, wo zugleich der Bischof von Lausanne gleich einem kleinen Fürsten schaltete. Die Grafen von Welsch-Neuenburg, welche der Stadt Neuenburg große Rechte verehrten, herrschten in welschen und deutschen Gebieten, am Bielersee, wie an

der Aar und Zihl. Die Grafen von Kyburg, welche von Zurich bis zum Bodensee machtig waren, und auf ihrem Boden die Städte Dieffenhofen am Rhein und Winterthur bauten, kannten kaum Gewaltigere im Lande neben sich. Doch thaten sich neben ihnen im Aargau die Grafen von Habsburg auf, die lange Zeit daselbst in ihrem Eigen, wo einst die alte Vindonissa gestanden, ein ansehnliches Gut besessen hatten. Nachdem aber waren sie auch Vögte des reichen Stiftes zu Seckingen geworden, welches im Glarnerlande viel Gutes hatte: dann wurde ihnen im Aargau dazu die uralte burgundische Grafschaft Nore verliehen. Diese Grafschaft erstreckte sich bis Muri, wo schon zweihundert Jahre vorher die Gemahlin eines Grafen von Habsburg, die damals noch Grafen von Altenburg hießen, eine Benediktinerabtei gestiftet hatte. Nach Verschwinden der Grafen von Nore war deren Gebiet an die Grafen von Lenzburg gefallen, von denen auch die Grafen von Baden herstammten, und von denen nun so viel Reichthum das Ansehen Habsburgs vergrößerte.

Auch die Grafen von Rapperswyl, welche die Stadt dieses Namens am Zürichsee gebaut haben, sind hochansehnlich und zwar an den Marchen von Rätien gewesen; mehr aber noch, als sie, die reichen Grafen von Toggenburg. Das

Stammhaus von diesen lag auf einem Felsen unweit dem Kloster Fischingen. Von da herab aus dem Fenster der hohen Burg kurzte einst Graf Heinrich von Toggenburg seine schöne Gemahlin Ida aus Eifersucht, weil er ihren Brautring am Finger eines seiner Dienstmannen erblickte. Aber den Ring hatte nur ein Rabe aus offenem Fenster gestohlen und verloren gehabt. Ida jedoch, indem sie herabstürzend sich an Gesträuchen über Abgründen festhalten konnte, ward durch göttliche Fürsehung gerettet und ihre Unschuld offenbar. Sie beschloß ihr Leben in einer Zelle zu Fischingen, indem sie ihren Gemahl nicht mehr lieben konnte, der also im Zähzorn an ihr gethan, und sogar den unschuldigen Dienstmann am Schweif eines wilden Rosses zu Tod hatte schleifen lassen.

Ich konnte noch viele Geschlechter der Grafen und Freiherren nennen, die damals gewaltige Oberherren gewesen sind, wie die Grafen von Werdenberg und Sargans, die von Montfort und Sax und Vaz und Rhäzuns im hohen Rhätien, und andere in deutschen und burgundischen Landschaften. Allein wer mochte sie alle wissen, sie, von denen nichts übrig ist, als das dunkle Gedächtniß ihrer Kriege, oder die Sage, welche noch jetzt von ihrer Grausamkeit um die Trümmer der zerfallenen Felsenschlösser geht!

Von diesen alten und vornehmen Geschlech-

tern sind jedoch schon zu jener Zeit manche früh-
zeitig ausgestorben und gänzlich verschwunden.
Besonders geschah solches, als es Glaubens- und
Ehrenpflicht geworden war, mit dem Schwerte
in der Faust Wallfahrt nach Jerusalem zum hei-
ligen Grabe zu thun, um dasselbe aus der Hand
der Heiden und Ungläubigen zu befreien. In un-
geheuern Kriegsheeren aus allen christlichen Län-
dern thaten sich die bewaffneten Wallfahrter zu-
sammen und zogen Jahr aus Jahr ein ins gelobte
Land, alle am Zeichen des Kreuzes kenntbar, das
auf ihre Kleider genäht war. Jünglinge und
Greise gingen, sogar Kinder, Fürsten, Könige,
Kaiser, Nonnen, Fürstinnen. Von Tausenden
und Tausenden aber kamen aus diesen Kreuzzügen
nur Wenige zurück; denn die meisten Leute star-
ben unterwegs, oder in Asien und Afrika, durch
Hunger, Krankheit, Schwert, Pestilenz, Aussatz
oder in Gefangenschaft der Ungläubigen. Das
machte manche vornehme Frau zur Wittwe und
manche Mutter kinderlos.

Was den Grafen und Rittern solchergestalt
Verderben brachte, das kam den leibeigenen Leuten
auf Dörfern und Höfen, und auch den Bürgern
in Städten wohl zu statten. Denn man hielt die
Leibeigenen freundlicher, damit sie daheim blieben
und nicht Freiheit in den Kreuzheeren suchten.
Man gab ihnen mehr Freiheit und Rechte, um sie

in heimischen Kriegen als Streiter gebrauchen zu können. Und die Burger in den Städten gewannen viel mit allerlei Handwerk und Verkehr zur Ausrüstung, Bekleidung und Versorgung der endlosen Heerzüge ins heilige Land. Es ward ein weiter Waarenhandel getrieben durch Ungarn bis Griechenland, und durch Italien über das Meer bis Aegypten und Morgenland. Besonders Basel blühte auf, wohin schon Wein aus Zoyern kam, und Zürich, wo schon Bearbeitung der kostbaren Seide anfing.

Und wie in den jungen Städten eine Fülle des Wohlstandes und Reichthums ward, trachteten die Burgerschaften eifriger, daß sie ihre Rechtsame ausdehnten und ihre Stadtgebiete durch Kauf erweiterten. Sie schüttelten eins ums andere von den lästigen Oberherrlichkeitsrechten der Bischöfe, Aebte und Stifter ab, unter denen sie seit alten Zeiten gelebt hatten, und begaben sich lieber in den Schutz des deutschen Reichs, daß Keiner über sie stehe, als unmittelbar der Kaiser allein, oder in dessen Namen der Reichsvogt. Die Solothurner rissen sich von der Hoheit des alten St. Ursusstiftes los, das in ihren Stadtangelegenheiten viel zu sagen gehabt, weil es zur Gründung der Gemeinde viel gethan hatte. Ueber den Flecken Schafhausen war der Abt des rei-

chen Stiftes Allerheiligen von Ansehen gewesen, und die herrschaftlichen Rechte ließ er durch seinen Schultheiß üben. Allein nun erlaubten die Burger ihm nur die Hälfte ihres Raths zu ernennen, die andere Hälfte wählten sie selbst. Bald machten sie sich in weltlichen Dingen vom Stifte ganz ledig, und traten, wie Andere, in des Reiches Schutz. Die Basler fuhren fast eben so mit ihrem Bischof, daß sie nach und nach eigene Herren unter des Reiches Schirm wurden, wie Bern und Freiburg schon längst durch kaiserliche Gnaden gewesen waren.

Dem Beispiele der Stärkern folgten, wie die Gelegenheit erlaubte, viele von den kleinern Städten. Sie nutzten klug des Reichs Verwirrungen. Waren die Konige, oder andere Herren, von denen sie abhingen, in Geldnoth, hielten sie den Stadtseckel offen; in Zeiten gemeiner Gefahr hatten sie Arm und Schwert bereit. Jeder Burger lebte schlicht und kärglich daheim, aber freigebig fur das gemeine Wesen. Die Wohnungen waren gering anzusehen, aber die öffentlichen Gebäude, Rathhäuser und Kirchen groß und stattlich. Die Handwerker wetteiferten, vortreffliche Waaren zu liefern, und durch Muhe und Kunst und Nachdenken ihr Gewerb zu verbessern. Die Zunfte wachten streng gegen Pfuscherei. Also empfing jegliches Handwerk einen guldenen Boden und

seine Ehren, und Keiner begehrte mehr zu gelten, als er werth war. Gottesfurcht, Rechtlichkeit und Fleiß regierten im Haus; aber gerechter Sinn, Klugheit und uneigennütziger Geist im Rathssaal. Vom gemeinen Gut zu zehren verlangte Niemand; aber ihm, wenn's Noth war, zu geben und zu nützlichen Stiftungen und Anstalten zu steuern, sah man immerdar Hände ausgestreckt.

Dadurch wuchsen die Städte und wurden kräftig und gewannen schöne Befreiungen, Grundstücke, allerlei Zölle und andere Vortheile. Darum trachteten sie alle, unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen und anderer Herren los zu werden, auf daß sie ihre Obrigkeiten und Richter selbst wählen und ihr Gemeingut selbst verwalten konnten. Dafür zahlten sie gern die Reichssteuern. Des Kaisers Recht handhabte der Reichsvogt, der hielt auch Blutgericht vor allem Volk, weil er, als Fremdling, unparteiischer richten konnte, als Einer aus der Gemeinde über den Andern. Zu Kriegsnöthen wählten sie einen mächtigen, tapfern Herrn und Grafen zum Schirmvogt oder Feldhauptmann, den sie besoldeten. Zu größerer Sicherheit schlossen oft die Städte selbst mit einander Bund, wie auch mit den Städten des Reichs in Schwaben und am Rheine.

Also hat sich nach langer Knechtschaft und Leibeigenschaft wiederum eine Art Freiheit aufzu-

richten angefangen zwischen Klöstern und Ritterschlössern, zunächst in den Städten. Ist's doch, als könne auf Schweizerboden keine Zwingherrschaft gedeihen, sie komme von außen oder innen. Hier will die edle Freiheit daheim sein, wie um des Landes Felsengipfeln der Adler.

10.

Von den Völkerschaften in den Bergen von Schwyz, Appenzell, Rhätien und Wallis.

(Vom J. 1200 bis zum J. 1290.)

Hinter den Seen am Fuß des Hochgebirgs, wohin vor uralten Zeiten vielleicht aus den Römerschlachten die letzten Kymern geflohen waren, lebten deren Nachkommen entfernt von der Welt. Kein Allemann, kein Burgunde, kein Franke hatte sich in ihre armen und grauenvollen Wildnisse wagen mögen. Ungestört weideten sie ihre Heerden auf unbekannten Bergen und Alpen. Man sah an ihren Felsen keine Ritterburg, in ihren Thälern keine Stadt. Lange hatten die Bruchenduren nur eine einzige Kirche; die stand im Muottathal; dahin zog das Volk aus Schwyz, Untermalden und Uri. Die Leute dieser drei Thalschaften waren alle einerlei Stammes, hatten auch lange, gleichwie nur eine Kirche, nur eine

gemeinsame Obrigkeit. Zu der wählten sie aus ihrer Mitte erfahrne, redliche Männer.

Nachdem dort aber der Leute zuviel geworden waren, baute jede Landschaft ihre eigenen Kirchen und wählte eigenen Landammann, Rath und Gericht. So trennten die Orte Schwyz, Uri und Unterwalden ihr Gemeinwesen, handelten aber doch in wichtigen Dingen wie eine ungetrennte Gemeinde. Später sonderten auch die Leute in Unterwalder ob dem Kernwald ihre Sache von denen, die in den Dörfern nid dem Kernwald wohnten, und beide Theile Unterwaldens hielten fortan abgesondert Rath und Gericht. Denn die ob dem Walde hatten nach altem Herkommen, weil sie vielleicht ehemals zahlreicher als die nid dem Walde gewesen waren, das Doppelte an den Landkosten zahlen müssen; und solches war ihnen nachher beschwerlich geworden, als die Nidwaldner so stark und reich als sie geworden. Wiewohl sie aber auseinander gingen, hielten sie doch in großen Angelegenheiten zusammen und galten, nach wie vor, immer noch wie ein einziger Ort.

Ueber alles Gebirg sprach Niemand Herr an, als der Kaiser, und das Volk war des wohl zufrieden, daß es des gewaltigen Fürsten Schirm genoß. Es wählte sich gern Oberrichter des Reichs in seinen innern Zerwürfnissen, am liebsten dazu aus den Grafen von Lenzburg.

Bei ihnen lagen noch große Wildnisse und unbesuchte Hochthäler, die Keinem angehörten. Solche wurden von den Kaisern als herrenloses Gut, mithin als Reichsboden, angesehen. Davon gaben die Kaiser zuweilen Eigenthum oder Lehen an Herren und Klöster. Wenn dann die Einöden angebaut wurden, zahlten die Bauern davon Zinsen an die Könige, an die Grafen von Lenzburg und Rapperswyl, an die Münster zu Einsiedeln, Zürich und Beromünster und andere weltliche und geistliche Herren, welche von Kaisern empfangen hatten. Ein frommer Freiherr, Konrad von Seldenbüren, hatte auch in einem rauhen Bergthal Unterwaldens, am Fuße des ewig beschneiten Titlisbergs, ein Kloster gebaut, Engelberg genannt. Solches getiel dem Papste zu Rom also, daß er es in unmittelbaren Schutz des heiligen Stuhles setzte.

Doch viel älter und reicher war in jenen Gegenden das Kloster Einsiedeln. Die Heerden des Abtes weideten durch alle Berge. Denn dem Kloster war vorzeiten die ganze Wildniß des umherliegenden Gebirgs geschenkt worden. Die Hirten von Schwyz, unbekannt mit Welthändeln, wußten lange Zeit nichts von solcher Vergabung, bis sie einst mit dem Abt in Streit geriethen, der seine Heerden in die Alpen schickte, die sie doch seit undenklichen Zeiten von ihren Vätern gehabt

hatten. Da schrie der Abt um Hilfe zum Kaiser, und der Kaiser sprach dem Abt das Recht zu. Deß verwunderten sich die Schwyzer und sagten: „Ist des Kaisers und Reiches Schirm unserm Recht kein Ruhe, so bedürfen wir desselben auch nicht.“ Die von Uri und Unterwalden hielten zu ihnen, und sprachen wie sie, und gehorchten dem Kaiser nicht. Solches verdroß den Kaiser, und er ächtete sie, und der Bischof von Konstanz warf den Bannfluch über das Land, daß keine Glocke mehr daselbst geläutet und die heiligen Sakramente nicht mehr gereicht werden sollten, weder Lebenden, noch Sterbenden, bis dem Kaiser gehorcht würde. Doch deshalb erschracken die Schwyzer gar nicht, sondern sie nothigten ihre Priester, Gottesdienst zu halten, wie immer, und jagten die widerspenstigen aus dem Lande. Und ihre Heerden gediehen, und ihre Alpen grünten, trotz des Bischofs Fluch, und sie handelten mit dem Erzeugniß ihrer Heerden frei nach den offenen Märkten von Zürich und Luzern. Wie aber der Kaiser nachmals in Noth gerieth und tapferes Volk zu seinen Kriegen nöthig hatte, schickte er wieder freundlich den Grafen von Lenzburg zu ihnen. Der sprach: „Der Kaiser liebet tapfere Männer; sie sollen seinen Krieg thun, wie ihre Väter, und sich nicht bekümmern um die Rede der Pfaffen.“ — Auf solches zogen bei sechshundert Jünglinge mit ihm in den Krieg

für den Kaiser nach Ruhm und Beute, und Niemand von Allen bekummerte sich um die Rede der Pfaffen.

Auch im Hochgebirge am Bodensee wohnte viel freies Volk, lange Zeit unter des Kaisers und Reiches Schirm. Doch hatte von jeher der Abt von St. Gallen daselbst weitläufiges Gut und dienstbare Angehörige, die sein Land bauten und Gotteshausleute genannt wurden. Am Sitterfluß, zu Füßen des hohen Alpsteins, lag des Abtes Haus und Zelle, wohin der Herr oft kam, seines Rechts zu pflegen. Daher bauten sich daselbst mehr Leute an, und ward um des Abtes Zelle der Flecken Appenzell, davon endlich das ganze Bergland die Benennung annahm. Ueber seine Gotteshausleute setzte der Abt seinen Vogt; aber die freien Reichsleute zu Appenzell, Hundwol, Urnäschen und Teuffen wählten unter Kaisers Schutz, gleich den freien Volkerschaften am Waldstättersee, aus eigener Mitte Landammann, Rath und Gericht, und hatten ihren Reichsvogt.

Die Aebte von St. Gallen gewannen jedoch nach und nach durch Käufe und Schenkungen immer mehr Rechte über das gesammte Land, zuletzt sogar vom Kaiser die Reichssteuer, den Blutbann und die Hoheit über jene vier Reichsländlein. Es galt das aber unbeschadet altbestandenen Freiheiten des Volks, dem es gleichviel dünkte, wem es die

Schirmsteuer entrichte, ob einem Reichsvogte oder einem mächtigen Abte. Hinwieder war das Gotteshaus zu St. Gallen mit den schonen Steuern und Zinsen wohlvergnügt und beeinträchtigte keineswegs die althergebrachten Rechte des Hirtenvolks. Und auf daß die eigenen Gotteshausleute den übrigen Freien nicht so gar ungleich wären, verlieh denselben der Abt ebenfalls das Recht, sich einen Landammann zu erwählen, und andere feine Freiheiten mehr. Das geschah zur Belohnung ihrer Treue und Tapferkeit, mit der sie den geharnischten Aebten oft im Kriege beigestanden hatten.

So vielen Heils ward das arme Volk im rhätischen Hochlande nicht froh. Da hingen in allen Thäler an den Felsenhöhen hundert und hundert stolze Burgen der Grafen und Freiherren, wie eine Sklavenkette um den Hals des Vaterlandes. Da waren der Bischof von Chur, da die Aebte von Disentis und Pfäffers, da die Grafen von Bregenz, von Werdenberg, Montfort, Mätsch und Misox, da die reichen Baronen von Rhäzüns, Montalt, Aspermont, Vatz und hundert Andere gewaltig. Nur die Stadt Chur freute sich, unter Oberherrlichkeit ihres Bischofs, ansehnlicher Rechtsame; und eben so hin und wieder ein abgelegenes Thal altangestammter Vorzüge, wie das Pregällerthal, nahe an Italiens Grenze. Alles übrige Volk, am mei-

ſten das romaniſch redende, war und blieb dienſtbar und zinsbar und leibeigen. Lediglich die deutſch redenden Walſer hießen in ihren Höfen und Dorfern freie Leute, wie ſie von den Franken gefunden worden waren bei Eroberung des Landes. Man ſagt, dieſe Walſer ſeien Einwanderer allemanniſchen Stammes geweſen, die hier zur Zeit gothiſcher Herrſchaft Zuflucht fanden, und abgeſchiedene Hochthäler, das rauhe Avers, und Brettigäu, und den Rheinwald am Fuße der Rheingletſcher anbauten. Eben dieſe haben auch die fruchtbaren Einoden von Davos zuerſt bewohnt und urbar gemacht, als ſie dieſelben vom Freiherren von Vatz zu Lehen empfingen.

Gleichermaßen herrſchten viele Grafen und Herren im Lande Wallis, wo die Stadt Sitten mit großer Mühe ihre Stadtrechte unter eigenen Bürgermeiſter und Rath emporhielt. Im untern Wallis war lange der Graf von Savoien am gewaltigſten; im obern Wallis aber der Biſchof von Sitten. Doch die Bergleute in den Thälern und Gemeinden des obern Wallis, alle deutſch redend, hatten auch deutſches, tapferes Herz, und behaupteten uralte Freiheit von ihren Vorfahren. Sie hatten das Land in ſieben Zehnten getheilt. Aus den Abgeordneten der Zehnten beſtand der Rath des Landes, und dem Landrath ſtand ihr Landeshauptmann vor. So, unter Obhut eigener Ge-

sehe, weideten sie ihre Heerden an den Ufern der Rhone bis zu deren Quellen aus dem ewigen Eis des Gebirgs.

11.

Vom guten Kaiser Rudolf von Habsburg und den bösen Anschlägen seines Sohnes Albrecht.

(Vom J. 1290 bis zum J. 1307.)

Zu derselben Zeit war im Schweizerland kein Herr so hochgeachtet wegen seines leutseligen und klugen, dabei tapfern Wesens, als der Graf Rudolf von Habsburg. Sein Schloß lag auf dem Wülpelsberg im Aargau. Die Städte Aarau, Baden, Mellingen, Dießenhofen, Surse und andere hatten ihn zu ihrem Vogt. Auch beriefen ihn die Schwyzer, daß er ihr Vogt werde, weil allerlei Unruhen waren wegen damaligen Streitens zwischen Kaiser und Papst. Deswillen hatten Uri, Schwyz und Zürich Bund mit einander gemacht, sich wider die Gewaltigen in den Schlössern beizustehen; und Zürich wählte dazu noch den Grafen Rudolf zu seinem Feldhauptmann.

Nicht also beliebt war Rudolf den Bürgern zu Basel; zwar er noch mehr als seine adelichen Kriegsgesellen und Freunde. Da diese sich einst

bei Fastnachtsluft in Ungebühr gegen die schönen Frauen und Töchter in Basel betrugen, gab es viel blutigen Streit, und mancher leichtfertige Edelmann fiel todt unter der wackern Bürger Faust. Die Schmach seiner Freunde schmerzte den Grafen zu Habsburg, und er zog mit vielem Kriegsvolk vor die Stadt, um sie zu züchtigen.

Allein dieser Krieg endete gar plötzlich und freudig. Denn die Herzoge und Fürsten in Deutschland, als sie, nach dem Tode ihres Kaisers, gehadert hatten, wer König sein sollte, erwählten dazu den Grafen Rudolf von Habsburg. Das war ihm geschehen, weil der Kurfürst von Köln gesagt hatte: er sei weise und gerecht, und geliebt von Gott und Menschen.

Wie nun die Baseler vernahmen, ihr Feind sei ihr König geworden, gingen sie aus den Thoren hervor mit Ehrerbietung, und luden ihn und sein Volk ein, in ihre Stadt zu kommen. Da ward Freundschaft geschlossen. Und Freude und Verwunderung erfüllte alles Land. Und aus Städten und Ländern kamen die Vorsteher, ihm Glück zu wünschen und seiner Gemahlin im Aargau zu Brugg.

Kaiser Rudolf aber blieb lebenslänglich, auch auf dem ersten Thron der Christenheit, auch im fernen Lande, den Volkerschaften seiner Heimath gewogen. Er schmückte ihren Adel mit neuen Zier-

den, oder ſtattete ihre Städte mit neuen Vorrechten aus, oder bekräftigte durch ſein königliches Wort, was ſie ſchon beſaßen; den Zürichern, den Schafhauſern, den Solothurnern, ſie ſollten vor keinem andern, als vor ihren eigenen Richtern und nach eigenen Geſetzen antworten; denen von Laupen und Luzern Freiheiten, wie ſie Bern hatte, und daß Luzern reichslehenmäßig ſein ſolle; den Bielern die Stadtfreiheiten von Baſel; den Aarauern, vor keinem fremden Richter, ſondern vor ihrem eigenen Schultheiß Rede zu ſtehen; denen von Winterthur, Dießenhofen und andern Städten andere und ähnliche Rechtſame. Den drei Waldſtätten am See beſtättgte er, daß ſie allezeit des Reichs Unmittelbare bleiben ſollten; den Biſchof zu Lauſanne, den Abt von Einſiedeln erhob er zur Reichsfürſtenwürde. — In den welſchen Gebieten, wo die Grafen von Savoien übermächtig waren, ſtellte er mit Gewalt der Waffen das königliche Anſehen her, ſchirmte er Lauſanne und Freiburg vor Savoiens Joch und machte es wieder reichsfrei, was zuvor reichsfrei geweſen. Dafür waren ihm die Städte und Länder dankbar mit reichen Geldhilfen und Beiſtand.

Aber andere Zeiten kamen, als er geſtorben war und ſein Sohn Albrecht die königliche Krone trug. Denn von dieſem ward bekannt, wie er nur darauf ausgehe, ſeine Hauslande zu

erweitern, oder sie mit Einverleibungen fremden Gutes auszurunden, und wie er die Freiheiten der Städte und Länder wenig achte. Darum fürchtete sich Jeder. Da traten sie zusammen von Uri, Schwyz und Unterwalden (1291), und beschworen, in Erwägung böser und gefährlicher Zeiten, einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab und Gut, gegen Alle und Jede, wer sie auch seien, zu vertheidigen und einander mit Rath und That Hülfe zu leisten. Davon wurden sie Eidsgenossen genannt. Der Bischof von Konstanz trat auch mit dem Grafen von Savoien in Bund und mit andern Herren und Grafen gegen des Königs Absichten, desgleichen mit dem Abt von St. Gallen und mit der Stadt Zürich. Die deutschen Fürsten haßten den Albrecht nicht minder, und wählten sich einen Grafen Adolf von Nassau zum König.

Nun entstand Parteiung und Krieg aller Orten, für und wider Albrecht von Oesterreich, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Bern hielt zum Grafen von Savoien und schloß Bund mit Freiburg und Solothurn. Alsbald kam Albrecht mit Heeresmacht von Oesterreich und überzog verwüstend die Lande des Bischofs von Konstanz. Dann erstritt er in einer blutigen Schlacht dem Könige Adolf den Sieg, das Leben und die Krone des Reichs. Da sandten die Eidsgenossen

aus den Waldſtätten nach Straßburg zu ihm, daß er ihre alten Freiheiten ſchirmen wolle, wie ſein glorwürdiger Vater gethan. Er aber antwortete, daß er gedenke, ihnen nächſtens eine Veränderung ihres Zuſtandes anzutragen. Deß erſchrack die Eidsgenoſſenſchaft am Waldſtätter-See gar ſehr.

Schon war Krieg und Kriegsgeſchrei im ganzen Uechtland, von Solothurn bis zum Lemanerſee. Die Herren dort und Grafen, welche mit Albrecht hielten und die Städte und deren aufwachſende Macht haßten, zogen wider Bern. Aber die tapfere Burgerſchaft dieſer Stadt, mit Zuzug aus Solothurn und andern Orten, und angeführt von dem kriegserfahrnen Ulrich von Erlach, ſchlug die Uebermacht des Feindes am Donnerbühel aufs Haupt, und eroberte und zerſtörte viele Schloſſer und Burgen der Adelichen, alſo daß der Ruhm der Stadt durchs ganze Land glänzend wurde.

Darauf kam König Albrecht ſelbſt ins Land und lagerte ſich vor Zürich auf den Berg, von welchem herab er in die Straßen ſehen konnte. Die Züricher aber ſchloſſen ihre Thore nicht, wiewohl ſie ſtarken Widerſtand gerüſtet hatten, ſondern ſie lieſſen ihm ſagen, daß ſie ihn als König anerkennen wollten, wofern er ihre Freiheiten anerkenne. Da er nun wenig Belagerungszeug bei

ſich führte, und ſo viel Kriegsvolk in der Stadt erblickte — denn auch die Frauen und Tochter hatten Waffen genommen —, erwies er ſich friedlich und beſtätigte den freien Zuſtand der Stadt.

Aber den Eidsgenoſſen in den Waldſtätten meldete er, daß er ſie zu ſeines königlichen Hauſes lieben Kindern haben wolle, und ſie wohl thun würden, ſich in den Schirm Oeſterreichs zu begeben, als getreue Unterthanen. Da wolle er ſie reich machen durch Lehen, Ritterſchaft und Beute. Weil aber die Männer im Gebirg antworteten: ſie begehrten viel lieber in den alten Rechten ihrer Väter und unmittelbar beim Reiche zu bleiben, wie von jeher, ſchickte er ihnen zu Reichsvögten harte und böſe Leute aus ſeinem eigenen Lande, die ſie drücken und quälen ſollten, damit ſie froh wären, vom Reich abzukommen und ſich unter Oberherrlichkeit des Hauſes Oeſterreich zu begeben. Und er ſchickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenberg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande ſelbſt wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Obwalden, und Geßler baute ſich einen Twinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinſten Vergehen mit Kerkern und ſchweren Bußen geſtraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung mißhandelt. Als

Geßler vor des Stauffachers neuem Haus im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schön baue?“ Und als Arnold Anderhalden, von Melchthal im Unterwaldner Land, wegen geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft ward, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge und sprach: „Bauern können ihren Pflug selbst ziehen.“ Aber der junge Arnold, ob der Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Finger zerbrach. Darum floh er ins Gebirg. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen.

Wer hingegen mit den Vögten hielt und ihren Willen that, dem ward Alles nachgesehen und er hatte immer Recht. Doch nicht Allen bekam es wohl, wenn sie, trotzig auf der Vögte Schutz, Ruchloses thaten. Denn als der Burgvogt auf der Insel Schwanau, im Lowerzer See, die Tochter eines ehrlichen Mannes von Arth schändete, ward er von den Brüdern der Jungfrau erschlagen. Und als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden, ein Freund des Landenberg, zu Alzellen die schöne Frau des Konrad von Baumgarten sah, und erfuhr, ihr Mann sei nicht zu Hause, begehrte er, sie solle ihm ein

Bad machen, und muthete ihr Böses zu. Wie er aber im Bade saß, rief die Frau ihren Mann vom Feld und klagte ihm. Der schlug den geilen Kunker im Bade todt. — So geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im Lande zu finden war, daß Jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Vögte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volks von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhohnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräußerliches Gut, verliehen hat.

12.

Von Wilhelm Tell und den drei Männern im Grütli.

(Im Jahr 1307.)

Als nun in den Thälern der Waldstätte Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach im Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Hochmuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unsers Gutes sein: wozu taugen die Männer des Gebirges? Sollen wir Mütter an unsern Brüsten Bettler säugen und

den Ausländern leibeigene Mägde erziehen? Das sei ferne!"

Darauf ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimm des Landenberg über das Gebirg entwichen war.

Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König, zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vogte vergebens geklagt hätten vor dem König, und wie dieser selbst gedroht, sie müßten trotz Siegel und Briefe alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft von Oesterreich zugewendet werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, sei keine andere Hilfe, als durch Gott und eigenen Muth, und der Tod sei viel leichter, als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, Jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen, und erforschen, weß Sinnes das Volk sei und was es für Freiheit und Sicherheit einsehen wolle.

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heim-

lichen Ort am See. Der lag faſt mitten inne zwiſchen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer ſchmalen, umbüſchten Wieſe am Fuß von den Felſen des Seelisberges, gegenüber dem Dorflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Geſtrüpp, das Rütli; da waren ſie von Menſchen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botſchaft mit: allem Volke ſei viel leichter der Tod, als das ſchmähliche Joch.

Wie ſie aber in der Nacht des ſiebenzehnten Wintermonats des dreizehnhundert und ſiebenten Jahres zuſammenkamen, und jeder von den Dreien mit ſich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entſchloſſen, die alte Landesfreiheit über Alles, das Leben für nichts zu achten, erhoben die frommen Drei ihre Hände zum geſtirnten Himmel und ſchworen zu Gott, dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich ſind: In Treuem für die Rechte des unſchuldigen Volks zu leben und zu ſterben; Alles gemeinſchaftlich, nichts eigenmächtig zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvogte Uebels zuzufügen, aber auch den Vogten zu wehren, das Land zu verderben. Und die dreißig Andern ſtreckten die Hände auf und thaten den Eid, wie jene, zu Gott und allen Hei-

ligen, die Freiheit mannhaftig zu behaupten. Und sie erwählten die Neujahrsnacht zum Werk. Dann gingen sie aus einander, Jeder in sein Thal zu seiner Hütte, und winterten das Vieh.

Dem Vogt Herrmann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihn, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oesterreich sei.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, einer von den Mannen aus dem Rutli; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Sohnleins, den schiesse herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“

Deß erſchrack der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Kußnacht, wohin er ſelbſt zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, ſchien, wegen des Volkes, nicht rathſam; ihn aber in ausländiſche Gefangenſchaft zu ſchleppen, war wider des Landes Rechtſame. Darum fürchtete der Vogt Zuſammenlauf des Volkes und fuhr ſchleunig ab, wiewohl der warme Fonwind blies. Der See ging hohl und die Wellen ſchlugen ſchäumend aber, daß Allen bange ward und die Schiffleute verzagten. Je weiter im See, je größer die Todesnoth; denn da ſteigen Uferberge jäh aus dem Abgrund des Gewäſſers, wie Mauern zum Himmel. In ſchwerer Angſt ließ Geßler dem Tell die Feſſeln abthun, damit derſelbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; — der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erloſete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in ſeinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorn des Gewaltherrn? Und entrinne ich ſeiner Bosheit, ſo hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfand. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn

Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Faechts willen dem Alten von Melchthal beide Augen ausbohrte! Wo iſt der Richterſtuhl, vor den ich Geßlern lade, wenn der König ſelbſt des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Iſt aber kein Geſetz gültig, und Keiner, der da richtet zwiſchen mir und ihm, ſo ſtehen wir, Geßler, du und ich, geſetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unſchuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du: ſo falle du, und Freiheit ſteige wieder!

So dachte der Tell, und flog mit Pfeil und Bogen gen Kußnacht, und harrete in der hohlen Gaſſe bei dem Ort. Da kam der Vogt: da ſchwirrte die Bogenſehne, da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erſchrack freudig, als es den Tod ſeines Unterdrückers vernahm. Die That des Tellen verlieh höhern Muth; allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen.

13.

Der Neujahrsmorgen des Jahrs 1308. — Die Freiheitsſchlacht auf Morgarten. — Luzern tritt zu den Eidsgenoſſen.

(Vom Jahre 1307 bis 1334.)

Es kam die Nacht. Da ging einer der Bünglinge, die im Grütli geſchworen hatten, zur Burg

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14336/014

Roßberg in Obwalden; drinnen hatte er ein Mägdlein lieb. Das Mägdlein zog ihn an einem Seile zu ihrer Kammer hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig Andere, die zog der Erste auch hinauf. Wie alle droben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

Als es Tag ward, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß unterm Thor Einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen sie alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig Andere zu Hilfe kamen, die im Erlengebüsch versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen Urfehde schworen, die Waldstätte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm, abzuziehen nach Luzern. Keinem war Leides gethan worden.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzersee und brach die Burg Schwanau daselbst ab. — Es zogen die Leute

von Uri hinaus, und Geßlers Twinghof ward eingenommen.

Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen.

Das war der Freiheit Neujahr. Am nachfolgenden Sonntag kamen die Boten der drei Länder zusammen und beschworen den uralten Bund wieder auf zehn Jahre; und der Bund dauerte ewiglich, und oft erneut. Sie hatten ihr altes Recht an sich genommen, keinen Tropfen Bluts vergossen und nichts beschädigt von Allem, was dem Konige oder was Habsburg im Lande angehörte.

Der König Albrecht, wie er die Begebenheiten vernahm, ward höchlich entrüstet, ließ Kriegsvolk sammeln und ritt in Begleitung vieler vornehmen Herren in den Aargau. Auch sein Neffe und Mündel, Herzog Johann von Schwaben, war bei ihm, dem er das väterliche Erbtheil beständig vorenthielt. Wie sie nun am ersten Mai, von Baden abgereiset, bei Windisch über die Reuß gefahren waren, schrie Herzog Johann: „Hier der Lohn des Unrechts!“ und stieß dem Konige den Speer durch den Hals. Andere Herren, verschworen mit dem Herzog, thaten wie er. Ritter Rudolf von Balm rannte dem Konige den Spieß in den Leib, Walther von Eschenbach spaltete ihm das Haupt. Die Andern standen da, voll Entsetzens vor der Missethat. Endlich flohen Alle aus einander. Der Kaiser der Deutschen starb

im Schoos eines armen Weibes, das eben an der Straße stand.

Die Welt erschrack vor dem Frevel. Die Mörder irrten und starben im Fluch der Menschen. Zürich verschloß vor ihnen die Thore; die Waldstätte gonnten den Todtschlägern ihres Feindes keine Zuflucht. Aber die Kinder des Erschlagenen, Herzog Leopold von Oesterreich und Agnes, Königin von Ungarn, und die Wittwe des Erschlagenen, Königin Elisabeth, übten Blutrache an Schuldigen und Unschuldigen. Am grausamsten vor Allen Agnes. Viele Burgen der Verdächtigen wurden Asche: Wart, Fahrwangen, Maschwanden, Altbüren. Als in Fahrwangen zu Agnesens Füßen das schuldlose Blut von dreiundsechzig Rittern floß, soll sie gerufen haben: „Seht, nun bad' ich im Maithau!“ Umsonst jammerte vor ihr im Staube die Gemahlin des Ritters Rudolf von Wart für das Leben des Gatten. Dieser ward mit gebrochenen Gebeinen lebend aufs Rad geflochten, den Vögeln zum Fraß. Vom Rad herunter tröstete er sterbend die treue Gemahlin, welche da einsam kniete, weinte und betete, bis seine geliebte Seele entwich. — Auf der Stätte des Kaisermordes aber bauten Agnes und ihre Mutter das reiche Kloster Königsfelden. Sie selbst begab sich hinein, ihr Leben mit Andacht zu vollbringen. Aber Bruder Berthold Stre-

bei von Oftringen sprach voll Abscheues zu ihr, da sie den Vorüberwandelnden in ihre Kirche winkte: „Frau, es ist schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergißt und aus dem Raub Klöster stiftet.“

Auch den Leuten in den Waldstätten vergaß Herzog Leopold die Widerspenstigkeit nicht, welche sie seinem Vater gezeigt hatten, besonders als sie, statt seinem Bruder Friedrich von Oesterreich, dem Kaiser Ludwig dem Baier ergeben thaten. Er brach wider sie auf mit vielen Rittern und Herren und großer Macht. Gegen Obwalden über den Brünig zog sein Graf Otto von Straßberg mit viertausend. Mehr denn tausend Streiter wurden durch die Amtleute zu Willisau, Wolhausen und Luzern gerüstet, um das Land Unterwalden vom See her zu überfallen. Der Herzog selbst rückte mit dem Kern seiner Schaaren aus Aegeri auf Morgarten gegen das Gebirg der Schwyzer. Viele Stricke führte er mit sich zur Hinrichtung der Vorsteher dieses Volkes.

Die Eidsgenossen, sich seiner Macht zu wehren, lagerten mit dreizehnhundert Mann auf der Höhe bei der Einsiedler Landmarch. Es waren zu den Schwyzern vierhundert von Uri, dreihundert von Unterwalden gestoßen. Auch fünfzig aus Schwyz verbannte Männer kamen und baten, ihr Vaterland wieder durch Heldenthat zu verdienen.

Wie nun am sechszehnten Tage des Wintermonats 1315 die viel tausend geharnischten Reiter im blutrothen Strahl des Morgens am Gebirge heraufzogen, drangen in einer kleinen Ebene bei der Haselmatt und am großen, begrasten Vorsprung des Berges die Eidsgenossen mit großem Geschrei auf sie ein. Die fünfzig Verbannten wälzten von den Höhen der Sigler-Flue zerschmetternde Felsstücke, und brachen dann aus Morgen-Nebeln hervor in den bestürzten Feind. Da ward unter den Schaaren des Herzogs große Verwirrung, zuletzt Flucht und Verderben. Den Schwyzern freudig voran mit Ruf und That Heinrich von Ospenthal, die Söhne des Greisen Reding von Biberegg, der den Entwurf der Schlacht gegeben. In den Engweg, zum Aegerisee nieder, ward der Feind eingedrängt. Unter Hellebarden und Morgensternen der Hirten fiel die Blüthe des Adels im Morgarten. Leopold entkam mit Noth den siegreichen Verfolgern. Dann eilten folgenden Tages die Ueberwinder über den See der Waldstätte gen Unterwalden; da schlugen sie mit Macht die Luzerner, daß derselben viele im See ertranken. Straßberg sah es, und floh erschrocken. Darauf, nach dem großen Heldentage, erneuerten die Eidsgenossen den alten Bund: Alle für Einen, Einer für Alle zu stehen; ohne Willen Aller in keine Verpflichtung gegen das Ausland zu treten; doch

fremdes Gut und Recht im Lande zu ehren, wie eigenes.

So ward der Name der Schwyzer weltberühmt und ein Name aller Eidsgenossen. Mit ihren gefürchteten Waffen waren sie bald gesucht in den Kriegen des Reichs. Ihr Fürwort rettete die Freiheit von Zürich und St. Gallen, da der Kaiser in Geldnoth diese Reichsstädte den Herzogen von Oesterreich verpfänden wollte. Doch Schaffhausen, Rheinfelden und Neuenburg kamen in österreichische Gewalt, wie unterpfändliches Gut. Das schmerzte diese Städte tief. Luzern wußte aus bitterer Erfahrung, wie schwer Fürstenjoch drückte. Denn Oesterreichs wegen hatten die Bürger von Luzern wider die Waldstätte und in allen fremden Kriegen streiten müssen lange Jahre mit großem Schaden. Dazu erhöheten ihnen noch die Herzoge aus fürstlicher Macht die Abgaben. Sie konnten es zuletzt nicht mehr ertragen. Darum boten sie aus eigener Macht den Waldstätten erst zwanzigjährigen Waffenstillstand an: und da sie sahen, wie die Vornehmen und Adelichen, die den Herzogen lieber dienten, deswegen gegen die Stadt böse Absicht hatten, schlossen sie mit den Eidsgenossen ewigen Bund, daß sie stehen wollten mit ihnen, Einer für Alle, Alle für Einen, doch keinem ältern Recht zum Leide.

Darüber ward von dem im Aargau wohnenden

Adel, im Namen Oesterreichs, Krieg erhoben gegen die Stadt. Mannhaft wehreten sich die Bürger für ihr gutes Recht. Mit ihnen stritten gegen den Adel die Waldstätte. Allein in Luzern selbst hielten die vornehmsten Geschlechter der Stadt zum fremden Adel. Denn Art läßt nicht von Art. Die Junker von Luzern verschworen sich, eine Mordnacht anzustiften, und wenn die Freunde der Waldstätte in den Betten erwürgt wären, die Stadt den Herzogen auszuliefern. Schon standen sie in finsterer Stunde bewaffnet unter dem Schwibbogen am See unter der Trinkstube der Schneider, als ein Knabe ihre Anschläge zufällig beborchte. Sie ergriffen den Knaben und wollten ihn todten. Er mußte den Eid thun, keinem Menschen zu sagen, was er gehört habe. Aber er ging in die Trinkstube der Metzger, wo noch Bürger tranken und spielten, und erzählte daselbst dem stummen Ofen mit lauter Stimme, was er geschworen hatte, keinem Menschen zu sagen. Und alle Bürger horchten verwundert, eilten hinweg, und weckten die Stadt. Sie nahmen die Verschwornen gefangen, riefen Hilfsvolk von Unterwalden, und entrissen auf ewig den vornehmen Geschlechtern die Regierung der Stadt, welche diese bisher verwaltet hatten. Die Vornehmen wurden vertrieben. Dreihundert Bürger bildeten fortan den Rath; auch über Stadtgut,

Steuern, Krieg und Bündniß entschied die Gemeinde. So rettete Klugheit und Vaterlandsliebe eines Knaben die Freiheit Luzerns.

Die Herzoge inzwischen, von andern Kriegen belastet oder erschöpft, machten gern Frieden mit Luzern, sobald neun Schiedrichter von Basel, Bern und Zürich sprachen: der ewige Bund der vier Waldstätte sei ohne Gefahr für die Rechte von Habsburg-Oesterreich, und unschuldig.

14.

Bern schlägt die Macht des Adels bei Laupen; und Ritter Brun ändert die Stadtverfassung von Zürich.

(Vom Jahre 1315 bis 1340.)

Um dieselbe Zeit hat auch die Stadt Bern Kampf auf Leben und Tod eingehen müssen gegen den Adel des Uechtlandes und dessen Verbündete.

Denn es verdroß die Herren und Grafen, zu sehen, wie Bern in Waffen, Gewerb und Landbau zwischen ihnen blühte, wie es durch Gemeingeist der Bürger mächtig ward, Hasli und Laupen an sich gekauft und im ganzen Lande viel Ansehen gewonnen hatte. Weil nun die Stadt damals nicht von der Münze nehmen wollte, welche Graf Eberhard von Kyburg mit kaiserlicher Bewilligung

schlug, ja den Kaiser Ludwig den Bater selbst nicht anerkennen wollte, dieweil der Payst denselben in Bann gethan, war solches den Herren willkommener Vorwand, die Widerspenstige zu züchtigen. Darum versammelte Graf Rudolf, aus dem Hause Welsch-Neuenburg, welcher seinen Ortschaften Erlach und Nidau städtische Rechtsame und Ringmauern gegeben, alle Feinde Berns auf dem Schloß zu Nidau. Und sie beredeten, daß die Stadt vom Grund aus vertilgt werden müsse. Also sammelten sie aus Aargau, Savoien, Hochburgund, aus Uechtland und Elsaß viel streitbares Volk. Es kamen siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert gepanzerte Ritter, dazu noch über fünfzehntausend Mann zu Fuß und dreitausend zu Pferd.

Die von Bern erschracken keineswegs, als sie von den gewaltigen Rüstungen hörten, noch verhöhnten sie den Feind mit trotzigem Uebermuth; sondern sie beschlossen, gerechten Forderungen Genüge zu leisten, aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Und weil gutliches Unterhandeln ganz fruchtlos blieb, kam es zur Gewalt.

Da schwor Altschultheiß Johann von Bubenberg mit aufgehobener Hand, zur Behauptung der Stadt Laupen, unter deren Mauern sich die Macht des Feindes versammelte, Gut und Leben aufzuopfern. Und er zog dahin zur Ver-

stärkung mit sechshundert rüstigen Mannen. Und als man auf dem Rathhause zu Bern umher sann, wer zum Feldherrn des tapfern Volks in diesem Kriege zu wählen sei, ritt in die Stadt herein Ritter Rudolf von Erlach, der Sohn jenes Ulrich von Erlach, welcher vor einundvierzig Jahren den Adel am Donnerbühl geschlagen hatte. Alsbald riefen sie ihn zum Feldhauptmann aus, denn er besaß Kriegserfahrung und hatte in fremden Ländern sechs große Feldschlachten erstegen helfen. Es kamen auch aus den Waldstätten neunhundert unerschrockene Krieger über den Brünig, aus Uri, Schwyz und Unterwalden, den Bernern zum erbetenen Beistande; aus Hasli und Siebenthal sechshundert. Auch Solothurn sandte achtzig Geharnischte zu Roß: denn es gedachte dankbar des Tages, an welchem ihm Bern hilfreich gewesen, als Herzog Leopold von Oesterreich mit großer Macht vor Solothurn gelegen war, im dritten Jahr nach der Schlacht von Morgarten. Damals aber war Leopold weniger durch Waffen, als durch die Wuth des Aarstroms und durch die Großmuth Solothurns besiegt worden. Denn die angeschwollene Aar hatte des Herzogs Schiffbrücken zerrissen und die edelmüthigen Bürger der Stadt hatten ihre in Wellen untergehenden Feinde vom Tode gerettet.

Mit diesen Zuzügern und mit viertausend Bürgern und Ausburgern lagerte Rudolf von Erlach dem Feinde gegenüber, unweit Laupen, auf einer Höhe, von welcher er das Heer des Adels übersah. Alsbald begann die Schlacht. Die feindlichen Schaaren drangen die Höhen herauf. Da winkte Erlach. Es griffen die Schleuderer an. Es donnerten die eisernen Heerwagen den Hügel hinunter und brachen die Glieder der feindlichen Rotten. Es folgten die Bauer, die Hellebarden, die Morgensterne. Nur die Hintersten des Bernervolks wichen mit Entsetzen vor dem Anblick. Da schrie der kluge Held Erlach: „So recht, daß die Bösen nicht mit den Biederben siegen. Die Sprener sind von den Kernen gestoben!“

Und sie siegten. Graf Rudolf von Nidau lag unter den Vordersten der Erschlagenen; fünfzehnhundert der Seinigen um ihn. Das ist im Jahr 1339 geschehen. Doch währte noch vier Jahre lang das Kriegen her und hin mit Streifzügen. Viel ward geraubt und gebrannt. Freiburg im Uechtland litt Großes, denn es hatte mit den Herren des Adels wider Bern halten müssen. Dann endlich kam Friede, vor Allem ruhmreich für Bern, obschon es für sich darin keinen Fleck Landes als Entschädigung oder Eroberung behielt. Aber die Stadt, welche bedroht gewesen war, von der Erde vertilgt zu werden, war also sieg-

reich worden, daß sie allen Feinden Untergang drohte. Ihre Bürger hatten mit tausend eisernen Armen gegen zehntausend gestritten, Alle mit einerlei Sinn, einerlei Herz, Keiner für sich, Jeder für das Leben der Stadt. So kann man Wunder verrichten.

Nach geschlossenem Frieden hingen die Berner ihre Waffen auf und traten wieder zu ihren Gewerben. Der ritterliche Held Rudolf von Erlach baute im Stillen sein väterliches Feld, verlangte nicht Lohn, Ehrenstellen und Namen, lebte glückselig bis in sein hohes Alter. Eines Tages aber trat Jobst von Rudenz aus Unterwalden, sein Eidam, zu ihm ins Zimmer, und sie haderten mit einander wegen der Ehesteuer. Jobst erblickte das Schwert des Siegers von Laupen an der Wand hangend. Im Jähzorn riß er es herab und stieß es dem alten Helden ins Herz, und floh, von dessen Hunden verfolgt, und ward nicht wieder gesehen.

Auch der Schultheiß Johannes von Bubenberg, der seiner Stadt in den schwersten Zeiten große Dienste gethan, mußte noch bitteres Schicksal leiden. Denn die Bürgerschaft war ihm wegen seines hochfährigen Wesens abgeneigt. Darum ward er angeklagt, daß er mit angestammtem Stolz regiere, nicht wie ein Bürger, sondern wie ein Fürst; und daß er sich keines Geschäfts annehme, ohne Geschenk. Also wurde er mit seinen

Freunden allen aus der Stadt vertrieben auf hundert Jahre und einen Tag. Doch erbarmte man sich sein nach vierzehn Jahren, als er altersschwach geworden, und nahm ihn wieder auf. In einem freien Gemeinwesen löscht wohl oft die Tugend des Bürgers das Andenken seiner vormaligen Schuld aus, nie aber versöhnen vormalige Verdienste mit nachherigen Fehlern.

Weit schlimmer erging es fast zu derselben Zeit den Rathsherren in Zürich, wo immer vier Edelleute der Stadt und acht der vornehmsten Bürger vier Monate lang das Regiment führten und dann sich Nachfolger zu wählen pflegten. So war die Herrschaft in den Händen weniger vornehmer Geschlechter, welche ritterliches und kriegerisches Geschäft trieben und Konstaffler geheißen wurden. Die übrigen Bürger und die reichen, verständigen, tapfern Handwerksleute verdroß es, dieser Geschlechter Unterthanen zu sein, zumal viel Beschwerde gegen ihre Amtsführung laut ward. Die Herren, hieß es, sorgten nur eigennützig für sich selbst und die Ihrigen, legten keine Rechnung ab von den Geldern der Stadt, erzüngen die geringern Bürger gar hochmüthig bei sich und führen in allen Dingen willkührlich zu. Das Murren dauerte, bis sich Einer des Raths selbst zu den mißvergnügten Bürgern schlug und gemeine Sache mit ihnen machte. Dies war Ritter Rudolf Brun, ein

kluger Mann, aber der gern der Erſte geweſen wäre. Durch ihn angeſtiftet, forderten die Bürger endlich, der Rath ſolle von den Geldern der Stadt Rechnung ablegen. Rudolf Brun, ſein Freund Rudiger Maneſſe und einige Andere des Raths ſprachen, ſolches Begehren ſei billig. Die übrigen Rathsherren meinten, das ſei nur eine Aufwallung der Bürgerſchaft, werde ſich ſchon wieder mit der Zeit legen, und brachten ihre kleinen Künſte an, die Sache ins weite Feld zu rücken. Sie kannten wohl die Rathsſtube, aber nicht das Gemüth des Volks.

Nach ſechs Wochen ließ Brun ausbreiten: die Herren vom Rath ſpotteten der Gemeinde nur. Da lief das Volk auf der untern Brücke beim Rathhaus zuſammen, wo der Rath verſammelt war. Als nun der Auflauf und Lärmen zunahm, erſchracken die im Hauſe. Einige erklärten ſich für die Bürgerſchaft, die Andern waren für ihre Perſonen in Angſt, und machten ſich davon und eilends aus der Stadt. Nun gab man dem Ritter Brun Vollmacht in allen Dingen, und beſchloß, die Herren an Ehre, Leib und Gut zu ſtrafen. Sie wurden mit ihren Freunden verbannt.

Nun ſchuf Ritter Brun, mit Zuzug ſeiner Freunde, eine neue Staatsverfaſſung; theilte alle Handwerker in dreizehn Zünfte, deren Zunftmeiſter im Rath ſitzen ſollten; die Konſtaffler verband er

in eine eigene Gesellschaft, damit sie auf andern Zünften keinen großen Einfluß hätten. So ward nun der Rath besetzt, zur Hälfte aus Bürgern, zur Hälfte aus Adelichen und Vornehmen, alle halbe Jahre zu erneuern. Brun selbst ließ sich auf Lebenszeit zum Bürgermeister ernennen und behielt sich große Gewalt vor. Diese Ordnung beschwor das Volk im Jahr 1336 freudig. Denn nun hatten die Handwerker ihre Stimme im Rath, konnten das Mitwerben fremder Handwerker, die Ausfuhr roher Arbeitsstoffe, das Einbringen verarbeiteter Waaren verbieten, als wäre die ganze Stadt zum Besten ihres Handwerks vorhanden, nicht das Handwerk zum Besten der Stadt.

Die entsetzten Herren des Raths aber und ihre auswärtigen Freunde sannen auf blutige Rache gegen Zürich.

15.

Ursprung des ewigen Bundes der acht alten Orte der Eidsgenossenschaft.

(Vom Jahr 1340 bis 1360.)

In Rapperswyl und auf den Schlössern und Burgen ihrer Freunde saßen die Vertriebenen und führten von da aus kleinen Krieg und schadeten den Zürichern, wo sie konnten. Aber die

Züricher waren herzhafte Männer, und Burgermeister Brun so tapfer als klug. Da die Verbannten sahen, sie richteten nichts aus, verschworen sie sich, in Zürich eine Mordnacht anzurichten. Grafen und Edelleute kamen öffentlich unter allerlei Vorwand zur Stadt oder heimlich hinein. Wenn sie sich in Schrecknissen einer finstern Nacht der Stadt bemeistert hätten, sollten die Thore geöffnet und zahlreiche Mannschaften von Rapperswyl aufgenommen werden. Die Nacht kam. Die Verschwornen traten im Hause eines Freundes zusammen. Da horte ihre Anschläge ein Bäckerjunge, der halbschlafend hinter dem Ofen lag. Dieser verrieth es alsbald seinem Meister. Der Meister meldete es dem Ritter Brun. Dieser im Harnisch eilte barfuß zum Rathhaus. Die Sturmglocke ward gezogen. Alle Bürger in Waffen blitzschnell auf. Die Verschwornen, schon verrathen, rückten aus. Die Weiber aber schleuderten aus den Fenstern Steine, Töpfe, Kacheln auf sie. Und Brun an der Spitze der Bürger begegnete ihnen auf dem Markt. Nun langes mörderisches Gefecht. Die Verschwornen wurden übermannt. Wer von ihnen entrinnen konnte, floh. Viele lagen erschlagen, andere gefangen.

Brun führte darauf die Rache. Drei Tage lang blieben die Leichname der Todten auf dem Platze unbegraben, bis sie von darüber gegangenen

Pferden und Wagen unkenntlich geworden waren. Siebenunddreißig Bürger, Theilnehmer der Verschwörung, unter ihnen alte Vorsteher der Stadt, wurden vor ihren Häusern in den Gassen enthauptet oder aufs Rad geflochten. Dann ging Bruns Kriegszug gegen Rapperswyl. Die Burg ward erobert und zerstört, die Einwohnerschaft in's freie Feld getrieben, die Ringmauer niedergebrochen, Alles bis auf die letzte Hütte verbrannt. So wüthete Brun gegen Schuldige und Schuldlose. Es war im Jahr 1350.

Wie aber folgenden Jahres Herzog Albrecht von Oesterreich schwere Vergeltung drohte, wandte sich der Bürgermeister an die Eidsgenossen in den Waldstätten und ward bei ihnen um Hilfe und Aufnahme in ihren ewigen Bund. Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, welche Zürich schon längst als ihre Vormauer und ihren Markt schützten, nahmen die Stadt willig auf, und beschworen mit ihr am Walpurgistage des Jahres 1351 den ewigen Bund, einander mit Leib und Gut gegen alle Feinde zu helfen, und wenn sie unter sich selbst in Zwiespalt zerfielen, den Streit durch Schiedsrichter gütlich beizulegen. Alle Rechte des Königs und des heiligen römischen Reichs und alle alten Bünde wurden vorbehalten; aber bei Schliessung neuer Bünde mit Fremden wurde diese Eidsgenossenschaft vorbehalten.

Nun kam Herzog Albrecht von Oesterreich und ließ die Züricher hart an, und forderte Genugthuung wegen Zerstörung Rapperswyls, das seinem Verwandten angehört habe, und wegen Schädigung aller Diener und Angehörigen Oesterreichs. Er zog mit sechszehntausend Mann herbei, und forderte auch das Volk von Glarus auf, ihm hilfreich zuzuziehen. Als sich die Glarner aber weigerten und sprachen: „Wir, unter des Reiches Schirm, führen zwar die Kriege der Abtei Seckingen, der unser Land vergabt ist, doch sind wir zu andern Kriegen Oesterreichs nicht schuldig!“ — verdroß die Rede den Herzog. Er beschloß, Kriegsvolk nach Glarus zu senden, wo er selbst Schirm- und Kastvogt des Gotteshauses Seckingen war, und weil er von Glarus aus die Urner und Schwyzer bedrohen konnte, damit diese den Zürichern nicht beiständen. Jählings aber stürmten aus den Waldstätten die Eidsgenossen hervor und besetzten mitten im Winter das Glarisland, dessen sicher zu sein. Die Glarner schworen zu den Schweizern, schickten zweihundert Männer ihres Thals zur Besatzung der Stadt Zürich, schlugen den Walter von Stadion, als er mit österreichischem Volk, von Rapperswyl aus, ihr Land überfiel, und brachen die Burg von Näfels ab.

Solche Tapferkeit gefiel den Eidsgenossen wohl, und sie nahmen das Glarnervolk in ihren ewigen

Bund auf, doch also, daß der Herzog und die gefürstete Aebtin von Seckingen ihre rechtmäßige Herrschaft und Einkünfte, hingegen auch das Glarisland seine alten Freiheiten behalten sollte. Das ist geschehen im Jahr 1352, in demselben Jahr, in welchem Rüdiger Maneſſe von Zürich mit weniger als fünfzehnhundert Mann siegreich bei Tätwyl gegen mehr denn viertausend Oesterreicher stritt, und zweiundvierzig Schwyzer bei Küßnacht am Waldstättersee gegen mehr denn tausend Oesterreicher Stand hielten und deren Verbrennung von Küßnacht mit der Zerstörung Habsburgs auf der Rothenfluh am Luzernersee rächten.

Noch hatte der Herzog von Oesterreich kein einziges Heldenwerk ausgeführt, und schon erscholl abermals der Ruhm der Eidsgenossen und ihrer kriegerischen Behendigkeit von Thal zu Thal, von Land zu Land. Und es ward groß an ihnen gerieſen, daß ſie nicht nach Fürſtenweiſe kriegten, ſondern als freie Männer, und nicht eroberte Lande ausraubten, und nicht die überwältigten Einwohner zu zinsbaren Knechten und Unterthanen, ſondern zu getreuen, freien Bundesgenossen machten.

Darum waren ihnen vor allen die Landleute am See von Zug und auf den weidereichen Gründen und Höhen daſelbſt zugethan, und brachten ihnen in vielen Dingen Botſchaft, Hilfe und Rath. Hingegen die Stadt Zug hing den Herren

von Oesterreich getreulich an; verschloß ihre Pforten und besetzte ihre starken Ringmauern gegen die Eidsgenossen. Hier hatte manch' adeliches Haus Burgrecht. Die alten Grafen von Lenzburg selbst sollen zuerst den Ort am See befestigt haben.

Wie nun aber die Eidsgenossen mit beinahe dreitausend Mann vor die Mauern und Thürme von Zug traten, und ihnen weit umher alles Landvolk zufiel, erschracken die Bürger der Stadt, denn sie hatten nur schwache Besatzung von Oesterreich empfangen. Also sandten sie eiligst an Herzog Albrecht, er solle ihnen beistehen in ihrer Noth.

Der Bote fand den Herzog bei Königsfelden; aber der Fürst achtete kaum auf die Klagen desselben, sondern sprach mit seinem Falkenier von der Jagdlust, während jener weinte. Einen Vogel aus den hohen Lüften zu erjagen schien dem Herrn wichtiger, als eine Stadt zu behaupten. — Voll Unwillens wegen solchen Leichtsinns eröffneten sofort die Bürger von Zug die Pforten ihrer Stadt den Eidsgenossen und traten zu ihnen in den ewigen Bund, mit Vorbehalt aller Rechte und Einkünfte des Hauses Oesterreich.

Der Herzog hatte zum Boten von Zug gesprochen: Ich will bald Alles wieder erobern. Er verließ sich auf seine gewaltige Hilfe. Zu ihm stieß auch aller Adel vom Aargau, Thurgau, Uechtland, bundesgemäßer Zuzug aus den Städten Schafhau-

sen, Basel, Straßburg und selbst Bern. Aus Deutschland brachte ihm sogar der Kurfürst von Brandenburg Volker. Mit mehr denn vierunddreißigtausend Mann umlagerte er alsbald die Stadt Zürich. Diese ward von den Eidsgenossen männlich beschützt.

Bald genug bemerkte der Kurfürst von Brandenburg, daß gegen ein Volk, so standhaft, einträchtig und unerschrocken, wie die Schweizer, kein Ruhm zu gewinnen wäre, da ohnehin im volkreichen Lager des Herzogs Mangel an Lebensmitteln war, und Hungersnoth dräuete. Er bot deswegen dem Herzoge freundliche Vermittlung an und sandte zwei vertraute Männer zu den Schweizern. Als die Schweizer in der Stadt kaum geantwortet hatten, sahen sie am folgenden Morgen die Feinde von ihren Mauern weggezogen; nur die Berner allein waren stehen geblieben, den Eidsgenossen gewogener, denn dem Herzoge.

Zu Luzern vermittelte der Kurfürst den Frieden, in welchem, wie immer, alle ältern Rechte und Bünde unverletzt vorbehalten wurden. Die Eidsgenossen aber nahmen hier nun auch Bern in ihren ewigen Bund. Es war im Jahr 1353.

Nach diesem Frieden muthete der Herzog von Oesterreich den Zugern zu, sie sollten dem Schweizerbunde abschwören. Die antworteten: „Der

Schweizerbund ist im Friedensvertrag unverletzt geblieben; wir leisten dem Herzog nur Gehorsam in allen Rechten, die ihm gebühren." Da klagte der Fürst die Sache vor dem Kaiser, und der Kaiser verwarf die ewigen Bünde der Eidsgenossen, sagend: „Reichsglieder dürfen sich nicht ohne das Reichsoberhaupt mit einander verbinden." Und er selbst kam auch mit großer Macht ins Land und vor Zürich. Als er aber die Stärke, Eintracht und Gerechtigkeit der Eidsgenossen erkannte, und daß es dem Herzoge nur um Oesterreichs Vergrößerung zu thun gewesen, besann er sich des Bessern, ließ die Schweizer in Ruhe, und es ward Friede gemacht, und die ewigen Bünde bestanden fest.

Zwei Jahre nach diesem Frieden (nämlich 1360) ist der Bürgermeister Rudolf Brun gestorben, verhaßt durch Ehrsucht und Eigengewalt. Er war ein Mann, der nur für sich sorgte. Ein Jahr nach vor seinem Tode hatte er den Herzogen von Oesterreich heimlich geschworen, ihnen und ihren Amtleuten zu dienen, doch nicht wider die Eidsgenossen. Und dafür waren ihm tausend Gulden und ein Leibgeding von hundert Gulden verheißen.

16.

Wie die Schweizer erwerben und die Gügler und Grafen Kyburg verderben.

(Vom Jahr 1310 bis 1385.)

Was machte die Eidsgenossen stark und fest? Daß sie Freiheit höher achteten, als Bequemlichkeit und Geld, und mehr als das flüchtige Leben; — daß sie schnell in Waffen fuhren für ihr Recht, ohne fremdes Recht zu begehren; — daß sie zusammenhielten brüderlich in Noth und Tod, und kein Eigennutz sie trennte. Das machte die Eidsgenossen stark und fest. Ihr ewiger Bund stand deutlicher in Aller Herzen, als auf dem alten Pergamentbriefe geschrieben.

Als sie nun Frieden hatten vor Oesterreich, brachten sie ihr Hauswesen in Ordnung, lebten geschäftig in Gewerben und sparsam zu Hause, und trugen Geld zusammen, nicht um wollüstig und hoffärtig zu leben, sondern Rechtsame und Einkünfte an ihr Gemeinwesen zu kaufen, die der verarmende Adel feil bot. Dadurch vergrößerten sie ihre Stärke und Freiheit auf gerechte Art. Und Gerechtigkeit ist die Grundlage aller ehrlichen Freiheit.

Die Hirtengemeinde Gersau am Luzernersee gab sich, mit Vorbehalt ihrer Vorzüge, zu den

vier Waldstätten in ewigen Bund. Hergiswyl und Alpnach kauften sich vom Gericht ihrer Twingherren los und traten zu Unterwalden. Luzern erhandelte vom Freiherrn von Ramstein die Rechtsame über Weggis am See; Zürich aus den Steuern seiner Bürger viele Reichslehenschaften. Bern gewann, wie Zürich, aus kaiserlicher Huld Vortheile und Freiheiten der Stadt, und mit baarem Gelde die Herrschaft Aarberg und mehrere Dörfer. Auch andere Städte ausser der Eidsgenossenschaft erweiterten unter ihren alten weltlichen und geistlichen Oberherren die hergebrachten Besitzthümer, wie Schafhausen und Basel, Lausanne, St. Gallen, Biel und Solothurn. Der Bischofe und Grafen Gewalt aber ward in ewigen Zwiespalten schwach, ihr Reichthum durch beständige Kriege erschöpft. Das half allem Volke zu grosserer Befreiung und Stärke, besser denn Trotz und Gewalt. Auch die Appenzeller gehorchten schon mehr ihren selbseigenen Gesetzen, als den Geboten des Abts von St. Gallen. Eben so lebten die Thäler des Landes über dem Thunersee in angesammten Freiheiten unter gelinder Herrschaft ihrer Grafen, deren Keiner mehr ganz unbeschränkt gebot. Saanenland hatte sich schon volle Freiheit von den Grafen von Greierz erkauft. Oberhasli und Brienz hätten gern die bisherige Herrschaft des Vogts zu

Rinkenberg mit Gewalt vernichtet. Allein die Eidsgenoſſen mochten dazu nicht helfen. Dieſe ſprachen: Ohne Gerechtigkeit keine Freiheit!

Dagegen, wenn einer der ſchweizeriſchen oder der ſonſt befreundeten Orte in Noth und Kriegsgefahr gerieth, ſprangen die Eidsgenoſſen freudig zu Hilfe, wie, da Arnold von Cervola mit zuchtloſen Kriegsrotten von England durch Frankreich ſtreifte und Baſel bedrohte. Wenn aber Oeſterreich um Beiſtand bat, als Ingelram von Coucy, der Graf von Soiſſons, mit den Herzogen von Oeſterreich kriegete, denen für ihr Gut im Aargau bange war, weil es dem Ingelram als Heirathsgut verſchrieben war, weigerten ſich die von den Waldſtätten und Luzern, zu helfen. Denn ſie nährten in ihrer Bruſt wider Oeſterreich altzuſchweren Groll. Zürich hingegen und Bern fürchteten, wegen der Nähe des Aargaus, für ihre eigenen Grenzen, und rüſteten daher ſchnell.

Der Ingelram aber kam wirklich mit Tauſenden und Tauſenden in den Aargau. Deß erſchrack das Land nicht wenig, ſelbſt Luzern und Unterwalden. Von den Unterthanen Oeſterreichs erhoben ſich die Tapferſten ohne Verzug zur Gegenwehr; am muthigſten die Männer im Entlibuch. Dieſe ſchaarten ſich zuſammen. Aus Lu-

zern und Unterwalden liefen ihnen streitluſtige Jünglinge zu. Der Engländer ſtanden dreitauſend im Buttisholz; viele edle Herren und Ritter dabei. Die Entlibucher ſahen es. Sie und ihre Gefährten, nur ſechshundert ſtark, griffen dennoch den Feind an und ſchlugen ihn nach viel blutigem Kampf. Stolz ritten ſodann die Entlibucher auf den erbeuteten Roſſen mit den gewonnenen Harniſchen der Ritter heim. Das zu ſehen jammerte die altadelichen Herren im Lande, und Junker Peter von Torrenberg ſeufzte: „O edler Herr von edelm Blut, daß ein Bauer deine Rüſtung tragen thut!“ Aber der Entlibucher antwortete: „Hei, Junker, wir haben die Waffen empfahn, und edles und Roßblut zuſammengethan!“ — Auch die Männer von Bern, von Laupen und Aarberg verrichteten Heldenwerk bei Ins und beim Kloſter Fraubrunnen gegen die Schwärme der Gugler, wie man die Leute des Ingelram von Coucy hieß. Darum zog dieſer Herr bald wieder über den Hauenſtein traurig ins Elſaß heim.

Sechs Jahre nach dieſem, als man zählte 1382, ſtand die gefreite Reichsſtadt Solothurn in großer Gefahr. Es lebte nämlich Graf Rudolf von Kyburg unweit der Stadt im Bergſchloß Bipp, das er als Pfand von den Grafen

von Thierſtein inne hatte. Und ihn ſchmerzte, daß von ſeinem uralten und reich geweſenen Geſchlecht ſo viel Guts abgekommen ſei durch ſchlechten Haushalt ſeiner Vater. Thun, die Stadt ſeiner Altvordern, war an Bern als Pfand gekommen; auch Aarberg. Auf Solothurn machte er wegen einiger Rechtſame Anſpruch. Das Alles dachte er durch einen Gewaltſtreich wieder zu bekommen. Zum Stellen warb er Helfershelfer links und rechts. Solothurn wollte er in finſterer Nacht überrumpeln und einnehmen. Der Probſt des St. Urſusmunſters daſelbſt war ſein Oheim. Ein Chorherr dieſes Stifts, Hans Amſtein, an der Stadtmauer wohnhaft, ſollte das Kriegsvolk durch ſein Haus in die Stadt laſſen und den Hammer der Sturmglocke mit Tuchern umwickeln. Alles war bereit. Die Nacht kam und das feindliche Volk ſchlich wirklich im Finſtern gegen die Stadt zu.

Hans Rott aber, ein Bauer von Rumisberg, lief in der Mitternachtsſtunde ſtracks voran und verrieth der Wache am Eichthor den mörderiſchen Anſchlag des Grafen. Da wollten ſie die Sturmglocke ziehen, und die ſchlug nicht. Nun Schrecken und Geſchrei in den Gaſſen; nun Alles zum Schwert, nun Alles auf die Ringmauer. Als Rudolf von Kyburg ſolche unverhoffte Wachſamkeit ſah, zog er beſchämt ab. Hans Amſtein, der

verrätherische Chorherr, wurde zur Strafe geviertheilt: Hans Rott hingegen empfing zum Lohn, daß Solothurn alljährlich immerdar dem Aeltesten seiner Nachkommen einen neuen Rock geben sollte von der Stadtfarbe, roth und weiß.

Herr Rudolf von Kyburg kam darauf von Stund an in gar große Noth; denn Solothurn und Bern fielen rächend über seine und seiner Freunde Güter her. Er hatte Geldmangel, und darum ward ihm wenig Hilfe. Er legte sich vor Gram und starb. Seine Brüder fochten noch männlich für ihr Erbe. Viele adeliche Herren stand ihnen zu. Bern jedoch rief die Eidsgenossen. Da erging großes Unglück über Kyburg, und die Grafen machten schlechten Frieden; gaben Thun und ihr Amt am Grießenberg eigenthümlich, und Burgdorf, schon von den Bernern belagert, kaufsweise an diese. Bern entschädigte die Eidsgenossen für ihren Zuzug und Solothurn um die Kriegskosten mit Geld.

Also endete Kyburgs Mordanschlag auf Solothurn ihm selbst verderbenvoll, und Bern arntete durch Muth und Klugheit den größten Nutzen. Und das that Bern zu derselben Zeit, als inner seinen Ringmauern ein weit ärgerer Feind der Freiheit wohnte, denn Kyburgs ganze Macht war.

Es hatte sich nämlich zu Bern nach und nach durch Mißbrauch, oder Verdrehung der Gesetze,

oder durch Gleichgültigkeit der Bürger, eine Partei weniger Familien in dem Rathe erhoben und alle Obermacht und Leitung der Dinge an ſich gebracht. Dieſe Familien behandelten geringe Bürger nach Gutdünken und die Geſetze wie Vortkram, und vertheilten unter die Ihrigen die beſten Aemter. Doch unter den Bürgern in Geſellſchaften und Handwerken war noch friſches Leben der Freiheit. Daher, als dieſe um Faſtnacht (1384) zuſammenkamen, laut alter Uebung die Vorſteher der Stadt mit gemeinem Rath neu zu wählen, ſetzten ſie, bis auf Einen, alle verhaßte Rathsherren ab, und ſchworen mit leiblichen Eiden fur ſich und ihre Nachkommen, daß Obrigkeit und Burgerſchaft fortan zuſammen leben ſollten, als Bruder; jährlich ſollten die guten Aemter abgeändert werden, nebſt den mehrern des Raths; jährlich ſollten die Venner und ihre Beiſitzer zweihundert ehrbare Männer von den Handwerken der Stadt zu einem gemeinen großen Rath erwählen, doch ſollten keine zwei Bruder zugleich am Rath ſitzen. Und vor der Gemeine ſollte der erkorne Rath erſt ſtehen, ob er von ihr beſtätigt werde, und dann vor ihr ſchworen, Alles zu thun, wie es Handveſte und Ordnungen in den Rodeln enthalten.

So thaten und ſchworen ſie zu Bern; doch kam mit der Zeit Manches wieder ins Vergeſſen, alſo daß die Gemeine die jährliche Aenderung

nach und nach unterließ, und nicht sehr den Namen derer nachfragte, die in den Zweihundert waren.

17.

Die Freiheitsschlacht bei Sempach.

(Vom Jahre 1335 bis 1387.)

Nun will ich erzählen von viel blutigerm Streit um Freiheit, der in den Feldern von Sempach und Näfels wider Oesterreich und die Ritter gestritten worden ist.

Der Adel, wie immer, haßte unversöhnlich die Freiheit des Volks. Er drückte die unterthänigen Bauern und that hoffärtig gegen die Eidsgenossen. Und er dünkte sich zu Allem mächtig, weil es der Herzog von Oesterreich mit ihm hielt, der die Eidsgenossen durch neue Zölle drückte, welche er in seinen Erblanden stellte, ihren Handel zu schwächen. Wie nun eines Tages ein Haufen kecker Luzerner aufgebrochen war und voll Grimmes die Mauern des Schlosses Rothenburg, wo neuer Zoll stand, in den Graben gestürzt hatte; und wie in eben denselben Tagen die vielgeplagten Entlibucher, denen ihr Oberherr, Peter von Thorberg, die Abgaben vermehrt hatte, die Luzerner um Schirm ihrer Rechte und um bürgerliches Zusammenhalten mit ihnen baten, und Lu-

zern auch ihrer Bitte zusagte: da erhob sich der Krieg gegen die Twingherren.

Peter von Thorberg ließ die Männer aus Entlibuch, welche Urheber des Bundes mit Luzern gewesen, schmählich hinrichten, und streifte verwüstend bis vor die Stadtthore. Und Herzog Leopold von Oesterreich kam und schwor, den trotzigen Eidsgenossen Strafe zu bringen für so viel Unheil, das sie ihm schon und seinem Hause zugefügt hätten. Nun Kriegsgeschrei, nun Geräusch der Rüstungen weit umher. Die Eidsgenossen hielten eilfertig einen Tag. Nur Bern fehlte, weil der Stillstand dieser Stadt mit Herzog Leopold noch nicht ganz verflossen war. Indessen kundeten hundert und siebenundsechzig geistliche und weltliche Herrschaften nach einander in wenigen Tagen den Eidsgenossen Verderben, Krieg und Untergang an.

Diese aber erschienen jählings in Waffen, ohne alle Furcht. Manche Burg ward stracks von ihrer Faust gebrochen: Rümlang an der Glatt, Morsburg, Schenken am Berg bei Sursee, Windegg im Gasterland. Die Feinde hinwieder, nicht träge, erschlugen, mit Hilfe Verraths der Burger von Mayenberg, viele der dort in Besatzung liegenden Zuger und Luzerner; darüber mußte der Ort in Flammen aufgehen. Hinwieder Richensee, den Eidsgenossen treu, mußte eben-

falls die Treue mit dem Brand seiner Häuser und mit Niedermetzelung seiner meisten Bewohner büßen, also daß selbst des unmündigen Kindleins an der Mutterbrust nicht geschont ward.

Herzog Leopold zog darauf mit großer Macht, viel herrlicher Ritterschaft und Hilfe aus seinen Landen, von Baden durch's Aargau herauf über Sursee gen Sempach, um hier die Burgerschaft, die zu den Eidsgenossen hielt, mit eiserner Ruthe zu züchtigen. Dann wollte er Luzern überfallen. Gen Sempach gekommen, fand er aber die Banner der Eidsgenossen schon in der obern Gegend versammelt. Alsbald, ohne sein Fußvolk zu erwarten, hieß er die Tausende seiner Ritter von den Rossen steigen, weil er deren Verwirrung im Berggefecht fürchtete, und befahl, Mann an Mann gedrangt, gleich einer eisernen Mauer, mit vorgesenkten Speeren in die Eidsgenossen einzudringen. Da lachte der Adel. Doch Freiherr Hans von Hasenburg warnte: „Hoffart sei zu nichts gut!" Herzog Leopold aber sagte: „Hier in meinem Land, für mein Volk will ich siegreich sein oder verderben!"

Es war zur Aerntezeit. Die Sonne stand hoch und brannte heiß. Die Schweizer fielen auf ihre Knie und beteten. Dann erhoben sie sich; vierhundert von Luzern, neunhundert aus den Waldstätten, hundert aus Glarus, Zug, Gersau, Entli-

buch und Rothenburg. Alle ſtürzten ſie wüthend gegen die Eiſenſchaar an. Vergeblich; die durchbrach Keiner. Mann um Mann ſank. Sechszig Leichname der Eidsgenoſſen bluteten am Boden. Alle wankten.

„Ich will der Freiheit eine Gaſſe machen!“ ſchrie jählings donnernd eine Stimme: „Treue, liebe Eidsgenoſſen, traget Sorge für mein Weib und Kind!“ Das ſprach Arnold Struthan von Winkelried, der ritterliche Unterwaldner, umfaßte alsbald mit beiden Armen von den Feindesheeren, ſo viel er deren konnte, und begrub ſie in ſeinen Leib und ſank. Und über ſeine Leiche ſtromten die Eidsgenoſſen durch die Lücke der eiſernen Mauer ſtürmiſch, zermalmend ein. Wie krachten Helm und Schienen unter den Schlagen der Morgenſterne! Da wurden viel hundert funkelnde Panzer blutroth. Dreimal ſank das Hauptbanner von Oeſterreich aus ſterbenden Händen; dreimal ward es wieder erhoben über den Schaaren, vom Blut gefärbt. Erſchlagen lag mancher Herr und Graf. Da ging verzweifelnd auch der Herzog in den Tod. Er fiel; ein Schwarzer erſchlug den Fürſtenſohn. Entſetzen flog über die Schaaren der Ritter. Sie ſchrien zur Flucht nach ihren Pferden. Aber die Knechte waren mit den Roſſen in der Angſt davon gejagt. Schwerfällig in den eiſernen, vom Sonnenſtrahl heißen Gewändern flohen die unglück-

ſeligen Herren; hinter ihnen bebend folgten die rüſtigen Eidsgenoſſen. Viel hundert Grafen, Freiherren und Ritter aus Schwaben, Elſchland und Aargau kamen mit Tauſenden ihrer Fußknechte um. Es fiel Schafhauſens Banner, umſonſt von vierunddreißig Edelleuten und Bürgern der Stadt bis zum letzten Hauch des Lebens vertheidigt. Der Bannermeiſter von Lenzburg, Werner von Lo, fiel unter ſieben, der Schultheiß von Aarau unter vierzehn ſeiner Mitbürger, und Niklaus Thuet, Schultheiß von Zofingen, unter zwolfen der Seinigen. Als dieſer den Tod ſah, zerriß er die Fahne ſeiner Stadt, daß ſich derſelben keine Feindeshand rühmen könne. Noch im Tode hielt er den Stock des Banners feſt zwiſchen den Zähnen. Von Mellingen und Bremgarten kämpften die Bürger, in ſchrecklicher Tapferkeit, nur nicht im Glück, den Eidsgenoſſen gleich. — Das war bei Sempach der Ausgang der Schlacht, am neunten Tag Heumonats 1386; das die ewiglich ſchone Frucht aus Heldenwerk und Todtenweihe Arnolds von Winkelried.

Nun trat auch Bern zu den alten Kampf- und Bundesgenoſſen gegen Oeſterreich und gegen deſſen Anhang im Gebirg; zerſtörte manches feſte Schloß des Adels; nahm das weidereiche Land Oberſibenthal in ſeinen Schutz und ſchlug Freiburg auf dem Bümplitzer Feld. Die Banner von

Zürich und Luzern flogen siegreich durch Thal und Feld über Habsburger Gut. Die österreichische Landstadt Wesen im Wasser mußte sich an Glarus, Zürich und die Waldstätte ergeben, da diese Orte zu Wasser und Land mit Feuer und Schwert die Stadtmauern umringten.

Oesterreich gerieth in Noth und unterhandelte. Es ward auch anderthalbjähriger Stillstand der Waffen vermittelt, aber kein Stillstand des Hasses. Der Adel und Oesterreich, weil sie die Freiheit der Eidsgenossen todten wollten, waren so sehr verhaßt, daß ohne Lebensgefahr Niemand sich in einem Hut oder Helm mit Pfauenfedern geschmückt zeigen durfte, weil Oesterreichs Herzoge ihn so zu tragen pflegten; daß sogar deswegen in der ganzen Schweiz kein Pfau mehr geduldet wurde; daß ein Mann im Wirthshause voll Grimmes einst sein Weinglas zerschmetterte, weil ihm die gebrochenen Strahlen der Sonne den Farbenglanz des Pfauenschweifes im Glase spiegelten.

18.

Die Freiheitsschlacht bei Näfels und die Folgen.

(Vom Jahre 1388 bis 1402.)

Aber auch der Adel und Oesterreich hatte noch vieler Orten treuen Anhang.

Obgleich Glarus das eroberte Städtlein Wesen gar milde verwaltete, liessen doch die Bürger daselbst den alten Nachbarschaftsgroll nicht fahren; und ihrem Stolze schien erträglicher, einen mächtigen Fürsten zum Herrn zu haben, als Ihresgleichen. Und sie verschworen sich, das Haus Oesterreich an den Schweizern zu rächen. Darum hielten sie mit benachbarten Herren und Grafen geheimes Einverständniß, führten selbst österreichische Soldaten, verkleidet oder in Fässern versteckt, in die Stadt und verbargen sie in ihren Kellern oder Hauswinkeln. Die Glarner recht sicher zu machen, baten sie sogar um stärkere Besatzung von den Eidsgenossen. Die Glarner, ohne Argwohn, schickten funfzig Mann.

Darauf plötzlich in einer verabredeten Nacht (vor St. Matthias 1388) rückten Oesterreichs Volker, bei sechstausend, aus allen Nachbarschaften, zu Land und über den Wallensee vor die Stadt. Still war's noch in Gassen und Häusern, wo die Bürger und versteckten Soldaten das Mordzeichen erwarteten. Es kam. Da ward plötzlich in allen Fenstern Licht; jedes Thor zum Einlass der Angekommenen aufgethan; nun gemordet. Da starb Konrad von Au, der Urner, Vogt und Hauptmann der Stadt, und mit ihm über dreissig Eidsgenossen. Zweiundzwanzig sprangen über die Stadtmauer und flüchteten durch den See.

Glarus ward voll Entsetzens und stellte ein schwaches Häuflein seiner Getreuen an die Landmarchen auf zur Gegenwehr. Denn die Feinde kamen heran. Noch lagen die Wege des Hochgebirgs verschneit. Der Eidsgenossen nahe Hilfe fehlte. Viele Tage wurde an den Landmarchen gestritten. In großer Noth sandte Glarus zum Feind und bat um billigen Frieden. Da sprachen die Herren aus Oesterreich stolz und gebieterisch zum Landammann und den Gemeinden des Glarnerlandes: „Ihr sollet dem Herzog von Oesterreich, als euerm natürlichen Herrn, dienen, wie leibeigene Leute; keine Gesetze haben, als die euch euer Herr gibt: Zinsen und Steuern ihm zahlen, Frohnen und Todfall leisten, wie er euch vorschreibt; keine steuerfreie Geschlechter sollen ferner bei euch steuerfrei sein; ihr sollet ihm den Brief des ewigen Bundes ausliefern, den ihr mit den Schweizern errichtet habt, und ihm gegen diese dienen; ihr sollet der Stadt Wesen um Alles Ersatz leisten, und büßen, bis des Herzogs Gnade erworben ist."

Glarus antwortete und sprach: „Wir erkennen gern die gefürstete Aebtin von Seckingen als unsers Landes Frau, und den Herzog von Oesterreich, daß er die Kastvogtei habe. Die gewohnten Steuern zahlen wir, wollen selbst die Stadt Wesen entschädigen. Allein wir bitten, daß man uns

bei den alten Rechten laſſe und im ſchuldloſen Bund mit den Eidsgenoſſen.“

Deß ſpotteten hohniſch die Räthe und Herren aus Oeſterreich und zogen ſtracks mit ſechstauſend Mann gegen die Landwehr bei Näfels, wo der Hauptmann Mathias Am Büel mit zweihundert Glarnern Wache hielt. Weiber und Kinder flohen in die Sicherheit des Gebirgs, Boten über die Gebirge nach Uri und Schwyz; der Landſturm erging. Aber Oeſterreichs Heer und Uebermacht brach die Schanzen der Landwehr. Fechtend, kaum mit fünfhundert Helden, zog Am Büel zurück gegen den Berg Ruti, daß er denſelben im Rücken hatte zu ſeiner Sicherheit; vor ſich wilden, von Felsſchutt bedeckten Boden. Ueber dieſen ſteinigen Grund aber ward der öſterreichiſchen Reiterei die Bewegung ſchwer; die Glarner hingegen ſchleuderten einen Hagel von Felsſtücken gegen Roß und Mann, daß Verwirrung unter die Menge des Feindes kam. Noch ward herzhaft gefritten, da hörte man kriegeriſches Freudengeſchrei ſchallen aus dem Gebirg. Dreißig Männer von Schwyz kamen zur Hilfe, die hatten das Geſchrei erhoben. Der Feind wußte nicht, wie viel ihrer waren, und erſchrack. Schon in Verwirrung, floh die Reiterei beſtürzt zurück. Das Fußvolk der Oeſterreicher ſah es und hielt Alles verloren und floh in Angſt. Morderiſch folgten ihnen auf den Ferſen

Speer und Schwert und Morgenstern von Glarus. Da wurden mehr denn dritthalbtausend Mann erschlagen in den Baumgärten und Matten; Viele stürzten in die Fluthen der Linth. Es brach unter der Last der Fliehenden die Brücke von Wesen, und der See verschlang die gepanzerten Leichname. — Das war die Schlacht von Näfels am neunten Tage des Aprils im Jahr 1388. Noch heute feiert das Volk von Glarus ihr Gedächtniß, je am ersten Donnerstag des Aprilmonats, und hört die Namen der erschlagenen Helden und der Sieger auf der heiligen Stätte der Freiheitsschlacht.

Ehe der Ruf der Waffenthat durch die Eidsgenossenschaft geklungen war, erhob sich diese schon unter ihren Bannern. Zurich nun, mit Zuzügern von allen eidsgenossischen Orten, stürmte die neubefestigte Stadt Rapperswyl, wenn auch vergebens. Bern, mit Beistand der Solothurner, eroberte Büren, Nidau, Unterseen, siegte vor Freiburg, zog verwüstend durch Aargau, brach die Stammburg Peters von Gauenstein und zog beutereich zurück durch's Frickthal.

Wie die Herzoge von Oesterreich so viel Unglück hörten und ihren ganzen Thurgau und Aargau in großer Gefahr sahen, ihre Heere geschlagen, zerstreut, ihre Schätze erschöpft, war es ihnen um Frieden zu thun, und sie schlossen ihn auf sieben Jahre. Die Schweizer behielten in demselben,

was zu ihrem Landrecht geschworen hatte; nur Wesen gaben sie zurück, doch sollte während des Friedens Keiner von denjenigen Leuten darin wohnen, die den Eid gegen die Schweizer gebrochen und die Mordnacht gemacht hatten.

Was nun Leopold, der vierte dieses Namens unter den Herzogen von Oesterreich, nicht mit den Waffen hatte ertrotzen können, versuchte er durch List. Zurich gedachte er die Schweizer unter sich zu trennen, und gewann sich auch wirklich zu Zürich den Bürgermeister Rudolf Schon und einige Rathsherren. Aber die Umtriebe desselben wurden entdeckt und vereitelt. Die Bürger von Zürich verbannten den gefährlichen Mann nebst seinem Anhang, und beschränkten durch einen geschwornen Brief die Gewalt von Bürgermeister und Rath, daß sie minder leicht in Mißbrauch verarte. Und die gesammten acht Orte der Eidsgenossenschaft, nebst Solothurn, auf der Tagsatzung in Zürich, richteten unter sich ein gemeinsames Kriegsgesetz auf (10. Brachm. 1393) und schworen: „muthwillige Fehde zu meiden, aber in Kriegsnöthen redlich zusammenzuhalten: in Schlachten, auch verwundet, bis nach der Entscheidung des Treffens, nicht zu fliehen, sondern das Feld zu behaupten; nicht zu plündern, ehe es der Feldhauptmann erlaubte; der Gotteshäuser und wehrlosen Frauen und Töchter zu schonen.“ Dieses

Geſetz der Eidsgenoſſen ward vom Krieg, der bei Sempach begonnen und dieſen Anlaß zur Einrichtung beſſerer Heerordnung gegeben hatte, der Sempacher Brief geheißen.

Als Oeſterreich längere Dauer des Friedens begehrte, ward ſie auf zwanzig Jahre feſtgeſetzt und gehalten.

Dieſe ſchöne Friſt war den Orten der Eidsgenoſſenſchaft willkommen, um durch Einlöſungen und Käufe ihr Recht und Gemeinweſen zu vergrößern. Da war Keiner arm, ſondern ein Jeglicher reich, wenn zu des Vaterlandes Ruhm gezinſet und geſteuert werden ſollte, ſo wie am Tage der Schlacht Jeder reich war an Muth und Blut. Das war eine guldene Zeit!

Da kauften die Züricher von dem verarmenden öſterreichiſchen Adel die Vogteien von Küßnacht am Zürichſee, von Höngg und Thalwyl; gewannen die Herrſchaften Grünenberg, Regensberg und anderes viel; da erwarben die Luzerner Rothenburg ganz, Ebikon, Rechte auf Meriſchwanden und in benachbarten Dörfern am See der Waldſtätte; pfandweiſe die Burgen von Wollhuſen, Rußwyl und Entlibuch; da brachten die Berner viele Oerter und Rechte im Gebirge des Oberlandes an ſich, das große Thal Frutigen, das ſchöne Emmenthal, die Landgrafſchaft der Herren von Kyburg in Bur-

gundien, von Thun bis zur Brücke von Aarwangen. Auch die Städte Solothurn und Basel erweiterten schneller mit Gold, als sonst mit Eisen, ihre Rechtsame und Gebiete. Mit Uri trat das uralfreie Volk im Thal Urseren am Gotthard in ein ewiges Landrecht zusammen; und als die Amtleute des Herzogs von Mailand den Obwaldnern und Urnern das Vieh, welches diese auf den Jahrmarkt von Varese geführt hatten, wegen Streites um Zoll wegnahmen und Recht verweigerten, zogen Uri und Obwalden über das Gotthardsgebirg mit ihren Bannern und liessen das Volk des Livinerthals zu ihrem Schirm und ihrer Gewalt schwören. Es nahm ihnen Keiner dies wieder; denn selbst die Herren von Bellinzona, aus Furcht vor den Eidsgenossen, schlossen mit ihnen Landrecht.

Also vergrösserten die Schweizer durch Geld und Verträge ihre Gebiete in den Friedenstagen, verschönerten ihre Städte und Flecken und verbesserten ihre Verfassungen. Friburg im Uechtland gab die alte Feindschaft gegen Bern auf und schloß mit demselben ewige Freundschaft und Burgrecht, auch mit der Stadt Biel ewigen Bund. Schafhausen bildete in grösserer Freiheit seine Verfassung der von Zürich nach. Als die Stadt Zug gegen die drei Gemeinden Menzingen, Baar

und Aegeri, um Verwahrung von Banner und Landsiegel, in Hader fiel, der einen Bürgerkrieg drohte, vermittelten die bewaffneten Eidsgenossen Frieden und Recht. Glarus kaufte sich von den Zehnten und Rechten der Abtei Seckingen los, also daß Jeder zinsfrei wurde.

Das waren nach den Freiheitsschlachten von Sempach und Näfels die Friedenswerke der Eidsgenossen.

19.

Der Appenzeller Heldentage,

(Vom Jahr 1403 bis 1411.)

Aber es hörten die Leute im Gebirg von Appenzell an den Sitterflüssen von den großen Schlachten und Werken der Eidsgenossen. Da dachten sie mit schwerem Seufzer an den Abt von St. Gallen, der ein gar harter Mann war, und ihnen die Reichssteuern unmäßig erhöhte, und dachten an die Böswilligkeit der Amtleute, die er ihnen setzte. Die Abgaben, kaum noch zu erschwingen, wurden mit Unmenschlichkeit eingetrieben. Der Vogt in der Schwändi ließ Käse, Milch und Butter schwer verzollen, und wer die Zollstatte vorbeiging, ohne zu entrichten, den packten zwei angehetzte Hunde. Der Vogt zu Appenzell ließ,

um ſein Recht beim Todfall zu behaupten, da ihm das beſte Kleid des Verſtorbenen gehörte, ſogar ein Grab öffnen, und nahm der Leiche den Rock, welchen arme Kinder ihrem Vater mit in die Gruft gegeben hatten.

Da wurden die Menſchen endlich voller Zorn und wollten ſolchen Mißbrauch der Gewalt nicht länger dulden. Sie ſprachen: „So kann es nicht weiter gehen!“ und überfielen eines Tages die Burgen und jagten die Amtleute fort. Abt Kuno zu St. Gallen hatte in dem Augenblick weder Kriegsvolk auf den Beinen, noch Geld, um es zu werben. Er wandte ſich daher an zehn ſchwäbiſche Reichsſtädte, mit denen er einen Bund hatte, und bat um Hilfe. Die Reichsſtädte ſandten warnende Boten zu den Appenzellern. Dieſe ſprachen zu den Boten: „Wir wollen ja gern alle Schuldigkeiten dem Abte leiſten; aber Unrecht mögen wir nicht dulden. Wir bitten nur, der Abt wolle ſeine Amtmänner aus rechtlichen Leuten wählen, die wir ihm vorſchlagen wollen.“ Die Reichsſtädte hielten Gericht zu Ravensburg, verwarfen den Vorſchlag des Landvolks und ſetzten die verjagten Amtleute wieder ein, welche nun aus Rache doppelt drückten.

Mit der aufblühenden Stadt St. Gallen, die ſchon von den Kaiſern große Freiheiten und mit andern Reichsſtädten Bündniß hatte, war Abt Kuno auch im Zerwürfniß. Denn dieſe Stadt

genoß, als ein guter Handelsplatz, wo vielerlei Handwerk gedieh, beträchtlichen Wohlstandes, und wäre gern vom Stifte ganz unabhängig gewesen. Da nun Appenzell und St. Gallen wegen ihrer Rechtsame gleiche Noth und Furcht hatten, schlossen sie mit einander Bund, sich in ihrem alten Herkommen gegenseitig zu schützen. Das mißfiel dem Abt gar sehr. Nun erst that er den Appenzellern mehr zu Leid als zu Lieb, nach ihren Klagen aus, und wollte ihren Bund mit St. Gallen nicht gelten lassen. Darüber ward das Landvolk ungeduldig, verlangte vom Abt Erklärung, wie er es meine, und griff zu den Waffen. Kuno floh erschrocken auf seinen Hof nach Wyl. Die zehn Reichsstädte traten abermals zusammen und richteten und sprachen: „Aemter soll der Abt mit Landleuten, aber ohne Vorschlag, besetzen; die Größe der Reichssteuer möge der Kaiser entscheiden; aber der Bund, welchen die von Appenzell zu St. Gallen geschworen, solle ab und todt sein auf ewige Zeiten.“ — St. Gallen ließ sich den Spruch wohlgefallen; aber das Volk in den Appenzeller Bergen schrie, es sei Verrätherei. Es sah wohl, daß die Herren in den schwäbischen Städten vornehm und stolz thaten, und dem gefürsteten Abt lieber, als gemeinen Bauern zu Willen lebten. Darum kamen die Leute aus dem Gebirg zusammen, und die Rotten oder Rhoden

des Landes ſchwuren unter ihren Rottenmeiſtern, und alle Gemeinden unter dem Landammann im Dorf Appenzell, bei der Sache ihrer Rechte in Noth und Tod mit einander zu halten.

Und weil ſie von St. Gallen, der Stadt, verlaſſen waren, baten ſie die Orte der Eidsgenoſſen, auſſer Bern, um Bund. Fünf derſelben verweigerten ihn bedenklich: Schwyz aber nahm Appenzell ins Landrecht auf, und Glarus ließ ausrufen: „Welcher tapfere und freiheitliebende Mann den Appenzellern helfen wolle, dem ſolle es erlaubt ſein.“

Wie der Abt davon hörte und die Reichsſtädte noch einmal das Volk von Appenzell drohend angemahnt hatten, beſchloſſen der Abt und die Städte, die Bauern durch Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Alſo rüſteten ſie Reiterei und Fußvolk, die zur Stadt St. Gallen zogen, wo ſie der Abt reich bewirthete. Dann rückten ſie weiter; die Reiterei, ſchön gepanzert, voran; funftauſend Mann Fußvolks ihr nach. Der Zug ging über den Linſenbühel durch die Hohlgaſſe hinauf zur Hohe Vöglinseck, wo das Dorf Speicher liegt. Es war am 15. Mai des Jahrs 1403 in der Frühe des Morgens.

Die Appenzeller, wohlbelehrt, hatten zweihundert Männer von Glarus bei ſich, und dreihundert von Schwyz, und als die Hochwachten auf den Bergen das Zeichen gaben, daß der Feind

komme, erging der Sturm. Von Weib und Kind schied Jeder männlich, entschlossen, Alles für Alles zu wagen; und die Alten, welche nicht mitgehen konnten, segneten ihre Söhne. Zweitausend eilten hinauf zur Vöglinseck. Achtzig Appenzeller stellten sich oben in den Hohlweg, links und rechts neben demselben im Wald lagen die Glarner und Schwyzer.

Die Reiterei des Feindes ritt unerschrocken bergauf; da drangen die Achtzig gegen sie mit Schleudern und Speeren ein; da fielen seitwärts Glarner und Schwyzer aus dem Gebüsch hervor gegen die Hohlgasse. Die Reisigen im engen Wege konnten sich nicht regen und wenden. Sie stürmten wilder bergauf, um die Ebene zu erreichen; aber dort trat ganz Appenzell in Schlachthaufen hervor, geführt vom Hauptmann Jakob Hartsch. Als die feindlichen Feldherren solches sahen, beschlossen sie, die Hohlgasse wieder abwärts zu ziehen, und die Appenzeller drunten im Freien zu erwarten. — Sie gaben Befehl: Zurück! — und durch den ganzen Heerzug am Berge scholl's: Zurück! Zurück! Da meinten die Hintersten, droben sei Alles verloren, es gelte Flucht. Entsetzen kam über sie. Appenzell, Glarus und Schwyz aber brachen zugleich von allen Seiten in den Hohlweg schlagend hinein, oben und unten. Verwirrung ward und erschreckliche Flucht nach der Stadt St. Gallen.

Sechshundert in Eisen gepanzerte Reiter lagen todt im Hohlweg; die andern sprengten durch ihr eigenes Fußvolk. Ihnen auf den Fersen folgte mörderisch Schwert und Speer und Kolben der Appenzeller.

Nun entstand großes Wehklagen in den zehn Reichsstädten um verlorne Väter und Söhne, und die Städte wollten für den Abt nichts mehr wagen, und schlossen Frieden. Der Abt hingegen redete schimpflich auf die Städte und auf die Appenzeller, die ihm alle seine Burgen in ihrem Lande niederrissen und seine Güter verodeten. Er rief den Herzog Friedrich von Oesterreich an und sprach: „Appenzell wird eine zweite Schweiz, wenn man nicht wehret; und tritt Appenzell zu den Eidsgenossen, ist aller Adel und Oesterreich selbst in den obern Landen verloren!“

Herzog Friedrich verhieß, nach langem Unterhandeln, Hilfe, und sammelte vielen ritterlichen Adel und mächtiges Kriegsvolk. Damit zog er in getheilten Haufen gen Arbon und St. Gallen, das Land von zwei Seiten zu überfallen. Ehe denn er aber ankam, trat zu den Appenzellern vor die Landsgemeinde Rudolf von Werdenberg und sprach: „Es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herzog in Tyrol sich aufmacht, wider euch zu streiten. Bedrängte müssen zusammenhalten; darum trete ich vor euch. Ihr kennet

mich Alle. Hinter jenen Felsen iſt Werdenberg, das Erbe meiner Väter; im Rheinthal haben meine Altvordern geherrſcht. Alles hat mir die Habgier von Oeſterreich geraubt; nichts mir gelaſſen, als mein Herz und mein Schwert. Das bringe ich euch. Laſſet mich bei euch ſein ein freier Landmann zu Appenzell, und mit euch leben und ſterben!"

Alſo ſprach er, und legte ſeine Rüſtung und die prächtigen Grafenkleider ab, und nahm gemeine Hirtenkleidung an und lebte unter ihnen. Solches gefiel Allen an dieſem Kriegshelden wohl, und ſie machten ihn zu ihrem Feldhauptmann. Sie bauten Schanzen in den Engpäſſen und machten wieder Freundſchaft mit der Stadt St. Gallen.

An einem regneriſchen Tage (den 17. Brachmonds 1405) zog die größte Heeresſtärke Herzogs Friedrich aus Altſtätten ins Rheinthal aufwärts gegen die Appenzeller Landmarken, und hinan den Berg an den Stoß. Mühſam war der Weg, ſchlüpfrig vom Regen der Gang über den kurzen Raſen der Wieſen. Vierhundert Appenzeller, mit einigen Glarnern und Schwyzern, wälzten dazu noch Felſenſtücke und runde Bäume von den Höhen gegen den Zug. Es hatten die Schaaren kaum die Mitte des Bergs erreicht, gab Rudolf von Werdenberg ein Zeichen. Da ſtürzten

die Haufen von Appenzell unter großem Geschrei daher gegen die schon gebrochenen Ordnungen; voran war Rudolf, barfuß, wie die Appenzeller alle; so hielten die Füße Höherer am glatten Boden. Den Feinden halfen die Armbrüste nicht, denn diese waren vom Regen schlaff. Nun Speer und Schwert wider Schwert und Speer. Mit Verzweiflung stritt Oesterreich. Siehe, da trat hinterhalb auf den Höhen ein neuer langer Kriegszug von Appenzell hervor; der schien Oesterreichs Rückzug hindern zu wollen. Alsbald eilten die erschreckten Feinde bergab, Appenzell ihnen mordend nach. Aber die auf den Höhen waren die Weiber und Töchter von Appenzell gewesen, alle in Hirtenhemden. Die wollten mit ihren Männern, Geliebten und Brüdern sterben für die Freiheit, oder siegen helfen. Nun flossen Blut und Regen in Strömen den Berg hinab. Sechs Stunden währte Schlacht und Flucht bis ins Rheinthal. Dann kehrte Appenzell zurück auf den Stoß, und dankte Gott kniend auf der Wahlstätte für den großen Sieg.

Herzog Friedrich war unterdessen verwüstend von anderer Seite her mit glänzenden Ritterschaaren bis vor die Mauern der Stadt St. Gallen gekommen. Da er aber diese zu stark fand und er wieder umkehrte nach Arbon, fielen die Bürger von St. Gallen, vertheilt in mehrere kleine Rot-

ten, den unordentlichen Zug an, und erschlugen der Oesterreicher viel am Hauptlisberge. Solche Schande schmerzte den Herzog sehr, noch mehr aber, als er die Niederlage seiner Leute am Stoß vernahm. Da schwor er, nicht ungerächt von hinnen zu ziehen. Er ließ ausstreuen, er kehre von Arbon nach Tyrol heim, und rückte auch mit seinem Kriegsvolk wirklich dem Rhein zu. Aber angekommen beim Dorfe Thal, ließ er seine Schaaren plötzlich gegen Appenzell die Wolfshalde hinaufsteigen. Er hoffte das Hirtenvolk unerwartet mit Schrecken zu überfallen. Allein Alles war den Appenzellern schon verrathen. Vierhundert derselben stürzten mit Geschrei gegen das österreichische Kriegsvolk, welches ohne Argwohn und sonder Ordnung des Weges zog. Es stellte sich eilends bei der Kirche vortheilhaft. Der Kampf ward grimmig. Vierzig Appenzeller waren schon in den Tod gegangen, ehe des Herzogs Reihen gebrochen werden konnten. Dann aber ging die Flucht der Oesterreicher die Wolfshalde hinab allgemein. Jeder erschlagene Appenzeller wurde durch den Tod von zehn fliehenden Feinden bezahlt.

Da verfluchte der Herzog diesen Krieg, und ritt nach Tyrol zurück.

Die Appenzeller, deren Ruhm und Schrecken weit durchs Land ging, schlossen nun Bund auf neun Jahre mit St. Gallen; rächten den Rudolf

Univ. Bibl. München

von Werdenberg an Oeſterreich und eroberten ihm das Erbe ſeiner Väter zurück aus Dankbarkeit; halfen dankbar den Schwyzern das Thal Wägi und die untere March von den Herzogen von Oeſterreich erobern, und drangen durch Vorarlberg ins Tyrol, bis Landeck, wo ſie des Herzogs Soldner ſchlugen. Schon ſprach der Tyroler Landmann am Inn und an der Etſch: „Was kümmert's uns? Laſſet uns freie Schweizer werden!“ — Da vernahmen die Appenzeller, der Herzog rufe am Bodenſee die Macht des Reichs gegen ſie auf. Alſo eilten ſie aus Tyrol heim. Doch fanden ſie keinen Feind.

Der Krieg wüthete ins fünfte Jahr. Appenzell, ſiegreich, furchtbar am Bodenſee, an der Thur, am Inn gegen alle Feinde, eroberte über ſechszig Burgen, brannte von dieſen über dreißig nieder, und belagerte zuletzt die Stadt Bregenz, doch ohne Glück.

Dann erſt nach großem Leiden aller Gegenden ward zum Frieden geſchritten. Der König der Deutſchen wollte ſelbſt richten, aber Appenzell fand ſeine Sprüche parteiiſch. Unter Vermittelung von Schwyz bekam Abt Kuno ſeine rechtmäßigen Gefälle wieder; doch alle herrſchaftliche Gewalt und Rechte verlor er über Appenzell auf immer. Oeſterreich machte Waffenſtillſtand auf einige Jahre und nahm das Rheinthal wieder an ſich.

Die Appenzeller, zufrieden mit der Freiheit und Unabhängigkeit im heimathlichen Gebirge, traten am St. Katharinatag 1411 mit den Eidsgenossen, doch mit Bern nicht, in Landrecht und Bund; versprachen, ohne Willen der Schweizer keinen Krieg mehr zu unternehmen, und ihnen mit ganzer Macht auf eigene Kosten in Kriegsnoth beizustehen. Die Schweizer hingegen behielten sich vor, an diesem Bund mehren oder mindern zu können, alle insgesammt, oder jeder Ort besonders, und wenn sie den Appenzellern in einem Kriege helfen mußten, nicht anders als auf Appenzells Unkosten.

Die Einrichtung dieses Bundes, der beiden Theilen nicht gleiche Vortheile gab, beweiset, wie viel die Appenzeller für Behauptung ihrer neuen Unabhängigkeit fürchteten, daß sie den Bund mit den Eidsgenossen um jeden Preis eingehen wollten; und wie viel hinwieder die Eidsgenossen fürchteten, durch das kriegerische Volk von Appenzell in blutige Händel mit dem Auslande verwickelt zu werden.

20.

Wie die Eidsgenossen sich des Aarganes bemächtigen und gemeine Herrschaften errichten.

(Vom Jahr 1412 bis 1415.)

Nachdem die tapfern Leute im Appenzellergebirg ihre Freiheit erstritten, und mit den Eidsgenossen Bündniß hatten, waren sie wohl zufrieden und begehrten keinen Krieg mehr. Auch Herzog Friedrich von Oesterreich sah ein, daß böse sei mit einem Volke kriegen, welches, stark durch Eintracht für sein Recht, lieber das Leben, als die Unabhängigkeit fahren läßt. Er sah auch die Eidsgenossen schon so mächtig geworden, daß er sich bald ihre Freundschaft lieber, als ihre Feindschaft wünschte. Derohalben trat Herzog Friedrich zu ihnen und schloß mit den acht freien Staaten oder Orten, aus welchen die Eidsgenossenschaft bestand (am 28. Mai 1412), fünfzigjähriger Frieden, und bestätigte ihnen Alles, was sie besaßen. Und sie hinwieder bestätigten dem Herzog was er noch bei ihnen an Pfandschaft, Leben und andern Rechten inne hatte. Auch mußten sechszehn Städte in seinen Erblanden, Schafhausen nämlich und Waldshut, Laufenburg, Seckingen, Rheinfelden, Dießenhofen, Baden, Rapperswyl, Brugg, Brem-

garten, Zofingen, Surſee, Lenzburg, Mellingen, Aarau und Frauenfeld, den fünfzigjährigen Frieden beurkunden.

Allein dieſer währte kaum drei Jahre. Denn es begab ſich jetzt, daß Siegmund, der König der Deutſchen, gen Konſtanz ritt, wo zu derſelben Zeit eine große Kirchenverſammlung gehalten ward, um vieler Zwietracht in der chriſtlichen Kirche ein Ende zu machen. Dazu waren aus fernen und nahen Landen die vornehmſten Prälaten gekommen und die Geſandten der Könige und Fürſten aus Italien, Deutſchland, Frankreich, England, Polen, Dänemark, Schweden, Ungarn und vielen andern Reichen. Sie wollten richten und ſchlichten, weil zu Prag in Böhmen ein Prieſter, genannt Huß, neue Lehre verkundet, und gewaltigen Anhang gefunden hatte, welcher der katholiſchen Kirche abſagte. Auch war dazu noch die katholiſche Kirche in ſich ſelbſt zerriſſen, denn ſie hatte, ſtatt eines Papſtes, drei Päpſte, in Italien und Frankreich, die ſich einander verdammten und in Bann thaten. Das gab gar großes Aergerniß in der Chriſtenheit.

Als nun die geiſtlichen und weltlichen Herren zu Konſtanz beiſammen ſaßen, gerieth Herzog Friedrich mit dem König Siegmund in Streit. Denn der Herzog weigerte ſich, nach Konſtanz zu kommen, und vom Könige ſeine Lehen zu empfan-

gen, nach altem Brauch. Auch die Verſammlung der Kirchenfürſten ward voller Erbitterung gegen dieſen Herzog, weil er einen der Päpſte, Namens Johannes, in ſeinen mächtigen Schutz nahm, den man abſetzen wollte. Darum erklärte die Kirchenverſammlung den Herzog, weil er hartnäckig Gehorſam weigerte, unter den Judasfluch und hohen Bann; der König aber erklärte ihn zum Hochverräther an ſeiner Majeſtät und am Reich, und entſetzte ihn aller fürſtlichen Würden und ſprach ihn aller ſeiner Lehen verluſtig. Es wurden darauf des Reichs ſämmtliche Getreue gegen den Herzog aufgeboten, desgleichen auch die Eidsgenoſſen. Der König bot die Stadt Schafhauſen gegen den Herzog, ihren Herrn, auf, und gab ihr zum Lohn Unabhängigkeit, daß ſie, gleich andern freien Städten, unmittelbar unter dem Reich ſtehen ſolle. Das ergriffen die Schafhauſer begierig. Auch Frauenfeld, Dieſſenhofen und faſt der ganze Thurgau gehorchten um ſolchen und ähnlichen Preis dem Könige.

Die Eidsgenoſſen trugen aber billig Bedenken, einen Frieden zu brechen, welchen ſie kaum erſt mit dem Herzog auf fünfzig Jahre hinaus beſchworen hatten. Zwar die heilige Kirchenverſammlung ſprach ſie von aller Sünde frei, und der König ſagte zu ihnen: das Land, was ihr von Oeſterreich, euerm Erbfeind, erobern werdet, ſoll

in ewigen Zeiten euer Eigenthum bleiben. Allein die in den Waldstätten, auch Zürich, Zug, Luzern und Glarus, antworteten: „Wir konnen uns mitnichten bereden, daß eine solche treulose That rühmlich sei.“

Anders dachte jedoch Bern. Die Gelegenheit schien allzugünstig, eigene Herrschaft zu erweitern und Oesterreichs Gewalt in der Nachbarschaft zu vermindern. Bis zu diesen Tagen hatte die Stadt ihr Gebiet nicht durch das Schwert, nur allein durch Vertrag, meistens durch Kauf vergrößert gehabt. Nun aber redete Bern mit Zürich und sprach: „Recht und Ehre gestatten den Krieg, denn Reich und Kirche befehlen ihn: die Stunde des Untergangs aller Feinde unserer Altvordern ist jetzt erschienen!“ Und als die Eidsgenossen länger zogerten, sandte der König wiederholt seine Boten an sie, und wiederholt drohte auch die Kirchenversammlung, sämmtliche Eidsgenossen in Bann zu thun, wenn sie nicht gegen den Herzog in's Feld rückten.

Eilfertig rüstete Bern sein Kriegsvolk. Als Zürich solches sah, wollte es auch nicht zurückbleiben, sondern Theil an der Beute haben. Nun folgten auch die übrigen Eidsgenossen dem Gebot des Königs und der Kirche; nur Appenzell nicht.

Wie aber die Städte und Edelleute im Aargau dieses und das Unglück ihres Herrn, des

Herzogs Friedrich, vernahmen, traten ſie im Früh-
ling des Jahrs 1415 zu Surſee in einen Land-
tag zuſammen. Und die Städte ſprachen: „Laſſet
uns zwiſchen Oeſterreich und Schweizerland un-
parteiſam bleiben und die landesfürſtlichen Rechte
neben unſern Freiheiten bewahren. Jetzt iſt's an
der Zeit, daß ganz Aargau einen ewigen Bund
gemeinſchaftlicher Vertheidigung ſchwöre. So
kann es als eigener, freier Staat zur ſchweizeri-
ſchen Eidsgenoſſenſchaft treten, ohne Furcht eines
Größern, ohne Beherrſchung von Seinesgleichen,
und allen Orten der Schweizer in Würde und
Schickſalen gleich."

Der Hochmuth der Freiherren und Edelleute
aber verſchmähte, mit dieſen Städten gemeine
Sache zu machen. Lieber wollten ſie den Fürſten
dienen, als Bürgern gleich ſtehen. Alſo ging der
Landtag auseinander ohne Nutzen. Doch beſchloſ-
ſen die Städte zuvor, ſich in den Schirm der gan-
den Eidsgenoſſenſchaft zu begeben. Aber auch dies
ſchon zu ſpät.

Denn wie die Boten der Städte zu den Eids-
genoſſen ritten am frühen Morgen, ſahen ſie ſchon
von allen Anhöhen die Sturmzeichen der Schwei-
zer und deren Banner und Schaaren im Anzuge.
Alſo ritten ſie betrübt wieder heim.

Es zogen die Kriegshaufen der Berner ge-

gen Zofingen, ängsteten die Stadt einige Tage lang, und zwangen sie, dem Herzog zu entsagen, und zum Reich und zu Bern zu schwören. Rechts von Zofingen standen die Wyken, vier Burgen, auf der Felsenhöhe; die Berner nahmen drei, und in die vierte drangen die Luzerner. Links Zofingen lag Aarburg, die Veste, nebst dem Städtlein an der Aar; beide nahm Bern, die zwei Wartburgen auf benachbarten Bergzipfeln dazu. Der Zug ging gegen Aarau; den Bernern hatte Solothurn, auch Biel, Neuenburg und Neustadt, Beistand geschickt. Aarau, doch bei weitem nicht mit den Stimmen aller Burger, übergab sich, unter Vorbehalt seiner Freiheiten, in den Schirm des römischen Reichs und der Städte Bern und Solothurn. Gleichermaßen wurden auch Brugg und Lenzburg durch Vertrag eingenommen; viele Burgen im Aargau dazu, Trostburg, das in Flammen aufging, Ruod, Brunegg und andere. Also eroberten die Berner binnen wenigen Wochen siebenzehn feste Burgen und ummauerte Städte und eine weite, reiche Landschaft, ohne allen Verlust, durch raschen Ueberfall. Nur vor dem Schlosse Wildegg, wo die tapfern Freiherren von Hallwyl Widerstand versuchten, wurden vier Mann erschlagen.

Zu gleicher Zeit waren die Banner von Luzern über Sursee vorgerückt und hatten sich

der obern Gegenden an der Sur, Wiggern, Aa und Winna bemächtigt, bis ſie an die Eroberungen der Berner ſtießen; und weiter gegen Morgen hin bemeiſterten ſie ſich der fruchtbaren Landſchaften bei Reichenſee, Meyenberg und Villmergen.

Die Züricher aber waren ſchon über den Berg Albis in das freie Amt Knonau gezogen; das mußte zu ihnen ſchwören. Ein anderer Haufe rückte der Limmat nach, Dietikon nehmend, gegen Baden im Aargau.

In denſelben Gegenden, wo die Limmat und Reuß ſich der Aar nahen, ſtießen die Fahnen der ſieben Orte der Eidsgenoſſenſchaft zuſammen, und gemeinſchaftlich eroberten ſie, was hier noch von Oeſterreichs Erblanden übrig blieb: Mellingen, Bremgarten, Baden. Mellingen behauptete ſeine Treue zum Herzoge vier Tage lang; ſtärker noch widerſtand Baden. Denn im Schloſſe, auf dem Stein, ob Baden, lag der Herr von Mannsberg mit vielem Kriegsvolk. Als aber die Büchſen der Berner einen Theil der Mauern niedergeworfen hatten und den Belagerten Waſſer mangelte, ward auch der Stein von Baden übergeben und zerſtört. Weit in's Land leuchtete die Flamme der alten Burg.

Nachdem die Eroberungen vollbracht waren, richteten die Eidsgenoſſen ihre neuen Herrſchaften

ein. Was Bern, Zürich und Luzern mit eigenen Waffen gewonnen, behielt jede der drei Städte für sich, in den Rechten, wie unter Oesterreich gewesen. Was gemeinsam gewonnen war, sollte ungetheilte Herrschaft Aller sein; nur ward Bern von dieser Theilnahme ausgeschlossen, weil es sonst zu viel hatte.

Aber Uri sprach: „Wir hören, der König hat sich mit Herzog Friedrich versöhnt. So laßt uns lieber dem König, was wir genommen, zurückgeben, damit er dem Herzog das Seine wieder erstatte. Denn nicht unser, sondern des Königs war dieser Krieg. Wir, o Eidsgenossen, wir vom Land Uri wollen keinen Theil an dem, was nicht unser ist. Unsere Väter haben die Sitte auf uns gebracht, unverfälschte Treue hoher als Alles zu achten!"

Die Uebrigen spotteten deß und sprachen: „Wie vorwitzig, wie göttlich sind denn die von Uri; sie müssen immer etwas Besonderes haben!" Und sie beschlossen: „wechselsweise solle, da Uri nichts verlange, Zürich, Luzern, Schwyz, Unterwalden und Glarus einen Landvogt auf zwei Jahre in diese gemeinsamen Vogteien herfenden, und jährlich sollen Gesandte aller theilhabenden Städte die Verwaltung und Berechnung der Einkünfte untersuchen."

Also behielten die Eidsgenossen ihre Erobe-

rung, und ſie ward ihnen auch vom König beſtätigt. Und ſie herrſchten nun über dieſe Lande, ſtatt Oeſterreichs, und hatten, als freie Bürger in Städten und Orten, Fürſten gleich, die Zahl ihrer Unterthanen groß vermehrt.

21.

Die Matze von Wallis gegen Raron. — Die Schlacht bei Arbedo und des Hrn. Zoppo Kunſt.

(Vom Jahr 1419 bis 1426.)

Noch waren jetzt kaum hundert Jahre ſeit der That Wilhelms des Tellen vergangen, und die Städte und Orte der Schweiz, ehemals dienſtbar, hatten ſich nun ſelbſt Andere dienſtbar gemacht, und waren denjenigen furchtbar geworden, vor welchen ſie ſonſt gezittert hatten. Und die Söhne jener alten Helden und Ritter, die vorzeiten auf ihren Burgen von den Felſen her den Städten gedroht hatten, warben nun entweder demüthig um Burgrecht bei ihnen, oder verkauften denſelben ihre Ländereien und zogen auſſer Landes, um nicht unadelichen Bürgern gehorchen zu müſſen.

Da fühlten die Städte und Orte der Eidsgenoſſenſchaft ihre Kraft und wurden kriegeriſch-ſtolz,

und ihre Krieger-Ehre lieſſen ſie nicht ungeſtraft verachten, weder vom Feinde noch vom Freunde. Das ſah man in den Händeln um Wichard von Maron, den Landeshauptmann von Wallis.

Es war nämlich geſchehen, daß die Eidsgenoſſen, als ſie mit den Urnern das Livinenthal erobert, auch das benachbarte Oſſolathal beſetzt und ſchwache Beſatzung daſelbſt gelaſſen hatten. Der Herzog von Mailand, um den Schweizern nicht Oſſola zu laſſen, hatte es dem Herzog von Savoien verkauft. Dieſer ſchickte Kriegsvolk nach Oſſola durch Wallis; der Freiherr von Maron zeigte den Weg durch's Gebirg, und die wenigen Schweizer mußten davonziehen.

Es ſprach der Herr von Maron: „Wäre ich dabei geweſen, kein Schweizer wäre lebendig davon gekommen.“ Solche hochmüthige Rede verdroß die Unterwaldner und Urner; ſie verklagten ihn vergebens bei Bern, wo der Freiherr Bürger war; darum wiegelten ſie die Landleute im Wallis gegen ihn auf. Die Landleute im Wallis hatten ſchon vielerlei Klagen gegen ihn, daß er unbewilligten Bund mit Savoien gemacht; daß er und die Großen im Lande das alte Herkommen vergäßen und Knechtſchaft aufbringen wollten. Die Männer von Brieg ſagten: „Soll Wallis in ſeinen alten Rechten bleiben, muß man den

großen Herren Zaum und Gebiß anlegen; dazu müssen alle Ehrenmänner helfen."

Und es gingen nach uralter Sitte des Landes einige Männer hinaus mit einer großen Keule, worin ein trauriges Menschenantlitz geschnitzelt war, und wanden Ruthen und Dornen herum; dies stellte die unterdrückte Gerechtigkeit vor und ward von den Wallisern die Matze genannt. Die Matze stellten sie auf einen öffentlichen Platz, das Volk lief herzu, und ein kühner Mann trat zur Keule als Matzenmeister und hielt sie. Dann redeten Viele aus dem Volk die Gestalt an und sprachen: „Matze, warum trauerst du? Matze, warum bist du hier?" Sie aber antwortete nicht. Andere fragten: „Matze, wir wollen dir helfen; zeig' an, gegen wen? Fürchtest du den Sillenen? Macht dir der Asperling Pein, oder der Henngarten?" Die Matze stand und schwieg. Als man aber den Landeshauptmann von Raron nannte, verbeugte sie sich tief bejahend. Darauf erhoben sie die Matze, trugen sie durch alle Zehnten des Wallis von Dorf zu Dorf, und es hieß, die Matze wolle zum Landeshauptmann und allem seinem Anhang und zum Bischof von Sitten, seinem Neffen.

Als der Herr von Raron den Aufstand des erbitterten Volks sah, floh er nach Savoien und schrie zum Herzog um Hilfe. Die Landleute leg-

ten aber seine große Burg auf der Höhe ob Siders, und seinen Thurm und des Bischofs Veste ob Leuk in Asche, und belagerten sein starkes Schloß Beauregard auf dem Felsen hoch über Chippis. Alles zerstorten sie ihm, und der Herzog von Savoien fürchtete sich, ihm beizustehen.

So eilte er nach Bern, wo er Bürger war, und flehte um Hilfe und Rettung. Aber die von Wallis wandten sich an Uri und Unterwalden, errichteten als freie Landleute mit ihnen Landrecht zu gegenseitiger Hilfe, und versprachen, ihnen wieder zum Besitz von Ossola zu helfen, welches Thal an Wallis stößt. Sofort zogen die Urner und Unterwaldner über die höchsten Alpen; Schwyz, Luzern und Zürich zogen mit; die Walliser auch, und das ganze Eschenthal oder Ossola ward wieder eingenommen.

Bern aber nahm sich des Freiherrn von Raron bei allen Eidsgenossen an und forderte Recht für denselben. Es ward lange darum gehandelt. Bern wollte einen Zug in's Wallis thun und bot die Eidsgenossen auf. Aber Unterwalden und Uri weigerten sich, auch Luzern. Da drohte fast ein Krieg unter den Eidsgenossen selbst. Solches Unglück zu verhüten, setzten die unparteiischen Orte einen Tag an in Zürich, und nachdem sie für und wider Raron Alles angehört hatten, sprachen sie: „Vor Allem muß Wallis erst den Freiherrn in

ſein geraubtes Eigenthum wieder einſetzen; dann ſoll er dem Lande Recht halten um alle Klagen."

Allein die Parteiführer im Wallis wollten dieſen Spruch nicht, und wiegelten das Volk auf zur Hartnäckigkeit. Sie brachten Leute zuſammen, fielen in's Oberhasli ein und raubten die Schafheerden und führten ſie hinweg, weil auch der Freiherr von Raron vorher mit Oberländern in's Wallis eingedrungen wäre, und übel gehauſet habe. Sofort ſchickte Bern zur Sicherheit ſeiner Päſſe einen Gewalthaufen gegen Wallis. Noch einmal wollten Schwyz und Zürich vermitteln. Die Walliſer aber gaben nicht nach und begehrten lieber Krieg, als Billigkeit.

So zogen denn die Berner, verbunden mit den Bannern von Freiburg, Solothurn, Neuenburg und andern, dreizehntauſend ſtark, durch die höchſten Alpen gegen den Zehnten Gombs, und über das Gebirg Sanetſch gegen Siders in Wallis. Es kam ihnen auch Beiſtand von Schwyz; aber den Walliſern, wegen ihrer Halsſtarrigkeit, keiner von Uri, noch Unterwalden. Viele Dörfer gingen in Flammen auf. Schrecken lief durch das weite Wallis.

Doch ein gemeiner Landmann, Thomas Brantſchen, ermannte ſich und ſeine Mitburger durch herzhaften Sinn und ſprach, als er die plündernden Feinde gegen das Dorf Ulrichen

vordringen sah: „He, wo bleibet Wallis, das alte Heldenland? Haben nicht unsere Väter bei Ulrichen vorzeiten den Herzog von Zähringen blutig auf's Haupt geschlagen? So lasset uns denn noch einmal hier für Vaterland und alte Freiheit kämpfen, oder den ruhmreichen Tod suchen!"

So schrie er und stürzte mit vierhundert tapfern Wallisern in die Tausende der Eidsgenossen aus einem Hinterhalt, da sie sorglos vorbeizogen. Brantschen stritt als ein Held. Vierzig Bernerleichen lagen vor ihm; da starb auch er, der Löwe von Wallis. Und Entsetzen war unter den Bernern. Sie wankten. Da erschien der Zuzug von Schwyz, der zwang die Walliser, in ihre vorige Stellung zurückzukehren. Keiner verfolgte sie. Folgenden Tages zogen die Schweizer aus dem Wallis zurück. Denn auch bei Sitten hatte Wallis gewaltig gegen die Saanenleute gestritten.

Darauf ward abermals über Frieden gehandelt. Nur mühsam liessen sich die Walliser endlich gefallen, dem Freiherrn von Raron seine Herrschaften zurückzuerstatten und für allen erlittenen Schaden nur zehntausend Gulden zu geben; den Bernern aber für Kriegskosten eben so viel; dem Hochstift Sitten viertausend. Das geschah im Jahre 1420, wenige Monden nach der Heldenthat des Thomas Brantschen. Aber der Freiherr von Raron starb fern von seinem Vaterlande.

Auf ewig war der Glanz ſeines Geſchlechts dahin, weil er nicht die Liebe des Volks zu gewinnen verſtanden hatte.

Unterdeſſen hatte der Herzog von Mailand noch gar nicht das Oſſolathal vergeſſen können, und er ward zorniger, wie er bald darauf hörte, daß die Eidsgenoſſen von den Freiherren von Sax, den damaligen Herren von Bellinzona, dieſe Stadt und die ganze Landſchaft vom Livinenthal bis zum Langenſee um zweitauſend vierhundert Gulden erkauft hätten. Heimlich rüſtete er, und überfiel dann mit großer Macht Oſſola und Bellinzona. Alles, ſogar Livinen, mußte ihm Treue ſchworen.

Zu ſpät brachen die Eidsgenoſſen zur Rache auf. Seit Eroberung des Aargaues war ſchon nicht mehr die alte Eintracht bei ihnen. Das hatte ſie verzögert. Zwietracht ſchwächte auch den Ruhm ihres blutig erkauften Sieges, als ſie über den Gotthard gezogen und im Felde von Arbedo, unweit Bellinzona, auf Mailands Macht geſtoßen waren. Vom Morgen bis zum Abend ward da von allen Eidsgenoſſen gegen welſche Kunſt und Verzweiflung geſtritten. Es ſanken viele edle Helden vom Schweizerland, Hans Rot, Landammann von Uri, Heinrich Puntiner, Landfähnrich von Uri, und der greiſe Peter Kolin, Ammann und Bannerherr von Zug. Sterbend fiel

Kolin mit dem Banner vor seiner Schaar. Seiner Söhne einer zog unter des Vaters Leichnam das Banner hervor und hob es blutig über die Schlachthaufen. Auch er ward des Todes Beute; aber nicht das Banner die Beute des Feindes. Johannes Landwing hat es gerettet. Das geschah am 30. Brachmonat 1422.

Traurig um so viele Todte und den schlechten Sieg, und Einer dem Andern Vorwürfe machend, zogen die Eidsgenossen über den Gotthard zurück. Nur Livinen hielten sie besetzt. Jahre lang haderten sie um das, was geschehen müsse, und brauchten halbe Mittel mit halber Luft, und richteten darum nichts gegen Mailand aus.

Solches verdroß den Petermann Ryßig, einen herzhaften Mann vom Lande Schwyz. Der sammelte fünfhundert kühne Leute zu sich, ging mit denselben über den Gotthard, dann rechts ins Ossolathal über die Berge, vertrieb da die mailändischen Besatzungen und hielt fest. Alle Macht von Mailand brach auf gegen das Thal. Aber Petermann Ryßig hielt fest. Nun erst erwachten alle Eidsgenossen, durch die That der wenigen Schwyzerhelden ermuntert, und zogen gen Ossola. Aus Solothurn, Wallis, Toggenburg und Rhätien kamen Hilfsvolker. Darüber gerieth der Herzog von Mailand in große Verzagtheit; aber was er mit Gewalt des Schwertes nicht mehr hoffen

konnte zu erſtreiten, das erwartete er noch von ſeiner Klugheit.

Und er ſprach zu ſeinem Kammerherrn Zoppo: „Gehe mit meinem Geld zu den Eidsgenoſſen und unterhandle mit ihnen.“ Da ging Herr Zoppo, fuchsklug und ehrbar, that gar freundlich mit den Rathsherren und war ſehr freigebig dazu; trennte ſie von einander; bewog erſt Uri, Nidwalden und Luzern, für ſich abgeſondert Frieden zu ſchlieſſen, und gewann durch geheime Verbindungen dann auch die Uebrigen. Und im Jahre 1426 lieſſen die Eidsgenoſſen um einunddreißigtauſend und einige hundert Gulden, und um einige Vortheile und Zollbegünſtigungen für ihre Kaufleute und Krämer, die Oſſolathäler, Bellinzona, ja ſelbſt Lavinen wieder an Mailand fahren. Die Eidsgenoſſen zogen heim. Petermann Roſigs Heldenwerk war eitel geweſen: umſonſt hatte vor Arbedo der edeln Koline Blut die Schlachtfahne roth gefärbt. Wahrlich, den Schweizern iſt nie ein gewaltiges Kriegsheer ſo furchtbar geweſen, als ein Herr Zoppo!

22.

Im hohen Rhätien erstehen der Oberbund, der Gotteshausbund und der Zehngerichtenbund zur Freiheit.

(Vom Jahre 1426 bis 1436.)

Aber in derselben Zeit, da die Eidsgenossen um Geld verkauften, was sie mit dem Blute so vieler Helden erworben hatten, zog ein anderer Geist durch die Thäler der hohen rhätischen Gebirge; das war der Geist der Freiheit, des ewigen Rechts und der Eintracht.

Im hohen Rhätien waren die Leute noch aus alter fränkischer Zeit dem Bischof von Chur, den Aebten von Disentis und Pfäffers und andern geistlichen Herren und zahllosen Grafen, Baronen und Adelichen zinsbar, unterthänig und leibeigen. Die Stadt Chur hatte wohl mancherlei Vorrecht, aber vom Bischof auch mancherlei Plage. Und die armen Leute in den Dorfern litten gar sehr im Kriege, den die vielen großen oder kleinen Herren beständig unter einander führten; und litten eben so sehr im Frieden von der Härte und Grausamkeit ihrer Gebieter. Nicht Uri, Schwyz und Unterwalden hatten je bösere Tirannen gehabt, als Rhätien; aber Rhätien hatte auch seine Tellen.

Als nun Willkühr, Eigennutz, Ungerechtigkeit und Hochmuth der vornehmen Oberherren am höchsten gestiegen waren, da erinnerten sich die armen Leute in Rhätien, daß sie auch Menschen seien, und Gott ihnen, als seinen Kindern, ebenfalls Rechte ertheilt habe, die kein Tirann verletzen dürfe. Und in einzelnen Thälern erwachte, durch einzelner Ehrenmänner Muth, der Muth alles Volkes zur Errettung seines ewigen Rechts.

Im hohen grünen Thale des Engadin, von dessen Gletscherhöhlen der Innstrom hervorbrauset gegen Tirol, war die Burg Gardovall, auf dem Felsen ob dem Dorfe Madulein, das Schrecken des Landes. Der grausame Kastelan von Gardovall sah eines Tages die Schönheit eines Mägdleins aus dem gegenüberliegenden Dorfe Camogask. Und er schickte seine Knechte hinüber, die sollten ihm das Mägdlein noch in derselben Nacht zuführen. Deß erschrack des Mägdleins Vater, der da hieß Adam, und die Tochter verzweifelte fast. Adam aber faßte ein Herz und sprach zu den Knechten: „Saget dem gnädigen Herrn, ich werde ihm mein Kind am Morgen selber ins Schloß bringen!“

Als sie fort waren, lief der Vater zu seinen Nachbarn und Freunden; sein Herz war voller Wuth, sein Auge voller Gluth. Er erzählte den Leuten, was geschehen sei, und rief: „Sind wir

Menschen dieses Herrn Vieh?“ Da kochte Zorn in Aller Brust, und sie schworen in der Nacht zusammen, dem Elende des Thals ein Ende zu machen, oder alle unterzugehen.

Im Frühschein des Morgens führte Adam, der Camogasker, seine schöne Tochter, in Feierkleidern, wie eine Braut geschmückt, nach Gardovall. Einige der Verschwornen folgten, wie im Brautgefolge; andere hatten sich um das Schloß im Hinterhalt versteckt, den Ausgang der Dinge abzuwarten, Alle bewaffnet.

Kaum sah der Kastellan das Mägdlein ankommen, sprang er fröhlich von den Stiegen des Schlosses hernieder, und wollte die Unschuld vor den Augen des Vaters umarmen. Da zuckte Adam von Camogask das Schwert und stieß es durch das geile Herz des Ungeheuers. Er und die Seinigen stürmten in die Burg, erschlugen die Knechte, gaben das Zeichen der Freiheit aus den Fenstern, und der Hinterhalt drang nach. Gardovall ging in Flammen auf. Frei war die Landschaft unter den Innquellen von der Gewaltherrschaft der Zwingherren.

Im weidereichen Thale Schams, das sich zwischen hohen Alpen freundlich aufthut, waren die Herren in den Schlossern Bärenburg und Fardun unmenschliche Bösewichte. Sie thaten mit dem Volke, was ihnen beliebte, auch das

Schändlichste, und das Volk litt und schwieg. Nicht also litt und schwieg der starke Johannes Chaldar. Da man ihm zwei Rosse des Herrn von Fardün in seine Saat trieb, ward er ergrimmt, daß er die Rosse zu Boden schlug. Dafür mußte er in Ketten und Banden dulden, bis ihn die Seinigen mit großen Summen und tausend Thränen wieder erlosen konnten.

Als Chaldar wieder froh bei den Seinigen war, und in seiner Hütte mit ihnen zu Mittag aß, trat der Herr von Fardün herein. Alle begrüßten ihn mit Ehrerbietung; er aber sah stolz auf sie herab und fuckte ihnen in den Brei. Da loderte Chaldars Zorn, wie Wetterflamme: in Nacken und Gurgel des Gewaltherrn krallte sich Chaldars Faust: „Nun friß den Brei, den du gewürzet hast!“ schrie Chaldar und stieß den Kopf des bösen Wichts in die besudelte Speise und würgte ihn. Dann trat er vor die Hütte, rief das Volk auf. Der Sturm erging. In Blut und Flammen stürzten Fardün und Bärenburg zusammen.

Gleichwie in diesen Thälern die Oberherren durch harten Sinn und unbarmherziges, ruchloses Wesen die Freiheit beförderten, so halfen sie in andern Gegenden Rhätiens durch ihre eigene Herrschsucht dazu. Bischof Hartmann von

Chur hatte ewigen Krieg mit dem Adel des Landes. Da er nun viel Schaden litt, und das in vielerlei Dorfern und Thälern oft zwischen Feindesland zerstreut liegende Gebiet seines Gotteshauses nicht aller Orten selbst schützen konnte, gab er den unterthänigen Gotteshausleuten das Recht, zu ihrer eigenen Beschirmung unter sich und mit benachbarten Thälern und Ortschaften Bündnisse zu schliessen. So errichteten (schon im Jahr 1396) die Gotteshausleute der Thäler Domleschg, Avers, Oberhalbstein und Bergun einen Bund mit den Herren von Werdenberg in Schams, Domleschg und Obervaz. Das war der erste Grund des nachherigen Gotteshausbundes.

So thaten auch die Grafen und Herren im rhätischen Oberlande unter sich; und vereint mit dem unter einander verbündeten Landvolke der Thäler, errichteten sie mit ihren Nachbarn, den Glarnern (im Jahre 1400 schon), einen ewigen Schutzvertrag gegen die Anfechtungen des Bischofs von Chur.

Aber in den Bünden der Thalschaften waren allezeit die Rechtsame groß und klein ihrer verschiedenen Herren vorbehalten; und diese Rechtsame wurden viel gemißbraucht. Die Herren kannten kein anderes Gesetz, als ihre Gewalt und ihre Lust. Da war Ungerechtigkeit im Gericht und Unsicherheit auf der Landstraße.

Solchen Leiden ein Ende zu machen, ohne Gewalt und Aufruhr, vereinigten sich im rhätischen Oberlande mehrere rechtschaffene, entschlossene und achtbare Landleute. Allnächtlich kamen sie zusammen zwischen der Abtei Disentis und dem Städtlein Flanz, dem ersten ummauerten Orte am Rhein. Da, in einem Walde beim Dorf Truns, kamen sie zusammen und unterredeten sich; und ihre Beschlüsse theilten sie darauf den redlichsten Männern ihrer Gemeinden im Vertrauen mit.

Dann sandten an einem und demselben Tage alle Gemeinden und Thäler des Oberlandes ihre verständigsten und ehrbarsten Mitbürger an die verschiedenen Oberherren, und baten um Gerechtigkeit und Sicherheit durch einen heiligen und beschwornen Vertrag Aller mit Allen, ohne Verletzung der wirklichen Rechtsame des Vornehmsten und Geringsten.

Die Herren erschracken vor dem Ruf, der plötzlich aus den Wäldern von Truns an sie erscholl; und sie gedachten der Begebenheiten, die sich hundert Jahre zuvor in der schweizerischen Eidsgenossenschaft zugetragen hatten. Der fromme und kluge Abt von Disentis, Herr Peter von Tattinga, sprach zuerst dem gerechten Begehren der Landleute das Wort. Dann folgten auch die Grafen von Werdenberg, von Sax, die Freiherren

von Rhäzüns und Andere, aus Furcht vor der Gewalt ihres eigenen Volks, oder auch aus Furcht vor dem mächtigen Bisthum Chur, um sich gegen dasselbe zu stärken.

Nun traten jene Herren und die Boten der Gemeinden aus dem Oberlande, in ihren bescheidenen grauen Kitteln, vor dem Dorfe Truns, unter freiem Himmel, im Schatten eines Ahornbaumes, zusammen, und schwuren zur heiligen Dreieinigkeit ihren ewigen Bund für Gerechtigkeit und Sicherheit, ohne Verletzung der wahren Rechte des Höchsten und Niedrigsten. Das geschah im Maimonat des Jahres 1424. Und so entstand der obere oder graue Bund. Späterhin ward er durch den Beitritt von den Thälern Misox und Calanca vollendet in seinem Umfang. Bald ging der Name der Graubündner auf alle Rhätier über, obgleich die Gotteshausbündner schon für sich selbst bestanden, und außerdem noch viele Landschaften, gegen Tirol zu, im Gebirg lagen, die weder zum Gotteshaus- noch zum grauen Bund gehörten, sondern zu den weiten Herrschaften des reichen Grafen Friedrich von Toggenburg.

Es begab sich aber bald nachher, daß dieser reiche Graf kinderlos starb, und große Furcht wegen eines Krieges um die Erbschaft entstand. Da traten die Männer aus den Gebieten, Ortschaften und Gerichten zusammen, die dem Hause Toggen-

burg in Rhätien angehörten. Sie kamen von Davos und Klosters, Kastels, Schiersch und Seewis, auch vom Chorherrngericht Schiersch, von Malans, Maienfeld, Belfort, Churwalden, Auffer- und Inner-Schalfik. Die sprachen: „Dieweil wir durch den Tod des Grafen von Toggenburg Freigelassene sind, so lasset uns, gleich den Leuten des Gotteshauses und Oberlandes, in diesen Bergen einen Bund aufrichten, der soll dauern ewiglich; Keinem zu Leid, aber zum Schutz unserer herkömmlichen Rechte; für Beistand in Noth und Tod. Keiner soll einen Andern belangen ausser Landes, noch Bündniß schliessen mit Andern, ohne Willen Aller. Wenn über die Hinterlassenschaft von Toggenburg entschieden ist, wollen wir dem künftigen Erbherrn sein Eigenthum unverletzt geben, aber auch er soll unsern Bund nicht lösen können." — So sprachen sie, und beschworen Alles gar feierlich am Freitag nach Fronleichnamstag, im Jahre 1436. Das ist der Ursprung vom Bund der zehn Gerichte.

Also erwuchs eine neue Eidsgenossenschaft in den drei Bünden des rhätischen Felsenlandes. Und die Rhätier wurden von der Zeit an Bundner geheißen.

23.

Der Streit um die Toggenburger Erbschaft.

(Vom Jahre 1436 bis 1443.)

Ganz andere Wirkungen hatte der Tod des reichen Grafen von Toggenburg bei den Bündnern, ganz andere bei den Schweizern; dort rief er ein herzhaftes Volk zur Freiheit und Eintracht; — hier blies er, durch Habsucht und Ehrgeiz, die Flammen des schmählichen Bürgerkriegs hervor.

Sobald nämlich der reiche Friedrich von Toggenburg im hohen Alter die Augen geschlossen hatte, meldeten sich vielerlei Erben. Sein Gut war groß. Vieles lag jenseits des Rheines; vieles vom Zürichsee längs den Appenzeller Bergen bis Tirol. Dazu gehörte das Toggenburger-Land, die Herrschaft Uznach, die Mark, Windegg im Gaster, das Rheinthal, die Herrschaft Sargans und die zehn Gerichte im Bündnerlande. Noch war sonst davon manches im Thurgau und anderswo gelegen. Es meinte Frau Elisabeth, die Wittwe des Verstorbenen, eine rechtmäßige Erbin zu sein; aber des Mannes entferntere Anverwandten widersprachen ihr und verlangten für sich. Hingegen Zürich, wo der kinderlos verstorbene Graf Land- und Bürgerrecht gehabt, glaubte, wegen dieses Rechts, auch über das Erbe mitreden

zu können; und Schwyz hinwieder eben so, denn der Graf hatte in Schwyz das Landrecht gehabt.

Frau Elisabeth, um stärkern Schirm zu empfangen, schloß sich enger an die Stadt Zurich und gab derselben Uznach, den Uznacherberg und Schmerikon mit Brief und Siegel zum Geschenk. Die Schwyzer hingegen bewogen des Grafen Verwandte, daß sie der Wittwe alle Veräusserungen aus der Erbschaft verböten. Darauf kamen die Unterthanen des Grafen, die da wohnten in Lichtensteig, im Neckerthal, Thurthal, St. Johannserthal, Uznach und am untern Wallensee, und sprachen zu Schwyz: „Gedenket, daß unser verstorbener Herr uns bei seinem Leben noch wohl versorgen wollte, damit wir nach seinem Tode wüßten einen Schirm und Rücken zu haben bei euch. Also nehmet uns in euern Eid und zu euern ewigen Landsleuten auf." Und die Leute der Grafschaft Sargans, welche dem Grafen von Toggenburg nur pfandweise gehört hatten, baten den Herzog Friedrich von Oesterreich, er wolle sie wieder, als seine treuen Angehörigen, einlösen. Das that er. Wie er aber sah, daß sie es nicht redlich meinten, ließ er sie dem Grafen Heinrich von Werdenberg.

Als Zürich hörte, daß die Leute in Uznach und andern Orten zu denen von Schwyz geschworen, ward die Stadt zornig und drohete sehr,

diesmal Uznach ihr eigen Gut wäre. Die Schwyzer aber legten etwas Volks in die Mark und gen Uznach zu ihren neuen Landleuten, um sie vor Gewalt zu schützen; schlugen den Zürchern Recht dar, und nahmen Glarus in die Gemeinherrschaft über die neuen Gebiete auf, um im Nothfall durch Glarus stärker zu sein.

Seitdem die Regierungen in den Städten und Ländern der Schweiz den Aargau erobert und gemeine Vogteien errichtet hatten, waren sie gar hoffärtig geworden; wollten wohl für sich die Freiheit genießen, aber sie keinem Andern geben; wollten lieber Unterthanen, als freie Mitbürger, ihnen an Rechten gleich. So wenig sie den Aargau ehemals zu einem freien Mitstand im eidsgenössischen Bund hatten aufnehmen mögen, so wenig dachten sie für Toggenburg an Besseres. Unterthanen wollten sie.

Darum viel blutige Verwirrung, Hader und Zank. Eine große Tagsatzung zu Luzern versuchte umsonst liebreiche Ausgleichung. Man ging vielmehr erbitterter auseinander, als man gekommen war. Denn an der Spitze von Zürich stand der Bürgermeister Rudolf Stüssi, und an der Spitze von Schwyz der Landammann Ytel Reding von Biberegg. Beide waren ehrgeizige, unternehmende, kluge und beredte Männer; aber sie haßten einander, und jeder sorgte nur für seinen

Kanton, unbekümmert um Frieden und Wohlfahrt gemeiner Eidsgenossenschaft.

Nun ward zum erstenmal gesehen, in welches Verderben und Unglück Selbstsucht und Eigennutz der Kantone führt, wenn diese ihren Vortheil dem Vortheil des ganzen Bundes vorziehen. Man hatte schon den Untergang der alten schönen Eintracht bei der damaligen großen Theurung (im Jahr 1437) erkannt, als langwieriges Regenwetter die Aernten zu Grunde gerichtet hatte. Ein Kanton versperrte schnöderweise dem andern die Zufuhr der Lebensmittel, so daß natürlich bei Allen die Noth desto größer wurde, aber auch der Haß. Schwyz und Zürich bekräueten einander darum mit dem Schwert.

Größeres Unglück zu meiden, thaten die Eidsgenossen einen Spruch zu Bern. Schwyz ließ sich denselben gefallen, aber Zürich keineswegs. Sondern es nannte die Eidsgenossen parteiisch, denn diese hätten Uznach den Schwyzern gelassen, obwohl es von der Gräfin Elisabeth an Zürich verschenkt sei; und von Gaster und Windegg hätten sie kein Wort gesagt, obwohl doch die Schwyzer, vor ausgemachter Sache und selbst gegen Abmahnung der Eidsgenossen, diese Landschaften an sich gezogen hätten.

Bürgermeister Stüssi sprach: „Also muß das Schwert entscheiden!“ Doch sandte er zuvor einen

offenen Brief an die Schwyzer, worin er sie aber nicht mehr Eidsgenossen hieß. Und er schlug ihnen vor, beim römischen König Recht zu nehmen, welcher Haupt sei des deutschen Reichs, zu dem sie beide gehören. Ihm antworteten die Schwyzer: „Das Recht beim König mag gut sein; aber das ist nicht dasjenige Recht, wozu wir als Eidsgenossen unsere ewigen Bunde geschworen haben.“

Darauf rückten die Züricher und Schwyzer mit ihrem Kriegsvolk gegen einander am Etzelberg. Droben lagen die Schwyzer, drunten bei Pfäffikon die Züricher. Stüßi selbst zog gegen die Mark hinauf; aber er fand sie von Glarus und Schwyz so wohl verschanzt und besetzt, daß er unverrichteter Sachen umkehren mußte. Auf dem Etzelberg kamen zu Itel Reding Boten von Uri und Unterwalden. Und sie baten bei Gott und Vaterland, noch einen Versuch zur Güte zu thun, damit nicht das Unerhörte erlebt würde, daß eidsgenössisches Blut durch eidsgenössische Hand vergossen würde. — Doch in dem Augenblick floß schon Blut. Denn ein Haufe Züricher hatte sich vorgewagt und war unter den Vorwachten der Schwyzer gewesen. Viele wurden verwundet, eilf Züricher getödtet, die Andern flohen.

Es gelang noch einmal den Eidsgenossen, daß Waffenstillstand wurde, und neues Unterhandeln. Weil aber Zürich beharrte, lieber bei dem römi-

schen König, als bei den Eidsgenossen Recht zu nehmen, ward nichts beendet. Nun waren alle Eidsgenossen zornig gegen Zürich. Zürich rüstete, und Stüssi zog mit mehr denn sechstausend Mann gegen den Etzelberg, wo droben Schwyz und Glarus kampffertig standen, zu denen auch Kriegsvolk aus Uri und Unterwalden stieß.

Da geschah es wunderbar in einer Nacht, daß über die Züricher, welche bei Pfäffikon lagen, plötzlich große Furcht kam, man wußte nicht woher. Und alle flohen in der Nacht mit Entsetzen auf zweiundfünfzig Schiffen über den See zurück nach Zürich. Die Kriegsvölker oben auf dem Etzel stiegen nun herab und verheerten und besetzten das Land am See, und mahnten alle Eidsgenossen, gegen Zürich zu ziehen.

Das brachte die Stadt in Angst und Verwirrung, da sie sich von aller Hilfe verlassen sah, und sie unterhandelte von Neuem und ließ sich den Rechtsspruch der Eidsgenossen gefallen. Nun mußte Zürich nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung an Schwyz und Glarus, Land und Leute zu Pfäffikon, Wollrau, Hurden und andere Orte, Höfe und Rechte abtreten. Also machte ein Kanton Eroberungen von dem andern. Das geschah in demselben Jahr (1440), da Schwyz auf ehrenhaftere Weise durch Kauf von den wohlbegüterten

Herren von Moos das Dorf Merlischachen am Waldstättersee erwarb, und Uri Anlaß gewann, das verlorne Livinerthal wieder zu bekommen. Es war nämlich geschehen, daß einigen Urnern sowohl zu Airolo, als Bellinzona, vertragsmäßige Gerechtigkeit versagt worden war. Darüber ergrimmt, gingen die Urner Banner, wie sie vom Ezelberg wieder zurückkamen, stracks über den Gotthard und besetzten Livinen und Bellinzona ohne Widerstand. Der alte Herzog von Mailand, nicht zum Kriege gerüstet, mußte den Frieden theuer wieder kaufen und ließ dafür Livinen an Uri fahren.

Unterdessen war Herzog Friedrich von Oesterreich, ein Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, Kaiser geworden. Der hatte offentlich gesagt, er gedenke noch den Schweizern alles Gut seiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Er ließ auch die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforschen.

Solches vernahm der Bürgermeister Stüßi und der Rath von Zürich mit Vergnügen, denn sie waren voller Zorn über die Eidsgenossen. Zürich, der Vorort des Schweizerbundes, hätte er seiner eigenen Kränkung großmüthig vergessen, hätte er jetzt gegen Oesterreichs gefährliche Anschläge mit edelm Muthe warnen können: in wie ehrwürdiger Majestät wäre seine Tugend den nachkommenden Geschlechtern erschienen und allen Eidsgenossen

damals! — Aber Zürich kannte nur die Rache, fühlte nur seine Wunden; ging dem Kaiser nach; schloß heimlich bösen Bund mit ihm und vergaß die Eidsgenossen. Es mangelten große Seelen. Das schnode Werk ward im Jahr 1442 vollbracht.

Wie es ruchbar wurde, schrien die Eidsgenossen alle gegen den Vorort: er habe den ewigen Bund verletzt. Und sie ritten auf Tagen zusammen und mahnten Zürich, vom österreichischen Bündniß loszulassen. Viel ward darüber eitel hin und her geredet. Zürich jedoch ließ nun nicht vom Kaiser. Dieser schickte seinen Hauptmann, den Thüring von Hallwyl, in die Stadt, die in dessen Hand feierlich den Reichseid schwor, des Kaisers Nutzen zu fordern und dessen Schaden zu wenden. Auf des Hauptmanns Verlangen legten die Züricher auch die weißen Kreuze ab, das Unterscheidungszeichen der Eidsgenossen in allen bisherigen Kriegen, und hefteten dagegen die rothen Kreuze, wie die Oesterreicher trugen, auf ihre Röcke. Andere steckten den kaiserlichen Adler auf und die österreichische Pfauenfeder.

Das schmerzte die Eidsgenossen bitterlich, das trieb den Grimm in die Brust alles Volks. Nun gab es Fluch und Mißhandlung, Todschlag und Mordbrand her und hin. Endlich brach der Krieg sämmtlicher Eidsgenossen gegen Zürich los.

24.

Der Krieg aller Eidsgenossen gegen Zürich. Der Heldentod bei St. Jakob. Der Friede.

(Vom Jahr 1443 bis 1450.)

Doch Zürich fürchtete sich keineswegs, als die Eidsgenossen den Krieg ansagten; denn es hoffte auf des Kaisers mächtige Hilfe. Auch waren schon durch Oesterreichs Aufgebot, nebst Thüring von Hallwyl, gar viele andere Ritter und Kriegsknechte, selbst Wilhelm Markgraf von Baden, der Stadt mit Beistand zugeeilt. Man zählte der Oesterreicher über fünftausend.

Nun hob der Kampf der Schweizer gegen Schweizer an. Bei Pfäffikon und Freienbach am Zürichsee stritten die Schwyzer glückhaft gegen der Zürcher doppelt stärkere Zahl; nicht minder Luzern, Uri und Unterwalden auf der Höhe des Hirzel gegen die Zürcher in den hohen Schanzen auf dem Berge. Die Bollwerke wurden erstürmt und gebrochen; das kostete viel edles Blut. Ich mag die Dörfer nicht zählen, die am See, und im Zuger- und Schwyzergebiet, und in den freien Aemtern mordbrennerisch in Asche gelegt wurden. Menschenblut färbte alltäglich die Erde und allnächtlich die Feuerflamme den Himmel. Vergebens wehrte sich tapfer die muthige Stadt Bremgar-

ten, weil sie den Theil der Herrschaft, welchen Zürich über sie gehabt, nicht fahren lassen wollte. Bremgartens Schicksal erschreckte Baden, welches lieber unparteisam geblieben wäre. Es öffnete den Eidsgenossen die Pforten. Weder der Thurm von Rümlang, noch die festen Burgen von Grüningen und Regensberg konnten der Wuth der Eidsgenossen widerstehen.

Endlich zogen diese, Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, bei fünftausend stark über den Albis; Ytel Reding mit ihnen, gegen die Stadt Zürich selbst. Und die Bürger und Oesterreicher, zu Fuß und zu Pferd, stürzten den Kommenden wüthend entgegen, mit ihnen Bürgermeister Stüßi; Alles vor, über den Sihlstrom. Auf den Wiesen, zwischen dem Dorfe Wiedikon und der alterthümlichen Kapelle St. Jakob, stießen die schlachtlustigen Haufen gegen einander, Tausende gegen Tausende, am 22. Heumonds 1443. Es ward ein erschreckliches Geheul und Morden. Entsetzen kam über die Züricher, welche ohne Ordnung stritten, wie sie ohne Ordnung ausgezogen waren. Nun flohen sie verwirrt über die Sihlbrücke. Da stellte sich Bürgermeister Stüßi, ehrwürdig durch sein graues Haar und durch seinen Heldenmuth, mitten auf die Brücke und schwang die breite Streitaxt und rief: „Haltet, Bürger, haltet!“ — Aber Einer von Zürich schrie ihn an:

„Daß dich Gott's Wunden schänd'; dies Wesen haben wir allein von dir!“ und durchrannte ihn mit dem Spieß. Da fiel der Bürgermeister in seiner Rüstung praſſelnd nieder. Ueber seinen Leichnam setzten Feind und Freund hinweg, der Vorstadt zu. Die Pforten der innern Stadt verrammelten die Bürger; draussen ward geplündert von den Siegern. Dieselben zerhieben des Stüßi Leichnam, zerrissen sein Herz mit Zähnen, salbeten mit dem Fett seines Bauches Schuh und Stiefel und warfen die Stücke des Leichnams in die Sihl. Ringsum brannten Häuser und Dörfer. Die Flammen mußten leuchten, während die Sieger auf den Leibern erschlagener Feinde saßen und mit einander zechten.

Dann rückten die Eidsgenossen belagernd vor Rapperswyl, wo in der Burg die Oesterreicher lagen, die Berner eben so vor Lauffenburg. Beide Orte aber hielten fest. Hingegen die Burg von Greifensee, als sie berannt ward, mußte fallen. Sechsundzwanzig Tage lang hatte sie Hans von der Breitenlandenberg, den man den Wildhans hieß, mit wenigen Leuten heldenmüthig behauptet. Das kostete dem Itel Reding und seinen Eidsgenossen viel. Darum waren diese so erbittert, daß sie den Tod des Wildhans und seiner Helden begehrten, als sich dieselben auf Gnade und Ungnade ergeben hatten. „Alle, Alle,“ schrie das wilde Kriegsvolk,

„müssen sterben, und die Greifenseer dazu!“ — Hauptmann Holzach von Menzingen am Zugerberg schrie: „Eidsgenossen, fürchtet Gott! Schonet unschuldiges Blut! Befleckt die Ehre der Eidsgenossen nicht!“ — Aber Ihr! Reding, der Landammann, rief: „Dieser Mensch denkt österreichisch! Sie müssen sterben, durchaus, Alle bis auf die Greifenseer.“ Da brüllten ihm die blutgierigen Haufen Beifall. Umsonst flehten Greise, Männer, Väter, Mütter, jammernd um Gnade. Reding winkte. Der Kreis ward geschlossen. Der Scharfrichter von Bern trat herein mit dem Schwert. Muthvoll starb der Wildhans. Nach ihm fiel mehrerer Andern Haupt. Der Scharfrichter hielt inne und sah nach dem Ital Reding, als flehe er um Gnade für die Uebrigen. Da fuhr ihn Reding ergrimmt an und sprach: „Buz und Bentz mit einander! Thuſt du deines Amtes nicht: so soll's ein Anderer an dir selbſt verrichten!“ Nun fielen die Häupter des Felix Ott, des Hans Escher von Zürich und der Uebrigen. Als der Fünfzigste sank, war es schon Nacht. Da ließ Reding Fackeln von brennendem Stroh bringen und leuchten. Als der Sechszigste starb, ging Reding von der schaudernden Menge hinweg.

Nach diesem traten die Eidsgenossen mit zwanzigtausend Mann abermals vor Zürich und bela-

gerten sechszig Tage lang die Stadt (im Sommer 1444). Mannhaft wehrten sich die Züricher. Ihrer anfangs sechszehn, welche sich die Bocke hießen, hatten eine Kriegsgesellschaft zusammengeschworen, und stifteten den Eidsgenossen viel Uebels auf Streifzügen.

Auch der österreichische Adel im Aargau blieb für Zürich nicht müßig. Thomas von Falkenstein, Landgraf im Buchsgau und Sisgau, um den Bernern zu schaden, schickte zwei seiner Leute, die sollten die Stadt Aarau nächtlicherweile anzünden. Als dies mißlang, ritt er mit den Herren von Baldegg durch die Stadt Brugg und sagte: „Wir kommen aus dem Lager vor Zürich und reiten nach Basel, dort den Herren Bischof zu holen, um Frieden schließen zu helfen.“ — In der zweiten Nacht darauf pochte er wieder ans Stadtthor und rief: „Wir bringen Friede. Hier ist der Herr von Basel. Thut auf!“ und ließ zwei Knechte in der Farbe von Basel neben sich sehen. Als nun der betrogene Wächter die Stadtpforte öffnete, drang der Falkenstein mit vierhundert Reitern herein, plünderte die Stadt, und ließ den Schultheiß Effinger, die Rathsherren und vornehmsten Burger fangen und zusammensperren. In der Frühe des folgenden Tages wollte er sie alle enthaupten lassen. Doch schon war Geschrei von der That durch's Land gedrungen. Die Bauern erho-

ben sich rings. Falkenstein ließ die Stadt anzünden, die Gefangenen fortführen. Unweit Brugg im Eichwalde sollten sie enthauptet werden. Als aber Hans von Rechberg, einer seiner Frevelgehilfen, für ihr Leben bat, wurden die Gefangenen nach Laufenburg gebracht und heimlich im Thurm auf dem Felsen am Strom verwahrt, daß Niemand wußte, wo sie waren. Aber Bürgi Küffer ließ sich vom Thurm an einem Seil von Bettgewand herab, sprang in den Strudel des Rheinstroms, entkam und entdeckte Alles. Da lösten die Frauen zu Brugg ihre Männer mit schwerem Geld aus des Feindes Gewalt. — Rächend zerstörten die Solothurner und Berner des Falkensteiners Schloß Gösgen, und Farnsburg berannten sie nebst andern.

Unterdessen war Zürich belagert, in Noth. Der Kaiser, in anderweitigem Krieg, konnte nicht helfen. Er rief den König von Frankreich um Hilfe gegen die Schweizer. Der König von Frankreich hatte zu dieser Zeit das Land voll zuchtlosen Kriegsgesindels; darunter waren viel Engländer und Andere, welche unter Anführung des Grafen von Armagnac gegen ihn gestritten hatten, bis sie besiegt waren. Die ließ der König alle sammeln, gab ihnen Feldherren, und unter Anführung seines eigenen Thronerben, des Dauphins Ludwig, schickte er dreißigtausend Armagnaken gegen die

Eidsgenossen zur Hilfe von Zürich. Die kamen und zogen auf Basel zu, als die Solothurner, mit denen auch Berner, Luzerner und Basler waren, noch belagernd vor der hohen Veste Farnsburg standen. Diese sandten alsbald Eilboten in's Lager von Zürich, Hilfe zu begehren, denn der Armagnaken wären gar viel. — „Sinds doch nur arme Gecken!“ sagten die vor Zürich, und schickten einsweilen nur sechshundert Mann zur Verstärkung nach Farnsburg.

Wie man nun hier vernahm, der welsche Feind liege schon unweit Basel auf den Feldern bei Münchenstein, zogen neunhundert von denen, die vor Farnsburg standen, und die sechshundert Neuangekommenen dahin. Am 26. August des Jahres 1444 in der Morgenfrühe fanden sie vor dem Dorfe Prattelen viele Tausend Armagnaken; die trieben sie im mörderischen Kampf in die Schanzen bei Muttenz zurück, und aus den Schanzen in den Strom der nahen Birs.

Von den Thürmen ihrer Stadt sahen die Bürger von Basel die kleine Schweizerschaar dem übermächtigen Feind entgegenrücken. Dreitausend Basler rückten aus, die Schweizer an sich zu ziehen und in die Stadt aufzunehmen; doch konnten sie nicht dazu gelangen. Die Eidsgenossen durchschwammen die Birs, kamen zum jenseitigen Ufer, wo das Geschütz umsonst gegen sie donnerte, und

die ganze Macht des Feindes stand. Sie drangen, gleich Würgengeln, in die unzähligen Schaaren ein. Zwar sie wurden getrennt, aber fochten fort, fünfhundert auf einer freien Au, die übrigen hinter der Gartenmauer des Siechenhauses bei St. Jakob. Grimmig, wie Löwen, kämpften die auf der Au, bis Mann an Mann über den Leichen zahlloser Feinde Leichen wurden; grimmig, wie Löwen, kämpften die hinter der Mauer; dreimal schlugen sie den Sturm zurück; zweimal machten sie selbst den Ausfall: die Mauer stürzte, Siechenhaus und Kapelle brannten. Alle Eidsgenossen starben hier heldenhaft. Neunundneunzig wurden in den Kellergewölben erstickt gefunden. Aber der Feinde lagen mit ihren Rossen von Prattelen bis St. Jakob Tausende neben Tausenden.

Als am Ende der zehnstündigen Schlacht Ritter Burkhard Münch, Herr zu Auenstein und Landskrone, der Eidsgenossen Feind, mit andern Rittern über das Wahlfeld ritt und über die Leichen der Schweizer, sprach er fröhlich: „Nun bab' ich in Rosen!" Da rief unter den Todten, sich aufrichtend, Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß diese Rose!" und zerschmetterte mit einem Steine tödtlich des Burkhards Stirn.

Anderthalbtausend Eidsgenossen waren bei St. Jakob mit unsterblicher Ehre gefallen. Nur zehn Männer von ihnen retteten das Leben durch Flucht.

Die sind im ganzen Schweizerland verschmäht und verstoßen worden, weil sie mit den Helden nicht den schönen Ruhm und den schönen Tod getheilt hatten, wie Schweizer sollen.

Da stand Ludwig, der Dauphin, auf dem Felde der Leichen still und wagte nicht weiter zu gehen. Denn er hörte, die Eidsgenossen hätten die Mauern Zürichs verlassen, ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden. „Auf Ehre, ein härteres Volk ist nie gefunden!“ schrie er: „Ich will sie nicht weiter versuchen!“ — Und er schloß voll Ehrfurcht vor so großer Tapferkeit mit ihnen zu Ensisheim einen Frieden.

Aber der innere Krieg gegen Zürich, Oesterreich und dessen Adel dauerte fort. Basel stand nun herzhaft und offen ebenfalls zu den Eidsgenossen, half im Kampf und vertrieb aus der eigenen Stadt alle Adeliche, welche den Armagnaken Rath und Hilfe geleistet hatten. Es zog darauf mit Bernern und Solothurnern nach Rheinfelden. Die Stadt dachte eidsgenössisch, aber in der Burg auf dem Stein im Rhein lagen noch Hans von Falkenstein, Hallwyl und viele Edle mit den Oesterreichern. Jene entwichen des Nachts; die Burg ward gebrochen. — Auch Rapperswyl litt neue Belagerung; die Stadt war sehr fest. Hans von Rechberg und die Zuricher halfen ihr stark. Doch bei Wollrau mur-

den diese von den Schwyzern und Luzernern aufs Haupt geschlagen in heller Winternacht (16. Dezember 1445). Blutiger noch war folgendes Jahres (6. März 1446) die Niederlage der Oesterreicher, als sie, Hans Rechberg der Kriegsheld mit ihnen, sechstausend Mann stark, bei Ragaz in's Schweizerland einbrechen wollten. Eilfhundert Eidsgenossen aus allen Kantonen erfochten den entscheidenden Sieg, der den Frieden herbeiführte.

Der Kaiser, in viel andere Händel verwickelt, hasste diesen Krieg, bei dem er keinen Ruhm erwarb. Zürich und die Eidsgenossen, seit Stüssi gefallen auch Itel Reding gestorben war, näherten sich einander wieder von selbst. Zwar ward noch hin und her gesengt und gebrennt, aber doch fleissig unterhandelt, bis endlich am 13. Heumonds 1450 durch den Schultheiss von Bern, Heinrich von Bubenberg, der schiedsrichterliche Spruch geschah: „Zürich soll dem Bunde mit Oesterreich entsagen und sein ihm von den Eidsgenossen entrissenes Gebiet wieder empfahn, mit Ausnahme des früher eingebüssten Landstrichs am obern See." — Toggenburg aber überliessen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen, dem Freiherrn von Raron, der es nachher an den Abt von St. Gallen (1469) verkauft hat.

25.

Rheinfelden wird verwüstet; Freiburg savoiisch; der Thurgau zur gemeineidsgenössischen Vogtei.

(Vom Jahre 1450 bis 1468.)

Wie die Eidsgenossen noch über den Frieden unterhandelten, begab sich eine unerhörte Gräuelthat. Die schweizerischgesinnte Reichsstadt Rheinfelden, einst an Oesterreich verpfändet, dann wieder an's Reich gebracht, stand unter Basels, Berns und Solothurns Obwacht. Jeder dieser Orte hatte zum Zeugniß dessen nur einen Wachthabenden in der Stadt. Man besorgte nichts Arges. Allein Ritter Wilhelm von Grunenberg, dem zu Gunsten Oesterreich sein Pfandrecht von der zerstorten Burg auf die Stadt übergetragen hatte, wäre gern im Besitz der Stadt gewesen. Er beredete den Hans von Rechberg, sie ihm durch List zu erobern. Auch Thomas von Falkenstein, der Mordbrenner von Aarau, der Urheber der Brugger Mordnacht, war sogleich bereit, ebenfalls Hilfe zu leisten.

Eines Morgens (im Wintermonat 1448) unter dem Gottesdienst landete zu Rheinfelden ein mit Holz beladenes Schiff, das den Rhein herabkam, vor der Stadt; darauf waren einige Män-

ner in langen grauen Röcken, sagten: sie kämen von der gnadenreichen Mutter Gottes von Einsiedeln als Pilgrime; wollten hier zu Mittag fressen. Wie sie aber unterm Thor standen, warfen sie plötzlich die Rocke ab, standen im Panzer da, hieben Wächter und Zollner nieder; hundert und zwanzig Bewaffnete sprangen unter dem Holze des Schiffes hervor, mordend in die Stadt hinein; von der Landseite, durch's aufgerissene Thor, kam Grünenberg dahergesprengt mit Sechshunderten, die im Hinterhalt gelauert hatten. Was sie in den Gassen fanden, stachen sie nieder; die Häuser plünderten sie aus, schändeten mit allen Gräueln; trieben Männer, Weiber, Kinder fort, die zogen arm und elend nach Basel, wo sie im Spital und in den Herbergen mitleidiges Obdach fanden.

Doch die Baseler thaten noch mehr. Sie rückten mit starken Rächerschaaren aus ihren Thoren, schlugen den Rechberg und Falkenstein bei Hesingen aufs Haupt und brannten dem adelichen Raubgesindel viele Burgen aus. Als aber bald darauf, durch den Friedensschluß, Rheinfelden wieder an das Haus Oesterreich zurückgegeben ward und die Adelichen aus dieser Stadt gehen mußten, nahmen dieselben Räuber alles Hausgeräth mit sich, zerschlugen Fenster, Thüren, Oefen, und liessen die oden Gemauer zurück.

Ein großer Theil des Schweizerlandes war

durch den langen Krieg verwüstet. In den Städten lagen Gewerb und Handel nieder; in den Dörfern der Landbau vernachlässigt. Den Zürichern hatte der eitle Kampf eine Million und siebenzigtausend Gulden gekostet. Sie trieben ihr Geld ein, wo sie ausstehendes hatten. Da Kaiser Siegmund ihnen die Grafschaft Kyburg verpfändet hatte und sie nicht einlosen konnte, gab Oesterreich ihnen, gegen Erlassung der Schuldsumme, die Grafschaft eigenthümlich.

Zwischen Bern und Freiburg war bitterer Haß aus der Kriegszeit geblieben, denn Freiburg hatte sich allezeit österreichisch gegen Bern und die Eidsgenossen bewiesen. Freiburg, nachdem es von den Herzogen von Zähringen, ihren Erbauern, an die Erben von Kyburg gekommen, war durch diese an das Haus Oesterreich verkauft worden. Darum hatte es gern zu Oesterreich gehalten. Und darum half Bern dem Herzog von Savoien, als dieser mit der Stadt in mancherlei Zerwürfniß gerieth und sie bekriegte.

Nach wiederhergestelltem Frieden gab Oesterreich den Freiburgern aber schlechten Lohn der Treue, behandelte sie hart, entsetzte eigenmächtig ihre Schultheißen und Räthe, zahlte empfangene Vorschüsse nicht zurück, und machte den Marschall Thüring von Hallwyl zum Hauptmann der Stadt, der da unmäßige Gewalt übte. Das ent-

fremdete der Bürger Herz. Nun wurden Verschworungen und Unruhen rege; nun sann das Volk, Oesterreichs Joch abzuschütteln. Deß freute sich Bern, die Umstände zu benutzen, und aus seiner Nachbarschaft Oesterreichs immer furchtbaren Einfluß zu entfernen. Nun kam auch der Herzog von Savoien, und begehrte von der erschöpften Stadt zweihunderttausend Gulden, die sie ihm schuldig war. So übel standen die Sachen, daß Oesterreich selbst wohl einsah, es könne Freiburg nicht länger behaupten, und es unterhandelte daher mit Savoien und ward bald einig mit ihm. Darauf gab Oesterreich dem Marschall von Hallwyl Befehl, Freiburg zu verlassen. Das verdroß den Hallwyl. Er sagte: Herzog Albrecht werde selbst in die Stadt kommen; man solle feierlichen Empfang bereiten, zu ihm alles Silbergeschirr der Bürger schicken, damit er den Herzog zierlich bewirthen könne. Als er aber das Silbergeschirr in Händen hatte, packte er es ein und schickte es heimlich fort. Dann stellte er sich, dem Herzog entgegen zu reiten. Der Schultheiß und viele Rathsherren begleiteten ihn und seine Ritter. Aber eine Stunde vor der Stadt wandte er sich um, gab dem Schultheiß eine Urkunde, worin Herzog Albrecht seinem Recht über die Stadt entsagte, setzte hinzu: „Euer Silbergeschirr ist der Preis eurer Freiheit. Gehabt euch wohl!“ —

Fort sprengte Hallwyl, und die Freiburger ritten verwundert heim.

Nun neue Verwirrung und Unruhe. Das Landvolk war gegen die Stadt. Die Stadt hinwieder fürchtete unter Berns Herrschaft zu fallen. Der Herzog von Savoien verlangte ungestüm von den Bürgern die Zahlung seiner Schuldforderung. Da gerieth der Rath von Freiburg in große Noth, und er begab sich in die Oberherrschaft und den Schutz des Herzogs von Savoien. Am 10. Brachmonat 1452 ward in St. Nikolaus Hauptkirche von Schultheiß, Rath, Sechszig, den Vennern, den Zweihundert und ganzer Gemeinde der Stadt und Landschaft zum Herzog von Savoien geschworen, welcher hinwieder der Stadt und Landschaft uralte Rechte bestätigte.

Unterdessen war im übrigen Schweizerlande auch nach geschlossenem Frieden wenig Ruhe. Das ewige Kriegen hatte das Herz der Leute gar sehr verwildert. Der gemeine Mann wollte lieber fechten und Beute machen, als das Feld bauen, oder die Heerden hüten oder Gewerb treiben. War's im Lande still, zog er in's Ausland, dem Schall der Trommeln nach. Da kam Einer und warb für deutschen, ein Anderer kam und warb für welschen Krieg. Die Herren aber und Obrigkeiten dachten immer auf neue Erwerbungen, wollten sich Ruhm und Geld und Namen bei den Fürsten

machen, weil sie sich selbst Fürsten ihrer Unterthanen zu sein dünkten.

Als dies der König von Frankreich sah, that er gar freundlich mit den Eidsgenossen, schloß mit ihnen nachbarlichen Bund (1453), und manche Hundert tapfere Schweizer zogen zu seinen Kriegshändeln. Also that auch der Herzog von Mailand, der den Urnern das Livinenthal auf ewig abtrat, und mit den Eidsgenossen über Durchpaß, Handelsfreiheit, Zolle und gutes Recht einen Vertrag oder ein Kapitulat (1467) schloß. Das waren die ersten Bündnisse der Eidsgenossen mit diesen Nachbarn, auf deren Feldern sie nachher um Lohn so viel theures Blut vergießen sollten.

Noch aber fehlte es nicht an andern Händeln. Die findet man immer mit Recht und Unrecht. Als die Stadt Straßburg den Zürichern klagte, wie der Raubgraf von Thengen die Straßburger Kaufleute plündere, waren die Banner von Zürich schnell auf zur Rache für ihre Freunde. Die Burgen der Räuber fielen. Zürich nahm Eglisau und Rheinau ein, und behielt als Ersatz seiner Kosten Eglisau und das Kloster zu Rheinau im schweizerischen Schutz (im Jahr 1457). Straßburg lud Zürichs rüstige, tapfere Jugend dafür zur Feier des Sieges- und Freundschaftsfestes ein. Die Jünglinge fuhren zu Schiff die Limmath, Aar und den Rhein hinab gen Straßburg. Früh-

morgens fuhren sie ab; mit sich nahmen sie den eben gekochten Hirsbrei und die noch heißen Brodlein, alles wohl eingewickelt. Und Abends in Straßburg landend brachten sie Alles noch warm zum fröhlichen Gastmahl mit, zu zeigen, wie gar schnell Freunde bei Freunden sein konnen.

Uebeln Ausgang hatte ein Jahr hernach ein Schützenfest zu Konstanz. Da weigerte sich ein Konstanzer Herr, von einem Luzerner einen Berner-Plappart (20 Plappart machten einen Gulden) anzunehmen, und nannte die Münze der Schweizer verächtlich einen Kuh-Plappart. Erzürnt verließen alle Schweizer das Fest. Bald kamen sie furchtbar wieder aus allen Orten, bei viertausend Eidsgenossen, und verwüsteten die konstanzerischen Güter im Thurgau. Mit großen Summen mußte Konstanz Frieden kaufen. Das hieß der Plappartkrieg.

Wie die Eidsgenossen von Konstanz nach Haus zogen, baten unterwegs dreihundert Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden die Stadt Rapperswyl um Durchpaß und Nachtherberge. Man nahm die müden Männer freundlich auf. Denn die Bürger von Rapperswyl, wie treu sie auch den Herren von Oesterreich gedient, hatten doch von denselben immer viel Mißhandlung ausstehen müssen. Darum waren die Bürger von Rapperswyl den Eidsgenossen gar hold geworden, bewir-

kteten sie gastlich, und in derselben Nacht schlossen Rapperswyler und Eidsgenossen ewige Freundschaft, und unbekümmert um Oesterreich trat Rapperswyl mit den drei Waldstätten (1458), später auch mit Glarus (1464), in Schirmbund.

Als dies der Erzherzog Siegmund hörte, hätte er wohl Ursache zum Zorn gehabt. Aber er ward bald in andere Händel vergarnt, welche weit schlimmer waren, und die liessen ihm keine Zeit wider die Eidsgenossen. Ja, der Papst zu Rom selbst haderte mit dem Herzoge um Vielerlei, that denselben in den Bann, und bot die Schweizer auf, sich des noch in Helvetien übrigen oesterreichischen Gutes zu bemächtigen. Diese, welche wohl wußten, daß nicht nur der Papst, sondern auch der Kaiser wider den Erzherzog sei, standen, Bern ausgenommen, mit ihren Schlachthaufen bald bereit und überzogen den Thurgau, welcher zu den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, mit Vorbehalt seiner Rechtsame und Gerichtsverfassungen, schwören mußte. Dieffenhofen vertheidigte sich umsonst für Oesterreich tapfer. Alles Landvolk war für die Schweizer. Von der Zeit an blieben die Eidsgenossen (Appenzell und Bern ausgenommen) in den Rechten Oesterreichs über Thurgau fest. Bern und Schafhausen empfingen Theil an der Schutzgerechtigkeit über Dieffenhofen. Der Erzherzog, da er Alles hier verloren sah,

verkaufte auch noch die Stadt Winterthur den Zürichern. So ward der weite, schöne Thurgau im Jahre 1460 Schweizergut.

Um dieselbe Zeit litt Mühlhausen, eine wackere Reichsstadt im Elsaß, große Noth von dem fehdseligen, räuberischen Adel umher, und konnte fast nicht mehr widerstehen. Ein Müllermeister hatte seinem Knechte sechs Plapparte vom Lohn abgezogen; der Knecht hatte sich an einen Edelmann um Beistand gewandt; der Edelmann hub Zank mit der Stadt an. Daraus ward Fehde und Krieg. Nun rief Mühlhausen zu den Eidsgenossen um Hilfe. Diese, der Stadt wohlgewogen, zeigten Ernst und Nachdruck für sie. Der Adel aber zog den Herzog Siegmund von Oesterreich für sich ins Spiel. So wüthete bald die Kriegsflamme, nach langen vergeblichen Unterhandlungen, von Neuem, von Schafhausen bis Waldshut und Mühlhausen. Viele Schlösser und Dörfer wurden dort öde, viele Menschen erschlagen. Die Eidsgenossen, überall sieghaft, belagerten zuletzt Waldshut. Bern wollte diese Stadt mit Sturm nehmen und zur Vorfestung der Eidsgenossen gegen Deutschland machen. Nicht also groß dachten die Uebrigen. Ungern schwieg Bern, als es sah, wie die Miteidsgenossen Friedensvermittlung annahmen, gegen Entschädigung ihrer gehabten Kriegskosten. Der Friede zu Waldshut ward

geschlossen, wodurch Mühlhausen und Schafhausen gegen den Adel und Oesterreich sichergestellt wurden. Das geschah im Jahre 1468, in welchem Herzog Siegmund auch den Eidsgenossen feierlich seine Rechte auf Thurgau abgetreten hat.

26.

Verein der drei Bünde in Rhätien. Zwietracht in Bern. Anfang des burgundischen Krieges.

(Vom Jahre 1469 bis 1476.)

An allen jenen Kriegen und Unruhen, welche selbst um eines Plapparts willen die Schweiz erfüllten, haben die Bündner im hohen Rhätien keinen Antheil genommen. Diese lebten damals in der ersten und unschuldigen Liebe der Freiheit und des ewigen Rechts, das allen Menschen gehört. Sie waren noch, wie die ersten Eidsgenossen, welche nicht das edle Kleinod der Freiheit für sich wollten, sondern es auch Andern gönnten; nur ihre Unabhängigkeit von Gewalt und Willkühr großer Herren und Fürsten begehrten, aber keine Unterthanen und Leibeigene zu erkaufen oder zu erobern verlangten, die von ihnen abhängig sein sollten. Um theures Geld machten sich viele Thä-

ler im Oberbunde und im Gotteshausbunde, auch im Zehngerichtenbunde, von der Zinsbarkeit ihrer alten Oberherren los; sie thaten es nirgends mit Gewalt und Aufruhr. Aber wenn die großen Herren gewissenlos den freieren Landleuten und deren wohlerworbenem Recht das abgeschüttelte Joch wieder auflegen wollten: dann stunde das Volk mit den Waffen in der Faust und mit Löwengrimm in der Brust gegen die Feinde seines Rechts und Glücks, und siegte, gleich den ersten Eidsgenossen. Es liegen viel stolze Herren im Schamserthal (1450) erschlagen und begraben, die einen schwarzen Bund gegen die Enkel Johanns des Chaldars geschworen hatten.

Um wider alle Anfechtungen ihrer Widersacher recht stark zu sein, und in ihrem Innern recht einträchtig zu bleiben, kamen die Boten aller Gemeinden und Gerichte der drei Bünde im Dörflein Vazerol zusammen, im Mittelpunkte des Landes 1471). Da gelobten die drei Bünde, ewiglich zusammenzuhalten für ihr Recht in Noth und Tod; gegen das Ausland zu stehen wie ein eigener Leib, und alljährlich ihre eigenen Sachen und Angelegenheiten zu richten und zu schlichten auf einem Bundestag. Der Tag sollte abwechselnd gehalten werden einmal im Gotteshausbund zu Chur, einmal im Oberbund zu Ilanz, einmal im Zehngerichtenbund zu Davos. Aber die Abgeordneten

auf dem Bundestage sollten nicht alle Macht haben, zu thun, wie sie wollten, sondern nur das Recht zum Vorschlag; Genehmigung oder Verwerfung stand dem selbherrlichen Volke in den Gemeinen zu. Im Streite zweier Bünde ist der dritte Schiedsrichter; was zwei Bünde annehmen, dem folgt der dritte. So war die Einrichtung. Jede Gemeine besaß ihr eigenes Recht und ihren Ammann; mehrere Gemeinen zusammen hatten ihren Landammann und niedere und hohe Gerichtsbarkeit: darum hieß solch ein Verein von Gemeinen ein Hochgericht; mehrere Hochgerichte machten einen Bund aus, und drei Bünde bildeten nun den Freistaat in Rätien. Das Volk überall wählte und setzte seine Obrigkeiten selbst und nahm dazu seine rechtschaffensten Männer, zu denen es Vertrauen hatte

Als solches im Bündnerland geschah, die Eintracht zu befestigen, war das Gemeinwesen der Stadt Bern hingegen in Gefahr, durch Zwietracht großes Verderben zu leiden. Diese Stadt, einst vom Herzog von Zähringen auf freiem Grund erbaut, und von freien Bürgern und rüstigen Handwerkern bevölkert, hatte auch die in der Nachbarschaft angesessenen Gerichts- oder Twingherren zu Bürgern, also daß die Stadt die Rechte dieser Herren auf ihrem Eigenthum in Schirm nahm, die Twingherren dagegen der Stadt in Allem als gute Bür-

ger halfen. Viele solcher vornehmen Geschlechter saßen in der Stadt Rath, und waren dem Gemeinwesen durch Kenntniß, Tapferkeit und Vermögen von jeher ersprießlich gewesen. Durch Beistand derselben hatte die Stadt schon viele Unterthanen erkauft oder erobert und in der Eidsgenossenschaft großes Ansehen. Die gemeinen Bürger aber glaubten dennoch eben so viel zu gelten, als die vornehmen Geschlechter der Twingherren; diese hingegen sahen mit Stolz auf die Kürschner, Metzger, Pfister und andere ehrbare Handwerker herab, und bildeten sich thöricht auf Herkunft und adeliches Abstammen Großes ein. Das reizte nur die Andern, diese zu demüthigen und herabzusetzen, wo irgend Gelegenheit ward.

Also geschah auch in dieser Zeit wieder, als wegen unbefugter Handlungen eines Freiweibels in der Twingherrschaft Worb große Spaltung der Meinungen im Rath zu Bern ward. Denn als der zur Strafe verfällte Weibel den großen Rath anrief, entzweiten sich darüber die Twingherren, welche für ihre vertragsmäßigen Rechte zusammenhielten und unparteiisches Gericht begehrten, mit den übrigen Bürgern im großen Rath, an deren Spitze Peter Kistler, seines Gewerbs ein Metzger, stand. Aber die Twingherren wurden um ihre Rechte verurtheilt. Darum verliessen sie Alle mit Weibern und Kindern die Stadt und gingen

auf ihre Erbgüter im Land. Und als Peter Kistler nachmals Schultheiß von Bern ward (1470), freut' es ihn, die Vornehmen zu demüthigen und sie auch im Aeussern den gemeinen Bürgern gleichzustellen. Schultheiß, Räthe und Bürger von Bern erliessen darum eine strenge Verordnung in Sitte und Kleidertracht. Als die Frauen und Töchter der Vornehmen hörten, sie sollten die langen Schleppen ihrer Kleider abthun, jammerten sie, und stifteten ihre Männer auf, nicht zu gehorchen, denn die lange Schleppe sei doch des Adels Kennzeichen. Darüber neuer Lärm, also daß selbst die Eidsgenossenschaft in Sorgen gerieth, und Vermittlung erbot. Das bewog den Rath zu Bern, die Streitsache nicht weiter zu treiben. Er setzte die Befolgung der Kleidersatzung durch, der Adel wurde verbannt und gehorchte; ein lobliches Beispiel vaterländischen Sinns. Später (8. April und 17. Mai 1471) wurden mildere Sittengesetze gegeben, aber strenger gehandhabt. So gewannen die Berner innern Frieden.

Und daran thaten sie gar wohl, denn bald kam die Zeit, daß gesammte Eidsgenossenschaft großer Eintracht bedürftig wurde, wollte sie nicht ein Raub Karls, des kühnen Herzogs von Burgund, werden. Dieser war ein prächtiger, Ruhm und Herrschaft liebender Herr, doch ungestüm zornig gegen Alles, was ihm zu widerstehen wagte. Seine Lande

dehnten sich von den Schweizergrenzen jenseits des Jura und des Rheins, zwischen Frankreich und dem Rhein entlang bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen sogar vor Paris den König Ludwig XI. von Frankreich erschreckt. Dieser haßte daher den kühnen Karl von Burgund und erweckte ihm immer neue Feinde. Der König wandte sich auch mit vielen Schmeicheleien an die Schweizer, deren furchtbare Tapferkeit er, da er noch Dauphin gewesen, schon in den Feldern von St. Jakob kennen gelernt hatte. Er ließ es nicht an Geschenken und goldenen Ketten für die Rathsherren in den Schweizerstädten fehlen, daß sie ihm gegen den Herzog hulfen. Auch der vertriebene Renatus von Lothringen sprach sie wehmüthig um Beistand an, und selbst in Deutschland der Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie hatten wohl nicht über den Herzog zu klagen, obgleich dessen Landvogt Peter von Hagenbach fahrlässig gewesen, wenn durch seine Leute schweizerische Kaufleute auf der Reise durch Burgund übel behandelt worden waren. Allein sie widerstanden den Bitten des König Ludwigs und seiner Freigebigkeit nicht länger, zumal die kriegslustige Jugend in den Schweizerstädten nach neuen Heldenthaten dürstete. Auch Oesterreich, Lothringen und andere Herrschaften

auf deutschem Boden hatten sich gegen Burgund vereint.

Also schlossen die Eidsgenossen den französischen Bund (1474) und fielen mit achttausend Mann in Hochburgund raubend und brennend ein, und die Lothringer und Oesterreicher desgleichen mit zehntausend Mann. Zu den Eidsgenossen waren auch Basler, Freiburger, Schafhauser, St. Galler gestoßen. Die Alle hauseten furchtbar, und wer von Grafen und Herren im Waatland burgundisch war, der mußte ihre schwere Hand fühlen, so wie der Herzog von Savoien, der mit Karl dem Kühnen zusammenhielt. Berner und Freiburger nahmen Murten, das mußte ihnen Gehorsam schwören. Weit längs dem Lemanersee herrschten die Waffen der Eidsgenossen. Viele Schlosser gingen in den Flammen auf rechts und links. In die Burg von Grandson am Neuenburgersee legten sie Besatzung. Auch die Walliser traten zu ihnen und halfen gegen die große Macht des feindlich gewordenen Savoiens.

Wie nun die Schweizer im vollen Kampf standen für den französischen König und den Kaiser in Deutschland, wurden sie unvermuthet von beiden verlassen durch schweren Wortbruch. Zuerst machte der Kaiser Frieden mit dem Herzog von Burgund, und zwolf Wochen später schloß der König von Frankreich ebenfalls auf viele Jahre mit ihm Waf-

fenstillstand (1475). Er hatte doch den Schweizern gelobt, ihnen beizustehen gegen den Herzog; nun gestattete er diesem sogar freien Zug durch sein Gebiet gegen die Eidsgenossen. Denn wider die Eidsgenossen war Karl der Kühne am meisten ergrimmt; die wollte er nun beugen und strafen. Er hatte eine einzige Tochter, welche die Erbin seines ganzen Landes war; mit dieser und ihrem Reichthum hatte er den König und den Kaiser geblendet. Er wußte dem Einen wie dem Andern Hoffnung zu machen, er werde seine Erbtochter dessen Sohne vermählen. Doch war's ihm kein Ernst damit.

Als er nun freie Hand gewonnen, warb er starkes Kriegsvolk in seinen Landen, und in Frankreich und Italien. Da erschracken allerdings die verrathenen Eidsgenossen, und sandten zwei Gesandtschaften ihm entgegen, Frieden und ausschließlichen Bund ihm anzutragen und jede Genugthuung zu leisten. Er jedoch verschmähte stolz ihr Anerbieten und zog von Besançon herauf über das Juragebirg mit sechszigtausend Mann und großer Macht gegen Grandson, daß sie seine Rache fühlten. Es war im März 1476.

27.

Ausgang des burgundischen Kriegs. — Freiburg wird frei.

(Vom Jahr 1475 bis 1477.)

Als Herzog Karl von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten, mit Hilfe verrätherischer Bürger, erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine verwegene Bernerschaar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken, und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle henken lassen. Da entsank Vielen der Muth, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie liessen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Ver-

mittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere Hundert, Andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidsgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburgersees, und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festes Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrnen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten: da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidsgenossen auf den Hohen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schafhausen. „Was ist das für ein Volk?“ schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!“ antwortete der Herr von Stein.

„Weh!“ rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?“ Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stämmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidsgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf ins Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidsgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, dessen Werth er nicht kannte, den er anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone

des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So kostlich war die eroberte Beute!

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück ins Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger-Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Grandson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidsgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Noth, schon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidsgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandte aus Biel, den Städten des Elsaßes, von Basel, St. Gallen und Schafhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur

wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidsgenossen. Die Eidsgenossen aber waren kaum vierunddreißigtausend Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heer betend auf die Knie. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewolken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidsgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22. Brachmonats. Nun donnerte das Geschuz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der greise Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin hatte ihn Hallwyl

auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sah Alles verloren, und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfersee. Funfzehntausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtnersee bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die Uebrigen wurden versprengt; alle feindliche Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidsgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphiren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemüthigten Feinde bittern Krieg, und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch hat er, furchtbarer zu sein, um sechstausend Mann Hilfe von den Schweizern; die sandten ihm achttausend, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegesheld von Murten. Als diese auszogen zum Heere des Renatus, erschien

auch Karl der Kühne schon wieder in neuer Macht, und bestürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit seinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5. Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war muthlos. Der Anführer seines Vorraths, Graf Cola Campobasso, ging sogar, statt anzugreifen, verrätherisch zum Renatus über. Zahlreicher war die Macht des Renatus an Kriegern, und stärker durch Muth, als Karl. So ward dieser bald besiegt, und, als er floh und mit seinem Rosse in einen leicht überfrornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen. Fünfhundert seiner Edeln und Ritter lagen um ihn, Tausende seiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So starb der furchtbare Feind der Eidsgenossen.

Nun bemächtigten sich die Feinde Karls seiner Lande. Die Stände von Hochburgund aber sandten an die Eidsgenossen und baten um Frieden, ja sie wünschten sich mit dem Bunde der Schweizer zu vereinigen. Bern, staatsklug und großsinnig, sprach für ihre Aufnahme in den Bund: „Hier ist gegen Frankreich fortan eine starke Vormauer am Jura und den Vogesen für uns Eidsgenossen!“ — Aber die andern, zumal die kleinern Kantone, widerredeten. Sie fürchteten durch solche Ausdehnung des Bundes zu sehr in fremde

Kriege verwickelt, oder, neben der Größe so vieler andern Kantone, unscheinbar gering zu werden. Also mußten die Burgunder ihren Frieden nur mit hundert- und fünfzigtausend Gulden von den Eidsgenossen kaufen. Erzherzog Maximilian von Oesterreich aber bekam Hochburgund im Frieden mit der Hand Maria's, der Tochter Karls des Kühnen. Und Oesterreich schloß mit Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn, zu gegenseitigem Schutze und ewigem Frieden, einen Erbverein, dem bald auch Unterwalden, Schwyz, Zug und Glarus beitraten. In diesem Verein that Oesterreich Verzicht auf Alles, was die Eidsgenossen je dem Hause Habsburg entrissen hatten, und beide Theile gelobten sich Beistand gegenseitig in der Noth.

Auch mit dem König von Frankreich ward Bund gemacht, und ihm Werbung bei den Schweizern für seine Kriegsheere gestattet. Dafür streute er viel Geld und Geschenke und Jahrgehalte in der Schweiz aus. Da warben die Landvögte, Junker und Rathsherren rüstige Mannschaft für den König, und bereicherten sich als Hauptleute und Obersten von seinen Gaben und seinem Solde, und dafür verspritzten sie in fremden Landen edles Schweizerblut.

Es war aber zu dieser Zeit im Schweizerland viel müßiges Volk, hatte im Kriege Zucht, Sitte

und Arbeitsamkeit verlernt, und wollte lieber raufen und rauben. Viele liefen auf eigene Gefahr zur Reise in auswärtige Kriege, und dieses Reislaufens ward kein Ende. Viele legten sich auf unnütze Händel und Neuereien im Vaterlande. Andere trieben andern Unfug. In Zug sprachen sie beim Wein und Spiel zur Fastnachtszeit von der ungleich getheilten Burgunderbeute, und daß die großen Hanse zu Bern und Freiburg wohl das Beste für sich behalten hätten. Und sie schworen zusammen, auszuziehen und Rechenschaft zu fordern, und tiefen sich die Bande vom tollen Leben. Mit Lust und Lachen, Alle bewaffnet, zogen sie durch Städte und Länder der Schweiz, und überall thnen frohe Jugend zu, um die aus dem Burgunderkriege noch vernachlässigte Brandschatzung von Genf zu holen. Sie thaten Niemandem Leids, zahlten, was sie verzehrten. In Bern waren sie siebenhundert, in Freiburg zweitausend stark. Solche Anordnung verursachte Furcht. Die Obrigkeiten mahnten ihre Unterthanen ab, sich nicht mit unerlaubten Bewaffnungen zu vereinigen. Es wurden Tagsatzungen gehalten. Man besänftigte die Jünglinge der tollen Bande mit freundlichen Worten; doch wurden sie nicht eher zur friedlichen Heimkehr vermocht, bis Genf und Lausanne die Summen der rückständi-

gen Brandschatzungen gegeben. Da gingen Alle auseinander.

Bern schloß um dieselbe Zeit auch Frieden und Bund mit Savoien, gab diesem das verpfändet gewesene Waatland zurück, und behielt nur Aelen; aber bewirkte dagegen, daß Freiburg wieder, als freie Stadt des römischen Reichs, von Savoien (23. August 1447) unabhängig erklärt ward. Denn Bern wollte einen solchen Waffenplatz Savoiens nicht so nahe dulden. Freiburg übernahm dafür, zum Lösegeld seiner Freiheit, einen großen Theil der savoischen Landschuld.

28.

Der Heldentag bei Giornico. — Niklaus von der Flue. — Freiburg und Solothurn im Schweizerbund. — Hans Waldmanns Untergang in Zürich.

(Vom Jahr 1478 bis 1489.)

Weit nun, in Thälern und Bergen, in Städten und Ländern der Eidsgenossen, lebte das Volk voll kriegerischen Trotzes. Seit der Herzog von Burgund in einer Schlacht seine Schätze, in der zweiten sein Heer, in der dritten das Leben verlieren müssen, fürchtete der Schweizermann Niemanden mehr. Drum ward des Krieges kein Ende.

Eines Tages hatten mailändiſche Unterthanen Bauholz in einem Walde der Leviner gefällt. Sogleich liefen junge Leute aus Uri über den Gotthard und beraubten und mißhandelten dafür die Unterthanen von Mailand in benachbarten Dorfern. Uri, ſtatt dieſe junge Mannſchaft zu ſtrafen, nahm ſie in Schutz, kündete den Mailändern Krieg an, und bot die Eidsgenoſſen auf zum Beiſtand. Die Eidsgenoſſen ſahen der Urner Unrecht, wollten vermitteln, aber auch die Urner in der Noth nicht fallen laſſen. Alſo ſchickten ſie Kriegsvolk auf den Augenblick in der Noth.

Als der Herzog von Mailand ſolches ſah, ſandte er den Graf Borelli mit ſtarker Macht am Teſſin herauf. Beim Dorf Giornico lag der Vortrab der Schweizer; es waren nur ſechshundert Urner, Luzerner, Schwyzer und Züricher; die andern Eidsgenoſſen, ihrer gegen zehntauſend, waren noch weit zurück. Borelli wollte mit ſeiner auserleſenen Mannſchaft auf Giornico. Es war aber mitten im Winter. Die Schweizer leiteten das Waſſer des Teſſin vor ſich über die Wieſen, daß es zur Eisdecke fror; dann legten ſie Fußeiſen an. Wie die Mailänder furchtſam über die ſchlüpfrige Eisfläche herauftamen, ſtürmten feſtes Fußes die Schweizer gegen ſie her (28. Chriſtmonds 1478). Da hatten die Wenigen leichtes Spiel gegen die Menge, welche nicht auf den

Bellinzona über standen. Frischhans Theilig, der Luzernee Hauptmann, ward mit seinem guten Schwert der Todesengel der Mailänder. Diese flohen mit Entsetzen, Funfzehntausend vor Sechshunderten. Ihr Blut färbte den Schnee bis Bellinzona roth; über anderthalb Tausende wurden erschlagen. Diese fast unglaubliche Kriegsthat machte den Namen der Schweizer durch ganz Italien berühmt. Mailand erkaufte den Frieden, zahlte Entschädigungen, und anerkannte, daß Livinen nebst dem Thal Brugiasco als ewiges Lehen bei Uri bleiben solle, gegen jährliche Entrichtung einer dreipfündigen Wachskerze an den Dom von Mailand.

In den meisten Kriegen, besonders gegen Burgund, hatten die Städte Solothurn und Freiburg sich wacker für die Eidsgenossen geschlagen. Darum bemühte sich Bern, diese Städte in den Bund der Eidsgenossen zu bringen. Die freien Landleute hingegen in Uri, Schwyz und Unterwalden waren sehr dawider. Sie fürchteten, die Städte, denen sie in seiner Bildung und Kenntniß nachstanden, und die nur immer auf Vermehrung ihrer Gebiete und Unterthanen dachten, würden am Ende Meister sein, und den ganzen Bund nach ihrem Willen und Vortheil lenken. Wegen dieser Eifersucht und Furcht wollten sie die Zahl der Herrscherstädte nicht im Bunde

vermehrt sehen. Die Städte hinwieder hatten ganz andern Argwohn gegen die freien Länder. Gleich nach den Unordnungen der Bande vom tollen Leben hatten Zürich, Bern und Luzern unter sich und mit Solothurn und Freiburg einander zum Beistand, Burgerrecht errichtet, weil sie besorgten, die freien Landleute der kleinen Kantone möchten damit umgehen, Freiheit auf alle Schweizer zu bringen, und die Unterthanen der Städte zu verführen, früher oder später die Botmäßigkeit der Stadtbürger zu verwerfen und Landsgemeindregierung zu risten. Das wollten die Stadtbürger nicht. Sie hatten ihre Unterthanen erobert oder erkauft, und wollten ihrer Rechte sicher bleiben.

So erwuchs gegenseitiges Mistrauen unter den Eidsgenossen. Ein Zufall bestätigte den Argwohn d.e Städte. Zu Escholzmatt im Luzernischen Amt Entlibuch saß Peter Am Stalden, ein tapferer Kriegsmann, oft mit seinen Vettern, dem Altlandammann Heinrich Bürgler von Obwalden und dessen Schwager Kühnegger, beim Glase Weins, wenn sie ihn besuchten, und sprachen von der Freiheit. Die Obwaldner munterten den Peter auf, der ohnedem mit dem Landvogt im Entlibuch und den Herren in Luzern nicht zufrieden war, am St. Leodegardsfest einen kecken Streich in der Stadt zu wagen. Obwaldner

sollten auch zum Fest kommen und helfen, Schultheiß, Rath und Hundert in die andere Welt wandern, Thürme und Ringmauern abgerissen, Luzern ein schönes Dorf, Entlibuch ein freier Stand werden. So sprachen sie. Die Luzerner erfuhren davon, weil sich Peter durch unbesonnene Ausdrücke verrathen hatte. Er ward gefänglich eingezogen; er mußte Alles bekennen und ward zur Strafe enthauptet.

Das geschah zu derselben Zeit, als sämmtliche Eidsgenossen, mit ihnen auch Boten von St. Gallen und Appenzell, Solothurn und Freiburg, zu Stanz im Nidwaldner Land eine Tagsatzung hielten. Da brach nun zwischen allen Kantonen der Argwohn und Groll laut aus um die Theilung der Burgunder-Beute, um die Aufnahme der beiden Städte in die Eidsgenossenschaft und um vieles Andere. Die drei Ur-Kantone stießen schreckliche Drohungen gegen die Städte aus, und Luzern und die Städte wurden so ergrimmt wider die drei Länder, daß Freiburger und Solothurner freiwillig und bescheiden von ihrem Wunsche zurücktraten und im ganzen Land schon Rede ging, man werde zu den Schwertern greifen, man werde die ganze Eidsgenossenschaft auflosen müssen.

Solches hörte auch der Stanzer Pfarrer Heinrich Imgrund, ein aufrichtiger Eidsgenoß, und erschrack von Herzen. Er nahm den Wander-

ſtab und eilte in die Wildniß an dem Ranfttobel, um dem frommen Bruder Niklaus Löwenbrugger das Unglück zu verkünden. Dieſer fromme Mann, welcher von der Flue bei Sazeln in Obwalden, wo er ſein Heimweſen hatte, auch Von der Flue genannt ward, hatte in der Einſamkeit ſeiner Wildniß ſchon manches Jahr im Gebet und in der Betrachtung göttlicher Dinge gelebt. Im ganzen Lande wurde er wegen ſeiner Andacht verehrt. Man ſagte von ihm, daß er ohne Nahrung und Speiſe ſeit vielen Jahre lebe, ausgenommen daß er allmonatlich das heilige Abendmahl genoſſe. In enger Zelle ſchlief er auf harten Brettern; ein Stein war ſein Kopfkiſſen. Seine Frau, mit der er fünf Söhne und fünf Töchter gezeugt hatte, wohnte droben am Berg auf dem Gute. Er war ehemals im Thurgauer Krieg ein tapferer und menſchenfreundlicher Kriegsmann geweſen.

Wie er nun durch den Pfarrer von Stanz die Zwietracht der Eidsgenoſſen erfahren hatte, verließ er ſeine Einſedelei und ging nach Stanz und trat in den Saal der verſammelten Tagherren. Alle ſtanden von ihren Sitzen auf, als ſie die Erſcheinung des hochehrwürdigen Greiſes, in hagerer Geſtalt, jedoch jugendlicher Kraft, ſahen. Er aber ſprach zu ihnen mit der Würde eines göttlichen Boten, und mahnete ſie im Namen des

Gottes, der ihnen und ihren Vätern so viele Siege gegeben, zu Frieden und Eintracht. „Ihr seid stark worden," sprach er, „durch Macht eurer vereinten Arme; nun wollet ihr sie trennen, schnöder Beute willen? Fern sei, daß solches die umliegenden Lande von euch vernehmen! Ihr Städte, bestehet nicht auf die Bürgerrechte, die den alten Eidsgenossen schmerzlich sind. Ihr Länder, denket daran, wie Freiburg und Solothurn neben euch gekämpft haben; nehmet sie in den Bund! — Eidsgenossen, aber erweitert den Zaun nicht zu sehr, der euch umschließt. Meidet ausländische Händel! Hütet euch vor aller Parteiung! Fern von euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme!"

Dies und Anderes sprach Niklaus von der Flue, und alle Herzen wurden von den Worten des hohen Einsiedlers erschüttert und also bewegt, daß in einer einzigen Stunde Alles verglichen wurde. An demselben Tage sind Solothurn und Freiburg in den ewigen Bund der Eidsgenossen eingetreten. Es geschah am Sonnabend, den 22 Christmonds 1481. Und in dem abgeschlossenen Stanzer-Verkommniß wurden die alten Bünde und die Gesetze des Pfaffen- und Sempacherbriefs bestätigt, desgleichen der Vorschlag des frommen Niklaus, das im Krieg Eroberte nach den Orten, das Erbeutete aber nach

der Mannschaft zu vertheilen. Auch ward beschlossen, ohne Willen und Erlaubniß seiner Herren und Obern solle Niemand Gemeinden versammeln und gefährliche Anträge machen. Wenn aber die Angehörigen eines Standes ihren Obrigkeiten widerwärtig werden wollten, sollten alle Stände helfen, die Unzufriedenen wiederum ihren Herren gehorsam zu machen.

Dies gethan, ging der Einsiedler in seine Wildniß, jeder Gesandte in seinen Kanton zurück. Freude ward aller Orten. Von allen Kirchthürmen ertönte feierliches Geläute der Glocken in den großen Jubel, von den Alpen herab bis zum Jura.

Aber, mit hergestellter Eintracht in Stanz, kehrte nicht die alte Zucht und Sitte der Eidsgenossen zurück. In den Städten nahm Habsucht und Vornehmthuerei der bürgerlichen Obrigkeiten, in den Aemtern Bestechlichkeit, in den Gemeinden rohes Wesen, beim Pöbel Ausschweifung und Raubluß zu. Das Gesetz war oft nur ein trüglich Netz, durch welches der Reiche bequemlich ging, der Arme sich fing. Und die Gerechtigkeit, wenn sie zu lange geschlummert hatte, erwachte nicht selten zum blutdürstigen Zorn. Nur im Jahre 1480 wurden binnen drei Monaten bei fünfzehnhundert Mörder und Räuber in der Schweiz von den Gerichten verurtheilt. Denn auf dem Tag

zu Baden war beſchloſſen: Wer ſo viel ſtiehlt, als ein Strick werth, ſoll ohne Gnade hangen. Des Reislaufens in fremde Kriege war kein Ende. Da zogen oft bei hundert und tauſend junge Leute, mit Spielleuten an ihrer Spitze, fort über den Rhein und über die Berge, um den Fahnen der Könige zu folgen und Beute zu machen, oder den Tod zu finden. Auch an Kriegshändeln ringsum fehlte es nicht. In einem einzigen Jahre (1487) wurden auf der italieniſchen Seite vier Kriege geführt, von den Bündnern gegen Mailand, von ihnen und Eidsgenoſſen bei Roveredo gegen Venedig, von den Walliſern gegen Mailand, von den Bernern und Andern der weſtlichen Schweiz für den Herzog von Savoien gegen die Piemonteſer bei Saluzzo.

Auch an innern Zerwürfniſſen und Aufrühren fehlte es nicht. Die adelichen Herren und die Prieſter in Zürich, welche den klugen und tapfern Hans Waldmann, Bürgermeiſter dieſer Stadt, auf den Tod haßten, weil er ſie einzuſchränken ſuchte, wiegelten durch allerlei Reden Bürger und Landvolk gegen ihn auf, hießen ihn einen Tirannen, der eigenmächtige Satzungen mache und die alten Rechte verletze. Es war Hans Waldmann eines Landmanns Sohn von Blikeſtorf, im Lande Zug, als Gerber gen Zürich gekommen, durch großen Verſtand und tapfern Sinn erhöht,

als Siegesheld bei Murten und Nancy berühmt und bei Eidsgenossen und Fürsten hoch geworden. Aber die Eidsgenossen hatten gegen ihn, daß er mit Oesterreich und Mailand zusammenhielt, und die Zürcher, daß er aus Leidenschaft und Stolz seine Gewalt mißbrauchte. Das ließ sich der Bürgermeister nicht anfechten; und wehe dem, der wider ihn handelte oder redete. Als Fischhans Theilig von Luzern, der Kriegsheld von Giornico, welcher Waldmanns Parteilichkeit für Mailand oft getadelt hatte, eines Tages mit Tuchwaaren nach Zürich kam, ließ ihn Waldmann fangen und enthaupten, wie sehr auch Luzern für das Leben des Helden gebeten hatte.

Solcher Uebermuth brachte diesem an großen Gaben reichen Mann allgemeinen Haß und endlich Untergang. Denn seine Feinde benutzten wider ihn die Unruhen des Landvolks am Zürichsee, als zuerst die Gemeinden Meila und Herrliberg aufstanden, und bald mehrere Dörfer am See, welche sich über die Härte der Gesetze beklagten und vielerlei Beschwerden führten. Die Landleute vom See traten mit den Waffen vor die Mauern Zürichs und riefen: „Bedenkt, ihr Herren, was ihr nach dem Zürcher-Krieg in der Wasserkirche versprochen, uns nichts Neues aufzulegen!“ — Es kamen auch die Boten der Eidsgenossen und vermittelten, daß neuerdings erklärt ward, die

Klagen der Gemeinden sollten untersucht und die Leute befriedigt werden. Aber Waldmann, welcher glaubte, es sei der Stadt Zürich durch solche Erklärung an Ehren weh gethan, ließ durch den Stadtschreiber den Spruch abändern, als hätten die Bauern nur vermeinte Klagen geführt, als hätten sie demüthig und um Gotteswillen Vergebung ihres Unrechts gebeten, und nur so viel erhalten, daß ihre Beschwerden bei erster Gelegenheit sollten geprüft werden.

Da nun die Verfälschung des Abschiedes kund ward, geschah neuer Auflauf gegen die Stadt, und in der Stadt ward Unruhe, daß der Bürgermeister nicht mehr ohne Panzer ausging und auf dem Rathhause schlief. Wehe aber der Obrigkeit, die sich mit andern Waffen, als mit der Liebe des Volks schützen will! Der Bürgermeister und Ritter Waldmann wurde im Aufruhr mit seinen Anhängern ergriffen, in den Wellenberg geführt, gefoltert und enthauptet (den 6. April 1489). — Wohl hatte Waldmann viel gefehlt, doch der wüthende Parteigrimm gegen ihn nicht minder.

An dem Tage seines Todes traten von Zürich Obrigkeit und Unterthanen, als gleiche Parteien, vor die richtenden Eidsgenossen, und diese bewirkten einen ewigen Vertrag zwischen beiden, welcher genannt ward der Waldmannsche Spruch. Darin ward den Landleuten geboten, Bürger-

meistern und Räthen und dem großen Rath der Stadt Zürich Treue, Wahrheit und Gehorsam zu halten, ihnen aber gestattet, ihre Waaren zu Markt zu führen, wohin sie wollten; hinzuziehen, wohin ihnen gefalle; Handwerke in den Dörfern zu treiben; Reben einzulegen und die Güter zu bewerben nach bestem Gewissen; sich in den Seegemeinden einen Untervogt selbst zu wählen; und viele andere Rechte mehr wurden ihnen gestattet. Wenn aber die in der Stadt die Übrigen am Zürichsee mit boser Gewalt übersetzen wollten, dann sollten zwei oder drei Kirchhörinen sich zusammenfügen und bereden, und von jeder Kirchhöri sollten zehn oder zwanzig Ausgeschossene vor die Eidsgenossen gen Zürich geben, und ihre Klage anbringen, daß dieselbe abgestellt werde.

Dieser Spruchbrief wurde am 9. Mai 1489 von den sieben Orten der Eidsgenossenschaft, als Schiedsrichtern und Gewährleistern, untersiegelt.

29.

Der Schwabenkrieg. Die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte bildet sich.

(Vom Jahre 1490 bis 1500.)

Wenn im Lande einmal Partei mehr, als Wahrheit, wenn Gewalt mehr, als Recht gilt,

dann wenden Freiheit und Frieden den Rücken. Das erfuhr Zürich nach der Hinrichtung des Hans Waldmann. Denn die Stadt verlor durch den Waldmannschen Spruch bei ihren Unterthanen sehr viel vom alten Ansehen, und gewann daraus noch manches Hundert Jahre nachher Verdruß. Die Feinde Waldmanns, nun sie im Rath saßen, und seine Güter einzogen und verschwendeten, und seine Anhänger verfolgten, hauseten böser und ungerechter, als er selbst. Gesetzlosigkeit währte lange im Lande. Man hieß diese Regierung den hornernen Rath; Waldmanns Regierung stand dagegen noch silbern.

Auch in St. Gallen war zur selben Zeit zwischen der Stadt und dem Abte die böse Zwietracht wieder los. Als dieser zu Rorschach auf eigenem Grund und Boden ein neues Kloster bauen wollte, wurden darüber die Bürger St. Gallens ergrimmt. Rüstig traten ihnen die Appenzeller bei, nie des Abtes Freunde; selbst die Gotteshausleute wandten sich auf die Seite der Bürger. Das Kloster ward geschleift. Da schrie der Abt zu den vier Schirmorten seines Gotteshauses um Hilfe, und es kamen Zürich und Luzern und Schwyz und Glarus, und stifteten Ruhe durch Waffengewalt (1490). Das kostete den St. Gallern viel Geld, und Appenzell verlor, für Kriegskosten, das Rheinthal und einen Theil der

Herrschaft Sax, welches die Schirmorte behielten, und an dessen Regierung sie nachher auch die Urner, Unterwaldner und Zuger, erst später wieder Appenzell (1501), dann auch zuletzt (1712) Bern Theil nehmen liessen. Solche Eroberungen der Eidsgenossen über Eidsgenossen machten böses Blut.

Zum Glück kam wieder von aussen Gefahr und Noth. Das vereinte Alle von neuem, und solches war heilsam.

In Deutschland nämlich war Maximilian I. von Oesterreich Kaiser. Er hatte von Frankreich die niederburgundische Grafschaft empfangen, und, um sie sicherer zu bewahren, dem deutschen Reiche einverleibt, als einen eigenen Kreis. Einen solchen deutschen Reichskreis wollte er auch aus dem Schweizerland machen. Aber das verbaten sich die Eidsgenossen, und sie blieben lieber, wie bisher, für sich. In Schwaben hatten die dortigen Stände mit einander einen Bund zur Abschaffung aller kleinen Kriege und Fehden unter sich gemacht. Das gefiel dem staatsklugen Kaiser; er stellte sich selbst als Mitglied an die Spitze dieses Bundes, weil er ihn dann auch zur Verstärkung seiner österreichischen Hausmacht gebrauchen und leiten konnte. Er verlangte, die Eidsgenossen sollten dem Schwabenbund ebenfalls beitreten. Das verbaten sich abermals die Schweizer, denn sie blieben lieber, wie bisher, für sich.

Nun ward der Kaiser zornig, und zu Innsbruck sagte er zu den Gesandten der Eidsgenossen: „Ihr seid ungehorsame Glieder des Reichs; ich werd' euch wohl selbst einmal mit dem Schwert heimsuchen müssen!" Die Gesandten antworteten und sprachen: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät ehrfurchtvoll, uns mit solchem Besuch zu verschonen, sintemal unsere Schweizermannen grob sind und selbst der Kronen nicht achten!"

Den Schwabenbund verdroß die Keckheit der Eidsgenossen nicht minder. An den Grenzen gab's darum viel Neckerei und Rauferei zwischen den Leuten hin und her, also, daß sich die Stadt Konstanz zu ihrer Sicherheit in den Schutz des Schwabenbundes begab. Denn eines Tages wollte aus dem Thurgau ein ganzer Haufe rüstiger Männer, aufgewiegelt vom Urner Landvogt dasselbst, die Stadt, wegen ihres Trotzens gegen die Schweizer, überfallen und züchtigen.

Mit den Bündnern hielten die Oesterreicher auch üble Nachbarschaft; da waren zwischen Tyrol und Engadin immer Händel und Zwiste wegen Marchen Rechten und Zöllen. Einmal sogar waren die Tyroler bewaffnet ins Engadinerthal hereingezogen (im J. 1476), aber mit blutigem Haupte durch die Schlucht von Finstermunz in ihr Land zurückgejagt worden. — Nun kam neuer Stoff zum Streit hinzu. Nämlich nach der Theilung der

Toggenburger Erbschaft waren die Rechte Toggenburgs in dem Zehn-Gerichten-Bund den Grafen von Mätsch, Sax und Montfort zugefallen, und nachher kaufsweise (1478 und 1489) an das Erzhaus Oesterreich gelangt. Daraus ward vieler Unfriede.

Weil nun also die Bündner mit den Eidsgenossen einerlei Furcht vor Kaiser Maximilians Gewalt und Willen hatten, errichteten der graue Bund (im Jahre 1497) und der des Gotteshauses (1498) Freundschafts- und Schutzbündniß mit Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus. Der Zehn-Gerichten-Bund, aus Furcht vor Oesterreich, wagte aber noch nicht, beizutreten.

Nun hielt der Kaiser seinen Grimm nicht länger zurück. Und wiewohl er schon schweren Krieg in den Niederlanden auf sich hatte, stellte er doch neue Macht ins Tyrol, und die Schaaren des Schwabenbundes rückten heran, und umspannten das Schweizerland vom Engpaß der Bündner beim Luzienſteig, durch welchen man aus dem rhätischen Gebirg nach Deutschland gelangt, längs Bodensee und Rhein bis Basel.

Also geriethen die Schweiz und Rhätien in große Gefahr des Untergangs. Doch brachen die Bündner muthig auf für ihre Freiheit; nun auf

alle Eidsgenossen. Sarganser auch und Luzenzeller eilten zum Schollenberg; Walliser, Baseler und Schafhauser flogen mit ihren Bannern heran, dem Feind ins Angesicht. Keiner blieb daheim.

Es war im Hornung des Jahres 1499, als der Kampf anhob. Denn achttausend Kaiserliche drangen ins bundensche Münsterthal und Engadin; mit Tausenden bemächtigte sich Ludwig von Brandis, des Kaisers Feldherr, unversehens des Luzienſteigs und, durch Verrätherei von vier Burgern, des Städtleins Maienfeld. Die Bündner aber erstürmten den Luzienſteig wieder; achthundert Schwaben fanden hier den Tod, die andern flohen bis Balzers. Da setzten die Eidsgenossen bei Azmoos über den Rhein und siegten mit den Bundnern bei Treisen herrlich im Treffen. — Mit zehntausend Streitern stand der schwäbische Adel zu St. Johann, zu Höchst und Hard, zwischen Bregenz und Fußach. Achttausend Eidsgenossen erschlugen da fast die Hälfte seines Kriegsvolks, und drangen hinauf in die Bregenzer Wälder und brandschatzten das Land. — Zehntausend andere Eidsgenossen durchzogen verheerend den Hegau, und brannten, binnen acht Tagen, zwanzig Dörfer, Flecken und Schlosser nieder. Nun folgten rasch Schlacht auf Schlacht, Treffen auf Treffen.

Zwar war den Feinden, von Konſtanz aus, gelungen, die eidsgenöſſiſche Beſatzung von Ermatingen im Schlaf zu überfallen und dreiundſiebenzig wehrloſe Manner in den Betten zu ermorden. Aber blutig büßten ſie im Gehölz des Schwaderlochs, wo ihrer achtzehntauſend, von nur zweitauſend Eidsgenoſſen überwunden, flohen, daß ihnen die Stadtthore von Konſtanz zu eng wurden in der Flucht, und ſie mehr ihrer Todten zählten, als ihnen Schweizer entgegen geſtanden waren. — Ein Heerhaufe der Eidsgenoſſen am Oberrhein drang in den Wallgau, wo die Feinde bei Fraſtenz verſchanzt ſtanden und, vierzehntauſend ſtark, die Tapferkeit der Schweizer nicht mehr fürchteten. Als aber Heinrich Wolleb, der Held von Uri, mit zweitauſend Tapfern über den Langengaſſerberg die ſtarke Stellung umgangen hatte, da ward ſein Heldentod der Siegesruf für die Eidsgenoſſen. Dieſe ſtürzten unter dem Donner des Geſchutzes in die Reihen Oeſterreichs ein und furchtbar trafen ihre Streiche. Dreitauſend Leichen bedeckten die Wahlſtatt von Fraſtenz. Was von den Oeſterreichern lebte, entrann durch Wald und Waſſer mit Entſetzen. Denn damals ſtritt jeder Schweizer, als hinge an ſeiner Fauſt allein der Sieg; für Schweizerland und Schweizerruhm flog Jeder freudiges Antlitzes in Noth und Tod und zählte die Menge des Feindes nicht.

Und wo ein Schweizerfähnlein wehte, da stand wohl mehr als Einer, der, wie, Hans Wala, der Glarner, bei Gams im Rheinthal, es allein mit dreißig Reitern aufnahm.

Aber auch die Graubündner fochten mit nicht geringerm Ruhme. Davon zeuget die Malserhaide im Tyrol, wo unter Oesterreichs Bannern fünfzehntausend hinter Bollwerken standen, und nur achttausend Bündner gegen sie rannten. Die Bollwerke wurden umgangen, die Schanzen erstürmt. Dort stand Benedikt Fontana zuerst auf der Wallmauer des Feindes. Er hatte Bahn gebrochen. Mit der Linken verhielt er die weite Wunde, aus der sein Eingeweide sank, mit der Rechten focht er, und rief: „Nur wacker dran, o ihr Bundsgenossen! Laßt euch meinen Fall nicht irren; ist's doch nur um einen Mann zu thun. Heut möget ihr freies Vaterland und freie Bünde retten. Werdet ihr sieglos gelegt, bleibt den Kindern ewiges Joch!" So rief Fontana und starb. Die Malserhaide ward von den Todten der Oesterreicher voll. Bei fünftausend kamen um. Die Bündner zählten ihrer Erschlagenen nur zweihundert, ihrer Verwundeten siebenhundert.

Als Kaiser Maximilian in den Niederlanden von so viel verlornen Schlachten der Seinigen hörte, kam er und schalt seine Feldherren, und sprach zu den Fürsten des deutschen Reichs: „Sen-

det mir Hilfe gegen die Schweizer, die sogar gewagt, das Reich anzugreifen. Denn diese groben Bauern, in denen keine Tugend, adlich Geblüt, noch Mäßigung, sondern eitel Grobheit, Ueppigkeit, Untreue und Haß deutscher Nation ist, haben sogar viele des Reichs bisher getreue Unterthanen auf ihre Seite zu bringen gewußt."

Die Fürsten des Reichs aber zauderten, Hilfe zu senden; und mit Schrecken mußte der Kaiser vernehmen, wie sein Kriegsheer, das er zur Unterdrückung Bündens über die Gebirge Engadins ausgesandt hatte, dort mitten im Sommer von Schneelauinen und vom Hunger und von Felsenstücken, welche die Bündner heruntergelassen, zerstört worden sei; dann, wie auf der waldigen Höhe des Bruderholzes, ohnweit Basel, tausend Schweizer mehr denn viertausend ihrer Feinde geschlagen, und bald darauf in denselben Gegenden, bei Dornach, sechstausend Eidsgenossen gegen fünfzehntausend Oesterreicher obgesiegt, und denselben dreitausend Mann sammt ihrem Feldherrn Heinrich von Fürstenberg erlegt hätten. Da ging der Kaiser in sich, gegen welchen binnen acht Monaten die Schweizer achtmal in acht Feldschlachten den Sieg gewonnen hatten Und er beschloß den Krieg zu enden, in welchem schon mehr denn zwanzigtausend Menschen umgekommen,

bei zweitausend Dörfer, Flecken, Schlösser und Städte verwüstet waren.

Es wurde der Friede vermittelt und geschlossen den 22. Herbstmonat 1499 in der Stadt Basel. Der Kaiser bestätigte den Eidsgenossen ihre frühern Rechte und Eroberungen, und gab ihnen dazu noch das Landgericht über den Thurgau, welches bisher mit dem Blutbann und andern hohen Gerechtsamen ein Eigenthum der Stadt Konstanz gewesen war. Und fortan dachten die Kaiser nimmer daran, die Eidsgenossenschaft auflösen und sie an das deutsche Reich bringen zu wollen. Bei Frastenz, in der Malserhaide und bei Dornach liegen die Grundsteine schweizerischer Unabhängigkeit von fremden Mächten.

Dankbar erkannten die eidsgenössischen Orte, was Basel, was Schafhausen Herrliches in diesen Heldentagen für gesammte Eidsgenossenschaft geleistet hatten, und wie das streitbare Appenzell nirgends zurückgeblieben war, wo es Ruhm und Freiheit gegolten hatte. Darum wurde Basel (9. Brachm. 1501), darum das aufblühende Schafhausen (9. August 1501) in den ewigen Schweizerbund aufgenommen, und endlich auch das mit den meisten eidsgenössischen Orten schon ewig verbundene Appenzell (im Jahre 1513) als Mitstand gesammter Eidsgenossen anerkannt.

Also war nun im zweihundert und fünften

Jahr nach der That des Wilhelm Tell die Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte vollendet. Aber Wallis und Bünden wurden als der Eidsgenossenschaft zugewandte O... trachtet, auch St. Gallen, Mühlhausen, Rothweil in Schwaben und andere Städte: alles freie Orte, keinem Fürsten unterthan, den Schweizern im Schutzbund verwandt.

30.

Von der Sittenwildheit und den Lohnkriegen der Schweizer, und wie sie dafür Veltlin und die italienischen Vogteien erwarben.

(Vom Jahr 1500 bis 1525.)

Die dreizehn Orte schweizerischer Eidsgenossenschaft waren aber zu jener Zeit noch nicht, wie heutiges Tages, einander gleich in Rechten des Bundes, noch unmittelbar durch einen und denselben Vertrag zusammengehalten. Eigentlich hingen sie insgesammt nur mit den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, wie um einen Mittelpunkt, unter sich selbst aber nur wieder durch besondere Bündnisse an einander. Jeder Ort sorgte für seinen eigenen Vortheil und Ruhm, selten um der Andern Nutzen oder um gemeiner Eidsgenossenschaft Wohlfahrt. Furcht vor Ehrgeiz und

Uebermacht benachbarter Herren und Fürsten hatte sie nach und nach vereinigt. So lange die Furcht währte, hielt das Bündniß stark.

Weil die Regierungen unter sich, in so weit es ihre Verträge erlaubten, als auch von auswärtigen Fürsten unabhängig waren, nannten sie sich freie Schweizer. Doch im Innern ihrer Länder war für das Volk wenig Freiheit. Nur die Landleute in den Hirtenkantonen rühmten sich unter einander gleicher Rechte, und in den Stadtkantonen nur die Bürger der Städte. Das übrige Volk, das zu den Städten gehörte, war, durch Kauf oder Eroberung gewonnen, unterthan, oft sogar leibeigen, und behielt etwa die geringen Rechtsame, welche es vorher schon unter ehemaligen Grafen und Fürsten genossen hatte. Selbst aber auch die Hirtenkantone besaßen Unterthanen und regierten fürstlich über dieselben durch ihre Landvögte. Und die eidsgenössischen Orte und Städte insgesammt erlaubten ihren Unterthanen keineswegs, sich frei zu kaufen, wie es doch ehemals die alten Herren und Grafen den Eidsgenossen selbst gestattet hatten.

Das Volk selbst fragte jedoch damals der Freiheit nicht viel nach; war in anhaltenden Kriegen gar unbändig und roh geworden, liebte Schlagen und Raufen, Schwelgen und Saufen. Gabs im Lande keinen Krieg, zogen die jungen Leute, voller Begierde zur Beute, fremden Trommeln nach,

und vermietheten sich um schnöden Lohn an die Fürsten zu deren Schlachten. An guten Schulen fehlte es in den Dörfern, und die Geistlichen bekümmerten sich wenig darum. Ja, die Sitten der Geistlichen waren oft nicht weniger schlimm, als die der Städter und Landleute; selbst in Klöstern ward, bei großem Reichthum, nicht selten große Unfug getrieben. Man sah viele unwissende Pfarrer; viele spielten, tranken und fluchten, viele hielten sich ohne Scheu Beischläferinnen. Das war eine böse Zeit.

In den Hauptstädten der Kantone spielten Unzucht und Ueppigkeit häufig den Meister. Zwischen den Bürgerschaften und Räthen gab es viel Streit, und zwischen den Ständen herrschte Neid und Mißtrauen. Die Herren, welche einmal in den kleinen und großen Räthen saßen, sorgten meistens viel lieber für sich und ihre Familien, als für das Heil der Bürgerschaft; trachteten ihre Söhne und Vettern emporzubringen und ihnen einträgliche Stellen zu schaffen. Es gab wohl auch aller Orten noch wahrhaft vaterländische, große Seelen, denen der Nutzen des Landes mehr, als ihr eigener, galt. Aber man hörte diese Männer nicht gern.

Sobald das Schweizerland von aussen keine Kriegsgefahr mehr zu befürchten hatte, und Könige und Fürsten ringsumher froh waren, Schweizer unter ihre Fahnen zu bekommen, an deren

Leben und Tod ihnen weniger gelegen war, als am Tod und Leben eigener Unterthanen: waren die vornehmen Geschlechter in den Stadt- und Landkantonen sogleich bedacht, daraus für sich eine Geldquelle zu machen. Die Lust der Könige zu den tapfern Schweizern kam der Geldgier der Rathsherren eben so wohl zu statten, als der Sucht der jungen Landleute, Beute zu machen. Ja, selbst wider ausdrückliches Verbot der Obrigkeiten, liefen oft Tausende von diesen den ausländischen Fahnen nach, und kamen meistens elendiglich um, weil Niemand für sie sorgte. Darum hielten die Regierungen für besser, Verträge mit den Königen wegen Errichtung von eigenen Schweizerregimentern abzuschliessen, die unter schweizerischen Hauptleuten stehen, nach eigenen Gesetzen gerichtet und regelmäßig besoldet werden sollten, also, daß doch jede Regierung für ihre Angehörigen im Ausland Sorge tragen könne. „Ihr Eidsgenossen müsset ein Loch haben, wo hinaus!“ sagte schon Rudolf Reding von Schwyz, als er vor Jahren das tolle Leben der jungen Leute nach dem Burgunderkrieg sah.

Nun begann das Vermiethen der Schweizer, Bündner und Walliser in fremde Kriegsdienste von Obrigkeitswegen. Den ersten Vertrag dieser Art machte der König von Frankreich (in den Jahren 1479 und 1480) mit den Eidsgenossen in Luzern.

Nachher warb das Haus Oesterreich um Lohnsoldaten (1489), desgleichen thaten die Fürsten in Italien und späterhin auch andere; ja selbst der Papst zu Rom miethete sich (1503) eine Leibwacht von Schweizern. Das that zuerst Papst Julius II., der gern Krieg führte.

Solches Wesen brachte aber viel Verderben in's Schweizerland. Wohl mancher Acker lag brach und mancher Pflug stand still, weil der Mann draussen im Lohnkrieg war. Und kam er lebendig zurück, brachte er fremde Seuche und Laster mit und vergiftete durch böse Sitten die Unverdorbenen, dieweil er im Kriege wenig Tugend gelernt hatte. Nur die Söhne der Vornehmen und Rathsherren bekamen die Hauptmanns- und Oberstenstellen, und machten sich Geld, wodurch sie dann wieder im Lande Einfluß und Ansehen vergrößern konnten, um die Uebrigen niederzudrücken. Sie liessen sich auch aus Hochmuth und Eitelkeit adeln, und von den Königen Ordensbänder geben, und meinten dann, das bedeute etwas, und sie seien etwas mehr, als andere Schweizer.

Als die Könige solche gemeine Thorheit und Geldsucht der Eidsgenossen erkannten, brauchten sie dieselbe zu ihrem Vortheil, schickten Gesandte in die Schweiz, machten sich Anhang, vertheilten Geschenke, gaben ihren Anhängern im Rath Gnadengehalte und Jahrgelder, und dafür waren die

Rathsherren dann der ausländischen Fürsten ergebene Diener. Da war ein Kanton französisch, der andere mailändisch, der eine venezianisch, der andere spanisch gesinnt, eidsgenössisch aber selten einer. Das gereichte den Eidgenossen zu großer Schmach. Als der deutsche Kaiser und der König von Frankreich zu gleicher Zeit wider einander um die Gunst der Kantone und um Kriegsknechte bublten und markteten, hatte der französische Gesandte einst (1516) die Unverschämtheit in Bern, daß er die königlichen Jahrgelder an die Herren unter Trompetenschall austheilen ließ, und in Freiburg die Thaler haufenweise an den Boden warf, und, indem er sie mit der Schaufel zusammenscharrte, die Umstehenden fragte: „Klingt dies Silber nicht besser, als des Kaisers leeres Wort?“ So verächtlich wurden die Eidsgenossen um's Geld.

Bald sah man die zwölf Orte, nur Appenzell nicht, im Kriegsbund mit Mailand wider Frankreich, bald mit Frankreich wider Mailand. Auch ward Welschland mit Recht der Schweizer Grab geheißen. Es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen für den Kriegslohn fechten und einander umbringen sah. Und dazu half sogar ein geistlicher Herr, Matthäus Schinner, Bischof zu Sitten im Wallis, ein ränkesüchtiger Mann. Je nachdem er belohnt ward, machte er Umtriebe in der Schweiz,

bald für den König von Frankreich, bald für den Papst gegen Frankreich, der ihn dafür auch zum Kardinal und Gesandten in der Eidsgenossenschaft erhob.

Die Lohnkriege der Schweizer auf ausländischen Schlachtfeldern sind keine Freiheits-, keine Ehrenkriege; doch den Ruhm der Tapferkeit behaupteten die Miethlinge der Fürsten auch dort. Mit Beistand mehrerer tausend Eidsgenossen unterwarf sich der König von Frankreich binnen zwanzig Tagen ganz Mailand. Der vertriebene Herzog des Landes ging aber nachher mit fünftausend Schweizern, die er gegen den Willen der Obrigkeiten ward, zurück, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Da empfing der König von Frankreich von seinen Bundesgenossen in der Schweiz zwanzigtausend Mann, behauptete sich in Italien, und gab den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden (1502 und 1503) die Landschaften Palenza, Riviera und Bellenz. Sobald dann der König glaubte, er könne die Schweizer entbehren, bezahlte er sie schlecht und unrichtig. Alsbald schüttelte der Kardinal Schinner, zu Gunsten des Papstes und Venedigs, voll Freuden einen Geldsack mit fünfunddreißigtausend Dukaten. Sogleich zogen (im J. 1512) zwanzigtausend Schweizer und Bündner über das Alpengebirg, und mit den Venezianern vereint, gegen die Franzosen.

Die Bündner bemächtigten sich der Länder Veltlin, Cläven und Bormio. Sie behaupteten, daß schon vor hundert Jahren ein vertriebener mailändischer Herzog diese Thäler dem Bisthum Chur verehrt gehabt habe. Die Eidsgenossen der zwölf Orte aber unterwarfen sich die Landschaften Lugano, Locarno und Valmaggia oder Maynthal. Die Franzosen wurden aus der Lombardei verjagt, und der junge Herzog Maximilian Sforza, ein Sohn des von den Franzosen Verstoßenen, ward zu Mailand wieder in's Erbtheil seiner Väter eingesetzt. Siegreich für ihn schlugen die Eidsgenossen bei Novarra (6. Brachm. 1513) die Franzosen; zwar fielen zweitausend Schweizer, aber der Feinde zehntausend. Noch mörderischer war die zweitägige Schlacht bei Marignano (14. Herbstm. 1515), wo kaum zehntausend Eidsgenossen gegen fünfzigtausend Franzosen stritten. Wohl verloren sie das Schlachtfeld, doch nicht die Ehre. Sie zogen traurig, die Feldstücke auf ihren Rücken geladen, die Verwundeten in der Heeresmitte führend, nach Mailand zurück. Die Feinde verloren den Kern ihres Heeres und nannten die Schlacht selber die Riesenschlacht.

Da machte der König von Frankreich, Franz I, ob seinem Sieg erschrocken, der einer Niederlage glich, folgendes Jahres ewigen Frieden mit den Eidsgenossen, und gewann durch Geld und Ver-

heißungen die einen, daß sie ihm Kriegsvolk vermietheten, die andern, daß sie seinen Feinden nicht Werbung erlaubten. Also halfen die Eidsgenossen ihm nun abermals gegen den Kaiser und Papst und gegen Mailand, und der König errichtete mit ihnen (1521) einen Freundschaftsbund. Noch bluteten sie für ihn manches Jahr auf den welschen Schlachtfeldern, ohne Glück und Gewinn, es sei denn, daß sie von ihm zu Taufpathen bei seinem neugebornen Sohn eingeladen wurden. Wirklich sandte jeder Kanton einen Abgeordneten zum Feste nach Paris, jeden mit fünfzig Dukaten Taufgeschenk. Lieber aber, als dieses Geschenk, war dem König, daß die Schweizer ihm auf den ersten Wink sechszehntausend Mann ihrer Krieger nach Italien zu Hilfe schickten. Als sie jedoch (20. April 1522) dreitausend der Ihrigen bei Bicocca verloren hatten, als (im J. 1524) von beinahe fünfzehntausend Andern, die in die Lombardei gezogen waren, kaum viertausend zurückkehrten, als die Schweizer endlich in der Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525), wo der König selbst Gefangener des Kaisers ward, siebentausend Mann einbüßten, verlor sich bei ihnen gemach die Sucht nach den italienischen Kriegen.

31.

Wie die kirchliche Trennung der Schweizer den Anfang nimmt.

(Vom Jahr 1519 bis 1527)

Die Lohnfeldzüge in die Lombardei, oder nach Neapel, nach Frankreich, nach Piemont, und wohin sie sonst noch für Mieth und Gaben gethan worden sind, haben auch gute Wirkungen gehabt. Der vermehrte Kriegsruhm war freilich schlechter Gewinn; und die Eroberung der italienischen oder ennethirgischen Vogteien brachte mehr Schaden, als Vortheil. Denn die Eidsgenossenschaft ward weder durch Besitz jener kleinen Landstriche, noch durch vermehrte Zahl ihrer Unterthanen, gegen die Macht ausländischer Fürsten stärker und sicherer, wohl aber durch innern Streit über das gefährliche Gut schwächer und unsicherer, und durch Schmach des Aemterverkaufs, der schlechten Verwaltung, der übeln Gerechtigkeitspflege tadelvoll in aller Welt. Am meisten gewannen geldgierige Kriegshauptleute und Landvögte. Einzelne Familien freilich wurden reich; aber es entstanden hundertjährige Zwiste, Parteien und Verwirrungen im Lande.

Der bessere Gewinn aus jenen Feldzügen war, daß die Eidsgenossen nach großen Verlusten und Opfern endlich erkannten, es sei nicht gut für sie,

die Hand in fremden Händeln zu haben; und nicht gut, daß man ausländischen Gesandten zu vielen Einfluß auf die Kantone erlaube; und nicht gut, daß man Rathsherren gestatte, von Fürsten Gnadengehalte und Jahrgelder zu ziehen. Darum verboten mehrere Orte, solche Gelder öffentlich oder heimlich zu empfahn; denn das Mitglied einer freien Regierung muß kein Lohnknecht auswärtiger Herren sein. Auch der gemeine Mann gerieth vielmals in Wuth gegen die, welche um die Kronengulden der Könige für fremden Dienst Menschenhandel getrieben, und König und Vaterland zugleich verriethen. Man forderte deren Bestrafung in Luzern (1513) sogar unter allgemeinem Aufstand. Allgemeiner Volksaufruhr war so drohend, daß Luzern, Bern und Zürich die verhaßten Kronenfresser aus den Räthen stießen, an Leib und Gut straften oder verbannten. Und weil tausend und tausend der kriegssüchtigen Leute in fernen Landen umgekommen waren, wurde es vor diesen lockern Gesellen ebenfalls in der Schweiz ruhiger; die Obrigkeiten konnten das Gesetz besser handhaben, und wider die wüsten Sitten strengere Zucht und Ehrbarkeit einführen. Es ward dazu in mehrern Kantonen mit großem Ernste der Anfang gemacht.

Es gab viele gelehrte Männer im Schweizer-

lande, und besonders unter den Geistlichen. In den Städten hatte man auch schon gute Schulen. Aber das Landvolk wohnte in grober Unwissenheit, und selten konnte Einer lesen und schreiben. Daher kam, daß der grösste Theil in der Religion wenig Kenntniß hatte, zumal wenn die Pfarrer es an recht christlicher Unterweisung fehlen liessen. Das that grossen Schaden; noch mehr, wenn die Geistlichen lieber das blindgehaltene Volk leiten, als belehren und frömmer machen wollten; oder wenn sie sich lieber üppigen Wohllebens, als göttlicher Dinge befliessen, und sich dem Laster des Geldgeizes, der Unzucht, der Trunkenheit und Spielwuth ohne Scheu ergaben, wovor sie Andere warnen sollten.

Solches verdroß die rechtschaffenen und verständigen Leute, zumal wenn man schlechte Geistliche nicht einmal zu strafen wagte; oder wenn man hörte, der päpstliche Nunzius habe einen Mönch freigesprochen, der mit einer Nonne unerlaubten Umgang gepflogen hatte; oder wenn man erlebte, daß der Abt zu Kappel, Namens Ulrich Trinkler, mit einem Frauenkloster verbotenes Wesen habe; oder daß die Dominikanermönche in Bern Gaukelspiel mit Wundern und Erscheinungen getrieben, so daß ein armer Mensch, Namens Heßer, fast verrückt wurde, und hintennach, daß Alles nur ein angestellter Betrug ge-

wesen sei. Solches war rechtschaffenen Leuten ein Gräuel, weltlichen und geistlichen.

Nun geschah, daß Papst Leo X zu Rom, welcher seine Hauptstadt mit Gebäuden verschönern wollte, viel Geld brauchte und daher einen Ablaß um Bezahlung ausschrieb. Er verpachtete im Schweizerlande den Verkauf des Ablasses an einen Franziskaner, Namens Bernardin Samson. Weil aber damit viel Geld aus dem Lande gezogen ward, waren die weltlichen Obrigkeiten nicht zufrieden, und sie sahen nicht ungern, wenn man gegen dies Wesen redete. Und als der Pfarrer zu Einsiedeln, ein Weltgeistlicher, Namens Ulrich Zwingli, von Wildhaus im Toggenburg gebürtig, öffentlich von der Schmach predigte, daß man Vergebung der Sünden um baares Geld feil biete, mochte selbst der Bischof von Konstanz darüber gar nicht zürnen.

Allein Zwingli ließ es mit diesem nicht bewenden, sondern griff mit großem Eifer die Sünden und Laster der Weltlichen und der Geistlichen an. Da widersprachen Viele, und hießen ihn schweigen. Er aber, nicht erschreckt, sondern immer, berief sich auf die Bibel, als Gottes Wort. Und er hub an zu lehren, daß frommes Leben im andächtigen Sinn Gott mehr gefalle, als Wallfahrt und fleischliche Kasteiung, und daß Brod und Wein im heiligen Abendmahl Anzeichen des

Leibes und Blutes Jesu wären. Er verwarf auch Messe, Lehre vom Fegefeuer, Verehrung der Heiligen, Ehelosigkeit der Priester und vieles Andere.

Noch viele Geistliche dachten, wie er, und es waren darunter sehr gelehrte und fromme Leute. Besonders in den Städten Zürich, Bern, Basel, Schafhausen, St. Gallen, Biel, Chur und andern, wo gute Schulen und gründliche Kenntnisse vorhanden waren, gab man großen Beifall. Und wie Zwingli nach Zürich berufen, daselbst als Pfarrer, am ersten Jänner 1519, öffentlich predigte, fiel ihm alles Volk bei, und die Regierung nahm ihn in Schutz und Liebe. Viele Klostergeistliche und Weltgeistliche im Schweizerlande folgten seinem Beispiel, und lehrten und predigten dem Volke, wie er, ohne Menschenfurcht. Und der Anhang wurde überall groß.

Nicht in der Schweiz nur verbreitete sich dieser Sinn, sondern auch in Deutschland. Dort war in denselben Tagen ein gelehrter Augustinermonch zu Wittenberg, Namens Martin Luther, aufgestanden und hatte, ohne von Zwingli zu wissen, fast dasselbe gepredigt, wie er. Und wie in der Schweiz viele Obrigkeiten, so hingen in Deutschland und Schweden und Dänemark und England an Luthers Predigt Könige und Fürsten und ein großer Theil ihrer Volker. Darum sind seine Anhänger Lutheraner genannt worden.

In der Schweiz aber hieß man sich nach keines Menschen Namen, sondern man nannte die neue Kirchpartei die evangelisch-reformirte, will sagen, die nach göttlichem Wort wiederhergestellte Kirche Christi.

Der Papst hatte selbst zwar bei dem Reichstage zu Nürnberg (1522) nicht geläugnet, daß die christkatholische Kirche an vielen Gebrechen leide; allein, sagte er, man muß bei der Heilart Schritt vor Schritt gehen, damit nicht Alles zu Grunde gehe, indem man Alles auf einmal gut machen will. — So dachten auch die guten Katholiken im Schweizerlande, und hatten großen Abscheu vor den Neuerungen und vor der Abtrünnigkeit vom alten heiligen Glauben der Väter. Und viele fromme und vortreffliche Männer unter denselben warnten und sprachen: „Sehet euch vor, was ihr thut! Denn ihr, die ihr uns Irrthum vorwerfet, seid ihr nicht auch, als fehlbare Menschen, des Irrthums fähig? Wir folgen den Ueberlieferungen frommer Männer, die tausend und mehr Jahre den Zeiten Jesu näher gelebt haben; warum sollen wir euch mehr glauben, denn ihnen, die ihr von Heute seid? Sehet euch vor, denn ihr, die ihr mit den Lippen von der Liebe Gottes überfließet, traget blutige Zwietracht, Unruhe und Verderben in das Vaterland!“

Es ward viel über die Sache bei Vornehmen

und Geringen geredet und unterhandelt: doch jeder Theil behauptete Recht zu haben, und beschuldigte den andern der Irrlehre und Ketzerei. Und die Herzen erfüllten sich wider einander mit Bitterkeit und Zorn. Es wurden auf Veranstaltung der Kantone öffentliche Religionsgespräche zwischen gelehrten Männern beider Kirchparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur fester in seiner Meinung begründet und verhärtet.

Die neue Predigt von Wiederherstellung des alten christlichen Glaubens verbreitete sich von Tag zu Tag weiter. Gleichwie in Zürich besonders Zwingli dafür am meisten wirkte, so in Bern Berchtold Haller, Lupulus, Nikolaus Manuel; und in Basel Oecolampadius; in Bünden Heinrich Spreiter zu St. Antonien, Johannes Comander zu Chur, Johannes Blasius zu Malans; am Genfer- und Neuenburgersee Wilhelm Farel; in Biel Thomas Wyttenbach, und so noch zahllose Andere. Gleichwie in Zürich und Bern, so stellte man auch bald in Schafhausen, Basel, St. Gallen eine neue Kirchenordnung auf; schaffte die Messe, die Verehrung der Heiligen, die Klöster ab; reichte im Abendmahl nicht nur das Brod, sondern auch den Wein an die Laien oder Nichtgeistlichen; erlaubte den Priestern, sich zu verheirathen, und führte die neue Glaubensordnung durch obrigkeit-

liche Befehle und mit ernstlicher Gewalt beim Landvolke ein, selbst wider Willen und Ueberzeugung mancher Unterthanen.

Und so wie oft die Obrigkeiten und die Lehrer im Eifer zu weit gingen, also trieb es dann nicht selten der rohe Pöbel noch weiter; schändete die lange verehrten Bilder der Heiligen, mißhandelte die aufgestellten Kreuze und trieb Spott mit denen, welche dem alten Glauben treu bleiben wollten.

Solches empörte das Gemüth der Katholiken sehr, daß sie voll Hasses gegen die reformirten Eidsgenossen wurden. Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden hielten an der alten Lehre fest, verbrannten auf Befehl des Papstes (1521) Luthers Schriften, verboten in ihren Landen die neue Predigt, und droheten mit Todesstrafe. In den Kantonen Glarus und Appenzell parteiete sich (ums Jahr 1524) das Volk also, daß daselbst Katholische und Reformirte zwieträchtig unter einander wohnten. Aber in Solothurn und Freiburg untersagten die Regierungen alle Glaubensneuerung.

Als endlich die Lehre der Reformirten auch in die gemeineidsgenössischen Vogteien eindrang, ins Rheinthal und Thurgau, ins Toggenburg, in die freien Aemter, in die Grafschaft Baden und andere Orte, wurde den Katholisch-

gebliebenen bange. Besonders fürchteten die kleinen Kantone, wenn die gemeinen Vogteien die neue Lehre ergriffen, nicht nur Schaden an den Herrschaftsrechten zu leiden, sondern auch, daß die reformirten Städte allzumächtig werden könnten. Denn man kannte gar wohl den Hang der Städte nach Ländererwerb. Auch sah man, wie gewaltthätig die Neugläubigen an vielen Orten verfuhren, und wie sie den Altgläubigen die altergebrachte Art des Gottesdienstes verboten. Und der Widerwille ward noch größer, als die Altgläubigen wahrnahmen, daß die neuen Glaubenslehrer selbst mit einander uneins waren; daß in den reformirten Kantonen Schwärmer Unruhen und Unfugen stifteten, und sich den Gesetzen und Obrigkeiten widerspenstig erwiesen. Besonders machten die aufgestandenen Wiedertäufer großes Getümmel und Aergerniß, die da predigten in Wäldern und Feldern und die Ankunft des Messias weissagten, der alle geistliche und weltliche Knechtschaft abthun werde. So groß ward der Wahnsinn dieser Schwärmer, daß die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Schafhausen und Basel zuletzt die allerhärtesten Strafen gegen sie verhängen mußten. Denn die Leute führten unter sich Gemeinschaft der Güter und der Weiber ein; Jungfrauen hielten sich für Messiasse; und Thomas Schmucker enthauptete mit dem Beile seinen eigenen Bruder

Lienhard auf der Mühlegg, als Opferlamm für die Sünden der Welt.

32.

Die Zwietracht in Kirchen-Sachen nimmt überhand.

(Vom Jahre 1527 bis 1530.)

Von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag stiegen im Schweizerlande die Unruhen, Verwirrungen und Feindschaften wegen der Kirchentrennung. Beide Parteien, um ihr wahres Christenthum zu beurkunden, verfuhren recht unchristlich. Man sah großes Unglück herankommen. Wohl noch viele weise und redliche Eidsgenossen lebten, warnten unter Katholiken und Reformirten, und sprachen: „Ist unser Glaube der wahre, und ist er aus Gott: so lasset uns solches mit Werken der Liebe beweisen Einer gegen den Andern; denn die Liebe stammet von Gott, aber Groll und Feindschaft stammet vom Satan.“ — Doch, wie immer zu geschehen pflegt, geschah auch hier. Man hörte die Stimme der Weisen nicht vor dem Geschrei und Toben derer, die aus Stolz und Eigennutz eiferten.

Denn von denen, welche für oder wider den alten oder neuen Glauben die Stimmen erhoben, schrien und tobeten Tausende und Tausende, nicht

aus Frömmigkeit und Liebe des Guten und Wahrhaften, sondern weil sie Nebenabsichten hinter einem heiligen Vorwand erreichen wollten. Unter den Landleuten erwarteten viele von Einführung des neuen Glaubens größere Freiheiten und Rechte; und wenn ihnen dieselben nicht zu Theil wurden, gingen sie wieder zur katholischen Kirche zurück. Als der Rath der Stadt Bern das Kloster Interlachen aufhob und reformirte Prediger anstellte, waren die Bauern gar sehr zufrieden und dachten: kein Kloster mehr, keine Zinsen und Frohndienste mehr! Wie aber darauf die Stadt den Zins und Frohndienst für sich selbst forderte, wurden die Bauern aus Zorn wieder katholisch, jagten die reformirten Prediger von dannen und zogen in bewaffneten Haufen bis Thun. Da bot die Stadt ihre übrigen Unterthanen auf, in dieser Sache einen schiedsrichterlichen Spruch zu fällen; denn Bern wollte Frieden halten, weil es nicht von den benachbarten Kantonen, die katholisch waren, schleunige oder treue Hilfe erwarten konnte. Und die Unterthanen ehrten das Vertrauen der Obrigkeit, sprachen gerecht und sagten: „die weltlichen Rechte des Klosters gehen zur weltlichen Obrigkeit über, und sind keineswegs der Bauern Gut geworden.“ Darauf gingen die aufgestandenen Leute des Grindelwaldes mürrisch auseinander, obwohl die Stadt ihnen manches von den

alten Laſſen zum Beſten der Armen nachgelaſſen hatte.

Damit war noch kein Friede. Denn die Ordensleute von Interlachen ſchlichen umher und wiegelten heimlich das Volk auf. Der Abt von Engelberg, für ſeine alten Rechtſame und Einkünfte im berniſchen Oberlande beſorgt, that desgleichen, beſonders im Oberhasli. Das Oberhasli hat von älteſten Zeiten großer Freiheiten genoſſen, eigenes Landesſiegel, Panner und ſelbſtgewählten Landammann gehabt, und ſtand nicht ſowohl unter unmittelbarer Herrſchaft, als unter dem Schutze der Stadt Bern. Wie nun die Gemeinden des Oberhasli, aufgemuntert durch die Mönche von Engelberg und durch die Unterwaldner, ihre Nachbarn, den reformirten Gottesdienſt bei ſich wieder abſchafften (1528) und von Uri und Unterwalden katholiſche Prieſter kommen lieſſen, thaten die Grindelwalder auch alſo; Aeſchi, Frutigen, Oberſimmen und andere Thalſchaften folgten dem Beiſpiel, und die Unterwaldner ſchickten für den Nothfall ſogar Hilfe über den Brünig. Bern aber waffnete eilig und kam mit ſeinem Kriegsvolk heran, ehe denn der Abfall größer würde. Da flohen die mißvergnügten Landleute verzagt auseinander und die Unterwaldner über den Berg zurück. Bern ſtrafte Oberhasli ſchwer; nahm dem Thal Panner und Landesſiegel

auf lange Zeit, das Recht, den Landammann zu wählen, auf immer; ließ die Anführer des Aufstandes hinrichten und die Uebrigen im Kreis bewaffneter Kriegsknechte auf den Knien abbitten. Auch Frutigen, Simmenthal und die andern wurden zum reformirten Gottesdienst mit Gewalt zurückgeführt.

Wo die reformirten Regierungen in ihren eigenen Landen und Unterthanenschaften Kirchenänderungen vornahmen, gelang es ihnen meistens ohne viele Mühe. Denn das Volk war voll Sehnsucht nach reiner Lehre, oder unwissend und voll knechtischer Furcht vor Herren und Obern in den Städten. Und es nahm oft weniger aus Ueberzeugung, denn aus blindem Gehorsam die neue Glaubenslehre an. Allein in den gemeinen Vogteien, wo katholische und reformirte Stände zugleich das Recht der Oberherrlichkeit übten, gab es heftigern Anstoß und vielerlei Umwälzung. In den freien Aemtern, in der Grafschaft Baden sah man Gemeinden zuweilen den Glauben in einem und demselben Jahre mehrmals wechseln, je nachdem die katholischen oder reformirten Kantone größern Einfluß gewannen. Der Stadtrath von Bremgarten, aufgestiftet durch die katholischen Stände, trieb den Pfarrer Heinrich Bullinger daselbst aus seinem Amt, der die neue Lehre in den freien Aemtern ausgebreitet

hatte; hingegen das Volk, aufgestiftet von Zürich und Bern, ertrotzte die Beibehaltung des reformirten Gottesdienstes. Selbst die Abtei Wettingen neigte sich diesem zu, und das Toggenburg beschloß, trotz seinem Oberherrn, dem Abt zu St. Gallen, die Abschaffung der Messe und der Heiligenverehrung.

Darüber stieg der Ingrimm der katholischen und reformirten Kantone gegen einander immer heftiger. Weil in Frauenfeld der katholische Schultheiß Werli gegen den Gottesdienst der Reformirten heftig gethan, fingen ihn auf der Durchreise die Züricher, ungeachtet er das Unterwaldner Wappen auf dem Mantel trug, und richteten ihn öffentlich hin. Dagegen nahmen die Schwyzer den reformirten Pfarrer Kaiser von Uznach gefangen, und verbrannten ihn, als Ketzer, auf dem Scheiterhaufen. Zuletzt fürchtete Jeder für sein Leben, der durch ein Gebiet von anderm Glaubensbekenntniß reisen mußte. Als der Landvogt Anton Abacker sich von Unterwalden auf seine Stelle nach den freien Aemtern begeben mußte, wollte er es nicht ohne bewaffnete Begleitung thun. So hoch waren Mißtrauen, Furcht und Haß gestiegen. Als nun dieser katholische Landvogt in die freien Aemter einzog, zitterten die reformirten Unterthanen daselbst. Zu ihrer Sicherheit legten die Züricher achthundert

Mann Fußvolks nach Bremgarten und in die Abtei Muri (1529), und einige tausend Mann ins Gasterland, in den Thurgau und gegen den Kanton Zug. Auch Bern rüstete zehntausend Mann zum Streit, wenn es noth thue.

Hingegen waren die katholischen Orte nicht minder gerüstet. Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Luzern zogen ihre Kriegsmacht auf die Grenzen zusammen. Anderthalbtausend Walliser stießen zu ihnen. Mit dem römischen Könige hatten sie Bund gemacht zum Schutze des alten Glaubens.

Als nun die übrigen Kantone sahen, wie Eidsgenossen gegen Eidsgenossen das Schwert zu zucken bereit standen, traten sie vermittelnd dazwischen und mahnten zum Frieden. Noch regte sich aus den bessern Tagen des Schweizerbundes ein edler Geist, und der Eidsgenoß von der Limmat konnte nicht vergessen, er sei des Mannes aus den Waldstätten Bruder. So war's bei den Hauptleuten und Gemeinen der kriegerischen Haufen, die an den Grenzen ihr Mittagsmahl oft freundschaftlich beisammen verzehrten, und die Milchsuppe neben den Marchstein ihrer Kantone stellten, und scherzend mit den Löffeln kriegten, wenn einer in der Schüssel über die Grenze hinaus nach einem guten Bissen fischte. Also gelang es noch einmal dem Landammann Aebli von Glarus und dem Stadt-

meister Sturm von Straßburg, daß sie zwischen den Hadernden einen Land-Religionsfrieden am 26. Juni 1529 stifteten. — Die Kriegsvolker zogen wieder heim.

Kaum waren sie zu Hause, erneuerte sich das alte feindliche Spiel, und besonders waren die reformirten Schweizer gar geschäftig, ihre Lehre überall weit auszubreiten. Durch Berns Betrieb ward dem reformirten Gottesdienst im Fürstenthum Neuenburg Aufnahme bereitet und im Kanton Solothurn ihm durch den gelehrten Berchtold Haller Bahn gebrochen. Durch Zurichs Betrieb wandten sich viele Gemeinden im Sarganserland und Thurgau, und in der Grafschaft Baden, auch Kaiserstuhl und Furzach, dem neuverkündeten Glauben zu. Ja, als zu derselben Zeit der Abt von St. Gallen, Franz Geisberger, starb, ging Zürich nebst dem reformirten Theil von Glarus damit um, die Abtei St. Gallen aufzulosen, und alles Geistliche dort weltlich zu machen. Wirklich führten die Burger der Stadt St. Gallen in die Kirche der Abtei reformirten Gottesdienst ein. Man bestimmte vom Reichthum des Klosters viel zur Unterstützung der Armen; gab den reformirten Gottesbauslenten Loslassung von mancherlei Lasten, und ertheilte ihren Gemeinen das Recht, die Pfarrer selbst zu wählen.

Das verdroß die katholischen Kantone. Denn nicht Zürich und Glarus allein, sondern auch Luzern und Schwyz waren Schirmorte der Abtei St. Gallen. Und obwohl jene bei allen Veränderungen die Rechte von beiden katholischen Schirmorten vorbehalten hatten, machten sie doch fort und fort neue Aenderungen; und obwohl die Reformirten immer für die Unterthanen in den gemeinen Vogteien Gewissensfreiheit festsetzten, ließen sie sie in der That doch selten statt finden. Auch Rapperswyl endlich fiel von der alten Kirche ab, und Toggenburg bekam Hoffnung, sich von den Rechten der Abtei ganz frei zu kaufen.

Da traten zu Schwyz und Luzern auch Uri, Unterwalden und Zug, die da fanden, daß der letzte Religions- und Landfriede keineswegs zu ihrem Vortheil gestiftet gewesen sei. Und man sagte: „Das ist ein harter Knoten, den löset nur das Schwert!“

33.

Der Kappeler Krieg. — Zwingli's Tod. — Schultheiß Wengi von Solothurn.

(Vom Jahr 1531 bis 1533.)

Gar ungestüm trieb es die Bürgerschaft von Zürich. Hier wollten Alle den Krieg, doch nicht

Alle aus einerlei Urſache. Die Einen begehrten ihn aus übergroſſem Eifer für die neue Lehre; meinten, man müſſe für den Glauben Gut und Blut wagen, und trachten, ihn über das Schweizerland auszubreiten. Die Andern dachten an Eroberungen, an Erwerb der Alleinherrſchaft in mancher geheimen Vogtei durch Niederdrückung der katholiſchen Stände. Die Dritten aber wollten Krieg, weil ſie im Herzen auf den Sieg der Katholiken hoffren. Denn zu Zurich waren noch manche Leute im Stillen dem Glauben ihrer Väter treu geblieben, aus Ueberzeugung oder aus Haß gegen die Strenge der evangeliſchen Pfarrer, welche das ſittenloſe Leben ohne Schonung ſtrafen und gegen Beſtechlichkeit und Penſionen von großen Herren ohne Schonung zürnten.

Dagegen rieth Bern zum Frieden. Denn Bern war noch in ſeinem eigenen Lande der Ruhe nicht ſicher und hatte keinen Vortheil davon, wenn die entlegene Abtei St. Gallen weltliches Gut wurde. Darum rieth Bern den Zurichern: „Warum wollet ihr Bürgerblut vergieſſen? Sperret den Waldſtätten den Kornhandel, bis ſie alle Punkte des Religions- und Landfriedens erfüllen und euch Genuge leiſten.“ Dawider redete Zurich: „Solch ein Mittel hat alles Gefährliche eines Krieges, ohne den ſchnellen Entſcheid, welchen

ein rascher Feldzug bringt." Also ward zum Schwert gegriffen, in Zürich mit Begierde und großer Uebereilung, in Bern mit Unlieb und großer Langsamkeit; das brachte beiden Schaden.

Die fünf katholischen Orte aber, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, sprachen zu Zürich und Bern: „Ihr breitet eure Neuerungen mit jedem Tage weiter aus durch List und Gewalt; sollen wir dulden, daß der heilige Glaube der Altvordern gänzlich aus dem Erde der Altvordern verschwinde? Ihr machet unsere Unterthanen von uns abtrünnig, und begünstiget die Aufrührer. Ihr habet geduldet, daß die empörten Rheintaler sogar den Unterwaldner Landvogt Kretz überfielen und auf dem Rathhause zu Altstätten noch jetzt gefangen halten. Ihr habet den Abt von St. Gallen aus seinem Recht und Gut vertrieben. Wir haben eidsgenössisches Recht begehrt, und ihr habet es verweigert. Wir wollten Versöhnung, und ihr schlaget uns freien Kauf und Markt ab. So entscheide denn das Schwert, weil ihr es verlanget. Gott richte!"

Also sprachen die fünf Orte, und es zogen ihre Banner stracks mit achttausend Mann gen Zug und in die freien Aemter. Da sah man schon einen Streithaufen der Zürcher bei Kappel gelagert, der war schwach. Das Hauptpanier von Zürich sollte aber nachrucken. Die Berner

hielten bei Lenzburg, und wußten nicht, was thun, weil ſie ohne Verhaltungsbefehle ſtanden. Die Banner der fünf Orte drangen am zwölften Tag Weinmonds (1531) nach Kappel vor; dreihundert der Muthigſten ſtürzten ſich alsbald in die Schlachtreihen der Zürcher. Die Andern rückten nach. Schwer war der Kampf. Zu ſpät und zu ermüdet kam das Hauptpanier von Zürich über den Albis. Mit ihm war Huldreich Zwingli. Da fochten Schweizer gegen Schweizer mit altem Heldengeiſt. Ueber ſechshundert von Zürich wurden erſchlagen. Unter den Todten lag die Leiche Zwingli's. Die Uebrigen flohen, bis in die Nacht verfolgt. Spät kehrten die Sieger auf die Wahlſtatt zurück, dankten Gott, nach der Sitte ihrer Väter, für den blutigen Untergang der überwundenen Brüder und plünderten das verlaſſene Lager von Zürich.

Doch folgendes Tages ſchon waren die Höhen des Albis wieder mit reformirten Hilfsvölkern bedeckt. Die Berner ſtanden zahlreich bei Bremgarten und plünderten das Kloſter Muri; von der andern Seite drangen die Evangeliſchen bis zum Zugerberg. Mehrere ihrer Schaaren ſollten hinaus, das Kloſter Einſiedeln auszurauben. Aber Hans Hug, der Sohn des Schultheißen von Luzern, mit ſechshundert Auserwählten, überfiel ſie vor Tagesanbruch (24. Weinmonds) auf dem

Berg Gubel bei Menzingen, und schlug sie in die Flucht nach kurzem Gefecht.

In der Stadt Zürich entstund Trauer und Schrecken um diese Niederlage; sechsundzwanzig Glieder des großen und kleinen Rathes hatten auf dem Schlachtfelde ihr Leben eingebüßt. Die reformirten Bündner, schon im Anzuge begriffen, hielten nun bei Uznach still. Die evangelischen Glarner wollten unparteisam bleiben. Die Toggenburger wollten für ihre Sache mit den katholischen Schirmorten der Abtei St. Gallen unterhandeln. Da dachte Zürich: Wir stehen allein. Friede ist noth!

Die fünf Orte, ohne Uebermuth, boten ihren Frieden unter billigen Bedingungen. Am sechszehnten Tage Wintermonats ward er mit Zürich auf dem Hofe zu Deynikon, unter dem Breitholz, auf freiem Felde geschlossen. Wegen der Kriegskosten sollte später ein schiedsrichterliches Urtheil entscheiden; in den gemeinen Vogteien aber jede Religionspartei gleiches Recht genießen. — Als es die Berner hörten, zogen sie heim, und traten dem Frieden gern bei. Denn Viele von ihnen waren noch der römisch-katholischen Kirche im Herzen treu. Ging doch selbst, wenige Jahre nach diesem, Sebastian von Diesbach, der bernische Feldherr, wieder zum katholischen

Glauben zurück und in die Stadt Freiburg im Uechtland.

Nachdem die fünf ſiegreichen Orte mit Zürich und Bern den Frieden geſchloſſen, hielten ſie noch Abrechnung mit Solothurn. Denn die Solothurner hatten den Bernern Kriegshilfe geleiſtet. Die meiſten Gemeinen des Kantons Solothurn waren ſchon dem evangeliſchen Glauben zugethan, und darum den Bernern gern beholfen. Nur in der Hauptſtadt ſah man noch Rath und Bürgerſchaft zwiefältig, und gab es viel Zanks und Verfolgens wegen des Glaubens unter ihnen. Nun aber, als die fünf katholiſchen Orte für ſich Entſchädigung von tauſend Goldgulden verlangten, oder ſtatt deſſen begehrten, daß die Solothurner zum Glauben der Alten zurückkehren ſollten, wollten die wenigſten zahlen. Die meiſten nannten ſich wieder katholiſch. In der Stadt ſelbſt zogen die Katholiſchen darauf gegen die Reformirten aus, ſie zur Ablaugnung des evangeliſchen Glaubens zu zwingen, und pflanzten mit geladener Kanone vor das Haus, in welchem die Reformirten ſich berathſchlagten. Schon drohte der zerſchmetternde Schlag aus dem Geſchütz. Siehe, da trat ein ehrwürdiger Mann unter die Erzürnten, legte ſeine Bruſt voll treuer Bürgerliebe vor die Mündung der Kanone und ſprach: „Soll Bürgerblut flieſſen, ſo flieſſe denn

mein Blut zuvor!“ — Alle erschracken, als sie den christlich-großen Helden erblickten; das war der Schultheiß Wengi von Solothurn. — Es floß kein Blut. Aber die Evangelischen in der Stadt, welche lieber Alles, als den ihnen theuerwerthen Glauben verlaßen wollten, opferten Hab und Gut auf, und zogen hinaus in andere Städte und Lande. Auch in vierundvierzig Gemeinen der Landschaft, von denen schon vierunddreißig die evangelische Lehre angenommen hatten, ward der römisch-katholische Gottesdienst wieder hergestellt. (1533.)

Das waren die Wirkungen des brudermörderischen Sieges bei Kappel, aber nicht alle. Denn auch der Abt von St. Gallen wurde in seine gesammten Rechte wieder eingesetzt, und in den gemeinen Vogteien die fernere Ausbreitung des Glaubens der Evangelischen auf immer verhindert. Ja, so groß ward das Uebergewicht der Sieger, daß vieler Orten in den gemeinen Herrschaften der katholische Gottesdienst mit Gewalt eingeführt werden mußte.

34.

Genf trennt sich von Savoien. — Bern bemeistert sich des Waatlandes.

(Vom Jahr 1533 bis 1558.)

Nicht minder haderten zu dieser Zeit die Völkerschaften in den übrigen Gegenden des helvetischen Hochgebirges wegen der Angelegenheiten ihrer Kirchen. Zwanglos bekannten sich die Gemeinen in den Thälern Bündens, die einen zur alten, die andern zur neuen Kirchenlehre. Im Wallis, wo Thomas Plater die Glaubensreinigung am eifrigsten predigte, hatte der evangelische Gottesdienst zu Sitten und Leuk zahlreiche Bekenner. Im Waatlande, längs den Ufern des lemanischen Sees, wandte sich Lausanne mit den übrigen Städten und den meisten Dorfschaften von der römischen Kirche ab. Eben so auch geschah zu Genf; hier aber mit großen Verwirrungen und erschütternden Umwälzungen. Denn der kirchliche Zwiespalt verband sich mit schon längst begonnenen bürgerlichen Entzweiungen.

Genf stand im Ruhm als eine volkreiche und schöne Stadt, durch Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Regsamkeit ihrer Burger emporstrebend. Zweimal war dieser uralte Ort der Allobrogen, zur Zeit der römischen Kaiser, zerstört worden, und

immer wieder neu aus dem Schutte hervorgestiegen. Noch heute werden dort zwei Straßenpflaster unter einander gefunden. Nach den Römern saßen daselbst oft die Könige der Burigunden; unter den Franken nachher hielten die burgundischen Freien zuweilen da ihren Landtag. Ein Bischof übte seit undenklichen Zeiten geistliche Gewalt weit umher. Er besaß fürstlichen Titel und große Güter und Rechtsame, sogar Hoheitsrecht über die Stadt. Dies hatte sonst den fränkischen Königen gehört, die es den Bischöfen gegeben. Die übrigen Rechte der Könige verwalteten die Grafen zu Genf, als Beamte. Aber mit der Zeit hatten diese Grafen ihr Amt, und Alles, was sie verwalteten, erblich an sich gebracht. Nicht nur betrachteten sie den ganzen Genfergau, was davon nicht des Bisthums Eigen war, als ihr Eigen, sondern sie waren auch Vitzdume oder Statthalter des Bischofs in Verwaltung seiner weltlichen Rechte. Immer blieb nebenbuhlerischer Zank zwischen dem Bischof von Genf und dem Grafen von Genf. Dabei hatte zuletzt am meisten die Bürgerschaft der Stadt gewonnen, welche bald diesem, bald jenem beistand, und bald von diesem, bald von jenem mit neuen Rechten und Freiheiten belohnt ward. So kämpften endlich drei Parteien auf diesem engen Landstriche um den Vorzug: der Bischof, der Graf von Genf und die Bürgerschaft der Stadt.

Ein Vierter kam bald hinzu, der benachbarte, mächtige Graf von Savoien. Diesen hatte die Bürgerschaft zuerst gegen den Grafen von Genf zu Hilfe genommen, und ihm von dessen Rechten viele übertragen; darauf aber gelüstete demselben nach Allem. Er suchte den Grafen von Genf zu verdrängen, und als dessen Geschlecht ausstarb, kaufte er die Güter desselben an sich. So ward er sehr einflußreich.

Je mächtiger der Graf von Savoien stieg, der sich zuletzt herzogliche Würde beilegte, je gefährlicher stand er der Bürgerschaft von Genf gegenüber. Denn er brachte bald auch die ganze Gewalt des Bisthums unter sich, indem ihm leicht ward, den bischöflichen Stuhl zu Genf jedesmal mit einem Sohne des savoiischen Hauses zu besetzen. Als jedoch dieser Bischöfe einer, nach den Kriegen der Schweizer mit Karl dem Kühnen von Burgund, für sich und die Stadt ein Burgrecht oder Schutzbündniß mit den Städten Bern und Freiburg (im Jahr 1493) aufgerichtet hatte, erhielt unversehens die Bürgerschaft an diesen benachbarten Eidsgenossen neue Gewährleister ihrer sehr bedrohten Rechtsame gegen die gewaltthätigen Herzoge und Bischöfe. Das hatte große Folgen.

Eines Tages (im Jahr 1517) schnitt ein muthwilliger Bursch zu Genf aus Bosheit dem Maulesel des bischöflichen Richters Grossi das Spring-

gelenk ab. Der Thäter und ein Haufen leichtfertiger Gesellen, die dem Richter nicht wohl wollten, liessen das Stück des Maulesels durch einen Blödsinnigen in den Straßen umhertragen und dazu rufen: „Wer kauft? Wer kauft von der großen Bestie?“ Das ärgerte den Grossi doppelt, denn er deutete die Worte auf seine Person. Er klagte die Wildfänge vor dem bischöflichen Gerichte an. Der Bischof begnadigte Alle, außer einen, Namens Pecolat, den er gefangen setzte, und einen, Namens Berthelier, der nach Freiburg entfloh. Nun erhob sich Streit, vor welches Gericht Pecolat gehöre. Die Stadt Genf behauptete, er müsse vor dem ihrigen stehen. Die Sache ward weitläufig und kam vor Herzog, Bischof, Erzbischof und Papst. Unterdessen war Berthelier zu Freiburg nicht müßig gewesen. Von seinen Mitbürgern bevollmächtigt, stiftete derselbe engere Verbindung zwischen Freiburg und Genf. Als er, um sein Werk zu vollenden, mit verheißenem sichern Geleit nach Genf zurückkam und den Bund mit Freiburg (6. Hornung 1518) zu Stande brachte, ward der Herzog darüber so erzürnt, daß er einige Genfer, die durch sein Land reiseten, in Turin hinrichten ließ. Desto heftiger ward die Erbitterung und offene Parteiung zwischen denen, die lieber zu den Eidsgenossen, und denen, die lieber zum Herzog hielten. Der Letztern waren aber wenige, und

man hieß ſie nur Mameluken. Die andern aber hieß man Eidsgenoſſen, oder, wie ſie mit ihrer franzöſiſchen Zunge ausſprachen, Hugenotten.

Es ward der Streit wegen des Bündniſſes vor manche ſchweizeriſche Tagſatzung gebracht, wenn auch ohne Erfolg. Der Herzog verfolgte die Hugenotten wie abtrünnige Unterthanen ſo grauſam, daß Viele nach Bern und Freiburg flüchteten. Den Berthelier ſelbſt ließ er auffangen und hinrichten. Der ſavoiſiſche Adel mußte die Stadt auf alle Weiſe plagen. Dann kam zu dem Allem noch der Streit um die neue Kirchenlehre. Die meiſten Hugenotten waren evangeliſch-reformirt. Ja der Prior von St. Victor, Namens Bonnivard, ſtand einer der erſten auf, der wider den Papſt lehrte. Deſto härter verfuhren der Herzog und der Biſchof gegen die Genfer, alſo daß Bern und Freiburg nicht länger ihre Bundesgenoſſen ohne Schutz laſſen wollten. Mit zwölftauſend Mann zogen ſie verwüſtend durch's Waatland bis Morſee. Da traten Abgeordnete von Wallis und zehn Kantonen vermittelnd herbei und bewogen das Heer zum Rückzuge, und zu St. Julian ward Friede geſchloſſen (1530). Der Herzog verhieß, die Rechte von Genf zu ehren, widrigenfalls er mit Verluſt ſeines geſammten Waatlandes bedroht ward; und hinwieder Genf verſprach, bei Verluſt des eidsgenöſſiſchen Bundes, des Herzogs Rechte zu ſchonen.

Friede war hergestellt, Freundschaft nicht. Der grollende Herzog setzte die Verfolgungen fort. In der Stadt haderten die Parteien der Katholischen und Evangelischen. Es wurden Anschläge wider einander gemacht, Meuchelmorde vollzogen. Die Hugenotten aber behielten Oberhand. Bischof und Herzog machten endlich Entwürfe, die Stadt mit gewaffneter Faust zu überfallen. Wachsamkeit und Tapferkeit der Bürger vereitelten jedoch diese Entwürfe. Der Bischof floh, erschrocken vor dem Volk, aus der Stadt und verlegte seinen bischöflichen Sitz nach Gex. Das kam den Genfern wohl recht. Nun führten sie ohne Scheu evangelischen Gottesdienst ein, erklärten des Bischofs Oberherrlichkeit verfallen und ihre Stadt zum unabhängigen Freistaat (im Jahr 1536).

Es war ein verwegener und großer Schritt. Aber er gelang. Denn zu den Genfern begab sich Johannes Calvin, ein französischer Geistlicher aus Noyon. Der war ein gelehrter, in Staats- und Kirchendingen gewandter, und in Verbreitung des evangelischen Glaubens gar eifriger Mann. Derselbe richtete bei ihnen nicht nur den Gottesdienst nach der neuen Lehre ein, sondern mit großer Strenge verbesserte er auch die zügellosen Sitten, und half er der Einrichtung des neuen Gemeinwesens durch feste Gesetze. So groß ward das Ansehen Calvins, daß zuletzt nichts wider seinen Wil-

len geschah; so groß der Ruhm seiner Einsicht in geistlichen Dingen, daß in der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland nach seinem Namen die Reformirten Calvinisten geheißen wurden.

Als indessen die vertriebenen Mameluken und der savoiische Adel des Waatlandes die Stadt hart bedrängten, sandten die Berner dem Herzog von Savoien eine Kriegserklärung, weil er den Frieden von St. Julian nicht halte. Sie schickten siebentausend Mann Kriegsvolk (Jänner 1536) in's Waatland, eroberten binnen eilf Tagen Alles von Murten bis Genf, befreiten die frohlockende Stadt; vertrieben den Bischof aus Lausanne, nahmen dessen Güter und Rechtsame an sich, und wurden Oberherren des ganzen Waatlandes, hier noch mit geringerer Mühe, als ehemals im Aargau. Denn der Herzog von Savoien konnte nur schlechten Widerstand leisten, weil er mit dem Könige von Frankreich Krieg führte, und sich in großer Noth befand. Der savoiische Adel stand gar ohnmächtig da. Die Städte und Gemeinen aber unterwarfen sich den Bernern gern, weil die savoiischen Herzoge oft übel regiert, und die Landstände mehr für sich selbst, als für das Volk, gesorgt hatten.

Doch Wallis und Freiburg sahen die Eroberung der Waat durch Bern nur mit ungünstigen Herzen. Sie wollten gern auch ihren Theil davon. Die Walliser bemeisterten sich von ihrer Grenze

hinweg des Gebiets bis an die Transe; die Freiburger nahmen die Landschaft von Rue und Romont. Bern ließ das wohl geschehen, um ungestört das Hauptland zu behalten, und sich darin festzusetzen. Darum führte es sogleich auch aller Orten den reformirten Gottesdienst ein, setzte über die verschiedenen Bezirke acht Landvögte, und verordnete für das neuerworbene welsche Gebiet einen eigenen Seckelmeister, der Rechte und Einkünfte des Staats zu verwalten hatte. Nur wenige Orte behielten die ehemaligen Freiheiten. Der Stadt Lausanne jedoch verblieben ihre alten großen Vorrechte fast insgesammt, also daß sie wie eine Schutzstadt anzusehen war. — Zweimal schon in frühern Zeiten hatte Bern die Waat erobert; einmal in den Burgunderkriegen, da es Bex und Aelen für sich behielt, das zweitemal vor dem Frieden bei St. Julian, da es nichts behielt. Jetzt zum drittenmal gab es die schöne Beute nicht wieder zurück.

Zwar die großen und reichen Grafen von Greierz, welche im Waatlande viele Güter hatten, weigerten sich lange standhaft, den Städten Bern und Freiburg wegen ihrer hiesigen Herrschaften Huldigung zu leisten. Allein weil die Grafen verschuldet und geldbedürftig waren, kauften Bern und Freiburg staatsklug die Forderungen von deren Gläubigern an sich (im Jahr 1554). So ge-

langte damit Freiburg noch in den Besitz der Herrschaft Greierz; Bern aber in den Besitz von Rötschmund und Oron.

Es hatte Bern demnach sein Gebiet um das Doppelte erweitert, und ist durch staatskluge Benutzung des günstigsten Augenblicks, durch Gemeinsinn, Entschlossenheit und tapferes Gemüth seiner Bürger die mächtigste Stadt der ganzen Eidsgenossenschaft an Land und Leuten geworden.

35.

Glaubenshaß in den italienischen Vogteien, in Bünden und überall. Der Kalenderstreit und der Borromeische Bund.

(Vom Jahr 1553 bis 1586.)

Die Stadt Genf, mit einem kleinen Gebiet ausser ihren Ringmauern, blühte fortan als Freistaat und ward eine der berühmtesten Städte des Schweizerlandes durch Kunst und Wissenschaft. Doch weigerten sich die Eidsgenossen, sie als zugewandten Ort zu erkennen, weil sie immerdar voller Unruhen blieb. Diese Unruhen waren Wirkung theils der jungen Freiheit selbst, theils der herben Strenge vom Religionseifer des Johannes Calvin. Calvin verfolgte Jeden, der nicht seinen Lehren beistimmte, mit Verbannung, Schwert und Scheiterhaufen.

Nur Bern allein hielt treu zu Genf, Genf zu Bern; auch erneuerten beide ihr Burgrecht oder Schutzbündniß (im Jahr 1555) auf ewige Zeiten. Denn Genf fand an Bern den sicherſten Schutz ſeiner Freiheit gegen äuſſere und innere Anfechtung; Bern dagegen an Genf eine ſtarke Vorwacht gegen Savoien, zur Behauptung der Waat, und zur Zähmung der Waatländer, wenn dieſe vielleicht Freiheiten anſprechen wollten, welche die eidsgenöſſiſche Stadt nicht zu bewilligen gut fand.

Der Glaubenszwiſt unter den Eidsgenoſſen und ihren Unterthanen hatte unterdeſſen auch in den ennetbirgiſchen oder italieniſchen Landvogteien, jenſeits des Gotthards, viele Herzen getrennt. Beſonders war in der Vogtei Locarno die Anzahl der Evangeliſch-Reformirten groß; zu ihnen gehörten viele der angeſehenſten und reichſten Geſchlechter; dort hatten Lälius und Faußus Sozzini eine weit freiere Denkart in Glaubensſachen verbreitet, als ſelbſt Zwingli in Zürich und Calvin zu Genf. Aber die Sozzini wurden vertrieben und ihre Anhänger verbannt, oder mit dem Tode beſtraft. In Locarno ſelbſt ward darauf Peccaria der vornehmſte Lehrer der Evangeliſchen. Auch ihn verhaftete der katholiſche Landvogt; aber ein Haufe reformirter Männer beſtürmte das Schloß deſſelben und erzwang

Beccaria's Freilassung. Der Landvogt, von den sieben katholischen mitherrschenden Ständen der Eidsgenossen bevollmächtigt, gebot dann allen Evangelischen den Besuch des katholischen Gottesdienstes und verwies mehrere des Landes. „Das ist gegen den Landfrieden!“ riefen die evangelischen mitherrschenden Stände. — „Nein,“ sprachen die katholischen Stände, „der Landfrieden erstreckt sich nicht auf die italienischen Vogteien; hier gilt Mehrheit der Stimmen!“ Und so dauerten die Verfolgungen. Dazu ermunterte ohne Unterlaß der päpstliche Nunzius oder Gesandte. Zuletzt wurde Landesverweisung aller Reformirten aus Locarno beschlossen, und (im März 1555) vollzogen. Anderthalbhundert Personen mußten auf dem Rathhause zu Locarno mit schweigender Ergebung des Verdammungsurtheil hören. Da trat plötzlich der päpstliche Nunzius in den Saal und rief ergrimmt: „Das ist zu gelinde! Man muß den Landesverwiesenen auch Hab und Gut, ja ihre Kinder entreissen!“ — Solcher Härte entsetzten sich aber die Gesandten der katholischen Eidsgenossenschaft. In ihrer Brust lebte viel mehr Menschlichkeit, als in der Brust des Gottespriesters. Und sie sprachen: „Nimmermehr weichen wir von unserm einmal gefällten Urtheil!“

Also zogen die Verbannten mit Weib und

Kindlein in der rauhen Jahreszeit über wilde Gebirge hin, weit von der Heimath ihrer Väter hinweg. Die evangelischen Eidsgenossen empfingen dieselben mit christlicher Barmherzigkeit. Ueber hundert der Verwiesenen fanden Zuflucht in Zürich. Es waren bei denselben reiche und gelehrte Männer, die Orelli, die Muralte und andere, deren Geschlechter noch heut in Zürich blühen. Sie brachten die Kunst der Seidenweberei in diese Stadt, legten Mühlen und Färbereien für ihre Gewerbe an, und erhöhten durch ihren Fleiß den Wohlstand Zürichs, der bald weit über die Grenzen der Schweiz hinaus berühmt ward.

Es ist zu glauben, daß die Eidsgenossen wohl endlich zur ehemaligen Eintracht, trotz der Kirchenverschiedenheit, zurückgekehrt sein würden, wenn sie nicht den Einflüsterungen auswärtiger Gesandten allzugeneigt ihr Ohr geliehen hätten. Allein es waren zu jener Zeit auch Religionskriege in Deutschland und Frankreich; da warben nun die Boten der kriegführenden Fürsten um Gunst und Beistand der Kantone ihres Glaubens, und wiegelten sie gegen die Andern auf; und die Pfaffenschaft auf beiden Seiten half tapfer, die Gemüther alles Volks noch mehr zu entflammen. Vorsichtig zwar enthielten sich die evangelischen Stände aller Einmischung in fremde Händel; aber

nicht also die katholischen Stände. Diese folgten dem Worte des päpstlichen Nunzius, nicht minder dem Golde, welches besonders der französische Gesandte spendete, um Schweizersoldner in seines Königs Dienst zu ziehen. Sie schlossen im Jahre 1553 mit König Heinrich II von Frankreich zum erstenmal einen vollständigen Vertrag (Kapitulation geheißen) über die in französischen Kriegsdienst zu gebenden Schweizer, und stellten zehntausend derselben in einem Jahre und sandten von Jahr zu Jahr beträchtliche Verstärkungen nach. Ruhmvoll zwar haben die Schweizer auf fremdem Boden, doch immer nur als Söldner, gestritten. Ihr Blut, ihre Thaten gehörten nicht dem Vaterlande an, darum auch nicht der Geschichte des Vaterlandes. Mögen Fremdlinge preisen, was Söldner bei ihnen gethan.

Sehr geschäftig war vor Allen der päpstliche Nunzius, den reformirten Kantonen wehe zu thun. Er sann sogar darauf, Genf, vielleicht auch Waatland, wieder an den Herzog von Savoien zu bringen. Gern hätten ihm, um Berns Ueberlegenheit zu schwächen, wohl selbst reformirte Kantone dazu geholfen. Doch gelang das nicht. Denn als der Herzog von Savoien wirklich das Waatland wieder zurückforderte (im Jahre 1561), kam Bern, staatsklug den übermächtigen Feind ausweichend, durch freiwilliges Opfer des Ländleins Gex und

des ganzen Bezirks jenseits des Genfersees, großerm Verluste zuvor. Dagegen entsagte Herzog Emanuel Philibert im Vertrag zu Lausanne allen seinen Ansprüchen auf die Waat, und der König von Frankreich gewährleistete diesen Vertrag, doch unter Vorbehalt der alten Freiheiten, die das Waatland von jeher bei Savoien genossen hatte. — Genf hingegen blieb den Anfechtungen von Savoien noch lange Zeit bloßgestellt. Das erweckte aber nur neue Kräfte in diesem kleinen, jedoch heldenmüthigen Freistaat, der sein Dasein muthvoll gegen listige Tücke und übermächtige Gewalt vertheidigte, allezeit von Bern mannlich unterstützt. Darum (im Jahre 1581) trat auch Zürich endlich mit den Genfern in ewiges Burgrecht.

Unter allen Vertheidigern des römischen Stuhls war in der Eidsgenossenschaft nie einer von größerer Wirksamkeit erschienen, als der Kardinal Karl Borromeo, Erzbischof von Mailand. Aber auch selten war einer so sehr durch Tugenden des Geistes und Herzens fähig, Großes zu vollbringen, als dieser junge, vielthätige, gottesfurchtige, für seinen Glauben begeisterte Mann. Der Ausbreitung der neuen Lehren ewige Schranken zu bauen und die tief erschütterte altkatholische Kirche gegen den Sturm der Zeit aufrecht zu halten: das ward das erwählte Tagwerk seines Lebens. Deshalb

ſchaffte er in Italien viele Mißbräuche ab, reinigte die Sitten der Geiſtlichkeit und that viele Reiſen. Er trat auch in die Schweiz. Aber nicht Alles, was er hier vollbrachte, brachte den Eidsgenoſſen Segen.

Wie er in das Veltlin kam, wo die Bündner reformirte Schulen gründen wollten, arbeitete er mächtig, heimlich dagegen. Doch in Bünden hätte er gern Katholiken gegen Reformirte in Harniſch getrieben; aber, ausgenommen am Hofe des Biſchofs von Chur, empfingen ihn die freien Söhne des Hochlandes kalt. Denn die Bündner hatten des Religionszanks genug gehabt, und mit demſelben war, wie bei den Schweizern, politiſcher Eigennutz reicher Familien Hand in Hand gegangen. Darüber hatte ſchon der edle Freiherr Johann Planta von Räzüns (1572) ſein Leben ſchuldlos auf dem Blutgerüſt, und mancher Biedermann durch Strafgerichte Ehr' und Heimath, Gut und Blut verloren. Man ſpricht noch heut zu Tage im Bündnerlande von den ruchloſen Strafgerichten zu Thuſis und Chur, von den bewaffneten Aufläufen des Volks, und von dem herrſchenden Laſter der Beſtechung in damaliger Zeit. Aber durch das Geſetz des Keſſelbriefes (1570) war endlich dem Laſter Schranken geſetzt, vermittelſt Geſchenken und Umtrieben Staatsämter zu erwerben; und durch das Geſetz des Drei-

siegelbriefs (1574) bewaffneter Aufstand im Lande untersagt. Denn in den Bündnern lebte, bei aller Liebe unbeschränkter Freiheit, auch Liebe der Rechtlichkeit. Nur einzelnen vornehmen, herrschsüchtigen Geschlechtern war weder an Freiheit, noch Rechtlichkeit groß gelegen.

Als Kardinal Karl Borromeo zu den Eidsgenossen kam in die Schweiz, fand er bei den katholischen Kantonen vielen Beifall. Weil sie für Schulunterricht zu wenig thaten, stiftete er für die katholische Jugend der Schweizer eine Priesterschule, genannt Seminarium, zu Mailand. Auch das stiftete er: es müsse beständig ein päpstlicher Nunzius im Schweizerlande wohnen. Solches gefiel den Reformirten übel; sie spürten wohl, der werde ihnen immerdar Verdruß machen wollen. Als einst im Winter (1580) solch ein Nunzius nach Bern kam, wies ihn die Regierung aus der Stadt und die Buben auf den Gassen warfen ihn mit Schneeballen.

Der Streit zwischen katholischen und evangelischen Parteien erfüllte in jenen Tagen fast die ganze Welt. Spanien, Savoien und der Kaiser waren des Papstes tapferste Vorfechter. In Frankreich wurden aber trotz dem die Hugenotten oder Reformirten doch fast Meister. Der Papst arbeitete, die ganze katholische Welt zum Krieg auf Tod und Leben gegen die Evangelischen zu bewe-

gen. Das hieß er einen heiligen Krieg. Im Schweizerlande ermahnte Kardinal Borromeo eifrig dazu, man müsse für Erhaltung der römischen Kirche starken Bund zusammen schliessen. Und je länger die Menschen unter einander also stritten, je mehr erhitzten sich die Gemüther. Ja es gelieh so weit, daß die Reformirten den damals erschienenen verbesserten neuen Kalender nicht annehmen wollten (1582), weil ihn ein Papst hatte verfertigen lassen. So argwohnisch gegen Alles, wenn es von Rom kam, auch gegen das Beste, waren die Evangelischen, daß sie lieber die schlechte Zeitrechnung des alten Kalenders beibehielten. Wenig fehlte, es wäre darüber unter ihnen selbst blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen.

Der Zank um den alten und neuen Kalender half vieles dazu, daß die katholischen sieben Orte den Bund für Erhaltung der römischen Kirche unter sich schlossen, den Borromeo angerathen hatte. Am zehnten Oktober 1586 kamen Gesandte von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg in der Stadt Luzern zusammen, und beschworen den Bund, welchen man den goldenen oder borromeischen hieß. Billiger hätte er der blutige geheißen. Er riß Eidsgenossen von Eidsgenossen noch weiter.

36.

Aufstand in Mühlhausen. Die beiden Rhoden von Appenzell trennen sich. Der Herzog von Savoien will Genf überrumpeln.

(Vom Jahr 1587 bis 1603.)

Von nun an hielten die katholischen Orte fester mit Fremden zusammen, als mit Schweizern evangelischen Glaubens. Darüber freuten sich die Ausländer, denn sie zogen aus dieser Zwietracht Vortheil. Da kam der Gesandte von Spanien, und streute Gold aus und schloß mit Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg einen Bund für seinen König (im Jahr 1587). Da kam der päpstliche Nunzius, predigte Krieg gegen die Reformirten oder Hugenotten in Frankreich, und mehr denn achttausend katholische Schweizer zogen hinaus in den ausländischen Bürgerkrieg. Da kamen Gesandte der Hugenotten und predigten Krieg zur Vertheidigung des evangelischen Glaubens in Frankreich; und Tausende von reformirten Schweizern und Bündnern zogen hinaus in die französischen Blutfelder, und die Obrigkeiten im Lande thaten, als wüßten sie nichts davon. Auf fremder Erde, um schnödes Geld, würgten Schweizer ihre eigenen Brüder. Das that Glaubenshaß!

Und in Alles mischte dieser böse Geist sein Gift. Auch das Kleinste machte er zum Werkzeug großen Verderbens, wie es Mühlhausen erfuhr.

Die Stadt Mühlhausen im Elsaß ist eines uralten Entstehens. Schon seit fast fünfhundert Jahren war sie, gleich den meisten Städten der Schweiz, eine freie Stadt des deutschen Reichs, und seit hundert und zweihundert Jahren schon mit Basel, dann mit Bern, Freiburg und Solothurn in Schutzbündnissen gewesen, endlich (seit dem Jahr 1515) als zugewandter Ort der Eidsgenossen betrachtet, mit Sitz und Stimme auf Tagsatzungen. Nun begab sich, daß daselbst das Geschlecht der Finninger Rechtsstreit mit andern Bürgern wegen eines Stücks Waldes bekam und verlor. In ihrer Rache wandten sich die Finninger an die österreichische Regierung zu Ensisheim, dann an die Tagsatzung der Eidsgenossen. Und weil man den katholischen Schweizern vorspiegelte, sie könnten Mühlhausen bei dieser Gelegenheit zum alten Glauben zurücktreiben, nahmen sie sich der Finninger an, und bedrohten den Stadtrath von Mühlhausen mit Aufhebung des alten Bundes. Der Stadtrath hinwieder rief die evangelischen Orte an, und diese entschieden zu dessen Gunsten. Alsbald schickten die katholischen Orte, nebst Appenzell, den Mühlhausern den eidsgenossischen Bundesbrief mit abgerissenen Siegeln zurück. Nun

machte die Partei der Finninger darüber Aufruhr, gewann das Volk, und setzte den Stadtrath ab, als sei er am Verlust des Bundes mit den Eidsgenossen Schuld. Die evangelischen Kantone wollten freundlich vermitteln und richten, aber wurden nicht gehört; und als sie drohten, die Ordnung der Dinge mit Ernst herzustellen, waffneten die Bürger und verstärkten sich mit österreichischen Soldaten. Also schickten die reformirten Eidsgenossen Kriegsvolk, unter Anführung des Feldherrn von Erlach; sechshundert Basler voran. Aber von den Stadtmauern donnerte das schwere Geschütz. Da stürmten und erbrachen die Schweizer noch in später Nacht das Thor. Gefecht und Morden ward in allen Gassen; die Bürgerschaft besiegt; die fremde Besatzung entwaffnet, fortgeschickt und die Ruhe mit Enthauptung der vornehmsten Aufwiegler hergestellt. Doch seit diesem Jahre (1587) blieb für Mühlhausen die Bundesgenossenschaft der katholischen Eidsgenossen auf ewig verloren, und die Stadt gelangte nie wieder auf der Tagsatzung zum Stimmrecht.

Bald nachdem geschahen schier noch üblere Dinge im Lande Appenzell. Hier hatten in beiden Rhoden Evangelische und Katholiken unter einander gewohnt, im äussern Rhoden mehr Reformirte, im innern und im Hauptflecken Appenzell mehr Katholische. Nun kamen die Kapuziner

in's Land, und ſtifteten heimlich auf, man müſſe die Evangeliſchen mit Gewalt zur katholiſchen Kirche treiben; der Landammann Meggelin, ein im alten Glauben harteifriger Mann, wollte dazu den Anfang machen. Er beſchied ſiebenundzwanzig junge reformirte Männer vor den großen zwiefachen Landrath zur Verantwortung und ließ das Rathhaus von katholiſchen Bauern umringen. Wenn die Siebenundzwanzig nicht gehorchen würden, wollte er am Fenſter ein Zeichen geben, es ſollte der Rath ſich ſchnell entfernen, und das Volk kracks über die Siebenundzwanzig herfallen. Allein er hatte übel gerechnet. Denn als die Männer nicht gehorchen wollten, und er zum Fenſter und die Rathsdiener zur Thür liefen, zogen die Siebenundzwanzig unter ihren Mänteln verborgenes Gewehr hervor, beſetzten Thür und Fenſter, und brachten den Landammann in ſo großes Schrecken, daß er zum Fenſter hinausrief: „Friede. Gehet nur auseinander!“ So gingen die Bauern auseinander, und die Siebenundzwanzig entkamen ohne Schaden. Dieſer Tag (14. Mai 1578) ward nun der Anfang aller Unruhen.

Von da an klagten und verfolgten ſich die Parteien bitterlich. Die Reformirten waren ſehr gedrängt in Innerrhoden, die Katholiken ſehr geängſtet in Auſſerrhoden. Man nahm einander gefangen; man läutete mehrmals Sturm; man

griff mehrmals zu den Waffen. Verständige Vaterlandsmänner verhüteten immer glücklich den Bürgerkrieg. Nachdem endlich weder in Räthen, noch Kirchhörinen oder Gemeineversammlungen, noch in Landsgemeinen Einigkeit zu bringen war, ward eidsgenössisches Recht angerufen. Die Eidsgenossen aber waren wiederum mehr Partei als Richter. Die Katholischen halfen den Katholiken, die Reformirten den Evangelischen. Zuletzt sprachen die Appenzeller: „Das gibt keine Ruhe; man muß das Land theilen und jedem Theile eigenen Glauben, eigene Obrigkeit und eigenes Gericht überlassen!"

Das geschah nach zehnjährigem Lärmen nun wirklich, und den Landtheilungsbrief haben sie am 8. Herbstmonds 1597 unterschrieben. Es wurden zwischen Ausserrhoden und Innerrhoden Land und Recht, Panner und Siegel, selbst das Geschütz im Zeughaus getheilt. Die Evangelischen setzten sich in Ausserrhoden an und zählten da zusammen sechstausend dreihundert zweiundzwanzig Mann; in Innerrhoden wohnten die Katholischen und zählten zusammen zweitausend siebenhundert zweiundachtzig Mann. Aber beide Rhoden, obgleich getheilt, wie Ob- und Nidwalden, blieben im Kreise der Eidsgenossen, gleichwie Unterwalden, nur ein einziger Stand.

Solches war Allen recht, nur nicht dem Landammann Tanner von Innerrhoden. Der haßte

die Evangelischen in Auſſerrhoden unversöhnlich, und wollte ich nicht zufrieden geben; ſtiftete Zwietracht und Neckerei, und hoffte die katholischen Kantone sogar zu vermögen, Auſſerrhoden zu zwingen, den dort noch wohnenden sechs bis sieben Katholiken alle Vorrechte wie im innern Rhoden zu gestatten. Dies gelang dem Tanner jedoch nicht, und er ward wegen seiner Thaten und Gesinnungen zuletzt selbſt den eigenen Mitbürgern so verhaßt, daß er Hab und Gut und Würden verlor, und als armer Mann umherzog und in einem Viehſtall im Thurgau elendiglich ſtarb.

Wohl war es ein Glück für's Schweizerland, daß Könige und Fürſten, ringsumher in allerlei Kriegshändel verſtrickt, ſich nicht in die Streitigkeiten der Eidsgenoſſen miſchen konnten. Vielleicht wäre es um die Unabhängigkeit, mehr als einmal geſchehen geweſen. Aber Spanien und Mailand kriegten mit Frankreich, und der deutſche Kaiſer mit den Türken. Jeder wollte dabei die Schweizer zum Beiſtand. Die Eidsgenoſſen hingegen, entweder weil ſie ſich unter einander nicht trauten, oder weil ein Theil dieſem, der andere Theil jenem Fürſten wohl wollte, lähmten ſich gegenſeitig. Vielmehr mahnten ſie den König von Frankreich und den König von Spanien auf rührende Weiſe zum Frieden, und Zürich bat den Kaiſer, und Luzern den Papſt, ſolchen Friedensvorſchlägen

Eingang in die Herzen zu schaffen. Sie richteten freilich wenig aus.

Darum, und weil König Heinrich IV. von Frankreich ein gar tugendlicher und tapferer Herr war, den Evangelischen und Katholischen lieb, und weil er versprach, jährlich viermalhunderttausend Kronen in die Schweiz zu schicken, als Abzahlung rückständiger Schulden, und weil er sogleich eine Million baaren Geldes mit seinem Gesandten sandte, wurden ihm Alle von Herzen gewogen. Und sie schlossen mit ihm neuen Bund (1602).

Der war jedoch weder den Spaniern gelegen, noch dem Papst, noch dem Herzog von Savoien. Die Alle haßten den tapfern König Heinrich IV. Und der Herzog von Savoien meinte, es sei die beste Zeit, sich wieder Meister von Genf zu machen. Heimlich nahm er seine Soldaten, und Neapolitaner und Spanier dazu, und schickte seinen Feldobersten Brunaulien in der Stille aus, die Stadt zu überrumpeln. In finsterer Nacht (zwischen dem 11. und 12. Dezember 1602) rückten sie gegen die Mauern, legten Sturmleitern an, stiegen hinauf und glaubten schon, Alles sei gewonnen. Aber da hörte eine Genfer Schildwacht das Getose und schoß das Gewehr ab. Es ließ der Wächter das Schutzgatter des Thors nieder; es wachten die Burger auf: „Hurrah, der Feind ist da!“ liefen mit den Waffen auf die Wälle, tödte-

ten, was schon in die Stadt eingedrungen war, und zerschossen die Sturmleitern. — Mit Verluſt und Schimpf und Schanden zogen die Savoiarden ab.

Stracks schickten Bern und Zürich Hilfe in die Stadt und nöthigten den Herzog zum Friedensvertrag (11. Juli 1603), worin er verhieß, vier Meilen weit um Genf kein Kriegsvolk mehr zu halten, da keine Festung zu bauen, auch die Stadt nimmer anzufechten. Seitdem feierten die Genfer alljährlich die Sturmleiter-Nacht oder Escalade, als Siegs- und Freudenfest.

37.

Unruhen in Biel. — Verschwörung gegen Genf. — Der schwarze Tod. — Anfang der Bürgerkriege in Bünden.

(Vom Jahr 1603 bis 1618.)

In derselben Zeit, da die freien Genfer ihr Kränzlein gegen des Herzogs von Savoien Nachstellungen behaupteten, stritten die Leute im Lande Wallis ihren letzten bittern Kampf um Glaubenssachen. Hier waren die Reformirten an Zahl die Schwächern; darum unterlagen sie. Zwar hatten sie seit mehr denn fünfzig Jahren, vermöge eines geschlossenen Landfriedens (1551), Duldung

genossen; allein am Ende mochte man sie nicht länger im Lande leiden. Der Bischof und der Landrath befahlen, sie müßten ihre Güter verkaufen und das Vaterland meiden. Es war umsonst, daß die evangelischen Kantone (im Jahr 1603) Fürbitten einlegten; die katholischen Kantone brachten dagegen Ermunterungen, man müsse die Reformirten und ihre Prediger austreiben. Und sie wurden vertrieben und sahen das Land ihrer Väter nicht wieder.

Eben so haderten die Bürger von Biel mit ihrem Bischof. Biel ist eine alte Stadt, anmuthig gelegen an ihrem See. Sie ist lange mit eigenen Freiheiten unter den Grafen von Neuenburg gewesen, nachher (im Jahr 1274) an den Bischof von Basel gekommen, der ihr die Rechtsame einer freien Reichsstadt verschaffte, damit sie ihn lieb habe. Durch solche Freiheit war die Stadt schnell aufgeblüht; sie führte in mancher Fehde ihre Waffen glücklich, und die Einwohner im Thale Erguel folgten ihrem Panner. Mit Bern hatte sie schon früh (1279) Bund und Burgrecht zum Schutz ihrer Rechte; dann auch mit Solothurn (1382) und hundert Jahre später (1496) auch mit Freiburg. Mit allen Eidsgenossen hielt sie freundlich zusammen, und ward daher auch, als zugewandter Ort, geehrt. Sie suchte zuletzt sämmtliche Rechte des Bischofs über ihre Bürgerschaft

und über die Landschaft Erguel (1551) zu kaufen, um Hauptstadt eines schönen Gebietes zu werden. Allein der Versuch mißlang; und erregte noch viel Verdruß und Streit zwischen Biel und dem Bischof von Basel. Doch ward der Hader zuletzt (1610) freundlich von eidsgenössischen Schiedsrichtern abgethan, also, daß Biel dem Bischof ferner als Landesfürsten huldigte, ohne dessen und der Eidsgenossen Zustimmung sie keine neue Bündnisse schliessen konnte, und der seine Rechtsame in der Stadt behielt, so wie er anderseits auch die Freiheiten von Biel bestätigen mußte, und daß die Mannschaft vom Erguel ferner unter dem Panner der Stadt im Kriege verblieb.

Noch wäre viel von andern Zwiespalten und Zerwurfnissen aus diesen Zeiten zu sagen; von der Verschwörung zweier Franzosen, du Terreil und La Vaffide, welche die Stadt Genf (im Jahr 1603) durch Verrätherei überrumpeln und dem Herzog von Savoien in die Hände spielen wollten, aber verrathen und hingerichtet wurden; oder von den Händeln im Thurgau, wo betrunkene Bauern auf einer Hochzeit zu Gachnang (1610) den Hektor von Berolzingen, einen dortigen Gutsherrn, mißhandelten, seine Kavalle schleiften und den Statthalter des Landvogts steinigten, woraus dann die evangelischen und katholischen

Kantone so weitläuftige und gefährliche Streitsache machten, daß die Katholischen nicht mehr mit den Zürichern auf Tagsatzungen erscheinen wollten und beide Theile Krieg drohten, hätten nicht die übrigen Eidsgenossen gütlich vermittelt. Allein größere und schreckhaftere Geschichten sind zu melden.

Es brach die Pest aus. Man nannte diese schreckliche Krankheit nur den schwarzen Tod. Sie kam aus fernen Ländern (1610) über Basel, wo sie bei viertausend Menschen todtete. Sie drang im folgenden Jahre tiefer ins Land, nach Bern und Solothurn und Freiburg. In Zürich starben fünftausend Personen; im Glarner Lande bei zweitausend; weit mehr noch im Toggenburg und Appenzellerland. Zu Sarnen in Obwalden legte man zweihundert und achtzig Todte in ein einziges Grab. Im Thurgau entvolkerte der schwarze Tod ganze Dörfer, und die Aecker lagen öde, weil keine Hand sie mehr baute. Als man die Verstorbenen des Thurgau's zählte, waren derselben dreiunddreißigtausend fünfhundert vierundachtzig an der Zahl. Ueberall fast ging der vierte Theil des Volkes ins Grab.

Bis hinauf in die hohen Thäler Graubündens wurete die Hand des schwarzen Todes. Aber in diesen Thälern wütheten damals noch andere Schrecken, welche der Mensch selbst schuf.

Seit der König von Spanien Herr von Mailand und der Lombardei geworden, trachtete er heimlich, Herr vom bündnischen Unterthanenland Veltlin zu werden, um mit Oesterreich durch Tyrol näher zu verkehren. Denn Oesterreich war Spaniens bester Bundesgenosse und konnte nach Mailand keine Hilfe schicken, als durch das Gebiet von Venedig oder von Bünden. Darum mischte sich der spanische Statthalter zu Mailand, auf Geheiß seines Herrn, gern in die Händel der Veltliner, und die Veltliner hatten immerdar Gezänk unter sich, besonders der Religion willen. Seit nämlich die Bündner (im Jahre 1552) den Veltlinern freie Uebung auch des evangelischen Gottesdienstes gestattet hatten, waren die Einwohner vieler Gemeinen zu demselben übergetreten, und daher Feindschaft von den andern gekommen.

Der König von Frankreich, Oesterreichs und Spaniens Feind, warnte die Bündner vor den Absichten Spaniens. Auch der Freistaat Venedig warnte, der vor der Macht Oesterreichs und Spaniens Furcht hatte. Venedig sowohl als Frankreich und Spanien schickten Gesandte ins Bündnerland, die mußten den Häuptern und den Vornehmsten schöne Worte und Geschenke geben. Das gefiel den Herren wohl; der Eine dachte gut spanisch, der Andere gut französisch, selten einer gut vaterländisch. An der Spitze der spanischen Partei

stand Rudolf Planta, an der Spitze der französischen Herkules von Salis. Zuerst hatte jener die Gewalt und die meisten katholischen Gemeinden auf seiner Seite. Der spanische Statthalter von Mailand erbaute auf einem Hügel am Comersee eine Festung, die er nach seinem Namen Fuentes nannte (1601). Von da sah er tief in die Thäler von Cläven und Veltlin; er hielt einen Hauptpaß von Bünden in seiner Hand.

Jetzt erschrack das Bündnervolk und ward voll großer Unruhe. Es klagten beide Parteien einander an. Die Gemeinen erhoben ihre Fahnen und setzten ein Strafgericht zu Chur nieder, welches die Landesverräther richten sollte. Da wurden, wie in Volksstürmen geschieht, Schuldige und Unschuldige eingekerkert, verbannt, oder ihrer Güter beraubt, und Georg Beeli, der österreichische Landvogt zu Castels, und Kaspar Baselga, ehemals fürstbischöflicher Hauptmann zu Fürstenburg, auf dem gemeinen Richtplatz der Stadt Chur enthauptet (1607). Sie hatten den Spaniern treuer, als ihrem Vaterlande gedient. Vergebens bat die Eidsgenossenschaft für das Leben derselben. Es bereute Beeli zu spät auf dem Richtplatze seinen Leichtsinn und sprach: „Der Bürger eines freien Landes hört auf ein freier Mann zu sein, wenn er fremder Fürsten Gunst allzuhoch schätzt.“

Zwar milderte ein neues Strafgericht zu Glanz bald nachher manche der ausgesprochenen Strafen. Allein der Parteihaß ward nicht milder. Spanisches und französisches Gold nährten ihn. Der Eine warb für Venedig und Frankreich, der Andere für Mailand. Jeder wollte Rache, jeder vom Auslande Jahrgeld und Geschenke und sich groß machen. Neue Strafgerichte wurden zusammengerottet, neue Ungerechtigkeiten verübt, neue Feindschaften angeblasen. Das spanische wie das venedische Bündniß wurden verworfen. Gemeinden fanden zuletzt gegen Gemeinden, Brüder gegen Brüder. Im Thale Engadin zog das getrennte Volk bewaffnet ins Feld; an der Spitze der Spanischgesinnten Augustin Travers, des Rudolf Planta Schwager, an der Spitze der venedischen Partei Anton Travers, des Augustins Bruder. Schon waren Männer auf beiden Seiten durch Stückkugeln getödtet: da stürzten heulend noch die Weiber und Schwestern zwischen die streitenden Brüder und Gatten, und besänftigten die Erbitterten.

Doch was die Liebe zarter Frauen versöhnt hatte, schied der Glaubenshaß hartherziger Priester von Neuem. Zu Bergün, im wilden Bergthal zwischen Gletschern, saß die evangelische Geistlichkeit des Landes zu einer Kirchenberathung (im Jahre 1618) beisammen. Da sagten einige der-

ſelben: der Statthalter von Mailand habe wieder große Summen ins Land geſchickt, um das ſpaniſche Bündniß zu Stande zu bringen; und wenn es ihm nicht gelänge, wolle er Veltlin in Aufruhr jagen, dort über alle Evangeliſche herfallen und ein fürchterliches Blutbad anrichten.

Als dieſe Rede im ganzen Lande verbreitet ward, erhob ſich das erſchrockene Volk. Am erſten in Engadin, wo Rudolf Planta ins Tyrol flüchten mußte. Gegen ihn war von Samaden ein reformirter Pfarrer, Georg Jenatſch, mit bewaffneten Haufen gezogen. Zu Thuſis ward ein Strafgericht verſammelt und von reformirten Pfarrern verderbenvoll geleitet. Da wurde Rudolf Planta vogelfrei erklärt, desgleichen ſein Bruder Pompejus. Da wurde Johannes Flugi, Biſchof von Chur, der entflohen war, Lebens und Gutes verluſtig geſprochen; Auguſtin Travers auf ewig verbannt; mancher Andere geächtet und beſtraft, am härteſten Nikolaus Rusca, Erzprieſter von Badano aus dem Veltlin, und Johann Baptiſt Prevoſt, genannt Zambra, Landammann des Pregäll. Rusca, ein frommer katholiſcher Geiſtlicher, obgleich er ſelbſt auf der Folterbank ſtandhaft ſeine Unſchuld an der ſpaniſchen Verſchwörung betheuerte, ſtarb im Kerker, man ſagte, vergiftet. Sein Leib ward vom Henker verſcharrt. Und der Landammann

Zambra, ein vierundſiebenzigjähriger Herr, kranken Leibes, wurde mit dem Schwert enthauptet, weil er auf der Folter bekannte, von Spaniern, wie von Franzoſen, Miеth und Gaben empfangen zu haben.

Das Blut Zambra's und Rusca's ſchrie zum Himmel. Nun kamen Tage des Entſetzens und Jammers über Rätien. Wehe, wo das Volk in Waffen ſich ſelber Recht ſchaffen will!

38.

Entſetzlicher Untergang von Plurs. — Der Veltliner-Mord. — Bürgerkrieg in Bünden.

(Vom Jahre 1618 bis 1621.)

Den Gräueln, die da kommen ſollten, gingen Gräuel und Schrecken der Natur voran.

Im Thale von Cläven, welches die Bündner durch Amtleute, gleichwie Veltlin und Worms, verwalteten, erhob ſich am Fuße des Berges Conto, mit vielen Kirchen, Palästen und Luſtgärten, der reiche Flecken Plurs, gleich einer ſchönen Stadt. Da ſah man viele Gewerbe, und die Kaufleute lieſſen jährlich zwanzigtauſend Pfund Seide zu allerlei Waare verarbeiten.

Es begab ſich aber, daß nach vieltägigen Regen-

ſtürzen, am vierten Herbſtmonats 1618, ein Theil des Erdreichs vom Berge Conto ablieſs und manchen Rebenhügel verſchüttete. Die Hirten liefen warnend gen Plurs und ſprachen: der Berg Conto zeige ſeit Jahren bedenkliche Riſſe; oft ſtoben die Kühe von da mit Gebrüll hinweg. Andere kamen und ſprachen: in benachbarten Dorfern hätten die Bienen in Schwärmen ihre Körbe verlaſſen und wären todt aus der Luft zur Erde gefallen! Die Leute zu Plurs achteten der Warnungen nicht.

Plötzlich, als die Nacht anbrach, erdröhnte dumpf und weit umher der Erdboden. Dann Todesſtille. Der Strom der Maira fand zwei Stunden waſſerlos. Wie der Morgen erſchien, ward der Himmel wunderbar von Staub und Dunſt verdunkelt geſehen. Das reiche Plurs und das Dorf Cilano waren verſchwunden, vom herabgeſtürzten Gipfel des Berges Conto bedeckt. Hundert Schuh hoch lag der Felſenſchutt über den Wohnungen der Menſchen und verbarg, als ein ungeheures Grab, die Leichname von dritthalbtauſend Erſchlagenen.

Zwar hörte dies voll Entſetzens das benachbarte Veltlin. Aber man vergaß das Unglück der Nachbarn hier ſchnell; denn ſchon ward gerathſchlagt über Aufruhr und Rache um den Tod des frommen Prieſters Rusca. Es hörte voll Entſetzens ganz Bündnerland den Untergang von

Plurs. Aber der Grimm der Parteien vergaß ihn ſchnell. Denn hier ſchrien die Verwandten der zu Thuſis Beſtraften um Rache gegen die Gewaltthaten der franzöſiſchen Partei: hier ſchrien die katholiſchen Gemeinden über die Reformirten, und daß dieſe den alten Glauben im vaterländiſchen Gebirge auszurotten gedächten: es ſchrien die Verbannten nach Hilfe bei den Eidsgenoſſen, beim Hauſe Oeſterreich und in Mailand bei den Spaniern.

Und viele Gemeinden des grauen Bundes, voran die Lugneher, erhoben abermals die Fahnen und zogen nach Chur, Recht zu ſchaffen; ihnen kriegeriſch entgegen Engadiner, Brettigäuer und andere der franzöſiſchen Partei. Als ſie handgemein geworden, und Einige getödtet waren, traten ernſtlich die Leute anderer Hochgerichte dazwiſchen, ſetzten zu Chur ein unparteiiſches Gericht nieder, und dieſes mäßigte (Juni 1619) die harten Sprüche von Thuſis und rief die verbannten Planta's zurück.

Solche Milde erbitterte dann wieder das Volk im Engadin, Münſterthal und Davos. Dasſelbe zog mit ſeinen Fahnen ebenfalls gen Chur, und erklärte die Sprüche des Gerichts ungültig. Umſonſt ging Thomas von Schauenſtein, Freiherr zu Haldenſtein, in das Kriegslager, rieth freundlich von aller Gewaltthat ab.

und schlug vor: Um Frieden im Lande zu haben, solle man die Häupter sowohl der Partei der Planta, als der Salis, zwanzig bis dreißig Jahre von Aemtern ausschliessen. Keinem gefiel es. Die Bewaffneten beschlossen vielmehr, die Gesandten der fremden Mächte aus dem Lande zu weisen, denn von diesen rühre alles Unheil her. Sie vertrieben die Richter aus Chur und deren Kriegshaufen, die bei Reichenau verschanzt lagen, und setzten ein neues Strafgericht zu Davos nieder. Dort wurden die Urtheile von Thusis nicht nur bestätigt, sondern sogar verschärft, und die begnadigten Verbannten abermals verbannt. Auch hier waren es, wie in Thusis, reformirte Geistliche, welche am wüthendsten zur verderbenvollen Härte ermunterten.

Darauf gingen die verbannten Brüder Rudolf und Pompejus Planta zum Erzherzog von Oesterreich, ihn mit Kriegsvolk ins Land zu rufen. Sie warben im Etschlande herrenlose Kriegsknechte, und ihr Vetter Jakob Robustelli wiegelte die Veltliner auf und sammelte viel Gesindel im Mailändischen zu seinen Fahnen.

In der Nacht vom 19. Heumonat 1620 stieg Jakob Robustelli mit seinen Mordbanden herab in das Thal Veltlin. Die Verschwörung daselbst zum blutigen Untergange aller Reformirten des Landes war reif. Der Hauptort des Thales,

der Flecken Tirano, ward umzingelt. Vier Schüsse gaben das Zeichen. Das Blutbad begann. Die Sturmglocken heulten. Von Dorf zu Dorf wurden die Reformirten erschlagen, erschossen, erwürgt, zu Tode geschleift, ihre Leichname in die Wellen des Addastroms gestürzt. Nicht Weiber, nicht Säuglinge, nicht Greise fanden Erbarmen. Einigen hat man Nasen, Backen, Ohren weggeschnitten; andern die Eingeweide aus dem Leibe gerissen, andern Pulver in den Rachen gestoßen und angezündet. Ein Metzger prahlte, achtzehn Menschen umgebracht zu haben. Den aufgespießten Kopf des reformirten Pfarrers von Tirano pflanzte man auf seine Kanzel hin. Da blieb kein Heiligthum heilig.

Nach mehrtägigem Morden übernahm Jakob Robuſtelli die höchſte Gewalt im Veltlin; Worms verband ſich mit ihm; nur Cläven blieb den Bündnern treu. Dieſe, entzweit unter ſich, wurden auch nach dieſer That nicht eins. Die katholiſchen Gemeinden des grauen Bundes, von ihren Geiſtlichen und den Häuptern der ſpaniſchen Partei beredet, wollten kein Kriegsvolk gegen die Aufrührer ins Veltlin ſchicken. Hingegen aus vielen Hochgerichten des Gotteshaus- und Zehngerichten-Bundes gingen bei zweitauſend Mann über das Gebirge, angeführt von Ulyſſes Salis, des Herkules Sohn, und Johannes Guler.

Während diese anrückten, führten die Planta's aus dem Tirol österreichische Heerhaufen unter dem Feldobersten Baldiron ins Münsterthal der Bündner, und drohten, es zu behalten, bis man die Planta's heimberufe. Und über Cläven kam mailändisches Kriegsvolk den Veltlinern zu Hilfe. Die Streithaufen der Bündner, nachdem sie schon die Hälfte Veltlins besetzt hatten, mußten vor der Uebermacht weichen und Hilfe von den angerufenen Eidsgenossen erwarten.

Aber, wie die Bündner, so waren auch die Eidsgenossen zwieträchtig. Denn da Bern den Kriegsobersten Nikolaus von Müllinen mit zweitausend Mann nach Rhätien sandte, verlagerten ihm die katholischen Kantone bei Mellingen im Aargau die Straße. Auf Umwegen kam er nach Zürich, wo Oberst Jakob Steiner mit tausend Mann zu ihm stieß. Als sie durch die March ziehen wollten, erging von den Schwyzern gegen sie Landsturm. Auf Umwegen gelangten sie nach Bünden. Von da zogen sie vereint mit den Schlachthaufen der Bündner gen Worms und siegreich bis Tirano; nur die katholischen Fahnen des grauen Bundes wollten nicht mit ihnen. Vor Tirano ward gegen die spanischen Kriegsschaaren und gegen die veltlinischen Empörer blutig gestritten (11. Sept. 1620). Da starb der tapfere Mann Nikolaus von Müllinen den Heldentod, und

alle Hauptleute Berns, bis auf einen, ſtarben mit ihm unter den Mauern von Tirano. Auch Flur Sprecher fiel, einer der Bündner Oberſten, und viele Andere ſanken mit ihm. Allein Tirano blieb unerobert. Und weil es dem Heere an Pulver, Blei und Lunten zu fehlen anfing, zog es über die Gebirge nach Bunden zurück.

Hier hatte indeſſen Pompeius Planta den grauen Bund bewegt; aus den katholiſchen Kantonen waren anderthalbtauſend Mann, unter Anführung des Oberſten Hans Konrad Berold dingen von Uri, zum Schutz desſelben gekommen, und bei Reichenau gelagert, zwei Stunden von Chur. Man ſprach ſchon davon, der graue Bund müſſe der vierzehnte Ort der Eidsgenoſſenſchaft ſein, müſſe Veltlin allein behalten und ſich von den andern Bünden trennen. Solches Zerreiſſen aller Freundſchaft jammerte die Redlichen im Volke ſehr. Sie ſtanden auf, ermahnten zur Verſöhnung und bewirkten eine Zurückberufung der fremden Geſandten, und wollten auch die Eidsgenoſſen hören. Aber der franzöſiſche Geſandte, wie er wieder ins Land kam, trieb ſein voriges Spiel, und machte für Frankreich Partei. Der ſpaniſche Statthalter zu Mailand hinwieder ſchickte Abgeordnete mit Gold, die mußten die großen Herren und die Gemeinden gegen Frankreich aufwiegeln. Der päpſtliche Nunzius ſeinerſeits ermun-

terte die katholischen Gemeinden gegen die evangelischen. Die Abgeordneten der Eidsgenossen, statt Frieden zu stiften, zankten selbst erbittert wider einander, also, daß sie Alle unverrichteter Sachen zurückreiseten. Ihnen folgten die Kriegsvolker von Bern nach.

Damit war des Zwiespalts und Grolls ins Lande noch mehr geworden. Georg Jenatsch, sonst ein reformirter Pfarrer, nun Kriegsmann, überfiel mit einigen Spießgesellen den Pompeius Planta im Schlosse Rietberg und erschlug ihn. Dann sammelte er die Fähnen der Engadiner, Bergüner und Münsterthaler, überwältigte damit im grauen Bund den Heerhaufen der katholischen Kantone, und trieb denselben, nach siebenstündigem Gefecht, in die Flucht und über die Berge nach Uri zurück (11. April 1621). Mit dem geschlagenen Konrad Beroldingen floh auch der Abt von Disentis, Sebastian von Castelberg, voll bosen Gewissens wegen des Veltliner-Mordes. Der graue Bund, überrascht und bezwungen, mußte seinen Verträgen mit Mailand entsagen.

Nun ward mit Spanien, nun mit Oesterreich von Neuem wegen Rückgabe des Veltlins unterhandelt. Allein es war weder Spaniern noch Oesterreichern Ernst. Sie wollten Veltlin, Cläven und Worms behalten, und das Unter-Engadin noch dazu, um zwischen Tirol und Mailand, zu

gegenseitiger Hilfe wider die Franzosen, jederzeit offene Straße zu haben. Als auf diese Weise endlich dem Volk in vielen Gemeinden die Unterhandlung zu langweilig ging, griff es in wilder Unordnung zu den Waffen und zog selber gen Worms und Veltlin, das Land mit eigener Faust zu erobern. Es verrichtete jedoch wenig, und kam, von den Spaniern geschlagen, mit Schaden und Schanden wieder heim.

Dieser unbesonnene Zug der Landleute, welchen sie thaten, während ihre Gesandten noch mit dem Erzherzog von Oesterreich unterhandelten, brachte diesen Fürsten in großen Zorn. „Wollet ihr Krieg, so sollet ihr ihn haben!“ sprach er, und ließ seine Schlachthaufen in Bünden einziehen.

39.

Die Bündner werden von den Oesterreichern unterjocht.

(Vom Jahre 1621—1630.)

An einem Herbsttage (des Jahres 1621) drang von allen Seiten gewaltige Kriegsmacht ins Land der Bündner. Von Tirol her über die Berge und durch die Thäler kamen viele Tausend Oesterreicher, denen Rudolf Planta gegen sein eigenes Vaterland den Weg wies. Der kaiserliche Feld-

oberst Baldiron ließ niederhauen, was widerstand; sengend und brennend überwältigte er den ganzen Zehngerichtenbund, entwaffnete er alles Volk, und zwang es, umringt von seinen Schaaren, dem Hause Oesterreich auf den Knien Gehorsam zu schwören. Mit mehr denn siebentausend Spaniern und Welschen kam der Herzog von Feria aus Italien herüber, vertrieb die tapfere Bündner-Besatzung aus Cläven und bemeisterte sich des Landes. Als das Züricher Kriegsvolk, welches noch bei Maienfeld stand, solches sah, zog es heim.

Nun hauste der Oberst Baldiron im Zehngerichtenbund auf entsetzliche Weise. Man hieß ihn nur den neuen Holofernes. Vor seinen Kriegsknechten blieb weder Leib noch Gut sicher. Der Bauer ward wie Vieh gehalten. Ein kaiserlicher Fähnrich ritt auf dem Rücken eines ehrbaren Landmanns bergan, den ein Soldat von hinten trieb. „So muß man die stolzen Bauern zahm machen!“ sagte der Fähnrich. Viele Kapuziner kamen mit den Kriegsknechten und wollten die Leute katholisch machen. Die reformirten Geistlichen wurden von den Soldaten verjagt. Bald standen fünfundsiebenzig Kirchen ohne Prediger. Der Bischof von Chur war dessen voll großer Freude.

Da sprachen die tapfern Leute im Brettigäu, als man sie zwingen wollte, zu den Kapuzinern in die Kirche zu gehen: „Jetzt ist's genug. Muß

Vaterland und Freiheit sterben, soll doch die Seele nicht verderben!" Und sie gingen in die Wälder, die wurden ihre Zeughäuser. Da machten sie sich Keulen, schlugen große Nägel durch, und aus den Messern wurden Dolche, und aus den Sicheln Todesspeere. Dann, am Palmsonntage (1622), brachen sie mit großem Geschrei hervor, überfielen Besatzungen und Lager der Oesterreicher, erschlugen bei vierhundert Mann, nahmen viele Gefangene und trieben die Andern alle aus dem Lande. Sie zogen mit Macht vor die Stadt Maienfeld und belagerten die hineingeflüchteten Oesterreicher. Auch belagerten sie den Baldiron nebst seinen Spaniern und Oesterreichern in Chur. Muthig durch die Siege der tapfern Brettigäuer standen alle Zehngerichtenbündner auf, der Kriegsheld Rudolf von Salis, Landammann Peter Guler von Davos und Thüring Enderli von Maienfeld an ihrer Spitze. Zu ihnen eilten die Freunde der Freiheit aus den andern Bünden und aus der Schweiz, besonders die herzhaften Appenzeller. Andere Schweizer schickten Geld. Also ward in vielen Siegeskämpfen das Land von den Feinden gereinigt. Baldiron zog mit Schmach ab. Die Bündner riefen den Eidsgenossen auf der Tagsatzung zu: „Steht uns bei, denn die Feinde werden wiederkommen!" — Aber die Eidsgenossen

haderten unter einander und brachten keine Hilfe.

Wirklich kehrte der grausame Baldiron (im Juli 1622) mit neuer Macht zurück. Zehntausend Mann führte er über die Berge. Greise, Weiber, Kinder wurden von den wüthenden Feinden ermordet.. Man schlug sich in den Thälern und schlug sich über den Wolken auf den höchsten Alpen. Doch allzugroße Menge des Feindes überwältigte Alles. Am letzten ward (5. September) im Brettigäu selbst gekämpft, bei Raschnals auf der Wiese Aquasana. Und als hier nach schwerer Schlacht das Häuflein der Bündner wankte und wich, blieben noch dreißig Männer des Brettigäu's stehen; die wollten die theure Freiheit des Vaterlandes nicht überleben, und weiheten sich ruhmvollem Tode. Sie schwangen die Keulen und stürzten mit gesenkten Häuptern wild in die Reihen der Oesterreicher, stritten schrecklich im dichten Getümmel und sanken Mann um Mann wie Helden, von vielen Leichnamen ihrer Feinde umzingt, in den Tod. Zu spät eilten die Fahnen der Stadt Chur und des grauen Bundes zur Hilfe. Als dieselben in der Ferne die Flammen so vieler Dörfer und Alles verloren sahen, kehrten sie traurig um.

Weh den Besiegten! Nun erst hob das größte Elend an. Nun erst wurde geraubt, gerafft und

gemordet. Der Soldat hieb zitternde Greise nieder; schändete Frauen; und als nichts mehr zu rauben war, entführte und verkaufte er selbst die Glocken von den Thürmen. Viele Hundert Unglückliche wanderten aus; viele Hunderte starben am Hunger, oder an der ungarischen Seuche. Dieselbe war ein tödtlicher Schmerz des Hauptes.

Vom Gotteshaus- und Grauenbund reiseten flehend Gesandte zu den Bevollmächtigten des Erzherzogs von Oesterreich nach Lindau (Sept.) Auch die Eidsgenossen voll Erbarmens wandten sich dahin. Allein der Erzherzog beharrte auf seinem Willen: die Zehngerichte mußten Erbunterthanen seines Erzhauses bleiben und die beiden andern Bünde allezeit den Durchzug der Oesterreicher und Spanier gestatten. — Die katholischen Eidsgenossen, im Herzen wohl zufrieden, zuckten die Achseln, machten den Bündnern nur Vorwurf und sprachen: Wir haben euch oft gewarnt! — Aber der Bürgermeister von Zürich, Hans Heinrich Holzhalb, sagte: „Liebe Bundesverwandte, auf unsere Hilfe schauet jetzt nicht. Wir haben zu Hause genug zu schaffen. Wir sehen wohl, daß ihr werdet viel eingehen müssen. Unser Herr Gott wird mit der Zeit bessere Mittel schikken. Für einmal thut, was ihr möget, daß das Land nicht weiter verderbt werde."

Als sich die Bündner von den Eidsgenossen

verlassen sahen, willigten sie ein, den bittern Kelch zu trinken. Die acht Gerichte und das untere Engadin wurden vom Bunde der Rhätier losgerissen, vollkommene Unterthanen Oesterreichs. Es war großer Jammer. Die Ausschweifungen der Kriegsknechte und die Gewaltthaten der österreichischen Amtleute und das Umsichgreifen des Bischofs von Chur nahmen kein Ende.

Da erweckte Gott das Herz des Königs von Frankreich. Dieser schloß (1623) mit dem Papst, mit Venedig und Savoien Bündniß. Denn er konnte nicht gestatten, daß die Oesterreicher zu jeder Stunde freien Paß durch die Bündner-Alpen nach Italien hätten und in Italien allzumächtig würden. Wie der Kaiser zu Wien und der König von Spanien von den Rüstungen Frankreichs hörten, nahmen sie plötzlich des Papstes Vorschlag an, daß er das Veltlin, Cläven und Worms einweilen besetzen und in Verwahrung nehmen solle, bis nach Austrag der Sache zwischen den Königen. Und es geschah also.

Der König von Frankreich aber, daß nicht zufrieden, schickte sein Kriegsheer durch die Schweiz nach Bünden (1624). Bern und Zürich öffneten ihm den Durchzug. Alle ausgewanderten Bündner machten den Vortrab des Heeres. Der Held Rudolf von Salis führte sie und der tapfere Oberst Georg Jenatsch und Andere mehr. Auch

Zürich sandte Schlachthausen unter dem Obersten Kaspar Schmid, desgleichen Bern unter dem tapfern Niklaus von Diesbach. Eben so kamen die Heerbanden des Wallis. Als diese alle naheten, erhob sich ganz Bünden freudig in Waffen. Die Besatzungen Oesterreichs und dessen grausame Amtleute wurden mit vereinter Macht (1625) aus dem Zehngerichtenbunde vertrieben, und die Grafschaften Cläven, Worms und Veltlin erobert.

Nachdem also der Zehngerichtenbund wieder mit den übrigen Bünden vereinigt war, erwarteten die Rhätier, daß sie von den hilfreichen Franzosen alle ihre Unterthanenlande wieder empfangen würden. Allein der französische Oberfeldherr, Markgraf von Coeuvres, sprach: „Mit nichten, Veltlin, Cläven und Worms sollen euch jährlich mit 25,000 Kronen zinsbar sein; dafür mögen diese Lande ihre Obrigkeiten selbst wählen, und ihr sollt ihnen weder Amtleute noch Besatzung schicken.“

Solches erzürnte die Bündner, und noch mehr, als die Könige von Frankreich und Spanien zu Monzone in Aragonien Friede machten (5. März 1626) und ungefähr Alles das bestätigten, was der Markgraf von Coeuvres gesagt hatte. Der Monzonische Vertrag wurde vollzogen. Die fremden Kriegsvölker zogen aus Bünden weg, und zur Sicherheit besetzten päpstliche Soldaten das Veltlin (1627). Der Kaiser in Deutschland,

wohl einverstanden mit Spanien, schwieg einstweilen zu Allem.

Doch sobald Spanien und Frankreich ihren Frieden wieder brachen und neuen Krieg in Italien anhoben, ließ der Kaiser eine Macht von vierzigtausend Mann in's Bündnerland eindringen, so plötzlich, daß keine Vertheidigung möglich war (1629). Ein Theil des Kriegsvolkes zog den Spaniern zu Hilfe in die Lombardei; der übrige Theil blieb zur Bewachung der Bündner in deren Land zurück. Der Zehngerichtenbund ward abermals Oesterreichs Unterthanenland; das untere Engadin dazu. Allen Bundnern schrieb des Kaisers Schwert das Gesetz.

So groß wurde in dieser Zeit das Elend des Volks, daß es jeden Glauben an bessere Tage verlor. Durchzüge und Einlagerungen fremder Kriegsvölker nahmen überhand; Scheunen und Ställe wurden leer. Die Bauern mußten den Soldaten Schanzen bauen. Pestilenzialische Seuchen breiteten sich aus, daß bei zwölftausend Menschen daran starben. Dann kam der Bischof von Chur und verlangte zu allem Elende: Was je vor uralten Zeiten dem Hochstift unterthan und zinsbar gewesen, müsse nun wieder auf ewige Zeiten unterthan und zinsbar werden. Es war kein Recht, kein Erbarmen mehr.

40.

Die Bündner erretten ihre Freiheit.

(Vom Jahr 1630 bis 1640.)

So lange aber ein Volk nicht den Muth zur Freiheit und nicht den Glauben an sich selbst verliert, ist noch nichts verloren. Dann sendet Gott immer einen Tag der Rettung. Das haben die Männer im Bündnerland erfahren.

Nachdem unter schweren Drangsalen Alles niederlag, schloß in Italien der Kaiser zu Cherasco mit den Franzosen Frieden (Juni 1630), wobei er verhieß, seine Besatzungen aus den Bündnerthälern wegzuziehen. Der Kaiser war aber in Deutschland hart mit Krieg bedrängt und der große Schwedenkönig Gustav Adolf zog gegen ihn über das Meer mit seinen Kriegern.

Sobald die Oesterreicher Bünden verlassen und ihre Schanzen gesprengt hatten, beschwor alles Volk freudig wieder den alten Bund der Freiheit, und stellte sechstausend Mann unter Waffen, die Grenzen des Vaterlandes selbst zu schützen. Und da zu derselben Zeit der berühmte Kriegsheld Herzog Heinrich von Rohan, des Königs von Frankreich Botschafter bei den Eidsgenossen und Bündnern, gen Chur kam, machten sie ihn zu ihrem Oberfeldherrn (1631) und gaben ihm große

Gewalt. Er war ein eben so kluger und rechtschaffener, als tapferer Herr, welcher die freien Bündner liebte. Er befestigte alle Engpässe gegen Deutschland und Tirol, nahm noch französische Schlachthaufen zur Unterstützung in's Land (1632), und setzte Alles in besten Stand. Weil jedoch sein König mit dem Kaiser Frieden hatte, konnte er nicht, was die Bündner wünschten, mit gewaffneter Hand in's Veltlin ziehen. So flossen zwei, drei Jahre hin.

Wie Frankreich endlich zu den Schweden gegen den Kaiser trat und neuer Krieg ausbrach, befahl der französische König dem Herzog von Rohan, er solle nicht länger säumen, den Bündnern zu willfahren. Rohan unterredete sich heimlich mit den evangelischen Orten Bern, Basel und Zürich. Einverstanden mit ihnen, führte er einen starken Heerhaufen über deren Gebiete, zum großen Aerger der katholischen Kantone, und drang aus Bünden über die Alpen in's Veltlin (1635). Und ganz Bündnerland erklang von Waffen. Sechstausend Tapfere zogen mit zur Eroberung der Unterthanenlande. In französischem Sold errichteten die Obersten Georg Jenatsch, Florin und Peter Guler drei neue Schaaren.

Nun ward blutig und schwer gestritten mit Oesterreichern und Spaniern im Thale von Cläven, im wilden Freelthal, bei Morbegno

im Veltlin und bei Mazzo im Lande Worms. Ueberall Rohan und der kühne Kriegsmann Jenatsch voran, überall siegreich.

Nach vollendeter Eroberung hofften die Bündner von einem Tage zum andern ihre alten Unterthanenlande zurück zu empfangen. Allein, siehe, jetzt machte der König von Frankreich Schwierigkeiten, und wollte es in den Hauptsachen gehalten wissen, wie es im Monzonischen Vertrag gestanden war. Solches erregte den Bündnern großen Ingrimm. Frankreich war ihnen allzumächtig, und sie mußten schweigen. Es ward viel und fruchtlos unterhandelt. Das Volk ward der Einlagerung französischer Soldaten müde, und konnte es doch nicht ändern. Was Rohan verheißen, blieb meistens unerfüllt, doch ohne seine Schuld. Denn er konnte nicht wider den Befehl seines Königs, der den Gesandten Lanier nach Chur geschickt hatte. Lanier aber war ein stolzer, jähzorniger Mann. Als er den Bündnerschaaren, die in französischen Sold standen, nicht einmal den Kriegssold richtig zahlte, und der größte Theil dieser Schlachthaufen dem Dienste Frankreichs abzusagen drohte, schrie Lanier heftig: „Ich will meinen Speer zu Chur aufpflanzen und meinen Fuß in den Nacken der meuterischen Hauptleute setzen.“

Da gingen die Bündner in sich und sprachen:

„Oesterreich hat uns ausgesogen, Frankreich hat uns auch betrogen. Traue Keiner auf fremde Macht!“

Und es traten (6. Hornung 1637) einunddreißig der angesehensten Männer des ganzen Freistaates im Hause des Bürgermeisters Georg Meyer zu Chur zusammen, und schwuren, Leib und Gut daran zu setzen, ihr Vaterland vom fremden Joch zu retten. Dann gingen sie auseinander in alle Thäler und bereiteten das Nöthige in größter Eintracht.

Oberst Jenatsch mußte zu Innsbruck mit Oesterreich wegen Wiederaufrichtung der alten freundschaftlichen Verträge unterhandeln, zugleich aber den Herzog von Rohan, als sei er dieses Herzogs bester Freund, sorglos und sicher machen. Sie waffneten die Bündner. Die Franzosen hatten damals weniger Kriegsvolk im Lande. Am Luzienstieg stand noch der Züricher Oberst Kaspar Schmid. Aber schon hatten die Bündner nach Zürich gesandt, daß diesem befohlen werde, wenigstens nicht wider sie zu sein.

Der Herzog von Rohan bemerkte Unruhe und geheime Rüstung. Er verstärkte seine Besatzung in der Rheinschanze an der Landquart. Doch Jenatsch kam und redete ihm listig alle Sorge aus. Plötzlich aber brach sämmtliches Volk in den Ge-

birgen auf. Jenatsch an der Spitze von sechs vaterländischen Heerschaaren umzingelte die Franzosen in der Rheinschanze. Bei Lindau zeigte sich im Einverständniß mit den Bündnern ein deutscher, am Comersee ein spanischer Heerhaufe drohend. Rohan, von allen Seiten übermannt, mußte einwilligen, Bünden und Veltlin sogleich mit seinem Kriegsvolk zu verlassen. Also rief er den Marschall Lecques nebst allen Franzosen zu sich. Fünftausend Mann waren sie stark. So zogen sie über den Rhein, aus dem Bündnerlande fort. Freundlich schied (Mai 1637) Herzog Rohan von den Häuptern des Freistaats; auch Marschall Lecques. Als dieser aber beim Abschied den Obersten Jenatsch erblickte, drückte er, vor Zorn erblassend, ein Pistol auf denselben ab, und schrie: „So scheidet man von einem Verräther!“ — Doch das Pulver zündete nicht.

Erst zwei Jahre nach diesem kam Jenatsch um's Leben, da er zu Chur mit andern Obersten und Hauptleuten sich bei Gastmahl und Tanze gütlich that. Gegen Mitternacht (24. Jan. 1639) trat Rudolf Planta, der Sohn des Pompejus, in den Tanzsaal mit andern Verschwornen. Eine Kugel fuhr dem Obersten durch die Wange. Dieser vertheidigte sich mit einem Kerzenstock. Sechs wiederholte Schläge mit Aexten raubten ihm das Leben.

Sein Leichnam ward mit kriegerischen Ehren in der Domkirche beigesetzt. So endete der Mann, welcher das Vaterland geliebt und gerettet, aber dazu nie die schändlichsten Mittel verschmäht hatte. Rudolf Planta, der Bluträcher, starb ein Jahr nachher im Engadin gewaltsames Todes bei einem Volksauflauf.

Nachdem die Bündner also von fremder Gewalt frei und Meister ihrer Unterthanenlande geworden waren, wandten sie sich bittend zu den Königen von Spanien und Frankreich, um ihre Eroberung in Frieden zu behalten. Zu Mailand (3. Herbstm. 1639) ward zwischen Spanien und Bünden ewiger Friede unterhandelt und geschlossen, kraft dessen die bündnische Oberherrschaft in Worms, Veltlin und Cläven vollkommen wiederhergestellt wurde; jedoch unter Vorbehalt, daß in diesen Vogteien die katholische Kirche alleinherrschend bleiben solle. Solches war auch der Wille der katholischen Gemeinden des Bündnerlandes.

Mit dem Erzhause Oesterreich suchte man darauf freundliche Nachbarschaft durch Erneuerung der alten Verträge her (zu Feldkirch 9. August 1641). Oesterreich hatte in Deutschland des Krieges vollauf, und war zufrieden, im Engadin und Zehngerichtenbunde die ehemaligen Rechtsame zu behal-

ten. Es vergingen aber nicht zehn Jahre, so kauften die Landschaften des Gerichtenbundes gesammte Rechte des Erzhauses an sich um schweres Geld. So thaten auch die Gemeinden Unter-Engadins; also, daß Oesterreich von der Zeit an nichts, als einige kleine Herrschaftsrechte zu Rhäzüns und Tarasp, behielt.

Auf diese Weise ist der Bund der Zehngerichte frei und unabhängig geworden, gleich den andern beiden im hohen Rhätien. Und des Bundes Hauptort blieb, wie vor Alters, Davos, wiewohl die übrigen Hochgerichte, aufgewiegelt vom Oberst Peter Guler und andern Männern von Ansehen, so heftigen Streit dagegen angefangen hatten, daß Zürich, Bern und Glarus dazwischen treten mußten, um Unglück zu verhüten. Durch den Spruch des Stadtschreibers von Zürich, Johann Heinrich Wafer (11 Jan. 1644), behielt Davos den Mehrtheil seiner Ehren: als Ort des Bundestags, Verwahrung der Panner und Urkunden des Bundes, und das Recht, den Pannerherrn allein zu wählen, mit des Bundes Genehmheißen.

41.

Von den Unruhen der Eidsgenossen während des dreißigjährigen deutschen Glaubenskrieges, und wie die Unabhängigkeit des Schweizerlandes gegen das deutsche Reich festgesetzt worden ist.

(Vom Jahr 1618 bis 1648.)

Die Händel und Kriegsläufe des Bündnerlandes hatten in Städten und Ländern der Schweiz zwar viel Sorgens, auf Tagleistungen und in Rathsstuben viel Redens, viel Aufwandes für Gesandtschaften und bewaffnete Zuzüge, aber keine eidsgenössische Großthat bewirkt, durch welche der Unabhängigkeit und Freiheit im hohen Rhätien, oder dem alten Ruhm der Schweizer geholfen gewesen wäre. Das kam daher, weil die eidsgenössischen Orte unter sich selbst in nicht geringern Zerwürfnissen lebten, als die Bündner. Wollten die reformirten Kantone helfen, widersetzten sich die katholischen. Wollten die Katholiken thätig sein, standen ihnen die Reformirten entgegen. Jene hielten es mit Spanien und Oesterreich, diese mit Frankreich und Venedig. Die Einen nahmen von diesen, die Andern von jenen Geld, und schlossen Verträge und gaben Kriegsvolk unter die Fahnen fremder Mächte, denen sie wohlwollten. Das machte

einzelne Herren im Lande reich, viele Familien arm und verwaiſet.

In den gemeinen Vogteien, wo die Herrſchaft zwiſchen katholiſchen und reformirten Ständen gemeinſchaftlich war, haderten ſie, wie ſonſt. Obſchon durch den Religions- und Landfrieden beiderlei Glaubensparteien in den Vogteien gleiche Freiheit genoſſen, ward ſie den Katholiken doch durch die reformirten Vögte und den Reformirten durch die katholiſchen Vögte verkümmert. Im Thurgau und Rheinthal ſtritten die oberherrlichen Kantone: ob auch in Religionsangelegenheiten das Stimmenmehr gelten könne, wie in weltlichen Dingen? Die Entzweiung zu vermehren, miſchten ſich, wie gewöhnlich, die geiſtlichen Herren ein. Der Biſchof von Baſel, unterſtützt vom Kaiſer, ſo lange dieſer im deutſchen Kriege ſiegreich war, verlangte ſogar von Mühlhauſen und Baſel Wiederauslieferung aller Güter ſeines Stiftes, die er längſt verloren hatte. Der Abt von St. Gallen forderte im Thurgau und Rheinthal mehr Rechtſame zurück, als ihm billig gegeben werden mochten; der Abt von Einſiedeln behauptete gegen Schwyz, ihm ſtehe zu, die Waldleute zu beſteuern; der Abt von Fiſchingen wollte in der reformirten Kirche zu Luſtorf einen katholiſchen Altar bauen. Immer fand jeder dieſer geiſtlichen Herren ſeine Verfechter wie ſeine

Anfechter. Und mehr denn einmal stand es nahe, daß Schweizer gegen Schweizer das brudermörderische Schwert noch einmal zum Bürgerkrieg zuckten. Nur Furcht vor fremden Mächten hielt Alle zurück.

Denn in Deutschland ward zu dieser Zeit ein langer und gewaltiger Krieg geführt. In Böheim hatte er sich (seit 1618) erhoben, dann über Deutschland zwischen Katholiken und Protestanten verbreitet, zuletzt Schweden und Italien, Spanien und Ungarn und Frankreich in das allgemeine Verderben verschlungen. Um Glaubenssachen war er begonnen, um Erwerb von Ländern und Kronen ward er fortgesetzt. Darum hatten auch bald Venezianer und Franzosen, bald Spanier und Oesterreicher so emsig um die Gebirgspässe von Bünden geworben, oder um Beistand der Eidsgenossen gebuhlt.

Die Kriegsheere der streitenden Mächte, wenn sie einander auf deutschem Boden von Schlachtfeldern zu Schlachtfeldern trieben, streiften oft nahe an den Grenzen der Eidsgenossenschaft vorüber. Diese aber, im Gefühl ihrer innern Zwietracht und Schwäche, wollten nicht zu allem Unglück, welches sie schon trugen, noch fremdes Schwert in ihren Thälern sehen. Darum behaupteten sie klug gegen die ausländischen Händel Unparteisamkeit und Unverletzbarkeit des schweizer-

schen Gebiets. Aber so groß war die Uneinigkeit unter ihnen, daß sie sich oft sogar in der gerechten Vertheidigung ihrer Gebiete oder Bundesverwandten hinderten.

Als zum Beispiel Mühlhausen durch Streifzüge schwedischen und kaiserlichen Kriegsvolks in Gefahr gerieth, sandten Zürich und Bern Mannschaft dahin zum Schutz (im Jahr 1632). Den Bernern aber, als sie durch die Solothurner Klause ziehen wollten, versagte die Wacht daselbst den Durchgang und ließ den Landsturm ergehen. Die Landvögte Philipp Roll von Bechburg und Ursus Brunner von Falkenstein und Hauptmann Suri umringten den Berner Haufen, gaben Feuer, säbelten nieder, tödteten Mehrere und entwaffneten Alle. Zwar mußte Solothurn nachher schwere Genugthuung leisten, und einige der Gewaltthäter wurden zum Tode, andere zur Verbannung verurtheilt, aber Haß und Mißtrauen nicht versöhnt.

Ein andermal, da der schwedische Feldherr Horn (1633), um die österreichische Stadt Konstanz zu überrumpeln, mit seinem Heer durch die zürcherische Stadt Stein i. Hegau gedrungen war, machten die katholischen Eidsgenossen den Reformirten Vorwürfe, daß diese die Schweden zum Nachtheil des Kaisers begünstigten. Uri,

Schwyz, Unterwalden und Zug liessen daher zum Gegenrecht dreitausend Mann aufbrechen gegen den Bodensee. Aber sogleich waffnete auch Zürich und drohte, sich mit den Schweden zu vereinen, wenn die katholischen Eidsgenossen mit den Oesterreichern gemeine Sache gegen die Schweden machen würden. Nicht ohne Mühe ward Frieden vermittelt.

Gleichwie die Schweden bei Stein, so haben bald nachher wieder die Kaiserlichen bei Schafhausen das Gebiet der Schweiz verletzt. Zu spät, zu schwach und vereinzelt traten die Schafhauser unter Waffen und kamen aus dem Thurgau einige Zürcher Schlachthaufen zum Beistand. Die Dorfer Bargen, Altdorf, Beggingen, Barzheim und Schleitheim wurden von den Soldaten theils ausgeraubt, theils verbrannt. Die wackern Landleute schlugen sich gegen die fremde Plünderer mit Wuth und tödteten viele, während die erschrockene Regierung von Schafhausen mit dem kaiserlichen Feldherrn nur Briefe wechselte.

Nicht minder zogen österreichische Heere und Streifrotten mehrmals über das Gebiet der Stadt Basel verwüstend und raubend, und spotteten billig der schwachen Gegenanstalten der Eidsgenossen. Konnten diese nun ihren eigenen Boden nicht beschirmen, waren sie noch weniger im Stande, das Gebiet der zugewandten Orte gegen

Verletzung zu bewahren. Die Reichsſtadt Rothweil in Schwaben, ihnen bundesverwandt, gaben ſie ganz auf, weil dieſe ſelbſt öſterreichiſche Beſatzung gegen die Schweden aufgenommen hatte. Und da der Unparteiſamkeitsvertrag der Freigrafſchaft Hochburgund, alſo auch der öſterreichiſche Erbverein, bald von Franzoſen, bald von Schweden verletzt ward: ſetzten die Eidsgenoſſen, ſtatt des Schwertes, den feindſeligen Waffen höflich bittende Geſandtſchaften und Briefe entgegen; eben ſo, als ſich Herzog Bernhard von Weimar mit den Schweden (1638) ins Bisthum Baſel einlagerte. Der blieb da, ſo lange ihm gut dünkte, allen Vorſtellungen zum Trotz, und ſog das arme Volk aus.

Wohl ward oft auf Tagſatzungen geredet, man müſſe für das heilige Recht des Schweizerbodens ein ſtehendes Kriegsheer an die Grenzen ſtellen und die Ehre des Vaterlandes nicht mit Papier, ſondern mit Waffen ſchirmen. Allein im Innern der Schweiz ſprachen ſie: mögen die Grenzkantone für ſich ſorgen! Und Andere ſprachen: die Koſten für ein Heer ſind zu groß. Jeder forderte vom Bundesſtaate Opfer, aber keiner wollte ihm Opfer bringen. Der alten, großmüthigen Schweizer Mannesherz ſchlug nicht mehr. Auch die Geſandten der auswärtigen Mächte miſchten ſich, wie immer, gebieteriſch ein, oder machten

Parteien. Selbst in gerechten oder geringen Dingen hatten die Eidsgenossen nicht immer den Muth, dem Uebermuth fremder Botschafter Stirn zu bieten. Als einst der französische Gesandte (im Jahr 1642) durch Mellingen fuhr, einem Städtlein an der Reuß, und die Leute seines Gefolges mit den Bürgern wegen des Brückenzolls Streit bekamen, also daß die Bürger Waffen nahmen und die Thore schlossen: genügte es dem Stolz des Gesandten nicht, daß die Tagsatzung den Schultheiß, Stadtschreiber und Zöllner nach Solothurn schickte, um fußfällig um Verzeihung zu bitten und dem Botschafter die abgenommenen zwölf Batzen zurückzugeben: nein, die Tagsatzung mußte, weil er es wollte, jene Männer in den Gefängnissen von Baden halten, bis er versöhnt war.

Durch so vielerlei Händel, Verwirrungen und Bewaffnungen geriethen hin und wieder die Regierungen in große Geldnoth und schrieben Steuern und Auflagen aus. Als aber der Rath von Bern (im Jahr 1641) ausschrieb, man müßte von tausend Pfund Vermögens ein Pfund steuern, ohne zu sagen, wie lange diese Abgabe dauern solle: gerieth das Landvolk in Furcht, die Auflage werde ewig bleiben. Man redete im Aargau und im Emmenthal laut dagegen, und alle Mühe war eitel, das entstandene Mißtrauen zu tilgen. Darum griff der Rath in Bern zu strengen Maas-

regeln, und ließ einige der Vornehmſten verhaften, welche gegen die Steuer redeten. Darüber entſtand im Emmenthal ſo großer Auflauf des Volkes, daß die Stadt Bern Beſatzung nahm, und Kriegsvolk nach Thun, Burgdorf und Lenzburg legte. Die Mißvergnügten hielten offenen Rath zu Langnau. Doch glimpflich wurden die Unruhen mit Hilfe von Abgeordneten der eidsgenöſſiſchen Tagleiſtung beigelegt. Die Steuer ward entrichtet. Bern bewies Großmuth und verhieß Abſtellung jener und aller Beſchwerden, welche das Volk zur Sprache gebracht hatte.

Bald nach dieſem (im Jahr 1645) entſtanden auch im Kanton Zürich wegen ausgeſchriebener Gutſteuern Unruhen. Klug und milde, auf allerlei Weiſe durch Belehrung, wußte der Rath von Zürich die Unzufriedenen zu beſänftigen, alſo, daß ſie wegen ihres Ungehorſams um Gnade baten. Nur in Knonau und Wädenſchwyl blieben ſie trotzig, drohten bewaffneten Widerſtand und vergingen ſich ungeſtüm gegen die Vorgeſetzten und Obrigkeiten. Darum wurden dieſe Gemeinden mit Kriegsvolk beſetzt und entwaffnet. Männer, Weiber und Kinder mußten im Kreiſe der Soldaten fußfällig um Gnade flehen. Sieben Rädelsführer und Anſtifter des Aufruhrs wurden zum Tode durchs Schwert verurtheilt. Wädenſchwyl zahlte eine Geldbuße von 26,163 Gulden, Knonau

12,170 Gulden. Das war die Frucht des Aufruhrs.

Es trieb sich aber damals viel fremdes Gesindel in der Schweiz umher. Das kam von Welsch- und Deutschland, wo der Krieg hausete. Landstreicher und Ausreisser wiegelten das Volk gegen die Obrigkeit auf, um sich den Bauern beliebt zu machen oder Nutzen zu haben aus den Verwirrungen. Der unnützen Menschen und Strolchen waren so viel, daß man (im Jahr 1639) zu Schwyz an einem Tage ihrer hundert, und in der Grafschaft Baden sechstausend dreihundert und siebenzig zählte. Das Land ward vor ihnen ganz unsicher, bis man mit großer Schärfe gegen sie verfuhr. Zu Bremgarten wurden in einem einzigen Jahre zweihundert sechsunddreißig Verbrecher zum Tode verurtheilt. Solches brachte Schrecken unter die Zugvögel, daß sie alle davon flogen.

Jedoch mehr, als das Schwert der Gerechtigkeit, hat dem Schweizerlande endlich der Friede geholfen, welchen nach einem dreißigjährigen Kriege die großen Mächte von Europa schlossen. Als sie denselben, im Lande Westphalen, zu Münster und Osnabrück verhandelten, schickten auch die Eidsgenossen ihren Gesandten dahin, den Bürgermeister von Basel, Johann Rudolf Wettstein. Dieser führte die Sache der Eidsgenossen

Ehrsame und besonders Liebe“ nannte. Und die Schweizer hätten wohl ein glückseliges Volk heißen können, wenn sie unter einander in Eintracht gewesen wären. Aber Glaubenshaß zwischen Katholiken und Reformirten wollte kein Ende nehmen, und zu dieser alten Noth trat eine neue.

Es waltete in mehrern Kantonen großes Mißvergnügen beim Landvolk, das in manchen Thälern noch leibeigen war, oder doch die alten Lasten der Leibeigenschaft trug. Wenn nun diese Leute sahen, wie das Volk in Schwyz, Uri, Unterwalden so freiherrlich lebte, daß es keine Obrigkeiten und Gesetze hatte, als solche, die es sich selbst gegeben, und keine Steuern und Auflagen zahlte, als solche die es sich selbst aufgelegt: that es ihnen weh, daß sie leibeigene Leute und Unterthanen von den Stadtbürgern ohne Hoffnung des Loskaufs wären; daß man von ihrem Gut Steuern und Abgaben nahm, ohne sie zu befragen; und daß man ihnen Pflichten und Gesetze auflegte, ohne auf ihre Wünsche zu achten. Noch mehr aber schmerzte es sie, wenn sie geldgierigen Amtleuten und stolzen Landvögten in Allem knechtisch gehorchen mußten; wenn sie wegen Kleinigkeiten geschlagen, mißhandelt und eingethürmt, oder durch Schuldenboten und willkührliche Bußengelder zu armen Leuten wurden. Klagen gegen Amtleute und Junker halfen wenig, hatten oft noch böse Folgen; denn die

Verwandten der Landvögte saßen gewöhnlich in der Regierung. Ja selbst Schreiber, Untervögte und Weibel meinten, weil sie alle aus der Stadt wären, sie könnten ungestraft den Bauer plagen, wenn er ihnen nicht zu Willen lebe. Doch weil das Uebel nicht überall gleich groß war, auch viele gerechte und gute Amtleute im Lande lebten, blieb Alles lange noch still.

Als aber die Regierung von Bern (August 1652), um bessere Ordnung im Münzwesen zu treffen, die Scheidemünze anderer Kantone verrief, und den Werth ihrer eigenen Batzen um die Hälfte herabsetzte, wurde das Volk unzufrieden. Denn wer zehn Batzen gehabt zu haben glaubte, besaß nun nur noch fünf; und der Arme litt am meisten, der Reiche am wenigsten. Darum liefen die Leute in den Dörfern zusammen, und Jeder brachte zur allgemeinen Klage seine besondere; der Eine über den Landvogt, der Andere über den Weibel; der Eine über den Salzhandel der Regierung, der Andere über den Pulverhandel derselben; der Eine über Trattengeld und Innungszwang, der Andere über Leibeigenschaftslasten und über Schmälerung alter Gerechtsame. Je mehr die Leute redeten, je mehr erhitzten sich ihre Köpfe.

Nun geschah, daß die Regierung von Luzern ebenfalls den Werth ihrer Batzen herabsetzte. Da schickten die Gemeinen des Entlibuchs Abgeordnete

zur Stadt, und baten, man solle entweder das Geld im alten Werth lassen, oder statt des Geldes solle man Landeserzeugnisse zur Bezahlung nehmen. Aber sie wurden so hart angefahren, daß sie mit großer Traurigkeit heimgingen. Darüber gerieth das Landvolk in Wuth, und trieb die Schuldenboten, wenn sie kamen, mit Schimpf und Schande fort. Auf dieses ging der Schultheiß Dulliker, mit weltlichen und geistlichen Herren, ins Entlibuch (Hornung 1653), die Aelteren der Gemeinden des Bessern zu belehren. Da zog aus allen Dörfern die Mannschaft mit Spießen und Keulen her; voran eine weiße Fahne; dann drei Jünglinge, die bliesen Alphörner; dann die Hauptleute, und hinter ihnen drei Andere in alter Schweizertracht, die Männer des Grütli vorstellend; dann das ganze Heer, eintausend vierhundert Mann stark. So trat der Zug ins Dorf, wo die Abgesandten der Stadt saßen. Und es erhob sich Toben und Schreien gegen die Abrufung des Geldes, gegen den Zoll bei Wolhusen, gegen den hohen Geldzins, gegen die Bußgelder der Landvögte, gegen die Willkühr der Ohmgeldner und dergleichen; und man stieß gröbliche Worte und Drohungen aus, also daß die Abgesandten bei dem wilden Haufen nichts ausrichteten und zur Stadt heimkehrten. Die Landleute hielten Zusammenkünfte; stellten Wachten aus; durchsuchten die Rei-

senden; munterten die benachbarten Berner Unterthanen auf, mit ihnen zu halten, und die zehn Aemter der Landschaft errichteten zu Wollhausen einen Bund unter sich, den sie beschworen.

Als die Sache so ernsthaft geworden, schickten die sechs katholischen Kantone Gesandte, als Vermittler. Wie diese aber zu Willisau mit den Abgeordneten der zehn Aemter zusammentraten, welche siebenundzwanzig Klagepunkte in Schrift verfaßt hatten, fingen die versammelten Bauern an zu toben, nahmen sogar die Abgesandten gefangen, bewachten sie, besetzten die Hauptpäße gegen die Stadt und drohten Luzern zu überfallen. Doch eilfertig zogen aus den kleinen Kantonen vierhundert Mann zur Besatzung und Vertheidigung in die Stadt. Zürich und Bern rüsteten kriegerisch. Wie die Landleute der zehn Aemter solches hörten, entfiel ihnen der Muth; sie ließen die gefangenen Gesandten wieder frei und baten dieselben, sie sollten vermitteln. Solches thaten die Gesandten in einem Spruchbrief (19. März) auf billige Weise: es solle der Obrigkeit die Landeshoheit, aber den Unterthanen ihre Rechtsame verbleiben, das Ohmgeld im ganzen Lande gleichmäßig bezahlt, der Schultheiß zu Willisau nur aus daßigen Bürgern gewählt, vom Entlibuch nur in Sachen, die über hundert Gulden steigen, nach Luzern appellirt, der Bund der zehn Aemter von

Wollhausen dagegen vernichtet, auch keine solche Verbindung mehr bei schwerer Strafe gestiftet, jedoch auch dem Lande keine Bezahlung der wegen dieser Streithändel entstandenen Unkosten abgefordert werden.

Wie man nun glaubte, es sei Alles beigelegt, erhob sich der Sturm im Kanton Bern, von Thun bis zur Stadt Brugg. Wie die Regierung hier das Landvolk gegen die Landleute im Kanton Luzern hatte aufbieten wollen, sprach man: „Nein, wir ziehen nicht gegen unsere Brüder; wir haben wohl des Rechts zur Klage so viel, als sie!“ In allen Dörfern war Lärmen und Geschrei und Unordnung übermaßen. Keiner wollte gehorchen, Jeder befehlen. Nur in den Städten Thun, Aarburg, Zofingen, Aarau, Brugg und Lenzburg blieb es ruhig, auch die Geistlichkeit auf dem Lande der Obrigkeit treu.

Alsbald rief Bern eidsgenössischen Beistand, die Empörung zu dämpfen. Schafhauser, Basler und Mühlhauser sandten sogleich Kriegsvolk ab. Aber Zürich und Luzern ermahnten zu freundlicher Vermittelung. Dazu ward endlich die Regierung von Bern willig. Ehe man sich jedoch darüber verständigt hatte, rückten die Schafhauser schon bei Brugg, und die Basler und Mühlhauser bei Aarau mit ihrem Kriegsvolk ins Land. Solches erbitterte die Leute im Aargau, und der Land-

ſturm erging (18. März 1653) durch die ganze Grafſchaft Lenzburg. Auf dieſes begaben ſich die Schafhauſer wieder zurück, und die Basler und Mühlhauſer zogen von Aarau weg ans linke Aarufer in die Aemter Biberſtein und Schenkenberg. Nun erging aber auch hier bis tief ins Solothurner Gebiet der Landſturm, alſo, daß die Basler und Mühlhauſer ebenfalls heimgehen mußten. Zu Erlisbach ſtanden Solothurner und Aargauer Landleute in Waffen; zwiſchen ihnen durch zogen die Basler und Mühlhauſer, wie durch eine Gaſſe, in ihr Land zurück.

Jetzt war der Lärmen erſt groß. Die Bauern hielten Landsgemeinde zu Langenthal, belagerten die Schlöſſer der Landvögte, ſandten Ausſchüſſe an die Regierung nach Bern, und wandten ſich ſogar um auswärtigen Beiſtand heimlich an den franzöſiſchen Geſandten LaBarde. Damit thaten ſie ſich ſelber ſchweres Unrecht. Denn der franzöſiſche Geſandte verrieth ſie, und viele rechtſchaffene Leute wandten nun ihr Herz ganz von ihnen, darum, daß ſie Ausländer in Vaterlandsſachen angerufen hatten.

Inzwiſchen erſchienen Abgeordnete von ſechs reformirten Kantonen in Bern, um den Streit zwiſchen Obrigkeiten und Unterthanen gütlich auszutragen. Die Ausſchüſſe der Gemeinden traten hinzu, und es ward entſchieden: der Salzhandel

bleibt der Obrigkeit; dem Unterthan das Recht, für eigenen Gebrauch das Salz frei zu kaufen, wo er wolle; Trattengeld und Zwang der Innungen fällt hinweg; die Bahen bleiben im erniedrigten Werth, aber Kapitalien und Zinse werden in Geldsorten bezahlt, nicht höher als sie 1613 im Werth waren; auch können gut versicherte und gut verzinsete Kapitalien nicht vor sechs Jahren abgelöset werden; der Lohn der Gerichtsboten wird erniedrigt. Als dies und Anderes noch auf billige Weise geschlichtet war, thaten die Ausschüsse der Gemeinden einen Fußfall vor dem Rath der Stadt Bern, um Verzeihung zu bitten, und Alles schien wohl beendet zu sein.

Allein nun erhoben die Landleute im Kanton Luzern neues Geschrei und klagten ihrerseits gegen den empfangenen Spruchbrief und sagten: sie könnten ihren Bund von Wollhausen nicht für strafbar erkennen, wie ihn der Spruchbrief heiße. Und sie schickten Leute aus zu den Unterthanen in andere Kantone und sprachen: „Jetzt wollen wir nicht länger Knechte der Städte sein, sondern freie Leute werden, wie die in den kleinen Kantonen!“ Im Aargau, im Emmenthal stimmte ihnen das Volk bei. Es schalt auf die Ausschüsse, welche zu Bern vor gesessenem Rath Fußfall gethan und den Vergleich angenommen hatten. Auch in den Kantonen Solothurn und Basel mach-

ten sich viele Landleute auf und hielten zu den Luzernern, Emmenthalern und Aargauern. Zu Sumiswald hielten sie (13. April 1653) Landsgemeinde und erwählten den Niklaus Leuenberger, einen Landmann von Schönholz, zu ihrem Haupt und zum Obmann der Bundesgenossen aus den vier Kantonen Luzern, Bern, Solothurn und Basel. Sie gaben Gesetze: es solle das Volk die Rechte der Obrigkeit, und die Obrigkeit das Recht des Volkes ehren; kein Unterthan sich gegen die Obrigkeit waffnen, aber wenn diese irgend Kriegsvolk schicke, solle man es mit Gewalt abtreiben. Sie luden die Unterthanen aller Eidsgenossen schriftlich zu einem Tag nach Hutwyl ein, denn es werde über Recht und Freiheit Aller gehandelt, und darüber, daß alle Schweizer freie Schweizer werden sollten. Solches gefiel den Herren in den Städten übel. Es war ein großer und entscheidender Augenblick nahe.

Gleichwie sich in alten Zeiten Grafen und Freiherren von den Kaisern losgemacht und in ihren Gauen erbliche Herrschaft erworben hatten, wie dann wieder die größern Städte des Schweizerlandes, durch Glück und Umstände begünstigt, sich von der Macht der Grafen und Freiherren losgekauft oder mit Waffengewalt befreit hatten: so wollten jetzt die unterthänigen Landleute di:

Gewalt der Städte brechen und zur Freiheit eingehen. — Aber ihr Treiben war schlecht berechnet.

Denn diese stürmischen Volkshaufen gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und strengen Eintracht zu Werke, wie vorzeiten die Männer in den Waldstätten, noch mit der Klugheit und besonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte. Sie waren rohe, unwissende Leute, unerfahren in Staatsgeschäften, in Schulen schlecht gebildet, mißtrauisch unter einander, jeder mehr auf seinen Vortheil, als auf allgemeinen Nutzen bedacht. Sie horchten lieber auf tobende Schreier, als auf Rath der Verständigen; wollten Alle gebieten, Keinem gehorchen. Daher sah man sie uneinig unter sich und zu allen Ausschweifungen bereit. Wer nicht ihres Sinnes war, den mißhandelten sie. Einigen drohten sie Mordbrand, Andern schlitzten sie die Ohren.

Unterdessen rüsteten die Städte, um die Empörer zu zähmen; pflogen aber mit denselben Unterhandlung, um Zeit zu gewinnen. Aufrichtiger meinte es noch Bern, auch die Tagsatzung zu Baden, mit den Leuten. Viele Zusammenkünfte mit den Ausschüssen der Aufrührer wurden beredet oder gehalten; allein bei den vielen tobenden Haufen, deren einer dem andern widersprach, und die jeden Tag ihren Sinn änderten, war keine Sache zum Ziele zu bringen.

Nachdem nun alle Mühe eitel geblieben, mahnte der Vorort Zürich die ganze Eidsgenoſſenſchaft zum Aufbruch (11. Mai 1653). Bern ſammelte die Schaaren des Waatlandes, welche durch ihre Sprache von der Sache der deutſchen Unterthanen getrennt geblieben waren, und ernannte den Siegmund von Erlach zum Feldherrn. Er führte bei zehntauſend Mann. Es kamen bei fünftauſend Mann aus den katholiſchen Kantonen, geführt vom Oberſt Zweyer; die übrigen Eidsgenoſſen, achttauſend an der Zahl, befehligte der Züricher Feldherr Wertmüller. Die freien Landleute in den kleinen Kantonen hielten treu mit den Städten und vertheidigten deren Sache gegen das empörte Volk, theils aus Liebe der Gerechtigkeit und nachbarlicher Freundſchaft, theils auch weil ſie ebenfalls unterthänige Vogteien beſaßen. Ihre Beſatzung ſchirmte Luzern.

Schnell griffen aber auch die Empörten zu den Waffen. Sie beſetzten den Engpaß bei Gümminen gegen das Waatland, bei Windiſch und Mellingen gegen Zürich. Sie berannten Aarburg und Aarau, Zofingen und Lenzburg; doch vergeblich. Denn ſie hatten weder ſchweres Geſchütz, oder andere Waffenvorräthe genug, noch Kriegszucht unter ſich, oder erfahrene Hauptleute, weil bisher die Hauptmannsſtellen ausſchließlich von Stadtbürgern bekleidet worden waren.

Sobald Leuenberger, der Obmann der verbündeten Landleute, und Schybi und Ulli Galli und andere Häupter der Empörung sahen, daß es Ernst gelten werde: suchten sie theils durch Trotz, theils durch neue Unterhandlung ihre gefahrvolle Unternehmung zu sichern. Leuenberger, eine Stunde von Bern, zu Ostermundigen, gelagert, wo sein Volk rings umher raubte und plünderte, schrieb noch einmal an Bern, zu gütlicher Beilegung des Streits. Der Rath der Stadt, das Blutvergiessen zu meiden, schickte wirklich Gesandte zu den Empörern; willigte in Vieles, sogar in Bezahlung von fünfzigtausend Pfunden an das Landvolk, doch nicht als Entschädigung von deren Kriegskosten, sondern als Unterstützung der Armuth. Die Abgeordneten der Emporten unterschrieben endlich den schon einmal von ihnen verworfenen Vertrag und verhießen Huldigung und Treue. Allein kaum in ihr Lager zurückgekommen, ward Alles wieder vernichtet. Denn weil die Eidsgenossen im Anzug waren, wollten die Empörten nicht auseinander gehen, bis die Schaaren von jenen in ihre Heimathen zurückgegangen sein würden.

Wertmuller und Zweyer liegen indessen mit vereinigten Heeren über den Heitersberg herab nach Mellingen. Sie bewilligten dem Leuenberger noch einmal Unterredung, wie er selbst

verlangt hatte. Leuenberger jedoch, der erſt noch in einem Schreiben über das Anrücken der eidsgenöſſiſchen Hilfsvölker dem Rathe zu Bern geklagt hatte, während ſeine eigenen Bauern die Städte im Aargau belagerten, ſah ſein Heer plötzlich, ſobald der Landſturm ergangen war, auf zwanzigtauſend Mann erwachſen. Da fürchtete er ſich nicht mehr und meinte: das Schwert müſſe entſcheiden.

Inzwiſchen waren die Angriffe der Empörten ſowohl gegen Mellingen als Zoſingen fruchtlos geweſen. Das machte ſie muthloſer. Sie ſandten wiederum Abgeordnete an den eidsgenöſſiſchen Kriegsrath in Mellingen, um gute Bedingungen zu erhalten. Doch nun antwortete der Kriegsrath: „Es kommt nicht den Bauern zu, Bedingungen vorzuſchreiben. Liefert euern Bundesbrief aus. Zieht nach Hauſe. Eure Rädelsführer haben den Spruch ihrer Obrigkeiten zu erwarten. So wollen wir euch in Frieden laſſen.“

Die Abgeordneten des Landvolks von Bern, Baſel und Solothurn beſchworen zwar erſchrocken die vorgelegten Punkte. Nicht aber alſo die Luzerner. Sie entſchuldigten ſich, ohne Vollmacht zu ſein. Alſo waren die Bande der Empörten unter ſich gelöſet. Wermüller rückte vor. Von Bern und Wangen her zog anderſeits Feldherr Erlach gegen Langenthal. Unterwegs trieb er einen Haufen von zweitauſend Bauern

aufeinander. Auf dem Felde vor Herzogenbuchsee (28. Mai) fand er eine Wacht von sechs mit Hellebarden bewaffneten Landleuten. Diese versicherten, die Aufrührer seien alle zerstreuet. Wie er aber mit seinem Gefolge gegen das Dorf ritt, fiel Schuß auf Schuß gegen ihn. Alsbald ließ er von drei Seiten zugleich angreifen, da er die Schaaren der Empörten plötzlich erblickte, die sich des benachbarten Waldes bemächtigt hatten.

Hier begann ein verzweiflungvolles Streiten. Die Empörten, übermannt, vertheidigten Schritt um Schritt ihren Rückzug gegen das Dorf. Während ein Theil desselben in Flammen aufging, fochten sie in den Häusern, dann noch hinter den Mauern der Kirche. Endlich flohen sie zerstreut in die Wälder.

Bei Langenthal stießen Erlach und Wertmüller mit ihren Heeren zusammen. Aller Aufruhr weit umher schwieg. Wertmüller, welcher den Frieden gehandhabt sehen wollte, der den Empörten schon vom Kriegsrath in Mellingen zugesichert worden war, machte dem Berner Obersten Vorwürfe wegen des Gemetzels von Herzogenbuchsee. Als dieser ihm jedoch erzählte, wie es gekommen sei, ward beredet, der Mellinger Vertrag solle nur für das untere Aargau gelten; aber in den Landschaften oberhalb Aarburg behalte sich Bern volle Gewalt nach Kriegsrecht vor.

In gesammten Dörfern herrschte plötzlich,

ſtatt des Trotzes und aufrühreriſchen Gebrülles, Todtenſtille, Reue und Schrecken. Man entwaffnete die Landſchaften, warf die Rädelsführer in Gefängniſſe. Zu Zofingen ſaß der eidsgenöſſiſche Kriegsrath und hielt Gericht. Dahin ward aus dem Entlibuch Schybi geführt und mit dem Schwert enthauptet. Leuenberger, der in ſeinem eigenen Hauſe von einem ſeiner Nachbarn und Mithelfer verrathen ward, kam in den Kerker nach Bern. Hier wurde er hingerichtet, und ſein blutiges Haupt nebſt dem Bundesbrief der Empörten an den Galgen geſchlagen. Eben ſo ſtarb ſein Schreiber Brösmer. Ulli Galli ward an den Galgen gehenkt. Zu Baſel wurden ſieben Greiſe, als Theilnehmer am Aufruhr, zum Tode verurtheilt; alle hatten ſchneeweiße Bärte. So ſind noch viele Andere theils zum Tode verdammt, theils zur Landesverweiſung, noch Mehrere zu Geldbußen. Es mußten die Freiämtler zehntauſend Gulden, die Leute der Grafſchaft Lenzburg zwanzigtauſend, die Solothurniſchen dreißigtauſend Gulden, Andere andere Summen zahlen. Und die geflüchteten Aufrührer ließ Kaiſer Ferdinand III durch das ganze römiſche Reich in die Acht erklären.

Im Kanton Luzern aber hatten ſich die Empörten, welche bei Mellingen ihre Sache von der Sache der Uebrigen getrennt ſahen, zu einem

Vergleich mit ihrer Regierung entschlossen. Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug vermittelten schiedsrichterlich zu Stanz zwischen Obrigkeit und Unterthanen (7. Brachmonds). Nur die Entlibucher widersetzten sich dem Spruch; denn in Luzern selbst lebten mehrere Bürger, die heimlich mit ihnen hielten, und eine Regierungsänderung in der Stadt durchzusetzen hofften. Allein diese Bürger wurden verrathen und verhaftet, und die Entlibucher durch Uebermacht des einrückenden Kriegsvolks zum Gehorsam getrieben.

Das war der Ausgang des Aufruhrs. Was gesetzlos aufgeht, muß gesetzlos verderben. Noch lange haderten darauf die Kantone selbst wieder unter einander wegen Zahlung der Kriegskosten; Bern besonders mit Zürich, Solothurn mit Bern, bis man sich auch darüber (1651) auf der eidsgenössischen Tagleistung verglich und für die Zukunft festsetzte: die hilfeleistenden Kantone sollten in eigenen Kosten den Nothleidenden helfen und zuziehen.

43.

Religionskrieg. Das Treffen bei Villmergen. Aufstand in Basel. Die Pestilenz.

(Vom Jahre 1656 bis 1699)

Kaum war der Hader über die Unkosten glücklich beigelegt, siehe, da gab es zwischen den Kantonen andern Streit, bösern, als den ersten.

Er ging noch einmal aus dem unchriſtlichen Haß zwiſchen Reformirten und Katholiſchen hervor. Die Geiſtlichen beider Kirchparteien, ſtatt das Höllenfeuer der Zwietracht zu löſchen, fachten es mit ihren Reden geſchäftig an. Schon fehlte es unter den Regierungen ohnedem nie an Urſache des Zanks, beſonders in den gemeinſchaftlichen Vogteien, wo Jeder Recht haben, Jeder Meiſter ſein wollte. Keiner traute dem Andern, weil Jeder vom Andern Schlechtes glaubte. Die Katholiken ſagten: „Seht, die Berner und Züricher befeſtigen ihre Städte nicht umſonſt und halten zu Holland und England! Das Alles iſt nur gegen uns!“ — Die Reformirten ſprachen: „Seht, die Katholiken beſtätigen den Borromeiſchen Bund, erneuern ſogar ihre Bünde mit Savoien und dem Biſchofe von Baſel, und thun mit dem Könige von Spanien nicht vergeblich ſo freundlich. Das gilt gegen unſere Religion!“

Dann begab es ſich, daß eines Tages (im Jahre 1655) ſechs Familien von Arth, im Kanton Schwyz, weil ſie evangeliſchen Glaubens waren, flüchtig werden mußten. Sie konnten in Arth nicht des Lebens ſicher ſein. Weinend und flehend traten ſie vor den Rath von Zürich und baten, daß man ihnen wenigſtens freien Wegzug ihres Vermögens in der Heimath auswirken möchte. Es ſchrieb der Rath von Zurich voll Mitleids nach

Schwyz und bat um den freien Wegzug der Güter dieser Verfolgten. Schwyz aber schlug das Begehren ab und verlangte Auslieferung der Ausgewanderten. Wie nun die reformirten Kantone dagegen das eidsgenössische Recht anriefen, sprachen die zu Schwyz: „Wir sind in unserm Lande Niemandem Rechenschaft schuldig, als Gott und uns selbst!“ Und sie zogen die Güter der Ausgewanderten ein, warfen die Anverwandten derselben, weil sie ebenfalls evangelischen Glaubens waren, in Kerker und Banden, quälten sie auf Folterbänken und verurtheilten sogar einige zum Tode.

Da griff Zürich zu den Waffen, sobald Ermahnen und Vermitteln der unparteiischen Kantone auf den Tagleistungen vergeblich gewesen war. Eben so schnell boten Schwyz und die katholischen Orte ihre Panner. Zürich, unterstützt von Mühlhausen und Schafhausen, trat mit Zehntausend ins Feld, bemeisterte sich des ganzen Thurgaues, und belagerte Rapperswyl. Aber die katholischen Kantone hielten Rapperswyl und den Albis schon, auch Bremgarten, Mellingen und Baden und gegen Bern den Brünigberg besetzt. Die Berner stellten Kriegsvolk gegen Freiburg, Solothurn und Unterwalden zum Schutz, und zogen mit vierzig Fahnen gen Lenzburg, den Zürichern zum Beistand.

Es war jedoch bei den reformirten Kriegs-

ſchaaren keine Zucht. Die raubten und brannten, wohin ſie kamen; verwüſteten das Kloſter Rheinau; plünderten Dorfer und Kirchen und trieben das Vieh weg. Und bei den Bernern ſah man ſo wenig Ordnung, daß ſie in der Gegend von Villmergen lagerten, ohne ſich um den Feind zu bekümmern, keine Kundſchafter ausſandten und nicht einmal für das grobe Geſchüz genug Schießbedarf hatten. Und obſchon ein paar Aargauer den Feind beim Dorfe Wohlen erkannt hatten und zurückgingen und Lärmen machten, ward deß doch nicht geachtet, weil einige junge Herren von Bern hinausgeritten waren und verſichert hatten, es ſei nirgends Gefahr.

Doch auf der Höhe von Wohlen, hinterm Walde, ſtanden wirklich mehr denn viertauſend Luzerner verborgen. Die führte ſtracks der Luzerner Oberſt Pfyffer hervor. Und von der Höhe im Hohlweg, wo ſie mit halbem Leib verdeckt ſtanden, richteten ſie ploßlich ihr Feuer gegen die Berner. Es war zwei Stunden nach Mittag, am vierzehnten Jänner des Jahrs 1656. Die Berner geriethen in ſo große Verwirrung und Schrecken, daß ſie kaum in Ordnung zu ſtellen waren. Weil Pulver und Kugeln fehlten, ſchoſſen ſie ihre Feldſtücke nur zweimal ab. Alles floh. Es kamen zwar zehn friſche Fahnen zur Hilfe, aber die kehrten auch mit um. Der Oberſt Pfyffer erhielt

während des Treffens ein Schreiben von Luzern, mit Befehl, nicht anzugreifen, weil man sich gütlicherweise vergleichen werde. Allein er steckte den Brief unerbrochen ein, weil er vermuthen konnte, was derselbe enthielte, und verfolgte die fliehenden Berner, deren eine große Zahl niedergemetzelt ward. Bei achthundert derselben kamen ums Leben; eilf Stück groben Geschützes verloren sie. Und seitwärts in den Weinbergen standen viele Berner Schlachthaufen: die sahen die Flucht ihrer Leute nach Lenzburg und sahen deren Untergang, aber regten sich nicht, weil sie keinen Befehl hatten.

Nur die Schlachthaufen der Aargauer, als sie die Niederlage der Berner erblickten, wurden wüthend, und wollten vorwärts und die Schlacht erneuen. Doch der Berner Kriegsrath verbot es und hatte große Mühe, den Ungestüm der Aargauer zurückzuhalten. Das ist das Treffen bei Villmergen gewesen. Drei Tage lagen die Sieger frohlockend auf dem Schlachtfelde. Dann zogen sie mit großer Beute heim und wenige Wochen darauf ward Waffenstillstand und Friede (26. Hornung 1656) geschlossen. Denn weil man den kleinen Kantonen die Lebensmittel sperrte; weil die Luzerner so wenig, als die Berner, ihrem eigenen, unzufriedenen Landvolk vertrauen konnten, war Allen gelegen, den Krieg bald zu

enden, der nur neun Wochen gedauert und doch den Zürichern allein schon über vierhundert- und vierzehntausend Gulden gekostet hatte. Der Friedensschluß stellte Alles wieder her, wie es etwa vorher gewesen. In Religionssachen und wegen freien Zuges aus einem Kantone in den andern ließ man jedem Kantone Gewalt, in seinem Gebiete zu thun, wie er wolle.

Bei der übeln Kriegsordnung der reformirten Orte hätten die katholischen vielleicht noch Größeres gewinnen können, wenn bei ihnen selbst das Heerwesen besser bestellt gewesen wäre. Sie warfen alle Schuld, daß sie nicht mehr ausgerichtet hätten, auf Oberst Zweyer von Evenbach, Landeshauptmann von Uri, und sagten, er wäre mit den Zürichern und Bernern im Einverständniß gewesen, habe am Etzel die Verfolgung der fliehenden Feinde und die Vertreibung der Belagerer vor Rapperswyl gehindert. Ja, ein Mönch zu Einsiedeln sagte: die Züricher hätten demselben tausend und vierhundert Dukaten in einem Kapaun geschickt. Das gab wieder langen Streit und Rechtshandel vor Tagleistungen, der nie beendigt wurde.

Nun war Frieden im Lande ohne Friedlichkeit. Das ward überall verspürt, und am meisten in den gemeinen Vogteien. Was da dem Einen leid war, das war dem Andern lieb; und der gemeine

Mann trieb es mit seinem unchristlichen Glaubenseifer, wie er es von seinem Herrn sah. Wenig fehlte, der Krieg wäre vielmals von Neuem begonnen.

Ein Luzerner, der für spanischen Kriegsdienst Soldaten geworben hatte, zog am Pfingstfest (1661) mit dreiundvierzig derselben auf Abwegen durchs Thurgau, und im Dorfe Lipperswyl in die reformirte Kirche, mit bloßem Säbel darin Unfug und Lärmen treibend. Ein Weib flüchtete mit großem Geschrei und Schrecken ins Dorf Wigoldingen und rief Hilfe. Rasch waren die Wigoldinger auf, über die spanischen Soldner her, und fünf derselben wurden erschlagen, andere verwundet, andere gefangen genommen. Diese Begebenheit brachte die reformirten und katholischen Kantone in Harnisch wider einander. Man rief Kriegsvolk zusammen. Die fünf katholischen Orte besetzten alsbald Kaiserstuhl, Mellingen und Bremgarten. Viel ward getaget und unterhandelt. Die katholischen Orte konnten nur durch Blut versöhnt werden. Zween Männer von Wigoldingen wurden durch das Stimmenmehr der über Thurgau regierenden Kantone zum Tode verurtheilt (am fünften Herbstmonat 1665), wie rührend auch Zürich für die Unglücklichen um Gnade bat. Und als die Gemeinde Wigoldingen alle Kosten des langen Streithandels zahlen sollte, sam-

melte man in allen Kirchen des Kantons Zürich dafür Steuern.

Bald nach diesem ward geredet, daß der König in Frankreich, hart vor Basel, den Ort Hüningen zur starken Veste bauen wolle, sich zum Schutz, den Schweizern zum Trutz. Das machte den Eidsgenossen Sorge, und sie sandten gen Paris (1679) an den König. Als aber ihre Mühe eitel war, den Bau zu hindern, stieg die Unruhe, am meisten zu Basel. Hier murrten die Bürger gegen den kleinen Rath, als habe Manchen aus ihm französisches Gold geblendet; denn er habe überhaupt zuviel Gewalt an sich genommen in Wahlen und Gebung der Gesetze, zum Nachtheil des Landes. Es traten die Zünfte zusammen. Mancherlei Unfug kam ans Licht. Rathsherren und Weiber, die sich in Rathswahlen gemischt, wurden der Ehren entsetzt, oder in Gefangenschaft gethan und mit schwerem Gelde bestraft. Der Rath gehorchte, denn die Bürger trotzten in Waffen. Die Eidsgenossen sandten Boten, den Streit zu vermitteln (1691). Es ward viel Parteiung, Auflauf und Gewaltthat, weitläufig zu erzählen. Und als endlich die Vermittler, nebst Ausschüssen des Rathes und der Bürger, die Rechte des großen und kleinen Raths geordnet, in Landeszucht, Verwaltung, Pflege der Gerechtigkeit und Besetzung der Aemter das Bessere bestimmt, und die mehrern

Bürger begnügt geſchworen hatten, Frieden zu halten, ward derſelbe dann erſt am blutigſten gebrochen.

Denn als Johann Fatio, einer von den Fürſprechern der Bürgerſchaft, auf das Rheinthor gefangen geſetzt worden, angeklagt, er habe Vieles ohne der Bürger Wollen und Wiſſen eigenmächtig betrieben, forderte ein Haufen anderer, bewaffnet, durch weiße Binden um den Arm ſich kennbar, zur Nachtzeit des Mannes Loslaſſung. Die Lärmtrommel ging. Die der Obrigkeit Getreuen ſprangen auf. Bürger gegen Bürger zogen in Waffen aus; zween von Fatio's Anhang wurden von Kugeln verwundet (23. Sept. 1691); bei fünfzig andere des folgenden Morgens eingekerkert; bewaffnete Landleute in die Stadt gezogen, zum Schirm der Ordnung. Ein ſchweres Gericht erging über die Urheber des Aufſtandes. Johann Fatio, Johann Müller und Konrad Moyſes wurden (28. September) auf dem Platz vor dem Rathhauſe enthauptet, Andere auf die Galeeren verdammt, Andere des Landes verwieſen, Andere an Geld gebüßt.

So verbanden ſich mit dem Streit um Glaubens- und Kirchenſachen noch vielerlei bürgerliche Parteiungen und Händel, bald dort, bald hie, als ſollte das Schweizerland nimmer zur Ruhe kommen, nun es doch nicht mehr von auswärtigen

Mächten bedrängt war. Das brachte Herzeleid und Kummer über viele Haushaltungen. Dann trat zu allem Elend sogar noch eine pestilenzische Seuche, die viel Volks, besonders in der Stadt Basel und im Aargau, wegraffte (im J. 1667). Die Leute bekamen Pestbeulen am Unterleibe. Es war ungesunde Witterung, und der Winter vorher fast immer warm gewesen. Giftige Würmer und Raupen bedeckten Bäume, Gras und Früchte; und es wurden der Wasser- und Feldmäuse so viel, als man nie vorher gesehen. Das dauerte, bis ein Jahr zu Ende ging und ein strenger Winter erschien.

44.

Wie die Leute im Toggenburg durch den Abt von St. Gallen um ihre alten Freiheiten gebracht worden sind und was daraus entstanden.

(Vom Jahr 1700 bis 1712.)

Es sind die alten Schweizer unabhängig vom Auslande geworden und sind es geblieben, so lange sie das Ausland weder aus Hoffahrt und Eigennutz geliebt, noch gefürchtet haben. Und sie wurden von den Volkern der Erde hochgeachtet, so lange sie ihr ewiges Recht hoher achteten, denn das Leben. Als aber durch Gelddurst und Feigheit die Klug-

heit höher stehen wollte, denn das Recht; als gemein ward, Fleisch und Blut an die Fremde zum Kriegsdienst zu verkaufen; als sich Vorsteher von goldenen Ketten und Ordensbändern der Fürsten binden liessen: da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltsam ein. Man erniedrigte sich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu stehen; man stellte den Kanton höher als die Eidsgenossenschaft, und die Familie höher, als den Kanton; man war in großen Dingen klein und in kleinen Dingen groß; man trachtete nach Ehrenstellen um des Geldes willen, und versteigerte Aemter für Geld, oder erwarb sie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber die meisten waren arme Unterthanen und hatten weniger Rechte, als die Angehörigen der Könige; ja, man verschmähte oft nicht Gewalt und List, um auch die wenigen Rechtsame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeschränkter würde.

Solches hatte besonders das Volk im Lande Toggenburg erfahren müssen. Hier genossen ehemals die Gemeinden durch Gunst der alten Grafen von Toggenburg große Vorrechte, Theilnahme an Besetzung der hohen und niedern Gerichte, an Bußengeldern und andern Nutzungen; Recht zu Landesgemeinden und andern Versammlungen, zur Mitverwaltung des öffentlichen Gutes und zur Kriegsgewalt. Ja Niemand konnte ihnen zum

Landvogt geſetzt werden, als ein Mann aus ihrer eigenen Mitte.

Wie nun aber (im Jahre 1468) der Abt von St. Gallen um vierzehntauſend und fünfhundert rheiniſche Gulden von einem Freiherrn von Raron die Rechtſame gekauft hatte, welche dieſer über das Land aus dem Erbe der alten Grafen von Toggenburg erworben: ſo trachtete der Abt auch nach den Rechtſamen, die er nicht gekauft, ſondern dem Volke feierlich beſtätigt hatte. Und gleichwie das Volk von Toggenburg zum Schirm der eigenen Freiheiten mit den Kantonen Glarus und Schwyz ein Landrecht (im Jahre 1436) errichtet hatte, ſo ſtiftete nun auch der Abt zum Schutz ſeiner Rechte (im Jahre 1469) ein beſonderes Schirmrecht mit denſelben Kantonen. Weil ſeine Abtei ein zugewandter Ort der Eidsgenoſſenſchaft war, er ſelbſt aber Fürſt des heiligen deutſchen Reiches hieß, wußt' er beides immer wohl zu ſeinem Vortheil anzuwenden, um mächtiger zu werden. Er ſtand gegen den Kaiſer, wenn es ihm erſprießlich ſchien, als Eidsgenoß, und gegen die Eidsgenoſſen als Reichsfürſt und Lehenträger kaiſerlicher Majeſtät. Das half ihm viel.

So fing er an, die Toggenburger Freiheit zweifelhaft zu machen, und die Leute ſogar ſeine Leibeigenen (1510) zu heißen, um ſie allmälig

daran zu gewöhnen. Dann griff er endlich ihre Freiheiten selbst an, und es gab vor den Schirmorten vielen Rechtsstreit. Die Schirmorte waren ihm aber hold. So gewann er erst, daß von allen Gerichten im Lande die Appellation (1539) vor seinen Stuhl kam; dann (1540) riß er das Recht an sich, das Landgericht allein zu besetzen, und die eingezogenen Güter der Verbrecher zu behalten, desgleichen das Recht, einen Ausländer zum Landvogt zu erwählen, alle Kirchen- und Pfründgüter unbeschränkt zu verwalten, auch Wildfang und Fischerei an sich zu nehmen; darauf (1543) gewann er das Recht, in allen Kirchen des Landes den Pfarrer zu setzen, auch (1555) Schreiber und Weibel zu wählen und das Burgerrecht zu ertheilen (1586). Endlich wurden dem Volke alle Landsgemeinden untersagt und auch andere Versammlungen, und das Kriegswesen im Lande gerieth (1654) gänzlich in des Abtes Hand. Nun schaltete er, wie ihm wohlgefiel, bewilligte gezwungene Werbungen in fremden Kriegesdienst, besetzte alle Stellen mit seinen Geschöpfen, sah gleichgültig zu, wenn Amtleute und Klöster die besten Grundstücke durch List und Ränke an sich zogen, oder wenn die öffentlichen Bußen zu ungeheuern Summen stiegen.

Zuletzt dünkte sich Abt Leodegar Burgisser ein unbeschränkter Herr im Lande. Er gebot dem Volke, auf eigene Kosten eine neue Fahrstraße

durch den Hummelwald zu bauen und zu unterhalten. Und als die Abgeordneten des Volkes zu ihm sprachen: solches wäre den Toggenburgern eine drückendere Last, als vorzeiten die Frohndienste und Tagwen, von denen sie sich schon zweimal losgekauft hätten, verfällte er diese Leute zu einer Geldbuße von 1500 Reichsthalern, zu Widerruf bei offenen Thüren und machte sie ehr- und wehrlos.

Nun gingen die bedrängten Toggenburger klagend vor Schwyz und Glarus (1701). Glarus nahm sich die Noth der armen Landleute zu Herzen, auch Schwyz, obwohl die Toggenburger reformirten Glaubens waren. „Und wenn die Toggenburger Türken und Heiden wären," riefen die Schwyzer an der Landsgemeine, „so sind sie doch unsere Bundsgenossen und Landsleute, und sollen wir ihnen zum Recht helfen!" Solches verdroß den Abt, und er klagte und rief alle Kantone um eidgenössisches Recht an. — Da gab es wiederum viele Tagleistungen von Jahr zu Jahr. Zürich und Luzern, die auch des Abtes Schirmorte waren, mischten sich in den bösen Handel. Manche waren den Toggenburgern gewogen, ihres reformirten, vielgekränkten Glaubens willen; manche dem Abt widerwärtig, weil er vor Kurzem noch mit dem Hause Oesterreich Schutzbündniß geschlossen hatte und die Grafschaft Toggenburg ansah, als wäre sie ein

Leben vom Kaiser und Reich. — Je länger der Zank währte, je größer ward, wie gewöhnlich, die Verwirrung des Handels. Zuletzt mischte auch der alte Glaubenshaß sein Gift dazu.

Denn weil Schwyz und die katholischen Orte sahen, daß Zürch und Bern besonders des Glaubens willen die Toggenburger unterstützten, und diese zum Festhalten an den alten Rechten ermunterten, neigte sich Schwyz dem Abt von St. Gallen zu (1708) und sprach: des Abtes neuere Rechte, Briefe und Siegel geben dem alten Landrecht vor, und ohne Vorwissen von Schwyz und Glarus soll im Toggenburg kein neuer reformirter Gottesdienst eingeführt werden. Das aber schreckte nicht Zürich und Bern zurück; und die Toggenburger handhabten ihre alten Rechtsame. Nun trat der kaiserliche Gesandte auf, und brachte einen Brief seines Herrn, der sagte: der Kaiser werde schlichten, denn die Grafschaft Toggenburg wäre unstreitig uraltes Reichsleben. Aber Zürich und Bern erwiederten: Toggenburg liegt inner den eidsgenössischen Grenzen, und der St. Galler Abt hat uns schon seit mehrern Jahren als Schiedsrichter erkannt. — Auch machten die Gesandten von Holland und der Könige von Preußen und England den Zurichern und Bernern Muth gegen den Kaiser.

Als nun der Streit immer grenzenloser ward,

und im Toggenburg selbſt Unruhe, Mord und Todtſchlag entſtand, weil der Abt von St. Gallen daſelbſt abſichtlich Zwietracht zwiſchen den katholiſchen und reformirten Einwohnern ſäete, verſuchte noch ein weiſer Mann aus Zürich, Rahholz genannt, durch ſeinen Rath Ordnung und Frieden wieder herzuſtellen. Sein Bemuhen blieb eitel. Der Abt hielt ſteif auf alle Titel ſeiner bedrohten Gewalt. Die Toggenburger aber verachteten dieſelbe, und gehorchten ihm nicht und trieben Amtleute, Boten und Soldaten aus den Schloſſern fort. Der Abt beſetzte darauf alle Brücken, Wege und Stege in den alt-ſanktgalliſchen Landen mit Kriegsvolk. Die Toggenburger bewafneten ſich. Schultheiß Dürler in Luzern, des Abtes eifrigſter Freund, rief die katholiſchen Kantone auf, daß ſie die toggenburgiſchen Aufrührer im Zaume halten müßten. Hinwieder ſprach der Schultheiß Willading von Bern den reformirten Kantonen zu, die Sache ohne Zaudern gegen die Katholiken mit dem Schwerte zu entſcheiden, denn es gehe die alten Rechte des Toggenburger Volkes und den Schutz der reformirten Kirche an. Zwölf Jahre ſchon dauere der Streit, und er ſtehe immer ſchlimmer.

Sobald die Toggenburger ſahen, Zürich und Bern ſtehen für ſie, und der Obmann Bodmer ziehe zu ihrem Schutze mit faſt dreitauſend Mann

von Zürich heran, verkündeten ſie ihren Krieg gegen den Abt (12. April 1712) zur Behauptung ihres Rechts. Nabholz, bisher ihr Freund und Rathgeber, wurde ihr Anführer, ließ Landſturm ergehen, und verfocht ſie gegen die Leute des Abtes mit dem Schwerte ſo treu, wie ſonſt mit der Feder. Die Kloſter und des Abtes Schlöſſer wurden beſetzt; aber in die Stadt Wyl warf der Abt ſechszehn Heerbanden Fußvolks zur Vertheidigung. Unterdeſſen wütheten und plünderten die Züricher Kriegshaufen zuchtlos im St. Galliſchen Gebiet.

Nun griffen auch Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Gewehr und deckten ihre Grenzen und brachen gegen Toggenburg auf und bemächtigten ſich der Grafſchaft Baden. Der Nunzius gab ihnen ſechsundzwanzigtauſend Thaler aus dem päpſtlichen Schatz, und in Rom geſchahen Fürbitten für ſie zu den Heiligen. Geweihte Kugeln und Amulette theilten die Prieſter den Soldaten aus.

Darauf bot Bern zehntauſend Kronen aus ſeinem Schatz, um fünfzehntauſend Mann ins Feld zu ſtellen. Es deckte ſeine Grenzen ringsum, auch in der Grafſchaft Lenzburg bei Othmarſingen gegen Baden und die freien Aemter. Ein berniſcher Heerhaufen rückte gegen die Stille; unter dem Schutze von zwölf Feuerſchlünden fuhr derſelbe dort über die Aar, und ſtieß bei Würelingen

zum Heerhaufen der Züricher. Diese hatten ſich in derſelben Zeit auch ſchon des ganzen Thurgaues bemächtigt. So ward Krieg und Kriegsgeſchrei aller Orten. Selbſt die Walliſer waren im vollen Anzuge, den katholiſchen Ständen beizuſtehen.

Glarus blieb in dieſem Unweſen unparteiſam, auch Solothurn, desgleichen der Biſchof von Konſtanz. Baſel und Freiburg wehklagten über dieſen Bürgerkrieg der Schweizer gegen Schweizer, und mahnten noch einmal zu freundlicher Ausgleichung; doch zu ſpät. Der Abt von St. Gallen flüchtete ſeine Koſtbarkeiten nach Lindau; er ſelbſt begab ſich nach Rorſchach und bat die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell und Glarus um Beiſtand; doch ſie ſicherten ihm nichts, als ihre Unparteiſamkeit zu. Der Kaiſer dagegen bot, von Preßburg in Ungarn aus, den ſchwäbiſchen Kreis zur Unterſtützung des Abtes von St. Gallen auf.

45.

Der Toggenburger Krieg. — Die zweite Schlacht bei Villmergen. — Der Aarauer Friede.

(Vom Jahre 1712 bis 1718.)

Züricher und Berner waren ſchon mit zehntauſend Mann vor das Städtlein Wyl gezogen,

um die Kriegsrotten des Abtes darin zu belagern. Auch kam mit zweitausend Toggenburgern Rabholz dazu, und ein Heerhaufe vom Thurgau. Bomben und Feuerkugeln wurden in das Städtlein geworfen und Felder und Dörfer verwüstet. Jedoch vertheidigte sich die Mannschaft des Abtes in der Stadt unter ihrem Oberstwachtmeister Felber sehr tapfer und that manchen blutigen Ausfall. Als aber die Thurgauer sich wieder von den Belagerern trennten, von denen sie geringgeschätzt waren, streifte Felber plündernd bis Braunau und Summeri. So grausam wütheten seine Leute, daß sie zwei wehrlose Männer erschlugen, und einer Frau Hände und Füße verstümmelten. Da ging wegen solches Gräuels das Geschrei der Rache durch den ganzen Thurgau; von Weinfelden her kam der wüthende Landsturm abermals. Man sah dabei Weiber und zwölfjährige Knaben. Und sie verfuhren gegen die Katholiken so grausam, wie jene gegen Reformirte gewesen.

Da sprach Rabholz zu den Feldherren von Bern und Zürich: „Lasset uns einfallen in die alten Lande des Abtes, von wannen viele Männer sind, die die Stadt Wil vertheidigen. Wenn dieselben ihre Hütten und Dörfer in der Ferne rauchen sehen, werden sie sich von den Uebrigen trennen, und die Stadt wird schwach werden!“

Also fiel er bei Oberglatt mit tausend Mann in die alten Lande des Abtes ein. Und als die in der Stadt ihre Wohnungen von fern brennen sahen, zogen ihre Haufen eilig hinaus, für ihre Hütten zu kämpfen. Es ward darauf die Stadt voll Zwietracht und Schreckens, und ergab sich (22. Mai) ihren Feinden. Das äbtische Kriegsvolk lief aus einander, und suchte auf seinen gewesenen Befehlshaber Felber, der des Lebens nicht sicher war, und sogar Schutz von den Siegern erbitten mußte, um nach Bernhardszell zu entkommen. Aber der rasende Pöbel suchte ihn auch hier, schleppte ihn aus dem Pfarrhof, setzte ihn auf ein schlechtes Roß, trieb ihn mit großem Geheul und Hohn bis zur Sitterbrücke und tödtete ihn da mit vier Flintenkugeln durch den Leib. Dann zerschnitten sie seinen Leichnam mit Messern und warfen ihn in die Wellen der Sitter (24. Mai).

Mittlerweile war der rüstige Mann Rabholz in das alte Land des Abtes von St. Gallen eingedrungen. Da ergaben sich ihm die Goßauer, welche voller Wuth ihren eigenen Landeshauptmann ermordeten. Zwei Tage zuvor hatten sie tausend Toggenburger vertrieben, die zum Sengen und Brennen wider sie gesandt waren, und die auf der Flucht noch den wehrlosen katholischen Pfarrer zu Niederglatt in einem Stall erwürgt hatten. Die Fahnen von Zürich und Bern

gingen siegreich durch den ganzen Thurgau bis zur Stadt St. Gallen. Da legten sie Besatzung in die Abtei und nach Rorschach. Der Abt hatte sich mit seinen Kostbarkeiten schon voller Schrecken nach Augsburg vorher geflüchtet.

Weil nun die Toggenburger sahen, daß ihre Sache obsiege, verurtheilten sie diejenigen von des Abtes Leuten zum Tode, die an ihnen Verräther geworden waren; sie verwarfen gänzlich des Abtes Herrschaft, auch das Landrecht mit Schwyz und Glarus, und sprachen zu dem Volk von Gaster, Uznach, Gams und andern: „Lasset uns einen eigenen Freistaat gründen, der da gleich sei den freien Orten der Eidsgenossen!“ Und sie entwarfen eine neue Landesverfassung, die trugen sie nach Aarau, wo die Kantone Tagleistung hielten. Allein solche Rede mißfiel den Herren von Zürich und Bern, weil sie lieber an den Toggenburgern Unterthanen, als freie Mitbidsgenossen gehabt hätten. Sogar Rahdolf, der toggenburgischen Sachen eifriger Verfechter, weigerte sich, das Begehren der Leute zu unterstützen, obwohl sie ihm viel Geld boten.

Unterdessen waren auch bei Stilli zweitausend Berner über die Aar gegangen und zu dreitausend Zürichern gestoßen, welche deren Kriegsoberster Hans Kaspar Wertmüller anführte. Die stiegen nun zur gänzlichen Eroberung der

Grafſchaft Baden über den Hasenberg, verlagten die einzelnen Heerbanden der katholiſchen Orte und rückten vor die Stadt Mellingen. Von der entgegengeſetzten Seite her kamen ſiebentauſend Berner aus der Grafſchaft Lenzburg über die Bünz. Da flohen die katholiſchen Beſatzungen nach Baden zurück. Mellingen wurde ohne Schwertſtreich eingenommen. Den Siegern mußten alle Oerter der Grafſchaft Baden Huldigung leiſten, auch die Einwohner der Stadt Bremgarten. Dann ging der Zug nach Baden, zur Belagerung der Veſte. Wertmüller lagerte ſich bei den Rebhügeln am Lägerberg, und erwartete die Ankunft der Berner, welche bei Mellingen der Reuß nach bis Fahrwindiſch einen Umweg genommen hatten, um Baden von der entgegengeſetzten Seite anzugreifen. Die Belagerten machten ein heftiges Feuer aus der Stadt, vom Kapuzinerkirchhof und vom hohen Schloſſe herab gegen Wertmüllers Lager. Die Züricher aber antworteten aus vierzig Feuerſchlünden und Mörſern. Die Kirche, der Thurm, viele Häuſer wurden hart beſchädigt. Die Bruſtwehr des Schloſſes ſtürzte praſſelnd über die Felſen herab. Da erſchienen von der andern Seite der großen Bäder gegen das Schloß auch die Berner mit zwanzig Feldſtücken, Haubitzen und Mörſern. Dieſen erſchracken die in der Stadt ſo ſehr, daß ſie ſich auf harte

Bedingungen (31. Mai) ergaben. Der Befehliger der Festung, Crivelli von Uri, zog mit der Besatzung ab, doch ohne Geschütz.

Diese Fortschritte, und daß auch das Rheinthal gezwungen ward, Bern und Zürich zu huldigen, brachte große Wuth, Zwietracht und Verwirrung unter die katholischen Orte. Einige wollten Frieden, andere Krieg. Die Gesandten von Oesterreich und Frankreich verhießen Hilfe, der Papst sandte ihnen Geld. Freiburg und Solothurn machten sich auf in Waffen für sie, auch Wallis, und Alles, was in den eidsgenössischen Vogteien katholisch war. Aber dagegen bräueten diejenigen reformirten Orte, welche bisher still gewesen waren, die Waffen zu ergreifen; und was in den gemeinen Vogteien reformirt war, rüstete sich zum Beistand für Zürich und Bern. Also standen in dieser Zeit bei hundert- und fünfzigtausend Schweizer zum blutigen Kampf gewaffnet wider einander; zu keiner Zeit vorher waren so viele Streiter aus der Eidsgenossenschaft gegen fremde Feinde ins Feld getreten. Und also hielt ein Schwert das andere in die Scheide zurück. Frankreich und Oesterreich ließen von ihren Heerschaaren wohl gegen die Grenzen rücken; allein Engländer, Holländer und Preussen hielten von andern Seiten auch diese im Zaum.

Während die Gesandten der Eidsgenossen zu

Aarau saßen und um Frieden handelten, zog der Landvogt und Ritter Ackermann von Unterwalden mit fünftausend Mann gegen die Sinserbrücke, wo die Berner mit ihrem Kriegsvolk lagen. Der Pfarrer zu Sins, einverstanden mit dem Ritter Jakob Ackermann, hatte den Kriegshauptleuten der Berner ein Gastmahl gegeben, daß sie nichts merkten. Also wurden diese überfallen, daß sie sich mit großer Noth retten konnten. Viele Berner wurden erschlagen. Oberst Meunier von Bern, der mit zweihundert Mann erst auf dem Kirchhof, dann in der Kirche tapfer wehrte, mußte sich gefangen geben. Sie wären von den Kriegsleuten aus Unterwalden, Schwyz und Zug ohne Barmherzigkeit ermordet worden, hätte Ackermann diese blutdürstigen Menschen nicht mit edler Kühnheit zurückgehalten (20. Juli). Auch auf der andern Seite gegen den Zürichsee, bei Hütten und Bellenschanz, waren die Schwyzer (22. Juli) vorgedrungen. Da aber stießen sie auf den wachsamen Züricher Hauptmann Hans Kaspar Wertmüller. Sieben Stunden lang fochten die Schwyzer; zweihundert Mann verloren sie; aber sie mußten den Zürichern weichen. Bei ihren Erschlagenen fand man geweihte Zettel mit Zahlen und Kreuzen und Versicherungen des gewissen Sieges.

Ritter Ackermann zog von allen Seiten die

katholischen Hilfsvölker an sich. Das Heer ward über zwölftausend Mann stark. Es schritt gewaltig durchs Land über Muri nach Wohlen und Villmergen, wo die Berner mit achttausend Mann standen. Hier, in derselben Gegend, wo schon einmal die Berner von den katholischen Orten (14. Jänner 1656) blutige Niederlage erfahren hatten, sollte wiederum das Feld durch Schweizer mit dem Blute der Schweizer gefärbt werden. Es war der fünfundzwanzigste Tag des Heumonds 1712. Die Berner hatten Stellung bei Meiengrün genommen. Der Donner der Feuerschlünde eröffnete den Kampf. Sechs lange Stunden ward gestritten. Da brachten die Berner Verwirrung und Entsetzen über die Völker der katholischen Orte. Sie durchbrachen deren Schlachtreihen und schlugen sie in die Flucht. Zweitausend der Katholischen und mehr bedeckten mit ihren Leichnamen das Feld.

Als nun darauf die Toggenburger Uznach und Gaster eroberten, die Stadt Rapperswyl sich den Zürichern ergab, und die Sieger von allen Seiten in das Gebiet der Katholischen vordrangen, ward diesen bange, und sie baten um Frieden.

Schon hatten bei der Tagleistung in Aarau die Kantone Luzern und Uri (18. Juli) den Frieden untersiegelt gehabt; aber die Luzerner

Bauern, aufgewiegelt im Namen Gottes und der heiligen Religion vom päpstlichen Nunzius und von ihren Pfarrern und Mönchen, hatten den Frieden nicht gewollt, und waren gegen die Stadt gezogen, um ihre Obrigkeit zum Kriege zu zwingen, dann hinaus gegen die Berner bei Villmergen. Hier hatten sie ihren Untergang gefunden. Auch noch nach der Villmerger Schlacht hatten sich bei zweitausend Villisauer gegen die Regierung empört; aber auch sie wurden vom Berner Kriegsvolk bald zu Paaren getrieben und mußten schwere Brandschatzung zahlen. Denn die Berner Mannschaft war damals die vortrefflichste an Waffe, Kleidung, Kriegszucht und Uebung geworden.

Endlich (am 9. und 11. August 1712) ward zu Aarau der allgemeine Landesfriede geschlossen, zum großen Vortheil der Sieger. Die fünf katholischen Orte mußte nicht nur ihre Rechte auf Baden, Rapperswyl und die untern freien Aemter an Zürich und Bern abtreten, sondern auch Bern in die Herrschaft über den Thurgau und das Rheinthal aufnehmen, wo beide Religionsparteien von da an gleiche Rechte empfingen. Glarus blieb neben Bern und Zürich überall im Mitbesitz.

Der gebeugte Abt Leodegar von St. Gallen aber wollte den Frieden nicht annehmen, blieb auſſer Landes und hartnäckig, bis er ſtarb. Die

Züricher und Berner hielten unterdessen sein Land besetzt. Als nachher der neue Abt Joseph (1718) den Frieden in Rorschach annahm und schloß, empfing er seine Lande wieder; auch wurden ihm die Toggenburger, jedoch mit größern Freiheiten und Rechten, unter Zürichs und Berns Schutz, abermals untergeben. Nur der Papst und der Nunzius verwarfen den Aarauer Frieden und erklärten ihn ganz ungültig. Doch darum kümmerten sich die nun versöhnten Eidsgenossen wenig: und als das Volk in einigen Aemtern des Kantons Luzern abermals von Geistlichen gegen die Regierung aufgewiegelt wurde, nahm diese eine Besatzung aus dem Entlibuch in die Stadt, verlangte vom Papst Besteuerung der Klöster zur Deckung ihrer Kriegskosten, und zugleich Zurückberufung des Nunzius Caraccioli, den sie den Urheber alles Uebels hieß. Die katholischen Orte empfanden lange noch die bittern Nachwehen dieses Krieges; denn sie hatten große Unkosten gehabt. Schwyz schrieb eine Auflage von fünf Thalern auf jede Haushaltung aus. Luzern brauchte Gewalt, die Kosten einzutreiben. Uri besänftigte die Unterthanen im Livinerthal nur durch stattliche Befreiungen (1713), und nannte sie fortan „liebe und getreue Mitlandleute.“

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Neunter Theil.

Des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk.
Denkschrift über das politische Verhältniß der Schweiz zu Deutschland, Frankreich und sich selber.
Ueber einige Verbesserlichkeiten des eidgenössischen Heer- und Kriegswesens.
Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidgenossenschaft.
Staatenbund und Bundesstaat.
Von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters.
Von den Parteiungen zur Zeit des Veroneser Kongresses.
Die Nord- und Südstaaten Europens in politischer Hinsicht.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Des

Schweizerlands Geschichte

für das

Schweizervolk.

46.

Zuſtand der Schweizer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. — Thomas Maßners Streithandel.

(Vom Jahr 1701 bis 1714.)

Seit dem brudermörderiſchen Schlachttag bei Villmergen haben zwar die Eidsgenoſſen ſechsundachtzig Jahre lang keinen Krieg mehr geführt, weder gegen Ausländer, noch unter einander ſelbſt. Doch ſind darum die Zeiten weder glückſeliger, noch ruhiger, noch ruhmreicher geworden; ſondern dieſelben ſind unter ewigen Staatshändeln und Streitigkeiten, bald eines Kantons mit den andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen, zugebracht worden. Jedes neue Jahrzehnd hat bald dort bald hier neue Umtriebe, neue Verſchwörungen, neue Aufrühre zur Schau geführt, bis endlich das morſchgewordene Gebäude der alten Eidsgenoſſenſchaft beim erſten Stoß zuſammenbrechen mußte, den es nachher von der feindſeligen Hand Frankreichs erlitt.

Die erſten Kriege der alten Eidsgenoſſen ſind von ihnen nur für eigene Sicherheit angehoben worden gegen die Unterdrücker ihres Rechts und ihrer Freiheit. Dadurch haben ſie ſich unſterbliche

Ehre bei den Völkern der Erde erworben. — Darauf unternahmen die freigewordenen Landschaften und Städte mancherlei Kriege, um Herrschaften und dienstbare Unterthanen zu erobern und ihre kleinen Gebiete zu erweitern. Dadurch haben sie innern Unfrieden und zweideutigen Ruhm erworben. Denn die Thaten selbst größerer Eroberer werden zuletzt der Vergessenheit oder der Verachtung übergeben, weil sie gemein oder für die Sache der Menschheit ohne Gewinn sind. — Dann zuckten die Schweizer endlich das Schwert nicht mehr gegen das Ausland, sondern aus Glaubenshaß, oder Neid, oder Ehrgeiz und Parteisucht nur wider einander selbst. Dadurch haben sie mehr denn einmal den Ruhm ihrer Altvordern entweiht und einander dem allgemeinen Untergange nahe geführt. — Zuletzt vermietheten sie ihr Kriegsvolk um Lohn in fremde Länder und fremde Kriege, und erkauften für das Blut ihrer Tapfern den Söhnen der vornehmen Geschlechter guten Sold, Jahrgehalte, goldne Ketten, Ordensbänder und Titel, wie die Könige den eigenen Dienern zu geben pflegen. Dadurch kam Uebermuth und Ueberpracht und schädliches Ansehen zu einzelnen Geschlechtern, und fremde Sitte, fremdes Laster in die Hütte des Volks; ungebührendes Schalten fremder Gesandten auf Schweizerboden, und Begierde einheimischer Obrigkeiten nach un-

beſchränkter Gewalt über die Unterthanen. Da ward erlebt, daß die Eidsgenoſſen treuere Freundſchaft mit ausländiſchen Königen, als unter ſich ſelbſt hielten, daß ſie einander freie Niederlaſſung, ſogar Kauf und Verkauf der unentbehrlichſten Dinge abſchlugen. Und ihre Tagſatzungen wurden herzloſes Gepränge, und ihre dunkeln Thaten widerſprachen ihren glänzenden Worten.

Wohl mahnten weiſe Vaterlandsmänner daran, den eidsgenöſſiſchen Bund zu verbeſſern und zu ſtärken, ehe er ſich gänzlich auflöſe. Sogar ward auf der Tagſatzung, jedoch nur von evangeliſchen Kantonen, eine neue Bundesverfaſſung zur Sprache gebracht, aber durch die Selbſtſucht der meiſten wieder ſeitwärts geworfen. Und als Sarafin, ein Genfer, vorſchlug, man ſolle eine oberſte, vollmächtige Bundesbehörde erſchaffen, damit der zerfallenden Eidsgenoſſenſchaft mehr Zuſammenhang und Einheit gegeben werde, ward er verſpottet.

Hingegen traten Uri, Schwyz und Unterwalden mit vielem Gepränge (21. Brachm. 1713) auf dem Rütli zuſammen, wo ihre Väter vor vierhundert Jahren den erſten Schwur der Freiheit zuſammengeſchworen hatten. Da erneuerten ſie mit feſtlichem Eide ihre älteſten Bündniſſe; doch nur im Gefühl des erlittenen Unglücks bei Villmergen und mit unfreundlichem Hinblick auf die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 1433/615

ſtärkern Kantone. Und zwei Jahre hernach (9. Mai 1715) ſchloſſen die katholiſchen Stände zu Solothurn einen Bund mit Frankreich, deſſen König damals der grimmigſte Feind der Evangeliſchen war. Solcher einſeitige Bund erſchreckte die evangeliſchen Stände und machte ſie mißtrauiſch. Man argwohnte ſogar gefahrvolle, heimliche Sätze, als ſollten feindliche Mächte in's Land gerufen, die kleinern Kantone auf Koſten der größern ſtark gemacht, Genf und Waatland dem Herzog von Savoien, der Thurgau und die Grafſchaft Kyburg dem Kaiſer wiedergegeben werden. Zwar zur Ehre der Eidsgenoſſen iſt die Wahrheit dieſer Gerüchte nie beſtätigt, aber durch die Gerüchte ſelbſt bezeugt worden, welcher Untreue und Feindſchaft ſich die Eidsgenoſſen gegen einander fähig hielten.

Immerdar ſah man ſie parteiet, nicht für geſammter Eidsgenoſſenſchaft Ruhm und Wohlfahrt gegen die Fremden, ſondern für den Vortheil des eigenen kleinen Gebietes, oder für den Vortheil der Fremden gegen die Miteidsgenoſſen. Da waren die Einen kaiſerlich geſinnt, die Andern franzöſiſch geſinnt, man kannte nur wenig Schweizeriſchgeſinnte. Dadurch erhielten die ſchlauen Geſandten der fremden Fürſten immer mächtigere Hand im Lande, die Eidsgenoſſen immer mehr Schmach als Ehre, und manche Familie gerieth

damit in großes Verderben, wie folgendes Beispiel lehrt:

Ein bündnischer Jüngling, welcher zu Genf den Wissenschaften oblag, that einst eine Lustreise in's benachbarte Savoierland. Da ließ ihn der französische Gesandte heimtückisch (1710) wegfangen und in eine Festung sperren, darum, weil dessen Vater, Thomas Maßner, ein Rathsherr zu Chur, österreichisch gesinnt war. Als der Vater die Gefangenschaft seines unschuldigen Sohnes vernahm und vergeblich geklagt und Hilfe gesucht hatte, gerieth er in schweren Zorn, ergriff mit bewaffneten Leuten den Bruder des französischen Geschäftsträgers Merveilleux zu Chur und hielt ihn mit Gegenrecht gefangen. Zwar ward Vergleich gestiftet, und der Rathsherr gab seinen Gefangenen wieder los und bat den französischen Botschafter in Solothurn um Verzeihung. Als er aber damit doch nicht die Freilassung seines Kindes erhielt, sann er auf neue Rache. Und der alte Maßner lauerte eines Tages dem Herzog von Vendome, Großprior von Frankreich, auf, als derselbe durch das Land Sargans reisete, nahm ihn gefangen und führte ihn nach Feldkirch zu den Oesterreichern. Die Regierung des Freistaats Bünden wendete sich flehend sowohl an Frankreich als an Oesterreich, zu gegenseitiger Freigebung der unschuldigen Gefangenen; jedoch

ohne Erfolg. Vielmehr die auswärtigen Gesandten vermehrten die Erbitterung. Daher geschah es, daß selbst der englische Gesandte, der es mit den Oesterreichern hielt, im Bade Pfäfers meuchelmörderisch überfallen wurde; daß der Zehngerichtenbund Partei für Thomas Maßner nahm und die Mehrheit der Zünfte von Chur ihn zum Landvogt von Maienfeld ernannte; daß die eidsgenössischen Kantone hingegen denselben Mann, als Verleher des Völkerrechts, ächteten und zweihundert Thaler auf seinen Kopf boten; daß endlich die Bündner selbst wieder in einem Strafgericht zu Ilanz (17. Aug. 1711) ihn ehr- und wehrlos erklärten, seine Güter einzogen, ihn zum schmählichsten Tode verurtheilten und tausend Dukaten aussetzten, dem zum Lohne, der ihn einliefern könnte.

Aber Thomas Maßner hatte schon vorher, um größerm Unglück vorzubeugen, dem Herzog von Vendome die Freiheit wieder bewirkt und sich selbst nach Wien unter kaiserlichen Schutz geflüchtet. Hier wohnte er dann geraume Zeit als Verbannter; sein unglücklicher Sohn als Gefangener in einer französischen Festung; seine verlassene Frau, gleich einer Wittwe, im rhätischen Gebirg. Und als ihm die Zeit lang ward nach der Heimath, machte er sich wieder auf dahin. Auch mochte er wohl fühlen, daß er dem Kaiser täglich weniger

gelte. Denn Volks- und großer Herren Gunst ist Aprillenwetter und loser Dunst.

Doch im Vaterlande lag auf ihm noch der Fluch des Strafgerichtes von Glanz und die Acht der Eidsgenossenschaft. Er zog in den Alpen der Glarner umher. Aber auch dort ward er verrathen und der französische Gesandte stellte ihm nach. Wie er sich eines Tages vor Verfolgern retten wollte und schon wieder, rechts dem Rhein, auf österreichischem Boden angekommen war, stürzte sein Wagen um. Maßner starb vom Sturz.

Als nachher zu Baden über den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich (1714) verhandelt wurde, saß unter des Kaisers Bevollmächtigten auch ein Neffe Thomas Maßners. Durch dessen Verwendung ward endlich der junge Maßner nach langen Unterhandlungen von den Franzosen aus der Gefangenschaft entlassen. Und als derselbe nach so vielen Jahren heimkam, ward er, wie ein siegender Märtirer, von seinem Volke mit Freuden empfangen, und belohnend mit Ehre und Würden geschmückt.

So spielten damals die Gesandten der Fremden auf dem Schweizerboden mit den Schweizern, welche man durch höfische Kunststücke vorher entzweit hatte.

47.

Unruhen in Zürich, Schafhausen und dem Bisthum Basel.

(Vom Jahre 1714 bis 1740.)

Man hat zwar gesagt: es sei der Krieg das größte der Uebel, und Andere haben es nachgesagt. Aber also haben die alten Heldeneidsgenossen nicht gesprochen, welche zuerst den Schweizernamen vor Gott und Menschen verherrlichten. Die gingen in den Krieg für ihr heiliges Recht, und kannten wohl etwas Besseres als Wohlleben und feige Sicherheit, und dachten: das größte der Uebel ist Knechtschaft unter dem Eisenzepter des Hochmuths und der Ungerechtigkeit.

Auch ist dem Schweizerlande seit der letzten Villmerger Schlacht bis zur zerstörenden Ankunft der Franzosen mitten im Frieden größeres Verderben gekommen, als in allen Kriegen zuvor wider Oesterreich und Burgund. Denn in der sechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verrosteten, zerfraß schnöder Selbstsucht und Ueppigkeit Gift immer mehr und ganz und gar den ehrlichen Bund der Alten, und die Eidsgenossenschaft zerlöste sich wie ein verwesender Leichnam. Und sie deckten den Leichnam mit Wax-

penschilden der Väter prunkvoll, daß man nicht sähe, wie der Geiß aus ihm gewichen sei.

Es ward nichts Großes mehr gethan. Das Größeste dünkte Allen oder den Meisten, Reichthümer zu sammeln, nicht Tugenden; Herren und Unterthanen, nicht freie Bürger zu sein. Die Einen ersteigerten Landvogteien, und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit, wie gemeine Waare. Die Andern buhlten um Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten, statt nach Verdiensten um's Vaterland, nach der Hand der Rathsherrentöchter, damit sie in obrigkeitliche Würden gehoben werden könnten. Andere thaten auf andere, Wenige auf rühmliche Weise. Das Volk in den unterthänigen Landschaften hatte kaum mehr Recht, als daß es nebst seinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb gar unwissend, denn so unverständig waren die Obrigkeiten, daß sie fürchteten, der Landmann könne zu verständig werden. Die herrschenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten der Unterthanen, und die vornehmen Geschlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten sich zwar zuweilen die Beeinträchtigten und retteten ihr bedrohtes Recht, oder schreckten doch von neuer Willkühr ab. Aber nicht alle dieser kleinen Händel verdienen das Andenken der Nachwelt; sie

erregten kaum zu ihrer Zeit die Neugier anderer Eidsgenossen.

In Zürich, wo die Stadtbürgerschaft allezeit einen freiern Geist bewahrt hatte, diente ein geringer Handwerkerzank unerwartet zur Einstellung mancherlei Mißbrauchs im Gemeinwesen. Zwei Pergamentmacher klagten gegen einen Weißgerber, er thue Eingriff in ihr Innungsrecht (Weinmond 1712). Der Hader dieser Leute ward bald zum Streit der Zünfte, der Streit der Zünfte zum Handel der ganzen Bürgerschaft. Da wurden die Ordnungen und Rechtsame der Zünfte von Neuem geprüft und berichtigt, die gesetzgebenden Befugnisse der Bürgergemeinde schärfer bestimmt, die Satzungen des alten geschwornen Briefes der Zeit gemäß gebessert, und nützliche Veränderungen in ein neues Grundgesetz, Libell genannt, zusammengetragen und beschworen (17. Dezember 1713).

Früher hatte schon die Bürgerschaft der Stadt Schafhausen Aehnliches für ihre Rechtsame, nach langem Streit, durch Aufrichtung ihres Hauptgrundgesetzes bewirkt, Reformations-Instrument geheißen (1689). Denn zu Schafhausen war der kleine Rath allmälig zu großer Eigenmacht erwachsen, erst durch schlaue List und Güte bei Sorglosigkeit der Zünfte, dann durch Gewalt über Alle. Das Recht der Bürgerschaft war niedergedrückt und das Gemeingut des Staates mit Will-

kühr und Eigennutz verwaltet worden. Das geschieht allezeit, wenn diejenigen, welche das Gesetz handhaben sollen, sich über das Gesetz erheben und glauben, ihre eigenen Befehle seien Gesetzes genug.

Aber mit Abschaffung des Mißbrauchs der willkührlichen Gewalt inner den Ringmauern der Stadt Schafhausen war sie nicht ausser denselben, gegen die Rechtsame des Landvolks, ganz abgethan. Daher, als die Regierung einst im Flecken Wilchingen eine neue Pintenschenke errichtete (1717), verfagte der Flecken den Gehorsam. Und als die Regierung ihr Unrecht erkannte und die Pintenschenke aufhob, traten die Wilchinger mit noch ganz andern Beschwerden, die nicht minder triftig waren, hervor. Alsbald mengten sich, wie immer gern, ausländische Herren und Mächte in den Hausstreit; an Vorwand fehlte es nie. Darum verweigerten die Wilchinger die Huldigung, obgleich Schafhausen Kriegsvolk schickte und die willige Anhörung aller Beschwerden verhieß. Denn die Abgeordneten des Fleckens wurden am Kaiserhofe zu Wien mit freudigen Hoffnungen getröstet. Aber als Oesterreich späterhin, wegen wichtigerer Dinge, Krieg mit Frankreich fürchtete, und sich die Geneigtheit der Eidsgenossen versichern wollte, wurden die Wilchinger wieder von Wien fortgewiesen (1726). Viele der Widerspenstigen verloren darauf

Haus und Hof, Andere wurden verbannt. Ermüdet von vieljährigen Klagen, leistete der Flecken die lange verweigerte Huldigung (1729).

Willkühr bringt immer Verderben, und der Krieg einer Obrigkeit gegen die eigenen Unterthanen erwirbt, wenn auch Sieg, doch schlechten Ruhm. Das erfuhr zu derselben Zeit der Bischof von Basel.

Er war Herr eines schönen Gebietes, das streckte sich vom Bielersee bis an die Stadt Basel durch die Thäler des Jura mit zierlichen Städten, Schlössern und Dörfern; darin die Städte Biel und Neustadt, Pruntrut, Delsperg, St. Ursitz und Lauffen, auch Erguel oder St. Immerthal, der Freiberg, und die Herrschaft Esch, Birseck und Zwingen.

Als Hans Konrad von Reinach Fürst-Bischof geworden (1705) und er die Huldigung des Landes einnahm, behielt der Landleute Pannerherr Wisard, im Namen des Volks, dessen Freiheitsbriefe und das Schirmrecht mit der Stadt Bern vor. Solches verschmähte der Bischof, begehrte unbedingte Eidesleistung und entsetzte den Pannerherrn seiner Ehren und Aemter, und meinte, wer die Macht besitze, habe das Recht. Also dachten die Münsterthaler nicht. Der Pannerherr wandte sich gen Bern und erinnerte die Stadt an das vor alter Zeit errichtete Burgrecht, bat um

Schutz, und Bern gewährte. Und als der Bischof in seiner Willkühr beharrte, und fortfuhr mit Neuerungen und Drangsalen gegen die Widerspenstigen, sandte Bern zum Schutz derselben einige Tausend Mann an deren Grenze, setzte den Pannerherrn wieder in sein Amt und das Land in die vorigen Rechte ein. Dessen ward der Bischof sehr entrüstet. Er rief die katholischen Kantone an, und diese gedachten mit Hilfe Frankreichs zu vermitteln. Aber Bern hoffte auf den Beistand der evangelischen Kantone und auf England. Da sah der Fürstbischof, daß er nicht obsiegen könne, und verglich sich zu Aidau mit Bern in Güte (30. März 1706) und ließ den Münsterthalern ihr Recht. Doch that er es mit unwilligem Herzen und machte neue Schwierigkeiten, eine um die andere, zumal wegen des Gottesdienstes der Reformirten im Lande. Da erhob Bern abermals die Waffen (1711). Und schon die ernste Dräuung genügte.

Der Bischof bestätigte also zu Aarberg die Rechte der Münsterthaler, und ließ sich den bittern Zusatz gefallen, daß, wenn er in Zukunft nicht auf Berns zwei- und dreimaliges Erinnern den Beschwerden binnen drei Monaten begegne, solle er die Summe von zwanzigtausend Thalern verwirkt haben und die Probstei Münster Unterpfand dafür sein. Obschon Papst Klemens XI in Rom gewaltig wider diesen Vertrag zürnte,

durch welchen vermeinte Ketzer großes Recht gegen Katholiken erhielten, mußte die Uebereinkunft dennoch in Ehren halten.

Noch mehrmals haben die Bischöfe von Basel nachher durch Machtsprüche und Gewaltstreiche ihr Hoheitsrecht zu vergrößern getrachtet, doch nicht mit glücklicherm Erfolg. Als der Rath der Stadt Neustadt am Bielersee (1711) einen Bürger der Stadt Landes verwiesen, und dessen Verwandtschaft deswegen beim Bischof gegen den Rath geklagt hatte, wollte der Fürst ohne Recht den Rath zwingen, das Urtheil zu widerrufen, und die Kosten des Rechtsstreites zu zahlen. Diejenigen im Rathe, welche ihm nicht gehorchten, den Bürgermeister und fünf Mitglieder, entsetzte er eigenmächtig, strafte sie mit Geldbußen, that sie in Acht und Bann, sprach über den entflohenen Bürgermeister Celier das Todesurtheil (1714), und setzte endlich sogar den ganzen Stadtrath ab. Bern vermittelte endlich abermals Ruhe im Verein mit dem Bischof, und sicherte der Stadt wohlhergebrachte Freiheit.

Mit derselben Härte verfuhr auch der Bischof gegen die Stadt Pruntrut. Diese besaß von alten Kaisern und Herren schöne Freiheitsbriefe, die allezeit von den Bischofen bestätigt worden waren. Als aber Herr Jakob Sigmund von Reinach den bischöflichen Stuhl bestiegen hatte, that er den städtischen Rechtsamen auf mancherlei

Weise Abbruch. Er, übelgeleitet durch den Rath seines Staatsdieners Freiherrn v. Ramschwag, hörte keine Klage, und nannte die Landesstände und Abgeordneten nur Aufwiegler. Da lehnte sich Pruntrut, im Gefühl des eigenen Rechts, muthig auf. Der Bischof rief wider sie den Beistand der katholischen Kantone an. Die Gesandten derselben aber, nachdem sie Alles wohl geprüft hatten, sprachen (1734) wie Biedermänner zum Fürsten: Sollen die fürstlichen Vorrechte bestehen, müssen auch die Freiheiten der Unterthanen geehrt werden. — Sieben Jahre lang blieb der Zwist unentschieden. Die Herzen des Volks fielen vom Landesherrn ab. Und als dieser endlich, weggewandt von den Eidsgenossen, französisches Kriegsvolk (1741) in sein Gebiet einrücken ließ, und die Unterthanen nach Willkühr an Gut, Ehre und Leben strafte: da schwiegen freilich die Unterjochten. Aber sie erwarteten eine Stunde der Rache, und sie schlug endlich.

48.

Aufstand der Werdenberger gegen Glarus.

(Vom Jahre 1714 bis 1740.)

Ungefähr zu denselben Zeiten ward auch das Ländlein Werdenberg voller Kummer und Noth.

Seit Glarus diese Grafschaft im J. 1517 aus der Hand der Freiherren von Heuwen an sich gekauft hatte, wurde sie friedlich von Landvögten verwaltet, die sich jedes dritte Jahr erneuerten. Wohl hatten die Werdenberger ihren Uebergang an die Eidsgenossenschaft anfangs mit Unliebe gesehen, weil sie dadurch alle Hoffnung verloren, ihre Freiheit je zu erkaufen und zu gewinnen. Schon im Jahre 1525 war es zum vollen Aufstand gegen die neuen Herren gekommen; doch seitdem Ruhe geblieben. Die viertausend Einwohner der drei Kirchspiele hatten einträgliche Alpen an den Toggenburger Bergen, gute Aecker und Obstgärten im Thale, und rühmten sich mancher Rechtsame. Ihren Freiheitsbrief, kraft dessen der gebietende Landvogt sich nicht in Gemeindesachen mengen, und keinen Nutzen von gemeinen Waiden und Waldungen ziehen dürfte, bewahrten sie, wie ein rechtes Heiligthum. Nicht jederzeit ehrten die Landvögte dasselbe, sondern verfügten endlich auch über Gemeingüter, Wälder und Alpen; steigerten den in Geld verwandelten Zehnten der Berggegenden; übten mancherlei Willkühr in Bezug des Todtenfalls, in der Aemterbesetzung und andern Dingen. Solches machte den Leuten böses Blut, und sie riefen ihr Recht in Brief und Siegel an.

Es begab sich aber, daß eines Tages, als die fünfzehn Tagwen des Freilandes Glarus zur

Landsgemeinde vor den Staatshäuptern verſammelt ſtanden (1705), Einige ſchrien: der Brief wäre ohne Vorwiſſen der Tagwen nur vom Landrath ausgeſtellt, alſo ungültig und den oberherrlichen Rechten zur Gefährde. Alsbald verlangte das verſammelte Volk: man müſſe den Brief abfordern zur Unterſuchung.

Werdenberg gab ſein Kleinod ungern an den Landvogt Kaspar Trümpi zur Einſicht heraus, und erhielt es dann nicht wieder zurück. Da die Grafſchaft nun über den entriſſenen Brief bittere, doch demuthvolle Klagen führte, verhieß endlich ein dreifacher Landrath zu Glarus, was ſeit älteſten Zeiten Werdenberg an Rechtſamen genoſſen, ſolle in einer Haupturkunde geſammelt und den Grafſchaftleuten zugeſtellt werden. Allein dieſe wurden mißtrauiſch und verlangten nur die Urbriefe, als ihr Eigenthum, und da ſie fünfzehn Jahre lang kein Gehör fanden, verſagten ſie dem neuen Landvogt die gewohnte Huldigung (1719). Zwar ward ihnen der Brief verheißen, wenn ſie huldigen würden, und der Landammann von Glarus ſprach zum verſammelten Volk in der Kirche zu Grabs: „Ich alter Mann bin mit dem einen Fuß ſchon im Grabe, und der zweite ſoll nachfolgen, wenn euch nicht Wort gehalten wird!“ Doch des Volkes Glauben, ſchon oft getäuſcht, erwachte nicht wieder.

Darüber betroffen, wandte sich Glarus an den Vorort Zurich und an die Eidsgenossen, welche zu Frauenfeld tagleißeten. Dasselbe that aber auch Werdenberg. Doch die Abgeordneten der Grafschaft wurden unangehört zurückgewiesen, mit Befehl, ihrer Obrigkeit zu gehorchen und die Huldigung zu leisten. Sie thaten es nun zwar (Heumond 1720), ohne von ihrem Rechte abzustehen. Also forderte Glarus die Ausschusse von Werdenberg auf, bei Ehr' und Eid und Zusicherung von Fried' und Geleit zu kommen, und die Schriften zu untersuchen und die Briefe zu behandeln. Als die Ausgeschossenen kamen, wurden sie hart bedräut, weil sie von ihren Forderungen nicht lassen wollten, und in den Kerker geworfen, und einer der Standhaftesten starb zählings im Gefängniß. Das schmerzte die Werdenberger sehr, zumal sie sahen, daß bei den Eidsgenossen Unterthanenrecht und Obrigkeitenrecht nicht von einerlei Heiligkeit sei. Und vierzig Männer aus den drei Kirchspielen schworen zusammen, lieber Gut und Blut, als die Rechtsame ihrer Heimath aufzuopfern. Das Land blieb in Unruhe. Das Volk ward trotzig. Der Vogt von Glarus in seinem Schlosse glich mehr einem Gefangenen, als einem Gebieter. Er zog fünfundsiebenzig bewaffnete Männer von Glarus, als Besatzung, in die Burg bei finsterer Nacht.

Wie dies die Leute hörten, gingen die Sturm-

glocken, und die Rotten zogen aus den Gemeinden lärmend umher und wollten gegen das Schloß; doch waren ſie ohne Ordnung und ohne verſtändige Anführer. Und wie der Donner des ſchweren Geſchützes von den Mauern der Burg gegen ſie rollte, nahmen ſie Alle erſchrocken die Fl[illegible] (21. Oktober 1721). Dann fünf Tage darauf erſchien der Glarner Feldherr, Bartholomäus Paravicini, mit zweitauſend Mann. Auch kamen Geſandte des Vororts Zürich.

Da ſahen die Werdenberger wohl ein, ihre Sa[illegible] ſei verloren, und mehr durch den Anblick der Uebermacht, als durch Beredſamkeit der Züricher Geſandten bewogen, trugen ſie beſchämt ihre Waffen auf das Schloß und gaben ſie ab. Glarus zedoch, von Bern und Zürich zum Glimpf ermahnt, der Armuth des verirrten Volkes zu ſchonen, ließ an demſelben Tage, da die Gewehre abgegeben waren, ſein Kriegsvolk wieder umkehren, bei Sturm und Regen noch bis Azmoos denſelben Tag.

Es iſt aber die Art des unwiſſenden Volks, daß es weder an das Vergangene noch Künftige denkt, und, wenn die Gefahr vorbei iſt, eben ſo ſtolz ſich geberdet, als es beim Anblick derſelben feig war. Nun erſchien keiner von den Verklagten, wie es verheißen war, auf dem Schloſſe zur Verantwortung. Nun wollte jeglicher wieder der tapferſte Held ſein; nun bielten ſie offene Lands-

gemeinde und schworen, zusammenzuhalten für ihre Rechtsame, und schlugen für den Fall der äussersten Noth über den Rhein eine Brücke, um freien Weg zur Flucht zu haben.

Sobald das Kriegsvolk der Glarner zum anderemal in das empörte Gebiet einrückte, flüchteten die waffenlosen Haufen der Einwohner über den Rhein, und überredeten sich, Armuth und Verbannung sei köstlicher, als die Heimath mit zertretenen Rechtsamen. Allein es war Winter, und das Winseln der Kinder, vom Frost erstarrt, und der Weiber jämmerliches Klaggeschrei, brach den Muth der Männer. Sie sandten also Boten auf das Schloß Werdenberg und flehten demüthig um Gnade, und wanderten, jedes Schicksals gewärtig, nach wenigen Tagen zu ihren verlassenen Hütten heim. Nur einige zogen freiwillige Verbannung dem Schwur der Unterwerfung, als leibeigene Leute (31. Dezbr. 1721), vor.

Glarus richtete nun das Verbrechen des verletzten Gehorsams. Die Namen des Lienhard Beusch von Rafis, des Hans Beusch, Jakob Vorbürger, Hans Rauw und Hans Senn, als der Sprecher des Volks, wurden an den Galgen geschlagen. Geldstrafen und Gütereinziehungen, über 70,000 Gulden, Entehrungen und Verbannungen büßten die Theilnahme am Aufruhr ab. Keinem aber ging das Schwert an's Leben. Das

Blut, welches in freien Ländern wegen bürgerlicher Unruhen von der Richtbühne herabfließt, fällt oft als eine Saat des Fluchs und der Rache zur Erde, die erst den Enkeln verderbenvoll aufschießt.

Es ist wahr, Glarus vernichtete alle Freiheitsbriefe der Werdenberger. Doch einige Jahre später half das Hirtenvolk an der Linth aus freiem Entschluß mancher alten Beschwerde der Unterthanen, durch kluge Beschränkung der Landvögte, ab; gab endlich auch den Leuten in Werdenberg Ehren und Wehren wieder, und hatte nie Ursach, solche Mäßigung zu bereuen.

49.

Parteiwuth und Unruhe im Zugerlande. — Des Ammanns Schumacher Gewalt und Unglück.

(Vom Jahr 1714 bis 1740.)

Als in Glarus wieder der Hausfriede eingekehrt war, floh er vor den Lastern der Parteien aus dem Zugerland.

Am Rande eines schönen See's im Gebirge liegt das Städtlein Zug, nicht gefahrlos auf dem mürben Ufer, das schon zweimal unter großem Krachen riß (im Jahr 1435 und 1594) und sammt

Gärten und Häusern im Wasser verschwand. Das kleine Gebiet, welches zur Stadt gehörte, war vor Zeiten (vom Jahr 1350 bis 1484) aus dem erfparten Bürgerschatz von Rittern und Klostern zusammengekauft und durch Landvögte verwaltet. Nur die Vogtei Hünenberg, die sich von ihrem Herrn (1414) selbst losgekauft, hatte freiwillig, doch mit Vorbehalt ihrer Rechte, die Hoheit von Zug angenommen. In der Stadt galt allen Bürgern gleiches Recht. Doch einige Adelsgeschlechter, die da saßen von alter Zeit her, wußten als Erben ansehnlichen Vermögens oder Namens, oder durch Verdienst oder Parteigunst sich meistens der ersten Aemter zu versichern. Deswegen stifteten sie oft große Zwietracht, bald unter den Bürgern, bald verfolgten sie einander selber, bald boten sie sich und des Landes Nutzen fremden Mächten um Geld und Titel feil.

Die freien Gemeinden Aegeri, Menzingen und Baar, unter eigenen Verfassungen und Gesetzen, unabhängig von der Stadt, bildeten mit ihr den Kanton. Abwechselnd ward aus diesen vier Landtheilen der Ammann, als Haupt des ganzen Freistaats, gewählt. Die kleinen Vorzüge, deren die Stadt genoß, oder welche sie zuweilen übel gebrauchte, dienten nur, Eifersucht und Haß des Landes gegen die Stadt zu nähren. Es verging kein Jahrhundert ohne stürmische, oft blutige

Händel zwischen beiden. Ja, es war einmal (im Jahr 1702) nahe daran, daß Aegeri, Menzingen und Baar die Stadt verstoßen und einen eigenen Kanton gestiftet hätten, wäre nicht von den Eidgenossen gewehrt worden.

Die Zurlauben, Baronen zum Thurn und Gestellenburg, gehörten zu den reichsten Geschlechtern des Landes. Seit zweihundert Jahren sah man sie faß immer in dem Besitze der ersten Staatswürden, und in der Gunst und Abhängigkeit von den französischen Königen, die ihnen die Vertheilung der französischen Jahrgelder, sowohl der vertragsmäßigen als der freiwilligen, überliessen, um Anhänger und Stimmen für Frankreich zu kaufen. Auch hatten sie sich vom Stadt- und Amtrathe mit der einträglichen Verwaltung des obrigkeitlichen Salzverkaufs belehnen lassen, wozu sie alljährlich sechshundert Faß Salz aus Hochburgund bezogen. Die Gegner der Zurlauben galten als Frankreichs Gegner, und darum als Anhänger Oesterreichs.

Unter den Letztern war auch Anton Schumacher, Mitglied des Rathes, ein kluger, aber heftiger Mann, der Handelsgeschäfte mit Haller-Salz machte. Er und die übrigen Widersacher des Ammanns Fidelis Zurlauben tadelten nicht ohne gerechten Grund die Schlechtheit des burgundischen Salzes dann verdächtigten sie die Treue

der Salzverwaltung; endlich klagten sie über seine parteiische Vertheilung der französischen Jahr- und Gnadengelder. Denn zu Austheilern von Gnadengaben machten die Könige oft Schweizer, deren feile Erzebenheit sie erprobt hatten, und die mit solchen Geschenken neue Anhänger und Lohndiener fremder Kronen werben und erkaufen mußten. Die Gemeinden Baar und Menzingen erhoben sich, diesen Worten Beifall bietend, und sprachen: „Das Geld soll allen Bürgern in gleichen Theilen gegeben werden. Ist nicht Jeglicher von uns, der Geringste wie der Größte, ein Bundesgenosse des Königs?“ — Als dies der Ammann Fidelis hörte, ließ er vielen Leuten Miethe und Gaben reichen und in Wirthshäusern freien Tisch halten, auf daß er Freunde und Anhänger gegen die Harten bekäme, wie man seine Gegner hieß.

Wie aber Josias Schicker von Baar, Zurlaubens Feind und einer der Harten, Ammann des Kantons ward (1723), beschloß man alsbald gleiche Vertheilung der französischen Bundesgelder und Gnadengehalte. Und weil Frankreich nicht darein willigte, schritt der Zorn der Harten zur Verfolgung aller Günstlinge der französischen Krone, die man die Linden nannte. Sie wurden mißhandelt; ihre Stellen mit Anhängern Oesterreichs besetzt. Ammann Fidelis, wegen grosgetriebener Gewalt in Vergabung geistlicher und weltlicher

Aemter und wegen unmäßigen Gewinns und Wuchers angeklagt, ward zur Erſtattung des ungerechten Nutzens verdammt, und, als er nach Luzern floh, ſeiner Güter beraubt und auf hundert und ein Jahr verbannt. Er ſah ſeine Heimath nicht wieder. Andere von den Linden flohen wie er, und wurden verurtheilt, wie er. Auch die Ammänner Weber und Chriſtoph Andermatt hatten dies Loos, weil ſie für Zug einſt den franzöſiſchen Bund zu Solothurn (1715) beſiegelt hatten, von welchem die Sage ging, es ſei darin geheim die Zerſtückelung der Schweiz für fremde Mächte bedungen worden.

Als die Landsgemeinde nach zwei Jahren dem Anton Schumacher die Würde eines Ammanns (1731) verliehen hatte, wurde dem Könige von Frankreich, nun dieſer weder Jahr- noch Gnadengelder ſandte, der Bund aufgekündet. Nur ein Mann war muthig genug geweſen, der Rathsherr Beat Kaspar Utiger, dem Volke das Verderbliche ſolches Beginnens zu erklären: aber dem Tode zu entweichen, mußte er eilig das Land verlaſſen.

Nun ſtellte Ammann Schumacher einen Ausſchuß auf, der, vom oberherrlichen Volke mit der höchſten Gewalt ausgerüſtet, aus neun Anhängern ſeines Willens beſtand. Neue Verfolgung erging über die Franzöſiſch-Geſinnten. Die Gefängniſſe

wurden mit ihnen angefüllt. Wer dem Kerker entfloh, dessen Name und Bild prangte am Galgen. Wer die Verbannten beklagte, oder die Harten schalt, mußte am Halseisen stehen, oder, zum öffentlichen Spott, das Jahr lang eine gestrickte rothe Kappe tragen. Schumacher suchte selbst Uri, Schwyz und Unterwalden vom französischen Bündnisse abtrünnig zu machen. Das Alles that er, vielleicht in redlicher Meinung, das Vaterland vom Einfluß fremden Geldes und fremder Umtriebe zu reinigen, vielleicht in Hoffnung, Frankreich werde in die Austheilung der Bundes- und Gnadengelder auf jeden Kopf willigen und damit der Zurlauben Sturz sichern.

Zwei Jahre lang hatte des Ammanns wohlgemeintes, doch heftiges Treiben gedauert. Weil aber Viele von den Harten ihre Erwartungen verfehlt sahen, wurden sie lind und sehnten sich nach Ruhe und nach den alten Freunden. Solches Wankelmuthes im Volk nicht gewärtig, traf Schumacher ungewöhnliche Anstalten, die Verbindung von Einheimischen und Verbannten und die Empörung gegen seine Hoheit zu hindern. Es mußten die Gemeinden waffnen; Hauptleute in alle Vogteien; Baar und Menzingen ausserordentliche Wachen ausstellen. Die Thore der Stadt Zug wurden ausgebessert, und früh geschlossen, spät geöffnet. — Das erregte Verwunderung, weil man

keinen Feind ſah, aber unzufriedenes Gemurmel wegen der großen Unkoſten.

Nachdem Schumachers Amtszeit verfloſſen, Johann Peter Staub, an ſeiner Statt, Ammann geworden und von Schumachers Verheißungen dem Volke keine eingetroffen war, ſtieg das Anſehen der Linden. Selbſt der neue Ammann that ſich zu ihnen und folgte dem wachſenden Strome. Bald wurden ſie die Stärkern. Daher, als Schumacher von den ausſtehenden Staatsgeldern erſt nach mehrern Monaten Rechnung ſtellte, und überwieſen ward, beträchtliche Summen ohne Beſchluß und Vorwiſſen des Raths in Händen zu haben, ſtießen ſie ihn, mit ſeinen Gehilfen und Getreuen, aus dem Rath in das Gefängniß.

Sobald dies im Lande ruchbar ward, wurden überall durch den Zorn der bisher Unterdrückten die Harten von den Stühlen geworfen, Klagen auf Klagen gegen die Schreckensherrſchaft derſelben erhoben, die Verbannten aus dem Elende heimgerufen und unter allen Hütten mit Freudenthränen begrüßt. Und den Anton Schumacher führte, weniger die Gerechtigkeit, als der rachluſtige Parteimuth, ſchadenfroh (9. März 1735) zum Galgen, wo die Namen und Bilder der Verbannten hingen. Der Henker riß ſie los. Der gedemüthigte Ammann mußte ſie auf ſeinen Achſeln zum Rath-

hause tragen. Er flehte nur um sein Leben. In Folge von zehn schweren Anklagen ward er von den Richtern zu ewiger Verbannung aus der Eidsgenossenschaft und dreijähriger Galeerenarbeit verdammt. Der Pöbel aber, der ihn zuvor hoch gepriesen hatte, forderte sein Blut. Aus Furcht vor Aufstand brachte man ihn eines Morgens (18. Mai 1735), ehe denn der Tag grauete, an Händen und Füßen mit Ketten beladen, zum See. Hier weinte seine Tochter die Thränen des ewigen Abschiedes an seinem Halse. Schweigend stand die Menge der Menschen, und sah ihn, von starker Bedeckung umgeben, ins Schiff steigen, das ihn auf immer von dem Boden entfernte, der in jenen Stunden für ihn nur Thränen oder Flüche hatte. Volksgunst ist eine feile Dirne; sie zahlt ihren Buhlen Treue mit Reue. In der Festung Turin, sieben Wochen nach seiner Abführung, befreite ihn der Tod vom Elende der sardinischen Galeeren.

Aber mit ihm waren nicht die alten Uebel aus dem Lande gebannt; darum dauerten Mißmuth und Unruhe noch lange Jahre. Weil Zug wieder in den Bund mit Frankreich trat, theilte Frankreich alsbald im Geheimen an seine Getreuen Gnadengelder aus. Sobald dies das Volk entdeckte (1764), erhob sich neuer Sturm: und die, welche Gelder empfangen, wurden abermals mit

Auszahlung derſelben an den Staat, mit ſchweren Geldbußen und Verbannungen geſtraft. Mühſam ward durch die Eidsgenoſſen neuer Aufſtand durch die Vermittelung verhütet (1768), daß Frankreich bewilligte, es könne das Volk künftig Burgunder-Salz oder Erſatz an Geld beziehen, und letzteres, gleich den Bundesgeldern, an alle Bürger zu Stadt und Land vertheilen.

50.

Der Harten und Linden Streit in Appenzell Auſſer-Rhoden.

(Vom Jahre 1714 bis 1740.)

Es iſt ſchlimm beſtellt, wo die Vorgeſetzten vergeſſen, daß ſie Diener des Gemeinweſens ſind, und ſtatt deſſen ſich vom gemeinen Weſen dienen laſſen, wenn ſie Eigennutz, Rache oder Hoffart ſättigen wollen. Das hatte dem Kanton Zug viel Noth und zu derſelben Zeit auch dem Kanton Appenzell beinahe Bürgerkrieg gebracht.

Seit die zwölf alten Rhoden oder Bezirke des Appenzellerlandes ſich ihres Glaubens willen getrennt hatten, alſo, daß die innern Rhoden am Fuße des Hochgebirges katholiſch, die äuſſern aber an beiden Ufern des Sitterſtromes reformirt geblieben waren, galten ſie zwar in der Eidsgenoſſenſchaft noch als ein einziger Kanton,

allein unter sich selbst standen sie als zweierlei Gemeinwesen da, unabhängig von einander in Glauben, Gesetz und Sitte.

Der alte Flecken Appenzell war der innern Rhoden Hauptort geblieben. Aber die äussern Rhoden, welche durch den Sitterstrom in zwei ungleiche Hälften geschieden waren, stritten lange unter einander, bald um Bestimmung des Hauptortes, bald um Bestellung der Obrigkeiten. Denn das Volk vor der Sitter war zahlreicher, als das hinter der Sitter, und dieses eifersüchtig auf seine Rechte gegen jenes. Zuletzt besetzte jeder Theil selbst seine obrigkeitlichen Aemter, und Trogen ward Hauptort des Landes vor der Sitter, Herisau Hauptflecken hinter der Sitter. Doch die Eifersucht zwischen beiden ward damit nicht zerstört, sondern genährt.

Zu Trogen saß das Geschlecht der Zellweger, durch Handel und Gewerbfleiß reich und ansehnlich. In Herisau blühte das Geschlecht der Wetter. Einer der Letztern hatte die Würde des Landammanns in demselben Jahre, da die Stadt St. Gallen neuen Zollstreit mit den Appenzellern bekam (1732). Nun sprachen die St. Galler: „So lasset uns zwei eidsgenossische Orte zu Schiedsrichtern erwählen, wie es der dreiundachtzigste Satz im Rorschacher Frieden vorschreibt, der nach dem Toggenburger-Kriege geschlossen war."

Aber solches verschmähte der Landammann Wetter, und sprach: „Der Rorschacher Friede ist unserm Volke kein Gesetz, denn er ist in keiner Landsgemeinde bestätigt, sondern demselben verschwiegen und nur von einzelnen Landeshäuptern eigenmächtig unterschrieben worden. Wenn diese noch lebten, sollte man sie strafen, dieweil sie Recht und Freiheit verrathen und der Stadt St. Gallen Gewalt gegeben haben, ihren Zoll nach Belieben zu mehren."

Von allen Beamten Appenzells, welche zu Rorschach Zeugen des Vertrags gewesen, lebten keine mehr, als die Verwandten aus dem Zellweger-Geschlecht zu Trogen. Diese aber liebte Landammann Wetter nicht; denn sie hatte durch ihren Reichthum fast zuviel Ansehen im Lande. Und er sprach: „Das haben sie gethan aus Eigennutz, und mit St. Gallen geheime Verhandlungen gepflogen zu des Landes Schaden."

Dagegen redeten die Zellweger: „Sind nicht beim Spruch zu Rorschach die Landeshäupter vom Lande vor und hinter der Sitter gegenwärtig gewesen? Haben nicht Vorsteher und Häupter aller Rhoden den Spruch genehmigt? Hat man den Spruch nicht schon beim Zollstreit mit den St. Gallern im Jahr 1720 angewendet und vollzogen? Warum eifert ihr so hart wider denselben, wenn nicht aus Bosheit?"

Allein die Leute hinter der Sitter hörten darauf nicht, sondern glaubten dem Landammann Wetter und schalten auf die Zellweger und deren Freunde im Landtheil vor der Sitter. Und als eines Tages die Häupter aller Rhoden in Herisau beisammen saßen, stürmten die aufgewiegelten Landleute, welche man hieß die Harten, gegen das Rathhaus, und in den Rathssaal. Da, voll Rohheit, mißhandelten sie diejenigen des Raths, welche den Rorschacher Frieden ehrten und deswegen die Linden hießen, und stießen die Zellweger zum Fenster, um sie hinauszustürzen in die Gewalt und Wuth des Pöbels. Und es ward nicht Ruhe, bis jeder von den Rathsherren mit lauter Stimme zum Fenster hinabgeschrieen: „Die Obrigkeit hat gefehlt, daß sie den Rorschacher Frieden an keine Landesgemeinde gebracht!“

Als die Kirchhörinnen vor der Sitter von solcher Mißhandlung ihrer Vorgesetzten hörten, wollten sie aufstehen und Rache nehmen. Aber die Zellweger und andere rechtschaffene Männer mahnten ab und vertrösteten auf die nahe Landsgemeinde.

Wie nachdem die Leute aus den Rhoden vor der Sitter zur Landsgemeinde nach Teufen kamen (20. Wintermonat 1732), standen schon die Männer aus den Rhoden hinter der Sitter unge-

wöhnlich zahlreich verſammelt um den mit alten Schlachtſchwertern geſchmückten Sitz des Landammanns. Und durch Mehrheit ihrer Stimmen überſchrien dieſe Alles; entſetzten auch die Landeshäupter, welche zur Partei der Linden gehörten, von Aemtern und Würden, und erklärten Jeden, der, wegen ſeines Eifers wider den Rorſchacher Frieden, gebüßt worden war, unſchuldig.

Nun war Erbitterung und Haß im ganzen Lande, Rauferei und Verfolgung zwiſchen den Harten und Linden, den Anhängern Wetters und der Zellweger. Beide Parteien klagten zu den reformirten Eidsgenoſſen. Während dieſe unentſchloſſen zu Frauenfeld (Hornung 1733) tagleiſteten, ſtieg die Wuth des Volkes in den Rhoden alſo, daß man ſich waffnete, und Weiber und Kinder aus Trogen ins angrenzende Rheinthal flüchteten. Darum eilte eine Geſandtſchaft der Tagleißung gen Herisau, Frieden zu vermitteln. Als Eſcher, der Statthalter von Zürich, an der Spitze der Geſandten, durch weiſe Rede den Landrath beruhigt, und erklärt hatte, daß es nie im Sinne der Eidsgenoſſen gelegen ſei, Bundesgliedern mißfällige Verträge aufzudringen: kündeten ſich Ausgeſchloſſene aus zehn Kirchhörinnen des Landes an, um mit den Geſandten zu reden. Dieſer Boten waren ſo viel, daß ihnen

der Marktplatz von Herisau zu eng ward, vier- bis fünftausend Männer an der Zahl. Und sie lärmten und drängten und sprachen: „Kommet ihr, den rebellischen Linden zu helfen und einem freien Volke Gehorsam aufzudringen gegen einen Vertrag, den es nie bestätigt hat? Sind wir Unterthanen, oder sind wir noch Freie?“

Bis in die finstere Nacht ward gehandelt. Beim Schein der Fackeln und Laternen mußten die eidsgenössischen Abgeordneten am rauhen Winterabend (19. Hornung 1733) hinaus auf eine Wiese am Flecken Herisau ziehen und dem Volke schriftlich bezeugen, daß der Rorschacher Vertrag ihm niemals aufgenöthigt werden solle. — Am folgenden Tage strömten abermals Volkshaufen gegen Herisau und forderten von den Vermittlern, daß sie die widerspenstigen Linden ermahnten, dem Spruch der Landsgemeinde unterwürfig zu sein. Von Zürich und Bern die Gesandten sprachen: „Unsere Kantone sind Urheber und Gewährleister des angefochtenen Hauptstücks im Rorschacher Frieden; sollen wir nun wider diejenigen thun, welche solchem Frieden treu verbleiben wollen? Nimmermehr kann uns dies Volk zwingen, zu sprechen, was wir nicht dürfen.“ Aber die andern Gesandten, voll großer Furcht und Bangigkeit, stimmten: man müsse doch die stürmische Menge besänftigen. Und die Gesandtschaft bezeugte dem Volke schrift-

lich, daß die Linden dem Beſchluſſe der Landsgemeinde gehorchen müßten.

Mehr hatten die Harten ſelber nicht begehrt; darum zogen ſie zufrieden auseinander. Dies Verfahren der Appenzeller, dieſe unwürdige Behandlung eidsgenoſſiſcher Geſandten erregte aber den vermittelnden Kantonen bittern Verdruß, zumal denen von Zürich und Bern. Doch wagte man nicht, mit bewaffneter Hand zu zürnen, denn noch waren die Wunden vom Toggenburger Krieg zu friſch. Deshalb unterhandelte man in Tagleiſtungen zu Frauenfeld und zu Aarau; und weil ohne Kraft, darum ohne Erfolg. Vielmehr wurde damit nur der Muth der Linden zur Widerſetzlichkeit gegen die Harten erneut.

Der Ingrimm beider Parteien gerieth im Flecken Gaiß endlich alſo zum Ausbruch, daß die Leute, im Handgemenge, Hilfe aus benachbarten Orten riefen. Mit Keulen und Prügeln ſchlugen ſie gegen einander. Die Harten ſiegten auch diesmal und plünderten Scheunen und Keller der Linden. Dieſe hinwieder, Rache athmend, verſammelten ſich folgendes Tages zu Trogen und Speicher unterm Gewehr; das Heer der Harten ſtand zu Teufen mit grobem Geſchütz unter den Fahnen. Schon ſollte Bürgerblut flieſſen. Doch gelang der Regierung Appenzells, durch Ernſt und Klugheit, und unterſtützt von

einem Zuruf der eidsgenössischen Vermittler, die in St. Gallen waren, auch diesmal die Erbitterten zu trennen und Frieden zu erhalten.

Inzwischen hatten sich die Linden bei diesem Anlasse überzeugt, daß sie weitaus im Lande die Schwächern waren. Darum gaben sie ihre Sache hoffnungslos auf. Die Landsgemeinde zu Hundwyl bestätigte, was zu Teufen die Landsgemeinde vorigen Jahres beschlossen hatte. Die Vornehmsten von der Partei der Linden wurden von Ehren und Aemtern gestoßen und büßten mit großen Geldsummen die Hoffnung ab, welche sie auf den Beistand der Kantone und Tagleistungen gebaut hatten.

51.

Henzi's Verschwörung in Bern.

(Vom Jahre 1740 bis 1749.)

Ob in den Händeln an der Sitter wohl oder übel gerichtet und geschlichtet worden, dazu schwiegen die Eidsgenossen gern still, sintemal ihnen über Alles ging, den Hausfrieden zu hüten. Denn jeder Ort hatte, mehr oder minder, eigene Plage, und Bern gar bald die gefährlichste von allen.

Vor Alters war die höchste Gewalt der Stadt Bern bei allen Bürgern gewesen, kraft der Handveste, die ihnen vom Kaiser Friedrich II (1218) verliehen worden war. Und die Gemeinde hatte von da an ihre Obrigkeit selbst alljährlich besetzt, meistens aus Männern des in die Stadt gezogenen Adels, weil derselbe Reichthum, Kenntniß und Zeit mehr hatte, als der gemeine Mann, um einem Stadtwesen mit Würde vorzustehen. Dieweil aber im Lauf der Zeit der Adel übermüthig und nach Alleinherrschaft begierig geworden war, hatte die Bürgerschaft, in der Predigerkirche (1384), für ihre Freiheit einen Schirmbrief errichtet, durch solches Gesetz allen Mißbräuchen einen Riegel vorzustoßen. Es sollten fortan sechszehn Männer des Volks und vier Venner jährlich die Zweihundert des großen Raths (wie schon seit 1294) aus den Handwerkern wählen; denn man dachte, es sei leichter, zwanzig unbestechliche Männer gegen die Herrschgier reicher Geschlechter zu finden, als aus einem großen Haufen den Einfluß der Umtriebe und des Goldes zu verbannen. Doch wichtige Gesetze und Entscheidung über Krieg und Frieden behielt sich die Gemeinde vor: auch die Landschaft wurde in wichtigen Dingen, wie bisher, so später noch, zu Rath gezogen.

Aber nach und nach wählten die mächtigen Venner nur Freunde und Vettern in den großen

Rath: nach und nach verewigten sich diese Geschlechter auf den Stühlen der Regierung: der große Rath, verbunden mit den Vennern und Sechszehnern, ergänzte sich selbst: nach und nach wurde die Bürgergemeinde seltener versammelt, endlich gar nicht mehr. Im Jahre 1531 erschien das erste Gesetz ohne Zustimmung der Bürgerschaft, und im Jahre 1536, als man gegen Savoien Krieg anheben wollte, wurde die Gemeinde zum letztenmal angefragt. Dann nicht wieder. Es vererbte sich die höchste Gewalt ausschließlich in den Geschlechtern des großen Rathes. Zwar regimentsfähig blieben alle Bürger; aber der regierenden Geschlechter war nur eine mäßige Zahl, welche die Stellen und Aemter unter sich theilten.

Eine unrechtmäßig erworbene Herrschaft, wie löblich und weise sie auch verwaltet werden möge, lösch't durch alle Tugenden nie ganz den Flecken der ersten Ungerechtigkeit aus, und zittert immerdar für sich selbst. Noch lagen die alte Handveste Berchtholds und der bürgerliche Schirmbrief in ihren goldenen Schaalen da; aber die regierenden Geschlechter im großen Rath wagten nicht, sie zu widerrufen, damit die Gemeinde nicht an verlorene Freiheiten erinnert werde, an welche doch noch die Inschrift des Stadtsiegels mahnte.

Mehrmals murrten die Bürger gegen erbliche Hoheit Einzelner aus ihnen. Die noch unvernich-

teten Briefe und Siegel gaben den Mißvergnügten Vorwand und Anschein des Rechts. Die obrigkeitliche Gewalt aber gebot den freien Stimmen Schweigen. Als im Jahre 1710 mehrere Bürger in einer Denkschrift an den großen Rath Herstellung alter Verfassung forderten, und sich schon eine Verschwörung bereitete: traf Kerker und Verbannung die Unzufriedenen. Als darauf im Jahre 1744 mit ehrfurchtvoller Bitte vierundzwanzig Bürger der Stadt begehrten, daß künftig bei Besetzungen des Rathes nicht mehr Willkühr und Gunst, sondern das Loos unter allen wahlfähigen Bürgern entscheiden möge, wurden die Einen, als Meuter, mit Einbannung in ihren Häusern gestraft, die Andern Landes verwiesen.

Unter diesen war auch der Hauptmann Samuel Henzi gewesen, ein Mann von nicht unedelm Sinn und nicht gemeinen Kenntnissen. Durch Begnadigung wurde ihm endlich die Zeit der Verbannung abgekürzt, welche er in Neuenburg zugebracht hatte. Als er nun nach Bern wieder zurückgekehrt war, aber sein Hauswesen zerrüttet und sich bei Bewerbung um bessere Anstellung zurückgesetzt sah, ward sein Herz voll großer Bitterkeit, und er konnte den Verdruß nicht verhehlen.

In der Stadt lebten zu derselben Zeit mehrere wohlhabende und redliche Männer von achtbaren Bürgergeschlechtern, wie die Fueter,

Wernier, Küpfer, Bondely, Lerber, Knecht, Herbort, Wyß und andere mehr. Diese trauerten noch immerdar im Stillen über die niedergetretenen Rechte der Gemeinde, und daß sich die wohlverbrieften Freiheiten gemeiner Bürgerschaft nicht vor der Gewalt derer offenbaren dürften, die nun gleich Erbherren auf den Rathsstühlen saßen. Mit ihnen vereinigte sich Henzi, desgleichen der Meßkünstler Michel Dueret, welcher zu Bern verhaftsweis wegen Theilnahme an den Unruhen seiner Vaterstadt Genf lebte. In gegenseitigen Klagen über Gewaltsamkeit der Regierung oder über stolze Härte einzelner Glieder derselben, erhitzten sich die Gemüther dieser Männer, und unter Gesprächen, in welchen die Mißbräuche des Gemeinwesens vor Aller Seelen lebendiger wurden, erwachten verwegene Entschlüsse. Niemand weiß zu sagen, durch wen zuerst der Gedanke einer neuen Verschwörung gegeben ward. Doch Hauptmann Henzi, dem frischer Mißmuth wieder den ehemaligen Wunsch eines großen Wagstücks lieb gemacht hatte, wurde durch überlegene Kenntniß und Beredsamkeit bald die Seele des Ganzen.

Sie besuchten sich nächtlicher Weile; beredeten Entwürfe zur Herstellung der uralten Ordnung der Stadtgemeinde laut Handveste und Schirmbrief, und verbanden sich insgesammt durch furcht-

baren Eid zur Verschwiegenheit und Treue. Zwar Henzi forderte nur, wenn auch zu kräftigen, doch gemäßigten Maasregeln auf. Eben dazu rieth auch Daniel Fueter, der Goldschmied. Dazu stimmten alle Einsichtsvollen und Bessern, denen bloß Abstellung vorhandener Mißbräuche löblich schien. Gewalt sollte einzig im äussersten Nothfalle gegen Gewalt gebraucht werden. Als sich aber der Kreis der Verschwornen vergrößerte, und Leute hinzutraten von zügellosen Sitten, oder verwildertem Ehrgeiz, oder zerrütteten Vermögensumständen, ward die ursprüngliche Mäßigung schwer zu handhaben. Das verkündete die heimliche Schrift, welche sie zur Rechtfertigung ihrer Entwürfe verfaßt hatten, und worin ein tödtlicher Haß mit schwarzen Farben alle Vergehen der regierenden Geschlechter malte. „Man muß, sagten sie, den Degen in der Faust und nicht die Feder in der Hand haben, wenn man das verlorne Kränzlein der Freiheit wieder erobern will.“

Darauf setzten sie fest, am dreizehnten Tage des Heumonds 1749 solle das Zeughaus mit Sturm genommen, Freiheit ausgerufen, die Gemeinde versammelt, eine neue Obrigkeit erwählt und der große Rath der regierenden Geschlechter gesprengt werden.

Die Regierung, unbewußt der Gefahr, die ihr bereitet ward, waltete mit Würde und Weis-

heit fort. Alle Eidsgenossen ehrten dieselbe ihrer Großsinnigkeit und vortrefflichen Anordnungen willen. Selbst das Ausland bewunderte die Güte ihrer Verwaltung. Ueber ihre Tugenden hatte der Mehrtheil der Stadtbürger gern die alten Ansprüche der Gemeinde vergessen, und die Unterthanen erfreuten sich der Milde und Gerechtigkeit ihrer Herren und Obern. Aber der Tag, der Alle verderben sollte, kam heran.

Schon war die Zahl der Verschwornen auf sechszig erwachsen. Doch Henzi, der ihnen gehörte, ehe sie zu ihm gesprochen hatten, verabscheute sie, da er der Ihrige geworden, als er, und mit ihm Viele der Bessern unter ihnen, erkannten, daß eine große Zahl der Genossen ruchlosen Sinn unter Vaterlandsliebe verkappten. Da wandte Henzi sein Angesicht von ihnen, deren Menge, Unklugheit und Zwietracht nahe Entdeckung drohte. Er rüstete Flucht. Doch ehe er entkam, sah sich Alles schon durch einen Geistlichen verrathen, der selber Mitverschworner gewesen. Henzi wurde auf einer Lustfahrt ergriffen und in den Kerker geschleppt; auch der Lieutenant Emanuel Fueter und der Kaufmann Samuel Nikolaus Wernier. Die Andern entflohen in großem Entsetzen, und vernahmen mit noch größerm Entsetzen in der Ferne, was die Zurückgebliebenen, unter den Schrecken der Kerker und Foltern, von

blutigen Anſchlägen gegen die Vornehmſten der Stadt, von mordbrenneriſchen Entwürfen und von Vorſätzen zur Plünderung des öffentlichen Schatzes entweder ausgeſagt hatten, oder was ihnen von ausgeſprengten Gerüchten nachgeſagt ward. Solcher Gräuel wußten ſich die Wenigſten fähig.

Wie nun dieſe Dinge an das Sonnenlicht kamen, erſchien Henzi als der Sträflichſte von Allen. Denn er hatte ſeiner Obrigkeit, die ihn kaum begnadigt und aus der Verbannung heimgerufen, mit Undank vergolten. Das Todesurtheil ging über die Drei. Sie flehten um Gnade; nur Henzi nicht, der ſein ſchmachvolles Leben verſchmähte.

Am ſechszehnten Heumonds 1749 ſchied Henzi gebrochenes Herzens, doch furchtlos, von Weib und Kind; ſah Werniers und Fueters, ſeiner Mitverſchwornen, Häupter unter dem Schwert des Nachrichters fallen, und empfing ſelbſt ohne Zagen den Todesſtreich. Er wußte mit größerer Würde zu ſterben, als zu leben.

Die Uebrigen wurden des Landes verwieſen. Als Henzi's Gattin am Rheinſtrom mit ihren zwei jungen Söhnen ſtand, richtete ſie verzweifelungsvoll das Antlitz noch einmal zum Vaterland zurück und ſchrie zum verſammelten Volk: „Wüßt' ich, daß dieſe Kinder nicht das Blut ihres ent-

haupteten Vaters rächen würden, möchte ich sie lieber in diesen Wellen verderben sehen, wie theuer sie mir auch sind!"

Edler aber, als die Mutter, dachten die Söhne in männlichen Jahren. Einer derselben, Hofmeister der Edelknaben im Dienste des Erbstatthalters der Niederlande, vergalt nachmals an Bürgern seiner Vaterstadt das eigene, unverschuldete Unglück mit Wohlthun.

Diese Begebenheiten blieben nicht ohne gute Wirkung auf Bern. Die Gebrechen des Staates wurden lauter besprochen. Viele Glieder im Rathe, werth des Ruhmes ihrer Altvordern, drangen auf Austilgung eingeschlichener Mißbräuche. Späterhin (1780) wurde sogar das ganze Strafurtheil über alle Schuldige aufgehoben und den Verbannten die Rückkehr gestattet. So sehr verwandelte sich die öffentliche Stimmung, daß Mitleiden oder Achtung diejenigen umringte, welche in ehrlicher Absicht für das Recht der Gemeinde zuviel gewagt hatten, und daß Verachtung diejenigen traf, welche, statt Unzufriedene von gefährlichen Schritten abzumahnen, in deren Verschwörung getreten und feigerweise ihre Verräther geworden waren.

52.

Von dem Aufruhr im Livinerthal.

(Vom Jahr 1750 bis 1755.)

Nach diesen Trauergeschichten von Bern vernahm man bald größere aus dem Livinerthal. Hier, von den beschneiten Firsten des Gotthardsberges eilf Stunden weit abwärts, bis zum Bergstrom der Abiasca, wohnete an beiden Tessin-Ufern und in wilden Seitenthälern das Volk, mit dem Wenigen vergnügt, was die Heerden auf den Alpen, die Wälder am Gebirg und die Saumrosse beim Waarenzug über den Gotthard ertrugen. Die stattlichen Rechtsame, mit denen es vorzeiten vom Hause Visconti an Uri gekommen war, galten ungeschmälert. Uri erhob aus dem Zoll und einer kleinen Steuer nur mäßige Einkünfte.

Daher meinten die Urner auch nicht, Sold und Bezahlung schuldig zu sein, als die Mannschaft des Thales den Fahnen von Uri hatte in den Toggenburger-Krieg folgen müssen. „Denn" sprach Uri, „ich habe seit drittehalbhundert Jahren euere Rechte, fast ohne Lohn, geschirmt, wie fordert ihr nun Lohn von euerm Oberherrn?" Das Volk der Leventina antwortete darauf und sprach: „Daß du uns schützest bei hergebrachten Rechten, hast du dich in alten Verträgen ver-

pflichtet; aber kein Vertrag gebeut uns, auf eigene Kosten für dich in den Krieg zu gehen.“ Und als Uri fortfuhr, die Löhnung für getreuen Dienst zu verweigern, und als darauf das Volk aus Livinen den Urner Landvogt verjagte und sich des Zolls bemächtigte, kamen die Boten der fünf katholischen Orte nach Altorf (1713) und sprachen: „Uri ist den Sold schuldig.“

Also ward Ruhe gestiftet und kein Theil trug dem andern einen Groll nach. Uri hatte seinen Irrthum erkannt und liebte Gerechtigkeit.

Aber in den Thälern der Leventina wohnten etzelne Männer, die waren ungerecht gegen ihre eigenen Mitbürger, besonders gegen Wittwen und Waisen, deren Gut sie verwalteten. Es klagten Wittwen und Waisen vor Uri, und der Landesherr befahl, laut altem Recht, daß von dem Waisengut Rechnung abgelegt werde. Solches erschreckte viele von den reichen Männern des Thals. Die sprachen: „Das ist eine Neuerung! Uri will abermals unsere Freiheit antasten.“ Sie gingen in den Dörfern umher, wo ihnen Viele schuldig waren, und wiegelten die Leute auf, und sprachen: „Lasset uns wacker zusammenhalten. Wir mögen es wohl gegen Uri aufnehmen. Und so ihr rechte Männer seid, schutteln wir die Steuer ab und ziehen den Zoll selbst ein.“ Also redeten sie und wollten ihre eigene Schuld mit der Schuld

des gesammten Volkes decken. Es war im Anfange des Jahres 1755, da noch Alles im Schnee lag und der unbeschäftigte Landmann zu mancherlei Dingen gute Weile hatte. Es wurden in den Dörfern Versammlungen gehalten und allerlei Beschlüsse gefaßt. Einer wollte es nun an Muth dem Andern zuvorthun. Man nahm den Urner Landvogt Gamma gefangen, desgleichen den Einnehmer des hoheitlichen Zolls, und übertrug dem Thalgerichte, über schwere Verbrechen zu richten.

Die Genossamen von Uri, als sie die Unfugen hörten, forderten das Thalvolk ernstlich zum Gehorsam auf. Antwortend erschienen vor der Landesgemeinde zwei Männer der Leventina, Wesa und Bull, die sprachen trotzig, nicht als Unterthanen, sondern als Gebieter; denn zu ihrem Schutze waren jenseits des Gotthards schon zweitausend Männer unter den Waffen.

Alsbald ließ sich das Urihorn an der Reuß hören. Bei Sturm und Regen zogen schier tausend Urner mit sechs Stücken schweren Geschützes den Felsenweg des Gotthard hinan und erschienen droben an den Quellen des Tessin. Erschrocken flohen die Wachten der Empörer und verbreiteten Furcht im ganzen Thale.

Die Häupter des Aufruhrs, Landeshauptmann Urs, Furnv, der Pannerherr des Thals, Sar-

tori, Rathsherr, und andere ihrer Vertrauten, traten zusammen und hielten Kriegsrath. Sie beschlossen: Uri ins Thal zu locken bis an den Fuß des hohen Platifer, wo der Tessin mit fürchterlichem Sturz durch den Bergschlund bricht und eine Handvoll Streiter einem ganzen Heere den in Felsen gehauenen Weg verrammeln kann. Wenn dort der Feind aufgehalten werde, solle der Livinер mächtiger Hinterhalt aus allen Schluchten der Nebenthäler hervoreilen, die Urnermacht umzingeln und vernichten.

Böses Wetter vergrub zu dieser Zeit, da schon die untern Thäler alle blüheten, den Gotthard noch in tiefen Schnee. Darum verzögerten die Urner im Urserenthal. Unterdessen eilten aber auch die angerufenen Eidsgenossen von Zürich, Luzern, Schwyz, Zug und Unterwalden mit Hilfsvölkern über den See der Waldstätte. Wallis, Bern und Glarus besetzten die Grenzen der Livinen.

Endlich gingen die Urner Schlachthaufen, vereint mit achthundert streitfertigen Unterwaldnern, über die Gotthardshöhen (21. Mai 1755). Als die Empörer aber, statt des schwachen Heeres von Uri, die Fahnen der Eidsgenossen sahen, und rings das Land umschlossen und die Luzerner im Noncathal, ersank Allen der Muth. Sie flohen, die Waffen von sich werfend, in die Dörfer zurück; viele in die Wälder. Vergebens brannten auf den

Höhen die Hochwachten zum Zeichen der Gefahr und des Aufgebotes.

Vorsichtig rückten Urner und Unterwaldner von Ort zu Ort, mit Besetzung aller Engpässe im Rücken, bis zur letzten Dorfschaft an der Biasca. Alles ward bezwungen und entwaffnet; den andern Eidsgenossen Botschaft, mit ihrer Hilfe nicht nachzurücken; gute Mannszucht gehalten; der Rädelsführer einer um den andern eingefangen, und Urs, der Landeshauptmann selbst, aus dem Kapuzinerkloster fortgeschleppt, wo er eine Freistätte zu finden gehofft hatte.

Dann begann das Gericht über die ganze Völkerschaft; ein Schauspiel, so groß und furchtbar, wie das Schweizerland lange nicht gesehen.

Bei Faido, wo die Gotthardsstraße in ein kleines, von Waldbergen umringtes Thal tritt, ist ein freier, ebener Platz, auf welchem sich sonst das Volk zu Berathschlagungen zu vereinigen pflegte. Hier wurde es nun aus allen Orten versammelt. Bei dreitausend Männer erschienen am Tage des Gerichts (2. Brachmonds), des Urtheils harrend. Die Eidsgenossen in Waffen umringten die Fehlbaren. Todesstille herrschte in der Menge, nur vom einförmigen Donner des Wasserfalles an benachbarter Felswand erhöht.

Als Alles bereitet war, geschah dem Volk das

Urtheil. Es wurden ihm die verwirkten Rechtsame seiner Vorfahren, Ehren und Wehren, genommen. Dann ward es verdammt, baarhäuptig, auf den Knien, Zeuge von der Hinrichtung seiner Häupter zu sein, und den Eid des Gehorsams an Uri zu schwören.

Im Kreise der Bajonette schworen die Tausende den schweren Eid, welcher die von den Vätern ererbten Freiheiten zerriß, und in den jetztlebenden Schuldigen noch die schuldlosen Nachkommen strafte. Dann, auf einen Wink, sank schaudernd die Menge der Büßenden auf die Knie, und mit entblößten Häuptern sah sie unter dem Richtschwert die Strafbarsten fallen, den Pannerherrn Furno, den Landeshauptmann Urs, deren blutige Körpe an den Galgen geschlagen wurden, und den Rathsherrn Sartori.

Nach dieser grauenvollen Feierlichkeit zog gesammtes Volk mit tiefer Furcht im Herzen zu seinen Hütten heim, und andern Tags das Rächerheer der Eidsgenossen über den Gotthardsberg zurück. Acht Männer des bestraften Thals gingen gefesselt, weil auf ihnen das Verbrechen der Empörung schwer lag, vor den Fahnen her, und empfingen erst in Uri den Todesstreich.

53.

Warum die alte Eidsgenoſſenſchaft immer in größern Verfall gekommen. — Die helvetiſche Geſellſchaft.

(Vom Jahre 1755 bis 1761.)

Zu derſelben Zeit lebten im Eidsgenoſſenlande viele redliche und einſichtvolle Männer: denen ward das Herz ſchwer, wenn ſie von den mancherlei Unruhen und Unfugen hörten. Sie ſahen darin Vorboten des allgemeinen Verderbens und Unterganges, der ſich näherte. Aber Niemand achtete ihrer Warnungen. Noch war freilich des Guten viel; aber das Böſe fing an zu überwiegen.

Rechte Liebe zum Vaterlande wohnt, wo rechte Freiheit wohnt. Daher lebte in den Hauptſtädten mehr Vaterlandsliebe, als auf dem Lande; und in den Hirten-Kantonen mehr, als in den Vogteien. Die Bürger in den oberherrlichen Städten, eiferſüchtig auf ihre Vorzüge, erlaubten ungern, daß ein Unterthan durch Kenntniß oder Reichthum neben ihnen groß ward. Dem Landmann waren abſichtlich alle Wege verſchloſſen, auf denen er ſich als Staatsmann, Gelehrter, Kriegsheld oder Geiſtlicher hätte hervorthun können. An manchen Orten wurden ihm ſogar Handel und Kunſtfleiß unterſagt. Zum Pflug und zur Dienſtbar-

keit erschaffen, sah er im Stadtbürger den geborenen Herrscher, Heerführer, Richter und Priester. Unterthanen der Könige waren reicher an Rechten, als Unterthanen der Schweizer. Sogar das Aufblühen der kleinen Landstädte, durch Gewerbigkeit und Schulbildung, wurde mit heimlicher Unzufriedenheit von den Hauptorten gesehen.

Darum verschwand aus dem Volke die heilige Liebe, welche dem Vaterlande willig das Liebste bringt; eigennützige Selbstsucht füllte den leeren Platz aus. Darum sah man Gehorsam, aber nicht Gehorsam des Freien, sondern des Knechtes, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Furcht, voll Argwohn gegen Herren und Städte, voll Starrsinn gegen Einführung des Bessern. Denn der gemeine Mann war in Blindheit des Geistes auferzogen; die Jugend oft ohne Unterrichtsanstalten, oft in Schulen, dem Verstande verderblicher, als wildes Aufwachsen unter Leitung der Natur. Man dachte, ein blindes Volk ist leichter zu führen. Aber der Blinde erschlägt auch leichter den eigenen Meister wenn ihn der Verführer gegen denselben mit dem Schwert stellt. Daran dachte man nicht.

Die Obrigkeiten begnügten sich, treue Haushälter zu sein. Die obersten wie die untersten Beamten waren mäßig, oft gering besoldet; in fremden Kriegsdiensten oder auf Landvogteien suchten sie Vermögen zu erwerben. Ordnung

herrschte in der öffentlichen Verwaltung, bei mangelhafter Gesetzgebung dennoch Liebe zur Gerechtigkeit, und die Rechtsame auch des Geringsten wurden meistens mit großer Vorsicht geehrt. Auflagen waren bei der mäßigen Staatshaushaltung selten und dann nie drückend. In den Hauptstädten blühte, neben Wohlstand, Wissenschaft und Kunst, besonders bei Reformirten. Unter allen wurde Zürich und Genf durch große Gelehrte und Künstler hervorragend. In Basel aber verödet die altberühmte Hochschule durch Orts- und Handelsgeist; sie hatte fast mehr Lehrer als Schüler, und war mehr Versorgungsanstalt für jene, als Bildungsanstalt für diese.

In den Hauptstädten der katholischen Schweiz, wo die Geistlichkeit dem freien Forschen widerstrebte, stieg die Wissenschaft nie zu bedeutender Würde. Mönchischer Geist verwandelte das gemüthserhebende Wissen in Sammeln unfruchtbarer Kenntniß.

Die Hirtenländer sorgten gar nicht um höhere Bildung und Kenntniß. Freiheit daselbst genugte zu Allem. Der Landmann in seiner Hütte, ernährt von seinen Heerden, seine Obrigkeit selbst wählend, keinem Gesetze gehorsam, als dem, wozu er mitgestimmt, war der freiste Sohn der Erde. Zwar roh und abergläubig, ließ er sich von Prie-

Bern und reichen Geschlechtern im Lande leiten. Aber er ward nur geleitet, nie beherrscht.

In vielen Kantonen thaten einzeln die Regierungen gar löbliche Dinge. Bern baute für das gemeine Wesen Paläste, Hochstraßen, und sammelte Schätze durch Sparsamkeit. Zürich belebte Handel, Wissenschaft und Landbau. Luzern bestand rühmlichen Kampf gegen den Nuntius und den päpstlichen Hof zu Rom (in den Jahren 1725 bis 1748), als dieser sich anmaßte, geistliche Gewalt über weltliche Rechte der Regierung auszudehnen.

Das ganze Schweizerland schien wohl dem Auge des Fremdlings ein Paradies, von glückseligen und harmlosen Menschen bewohnt. Aber man sah nur den grünen Teppich der Wiesen, nicht die unwirthbaren Felsen; die Majestät der Eisgebirge, nicht die zermalmenden Lawinen derselben. Man sah das Gepränge der Tagsatzungen, nicht ihre Zerwürfnisse; die Bilder vom Wilhelm Tell, nicht die Knechtschaft der Hütten; die Gelehrsamkeit der Städte, nicht die Geistesverwilderung der Dörfer. Ueberall große Namen und Worte, kleine Gesinnungen und Thaten.

Das Bewußtsein eigener Schwäche, welche vor mannhaften Unternehmungen erschrickt, ward Genügsamkeit, und die Feigheit Friedensliebe geheißen. Man buhlte um Jahrgelder, Titel, gol-

dene Halsketten und Ordensbänder fremder Könige, und rühmte die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Man pries der Schweizer stilles Friedensglück, während nach den Jahrhunderten der vielen Glaubens- und Bürgerkriege das Jahrhundert der Meutereien, Verschwörungen und Aufruhre gekommen war.

Eine kleinstädtische Staatskunst, ohne Glanz durch Tugend, wollte von geheimnißvollem Dunkel, worin sie sich verbarg, Würde erborgen. Die Freiheit der Presse war Verbrechen, die Oeffentlichkeit des Urtheils Hochverrath. Stumm waren die Zeitungen von den Begebenheiten des Inlandes. Was Großtürk und Großmogul trieben, ward leichter erfahren, als was Zürich, Bern oder Schafhausen. Das vertilgte, weil man es zu wollen schien, den Sinn der Eidsgenossen für eine Eidsgenossenschaft.

Diesen heiligen, mächtigen Sinn ganz zu tödten, unterhielt man den von alten Kriegen und Fehden hergestammten Haß der kleinen Volkerschaften wider einander. Freiburg feierte sogar noch den brudermörderischen Tag bei Villmergen, wie ein heiliges Fest. Kalt und mißtrauisch wohnten inner ihren Bergen die Thalschaften einander gegenüber. Man bekriegte sich nicht mehr, aus Furcht vor dem Ausland, mit dem Schwert; desto heftiger mit Zunge und Feder. Man untersagte

einander auch wohl Zufuhr der nöthigen Lebensmittel; stellte auch wohl Soldaten und Harschiere an Grenzen und Landstraßen, die mit empörender Härte das Eindringen von Gartenfrüchten, Eiern, Geflügel und Fischen von einem eidsgenössischen Ländlein ins andere hinderten.

„Ohne der andern Rath und Erlaub soll kein Ort mit auswärtigen Mächten Bündniß eingehen." So sprach der alte, ewige Bund. Aber, wider Rath und Erlaub der andern, schloßen ohne Scheu die Kantone theilweise mit Frankreich oder Oesterreich, mit Spanien oder Venedig besondere Bündnisse. „Es soll kein Richter angenommen werden, der das Amt kauft." So gebot der ewige Bund. Aber der Aemterverkauf ward, in Hirtenkantonen und sonst, öffentlich getrieben.

So war die Eidsgenossenschaft geworden: Alles mehr oder weniger stille Verwesung. Hier prangten einzelne Dörfer und Städtlein mit unbedeutenden Gerechtsamen und boten mit unverstandenen Urkunden bessern Ordnungen Trotz; — dort strebten Städte nach höherer Gewalt über das Land; — dann forderten die alten Geschlechter der Städte Rang über die jüngern; dann begehrten die Geschlechter, welche auf den Stublen der Regierung saßen, gesetzlich-bleibendes Recht zu denselben. Ueberall kleinliche Quälerei, überall

Selbstvereinzelung und Wichtigthun mit Tand und Schaum. Man sah die Schweizer befreundeter mit fremden Nationen, als unter sich selbst, und es war ihnen leichter, sich in aller Welt niederzulassen, als im Vaterlande nur ihren Wohnsitz von einem Dorf in das andere, oder wohl gar von einem Kanton in den andern zu verlegen. Ein Schweizer, sobald er die engen Grenzen seines heimathlichen Ländleins überschritten hatte, war mitten in der Eidsgenossenschaft nicht minder ein Fremdling, wie Inder oder Perser oder Russe es war.

Während die Reiche der Fürsten ihre Landesordnungen veredelten, ihre Kräfte mehrten, geschah im Schweizerlande nichts, weder zur Verbesserung der Verfassungen, noch zur Stärkung des Bundes. Während Frankreich und Oesterreich zu unmäßiger Macht erwuchsen und ihre Kriegswesen ausbildeten, rosteten die Waffen der sorglosen Schweizer. Man prahlte mit Siegen der Altvordern, und dachte nie daran, in Tagen der Gefahr Siege zu erfechten. Was zur Vertheidigung vorhanden war, stammte noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges; die letzten Abänderungen waren seit beinahe hundert Jahren geschehen. Man vergaß die Kriegsvorräthe, ein Heer zu bewaffnen; und in den Waffen, wie bei Gebrauch derselben, fehlte Gleichförmigkeit. Ein-

zelne zwar, wie Bern, Zürich und Luzern, hatten auf unvollkommene Weise, mehr denn die übrigen, zur Einrichtung des Kriegswesens geleistet, — aber was diese Städte besaßen, schien mehr zur Dämpfung von Aufrühren der eigenen Unterthanen berechnet, als zur Vertheidigung gegen auswärtige Gewalt.

Darum ward vielen Rechtschaffenen und einsichtvollen Männern im Eidsgenossenlande das Herz schwer, wenn sie solchen Zustand der Dinge sahen. Einige der Edelsten traten an der Aar im Bad Schinznach zusammen, wie Iselin der Menschenfreund von Basel, Hirzel der Weise von Zürich, der freimüthige Urs Balthasar von Luzern, der wackere Zellweger von Appenzell und andere Männer. Sie stifteten aus gemeinnützig denkenden Schweizern einen freundschaftlichen Bund, eine helvetische Gesellschaft (1761) zur Beförderung der Aufklärung, des Gemeinsinnes, der eidsgenössischen Bruderliebe. Alljährlich versammelten sie sich; alljährlich ward ihre Anzahl aus allen Kantonen und zugewandten Orten größer. Hier lernten sich die Würdigsten des Vaterlandes lieben. Hier schlossen sie Freundschaften, die dem allgemeinen Wohle galten. In diesem heiligen Verein brannte die Flamme der alten Eidsgenossenschaft noch einmal hell und rein auf. — Aber argwöhnisch blickten die Regie-

rungen der Kantone auf diese Zusammenkünfte, und ungern duldeten sie dieselben.

54.

Wie König Friedrich der Große, als Fürst von Neuenburg, gegen die Unterthanen edelmüthig ist.

(Vom Jahr 1762 bis 1770.)

Denn die Häupter und Räthe in den Kantonen hatten Besorgniß: es könnte in solchen Gesellschaften das Thun der Obrigkeiten ungünstig beurtheilt, das Ansehen derselben geschwächt, Aufklärung beim Volke verbreitet, und der Unterthan nach größerer Freiheit lüstern werden.

Weit furchtloser betrachtete der König von Preussen, welcher zu Neuenburg und Vallendis Herr und Fürst war, die Entwickelung seines Volks. Ja, er befestigte und vermehrte die Rechte desselben großmüthig, statt sie zu schwächen und zu schmälern.

Neuenburg und Vallendis, mit fruchtbaren Thälern am See und im Gebirge des Jura, hatten vor uralten Zeiten dem Königreich Burgund gehört, und waren dann zum deutschen Reich gekommen. Im Schlosse am See saßen die Freiherren von Neuenburg. Die gaben allen denen,

welche sich im rauhen Gebirge niederliessen, und die undurchdringlichen Waldungen ausstockten, große Freiheiten. So bevölkerte sich das Land, und um das Schloß legte sich die Stadt an, welche (im Jahr 1214) die Rechte von Besançon bekam, der vornehmsten Stadt von Hochburgund.

Als nachmals Herr Rolin von Neuenburg Herrschaft und Güter dem Kaiser Rudolf von Habsburg (1288) übergab, ging das Land nach und nach in verschiedene Hände. Erst trat Rudolf von Habsburg dasselbe an das mächtige burgundische Haus Chalons ab; dann nach fast vierhundert Jahren kam es an das Haus Longueville (1505), und als die letzte Tochter dieses Hauses, Maria Herzogin von Nemours, starb (1707), meldeten sich der Erben wohl zwanzig zu dem schönen Fürstenthum. Aber die Stände des Landes, bestehend aus den zwölf Richtern vom Fürstenthum Neuenburg, traten zusammen, prüften die Ansprüche der Erbluſtigen und erkannten den König Friedrich I von Preussen als nächsten Erben des Hauses von Chalons.

So ward der König von Preussen Fürst von Neuenburg und Valendis, und unterschrieb die Verfassung und Freiheiten des Landes, und übte seine Rechte daselbst durch seinen königlichen Statthalter und durch einen Staatsrath, den er aus den Eingebornen wählte. Er wurde fortan auch

als Bundesgenoß der Eidsgenossenschaft betrachtet, weil das Fürstenthum zu den zugewandten Orten der Schweiz gezählt ward. Denn sowohl die alten Herren von Neuenburg, als die Städte und viele der freien Gemeinen hatten abwechselnd und in verschiedenen Jahrhunderten ein ewiges Burgrecht mit den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern und Freiburg errichtet und dadurch den Schuz des ganzen Schweizerbundes erworben.

Die Neuenburger waren auf ihre Rechte gar eifersüchtig und duldeten selbst vom Könige von Preussen keine Beeinträchtigung. Als er die Gefälle, welche er sonst vom Lande bezog, verpachtete (1748), wurde das Volk wegen solcher Neuerung unwillig; und als er im Jahr 1766 die Verpachtung wiederholen wollte, geschah großer Auflauf. Der König übergab durch seinen abgeordneten Sachwalter Gaudot dem Kanton Bern, als bundesmäßigem Richter, seine Klage; Bern aber entschied in den meisten Dingen zu Gunsten des Königs. Darüber wurde das Volk zu Neuenburg so ergrimmt, daß es den Gaudot, als er von Bern nach Hause zurückkehrte, verfolgte, und sein Haus bestürmte (25. April 1768). Umsonst wehrte die Obrigkeit, umsonst schickte sie Kriegsvolk. Gaudot und sein Neffe, als sie ihre Gefahr sahen, wollten den Pöbel schrecken und schossen aus dem Fenster auf die Menschenmenge. Daran thaten

sie übel. Ein Zimmermann, schon in's Haus eingedrungen, wurde getödtet. Nun stürzten die Leute wüthend ihm nach, und Gaudot fiel durch drei Flintenschüsse ermordet.

Angerufen von den Abgeordneten des Königs und von dem Rath der Stadt Neuenburg, legten Bern, Luzern, Solothurn und Freiburg, doch erst nach langen Berathungen, zum Schutz öffentlicher Sicherheit, Besatzung in die bewegte Stadt. Nun geschaben lange Untersuchungen, weitläufige Unterhandlungen. Die Vollmächtigen des Königs trachteten dabei nach willkührlicher Gewalt, das Land künftig besser zu halten und zu schrecken. Aber die Eidsgenossen wollten nicht Werkzeuge fremder Willkühr heißen; auch gar stark und muthig redete der Venner Osterwald für Gesetz und Recht seines Vaterlandes gegen die ausländischen Fürstendiener. Endlich wurde geschlichtet und gerichtet: die Stadt Neuenburg mußte ihre Waffen abgeben, alle Kosten tragen, die Familie des unglücklichen Gaudot entschädigen, und durch den Stadtrath Abbitte vor den Vollmächtigen des Königs auf dem Schlosse thun. Die schuldigsten Aufrührer, meistens entflohen, wurden verbannt, oder mit Gefangenschaft bestraft, oder in Bildnissen gehangen. Darauf zog die Besatzung der Eidsgenossen wieder von dannen.

Der König von Preussen aber, nach diesem

allen, statt die Freiheiten der Neuenburger zu beschränken oder zu mindern, wie einst Uri in Livinen gethan, stärkte und erweiterte vielmehr dieselben mit neuen Rechten. Das gewann dem Hause Preussen die Herzen alles Volks zurück. Denn nicht nur gab der Fürst seinen Neuenburgern bald die Waffen wieder, sondern gestattete alljährliche billige Schätzung der Bodenzinse, sie entweder in Frucht und Wein, oder in Geldwerth entrichten zu können. Auch verzichtete er darauf, Beamte willkührlich von ihren Stellen abzusetzen. Er gab sämmtlichen Gemeinen sogar das Recht zu einer unabhängigen allgemeinen Rathsversammlung, ohne deren Beistimmung der Fürst nichts in der Staatshaushaltung abändern solle. Vieles, was in alten Gesetzen verworren und dunkel geworden, ward verbessert, immerdar zu des Volkes Gunst und Vortheil. Das that der König, was keine Obrigkeit eines Schweizerstaates je gethan haben würde. Aber er war einer der vortrefflichsten und weisesten Fürsten des ganzen Jahrhunderts. Er war Friedrich der Große.

55.

Parteihändel in der Stadt Luzern. — Geschichte vom Landammann Suter in Appenzell-Innerrhoden.

(Vom Jahr 1770 bis 1784.)

Zu derselben Zeit ward auch die Stadt Luzern der Schauplatz trauriger Zerwürfnisse und Verwirrungen. Hier, wie in einigen andern Städten des Schweizerlandes, hatten sich schon längst die vornehmen und adelichen Geschlechter der Herrschaft bemeistert, wie ein Erbgut, und den alten Einfluß der übrigen Bürger auf das gemeine Wesen faß gänzlich vernichtet. Nicht immer durch Einsicht oder Tugend, oft nur durch Gunst einflußreicher Verwandten an die Spitze der Verwaltungen gestellt, glaubte sich mehr denn Einer berechtigt, vom Staat zu leben, nicht für den Staat. Bald allzumilde Nachsicht, bald allzuheftige Eifersucht der Regierenden unter sich, brachten dem Vaterlande, und oft ihnen selber, gleich großes Unheil. Schon waren Veruntreuungen des öffentlichen Gutes, bei wachsendem Sittenverderbniß, nicht unerhört. Standesweibel entwichen mit obrigkeitlichen Geldern; Korn- und Zeughaus wurden beeinträchtigt; selbst der Staatsschatz erbrochen und bestohlen.

Schon früher hatte Amtmann Leodegar Meyer durch Landesverweisung den ungemessenen Aufwand büßen müssen, in welchem er einen großen Theil der Staatsgelder verpraßte. Bald nach ihm schaltete der Staatsseckelmeister Jost Niklaus Joachim Schumacher für sein Haus so verschwenderisch mit dem Gut des Landes, daß er diesem zweiunddreißigtausend Gulden vergeudete und auf ewig aus dem Gebiet gesammter Eidsgenossenschaft verwiesen wurde (1762). Den Sohn desselben, Namens Plazidus Schumacher, schreckte des Vaters warnendes Beispiel nicht vom wüsten Leben zurück. Erst verschwelgte er all das Seine; versank in Schulden; veruntreute dann, als Amtmann, die Herrschaft Heidegg; ging in österreichischen Kriegsdienst; lief wieder davon; strich im Gebiet seiner Vaterstadt und in der Nachbarschaft umher; hielt zu den Unzufriedenen, und machte sich ihnen durch unbesonnene Reden wichtig oder beliebt. Obwohl keine Spur des Aufruhrs zu erkennen war, erschrack doch der Argwohn der Regierung, weil sie sich ihrer Willkühren und Schwächen zu sehr bewußt war, um ihrem eigenen Volke zu vertrauen. Schumacher nebst einigen seiner losen Gesellen wurde eingefangen und aufrührerischer Anschläge angeklagt, obwohl er die Beschwerden der Mißvergnügten nur auf

althergebrachtem, gesetzlichem Wege hatte bittweise vorbringen wollen. Er wurde des Hochverraths angeklagt, und, obschon nicht überwiesen, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht (im Jahr 1764), zum Schrecken der Bürgerschaft und des Landvolks. Andere, die mit ihm gewesen, sandte der Richterspruch ins Elend.

Als nach einigen Jahren selbst die, welche den Tod Schumachers beschlossen gehabt hatten, ihrer voreiligen Furcht und Ungerechtigkeit inne wurden, wollte jeder den Vorwurf der Schuld von sich wälzen. Der Rathsherr Valentin Meyer, welcher das Verhör geführt, sollte, so sagte man nun, das strenge Urtheil am meisten herbeigeführt haben. Erst leise, dann lauter machten sich die Verwandten des Hingerichteten wider ihn auf. Jetzt erinnerte man daran, daß er der Sohn des weiland verbannten Leodegar Meyer sei, und wahrscheinlich in blutdürstiger Rache das Geschäft geleitet habe. Sogar diejenigen sagten sich feig von ihm los, welche mit ihm Verhör und Gericht und Urtheil gehalten und unterzeichnet hatten. Nun erhob sich wider ihn General Pfyffer siegreich, der damals Haupt der französischen Partei und Meyers Feind war, weil Meyer oft gegen Frankreichs verderbenvollen Einfluß geeifert hatte; nun Jeder wider ihn, der bisher seine Geistesgaben und Kenntnisse gefürchtet oder beneidet haben

mochte. Ihm, als helldenkendem Manne, eignete man die Abfassung einer Druckschrift zu, welche damals mit der Aufschrift zu Zürich erschienen war: „Ob es der katholischen Eidsgenossenschaft nicht zuträglich sein würde, die regulären Mönchsorden gänzlich aufzuheben oder einzuschränken?“ Das ward Klöster, Geißlichkeit und Nunzius zu den Haufen seiner Gegner. Eine scherzhafte Widerlegung jener Schrift, die er im Kreise vertrauter Freunde, nicht ohne Spott auf Klostergeißliche, vorgelesen hatte, wurde, als sie im Drucke erschien, mit lächerlicher Feierlichkeit zu Luzern durch Henkershand verbrannt, weil einer der Vertrauten ihn als deren Urheber treulos verrathen hatte.

Das Alles war genug, ihn zu verdammen. Er sollte als Opfer fallen. Um ihn schuldig zu finden, entbrach man sich sogar nicht, das öffentliche Vertrauen des Staats zu verletzen, die Heiligkeit des Postgeheimnisses zu entweihen, sein Haus zu überfallen und seine Papiere zu durchsuchen. Nachdem alle Gewaltthat eitel gewesen, Verbrechen zu entdecken, ward er auf seinem Landgut gefangen genommen, wo er, seiner Unschuld bewußt, frei und furchtlos wohnte. Dreiundvierzig Tage lang saß er verhaftet und wurde nicht verhört. Vergebens sprach für ihn im Rathe der biedere und muthige Schultheiß Keller, der weise Vaterlandsfreund Felix Balthasar und mancher andere

Unbefangene. Vergebens sandte Meyer selbst seine Vertheidigungsschrift an den Rath; dieser beschloß, sie nicht einmal zu öffnen. Vergebens mahnte der redliche Kasimir Kruß zum Vermitteln und zum Frieden. Meyer wurde zu fünfzehnjähriger Verbannung verurtheilt; hingegen jeder der ehemals wegen Plazidus Schumacher Verwiesenen oder mit den Galeeren Bestraften in Gnaden zurückgerufen (1770). Dann erst schlossen die Geschlechter-Parteien Friedensvertrag unter sich, indem man dafür hielt, alles Unheil in Luzern sei, nicht aus der Ungerechtigkeit, sondern daher entstanden, daß man gegen Genossen der Regierung und gegen Herrschergeschlechter nach dem strengsten Recht verfahren sei; man müsse schonen und zusammenhalten, sonst könne der Vorzug des Adels leicht an die Bürgerschaft übergehen.

Bald nach diesem haben die innern Rhoden des Appenzellerlandes, im blutigen Untergang ihres Landammanns Joseph Anton Suter, bewiesen, daß Freiheit und Recht des Bürgers so wenig im Schirm eines ganzen Volkes, als unter der Herrschaft weniger Adels- und Stadtgeschlechter geborgen stehe, wenn der Geist der Mäßigung und Gerechtigkeit vor den Umtrieben stolzer Selbstsucht und Rachgier gewichen ist.

Suter war Gastwirth zu Gonten, ein Mann von weniger Kenntniß, aber fröhlichem Mutter-

wig, wohlthätig gegen die Armen, liebreich gegen Jedermann. Darum hatten ihn die Appenzeller auch zum Landvogt vom Rheinthal gemacht, und ihn selbst dem Landammann Johann Jakob Geiger vorgezogen. Dieser hätte die Stelle gern empfangen, weil sie einträglich war, um sich für manches Opfer, das er schon gebracht, zu entschädigen. Und zwei Jahre nachher hatten die neun Rhoden des Landes den freundlichen Suter sogar zum regierenden Landammann erhoben, und seinen Nebenbuhler Geiger abermals zurückgesetzt.

Daß verdroß diesen und noch manchen Andern im Lande, der auch meinte etwas zu sein. Die machten im Stillen Partei gegen Suter. Auch viele reiche Leute wurden dessen Feinde, weil er gegen ein unbilliges Gesetz geeifert hatte, das den inländischen Gläubigern gegen Schuldner, die nicht zahlen können, den Rang vor ausländischen Gläubigern gab. „Denn", sagte Suter, „das ist ungerecht und schneidet das Zutrauen des Auslandes von uns ab, und macht, daß Keiner in unser Ländlein Geld hineinleiht." — Aber reiche Leute sagten: „Der Suter will nur fremde Leute begünstigen, er denkt gegen das Vaterland schlecht."

Suter bekümmerte sich nicht um die Reden der Leute, und that, was er konnte, dem Lande zum Nutzen. Von der Gemeine Oberried im Rheinthal erwarb er seinem Kanton das Zugrecht auf

eine der schönsten Alpen am hohen Säntisberg, wenn sie je feil werden sollte. Diese Alp hatten die Appenzeller einst in großer Geldnoth den Oberriedern verkauft. Als nachher ruchbar ward, daß beträchtliche Stücke der großen Säntisalp Fremden verpfändet wären, beredete Landammann Suter auf der Stelle den Landrath, die Alp schätzen, die Geldsummen anweisen, und den Besitz von der Alp ergreifen zu lassen.

Darin hatte er im Eifer zu viel gethan. Oberried klagte mit Recht gegen Innerrhoden vor der Tagsatzung; und der Landrath, des Schrittes reuig, zog sich zurück. Suter jedoch, eigensinnig und durch seine Ehren stolz geworden, mochte nicht nachgeben und wollte den Rechtshandel auf eigene Kosten führen. Da er ihn aber vor der Tagsatzung verlor (im Jahr 1775), und er heimkam, schämte er sich, die Wahrheit zu bekennen. Wie nun dennoch laut wurde, daß der Kanton Appenzell in die Kosten verurtheilt sei, und bis zur Auszahlung die Appenzeller Güter im Rheinthal in Beschlag genommen würden, obwohl Suter erklärt hatte, Alles zu zahlen, erhoben alle Widersacher des Landammanns lautes Geschrei. Und sein Amtsgenoß, Landammann Geiger, und der Landrath sprachen: „Es hat Suter die Regierung mit Unwahrheiten hintergangen und Innerrhoden bei allen Eidsgenossen in Schimpf und Schanden gebracht!“ Und

der Landrath, ohne ihn anzuhören, nahm ihm, dem Haupte des Kantons, das Landessiegel ab, entsetzte ihn aller Ehren und Würden und erklärte ihn in Zukunft jeglichen Amtes unfähig.

Da sprach Suter: „Zu Solchem habt ihr, meine Feinde, weder Fug noch Recht; die Landsgemeine soll richten zwischen mir und euch.“

Ehe aber die Landsgemeine zusammenkam, wurde das Volk auf mancherlei Weise von Suter berichtet. Auch die Kapuziner, wider ihn in Bewegung, gingen von Haus zu Haus, und mahnten, und sprachen von Suters geheimen Sünden und Verbrechen. Als nun Landsgemeine gehalten ward, erhob sich im Volke gewaltiges Lärmen für und wider den Angeklagten. Und man riß ihn mit Gewalt vom Stuhl des Landammanns, während hundert Stimmen für seine Unschuld sprachen.

Dann, da nach diesem der verlassene und gestürzte Mann Wallfahrt zum Gnadenbilde nach Einsiedeln that, wurde er in seiner Abwesenheit vom Landrath, als Störer der Religion, der Freiheit und des Friedens, auf ewig aus der ganzen Eidsgenossenschaft verbannt; sein Name an den Galgen geschlagen; sein Hab und Gut um Spottgeld zur Zahlung aller Kosten und Schulden verkauft; jeder seiner Freunde aus dem Rath gestoßen, und selbst seine treue Gattin, bei Verlust ihres Land- und Erbrechts, befehligt, ihn nicht

mehr Edemann zu heißen. Niemand vernahm den Grund so schwerer Strafen. Sogar das richterliche Urtheil blieb die Rechenschaft schuldig, nannte nur geringe Vergehen, sprach hinwieder geheimnißreich von Verbrechen, die es nicht bezeichnen möge, um Aergerniß zu meiden. Man blieb ungewiß, ob wirklich eine Schuld des Verbannten oder des Richters zu verhüllen war.

Der geächtete Greis lebte vielbeklagt am Bodensee zu Konstanz. Nach einigen Jahren flehte er um unparteiischen Richterstuhl und sicheres Geleit. Siebenzig Männer von Appenzell verbanden sich freiwillig, ihm das Geleit zu geben. Suters Bitten wurden aber verworfen; von den siebenzig Männern sogar vier der Entschlossensten zum Tode verurtheilt, zum Richtplatz hinausgeführt, jedoch aus Gnaden dem Henker zur Stäupung überlassen.

Von nun an Schweigen und Schrecken. Der Verbannte blieb in Konstanz. Zuweilen ging er in die äussern Rhoden, alte Freunde zu sehen. Da kam nach Jahr und Tag ein Mann in's Land, Baptista Rôt, der, weil er zu Suters Anhängern gehört hatte, ehrlos erklärt worden war. Als er ergriffen wurde, sagte er: der alte Suter werde in den äussern Rhoden Mannschaft, den Flecken Appenzell zu überfallen, und das Volk zur Freiheit aufzubieten gegen Geigers Partei. Er berief sich

ſogar auf Biedermänner, als Zeugen. Aber die Biedermänner ſprachen: „Er redet Unwahrheit.“

Dennoch ward ihm geglaubt; das Volk durch erſchreckende Sagen gegen den Verbannten gereizt; dann getrachtet, der Perſon des Geächteten habhaft zu werden. Es gelang auf ſchauerliche Weiſe. Man bediente ſich dazu ſeiner eigenen zu Appenzell vermählten Tochter, ging freundlich zu ihr, und beredete ſie trüglich, dem Vater zu ſchreiben, den Kronenwirth von Wald, einer Gemeine in Auſſerrhoden, zu beſuchen, man habe ihm wichtige und gute Nachricht zu geben.

Arglos folgte der Greis der Stimme ſeiner betrogenen Tochter. Man lockte ihn dann unter mancherlei Vorwand in's innerrhodenſche Dorf Oberegg. Da ward er überfallen, gebunden und auf offenem Schlitten nach Appenzell geſchleppt (9. Hornung 1784). Es war rauher Wintertag. Während ſeine Wächter ſich im Wirthshauſe zu Altſtätten erquickten, lag der greiſe Altlandammann betend draußen auf der Schleife. Der Sturmwind ſchüttelte den gefallenen Schnee aus ſeinem grauen Haar.

Er wiederholte vor dem Blutgericht das Zeugniß ſeiner Unſchuld. Dreimal in einem Tage auf die Folter geſpannt, wußt' er kein Verbrechen zu bekennen. Dennoch wurde der Stab über ſein Leben gebrochen. Zwanzig von den Richtern gaben

ihre Stimmen nicht dazu und verwahrten sich feierlich in den Büchern gegen Theilnahme an dem Urtheil. Aber es ward noch desselbigen Tages (9. März 1781) vollstreckt. Der alte Suter vernahm den Todesspruch mit aller Ruhe der Unschuld; mit aller Ruhe der Unschuld ging er zum Blutplatz. Da fiel sein Haupt.

56.

Unruhen und Volksaufstand im Kanton Freiburg.

(Vom Jahr 1781 bis 1790.)

Während noch im Appenzellerlande der Parteidaß Gährungen trieb, offenbarten sich gefahrvollere im Kanton Freiburg. Zu Stadt und Land waltete hier schon seit geraumer Zeit Mißvergnügen.

Hier hatten in frühesten Zeiten die Schultheiße und einige Richter das gemeine Wesen der Stadt und der mit ihr vereinigten umliegenden Gegend verwaltet, die noch heut die alte Landschaft heißt. In wichtigen Dingen entschied das zusammenberufene Volk. Als die Zahl des Volks zu groß geworden, wurde die höchste Gewalt einem Ausschuß weiser Männer übertragen, großer Rath geheißen. Zuerst erschienen Bürger der

Stadt und des Landes im großen Rathe, als Stellvertreter eines freien Volkes, nachher nur Edelleute und Patrizier, zuletzt nur Söhne gewisser Geschlechter.

Denn weil geschehen war, daß zwischen dem großen und kleinen Rath sich noch ein Rath der Sechsziger, als Zwischenbehörde, gebildet hatte, ging aus dem Sechsziger-Rath wieder eine neue Behörde mit großer Gewalt hervor, die heimliche Kammer (seit 1553), welche zu Aemtern wählen und ausschliessen konnte. Lange wurden aus allen vier Theilen oder Pannern der Stadt gleichviele Bürger in den Sechsziger- oder großen Rath genommen, endlich nur Söhne aus wenigen Geschlechtern, die man die Heimlichen hieß. Endlich verschloß man (1684) den übrigen Bürgern den Eintritt in die Reihe der heimlichen Geschlechter ganz und gar.

Von da an war Unwille bei den Stadtbürgern gegen die regierungsfähigen oder heimlichen Geschlechter geblieben, welche alle Aemter einnahmen. Und zwischen den Heimlichen ward zuletzt Spannung, weil unter denselben die adelichen vor den unadelichen Vorzug behaupten wollten. Schon hatte mit der Freiheit der Gemeinde der Gewerbsfleiß Kraft und Leben verloren. Ehe Freiburg noch die heimliche Kammer gekannt, brachten zahllose Tuchwebereien großen Wohlstand in's Land;

jährlich wurden über zwanzigtausend Stück weißer Tücher nach Venedig verkauft. Die Gerbereien hatten in einem Viertel der Stadt beinahe zweitausend Arbeiter gezählt. Das Alles war nicht mehr. Auch die Männer in der alten Landschaft gedachten ihrer freiern Vorzeit; denn nun sahen sie sich fast gemeinen Unterthanen gleichgestellt.

Obgleich schon mehrmals die Regierung mit Härte die demuthvollen Beschwerden sowohl einzelner Bürger, als ganzer Gemeinen, wie freche Neuerungen, zurückgewiesen hatte, glaubten doch einige Männer, bei fortdauernder Unzufriedenheit des Volks, die Klagen erneuern zu müssen.

In dem schönen Pfarrdorf La Tour de Treme wohnte ein in Wissenschaften und Geschichten des Vaterlandes wohl unterrichteter Mann auf einem ansehnlichen Gute. Er hieß Peter Nikolaus Chenaux und war wegen seiner Rechtschaffenheit und seines muthigen Sinnes dem Volke sehr beliebt. Er und seine Freunde, Johann Peter Raccaud und der Fürsprech Castellaz von Greierz, fanden aber, daß ohne eine ernste Bewegung alles Volks jede ehrerbietige Bitte vor der Regierung eitel sein würde. Sie sandten ihre Vertrauten umher in die Thäler und sahen Alle zum Beistand bereit.

Also wagte es Chenaux und begab sich eines Tages (3. Mai 1781) zur Stadt Freiburg, die Be-

ſchwerden des Landes vor dem Rath zu eröffnen. Fünfzig bis ſechszig bewaffnete Männer begleiteten ihn. Allein der Rath, ſchon von den unruhigen Bewegungen unterrichtet, hatte die Thore vor ihm ſchlieſſen, das Kriegsvolk verſtärken, die Bürger bewaffnen laſſen. Unterdeſſen ſcholl in allen Dorfſchaften wildes Aufruhrgeſchrei. Die Sturmglocken gingen. Das Felſenſchloß von Greierz ward ohne Blutvergieſſen durch die Landleute beſetzt; der Landvogt darin als Geiſel gefangen gehalten.

Als Chenaux den Aufſtand ſo allgemein erblickte, ward er kühner, ordnete die Volkshaufen in Rotten mit Anführern, und ſprach ihnen Muth ein. Noch einmal, doch vergebens, ſandte Caſtellaz ein Bittſchreiben an den Rath von Freiburg, auf die Klagen des Volks zu hören, oder die Entſcheidung des Streites ſchiedsrichterlichen Kantonen zu übergeben. Dies fruchtlos, ging Chenaux (4. Mai) mit mehr als zweitauſend fünfhundert meiſtens ſchlechtbewaffneten Landleuten gegen Freiburg zur Kapelle St. Jakob. Mit ſechshundert bis achthundert Mann ſtand er der Stadt zunächſt; die übrigen waren auf dem Wege zum Stadtthor de Bourgillon; fünfhundert lagen im Walde Seninberg am rechten Ufer des Saanenſtroms. Aus entfernteren Gegenden des Kantons rückten noch viele andere heran.

Da zog die Besatzung der Stadt mit kriegerischer Pracht hervor. Neben Freiburgs Fahnen wehte aber auch das Banner von Bern. Denn Bern, um Hilfe angerufen, hatte sogleich dreihundert Dragoner gesandt, die sich eben in den Waffen übten. Oberst Froideville, ein kluger und menschenfreundlicher Kriegsmann, war ihr Anführer.

Froideville redete die Empörer mit leutseligen Worten an, forderte Niederlegung der Waffen, verhieß Vergessenheit des Geschehenen und Entscheidung aller Klagen von der Regierung und den vermittelnden Kantonen. Mehr hatten die Landleute nicht verlangt. Sie waren bereit, auf Froideville's Ehrenwort die Waffen zu strecken. Als er aber Auslieferung ihrer Anführer begehrte, weigerten sie sich bedenklich.

Während der Unterhandlungen war indessen der Haufe des Landvolks umringt, und das schwere Geschütz vorgeführt worden. Als die Empörten dies sahen, streckten sie erschrocken das Gewehr. Wer da konnte, flüchtete. Diese Flucht brachte Schrecken über die hintern Haufen. Alle eilten zerstreut davon.

Unter den Flüchtenden war auch Chenaux. Einer von seinen eigenen Leuten, Heinrich Rossier, entweder aus Wuth über das mißlungene Werk, oder um sich das Wohlwollen der

Sieger zu verdienen, meuchelmordete ihn hinterrücks. Chenaux's Leichnam, dem Scharfrichter gegeben, ward von diesem zerstückelt, und sein Haupt an einem Spieß auf dem Thurm des Romonter Thors ausgesteckt. Castellaz und Raccaud, zur Viertheilung verdammt, entkamen durch die Flucht. Andere der Anführer wurden an Leib, Gut und Ehre gestraft.

Bern, Solothurn und Luzern hatten inzwischen noch mehr Kriegsvolk und vermittelnde Gesandte nach Freiburg geschickt. Die Landesregierung aber ließ verkünden, daß sie mit der ihr angebornen Huld alle Klagen der Gemeinden anhoren wolle; doch gab sie dem ganzen Lande zur Abfassung und Einreichung der Beschwerden nicht mehr als drei Tage Zeit. Ungeachtet der Kürze dieser Frist und ungeachtet alles Kriegsvolks, von dem die Stadt wimmelte, eilten zahlreiche Abgeordnete der Gemeinden nach Freiburg von nah und fern.

Allein die Untersuchungen dehnten sich von Monat zu Monat aus, ohne Entscheid. Da zog sich das getäuschte Landvolk mit seinen Erwartungen zurück und beweinte nur den Tod des Mannes, dessen Leben zum Opfer geworden war. Täglich ward Chenaux's Grab von Betenden umringt. Wallfahrten zogen dahin mit Gesang und Kreuz und Fahnen. Umsonst stellte die Regierung Wachen

mit scharfgeladenem Gewehr auf, umsonst verdammte der Bischof die Pilgerschaften zu Chenaux's Asche. Nichts konnte das dankbare Andenken des Volks an den Todten stören.

Auch die gemeine Bürgerschaft der Hauptstadt, vereint mit den vierundzwanzig Pfarreien der alten Landschaft, hatte unter diesen Umständen gehofft, ihre Rechte gegen die herrschenden Geschlechter mit besserm Glück gültig machen zu können. Sie begehrte nur freien Zutritt in die Urkundenkammer. Da lagen noch die geschwornen Briefe der Jahre 1404 und 1553, die auch gemeinen Bürgern und Insassen der Stadt Theil an Wahlen und Grundgesetzen gewährt hatten. Aber die Regierung sprach: „Aus euern Handwerks- und Zunftordnungen erkennet ihr sattsam eure Rechte!“ So zurückgewiesen, erwarteten Bürger und Landleute nur von den vermittelnden Kantonen Gerechtigkeit. Nach langen Ausgleichungsversuchen erschien plötzlich endlich die Erklärung von Bern, Luzern und Solothurn: „Wir werden mit aller Macht die bisherige Verfassung von Freiburg schützen; die Forderungen der Bürgerschaft sind grundlos und verfassungswidrig; doch ist der Landesregierung empfohlen, daß unter den heimlichen Bürgern der Adel keinen Vorrang habe vor Patriziern, daß die Beschwerde des Landvolks bald gemindert, und

jeder eingeschlichene Mißbrauch bald beschränkt werden möge."

Bestürzt hörten dies die Bürger (28. Heumond 1782) von den Kanzeln herab verkündet. Am Abend desselben Tages traten alle vier Panner der Stadt zusammen und zum Hause des Schultheißen Gady. Es sprachen im Namen der Bürger der Fürsprech Rey, der Notarius Guisolan, und Kaufmann Ignaz Girard. Der Schultheiß hörte sie mit scheinbarem Beifall ruhig an.

Wenige Tage nachher aber wurde Rey mit seiner Familie auf vierzig, Guisolan auf zwanzig, Girard auf zehn Jahre aus dem Lande verbannt; ja selbst der Sohn eines der Herrschergeschlechter, Emanuel von Maillardoz, wurde auf sechs Jahre verwiesen, weil er in einer Pannerversammlung gerufen: „Es sei billig, daß den Bürgern ihre Rechtsame wieder erstattet werden!" — Noch viele Andere hatten ähnliches Loos.

Inzwischen verminderte die Regierung doch klüglich die drückendsten Lasten des Landvolks, vermehrte die Zahl der heimlichen Bürger durch Annahme von sechszehn neuen Geschlechtern, und verhieß in Zukunft an die Stelle jedes aussterbenden Geschlechts drei neue zu ernennen.

57.

Unruhen im Bisthum Basel, im Waatlande und Bündnerlande.

(Vom Jahre 1790 bis 1794.)

Aber schon damals erhob sich in der Nachbarschaft des Schweizerlandes ein Sturm, der den Eidsgenossen und allen Thronen und Ländern des Welttheils Unglück weissagte. In Frankreich nämlich war durch üble Haushaltung ehemaliger Könige eine große Schuldenlast und Noth. Trotz drückender, schwerer Steuern und Abgaben hatte man jährlich 140 Millionen Pfund Geldes weniger, als zur Bestreitung der Zinsen und Landesbedürfnisse vonnothen sein mochten. Die reichen Klöster, Edelleute und Prinzen wollten daran nichts zahlen, und das erschöpfte Volk konnte nicht mehr. Am Hofe des Königs und der Prinzen, in Schlössern des Adels, in Abteien und großen Städten lebte Alles herrlich und in Freuden, in Ueberpracht und Wollust; der Landmann war indessen arm und elend daran. Nicht das Gesetz herrschte, sondern die Willkühr; nicht die Religion herrschte, sondern Spott und Unglaube unter den Hohen, unter den Niedrigen Aberglaube und Unwissenheit. Das mußte Unsegen über das Land bringen. Und er kam.

Es geschah, als der verschwenderische Hof nicht weiter hausen und das Volk nicht weiter zahlen konnte, daß Alles zu Grunde ging. Als der König einen Reichstag versammelte für Rath und Beistand, schaffte derselbe die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit ab. Das Volk erhob sich und zerstörte die Kerkerburgen. Die Schlösser der Zwingherren gingen in Flammen auf. Die Güter der Geistlichkeit wurden zu Staatsgut gemacht; sie waren dreitausend Millionen Pfund Geldes werth. Da flohen erschrocken die Prinzen, die Edelleute und Geistlichen in die Fremde; viele in die Schweiz, viele zu den Königen anderer Länder, deren Hilfe sie anflehten. Und als die Könige sich bewaffneten und drohten, griffen auch die Franzosen zum Schwert und sprachen: „Wir sind Meister in unserm Lande!“

Ueber diese Begebenheiten entzweiten sich die Meinungen der ganzen Welt. Die Regierenden oder Bevorrechteten in den Ländern sagten: „Die Franzosen haben großes Unrecht!“ Und die, welche mit ihren eigenen Regierungen und Herren unzufrieden waren, sprachen: „Die Franzosen haben großes Recht!“

So redeten in denselbigen Tagen auch die Leute des Bisthums Basel, besonders als ihr Gebieter und Fürst, der Bischof Joseph von Roggenbach, die Gemeinden des Hochstifts hin-

dern wollte, ihre gesetzmäßigen Landstände zu versammeln. Weil nun die Leute auf ihr Recht beharrten, rief der Bischof die eidsgenössischen Orte an, ihm beizustehen; und da diese Bedenken trugen, sich in seine Händel zu mischen, verlangte er (im Jahr 1791) vom Kaiser Kriegsvolk zur Besatzung. Basel und die übrigen Eidsgenossen wollten zwar Anfangs den Durchzug der Oesterreicher über Schweizerboden nicht dulden, liessen ihn aber endlich doch zu. Solches schien von keiner Gefahr zu sein, obgleich der Schutzredner der bischofbaselschen Landstände, Hofrath von Rengger, erklärt hatte, daß die Landstände, laut Vertrag (vom Jahr 1781) mit Frankreich, Befugniß hätten, eben so viel französisches Kriegsvolk zu berufen, als österreichisches da wäre. Inzwischen der Bischof hatte nun wieder die Gewalt in Händen. Rengger mußte flüchten, und Andere, die wie er dachten, wurden zum Pranger und ewigen Gefängniß verdammt, ohne Gnade.

Da brach ein Jahr nachher plötzlich (April 1792) der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich aus; und französische Kriegsmacht drang auch in's Bisthum ein, und vertrieb die österreichischen Besatzungen. Nun floh der Bischof erschrocken nach Biel; bald auch wieder von da hinweg. Niemand half ihm. Hätt' er nie mit seinem Volk gehadert!

Vorsichtig verschonten die Franzosen das Erguel und Münsterthal, weil beide mit Bern und Biel von alter Zeit in Schutzrecht und mancherlei Bund gestanden. Aber das Pruntrut und die Gegenden des Bisthums, welche dem deutschen Reiche näher verwandt waren, die wurden von den Franzosen besetzt. Und der Hofrath von Rengger kam wieder. Mit seinen Anhängern bewegte er das ganze Land. Die bischöflichen Beamten wurden verjagt, und die fürstlichen Einkünfte in Beschlag genommen. Weil der König von Frankreich aber durch sein eigenes Volk vom Thron gestoßen und sein Reich zur freien Republik gemacht worden war, pflanzte auch Rengger den Freiheitsbaum zu Pruntrut, das heißt, eine hohe Stange mit der rothen Kappe darauf, zum Zeichen der Landesfreiheit. Es versammelten sich um ihn die Abgeordneten der Gemeinden. Die schworen in ihrer Versammlung dem Bischof auf ewig, und auf ewig auch dem Kaiser und deutschen Reich (Nov. 1792) ab. Sie richteten ihr Ländlein zu einem Freistaat auf, den wollten sie Rauracien heißen.

Es entstand aber große Verwirrung. Denn Jeglicher wollte bei ihnen befehlen, Keiner gehorchen. Die Parteien verfolgten sich. Viele verlangten endlich Vereinigung des Landes mit Frankreich. Als nun Rengger und sein Anhang sahen,

sie könnten nicht länger aufrecht bleiben, gaben sie das Leben des vierteljährigen Freistaates dahin, und am 7. März des Jahres 1793 beschloß die Volksversammlung des Bisthums Basel Einverleibung in Frankreich. Und es geschah also. Nur Erguel und Munsterthal blieben noch, kraft ihres Schirmrechtes mit Bern, unversehrt.

Vielleicht wohl hätten die Eidsgenossen gern zu diesen Ereignissen ein ernstes Wort geredet; denn sie waren den Franzosen im Herzen feind. Aber im Gefühl der Schwäche, ohne Eintracht unter sich und mißtrauisch gegen Angehörige und Unterthanen, wagten sie nichts. Darum schwiegen sie zur Losreißung des Bisthums Basel, und entließen den Bischof mit höflichen Trostworten, als er vor der Tagleißung zu Frauenfeld die Vortheile eidsgenössischer Unparteisamkeit gegen Frankreich ansprach. Ja, als der Pöbel in der großen Stadt Paris den königlichen Palast daselbst gestürmt und die schweizerischen Leibwachen, welche dort in des Königs Lohn dienten, nach blutigem Kampf überwunden und ermordet hatte (10. August 1792), hörte man bei den Eidsgenossen kaum öffentliche Klage darüber.

Die Welt erscholl von Krieg und Kriegsgeschrei, von Empörungen, Niederlagen und Schlachten. Die Franzosen verkündeten Brüderschaft und Beistand allen Volkern, die sich frei machen woll-

ten. Ihren König Ludwig XVI. enthaupteten sie. Ihre Waffen drangen siegreich durch Savoien und Niederland und über den Rhein. Ringsum wälzte sich die große Gefahr näher gegen das Land der Alpenvölker.

Aber die Regierungen in den eidsgenössischen Städten trafen gegen die Gefahr keine Fürsorge. Sie glaubten sich geborgen hinter dem Schilde der Unschuld und Parteilosigkeit zwischen freiendenden Mächten. Sie hatten keine Waffen und rüsteten nicht; sie hatten keine Stärke und banden den ewigen Bund nicht fester. Jeder Kanton sorgte, wenig um die übrigen alle bekümmert, furchtsam und still für sich. Nur Freiburg, Bern und Solothurn vereinigten sich zu gegenseitiger Wachsamkeit, nicht wegen Gefahr und Gewalt von Aussen, sondern wegen der Unzufriedenen im eigenen Gebiete.

Bern hatte schon seit dem Jahre 1782 im Waatlande unausgeglichenen Streit über Steuern zur Herstellung von Hochstraßen zur Hauptstadt. Die Gemeinde Morsee hatte (1790) Urkunden gebracht, und wollte erweisen, das ganze Waatland wäre steuerfrei. Andere kamen und sprachen von andern Rechten, die Bern im Laufe der Jahrhunderte habe untergehen lassen. Allerlei Flugschriften weckten das Volk. Zu Lausanne, Vevay, Rolle und andern Orten tranken in lär-

merischen Versammlungen feurige Jünglinge auf das Glück der Waffen des befreiten Frankreichs. — Obgleich nirgends die öffentliche Ordnung durch solche Dinge gestört worden war, glaubte die Regierung von Bern doch grosses Ernstes einschreiten und durch heilsames Schrecken Schweigen gebieten zu müssen. Es erschienen Vollmächtige unter kriegerischer Bedeckung. Schuldige, auch wohl Unschuldige wurden verhaftet. Mehrere entflohen. Es verstummte das Waatland, doch mit Ingrimm. Denn die Entflohenen athmeten Rache. In Briefen und Flugschriften wandten sie das Herz ihrer Mitbürger von der lange verehrten Obrigkeit ab. Im rechten Augenblick milde, im rechten strenge sein, beim Besitze überlegener Stärke nicht übermüthig, in verzweifelten Lagen nicht feige scheinen, das ist die schwerste Kunst derer, denen Gewalt anvertraut ist.

Das ward auch im freien Bündnerland oft vergessen, wo die alten Volksparteien nicht um Verlust, sondern um Mißbrauch der Freiheit haderten. Hier hatten die vornehmsten Geschlechter des Landes, unter welchen vor allen das Haus der Herren von Salis hervorragte, seit langer Zeit die einträglichsten Aemter und Einkünfte des Landes genossen; so meistens die obrigkeitlichen Stellen im Veltlin, welche von den Bündner-Gemeinden alle zwei Jahre gewöhnlich den Meist-

bietenden verkauft wurden, dagegen die Käufer sich wieder im Unterthanenlande bereicherten, wenn sie Recht und Gerechtigkeit feil boten; so die Stellen der Hauptleute und Oberſten bei den Bündner-Schaaren im fremden Kriegsdienſte; so die Bündner-Zölle, des Staates einziges Einkommen, um geringe Pacht.

Als sich nun andere ansehnliche Geschlechter des Landes, und unter denselben die achtbaren Tscharner, Bawier und Planta, zusammenthaten, jenen den ausschließlichen Genuß so großer Vortheile streitig zu machen; als sie den Preis der Zollpacht von sechszehntausend Gulden auf sechszigtausend Gulden emportreigerten (im J. 1787); als sie begehrten, daß die Hauptleute im französischen Kriegsdienſte nicht nach Willkühr, sondern nach dem Dienſtalter, vorrücken sollten; als dazu kam, daß die bedrückten Unterthanen im Veltlin über unrechtmäßige Gewalt der feilen Amtleute und über Verletzung wohlhergebrachter Freiheiten Klage erhoben: geriethen beide Parteien in unversöhnbaren Groll wider einander. Sie klagten wider einander vor dem Volke.

Was irgend sich Böses ereignete, schrieb eine der andern zu. Als ein französischer Gesandter, Namens Semonville, durch das Veltlin nach Venedig reisend, hinterrücks gefangen und den Oesterreichern zugeschleppt ward (1793), verdäch-

tigte man die Salissche Partei der Verrätherei. Als Kornmangel im Lande entstand, ward die Planta'sche Partei verdächtigt, sie führte das Getreide den Franzosen zu: und das Volk (1794), gegen sie aufgewiegelt, erhob sich.

Es sandte jeder der drei Bünde zweiunddreißig Männer nach Chur. Die bildeten eine allgemeine Standesversammlung zur Untersuchung der Klagen. Die Planta'sche Partei rechtfertigte sich, lenkte dann gewandt den öffentlichen Unwillen wider ihre Gegner und forderte Bestrafung und Abschaffung der Mißbräuche. Ein unparteiisches Gericht verdammte viele der Angeklagten zu Rückerstattungen und Geldbußen, andere zur Verbannung aus dem Vaterlande.

58.

Geschichte von den Parteien und Gräueln in der Stadt Genf.

(Bis zum Jahre 1797)

Unterdessen ward vom gewaltigen Kriegssturm die halbe Welt erschüttert, und durch das Schwert der Schlachten Meer und Land mit Menschenblut gefärbt. Der Bund der Könige hatte Frankreichs

Zähmung und Frankreich den Untergang der Könige geschworen. Noch stand die Eidsgenossenschaft unangefochten zwischen den streitenden Mächten und mit bewaffneter Mannschaft an den Grenzen, mehr, um die Marchen ihres Gebiets zu bezeichnen, als zu vertheidigen. Aber jeder Freund des Vaterlandes zitterte für die Zukunft. Denn nie war Eintracht im Innern, nie Vertrauen zwischen Volk und Obrigkeit nöthiger, nie weniger vorhanden gewesen, als jetzt.

In Genf hatte seit hundert Jahren schon der Geist des Unfriedens gehauset. Der herrschsüchtige Ehrgeiz vornehmer Geschlechter war den Bürgern unangenehm. Vielmal kam es in der Stadt zu blutigen Aufläufen und Händeln. Zuerst, als die mißvergnügte Bürgerschaft klagte (im J. 1707), daß wenige Familien beständig im Besitz der höchsten Aemter ständen, daß der Rath nicht die Gesetze bessere, sondern lieber nach Willkühr schalte und in wichtigen Dingen die Gemeinde nicht mehr frage. Der Rath rief eidsgenössische Vermittelung, dann Besatzung von Bern und Zürich, und endete unter dem Schutz der fremden Waffen damit, die vornehmsten Fürsprecher bürgerlicher Rechtsame erhenken, erschiessen, beschimpfen und verbannen zu lassen.

Das vergossene Blut schreckte und erbitterte die Bürgerschaft, und erhöhte anderseits den Mo-

zen Trotz des Rathes also, daß er nicht Scheu trug, die alten Grundgesetze des Freistaates zu übertreten, und sogar eigenmächtig Auflagen auszuschreiben, um die Stadt noch stärker zu befestigen. Micheli Ducrest, einer des großen Rathes, sprach dagegen (1730), und laut mit ihm die ganze Bürgerschaft. Der Rath verdammte ihn zur ewigen Gefangenschaft, und Bern, unter dessen Schutz der Genfer lebte, vollzog das Urtheil an ihm zu Aarburg. Mehrmals kam es zu Aufständen; mehrmals vermittelten Zürich und Bern. Der Friede kehrte nicht wieder. Groll und Erbitterung der Parteien stiegen. Es ward selbst auf den Gassen mörderisch zwischen ihnen gefochten. Nachdem endlich Abgeordnete von Frankreich, Bern und Zürich (im Jahre 1738) durch ein Edikt die Anmaßungen des kleinen Rathes und der vornehmen Familien beschränkt und mancherlei andere weise Einrichtungen getroffen hatten, die von Rath und Bürgerschaft genehmigt worden waren, schien die Ruhe hergestellt.

Allein, als (im Jahre 1762) der Rath zwei Bücher durch Henkers Hand zerreissen ließ, welche Hans Jakob Rousseau, ein weiser Mann von Genf, geschrieben hatte, und ein Theil der Bürgerschaft dagegen Vorstellungen einreichte, welche der Rath nicht annahm, entwickelte sich neuer Groll in neuen Parteien. Die Einen nannten sich

Repräsentanten und sprachen: der Rath muß jede Klage, die wider ihn gerichtet iſt, annehmen und der Bürgerverſammlung zur Entſcheidung übergeben; die Andern nannten ſich Negatifs, und ſprachen: nein, die Bürgerverſammlung iſt keineswegs Richterin über den kleinen Rath. Der Zank über dieſe Angelegenheit gebar Zank über hundert andere, und es endeten die Verwirrungen und Zuſammenrottungen nicht, bis Bern, Freiburg und Frankreich abermals dazwiſchen traten. Fremde Einmiſchung zu meiden, verglichen ſich aber Rath und Bürgerſchaft (1768) ſchnell, und die Regierung geſtattete den Bürgern, bei jeder Beſetzung des großen Raths die Hälfte der neuen Mitglieder zu wählen, und jährlich vier Mitglieder des kleinen Rathes abrufen zu können, die dann nie wieder wahlfähig ſein ſollten; auch viele andere Rechte noch. Auch den eingebornen Inſaſſen, deren Väter ſchon ſeit alter Zeit in Genf gewohnt, und die den bürgerlichen Parteien immer beigeſtanden hatten, wurde mehr Gewerbfreiheit vergönnt, und daß die Regierung alljährlich einigen derſelben das Bürgerrecht ertheilen könne.

Doch dieſe Verſöhnung war von ſchlechter Dauer, weil ſie nur aus Furcht und nicht aus aufrichtigem Herzen geſchehen war. Es reute den Stolz der Regierungsfamilien, ſo viel nachgegeben zu haben. Sie wollten wieder Alleinherren

werden, und suchten den Beistand des französischen Hofes und machten das Wort wieder zweifelhaft, welches den Insassen gegeben war. Und der französische Minister Vergennes, welcher gern den blühenden Gewerbsfleiß von Genf zerstört und durch Auswanderungen nach Frankreich gelockt hätte, mischte sich ein. Er wiegelte die zahlreichen Insassen gegen die Volks- oder Repräsentanten-Partei durch allerlei schöne Verheißungen auf, um Zwietracht zu befördern und darin zu herrschen. Als dies die Partei der Repräsentanten wahrnahm, ergriff sie das Gewehr, besetzte die Thore und entwaffnete die Insassen. Doch war sie so klug, daß sie, um dieselben für sich zu gewinnen, ihnen alle früher gestatteten Vortheile aufs Neue zusicherte und ein Insaß fast gleiche Rechte mit dem Bürger erhielt. Das ward durch den Vergleich bestätigt, der das Edikt vom 10. Februar 1781 heißt.

Dieser Streich verdroß die Regierungsfamilien und deren Partei, die Negatifs, wie auch den französischen Hof. Letzterer, um Furcht zu erregen, ließ sechshundert Mann nach Versoy in die Nähe der Stadt rücken. Aber dadurch wurden Zürich und Bern beleidigt; denn den Franzosen gehörte die bewaffnete Gewährleistung des Vertrags von 1738 nicht zu. Die Eidsgenossen sagten sich von dieser Gewährleistung los. Als dies Frank-

reich ſah, wollte es auch nicht mehr damit zu ſchaffen haben, und ſagte ſich los. So blieben die Genfer frei, die Händel unter ſich ſelbſt abzuthun.

Da nun alle Parteien Kläger und Richter zugleich waren, und die Regierung hartnäckig fortfuhr, durch Liſt und Gewalt ihre alten Vorrechte zurückzugewinnen, brach der Haß der Bürger und Inſaſſen bald in Flammen aus. Die Regierung hatte unter die Soldaten der Beſatzung heimlich Granaten ausgetheilt. Aber Bürger und Inſaſſen ſtürmten die Stadtthore, mehrere Soldaten wurden getödtet, dann kleiner und großer Rath abgeſetzt und ein neuer aus der Repräſentanten-Partei erwählt. Viele von der alten Regierung flüchteten. Aber Frankreich und Bern ſprachen: „Nimmermehr dulden wir, daß eine Regierung ſich von Aufrührern ſprengen laſſe!“ Auch der König von Sardinien wurde bewogen, ſich der alten Regierung anzunehmen. Alſo rückte zugleich von Frankreich, Savoien und Bern Kriegsvolk vor die Stadt (Mai 1782). Nur Zürich bot keine Hand dazu. Genf, in ſich ſelbſt zwieträchtig, öffnete bald die Thore.

Nun gab Frankreich das Geſetz, und Bern half, daß die alte Regierung mit voller Macht hergeſtellt, die Partei der Negatifs ſiegreich, und die Burgergemeinde um viele ihrer bisherigen

Rechtſame gebracht ward. Als die Bürgergemeinde dies beſtätigen mußte, konnten kaum fünfhundert Bürger ſtimmen; denn alle Andern, weil ſie bei dem letzten Aufſtand thätig geweſen, ſtanden ausgeſchloſſen. Aber auch von den Stimmenden weigerten ſich hundert und dreizehn Männer, dieſe Vernichtung der Genfer Freiheit anzuerkennen.

Die Regierung, durch Bern, Sardinien und Frankreich geſchützt, verbot nun alle geſchloſſene Männergeſellſchaften, alle Waffenübungen der Bürger, alle Bücher und Flugſchriften über die neueſten Vorfälle, und verſtärkte die Beſatzung, nach Abzug des fremden Kriegsvolks, auf zwölfhundert Mann, wozu ſie auch ausländiſche Hauptleute nahm. So waren die Genfer in tiefe Unterthänigkeit gebracht. Viele wanderten traurig aus, mit Rache gegen die Unterdrücker in ihrer Bruſt; und von dieſer Zeit an verfiel Wohlſtand, Gewerbsfleiß und Handel von Genf, während bitteres Mißvergnügen im Innern der Stadt wohnte.

Ungerechtigkeit gedeiht nimmer, und die Liebe der theuern Freiheit wird nicht von Bücherverboten und Bajonetten vertilgt. Als die Regierung einſt (im Jänner 1789) den bedrängten Bürgern den Brodpreis erhöhte, brach wieder der lange verbiſſene Zorn des Volks aus. Die Bürger bewaffneten ſich ſo gut, wie ſie konnten, gegen die Soldner-Beſatzung, führten ſtatt der Kanonen

Feuerſpritzen mit ſiedendem Waſſer, und trieben die Herrenknechte zurück. Da erſchracken die Regierer, ſetzten den Brodpreis wieder herab, verſprachen die Staatsverfaſſung zu verbeſſern, die Beſatzung zu vermindern, die Stadtbürger wieder zu bewaffnen, die drückenden Abgaben aufzuheben, und diejenigen Inſaſſen, welche ſeit vier Geſchlechtsfolgen in der Stadt wohnten, zu Bürgern anzunehmen. — Das Alles geſchah. Bern und Zürich wurden erbeten, das alteidsgenöſſiſche Bündniß mit Genf wieder aufzurichten, und Freude herrſchte nun überall.

Die Regierung, hielt jetzt um ſo feſter und lieber mit den Bürgern zuſammen, ſeitdem ſie von Frankreich keinen Beiſtand mehr hoffen konnte, wo das Volk gegen den König aufgeſtanden war. Auch hatten die Landleute in den Dörfern, welche zu Genf gehörten und nur Unterthanen der Stadt waren, ſo wie auch die eingebornen Inſaſſen und die übrigen Hinterſaſſen oder fremden Einwohner von Genf begonnen unruhig zu werden und Gleichheit der Rechte zu verlangen. Wirklich kam es darüber mehrmals zu Händeln: doch ſtandhaft hielt die Bürgerſchaft zur Regierung. — Allein die Gährungen ſtiegen. Dazu trugen in Frankreich einige von den ehemals ausgewanderten oder verbannten Genfern bei, die ſich rächen und Ver-

einigung der Stadt mit Frankreich wollten. Auch der französische Resident in Genf, Namens Soulavie, wünschte dies, machte sich eine Partei und wiegelte unter der Hand Landleute, Hintersassen und Insassen auf, die Regierung und Verfassung umzustürzen. Alles müsse gleiche Rechte haben. Dazu kam Mangel an Verdienst und Arbeit beim gemeinen Mann, dem man versprach, die Reichen müßten geplündert werden.

Als sich nun eben damals das französische Kriegsheer, welches in Savoien und Italien eindringen wollte (im Herbst 1792), der Stadt näherte, bat Genf in großer Angst die Stände Bern und Zürich, kraft des Bundes, um Schutz. Die sandten sogleich Hilfsvolker, nahmen sie aber bald wieder zurück, als sich das französische Heer entfernte, und die Regierung von Frankreich Drohungen äusserte. Kaum waren die fremden Kriegsvölker entfernt, so bewaffneten sich (Dezember 1792) Insassen, Hintersassen und Landleute plötzlich und nahmen das Zeughaus ein. Es waren viele mißvergnügte Bürger mit ihnen. Sie setzten in einer erzwungenen Bürgergemeinde großen und kleinen Rath ab, und wählten statt dessen einen Sicherheitsausschuß, einen Verwaltungsausschuß und einen Nationalkonvent, um die Gesetze zu geben. — Damit war alle Ordnung niedergestürzt. Nun wurden die Lärmer und Schreier Herren. Wer

nicht mit ihnen hielt, hieß Aristokrat. Recht und Gerechtigkeit entflohen. Der Parteihaß raſete. Und wie in Frankreich zuletzt der blutdürſtige, plünderungsluſtige Pöbel obenauf kam: ſo wüthete er auch in der unglücklichen Stadt Genf den Meiſter und trieb ſeine wilde Ausſchweifung aufs Höchſte. Ruhe und Sicherheit verſchwanden.

Die Partei der ſogenannten Revoluzer, um die Partei der Ariſtokraten ganz zu vernichten, bemächtigte ſich endlich in einer Sommernacht (Juli 1794) des groben Geſchützes, der ganzen Stadt; ſchleppte bei ſechshundert der vormals achtbarſten Bürger, obrigkeitliche Perſonen und Gelehrte, in die Kerker; mordete einzelne, theils öffentlich, theils heimlich; ſetzte über die andern ein Gericht nieder, und dieſes ließ bei vierzig Perſonen hinrichten, bei hundert verbannen, die Güter der einen wie der andern einziehen, und die übrigen auf andere Weiſe durch ewiges Gefängniß, Zuchthaus, Verbannung und dergleichen Mißhandlungen abſtrafen. Dieſe gräßlichen Mordereien, Hinrichtungen und Räubereien dauerten zwei Jahre lang abwechſelnd, während die, welche die obrigkeitlichen Stellen eingenommen hatten, das Vermögen des Staates und der beraubten Bürger größtentheils verſchwelgten und verſchlangen.

Wie aber nachher in Frankreich der Sinn des Volks zahmer, die Regierung gemäßigter ward,

und in Genf die Gräuel der Unordnung allen Parteien gleich unerträglich wurden, vereinigten sich hier Alle mit Allen, die Ruhe hatten und Ordnung wollten. Da hörte das Unwesen auf. Die Verbannten kehrten zurück. Die Verfassung vom Jahr 1782 ward abermals hergestellt, laut welcher Alt- und Neu-Bürger, alte und neue Insaßen und Hintersaßen und Landleute, wenn sie auf Genfer Gebiet geboren waren, einerlei Rechte empfingen. Das geschah zu Ende des Jahrs 1786. Friede und Versöhnung wurden noch einmal verkündigt. Genf sah nach langen Stürmen die Ruhe wieder, aber nur auf kurze Zeit.

59.

Von der alten Landschaft St. Gallen, und dem weisen Abt Beda; auch wie am Zürichsee Unruhen ausbrechen.

(Bis zum Jahr 1797.)

Der schwere Krieg der Könige und Fürsten wider das französische Volk wüthete unterdessen immer furchtbarer, immer näher. Man hörte den Donner der Schlachten aus Italien, aus Schwaben und vom Rheine her, auf den Schweizerbergen. Aber die Obrigkeiten der Eidgenossen er-

schienen sorglos gegen die Gefahr, welche den Schwachen allezeit zwischen großen Nachbarn bedräut.

Die Fahnen Frankreichs wehten siegreich durch Savoien und Niederland, durch Lothringen und Holland und auf dem Boden der Deutschen. Und wohin sie getragen wurden, da flohen mit Entsetzen die Fürsten und Grafen und Junker; den unterthänigen Völkern ward Freiheit verkündet. Die Obrigkeiten der Eidsgenossen verhehlten ihren Haß und ihre Verachtung gegen die Sieger kaum; aber sie saßen in stolzer Sicherheit da, obwohl der Gährung auch hier täglich mehr ward und vieles Volk auf größere Freiheit hoffte.

Auch in des Abtes von St. Gallen alter Landschaft erhoben sich die Leute wider das oberherrliche Kloster; denn sie konnten es nicht mehr ertragen, daß sie um ihre Rechtsame gebracht und mit neuen und außerordentlichen Steuern und Beschwerden, Hofstattgeldern und Lasten der schmählichen Leibeigenschaft geplagt waren, während das Kloster dadurch immer reicher wurde, immer mehr Grundstücke an sich kaufte und Geistliche und Beamte der Abtei nichts zu den Abgaben beitrugen.

Fünf Gemeinden des Landes faßten Muth und redeten zusammen, welche gerechte Beschwerden sie dem Abte vortragen wollten. Bald schloß

ſich das ganze Amt Oberberg ihnen an. Die Menge derer, die, mit oder ohne Fug, über mancherlei Unbill ſeufzten, wuchs von Tag zu Tage, alſo, daß bei ſechszig verſchiedene Landesbeſchwerden kundbar wurden. Darauf vereinten ſich die Gemeinden, wählten Ausgeſchoſſene und hielten zu Goſſau Rath (im März 1795). An ihrer Spitze ſtand ein herzhafter, beredter und verſtändiger Mann, Johannes Künzli. Der leitete Alles mit vieler Klugheit. Geſammte Gemeinden unterſchrieben ihre Klagſchrift, worin die Beſchwerden zuſammengetragen waren, und überreichten ſie dem Abte.

Der Abt und Fürſt Beda Angehrn war ein weiſer und guter Mann. Er kannte die Noth des armen Volkes gar wohl, denn er ſelbſt war der Sohn eines Unterthanen der Abtei aus dem Dorfe Hagenwyl im Thurgau. Und er hätte den bedrängten Leuten gern geholfen; aber von allen Geiſtlichen des Kloſters dachten nur einzig zwei Männer wie er. Die Uebrigen eiferten wider das Volk, und ſprachen: „Das iſt franzöſiſcher Freiheitsſchwindel! Will das Volk nicht ſchweigen, ſo werden die Obrigkeiten der Eidsgenoſſenſchaft Hilfe ſchaffen, die uns ſchon oft gegen die Unterthanen beiſtanden.“ Und ſie widerſetzten ſich dem weiſen Beda, deſſen Tage ſie alſo trübten, daß er ſchon früher (im Jahr 1788) entſchloſſen gewe-

ſen wär, ſich ſeiner Würde zu entbürden. Doch hatte ihm Papſt Pius VI damals die Entlaſſung verweigert, und durch ein ſtrenges Mahnſchreiben (16. Auguſt 1788) das Kapitel zur Ruhe gewieſen. Sie unterhandelten und zogen die Sachen in die Länge, um das Volk zu ermüden.

Als der Fürſtabt ihre Argliſt erkannte, ſprach er zu den Mönchen: „Es iſt mit nichten an der Zeit, daß Obrigkeiten und Unterthanen zanken dürfen; ſondern ſie ſollen einträchtig ſein, wenn Noth und Gefahr von auſſen kommt. Darum, wollet ihr das Volk von euch ſtoßen, ſo werf' ich mich ihm allein in die Arme!"

Und er that es, gab dem Volke (Nov. 1795) große Rechtſame und das Befugniß, ſich Land- und Kriegsrath zu erwählen, Gemeindeverſammlungen zu halten, die Ortsbeamten ſelbſt zu ernennen, und die ewigen Laſten loszukaufen. Er hob die Leibeigenſchaft auf, und befahl, daß auch Geiſtliche und Amtleute zu den Abgaben ſteuern und die Klöſter keine Grundſtücke mehr kaufen ſollten. — Das brachte große Freude ins Land und Segen auf des weiſen Beda Andenken. Zwar genehmigten die Mönche der Abtei bald darauf den zwiſchen Volk und Fürſt beſchwornen Vertrag; doch nur zum Schein. So untreues Sinnes waren ſie, daß ſie faſt in derſelben Stunde (20. Jänner 1796) eine heimliche Rechtsverwahrung

gegen die rebellischen Unterthanen, wie ſie das Volk nannten, abfaßten und unterſchrieben. Damit gedachten ſie bei ſich, Alles zu entkräften, was ſie öffentlich verheißen hatten, und einſt wieder bei vortheilhaftem Anlaſſe zurückzunehmen, was ſie gegeben hatten. Auch die Eidgenoſſen, welche Schirmorte der Abtei waren, mißbilligten in ihrem Herzen die Milde des frommen Mannes gegen die Unterthanen. Doch beſtätigten ſie endlich ſein Werk (im Aug. 1797), als ſie es nicht hindern konnten.

Solche Dinge geſchahen zu derſelben Zeit, wie an beiden Ufern des Zürichſees die Landleute ebenfalls in Bewegung waren, alte vergeſſene Rechtſame ins Leben zu rufen. Doch dieſen gedieh das Unternehmen zu großem Schmerz und Verderben.

Wohl hatte Zürich immerdar gerecht und klug die unterthänigen Gemeinden des Gebietes beherrſcht, ſie in ehrfurchtvoller Unterwürfigkeit gehalten und durch gute Verwaltung das Land blühend gemacht. Nur ſelten hatte der Unterthan über Grobheit oder Gewaltthätigkeit, oder über Beſtechlichkeit geldgieriger Beamten zu klagen. Denn ſeit zwei tugendhafte Bürger aus der Stadt, die da hießen Hans Kaſpar Lavater und Heinrich Füßli, einſt den böſen Landvogt Felix Grebel zu Grüningen öffentlich wegen

ſeiner Ungerechtigkeit angeklagt hatten (1762), daß er mit Schmach das Vaterland verlaſſen mußte: wagte Keiner mehr, Seinesgleichen zu werden.

Aber ein anderer Kummer drückte das Land, beſonders die wohlhabenden fleißigen Leute am See; das war wegen des harten Zunftzwanges und ausſchließlichen Alleinhandels der Hauptſtadt. Denn auſſer den unentbehrlichſten Handwerkern in jedem Dorfe durfte der Landmann beinah keins treiben; auſſer mit Wein und Getreide keinerlei Handel führen; zu den vielverbreiteten Baumwollengewerben mußte er die rohe Baumwolle in der Stadt kaufen, und das daraus gewebte Tuch wieder dahin verkaufen. Selbſt was er für ſeine eigene Familie gewebt hatte, war er gehalten, erſt dem Stadtbürger zu verhandeln, und dann es von demſelben gebleicht und gedruckt wieder zu kaufen. Geiſtliche und weltliche Aemter blieben ihm verſchloſſen, denn die Stadt beſetzte dieſelben mit ihren Söhnen. Das Kind des Landmanns war dem Pflug und Rebmeſſer zugeſchrieben, oder half taglöhnend den Großgewerben der Hauptſtadt, und konnte ſich nicht aus dem Staub erheben.

Wie aber das franzöſiſche Volk, in ſeiner Freiheit ſiegreich geworden, keinen Unterſchied zwiſchen Bauer und Edelmann, Stadt und Land mehr kannte, wurden von dieſem Beiſpiel Viele am

Zürichsee ergriffen und begeistert, und sie sprachen unter einander: „Warum ist es nicht also bei uns? Dieweil wir freie Schweizer geheißen werden, sind wir in Knechtschaft der Stadt; ja in mancher Gegend noch Leibeigenen gleich.“ Und ihre Gemüther erhitzten sich in vielen Reden. Einige Männer des Dorfes Stäfa am See verbreiteten ihre Gedanken über das ewige Recht der Menschen und über die Verdienste des Landvolks um die Stadt, und glaubten, dafür könne Zürich endlich seinen Unterthanen wohl die Freiheit gönnen. Man setzte eine Denkschrift auf, sie der Landesobrigkeit zu überreichen, und begehrte darin allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit, gleiches Recht des Landmanns mit dem Stadtmann zu Aemtern und Stellen, und Loskäuflichkeit der Grundzinse, auch viel anderes noch (im Jahre 1794). Was aber begehrt wurde, konnte nicht ohne Zerstörung der seit Jahrhunderten bestandenen Innungs- und Zunftrechte und der jährlich beschwornen alten reichsstädtischen Ordnungen der Stadt gewährt werden.

Als sie diese Denkschrift von Gemeinde an Gemeinde umhersandten, deren Genehmigung zu empfahen, und sich aller Orten freudige Zustimmung verkündete, vernahm die Stadt das Treiben der Männer am Zürichsee. Alsbald wurden diejenigen, welche sich am geschäftigsten hervorgethan hatten, verhaftet, und wie Aufruhrstifter mit großer

Strenge bestraft, einige aus der Eidsgenossenschaft verbannt, viele andere mit Geldbußen belegt und ehr- und wehrlos erklärt (13. Jänner 1795).

Die Bestrafung so vieler Mißvergnügten machte die Menge der Mißvergnügten nicht kleiner, sondern größer. Doch gaben einige Herren des Raths in Zürich ihnen den Trost: „Zeiget ihr Siegel und Brief für Freiheiten, so ihr haben solltet und nicht genieſſet, wollen wir euch gern helfen.“

Darum traten bei der alljährlichen Volksversammlung zu Stäfa (im Mai 1795) vier der ältesten Männer hervor und sprachen: „Es ist uns von den Vätern gesagt, daß in den Gemeindeladen noch Briefe und Siegel vorhanden liegen, welche dem Volke Freiheiten beurkunden, die im Lauf der Zeiten verschollen sind. Lasset sie uns suchen und prüfen!“ — Obwohl Landschreiber und Vogt verboten, daß man von solchen Briefen und Siegeln rede, liessen sich die Leute nicht hindern. Und sie fanden in einer Mühle den ewigen Vertrag, welcher im Jahre 1489 errichtet worden war, als, am Tage der Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann, Stadt und Land vor das Schiedsgericht der Eidsgenossen getreten waren. Der Vertrag war nie aufgehoben, war feierlich von den Eidsgenossen gewährleistet und hatte allgemeine Gewerbs- und Handelsfreiheit anerkannt. Auch fanden sie einen Brief, welchen Bürgermeister,

Rath und die Zweihundert der Stadt Zürich nach dem Unglück des Kappeler Kriegs (1532) an das Land ausgestellt hatten. Darin waren diesem die frühern Freiheiten bestätigt, selbst Theilnahme am Regiment zugesagt worden.

Nun sandten die Gemeinen Stäfa und Küßnacht, Horgen, Thalwyl, Ehrlibach und andere, ihre Abgeordneten zu den Obervögten und Amtleuten, ehrerbietig fragend: „Ob jene Urkunden durch spätere Ordnungen aufgehoben, oder noch gültig wären?“ Aber man wies sie zurück, und die Regierung von Zürich wollte die Gültigkeit der alten Briefe weder bejahen noch verneinen, sintemal beides gleich gefährlich schien. Sondern die Sache der Seegemeinen ward nun als thätliche Meuterei behandelt, und wer sie angeregt, zur Verantwortung in die Stadt berufen.

Weil aber die Berufenen nicht erschienen, und zur Rechtfertigung solches Ungehorsams die Gemeinen, besonders Stäfa, erklärten: „Diese Einzelnen haben von uns keine Vollmacht, weder zur Verantwortung noch Unterhandlung: sondern wir bitten, diese öffentliche Angelegenheit des Landes mit uns selbst zu behandeln!“ gerieth die Stadt in großen Zorn. Sie rüstete kriegerisch. Alle Verbindung mit Stäfa ward unterbrochen. Viele dieses Orts wurden aus der Hauptstadt hinweggewiesen. Und eines Morgens (5. Juli 1795) in der

Sonntagsfrühe, als in Stäfa das Volk in der Kirche zum Gottesdienſt verſammelt war, rückten die Züricher mit dritthalbtauſend Mann und ſchwerem Geſchütz in das ruhige Dorf ein.

Darauf verkündete Zürich und ſprach: „Eure Briefe und Siegel ſind ab und todt. Denn der eine ward in Zeiten gegeben, da die geſetzliche Gewalt aufgelöſet war, und von den ſieben eidsgenöſſiſchen Orten ward er nur geſtiftet, um größeres Uebel zu hindern. Der andere aber galt nur für damalige Zeiten und Umſtände, und iſt mit denſelben erfüllt und geendet. Auch findet man nicht, daß im Lauf von drei Jahrhunderten eine Satzung jenes Spruchbriefes vollzogen, oder wegen Nichtvollziehung je eine Klage vom Lande erhoben worden wäre."

So ſprach Zürich. Die ſieben eidsgenöſſiſchen Orte, Bürgen und einige Zeugen des alſo vernichteten Spruchbriefes, wurden von den Seegemeinen angerufen. Sie ſchwiegen alle. Nur Glarus, dem Worte ſeiner Väter treu, mahnte Zürich an, lieber Recht als Gewalt zu üben, weil keinem Andern zu trauen ſei, als der Ueberzeugung, daß jeder Theil erlangt habe, was ihm von Rechtens wegen angehört.

Stäfa, nachdem entwaffnet worden, mußte, von Bajonetten umringt, feierlich den alten Eid der Treue ſchwören. Alle, die ſich in den Gemei-

nen für die Sache der Rechtsame thätig bewiesen hatten, wurden auf mancherlei Weise bestraft; die Einen mit ewiger, die Andern mit zehn- und zwanzigjähriger Gefangenschaft, Andere mit Zuchthaus, Andere mit Verbannung, Andere mit Schlägen, Andere mit großen Geldbußen. Die Gemeine Stäfa, nachdem sie mehrere Monden lang die Lasten kriegerischer Einlagerung getragen, hatte noch achtundsiebenzigtausend Gulden an die Kosten zu zahlen. Aber über dem Haupte eines ihrer ältesten und achtbarsten Bürger, des greisen Seckelmeisters Bodmer, wurde auf dem Rabenstein zu Zürich vom Scharfrichter das Schwert geschwungen, zum Zeichen, er sei des Todes würdig, weil er zuerst die Aufsuchung der Urkunden betrieben hatte. Dann ward er in den Kerker zurückgebracht, verurtheilt, darin Lebenslang zu schmachten.

Im Lande waltete nach diesem die Stille des Schreckens und der lauernden Begierde zur Rache.

60.

Untergang der alten Eidsgenossenschaft. Einbruch der Franzosen in's Land.

(Vom Jahr 1797 bis 1798.)

In der Fremde saßen nun viele von denen traurig, die zu verschiedenen Zeiten aus der Eids-

genoſſenſchaft verbannt worden waren, weil ſie allzukühn oder ungebührlich für Rechte und Freiheiten ihrer Mitbürger geredet oder gethan hatten. Mehrere derſelben traten zu den Häuptern des franzöſiſchen Freiſtaates, und ſprachen mit Rache im Gemüth: „Die, welche heut in den dreizehn Orten der Eidsgenoſſenſchaft herrſchen, haben uns aus dem Vaterlande verſtoßen; ſie ſind eure wie unſere Feinde von wegen der Freiheit. Sie wollen lieber Unterthanen, als Mitbürger, und dünken ſich kleine Könige und Fürſtlein. Darum halten ſie mit Königen und Fürſten im Stillen wider euch. Helfet dem Schweizervolk zur verlornen Freiheit; es rufet und erwartet euch mit offenem Arm. Freie Männer ſind der Freien treueſte Bundesgenoſſen.“

Solche Reden gefielen den Häuptern Frankreichs. Sie dachten im Herzen, das Schweizerland müſſe ein unvergleichliches Bollwerk Frankreichs und ein bequemes Thor werden, durch welches der Weg nach Italien und Deutſchland jede Stunde offen ſtehe. Auch wußten ſie von Schätzen in den Schweizerſtädten und wurden lüſtern darnach. Und ſie trachteten, den Obrigkeiten der Eidsgenoſſen beizukommen. Dieſe aber behutſam mieden jeden Anſtoß, erkannten Frankreichs freie Verfaſſung an und verwieſen aus ihren Gebieten die unglücklichen Fürſten, Prieſter und Edelleute, welche vor dem Grimm des franzöſiſchen Volks in die Thäler

der Schweiz geflohen waren und Zuflucht gefunden hatten.

Bald darauf aber kam der große Kriegsheld Napoleon Buonaparte und zog durch Savoierland nach Italien gegen des Kaisers Heeresmacht. Denn der Kaiser allein noch, sammt dem deutschen Reich und den Engländern, stritt wider Frankreich, weil die Könige von Spanien und Preussen schon Frieden eingegangen waren. Und in wenigen Monaten und in vielen Schlachten (im Jahr 1797) überwand der Buonaparte die ganze Macht Oesterreichs, schlug und erschreckte Italien von einem Ende zum andern, nahm die gesammte Lombardei, und zwang auch den Kaiser, Frieden zu machen. Die Lombardei erhob er dann zu einem eigenen freien Staat, genannt Cisalpinien.

Da dies im angrenzenden Veltlin, Cläven und Worms die Unterthanen des Bündnerlandes sahen, wollten sie viel lieber freie Bürger von Cisalpinien sein, als arme Unterthanen der Bündner bleiben. Denn ihre vielen Beschwerden und Klagen waren selten erhört worden. Buonaparte sprach aber zu den Bündnern zuvor: „So ihr diesen Leuten die Freiheit gebet, euch an Rechten gleich, mögen sie eure Mitbürger sein und bei euch bleiben. Ich ertheile euch Frist; bedenket es und sendet dann zu mir nach Mailand."

Doch im Bündnerlande konnten ſich die Parteien der Herren nicht verſtehen, und viele ſchrien: „Die Veltliner entweder als Unterthanen, oder gar nicht bei uns!“ — Wie nun die letzte Friſt zur Antwort verſtrichen war, und keine erſchien, ward Buonaparte voller Verdruß und Ungeduld, und verband Veltlin, Cläven und Worms mit Cisalpinien (22. Okt. 1797). Alles Eigenthum der Bündner in dieſen Landen iſt alsbald eingezogen und verſchleudert worden. Das machte in Bünden viele reiche Geſchlechter arm.

So ward die alte Grenze des Schweizerlandes ungerechter Weiſe geſchmälert; vier Wochen nachher auch derjenige Theil des Bisthums Baſel zu Frankreich geſchlagen, der bisher noch, wegen ſeiner Verbindungen mit der Schweiz, geſchont worden war. Darüber entſtand unter den Eidsgenoſſen große Beſtürzung. Aber noch größeres Unglück dräuete. Denn auch im Kanton Baſel murrte das Volk laut wider die Stadt: im Aargau regten ſich einige Städte für ihre altverbrieften Rechte gegen Bern, und das Waatland begehrte ſeine verlornen Freiheiten ungeſtümer, denn je, zurück. Auch hörte man, daß eine franzöſiſche Heermacht gegen die Schweizergrenzen anrücke zum Schutz der Waatländer. Dieſe hatten alte Verträge Frankreichs wegen Vermittelung an-

gerufen. Es ging aber Rede, Alles sei nur auf den Sturz der eidsgenössischen Obrigkeiten abgesehen, und die Franzosen wollten sich Meister des Landes machen.

Eilfertig rüsteten Bern und Freiburg Kriegsvolk, um durch Waffengewalt Waat und Aargau zu schrecken, daß dieselben schwiegen. Eilfertig versammelte sich zu Aarau eine Tagsatzung. Vieles wurde auf derselben geredet, nichts geleistet, weil die eidsgenössischen Orte weder unter einander selbst, noch ihren Völkern vertrauten. Das war ein großes Uebel, aber nicht von diesem Tage her. In Vorgefühl allgemeinen Unterganges schworen die Tagherren zu Aarau noch einmal den alten Bundesschwur (25. Jänner 1798) zusammen, doch ohne Zuversicht und Begeisterung der heldenmuthigen Alten. Denn als sie kaum geschworen hatten, kam ein Bote von Basel und sprach: „Sechshundert Mann des Landes sind in unsere Stadt eingezogen; die Burgen der Landvögte stehen in Flammen; die Unterthanen alle sind frei erklärt!“ Da ging Entsetzen über die Herren der Tagsatzung. Sie schieden plötzlich und mit Zittern auseinander.

Große Bewegung geschah darauf im Schweizerlande, als man der Obrigkeiten Furcht und Schwäche, und dabei deren Widerwillen gegen die Wünsche des Volks sah. In Schafhausen und

im Rheinthal, und im Toggenburg, und in der March, und in Wesen und Uznach traten die Ausschüsse der Landleute zusammen, sich selber zu helfen. Die welschen Vogteien jenseits der Berge pflanzten den Freiheitsbaum am Ufer des Tessin mit aufrührerischer Hand. Es ging bald die ganze Eidsgenossenschaft in Verwirrung und Auflosung auseinander. Die Obrigkeiten der Kantone, kraftlos, mißtrauisch und parteiet, handelten jede für sich, ohne Zusammenhang. Und für sich handelte jede Volkerschaft, aber in Meinungen und Wünschen zerfallen. Die Einen, in Unwissenheit und Rohheit, begriffen das Gähren der Zeit gar nicht und wollten der gewohnten Ordnung anhangen. Die Andern, mit größerm Wohlstand und Unterricht, begehrten Gleichstellung der Rechte zwischen Stand und Land. Andere forderten nur Wiedererhaltung ehemaliger verbriefter Freiheiten. Viele glaubten zwar, ohne Beistand Frankreichs sei nichts zu erlangen; aber die Mehrheit alles Volks verabscheute mit gerechtem Stolz die Einmischung gewaltthätiger Fremdlinge in vaterländische Dinge.

Inzwischen rückte eine große Kriegsmacht der Franzosen heran. Sie betrat unter ihren Feldherren Brune und Schauenburg den Boden der Eidsgenossen, und das Waatland verkündete sich im Schutz der Fremden unabhangig von Bern.

Da sahen die Regierungen des Schweizerlandes, daß nicht länger vorige Herrschaft zu behaupten sei. Luzern und Schafhausen sprachen ihre Unterthanen frei und verbanden sich mit denselben. Zürich ließ die Gefangenen von Stäfa los und verhieß Verbesserung der Verfassung zu Gunsten des Volks. Tausend Freudenfeuer brannten am Zürichsee in Thal und Berg, als der greise Bodmer aus dem Kerker der Stadt mit seinen Unglücksgenossen in die Heimath zurückfuhr. So war noch nie ein Lebender von seinem Volke im Schweizerlande gefeiert worden. Darauf erkannte auch Freiburg, daß nun kommen müsse, wofür Ebenauz geblutet hatte. Und der Rath zu Bern nahm zweiundfünfzig Männer des Landes, als dessen Stellvertreter, zu sich und sprach: Lasset uns zusammenhalten in der Noth.

Alle diese ungeheuern Verwandlungen und Umwälzungen waren das Werk von vier Wochen gewesen; alle zu spät. Bern zwar, mit Freiburg und Solothurn, stellten dem andringenden französischen Heer ihre Schlachthaufen entgegen. Es fehlte nicht an Muth, aber an Kriegszucht und Waffenübung und fähigen Hauptleuten. Von Glarus, Luzern, den Waldstätten und andern Orten kam schwache Hilfe, auch Landsturm, bunt bewaffnet, in verworrenen Haufen, Rosenkränze betend. Aber dieser Zuzug floh bei der ersten bösen Nach-

richt, ohne den Feind erblickt zu haben. Nun bereueten die Schweizer und ihre Obrigkeiten von Herzensgrund, daß ſie die Kunſt der Waffen und des Krieges verlernt hatten und in den Tagen des Friedens geglaubt, das müſſe immer ſo bleiben. Nun half ihnen kein Geld, kein Vornehmthun, kein eitles Weſen, kein Gebet, kein Roſenkranz. Denn der Himmel hilft nur denen ſtreiten, die für gerechte Sache zu ſtreiten und zu ſterben verſtehen; aber die Trägen in ihrer ſtolzen Sicherheit verſtoßt er.

So geſchah, daß ſchon am erſten Kriegstag (2. März 1798) des Feindes leicht bewegliche Schaaren Freiburg und Solothurn einnahmen, und am vierten (5. März) Bern ſelbſt. Vergebens hatten die Berner bei Neuenegg unter ihrem Oberſten Grafenried ſiegreich widerſtanden, vergebens im Grauholz blutig geſtritten. Nun Alles verloren war, flohen die bewaffneten Haufen des Landvolks verzweifelnd auseinander, ſchrien über Verrätherei, und erſchlugen viele ihrer eigenen Hauptleute.

Die Unglücksſtunde aller Schweizer war gekommen. Dennoch, auch in der Noth wurden ſie nicht eins. Jedes Kantönlein unterhandelte, rüſtete und ſorgte für ſich, uneingedenk der übrigen. Darum mußten alle verderben. Wo noch Obrigkeiten waren, welche die Freiheit ihrer Untertha-

nen zurückgehalten hatten, zauderten sie nicht länger, sondern sprachen dieselben mit Kleinmuth und Verzweiflung und Feierlichkeit aus. Man sah, gern hätten sie es nicht gethan.

Jetzt redete Frankreich gebieterisch und sprach: „Die Eidsgenossenschaft ist nicht mehr. Nun soll das ganze Schweizerland ein einziger Freistaat sein, mit einer einzigen Regierung. Die nehme, mit den gesetzgebenden Räthen, vom Volk erwählt, ihren Sitz in der Stadt Aarau. Jeder hat künftig gleiches Recht im Lande und vor dem Gesetz, er wohne im Dorf oder in der Stadt. Die Bürger in Urversammlungen ernennen ihre Verwalter, Richter, Obrigkeiten und Gesetzgeber. Die Regierung wählt, zur Vollziehung der Gesetze, Statthalter und Beamten in den Kantonen."

Und alles Land ward darauf in achtzehn Kantone zertheilt, die sollten ungefähr von gleicher Größe sein. Darum wurde das alte Gebiet von Bern in vier Theile geschieden, in Waat, Oberland, Bern und Aargau. Hinwieder verknüpfte man mehrere kleinere zu einem einzigen, wie Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zum Kanton Waldstätten, oder St. Galler-Land, Appenzell, Rheinthal zum Kanton Säntis, der also genannt ist vom höchsten Appenzellerberg. Ehemalige Unterthanenlande der Eidsgenossen, wie Baden, Thurgau, Lugano und Bellin-

sona, bildeten neue Kantone; Wallis auch wurde als ein solcher aufgenommen; Graubünden nur eingeladen zum Beitritt; hingegen Genf und Mühlhausen vom alten Verein losgerissen und dem Gebiet Frankreichs einverleibt.

So schalteten die fremden Sieger im Schweizerlande, welches von da an helvetische Republik geheißen ward. Und sie trieben große Brandschatzungen von den ehemaligen Hauptstädten ein, schleppten die aufgehäuften Schätze der Städte Bern, Zürich und Freiburg fort und entführten viele der alten Rathsherren, auch andere, welche dem Bestand der neuen Einrichtungen gefährlich schienen, in die französischen Festungen; und wieder andere achtbare Männer führten sie als Geiseln fort für die Geldzahlungen, welche sie von den reichen Städten forderten.

Aber die Völkerschaften des Gebirgs von Uri, Nidwalden, Schwyz und Glarus, uralter Freiheit Genossen, sprachen: „Mit Kampf und Blut haben unsere Väter das edle Kleinod der Unabhängigkeit gewonnen; so wollen wir es denn nicht verlieren, denn in Kampf und Blut!“ Und als sie an ihren Grenzen an der Schindellegi und auf dem Etzel im Angesicht der französischen Schlachthaufen standen, schworen sie den Bund der Todestreue mit ihrem Landshauptmann Alois Reding. Darauf ward herzhaft, doch ohne Glück,

gefochten bei Wollrau und an der Schindelberg; denn der Pfarrer von Einſiedeln, Marianus Herzog, welcher die Einſiedler auf dem Etzel befehligte, floh zaghaft von dieſem Berge. Allein Alois Reding zog ſein Kriegsvolk am Rothenthurm zuſammen, nahe am Siegesfelde von Morgarten. Da geſchah ein großes, blutiges Treffen. Die Hirten ſtritten, des Ruhmes ihrer Väter werth und ſiegreich, wie ſie. Dreimal erneuerten Frankreichs Schlachthaufen den Kampf; dreimal wurden ſie geſchlagen und verfolgt bis Aegeri im Zugerland. Es war der zweite Maitag. Bei zweitauſend Leichname der Feinde bedeckten den ſieggeweihten Boden. Ruhmreich auch kämpften die Waldſtätte folgendes Tages bei Arth. Aber die Kraft der Helden verblutete an ihren eigenen Siegen. Darum ſchloſſen ſie Vertrag und traten, mit Schmerz in der Bruſt, in die Gemeinſchaft der helvetiſchen Republik ein.

So endete der alte Bund der Eidsgenoſſen. Vierhundert und neunzig Jahre lang war er beſtanden; in vierundſiebenzig Tagen zertrümmert. Er fiel, einer Auflöſung nahe, doch keiner ſo ſchmählichen werth. Sein Kampf gegen Frankreichs welterobernde Heeresmacht glich dem Kampf des ſterbenden Greiſes, der mit erſtarrender Fauſt noch das Schwert nimmt, nicht mehr um den ſch-

ten Funken des Lebens, ſondern nur noch die Ehre zu verwahren.

Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felſenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergſchluchten offen, die weiten Seen, die reiſſenden Ströme durchgänglich, die Waffen der Zeughäuſer ſtumpf und die Geldſummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? — Lernet, ihr Gewarnten!

61.

Wie das Schweizervolk große Noth leidet, bis es ſich zu einer Eidsgenoſſenſchaft herſtellt.

(Vom Jahr 1795 bis 1803.)

Nachdem nun zwiſchen Jura und Alpen Alles gewaltſam oder von ſelbſt aus den gewohnten Ordnungen geriſſen war, ſprachen die einſichtvollen Bürger des Landes: „Es iſt großes Unglück über uns gekommen. Doch laſſet uns alles Uebel zu des Vaterlandes Beſtem wenden. Dieweil wir bisher vielerlei kleine Staaten geweſen, wurden wir uns ſelbſt fremd und feind; war jeder Kanton zu eigener Behauptung unmächtig, zu löblichen Anſtalten arm, zu großen Gemeinthaten hinderlich. Ein jeglicher ſchrumpfte in ſeinem Eigen-

nuth zuſammen; darum ging Alles am Ende in Zwieſpalt heillos aus. So werde denn nun das Schweizervolk eine einzige Familie mit gleichen Rechten, eine einzige Kraft mit gleichen Mitteln zur Freiheit von innen, zur Stärke nach auſſen, auf daß wir noch einmal unter den Völkern der Erde achtbar erſcheinen."

Aber die bildungsloſe Menge des Volks verſtand ſolche Rede gar nicht, und trauerte nur über die gebrochenen Gewohnheiten. Es hatte Unabhängigkeit und Freiheit gefordert, aber nicht dieſe Auflöſung in ein groſſes Ganzes begehrt, ſondern daß jede kleine Landſchaft, ja wenn auch jedes Thal, ein unabhängiges ſelbſtherrliches Kantönlein werde, das ſich einrichte nach eigenem Gefallen in ſeiner Landsgemeine, eidsgenöſſiſch den andern verwandt.

Und Alles, was ſich ferner begab, vergröſſerte den Schmerz und die Sehnſucht nach einer ſolchen vieltheiligen Eidsgenoſſenſchaft und vermehrte den Widerwillen gegen die beſtehende oder werdende Einrichtung der Dinge. Denn die neue Geſammt-Regierung, genannt Vollziehungs-Direktorium, ſtand zu Aarau ohne Anſehen und Vertrauen, fremd ſich ſelbſt und dem Volke, abhängig und entwürdigt von ihren eigenen Beſchützern, den franzöſiſchen Gewalthabern. Im Senat und groſſen Rath, aus Abgeordneten aller Kantone, haderten

Univ. Bibl. München

auch die Meinungen aller Parteien, die Begriffe des Pobels und des Schulweisen. Im Lande begegneten ſich dieſelben Parteien feindſelig, oft mit den Waffen in der Fauſt. Neue und alte Einrichtungen und Geſetze gebaren zerſtörenden Widerſpruch. Während für den Staat oft die nöthigſten Mittel ſeiner Erhaltung fehlten, oft die Beſoldungen der Beamten und Geiſtlichen, ſchwelgten die franzöſiſchen Machthaber, Feldherren und Kriegsknechte im ſchamloſen Ueberfluß auf Koſten des Landes und ſandten die geraubten Goldſummen nach Frankreich.

Darauf ſprach das Volk: So kann es nicht bleiben. Und die von ihren obrigkeitlichen Stühlen verſtoßenen Beamten der alten Zeit, und die Mönche, welche Aufhebung aller Kloſter fürchteten, und die Pfarrer, welche von ihren Beſoldungen verloren hatten, und die Kaufleute und Handwerker, die nicht mehr die Vortheile des Zunftzwanges und Alleinhandels in den Städten genoſſen, gingen umher, und ſtärkten durch ihr Murren den Unwillen des Volkes. Sie vertröſteten auf nahen Krieg Oeſterreichs mit Frankreich; dann müſſe mit aller Macht der deutſche Kaiſer unterſtützt werden zur Vertreibung der Franzoſen. Alſo ward das Volk mit der neuen Geſtalt der Dinge unverſöhnbar.

Daher, als alle Völkerſchaften aufgefordert

wurden, der eingeführten Landesverfassung den Eid der Huldigung zu leisten (Juli 1798), entstanden im Rheinthal, Oberland, Appenzell und andern Gegenden Unruhen und Empörungen. Sie wurden mit Gewalt gedämpft; am schrecklichsten in Nidwalden. Hier hatte ein Kapuziner, Paul Styger, nebst andern Geistlichen, die Leute zum wilden Widerstand entflammt, weil die Verfassung, von den Franzosen gebracht, ein Werk der Hölle sei. Sie waffneten sich gegen Schauenburgs anrückende Heeresgewalt. Furchtbar ward am See, furchtbar am Gebirge von einem kleinen Haufen Hirten gegen die Uebermacht drei Tage lang gestritten. Drei- bis viertausend Franzosen starben hier erschlagen, ehe die übrigen ins Land drangen. Dann aber wurden durch ihre Wuth Stanstadt, Ennenmoos und Stanz ein Raub der Flammen; Männer, Weiber, Kinder, Geistliche, die nicht flüchten konnten, gnadenlos niedergemetzelt. Fast vierhundert Nidwaldner kamen so, unter allen Gräueln, ums Leben (9. Sept. 1798).

Und als bald darauf die Regierung, die ihren Sitz von Aarau, weil es zu eng geworden, nach Luzern verlegt hatte (4. Oktober), Auflagen und Einschreibungen der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste angeordnet hatte, erhoben sich neue Unruhen in den Kantonen Bern, Luzern und anderer Orten. Viele junge Leute flüchteten ins

Ausland, um nicht unter den helvetischen Milizen, nicht unter den achtzehntausend Mann dienen zu müssen, die für Frankreich geworben wurden.

Endlich erneuerte der deutsche Kaiser den Krieg gegen Frankreich. Schon hatte einer seiner Heerhaufen (19. Okt.) das Bündnerland besetzt, aus welchem diejenigen geächtet flohen, welche zur Vereinigung mit Helvetien aufgefordert hatten. Dann, als bei Stockach in Schwaben die Franzosen eine große Niederlage erlitten (21 März 1799); als siegreich die Macht Oesterreichs in die Schweiz vordrang, unter zahllosen Gefechten; als erschrocken vor dem Herannahen des Feindes die helvetische Regierung sich in Luzern nicht sicher dünkte und ihren Sitz nach Bern (31. Mai) verlegte: da bewegten sich die Parteien des Landes mit neuem Leben und neuer Wuth. Schweizer stritten unter Oesterreichs, Schweizer unter Frankreichs Fahnen wider einander. Aufstände und Empörungen, bald wegen Aushebung junger Mannschaft, bald zur Begünstigung der österreichischen Waffen weit umher, zu Flawyl und Mosnang im Säntis, zu Menzingen und Rynach im Aargau, zu Ruswyl im Kanton Luzern, zu Murten und in andern Gegenden Freiburgs, zu Schwyz, wo man die Franzosen erschlug oder verjagte, zu Lugano und zu Uri, im Wallis und zu Aarberg und in mehrern Landschaften

noch. In den Thälern, auf den Höhen der Alpen, an den Seen und über den Wolken ward indeßen von fremden Heeren gekämpft; da rauchte Schlachtfeld bei Schlachtfeld. Roß und Mann zogen über Berglämme, die einst nur der Gemsjäger kannte. Abwechselnd von Deutschen und Franzosen ward Graubunden, ward das Gebirg der Rheinquellen genommen und verloren. Bis zur Stadt Zurich und von da bis zum Gotthard links, und bis zum Rheine rechts (im Juni) schritten erobernd die Fahnen der Oesterreicher vor; zu ihnen ließen noch Russen und Volker Asiens. Solches Elend, wie damals, hatte das Schweizerland seit den Tagen der Römer, Allemannen und Burgunden nicht erfahren.

Nun hofften viele der alten, zurückgesetzten Obrigkeitsglieder baldige Wiederherstellung ihrer vergangenen Herrlichkeit. Auch versuchten sie es unter dem Schutze der österreichischen Waffen hie und da. Selbst der neue Abt von St. Gallen, Pankratius Forster, kam, stellte die Knechtschaft des Volkes her, wie sie nicht einmal vorher gewesen, trieb die vor drei Jahren dem Volke ausgestellten Befreiungsurkunden durch Dragoner ein, und erbrach und entführte die Urkundenschätze der alten Landschaft. Doch verspürte er bald, wohin Gewalt ohne Gerechtigkeit bringt; auch die Städte Zürich und Schafhausen erkannten,

das Volk sehne sich nicht nach ehemaliger Unterthänigkeit zurück.

Und als der französische Kriegsheld Massena in der ungeheuern Schlacht bei Zürich (25. September) obsiegte, und im Gebirge die russische Macht zertrümmerte, welche Sumarow, der Feldherr, aus Italien über die Alpen gebracht hatte, ward Alles wieder zur helvetischen Staatsordnung zurückgeführet, selbst bald nachher das Bündnerland (Juli 1800).

Inzwischen erkannten die obersten Landesbehörden zu Bern selbst, daß solche Ordnung der Dinge nicht bestehen und wohlthun könne. Daher sannen sie auf verbesserte Einrichtungen. Allein ihre Meinungen blieben immerdar entzweit. Mehr auf die Personen, als auf die Sache achtend, stürzten sich abwechselnd die Parteien, also daß keine lange am Ruder blieb, und keine dem Vaterlande half.

Erst lösete die gesetzgebenden Räthe zu Bern (7. Jänner 1800) das Vollziehungsdirektorium auf, und machten eine neue Verfassung und Regierung, die den Namen Vollziehungsausschuß empfing. — dann nach sieben Monaten löste eben so gewaltsam der Vollziehungsausschuß hinwieder die gesetzgebenden Räthe (7. August 1800) auf, und berief einen neuen gesetzgebenden Rath, und

die Regierung nannte sich Vollziehungsrath. Dann nach einem Jahre wurde eine allgemeine helvetische Tagsatzung in Bern versammelt (7. Sept. 1801), eine bessere Landesverfassung für die Schweiz zu schaffen. Als diese aber darüber uneins ward und sich trennte, lösete ein Theil des gesetzgebenden und des Vollziehungsrathes die Tagsatzung gewaltthätig auf und führte eine Verfassung ein mit Senat und kleinem Rath (28. Oktober 1801). An die Spitze des kleinen Raths ward der Sieger bei Rothenthurm, Aloïs Reding, als erster Landammann der Schweiz, gestellt, weil sein Name, vor Allen, dem Schweizervolk theuer war. Als dieser aber weder das Vertrauen der französischen Regierung, noch derer gewinnen konnte, welche die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge hafften, ward der Senat eigenmächtig vom kleinen Rath beseitigt (17. April 1802) und Aloïs Reding entlassen. Achtbare Männer, berufen aus allen Kantonen, mußten dann eine neue Verfassung entwerfen. Sie ward abermals eingeführt, ein Senat und Vollziehungsrath dazu, an dessen Spitze, als Landammann der Schweiz, Dolder, ein geschmeidiger Staatsmann, gestellt.

Jedoch das Schweizervolk sah diese ewigen Aenderungen und Umwälzungen der obersten Behörden gleichgültig an, durch welche Gesetz und Ordnung, statt befestigt zu werden, täglich hal-

tungsloſer wurden. Es ſeufzte über die endloſen Verwirrungen, über die Steuern und Abgaben, über die Unfugen der franzöſiſchen Kriegsknechte im Lande. Empörungen und Unruhen hörten nicht auf. Wallis beſonders verging unter der räuberiſchen Gewaltherrſchaft der franzöſiſchen Feldherren und Soldaten, denen es preisgegeben war. Um eine Straße über die Alpen nach Italien zu behalten, wollte Frankreich das Wallis losreiſſen.

Ein einziger Wunſch lebte in geſammten Volkerſchaften des Schweizerlandes unwandelbar fort: daß jeder Kanton ſein eigenes Hausweſen ſelber beſtellen könne, jeder frei, in einer neuen Bundes- und Eidsgenoſſenſchaft, unabhängig von franzöſiſcher Gewalt, befreit vom fremden Kriegsvolk und alter Unterthanenſchaft.

Da nun endlich zu Amiens zwiſchen Frankreich und den übrigen Kriegsmächten Friede geſchloſſen worden war, und dem zufolge die franzöſiſchen Beſatzungen aus der Schweiz in ihr Land heimkehrten (August 1802), erhob ſich der Geiſt der ſchweizeriſchen Parteien und Volkerſchaften mit neuer Macht. Wallis bildete ſich zu einem eigenen Freiſtaat. Uri, Schwyz und Unterwalden waffneten gegen die helvetiſche Regierung. Die Stadt Zürich ſagte ſich auch von

dieser los. Basel und Schafhausen folgten dem Beispiel. Aus dem Aargau zog Landsturm gegen Bern. Die helvetische Regierung, obschon nicht ganz wehrlos, floh nach Lausanne, während zur Herstellung der alten Eidsgenossenschaft sich in Schwyz eine Tagsatzung versammelte (September 1803). Die schwachen helvetischen Kriegsschaaren, im Sold der Regierung, aus dem Innern des Landes zurückgetrieben, folgten ihr in das Waatland nach. Ueberall rüsteten die Parteien; rüsteten die Städte zum Sturz der Gesammtregierung; rüsteten die Landleute für ihre Freiheit gegen die Ansprüche der Städte; rüsteten die Waatländer zum Schutze der helvetischen Einheit und Freiheit. Allgemeiner Bürgerkrieg stand dem Ausbruch nahe. Schon floß Blut. Da wandte das gewaltige Oberhaupt des französischen Volks, Napoleon Buonaparte, den Blick auf die Schweiz. Er gebot Frieden. Beim Wiedererscheinen seiner Heergewalt (21. Oktober) streckten alle Parteien die gezuckten Waffen, und riefen ihn an, daß er ihr Vermittler werde; denn sie selbst vertrauten einander nicht.

62.

Napoleon Buonaparte gibt den Schweizern eine Vermittelungsurkunde.

(Vom Jahr 1803 bis 1813.)

Also beschied er Abgeordnete von allen Kantonen und Parteien zu sich in die Stadt Paris; da hörte er sie an. Und nachdem er sie wohl verstanden, schlichtete er ihren Hader durch sein mächtiges Wort, also daß er nicht ansah die Person, sondern die Sache. Darum hielt er weder zu den Stadtgeschlechtern, welche Herrschaften und Unterthanen begehrten, noch zu denen, welche begehrten, daß das ganze Schweizerland ein ungetheiltes Gemeinwesen sein solle, mit einerlei Gesetz und Gesammtregierung über Alle; sondern er hörte die Stimmen der Volksmehrheit, welche wollte, es müsse ein jeder Kanton Herr für sich und Stadt und Land an Rechten und Freiheiten einander gleich sein. Napoleon Buonaparte war aber ein kluger Herr und dachte: „So ich dem Volke dies erfülle, wird es zufrieden sein; das Schweizerland aber wieder in sich selbst zerstückelt, allezeit uneinig, schwach und meiner Leitung hinfällig bleiben!“

Demnach vermittelte er und stellte den Schwei-

zern (19. Horn. 1803) die Urkunde seiner Vermittelung aus, die sollte ein Grundgesetz bleiben für Alle. Jeglichem Kanton war darin seine Verfassung gegeben. Und er sprach: „Es soll fortan eine neue Eidsgenossenschaft bestehen aus neunzehn Kantonen, nämlich den dreizehn alten, und den Kantonen Bünden (mit Rhäzüns und Tarasp, aber ohne Veltlin), Aargau (mit dem Frickthal), Waat, St. Gallen, Thurgau und Tessin (den ehemaligen ennetbirgischen Vogteien). Es soll keine Stadt, keine Familie mehr ein Vorrecht und kein Kanton Unterthanen haben; sondern jeder Schweizer zu Stadt und Land genießt gleiches Recht, hat Freiheit des Gewerbs und der Niederlassung im ganzen Schweizerland, wo er will, und es soll ihn Niemand stören. Angelegenheiten gesammter Eidsgenossenschaft werden abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern auf der Tagsatzung behandelt. Das Haupt des jedesmaligen Vororts heißt Landammann der Schweiz, leitet die Geschäfte und verkehrt mit den Gesandten auswärtiger Mächte. Uebrigens ist jeglicher Kanton selbherrlich mit eigenem Gesetz und eigener Obrigkeit."

Als nun demzufolge jeder der neunzehn Kantone eingerichtet war und die helvetische Gesammtregierung, von Lausanne nach Bern zurückge-

kehrt, sich aufgelöset hatte, rief Buonaparte auch sein Kriegsvolk wieder aus der Schweiz zurück.

Fast überall stellten die Volkerschaften der Schweiz ihr Hauswesen, kraft der neuen Ordnung, friedlich auf, und leisteten ihre Huldigung. Nur im Kanton Zürich verweigerten mehrere Gemeinden trotzig den Eid, besonders in den Bezirken Horgen und Meilen; die klagten über Erschwerung des Loskaufes von Zehnten, Grundzinsen und andern Lasten. Sie hörten keine freundliche Vorstellung an, sondern mißhandelten unschuldige Beamte, liessen das Schloß Wädenschwyl in Flammen aufgehen (24. März 1801) und griffen zu den Waffen. Die lange Verwirrung voriger Jahre hatte zu gesetzloser Selbsthilfe verwöhnt. Doch eiliger Zuzug benachbarter Eidsgenossen, vereint mit den Getreuen des Kantons Zürich, dämpfte nach kurzen Gefechten bei Oberrieden, Horgen und auf Bocken die Empörung schnell. Der Hauptmann derselben, Johann Jakob Willi, ein Schuhmacher von Horgen, und andere der vornehmsten Theilhaber, wurden mit dem Tode, andere mit Gefangenschaft, und zweiundvierzig feldbare Gemeinden mit einer Kriegssteuer von mehr denn zweimalhunderttausend Gulden bestraft.

Es war aber gut, daß dieser Funke schnell gelöscht ward, ehe er zu einer Flamme wurde, die

über das ganze Schweizerland schlug. Noch standen aller Orten und Enden die Parteien unversöhnt, und jede dachte: stürzt die neue Ordnung um, stehen wir andern oben auf. Noch murreten die Freunde der helvetischen Einheit, denn ihnen mißfiel die eidsgenössische Zerstückelung des Landes. Es murreten die Klöster, weil ihr Dasein unsicher schien, und Pankratius, der Abt des ehemaligen Klosters St. Gallen, schalt öffentlich die St. Gallischen Landschaften rebellische Vasallen des deutschen Reiches, und gedachte sein Stift mehr durch Zwang und Troh, als auf rechtlichem Wege, herzustellen. Es murreten viele Landleute, die lieber Landsgemeinden gehabt hätten, gleich den Urkantonen. Es murreten viele Patrizier und Stadtgeschlechter, weil sie ihre Vorrechte verloren sahen, und weil die Landleute nicht mehr ihre Unterthanen waren.

Doch die Mehrheit der Volkerschaften begehrte ernstlich Ruhe und Frieden, und hielt fest an dem, was bestand, und an der Freiheit, die gewonnen worden. Also verstummte der eitle Zorn der Einzelnen, und Alle fürchteten sich vor dem Ernste des gewaltigen Vermittlers, vor welchem selbst Könige zitterten. Denn Napoleon wuchs an Macht und Hoheit so sehr, daß er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte und mit seinem Schwert die halbe Welt erschreckte.

Darum blieb Stille im Lande, und es folgte eine lange Reihe friedlicher und freudiger Jahre. Die Zeiten der Umwälzung und bürgerlichen Kriege hatten die Kraft der Schweizer erweckt. Sie bewegten ſich mit neuem Leben, wie zuvor nie geſehen worden. In den Stürmen unter einander bekannt geworden, ſtanden ſie einander nicht mehr fremd, wie vorzeiten. Was einem Kanton widerfuhr, das rührte jetzt den Sinn aller. Vielerlei Schriften, Tagblätter und Zeitungen, vorzeiten von ſcheuen Regierungen unterdrückt, belehrten das Volk von wiſſenswürdigen Dingen, zogen die Aufmerkſamkeit desſelben zu den öffentlichen Angelegenheiten und nährten und verbreiteten einen vormals unbekannten Gemeingeiſt. Schweizer aus allen Kantonen bildeten Geſellſchaften zur Beförderung gemeinnütziger Sachen, zur Erhebung der Wiſſenſchaften und Künſte und zur Stärkung der Eintracht oder Vaterlandsliebe. Ein ewiges Denkmal dieſes großen, nie vorher alſo geoffenbarten Volksgeiſtes ward der Linthkanal. Schweizer brachten aus allen Kantonen freiwillig beinahe eine Million dar, um die beſumpften Ufergegenden des Wallenſees trocken zu legen, von denen bisher Armuth, Elend und Fieberſeuchen ausgegangen waren. Nicht minder that ſich die Eidsgenoſſenliebe herrlich kund, als herbſtliche Regengüſſe einen Theil des Roßberges ob Goldau im Kanton

Schwyz unterfressen hatten, daß er eines Abends urplötzlich (2. Sept. 1806) mit dumpfem Krachen niederstürzte. Goldau, Lowerz und zahlreiche Hütten wurden unter Felsenschutt tief vergraben mit Hunderten von glücklichen Menschen. Noch siehst du die Wüste; einst war es ein blühendes Thal.

Das überall freie Volk, seit es nicht mehr als unmündig behandelt ward, regte sich mit frischem Muthe, trieb mit neuer Lust Gewerb und Handel, Viehzucht und Ackerbau; nirgends beengt, wie ehemals durch Zunftzwang und Sperrung eines Kantons gegen den andern. Die Theilnahme aller Bürger an Landessachen nöthigte die Regierungen zur Milde und Gerechtigkeit, zur Verbesserung schlechter Gesetze und zur Beförderung löblicher Anstalten und Einrichtungen. Das Volk wollte frei sein; aber ohne Einsicht und Stärke ist kein Volk unabhängig. Darum wurden die Schulen des Landes vermehrt und verbessert; denn nur der Verständige versteht, sich selber und Andern zu helfen. Darum wurde das Kriegswesen der Eidsgenossen neu gestaltet, auf daß zu jeder Stunde ein streitbares Heer die Grenzen wider Fremdlinge decken könne. Binnen einem Jahrzehend ward im Schweizerlande mehr Löbliches gestiftet und vollbracht, als sonst in einem Jahrhundert.

Der gewaltige Vermittler, Napoleon, Kaiser der Franzosen, welcher in unüberwindlicher Macht Könige von ihren Thronen stieß, alte Reiche zertrümmerte und neue Kronen schuf, als wäre er ein Herr der Welt, schonte zwar des Schweizerlandes freundlich. Doch seine ewigen Kriege lähmten den Handel der Eidsgenossen mit andern Völkern; das drückte Viele, und mehr noch der Vertrag, kraft dessen ihm, wie einst den Königen, sechszehntausend Mann in Kriegssold gegeben werden mußten. Denn weil der Tod in zahllosen Schlachten viele Mannschaft hinwegraffte, wollte sich fast Niemand mehr werben lassen. Auch mißfiel mancher Stadt, daß den Franzosen freie Niederlassung in der Schweiz, wie den Schweizern in Frankreich, gestattet war. Allein es tröstete sich Jeder mit Hoffnungen besserer Zukunft. Niemand wagte, wider Napoleon aufzutreten.

Doch es begab sich, als dieser mit ungeheurer Heeresmacht in das Innere Rußlands eingedrungen war, und er das große Reich fast zu seinen Füßen liegen sah, daß Gott der Herr sein Antlitz von ihm wandte. Der Frost weniger Winternächte (1812) vertilgte in den russischen Wildnissen die Kraft des Niedezwungenen. Da erhoben sich, als er mit Schrecken zurückfloh, die Könige und Völker des Welttheils weit umher und schworen den Unter-

gang ihres von Gott geschlagenen Unterdrückers. Und als er neue Kriegsmacht wider sie gesammelt hatte, und gegen sie abermals auszog, stießen sie in den Feldern von Leipzig auf ihn und schlugen ihn in dreitägiger Schlacht (16. 18. 19. Okt. 1813) mit dem Schwert ihrer Rache. Er floh mit Schmach über den Rhein. Sie aber folgten ihm nach.

Wie sich nun die Heeresgewalten der Kaiser und Könige dem Rheine näherten und den Grenzen des Schweizerlandes, gedachten die Eidsgenossen ihrer Verpflichtungen gegen den Vermittler, aber auch des Druckes und Leidens der Völker unter seinem Zepter. Und sie sprachen: lasset uns in diesem Kampfe der Könige unparteisam bleiben, wie wir es Allen zugesagt haben. Also beschlossen es die Kantone auf der Tagsatzung in Zürich, und ihre Waffen zogen zur Hut des Schweizerbodens an die Grenzen längs dem Rhein.

63.

Die Schweizer vernichten Napoleons Vermittelungsurkunde und zerfallen, bis abermals fremde Mächte die Zerwürfnisse entscheiden, mit Gründung einer neuen Eidsgenossenschaft von zweiundzwanzig Kantonen.

(Vom Jahr 1813 bis 1815.)

Da nun unter den Siegen der verbündeten Könige der Thron des gewaltreichen Napoleons wankte, sprachen die Weisern unter den Eidsgenossen: „Jetzt ist der Tag gekommen, an welchem des Vaterlandes Unabhängigkeit und Ehre neu aufzurichten ist. An den Grenzen kämpfe, sieg' oder sterbe unsere Jugend für Unverletzbarkeit des Schweizerbodens, während unsere versammelten Abgeordneten in Zürich einen neuen Bund der Eidsgenossen gründen sollen, ein Werk vaterländischer Weisheit, für das Bedürfniß des Jahrhunderts. Dann, doch nicht früher, verschwinde die Napoleonische Vermittelungsurkunde, das Zeugniß unserer ehemaligen Zwietracht und Schwäche."

So sprachen sie. Nicht also Viele aus den Geschlechtern der vormals herrschenden Städte. Viele wünschten die Heere der Fremden auf Schwei-

zerboden zu sehen, um unter Schutt und Schrecken derselben eine Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte herzustellen, mit Dienstbarkeit und Herrschaft, dergleichen im Jahr 1798 blutig verschwunden war.

Man hörte von heimlichen Umtrieben und Unterhandlungen mit den Fremden. Dann unerwartet, nachdem kaum die feierliche Erklärung schweizerischer Unparteisamkeit durch die Tagsatzung ergangen war, geschah der Befehl zum Rückzug der streitfertigen Schlachthaufen von den Grenzen. Die österreichischen Schaaren zogen mit klingendem Spiel in gedrängten Haufen (21. Dezember 1813) über den Rhein, durch Basel, Aargau, Solothurn, Bern und andere Landschaften, dem Gebiete Frankreichs zu. In Unwillen und Bestürzung sah das Volk sie vorüberwandern. Die eidsgenössischen Schlachthaufen standen in der Ferne; die meisten voller Scham, Ingrimm und Schmerz. Den langen Zug der Fremden bezeichneten Fieber und tödtliche Seuchen. Manches weiland frohe Haus ward öde.

Bern aber, die Stadt, als sie die zahlreichen Kriegshaufen der Deutschen erblickte, bot zuerst die Napoleonische Vermittelung auf, und erklärte sich für die Oberherrlichkeit und Macht, welche sie vordem im Lande genossen. Das Volk, über-

rascht, und im Glauben, solches sei das Gebot der deutschen Sieger, deren Fahnen es sah, schwieg in banger Erwartung. Die Städte Solothurn und Freiburg folgten dem Beispiel Berns; bald auch Luzern. In Zürich hob die Tagsatzung nun auch die Kraft der Napoleonischen Vermittelung auf, durch welche sie beisammen war, und entwarf die Grundlagen eines neuen Bundes der neunzehn eidsgenössischen Staaten (29. Christm.).

Doch nicht dies, sondern Wiederkunft einer Eidsgenossenschaft der dreizehn Orte wollten etliche der ehemaligen Regenten. Dafür bewegte man die Urkantone im Gebirg. Darum hatte man die Kantone Waat und Aargau geheißen, unter Bern zurückzukehren (24. Christm.). Waat und Aargau wiesen aber das Ansinnen beharrlich ab.

Und nun lösete sich abermals gesammte Eidsgenossenschaft in innern Entzweiungen verworren auf, während die verbündeten Kaiser und Könige zu Paris einzogen, den überwundenen Napoleon auf das Eiland Elba verbannten und Ludwig den Achtzehnten, als König von Frankreich, auf den Thron seiner Väter einsetzten. Noch ward in Zürich die Tagsatzung, welche neuerdings aus Abgeordneten aller neunzehn Kantone (6. April 1814) zusammengetreten war, das einzige schwache Band,

welches das gänzliche Auseinandergehen des Bundesstaates verhütete. Mißtrauen, Feindschaft ringsum; Geschrei zur Vernichtung und Zerstückelung aller seit sechszehn Jahren selbstständig und frei gewordenen Theile der Eidsgenossenschaft. Zug forderte vom Aargau einen Theil der ehemaligen Freiämter; Uri vom Kanton Tessin das Livinerthal; Glarus vom Kanton St. Gallen die Landschaft Sargans; der gewesene Fürstabt Pankratius seine vormaligen Gebiete und Herrlichkeiten im Thurgau und St. Gallerland; Schwyz und Glarus vereint, die Gebiete Uznach, Gaster, Wesen und Ersatz für vielerlei gehabte Rechtsame; Unterwalden, Uri, Schwyz vereint, ähnlichen Ersatz für oberherrliche Rechte, die sie im Aargau, Thurgau, St. Gallischen und am Tessin genossen hatten.

So verlangten Andere wieder Anderes. In Bünden hinwieder begehrte eine Partei die Losreissung Rhätiens von der Eidsgenossenschaft; eine andere zog mit einigen hundert Bewaffneten über das Gebirg zur Wiedereroberung Clävens und Veltlins (4. Mai), wurde jedoch von dreitausend Oesterreichern zurückgewiesen.

In diesen Stürmen erschienen Zürich, Basel und Schafhausen am unbefangensten;

Waat und Aargau, durch begeisterte Entschlossenheit ihres Volks, der erworbenen Freiheit würdig und stark. Aus den Gebieten und Städten von Basel, Zürich und Solothurn trugen freiheitliebende Männer den Vorsatz, den Fahnen des Aargaus zu folgen. Zwölftausend wohlgeordnete Streiter standen hier, eben so viele im Waatland, täglich zum Aufbruch bereit. Bern aber vermied offene Fehde; es erbot sogar dem Waatland Anerkennung der Unabhängigkeit unter Bedingungen. Doch Waat verwarf (24. Heumonds). Aargau rüstete drohender. Auch im Oberlande ward gefährliche Gährung laut (August). Es war eine trübselige Zeit voller Hader und Zerwürfnisse; möge die große Familie der Eidsgenossen nie eine ähnliche wieder erleben.

Hier, wie in vielen andern Kantonen, waren Argwohn und Eifersucht der Parteien lebendiger geworden, zumal als man begonnen hatte, die künftigen Rechte des Volks und die künftigen Grenzen obrigkeitlicher Gewalt zu berathen. Man vernahm von theilweisen Aufständen, von Verschwörungen, Einkerkerungen und Verbannungen in Luzern, Freiburg und Solothurn. Solothurn, die Stadt, rief bernische Besatzung zu ihrem Schutz gegen das eigene Volk. Eidsgenössische Schlachthaufen mußten über das Hochge-

birg an die Ufer des Teſſin eilen, damit dort mörderiſcher Bürgerkrieg verhindert werde (September); andere Schlachthaufen in den Kanton St. Gallen, damit Meuterei und zerrüttende Geſetzloſigkeit ende. Denn hier fuhr Abt Pankratius fort, ſeine Anhänger zu bewegen, anderſeits Schwyz, um Sargans und Uznach zu gewinnen. Andere Landſchaften forderten Landesgemeinden-Einrichtung.

Während das Schweizerland alſo und lange Zeit den wachſenden Unruhen preisgegeben war, mancher Orten ſchon Blut floß, und ſich die Kerker mehrerer Städte mit Gefangenen füllten, ſaßen zu Wien, in der Hauptſtadt des Kaiſers von Oeſterreich, die Bevollmächtigten faſt aller großen Reiche Europa's beiſammen, um die künftigen Friedensverhältniſſe der Welt feſtzuſtellen. Schon früher hatten die verbündeten Beſieger Frankreichs geſtattet, daß ſich der Freiſtaat Genf dem eidsgenöſſiſchen Bunde als ſelbſtſtändiger Kanton anſchloß, eben ſo Neuenburg, das Fürſtenthum unter preuſſiſcher Hoheit, desgleichen Wallis (am 12. Herbſtmonat ward den drei Kantonen das Begehren zur Aufnahme in den Schweizerbund durch die Tagſatzung bewilligt). Jetzt aber, als die Könige und ihre Vollmächtigen zu Wien den unverſöhnbaren Hader der Eidsge-

nossen sahen, den die Länge der Zeit, statt zu mäßigen, nur stärkte, übernahmen sie es, als Vermittler, durch ihr Wort allen Streit auf immer zu schlichten. Es zogen daher willig die Abgeordneten der Eidsgenossen, wie vor eilf Jahren gen Paris, nun zur Kaiserstadt an der Donau.

Hier, nach langer Prüfung sämmtlicher Zwiste und Zerwürfnisse, ward endlich (20. März 1815) darüber die Erklärung der verbündeten Mächte und ihr entscheidender Vergleich ausgesprochen; der Bundesvertrag, welchen die Mehrheit der eidsgenossischen Stände am 8. Herbstmonds 1814 angenommen hatte, und der unverletzte Beistand der neunzehn Kantone anerkannt, so wie die Vermehrung derselben zu zweiundzwanzig Kantonen, durch Zutritt von Genf, Neuenburg und Wallis, bestätigt. Dem Kanton Waat wurde das ihm durch Frankreich entrissen gewesene Dappenthal wieder zugewiesen; dem Kanton Bern zur Entschädigung Biel und das Bisthum Basel, mit Ausnahme kleiner Abschnitte desselben für Neuenburg und Kanton Basel, gegeben; dem Kanton Uri die Hälfte des jährlichen Zollertrags im Livinerthal; dem Abt Pankratius und seinen Beamten ein Jahrgehalt von achttausend Gulden; den Ständen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell Innerrhoden, für ihre ehemali-

gen Rechtsame, ein Ersatz von einer halben Million Franken von den Kantonen Aargau, Waat und St. Gallen.

Auch über Tilgung der helvetischen Staatsschulden von mehr denn 3,500,000 Franken, über Entschädigung der Berner, welche im Waatlande Lehergerechtigkeiten besessen hatten, und über vieles Andere ward für immer entschieden. Nur die Klagen des Freistaates der Bündner blieben unerhört. Denn Cläven, Veltlin und Worms, nun Oesterreichs Eigenthum geworden, kam ihnen nicht zurück; nicht einmal wurde denen Entschädigung geleistet, deren rechtmäßige Besitzungen und Güter im Veltlin vor siebenzehn Jahren bei Empörung der Unterthanen von diesen in Beschlag genommen und veräussert worden waren.

Nachdem die Eidsgenossen durch ihre Tagsatzung (am 27. Mai) jene Erklärung und den Vergleich angenommen hatten, der von den Bevollmächtigten der Kronen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Portugall, Preussen, Rußland und Schweden unterzeichnet war: erklärten eben dieselben Mächte Anerkennung und Gewährleistung einer immerwährenden Unparteisamkeit und Unverletzbarkeit der Schweiz in allen künftigen Kriegen der Fürsten.

So hat die Dazwischenkunft der vereinten Häupter des Welttheils großsinnig den Hader der Eidsgenossen geendet; und also ist der Bund der zweiundzwanzig eidsgenössischen Freistaaten im Gebirg der Alpen und des Jura gegründet worden.

61.

Das Schlußwort.

Dies sind die Geschichten verflossener Zeiten, ein Spiegel vom Geheimniß der zukünftigen.

Nicht der Pfeil des Tellen und nicht der Dolch des Camogaskers hat die Banden schweizerischer Knechtschaft gelöset. Nicht bei St. Jakob und nicht auf der Malterhaide ward die Unabhängigkeit der Eidsgenossen erfochten. Nein, fünfhundert Jahre lang ist für Freiheit von innen, für Unabhängigkeit von aussen gerungen worden. Die Männer im Grütli, und die unter dem Ahorn von Truns, gaben nur die Losung zum heiligen Kampf.

Dann [illegible] Unschuld durch die Kraft der Andern verführt worden war, errothete von den Eidsgenossen Keiner mehr, an die Stätte der

vertriebenen Herren und Vögte zu treten, und lieber Unterthanen und Leibeigene, als freie Mitbürger, zu haben. Zu Stans, wo ihnen der selige Nikolaus von der Flue erschienen war, gaben sie sich die Gewährleistung ewiger Herrschaft über das Volk gegen dessen Gewalt. Und wenn Toggenburg um Loskauf flehte, verschmäheten sie ehrliches Lösegeld. Sie wollten den Unterthanen nur Freiheiten, aber nicht Freiheit gewähren. Darum däuchtete ihnen zuletzt derselben Tugend, Einsicht und steigender Reichthum furchtbarer, als offene Fehde mit Empörern.

Was jedoch die Hand schnöder Selbstsucht gebunden hatte, das mußte sie selber wieder lösen. Bald sah die Welt, mit Erstaunen, von den Schweizern das verachtet und verrathen, wodurch sie mächtig und ruhmreich geworden waren: den ewigen Bund und die Eintracht. Die Kantone vergaßen der ersten Liebe, strebten feindselig auseinander und gingen fremden Buhlen nach. Die Helden der Freiheit knechteten um goldene Fürstenketten. Die genügsamen Söhne der Alpen verkauften um Miethe und Gaben das Blut des Volks nach unbekannten Schlachtfeldern, und ihre Stimmen im Rath. Der mannhafte Geist der alten Staatshäupter verkruppelte zu scheuen Raths-

herrn-Regierungen. Sie machten den Angehörigen ihr eigenes Vaterland zum Staatsgeheimniß. Und als die Regierungen faſt ſämmtlich vom Volk abgefallen waren, da fiel das Volk von ihnen ab. Es iſt noch nie ein Reich durch die Tugenden ſeiner Bürger untergegangen. Der alte Bund ging vielgebrochen unter.

Doch der Gott der Väter wachte in unendlicher Barmherzigkeit über die Kinder. Und wie aus donnernder Wetterwolke ein fruchtbarer Regen, ſo ging aus dem Weltſturm die Freiheit alles Schweizervolks. Und es wohnen heut, was nie vorher geweſen, auf einem Flächenraum von beinahe neunhundert Geviertmeilen, zwiſchen Leman und Bodenſee, faſt zwei Millionen Menſchen, vertheilt in zweiundzwanzig Gemeinweſen, Alle Genoſſen der Freiheit. Zwar gegen die Fürſten der Welt iſt auch der ſtärkſte von den zweiundzwanzig Freiſtaaten ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft ohnmächtig und gering. Aber auch der kleinſte derſelben ſteht, im Bunde aller, unüberwindlich, ſo lange jeder Eidsgenoß ein zweites Grandſon, Murten und Frafenz weniger fürchtet, als eines Herrn Joyos oder eines Biſchofs Schinner Liſt und Gold.

Nicht aus Deutſchland, nicht aus Welſchland kommt der Feind, vor welchem das Schweizerherz

zittert. Der furchtbarste Widersacher der Freiheit und Unabhängigkeit, wenn er kommt, wird aus unserer eigenen Mitte hervortreten. Aber er muß ein Zeichen tragen, woran ihn Jeglicher kenne. Er iſt's, welcher das Ansehen seines Ortes dem ewigen Ruhm gemeiner Eidsgenossenschaft, und seinen und seines Hauses vergänglichen Vortheil dem öffentlichen Wohle voranstellt. — Er iſt's, welcher vor dem Schwert an der Hüfte des freien Volks, aber nicht vor Schmeichelwort und Gabe der Könige und ihrer Gesandten erschrickt. — Er iſt's, welcher predigt: Gebietet den Tagblättern Schweigen und den Lehrern der Jugend Stille; leget euer Geld an Zinsen und verschwendet es nicht für Waffen und Heerwesen; verschlieſſet die Rathsſtuben und lasset das Volk nicht hören, was wir treiben: so mögen wir wieder Herren und Meiſter sein, und die Knechte werden uns dienen! — Er iſt's, welcher Mißtrauen zwischen Stadt und Land, Glaubensgroll zwischen Katholischen und Reformirten, Sperren zwischen Kantonen und Kantonen pflanzt, und jene Erschlaffung durch Eigennutz, jene Familienherrschsucht, jenen Geschlechterstolz, all jenes zwieträchtige Verderben noch einmal zurückruft, wodurch die alte Eidsgenossenschaft, trotz Neuenegg und Rothenthurm, einſt blutig verschwand.

Aber wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit iſt gewaltiger, denn alle Gewalt: und jedes Hauſes Gluckſeligkeit ſteht nur ſicher unter dem Geſetz der Freiheit; und die Freiheit Aller iſt nur geborgen durch Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbſtſtändigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht feſt auf Pergamentbriefen kaiſerlicher und königlicher Zuſicherungen, ſondern allein auf einem eiſernen Grund, der da iſt unſer Schwert. Der rechte Schweizeradel ſoll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorſchreiten. Der rechte Staatsſchatz muß im Wohlſtand aller Haushaltungen liegen. Das große Nuß- und Zeughaus des Bundes ſoll in den Waffenkammern aller Bürger ſtehen. Die Verhandlung der großen Rathe und Landsgemeinden muß vor dem Ohre geſammter Eidsgenoſſenſchaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinſinn wird, wie himmliſches Feuer, den Moder ſpießbürgeriſcher Selbſtſucht verzehren.

Nicht der Pfeil des Tellen, nicht der Dolch des Tamogaskers hat die Banden ſchweizeriſcher Knechtſchaft gelöſet. Nicht bei St. Jakob, nicht auf der Malſerhaide ward die Unabhängigkeit ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft erfochten. Auf Grütli und unter dem Ahorn von

Trunk wurde nur die Losung des Kampfes gegeben. — Wir kämpfen ihn noch, Eidsgenossen! — Und ihr, unsere Enkel, werdet ihn kämpfen über unsern Gräbern! — Wachet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Vertrauet Gott! Alle Eidsgenossen für Einen, und Jeder für Alle!

Denkſchrift über das politiſche Verhältniß der Schweiz zu Deutſchland, Frankreich und ſich ſelber.

Nachfolgende Denkſchrift kam im Spätjahre 1814 nach Wien zum dortigen Kongreß. Sie hat gegenwärtig nur noch geſchichtlichen Werth, inſofern ſie damalige Verhältniſſe bezeichnet. Sowohl deßwegen, als weil in Deutſchland von den Unruhen der Schweiz, welche die Dazwiſchenkunft der verbündeten Mächte nothwendig machten, nur ſehr verworrene Vorſtellungen gemein ſind, mag die Denkſchrift Vielen belehrend ſein. Sie gibt in großen, doch feſten Zügen ein Bild vom politiſchen Zuſtande der Eidsgenoſſenſchaft vor dem Jahre 1815. Der Spruch des Wiener Kongreſſes iſt bekannt. In den meiſten Hauptſtücken iſt auch den Wünſchen dieſer Denkſchrift entſprochen.

Der erlauchte Fürſten-Kongreß Europa's verſammelte ſich in Wien. Hier ſoll die Uebereinkunft der Mächte das Schickſal und den dauernden Frieden der Völker entſcheiden. Dieſe Entſcheidungen

der Völker sollen die Gesetzgebung für die Staatenverhältnisse unsers Welttheils auf Jahrhunderte werden. Durch Uebersehung der geringsten Bruchzahl wird die Rechnung falsch, und ein übel gesetztes Stift im Uhrrade bringt das vortrefflichste Räderwerk zur Unbrauchbarkeit. Darum soll jeder, welcher Beruf in sich fühlt, bescheiden auf das hinwinken, was ihm bedenklich scheint.

Frankreich wird, durch Karakter seines Volkes, Ehrgeiz seines Kabinets und Lage seines Landes, beständiger und natürlicher Widersacher Deutschlands bleiben, wie seit Jahrhunderten. Napoleon Buonaparte, dieser politische Riese mit dem ehernen Herzen, ist zwar gestürzt; aber Frankreich hält sich nicht für besiegt. In wenigen Jahren sind ihm alle Wunden und Schrammen vernarbt.

Es ist darum zu thun, Deutschland und Italien gegen künftige Einbrüche dieses kriegslustigen Volkes zu decken. Der Rhein mit einigen Festungen ist wieder der breite Grenzgraben Deutschlands geworden. Zur Deckung des nördlichen Flügels ist Holland hergestellt, und durch Vergrößerung des Gebiets, durch Zentralisirung seiner Regierung in der Hand eines einzigen Souverains, durch nachbarliche Stellung Großbritanniens, des französischen Erbfeindes, nun eine stärkere Landmacht, als es je vor dem gewesen.

Den südlichen Flügel der deutschen Grenzwehr zu decken, und zugleich Seitenbollwerk Italiens zu sein, ist die Schweiz durch ihre natürliche Lage bestimmt. Sie muß, wie der Rhein und Holland, ein selbstständiges Scheideland sein und bleiben. Oesterreichs Nähe dient ihr, wie die von England den Holländern.

Die Schweiz ist für Deutschlands Sicherheit fast wichtiger, als Holland. Denn am Oberrhein allein ist's, wo Frankreich noch seine Brücken zum unmittelbaren Schritt auf deutschen Boden behalten hat. Die Päße des Montcenis, Simplon, Bernhard und Gotthard erobert, wird Italien unsicher. Ein französisches Heer in der Schweiz bedroht hinter Seen, Strömen und Gebirgen, wie aus einer ungeheuern Festung, den Norden gleich furchtbar wie den Süden; die Erfahrungen der französischen Feldzüge haben es bewiesen.

Daher ist Feststellung des künftigen Verhältnisses der Schweiz einer der wichtigsten Gegenstände im Entwurf zum dauernden Weltfrieden. Versäumung wird mit Reue geoußt werden.

Dieses Land ist seit Ende des Jahres 1813 Raub innerlicher Entzweiungen, Staatsumwälzungen und Gährungen aller Art gewesen. Man hat in Deutschland nur unzusammenhängende Begriffe vom Wesen dieser Unruhen. Man kann nicht über die künftige beste politische Stellung

der Schweiz, noch über ihr festzusetzendes Verhältniß gegen Deutschland und Frankreich urtheilen, ohne eine genaue Ansicht von den gegenwärtigen innern politischen Verhältnissen der Schweizerkantone unter sich zu haben. An die innern müssen sich die äussern knüpfen, wenn sie dauerhaft sein sollen.

Ich will daher ein treues Bild von diesen innern Verhältnissen zu entwerfen suchen.

Schon lange vor der französischen Staatsumwälzung bemerkte man in der Schweiz, wie dies in allen Freistaaten zu sein pflegt, von denen die Geschichte weiß, verborgenen Kampf der Demokratie mit der Aristokratie. Diese forderte Unterthanenschaft und jene größere Volksrechte. Im Kampfe der bevorrechteten Herrscher gegen die Freiheiten der Beherrschten hatten die Letztern unmerklich immer mehr Feld verloren, weil auf der Seite von Jenen Gewalt, Herkommen und bessere Einsichten waren.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wuchs aber mit Wohlstand auch Einsicht des Volks. Dieses sprach mehrmals seine alten, längst geschmälerten Freiheiten an. Die gebildetsten Männer der Schweiz, oder ihre Mehrzahl, standen zur Volkspartei. So entstand falsches Verhältniß zwischen der Kulturstufe und Verfassung des Volkes.

Der größere Theil der schweizerischen Bevölkerung war in großer Unterthänigkeit, oft in weit größerer, als in den unbeschränktesten Monarchien. Die Bürgerschaft selbst der demokratischen Kantone, zwar in sich frei, hatte doch Unterthanenlande; in den übrigen Kantonen hatten die Bürger der Hauptstadt, oft nur einzelne Geschlechter (Patrizier) Herrschaft über den Kanton, Besetzung der Stellen, Genuß der Einkünfte.

Aus diesem Mißverhältniß entsprangen bald dort, bald hier Empörungen und bürgerliche Unruhen. Während der französischen Staatsumwälzung wurden dieselben zahlreicher und heftiger. Diese Zwietracht benutzte die französische Regierung zur Unterjochung der Schweiz im J. 1798, und sie mußte gelingen. Zu spät erklärten die Hauptstädte Zürich, Bern, Solothurn, Freiburg, Basel, Schafhausen, Luzern und die übrigen Stände das gesammte Volk frei, um es mit sich zum kräftigern Widerstand gegen Frankreich zu vereinigen.

Frankreich, im Besitze der Schweiz, machte den Versuch, die Völkerschaften des Alpenlandes zu einem Volk und einem Staat unter einer Zentralregierung zu verschmelzen. Dies war ein Fehlgriff. Denn die halbtausendjährigen Gewohnheiten und Uebungen, die verschiedenen Sprachen, Gemüther, Bedürfnisse, Lebensarten und von

Natur getrennten Wohnsitze der Völkerschaften, widersprachen einer solchen Ineinanderschmelzung; und die natürliche Armuth des Landes machte die Unterhaltung einer kostspieligen Verfassung unnatürlich, daher unerträglich. Aus gleichen Ursachen wird jeder ähnliche Versuch in Zukunft auf ähnliche Weise scheitern.

Napoleon sah ein, daß er, ohne beständig ein wachthabendes Heer in der Schweiz zu halten, welches die Erschöpfung des Landes und die Verzweiflung eines tapfern Volkes zur Folge haben würde, die souveräne Zentralregierung nicht aufrecht halten konne. Er berief die Schweizer aller Parteien, zur Beendigung ihrer Zwiste und Reibungen, in eine Konsulta nach Paris. Da ward der Föderalismus hergestellt.

Durch Herstellung des Foderalismus gewann Napoleon, daß von der einen Seite die erste Forderung der Völkerschaften erfüllt ward, von der andern Seite, daß sich die verschiedenen Kantone eifersüchtig genug und besser bewachten und fesselten, als es durch eine Armee geschehen konnte.

Die Schweizer aller Kantone empfingen gleiche politische Rechte, unter gewissen, nach Bedürfniß der Kantone abändernden Bestimmungen. Dadurch ward die Mehrheit des Volks befriedigt, obgleich Hauptstädte und Patrizier über Ungerechtigkeit klagten. Allein ihre Zahl war im Verhältniß von

anderthalb Millionen Einwohnern Helvetiens unbedeutend. Durch diesen klug berechneten Schritt sohnte Napoleon die schweizerische Nation einigermaßen mit Frankreich aus.

Außer den bisherigen dreizehn alten Kantonen erstanden, durch Freisprechung der ehemaligen Unterthanen-Landschaften, noch fünf neue, nämlich St. Gallen, Thurgau, Tessin, Aargau und Waat; dazu trat auch Graubünden, welches vormals nur ein zugewandter Ort gewesen. Da die Bevölkerung dieser neuen Kantone weit über die Hälfte der gesammten Bevölkerung Helvetiens ausmachte, da diese Kantone ihr Dasein der Vermittlung Napoleons dankten, waren sie sowohl in dieser als in jener Hinsicht für Frankreich nützlich und bedeutend.

Wie richtig Napoleon gerechnet hatte, erwahrte sich aus dem Erfolg. Die Schweiz genoß unter der Verfassung, welche sie durch die Vermittlungsakte empfangen, eine eilfjährige Ruhe. Sie blühte unter der Zufriedenheit der Volkerschaften wieder auf, und selbst diejenigen, welche durch die Vermittlungsakte Stadt-, Zunft- und Patrizier-Vortheile eingebüßt hatten, laugneten gar nicht, daß die Regierungen, aus Gliedern aller Stande zusammengesetzt, binnen jenen eilf Jahren mehr wohlthätige Verfügungen zum gemeinen Besten getroffen, als vormals in einem

halben Jahrhundert vollbracht waren. Es ward selbst anerkannt, daß die neuen Kantone in vielen Dingen den alten zuweilen musterhaft voranschritten.

Jetzt nahte die Epoche von Napoleons Sturz durch die siegreiche Gewalt der Verbündeten. Die Städte, Zünfte und Patrizier erwarteten davon ohne anders auch Wiederherstellung ihrer ehemaligen Rechte, Vernichtung der neuen Kantone, Einführung der Unterthanenschaften. Die Tagsatzung in Zürich forderte Neutralität. Die Patrizier aber waren natürlich dagegen. Sie wünschten laut den Einmarsch der Alliirten, eben so sehr aus Haß gegen Napoleon, als aus Begier, gegen das Volk ihre verlornen Vorrechte durch fremde Gewalt wieder zu gewinnen. Ihre Sendungen gingen ins Hauptlager der verbündeten Mächte, um den Einmarsch der österreichischen Truppen zu befördern.

Er geschah. Die Völkerschaften der Schweiz, überrascht und betäubt, geriethen dadurch in mancherlei Besorgnisse. Die Tagsatzung zu Zürich hatte zwar die Mediationsakte, als ein Napoleonisches Werk, aufgehoben, um zu bezeugen, daß die Schweiz Frankreichs Vermittlerrolle vernichte, aber sich zugleich zu Grundsätzen einer künftigen Landesverfassung vereinigt, gemäß welcher die

neuen Kantone neben den alten fortbestehen, die Unterthanenschaften aufgehoben bleiben sollten.

Dies war dem Zwecke der Patrizier überall entgegen. Die zu Bern benutzten das erste Schrecken ihres Kantons, und stellten unter dem Andeuten, es sei der Wille der Alliirten, die uralte Verfassung, die Unterthänigkeit des Volks, die Souverainität der Stadt-Regierung wieder her, indem sie die bisherige, nach einigem Kampf, auflosete. Das Volk, im Glauben, es sei Alles ausdrücklicher Wille der verbündeten Mächte, umgeben von österreichischen Heeren, schwieg betroffen.

Dem Beispiele Berns folgten bald, mehr oder minder gewaltsam, und aufgemuntert, auch die Patrizier zu Freiburg, Solothurn und Luzern. Nun war Spaltung in der Schweiz, Mißtrauen, Haß.

Bern schritt darauf zum Versuche, noch die neuen Kantone zu vernichten. Es forderte besonders die Kantone Waat und Aargau in alte Unterthänigkeit zurück. Aber die Regierungen derselben, von ihrem Volke unterstützt, wiesen kräftig die Zumuthungen der bernischen Regierung zurück, und fast alle waffenfähige Mannschaft jener beiden Kantone griff zu den Waffen, ihre Freiheit mit Blut und Gut zu vertheidigen. — Die Städte

Basel, Zürich und Schafhausen dagegen, überzeugt von dem Willen des Volkes in ihren Kantonen, und daß sie nur durch Vertrauen und Eintracht stark sein konnten, verzichteten auf die ehemaligen ausschließlichen Vorrechte und theilten sich darin mit dem Volke. Durch diese weise Mäßigung erhielten und bewahrten sie bei sich innerm Frieden.

Inzwischen war die aus Regierungsdeputationen aller Kantone bestehende Tagsatzung in Zürich unermüdet beschäftigt, für die gesammte Schweiz eine neue Bundesverfassung an die Stelle der Mediationsakte aufzustellen. Verschiedene Entwürfe kamen zum Vorschein; aber in keinem konnten sich alle Stimmen vereinigen. Denn die patrizische Partei verwarf das Dasein der neuen Kantone und die politische Freiheit des Volkes. Die neuen Kantone vertheidigten ihre Freiheit; Zürich, Basel, Schafhausen, begehrten Mäßigung. Die demokratischen Kantone schwankten.

Die patrizischen Regierungen fürchteten, daß mit dem Dableiben der neuen Kantone, und mit der Freiheit des Volks in andern alten Kantonen, ihre eigenen Stühle unsicher ständen. Sie mußten also das Werden jeder Bundesverfassung so lange hindern, als solche nicht ihren Absichten gemäß war. Sie unterhielten demnach durch alle mögliche Mittel die Entzweiung, daß kein Verein zu

Stande kam, der ihren Interessen gefährlich werden konnte. — Durch Ermunterungen, Versprechungen, Hoffnungen und andere Wege, welche, wie man behauptet, nicht allezeit die edelsten gewesen sein sollen, gelang es auch, die demokratischen Kantone zu stimmen, Ansprüche auf die neuen Kantone zu machen, oder auf Entschädigung ihrer Rechte, die sie ehemals daselbst, als in Unterthanengebieten, besessen hatten. Die politische Verwirrung, statt sich zu mindern, ward dadurch mit jeder Woche vergrößert. Nun trat der ehmalige, längst vergessene Fürstabt von St. Gallen, nun fast jeder Ort mit Entschädigungsanforderungen hervor.

Bei diesem Zustand der Dinge, wo endlich ein Kanton fertig stand, die Waffen gegen den andern zu zucken, und an vielen Orten das Volk, um dessen Rechte gebadert ward, Neigung bezeugte, das mit Gewalt wieder zu nehmen, was ihm in der ersten Ueberraschung beim Einmarsch der Oesterreicher geraubt worden war, vereinigte sich die Tagsatzung, aus Furcht vor Ausbruch eines Bürgerkriegs, dahin, vorläufig Gewaltschritte zu untersagen, und in allen Kantonen den politischen statum quo anzuerkennen.

In diese Maasregel stimmten zuletzt selbst die patrizischen Regierungen. Denn während sie auf Erweiterung ihrer Rechte und Gebiete sannen, bemerkten sie, daß ihr eigenes Volk wieder leben-

dig ward, und die entrissene Freiheit zurückbegehrte. Nur die wachsamste und strengste Polizei konnte Verschwörungen und Unruhen unterdrücken. Man hörte überall von politischen Inquisitionen und Einkerkerungen, in Luzern wie in Solothurn, in Bern, wie in Freiburg. In Freiburg wie Luzern herrschte Mißvergnügen; in Solothurn brach dasselbe in theilweisen Aufstand aus, eben so im Kanton Bern, und zwar gerade in denjenigen Gegenden, die ehemals der Stadt am geneigtesten gewesen waren. Doch blieb das Bestehende in dem einmal beschlossenen status quo.

Als aber die Zeit des Wiener Kongresses näher rückte, und die Gefahr drohender ward, daß, wenn die Schweiz sich zu keiner festen Verfassung vereinigen könne, solche durch fremde Mächte vermittelt werden dürfe, entschloß man sich, eine Art Verfassung aufzustellen, die einigermaßen allen Parteien genügen sollte, wiewohl das Genügende nicht in der Natur des großen Vertrags, sondern in der Zweideutigkeit seiner Artikel gelegt ward. Man erkannte zwar den Grundsatz an, daß es keine Unterthanenlande mehr in der Schweiz geben sollte, aber drückte sich zur Schonung der patrizischen Regierungen über die Freiheit der übrigen Bürger sehr unwunden aus, indem man sagte: es könne der Genuß der politischen Rechte nie das ausschließliche Recht einer Klasse der Kantons-

bürger sein. Indem man also den patrizischen Regierungen überließ, wie viel Rechte sie ihren übrigen Mitbürgern einräumen wollten, gab die neue Staatsverfassung durchaus keiner Partei Beruhigung und ließ dem Kampf des Volks und Patriziats offenen Spielraum. — Man erkannte zwar das Fortbestehen der neuen Kantone an, aber besänftigte die patrizischen Regierungen und alle, welche Ansprüche machten, durch einen Zusatzartikel, welcher ihnen ein schiedsrichterliches Urtheil über Entschädigungsforderungen verhieß. Die neuen Kantone, welche dadurch in Gefahr geriethen, den alten Kantonen ewig zinsbar zu werden, nahmen die Bundesverfassung daher nur sehr bedingt an, und wollten von solchen Entschädigungsleistungen durchaus nicht wissen. Die neue Staatsverfassung der Schweiz machte also der innern Zwietracht keineswegs ein Ende, sondern trug sie aus dem Vergangenen feig genug in die Zukunft über.

Die neueste Bundesverfassung der Schweiz, zu deren Annahme einige Kantone gar nicht, andere nur bedingt stimmten, offenbart in mehrern Artikeln das sichtbare Gepräge der Noth und Eile, und war eben so wenig geeignet, die seit 15 Jahren bestandene innere Ruhe wieder herzustellen, als den alliirten Mächten Europens eine

Garantie zur Erhaltung des neu aufzustellenden europäischen Staatensystems zu geben *).

Wenn man einerseits die politischen und natürlichen innern Verhältnisse der Schweiz, andererseits das Bedürfniß Deutschlands und aller rechts dem Rhein bestehenden Staaten berücksichtigt, ergeben sich folgende Resultate.

1) Die Schweiz muß Föderativstaat bleiben, wie sie es seit einem halben Jahrtausend gewesen ist. Dies fordert die Natur des Landes, und das Wesen der helvetischen Bergvölker. Sie werden sich nie gutwillig unter eine souveräne Zentralgewalt fügen, und sie beim ersten Anlaß wieder zertrümmern. Den unseligen Versuch, welchen in dieser Rücksicht einst das französische Vollziehungsdirektorium machte, hat hinlänglich die Unzweckmäßigkeit desselben dargethan.

Von der andern Seite aber ist eine gewisse Zentralisirung der Staatskraft in diesem Bunde von Republiken nothwendig, wenn das neue europäische Staatensystem mit Sicherheit auf die Eids-

*) Durch die Erklärung des Wiener Kongresses vom 20. März 1815 ward der vornehmste Stein des Anstoßes, die Entscheidung über Entschädigungsansprüche, gänzlich abgethan.

genoſſenſchaft, als einen Staatskörper, zählen ſoll. Selbſt die gebildetern Schweizer, wie man aus ihren Flugſchriften deutlich erſieht, wünſchen eine ſolche, ſowohl in Abſicht des Auslandes, als in Betreff der Münzen, Polizei- und Militäreinrichtungen.

Man laſſe der Tagſatzung allerdings ihre gemeingeſetzgebende Gewalt; aber die Vollziehung des öffentlichen Willens werde den Händen Weniger anvertraut. Große Verſammlungen ſind eben ſo vortrefflich zur Berathung, als untauglich zum Handeln, wo der Erfolg oft von der Schnelligkeit und dem Geheimniß abhängt.

c) Als Föderativſtaat iſt die Schweiz durchaus unfähig, ein kriegsluſtiger oder erobernder Staat zu ſein. Er wird ſich in allen Kriegen zwiſchen Deutſchland, Frankreich und Italien nothwendig unparteiſam halten; denn er kann bei keinem Kriege gewinnen, weil er keine Vergrößerung ſeines Gebietes verlangt; er kann alſo nur einbüßen. Man muß folglich die Schweiz aus allen kriegeriſchen Bundniſſen auslaſſen, denn ſie würde ſolche nur gezwungen annehmen, und unſicher daran halten; man muß ihr eine immerwährende politiſche Unparteiſamkeit gefſtatten, zu welcher ſie ſich durch natürliche Lage, Karakter ihrer Bewohner, und politiſche Einrichtung eignet. Wollte man ihr die Neutra-

lität nicht gestatten, würde sie solche bei dem ersten Anlaß selbst nehmen. Frankreich machte die Erfahrung und erkannte seinen Vortheil. Die Off- und Defensivallianz mit der helvetischen Republik verschwand bald. Die Geschichte der Kriege hat beurkundet, daß sowohl Frankreich, als Deutschland und Italien durch die Neutralität der Eidsgenossenschaft nie Nachtheil, immer Vortheil hatten.

Hingegen haben die europäischen Mächte das Recht, von der Schweiz zu fordern, Anstalten zu treffen, ihre Unparteisamkeit mit hinlänglicher Stärke in der That zu behaupten. Die Schweiz ist in ihrer gegenwärtigen Militärordnung fähig, binnen vierzehn Tagen eine Armee von sechszigtausend Mann wohlgeübter und disziplinirter Truppen von allen Waffen auf einen beliebigen Grenzpunkt hinzuwerfen, und dies Heer auch im Nothfall zu vergrößern. Dazu muß sich die Schweiz im Bunde mit den europäischen Mächten verpflichten. Frankreich, wie Deutschland, haben das unstreitige Recht, diese Verpflichtung zu ihrer eigenen Sicherheit zu fordern.

Aber es darf nicht ausser Acht gelassen werden, daß die Schweiz durch den ungestümen Rheinstrom und den Bodensee gegen Deutschland fester und leichter zu vertheidigen ist, als gegen die französische Seite. Sollen nun Deutschland und Italien auf diesem Punkt gegen Frankreich wahr-

haft ſicher, und die Schweizer in ihrer Neutralität wirklich geborgen ſeyn: ſo iſt eine künſtliche Befeſtigung aller Engpaſſe von Genf hinweg, bis zum Erguel und Roem bei Baſel unumgänglich nothwendig. Dieſe Befeſtigung der Schweiz gegen die franzöſiſche Gränze muß den Einwohnern Helvetiens eben ſo wichtig, als den deutſchen und italieniſchen Fürſten ſeyn, und kann daher nicht von ihnen verweigert werden, um ſo mehr, da ſie durch den Vortheil ewiger Neutralität hinlänglich für den Aufwand entſchädigt werden.

3) Die künftige Neutralität der Schweiz iſt aber, trotz aller Befeſtigungen und aufzuſtellenden Truppenmaſſen, ſo lange unſicher, als das Land von Parteien zerriſſen iſt. Denn ſucht man nicht den Streit derſelben auf gründliche Weiſe zu beſeitigen, ſo wird in Zukunft eine Partei die andere verrathen, die eine an Frankreich, die andere an Deutſchland hängen.

Der Hauptſtoff des ganzen Haders ſind aber Anſprüche einiger ältern Kantone auf Zerſtückelung der neuen Kantone, oder auf entſchädigende Zinsbarkeit derſelben. Beides verweigern ſtandhaft die neuen Kantone; und bei ihrer Stärke, bei ihren guten Militäreinrichtungen und bei der Entſchloſſenheit ihres Volkes dürfen die anſprechenden Kantone nicht daran denken, dergleichen Forderungen mit Waffengewalt durchzuſetzen, um

so weniger, da besonders in den patrizisch regierten Kantonen das Volk selbst zum Aufstand gegen seine Beherrscher geneigt ist. Man zweifelt auch in der Schweiz keineswegs, daß, wenn die alliirten Mächte gleichgültige Zuschauer bleiben wollten, binnen wenigen Tagen und Wochen die Macht der neuen Kantone Alles umgestaltet und die patrizischen Regierungen von allen Ansprüchen auf immer abgebracht haben würden.

So lange die neuen Kantone in Napoleon den Bürgen ihrer Selbstständigkeit sahen, schienen sie demselben zugeneigt gewesen zu sein, wiewohl auch sie nur mit Unwillen dessen Rekrutenforderungen und herrische Machtsprüche trugen. Sobald sie aber wahrnahmen, daß die Alliirten keineswegs erschienen, ihren Untergang zu stiften, erklärten sie sich für das Interesse derselben, mit all dem Enthusiasmus, welchen die Liebe des eigenen Lebens einflößt. Sie werden offenbar die treuesten Anhänger des europäischen Staatensystems sein, sobald sie in demselben die Bürgschaft ihres unangefochtenen Daseins erkennen.

Da nun die Bevölkerung der neuen Kantone weit über die Hälfte der gesammten Volksmenge der ganzen Schweiz beträgt, ist ausser Zweifel, daß die Aufrechthaltung dieser Kantone, und die Niederschlagung aller Entschädigungsansprüche gegen sie das erste und

wirkſamſte Mittel iſt, die Gemüther des größten Theils der Schweiz an die Sache Deutſchlands zu feſſeln, und den bisherigen Streitigkeiten auf immer ein Ende zu machen. Denn ſeit eilf Jahren dachte in der Schweiz kein einziger Kanton an Entſchädigungen. Alle Regierungen waren ſich befreundet. Erſt als die Patrizier den Glauben des Volks übernahmen, und begünſtigt vom Schein der Umſtände neue Herrſchaft einführten, brachten ſie den Plan der Zerſtückelungen oder Entſchädigungsforderungen auf. Was nie während der Konſulta zu Paris zur Sprache gekommen war, ein vermeinter Verluſt, deſſen Daſein man eilf Jahre lang nie empfunden und deſſen man mit keinem Worte gedacht hatte, ward jetzt in Flugſchriften, Zeitungen, Proklamationen laut beklagt, um die mitleidige Aufmerkſamkeit der europäiſchen Mächte oder wenigſtens einiger bisher gleichgültig gebliebenen ſchweizeriſchen Regierungen zu erregen, während bei der Inſurrektion des Landvolks im Kanton Bern dieſes ſelbſt ſeiner Stadtregierung ſagte: „Laſſet den neuen Kantonen ihr Gut und Recht; gebet vielmehr unſerm Kanton die freie Verfaſſung, welche jene haben!“

Geſetzt, man hebt den Hader um ſogenannte Entſchädigungen der Kantone nicht auf, indem man alle Anſprüche niederſchlägt, werden die bürgerlichen Parteien muthwillig fortgepflanzt. Ge-

sebt, man nöthigt die neuen Kantone, das heißt, die halbe Schweiz durch schiedsrichterliche Sprüche und Verträge, einigen Kantonen oder vielmehr patrizischen Familien, tributär zu werden: könnte man zweifeln, daß das zinsbar gemachte Volk die erste Gelegenheit ergreifen würde, einen ungerechten Vertrag zu zerschmettern?

Nicht das Volk in den ansprechenden ältern Kantonen hat Genuß von Gebietserweiterungen und Entschädigungen: sondern in demokratischen Kantonen eine oder die andere Familie, die sich auf Bekleidung einer Landvogtei u. dgl. Rechnung macht, in den patrizisch regierten Kantonen die auserwählte regimentsfähige Verwandtschaft. Dies Personal ist gegen die durch Anzahl, Einsichten und Kräfte jeder Art wichtige Volksmenge des Ganzen so bedeutungslos, daß, selbst wenn die Entschädigungsbegehren die gerechtesten von der Welt wären, Staatsklugheit hier gebieten muß, sie wegzuwerfen, und den Theil für das Ganze zu opfern. Ohne Herstellung der innern Ruhe und Sicherung des Volks vor Zinsbarkeit an Einzelne, ist keine dauerhafte Neutralität, keine Festigkeit der Verfassungen, keine allgemeine Anhänglichkeit an den Bestand der Dinge zu erwarten.

Zu dieser Maasregel drängt sich noch eine zweite: Zufriedenstellung der sogenannten vier aristokratischen Kantone Solothurn, Bern,

Freiburg und Luzern, wo die patrizischen Geschlechter, beim Einmarsch der Oesterreicher in die Schweiz, die bisherigen Regierungen und Verfassungen umstürzten und sich der Herrschaft bemächtigten. Nur in diesen vier Kantonen dauert das Mißvergnügen fort; in allen übrigen sind Volk und Regierung einig und mit den selbstgeschaffenen Kantonalkonstitutionen im Allgemeinen zufrieden.

Die patrizischen Regierungen, nachdem sie sich der Herrschaft wieder bemächtigt hatten, sahen selbst mit Zittern ihre Gefahr, als beim Volk das erste Schrecken verschwunden war, welches den Einmarsch der fremden Heere begleitete. Um den Sturm zu beschwören, milderten sie, wenn gleich kärglich, die Härte der alten Verfassungen, und wählten sogar Landleute in den gesetzgebenden großen Rath ihrer Kantone. Aber die Erwählten waren nicht vom Volk erwählt, und also ohne dessen Vertrauen; die Erwählten waren in so geringer Anzahl, daß sie nur Figuranten im Rath blieben. Das Volk ließ sich durch dieses Blendwerk nicht täuschen, und ward nur mißtrauischer. Es kam zu unruhigen Bewegungen. Man bot zur Sicherheit der Regierungen besoldete Truppen auf. Man hielt Exekutionen; verhaftete; kerkerte ein; bezeichnete alle Gegner als Jakobiner, Ruhestörer, Anarchisten. Dies Alles war unvermögend, die

öffentliche Zufriedenheit herzustellen; man sah sich genöthigt, hin und wieder in einigen Dingen nachzugeben. Solothurn machte in wenigen Monaten drei neue Staatsverfassungen, ohne dem Volke mit einer einzigen zu genügen; Freiburg änderte ebenfalls; Bern verhieß das Gleiche. Aber das Mißvergnügen blieb. Man sah in den Regierungen nur eine Partei; im Volk die andere.

Für die Sache der patrizischen Regierungsfamilien spricht in einigen Schweizerstädten jeder Grund, der für die Herstellung des Patriziats in den Reichsstädten Deutschlands, oder in den Staaten von Genua und Venedig spricht. Sie haben dieselben Rechtstitel auf Wiedererlangung ehmaligen Ansehens, ehmaligen Besitzthums, ehmaliger Oberherrlichkeit, wie die mediatisirte Reichsritterschaft und andere durch Gewalt aus althergebrachten Rechtsamen Verstoßene. — Für die Sache des seit eilf Jahren gefreiten Volks spricht eilfjähriger Besitzstand, geweiht durch die feierlichen Freiheitserklärungen der alten Regierungen in den Tagen der Noth; dazu noch der seitdem geweckte Geist des Volks, welchem nicht mehr am bloßen Namen des freien Schweizers genügt.

Der Kampf des Volks und der Regierungen in jenen vier patrizisch regierten Schweizerkantonen droht Gefahr für die Zukunft. Denn wenn man auch das aus seinen Freiheiten verdrängte

Volk durch Waffengewalt zum Schweigen und Dulden bringt, ist unfehlbar voraus zu sehen, daß es, wenn irgend ein günstiger Augenblick erscheint, neue Revolutionen herbeiführen werde. — Der Verfassungsstreit in den jetzt patrizisch regierten vier Kantonen läßt sich aber nicht anders, als durch Vermittelung von Unparteiischen, nichtschweizerischen Schiedsrichtern entscheiden und beseitigen, welche die Forderungen beider Parteien hören, und mit redlichem Willen zu beseitigen streben.

Dies sind die Verhältnisse der Schweiz zu Frankreich, Deutschland und sich selber. — Die angeführten Thatsachen sind wahrhaft, und können nicht anders, als von Einheimischen und Fremden, so wie von den Ministern der auswärtigen Mächte, welche bei den Schweizern residiren, bestätigt werden. Die Folgerungen, welche daraus gezogen worden sind, sollten, wie es scheint jedem Unbefangenen einleuchten. Daher stellte man sie einfach hin. Aber die Zukunft wird über die Richtigkeit der hier gegebenen Ansichten und der daraus entspringenden historischen und politischen Weissagungen, die jeder selbst machen kann, entscheiden und manches bewähren, das man jetzt vielleicht noch für zweifelhaft oder unbedeutend halten mögte.

Ueber einige Verbeſſerlichkeiten des eidsgenöſſiſchen Heer- und Kriegsweſens.

Schon im Anfang des Jahres 1815, als nach Wiedererſcheinen Napoleons aus Elba, Europa in Waffen trat, ward diese Abhandlung geſchrieben. Die Eidsgenoſſen deckten zu derſelben Zeit mit einem beträchtlichen Heerhaufen ihre Grenzen von Basel bis Genf. Der Verfaſſer ſah wohl ein, daß im Augenblick, da man ſchon zum Kampf ſtritig ſtehen ſollte, nicht erſt über die zweckmäßigſten Mittel berathen werden müſſe; aber auch, daß eben der Augenblick der Gefahr der beſte ſei, den Werth von Verbeſſerungen und dahinzielenden Vorſchlägen zu würdigen. Die Abhandlung wurde Einzelnen der eidsgenöſſiſchen Kriegsbefehlshaber im Anfang mitgetheilt; dann von den Herausgebern des „Schweizeriſchen Muſeums, Jahrgang 1816“ öffentlich gemacht. Sie enthält mehr einzelne Andeutungen, als umſtändlich Ausgeführtes, und ſollte, ihrer Beſtimmung nach, nicht mehr, als das.

Seitdem hat das ſchweizeriſche Heerweſen, ſowohl in einzelnen Freiſtaaten, als in der Geſammtheit des Bundesſtaates, ſehr bedeutende Vorzüge im Verhältniß deſſen empfangen, was es noch 1815 war. Dazu haben beſonders die ſeitdem beſtehende eidsgenöſſiſche „Militär-Aufſichtsbehörde“, die eidsgenöſſiſche „Kriegsſchule zu

Thun", und die Einführung der jährlichen „Uebungslager" mitgewirkt. Die Bildung höherer Offiziere wurde mehr beachtet, die Masse der Scharfschützen im Bundesheer vergrößert u. s. w. Manches blieb noch immer zu leisten übrig, was sich freilich keineswegs so leicht, in der Verbindung von zweiundzwanzig selbstständigen Orten, schaffen ließ. Auch mehrere von den Ideen des Verfassers hatten das Glück, sachkundigen und kriegserfahrnen Männern nicht ganz unwerth zu scheinen. Der eidsgenössische Oberstlieutenant Johannes Wieland von Basel, ein geistvoller, erfahrner Offizier aus Napoleons Kriegsschule, verschmähte es nicht, in seinem „Handbuch zum Militärunterricht für Schützenoffiziere über Waffen, als Vereins eines Vertheidigungssystems der schweizerischen Eidsgenossenschaft (Basel 1824)" neuerdings die Aufmerksamkeit darauf hinzuleiten.

Das Heerwesen hat sich in den meisten Kantonen, seit Herstellung des Bundesstaates nach der Vermittelungsurkunde, sehr verbessert. Wir haben Kantone, deren Bataillone in Rücksicht der äußern Haltung und Fertigkeit kaum von den geübtesten Linientruppen des Auslandes übertroffen werden. Andere sind in dem Stück versäumt. Das ist Fehler schwacher Regierungen, daß sie in Friedenstagen das Militär für unnütze Spielerei halten oder dazu machen, und nicht Regierungen, sondern nur Verwaltungen zu sein verstehen.

Die Natur gab den Schweizern eine ungeheure Festung zu bewohnen, und einen kriegerischen Geist dazu. In vier Wochen kann der unerfahrenste Jüngling zum gemachten Soldaten getrillt, in Handgriff, Wendung und Marsch dem geübtesten Kriegsmann gleich sein.

Unsere Bataillone sind schlagfertig, ein kräftiges Volk, gut uniformirt. Aber was das Beste ist, besser als Uniform, besser als Federbusch und militärische Haltung, das ist: diese Bataillone sind Schweizer! Schweizer, die für Selbstständigkeit, Freiheit und Ehre des Vaterlandes, für nichts Anderes, stolz und heiter ins Feld und trotzig in den Kampf gehen, um zu siegen oder ruhmreich zu sterben. Andere Ausmege soll der Schweizer nicht kennen.

Hinweisung auf den Grundfehler.

Wir haben Infanterie, Artillerie, Kavallerie, wir haben Husaren, Dragoner, Jäger, Grenadiere, Musketiere, sogar Kosaken mit und ohne Langbart. Alles ganz löblich!

Ich will hier nichts von der bunten Gestalt des eidsgenössischen Heeres sagen, veranlaßt durch die abweichenden Uniformen jedes einzelnen Kantons. Denn das ist Parade- und Nebensache.

Ich will auch nicht von der Zusammensetzung

der verſchiedenen Waffenarten reden, wozu jeden Kanton beiträgt. Das iſt im Ganzen nicht übel geordnet.

Aber das will ich ſagen, daß unſer ganzes Militärweſen am Ende doch bloße Nachahmung deſſen iſt, was wir an fremden Heeren ſahen, und nichts weiter! Daß hier ein fremder, durchaus nicht ſchweizerhafter Geiſt in der Heereinrichtung waltet! Daß wir beim Nachahmen ausländiſcher Militärorganiſation nichts dazu erfanden, was aus der Eigenthümlichkeit unſers Volks und unſerer Oertlichkeiten hervorgegangen wäre!

Wie die Natur aber jedes Thier auf beſondere Art bewaffnet hat zu Schutz und Trutz, wie ſie dem Adler Krallen und Schnabel zum Zerreiſſen, dem Ochſen Hörner, der Biene den Stachel gab: ſo hat ſie jeglichem Land und Volk eigenthümliche Art verliehen, ſich gegen den Feind zu wehren.

Und das iſt der Grundfehler, daß wir noch nicht die Kunſt begriffen haben, wie ſich Waffe, Heerbeweglichkeit (Taktik) und Heerführung (Strategie) ganz der Natur unſers gebirgs- und ſtromreichen Landes anzuſchmiegen hat. Darum behaupte ich: unſere Bewaffnung, Taktik und Strategie ſei der Natur unſers Landes nicht gemäß geſchaffen; daher weniger furchtbar,

als ſie ſein könnte und zur rechten Vertheidigung des Vaterlandes ſein ſollte.

Reden wir frei heraus: ſelbſt bis auf unſere Uniformirung des Kriegsvolkes haben wir nichts Nationales, nichts den Schweizern Angemeſſenes, ſondern Nachahmerei fremder Gebilde. Gingen die fremden Heere mit Puder und feinem Haarzopf einher: wahrlich, unſere braven Landleute müßten ſich vielleicht auch noch zum Gang ins Siegesfeld einen Stiel am Hinterhaupt befeſtigen. — Die Schweiz iſt unebener Boden. Es geht bergauf, bergab. Dazu braucht es geräumige Kleider, worin ſich der Mann frei bewegen, krümmen und ſtrecken kann. Daher ſind Schweizerhoſen eben Schweizerhoſen, und müſſen es ſein. Und ſie bleiben, trotz aller Moden, in den Bergländern Mode. Das will und lehrt die Natur! Darum ging der Bergſchotte ſogar ohne Hoſen. Wir aber haben knappe Uniformen angenommen, enge, glatte Beinkleider, alles feſtſitzend, ſchön geſpannt. Wozu das? Weil man es bei Soldaten der Ebenen ſieht.

Wäre das eidsgenöſſiſche Heerweſen im Jahr 1798 nur ſo gut eingerichtet geweſen, als im Jahr 1815: wir würden den Franzoſen die Eroberung der Schweiz weit ſchwieriger gemacht, ſie doch wohl aber nicht verhindert haben; auch vorausgeſetzt, die damaligen Regierungen hätten den Geiſt

des Volks und das Gebot der Zeit beſſer und redlicher verſtanden. Aber ich halte es für nicht unmöglich, jedem Eroberer die Unterjochung der Schweiz ſo lange militäriſch zu vereiteln, als die Schweizer Schweizer ſein wollen.

Ich will einmal zugeben, daß auch bei uns ſo gut, wie bei andern Nationen, in ernſten Tagen ein Cincinnatus vom Pfluge weg mit Glück an die Heerſpitze treten, ein Tyrtäus mit Ruhm aus der Schulſtube ins Schlachtfeld gehen, oder daß ein Mann mit der Geiſtesart eines Lucullus oder Moreau geborener Feldherr unter uns ſei, ohne von der Pike auf gedient zu haben. Ich will einmal zugeben, unſere Milizen ſeien den geübteſten Truppen von der Welt in Gewandtheit nicht nachſtehend. Dann würden unſere eidsgenöſſiſchen Heere den feindlichen erſt vollkommen gleich ſein, und mehr nicht. Dann würde zuletzt Anzahl oder Kriegsglück entſcheiden.

Aber wir müſſen, wenn von Vertheidigung des Heiligſten Rede iſt, dem Zufall ſo wenig als möglich zu thun überlaſſen. Wir müſſen beinahe gewiß ſein, daß jeder Feind, ſo ſtark er auch ſei, in unſern Thälern ſein unfehlbares Verderben finden werde. Wir müſſen innerhalb Rhein und Alpen dem Feinde

auf jeden Fall überlegen sein. Erst solche Zuversicht bringt Riesenmuth. Daher müssen wir dem Feind mit ihm nicht gewohnten Waffen, mit ihm fremder Taktik, mit ihm unbekannten Zerstörungsmitteln begegnen, wider welche er sich nicht zu schützen weiß. Nur dadurch werden wir ihm überlegen. Und das waren wir bisher nicht; sind wir noch nicht.

So siegte Spanien über die sieggewohnten Franzosen; und Catalonien, das kaum halb so viel Volk als die Schweiz hat, machte Napoleons beste Truppen, Feldherren und Kriegskunst zu Schanden. Zwar in offenen Schlachten wurden Palafox und Castannos, trotz verzweiflungsvoller Vaterlandsliebe und Tapferkeit ihrer Heere, jedesmal geschlagen; denn sie stritten, auch ihre besten Linientruppen, gegen die Franzosen mit gleichen Waffen. Aber die spanischen schrecklichen Guerillas, jene kühnen, leichtbewaffneten, schnell zusammenfliegenden, schnell auseinanderflatternden Kriegsbanden, immer da am furchtbarsten, wo man sie am wenigsten erwartete; jene Banden, welche in ganz Spanien am gleichen Tage in hundertfachen kleinen Treffen das Blut der voreiligen Eroberer stromweis vergossen — diese waren es, von welchen die französischen Heere am meisten aufgerieben, ausgehungert, ver-

wirrt wurden, und der Thron Josephs zuletzt gestürzt ward.

Ich will damit gar nicht sagen, daß wir in der Schweiz der spanischen Guerilla nachahmen sollen. Nachäfferei ist Nachäfferei! Unsere Berge sind ganz andere, als die kahlen, heißen Berge Spaniens, und unsere Landsleute laufen nicht vierundzwanzig Stunden lang mit einer Brodrinde und Zwiebel vergnügt. Nur das wollte ich sagen: Jedes Land und Volk hat seine eigene Natur, aus welcher unmittelbar seine Vertheidigungsart hervorspringen muß. Darum taugt der Kosack vortrefflich in Steppenländern, Vaubans Befestigungskunst im ebenen Lande.

Unsere Altvordern waren zur Zeit der Thaten bei Grandson, Näfels, Sempach u. s. w. keine Thoren, und äfften nicht die Heereseinrichtungen fremder Mächte nach. Sie blieben sich und der Natur ihres Bodens getreue Leute. Darum mußten die in Deutsch- und Welschland unüberwindlichen Ritterschaaren in der Schweiz ohne Gnade zu Grunde gehen.

Derohalben sollen wir es machen wie sie; nicht aber dasselbe, was sie. Denn zu ihrer Zeit war Feuergewehr noch nicht die entscheidende Waffe.

Wir haben gute Soldaten, aber allgemeinen Mangel an guten, gebildeten Offizieren; noch größern an Feldhauptleuten und Heerführern. Zum guten Soldat gehört Herz, das ist dem Schweizer angeboren; aber zum guten Offizier gehört wissenschaftliche Bildung und Kopf, die sind nicht immer angeboren. Den Garnisondienst zu verstehen, ein Bataillon, eine Brigade zu kommandiren, dazu kann man dressirt werden. Es ist blutwenig.

Wie viele von unsern Offizieren haben die nöthigen mathematischen Vorkenntnisse? Wie viele geben sich die Mühe, Werke über die Kriegskunst zu ihrer eigenen Bildung zu lesen? Wie viele können sie lesen? — Woher sollen denn nun unsere Heerführer kommen, deren Talenten der Ruhm und das Leben der Eidsgenossenschaft mit Zuversicht anvertraut werden kann?

Man ist im offenbaren Irrthum, wenn man glaubt, der auswärtige Kriegsdienst bilde dem Vaterlande gute Feldherren. Nein doch! Unsere Offiziere werden dort allenfalls Regimentsobersten; aber zu Oberbefehlshabern eines Heeres oder auch nur eines großen Heertheils werden sie selten oder nie erhoben. Und geschieht es irgend einmal, so bleiben die Herren im Auslande, wo man sie im

Frieden, wie im Kriege, reichlicher beſoldet und ehrt, als bei uns.

Selbſt aber die in auswärtigen Feldzügen gebildeten Offiziere ſind darum nicht immer die vortrefflichſten für die Schweiz. Was verſtehen ſie doch von Nachtheilen und Vortheilen des Gebirgskrieges? Sagte mir doch einmal der franzöſiſche General Lecourbe ſelber: „In dem verwünſchten Lande hier muß ich's Kriegshandwerk von neuem lernen!“ (Dans votre maudit pays-ci je vais devenir apprentif.)

In Spanien gegen die Franzoſen, wie bei Smolensk gegen die Ruſſen, haben unſere Schweizertruppen bewieſen, daß ſie den beſten in Europa Spitze bieten können. Würden es unſere Feldoberſten mit gleichem Ruhm gegen die beſſern feindlichen Feldherren aufnehmen können? — —

Garniſondienſt und Paradeplatz helfen zur Feldherrnkunſt nichts. Selbſt beim Schachſpiel oder Kriegsſpiel auf der Landkarte lernt man von Heerführung mehr, als dort.

Derohalben ſollten in allen Kantonen nicht nur Ergänzungs- und Trüllmuſterungen ſein, ſondern für die höhern Hauptleute, und für die, welche es werden wollen, geſetzlich angeordnete Kriegsſchulen, worin Heerbewegung und Heerführung für Ebene und Gebirg, mit Anwendung auf alle Oertlichkeiten des Kantons,

die Aufgaben des Nachdenkens würden. Dies ist eins der wichtigsten, schreiendsten Bedürfnisse des Vaterlandes!

Besser noch wäre, aber vielleicht schwieriger auszuführen, eine gemeineidsgenössische Kriegsschule zur Bildung von Stabshauptleuten *).

Was wir erlebt haben, das wissen wir noch; was dem Vaterlande bevorsteht, weiß Niemand. Im ewigen Weltsturm sollen wir auf Alles gefaßt sein. Und schreiten wir nicht mit den übrigen Staaten unserer Nachbarschaft fort in der Vervollkommnung: so müssen wir fürchten, von ihren Schritten einmal zertreten zu werden.

Was der wahre Kern des eidsgenössischen Heeres sei.

Unter Kern eines Heeres verstehe ich dessen wahre Hauptstärke, nicht sowohl immer der Zahl nach, als wegen seiner entscheidenden Kraft im Treffen. Vorzeiten war dies die gepanzerte Reiterei; nachher ward es das festgeschlossene Fuß-

*) Seit 1816 besteht diese Kriegsschule zu Thun, das jährliche eidsgenössische Uebungslager, Bildung eines eidsgenössischen Kriegsfonds und eine allgemeine Militärgesellschaft.

volk. Linieninfanterie und schwere Kavallerie gelten noch jetzt dafür: leichte Truppen zu Fuß und Roß, Husaren, Jäger, Scharfschützen u. s. w. sind unentbehrlich, aber man rechnet sie nicht eigentlich zum Hauptkern des Heeres.

In der Schweiz wird schwere Reiterei so wenig als leichte jemals zum Kern gehören. Wir haben wenige Ebenen, wo sie sich entwickeln kann, und unsere Wiesen sind mit Wassergräben und Hägen meistens zu sehr durchschnitten. Bei allen in der Schweiz gelieferten Schlachten und Treffen spielte die Reiterei immer die traurigste Rolle, weil man sie nicht da aufstellen konnte, wo sie nöthig war, sondern nur, wo es die Oertlichkeit erlaubte. Zu Befehlversendungen beim Heer, zur Benutzung des Sieges in Verfolgung des fliehenden Feindes ist sie allein brauchbar. Dragoner, Husaren, Kosaken, Chasseurs u. dgl. sind in der Schweiz nur verschiedene Namen, wahrhaftig keine verschiedene Sachen.

Hier ist die Rede vom Kern des Schweizerheers. Er besteht aus dem Fußvolk.

Zusammensetzung und Bewegung der Linien-Infanterie in der Schweiz kann nicht anders sein, als in andern Ländern. Denn auch wir haben unsere Ebenen, Thäler, Bergflächen, wo in Reih' und Glied gefochten werden muß. Feindlichen Massen muß mit Massen widerstanden

werden; das versteht sich. Geschwindfeuern ist gut; Sicherfeuern ist besser. Doch wird damit nicht Alles ausgemacht. Das Bajonet im Sturmmarsch entscheidet oft am kürzesten. Das haben die französischen Armeen oft, letzthin auch die deutschen und russischen bewiesen. Es ist noch nicht die Aufgabe zur Genüge gelöset, den Gewehren ohne Unbequemlichkeit längere Bajonette zu geben, als die gewöhnlichen sind.

Im Treffen mit dem Feinde kurzes Federlesen zu machen, ist in der Natur der Schweizer. Das wissen wir aus alten und neuen Zeiten. Darum würde ich zu unsern Linientruppen ein Sturmkorps fügen; zu jedem Bataillon eine Sturmkompagnie von den herzhaftesten, tollsten Kerln; die Hälfte bewaffnet mit zwölfschuhigen Spießen, die andere Hälfte mit Morgensternen. Verachte mir Keiner die Waffe der Alten. In Schweizerfaust ist sie entscheidend *).

Die Sturm-Kompagnie ziehe hinter den Schützen; beim Sturmmarsch voran, in einer einfachen Linie, immer ein Spießer mit einem Morgenstern abwechselnd. Die Spieße vereiteln durch ihre Länge das feindliche Bajonet, schützen

*) Auch der Oberstlieutenant Joh. Wieland empfahl den Spieß, dem er achtzehn Schuh Länge bestimmte. (Dessen Handb. zum Militärunterricht u. s. w. S. 47.)

die Morgenſterne. Sobald dieſe geſchwungen, die feindlichen Gewehre und Köpfe aus einander treiben, bilden die Spießer das zweite Glied, um den Morgenſternen Spielraum zu machen. Das iſt in Gebirgen der Keil, mit dem man Schlachtreihen durchbricht, wie es in Ebenen die Wucht der Reiterei iſt.

Als am zweiten Mai 1798 die Schwyzer unter Aloys Reding, dem theuerwerthen Mann, bei Rothenthurm, Schauenburgs Brigaden ſchlugen, erlebten die Franzoſen einen unerwarteten Schweizerſpaß. Denn da man gegenſeitig der Sache mit gefälltem Bajonet Ende machen wollte, riefen die Schwyzer, von ihrem Mutterwitz und Kraftgefühl belehrt, plötzlich: „Nehmen wir ſie unter die Kolben!“ Da ward das Gewehr umgedreht, und die franzöſiſchen Flinten und Köpfe wurden mit den in Morgenſterne verwandelten Gewehren ſo derb auseinander gedroſchen, daß die Weltbeſieger nicht länger Stand hielten. Allerdings war der Einfall keineswegs in der hergebrachten Regel; item, er war treffend und darum trefflich!

Dergleichen verkehrter Gebrauch des Gewehrs iſt nun freilich für das Gewehr ſelbſt nicht vortheilhaft; rathſamer die Einführung des Sturmkorps mit den erwähnten beſſern Waffen. Aber daraus lernt man, daß Spieß und Morgen-

stern, als schweizerische Nationalwaffe, in Ehren bleiben sollen, damit sie ungebetenen Gästen heimleuchten, von wannen sie kamen.

Fortsetzung. Die Scharfschützen.

Die sogenannten Chasseurs, Tirailleurs, Scharfschützen, Voltigeurs sind bei andern Nationen leichte Waare, und mit Recht, weil diese andern Nationen weitaus meistens in flachen Ländern leben und kriegen. In Ebenen können Massen gegen Massen in Reih' und Glied am besten wirken, und nicht leicht anders, als durch leichtfüßige Kavallerie in die Seiten oder in den Rücken genommen werden. Da läßt man die voran plänkeln, dem Feinde Staub in die Augen zu werfen, damit er nicht die Entwickelung der Linientruppen dahinter so leicht inne werde; braucht sie in Wäldern, Büschen u. s. w. Genug, überall gut.

Die eidsgenössische Heerverfassung, der ausländischen nachgestaltet, hält, und mit Recht, viel auf ihre Grenadiere, Musketiere, Jäger u. s. w. Das ist ihre wahre Linien-Infanterie. Aber Scharfschützen sind im Verhältniß zu den übrigen Waffengattungen äußerst wenig.

Ich aber behaupte: Scharfschützen gehören zum wahren Kern des eidsgenöss-

ſiſchen Heeres. Die Milizen ſind Maſſen zum Aufhalten und Wehren des Feindes, der mit Maſſen kommt; die Scharfſchützen aber ſind die wahren Vertilger des Feindes, die entſcheidende Kraft der Armee. Wenn ich ſage: ſind, ſo verſtehe ich darunter: ſollen ſein!

Wir haben ungefähr zwei Drittel ſogenanntes Thal- und Ebenland und ein Drittel Gebirg in der Schweiz. So ſollen wir in der Armee fünf Sechstheil Milizen zum Kampf in Reih' und Glied, und ein Sechstheil Scharfſchützen für das Gebirg haben. Denn der Scharfſchütze iſt der wahre Gebirgsſoldat. Zu einem Armeekorps von dreißigtauſend Mann ſollten fünfundzwanzigtauſend Mann Linientruppen und fünftauſend Mann Scharfſchützen ſtehen; denn dieſe allein geben im Gebirge den Ausſchlag und ſchnell, nämlich in ſolcher Menge *).

Napoleon verſtand im ſpaniſchen Gebirgskriege die Sache wohl. Er errichtete ganze Korps von Miquelets oder Bergjägern.

Am 2. Mai 1798 hielten nur fünfzig Urner Scharfſchützen die Franzoſen auf Morgarten ſo lange in Schach, bis ein Bataillon Schwyzer vom rothen Thurm her die Berghöhen erſteigen

*) Wieland nimmt für 30,000 Mann ohngefähr 2,500 Scharfſchützen erforderlich an.

und dem Feind in die Seite fallen konnte. Als die Franzosen am gleichen Tage mit einem Theil der achtunddreißigsten Halbbrigade die Schwyzer-Stellung auf der Höhe hinter Arth wegnehmen wollten, waren es die Scharfschützen, welche dort den eiligen Rückzug der Franzosen entschieden. Denn die Scharfschützen büchseten die Offiziere in ihren langen blauen Ueberröcken weg. Im Jahre 1799 waren es die Scharfschützen, ich glaube von Zürich, welche den Uebergang der Oesterreicher über die Aar bei Klein-Dettingen allein und vollkommen vereitelten. Und überall und immer waren der Scharfschützen doch zu wenig!

Wenn tausend Scharfschützen weit zerstreut eine Berghalde inne haben, und dem Feinde nicht allerwenigstens in einem Treffen von wenigen Stunden vier- bis fünfhundert Mann tödten und verwunden: so wären sie nicht Salz auf Brod werth.

Die Scharfschützen gehören ihrer Natur nach auf beide Flügel des Heeres im Treffen, wo sie die Seitenberge und Höhen des Thals nehmen und den Feind umschleichen, ihm in die Seiten arbeiten oder im Rücken. In weiten Flächen wird ein schweizerischer Feldherr wohl nicht leicht ein Treffen anbieten oder annehmen, weil er sich da seines Vortheils begibt (der Macht des fern- und sichertreffenden Scharfschützen), hin-

gegen dem Feinde den Vortheil ſchneller Evolutionen und der Kavallerie einräumt.

Die Tiroler in ihrem Aufſtande hatten beinahe gar keine Linientruppen gegen Baiern und Franzoſen; ſchlimm genug, daß ſie den Maſſen keine Maſſen entgegen zu werfen hatten! Aber ihre Scharfſchützen trieben mehrmals Baiern und Franzoſen vor ſich her, und manches Hundert wackerer Helden in die beſſere Welt hinüber.

Nur mit Scharfſchützen in gehöriger Menge, und zum Gebirgskrieg gehörig abgerichtet (nämlich die Signale zu verſtehen), kann man während des Treffens, zumal wenn die Schlachtlinien über Thal und Berg ausgedehnt ſind, den Feind unerwartet durchſchneiden, verwirren, den Tod in ſeine eigene Mitte pflanzen und ihm geſpenſterhaft mit Bataillonen im Rücken erſcheinen und ſchrecken. Mit ſo Wenigen, als man bisher hatte, läßt ſich nur plänkeln, und nichts weiter.

Dem Scharfſchützen nützt das Weidmeſſer nicht, wenn er es nicht als Bajonet auf den Stutzer ſetzen und ſo mit gefälltem Gewehr im Nothfall auch in Reih' und Glied angreifen kann. Das gehört zum Bergkrieg.

Der eidsgenoſſiſche Scharfſchütz ſoll aber noch mehr ſein. Wir haben reitende Artillerie. Wir kennen ihre Vortheile. Ein Theil der Scharf-

schützen im Kontingent muß reitten sein. Das iſt die recht brauchbare ſchweizeriſche Kavallerie!

Die reitenden Scharfſchützen, welche auch zu Ordonnanzen, wohl gar zum Verfolgen des Feindes ſo brauchbar ſind, als unſere bisherigen Huſaren, Dragoner u. ſ. w., ſind im Gebirgskrieg furchtbare Reiterei. Vermöge ihrer Roſſe kann man ſie vor oder während einem Angriff wetterſchnell auf einen beliebigen Punkt werfen. Zu nichts anderm dient ihnen das Roß. Angekommen, von wo ſie ihr ſicheres Feuer anbringen ſollen, ſpringen ſie ab, geben ihre Pferde einer Obhut und vertheilen ſich zur Arbeit. Es verſteht ſich, daß, zur Schonung des Stutzers und Stechers, das Schloß mit einer Lederkappe gedeckt ſein muß, wie der Wildjäger ſein Gewehr ſchirmt. Es verſteht ſich, daß man nicht blos Leute zu Scharfſchützen macht, die eigene Pferde haben (wie es bisher gewöhnlich mit Bildung der Reiterei gehalten ward). Im Kriege ſoll der Staat die Pferde für die reitenden Scharfſchützen anſchaffen. Es hängt Alles davon ab, im entſcheidenden Augenblick mit Eile Scharfſchützen dahin zu verſetzen, wo ſie am nöthigſten ſind. Sie müſſen nur reiten können; Kavallerie-Evolutionen haben ſie nie zu lernen und nicht vonnöthen. Wären aber die Pferde dreſirt, deſto beſſer. Es

verſteht ſich, daß in Friedenszeiten die altüblichen Freiſchieſſen, ſelbſt von Regierungen unterſtützt, in Städten und Dörfern wieder gemeiner werden müſſen *).

Ueber das Manöuvre der Scharfſchützen zu Fuß und zu Pferd im Gebirgskrieg, über ihre Anwendung in Maſſe und zerſtreut, bei durchſchnittenem waldigen Wahlfeld, auf den Zwiſchenräumen der Schlachtordnung, will ich hier nichts ſagen. Unſere Feldhauptleute werden dies leicht finden, und ich will ihnen kein Lehrer der Kriegskunſt ſein. Aber ausſchütten über die Sache mein Herz, das will ich; über die Sache, welche die Natur ſelbſt lehrt, und für welche die einzelnen Vorfälle in der Schweiz, die Wirkungen in Spanien, und bei andern Gebirgsvölkern beſſer, als ich, geſprochen haben.

Vielleicht lächeln manche unſerer Taktiker und Strategen vornehm. Ich aber ſage euch, was ihr heut belächelt, wird dennoch vielleicht zu ſpät eingeführt werden, zumal wenn einſt Tage der Noth kommen. Und was ich ſpreche, iſt wohl erwogen, auf Erfahrung gebaut, von der Natur unſers Landes und Volkes gegeben, und Frucht ernſter Ueberlegungen, die ich im Gebirgskriege

*) Sie ſind ſeit zehn Jahren nach diesem faſt zahlreicher und beſuchter geworden, denn jemals.

von 1799 machen konnte, wo ich bald gehorchte, bald Truppen befehligte. Und was ich spreche, stammt vom treuen, vaterlandsliebenden Herzen. Darum möchte ich's vor allem Volk sagen; denn es iſt recht, daß jeder Schweizer von Kriegskunſt und Vaterlandsvertheidigung urtheilen lerne. Wäre das früher gewesen: wahrlich, den Franzosen würde die Besiegung der Schweiz kein leichtes Spiel gewesen sein. Der Schweizer iſt geborener Kriegsmann. Vergeſſet nie, daß am 9. Herbſtmonat 1798 zweitausend Unterwaldner, begeiſtert von Glaubens- und Vaterlandsliebe, einem franzöſiſchen Heer von zwölf- bis sechszehntausend Mann glorreich trotzten, und nur mit acht Kanonen, aber mit manchem Hundert Scharfschützen, dem Feinde einen Verluſt von einigen tausend Todten und Verwundeten (nach eigener Angabe der obern Befehlshaber) verursachten, während im Treffen selber kaum hundert Unterwaldner gefallen waren!

Von den feſten Plätzen.

Ich will kurz sein, will nur Andeutungen geben. Daher beantworte ich hundert Fragen nicht, die meine Rede nur zu weitläuftig machen würden. Hier iſt nicht der Ort, darüber ausführlich zu sein.

Feſtungen, den Feind aufzuhalten und eine Zeit lang zu beſchäftigen, gehören in ebene Ge-

genden. Sie taugen für die Schweiz nichts. Aarburg hat den Namen einer Veste, ohne ihn zu verdienen, und kann höchstens in bürgerlichen Unruhen sein Daseyn werth machen. Weder Bern, noch Zürich, noch Solothurn, noch andere mit Wall und Graben umzogene Städte sind haltbare Plätze, wenn man sie mit Ernst angreift. Sie werden von allen Seiten bestrichen. Befestigungen der Städte haben in der Schweiz noch mehr Schaden als Nutzen gebracht.

Ein Nachtheil der Festungswerke besteht darin, daß man ihnen in der Gefahr zu viel Werth beilegt, und da die Schatzkammer und die Waffenvorräthe des ganzen Kantons für sicherer hält. Fällt daher solche Stadt in Feindesgewalt, ist in dessen Hand zugleich die ganze Kraft des übrigen Landes. Als im Jahr 1798 die Städte Bern, Freiburg und Solothurn in dem Besitz der Franzosen waren, sah man alle drei Kantone verloren. Jeder Widerstand hörte auf. Das war die Folge der grundfalschen Krieges- und Vertheidigungs-Einrichtung.

In Kriegsgefahr müssen die baaren Geldvorräthe vertrauten, beeidigten und sichern Beamten im ganzen Lande theilweis in Verwahrung und zur Verfügung der Regierung übergeben werden. Desgleichen müssen alle Waffen und Munitionsvorräthe auf mehrere Punkte des Kantons ver-

theilt werden. Wer die Waffenvorräthe und wie viel er hat, darf Niemand mit Zuverlässigkeit wissen, nur der Kriegsrath, der Oberbefehlshaber und der Oberzeugmeister des Kantons. — Welche Vortheile daraus zur nachdrücklichen Vertheidigung des Landes und zum Verderben des Feindes entspringen, will ich hier nicht entwickeln.

Bei allfälligen Fortschritten des Feindes an den Grenzen muß der kostbarste Theil von Geld, Schriften, Munition und Waffen in das Innere der Schweiz, in die wahre Hauptveste der Eidsgenossen, als eine große Reserve, gebracht werden.

Das Land Nidwalden scheint mir die wahre Hauptfestung der Eidsgenossenschaft, und kann, bei gehöriger Besatzung und mit dem nöthigen Proviant versehen, auf lange Zeit unüberwindlich sein. Hochgebirge und Engpässe von der einen Seite, der See von der andern. Von der Landseite ist der Brünig Vorwall; der Paß aus dem Gadmenthal nach Engelberg ist leicht zu vertheidigen. Der Brünig verloren, decken die Engpässe an den Obwaldner Seen und ein paar tausend Scharfschützen Alles. Jenseits St. Jakob, beim Drachenried, ist der letzte und schwerste Paß. Von Attighusen in Uri nach Engelberg kann der Weg, so wie der von Uri nach Seelisberg, mit einer Hand voll Leute vertheidigt werden. Ich hielt den letztern Posten im Jahr 1799 lange Zeit

mit drei Kompagnien gegen die Oeſterreicher in Uri beſetzt. General Bay mußte droben nothwendig verderben, als er nachher den General Loiſon angriff. Nicht einmal dieſer General in eigener Perſon, ſondern ſein Adjutant Bazin kommandirte das Treffen. Bay ſelbſt mit achthundert Mann ward gefangen.

Die braven Unterwaldner hatten am 9. Herbſtmonat 1798 zu wenig Mannſchaft: auf den Alpen von Großächerli, die Obwalden von Nidwalden ſcheiden, nur ſiebenzig Scharfſchützen: eben ſo ſchwach war Kerſiten und der Burgenberg beſetzt. Daher gelang es dem General Schauenburg auch nur von hier aus einzudringen. — Der See iſt zur Vertheidigung vortreflich zu benutzen, beſonders wo er ſeicht iſt. Eingerammte Pfähle hindern oder erſchweren die Landung, und machen ſie, bei gut gerichtetem Kanonenfeuer und zahlreichen Scharfſchützen auf der Höhe, faſt unmöglich.

Keine andere Landſchaft, vielleicht das Haslithal ausgenommen, iſt eine ſolche wahrhafte Nationalfeſtung der Eidsgenoſſen, ſelbſt Uri nicht, noch minder Schwyz. Dazu liegt Nidwalden im Mittelpunkte Helvetiens. Aber dieſe Feſtung muß wenigſtens zwölftauſend Mann Beſatzung haben, darunter viertauſend Scharfſchützen.

Man hatte ehemals an vielen Orten der Schweiz

Hochwachten, und die Regierungen unterhielten sie sorgfältig. Ihr Nutzen war im Ganzen unbedeutend. Besser, mit gleich geringen Kosten, würden in Friedens- wie in Kriegszeiten militärische Passsperren angelegt und unterhalten. Diese gehören nothwendig zur eidsgenössischen Vertheidigungsordnung, sind von der Natur selbst angewiesen, oft mit Nutzen gebraucht und dennoch nie planmäßig behandelt und benutzt.

Fast alle Kantone haben ihre Engpässe, oder doch solche, wo der Weg unter mehr oder minder steilen Halden hinzieht. Tiroler, wie Schweizer, ließen oft im Augenblick der Noth und des Kampfes große Felsenmassen zerschmetternd von der Höhe gegen die Feinde niederrollen. Ungerechnet die dadurch angerichtete Niederlage und Verwirrung und Schrecken unter den feindlichen Haufen, wurden damit manche Pässe oft schnell für Reiterei, Artillerie und Bagage unwegsam gemacht, und die Kolonnen wenigstens einige Stunden aufgehalten, bis die Massen aus dem Weg geräumt waren.

Diese von der Natur den Schweizern gegebenen festen Plätze sind bisher nur zufällig, nur äußerst mangelhaft, nie planmäßig militärisch benutzt. Auch dies war einer der Fehler der bisherigen eidsgenössischen Vertheidigungsordnung. Denn bei manchen trefflichen

Pässen waren entweder gar keine Felsstücke frei, oder in Vorrath gebrochen, um sie auf den Feind zu schleudern; oder es fehlte an der nöthigen Zahl Scharfschützen dabei, die das Wegräumen der schon gefallenen Steine dem Feinde unmöglich machten, wenn der Vorrath allenfalls erschöpft war *).

Es sollte kein Engpaß — sei es Hochstraße, sei es Dorfweg, sei es Fußpfad — in den Kantonen militärisch unbenutzt bleiben. Wo Paßsperren anzubringen sind, sollten auf Kosten des Staats am Berge Steine gebrochen, — wo sie ganz fehlen, hingeschafft, und als Vorräthe mit Sorgfalt in drohenden Pyramiden aufgethürmt stehen. Die Paßsperren sind unter Aufsicht der Gemeindsräthe. Im Augenblick der Gefahr werden sie, wenn eidsgenössische Truppen fehlen, bis diese herbeigeholt sind, von der Landwehr und alten Jägern der Nachbarschaft besetzt und angewendet, um den Feind zu zerstören und aufzuhalten. Dem Oberbefehlshaber des Kantons müssen alle Paßsperren in seinem Lande und die Wege dazu auf's Genaueste bekannt sein. Er muß sie

*) Oberstlieutenant Wieland (a. a. O. Seite 316) skizzirt den hier vorgeschlagenen Paßsperren wesentliche Verbesserungen bei.

selbſt in Friedenszeiten regelmäßig beſuchen, damit ſie gehörig in Ehren gehalten werden.

Vom ſchweren Geſchütz.

Bei der Artillerie ſind keine weſentlichen Abänderungen nothwendig. Unſere Feldſtücke ſind gut; nur Uebung unſern Stückſchützen, und nöthige wiſſenſchaftliche Bildung unſern dabei angeſtellten Hauptleuten! Darum die Kriegsſchulen! Reitende Artillerie haben wir noch zu wenig.

Obgleich unſere Linientruppen genugſam mit Artillerie verſehen ſind, fehlt es dagegen den Scharfſchützen ganz daran im Gebirgskrieg. Das kommt daher, weil man auf die Scharfſchützen zu wenig geachtet hat, indem man fremde, der Schweiz unangemeſſene Heereseinrichtungen zum Muſter nahm und dabei ſtehen blieb.

Die Scharfſchützen-Artillerie muß leicht ſein; zur Fortſchaffung derſelben über Felſen, unwegſame Klüfte und durch Gebüſch kann man weder Pferde noch Räder gebrauchen, daher ſelbſt die kleinen ſogenannten Bergkanonen und Vierpfünder untauglich ſind. Sie ſind nur, ſo klein ſie auch ſein mögen, mit ungeheurer Mühe auf- und abwärts zu transportiren. Nichts darf die Scharfſchützen aufhalten. Ihre ganze Artillerie beſchränkt ſich auf lange, gezogene Feuerrohre, die mit Viſir und Fernrohr verſehen ſind, und

zum Abfeuern auf Gabeln gelegt werden, etwa wie die Doppelhaken der Alten, welche ganz aus der Mode gekommen sind, aber eine vortreffliche, ächt-schweizerische Waffe im Gebirgskrieg bleiben sollten.

Diese Bergschlangen, im Gegensatz der Feldschlangen (Serpentines), richten, wenn man will, eigentlich keine so große Verwüstung an, wie das schwere Geschütz der Linientruppen; aber sie sind nicht minder furchtbar, wegen der ausserordentlichen Weite, in welche sie den Schuß tragen. Nur durch sie erreicht der Scharfschütz von oben herab am sichersten den durch das Fernglas erkannten feindlichen Befehlshaber, welchen sein Stutzer nicht mehr treffen mag. Und die Wegräumung der Befehlshaber beschleunigt die Niederlage der Truppen. In Ebenen sind die Kommandanten der feindlichen Korps selten wahrzunehmen, und höchstens von den Kanonen zufällig beim Treffen heimgesucht. In Gebirgsländern muß der Befehlende sich dem Anblick der Scharfschützen preisgeben, sobald er sich im Thal hinter der Fronte seines Heeres zeigt.

Wie die Feldartillerie kann auch die Bergartillerie der Scharfschützen nur durch tägliche Uebung in Friedenszeiten vervollkommnet und bedeutsam werden.

Unparteisamkeit iſt der natürliche Beruf der Eidsgenoſſenſchaft. Sie iſt nur zur Vertheidigung ſtark und furchtbar; zum Angriffskrieg nicht reich genug an Geld und Volk. Vermöge ihrer innern Staatsverhältniſſe kann ſie nie auf Eroberungen denken, und Ausdehnung ihrer Grenzen über die uralten natürlichen wäre kein Gewinn, ſondern Schaden. — Den kriegführenden großen Nachbarſtaaten muß, wenn ſie nicht augenblicklichen Gewinn dem weſentlichen bleibenden Ruhen vorziehen, ſelber an Neutralität der Schweiz mehr gelegen ſein, als an deren offenſiven Theilnahme am Krieg. Gebrochene Neutralität ſchadet früher oder ſpäter jeder der kriegführenden Mächte. Die Erfahrung hat es bewieſen. Die Schweiz aber, welche beim glücklich geführten Offenſivkrieg nichts gewinnen kann, hat dabei nur unfehlbare Verluſte zu berechnen, indem ſie fremde Truppen von freundlicher oder feindlicher Seite ins Land zieht und von beiden das Opfer wird.

Die Grenzen gegen Deutſchland ſind vom Gotthard und Adula und den Rheinquellen weg, bis zum Bodenſee und bis Baſel, leichter zu vertheidigen, als die Grenzen gegen Frankreich. Maſſena bewies vor der Schlacht von Zürich, wie man mit dreißigtauſend Mann, auch wenn

der Rhein endlich verloren iſt, einen ſtärkern Feind aufhalten könne zwiſchen Hochgebirgen, Seen und Strömen. Und doch fehlte ſeinem Heere nicht weniger, als Alles, was zu einem rechten Gebirgskrieg unentbehrlich iſt.

Schwieriger iſt die Grenze von Genf bis Baſel zu decken, zumal für den erſten Augenblick, indem daſelbſt weder die Päſſe noch Gebirge überall militäriſch befeſtigt ſind. Die erſte Poſition verloren, bieten Aare und Saanenfluß bis zur Rhonemündung eine zweite treffliche. Aber die reichſte Schweizerſtadt würde bei einem Kriege gegen Weſten das erſte unfehlbare Opfer ſein. Es iſt ein nie genug zu beklagender Unfall, daß nach dem Einmarſch der Alliirten in Frankreich, dieſe zur Sicherung ſchweizeriſcher Neutralität nicht die Werke von Hüningen auf der Stelle ſprengten *), und im Friedensvertrag die Anlegung einer neuen Feſtung als unerlaubt zu einem der Hauptartikel machten.

Mit dreißigtauſend Mann kann man zwar eine der Grenzen beſetzen, aber im Fall des Angriffs die Schweiz nicht hinlänglich gegen Uebermacht vertheidigen. Dazu gehören neunzigtauſend

*) Dieſer fromme Wunſch, vor dem zweiten Einzug der Alliirten in Frankreich geſchrieben, iſt nun bekanntlich erfüllt worden.

Mann; nämlich dreißigtausend zur Grenzdeckung, und dreißigtausend im Aufgebot zur Reserve. Im Fall der Angriff geschieht, rückt sie aus zur Unterstützung; und dreißigtausend müssen neu ins Aufgebot treten, den Aufgebrochenen zum Trost. Der Soldat ficht zehnmal muthiger, wenn er weiß, daß er nicht allein steht und guten Rückhalt im Nothfall hat. Da geht Alles kecker und beherzter zu. Ein verlorenes Treffen ist noch kein verlorenes Vaterland.

Das ist bei jedem Vertheidigungskrieg der Schweiz ihr Trost, daß sie nie allein zu fechten hat; sie findet in einer Nachbarmacht jedesmal einen natürlichen Alliirten, der ohne eigene Gefahr die Schweiz nicht fahren lassen kann. Er muß sie vertheidigen seines eigenen Interesses willen. Daher ist es genug, wenn man den angreifenden Feind mit imponirenden Kräften so lange aufhält, bis ihm anderwärts mächtige Diversionen gemacht werden. Nur erst bei muthwillig gebrochener Neutralität ist es im Interesse gesammter Eidsgenossenschaft, ihren Vertheidigungskrieg nicht defensiv, sondern offensiv zu führen, und vereint mit dem Bundesgenossen, wer er auch sein möge, in das feindlich gewordene Land zu spielen. Thöricht wäre es, die heimathlichen Thäler den Verwüstungen der Feldzüge preiszugeben.

Schluß.

Diese mit vaterlandsliebendem Gemüth hingeworfenen Gedanken — mögen sie empfänglichen Sinn finden! — —

Es ist eine andere Zeit, darum darf die Eidsgenossenschaft sich nicht mehr in der alten Art bewegen. Sie muß fortschreiten mit der übrigen Welt; aber nicht wie die übrige Welt, sondern in Entfaltung ihrer reichen Eigenthümlichkeit. Schlafen ist halber Tod.

Wer dies Wort versteht, bewahre es, und arbeite das Gute darin zum Leben aus. Niemand lasse den gefährlichen Glauben herrschend werden, ein Nachbar sei mächtiger, denn wir; solcher Glaube ist öffentliches Unglück.

Ob man meine Wünsche und Ansichten heut verachte — es wird der Tag kommen, da sie in veredelter Gestalt von weisen Staats- und Kriegsmännern werden in Wirklichkeit gebracht werden. Natur und Noth werden lehren und gebieten!

Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidsgenoſſenſchaft.

(Verfaßt im Jahr 1823.)

Schon ſeit Jahren hatte der Verfaſſer im vertraulichen Briefwechſel mit hochachtungswerthen Staatsmännern der Eidsgenoſſenſchaft den hier verhandelten Gegenſtand zur Sprache gebracht. Alle anerkannten die Hochwichtigkeit deſſelben; doch empfanden ſie zugleich die Schwierigkeit, dieſes in mancher Hinſicht zarte Geſchäft am rechten Ort, das heißt, auf der Tagſatzung, in geſetzgebenden Räthen und Landsgemeinden, zu beſprechen. Es ſchien das Hinleiten der öffentlichen Aufmerkſamkeit, allmäliges Vorbereiten und Reifwerden der Urtheile, voranzugehen zu müſſen.

So ward die Abhandlung, einzeln gedruckt, ausgetheilt. Sie brachte die erſte Wirkung hervor, welche beabſichtet war. Die bezeichnete Unbeſtimmtheit oder Lücke des Bundesvertrages wurde überall erkannt; nur über die Art ihrer Ergänzung blieben die Meinungen natürlich ſehr getheilt, auch darüber, ob es gut geweſen, davon öffentlich zu reden. Letzteres ward meiſtens nur in damaligen Kantonalregierungen verneint; und die des Kantons Aargau bob, wenige Tage nach Erſcheinung der Schrift, ſogar die Freiheit der Preſſe für das auf, wofür dieſelbe durch

Beſchluß des großen, geſetzgebenden Rathes und der Tagſatzung unbeengt geblieben war. — Dieſe wenigen Angaben über Entſtehung und Schickſal der Abhandlung ſind vielleicht einem künftigen Geſchichtſchreiber unſers Zeitalters bedeutſamer, als den Zeitgenoſſen.

Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruhet eines Volkes Fortdauer und Name, ſondern auf der Untilgbarkeit ſeines Nationalkarakters. Dieſer iſt, bei uns, an vielen Orten und in Vielen herrlich auch noch jetzt erſchienen: wann aber in einmüthigem Rath, wann in entſchloſſenem vollzähligen Aufbruch aller Orte?

Johannes Müller.

I.

Was dem Bundesſtaat in Tagen der Noth unentbehrlich iſt.

Viele ſachkundige Männer haben über Behauptung ſchweizeriſcher Unparteiſamkeit bei Kriegshändeln des Auslandes, ſo wie über zweckmäßige Einrichtung des eidsgenoſſiſchen Heerweſens, ihre Stimmen öffentlich, und nicht ohne allen Nutzen, abgegeben.

Die vaterländischen Regierungen haben für Ausrüstung und Uebung unserer Bundesheere auf rühmliche Weise gesorgt. Viele Kantone sind fähig, im Fall der Noth mehr als ihren festgesetzten Zuzug wohlbewaffnet ins Feld zu schicken. Die eidsgenössischen Kriegslager, die Musterungen, die Militärschule zu Thun, die Militärgesellschaften, der Geist und die Entschlossenheit des Volks, für sein heiliges Eigenthum, für seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit das Aeusserste zu wagen, könnten jedem Eidsgenossen Unterpfand der Sicherheit für die Nachkommen werden.

Lasset uns das, was geschehen ist, schätzen. Aber wir wollen es nicht überschätzen.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die öffentliche Meinung Europa's von der Stärke der Schweiz und ihrer Selbstvertheidigung sehr gesunken ist. Das wäre für uns kein Unglück, sondern vielleicht Vortheil. Von einem Feinde für unbedeutender gehalten zu werden, als man wirklich ist, vergrößert die übermüthige Sorglosigkeit des Gegners und die trotzige Kraftanstrengung des von ihm Verachteten. Der allfällige Kleinmuth Einzelner im Lande selbst, die da sagen: „Wozu Aufwand für das Kriegswesen? Wir bleiben doch gegen große Mächte zu schwach!“ kommt nicht in Anschlag. Dieser warnenden Ueberbleibsel einer alten selbstsüchtigen Zeit sind Gottlob nicht mehr viel.

Die Verachtung gegen das Schweizervolk äuſsert ſich beſonders bei Diplomaten und Soldaten fremder Länder; am unverhohlenſten in Frankreich. Da konnte ein General Sebaſtiani öffentlich ſagen: „Beim erſten Kriege der Franzoſen in Deutſchland oder Italien muß die Schweiz beſetzt werden.“ Da konnte ein gewiſſer Bonald öffentlich ſchreiben: „Die Schweizerregierungen ſind nur große Munizipalitäten, die von der Laune der großen Mächte abhangen.“

Wir ſollen dieſe Herabwürdigungen keineswegs mit ſtolzer Verachtung erwiedern, ſobald wir weiſer ſein wollen, als unſere Verächter. Vielmehr wir müſſen Lehre daraus nehmen, um dereinſt jenen frechen Uebermuth, der alles Völkerrecht verhöhnt, dadurch zu ſtrafen, daß er ſich in ſeiner Rechnung betrogen finde! Wir müſſen uns in der guten Stunde auf Alles vorbereiten, weil in Europa Alles möglich wird.

Wenn noch einmal, und zum drittenmal, die Prüfungsſtunde ſchlägt, ohne uns bereit zu finden, ſie gehörig zu beſtehen: wahrlich, ſo ſchlägt ſie wohl zum letztenmal für uns! Entweder beſtehen wir die Probe, und wir ſind ehrenvoll auf lange Zeit gerettet; oder — wir wiederholen das traurige Schauſpiel ſchweizeriſcher Zwietracht vom Jahr 1798 mit dem Schweife von 1802, ſo wie das vom Jahr 1813 mit dem Schweife von

1815, — und dann iſt die Eidsgenoſſenſchaft aufgelöſet! Nachdem ſie dreimal der Welt ihr Unvermögen vor Augen gelegt haben wird, mit eigenem Schwert die Unabhängigkeit zu behaupten, muß ſie, und mit Recht, Schuld und Schmach des Untergangs an ſich ſelbſt tragen. Das verhüte Gott!

Es bedarf keiner Gabe der Weiſſagung, um vorauszuſehen, die Zeit der dritten Prüfung werde kommen! — Wir leben in einem Jahrhundert, in welchem, laut furchtbaren Erfahrungen, oft das Unglaublichſte das Wahrſcheinlichſte wird. Sind wir gerüſtet, Allem zu begegnen, wie Pflicht, Ehre und Vaterlandsliebe freien Männern gebieten?

Wenn die Schweiz zweimal ſchwach geweſen iſt, ſo lag ein großer Grund — verhehlen wir uns ihn nicht — im Innern unſerer damaligen Bundeszuſtände. Es fehlte jedesmal an einer ſtarken, Alles haltenden, Alles leitenden Zentralgewalt, oder kraftvollen oberſten Bundesbehörde. Kein Kanton dachte im Jahr 1798 groß genug, ſogar im Augenblick der Entſcheidung, von ſeinen Selbſtherrlichkeitsrechten das Kleinſte für die Rettung des Ganzen aufzuopfern. Weil aber jeder Einzelne in ſeiner Vereinzelung unmächtig war, blieb das Ganze ſchwach. Ein Kanton ſchritt links, der andere rechts. Es gin-

gen alle im ſtolzen Selbſtherrlichkeitsdünkel auseinander, und voller Eiferſucht unter ſich fürzten ſie eher dem Feinde, als ſich ſelbſt, in die Arme. Es war eine Heerde da, aber kein Hirt; ein Heer, aber kein Feldherr, der Vertrauen genoß von Allen; ein Bundesſaal, aber keine gemeinſame Leitung der Verbündeten.

Die ausländiſche Staatsklugheit wußte das gar wohl. Und ohne Zweifel hat ſie nicht vergeſſen, daß die Schweizer geſchlagen und überwunden werden konnten, ehe man ſie angriff, wenn man gegen ſie die rechte Taktik anwendete. Die rechte Taktik aber war die: man trennte zuerſt die Intereſſen Aller; dann machte man mit jedem Einzelnen, was man gut fand. Vielleicht, wenn die Zeit reif iſt, wird man auch künftig denken: Wir geben in den einen Kanton Ordensbänder und Titel, in den andern baares Geld; wir flüſtern dem einen ein paar Worte ins Ohr von Vergrößerungen ſeines Gebiets, dem andern etwas von beſondern Begünſtigungen und Verträgen. — — Und es gibt überall ſchwache Menſchen! Wenn aber in Zeiten der Gefahr und der Entſcheidung zufällig die Schwachen an der Spitze ſtehen, ſind ſie die Gefährlichſten, weil ſie die Stärkern, die ihnen folgen müſſen, mit in den Abgrund niederziehen.

Geſetzt, die Zeit der dritten Prüfung

wäre nahe: was würde uns am meisten furchtbar sein?

Alle Schweizer rufen es einstimmig: politische Taktik des Auslandes, und Mangel an Einigkeit und Einheit im Innern. Muth und Tapferkeit des Volkes müßten diesem Uebel unterliegen.

Wehe, wenn wir Alle wissen, von wannen der Todesstoß unserer Selbstständigkeit droht, und wir nicht das Mannsherz haben, schon in Friedenstagen den Blick dahin zu wenden, um gefaßt zu stehen, ihn abzulenken! Wenn wir wissen, auf welcher Seite unsere Festung am schwächsten ist, und wir das Loch in der Mauer erst ausfüllen wollen, wenn der Feind schon mit beiden Füßen darin steht!

Größere Einheit in der Leitung der öffentlichen Geschäfte der Eidsgenossenschaft zu Zeiten der Gefahr ist für Behauptung schweizerischer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit die Grundbedingung. Es springt Jedem in die Augen, daß für ausserordentliche Zeitumstände dem eidsgenössischen Bunde noch diejenige Behörde mangelt (wie sie von jeher leider gemangelt hat), welche im Stande ist, mit dem Geheimniß ihrer Entwürfe Schnelligkeit und Nachdruck in der Ausführung der-

selben zu verbinden, wie es bei Noth- und Kriegszeiten sein muß. Das ist's, was fehlt!

2.

Wo das, was sein sollte, nicht sein kann.

Eine Tagsatzung haben wir. Sie ist die eigentliche höchste Behörde des eidsgenössischen Bundes. Aber in Tagen der Gefahr soll offenbar mehr gehandelt, als berathschlagt werden. Eine große Kriegs-That ist dann besser als der größte Kriegs-Rath.

Die eidsgenössische Tagsatzung übrigens ist eine gesetzgebende, aber wahrlich keine vollziehende Gewalt. Sie ist zu zahlreich, um in dringenden und entscheidenden Fällen mit Schnelligkeit, und in wichtigen Fällen mit Geheimniß zu handeln. Sie ist zu kostspielig, zumal wenn sie, neben der Unterhaltung eines Heeres, jahrelange Dauer haben müßte.

Daher übergibt man, selbst in Friedenszeiten, dem Direktorial-Kanton oder Vorort die vollziehende Gewalt in Bundesgeschäften. — Ist aber im Direktorial-Kanton das zu suchen, was uns in Kriegszeiten nothwendig ist, wenn unsere Angelegenheiten zwischen Heeren, Schlachten, Kabinetsstreichen und unerwarteten Schicksalen durchgeführt werden sollen?

Nein, da iſt es nicht vorhanden.

Gewalt und Vollmacht eines Vorortes iſt durch den Bundesvertrag viel zu beſchränkt, um in Kriegszeiten die ſchwierigſten Aufgaben zu löſen. Für das Bedürfniß friedlicher Tage wird ſie vollkommen genügen.

Sollte man aber vielleicht den Direktorialkanton in auſſerordentlichen Zeitumſtänden mit auſſerordentlichen Vollmachten zur Rettung der Eidsgenoſſenſchaft ausrüſten wollen? Es kann und wird ſchwerlich geſchehen. — Denn welche unter allen Kantonalregierungen möchte die ungeheure Verantwortlichkeit gegen Welt und Nachwelt und gegen die geſammte Schweiz über ſich nehmen, durch irgend eine Maasregel das Loos von zweiundzwanzig freien Staaten und Volkerſchaften entſchieden zu haben?

Von der andern Seite wird kaum eine Mehrheit der Kantone aufrichtig und vertrauensvoll ihr ganzes Schickſal in die Hand einer einzelnen Kantonalregierung niederlegen, einer Regierung, die auch beim edelſten Sinn und Willen dem Argwohn ſchwerlich entrinnen dürfte, daß ſie das Intereſſe ihres eigenen heimathlichen Kantons wohl im Nothfall dem Intereſſe geſammter Eidsgenoſſenſchaft vorziehen möchte, und zuletzt nichts weniger als ſich und ihren Kanton für die ganze Schweiz mit beiſpiel-

loſer Großmuth aufopfern würde. Liegt doch, leider! ſelbſt in Friedenszeiten ſchon, zwiſchen Kanton und Kanton etwas Fremdes, und die Völkerſchaften zwiſchen Jura und Alpen haben nicht gelernt, einen ihrer Mitſtaaten an der Spitze Aller zu ehren.

Dieſe Gründe gegen den Gedanken, aus dem Vorort und Direktorialkanton einen Diktator-Kanton in gefahrvollen Zeiten zu machen, ſcheinen an ſich ſo triftig zu ſein, daß man vielleicht kaum noch andere begehrt.

Setzen wir aber dennoch den Fall, wie höchſt unwahrſcheinlich er auch ſein möge, daß die geſammte Eidsgenoſſenſchaft am Tage der Noth einem der Direktorialkantone das unbedingteſte Vertrauen widmete, und ihm zur Rettung des Ganzen die unbeſchränkteſten Vollmachten übertrüge: wäre damit geholfen? — Nimmermehr.

Dieſe oberſte Bundesbehörde iſt bekanntlich zugleich nur Theil einer Kantonalregierung, entweder von Zürich, oder Bern, oder Luzern. Es iſt aber allerdings ſehr möglich, daß, während eines Feldzuges, die Stadt Bern oder Zürich oder Luzern vom Feind der Eidsgenoſſenſchaft beſetzt werden kann. Wie iſt es alsdann mit dem Vorort zu halten? Wo iſt er?

Soll ſich dann die ganze Schweiz wegen einer Stadt, wegen eines Kantons dem Macht-

ſpruch des augenblicklichen Siegers unterwerfen? — Kann ein Vorort noch Namens der Eidsgenoſſenſchaft handeln, wenn er in fremder Gewalt iſt?

Man wird unbedingt antworten: Nein!

Wo aber iſt nach ſolchem Ereigniß der verlorne Vorort zu ſuchen? Wird die übrige Eidsgenoſſenſchaft noch mit Uebereinſtimmung und Nachdruck die Vertheidigung fortſetzen, wenn ihr plötzlich die Zentralbehörde entriſſen iſt, welche nothwendig allein vom Stand aller Dinge genaue Kenntniß und Ueberſicht hatte?

Es ſteht mehr, denn zu ſehr, zu fürchten, daß ſich Alles auflöſen würde, einem Heere gleich, das in der Schlacht den Oberfeldherrn verloren hat; daß ſich höchſtens Alles nur auf vergebliche Vertheidigung des eigenen Herdes oder darauf beſchränken würde, durch theilweiſe Kapitulationen die billigſten Bedingungen zu erhalten; daß mithin die ganze Schweiz ſchon verloren ſein würde an den Unterjocher, während dieſer erſt Meiſter in einem kleinen Theil derſelben wäre.

Da Alles möglich iſt, ſollen wir uns auf Alles vorbereiten!

Es wird doch, nach den Erfahrungen vom Jahr 1798, keinem Kanton mehr beifallen, auf eigene Kraft zu vertrauen und den Krieg gegen

irgend eine große Macht für sich selber führen zu wollen?

Der Fall eines Kantons zieht aber den unvermeidlichen Untergang aller nach sich, wenn nicht alle entschlossen sind, für Einen den letzten Blutstropfen, das letzte Stück Geld zu opfern.

3.

Wo das Mangelnde gesucht werden soll.

Da nun in schweren Zeiten weder eine Tagsatzung, weil sie zu zahlreich und kostspielig ist, noch ein bloßer Vorort, weil er seiner Natur nach an eine einzelne Stadt gebunden ist, geeignet zu sein scheinen, eine unabhängige, kräftige, ihr Geheimniß hütende, rasch dem flüchtigen Augenblick begegnende Leitung der politischen und militärischen Vorkehrungen und Maasnahmen zu führen: so muß ein anderer Weg zur Aufstellung solcher vollmächtigen Behörde verfolgt werden. Der eidsgenössische Bundesvertrag zeichnet diesen Weg im neunten Artikel umständlich vor. Er lautet so:

„Bei außerordentlichen Umständen, und wenn „die Tagsatzung nicht fortdauernd versammelt „bleiben kann, hat dieselbe das Befugniß, dem „Vorort besondere Vollmachten zu er„theilen. Sie kann auch derjenigen Behörde

„des Vororts, welche mit der eidsgenössischen „Geschäftsführung beauftragt ist, zu Besorgung „wichtiger Bundesangelegenheiten eidsgenössi„sche Repräsentanten beiordnen; in beiden „Fällen sind zwei Drittheile der Stimmen „erforderlich.

„Die eidsgenössischen Repräsentanten werden „von den Kantonen gewählt, welche hiefür „unter sich in folgenden sechs Klassen wechseln: „Den ersten eidsgenössischen Repräsentanten ge„ben abwechselnd die zwei Direktorialorte, die „nicht im Amt stehen; den zweiten Uri, Schwyz, „Unterwalden; den dritten Glarus, Zug, Ap„penzell, Schafhausen; den vierten Freiburg, „Basel, Solothurn; den fünften Graubünden, „St. Gallen, Aargau; den sechsten Waat, „Thurgau, Tessin. Die Tagsatzung ertheilt den „eidsgenössischen Repräsentanten die erforderliche „Instruktionen, und bestimmt die Dauer ihrer „Verrichtungen. In jedem Fall hören letztere „mit dem Wiederzusammentritt der Tag„satzung auf. Die eidsgenössischen Repräsentan„ten werden aus der Bundeskasse entschädigt."

Dies sind die allgemeinen Bestimmungen, welche der Bundesvertrag über Aufstellung einer Retter-Behörde des Vaterlandes für Zeiten gibt, da die ordentlichen Verhältnisse gebrochen sind, und ausserordentlichen Ereignissen mit

auſſerordentlichen Mitteln entgegengetreten werden muß. — Es wird dieſe Behörde von der höchſten Bedeutſamkeit für Ruhm und Beſtand des Schweizerlandes werden. Es iſt die Behörde, ſtatt deren Monarchien einen, alle Macht in ſich vereinenden Fürſten beſitzen; ſtatt deren der nordamerikaniſche Bundesſtaat ſeinen entſcheidenden Präſidenten hat; ſtatt deren das altherrliche, kluge Rom die Gewalt des Senats und der Konſuln in der Machtfülle eines einzigen Diktators verband. Denn im Augenblick erſchütternder Bedrängniſſe kann nur Einheit, nur Folgerechtigkeit des Gedankens und Willens, nur Wetterſchnelle des Entſchluſſes und der That, nur Unerforſchbarkeit des Raths, aufhelfen.

Zwieſpalt in Entwürfen, Ungleichheit in der Vollziehung derſelben, haben noch immer ſichern Untergang herbeigeführt. Als den alten Griechen, welche in Rückſicht ihrer Bundesordnung viele Aehnlichkeit mit den Schweizern hatten, die erſte, große, allgemeine Gefahr von Seiten der übermächtigen Perſer auf dem Schlachtfelde bei Marathon entgegen kam, zählten ſie nicht weniger als zehn gleichberechtigte Oberbefehlshaber. Aber dieſe Feldherren waren kluger, denn ihre Rathsherren daheim. Sie entſagten den ihnen zuerkannten Rechten, und gaben die höchſte Gewalt in des

Miltiades Hand. Das gewann ihnen den unsterblichen Sieg bei Marathon! Wenn zehn genialische Männer einen Einzigen ausmachen sollen, sind sie zusammen nicht so viel werth, als ein Mann allein von gesundem Verstand und Willen.

Es steht mir keineswegs an, weder zu behaupten noch zu verneinen, daß solche unentbehrliche Einheit des Gedankens und Willens in einem Bundesrath möglich sei, wie ihn, aus dem Vorort und sechs eidsgenössischen Repräsentanten, der Bundesvertrag zusammenzusetzen gebietet. Denn Alles hängt hier von denjenigen nähern Bestimmungen ab, welche man dem Artikel der Grundverfassung als Vollstreckungsgesetze beifügen wird.

4.

Zwölf Fragen.

Nur einige Bedenklichkeiten und Fragen wag' ich in Betreff jenes Artikels aufzuwerfen.

1) Wenn es im Bundesvertrag heißt, daß die eidsgenössischen Repräsentanten dem Vororte nur zur Besorgung wichtiger Bundesangelegenheiten beigeordnet werden, könnte doch sehr leicht sich ereignen, daß die eidsgenössi-

ſche Repräſentation zuletzt eine wichtigere Rolle zu ſpielen hätte, als der Vorort ſelbſt. Dies wäre der Fall, ſobald der Vorort, ja ſobald alle drei Direktorialkantone von einem feindlichen Heere beſetzt würden. Denn mit der ebenen Schweiz, in welcher die drei Vororte gelegen ſind, darf die geſammte Eidsgenoſſenſchaft noch nicht überwunden ſein.

In jedem Fall aber, es ſei mit oder ohne Vorort, empfangen die ſechs Stellvertreter der Schweizernation eine hochwichtige Aufgabe. Und es iſt wahrlich nicht gleichgültig, welchen Mann die Wahl trifft. Soll jeder Kanton ſeinen Mann ſelbſt ernennen? Wäre nicht vielleicht zuträglicher, wenn die Kantone jeder Klaſſe gemeinſchaftlich die Wahl derer machten, auf die ſie das höchſte Vertrauen ſetzen? — Wie aber, wenn ſich nun die Kantone einer oder der andern Klaſſe, aus Ueberzeugung oder Eiferſucht, wegen ihres Mannes nicht verſtändigen möchten? (In der dritten Klaſſe konnten die Stimmen ſogar einſtehen.) Wer hat dann zu entſcheiden? Die Tagſatzung? Der blinde Zufall des Looſes in ſo wichtiger Sache? Oder kann ein Kanton verhindert werden, ſeinen eigenen Mitbürgern die Stimme zu geben?

2) Freilich die Tagſatzung ertheilt den ſechs eidsgenöſſiſchen Repräſentanten die erforderlichen Inſtruktionen. Dieſe letztern werden, be-

ſonders in Stürmen der Kriegszeit, bei welcher durchaus der Umſchwung der Dinge nicht voraus zu berechnen iſt, ſehr allgemein und nichts weniger, als beengend ſein. Wenn nun aber der Fall eintritt, daß demungeachtet die Repräſentanten mit dem Inhalt ihrer Inſtruktionen in Verlegenheit gerathen, und es keine Zeit iſt, Tagſatzungen zu verſammeln: haben ſie dann Verhaltungsbefehle von ihren Heimathregierungen einzuholen — was allerdings zuweilen bedenklich ſein dürfte —, oder können ſie nach Befinden der Sachen und Umſtände frei aus ſich handeln? Man ſollte allerdings glauben, daß in allgemeinen Gefahren eine Bundesregierung noch freiere Hand haben müßte, als ein Feldherr des Bundesheeres.

3) In letzterm Falle aber würde doch zu erwägen ſein, ob die Stellvertreter geſammter Eidsgenoſſenſchaft bei Uebernahme ihres höhern Berufes nicht des Eides gegen den heimathlichen Kanton förmlich entlaſſen und für das Wohl der ganzen Bundesſchaft in Pflicht genommen werden ſollten? Denn wenn die Verpflichtung gegen den Bund zwar geſchieht, aber ohne Aufhebung des erſten Eides, ſo bleibt dieſer im neuen Eide vorbehalten, und es entſteht Möglichkeit, daß die doppelte Verpflichtung Widerſtreit mit ſich ſelbſt wird, oder daß das beſondere Intereſſe des heimathlichen Kantons dem

allgemeinen der Eidsgenoſſenſchaft vorgezogen wird; das Gefährlichſte von Allem!

Dieſe Fragen gehören vielleicht noch zu denen, welche von ächten Schweizern und wahren Staatsmännern am leichteſten zu beantworten wären. Es dringen ſich andere auf, von ernſterer Art, die Löſung verlangen.

4) In welchem Verhältniſſe ſteht die Repräſentation der Eidsgenoſſenſchaft zum Vorort? — Sie iſt ihm nicht unter-, auch nicht übergeordnet, ſondern beigeordnet, ſagt der Bundesvertrag. — Iſt etwa nun die Repräſentation dem Vororte bloß beigeordnet, damit dieſer in wichtigen oder zweifelhaften Fällen ſich ihres Rathes, ihrer Zuſtimmung bedienen, oder daß er aus ihrer Mitte vollmächtige Geſandte, zu Verhandlungen mit dem Feinde, oder zur Geſchäftsleitung beim Oberfeldherrn des Bundesheeres, oder zu Anordnungen in einzelne Kantone, abſchicken könne? In dieſem Falle wäre die eidsgenoſſiſche Repräſentation dem Vororte in der That mehr unter- als beigeordnet. Denn der Vorort ſelbſt würde die wahre außerordentliche Bundesregierung ſein.

5) Oder ſollen Vorort und eidsgenoſſiſche Repräſentation gemeinſchaftlich dieſe wichtige Behörde bilden? Dann wäre auszumitteln, in

welchem Verhältniſſe die Abſtimmung geſchehen müßte? Zählt der Vorort bei Berathungen nur als eine Stimme: ſo iſt nicht er, ſondern die eidsgenöſſiſche Repräſentation die höchſte außerordentliche Behörde. Nicht wohl könnte ſich dann auch ein Mitglied der Repräſentation auf langwierige Sendungen ſchicken laſſen, weil damit die Vollzähligkeit der oberſten Bundesbehörde vernichtet würde. Oder ſollen die Mitglieder der vorörtlichen Behörde (des Staatsraths, des geheimen Raths vom Kanton) einzeln in ihren Stimmen ſo viel gelten, als die einzelnen Stimmen der Repräſentanten: ſo wäre der Einfluß der letztern unbedeutend, beſonders in Angelegenheiten, die den vorörtlichen Kanton am nächſten berührten, wie doch während kriegeriſcher Ereigniſſe ſehr leicht möglich wäre.

6) Oder hätte die Beiordnung den Sinn, daß die eidsgenöſſiſchen Repräſentanten gewiſſermaßen Stellvertreter der Tagſatzung, alſo die höchſte geſetzgebende Behörde des Bundesſtaates wären, und hingegen der Vorort die vollziehende Gewalt bildete? Dann würde keine wahre Beiordnung ſtatt finden, und beim Verlauf des Vorortes durch feindliche Beſetzung vielleicht nur noch die geſetzgebende, aber keine vollziehende Gewalt mehr übrig bleiben.

7) Wenn der jeweilige Direktorialkanton von der Gefahr eines feindlichen Ueberfalls bedroht iſt, ſoll ſich dann die vorortliche Behörde, nebſt der eidsgenöſſiſchen Repräſentation, aus der gefährdeten Stadt entfernen, oder bleiben? Im Falle des Bleibens würde dem Feinde das erſte Ziel ſeiner Kriegsunternehmungen gezeigt werden, und das eidsgenoſſiſche Heer in allen Bewegungen auf Deckung dieſer einzelnen Stadt hauptſächlich beſchränkt ſein. Der Anführer des Schweizerheeres würde damit gleich im Anfang des Feldzuges zur Defenſive verdammt, und gezwungen werden, jedem Angriffs- und Invaſionskrieg zu entſagen. Er wäre in der freien Wahl ſeiner Operationslinie durchaus gebunden, und könnte ſich ſogar genöthigt ſehen, in der ungünſtigſten Stellung und zur ungelegenſten Zeit eine entſcheidende Schlacht anzunehmen. — Wer aber möchte einem Feldherrn, der das Vaterland zu retten im Stande wäre, die Freiheit rauben, es zu können? Wer möchte einer einzelnen Stadt willen die ganze Schweiz ins Spiel ſetzen? Weder Bern, noch Luzern, noch Zürich ſind feſte Punkte. Wir haben deren im Vaterlande ganz andere. Eine Stadt kann eben ſo bald, durch eine einfache, glückliche Bewegung, ohne Belagerung und Sturm, wiedergenommen werden, als

ſie verloren gegangen war. Es iſt ſogar ſehr möglich, daß, zur Vernichtung des Feindes, die Hinopferung des Direktorialkantons eine der erſten Bedingungen des militäriſchen Operationsplans werden könnte. Im Jahre 1798 führte nicht die Eidsgenoſſenſchaft, ſondern Kantone führten den Krieg; darum ging die Eidsgenoſſenſchaft raſch unter. Im Jahre 1798 mußte, zur Rettung der Schweiz, das Schlachtfeld nicht bei Neuneck, im Grauholz und auf Rothenthurm gewählt werden. Aber man ſchlug für Bern, oder für Schwyz! Heut führt man den Krieg im Großen, nicht mehr in kleinen monatlichen Fehden.

8) Und wenn der Aufenthalt der höchſten Bundesgewalt in einer vom Feinde bedrohten Stadt militäriſch nicht rathſam iſt, muß er es wohl in politiſcher Hinſicht noch weit weniger ſein! Kann auch ein Vorort frei oder furchtlos, das iſt, ohne alle Rückſicht auf ſich ſelbſt, handeln, wenn er den Feind in der Nähe ſeiner Mauern ſieht? Kann er Namens der Eidsgenoſſenſchaft Verträge eingehen, wenn er von fremder Gewalt umlagert oder wirklich beſetzt iſt? Kein Monarch in der Welt knüpft das Beſtehen ſeines Reiches an das Stehen oder Fallen ſeiner Hauptſtadt. Sobald Gefahr naht, iſt es ſeine Pflicht, den Wohnſitz zu verlaſſen, weil das

Haupt des Staates nicht diesem, sondern dem ganzen Reich angehört. Einst waren Wien, Berlin und Madrid verloren; aber Oesterreich, Preussen und Spanien darum keineswegs. Der eidsgenössische Vorort aber gehört zunächst nur seinem Kanton als Hauptstadt, als Landesregierung an. Er ist nicht durch seine Natur etwas Persönlich-Freies, sondern etwas an Oertlichkeiten Gebundenes.

Gesetzt nun, der Vorort, oder wohl gar sämmtliche drei Direktorialkantone befänden sich in augenblicklicher Gewalt des Feindes, wo wäre dann für den gesammten Bundeskörper das verfassungsmäßige Haupt? Welcher Behörde gehörte alsdann Uebersicht des Ganzen, allgemeine Leitung der politischen und militärischen Bewegungen zur Rettung des Bundesstaates und zur Wiedereroberung des Verlornen.

Wollet Ihr diese Leitung durch Tagsatzungsbeschluß dem Oberfeldherrn der eidsgenössischen Heere überlassen? So habt Ihr einen Diktator gemacht, was vielleicht noch nicht das Schlimmste wäre. Oder wollet Ihr in solchem Fall lieber jedem Kanton überlassen, für sich selbst zu sorgen, so gut er kann und mag: so habt Ihr die Erbärmlichkeiten von 1798 zurückgerufen; so habt Ihr den Untergang und die Ausplünderung des Vaterlandes bewilligt.

9) Will man, solchem Ausgange der Dinge vorzubeugen, diejenige vorörtliche Behörde, welche mit der eidsgenössischen Geschäftsführung beauftragt ist, verpflichten, sich im Nothfall, nebst der eidsgenössischen Repräsentation, ausserhalb des oder der Direktorialkantone zu vereinigen? Eine Verpflichtung dieser Art könnte aber doch nicht erst, wenn die Noth schon andränge, ausgesprochen werden. Man würde zu wagen haben, daß die Mitglieder besagter Behörde sie geradezu ablehnten. Man würde zu wagen haben, daß der souveraine Rath im Direktorialkanton eine Zumuthung verwürfe, durch welche die eigene Kantonalregierung aufgelöset oder zerrissen werden müßte; durch welche er gerade diejenigen Männer verlieren sollte, deren Einsichten er vor allen das größte Vertrauen geschenkt hatte. — Die Erörterung dieser wichtigen Punkte erst zu beginnen, ist wahrlich dann zu spät, wann sie schon abgethan sein und dringendere verhandelt werden sollten.

10) Im Fall es sich am Ende ergeben würde, daß in stürmischen, verhängnißvollen Tagen die vorörtliche Behörde, als Theil einer Kantonalregierung, nicht beides zugleich sein, und sich nicht ausser den Grenzen ihres Kantons entfernen konnte oder wollte, wenn hinwieder die eidsgenössische Repräsentation nicht, ohne

Nachtheil der gesammten Bundesschaft, in einem vom Feinde bedrohten Hauptort des Direktorial-Kantons bleiben könnte: hätte diese Repräsentation sich unter solchen Umständen alsdann der Regierung eines andern schweizerischen Freistaats anzuschliessen? Und kann jede andere Regierung sodann in alle Rechte eines provisorischen Vorortes treten? Konnte sie das, ohne ausdrückliche vertrauungsvolle Zustimmung aller Stände? Konnte sie das, ohne in die Geheimnisse aller bestehenden Verhältnisse eingeweiht zu sein, oder ohne die erforderliche tiefe Kunde der politischen und militärischen Zustände des Augenblicks zu haben? Wäre es überhaupt auch nur rathsam, sobald die Repräsentanten der Eidsgenossenschaft ihren Sitz mehrmals zu verlegen gezwungen wurden, daß sie ihr Staatsgeheimniß bald dieser, bald jener Ortsregierung offenbaren, und zum Handeln erforderliche Augenblicke mit wiederholten Erläuterungen, Belehrungen, Widerlegungen fremder, vielleicht oft seltsamer Ansichten verlieren müßten?

11) Oder können die eidsgenössischen Repräsentanten, nachdem ein Direktorialkanton in feindliche Gewalt gefallen ist, sich selber zum obersten Bundesrath konstituiren, unabhängig von der Regierung desjenigen Kantons, in dessen Gebiet sie einstweilen ihren Sitz zu wählen für

gut finden? Wer ist in dem Fall ihr Vorsitzer? Haben sie ihn aus eigener Mitte zu wählen, da sie unstreitig den zu der schwierigen Stelle Fähigsten zu würdigen wissen? Oder muß in Tagen, wenn es Sein und Nichtsein gilt, die eidsgenössische Rangordnung beibehalten, und der Präsident des Bundesrathes aus einem Direktorialkanton genommen werden? Oder hat diesen Mann, auf welchen so Vieles ankommt, die Tagsatzung sogleich voraus zu bezeichnen, Namens gesammter Schweizer-Nation?

12) Wenn ein Mitglied des Bundesrathes durch Tod oder auf andere Weise von seiner Stelle entfernt worden ist: auf welche Weise wird dann der erledigte Platz besetzt? — Durch neue Wahl von Seiten derjenigen Kantone, welche die Wahlklasse des Abgeganzenen bildeten? Wie aber würde es zu halten sein, wenn diese Kantone eben feindlich besetzt wären? Denn zufällig scheint bei der Eintheilung der Kantone in Wahlklassen nur eine Nebensache, nämlich die Rangordnung der Stände, beachtet worden zu sein, so daß manche der zusammengereihten Kantone einen ganz kleinen, an einander grenzenden, von einem Feindesheere leicht einnehmbaren Raum ausmachen. So ist, zum Beispiel, die Aufstellung einer feindlichen Macht in den Kantonen der zweiten Klasse (Uri, Schwyz und Unterwalden), oder der dritten (von Schaf-

hausen über Appenzell, Glarus bis Zug), sehr gedenkbar. Nicht alle Kantone sind in den Klassen so vortheilhaft auseinander gelegen, wie in der fünften und sechsten.

5.

Schluß dieser Betrachtungen.

Es wären der Fragen weit mehrere noch aufzuwerfen. Doch mag es an den gegebenen genug sein, um darzuthun, daß die schweizerische Nation mit Recht von der Weisheit künftiger Tagsatzungen, nähere Bestimmungen eines der allerwichtigsten Artikel des Bundesvertrags erwarten müsse. So einfach und vieldeutig, wie er bisher da stund, seit fast zehn Jahren, würde er die Schweiz unfehlbar zur Auflosung geführt haben, wenn je wider die Eidsgenossen ein Krieg unternommen worden wäre. — So, wie er dasteht, lebt er im Widerspruch mit der heutigen Ausbildung aller uns umringenden Reiche: im Widerspruch mit unsern eigenen Militäreinrichtungen, die ohne eine kraftvolle, von Oertlichkeiten losgebundene Zentralbehörde des Bundesstaates, nutzlos bleiben müssen.

Es ist wahr, die Schweiz, verglichen mit benachbarten Ländern, hat kein ausgedehntes

Gebiet, aber ein durch Gebirge, Ströme, Seen und Engpäſſe wohlgeſchirmtes. In ebenen Ländern kann ein einziger Sieg des Feindes ihn zum Meiſter eines ungeheuern Flächenraums machen, weil dieſer den Geſchlagenen keinen Stütz- und Sammelpunkt bietet. In der Schweiz hingegen gibt faſt jede Wegſtunde eine neue Poſition dem, der ſie zu benutzen weiß. Das bewies in den neuern Kriegen ein Fremdling auf unſerm Boden: Maſſena bewies es gegen die weit überlegene Macht.

Es iſt wahr, das Schweizervolk, verglichen mit benachbarten Nationen, iſt klein, aber nicht ſchwach, ſondern durch angeerbten Muth, durch Vaterlands- und Unabhängigkeitsliebe ſtark, und ward ja ſelbſt noch ſeinen Ueberwindern furchtbar.

Nur eine leicht verwundbare Seite iſt uns geblieben und unſern Feinden allzuwohl bekannt. Da liegt unſere ganze Schwäche offen; durch ſie kann unſer einſtiger Untergang geſchehen. Das iſt das Lockere der Bundesverhältniſſe, der Mangel ſtärkerer Einheit, zumal in Kriegstagen. So wie in großen Monarchien, wo vielerlei Nationen einem einzigen Zepter gehorchen, ein gewiſſer Bundesgeiſt, eine Schonung ihrer herkömmlichen Uebungen, Gebräuche und Rechtſame, den Despotismus verbannt und ein behagliches Gefühl von Frei-

heit unterhält: so müssen unsere verbündeten Staaten hinwieder zur strengern Einheit streben, um mit ihrer Freiheit zugleich alle Kraft der Monarchie zu verbinden.

Wenn noch einmal das Sein und Nichtsein unsers theuern Vaterlandes auf der furchtbaren Schicksalswage schwankt, und dann im Kreise der höchsten Behörde Meinungsstreit und Eifersüchtelei Verwirrungen herbeiführen; wenn ein schwerfälliger Geschäftsgang die Entscheidung hemmt und die That lähmt: dann sind Vaterlandsliebe und Begeisterung des Volks vergebens, und verbluten wieder in sich selbst zerfleischender Verzweiflung; dann sind die vortrefflichsten Ideen unserer Kriegsobersten eitele Träume, und wir sehen unsere natürlichen Landesfesten ohne Stärke fallen, wie wir das traurige Beispiel erlebt haben, und wie wir es ohne mannhaftes Einschreiten zum Bessern wieder erleben werden.

Wie zum Leben und Wohlsein des Schweizervolks die Unabhängigkeit von fremder Gewalt unentbehrlich ist: so ist zur Bewahrung der Unabhängigkeit die Aufstellung einer kraftreichen Bundesgewalt unentbehrlich. Aber die Sorge für's Unentbehrliche bis zum letzten Augenblick verschieben, zeugt von einer schauder-

haften Sicherheit. Ich nenne diese Sicherheit schauderhaft, denn eine solche ist noch immerdar die Vorläuferin vom Untergange der untergegangenen Staaten gewesen. Warum säumen wir? Wer kennt den Tag und die Stunde, da wir Schweizer in der Rüstung stehen und die große Frage über unsern Werth beantworten sollen?

Allerdings ist die Behandlung dieses Gegenstandes mit nicht geringen Schwierigkeiten verflochten. Das Anordnen einer mächtigen Bundesgewalt für ausserordentliche Zeiten wird nicht in einem Jahre abgethan werden. Eben dies aber ist der dringende Grund, um so früher ans Werk zu treten, damit es seine Vollendung sehe, ehe uns die böse Stunde überschleicht. Wir sind es der europäischen Welt und insbesondere den Mächten unsers Welttheils schuldig, welche, indem sie unsere immerwährende Neutralität gewährleisteten, vertrauensvoll voraussetzten, daß wir diese Unparteisamkeit nicht nur beobachten wollten, sondern auch gegen jeden Einbruch behaupten könnten!

Niemand berede sich, daß einst der Anblick der herandringenden Noth schneller zum Abschlusse führen und die Gemüther plötzlich vereinigen werde. Die Jahre 1798, 1802 und 1813 haben demüthigende Lehren gegeben. Man beredete sich wohl

ehemals auch mit gleicher Fahrläſſigkeit, das Verzögern und das Abwarten der Dinge könne nicht ſchaden; mit der Zeit komme Rath. Es kam die Zeit der rathloſen Schmach.

Vielleicht ſcheu vor unangenehmen Erörterungen und Widerſprüchen oder Zerwürfniſſen, vermied man bisher die nähere Beſtimmung des wichtigſten Artikels in unſerm Bundesvertrag. Wer aber, ſobald er dergleichen im Ernſt befürchtet, und doch ſein Vaterland liebt, wird das, was er für Zwietrachtsſtoff hält, für die Zeit aufheben, in welcher uns Eintracht zur Rettung des Ganzen am nothwendigſten ſein muß?

So mit end' ich die Betrachtung über einen Gegenſtand, der mir von hoher Wichtigkeit zu ſein ſchien. Hab ich mich darin geirrt, ſo wird man mich widerlegen und mir um ſo eher Verzeihung gewähren, nicht nur, weil Irren etwas ſehr Menſchliches iſt, ſondern weil die Reinheit und Güte der Abſicht, aus welcher die Betrachtung hervorging, unverkennbar iſt. — Sollte aber in dieſen Zeilen vielleicht Einiges liegen, welches der Aufmerkſamkeit unſerer hohen Landesregierungen nicht unwerth zu ſein ſchiene: ſo dürfen wir vertrauensvoll auf Weisheit und Vaterlandsliebe

der höchſten Behörden, die über uns wachen, den Blick richten; und von allen Uebeln am wenigſten fürchten, daß eine Berathung deſſen, was die Eintracht und Einheit der Eidsgenoſſenſchaft durch geſetzliche Stiftungen am ſtärkſten ſchützen ſoll, den Frieden im Hauſe ſtören und Uneinigkeit herbeiführen werde. Welche Verſchiedenheit der Anſichten immerhin unter uns obwalten mögen: über Freiheit und Unabhängigkeit der Eidsgenoſſenſchaft haben alle Schweizer nur eine Anſicht!

Staatenbund und Bundesstaat.

Nebeneinanderstellungen, welche in deutschen Schriften mit dem deutschen Staatenbund und dem helvetischen Bundesstaat vorgenommen wurden, so wie die irrigen Ansichten, welche von mehrern Schriftstellern über den eidsgenössischen Bund ausgingen, veranlaßten den Verfasser, nachfolgenden Versuch zur Berichtigung einiger öffentlichen Urtheile mitzutheilen.

Der Unterschied von Volks- und Fürsten-Staat.

Es waltet in den deutschen Landen lebendige Sehnsucht zu innigster Vereinigung der vielen getrennten, oder locker verknüpften Volkerschaften und Staaten. Denn man hat die bittern Früchte der ehemaligen Reichsverfassung lange genug genossen, welche weder innere Kriege der Deutschen gegen Deutsche, — noch abgesonderte, dem Gesammtkörper nachtheilige Verträge mit ausländischen Mächten, — noch Unterjochung von Fremdlingen verhindern konnten. Je größer die Schmach

gewesen, je größer ist die Begier, Mittel zu erfinden, daß solche Schande nie wiederkehre. Darum wünschen ihrer viele, statt eines Staatenbundes, einen starken deutschen Bundesstaat, und sehr unwillkührlich fällt ihr Blick dabei auf den helvetischen, „welcher allen innern und äussern Stürmen", wie Crome sagt, „Jahrhunderte hindurch trotzte."

Man muß sich aber nicht muthwillig täuschen und glauben, daß es das Wort des eidsgenössischen Bundes gewesen, welches den Verein der Freistaaten in den helvetischen Alpen gegen die Jahrhunderte stark machte. Es war der eigene Vortheil der angrenzenden, nebenbuhlerischen Mächte, den selbst der habsüchtige Ludwig XIV. und der eroberungslustige Napoleon nicht verkannten; es war die Armuth des Landes, welche den Fürsten schlechten Nutzen verspricht; es war das, uralter Freiheit gewohnte, Herz des Volks.

Wie klug berechnet auch im Gebäu des deutschen Staatenbundes das Gefüge sein möge: dies Gefüge allein kann Fürsten und Völker nicht schüzzen, sobald Fürsten und Völker nur durch das kalte Wort des Vertrags, nicht durch das warme Gefühl der Nothwendigkeit eng und fest zusammengehalten werden.

In Deutschland sind Fürsten die Landesherren. Sie sind nicht bloße Stellvertreter des

Volks, ſondern Selbherrſcher. Es ſind ihre Vortheile, die ſie in der Bundesverſammlung verhandeln; und inſofern auch Wohlſtand und Glück der Unterthanen ihr Vortheil iſt, nehmen ſie in den Bundesverſammlungen, wie einſt auf Reichstagen, darauf Bedacht.

In der Schweiz iſt das Volk Landesherr und Fürſt: es ernennt ſeine Beamten, die ſeine Diener ſind, und gibt ihnen die Aufträge zu den Tagſatzungen. Welche Eigenmacht und Anmaßung ſich irgend eine ſchweizeriſche Regierung erlauben mögte: ſie muß immerdar die Stimme des Volks ehren. Es iſt früh oder ſpät gefährlich, ſie zu verachten. Dabei iſt hier das Volk von jeher gewohnt, ſich mit ſtummem Gehorſam Geſetzen zu unterwerfen, die es ſich unmittelbar ſelbſt gab, oder mittelbar durch von ihm dazu erkorne Stellvertreter in den großen Räthen. Hier iſt noch im Allgemeinen tiefgewurzelte Ehrfurcht für äußere Zucht und Sittenürenge, alſo, daß man auch wo Geſetze fehlen, oder äuſſerſt mangelhafte ſtehen, im Gefühl der Rechtlichkeit ſo wandelt, wie man, als Geſetzgeber, allen zu thun gebieten würde. Und mit derſelben Innigkeit und Treue, wie deutſche Volkerſchaften ihren angeſtammten Furſtenhäuſern, hangen die Schweizer ihren vielhundertjährigen ererbten Freiheiten an.

Jedermann wird fühlen, daß diese Verschiedenheit wesentlich auf die Bundesverfassung in beiden Ländern einwirken, und in beiden einen durchaus verschiedenen, ja oft einander vollkommen entgegen stehenden Geist hervorrufen muß. Wie billig, steht überall der Souverain voran. Deshalb wird in Deutschland zuerst der Fürst genannt und sein Wille bedacht; dann der Unterthan, das Volk. In Helvetien wird zuerst das Volk genannt und dessen Wille bedacht; dann erst, was bloße Sache der Regierungspersonen ist. Ein feldherrlicher Fürst aber bringt noch ganz andere Interessen zu den Bündnissen, welche er schließt, als ein feldherrliches Volk.

Es sind die Fürsten, als Menschen, in Verhältnisse verflochten, welche freien Volksstaaten ewig fremd bleiben. Fürsten gewinnen oder geben durch wechselseitige Vermählungen Ansprüche auf Erbschaft von Land und Leuten, im Fall des Aussterbens älterer Stämme. Dadurch werden nothwendig, früh oder spät, größere oder kleinere Staaten wieder in andere aufgelöset, und Völkerschaften von einander gerissen, die seit Jahrhunderten gewohnt waren, sich als Ganzes zu lieben. Weil ein Fürst zugleich Mensch und Selbherr ist, wird sein Familienvertrag auch Staatsvertrag, sein

wurf zum ewigen Frieden aus dem Gebiet der Träume in die Wirklichkeit herüber wachsen.

Jede Machtvergrößerung der Bundesglieder aber, wenn auch nur durch Länder *ausser dem Kreis der Bundesschaft*, wird nothwendig die Haltung des ganzen Bundeswesens bedrängen.

In *Helvezien* iſt Aehnliches nie zu befürchten. Das Volk will von keiner Gebietserweiterung wiſſen, weil ſie keinen unmittelbaren Nutzen, wohl aber Gefahr bringt, in auswärtige Händel verwickelt zu werden. Es will nur Frieden, nur Freiheit; kein anderes Anſehen. Die gegenſeitige Wachſamkeit der kleinern und größern, der katholiſchen und proteſtantiſchen Freiſtaaten findet jedes bürgerliche oder kirchliche Mächtigerwerden jedes einzelnen Theiles gefährlich und wehret ab. Daher iſt geſchehen, daß von der Eidsgenoſſenſchaft ſchon angebotene Vergrößerungen *abgelehnt* worden ſind. Sie forderte allezeit nur ihr *Recht*, nur Wiedererſtattung *des Entriſſenen*; nicht ſowohl, um in Macht zu wachſen, ſondern damit das *Unrecht* verſchwinde, die alte *Sicherheit* des Landes durch deſſen Grenzen wiederhergeſtellt werde, und die gewaltſam abgeriſſenen bundesverwandten Brüder wieder *zur Familie heimkämen*.

So wie unverhältnißmäßige Vertheilung des Reichthums in einem Lande dem Wohlſtande und

der Freiheit seiner Bewohner Gefahr bringt: so gereicht allzuungleiche Macht unter Bundesgenossen einem Bunde zum Untergange. In Helvetien ist kein Einzelner der Freistaaten allen insgesammt an Macht gleich, noch weniger überlegen: daher fürchten alle nicht einen oder zwei, oder drei: parteien sich nicht, als Schwächere unter und mit den Stärkern. Die Eidsgenossenschaft ist mächtiger, denn ihre einzelnen Theile sind; deswegen auch der Bundesvertrag, neben seinen Mängeln, gewaltiger, als jede lichtscheue Verschwörung zu Gewaltthaten sein würde. Durch dies Gleichgewicht besteht Helvetiens innere Sicherheit, und durch Gleichgewicht und Eifersucht der großen Nachbarreiche die Sicherheit von aussen.

Dieser vortheilhaften Bedingungen entbehrt Deutschland; darum kann es nie einen dauerhaften Bundesstaat, wohl aber einen guten Staatenbund aufstellen. Sollte jener entstehen, so könnten weder Oesterreich, noch Preußen, wegen ihrer überlegenen Macht, Genossen desselben sein, oder eine oder die andere dieser Kronen Schirmhalterinnen des Bundes werden. Vielmehr müßte das übrige Germanien, mit Ausschluß jener großen Mächte, zwischen beiden als Zwischenstaat, als Fürsten-Eidsgenossenschaft, in sich abgeschlossen ruhen; — un-

parteisam in beider Händeln, eigenen Frieden bewahrend; — und sowohl durch innere Eintracht, (bewirkt vom Gefühl der Gefahr bei jedem Kriege), als durch die Nebenbuhlerei Preußens und Oesterreichs, in seiner äussern Sicherheit gehütet sein. Ob ein solches Staatsverhältniß dem Interesse Oesterreichs, oder Preußens, oder selbst, bei mannigfaltigen, verwandtschaftlichen Verknüpfungen der Höfe, dem Interesse derjenigen Fürsten entsprechend sei, welche der deutschen Eidsgenossenschaft eigentlich zugehören sollten, — das steht mir nicht zu, zu entscheiden. Aber auch nur in einem solchen Staatenverhältniß ist möglich, daß der gesammte Bund den einzelnen Theil zur Treue zwingen kann, und es ist völkerrechtlich, daß der Theil nicht durch seinen Willen das Ganze auflöse und vernichte; widrigenfalls es mit Zwang zum allgemeinen Gesetz und Vertrag zurückgeführt werden kann und muß.

Der Unterschied zwischen großen und kleinen Staaten.

Man hat noch in mancher andern Hinsicht Helvetien für Deutschland zum Beispiel, oder, wenn man's ohne Unbescheidenheit sagen darf, zum Muster bei Einrichtung des germanischen Staatenbundes aufstellen wollen. Man that aber meistens

unrecht, weil man den Unterſchied zwiſchen Volksſtaat und Fürſtenſtaat, Bundesſtaat und Staatenbund nicht ſcharf genug faßte, oder überhaupt, was in Deutſchland ſehr der Fall iſt, die Schweiz nicht genug kannte.

So belobte ſelbſt Herr Crome, der ſich als Staatskundiger einen ehrenreichen Namen erworben, und Helvetien bereiſet hat, die Schweiz, daß hier z. B. „die Zwildienerſchaft, im Vergleich mit deutſchen Staaten, ungemein gering ſei.“ Und er ſetzt hinzu: „Die Schweizerbürger werden freilich nicht ſo gewaltig und umſtändlich regiert, als die unſerigen; aber ſie bezahlen auch nicht ein Drittheil, manche nicht ein Zehntheil der Abgaben, welche unſere Unterthanen entrichten.“

In Rückſicht der Wenigkeit öffentlicher Beamten kann die Schweiz am wenigſten zum Vorbilde für Deutſchland dienen. Denn im Verhältniß der Landesgröße und Volkszahl hat Helvetien ungleich mehr Beamte, als Deutſchland. Statt der Miniſterien haben dieſe Freiſtaaten ihre kleinen Räthe, Bürgermeiſter, Landammänner und Schultheißen; ſtatt der deutſchen Landſtände ihre großen Räthe oder Landsgemeinden; im übrigen für alle Friedens- und Kriegsgeſchäfte eigene zahlreich beſetzte Behörden. Nichts wird hier durch den einzelnen Mann, Alles durch kollegialiſche Einrichtung gethan; und ſo unbedeutende Geſchäft-

chen vorhanden sein mögen, so viel „Böklein“ gibt es. Man kann beinahe sagen, der zehnte Mann in der Schweiz iſt Beamteter; und doch bekleidet mancher noch dazu zwei, drei Stellen. Nur in zwölf Kantonen allein zählt man eintausend dreihundert siebenundzwanzig Glieder der großen Räthe.

Je weitläuftiger ein Reich iſt, je einfacher muß deſſen Verwaltung, und dieſe meiſtens in die Hand einzelner Personen gegeben sein, um klaren Durchblick des Ganzen zu haben, Verwirrung zu vermeiden, und den Geſchäftsgang zu beſchleunigen. Dieſe Beamten, weil ihre Gewalt groß iſt, müſſen im Verhältniß derſelben reichlich beſoldet werden, um unbeſtechbar und unparteiiſch zu ſein. Je kleiner hingegen der Staat, je leichter iſt es, die Mühwaltungen für denſelben unter viele Personen zu vertheilen, ohne Verwirrung im Laufe der Geſchäfte befürchten zu müſſen. Eine Familie gibt jedem, der zu ihr gehört, ſein Aemtlein im Hausweſen, um nicht fremder oder bezahlter Hände zu bedürfen. In den kleinen Demokratien übt daher auch die Geſammtheit aller Burger auf ſogenannten Landsgemeinden die höchſte Gewalt unmittelbar aus.

Wo ſich Viele in Beſorgung der öffentlichen Geſchäfte theilen, iſt die Mühe jedes Einzelnen

geringer, und bedarf deswegen weniger Lohnes, oder keiner andern Entschädigung, als der Ehre, welche die Mitbürger ihm durch Ertheilung ihres Vertrauens beweisen. Weil die Gewalt keines Einzelnen groß, von Vielen beschränkt, und in der Ausübung von Vielen beobachtet iſt, wird Mißbrauch der Macht und Bestechlichkeit seltener eintreten. So erklärt ſich's, daß in kleinen Staaten verhältnißmäßig mehr Beamte, geringere Besoldungen, größere Freiheit und geringerer Aufwand für die Verwaltung zu finden ſind, als in großen Reichen.

Der geringe Aufwand für die Verwaltung würde aber doch wohl größer in Helvetien ſein, wenn das rauhe Felſenland ihn beſtreiten konnte. Dieſer Boden aber war faſt nie im Stande, ſeine Bevölkerung hinlänglich zu ernähren; daher mußten neben Landbau und Alpenwirthſchaft auf demſelben Fabriken blühen, oder die Leute mußten in fremden Kriegsdienſte und fremde Welttheile auswandern. Bei dem allen mangelt es nicht in den Freiſtaaten an Abgaben, zumal in außerordentlichen Zeiten für außerordentliche Bedürfniſſe; oder auch nur die nothwendigſten Unkosten der öffentlichen Verwaltung zu beſtreiten. Aber dieſe Abgaben, ſo gering ſie zu ſein ſcheinen, und wären ſie auch nicht der dritte, nicht der zehnte Theil derer, wie Crome ſagt, die in Deutſch-

land entrichtet werden, sind oft beim kargen Ertrag des Landes so erschöpfend und groß, als es die größern kaum für Deutschlands ergiebige Fluren sind. Ich glaube, kein Staat auf deutschem Boden zahlt sein Dasein so theuer, als Helvetien das seinige, nämlich an die Natur.

Es wäre daher ein übel angebrachter Vorschlag, die Haushaltung großer Reiche nach der in den schweizerischen Freistaaten modeln zu wollen. In den letztern müssen die höchsten, wie die untersten Beamten, nicht nur um sehr geringe Entschädigung, oder ganz unentgeldlich dienen, sondern auch für die Treue ihrer Verwaltung sehr bedeutende Geldbürgschaft leisten. Dies alles sind Bedingungen, zu welchen sich Beamte in großen Fürstenstaaten schwerlich gern verstehen mogten.

Bei dem allen soll hier nicht geläugnet werden, daß die Zahl der Beamten vielleicht in deutschen Ländern vermindert werden könne, um den Aufwand des Staates für sie zu verkleinern. Denn je größer ein Staat ist, je weniger Beamte soll er besitzen.

Wo die Gewährleistung einer Verfassung gesucht werden müsse?

Welche Verfassung man auch dem Verein der deutschen Staaten geben möge, wird derselbe noth-

wendig um so früher und tiefer in seinem Wesen zerrüttet werden, je mehr er sich dem Urbilde eines Bundesstaates nähert. Die Ursache liegt theils in der steigenden oder sinkenden Macht einzelner Bundesglieder, wie ich schon oben bemerkte, theils in dem Umstande, daß das Privatrecht der Fürstenhäuser zu einander auch Staatsrecht sein muß.

Daß fremde Mächte, wie, nach de Pradts lächerlichem Einfall, Frankreich und Rußland, Gewährleister des deutschen Staatenbundes werden sollten, wäre dem Bestehen desselben nur um so gefährlicher. Der Schwache kann nicht, der Starke nur durch eigene Kraft geben. Ein Bund, welcher die Gewährleistung seines Lebens nicht in der eigenen Naturnothwendigkeit und Lebenskraft, sondern in fremder Hilfe sucht, ist ein Kranker, welcher von der unsichern Kunst der Aerzte erwartet, was ihm die Natur verweigert.

Man darf auch in dieser Hinsicht die Schweiz nicht mit Deutschland auf gleiche Linie setzen. Weil alle große Mächte das Dasein und den Bestand der einzelnen Bundesstaaten Helvetiens gewährleisteten, steht Helvetien unter dem Schutz des europäischen Volkerrechts, nicht unter einzelnen Protektoraten oder Schirmherren. Eine solche Gewährleistung konnte der Schweiz aber auch leichter geschehen, weil der Freistaatenbund in den Alpen seinem Wesen nach keine

Ausdehnung des Ländergebiets wollen kann, und durch keine Heirathe- und Erbschaftsverträge weder Ansprüche auf andere Länder zu bilden, noch dadurch angesprochen zu werden, im Stande ist. Die örtliche Lage ihrer Gebirge machte von jeher und wird immer die unparteisame Stellung Helvetiens zwischen Deutschland, Italien und Frankreich zum Bedürfnisse der Mächte schaffen. Wäre die Schweiz ein Königreich, sie würde in den europäischen Staatsverhältnissen aufhören, zu sein, was sie ist; keinem wohlthätig, vielen gefährlich heißen und nicht durch sich selbst auf Unparteisamkeit Anspruch machen können, weil ein Fürst mit andern Fürstenhäusern in Familien-Verbindungen lebt.

Die innern Zwiste der Schweizer im J. 1813, welche ihnen sehr gern von deutschen Schriftstellern zum Vorwurf gemacht werden, waren ein Zank unter Brüdern, nur ihnen selbst, keinem Andern nachtheilig. Daher konnte auch der Wiener Kongreß diesen Hausstreit sehr ruhig und gerecht vermitteln. Wäre die Entscheidung anders über die Eidsgenossenschaft ausgefallen, so wäre sie ungerecht, alles Völkerrecht vernichtend gewesen, zum Verderben der Fürsten selber, und zur Pflanzung ewiger Unruhen Europens. Eben darum bleibt es ein Zeugniß von der Weisheit der Könige, die Eidsgenossenschaft isolirt stehen ge-

laſſen, und nicht in den Verein der deutſchen Staaten verſponnen zu haben. Letzteres wurde Frankreich ſo ungern geduldet haben, als vormals Deutſchland und Italien die Anmaßungen eines franzöſiſchen Vermittlers über Helvetien gleichgültig anſahen. Aus demſelben Grunde war die Vollſtändigkeit des eidgenoſſiſchen Staatsgebietes, zur kriegeriſchen Feſtigkeit der Grenzen und zur Handhabung einer bewaffneten Unparteiſamkeit, nothwendig. Auch haben wohl ſchwerlich die Geſandten der verbundeten europäiſchen Mächte in der Schweiz die Worte ihres Schreibens vom 13. Auguſt 1814 in dem Sinn genommen, wie ſie von einigen deutſchen Schriftſtellern verſtanden wurden, wenn geſagt ward: „Von allen Kantonen ſei kein einziger vermögend, durch ſich allein die Aufmerkſamkeit der großen europäiſchen Mächte feſtzuhalten; für dieſe könne nur die ganze Schweiz, als Bundesſtaat, Intereſſe haben.“ Wenn dieſen Miniſtern war ohne Zweifel wohl bekannt, daß z. B. der einzige Freiſtaat Rhätien oder Graubünden wichtig genug geweſen, lange Zeit die Aufmerkſamkeit der Höfe von Wien, Paris, Madrid und Italien, ſo wie deren Heere zu beſchäftigen. Es kommen Tage, da die Verkettung der Umſtände das Geringe zum Bedeutenden macht, und ein Windmühlenzugel, eine Brücke, ein

Kreuzweg der Schlüssel des Schlachtfeldes wird, wo sich das Loos eines Welttheils und Jahrhunderts entscheidet.

Alle diese Verhältnisse erscheinen anders in Berücksichtigung des deutschen Staatenbundes. Seine Ruhe wird mannigfaltiger bedroht, seine Unparteisamkeit durch die häuslichen Verhältnisse der selbherrlichen Bundesglieder öfter in Verlegenheit gesetzt werden müssen. Ohne Eintracht unter ihnen selber, entsprungen aus dem Gefühle der Nothwendigkeit, wird jede Gewährleistung eitel sein, am meisten die, welche von aussen kömmt. Ohne Eintracht und Gefühl der Nothwendigkeit vom Dasein des Bundes, gibt es für diesen keine innere Sicherheit seines dauerhaften Ruhestandes. Verträge sind bald umgangen, Worte bald neu ausgelegt, Manifeste bald geschrieben. Ohne jenen Geist ist es vergebens, die Bundesstärke aus der Menge der Geviertmeilen und der Einwohner zu destilliren. Die Wichtigkeit des Bundes muß allen einzelnen Mitgliedern erheblicher sein, als ihre eigene Hanssache; ja, sie muß es nicht nur den fürstlichen Häusern, sondern auch deren Unterthanen insgesammt sein. Denn ohne der Völker-Begeisterung und entschlossenen Sinn werden auch die Fürsten großer Reiche schwach; hinwieder mit ihren Völkern kleine Fürsten stark.

Dies war seit alter Zeit das Wort der Weltgeschichte. Und Thorheit ist's, statt dasselbe zu beachten, Stärke in Vergrößerung des Flächenraums und der bloßen Menschenzahl zu suchen. Die Schicksale der jüngsten Zeit wiederholten den Spruch der Geschichte. Es beginnen die Fürsten, ihn zu beherzigen. Sobald sie das Volk durch freie Verfassungen mit sich vereinen, wird ihre Sache vollkommen des Volkes Sache, ihre Ehre des ganzen Volkes Ehre. Man streitet und arbeitet für eigenen Vortheil inbrünstiger, als für fremden; der Sklav ficht um seine Haut verzweifelter, als für die seines Leibherrn. Die Fürsten, welche von ihren Rechten aufopfern und sie dem Volke schenken, erkaufen sich eine verdoppelte Staatsmacht: zu den Geviertmeilen und Menschenleibern noch das Herz und den Geist der Nation. Denn immer wird diejenige Nation die meiste Vaterlandsliebe haben, welche ein Vaterland, nicht blos ein Geburtsland besitzt. Gold und Ländereien sind nur das Gut Einzelner; Rechte und Freiheiten das Eigenthum Aller. Darum sind Meinungskriege für Recht und Freiheit, bürgerliche, wie kirchliche, von jeher die schrecklichsten gewesen; denn sie waren Volkskriege, nicht blos Fürstenkriege. Der kluge König Friedrich Wilhelm von Würtemberg hat, sein Volk mündig erklärend, in den ersten Tagen

seiner Staatsführung, eine Eroberung gemacht, deren Wichtigkeit das übrige Deutschland im fernern Entwickelungsgang der Schicksale nicht bezweifeln wird.

Es mag sein, daß in Deutschland manche Völkerschaften Anfangs sehr gleichgültig gegen verbesserte und freiere Verfassungen sind, und daß der große Haufe auf die empfangenen staatsbürgerlichen Rechte und Freiheiten wenigen Werth setzt. Natürlich schätzt er nicht, was er nicht kennt; und eben so natürlich können manche Unterthanen sogar mißtrauisch gegen Gaben der Fürsten sein, denen zu geben sie bisher allein verpflichtet waren. Es sollte mich wundern, wenn von beschränkten Köpfen kein Timeo Danaos gehört würde. — Doch dies alles ist nur Anfangs. Lernt das Volk die unbekannte Gabe einmal kennen, und die Wohlthat derselben: dann wird es lieber sterben, als sie entbehren wollen. Dafür ist Jeder gern Soldat, und das Gefühl der Ehre und Freiheit köstlicher, als baares Geld.

Dafür ist in Helvetien jeder Bürger Soldat; und dies zu seiner und seiner Rechte Vertheidigung zu sein, ihm nicht zu schwer, während in Deutschland dem Heere anzugehören noch hin und wieder beschwerlich fällt. Daß in Deutschland selbst gebildete Männer lange nicht wußten, was an staatsbürgerlichen Rechten und Freiheiten eigentlich ge-

legen sei, bewies sogar Göthe, der Dichter, in seinen Briefen aus der Schweiz, da er naiv gestand, er wisse nicht, warum die Alpenhirten in ihren elenden an Felsen klebenden Hütten so Großes an ihrer Freiheit zu haben vermeinten? Er kannte, als er dies jugendliche Urtheil schrieb, die Natur noch so wenig, daß er nicht wußte, der Vogel möge dürftiges Futter im Freien unter allen Wettern und Stürmen lieber suchen, als im goldenen Käfig vollauf von schönen Händen gestreut finden.

Von geiſtlichen Angelegenheiten des Zeitalters.

(Verfaßt im Jahr 1817.)

Allgemeiner Ueberblick.

Die Zeit iſt kein Sumpf; ſie iſt Strom. Alle Völker nennen ſie ſo, und mit Recht. Denn Stillſtand iſt nirgends; ſondern fortwährender Wandel der Dinge und darum Verwandlung von Allem. Eine Welle lockt die andere nach. Jede kommt unaufhaltſam, weil ſie muß. Aeltere und neuere Thoren wollten vergebens Blätter der Geſchichte durchſtreichen, die ihrem Eigennutz oder Dünkel mißfielen. Das Geſchehene aber war geſchehen. Es wirkte groß fort. Das menſchliche Geſchlecht wandelt aufwärts am Ufer des Stroms, dem hohen Quell desſelben entgegen. Und wie es fortſchreitet, und höher ſteigt, überſieht es immer mehr des Verfloſſenen. Aber das Künftige bleibt hinter den Nebeln. Der Quell des Stroms ſtürzt aus der Urne des ewigen Gottes.

Von je höhern Standpunkten man die Geschichte der Menschen übersehen kann, je wichtiger kann man ihre einzelnen Theile würdigen. Denn was Theil iſt, erklärt ſich nur aus Erkenntniß des Ganzen in ſeinem Zuſammenhang. An China's Grenzen entſprang die Flut der Völkerwanderung, des alten Roms Zertrümmerung. Im Kabinet des Papſtes Hildebrand ward die Kirchentrennung eingeleitet. Aus den Ueppigkeiten des franzöſiſchen Hofes gingen die Guillotinen Robespierre's, der Brand von Moskwa, und die Freiheitskriege beider Amerika's hervor.

Es ſind Viele, welche durch Kunſt und Gewalt den ewigen Strom zum ſtillen Sumpf eindämmen mögten. Aber die Quellen können ſie nicht abgraben. Er wird übertreten, und ihr thöriges Treiben macht das Unheil größer, welches ſie fürchten. Sie möchten die ihnen liebe, alte Zeit verewigen; ſie möchten die ihnen lieben, alten Herrn- und Knechts-Ideen zurückführen, und alle ſpätergeborenen Begriffe aus dem Weltall verſtoßen. Aber der Strom, den ſie auf einen Augenblick hemmen, wird nur einen Augenblick ſtiller, weil er breiter, tiefer, ungeheurer wird. Das iſt alte Erfahrung: nichts macht die Tugend liebenswürdiger, als die Ekelhaftigkeit des Verbrechens; und Tirannen waren von jeher die beſten Herolde der Freiheit.

Neben politischen Wirren, Wehen und Spannungen erzeugen sich geistliche oder kirchliche. Sie scheinen zwar den politischen untergeordnet zu sein, aber werden auf diese nicht ohne Rückwirkung bleiben. In der Weltgeschichte steht keine Thatsache isolirt.

Während Rußlands gemüthlicher Selbstherrscher die europäischen Völker durch Religiosität in eine einzige Familie, als Kinder eines Gottes, auflösen und das höchste Ideal der Menschenliebe verwirklichen möchte: sucht die römische Curie ihr verlornes Reich und Recht bei den Getreuen wieder, und mit unversöhnter, wenn auch klug verhüllter Antipathie gegen die Ungetreuen des heiligen Stuhls. Die Thätigkeit der Nunziaturen wird wieder erblickt. Daher, je nach Verschiedenheit der Rohheit und Bildung der Völker, Reibungen mancherlei Art, begleitet von Lust und Furcht bei Rückschritten oder Fortschritten des geistlichen Einflusses in katholischen Staaten. Von der andern Seite in Ländern der Protestanten Streben nach Vereinigung der Kirchenparteien, während schwärmerische Andrunst neue stiften möchte.

Dieſe und ähnliche Bewegungen in geiſtlichen Dingen, wovon wir ſo vielgeſtaltige Erſcheinungen wahrnehmen, ſind, wie alle ähnliche der frühern Jahrtauſende, weder durch Religion ſelbſt veranlaßt, noch haben ſie die Wahrheit der Religion zum eigentlichen Zweck gehabt. Demungeachtet mußte die Religion allen Abſcheulichkeiten oder Lächerlichkeiten, welche des Menſchen Leidenſchaft zur Schau bot, Vorwand und Namen geben.

Dieſer unabſichtliche oder ſchlau berechnete Betrug war um ſo leichter, weil man von jeher drei ſehr verſchiedene Begriffe miteinander verwechſelte: Religion, Glaubenslehre, Kirchenverfaſſung.

Religion iſt Verhältniß der Geiſter zu Gott und Ewigkeit, höheres Leben der Geiſter zwiſchen dem Irdiſchen und Ueberirdiſchen, mit Beziehung ihrer Thätigkeit auf beides. Das iſt die Religion an ſich, bei den roheſten Wilden und bei den weiſeſten Menſchen; das die Selbſtoffenbarung Gottes in der Bruſt aller Nationen, aber mehr oder minder klar oder verdunkelt. Dieſe Offenbarung ſtellte Jeſus Chriſtus in ihrem reinſten Glanze dar; er zeigte den ewigen Weltvater, die Menſchen als Glieder der göttlichen Geiſterfamilie,

und die Verbindung aller zum Reich Gottes. Aus unserer Stellung zum Vergänglichen ergab sich die Reihe unserer Verpflichtungen von selbst. Christus zog die ins Thierische verlorene Menschheit zu ihrer Würde empor; streifte vom Geist die Banden des Irdischen ab, indem er das Himmlische wies. Darum wird er Welterlöser genannt. So wenig die Wahrheit eines mathematischen Satzes ein Produkt der Erdenklimate oder der Staatsverfassungen ist, und sich mit ihnen ändert, eben so wenig ist reine Religion, Selbstbewußtsein der Geister, ihr Wandel im Ewigen, von Klimaten und Staatsverfassungen abhängig.

Ueber die in Christo offenbarte Religion ist nie Streit geführt. Sie ist aller Vernunften höchste Bluthe. Sie ist der innerste Kern alles Kirchenthums, nicht nur bei Katholiken und Reformirten, Lutheranern und Separatisten aller Art, sondern auch bei Türken und Juden.

Anders ist es mit den Glaubenslehren, bei denen sich der reine vom Himmel gefallene Lichtstrahl in der irdischen Trübe bricht und färbt. Glaubenslehren beziehen sich weniger auf das Verhältniß der Geister zu Gott und Ewigkeit, als auf das Verhältniß derer, welchen die Religion offenbart ward, zu dem Offenbarer. Sie geben die Person desselben, als Mittler zwischen der Gottheit und Menschheit an, so wie die Vor-

ſtellungen, mit denen man ſich das Ueberſinnliche zu verſinnlichen ſtrebt. Die Religion, welche Chriſtus offenbarte und hatte, war eine ganz andere, als die chriſtliche, welche meiſtens in Meinungen über ihn, über Verehrungsart Gottes und über Art und Weiſe des künftigen Seins beſtand. Die Religion Chriſti konnte die Religion aller Sterblichen ſein, und iſt es mehr oder weniger wirklich eben ſo ſchnell, als ſie ausgeſprochen wird. Die chriſtlichen Glaubenslehren, welche hinzugefügt wurden, nahmen aber den Karakter der Völker und Zeiten an, in welchen ſie eine um die andere entſtanden. Daher erſchienen ſie hier finſterer, dort heiterer; hier ſpitzfindiger, dort der Einbildungskraft gefälliger; abhängig vom Klima und von den Kulturſtufen der Nationen. — Während die Religion Chriſti Religion des menſchlichen Geſchlechts werden kann und werden wird: können Dogmen oder Glaubenslehren der Juden, Türken, Katholiken und Proteſtanten nicht aller Welt Sache ſein.

Noch etwas anders, als Glaubenslehre, iſt kirchliche Verfaſſung, oder Stellung der Lehrer und Prieſter zu denen, die belehrt werden ſollen. Jeder Lehrer hat durch Natur ſeines Geſchäfts ſchon bei denen, die von ihm lernen, eine gewiſſe Autorität, oder muß ſie zu haben wünſchen. Er ſollte ſie nothwendig der edlern Tugend oder

Einsicht danken; es ist aber bequemer, sie durch äusserlichen Pomp, oder durch Besitz von Unabhängigkeit und Machtmitteln, oder unterstützt vom weltlichen Arm, zu gewinnen. Man weiß, wie eifersüchtig die Priester fast aller Nationen immer auf ihr Ansehen waren. Am tiefsten gründeten sie es in abergläubiger Unwissenheit der Nationen. Sie nahmen bald die Ehrfurcht derselben vor göttlichen Dingen für sich selbst in Anspruch, und stellten sich als unmittelbare Gottesboten und Dollmetscher des himmlischen Willens dar So entwickelte sich in der christlichen Kirche mit dem Lauf der Jahrhunderte Hierarchie und Theokratie, wie wir Aehnliches bei Völkern von andern Glaubensarten fanden. Das Orakel der Heiden, wie die Unträglichkeit des Papstes bei den Christen, stieg aus ziemlich gleichen Quellen hervor; Gewohnheit macht zuletzt Alles erträglich. Wie sehr auch die Tugenden Christi mit Lastern seiner spätern Verkünder, seine Demuth mit der dreifachen Krone und dem Pantoffelkuß des nachmaligen Stellvertreters in Widerspruch stehen mochte, — es fiel nicht mehr auf. Die Priesterschaft forderte eigentlich nichts für sich, sondern Alles, als Opfer, für den Himmel; aber sie genoß das Opfer, nicht der Himmel. Beleidigung ihrer nannte sie Beleidigung des Himmels; Verlachung ihrer Feh-

ler hieß Religionsspötterei. So verwechselte ſie ihr Intereſſe mit dem Intereſſe der Religion.

Gemeine Vorurtheile den Proteſtantismus angehend.

Es gibt keine katholiſche, keine lutheriſche, keine zwingliſche Religion, — ſondern nur eine Chriſtusreligion. Aber es gibt eine katholiſche, eine lutheriſche, eine reformirte Kirche. Die Reformatoren griffen zuerſt blos die kirchliche Verfaſſung an, wegen der Uebermüthigkeit und Ausſchweifung der Prieſterſchaft; erſt ſpäter die Glaubenslehren; nie aber die Religion ſelbſt. Das galt aber den Angegriffenen gleich. Sie nannten die Reformatoren und deren Anhänger Religionsſchänder, Widerſacher Gottes und Diener des Teufels. Dieſelben Ehrentitel wurden ihnen zurückgegeben. Zwingli und Luther fingen ihren Kampf bei der Ablaßkrämerei des Samſon und Tetzel an, und endeten mit dem Abfall von der römiſchen Hierarchie. Die Reformation ſtellte das Urchriſtenthum nicht wieder her, ſondern nur die Befreiung des Glaubens von den Machtſprüchen Roms, indem ſie auf die Bibel, als reinſte Erkenntnißquelle der religiöſen Wahrheiten, zurückwies. Statt der bisher geweſenen kirchlichen Monarchie oder Despotie entſtand

kirchliche Republik oder Anarchie. In dieser Republik wurden die Reformatoren bald selber uneinig, weil sich bloße Glaubens- und Meinungssätze nach den Vorkenntnissen und Gemüthsarten derer bilden, die sie haben. Worte der Bibel ließen sich mannigfach auslegen, zumal bei allzugeringer Kunde der todten Sprachen und des alten Orients und seiner Bewohner. Nothwendige Folge ward Verwirrung, Parteiung, Spaltung, Zwietracht. Lutheraner und Reformirte haßten sich bald mit nicht minderer Erbitterung, als sie von den Katholiken gehaßt wurden. Im Streit um Religion, wie sie ihre Glaubenssätze hießen, ging das Religiöse selbst zu Grunde.

Die Parteien zerfielen aber wieder in Unterparteien und Sekten. Man fürchtete, die Zersplitterung werde ins Unendliche fortgehen, und es könne zuletzt so vielerlei Kirchen, als Haushaltungen im Lande, geben. Dies zu hindern, versammelte man sich um Glaubensbekenntnisse und symbolische Bücher. Man schwor auf die Worte der Meister. So traten nun bei den Protestanten symbolische Bücher an die Stelle der Bibel, und wurden den Lutheranern und Reformirten, was den Katholiken die Kirchenväter, Konzilien und Päpste waren. Denn auch diese beriefen sich auf die Bibel, wie es die symbolischen

Schriften thaten. Wer aber anders auslegte, hieß Ketzer und Irrlehrer.

Hiermit waren die Meinungen eingebannt und der Protestantismus hatte von seinem ursprünglichen Wesen verloren. Nun war bei den Lutherischen rechtgläubig, im Abendmahl bei den Worten: „Das ist mein Leib und Blut", an eine Anwesenheit des Körpers Christi im Brod und Wein zu denken; bei den Calvinisten, an eine übernatürliche Einwirkung Jesu, durch welche die Gläubigen seinen Körper genossen; bei den Zwinglischen, daß Brod und Wein blos Sinnbilder des Leibes und Blutes wären. Es war bei den Lutherischen rechtgläubig, anzunehmen: die von Gott zur Seligkeit Erwählten könnten den Einwirkungen seiner Gnade nicht widerstehen, während die Nichterwählten, als von Natur verderbt, die Gnade, welche zu ihrer Bekehrung wirken wolle, zurückstießen; bei den Calvinischen: wer von Gott zur Seligkeit berufen sei, werde auch wider eigenen Willen selig, und wer von Gott ursprünglich zum Gefäß des Zorns bestimmt sei, bleibe verstockt und verdammt, so sehr er auch seine Rettung wünschen möge; bei den Zwinglischen: Gott habe Niemandem den Himmel verschlossen, wer ihn fürchte und seine Gebote erfülle, der sei ihm angenehm unter allerlei Volk. Bei den Lutherischen betete

man: Vater unſer; bei den Reformirten: Unſer Vater.

Man ſieht wohl, daß dieſe Wichtigkeiten, in welchen ſich die neuen Kirchenparteien unterſchieden, nie hätten wichtig genug ſein ſollen, ſie zu trennen, geſchweige ſie zu der Raſerei zu begeiſtern, ſich mit Feuer, Schwert und Verbannung zu verfolgen. Auch ſieht man, daß Zwingli beiweitem mit mehr Vernünftigkeit lehrte und im beſſern Deutſch betete. Inzwiſchen ward alles dies fortan ſymboliſch erhärtet, und auf die folgenden Geſchlechter vererbt. Beiweitem war das wohl nicht das Beſte, was die Stifter der neuen Kirchen Neues lehrten, ſondern eher Vieles, was ſie von dem Alten, ſo in der katholiſchen Kirche gelehrt wurde, nicht beibehalten mochten. Dahin gehörte auch, daß ſie den Gottesdienſt in den Tempeln vereinfachten, weil durch Menge des Zeremoniels gleichſam neues Heidenthum entſtanden zu ſein ſchien; ferner, daß ſie in der Kirchenverfaſſung, ſtatt der päpſtlichen Monarchie, demokratiſchere oder ariſtokratiſchere Formen beliebten. Uebrigens iſt nicht zu zweifeln, wäre Zwingli öffentlicher Lehrer in Wittenberg, und Luther Pfarrer in Zürich geweſen, würde Norddeutſchland zwingliſch und die Schweiz und Pfalz lutheriſch geworden ſein.

Staatsverfaſſungen und Klima hatten auf die

Reformation und deren Gang wohl keinen wesentlichen, wenigstens nicht so mächtigen Einfluß, als manche Schriftsteller glaubten, die sich durch einen schimmernden Einfall blenden ließen. Die Kühle der nördlichen Länder machte wohl schwerlich für Protestantismus empfänglicher; denn wem ist unbekannt, wieviel Mühe es dem britischen und schwedischen Hofe kostete, das neue Kirchenthum in ihre Staaten einzuführen? Die Normänner standen mehrmals bereit, ihren katholischen Glauben mit dem Schwert zu vertheidigen, und Irland ließ ihn nie fahren; die griechische Kirche erfüllt noch heut das russische Reich; dagegen war das südliche Frankreich und ein guter Theil Italiens anfangs auf gutem Wege, freiwillig zum Protestantismus überzugehen.

Noch seltsamer klingt die Meinung, welche selbst in unsern Tagen von einigen Schriftstellern frisch gegeben wird: Protestantismus sei ein Produkt rein germanischen Wesens. Selbst gute Köpfe, wie Arndt und Benzenberg, ließen sich, von der Mode der Deutschthümlerei bethört, zu Urtheilen verleiten, denen die Geschichte der Reformation, so wie die Geographie geradezu widerspricht.

Montesquieu kannte bestimmt den muhamedanischen Glauben zu wenig, als er behauptete, derselbe sei am besten für despotische Staatsver-

faſſungen geeignet. Der Despotismus hängt weniger von der Religion des Volks, als von der Religioſität der Gewalthaber ab. Das chriſtliche Europa hatte der Despotien und Despoten von jeher nur zuviel. Das Liebeswort des Evangeliums galt leider weniger, als das Schwert Petri. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn ein Bramine oder Sheriff oder Mufti in Aſien die Geſchichte des chriſtlichen Europa's von den Bekehrungskriegen Karls des Großen bis zur Ausbreitung des Chriſtenthums durch die ſpaniſchen Waffen in Amerika, und den neueſten Fuſiladen und Noyaden, erzählte, und er daraus folgern wollte, daß das Chriſtenthum zur Despotie und Grauſamkeit geneigt mache; der Islamismus oder der Dienſt Brama's aber zur Großmuth und Barmherzigkeit. — Montesquieu kannte beſtimmt die Geſchichte der Reformation zu wenig, als er ſein kurzes, flüchtiges Kapitel ſchrieb: Que la religion catholique convient mieux à une monarchie, et que la protestante s'accommode mieux d'une republique; ein Satz, den noch in unſern Tagen deutſche Schriftſteller nachbeten. Dieſe thun es vermuthlich, weil Montesquieu ſagt: Die nordiſchen Völker haben und werden immer einen Geiſt der Unabhängigkeit und Freiheit haben, der den ſüdlichern Völkern fehlt.

Die griechiſche Kirche iſt der katholiſchen auf

nächſte verwandt; Rußland aber liegt ziemlich nordwärts. Die Irländer wollen Katholiken bleiben, aber ſtreben nach Freiheit. Die Freiheitsverſuche Frankreichs ſind noch in friſcher Erinnerung, ſo wie die Freiheitskriege des ſüdlichen, reinkatholiſchen Amerika's. In deutſchen katholiſchen Staaten fand man die Macht der Fürſten durch verfaſſungsmäßige Landſtände beſchränkt, während im proteſtantiſchen Preußen ein unbeſchränkter König herrſcht, und die aus katholiſchen Zeiten ſtammenden Landſtände und Fürſtentage längſt verſchwunden ſind. In der Schweiz ſind die großern proteſtantiſchen Freiſtaaten mehr den ariſtokratiſchen Formen zugethan; die rein demokratiſchen Freiſtaaten hingegen hielten am katholiſchen Glauben am feſteſten und ſind noch heutiges Tages dafür leicht entzündliche Eiferer.

Gemeine Vorurtheile von Katholizismus angehend.

Lieſt man die Geſchichte der großen Kirchentrennung und ihres Ganges, wird man ſich bald belehren können, daß, wo heutiges Tages proteſtantiſche Kirchen bluhen, es meiſtens dem perſönlichen Karakter der zur Zeit der kirchlichen Umwälzung herrſchenden Manner zu danken iſt. Damals galt noch im Staatsrecht der Europäer der

Lehrsatz: Wem Volk und Land gehören, dem steht auch die Macht zu, die ihm gefällige Kirche zu bestimmen. So führte Gustav Wasa in Norwegen das Lutherthum ziemlich gewaltthätig ein; so vertagten Frankreich und Salzburg hinwieder ihre Protestanten; und Baiern wäre, hätten die Herzoge dieses Landes den Neigungen des Volkes gefolgt, unstreitig lutherisch geworden.

Die Formen der protestantischen und katholischen Kirchenverfassung hatten auf Gestalt und Wesen der Staatsverfassungen überall wenig Einfluß. Protestantische Völker wurden durch ihr neues Kirchenthum keineswegs politisch-freier; wohl aber wurden die Fürsten derselben freier und unbeschränkter, in so fern sie sich von den Machtsprüchen des Papstes losrissen und den politischen Einfluß der Geistlichkeit brachen. Meistens übernahmen die protestantischen Fürsten selber in ihren Landen die Stelle des Papstes, und es geschah nichts in Glaubens- und Kirchensachen ohne ihre Genehmigung. Die Völker hatten eigentlich keinen Vortheil, als welchen sie schon durch Trennung vom Papst- und Mönchthum überhaupt, so wie dadurch empfangen hatten, daß mehr Geld im Lande verblieb, welches vormals für Ablaß, Dispensen und dergleichen nach Rom ausgeströmt war. Inzwischen blieb den Haushaltungen darum

nicht mehr Geld, als vorher; denn sie mußten desto reichlicher den Fürsten steuern.

Es ist einmal Zeit, eine Reihe von Nachbetereien und Vorurtheilen abzulegen, welche man bisher vom Einfluß der Kirchenverfassungen auf Staatsverfassungen, oder vom Einfluß der Glaubenslehren auf den Geist der Nationen in Europa ohne Prüfung, und im vollen Widerspruch mit der Geschichte vergangener Zeit und der Gegenwart, beibehalten hat. Die katholischen Schriftsteller machten dem Protestantismus eben so viele Vorwürfe, und eben so ungegründete, als die protestantischen dem katholischen Glauben. Eine der lächerlichsten Behauptungen von jenen ist, daß der Protestantismus die Völker zu Meutereien geneigt mache. Dazu führten sie Belege aus der Geschichte von England, von Schweden, und selbst den Bauernkrieg an. Inzwischen ließe sich, wollte man Klopffechterei treiben, eben so gut behaupten, der Protestantismus mache die Völker gewisser zu Gehorsam, als der Katholizismus. Denn Deutschland habe weder so viele, noch so blutige Volksaufstände erlebt, als Neapel, Rom selbst, Frankreich, Spanien und andere katholische Staaten.

Zu den gemeinsten Vorurtheilen der Protestanten gehört auch, daß die katholische Glaubenslehre und Kirchenverfassung die Denkfreiheit hemme.

Diese Einbildung iſt beſonders im nördlichen Deutſchland eingewurzelt, weil man in Oeſterreich und Baiern die Wiſſenſchaften minder blühend ſah. Allein die Geſchichte Europens, ſeit der Reformation, macht unwiderſprechlich klar, daß es weder proteſtantiſche noch katholiſche Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung ſei, welche Wiſſenſchaften begünſtige oder beſchränke, ſondern die Weisheit oder Unweisheit der Geſetzgeber; die größere oder geringere Geiſtesbildung der Fürſten; der ſtärkere oder ſchwächere Einfluß, welchen ſie den Mönchen und Schwärmern auf ſich geſtatteten.

Die preußiſchen Unterthanen dankten ihre Geiſtesfreiheit wohl ſchwerlich dem proteſtantiſchen Glauben, ſondern den freien Anſichten, welche der große Friedrich II. beſaß. Eine Reihe von Wöllnern und Biſchofswerdern wurde auf das proteſtantiſche Preußen ohne Zweifel denſelben Einfluß gehabt haben, welchen in manchen katholiſchen Staaten die Umtriebe der Mönche auf klöſterlich erzogene Fürſten hatten.

Frankreich iſt katholiſch in Glaubenslehre und Kirchenverfaſſung; es war mit Abteien, Mönchs- und Nonnenklöſtern überladen. Demungeachtet ſtanden hier die freieſten Denker, die geiſtvollſten, unbefangenſten, ſogar frechſten Schriftſteller auf, während das proteſtantiſche Deutſchland, Dänemark, Schweden und Norwegen mit

ihrer Geisteskultur sich noch nicht groß machen durften. Selbst Italien hatte hier den Vorschritt. Ohne Frankreichs hohere, wissenschaftliche Bildung hätte Deutschland wahrscheinlich weder einen Friedrich II., noch einen Kaiser Joseph II. gehabt. Der Grund lag aber gewiß nicht am Protestantismus der französischen Könige, sondern daran, daß schone Weiber von jeher mehr Einfluß, als dumme Monche auf sie hatten. Die Franzosen nennen noch heutiges Tages das Zeitalter Ludwigs XIV., in Rücksicht der Wissenschaften und Künste, ihr goldenes Zeitalter. Aber Ludwig war so guter Katholik, daß er binnen drei Jahren bei fünfzigtausend protestantische Familien aus seinem Reich verbannte.

Die protestantischen Staaten freilich gewannen allerdings viel durch ihr neues Kirchenthum, es ist nicht zu läugnen. Ihre Beherrscher wurden unabhängig von einem geistlichen Herrn zu Rom; behielten viel Geldes im Lande, das sonst der Rota romana zufloß; gewannen mehr Arbeitstage durch Minderung der Festtage; mehr thätige Unterthanen, weil man die jungen Männer und Mädchen nicht in Klöster sperrte und zur Unthätigkeit verdammte; eine freiere Erziehung, weil man den Unterricht der Fürsten und Unterthanen nicht mehr Klosterlingen oder Priestern ausschließlich überließ. — Doch kann man auch nicht läug-

nen, daß alle diese Vortheile keinem Lande durch das Wesen des katholischen Glaubens und Kirchenthums versagt waren, sondern nur durch Unwissenheit oder Feigheit der Fürsten, oder Schlauheit der Päpste und ihrer Nunziaturen. Denn wir alle wissen, daß die Aufhebung der Mönchsorden und Klöster dem Wesen der katholischen Kirche nicht widerspricht. Viele katholische Fürsten thaten die geistlichen Orden und Klöster ab, und blieben dennoch gut katholisch; oder verminderten die Festtage, oder gaben den Unterricht der Prinzen an weltliche Gelehrte.

Hätten die katholischen Fürsten Deutschlands jene freiere Erziehungsweise genossen gehabt, deren sich die französischen rühmen konnten, so würden sie zwar immer gute Katholiken geblieben sein, aber vom Papst keine Gesetze empfangen haben. Die päpstlichen Nunzien zu Brüssel, Köln, Wien, München und Luzern hätten nicht ihre Eingriffe in die Rechte von den Vorstehern der deutschen katholischen Kirche mit so vielem Glück fortgesetzt, als sie wirklich mit Beharrlichkeit und Schlauheit vermochten.

Die französischen Könige, welche doch selbst von den Päpsten die allerchristlichsten gebrissen werden, waren immerdar gute Katholiken, wenn auch nicht päpstlich. Die Freiheiten der gallikanischen Kirche beweisen, wie unwesentlich

der Machteinfluß des römischen Hofes zum katholischen Kirchentum gehöre. Eben derselbe König, welcher die Protestanten aus Frankreich vertrieb, wofür er ohne Zweifel in ältern Zeiten unter die Heiligen versetzt worden wäre, drängte auch das päpstliche Ansehen aus Frankreich zurück. Unter ihm, sogar durch Anstiftung eines sehr rechtgläubigen Jesuiten, des Pater La Chaise, ward von der gesammten französischen Geistlichkeit ausgesprochen, und gesetzlich: Der Papst hat in weltlichen Sachen des Reichs kein Ansehen; die Kirchenversammlung steht über dem Papst; der Gebrauch der apostolischen Gewalt ist von den Gesetzen der Kirche beschränkt; die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen sind erst unwiderruflich, wenn die Kirche sie angenommen hat.

Verirrungen der Protestanten nach der Reformation.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, da der Bestand der protestantischen Kirchen einmal entschieden war, verlor sich allgemach die Glaubenswuth der europäischen Christen. Der Papst hatte die Kraft verloren, Religionskriege und Kreuzzüge anzuordnen, und die Könige fanden bei diesen keinen Vortheil mehr. Katholische und protestantische Fürsten schlossen sogar, wenn es in ihrem

Interesse lag, mit einander Bündnisse der sogenannten ewigen Freundschaft; mithin blieb den Völkern auch nichts anderes übrig, als mit einander verträglich zu leben. Höchstens hörte man noch theologische Zänkereien in einigen Schulen und auf einigen Kanzeln. Weil aber das Volk wenig Antheil nahm, und die Wissenschaften helleres Licht ausgossen, lachte man zuletzt über die polemischen Kunststücke der Gottesgelahrten, und wunderte sich, daß die lieben Alten einander um der Gnadenwahl willen die Hälse gebrochen hatten. Man schritt in der sogenannten Aufklärung immer weiter, und sowohl in protestantischen, als katholischen Ländern ward endlich sogar französische Frivolität sogenannter guter Ton der sogenannten großen Welt. Viele Leute aus der kleinen Welt folgten dem Beispiel, wie kleine Leute immer gern zu thun pflegen.

So wie in der katholischen Kirche wackere Geistliche dem Aberglauben entgegenarbeiteten, gesündere Religionsbegriffe ausbreiteten, und vom bloßen Sinnenwerk, und Zeremoniel und Gebetplappern zur wahren innern Gemüthsheiligung führten: wandten sich die bessern Lehrer der protestantischen Kirchen von den Dogmen, die ihnen so gut, als dem großen Haufen unbegreifliche Räthsel blieben, zum reinern Geist des Christenthums. — Die Sache aber ward auch hier häufig

übertrieben. Die Religion schrumpfte zuletzt auf trockene Moral ein; Alles ward höchst nüchtern, verständig und kalt. Man philosophirte, wenn man betete, und las die Systeme der Sittenlehre fleißiger, als die Worte Jesu Christi, wenn man predigen wollte. Man sah bei Katholiken Aberglauben und Freigeisterei, Kirchendienst und Unglauben in grellem Gemisch; bei Protestanten wachtendes Erkalten gegen alles Kirchliche und Religiöse, und vornehmes Vernünfteln nebst der größten Wundersucht, Andächtelei, Geisterseherei und abergläubigen Rohheit.

Keinem Volke weniger, als dem deutschen, ist das Herzlose und Ungemüthliche natürlich. Es war vorzusehen, daß man wieder umkehren würde. Es geschah auch, zumal da der Druck der Kriegsleiden schwer auf Deutschland, besonders auf das nördliche, lastete. Noth lehrt beten. Unter fremden Königen und Heeren seufzte man nach der guten, alten Zeit zurück; die Vaterlandsliebe und der verwundete Nationalstolz ermannten sich gegen das Fremde. Man forderte deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutschen Glauben. Man warf sich aus der dürren Vernünftelei in die erquickliche Träumerei der Mystik und machte zuletzt selbst Versuche, die Religion frisch zu mystificiren.

In demselben Grade, wie katholische Männer von Bildung freisinniger wurden, heitere Be-

griffe in ihr Kirchenthum einführten, abergläubige Legenden und Betereien beseitigten, dem Einfluß des Pabstes und seiner Nunzien entgegenarbeiteten: herte man Protestanten süßliche, weinerliche Melodien anstimmen, vergessene Legenden poetisch aufwärmen, das katholische Kirchenzeremoniel preisen, mystischen Wirrwarr zu Markt bringen und den heiligen Vater verehren in frommer Andacht und Demuth. Ein „kindliches Gemüth" ging über Alles: meistens aber hatte man nur ein kindisches. Mehrere protestantische Poeten wurden sogar katholisch, und bildeten sich vermuthlich ein, die übrige Welt werde ihnen, der schönen Verse wegen, nachfolgen. Vielen Protestanten mißfiel an ihrem Protestantenthum besonders die Einfalt und stille Würde des Gottesdienstes, und schrieben diesem besonders den Verfall des Kirchenbesuchs, Erkaltung der Gemüther zu, während doch ihre Väter eben die herzlichsten Protestanten, die ämsigsten Kirchengänger gewesen waren, und eben für die Einfachheit der gottesdienstlichen Gebräuche, welche am meisten an die ersten Tage des Christenthums mahnten, Gut und Blut geopfert hatten. Man wollte wieder Bischofe, strengere Einheit in Glaubens- und Kirchensachen, mehr Prunk und Feierlichkeit in Tempeln, größeres Ansehen der Geistlichen. Man wähnte, durch Vervielfältigung des Sinnlichen das Herz für das Religiöse stärker zu

erwärmen. Genug, in demſelben Verhältniß, wie die proteſtantiſchen Tongeber des achtzehnten Jahrhunderts im Uebermaas kalter Vernünftelei und Aufklärerſucht von den Stiftern ihrer ehrwürdigen Kirche abwichen, wichen ſie im neunzehnten Jahrhundert wieder zum entgegengeſetzten Extrem, zur frommen Empfindelei, zur Myſtik, zur Begierde nach äuſſerm Prunk ab.

Dies Treiben wird aber auch nicht von langer Dauer ſein, im Fall es nicht einem Fürſten, geleitet vom Einfluß der Tongeber, in Sinn kömmt, dem proteſtantiſchen Kirchenweſen katholiſchere Formen zu geben. Durch dergleichen Auſſenwerke wird aber, die Erfahrung bezeugt es, nichts gebeſſert. Alle Feierlichkeit, einmal zur Gewohnheit geworden, verliert Reiz und Eindruck, und man wird nach wenigen Jahren wieder auf der alten Stätte am gleichen Uebel kränkeln. Gemüthliche Empfindelei iſt ſo wenig Religion, als ſcholaſtiſche Spitzfindigkeit, oder trockenes Moraliſiren. Weder das eine noch das andere finden wir im Leben und in der Perſon Jeſu, noch in den erſten Zeiten des Chriſtenthums. Beides ſind Verirrungen der ſpätern Tage. Die erſten Proteſtanten waren bei der wiederhergeſtellten Einfalt der öffentlichen Gottesverehrung ſehr fromme, gottesfürchtige Leute; warum können es ihre Enkel nicht mehr ſein? — Ein hölzerner Kelch mit Andacht

ergriffen ist köstlicher, als ein goldener, den man gleichgültig an den Mund setzt. Und wahrlich, kein faltiger Chorrock macht den Priester ehrwürdig, aber seine Weisheit, seine Tugend, seine Demuth und Gottesliebe. Fehlen diese, so ist alles Aeusserliche eitel und wird spöttlich. Inbrunst des Herzens macht aus der einsamen Kammer einen herrlichen Tempel; aber alles Schauspielwerk der prachtvollsten Kirchen bringt keine Herzensinbrunst. Das Neue kann nur vorübergehend erschüttern. So wird mancher Katholik von der Andacht, Stille und Schmucklosigkeit der reformirten Kirchen tief bewegt; und mancher Protestant wieder von den Feierlichkeiten der Messe in katholischen Kirchen gerührt. Aber mit der Seltenheit des Anblicks verschwindet auch sein Zauber, und das Herz bleibt leer.

Die protestantischen Geistlichen — bei vielen mag redliches Wollen des Guten, bei vielen Eitelkeit und Lust am Gepränge und Aussenglanz obwalten — fügen ihren Kirchen offenbaren Nachtheil zu, mit Vermehrung des Zeremoniels und Prunks. Denn wenn ich einen wesentlichen Vorzug ihrer Kirche vor der katholischen anerkennen soll, so ist es auch der, daß die ihrige der ursprünglichen Einfalt der Gottesverehrungen im ersten Christenthum näher steht und den ungebildeten Menschen zwingt, mehr auf sein Inneres

zurückzugeben, als sich ins Aeussere zu verlieren, auf ein opus operatum Werth zu setzen, und auf gut heidnisch das Zeichen mit dem Bezeichneten, das Sichtbare mit dem Ueberirdischen, Unsichtbaren zu verwechseln. Je ärmer an Reiz und Zerstreuung die Aussenwelt, je kräftiger und freier erhebt sich der Geist über dieselbe zum Geistigen; der Zauber des Sinnlichen erhebt ihn nicht, sondern zieht ihn zum Sinnlichen abwärts.

Die Reformirten sind in ihren kirchlichen Gebräuchen einfacher und prunkloser, als die Lutheraner. Diese haben noch Pracht in ihren Tempeln, Bilder und Feierlichkeiten, die sie zum Theil von ihren katholischen Vätern beibehielten. Und eben bei den Lutherischen will man am eifrigsten zur Vermehrung kirchlichen Prunks sein; weniger lebhaft begehren dergleichen die Reformirten. — Jenes Streben ist Rückschritt des Protestantismus; so wie es immer übles Zeichen ist, wenn man, was in That und Geist untergegangen ist, durch äussere Mittel erkünsteln will. Die Christen der frühern Jahrhunderte führten erst Pracht und Zeremoniel ein, als der Geist des Christenthums von ihnen entwichen war, und dieser mich in gleichem Verhältniß, je mächtiger sie sich der kirchlichen Zierrathen und Werkseligkeiten befliessen. Wenn sich die Jungfrau schminkt, stellt sie damit die entflohene Jugend nicht auf den Wangen her;

sondern das Mittel, welches ihren Verlust und den Kummer darum verbergen soll, verräth dem Kenner beides nur desto lebhafter.

Erwartungen, Weissagungen und Schwärmereien in neuesten Zeiten.

Auf viele, vorzüglich auf reizbare Gemüther, auf gutsinnige bildungsreiche Männer und Frauen sowohl unter Protestanten als Katholiken, machten die ungeheuern Geschichten ihrer Tage besondere Wirkung. Verschwinden alter, Erscheinen neuer Thronen, Zerreissung der Völker, Leiden der Könige, das Fabelhafte in den Begebenheiten, da immer das Unglaublichste wahr ward; da ganz Europa einem Einzigen hingegeben war, der die Jünglinge vom Tajo und der Weichsel, vom Garigliano und der Eider unter seinen Adlern von Land zu Land führte; da Syrien und Aegypten wieder aus hundertjähriger Dunkelheit in den fürchterlichen Kreis der Ereignisse einrückten, während jenseits des Ozeans ein ganzer Welttheil im Aufruhr brannte — Alles schien ein von der Vorsehung erwählter Augenblick zu sein, etwas Ausserordentliches und Unvergängliches zu gründen. Und wirklich Viele glaubten daran mit fröhlich bangem Harren.

Es schien sich wieder ein Universalreich gestalten zu wollen, wie es war zu Zeiten des Kaisers

Augustus, als Christus der Herr Mensch ward; als die Heere aller Volker, die Gesetze und Sitten aller Länder vermischt waren und die Altäre aller Tempel, der Juden wie der Heiden, dem Verfall nahe standen. Nun schienen die gebeugten Nationen ernst und reif genug, einen Ruf der Stimme Gottes an sie zu horen und den Wiederhersteller des Evangeliums, den Erneuerer des vergessenen Himmelreichs zu empfangen, da Alles ein Hirt und eine Heerde werden konnte. Dazu schien Alles vorbereitet, Alles einladend. Die Richtung der Katholiken zur freieren Ansicht in Glaubensdingen, die Neigung so vieler Protestanten zum katholischen Kultus, die Zivilisation der Juden, verhießen leichte Mühe, Alle in einen Glauben, in eine Kirche, mit Abstreifung der nichtigen Unterscheidungsdogmen, vereinen zu konnen. Selbst daß hie und da Propheten aufstanden und Prophetinnen, mochten sie wahr oder falsch reden, die mit ihren Weissagungen die Gemüther ängsteten, schien nur Vorbereitung zu werden auf den rechten Augenblick, da der Rechte hervortreten und das heilige Umschmelzungswerk der Welt beginnen würde.

In der That haben Viele daran geglaubt, wenn sie sich gleich ihre Ahnungen und Erwartungen nicht deutlich auseinander legten. Es mogen vielleicht noch sehr Viele die Zukunft

eines neuen Religions- oder vielmehr Kirchenstifters hoffen. Viele mogten sich bitterlich getäuscht finden, da sie die großen Vorbereitungen zum erschütternden heiligen Schauwerk in ein fades politisches Nachspiel ablaufen sahen. Inzwischen ist jene Stimmung in vielen Gemüthern vorhanden gewesen, und sie gehört wenigstens zur Bezeichnung des Zeitalters für den Weltbetrachter. Auch der Spuk, welchen hie und da religiöse Schwärmer mit Geräusch und Glück trieben, deutet darauf hin. Wer erinnert sich nicht an den Lärmen Pöschl's und seines frommen Anhangs, oder an die Buß- und Bekehrungsreisen der Frau von Krudener? An die wiederholten Dräuungen mancher Entzückten mit den Gerichten des Herrn; an die Erwartungen von der Zukunft, welchen die Verehrer des bekannten Stilling-Jung hegen?

Das Erscheinen von Propheten, Schwärmern und Entzückten ist eigentlich gar nicht als Zeichen der Zeit zu ehren. Die es thun, kennen die Geschichte nicht; denn es hat zu allen Zeiten solcher hochverwirrten Frommen oder Stolzen gegeben, die mehr oder weniger Aufsehen erregten, je nachdem sie mehr oder weniger Talente hatten. Man vergißt nur zu leicht einen Narren über den andern; sonst würde man sich noch an Gaßner

erinnern, welcher ſogar die Gabe hatte, Teufel auszutreiben, oder an den vom vornehmen Pobel ſeiner Zeit gläubig umringten Wunderthäter Caglioſtro, oder an den italieniſchen Schuhmacher Matthieu Lowat, welcher ſich im Jahr 1805 zu Venedig aus eitel Bußfertigkeit ans Kreuz ſchlug. Und iſt der Prophet von Mekesheim, Hans Adam Müller, vergeſſen, oder die Frau von Krudener, welche nicht die Rolle der Wohlehrwürdigen annehmen würde, wenn ſie noch die Rolle der Liebenswürdigen ſpielen konnte: ſo werden andere Seelenkranke Aufmerkſamkeit für ſich begehren.

Es iſt gemeiner Irrthum, daß die Natur des Proteſtantismus Schwärmerei und geiſtliche Träumerei beſonders begünſtige. Die Seelenkrankheit wird weder durch das Leſen der augsburgiſchen Konfeſſion, noch des Heidelberger Katechismus, noch der Bibel erzeugt, ſondern ſie wird ſchon zum Leſen hingebracht, und erhält da erſt ihre theologiſche Färbung. Wenn in der proteſtantiſchen Kirche aber mehr Schwärmer laut und ſichtbar werden, als in der katholiſchen, geſchieht es ungefähr aus demſelben Grunde, aus welchem man in einem Staat, dem gute Polizeianſtalten fehlen, mehr Wahnſinnige erblickt, als in einem andern, der Vorſorge getroffen hat.

Auch bei den Katholiken lieſet man die Bibel in der Volksſprache, lieſet und höret man Wundergeſchichten und Heiligenlegenden und Weiſſagungen. Auch bei den Katholiken ſind der Seelenkranken nicht weniger, als bei Lutheranern und Reformirten. Aber die Schwärmerei nimmt da theils eine andere Richtung, meiſtens zum Selbſtmärtirerthum und Heiligenleben; theils findet ſie Ableitung oder Vergrabung in den Klöſtern, wo ſie ſeltener vor den Augen der Welt lärmen kann und mag. Bei der Ehrfurcht vor dem Oberhaupt der Kirche, und der Vorausſetzung, daß nur dieſes durch eine Bulle erklären könne, wer unter die wunderwirkenden Heiligen zu ſtellen ſei, läßt ſich der große Haufe ſelten beigehen, aus eigener Macht Canoniſationen ſchon bei Lebzeiten der Schwärmer vorzunehmen, oder einen gläubigen Hof um den Wundertäter zu bilden. Es weiß jedermann, wie viel ſich ſogar die Heiligen ſelbſt gefallen laſſen müſſen. Es mußte ſich St. Napoleon manches Jahrhundert mit der kränkendſten Vergeſſenheit ſeiner Thaten und einer ſchmählichen Dunkelheit begnügen, bis ihm ſein kaiſerlicher Namensvetter ſehr unverhofft zur Ehre des Kalenderglanzes verhalf. Mit Verbannung des Vetters zur St. Helena geräth St. Napoleon abermals in Gefahr, in mehrern Jahrhunderten keinen

Tag zu finden, dem er den Namen, oder einen Prieſter, dem er Stoff zu einer Predigt geben kann.

Religiöſer Zuſtand der Volksmehrheit.

Ueberhaupt geht mit den vermeinten Zeichen der Zeit viel Selbſtbetrug vor. Man ſieht und glaubt gern, was man wünſcht oder fürchtet. So irrten ſich denn auch diejenigen, welche in dem Gang der großen Weltereigniſſe, in dem Geräuſche der Bußprediger und Weiſſager, in dem Streben der Katholiken zur heitern Anſicht in Kirchen- und Glaubensſachen, in der Neigung der Proteſtanten zum katholiſchen Kultus, in der wachſenden Verſöhnlichkeit der Lutheraner und Reformirten, in dem Bürgerlicherwerden der Juden, Vorboten der Zukunft eines neuen Glaubens- und Kirchenthums ſahen, worin ſich alle Parteien mit frommer Begeiſterung umarmen würden.

Es gibt zwar nur eine Religion, weil es nur einen Gott, der ſich offenbarte, und eine menſchliche Vernunft geben kann, welcher die Offenbarung geſchieht: aber es wird ewig auf Erden mehrere in Glaubenslehren, Kultus und Verfaſſung verſchiedene Kirchenparteien geben, weil es verſchiedene Kulturſtufen und

Schicksale und Ansichten der menschlichen Gesellschaften geben muß. Das liegt im Gesetz der Schöpfung.

Wahrlich diejenigen täuschten sich bitterlich, welche aus der Menge heldenkender katholischer Geistlichen und Laien Deutschlands und Frankreichs, Helvetiens und Italiens auf eine allgemeine Neigung der katholischen Christen zur Reinigung ihrer Glaubenslehren, ihres Kultus und ihrer kirchlichen Verfassung von allerlei Mißbrauch und Verirrung folgerten. Die große Masse der katholischen Christen liegt noch tief und schwer unter Aberglauben und Werkseligkeit verloren. Diese Masse will noch ihre gemalten oder geschnitzten Heiligen, nicht wegen der Tugenden, sondern wegen der Wunderkraft derselben; will noch dem Himmel mit Gebeten, ohne Gedanken, abzahlen; meint mit Beobachtung des kirchlichen Kultus, beim ruchlosesten Wandel, genug zu thun; und mit Meßopfern, die gern bezahlt werden, die arme Seele von der Quälerei des Fegefeuers zu lösen. Auch Mörder rufen ihren Heiligen zum Beistand zur schwarzen That an, oder werfen den Schutzpatron, aus dem Hause, wenn er ihnen nicht hilft, wie sie verlangt haben. Von der andern Seite fehlt es nicht an geistlichen und weltlichen Obern, die sich an der heidnischen Thorheit des gemeinen Volks vornehm belustigen, oder die-

ſelbe wohl gar eifrig befordern, weil ſie dabei ihre Rechnung finden. Aber jene Maſſe iſt nicht laut; ſie tritt nicht auf Kanzeln, nicht in öffentlichen Schriften auf. Daher wird ſie überſehen, und man hört nur die, welche mit Eifer auf Verbeſſerung dringen. Die Zahl der letztern, ſo groß ſie auch in Deutſchland und Frankreich ſchon wirklich iſt, bleibt jedoch im Verhältniß zum gemeinen Volk, zum dummgläubigen Pöbel, der ſich in Sackzeug oder Sammet kleidet, äuſſerſt gering.

Diejenigen täuſchen ſich, welche aus den poetiſchen, myſtiſchen Empfindeleien, und aus der Apoſtaſie einiger Schriftſteller, oder aus dem Flugſchriften- und Zeitungsgeräuſch derer, welche einen ſinnlichern, prunkhaftern Kultus begehren, auf die Neigung der proteſtantiſchen Chriſten den Schluß ziehen, ſich wieder der katholiſchen Kirche zu nähern. Man höre das Volk in Städten und Dörfern! Nach den mode- und ſchau- und neuigkeitsluſtigen Bewohnern einer Hauptſtadt, oder nach ſolchen Perſonen, die es ſchmeichelt, Tongeber heißen zu können, beurtheilt Niemand die Stimmung geſammten Volks. Dieſes ſcheut die Neuerung, weil es aus blinder Gewohnheit das Alte ehrt und will. Es iſt allerdings möglich, daß landesherrliche Befehle das Neue gebieten können; man wird es aber nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Gehorſam empfan-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.

3-598-53279-2
FN. 14338/016

gen, und dennoch nicht ohne Murren und Sträuben. Man erinnere sich nur an den ehemaligen Lärmen wegen des alten und neuen Gesangbuchs; oder an die Herzlichkeit, mit der man sich des Teufels annahm, den einige Aufklärer von der Taufe hinweg und überhaupt aus der Taufe relegiren wollten. In den Schweizerkantonen, wo doch Reformirte und Katholiken einträchtig beisammen wohnen, wo sie sich oft sogar eines und desselben Tempels bedienen, haben es die Regierungen, auch bei bessern Ueberzeugungen, noch nicht dahin bringen können, oder auch nur versuchen mögen, im Heidelberger Katechismus die Stelle zu unterdrücken, worin das Meßopfer eine verruchte Abgötterei geheißen wird. In einem republikanischen Staate hat die Regierung die Volksstimmung, von der sie selbst abhängig und durch die sie allein mächtig ist, wie im Guten, so auch im Schlechten, mehr zu fürchten und zu ehren, als in einem monarchischen Staate, wo, was der Fürst gebeut, ein besoldetes Heer gegen allfällige Widerspenstigkeit der Unterthanen ohne Schonung vollstreckt. Eben daher erkennt man aber auch in freien Ländern den Volkssinn bestimmter ausgesprochen.

Es wird eher möglich sein, zwischen Lutheranern, Reformirten und Katholiken eine neue und sehr große Glaubens- und Kirchpartei zu stiften, die sich vielleicht schnell genug durch die christlichen Länder verbreiten würde, als es möglich ist, die trägen, schweren Massen der verschiedenen Glaubensbekenner zu vereinigen, welche noch in angestammten Vorurtheilen, Gewohnheiten und gegenseitigen Verdächtigungen fortdauern. Die Erfahrung lehrte, daß die Plane zu einer allgemeinen Religionsvereinigung Schwindeleien blieben; und der gesunde Menschenverstand lehrt, warum sie es bleiben mußten.

Aber wir wissen auch, daß in England wie in Deutschland, in Frankreich wie in Italien eine unzezählte Menge religiöser Personen aus allen Ständen lebt, welchen bei aller Ehrfurcht für das Göttliche, und bei aller Liebe für das Heilige, auf der Stufe ihrer höhern Geistes- und Gemüthsbildung das nicht mehr zusagt, was der Katechismus der Protestanten, oder der Begriff der römischen Kirche zu glauben verlangt. Zu diesen, in allen Kirchen Europens zerstreuten Christusverehrern, welche die edle Einfalt der Religion Jesu, abgeschieden vom Wust später, aus Parteizank oder exegetischen Mißverständnissen entsprungenen Dog-

men, wiederhergestellt zu sehen wünschen, gehören nicht nur Geistliche, sondern auch Laien; nicht nur Männer und Jünglinge, auch gebildete Frauen und Jungfrauen.

Man hat sehr unrecht, den Geist der Eintracht, und schönen Uebereinstimmung, welcher sich bei gebildeten Menschen von verschiedenen Kirchen in religiösen Dingen offenbart, ohne Unterschied einer aus Aufklärerei entstandenen Gleichgültigkeit gegen Religion, oder wohl gar einer überhandnehmenden Irreligiosität zuzuschreiben. Dies voreilige Urtheil stammt gewöhnlich von Unkunde der Dinge, oder der intoleranten, an den alten Fanatismus streifenden, Orthodoxie. Es ist mehr religiöser Sinn im Volk, zumal in den gebildetern Klassen des Volks, als die derben Eiferer vermuthen, die den als Naturalisten, Deisten und Atheisten verschreien, welcher ihnen zwar ihre Dogmen lassen, aber sie für sich nicht annehmen will. Viele Eiferer, welche nicht läugnen, daß sie würdigere Begriffe führen, als unwissende Kinder, oder rohe Bauern, oder halbwilde Calabresen, sollten bescheiden eingestehen, es könne auch allerdings andere geben, von denen sie in Würdigkeit und Größe religiöser Vorstellungen übertroffen werden.

Man denke sich diese gebildeten Christen aus allen Kirchen Europens, Katholiken, Griechen, Protestanten, vereint zu einer rein-christlichen

Kirche, wo sie nicht mehr von Dogmen, Satzungen und Gebräuchen geschieden werden, die sie mißbilligen, obschon sie sich ihnen, um nicht anstößig zu sein, nicht entziehen mögen. Man denke sich diese alle, frei vom Einflusse fremder und menschlicher Autorität, nur in dem verbunden, was Christus gelehrt hat, ohne alle Rücksicht auf spätern Zusatz streitsüchtiger, scholastischer oder mystischer Theologen. Man denke sie sich durch Uebereinkunft von Land zu Land, oder durch eine allgemeine Kirchenversammlung über Form und Feierlichkeit ihrer öffentlichen Gottesverehrung, so wie über Gebrauch der heiligen Handlungen bei Taufe, Nachtmahl, Vermählung und Grab einverstanden. Wer wird zweifeln, daß diese Kirche nicht in wenigen Jahren eine unzählige Menge Genossen und Bekenner haben, und eine recht heilige Gemeinschaft von Christusjüngern bilden werde? Schon belebt diese Gemeinschaft; aber unsichtbar und zerstreut: ihr mangelt kirchliche Gestaltung zu einem großen Ganzen.

Es ist keineswegs zu zweifeln, das Erstehen dieser Kirche wird nicht wenig zur Beförderung der Religiosität unter den europäischen Volkern wirken. Denn eben das Unbefriedigende, was die alten Kirchen in Lehrsätzen, Bräuchen und Verfassungen für gebildetere Christen haben, stößt diese nicht selten von Theilnahme am üblichen Gottes-

dienste zurück, und löst ihnen Gleichgültigkeit gegen diesen, wahrlich nicht gegen die Christusreligion, ein.

Von den Fehlern bei der Feier des Reformationsfestes im Jahre 1817.

Wenn die neue Kirche nicht im neunzehnten Jahrhundert gebildet wird, werden unsere Enkel sie im zwanzigsten erblicken. Inzwischen ist, bei Anlaß des im Jahre 1817 gefeierten Reformationsfestes von Seiten der Lutheraner und Reformirten hin und wieder Rühmliches begonnen worden. Man sah in unserer Zeit wie im Nassauischen und im Großherzogthum Berg, so anderer Orten die Vereinigung beider protestantischen Kirchen zu Stande gebracht, und im Preussischen das Bestreben einer klugen Regierung, wenigstens den Unterschied und die verschiedenen Benennungen zwischen Lutheranern und Reformirten zu verwischen. Unter den ersten Gottesgelahrten Deutschlands hat sich ein reger Wetteifer für Vollendung dieses ächtchristlichen Werkes gezeigt. Es wäre zu wünschen, daß jede lutherische, jede reformirte Gemeine eine Mann hätte, voll heiligen Geistes, der nun vollbrächte, was der fromme Georg Calixtus um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts schon, doch für

ſein Zeitalter noch zu früh, begehrte: Einheit unter den Proteſtanten und Liebe derſelben gegen die katholiſchen Chriſten.

Am würdigſten iſt auf dieſe Weiſe das Reformationsfeſt wohl überall da gefeiert worden, wo Genoſſen beiderlei Kirchen an einem Orte beiſammen wohnten, und ſich zu einer einzigen evangeliſch-chriſtlichen Kirche verbanden. Möchte dieſer Name bald mit Beſeitigung aller Unterſcheidungs-Lehren und Gebräuche allgemein ſein!

Es iſt aber mit Reformationsfeſten, wie mit Siegesfeſten, welche zwar den National- (wie dort den Kirchen-) Geiſt ſtärken und ſchmeicheln, jedoch zugleich den National- (wie dort den Kirchen-) Haß vergrößern, und alte bittere Erinnerungen neu aufregen. Sie taugen nichts zur Vermehrung der Menſchen- und Chriſtusliebe; nichts zur Beförderung der Hochachtung fremden Glaubens. Mit welchem Aufwand von Prunk, Feierlichkeit und Rednerei und Gebet auch das Feſt begangen worden: es wäre beſſer geweſen, man hätte es nie gefeiert, weil es nicht ohne Kränkung der Chriſten in der katholiſchen Kirche geſchehen konnte.

Hoffentlich werden unſere Nachkommen in hundert Jahren, zartfühlender, keine kirchliche Siegesfeſte mehr begehen. Noch iſt dieſe Zeit nicht! und es ſoll den Verfaſſer dieſer Ab-

handlung sogar nicht in Verwunderung setzen, wenn sein Sinn verdammt, und er als lauer Christ von manchen seiner Leser verurtheilt wird.

Aber es ist Zeit, daß gewisse Wahrheiten laut und immer lauter ausgesprochen werden, wenn sie gleich das herrschende Vorurtheil des Zeitalters anekeln. Es ist Zeit, daß man gewisse Verirrungen, mag sie auch das Zeitalter hochpreisen, mit ihrem rechten Namen bezeichne. Es ist Zeit, daß unter Griechen und Calvinisten, unter Katholiken und Herrnhutern, unter Lutheranern und Wiedertäufern, unter Zwinglischen und mährischen Brüdern endlich auch Christen aufstehen, welche den heiligsten dirigirenden Synod und Calvin, den Papst und Herrnhut, Luthern und Menno, Zwingli und Huß als Nebensachen, Christum allein als ihren Lehrer und Wegweiser verehren, und keinen heilig nennen, als den, welcher allein der Heilige ist, und keiner ausser ihm.

Die katholische Kirche und der Papst.

Vor vierhundert Jahren (1417) gelang es dem römischen Hofe auf der Kirchenversammlung zu Konstanz, einem drohenden Gerichte zu entgehen, und die gerechten Wünsche der katholischen

Kirche zu vereiteln. Billig könnte und sollte Rom ebenfalls sein Jubelfest neben dem lutherischen feiern.

Wie damals, so in unsern Tagen, zeigt sich wieder die nämliche Gährung. Was schon damals die katholische Kirche gegen den Papst forderte, wird heut wieder begehrt: zeitgemäße Verbesserung der kirchlichen Verfassung, Wiederherstellung der ächten uralten Hierarchie und Abschaffung der verderbenschweren Usurpationen, durch welche sich Rom, begünstigt von der Schwäche monchisch gelenkt gewesener Fürsten, auf Unkosten der Nationalkirchen an Rechtsamen und Einkünften vergrößerte.

Nur das ist der Unterschied von damals und heut, daß vor vierhundert Jahren die höhere Geistlichkeit es war, welche muthvolle Stimmen gegen den Kirchendespotismus Roms erhob, und daß in unsern Tagen es die niedere Klerisei ist, welche die zertretenen Rechte wieder zu erneuen ruft, und männlich handelt. Woher dies? War damals die größere Masse Lichts und Muthes bei den Kirchenhäuptern, und ist sie heut bei den Geistlichen der Gemeinden?

In Frankreich liessen sich Bischöfe und Erzbischöfe, durch den römischen Purpur geblendet, die Vernichtung der gallikanischen Freiheiten ge-

fallen. Aber mit Edelsinn sträubte sich der bessere Theil des niedern Klerus. Mehr denn vierzehn Pfarrgeistliche verweigerten, die königliche Ernennung zu bischöflichen Stühlen anzunehmen. In Flugschriften und öffentlichen Blättern warfen sie dem Papst ohne Schonung die von ihm begangene Verletzung kirchlicher Satzungen vor *). Sie sagten ihm offen: daß er nicht eher gegen die Bedrängung der Kirche ein Wort gesprochen, bis er sein irdisches Besitzthum in Gefahr erblickte; daß er auch jetzt nicht die Vorschriften der Kirche, sondern bei allen Verhandlungen nur den alten Grundsatz des alten Roms befolge: ne quid respublica detrimenti capiat.

Das deutsche Land sah Aehnliches. Ein Denkmal in der Kirchengeschichte wird jenes Verfahren bleiben, welches sich die römische Kurie gegen einen der ehrwürdigsten Prälaten Germaniens, gegen den Freiherrn Heinrich von Wessenberg, erlaubte. Dies Verfahren ist nicht sowohl denkwürdig wegen seiner Ungerechtigkeit, oder wegen der sonderbaren Art, wie es sich in Deutschland lautbar machte — denn dies Alles konnte keinen Deutschen mehr überraschen und verwundern: — sondern wegen des gleichgültigen

*) Le concordat expliqué au Roi par l'abbé *Veuson*. Paris 1816.

Schweigens der Großen und Prälaten. Wessenberg war in Deutschland bekannt, als Gelehrter, als Geschäftsmann, als frommer Dichter, als weiser Vorsteher seiner Kirchsprengel. Seine Verordnungen, seine bischöflichen Hirtenbriefe, seine Verbote waren durch den Druck allgemein bekannt und hochgeachtet; die Unbescholtenheit seines häuslichen Lebens hatte seinen Priesterworten erst die rechte Weihe gegeben. — Und dieser Mann ward vom römischen Hofe öffentlich, im Angesichte des ganzen Deutschlands, als einer der Unwürdigsten aller Geistlichen behandelt; — von diesem Manne konnte das päpstliche Schreiben an den Großherzog von Baden sagen: „Es würden von allen Seiten aus Deutschland Klagen gegen ihn erhoben, der durch verderbte Lehren, durch höchst übles Beispiel, durch trotzige Widerspenstigkeit gegen apostolische Anordnungen Gründe genug zu höchlicher Unzufriedenheit gegeben habe, der nach sorgfältiger Erwägung für unverbesserlich erklärt wird, von allen Guten verabscheut und verachtet ist, und dessen Anstellung die Gläubigen betrüben, vielleicht die öffentliche Ruhe stören würde.“ — Unter diesem Vorwande wurden die Rechte der deutschen katholischen Kirche am Domkapitel von Konstanz verletzt. — Alles schwieg. Da traten die Pfarrgeistlichen im Großherzogthum Baden in ihren

Kapiteln zusammen und übersandten dem Hofe zu Karlsruhe die feste Erklärung, daß sie zur Sache ihres ungerecht verfolgten Generalvikars stehen und den Bemühungen der römischen Curie kein Gehör geben würden *). Der Großherzog that eines deutschen Fürsten würdig; er gab den beiden gegen Wessenberg geschleuderten päpstlichen Breven keine Folge. Er befahl den gesetzmäßig ernannten, und von ihm bestätigten Bisthumsverweser in der Würde auf alle Weise zu schützen. Das Domkapitel von Konstanz vertheidigte seine Rechtsame, und Wessenberg ging selber nach Rom, vom übel unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden zu appelliren.

Dies Ereigniß hatte das Gute, daß der Geist des deutschen niedern Klerus sich lauter und feierlicher aussprechen konnte. Es ist dies ein Geist, freilich nicht wie Rom ihn will, aber wie er der ächten Kirchenverfassung, wie er der Religion, wie er dem Vaterlande, wie er der Ehre Deutschlands angemessen ist.

Während die römische Kurie fest und gebieterisch auftritt und redet, führen die Höfe meistens ehrfurchtsvolle, unterwürfige, schmeichelnde

*) Verglichen damit „die Beschwerden gegen den Bisthumsverweser von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg."

Sprache dagegen. Sie wollen durch Unterhandlung gewinnen, was sie von der Klugheit und dem Stolze Roms nie durch Unterhandlung gewinnen werden, während sie es bei der herrschenden Stimmung der Geistlichkeit ohne Anstoß und Gefahr, laut vorhandenen und anerkannten Rechten, aus sich selber anordnen konnten. Die alte Waffe Roms, vor der einst Kaiser zitterten, ist verrostet: der Bannstrahl erloschen; er würde, welches Land diesseits der Alpen er auch treffen möchte, kein Glockenseil in einer Kapelle versengen.

Was nun auf dem Wege der Unterhandlung von Rom begehrt, wird es nicht thun, weil es nicht kann. Denn es gilt seine Goldquellen, es gilt seinen Einfluß, seine unsichtbare Herrschaft über Völker und Thronen. Die zeitliche Majestät des Papstes, und die Ehelosigkeit der Geistlichen sind Grundpfeiler, nicht der Religion, nicht des Glaubens, nicht der Kirche, sondern des Vatikans. Dafür gilt der Kampf. Rom wird — wir kennen die Geschichte — lieber Nachsicht gegen Sittenlosigkeit der Geistlichen haben, und sie von Vertretungen des Naturtriebes absolviren, welche das weltliche Gesetz am Laien verdammt, als ihnen die Ehe gestatten, durch welche sie an die bürgerliche Gesellschaft und an das Vaterland enger, als an das Interesse eines allgemeinen Oberhaupts

der Kirche geknüpft sein würden. Die rechtgläubige griechische Kirche verwarf von jeher den Cölibat. Sie bewahrte Traditionen, daß mehrere der Apostel, und der heilige Petrus selbst verheirathet gewesen seien; sie erinnerte, daß der heilige Paulus selbst die Vermählung von Dienern des Altars autorisirt habe; daß erst im dreizehnten Jahrhundert die Ehelosigkeit der Geistlichen bei den Abendländern gesetzlich gemacht wurde *). Daß die Aufhebung dieser naturwidrigen Stiftung aber nicht wider den Geist der christlichen Kirche streite, auch keineswegs von der Kirche trenne, beweisen die unirten Griechen, denen Rom selbst Alles zugab, insofern sie nur Roms Primat und Oberherrschaft anerkennen wollten.

Ueber kirchliche Zucht haben von jeher Provinzialsynoden verfügt. — In Glaubenssachen steht ein Konzilium höher als der Papst. — Jeder Bischof ist das Oberhaupt einer Kirche in kirchlichen Dingen, — Dies sind Thatsachen, anerkannt und als rechtlich erklärt von allen Katholiken. Rom selbst darf sie nicht hinwegläugnen; aber es vernichtet sie untergrabend. Es will kein Konzilium sehen. Es will seine Hand in die Angelegenheit der kirchlichen Zucht geltend wissen. Es

*) Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodoxe. Par *Alexandre de Stourdza.*

will die Geschäfte von sich aus behandeln, und von keiner Landeskirche, sondern nur von einer durch alle abendländische Staaten verbreiteten einzigen, römischen Kirche wissen, deren Bischof der Papst ist und kein Anderer. — Das will der Papst.

Was Rom zweifelhaft machen will, ist in Deutschland aber längst gesetzlich und über alle Macht der römischen Kurie hinaus, abgethan, sobald Deutschlands Höfe nicht feierlich anerkannten Rechtsamen freiwillig entsagen. — Auf der Baseler Kirchenversammlung wurden die römischen Anmaßungen aufgehoben. Die Beschlüsse dieser Kirchenversammlung wurden von der deutschen Nation formlich angenommen; die darin enthaltenen Grundsätze auch durch päpstliche Bullen anerkannt und bestätigt; vom nachmaligen sogenannten Aschaffenburger Konkordat nicht aufgehoben *), noch weniger durch das Tridentische Konzilium, indem der Erzbischof von Mainz

*) Das Aschaffenburger Konkordat, welches einige Ausnahmen von den Bestimmungen der Baseler Kirchenversammlung enthielt, ward mit Auflösung des Reichs natürlich auch aufgelöst; aber nicht der allgemeine Ausspruch einer vom deutschen Reiche unabhängigen Kirchenversammlung.

gegen die unbedingte Annahme dieses Konzils im Namen des Reichstags eine scharfsondernde Erklärung an den päpstlichen Legaten gab *).

*) Quod Germani scita concilii Tridentini recipiant in iis, quae fidem et sacrorum cultum respiciunt, sine exceptione ulla aut dubitatione, *non autem in iis omnibus, quae ad materias disciplinae pertinent.*

Von den Parteiungen zur Zeit des Veroneser Kongresses.

1.

Der Parteien Herkommen und Ziel.

Das ist's, was vielen Fürsten und vielen Völkern die Unruhe gebracht hat, daß eine Partei zu wenig Ehrfurcht für Thron und Altar, und eine andere zu wenig Ehrfurcht für Bedürfniß und Recht der Nationen bezeugt. Die Parteien aber sind nicht die Höfe, sondern an den Höfen; und sind nicht die Völker, sondern in den Völkern. Es sind die leidenschaftlich-überspannten Rath- und Tongeber am Thron und im Volk, welche links und rechts der Mittellinie der Wahrheit, der Gerechtigkeit und Mäßigung, an den Aussenenden, als Ultra und Citra, wider einander ihr vergiftetes Geschoß schleudern, aber damit weniger sich, als ohne Unterschied den Frieden der Fürsten und Völker blindlings verwunden.

Die Könige wissen sehr wohl (wie sie es, bis

auf Wenige, die es zu eigenem Schaden vergessen konnten, allezeit gewußt haben), daß sie ihres Volkes und dessen Glückes nicht entbehren können. Aber sie verstehen unter Volk nicht eine kleine Zahl lärmender und schwärmender Weltreformatoren, die ihre eigenen Wünsche Stimmen des Volks nennen, Thronen und Altären den Vertilgungskrieg machen und die ganze Welt umgestalten möchten, weil sie eben nicht nach ihrem Eigensinne oder ganz zu ihrem Vortheil gebaut ist.

Die Völker hinwieder wissen sehr wohl, daß sie des Thrones und des Altars nicht entbehren können. Nur verstehen sie unter Thron und Altar nicht Mitunterthanen, in solchem Uebermaase begünstigt, daß dieselben den Staat, gleich geborenen Mitherrschern, wie eine Art Gemein-Domäne benutzen, das Volk und oft den Fürsten selbst in abhängiger Unmündigkeit bevogten und durch erblichen Vortheil zum erblichen Nachtheil der Millionen werden können.

Während Fürsten und Völker im Gefühle gegenseitigen Bedürfnisses fest an einander hängen möchten, werfen sich jene Parteien zwischen beide, und trachten nach Zerreissung der Bande. Während die Einen, von helldunkeln Idealen, ich will nicht sagen von Schlimmerm, erfüllt, den Nationen das Grundwesen aller Monarchie verdächtigen wollen, als wohne darin ausschließlich das

Ungeheuer der Willkühr, welche aus Staatsbürgern willenlose Leib- und Geisteigene machen will, um deren Gewerbsfleiß zur Füllung der Staatskassen und deren Leiber zum mörderischen Spiel der Schlachten zu haben, — erregen hinwieder die Andern den Argwohn der Könige und Fürsten gegen die Nationen, als wäre die Mehrheit der Volkszahl, vom Fieber der Umwälzungssucht ergriffen, nur günstigen Anlasses zum Aufstande gewärtig; oder als wäre jeder freisinnige Lehrer oder Schriftsteller Volksverführer und Revolutionär, jede Gesellschaft und Verbindung eine Verschwörungsanstalt, und der Aufstand hinter den Pyrenäen, wie in der Türkei, das Werk einer im Finstern wirkenden, aber mächtigen Faktion.

Was die Parteien sündigen, das müssen die Völker und ihre Fürsten büßen. Daher das Verderben, daher die Unruhen vieler Staaten; daher allgemeine, peinliche Spannung der europäischen Menschheit.

Jene Parteien sind in der That nichts mehr als Parteien, Ergebnisse der Zeit und der in ihr sich bestreitenden Meinungen und Bedürfnisse. Darum finden wir sie in den verschiedensten Ländern und Welttheilen wieder, und einander in allen Zügen ähnlich. Sie sind nicht Faktionen, nicht Machwerk einzelner Personen, die Anhang suchen. Es gibt keine Faktionen der

Menschheit. Churschid Pascha und der spanische Trappist handelten, wie anderseits Outroga und Ypsilanti, ohne von einander zu wissen, ohne von geheimen Obern geworben und geleitet zu sein. Jede Faktion stirbt mit ihrem Urheber. Parteien leben, so lange die Meinung und das Bedürfniß lebt, welches sie erzeugte.

Nachdem Napoleons Gewaltherrschaft gebrochen war, welcher den Europäern, wie Keiner vor ihm, eben so sehr alle Revolution als alle herrscherische Willkühr verhaßt gemacht hatte, erschien der Augenblick, in welchem Gerechtigkeit und Mäßigung allen Uebeln, an denen Europa kränkelt, vorgebeugt haben würde. Von sämmtlichen Völkern waren, in rührender Begeisterung und mit ungeheuern Opfern, den Königen die unverwerflichsten Beweise treuer Liebe gebracht. Von der andern Seite waren Europens Fürsten aus eigenem Antriebe geneigt, die Treue ihrer Unterthanen fürstlich-groß zu lohnen. Dafür zeugten die Grundsätze des heiligen Bundes, dafür die edelherzigen Verheißungen des preußischen Monarchen, dafür die ersten Aeußerungen Ferdinands VII. in Spanien, die Charte Ludwigs XVIII., die von den Königen Baierns, Würtembergs und andern deutschen Souverainen gegebenen Verfassungen, in denen sie sich und ihre Völker ehrten.

Da sprang zwischen beide der Parteiengroll.

Denn die frühern Gräuel der Staatsumwälzer hatten Argwohn und rückwirkenden Grimm der leidenschaftlichen Gegner gereizt, und erlittene Ungerechtigkeit begehrte Rache, oder Sicherheit gegen neue Unbill. Die triumphirende Partei zitterte sogar vor allzugroßem Wohlwollen der Könige gegen die Völker. Erschrocken vor bloßer Möglichkeit einer Wiederkehr des besiegten Unwesens, wollte man Alles vertilgt sehen, was Frucht der Revolutionen gewesen, statt bloß das zu vertilgen, wovon die Revolutionen eine Frucht gewesen waren. Auch das Vortreffliche, was aus der Bewegung vergangener Zeiten hervorgegangen, sollte ungültig, auch das Verderben, aus welchem sich einst die schrecklichen Gährungen entwickelt hatten, sollte wiederhergestellt sein. Man gedenke Portugalls, Spaniens, Frankreichs und Italiens!

Erfahrung und Unglück hatten indessen, wie immer, Erkenntniß und Urtheil der Nationen geschärft und geläutert; — das mußte „revolutionäre Tendenz" heißen. Man lähmte Preßfreiheit, pries blinden Glauben, rief Missionarien, Jesuiten, Inquisitoren und Wunderthäter zur Herstellung eines längstvergangenen Lebensalters der Welt zu Hilfe. Die Gebildetern, welche als Schriftsteller oder Lehrer oder Beamte dem neu einbrechenden wahrhaft umwälzerischen Treiben der Gegenrevolu-

tionärs entgegenarbeiten wollten, wurden wegen ihres Muthes und Scharfblicks verdächtig erklärt; hingegen Mystiker, welche Schwärmerei, Zeloten, welche Fanatismus, Finsterlinge, welche Aberglauben, Schriftsteller, welche das Lob der Leidenschaft und des Despotismus predigten, wurden ermuntert oder geduldet. Oder war es in Spanien, in vielen italienischen Staaten, zum Theil selbst in Frankreich, anders? — Selbst wenn die Könige grossherzig handeln wollten, was sie ihrer Natur nach ohne alle Gefahr konnten, warnten und wehrten die, denen die Könige nicht königlich genug dachten.

Das Treiben der sieghaften Partei reizte dagegen das Treiben der besiegten auf; die Verweigerung des Schutzes gebar Gedanken der Selbsthilfe; die Unterdrückung der Oeffentlichkeit Hang zu geheimen Verbindungen; die Unterdrückung der Preßfreiheit Liebhaberei zu verbotenen Schriften; die Zensur der Zeitungen Lust an boshaften Gerüchten; die Verbannung und Einkerkerung der Liberalen mörderischen Haß gegen die Servilen; genug, jeder Druck seinen Gegendruck. Das war der naturnothwendige Lauf der Dinge, wie ihn der Unbefangene ohne alle Gabe der Weissagung vorhersehen konnte.

2.

Was die Monarchen wollten.

Während beide Parteien sich schon in Vertilgungsplanen steigerten und überboten, blieben noch die Konige und ihre Unterthanen vertrauensvoll neben einander. Mochte die eine Partei, welche weiter hinaus lag, als der Thron, die Sprache und Sache des reinen Despotismus, oder die andere, welche weiter hinaus lag, als das Volk, die Sprache und Sache der Revolutionärs führen, — die Konige wollten keinen Despotismus, und die Volker wollten keine Revolution. Ludwig XVIII. zeigte seinen Unwillen gegen die Ultra und ihr gefährliches Quand même; er hob die Deputirtenkammer von 1815 auf. Das spanische Volk ließ sich durch die Wagstücke der Lafey und Porlier keineswegs bewegen.

Aber doch schreckte natürlich die neu geführte Sprache der Freiheitsschwärmerei, oder der Fanatismus, welche den Dolch der Sand und Louvel führten, den ruhigen Sinn der Monarchen, und um so mehr, je näher ihnen noch das Zeitalter staatsthümlicher Gräuel lag. Die Ultra zeigten ihre gewaltthätigen Grundsätze durch einzelne vermessene oder verbrecherische Handlungen ihrer Gegenfüßler gerechtfertigt; und die Fürsten fanden zur Sicherung öffentlicher Ordnung nothwendig, den trotzigen Geist einer demokratischen Partei

durch solche Masregeln zu dämmen, die mit Wünschen und Ansichten der Ultra zusammenstimmender wurden.

Im Verhältnisse, wie sich die Fürsten den Ansichten derer näherten, die sich Vorfechter des Throns und Altars hießen, neigten sich die Völker darauf den Ansichten derer zu, die ihre Fürsprecher zu sein schienen. So traten, in mehr als einem Reiche Europens, Unterthanen und Regenten mißtrauisch auseinander, und zwischen beide, in den leer gewordenen Raum, die Parteien der Ultra und Citra, also, daß das Volk zuletzt nicht mehr den Thron und die Fursten, sondern nur die davor stehende Schaar der sogenannten Servilen, und der Fürst nicht mehr sein Volk, sondern die vor demselben stehende Schaar der sogenannten Liberalen sah. Die Verwechselung des Volkes mit Revolutionslustigen, oder des Regenten mit Despotismusfreunden, ward unvermeidlich; die Fehde der Parteien stille Fehde zwischen Thron und Volk. Das war's, was Spanien und Portugall, was Neapel und Piemont ins Verderben brachte; das war's, was Frankreichs Ruhe bedräute.

In allen bis jetzt noch vom Parteigeiste unerschüttert gebliebenen Staaten Europens ward Erhaltung des Bestehenden der ausgesprochene Wille der Souveräne und ihrer weisern Staatsdiener. Die Leidenschaft aber derjenigen Partei,

welche fürstlicher gesinnt sein wollte, als ihr Fürst, forderte nicht Erhaltung des Bestehenden, sondern Wiederherstellung des Untergegangenen.

Die ersten Stifter des heiligen Bundes, die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, schienen keineswegs dawider, daß die öffentlichen Ordnungen den Bedürfnissen des Jahrhunderts angemessener daständen. Aber ihr ausgesprochener Wille blieb: daß alle Verbesserungen von denen ertheilt werden, die den Staatsorganismus in der Wirklichkeit kannten und handhabten; daß die Verbesserung rechtlich, und daher als freie Gabe der erblichen Landesherren, dem Volke ertheilt, nicht aber mit aufrührerischer Hand, daher rechtlos, eingeführt werden. Die Partei hingegen, die landesherrlicher als der Landesherr sein wollte, begehrte absolute Monarchie und über das Gesetz erhabene Willkühr. Ihr genügte nicht Heiligkeit und Verantwortungslosigkeit des Souveräns, nein, sie wollte, unter der Aegide des Souveräns, an dieser Heiligkeit und Unverantwortlichkeit Theil nehmen, weil aus ihrer Mitte die höchsten Staatsämter und Verwaltungen besetzt wurden. Nichts natürlicher, als der Widerwille der Großbeamten gegen stellvertretende Verfassungen, durch welche nur sie, nicht der Monarch, an Macht einbüßen, und nur sie, nicht der Monarch, beaufsichtigt, verantwortlich gemacht und

in eine Stellung zwischen Thron und Volk gesetzt werden, welche die höchste Klugheit und Gewissenhaftigkeit nöthig macht.

3.

Was die Völker wollten.

Man hatte sich bisher bereden wollen, die Völker hätten eigentlich keinen Willen. Inzwischen hat die Erfahrung anders gelehrt. Wir wissen, das Volk hat eine Meinung, und aus Meinung geht Wille. Wir wissen, daß auch die Macht des Mächtigsten bricht, wie die eines Napoleon brach, wenn sich der Wille der Nation von ihm trennt (denn erzwungene Werke sind halbe Werke); und hinwieder, daß ein klein geachteter Fürst furchtbar wird, wenn der Wille seiner Nation für ihn entscheidet. Preussen erhob sich aus seiner Ohnmacht mit zermalmender Riesenkraft zur Befreiung des vaterländischen Thrones. (Die Werke des ganzen Willens werden ganze Werke.)

In allen größern Reichen Europens begehrte die Mehrheit der Bewohner wohl keine Republik. Selbst Spanier und Portugiesen, Neapolitaner und Piemontesen hielten treu an ihren Königen, und sogar die Franzosen kehrten zur Monarchie zurück. Das Volk will den König, dessen Hof und den Glanz von dessen Thron, aber Herrschaft des

Geſetzes; nicht Beſchränkung des Monarchen, ſondern der Beamten; und möchte, was das Wohl und Weh aller Haushaltungen beſchlägt, nicht dem trüglichen Gutdünken einiger Wenigen, ſondern lieber der Berathung der Einſichtvollern des ganzen Landes überlaſſen, wie in England, in Norwegen, in Schweden, in Frankreich, Baiern, Würtemberg u. ſ. w. Es will dieſe Ehren und Rechte nicht in Staatsumwälzungen erſtürmen, in denen alle Ehren und Rechte zu Grunde gehen, ſondern ſie gern aus der Huld des Landesherrn empfangen.

Verhältnißmäßig unendlich klein iſt gewiß allezeit neben der Maſſe der Nationen die Partei der ſogenannten Freiheitsſchwindler, in deren Gemüth ſich noch nicht die Ideale mit den Verhältniſſen der gebieteriſchen Wirklichkeit verſöhnt haben, und die über ſich nur Tirannen, unter ſich nur Sklaven erblicken, oder die das Königthum haſſen, eben weil es Königthum iſt. Ihre Zahl iſt ſo klein und ohnmächtig, daß ſie ſelbſt in keiner einzigen der neuern Staatsumwälzungen zum Wort kommen konnten; aber ſie ſind hin und wieder nicht ganz ohne Einfluß geblieben, weil ihr Warnen: „man dürfe von der Gnade und freien Entſchließung der Könige kein beſſeres Loos erwarten“, durch die Furcht beſtätigt zu werden ſchien. Eben dadurch ſtrömte der Unglaube in das unzu-

friedene Volk, und in Portugal und Spanien, in Neapel und Piemont ward die Gewalt zur Tagesordnung gebracht.

Noch nie iſt eine Staatsumwälzung das Werk einer einzigen Partei gewesen; immer sah man dabei deren wenigſtens zwei thätig, und jede von beiden mit gleicher Leidenschaftlichkeit nicht das Gerechte, das Zweckmäßige, sondern das Ziel begehren. Wo ſich Fürſt und Volk in Gerechtigkeit und Mäßigung die Hand boten, gingen noch immer alle Parteien kraftlos unter. Wo ſich aber der Hof mit einer, das Volk mit der andern Partei verbanden, ſtürzten zuletzt Fürſt und Nation ins Verderben.

Sobald Hof und Volk nicht ſich, ſondern den Parteien Hand bieten, beginnt heimlicher Krieg des Landesherrn mit ſeinen Unterthanen. Vom Hofe aus gehen Verhaftsbefehle, Entfernungen, Verbannungen, Zenſuren, Inquiſitionen; vom Volke aus gehen Spottlieder, Karrikaturen, ſchnöde Gerüchte, Verſchwörungen, Apotheoſen der ſogenannten Märtirer. Wehe dem Lande, wo ſich dieſe Symptome, ſtatt zu vermindern, vervielfältigen! Wir ſahen ſie in Frankreich, wir ſahen ſie in Spanien, in Neapel, wir ſahen ſie überall als Vorboten des Unglücks erſcheinen, in neuen wie in alten Zeiten. Es geht ſolchen Staaten, wie Schwindſüchtigen, welche, während

Jedermann das Nahen ihres Todes bemerkt, am wenigsten daran glauben. Nicht Ludwig XVI., nicht Ferdinand von Spanien, nicht Ferdinand von Neapel u. a. dachten an dergleichen Katastrophen möglich.

4.

Was der Veroneſiſche Kongreß nicht wollte.

Es läßt ſich nicht bezweifeln, wir leben am Vorabend großer Verwandlungen unſers Welttheils, oder vielmehr, wir ſtehen ſchon mitten darin. Sie ſind nicht die Wirkung des Jahres, ſondern der Jahrhunderte, und ihre Wirkungen werden ſich auf Jahrhunderte, nicht auf Jahre erſtrecken. Sie ſind nicht das Machwerk der Parteien oder Faktionen, ſondern dieſe ſind vergängliche Geburten jener.

Alle Kriegszüge, alle Umgeſtaltungen, welche der mächtige Geiſt Napoleons bewirkte, waren neben dem gering, deſſen Zeugen wir wurden. Denn Er war doch nur ein Sterblicher, und als er ſchwand, verſchwanden ſeine Schöpfungen faſt am nämlichen Tage, gleichwie einſt mit dem makedoniſchen Alexander, mit Dſchengis-Khan, mit Karl dem Großen und allen andern Eroberern und Weltſtürmern ihre Werke zertrümmerten. Aber Völker ſind unſterb-

lich. Dem Zeitalter, den Begriffen, den Bedürfnissen der europäischen Menschheit gebieten, in das Ehemalige zurückzukehren, ist wohl nicht viel leichter, als den Erdball zu zwingen, sich von Morgen um seine Achse gegen Abend zu drehen.

Die mächtigsten Monarchen des Festlandes, die berühmtesten Staatsmänner Europens standen zur Berathung der Weltangelegenheiten in Verona versammelt. Es lag wohl nicht in ihrer Absicht, Schiedsrichter des Welttheils zu sein, sondern nur, sich und ihre Nationen durch Eintracht gegen die Stürme zu verwahren, die einen großen Theil Europens erschütterten. Ihr Blick war einzig auf rein staatsthümliche Verhältnisse der Völkerfamilien gerichtet, und ihre Sorge, daß die gewaltthätige Zerrissenheit nicht größer werde. Weiter hinaus erstreckt sich auch die Wirkung keines Staatsmannes und des gewaltigsten Zeiters nicht. Alles Uebrige bleibt einem göttlichen Verhängnisse anheimgestellt, in welchem, so wie im unaufhaltbaren Strome geistigen Lebens, Alles, ohne es zu fühlen und zu wissen, fortgezogen wird.

Daß es zu Verona nur um bloß staatsthümliche Verhältnisse des Welttheils, und zwar nur um die Wirren des Jahres, nicht des Jahrhunderts, zu thun gewesen sei, offenbart sich aus dem bekannten Kreisschreiben an die Ge-

ſandten, vom 14. Dezember 1822, welches zugleich als Manifeſt der drei Monarchen von Rußland, Preußen und Oeſterreich gegolten zu haben ſcheint. Indem ſie es mit dem Stand der Dinge am Ende des Jahrs 1822 zu thun hatten, und erklärten, ſich nicht in die Unruhen Griechenlands miſchen zu wollen, Spanien in ſeinen Gährungen nicht völkerrechtlich anerkennen zu dürfen, weil ſie für Pflicht hielten, keinen erzwungen Staatsverbeſſerungen Hand zu bieten — waren ſie weit davon entfernt, einen Bund zur Umkehrung der Bedürfniſſe und Begriffe des Jahrhunderts zu ſchließen, oder das Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechtes zu hemmen. Denn ſie wollten nicht das Unmögliche; ja, ſie fuhren ſelber fort, in ihren eigenen Staaten mit allen Kräften auf das hinzuarbeiten, was den Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft veredelt, und mithin bei ihnen ſelbſt endlich die Verwandlung der Staatseinrichtungen zur unausbleiblichen Folge haben muß.

Zu allen Zeiten iſt die Form der bürgerlichen Geſellſchaft ein naturnothwendiges Ergebniß der gleichen oder ungleichen Vertheilung des Vermögens und der Geiſtesbildung. Wo, wie in den Steppen der Tartaren oder in den Wüſten der Araber, Einer dem Andern im Beſitze von

Gut und Einsicht noch gleichstehe, ist auch Einer dem Andern an Rechten gleich, und eine republikanische Form bildet sich von selbst aus. Oder durch größern Besitz und größere Lebenserfahrung des Familienvaters entwickelt sich patriarchalische Einrichtung des Stammes; oder durch überlegenen Reichthum an Mannschaft, Eigenthum und moralischen Kräften wird der Stamm oberherrlich über Andere, und das Haupt desselben Fürst.

In den frühesten Zeiten hatten die Völkerschaften deutschen Stammes, wie wir aus dem Sittengemälde des Tacitus wissen, mehr republikanische als monarchische Einrichtung. Denn sie waren ungefähr Alle gleich roh, gleich tapfer und gleich vermögend. Als sie nachher in ihren Kriegsfahrten Eroberer wurden, bezahlten die Stammhäupter, oder Könige, ihren Feldherren und Mitstreitern den Sold in Grundstücken und Liegenschaften. Die Sieger waren Freie, die Besiegten Leibeigene. So entstand Ungleichheit des Vermögens; daher absolute Herrschaft der freien Eigenthümer über die Leibeigenen, neben beschränkter Monarchie des allgemeinen Oberhauptes. Denn die Freien, auf ihren Allodien, oder auf Lehengütern, die sie ursprünglich zum Sold für ihre Beamtungen hatten, standen in Rücksicht des Eigenthums einander ziemlich gleich; und der ge-

ſunde Menſchenverſtand ſagte ihnen, daß ein König von ihrem Eigenthum nichts, als was ſie zu öffentlichen Angelegenheiten bewilligen wollten, Recht habe zu nehmen. Der König, und noch Karl der Große, lebte nicht auf öffentliche Koſten, ſondern aus ſeinem Privatvermögen. So brachte das Allodial- und Feudalweſen die landſtändiſche Verfaſſung.

Neben den Königen und freien Oberherren, welche zwar Inhaber des meiſten Grundeigenthums, aber nicht der meiſten Kenntniſſe waren, entfaltete ſich, durch Uebermacht geiſtigen Vermögens, die Hierarchie, und in Kurzem ward die Kirche Nebenbuhlerin des Thrones. Aber die Kreuzzüge, von Päpſten und Mönchen ſelbſt aufs eifrigſte betrieben, veranlaßten zuerſt, daß ſowohl die Uebermacht der Kirche als das Anſehen der kleinen, weltlichen Oberherren brach, und mithin in Europa die Formen der bürgerlichen Geſellſchaft durchaus ſich ändern mußten. Die ungleiche Vertheilung des Eigenthums und der Kenntniſſe ward durch die Kreuzzüge vermindert. Denn während eine zahlloſe Menge der adelichen Eigenthümer durch den Aufwand ihrer Andacht verarmte, erhoben ſich die Städte durch Handelsverkehr; das Loos der Leibeigenen und Hörigen milderte ſich in Zeiten ewiger Kriege und Fehden, da man ſtreitbarer Männer bedürftig ward. Viel zu da-

res Gut ward Eigenthum der Zinsleute, viele Leibpacht zur Erbpacht, so wie anderseits Fürsten und Grafen ihre Lehen in Erbgut verwandelten und an der ehemaligen Abhängigkeit von den Königen nichts, als Namen und Formeln bestehen ließen. Mit dieser Zerstreuung des Eigenthums an mehrere Theilhaber verband sich auch Verbreitung der Kenntnisse unter den Laien, wozu die ungeheuern Reisen der Kreuzfahrer, der Verkehr zu Wasser und zu Lande mit dem Orient und der Reichthum der Städte nothwendig wirken mußten.

Was die Kreuzzüge begonnen hatten, vollendete die Erfindung des Schießpulvers, welches den Ritterstand entbehrlicher machte; vollendete die Erfindung der Buchdruckerpresse, welche die Wissenschaft zum Gemeingut machte; vollendete die Entdeckung Amerika's, so wie der Wasserstraße nach Indien, wodurch alle Handelsverhältnisse neue Stellung empfingen. Der ehemals oberherrliche Adelstand sank unaufhaltsam, indem die Fürsten dessen Rechte, die Unterthanen dessen Grundstücke an sich zogen. Die ehemalige Gewalt des geistlichen Standes sank unaufhaltsam, weil höhere Einsicht und Kenntniß zu den Laien übergegangen war. Die Hälfte Europens riß sich von der romischen Hierarchie auf ewig los.

Mit der Zerstückelung und gleichern Vertei-

lung des Grundeigenthums und Vermögens, und mit der steigenden Geistesbildung der Volksmenge, gestaltete sich abermals die Form der bürgerlichen Gesellschaft neu. Durch die Entkräftung, in welche Adel und Geistlichkeit, die ehemaligen Mitherrscher im Staat, versielen, stieg die Selbherrlichkeit der Könige und bildete sich die absolute Monarchie, statt der vormals beschränkten, aus. Doch hinderte sowohl Erziehung der Fürsten, als Reichthum, Aufklärung und dadurch wachsendes Selbstgefühl der Unterthanen, Verartung der absoluten Königsmacht in Despotismus, und Verartung der Unterthänigkeit in orientalische Sklaverei. Man ließ noch Städten, Provinzen, Gemeinden und Zünften ihre kleinen, die monarchische Gewalt nicht lähmenden Rechtsame, und den Adelichen ihre der Krone unschädlichen Vorrechte, dem Throne zunächst zu stehen, oder die höhern Staats- und Kriegsämter zu bekleiden.

Es zeigte sich aber bald, daß auch diese Form der bürgerlichen Gesellschaft nichts weniger als geeignet war, sich durch inneres Gleichgewicht dauerhaft zu halten. Denn sobald die große Masse von Kenntniß und die große Masse von Eigenthum nicht mehr in den Händen einer kleinen Zahl, sondern der ganzen Nation lag, konnte den neuen Eigenthümern unmöglich gleichgültig blei-

den, daß jene kleine Zahl, die wohl gar nichts zu den Staatsbedürfnissen gab, über das Vermögen aller Eigenthümer berathen und verfügen sollte. Diese glaubten, daß sie von Rechtswegen eine Stimme über ihr Gut und Besitzthum hätten, und daß, weil Stärke und Gedeihen des Staats auf ihrem Wohlstand, und hinwieder ihr Wohlstand auf Stärke und Gedeihen des Staats beruhe, sie ein natürlicheres und größeres Interesse am Gang der Verwaltung und der öffentlichen Angelegenheiten hätten, als Personen, die weder im Kriege wegen ihrer geringen Zahl, noch im Frieden wegen ihres verhältnißmäßig geringen Eigenthums, dem Staate Entscheidendes leisten konnten.

Diese aus der Natur der Gesellschaftsverhältnisse hervorgegangenen Ueberzeugungen bewirkten in England, Schweden, Norwegen u. s. w. die Theilnahme des Volkes in den Kammern an der Gesetzgebung: veranlaßte nachmals die Revolution und den Abfall Nordamerika's vom Mutterlande, das ihm Theilnahme an der Gesetzgebung verweigerte; veranlaßte das Emporgehen des dritten Standes und die Revolution in Frankreich.

In diesem Zeitpunkte befinden wir uns noch. Alle europäische Monarchen haben dahin gearbeitet, ihre Völker zu diesem Punkte vorzuführen. Sie selbst waren es, welche bei ihren Unterthanen

gleichere Vertheilung des Eigenthums, der Einsicht und Gesittung beförderten, ja die meisten Klostergüter wurden für diesen Zweck aufgelöset. Mit Reichthum, Kenntniß und Kraft der Nationen (nicht des Adels, nicht des Klerus) wuchsen Glanz und Stärke der Monarchen.

Der Veroneüsche Kongreß hat nicht von Allem wieder das Gegentheil begehrt. Die Fürsten und Staatsmänner wollten ihre Nationen und Thronen nicht schwächen. Sie wollten nicht das Weltalter umkehren, oder es müßte in ihrer Macht liegen, Einsicht und Eigenthum gesammter Nation in eine einzige Klasse von wenigen Begünstigten und deren Nachkommen zu konzentriren.

Sie konnten daher auch nicht, wo mit dem innern Zustande der bürgerlichen Gesellschaft die äussere Form in unerträglichem Widerspruch steht, die der Natur gemäßen Verbesserungen hindern wollen. Denn alles Unnatürliche würde sich immer von selbst zerschlagen. Es hat Erfahrung genugsam gelehrt, daß es eben so vergeblich und gefährlich sei, Völker aus höhern Gesittungsstufen abwärts zu drücken, als sie von niedern Stufen gewaltsam in die Höhe zu zerren. König Ferdinand VII von Spanien versuchte unglücklich genug das erste; und weil Kaiser Joseph II einst das zweite versuchte, starb er, von seinen Unter-

thanen verkannt, unter deren Verwünschungen und Aufständen.

Nicht mit den Wirren des Jahrhunderts, sondern mit den Wirren des Jahres nahm es der Kongreß auf, denn jene lagen ausser seinem Machtkreise. Er wollte nur, daß die Veredlungen der Staatsform einzig vom Souverain, als dem durch positives Recht dazu Berechtigten, ausgehen sollten. In bestehenden Demokratien ist das Volk der Souverain, und werden daher die Verbesserungen der Staatsform nur von diesem ertheilt. Wenn in einer Monarchie das Volk sich gewaltthätig die Souverainetät anmaßt und die Landesordnung umschafft, ist es eben so verbrecherisch, als wenn in der Republik ein Beamter die Selbherrlichkeit des Volkes zertritt und wider den Willen desselben dessen Recht ausübt.

Daher wollten die Monarchen weder die spanische Staatsumwälzung billigen, noch den Aufstand der Griechen begünstigen. Indem sie sich selbst enger an einander schlossen, suchten sie durch fest verbundene Masse ihrer Macht dem schwer erschütterten Staatenverhältnisse Europens eine Haltung zu geben, deren es nie bedürftiger gewesen zu sein schien.

5.

Das politiſche Gleichgewicht, das Chriſtenthum und das Staatsintereſſe.

Zur Zeit des Veroneſiſchen Kongreſſes war von jenem politiſchen Gleichgewicht Europens, worauf ſich ehemals die Staatsmeiſter, Staatsdiener und Staatsrechtslehrer viel zu gut gethan haben, kein Schatten mehr vorhanden. Ob die Menſchheit durch dieſen Verluſt wirklich verloren, oder gewonnen habe, könnte heutiges Tages allenfalls zur Preisfrage gemacht werden. Soviel wiſſen wir, daß es den Politikern mit dem europäiſchen Gleichgewicht ergangen iſt, wie den Philoſophen und Medizinern mit ihren Syſtemen, die ſie aus Liebe zur Wahrheit oder zum Beſten der Kranken erfanden. Sie pflegten damit zu enden, daß ſie, des Syſtems wegen, die Wahrheit und den Kranken methodiſch ſterben lieſſen.

Das Gleichgewicht der Staaten war nie weniger zu finden geweſen, als ſeitdem man es erfunden zu haben glaubte. Denn immer blieb am Gang der Uhr zu rücken, weil ſie nie ging, wie ſie ſollte. Man berechnete von da an die Staatskräfte nach Geviertmeilen und Einwohnern, als wenn nicht ein einziges weiſes Geſetz, ein einziger geiſtvoller Mann am Thron oder an der Spitze des Heeres jenes Gleichgewicht hätte verſchieben können! Aus

Liebe zum dauerhaften Friedensſtande ward das Schwert ſtets geſchliffen und ununterbrochen gekriegt. Polen wurde ein Opfer des politiſchen Gravitationsgeſetzes und auf's völkerrechtswidrigſte getheilt. Dieſe That übte einen furchtbaren Einfluß auf das Gemüth der Nationen, und ihre Folgen dauern noch heillos fort in den Wirren unſerer Zeit.

Nach Napoleons Sturz ſollten an die Stelle des Gleichgewichts die ewigen Grundſätze der Religion treten, kraft des heiligen Bundes, dem die meiſten europäiſchen Monarchen beipflichteten. Es iſt der Gedanke wohl eines beſſern Jahrhunderts würdig, daß Religion, ſo lange Zeit Magd der Politik, leitende Gebieterin der Staatsklugheit werde. Aber die Völker, ſelbſt manche Höfe, ſchienen unter den Erinnerungen an eine Vergangenheit, in welcher, Namens der Religion, die ſchauderhafteſten Ungerechtigkeiten begangen wurden, wenig Heil von dieſem frommen Geiſte zu erwarten. Denn wer will verbürgen, dachten ſie, daß der religiöſe Sinn, welcher die Monarchen dieſer Zeit beſeelt, auf gleiche Weiſe in den Thronfolgern fortlebe? oder daß im Streite der Tugendpflichten und Leidenſchaften allezeit das Heilige obſiegen werde? oder ob jemals ein Staatsmann, aus Begeiſterung für das Göttliche, den Vortheil ſeines eigenen Landes opfern, ja, zum Beſten der

Menschheit, willig seines Staates Nachtheil tragen werde? Und doch ist eins der heiligsten Gebote des Christenthums, sich für das Wohl seiner Brüder hinzugeben in den eigenen Untergang. Kann sich ein Volk zum Besten anderer dem Tode weihen? — Eine Religion aber, welche nur diejenigen Pflichten gebietet, die dem eigenen Nutzen des Menschen oder des Staates entsprechen, und auf die übrigen weniger Werth legt, ist offenbar keine christliche.

Nicht ganz ohne Grund schienen Viele zu besorgen, daß über das Verhältniß der Religion zur Staatsklugheit noch gefährliche Unklarheit der Begriffe walten möge, so wie über Anwendung der Grundsätze des Völkerrechts in einer Welt, wo leider gern Gewalt an die Stelle alles Rechts tritt. Erlauben wohl zum Beispiel Religion und Völkerrecht, den Unglücklichen in gleichem Maase zu helfen, wenn eine Nation verzweiflungsvoll unter den Grausamkeiten seines Beherrschers um Hilfe schreit, wie wenn ein Monarch gegen sein empörtes Volk um Hilfe schreit? Haben im wahren Geiste des Christenthums auch Völker eine Stimme, oder allein nur ihre Beherrscher?

Wie dem auch sei, unerwartete Begebenheiten brachten die Grundsätze des heiligen Bundes neben den Grundsätzen des staatsthümlichen Interesses zur schweren Prüfung. Die Völker von Spanien

und Portugall gaben sich eigenmächtig andere Verfassungen; Neapel und Piemont machten Versuche zur Nachfolge: Griechenland empörte sich gegen den ruchlosen Despotismus der Osmanen.

6.

Die heutige Selbstthätigkeit der Nationen.

Man weiht nur demjenigen, von dessen Ueberlegenheit man sich abhängig fühlt, unterwerfungsvolle Ehrfurcht. Wo noch die Kraft des Staats, Eigenthum und höhere Geistesbildung, ausschließlich in der Hand des Adels und der Priesterschaft ruht, ist das Volk nothwendig von denselben abhängig, und weiht es freiwillig knechtische oder kindliche Huldigung. Dies hört auf, sobald Jeder im Lande Antheil am Eigenthum, wie an der geistigen Bildung des Zeitalters hat. Dann fühlen die Einzelnen ihre Selbstständigkeit, und wollen die Würde gelten machen, die sie als Menschen gegen Menschen haben. Dann aber noch Unterwürfigkeit gegen Priesterthum und Adel verlangen wollen, wo die vorige Abhängigkeit aufgehört hat, — dann noch jene abergläubige Ehrfurcht erzwingen wollen, welche der reifere Verstand untersagt, heißt Widernatürlichkeiten fordern.

Der Landesfürst bleibt jederzeit der reichste Eigenthümer. Seine Hand spendet allein öffent-

liche Ehren, Wohlthaten und Genüsse jeder Art. Darum wird ihm freiwillig und zu allen Zeiten Unterwürfigkeit und natürliche Ehrfurcht gezollt. Seine Krone ist Schlußstein im Gebäude des Staates, von dessen Dasein das Eigenthum des Einzelnen abhängt; darum kommt ihm freiwillig, auch in den gebildetsten Nationen, die Treue Aller entgegen.

Die Wahrheiten sind so natürlich und einfach, daß man über die ungeheure Selbstverblendung nur erstaunen kann, in der das übersehen wird, was alle Weltalter durch ihre Schicksale bezeugt haben.

Sobald ein Volk zu der Ueberzeugung gelangt ist, nur vom Thron und Staat, nicht von Vermögen und Einsicht einiger Stände abhängig zu sein, vermischen sich die Stände. Das Volk, als Inhaber der wahren Kraft des Staates, spricht diejenige Achtung an, welche es einst denen gezollt hatte, die vorzeiten Inhaber der Staatskraft gewesen waren.

Die heutige Regsamkeit der gebildetern abendländischen Nationen ist also, bei dem verwandelten Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, nicht wunderbar; aber sie aus dem Dasein einer finstern Partei von Demagogen und Unruhstiftern erklären wollen, nur das ist wunderbar.

An der Selbstthätigkeit der Nationen, die sich

groß genug äussert, wird Niemand Zweifel nähren. Während des spanischen Erbfolgekrieges ließ das Volk hinter den Pyrenäen noch die großen Mächte walten, wer die Kronen Kastiliens und beider Indien tragen sollte. Aber hundert Jahre später nahm das Volk über den gleichen Gegenstand selbst das Wort, und ohne Scheu sogar gegen den Mann, dem die Hälfte des Welttheils gehorchte. Die Polen schlossen sich eigenwillig an Napoleons Heer gegen Rußland: die Preussen hinwieder, unaufgefordert, an die Russen gegen Napoleon. — Wenn in künftigen Kriegen die Nationen selbsthandelnd einschreiten, oder wenn nicht leicht Kriege mehr unternommen werden, wider die Neigung der Nation, darf dies nicht unerwartet sein.

Diese Selbstthätigkeit der Völker bewirkt heutiges Tages schnellere und größere Weltverwandlungen, als die ehemalige Thätigkeit der Geistlichkeit oder des Adels.

Ich könnte, um dies zu beweisen, die lange Reihe gemeinnütziger Vereine, zu den verschiedensten Zwecken gestiftet, herzählen. Alle sind mehr oder minder, von Land zu Land, unter einander verbunden, und wirken, ohne es zu beabsichtigen, offenbar dahin, die verschiedensten Nationen Europens in eine große Familie aufzulosen und die Scheidelinien zu mildern, welche Staat oder Kirche

zwischen ihnen gezogen hatten. Umsonst priesen einige deutsche Pforten und Mystiker die Herrlichkeiten des zehnten Jahrhunderts, in welchen sie selbst nur arme Leibeigene von Klöstern oder Burgen gewesen sein würden; umsonst riefen Jesuiten und Ignorantins das Volk zur Glückseligkeit des blinden Glaubens zurück: der Geist der Nationen hat die Pforten des Mittelalters hinter sich geschlossen. Man muß den Völkern die Erfindung der Boussole, der Buchdruckerpresse, des Schießpulvers, des öffentlichen Unterrichts, man muß ihnen den Besitz von Eigenthum, Handel, Gottes Wort und Klassikern nehmen, mit einem Wort, das fortflammende Leben des vergangenen Jahrtausends auslöschen: sonst wird es nicht wieder dunkel. Die düstern Gestaltungen des Mittelalters in unserer Zeit herstellen, heißt Nachtgespenster am hellen Tage wandeln lassen, wo man sie nicht fürchtet. Ein Geisterbeschwörer wird nur lächerlich.

In keiner Angelegenheit des Welttheils hat sich das Selbsturtheil und die Selbstthätigkeit der Nationen allgemeiner, zusammenstimmender, freier und entschiedener offenbart, als in der Angelegenheit Griechenlands. Die Stimme der gesammten europäischen Menschheit drang für sie zu den Thronen, und von den Küsten Amerika's scholl der Wiederhall über die Meere. Man vernahm nicht das Geschrei einer einzelnen Meinungs-

partei, sondern aller Parteien; selbst die Pariser Ultra schwangen dafür ihre weiße Fahne. Es waren nicht begeisterte Jünglinge nur, welche Schutzredner der griechischen Sache wurden, nein, Greise wurden es: nicht die Hefen des Volkes, nein, die Weisesten; nicht die Schulgelehrten, nein, auch die ehrbaren Handwerker der Städte, ja die friedlichen Landleute. Es ward tiefer Unwille in allen Ländern, als einige öffentliche Blätter die Siege der Griechen verhöhnten, die Vorsteher und Helden derselben verlästerten. Zwar jede Opposition ist an sich ehrwürdig; aber es gibt Dinge, wider welche unter vernünftigen Wesen keine Opposition statt finden kann; sie erregt Entsetzen, wenn sie sich gegen die sittliche Natur, gegen das Göttliche und Heilige empört.

Als den Hellenen keine Rettung, kein Beistand gegen die Mordereien ihrer Unterdrücker ward, als man, um ihnen jede Hilfe zu entziehen, Grenzen sperrte, Päße verweigerte, nahe gelegene Seehafen schloß, ja selbst vom Auslande heimkehrenden Griechen den Rückweg in ihr Vaterland erschwerte: versuchte das Mitleiden der Nationen auf ungeheuern Umwegen, über Marseille, über Amsterdam und England, Trost zu senden.

Es traten Vereine zur Unterstützung der Griechen zusammen. Eine Kette von Gesellschaften bildete sich aus dem Innern Deutschlands durch

die schweizerische Eidsgenossenschaft und Frankreich. Jeder steuerte bei. Auch der Landmann, auch die Waise und Wittwe brachten ihr Scherflein. Man half den Griechen in ihre Heimath zurück; man sandte ihnen Flinten, schweres Geschütz, Uniformen u. s. w. Man sandte ihnen freiwillige Mannschaft, meistens Offiziere aller Waffengattungen, versehen mit dem Nothwendigsten, auch tüchtige Aerzte und Wundärzte mit Feldapotheken. Nur in der Schweiz allein erhoben sich bei zwanzig solcher Hilfsvereine, im südlichen Deutschland deren ungefähr zehn.

Binnen kaum zwei Jahren wurden von diesen Privatgesellschaften acht Expeditionen nach Griechenland veranstaltet.

7.

Die Hof- oder Staatspartei und die Menschheit.

Daß die Nationen die Sache Griechenlands als ihre eigene, als eine Sache des menschlichen Geschlechtes betrachteten, während Staatsklugheit der Höfe entgegengesetzte Richtung zu nehmen beliebte, befremdete nicht. Indeß die Thatsache besteht in welthistorischer Bedeutsamkeit. Sie hinwegzuläugnen gegen Welt und Nachwelt, sie für Geschrei von Fanatikern, Demagogen, Carbonari

auszugeben, iſt vergebliche Mühe. Die Menſchheit glaubt nur der Menſchheit, und keinem Andern. Sie ſelbſt aber mit ihren edelſten Ueberzeugungen und Gefühlen zu einer der Hoffnungheit entgegenſtehenden Partei machen wollen, deren Widerſpruch ſtrafbar und mit Zwangsmitteln zu zähmen ſei, gehört ebenfalls zu den unglaublichen und doch wirklichen Verirrungen unſerer Zeit.

Die Uebereinſtimmung der Völker iſt kein Räthſel, zu welchem man den Schlüſſel in den Taſchen demagogiſcher Umtreiber ſuchen muß. Natur, Schule und Kirche haben alle Nationen, ſelbſt die, welche ſchweigen müſſen, zu dem Punkte geführt. Die heutige Geſittung des Welttheils verbindet ſämmtliche Bewohner deſſelben zu einer geiſtigen Verwandtſchaft; nur die Aſiaten auf dem Boden Europa's, die der europäiſchen Bildung fremd und feindlich gebliebenen Türken, ſtehen vom Familienkreiſe unſerer Völker ausgeſchloſſen; nicht alſo aber die uns durch Wiſſenſchaft und Glauben verwandten Hellenen, unter denen man jetzt mordet! Und wären uns dieſe nicht verwandt, wäre ihr Vaterland nicht die ewig verehrte Heimath unſerer eigenen Ziviliſation, wäre ihr Glaube an Jeſum Chriſtum nicht unſer heiliger Glaube, hätten ſie den Glanz der Termopylen auch nicht in den Termopylen und den Ruhm von Salamis nicht vor Scio wunderba-

verjüngt: ſo würde die feige Brutalität des osmaniſchen Stolzes in Hinmordung von tauſend Unſchuldigen, ſo würden die Niedermetzelungen aller wehrloſen Prieſter, Frauen, Jungfrauen und Kinder, die Einkerkerungen, Erſäufungen, Wegſchleppungen von Tauſenden in ewige Sklaverei den göttlichen Abſcheu in der Bruſt aller geſitteten Europäer hervorgerufen haben.

Zwar ſchienen die Höfe nur eine unparteiſame Stellung annehmen zu wollen: ihre Sprache trägt die äuſſere Würde der Beſonnenheit. Aber ſie blieben nicht deſto minder im Widerſpruch mit dem Urtheil der geſitteten Welt. Dieſes Urtheil iſt um ſo bedeutſamer, da es im geſammten Europa und Amerika daſſelbe iſt; da es ſich in verſchiedenen Ländern den religiöſen Parteien anſchließt und neue Stärke verleiht; da es auf ſolche Weiſe mehr, denn jeder andere Meinungszwiſt, früh oder ſpät in die Ordnungen des bürgerlichen Lebens eingreifen kann, und mehr oder minder die und da Liebe und Vertrauen zu den Thronen oder deren nächſten Umgebungen ſchwächen dürfte.

Ich möchte nicht dieſes Widerſpruchs willen die Höfe oder die verkennen, welche die Kabinete leiten. Selbſt dieſer Widerſpruch iſt nothwendige Folge entgegengeſetzter Verhältniſſe. Denn Nationen entſcheiden mit weltbürgerlichem Sinn nach Eingebungen des reinmenſchlichen, religiöſen

Gefühls, nach ewigen Gesetzen der Vernunft; Höfe hingegen mit Hinblick auf Bedürfniß und Kraft ihrer Staaten, auf Stellung der Nachbarreiche, auf deren zu begünstigende oder zu vereitelnde Plane. — Nationen sehen in ihre tausendjährige Vergangenheit zurück, in eine hundertjährige Zukunft hinaus, um ihr Urtheil zu begründen; — Höfe hingegen fordern nur von der Gegenwart das Wort, und berechnen ihren Schritt nach Erlaubniß des eben gebietenden Augenblicks. — Nationen, gleichsam unsterbliche Genossenschaften, sprechen im Namen der unsterblichen Menschheit, deren großer Theil sie sind; — Männer des Hofes hingegen im Namen des einzelnen Staates und der flüchtigen Stunde und des Interesses, dem sie für den Augenblick angehören.

Es erhellt von selbst, auf wessen Seite der Irrthum möglicher sei. Die Einstimmigkeit der Nationen ist aus dem unabweislichen Bedürfnissen des Jahrhunderts hervorgegangen. — Der Mann am Hofe hat es mit dem Reize der Gegenwart, dem Spiel der Umstände, mit positiven Verträgen, mit Alles störenden Zufällen zu thun, ungerechnet den Einfluß, welchen Erziehung, Gemüthsart, Geistesfähigkeit, persönliche Neigung und Laune des Tages auf ihn üben.

Glücklich der Hof, der sich rühmen darf, sein Interesse nicht vom Interesse der gesitteten Welt

getrennt zu haben! Es liegt im Beifall der Menschheit und aller Zeitalter die ſüßeſte Belohnung fürſtlicher Tugenden.

***

Die Abgeordneten der Griechen vor dem Kongreſſe von Verona.

Die Geſandten des mit Untergang bedrohten Hellenenvolkes nahten ſich, als Hilfeflehende, dem zu Verona verſammelten Kongreſſe. Es ward ihnen nicht erlaubt, ſich der Stadt zu nähern. Sie wurden nicht angehört. Sie kehrten traurig um, und konnten mit Lord Byron *) ſingen: „Schönes Land der Hellenen, Getrümmer alter Herrlichkeit, nichts mehr biſt du; aber unſterblich biſt du; tief geſunken, aber groß. Wer wird deine zerſtreuten Söhne führen? Wer die Feſſeln löſen, die dich ſo lange drücken? — O ihr, die ihr zum Erbe Ketten empfinget, wiſſet ihr nicht, wer frei ſein will, muß ſie ſelber brechen? Hoffet nicht, der Gallier, oder der Moskowit werde euch Freiheit bringen. Sie können wohl eure Tirannen demüthigen, euch aber nicht erheben. O Griechenland, ſollſt du nur den Herrn ändern, nicht dein Elend?"

Wären die helleniſchen Geſandten des Anhörens gewürdigt worden, wer möchte nicht glauben,

*) Childe Harold, 2 Buch, 73.

die Gewalt der Natur und Wahrheit würde obgesiegt haben? — Welch ein Schauspiel, die Gesandten des griechischen Volkes zu den Füßen der Monarchen des zivilisirten, christlichen Europa's um Schutz für Zivilisation und Christenthum flehend! Schutz für dasselbe Volk, durch welches Europa sein Christenthum, seine Zivilisation, seine weltherrliche Stärke empfangen hatte. Ich sehe diese Männer in ihren Thränen, und höre sie rufen: „Also kann weder unser namenloses Elend Euer Erbarmen mit dem Unglück auf Hellas, noch unser verzweiflungsvoller Heldenmuth Eure Bewunderung rühren? Wir wandten uns zu den gebornen Schirmherren europäischer Gesittung, und werden von ihnen an die Barbarei der Asiaten zurückgewiesen?“

„Ihr saget: das Völkerrecht verbiete Eure Einmischung in fremde Händel, in auswärtige Bürgerkriege und Aufruhre. — Sind wir Euch fremd, wir, die wir Eure Nachbarn, Miteuropäer, Mitchristen sind? Wir, deren Sprachen, deren Schriften Ihr auf Euern Hochschulen studiert? Wir, die Ihr uns in Euern Kriegen mit der Pforte jedesmal bereit zur Hilfe fandet, von den Tagen Iskanderbergs an bis zu den Tagen Lambro Canzani's und Riga's in den Jahren 1789 und 1790? — Wie, euch fremd? — Und das Völkerrecht selbst verbeut Euch, das

ewige Recht der Menſchheit auf europäiſcher Erde geltend zu machen? Wir haben von unſern Vätern gelernt, daß das Recht der Völker im Recht der Menſchheit begründet ſtehe, und, mit Verletzung von dieſem, jenes verſchwinde. Auch der Wilde wird, wenn er in der Wüſte einen wehrloſen Unbekannten an die Grauſamkeit eines Kannibalen preisgegeben ſieht, mit Gefühl des ewigen Rechts und der Menſchlichkeit dem Unterliegenden zur Rettung eilen. Euch verbietet das Völkerrecht, dem Recht der Menſchheit zu folgen, und Nationenmord zu hindern?"

„Ja, vom Nationenmord iſt die Rede! Nicht von Aufſtänden, nicht von gemeinem Bürgerkriege, nicht von erſten Ausbrüchen einer rohen Wuth, nein, vom Ausrottungskrieg iſt die Rede, der wider die griechiſche Nation verhängt iſt! Das ganze Volk der Hellenen ſoll von der Erde vertilgt werden. Unſere bloße Wiederunterjochung kann die argwöhniſche Staatsklugheit des aſiatiſchen Despotismus nicht mehr beruhigen. Griechenland war ja ſchon genug unterjocht, hinlänglich entwaffnet, mißhandelt, niedergetreten. Vier Fünftheile aller Grundſtücke gehörten ja ſchon den Osmanen. Und doch war dieſes ausgeraubte, elende Volk in der Verzweiflung wieder gewaltig. Durch bloße Verminderung der griechiſchen Menſchenzahl glaubt ſich die Pforte noch lange nicht auſſer aller Gefahr; denn die kleine Zahl

kann wieder im Lauf der Zeit groß werden. Darum soll die Nation der Hellenen, in der Wahl zwischen Koran oder Tod, ausgerottet werden bis auf die letzte Familie. Der Anfang iſt gemacht. Die Blutarbeit dauert fort. Sie dauert fort im Angeſicht des ganzen Europa's, an den Schwellen Rußlands, Oeſterreichs und Italiens. Das Ungeheure geſchieht vor Euern Augen, und Ihr wollet den gewohnlichen Maaßstab gebrauchen? Das Recht der Menſchheit wird gegen Millionen vernichtet, und gegen die Vernichter gilt nur die Klugheit, die Ihr Völkerrecht nennt?"

„Darüber das Entſetzen der Menſchheit. Sie ſucht auf den Thronen des chriſtlichen Europa's einen Vertheidiger, dem die Menſchheit höher als der Staat, dem das ewige Recht unſers Geſchlechts höher als politiſche Konvenienz, und dem der Bund mit Gott höher als eine Triple- und Quadrupleallianz der Thronen gilt. — Doch wer kennt dieſe heilige Höhe des Königthums? Wer hat Gottesmuthes genug, ſie für mehr als frommes Geträume zu halten? Wir haben der Kabinetshelden und Schlachthelden, der Hofhelden und Tageshelden Ueberfluß; — aber der Held Gottes und der Menſchheit fehlt leider noch und wird erwartet."

„Es iſt uns Unglücklichen nicht fremd, daß ein heiliger Bund die Mächte des geſammten Welttheils vereint. Er ward unſere Hoffnung,

weil er christliche Fürsten und christliche Völker umfaßt. Die osmanische Pforte stand nie in denselben eingeschlossen. Wir, aber nicht die Turken, sind das uralt-christliche Volk. Vergebens! Hingegen der Bund gereicht den Osmanen zum Hort, und uns zum Verderben! Denn legitim nennt man den mit Christenblut besudelten Thron des asiatischen Sultans: uns nennt man Aufrührer gegen die von Gott gegebene Obrigkeit."

„Wir, Aufrührer gegen legitime Herrscher? Die Turken sind nie die angebornen Oberherren, sondern stets die angebornen Feinde der Griechen und ihres Glaubens gewesen. Turken — oder wisset Ihr es anders? — waren Eroberer und Unterjocher; wir nur rechtslose Knechte. Sklaven haben keinen Monarchen, sondern einen Leib- und Halsherrn. Es gibt keinen legitimen Despotismus! Das göttliche Recht in der Brust des Menschen geht ewig dem Faustrecht des Unterdrückers vor. Und wenn der Großvezier Kara Mustafa im Jahre 1683, als er die türkische Macht siegend bis vor die Mauern Wiens geführt, siegreich geblieben wäre, wenn Siebenbürgen, Ungarn, Mähren und Oesterreich Beute der Asiaten geblieben wären, wenn Wien nun Hauptstadt eines türkisch-deutschen Paschaliks geworden wäre, — wie? dann hättet Ihr die treuen, christlichen Ungarn und Deutschen als Rebellen geächtet

und verlosen, falls sie der asiatischen Gräuel müde geworden wären?"

„Fern sei von uns, daß bloße Gewalt eines Eroberers Legitimität seiner Herrschaft begründe. Sonst wären Napoleon und seine Feldherren die legitimsten Monarchen der von ihnen bezwungenen Reiche gewesen; denn die Untertochten hatten denselben in Treue geschworen und die Fürsten selbst hatten sie feierlich anerkannt. So wären die heldenmüthigen Völker Deutschlands und Italiens, Niederlands und Spaniens Rebellen gewesen, als sie im großen Aufstande das Joch des Unterjochers brachen. So hätten ja die Stifter des heiligen Bundes wider ihre eigenen Grundsätze gehandelt, als sie dem allgemeinen Aufruhr freudig Hand boten."

„Nun aber haben wir nichts anderes gegen die Osmanen begonnen, als Eure eigenen Völker gegen das französische Kaiserreich; und wir sind um so eher zu rechtfertigen, als doch französische Zivilisation und türkische Brutalität nicht zu vergleichen sind; um so eher, da wir zu keiner Zeit das Herrschertum der asiatischen Fremdlinge auf unserm Boden willig rechtlich anerkannt haben. Eine ernste, in jedem Jahrhundert mit unserm Blute besiegelte Rechtsverwahrung gegen türkische Oberherrlichkeit ging von Geschlecht zu Geschlecht, von der Mut-

ter zum Kinde, bis auf unſere Zeiten. Denn der Feind eines Volkes kann nie die legitime Obrigkeit eines Volkes ſein. — Und Ihr heißet uns Rebellen?“

„Die Pforte iſt wider den heiligen Bund der Ghaurs. Wir Griechen aber kämpfen für deſſen Grundſätze. Es iſt in ihm der feſte Wille der Monarchen für Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe der chriſtlichen Nationen ausgeſprochen wider alle Anarchie. Aber was zwang uns zur verzweiflungsvollen Nothwehr? Eben die unerträgliche Anarchie der türkiſchen Verwaltung, in welcher der Wille des Sultans, der Paſcha's und Sandſchaks menſchliche und göttliche Ordnung unter die ſtolzen Fersen rollte. Darum erhoben wir uns. Wir ſtellten nach den erſten Siegen eine geſetzliche Ordnung unter uns her, wie wir ſie ſeit Jahrhunderten nicht genoſſen hatten *). Das iſt's, was Ihr uns zum Verbrechen rechnen wollet?“

„Auch haben wir nicht zu glauben gewagt, daß die religiöſe Pflicht chriſtlicher Mächte den-

*) Sammlung der Verfaſſungsurkunden des befreiten Griechenlandes, nebſt andern Aktenſtücken, aus der neugriechiſchen Handſchrift überſetzt von Profeſſor Joh. Kaspar von Orelli. Zürich, in der Geßnerſchen Buchhandlung, 1822.

selben gestatten werde, schweigende Zuschauer bei den Ausrottungs-Anstalten des Christenthums zu sein. Waget es nur, drohet Vertilgung des Korans, Umsturz der Moscheen in Algier, in Marokko oder andern Reichen Nordafrika's, und der Padischa der Gläubigen wird für Muhameds Wort das Schwert zucken und den Orient wider Euch bewegen, ohne Rücksicht!"

„Vierhundert Jahre lang, länger als wir Hellenen, lebte das christliche Spanien unter der Herrschaft muhamedanischer Eroberer, und es pflanzte dennoch wieder muthig das Kreuz an die Stelle des Halbmondes auf. Ihr selber preiset noch heute die Helden Spaniens, die für ihren Glauben in den Tod gingen. Uns aber nun wollet Ihr verdammen und verlassen? Hätte damals ein heiliger Bund christlicher Mächte bestanden, wir glauben nicht, daß er die Bekenner des Korans gegen die Bekenner Jesu begünstigt, und die eingedrungenen asiatischen Fremdlinge in Europa rechtmäßige Herren über die eingebornen Christenkinder des Landes geheißen haben würde."

„In den Zeiten der Religionskriege, in den Zeiten der hartherzigsten Duldungslosigkeit, als ein fanatischer Erzbischof von Salzburg dreißigtausend seiner protestantischen Unterthanen, oder als Ludwig XIV. bei hunderttausend hugenottische Familien aus Frankreich verjagte, waren

noch Monarchen, welche die Verstoßenen aufnahmen voll Erbarmens. Heut aber weiset man die griechischen Flüchtlinge zurück, und erschwert christlichen Privatleuten anderer Reiche sogar, gegen uns die schönste aller Pflichten zu üben, die Jesus empfahl."

„Und wenn das muhamedanische Schwert bei uns obsiegen sollte, wenn Alles, was dasselbe übrig ließ, entweder Vaterland oder Christenthum aufgeben muß: was konnte dann das zu späte Erbarmen Europa's für die Auswanderer thun? Wo wäre dann Raum für eine unwissende Menschenmenge, welche noch lange, wo nicht die Sklavenkette, doch die Narben von derselben tragen wird?"

„Nein, dieses Volk kann nicht auswandern. Es findet im Norden den schönen Himmel nicht wieder, der ihm bisher seine Halbnacktheit erträglich machte. Wir müssen auf dem Boden unserer uralten Heimath sterben, wenn uns der asiatische Fremdling versagt, auf demselben zu leben. Das Christenthum wird von einem weiten Landstriche des Welttheils verschwinden. Für ihren Glauben an Jesum, für ihre Kirchen, ihre Altäre sind bei uns zahllose Märtirer, Bischofe, Erzbischofe und Patriarchen, in den blutigen Tod gegangen; — die Andern werden folgen. Und Europa rechtfertigt sich beim Anblicke dieses furchtbaren

Untergangs mit Religion und Ehrfurcht vor dem Völkerrechte!"

„Aber Europa iſt der Wohnplatz ziviliſirter Fürſten und Nationen. Wie in England der Sklave einſt frei ward, wenn er altbritiſchen Boden betrat, ſoll auf europäiſcher Erde der Barbar aufhören, Kannibale zu ſein. Dieſes Recht, den Barbaren zu zwingen, menſchlich zu ſein, hat der Wanderer in der Wüſte, wo kein anderes Geſetz über ihm ſteht, als das Geſetz Gottes und der Natur. So hat es auch wohl ein ſelbſtſtändiger Staat gegen den andern. Das, haben wir gemeint, ſei die heiligſte Grundlage alles Völkerrechts. — So iſt es nun nicht!"

„Saget uns nicht von Erſchöpfung Eurer Unterthanen durch anhaltende Kriege. Wir wiſſen, wie viel Geldſummen, Kriegsvolk und befrachtete Schiffe ſie uns aus freiem Antriebe geſandt haben. Deutſche, Franzoſen, Schweizer, Engländer und Italiener kämpfen an unſerer Spitze. Hebet die Verbote und Sperren auf, öffnet Eure verſchloſſenen Seehäfen, und Ihr werdet gewahren, daß chriſtliche Liebe eine unerſchöpfliche Quelle der Hilfe ſei!"

„Fürchtet nicht, daß ein Krieg mit der Pforte den Ruheſtörern bei Euch erwünſcht, oder dem Ausbruche neuer Staatsumwälzungen beförderlich ſei. Nicht der Krieg, der, im Sinn der Nationen unternommen, durch Furcht und Hoffnung

die allgemeine Aufmerkſamkeit belebt, alle Kräfte beſchäftigt, den Parteigeiſt durch Thätigwerden des Nationalſtolzes erſtickt, und mit aufgeſtandenen Heermaſſen die Entwürfe der Mißvergnügten zertritt, — nicht der Krieg, ſondern der Friede bringt innere Gährungen, indem er den Blick und die Kraft, nach auſſen unbeſchäftigt, auf das, was innen iſt, wendet. Mitten im Frieden Großbritanniens ſchritt Nordamerika zur Losreiſſung von Englands Zepter. Mitten im Frieden Frankreichs begann deſſen Revolution. Mitten im Frieden ſtanden Spanien und Portugall auf. Aber Krieg bindet die ſchon zerfallenen bürgerlichen Ordnungen wieder mit militäriſcher Zucht, und löſete ſelbſt Frankreichs Anarchie wieder in ſtrenge Alleinherrſchaft auf."

„Wollet Ihr endlich den Aufſtand Griechenlandes, dieſe Nothfrucht der National-Verzweiflung, eine Geburt poetiſcher Freiheitsträume, philoſophiſcher Syſteme, politiſcher Phantaſien, oder gar Werk einiger Eurer müßigen Querköpfe und Revolutionsluſtigen heißen, — o ſo erlaubet, daß wir darauf nicht antworten, und weinend in unſern verwüſteten Pelezones zurückkehren. Wohl können wir Zweifel mit Gründen beantworten; aber für den Spott hat der Unglückliche nur den Aufblick zur Gerechtigkeit Gottes."

Die
Nord- und Südstaaten Europens
in politischer Hinsicht.

(Bruchstück.)

Die Völker des südlichen Europa's gaben von jeher den übrigen Nationen das Schauspiel grosser und gewaltsamer Umschwünge. Immerdar sah man sie zwischen empörender Knechtschaft und stolzer Freiheit schwanken, weder feig genug, jene, noch stark genug, diese zu behalten. Im alten Rom folgten auf die ruhmreichen Jahrhunderte zwischen dem ersten und letzten Brutus, die schmachvollen Zeiten des Untergangs zwischen dem ersten und letzten Augustus oder Augustulus. Die Freistaaten des italienischen Mittelalters, der Glanz von Venedig, Florenz und Genua gingen einer neuen Knechtschaft nach und vor. Das mittelalterische Spanien genoß hoher Freiheiten, vor deren Wiedererscheinen das neunzehnte Jahrhundert erschrack. Selbst Frankreich erfreute sich vor Alters grosser

Rechtſame, deren es in ſpätern Tagen vergaß. Verdorbene Völker wollen lieber freche und freie Lebensweiſe, als freie Verfaſſung.

Die Völker des nördlichen Europa's, gemäßigter und ernſter, haben faſt allezeit angeſtammten Königen gehorcht, und unter denſelben weder Willkühr zügelloſer Gewaltherrſchaft ertragen können, noch zügelloſe Freiheit aufnehmen wollen. Selbſt England, als es ſeine weiland edle Verfaſſung ausbildete, mochte dieſe nicht ohne Königthum; und als die Niederlande das Joch des ſpaniſchen Nero gebrochen hatten, erhoben ſie das Haus Oranien an die Spitze ihrer Verwaltung, wenn auch nicht mit der Krone, doch mit der geſetzlich geordneten Macht eines Fürſten. Im Süden gingen die meiſten Revolutionen aus den Völkern hervor; im Norden wurden ſie nur meiſtens von Höflingen gemacht.

Der mildere Himmelsſtrich der Südländer hat auf Regſamkeit und Reizbarkeit der daſelbſt wohnenden Völkerſchaften mächtigen Einfluß. Sie werden daher zu ſtaatsthümlichen Umgeſtaltungen ſchneller Hand bieten, und anhaltender als die Nordſöhne über die Grenzen der Mäßigung hinausſchweifen. Der Geiſt im Norden iſt ſinnig und ſchafft große Ideen. Aber der Geiſt im Sü-

den ruft die großen Ideen keck aus dem Reiche des Möglichen ins wirkliche Leben herüber. Auch dazu hilft viel der mildere Himmel, der die Menschen aus den engen Wohnungen hervorlockt und ein öffentliches Leben gebeut. Da findet man weniger Gefallen an Sprache der Schrift, als an Sprache des Mundes. Einer theilt sich redselig dem Andern mit. Alles geschieht im Freien, wo man sich begegnet, und selbst Menschen, die einander wenig kennen, mögen dennoch mit einander sich freuen und trösten, zusammen tanzen und streiten und Unternehmungen beschliessen. Das Land und die Gegend ist ihnen gar oft bekannter, als das Haus, in welchem sie schlafen.

Hingegen die Bewohner des Nordens werden von der Länge ihres Winters in verschlossene Zimmer, in vereinzelte Gesellschaftszirkel, Schulen und Einsamkeiten gebannt. Die flüchtige Anmuth des Sommers ist nur Erholung. Daher wird durch Macht der Gewöhnung ihnen das Haus wichtiger, als der Staat, und die Familie geht ihnen über das Volk. Was sich im Süden die Menschen unter freiem Himmel sagen, das melden sie sich bei ihrer Vereinzelung im Norden durch Flugblätter.

Schon durch das Getrenntsein der Familien, welches von der einen Seite die häuslichen Tugenden im Norden zu einer Vollendung erhebt, die dem Süden fremd ist, hingegen aber die Theil-

nahme am Allgemeinen schwächt, wird die Monarchie, welche für Alle sorgen soll, Bedürfniß, wie durch Naturgebot. In Süden, wo sich Alles im Freien berührt und verhandelt, kann Gedanke und Neigung zur Demokratie, weil das Volk sich überall selbst sieht, leichter reifen. Aus demselben Grunde aber gedeiht auch hier leichter Despotismus mit allen Gräueln, weil die Menschen, weniger durch häusliche Tugend veredelt, unter einander gleich immerwährenden Reisenden sind, die einander zwar kennen, aber doch fremd und auf der Hut stehen. Sie sind geselliger, abgeschliffener, geschmeidiger, aber kennen minder jene Herzlichkeit, Treue, Freundschaft und Zärtlichkeit, die im Norden heimisch wohnen. Furcht Aller vor Allen gebiert da Parteiung statt Freundschaft. Parteien sind es aber allezeit gewesen, welche den Tirannen auf den Thron führten und ihm, statt des Gesetzes, das Schwert in die Hand gaben. Der Gewaltherr, nachdem er die Feinde seiner Freunde gedemüthigt, weiß, von wem er, nächst ihnen, das Meiste zu fürchten hat. Es sind die, welche ihm Thron und Schwert gaben, und ihm beides wieder entreissen können. Darum stellt er beides wider sie selbst.

Die Geschichte der südwärts wohnenden Nationen ist daher von jeher glänzender durch wech-

ſelvolle Schickſale und durch den Widerſpruch der erhabenſten und verworfenſten Geſinnungen und Thaten geweſen. Die Menſchheit entfaltete ſich dort in allen Anlagen früher, kräftiger und mannigfaltiger. Griechenland und Rom, Italien, Frankreich und Spanien wurden Europa's Lehrer durch Wort oder Werk. Die italieniſche Sprache beherrſchte lange die Handelsſtädte und Küſten des Mittelmeeres und des ſchwarzen Meeres, ſo wie die ſpaniſchen beiden Indien. Dann trat die franzöſiſche übermächtig hervor.

Ohnedem ſind die Zungen der meiſten dieſer Nationen romaniſch-galiſcher Abkunft. Die Sprache der einen wird daher leichter von der andern erlernt und verſtanden, als jede andere, beſonders als die germaniſche oder ſlaviſche Zunge des Nordens. Die Sprache der Engländer ſteht zwitterhaft mitten inne.

Unſtreitig iſt, dieſer Verwandtſchaft willen, weit mehr Wechſelwirkung und Gemeinſchaft bei den ſüdlichen Völkern unter ſich, als Gemeinſchaft mit den germaniſchen und ſlaviſchen Nationen. Die italieniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Literatur ſind gewiſſermaßen eine Art Gemeingut Aller dort. Es durchdringen ſich jene Südvölker vorzugsweiſe mit ihren Ideen. Vorſtellungsarten und Anſichten des Lebens empfangen die Familienähnlichkeit ihrer Sprachen. Was weiß

die welsche Welt viel von unserm Klopstock, Schiller, Wieland, Herder, Göthe, Voß, Müller? Selbst Shakespear und Byron erscheinen ihnen fremd, wie seltsame Zerrbilder. Sie nennen den Namen Kant's, wie den eines alten Scholastikers; von Fichte und Schelling sprechen sie nicht.

So dürfen wir uns nicht wundern, daß bei romanischen Völkerschaften, wo der mildere Himmelsstrich ohnehin mehr zum öffentlichen Leben führt, Frankreichs Staatsumwälzung allgemeine und schnelle Nachfolge erweckte, während im Norden die Völker ruhig blieben, wenn sie schon, bei höher gestiegener Bildung, bescheidene Ansprüche und Hoffnungen auf Rechte machten, die solcher Bildung besser, denn die alten zum Theil morsch gewordenen Institutionen, entsprechen.

Was, wie in Frankreich, so in Spanien, Neapel, Portugal und Piemont jählings Revolutionen hervorrief und begünstigte, war unglaubliche Unwissenheit und Verwilderung des gemeinen Mannes neben der höhern Einsicht einzelner Gebildeter; tiefe Versunkenheit und Verarmung des großen Haufens neben ungeheuerm Reichthum einzelner Bevorrechteter vom Feudal-Adel und priesterlichen Stande; sklavenartige Rechtlosigkeit der großen Mehrheit neben den wenigen Genossen pri-

vilegirter Stände; Willkühr der Miniſter und Höflinge neben dem auch nicht in Sklaven ſterbenden Selbſtgefühl der gehorchenden Maſſe, ohne Preßfreiheit oder andere Mittel, ihre Klagen und Leiden zu offenbaren.

Das alles, was hier, wie in der ganzen Welt, und was immer, wie immer Unruhen und Staatsumwälzungen beförderte, war größtentheils in den nordiſchen Staaten nicht vorhanden. Weder ſo unwiſſend, ſo abergläubig, ſo verwildert, noch ſo tief verarmt und rechtlos ſtand da der gemeine Mann. Der Reichthum und Beſitz des Grundeigenthums war mehr vertheilt, als einzeln zum Uebermaas gehäuft. Wohlſtand und Geiſtesbildung des Bürgerſtandes hielt Alles in wohlthätigem Gleichgewicht und führte von ſelbſt ein Zuſammenſchmelzen der verſchiedenen Stände herbei. Die Fürſten waren Selbherrſcher, aber hielten am Geſetze. Höflings- und Miniſterial-Willkühr wurden nur ſelten wahrgenommen, und dann ſchnell durch Publizität gerügt und zurückgeſchüchtert.

Weil die Urſachen im Norden fehlten, darum fehlten auch die Wirkungen. So nicht im Süden. Darum geſchahen da die Aufſtände der Völker ſo leicht.

Man meint gewöhnlich etwas Kluges zu ſagen, wenn man ſpricht: „Es waren nicht die Völker, ſondern einzelne verwegene, ehrſüchtige

Menſchen, welche die Revolutionen machten und die Völker ins Verderben riſſen". Aber ſie fanden die Völker zum Aufſtande erbietig. Die unwiſſende, verwilderte Menge kennt in thieriſcher Selbſtſucht nur ſich, und wird eben ſo leicht vom Demagogen, der ihr Beute vorſpiegelt, als vom Herrn gegängelt und gehetzt. Ein Volk, dem Willkühr des Gebieters zum Geſetz geworden iſt, greift ſeinerſeits zur Willkühr, wenn es leidet, weil es auf keine andere Weiſe ſein Recht ſchützen kann. Ein Volk, welches alles Eigenthum und alles Recht in Händen weniger Perſonen zuſammengeronnen ſieht, die neben ihm wie Halbgötter ſtehen, erinnert ſich, wenn es hungert, bald daran, daß die Halbgötter nur Menſchen ſind, daß das übrige Volk ebenfalls aus Menſchen beſteht, und daß eine Million nicht weniger gelten könne, als einige Dutzende.

Jene verwegenen Einzelnen, welche in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien durch das Uebergewicht ihrer Einſichten Revolutionen bewirkt haben — ſie würden in Deutſchland und England vergebens aufſtehen, wo ihnen das Urtheil einer großen gebildeten Maſſe entgegentritt, die ſich nicht leichtgläubig einem Freiheitsdeklamator hingibt. Noch vergeblicher, als in England, würden ſie in Deutſchland das Volk durch Hoffnungen der Beute rufen, weil in Deutſchland der Wohlſtand

über die Gesammtheit der Bewohner ausgedehnter, keineswegs im ausschließlichen Besitze einzelner Stände und Familien ist.

Es gab eine Zeit, da war auch in Deutschland allgemeine Staatsumwälzung leicht, ja sie war nahe, nämlich: als der größere Theil des Landvolks leibeigen, arm, gedrückt, unwissend und verwildert lebte, — als den Bauern zum erstenmal das Wort von christlicher Freiheit, menschlichem Rechte, Gleichheit der Erschaffenen vor Gott, aus dem Munde der kirchlichen Reformatoren ertönte (wie heutzutage den Landleuten Italiens, Frankreichs, Spaniens das Wort der politischen Reformatoren). Damals war eine große Staatsumwälzung für Deutschland zu fürchten. Der Bauernkrieg brach aus. Er mißlang aber auch damals schon; denn eine große Masse, durch Bildung und Eigenthum mächtig, stand entgegen, das Volk der Städte nämlich.

Ohngefähr da, wo das deutsche Landvolk im sechszehnten Jahrhundert, zur Zeit Thomas Münzers, stand, mag die größere Menschenmasse stehen, welche heutiges Tages Spanien, Portugal und Italien bewohnt. Nur haben Spanien, Portugal und Italien nicht die Menge freier Städte, wie sie Deutschland ehemals besaß; nicht die Menge der vielseitig gebildeten Genossen des Bürgerstandes und seiner Freiheiten; ja, die

Masse der Gebildeten dort selbst war durch Anblick des allgemeinen Unheils empört.

Aus eben dem Grunde ist gegenwärtig in Frankreich eine neue Staatsumwälzung nicht so leicht mehr, als vor dem Jahr 1789. Durch Verkauf der unermeßlichen Kloster- und Adelsgüter ist das Landvolk in Besitz von Eigenthum gelangt, und, durch die Besteurung aller Stände nach gleichem Gesetz und Maas, der Wohlstand über alle Theile der Nation allgemeiner verbreitet. Dies, und durch den Revolutionssturm beförderte Aufklärung und öffentliche Bildung, gibt für die Ruhe Frankreichs stärkere Gewährleistung, als Zwang der Pressen, Sendung der Missionarien und andere dergleichen Fehlgriffe, die mehr Bitterkeit erwecken, als stillen.

Daß aber nicht auch Frankreich noch einmal in die blutige Bahn der Staatsumwälzungen eintreten könne: wer möchte dafür Bürge sein? Wenn es je geschieht, so wird daran nicht der Wohlstand, nicht die Aufklärung, nicht die Preßfreiheit der Nation Schuld sein, sondern das Gegentheil. Man stelle die alten Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, die Willkühr des Hofes, den Ministerialdespotismus her, mache Besitzer ehemaliger Nationalgüter in ihrem Besitzthum unsicher und ersticke durch Pressenzwang die Publizität, — und das Werk ist vollbracht.

Schneller und allgemeiner würde der Sturm ausbrechen, als im Jahr 1789, weil die große Mehrheit der Nation nicht nur deutlicher sich bewußt wäre, was zu thun sei, sondern auch weil sie mehr, als sie vormals gehabt, einzubußen in Gefahr stände.

Die ungeheure Mehrheit von den Bewohnern des südlichen Europa's war bisher in sklavenhafter Unterwürfigkeit gewohnt, dem gebieterischen Willen der Paschen, der Grandes, Baronen und anderer Herren zu dienen. Sie sah da nur die Person, eine Art höhern und mächtigern Wesens, und diente nur dieser, so wie das unmündige Kind dem Vater, der Leibeigene dem Leibherrn, das gedankenlose Thier dem Eigenthümer dient und gehorcht. Diese Unterthänigen waren nicht in Folgeleistung unterrichtet, sondern abgerichtet. Sie gehorchten, weniger aus Ueberlegung, als aus Furcht vor Inquisition, Kerker, Hunger, Schwert, Stock und Bastonnade. Vorzeiten waren eben diese Nationen freier gewesen; aber ihre Freiheit ist allmälig bis auf die letzte Spur verwischt worden, daß man kaum noch das Wort Libertas anderswo, als, wie in Genua (nach Lady Morgans Erzählung), auf den schweren Eisenketten der Galeerensklaven findet.

Plötzlicher Uebergang aus Nacht in Tag, aus

Knechtſchaft in Losgebundenheit, welche Wirkungen muß er haben? — Er wird diejenigen haben, welche er in Frankreich hatte. Die Hefen des Volkes werden vom allgemeinen Sturm angeregt in die Höhe ſteigen, und die wenigen Guten und Weiſen werden untergehen. Der nahe Aufruhr in der Ideenwelt dieſer Völker wird der Quell bürgerlicher Verwirrungen, Faktionen und Parteienkriege werden.

Fragt man: Wer trägt die Schuld am langen Unglück, welches über Griechenland, Portugal, Spanien, ja ſelbſt, trotz der fremden Beſatzungen, immer noch über einem Theil Italiens ſchwebt? Sind diejenigen anzuklagen, welche die alten, morſchen Ketten des Paſchathums, des Feudalweſens, des Mönchthums, der Inquiſition brachen, oder diejenigen, welche die allmälige Freilaſſung und Entwickelung der Nationen hinderten? — Wer mir nachweiſet, daß bürgerliche Einrichtungen und Geſetze, wie ſie einmal gegeben und gut waren, zu allen Zeiten, oder auch nur Jahrhunderte lang, unveraltet und gut blieben, obſchon das Volk in ſeinen übrigen Verhältniſſen änderte — der wird mich bewegen, diejenigen von aller Anklage freizuſprechen, welche keine allmälige Verbeſſerung der Staatsformen vornahmen.

Die unglaubliche Unwiſſenheit, in welche man den größern Theil der Nation, das ſogenannte

gemeine Volk von Spanien, Portugal und Neapel (Griechenland unter den Türken darf kaum genannt werden) versünken, ja künstlich durch Gesetze, bürgerliche Einrichtungen, Censuren, Bücherverbote, Inquisitionen, Beschränkung des öffentlichen Unterrichts u. s. w. untergehen ließ, hatte die Lähmung alles Guten in diesen Ländern zur Folge. Künste und Wissenschaften starben fast aus, mit Ausnahme derer, welche Mägde der Ueppigkeit und Prachtliebe sind; die Sitten verwilderten; die Religion entartete zum grassen Aberglauben; der Handel verschwand; der reichste Boden ward unfruchtbar. Alles brütete nur thierisch, weil dem Geiste jede freie Thätigkeit durch Kirche und Staat versagt, und den Leuten nur überlassen war, zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu arbeiten, zu zahlen.

Wenn man im südlichen Europa Völkerschaften, welche Bildung und Gesittung des sechszehnten Jahrhunderts hatten, auf unnatürliche Weise plötzlich über das wirkliche Zeitalter hinaus und, ich möchte sagen, ins zwanzigste Jahrhundert zu versetzen suchte: so scheint hinwieder in den nördlichern Reichen des Welttheils die Neigung vorherrschend zu werden, Nationen aus der Höhe einer schon gewonnenen Zivilisation, wie sie das neunzehnte Jahrhundert geben konnte, zurückzuführen in den Zustand des sechszehnten Jahr-

hunderts. Hier dann ein staatsthümlicher Versuch von entgegengesetzter Art.

Wer in den Tagen Josephs II und Friedrichs II hätte solche Umdrehung aller Völkerloose und staatsmännischen Grundsätze erwarten sollen? Wer glauben, daß man jemals in denjenigen Reichen, welche zu den gebildetsten des Welttheils gehörten, sich rasches Schrittes jenen Staatsmaximen nähern würde, die bisher nur in südlichen Ländern Europens, und nicht zu deren Gedeihen und Ruhm, gegolten hatten? Und daß man sich diesen Maximen eben in der Zeit nähern würde, in welcher jene Südstaaten durch solche Maximen zur Revolution vorbereitet und übergeführt waren? — Wer hätte hinwieder glauben sollen, daß Spanien und Portugal und Neapel und Mexiko und Südamerika und Brasilien, wo einst alle Denk- und Lehrfreiheit, alle Glaubens- und Preßfreiheit verschwunden war, wo Willkühr und Knechtschaft grell neben einander standen; wo Feudal- und Priesterherrschaft hoch über dem Volke glänzten, — daß eben diese Länder jemals mit abstrakten Grundsätzen der Schulweisheit Staatsverfassungen gründen und ausbilden würden?

Wahrlich, seit der ersten Anbauung Europens ward kein Zeitalter erlebt, dem unsrigen an widernatürlichen Wagstücken ähnlich. Ja, ich darf sie widernatürlich heißen, weil sie den ewigen Ord-

nungen der Natur widerstreben, welche im Ganze des menschlichen Geschlechts weder Riesensprünge noch Heimkehrungen gestattet; ich darf sie nicht natürlich nennen, weil weder eine auf Papier geschriebene Staatsverfassung das unmündige Volk mündig noch irgend ein Machtgebot gebildete Völker zur Abdreifung ihrer Ansichten, Ueberzeugungen und Wünsche zauberhaft zwingen kann.

Ich nenne die Versuche Wagstücke, weil mir die Politik mit denselben ihre Sphäre zu überschreiten scheint.

Wer mag die Wirkungen solcher Wagstücke berechnen, welche an das Zarteste der Menschheit rühren, welche im Unsichtbaren und Geistigen der Nationen Gewalt üben, und welche das geheimnißvolle Getriebe der Weltereignisse, nämlich politische und religiöse Ueberzeugungen und Bedürfnisse der Nationen, nach dem System eines Philosophen oder Jesuiten regeln wollen?

Jene prahlerische goldne Inschrift auf der Stirnseite des Kollegiums Ghislieri in Pavia: Gott hat's begonnen (nämlich Papst Pius V) und Cäsar vollendet (nämlich Kaiser Franz I), wird umgekehrt mit größerer Wahrheit einst über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts gesetzt werden können: die Fürsten haben begonnen, Gott hat vollendet.

Aller Klugheit zum Hohn ſchlingt ſich der Knoten der Verhältniſſe unauflöslicher.

Aber die unſichtbare Hand, die ihn geſchlungen hat, wird ihn wieder löſen. Niemand ſieht das geheimnißvolle Wie voraus. Und die da meinen, ihr Wille lenke die europäiſchen Beſtimmungen, ſind, ohne es zu wiſſen und zu wollen, nur todte Werkzeuge in unſichtbarer Hand. Mir iſt's, als gehe Europa einer größern Kriſis entgegen, denn die war, welche wir ſchon überlebt haben. Die kommende überleben wir kaum. Unſere Kinder werden handeln. Vieles wird vergeben, was menſchlicher Blödſinn für unvergänglich hält und der ohnmächtige Stolz der Sterblichen vergebens zu retten ſucht.

Die Ruhe der Welt kann aber erſt dann wieder feſter hervortreten, wenn die feindſeligen Elemente, die jetzt faſt in allen Reichen gegen einander ſtreiten, ſei es durch die Weisheit großer Staatenführer, ſei es durch die Gewalt des Schickſals, mit einander verſöhnt ſind. Thöricht iſt die Einbildung, Eins könne vom Andern gänzlich vernichtet werden! Darin beſteht die Verſöhnung, daß ſie ſich einander durchdringen und damit gegenſeitig mäßigen und binden müſſen.

Idealiſche Freiheit ohne Ehrfurcht für Geſetz, Herkommen und Obrigkeit iſt für die Kulturſtufen,

auf denen die Europäer ſtehen, eben ſo unmöglich, als oligarchiſche Willkühr droben und ſchweigſame Knechtſchaft drunten. Es ſcheint mir ein erzgleißneriſcher Weisſpruch der Diplomaten zu ſein: Alles für, aber nichts durch das Volk! Denn die Weltgeſchichte lehret zu häufig: daß da, wo Nichts durch das Volk geſchieht, eben ſo wenig für das Volk geſchieht, als wo Alles durch das Volk geſchehen ſoll. Wo Recht und Freiheit Aller die Rechte und Freiheiten der Einzelnen tödtet, iſt es ſo unheimlich wohnen, als wo unter Rechtſamen und Freiheiten Einzelner das Recht und die Freiheit Aller erſtickt.

Es gibt eine Mittelſtraße in Allem. Der geſunde Menſchenverſtand findet ſie leicht, die Leidenſchaft nie. Die da ſagen: der Fürſt iſt der Staat (l'état c'est moi)! predigen Despotismus; die da ſagen: das Volk iſt der Staat! predigen Anarchie. Ein Haupt ohne Rumpf iſt ſo ohnmächtig, als ein Rumpf ohne Haupt. Fürſt und Volk, durchs Geſetz umfaßt und verbunden, ſind der Staat, und ſind in ſich am vollendetſten dann, wann ſie einander durchdringen und erfüllen, jener das Volk mit Einheit des Geiſtes und Willens, dieſes den Fürſten mit Mannigfaltigkeit der Anſichten und Einſichten.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Zehnter Theil.

An Euphrasien, über den Nachruhm.
Metapolitische Ideen.
Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen-Liede.
Vom Asyl-Recht.
Der Trost, oder über die Liebe.
Gutachten über ein Gesetz gegen Preßvergehen.
Ueber die Ursachen des Kriminalmuß im Kanton Aargau und in der Schweiz überhaupt.
Ueber das Verhältniß der Freimaurerei zu Kirche und Staat.
Europens Niedergang Amerika's Aufgang.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

An Euphrasien,

über

den Nachruhm.

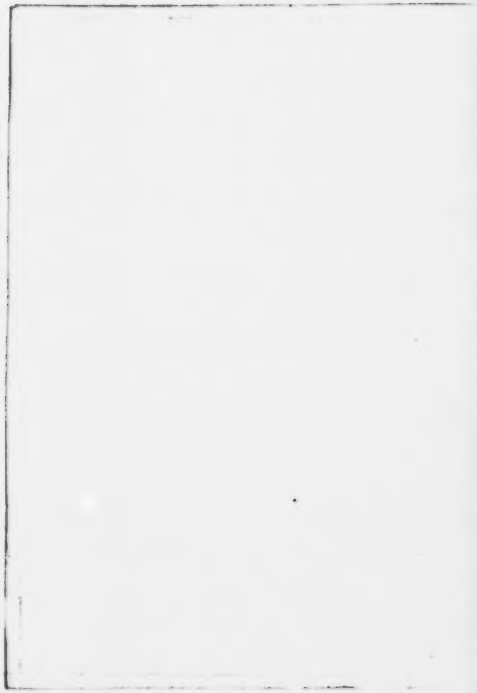

— — — Zürnen Sie doch nicht meiner „in sich selbst verliebten Trägheit", wie Sie sich auszudrükken gefallen, wenn ich ein genußreiches Leben dem Ruhme nach dem Tode, und ein Lächeln von Ihnen, schöne Euphrasie, allen marmornen und ehernen Denkmälern künftiger Jahrhunderte vorziehe. Was ich gedacht, empfunden und geleistet, das hab' ich gelebt. Den Nachruhm empfinden nicht die, welche ihn haben, sondern die ihn geben. Würden Sie den Narren nicht zum Arzt schicken, welcher sich am reichen Tisch seiner Hausgenossenschaft krank hungerte, um von Leckerbissen zu träumen, die er in einem Feen-Pallast schmausen konnte? Zum Arzt den Thoren, welcher mit allen Opfern der Wirklichkeit kaufen will, was er nie weiß und hat, auch wenn er es empfängt! Das heißt todt sein im Leben, um für einen Tag zu leben, da man todt ist. La fama è viva ai vivi, e morta ai morti (der Ruhm lebt dem Lebenden, todt ist er dem Todten), sagt der Italiener.

Wer die schöne That nicht einzig ihrer Schönheit willen begeht, ist nicht werth, sie zu thun, noch weniger genannt zu werden vor und nach dem

Tode. Denn er hat wirklich das Schönste an der That verletzt, die Reinheit derselben. Er liebte nicht das Heilige in ihr, nicht die Mitwelt und Nachwelt, sondern sein eitles, kleines Ich. Er betrog die Menschheit durch falsche Waare; sie mag ihn mit falscher Münze zahlen oder nicht, nie begeht sie Unrecht an ihm.

Das Göttliche in uns, der ewige Geist, ist so unvernichtbar, als das Weltall. Was verlangen wir mehr, als ewig zu sein? Wir sind's. Warum sollten wir, bei voller Vernunft, das Nichtigste dem Herrlichsten vorziehen? Wohlwollend auf alle Umgebungen um uns her einwirken, das ist unser Gotteswesen, unser Gottesberuf. Wirken allein heißt leben. Wer mehr will, der begehrt das Schlechtere; giebt das Endliche dem Unendlichen, das Zufällige dem Wesentlichen, das Trügliche dem Untrüglichen vor. Durst nach Unsterblichkeit des Namens ist ein Zweifel an der Unsterblichkeit Seiner selbst. Wer ihn fühlt, will sich nur aus dem Becher der Selbsttäuschung berauschen.

Müssen Sie nicht selbst gestehen, daß der Tempel des Nachruhms der zweideutigste Platz in der Welt ist, nach dem man sich sehnen konnte? Wohl die Meisten derer, welche Denkmäler von Erz und Stein bauen, haben dabei weniger die Ehre dessen vor Augen, dem sie das Mal errichten, als ihre eigene. Sein Name ist nur die gefällige Schminke

ihrer Eitelkeit, die als Dankbarkeit oder Hochgefühl bewundert werden mögte. Denn wessen Name schon im Gedächtniß der Jahrhunderte fortschreitet, bedarf keiner Monumente, um weiter hinauszudauern. O glauben Sie, Euphrasie, der Mehrtheil aller Ehrensäulen für große Männer sind nur Krücken des Ehrgeizes, an denen ihnen kleine Leute nachzuhinken hoffen. Wo das Verdienst der Todten mit todtem Prunk zu feiern verdienstvoll wird, taugen die noch Lebenden schwerlich viel. Griechenland baute seinen großen Männern erst Ehrenmäler, als es die Tugenden derselben verloren hatte; so wie der Ahnenstolz unserer Grafen und Baronen der unverwerflichste Bürge ihres eigenen Nichtadels ist.

Vielleicht wär' es noch der Mühe werth, den Tempel des Ruhms anzulächeln, wenn er die ausschließliche „Domäne" der Tugend oder Weisheit wäre. Aber er ist das Pantheon der Menschheit, worin Marat's Asche neben der Asche Rousseau's steht. Da sieht man die Quälgeister unsers Geschlechts neben den Wohlthätern desselben vereinigt, und neben einem Titus nennt man zehn Neronen.

Was wird nicht alles groß geheißen von den Zwergen? Hieß nicht der kleinliche Ludwig XIV., nicht der mazedonische Alexander groß? Attila wäre der noch Größere genannt worden, hätte er, wie Konstantin der Große, die Huld der Prie-

ſter und Mönche gehabt und ſtatt der Chriſten die Heiden in ſeinen Schlachten abgeſchlachtet, wie Karl der Große die Sachſen. Der Beiname des Großen iſt ſo beſudelt geworden, daß er ſelbſt würdige Fürſten, die ihn führen müſſen, bei heutigen Schulknaben verdächtigt, welchen der Verſtand unverkrüppelt gelaſſen ward. Warum ſollte mich dann gelüſten, in die Geſellſchaft ſo vieler verbrecheriſcher Kronenträger zu gelangen, während ſo mancher Edle vergeſſen ward? Hätten wir keine andere Unſterblichkeit zu erwarten, als die zufällige unſers Namens, wahrlich, unſer Daſein wäre nicht der Geburtsſchmerzen werth geweſen.

Ja, nicht das Verdienſt, ſondern die Laune des Zufalls hilft am beſten zur Verewigung des Namens. Wie viele wahrhaft große, über ihr Zeitalter erhabene Menſchen ſind in der Geſchichte der Völker nie genannt worden, weil es an Geſchichtſchreibern, Buchdruckereien oder Bibliotheken fehlte? Quintilians Inſtitutionen lagen mehr denn tauſend Jahre verloren, bis ſie Poggio im Jahr 1415 aus den Händen eines Barbaren kaufte, oder in einem alten Thurm der Abtei St. Gallen fand. Der Hofmeiſter eines gewiſſen Marquis de Rouville ſpielte einſt unweit Saumur Ball, las von ungefähr, was auf dem Pergamente ſeines Ballſchlägels geſchrieben ſtand, und — entdeckte ein Blatt aus der zweiten Decade des Livius. Ge-

schwind sprang er zum Drechsler, der die Schlägel gearbeitet hatte. „Es thut mir leid," sagte der Mann, „erst vor wenigen Tagen verbrauchte ich das letzte Blatt!" Also für Ballspiel und Kinder-tand ging das Andenken großer Reden und Thaten der Vorwelt vielleicht auf ewig unter.

Cicero, der für die Unvergeßlichkeit seines Namens Alles geopfert haben würde, schrieb ein eigenes Buch de gloria. Wir haben nichts mehr davon als Bruchstücke. Ein gewisser Tolentiner, Namens Philelphus, soll, wenigstens sagt man's, im funfzehnten Jahrhundert das ciceronische Buch gefunden haben. Nun schrieb dieser, um sich selbst unsterblich zu machen, ein Buch über die Weltverachtung, de contemptu mundi, flickte Cicero's beste Gedanken hinein und warf, seinen geistigen Diebstahl zu verheimlichen, den armen Cicero — ins Feuer. So betrog ein citler Mensch den andern um einen Anspruch auf Nachruhm. Leonardo Aretino fand die griechische Handschrift von Procops Geschichte des gothischen Krieges, übersetzte sie ins Lateinische und gab sie der Welt als sein Werk. Macchiavelli war so ehrlich, später in zu bekennen, daß er manche Reden, die er seinem Helden Castruccio Castracani in den Mund gelegt, aus Plutarchs Apophtegmen der Alten genommen, die er zufällig gefunden hatte. — Papyre Masson entdeckte

die sämmtlichen Werke eines Lyoner Bischofs Agobard bei einem Buchbinder, der daraus — Bücherdeckel kleistern wollte. Wäre Herr Masson ein paar Tage später gekommen, wüßten wir blutwenig von dem berühmten Ketzer Felix von Urgel, nichts von dem aufgeklärtesten Geistlichen, der schon im neunten Jahrhundert an keine Hexerei glaubte, gegen Feuer- und Wasserproben und gegen das Wahnsinnige des Zweikampfs schrieb.

Und, schöne Euphrasie, gestehen Sie selbst, ob Sie im Ernste glauben, daß die Nachwelt, wenn Ihr Name neben denen der Aspasien und Sappho's bliebe, Sie richtiger beurtheilen würde, als ich und die ganze Zeitgenossenschaft, die Ihre Schönheit und weit mehr noch Ihre stille Seelenwürde bewundern? Im Grunde ist der Spruch der Welt und Nachwelt über den Werth der Menschen gleich unsicher, und der Maasstab, welchen die Leidenschaftlichkeit der Zeitgenossenschaft an unsere Handlungen legt, nicht viel unzuverlässiger, als der, mit dem die Unkunde der spätern Jahrhunderte werthet. Nennten wir nicht im alltäglichen Leben oft für Dinge Lob, die kaum der Erwähnung verdienten, und uns nichts kosteten; während manche unserer edelsten Anstrengungen unbemerkt geblieben sind? Priesen die Dichter nicht den Sieger bei Molwitz, wo Friedrich der Große persönlich die Flucht ergriffen hatte?

Wohl wenigen, die nach Ruhm lüstern sind, fällt bei, daß sie um das gelobt werden dürften, was sie selbst verachten. Am wenigsten mögten sie sich mit einem Fluch der Nachwelt gepaart sehen, und die Unsterblichkeit des Narren Herostrat wünschen. Wer aber ist denn sicher, ob man uns dereinst Schandpsäule, oder Ehrenpforten setzt? Weltansicht und Geschmack der Jahrhunderte und der Menschen bleiben ewig verschieden. Es gibt in unserm Geschlechte Tag- und Nachtgeschöpfe, Fledermäuse und Adler der Geisterwelt. Den sein Zeitalter verspottete und verwünschte, hat das nachfolgende vergöttert. Ist nicht selbst Moses schon ein Betrüger, Solrates ein Wollüstling geheißen worden? Die eine Hälfte Europens verflucht, die andere segnet den Namen Luthers. Der gute Heinrich IV. von Frankreich ward geläsiert, Navaillac gepriesen. Haben nicht von jeher und bis zu unsern Tagen schriftstellerische Schmeißfliegen auf die Namen eines Homer, Shakespear, Voltaire, Göthe ihren Koth fallen lassen?

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ sang Schiller. Der Gedanke ist glänzend wie ein Regenbogen, den die Unkunde des Kindes für mehr hält. Es gibt kaum befangenere Weltrichter, als die Geschichtschreiber. Sie irren eben so oft durch Parteilichkeit, als durch Unwissenheit. Die groß-

ten Geschichtschreiber haben ihren Einfluß auf die Welt nicht so sehr der Treue, als der Anmuth und Kraft ihrer Erzählung zu danken. Nicht das, was wirklich geschehen ist, sondern wie sich im Innern eines großen Geistes das Geschehene abspiegelt, fesselt die Aufmerksamkeit. Sonst würde jede einfache Mönchschronik, es würden die Jahrbücher und Regesten jedes pünktlich-treuen Archivars so vielen Werth haben, als die Darstellungen eines Thucydides, Tacitus, Gibbon, und Johannes Müller. Man ist bei diesen zufrieden, wenn sie nicht am Gerippe der Thatsachen und Zahlen sündigen; die größere Sünde an der Wahrheit aber, die Einkleidung des Gerippes, daß es lebendig scheine, verzeiht man ihnen gern. Nur dadurch unterscheidet sich von der Geschichte der geschichtliche Roman, daß dieser sich auch erlaubt, am Knochenbau seiner Helden und Schicksale nach Belieben zu mehren oder zu mindern.

Macpherson gab uns die Gesänge Ossians. Sie gefielen, ungeachtet aller Zweifel an ihrer Aechtheit. Nun ist die Verfälschung derselben erwiesen. Die Hochlandsgesellschaft von Schottland hat uns mit unsäglicher Mühe die wahren Ueberlieferungen und Balladen Ossians gesammelt. Wer aber mögte diese platten Volkslieder der Bergschotten lesen, wo der gesangreiche Carril vom Gaul durchblaut wird, weil jener diesem nicht sein Stück Rind-

fleisch mit der Zwiebelbrühe abtreten will? Es lebte also kein Fingal, wie ihn der blinde Harfner sang; es lebte kein Ossian, wie ihn Macpherson gab. Aber beide werden ewig leben. — Hat denn jemals der blinde Homer gelebt, welchen heut fünf Welttheile preisen?

Wie viele Dichtungen des Niegewesenen sind zu Ueberlieferungen des Geschehenen im Munde des Volks geworden! Und umgekehrt, wie viel Geschehenes ist im Munde der Historiker zur Dichtung geworden! Man zeigt die Stelle noch in Uri, wo Tell den Apfel vom Haupte seines Kindes schoß; aber Saxo Grammaticus hatte schon hundert Jahre vorher denselben Schuß vom Tocco, zur Zeit des Dänenkönigs Harald, beschrieben. Man zeigt zu Mölln im Herzogthum Lauenburg die Linde noch, wo Eulenspiegel verkehrt begraben liegen soll, und jeder Handwerksbursche schlägt seinen Nagel in die Linde; so wie in der Provinz la Mancha noch Brunnen und andere Dinge unter Don Quixote's Namen, und in England Berge und Pfade nach Shakespears Namen nachgewiesen werden.

Für ein so zweideutiges Weltgericht, als die Weltgeschichte, für einen ungewissen, wandelbaren Nachruf soll ein verständiger Mensch die edlern Ge-

nüsse des Lebens gering achten? Nein, Euphrase, die Erhabensten aller Sterblichen dachten schwerlich daran, daß man ihnen nach Jahrtausenden ein Fest feiern könnte. Aber zehntausend Thoren sind vergessen oder noch schlimmer daran, die von den Batterien des Feindes, oder beim Dampf der nächtlichen Studierlampe für ihre Unsterblichkeit — starben.

Und was bleibt zuletzt von unsern Weltgeschichten, Thaten und Faxen, wenn dem Erdball, welchen wir bewohnen, früher oder später einer jener kleinen Unfälle begegnen sollte, wie er deren schon frühere gehabt? Daß z. B. eine geringe Störung in der Gravitation der Weltkörper die Meere über die Festlande hinwegstürzte, und unsere Monumente, Bibliotheken und das ganze Milbengeschlecht der Erdengötter von der Oberfläche hinwegwüsche? Oder wie, wenn ein unvorsichtiger Komet, was doch nicht ausser dem Reich der Möglichkeit liegt, auf seiner Irrfahrt gegen den von uns beherrschten Stern rennen würde? Oder wenn dereinst unser Planet zersprünge, wie jene Welttrümmer das Vorbild geben, welche als Ceres, Pallas, Vesta und Juno um die Sonne kreisen? Oder wenn auch nur die kleine Halbinsel, die wir Europa heißen, sich in den Abgrund des alten Ozeans zurückzöge, wie einst, laut vorweltlichen

Sagen, die reiche, blühende Atlantis verſchwunden iſt? Nun ja, dann iſts um alle Herrlichkeit gethan und ewige Nacht verſchlingt das, was geweſen iſt, als wär' es nie geweſen und geſchehen.

Das Scheiden des Geiſtes von ſeiner Hülle iſt einem Weltuntergang gleich. Was kann ihm das Geſchwätz der Zeitungsſchreiber, das Richten und Dichten der Geſchichtſchreiber, das Geträtſch abergläubiger Prieſter, die Eitelkeit der Monumentenbauer gelten?

Mag's ſein, daß „Unſterblichkeit der große Gedanke, des Schweißes der Edeln werth" manchen Jüngling und Mann zu ſchönen und vielleicht ſelbſt großen Thaten entflammt habe. Aber die Flamme ſtieg dann nicht aus reinem Grunde der Heiligkeit und der Liebe des Göttlichen auf, ſonder aus dem Sumpfboden des Ehrgeizes. Und wahrlich die Sucht, unvergeßlich zu werden, hat ſchon mehr Unheils geſtiftet, als irgend eine andere Leidenſchaft. Großtentheils iſt durch ſie die Weltgeſchichte zum Regiſter aller Ausſchweifungen menſchlichen Wahnſinns im Großen und Kleinen geworden.

Die Weiſeſten der Völker ſind gewöhnlich die **Stillſten im Lande.** Und gönnt man ihnen die Stille nicht, ſondern gibt ihnen die verdien-

dete Welt in Giftbechern, Scheiterhaufen, Kerkern und Verbannungen den nie verlangten Nachruhm des Namens, — so blicken sie wohl auf Edleres, als auf das Urtheil der Welt und Nachwelt.

Halten wir uns, Euphrasie, zu den Stillen im Lande!

Metapolitiſche Ideen.

Ein Bruchſtück.

Der Verfaſſer ſchrieb dieſes Bruchſtück ſchon im Jahre 1796, während ſeines Aufenthaltes zu Paris. Es ward im gleichen Jahre in der damals zu Zürich erſchienenen Zeitſchrift „Humaniora“ aufgenommen.

Es gereicht unſern Staatsmännern gewöhnlich zum Aergerniß, wenn ein Unberufener über Staatsſachen, Volksrechte und Regierungsformen ein Wörtchen fallen läßt. Es beleidigt ihren Stolz, Gegenſtände zum Stoff geſellſchaftlicher Unterhaltungen werden zu ſehen, welche bisher, wie ein ehrwürdiges Heiligthum, dem Volke nur aus der Ferne gezeigt wurden.

Sie ſpotten der unberufenen Staatsweiſen (man muß dieſe von Staatskünſtlern unterſcheiden); und meinen nach ihrer Art, es ſei leichter gute Verſe zu ſchreiben, als mit Glück über Ge-

setzgebung und Verwaltung zu sprechen. Ich habe nun gerade die entgegengesetzte Meinung; glaube, es sei leichter über Staatsverhältnisse gut zu urtheilen, als gute Verse zu dichten; denn zu jenem Geschäfte wird nur gesunder, ungelähmter Menschenverstand, zu diesem ein seltneres Geschenk der sparsamen Natur erfordert.

Dem sei, wie ihm wolle, so halte ich es wenigstens für sehr erlaubt, und sogar für sehr nützlich, in der Politik so wenig, als in der Religion, am Arm des blinden Glaubens zu schleichen. Wer sich stark genug fühlt, diesen Arm zu entbehren, erkennt in dem Gefühle *seinen Beruf* zum Selbstgeben. Eben so wichtig dem einzelnen Menschen Berichtigung seiner Vorstellungen vom höchsten Wesen, von Unsterblichkeit der Seele und einer moralischen Weltregierung ist, so wichtig und wohlthätig ist ihm das Nachdenken über die Lehre von der besten, das heißt der vernunftmäßigsten Einrichtung des menschlichen Gesellschaftskörpers.

Gleichwie es eine höhere Wissenschaft gibt, in welcher wir den *Grund* aller positiven Gesetze und Rechte erkennen, — nämlich das Naturrecht; — oder eine Wissenschaft, welche uns den Grund aller Erscheinungen der Physik geben will, — nämlich die *Metaphysik*: so sollte auch eine Wissenschaft werden können, in welcher dem Grunde aller

Erſcheinungen der Politik (Staatskunſt) nachgewieſen wird, — nämlich Metapolitik.

Unvertraut mit den Syſtemen der ältern, uneingeweiht in die Geheimniſſe der neuern Staatskunſt, habe ich mir, zu meiner eigenen Belehrung, vorgenommen, dieſem Gegenſtande meine nächſten Stunden zur Betrachtung zu widmen. Ich will, ſelbſt wo ſich mir Staaten als glückliche Muſter darſtellen, nicht auf ſie hinſchauen, ſondern nur auf das Urtheil der Vernunft allein horchen; will nicht aufſuchen das was iſt, ſondern was nach den Geſetzen der Vernunft ſein ſollte, und — wenn der Glauben an die Fortſchritte der menſchlichen Geſellſchaft in ihrer Kultur nicht Träumerei iſt — kunftig einmal ſein wird.

I. Freiheit.

1.

Der Robinſon auf ſeiner unbewohnten Inſel iſt wie der Weiſe im Horaz, Schuſter und König — er iſt durchaus frei. Die Grenzen der Natur ſind die Grenzen ſeiner Willkühr, ſeiner Launen.

Das geſellſchaftliche Leben iſt dem Menſchen

aber Bedürfniß durch seine eigene Organisation. Ausgesteuert von der Natur mit einer Menge von Anlagen und Trieben, welche Ausbildung und Befriedigung fordern, und sie unmöglich in der Einsamkeit gewinnen können, schmachtet er nach Unterstützern und Gehülfen.

Mit dem Uebergang aus dem Einzelnsein in den gesellschaftlichen Zustand, opfert er freiwillig einen Theil seiner Willkühr auf; er leidet Einschränkungen, um die Vortheile der Gesellschaft zu empfangen.

2.

Diese Einschränkungen sind keine Vernichtungen seiner Freiheit, sondern nur Bestimmungen in der Wahl seiner Mittel, jene (Freiheit) wohl zu genieſſen.

3.

Das Wort, und der in der Schale desselben wohnende Begriff **Freiheit**, hat das Schicksal einer Münze, welche lebhaft umläuft, und in tausend Händen und Taschen endlich Form und Gepräge einbüßt. Eben deswegen wiſſen so viele, selbst Kaufleute, welche mit derselben starke Geschäfte treiben (denn sie sind darum nicht immer gute Münzkenner), Freiheit nicht leicht von Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Selbstbestimmung u. dgl. m. zu unterscheiden.

Worin besteht des Menschen Freiheit? — —

Sie beſteht in der harmoniſchen oder vernunftgemäßen Befriedigung der Triebe unſerer dreifachen Natur.

4.

Der Menſch vereinigt in ſich gleichſam dreifaches Leben, — ein ſinnliches, ein ſittliches und ein denkendes.

Der nächſte Zweck, welcher vor ihm liegt, und dem er ſchon mit aller Kraft entgegenſteuert, ehe er ihn deutlich erkennt, iſt — zu leben, — zu entfalten die Anlagen, welche ihm beiwohnen, — das zu werden, was er nach ſeiner Organiſation werden kann. Dahin lenken ihn unwillkührlich alle Triebe. Er gleicht der Pflanze, welche, organiſirt zur Blume, mit immerwährendem Drange dieſer Beſtimmung entgegenkeimt.

Haben die Triebe unſers dreifachen Lebens volle Befriedigung, das heißt, ſetzen ſich unſerer ſinnlichen, ſittlichen und intellektuellen Vervollkommnerung keine andere Schranken, als die nothwendigen der Natur ſelbſt, entgegen, ſind wir in der Lage, ungehindert aufzublühen und zu dem zu reifen, was wir nach unſerer Organiſation ſein können: ſo ſind wir frei. Wir ſind Pflanzen im Garten der Natur, welche ungelähmt in ihren Kräften, Schönheit, Stärke und Höhe gewinnen.

5.

Dieſe Freiheit empfängt nach beſondern Beziehungen beſondere Bezeichnungen. — Verhältniſſe, welche den Forderungen unſerer ſinnlichen Natur Erfüllung gewähren (Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Nahrung, Begattung u. ſ. f.), machen uns **ſinnlich frei**.

Werden die Triebe unſerer moraliſchen Natur geſtillt, das heißt, vollſtrecken wir das Sittengeſetz der Vernunft, entreißen wir uns der Herrſchaft aller ſinnlichen Begierden; ſo ſind wir **ſittlich frei**.

Lähmen keine willkührliche (alſo nicht durch die Naturnothwendigkeit gegebene) Feſſeln unſers Geiſtes Kraft, zur Entwickelung ſeiner Anlagen zum Urtheilen, Denken, Glauben; werden wir nicht durch willkührliche Gewalten an gewiſſe Formen und Meinungen und ein non plus ultra des Forſchens gebunden; ſo genießen wir **Denkfreiheit**.

6.

Hieraus ergibt ſich, daß die Freiheit nicht nur in ſich Verſchiedenheiten trägt, ſondern auch **eben ſo relativ** iſt, als die Ausbildung der Triebe des dreifachen Lebens bei den Sterblichen überhaupt iſt.

Der Wilde, welcher nichts von den Forderungen seiner (in ihm vorhandenen, aber schlummernden) höhern Natur ahnet, lebt frei, sobald er nur in sinnlicher Behaglichkeit leben kann.

Ein Europäer hingegen, der Alles, was Sinnlichkeit schmeichelt, so gut wie jener Wilde, besitzt, aber durch willkührliche Gebote in Rücksicht der unerfüllten Triebe seiner höhern Natur darben und schmachten muß, ist nichts weniger, als frei zu nennen.

Im Urtheile über die Freiheit der Völker müssen wir diese mit keinem andern Maasstabe, als dem ihrer eigenen Entwickelungsstufe, messen.

7.

Ungehemmte, vernunftgemäße Befriedigung der Triebe unsers gesammten dreifachen Lebens setzt vollkommene Freiheit voraus.

Ein Staat, welcher dem Volke das Vermögen läßt, die Forderungen der dreifachen Natur so weit zu beruhigen, als es der Kulturzustand des Volkes möglich macht, oder zuläßt, gewährt bürgerliche Freiheit.

Ein Staat, welcher die eine oder die andere Art der Freiheit (5) vernichtet durch seine Gesetze, vernichtet damit Plan und die Ordnung der Schöpfung, verkrüppelt die Menschheit, ist widernatürlich und der Auflösung werth.

8.

Vollkommene Freiheit (7) iſt ein Begriff, der mit ſich abſolute Allgemeinheit verbindet, iſt das Ideal, dem wir entgegenringen, die Baſis der vernünftigen Geſetzgebung.

Bürgerliche Freiheit iſt abhängig vom Grade der Kultur des Volks.

Eine Nation, welche noch vor hundert Jahren frei war, kann, ſelbſt wenn ſie noch immer die damaligen Verfaſſungen, Geſetze und politiſchen Verhältniſſe unverändert beibehalten hat, in unſern Zeiten aufgehört haben frei zu ſein, durch ihre Fortſchritte in der Geiſtesbildung. Die Kleider, in welchen ſich einſt das Kind frei regen und bewegen konnte, werden dem wachſenden Jüngling zu enge, folternd und unnatürlich.

9.

Der Menſch in der Einſamkeit iſt nicht fähig, allein und für ſich ſelbſt alle Anlagen zur Vollkommenheit zu entwickeln (1); um alſo vollkommene Freiheit (7) zu erhalten, bedarf er der Unterſtützung von mehrern Sterblichen. Er opfert der Geſellſchaft, um ihrer Hilfe theilhaftig zu werden, von ſeiner Willkühr und Ungebundenheit auf. Die Einſchränkungen, welche er freiwillig leidet, heben ſeine Freiheit (4, 5) nicht auf,

sondern geben ihm bestimmtere Mittel, sich der vollkommenen Freiheit (7, 8) anzunähern.

10.

Willkührlich und nach Laune etwas thun oder lassen können, was nicht unmittelbar mit den Triebesforderungen der dreifachen Natur verknüpft ist, heißt nur Ungebundenheit.

Etwas Unvernünftiges wollen und thun können, heißt wahnsinnig oder thierisch sein können.

II. Zweck des Staates.

11.

Der Zweck, auf welchen in uns alle Anlagen unsrer Triebe hindeuten, und mit dessen Vernichtung sich auch unser menschliches Dasein schließen würde, nämlich zu leben, und sich als Das zu erhalten, was man nach der Natur aller beiwohnenden Anlagen ist, und, der Vernunft gemäß, sein soll — dieser Zweck, sage ich, ist im Stande der Gesellschaft so heilig, als im Stande der Einsamkeit. Denn um dieses Zweckes willen tritt der Einsame in die Gesellschaft.

12.

Dieser Zweck, dieses natürliche (also nothwendige, nicht selbsterfonnene) Befugniß, zu bleiben und zu werden, was der Mensch durch seine Organisation ist und werden soll, ist das große Grund- und Urrecht des Menschen.

Er hat also das unveräußerliche Recht zur Erhaltung und Ausbildung seiner Sinnlichkeit, das Recht, Leben, Eigenthum, Wohlsein u. s. f. zu erhalten, zu befördern.

Zweitens, Recht zur Erhaltung und Ausbildung der moralischen Natur, Freiheit der Tugend, Ausübungsrecht der Sittlichkeit.

Drittens, Erhaltung und Ausbildung seiner intellektuellen Natur, Freiheit des Denkens, Glaubens u. s. w.

In so fern jedem vernünftigen Wesen auf Erden diese Rechte angehören, sind sie Eigenthum der ganzen menschlichen Gesellschaft — Rechte der Menschheit.

13.

Weder das Individuum, noch die Gesammtheit der Menschen kann in der Gesellschaft die Bedingungen anfordern, unter welchen ihr physisches, moralisches und intellektuelles Dasein möglich ist. Nur die Wahl der Mittel, jene Rechte zu üben und zu nutzen, empfängt Bestimmungen.

Da jeder einzelne Mensch für sich kein höheres Ziel kennt, als das erwähnte (4, 5, 11,) so hat auch die Gesellschaft an und für sich kein höheres. Der Staat ist nur Mittel, das Geschäft und Streben des dreifachen Lebens zu erleichtern und zu befördern.

Unsere Menschheitsrechte haben wir also **nicht für den Staat**, sondern der Staat ist erschaffen **für sie**. Eine Gesetzgebung, welche die Rechte und Ziele der Menschheit zerstört, ist unvernünftig, unnatürlich, hebt die Ursachen der menschlichen Gesellschaft auf, und verdient, als ein untaugliches Mittel, Vernichtung.

14.

Der Zweck des Menschen und der Menschheit ist also auch **Zweck des Staates**, nämlich Erhaltung unserer Urrechte (12), oder Erhaltung und Ausbildung unsers dreifachen Lebens (4), oder Hinleitung zur vollkommenen Freiheit (3, 7) welches alles eins und dasselbe ist.

III. Anordnung des Staats.

15.

Da alle Menschen sich im Bezug auf den **Menschenzweck** (11, 12) gleich organisirt sind

(die Grade der Anlagen ausgenommen), so sind sie sich im Bezug auf ihre Rechte, oder auf ihre Anforderungen an das, was der Staat ihnen gewähren muß und soll, **vollkommen unrechtlich gleich.**

Jedes Mitglied des Staats muß folglich durch den Staat mit allen übrigen Gliedern **in gleichen Stand gesetzt werden**, seinen Zweck, **als Mensch** (11), **zu erreichen.**

Zu den Vortheilen, welche hieraus, und durch die Verbindung der Gesellschaft überhaupt entspringen, dürfen nicht gezählt werden solche, welche von einzelnen Personen durch besondern Fleiß, oder besondere Talente und Fertigkeiten, ohne Nachtheil der andern Individuen gewonnen werden (als Vermögen, Ehre u. s. f.); denn diese gewährt nicht der Staat an und für sich, sondern das verschiedene Talent der Menschen.

16.

Jedes Beisammenleben und Gemeinsamhandeln einer Menge macht eine Ordnung in demselben nothwendig; nothwendig, daß die Gesellschaft, zur Erreichung ihres Zwecks, ein friedliches, harmonirendes Ganze sei. Denn wenn viele Menschen unter einander wohnen, als lebten sie mit **keinen** Menschen, oder mit sich in keiner Verbindung, befinden sie sich sämmtlich in der Einsamkeit im Stand der Anarchie.

17.

Da der höchste Zweck der Gesellschaft ist, Erhaltung, Erleichterung und Vervollkommnerung des dreifachen Lebens (4), da das Ganze für einen, und einer für das Ganze arbeitet, — da einer allein jenen Zweck nicht ganz erreichen, sondern nur einzelne Befriedigungsmittel der Bedürfnisse vollkommen bearbeiten und liefern kann: so theilen sich die Glieder der Gesellschaft in ihren Beschäftigungen: es entsteht Umtausch ihrer Arbeiten, ihrer Schöpfungen.

Aus eben dem Grunde kann nicht das Ganze, oder jedes Individuum die Verwaltung der Gesellschaftsordnung besorgen; die Staatsführung wird einem Theile der Glieder übertragen.

Eine Panarchie, wo die gröste Masse des Volks, oder gar jedes Individuum die Ordnung des Ganzen unmittelbar verwaltet, ist wieder Anarchie.

18.

Drei von einander unabhängige Gewalten, die nur durch den gemeinschaftlichen Zweck mit einander verwandt sind, werden nothwendig zu einer vernünftigen Staatsführung, das heißt, zu einer Regierung, deren Baß urrechtliche Gleichheit (15), deren Ziel vollkommene Freiheit (5, 7) der Gesellschaft ist: —

eine gesetzgebende, eine richtende, und eine vollstreckende Gewalt.

19.

Die gesetzgebende Gewalt ist nothwendig, nach den Bedürfnissen der Gesellschaft Ordnungen zu veranstalten. Ein gesetzloser Staat ist kein Staat.

20.

Die gesetzgebende Gewalt ist selbst den Gesetzen unterworfen. Um die Glieder der Gesellschaft nach den gegebenen Vorschriften zu richten, um zu verhüten, daß keine Ausnahmen vom Gesetz (Privilegien) entstehen, welche der Freiheit des Ganzen nachtheilig wären, ist nothwendig eine richtende (oder beurtheilende) Gewalt.

21.

Die Gesetze endlich selbst anzuwenden, um durch sie öffentliche Ordnung oder Sicherheit des Staatszwecks zu erhalten und zu befördern, ist nothwendig eine vollstreckende Gewalt.

22.

Die richtende Gewalt steht also zwischen dem Gesetz und Gesetzgeber, zwischen dem Gesetz und Gesetzvollstrecker. Ist das Gesetz die Aegide der Volksfreiheit und Landeswohlfahrt, ist die voll-

ſtreckende Gewalt der Arm, welcher die heilige Aegide trägt: ſo iſt die richtende Gewalt die Seele, welche den Arm und die Aegide gegen den Feind des Staatszwecks lenkt.

In einem Staate, in welchem die geſetzgebende und richtende Gewalt unzertrennt ſind, ſtehen dem Herrſcher die Thore zur unbeſchränkten Tirannei offen. Er kann Geſetze geben für das Volk, und ſich ſelbſt von ihrer Verbindlichkeit loſen. Niemand kann ihn hindern, auch ſeine Laune zum Geſetz zu machen, oder den Geſetzen zu unterwerfen und zu entziehen, was denſelben nicht unterworfen und entzogen werden darf.

In einem Staat, in welchem die richtende und vollſtreckende Gewalt verbunden ſind, konnen die beklagten Vollſtrecker nicht nur in ihrer eigenen Sache richten: ſondern auch Fälle den vorhandenen Geſetzen unterwerfen, und darnach aburtheln, die nicht dahin gehoren.

23.

Die beſte Regierungsform iſt diejenige, durch welche das Volk am ſicherſten der vollkommenen Freiheit (7) und dem Zweck des Menſchen und Staates (11, f.) entgegengeführt werden kann, und durch welche es am ſchwerſten aus einem Unterthan der Ordnung und Geſetze zum Unterthan und Hab und Gut eines, oder einiger

Menſchen wird, welches der unrechtlichen Gleichheit (15) widerſtreitet.

Die Beweiſe, welche für die vorzügliche Güte der monokratiſchen oder republikaniſchen Staatsform *) aus der Geſchichte der Vorwelt gezogen

*) Der Herr herrſcht (κρατεῖ), das heißt, gibt das Geſetz, und zwar über das, worüber er herrſchen kann, nämlich über ſein Eigenthum. Der Beamte iſt, dem Geſetz gemäß, Führer der Geſchäfte (ἄρχων), Verwalter, Richter.

Iſt der Grundeigenthümer, der Landesherr, eine Gottheit, ſo wird Theokratie; iſts ein einzelner Menſch, ſo iſt Monokratie; ſind Mehrere in Geſellſchaft Eigenthümer von Grund und Boden, iſts Ariſtokratie; iſt das geſammte Volk Eigenthümer deſſen, was es hat und baut, ſo beſteht Demokratie. Das iſt die mannigfaltige Form der eigentlichen Landesherrſchaft.

Liegt aber die Geſchäftsführung (Regierung) ſtatt in der Hand des landesherrlichen Gottes, in der Hand von deſſen Dienern (Prieſter), ſo hat man Hierarchie; liegt ſie in der Hand eines Einzelnen, er ſei der Grundherr ſelbſt oder ein Beamter: ſo wird's Monarchie (urſprünglich wars Patriarchie). Iſt die oberſte Staatsführung Wenigen übergeben, wird Oligarchie; Vielen: Polyarchie.

Vernichtung aller geſetzlichen Ordnung durch die Regierung ſelbſt iſt Deſpotie, durch die Regierten, iſts Anarchie.

werden, entſcheiden nichts, als die Schwachgeiſtigkeit, oder Beſtochenheit des Beweisgebers. Denn die Vernunft allein lehrt, was *ſein ſoll*, die Geſchichte nur, was *geweſen iſt*. Aber nicht Alles was geweſen iſt, ſoll ſein; und was ſein ſoll, iſt leider nicht ſtets vorhanden geweſen.

Eben ſo nichtsſagend iſt der elende Weidſpruch: die beſte Regierungsform iſt die, welche am beſten verwaltet wird. Man will damit nur eine Aufgabe abdrängen, welche man aufzulöſen nicht Kopf oder Herz genug fühlt.

IV. Geſetzgebung des Staats.

24.

Das Kriterium aller Geſetze und ihres Werthes findet ſich allein in dem Zweck des Staates (11, ff.).

Durch Verwechſelung jener Grundbegriffe von Landesherrlichkeit und Regierung entſtand Verwirrung in den Sachen ſelbſt, die den Begriffen unterzuordnen waren.

Durch Sonderung der Begriffe, wie oben, wird ſehr deutlich, daß eine demokratiſche Monokratie Unſinn wäre, aber eine monarchiſche Demokratie ganz vernunftgemäß beſtehen könne. England iſt dem Weſen nach eine Ariſtokratie, der Regierungsform nach eine Monarchie.

Jedes Gesetz, wodurch die Rechte der Menschheit (12) vernichtet werden, ist der menschlichen Gesellschaft unwürdig und sie zerstörend.

Die Gesetzgebung bezieht sich entweder auf das Innere des Staats, auf die Ordnung der Gesellschaft, des Volkes unter sich selbst, — oder auf das Aeussere, auf die Verhältnisse des Staats zu andern Staaten.

25.

I. Im Bezug auf das Innere.

Die Gesetzgebung ertheilt den Gliedern des Reichs, nach den besondern Verhältnissen, besondere Pflichten, nach dem allgemeinen Verhältniß aller Glieder zum Ganzen, gleiche Pflichten; — eben so in den besondern Verhältnissen besondere Rechte, im Verhältniß zum Ganzen des Staats und seines Zwecks durchaus gleiche Rechte.

26.

Auch in der Mittheilung der besondern Pflichten und Rechte muß ein sicheres Gleichgewicht herrschen, theils

erstlich, daß die Pflichten des einzelnen Gliedes nie schwerer, als die Summe seiner Rechte sind [illegible]erdem wäre er nur das lasttragende Thier der [illegible]chaft), oder daß die Rechte eines Indi-

viduums nicht über die Summe ſeiner Pflichten gegen alle ſteigen; — theils

zweitens, daß die Pflichten und Rechte beſonderer Volksklaſſen in Gleichheit mit den Pflichten und Rechten anderer Volksklaſſen ruhen mögen.

Der Mangel dieſes Gleichgewichts macht die Regierungsform fehlerhaft; je mehr ſich das Gleichgewicht verliert, je näher ſteht die Regierungsform an ihrer Zertrümmerung. Wer Revolutionen befördern will, befördere z. B. nur das falſche Verhältniß zwiſchen der ernährenden und verzehrenden Klaſſe.

27.

Dieſes Gleichgewicht der Pflichten und Rechte der einzelnen Staatsglieder oder ganzen Volksklaſſen gegen einander iſt die Baſis einer vernünftigen und vollkommenen Geſetzgebung (15), alſo das wichtigſte, aber auch ſchwerſte Kapitel in der Lehre von der Staatskunſt. — Der Unterſchied zwiſchen Freien und Sklaven, Edeln und Unedeln in einer Nation wird durch dieſes Gleichgewicht erdrückt; es giebt dann überall nur Unterthanen der Geſetze; wer die meiſten Rechte genießt, trägt auch die meiſten oder ſchwerſten Pflichten.

Eben dieſe Gleichheit der Rechte und Pflich-

ten ſchließt auch in ſich die Gleichheit aller Bürger vor dem Tribunal des Geſetzes, ſo daß dieſes Jeden mit gleicher Kraft vor dem Unrecht ſchützt, als wegen Unrechts ſtraft.

28.

Die Gleichheit der Rechte und Pflichten zu befördern, muß nicht ein Theil der Geſellſchaft zum Schaden eines andern Vorrechte behaupten (15). Der Staat darf, als Staat, keinem Gliede, keiner Volksklaſſe mehr oder weniger Mittel und Gelegenheit geben, den Menſchenzweck (11, 12, f.) zu erreichen, denn den andern.

Es iſt alſo dem Staatszweck entgegen, wenn z. B. durch geſetzliche Inſtitutionen die vorzüglichſten Beſitzungen und Rechte zum Eigenthum einer gewiſſen Volksklaſſe werden, woran kein anderer Bürger Theil nehmen darf; wenn der Reichthum geſetzlich nur einer einzigen Klaſſe des Volks aus offenen, weiten Quellen zufließen kann, inzwiſchen der andere Theil kaum die erſten Bedürfniſſe zu ſtillen Mittel behält.

Es iſt unbillig und grauſam, die Rechte ungleich auszutheilen, aber noch grauſamer, eben ſo auch mit den Pflichten zu verfahren; — zum Beiſpiel, den Armen wie den Reichen mit gleichen Abgaben zu beſchweren; oder die Laſten des Staates allein auf die Schultern der arbeitenden

Klasse zu wälzen, und einen privilegirten Stand von allen Beschwerden auszunehmen.

29.

Der Staat muß so konstituirt werden, daß er jedes Individuum, in diejenigen Verhältnisse leicht einzurücken, in den Stand setzt, von welchem aus dasselbe dem Ganzen am meisten nützen kann (17). Hierin ruht die Freiheit und das Recht jedes Bürgers zu irgend einem Gewerbe, oder Amt, wenn er demselben mit seiner Kraft gewachsen ist.

Kein Gewerbe, kein Amt ist daher auch in bürgerlicher Hinsicht edler oder unedler, keines ehrlicher oder unehrlicher, als das andere, weil jedes, sobald es dem gemeinen Wesen nützlich oder nothwendig ist, eben dadurch geheiligt wird. Die Profession des Schusters, des Künstlers, des Feldherrn, des Staatsmannes sind gleich ehrwürdig; keine ist in bürgerlicher Hinsicht verächtlich.

Es ist also unnatürlich, einem fähigen Bürger um seiner Herkunft willen den Eingang zur Bekleidung gewisser öffentlichen Staatsämter zu verriegeln; den Glanz der Geburt dem der Tugend und Geistestalente vorzuziehen. — Es ist albern und die Würde der arbeitenden Volksklasse entehrend, jemanden seiner angesehenen Herkunft willen, im Fall er arm und talentlos ist, zu verbindern, ein Handwerk zu lernen und zu treiben.

30.

Keine Ehre, keine Schande, einem verdienstvollen oder verbrecherischen Mitgliede ertheilt, kann vernunftgemäß erblich sein. Ehre und Schande der Väter darf nicht auf Kinder fortgepflanzt werden. Wenn hier Ausnahmen erlaubt sein dürften: so fänden sie allein bei denjenigen Wohlthaten oder Belohnungen statt, die der Staat dem Verdienste weiht, ohne daß sie die Rechte Anderer kränken, oder Vorrechte enthalten.

Ist es etwas mehr, denn blödsinnige Barbarei, die Verdienste der Vorfahren den Enkeln anzurechnen, und die Belohnungen von jenen durch Vorrechte für diese zu vererblichen?

Ist es mehr, denn ein schändlicher Diebstahl am Eigenthum der Familien, wenn Verbrecher, mit Konfiszirung ihres Vermögens bestraft, und die schuldlosen Kinder und Verwandten dessen beraubt werden, was ihr rechtmäßiges Eigenthum war und bleiben, oder werden sollte?

31.

Die bürgerliche Freiheit (7, 8) darf durch die Gesetzgebung schlechterdings an keinen bestimmten Grad festgebunden werden, sondern soll eine fortschreitende Annäherung zur vollkommenen Freiheit (7, 8) sein, und dieser Vollkommenheit, vermöge der Verfassung, entgegenreifen können.

Wird die bürgerliche Freiheit bis zu einem gewissen Grad vorgelassen, und dann durch Gesetze gehemmt, so sinkt die Nation eben so sehr in die Sklaverei unter, als sie in der Kultur emporsteigt (8). Der Freiheit zur Selbstentwickelung lassen sich keine Grade bestimmen, ohne sie zu vernichten.

Ein anderes ist es mit der Wahl der Mittel, zur Befriedigung der Bedürfnisse des dreifachen Lebens. Diese können allerdings bestimmt werden. Die Freiheiten und Rechte der Individuen im Stande der Gesellschaft dürfen einander nur begrenzen, aber nie einander zerstörend durchkreuzen.

Wenn eine Regierung die Denkfreiheit oder Glaubensfreiheit des Volkes durch Edikte oder symbolische Vorschriften einschränkt: so verletzt sie, mit dem Unrecht der Menschheit, den Zweck des Staats. Sie war nur befugt zu sorgen, daß keine dem Zweck des Menschen und des Staats widerstreitende Meinung oder Religion thätig werde.

32.

Staaten, in welchen man eine herrschende Religion (ecclesia triumphans, dominans) und eine unter lästigen Bedingungen geduldete (ecclesia pressa) wahrnimmt, sind in dieser Hinsicht barbarisch geordnet, das heißt vernunftwidrig und un-

sittlich. Denn Gesetze sind unsittlich, wenn sie zur Unsittlichkeit (z. B. zur Heuchelei in Glaubenssachen) zwingen, oder das an einem Menschen strafen, wofür er nichts kann und wodurch er weder sich noch Andern schadet (z. B. seine Ueberzeugung). Gesetze sind vernunftwidrig, wenn sie etwas gebieten, was Beamte nicht vollziehen können (z. B. Aenderung des Fürwahrhaltens und Wissens).

33.

Das Volk, als Unterthan selbstbewilligter, vernunftmäßiger Gesetze, ist verpflichtet, diesen zu gehorchen, und die verordneten Gewalten (18, f.) in ihrem Geschäft zu unterstützen. Es hat aber von der andern Seite allerdings das Recht, seine Meinungen über Mängel der Regierung, oder Ausbesserung erwiesener Fehler zu offenbaren, doch immer mit derjenigen Achtung, welche die Nation sich selbst schuldig ist.

34.

Der Landesherr (Fürst, Volk u. s. w.) hat das Recht, die Regierung zur Rechenschaftsablegung zu fordern, weil die Individuen der öffentlichen Verwaltung nicht Herren oder Eigenthümer des Landes, sondern Diener, Verwalter der herrschaftlichen Rechte sind. Gesetzgeber, Richter und Vollstrecker

der Geſetze müſſen die Gründe ihrer Handlungen, in ſo fern dieſe nicht von der Art ſind, daß ihre Bekanntwerdung vor der Zeit dem Guten der Sache ſchadet, mit jeder Handlung zugleich entwickeln; ein *car tel est notre bon plaisir* iſt ein zureichender Grund für Sklaven, das iſt, Halbmenſchen.

35.

Der Landesherr hat das Recht, die Staatsform, ſo bald dieſe den Zweck der Geſellſchaft (11—14) nicht erreicht, oder ihn wohl gar zerſtört, zu verwandeln.

36.

II. Im Bezug auf das Aeuſſere, oder auf die Verhältniſſe des Staates zu andern Staaten.

Mehrere gröſſere und kleinere, von einander unabhängige Reiche, exiſtiren auſſer und neben einander. — In ſo fern ſie alle einen gleichen Grad der Kultur genoſſen, würden ſie auch alle einen und denſelben Staatszweck (11), mithin auch, dem Weſentlichen nach, einerlei Geſetzgebung haben (21). In den Rechten der Menſchheit ſind immer auch die Rechte der Völker.

Weil aber die verſchiedenen Nationen ſchwerlich auf gleicherhabenen Stufen der Bildung ſtehen

dürften, und, wenn dieses auch wäre, demungeachtet das Interesse der Nationen feindselig zusammentreffen kann; weil ferner in dergleichen Kollisionen nicht immer der Ausspruch eines Schiedrichters genehmigt werden, oder auch nur vorhanden sein würde: so leben die Staaten gegen einander, wie Individuen im ungesellschaftlichen Zustande, wo jedes für eigene Sicherheit wachen und handeln muß.

37.

Wenn barbarische Völker unvernünftig handeln, so berechtigt dieses keine gesittete Nation, ebenfalls wider Vernunft zu sündigen. Ein gebildeter Mann wird unter Narren oder Bösewichten weder zum Narren noch Bösewicht werden, aber darum auch nicht ihr Spielball, oder Sklav sein.

38.

Jeder Staat ist ein für sich bestehendes Ganze, ein Selbstzweck, ist für sich frei. Kein Staat darf daher das rechtmäßige Eigenthum eines andern an sich reißen, oder sich in die Ordnung desselben ungebeten mit Richtergewalt einmischen. Jenes ist Diebstahl, oder Raub, dessen Schändlichkeit Diplomatiker umsonst mit Manifesten und Rechtfertigungen überkleben; dieses ist vernunft-

widrige Anmaßung, rechtswidrige Gewaltthat. Es gibt im natürlichen Recht keine Verjährung (wie im positiven). Widerrechtlich behandelte Völker bedürfen daher keiner Rechtsverwahrung. Sie vindiziren ihr geraubtes Recht, sobald sie gegen den Räuber oder Anmaßer die Stärke haben.

39.

Kein Volk kann von einem Andern, als Eigenthum, *geerbt*, *verschenkt* oder *verkauft* werden. Denn Menschen sind keine Sachen, können also kein Eigenthum sein.

40.

Völker können aber freiwillig mit andern in Bündnisse treten, oder sich mit einander unter *einer* Regierung vereinen.

Sobald Staaten mit Staaten Freundschaftsbündnisse schließen, geben sie damit zu erkennen, daß sie zur wechselseitigen Hilfe, wie hilfsbedürftige Individuen im *Stande der Gesellschaft* leben wollen. Sie machen sich folglich anheischig, mit den Vortheilen dieses Standes auch die Pflichten desselben zu übernehmen.

Alle Bündnisse, selbst mit den rohesten Nationen (38), müssen den Rechten der Menschheit und dem höchsten Staatszweck (11 ff.) gemäß geschlossen und gehalten werden.

41.

Der Landesherr iſt Landes- aber nicht Menſchen-Eigenthümer, er hat alſo kein Recht, einen Theil ſeiner Bürger — etwa Soldaten — an einen andern zu verkaufen: es iſt dieſes ein Verbrechen wider den Staatszweck, welche den Bürgern vollkommene Freiheit zuſichern ſoll.

Eben ſo wenig iſt ein Landesherr befugt, Menſchen zum Dienſte (beſonders zu Kriegen) anderer Staaten zu vermiethen; es wäre denn, daß ſich der Burger freiwillig dazu anbote.

42.

Es kann keinem Individuum verweigert werden, wenn es die erwarteten Vortheile der Geſellſchaft oder des Staates für ſich nicht findet, aus der Geſellſchaft zu treten, und einem andern Staate ſich einzuverleiben. — Nur wenn der Austritt ſolches Individuums dem Ganzen zum Nachtheil gediehe, iſt er unerlaubt.

43.

Es darf kein Krieg unternommen werden, als allein für die Rechte des Volks oder der Menſchheit (36), oder, welches eben ſo viel ſagt: zur Beſchirmung des höchſten Staatszwecks. — Eroberungskriege u. dgl. ſind daher vernunftwidrige Greuel.

44.

Der Krieg iſt die alleinige Sache des Volks, und die Sache deſſelben muß daher nothwendig unterſchieden werden vom Intereſſe der Regierenden. — Vergehungen der Regierung dürfen nicht den Volkern aufgebürdet, oder dieſe für jene geſtraft werden.

45.

Nationalſtolz und Nationalhaß ſind Baſtarde der Vaterlandsliebe und Barbarei. — Gegen das Ausland gilt kein Patriotismus, ſondern nur Kosmopolitismus.

Ein Geburtsland hat jeder Menſch; der freie Menſch ein Vaterland; aber der Leibeigene blos ein Herrenland.

Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen-Liede.

Geschrieben im Jahr 1812.

Von den Nibelungen überhaupt.

Es nimmt der alte, wunderbare Heldensang, genannt der Nibelungen Lied, unter den Werken deutscher Dichtkunst seine würdige Stelle wieder ein. Ich möchte mich hier eben so wenig zu denen reihen, die darin nur die ersten dürftigen Versuche einer rohen Kunst in ungebildeter Sprache erblicken, als die Zahl der schwärmerischen Bewunderer vermehren, welche an den Nibelungen ein deutsches Seitenstück zur griechischen Odyssee gefunden haben wollen. Es steht, nach meinem Gefühl, dies Lied neben den Homerischen Schöpfungen ungefähr wie ein riesenhaftes, altgothisches Kirchengebäu, aus unzähligen Bogen, Schnörkeln, Thürmen und Thürmlein zusammengebaut, breit

und schwer, dennoch durchsichtig und leicht, den Himmeln entgegengeführt, neben der Hauptkirche des heiligen Peters in Rom, der prächtigsten und weitläuftigsten der Welt.

Wie die uralten Münster und Dome, welche hin und wieder in deutschen Städten gefunden werden, noch heut der Stolz des Landes und das Erstaunen der Fremde sind: so unser Nibelungen-Lied. Jedes Land hat seine ihm eigenthümliche Kunst, wie seine Natur; der Süden Palmen, der Norden Eichen.

Das Lied der Nibelungen schließt uns das Wunderland deutscher Vorwelt auf, wie es einst in den Träumen und Sagen des Volks blühte; läßt, wie durch Nebel, Schicksale eines untergegangenen Weltalters erblicken, von welchem keine Geschichte mehr urkundet; und steht mit seinen Sittengemälden eines fremden Jahrhunderts für den Freund der Dichtkunst, Sprache und Geschichte, für ewige Zeiten als Urbild reiner Deutschheit da.

Aber noch ist uns vieles darin räthselvoll. Wer war der Dichter des Nibelungen-Sanges? — Welchem Zeitalter ist er entstammt? — Welche geschichtliche Thatsachen liegen ihm zum Grunde?

Nicht, daß ich die Räthsel lösen will, aber einige Hilfe dazu darzubieten, schrieb ich folgende

Anmerkungen nieder, denen ich freundliche Aufnahme wünsche.

Selbst der Name des Gedichts ist räthselhaft. Es wird von einem Lande der Nibelungen gesagt, deren Recken Siegfried zwang. Dann werden die Helden vom Rhein zuweilen selbst die Nibelungen geheißen. Der Name und das Geschlecht der Nibelungen war noch im achten Jahrhundert nicht am Rhein erloschen, und den austrasischen Königen verwandt. Jener Graf Nibelung, welcher die Kronik des Fredegar bis zum Jahr 768 fortsetzen ließ *), war ein Vetter Karls des Martellen. Denn Graf Childebrand, des Nibelungen Vater, war Karls Oheim **). Mit dieser Nachweisung habe ich freilich wenig geholfen; doch kann sie auf eine verwischte Spur leiten.

Schon der erste Blick auf das Lied lehrt, daß es aus zwei Haupttheilen besteht, davon jeglicher für sich selbst ein Ganzes bildet. Der erste umfaßt die neunzehn ersten Abenteuer, ich will ihn, der Kürze willen, künftig Ehrimhildens Liebe nennen; der andere Theil be-

*) *Fredegarii chron. junct. Nibelungi comitis continuatum*; bei *Duchesne hist. franc. script. I*, 2do. 773.

**) *Duchesne hist. franc. script. I*, 772 b.

greift die übrigen zwanzig Abentheuer, oder die Geſchichte von Chriemhildens Rache. Dieſer kann unabhängig vom erſten geleſen werden, welcher ebenfalls auf frühere Sagen und Lieder hindeutet, durch die er noch deutlicher ſein würde, wenn wir ſie beſäßen.

Wohl möglich, daß beide Theile einerlei Verfaſſer haben; wahrſcheinlicher aber, daß Chriemhildens Liebe von einem ältern Dichter geſungen worden, dem norddeutſche Sagen vertrauter waren; daß Chriemhildens Rache von einem andern Sänger ſtammt, dem ſuddeutſche Sagen die bekannteſten geweſen ſind. Vielleicht daß der Suddeutſche Chriemhildens Liebe nur überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu ſchaffen.

Denn das ganze Gedicht iſt nur als dichteriſche Zuſammenreihung von Sagen anzuſehen, unter denen die des erſten Theils mehr dem Norden, die des zweiten mehr dem Süden Deutſchlands angehörten.

So ward ja auch das älteſte große Gedicht der Franzoſen, der bekannte „Roman von der Roſe“, mit dem Nibelungenliede gleichen Alters, im dreizehnten Jahrhundert, von verſchiedenen Verfaſſern zuſammengeſetzt. Bekanntlich fing Wilhelm von Lorris den Roman von der Roſe an, und Johannes von Meun endete ihn;

beide lebten um einige Menschenalter von einander entfernt. Den geschichtlichen Dichtern Frankreichs hatten in einem vorhergehenden Jahrhundert die provenzalischen, und den deutschen gleichzeitig die schwäbischen Minnesänger Bahn gebrochen.

Daher wird es um so schwerer sein, den Namen des wahren Nibelungendichters zu ergründen. Mehrere können auf den Ruhm Ansprüche machen.

Ich will, um meine Vermuthung zu rechtfertigen, auf den verschiedenen Inhalt beider Theile hinzeigen.

Ueber Chriemhildens Liebe.

Die neunzehn ersten Abentheuer des Gedichtes enthalten nur **nordische Sagen**. Der Schauplatz ist am **Rhein**. Die Begebenheiten spielen **im fünften Jahrhundert**. Der **Held** des Liedes ist vor allen **Siegfried**.

Siegfried, dessen Vater, König der Niederlande, zu **Sanden** (Xanthen) sitzt, kommt gen **Worms** an den burgundischen Hof, um die schöne Fürstentochter Chriemhilde zu minnen. Aber er sieht sie nicht; doch liebt er sie, und dient um die Huld der Niederblickten mit ritterlicher Treue. Durch Großthaten verdient er sie. Er streitet wider die Sachsen; erwirbt König **Gunthern** von Burgund, dem Bruder Chriemhildens, die Koni-

gin von Yſenland, Brunihilden, nachdem er die Nibelungen bezwungen und ihren Hort oder Schatz erbeutet hat: und wird endlich, als ſich Brunihilde mit Chriemhilden entzweite, hinterliſtig auf der Jagd ermordet. Mit dem Tode des Helden und Chriemhildens Trauer an ſeinem Grabe iſt das Ganze in ſich abgeſchloſſen. Es liegt nichts mehr daran, die Schickſale der übrigen zu wiſſen. — Dies der Inhalt.

Schon der große Geſchichtskundige Johannes Muller hat erwieſen *), daß die Geſchichte von Chriemhildens Liebe zum fünften Jahrhundert angehöre. Gunther iſt kein anderer, als der burgundiſche König Gunthachar, welcher um das Jahr 436 von Attila's Hunnen, mit ſeinem ganzen Geſchlecht, vertilgt ward. Den Namen ſeines Bruders Giſelher fand Muller noch in den von Lindenberg herausgegebenen Geſetzen der Burgunder. Etzel oder Etzelin iſt der alte Name Attila's. Unter Volcher von Alzye vermuthet Muller einen der burgundiſchen Dienſtmannen im Elſaß (Alſatio. Alegacis, wie es in lateiniſchen Urkunden des Mittelalters hieß); unter Hagens Herrſchaft Throneg das alte Tournus (oder Torniacum); unter Yſenland, wo Brun-

*) Deſſen ſämmtliche Werke, zehnter Theil, S. 45 ff.

hilde herrschte, wo nicht das erst im eilften Jahrhundert bekannter gewordene Island, doch die karlingische Isenburg. Norwegen war das Land der wunderbaren Dinge, nur aus Sagen bekannt, wo die Zwerge mit Schätzen und unsichtbar machenden Tarnkappen wohnten. Der Amelungen Land ist, wo das Haus der Amaler die Ostgothen beherrschte. — So Johannes Müller.

Aber Isenland ist wohl schwerlich die Insel Island, und die Sage von Brunhildens wunderbarer Kraft, die Siegfried bezwang, ist gewiß älter, als die Reisen isländischer Bürger ins südliche Europa sind. Eben so wenig war es eine Burg der Karlingen. Denn Siegfried und seine Begleiter, so wird im Liede gesagt, schifften dahin den Rhein hinab, an den See (das Meer), und nach zwölf Tagen ihrer Fahrt erreichten sie das Isenland. Vermuthlich sagt Isenland nichts anderes als Inselland, und mag das heutige England sein.

Seit dem Anfange des fünften Jahrhunderts lebte England schon in den Sagen der norddeutschen Völkerschaften durch die Abentheuer sächsischer Seeräuber, welche auf dem Eilande, wo noch römischer Anbau und römische Kunst blühte, große Beute machten und heimführten. Endlich faßten sie daselbst sogar festen Fuß. Das Glück des Hengist, sagt Hume in seiner Geschichte Eng-

lands, erweckte die Begierde anderer im Norden von Deutschland wohnender Stämme, die nun zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Anführern das Eiland mit zahllosen Haufen überschwemmten. Vom fünften bis zum neunten Jahrhundert war England ein beständiger Gegenstand der Raublust norddeutscher und dänischer Küstenbewohner. Wie viel Abentheuer erfuhren sie da, wie viel Mährchen mögen davon im Volke geherrscht haben! Und so mochten diese denn auch wohl in das Nibelungenlied eindringen. Daß aber ein König aus Burgund sich eine Fürstin aus England zur Ehe gewählt, war vom Dichter kein Einfall, der außer der Bahn gewöhnlicher Dinge lag. Denn mehrmals, während der angelsächsischen Siebenherrschaft, vermählten sich Fürsten derselben mit fränkischen Königstochtern, wie z. B. im sechsten Jahrhundert Ethelbert, König von Kent, Berthen, die Tochter des austrasischen Königs Charibert, zum Weibe genommen. — Vielleicht, diese Spur weiter verfolgend, würde man selbst zu Brunhildens wunderbarer Stärke und ihrer männlichen Tapferkeit geschichtliche Winke in den ältesten Schicksalen angelsächsischer Fürstinnen entdecken.

Die kühnsten Seeräuber jener Tage waren aber die Normänner, die schon im achten Jahrhundert das furchtbarste Schrecken der Küstenbewohner

von England, Frankreich und Niederland gewesen sind. Auf ihren zahllosen kleinen Schiffen wagten sie sich weit über das Weltmeer. Sie überfielen, wo man sie nicht erwartete; raubten mit Schnelligkeit, was sie fanden, und waren verschwunden, wenn man sie mit gewaffneter Faust suchen wollte. Daher vielleicht die Sage von der unsichtbar machenden Tarnkappe, und von den ungeheuern Schätzen, die in den bekannten Heimathen der Zwerge und Riesen aufgethürmt liegen sollten.

Ueber Chriemhildens Rache.

Die zwanzig letzten Abentheuer des Nibelungenliedes stellen eine ganz andere Welt dar. Sie enthalten nur süddeutsche Sagen. Der Schauplatz ist auf den Grenzen des heutigen Oesterreichs und Ungarns. Die Begebenheiten spielen im zehnten Jahrhundert. Unter den Helden glänzt vor allen Marchgraf Rüdiger von Bechelaren.

Zu Gran hält Etzelin, der mächtige König der Hunnen, Hof. Seine Gemahlin Helche ist gestorben. Er schickt den Marchgraf Rüdiger von Bechelaren gen Worms, für ihn um die verwittwete Chriemhilde zu werben. Diese ist nun Pilgrins des Bischofs von Pazzowe (Passau)

Richte. Sie, durch ihre Verwandte um den ersten Gemahl und den Nibelungenschatz betrogen, vermählte sich, obwohl eine Christin, dem Heiden; lud rachsüchtig darauf die Mörder Siegfrieds zu einem Feste nach Ungarn, wo im allgemeinen Kampfe alle umkommen. Auch Rüdiger verliert das Leben. Chriemhilde schlug mit eigener Hand dem Hagen von Throneg, dem vornehmsten Mörder Siegfrieds, das Haupt ab. — Dies der Inhalt von Chriemhildens Rache.

Der Dichter dieses Theils der Nibelungen war ohne Zweifel im Lande an der Ens heimisch. Denn keine Gegenden im deutschen Lande kannte und beschrieb er genauer, als diese. Es läßt sich noch heut auf der Landkarte der ganze Weg der Chriemhilde von Worms bis zur ungarischen Grenze nachweisen; eben so der Burgunden Weg.

Von Osterfranchen kamen sie gen Swanevelde (Vers 6113) *). Dies ist das alte in den Geschichten des Mittelalters berühmte Sualefeldt, oder Saulfelt, wie es beim Regino heißt **), wo öfter Fürsten- und Kirchenversammlungen gehalten wurden. Es war ebenfalls hier,

*) Die Verse sind nach der Ausgabe des Nibelungenliedes von Herrn Heinr. von der Hagen, Berlin 1810, angegeben.

**) Reginonis *Chron.* zum Jahr 876.

wo die Söhne Ludwigs des Deutschen nach seinem Tode das Reich unter sich theilten. Hier stand in der Karlingen Zeiten eine ihrer Pfalzen im Nießgau (pago rhaetiae). Im zehnten Jahrhundert hieß das Schloß im Sualefeldt Altheim (bei Nördlingen). Wenigstens ist sehr wahrscheinlich, daß das Sualefeldt in dieser Gegend gewesen sei. *)

Unbekannt ist mir freilich Gelpfrate's Land, am rechten Donauufer (V. 6139). Es war ein Theil Baierns; aber in der gesammten baierischen Geschichte ist kein Marchgraf Gelpfrate, noch sein Bruder Elfe aufgezeichnet. Der Dichter war den Baiern nicht wohl an; es scheint aus ihm schon Nationalhaß gesprochen zu haben. Denn er lebte im Lande an der Ens, im Oesterreich.

Bei Möringen, vermuthlich Gegend und Schloß des nachmaligen Pfleggerichts Möringen, waren die Burgunder über die Donau gekommen. Passau hatte den Namen Pazzowe erst in der Karlingen Tagen. In der Urzeit hieß es Boiodurum; zur Zeit der Römer, die in dortiger Gegend einen Theil der batavischen Koborte als Besatzung hielten, Batavis; und im fünften Jahrhundert, zur Zeit des heiligen Severin, lag da Boitro,

*) Wie Falkenstein in seiner Geschichte des Königreichs Baiern (Ausgb. 1763 Fol.) im ersten Band, S. 155 f. und 513 f. zeigt.

wie man aus dem Leben dieſes Heiligen weiß, das einer ſeiner Schüler ſchrieb. *)

Ehriemhilde mit Rüdigern zog von Paſſau, wo ſie vom Biſchof Pilgrin (V. 5200) empfangen war, der Ens entgegen in Rüdigers Land (5211), über Everdingen (dem Städtchen Efferding im Lande ob der Ens), über die Trune (Traunfluß) zu Rüdigers Burg Bechelaren (Pechlarn an der Arlaphe). Dann gings gen Medelicke (V. 5326), wo heut Mölk (in den älteſten Urkunden heißt es Medlicum) und oft der Hauptſitz der Marchgrafen von Oeſterreich (Austria) geweſen, nach Mutaren (Mautern), wo Pilegrin, der Biſchof, von Ehriemhilden, ſeiner „Niftel", ſchied. An der Treiſem (V. 5337) hatte der Hunnenkönig eine Burg, Namens Zeizenmüre; es iſt Zeislmaur, und der Fluß die Traſem. Von da führte Ethel ſeine Braut nach Tulna (Tulln) und Wiene der Stadt (V. 5458), wo das Beilager gehalten ward. Richtig merkte ſchon Johannes Müller an, daß man von Wien erſt im dreizehnten Jahrhundert, höchſtens im zwölften, ſo ſprechen konnte, wie hier; und Everdingen und Mautern ließ erſt Kaiſer Rudolf I. im Jahr 1274 mit Mauern und Graben umgeben. **)

*) Pezii *Script. rer. austr.* 1, 79.

**) Staindelii *Chronicon*, beim Oefele *Script. rer. boic.* 1, 510.

Nach achtzehn Tagen ward die Reise fortgesetzt von Wien nach Hunіburch der alten (V. 2517), dem jetzigen Heimburg. Von Misenburch der reichen schifften sie sich ein nach Ezele Burch (V. 2529).

Zwar weiß ich sehr gut, wo die Misanpurch (Mosapurgum pannonicum) und die Burg des Ezelin (Castrum Chezilonis) gelegen; aber man merkte es dem Dichter von Chriemhildens Rache bald an, daß ihm alle Erd- und Länderkunde abgeht, sobald er sich jenseits Wien im Ungarlande, oder jenseits Passau in Baiern oder hinter die Donau denkt. Er nennt keine Orte mehr; seine Vorstellungen werden verworren.

Es gab ein Misenburg oder Moosburg in Ungarn, von Priwina, dem Ostmähren, im Anfange des neunten Jahrhunderts (im heutigen Untersteiermark) gebaut. *) Es gab eine Hezil-Burg (Castrum Chezilonis), welches aber nichts anderes als der ältere Name von Moseburch war **), seit Hezbil, der Sohn Priwina's, da gewohnt hatte; auch ist gewiß, daß die Hunnen im An-

*) *In palu de fluminis, inde appelatum Mosburg, veluti situm in palude.* Hansiz *germ. sacr.* 2, 129.

**) *In* Castro Hezilonis *noviter Mosepurch* vocato. Hansiz *l. c.* 2, 135.

fange des zehnten Jahrhunderts in diesen Gegenden Herren geworden waren *): allein den Weg von Wien (dem alten Vindebonum oder Fabiana, dem erst um das Jahr 1158 Heinrich I., Herzog von Oesterreich, empor half) gab der Dichter nicht an.

Er aber, im dreizehnten Jahrhundert, kannte die Hezileburg (dem Namen nach), denn sie gehörte zum weitläuftigen Kirchsprengel des salzburgischen Erstiftes; und dies war ihm genug, daraus die Wohnung eines Hunnenkönigs Ezel zu schaffen, der doch weder Attila, noch ein anderer Ungarfürst dieses Namens war.

Es ist der Freiheit, oder der Unwissenheit eines Dichters, zumal des dreizehnten Jahrhunderts, zu verzeihen, wenn er sich nicht genau an die Thatsachen der Erdbeschreibung bindet. So muß man es auch ohne Verdruß dulden, wenn er einen Passauer Bischof des zehnten Jahrhunderts zum Oheim einer burgundischen Königstochter des fünften Jahrhunderts machte.

Bischof Piligrin von Passau trat sein Amt ums Jahr 971 an, und starb im Frühling 991. Er hatte mit den Hunnen (so nannte man noch

*) Denn Herzog Berthold von Baiern vertrieb die Hunnen (eigentlich Ungarn) ums Jahr 944 unter K. Otto I. wieder aus diesen Gegenden.

im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert die Ungarn, welche doch erst spät nach den Hunnen die Sitze derselben, nämlich Pannonien, eingenommen hatten) viele Geschäfte, und erfüllte mit seinem Ruhm, als Bekehrer dieser heidnischen Nachbarn, die Gegenden weit umher, wie die Zeitbücher späterer Tage. — Einen andern Bischof dieses Namens hat auch Passau nie gehabt. Durch Ungarn, wie durch einen Theil Oesterreichs, dehnte sich sein kirchlicher Sprengel.

Ueber das Land unter der Ens war Rüdiger von Pechlarn Marchgraf zur Zeit des baierischen Herzogs Arnolf, der vom Jahr 911 bis 937, folglich lange vor Bischof Piligrin, herrschte. Damals und noch lange (bis zu Heinrich dem Löwen) machten Oesterreich, Steiermark und die daran zunächst gelegenen Gegenden Ungarns, nur einen Theil des mächtigen Herzogthums Baiern und zwar die östliche March (Marchia orientalis) desselben aus.

Was vormals Herzogen und Grafen von der Hand der Kaiser nur als Amtlehen, oft nur für ihre Person, gegeben worden, hatten sie, begünstigt durch der Karlingen Schwäche, nach und nach in erbliches Gut verwandelt. Eben so wie Herzog Arnolf von Baiern nach dem Tode Kaiser Ludwigs des Kindes gegen K. Konrad von Frizlar und Heinrich den Finkler über Baiern unbeschränkte

Herrschaft zu behaupten suchte, that Aehnliches Marchgraf Rüdiger (oder Rogerius) in seiner Marchgrafschaft. Schlau benutzte er die Vortheile, welche sich aus seinem Verhältnisse zwischen Ungarn und Deutschlands darboten. Er hielt mit den Ungarn Freundschaft *) und scheint sogar seine Marchgrafschaft unter ihren Schutz gestellt zu haben. **) Von der andern Seite begünstigte er den von den Kaisern bedrängten Baierherzog Arnolf. Mehrmals flüchtete Arnolf mit Weib und Kind zu ihm und den Ungarn. ***) Ja Rüdiger, der tapfere Degen, stand ihm mit den Ungarn kräftig wider K. Konrad von Fritzlar bei. ****)

Durch diese Freundschaft mit den Heiden mach-

*) Daher er, von ihnen unterstützt, Arnolfen Hilfe leisten konnte.

**) Sie hatte am Ende, vielleicht nach Rüdigers Tode, den größten Theil des Landes unter der Ens zu ihrem Eigenthum gemacht. Hanšiz germ. sacr. I. 155.

***) *Arnolphus ad Ungaros cum uxore et filio fugiens, usque ad mortem regis ibi mansit.* So *Sigebert Gemblac.* zum Jahr 914.

****) Hanšiz a. a. O. Dabei scheint auch erklärbar zu sein, daß Arnolf nachmals keine Kriege mehr wider die Ungarn führte, ungeachtet sie sich Herrschaft in Oesterreich angemaßt hatten. Sie hatten für ihn in einer Schlacht gestritten, aus der Konrad zwar als Sieger, aber doch tödtlich verwundet gegangen war.

ten sich weder Arnolf noch Rüdiger unter den Geistlichen Freunde. Rüdiger hatte mehrmals Händel mit ihnen. Zum Beispiel einst mit den Mönchen von Tegernsee, deren Gut er verkürzt hatte. *) Seine Klugheit und tapfere Faust bewunderte dagegen Jeder desto mehr.

Kein Wunder, wenn sich von den Thaten dieses Mannes, und seinem Ansehen bei den vor- und nachher so sehr gefürchteten Ungarn, lange mancherlei Sage im Volk bewahrte, die der Dichter gern empfing.

Zu Attila's oder Etzels Zeiten waren zwar noch keine Marchgrafen an der Ens, kein Bischof Pilgrin in Passau; das focht aber auch den Dichter wenig an. Er fand den Hunnenkonig Etzelin aus Chriemhildens Liebe noch einmal im zehnten Jahrhundert. Noch waren viele Sagen von diesem und seiner Macht vorhanden; wie er, obgleich ein Heide, eine christliche Fürstin zur Gemahlin gehabt, deren seltene Schönheit

*) Als er aber, aufgefordert, erschien, sich vor dem Oeconomus des Klosters zu verantworten, warf ihn sein Pferd vom Sattel, und trat ihn mit dem Huf, daß er alles bereute und dem heil. Quirin die entrissenen Güter zustellte. *Anonymi monachi Tegurini hist.* (bei Oefele 2, 62.)

zu ihrem Namen geworden *). Noch ging die Sage, daß ſie tapfer geweſen, wie ein Mann, zu Pferde geſeſſen und einſt in der Wuth des Zorns einen gewiſſen Helden getödtet **). Wer konnte dieſe ſchöne chriſtliche Hunnenkönigin anders ſein, als Chriemhilde? Wen würde ſie lieber getödtet haben, als den Hagen, ihres Siegfrieds Mörder, um Rache zu üben? Dieſe Sagen lebten; wie leicht ließ ſich alles daraus zur Fortſetzung von Chriemhildens Liebe bilden?

Eben dieſe ſchöne Frau war zugleich eine Gönnerin, Freundin und geiſtliche Tochter des Biſchofs Pilgrin von Paſſau. Er ſandte aus ſeinen Kloſtern Verkünder des Evangeliums nach Ungarn; und ward ſelbſt von der Königin dahin eingeladen ***). So mochte der Dichter von Chriemhildens Rache ſie wohl des frommen und weit berühmten Biſchofs „Rüdel" heißen.

Ihr Gemahl, der Ungarkönig, ſo grauſam er auch über die Seinigen herrſchte, wird doch wegen der Milde gerühmt, mit der er den Chriſten an

*) *Uxor Beleknegini, id est, pulcra domina, slavonice dicta.* So Dithmar von Merſeburg im 8 B. ſeiner Kronik (bei Leibnitzens *script. rer. brunsuic.* 1, 420).

**) *Virum quendam occidit.* Dithmar a. a. O.

***) Wie man in Pilgrins Leben (bei Hanſiz a. a. O. 1, 209) findet.

seinem Hofe und in seinen Landen begegnete. *) Vermuthlich trug dazu die Freundschaft der Königin mit Pilgrin nicht wenig bei. Doch dieser Ungarkönig war nicht Etzel, sondern Gilzo oder Gelzo, oder Geisa **); vermuthlich hat man ihn im Volk auch wohl Ebehilo genannt, und der Dichter hielt sich um so berechtigter, das Castrum Cheziloris, die „Ezele Burch", für dessen Sitz zu halten, und ihn mit dem fast gleichnamigen Etzelin des fünften Jahrhunderts zu verwechseln. So gut er Theodorich den König der Ostgothen (Dietrich von Bern) und Hawart den König der Dänen und Helden aller Volker und Zeiten zum Fest nach Ungarn zusammenführte, machte er auch den Bruder Attila's, Blodelin ***), wieder zum Genossen des zehnten Jahrhunderts.

Kroniken in lateinischen oder deutschen Versen zu schreiben, war im dreizehnten Jahrhundert

*) Beim Hanslz, 1, 207.

**) Geisa, der Vater des Königs Stephan des Heiligen. Gilo und Gizo wird er in mehreren alten Kroniken geheißen; Dithmar a. a. O. nennt ihn Tetur. Man sieht daraus, wie verschieden damals der gleiche Name gesprochen und geschrieben werden konnte. *Homo potentissimus, nomine Giza.* Pezii *script. rer. austr.* 1, 101.

***) Attila tödtete seinen Bruder Bleda schon im J. 444.

nichts Ungewöhnliches. Aber der Erzähler der Nibelungen sammelte Sagen von Wundern und Großthaten zu einem Gedicht. In seiner Welt gab es kein Gesetz für Raum und Zeit. Alle Helden, deren Namen noch im Munde des Volkes lebten, vereinte er zum gleichen Spiel. Er machte sie zu Zeitgenossen; er schilderte, wie sie in großen Leidenschaften unterginge. Damit endete die alte Heldenwelt.

Man bemüht sich daher vergebens, für der Nibelungen Lied eine große, durchherrschende geschichtliche Thatsache aufzufinden. Es ist darin keine Einheit, als welche der Dichter selbst schuf; alles ist nur freie Verwandlung von damals noch unverklungenen Sagen.

Ohne Zweifel waren von Rüdigers Leben und Thaten schon mehrere Sange vorhanden in deutscher, wie in lateinischer Sprache. Herr von der Hagen in seiner Ausgabe der Nibelungen schaltete so vier Verse aus (Seite LXXIV), welche offenbar nicht zum Gedichte gehörten, und aus irgend einem andern Liede hineingekommen sein mochten *). In dem den Nibelungen angehängten

*) Das Gedicht, wovon Lazius im siebenten Buche seiner migrat. gentium Bruchstücke lieferte, war, nach Hundius Zeugniß, auf Pergament geschrieben, und befand sich im Schloß Prunn bei Altmutl.

Gedicht „dü Chlage" wird ausdrücklich (V. 4541) gesagt:

Von Pazzowe der Bischof Pilgerin
Durch Liebe der Neven sin
Hiez er schriben dizze Mere
Wie es ergangen wære,
In lateinischen Buchstaben.

Der Dichter von Chriemhildens Rache, unbekümmert um die Zeitrechnung und Erdbeschreibung, setzte Städte, die offenbar erst ums zwölfte Jahrhundert bekannt wurden *), Sitten, die erst dem

---

Durch den Grafen Joachim von Hohenberg empfing Hundius den Codex, der ihn im J. 1575 der Bibliothek des Herzogs Albert von Baiern schenkte. Man hat ihn später dort gesucht, aber nicht wieder gefunden. Hanizii *Germ. sacr.* I, 208. — In jenem Gedichte, sagt Hundius, wären beschrieben gewesen: *Gesta Avarorum et Hunnorum Austriam super Anesum tunc tenentium et omnem vicinam late depraedantium; praeterea gesta memorati Rudigeri, qui Hungaris praefuerit et Arnolpho duci Bojorum Hunnos in Germaniam inducente suppetias tulerit, et quemadmodum demum hae barbarae gentes ab Ottone M. profligatae sint.*

*) Man weiß, daß Marotto eher nicht entstanden, als im eilften Jahrhundert, sagt Joh. Müller am angeführten Ort. Von Wien, Efferding, Mautern machte ich ähnliche Angaben.

dreizehnten Jahrhundert eigen waren, eben so harmlos in seine Schöpfungen hinüber. Daher läßt sich aus dem Liede der Nibelungen auch wenig Zuverläßiges zur Erläuterung der Geschichten des fünften und zehnten Jahrhunderts schöpfen. Doch fand ich in den Sagen von Rudigers Verhältniß zu den Ungarn Winke über die Verhältnisse Baierns und besonders des Herzogs Arnolf zu diesem Volk.

So wiederhole ich zum Schlusse meiner Abhandlung, was ich im Anfange derselben sagte: Möglich, daß ein Dichter die gesammten Nibelungen sang; wahrscheinlicher aber, daß ein Anderer Chriemhildens Liebe, ein Anderer Chriemhildens Rache gedichtet. Vielleicht daß der Letzte, ein Suddeutscher, aus den Ensgegenden, Chriemhildens Liede überarbeitete, um daraus mit dem Seinigen ein großes Ganze zu schaffen.

Noch Manches konnte ich hinzufügen, um dem Gedanken Empfehlung zu geben. Ich dürfte nur an den ganz verschiedenen Geist beider Gedichte, an das Alterthümlich-Wunderreiche, wie es der Norden gab, in Chriemhildens Liede, und an die Armuth daran (nur die Meerweiber ausgenommen, welche noch der Volksglaube heiligte) in Chriemhildens Rache, oder an den einfältiglich erzählenden Ton und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse im ersten, an den mehr dramatischen, leidenschaft-

reichern Gang des Gedichts im zweiten Theil u. ſ. w. erinnern. Aber gern überlaſſe ich denen, welchen mehr Zeit und Liebe zu dem Geſchäft geworden, die Ausführung. Doch manchen Freunden jenes koſtbaren Denkmals altdeutſcher Kunſt und ächtdeutſchen Weſens wünſche ich ein Willkommenes gethan zu haben, daß ich mit der Fackel der Geſchichte in die Nebel der ſchönen Traumwelt hineinleuchtete.

Vom Aſyl-Recht.

Veranlaſſung zu folgender Abhandlung gab nicht nur der Umſtand, daß in den meiſten Lehrbüchern des Natur- und Völkerrechts dieß wichtige Kapitel fehlt oder nur kurz berührt iſt: ſondern, und mehr noch, daß es eine Zeit gab, da der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, während Europa ihre Neutralität anerkannt hatte, durch politiſche Verketzerungsſucht das Recht ſtreitig gemacht wurde, Verfolgten eine Zuflucht in ihren Thälern zu öffnen.*) Eben damals ſuchten öffentliche Blätter mit

*) In einem Schlußwort zu der Zeitſchrift „Uebertreibungen zur Geſchichte unſerer Zeit“ (Jahrg. 1823 Dezemberheft) äußerte ſich der Verfaſſer darüber folgendermaßen: Wohl war das Recht, denjenigen eine Zuflucht zu bieten, die wegen politiſcher oder religiöſer Verhältniſſe in ihren Landen aufgehoben oder verfolgt waren, eins der heiligſten und ſchönſten Rechte, die jedes Staats, ſo insbeſondere des Schweizerlandes. Und die Könige Europens haben es von jeher geehrt gehabt, ſelbſt in Zeiten, die im Allgemeinen viel roher, viel unduldſamer waren, als die heutigen, nämlich in den Zeiten der Kirchenverneuerungen und Glaubenshändel. Es mag dies damals noch im frommen Anerkennen der Rechte jedes freundlichen Staates, groß oder klein, gelegen geweſen ſein, und vielleicht in der Ehrfurcht vor einem Völkerrecht,

absichtlicher Verwirrung der Begriffe, alle Grundsätze zu zerstören, auf welchen das Recht der Staaten beruht. Verfolgten Freistatt zu gewähren.

---

welches mehr in der Brust der Menschen, als in Schriften und Manifesten daheim war; oder es mag in dem Gedanken gelegen gewesen sein an die Möglichkeit, daß der Verfolger heute oder morgen die Stelle des Verfolgten einnehmen könne, und wo nicht er selber, doch ein Genosse seines Glaubens; es mag auf dem dunkeln Gefühl beruht haben, daß eben darum jede Universalherrschaft unverträglich sei, weil sie Keinem vor dem Zorn der Machthaberschaft eine Zuflucht gönnt, und einen ganzen Welttheil zum Kerker gestaltet; es mag einen Grund in der Ueberzeugung gehabt haben, daß auch mancher Unschuldige, von dem sein König, sein Minister das Nähere kennt, durch Privathaß der Subalternen angeschwärzt und verklagt, ein Asyl verdiene — genug, in der Schweiz fanden einst Katholiken und Protestanten, Mennoniten, Waldenser, Hugenotten u. s. w. eine unangefochtene Freistätte, eben so die politisch Verfolgten und Verdammten; nur keine bürgerlichen Verbrecher.

Erst die französische Revolutionsregierung, der nichts auf Erden heilig galt, sprach die Nichtanerkennung dieses völkerrechtlichen Heiligthums aus. Es mußten unglückliche Fürstenkinder, es mußten lebensmüde Greise, es mußten Kranke und Hilflose aus ihrer stillen Verborgenheit fortgewiesen werden, weil die Schweiz allein nicht gegen den Stolz des übermächtigen Frankreichs Kampf eingehen konnte und wollte. Das Heiligthum aber einmal verloren, ist verloren geblieben, und wird es bleiben, bis ein allgemeiner Zustand des Rechts unter den Nationen, bei höherer Gesittung und tieferer Religiosität, Statt findet.

Es iſt ein ſchöner Zug der menſchlichen Natur, ſogar bei den Wilden, die kaum aus erſter Rohheit des Thierlebens hervorgehen, daß im Allgemeinen ſich Jedermann geneigt findet, Partei für den Unterdrückten gegen den Unterdrücker zu nehmen, ſelbſt bevor man noch weiß, auf weſſen Seite das Recht liegt. Wohl nicht Stimme des Mitleids allein iſts, die hier entſcheidet, ſondern auch das Gefühl, wie leicht vom Zorn oder Uebermuth des Stärkern das Recht des Schwächern vergeſſen werden könne.

Unter den Volkern des Alterthums und denen, welche noch in keinem oder nur lockern Staatsverbande lebten, ward daher jede Hütte eine Freiſtätte des Verfolgten. Das gaſtfreundliche Obdach des Arabers gibt noch heute dem Fremdling, der ſich unter daſſelbe flüchtet, nicht nur wider die Beſchwerden der Reiſe, ſondern auch wider die Nachſtellungen des Feindes, Troſt. Da ſteht noch jede Familie, jeder Stamm vereinzelt, gleichſam als ein Staat, für ſich; und wehe dem, welcher, das Recht des Eigenthums verhöhnend, den Unglücklichen mit feindſeliger Hand bis zum Herd deſſen verfolgt, der ihn wirthlich aufnahm.

Nachdem die Völkerſchaften, zu Reichen vereint, in Städten und Dörfern die Sitte der Gaſt-

freundschaft verlernten, weil diese entbehrlicher, oder dem Eigennutz lästiger geworden, blieb ihnen noch immer das Zufluchtsrecht heilig. Der Bürger handhabte es in seinem Hause, weil er hier, wenn sonst nirgends, Herr blieb, so lange Eigenthumsrecht galt, oder dasselbe nicht durch allgemeine Gesetze des Staats beschränkt war. — Als dies aber geschah, standen dem Verfolgten noch die Tempel der Götter offen. Denn nicht nur ungerecht, sondern grausam schien es, jedem Verfolgten, ohne Unterschied, jeden Rettungsort zu versagen. Daher gab schon Moses das Gesetz, daß unter den achtundvierzig Städten der Leviten sechs derselben Freistätten für diejenigen sein müßten, welche einen Todschlag begangen hatten, die jedoch nur dann unantastbar in denselben bleiben sollten, wenn sie die Unabsichtlichkeit ihrer That erweisen konnten. *)

Niemand wird glauben, daß der Gesetzgeber des israelitischen Volks Erfinder der Freistätten gewesen sei. Schon daß er diese Stätten in die Obhut der priesterlichen Kaste gab, deutet auf Aegypten zurück, wo, wie bei den meisten andern Nationen, welche Götter und Priester hatten, Aehnliches bestand. In jenem Zeitalter, da rohe Tapferkeit des Mannes vor keinem Sterblichen

*) 4 Mos. 35, 6. 22 — 29.

erzitterte, konnte sie noch durch Furcht vor den unbezwingbaren Göttern gezähmt werden. Altäre, Tempel und Tempelgebiet aber hießen Eigenthum der unsichtbaren, höhern Mächte. In ihrer Nähe mußte der Krieg seine Wuth fesseln. Darum hieß der gottgeweihte Boden den Griechen Asylon, weil auf ihm keine Beute zu machen war. Den in den Schutz der Gottheit geflüchteten Verbrecher gewaltsam vom Altar zu reißen, wagte auch in Griechenland Niemand. Höchstens versuchte man, ihn durch rings angezündete Feuer herauszutreiben, oder ihn nach Verrammelung der Tempelpforten, wie den Feldherrn Pausanias, am Altar der Minerva Chalcikos, durch Hunger zu tödten. — Die Menge der Asyle Griechenlands ward endlich so groß, daß, wie Tacitus erzählt*), die Tempel mit Mördern, flüchtigen Sklaven und Schuldnern angefüllt waren, und der römische Senat unter Tiberius die Zahl der Zufluchtsörter beschränken mußte. Auch die Römer hatten ihre Freistätten. Schon Romulus fand sie bei Gründung seiner Stadt, zur Vermehrung der Volkszahl, nützlich. **)

Aus dem Heidenthum ging Gebrauch und Heiligkeit der Zufluchtsstätten für Verfolgte ins Chri-

*) Ann. L. III. 60 ff.
**) Livius L. I. 8.

stenthum über, sobald dies unter Konstantin, den man den Großen hieß, herrschend geworden war. Anfangs konnten nur Altäre selbst, oder Tempel, Rettungsörter der Flüchtlinge sein; unter dem jüngern Theodosius breitete sich die Schirmgerechtigkeit der Kirche schon über alle zu ihr gehörige und an sie stoßende Gebäude, Höfe und Gärten, seit der toledanischen Kirchenversammlung aber auf Entfernung von dreißig Schritten um die Kirchen aus.

Diese geistliche Quartierfreiheit, dieses Exterritorialitätsrecht, wie man es bei weltlichen Gesandten an fremden Höfen zu nennen pflegte, lag vollkommen im Wesen und Grundsatz der römischen Hierarchie. Nicht die Welt, sondern die allgemeine Kirche, war das Vaterland der Geistlichkeit. Ihrer irdischen Heimath fremd, anerkannte sie über sich die Hoheit keines andern Fürsten, als dessen, der auf Petri Stuhle saß; bildete in jedem Staat einen Staat, der mittelbarer Theil des römisch-kirchlichen war, und jeder Geistliche konnte sich daher als Angehöriger oder Gesandter des heiligen Vaters betrachten. Um den kirchlichen Einfluß auf die Welt zu erweitern, mußte dem Klerus nichts Angelegeneres sein, als sich selbst der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und hinwieder den Kreis der geistlichen Gerichtsbarkeit über die Welt auszudehnen. Dazu trug das Asylrecht

in Gott und den Heiligen geweihten Stätten allerdings bedeutend bei.

Die Zahl der Zufluchtsstätten vermehrte sich aber im Mittelalter auch ausser der Kirche. Zuerst mögen die Malstätte und Ding- oder Gerichtshöfe der Grafen das Vorrecht empfangen haben, Jeden gegen Gewaltthätigkeiten der Privatrache in Schutz zu nehmen. Diese „Freiheit“ wurde späterhin von Königen und Fürsten auch einzelnen Burgen und Städten ertheilt. Die sogenannten „Freihöfe“ in Städten behaupteten sich noch bis zum sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert in Kraft, „daß man niemand darin verbieten, noch jemand der vmb erber sach gefangen were, vnd darin entrinnet darauß ziehen noch ihm freventlich darin nachfolgen solle.“ *)

In Ländern, wo weder obrigkeitliche Gewalt, noch Sitte, die Wuth der Blutrache mäßigen konnte, in Zeiten des Faustrechts und der Selbsthilfe, wo der Unterdrückte, unschuldig oder schuldig, keine Sicherheit in der Stärke des Gesetzes fand, und wo während ewiger Fehden schon der kurze Waffenstillstand eines Gottesfriedens die höchste Wohlthat war, mußte das Asylrecht in

*) Eine Urkunde von den Herzogen zu Oesterreich ꝛc., gegeben Wien, Dienstag vor unser Frauen Tag zu Herbst, 1373.

Kirchen und Städten, selbst bei allen Mißbräuchen desselben, als eine der heilsamsten Stiftungen gelten. — Sobald sich aber die Sitten milderten, sobald mit der landesherrlichen Gewalt die Macht der Gesetze, und mit verbesserter Gerechtigkeitspflege die öffentliche Sicherheit wuchs, verschwand billig das Vorrecht der Altäre und Freihöfe von selbst, weil es nur noch entschiedenen Verbrechern zu statten kommen konnte, welche sich dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen hofften.

Wäre irgend ein Asyl wünschenswerth geblieben, würde es das für Personen gewesen sein, welche die Rache von Gewalthabern zu fürchten hatten, die sich in ihrer Machtvollkommenheit höher, als das Gesetz, gestellt hatten; für Personen, welche z. B. von der Privatrache eines Fürsten, oder seiner Lieblinge, oder seiner Beischläferinnen oder Minister oder anderer Alter-Ego's durch lettres de cachet, Kabinetsordres u. dgl. verfolgt wurden, und Zeit und gesetzliches Recht zu gewinnen suchten. Aber schwerlich hätten sie auch immer vor einem inländischen Gerichtshof Gerechtigkeit gefunden, zumal wenn die Richter selbst vom zürnenden Machthaber bestellt und abhängig waren.

Es konnte deshalb wie ein Glück für die bürgerliche Freiheit in Europa angesehen werden, daß in diesem Welttheile die Fürsten selten oder nie unter sich einig waren, und daß jeder, wel-

chen der Fluch eines Hofes traf, auf fremdem Gebiet Geborgenheit fand. Dies Glück freilich iſt aber ebenfalls durch die furchtbare Ausbildung der ſogenannten Sicherheitspolizei neuerer Zeiten ſehr geſchmälert, vermittelſt welcher der redliche Bürger allerdings gegen Räuber, Diebe, Gauner und Betrüger aller Art verſicherter ſteht, ſich aber dafür gefallen laſſen muß, mit ihnen im Allgemeinen faſt auf gleichem Fuß behandelt zu werden. Spionen horchen. Der Polizei muß das Innerſte und Geheimſte des Hauſes zur Unterſuchung offen ſtehen. Briefwechſel muß durch die öffentlichen Poſten beſorgt werden. Grenzwachten, Gensdarmes, Douaniers u. ſ. w. umzingeln in doppelten Linien das Land. Ohne höhere Erlaubniß kann der Bürger ſich nicht aus ſeiner Heimath entfernen; er lebt darin gewiſſermaßen als Gefangener eingebannt. Wird ihm eine Reiſe über die Grenze hinaus in die Fremde geſtattet, muß die Zeit erlaubter Abweſenheit feſtgeſtellt und die Beſchreibung ſeiner Geſtalt in den Paß, damit er zum Steckbrief werden könne, aufgenommen werden.

Wie ſchwierig es nun auch durch alle dieſe zum Theil koſtſpieligen Anſtalten demjenigen geworden iſt, ins Ausland zu gelangen, welcher der Privatrache eines Mächtigen oder eines von deſſen Günſtlingen entgehen möchte: iſt es doch nichts weniger als Unmöglichkeit, wie wir davon unzählige Bei-

freile haben. Nur dann wäre die Gefahr für den Unglücklichen so ausgedehnt, wie der Welttheil selbst, wenn die Fürsten unter einander sich Wort geben würden, gegenseitig jeden ihrer geflüchteten Unterthanen auszuliefern; und daß künftig für Völkerrecht nur Hofrecht, und nichts, als dieses, gelten sollte. Eine solche Freundschaft und Innigkeit der Höfe würde den Europäern ihren Welttheil in ein allgemeines Gefängniß verwandeln, und die Schrecken der Gewaltherrschaft herbeiführen, der, wie in der Universalmonarchie, kein Verfolgter, auch der Unschuldigste, nicht mehr entfliehen könnte. — Ein Trost aber bliebe auch dann noch: daß, wenn je solches Fürstenbündniß möglich wäre, es nie von langer Dauer sein könnte, so wenig, als ein Universalreich.

Einem Verfolgten Zuflucht gegen Verfolger zu gestatten, bis Schuld oder Unschuld von jenem erkannt ist, wird unvertilgbare Neigung in der Menschheit bleiben. Diese Neigung, entsprossen aus den Gefühlen des Mitleids, aus dem Bewußtsein des Rechts, geheiligt durch das sittliche Gesetz in der Brust aller Sterblichen, bildet einen Haupttheil im allgemeinen Völkerrecht.

1.

Das Asylrecht geht aus einer Tugendpflicht hervor.

Das Recht der Zufluchtgeſtattung (Jus perfugii praebendi) beſteht darin, einem Bedrängten, welcher gegen Gewaltthat ſeines Feindes Schutz verlangt, dieſen Schutz leiſten zu dürfen, damit Darthuung der Schuld oder Unſchuld des Verfolgten möglich werde.

Der Menſch **darf** ſolchen Schutz leiſten, weil er **ſoll**; und er ſoll, weil das Vernunftgeſetz dieſe Handlung der Rechtsliebe oder des Erbarmens, und beſonders da gebietet, wo die Verfolgung mehr Werk blinder Rache, als reiner Gerechtigkeit, ſein kann. Die Vernunft will das Reich ſittlicher Ordnung und des Rechts. Sie trägt Abſcheu gegen Alles, was über die Grenzen desſelben, als rohe Stärke, mit zerſtörender Feindſeligkeit einbricht, und das Bewuſtloſe höher, denn das Sichbewußte, die Gewalt höher, als das Gerechte ſtellen will. Alle Religionen predigen die Pflicht, ſich der Verfolgten anzunehmen.

Von allen Tugendgeboten iſt kaum eins ſo innig, wie dieſes, mit den zarteſten und ſtärkſten Gefühlen der Seele verbunden, wodurch es, auch in den roheſten Menſchen, ganz den Schein einer inſtinktartigen Neigung empfängt. Es iſt natürlicher Widerwille gegen Uebermacht, es iſt natür-

liches Mitleiden mit Unterdrückten, daß der Mensch, wo er den Kampf des Stärkern mit dem Schwächern wahrnimmt, lieber auf die Seite des Letztern, als des Erstern zu treten geneigt wird. In Ausübung keiner Pflicht wird, wie in dieser, dem Menschen der Grundsatz heller vor Augen schweben: thue Andern, was du wünschest, daß dir in ähnlichen Fällen geleistet werde! Denn in der Mißhandlung des Schwächern durch überlegene Stärke fühlt sich der Zuschauer selbst mißhandelt.

Die Natur hat weise, was die Vernunft, als Pflicht, gebietet, in das Innerste unsers Wesens, als sittlichen Trieb, gelegt. Denn das ist es, was allein den gesellschaftlichen Zustand, die allgemeine Anerkennung einer Rechtsherrschaft, gegen ungezügelte Begier thierischer Macht herbeiführen und befestigen kann. Was ist gesellschaftliche Ordnung, was ist Verein Aller zur Handhabung des Rechts gegen Gewalt selbstsüchtiger Willkühr anders, als Eröffnung einer Zuflucht in die Stärke Aller? Eine Gesetzgebung, welche ihren Bürgern jedes Recht zur Nothhilfe und Zufluchtgebung, auch in Fällen, wo nicht sogleich gesetzlicher Schutz möglich wäre, untersagen wollte, würde, sich gegen Religion und Sittengesetz empörend, eine der vornehmsten Grundsäulen zerstören, auf denen das Dasein des Staates selbst ruht.

2.

Das Recht auf Eigenthum unterſtützt das Aſylrecht.

Wenn der Schirm, welchen wir Unglücklichen angedeihen laſſen, auch kein Gebot der Menſchlichkeit wäre: müßte das Recht, ihn zu gewähren, ſchon aus demjenigen Rechte erwachſen, welches jeder auf ſein Eigenthum hat. Niemand als der Eigenthümer iſt Herr in dem, was ihm gehört. Weiter aber, als das Eigenthum, erſtreckt ſich der Machtkreis keines Sterblichen; denn das Eigenthum iſt das einzige Mittel ſeiner Machtäuſſerung. Ohne Mittel zur Thätigkeit hört alle Thätigkeit auf.

Wer Zuflucht begehrt, kann ſie nicht früher finden, bis er ſelber im Machtkreis deſſen ſteht, den er zum Beſchützer wählt. Hier erſt beginnt die Wirkſamkeit von dieſem, und endet, als im Eigenthum eines Dritten, das Herrnrecht des Verfolgers. Ausübung einer Gewalt in fremdem Eigenthum, wider Willen des Eigenthümers, wird Verletzung und macht Selbſtvertheidigung des Eigenthümers erlaubt und zur Pflicht. Auch iſt die Anwendung des ſogenannten „Hausrechts“ gegen Ungebühr des Eindringers bei allen Völkern ehrenhafte Uebung geblieben.

Zum Eigenthum gehören aber nicht nur Grund und Boden, Haus und Hof, oder andere auf

irgend ein Etwas erworbene Rechte, sondern zunächst auch wohl, und mehr als alle erworbenen, die angebornen Rechte auf Etwas. Angeboren aber sind dem Menschen die Rechte auf die ersten Mittel zum Verkehr mit der Welt, nämlich auf die Kräfte seines Geistes, oder Körpers. Sie sind sein Ur-Eigenthum; alles Erworbene ist nachher künstliche Fortsetzung und Erweiterung des ersten, und nur so gedacht, wird Begriff und Ursprung alles erworbenen Eigenthumsrechtes erst deutlich.

Der Mißhandelte, welcher sich aus dem Machtkreis einer Person, wo er wider Willen gehalten worden, in den einer andern rettet, von der er Schutz begehrt, findet ihn also nicht nur in deren sichtbarem Eigenthum, sondern auch in deren unsichtbarem, in deren Klugheit, Gerechtigkeitsliebe, oder Körperkraft, so wie in der daraus entstandenen Achtbarkeit bei Andern. Mit der Erklärung, daß der Verfolgte Schutz empfangen solle, ist er in den Machtkreis des Schutzgebers aufgenommen.

Die Handlung des Schirmbewilligers aber ist so lange pflicht- und rechtmäßig, als durch dieselbe keine höhern Pflichten und Rechte verletzt werden. Auch der gewissenhafteste Mann wird kein Bedenken tragen, Leidende in seinen Machtkreis einzuschließen, die er, obschon auf fremdem Grund und Boden, von Wegelagerern beraubt,

oder sonst, mit Vermuthung einer Ungesetzlichkeit, mißhandelt sieht.

3.

Gesetzliche Beschränkung des Zufluchtgebens der Einzelnen im Staat.

Wer sich zum Schützer eines Unterdrückten aufwirft, kann es nur in so fern rechts- oder vernunftgemäß, als er damit die Absicht verbindet, daß durch den Schutz, welchen er gewährt, eine Darthuung der Schuld oder Unschuld des Verfolgten möglich gemacht werde (K. 1.).

Auffer dem Staat lebend, wird der Schutzgeber selbst Richter, weil gar kein Staat, folglich kein anderer Richter, vorhanden ist. Im Staate lebend, ist nicht mehr der einzelne Bürger, sondern die gesetzlich aufgestellte Behörde, zum Entscheiden vorhanden. Hier darf also der Einzelne dem Verfolgten nur in so fern Zuflucht bei sich bewilligen, als er vermuthen muß, daß derselbe durch Privat-Willkühr und Eigenmacht, nicht durch die öffentliche Gewalt oder das Gesetz verfolgt werde. Denn jedes Asylgestatten für Gesetzlichverfolgte, innerhalb des Machtkreises der Gesetze, wird Auflehnung wider die öffentliche Ordnung. Auch dann, wenn sich der Schutzgeber

zu seiner That durch höhere Pflichten verbunden glaubt, hört er nicht auf bürgerlich-strafbar zu sein.

Freilich können allerdings Zeiten und Fälle erscheinen, da Gesetze des Staates mit Gesetzen der Vernunft in Widerspruch gerathen. Dann, wo man nicht zween Herren dienen kann, mag etwa der Augenblick sein, in welchem man „Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen". Auf Gefahr hin, vor dem Staat als Verbrecher zu erscheinen und die Strafe des bestehenden Gesetzes zu empfangen, mag es sittliche Pflicht werden, sich für das Ewigrechte aufzuopfern. Doch solche Zeiten und Fälle sind, zum Glück der Menschheit, selten, wo ein Staat durch seine Verfügungen selbst Verbrecher gegen Gott und Natur wird, und hinwieder der verurtheilte bürgerliche Verbrecher als Held der Tugend und Heiliger Gottes leidet.

4.

Vom Asylrecht eines Staates gegen andere Staaten.

Jeder selbständige, also von Andern seines Gleichen unabhängige, Staat ist ein sittlich gegliedertes Ganzes für sich, gleichsam eine gedankenbildliche Person. Er kann weder höhere Zwecke,

noch höhere Pflichten tragen, als der einzelne Mensch; denn er iſt aus unter ſich verbundenen Menſchen zuſammengegliedert, die insgeſammt einerlei Vernunft haben.

Wie der Bewohner einer herrenloſen Einöde keinem, als ſeinem Willen gehorcht, und keinem ſeines Gleichen, der ihm begegnen mag, rechtsverpflichtet iſt, als durch freiwillige Uebereinkunft: ſo folgt auch ein Staat keinem fremden, ſondern nur dem eigenen Willen (Geſetz) und iſt keinem andern Staate rechtsverpflichtet, als durch ungezwungenen Vertrag.

In dieſer unrechtlichen Gleichheit ſämmtlicher Staaten gegen einander, ſteht demnach jedem Einzelnen derſelben auch das Befugniß und die ſittliche Pflicht zu, Verfolgten, die ſich zu ihm retten, Schutz gegen den Verfolger angedeihen zu laſſen, bis Schuld oder Unſchuld erkannt iſt. Denn hätte kein Staat dieſes Recht, ſo hätte kein Staat eine ſittliche Verpflichtung gegen unglückliche Fremde; keiner ein Recht, in ſeinem Eigenthum Herr zu ſein; keiner ein Recht auf Selbſtſtändigkeit; das heißt: die Zwecke der Staatsgeſellſchaften wären ohne Beziehung auf Zwecke der Menſchheit, und in den Gräueln geſetzloſer Verwirrungen wäre die blinde Uebergewalt allein Herrſcherin.

Es bedarf wohl keines weitern Beweiſes für das Befugniß ſelbſtſtändiger Staaten, Aſyl geben

zu dürfen. Denn daß in der Wirklichkeit die übermüthige Uebermacht schon, mehr denn einmal, schwächern Staaten dies Befugniß strittig zu machen suchte oder wirklich entrissen hat, ist kein Beweis für oder wider das, was *recht* ist, sondern was die mit schamloser Ungerechtigkeit gepaarte Ueberlegenheit vermag.

Die Geschichte der Wirklichkeit kann überhaupt nicht beweisen, was *vernünftigerweise geschehen solle* (denn es hat sich fast alles Mögliche zugetragen), sondern nur berichten, was *geschehen ist*. Und wäre auch das Völkerrecht überall auf Erden zertreten, würde es darum nicht minder vorhanden sein, als Gott vorhanden ist, und wenn auch Alle sein Dasein läugneten. Es gehört zu den scharfbezeichnenden Merkmalen unsers Jahrhunderts, oder vielmehr einer europäischen Partei desselben, daß man gern die ewigen Rechte des menschlichen Geschlechts mit zufällig bestehenden (positiven) der Völker verwechselt, ja jene für Hirngespinnste, diese für die alleingültigen ausgibt, die Geschichte der Gewalt, Schlauheit, oder einer zufälligen Fügung zur Erkenntnißquelle des Staats- und Völkerrechts erhebt. Diese politischen Falschmünzer sind zugleich Herolde der Rechtlichkeit jedes Despotismus und der Rechtlichkeit jeder Revolution. Aber sie haben der Welt und Nachwelt Urkunde gegeben, wie schlimm es

mit der Sache stehe, die sie zu rechtfertigen hatten. Kein Wunder, daß sie die Vernunft, wie in der Religion, so in der Rechtslehre, als feindliche Ruhestörerin, verdammten, weil ihnen dieselbe widersprach, und nicht dienen mogte.

5.

Gegen welche Flüchtlinge das Asylrecht zu beschränken sei.

Das Recht der Völker, entsprungen aus dem tiefsten Bedürfniß der menschlichen Natur, beruht nicht sowohl auf bestehenden willkührlichen Verträgen der Staaten, als vielmehr auf dem Gemeingesetz aller vernünftigen Wesen. So kann mithin auch die Ausübung des Rechts, Verfolgten Freistätten zu öffnen, als ein Theil des Volkerrechts nur durch das Vernunftgesetz bestimmt und beschränkt werden. Diese allgemeine und unwandelbare Gesetzgebung unseres Geschlechts erstreckt ihr Verbot des Unsittlichen oder Ungerechten durch alle Zonen und Weltalter. Was vor ihr Gräuelthat ist, das ist daher nicht blos Verbrechen gegen Vorschrift dieses oder jenes Landes, sondern gegen das Gesetz aller Länder; ist Verbrechen an der Natur selbst, an der gesammten Menschheit. Kein Missethäter solcher Art kann in irgend einer Gesellschaft vernünftiger Wesen, wider deren

Grundgesetz er Frevler ist, Vertheidigung finden, ohne sie in Widerspruch mit sich selber zu stürzen. Und dies ist die sittliche Beschränkung des Asylrechtes.

Wenn aber gleich kein Volk den nicht vertheidigen soll, der als Verbrecher der beleidigten Menschheit angeklagt steht, nicht den Vater-, Bruder-, Muttermörder, den Straßenräuber, Giftmischer u. s. w. in Schutz nehmen darf wider die verfolgende Strafe: ist es darum doch berechtigt, ihm Zuflucht zu gönnen, so lange seine Schuld unerwiesen ist. Denn es ist auch Möglichkeit, daß die Anklage irrig, der Beschuldigte unschuldig sein könnte. Aber, im Abscheu vor einer unzweifelhaften Schandthat, die kein vernunftbegabtes Wesen wollen soll, ist bleibende Zuflucht zu versagen, weil diese ein Schutz des Verbrechens sein würde. Der Sünder gehe und trage den Fluch Kains durch die Welt.

Eigentlich rechtsverpflichtet ist kein Staat, einen Verbrecher an seinen Verfolger auszuliefern, so lange darüber nicht besondere Verträge zwischen beiden bestehen. Denn das moralische Gesetz, welches doch hier allein nur gebieten kann, verpflichtet nicht, den, welchem man Zuflucht versagt, in die Gewalt dessen, der ihn strafen will, zu übergeben. Sowohl der Gerechtigkeitssinn des Strafers, als der Grad von der in-

nern Schuld des Sträflings, sind dem Asylgeber gleich unbekannt. Das Sittengesetz der Menschheit richtet nicht nach der äussern That (wie der bürgerliche Richter), sondern nach der Absicht des Willens, und der Freiheit desselben. Es steht daher einem Volke frei, den fremden Missethäter seinem Verfolger zu überantworten, oder ihn zu verstoßen. Aus diesem Grunde werden zwischen Grenzstaaten auch sogar besondere Auslieferungsverträge, oder Cartelle, über Ausreisser vom Heere geschlossen, obgleich doch auch diese sich des Eidbruchs, der Untreue und der Eigenthumsverletzung an ihrem Herrn, schuldig gemacht haben.

Wo keine Rechtsverpflichtung durch besondern Vertrag besteht, wird sich das sittliche Zartgefühl des Asylgebers oft gegen Auslieferung dessen sträuben, der zu ihm floh. Als Herzog Johann von Schwaben, der Mörder seines Oheims, in den Gebirgen am See der Waldstätte die erste Zuflucht gewählt, fand er zwar kein Bleibens, aber auch keinen Auslieferer. Das ist dem natürlichen Rechtsgefühl der Hirten der Alpen nie Vorwurf geworden.

6.

Daß bürgerliche und sittliche Verbrechen nicht zu verwechseln sind.

Wer sich eines reinmenschlichen Verbrechens schuldig gemacht hat, ist also in den Augen aller Menschen ein Verbrecher, denn in allen Staaten verdammt ihn ein und dasselbe Gesetz der Menschheit. Wer hingegen nur gegen die in irgend einem einzelnen Lande üblichen Sitten, Gebräuche, Einrichtungen oder Gesetze dortiger bürgerlicher Ordnung gefrevelt hat, ist reinbürgerlicher Verbrecher daselbst; aber er ist es nicht im Verhältniß zu Sitten und Gesetzen aller übrigen Länder des Erdballs, weil sie nicht alle dieselben gesellschaftlichen Einrichtungen besitzen. Jedes Volk richtet nach seinen eigenen, nicht nach fremden Anordnungen; es kann daher Niemanden verdammen, der nicht wider einheimische Gesetze, sondern nur gegen fremde sündigte. Die Bestrafbarkeit eines bloß bürgerlichen Verbrechens geht also nicht weiter, als bis zum Grenzstein des Landes, in dem es begangen ist. Das ist der Unterschied des reinsittlichen und reinbürgerlichen oder staatsthümlichen Verbrechens.

Zwar kann allerdings das bürgerliche Verbrechen auch zugleich ein moralisches sein. Aber der Asylgeber hat keineswegs jenes zu beachten, weil

er das gegen fremde Geſetzgebung Geſündigte nicht ſeinem bürgerlichen Geſetz unterwerfen darf. Er hat nur das ſittliche Verbrechen zu würdigen, weil er nur das Tugendgeſetz der Menſchheit mit allen andern Völkern gemein hat. Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit von der Größe der ſittlichen Schuld eines Flüchtlings kann ihn beſtimmen, den Verfolgten aus ſeinem Gebiet zu verweiſen; Zweifelhaftigkeit der ſittlichen Schuld ihn beſtimmen, demſelben längere Zuflucht zu geſtatten; Wahrſcheinlichkeit oder Klarheit der Unſchuld aber ſogar ihm zur ſittlichen Verpflichtung werden, den verfolgten bürgerlichen Verbrecher zu ſchützen.

Es iſt ſchnöde Herrendienerei derer, welche, um dem nach ihren Landesgeſetzen Strafbarerklärten jeden Zufluchtsort zu ſperren, behaupten, daß jede Auflehnung gegen beſtehende Ordnungen und Geſetze zugleich immer ein ſittliches Verbrechen in ſich begreife. Aber Verletzung irgendwo beſtehender Ordnungen kann auch Fehler der Urtheilskraft, kann auch in wohlgemeinter Abſicht, kann ſogar in Aeuſſerung der reinſten Tugend geſchehen ſein. Darauf hat freilich der bürgerliche Richter eines Landes weniger, als auf die That ſelbſt, zu blicken. Ja, der bürgerliche oder Staatsverbrecher kann in den Augen der Menſchheit ehrwürdig erſcheinen, hingegen das von ihm verletzte Staatsgeſetz als ſittliches Verbrechen, als Empörung

wider die Ordnungen der Natur und wider das Urrecht aller mit Vernunft begabten Wesen.

Sollte jene Lehre knechtisch-feiler Begriffsverfälscher Wahrheit sein: so würde überall gar kein Zufluchtsort mit Recht und Pflicht der Völker bestehen können: so würde die Freiheit der Einzelnen ganz billig der Rache und Bosheit ihrer Machthaber preisgegeben, und das allgemeine Gesetz der Vernunft und Tugend vollkommen dem verschiedenartigen bürgerlichen Gesetz einzelner Länder untergeordnet sein müssen.

7.

Warum wegen Meinung Verfolgte Asyl verdienen.

Nirgends aber ist für den Unbefangenen die sittliche Schuld oder Unschuld bei einer That schwerer zu bestimmen, als in solcher Art Verbrechen, welche entweder Wirkungen religiöser oder politischer, oder wissenschaftlicher Ueberzeugungen sind, oder als Wirkungen derselben angesehen werden müssen. Denn die Ueberzeugung hängt nicht vom Menschen ab, sondern der Mensch von seiner Ueberzeugung. Jedermann weiß es, daß unsere Vorstellungen, unsere Ansichten und Meinungen durch die verschiedenen Grade der Geistesanlagen und deren Bildung, durch Erziehung, Gewohn-

heit, ſelbſt Himmelsſtrich, Lebensalter und Temperament beſtimmt werden. Daher ſieht man auch allenthalben Niemandem müßiger das Aſyl aufgeſchloſſen, als dem, welcher um Handlungen Verfolgung duldet, die er in ſeiner Anſicht als recht- und pflichtmäßig erachtet hat.

Ueberzeugungen, wiſſenſchaftliche, kirchliche oder politiſche, können vernunftigerweiſe, als Geiſtesſache, kein buergerliches Verbrechen ſeinweil das Fürwahrhalten einer Sache nicht vom Willen des Menſchen abhängt, ſondern vielmehr, wie ſchon geſagt, erſt des Menſchen Wille durch die Gründe ſeines Fürwahrhaltens Richtung empfangt. Strafgeſetze gegen Meinungen und Ueberzeugungen ſind alſo die groben aller geſetzgeberiſchen Verſtandesverirrungen, welche wider die menſchliche Natur freveln: ſind unſittlich und ungerecht, weil ſie entweder das Unmogliche, oder das Unſittliche, nämlich Heuchelei, zur Pflicht machen wollen.

Wie einfach und unwiderſprechlich auch dieſe Wahrheit ſein mag, und wie ſehr ein Jeglicher, ja der brutale Geſetzgeber ſelbſt fühlen muß, welcher wider fremde Meinungen donnert, daß die Ueberzeugungen, welche er beſitzt, unabhängig von ſeiner eigenen Willkühr ſtehen: iſt doch unter den Menſchen nichts gemeiner, als dieſe Unduldſamkeit. Sie entſpringt aus der Selbſttäuſchung des unvermögenden Verſtandes, dem nicht begreif-

lich iſt, wie ſeine Anſicht nicht die Anſicht der geſammten Menſchheit ſein könne. Alle wiſſenſchaftliche, alle religiöſe und politiſche Verfolgungswuth ſtammt aus dieſer Verſtandesbeſchränktheit, wie in den älteſten Zeiten, ſo noch in den unſrigen. Kein Märtirer ſeiner Ueberzeugungen, ſondern der Verfolger iſt Verbrecher gegen die Geſetze der Weltordnung.

Mit Verwandlung der Meinungen verändern Urtheile und Geſetze ihre Richtung. Paul Urban VIII. und ſein Prieſterrath, vor welchem der mißhandelte Greis Galilei (im J. 1633) Wahrheiten, die heut jeder erkennt, auf den Knien abſchwören mußte, wird von der Stimme unſers Zeitalters zur gerechten Schmach verdammt. Ein künftiges Jahrhundert wird über die thörigten Meinungsverfolger unſers Zeitalters den Stab brechen.

Die Geſittungs- und Erkenntnißſtufen der Völker des Erdbodens ſind ungleich, eben ſo auch die wiſſenſchaftlichen, religiöſen und politiſchen Anſichten und Ueberzeugungen. Was Stambul verehrt, verflucht Rom; was Rom preiſet, verſpottet London; was Europa vergöttert, verlacht Amerika. Es gibt keine Ueberzeugung, welche nicht, wie ihre Feinde, auch ihre Anhänger zählte. Und wer kann einem Menſchen oder einem Volke das Recht ſtreitig machen, ſich des-

jenigen hilfreich anzunehmen, welcher für das leidet, was es selbſt als Wahrheit erkennt? Jeder Menſch, jedes Volk ſieht ſich in dem verfolgten Meinungsgenoſſen ſelbſt verfolgt.

Gleichförmigkeit der Denkart iſt nur ein erhobter Reiz, kein eigentlicher Grund für das Recht, Märtirern Zuflucht zu geben. Der wahrhafte und einzige bleibt der, welcher in der Unabhängigkeit eines Volks von andern, und in der allgemeinen ſittlichen Verpflichtung zum Erbarmen gegen Verfolgte beruht, deren moraliſche Schuld oder Unſchuld allein, und nicht deren bürgerliche, auf dem fremden Boden zu beachten iſt. Weil aber das Furwahrhalten einer Sache nicht in menſchlicher Willkühr liegt, und weil folglich auch keine ſittliche Zurechnung eines daraus erwachſenden burgerlichen Vergehens vernunftgemaß ſein kann: iſt das Recht, Meinungsverfolgten Zuflucht und Schirm zu widmen, unanſtreitbar.

Denn wäre dies nicht: ſo müßte erwieſen werden können, daß Ueberzeugungen keineswegs Folgen vorangegangener Erkenntnißgründe, ſondern Spiele der Freiwilligkeit ſeien; daß die Geſetze der menſchlichen Natur, als Nebenſachen, unter den Geſetzen des Staates oder der Kirche ſtehen müſſen; daß jedes einzelne Volk vollkommen berechtigt ſei, allen einzelnen Völkern ſeine

Grundsätze, seine Landes- und Kirchenverfassungen vorzuschreiben: daß Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes auch ohne ändernde und bessere Ueberzeugungen möglich, und deswegen unmoralisch oder unnütz seien.

8.

Von kirchlichen und staatsthümlichen Verbrechen.

Meinung, Glauben und Ueberzeugung sind in jedem Volke darum frei, weil ihr Ursprung *naturnothwendig, unfrei*, das heißt, außer der Macht des menschlichen Willens liegt. — Anders ist's mit *Handlungen* bewandt. Sie hängen mehr oder weniger vom Willen des Menschen ab, und werden zum Vergehen und Verbrechen, sobald sie absichtliche Uebertretungen der bürgerlichen oder kirchlichen oder sittlichen Ordnungen sind. Staat und Kirche haben das Recht, gegen den Missethäter die gesetzlich bestimmte Strafe anzuwenden. Hat derselbe in Folge seiner Ueberzeugungen gefehlt, so ruht das Verbrecherische nicht in der Art seiner Ueberzeugung, sondern in der äußern That gegen die Vorschrift des bestehenden Landesgesetzes.

Weil aber das verletzte Gesetz des Staates oder der Kirche nicht das der ganzen Welt ist: so erstreckt sich dessen Rechtsgültigkeit, wie oben be-

merkt wurde, nicht weiter, als die Grenze des Gebiets, innert welcher ein Volk ſich dieſem Geſetz zugeſagt hat. Auſſerhalb derſelben ſteht der Verbrecher unter andern Geſetzen und Ordnungen, nach denen er nicht geſtraft werden kann, weil er ſie nicht verletzte. Mit vollem Befugniß gewährten daher die übrigen europäiſchen Staaten jenen Tauſenden von Unglücklichen Schutz, welche, wegen ihres proteſtantiſchen Glaubens, vom Erzbiſchofe Eleutherius von Firmian aus dem ſalzburgiſchen Gebiete, oder von Ludwig XIV. aus Frankreich fortgequält worden waren. Dieſe erſchienen in den Gebieten der Aſyle, die ſie fanden, ſo wenig als Verbrecher, wie nachmals es in den Augen der Schweizer die geflüchteten Fürſten, Edelleute und Prieſter Frankreichs waren, die ſich in die Thäler der Alpen vor dem Grimm ihres Volks retteten, oder die franzöſiſchen Republikaner, welche ſpäter darauf vor den heimgekehrten Fürſten, Edelleuten und Prieſtern in dieſelben Thäler flüchteten *).

*) Dem Landhauſe des Verfaſſers gegenüber wohnten lange Zeit die aus Frankreich geflüchteten Prinzen von Guiſenée, von der Staatsumwälzung vertrieben; dann nachher einige der ſogenannten „Königsmörder", Mitglieder des Nationalkonvents, im daneben gelegenen Hauſe, für der Thronbeſteigung vertrieben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Verbrecher in ſeiner eigenen Heimath auch nur, ſo lange das Geſetz beſteht, das ſeine That verdammt, für einen Verbrecher gehalten werden könne. Es iſt nichts Unerhörtes, daß dieſelbe Perſon, welche geſetzlich zum Kerker geſchleppt worden war, ſpäterhin eben ſo geſetzlich und wegen der nämlichen That öffentliche Ehrenbezeugungen empfangen hat.

Verbrechen, aus Ueberzeugung und Abſicht höherer Pflichterfüllung begangen, werden vor dem kirchlichen oder bürgerlichen Richter, der die beſtehenden Ordnungen ſchützen ſoll, zwar keineswegs durch die Ueberzeugungen des Verbrechers gerechtfertigt. Aber eben ſo wenig werden auch Handlungen, welche durch örtliche Verhältniſſe verdammt ſind, damit ihres ſittlichen Werthes beraubt. Die That, welche von einem Landesgeſetz mit der Todesſtrafe belegt iſt, kann die heldenmüthigſte Tugendäußerung und zugleich ein kirchliches oder bürgerliches Verbrechen ſein; an einem Orte den Galgen, am andern Bürgerkronen gewinnen. Dieſelbe Geſinnung und aus ihr entſprungene Thätigkeit, welche den Marquis de la Lafayette in die Kerker von Olmütz und Magdeburg, dann in Haß, Argwohn und Ungnade der Machthaber ſeines Vaterlandes geführt hatte, ſchuf ihm auf amerikaniſcher Erde

Huldigungen und Triumphe, wie ſich nie ein Monarch hat rühmen können, aus freiem Entſchluß der Nation davongetragen zu haben.

Thätige Theilnahme an kirchlichen oder bürgerlichen Unruhen, Empörungen und Umwälzungen iſt in dem Lande, wo ſie ſtattfinden, allerdings ſtrafbar. Aber es liegt im Gefühl der Nationen, ſelbſt ſolcher, bei denen der Begriff vom Unterſchiede bürgerlicher und moraliſcher Vergehen noch nicht zur Klarheit entwickelt iſt, daß derjenige keineswegs in die Reihe gemeiner, ſittlicher Miſſethäter zu ſtellen ſei, welcher den Verſuch gewagt, in ſeiner Heimath öffentliche Uebel abzuſtellen. Daher kann er auch von denen mitleidsvoll empfangen werden, die, nach ihrer Anſicht, ſeine That ſogar nicht billigen mögten; und die Achtung, welche noch dem Starkmuth gebührt, der für Ueberzeugung ſeines Innern alles äuſſere Glück opfert, fehlt dem Martirer ſeines Glaubens ſelten.

Dies Gefühl, in welchem Volker zu handeln pflegen, hat zu ſeiner Grundlage offenbar das Bewußtſein: ein Fremder, der gegen bürgerliche oder kirchliche Ordnungen der Fremde gefehlt hat, iſt darum kein Verbrecher an den Ordnungen des Landes, wo er Zuflucht nimmt. Dort war er ſtrafbar; hier ſieht er als Menſch, der nur nach ſeinem innern ſittlichen Werth beurtheilt,

und nicht wegen des, das er gegen Gesetze des Auslandes verbrach, nach inländischen gerichtet werden kann.

Die größte Quelle der Staatsverbrechen sind immer die Staatsgebrechen. Man weiß es. Verzweifelung an Abhilfe unerträglicher Noth reizt endlich Nothwehr. Und rechtloses Gewaltthum eines Herrschenden ist so wenig zu rechtfertigen, als Gewaltthum eines Volkes gegen den Herrscher; denn beides ist Tod jedes Rechts, Untergang des Sittlichen, im blinden Walten der Naturkräfte und ihrer Gesetze. Griechenlands Aufruhr gegen asiatisches Sultanenthum war die Empörung alles Menschlichen wider eine Bestialität in gesetzlicher Form, die zuletzt weder Eigenthum, noch Persönlichkeit, nicht Recht, nicht Meinung, noch Glauben achtete. Es gibt aber ein Gesetz, welches in den Augen der Menschheit endlich höher steht, als jedes kirchliche und staatsthümliche: es ist das göttliche der Natur, das unvergängliche der Vernunft.

9.

Fortsetzung des Vorigen.

Wenn nun selbstständigen Völkern keinesweges das Befugniß abgeläugnet werden kann, dem bei sich Zuflucht zu gestatten, der, im Glauben an Gerechtigkeit seiner Sache, die Gesetze seiner

Heimath brach: so muß solches Befugniß dann noch unanfechtbarer dastehen, wenn Jemand darum verfolgt wird, weil er den heimathlichen Ordnungen und Gesetzen gemäß gethan hat.

Dieser Fall scheint freilich im gesellschaftlichen Verein vernünftiger Wesen ganz ungedenkbar zu sein. Aber die Geschichte, selbst der europäischen Staaten, lehrt in nur zu zahlreichen Beispielen, zu welchem Wahnsinn politischer und kirchlicher Parteigeist führt.

Der Staatsmann, Beamte und Krieger, welcher nach Untergang einer alten Ordnung neubestehenden Ordnungen und Gesetzen seines Vaterlandes gehorcht, erfüllt der nicht die Pflicht des Bürgers? Klugheit kann zwar gebieten, Diener oder Anhänger des frühern Zustandes der Dinge von Aemtern zu entfernen; nie aber kann Gerechtigkeit gebieten, sie, wegen ihres Gehorsams in der alten Zeit, verantwortlich oder strafbar zu erklären. Jedes rückwirkende Gesetz ist Rechtszertrümmerung. Wenn eine spätere Staatsumwälzung dann wiederr endlich auch die jüngere Verfassung vernichtet und abermal eine neue aufrichtet, dürfen die Gesetze derselben, aus gleichem Grunde, auch nicht diejenigen Bürger strafen, welche den abermals untergegangenen Ordnungen Folge geleistet und im Geiste derselben gehandelt hatten.

Europa sah das Gegentheil von Allem in mehrern Ländern. Nachdem in Spanien die Cortes mit furchtbarer Beharrlichkeit der Macht Napoleons und Josephs widerstanden, und den Thron ihrer Halbinsel für Ferdinand VII. bewahrt hatten, obwohl dieser alle Ansprüche aufgegeben: wurden die Diener der Josephinischen Verfassung von den siegreichen Cortes verfolgt. Als Ferdinand dann den Thron seiner Väter wieder bestiegen hatte, wurden die Cortes und die Diener und Anhänger der bisherigen Verfassung mit Kerkern und Hinrichtungen verfolgt. Ihr Verbrechen war, Gesetzen nicht gehorcht zu haben, die noch nicht gegeben waren, sondern Gesetzen, die in Kraft bestanden hatten.

Diese Unglücklichen sind wahrhaft unschuldig Verfolgte in ihrem Lande; sie sind es nicht minder im fremden Gebiet. Aus nämlichen Ursachen sind auch diejenigen unschuldig, welche, treu den Gesetzen ihres Staates, einst in Folge derselben feindlich gegen dasjenige Volk handelten, bei dem sie nachher durch Schicksale genöthigt werden, Zufluchtsstätten zu suchen. Denn nicht sie, aus sich, als Privatpersonen, sondern der Staat durch sie, verübte Feindschaft gegen den fremden Staat. Sie selbst waren durch Gesetz und Interesse ihres Vaterlandes gebunden, und vollzogen eine Pflicht, wie sie jeder Staat von seinen Bürgern fordern

muß. Wie könnte aber ein Staat die Pflichttreue, welche er an seinen eigenen Bürgern belohnt, vernunftgemäß an Bürgern anderer Reiche tadeln, selbst wenn sie ihm zum Nachtheil gereicht hätte?

Einem unglücklichen Feinde Asyl zu geben, steht im Befugniß des Volks, von dem es begehrt wird. Es kann die Freistätte auch verweigern; aber die sittliche Welt würde in der Verweigerung laut und mit Recht über Mangel der Großmuth und rohe Verletzung der Menschlichkeit klagen.

Ein bezwungener und entwaffneter Feind ist nicht mehr unser Feind, denn er ist in unserer Gewalt. Gegen ihn hört die Nothwehr auf (und das ist jeder Krieg;) der Zustand des allgemeinen Rechts tritt für ihn wieder ein, ohne daß eben damit die nothige Vorsicht aufhören sollte, für unsere eigene Sicherheit den, der doch nur gezwungener weise unschädlich ist, gefahrlos zu machen. Dadurch wird das Betragen des Siegers gegen Kriegsgefangene bestimmt.

Der Ueberläufer vom feindlichen Heere hingegen steht nicht im Verhältniß des Kriegsgefangenen. Er handelt freiwillig, und begehrt nicht Gefangenschaft, sondern Zuflucht. Sie ist ihm zu gewähren oder zu verweigern, wie es die Klugheit gebieten mag; ihn aber der Freiheit berauben, die er bei uns suchte, ist Betrug des

Zutrauens und Unrecht. Ihn zu mißhandeln, ist Verbrechen gegen die Menschheit und deren Gesetz.

10.

Welches Recht der Asylgeber über den empfängt, welchem er Schutz gibt.

So wie der Flüchtling, wenn er bei einem Volke seine Freistätte gefunden, die Pflicht übernimmt, gleich allen Bürgern des Landes den Gesetzen desselben Gehorsam zu leisten: erwirkt hinwieder auch der Staat kein anderes Recht über ihn, als er über alle Bewohner des Gebietes und über die Fremden übt, welche seine Gastfreundschaft genießen. Zwar der beschirmte Flüchtling ist sittlicherweise zu höherer Dankbarkeit verpflichtet, aber der Staat seinerseits ist nicht eben so verpflichtet, diese Dankbarkeit zu verlangen, oder berechtigt, sie zu erzwingen. Er hat kein Recht an das Unmögliche; und eine Tugend (wie z. B. Erkenntlichkeit) aus Zwang ist keine Tugend, sondern an sich unmöglich.

Der Staat, welcher einen Preis für die Wohlthat des Asyls begehrt, das er dem Bedrängten ertheilt, gleicht dem Geizigen, der für das Almosen, welches er dem Bettler zugeworfen hat, hintennach doppelte Bezahlung fordert.

Inzwischen sind Fälle dieser Art leider, weder in der alten noch neuen Geschichte, Seltenheiten. Themistokles, durch das Scherbengericht seiner Mitbürger verbannt, hatte nach langem Umherirren beim König von Persien Zuflucht gefunden. Dieser überhäufte ihn mit Gnadenbezeugungen; aber später verlangte er dafür den Preis. Themistokles sollte die persischen Waffen zur Unterjochung Griechenlands führen. Der tugendhafte Athenienser wollte dem Wohlthäter nicht mißfallen, aber auch seine Dankbarkeit nicht zur Entweihung heiligerer Pflichten mißbrauchen lassen. Er wählte lieber freiwilligen Tod.

Eigennutz aber hat von jeher in Bewilligung der Asyle weit öfter, als das Sittlichkeitsgefühl, das Wort geführt. Die Volsker boten dem Koriolan, die verbündeten Feinde Frankreichs dem Dumourier, Zuflucht, doch beide erwarteten von den zu ihnen übergegangenen Feldherrn nutzliche Dienste. Lafayette hinwieder fand, statt der Zuflucht, um die er bat, Mißhandlung. Kosziusko, obwohl nur Kriegsgefangener einer nordischen Kaiserin, konnte sich keines bessern Looses erfreuen. Beide größer, als jener Koriolan, jener Dumourier, beide die Zierden ihres Jahrhunderts, empfangen von der Verehrung, welche die edlere Zeitgenossenschaft und die Nachwelt ihren Tu-

genden weiht, Entschädigung für das in ihnen verwundete Völkerrecht.

Wer sich in den Machtkreis des Stärkern hilfeflehend rettet, hofft immer die theuersten seiner Güter, Ehre und Leben, im Schutz der Großmuth geborgen zu wissen. Hätte er beide verachtet, würde er sie selbst dem Feinde überlassen haben. Mancher Flüchtling hätte klüger gethan, sich dem stolzen Gegner, als dem feigen Freunde hinzugeben. Der macedonische Alexander hatte Thränen für den überwundenen Darius.

Wenn schon der, dessen Schutz angerufen worden, denselben aus höhern Rücksichten zu gewähren ausser Stand und daher befugt ist, die Bitte abzulehnen; oder wenn er sogar, nachdem er Zuflucht gegeben, unvermögend wird dieselbe zu verlängern, und er den Flüchtling hinwegzuweisen befugt genug ist: hat er doch nie Recht empfangen, den in die Hand des Verfolgers zu überantworten, den er nicht ferner schützen kann oder will. Dies Recht gab ihm nicht der Bedrängte, welchen er aufnahm, um ihn gegen Nachstellung zu decken. Noch minder gab es ihm das Vernunftgesetz, Verfolger dessen zu werden, der nie sein Feind war; Verräther dessen zu werden, der seine Zuversicht auf ihn gesetzt hatte. Seine That ist frevelvoller, als die des Feindes, der des Verfolgten Auslieferung zur Sättigung des Hasses

begehrt, oder eigener Sicherheit willen, oder um den bestehenden Gesetzen der Heimath Ehrfurcht zu schaffen.

So lange das menschliche Geschlecht ein Gefühl der Hochachtung für eigene Würde in sich trägt, wird es den Namen des Pharnabazes, jenes persischen Satrapen, mit Abscheu bezeichnen, der dem Alzibiades Asyl bot, und ihn nachher, aus Gefälligkeit oder Furcht, mit feiger Grausamkeit tödten ließ; oder den Namen jenes bithynischen Königs Prusias, dessen Gedächtniß, wie das eines Herostrat, nur durch eine Schändlichkeit nur die Nachwelt aufbehalten wird, weil er den Hannibal, seinen Schützling und Gastfreund, an die Römer auszuliefern bereit war. Nicht dafür hatte der große Karthager Zuflucht empfangen wollen. Hätte er den unversöhnbaren Feinden den Triumph gönnen mögen, ihr Gefangener zu sein, würde er sich selber ihnen übergeben haben. Er verschmähte das Leben, nahm Gift und rettete Freiheit und Ehre, über die kein Anderer zu verfügen hatte.

11.

Unter welchen Umständen den Verfolgten das Asylrecht verloren geht.

Es gibt nur eine einzige Bedingung, unter welcher überhaupt, Zuflucht zu verweigern, sittlich erlaubt ist, nämlich: wenn der Verfolgte als sittlicher Verbrecher erkannt ist, der durch seine That die Würde der menschlichen Natur entweiht hat. Denn, wie oben gezeigt ist, überall, wo er einem Menschen begegnet, da begegnet ihm dasselbe Gesetz, das ihn in der verlassenen Heimath verdammt hat. — Allen andern Verfolgten öffnen Völkerrecht und Menschlichkeit den Freistatt.

Inzwischen sind vorzüglich drei Fälle gedenkbar, in welchem dem die Zuflucht mit Recht entzogen werden kann, der sie empfing.

Der erste dieser Fälle ist das Unvermögen des Asylgebers, den Verfolgten gegen eine Uebermacht zu schirmen, welche bereit steht, Eigenthums- und Völkerrecht mit Füßen zu treten. In diese Verlegenheit gerathen oft kleinere Staaten gegen den rechtsverhöhnenden Uebermuth der stärkern. Es darf jenen nicht zugemuthet werden, Glück und Leben aller ihrer Bürger für den Schutz eines Einzelnen, oder für eines einzigen Rechtes Rettung alle Rechte des Staates zu opfern oder ins

Spiel zu wagen. Pflicht eigener Erhaltung geht der Güte gegen den Fremdling vor.

Aber diese Pflicht, welche die Aufkündung eines Asyls nothwendig machen kann, schließt nicht die Berechtigung in sich, aus Feigheit grausam zu sein, ein Vertrauen mit Verrath zu täuschen, Henkersknecht des Starken gegen den Schwachen zu werden, der gegen uns nichts verbrach, das heißt, den Verfolgten an die Rache des Verfolgers auszuliefern. Es gibt kein Recht zur Immoralität. Die Tugend ist etwas Höheres, als das Leben; auch ein Staat muß für das Heiligthum seiner sittlichen Ehre sterben können. Der glorreiche Tod für dieses ist Triumph alles Göttlichen in der Menschheit über die Gewalt der Bestialität; ist ein ewiges Losungswort an die folgenden Jahrtausende gegeben.

Billig aber wird mit dem Worte Bestialität der völkerrechtsmörderische Gebrauch der Uebergewalt bezeichnet. Denn das, wovor dem vernunftbegabten und religiosen Geiste graut, das ist eben die Natur des reissenden Thieres, nichts zu ehren, nichts zu fürchten, wenn es darauf ankömmt, Hunger zu stillen, oder Rache, oder stolzen Uebermuth, oder anderes Gelüst. Die Bestie ist ohne Rechtsbegriff, ohne Rechtsgefühl. Der Mensch, wenn er dem wilden Thiere darin ähnlich wird, hat nur einen Vorzug oder Nachtheil, daß

er nämlich mehr Verſtand beſitzt, ſeine Schande mit Vorwänden zu ummänteln. Denen, welchen das Bewußtſein der Uebergewalt jede Gottes- und Menſchenfurcht entfremdet hat, alſo daß ſie keines Rechtes mehr an ihres Gleichen achten, gilt eben das Volkerrecht von allen als das verächtlichſte oder gehäſſigſte, weil gerade dieſes dem Tugendgeſetz und Sittlichkeitsgefühl am verwandteſten ſteht, durch welches es auch allein nur in der Welt ſeine Gültigkeit ſichern kann.

Ein anderer Fall, durch welchen die Wohlthat der Zuflucht rechtlich aufgehoben wird, iſt der Ungehorſam oder die Unehrerbietigkeit des Beſchützten gegen die Geſetze des Landes, die ihn ſchützen. Ihm ward mit dem Aſyl kein höheres Recht ertheilt, als der Bürger des Staates ſelber genießt. Vielmehr ward durch den Genuß der Wohlthat ſeine Verpflichtung gegen den Staat ſittlich größer, als die des eingebornen Bürgers. Er muß auch ſelbſt dem Schein ausweichen, ſeinem Wohlthäter gefährlich werden zu wollen. Als Karl XII im Aſyl zu Bender den gegründeten oder ungegründeten Verdacht nicht abwehren konnte oder wollte, daß er den deutſchen Kaiſer und Polen gegen die osmaniſche Pforte reize, hatte dieſe, ſeiner Umtriebe müde, volles Recht, ihm die Zuflucht aufzukünden. Niemand wird es am Sultan Achmet III übel deuten, daß er Gewalt gegen

einen trotzigen Gaſt anwenden ließ, der ihm Gehorſam zu verweigern wagte.

Ein dritter Fall endlich, durch den der Genuß des Zufluchtsrechtes verwirkt wird, tritt ein, wenn der Beſchützte die empfangene Sicherheit benutzt, um in derſelben eigenmächtiger und ungebundener denen zu ſchaden, vor denen er geflohen war. Der Flüchtling entweiht damit ſelber Beſtimmung und Heiligkeit der Freiſtätte, die er in einen Verſteck und Hinterhalt ſeiner feindlichen Angriffe umkehrt. Dazu ward ihm kein Befugniß, ſondern nur Schutz ſeines Lebens und ſeiner Freiheit, nicht ſeiner Rachſucht gewährt. Kein einzelner Staatsbürger darf, von ſich aus, Feindſeligkeit und Fehde gegen einen andern Staat treiben, mit dem das Volk, deſſen Glied er iſt, im Frieden lebt; noch weniger darf es der geduldete Fremdling auf fremdem Boden; und am allerwenigſten der Flüchtling. Indem dieſer, wider Willen ſeines Beſchirmers, deſſen Stärke zum Mittel eigener Zwecke mißbraucht, und den äuſſern Frieden eines Landes gefährdet, das ihn mitleidsvoll zum Genoſſen dieſes Friedens machte, zerſtört er ſein Aſyl und jeden billigen Anſpruch darauf.

Der Eros,
oder
über die Liebe.

1.

Verbrechen und Liebe.

Gerold, des Königs geistlicher Rath, trat mit seiner Gemahlin Claudia und mit seiner schönen Tochter Maximiliane in den Garten meines Landhauses. Nach den ersten Freundlichkeiten der Begrüßung führte ich die lieben Gäste in den Schatten der Jasminlaube, wo meine Auguſtine schon den runden Tisch recht wirthlich mit mancherlei Erfrischungen bedeckt hatte. Sie selbst ging den Kommenden grüßend aus der Laube entgegen, unsern Jüngstgebornen auf ihrem Arm.

Allen that uns die Dämmerung und Kühle der blühenden Laubhütte wohl. Denn es war einer der heißen Nachmittage des Monats, dem die Rosen bei uns ihre Schönheit aufschließen; am Himmelsblau kein Wölkchen. Gerold wählte seinen Platz

neben mir. Uns gegenüber saßen die Frauen; Maximiliane in einen Winkel des grünen Eckbänkchens geschmiegt, von wo sie seitwärts den breiten Hauptgang des Gartens übersehen konnte. Und ich bemerkte es wohl, wie oft sich, selbst während sie mit uns sprach, ihre Blicke flüchtig nach diesem Hauptgange wandten. Noch erwarteten wir unsern edeln Freund Holmar, Mitglied des Obergerichtshofes, und seinen Sohn, den Gesandtschaftsrath, Maximilianens Bräutigam, welcher erst seit drei Tagen von einer Sendung nach London zurückgekommen war.

Das Gespräch lenkte sich sogleich anfangs, wie das immer zu geschehen pflegt, auf die widerlichste Merkwürdigkeit des Tages. Man hatte nämlich am Morgen einen jungen Mann, Namens Lukasson, mit dem Schwerte hingerichtet und aufs Rad geflochten, welcher der Sohn eines guten Hauses, ein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben gewesen war, und dennoch der vorsätzliche Mörder seines jungen, von ihm heißgeliebten Freundes Walter werden konnte. Die verbrecherische That war um so auffallender, weil Lukasson den Getödteten noch bis zum letzten Augenblicke geliebt, und denselben im Schlafe erstochen hatte. *) Inzwischen

*) Die oben erzählte Begebenheit gründet sich auf eine wirkliche Thatsache.

mußte es doch, nach Jedermanns Urtheil, in einem Anfall von Wahnſinn geſchehen ſein. Denn es war bekannt, daß Lukaſſon, von jeher ungeſtümen und mit ſich ſelbſt entzweiten Weſens, zwiſchen leichtſinnigen Ausſchweifungen und ſchwermüthigen Bereuungen ſchwankend, zuletzt das unſelige Mittel der Selbſtbetäubung durch ſtarke Getränke ergriffen hatte.

„Leichter läßt ſich die verderbte Denkart des Mörders erklären, als daß der tugendhafte Jüngling Walter Freund eines ſolchen Ungeheuers ſein konnte!“ ſagte die Gattin Gerolds.

„War Walter, der Jüngling, tugendhaft, woran ich nicht zweifle,“ erwiederte ihr Gemahl, „ſo muß auch der Mörder noch, ungeachtet ſeiner Leidenſchaften und Verirrungen, im Beſitze vor Tugenden geweſen ſein, die ihn liebenswürdig machen konnten. Und es iſt bekannt, mit welcher Sorgfalt Lukaſſon den Jüngling von allen ſchlechten Geſellſchaften entfernt hielt; wie er ihn theils ſelbſt unterrichtete, theils auf ſeine Koſten in Muſik, Malerei und andern Dingen unterrichten ließ, weil Walter ein Sohn wenig bemittelter Aeltern war; ja, man weiß, wie Lukaſſon ſelbſt und vielmals unter heißen Thränen ſeinen Freund vor den Leidenſchaften warnte, die ihn zerriſſen, und wie er ſich ihm ſelbſt als Beiſpiel von dem

Elend aufſtellte, welches diejenigen erdrückt, die von der Tugend abtrünnig werden.“

„Ich ſtimme dir bei, Gerold,“ ſprach ich, „wir wollen den Verbrecher nicht verdammen, weil die Gottheit uns kein Auge für das Innere des Menſchen gegeben hat. Gleichwie wir Kranke kennen, die bei hellem Bewußtſein deſſen, was ſie ſagen wollen, doch andere Worte, als ſie wollen, ſprechen, und dadurch unverſtändlich und über ſich ſelbſt unwillig werden: ſo iſt es auch wohl möglich, daß Perſonen vorhanden ſind von ſo verſtimmtem Bau der Nerven, daß ihr beſſer Wille ohnmächtig wird, das Gute zu thun, und ſie das Böſe beziehen mit heller Vorſtellung, ja mit vollem Abſcheu, des Unrechts.“

„Eine ſchauderhafte Möglichkeit, Beda,“ ſagte Gerold zu mir, und ſchüttelte fromm verneinend das Haupt, „eine gefährliche Lehre, wodurch alle ſittliche Zurechnung, ja Tugend und Sünde ſelbſt zweifelhaft werden. Damit wäre die Freiheit des Willens leeres Gaukelſpiel des ſich ſelbſt bethörenden Menſchengeiſtes, und der Satz aufgeſtellt: das Verbrechen ſei weder Schuld, noch die edelſte That der Selbſtaufopferung Verdienſt der Sterblichen. Da hätten wir den träumeriſchen Lehrſatz von der Gnadenwahl in anderer Geſtalt wieder, nach welchem einige Kirchengelehrte, in St. Au-

gnüns Fußsarken, Gott aus Willkühr einen Theil der Menschen zu allem Guten unfähig machen, und schon ehe sie geschaffen sind, zum ewigen Elend, Andere aus ähnlicher, tyrannischer Willkühr zur ewigen Seligkeit vorausbestimmen lassen."

Ich erwiederte: „Keineswegs halte ich dafür — vorausgesetzt, in meiner Aeußerung wäre eine Wahrheit —, daß wir den unsern Werth der Wahrheit überhaupt nach dem Maaßstabe des Nützlichen und Schädlichen würdigen dürfen. Die Wahrheit soll sich nicht nach der Welt, sondern die Welt nach der Wahrheit richten. Was sagst du denn zu den Kretinen, welche einen menschlichen Geist in menschlicher Gestalt, und doch nicht den freien Gebrauch aller Seelenkräfte haben? was zu den Wahnsinnigen und Irren, die in ihren lichten Augenblicken so vernünftig urtheilen, als wir Beide, und das selbst verdammen, was sie im verrückten Augenblicke geredet oder gehandelt haben?"

„Bei ihnen ist offenbare Krankheit vorhanden," versetzte Gerold, „und wir können sie nicht mit Verbrechern vergleichen, die hellen Bewußtseins fähig sind, und noch dazu in dem Grade, daß sie, wie du sagst, sogar wider ihren Willen und mit vollem Abscheu des Frevels den Frevel begehen."

„Wenn es," sagte ich, „wie in allen Zweigen

der Natur, auch in Nerven- oder Seelenkrankheiten eine unendliche Reihe von Abstufungen und Verschiedenheiten gibt: warum möchtest du mir dann nicht erlauben, einen krankhaften Zustand für möglich und wahrscheinlich zu halten, wie ich ihn bezeichnete? Es gibt nicht nur offenbare, sondern auch unsichtbare Krankheiten: und Mancher hält sich für gesund und wird dafür gehalten, der es nicht ist."

„Hilf Himmel, Beda!" rief Gerold: „wenn du Recht hättest, was würde aus unsern bürgerlichen Gesetzgebungen, was aus unserer Rechtslehre und Sittenlehre werden müssen? Wen könnten wir loben, wen verdammen?"

„Freund Gerold," entgegnete ich, „wie mag dich das befremden? Wir leben in einer Welt trüglicher Erscheinungen, die jeden Augenblick irre führen. In der bürgerlichen Gesellschaft krönen oder kreuzigen wir die That, nicht das Gemüth. Dies hat oft die Krone verdient, während das Gericht der blinden Sterblichen jene ans Kreuz schlug; und eben so oft geschieht das Gegentheil."

Gerold legte beide Hände verhüllend auf sein Antlitz und rief: „Darum ist gut, daß die ewige Gottheit ist und waltet!"

Meine Frau schlug die Augen von ihrem Säugling zu mir auf und sagte: „So sollte uns ja der Anblick keiner schönen That freuen und keiner

Schandthat betrüben. Sage mir, was loben wir denn, was tadeln wir denn noch?"

„Die That, liebes Kind, nicht das Gemüth!" erwiederte ich: „Und in der That leben wir weniger den Thäter, als uns selbst, indem wir den Werth des ewigen Gesetzes der Heiligkeit bekennen, und uns freuen, daß es in uns lebt, und daß das ihm Entsprechende auch ausser uns erscheint. Die Verehrung des Guten, die Verdammung des Bösen in einer fremden Handlung ist das rege werdende Selbstgefühl unserer göttlichen Natur."

Gerold nickte mir Beifall und sagte: „Darin stimm' ich billig mit dir ein. Aber, Beda, der weltliche Richter, darf er den Frevel des Wahnsinnigen, darf er die wider Willen des kranken Thäters begangene That verdammen? Und ich frage noch einmal: was soll aus unserer Rechts-, was aus unserer Sittenlehre werden, wenn der Mensch, wie du sagst, auch wider seinen Willen unrecht und unsittlich sein, und nach dem emporenden Wahn des Alterthums, wie vom bösen Geiste, oder dem Fatum unserer Trauerspieldichter getrieben, das Verbrechen in dem Augenblicke, da er es verabscheut, zu vollbringen gezwungen ist?"

Ich erwiederte ihm: „Es geschehen durchaus keine bösen Thaten, als aus Irrthum oder Krankheit des Gemüths; denn das Böse ist das Unna-

türliche oder, was dasselbe ist, das Unvernünftige. Ein vernünftiges Wesen kann aber schlechterdings nicht das Unvernünftige **wollen**; nur das thierische, vernunftlose Wesen an und in uns **begehrt** es. Wenn die Kraft des Göttlichen, des vernünftigen Geistes von der Uebermacht des Thierischen, vom Nervenreiz, von der Verwöhnung u. s. w. erstickt wird, entsteht Mißverhältniß, entsteht Zerstörung in unserm Gesammtwesen, wie bei jedem Wahnsinnigen, das ist: eine **Krankheit**, die wir häufig selbst verschuldet haben. Der größte Theil von unsern Rechts- und Sittenlehren aber ist auf den lockern Grund von Erfahrungstrümmern zusammengebaut, in sich selbst daher oft haltungslos, ja nicht selten unrechtlich und unsittlich, wie die Kunst eines empirischen Arztes. So lange Richter und Rechtsgelehrte nicht den bessern Theil ihres Wissens aus den Tiefen der Seelenkunde entlehnen, bleiben wir im Rechtsfache Barbaren und die Richtersprüche meistens Ordalien des rohen Mittelalters, in denen blindes Loos über Einsicht gilt. Und gleich wie mir derjenige Arzt der Weisere zu sein scheint, welcher, die eigenthumlichen Naturen seiner Kunden genau erforschend, sie durch angemessene Lebensordnungen vor Krankheiten bewahrt und zu langem Leben bereitet: so scheint mir derjenige Theil der Sittenlehre der wesentlichste, welcher bis jetzt am wenigsten bedacht ist, und der

nämlich aus den Tiefen der Seelenkunde Hülfsmittel schöpft, die Harmonie unsers Wesens unverletzt und vor Verstimmung und Krankheit zu bewahren."

Hier unterbrach mich Claudia, die Gemahlin Gerolds, und rief lachend: „Vergeßt auch nicht, o ihr weisen Männer, in eurer Seitenlehre das Kapitel von den Pflichten gelehrter Männer gegen anwesende Frauenzimmer, die beim Anhören eurer Weisheit vor Langeweile sterbenskrank werden. Fülle den Herren die Gläser, Maximiliane. Man sagt, der Wein, den die Hand einer jungen Braut spendet, werde feuerreicher. Ich will unterdessen unsere Tassen mit Thee füllen, er hat endlich genug gezogen."

„Wohlgesprochen, Claudia!" sagte Gerold, hob das Glas und stieß mit mir an: „Plaudern wir von angenehmen Dingen. Ich möchte mich zerstreuen und den schwerlichen, müden Hinrichtungsgedanken dieses Morgens aus meinem Gedächtniß wischen. Wer von uns erfindet sogleich eine angenehmere Aufgabe, die uns alle an sich zieht?"

„Ich schlage einen gewissen Jemand vor," sagte ich, „den ich, wenn ich König wäre, nie zum Gesandtschaftsrath gemacht hätte. Denn wenn er sich so lange vergebens erwarten läßt, wohin ihn sein Herz sendet, wie träge wird er sein, wenn er dahin gesandt wird, wohin er nicht mag!"

Maximiliane senkte lächelnd, indem sie erröthete, die Augenlieder und sagte: „Mußte ich nicht eben hören, wie fremd uns die Tiefen der Seele sind, und daß wir den Menschen nicht nach der That beurtheilen sollen? Wer weiß denn, ob Holmara sein Herz hierher schickt? Wer weiß denn, wenn er früher, als ich, gekommen wäre, ob ihm sein Herz gezogen hätte?"

„Sieh, das hast du, Beda, mit deiner Lehre angerichtet!" sagte Gerold: „Nun werden die jungen Leute sogar noch am Vorabend ihrer Vermählung zweifeln, ob sie einander lieben."

2.

Die Liebe der Mutter und der Geschwister.

„Ha!" rief mit schelmischem Blicke mein junges Weib: „Wo ist das Mädchen, welches nicht vor und nach der Vermählung zweifelt? Gebet nur zu, ihr Männer, daß wir tiefer in die Seele blicken, und, was darin vorgeht, feiner herausfuhlen, oder herausahnen, als ihr."

„Wenn dem so wäre, Auguste," sagte ich, „müßtet ihr weniger zweifeln, sondern der Sache gewisser sein, als wir."

Und Gerold setzte hinzu: „Wie scharf auch der weibliche Blick sein mag, in solchen Ange-

legenheiten ist er es am wenigsten. Man weiß ja, Liebe geht mit verbundenen Augen."

„Ganz gut," sagte Auguſtine, „aber man weiß auch, Weiber ſollen etwas Neugier haben. Drum luſt selbſt das liebendſte Mädchen mitunter die Binde gern. Und wenn es dann im Herzen des Auserwählten kaltes Eis, in seinen Schwüren aber Feuer erblickt, muß es da nicht zweifeln und irre werden? Man kann für Niemanden schwören, daß er wirklich und wahr liebe. Ich möchte sogar nicht immer für das Herz meines Mannes schwören. Beda sagt, er liebe mich. Ihm, und noch mehr mir selber, zu Gefallen glaub' ich es gern. Aber dennoch sehe ich zuweilen tief in seinem Herzen...."

„Was?" rief ich, „Eis?"

„Nun, wenn auch kein Eis, doch Schneeflocken!" verſetzte ſie lachend: „Man kann für kein Herz schwören, ob es liebe...."

„Als für das Mutterherz!" fiel Claudia, Gerolds Gemahlin, ein: „Seht doch, wie ſüß der kleine Engel hier auf dem Schooſe Auguſtinens ſchläft! Keiner beachtet ihn, aber die Mutter unaufhörlich. Ihr Geplauder gebt zu euch, aber ihr Gedanke zu ihm. Sie legt ihm das Köpfchen ſanfter; ſie weht mit der Hand ihm die Fliege vom Händchen. Sie blickt von Zeit zu Zeit nieder, zu ſehen, nicht ob der Säugling ſchläft,

nein, ob er recht wohl, ob er recht zufrieden schlummert."

Auguſtine ſenkte mit ſeligem Wohlgefallen die Augen auf ihren ſchlummernden Liebling, hob ihn leiſe empor zu ihren Lippen, hauchte ihm einen Kuß auf die Wange und ſagte: „Ach, Mutterliebe iſt auch eine ganz andere Liebe, als die Liebe des Jünglings und des Mädchens. Es iſt die, von der kein Mann weiß."

„Aber wie eine ganz andere Liebe?" fragte Gerold: „Die Empfindung der Liebe iſt immer doch eine und dieſelbe, ſo, daß ſelbſt die Sprache nicht mehr als eine Liebe kennt, auch für die Mehrheit keinen Ausdruck hat, und nicht ſagt: die Lieben, ſondern höchſtens: die Liebſchaften, bei denen freilich nicht immer die Liebe herrſcht."

Claudia, ſeine Gattin, erwiederte: „Der Mann hat die Sprache erfunden, nicht aber das Weib, wie du aus Adams Geſchichte weißt. Der Mann aber kennt nur eine Liebe, die der Jünglingstage, und hintennach nur Liebſchaften. Wäre das Weib Erfinderin der Sprache geweſen, ſie würde für die Liebe der Mutter zum Kinde ein eigenes Wort erſonnen haben."

„Antworte mir ernſter!" ſagte Gerold: „Wie iſt die Empfindung der Mutterliebe anders, als die der Braut?"

„Da müßtest Weib sein, mich zu verstehen,“ entgegnete Claudia, „und der Blinde müßte sehen können, um deine Unterscheidung des Sehens und Hörens zu begreifen. Die Brautliebe wirkt blos mächtiger auf die Einbildungskraft ein und durch sie; daher bringt sie so viel Selbstverblendung und Täuschung, steht dem Rausche und dem Wahnsinn nahe, oder kann in Wahnsinn übergehen. Das ist nicht der Fall, oder äußerst selten, in der Mutterliebe. Muttergefühl ist innniger, tiefer, und doch beraubt es den Verstand nicht, begeistert zu keinen Gedichten, verwandelt die Ansicht der Dinge nicht. Brautliebe verachtet Gefahr und Tod, aber kann hinterdrein sich selbst bereuen. Mutterliebe trägt freudig Schmerzen, Opfer und Tod, und bereut ihre Thaten nie. Jüngling und Mädchen sind einander zwei fremde Wesen, die durch die Macht der Natur erst zusammengeführt und gegenseitig durch den Zauber der Einbildung verschönert werden. Keiner liebt eigentlich den Andern so sehr, als im Andern sich selbst, oder vielmehr sein Urbild des Guten und Schönen, welches er lebendig geworden zu sein wähnt. Hingegen Mutter und Kind sind sich nicht fremd, sind nicht Zwei, sondern Eins, das eben in Zwei auseinander scheiden soll und darum süßen Schmerz fühlt. Die

Univ. Bibl. München

Mutter allein kann zum Kinde sagen: du bist mein Leib, mein Blut, mein Leben, meine Seele."

„Du hast es berührt, du scharfsinnige Claudia!" rief Augustine: „Ah, und ich sehe hinzu, indem ich meinen Säugling sehe: du mein Blut, mein Leben, meine Seele, bist mir theurer, denn mein eigenes Blut und Leben und als meine eigene Seele, eben darum, weil du mein Ich bist und von mir scheidest!"

Gerold lächelte gerührt, und sagte zu Augustinen: „O die heilige Natur, welche Stimmen klingen aus ihr hervor! — Doch scheint mir alles das mehr sinnreich, bildlich, dichterisch gesagt, als wahr."

„Wohl treu und wahr bis zum Buchstaben!" entgegnete Augustine, und küßte den Kleinen in ihrem Arm: „Wie denn? Ist dies nicht Blut von meinem Blut, Leben von meinem Leben, Seele von meiner Seele? Ich habe gefunden, festen Schlaf des Nachts; mich weckt kein fremdes Geräusch. Aber wenn dieser sich leise in der Wiege regt, bin ich wach. Wir werden Beide zugleich munter. Seine Seele weckt die meinige. Woher das, wenn nicht selbst noch Verbindung zwischen den halbgetrennten Seelen wäre? Oft, wenn ich das Kind sehe, wird die Empfindung der Liebe so wunderbar mächtig, daß — lächelt nur nicht! — es mir angenehm krampfhaft das Innerste der Brust

zuſammenzieht, und ein liebliches Weh davon mir in die Zahnnerven dringt. Das verſtehet ihr Männer nicht! Aber ich begreife, was man von Müttern erzählt, daß ſie ihre Kinder vor Liebe gebiſſen haben *). Ach, ich könnte euch noch vieles ſagen, Höchſtwunderbares und Seltſames, das ich an mir erfahren. Aber könnte ich's ſagen, ihr würdet es nicht verſtehen, und wenn ihr es verſtändet, würdet ihr mir's nicht glauben."

Sie ſagte dies ſo warm und lebhaft, daß ihr ganzes Antlitz dabei in milder Erröthung ſchimmerte. Ich konnte mich nicht erwehren, in tiefer Bewegung ihr die Hand zuzuſtrecken und die ihrige, die ſie mir reichte, zu küſſen. „Wohl glaub' ich dir Alles, was du ſprichſt," ſagte ich zu ihr, „und mehr, als du andeuteſt, liebes Weib. Wer erkennt das geheime Walten der Seelennatur? Mutterliebe iſt wohl andere Liebe, als Brautliebe, wenn ſchon eine, wie die andere, Wirkung jenes ewigen, allgemeinen Naturgeſetzes iſt, welches ſelbſt dem gefühlloſen Baum des Waldes Handlungen der Zärtlichkeit verleiht, und ihn die abgefallenen Samen im Herbſt mit Laub warm decken läßt, damit ſie im Winter gegen ſtrenge Kälte Schutz, und im Frühjahr Nahrung und

*) Die meiſten Mütter erfahren hier und andere ähnliche Wirkungen, die oben erzählt ſind, an ſich.

Frische des Grundes finden mögen, in welchem sie sich einwurzeln wollen."

„Es drängt sich mir aber noch ein Zweifel auf!" sagte Gerold: „Wie kommt es, daß Brüder und Schwestern, diese Lichtflammen aus der Mutterflamme, weder die Mutter mit der gleichen Innigkeit lieben, wie sie von ihr geliebt werden, noch daß sie sich selbst so unter einander lieben?"

Beide Frauen blieben lange im sinnigen Schweigen. Claudia antwortete endlich: „Wir Frauen wissen wohl, was wir selbst fühlen; aber was Andere, das mögen unsere Weisheitsmeister enträthseln."

„Diesen Titel", erwiederte ich, „erwerben auf den Hochschulen freilich kaum bärtig gewordene Jünglinge, aber sie legen ihn im Alter, wenn sie wissen, daß sie ewige Lehrlinge sind, bescheiden wieder ab. Dies der Spötterin zur Nachricht. Uebrigens glaub' ich, daß, wie die Kinder beständig von der Mutter hinwegwachsen, und zur Selbstständigkeit übergehen, besonders wenn sie unmittelbar keine Lebenstheile mehr von ihr annehmen: so gehen im Wachsen auch Brüder und Schwestern, als selbsteigene Wesen, an einander, die zuletzt nichts mehr gemein mit einander haben. Wie sehr Kinder aber in ihrem Sein und Wesen noch Eins sein können, ist allenfalls nur an Zwillingen wahrzunehmen, und besonders in deren

Säuglingstagen. Man kennt auch viele Geschichten von Zwillingen, deren einer immer Lust und Weh des Andern mit empfand, und bei denen der Tod des einen den des andern nach sich gezogen zu haben schien. So erinnere ich mich, als des jüngsten Beispiels dieser Art, des Schicksals der beiden bekannten französischen Feldherren Cäsar und Constantin Fauchet. Sie waren Zwillinge, so ähnlich einander, daß man sie in der ersten Jugend mit einem Bande unterscheiden mußte, um Verwechselung zu verhüten, wenn sie nackt waren. Beide weihten sich dem Kriegswesen; beide hatten so seltene Aehnlichkeit selbst in ihren Ansichten, daß wenn einer aus der Gesellschaft ging und der andere blieb, der Bleibende das Gespräch des ersten fortsetzen konnte, und Jeder, der nicht genau Acht gehabt hatte, noch den Weggegangenen vor sich zu haben glaubte. Beide wurden bei verschiedenen Heeren an demselben Tage verwundet, beide an demselben Tage zu Generalen ernannt, beide endlich im Jahre 1815 an demselben Tage, wegen ihrer staatsthümlichen Gesinnungen und Vergehen, zum Tode verurtheilt und erschossen. Inzwischen haben wir von dergleichen merkwürdigen Erscheinungen zu wenig seelenkündende Beobachtungen, und die wenigen sind nicht immer mit Genauigkeit oder Feinheit angestellt."

„In der That", sagte Gerold, „betrachte

ich die Liebe der Kinder zu den Aeltern, ſo wie der Geſchwiſter unter einander, als eine Anhänglichkeit, die weniger aus natürlichem Verbande, als aus der innigſten Gewöhnung seit den früheſten Lebenstagen entſpringt. An dieſe Gewöhnung hängen ſich die allererſten, lebendigſten und bleibendſten, ja im Alter ſogar lebendiger werdenden Erinnerungen aus den Tagen, da die Stube noch unſere Welt, und Aeltern und Geſchwiſter für uns der groſſte Theil der Menſchheit waren. Dies Ineinandergewohntſein, ſo lange man zurückdenken kann, und daß man ſich da von jeher gleichſam immer durch und durch ſah, gebiert eine Vertrautheit, die man nachher nie mit andern Freunden hat, und verleiht der Geſchwiſterliebe ihre ganze Eigenthümlichkeit. Es läßt ſich daraus auch wieder erklären, warum Geſchwiſter einander oft gehäſſig abſtoſen, und mit Fremden befreundeter als unter ſich ſind; aber mehr noch, daß Brüder und Schweſtern, die wirklich in Feindſchaft leben, dennoch ihre Anhänglichkeit an einander nicht verlieren können, immer an einander denken und ſich um einander bekümmern müſſen. Und weil ſie ſich, ſelbſt wider Willen, an einander erinnern müſſen, geſchieht es, daß ſie um weit Geringeres bitterer mit einander zurnen, als mit Fremden um Wichtigeres, wie Mann und Weib

in übler Ehe, die, in jedem Augenblicke und bei jeder Kleinigkeit, einander berühren.

3.

Das Brautpaar.

Während Gerold sprach, und ich aufmerksam horchte, hefteten sich unwillkührlich meine Augen auf Maximilianens schönes Gesicht. Ich bemerkte, wie dies plötzlich hochroth aufglühte, dann allmälig wieder blässer ward; wie die Augen heller blitzten und ängstlich links und rechts in der Jasminlaube umherirrten, als wäre eine Gefahr vorhanden, der das Mädchen entrinnen möchte. Die Unruhe ihrer Augen schien sich dem ganzen Körper mitzutheilen, ohne daß er sich doch bewegte. Nur ihr Busen flieg und fiel im zitternden Athem schneller, und einer ihrer Füße zuckte nach zurück, während ihre linke Hand hastig, und als geschähe es bewußtlos, seitwärts nach einem Jasminkamm griff und fest daran hielt, als wolle die Laube wanken und sinken. Sie schien aufstehen und davon eilen zu wollen, aber es nicht zu können, wie wenn sie durch unsichtbare Gewalt gebunden wäre. Unverkennbar zeigten ihre Anstrengungen an, ihrer selbst mächtig zu werden. Sie glühte höher auf im Gesicht, als zuvor, und ein schöner Schimmer des Entzückens überfloß ihre Mienen. Sie nahm eilig

eine Pomeranze vom Teller und das Meſſer, um ſie zu ſchälen, war ſehr emſig zu dieſer Arbeit, und ich ſah, daß ihre Hände zitterten.

Indem hörten wir Schritte durch den Gartengang nahen. Es war der junge Holmar, welcher kam. Wir ſtanden, ihn bewillkommend, bei ſeinem Gruße auf, Maximiliane aber am ſpäteſten. Mit uns redete er; allein auf ſie waren ſeine Augen gewandt, und hinwieder ihre Blicke hingen leuchtend an den ſeinigen.

„So allein, Holmar?“ ſagte Auguſtine: „Warum bringen Sie Ihren Vater nicht mit ſich?“

Der Jüngling nahm Maximilianens Hand und küßte ſie. „Ach,“ ſagte er, „mein Vater iſt den ganzen Tag düſter und heftig geweſen. Am Morgen verſchloß er ſich in ſeinem Arbeitszimmer, ohne zu arbeiten. Denn wir hörten ihn beſtändig auf- und niedergehen. Mittags lehnte er ab, mit uns zu ſpeiſen. Statt deſſen ritt er aus, und befahl mir, ſeine Rückkunft zu erwarten. Als er wiederkam, verlangte er, ich ſollte allein hierher gehen und ihn entſchuldigen, wenn er nicht erſchiene. Doch habe ich ihm das Wort abgeſchmeichelt, daß er mir bald folgen wolle.“

„Iſt ihm Unangenehmes begegnet?“ fragte Claudia.

„Gewiß nur die Hinrichtung des Mörders hat seinen Frohsinn gestört!“ antwortete der Gesandtschaftsrath: „Sie wissen, mein Vater war der einzige unter allen Richtern, der dem Lukason nicht das Leben absprechen wollte. Er hat sich für diesen Menschen, den er vorher nie gekannt hat, den er nur ein einziges Mal im Gefängnisse sah, mit der größten Theilnahme verwendet, ohne je einen werthvollen Grund davon anzugeben.“

„Käme er nur,“ sagte Claudia, „wir wollten ihn zerstreuen! Augustine, wo ist die Harfe? Maximiliane hat schon mehr denn einmal den bösen Geist von ihm hinweggesungen, wie David vom Saul. Sie muß seine Lieblingsweisen spielen. Er sagt ja selbst: Musik ist für die Seele ein berauschender Wein; macht den Seligen traurig, und den Traurigen selig.“

„So wird sie zur wahren Mutter der Lebensweisheit!“ bemerkte Gerold: „In frohen Stunden auch des Schmerzes eingedenk sein, und in Tagen des Schmerzes lächeln können: das bewahrt uns, im edeln Gleichmuth, gegen den Uebermuth und den Kleinmuth. — Maximiliane, fülle deinem Nachbar einsweilen das Glas, damit er bei uns bleibe.“

Maximiliane gehorchte, und bot ihrem Verlobten den Rheinwein mit der Anmuth einer Hebe.

„Damit ich bleibe?“ wiederholte der junge Holmar verwundert: „Glauben Sie, wenn ich davon müßte, der Wein würde mich hier fester halten, als die liebe Hand, die mir ihn reicht?“

„Ich meine nur,“ entgegnete Gerold, „der Wein zieht zur Geselligkeit, die Liebe aber zum Einsamsein. Damit Sie nicht Maximilianen allein, sondern auch uns sehen, sollen Sie trinken.“

„Und“, fuhr Claudia in der Rede ihres Mannes fort, „damit wir sogleich den rechten Ton und Stoff des Gesprächs für Sie finden, beichten Sie mir, was ich längst schon gern gewußt hätte: wo sahen Sie Maximilianen das erstemal?“

Holmar lächelte. „Das erstemal? Vor drei Jahren, als ich aus der Hauptstadt kam, meinen Vater zu besuchen, der hierher versetzt worden war. Sie stand mit mehrern Frauenzimmern in einem Hause der Vorstadt am Fenster, als ich unten auf der Straße durchritt. Sie war mir unbekannt, sie blieb es. Sogar mein Gedächtniß vergaß nach Jahr und Tag ihr Bild. Aber mein Herz vergaß Maximilianen nie. Denn als ich sie einst zufällig wieder erblickte, es war in der Kirche, da half das Herz dem Gedächtnisse. Nie war ich in einer Kirche andachtvoller gewesen.“

Auguſtine rümpfte das Näschen und sagte: „Schöne Andacht!“

Claudia bemerkte, daß ihre Tochter ungefähr mit denſelben Worten von ſich daſſelbe geſagt habe, und junge Leute zuweilen doch ſehr närriſch wären, ohne einander zu kennen, bloß mit dem erſten, flüchtigen Wechſel der Blicke die Herzen zu wechſeln.

Hingegen Auguſtine nahm es ernſter, und behauptete: es müſſe auch zwiſchen Seelen eine gewiſſe Wahlverwandtſchaft geben, wie zwiſchen andern Weſen der Natur, durch welche ſie willkührlos zuſammengezogen würden. Als Beweis davon erzählte ſie das Entſtehen ihrer Bekanntſchaft mit mir. Wir hatten uns einſt Beide, ſie und ich, zufällig unter mehrern Tauſend Zuſchauern bei einer Heermuſterung, und nur auf wenige Augenblicke, bemerkt; Beide hatten wir bleibenden Eindruck auf einander gemacht; Beide hatten wir nachdem aber nie von einander mehr gehört. Keiner wußte vom Andern, wer er ſei, wo er lebe. Wieder endlich zufällig fanden wir uns nach einigen Jahren in einer Geſellſchaft, ohne uns noch gegenſeitig unſerer Geſtalten und Geſichtszüge zu erinnern. Wir glaubten uns das erſtemal zu ſehen. Der neue Eindruck war nicht minder lebhaft. Die Bekanntſchaft wurde fortgeſetzt, Auguſtine mein Weib. Erſt lange nachher, in einer vertraulichen Stunde einſt, da wir uns geſtanden, wer von den Männern zuerſt ſie, wer von allen Jungfrauen

zuerſt mich mehr als gewöhnlich gerührt habe, wurden wir mit Erſtaunen inne, daß wir Beide eben ſelbſt unſere geliebten Unbekannten vom Tage der Heermuſterung geweſen wären. „Läßt dies nicht auf eine gewiſſe verborgene Anziehungsmacht einander verwandter Seelen ſchlieſſen?“ fuhr Auguſtine fort: „Und warum ſollte eine ſolche Macht nicht ſtatt finden, da wir doch nicht läugnen dürfen, daß es Menſchen gebe, welche durch gleichſam angebornen Widerwillen einander im erſten Augenblicke des Zuſammentreffens feindlich zurückſtoßen?“

Gerold hatte keine Luſt, ſich zu dieſem Glauben Auguſtinens zu bekennen, obſchon er ihr denſelben nicht rauben wollte, ſobald er dem ſchönen und frommen Gemüthe zuſage. „Ich bin aber“, ſagte er, „überall kein Freund von vorherbeſtimmten Harmonien der Gottesgelahrten, Sympathien und Antipathien der Quackſalber, und chemiſchen Seelen-Wahlverwandtſchaften, die Göthe mit ſeinem Roman, als eine gar bequeme Entſchuldigungslehre, in den Kreis unſerer Mädchen und jungen Frauen einführen wollte. Mir wenigſtens iſt es auffallend, daß die vorherbeſtimmte Harmonie, und die Sympathie, und die Wahlverwandtſchaft zwiſchen Weibern und Weibern, Männern und Männern ſo wenig zu thun hat, ſondern ihre Magnetengewalt durchaus nur

zwiſchen Perſonen zweierlei Geſchlechts in Thätigkeit ſetzt. Nun, dieſe Sympathie räume ich allenfalls ein; es iſt dieſelbe, welche Roſen und Roſen, Nachtigallen und Nachtigallen, Böcke und Schafe zuſammenführt. Darin iſt nichts Wunderbares, als die Natur ſelbſt, welche mit den Banden der Furcht und Freude alles Lebendige auf's ſtärkſte ans Leben bindet, damit die geſchaffene Welt fortwähre. Sie hat einerſeits, wie in den Weiſeſten der Menſchen, ſo in den Wurm, tiefen Abſcheu des Todes gelegt, anderſeits den Anziehungstrieb der Geſchlechter, durch welchen, was ſtirbt, ergänzt wird."

„Hilf mir ſtreiten, Beda," rief Auguſtine, „gegen dieſen geiſtlichen Rath, der ſo ungeiſtlicherweiſe die Liebe zum dunkeln Naturtriebe herabwürdigt; helfet mir ſtreiten, Holmar und Maximiliane, denn es gilt das Heiligthum eurer Herzen!"

Gerold ſagte: „Ich verwahre feierlich meine Rechte gegen den Ausſpruch des Brautpaars, das wohl ſtreiten und Partei ſein, aber nicht richten kann. Hören wir Beda's Urtheil!"

Darauf riefen mich Alle an, ich ſolle richten, und Alle ſetzten tauſend und einen Grund gegen Gerolds freventlichen Grundſatz. „Verſöhnet euch unter einander," ſprach ich: „denn ihr bekämpfet mehr eure eigenen Vorſtellungen, die ihr mit Ge-

rolds Worten verknüpft habt, als die Vorstellungen des Gegners. Er läugnet so wenig die Liebe aus der Welt hinweg, als ihr den zwischen beiden Geschlechtern gewaltigen Anziehungstrieb. Aber beide sind von einander verschieden, ja sie haben wenig mit einander gemein, wiewohl sie oft kaum von einander zu unterscheiden sind. Jener Trieb herrscht allmächtig durch die weite Natur; in den Pflanzen zur Blüthezeit, ohne ihr Wahrnehmen; in den Thieren aber ist er zur Empfindung übergegangen; im Menschen mit Empfindung nicht nur, sondern auch mit Bewußtsein verbunden. Dieser Trieb aber ist, wie alles Thierische, selbstsüchtig, und begehrt nichts für Andere sondern nur für sich und seine Beruhigung. Die Liebe aber ist weder den Pflanzen noch den Thieren angehörend, sondern des Menschen ausschließliches Eigenthum. Wohnt sie im Geiste allein, ist sie Achtung des Vollkommenen; spricht sie durch's Gefühl, wird sie Liebe im eigentlichen Sinne des Wortes. So wenig kennt sie die Selbstsucht, und so sehr ist sie jenem Naturtriebe entgegengesetzt, daß sie nicht nur nichts für sich selbst, sondern Alles für den Gegenstand ihrer Verehrung begehrt, ihm Alles und sogar die Befriedigung des Naturtriebes, also ihn selbst aufopfern kann, ohne Ersatz zu fordern. Aber [illegible]er Anziehungstrieb der

Geschlechter wird oft der mächtigste Wecker der wahren Liebe in uns, die mit Recht den Beinamen der Himmlischen und Göttlichen verdient, weil das Streben nach dem Allervollkommensten das Grundgesetz im heiligen Geisterreich der Gottheit ist."

Ich erntete mit dieser Erklärung nur halben Beifall. Selbst die schöne Maximiliane, natürlich auch Holmar, nicht minder Claudia, erhoben sich wider mich, und warfen mir vor, daß ich die Hauptsache schlau umgangen habe, daß nämlich zwischen Seelen und Seelen eine gewisse, unerklärliche, anziehende Verwandtschaft statt finde, durch deren Gewalt eben eine Person unter tausenden und tausenden nur eine, als die einzige für sich, und keine andere in gleichem Grade, als die auserwählte und beseligende, erkennen müsse. Man stellte, als unwidersprechlichen Beweis, das Beispiel auf, wie Maximiliane und Holmar, ja wie ich und Augustine die erste Bekanntschaft mit einander sogleich unter dem Einflusse der Liebe gemacht hätten, und wollte mir noch hundert ähnliche Geschichten geben, in welchen der erste Blick auch die erste Liebe entzündet habe.

Die Beispiele ließen sich nicht läugnen; auch räumte ich gern ein, daß wir das Seelische in uns und dessen Wesen viel zu wenig kennen, um geradezu Alles, was man Sympathie und An-

tipathie nennt, hinwegzuläugnen; aber aus demſelben Grunde trug ich großes Bedenken, das Vorhandenſein einer ſolchen unwillkührlichen Anziehung und Abſtoßung gewiſſer Seelen geradezu zu behaupten, beſonders wenn ſich manches Wunderhaftſcheinende viel einfacher erklären laſſe.

„Schon Eins macht mir jene anziehende Seelenverwandtſchaft in der That etwas verdächtig," ſetzte ich hinzu, „daß ſie nur bei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts und in gewiſſen Jahren laut iſt. Warum fühlt ſich denn in dieſer Sympathie nie ein junges Mädchen von einem alten Manne unüberwindlich gefeſſelt, und warum nie ein Jüngling von der ehrwürdigſten Matrone in grauen Locken? Hingegen iſt mir ſehr erklärlich, daß in jedem Menſchen verborgen ein eigenes Urbild des Schönen wohnet, welches aus Zügen zuſammengebildet iſt, die er vielleicht in erſter zarter Kindheit an längſt aus der Erinnerung verſchwundenen Perſonen angenehm fand. Und er liebt nachher, was ſich ſeinem Urbilde des Schönen am meiſten nähert, ohne Rechenſchaft geben zu können, warum. Daher finden die Einen Gefallen an dem, das Andere ſehr gleichgültig läßt, und eine vielleicht Andern häßlich ſcheinende Perſon wird vom Liebenden, als unausſprechliche Schönheit, bewundert. Erinnert euch des Mohren von Venedig und der ſchönen Worte Desdemona's von

ihrem schwarzen Othello: „Ich sah Othello's Gesicht in seiner Seele.“

„Und, mit Erlaubniß,“ fiel Gerold ein, „vielleicht iſt nicht einmal immer das belobte Urbild des Schönen, oft noch etwas weit Zufälligeres, der Quell des Liebeszaubers. Wie gar geringen Funkens bedarf ein Zunder, um zu brennen! In dem Alter, da das Herz in unbeſtimmter Sehnſucht ſchwillt, und man gefallen möchte, um geliebt zu ſein, iſt oft ein bloßer Blick der Aufmerkſamkeit her und hin zwiſchen zwei jungen Perſonen Verſuchung genug, den Blick zu wiederholen; die Wiederholung iſt genug, einen geheimen ſüßen Schauer in beiden zu erregen, und die Ahnung: ſie liebt dich! Und dieſe ſchmeichelnde Ahnung iſt genug, den Wunſch zu erwecken, wirklich geliebt zu ſein, und der Wunſch iſt hinreichend, Alles in Flammen zu ſetzen.“

„Nein, nein!“ rief Claudia: „So grauſam laſſe ich das Schönſte, Edelſte, Reinſte der Gefühle nicht entweihen! Und magſt du in Bezug auf Tauſende Recht haben, bei denen Sinnlichkeit Alles iſt; aber bei Tauſenden wirſt du Unrecht haben, in denen eine reine Seelenliebe allein waltet, die nicht nur geſchieden von jeder Gemeinheit des Naturtriebes, ſondern mit Ekel und Abſcheu vor demſelben erfüllt iſt. Dieſer Seelenliebe iſt jede unedle Begierde Entweihung ihres

ſelbſt und des geliebten Gegenſtandes; ſie erblickt nur das Sittlichſchöne, das Vollkommene des herrlichen, heiligen Gemüths, und lebt in demſelben, und findet ſich und das Weltall darin verklärt und vergöttlicht."

Gerold drückte die Hand ſeiner zürnenden Gattin an das Herz und ſagte: „Claudia, die Wirklichkeit einer ſolchen Liebe bezweifle ich nicht. So habe ich ſelbſt dich geliebt; und, ich zweifle nicht, ſo liebt heut unſere Maximiliane; — ſo liebte vielleicht einſt Petrarka ſeine Laura, ſo Klopſtock ſeine Cidli. Allein bekenn' es dir auch, ſo liebt nur die erſte Liebe des jungen und reinen Herzens, welches ſich über das, was in ſeiner Natur erſcheint, nicht klar iſt, und in den Wundern und Zaubern der Gefühle und der Einbildung aufgelöſet, das Weltall zum Tempel der Anbetung ſeiner erblickten Gottheit macht. Auch wir, Claudia, lieben uns heut noch, aber, bekenn' es dir, nicht mit jener Alles vergöttlichenden Schwärmerei, und doch keineswegs mit minder heiligen Gefühlen, ſondern vielmehr mit ſtärkern, unzerſtörbarern, wenn gleich ruhigern."

„Ich verlange nur," erwiederte Claudia milder, „daß du nicht einen niedrigen Trieb mit jenem erhabenen Gefühl verwechſelſt oder in Verbindung ſetzeſt; und daß du eingeſtehſt, daß auch ohne Rückſicht auf jenen, wahre Liebe möglich ſei."

Lächelnd antwortete Gerold: „Ich habe dir's schon zugegeben, doch unter Bedingungen! Es muß wenigstens auffallend bleiben, daß diese hohe platonische Liebe der Seelen nur in einem gewissen Lebensalter zwischen Personen verschiedenen Geschlechts ihr Recht geltend machen will, sonst nicht. Nenne mir, zum Beispiel, ein Mädchen unserer Bekanntschaft, welches mit dem vollen Entzücken der Seelenliebe an irgend einem alten Herrn Alles göttlich und verklärend fand. Oder nenne mir zwei Mädchen, die sich mit derselben Inbrunst geliebt haben, wie ihre Geliebten."

Claudia schüttelte mißvergnügt das Köpfchen. „Ich will allenfalls zugeben, daß die Lebendigkeit des jugendlichen Alters erforderlich sei....."

„Zur Seelenliebe?" unterbrach Gerold seine Gemahlin: „Wie? Veralten denn Seelen, wie Körper? Sind Seelen nicht ewig jung? Könnte nicht die Seele eines sechszehnjährigen rosenwangigen Mädchens die junge Seele eines siebenzigjährigen, zusammengeschrumpften Mannes schwärmerisch-platonisch lieben?"

„Warum nicht?" rief Claudia verdrießlich: „Wer weiß, was unterm Monde Alles vorgeht? Man nennt nur solche Verhältnisse nicht immer Liebe, sondern Freundschaft. Und so sind Weiber zu Weibern, Männer zu Männern die

zärtlichſten Freunde. Denke an Damon und Pythias!"

„Jetzt ſtreiche ich die Segel!" ſagte Gerold mit drolliger Unterwürfigkeit: „Ja, Freundſchaft iſt wohl die unverdächtigſte Seelenliebe, zu der es keines Liebhabers und keiner Geliebten, ſondern nur der Freunde bedarf."

4.

Der Waſſermenſch.

Das Geſpräch ward durch Vater Holmar's Eintritt in den Garten unterbrochen. Wir ſahen ihm ſchon von fern an, wie finſter er war. Alle eilten wir ihm entgegen, und jeder von uns wetteiferte, den lieben Mann zu erheitern.

Es war ein ſchöner Abend. Wir gingen im Garten auf und nieder, bewunderten die ſtrahlende Pracht der Blumen; vor uns ſchwamm in milder Beleuchtung die Stadt mit ihren Paläſten und Thürmen; im Duft'e des Hintergrundes das blaue Gebirg. Auguſtine verließ uns, ihren Säugling zur Ruhe zu bringen. Claudia begleitete ſie. Auch der junge Holmar mit ſeiner Braut verlor ſich von uns in den Schattengängen.

Als wir drei Zurückgebliebenen uns verlaſſen ſahen, kehrten wir in die Jasminlaube und zum Wein zurück.

„Gern nehm' ich das Glas!“ rief Vater Holmar: „Wär' es mir nur aus dem Leibe gefüllt!“ — Er trank es rasch aus und ließ es zum andernmal füllen.

„Nicht doch, Holmar,“ sagte ich, „ein Biedermann, wie du, hat nichts, selbst das Unangenehme nicht, das er wünschen könnte, zu vergessen.“

„Ach!“ rief er nach einer Weile schmerzlich aus: „Ich war Zeuge eines herzzerreissenden Schauspiels. Ich machte, mich zu zerstreuen, einen Lustritt, und eben in der Vergessenheit aller Umgebungen über das, was mein Gemüth zu sehr ergriffen hatte, kam ich, ohne daran zu denken, dem Orte vorüber, dem ich unter allen Orten der Erde am liebsten ausgewichen wäre — der Richtstätte, wo Lukasons blutige Leiche auf das Rad geflochten war. Denkt euch! und unter dem Rade lag im Staube dumpf winselnd, im Jammer vergehend, die Mutter des hingerichteten Sohnes, in Trauerkleidern. Still und schaudernd ruht ich vorbei.“

Holmar's Worte erschütterten uns.

„Dies Weib der Schmerzen, ist es nicht denn die Unglückseligste Aller, die auf Erden geboren haben?“ fuhr Holmar nach langem Schweigen fort: „Sie sieht den Sohn auf's Rad geflochten, ein Grauen der Menschheit, ihn, der einmal lächelnd und selig an ihrer Brust lag in der Fülle

der Ahnungen. Ach, da der Säugling noch in der Wiege ſchlummerte, in goldener Ruhe, im unendlichen Raum, weilte ihn ſeine Mutter ſchon zum ſchmählichſten der Tode, weil ſeine Natur ſelbſt gegen die heutige Welt Verbrechen war. Sein Daſein war ſein Verbrechen, und er büßte, was er nicht verſchuldet hatte. Er mußte Mörder werden, weil er mit ſich ſelbſt und der Welt im unverſöhnbarſten Widerſpruch zerfallen war, zerfallen mußte, er, der in andern Zeitaltern, in menſchlichern Zeitaltern dieſe und ſich ſelbſt beglückt haben würde."

„Wie?" ſo fragte ich erſtaunt: „Lukaſon war Mörder ſeines eigenen Freundes, entſchloſſener, vorſätzlicher Mörder — Mörder ohne Urſache, ohne Anreizung zur Gräuelthat, ohne vorangegangene Beleidigung — glaubſt du, ſeine Richter haben ungerecht gerichtet?"

„Das nicht," ſagte Holmar: „ſie richteten nach dem Geſetze; aber das Geſetz, vom Wahn der Welt gegen Naturen geſtellt, die ſie nicht kannte, iſt ungerecht; das ſchuf erſt und ſtrafte dann den Gräuel, den es ſchuf."

Beide, Gerold und ich, blickten unſern Freund mit ſtummer Verlegenheit an. „Wir begreifen den Sinn deiner Rede durchaus nicht!" ſagte Gerold.

„Ich glaube es!" erwiederte Holmar, ver-

ſank in ein augenblickliches Nachdenken, und fuhr dann fort: „Ich will mich erklären. Es iſt gut, daß die Sache hier, daß ſie überall zur Sprache komme.“ Abermals verſtummte er ſinnend, nahm dann wieder das Wort und ſprach: „Wir kennen ſchon viele und weſentliche Verſchiedenheiten in der Natur der Menſchen, wie ihr wißt, alſo daß ſelbſt Zweifel entſtanden ſind, ob die mannigfaltigen Arten der Menſchen einerlei Stammvater gehabt haben können.“

Gerold ſagte: Sprichſt du von den Stammgattungen der Celten, Sklaven, kupferfarbigen Amerikaner, der Neger, Malayen u. dgl.?“

„Auch dies ſind Verſchiedenheiten,“ ſagte Holmar; „doch betreffen ſie nur Farbe und Knochenbau, nur das Aeuſſere der Menſchengattungen. Es gibt noch andere Abänderungen der Menſchennatur, die nicht minder merkwürdig, aber minder in unſerm Zeitalter bekannt ſind, als ſie es der Vorwelt waren. Iſt euch noch nie daran ein Gedanke gekommen, ihr Vertrauten des Alterthums?“

„In der That,“ erwiederte ich, „du berührſt hier einen Gegenſtand, der mich ſchon ſeit mehrern Monaten ſonderbar angezogen hat; doch weiß ich nicht, ob du eben denſelben in Gedanken haſt. Ihr habt Alle bei mir den gelehrten Reiſenden geſehen, der aus Liebe zur Naturkunde einen großen

Theil Asiens durchwanderte, und nun seit Jahren im südlichen Spanien wohnt. Unter anderm erzählte er mir, aus seiner Ueberzeugung, daß es nichts weniger als Mährchen oder Irrthum oder Aberglaube der Alten gewesen sei, was sie von Seemenschen berichtet haben, die im Meere bei den Fischen wohnen, und von Zeit zu Zeit in den verschiedensten Weltgegenden und in allen Jahrhunderten nicht nur von Schiffern erblickt, sondern von Fischern mit Netzen aus dem Meere hervorgezogen sind; die man nur mühsam an das Leben unter Menschen, an Kleider und häusliche Arbeiten und Beschäftigungen gewöhnen konnte; die nie reden lernten und beständig das Wasser suchten. Auffallend war mir, daß in sehr verschiedenen Schriftstellern, welche Beispiele und Beschreibungen solcher gefundenen Wassermenschen gaben, und doch schwerlich alle diejenigen Beschreibungen kannten, welche schon in andern Ländern und Sprachen mitgetheilt waren, große Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen herrschte. Mit denselben war auch Alles im Einklang, was mir mein spanischer Freund von einem dergleichen Menschen erzählte, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Spanien lebte, und meinem Freunde noch von Augenzeugen beschrieben ward."

„Erzähle!“ rief Gerold: „Denn bisher glaubte ich selbst, daß man im Irrthum vielleicht Lamentins, Manatins und andere zweilebige Meerthiere, die der menschlichen Gestalt etwas ähneln, für wirkliche Menschen gehalten habe.“

Ich fuhr fort: „Zu Bilbao oder bei dieser Stadt äußerte der Sohn einer wackern Familie von jeher die innigste Neigung zum Wasser. Er hieß, glaube ich, Lopez; doch kann ich mich im Namen irren. Er unterschied sich dadurch, daß seine Stimme sehr rauh war, daß er nichts besser verstand, als das Schwimmen, und daß Keiner länger mit dem Kopfe unter Wasser bleiben konnte, als er. Als er eines Tages mit Andern im Meere badete, tauchte er unter und kam nie wieder zum Vorschein. Man hielt ihn für ertrunken oder von einem Raubfisch verschlungen. Die Familie war untröstlich. Nach mehrern Jahren zogen Fischer von Cadix einen lebendigen Mann mit dem Netze aus dem Meer. Er war von gelblicher, ins Grünliche übergehender Farbe des Leibes, verstand keine Sprache, und gab nur einzelne rauhe Töne von sich. Nur mit Gewalt brachte man ihn vom Ufer. Immer strebte er nach dem Wasser zurück. Er ward, als Wunder, im Lande umhergeführt von Stadt zu Stadt. So kam er ins nördliche Spanien. Hier wollte man zwischen ihm und dem bei Bilbao Ertrunkenen Aehnlichkeit wahrneh-

men. Er ward nach Bilbao geführt. In der Nähe der Stadt machte er Geberden, aus denen man schloß, daß er sie erkenne. Man überließ ihn sich selbst, und die erste Vermuthung ward Gewißheit, da er sogleich die Richtung nach dem ehemaligen Wohnhause seiner Aeltern nahm. Er lebte nicht lange. Die Sehnsucht nach dem Meere blieb ihm. Er lernte nie wieder reden, und schien sehr stumpfsinnig. Nach seinem Tode fand man bei Oeffnung des Leichnams nichts Abweichendes vom Innern anderer Menschen, als daß seine Lunge ungemein schwammig und zellig war.

Gerold wandte sich lachend zu Holmar und sprach: „Ich will doch nicht hoffen, daß du den Mörder Lukasson für einen Wassermann hältst; eher war der Unglückliche ein Weinmensch, der sich durch Uebermaas starker Getränke zu Grunde gerichtet hat.“

„Was uns Beda erzählt,“ sagte Holmar, „hat zwar mit dem nichts gemein, wovon ich reden will; aber es ist mir doch in so fern nicht unwillkommen, daß Ihr wenigstens nicht unwahrscheinlich findet: es können in den Naturen des menschlichen Geschlechts Abweichungen herrschen, welche wenig bekannt sind, von unsern Zeiten geläugnet oder bezweifelt werden, von der Vorwelt aber schon richtig gewürdigt worden sein können.“

„Gut, das lassen wir dir gelten!“ sagte Ge-

rold: „Ich bekenne gern mit Shakespeare: es sind zwischen Himmel und Erde noch viele Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt. Aber was machst du aus dem Lukasson? Laß hören, denn du hast meine Neugierde aufs Höchste gespannt.“

„Wohlan, ich will reden!“ entgegnete Holmar: „Doch höret mich ganz. Ich will von einer thatsächlichen Wahrheit reden, welche von den Alten, ja von den Weisesten der Alten, von Sokrates und Plato selbst, ja von den Gesetzgebern der erleuchtetsten Völker des Alterthums anerkannt, in spätern Zeiten bezweifelt, geläugnet, endlich verlacht, zuletzt für einen verbrecherischen Wahnsinn gehalten wurde.“

„Sprich ohne Unterbrechung!“ riefen wir Beide.

5.

Der Erste.

Also hob er an: „Die Geschichten der altgriechischen Volksstämme verlieren sich in eine Urwelt, in deren Dämmerungen zuletzt jeder Blick aufhört. Doch wir haben der Zeugnisse genug, und mehr und ältere, als von jedem andern Volk, daß die Griechen, unter ihrem milden Himmel, immerdar ihrer Natur, ihren ältesten heitern Uebungen und Neigungen getreu blieben, an Geist,

Witz, Seelenstärke, Feinsinn für das Schöne und das Naturgemäße nicht nur die zeitgenössischen Völker, sondern selbst die spätern so sehr übertrafen, daß sie noch heutiges Tages mit ihren Weisen und Helden, Dichtern und Bildhauern, Rednern und Baumeistern unsere Lehrer und bewunderten Vorbilder geblieben sind. Welche Nation, von allen heut lebenden, kann mit der griechischen, dieser wundersamen, reinen Blüthe des Menschengeschlechts, in Vergleichung gesetzt werden? Zu den gewaltigen Scythen, zu den Persern, Assyrern, Aegyptern, ja zu den weit handelnden Karthagern und den eroberungslustigen Römern sogar können wir noch Ebenbilder finden, und solche, die ihnen so weit vorangehen, wie die Briten den Karthagern. Aber wie tief stehen Briten, Franzosen, Deutsche, Italiener, Schweizer, in reinmenschlicher und menschlichgroßer Beziehung, unter den Griechen des Alterthums!

„Ihr dichterischer, forschender Sinn vergöttlichte Alles. Ihnen gab das nährende Feld der Halmenfrüchte eine Ceres, der Ozean ihnen den Neptun, die Majestät des Gewitters den Zeus, die Weisheit ihnen eine Pallas, die Anmuth und Liebe des weiblichen Geschlechts eine Venus mit dem Gefolge der Grazien. Was aber gab ihnen den Eros? Nach der ältern Göttersage war er der Früheste der Götter, und eher denn

die andern Erzeugten vorhanden. So sagen Orpheus und Hesiodus; aber er blühte in ewiger Jugend fort.

„Wir wissen, die Griechen kannten noch eine andere Liebe, als die der Jünglinge und Mädchen unter einander; eine Liebe, die durch sich selbst fern von aller Wollust und niedern Begierde war, nichts mit dem Geschlechtstriebe gemein hatte, nicht verweichlichte und entnervte, sondern vielmehr das Gemüth erhob und stärkte und göttlicher machte. Es war die Seelenliebe. Der Gott derselben hieß Eros. Die Geschlechtsliebe war geringer geachtet, und die gemeine genannt; nicht daß man sie verachtete! Wie hätte ein Grieche sein Weib, seine Mutter verachten können? wie ein Grieche gefühllos sein können gegen die Schönheit des Weibes, welche Praxiteles verewigte? Lag nicht die ganze Jugend Griechenlands zu den Füßen der wunderlieblichen Lais von Korinth?

„Aber der endliche Zweck der gemeinen Liebe war und blieb doch nur Erfüllung des gewaltigen Naturgebotes zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts; — der Zweck der Seelenliebe hingegen war gegenseitige Beseligung durch Freundschaft, gegenseitige Veredlung durch Beispiel der Tugenden und rühmlichen Wetteifer in denselben. Diese höhere, zärtliche, gemüthserhebende Freund-

schaft fand nur zwischen Männern und Männern statt, und war in der That zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weder ihrer Reinheit und Natur nach, noch ihrem Zwecke nach, gedenkbar. Unter Jünglingen begann sie, und dauerte mit einer unsern Tagen fast unbegreiflichen und unglaublichen Stärke, Leidenschaftlichkeit und Treue bis in's Alter.

„Was war dies für eine Liebe, die uns, fast bis zum Namen, fremd geworden ist? Woher stammte sie, wohin verlor sie sich? Ueberhaupt, wie konnte sie in die Geschichte des menschlichen Geschlechts hineintreten, wo sie von jeher so glanzvolle Rollen spielte, wenn sie nicht tief in der menschlichen, wenigstens in der männlichen Natur lag? Und war sie in der Natur der Menschheit, wie konnte sie verloren gehen, bis auf den Namen? Oder sind wir anderer Natur, als die Sterblichen des hohen Alterthums?

„Diese wunderbare, innige, tugendhafte Liebe, welche allen Ernst männlicher Heldenfreundschaft hatte; diese Heldenfreundschaft, welche alles Leidenschaftliche, alles Schwärmerisch-Zärtliche hatte, welches je in der Liebe des Jünglings und der Jungfrau waltet: — ich kann ihr weder den Namen der Freundschaft noch der Liebe geben, weil wir mit solchen Namen ganz andere Vorstellungen verknüpfen. Laßt mich diese Neigung voll

leidenschaftlicher Zärtlichkeit zwischen Männern lieber mit den Griechen den Eros heißen.

„Das früheste Alterthum urkundet von den Erscheinungen dieses Eros. Er gehörte nicht einem kurzen Zeitraum, sondern langen, auf einander folgenden Jahrhunderten an. Er ward als geheiligter, ruhmreicher Trieb gehegt, von den Gesetzgebern mit Vorliebe beachtet, von den Weisesten des Volks veredelnd gepflegt und von den Dichtern gepriesen. Er äusserte seine himmlische Macht nicht nur unter einem besondern Himmelsstriche, sondern in allen Weltgegenden, und immer da am reinsten, wo die Völker, noch der Natur am nächsten, am wenigsten durch Sittenverderbniß und Ueppigkeit verkünstelt standen. Nicht nur unter den alten Deutschen finden wir die Spuren des, Heldenfreunde bis in den Tod verbindenden, Eros, sondern auch in den Geschichten der amerikanischen Völkerstämme, wo die sich liebenden Jünglinge den unzerstörbaren Kriegerbund schlossen, wo sie ewig Lieb und Leid mit einander trugen, gemeinsam jede Gefahr wagten, und Einer den Tod des Andern bis zum letzten der eigenen Athemzüge mit Rache am Feinde versöhnte.

„Doch die Erscheinungen des Eros lassen sich am bequemsten in der Geschichte der griechischen Völkerschaften verfolgen, weil diese am frühesten

Bildung, Dichter und Aufzeichner ihrer Schicksale hatten. Wer kennt nicht die Freundschaft des Achilles und seines Patroklus aus den homerischen Sagen vom Kriege vor Ilion? Wer nicht: wie Achilles des Patroklus Tod rächte? Wer nicht die innige Gemüthsverkettung des Oreſtes und Pylades? — Noch tönen die Sagen von ihrer Freundschaft unter uns, wie die von Damon und Pythias, oder Theſeus und Pyrithous."

Hier unterbrach ihn Gerold und ſagte: „Nimm auch vom Volke Gottes den Jonathan und David hinzu!"

Holmar aber fuhr fort: „Wie im höchſten Alterthum währte der Einfluß des Eros auf das Volk fort, der das Herz des Mannes zu unſterblichen Thaten ſtärkte, den Furchtſamen ermuthigte und den Geſunkenen von ſchändlichen Neigungen reinigte. Nur Tirannen haßten und fürchteten die Gewalt des Eros, weil er zu großen Geſinnungen begeiſterte. Wer Sklaven haben will, muß feige Lebensbequemlichkeit, Selbſtſucht und Schlafheit gemein machen, nicht die lebenverachtende Liebe des Rechts, der Wahrheit und der Tugend. Harmodius und Ariſtogiton befreiten Athen von Hipparchs Gewaltherrſchaft, und der edle Epaminondas fiel in der Schlacht bei Mantinea an der Seite ſeines Kaphiſodors. Die heilige Kohorte der Theba-

ner war aus Männern und Jünglingen gebildet, die, alle durch den heiligen Bund der Seelen vereint, nur in der Freiheit des Vaterlandes leben, oder nur für sie sterben konnten. Als der macedonische König Philipp, der Wüstling, das Schlachtfeld von den Leichen dieser Edeln bedeckt sah, warf er den Donner seines Fluches dem zu, der mit höfischer Artigkeit die Tugend dieser Liebenden verdächtigen wollte.

„Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß unter verdorbenen Seelen wohl auch die heilige Flamme des Eros hin und wieder wüste Begierden der Bestialität entzündet habe. Aber die öffentliche Meinung, die Gesetzgebung selbst verdammte diese dort, wie bei uns. Solon, der Gesetzgeber, belegte jenen Mißbrauch mit den härtesten der Strafen, eben so Lykurg in Sparta. So ehrwürdig war dem großen Solon Reinheit und Macht des Eros, daß er diesen nur den freien Athenern gewähren wollte, nicht aber den Sklaven, welchen er jedoch nicht die Frauenliebe untersagte. In Sparta traf die schmachvollste Hinrichtung Jeden, der statt der Seele des Jünglings die Schönheit von dessen Körper liebte oder gar entweihte; aber auch der Jüngling ward gestraft, der nicht den Tugendhaften, er mochte begütert oder unbegütert sein, sondern eigennützig nur den Reichen liebte, der keinen höhern, innern Werth hatte, sondern

nur Gut und Geld. Sogar tugendhafter Männer Vaterlandsliebe war verdächtig, wenn sie durch den Eros nicht an eines Jünglings Herz gebunden waren, und dieses veredelten. Auch mußte der ältere Freund, nicht der jüngere Geliebte es büßen, wenn dieser sich niedriger Gesinnungen oder gar unanständiger Thaten und Vergehungen schuldig machte.

„Selbst noch in Tagen des Sittenverderbnisses und gesunkener Freiheit Griechenlands währte das Recht und die Ehrwürdigkeit des Eros, sogar unter verächtlichen Beispielen seiner Entweihung, fort. Durch ihn war Sokrates an Alcibiadens noch makelloses, jugendliches Gemüth gebunden, und der göttliche Plato liebte Dions Herz. Noch Plutarch, der im ersten Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung lebte, er, der Eiferer gegen Wollust und Unreinigkeit, kennt zur Bildung eines männlichen, jeder Tugend fähigen Sinnes kein zweckmäßigeres Erziehungsmittel, als den Eros.

„Auch die Klassiker sind ein Wort Gottes! Ehren wir ihren Sinn für das Göttliche und Heilige! Es gehörte nur die geistige Verkrüppelung, die sittliche Verworfenheit und Entnaturung späterer, barbarischer Weltalter dazu, um einen Xenophon, einen Lykurg, einen Plato, diesen Apostel der Liebe, falsch zu deuten, und was sie im reinsten Gefühl der Tugend für den Eros spra-

chen, als höllische Frucht ekelhafter Unnatürlichkeit zu deuten. — Aber die Tage von Roms gräuelhafter Ueppigkeit kamen, da die Lasterhaftigkeit der Welthauptstadt auch den Eros in den Schlamm der Bestialität niederzog. Es kamen die finstern hundertjährigen Nächte der Barbarei, welche selbst das heilige Licht des jungen Christenthums mit ihren Nebeln auszulöschen drohten. Damals, als eine düstere Ueberfrömmigkeit sogar die Liebe der Jünglinge und Mädchen tadelhaft fand, als man die Zertretung des Naturgesetzes für Heiligenwerk, und das ehelose Leben für ehrwürdiger als die Bande der Ehe hielt: damals mußte der Eros, tugendhafte Gemeinschaft männlicher Herzen, noch verdammenswerther erscheinen. Man kannte diese Gemeinschaft nur noch aus dem Sündenpfuhl Roms. Damals, als nur Schrecken fürstlicher Willkühr oder geistlichen Bahnstrahls walteten, als die Tugend der Sokraten und Catonen Satansdienerei und die Naturkunde Zauberei hieß, — damals schrieb Justinian den Eros in das Register der Kriminalverbrechen ein. Nun vom Throne wie von der Kirche verfolgt, durch Flammen und Henkerbeile bestraft, wälzten sich alle Laster der Verachtung, des Spottes, der Ehrlosigkeit auf jene seelenveredelnde Anlage, welche einst das Heil Griechenlands gewesen; und das Göttliche wandelte, an den düstern Zug

der Verbrecher gekettet, durch die Welt. Die größten Männer der Vorwelt, welche die Menschheit verherrlichten, würden bei uns unter Schmach und Fluch erlegen sein, oder die Galgen bereichert haben. Mit welcher Verachtung, mit welchen Schauern des Entsetzens würden sie ihren gottgeweihten Blick von den Gräueln unserer Meinungen und Thaten abwenden! Der unsterbliche Herder, wenn er von Pompeii und Herkulanum redet, nennt den Winkelmann einen göttlichen Ausleger der so großen Gewinn bringenden Alterthümer. Der Genius der Menschheit schwebt segnend über die, welche mit sich selbst aufopferndem Eifer Ueberbleibsel aus der Blüthenzeit unsers Geschlechts hervorgraben. Es sind ehrwürdige, geheiligte Scherben, von denen auch uns noch die Reinheit der Natur, das Wahre, Gute und Schöne, wie Lebenshauch einer menschlichern Menschheit anweht. — Und doch sind es nur Scherben! O, vergrabet doch die Scherben, und rufet lieber den schönen, reinmenschlichen Sinn der Vorwelt aus den Gräbern der alten Welt ins warme Leben heim!"

Hier schwieg Holmar, um auszuruhen. Er schien von der Anstrengung des Gemüthes und des Redens erschöpft. Wir Hörenden unterbrachen die Stille nicht. Unsere Gedanken waren in allzugroßer Bewegung. Ich selbst war durch Hol-

mars Worte, wie mir das oft begegnet, so im Geiste gebunden, daß ich nicht mehr mit meinen Augen, sondern nur mit den seinigen sah. Und ich sah eine mir dunkel gewesene Seite des Alterthums heller. Auch ich hatte lange mein Urtheil, über die Liebe der griechischen Heldenseelen unter einander, durch jenes Vorurtheil umstricken lassen, welches dieselbe mit Fluch verfolgte. Ich erschrack vor der bisherigen Verblendung, in welcher ich den Schatten derer weh gethan hatte, die doch der Menschheit ewige Zierden sind. Ich erhob mich über die Welt des heutigen Tages und zurück in die Götterstadt der Phozionen, in das ewige Athen, zu seinen Tempeln, Schaubühnen, Gymnasien, Kampfspielen und Rednerstätten. Welche Heldengestalten, welche gottbegeisterte Weisen, welche Kraft des Wahren, des Schönen und Großen aus der unergründlichen Fülle der Natur im höchsten Lebenspunkt eines herrlichen Volkes hervorgestiegen! Ich sah die Macht des hochgeweihten Eros, einer heut gebrandmarkten Liebe; — — mir wird, als sähe ich die heutige Welt durch einen tausendjährigen Wahn verstümmelt, und um eins ihrer Heiligthümer durch den verwüsterischen Arm der Barbarei betrogen.

Früher als ich sammelte sich Gerold. „Nie hab' ich dich, Holmar," sprach er, „mit solcher Beredsamkeit und Wärme über einen allerdings

merkwürdigen Zug in der Geschichte der Menschheit sprechen gehört, als jetzt. Ich bekenne es, daß ich diesen Eros der Griechen nur wenig bisher beachtet und kaum begriffen habe, was er sei. Ich dachte mir ihn allenfalls als die Wirkung einer herrschend gewordenen Volkssitte, weil man es im Lande der Hellenen, wie noch heut in den Morgenländern, für ehrenvoller hielt, Lebensfreundschaften mit Männern zu schließen, als mit Weibern, die, in Gynäceen und Harems verschlossen, eine Stufe in der bürgerlichen Welt niedriger, denn Männer, doch eine Stufe höher standen denn Sklaven, und welche weniger Geistesbildung, weniger Recht und Fähigkeit hatten, ins öffentliche Leben einzugreifen, als das weibliche Geschlecht unserer Zeit."

Holmar entgegnete: „Du hast geurtheilt, wie der große Haufe der Schriftgelehrten, die dir vorangingen, welche, ohne Kenntniß der Natur, die Griechen zu kennen glaubten, dicke Bände, wie Namdohr, von der Liebe, ohne Ahnung vom Wesen des Eros schrieben, und sich wunderten, daß Xenophon und Plato so ernst darüber verhandeln konnten! Wahrlich, der zärtliche Seelenbund der Männer bestand bei den Hellenen neben der zärtlichsten Liebe der Jünglinge und Mädchen und Gatten. Und es ist Kurzsichtigkeit des gelehrten Meiners, wenn er aus dem Spotte

einiger griechischen Dichter gegen das schöne Geschlecht sogleich eine gesammte Nation zu Verächtern desselben erklärt. Sind denn Deutsche, Briten und Franzosen darum Weiberhasser, weil deren Dichter bei jedem Anlasse den Frauenzimmern bittern Krieg machen? Mit welchem Adel erscheinen Frauen und Jungfrauen in den Schauspielen und Helden- und Liebesgesängen Griechenlands! Mit welchem Adel in ihren Geschichten! Sie waren zu reinmenschlich, als daß sie gegen die Natur im Ernste gefrevelt, und zu sinnig und zartfühlend für das Schöne, als daß sie es am weiblichen Geschlechte verkannt hätten, sie, die das höchste Urbild weiblicher Schönheit in einem Glanze wiesen, wie vor und nach ihnen in keinem andern Volke geschah. — Aber die Griechen kannten, ausser der Liebe zum Weibe, noch eine andere, die uns fremd geworden. Jene war, was sie war, ihrer Natur und Herkunft nach sinnlich; diese andere aber ihrer Natur nach geistig, oder, wenn man lieber will, reingemüthlich. Die Natur gab jene zur Fortpflanzung unsers Geschlechts, diese aber zur Fortpflanzung adelichen Sinnes."

6.

Ursprung und Untergang des Eros.

Die letzten Aeusserungen Holmars hatten mich mehr, als Alles, was er vorher gesagt hatte, be-

nicht in der Geschichte des griechischen Volkes, einen haltbaren Grund gefunden habe!“ antwortete ich: „Aber theile uns deine Beweise mit, und wenn sie mir Ueberzeugung bringen, halte ich dich für einen der wichtigsten Entdecker, für einen Columbus auf dem dunkeln Ozean des menschlichen Wesens.“

„So höret mich!“ versetzte er: „Doch gestattet mir einige Erklärungen in Betreff der Natur des Menschen, da wir von seinen Naturtrieben reden. Er ist zugleich, wie ihr wisset, Pflanze, Thier und Geist; der Körper nur der todte Stoff, von der Lebenskraft zur Gestalt gebildet, wie jede Pflanze. Er wächst, vermehrt sich und stirbt, wie die Pflanze. Mit ihr hat er gemein den Trieb der Fortpflanzung; es ist keine Pflanze ohne denselben. Dieser Trieb ist durchaus irdisch und reinsinnlich. Das Thier hingegen ist eine beseelte Pflanze, und die Seele das die Welt um sich Wahrnehmende und Empfindende. In ihr liegen die Begierden, in ihr die Lust und der Schmerz, die Sehnsucht und der Abscheu. Aus der geheimnißvollen Verwandtschaft und Anziehung zwischen den Seelen entspringt die Liebe. Die Vermählung folglich der Pflanzen geschieht ohne diese Liebe. Die Liebe der Thiere unter einander kennen wir aber nicht, weil uns ihre Sprache dunkel ist; aber wir ahnen sie aus zahllosen Zeichen gegenseitiger

Anhänglichkeit und der Anhänglichkeit Vieler an den Menschen. Der Mensch iſt ein geiſtiges Thier, und der Geiſt iſt das denkende Göttliche in uns. Die Geiſter ſind ſich nur in dem verwandt, was das Vollendete iſt: im Göttlichen, im Wahren, Guten und Gerechten. Die Geiſter ſtreben dem Höchſten nach, zur Auflöſung in Gott.

„Die Pflanzen ziehen ſich einander geſchlechtweiſe an, die Seelen geſchlechtlos: da iſt die Verſchiedenheit des Eros von der Aphrodite, der Meererzeugten; denn aus dem Meere ſtieg einſt die Erde, und was ſie trägt, hervor. Darum nannten die Hellenen die gegenſeitige Liebe der Geſchlechter nur die gemeine; aber die Seelenliebe, ohne Rückſicht auf Geſchlecht, war ihnen die höhere, und um ſo viel mehr, um ſo viel höher und dem Geiſte verwandter die Pſyche oder Seele iſt, als die Pflanze. Gleichwie durch die Seele ſchon die pflanzenhafte Begattungsnothwendigkeit im Thiere zum Gefühl geſteigert wird, ſo wird im Menſchen durch den nach Vollkommenheit ringenden Geiſt auch die Seelenliebe veredelt.

„Da, wo der Menſch noch durch Kirchen- und Staatskünſteleі am wenigſten zum Zerrbilde geworden, doch auch ſchon der wüſten, gedankenarmen Thierheit entſtiegen, in ſeiner dreifachen Natur entwickelt, der Natur gehorchend, da liegt

offenbart er sich herrlich und kräftig in jeder seiner Anlagen und Triebe. Daher finden wir die Seelenliebe der Helden und Weisen unter den Kriegern der amerikanischen Eingebornen und andern unverdorbenen Völkern, welche Freiheit hatten; daher selbst in den Waffenbrüderschaften der freien Ritterwelt des Mittelalters noch einmal, aber christlich-verhüllt; — am offensten und edelsten sie unter den Griechen des Alterthums, weil eben diese eine der entfaltetsten der Menschheitsblüthen gewesen sind.

„Nicht also Willkühr liegt und lag in der Liebe, so wenig in der geschlechtlosen als in der geschlechtmessen, sondern Naturgesetz und Naturzwang: beide sind und waren Wirkungen unsers Wesens, beide gleich ehrwürdig; beide können gleich heftig und leidenschaftlich sein, weil die eine unmittelbar seelischen Ursprunges ist, und die andere den Ungestüm der Seelenmacht erregt."

„Halt!" rief Gerold: „Du kletterst mir an der Leiter deines Systems zu schnell hinauf; laß mich einen Augenblick frischen Athem schöpfen und zusammenrechnen, damit ich dir nachkomme. Du gibst uns Sterblichen zugleich also den Begattungstrieb der empfindungslosen Pflanzen, die Seelenliebe, und dem Geiste das reine Wollen des Vollkommenen. Dieses erkenne ich allerdings dürftig im Geiste vorhanden, jenen Begat-

tungstrieb allerdings bestimmt in der Pflanze; aber zeige mir eben so rein und für sich erkennbar der Trieb der Seelenliebe. Er scheint mir etwas zweifelhaft, und ist am Ende doch wohl nichts Anderes, als das Gefühl der Lust oder des Schmerzes, welches sich eben so gut dem pflanzenhaften Begattungstriebe als dem geistigen Vollendungstriebe zugesellt."

Holmar erwiederte: „Am reinsten für sich erkennst du die Seelenliebe in demjenigen unüberwindlichen Gefühl, durch welches die Mutter an ihr zartes Kind gefesselt ist. Dies ist reine Seelenneigung, die weder von der Pflanze gekannt ist gegen ihre Nachkommenschaft, noch Geistessache ist, da auch das unvernünftige Thier sie empfindet, eben weil es seelische Natur hat. Die Zärtlichkeit der meisten Thiere, besonders der Säugthiere und der ihre Eier selbst brütenden, ist bekannt. Diese Liebe ist offenbar ganz geschlechtlos, hat daher nichts mit dem Begattungstriebe der Pflanzennatur gemein; von der andern Seite ist sie ohne Rücksicht auf das, was dem Geiste die höchsten Güter sind, für sich bestehend, unwillkührlich, mithin ein bloß in der Natur der Seele begründeter Trieb."

Gerold fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wolle er Nebel hinwegwischen, un

klarer zu schauen, und sagte: „Du wirst mich fast zwingen, dein Junger zu werden."

„Nun dann," fuhr Holmar fort, „wie die Seele der Mutter lieben muß, so lieben die Seelen der Erwachsenen unter einander, unwillkührlich, ohne Rücksicht auf Geschlecht. Diese Anneigung der Seelen gegen einander ist der Eros. Durch die Mutterliebe wird unsere Seele Gehülfin zur Erhaltung der pflanzenhaften Fortdauer des irdischen Geschlechts: durch den Eros Gehülfin des Geistes zur Erhaltung und Fortsetzung der Tugend, des Edelsinns, der sittlichen Schöne und Kraft. Dieser Eros herrschte seit Beginn der Menschheit; er herrscht noch, aber er wird verkannt; so er ist durch Verwechselung mit viehischem, unnatürlichem Wesen, welches ihm selbst fremd ist, zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt. In der Verkennung der menschlichen Natur hat man sie selbst verstümmelt, und diese Verstümmelung ist der Quell unermeßlichen geheimen Elendes. Was bei den Griechen in der frischen und freien Entfaltung ihrer Gesammtnaturen Quell alles Großen und Herrlichen ward, von ihren Weisen geehrt, von ihren Gesetzen geheiligt und geordnet wurde: das ist beim endlichen Abfall der Völker von der Natur in ihrer fortgeschrittenen Verbildung als ein unnatürliches Wesen geächtet. Schaudernd muß jetzt der Mann, der

Jüngling die Wirkung jenes Seelentriebes in ſich empfinden. So ſehr iſt ſeine Gedankenwelt durch den Wahn der Welt verſchroben, daß er ſich ſelbſt für wahnſinnig und unnatürlich halten muß und wirklich dafür hält, wenn ihn eine unwillkührliche, unwiderſtehliche, leidenſchaftliche Zuneigung für einen Mann ergreift. Er erkennt weder den Urſprung noch den Zweck dieſer heiligen Neigung. Ohne ſie verbrecheriſch zu finden, nimmt er ſie, auf Treu und Glauben der Welt, für verbrecheriſch. Was Gebot der ſeeliſchen Natur iſt, erfüllt ihn mit abergläubigem Entſetzen, als Erſcheinung einer ungeheuern, verruchten Unnatürlichkeit. Er bekämpft den Trieb und erhöht eben durch den Kampf dieſe erſte, ruhige Neigung zur alleszerbrechenden Leidenſchaft. Der wilde Widerſpruch ſeines innern Weſens zerſtört ſein Inneres. Er verabſcheut ſich und ſeine Natur, und verabſcheut eben darum die Welt, mit deren Leben er im unauflöhnbaren Zerwürfniſſe liegt.

„Wie ſoll nun dieſe erſtickte, entwürdigte, gelähmte, irregeführte, geächtete Seele, dies mit allen Schreckniſſen des Verlorenſeins erfüllte Gemüth die Pflichten der bürgerlichen Welt heiter vollbringen? Zerbrochen fühlt er in ſich die erſte Triebfeder aller Wirkſamkeit; woher Kraft nehmen? Nur jene Leidenſchaft verſchlingt ſein geſammtes Weſen, reißt ihn, ich möchte ſagen, von

sich selbst los, in den Abgrund nieder; nur die eine Leidenschaft, aus der Wunde seiner verletzten Natur hervorbrennend, verzehrt ihn, macht ihn empfindungslos gegen die Reize des Ruhms, des Geldes, des Herrschens, der Weiberliebe, gegen Alles, was Andere zerstreuen kann: woran soll er nun sein werthloses Dasein knüpfen, um demselben noch eine Art Werthes zu geben? Nur Eins liebt seine kranke Seele, und dies Eine begreift ihn so wenig, als er sich selbst versteht. Er liebt, und verflucht seine Liebe, die zugleich Gegenstand seines Hasses ist, und dieser Haß wird verzweiflungsvoller Menschen- und Lebenshaß. Er wollte immer das Gute und Wahre, und mußte immer das Böse und Falsche. Das Recht seiner Natur ist in dieser Welt gesetzlos, darum ist ihm die Welt gesetzlos. Ihm wäre wohl, wenn die Sonne am Himmel auslöschen, die Erde vor seinen Augen zertrümmern würde. Und das alles ist das Wogen, das Geschrei, der Aufruhr einer in sich selbst verdammten und sich selbst verdammenden, aber wahren, unveränderlichen, unvertilgbaren, aber hingemordeten Natur, die nicht sterben kann und doch nicht leben darf."

Hier schwieg Holmar. Seine Worte erschütterten uns tief. Es war etwas Schreckliches in dem Feuer dieses Greises.

„Du redest", sagte ich zu ihm, „wie Einer,

der aus seinem eigenen, schauderhaften Elende hervorklagt. Bist du, Holmar, je selbst einer dieser Unglücklichen gewesen, oder bist du noch ein solcher?"

„Nein," sagte er, „ich war es nie. Doch seit meinen Kinderjahren trieb mich unendliche Sehnsucht, irgend einen Freund meiner Seele zu finden. Ich fand Freunde, ich fand ein Weib meines Herzens, aber den Freund der Seele fand ich nicht. Doch das machte mich nicht unglücklich, weil die unbestimmte Sehnsucht, wegen ihrer Unbestimmtheit, zu keiner riesenhaften Leidenschaft erwachsen konnte. Ich wäre aber vielleicht unglücklich geworden, hätte ich den gesuchten Freund gefunden. — — Nun werdet ihr mich verstehen, wenn ich euch sage, Lukasson war ein solcher Unglücklicher! In Griechenland wäre er vielleicht der großen Künstler, der Weisen oder Vaterlandshelden einer geworden durch die Freundschaft der Seelen; bei uns ward er durch Mörder, und die Gesetze führten ihn zum Rabenstein. Sein ganzes Leben voller Widerspruch und Verirrung; sein Allesopfern für den Geliebten; sein ewiges Bemühen, diesen zum vollkommensten, tugendhaftesten und edelsten Mann zu bilden; sein Kampf mit sich und einer Leidenschaft, die ihn irre an sich selbst machte; seine Anstrengungen, Zerstreuung zu finden; sein geflissentliches Streben, sich selbst

mit geistigen Getränken zu betäuben; seine wiederholten Entschlüsse zum Selbstmord; endlich die Mordung des Freundes — Alles erklärt sich aus seiner nicht anerkannten Seelenberechtigung. Die Natur ist die Mutter der Menschheit, die Liebe ihre Bildnerin, und die Wahrheit ist das Reich Gottes ewiglich."

Als Holmar hier schwieg, nahm Gerold die Becher von uns Allen, füllte sie mit Wein, mahnte uns zum Trinken und trank selbst zuerst. „Trinket, ihr Freunde," rief er, „und tretet wieder ins warme, freundliche, wirkliche Leben zurück; denn Holmar hat uns, Gott weiß wie? mit seinen Reden in eine grausenvolle Gespensterwelt verrückt. Es mag sein, daß der hingerichtete Lukasson durch eine unharmonische Entfaltung seiner Natur zum Verbrechen hingezogen ward. Einzelne solcher Erscheinungen kommen vor. Aber, dem Himmel sei Dank, sie gehören zu den Seltenheiten."

„Vielleicht minder zu den Seltenheiten, als wir wähnen!" erwiederte Holmar: „Wer kennt die ersten Triebfedern, die im Dunkel der Seele verborgenen? Oft selbst der Sünder nicht. Wohl kennen wir der hohen Dichter, Schriftsteller, Künstler, Helden und Halbgötter viele aus den vergangenen Jahrhunderten. Aber von denen, welche geächtet, niedergedrückt, vielleicht durch

Henker umgebracht sind, wegen des Schmerzes ihrer verstümmelten Natur, welcher Schmerz bei den größten Anlagen am furchtbarsten wüthen muß, — von den Gemordeten wissen wir nichts."

„Ich kenne Einen," fuhr Holmar fort, „und es ist wohl mehr als ein Vielleicht, daß eben dieser, den auch Ihr kennt, an den Wunden einer zerrissenen Seele verblutete; daß er im Irresein an sich und der Welt, die ihm den Tod nicht geben konnte und doch das Recht seiner Seelennatur verdammte, zum Lebenshasse übergegangen sei; daß er, vom Wahn der Lebendigen befangen, im stillen Verzweifeln sich selbst verdammte, sich nicht verstand und in einer Pein verging, deren Ursprung er nicht nachweisen konnte. Das scheint mir der gemärterte, der gefeierte Lord Byron, der wunderbare Dichter der Briten, zu sein. In Griechenland würde er anders gesungen haben, wo seine gesammten Naturen in ihrer vollen Gediegenheit und Herrlichkeit hätten voll und furchtlos hinausblühen können ins Leben, — in unserem Jahrhundert jammert eine in ihrem Recht zermalmte Natur, die ihr Verhältniß zur ganzen Schöpfung zerstört fühlt. Setzet den Fall, Byron wäre, statt höherer Bildung und des Reichthums von Zerstreuungsmitteln theilhaftig zu sein, mit seiner Stimmung in den Drang des niedrigen Lebens hinausgeworfen gewesen, — entscheidet,

was hätte Byron werden müssen? Nicht Dichter, — Thäter! — —

„Aber sein gewaltiger Geiſt hat die Fessel gesprengt. Er iſt Sieger, und frei geworden, — er lacht auf sein wundes Geheim nieder; er lacht, und seine Seele blutet und iſt voll grausen Entsetzens. Eine Brandſtätte iſt ihm die Erde geworden, und der Wahn der Menſchheit sein Mörder. Darum ſingt er alſo, — das iſt sein schreckliches Lied! Er ſingt es denen, die in seinem Innern Licht und Liebe auslöſchten; kaltes Entſetzen ſingt er ihnen, Haß und Groll, Verzweiflung und Tod, Verbrechen und ewige Nacht. Denen, die eine Hölle in ihn hineingeſäet, ſingt er keine Himmel."

„Edler Freund," ſprach ich zu Holmar, „wer blendete doch unſern König, daß er eben dich zu einem der oberſten Richter unſers Landes machte! Du gehörſt nicht hin auf den Stuhl, wo man über das verbrecheriſche Leben den Stab brechen ſoll; denn du wirſt für den Sünder allezeit Gnadengründe finden, und die Unnatürlichkeiten der Welt, ihrer Meinungen und bürgerlichen Einrichtungen lieber ſtrafen, als den, der durch dieſelben zu Grunde ging mit Namen und Werk eines Miſſethäters."

„Allerdings, Beda!" antwortete Holmar: „Ich glaube, Gott ſchuf das Gute; das Böſe aber ſchuf — nicht der Teufel, ſondern — der Menſch.

Die Natur iſt das Gottesgeſetz. Die Natur führt zur Tugend und Wahrheit, und die Tugend und die Wahrheit führt wieder zur Natur zurück. Aber die Menſchheit, im Abfall vom Gottesgeſetz, ſchuf andere Ordnungen, Erzeugniſſe des Ehrgeizes, der Habſucht, des Stolzes; Erzeugniſſe niedriger Leidenſchaften eines thieriſchen Weſens, oder eines beklagenswürdigen Irrthums, den die warnende Weltgeſchichte vergebens mit blutigen Buchſtaben aufzeichnete. Daher des Uebels und des Jammers ſo viel unterm Monde! Denn hier iſt nicht Gottes Reich, ſondern der Menſchen Reich. Aber die Rache der Natur ſchwebt fürchterlich und unſichtbar ob allen Frevеln wider ſie. Sie geht ihren ernſten, großen Gang, ohne ſich an unſere Halsgerichtsordnungen zu wenden, mächtig und heilig fort. Ihre Geſetze, Winke des Allmächtigen, kann der Sterbliche *mißdeuten* — doch *ändern* nicht. Der *Triumph der Wahrheit* iſt, daß die Lüge *Elend* gewähren muß."

Gerold rief: „Ich muß verſtummen; ich wage weder zu fragen, noch zu antworten; denn, Holmar, du ſprichſt zu mir, wie aus einer fremden Weltgegend, die ich, nur an die Eichen und Tannen unſerer Landſchaft gewöhnt, mit ihren Palmen, Rieſenſchlangen und Orkanen nicht kenne. Ich will noch einmal Plato's und Xenophons Gaſtmahle leſen, wo Sokrates und ſeine Freunde von

der Seelenliebe handeln. Mir schienen diese Werke bisher weniger tiefer Ernst, als redneriſches Spiel über eine griechiſche Lebensſitte zu ſein."

„Lies!" antwortete Holmar: „und glaube, die hohen Alten gefielen ſich nicht im Poſſentreiben mit Gegenſtänden, deren Heiligkeit ſie ehrten. Wir bewundern heute den Segen, die Kraft, die Große jener Vorwelt, deren Herrlichkeit wir noch nicht wieder erreicht haben. Wir werden ſie nicht wieder erreichen, als in der Rückkehr zur Natur auf dem Wege des Wahren, Guten und Schönen. Laſſet uns in der Natur ein Naturrecht, und in der Menſchheit die Menſchlichkeit ſuchen! Ach, unſere Staatsmaſchinen, unſere theologiſchen und philoſophiſchen Syſteme, kommen mir oft vor, wie das Bette des grauſamen Procruſtes. Wer darin ruhen will und zu kurz iſt, wird auseinander gedehnt und gezerrt, bis er die volle Länge hat, und entführe ihm darüber das Leben; wer zu lang iſt, wird verſtümmelt, bis er kurz genug iſt. Daher ſo mancherlei bürgerliche, ſittliche, religiöſe und geiſtige Verkrüppelung in dem ſich verfeinert dünkenden Europa. Der Geſetzgeber will das Volk nach ſeiner Verfaſſung und Idee zuſchneiden, nicht ſein Geſetz dem Volke anmeſſen. Aber nur durch die Natur, ſo der Menſch hat, nicht in der eines Andern, muß er Alles oder Nichts werden."

Hier wandte ſich Gerold zu mir und ſagte:

„Warum, Veda, beobachteſt du zu Allem, was Holmar redet, das tiefe Schweigen? Spricht er wahr oder falſch? Iſt dieſe geſchlechtloſe Seelenliebe, dieſe Männerliebe, dieſer Eros, aus dem Weſen unſerer Seele wirklich hervorgegangen, wahrer Trieb der Natur, jetzt nur vom Aberglauben oder Wahn zurückgedrängt und verſtümmelt? Oder ſchwebt Holmar darüber ſelbſt in einem Irrthum, der ſein weichgeſchaffenes Herz quält; in einem Irrthum, zu welchem ihn vielleicht allzutiefes Verehren alter Schriftſteller, die doch am Ende Menſchen waren, Ueberſchätzung von Griechenlands Vortrefflichkeit, und zufälliger Zuſammenklang mannigfacher Umſtände ſeiner Erfahrungen verführt haben? Rede doch, damit ich noch eine andere Stimme höre, und ich mich wieder zu mir ſelbſt zurückfinde. Denn nie in meinem Leben habe ich überzeugender von einer Sache reden gehört, die mir vorher nie in Sinn gekommen iſt, und die doch eigentlich, wenn ſie wirklich in der Natur wäre, Jungen und Alten in allen Zeiten und Zonen bekannt ſein müßte."

„Faß ergeht es mir, Gerold, wie dir!" entgegnete ich: „Laß aber, ehe ich auch meine Meinung gebe, Holmar zuvor noch auf das antworten, was du mir ſagteſt."

Holmar ſprach: „Daß der Eros, die im Alterthum frei und edel auftretende, von Männern zu

Männern gebende Seelenliebe, seit faſt zweitausend Jahren kaum noch genannt werden darf und darum kaum noch genannt wird, — ſollte dies uns als Zeugniß gelten, ſie ſelbſt ſei gar nicht vorhanden und bekannt? Wie vieles iſt, umgekehrt, das ſeit Jahrhunderten gekannt und genannt ward, und doch nie vorhanden war, wie Erſcheinungen der Geiſter oder wie Macht der Hexen. Und doch, wie tauſend ſchuldloſe Leben wurden dieſem Wahne hingeſchlachtet, laut Kirchenſatzungen und peinlichen Geſetzbüchern! — Der unzerſtörbare Naturtrieb aber, von welchem wir reden, iſt unvertilgbar und wirklich noch unvertilgt, wenn gleich als Unnatürlichkeit, als Ehre und Scham verletzend, geächtet und verdammt. Er macht ſich noch immerdar bemerkbar, und erſcheint, als dunkler Zug, in den Geſchichten der Menſchheit. Aber der feindſelige Wahn wider ihn iſt es auch, der fortwährend Elend zeugt. Er iſt der Unſern, der rächend über Leben und Regierung mancher Fürſten und über der Hütte manches Bedürftigen funkelt. Denket an Jakob I von England und ſeinen Liebling Buckingham, an Heinrich III und Ludwig XIII von Frankreich, an Papſt Julius II!“

7.

Die Entlarvung.

Als Holmar so geredet hatte, und Gerold mich abermals aufforderte, meine Stimme in dieser merkwürdigen Sache zu geben, nahm auch ich die Gläser, und ließ vom alten Rheinwein hineinperlen und sprach: „Trinket zuvor, ihr Freunde, damit wir heiterern Auges das düstere Bild Holmars betrachten.“

Schweigend nahmen sie die Gläser. Wir stießen an. Gerold lächelte und sagte: „Wohlan, Beda, sei du nun der Sokrates bei unserm Gastmahl, welches, was den Gegenstand der Unterhaltung betrifft, dem Gastmahle des Agathon und Kallias gleicht, aber ihm in froher Stimmung weit nachsteht.“

„Möge mir der Dämon des weisen Sokrates hold sein,“ sagte ich, „um das tiefbewegte Gemüth unsers Freundes Holmar zu beruhigen; dann, wenn wir beim Nachtmahl sitzen, werden uns die weiblichen Grazien auch Rosen bringen. Ich bekenne gern, daß Holmars Reden meiner guten Laune etwas Eintrag gethan haben; denn ich liebe ihn zu sehr, als daß ich ihn leidend sehen mag.“

„Mich?“ fragte Holmar: „Sage besser, du sahst heller vielleicht, als sonst, oder von einem ungewöhnlichen Standpunkt, eine leidende Welt.“

„Nein, im Ernſt, mein Holmar,“ antwortete ich ihm, „diesmal beklage ich mehr dein menſchenfreundliches Herz, als die Welt, welche, wie mir's vorkommt, wohl zuweilen durch den Eros, aber nicht durch deſſen Verkennung, leiden mag. Denn alle Tugend, Zartſinnigkeit und Weisheit der Griechen in Ehren, ſcheint mir dieſer Eros, dieſer Friedenſtörer, von verſchiedener Seiten verdächtig und vom Haus aus ein muthwilliger Gott, der ſich unter allerlei Verkappungen gefällt, auch die Sokraten zu äffen.“

„Vorwärts, vorwärts, Beda!“ rief Gerold mit aufwieglerischer Luſt: „Das heißt den Krieg erklärt. Zieh, wenn du kannſt, dem Welttirannen die Maske vom ſchelmiſchen Geſicht!“

Ich erwiederte: „Er iſt ein Proteus, der uns unter den Händen zu einer andern Geſtalt wird. Wenn Holmar und ich nur erſt einverſtanden ſind, daß wir einen und denſelben vor uns haben! Darum, Holmar, erlaube mir nur einige vorläufige Fragen. Sagteſt du nicht, jene tugendhafte Seelenliebe, welche nicht dem Geſchlechte nachfragt, ſei einer der ewigen Grundtriebe unſerer Natur, gleich der Mutterliebe zum Kinde; daher gewaltig und unwillkührlich, und weil dem ſo ſei, müſſe der wahnſinnige Fluch, mit dem ihn die Welt belegt, die Welt mit Verderben erfüllen?“

Holmar antwortete: „Du wiederholst meine eigenen Worte.“

„So bist du uns noch die Erklärung schuldig geblieben,“ sagte ich, „warum jene Seelenliebe selten oder nie im weiblichen Geschlecht wahrgenommen wird, da doch die menschliche Natur auch in ihm besteht. Sogar die Griechen wußten von der begeisterungsvollen Seelenliebe zwischen Frauen und Jungfrauen nichts.“

„Allerdings ist dem weiblichen Geschlechte“, erwiederte Holmar, „diese Seelenliebe so fremd geblieben, wie dem männlichen Geschlechte jenes eigenthümliche, gewaltige Gefühl der Mutterzärtlichkeit gegen den Säugling. Jedes der Geschlechter empfing aus den Händen der Natur eine besondere Gabe; aber warum beide nicht beiderlei? das verschwieg uns die Natur. Wie konnt' ich's dir verrathen?“

„Doch bleibt mir auffallend, daß jedes Weib, sobald es Mutter geworden, von unwiderstehlicher Zärtlichkeit gegen den Säugling ergriffen wird. Ich erkenne darin die Allgemeinheit und Wahrheit eines Naturgesetzes. Hingegen leben Millionen des männlichen Geschlechts, welche von der Kindheit bis ins Greisenalter nichts von einer innigen, unwiderstehlichen, ausschließlichen Zueignung zu ihres Gleichen empfanden; selbst bei den Griechen nicht, weil man sonst gewiß bei ihnen nicht denen

Vorwürfe gemacht haben würde, die keinen Liebling hatten. Iſt nun die Seelenliebe ein in der Natur des männlichen Gemüthes wohnender Trieb: warum äuſſert er ſich nicht in Allen unſers Geſchlechts, warum nur in einer mindern Zahl deſſelben? Oder iſt zwiſchen Männern und Männern abermals eine Naturverſchiedenheit?"

„Du weißt es, Beda," antwortete Holmar, „was dich befremdet, hat auch den weiſeſten Griechen Befremden erregt. Und warum ſollen wir, da uns Erfahrung überzeugt, nicht auch an eine Naturverſchiedenheit im männlichen Geſchlecht glauben? Deutete nicht ſchon Plato ſelbſt auf dieſe Verſchiedenheit, auf ein Doppelgeſchlecht unter den Männern, auf das Geſchlecht des Reinmännlichen, welches nur an Männer gezogen wird, und auf das des Männlich-Weiblichen?"

„Ei, ei!" unterbrach ihn Gerold: „Ich will nicht hoffen, daß du im Ernſte redeſt, da ſelbſt dein Plato den Einfall nur mit Lächeln feil bot, und ihn durch des Ariſtophanes mythiſchen Schwank beim Gaſtmahl ſogar lächerlich machte. Denn auf nichts Anderes war es doch wohl abgeſehen, wenn Ariſtophanes von den urſprünglichen drei Doppelmenſchen auf Erden erzählte, dem doppelten Weibe und dem aus Mann und Weib am Rücken zuſammengewachſenen Menſchen. Dann wie Zeus,

den Uebermuth dieſer Sterblichen zu ſtrafen, alle geſpaltet habe, daß aus dem Mann-Mann zwei Männer, aus dem Mann-Weib ein Mann und ein Weib wurden, und wie daher noch jetzt jeder Theil ſeine von ihm getrennte Hälfte ſuche und ausſchließlich liebe."

Darauf verſetzte Holmar: „Wenigſtens ſinnreich bleibt der Scherz. Und kann unſer Ernſt nicht immer vom Geheimniß der Natur den Schleier heben, mag es doch dem Scherze geſtattet ſein, neckend daran zu zupfen. Ohne Zweifel lag auch wohl etwas Aehnliches dem Glauben des gemeinen Volks über die große Gewalt jenes Grundtriebes in vielen und doch nicht allen Männerſeelen zum Grunde."

Ich erwiederte: „Was ſich damals der große Haufe eingebildet habe, das entſcheidet nichts und kann uns einerlei ſein. Aber mir ſcheint, daß die weiſern Griechen, daß die Geſetzgeber ſelbſt in ihrem Glauben von der männlichen Seelenliebe nicht ſo weit gingen, als du, mein Holmar. Denn ſie hielten dieſelbe keineswegs für einen Grundzug in unſerer Natur, durch deſſen Vernichtung oder Unterdrückung das Weſen der Seele gleichſam verſtümmelt und elend werde: ſondern für eine löbliche Sitte, die man zur Veredlung jugendlicher Gemüther beobachten ſolle. Du ſelbſt, Holmar, wirſt eingeſtehen, du ſelbſt haſt

es gesagt, daß das, was als Trieb der Natur in unserm Wesen vorhanden ist, unmöglich durch Gesetze in denen ganz ausgerottet werden konne, in welchen es einmal erwacht. Aber eben so unmöglich kann es durch Gesetze in jenen hervorgerufen und erzwungen werden, in denen es nicht ist. Der menschliche Gesetzgeber kann nur das gebieten, was in menschlicher Fähigkeit und Willkühr liegt."

So sprach ich, und schwieg, um Holmars Meinung zu erwarten. Nach einigem Bedenken sagte er: „In diesem kann ich dir keinen Widerspruch leisten. Auch die Muttergärtlichkeit gegen das Kind läßt sich durch kein Gebot, durch keine Strafe ganz unterdrucken, aber auch eben so wenig, wo sie fehlt, plötzlich schaffen. Ich muß dir Recht geben, und fühle doch dabei Widerspruch in mir selbst."

„Vielleicht", sagte ich, „nur darin, daß du das, was, wie die Freundschaft, wie die Tapferkeit, wie die Ehrfurcht und jede andere Tugend, von unserer Willkühr abhängt, als einen reinen Naturtrieb ansahest. Als solchen betrachtete Griechenland aber die Seelenliebe der Männer nie, sondern als etwas freien, starken, vaterlandssinnigen Gemüthern Geziemendes. Darum verboten die Gesetze diese Liebe den Sklaven, und verlangten sie dieselbe von tu-

gendhaften, freien Männern. Hätten die Geſetze den Sklaven einen Grundtrieb des menſchlichen Weſens zum Verbrechen gemacht, ſo würden die Griechen das Verbrechen gegen die Natur begangen haben, welches du den Völkern ſpäterer Jahrhunderte zum Vorwurf gemacht haſt, und wodurch, wie du ſagteſt, die Menſchheit in ihrem Weſen verſtümmelt worden ſei.“

Gerold rief, mich unterbrechend: „Dem Himmel Dank, und dir, Beda! meine Vernunft fühlt ſich wieder geneſen; ich komme wieder zu mir ſelbſt, und ſehe die ehrliche Welt wieder im alten Gleiſe fortrücken.“

„Ich kann dir, Beda,“ ſagte Holmar, „keinen Trugſchluß vorwerfen. Und wenn die Griechen die männliche Liebe einen Trieb nannten, ſo iſt er das, wie jeder Vernunfttrieb zur Tugend. Darum aber iſt das große Räthſel für mich lange noch nicht gelöſet.“

„Wenigſtens ſoviel entſchieden gewonnen,“ rief Gerold, „daß die Seelenliebe der Männer und Männer Sache der Willkühr ſei, über die, ohne darum die Natur der Menſchheit zu verſtümmeln, das bürgerliche Geſetz verfügen kann oder die öffentliche Meinung.“

„Das eben iſt noch der ungelöſete Knoten!“ ſagte Holmar: „Denn wie trat der Eros in die Welt hinein, wenn er nicht durch die Natur

selbst eingeführt worden ist? Und ist er naturgemäß, wie darf man ihn verdammen? Ist er naturwidrig, wie kommt es, daß er zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen tausend männliche Gemüther ergriffen hat, ja, wie in Griechenland, die Achtung eines ganzen Volkes gewann? Wie kommt es, daß er mit unwiderstehlicher Macht sich der Herzen bemächtigen, und gegen alle Ueberzeugungen der Vernunft ihrer Herr werden und bleiben kann?"

„Wie jede andere Leidenschaft!" fiel ihm Gerold in die Rede: „Wie sogar die Liebe des Kartenspiels."

„Ich gebe zu," sagte Holmar, „Leidenschaft sei mit dieser Liebe der Männer zu Männern endlich verbunden, wie sich denn die Leidenschaft mit Allem vermählen kann. Allein wie, und das ist die Frage, wie kann diese Leidenschaft, diese Liebe, so gählings entstehen, unvorbereitet, unwillkührlich von Männern zu Männern, wovon so viel Beispiele zeugen? Da sie doch keine Frucht des Nachdenkens, oder der allmäligen Gewohnheit, oder unserer reinsittlichen Natur ist, — woher entspringt sie, wenn nicht aus einem in unserm Wesen tief wohnenden, zu wenig erforschten Triebe? Ich will nicht läugnen, daß in Griechenland Tausende lebten, welche sie, als eine zärtliche Freundschaft, aus Vorsatz und freiem

Willen, gleichwie die Liebe irgend einer andern löblichen Sache, z. B. Viele bei uns den ehelichen Stand, annahmen, ohne alle Leidenschaft; allein wir haben auch Beispiele des Gegentheils. Und diese sind es besonders, von denen ich rede."

„Allerdings, mein Holmar," erwiederte ich, „diese sind es, welche das zum Räthsel machen, was zwischen Personen zweierlei Geschlechts kein Räthsel mehr wäre. Auch ich stimme dir bei, jene wunderbare, den Griechen heilige, uns aber verdächtige und oft verdammliche Liebe quillt aus den Tiefen eines der heiligsten und mächtigsten Triebe menschlicher Natur. Daher ihre Gewalt und ihr Wiedererscheinen in allen Zeitaltern."

Gar lebhaft rief Holmar: „Mehr behauptete ich selbst nicht! Unsere Ueberzeugungen treten zusammen."

„Nur noch ein Argwohn", sagte ich, „scheidet sie von einander."

„Der wäre?" fragte Holmar.

„Wie, wenn der Eros zuletzt doch nur ein verkappter, ganz gemeiner Amor wäre?" antwortete ich: „Nichts, als eine der mannigfaltigen, seltsamen Verirrungen des Geschlechtstriebes? Laß uns mit aller Unbefangenheit den Argwohn verfolgen, damit wir erkennen, ob er ein guter oder trüglicher Wegweiser sei! Uns Allen ist die Gewalt des Amor, des vergöttlichten Geschlechts-

triebes, bekannt. Wenn er erwacht zur Herrschaft, bezwingen ihn weder Furcht und Schrecken noch Beweggründe der Vernunft, weder Einsamkeit noch Zerstreuung, weder der Zauber aller irdischen Freuden noch der warnende Ernst der Religion. Entrücke seiner Sehnsucht jeden beseelten Gegenstand: er wird das Todte beseelen und umfassen; umringe ihn mit Shakespeare's wüsten Kalibanen, und er wird einen Engel unter denselben finden. In den gottgeweihten Zellen schwört ihm die Nonne ab; aber mit doppelter Inbrunst hängt ihre Seele dem unsichtbaren Bräutigam im Himmel an, der ihr in Träumen erscheint und ihr Wesen mit Entzücken durchschauert; und die Jünglinge in den Klöstern bringen dem vielgefeierten Urbilde des Schönen, der heiligen Maria, zärtliche Verehrung, und begrüßen diese Himmelskönigin mit allen süßen Namen, welche je die Liebe für ein irdisches Wesen erfand. Der rohe Hirt in der Einöde der Alpenfelsen drückt seine heißen Küsse auf das Fell einer schönen Ziege, und der königliche Pygmalion auf den kalten Marmor der Bildsäule, die sein eigener Meißel aus dem Felsenblocke hervorschlug. Die ganze Weltgeschichte ist von den Wirkungen dieser wunderbaren Macht und ihren unglaublichen Verirrungen erfüllt. Sie führte zahllose Sterbliche zu den Gipfeln des Ruhms und zu den blutigen Richtstätten; änderte die Schick-

sale der Völker und den Gang der Religionen; entzündete die jugendlichen Gemüther in Klöstern und auf Schlachtfeldern zur Selbstopferung, und machte Tirannen und Halbgötter, Heilige und Wahnsinnige."

„Ha!" sagte Holmar nachdenkend: „Ich verstehe dich. Fahre fort, obgleich schon das Ziel deines Weges sichtbar ist."

„Menschenkenner!" sprach ich, und drückte Holmars Hand, denn mir war, als müßte ich ihn um Verzeihung bitten, weil ich einen seiner lange gehegten Träume von der Menschennatur, wenn auch nicht den erquickendsten, zerstören wollte: „Menschenkenner, wenn du die Innigkeit, die tiefe Zärtlichkeit fühlst, mit welcher ein kindliches Mädchen, noch lange nicht zur Jungfrau entknospet, ihre Gespielin schmeichelte, ahntest du nichts von der beginnenden Zauberei, mit welcher der vermummte Amor ein Herz schlagen machte, daß sich selbst noch nicht verstand? Es gibt wohl wenige Männer von gefühlvoller Gemüthsart, welche nicht auch, als Knaben, von irgend einem andern hübschen Knaben stärker denn von allen andern sich angezogen fühlten, und diesem mit einer fast leidenschaftlichen Zuneigung anhingen, welche sie nachher nie wieder in dieser Art gegen Personen ihres eigenen Geschlechts empfanden. Ich selbst erinnere mich eines solchen

Zuges von mir aus meinem Kindheitsalter. Daher die lange bleibende Sehnsucht nach einem Freunde, wie man sich ihn gern träumt und nie findet, besonders im Ungestüm der Jünglingsjahre, wo mancherlei Verhältnisse noch vom nähern Umgang mit Frauenzimmern entfernt halten, oder noch keine weibliche Schönheit den Sieg über uns errang. Daher die überspannten Begriffe sowohl bei jungen Männern als bei Jungfrauen, welche sie von der wahren Freundschaft zwischen Personen einerlei Geschlechts hegen!"

Ich schwieg. Gerold lächelte zufrieden und sagte: „Beda, du schleichst dem vermummten Amor und Eros auf den Fersen so glücklich nach, daß es Schade wäre, wenn du ihn nicht noch bei den Flügeln ergriffest!"

„Zwar in unsern Ländern", fuhr ich fort, „ist der offene Umgang beider Geschlechter erlaubt, und nicht, wie in Asien, verboten. Allein dennoch findet sich eine Art freiwilliger Scheidung ein. Der mildere Knabe spielt am liebsten mit seines Gleichen, und plagt das weichlichere, kleine Mädchen, weil es immer etwas voraus haben will, oder meint. So bleibt er von diesem entfernt; als werdender Jüngling nicht minder; denn theils reift er viel später als die Jungfrau, theils zerstreuen ihn Anstrengungen und Arbeiten auf dem Felde, in den Werkstätten, in den Schulstuben. Und

wenn im Jüngling die dunkle Sehnſucht des Herzens heller wird, tritt er ſcheu vor dem andern Geſchlecht zurück, ſei es, weil ihm der Zwang läſtig iſt, welchen er ſeiner ungebundenen, noch knabenhaft-rohen Art zu ſein, in Gegenwart feingeſitteter Frauenzimmer auflegen muß; oder weil er im Gefühl einer gewiſſen Unbeholfenheit, die dem Alter eigen iſt, welches Jean Paul die Flegeljahre heißt, blode und ſcheu daſteht; oder weil er ſtark und beſonnen genug iſt, zu begreifen, daß er auf ſeiner erwählten Lebensbahn noch mit keinem Ernſte an irgend eine Liebe denken darf; oder weil ihm bei ſeiner eigenthümlichen Sinnesart der Umgang mit Weibern, wie ſie ihm bisher erſchienen, nicht zuſagt. Während ſo vom andern Geſchlechte mehr oder minder willkührlich ſein Herz entfernt bleibt, verſtimmt die Stimme der Natur in dieſem Herzen nicht. Sie redet der Freundſchaft das Wort für irgend einen Liebling, und erhöht dieſe mit Leidenſchaft zu einer Schwärmerei, von deren Urſprung er ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben weiß. Je entſchiedener und ſtandhafter die Denkart des Mannes iſt, um ſo dauerhafter wird ſeine Neigung; um je weniger befriedigend dieſe neben ſeiner einzigen Sehnſucht ſteht, um ſo ſtürmiſcher. Alles überwältigender wird die Zuneigung, welche zuletzt ſein ganzes Weſen ſo verzehrt, wie die unglückliche Liebe eines

Werther oder Siegwart, oder eines Mädchens verzehrend wird, die hoffnungslos um den Geliebten seufzt."

Lachend rief Gerold: „Siehst du den Eros Griechenlands, wie er leibt und lebt! Schon hältst du den gefährlichen Schalk an der Spitze seines Fittigs!"

„Doch hüte dich, Beda, daß er dir nicht entschlüpfe," sagte Holmar, „oder daß du nicht den falschen ermischest! Wäre es mit ihm wie du sagst, so würde er auf gleiche Weise wohl auch, und aus gleichen Ursachen, Mädchen zu Mädchen führen, und doch kannte weder die alte noch die neue Welt solche Erscheinungen in ähnlicher Menge."

„Aber man kannte sie doch," versetzte ich: „und Diderot wußte darum und die geheime Geschichte manches Nonnenklosters. Doch, zum Glück der Menschheit waren sie in allen Welttheilen natürlich selten sein, weil die Jungfrau, unter allen Himmelsstrichen schneller aufgeblüht und entwickt als der Mann, sogleich mit den ersten Tagen ihrer Blüthe die Huldigungen der Bewunderer und Anbeter, und eben nur während der ersten Blüthe empfängt. Damit wird sie früh in den Kreis des männlichen Umgangs herübergezogen; ihre Bestimmung wird sich eher klar, als dem Jünglinge; und sei es in den Tanzsälen der

Europäer, oder in den Harems der Asiaten, immer wird die Sehnsucht ihres Gemüthes vor jenen Verirrungen geschützt, die von der Natur entfernen."

Gerold nahm hier das Wort und setzte hinzu: „Auch schon ehe das kleine Mädchen zur Jungfrau reift, wird es in allen Verhältnissen des häuslichen Lebens seiner Bestimmung auf kürzerem Wege zugeführt. Es lernt sich schmücken und gefallen wollen, während die Knaben mit einander raufen; es spielt, mütterliche Freuden ahnend, mit Puppe und Wiege, während die Knaben mit holzernen Gewehren dem Wirbel ihrer Trommel folgen; es denkt, als letztes Ziel, an die Tage des bräutlichen Lebens, während die Knaben, noch als Lehrbuben oder Schulzungen, von den Zeiten der Wanderschaft, vom Stolze der Meisterschaft, von Ehrenstellen und Heldenwerken und Thaten, der Unsterblichkeit werth, ihr Sußestes verträumen."

„Wenn es bei uns noch möglich ist in Europa," fuhr ich fort, „daß junge Männer sich von der Sehnsucht ihrer von ihnen selbst vergessenen Natur irre führen lassen; um wie viel leichter war es im alten Griechenlande, wo die Scheidung beider Geschlechter schärfer als bei uns gezogen war! Dort lebten mehr und längere Zeit, als bei uns, Männer ausschließlich mit Männern. In Werkstätten, Schauspielen, Bädern, auf Märkten und Feldzügen sahen sie meistens nur sich; wäh-

rend die Weiber in den Gynäceen verschlossen mit Vätern, Brüdern und Verlobten und Ehemännern umgingen. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alle geistige Bildung war das Gut des Mannes, während das Weib auf das Treiben im engen, häuslichen, ruhmlosen Leben und auf die Kunst des Putzes beschränkt blieb. Daher lenkte sich früh die Achtung und Neigung des Mannes dem Manne zu, während das durch die bürgerlichen Ordnungen tiefmütterlich versäumte Weib selten oder nie durch Hoheit des Gemüthes und Reichthum geistiger Bildung bleibendes Wohlgefallen erregen konnte. Vergänglich war der Jungfrau Schönheit; ihr schwächliches Wesen dem heldensinnigen Griechen und seiner Leidenschaft für Ruhm und Vaterland unwerth. Seine Neigung konnte sie daher nur auf kurze Zeit, und nur weil sie Weib war, fesseln. Dauerhafter und genußreicher mußten die Freundschaften der Männer unter einander sein, oft durch gegenseitige Hilfen, oft durch gleiche staatsthumliche Ansichten und bürgerliche Bestrebungen und andere Interessen gestärkt. Denket euch nun hinzu die Schwärmerei der Jugend, das Fernstehen vom weiblichen Geschlecht, den Zauber des Schönen für den allem Schönen aufgeschlossenen Sinn des Griechen! Ja, es ist nicht zu läugnen, daß im Antlitze eines schönen Jünglings weit seelenreichere Züge sprechen, und mehr Heldenmuth,

Hochgefühl, Zärtlichkeit und Schwärmerei uns darin anreden, als im Geſichte des ſchönſten Mädchens, weil jener ſchon früh ſeine Leidenſchaft offen ſpielen läßt, die dann ſeinen zarten Mienen die erſten Spuren eingräbt, während das Mädchen mit ſittiger Klugheit ihr Innerſtes verhehlt und gerade das Geſicht, ſtatt zum Spiegel, nur zum Schleier ihres Gemüthes macht."

Gerold ſagte: „Wohl, Beda, werden mir jene wunderbaren, vielgeprieſenen Freundſchaften des Alterthums heller, in welchen ſich mit der Hochachtung des gegenſeitigen Verdienſtes die Bruderlichkeit gleichgeſtimmter Seelen, die Kraft der Aneinandergewöhnung und die gewaltige Leidenſchaft eines in ſich ſelber irren Naturtriebes verbanden. Ich kann mir's denken, mit welchem Heldenmuthe da Bruder neben Bruder wetteifernd für den Ruhm des Vaterlandes und für das theure Leben des geliebten Freundes focht; wie die Heldenjünglinge in der thebaniſchen Kohorte, Einer an der Seite des geliebten Andern, kämpften, fielen, aushauchten. Ich kann mir's denken, wie unter ſolchen Verhältniſſen, da dem Manne am Manne weibiſches Weſen und Zieren anekelt, Einer nur des Andern Denkart zu veredeln ſtrebte. Denn wer hätte nicht denjenigen, den er mehr als ſich ſelbſt liebte, gern als das vollkommenſte der Geſchöpfe hingeſtellt und bewun-

dert wissen mögen? Ich kann mir's denken, wie tugendhafte Gesetzgeber und Weise solche Freundschaften, die aber auch nur in den Eigenthümlichkeiten des griechischen Bürgerlebens möglich waren, zur Pflicht machten; sie für das beste Erziehungsmittel für den Staat, sie für die stärkste Schutzwehr vaterländischer Freiheit, sie für die reichste Quelle edeln Sinns und großer Thaten und für den reinsten und süßesten Genuß des Daseins halten mußten. So lange die Griechen einfach, mäßig, frei und kriegerisch lebten, war ihr Eros ein reines, ein heiliges und heiligendes Wesen. Sobald ihnen aber Gold über Ruhm, Bequemlichkeit über Freiheit ging, und sie mehr Bildsäulen und Denkmäler, als lebende Helden hatten, verlor sich Eros unter dem weibischen Girren entarteter Dichter in den Schlamm der Thorheit, und der Fluch und Abscheu der Welt drückte ihn vernichtend und mit Recht in den Abgrund des Schlammes, in sein Grab."

„Viel Wahres habet Ihr gesprochen!" sagte Holmar: „Nur Eins bleibt widerstrebend, daß Ihr in dieser reinen Seelenliebe zuletzt immer nur das Spiel und Wesen des gemeinen Geschlechtstriebes wahrnehmen wollet, eines Triebes, dem der Eros eben am feindseligsten ist. Ja, diese heilige Anneigung der Seelen trägt in sich selbst Abscheu vor jedem unlautern Gedanken."

„Allerdings, Holmar," erwiederte ich ihm, „trägt ſie Abſcheu vor ihm. So iſt die erſte Liebe des Jünglings, ſo die erſte Liebe der Jungfrau in ihrem Streben heilig, Alles vergöttlichend und voll Grauens vor roher Thierheit. Heilig, wie ſie ſelbſt iſt, erblickt ſie in der geliebten Perſon nichts Irdiſches, ſondern nur Ueberirdiſches, nichts Menſchliches, ſondern nur den Engel. Anſchauung und ſchweigende Anbetung und ein beſeligendes Erwiedern des liebebekennenden Blickes iſt höchſter Genuß; der bloße Gedanke, nur an einen Kuß, iſt ſchon Entweihung und frevelvolles Vergehen am Heiligthum. Und doch wirſt du mir geſtehen, Holmar, daß dieſe gegenſeitigen Vergötterungen zweier Liebenden ihren Urſprung im allgewaltigen Gebot der Natur haben, deren Zepter alle beſeelten Geſchöpfe wiſſend und unwiſſend gehorchen. Nimm deinen Plato, nimm deinen Xenophon und Plutarch und die Geſetzgeber und die Dichter Griechenlands alle noch einmal in die Hand, und du wirſt die Selbſttäuſchung Aller über die Heiligkeit ihres Eros unverkennbar erſcheinen. Er entſpringt bei Einzelnen, wie bei Völkern, zwar aus der Verirrung des Naturtriebes; doch iſt er rein und erhaben, wie immer die erſte und wahrhafte Liebe iſt; aber zuletzt geht bei Einzelnen und Völkern dieſe Liebe ekelhaft aus. Eros zündet ſeine Fackel am Lichte der Schönheit eines

Jünglings an, der mit mädchenhafter Grazie zwischen dem Knaben- und Mannesalter schwankt, und sinkt endlich aus den reinen Himmeln der Unschuld in wüste Unnatur und Thierheit zurück. Das verhehlen dir selbst die Gassmähler Xenophons und Plato's und alle Liebessänger Griechenlands nicht."

Holmar sah mich nachdenkend an und sprach: „Ich weiß nicht, ob du mich überreden oder überzeugen willst, Beda. Allein ich werde deine Rede im Gedächtnisse bewahren und bei mir überlegen. Sollte aber wohl der ehrwürdige Sokrates, sollte wohl der göttliche Plato so voll des Volkswahnes gewesen sein, daß sie die Wahrheit, die sich ihnen überall nackt wies, nur hier nicht erkannt hätten? Kannst du glauben, o Beda, daß solche Männer dem Unnatürlichen und den Verirrungen des menschlichen Gemüths die schönste aller Lobreden gehalten hätten? Nimmermehr! ich kann es nicht."

Dem entgegnete ich: „Gedenke, Holmar, daß Sokrates die Nichtigkeit der Götter des griechischen Volkes wohl kannte, und ihnen dennoch opferte. Vergiß nicht, daß alle Weisen die herrschenden, selbst üblen Sitten ihrer Nation nur mit sorgsamer Umsicht berührten, und, wenn sie nicht dasen konnten, dieselben auszurotten, daß sie nur trachteten, dieselben vom Unflat zu reinigen und

zu adeln, oder sie zu Stützen und Unterlagen des Edlern zu machen. Trieb nicht auch Christus Teufel aus? — Wahrlich, mein edler Freund, je länger ich über diesen Gegenstand denke, je schauderhafter wird mir der Gedanke, Griechenlands Gesetzgebung in dieser Hinsicht zum Muster zu geben. Lukasson ward nicht durch eine tugendhafte Freundschaft, sondern durch eine wüthende, alle Vernunft, alle Tugend zerstörende Leidenschaft unglücklich, welche er nicht zur rechten Zeit meisterte, und welche ihn zum Wüstling, endlich zum rasenden Mörder machte. Konntest du Schutzredner der Leidenschaften sein, bloß weil sie doch auch in unserer Natur gegründet sind? Sie allein sind die Quellen aller Verbrechen."

Holmar rief: „Du läugnest also gänzlich das Dasein jener einigen, unwillkührlichen, zärtlichen Neigung zweier Seelen zu einander, welche, durch ihre Naturen an einander gezogen, sich ohne Rücksicht auf Geschlecht lieben können?"

Ich erwiederte: „Ich läugne nicht das Dasein einer solchen reinen Liebe, die ganz unwillkührlich ist. Denn gleichwie die Hochachtung, so ist auch die Liebe niemals willkührlich, weil wir immer nur das hochachten und nur das lieben können, was durch höhern Werth, sei es Tugend oder Schönheit, unsere Hochachtung und Liebe erzwingt. Ich läugne nicht das Dasein einer zur

Leidenſchaft übergehenden Liebe, welche durchaus von der Vorſtellung des Geſchlechts und von allen damit verbundenen Begierden rein iſt. Aber ich werde ſo lange glauben, daß ſie nichtsdeſtoweniger ihr Entſtehen den dunkeln und irregehenden Begierden der Geſchlechtsnatur danke, bis du mir beweiſeſt, daß zwei ſich auf die reinſte Weiſe liebende Perſonen nicht endlich immer, wenn die Umſtände verführen, mit ihrer Liebe ins Sinnlichere untergehen werden. So iſt die Flamme der erſten Leidenſchaft zwiſchen unſchuldigen Jünglingen und Mädchen wohl allezeit rein und veredelnd. Ja, Wüſtlinge gibt es, welche, ſogar nach langen Ausſchweifungen, von einer tugendhaften Schönheit gerührt, in vorher unbekannten edlern Gefühlen der Liebe, mit aller Sehnſucht und Schwärmerei derſelben, und mit allem Abſcheu vor gemeinerm Genuſſe, beſſere Menſchen wurden."

„Vollkommen einverſtanden!" rief Gerold: „Mir begegnete es in meinen jüngern Jahren, daß ich ſterblich in ein Mädchen verliebt ward, welches mir im Traum erſchien. Mein Herz erfüllte ſich mit unnennbarer Sehnſucht. Es war mehr eine Heilige, eine Ueberirdiſche geweſen, als eine der ſterblichen Töchter der Erde. Ihre himmliſche Geſtalt ſchwebte mir lebhaft vor. Ich ſuchte ſie unter allen umherwandelnden weiblichen Erſcheinungen vergebens wieder. Ich ſuchte vergebens

die Wiederholung des Traumes zu erkünſteln. Ich war einige Zeit unglücklich, und mochte wohl einem halben Wahnſinnigen gleichen. Endlich verflog der Rauſch. Zweifelſt du, Holmar, daß hier nicht die reinſte Seelenliebe waltete? Und dennoch wirſt du zugeben, daß der Einfluß keiner andern Seele die Leidenſchaft erweckte. Die Einbildungskraft äffte mich, die Gauklerin! und ſie that es vermuthlich auf Geheiß der ſich im Dunkeln regenden Geſchlechtsnatur."

Als Gerold dieſes von ſich erzählte, fiel mir bei, daß mich einſt in der Jugend ähnliche Leidenſchaft für ein weibliches Bild ergriffen hatte, welches, allen meinen Urbildern des Weiblich-Schonen entſprechend, noch dazu nur auf eine Tabakdoſe gemalt war, und wobei alſo von keiner gegenſeitigen Seeleneinwirkung Rede ſein konnte. „Schwerlich alſo", ſagte ich, „dürften es wohl die Seelen ſein, die ſich wechſelweiſe entzünden zur Liebe. Das Ideal des Schonen, welches, ihm unbewußt, in jedem Sterblichen lebt, weckt endlich, wenn eine ihm mehr oder minder entſprechende Geſtalt in der Wirklichkeit erſcheint, die Sehnſucht der Natur zur Vereinigung mit derſelben; oder der erwachte Naturtrieb, indem er die Sinne blendet, verwandelt den erſten, den beſten Gegenſtand der Wirklichkeit zum Ideal alles Schonen."

Wie wir noch also mit einander sprachen — schon brannten die Wolken des Himmels über uns im goldnen Abendschimmer —, traten Auguſtine, Claudia und der junge Holmar mit seiner Geliebten in die Jasminlaube, uns zum Abendeſſen abzuholen.

Wir gingen. Die Heiterkeit wandelte voraus, der Ernſt folgte. Holmar blieb, indem wir Beide schweigend dem laut scherzenden Haufen nachzogen, mitten im Garten stehen, und ergriff meine Hand, indem er sagte: „Veda, ich bin dir noch einen Dank schuldig geblieben. Lukaſſon mußte nicht nur nach dem Geſetze sterben, sondern er war auch strafbar. Ich anerkenne, daß das Einwilligen des Geiſtes in die vernunftlose Uebermacht einer Leidenschaft, welche es auch sein möge, strafbar iſt, oder nichts Strafe verdient. Ich bin über einen Punkt beruhigt, über welchen ich es eigentlich auch ohne diesen Abend hätte sein sollen. Ueber einen andern Punkt aber — — nun ja, als redlicher Freund des Wahren räum' ich ein, es sei der Irrthum auf meiner Seite eben so möglich, als er es auf der deinigen iſt, — allein ich fordere Bedenkzeit. Die Natur hat in ihrem Buche viele dunkle Stellen; kein Wunder, daß die Ausleger von einander abweichen."

Gutachten
über
ein Geſetz gegen Preßvergehen.

Victrix causa Diis placuit, victa Catoni.

— — Endesunterzeichneter ward beauftragt, ſein Gutachten über die Mittel abzuſtatten, wie auf die zweckmäßigſte Art und Weiſe „den ſchriftſtelleriſchen Unfugen und daraus entſtehenden Verwirrungen begegnet und, ohne Beeinträchtigung nützlicher Wiſſenſchaften, Frevel, Vergehen und Verbrechen, welche durch Druckſchriften begangen werden können, geſetzlich zu verhüten oder zu beſtrafen ſeien.“

Referent will, indem er dem hohen Befehl Folge leiſtet, mehr ſeinen pflichtmäßigen Gehorſam, als ſeine Fähigkeit darthun, eine Aufgabe zu loſen, vor welcher ſchon der Scharfſinn vieler Gelehrten, die Klugheit vorzüglicher Staatsmänner,

die Einsicht weiser Gesetzgeber und die Macht der gewaltthätigsten Fürsten, selbst der Despoten ohnmächtig zurücktrat. Denn noch hat kein Volk, kein Jahrhundert ein Gesetz gehabt, welches den Mißbrauch der Presse hindern oder mindern kann, ohne dem Vortheil der Preßfreiheit für Wohlstand und Größe der Thronen und Nationen Schaden zu bringen; ein Gesetz, welches den Forderungen strenger Gerechtigkeit, wie man sie in gutlirten Staaten wollen muß, zusagt, und der Willkühr den wenigsten Spielraum läßt. Denn Gesetze, welche der Willkühr der Richter grossen Spielraum lassen, sind leicht geschaffen; aber sie begründen auch nur gesetzliche Tiranney und bringen zuletzt mehr Verderben und Unglück, als Gewinn.

Indessen will Referent seine Ueberzeugungen mit derjenigen Treue und Freimuthigkeit vorlegen, welche ihm Pflicht und Eid gebieten, sollte er zuletzt auch nur zeigen können, warum alle bisherigen Versuche, ein gutes Gesetz über Preßvergehen aufzustellen, scheitern mußten.

Vor allen Dingen soll der Gesetzgeber zuerst mit sich selbst über die Absichten im Reinen sein, welche er erreichen will; ohnedies wird er blindlings und also auch fruchtlos Mittel wählen. Die Absicht ist zum Theil wirklich in der von der höhern Behörde ertheilten Aufgabe ausgesprochen.

Ein Geſetz über die Vergehen durch die Preſſe kann theils zum Zweck den allgemeinen haben: zu verhüten, daß der von Jahrzehend zu Jahrzehend in vielen Ländern immer herrſchender gewordene Geiſt der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatsverfaſſungen und kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen durch die Werke der Gelehrten und Schriftſteller nicht fort und fort genährt werde, als wodurch zuletzt die öffentliche Ruhe zu Grunde gerichtet wird;

oder den beſondern: daß nur die in einem einzelnen Staate befindlichen Autoritäten und Privatperſonen vor Beſchimpfungen, die hier beſtehenden Kirchen vor Entehrung, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuteriſchen Anfällen ſicher erhalten werden.

Dieſem nach zerfällt gegenwärtiges Gutachten in zwei Theile.

Erſter Theil des Gutachtens.

Schriftſtelleriſche Unthaten haben keine Revolution hervorgebracht.

Zuvörderſt muß unterſucht werden, ob und in wie fern der erſte oder allgemeine Zweck durch ein **Geſetz über Preßvergehen** erreicht werden konne. — Ohne Zweifel iſt jener Zweck auch wohl in den Augen der meiſten Hofe gegenwärtiger Zeit der **allerwichtigſte**, da man die Gährungen in vielen europäiſchen Staaten immer lauter werden hort. Denn an Mitteln, bloß Pasquille und Libelle gegen einzelne Burger und einzelne Stände, gegen hohe lebende Perſonen, gegen die Verletzungen der Schambaftigkeit u. ſ. w. zu unterdrucken oder zu beſtrafen, hat es der Polizei noch ſelten gefehlt. Auch weiß man aus Erfahrung, daß dergleichen Libelle und Sudelwerke im Ganzen **wenigen Schaden** ſtiften, weil ſie bald von der öffentlichen Meinung mit Abſcheu und Verachtung geſchlagen werden.

Soll aber jener Hauptzweck, die allgemeine Zufriedenheit der Nationen, die innere Ruhe der Staaten gegen ſogenannte demagogiſche Umtriebe und revolutionäre Grundſatze ſicher zu ſtellen, durch ein Geſetz gegen „**ſchriftſtelleriſche Unfuge**“ erlangt werden, ſo muß nothwendig erſt auſſer allen Zweifel geſetzt ſein, **daß die heuti-**

gen Gährungen und Unzufriedenheiten durch schriftstellerische Unfuge vorzüglich hervorgebracht oder genährt worden sind. Denn wenn unläugbar gemacht würde, daß zum lautwerdenden Mißmuth der Volker die Schriftsteller nichts oder nur zufällig-mitwirkend beitrugen, so wäre es eitel, auch wohl gar nachtheilig, die Waffen des Gesetzes gegen sie allein zu richten. Es würde das beabsichtigte Ziel ungetroffen bleiben, wenn man die Hauptsache vergäße, und mit allem Aufwand von Mitteln einer Nebenursache den Krieg machen wollte.

Es liegt keineswegs im Sinn des Referenten, die Frechheiten, Unanständigkeiten oder republikanischen Schwärmereien und Schulfuchs-Schwindeleien einiger Tagesschriftsteller in Schutz zu nehmen. Vielmehr glaubt er, man erweise diesen Personen zu viel Ehre, wenn man sie für Urheber großer Bewegungen und Revolutionen halt. Die polemischen, zügellosen Blättchenschmierer zur Zeit der Reformation haben die Reformation nicht gemacht, sondern diese machte sich durch den Widerspruch von vielen durch vernünftigern Unterricht und aus dem Lesen der Bibel entstandenen Ueberzeugungen mit den in der Kirche und Hierarchie waltenden Mißbräuchen. Eben so wenig wird man glauben, daß die Marats und andere wüste Libellisten seines Gelichters die französische Revo-

lution gemacht haben. Diese entstand durch Fehler früherer Könige, durch Uebel am Hofe, durch Selbstsucht der Adelichen und hohen Geistlichen, die sich keine Schranken setzen lassen wollte und mit der Nation in Widerstreit gerathen mußte. — Die nordamerikanische Revolution brach aus, und Nordamerika besaß damals noch wenig Schriftsteller und Zeitungen. Diese hatten folglich am Ausbruch des Aufstandes keinen oder sehr geringen Antheil, weder vorbereitenden, noch unterstützenden. England war im Fehler und die Nordamerikaner hatten Augen. — Wer wird behaupten wollen, der Abfall Südamerika's von seinem Mutterstaat sei Frucht dortiger demagogischen Schriftsteller und Zeitungsschreiber? Jedermann weiß ja, daß die Mulatten, Mestizen und Quarteronen daselbst ziemlich frei vom Uebel der Lesesucht sind, kaum Schriftsteller kannten, geschweige besaßen. Allein das Volk hatte Ursache, mit der ihm vom Mutterlande widerfahrenen Behandlung unzufrieden zu sein, und die Fortschritte des menschlichen Geistes von Wahrheit zu Wahrheit hatten ihren stillen Einfluß nicht durch Schriftsteller, aber durch Verkehr mit Gebildetern.

Ja, wenn man alles bisher Gesagte läugnen wollte, wird doch wenigstens zugegeben werden, daß das Königreich Spanien von Zensuren und Inquisitionen, weltlichen und geistlichen Spio-

nen gegen alle ſchriftſtelleriſchen Unfuge von jeher beſchirmter geweſen iſt, als irgend ein Reich unſers Welttheils. Die Dauer von Joſeph Napoleons Herrſchaft war daſelbſt viel zu kurz, viel zu ſtürmiſch, viel zu verhaßt, als daß Spanien durch Tagesſchriftſteller mit tiefwirkenden Pamphleten hätte heimgeſucht werden können. Und doch erfuhren wir von dorther ſtets wiederholte Verſuche zu Aufſtänden, Veränderungen der Verfaſſung u. ſ. w. Einem zufriedenen und glücklichen Volke, deſſen Bildung und Einſichten mit den öffentlichen Einrichtungen im Einklang ſind, wird der beredteſte Schriftſteller vergebens predigen, Glück und Ruhe fahren zu laſſen oder aufs Spiel zu ſetzen. Aber ein Volk, das durch Widerſpruch ſeiner innerſten Ueberzeugungen mit den ihm aufgezwungenen oder ererbten Verhältniſſen unglücklich iſt, wartet auch nicht erſt das Erſcheinen von Pamphleten ab, um ſich Luft zu machen; noch weniger läßt ſich ſein Schmerz von ſchönrederiſchen Schriftſtellern oder von holdſeligen Proklamationen beſänftigen. Hingegen ſchiefe Gewaltsmittel, oder offenes Verhohnen und Verſpotten der Klagen befördern, als wirkſame Reizmittel, den Ausbruch des Unmuths.

Es ſcheint, ſo lange nicht erwieſen werden kann, daß Tagesſchriftſteller irgend ein zufriedenes Volk empört haben, durchaus gewiß: daß alle Ge-

seye gegen schriftstellerische Unfugen unzureichende Maasregeln zur Wiederherstellung der verlornen innern Ruhe einer Nation sind; daß man sich vielmehr gegen einen ganz andern Feind zu wenden habe; daß, wenn man dies versäumt, wie Erfahrung gelehrt hat, die Regierungen jederzeit übel fahren.

Die bessern Schriftsteller werden unter gewissen Umständen die gefährlichsten.

Auf keine Weise will Referent darum den Einfluß der Schriftsteller auf die Stimmung der Nationen läugnen. Umgekehrt, er glaubt, daß er groß sei; er glaubt, daß durch ihn die größten Völkerbewegungen der spätern Jahrhunderte befördert sind. Dies war aber nicht das Werk der leichten, flüchtigen Tagesschriftner, der bellenden Journalisten, sondern es war das Werk der großen, der ehrwürdigsten, der schriftklassischen Schriftsteller, welche Lehrer der Jahrhunderte sind, die Wissenschaften erweitern, die vorhandenen Irrthümer zerstören, neue Wahrheiten entdecken und den menschlichen Geist dem heiligen Bilde näher führen, nach welchem er geschaffen worden ist. — Diese großen Schriftsteller sind es, welchen, als Lichtern und Lehrern, die Völker Europens Aufklärung und Selbstgefühl danken. Die von ihnen

entdeckten Wahrheiten haften unzerstörbar, darum, weil sie Wahrheiten sind. Man kann sie nicht ausrotten. Wer sie gelesen, dessen Eigenthum sind sie. Sie sind so eins mit ihm, daß der Leser und Hörer nicht mehr anders kann, als in ihnen die Welt zu beschauen und zu beurtheilen. So verbreiten sie sich von Lippe zu Ohr, von der Studirstube zu Hoch- und Dorfschulen, von der Kanzel zu Gemeinden. Hat endlich die Mehrheit eines Volks Ueberzeugungen gefaßt, so stoßen die alten, unter andern Verhältnissen entstandenen Umgebungen an, wenn sie den Erkenntnissen dessen, was besser und wahrer ist, nicht zusagen. So entwickelt sich der Mißmuth dagegen. So werden Klagen von der einen Seite, und Vertheidigungen von der andern Seite laut, doch letztere meistens von denen, die in dem, was die Mehrheit verwünscht, Nutzen, Reichthum, Vorzug und Ehre finden. So entwickeln sich Parteien. So erhitzen sich Leidenschaften. So entstehen leidenschaftliche Maasnahmen gegen einander. So erfolgen Revolutionen, mehr oder minder gewaltsam, immer aber dennoch Umgestaltungen der Aussenverhältnisse nach Maasgabe der innern Bedürfnisse und Ueberzeugungen.

So lange also eine Regierung die großen Schriftsteller von Aristoteles und Plato, von

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. I4339/017

den Aposteln und Evangelisten an bis Baco de Verulamio, Leibnitz, Montesquieu und Kant, zu lesen gestattet; so lange sie gestattet, daß das Feld der Wissenschaften erweitert wird, und auf der andern Seite sie dem dadurch mündiger werdenden Geist die Formen aus Tagen der Unmündigkeit beibehalten wissen will: so lange sie das Volk zur Freiheit erzieht, aber nicht aus dem Knechtsverhältniß entlassen will: eben so lange bleibt jede Regierung mit sich selber in Zwietracht. Sie reißt mit einer Hand nieder, was sie mit der andern baut. Ihr ist keine Hilfe, ihr ist kein Rath zu geben. Und Gesetze gegen frivole schriftstellerische Schwätzer helfen am letzten, weil diese am wenigsten zur Kultur der Nationen, folglich auch am wenigsten zur Unzufriedenheit derselben mit mangelhaften oder unrechtlichen äussern Verhältnissen beitragen.

Sollen also Volksgährungen, Unzufriedenheiten und daraus erfolgende Umschaffungen der innern Staatsverhältnisse u. s. w. verhütet werden, so müssen schlechterdings, in so fern die zunehmende Reife der Nationen daran Schuld ist, nicht eigentlich die schlechten und bösartigen Schriften, als vielmehr die bessern, die lehrreichsten, die menschenfreundlichsten unterdrückt, vertilgt werden. Wenn das Uebellesen in katholischen Ländern noch lange fortdauert, wird da zwar das

Christenthum fortblühen, aber die Formen und hierarchischen Grundsätze der römisch-katholischen Kirche können daneben keine drei Geschlechtsalter lang bestehen. Es ist daher vom heiligen Stuhl folgerecht, daß er den Gottesdienst so viel als möglich in lateinischer Sprache, die das Volk nicht versteht, halten läßt; das Lesen der Bibel untersagt; die Bibelgesellschaften verwünscht und nur Glauben und Gehorsam predigt.

Daran aber ist's nicht genug. Es müssen die Schulen nothwendig geschlossen, höchstens für die Söhne der Großen einzeln offen sein, die Stände müssen, wie in China, wie in Ostindien die Kasten, strenger getrennt, in ihren Abstufungen unwandelbarer geschieden, erblich gemacht, und die für jeden Stand erlaubten Kenntnisse mit Vorsicht jedem zugemessen werden. Wenn aber Wissenschaft und geistige Bildung und Erkenntniß der reinsten Wahrheit ohne Unterschied den untern Ständen gestattet wird, während die obern Stände aus Bequemlichkeit oder Vorurtheil davon mehr oder weniger entfernt bleiben: so ist die Ordnung der Dinge schon verkehrt, und die Umgestaltung aller Staatsverhältnisse ganz unvermeidlich.

Referent hat wohl nicht nöthig, von seiner Person zu versichern, daß ihm nicht in den Sinn komme, Maasregeln zur Wiederherstellung der

alten Welt zu empfehlen, wie ſie etwa Julianus, genannt der Abtrünnige, zur Ausrottung des Chriſtenthums wählte, um mit den alten Göttern auch die alte Macht und Majeſtät Latiums zu verjüngen. Und könnte er boshaft genug ſein, es zu thun, ſo würde er nicht unklug genug ſein, das Abſolut-Unausführbare zu rathen. Er kommt aber auf den ewigwahren Satz zurück: daß ſchlechte und mittelmäßige oder leidenſchaftliche Schriftſteller bis hierher weniger Einfluß auf die Nationen und mithin auf Staatsverwandlungen gehabt haben, als die klaſſiſchen Schriftſteller der Nationen.

Wenn man daher auch durch ein Geſetz über Preßvergehen die kleinen Büchermacher zwingen könnte, ihren wilden Ausfällen, ihrem frechen Geſchwätz zu entſagen, ſo wäre damit dem Hauptzweck des Geſetzes: die Beruhigung und Zufriedenheit der Nationen mit ihren Zuſtänden, mit allfälligen Mängeln der öffentlichen Einrichtungen, keineswegs geholfen. Man würde die politiſchen Libelliſten nur zwingen, auf beſcheidenere Art die von den großen Geiſtern offenbarten und entwickelten Wahrheiten, dieſe Gährungsſtoffe in der Welt der Geiſter, auszuſäen. Der Verſtand der Nationen fährt fort ſich zu entfalten und findet Vieles von dem Beſtehenden anfangs unbegreiflich, darauf widerlich, zuletzt unerträglich.

Es ist recht, daß Schriftstellern, so wie Lehrern an hohen und niedern Schulen, geboten wird, nicht die Grenzen des Anständigen zu überschreiten; daß sie, im Fall gröblicher Verletzungen ihrer schuldigen Achtung gegen Personen an der Spitze des Staats, bestraft werden. Aber Referent wiederholt es, für den Hauptzweck wird damit nichts gewonnen. Jene Lehrer, jene Schriftsteller öffnen dennoch durch allgemeine Wahrheiten die Augen des Volks. Wen sie nicht nennen, den nennt nachher insgeheim die Menge; was sie nicht namentlich tadeln, das schilt nachher die Menge laut, wo sie kann und darf. Die Gluth des Mißmuthes frißt nicht minder um sich. Dann erwartete dieselbe, um Flamme zu werden, einen gelegenen Luftzug.

Schwierigkeiten, ein vollkommenes Gesetz über Preßvergehen aufzustellen.

Unvertraut mit dem eigentlichen Sinn seiner hohen Behörde, weshalb ein Gesetz „schriftstellerischen Unfugen und daraus entstehenden Verwirrungen“ begegnen soll, tappt Referent zwar im Dunkeln, hält es aber nichts desto weniger für Pflicht, alle mögliche Rücksichten zu berühren.

Es kommt darauf an, was man unter Un-

fugen verstanden haben mochte. Sind es Lehren, Meinungen, Grundsätze, Wahrheiten, welche den bestehenden Ordnungen widerstreiten, so muß wiederholt erklärt werden, daß die größten Weisen, daß in diesem Sinne die klassischen Schriftsteller mehr Unfugen begangen haben und begeben, als die demagogischen Tagslärmer. Vielmehr diese letztern wären gar nicht vorhanden, wenn jene Unfugen nicht vorangegangen wären; sie würden gar nicht einmal verstanden und bemerkt werden.

Daher ist's äußerst schwierig, festzusetzen, was man für wahres Preßvergehen halten solle. — Plumpe Ausfälle gegen einzelne Einrichtungen, grobe Lästerungen einzelner Personen, wüste Religionsspottereien, ekelhafte Zoten und Zweideutigkeiten lassen ihre sträfliche Absicht leicht erkennen und bezeichnen. Aber wo ist nun von ihnen hinweg die Grenzlinie zwischen dem Erlaubten und Unerlaubten? Wir wissen ja, ein gewandter Mann kann Alles sagen, auch das Verbotene, ohne strafbar zu werden; es kommt nur darauf an, wie er es sagt.

Soll es schon Verbrechen sein, direkt oder indirekt bestehende Ordnungen, Stände, erlassene Edikte u. s. w. in ihrer Mangelhaftigkeit den Augen des Publikums entblößt zu haben; soll es Verbrechen sein, durch Vorspiegelungen dessen, was besser sein könnte, durch Geschichten glückli-

cher Zeiten, weiserer Regenten u. s. w. das Volk unzufrieden mit gegenwärtigen Zeiten und Regenten gemacht zu haben: so würde auch das Unschuldigste zur Schuld, die harmlose Satire wie die Moral zur Meuterei, die ganze Weltgeschichte zum Pasquill auf neuere Begebenheiten und die heilige Schrift selbst eins der gefährlichsten Bücher werden.

Wirklich ist noch keinem Gesetzgeber gelungen, bestimmt die Kennzeichen eines schriftstellerischen Frevels und Vergehens anzugeben. Man muß sich lediglich an Willen und Absicht der Verfasser von Schriften halten, die man für schädlich hält. Aber wer maßt sich an, die Absichten eines Mannes mit Gerechtigkeit zu würdigen, oder gar zu strafen, so lange sie von diesem selbst nicht unverholen ausgesprochen sind? Und doch blieb bisher kein anderer Weg übrig, Schuld oder Unschuld eines Gelehrten zu bestimmen, als die schuldige oder unschuldige Absicht auszumitteln, welche er mit seinem Buch oder mit einer Stelle desselben verbunden haben konnte. Darum, die möglichste Unparteisamkeit zu bewahren, die möglichste Gerechtigkeit zu handhaben, stellte die englische Gesetzgebung aus unbefangenen Männern ein Geschwornengericht auf, daß es das Dasein der That und die Vorsetzlichkeit der Beleidigung entscheide. Wirk-

lich scheint dieses Mittel noch von allen das zweckmäßigste, wenn auch nicht das unfehlbarste zu sein. Und doch hat man auch diese Kunstleute, als Absichten-Richter, mit sehr guten Gründen an vielen Orten nicht zulassen wollen, und sie für eben so große Mängel in der britischen Gesetzgebung gehalten, als sie von andern gepriesen worden sind. *)

Bei allen Vergehen und Verbrechen im bürgerlichen Leben muß zuerst, um sie Vergehen oder Verbrechen nennen zu können, erwiesen sein, daß sie gesetzwidrig waren. Wenn nun das Gesetz selbst keine bestimmte Bezeichnung der Grenzen zwischen dem Erlaubten oder Unerlaubten angibt, so bleibt dem Richter die Willkühr,

*) Freiherr von Drais in seinen Materialien zur Gesetzgebung über die Preßfreiheit der Deutschen erklärt sich ebenfalls gegen die Geschwornengerichte, weil, wie er sagt, in Sachen der Preßfreiheit das Publikum mehr, denn in irgend andern Fällen, als Partei anzusehen sei, die sich selbst vertheidige. Es lasse sich berechnen, daß in den allermeisten Schuldfällen Absolutorien zum Vorschein kommen würden. „Die Gerechtigkeit in dieser Sache", sagte er, „müßte bald zum Gespött werden, und die schlimmere Folge wäre, daß die nun noch mehr angereizten Frevler ihre boshaften oder leichtfertigen Mißstellungen verzehnfachen würden — zur Schande der Nation!"

und die Handlung des Schriftstellers ist schuldlos. — Andere Thaten des bürgerlichen Lebens können durch den Schaden, welchen sie veranlaßt haben, das Merkmal der Sträflichkeit an sich tragen. Aber wer zeigt von einem Buche den Schaden nach, welchen es stiftet? Tausende lesen es ohne Nachtheil, gleichgültig und kalt: Andere werden dadurch entzündet, weil sie den entzündlichen Stoff schon in sich trugen. Es mögen zahllose Blätter in strafbarer Absicht geschrieben sein, die dennoch kein Uebel anrichteten. Hinwieder haben viele der vortrefflichsten Werke Anlaß zu mancherlei Unglück gegeben: die Bibel selbst. Unmöglich kann der Schriftsteller über die Wirkungen seiner Arbeit zur Rechenschaft gezogen werden, da sie nicht sein Werk, sondern das Werk der Gemüthseigenheiten von verschiedenen Lesern, bei dem einen wohlthätig, bei dem andern verderblich sind.

So bleibt denn wirklich kein anderes Kennzeichen übrig, die Sträflichkeit eines Verfassers zu beurtheilen, als seines Willens Schuld oder Unschuld allein. Und ist nur dieses einzige vorhanden, so greift der Richter in das Amt Gottes ein, der allein die Herzen durchschaut, und kein Richter unterm Himmel darf von sich behaupten, in solchen Fällen das Schuldig oder Unschuldig mit Gerechtigkeit ausgesprochen zu haben.

Warum alle Gesetze zur Beschränkung der Preßfreiheit nicht das bewirken, was man gern wollte.

Die meisten Vergehungen durch die Presse (wenn man darunter nicht bloß persönliche und lokale Schmähschriften, offenbare Aufruhrplakate u. s. w. versteht) sind Vergehungen eigener Art, sind **Gedankensünden**, geistige Verbrechen, welche man auf keine Weise unter die Rubrik gemeiner, irdischer Kriminal- und Polizeivorfälle bringen darf. Sie haben die meiste **Aehnlichkeit** mit Vergehen durch gesprochene Worte; aber man weiß schon, wie schwer es selbst bei diesen hält, den wahren Sinn derselben nachzuweisen. Aber auch die vor der Volksversammlung gesprochenen Worte des Predigers, die vom Katheder gesprochenen Worte des Lehrers lassen sich mit dem geschriebenen und gedruckten Worte des Autors nicht auf gleiche Linie stellen. Denn die Wirkung jener ist auf einen kleinen Raum, auf eine geringe Zahl von Personen beschränkt; ist ihrer Natur nach von keiner bleibenden Dauer.

Das Wort des Schriftstellers hingegen erhält sich in der Druckschrift; wirkt durchs ganze Jahr, durchs ganze Jahrhundert; wirkt über die Grenze der Gemeinde, des Landes, selbst des Welttheils hinaus. Der Gedanke des Schriftstellers wird das

Gemeingut der Menschheit, der Geisterwelt, ohne Rücksicht der Zeitalter. Durch das Organ der Druckerpresse redet die Vorwelt mit der Nachwelt und unterhalten sich die entfernten Welttheile mit einander. Daneben wird das Reich des mächtigsten Fürsten zum kleinen Punkt auf der Erdkugel, und seine längste Lebenswirksamkeit zum vergänglichsten Augenblick.

Schon aus diesem erhellet, warum bisher kein einziges Gesetz über Preßvergehen eigentlich den Hauptzweck erreichen konnte, den es bezielte. Die Macht des gewaltigsten Königs hört an den Grenzen seines Königreichs auf, wird jenseits dieser Grenzen zweideutig; im Geisterreich aber, wohin er keinen irdischen Zepter strecken kann, zur Ohnmacht.

Selbst ein Konkordat aller europäischen Fürsten, strenger, als der heilige Bund, — selbst das treue Einverständniß aller Mächte der Erde, nichts drucken zu lassen in ihren Staaten, was gegen Staat, Religion, gute Sitten und guten Namen geschrieben wird, reicht nicht aus. Denn ungerechnet, daß beim ersten Friedensbruche eine Macht sich gegen die andere des Kriegsrechts bedient und die Pressen frei spielen läßt, haben alle Nationen andere Begriffe mit dem verbunden, was Staat, Religion, gute Sitte genannt wird. Wo landständische Verfassungen bestehen, wird man ihre

Vorzüge preisen dürfen; wo das Feudalwesen abgethan iſt, wird man auf die Nachtheile desſelben zurückweiſen dürfen; wo Leibeigenſchaft aufgehoben iſt, wird man ſie verfluchen dürfen; wo Denkfreiheit herrſcht, wird man ſich über den Geiſtesdespotismus anderer Gegenden beluſtigen dürfen; wo keine Inquiſition gilt, wird man die Schändlichkeit derſelben beweiſen dürfen. — Wer wird in katholiſchen Ländern wehren, den Irrthümern der Proteſtanten nachzuweiſen, und vor denſelben zu warnen? Wer wird in proteſtantiſchen Ländern hindern, die guten Folgen des Reformationswerks zu rühmen und die Gebrechen des Katholizismus zu entlarven? Was alſo in einem Lande Verbrechen gegen die beſtehenden Staatsordnungen, oder gegen die herrſchende Religion, oder gegen die daſelbſt geltenden Begriffe von guten Sitten heißt, kann im benachbarten Lande ſehr unſchuldig, ja ſehr wahr und löblich genannt, wohl ſelbſt belohnt werden.

Allgemeine Beſchränkung der Denk- und Druckfreiheit liegt alſo auſſer dem Bereich der fürſtlichen Macht. Die Geiſter walten frei unter einander; die Menſchheit ſchreitet, allen Preß- und Zenſurgeſetzen zum Spott, vorwärts; das Unächte geht unter; das Rechte bewährt und bewahrt ſich. Die Völker ſtehen noch unter einer andern Gewalt, als der des weltlichen und geiſt-

lichen Arms. Darum waren alle Sprüche der Kirchenversammlungen, alle Bannstrahlen der Päpste, alle Autodafe's der Inquisitionen, alle pragmatische Sanktionen, Reichsgrundgesetze, Edikte, Strafen und Belohnungen ohne Kraft, die Völker festzubannen auf den Stufen, wo sie standen. Ihre Geistesbildung änderte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und das ward der Zeitgeist.

Alle Gesetze über Preßvergehen, weil sie sich in verschiedenen Ländern widersprechen, und hier verneinen, was sie dort bejahen, heben folglich in der Totalität einander wieder auf und lassen die Presse wirklich frei. Will man also durch strengere Zensuren oder Beschränkungen schriftstellerischer Freiheit vornehmlich das bewirken, daß die Unterthanen nicht vom sogenannten Zeitgeist ergriffen werden, daß sie mit allen Verfügungen ihrer Höfe, Ministerien und geistlichen Autoritäten zufrieden seien, nicht nach dem gelüsten, was sie in andern Staaten als besser anerkennen: so ist dieser Zweck durchaus unerreichbar; wenigstens hat Erfahrung bisher unwiderleglich bewiesen, daß man daran nicht denken solle, weil man an Unmögliches denke.

Nur wenn sich jeder Staat zuletzt auf sich selbst beschränkt, bleibt ihm noch ein einziges Mittel. Es besteht im Verbot, wo nicht aller

Bücher, doch derjenigen, die seinen Interessen feindselig sind. Wie wenig aber mit Bücherverboten ausgerichtet wird, weiß heut zu Tage Jedermann. Man schleicht vor allen andern zuerst dem Verbotenen nach. Es wäre sogar nicht unklug, das zu verbieten, was man am häufigsten und mit der größten Aufmerksamkeit gelesen zu werden wünscht. Kommen auch weniger Exemplare in Umlauf, gehören sie dafür zu den literarischen Kleinodien und wandern sie durch desto zahlreichere Hände, welche sich, ohne ein ergangenes Verbot, kaum nach ihnen ausgestreckt haben würden. Es ist dabei eben so großer Genuß, seine Neugier zu stillen, als wissen zu lassen, man sei im Besitze einer Seltenheit. Bücherverbote sind Fingerweise für Lüsterne, Sachen zu erfahren, die nicht Jeder erfahren soll. Daher war keineswegs ganz unweise gehandelt, wenn man zu Rom, oder in Spanien, den Katalog der verbotenen Bücher ebenfalls wieder in die Reihe der verbotenen Bücher setzte.

Wäre es aber auch ausführbar, durch wachsame Strenge an den Grenzen und im Innern des Landes das Einschwärzen literarischer Contrebande gänzlich zu verhindern: man könnte nie das Einbringen verbotener Gedanken verhüten, man könnte nicht mündliche Mittheilungen verhüten. Das Wort fliegt unendlich schneller von

Lippe zu Lippe, als das Buch von Hand zu Hand. Das bezeugen Südamerika und Spanien. Zudem ist schon gezeigt, daß schmähsüchtige Tags- und Flugschriften, weil sie nur Einzelnheiten, nur Oertlichkeiten berühren (worüber ohnehin Meinungen immer getheilt sind), oder weil sie gewöhnlich leidenschaftlich und bitter sind (was wohl Einzelne kränken, Einzelne belustigen mag, aber die große Menge nicht oder nur sehr vorübergehend anspricht), keineswegs so großen und entschiedenen Einfluß auf Glück und Unglück der Nationen haben, als vortreffliche, den gesunden Menschenverstand weckende, den Geist über das gemeine Vorurtheil erhebende Werke. — Und diese verbietet man nicht! So kommt ungehemmt durch sie der Verstand der Nationen zur Reife, und er faßt Verdruß und Feindschaft gegen die ihn umgebenden Schopfungen aus Tagen der Unreifheit. Die Mißempfindung erzeugt Gedanken und Wünsche; die Gedanken erzeugen Worte; die Worte zuletzt Thaten.

So kehrt Referent im Kreise wieder zu dem zurück, womit er den ersten Theil seines Gutachtens begann; daß nämlich, wenn des Gesetzgebers Absicht bei Beschränkung der Preßfreiheit ist, den wachsender werdenden Geist der Unzufriedenheit mit bestehenden Staatsverfassungen, kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen zu verbannen, offenbar

ein ganz vergebliches, falsches, ja wohl gar gefährliches Mittel erwählt wird.

Zweiter Theil des Gutachtens.

Bestandtheile eines künftigen Gesetzes über Preßvergehen.

Beschränkt sich aber der Zweck eines Gesetzes über Preßvergehen nur darauf, daß die in unserm Staat befindlichen Autoritäten, Stände und Privatpersonen vor Beschimpfungen, die nur hier bestehenden Religionsparteien vor Entehrungen, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuterischen Anfällen sicher erhalten werden: so wird die Sache einfacher. Es ist keine Frage, ob der Staat die Pflicht, und folglich das Befugniß habe, sich selbst und seine Mitglieder gegen Rechtsverletzungen zu vertheidigen. Es ist nur Frage: Wie dies auf gesetzliche Weise also geschehen könne, daß die Beschirmung des Rechts von einer Seite nicht selbst wieder Verletzung eines Rechts auf der andern werde.

Man muß von einem guten Gesetz über schriftstellerische Unfugen nicht mehr, als dies, erwarten; durchaus nicht, daß es die Unfugen selbst ver-

hüten könne. Vielmehr, es läßt sich voraussagen, daß sie fortdauern werden, so gut, als wenn kein Gesetz vorhanden wäre; so wie da nicht minder Kriminalfälle statt finden, wo sie am schauerlichsten bestraft werden. In Ländern, welche unbeschränkte Preßfreiheit genieſſen, geschehen jener Unfugen so viele, als in andern, welche der Preßfreiheit verlustig sind. In dort sind sie von weit minder nachtheiligen Wirkungen. Man macht aus Libellen und Pamphleten, schon an ihren Ton und meistens geringen Werth gewöhnt, weniger; lieset und vergißt sie schneller. Pitt und Fox und Burke haben durch Schmähschriften, Satiren und Karrikaturen nicht das Geringste in der öffentlichen Achtung eingebüßt. In Ländern ohne Preßfreiheit dagegen ist's, wie in kleinen Städten: das Nichtswürdigste macht Aufsehen und ein boshafter Einfall klatscht sich wetterschnell herum.

Der Staat, welcher des Schriftstellers Freiheit und Recht sicher stellt, hat auch Verpflichtung: Recht und Freiheit anderer Mitglieder zu schützen. Diese sollen vom Schriftsteller nicht ungestraft verletzt werden dürfen und erforderlichen Falls einen Richter finden können. Das ist der einzige standhafte Grund zur Aufstellung eines Gesetzes gegen Vergehen durch die Druckerpresse.

Nach des Referenten Dafürhalten muß ein solches Gesetz in drei Theile zerfallen: in den konstitutiven, welcher die verschiedenen Arten der Preßvergehungen bezeichnet, damit der Schriftsteller wisse, was unerlaubt sei; — in den polizeilichen, welcher den Vollziehungsbeamten die Mittel anweiset, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Presse beabsichtigt oder veranlaßt werden können; — in den richterlichen, welcher im Fall der Gesetzverletzung durch die Druckerpresse Strafen anordnet.

Was als Preßvergehen angesehen und bestraft werden könne.

Eben der erste Theil des Gesetzes bietet die meisten Schwierigkeiten dar. Man begnügte sich mit allgemeinen, oberflächlichen Bezeichnungen schriftstellerischer Frevel, um den, welchen man schuldig finden wollte, gewisser zu fassen (im Nothfall auch durch Konsequenzenmachereien). Man wollte mehr Andeutung, als feste Erklärung, damit ich der Angeklagte nicht schlau zwischen den Buchstaben des Gesetzes hindurchwinden konnte. Dagegen war man sehr ausführlich in Aufstellung der Gerichtsformlichkeiten und der Strafen, weil das — leichtere Arbeit war.

Der Grund der Oberflächlichkeit in Bezeichnung

dessen, was als Preßvergehen angesehen werden solle, lag theils in der Natur der Sache selbst, weil es fast unmöglich ist, jede Art der Rechtsverletzungen durch die Presse einzeln oder scharf genug zu bestimmen; theils darin, daß die Regierungen nie selbst ihren Grundsätzen in dem treu blieben, was sie als Preßvergehen ansehen wollten. Je nachdem ein freisinniger oder unfreisinniger Mann an die Spitze der Geschäfte trat, erweiterte oder verengerte sich der Begriff von dem, was strafbar sei.

Da schriftstellerische Geisteswerke, wenn sie sich auch nur auf einzelne Personen, oder auf eine Gemeinde, oder auf ein einziges Land u. s. w. beziehen, dennoch als Stimmen zur gesammten Menschheit anzusehen sind, weil, was auf solche Weise veröffentlicht wird, nicht innen den engen Grenzen einer Stadt oder eines Landes eingebannt bleiben kann; — ferner, da schriftstellerische Geisteswerke nicht wie der Hauch des Mundes im gesprochenen Wort verfliegen, sondern nach Jahren, Jahrzehenden und Jahrhunderten fortwirken: so ist das erste Erforderniß eines guten Gesetzes über Preßvergehen, daß es, als Einwirkung auf das große, geistige Leben, keine an bloße Oertlichkeits- und flüchtige Zeitverhältnisse gebundene Bestimmungen enthalte. Es muß daher, als von moralischer Natur

und in das moralische Leben der Welt eingreifend, nichts mit dem Namen des Preßvergehens stempeln, was nicht zu allen Zeiten und von allen gesitteten Nationen als solches anerkannt und verabscheut werden würde: ja auch dann selbst, wenn die Nationen im Krieg unter einander entzweit wären, gleichwie sie, auch im Kriege, obschon Verrätherei benutzend, den Verräther verachten, Meuchelmörder und Brunnenvergifter mit Ekel schauen.

Ist dieser Grundsatz einmal anerkannt, wird es leichter, wirkliche Rechtsverletzungen durch die Presse anzugeben. Der Schriftsteller, weil er nicht bloß als Mann einer Gemeinde oder eines Staats, sondern als Mann dasteht, der mit der Menschheit handelt, soll auf keine Weise befugt sein, die Rechte irgend eines lebenden Menschen, irgend eines bestehenden Staates, irgend einer vorhandenen Kirch- oder Glaubenspartei zu verletzen. Er ist daher eben so verächtlich und strafbar, wenn er die Rechte fremder Staaten und der darin befindlichen Personen, Stände und Glaubens- oder Kirchparteien verletzt, als wenn er sich auf dieselbe Weise gegen das Einheimische vergeht.

Der Schriftsteller, weil er durchaus nur als Geist handelt, kann auch nur durch Einwirkung auf Wissen, Glauben und Meinen die

Rechte Anderer kränken. Weil Andern aber frei steht (indem sie freie Wesen sind), Wissen, Glauben und Meinen des Schriftstellers anzunehmen oder zu verwerfen, zu benutzen oder nicht zu benutzen, so kann er nie für die wirklichen Folgen seiner That verantwortlich gemacht werden, sondern verantwortlich sind nur die Personen, welche, weil sie ihm Beifall gaben, ungezwungen unerlaubte Handlungen verübten.

Die Größe oder Kleinheit eines schriftstellerischen Vergehens muß mithin nicht nach der Größe oder Kleinheit der wirklichen, noch weniger aber der möglichen Folgen gemessen werden, sondern nach der Größe oder Geringfügigkeit der Rechte selbst, die er verwundete. Ein Recht ist um so größer und heiliger, um so mehr es Grundbedingung des Besitzes anderer Rechte ist, oder um so mehr Theilhaber an demselben durch Verletzung desselben beeinträchtigt werden.

Daher sollten in jedem Staate Verspottung der Tugend, Liebenswürdigmachung des Lasters (z. B. Ermahnungen zu Meuchelmörderein, unzüchtige Schriften und andere, die auf Vernichtung aller und jeder Religiosität hinarbeiten) als die größten schriftstellerischen Vergehen angesehen werden. Wie man in einigen Ländern mit Recht Gotteslästerer als Wahnsinnige behandelt, so sind jene Lasterprediger mehr als Verrückte

oder Vernunftlose zu betrachten und zu behandeln, denn als bestrafungsfähige, vernünftige Wesen. Sie müssen unschädlich gemacht werden: sie gefährden nicht nur eine Familie, einen Staat, sondern das Glück der Menschheit, welches einzig auf moralischen Begriffen beruht. Was moralisch, was unmoralisch, was Tugend, was Laster sei, darüber kann kein Gericht, unter welchem Volk von einiger Bildung es stehe, einen Augenblick lang zweifeln.

Diesem zunächst steht Aufmahnung zu eigenmächtiger, gewaltsamer Vernichtung oder Verletzung fremder Rechte. — Nutzige Untersuchung, ja sogar Beweis von der Nichtigkeit oder Schädlichkeit fremder Rechte ist und kann kein Vergehen sein kann, weil damit auch nur die Absicht verknüpft sein, Erkenntniß der Wahrheit zu befordern, ohne deswegen illegale, thätige Angriffe zu wünschen. Erst dieser erklärte Wunsch macht die Schrift verbrecherisch, weil er in den Augen aller Nationen unmoralisch ist. Daher Ermunterungen zur Ermordung oder Beraubung eines oder mehrerer Menschen, zum Aufruhr, zum illegalen Umsturz bestehender gesellschaftlicher Ordnungen, zur Verfolgung oder Vertreibung irgend einer von den Landesgesetzen nicht verbotenen Glaubenspartei u. dgl. als Verbrechen an sich zu betrachten sind. Sie tragen

das unzweifelhafte Gepräge des zu allen Zeiten Unmoralischen, oder einer Feindseligkeit, welcher mit feindseliger Kraft begegnet werden muß, wenn sie nicht obsiegen soll. Wo die bestimmte Aufforderung zur gesetzwidrigen Handlung fehlt, wo widergesetzlichen Handlungen keine Lobreden gehalten werden, ist kein Vergehen. Vielmehr ist der Richter strafbarer, als der, den er verurtheilt, wenn jener diesem erst durch Konsequenzenmacherei ein Verbrechen erfindet. Eine an sich legale Darstellung von Gebrechen des Staats, der Kirche und anderer menschlichen Einrichtungen hört darum nicht auf, an sich selbst legal zu sein, wenn sie schon (wie dies oft bei hellerer Erkenntniß des Richtigern der Fall ist) illegale Wünsche, d. i. Sehnsucht nach Verbesserungen, oder Verachtung des wirklich Verächtlichen erregen.

Noch unmittelbarere Rechtsverletzungen können von Schriftstellern geschehen, nämlich Beraubungen fremden Eigenthums, in so fern dies durch Meinung möglich ist. Zu den Gütern, die auf diese Weise geraubt werden können, gehören das Geheimniß und die Ehre.

In allen Zeiten und Ländern gilt Verrath am Geheimniß einer Person, einer Gesellschaft, eines Staates, als Verbrechen, und kann nur durch das Gebot höherer Pflichten gerechtfertigt werden. So ist die Entdeckung einer Verschwö-

rung, einer meuchelmörderischen Absicht u. s. w. durch höhere Pflichten geboten und entschuldigt. Der Schriftsteller, welcher ein Geheimniß wider Willen dessen, der es besaß, öffentlich macht, wird damit zum Räuber. Es dient ihm auch keineswegs zur Vertheidigung, daß er die Wahrheit der Thatsache beweisen kann; sondern lediglich, daß er darthun kann, wie höhere Pflichten ihm geboten, das Verborgene zu offenbaren, und wie er keinen andern Weg, als den der Druckerpresse, kannte, den Nachtheil zu verhüten, welcher durch längeres Geheimhalten des Verborgenen gestiftet werden würde.

Zum Geheimniß gehört Alles, sowohl Kenntniß, als Absicht und That, welches der, oder die, so dergleichen besitzen, nicht wollen können, daß *Andere darum wissen*, denen sie es nicht selbst mittheilen. Daher gehört das *Privatleben* der Fürsten, der Beamten, der Gelehrten u. s. w., wiewohl sie *öffentliche* Personen sind, eben so wenig vor das Publikum, als das häusliche Treiben der geringsten bürgerlichen Familie. Darum sind sogenannte Staatsgeheimnisse, wiewohl sie Hunderten von Amtswegen bekannt sein können und sich auf öffentliche Angelegenheiten beziehen, nicht minder als Heimlichkeiten zu betrachten, die ohne Genehmigung der kompetenten Behörde keineswegs der übrigen Welt und fremden Staaten

mitgetheilt werden dürfen. Darum sind Truppenzahl, Stellungen und Märsche der Heere in Kriegszeiten, obwohl sie vor Jedermanns Augen erscheinen, im Augenblick des Geschehens als Geheimnisse anzusehen, die dem Feinde verborgen bleiben sollen und zu deren Kundthuung Niemand Befugniß erhalten kann, als durch Bewilligung des Oberfeldherrn, oder durch Vergangenheit des wichtigen Augenblicks, oder durch das Gebot höherer Verpflichtungen.

Freigegeben hingegen ist jedem Schriftsteller das Oeffentliche, d. i. dasjenige, was offen in Bezug auf Gemeinde, Staat und Menschheit vorhanden ist, was nicht mehr verhehlt wird. Daher sind der Fürst, wie seine Beamten, Gelehrte, wie Handwerker in einer Gemeinde, in so fern sie öffentliche Personen sind, das heißt durch ihre Handlungen und Verhältnisse gegen das gemeine Wesen (nicht aber in Rücksicht ihres häuslichen Lebens), dem öffentlichen Urtheil bloßgestellt. Ja, selbst Karakter und häusliche Verhältnisse der Verstorbenen können, wenn es der Mühe werth geachtet wird, offenkundig gemacht werden, weil die Todten kein Interesse mehr haben, daß das sie Betreffende verhehlt bleibe. Sie gehören, nicht mehr den Lebendigen, nur noch der Geschichte an. Dies Gesetz ward zu allen Zeiten und von allen Volkern beobachtet; dadurch haben wir Geschichte

Es iſt auch vergebens, es nicht zu wollen, oder zu verbieten, weil es eitel iſt vom Geſetzgeber, zu unterſagen, was er ganz und gar nicht hindern, oder zu gebieten, was er nicht vollſtrecken kann.

Ein ſchätzungswürdiges Gut, wie das Geheimniß, iſt auch die Ehre. Ehrenverletzung iſt alles dasjenige, was vor der Welt Achtung und Zutrauen raubt, in ſo fern der, welchen die Ehrenverletzung angeht, nicht ſelbſt durch öffentliche Handlungen dem Schriftſteller zum öffentlichen Urtheil Befugniß gab. Denn wenn Jemand in einer Druckſchrift namentlich als Dieb, oder Ehebrecher u. dgl. dargeſtellt wird, welcher ſolches Verbrechens willen vor öffentlichen Gerichten Strafe litt, hat das Recht zur Klage über Ehrverletzung verloren, weil ſeine That ſchon offenkundig und von ihm ſelbſt nicht mehr geläugnet iſt. Schon aus dieſer Beſtimmung ergibt ſich, in wie fern Schriftſteller wegen Ehrverletzungen anzuklagen ſind. Es ſind hier dieſelben Bedingungen geltend, wie bei Geheimnißverletzungen: weil auch der moraliſche Karakter jeder Perſon nur ihr eigenes Geheimniß, nur Theil ihres häuslichen Seins iſt, wovon kein Anderer das Recht hat, mehr bekannt zu machen, als ſie ſelbſt in öffentlichen (das iſt auf Gemeindsweſen, Staat und Menſchheit Bezug habenden) Handlungen zu offenbaren gut findet. Man muß alſo die öffentliche Denkart

eines Menschen (public character) sehr vom Privatcharakter unterscheiden. Jene offenbart sich vorbedacht und freiwillig, ist also der Oeffentlichkeit preisgegeben. Daher haben sich ein Fürst, ein Beamter, eine geistliche oder weltliche Obrigkeit, wenn sie wegen öffentlicher Mißgriffe Tadel leiden, eben so wenig über Ehrverletzungen zu beschweren, als ein Schriftsteller, wenn ihn aus seinem Buche irgend ein strenger Rezensent als Stümper bezeichnet. Die Obrigkeit, so wie der gezüchtigte Schriftsteller, können glauben, ihnen sei Unrecht geschehen; allein sie müssen auch Andern den Glauben des Gegentheils frei lassen, weil sie selbst sich nicht für unfehlbar halten können. Die Obrigkeit kann klagen, daß ihr durch solche Beurtheilungen und öffentliche Tadelungen das nöthige Ansehn und Zutrauen im Volke geraubt werde; der gezüchtigte Schriftsteller kann klagen, daß ihm durch solche Rezensionen die Achtung seiner Gemeinde, die Ehrfurcht seiner Schüler u. dgl. entrissen werde: allein so lange das Urtheil, von welchem man sich gekränkt fühlt, nur Meinung über Werth und Unwerth dessen ist, was die Obrigkeit oder der Schriftsteller selbst dem öffentlichen Urtheil freiwillig und vorbedacht preis gaben, ist kein Vergehen vorhanden. Sollte dergleichen gesetzlich strafbar sein, so würde man indirekt gesetzlich gebieten, alles und

jedes zu loben und zu preisen, was Obrigkeiten, Schriftsteller u. s. w. öffentlich ausstellen, oder aber sich jedes Urtheils zu mäßigen. — Wer könnte, ohne vor der Welt zu erröthen und ohne von ihr verspottet zu werden, ein solches Gesetz geben?

Es bleibt noch ein diesem verwandter Gegenstand übrig, welcher jedem Schriftsteller, als öffentliche Person, Heiligthum sein muß und dessen Verletzung strafbar ist — die Anständigkeit. Zwar sind die Begriffe des Anständigen und Schicklichen, des Edelmüthigen und Pöbelhaften in den meisten Ländern verschieden. Doch ist das Sittige und Ehrbare mehr oder minder bei den Nationen immer ein Ausfluß und Erscheinen ihres sittlichen Gefühls. Die Verachtung von jenem wird also zur Verwundung von diesem. Daher tritt kein Reisender zu einem fremden Volk ohne Ehrfurcht vor dessen Gebrauch, Denkart und geselligen Ton. Der Schriftsteller darf diese Ehrfurcht auch nicht bei seinem eigenen Volk, und um so weniger vergessen, je näher das Sittige dem Sittlichen, d. i. dem Gerechten und Tugendhaften verwandt ist.

Wer in Europa darf es wagen, auf öffentlicher Straße oder in guten Gesellschaften Zoten zu reden, mit groben Redensarten um sich zu werfen, Schimpfworte gegen Abwesende oder Anwesende auszuschütten, hämische Verdächtigungen öffentlich zu predigen? — Es folgt ein Injurien-

prozeß. Was in guten Gesellschaften unschicklich iſt, das iſt noch mehr in öffentlichen Schriften. Der Schriftſteller kann zur Rede geſtellt werden; er, in ſeiner Leidenſchaft, hat ſeine Würde vergeſſen und das ſittliche Gefühl der Nation beleidigt. Denn man kann und ſoll auch die bitterſte Wahrheit mit Anſtand und ohne Beleidigkeit ausſprechen: mit Offenheit, ohne boshafte Tücke; mit Ruhe, ohne ſchäumende Wuth.

Doch über dieſen Punkt, welcher ſchon in den Geſetzgebungen der meiſten Völker am umſtändlichſten behandelt iſt, hat Referent nicht ausführlicher zu werden.

Von geſetzlichen Mitteln, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Preſſe entſtehen können.

Es liegt mir ob, vom andern oder polizeilichen Theil eines Geſetzes zu reden, deſſen Zweck dahin geht, einem noch nicht vorhandenen, aber doch möglichen Schaden vorzubeugen, welcher durch Mißbrauch der Preſſe entſtehen könnte.

Eine ewige Grundbedingung weiſer Anordnungen bleibt die, daß ſie weder an ſich unſittlich ſein, noch mittelbar das Volk zur Unſittlichkeit leiten dürfen. Dieſe Grundbedingung gilt auch hier, und ihrer muß um ſo mehr zuerſt gedacht

werden, weil von der sogenannten Sicherheits-Polizei Rede ist, als durch welche gemeiniglich Obrigkeiten am meisten zur Umgehung der Gesetze, zur Willkür und zur Entsittlichung der Unterthanen verführt werden. Es ist auch leider allgemein schon in Europa bekannt, daß die öffentliche Sicherheit der Bürger, der Familien und der Nationen durch nichts so sehr gefährdet wird, als durch die Sicherheits-Polizei, besonders wo sie in ihrer grenzenlosen Majestät erscheint.

Denn wo sie also erscheint, wird sie das Kennzeichen einer schwachen, unsittigen und unsittlichen Regierung, welche, ohne Glauben an die Tugend des Volks, oder im drückenden Gefühl, Vertrauen und Liebe des Volks verloren zu haben, mitten im Frieden Krieg gegen dasselbe führt, wozu sie, statt Armeen, Polizei gebraucht. Wie übel daß ist in der Staat, dessen Regierung genöthigt ist, mit eigenen Unterthanen heimlichen Krieg zu führen und sich in demselben die unehrlichsten Mittel zu erlauben, z. B. Spionen und Horcher, heimliche Angeber, Briefeerbrechungen auf den Posten, oder gewaltthätige Maasregeln gegen Personen, wider die nur oberflächlicher Verdacht statt fand, oder despotische Eingriffe in das Eigenthumsrecht, Beschädigungen ohne Ersatz u. dgl. m. Welcher Fürst oder Minister möchte wohl selbst ein Bürger in einem solchen Staat sein, wie der ist, den er so regiert?

Die Sicherheitspolizei hat auch die Bücherverbote, die Zensuren und die Konfiskationen der Bücher, vor Ausgabe derselben, erfunden.

Ueber die Maasregel, mißfällige Bücher zu verbieten, hat Referent schon seine Meinung geäussert. Wer diese Maasregel billigt, täuscht sich gewiß, und beweiset nur, wie wenig er aus Erfahrung das Volk kennt. Man vermindert die Anzahl der Exemplare, um die wenigern in thätigern Umlauf zu setzen. Man regt der Menschen Lüsternheit auf, um zu verführen, das Verbot der Obrigkeiten, es koste was es wolle, zu übertreten. Wehe, wenn man den Leuten einmal diese Gewohnheit gegeben hat und sie sich mit ihrem Gewissen abfinden gelernt haben! Man beglaubigt übrigens durch dergleichen Verbote die abgeschmacktesten Unwahrheiten, gibt Verleumdungen den Schein kühner Ehrlichkeit, und plumpen Grobheiten wenigstens den Anstrich einer Art Feinheit, die getroffen hat. Friedrich der Große ließ die gegen ihn verfertigten Pasquille ein paar Schuh tiefer hängen, damit der Pöbel sie bequemer lesen könne; darum glaubte Keiner an des Pasquillanten, Jeder aber an Friedrichs Große. — Bücher lassen sich an den Grenzen nicht so leicht, wie Kolonialwaaren, aufhalten. Aber alle literarische wie merkantilische Contrebande entsittlicht ein Volk durch Uebung, Gesetze zu übertreten und

Obrigkeiten zu betrügen. Selbst in denjenigen Staaten, wo alle im Ausland gedruckten Bücher und Zeitschriften verboten, die Schelmereien des Nachdrucks hinzugegen gesetzlich ehrlich erklärt werden konnten, würde die Regierung betrogen werden.

Manche Regierungen gefallen sich noch in der Aufstellung von Bücher-Zensoren; andere, die von der Eitelkeit dieser ungeheuern Maasregel zurückgekommen sind, behalten wenigstens noch die Zensur der Zeitschriften politischen Inhalts bei. Unbefangene und erfahrene Männer haben längst eingesehen, daß Zensurämter dem Staate Geld, den Beamten Mühe und vielseitigen Verdruß kosteten, und doch keineswegs Nutzen brachten. Sind denn die Staaten, welche keine Zensur haben, im mindesten unglücklicher, unruhiger; oder die Regierungen daselbst verachteter, verhaßter, die Gesetze verspotteter, als in Staaten mit zensirten Zeitungen? Ist dies nicht der Fall: wozu frachteten die Zensuranstalten?

Es wird vielmehr durch die übelberechnete Maasregel das arge Gegentheil von dem befördert, was man hindern will. Das Ausland betrachtet alle zensirte Zeitschriften als halboffizielle Blätter, weil in keinem Blatte etwas erscheinen kann, was nach den Instruktionen des Zensors nicht mehr oder weniger dem politischen Ver-

hältniß des Staats gemäß ist. Dadurch empfängt die einem ausländischen Staat widerfahrne Beleidigung schwerere Bedeutung. Das schnöde Urtheil eines bloßen Privatmannes konnte man weit leichter mit Verachtung ertragen. Das Inland hingegen sieht die zensirten Zeitungen als dienstbare Gaule am Staatswagen an, die ohne Erlaubniß nicht links, nicht rechts schauen dürfen; glaubt ihnen nicht, sobald sie Gegenstände berühren, die Hof und Land angehen, und vertraut selbst den Lügen ausländischer Blätter in dieser Hinsicht weit mehr, als der einheimischen Wahrheit. So schadet die Zensur offenbar dem Zweck, den die Regierung will.

Von der andern Seite treten die, welche über Sachen ihres Vaterlandes öffentliche Mittheilungen geben möchten, in ausländischen Blätter mit größerer Sicherheit auf; daher derber, schonungsloser, mit geringerm Stolz auf das Vaterland, in welchem sie nicht frei reden dürfen. Sie würden, bei eigener Zensurfreiheit, vielleicht Dasselbe in inländischen Blättern, aber behutsamer, milder gesagt haben. Denn nicht nur fühlten sie, daß hier ein Zufall ihren Namen leichter aufdecken konnte, sondern selbst das Bewußtsein, vom Staat die Freiheit des Redens zu haben, reizt ihren Edelsinn auf, dieser Freiheit nicht un-

würdig zu sein; wo hinwieder polizeiliche Mundsperren Erbitterung, trotzigen Eigensinn, Rache reizten.

Nichts kann Regierungen wichtiger sein, als Liebe und Zutrauen der Unterthanen, und Vaterlandsstolz des Volks. Nichts aber unterdrückt jene Liebe und diesen Stolz kräftiger, als Preßzwang durch polizeilichen Unfug. Denn man kann unmöglich dem sein Zutrauen geben, welcher in Finsterniß gehüllt gehen, und von seinen Handlungen nichts geredet, nichts gedacht haben will, als was ihm eben gut scheint. Und Vaterlandsstolz entspringt nur aus dem Gefühl der Vorzüge des Vaterlandes gegen andere Staaten. Wo aber Unterthanen wie ein Schwarm unmündiger und unverständiger Kinder, oder wohl gar wie ein Haufe gewissenloser, alles Schlechten fähiger Menschen behandelt werden, wird ihr Stolz aufs herbeste gebrochen. Man läßt ihnen nichts, als allenfalls mit fetten Aeckern und schönen Gegenden groß zu thun, wenn sie Lust haben. Die Preßfreiheit im jüngern Frankreich und die alte Preßfreiheit in England haben zuverlässig den in beiden Ländern vorherrschenden Nationalstolz, welcher andern Volkern oft drückend ist (diesen furchtbaren Hebel in der Hand einer klugen Regierung), mächtig gestärkt und vergrößert.

Da, wo man der Mühseligkeit und Eitelkeit

der Zensuranstalten entgehen wollte, erfand man sich einen andern, wo möglich noch schlechtern Ausweg. Man verwandelte nämlich die Herausgabe von Tagblättern und Zeitschriften in Privilegien; ertheilte diese an Personen, deren die Regierung sicher war, und ließ sich von denselben, zu noch größerer Sicherung, hinlängliche Bürgschaft oder Geldunterpfand stellen. Damit hob man die Zensurämter auf, ohne die Preßfreiheit zu geben; ersparte der Staatskasse einige Besoldungen: ohne der Regierung neues Vertrauen zu schaffen, und zog die geistigen Angelegenheiten in den Kreis der Geldschacherei, des gemeinen Eigennutzes und der feilen Umtriebe nieder.

Den Absichten der politischen Polizei ward damit so wenig geholfen, als mit den Zensurämtern. Man sah es in Frankreich. Die Privilegirten gingen in der Freimüthigkeit ihrer Blätter so weit, als es die empfangenen Vorschriften gestatteten; das heißt, sie konnten, bei gewandten Redaktionen, Alles sagen, was sie wollten oder wußten, ohne daß sie gesetzlich zu verurtheilen waren; und sie sagten gern Alles, theils weil sie ihren Blättern einen Vorzug und zahlreicheres Abonnement schaffen wollten, theils weil es sie kitzelte, den ihnen angelegten Maulkorb zu verspotten. Und was in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, ward in England gedruckt, und

kam nur um so rauher und wirksamer über den Kanal auf französischen Boden zurück.

Bei jeder Zensur herrschte bisher — denn wie war es zu hindern? — lose Willkühr, und, statt des festen Gesetzes, ein Pascha, unter dem Namen eines Zensors, der mehr verderbte, als nützte. Doch wirklich orientalischer Despotismus, d. i. gewaltthätige Verhöhnung aller Eigenthumsrechte, fand da statt, wo man Preßfreiheit proklamirte, aber sobald ein neugedrucktes Werk durch irgend eine Stelle den Zorn eines Ministers oder auch nur einer Hofdame erregt hatte, ohne weitere Rücksicht die ganze Auflage konfiszirte; Buchdrucker, Verleger und Autor um einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens plünderte, ohne an Entschädigung derselben zu denken; ohne richterliches Befugniß, ja sogar als bloße Partei, das Strafamt übte, und das als ein Verbrechen behandelte, was kein Gesetz verboten hatte, und welches zu meiden daher Keinem möglich war. Diese turkische Justiz ist Anarchie der Gewalthaber. Referent würde die höchste Behörde beleidigen, wenn er sich Mühe geben wollte, in solchen Despotenstreichen die schamlose Ungerechtigkeit weiter zu entwickeln. Aber auch nur einmal darf ein solcher Streich gespielt werden, und fortan läßt jeder

Schriftsteller, wohl gewarnt, seine freimüthigern Werke im Ausland drucken.

Polizeiliche Verordnungen, hier in Bezug auf schriftstellerische Handlungen genommen, müssen, um gerecht zu bleiben, jederzeit mit dem Sittengesetz im Einklang bleiben. Und in so fern ist in friedlichen Zeiten genug gethan, wenn das Gesetz sich auf den Befehl beschränkt, es soll im Lande kein Werk, keine Zeitschrift, kein Flugblatt, kein Kupferstich, kein Steindruck erscheinen, ohne daß sich dazu nicht der Verfasser, oder Herausgeber, oder Verleger, oder Drucker genannt hat. Das Gesetz kann mit Recht das Maskentragen auf auf den Gassen verbieten und die Wälder von unbekannter Buschklepper sauber halten. Das Gesetz muß es möglich machen, daß der, dem auf der Straße Koth angeworfen, oder dem das Fenster eingeschlagen wird, wisse, wen er vor Gericht zu belangen habe? — Eine solche Verfügung kann zu allen Zeiten gelten, von allen polizirten Nationen, als gerecht, geehrt werden.

Doch bleibt auch sie nur eine halbe, das heißt, keine Maasregel, wenn sie nicht mit einem weise bestimmten Preßfreiheitsgesetz verbunden ist, durch welches Schriftsteller, Verleger und Drucker in ihren Rechten gegen alle Plagereien der Willkühr geschützt sind. Denn wenn man nur darum die Anonymität verbieten will, um Gelegenheit

zu haben, beim ersten Anlaß eine Rache zu üben; eigenmächtig und gesetzlos gegen einen Wehrlosen zufahren zu können und den Ort sogleich zu wissen, wo man etwas Mißbeliebiges konfiszieren könne: so wird kein Gesetz, keine Fürstenmacht die anonymen Schriften ausrotten können, sie werden fortdauern, und sollte man zuletzt die Taschenbuchdruckereien vervielfältigen und Winkeldruckereien besolden. Ist aber die anonyme Schrift einmal in die Welt hineingeworfen, kommen alle Verbote hintennach zu spät. Will man offene, redliche Leute um sich haben, muß man ihre Redlichkeit und Offenheit nicht mißbrauchen, sondern ehren.

Referent bediente sich oben, nicht ohne Absicht, des Ausdrucks „friedliche Zeiten." In unruhigen Zeiten, in Kriegen, in Volksgährungen ist den Armeen und der Sicherheitspolizei etwas mehr, als gewöhnlich, erlaubt. Da geht es um das Leben des Staats, und zur Vertheidigung seines Lebens setzt man für den Augenblick alle andere Gebote der Menschenfreundlichkeit zurück. Von Nothwehr im Nothfall hat kein Gesetzgeber Vorschriften zu ertheilen; da gibt sie die Lage der Dinge, die Klugheit, der Augenblick. Der gesellige Rechtszustand hört auf, wenn nur noch um ein einziges, um die Grundbedingung alles Rechts gehandelt wird, um das Recht, zu sein.

Von der Gerichtsordnung und den Strafen in Bezug auf schriftstellerische Vergehen.

Wenn in diesem Referat bisher von Preßvergehen gesprochen war, wurden darunter nicht nur Vergehen vermittelst der Buchdruckerpresse, sondern auch die durch Steindruckerei, Kupferstich und Holzschnitz verübten verstanden.

Bei Beurtheilung einer Klage gegen Preßmißbrauch kommt es weniger, wie in andern bürgerlichen Händeln, auf den Beweis an, daß die angeklagte That gesch[illegible]hen sei; denn das Blatt, die Stellen, welche angeklagt werden, liegen da; und wenn Drucker, oder Verleger, oder Herausgeber sich nennen, steht der verantwortliche Mann da.

Schwieriger aber ists hier oft, das Schuldig oder Unschuldig auszusprechen, und noch schwieriger, den Grad der Schuld auszumitteln.

Der Ausspruch: er ist schuldig! kann nur dann statt finden, wenn die vorgelegte Thatsache dem vorhandenen Gesetz bestimmt widerstreitet, nicht durch die Absicht des Thäters, sondern durch die That selbst. Denn wer will sich unterfangen, Absichten mit Gewißheit zu richten und die Seele eines Sterblichen zu durchschauen, der sich oft selbst nicht ergründet? Alles lauft da nur auf hohle Wahrscheinlichkeiten hinaus, wo der

Verdammer eben so wahrscheinlich mit Unrecht, als mit Recht verdammt.

Daß man jedoch immer in solchen Fällen zuletzt wieder auf die Untersuchung der Absicht zurückkam, rührte einerseits daher, daß der Theil des Gesetzes, welcher die Preßvergehen bestimmte, ihre Natur und Gestalt nicht scharf genug bezeichnete; anderseits daher, daß gewandte Schriftsteller ihr Wort mit einer Feinheit und Zweideutigkeit hinzustellen wußten, bei der es schwer ward, ihre Schuld oder Unschuld anders, als durch Vermuthung ihrer dabei gehabten Absicht, zu erkennen.

Deswegen, weil es hier vorzüglich auf den Sinn des Verklagten, auf Ausmittelung derselben durch Wörter, Silben und Stellung derselben ankam, ward vieler Orten die Zuflucht zu Geschwornen-Gerichten aus unbefangenen, durchs Loos gewählten Männern vom Fach, genommen.

Auch Referent hält dafür, daß in Klagen über Preßvergehen Geschwornen-Gerichte zu einer gerechten Anordnung unerläßlich sind; nicht aber deswegen, weil er glaubt, daß solche Geschworne scharfsichtiger, als die gewöhnlichen Richter seien, um Absichten zu errathen; oder daß sie unbestechlicher wären, als andere Richter: sondern deswegen, weil sie unbefangener dastehen, wenigstens dastehen können, als diese, welche vom

Landesherrn besoldet, in seinem Dienste leben, durch ihn befördert oder zurückgesetzt werden können, und größere Mühe haben, ihre Unbefangenheit rein zu bewahren, zumal in Fällen, wo der Staat, der Hof, hohe Staatsbeamte dem angeklagten Schriftsteller, als verhüllte oder unverhüllte Partei, gegenüber erscheinen. In jedem Lande, wo die richterlichen Behörden vollkommen unabhängig von der vollziehenden Gewalt sind, haben Geschwornen-Gerichte unbedeutenden Nutzen. Es könnte allerdings eingewendet werden, daß auch andere Prozesse zwischen Landesherren und Unterthanen mit strenger Gerechtigkeit, oft zum Nachtheil des Landesherrn, vor gewöhnlichen Gerichten behandelt werden. Aber man darf nicht vergessen, daß Streit über ein kränkendes Wort oft größere Leidenschaften in Bewegung setzt, als Streit um ein Stück Geldes oder Feldes.

Ein Geschwornen-Gericht soll keineswegs die Schuld des Angeklagten aus seiner muthmaßlichen Absicht, sondern durch Gegeneinanderhaltung der That und des Gesetzes entscheiden. Sind die Vergehen der Presse, durch das Gesetz, nach jenen Grundsätzen festgestellt, welche Referent oben bezeichnet hat, so bleibt den Geschwornen nur übrig, nach dem gesunden Menschenverstande und nach ihrem moralischen Zartge-

fühl die Frage zu entscheiden: Ist die Schrift (die That) innerhalb des Schicklichen und Anständigen geblieben, oder nicht? — Ist sie ehrverletzend für den Privatkarakter, oder nicht? — Ist sie Verrath am Geheimniß, oder nicht? — Ist sie Aufforderung zur eigenmächtigen Verletzung fremden Rechts, oder nicht? — Ist sie Liebenswürdigmachung eines Lasters, oder nicht? —

In den meisten Fällen wird die Entscheidung der Geschwornen ohne alle Schwierigkeit sein, weil hier nicht unbestimmt gefragt wird, ob die angeklagte That gegen die Religion, den Staat u. s. w. sei, sondern ob sie den Ton anständig, das Wort für Verrath am Geheimniß, für Aufforderung zu Gewaltthaten u. s. w. halten?

Der Angeklagte hätte volles Recht, die Geschwornen der Ungerechtigkeit zu zeihen, wenn sie ihn wegen seiner gehabt haben sollenden Absicht verurtheilen wollten. Die bleibt ihnen unbekannt. Aber er kann sie keiner Ungerechtigkeit zeihen, wenn sie, bei einem gegebenen Fall, laut ihrem Eide und als ehrliche, gewissenhafte Männer nichts anderes, als nur ihre eigene Ansicht, ihr eigenes sittliches Zartgefühl aussprechen. Dies können sie auch weitaus mit größerer Sicherheit, als über eines Andern verborgene Gesinnungen urtheilen.

Nun iſt es allerdings möglich, daß Anſicht und moraliſches Gefühl des Schriftſtellers ſehr verſchieden ſei von derjenigen ſeiner Richter. Dies iſt aber auch hier ſehr gleichgültig. Es lag in jedem Fall dem Schriftſteller ob, weil er für das Publikum ſchrieb, nicht nur das Geſetz, ſondern auch das ſittliche Gefühl des Publikums und das zu achten, was es für ſchicklich und anſtändig hält. Die Geſchwornen aber ſind, als Stellvertreter des Publikums, ihm gegenübergeſtellt. Nicht dem Verklagten ſteht zu, Ausleger des Geſetzes zu ſein, auch nicht dem Richter, wenn der Fall zweifelhaft iſt, ſondern dem Geber des Geſetzes. Da nun jedes gute Geſetz als Ausdruck des öffentlichen Willens, als freier Ausſpruch des Volkes, anzuſehen iſt, ſo iſt auch nur das Volk allein befugt, durch ſeine Wortführer, die Geſchwornen, das Geſetz im gegebenen zweifelhaften Falle auszulegen. Es läßt ſich auch vorausſehen, daß die Geſchwornen wohl äuſſerſt ſelten etwas für anſtändig oder moraliſch halten werden, was vom Volke unſchicklich und unmoraliſch (nicht der Abſicht, ſondern der That nach) genannt wird.

Mehr, als das Wort „Schuldig“ in Rückſicht des Schicklichen, des Geheimnißbewahrens, der Ehre des Privatkarakters u. ſ. w., hat das Ge-

schwornen-Gericht nicht auszusprechen. Mit dieser Erklärung gehört der Schuldigbefundene dem gewöhnlichen Gerichte an. Dieses hat nun den Grad der Schuld zu bestimmen und darauf das Strafgesetz anzuwenden. Es muß ausmitteln, ob das Vergehen des Schriftstellers vorsätzlich oder nur durch Irrthum, Leichtgläubigkeit und Leichtsinn geschah. Denn auch durch Leichtsinn, Irrthum und Leichtgläubigkeit schaden, ist strafbar, um so mehr, da der Schriftsteller als Lehrer des Volkes auftritt. Da er aber immer, und wäre er der Weiseste, irren und ein Versehen begehen kann — welcher Sterbliche ist dessen frei? — so wird dadurch seine Schuld um vieles geringer, so wie hingegen um vieles erschwert, wenn er seine Schrift mit voller Anonymität, selbst ohne Namen des Druckers und Verlegers, in die Welt sandte.

In allen Fällen, wo das Gericht schwankt, ob Vorsatz, oder Irrthum und Leichtsinn bei der That vorwaltete, muß das Gericht durch das Gesetz selbst angehalten werden, eher anzunehmen, der Fehlbare habe mehr durch Versehen und Unbesonnenheit, als mit Vorsätzlichkeit gesündigt. — Nicht nur soll das Gesetz den Richter in seinem Glauben an die Menschheit stärken und daß nicht jeder ein Bösewicht sei, der ihm zugeführt wird, sondern auch die für das Heil des Staats und der

Menschheit wichtige Preßfreiheit muß darin ihre Aegide gegen Finsterlinge, tirannische Plager und Gewaltsherren finden.

Es versteht sich übrigens, daß nicht der Verfasser einer Schrift, als solcher, sondern derjenige, welcher eine angeklagte Schrift zum Druck befördert hat, der Hauptschuldige sei. Der Verfasser ist frei und schuldlos, wenn seine Arbeit wider seinen Willen der Welt mitgetheilt ward; seine Schuld ist doppelt, wenn er schrieb und sein Werk zum Druck beförderte. Nächst dem Verfasser wird der Herausgeber einer Zeitschrift oder Sammlung der Schuldige, oder wenigstens der Verantwortliche. Denn er ist der Erste, welcher zu prüfen hatte, was er mit Rücksicht auf bestehende Gesetze dem Publikum mittheilen dürfte, oder nicht. Doch nie kann er mit dem Einsender auf gleichen Grad der Strafwürdigkeit gesetzt werden, weil er selbst kein Allwissender ist und durch die Achtung für den Einsender oder durch das Unverfängliche des späterhin angeklagten Artikels getäuscht werden konnte. Er hat nur die volle Verantwortlichkeit und Strafe des Verfassers zu tragen, wenn er anonym eingesandte Beiträge zum Druck befördert, oder schon gedruckte Artikel, derentwillen ein Verfasser bestraft wurde, wenn er dies wußte, oder auch schon gedruckte Artikel, selbst mit Angabe der Quelle, sobald sie den Preß-

freiheitsgesetzen buchstäblich widersprechen, neuerdings durch den Druck allgemein machte.

Nächst dem Herausgeber sind der Verleger und Korrektor verantwortlich, doch beide, so wie der Drucker, sind es nur in sehr untergeordneten Verhältnissen. Der Verleger soll, dies darf man von jedem erwarten, keine Waare kaufen und verbreiten, die er nicht vorher gesehen, ob sie des Verkaufs werth und keine gesetzwidrige sei. Inzwischen ist der Verleger mehr als Kaufmann, denn als Gelehrter, zu betrachten. Ihm weniger noch, als dem Herausgeber einer Zeitschrift von mehrern Mitarbeitern, kann zugemuthet werden, alle Verhältnisse zu kennen und zu übersehen und zu beurtheilen. Er wird nur strafbar, wenn ihm bewiesen werden kann, daß er entweder selbst gegargwohnt hatte, die Schrift könne gesetzwidrig sein, oder daß er durch Ton und Titel der Schrift nothwendig zum Argwohn hätte geleitet werden sollen. Dann stand ihm zu, kenntnißreichere Männer um ihre Meinung anzufragen. Er trägt die volle Schuld, wenn er anonym eingekommene Handschriften zum Druck beförderte.

Geringere Strafbarkeit fällt dem Korrektor zur Last. Zwar er hatte die Schrift gelesen, aber mehr auf die Fehler des Setzers, als des Verfassers, zu achten. Dafür, nicht zum Zensor, besoldete ihn der Buchdrucker. Aber kann er über-

führt werden, die Schrift ganz gelesen und sie gesetzwidrig gefunden zu haben, so war es seine Büreaupflicht, den Drucker zu warnen.

Den geringsten Theil der Strafbarkeit trägt der Drucker, weil er, so wie sein Setzer, unbekümmert um den Inhalt der Schrift, sie mechanisch setzte und druckte. Er wird nur straffällig, wenn er überführt werden kann, gewarnt worden zu sein, oder den gefährlichen Gehalt der Schrift gekannt, sie wohl gar mit besonderer Geheimhaltung gedruckt zu haben. Er trägt aber die volle Schuld des Verfassers, wenn er die Schrift, ohne den Autor zu kennen, ohne sie vorher von einheimischen Sachkundigen prüfen zu lassen, mit aller daran haftenden Verantwortlichkeit zu drucken und zu verlegen übernommen hat.

Die nach den Graden der Schuld geordneten Abstufungen der Strafen zu bestimmen, scheint dem Referent die leichtere Arbeit zu sein. Aber sie ist so lange entbehrlich, als die höchste Behörde über Annahme oder Verwerfung der Grundsätze, welche in diesem Gutachten aufgestellt wurden, nicht entschieden hat.

Ueber
die Urſachen des Kretinismus
im Kanton Aargau
und
in der Schweiz überhaupt.

Bericht, abgeſtattet in der Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur des Kantons Aargau, im März 1813.

Die Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur, veranlaßt durch die zahlreiche Menge von Taubſtummen, Blödſinnigen und Krüppeln, welche ſich, wie in mehreren Kantonen der Schweiz, auch im Kanton Aargau zeigen, ordnete einen Ausſchuß von vier Mitgliedern an, welcher den Verſuch wagen ſollte, den Quellen dieſes oft ſchauderhaften Uebels auf die Spur zu kommen, das an ſich unheilbar und erblich iſt. Ein ſolches Unternehmen, wenn gleich ehrenvoll für den Willen dieſer achtungswürdigen Verſammlung, drohete dennoch mit ſchlechtem Gelingen, um ſo mehr, da

bisher von den Regierungen selbst keine eigentliche Rücksicht auf diese Plagen ihrer Mitbürger genommen worden, und Naturforscher, Reisende und Aerzte, ja die Bewohner der mit dem Unglück behafteten Gegenden sogar, über die Ursachen des Kretinismus so verschieden urtheilten, daß zuletzt keine derselben, mit der Erfahrung verglichen, als hinlänglich angesehen werden könnte.

Viele schreiben das Uebel dem Eiswasser der Gebirge zu, während doch erwiesen ist, daß die Bewohner der höhern Bergegenden die stärksten und gesündesten zu sein pflegen; andere dem leimigen oder kalk- und tufsteinigen Wasser, ungeachtet man ganze Landschaften kennt, die kein anderes Trinkwasser, aber trotz dem keine Kröpfe haben; wieder andere den ungesunden Ausdünstungen feuchter und dem Luftzuge nicht genug aufgeschlossener Thäler, wiewohl es in der Schweiz mehrere derselben ohne den Kretinismus gibt, und wieder trockene Landschaften, offen und frei, voller Kröpfigen; noch andere der erstickenden Hitze in feuchten und tiefen Thälern, welche betäubend, Geist und Körper zerstörend sein soll.

Wie übertrieben und unzuverlässig selbst Schweizer in diesen Dingen geurtheilt haben, mag Zimmermann zum Beispiel dienen. Er sagt in sei-

nem Buche von der Erfahrung, Th. 2, S. 150: „In unserm Walliserland müssen die Einwohner im Sommer ihre Kinder auf die hohen Gebirge verschicken, damit sie nicht in den zwischen hohen Marmorwänden liegenden Thälern ihr Gedächtniß verlieren oder wahnwitzig werden.“

Aber wir kennen das Uebel, wie gesagt, auch in offenen Thalgegenden, die keine Sumpfluft haben, wo ein großer Strom in seinem Kieselbette und beständiger Zug der Winde die Luft erfrischt. Ein solches Thal ist z. B. selbst unser weites anmuthiges Aarthal.

Der Ausschuß der Gesellschaft für vaterländische Kultur ersparte inzwischen keine Mühen, der menschenfreundlichen Aufgabe einiges Genüge zu leisten. An die gesammten Pfarrer des Kantons wurden zu dem Ende, wegen der in ihren Sprengeln allenfalls vorfindlichen Unglücklichen jener Art, Umlaufschreiben mit achtundzwanzig auf den Gegenstand Bezug habenden Fragen versandt. Wir wurden dadurch in Kenntniß von der Anzahl und dem Zustand nur der Taubstummen in achtundzwanzig Ortschaften unsers Kantons gesetzt. Die Anzahl der geschilderten Elenden beträgt hundert und vier Personen, darunter sind dreiundfünfzig männlichen und einundfünfzig weiblichen Geschlechts, so, daß aus diesem Verhältnisse der Zahlen sich nicht folgern läßt, daß das Uebel vor-

zugsweise einem Geschlechte mehr als dem andern eigen sei.

Ungeachtet die Menge der Unglücklichen, von welchen wir Nachricht erhielten, beträchtlich genug ist, wurden darin doch nur diejenigen begriffen, bei welchen sich das Uebel am schreckbarsten äusserte, bis zur Taubstummheit und Blödsinnigkeit. Auch läßt sich gar nicht bezweifeln, daß deren hin und wieder noch manche in Ortschaften sein werden, deren Pfarrer vergaßen, uns zu den lobenswürdigen Absichten der Gesellschaft mit den nöthigen Anzeigen zu unterstützen. Von der andern Seite ist gewiß, daß selbst unter den hundert und vier Taubstummen, welche geschildert wurden, einige ihr trauriges Loos nicht dem Kretinismus, sondern andern Unfällen zuzuschreiben haben. Eben so wurden verschiedene Fragen nicht immer mit derjenigen Genauigkeit beantwortet, welche für uns zu wünschen war; oft erschwerten aber Tod, Abwesenheit oder Unwissenheit der Aeltern und Verwandten eine bestimmtere Auskunft.

Wie in Wallis, in Graubünden, so auch in Aargau hat der Kretinismus sehr verschiedene Abstufungen; der äusserste Grad desselben zeigt sich in der Taubstummheit, Blödsinnigkeit und Ungestaltheit des Menschen. Sein Gesicht ist bleich, das Auge stier und matt, der Kopf groß und schwer, der Hals mit großen Kropfen umzogen, der Körper

rlumm, schwerfällig, das Fleisch schlaff. Der Unglückliche hat nur ein niedriges Pflanzenleben, weiß kaum sein thierisches Bedürfniß zu stillen, ist fast ohne Gedächtniß, und vergebens sind die Bemühungen, sein Denkvermögen zu erregen. Andere sind zwar nicht minder ungestalt und taubstumm, können aber doch noch zu kleinen Arbeiten gebraucht werden; Andere sind kropfig, blödsinnig, ohne taubstumm zu sein; Andere haben ungeheure Kröpfe, die Schlaffheit, Farbe und Trägheit der Kretinen, aber freien Gebrauch ihrer Sinne, Sprachorgane, und zeigen Verständigkeit. Und so nähern sich durch mancherlei mildernde Grade die Kretinen dem gesunden Menschenschlag; bis nur noch das Uebel des Kropfes das einzige ist, was den gesundesten und geistvollsten Menschen belastet.

Bei anatomischer Untersuchung der Kretinen fand man gewöhnlich den Kropf als eine Geschwulst der sogenannten Schilddrüse, diese zuweilen so ungeheuer, daß dadurch die Luftröhre am Halse und deren knorpelige Ringe ganz zusammengedrückt, sogar eingeknickt waren; den Kopf der Kretinen ungewöhnlich ausgedehnt, selbst in seinen festern Theilen, was ein Beweis von der ausserordentlichen Weichheit der Knochen in den ersten Lebensjahren, und mithin eines hohen Grades der Rachitis zu sein scheint.

Im Allgemeinen ist gewiß, daß der Kretinis-

mus mit seinen Schattirungen in Gebirgsländern häufiger als in ebenen Gegenden angetroffen wird. Gewisse Landschaften in Savoien, im Wallis, in Graubünden sind dadurch auf traurige Weise berühmt geworden. Man findet ihn in Kärnthen und Steiermark, und fast überall in den Alpen, wie in den Pyrenäen und in der sinesischen gebirgigen Tatarei.

Diese unzweifelhafte Erfahrung scheint am sichersten auf die Spur hinzuweisen, welche unser Auge zu den Quellen des Uebels leiten muß. In Bergländern bemerkt man im Allgemeinen wieder, daß in hochgelegenen Gebirgsthälern, wo die Luft reiner ist, nie oder selten Kröpfe oder Taubstumme einheimisch und zahlreich sind, sondern beinahe ausschließlich in tiefern, wärmenden Thalgegenden, in oder nahe derjenigen Temperatur, welche das Gedeihen des Weinbaues zu begünstigen anfängt. So im untern Wallis, im Domleschger- und Churerthal Graubündens, im Aarthal des Aargau u. s. w. In höhern Gegenden, selbst den Gletschern nahe, erblickt man, die Hitze zwischen den Felsenwänden mag noch so brennend, das Thal noch so wasserreich sein, dennoch immer kräftigern, schönern Menschenschlag.

Allein auch in jenen tiefer abwärts liegenden Thälern wird abermals ein auffallender Unterschied

der Oertlichkeiten wahrgenommen. Man sieht oft im gleichen Thal ein Dorf von Kretinismus behaftet, und das andere davon befreit. Betrachten wir aber das Verhältniß ihrer gegenseitigen Lage aufmerksamer, so drängt sich uns die merkwürdige Erscheinung auf, daß die Dörfer an Südseiten der Berge von allen Kropf- und andern kretinischen Uebeln ganz oder fast ganz befreit sind, während die meisten leidenden Ortschaften an der Nord- oder sogenannten Schattseite der Thäler oder in deren tiefstem Punkte liegen.

In allen Dörfern unsers Kantons an den Südhalden des Jura, auf dem linken Aarufer, von Erlisbach bis zum Rhein, ist der Kretinismus ursprünglich nicht vorhanden. Finden sich daselbst Kropfige oder vollendete Kretinen (letztere aber nirgends in unserm Kanton auf den Südhalden des Jura), so sind sie entweder von Schattseiten herübergekommen oder Sprößlinge mit jenen Uebeln und Anlagen Herübergezogener. Ein Beispiel dieser letztern Art ist im Dorf Bieberstein, wo sonst nie Kretinen einheimisch gewesen sind, ungeachtet das dortige Quellwasser mit Kalktheilen so reich geschwängert ist, daß es mit der Zeit Hölzer und Steine überrindet und die Wäsche zwar vortrefflich bleicht, aber auch früher zerstört.

Verfolgen wir hingegen in gleicher Richtung

die ganze Länge der Schattseite des Aarthals in unserm Kanton, von Niedermyl hinab bis Degerfelden: so werden wir mit Befremden gewahr, daß von den achtundzwanzig Ortschaften, aus welchen uns Klagen über Taubstumme und Kropfige zukommen, fast alle, nämlich vierundzwanzig, darin, und fast in gleichweiter Entfernung vom Gebirge des Jura, gelegen sind.

Zuerst Niedermyl mit fünf Taubstummen, Strengelbach mit vier, Zofingen mit drei, Saffenwyl mit drei, Kölliken mit einem, Unter-Entfelden mit vier, Kirchleeran, desgleichen Zezwyl, deren jedes allein sieben solcher Unglücklichen zählt; dann Aarau mit mehrern Personen von kretinischen Uebeln beschwert, Buchs mit drei Taubstummen, Suhr mit sechszehn, Hunzenschwyl mit fünf, Ruppersmyl mit fünf, Lenzburg mit drei, Niederlenz mit drei, Staufen mit einem, Schafftsheim mit acht, Ltmatfingen mit fünf, Moriken mit zwei, Unterwindisch mit sechs, Unterendingen mit zwei, Oberwindisch mit einem, Würenlingen mit zwei, Degerfelden mit sechs Taubstummen.

Hier stellen die Bemühungen der Gesellschaft für vaterländische Kultur eine große Thatsache auf, die nicht mehr hinwegzuläugnen ist. Und wem von Ihnen, verehrteste Herren! ist unbekannt, daß

auch in denjenigen Städten und Dörfern, die im obigen Verzeichnisse ungenannt blieben, aber auf derselben Linie am rechten Aarufer liegen, der Bleichlinge, Kröpfigen u. s. w. noch genug vorhanden sind?

Freilich die wenigsten von den Herren, welche uns über die Taubstummen u. s. w. einberichteten, haben geglaubt, daß ihre Ortschaften auf einer Schattseite lägen. Mehrere erwähnen sogar, die Sonne komme zu manchem Hause früh und spät. Allein sie bedachten nicht, daß das Aarthal ein Längenthal sei, welches sich von Südwest nach Nordost zieht; daß es auf der einen Seite steil von der Jurakette, auf der andern Seite von einer sämälig zu den Quellen der Wygeren, Suhre, Wynen, Aa und Reuß aufsteigenden Höhe umschlossen sei; daß alles Land des Aargaues auf dem rechten Aarufer, mit seinen reissend fallenden Strömen, eine große nördlich abhaldende Bergerstächung sei, deren tiefster Punkt das Bett der Aar ist.

Je näher dieser Tiefe, wo, wie in Aarau, das Quecksilber des Deluc'schen Thermometers in der Sommerhitze auf vierundzwanzig Grad im Schatten steigt, je auffallender die Erscheinungen des Kretinismus; je weiter gegen den höher liegenden Kanton Luzern hinauf, je einzelner und seltener werden die Erscheinungen.

Auf gleiche Weise stellen sie sich dar, wenn man von Bex längs der Rhone ins untere Wallis aufsteigt, wo Sitters, die kropfreiche Stadt, zwar auf dem der Südseite nähern Rhoneufer, aber dennoch in der vollen Tiefe des Thales ruht. Noch bestimmter werden sie im tiefern Graubünden bemerkt, wenn man von Maienfeld längs dem Rhein bis Trins und Thusis hinaufgeht. Immer wird man auch dort die Taubstummen, Blödsinnigen und Kröpfigen auf der Schattseite des Thals über Zizers, Chur, Ems, Kazzis bis Thusis finden, nie aber oder selten in Dorfschaften der Sonnenseite.

Der Einfluß des Sonnenlichts auf die Zersetzung des Wassers und der atmosphärischen Stoffe, wie auf die Organisation der Pflanzen, selbst der Thiere, ist über allen Zweifel erhaben. Auch im höchsten Sommer fallen die Strahlen des wohlthätigen Tagesgestirns nie senkrecht, sondern nur seitwärts von Süden her auf uns nieder; auf nördlichen Gebirgsverflachungen daher fast erdgleich, oder mit der Oberfläche des Bodens beinahe parallel; gegen südliche Gebirgshalden hingegen in einem Winkel, der sich mehr oder weniger dem rechten Winkel nähert.

Aus dieser verschiedenen Art, wie die Richtung des Sonnenstrahls zur Oberfläche des Bodens ist,

läßt sich nun erklären, warum z. B. in Aarau die Vegetation um acht und zehn Tage gegen diejenige am jenseitigen Aarufer oder den Südhalden des Jura zurücksteht, was besonders im Frühjahr am bemerkbarsten ist; oder warum an den Nordhalden des untern Wallis nur die Flora unsers Aarthals, auf den Südhalden aber Gewächse des wärmsten Italiens erblickt werden, wo zwischen beiden kaum die Länge des Zwischenraums von einer halben Stunde ist. Das Holz sogar der Schattseiten ist poröser, lockerer, grobfaseriger; das an Südseiten feiner, fester, elastischer. Beim Dorfe Ems in Graubünden, welches von kretinischen Gestalten angefüllt ist, steigen die Lärchenbäume tief herab aus ihrer kalten Zone; schnell, wo sich das Thal zur Südseite überneigt, beginnen die Eichen, und jenseits des Rheins, an der Südhalde, wo Feldsberg ein paar Büchsenschuß weit von Ems liegt, hören die Lärchenbäume auf, und der Kretinismus ist ein unbekanntes Uebel *).

*) Es ist bekannt, wie verschieden die Temperatur in Gebirgsthälern, auch nur bei geringen Entfernungen der Ortschaften von einander, sein kann. Vielleicht ist es Naturforschern nicht unangenehm, hier folgende Thatsachen zu lesen.

Das Aarthal zieht sich, von Olten bis Brugg, aus Südwest gen Nordost; auf der rechten Seite

Der Nachtheil nördlicher Gebirgsverflächungen in einer gewissen Tiefe wird durch besondere Oertlichkeiten vermindert, je höher der Ort liegt, oder wenn dieser seine Lage an einer südlichen

von Hügeln begrenzt, reich an Bächen, die von der Seite der Alpen her in den Aarstrom fallen, denn das Land steigt sich vom Ufer dieses Stromes fort und fort zu den Alpen empor. An der linken Seite, hart am Ufer, erhebt sich das Juragebirg, welches arm an Bächen ist.

Die naturforschende Gesellschaft des Aargaues veranstaltete in den Jahren 1815, 1816 und 1817 an beiden Ufern Thermometerbeobachtungen. Die Instrumente waren zuvor verglichen; wurden dann mit fast gleicher Erhöhung über der Erdfläche, gleicher Aufstellung in Rücksicht der Weltgegend, frei im Schatten hangend, dreimal täglich (bei Sonnenaufgang, dann Nachmittags um 2 Uhr und bei Sonnenuntergang) beobachtet.

Es ergab sich aus den Beobachtungen ein Jahr, wie das andere, das nämliche Verhältniß, nämlich:

Die Morgenzeiten waren am linken Aarufer, oder an den Südhalden des Jura, das ganze Jahr hindurch kühler, als am rechten Ufer. Nur in den Monaten Mai, Juni, Juli fand an beiden Ufern einerlei Temperatur statt.

Die Abendzeiten waren an der Juraseite des Flusses, ohne Ausnahme, das ganze Jahr hindurch kühler.

Einsenkung der Erdoberfläche hat; er wird vermehrt, wenn auf der Mittagsseite einer Ortschaft hohe Vorberge und Waldungen den Schatten unmittelbar vergrößern, wie dies bei Aarau, Zofingen, Lenzburg, Suhr u. s. w. der Fall ist; oder wenn zu dem flachen erdparallelen Hinstreichen der Sonnenstrahlen und zu der Hitze tieferer Gegenden noch die langsamen Verdünstungen eines feuchten Bodens treten, wie überhaupt zwar im nebelreichen Aarthal, besonders aber in den feuchten Gegenden von Suhr, Buchs, Otmarsingen u. s. w. der Fall ist. Auf diese Weise läßt sich zum Theil auch erklären, warum in einem Orte die Neigung zu kretinischen Uebeln häufiger, als in einem andern, nicht weit davon entfernten, angetroffen wird.

Diese Neigung, oder die natürliche Erschlaffung und Schwächung verschiedener Gefäße und Drusen des menschlichen Körpers, wird ohne

---

Hingegen die Nachmittagszeiten waren an der Juraseite vom Mai bis August wärmer, als am rechten Ufer; näherten sich der Temperatur von diesem ganz im September, Oktober, November bis gegen Mitte Dezembers; wurden vom Dezember bis März wieder bedeutend kälter und im März und April wieder der Temperatur des rechten Ufers gleich.

Zweifel auch wohl noch durch allzuschnelle Umschwünge der Temperatur, der Hitze und Kälte, des Nassen und Trockenen, befördert. In unsern schweizerischen Längenthälern haben wir meistens nur zwei Winde, den feuchten West- oder trocknenden Ostwind, und auf den Schattseiten der Berge plötzlich nach der langen Morgenkühle die brennendste Sonnenhitze.

Freilich auch in südlichen Vertiefungen der Gebirge kann die kretinische Krankheit zuweilen wahrgenommen werden, so gut, wie in ganz ebenen Ländern; aber doch ungleich seltener; nicht ganze Ortschaften leiden darunter, sondern nur einzelne zur Kropfkrankheit besonders gestimmte Organisationen; vielleicht Pflänzlinge, von Schattseiten herüber gekommen.

Sind aber die kretinischen Uebel an einer südlichen Bergverflächung häufiger, so haben ohne Zweifel besondere Oertlichkeiten den Vortheil dieser Lage eben so gemindert, als andere den Nachtheil der nördlichen mindern könnten. So herrscht beim Dorfe Asp, in einem schattigen, nordwestlich haldenden Thalwinkel, in einem Hause, unter dem Quellen entstehen, Spur des Kretinismus. So sieht man im Thal von Aosta, besonders in den Dörfern St. Martin und Finis, an der Straße auf Turin, Köpfe von ungeheurer Größe. Aber dies Savoierthal steigt an der Dora von

Nordwest nach Südost, und bietet folglich eine eben solche nordöstliche Verflächung dar, wie unser Aarthal eine nordwestliche.

Wenn man auch nicht unbedingt annehmen darf, daß das Verhältniß der Erdoberfläche zum Sonnenstrahl die einzige Ursache des Kretinismus sei: werden wir doch durch die wichtigen Thatsachen genöthigt zu glauben, daß wenigstens dies Verhältniß ganz vorzüglich geeignet sei, die im Organismus einzelner Menschen schon vorhandenen Anlagen zu kretinischen Krankheiten besonders stark zu entwickeln. Freier davon bleibt der, dessen Natur weniger Stoff zum Uebel darbietet. Daher in kretinischen Dörfern eben so wenig alle Einwohner von dem Leiden behaftet sind, als in sumpfigen Gegenden ebener Länder alle Leute vom Fieber ergriffen werden.

Aber auch unabhängig von der Ortslage gibt es unstreitig noch manche andere Umstände, welche den Einfluß der Oertlichkeiten mehren oder mindern können. So erhellt es aus den eingelaufenen Berichten, daß in Städten, ungeachtet sie mit vielen Dörfern auf der gleichen Linie der nördlichen Bergverflächung stehen, gewöhnlich und verhältnißmäßig weniger Taubstumme, Blödsinnige und Großköpfige sichtbar sind, als auf dem Lande.

Man muß diese Minderung des Uebels auf die Beschäftigungsarten der Städter, theils auf die größere Mannigfaltigkeit ihrer Speisen, theils auf bessere Pflege ihrer Kinder in den ersten Lebensjahren, theils auf ihre mannigfaltigere Vermischung der Familien in der Ehe beziehen.

Es ist möglich, was die Beschäftigungsarten betrifft, daß das dumpfe Fabrikleben der gemeinern Volksklasse auch in Bezug auf Kretinismus nachtheilig einwirke. Doch führen uns die eingelaufenen Berichte keine einzige Familie an, die von Arbeiten in Fabriken lebte. Hingegen haben Aerzte schon lange die Beobachtung gemacht, daß das Tragen schwerer Bürden auf dem Kopfe oder auf solche Art, daß dabei die Halsmuskeln stark angestrengt wurden, leicht Köpfe erzeugte; oder daß wenigstens diese Krankheit so lange nicht bei denen geheilt werden konnte, als sie nicht von ihrer Gewohnheit, Lasten auf die Art zu tragen, abliessen.

Auch die Einerleiheit und Grobheit der Nahrungsmittel kann auf dem Lande mitwirkende Ursache zur Vermehrung des Uebels sein. Der Mangel an Abwechselung und Genuß schlechter Speisen setzt schlechtere Säfte ab. Zwar unmäßiger Genuß des Weins und Branntweins kann endlich wohl auch schaden; doch wird in den eingelaufe-

nen Berichten einigemal besonders bemerkt, daß die Aeltern taubstummer oder blödsinniger Kinder nüchterne Leute seyen, während man Kinder von ausgemachten Trunkenbolden gesund einherwandern sehe.

Wichtiger hingegen scheint die elende Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren, besonders bei Landleuten, auf die Erzeugung des Kretinismus und seiner Abarten einzuwirken. Darüber ist in allen Berichten bittere und gründliche Klage. Viele dieser Kinder werden des Tages zwei- bis dreimal, ungeachtet sie gesäugt werden, mit zähem dickem Brei vollgestopft, bis sie durch Erbrechen zu erkennen geben, daß der Magen nichts mehr fassen könne, und dann fest gewickelt bei Seite gelegt. Andere werden mit und ohne Wiege auf oder neben den heißen Ofen gestellt und so mehrere Stunden lang in einer unnatürlichen Hitze gehalten. Alles dieses sind Mittel, in Kindern verderbene Säfte und Schwächung hervorzubringen. Die Rachitis oder englische Krankheit, vermuthlich eine Folge der geschwächten Dauungswerkzeuge, Drüsen und anderer Gefäße, welche zur Verarbeitung des Nahrungs- und Knochensaftes dienen, ist, wie schon gesagt worden, dem Kretinismus aufs engste verwandt, oder doch ähnlich. Oft entstehen aus so elender Behandlung der Säuglinge gichterische Zufälle, woran

auf dem Lande immer die Hälfte der Kinder dahinstirbt. Die Uebrigbleibenden werden nicht gehörig geheilt, und tragen meistens eine sogenannte Lehe davon, stumpfen Geist oder siechen Körper.

Daß bei mehrern unglücklichen Individuen das Uebel in seiner ganzen Größe wirklich von den Gichtern stammt, erhellt aus den in den Berichten gegebenen ausdrücklichen Meldungen. Ein Beispiel sei hier, statt mehrerer. Zu Strengelbach entsetzte sich Elisabeth Meyer, als Kind von einem Jahre, vor einer herumziehenden in ihr Haus tretenden Weibsperson so heftig, daß sie in zehn Stunden anhaltende Gichter fiel. Das wiederkehrende Uebel entartete zuletzt in fallende Sucht, von der sie in einer Nacht oft sechsmal befallen wird. Sie ist fast ganz thierisch unreinlich, hat oft Bangigkeiten, verdirbt alles, zernagt oft Hölzer, verschluckt kleine Steine u. s. w.

Die Unreinlichkeit der Kinder auf dem Lande ist an einigen Orten über alle Beschreibung groß. Man läßt sie gleich nach den ersten Wochen halbe und ganze Tage lang in ihrem Unflat liegen, schließt sie zuweilen unter Aufsicht eines größern Kindes, oft ohne alle Gesellschaft, in die Stube ein, läßt sie da schreien, aus Schmerz oder Hunger, bis die Feldarbeit vollbracht ist. Selbst wenn sie erwachsener sind, bleiben sie nicht selten in der

gewohnten Unsauberlichkeit. So belehren uns die Berichte, daß mancher Landleute Kinder im ganzen Winter ein und dasselbe Hemd am Leibe tragen müssen.

In ebenen Ländern, in Deutschland, in Polen u. s. w. herrscht auf dem Lande zwar keine bessere Kinderpflege, als hin und wieder in unsern Dörfern: dort aber entstehen daraus nicht Kretinen, Blödsinnige, Kröpfige, sondern Kranke von anderer Gestalt, wie dies auch in der Schweiz in höhern Gegenden oder an südlichen Abdachungen der Gebirgsflächen der Fall ist.

Nicht wenig mag auch, wo nicht zur Erzeugung, doch zur Fortpflanzung und Verstärkung des Kretinismus, die allzugeringe Vermischung der Familien in den ehelichen Verbindungen beitragen. Es ist Thatsache, daß Thiere allmälig entarten, und Pflanzen sich verschlechtern, wenn bei jenen nicht auf Durchkreuzung der Racen, bei diesen nicht auf Wechsel des Bodens für die Saat Bedacht genommen wird. So verhält es sich auch im menschlichen Geschlecht.

Gewöhnlich verheirathen sich die Bewohner eines und desselben Ortes unter einander; selten zieht ein junger Mann die Tochter einer fremden Gemeinde in seine Heimath, oder läßt sich in einer andern Gemeinde, eines Weibes willen, nieder, weil bei solchen Veränderungen immer bürger-

liche und politische Schwierigkeiten zu überwinden sind. Daraus entsteht, daß die Volkerschaften der Kantone nicht nur ihre eigenthümlichen Nationalphysionomien empfangen haben: sondern daß es in Städten und Dörfern erbliche Familienphysionomien, Familienwunderlichkeiten, Familieneigenheiten und Familienübel gibt. — Zu den letztern gehören ohne Zweifel am Fuße nördlicher Gebirgsverflächungen auch die Anlagen zum Kretinismus. Von hundert und vier taubstummen Personen, über welche unsere Berichte Meldung geben, werden allein achtunddreißig bezeichnet, von deren Aeltern oder Großältern und nächsten Blutsverwandten man mit Bestimmtheit angeben konnte, daß sie entweder blödsinnig, oder mit Kröpfen behaftet, oder sonst skrophulös und kränklich waren. Auch fehlen die Fälle nicht, wo Aeltern und Vorältern gesund waren, und dennoch taubstumme oder kröpfige Kinder zum Vorschein kamen.

Es wird vielleicht auffallen, daß bei Auffpürung der mitwirkenden Ursachen zum Kretinismus des ungesunden Trinkwassers überhaupt nur ganz beiläufig Erwähnung geschah, ungeachtet man gewohnt ist, in diesem eine der vornehmsten Ursachen des Uebels zu vermuthen, und durch die allgemeine Meinung geleitet, selbst in den eingelaufenen Berichten oft darauf hingedeutet worden ist. Nun ist zwar gewiß, daß schlechtes leimiges

oder mit Tuffstein geschwängertes Wasser kein gesundes sei, und die Anlagen zu Kröpfen mit rege machen können; doch berechtigt uns nichts, darin eine der Haupturſachen des Uebels zu ſehen. An den Südſeiten, ſelbſt wenn die Brunnen und Bäche mit Kalktheilen faſt überſättigt ſind, erzeugen ſie eben ſo wenig Kröpfe, als in hohen Gegenden das von den Gletſchern über Granit ſtrömende Eiswaſſer dergleichen hervorbringt, ungeachtet man oft in den niedern Thälern demſelben das Uebel zuzuſchreiben Luſt hat. Hingegen mag das Waſſer in den untern Gegenden der Gebirgsverflächung durch ſeine örtlichen Verhältniſſe zum Sonnenſtrahl vielleicht eben ſo Veränderungen in ſich erleiden, als die Erde und die aus ihr hervorſteigende Pflanzenwelt. Auf dergleichen Veränderungen machen uns die Erfahrungen der mesmerirten Perſonen aufmerkſam, welche, wie jetzt vielfache Beweiſe darthun, das künſtlich magnetiſirte oder durch den Sonnenſtrahl magnetiſirte Waſſer ſehr genau im Geſchmack, wie in der Wirkung, vom unmagnetiſirten oder im Schatten gebliebenen Waſſer unterſcheiden können. Doch hieraus mehr zu folgern, verwehrt uns bis jetzt die noch zu ſehr beſchränkte Anſicht in dieſem dunkeln, kaum entdeckten Gebiete der Naturkunde.

Daß aber feuchte Gegenden und ſolche, die mit ſtehenden Gewäſſern beladen

sind, auf nördlichen Abhaldungen der Gebirge die Atmosphäre verderben, und kretinische Anlage entwickeln helfen, wie sie an Südseiten oder in flachen Ländern Bleichheit, Nervenlähmung, Stumpfsinn und Fieber begünstigen, wollen wir keineswegs bestreiten, sondern wir halten eben die Verbindung dieser Umstände für eine der furchtbarsten. Bourrit, in seiner Beschreibung der appenninischen Alpen, erzählt, ihm hätten Walliser gesagt, daß, seitdem durch Ueberschwemmungen neue Bäche entstanden wären, gewisse Wohnungen der Gegend mit Kröpfen bereichert worden seien, und daß hingegen diese Auswüchse, da wo die alten Bäche versiegt waren, nach und nach bis zum Verschwinden abgenommen hätten.

Die Gesellschaft für vaterländische Kultur hatte in ihrem Umlaufsschreiben an die Herren Pfarrer des Aargaues noch manche andere Frage vorgelegt, in der Hoffnung, dadurch den ersten Ursachen des Kretinismus näher geführt zu werden; allein der größere Theil blieb ganz unbeantwortet, oder wurde, als ungültig, verneint. Daher kann auch hier weiter keine Rücksicht darauf genommen werden. Aus allem bisher Gesagten geht nun folgender Schluß hervor.

1) Es ist eine von Geographen, Naturforschern und Aerzten schon längst erkannte Thatsache, daß

in gebirgigen Ländern die Kretinischen, Blödsinnigen, Kröpfe und Taubstumme weit häufiger daheim sind, als in ebenen Ländern.

2) In gebirgigen Ländern findet man die Anlagen und mannigfaltigen schwächern oder stärkern Ausbildungen des Kretinismus weit häufiger in den untern Theilen nördlicher Verflächungen des Gebirges, als höher an denselben hinauf, oder als an den südlichen Bergseiten. Das Uebel läßt sich also auf keine Weise ganz vertilgen, wenn man nicht die Versetzung aller Ortschaften ausser der dem Kretinismus günstigen Linie bewirken kann, was wohl schwerlich der Fall sein dürfte.

3) Aber sehr wahrscheinlich kann das Uebel vermindert werden, wenn die Gewalt der mitwirkenden Ursachen geschwächt wird. Dahin gehören:

1. Anhaltung der Landleute zu einer zweckmäßigen physischen Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren.

2. Verbietung des Tragens schwerer Lasten auf dem Kopfe, oder auf die Art, daß die Halsmuskeln dabei zu sehr angestrengt werden.

3. Vermannigfaltigung der Nahrungsmittel und Sorge für reines Trinkwasser.

4. Ableitung aller stehenden Wasser und Trokkenlegung des sumpfigen Bodens.

5. Anhaltung der Landleute zu strengerer Reinlichkeit in Speisen, Geräthen, Wohnungen und Kleidern.

6. Verhütung der Ehen mit Personen, welche selbst, oder deren Aeltern und nahe Verwandte Blödsinn, Kröpfigkeit oder andere Spuren des Kretinismus zeigen, so wie überhaupt Vermeidung ehelicher Verbindungen in allzunahen Verwandtschaftsgraden.

7. Anlegung der Wohnzimmer auf die Sonnenseite des Orts.

8. Endlich, wo es sein kann, Aufenthalt der Schwangern und Abwartung ihrer Niederkunft in solchen Ortschaften, die vom Kretinismus jeder Art ganz frei sind, und Aufenthalt der Neugebornen daselbst in dem ersten Jahre ihres Lebens.

Dies, verehrteste Herren, ist der Erfolg der Untersuchungen, welche Ihre Menschen- und Vaterlandsliebe veranlaßte: wir sollten den Quellen des großen Uebels auf die Spur kommen. Das Unterfangen war schwierig, wie immer, wenn der Mensch mit der Natur um eins ihrer Geheimnisse ringen will.

Ueber das
Verhältniß der Freimaurerei
zu
Kirche und Staat.

Es gibt, mein theurer Freund, in der geselligen Unterhaltung Augenblicke, wo der Gedankentausch die Kraft des Gemüths steigert, und man sich von Ideen umgeben findet, deren zarte Verkettung man späterhin nicht so leicht wieder erkennt und überschaut. So ging's mir denn auch in unserm Gespräch über Maurerei. Ob ich nun das Alles wieder finde, was ich damals sagte, bezweifle ich fast. Doch will ich's versuchen.

Durch verschiedene Ihrer sinnvollen Bemerkungen veranlaßten Sie mich damals, auf Ursprung und Wesen der Freimaurerei zurückzublicken; nicht auf das Geschichtliche, sondern auf das Naturnothwendige. Vermittelst dieses Rückblickes ward uns plötzlich das Eigenthümliche, Große und Scharfbezeichnende klar, wodurch sich Frei-

maurerei von allen ähnlichen allgemeinen Stiftungen der menschlichen Gesellschaft unabänderlich unterscheidet.

Der Sterbliche steht zugleich da, als Bürger auf dem Erdstern, verknüpft mit andern Wesen, die er für seines Gleichen erkennt; und als Bürger der Geisterwelt, im kindlichen Verhältnisse zu Gott.

Das Verhältniß zu Gott und Ewigkeit ist das erhabenste; das andere, und jedes andere, diesem nur untergeordnet. Wir drücken jenes Verhältniß durch das Wort Religion aus. Es ist kein willkührliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Menschen, sobald sie zum vollen Bewußtsein, aus dem dumpfen Zustand des Pflanzen- und Thierlebens, genesen, erblicken sich in demselben. Daher hat man noch kein Volk, sobald man es vermittelst seiner Sprache geistig näher kennen gelernt, ohne religiöse Ideen gefunden. Selbst die wilden Geschlechter Südindiens, heute noch ohne Vorstellung von Staat und Gesetz, nur noch familienweise lebend, deren Wohnung eine Laubhütte, ein ausgebrannter Baumstamm, eine Höhle der Felsen ist, haben ihre Religion, ihre Ahnungen aus der Geisterwelt.

Ein anderes, diesem höchsten untergeordnetes, Verhältniß der Menschen, als zeitweise Bewohner des Erdsterns, als Glieder der großen,

auf diesem Sterne lebenden Gottesfamilie zu einander, entspringt aus jenem. Christus sprach es mit den Worten aus: alle Menschen sind Kinder Gottes; jeder ist unser Nächster, unser Bruder, unsere Schwester. Auch dieses Verhältniß ist kein willkührliches, sondern ein naturnothwendiges. Alle Völker erkennen es an. Der Schwarze, der Kupferfarbene, der Olivengelbe, der Weiße, zweifeln nicht, daß sie gleiches Geschlechts, mit gleichen Befugnissen und Pflichten in der Welt sind. Ob es höhere oder niedere Menschenstämme geben möge, dürfte sehr zu bezweifeln sein.

Der Begriff von Stammgenossenschaft und Verbrüderung aller lebenden Menschen ist früher, als jeder andere Begriff von gesellschaftlicher Ordnung. Diese letztere ist um so edler, je mehr die Idee des Bruderthums der Menschen, die Gleichheit der Rechte aller Stammgenossen, darin vorherrschend waltet.

Alle Verbesserungen der Nationalreligion zielen zuletzt auf Näherführung derselben zur Urreligion; und alle Verbesserungen der gesellschaftlichen Ordnungen zielen auf Herrschendmachung der ewigen Wahrheit, daß alle Menschen Genossen gleicher allgemeinen Rechte und Pflichten sind. Anderes suchten die spätern Glaubensstifter und Refor-

matoren nicht, anderes nicht die Veredler der öffentlichen Gesetzgebungen und Staatsverfassungen.

Wiederherstellung des Urverhältnisses der Sterblichen zu sich selbst; Verbrüderung aller unserer Geschlechtsgenossen, ohne Rücksicht auf Vaterlande, Nationalreligionen, Menschenstämme; Wiederanknüpfung der heiligen Bande, die durch Vorurtheile, Leidenschaften und Wirkungen aller Art der thierischen Menschennatur zerrissen waren: dies konnte von jeher nur die Sehnsucht der Weisern und Bessern unsers Geschlechts sein. Und wo sich solche Männer zusammen fanden mit ihrer Sehnsucht, die sie dem hohen und niedern Pöbel freilich verbergen mußten, um nicht mißverstanden zu werden, lebte die Idee des Maurerthums. Diese ist auch in dem bekannt gemachten alten Lehrlingsgrad deutlich ausgedrückt; die Loge steht darin, als Sinnbild der Welt.

Wenn sich Menschen von einerlei religiösen Vorstellungen und Neigungen gesellschaftlich zur Gottesverehrung, als Bürger der Ewigkeit und mit dem Blick auf sie, vereinigen, entsteht die Kirche. — Wenn sich Menschen, sonst geschieden im bürgerlichen Leben durch Stand, Reichthum, Vaterland, Religionsparten, politische Verhältnisse u. s. w, gesellschaftlich vereinen, ihr Urbild von der Verbrüderung aller Sterblichen in der Wirklichkeit darzustellen, wär's auch nur für ver-

übergehende Augenblicke, entsteht die in der Loge geübte Maurerei.

Kirche und Maurerei sind also gleichsam verkörperte, in's Irdische hinausgetretene Urbilder. Sie leiden das Ungemach, welches jede Idee vom sinnlichen Stoff, mit dem sie bekleidet wird, ja jeder einzelne Gedanke vom Worte leiden muß, in welchem er dem Ohr oder Auge dargestellt ist. Wie in Tempeln und Bethäusern sich die Andacht der Gottesverehrung zuletzt in vermeinten Gottesdienst verwandelt, der Gefeierte oft über die Feierlichkeit vergessen wird: so verwechseln die Menschen in den Logen oder Baubütten häufig das Sinnbild mit dem Sinn, und suchen in eben jenen alterthümlichen Einrichtungen Nahrung einer Eitelkeit und Leidenschaft, von der sie am reinsten in den Logen dastehen sollten.

Weil es nun gar nichts Ungewöhnliches ist, daß zuletzt das Kirchliche für die Religion selbst, und andererseits die Maurerei, wie sie in Logen geübt, für das Maurerthum gehalten wird: so entstehen auf beiden Seiten innere Trennungen, kirchliche Parteien und Sekten, maurerische Systeme. Denn in allem Irdischen ist Mannigfaltigkeit und Wechsel möglich, ja durch die Natur des Irdischen nothwendig, während im Geistigen nur Einheit und Unveränderlichkeit sein kann, und nur ein Urverhältniß der Sterblichen zu Gott

und Ewigkeit, oder ein Urverhältniß der Menschen zu sich selbst in diesem Leben gedenkbar ist.

Es sind ursprünglich Kirche und Maurerei mit einander verwandter, als der große Haufe glaubt. Wie aber oft auch unter Schwestern Hader entstehen kann, so finden wir denselben zwischen Kirche und Maurerei häufig, nicht sowohl durch ihre eigenthümliche Verschiedenheit, als durch die Leidenschaftlichkeit derer, die beiden angehören; durch Mißverständniß und gegenseitiges Verkennen. Eben wegen der engen Verwandtschaft der Kirche und Maurerei geschah, daß manche Kirchparteien ganz in's Maurerische, und manche Logensysteme ganz in's Kirchliche überstreiften.

Ein Beispiel geben die Quaker und Herrnhuter u. s. w. von der einen Seite. Sie sind im bürgerlichen Leben ganz maurerisch; sie sind (oder nennen sich wenigstens) Brüder unter einander; sie stellen das Urverhältniß der Menschen zu sich selbst, als eine große Gottesfamilie, in der Wirklichkeit auf, mit der angebornen Gleichheit der Rechte u. s. w. Nur durch ihre Kirchlichkeit werden sie einseitig. Zwar vergessen sie ebenfalls in ihrer großen Verbrüderung Vaterland, Stand, schwarze und weiße Farbe der Haut; aber Bedingung zu Allem ist: der Bruder muß von ihrem kirchlichen Meinungssysteme sein.

Ein Beispiel von der andern Seite geben diejenigen Freimaurerlogen, welche sich als bloß christliche Stiftungen betrachten, und daher weder Juden noch Muhamedanern u. s. w. Zutritt bei sich gestatten, da doch eben das das Herrlichste und Edelste in der Maurerei ist, daß sie dasjenige im Menschengeschlecht wieder zur großen Gottesfamilie auflosen und vereinen soll, was durch kirchliche Meinungen, wie durch staatsthümliche und bürgerliche Verhältnisse, feindseliger Weise von einander geschieden wohnt. Gibt die Maurerei den Gedanken an das Urverhältniß der Sterblichen zu sich selbst, also die Idee des Maurerthums auf: so gibt sie sich selbst auf und verliert ihre ganze Bedeutung. Einige Logen scheinen sich heutiges Tages in wahre Bethäuser verwandeln zu sollen. Einige maurerische Schriften athmen ganz den gemüthlichen, mystischen Herrnhutergeist. Ich habe nichts gegen diesen. Aber wozu ihn allein in der Loge? warum nicht öffentlich und aller Orten im Leben? Ich will zehntausendmal lieber ein Quaker oder Herrnhuter, als ein solcher Freimaurer sein. Denn jener ist wirklich etwas: dieser aber ist nicht, was er sich nennt, sondern ein sich selbst nicht begreifender idealischer Zwitter.

Bisher hab' ich das Verhältniß des Maurerthums zur Religion entwickelt. Beide sind Sache des Geistes, Urverhältnisse; die Religion mit Be-

ziehung auf die Ewigkeit, das Maurerthum mit Beziehung auf das Leben; das Maurerthum durchaus der Religion untergeordnet, wie der Theil dem Ganzen. Kirche und Freimaurerei als Versuche, das Geistige zu verkörpern, die Idee zu verwirklichen, treten, eben weil sie in der äußern Welt dastehen, als besondere Anstalten, mit schärfern Begrenzungen aus einander. Der Geist in beiden ist sich noch verwandt, aber der zur Bekleidung beider aus dem Irdischen erborgte Stoff ist verschieden.

Es bleibt mir noch übrig, vom Verhältniß des Maurerthums und der Freimaurerei zum Staate zu reden. Denn ich hatte im Anfang gesagt, daß die Idee: alle Menschen seien, als Glieder eines und desselben Geschlechts in der Schöpfung, Brüder (gleich wie sie Kinder eines Vaters sind), ursprünglich also von gleichen Rechten, — daß dies von der Natur gegebene gesellschaftliche Urverhältniß früher sei, als jeder andere Begriff von gesellschaftlichen Ordnungen. Jede gesellschaftliche Ordnung, in der eine Familie, oder ein Staat besteht, sollte eigentlich Darstellung des allgemeinen Urverhältnisses in den einzelnen Theilen der menschlichen Gesellschaft sein, und modifizirt durch die Bedingungen, welche das Irdische gibt. Das Urverhältniß der Menschen unter sich ist unbedingt;

das Geſetz desſelben (Naturrecht) allgemein gültig. Der Staat, als ein Theil der Geſammtheit des menſchlichen Geſchlechts, und doch für ſich als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes daſtehend, iſt durch Oertlichkeit, Klima und Kulturſtufe des Volks bedingt; das Geſetz desſelben nur beſchränkt gültig (poſitives Recht). Jenes iſt ewig, wie der Geiſt, und unwandelbar, wie alles Naturnothwendige; der Staat iſt in ſeinen Verhältniſſen veränderlich, wie alles Irdiſche.

Die Idee des Maurerthums verhält ſich alſo zu den mannigfaltigen Staatenarten der Völker, wie die Idee der Religion zu den verſchiedenen Kirchenarten, oder Gottesverehrungen. Wie die einander widerſtreitenden religiöſen Vorſtellungen, eben ſo erzeugen die einander widerſtreitenden Intereſſen der Staaten, Spannungen. Alles vereinzelt ſich; und ſelbſt die einzelnen Theile (Staaten) zerſpalten ſich wieder in kleinere, getrennte, unter einander feindſinnige Theile (Staaten im Staat, Kaſten, Zünfte, Erbrechte, Orden u. ſ. w.), je weiter ſich die geſellſchaftliche Ordnung vom Urverhältniſſe der Menſchen verliert und, vom Genuß des Augenblicks bezwungen, ins Schlechterdings[illegible] übergeht. Denn nur im Geiſtigen iſt E[illegible], im Sinnlichen Zwietracht. In dem Naturgemäßen iſt Wohlſein, Stetigkeit und Klarheit, im Unnatürlichen Schmerz, daher Wechſel

und Verwirrung. Das Sinnliche oder Irdiſche aber (die Leidenſchaft iſts) wird in eben dem Augenblick unnatürlich, wenn es die Stelle des Geiſtigen einnehmen, und geſetzgebend werden will. Solches iſt wahrhafte Verkehrung der göttlichen Weltordnung.

Die beſten Staatsverfaſſungen und Geſetzgebungen werden daher auch immer die einfachſten, und dem Urverhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft die verwandteſten ſein. Je thieriſcher (das iſt unwiſſender und ſinnlicher) ein Volk wird, um ſo künſtlicher, zuſammengeſetzter und naturwidriger wird ſeine Staatseinrichtung, wie ſein Kirchenthum. Aus dem Mittelalter, deſſen Aberglauben, Unwiſſenheit und Brutalität, ſtammen die innere Zerfallenheit und bunt zuſammengeflochtene Menge der Rechte, die zuletzt alles Recht vernichten, und der Freiheiten, die zuletzt alle Freiheit aufheben. Von daher ſtammen die vielen von einander getrennten, ſich eiferſüchtig begegnenden weltlichen und geiſtigen Körperſchaften, Privilegien, erblichen Stände, Cölibat, Kloſterthum, Iſolirung von Herrſchaften, Provinzen, Städten, Dörfern und eigenthümlichen Verfaſſungen, Geſetzen und Rechten, in einem und demſelben Staate. Von daher ſtammet die Verſchwundenheit des Gemeingeiſtes, und die dafür eingetretene Selbſt-

sucht der Theile, weil jeder Theil selten für sich das Bedurfniß aller übrigen fühlt. Die Vaterlandsliebe hat sich, versplittert, in Orts-, Familien-, Standes-, Ordens-, Korporations-Sinn verkehrt. Das Untergeordnete steht oben an. Es ist Unnatur. Das falsche Herkommen steht höher, als das gerechte; das Vorurtheil gilt als Wahrheit; der Zufall oder die Willkühr setzt sich an die Stelle der Naturnothwendigkeit; der Reichthum ist geehrter, als die Tugend, und die Geburt mit erblichem Vorrecht angesehener, als das Verdienst.

Je gebildeter der Geist eines Volks ist, je mehr strebt er zum Wahren, Natürlichen und Einfachen, das ist, zur Annäherung an das Urverhältniß menschlicher Gesellschaft zurück. — Die rechte Bildung aber besteht in der Rückkehr zur Macht des gesunden Menschenverstandes, zur Freiheit der Einsicht und des Urtheils, die der Verbildeten durch Aberglauben, Vorurtheil, herkommliche Gewohnheiten u. dgl. verloren ward. Die Urheber der nordamerikanischen Staatsverfassungen sind vielleicht keine große Gelehrte und Staatskünstler von europäischem Schulschnitt gewesen, aber Männer von gebildetem Geiste, Leute von Menschenverstand waren sie, die sich durch keinen Schlendrian binden und blenden liessen.

Wenn in einem Volke die Bildung des Geistes

über die ehemalige Verbildung obgesieget hat, der gesunde Menschenverstand zur vollen Herrschaft gelangt ist, und doch die Verfassungen, Gesetze und Institute der barbarischen Vorzeit fortbestehen: entspringt, neben Verachtung derselben, die Sehnsucht nach Uebereinstimmung des Aeussern mit dem, was in der innersten Ueberzeugung als recht gilt. Die Staatsverwandlungen werden nothwendig, und vollbringen sich unmerklich oder gewaltsam. Das ist das Naturgesetz der Weltgeschichte.

Die Verbildung der Volker hält gleichen Schritt mit ihrer Verthierung oder ihrer Vertauschung des Geistigen und seiner Herrschaft um das Sinnliche und dessen Herrschaft. Bei allen Volkern des Alterthums, sobald sie sich über den dumpfen Zustand ihrer ersten Kindheit zum Selbstbewußtsein erhoben hatten, finden wir, neben der Einfalt ihrer irdischen Bedürfnisse, eine vorwaltende Hinneigung zur Erkenntniß himmlischer Dinge, eine Religiosität, eine Gemüthsgröße, Züge von heldenmüthiger Tugend und Freiheitsliebe, wie man in ihren spätern Geschlechten nicht wieder erblickt. Sobald sich ihre Erfahrungen in der Sinnenwelt vermehren, Kunst die Bequemlichkeiten des Lebens vermannigfaltigt und die Sinnlichkeit der Menschen aufreizt, erhält diese Sinnlichkeit eine maaslose Ausbildung; alle Vermögen des Geistes werden für sie allein thätig, oder ihr dienstbar. Dann

sprossen wetteifernd Künste und Wissenschaften auf; dann entnervt Luxus die alte Kraft, zieht alles in den Schlamm des irdischen Genüßes nieder, in welchen zuletzt Kunst und Wissenschaft, mit herabgezogen, selbst verderben, und eine wüste, prunkende, geschmacklose, sittenlose Zeit der vollen Geistesentkräftung, der Barbarei den Weg bahnt. Man denke an die Geschichten der Urwelt, Israels, Griechenlands, Roms! — Unsere heutigen europäischen Staaten entsprangen aus der Vermählung nordischer, wilder Geschlechter, bei den Völkerwanderungen, mit durch Luxus entnervten, südischen Geschlechtern, die noch Erinnerungen von der Wissenschaft des bessern Alterthums bewahrten.

Wie Staat und Kirche bei den ältesten Völkern einfach und großgedacht waren: wurden sie, bei zunehmender Abtrünnigkeit vom Geistigen (und fortschreitendem Uebergang ins Leben für die Sinne und die niedern Begierden) vielfältiger, künstlicher, zusammengesetzter, kleinlicher, berechnet, und unter einander zwistiger. — Gleichwie Staat und Kirche einerlei Ursprungs sind: so war nichts natürlicher in der Welt der alten Völker, als daß bei ihnen Staat und Kirche in Eins verschmolzen erschienen. Die Theokratie ist die älteste gesellschaftliche Ordnung gewesen; selbst das patriarchische Regiment war theokratisch. Der Vater der Familie stand, durch seine Erfahrungen weiser,

durch ſein hohes Alter der Ewigkeit näher, einem höhern Weſen ähnlich, als Dolmetſch des Willens der Gottheit da. Sobald ſich Staat und Kirche trennten, war ſchon ein Hauptſchritt zum Niedergang ins Leben für niedrige Sinnlichkeit gethan, die große Entzweiung bald vollbracht.

Freimaurerei, als Erneuerung des Urverhältniſſes der menſchlichen Geſellſchaft im engen Kreiſe gebildeter Menſchen (während der Staat, zu gleichem Ziele ſtrebend, durch die Wirklichkeit bedingt wird), ſteht, mit Staat und Kirche gleichen Urſprungs, als Mittleranſtalt zwiſchen beiden Anſtalten. Ihre Natur ſcheidet alles Kirchliche von ihr aus, weil ſie ſich nur auf das gegenwärtige Leben bezieht, und weil ſie vielmehr, ohne Rückſicht auf Glaubens- und Kirchenverſchiedenheit, alle Menſchen zu einer einzigen Gottesfamilie wieder verbinden mögte. Ihre Natur ſcheidet aber auch alles Politiſche, und was den beſtehenden Staaten eigenthümlich iſt, von ſich aus, weil ſie, ohne Rückſicht auf wirkliche Kultur, auf Oertlichkeit, auf klimatiſchen Einfluß und andere Bedingungen, die den Staat für das, was er iſt, beſtimmen, nur das Urverhältniß der Menſchheit im Auge hat; weil ſie ſich das menſchliche Geſchlecht in ſeiner Vollendung, alſo auch den Menſchen rein denkt von Leidenſchaften und Thorheiten und Verbrechen (worauf hingegen der Staat

die erste Rücksicht nehmen muß); ferner, weil sie alle Menschen, ohne Rucksicht der Vaterlande und Stände, als eine einzige Geistesverbrüderung um Gott vereinen will.

Nur in dieser Stellung wirkt Freimaurerei veredelnd auf Kirche und Staat, ohne in deren Oekonomie, die ihr ganz fremd bleibt, eingreifen zu mögen oder zu können.

Es erklärt sich aus dieser Ursache von selbst, daß nur die Gebildetern der verschiedensten Nationen aus allen Welttheilen, Kirchen und Ständen zur Maurerei fähig sind; der Ungebildete den Geist derselben gar nicht erfassen kann; der Unsittliche, der Leidenschaftliche, der Eitle, der Golddürstige im vollen Widerspruch mit seiner maurerischen Stellung ist. Freimaurerei aber, sobald sie ihren heiligen Kreis überschreitet, kirchliche, politische, wissenschaftliche Geschäfte, oder Ordens- oder Goldmachertand treibt, ist keine Freimaurerei mehr, und verändert alle ihre Verhältnisse zu Kirche und Staat.

Europens Niedergang Amerika's Aufgang.

Als der Verfasser die nachfolgende, freilich nie gehaltene, Rede im Jahr 1818 zuerst in einer Zeitschrift mittheilte, war es ihm darum zu thun, auf eine lebhafte und täuschende Weise zu zeigen, wie etwa ein Bürger Nordamerika's mit schlichtem Menschenverstande Leben und Treiben der Europäer beurtheilen würde, wenn derselbe, als Augenzeuge, bei seiner Heimkunft aus der alten Welt, zu Mitbürgern spräche. Man muß sich darum den Redner als Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung, z. B. des jungen Ohiostaates, denken, und es dem Uebermaas seiner Vaterlandsliebe zu gut halten, wenn er uns Europäern zuweilen gar zu nahe tritt.

Auch ich, meine Herren, kann nicht anders, als mich dem geschehenen Antrage widersetzen. Die leisesten Beschränkungen freier Niederlassung europäischer Ankömmlinge, welche wir, ausser vorhandenen allgemeinen Gesetzen, aufstellen würden, wären Grausamkeiten gegen die Unglücklichen, welche ihre alte Heimath ver-

lieſſen, um im Schoos unſers beglückten Freiſtaates Ruhe zu ſuchen; wären Verletzung aller Klugheit, die wir zum Emporheben des öffentlichen Wohlſtandes vonnöthen haben.

Ich will hier keineswegs wiederholen, was ſchon von den Vortheilen geſagt iſt, die der Anbau des Bodens, die Zunahme des Gewerbfleißes, und die innere Stärke unſers Staates, aus ungeſtörter Niederlaſſung der Ankömmlinge ziehen. Ich will mich nur begnügen, die leere Furcht zu zerſtreuen, welche der ehrenwerthe Herr äuſſerte, der vor mir redete und vielleicht Andern einflößte: daß allzuſchnelles und übermäßiges Anſchwellen der Bevölkerung unſern Sitten, unſern Verfaſſungen, unſerer innern Ruhe gefährlich werden könne, weil die Zahl der neuen Einwohner gar bald die der ältern übermannen dürfte. Wozu denn eine Furcht, die noch durch die Erfahrungen keines einzigen amerikaniſchen Staates beſtätigt ward? Wie lächerlich, daß wir vor Plagen der Uebervölkerung zittern ſollen, wir, die wir noch um uns her unermeßliche, fruchtbare Einöden erblikken, deren jungfräuliche Erde kein Pflug berührt hat: wir in einem Lande, das kaum achtzig Seelen auf jede ſeiner Geviertmeilen rechnen kann!

Der ehrenwerthe Herr bildet ſich zwar in der Fülle ſeiner Beſorgniſſe ein, der größere Theil europäiſcher Auswanderer beſtehe aus Bettlern

und Thunichtguten, oder aus Verbannten oder flüchtigen Empörern, Rebellen und Unzufriedenen, die allen Gesetzen den Krieg machen möchten; er nimmt daher auch keinen Anstand, sie insgesammt Auswürflinge des alten Welttheils zu nennen. Ich bin entgegengesetzter Meinung. Bettler bleiben in Europa zurück, weil sie zu derjenigen privilegirten Volksklasse gehören, die nur Steuern empfängt, und keine entrichtet. Ueber das Weltmeer kommt kein Bettler; denn auch der Aermste, welcher die Ueberfahrt nicht zahlen kann, bringt Hände und Füße, statt des Kapitals, und zahlt damit vorerst seine Fracht, dann seine Kost. Und alle übrigen Personen, welche der ehrenwerthe Herr für Thunichtgute und Unzufriedene hält, sind nach meiner Ueberzeugung ungefähr solche Leute, wie wir sein würden, wenn uns das Schicksal verurtheilt hätte, in Europa zu wohnen. Ich halte sie zum Theil für die edelsten Kinder des alten Welttheils, die entweder den gewaltsamen Zusammensturz des morschen Palastes fürchten, oder die Unbequemlichkeiten einer finstern gothischen Burg hassen, und ihr ein freies, leichtes Landhaus vorziehen. Ja, ich halte sie zum Theil für die in Europa gebornen Söhne Amerika's, welche, mit der Milch unserer Grundsätze gesäugt, Heimweh nach der fernen Mutter leiden.

Sollen wir stiefbrüderlich diesen Söhnen Amerika's erschweren, sich an das Mutterherz zu legen?

Ich habe meine Ueberzeugungen nicht in Mariette oder Chelicotte gesammelt. Anderthalbjähriger Aufenthalt im alten Welttheil, wo ich einen Theil Englands, der Niederlande, Deutschlands, des Schweizerlandes und Frankreichs sah, belehrte mich, daß die Auswanderungen daselbst nothwendig fortdauern müssen; daß die wackersten und fleißigsten Menschen am innigsten wünschen müssen, diesseits des Weltmeers, unerreichbar den Steuereditten, Konkordaten, privilegirten Ständen, stehenden Armeen und politischen Kombinationen, in unangefochtener Sicherheit ihrer Menschenrechte zu leben. Mein Aufenthalt belehrte mich, daß Europa unheilbar elend sei, wie überhaupt das Alter, welches die unheilbarste aller Krankheiten ist; daß Europa's Niedergang Amerika's Aufgang werden müsse; daß die Natur nicht aufhöre, ihren großen Kreislauf der Dinge fortzusetzen; daß, wie die Kultur einst aus Asien nach Europa überging, und hinter sich nichts als Sandwüsten und Barbaren zurückließ, eben so die höhere Veredlung unsers Geschlechts nun von Europa hinweg in unsern Welttheil einzieht, und nichts zurückläßt, als gothische, verhärtete Formen des Mittelalters in Feldern, die unterm Fluch des

Feudalwesens und Heerwesens und Kirchenwesens unfruchtbar bleiben müssen.

Noch ist der Eindruck, welchen Europa auf mich gemacht hat, zu frisch, und er ist nur mächtiger geworden, seit mein Fuß vor zween Monaten wieder das freie amerikanische Ufer berührte. Es sei mir daher zur Berichtigung falscher Urtheile erlaubt, in dieser erlauchten Versammlung einige Folgerungen meiner Erfahrungen niederzulegen. Sie werden zugleich das beste Schutzwort für die künftigen Ansiedler sein.

Uns allen ist bekannt, wie Europa durch die bessern Grundsätze, welche im Anfang der französischen Staatsumwälzung laut zur Sprache gekommen waren, erst in eine Art geistiger Gährung versetzt, darauf in langen Kriegen unterjocht worden ist durch den Mann, der alle Verhältnisse, die er fand, zu Fußschemeln einer hartherzigen Eitelkeit machen wollte.

Man hat in Europa dicke Bücher über den Gang der französischen Staatsumwälzung und über die Ursachen geschrieben, welche beinahe einen ganzen Welttheil unter das Zepter jenes glücklichen Waghalses bringen konnten. Beinahe einen ganzen Welttheil, sage ich. Denn Großbritannien, wäre es nicht vom Meere beschützt worden, würde ohne Zweifel das Loos aller andern erfahren haben. Und ohne Moskau's Brand, und ohne

den Frost jener russischen Nächte, würde Napoleon Asien bedroht haben.

Jeder, je nachdem er irgend einem Stande angehörte, nahm andere Ursachen des französischen Glücks und des europäischen Unglücks wahr. Die Soldaten schrieben es der verbesserten Taktik und Strategie der Franzosen, die Priester dem Verfall der Religion oder vielmehr der Verachtung ihres eigenen seelenhirtlichen Einflusses und Ansehens zu; die Adelichen dem Hochmuth der Bürgerlichen; die Politiker den Staatsfehlern einzelner Höfe, den unzeitigen Friedensschlüssen und gegenseitigen Verrätherein.

Genug, jeder betrachtete die großen Schicksale des Welttheils durch die Brille seines Handwerks. Könige und Völker blieben übel berathen. Denn bei aller erstaunlichen Gelehrsamkeit fehlte es, Sie werden es kaum glauben, den Europäern meistens am Besten, nämlich am schlichten, gesunden Menschenverstand. Wundern Sie sich nicht, meine Herren, wenn ich in gewissen Dingen den gesunden Menschenverstand der Bewohner eines ganzen Welttheils in Zweifel ziehe. Erinnern Sie sich, daß die gegenwärtigen politischen und kirchlichen Verhältnisse dieses Welttheils nur erst eine halbvollbrachte Loswindung von der Barbarei finsterer Zeitalter sei: daß dort in allen Ländern mehr oder weniger noch gewisse Begriffe, Stiftungen

und Herkömmlichkeiten als ausgemachte Wahrheiten, als unabänderliche Bedürfnisse gelten, Sachen, die bei uns schon zu den Vorurtheilen gehören; daß mehr oder weniger sich alle Reiche Europens in ihren Formen und Begriffen verwandt sind; daß diese Formen und Vorstellungen durch eine tausendjährige Darangewöhnung und Weitervererbung aufs innigste mit der Denkart der Völker verwachsen sind; daß folglich weder Philosophie noch gesunder, unbefangener Menschenverstand, beide im Grunde eins, ihr ursprüngliches Recht behaupten können. So wie es alten Leuten, auch wenn sie noch so gescheut sind, schwer fällt, sich von Schulbegriffen, angenommenen Systemen und Gewohnheiten ihrer Jugendzeit zu trennen, so ist dies ganzen Nationen noch weit schwerer.

Ich habe in Europa Soldaten und Priester, Staatsmänner, Adeliche und Bürgerliche gesprochen. Wie gesagt, Alle beurtheilten die Dinge nach Maasgabe ihres Berufs. Fragte ich aber nach der Ursache ihrer Hauptursachen, fragte ich: woher die Ueberlegenheit der französischen Strategie und Taktik? woher die Spannung zwischen Bürgerlichen und Adelichen? woher die falsche Politik der Kabinete u. s. w.? so zuckte man die Achsel; so meinte man, die Frage führe zu weit; darüber ließen sich abermals dicke Bücher schreiben.

Schlichter Mutterwitz hat aber keiner Folianten vonnöthen, das zu erkennen, was vor den Augen aller Welt, die sehen will, offen liegt. Der gesunde Menschenverstand behauptete einige Jahre lang in Frankreich sein Recht mitten unter allen Ausschweifungen der Leidenschaften hohen und niedern Pöbels. Dadurch ward Frankreich mächtig. Man schaffte bloß die erblichen Vorrechte begünstigter Einzelnen, zu Gunsten einer ganzen Nation, ab, weil man endlich begriff, einem Volke von achtundzwanzig Millionen Menschen gebühren wohl dieselben Rechte, wie einzelnen seiner Glieder, die sich ihrer Vorrechte zum Schaden von achtundzwanzig Millionen erfreuten. Damit empfingen folglich alle Franzosen einerlei Recht vor Gericht, vor dem Thron, zu den Aemtern und im Heere: einerlei Verpflichtung zu den Staatsbedürfnissen und zur Vertheidigung des Reichs. Und weil auf diese Weise alle Franzosen ein Vaterland hatten, indem der Unterschied von Schooskindern und Stiefkindern desselben verschwunden war, hatten sie alle gegen auswärtige Feinde auch etwas mehr zu vertheidigen, als eine Ministerialgrille. Darum fochten sie mit jener unbezwingbaren Begeisterung, die man nicht bei den Andern durch den hohlen Namen des Ruhms, durch Ordensbänder, durch Branntewein, durch Stockschläge erkünsteln konnte. Darum hatten sie

an der Spitze ihrer Brigaden und Kriegsheere nicht die altadelichsten, aber die tapfersten und geistreichsten Heerführer; in ihrer Staatsverwaltung die feinsten und kenntnißvollsten Beamten, weil Kenntniß, Verdienst und Talent nur, aber nicht Stammbaum und Anciennetät, zu den wichtigsten Geschäften brauchbar machten. Diese vortrefflichen Geister vervollkommnerten natürlich, was sie berührten, und schufen ihrer Nation jene Ueberlegenheit, welche der Klügere allezeit über den Minderklugen zu haben pflegt.

Die meisten andern Länder des Welttheils dagegen blieben dem Herkömmlichen getreu. Sie gedachten dessen, was ihre Väter gewesen, nicht was sie sein sollten. Der Traum von einer glänzenden Vergangenheit ist oft der gefährlichste eines Staatsmannes und eines Volkes. Es blieben die Nationen ohne wahre Begeisterung zum Kampf; die Ministerien voller Männer, wie sie Geburt und Zufall gemacht hatte; die Heere von Feldherren geführt, die durch Herkunft zum Befehl geboren, durch Dienstalter befördert, im Kamaschendienst erzogen waren.

Das Alles sah das Auge des gesunden Menschenverstandes; aber sein Mund mußte schweigen. So weit ging die Verhärtung der Europäer in ihren Vorurtheilen, daß sie den Zusammenhang der natürlichsten Ursachen mit ihren natürlichsten

Wirkungen nicht begriffen; daß sie jeden, der hell über das Chaos der barbarischen Formen hinwegsah, für einen närrischen Träumer oder für ein jakobinisches Ungeheuer hielten. Ich selbst hätte für beides gegolten, wenn ich nicht Amerikaner gewesen wäre. Darum ward mir verziehen, weil man uns für halbe Wilde oder zusammengelaufenes Volk hält, dem es noch an wahrer Kunst und Ausfeilung des gesellschaftlichen Zustandes fehlt.

Auch Frankreichs Ueberlegenheit hörte endlich wieder auf, sobald Bonaparte im Weihrauchdampf der Schmeicheleien den gesunden Menschenverstand verlor; als er nicht mehr dem Staate, sondern als der Staat ihm diente; als er in die morsche Politik der Europäer zurückging; als er neuen Adel machte, alten herbeisuchte, Konkordate und Hofalliancen schloß und vor Mesalliancen erschrack. Von dem an waren der Geist des Volkes und der seinige verschieden; stand er, als Sohn der Revolution, mit den bessern Grundsätzen derselben eben sowohl im Widerspruch, wie als Großkaiser mit den Herkommlichkeiten der übrigen Europäer. Er konnte nicht beiden dienen, noch weniger beider Herr sein. Von da an ergriff er nur halbe Maasregeln. So riesenhaft diese auch zuweilen schienen, blieben sie doch nur halbe, weil sie nicht mehr dem Ganzen und dem gesunden

Mutterwitz gemäß waren. Er ſtand zuletzt einzeln, wie der Selbſtſüchtige immer ſteht. Er konnte ſich nur durch Gewaltsmittel aufrecht halten; das heißt: er ward höchſt ſchwach, ſelbſt an der Spitze ſeiner Heere ſchwach, weil dieſe nicht mehr aus eigenem Intereſſe, ſondern als ſeine Automaten fochten, für fremde Plane und Launen. Eine Regentenlaune, ein Miniſterialplan hat wahrhaftig wenig Begeiſterndes an ſich.

Umgekehrt war dagegen während des allgemeinen Elendes in Europa ein anderer Geiſt erwacht. Denn in der Noth vergißt ſich Etikette, Konvenienz und Herkommen. Richtiger Verſtand behauptet ſein Recht, wenn alte Uebung nicht mehr aushilft. Die Miniſter der Höfe begriffen endlich, man müſſe zuſammenhalten. In den Heeren hatten ſich während der langen Kriege endlich einzelne geiſtvolle Männer aufgeſchwungen. Die Völker wußten endlich, wofür ſie zu kämpfen hatten, da man ihnen faſt nichts mehr, als die Augen zum Weinen gelaſſen hatte. Man ſchmeichelte dem Bürgerſtand; dieſer redete lauter. Vom Throne herab ſprach man endlich herzlicher. Regenten und Regierte hatten endlich nur ein und daſſelbe Intereſſe. Man wartete den gelegenen Augenblick zur Selbſtthätigkeit ab. Er kam. Die Völkerſchaften, zumal des nördlichen Deutſch-

lands, standen auf. Ihre Bewegung lockte die andern. Die Höfe folgten; manche mit Furcht und Zittern. Es war ein großes Auffahren. So mußte Napoleon untergehen; er war nicht mehr zu retten. Er hatte sich selbst den Stab gebrochen. Alles war Naturnothwendigkeit. Sie zu verstehen, thun keine Folianten noth.

Als ich nach Europa kam, war England noch im vollen Siegesfeliz; Deutschland im freudigen Taumel; Frankreich von Unglücksfällen betäubt und verwirrt. Es war ein seltenes und seltsames Schauspiel. Das ganze Verhältniß von vorher war wie auf den Kopf gestellt; das unterjochte Europa siegend, das siegreiche Frankreich unterjocht. Im altväterischen Europa ertönte, wie vormals in Frankreich, die Sprache der lautern Vernunft; in Frankreich hingegen riefen die zurückgekehrten Emigranten das alte Herkommen, die alten Privilegien, die alte gute Zeit zurück. Ein Jahr reicht hin zur Reform von Gebräuchen, kein Jahrhundert zur Reform eines Volks. Im übrigen Europa schien man plötzlich Alles *gelernt*, in Frankreich Alles *verlernt* zu haben. Hier kamen plötzlich alte und neue Ducs und Pairs, Baronen, Ritter, Prälaten, die sich wieder Rang und Schritt streitig machten; das Volk sollte wieder allein dienstbar, die allein seligmachende Kirche wieder allein mächtig werden. Napoleon

hatte gut vorgearbeitet; die Sache ging desto leichter. Im übrigen Europa hinwieder sprach zu eben der Zeit ein freierer Geist. Nicht Adel, nicht Clerus, sondern Weisheit des Monarchen und Vertrauen des Volkes sind die besten Thronstützen. Das fühlte jeder. Man redete und schrieb ehrlicher, denn jemals, über öffentliche Angelegenheiten. Während die Franzosen im Sack und in der Asche den Todestag Ludwigs XVI. begingen, feierten die Deutschen den Tag der Leipziger Schlacht. Rußland stiftete den heiligen Bund, der alle Häupter der christlichen Welt in Europa zu einer Bruderfamilie, zum ewigen Frieden vereinen sollte. Von England aus ging die Idee, die afrikanischen Seeräuber zu zähmen. Man sprach von neuen Staatsverfassungen; von der Gleichheit in bürgerlichen Lasten und Genüssen; von Repräsentativsystemen der Monarchien; von Entfernung des päpstlichen Einflusses u. s. w. Man hätte schwören sollen, es komme die goldene Zeit.

Inzwischen man irrte sich. Es blieb bei den wilden Wehen. Schon der Gang des Wiener Kongresses eignete sich, Viele vom Rausche überspannter Erwartungen zur Nüchternheit zurückzuleiten. Die Fortdauer der ungeheuern Auflagen und stehenden Heere mitten im Frieden mäßigte das Entzücken der Engländer. Die Versöhnlichkeit des britischen Kabinets mit den Barbaresken nach Bis-

count Exmouths vor Algier erfochtenem Siege lehrte, wie wenig von Sidney Smiths Planen und dem gewünschten Verein der Seemächte gegen die Raubstaaten zu hoffen sei. Auch die Deutschen, einst die begeistertsten von allen, lernten sich, während der bedächtigen Verhandlungen eines von ihren Fürsten gehaltenen Bundestages zu Frankfurt, in Geduld üben.

Dieser Gang der Dinge ließ sich voraussehen; denn die Wunder des alten Testaments geschehen nicht mehr. So lange die Stadt brennt, stellt man Zeremoniel und Titulatur und Etikette ein; man hilft oder flieht. Der Klügste oder Stärkste ist dann der Liebste. Stehen aber die Häuser wieder am alten Platz, stehen auch die Menschen wieder auf den alten Füßen. Der Herr Graf sieht verächtlich im Vorbeigehen den handfesten Handwerksmann, der ihm den Pallast rettete; und das gnädige Fräulein schämt sich in der Seele, den braven Bauersmann mit beiden Armen umschlungen zu haben, der sie aus den Flammen trug. Die Ordnung ist wieder hergestellt, nicht die der Natur, sondern der Kunst und Verkünstelung; die alte Sitte gilt wieder, nicht das unverdorbene Sittlichkeitsgefühl und ewige Recht.

So war's in Europa. Nach der Umwälzung hatte man eine Rückwälzung gemacht. Alles bequemte sich ins alte Geleis. Der Vortheil der

Gesammtheit ward über den Vortheil der Einzelnen vergessen; der allgemeine Nutzen über den Eigennutz; das Große über das Kleine. Wie konnt' es anders sein? Die europäische Denkweise, in die Begriffe und Ueberbleibsel einer altfränkischen Vorwelt eng verwachsen und versponnen, konnte unmöglich die Fäden alle zerreissen, mit denen sie an der gewohnten Umgebung hing. Stoßet einen betagten Mönch aus dem Kloster, er wird entweder aus Gram über seine Freiheit sterben, oder die ganze Welt für ein Kloster ansehen. So blieb, nicht wie es war, sondern wie es gewesen. Die erblichen Stände sonderten sich wieder gebührend von einander. Männer, in der Sturmzeit durch eigene Kraft ausgezeichnet und gehoben, hießen und blieben Glücksritter und Emporkömmlinge, oder man erfand ihnen, aus übermäßiger Gnade, und den Formen nichts zu vergeben, Ahnen und Stammbäume; die Spanier jagten ihre Liberales fort, nahmen die Jesuiten ins Land und die Inquisition dazu; die Italiener sangen und trillerten wieder; der Vatican donnerte wieder und gab Kirchengesetze. In England blieb beim Schreien und Vozen; in Deutschland beim Lesen und Schreiben.

So sah ich den alten Welttheil. Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende und Tausende wohnen, welche durch die Umwälzungen und

Rückwälzungen höchst unglücklich geworden sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende klagen, die den größten Theil ihres Vermögens verloren oder für eine ihnen heilige Sache aufgeopfert hatten, und nun zur Unterhaltung von stehenden Heeren, von prächtigen Hoflingen, von müßigen Abteien und Klöstern über Vermögen steuern müssen, während Andere privilegirt sind? Dürfen wir uns wundern, wenn dort Tausende Hunger leiden, und wegen Uebervolkerung jammern, während Majorate, Fideikommisse, geistliche Korporationen im Besitz unermeßlicher Ländereien sind, die für den Glanz weniger Menschen unveräußerlich daliegen? Dürfen wir uns wundern, wenn der Menschenverstand, bei Tausenden erwacht, und zwischen willkührliche Schranken eingeklemmt, sich wie der lebensfrohe Noviz aus dem Kloster hinwegsehnt? Dürfen wir uns wundern, daß Auswanderungen nach Amerika immerdar fortdauern, ja immer mehr zunehmen müssen, wie das Mißverhältniß zwischen der Einsicht dessen, was sein sollte, und dem Mißwerke, welches daüedt? So wollen wir denn, meine Herren, keinen Augenblick anstehen, die Ankommlinge aus dem alten Welttheil mit offenen Armen zu empfangen; denn sie kommen deswegen, weswegen wir hier sind. Sie sind die europäischen Amerikaner. Als die Osmanen nach Griechenland gekommen waren,

wanderten die Wissenschaften, Künste und Gewerbe über Meer nach Italien und ins Abendland. Was geschieht, ist Naturnothwendigkeit.

Ich wünschte Redner genug zu sein, um Ihnen, meine Herren, das Gefühl lebendig zu machen, welches mich, so lange ich auf europäischem Boden wanderte, fast beständig drückte, weil sich mir beständig daselbst das umgekehrte Verhältniß unsers Zustandes zur Schau stellte. Denn bei uns gilt der Mensch, was er in sich werth ist; bei den Europäern nur nach dem eingebildeten Werth, welchen ihm sein äusseres Gepräge aufstempelt. Bei uns geniessen diejenigen das höchste Ansehen, welche als gute Landwirthe Andern zum Muster dienen, als Gewerbsleute großes Vermögen sammelten, als Staatsmänner und Gesetzgeber weise Einrichtungen trafen. Wir sind keineswegs undankbar gegen die Tapfern, welche durch Muth und Klugheit unsere Freiheit beschützten. Aber ein Penn, ein Washington, ein Franklin und Alle, die sich um Werke des Friedens, um Anbau des Bodens, um öffentlichen Wohlstand verdient machten, werden billig höher gepriesen, als alle unsere Helden, deren wir doch im Freiheitskriege nie Mangel hatten, nie Mangel haben werden.

In Europa hingegen ist's, wie im Lande der Wilden, unserer Nachbarn, wo der beste Krieger

der größte Mann ist. Alles wird dort vom Kriege her und für den Krieg berechnet. Zur Einquartierung der Soldaten sind die Häuser der Städte und Dörfer benummert; zur Ergänzung des Heeres sind die Reiche im Innern eingetheilt; zur Bestreitung der Unkosten werden die Steuern erhoben. Nicht den Erfindern nützlicher Dinge, nicht Gesetzgebern und Weisen, sondern ruhmlich gefallenen Soldaten und glücklichen Generalen, werden öffentliche Denkmale gesetzt. Die Fürsten gehen am liebsten in Soldatenuniformen, und Generale stehen den Königen näher, als die Weisesten der Nation. Bei vielen Völkern wird der Rang des bürgerlichen Beamten nach dem Maasstabe der Militärstufen bestimmt. Und der Zweikampf, der Ueberrest des tollen Faustrechts aus dem Mittelalter, der bei uns unehrlich und jedes Amtes verlustig macht, wird dort noch Ehrensache genannt. Selbst die Gelehrten, die Dichter, die Geschichtschreiber, meistens vom Nutz ihres Zeitalters geschwärzt, schildern die Kriegsthaten ihrer Nation glänzender als Alles, als wäre der Ruhm des Zerstörens dem des Erbauens vorzuziehen.

Wirklich haben die Fürsten in jenem Welttheil nöthig, das meiste Gewicht auf den Krieg zu legen, und selbst den Frieden nur wegen des Krieges zu schätzen. Denn bei der in Europa herrschenden Verwirrung oder Verkehrtheit der

Begriffe, wo das Natürliche und Gerechte Träumerei und Hirngespinnst heißt, und das Naturwidrigste durch Herkommen gesegnet und geadelt wird, muß auch nicht Frieden, sondern Krieg der herrschende Zustand sein. Wie wäre es anders möglich? Alles Naturwidrige ist ja immer Empörung wider sich selbst; muß ja ewigen Zwiespalt im Innern der Reiche, und der Staaten gegen Staaten zur Folge haben. Diese ewigen Kriege tragen nicht wenig zur Beförderung der Länderschulden, Auflagen und Auswanderungen bei; und dem Elende der Europäer ist kein Ende abzusehen, weil jedes Ereigniß sie in neue Spannungen setzt und jeder Friedensschluß den Zunder für neue Kriegsflammen gibt.

Die vornehmsten Mächte Europa's sind England und Rußland: England, weil es den meisten Reichthum, Rußland, weil es den wenigsten, aber dagegen Krieger hat, die auf den Wink gehen und nicht kostspielig sind. Beide Mächte werden, was sie sind, auch am längsten bleiben, aus dem einfachen Grunde, weil England durch den Ozean und seine Flotten, Rußland durch das rauhe Klima und seine Wüsten geschützt ist. Diese Vortheile hat kein anderes Land. Daher vermochte selbst der Allesbezwinger Napoleon nichts gegen Großbritannien, und ging es ihm bei Moskau, wie seinem Vorgänger Karl XII.

aus Schweden bei Pultawa. Nur wer stark und dabei unangreifbar ist, mag unüberwindlich heißen. Die übrigen Mächte Europens sind es nicht; selbst Frankreich war es nie, weil es leicht, bei aller Stärke, angreifbar blieb.

England und Rußland werden aufhören zu sein, was sie sind, sobald England arm und Rußland reich wird; dann besitzt England keine Kolonien, folglich keinen Welthandel, folglich keine Flotten mehr. Dann hat Rußland keine Wüsten mehr, folglich größere Bevölkerung, bahliche, gesittete, gewerbige Leute, und der Krieg wird ihm kostbarer. England und Rußland geben unaufhaltsam dem Gipfel ihrer Größe, das heißt, ihrem politischen Untergange zu. Denn Großbritannien ist nur stark und reich durch seine starken und reichen Kolonien; sind diese zur Selbstständigkeit reif, so schüttelt der erste Windstoß die Früchte vom Baum. So fielen wir ab. So fällt Südamerika vom verarmenden Spanien ab. Wird einst Rußland hinlänglich bevolkert und angebaut sein, so hört es auf, als bloßer Staat dazustehen. Es wird ein Weltreich. Weltreiche sind von keiner Dauer, weil gewöhnliche Regenten nicht fähig sind, sie zusammenzuhalten. Außerordentliche Regenten, die man „die Großen" nennt, sind aber, zum Glück der Welt, eben so selten, als unwünschbar. Europa wird

noch lange von jenen beiden Staaten Gesetze empfangen. Wir Amerikaner haben sie nicht zu fürchten, weil wir die Vortheile von beiden in uns vereinigen. Uns beschützen Weltmeere, Küsten und Flotten, wie England; und ungeheuere Einöden uns, wie Rußland. Es ist lächerlich, Amerika mit europäischen Mächten schrecken zu wollen! Unser furchtbarster Feind schläft noch in den Wäldern unserer Einöden. Er wird, wenn diese ausgelichtet sind, mit dem allgemeinen Luxus eines vollblütigen Lebens erwachen. Vielleicht nach einigen tausend Jahren haben wir die Freiheit verloren. Ueberlassen wir aber diesen Kummer den Urenkeln unserer Urenkel. Alles unterm Himmel stirbt den Alterstod, zuletzt der Erdball selbst.

Es dauert nicht mehr lange, meine Herren, und es wird zwischen den beiden Hauptmächten des alten Welttheils, zwischen dem britischen und russischen Reich, eine polarische Spannung sichtbar werden, die in der ganzen Kette der zwischen ihnen liegenden Staaten empfunden werden muß. Von diesen letztern Staaten sind Frankreich, Oesterreich und Preußen die bedeutendern. In diesem Augenblick ist durch den Sturz des Riesen Napoleon noch der Schwerpunkt europäischer Politik gänzlich verrückt. Frankreich neigt zu England; Oesterreich und Preußen zu Rußland. In Kurzem wird Frankreich wieder nothwendig

mit Rußland gegen Britannien; wird Preußen und Oesterreich mit England gegen Rußland gewendet stehen. Spanien, Portugal, Dänemark und Schweden sind von der alten Höhe gefallen. Spanien kann nur im Schooße der Armuth wiedergeboren werden.

Die Spannung europäischer Politik im Großen wiederholt sich unter allen einzelnen Völkern und Völkerschaften des alten Welttheils gegeneinander im Kleinen; von Nachbar zu Nachbar. Die Europäer kennen sich unter einander viel zu gut. Daher traut Keiner dem Andern. Die Unnatur ist zu groß. Es wäre leicht Allen geholfen. Dazu würde keine große Weisheit gehören, sondern gute Gesinnung, reiner Beweggrund in Allem, und gesunder Menschenverstand über Alles. Daran gebricht's. Der Stärkere verschlingt die Rechte des Schwächern, und man verlangt doch gegenseitiges Vertrauen. Man vertheilt Länder und Völkerschaften, wie stumme Heerden, und verlangt Ehrfurcht für das Völkerrecht. Man tauscht gegenseitig große Landstriche und Unterthanen, nach Köpfen gezählt, aus, und verlangt doch Anhänglichkeit und Treue derselben. Man schreibt, ohne das Volk zu hören, Auflagen und Gesetze aus, verringert dem Einzelnen damit den Genuß seines Eigenthums und Rechts, und fordert Vaterlandsliebe. Man besoldet stehende Heere zum Schutze

des Landes, und fordert im Kriege das Land selbst auf, sich zu vertheidigen, weil die stehenden Heere nicht hinreichen. Man scheidet die Bewohner der Reiche in unvermischbare Kasten, wie Hindus, in hohen Adel, niedern Adel, Bürgerstand und Bauern. Schwierig ist's, von einer Kaste in die andere überzugehen. Heirathen aus der einen in die andere sind für die höhere entehrend. Jede hat ihren bleibenden Geschäftskreis. Dem hohen Adel gehören die höchsten weltlichen und kirchlichen, dem niedern die untern Stellen; Bürgern und Bauern bleiben die geringern Aemter, Gewerbe, und allenfalls Betrieb von Künsten und Wissenschaften. Dennoch fordert man Eintracht und Gemeinsinn.

Der nordamerikanische Bürger, steht er auf europäischem Boden, fühlt sich wegen dessen, was er hat und ist, und spricht, und als Christ glaubt, in peinlicher Beklemmung. Denn Alles ist vorgeschrieben, abgemessen, zugewogen, geregelt, wie in China. Man weiß nicht immer, wenn man fehlt! Denn in manchen Ländern sind so zahllose Gesetze und Verordnungen, daß selbst die, welche sie gaben, oder vollziehen sollen, nicht alle kennen; geschweige die, welche gehorchen müssen. Ich übertreibe nichts. Hören Sie das Zeugniß der bei uns einwandernden Europäer. Jeder wird von seinem Geburtslande Unglaubliches melden.

Noch habe ich nichts vom europäischen Religionszwang gesprochen. Bei uns bekennt sich jeder ungehindert zu dem Glauben, welchen er für wahr, oder seinem Gemüthe entsprechend, hält. In Europa ist dies verboten. Bei uns vereinigen sich die Glaubensgenossen jeder Art für ihre Kirche; sie ernennen ihre Lehrer. In Europa wird ihnen gegeben. Die katholische und protestantische Kirche liegen noch allezeit im heimlichen Streit mit einander. Die katholischen Fürsten streben nur schüchtern nach größerer Unabhängigkeit vom Papst. Dieser sagte in einer Bulle vom Jahre 1809 unverhohlen: Mögen die Fürsten endlich einsehen, daß sie unserer Herrschaft und unserm Throne unterworfen sind durch das Gesetz Christi! — Sie werden auch dies unglaublich finden, meine Herren; aber dennoch ist dem also.

Ich fürchte durch allzugroße Umständlichkeit Ihre Geduld zu ermüden. Aber ich denke genug gesagt zu haben, um begreiflich zu machen, wer es sei, der von Europa her zu uns einwandert. Es sind keine Tdunichtgute, keine Auswürflinge. Ich zweifle nicht, jeder von uns würde, hielten ihn nicht stärkere Fesseln, den alten Welttheil verlassen, um fern von endlosen Kriegs- und Friedensplagen, ganz seiner Person, seiner Familie, seines Eigenthums, seiner Freiheit, seiner Meinung, seines Urtheils, seiner politischen

und religiösen Ueberzeugung froh zu werden. Ich zweifle nicht, und wiederhole es, die Auswanderungen der Europäer werden fortdauern und wachsen; denn die Ursachen vervielfältigen sich, je mehr der Kulturstand der Nationen mit ihren uralten Institutionen in Widerspruch und Entzweiung geräth.

In Frankreich ist die meiste Lichtmasse, wenigstens ist sie hier am meisten erwärmend in das Wesen der Volksmasse übergegangen. In Großbritannien und Irland nicht minder. Daher werden die Gährungen hier am lebhaftesten bleiben. Frankreichs Genius wird die gothischen Begriffe des zurückgekehrten Adels und Klerus von sich ausscheiden; der Geist der Nation den Geist der Regierung durchdringen, und Frankreich dadurch in kurzer Zeit wieder die verlorne Ueberlegenheit gegen die Reiche des festen Landes zurückgewinnen. In Frankreich sind nicht bessere Köpfe, als in Spanien, Deutschland und Italien: aber die bessern Köpfe haben offenere Wege, an die Spitze der Geschäftsverwaltung, der Armeen und Gesetzgebung zu gelangen. Anderwärts verrammeln Klerus und Adel die Wege. Dadurch werden anderwärts die Fürsten in demselben Verhältniß schwach, wie sie auf gleiche Weise vorzeiten stark gewesen sind.

Die Regierungsformen sind nur Formen; der Regierungsgeist ist die Hauptsache. Weil dieser aber wenig gekannt ist, hadert man viel um jene. Republikanische oder monarchische Formen, auf sie kommt wenig an. In Europa sind noch einige Republiken; sie sind den Monarchien durchaus nicht gefährlich. Formen bestreiten die Formen nicht; nur Geist den Geist. Das Schweizerland ist republikanisch, harmlos, unschuldig. Die Schweizer haben nicht die Freiheit, wie wir. Darum wandern Viele aus, weil die politischen Institutionen ihrer Republiken mehr künstlich, als natürlich sind. Wir haben den Vortheil der Jugend voraus; sie haben den Nachtheil des Alters. Bei uns ist das Urtheil frei, bei ihnen das Vorurtheil. Bei uns gilt das reine Recht, bei ihnen statt dessen das Herkommen. Wir führen nach unsern und des Jahrhunderts Bedürfnissen ein neues Gebäude auf; sie müssen sich in das Wesen eines alten Hauses fügen, das nicht für sie gebaut war, sondern für Leute von andern Geschmack, andern Bedürfnissen und andern Begriffen.

Wir haben von den einwandernden Europäern nichts zu befürchten, so lange sie, verfolgt vom Unglück und Unwesen ihres alten Welttheils, zu uns herüber kommen, aber nicht aus Uebermuth. Sollten sie einst kommen, durch bloßen Golddurst getrieben, mit vermessenen Spekulationen und an-

gefüllt mit europäischen Thorheiten, um diese bei uns gültig zu machen; sollten sie einst kommen, um mit ihrem Fanatismus Andersglaubende zu verketzern und die heilige Freiheit der Andacht und religiöser Ueberzeugungen zu beeinträchtigen; sollten sie einst kommen, bei uns, wie bei sich, die Preßfreiheit, das ehrwürdige Organ des Volksgeistes, die Quelle der öffentlichen Erkenntniß, zu hemmen oder zu zerstören; sollen sie einst kommen, um zwischen unsern gleichgebornen Söhnen des Vaterlandes ihren heillosen Unterschied von Ständen und Kasten, von Adelichen und Unadelichen aufzustellen: dann will ich der Erste sein, welcher hier, welcher überall Beschränkung freier Niederlassung der Europäer predigt, und auf Strafgesetze gegen die Vergifter der Sitten, der ewigen Rechte der Menschheit, des gesunden Menschenverstandes und der bürgerlichen Ordnung anträgt.

Denn ewig fern bleibe von unsern glückseligen Pflanzungen und Savannen das Elend der Europäer, welches sie weder mit Gelassenheit ertragen, noch ohne weit größeres Unglück von sich schleunig abwälzen können. Ihnen wäre besser gewesen, wenn sie mit den Institutionen barbarischer Zeitalter, die sie beibehielten, auch den Geist der finstern Jahrhunderte bewahrt hätten, aus welchen jene Institutionen hervorgegangen sind. Nun aber klagen ihre bessern Einsichten die Wirklichkeit an,

und die Wirklichkeit verdammt ihre bessern Einsichten. Die Gräuel der französischen Staatsumwälzung gingen aus diesem Widerspruch hervor, welchen mit Vorsicht zu lösen die dringendste und schwerste Aufgabe aller Fürsten bleibt, denen eigener Ruhm und Wohlfahrt ihrer Nationen noch über Alles geht. Klugheit muß die Schritte berechnen; Leidenschaft wagt sie nur.

Und du, frisches, jugendliches Amerika, von den Händen europäischer Habsucht mit Blut getauft, und mit der Bluttaufe zur Freiheit geweiht, blühe umrauscht und beschirmt von deinen Ozeanen mit den Jahrtausenden, die da kommen, zur Herrlichkeit auf, der du von Gott bestimmt bist in den Geschichten der Menschheit. Jüngst noch verachtet und verspottet von deiner eisgrauen, altklugen Pflegemutter, bist du jetzt schon die Bewunderung ihrer Weisesten, der Neid ihrer Gewaltigsten, der Trost ihrer Unglücklichsten. Afrika schläft träg unter dem Sonnenstrahl seines heissen Himmels; Asien ist im Kreislauf der Dinge zur alten Wildheit der Urwelt heimkehrend; Europa folgt schüchtern der orientalischen Altmutter; Amerika soll fortan die Heimath menschlicher Kultur und die Leuchte des Erdballs sein, zu der die einzelnen Weisen aller Zonen segnend und sehnsuchtsvoll hinschauen.

Heinrich Zschokkes

ausgewählte Schriften.

Eilfter Theil.

Der Gebirgs-Förster

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Münchner
Bibliothek

Der
Gebirgs-Förster.

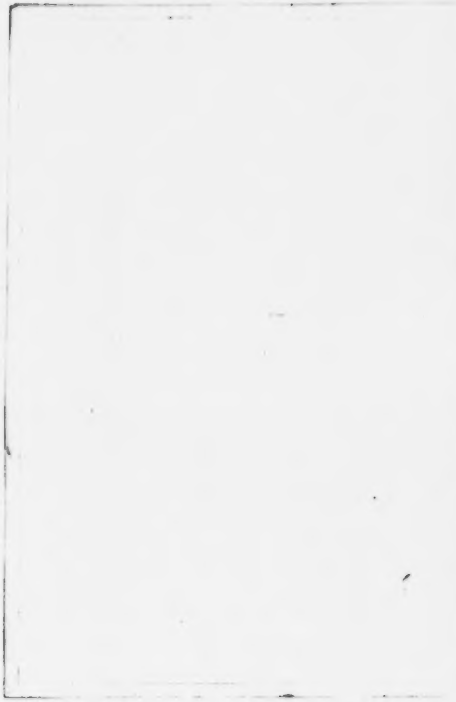

Vorrede zur ersten Auflage.

Während die Hand des Fleißes jede Spanne urbaren Boden aufs höchste benutzte, selbst den Felsen mit Erde bedeckte, ihm Früchte abzugewinnen, lag in den Gebirgsgegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz der sechste, oft der vierte, zuweilen der noch größere Theil des Landes mit Gesträuchen fast mehr, als Wäldern bedeckt, ein ansehnliches und todtes Kapital da.

Inzwischen steigt die Bevölkerung; der Holzaufwand wird größer; die Abnahme eines der unentbehrlichsten Stoffe wird von Jahr zu Jahr empfindlicher; die Regierungen werden aufmerksamer, — aber es fehlt ihnen, so wie Gemeinden, Klöstern, Kirchen und einzelnen Eigenthümern, zur Bewirthschaftung oder Wiederherstellung ihrer Wälder an tüchtigen Forstmännern

Es gibt für Deutschland, besonders für das nördliche, der Forstlehrbücher mehr, denn genug. Während aber das nördliche Deutschland kaum hundert wild wachsende Holzarten kennt, haben

wir im südlichen deren gegen zweihundert, und darunter Bau- und Brennholzarten, deren Stämme man dort nur kaum, als botanische Seltenheiten, in Kunstgärten findet. Während das nördliche Deutschland mehr auf Bewaldung seiner Sandebenen sinnt, haben wir Gebirgsboden zu bekleiden, deren Boden, deren Lage, deren Klimate von unzählbarer Mannigfaltigkeit sind.

Ein einfaches, deutliches Forstlehrbuch für Gebirgsgegenden war Bedürfniß, besonders in der Schweiz, für Regierungsbeamte, Gemeindsräthe und Waldeigenthümer.

Dies Bedürfniß zu befriedigen, und zum Selbstunterricht zu dienen, ist gegenwärtiges Werk bestimmt. Es enthält das Wesentliche für den, der sich selbst belehren will und muß. Der Verfasser schrieb aus vieljährigen Erfahrungen, die er als oberster Forstbeamter gemacht.

Niemand denkt öfter an das alte Herkommen, und an die Uebungen der Vorwelt, Niemand denkt dabei weniger an die Wohlfahrt der Nachwelt, als der Landmann. Aber keine Denkart ist den Waldungen nachtheiliger, als eben diese; und in keinem Theil der Oekonomie wird eigentlich mehr für die Nachwelt gearbeitet, weniger für die Zeitgenossen, als in der Forstwirthschaft.

Die Vorschläge, welche hin und wieder zur Veräußerung und Vertheilung aller Staatswal-

dungen an die Gemeinden gemacht worden sind, gehören zu den verderblichsten, und beweisen, daß deren Urheber die Denkart des Volkes so wenig, als das Forstwesen gehörig kennen.

Eben so nachtheilig ist die Vertheilung der Gemeindswaldungen an die einzelnen Gemeindsbürger, in der Hoffnung, wenn jeder einen Theil davon, wie Eigenthum, zu besorgen habe, werde das Ganze besser besorgt sein. Jeder Einzelne wird freilich sein Stück Waldung besser gegen Frevler bewachen, vielleicht sorgfältiger anbauen; aber er wird ihn auch abholzen wollen, wenn er den höchsten Gewinn davon ziehen kann. Allein der Abtrieb seines Antheils kann den benachbarten Waldstücken eben zur ungelegensten Zeit kommen, und dieselben den Stürmen oder der Trockene, oder dem Frost u. s. w. preisgeben. Jeder wird sein Waldstück mit beliebigen Holzarten anbauen, und dadurch schädliche Vermischung von Holzarten im ganzen Walde veranlassen; die schlechtesten werden zuletzt am leichtesten vorherrschen.

Einleitung.

1.

Eintheilung der Forstwissenschaft.

Sie zerfällt in drei Theile, in

1) **Forstnaturgeschichte**, welche die verschiedenen Holzarten unserer Wälder kennen lehrt, so wie Lage und Erdreich, die sie zu ihrem Gedeihen begehren.

2) **Forstwirthschaftslehre**, worin man erfährt, was zur Anlage neuer, zur Behandlung und rechten Benutzung schon vorhandener Wälder gehört.

3) **Forstverfassungslehre** ertheilt Anleitung, wie die Verwaltung des Forstwesens im Staate auf das zweckmäßigste eingerichtet werden könne.

Kenntniß der Holzarten und der Behandlung und Benutzung eines Waldes muß jeder Waldeigenthümer haben, oder auch, wer Waldung zu besorgen hat. Darum wird in diesem Buche nur davon, nicht von der Forstverfassung gehandelt werden.

Ohne jene Kenntniß zu besitzen, ist jeder, welcher eine Waldung verwaltet, zu seinem oder Anderer Schaden, ein Pfuscher.

Theorie ist Lehre; Praxis ist Ausübung. Gelehrte Kenntniß ohne Ausübung, ohne eigene Erfahrung ist todte Stubenweisheit. — Ein praktischer Forstmann, der nichts für sich hat, als seine eigene Erfahrung im Walde, wird vieles verpfuschen, weil zur rechten Kenntniß der Wälder die Erfahrungen und Kenntnisse mehrerer Menschengeschlechter gehören. Nimmt man ihn aus seinem Wald im Thal und stellt ihn in einen hochgelegenen Bergwald, ist er ohne Rath und Hilfe.

2.

Von dem Holzwuchse an den Bergen.

Ein Anderes ist's, Wälder in der Ebene, ein Anderes, an Berghalden bewirthschaften; wieder ein Anderes, Wälder unten im Thal, und Wälder auf wilden Höhen, wo die Luft reiner und kälter ist.

Weil das Meer die größte und am tiefsten gelegene Fläche des Erdballs ist, berechnet man die Höhe der Länder und deren Berge in senkrechter Linie von der Meeresfläche aufwärts.

Die tiefsten Gegenden der Schweiz liegen noch immer 700 bis 1100 Fuß höher, als das Meer; der Bodensee 1240 Fuß; der Genfersee 1130 Fuß; Basel 800 Fuß; der Luganersee 880 Fuß; Locarno 700 Fuß.

Die höchsten Gegenden für den Holzwuchs sind in der Schweiz 6000 bis 7000 Fuß über das Meer; aber sie taugen nicht mehr zur Anlegung eigentlicher Waldungen, sondern nur für niedere Gesträuche; denn die Linie des ewigen Schnees beginnt schon in der Höhe von 7500 Fuß.

Die höchsten Gegenden zur Waldzucht sind nur 5000 bis 6000 Fuß über dem Meer.

Es wachsen aber keine Eichen und Buchen in den Hochalpen, als Nachbaren der Gletscher; und die Arven des Hochgebirgs wollen in tiefern Thälern keine Wälder bilden. Jede Baumart hat in dem Raume zwischen der Oberfläche des Meeres und dem Anfang des ewigen Schnees auf den Bergen, ihren nach oben und unten begrenzten natürlichen Wohnsitz, wo sie freudig gedeiht, und ausser welchem sie nur durch Künstelei erhalten wird.

Man hat versucht, für jede Baumart zu bestimmen, wie weit über der Meeresfläche ihr Stand und Wachsthum beginnt und aufhört. Aber für den Gebirgsförster sind dergleichen Bestimmungen durchaus ohne Nutzen. Denn nicht jeder weiß,

wie hoch sein Wohnort oder Wald über dem Meere liegt; und wenn er es wüßte, wäre damit nicht entschieden, ob er diese oder jene Holzart bei sich anpflanzen könne? Auch die Beschaffenheit des Bodens hat ihren Einfluß; noch größern faßt, ob die Gegend wider kalte und rauhe Strömungen der Luft mehr oder weniger geschützt ist. Denn auf breiten Bergrücken, die beständig dem Zuge der Winde preisgegeben sind, gedeihen viele Holzarten nicht mehr gut, die in rings von Bergen geschützten Thälern vortrefflich wachsen, obgleich diese Thäler in beträchtlicherer Höhe über dem Meere sind, als jene offenen Bergrücken. — Eben so viel kommt darauf an, ob die Wälder an der Schatten- oder Sonnenseite der Berge, am nördlichen oder südlichen Abhang der Hochgebirge liegen. Obgleich der Luganersee beinahe höher über dem Meere ist, als Basel, wachsen doch an seinen Ufern Kastanienwälder, weil er am mittäglichen Fuß der Alpen den warmen Lüften Italiens offen steht. Dagegen würden bei Basel, welches, mitternachtwärts der Alpenkette, die von den Schneebergen abgekühlten Südwinde empfängt, Anlagen von Kastanienwäldungen schlechtes Glück machen.

3.

Die vier Stufen des Holzwuchses an Bergen.

Der Forstmann muß in seiner Sache sicher gehen, und will er neue Wälder anpflanzen, muß er die Natur in seiner Gegend fragen, was sie am liebsten und besten hervorbringen kann. Er muß keine Wälder anlegen, als von solchen Holzarten, von denen er weiß, oder mit Grund voraussehen kann, daß sie sich in der Gegend freiwillig durch ihren eigenen Samen, ohne Zutritt menschlicher Kunst, fortpflanzen werden.

Weil er aber in den Fall gerathen kann, daß er Versuche anstellen muß, irgend eine nützliche in der Gegend mangelnde Holzart dort einheimisch zu machen, — oder auch, zum Beispiel im Hochgebirg, Waldung anzulegen, wo keine ist: so wird nicht übel sein, wenn er für die Stufen des Holzwuchses an den Berghöhen Fingerzeige der Natur und Erfahrungen aus andern Gegenden benutzt.

Zu dem Ende setze ich hier, für den Holzwuchs in den verschiedenen Höhen, folgende vier Stufen desselben, nach meinen vieljährigen Beobachtungen, an:

1) Erste oder unterste Stufe, Kastanienregion: diese wird nur auf der Mittagsseite der Alpengebirge, in der italienischen Schweiz, im südlichen Tirol u. s. w. gefunden. Wo Kasta-

nienwälder am lichsten wachsen, Feigenbäume wild gedeihen, da können auch daheim sein: Erle, Pappel, Silberweide, Bohnenbaum, Haselstrauch, Buchsbaum; nicht Tannen, nicht Fohren.

In den tiefern, wärmern Gegenden dieser Stufe: Zypressen, Kirschlorbeerbäume, Oelbäume, Jasmin.

In den höhern, kühlern Gegenden dieser Stufe: Buchen, Eichen, Nußbäume, weiße und schwarze Erlen, Pappeln, Silber- und Fischerweide, Saalweide, Weidendorn, Ulme.

2) Zweite oder mittlere Stufe, Buchenregion: diese ist auf der Nordseite des Alpengebirgs, umfaßt die meiste Zahl der Holzarten, die in den untern Thälern und Bergeländen der Schweiz, Tirols, Schwabens, Baierns u. s. w. wild wachsen. Sie reicht an Gebirgen so hoch als die Buchen wohl gedeihen. Da sind Weiß- und Rottannen, Ulmen, Eschen, Hagebuchen, Weiß-, Schwarz- und Alpenerle, alle Pappelarten, hohe Weidenarten, Wachholderbeerbäume, Stechpalmen, Eibenbäume, Massholder, Linden, Walnußbäume, Weidendorn, Birken u. s. w.

In den untern oder wärmern Gegenden der Buchenregion sind Fohren, Weißtannen, Eichen, Eschen, Kastanien, Buchsbaum, Bohnenbaum, Hagebuchen.

In den obern oder kältern Gegenden der Buchenregion, in Hochthälern und an Bergen, sind zu Wäldern noch beisammen: Ahornen, Rothtannen, weiße und Alpenerlen, Birken, Mehlbeer- und Vogelbeerbäume u. s. w.

Wo die Buchen nur noch einzeln und krüppelhaft im Hochgebirg wachsen, hat die Buchenregion eigentlich schon aufgehört; da ist schon begonnen

3) die dritte Stufe oder die der Alpenwälder, die Lärchenregion; da gedeihen bei den Lärchenwäldern auch Rothtannen, Alpenerlen, Vogelbeerbäume.

In den untern Gegenden der Lärchtannenregion, über den Buchen, gedeihen: Ahorn, Alpenerlen, Vogelbeerbäume, Weidendorn u. s. w.

In den obern Gegenden der Lärchtannenregion, wo keine Rothtannen mehr, als krüppig und einzeln gedeihen: Alpenerlen, Alpenföhren, Arven, niedrige Alpensträuche, wie Alpenröslein ꝛc.

4) Die vierte Stufe, oder die Hochalpenregion, ist zur eigentlichen Waldzucht ganz unfähig. Da wachsen nur niedrige Weiden und kaum über das Gras erhabene Erdgesträuche.

Anmerkung. Gewisse Holzarten breiten sich freilich über mehrere Stufen aus, je nachdem sie unten in Thälern oder hoch im Gebirg durch Erdreich, Sonne, oder

Schatten, Schutz gegen Windstöße und andere Umstände beeinflußt sind. Man kann z. B. Lärchstämmen auch bis zu den obern Grenzen der Kastanienwälder herabsteigen sehen. Die Alpenrosen wachsen in der Nähe der Gletscher und in der untern Buchenregion wild. Doch das sind nur Ausnahmen von der Regel. Diese Holzarten erscheinen da nur als freiwillige Gäste, ohne ganze Wälder zu bilden.

Erster Theil.
Forst-Naturgeschichte.

Kurze Anweisung, alle in der Schweiz und im südlichen Deutschland wild wachsenden Holzarten zu erkennen.

§. 1.
Eintheilung der Holzarten.

Wir wollen die Holzpflanzen in fünf Klassen theilen:

1. **Bauhölzer**, oder Bäume, die aus dem Samen einen einzelnen Stamm, gerade, hochstämmig, mit zum Bauen dienlicher Zopf- (oder Wipfel-) Stärke treiben, z. B. Tannen, Eichen.

2. **Mittelbäume**, die zwar einen einzelnen Stamm treiben, aber bald eine sperrhafte Krone bilden; z. B. Obstbäume.

3. **Grosse Gesträuche**, die aus einem Samenkorn mit einem Hauptstamm und meh-

rern Nebenstämmen hervorgehen; z. B. der Haselstrauch.

4. Kleine Gesträuche, die aus einem Samenkorn, und dem sich daraus entwickelnden Wurzelstock, mehrere zwei bis vier Fuß hohe, ästige Stängel, ohne Hauptstamm, hervorbringen; z. B. Brombeersträuche.

5. Erdgesträuche, die aus Samen und Wurzelstock mehrere schwache, niedrige, holzartige Stängel und Ruthen kaum einen bis zwei Schuh hoch treiben; z. B. Heidekraut.

Anmerkung. Der Name Kraut ist unschicklich für holzartige Gewächse, so wie es unschicklich ist, wenn man Gesträuche auch Stauden nennt.

Kräuter sind Pflanzen, die gar nicht holzartig sind, und mit Stengel und Wurzel noch dem kurzen Leben von einem oder zwei Jahren ausgehen.

Stauden sind Pflanzen, die gar nicht holzartig sind, aber mehrere Jahre lang aus ihren dauerhaften Wurzeln frische Stängel treiben, die im Spätjahr absterben.

§. 2.

Nadelholz. Laubholz. Sommergrün. Wintergrün.

Die Holzarten lassen sich auch in Nadel- und Laubhölzer unterscheiden.

1. Nadelhölzer sind, welche feste, schmale,

spitzige nadelförmige Blätter ohne Stiele haben; in ihrem Holze harzige oder ölige Säfte enthalten, und, wenn der Stamm abgehauen ist, keinen gedeihlichen Wurzelausschlag geben; z. B. Tannen.

2. Laubhölzer sind Holzpflanzen, welche breite Blätter, wässerige Säfte, und, wenn der Stamm abgehauen ist, gedeihlichen Wurzelausschlag haben; z. B. Buchen.

Sämmtliche Holzarten sind nun entweder:

1. Sommergrüne Holzarten, wenn sie ihr Laub nur im Sommer behalten und im Herbst abfallen lassen, wie z. B. die Eichen, die Lärchtannen. Oder sie sind:

2. Wintergrüne Holzarten, wenn sie ihre Blätter nicht im Herbst verlieren, sondern auch den Winter hindurch immer grün behalten; z. B. Stechpalmen, Tannen.

§. 3.

Von den äussern und innern Theilen einer Holzpflanze.

Im Innersten des Samenkorns liegt ein kleiner Punkt, ausgerüstet mit dem Lebenstriebe. Er keimt, und der Punkt wird eine Baum. Aus dem Samenkorn dringt eine zarte Faser in die Erde, und wird zur Wurzel; eine andere Faser

steigt über die Erde ans Licht und wird zum Stämmlein.

Der edelste Theil der Pflanze ist das Mark. Dieses ist im Innersten des Stammes und der Zweige, wie in eine Röhre eingeschlossen, sichtbar. Es besteht aus einer Menge kleiner, halbdurchsichtiger Bläschen, die sehr weich und zart sind. Sie werden zusammengehalten und sind umgeben von aus der Wurzel aufsteigenden etwas festern Fasern, die endlich mit der Zeit an der äussern Luft erhärten, und Holzfasern genannt werden.

Das Mark wächst empor, und breitet sich seitwärts zwischen alle Holzfasern durch, bis gegen die äussere Rinde, und bis in die Spitzen der Zweige.

Da, wo das Mark, sei es im Innersten des Baumes, oder unter der Rinde, einen keimbaren Knoten ansetzt, macht es den Anfang eines neuen Zweiges. (Bei den Tannenbäumen entspringen alle Zweige aus der innern Markhöhle mitten im Stamm. Bei Laubhölzern entspringen auch wohl die Zweige aus den Markknoten unter der Rinde. Daraus erklärt sich die Kunst des Oculirens, welches nicht von statten geht, wenn man den unter der Knospe oder dem Auge liegenden kleinen Markknoten zu nehmen unterläßt.)

Da, wo das Mark bis durch die Spitzen der Zweige und durch die Rinde hervordringt, bilder

es (verbunden mit sehr zarten Holzfasern) Blätter und Blüthen, und geht in die Früchte über, welche als der äusserste Theil und Sammelplatz der Markverlängerungen anzusehen sind.

Von Jahr zu Jahr erhärten die um das innere Mark aufgestiegenen Fasern, und werden holzig; von Jahr zu Jahr bilden sich, durchzogen vom Marksaft, neue Holzfasern rings um die alten. So entstehen die um das innere Mark liegenden sogenannten Holzringe oder Jahrringe; jeder Jahrgang erzeugt einen Ring. Wenn man die Ringe in einem Baumstamme zählt, oder in einem Zweige, erkennt man folglich das Alter desselben.

Die innern Holzringe sind immer zusammengepreßter, dünner und härter, als die äussern oder ältern. Wenn gleich der Baum so alt wird, daß das innere Mark ganz verdrängt wird, oder von innen abfault, und der Baum hohl wird, pflanzt sich dennoch das schon im ganzen Stamm verbreitete Mark immer fort, so lange des Baumes Wurzel ihm noch Nahrung zufliessen läßt.

Inzwischen bemerkt man auch hier, daß Laubhölzer zäheres Leben haben, als Nadelhölzer. Wenn das innere Mark einer Tanne verdirbt (Rothfäule), geht der Baum bald ab. Hingegen können viele Laubhölzer, wie Weiden, Hagebuchen, Kastanienbäume u. s. w. inwendig ganz hohl sein, und den-

noch alle Jahre, so lange an der Rinde noch einiges Holz hängt, frische Zweige treiben.

Die jüngste oder äusserste aus Mark und Holzfasern gewebte Holzlage, die sich im Frühling bildet, heißt der Splint. Der Splint ist also nur unvollkommenes Holz, welches erst, wenn sich ein neuer Jahrring darum angesetzt hat, fester, härter und wahres Holz wird.

Der Splint wird umgeben vom Bast. Der Bast besteht aus sehr feinen, dünnen, vielfach über einander gezogenen Häuten, die sich oft sehr leicht, besonders im Frühling, von einander lösen lassen, wie Blätter eines Buches. Noch ist es nicht ganz erwiesen, daß aus dem jedesmaligen innersten Häutchen des Bastes mit erstem Frühjahr der neue Splint werde, aber es ist sehr wahrscheinlich.

Die Rinde des Baums, oder seine äusserste Hülle, ist im Grunde nichts anderes, als die Fortsetzung, oder der äussere Theil der Bastschichten, wo sich zwischen den zarten Holzfasern die Bläslein oder kleinen durchsichtigen Zellen des nach der Aussenseite des Stammes gedrungenen Markes anhäufen, und ein zelliges Gewebe bilden. Wenn dieses an der äussern Luft erhärtet, bildet es die äussere Oberhaut der Rinde.

Zwischen dem Bast und Holz (also im Splint) ist die wahre Fabrik des Baumes. Hier sind die

Hauptwege der Nahrungssäfte; hier wird das innerste Holz gebildet; von hier aus gehen (wenn sie nicht schon vom innersten Mark kamen) die Keime der neuen Zweige an.

Das Mark hingegen ist dem Baume, was die Nerven dem thierischen Körper sind.

Die Holzfasern bilden gleichsam die Knochen des ganzen Baumgerüstes.

Seine Nahrung zieht der Baum durch die Wurzeln aus der Erde, und durch die Blätter aus der Luft.

Die Wurzeln des Baums dringen in den Boden, indem sie sich unterwärts durch Zusätze verlängern. Geht der stärkere, oder Hauptheil der Wurzel senkrecht in den Boden, so wird sie Pfahlwurzel genannt; breitet sie sich hingegen seitwärts umher aus, so heißen diese Theile Nebenwurzeln. Aus allen Wurzeln keimen immer neue und zärtere Wurzeln, wie feine Fäden hervor, und diese pflegt man Haarwurzeln zu heißen.

Wie diese nun aus dem Schoos der Erde dem Baume Nahrungsstoffe zuführen (wer dem Baum die Wurzel raubt, nimmt ihm das Leben): eben so saugen die Blätter noch feinere Nahrungsstoffe aus der Luft an sich. Die Zweige mit ihrem Laube sind gleichsam Wurzeln des Baumes, welche er in die Luft streckt. Wenn man einem Zweige am

Baum alle Blätter nimmt, wird er wenig oder gar nicht wachsen.

Die Blätter sind anzusehen wie Verlängerungen, oder Auswüchse, nicht der Rindenhaut, sondern des darunter befindlichen zelligen Gewebes, von welchem ich oben sprach. Sie bestehen, wie dieses, aus einer Menge Bläslein oder Saftgefäße zwischen verworrenen durcheinander gekrümmten Holzfasern, die sich sämmtlich im Blattstiel vereinigen. Die Hauptverlängerung des Blattstiels heißt Rückgrat des Blatts, und die stärksten Seitenauswüchse des Blattrückgrates heißen Blattrippen.

Eben so werden die Blüthen und daraus entstehenden Früchte des Baums gebildet. Zur Hervorbringung einer Frucht tragen fast alle Theile des Baumes bei. Der Stiel, an welchem die Frucht hängt, ist der Kanal zu den verschiedenen Materialien. Aus dem saftigen Zellgewebe, durch die Menge der angehäuften Bläslein oder Saftschläuche, wird das Fleisch der Frucht; die Holzfasern verlieren sich darin in die allerzartesten durcheinander laufenden Fäden. In der Mitte des Stiels ist der innere Markkanal. Das Mark liefert den Kern oder Samen der Frucht.

§. 4.

Befruchtungswerkzeuge der Pflanzen.

Die Natur handelt faſt überall nach einfachen, gleichen Geſetzen. So wie die Thiere ſich nur dann fortpflanzen, wenn das männliche und weibliche Geſchlecht ſich begatten, ſo iſt es der Fall auch bei den Pflanzen.

Die Pflanzen haben nämlich **männliche** und **weibliche Befruchtungswerkzeuge**, welche aber nur zur Blüthezeit in den Blumen ſichtbar ſind.

Die **männlichen Befruchtungswerkzeuge in den Blumen** ſind die in der Mitte derſelben befindlichen Fäden, worauf kleine, meiſtens gelbe, Knöpfe ſitzen. Dieſe Knöpflein heißen **Staubbeutel**, denn ſie enthalten den befruchtenden Samenſtaub; ſie ſitzen auf den **Staubfäden**.

Die **weiblichen Befruchtungswerkzeuge** heißen **Stempel** oder **Staubwege**. Dieſer Stempel iſt im Mittelpunkte der Blume, und nichts anderes, als ein Kanal, der vom **Fruchtknoten** der Blume aufſteigt. Den Kanal heißt man **Griffel** (weil er meiſtens oberhalb geſpalten iſt), und der **obere Theil des Griffels heißt die Narbe**.

Wenn der Stempel zur Befruchtung reif iſt, wird die **Narbe** feucht und klebrig. Der von den Staubbeuteln fallende Fruchtſtaub bleibt an

der Narbe haften. Dieser Staub besteht aus sehr kleinen Kügelchen, die in ihrem Innern eine olige Feuchtigkeit enthalten. Es zerplatzen die feinen Staubkugeln auf der Narbe; die olige Feuchtigkeit entfließt, dringt durch den Kanal des Griffels in den Fruchtknoten, und theilt dem darin enthaltenen Samen den Lebenstrieb mit.

Nach vorübergegangener Befruchtungszeit welken die Staubfäden gänzlich ab und verschwinden; die Frucht aber schwillt und reift.

Wenn man von einer erst aufgegangenen Blume des Sauerdorns- (oder Erbsele-) Strauchs behutsam mit einer Nadel das Blättchen zurückbieget: so wird sich der darunter stehende Staubfaden krümmen, seinen Staubbeutel auf die Narbe des Griffels drücken, und nach vollzogenem Befruchtungsgeschäft wieder aufrecht stehen. Hat der Staubfaden aber dies Geschäft vollbracht: so zwingt ihn kein Mittel zur Wiederholung. — Hier also, wie sonst bei keiner Blume, wird das Geheimniß der Befruchtung am deutlichsten verrathen.

In der Blüthe des Birnbaums sieht man deutlich die Staubfäden um den Stempel rings herum stehen. Die männlichen und weiblichen Befruchtungswerkzeuge sind gar oft in einer Blume beisammen. Solche nennt man Zwittergeschlechter.

Bei den Tannen sind männliche und weibliche

Befruchtungswerkzeuge zwar am gleichen Baum, aber nicht in gleicher Blume beisammen. Die weibliche Blüthe, woraus zuletzt ein Tannzapfen wird, sitzt für sich allein am Ende des jungen Zweiges; die männliche aber in der Nähe desselben am Zweige, und wenn ihr vieler gelber Samenstaub verweht ist, verdorrt sie. — Bäume, die auf solche Art blühen, zählt man zu solchen, die halbgetrennte Geschlechter haben.

Bei den Weiden findet man aber die männlichen Blüthen (Kätzchen) mit ihren gelbstäubenden Kätzchen auf besondern Bäumen; und die weiblichen Blüthen (deren Same, wenn er nach der Befruchtung reif ist, in zarte Wolle gehüllt, abfliegt) sitzen wieder an ganz andern Bäumen. Pflanzen, die auf solche Art blühen, gehören zu den ganz getrennten Geschlechtern.

§. 5.

Erkennungszeichen der Pflanzen.

Bisher haben die wenigsten Förster und Waldbesitzer alle verschiedene Holzarten gekannt, die in ihren Wäldern wuchsen.

Zu den besten Kennzeichen der Pflanzen gehören:

I. Die Blumen, oder Blüthen.

An den Blüthen müssen wir noch unterscheiden:

a) Den Blumenkelch, oder die Blumen-

decke; dies ist, wie bei Rosen, die äussere grüne Hülle der Blume.

b) Die Blumenkrone; dies sind die mit allerlei schönen Farben gezierten, oft lieblich duftenden Blätter der Blume selbst, die aber bald nach der Befruchtung abfallen. Dann sagt man, die Blume ist verblüht.

Wenn die Blume (wie bei den Wicken) schmetterlingsartig gestaltet ist, so nennt man von den vier Blättchen, woraus eine solche gewöhnlich besteht, das oberste die Fahne; das unterste (gemeiniglich zusammengebogene) das Schiffchen oder den Kiel: und die beiden Blättlein, zwischen welchen der Kiel steckt, die Flügel.

Desgleichen gehören an den Blüthen zu den Kennzeichen auch besonders die Geschlechter der Blumen, von denen ich vorhin (§. 4.) sprach, und die Anzahl und Gestalt der Staubfäden und Stempel.

II. Die Blätter sind ein wesentliches Unterscheidungszeichen der Pflanzen.

Von den gewöhnlichen Blättern aber müssen wir unterscheiden die Nebenblätter, welches jene kleinen unmerklichen Blattansätze sind, die meistens an jungen Trieben auf den Seiten der Blattstiele hervorkommen (wie bei den Weiden).

Die Blätter haben verschiedene Gestalten, von

welchen wir uns begnügen, nur folgende zu beschreiben, da die meisten andern leichter zu verstehen sind, wenn wir sie in der Naturgeschichte der Forstpflanzen erwähnen werden.

A. In Rücksicht des Umfangs der Blätter sind sie oft:

a) eiförmig, wenn das Blatt länger ist, als breit, aber seine größte Breite unten am Blattstiele hat; z. B. das Buchenblatt.

b) verkehrt eirund, wenn der breitere Theil des länglich runden Blattes oben ist.

c) elliptisch, wenn der breitere Theil des länglich-runden, auf beiden Enden zugespitzten Blattes in der Mitte desselben ist.

d) lanzettförmig, ein längliches, an beiden Enden spitzig auslaufendes Blatt; z. B. Blatt der weißen Weide.

e) linienförmig, gleich breit, schmal und lang; z. B. Rosmarinblatt.

f) herzförmig, wie ein Herz gestaltet, wo der Blattstiel im Ausschnitt des Blattes sitzt; z. B. Linde.

B. In Rücksicht des Randes der Blätter sind sie oft:

a) ganzrändig, wenn der Rand ganz ungetheilt ist, wie z. B. ein Blatt von einem Lila-Baum (spanischem Hollunder).

b) gekerbt, wenn das Blatt rundliche Zähne oder Einkerbungen am Rande hat.

c) doppelt gekerbt, wenn das Blatt auf jedem Blattzahn wieder gekerbt ist.

d) gezähnt, wenn die Einkerbungen spitz, und die Spitzen seitwärts gehend sind.

e) sägeförmig, wenn die Zähne zugespitzt und gegen die Spitze des Blattes hingekehrt sind.

f) gewimpert, wenn am Rande Haare stehen, gleich den Wimpern der Augen.

C. Auch auf die Zusammensetzung der Blätter muß man aufmerksam sein, da ein Blattstiel oft mehrere Blättlein in sich verbindet.

So können die Blätter oft sein:

a) fünf-, sechs-, siebenzählig und mehr, wenn an seiner Spitze der Blattstiel mehrere Blätter hat, wie bei der Roßkastanie.

b) gefiedert, wenn ein Blattstiel seiner Länge nach oft wieder an besondern Stielen mehrere kleine Blätter hat, wie bei der Esche, Akazie, dem Rosenstrauch.

c) abgebrochen gefiedert, wenn die Blättlein paarweise gefiedert stehen, aber keins zu äusserst am Blattstiel, und die Blättlein also eine paare Zahl ausmachen.

d) spitzgefiedert, wenn noch zu äusserst am Blattstiel ein Blatt sitzt, wodurch die Zahl der Blättlein ungleich wird.

D. Auch dienen als Kennzeichen noch

a) die Haare an Rinden und Blattern;

b) die Stacheln, welche oft hakenförmig gekrümmt sind, und aus der Rinde hervorwachsen, aber nicht mit dem Holze zusammenhängen;

c) die Dornen, die sich von den Stacheln dadurch unterscheiden, daß sie mit dem Holze zusammenhängen, und aus dem Splinte hervorkommen;

d) die Drüsen: dies sind kleine, röthliche, warzenformige Erhöhungen, bald an den Blättern, bald an der Rinde.

§. 6.

Herbarium.

Es ist jedem Forstbedienten anzurathen, sich von allen in seinen Wäldern wild wachsenden Holzpflanzen eine Sammlung sorgfältig getrockneter Blätter und Blüthen mit allen dazu gehörigen Kennzeichen anzulegen. Solche Sammlung heißt ein Herbarium.

Man trocknet die Pflanzen am besten und ohne sonderliche Mühe, wenn man sie acht bis vierzehn Tage lang zwischen die Blätter eines Buches legt, welches etwas beschwert wird. Ist die Pflanze ausgetrocknet unter dieser Presse, so legt man sie in einen Bogen Papier, und schreibt den

deutſchen Namen darauf, wie auch den lateiniſchen Namen, weil der deutſche oft in verſchiedenen Gegenden verſchieden, der lateiniſche hingegen allen Pflanzenkennern in Europa bekannt iſt.

Denn wenn ein Forſtbedienter von den Bäumen und Geſträuchen nur den gemeinen Namen kennt, der an ſeinem Wohnort üblich iſt, wird er einen aus andern Gegenden, welcher von der gleichen Sache ſpricht, nicht verſtehen.

Erſtes Hauptſtück.

Beſchreibung unſerer Bauhölzer.

Erſtes Kapitel.

Nadelholzarten, die zum Bauen tauglich ſind.

§. 7.

Die Nadelholz-Arten.

Dazu rechnen wir die Lärchen-, Fohren-, Roth- und Weißtannen und Wachholdern. Sämmtlich, ausgenommen Wachholder, haben ſie halbgetrennte Geſchlechter, d. i. die männlichen und weiblichen Bluthen ſtehen zwar getrennt, nicht in gleicher Blume, doch am gleichen Baume

beiſammen. — Die männlichen Blüthen bilden ein Kätzchen; unter jeder Schuppe desſelben iſt ein Bundel unten zuſammengewachſener Staubfäden, mit gelben Staubbeuteln. — Die weiblichen Blüthen ſitzen in Form eines Kegels oder Zapfens beiſammen. Jede Schuppe desſelben bedeckt zwei kleine Fruchtknoten (nachmals die Samenkorner) mit einem Staubweg und einer einfachen Narbe.

§. 8. (Siehe §. 7.)

Die Weißtanne.

1. Namen. Weißtanne, Waldtanne. Pinus abies.

2. Blüthen erſcheinen im Mai, mit halbgetrennten Geſchlechtern. Die männlichen zeigen ſich an den Zweigen, zwiſchen den Nadeln, als einzelne dreiviertel Zoll lange Kätzchen. Sie beſtehen aus kleinen, rothen Schuppen, deren jede zwei gelbe Staubbeutel verdeckt. — Die weiblichen, welche ſich ſchon im vorhergehenden Jahre als längliche braune Knopfe an den Enden der jüngſten Triebe zeigten, bilden, wenn ſie ſich im Mai befruchten laſſen, kleine längliche Zapfen, deren Schuppen feſt zuſammengeſchloſſen ſind.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln ſtehen auf beiden Seiten der Zweige in doppelten Reihen, kammartig, einzeln. Sie ſind linienförmig,

an der Spitze eingekerbt, einen Zoll lang, auf der Oberfläche glänzend dunkelgrün, mit einer vertieften Furche in der Mitte, auf der Unterfläche mit erhabenem Grath, das auf jeder Seite einen schmalen weißen Strich hat. — Die Nadeln sind immergrün.

4. Rinde ist aschgrau, weißlich und glatt.

5. Holz ist weiß, weich, unter den Nadelhölzern, nächst dem Arvenholz, das leichteste (der Kubikschuh wiegt kaum dreißig Pfund); dabei ist es nicht sehr harzreich, aber leichtspaltig und elastisch.

6. Wurzel treibt einen Pfahl, der drei bis vier Schuh tief in den Boden geht.

7. Same. Die Zapfen werden reif im Anfang Oktobers, und sind dann vier bis sechs Zoll lang. Unter jeder Schuppe liegen zwei braune, breitgedrückte, beflügelte Samenkörner. Bald nach der Reife fallen die Schuppen des aufrechtstehenden Zapfens, und mit ihnen der Same ab; nur der dünne Zapfenstängel bleibt am Zweige sitzen. — Sobald daher sich im Oktober an der Spitze der Zapfen die Schuppen öffnen wollen, ist es rechte Zeit, die Tannen zu besteigen, die Zapfen behutsam abzubrechen, und in ein angehängtes Tuch zu sammeln. Bricht man die Zapfen zu früh, so verdirbt der noch unreife Same gar bald; geschieht

es zu spät, so sind die besten, schwersten Körner bereits ausgefallen.

Von gar alten Bäumen ist der Same unkräftig und unfruchtbar. Die Zapfen müssen in einem von der Luft durchstrichenen Gemach aufgeschüttet, und von Zeit zu Zeit umgewendet werden, damit sie sich nicht erwärmen. Die ächten Körner fallen bald von selbst heraus.

8. Aussaat und Pflanzung. Es ist eine allgemeine Regel für die Aussaat wild wachsender Holzpflanzen, der Mensch soll säen, wenn die Natur säet. Je frischer der Same der Erde anvertraut wird, je schöneres Aufgehen hat man zu erwarten.

a) Die Zeit der Aussaat ist daher im Herbst, wo möglich nach einem Regen, in jedem Falle aber vor dem Frost. Der ausgeklengelte (von Schuppen und Flügeln gereinigte) Same wird mit feuchten Sägespänen vermischt auf die Oberfläche des Bodens ausgesäet. Körner, nur einen halben Zoll unter der Erde, verfaulen. Zu hundert Geviertruthen Landes rechne man immer vier Pfund reinen Samen. — Ihn bis zum Frühjahr aufzubewahren ist kaum rathsam. Er verdirbt gar bald.

Ein Weißtannenwald muß gesäet werden; denn das Verpflanzen oder Versetzen junger Bäumchen ist häufig vergebliche Arbeit.

b) Der Boden soll gutes, kühles Erdreich sein, schwarzer, mit Sand oder Leimen und Thon (Letten) vermischter Grund. Auf feuchten, sumpfigen Orten gedeihen die Tannen nicht, sie werden bald faul. Man muß die Erde zur Ansaat nicht auflockern, sondern sie nur vom Grase und Unkraut gereinigt haben.

c) Lage, sie soll schattig sein. An den der Sonne ausgesetzten Berghalden, welche von ihr durchglühet werden, verderben ohne Schatten Same und Pflanze. Die Winterseite hat daher immer den Vorzug, falls andere Halden nicht von vorstehenden Bergen oder Waldungen des Tags langen Schatten haben. — Man kann Weißtannenwälder auch nicht so hoch auf Bergen anlegen, wie die von Rothtannen. Sie gedeihen nur in Ebenen und auf Mittelgebirgen der untern und mittlern Buchenregion.

9. Aufwuchs. Der im Herbst gesäete Same geht im folgenden Frühling, als ein Stämmlein mit fünf grünen Nadeln, auf. Erst wenn es das fünfte Jahr überstanden hat, fängt es an stark in die Höhe zu treiben. In der Mitte der Zwanziger Jahre auf gutem Boden, und in geschlossenem Stande, wo sich der junge Baum von unnöthigen Aesten reinigen kann, wird das Wachsthum am kräftigsten; aber in den Dreißiger Jahren erhält der Baum Samenknospen, tüchtigen Samen trägt

er jedoch erst in den Vierziger Jahren. Die Weißtannen können in schnurgerader Linie hundert und sechszig Schuh hoch und sechs Schuh im Durchmesser stark werden. Sie erreichen dabei ein Alter von zwei- bis dreihundert Jahren. Nicht nur an den Holzringen, sondern auch an dem Quirl der Aeste, die sie jährlich ansetzen, kann man ihr Alter erkennen. Doch wenn der Quirl zählt, muß man immer fünf Jahre wenigstens dazurechnen, wo sie noch keine in der Jugend angesetzt haben.

10. Nutzen. Das Weißtannenholz ist zum Bauen dauerhafter als das von Rothtannen, aber nicht so dauerhaft, als das von Fohren. Es gilt Säghölzer, und zu musikalischen Instrumenten, Schachteln u. dgl. die feinsten Blätter. — Zum Brennen und als Kohlholz ist es nicht so gut, wie Rothtannen und Fohren. — In den Beulen auf der Rinde des Stammes ist Terpentin; das Terpentinöl wird aber meistens aus den jungen noch grünen Zapfen gezogen.

§. 9. (Siehe §. 7.)

Die Rothtanne.

1. Namen. Rothtanne, Fichte. Pinus picea.

2. Blüthen mit halbgetrennten Geschlechtern Ende Mai's, Anfang Juni's. — Die männlichen, meistens an den Seiten der herabhängenden Zweige, zuerst einer Erdbeere gleichend, röthlich,

werden endlich walzenförmig, zollang und haben unter jeder Schuppe des Kätzchens zwei Staubfäden mit gelben Staubbeuteln. — Die weiblichen sind schon im vorigen Jahre an den Spitzen der Zweige, als kleine, bräunliche Knospen sichtbar, welche in der Blüthenzeit die Gestalt rothlicher Zapfen mit eirunden Schuppen erhalten.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln keinen Zoll lang, linienförmig, vierseitig, steif, stumpfspitzig, etwas krumm, und stehen rund um die jungen Triebe herum. Sie sind wintergrün.

4. Rinde braunroth und wird bei zunehmendem Alter rissig und schuppig.

5. Holz weich, an trockenen Orten gewachsen, weiß; an feuchten Orten aber röthlich, locker und wird da bald rothfaul. Es ist harziger, als das der Weißtanne, auch schwerer; denn ein Kubikschuh frisches Rothtannenholz wiegt sechsunddreißig Pfund.

6. Wurzel flachlaufend und dringt nur zwei Schuh tief und nicht viel darüber ein. Der Rezenwind stürzt daher diesen Baum leichter um.

7. Same. Unter jeder Schuppe des fünf bis sechs Zoll langen, braunen, niederwärts hangenden Zapfens liegen zwei kleine, geflügelte Samenkörner. Obwohl die Zapfen schon im Herbste reif sind, berſten die Schuppen doch erst im folgenden Hornung und März auf, wo sie dann die

schwersten Körner zuerst fallen lassen. Man thut am besten, wenn man die Zapfen im Herbste sammelt, auf lustigen etwas sonnigen Boden schüttet, fleißig umwendet und das Ausfallen des Samens erwartet. — Ohne Nachtheil kann man den Samen nicht länger als ein Jahr lang aufbewahren, man vermischt ihn zu dem Ende mit trockenem Sand, worin er sich hält.

8. Aussaat und Pflanzung. Zwei- bis dreijährige Pflanzen kann man mit Glück versetzen. Sie werden, wenn die Wurzeln nicht allzusehr beschädigt sind, meistens gedeihen. Wo diese beim Ausgraben zerrissen sind, oder gequetscht, muß man sie mit scharfem Messer nur ein wenig beschneiden. Am besten Ende Auguſt's nach beendigtem Trieb zu verpflanzen.

a) Zeit der Aussaat ist, wie die Natur lehrt, im März. Man geht dabei eben so zu Werk, wie ich bei den Weißtannen (§. 8.) gelehrt habe, und nimmt immer zu hundert Quadratruthen Landes etwa fünf Pfund ausgeklengelten Samen.

b) Der Boden kann jeder sein; nur hüte man sich, solchen zu wählen, der allzufeucht ist; da wächst das Holz zwar schnell, wird aber schwammig, grob und bald rothfaul; oder solchen, der allzutrocken und leicht ist, wo der Baum nur langsam gedeiht und von den Winden sleicht geworfen ist.

c) Die Lage soll kühl und schattig sein, wo ihr den Samen streut: in Gegenden und Halden an der Sonnenseite vertrocknet er, und die jungen Pflanzen verschmachten. Sowohl auf Mittelgebirgen, als in den Thälern und vor starken Stürmen sichern Halden an den untern Alpen gedeiht er.

9. Aufwuchs. Das im April oder März auf die vom Gras gereinigte Oberfläche des Bodens gesäete Körnlein treibt schon im Sommer ein zartes Stämmlein, meistens mit neun Nadeln versehen; im dritten und vierten Jahre setzt es Aeste an, aber erst mit dem fünften Jahre wächst es stärker und zeigt Aeste, die quirlförmig um den Stamm stehen, und des Baumes Alter anzeigen. In den Zwanziger Jahren hat der Baum schon, und oft noch früher, Samenzapfen. Bis ins achtzigste und neunzigste Jahr ist sein Wuchs am kräftigsten, wird zwei- bis dreihundert Jahre alt, und wetteifert mit der Weißtanne an Stärke und Höhe.

10. Nutzen. Die Rothtannen liefern gutes Bau- und Sägeholz; es steht in Rücksicht des Brennens und Verkohlens am Werth in der Mitte zwischen Weißtanne und Fohre; letztere liefert mehr und schwerere Kohlen. Die Rinde dient zum Rothgerben; das ausschwitzende Harz zum Pech. Gutes Küferholz.

§. 10. (Siehe §. 7.)

Die Fohre.

1. Namen. Fohre, Kiefer, Thäle. Pinus sylvestris.

2. Blüthen. Anfang Mai's mit halb getrennten Geschlechtern. — Die männlichen dicht beisammen um die Spitze der vorjährigen Triebe, und außerordentlich reich an Samenstaub. — Die weiblichen zeigen sich als kleine eirunde, gelbliche oder röthliche Ballen an den Spitzen der jungen Triebe, die sich nach der Befruchtung in grüne Zäpfchen verwandeln, und endlich grau werden. Aber erst im Mai des folgenden Jahrs wachsen sie zu kegelförmigen Zapfen, die im Juli zwei Zoll lang, einen Zoll dick, und braun von Farbe werden. Doch erst im Oktober sind sie reif, und erst im März des folgenden Jahrs streuen sie den Samen aus, wo sie dann zwei Jahre alt sind.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln kommen je zwei aus einer dem feinen Fließpapier ähnlichen grauen Scheide rund um den Zweigen hervor, zwei Zoll lang, linienförmig, an der Oberfläche ein wenig hohl, steif und zugespitzt.

4. Rinde am untern Theil alter Stämme grau, dickschuppig, aufgerissen; am obern Theil

des Stammes feinblätterig gelbröthlich, und immergrün.

5. Holz weißgelb, mit weißem Splint; härter, schwerer und harzreicher, als Weiß- und Rothtannenholz. Ein Kubikfuß frisches Holz wiegt achtunddreißig Pfund.

6. Wurzel dringt mit einem Pfahl zwei bis drei Schuh tief, sendet aber die Seitenwurzeln weit unter der Oberfläche des Bodens umher. Es werden daher auch einzeln stehende Föhren nicht leicht vom Wind umgeworfen.

7. Same. Unter jeder Schuppe des im März und April aufgehenden Zapfens zwei kleine, geflügelte Samenkörner. Sie sind an Gestalt und Größe denen der Rothtannen ähnlich, unterscheiden sich aber von dem dunkelrothbraunen Rothtannensamen dadurch, daß ihre Farbe schwarz oder grau ist, und ihre Flügel nur lose ansitzen, so daß, wenn man einen Flügel behutsam vom Korn trennt, derselbe unten ein Loch hat, von der Größe des Samens.

Man sammle die Zapfen vom November bis März, wenn sie noch verschlossen sind, lege sie in warmen, wenigstens trocknen und luftigen Gemächern nicht hoch auf einander und verfahre damit, wie oben bei den Weißtannen (§. 8.) gelehrt worden. Der Same von jüngern und ältern Föhren

ist gleich gut. An kühlen, trockenen Orten läßt er sich zwei bis drei Jahre aufsparen.

8. Aussaat und Pflanzung. Junge zweijährige Fohrenstämmchen lassen sich noch mit Glück versetzen, am besten Ende Septembers.

a) Zeit der Aussaat im März und April. Am besten im letztern Monate, weil ein einziger Nachfrost fast Alles tödten kann. Man nimmt zu hundert Quadratruthen fünf Pfund reinen Samen, der auf die Oberfläche des vom Gras gereinigten Bodens gestreut wird. Ehe man den Samen säet, thut man wohl, ihn von den Flügeln zu befreien. Leicht ist's, den Samen, wie er aus den Zapfen fiel, in Säcke zu füllen, und diese zu rütteln, und dabei öfters umzuwenden. Wird geflügelter Same ausgesäet, so nimmt ihn der Wind leichter hinweg, oder die Körnlein werden gehindert, recht ins Erdreich zu dringen und Wurzel zu schlagen. — Den von den Flügeln abgeriebenen Samen siebet man vom Staube rein; da aber noch immer von der Flügelhaut am Korn etwas sitzen bleibt, muß man ihn durch eine Bürste ein wenig mit frischem Wasser besprengen, ihn abermals in einen Sack thun, und bei öfterm Umwenden fleißig rütteln. Wenn er stäubt, so ist er trocken, die Flügelhäute sind ganz los; die Samenkorner glänzen wie polirt, und die Hülsen

fliegen davon, wenn man sie, wie beim Reinmachen des Getreides, schwingt.

b) Boden, ein jeder, nur nicht der allzunasse, bekömmt der Fohre wohl. Sie gedeiht selbst im Sande, wenn nur etwas fruchtbare Erde darin ist. Im ganz trockenen, heissen Sandboden wird die Fohre kurz, knorrig, ästig, brandfleckig. Am schönsten gedeiht sie im guten, mit Saud oder Leimen gemengten Grund.

c) Lage. Am besten in Ebenen, oder am Fuß der Berge, untere Buchenregion.

9. Aufwuchs. Der Same geht schon nach sechs Wochen auf mit vier bis fünf kleinen Nadeln; doch erst im fünften und sechsten Jahr beginnt der stärkere Trieb des Wachsens. Schon im zwölften und sechszehnten Jahre wird der Baum zum Samentragen fähig; bis zum vierzigsten wächst er am meisten in die Höhe. Im hundert- und vierzigsten Jahre hat er seine ganze Vollkommenheit, wo er über drei Schuh im Durchmesser stark und siebenzig bis achtzig Schuh hoch sein kann.

10. Nutzen. Vortreffliches Land-, Wasser- und Gruben-Bauholz; besseres Kohlholz, als Weiß- und Rothtannen; aus dem Stock- und Wurzelholz Theer oder Wagenschmier, Pech, Kienöl und Kienruß.

§. 11.

Die Arve.

1. Namen. Arve, Zirbelnußbaum, Zirnußbaum. Pinus cembra.

2. Blühen, mit halb getrennten Geschlechtern im Monat Maiz in den höchsten Gebirgen erst Anfang Juni's. — Die männlichen, denen der Fohren ähnlich, an den Spitzen der jüngern Triebe je zwei bis sieben beisammen, hohen röthliche, gefurchte, keilförmige Schuppen, und unter jeder von ihnen zwei kurzgestielte Staubbeutel. — Die weiblichen, ebenfalls an den Enden der Zweige mit zugespitzten Schuppen, welche weißgelblich, an den Spitzen purpurn sind. Nach der Befruchtung verwandeln sich diese purpurfarben, zugespitzten, ovalen Blüthenköpfe in eiförmige, grüne, nachher sich bräunende Zapfen. Am Ende des Jahres sind sie einen Zoll lang. Erst im folgenden Jahre reifen sie, wo sie dann im September und Oktober drei bis drei und einen halben Zoll lange, zwei Zoll dicke Zapfen, graugrün oder schmutzigbraun, von der Form eines großen, welschen Hühnereies sind, am untern Ende platt gedrückt. Sie sitzen an kurzen, gebrechlichen Stielen meistens zu zwei bis drei Stück aufrecht beisammen. Die Schuppen sind hart, eirund, stumpf, dick. Unter jeder liegen in Doppelhöhlen

zwei längliche, dreikantige Nüsse, von der Größe einer kleinen Bohne, hellbraun.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln, gleich denen der Fohre, linienförmig, schmutziggrün, zwei bis drei Zoll lang, dreiseitig und stark zugespitzt. Die untere Fläche glatt, glänzend, von der Spitze zum untern Theil eingefurcht. Es kommen diese immergrünen Nadeln gemeinlich zu fünfen (nie aber mehr als sechs, nie minder als drei) aus einer gemeinschaftlichen Scheide. Diese Scheide, fast einen Zoll lang, besteht gewöhnlich aus fünf längern und einigen kürzern durchsichtigen, rothgelben, in einander steckenden Häutchen. Man findet solche Scheiden aber nur bei den jüngern Nadeln an den äussersten Zweigspitzen. Wenn die Scheide abfällt, bleibt nichts sichtbar, als die Warze, aus welcher die Nadelbüschel rings um den Zweig hervorkommen. Die vielen Warzen, von welchen sich auch nach einigen Jahren die Nadeln ablösen (die daher nur meistens die Enden der Zweige dichbuschig bekleiden), geben der Rinde, besonders an jüngern Zweigen, runzliches Ansehen.

4. Rinde an jungen Stämmen graubraun, geschrumpft; an ältern Stämmen wird sie immer aschfarbener und grobrissiger. An sehr alten Arvenstämmen erblickt man rings um den Stamm

gehende Einkerbungen oder Abfälze der Rinde, meistens zwei bis drei Schuh von einander entfernt.

5. Holz ist weiß, wird an der Luft bald braunröthlich; weich, sehr leicht, harzreich, elastisch, von feinem Gewebe. Mit dem Holz der Weißtanne ist's fast von gleicher Schwere. Es hat einen starken, angenehmen Geruch und viel Dauerhaftigkeit. Der Bast unter der Rinde ist röthlich, der angeschnittene Splint fließet sogleich von Harztropfen.

6. Wurzeln gehen zwei bis sechs Schuh tief in den Boden, und dehnen sich weit umher aus.

7. Same. Es haben die Nüsse eine harte, braune Schale, wie die Haselnüsse, doch ist sie nicht so glatt und glänzend. Der weiße, mandelartig schmeckende Kern ist von einer gelblichen Haut überzogen. Sie bleiben aber, wenn die Zapfen nicht im Oktober gebrochen werden, wie der Same anderer Fohren bis zum nächsten Frühjahr hängen, wo die erste Sonnenwärme die Schuppen aufschließt. — So lange der Kern der Nuß nicht hart, und das Innere der Schuppen noch röthlich ist, hat der Same seine Reife nicht.

Man thut wohl, in hohen Gebirgswäldern Ende Oktobers die Zapfen brechen zu lassen. Man schüttet die Zapfen in warmen, oder wenigstens trockenen Gemächern über einander; die mäßigste Wärme öffnet die Schuppen, und die Nüsse werden

leicht heraus geben. Am beſten bewahrt man die Nuſſe bis zum Frühling in den Zapfen ſelbſt auf. Durch Ofenwärme, die das Harz flüſſig macht, öffnet man die Zapfen am ſchlechteſten, und ſchadet der Fruchtbarkeit des Kerns ſehr.

8. Ausſaat und Pflanzung. Allerdings kann man junge Arven verpflanzen, aber nur mit großer Vorſicht, daß die Wurzeln dabei unbeſchädigt bleiben, und ſo wenig als möglich von ihrer Erde verlieren. — Immer iſt's am vortheilhafteſten, ſie durch Ausſaat zu gewinnen, wo ſie, vom erſten Keim an, dem Himmelsſtrich, worin ſie wachſen ſollen, zugewöhnt werden.

a) Zeit der Ausſaat. Im November vor dem Froſt, oder im März. Die Anfang Novembers geſteckten kommen Mitte Mai's keimend hervor. Sie bringen die geſprengte Schale der Nuß aus der Erde mit vor (nach zehn Tagen wirft der Keim die ausgetrocknete Schale und Hülſe ab). Man muß eben deswegen die Nuß nie tief unter die Erde bringen, ſondern ſie nur einen viertel oder einen halben Zoll dick mit Erde beſtreuen, ſonſt erſtickt der Keim und bleibt im Boden.

b) Boden; man ſoll dazu einen eher gemäſſigt feuchten und kühlen, als trockenen und heißen Grund wählen; ſchwarzen, fruchtbaren Waldboden, auch mit fruchtbarer Erde vermiſchten Leimenzgrund.

c) Lage. Mitternacht- und Abendseite der untern Alpen. Nachtfröste tödten den jungen Aufwuchs oft an der Morgenseite. In Hochgebirgen kann man auch die Mittagseite wählen, sobald die Pflanzen in ihrer Jugend nur einigen Schatten haben und der Boden von der Sonnenhitze nicht zu sehr ausgetrocknet wird.

9. Aufwuchs. Die Pflanze, nachdem sie die aus dem Boden mitgebrachte Hülse abgeworfen hat, steht da mit neun bis eilf Nadeln, die Anfangs einen Zoll lang sind. Im zweiten Jahr zeigen sich mehrere kleine Nadelbüschel um das Stämmchen, immer fünf Nadeln in einer Scheide. Erst im sechsten Jahr wird der Trieb kraftvoller, wenn sie auf gutem Boden, und nicht zu hoch im rauhen Gebirg steht. Sie erreicht in der Nähe der Alpen ein Alter von mehr denn fünfhundert Jahren, wird sechzig bis siebenzig Fuß hoch, und drei bis vier Schuh im Durchmesser stark. Sie treibt einen geraden Schaft, welchen die zahlreichen Aeste weit umgeben, die ihre behäuschten Enden aufwärts krümmen. Auf höhern Alpen wachsen sie sehr langsam, aber feiner, elastischer und dauerhafter ist dann auch ihr Holz. Im vierzigsten und fünfzigsten Jahre sind sie dort erst mannbar. In den tiefer gelegenen Voralpen wachsen sie beinahe so schnell als Weißtannen, im dreißig-

ſten Jahre haben ſie ſchon eine Höhe von mehr als dreißig Schuh.

10. Nutzen. Gutes Bau- und Sägeholz; brennen vortrefflich, geben aber nur leichte Kohlen. Sie ſind zu Verkäfelungen und allerlei Schnitzwerk von der vorzüglichſten Güte. Das Harz iſt noch zu wenig unterſucht und benutzt. Aus den jüngſten Schößlingen im Frühjahr wird ein Oel, karpathiſcher Balſam genannt, gezogen. Die Arvennüſſe werden roh gegeſſen, oder zu Oel gepreßt, oder es wird eine Milch daraus bereitet, die für Auszehrung und Lungenſucht wohlthätig ſein ſoll.

In jedem Fall verdient dieſe Holzart, welche durch die Nachläſſigkeit und Verſchwendung der Alpenbewohner endlich in den hohen Gebirgen auszugehen droht, angebaut zu werden, ſowohl ihres ſchon bekannten Nutzens willen, als auch um desjenigen willen, der von ihnen noch entdeckt werden dürfte, wenn man ſie häufiger hätte.

Anmerkung. Man unterſcheidet Arven mit grünen und mit braunen Zapfen, als Nebenarten.

§. 12. (Siehe §. 7.)

Die Lärchtanne.

1. Namen. Lärchtanne, Lärche, Pinus larix.

2. Blüthen, mit halbgetrennten Geſchlech-

tern Ende Märzes. — Die männlichen treten, eher als die Blätter oder Nadeln, aus den Augen der Nadelbüschel, und bilden einen runden, weißgelblichen Ballen, von der Größe einer Erbse. Jede der vielen kleinen Schuppen bedeckt zwei Staubbeutel. — Die weiblichen sitzen an den männlichen Zweigen aufgerichtet, als zolllange, krautartige, gelbrothe oder purpurfarbene Kätzlein.

3. Blätter, oder vielmehr Nadeln, wachsen büschelweis aus einer gemeinsamen Knospe, kaum einen Zoll lang; sind linienförmig, weich und hellgrün. Im Spätjahr welken sie ab.

4. Rinde an jungen Stämmen und Zweigen graugelblich, gestreift, glatt; an ältern Stämmen aber sehr grobrissig und geborsten.

5. Das Holz röthlichgelb, ziemlich hart und sehr harzreich. Der Kubikschuh frischen Lärchenholzes wiegt einundvierzig Pfund; mithin schwerer als das Holz sämmtlicher zum Bauen tauglichen Nadelhölzer. Es trägt zehnmal größere Lasten, als das Eichenholz, eh' es bricht.

6. Wurzel einige Schuh tief in die Erde, streicht weit aus. Ein Sturmwind entwurzelt selten den Lärchenbaum.

7. Same. An den Zweigen sitzen aufrecht die ovalen, einen Zoll langen hellbraunen Zapfen, welche im Oktober zwar reif sind, doch erst im nächstfolgenden März und April ihre dünnen, harten,

dichtgeschlossenen Schuppen öffnen, um die geflügelten Samenkörner fallen zu lassen. Die leeren Zapfen bleiben noch ein volles Jahr am Baum sitzen. Die frischen Zapfen sind braun, die alten, leeren aber schon an einer Seite verblichen, grau und fahl. Man muß diesen Unterschied wohl kennen, um beim Brechen der Zapfen nicht viele leere zu bekommen. Die mit kurzen, eckigten Flügeln versehenen Samenkörner sind kleiner als die der Fohren, spitzig, plattgedrückt und braungelb.

Wenn man die Zapfen im November bricht, sie in warmen Zimmern über Winter aufhäuft, alle Tage einmal umwendet, fallen endlich bis zum Frühjahr die schwersten Körner gewiß aus, doch nicht alle. Leichter fallen sie aus, wenn man sie an Faden mit ihren Stielen büschelweis zusammenbindet, und an Querstangen in warmen Stuben, oder luftigen Estrichen aufhängt, und alle Tage einmal an die Stangen klopft. — Die Tiroler Samenhändler pflegen die Zapfen in Tüchern über dem Dampf siedenden Wassers zu sprengen; aber dadurch verlieren die Körner mit ihrer lebhaften, braunen Farbe das Keimungsvermögen, und die Käufer sind durch sie eben so sehr betrogen, als durch diejenigen, welche die Lärchenzapfen durch Ofenhitze öffnen.

8. Aussaat und Pflanzung. Von unsern sämmtlichen Nadelholzern sind es die Lärchtannen,

welche sich in der Jugend, wenn sie zwei bis drei Jahre alt sind, am besten versetzen lassen. Die wenigsten davon werden ausgehen, wenn sie im Herbst, auf angemessenen Boden, und in eine der Sonnengluth nicht allzusehr ausgesetzte Lage verpflanzt werden. An Schattseiten kann man sie auch mit Glück noch im Frühjahr pflanzen, ehe sie grüne Keime getrieben haben.

a) Zeit der Aussaat. Im Frühjahr, sobald der Frost aus dem Boden gewichen. Man streut den abgeflügelten Samen, ohne ihn zu bedecken, frei auf die Oberfläche des Bodens hin, der nicht aufgelockert, aber von Gras und Unkraut gereinigt sein muß. Auf hundert Quadratruthen kann man fünf Pfund reinen, abgeflügelten Samen nehmen.

b) Boden, wenn er aus guter schwarzer Erde mit Sand und Leimen gemischt, oder auch aus leichtem, trockenem Leimengrund besteht, der fest genug ist, bekommt er den Lärchtannen wohl. Trocken und kühl aber muß der Boden sein, nicht sehr feucht oder wohl gar naß. Auf schwerem, nassem und steinigem Grund kommt diese Holzart nicht zum Gedeihen.

c) Lage soll schattenreich sein. Auf der Nordseite der Vorgebirge gedeihen die Lärchen besonders gut.

9) Aufwuchs. Nach vier Wochen keimt der

ausgestreute Same und breitet einige kleine Nadeln aus, die von der jungen Pflanze, welche im ersten Jahre schon eine Höhe von funf bis sechs Zoll erreicht, bis zum nachsten Frühling behalten werden. Wie im ersten Jahr ist auch in den folgenden der Wuchs ungemein rasch. Im zehnten ist der Baum, bei guter Lage und Erde, über zwanzig, im zwanzigsten über funfzig Fuß hoch. Im geschlossenen Stande reiniget sich der Baum sehr frühzeitig von untern Zweigen; im funfzehnten Jahre trägt er schon Samen, der aber nicht zu Ansaaten viel taugt. — Bis in die Dreißiger Jahre und wenig darüber hinaus wächst er am kräftigsten; dann aber scheint er einzusehen; seine Zunahme in die Länge wird unbeträchtlicher; er wächst mehr in der Dicke. In den Siebenziger Jahren hat er seine Vollkommenheit; man sieht ihn dann sechszig bis achtzig Schuh hoch. Doch nie erlangt er die Höhe und Schlankheit der Roth- und Weißtannen. In alten Lärchenwäldern fand ich Stämme von mehr als vier Fuß im Durchmesser und beträchtlicher Höhe; dennoch aber von Rothtannen jederzeit übergipfelt.

Die Forstschriftsteller Norddeutschlands, geblendet durch den schnellen Wuchs der Lärchen in den ersten Jahrzehenden, wie sie ihn beobachten konnten in Kunstgärten ihrer Fürsten, erhoben diesen Baum über seinen Werth, nannten ihn die

Krone aller Nadelhölzer u. dgl. m.; aber sie hatten Unrecht. Die Lerche kann, ausgenommen beim Bau im Wasser, nie leisten, was die Rothtanne leistet.

10) Nutzen. Dauerhaftes Bauholz, aber es wird an der Luft bald schwärzlich und voller Spalten; im Wasser ist es fast unvergänglich. Es dient zum Werkholz für Böttticher, Schreiner, Dreher. Aus dem Harz wird venezianischer Terpentin verfertigt. Die Rinde dient den Gerbern. Der Lärchenschwamm wird von den Apothekern gekauft. Das Holz gibt mehr Gluth beim Brennen, als anderes Nadelholz, sprizt und prasselt dabei aber heftig; eben diesen Fehler hat das verkohlte Lärchenholz.

Zweites Kapitel.

Laubholzarten, die zum Bauen tauglich sind.

§. 13.

Die Eichenarten.

Wir haben in unsern Gegenden nur zwei Arten von Eichen, nämlich die Sommereiche und die Wintereiche. Beide, ähnlich auf den ersten Blick, haben beträchtliche Verschiedenheiten.

Alle Eichenarten gehören zu den halbgetrennten Geschlechtern; die männlichen,

aus grünlichen, herunterhangenden Büscheln bestehenden Blüthen haben fünf bis zehn Staubfäden, und zeigen sich an den Enden der Zweige im Frühling, wenn die Blätter beginnen hervorzutreten. Die weiblichen Blüthen zeigen sich an den Spitzen der jüngsten Triebe als kleine, rothe, fast unmerkliche Knöpfchen.

§. 14. (Siehe §. 13.)

a) Die Wintereiche.

1. Namen. Wintereiche, Traubeneiche, Hageiche, Knoppereiche, Spateiche. Quercus robur.

2. Blüthen im Mai. Die weiblichen purpurrothen Knöpfchen sitzen ganz dicht auf den jungen Trieben in den Achseln der sprossenden Blätter, und werden nach der Befruchtung zu kleinen rundlichen Eicheln, die an sehr kurzen Stielen rund um den Zweig zu vier bis zwölf Stück beisammensitzen.

3. Blätter länglich, mit kurzen, rundlichen Einschnitten auf den Seiten, mit Blattstielen versehen, die über einen halben Zoll lang sind.

4. Rinde an jungen Zweigen glatt, röthlichgrün; an alten Stämmen tiefgeborsten, dunkelbraun, häufig mit einzelnen Büscheln von Blättern.

5. Holz ist bräunlich gefärbt, brüchig, nicht recht spaltig und schwer. Ein Kubikschuh frisches

Wintereichenholz vom Stamm wiegt fünfundsechszig Pfund zehn Loth.

6. Wurzel: Pfahl acht bis zwölf Schuh tief in den Boden; weit um sich greifende Nebenwurzeln.

7. Samen oder Eicheln werden gegen Ende Oktobers reif, wo sie dann abfallen. Sie müssen, wenn sie entweder freiwillig, oder vom gelinden Winde abfallen, bei trockenem Wetter (denn die in der Nässe aufgelesenen werden leicht stockig) und bei stiller Luft (denn die vom starken Wind losgeschüttelten sind selten alle reif) eingesammelt werden. Dann schüttet man sie in luftige, trockene Gemächer wenige Zoll hoch übereinander (denn läßt man sie, zumal wenn sie naß sind, hoch auf einander nur achtundvierzig Stunden lang liegen, erhitzen sie sich, werden inwendig schwarz und verderben). Saateicheln den Winter hindurch aufzubewahren, ist kaum rathsam. Muß es aber geschehen, so sei es in recht trockenem Sande.

8) Aussaat und Pflanzung. Zu hundert Quadratruthen etwa hundert Pfund Eicheln. In ebenem, umgehacktem, oder umgepflügtem Boden säet man auf einen Quadratschuh ohngefähr vier bis sechs Eicheln, und eggt die Furchen ein. Doch tiefer, als ein bis zwei Zoll müssen die Eicheln nicht liegen unter der Erde. An Berghalden,

wenn der Grund sonst schicklich und tief genug, auch nicht allzusehr verrasen ist, kann man die Erde nur zwei Zoll dick aufheben mit einer Spitzhacke, eine Eichel darunter werfen, die Spitzhacke wieder herausnehmen, den Boden schließen, und so von einem halben Schuh zum andern fortfahren.

a) Zeit der Aussaat. Die im Sommer gesäeten Eichen wachsen allzeit stärker und freudiger, als die vom Frühjahr. Muß im Frühjahr gesäet werden, so sei es, sobald der Frost aus dem Boden gegangen. Man werfe die Eicheln zwei bis drei Tage vorher, ehe man sie säet, in Gülle. Die obenaufschwimmenden sind als todt wegzuwerfen. Dies Einweichen in Gülle ist aber im Herbst schädlich, und zu vermeiden; nur bei der Frühjahrssaat tauglich.

b) Boden. Feuchter, wässeriger Grund ist eben so nachtheilig, als trockener Sand. Die Eiche will schwarzen, fetten, wenn auch etwas steinigen, nur nicht felsigen Grund, wo sie wenigstens acht Fuß tief mit der Pfahlwurzel eindringen und ihre Nebenwurzeln zwölf Fuß weit ausbreiten kann. Kalter, schwerer Thonboden bekommt keiner Holzart wohl; am wenigsten der Eiche.

Man muß schon beim Säen hier auf die Tiefe des Bodens bedachter sein, als bei andern Holzarten, und wissen, daß keine Felsen- und schwere,

feste Thonlagen in einer Tiefe von wenigstens fünf bis acht Fuß sind. Zwischen einzelnen Steinen windet sich die Pfahlwurzel leicht durch. Bis ins dritte Jahr muß man den Boden rein halten vom Grase. Denn dies bezieht den Boden wie ein Filz; hindert das Eindringen der Luft und des Regens; entzieht den Wurzeln die Nahrung, und hält den Reif der späten Nachtfröste zu lange an. Hält man die jungen Pflanzen vom Grase rein, so wachsen sie in drei Jahren so hoch, als sonst in sechs Jahren.

c) Lage. Die Schattenseite ist den Eichen immer zuträglicher, als wenn sie der Sonnenhitze und dem Südwind ausgesetzt sind. In jedem Fall aber muß dafür gesorgt werden, daß die jungen aufgehenden Pflanzen in ihren ersten Jahren hinlänglich im Schatten sind, sonst verderben sie leicht. Im Nothfall kann man ihnen auch auf eine künstliche Weise dadurch Schatten verschaffen, daß man im Frühjahr Haber über das Land säet, welcher dann stehen bleiben muß.

Ich muß hier noch umständlicher von der Pflanzung der Eichen reden. Sie sind wegen ihres großen Nutzens und langsamen Wachses eine der wichtigsten Holzarten, auf deren Anbau man in allen Ländern vorzüglichen Fleiß verwendet. Da nun nicht alle Jahre die Eichen hinlänglich Samen tragen, und man den Samen nicht lange aufbe-

nahren kann: ſo thut man am beſten, Eichenpflanzſchulen, oder ſogenannte Eichelkämpe anzulegen, von wo aus die Räumden (leeren Plätze) in den Waldungen, oder abgeholzte Gehaue, jederzeit mit jungen Eichenpflanzen verſehen werden konnen.

Der Boden des Eichelkamps muß ſchattig gelegen ſein, frei von allem Graſe.

In den mundgemachten Boden ziehet zwei Zoll tiefe, und einen Schuh breite Rillen (oder vertiefte Streifen) durch den ganzen Kamp, eine Rille von der andern zwei Schuh weit. — Dann ſäet im Spätjahr die friſchen Eicheln ein, ſo breit die Rille iſt, vier bis ſechs Eicheln auf einen Schuh ins Gevierte, und bedecket den Samen mit ein bis zwei Zoll tief Erde.

Man ſorge dafür, daß in den erſten Jahren kein Gras überhand nehme.

Iſt der junge Eichenaufwuchs zwei bis drei Jahre alt: ſo nehmet die Pflanzen, wo ſie am dichſten ſtehen, heraus, und verſetzet ſie, wo möglich mit unverletzter Pflanzenwurzel, in den Wald auf die leeren Räumden, oder wohin ihr wollt.

Die beſte Zeit zum Verpflanzen iſt vom Ende Oktobers bis zum Anfang Mai's, wenn der Froſt nicht in der Erde iſt.

Die beſten Stämmlein zum Verpflanzen ſind die, ſo glatt und weißſtämmig ſind. Sie taugen

zur Noth noch, auch wenn sie schon fünf bis sechs Schuh hoch wären. Die kleinern sind aber vorzuziehen. Grabet, wenn ihr ältere Stämmchen wollt, einen halben Schuh vom Stamm ein Loch, stoßet mit scharfem Spaten dem Stamm unterwärts die Pfahlwurzel ab, und hernach einen halben Fuß rings um den Stamm stoßet die Nebenwurzeln ab; nehmet dann das Bäumlein heraus, und beschneidet mit scharfem Messer die zerrissenen oder gequetschten Theile der Wurzel sehr mäßig. Auch schneidet alle Aestenzweige vom Stämmchen ab, bis einen halben oder ganzen Fuß von oben, wo die Krone unangerührt bleiben soll.

Da, wo die junge Eiche hingesetzt werden soll, grabet ihr etwa einen Spaten tief ein Loch, zwei Schuh im Geviert, kehret die obere Erde unten. Nun setzt ein Mann das Stämmlein aufrecht auf die umgegrabene Erde; ein anderer gräbt etwa einen Fuß weit vom Wurzelende der Pflanze rings herum die gute Erde der Oberfläche des Bodens ab, wirft sie um die Wurzel, tritt sie nach gerade der Wurzel bei, und ungefähr endlich so hoch, daß der Wind das Bäumchen, ehe es sich festgewurzelt, nicht umreißen kann. Die Löcher ringsum, woraus zur Beschüttung der Wurzel die Erde genommen worden, bleiben; darin sammelt sich nachher abfallendes Laub, und dies wird faulend dem jungen Baum zum Dünger. — Auf solche

Art gesetzt, wachsen die Eichen in zehn Jahren mehr, als sonst in dreißig, wenn sie in ein in den Boden gegrabenes Loch gesetzt werden; auch geht die Arbeit schnell von statten. Aber gepflanzte, ihrer Pfahlwurzel beraubte Eichen werden nicht schlank, sondern bald äßig und sperrig.

Ist es darum zu thun, im Walde **hohes Eichenholz zu erziehen** aus den versetzten Bäumen: so setze man ein Stämmlein vom andern zehn Fuß weit, und um diese recht in die Höhe zu treiben, kann man rings herum Birken säen, zwei bis vier Fuß von jedem Eichstämmlein entfernt. Diese wachsen schnell, treiben die Eichen schlank auf, welche dann gar nicht aufgeschneitelt werden dürfen. Werden mit der Zeit die Birken zu hoch, so haut man sie ab und behandelt sie im Walde als Unter- oder Schlagholz.

Anmerkung. In Brabant setzt man die Eichstämmchen zwanzig Schuh auseinander. Sie können zwölf Schuh hoch sein. Zwischen zwei Eichen pflanzt man drei Tannen, die vier Schuh hoch sind, die in zwanzig Jahren die Aeste der Eichen in die Höhe treiben. Wann sie mit den Eichen gleiche Höhe haben, werden zwei den Eichen nächststehenden Tannen gefällt; die mittlere bleibt stehen, und kann, sammt den Eichen, zu Bauholz dienen.

Will man nur **Schlagholz erziehen**, so setze man die Stämmchen zehn bis funfzehn Schuh weit von einander. Sie werden sich in Aeste aus-

breiten und können sodann alle vierzig Jahre über der Wurzel abgehauen werden, wo sie dann in mehrern Stämmen von neuem treiben.

Anmerkung. In Holland pflegt man Eichenreviere blos der Rinde willen für die Rothgerber auf solgende Weise anzulegen. Man nimmt aus dem Eichelkamp nur die krummen Stämmchen, die einen Fingers dick sind, schneidet sie ein bis zwei Schuh über der Wurzel ab, und pflanzt sie dann vier Schuh weit aus einander. Alle zehn Jahre gibt dieß starkes Eichenbuschholz. Man haut es dann im Frühjahr über der Wurzel ab; zerschneidet es in drei bis vier Schuh lange Stücken; Weiber und Kinder klopfen mit kurzen Schlägeln diese Stücke, bis sich die Rinde vom Holz gelöst, werfen die geklopften Stöcke seitwärts, wo Kinder die Rinde abziehen, und das geschälte Holz besonders legen, welches gutes Brenn- und Kohlholz giebt.

9. Aufwuchs. Die im Spätjahr gesteten Eicheln gehen im nächsten Frühling auf. Im dritten oder vierten Jahr bekömmt die Samenlode (so nennt man jede junge Laubholzpflanze) einige Nebenäste. Der Wuchs der Eichen ist ungemein langsam. Auf gutem Boden haben sie in zwanzig Jahren kaum zwölf Schuh Höhe. In den Dreißiger bis Vierziger Jahren beginnen sie ihr kräftigstes Wachsthum. Eine hundertjährige Eiche hat gewöhnlich kaum anderthalb Schuh im Stammdurchmesser. Eine zweihundertjährige kann drei bis drei und einen

halben Schuh im Durchmesser haben. Die Eichen erlangen ein sehr hohes Alter, und werden endlich von oben herunter ab, indem sie wipfeldürr werden.

10. Nutzen. Ungerechnet, daß ihre Früchte gute Mast für Schweine, ihre Rinden Rothgerbern gute Lohe gewähren, liefern die Eichen ungemein dauerhaftes Land- und Wasserbauholz, alle Arten festen und starken Werk- und Nutzholzes, und ein vortreffliches Brenn- und Kohlholz vom jungen Holz.

b) §. 15. (Siehe §. 13.)

Die Sommer-Eiche.

1. Namen. Sommer-Eiche, Augsteiche, Spalteiche, Quercus pedunculata.

2. Blüthen nebst den Blättern, gewöhnlich vierzehn Tage früher, als bei der Winter-Eiche; Samen oder Eicheln werden auch vierzehn Tage früher reif. Das weibliche rothe Fruchtknöpfchen ist darin von der vorigen Art unterschieden, daß es auf einem sichtbaren Stiel sitzt.

3. Die Blätter sind tiefer, als bei der vorigen eingeschnitten, und ändern sehr ab. An jungen Stämmen sind sie zuweilen sehr groß. Sie sind unterhalb auch schmäler, und sitzen an ganz kurzen Stielen.

4. Rinde ist, wenn sie alt ist, nicht von derjenigen der Wintereiche unterscheidbar, die jüngere aber ist erst lichtgrün und wird dann braun.

5. Holz iſt weißer, biegſamer, ſpaltiger, und daher zu Stab- und Faßholz tauglicher. Es iſt auch um ein gutes leichter. Ein Kubikſchuh friſches Sommereichen-Stammholz wiegt ſechsundfünfzig Pfund.

6. Wurzeln, wie bei der vorigen Art.

7. Same. Die Eicheln ſind größer und länger, als bei der Wintereiche. Sie ſitzen zu zwei oder mehrern beiſammen an einem langen Stiel, und werden ſchon im September reif.

8. Ausſaat und Pflanzung. Hier gilt, was ich von Saat und Pflanzung der vorigen Art geſagt habe. Dasſelbe gilt auch vom

9. Aufwuchs der Eichen. Die Sommereichen ziehen die mildere Lage vor; auch einen minder rauhen Boden. Dagegen wachſen ſie etwas ſchneller, und werden ſchlanker und höher. Nur leiden ſie oft vom Ungeziefer. Käfer und Raupen halten ſie oft um einen ganzen Jahreswuchs zurück.

10. Nutzen, wie von der vorigen Art, wobei jedoch die beſondern Eigenſchaften des Holzes von dieſer (§. 15. Nro. 5.) nicht vergeſſen werden müſſen.

§. 16.

Die Ulmen-Arten.

Wir haben der Ulmen zweierlei Arten, die rauhe und glatte. Beide Arten ſind in unſern

Waldungen zerstreut, werden aber selten zu hohem Holz erzogen, ungeachtet sie, nächst der Eiche, von allen Laubhölzern das treflichste Bauholz liefern. Dies ist freilich den meisten Förstern bisher nicht überall bekannt gewesen.

Alle Ulmen haben Zwitterblüthen (§. 4.); keine Blumenkrone (§. 5. I b.), sondern in dem fünffach eingeschnittenen Blumenkelch sitzen fünf Staubfäden um den runden, mit zwei Stempeln versehenen, Fruchtknoten. Die Blüthen als kleine grünliche Büschel beisammen am Zweig, viel früher, als das Laub ausbricht.

Eben so ist nachher der reife Same büschelweis beisammen, das Samenkorn rund umgeben von einer leichten, breiten, tellerförmigen Haut, welche Form und Größe eines Kreuzerstücks hat.

§. 17. (Siehe §. 16.)

a) Die rauhe Ulme.

1. Namen. Rauhulme, Rauhlinde, Steinlinde, Rüster. Ulmus Sativa.

2. Blüthen. Eher als die Blätter, büschelweis, im März und April, in kurzgestielten, dichten, runden Knöpfen.

3. Blätter oval, zugespitzt, die größten nur zwei Zoll lang, anderthalb breit, am Rande doppelt gesägt, beim Stiel sehr wenig ungleich, Ober-

fläche dunkelgrün, faſt glänzend, weniger rauh, als bei der folgenden Art. Der Blattſtiel iſt nicht völlig einen Viertel-Zoll lang. — Die Ulmenblätter haben beim erſten Anblick eine entfernte Aehnlichkeit mit den Blättern des Haſelſtrauchs. Sie fallen im Oktober ab.

4. Rinde an jungen Trieben braun; an ältern Zweigen und Stämmen braungrau, ſehr dick, aufgeborſten, mit vielen Riſſen, an den untern Zweigen korkartig.

5. Holz rothbraun, geflecht, geadert, dem Eichenholze ähnelnd, doch leichter als dieſes.

6. Wurzeln greifen ſehr weit um ſich her, ungerechnet die Pfahlwurzel, welche vier bis acht Fuß tief dringt.

7. Same, hängt traubenartig, locker herunter, iſt ſtrohgelb, glatt, mit ſeiner platt ihn umgebenden Haut beinahe von der Größe eines halben Batzenſtücks. Er wird ſchon Anfang Juni's reif, und fliegt dann mit dem erſten Lüftchen ab. Um ihn einzuſammeln, muß man, ſobald er gehörig gelb, und das Körnlein darin derb und ölig iſt, ihn abpflücken. Man muß ihn dann auf einen luftigen Eſtrich dünn ausſchütten, täglich mehrmals umwenden und auflockern, bis er ſich trocken anfühlt. Auſſerdem erhitzt er ſich in wenigen Stunden, und wird ganz unbrauchbar.

8. **Aussaat und Pflanzung.** Am besten geschieht ihre Vermehrung durch den Samen.

a) **Zeit der Aussaat** ist in den Sommermonden, sobald er reif geworden. Auf hundert Ruthen ins Geviert kann man sechs Pfund guten trockenen Samen wählen. Am besten säet man ihn bei einem windstillen Regen auf den Boden oberflächlich aus, und bestreut ihn mit weniger Erde; oder man säet ihn mit angefeuchteten Sägespänen aus, oder rechet ihn nach der Aussaat ein wenig ein, damit ihn der Wind nicht entführe. Aufgelockert, gepflügt und geeggt muß der Boden vorher aber **nicht** sein.

b) **Boden.** Ein tiefer, schwarzer, fruchtbarer, kühler Waldboden, der eher trocken, als naß sein muß, bekommt der Ulme am besten. Auch ein kühler Leimengrund ist ihr nicht unangenehm.

c) **Lage.** Sie nimmt in der Buchenregion mit jeder vorlieb; Ebenen und die untern Abhänge der Berge gefallen ihr gleich sehr. Doch liebt sie einen freien, nicht allzusehr beschatteten Stand.

9. **Aufwuchs.** Der Same keimt nach einem Monat hervor, und bildet noch im gleichen Jahre ein sechs bis acht Zoll hohes Pflänzchen, welches gegen die Rauhheit des Winters sehr unempfindlich ist. Der Stamm schießt ziemlich gerade auf, und seine Zweige wachsen sperrhaft zur Seite aus. Schon im zwanzigsten und dreißigsten Jahre gibt

die Ulme gutes Nutzholz; im hundertsten sehr gutes Bauholz, ungleich früher also, als die Eiche, und dennoch von fast gleicher Güte. Wird der Baum aber als Schlagholz schon im zwanzigsten oder dreißigsten Jahr gefällt, treibt er vom Wurzelstock eine Menge junger starker Stämme auf.

10. **Nutzen.** Das Ulmenholz ist nach dem Eichen- und Lärchenholz zu Wasserrädern, Wellen, Schiffsbau u. s. f. das beste; gibt treffliche Balken und Sparren beim Häuserbau, dauerhafte Wasserröhren, und für Wagner, Schreiner u. s. w. ein gutes Werk- und Nutzholz, Laffeten und Glokkenstühle. Beim Brennen gibt es viel Gluth; auch sind die daraus verfertigten Kohlen den Eichenkohlen vorzuziehen.

§. 18. (Siehe §. 16.)

b) Die gemeine Glattulme.

1. **Namen.** Glatt-Ulme, Bast-Ulme, rauhblätterige Ulme. Ulmus compestris.

2. **Blüthen.** Die im März oder April vorkommenden Blüthenbüschel sind der vorigen sehr ähnlich.

3. **Blätter.** Sie sind oft zwei, drei bis sechs Zoll lang, meistens an äusserst kurzen Stielen sitzend, am Rande doppelt gesägt, am obern Ende lang zugespitzt, wo oft ein einzelner Zahn wieder eine besondere Blattspitze bildet. Nicht nur

durch ihre Größe, sondern auch dadurch unterscheiden sich diese Blätter von der vorigen Art, daß sie dicker, und sehr rauh auf der Oberfläche anzufühlen, beim Blattstiel auch meistens ungleich sind.

4. Rinde an jungen Zweigen glatt, glänzend grünlich-braun, wird dann korkartig, wie Maßholderrinde, bleibt aber immer eben; nur an alten Stämmen reißt sie etwas auf. In der Saftzeit geschält gibt die Rinde einen guten Bast.

5. Holz ist leichter, grobjähriger, weißer, weicher und minder fest und dauerhaft, als das Holz der Rauhulme.

6. Wurzel, wie bei der vorigen Art.

7. Same, viel kleiner, als bei der vorigen Art, etwa von der Größe eines Kreuzerstücks, bräunlich, und am Rande etwas haarig. Er wird Ende Mai's reif.

8. Aussaat und Pflanzung. Wie oben bei der Rauhulme. Wir finden die glatte Ulme indessen eben so wohl am Wasser, in feuchten Niederungen, als auf trockenem Boden.

9. Aufwuchs. Wie bei der vorigen Art. Wegen ihres starken Wurzelausschlags gibt sie ein treffliches Schlagholz in den Zwanziger Jahren, und in den Siebenzigern schon Bauholz.

10. Nutzen, wie bei der vorigen Art, nur, wie schon gemeldet, in Rücksicht der Güte und

Dauerhaftigkeit des Holzes steht der Nutzen von diesem Baum dem der Nauhulme nach.

§. 19.

Die Esche.

1. Namen. Esche, Waldesche, Steinesche. Fraxinus excelsior.

2. Blüthen Ende Aprils, mit dem jungen Laube zugleich, in kleinen Büscheln von Zwitterblumen mit zwei Staubfäden (oft auch wohl mit blos weiblichen Blüthen) an feinen, fadenartigen, hangenden Stielen. Von Farbe sind sie gelbgrünlich.

3. Blätter bestehen aus sieben bis dreizehn länglich zugespitzten, gezahnten, kleinern Blättern, welche an einem gemeinschaftlichen Blattstiel (wie beim Wallnußbaum) paarweis gegen einander über stehend befestigt sind. Auf beiden Flächen sind sie grün; doch auf der untern blässer und glätter. Ein sehr untrügliches Kennzeichen der Eschen geben selbst im Winter ihre dicken, kurzen, zugespitzten, schwarzen Blattknospen.

4. Rinde an jungen Zweigen und Stämmen marmorirt hellgrau-grünlich, glatt, nicht glänzend; an alten Stämmen erst wird sie grau und rissig.

5. Holz weiß, fest, gewässert, hart, zähe, sehr dauerhaft; spaltet und reißt nicht leicht.

6. Wurzeln dringen nicht nur weit umher durch die Oberfläche, sondern auch ziemlich in die Tiefe des Bodens.

7. Same wird im Oktober reif. Das Samenbehältniß ist ein längliches, schmales, flaches, zungenförmiges, zugespitztes, hellbraunes Bälglein, dem Ansehen nach einer dünnen Schote ähnlich, welches an feinen, mehr als Zoll langen Stielen, in kleinen Büscheln hängt. Der Same ist ein braunes, langes Korn im Bälglein.

8. Aussaat und Pflanzung. Es ist immer nachtheilig, den Samen über Winter aufzubewahren. Am besten geschieht es aber, wenn man ihn in seinen Bälglein läßt, und in trockenem Sande aufhebt. Zu hundert Quadratruthen hat man ungefähr vierzehn Pfund reinen Samen nöthig. — Die Eschen lassen sich auch, wenn sie zweijährig sind, wohl versetzen.

a) Zeit der Aussaat ist Ende Oktobers, Anfang Novembers. Man streut den Samen, nachdem der Boden gehörig umgehackt worden, nur oben auf. Er leidet kaum einen Viertel-Zoll Erde über sich, weil er sonst ersticken würde. Am besten ist's, ihn mit der obern Erde ein wenig durch einander zu rechen.

b) Der Boden soll schwarz, frisch und mild sein, wenn auch feucht. Selbst am Wasser ge-

deihen die Eschen vortrefflich, und wachsen sehr schlank und hoch auf, wenn ihre Wurzel tief genug in den Grund eindringen kann.

c) Lage. Die Esche wächst in der Buchenregion an Gebirgen und Ebenen, an fliessenden Wassern, sobald sie nur guten, frischen Boden findet, und ihr ausgestreuter Same nicht durchaus vertrocknet.

9. Aufwuchs. Der im Spätjahr gesäete Same geht oft schon im nächsten Frühling auf; oft aber bleibt er auch ein und zwei Jahre liegen. Dies ist besonders der Fall, wenn er erst im Frühling gesäet worden ist, wo er ohnehin leicht durch Sonnenhitze verderbt werden kann, wenn er nicht wohl im Schatten gelegen ist. Die jungen Pflanzen aber müssen frei stehen, und Licht und Luft geniessen. In sechszig bis siebenzig Jahren hat der Baum solche Höhe und Stärke, daß er gutes Bauholz gibt; auf gutem Grunde leistet er dies schon in den Fünfziger Jahren.

10. Nutzen. Die Eschen geben, Mitte Winters gefällt, sehr brauchbares Zimmerholz, auch für Schreiner, Wagner, Küfer treffliches Werk- und Nutzholz. Zum Brennen und Verkohlen ist es ebenfalls vortheilhaft. — Die Blätter dieses Baumes sind den Landwirthen als ein gutes Winterfutter für Rindvieh und Schafe bekannt.

§. 20.

Die Buche.

1. Namen. Buche, Maßbuche, Rothbuche. Fagus silvatica.

2. Blüthen, mit baldgetrennten Geschlechtern im Maimonat. Es hangen die männlichen von den jungen Trieben herab an behaarten Stielen, wie kleine, blaßgelbe, runde Ballen. Ihre haarigen Kelche sind fünffach eingeschnitten, und der Staubfäden sind gewöhnlich zwölf beisammen. — Die weiblichen stehen hingegen an sehr kurzen dicken Stielen, wie rothe Knopfchen, aufrecht an den jungen Zweigen. Auf dem behaarten Knopf geben drei Griffel hervor.

3. Blätter, gleichzeitig mit den Blüthen, sind oval, zugespitzt, wellenformig am Rande ausgebogen, oder ein wenig eingeschnitten, schön grün und glänzend; an kurzen Stielen wechselweis an den Zweigen. Ihre Blattknospen im Winter sind braungelblich, glatt, länglich, etwas gebogen, pfriemenformig zugespitzt.

4. Rinde, an jungen Stämmen bräunlich, glatt, dann graugrün, marmorartig gefleckt; an ältern mehr aschfarben und weißlich, glatt.

5. Holz, sehr fein, schwer, weiß, auch weißbräunlich. Ein Kubikschuh Buchenholz wiegt siebenundfünfzig Pfund.

6. Wurzeln laufen weit umher, ohne viel über vier Schuh tief in den Boden zu dringen.

7. Same, oder die bekannten Buchnüßlein müssen beim Abfallen eingesammelt werden, Ende Weinmonds. Am besten ist's, sie sogleich wieder zu säen. Falls man fürchtet, daß Waldmäuse, Würmer und Insekten ihnen über Winter zu sehr nachgehen sollten, muß man sie in trockenem Sande, in einem trockenen, mäßigkalten Gemach aufbewahren, und sie im April säen.

8. Aussaat und Pflanzung. Auf hundert Ruthen kann man ungefähr fünfunddreißig bis fünfundvierzig Pfund Buchnüßlein in den Schalen, oder fünfundzwanzig bis dreißig Pfund reinen Samen nehmen.

a) Zeit der Aussaat ist, wie die Natur lehrt, im Weinmond, und man muß diese Zeit wählen, wenn vom Anbau der Buchen im Großen die Rede ist. Wenn der Boden mehrere Male im Jahre vorher umgewühlt worden, hat man von den Mäusen minder zu befürchten. Das Einweichen der Saat in alter Gülle vor der Aussaat kann zuweilen gut sein, indem das Ungeziefer durch den bittern Geschmack vom Andiß abgeschreckt wird, und der Same im Frühjahr stärker aufschießt. Allein immer ist dies Verfahren im Herbste bedenklich, weil die auf solche Art eingeweichten Nüsse, wegen der eingedrungenen Nässe, auch leichter erfrieren.

b) Der Boden sei eine leichte, frische, doch nicht naße Erde; etwa vier Schuh tief.

c) Lage, für jungen Aufwuchs, muß an schattigen Orten gewählt werden. — Auf weiten Blößen, wo die jungen Pflanzen keinen Schatten haben, werden sie schlecht gedeihen. Solche Blößen, wenn man sie zu Buchwaldungen bestimmt, müssen daher erst mit andern leicht aufwachsenden Holzarten bestellt werden, in deren Schatten Buchsaaten vorgenommen werden können. — Wie bei den Eichen, muß auch bei den Buchen der Boden vorher gehörig umgearbeitet sein, und vom alles erstickenden Grase rein gehalten werden, bis die Pflanzen stark genug sind, das Gras selbst zu vertreiben.

Man säet die Buchen in doppelten Reihen; jede von der andern einen Schuh weit entfernt. Zwischen jeder Doppelreihe muß man einen zwei Schuh breiten Gang offen lassen. Man steckt sie, wie die Bohnen, doch nicht tiefer als einen halben Zoll, in die Erde.

9. Aufwuchs. Der Same kömmt zeitig im April hervor. Im zehnten Jahre, wenn die Pflanzen zu dicht stehen, muß man so viele davon hinwegthun, daß die übrigbleibenden noch acht bis zehn Schuh von einander stehen. Das hinweggeräumte Holz kann verpflanzt, oder in Reiswellen verkauft werden. Bis ins fünfzehnte Jahr wächst

die Buche nur langsam, von da bis in die Dreißiger Jahre hat sie den kräftigsten Trieb, und setzt ungleich mehr Holz sodann in zehn bis zwölf Jahren an, als sie vorher in zwanzig Jahren gab. Daraus erhellt, wie schlechte Haushaltung diejenigen führen, welche die Buchen als Schlagholz behandeln, und sie alle fünfzehn bis zwanzig Jahre abtreiben, wo man durch das Abwarten noch eines Jahrzehends das Doppelte des Holzes erhalten haben würde. Bis ins hundert- und zwanzigste Jahr liefert die Buche, wenn sie in geschlossenem Stande, auf angemessenem Boden steht, einen schlanken, hohen Baumstamm.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch ein Wort vom Verpflanzen der Buchen sagen. — Wälder muß man im Großen überall aus der Saat ziehen; einzelne kahle Plätze kann man besser aber durch Anpflanzungen besetzen. Wählet dazu zwei- bis dreijährige Samenpflanzen, und versetzet sie, entweder im Wintermond, wenn sie ihr Laub schon verloren, oder im Frühjahre, ehe der Saft in den Baum steigt. Dabei beobachtet folgende Regeln:

a) Daß sie nicht beim Ausheben und Vertragen beschädigt werden.

b) Die Wurzeln sollen nur wenig und nur da beschnitten werden, wo sie zerrissen sind. Der Schnitt muß immer mit scharfem Messer unter

sich geschehen. Die Wurzeln müssen sodann im Pflanzloch ausgebreitet, mit reiner lockerer Dammerde umschüttet werden, daß keine Höhlung bleibe, worin die Wurzel hohl liegt, und bald moosig und stockig werden würde.

c) Wollet ihr aber sechs- bis siebenjährige Bäume verpflanzen, so werdet ihr die Wurzeln selten unzerrissen erhalten. Es müssen fast alle beschnitten werden. Dadurch verlieren sie aber an Kraft, dem Baum die gehörige Nahrung zu geben. Man thut daher wohl, in gleichem Verhältniß, wie man die Wurzeln vermindert, auch die Seitenäste abzunehmen.

d) Das Aufschneiteln der Bäume, wenn sie dicht genug stehen, und sich selbst reinigen und hochtreiben können, ist sehr unnütz. Muß es aber geschehen, so sei es durchaus nur im Winter, und nur unterwärts am Baume, mit scharfen Messern oder Aexten, sehr mäßig, nahe am Stamme, sehr glatt, und so, daß der obere Theil den untern vor Regen decke, und kein Wasser auf der Wunde stehen bleiben könne. Armsdicke Aeste aber soll man nie von den stehenden Buchen hauen. Selten heilt die Wunde, sie zieht die Fäulniß in den Baum.

10. Nutzen. Die Buche liefert das beste Brenn- und Kohlholz. Als Bauholz ist es unterm Wasser und im Trockenen anwendbar; aber

im Freien hat es keine Dauer. Man schneidet es auch in Bretter zu Fußboden; gebraucht es zu Stampfen, Pressen, allerlei Hausgeräth und Wagnerarbeit. Die Buchnüsse, mit Eicheln gemischt, geben den Schweinen vortreffliche Mast. Man preßt aus dem Samen Brennol, welches in strenger Kälte nicht gefriert, aber in Zimmern leicht den Kopf betäubt. Es ist vorzüglich gut in Laternen zur Straßenbeleuchtung im Winter.

Anmerkung. Es gibt in der Schweiz eine jedoch sehr seltene Abart dieser Buche, mit roth werdenden Blättern, die man deßwegen Blutbuche nennt.

§. 21.

Zahmer Kastanienbaum.

1. Namen. Kastanienbaum, Marronbaum. Fagus castanea.

2. Blüthen, mit halb getrennten Geschlechtern im Brachmond. — Die männlichen Blumen hangen stiellos an den jungen Zweigen, als blaßgelbe (oft fünf bis sieben Zoll lange) zugespitzte Kätzchen. Neun lange aufwärts gerichtete Staubfäden sind von einem fünf- bis sechsfach eingeschnittenen Kelch umschlossen. — Die weiblichen sitzen, ebenfalls ohne Stiel, dicht unter den männlichen Blüthen, als ein kleiner grüner Knopf, mit fünf Griffeln und einem Kelche, dessen schmale, spitze Blättchen zurückgebogen liegen.

8. Blätter sind länglich, zugespitzt, fünf bis sieben Zoll lang, beinahe zwei Zoll breit, auf beiden Seiten glatt, am Rande tief, fast sichlicht gezahnt; auf der untern Fläche mit erhabenem Rückgrath und Rippen bezeichnet; an Dreiviertel-Zoll langen Stielen.

4. Rinde an jungen Stämmen glatt marmoriert, der Buchenrinde sehr ähnlich, wird aber im Alter dunkler, brauner, und wie bei den Eichen rissig.

5. Holz hellbraun, sehr fest, elastisch.

6. Wurzeln breiten sich, ohne eigentliche Pfahlwurzel, stark und weit, zwei bis vier Schuh tief, nach allen Seiten aus.

7. Same. Die im Herbst eßbaren Kastanien sind von einer runden, stachlichen Kapsel umgeben, worin eine bis drei von ihnen beisammen liegen. — Man kann sie im trockenen Sande bis zum Frühjahr aufheben.

8. Aussaat und Pflanzung. Das Verpflanzen thut ihnen nie wohl. Man stecke sie daher dahin, wo sie bleiben sollen.

a) Zeit, im Herbst, wenn die Kapseln platzen, oder im Frühjahr, im März und April. Am besten ist's, sobald die Kastanien reif sind, sie mit ihren stachlichten Schalen in die Erde zu thun, ohngefähr einen guten Zoll tief. Ohne Schale in

den Boden gelegt, thun ihnen die Mäuse vielen Schaden über Winter.

b) Boden. Er darf weder zu feucht, noch zu trocken sein. In guter Walderde, auch in kühlem, leichten Leimengrund gedeihen die Kastanien wohl. Um in solchem Boden einen Kastanienwald anzulegen, grabe oder pflüge man den Boden vorher recht um, oder hacke lange Streifen im Land auf, die einen Schuh breit sind; zwischen jedem Streif kann man einen zwei Schuh breiten Gang lassen. Je besser der Boden umgewühlt, und je reiner er von allem Gras und Unkraut ist, desto besser gedeiht die Saat. Man stecke dann die Kastanien in die Furchen; jede von der andern einen Schuh weit.

c) Lage. Die Mittags- und Abendseiten der Vorberge gefallen ihnen besonders.

2. Aufwuchs. Diese höchst nützliche und schnellwachsende Holzart sollte überall gemeiner sein, als sie es wirklich ist. Die davon schon im Neuenburgischen, in den kleinen Kantonen, in Bünden und selbst im nördlichen Deutschland gemachten Anlagen beweisen, daß ihr die Winter nicht leicht schaden. Die Saat keimt bald, und schon im ersten Jahre wird die junge Pflanze oft einen Schuh hoch und mehr. Der Baum wächst ziemlich schnell, und hat oft Jahresschüsse von

zwei Schuh Länge. Seinen höchsten Wuchs hat er in vierzig bis sechzig Jahren erreicht.

10. Nutzen. Die Frucht dieses Baums, welche als Nascherei von den Entfernten genossen wird, nährt ganze Volkerschaften, und dient zur Mästung des Viehes. Das Bauholz vom Kastanienbaum ist im Trockenen ungemein dauerhaft; eben so unter Wasser. In England gebrauchte man es selbst zum Schiffbau. Auch ein gutes Brennholz liefert es, und Nutzholz zu Dielen, Fassern (die nicht wurmstichig werden) und allerlei Haus- und Feldgeräth. Die Rinde wird von Gerbern benutzt.

§. 22.

Die Erlen- und Birkenarten.

Wir haben dreierlei Arten von Erlen, nämlich die weiße Erle, die schwarze Erle und die Alpen-Erle. Letztere gehört zu den großen Gesträuchen; die beiden ersteren geben auch Bäume. Stämme.

Zu dem Erlengeschlecht gehören auch die Birken. Von diesen haben wir zwei Arten, die gemeine Birke, und die Zwergbirke, welche jedoch nur ein niedriger Strauch ist und bleibt.

Erlen und Birken haben dies mit einander gemein, daß ihre Blumen in hängenden

Geschlechtern erscheinen. Die männlichen Blumen sitzen in einem zylinderförmigen Kätzchen beisammen. Jede Schuppe des Kätzchens stellt die Blumendecke vor, woraus sich vier kleine Staubfäden mit doppelten Staubbeutelin erheben. — Die weiblichen Blumen bei den Birken wachsen, wie die männlichen, in Kätzchen, bei den Erlen hingegen in kleinen, rundlichen, holzartigen Zapfen. Jede Schuppe solches Kätzchens, oder Zäpfleins, beherbergt zwei kleine, borstige, eirunde Knöpfe, und auf jedem Knopf zwei Griffel, so lang als die Schuppe. — Die kleinen ovalen Samenkörner sind, bei der Reife, unter den Schuppen des Zapfens bei den Erlen oder Kätzchen der Birken eingeschlossen, und von einem dünnen Häutchen umgeben, daher sie im Winde weit fliegen.

§. 23. (Siehe §. 22.)

a) Die Schwarz-Erle.

1. Namen. Gemeine Erle, Schwarz-Erle, Moos-Erle, Eller. Betula alnus glutinosa.

2. Blüthen. Die männlichen, walzenförmigen, niederhangenden Kätzchen sind zwar schon im Herbst und Winter an den Bäumen vorhanden, bleiben aber bis zum Frühling verschlossen. — Die weiblichen stehen stiellos, als kleine rothe Knöspiein aufrecht an den Spitzen der jüngern Zweige, und verwandeln sich nach der Be-

fruchtung in grüne, rundliche Zapfen, welche im Herbst holzartig, braunschwarz werden.

3. Blätter, im April hervorbrechend, sind dunkelgrün auf beiden Seiten, rundlich, am Rande rund gekerbt, unterwärts mit erhabenem Rückgrath und Rippen, sitzen an zolllangen Stielen, und sind in der Jugend klebrig anzufühlen. Im Winter sind die Blattknospen bläulich, breit, gleichsam auf Stielen sitzend, etwas gekrümmt und oben stumpf.

4. Rinde, in der Jugend bräunlich, im Alter marmorirt, schwärzlicher, von aussen rissig, von innen roth.

5. Holz ist fest, elastisch; läuft, wenn es frisch gehauen wird, bald roth an, wird aber an der Luft nach und nach weißer.

6. Wurzeln gehen nicht gar tief; laufen mehr seitwärts.

7. Same, wird reif vom September bis November, ist klein, hellbraun, mit einem durchsichtigen Häutchen umsäumt. Das Aufbewahren desselben über Winter taugt nichts, sonst entstehen darin leicht, wie im über Winter aufbewahrten Ulmensamen, kleine Würmer. Man bricht die Zapfen, sobald sie sich im Herbst öffnen, sogleich ab, klopft sie in Säcken aus, oder rüttelt sie stark darin, und dann werden sie rein gelesen. Auf hundert

Quadratruthen braucht man sechs Pfund reinen Samen.

8. Aussaat und Pflanzung. Hier erst vom Säen.

a) Zeit; gleich nach der Reife des Samens. Er wird nur über den Boden ausgestreut, nie mit Erde bedeckt, sondern, um ihn allenfalls gegen Vögel zu verwahren, mit Gesträuchen überlegt. Ist es windiges Wetter, so mische man den Samen beim Aussäen mit feuchten Sägespänen, oder Sand.

b) Boden. Weder im Sande, noch im mit Wasser überlaufenen Boden gedeiht der Same. Guter, etwas feuchter, ausgetrockneter Riede u. s. w. bekommen ihm gut. In nassen, sumpfigen Rieden und Mooren aber muß man die Erle pflanzen, oder in dem Moor- und Riedbande Erddämme aufwerfen, die jedesmal über dem Wasser hervorragen, und drei Schuh breit, zehn Schuh lang sind, worauf der Same mit Vortheil gesäet wird.

c) Lage, untere und mittlere Buchenregion, an Bergen und in Ebenen.

Noch ist vom Pflanzen der Erlen zu reden. Man kann mit dieser Holzart in großer Geschwindigkeit feuchte, riedige Moorgründe, die sonst zum Anbau wenig taugen, bedecken. Dazu ist nun eben nicht nöthig, Baum um Baum zu pflanzen, sondern man kann entweder Erdkäule machen, und

darauf säen; oder man kann Steckreiser machen, oder Wurzellieger.

Steckreiser von Erlen zu machen. Man nimmt von dem Stamme vier- oder sechsjährige Schüsse. Diese reinigt man von allen Seitensprossen. Unter dem Ringe, welchen sie vor drei Jahren machten, werden sie einen halben Zoll weit abgeschnitten, so daß dieser halbe Zoll noch vierjähriges Holz ist. Dann wird das Steckreis unten schräg und scharf abgeschnitten. Oben vom zweijährigen Holz schneidet man das einjährige ab, und läßt davon nur einen Strohhalm breit am zweijährigen stehen. Man macht mit einem spitzen Stock ein Loch in die Erde, setzt das Steckreis so tief hinein, daß es nur eine Hand breit hervorragt, und drückt mit dem spitzen Stock rings herum die Erde wieder fest an das Reis. Man steckt die Reiser zwei Fuß weit von einander, und in gerader Linie, damit man die aufgegangenen desto besser erkenne. — Die Arbeit geht äußerst geschwind, wenn zwei Personen die Reiser schneiden, und zwei pflanzen. Man muß die Pflanzung der Steckreiser im März, sobald der Frost aus der Erde ist, vornehmen.

Wurzellieger von Erlen. Auch durch das Wurzellegen wird die Erle mit Glück vermehrt. Dabei ist Folgendes zu beobachten. a) Man nehme nicht die starke Hauptwurzel, sondern schwächere

Nebenwurzeln; b) man schneide davon Stücken zu zwei Schuh lang; c) man lege sie in den dazu tüchtigen Boden, immer zwei Schuh weit von einander, schräg, eine Hand breit tief, und lasse oben ein Ende der Wurzel zwei Zoll lang über der Erde hervorstehen.

9. Aufwuchs. Die Erle gibt schon in zwanzig Jahren Stangen-Schlagholz. In fünfzig bis sechszig Jahren ansehnliche Bauſtämme; doch müssen solche aus dem Samen erzogen werden, wo sie dann sechszig bis siebenzig Schuh hoch werden.

10. Nutzen. Vortreffliches Kohl- und Brennholz; zum Wasserbau dauerhafte Stämme; Bretter und Nutzholz zu allerlei Gebrauch. Das Erlenholz ist zum Bauen im Trockenen nicht gut, weil es leicht stockt. Frische Rinde wird zum Schwarzfärben benutzt. Die Erlen dienen durch ihre vielen und weitstreichenden Wurzeln zur Befestigung der Ufer und Dämme.

§. 21. (Siehe §. 22.)

b) Die weiße Erle.

1. Name. Weiß-Erle. Betula alnus incana.

2. Blüthen. Der vorigen fast gleich. Doch sind die männlichen Kätzchen (im Winter anderthalb Zoll lang) länger, als die der schwarzen Erle, oft über drei Zoll lang, etwas dicker und

mehr dunkelgelb. — Die weiblichen Zäpflein sind ebenfalls ein wenig größer; aus den viel kleinern, dicht auf einander liegenden Schuppen ragen die Griffel zurückgebogen hervor.

3. Die Blätter unterscheiden diese Art auffallend von der vorigen. Sie sind nicht rundlich, sondern oval zugespitzt; am Rande nicht rundlich gekerbt, sondern doppelt gezahnt; auf der grünen Oberfläche (besonders auf jüngern Blättern sehr sichtbar) mit feinen Haaren bedeckt; auf der Unterfläche aber weißgrün, mit Wolle überzogen, und erhöhtem Rückgrath und Rippen. Die Blattknospen im Winter fest anstehend, braunroth, oft hellröthlich, weißstaubig.

4. Rinde an jüngern Zweigen braungrün, streifig, an ältern und an den Stämmen weißgrau, gefleckt, glatt, der Rinde von Buchen ähnlich, doch beim Anfühlen rauher, als Buchenrinde.

5. Holz, weißer, etwas leichter, als bei der vorigen Art, sonst fest, zäh und elastisch.

6. Die Wurzeln laufen seitwärts ungemein weit aus, und treiben oft zehn Schritte vom Baum einen neuen Baum, und fünf Schritte weiter wieder einen dritten.

7. Same fliegt schon im Herbstmond, folglich früher aus, als bei der vorigen Art; ist auch hellbrauner.

8. Aussaat und Pflanzung. Wie bei der vorigen Art. Die weiße Erle gedeiht auf feuchtem und trockenem Boden, selbst im frischen Lehmengrund (der nicht zu dürr ist); nimmt mit jeder Lage vorlieb; wächst eben so häufig in den Ebenen, als auf feuchten Stellen hoher Berge, der obern Buchenregion, wo Schwarzerlen gar nicht fortkommen.

9. Aufwuchs. Die weiße Erle wächst in der Jugend viel schneller, als die schwarze; kann im sechszehnten Jahre schon schönes Stangenschlagholz geben; im fünfzigsten und sechzigsten Jahre schöne Baustämme. Sie wird fünfzig bis sechzig Schuh hoch.

10. Nutzen, wie bei der vorigen Art.

c) §. 25. (Siehe §. 22.)

Die Birke.

1. Namen. Birke, Maienbaum. Betula alba.

2. Blüthen erscheinen im Mai und April. — Die männlichen Kätzchen sind zwei bis drittehalb Zoll lang, stiellos, meistens je zwei beisammen; hängen gelbstäubend an der Spitze der jungen Zweige nieder; ihre Schuppen sind braunröthlich. — Die weiblichen, zur Blüthezeit sehr dünn, grün, einen halben Zoll lang, kommen aus den Blattknospen; — verlängern sich nach der Befruch-

lung, werden strohfarben und hängen an halbzölligen Stielen.

3. Blätter fast dreiseitig, am Ende stark zugespitzt; am Rande sägeförmig ausgeschnitten; auf beiden Flächen glatt, hellgrün, an ungefähr halbzolligen dünnen Stielen.

4. Rinde an jungen Zweigen braunroth mit weißen Punkten. Am ältern Holz schneeweiß, feinblättrig, glatt, glänzend; unter den weißen Häuten der äussersten liegt eine viertelzolldicke rothbraune, holzige, innere Rinde. An ganz alten Stämmen ist die Rinde von oben nach unten hin geborsten, höckrig.

5. Holz weiß, fest, zähe, mittelmäßig hart.

6. Wurzeln laufen flach aus.

7. Same gleicht dem der Erlen, doch ist die ihn umgebende Haut größer. Sobald ihn die Kätzchen anfangen fallen zu lassen, muß man ihn einsammeln und mit den Händen abstreifen. Er ist gewöhnlich Ende Herbstmonds reif. Es gibt auch eine andere Birkenart, deren Same schon Ende Juli's reif wird. Man kann ihn bis in den Winter aufheben an trockenen Oertern, und ihn auf den Schnee säen. Aber, so wie aller Same, darf auch dieser nie bei nassem Wetter und feucht eingesammelt werden, sonst verdirbt er. Zu hundert Quadratruthen gebraucht man zehn Pfund Kätzchen, mit dem Samen zerrieben.

8. Aussaat und Pflanzung. Junge, schuhhohe Stämmchen sind leicht zu verpflanzen.

a) Zeit. Im Oktober und den Winter hindurch säet man den Samen sogar auf den Schnee, bei stillem Wetter, oder vermischt ihn mit feuchten Sägspänen oder feuchtem Sande. Man streuet ihn oben auf, ohne alle Bedeckung.

b) Boden. Der Birke ist jeder Boden lieb — nur nicht bloßer Sand, oder bloßer Thon. Aber an allzufeuchten Oertern gedeiht sie schlechter.

c) Lage. Eine jede in der Buchen-, selbst in der untern Alpenregion.

9. Aufwuchs. Der im Herbst oder Winter auf grasfreiem Land gesäete Same geht im Mai auf. Die Pflänzchen sind ungemein zart, und man bemerkt sie kaum. Aber ausserordentlich schnell schiessen dann die Stämmchen in die Höhe, übergipfeln Alles, und geben schon in fünfzehn bis zwanzig Jahren treffliches Schlagholz. In vierzig bis fünfzig Jahren geben aus dem Samen gezogene Birken gutes Nutz- und Bauholz, und wird fünfzig bis sechszig Schuh hoch.

10. Nutzen. Als schnell wachsendes Holz sind die Birken nicht genug zu empfehlen. Sie geben recht gutes Brenn- und Kohlholz; im zwanzigjährigen Alter schon allerlei Wagner- und Geschirrholz. Sie dienen zum Bauen im Trockenen. Die dicke Rinde wird von den Lohgerbern zum Abfär

den der ſtarken Häute gebraucht. Das Laub wird zum Gelbfärben, das Reiſig zu Beſen benutzt, die Birkenmaſern, ſo wie überhaupt das Holz wird von den Drechern, Schreinern u. ſ. w. häufig genutzt und geſucht. (Birkenöl zur Bereitung des Juchtenleders wird ſehr ſimpel fabrizirt: die weiße, zähe Rinde wird abgeſondert, in feine Stücke zerſchnitten, und deſtillirt. In der Vorlage ſchwimmt dann das Oel auf der brenzlichen Holzſäure. 1000 Pfund Birkenrinde = 550 Pfund Oel und 110 Pf. Holzſäure für Kattundrucker.)

Anmerkung. Die ſogenannten Hangebirken, deren lange dünne Zweige tief herabhängen, ſind nur Spielarten, die ſich nicht durch Samen fortpflanzen laſſen.

§. 26.

Die Pappelarten.

Wir haben vier Pappelarten, nämlich es gehören dahin die ſchwarze Pappel, die italieniſche, die weiße Pappel, und die Eſpe.

Sie haben unter einander gemein, daß ſie ihre männlichen und weiblichen Blumen auf ganz verſchiedenen Stämmen tragen, folglich ganz getrennte Geſchlechter haben. — Die männlichen Blumen ſtehen beiſammen in einem lockern Kätzchen; eine längliche, am Rande etwas gezähnte Schuppe dient zur Blumendecke, worunter in der kleinen,

einblättrigen, einer Röhre ähnlichen Blumenkrone acht sehr kurze Staubfäden mit großen, vierseitigen Staubbeuteln stehen. — Die weiblichen Blumen sind wie die männlichen gestaltet, haben einen eirunden Knopf mit einem kaum sichtbaren Griffel, und einer vierfach getheilten Narbe.

Same ist immer in einfächrigen, zweiklappigen, krummgebogenen Kapseln, in welchen viele kleine, mit Federbüschlein versehene Samen liegen.

§. 27. (Siehe §. 26.)

a) Die schwarze Pappel.

1. Namen. Schwarze Pappel, Saarbaum, Saarbache, Saarweide, Pappelweide. Populus nigra.

2. Blüthen erscheinen im März. Die weiblichen haben das Eigenthümliche, daß sie in kleinen, einzelnen Knöpfen am Kätzchen umherstehen.

3. Blätter, später als die Blüthen, gleichen fast einem Dreieck, das unten abgerundet ist, und oben in eine verlängerte Spitze ausläuft; sind auf beiden Flächen glatt, auf der obern glänzend, lebhaft grün, am Rande gekerbt, dick und fest; gewöhnlich drei Zoll lang und breit, an anderthalbzölligen Stielen sehr beweglich. So wie alle Pappeln im Winter an ihren dicken, knotigen Trieben, noch mehr aber an der Form ihrer braungelben, glänzenden, dicken, zugespitzten Blatt-

Knospen kenntlich sind, so ist es besonders auch die schwarze Pappel, aus deren klebrigen, balsamisch-riechenden, gelben Knospen im Frühjahr Pappelsalbe bereitet wird.

3. Rinde, an jüngern Zweigen erdgelb, an ältern aschgrau, schwärzlich, an alten Stämmen sehr geborsten und rissig.

5. Holz, weiß, weich, elastisch.

6. Wurzeln laufen seitwärts aus, ohne gar tief zu dringen.

7. Same, in weiße Wolle gehüllt, fliegt im Juni ab.

8. Aussaat und Pflanzung. Wegen der Flüchtigkeit des Samens thut man bei allen Pappelarten besser, Bäume zu pflanzen, als Aussaaten zu machen. Ganze, große Wälder wird man ohnehin nicht von Pappeln, Espen u. s. w. anlegen mögen.

a) Zeit. Die Pflanzung von jungen Bäumen geschieht im Herbst, wenn der Baum alles Laub verloren, oder im März, sobald der Frost aus der Erde ist; auch schon im Hornung. Das Vermehren der Pappeln durch Steckreiser geschieht am besten im Frühjahr.

b) Boden. Vorzüglich feuchter oder frischer Grund; an Ufern, in Schachen (Werdern) u. s. w. gedeiht sie daher besonders gut.

c) Lage; jede in der Buchenregion iſt ihr bei angemeſſenem Boden gleich.

Vom Verpflanzen der Pappeln. — Man wählt dazu drei- auch vierjährige Bäumchen. Im Weinmond macht man zwei und einen halben Fuß tiefe Löcher, die vier Schuh ins Gevierte haben; dieſe bleiben bis zur Pflanzung offen. Wenn der Baum alles Laub verloren, oder erſt im Hornung, wenn der Froſt aus dem Boden, vor Aufbruch der Knospen, wird der Baum eingeſetzt. Man bringe jedoch die Wurzeln nicht zu tief in die Erde.

Vermehrung der Pappeln durch Steckreiſer. Man nimmt vom Stamm eines Pappelbaums drei- bis vierjährige Schüſſe, die im März vor Aufbruch der Knospen geſchnitten, und übrigens eben ſo behandelt und zugerichtet werden müſſen, wie §. 23. von den Steckreiſern der Erlen gelehrt worden iſt. Ehe ſie geſteckt werden, muß man ſie im Waſſer einweichen. Bohret das Loch einen Schuh tief in die Erde, ſetzet das Reis ſo ein, daß zwei bis drei Augen auſſer dem Boden bleiben. Man thut aber wohl, das Loch vorher mit Waſſer anzugieſſen; drücket dann rings um das Reis die Erde wieder feſt an. Ein Reis ſtehe immer ſechs Fuß vom andern. Wenige Menſchen können auf ſolche Art viele Jucharten bepflanzen. Am beſten iſts, längs den Ufern der Bäche und Ströme ſolche Pappelpflanzen zu machen, oder auch auf Matten

und Wiesen, die allzufeucht sind, und schlechtes, saures Gras geben. Die Pappeln ziehen mit ihren vielen Wurzeln viel Feuchtigkeit aus dem Boden, und verbessern denselben.

9. Auswuchs. Die Pappeln wachsen geschwind, und geben im fünfzehnjährigen Umtrieb schon gutes Schlagholz. Bäume aus dem Samen gezogen erreichen in dreißig bis vierzig Jahren eine Höhe von sechszig bis siebenzig Schuh mit beträchtlicher Stammstärke.

10. Nutzen. Zum Bauen im Trockenen, zu Brettern im Trockenen, wie auch zu Hausgeräth und Geschirr aller Art, wo hartes Holz nicht erforderlich ist. Als Brennholz ist es von keiner sonderlichen Güte; aber besser, denn Espen- und Weidenholz.

§. 28. (Siehe §. 26.)

b) Die italienische Pappel.

1. Name. Italienische Pappel. Populus nigra italica.

2. Blüthen, Ende Märzes, im übrigen wie bei der vorigen Art.

3. Blätter, haben mit denen der schwarzen Pappel viel Aehnlichkeit, sind jedoch etwas dunkler, kleiner, und gewöhnlich etwas breiter, als sie lang sind (meistens zwei Zoll, und zwei und ein viertel Zoll breit), so daß sie beinahe ein an zwei Ecken ab-

gerundetes, verschobenes Viereck bilden. Sie schweben an Blattstielen, die fast so lang als die Blätter sind.

4. Rinde der Zweige gelblich, der noch jüngern hellgrün; des Stammes weißgrau, glatt; an alten Stämmen unterhalb aufgeborsten, dick.

Aber nicht sowohl die Rinde, als vielmehr der Bau der an dem hohen schlanken Stamm wachsenden Zweige macht diese Pappel vor allen andern Pappelarten kenntlich. Diese Zweige, biegsamer als bei der vorigen Art, wachsen nämlich am Stamm immer aufrecht (nie herabhängend), daß sie mit ihm einen spitzigen Winkel bilden, und dem hohen, schlanken, geraden Schaft das Ansehen einer Pyramide geben.

5. Holz, weiß, zähe, elastisch und weich.

6. Wurzeln laufen einige Schuh tief, seitwärts umher.

7. Same, wie bei der vorigen Art.

8. Aussaat und Pflanzung. Die Pappeln zu vermehren, ist durch junge Pflanzen oder Steckreiser leicht. Pflanzen geben schnellern und geradern, auch höhern Wuchs. Doch erhält man auch von Steckreisern schöne Stämme.

a) Zeit. Man schneidet im Frühjahr, vor Aufbruch der Knospen, die dreijährigen Schüsse, und behandelt sie, wie oben von den Erlensteckreisern (§. 23.) gelehret worden; oder man nimmt

einjährige Schüsse, legt sie, ehe man sie stecken will, vorher vierundzwanzig Stunden ins Wasser; setzt sie dann in die Erde, daß nur zwei bis drei Augen hervorstehen, und begießt sie alle Abend, bis sie Wurzel haben.

b) Boden. Auf feuchtem, frischem Grund gedeihen sie vorzüglich. Langsamer wachsen sie auf trockenem Boden.

c) Lage. Man gebe ihnen einen etwas beschützten Stand, daß sie von den Winden nicht zu hart leiden. Sie gedeihen in der Kastanien- und mittlern Buchenregion.

9. Aufwuchs. Die Steckreiser treiben im ersten Jahr zwei bis drei Sprossen. Im folgenden Frühling läßt man den besten Schuß zum Stamm, und schneidet die andern Sprossen ab, die dann schon wieder zu Steckreisern dienen. — In wenigen Jahren schießt der Baum schlank auf, und im vierzigsten liefert er gute Baumstämme.

10) Nutzen. Diese Pappelart ist der schönste Baum zu Alleen, und eine wahre Zierde jeder Gegend. Seine biegsamen Zweige sind zu Korbmacher- und Flechtwerken vorzüglich gut. Im Trockenen ist das Holz zum Bauen zu empfehlen. Im übrigen alles wie bei der vorigen Art.

c) §. 29. (Siehe §. 25.)

Die Silberpappel.

1. Namen. Silberpappel, weiße Pappel. Populus alba.

2. Blüthen, haben Aehnlichkeit mit denen der Espe (§. 30.), sind aber weder ganz so lang, noch so dick. Erscheinen Anfangs April.

3. Blätter, an ein bis zwei Zoll langen, mit feiner, weißer Wolle überzogenen, steifen Blattstielen, haben gewissermaßen in der Form Aehnlichkeit mit kleinen Ahornblättern. Sie sind nämlich bald in drei, bald in vier, fünf bis sieben ungleiche Einschnitte oder Lappen getheilt, davon der mittlere in eine lange, stumpfe Spitze ausgeht. Der Rand ist weitläufig stumpf gezähnt, die obere Fläche des Blattes meergrün, glänzend, glatt; die untere mit feiner silberfarbener, festsitzender Wolle bekleidet und mit erhöhten Blattnerven gezeichnet.

4. Rinde. Junge Triebe mit feiner Wolle überzogen, werden endlich grüngrau. Der Stamm ist aschgrau, glatt, unterhalb rissig.

5. Das Holz bejahrter Stämme ist bräunlich (nur an jungen weiß), schwerer, als bei andern Pappelarten, mittelmäßig fest, nicht sehr spaltig.

6. Wurzeln laufen weit umher.

7. Same fliegt im Juni ab.

8. Aussaat und Pflanzung. Die Ver-

mehrung geschieht auch hier am leichtesten durch Steckreiser, im Monat März gesetzt, wie bei den vorigen Arten gelehrt worden.

a) Zeit. Den Wurzelausschlag verpflanzt man am besten spät im Herbst. — Steckreiser hingegen setzt man im März.

b) Boden. Ein frischer, d. i. etwas feuchter, doch aber nicht nasser Boden, der gute Dammerde hält, gefällt der Silberpappel am besten. Auf schwerem Thonboden kömmt sie nicht fort; eher noch im sandigen.

c) Lage — nicht hoch an Bergen, wo sie bei rauhen Winden leiden würde.

9. Aufwuchs. Sie wächst, wie alle Pappelarten, schnell, und gibt in dreißig bis vierzig Jahren schon Baustämme.

10. Nutzen: gutes zehnjähriges Schlagholz; Bauholz im Trockenen; bessere Bretter, als die Espe, und allerlei Nutzholz. Wegen des schnellen Wuchses und seiner Schönheit verdient dieser Baum in milden Ebenen vorzüglicher Pflege.

Anmerkung. Man findet zuweilen, doch selten, eine Abart der Silberpappel, wo die Blätter breiter sind, als lang; und die Wolle, statt weiß zu sein, weißgrau ist. Man nennt diese Abart die graue Pappel.

d) §. 30. (Siehe §. 26.)

Die Espe.

1. Namen. Espe, Aspe, Zitterpappel. Populus tremula.

2. Blüthen, erscheinen im März. (§. 26)

3. Blätter, sind rundlich mit einer Spitze; am Rande rundlich ausgekerbt; auf beiden Flächen glatt; oberwärts hellgrün, unten bläßer; steif und hart. Wenn sie aus den Knospen hervorbrechen, sind sie oberwärts haarig, unterhalb wollig; werden aber bald kahl; auf trockenem Boden ungefähr zwei Zoll lang und breit, auf feuchtem Boden hingegen oft sechs Zoll lang, und vier bis fünf Zoll breit (dann aber sind sie nicht mehr rund, sondern herzförmig, lang zugespitzt, den Blättern der schwarzen Pappel ähnlich). Sie hängen an dünnen fünf Viertel-Zoll langen Stielen, daher sie sich durch ihr Zittern beim leisesten Lüftchen zum Sprichwort machen.

4. Rinde an jungen Zweigen ist bräunlichgrün, glatt; am Stamme graugrün, glatt, nicht glänzend; am ältern Holze unterhalb geborstten.

5. Holz weiß, weich, zähe.

6. Wurzeln laufen zahlreich in einer beträchtlichen Weite umher, wo dieselben immer neuen Ausschlag geben.

7. Same fliegt in seiner grauen Wollhülle im Juni ab.

8. Aussaat und Pflanzung. Mit beiden hat man sich zur Vermehrung der Espen keine Mühe zu geben, weil sie, wo sie einmal in der Nachbarschaft sind, durch ihren weitfliegenden, fruchtbaren Samen, so wie durch ihre Wurzelbrut auf jedem Boden (nur nicht in Moraß und naßem Grund) und in jeder Lage (nur nicht hoch auf dem Gebirg) zahlreich genug werden.

Und doch können Fälle eintreten, wo man Espen pflanzen muß. Eben weil sie überall so leicht gedeihen, und schnell aufschießen, kann man sie da anwenden, wo entweder für edlere Holzarten Schirm und Schatten erst geschaffen werden soll, oder sonst kein Holz gedeihen will. In dem Fall pflanze man die Espen acht bis zehn Schuh weit von einander.

9. Aufwuchs. Der ausgeflogene Same treibt schon im Sommer Pflänzchen, welche auf fruchtbarem, etwas feuchtem Boden ausserordentlich schnell aufschießen. In zehn bis fünfzehn Jahren geben sie Stangenschlagholz; im dreißigsten und vierzigsten Jahre können sie schon siebenzig bis achtzig, selbst gegen hundert Schuh hoch sein, werden aber leicht kernfaul und sterben mit dem fünfzigsten Jahre ab.

10. Nutzen. Die Espen geben das schlechteste Brennholz. Zum Bauen können sie im Trocknen bei geringen Gebäuden wohl angewandt wer-

den. Sie liefern mancherlei kleines Nutzholz zum Hausgeräth. Die Rinde kann den Gerbern dienen; das Laub den Pferden und Schafen zum Futter.

§. 31.

Die Weiden-Arten.

Wir sind sehr reich an Weidenarten; man zählt auf dreißig verschiedene. Aber darunter ist nur eine einzige Art, welche allenfalls durch Stärke und Größe zum Bauen benutzt werden konnte, nämlich die Silberweide; mehrere gehören zu den Mittelbäumen; noch mehrere zu den größern und kleinern Gesträuchen.

Alle Weidenarten tragen auf besondern Stämmen die männlichen Blüthen, und wieder auf andern die weiblichen.

Die männlichen sind Kätzchen, aus vielen kleinen Schuppen zusammengesetzt. Jede Schuppe in eine Blumendecke, worunter die gelben Staubkolben auf ihren Fäden stehen. Einige Weidenarten haben nur einen Staubfaden, die meisten aber zwei, andere auch drei, fünf u. s. w.

Die weiblichen Blumen sind in Kätzchen, wie die männlichen, gestaltet; haben, statt der Staubbeutel, einen kleinen ovalen Fruchtknopf, und darauf zwei aufgerichtete, oben gespaltete Narben.

Wenn der Same reift, platzen die kleinen

Fruchtkapseln, und die feinen, schwärzlichen Samenkörner (jedes iſt mit einem zarten, weißen Federbusch umgeben) fliegen wie in Wolle gehüllt aus.

Anmerkung. Die Erkennung der Weidenarten gibt nicht nur Forſtmännern, ſondern ſelbſt Pflanzenkundigen oft viele Mühe. Daher findet man bei denſelben die größte Verwirrung und Vervielfältigung der Namen und Arten.

Dieſe Verwirrung iſt verurſacht: 1) durch die Einwirkung des verſchiedenen Standortes auf die Geſtalt der männlichen Weidenarten, wo ſie bald in trockenen Orten kleiner, zarter, bald in feuchten aber größer, breitblätteriger, maſtiger werden. 2) Durch Baſtard- oder Spielarten, die aus Befruchtung von ungleichen Weidenarten entſtehen.

Um das Erkennen zu erleichtern, will ich die Weiden, deren jede weiterhin ausführlich beſchrieben iſt, überhaupt eintheilen in Glattweiden, die ganz glatte Blätter haben, meiſtens mehr oder weniger glänzende, und in Werftweiden, die runzliche meiſtens nicht glänzende Blätter haben.

I. Glattweiden, foliis glabris. (Die Blüthenkätzchen behalten, wenn aufgeblüht, noch eine längliche Geſtalt.)

1) Mit ungezahnten Blättern, oder glattem Rand.

a) S. *retusa.*

b) S. *arenaria*, glauca, helvetica.

c) S. lapponum.

2) Mit umgebogenem Blätterrande.

a) S. depressa.

b) S. incubacea.

3. Mattgezahnte Blätter.

a) S. *monandra*, helix, fissa, lambertiana.

b) S. evonymoides.

c) S. myrtilloides.

d) S. tenuifolia.

4) Gezahnte Blätter.

a) S. *alba*, russeliana.

b) S. triandra.

c) S. pentandra.

d) S. vitellina.

e) S. *purpurea*, fragilis.

f) S. *myrsinites*, pruinifolia, venulosa.

g) S. herbacea.

II. Werftweiden, foliis rugosis. (Die Blättchen-Tasche bauen, voll aufgetrieben, meistens eine kurze, rundliche, zusammengezogene Gestalt, mit Ausnahme der S. reticrelata, viminalis und rosmarinifolia.

1) Ungezahnte Blätter, meistens umgebogener Rand.

a) S. reticrelata.

b) S. viminalis.

c) S. rosmarinifolia.

2) Mattgezahnte Blätter.

a) S. *acuminata*, oleifolia.

b) S. hastata.

c) S. stipularis.

3) Gezahnter oder vielmehr gekerbter Blätterrand.

a) S. caprea.

b) S. aurita.

§. 32. (Siehe §. 31).

a) Die Silberweide.

1. Namen. Die Silberweide, weiße Weide. Salix alba.

2. Blüthen, erscheinen im April. Die männlichen Kätzchen anderthalb Schuh lang, einen Viertel-Zoll dick, mit den Blättern aus gleicher Knospe, an Viertel-Zoll langen Stielen, sind hochgelb und wohlriechend. Zwei Staubfäden werden immer von einer kleinen, braunrothlichen behaarten Schuppe eingeschlossen. — Die weiblichen Kätzchen sind dünner, grün, kommen wie jene an einem kurzen Stiel aus den Blattknospen, und lassen ihren Samen vier bis sechs Wochen nach der Befruchtung fliegen.

3. Die Blätter sind länglich, oben und gegen den Stiel zugespitzt, zwei bis drei Zoll lang, einen halben breit; am Rande fein gezahnt, und die Zähne mit kleinen rothen Drüsen besetzt. Die Oberfläche ist blaßgrün, glänzend, mit feinen kurzen Haaren beflogen; die Unterfläche silberweiß, glänzend. Der Blattstiel ist sehr kurz und nur bei den jüngsten, noch krautartigen Trieben

mit zwei kleinen, sehr schmalen, bald abwelkenden Nebenblättchen besetzt.

4. Rinde ist an jungen Ruthen bleichgelb, grünlich u. s. f. Ein bestimmteres Kennzeichen der Silberweide ist, selbst im Winter, die Rinde an jungen Stämmen. Hier geht die Farbe der Ruthen vom Grauen und Grünlichen tiefer unten schnell gelbfleckig ins Hochgelbe, fast Orangenfarbene über; wird späterhin von oben nach unten netzartig geborsten, bleibt aber immer glatt. Nur an ganz alten Stämmen wird sie rauh und mulstig.

5. Holz. Die Ruthen sind zähe und biegsam; brüchiger sind die Stangen. Das Holz der Stämme ist sehr fein, weiß, weich, leicht und elastisch; wird auch, ausser der Saftzeit gefällt, nicht leicht rissig.

6. Wurzeln streichen zahlreich nur in der Oberfläche.

7. Same ist, wegen seiner Leichte und Flüchtigkeit, so wenig als der Pappelsame zu Aussaaten geschickt.

8. Aussaat und Pflanzung. Alle Weidenarten sind am leichtesten durch Steckreiser zu vermehren, die im März gesetzt werden müssen; alle lieben einen mäßig feuchten, oder doch frischen Grund. Sechsjährige Stangen sind zum Setzen am geschicktesten.

9. Aufwuchs ist schnell. Läßt man der Silberweide ihren Schuß, ohne sie als Kopfholz zu

benutzen, so erreicht sie auf angemessenem Boden in dreißig Jahren vierzig bis fünfzig auch sechszig Schuh Höhe und beträchtliche Stammstärke, wird dann aber bald kernfaul.

10. Nutzen. Als Bauholz im Trockenen ist sie im Nothfall dienlich. Uebrigens wird ihr Holz wie das der Pappelarten benutzt. Die Rinde dient zum Braunfärben, zum Gerben des dänischen Leders, zu stärkenden Bädern, und bei Fiebern oft statt der Chinarinde.

Anmerkung. Diese Weide ist fast von allen Arten in der Buchenregion die gemeinste. Doch gibt es eine Abart mit weiblichen Blüthen, welche leicht für eine ganz andere Weide gehalten werden konnten*).

Diese Abart der weiblichen Silberweide entsteht gewöhnlich auf sehr mastigem, feuchtem, feuchtbarem Boden und unterscheidet sich besonders durch Blätter. Diese sind langzerformig lang zugespitzt, tief sägeförmig gezahnt; auf jedem Zahn glänzt ein silberfarbenes Drüsenknöpfchen. Oberfläche ist dunkelgrün, glänzend, haarlos; Unterfläche blässer, zuweilen bläulich, haarlos; der breite gelbliche Rückgrath erhaben; die Rippen ebenfalls gelblich. — Die längsten dieser Blätter sind oft fünf Zoll lang, fünf Viertel-Zoll breit. Nur die jüngsten kaum entfalteten Blätter sind mit silberfarbenen Haaren überzogen,

*) Wirklich hielt sie Smith in der Flora britt. dafür, und nannte sie S. russeliana.

die sich jedoch bald verlieren. — An den Aesteln den halbzelligen Blattstiele erscheinen zwei Nebenblätter, die anfangs länglich, klein, gezähnt, späterhin breiter, sägeförmig gekerbt, immer aber nur an den jüngsten Trieben schadar sind.

Zweites Hauptstück.

Beschreibung unserer Mittelbäume.

Erstes Kapitel.

Nadelholzarten.

§. 33. (Siehe §. 7.)

Die Alpenfohre.

1. **Namen.** Alpenfohre, Krummholz, Legfohre, Thäle. Pinus mughus.

2. **Blüthen**, erscheinen mit halbgetrennten Geschlechtern, Ende Mai's, Anfang Juni's; in den höhern Alpen gegen Anfang Juli's. — Die männlichen ähren zahlreich zusammengedrängt, zwischen den Nadeln, rund um den vorjährigen Trieb. Die kleinen, braunen, oben gerundeten, über einander liegenden Schuppen jedes einzelnen Kätzchens decken eine Menge kleiner unten verwachse-

ner Staubfäden mit gelben Staubbeuteln. — Die weiblichen Kätzchen ſitzen, meiſtens paarweis, an der Spitze des Zweiges; über den männlichen, kaum vor den um ihnen ſtehenden Nadeln bemerkbar. Sie erſcheinen als kleine, rothbraune Knöpfe, mit offen ſtehenden, ſehr zugeſpitzten Schuppen, welche ſich nach der Befruchtung ſchlieſſen. Dann ſchwillt dieſe Blüthe zu einem braungrünlichen Zapfen, der erſt im zweiten Jahr, wie andere Fohrenzapfen, reif wird.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln ſind dunkler, länger, dicker und um die Hälfte breiter, als die bei der gemeinen Fohre. Sie kommen paarweis aus einer vierfachen, gelbrothen Scheide, die um die Hälfte länger iſt, als bei der gemeinen Fohre, auch ſpäter abfällt. Die Nadeln ſitzen alle ſehr dicht, aufrecht um die Zweige, ſind ausgehöhlt, gekrümmt, ſtechend, immergrün.

4. Rinde, an jungen Zweigen ſchuppenartig, ſchwärzlich; an alten Stämmen grob, runzlich, rauh, nicht ſo fein- und großblätterig, als bei der gemeinen Fohre.

5. Holz, weißgelblich, ſehr zäh, von feſtem Gewebe, ſehr harzreich.

6. Wurzeln breiten ſich in der Oberfläche weit umher.

7. Same, gleicht dem der gemeinen Fohre, iſt ein geringes kleiner und gelblich. Die Zapfen

unterscheiden sich von den gemeinen Fohrenzapfen dadurch, daß sie ohne sichtbaren Stiel dicht am Zweige aufrecht sitzen, meistens nur fünf Viertel-Zoll lang, kaum einen Zoll dick, schwärzlich, rothbraun, glänzend. Die alten, aufgeschlossenen Zapfen sind an ihrem Untertheil tellerförmig und so platt, daß man sie aufrecht stellen kann. Man sammelt die reifen Zapfen Ende Oktobers, noch besser im November, und im April. Der Same fällt, sobald in der Wärme die Zapfen aufspringen.

8. Aussaat und Pflanzung. An Verpflanzen junger Alpenfohren ist, weil es selten gelingt, nicht wohl zu denken, besonders da der Same leicht aufgeht und sicheres Gedeihen hat.

a) Zeit. Da die Alpenfohre eigentlich den zweckmäßigste Baum zur Bewaldung hoher, wilder Alpengegenden und rauher Halden im Gebirg ist, wo keine Tannen mehr gedeihen mögen, muß man die Aussaat so spät im Jahre, als möglich, vornehmen.

b) Boden. Jeder, er sei trocken oder feucht, tief oder nicht, wenn auf den Felsen nur einige Zoll hoch Dammerde liegt, ist diesem Baume in den Hochgebirgen angemessen. Auch, wenn anders der Boden nicht allzu dick mit Gras bewachsen ist, bedarf er keiner weitern Zubereitung, sondern man streuet den Samen obenhin auf.

c) Lage. Der natürliche Stand der Alpenfohre iſt in den hohen Alpen, an den Abhängen rauher Berge, auf dem Rücken derſelben.

9. Aufwuchs. Der Same keimt im nächſten Frühjahr, oder wenn er im April geſäet worden, ſchon nach vier bis ſechs Wochen, und kömmt mit fünf kleinen Nadeln hervor. Das Pflänzchen bleibt in den erſten Jahren ſehr klein. Aber im fünften und ſechsten wird ſein Wuchs kräftiger. In einem Alter von dreißig Jahren haben dieſe Alpenfohren ſchon fünfzehn bis zwanzig Schuh lange, jedoch nur zwei bis drei Zoll dicke Stämme. Es hängt jedoch viel davon ab, ob ſie auf ſehr hohen Gebirgen, auf Bergrücken, oder in tiefern und beſchütztern Bergthälern wachſen. Je höher ſie ſtehen, je langſamer iſt ihr Wachſen.

Dies aber iſt das merkwürdigſte und in die Augen fallendſte Kennzeichen der Alpenfohren, daß ſie ſelten aufrecht, ſondern mit Stamm und Zweigen am Boden geſtreckt wachſen. Eine, gleich andern Bäumen aufrecht ſtehende Alpenfohre iſt in den Hochgebirgen ſehr ſelten; auch erreicht ſie dann kaum die Höhe von zwanzig Fuß (bei einem Fuß im Stammdurchmeſſer) während ſie am Boden liegend fünfundvierzig bis fünfzig Schuh lang wird. Eine zweite Sonderbarkeit dieſer Nadelholzart iſt, daß ſie, was ſonſt keine Nadelholzer thun, aus ihren am Boden geſtreckt liegenden

Zweigen zuweilen neue Wurzeln treibt. — In den Sechsziger bis Siebenziger Jahren hat sie ihr stärkstes Wachsthum vollendet; doch kann sie das Alter von einigen hundert Jahren erreichen.

10. Nutzen. In den gewöhnlich holzarmen Alpen, wo sonst wenig Bäume wegen des rauhen Klima's gedeihen, liefert die Alpenfohre, in den Fünfziger Jahren abgetrieben, treffliches Brennholz. Die zähen, biegsamen Zweige dienen zum Binden; auch werden aus den stärkern Zweigen dauerhafte Faßbänder gemacht. Aus den jungen Schößlingen, welche im Frühjahr gebrochen werden, wird ein balsamisches Oel, carpathisches oder Krummholzöl, bereitet.

§. 34.

Die Wachholder-Arten.

Wir haben dreierlei Arten Wachholder, nämlich, den gemeinen Wachholder, der auf gutem Boden im geschlossenen Stande baumartig wird; den Alpenwachholder, der nur ein niederes Gesträuch bleibt, und den Sevenbaum.

Die Blumen sind getrennten Geschlechts auf verschiedenen Stämmen. Die männlichen Blumen bilden ganz kleine Kätzchen, woran jede der abgerundeten Schuppen drei zusammenhängende Staubfäden beherbergt. — Die weiblichen Blumen haben eine dreitheilige Blumendecke, die an

dem Fruchtknoof festgewachsen iſt und nicht abfällt; auch die Blumenkrone, aus drei steifen, zugespitzten Blättern bestehend, fällt nicht ab. Der Fruchtknoten hat drei Griffel.

Die Beere iſt fleischig, rundlich, von gewürzhaftem Geschmack, und enthält drei Samenkörner.

a) §. 35. (Siehe §. 34.)

Der gemeine Wachholderbaum.

1. **Namen.** Wachholder, Reckholder. Juniperus communis.

2. **Blüthen** erscheinen im April.

3. **Blätter** oder vielmehr **Nadeln**, je drei und drei um den Zweig stehend, sind linienförmig, an ihrer Wurzel breiter, dann spitz zulaufend, stechend, steif; auf der Oberfläche hellgrün mit unter sich gebogenem Rande. Unterfläche iſt bläulichgrün, hohl. Die Blätter sind immergrün.

4. **Rinde** röthlichbraun an jungen oder verkrüppelten Pflanzen; an erwachsenen Stämmen aber rothbraun, von oben nach unten aufgerissen. Unter der Aussenrinde liegen die vielzähligen Schichten eines feinen, doch starken, weißgelblichen Bastes, der sich leicht auseinanderblättern läßt.

5. **Holz** weißgelb, ins Röthliche spielend, sehr hart, zähe, elastisch, dauerhaft, von einem angenehmen Geruch, der sich selbst aus dem verarbeiteten Holz nicht ganz verliert.

6. Wurzeln streichen unter der Oberfläche aus.

7. Same bleibt im ersten Jahr unreif in der grünen Beere, die erst im zweiten Jahr schwarzblau und im Herbst reif wird.

8. Aussaat und Pflanzung. Man vermehrt den Wachholderbaum bei weitem am leichtesten durch Aussaat der Beeren.

a) Zeit ist zur Aussaat der Herbst. (Säet man im Frühling, so bleibt der Same ein Jahr lang im Boden, ehe er keimt.)

b) Boden muß leicht, locker, leimig oder sandig sein. Man muß das Erdreich vor der Aussaat einigemal durch Umhacken oder Pflügen auflockern, und egget dann die nicht allzudick gestreuten Beeren leicht unter. Gehen sie zu dick auf, muß man sie verdünnen.

c) Lage, jede in der untern und mittlern Buchenregion. Auf sonnigen, offenen, dem Winde ausgesetzten Plätzen gedeihen sie ebenfalls, bleiben aber niedrig.

9. Aufwachs. Dieser geht ziemlich langsam von statten. Da wo die Wachholder ganz frei stehen, werden sie zu einem buschigen Gestrüpp. Im guten Boden wohlgeschlossener Wälder erreichen sie in fünfzig Jahren eine Höhe von dreißig bis vierzig Fuß, und acht Zoll im Stammdurchmesser.

10. Nutzen. Das Holz brennt vortreflich,

dient zu feinen Drechsler- und Ebenisten-Arbeiten; die Beeren werden als Gewürz genossen, oder zum Räuchern gebraucht, auch wird daraus Oel, Branntwein und aromatisches Wasser bereitet. Das Wachholderharz gibt den Sandarac und dient zur Verfertigung weißer Firnisse.

Zweites Kapitel.

Immergrüne Laubhölzer, welche im Winter ihre Blätter nicht verlieren.

§. 36.

Der Eibenbaum.

1. Namen. Eie, Haageie, Ibe, Taxbaum. Taxus baccata.

2. Blüthen erscheinen Ende Aprils mit ganz getrennten Geschlechtern, meistens aus den Achseln der Blätter, an deren unterer Seite. — Die männlichen Blüthen, schon im vorhergehenden Herbst als kleine, runde, braune Knopfe sichtbar, gleichen dem Aeussern nach den männlichen Wachholderblüthen, sind gelbliche, rundliche Kätzchen, in einem dreiblätterigen Kelch. Die zahlreichen Staubfaden sind in Säulen mit einander verwachsen. — Der Knopf der weiblichen Blüthe, ebenfalls von einer dreiblätterigen Blumendecke gehalten, ist oval, zugespitzt, grün, ohne Griffel.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln sind in ihrer Gestalt denen der Weißtannen ähnlich, spitz zulaufend, auf der Oberfläche dunkelgrün, glänzend, auf der Unterfläche hellgrün, mit einer erhabenen Ader und umgebogenem Rande.

4. Rinde der jungen Zweige grün, der ältern und des Stammes bräunlichroth, in rundlichen, dünnen Scheiben abblätternd.

5. Holz weißlichgelb, im Kern bräunlich, sehr hart, sehr fest, zähe und so schwer, daß es im Wasser sinkt.

6. Wurzeln treiben flach aus, einige Schuh tief.

7. Same reift im Herbst; die Frucht ist eigentlich eine kleine, schwärzliche, oben zugespitzte Nuß, von der Größe einer Erbse, die von der gebliebenen, fleischig gewordenen Blumendecke über die Hälfte so bedeckt wird, daß der obere Theil des Nüßleins noch hervorragt. Diese fleischige Umgebung, an unreifen Früchten grün, an reifen rosenfarben, hat einen sehr klebrigen, spinnenden, süßlichen Saft. Der Kern unter der schwarzbraunen Schaale ist weiß, fest und etwas bittern Nachgeschmacks.

8. Aussaat und Pflanzung. Man vermehrt den Ebenbaum sowohl durch den Samen, als auch durch Absenker und Steckreiser.

a) Zeit. Der Same muß mit seiner Fleischhülle im Herbst gesäet werden.

b) Boden. Gutes, schwarzes, frisches Erdreich. Der Same wird nur einen Finger dick mit Erde bestreut.

c) Lage, in der untern und mittlern Buchenregion, sei immer schattig; an den Mitternachtsseiten der Vorberge gedeiht der Eibenbaum am besten.

9. Aufwuchs. Der Same geht im nächsten Frühling auf (aber im Frühjahr gesäet, geht er erst nach einem Jahr auf). Das Wachsthum ist sehr langsam; in fünfzig Jahren hat er fünfzehn bis zwanzig Schuh Höhe. Man findet ihn in wohlgeschlossenen Wäldern etliche dreißig Schuh hoch.

10. Nutzen. Das feste Holz dient zu den schönsten Schreiner-, Ebenisten- und Drechsler-Arbeiten, zu mancherlei Haus- und Feldgeräth.

§. 37.

Die Stechpalme.

1. Namen. Stechpalme, Hülse. Ilex aquifolium.

2. Blüthen erscheinen im Mai mit Zwitterblumen, auf sehr kurzen Stielen, mehrere in Büscheln beisammen, zwischen den Blättern. Die kurze, vierfach eingeschnittene Blumendecke unterstützt das in vier tiefe Abschnitte getheilte fleisch-

farbene Blatt der Blumenkrone. Jeder dieser vier Abschnitte stellt ein rundliches, ausgehöhltes Blättchen vor. Vier kleine pfriemenförmige Staubfäden befruchten mit ihren röthlichen Staubbeuteln den rundlichen, griffellosen Fruchtknopf.

3. Blätter sind steif, dick, länglich-rund, zwei Zoll lang, einen Zoll breit, am Rande bald wellenförmig mit scharfen Stacheln, bald ganz glatt, aber in eine Stachelspitze auslaufend. Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche bleichgrün, mit erhabenem Rückgrat. Diese Blätter sitzen wechselsweise an kurzen Stielen meist aufrecht an den Zweigen.

4. Rinde der jungen Zweige dunkelgrün, der ältern weißlich; der Stämme aber schwärzlichgrau, glatt, jedoch rauh anzufühlen.

5. Holz weiß, gegen den Kern zu braun, sehr hart, sehr schwer, sehr fest und zähe, sinkt im Wasser unter.

6. Wurzeln flachlaufend mit einer Pfahlwurzel.

7. Same. Die im Herbst reife, runde, hellrothe Beere, von der Größe einer Vogel- oder Girmsch-Beere, ist fleischig, hat in jedem ihrer vier Fächer einen länglichen, braungelben Kern, und bleibt im Winter am Baume hangen.

8. Aussaat und Pflanzung. Der Baum läßt sich schwer verpflanzen; sind seine Wurzeln

beschädigt, so stirbt er ab. Man muß ihn (am besten im Herbstmonat) mit der Erde, die seine Wurzel umgibt, versehen, und, wenn er dennoch oben abstirbt, das Dürre hinwegschneiden: oft schlägt der Wurzelstock frisch aus. — Leichter ists, den Baum durch Aussaat zu erhalten.

a) Zeit. Man säet im Herbst entweder die Beeren, oder bloß, was besser ist, die Steine. (Um die Steine vom Fleische ohne Mühe zu trennen, thut man die Beeren in ein Geschirr voll Wassers, bis sie in acht bis zehn Tagen in Gährung kommen, wo sie dann mit den Händen zerrieben, und die schwersten, besten Samen ausgespült werden können.)

b) Boden sei ein gutes, schwarzes, frisches Erdreich.

c) Lage sei im Schatten, auf Mitternachts-, Abend- und Morgenseiten der Vorberge, nie im Freien.

9. Aufwuchs. Oft bleibt der Same, ehe er keimt, zwei Jahre lang im Boden. Im geschlossenen Stande, im fruchtbaren Boden und im Schatten erwächst der Baum sehr langsam in fünfzig bis sechszig Jahren zu einer Höhe von dreißig bis vierzig Schuh, und kann im Stamme, der gewöhnlich sehr schlank ist, acht Zoll im Durchmesser haben.

10. Nutzen. Das harte Holz wird zu allerlei

Geräth und Geschirr, Schreiner- und Drechsler-Arbeiten vorzüglich geschätzt.

§. 38.

Die wilden Kirschenarten.

Wir haben deren eigentlich sieben verschiedene Arten, die bei uns wild wachsen. Auch Pflaumen und Zwetschgen würden hierher gehören, aber sie werden nur in Gärten gezogen.

Alle Kirschbaumarten haben Zwitterblumen, die sich also jede selbst befruchten, einen einblätterigen, fünffach eingeschnittenen Kelch, der nach dem Verblühen abfällt; eine aus fünf rundlichen, weißen, offen stehenden Blättchen zusammengesetzte Blumenkrone, mit zwanzig bis dreißig am Kelch gewachsenen Staubfäden, in deren Mitte der mit einem Griffel versehene Fruchtknopf.

Die Frucht besteht aus einer fleischigen Hülle, die einen Stein umgibt, worin der Samenkern.

§. 39. (Siehe §. 38.)

Der Kirschlorbeerbaum.

1. Namen. Kirschlorbeerbaum. Wilder Lorbeer. Prunus lauro-cerasus.

2. Blüthe erscheint im Mai mit weißlichen, um einen Stängel pyramidisch stehenden Blumen von bittersüßem Geruch.

3. Blätter länglich, eirund, zugespitzt, immergrün, dick, die untere Seite matter grün, die obere dunkler und glänzender; vier bis sechs Zoll lang, anderthalb bis zwei Zoll breit; am etwas umgebogenen Rande weitläufig gezahnt, unweit dem kurzen Stiel mit zwei bis vier braunen Drüsen unterhalb gezeichnet.

4. Rinde an jungen Zweigen grünlich, warzig, an ältern graubraun, an alten Stämmen schwärzlich, nicht aufspringend.

5. Holz rötlichgelb, fein, spaltig, hart.

6. Wurzeln vier bis fünf Schuh tief, flachlaufend.

7. Same eine rundliche, fleischige Beere von der Größe der Schlehen, mit rundem, zugespitztem, nicht sehr hartem Stein, wird im August reif.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit. Im August und September säet man die Steine und bedeckt sie einen Zoll tief mit Erde.

b) Boden, guter, frischer Grund, wenn schon steinigt.

c) Lage, warm, Mittagsseite. Der Baum gedeiht nur wild wachsend in der untern Kastanienregion, z. B. im Kanton Tessin am langen See u. s. w.

9. Aufwuchs. Im Frühjahr, oft erst im zweiten geht der Same auf, bildet in zwei Jah-

ren ein halbes Schuh hohes Stämmchen mit einem Blätterbüschel, nimmt dann schnell an Wachsthum zu, kann in gutem Boden über hundert Schuh hoch, einige Schuh im Durchmesser dick und einige hundert Jahre alt werden. Meistens erscheint er aber nur als hohes Buschholz. Er ist leicht zu verpflanzen.

10. Nutzen. Das Holz gibt gute Faßreifen. Blumen und Blätter als Gewürz, wegen des bittern Mandelgeschmacks, an Milchspeisen, in gebrannten Wassern. Aber es hat sich gezeigt, daß das in den Blättern und Blüthen enthaltene wesentliche Oel eins der stärksten Gifte sei.

Drittes Kapitel.

Sommergrüne Laubhölzer.

§. 40.

Die Hagebuche.

1. Namen. Hagebuche, Hainbuche, Weißbuche. Carpinus betulus.

2. Blüthen im April mit halbgetrennten Geschlechtern. — Die männlichen Blumen bilden ein fast zwei Zoll langes, stielloses, bräunlichgelbes Kätzchen, woran jede der lockern, spitzen Schuppen acht bis sechszehn Staubfäden und deren gelbe Staubbeutel deckt. — Die weiblichen

Univ. Bibl. München

Kätzchen, kaum einen Zoll lang, haben zugespitzte, wie Dachziegel über einander liegende Schuppen; unter jeder von ihnen ein Knöpflein mit drei fadenförmigen Griffeln.

3. Blätter sind eirund, zugespitzt, scharf- und doppelt gezahnt, den Blattrippen nach regelmäßig gefalten, hellgrün, auf der Unterfläche bläßer und glänzender; meistens drei Zoll lang, zwei Zoll breit. Die Blattknospen im Winter sind braungelb, spitz, kürzer, als bei der Buche.

4. Rinde der jungen Zweige bräunlich, der ältern und des Stammes grau, gefleckt, glatt. Man erkennt im Winter die Hagebuche, ausser an den Blattknospen, auch leicht daran, daß der Stamm selten gleichformig rund ist, sondern von oben nach unten gehende, längliche Erhöhungen oder Schwielen hat.

5. Holz, unrein weiß, sehr hart, fest, sehr zähe.

6. Wurzeln flach ausgehend, dringen vier Schuh tief.

7. Same wird im Weinmonat reif und besteht aus einer ovalen, kleinen (wie eine Linse großen), gerippten, grünen Nuß (worin ein weißer Kern), welche immer zwischen zwei kürzern und einem hohlen Blättchen (oder grünen Flügeln) an dem Grunde desselben liegt. Zu hundert Qua-

dratruthen Landes sind immer zehn Pfund Same nöthig.

8. Aussaat und Pflanzung. Im Herbst oder Frühling lassen sich die Hagebuchen leicht verpflanzen. Die

a) Zeit der Aussaat aber muß immer der Herbst sein, sobald der Same reif ist, der über Winter aufgehoben leicht verdirbt. Allenfalls läßt er sich in feuchtem Sande aufheben.

b) Boden. Ein frischer, schwarzer, milder Grund, der aber nicht zu locker sein muß, bekommt den Hagebuchen am besten. Die Erde wird streifenweis vom Grase gereinigt, aber nicht lokker gemacht; der Same darauf gestreut, mit den Füßen festgetreten, und mit dürrem Laub (nicht mit Erde) ein wenig bedeckt.

c) Lage, in der untern und mittlern Buchenregion, nicht auf Hochgebirgen.

9. Aufwuchs. Der im Herbste gesäete Same geht im Mai (der im Frühling gesäete ein ganzes Jahr später) auf. Es thut den jungen Pflanzen wohl, wenn sie in den ersten Jahren vom Gras sauber gehalten werden. Sie wachsen etwas langsamer, als die Buchen, geben aber doch als dreißigjähriges Schlagholz schönes Stangenholz, und erreichen auf gutem Boden (wenn sie nicht geköpft werden) fast dieselbe Höhe und Stärke binnen

hundert und vierzig Jahren, wie hundertjährige Buchen.

10. Nutzen. Dieser Baum liefert als fünfzehnjähriges Kopfholz, oder als dreißigjähriges Schlagholz das hartste und beste Brenn- und Kohlholz; größere Bäume liefern vortreffliches Werk- und Nutzholz. Die Hagebuche gehört daher zu unsern vorzüglichsten Forstbäumen.

§. 41.

Die Ahorn-Arten.

Wir haben der Ahorne vier verschiedene Arten, nämlich den gemeinen Ahorn, den Spitzahorn, den welschen Ahorn und den Maßholderbaum.

Ihre Blumen erscheinen mit halb getrennten Geschlechtern, so daß ein Stamm theils männliche Blumen (zuweilen mit Zwitterblumen vermischt), theils weibliche (zuweilen mit Zwitterblüthen vermischt) trägt. — Die Blumendecke hat meistens fünf Einschnitte: eben so viele Blumenblätter wechseln mit den Einschnitten des Kelches, und sind diesen an Farbe gewöhnlich gleich. Staubfäden sind meistens acht. — Der zweitheilige Fruchtknoten hat einen Griffel mit zwei Narben. Die Frucht, oder der Same der Ahorne besteht aus zwei unten, an einem gemeinschaftlichen Stiele, zusammengewachsenen breiten,

kleinen Kapseln, von welchen jede sich oberwärts mit einem dünn ausgebogenen Flügel endet. In der Kapsel ist das breite, rundliche Samenkornlein enthalten.

§. 42. (Siehe §. 41.)

Der gemeine Ahorn.

1. Namen. Ahorn, Steinahre, Waldesche. Acer pseudoplatanus.

2. Blüthen erscheinen bald nach des Laubes Ausbruch im April, aus einerlei Knospen mit den Blättern, sitzen traubenförmig mit grüngelblichen, kleinen Blumen um einen Blumenstiel, der mit den Blattstielen des jungen Laubes von gleicher Länge und Dicke ist.

3. Blätter sind festen Baues, breit, groß, mit fünf ungleichen Lappen versehen, am Rande weitläufig gezähnt; auf der obern Fläche grün, glatt; auf der untern Fläche graugrün, und an den Rippen wollig.

4. Rinde an jüngern Zweigen rothbraun; an jungen Stämmen falb und grau, dem Ansehen nach glatt, im Gefühl aber rauh. Alte Stämme sind weißgrau, stark geborsten, abblätternd.

5. Holz, weiß, zähe und spaltig, nimmt gute Politur an.

6. Wurzeln streifen weitläufig unter der

schon im ersten Jahre ist die Pflanze im Herbste stark genug, die Verpflanzung zu ertragen. Als zwanzig- bis funfundzwanzigjähriges Schlagholz geben die Ahorne, durch ihre starken Triebe, gute Ausbeute zu Brennholz. In funfzig bis sechszig Jahren sind sie starke, mächtige Bäume, die an Größe und Stärke zuletzt im achtzigsten bis hundertsten Jahre mit den alten Eichen wetteifern.

10. Nutzen. Ungerechnet das Brenn- und Kohlholz liefert der Ahornbaum treffliches Nutzholz zu allerlei kleinem und großem Hausgeräth, zu Schreiner- und Drechsler-Arbeiten; auch die feinsten, resonirendsten Holzblätter für musikalische Instrumente.

Anmerkung. Es gibt vom gemeinen Ahorn einige Abänderungen in den Wäldern, die den Unkundigen leicht irre führen.

a) Am gewöhnlichsten ist bei uns eine mit großen, steifen Blättern, an welchen oft die zwei untern Lappen kaum bemerkbar sind, und der Rand rundlich gekerbt ist.

b) Schlener ist eine andere Abänderung mit gelb-geflammten, oder scheckigen (panaschirten) Blättern. Die Form derselben ist am gleichen Baume oft änderlich. Am meisten findet man ihren mittlern Lappen so lang gebohrt, die Seitenlappen so kurz, daß viele Blätter, durch ihre länzliche Gestalt, ein fremdes Ansehen erhalten. Sie zieren zur Zierde der Gärten.

§. 43. (Siehe §. 41.)

Der Spitzahorn.

1. Namen. Spitzahorn, Lenne. Acer platanoides.

2. Blüthen mit den Blättern im Frühjahr zugleich und noch eher, als bei dem gemeinen Ahorn. Die grüngelblichen Blumen sitzen strauszartig, aufrecht, an einzelnen steifen Stielen auf einem kräftigen, gemeinschaftlichen Stängel.

3. Die Blätter, ebenfalls fünf- oder vielmehr siebenlappig, sind am Rande vielfach, weitläufig ausgezackt, jeder Blattzacken scharf zugespitzt (dies macht das auffallendste Kennzeichen des Spitzahorns aus). Die Oberfläche des Blattes (welches von zarterem Bau, als bei voriger Art ist) glatt, hellgrün; die Unterfläche blässer, mit sieben erhabenen, vom Blattstiel ausgehenden Hauptrippen (beim gemeinen Ahorn sind deren nur fünf).

4. Rinde. Die jungen Triebe, aus welchen, beim Abreissen, weißer Saft austritt, sind grün; junge Zweige und Stangen rothbraun, mit vielen kleinen horizontal-länglichen und runden gelbbraunen Punkten gefleckt; jüngere Stämme grau, glatt, mit schmalen, sehr geringen von oben nach unten gehenden Erhöhungen oder Schwielen (wie bei der Hagebuche). Alte Stämme sind grau,

von oben nach unten rissig. Im Winter erkennt man diesen Baum unterscheidend vom gemeinen Ahorn an seinen gerade aufgeschossenen glatten Zweigen.

5. Holz unrein weiß, nicht so fein und zart gewoben, als das des gemeinen Ahorns, aber härter, zäher, schwerer.

6. Wurzeln wie bei der vorigen Art.

7. Same braungelb, platt; seine Flügel gehen mehr seitwärts, nicht so aufrecht, wie bei der vorigen Art. Er reift im Herbstmond, und fällt Anfangs und Mitte Oktobers ab.

8. Aussaat und Pflanzung. (Siehe vorige Art.)

9. Aufwuchs. Der Spitzahorn erreicht in der mittlern Buchenregion zwar eine beträchtliche Höhe und Stärke, wird aber niemals diejenige des gemeinen Ahorns haben.

10. Nutzen, wie §. 38.

Anmerkung. Auch von dieser Art gibt es, jedoch seltener, eine Abänderung mit gelbscheckigten, scheckigen Blättern, die ihm ein zierliches Ansehen geben.

§. 44. (Siehe §. 41.)

Der welsche Ahorn.

1. Namen. Welscher Ahorn, kleine Bergahre. Acer opuli folium.

2. Blüthen im April mit den Blättern zu-

gleich. Die Blumen sind weißgelblich, unterwärts bräunlich, schmäler und länger, als am Spitzahorn, fast glockenförmig, mit an den Staubfäden weit heraus hangenden Staubbeuteln. Sie kommen büschelweis aus den Achseln der Blattstiele, immer an einzelnen, ungetheilten, feinen, fadenförmigen, rothlichen Blumenstielen, die einen bis zwei Zoll lang und niederhangend sind. Ein solcher Büschel hat zehn bis vierzig Blumen.

3. Die Blätter sind, obwohl kleiner, doch denen des gemeinen ähnlicher, als denen des Spitzahorns, breiter, als lang (drei Zoll lang und drei und einen halben Zoll breit), von feinem Bau. Sie haben fünf Lappen, von welchen jedoch die beiden zunächst dem Blattstiele kaum zu unterscheiden sind von den übrigen stumpfen (meistens rechte, oder stumpfe Winkel bildenden) Ausschnitten. Der mittlere Lappen macht das Blatt dieses Baumes besonders kenntlich, indem er auf jeder Seite gewöhnlich einen grossern, recht- oder stumpfwinkligen Ausschnitt, und der Untertheil des Lappens meistens parallele Seiten hat. Auf der Unterfläche dieses Blatts gehen sieben erhabene Rippen aus dem Blattstiel, der auch kürzer, als bei den vorigen Arten ist. Da, wo der Blattstiel dem Blatte eingefügt ist, bildet dasselbe gegen ihn einen stumpfen Winkel (spitz ist der Ausschnitt bei den vorigen Arten).

4. Rinde junger Zweige bräunlich-grau; bei ältern grau; von oben nach unten fein aufgerissen, dem Spitzahorn ähnlich.

5. Holz ist gelblich-weiß, härter, als das des gemeinen, weicher, als das des Spitzahorns, sehr elastisch.

6. Wurzeln, wie bei den vorigen Arten.

7. Same ist der kleinste von den in der Schweiz und Deutschland wild wachsenden Ahornarten, sowohl in Rücksicht des Kerns, als der Flügel, welche wie die des Spitzahorns gekrümmt, aber schmäler, kleiner und zarter sind.

8. Aussaat und Pflanzung, wie bei den vorigen Arten.

9. Aufwuchs. Er wird in der untern Buchenregion größer, als die folgende Ahornart (der Maßholder), aber nicht so stark und hoch, als der Spitzahorn.

10. Nutzen, wie bei voriger Art.

§. 45. (Siehe §. 41.)

Der Maßholderbaum.

1. Namen. Maßholder, kleiner deutscher Ahorn. Acer campestre.

2. Blüthen erscheinen mit den Blättern zugleich im Mai. Die kleinen, gelblich-grünen Blumen sitzen straußartig an feinen Stielen um einen gemeinschaftlichen Stängel.

3. Blätter sind klein, mit fünf Lappen, deren Außenenden abgerundet sind, ungezähnt, kleif. Auf der Unterfläche des Blattes gehen fünf Hauptrippen aus dem Blattstiele, der so lang, oft länger, als das Blatt ist.

4. Rinde gelbbraun, rauh, korkartig, an alten Stämmen stark gefurchen, grau.

5. Holz gelblich weiß, fest, sehr zähe und sehr spaltig.

6. Wurzeln, wie bei den vorigen Arten.

7. Same wird im Oktober reif, hellbraun, wollig; seine Flügel sind kurzer, als beim gemeinen Ahorn, aber breit, und gerader aus einander stehend.

8. Aussaat und Pflanzung, wie bei den vorigen Arten. Der Masholder liebt aber im Walde einen geschlossenen Stand, wenn er zum gradstämmigen Baum aufschießen soll, und einen kühlen, fruchtbaren Boden.

9. Aufwuchs. Ist langsamer, als bei den vorigen Arten; der Baum erreicht in der mittlern Buchenregion in geschlossenem Stande eine Höhe von vierzig bis funfzig Schuh, selten aber einen über zwolf bis sechszehn Fuß von Aesten reinen Schaft.

10. Nutzen. Aus den Stangen werden Peitschenstöcke geflochten; das Holz wird zu mancherlei Wagner- und Drechsler-Arbeiten benutzt, wegen

feiner Zähigkeit und Härte; auch das Maſernholz dieſes Baums wird von Schreinern, Büchſenſchäftern u. ſ. w. zu Verzierungen geſucht. — Aus allen Ahornarten kann man übrigens ein Waſſer zapfen, welches ſich zu einem zuckerſüßen Syrup einkochen läßt; allein dieſer Nutzen iſt von allen der geringſte.

§. 46. (Siehe §. 38.)

Der Vogelkirſchbaum.

1. Namen. Vogelkirſchbaum, wilder Kirſchbaum, ſüßer Kirſchbaum, Zwieſelbeerbaum. Prunus avium.

2. Blüthen. Die ſchönen, weißen, doldenförmigen Zwitterblumen erſcheinen im Maimond, mit zurückgebogenen Kelchen.

3. Blätter. Oval, zugeſpitzt, am Rande doppelt gezähnt; Oberfläche glänzend grün, Unterfläche bleich, mit feiner Wolle überflogen. Man findet an dieſem Vogelkirſchbaum im Winter, wie auch überhaupt an allen Kirſchbaumarten, dreierlei Knospen, nämlich: Holzknospen an den äuſſerſten Enden der Zweige, die ſie verlängern ſollen; Blattknospen ſitzen, größer und ſtumpfer, als jene, längs den Zweigen; Fruchtknospen ſind die größeſten und am ſtumpfeſten zugeſpitzt.

4. Rinde. An jungen Zweigen rothbraun,

glänzend; an den Stämmen stark und lederartig, aufgesprungen. Sie besteht aus vier verschiedenen Schichten, welche sich der Rundung des Stammes nach aufreissen lassen, oder von selbst abrollen.

5. Holz. Röthlichgelb, von feinem Gewebe, spaltig, mittelmäßig schwer, und hart.

6. Wurzeln, flachlaufend.

7. Same. Die Kirsche ist gemeiniglich schwarz, klein und süß; wird erst im Juli reif.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit. Man säet die Kirschensteine im Herbst; man bedeckt sie nur sehr wenig mit Erde.

b) Boden. Je fruchtbarer, je besser; doch nehmen sie auch mit jedem schlechtern, nur nicht mit allzufeuchtem, oder blos sandigem und lettigem Grund vorlieb.

c) Lage muß frei sein. Obere und mittlere Buchenregion.

9. Aufwuchs. Die Steine bleiben bis im nächsten Frühjahr, oft ein Jahr lang (besonders wenn sie erst im Frühling gesäet werden) im Boden liegen, ehe sie keimen. Das Wachsthum der jungen Pflanzen ist schnell. In fünfzig Jahren erwachsen sie zu starken, hohen Bäumen.

10. Nutzen. Das Holz, zum Brennen von keiner sehr vorzüglichen Güte, wird von Schreinern, Drechslern u. s. w. zu mancherlei Hausgeräth gesucht. Aus den großsteinigen Früchten wird

Kirschwasser gebrannt. Man bedient sich auch der jungen Stämme, um edlere Sorten süßer Kirschen darauf zu pfropfen. Besser aber ist's, dazu Stämme aus dem Samen zu erziehen, statt Wildlinge aus dem Walde zu nehmen.

§. 47. (Siehe §. 38.)

Der Sauerkirschbaum.

1. Namen. Sauerkirschbaum, Wichselnbaum. Prunus cerasus.

2. Blüthen. Strausartig, Anfang Mai's, sind besonders an ihren kurzen Stielen kennbar.

3. Blätter, oval, zugespitzt, auf beiden Seiten glatt, am Rande unregelmäßig gezähnt.

4. Rinde, sowohl an den Zweigen als Stämmen, braun, glänzend, im übrigen wie bei voriger Art.

5. Holz, wie bei der vorigen Art.

6. Wurzeln, wie §. 38.

7. Same. Die Kirsche ist kugelrund, roth, sauer, die äussere Haut dick, wird im Juni, Anfangs Juli reif.

8. Aussaat und Pflanzung, wie §. 38.

8. Aufwuchs. Der wilde Sauerkirschbaum wird nie groß, breitet sich bald in sperrhafte, niederhängende Zweige aus; nur in der mittlern Buchenregion einheimisch.

10. Nutzen. Der vorzüglichste bestehet wohl

in den Früchten, und daß man auf die jungen Stämme edlere Sorten saurer Kirchen pfropfet.

§. 48. (Siehe §. 38.)

Der Traubenkirschbaum.

1. Namen. Traubenkirschbaum, Faulbeeren. Prunus padus.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Brachmond mit dem Laube zugleich. Mit ihren kurzen Stielen sind sie ähren- oder traubenförmig an einem gemeinschaftlichen, hangenden Stängel; die Kelcheinschnitte nicht zurückgebogen.

3. Blätter, oval, länglich, zugespitzt, drei bis vier Zoll lang, gegen zwei Zoll breit, am Rande sägeförmig scharf gezähnt; der steife, dicke, unten mit zwei kleinen Warzen oder Drüsen bezeichnete Blattstiel ist drei Viertel-Zoll lang. Die Blätter haben beim Zerreiben bittern, widerlichen Geruch.

4. Rinde, an den Zweigen rothbraun, mit kleinen, weißen Punkten besprengt; am Stamme schwärzlichbraun; unterhalb rissig.

5. Holz, gelblichweiß, mittelmäßig fest und hart, elastisch. So lange es frisch ist, hat es, wie die Blätter, bittern, widerlichen Geruch.

6. Wurzeln, wie §. 38.

7. Same. Die Anfangs grünen, dann roth werdenden und bei der Reife im Herbst schwarzen-

runden Beeren, haben die Größe einer Erbse, einen kleinen ovalen Stein und kein schmackhaftes Fleisch.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit, im Herbst.

b) Boden, ein fruchtbarer, milder, schwarzer Boden, etwas feucht.

c) Lage muß frei sein. Man findet den Traubenkirschbaum daher nicht in dicken Wäldern, sondern vielmehr in den Zäunen und Vorhölzern der mittlern Buchenregion.

9. Aufwuchs. Der im Herbst gesäete Same geht im Mai auf, und gibt nach vierzig bis fünfzig Jahren einen dreißig bis vierzig Schuh hohen Baum, der aber selten mehr, als zehn bis zwölf Fuß reinen Schaft hat.

10. Nutzen. Aus frischen, kleingehackten Spänen wird an einigen Orten (z. B. im Schwarzwald) ein Oel gezogen, das gegen einige Viehkrankheiten als Arzenei dienen soll.

§. 49. (Siehe §. 38.)

Der Schlehendorn.

1. Namen. Schlehendorn, Schwarzdorn, wilde Kriechen. Prunus spinosa.

2. Blüthen erscheinen zahlreich im April, kurz vor dem Ausbruch der Blätter, an sehr kurzen Stielen, theils einzeln, theils paarweis an den Zweigen.

3. Blätter sind von allen Kirschenarten die kleinsten, länglich, oval, zugespitzt, am Rande fein sägeförmig gezähnt, beide Flächen glatt. Blattstiel kurz und zart.

4. Rinde, schwärzlich. Die Zweige sind mit Dornen versehen.

5. Holz weißbraun, gegen den Kern dunkelbraun, sehr hart und zähe.

6. Wurzeln, sehr weit umherlaufend.

7. Same. Die Schlehen reifen erst im Wein- und Wintermond, sind braunroth, mit blauem Staube überflogen; ihr grünes, saueres Fleisch umschließt einen ovalen Stein, worin der Kern liegt.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit, im Weinmond auszusäen.

b) Boden, fast jeder, besonders ein trockener Leimenboden.

c) Lage, eine jede, in der mittlern Bachenregion.

9. Aufwuchs, Anfangs lebhafter, späterhin langsam. In geschlossenen Wäldern, auf frischem fruchtbarem Boden wird der Baum fünfundzwanzig Schuh hoch und einen Schuh im Stamm dick.

10. Nutzen. Der Schlehen- oder Schwarzdorn wird gewöhnlich zu Lebhägen gepflanzt, wozu er jedoch wegen seiner weit laufenden Wurzeln, häufigen Wurzelbrut, und weil er nicht dicht ge-

nug zusammenhält, minder gut ist, als der Weisdorn. — Die Früchte können genossen werden. Die abgehauenen Zweige dienen trefflich in Gradirhäusern. Das Holz dient zum Brennen, zur Bedeckung todter Zäune, zu Spazierstocken u. s. w.

§. 50. (Siehe §. 38).

Der Kriechenbaum.

1. Namen. Kriechenbaum, zahmer Schlehenbaum. Prunus insitia.

2. Blüthen, erscheinen im April, sind etwas kleiner, als bei der gemeinen Pflaume, paarweis auf einem Stiele.

3. Blätter, oval, zugespitzt, am Stiele schmäler, am Rande gezähnt, auf der Oberfläche dunkelgrün, ein wenig runzlich, auf der Unterfläche mit kleinen anliegenden Haaren bedeckt.

4. Rinde an jungen Zweigen braunroth, am Stamme bräunlichschwarz, grau, glatt. Die Enden der Zweige laufen öfters in einen Stachel aus.

5. Holz braun flammig, fest, hart, etwas brüchig.

6. Wurzeln weit umher laufend.

7. Same, die kugelrunden Früchte, blau, wie die Schlehen, sind noch einmal so groß, nicht so sauer, als die Schlehen. Sie reifen im August und Anfang Herbstmonds.

8. Aussaat und Pflanzung wie §. 47.

Man kann sie auch durch die häufigen Schößlinge aus ihren Wurzeln vermehren.

9. Aufwuchs in der mittlern Buchenregion wie §. 47.

10. Nutzen. Das Holz wird von den Schreinern und Drechslern selbst dem schönen Holz des Pflaumenbaums vorgezogen. Die Früchte werden genossen.

§. 51. (Siehe §. 38.)

Der Mahalebkirschbaum.

1. Namen. Mahalebkirschbaum, Dintebeeren. Prunus mahaleb.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Brachmond an den Enden der vorjährigen Triebe, traubenförmig, zugleich mit den Blättern. Die Blumen sind klein.

3. Blätter fast herzförmig, oben zugespitzt, unten breit, zwei Zoll lang, anderthalb breit, am Rand fein gezahnt, auf beiden Flächen glatt, dick, den wilden Birnbaumblättern etwas ähnlich, und sitzen bald einzeln, bald büschelweis an den Zweigen. Blattstiel einen halben bis einen Zoll lang, kanalförmig ausgehöhlt, dünn, mit zwei Drüsen versehen.

4. Rinde der Zweige braungrau, glatt; an Stämmen rissig.

5. Holz, bräunlich, mittelmäßig fest und hart. Frisch hat es einen unangenehmen Geruch, der

immer schwächer und lieblicher ist, je trockener das Holz wird.

6. Wurzeln flachlaufend.

7. Same, besteht aus schwarzen, glatten, ovalen, zugespitzten Beeren von der Größe einer Erbse; sind bitter von Geschmack; stehen aufrecht an dem Hauptstängel in die Höhe. Der Stein ist fast so groß, als die ganze Frucht. Das wenige Fleisch färbt purpurroth. Die Beeren sind im Juli reif.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit im Herbst.

b) Boden, jeder, sogar schlechter, steiniger Grund.

c) Lage, in der mittlern Buchenregion an den Vorbergen.

9. Aufwuchs, ziemlich lebhaft; in dreißig bis vierzig Jahren wird der Baum an dreißig Schuh hoch, doch dann nicht höher.

10. Nutzen, gutes Schlagholz zum Brennen, dauerhafte Rebstöcke, Vertäfelungen, kleines Hausgeräth und Mobilien, die einen angenehmen Geruch verbreiten, der das Holz nie ganz verläßt. Auch das aus Blüthen und Blättern abgezogene Wasser dient zum Parfümiren der Seifenkugeln u. s. w.

§. 52.

Die Linden-Arten.

Wir haben deren nur zwei, nämlich die Winter- und Sommerlinde.

Beide haben sie Zwitterblumen, deren Kelch fünffach getheilt, fast so lang ist, als die fünf zugestumpften, oben eingekerbten Blumenblätter, die dreißig und mehr Staubfäden umschließen.

§. 53.

Die Sommerlinde.

1. Namen. Sommerlinde, rauhblätterige, oder großblätterige Linde, Wasserlinde, Lilinde. Tilia europaea.

2. Blüthen. Im Juni und Juli in Büscheln, wo doldenförmig sechs und mehr Blumen an einem gemeinschaftlichen dünnen und gelben Stängel beisammen sitzen. Unten am Stängel ist ein strohfarbenes, schmales, langes, glatträndiges Nebenblatt befindlich. Die Blumenkrone ist schwefelgelb.

3. Blätter herzförmig, unten breiter, schief, oben zugespitzt, am Rande sägeformig gezähnt; Oberfläche glänzend, Unterfläche mit erhabenem Rückgrath und Rippen, in deren Winkeln feine braune Wolle ist, die bei der folgenden Art fehlt. Die Blätter sind groß, gemeiniglich drei Zoll, oft auch fünf bis sechs Zoll lang und breit.

4. Rinde der jungen Zweige rothbraun, glatt, glänzend; der ältern grau, weißgefleckt, glatt, glänzend; an alten Stämmen graubraun, stark aufgerissen.

5. Holz, weiß, weich, leicht und zähe.

6. Wurzeln breiten sich weit aus, dringen tief in den Boden.

7. Same, ist in einer lederartigen, rundlich viereckigen, in vier Fächer getheilten Kapsel, und wird im Herbst reif.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit der Aussaat im Oktober oder November, wo dann die Keime im nächsten Frühjahr hervorgehen. Wird der Same im Frühling ausgestreut, bleibt er ein Jahr lang liegen.

b) Boden. Ein guter, frischer (nicht trockener), fetter, fruchtbarer Waldboden. Sei er immerhin mit Kalk, Leim und Thon vermengt, wenn er nur gehörig tief ist, und unterwärts nicht zu bald Felsen- oder Thonlager hat. Der Same wird in dem umgearbeiteten Boden nur einen halben Zoll tief gestreut.

c) Lage. Im freien Stande, in der untern und mittlern Buchenregion, wächst die Linde am kräftigsten.

9. Aufwuchs ist lebhaft. Bei späterm Alter treibt die Linde großen Wald, und hat zuweilen einen Stammdurchmesser von acht bis zehn Schuh.

Sie kann mehrere hundert Jahre alt werden, wird endlich, ohne ihre Wachsthumskraft zu verlieren, von innen faul und hohl.

10. Nutzen. Der Bast wird besonders geliebt; als Schlagholz gibt die Linde ein leichtes, schlechtes Brennholz; desto trefflicher ist das Holz vom Stamme zu allerlei Hausgeräth und Schnitzwerk.

§. 54.

Die Winterlinde.

1. Namen. Winterlinde, glattblättrige, oder kleinblättrige Linde, Waldlinde. Tilia cordata.

2. Blüthen, später im Juli, als die der vorigen Art.

3. Blätter, kleiner, als bei der Sommerlinde, bläulichgrün, auf beiden Seiten ganz glatt; fallen später ab.

4. Rinde wie §. 51.

5. Holz, fester und härter, daher zur Verarbeitung tüchtiger.

6. Wurzeln wie §. 51.

7. Same, die lederartige, filzige, runde, fünffächerige, und von aussen mit fünf erhabenen Furchen versehene Kapsel des Samens ist um die Hälfte kleiner, als bei der vorigen Art.

8. Aussaat, Pflanzung, Aufwuchs und Nutzen, wie §. 51.

§. 55.

Der Zürgelbaum.

1. Name. Zürgelbaum. Celtis australis.

2. Blüthen im Frühling, vor dem Ausbruche der Blätter, an feinen kurzen Stielen, doldenartig um einen gemeinsamen, kurzen wolligen Stengel, oder aber büschelweis an den Zweigen, bald als bloß männliche, bald als fruchtbare Zwitterblumen, ohne Blumenblätter. Der kleine fünffach getheilte grünliche Blumenkelch umfängt fünf sehr kurze Staubfäden und zwei gekrümmte Griffel.

3. Blätter, abwechselnd an den dünnen Zweigen, sind oval lang zugespitzt, an drei Zoll lang, einen bis anderthalb Zoll breit, am Blattstiel breiter und schief, und auf der schiefgehenden Seite vom Stiel bis fast in die Mitte des Blatts glatträndig. Der Rand groß sägeförmig scharf gezähnt; beide Flächen hellgrün; die obere rauh anzufühlen, wie ein Ulmenblatt; die untere glätter, mit erhabenen Blattrippen.

4. Rinde der Zweige rothbraun mit vielen kleinen, weißlichen Warzen oder Punkten gefleckt; die Zweige stehen sehr sperrig auseinander; der Stamm braungrau, glatt; gesprungen und rauh bei alten.

5. Holz matt weiß, schwer, hart und fest, sehr zähe; nimmt gute Politur an.

6. Wurzeln, flachlaufend.

7. Same, wird im September reif, von der Größe einer großen Erbse, oben rund gespitzt, dunkel schwarzrothlich, an einem dünnen zollangen Stiel. Die Zürgelbeere hat unschmackhaftes, sehr weniges Fleisch, worin ein runder Stein, fast so groß, als die Beere selbst. Sie bleibt im Winter am Baum. Inner der harten Schale liegt in gelblicher Haut der weiße, im Geschmack mandelartige Samenkern.

8. Aussaat und Pflanzung. Man kann die Beeren ohne Gefahr den Winter hindurch aufheben. Die Pflanzen sind leicht zu versetzen.

a) Zeit. Im Frühjahr gesäet, kommen sie nach vier bis sechs Wochen hervor.

b) Boden. Guter, leichter, frischer Grund von Leimen gefällt dem Zürgelbaum am meisten. Man säet die Beeren, und bestreut sie einen halben Zoll hoch mit guter Erde.

c) Lage. Die Zürgelbäume fordern in der untern Kastanienregion einen etwas geschützten Stand.

9. Aufwuchs. Schon im ersten Jahre wird die junge Pflanze fast einen Schuh hoch, und zeigt ihre niederhängenden kleinen Zweige. Aber sie ist gegen die Winter der Buchenregion in der Ju-

gend besonders empfindlich, und friert oft bis zur Hälfte ab. Im Alter ist sie dauerhafter. Ihr Wachsthum ist Anfangs nicht besonders lebhaft; erreicht aber als Baum binnen sechzig Jahren eine Höhe von vierzig bis fünfzig Fuß.

10. Nutzen. Zu allerlei Tischler- und Ebenistenarbeit, Haus- und Feldgeräth liefert der Ürgelbaum ein, wegen seiner Zähe, treffliches Holz, das nie vom Wurmfraß leidet. Aus den Zweigen werden auch Ladestöcke, Spazierrohre u. dgl. m. verfertigt.

§. 56.

Der Roßkastanienbaum.

1. Namen. Roßkastanienbaum, wilder Kästenenbaum. Aesculus hippocastanum.

2. Blüthen, mit den Blättern zugleich im Mai. Die Zwitterblumen pyramidenförmig um einen langen, aufrecht stehenden Stängel. Der einblätterige, fünffach getheilte Kelch hält die schöne Blumenkrone, welche aus fünf schneeweißen, rothgefleckten, rundlichen, am Rande wellenförmigen Blättchen besteht. Es umgeben sieben Staubfäden den Fruchtknopf mit seinem pfriemenförmigen Griffel.

3. Blätter. Fünf bis sieben sitzen fächerförmig um die Spitze eines langen Stiels. Das mittlere Blatt ist immer das größte (an sechs Zoll

lang, drei breit). Jedes Blatt oval, gegen den Stiel zu schmäler, am Rand gezahnt.

4. Rinde der Zweige braun, glatt; der Stämme aschgrau, rissig.

5. Holz, faserig, weißgelblich, mittelmäßig hart.

6. Wurzeln, tief greifend, weit umher laufend.

7. Same, wird im Herbst reif. In einer grünen, stachlichen Kapsel liegen gewöhnlich zwei Kastanien; bittern, herben Geschmacks. Man hebt die Kastanien ohne Mühe an temperirten Orten in trockenem Sande über Winter auf.

8. Aussaat und Pflanzung. Verpflanzen lassen sich die aus dem Samen gezogenen Bäumchen am allerbesten im Herbst, wenn sie dreijährig sind. Aelter versetzt verlieren sie an Kräftigkeit des Wachsthumes.

a) Zeit der Aussaat ist auf jeden Fall immer im Frühjahr, sobald der Boden vom Frost nicht mehr hart ist.

b) Boden, ein nahrhafter, etwas leichter, frischer, halbfeuchter Grund von gehöriger Tiefe ist der beste. Man steckt die Kastanien einen Zoll tief.

c) Lage. Sollen die Bäume in der untern und mittlern Buchenregion reichlich wachsen und bald groß:n Wald haben: so muß man ihnen einen

freien Stand geben, daß sie sich mit Wurzeln und Zweigen recht ausdehnen können.

9. Aufwuchs. Der Roßkastanienbaum wächst ungemein schnell. Er vollendet im Jahre seinen ganzen Trieb binnen drei Wochen; solch ein Trieb beträgt einen bis zwei Schuh Länge. Er erreichet gewöhnlich ein Alter von hundert und etlichen Jahren und kann im Stamm über vier Schuh dick werden.

10. Nutzen. In der Nässe faulet das Holz sehr bald. Zu geringer Bildhauer- und Schreiner-Arbeit ist es nützlich. Es brennt schwer, gibt aber ziemliche Gluth. Die Früchte werden theils zu Viehfutter, theils zu andern in der Wirthschaft dienlichen Dingen benutzt.

Anmerkung. Der Roßkastanienbaum, erst seit einigen Jahrhunderten in Europa einheimisch, gedeiht doch überall jetzt, und so häufig, daß er vom Forstmann gekannt sein muß, wiewohl er nicht in Forsten gezogen wird. In Alleen, bei Landhäusern, auf öffentlichen Plätzen wird er als ein Prachtbaum gepflanzt; aber sowohl sein Holz, als seine Früchte und Rinde fängt man jetzt an auf mannigfaltigere Weise zu benutzen.

§. 57.

Der Wallnußbaum.

1. Namen. Wallnußbaum, welscher Nußbaum. Juglans regia.

c. Blüthen zeitig im Frühling mit halbgetrennten Geschlechtern; die männlichen Blumen hängen an langen, lockern, walzenförmigen, grünen Kätzchen. Jede der kleinen braunen Schuppen hält eine Menge kurzer, viereckiger Staubfäden mit braunen Staubbeuteln. — Die weiblichen Blumen sitzen als grüne, ovale Knopfe mit drei sehr kurzen Griffeln in einem einblätterigen, glockenförmigen, vierfach eingeschnittenen Kelch. Die Blumenkrone ist einblätterig, mit vier spitzigen, aufgerichteten Abtheilungen.

3. Blätter, spitzgefiedert (§. 5. C. d), gemeinlich aus fünf bis sieben länglich-runden, dunkelgrünen, glatten ungezahnten Blättern zusammengesetzt, von denen das äusserste das größte ist.

4. Rinde aschfarbig, weiß, an jungen Bäumen glatt, an ältern aber runzlich und geborsten.

5. Holz, von jungen Stämmen weißlich, von ältern braun, ist hart, schwer, geflammt.

6. Wurzeln tief greifend mit der Herzwurzel, und weit umherlaufend.

7. Same, die bekannte große Wallnuß, wird im August und Herbstmond reif, ist von einer grünen, bittern, färbenden Schale bedeckt. Man kann die Nüsse über Winter im Sande aufheben, wo sie den Keim zu treiben anfangen.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit. Im Frühling legt man die Nüsse,

drittehalb Fuß auseinander, in eine umgegrabene, lockere Erde. Um aber den künftigen Pflanzen die Herzwurzel zu nehmen, damit sich die Hauptwurzel in desto mehr Nebenwurzeln vertheile, schneidet man, ehe die Nüsse in den Erdboden gesteckt werden, nur den kleinen Keim ab, welchen sie über Winter im Sande getrieben haben.

b) Boden. Wenn die Pflanzen dreijährig sind, kann man sie versetzen (doch muß man ihnen dann die Krone nicht abstutzen). Die Verpflanzung geschehe im Frühjahr. Sie nehmen mit gutem und schlechtem Boden vorlieb. Am besten ist für sie ein lockerer fruchtbarer Leimen- und Sandboden, und eine

c) Lage, bis zur mittlern Buchenregion ringsum frei, damit sie Wurzeln und Krone gehörig ausbreiten können.

9. Aufwuchs ist schnell. In den Vierziger Jahren haben sie ihren Wuchs vollendet; bis zu den Sechzigern sind sie am kraftvollsten, worauf sie allmälig abnehmen.

10. Nutzen. Die Güte und der mannigfaltige Gebrauch der Nüsse und des Holzes, wie auch der maserigen Wurzeln, ist bekannt.

Anmerkung. Obgleich der Wallnußbaum nicht ursprünglich bei uns daheim ist, sondern durch Verpflanzungen erst zu uns, wahrscheinlich aus Asien, kam, gehört er doch jetzt schon in der Schweiz zu den

in Thälern, an Bergen und Hügeln bei uns wild wachsenden Bäumen, deren Same, ausgestreut durch den Zufall, ohne Pflege gedeiht.

§. 58.

Der Mandelbaum.

1. Name. Gemeiner Mandelbaum. Amygdalus communis.

2. Blüthen erscheinen mit ihren schönen Zwitterblumen, welche gewöhnlich paarweis, an sehr kurzen Stielen, beisammen stehen, im April, kurz vor dem Ausbruch der Blätter. Ihr einblättriger, röhrenförmiger Kelch, am Rande mit fünf zugestumpften Einschnitten versehen, hält fünf länglichrunde, aufgehohlte, weiße Blumenblättchen, in deren Mitte sich gegen dreißig fadenförmige Staubfäden, rings um den wolligen runden, mit einem Griffel versehenen Fruchtknorf erheben.

3. Blätter sind länglich zugespitzt, drei und einen halben Zoll lang, anderthalb Zoll breit, sägeförmig gezähnt, den Weidenblättern ähnlich. Sie sitzen an zollangen, kanalförmig gehohlten, am Blattende mit zwei Drüsen versehenen Stielen. An den jüngsten Schäften sieht man in den Achseln der Blattstiele zwei schmale, zugespitzte, feingezähnte Nebenblätter.

4. Rinde der jungen Zweige auf der Schatt-

seite grün, auf der Sonnenseite braunröthlich. Aeltere Zweige und Stämme hellbraun, glatt; nur bei sehr alten Stämmen über der Wurzel gebrußt.

5. Holz, weißgelblich, fest und zähe.

6. Wurzeln flachlaufend, mit Pfahl.

7. Same sind die Mandeln, welche Ende Sommers reifen; sie werden von einem glatten, rundlich breiten, oben spitz zulaufenden, mit flachen Furchen oder Narben verworren bezeichneten Stein umschlossen, welchen eine Hülle von weißgrünlichem, unschmackhaftem, bald abtrocknendem Fleisch umgibt.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit. Man legt die Mandeln, welche noch in ihrem Stein sein müssen, im Spätjahr, zwei Zoll tief in die Erde, — oder, in trockenem Sande schichtenweis aufbewahrt, erst im Frühjahr; dann aber bleiben sie gewöhnlich ein Jahr lang bis zum Ankeimen im Boden liegen. Kommen sie aber, was auch geschieht, im Sande schon zum Keimen, so ist's desto vortheilhafter; man schneidet den Keim ab, um statt der Herzwurzel mehr Nebenwurzeln zu erhalten.

b) Der Boden muß dazu zwar fruchtbare Erde, aber zugleich locker, warm und trocken sein.

c) Lage in der Kastanienregion, beschützt, gegen die Sonnenseite gerichtet.

9. Aufwuchs ist ziemlich lebhaft. In dem fünfzehnten Jahre wird der Baum bei uns schon tragbar. In den Gärten veredelt man ihn durchs Okuliren.

10. Nutzen. Der Mandelbaum liefert edle Früchte; sein Holz wird von Drechslern und Schreinern benutzt.

1. Anmerkung. Die Mandelbäume, sowohl mit süßen, als bittern Mandeln, wachsen in der wärmern, südlichen Schweiz wild in Zäunen und Wäldern; nicht alle in den nördlichen Gegenden, wo jedoch ihre Früchte, an Spalieren, noch vollkommen reif werden.

2. Anmerkung. Zu dem Geschlecht der Mandelbäume gehören auch die Pfirsichbäume (amygdalus persica).

§. 39.

Der Feigenbaum.

1. Name. Gemeiner Feigenbaum. Ficus carica.

2. Blüthen, im Mai und Brachmond, auch im Herbst und zwar auf eine nicht gewöhnliche Weise, indem die dunkelgrüne, birnenförmige, fleischige, oberhalb durch einige Schuppen verschlossene Frucht, welche ihr zuerst zeigt, der Blumenbehälter selbst ist. Man erblickt nämlich an den Seiten ihrer innern Höhlen bald bloß männliche, bald bloß weibliche Blüthen, bald beiderlei beisammen. Jedes Blumlein sitzt auf kur-

zem Stiele mit drei zugespitzten Blättchen. Bei den männlichen sind drei Staubfaden, und ein unvollkommener Griffel, von jenen aufrecht stehenden drei Blättchen umgeben. Bei den weiblichen aber, deren Fruchtknopf mit einem seitwärts gekrümmten Griffel versehen ist, stehen fünf aufgerichtete Blättchen. Ohne die Feige, oder dies Blumenbehältniß mit seinen Höhlen zu öffnen, kann man die Blüthen nicht sehen. Daher haben Viele geglaubt, der Feigenbaum trage Früchte ohne Blüthe und ohne Befruchtung.

3. Blätter. Die untern sind herzförmig, ungetheilt; die mittlern dreilappig; die obern gemeinlich fünflappig oder handförmig. Der Rand ist ungleich weitläufig grob gekerbt, oder winklich. Beide Flächen sind rauh anzufühlen; die obere ist dunkelgrün, die untere ist weißgrün, mit sehen, aus dem Blattstiel gehenden erhabenen Hauptrippen. Die dicken, rauhen, zwei bis drei Zoll langen Blattstiele sind wollig, und von zwei glatten, lanzettförmigen sehr zugespitzten Blattansätzen begleitet, welche jedoch bald abfallen.

4. Rinde, an jungen Trieben grün, wollig, an ältern Zweigen braun, wollig; der Stamm rauh, rissig, grau.

5. Holz weich, weißlich, brüchig, leicht, mit großer Markröhre.

6. Wurzeln sind flachlaufend, ästig, faserig, gähe und geld.

7. Same, befindet sich in den Feigen, welche in den Achseln der Blattstiele auf kurzen dicken Stielen stehen, und reif sind, sobald sie vollkommen ausgewachsen, weich und braunröthlich sind.

8. Aussaat und Pflanzung. Am leichtesten vermehrt man die Feigenbäume durch Ableger, die sich binnen Jahresfrist bewurzeln. Will man sie (besonders ganz fremde Arten) aus dem Samen erziehen: so läßt man die Feigen auf dem Baume ganz welk werden (auch trockene Feigen aus der Fremde, wenn sie nur an der Sonne getrocknet sind, haben noch fruchtbaren Samen) und zerdrückt sie in einem Gefäß mit Wasser, wo dann die guten Körner zu Boden sinken.

a) Zeit der Aussaat im Frühling: man bestreut den Samen nur höchst wenig mit feiner Erde.

b) Boden, jeder, nur sei er trocken, warm und leicht, und vom Regen nicht leicht oft betroffen.

c) Lage, in der untern Kasanienregion, zwischen Felsen, welche gegen die Nord- und Westwinde decken, der Sonne sehr ausgesetzt.

9. Aufwuchs ist sehr lebhaft. Schon im ersten Jahre werden die aus dem Samen gezogenen Pflanzen einen Schuh hoch.

10. Nutzen, beschränkt sich meistens auf die Frucht, denn das Holz ist schwammig und schlecht.

Anmerkung. Wild gedeiht der Feigenbaum in der wärmern südlichen Schweiz, besonders im italienischen Theil derselben, in einoden Gegenden an Wegen und Felsen.

§. 60.

Bohnenbaum-Arten.

Wir haben deren vier, nämlich den gemeinen Bohnenbaum, und den rauhen, den kopfförmigen und den kleinen Bohnenbaum; letztere sind nur strauchartig.

Gemein haben sie mit einander, daß ihr Kelch glockenförmig, zweilippig ist, die obere Lippe hat zwei, die untere drei Zähne; daß sie Schmetterlingsblumen tragen (§. 5. 1. b.), mit zehn Staubfäden, davon gewöhnlich neun in einem Bündel verwachsen sind, und einem langen vom Fruchtknopf emporsteigenden Griffel.

§. 61. (Siehe §. 60.)

Der gemeine Bohnenbaum.

1. Namen. Bohnenbaum, falsches Ebenholz, Geißklee, Cytisus. Cytisus laburnum.

2. Blüthen, im Juni, traubenförmig mit gelben Blumen an kurzen Stielen um Aehen langen, gemeinschaftlichen Stängel, der herniederhängt vom Zweige.

3. Blätter, ihrer immer drei, wie beim Klee, an kurzen Stielen am Ende eines langen, gemeinſchaftlichen Blattſtängels beiſammen; das mittlere iſt immer das größere, gewöhnlich zwei Zoll lang, kaum einen Zoll breit. Sie ſind oval, nach oben und unten ſpitz zugehend, glatträndig; Oberfläche hellgrün, glatt; Unterfläche bleichgrün, in der Jugend mit Silberhaaren bedeckt.

4. Rinde der jüngern Triebe behaart, grau; der ältern Zweige und jungen Stämme dunkelgrün, glatt; an alten Bäumen grau, nehförmig aufgeborſten.

5. Holz gelblich, an ältern Stämmen im Kern ſchwärzlich, feſt, fein, zähe, hart.

6. Wurzeln flachlaufend, faſerig.

7. Same. Mehrere kleine, ſchwarze Bohnen liegen in einer zwei Zoll langen, grauen, feinbehaarten Schote, die im Herbſt reif wird. Doch bleiben die Schoten den Winter hindurch am Baume hängen.

8. Ausſaat und Pflanzung. Der Same läßt ſich bis zum Frühjahr leicht aufbewahren. Vor der Ausſaat weicht man ihn vierundzwanzig Stunden lang im Waſſer an.

a) Zeit. Man ſäet den Samen im April in langen, vorher wohlbegoſſenen Rillen, die in der Erde gemacht ſind, und bedeckt ihn einen Viertelzoll hoch mit Erde.

b) Boden. Jeder iſt dazu gut, wenn er nicht zu feucht und ſchwer iſt, auch nicht bloßer Sand.

c) Lage an den Mittag-, Morgen- und Abendſeiten der Vorberge. Obere Kaſtanienregion.

9. Aufwuchs. Der Same geht nach einigen Wochen auf und treibt ſchon im erſten Jahre einige Schuh hohe Pflanzen; in zehn Jahren hat er zwanzig bis dreißig Schuh Höhe im geſchloſſenen Stande und guten Boden. Selten wird er über vierzig Schuh hoch, und im Stamme meiſtens nur auf anderthalb Schuh dick.

10. Nutzen. Dieſer Baum verdient ſowohl zu Schlag- als Bauholz fleißiger angeſäet zu werden, da ihm unſere Winter nichts ſchaden. Als Schlagholz gibt er zur Feuerung den meiſten Nutzen. Sein hartes, ſchönes Holz iſt zu muſikaliſchen Inſtrumenten (z. B. Flöten), allerlei Werkzeugen, Drechsler- und Wagnerarbeiten gut.

Anmerkung. Man verſicherte mich im Kanton Waat, daß an den dortigen Bergen auch Bohnenbäume mit rother Blüthe in den Wäldern wüchſen, das ſetten. Ich habe dieſe Abart nicht geſehen.

§. 62.

Die Beerbaum-Arten.

Zu den Beerbaum-Arten gehören der Elzbeerbaum, der Weißdorn und Spitzhagedorn.

Alle Arten dieses Geschlechts haben Zwitterblumen, mit fünfblättrigen, weißen Blumenkronen. Der Kelch ist fünfspaltig: zwanzig und mehr Staubfäden stehen auf dem Kelche, die zwei Griffel umgeben.

a) §. 63. (Siehe §. 62.)

Der Elzbeerbaum.

1. Namen. Elzbeerbaum, Eierlinsbirkbaum, Arlsbaum. Crataegus torminalis.

2. Blüthen, im Mai mit großen, ästigen, fast doldenförmig beisammenstehenden weißen Blumen.

3. Blätter (den Ahornblättern etwas ähnlich, doch länglicher, kleiner und nicht so tief eingeschnitten) sind sieben bis zehnmal eingeschnitten, drei bis vier Zoll lang, zwei bis drei Zoll breit, am Rande fein gezahnt, am obern Ende spitz, am Stiel breit, gerundet; auf beiden Flächen glatt, nur auf der Unterfläche am Rückgrat und bei den Rippen etwas wollig.

4. Rinde junger Zweige röthlich, weißpunktirt, älterer grau, schecktig, warzig, glänzend; der alten Stämme weißgrau; die feine, glatte Oberhaut um den Warzen zerrissen, aufgerollt.

5. Holz, weiß, zuweilen bräunlich, hin und wieder mit rothlichen breiten Strichen geflammt, hart, schwer, zähe.

6. Wurzeln, flachlaufend.

7. Same. Die Frucht iſt eine länglichrunde, birnförmige Beere, ſo groß, wie die Frucht des gemeinen Roſenſtrauches, doch runder, und von Farbe braun, mit weißlichen Punkten beſprengt, oben, wie die Birne, mit einem Nabel verſehen. In dem Fleiſche, welches, wenn es Teig geworden, eßbar, und von angenehm ſäuerlichem Geſchmack (wie Mispeln) iſt, liegen zwei bis vier Kernen, den Birnenkernen ähnlich. Die Frucht iſt im Herbſt reif.

8. Ausſaat und Pflanzung.

a) Zeit. Im Oktober wird der Same geſäet. Man muß aber die Beere nicht faulen laßen, weil ſonſt der Same angeht und verdirbt.

b) Boden, guter, friſcher, ſchwarzer Waldgrund. Der Same darf nur einen Viertelzoll dick mit Erde beſtreuet werden.

c) Lage, im Schatten. Mittlere Buchenregion.

9. Aufwuchs. Der Same liegt oft zwei Jahre, ehe er aufgeht. Dieſe Holzart iſt von nicht ſehr ſchnellem Wuchs, gibt aber doch in dreißig Jahren einen Baum, der zwanzig bis dreißig Schuh hoch wird, und einen halben im Stammdurchmeſſer haben kann.

10. Nutzen. Im Schlagholz gibt der Elzbeerbaum ein gutes Brenn- und Kohlholz, als Baum ein feſtes, zähes Nutzholz, das ſich nicht

wirft, und besonders den Schreinern und Drechslern willkommen iſt.

§. 61. (Siehe §. 62.)

Der Mehlbeerbaum.

1. Namen. Mehlbeerbaum, Weißbaum, Thelsbierke. Crataegus aria.

2. Blüthen erſcheinen mit ihren ſüßduftenden, weißen Blumenbüſcheln, die an den Enden der Zweige ſtehen, ſpät im Mai, gleichen denen der Elzbeeren, aber ihr Kelch und Blumenſtiel iſt ganz weiß von zarter Wolle.

3. Blätter unterſcheiden den Baum vor allen im Walde durch ihren weißen Glanz. Sie ſind über drei Zoll lang, über zwei breit, länglichoval, ungleich ſägeförmig gezahnt, eben zugeſpitzt. Oberfläche dunkelgrün, glänzend, Unterfläche ſilberweiß.

4. Rinde der jüngſten Schüſſe weißwollig; der ältern Zweige rothbraun, glänzend, der Stämme braun, weißgeſcheckt, mit vielen braunen, länglich-viereckigen Warzen beſetzt, die den Baum auch im Winter mit ſeinen gerade aufſteigenden Zweigen kenntlich machen.

5. Holz, weiß, ſehr hart, ſehr zähe und ſchwer.

6. Wurzeln, pfahl und flach.

7. Same reift als eine ſchöne, ſcharlachrothe Beere im Herbſt- und Weinmond. Die Frucht

hat ein gelbes, etwas mehliges Fleisch, worin wei bis vier Kerne, wie Birnenkerne, liegen.

8. Aussaat und Pflanzung wie bei den Elzbeeren, §. 63.

9. Aufwuchs. Obere Buchenregion. Es erreicht dieser Baum ein hohes Alter, wird aber auch anderthalb und zwei Schuh im Stamme dick, dreißig bis vierzig Schuh hoch, der sich jedoch schon zehn bis zwanzig Schuh über der Wurzel in eine sperrige Krone ausbreitet.

10. Nutzen. Ein treffliches Brenn- und Kohl-, Werk- und Nutzholz, besonders zu Wagen- oder Kutschen-Achsen.

Anmerkung. Man findet, jedoch nicht häufig, Abarten vom Mehlbeerbaume, wenn er in der Nähe der Elzbeerbäume steht, und diese befruchtet hat, oder von ihnen befruchtet worden ist. Diese Bastard-Mehlbeerbäume, oder Bastard-Elzbeerbäume haben in allen Theilen Aehnlichkeiten mit ihren Aeltern, deren Eigenschaften und Kennzeichen in ihnen vermischt getroffen werden.

§. 65. (Siehe §. 62.)

Der Weißdorn.

1. Namen. Weißdorn, Hagedorn. Crataegus Oxyacantha.

2. Blüthen. Im Mai in weißen duftigen Büscheln. Der fünffach getheilte Blumenkelch reicht bis an die Mitte der Blumenblätter.

3 Blätter. Gewöhnlich dreitheilig, bilden am Blattstiel einen spitzen Winkel, sind am äussern Ende stumpf zugerundet; am Rande sägeförmig gezahnt. Die meist halbzolligen Blattstiele sind an jungen Trieben von zwei rundlichen, grobgekerbten Nebenblättern begleitet. Die Zweige laufen in einen Dorn aus, oder sind bei den Stielen der Blätterbüschel mit einem kurzen Dorn bewaffnet.

5. Rinde. Graubraun, mit matten, weißgrauen Flecken, glatt.

6. Holz. Gelblichweiß, sehr zähe, sehr hart.

7. Same. Die bekannten runden hellrothen Beeren des Weißdorns reifen Anfang Septembers. In einem mehligen, unschmackhaften Fleisch liegen zwei Samensteine.

8. Aussaat und Pflanzung. Wenn man den Weißdorn zu Hecken anziehen will, säe man ihn in Beete, und verpflanze dann die zwei- bis dreijährigen Pflanzen.

a) Zeit. Man säet den aus den Beeren genommenen Samen im Herbste, und bedeckt ihn nur sehr gering mit guter Erde.

b) Boden. Schwarzer fruchtbarer kühler Grund.

c) Lage muß schattig sein. Buchenregion.

9. Aufwuchs. Der Same keimt gewöhnlich erst im zweiten Frühling, nachdem er im Herbst

gesäet worden. Der Weißdorn wächst Anfangs ziemlich lebhaft, wird zwanzig bis dreißig Schuh hoch, ohne jedoch im Stamme sehr dick zu werden.

10. Nutzen. Das harte, stärkere Holz wird zu Drillingen, Kämmen an Mühlrädern, Hämmern u. s. f. benutzt; noch gemeiner aber wird der Weißdorn zu Zäunen gebraucht.

Anmerkung. Man hat hin und wieder in Gärten Abarten mit rother Blüthe.

§. 66. (Siehe §. 62.)

Der Spitz-Hagedorn.

1. Namen. Spitzhagedorn, spitzblätteriger Weißdorn. Crataegus monogyna.

2. Blüthen, etwas später im Mai, als beim Weißdorn, die dessen Blumen gleichen. Aber die Einschnitte der Blumendecke sind tiefer, die Lappen derselben länger und spitziger, so, daß wenn die Blüthenknospen sich öffnen wollen, jene Lappen noch über sie hinwegragen. Nur ein Griffel auf dem Fruchtknopf.

3. Blätter. Gewöhnlich siebentheilig, scharf zugespitzt, am Rande scharf gezahnt, bilden beim Blattstiel einen stumpfen Winkel.

4. Rinde. Weißlicher, glätter, als beim gemeinen Weißdorn; die Dornen sind häufiger, feiner, spitziger.

5. Holz. Härter und zäher, als das des Weißdorns.

6. Wurzeln sind stärker und laufen weiter aus.

7. Same. Die Beere ist etwas länglicher, als die des Weißdorns, und hat nur einen Stein.

8. Aussaat und Pflanzung, wie §. 63.

9. Aufwuchs, eben so §. 63.

10. Nutzen, wie beim Weißdorn. Der Forstmann darf den Weißdorn und Spitzhagedorn, so ähnlich sie auch einander sind, nie verwechseln, da sie in ihrer Gute große Verschiedenheiten haben. Der Spitzhagedorn gibt die dichtesten und höchsten Lebhäge oder Zäune, da seine Zweige geschlossener wachsen, als die des gemeinen Weißdorns. Wagner, Müller, Drechsler und andere Holzarbeiter unterscheiden die größere Härte des Holzes vom Spitzhagedorn und suchen dasselbe vorzüglicher.

Anmerkung. Durch die Vermischung des gemeinen Weißdorns mit dem Spitzhagedorn entstehen häufig Arten, welche Kennzeichen von beiden haben, und falsche Spitzhagedorne genannt werden. — Auch findet man, jedoch viel seltener, Weißdornen ohne Dornen.

§. 67.

Wilde Birn- und Aepfelarten.

Davon haben wir den Holzbirnbaum, den Holzapfelbaum und den Quittenstrauch.

Sie haben alle Zwitterblumen mit zwan-

zig Staubfäden. Die Blumendecke ſitzt über dem Fruchtknoten, fünffach eingeſchnitten, fällt nicht ab. Die Blumenkrone beſteht aus fünf rundlichen, gewölbten, und mit dem Blumenkelch verwachſenen Blättern. Der Fruchtknopf führt fünf fadenförmige Griffel, ſo lang, als die Staubfäden. — Die vertrocknete Blumendecke bildet oben auf der Frucht einen Nabel. In der Mitte der fleiſchigen Frucht ſind fünf häutige Zellen, in deren jeder zwei braune, glänzende, längliche, oben ſtumpfe, unten ſpitze, auf einer Seite plattgedrückte, auf der andern bauchige Samenkerne liegen.

§. 68. (Siehe §. 67.)

Der Holzbirnbaum.

1. Namen. Holzbirnbaum, wilder Birnbaum. Pyrus pyraster.

2. Blüthen, erſcheinen büſchelweis im Mai.

3. Blätter, bald rund, bald oval-länglich zugeſpitzt, bald fein, bald grob, bald gar nicht gezahnt. Der Rand zuweilen gewimpert.

4. Rinde der jungen Zweige gelbbräunlich, mit Dornen beſetzt; der ältern Zweige und Stämme dunkelgrau, viereckig geſprungen, bröckelnd.

5. Holz iſt röthlich, feſt, hart, von feinem Gewebe, und gut zu verarbeiten.

6. Wurzeln, flach.

7. Same. Die Birnen reifen im Herbſt.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit. Entweder säet man die Birnenkerne im Herbst, oder läßt sie den Winter hindurch in den faulen Früchten, und säet sie im Frühjahr.

b) Boden. Ein fruchtbarer Leimengrund.

c) Stand muß frei sein. Mittlere Buchenregion.

9. Aufwuchs geht langsam von Statten. Der im Frühjahr gesäete Same kommt im Juni hervor.

10. Nutzen. Das harte Holz ist treffliches Nutzholz für Schreiner, Drechsler u. s. w.

Anmerkung. Wir müssen alle Gartenbirnen als Abarten von den wilden ansehen, veredelt durch die Sorge der Kunst, so wie die zahmen Arten, in die Wälder versetzt, nach einigen Generationen wieder verwilderen. Die Namen der sämmtlichen Abarten, deren gegen hundert sind, gehören nicht hieher.

§. 69. (Siehe §. 67.)

Der Holzapfelbaum.

1. Namen. Holzapfelbaum, wilder Apfelbaum. Pyrus malus Sylvestris.

2. Blüthen erscheinen, theils einzeln, theils büschelweis an den Zweigen im Mai. Sie gleichen im Wesentlichen den Birnenblüthen, doch sind die Blättchen der Blumenkrone größer und allezeit etwas röthlicher.

3. Blätter. Größer als Birnbaumblätter, stumpfer gezahnt, auf der Unterfläche mit feinen Haaren, an kürzern Stielen.

4. Rinde der jungen Zweige grau; der ältern und der Stämme schwärzlich grau, aufgesprungen; die Zweige bedornt.

5. Holz. Weißbräunlich und nicht so hart, als bei den wilden Birnbäumen.

6. Wurzeln. Flach und mit einem Pfahl.

7. Same. Die bekannten Holzäpfel reifen im Herbst, wo sie gelb werden.

8. Aussaat und Pflanzung, desgleichen Aufwuchs und Benutzung sind wie bei den Holzbirnbäumen.

Anmerkung. Der Abarten von den Aepfeln sind gegen hundert in den Obstgärten zu finden.

§. 70.

Die Vogelbeerbaum-Arten.

Deren haben wir zwei, nämlich den wilden Vogelbeerbaum und den zahmen.

Sie haben einen fünftheiligen Kelch; Zwitterblumen mit zwanzig und mehr Staubfäden, die auf dem Kelch befestigt sind, eine fünfblätterige Blumenkrone; einen Fruchtknoten mit drei Griffeln. Die Frucht ist eine rothe Beere mit drei Fächern (zuweilen trift man auch fünf Griffel

und fünf Fächer an) in jedem Fach aber iſt nur ein einziger Samenkern.

§. 71.

Der wilde Vogelbeerbaum.

1. Namen. Vogelbeerbaum, Girmſch, Ebereſche, Wieleſche, Fauleſche. Sorbus aucuparia.

2. Blüthen, in einer großen vielblumigen Doldentraube an den Enden der Zweige, Ende Mai's.

3. Blätter, ſind ſpitzgefiedert (§. 5. C. d.) Es ſitzen neun bis fünfzehn lanzettförmige Blättchen kaum merklich geſtielt, einander gegenüber an dem Blattſtängel, jedes gegen zwei Zoll lang, einen halben breit; am Rande doppelt, ſcharf geſägt; beim Blattſtiel abgerundet; auf der Oberfläche grün, mit wenigen anliegenden Haaren; Unterfläche hellgrün, mit feinen, weißlichen kurzen Haaren beſetzt. Der Blattſtängel fein weißlich behaart. Die Blätter geben, zerrieben, einen unangenehmen Geruch.

4. Rinde der jungen Zweige rothbraun, glatt; der Stämme grau, glatt, ſcheckig; von den vielfältigen, kleinen, erhabenen Warzen rauh anzufühlen.

5. Holz, bräunlich weiß, mittelmäßig hart, zähe, von feinem Gewebe.

6. Wurzeln, flach, weit umherlaufend.

7. Same. Die scharlachrothen Beeren reifen im Herbst; ihr Fleisch ist sehr saftig, von herber Säure.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit. Die Kerne werden im Herbst gesäet.

b) Boden. Auf jedem, der nur einige Dammerde hat, gedeihen sie.

c) Lage, am besten auf der Schattenseite. Obere Buchen-, untere Alpenregion.

9. Aufwuchs. Die im Herbst gesäeten Kerne gehen im folgenden Frühling auf. Der Baum wächst nicht sehr schnell; gedeiht aber noch hoch im Gebirge, wo sein Stammdurchmesser fast einen Schuh dick wird.

10. Nutzen. Die Beeren geben einen guten Branntwein, werden auch in den Apotheken gesucht. Das Holz wird sehr von den Drechslern geliebt.

§. 72.

Der zahme Vogelbeerbaum.

1. Namen. Zahmer Vogelbeerbaum, Speierling, Spierbaum. Sorbus domestica.

2. Blüthen wie §. 71. Die doldenförmigen Blumenbüschel an den Enden der Zweige sind aber nur halb so groß, wie jene.

3. Blätter wie §. 71, sind aber am Rande nur einfach grob gesägt, auf der Oberfläche dunkel-

grün, glatt, auf der Unterseite weiß, wollig. Der Blattstängel weiß behaart. Zerrieben riechen die Blätter nicht unangenehm.

4. Rinde der jungen Triebe stark mit weißlicher Wolle umhüllt; der ältern Stämme rauh und knorrig.

5. Holz, härter, spaltiger, als des vorigen, röthlichbraun, und nimmt feine Politur an. Ein Kubikschuh wiegt zweiundsiebenzig Pfund.

6. Wurzeln wie §. 71.

7. Same. Die im Herbst reifen Beeren, die der Baum erst im vorgerückten Alter trägt, sind gelbroth, und größer, als bei dem wilden Baume; süßen gewöhnlich einzelner, haben, wenn sie lind werden, einen den Mispeln ähnlichen Geschmack, werden daher auch genossen. Die Beeren sind birnförmig, eßbar, und von der Größe einer ansehnlichen Herzkirsche, haben gewöhnlich auch fünf Samenfächer mit länglichen Samenkornern.

8. Aussaat und Pflanzung wie §. 68. Ist in der Kastanienregion heimisch.

9. Aufwuchs langsam. Dieser Baum, obgleich er, besonders auf gutem Erdreich in schattiger Lage, höher und ansehnlicher wird, als der wilde, erreicht doch in dreißig Jahren kaum die Höhe von zwanzig Schuh, und wird erst in den Sechziger Jahren recht fruchtbar; er erreicht ein hohes Alter, eine Dicke von zwei bis fünf Schuh

im Durchmesser, eine Höhe von sechszig bis siebenzig Schuh.

10. Nutzen wie §. 71. Die Früchte werden gegessen, zu Ciderwein benutzt; das Holz zu Walzen, Pressen, u. s. w.

§. 73.

Die Korneel-Kirschbaumarten.

Dahin gehören die gewöhnlichen Korneel-Kirschbäume oder Thierli-Bäume und der Hartriegelstrauch oder wilder Korneel-Baum.

Die Arten dieser Gattung tragen Zwitterblumen, welche doldenförmig beisammensitzen. Die Blumendecke jeder einzelnen Blume ist klein, viertheilig, sitzt auf dem Fruchtknopf und fällt ab. Die Blumenkrone ist vierblätterig und hat vier hervorragende Staubfäden. Der Fruchtknopf hat einen fadenförmigen Griffel mit einer stumpfen Narbe.

Die Blätter sitzen einander gegenüber an den Zweigen.

§. 74. (Siehe §. 73.)

Der Korneel-Kirschbaum.

1. Namen. Korneel-Kirschbaum, Thierli-Baum. Cornus mascula.

2. Blüthen im März, früher als das Laub, in kleinen, gelben, doldenförmigen Büscheln an den Seiten der Zweige, mit sehr kurzen Stielen.

3. Blätter sind oval, zugespitzt, drei Zoll lang, über anderthalb Zoll breit, der Rand ungezahnt, Oberfläche dunkelgrün und mit einzelnen kleinen stachelartigen Haaren besetzt (das Gesicht damit bestrichen, verursacht ein Brennen der Haut), Unterfläche blaßgrün, ebenfalls unmerklich mit einzelnen Haaren besetzt, und mit erhabenen bogenförmigen Rippen.

4. Rinde der jungen Zweige grau, glatt; älterer Stämme weißgrau, abblätternd.

5. Holz weißgelblich, rothlich, im Kern bei alten Bäumen braun, sehr hart, fein und zähe.

6. Wurzeln flachlaufend.

7. Same. Die hellrothen, länglichrunden Beeren, fast wie die Frucht des gemeinen Rosenstrauchs, sind im Geschmack von angenehmer Säure, und enthalten in ihrem Fleische einen weißlichen, harten, länglichrunden Stein.

8. Aussaat und Pflanzung. Die Vermehrung geschieht auch leicht durch Ableger und Schößlinge.

a) Zeit der Aussaat ist der Herbst.

b) Boden, gute leichte Erde, wenn auch felsig und steinig.

c) Lage, ohne Unterschied jede in der untern Buchenregion.

9. Aufwuchs geht sehr langsam von statten. Der im Herbst gesäete Same geht gewöhnlich erst

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14340/018

im zweiten Frühlinge nachher auf. Der Baum kann einige hundert Jahre alt werden.

10. Nutzen. Die Frucht wird genossen. Das harte, zähe Holz gibt allerlei Nutzholz.

Anmerkung. Es gibt eine Abart mit fleischfarbener und eine mit gelber Frucht.

§. 75.

Die Mispelarten.

Wir zählen deren vier, nämlich den gemeinen Mispelbaum, den Zwergmispelstrauch, den Quittenmispelstrauch und den Feuerbirnstrauch.

Sie haben alle einen fünftheiligen Kelch, der bleibend ist und mit der Frucht wächst; die von demselben gehaltenen Zwitterblumen haben eine fünfblätterige Blumenkrone, zwanzig und mehr Staubfäden, fünf Griffel mit runden, gedrückten Narben.

Die Frucht ist rundlich und enthält fünf eckige, harte Samen oder Steine.

§. 76. (Siehe §. 75.)

Der Mispelbaum.

1. Namen. Gemeiner Mispelbaum, Nespelbaum. Mespilus germanica.

2. Blüthen erscheinen mit einzelnen, fast stiellosen weißen Blumen.

3. Blätter meistens über zwei Zoll lang,

über einen Zoll breit (die von der zahmen Art werden größer, oft sechs Zoll lang), sind länglichrund, oben lang zugespitzt, unten bei dem kurzen Stiel zugestumpft, haben einen weitläufig gezähnten Rand, glatte, hellgrüne Oberfläche, etwas wollige, starkgeirrte Unterfläche. An den Stielen findet man bei jungen Trieben zuweilen einige Nebenblätter.

4. Rinde, an den Zweigen (deren Spitzen in einen Dorn auslaufen) glatt, grau; an den alten Stämmen grau, uneben, gesprungen, wie an Birnbäumen.

5. Holz weißgelblich, sehr hart, fest und zähe.

6. Wurzeln breiten sich sehr aus und dringen tief.

7. Same. Die Mispeln, von der Größe der Holzbirnen, reifen erst im Weinmonat, sind, wenn sie lind werden, von angenehm säuerlichem Geschmack, braun, mit langblättrigem Nabel.

8. Aussaat und Pflanzung.

a) Zeit der Aussaat ist der Herbst. (Hat man seltene Sorten, so vermische man die Früchte im Herbst lagenweis mit etwas feuchtem Sande, und setze sie im Frühjahr in Scherben, die man ins Mistbeet stellt: so gehen die Samen gleich im ersten Frühling auf.)

b) Boden. Wenn er nur nicht allzutrocken iſt, wird ſelbſt ein ſchlechter ſeine Dienſte thun.

c) Lage, jede, am liebſten aber Schattenſeite, in der mittlern Buchenregion.

9. Aufwuchs. Der Same geht gewöhnlich erſt im zweiten Frühling auf. Die Pflanzen im Walde werden erſt bemerkbarer im dritten und vierten Jahr; ihr Wuchs iſt langſam.

10. Nutzen. Das harte Holz kann man zu allerley kleinem Hausgeräth benutzen. Doch zieht man die Mispelbäume nur meiſtens entweder ihrer Früchte willen, oder um Birnbäume darauf zu pfropfen, die niedrig bleiben und eher Früchte bringen, als wenn ſie auf Birnbaumwildlinge gepfropft würden.

§. 77. (Siehe §. 31.)

Die Saalweide.

1. Namen. Saalweide, Lederweide, Palmenweide. Salix caprea.

2. Blüthen erſcheinen vor dem Ausbruch der Blätter an den jüngern Zweigen, im April. Sie ſind vorzüglich durch ihre Kürze und Dicke unter den Weidenblüthen kennbar. — Die männlichen Kätzchen faſt ſtiellos, oval, einen Zoll lang und faſt eben ſo breit. Aus jeder der kleinen, braunen, rauhen Schuppen treten zwei vorragende Staubfäden mit hochgelben Staubbeuteln, die den

Kätzchen das Ansehen gelber Ballen geben. — Die weiblichen Kätzchen sind einen Zoll lang, einen halben Zoll breit, silbergrau, walzenförmig.

3. Blätter sind unter allen Weidenblättern die breitesten, sind fast den Birnbaumblättern ähnlich, ungefähr drei Zoll lang, zwei breit, oval, oben zugespitzt, am Rande bald weitläuftig gezahnt, bald unregelmäßig gefranzt; Oberfläche grün, Unterfläche mit filziger Wolle bedeckt. Beim Ausbruch des Laubes zeigen sich gemeiniglich beim Blattstiel (der einen Viertelzoll lang ist) zwei halbrunde, gezahnte, stielumfassende Nebenblätter, die jedoch bald abfallen.

4. Rinde der jungen Zweige grau, wollig der ältern, so wie der Stämme, bleichgrünlich, glatt, mit länglich-viereckigen Punkten oder vertieften Warzen besprengt, woran, wie auch am aufrechten Wuchs der Zweige, der Baum auch im Winter leicht erkannt wird. Nur an alten Stämmen reißt die Rinde von oben nach unten in kurzen Absätzen.

5. Holz weiß, weich, sehr spaltig, zähe; die jungen Zweige besonders biegsam.

6. Wurzeln sind, wie bei allen Weidenbäumen, flachlaufend.

7. Same fliegt vier bis sechs Wochen nach geschehener Befruchtung ab.

8. Aussaat und Pflanzung, wie bei der Silberweide (§. 32).

9. Aufwuchs ist sehr schnell, wie bei allen Weidenbäumen.

10. Nutzen. Wegen der Spaltigkeit und Zähe des Holzes wird es zu feinen Flechtwerken, Siebboden u. s. w. angewandt, zu welchem Ende man die Saalweiden alle fünf Jahre im März kurz über der Erde abschlägt und die Stangen klafterweis verkauft.

Anmerkung. Die Saalweide ist es, die vorzüglich in der mittlern Buchenregion in den Wäldern und an den Vorbergen wachsend gefunden wird.

§. 78. (Siehe §. 31.)

Die Fischerweide.

1. Namen. Fischerweide, Korbweide. Salix viminalis.

2. Blüthen, umfangen von zwei bis vier Blättchen, im April, vor dem vollen Ausbruch der Blätter. Die männlichen Kätzchen etwas über einen Zoll lang, dünn, dicht, zugespitzt, dunkelgelb, während der Befruchtungszeit mit der obern Hälfte stark erdwärts gekrümmt, fast stiellos; Schuppen braunroth, kaum behaart, unter jeder zwei Staubfäden. — Die weiblichen fast eben so lang, noch dünner, ebenfalls gekrümmt, mit grünen, länglichen, zugespitzten Schuppen.

3. **Blätter** sind die längsten unter denen der Weidenbäume, oft an sechs Zoll lang, kaum einen halben breit; auf beiden Enden zugespitzt, am Rande fein gezähnelt, wellenförmig ausgebogen; Oberfläche grün, glatt, mit vertieften Adern; Unterfläche weißwollig, mit erhabenem Ruckgrath und Rippen. Blattstiel sehr kurz.

4. **Rinde** der jungen Zweige grau, haarig; der ältern grau, glatt, mit kleinen, erhabenen, bräunlichen Warzen; der alten Stämme grau, grob geborsten.

5. **Holz**, weiß, sehr spaltig, zähe.

6. **Wurzeln**, Aussaat, Pflanzung, Aufwuchs und Nutzen, wie §. 74.

Anmerkung. Die Fischerweide wächst gern an den Ufern. Der Schaft erreicht acht bis zehn Fuß Höhe und gegen anderthalb Fuß im Durchmesser. — Eine Abart davon ist diejenige Weide, deren Blätter von gleichem Bau, zwei bis drei Zoll lang, einen halben Zoll breit, auf der Unterfläche weich anzufühlen, hellgrün, mit feinen Haaren sind, und deren weibliche Kätzchen sehr lang behaarte Schurren haben. (Salix molissima. *Ehrhart.*)

§. 79. (Siehe §. 31.)

Die gelbe Bandweide.

1. **Namen.** Gelbe Bandweide, Goldweide. Salix vitellina.

2. **Blüthen** erscheinen im Mai in der Form

und Größe der Kätzchen von der Silberweide (§. 32.). Die männlichen Kätzchen sind wohlriechend. Jede der hellgrünen, wolligen Schuppen hat zwei Staubfäden mit gelben vorragenden Staubbeuteln. Die weiblichen haben zugespitztere, länglichere Schuppen, so groß, als der weißgrüne, zugespitzte, kleine Fruchtknopf.

3. Blätter in der Form denen der Silberweide ähnlich. Der Rand stumpf gezahnt, mit drüsenartigen Knöpfen besetzt; beide Flächen sind ohne Haare. Der viertelzöllige Blattstiel hat einige Drüsen.

4. Rinde macht den Baum jederzeit kenntlich. Im Sommer sind die Zweige goldgelb; im Winter hochgelb oder orangefarben.

5. Holz, weiß, weich, ungemein zähe; daher man die Ruthen zum Binden besonders liebt.

Im übrigen alles wie bei der vorigen Art.

§. 80. (Siehe §. 31.)

Die rothe Weide.

1. Namen. Die rothe Weide, Bruchweide. Salix fragilis. S. purpurea.

2. Blüthen erscheinen vor dem Ausbruch der Blätter Ende Märzes. Die Kätzchen sind die dicksten unter den Weidenarten. — Die männlichen in der Befruchtungszeit fünf Viertel-Zoll lang, fast einen halben Zoll dick, oben stumpf, aufrecht

am Zweige ſtehend. Die ſchwärzlichen, oben zugeſpitzten, behaarten Schuppen führen zwei Staubfäden, deren gelbe Staubkolben weit vorragen. — Die weiblichen eben ſo lang, faſt eben ſo dick, ſtumpf, weißgrau behaart. Die Kätzchen beiderlei Geſchlechts treten gewöhnlich in Begleitung von zwei bis vier Blättchen hervor, die bald nach der Befruchtung abfallen.

3. Blätter, wenn ſie ausgewachſen ſind, drei bis vier Zoll lang, einen bis anderthalb Zoll breit, ei-lanzetförmig, oben in eine ſchmale Spitze auslaufend; am Rande fein gezahnt, auf jedem Zahn ein drüſenartiges Knöpfchen; Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche weißbläulich, mit erhabenem Rückgrat, ohne Haare und Wolle (nur die allerjüngſten Blätter haben Haare). Der Bau des ganzen Blattes feſt und derb. Der Blattſtiel, über einen Viertel-Zoll lang, iſt ohne Drüſen, dick, kanalförmig ausgehöhlt, etwas haarig; an den jungen Trieben von zwei ohrenförmigen, ſcharf zugeſpitzten, gezähnten, faſt die Länge des Blattſtieles erreichenden Nebenblättern begleitet.

4. Rinde der jungen Triebe langgefurcht, hellgrün, oder purpurfarben, an den äuſerſten Enden meiſtens wollig. Aeltere Zweige hell, buchengrün, an Stämmen ins Graue übergehend und geborſten. Sowohl daran, daß die Zweige und Ruthen im Herbſt und Winter, zum Theil auch den ganzen

Sommer hindurch lebhaft, roth sind, als auch daß die Ruthen und Zweige, unter den Weidenbäumen, bei dieser Art die dicksten sind, ist sie leicht erkennbar.

5. Holz. Weiß, die Zweige besonders zähe und geschmeidig zur Saftzeit.

Im übrigen, wie die vorigen Arten. Wächst am Wasser.

Anmerkung. Die rothe Weide ist wohl mit der S. fragilis die gleiche.

§. 81. (Siehe §. 31.)

Die Mandelweide.

1. Namen. Mandelweide, Schälweide. Salix triandra.

2. Blüthen erscheinen Ende Aprils mit ihren Blättern zugleich (gleichzeitig mit den Blüthen der Silberweide) an den Spitzen der neuen Schosse. Die Kätzchen sind dünn, walzenförmig, gespitzt, oft zwei Zoll und mehr lang. — Die blaßgrünen, unmerklich behaarten, tiefgehöhlten Schuppen der männlichen Kätzchen enthalten drei Staubfäden mit weit vorstehenden Staubbeuteln. Der mittlere Staubfaden pflegt sich zuweilen früher aufzustreckenden Staubbeutel zu leeren und abzuwelken; daher man mitunter statt drei nur zwei Staubfäden findet. — Weibliche Kätzchen sind grünlich, haarlos, wenig kürzer.

3. Blätter drittehalb Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit; ei-lanzettförmig, zugespitzt, gezahnt,

auf den Zähnen kleine Drüsen; Oberfläche dunkelgrün, glänzend; die Unterfläche bleich mit vielen dunkeln Adern durchlaufen, die dieser Seite ein fleckiges, brüchiges Ansehen geben. An den Winkeln des viertelzölligen Blattstiels erscheinen bei jungen Trieben zwei herzförmige gezahnte, den Zweig umfassende Nebenblätter, welche ziemlich lange bleiben.

4. Rinde der jungen Triebe streifig, eckig; der Ruthen grün, dann grau; der ältern Zweige und Stämme aschgrau. Die Rinde am ältern Holz ist dünn, stellenweis in rundlichen Stücken abspringend, und die Rinde darunter blaß ziegelroth. An diesem Merkmal sind sie auch im Winter leicht erkennbar.

Im übrigen alles wie bei den vorigen Arten. Der reine Schaft kann zehn bis zwölf Schuh hoch werden, erreicht aber keine große Stärke.

§. 82.

Die Rosenweide.

1. Namen. Die Rosenweide, Haagweide, Bachweide. Salix monandra.

2. Blüthen erscheinen vor dem Ausbruch der Blätter, Ende Märzes, gemeiniglich mit zwei bis vier Knospenblättchen begleitet. Das männliche Kätzchen, Anfangs aschgrau, seidenhaarig, wird, wenn die mit scharlachrothen Kapseln umgebenen

Staubbeutel schwellen, violet, und wenn diese aufspringen, ganz gelb. Es ist walzenförmig, schlank, über einen Zoll lang, etwas gekrümmt, fast stiellos. Die schwärzlichen, spitzen, haarigen Schuppen enthalten nur einen Staubfaden. — Die weiblichen Kätzchen graugrün, ins Violet schillernd, etwas kleiner und dünner.

3. Blätter, ändern nach Beschaffenheit des Bodens; in ihrer Größe sehr gemeinlich zwei bis drei Zoll lang, beim Blattstiel sehr schmal, an der Spitze etwas breiter (kaum einen halben Zoll), in eine gerundete Spitze auslaufend. Der Rand bis auf die Hälfte feingezahnt. Oberfläche hellgrün, glänzend, Unterfläche bläulichgrün, glatt. Des ganzen Blattes Bau ist fein und zart; Blattstiel sehr kurz. Durch den Stich der Insekten entstehen an den Spitzen der Zweige dieses Baumes die Weidenrosen am häufigsten.

4. Rinde der dünnen, feinen Ruthen ist erdgelb, wie spanisches Rohr glänzend, der ältern Zweige und Stämme röthlichgrau, aschfarben; wenig rissig.

Im übrigen wie die vorigen Arten. Der Baum kann dreißig Schuh hoch werden mit einem zehn Schuh langen, reinen Schaft, der nie beträchtlich dick wird.

1 Anmerkung. Auf trockenem Sandboden bleibt der Baum kleines Gesträuch, mit kleinern Blättern;

daher Manche solches für besondere Weidenart gehalten haben.

2. Anmerkung. Eine wirkliche Abart oder vielmehr Bastardart ist die lanablättrige Rosenweide (Salix monandra filamentis fissis, oder Salix fissa), die nur mit Mühe von der Hauptart unterschieden werden kann. Das sicherste Merkmal ist während der Blüthezeit, daß der einzelne Staubfaden hinter jeder Schuppe bis auf, oder über die Hälfte gespalten ist. — Die Blätter sind gewöhnlich länger, breiter, glatträndig, in der Mitte etwas breiter, als gegen die Spitze zu.

§. 83. (Siehe §. 31.)

Die Lorbeerweide.

1. Namen. Die Lorbeerweide, glatte Lederweide. Salix pentandra.

2. Blüthen erscheinen erst gegen Ende Mai's, lassen auch ihren Samen erst im August fliegen, sind folglich mit Blüthe und Frucht die späteste Weidenart. — Männliche Kätzchen sind dick, kurz, wohlriechend, gelb; hinter jeder der braunen, haarigen, ovalen Schuppen fünf bis sieben Staubfäzen weit vorragend. — Weibliche Kätzchen etwas länger, dünner.

3. Blätter über zwei bis drei Zoll lang, anderthalb Zoll breit, oval, zugespitzt, am Rande mit stumpfen Zähnen und drüsenartigen Knöpfen, im Geruch und Geschmack den Lorbeerblättern ähn-

lich. Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche glatt. — Die Knospen sind bei dieser Art beinahe so dick, wie an den Pappeln. Blattstiel sehr kurz.

4. Rinde der jüngern Zweige glänzend, braunroth, glatt, der ältern grau; älterer Stämme netzförmig, dick aufgeborstet.

Im übrigen wie die vorigen Arten. — Ihre bittere Rinde wird oft, als Chinarinde, bei Fiebern gegeben. Sie wächst an feuchten Wiesen. Ist in der Schweiz minder gemein, als die vorigen Arten.

Drittes Hauptstück.

Beschreibung unserer großen Gesträuche.

Erstes Kapitel.

Immergrüne große Gesträuche.

§. 84.

Der Myrtenstrauch.

1. Name. Myrte. Myrtus communis.

2. Blüthen erscheinen im Juli mit fünffach getheiltem Kelch, worauf fünf rundliche, hohle, weiße Blumenblätter sind, die viele am Kelch haftende Staubfäden mit kleinen Staubkolben,

und einen Staubweg umschliessen. Sie sitzen an kleinen Stielen bald einzeln, bald büschelweis.

3. Blätter, länglich, zollang, scharf zugespitzt, dick, glatt, glänzend, wie Buchsblätter, immergrün, wohlriechend, an den Zweigen wechselsweis an sehr kurzen Stielen.

4. Rinde, an jungen Trieben grün, am Stamm schwarzgrau, feinrissig.

5. Holz, weißgelb, sehr hart und zähe.

6. Wurzeln, gehen mäßig tief, flach.

7. Same. Eine kleine grünliche Beere, oben mit einem Nabel, wie die Birne, umschließt einige nierenförmige harte Samenkörnlein.

8. Vermehrung, durch Schlinge und Samen, ist in der untern Kastanienregion leicht.

9. Nutzen. Bei uns (z. B. im Kanton Tessin am langen See) wird der Strauch meistens zu Hägen benutzt. Blätter und Rinde enthalten Gerbestoff. Aus den Blumen wird ein wesentliches Oel gezogen.

§. 85.

Der Epheu.

1. Namen. Epheu. Eppich. Hedera helix.

2. Blüthen erscheinen, mit ihren grünlichen Blumen, nur an alten Stämmen im September und Oktober. An den Spitzen der Zweige kommen sie in kleinen Büscheln, an kurzen, fein behaar-

ten Stielen hervor. Der Blumenkelch iſt fünffach gezahnt, grun, behaart. Die funfblätterige Blumenkrone umhüllt fünf Staubfäden und einen Griffel; ſie iſt von unangenehmem Geruch.

3. Blätter ſind immergrün, langgeſtielt, an jungen Zweigen lanzetformig, an ältern fünflappig, an noch ältern dreilappig, und an ſehr alten, blüthetragenden eiförmig, ſtumpf, zugeſpitzt, am Rande fein gekerbt, auf beiden Flächen glatt, auf der obern dunkelgrün, glänzend; von feſtem Bau.

4. Rinde rauh, ſchwärzlich grau. Es rankt der Epheu mit ſeinen Zweigen an Bäumen und Gemäuern hoch empor, indem er aus allen Zweigen viele kurze, hakenförmige Wurzeln treibt.

5. Holz, weich, unrein weiß, ſchwarzfleckig, faſerig.

6. Wurzeln, flach und weitlaufend.

7. Same reift als eine kleine, ſchwarzblaue Beere, worin fünf Samenkörner liegen, im nächſten Frühling.

8. Vermehrung geſchieht leicht durch Samen, Ableger und Stecklinge.

9. Nutzen des Epheu beſteht vorzüglich in Bekleidung der Mauern und Gartengeländer. Der aus den Wunden alter Stämme fließende Gummi wird unter manche Salben gemiſcht. Laub und junge Ranken dienen der Lohgerberei.

§. 86.

Der Buchsbaum.

1. Name. Buchsbaum. Buxus sempervirens.

2. Blüthen erscheinen mit halbgetrennten Geschlechtern Ende Aprils an den Seiten der jüngsten Zweige, sind sehr klein und gelblich. Die männlichen Blumen haben einen dreiblätterigen Kelch, dessen Blättlein rundlich, ausgehöhlt sind; die Blumenkrone hat nur zwei etwas größere Blättchen, welche vier wenig hervorragende, pfriemenförmige Staubfäden umschliessen. — Weibliche Blüthen haben einen vierblätterigen Kelch und drei Blumenblättchen. Fruchtknopf dreieckig, rundlich, mit drei sehr kurzen Griffeln.

3. Blätter oval, dick, steif, glatträndig; Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche bleich. Blattstiel sehr kurz, am Rande mit kurzen, feinen Haaren besetzt.

4. Rinde der jungen Zweige grün, bräunlich; der ältern und der Stämme weißgelblich, glatt, rauh anzufühlen.

5. Holz, sehr hart, von feiner Textur, gelblich, schwer und zähe.

6. Wurzeln, pfahl und flach.

7. Same, reift im Herbstmonat, ist klein, schwarz, dreieckig, glänzend. Zwei Körner liegen immer in den Zellen der länglichrunden weißgelb-

lichen, holzigen, an der Spitze mit drei Hörnern versehenen Kapsel, welche bei der Reife von selbst in drei Abtheilungen aufspringt.

8. Aussaat und Pflanzung. Die Vermehrung durch Wurzelbrut und Einleger, so wie durch Samen, ist leicht.

a) Zeit der Aussaat im Herbst oder Frühling.

b) Boden, fast jeder, aber schwarzes, fruchtbares Erdreich ist das beste.

c) Lage in der mittlern und untern Buchenregion. Nur in schattigen geschlossenen Wäldern wird der Buchsbaum hoch; hingegen im Freien findet man ihn verkrüppelt und niedrig.

9. Aufwuchs. In der südlichen Schweiz pflanzt er sich wildwachsend durch Samen fort; nicht ganz so in der nördlichen. Er gedeiht indessen bei der Aussaat, wächst freilich langsam, wird aber doch zehn bis sechszehn Schuh hoch wild gefunden.

10. Nutzen. Das gelbe, harte Holz wird von Drechslern, Kammachern, Instrumentenmachern, Ebenisten, Holzschneidekünstlern u. s. w. sehr gesucht.

Zweites Kapitel.

Sommergrüne große Gesträuche.

§. 87.

Der Sauerdorn.

1. Namen. Sauerdorn, Erbselenstrauch, Berberisstrauch. Berberis vulgaris.

2. Blüthen im Mai und Brachmonat mit Zwitterblumen, in kleinen, gelben Traubenbüscheln, wie an dem Johannisbeerstrauch. Der aus sechs eirunden, übereinandergeschichteten, gelben Blättchen bestehende Kelch hält die Blumenkrone, deren sechs rundliche, gewölbte, gelbe Blättlein ein wenig größer sind. Jeder von den sechs gelben Staubfäden hat zwei Staubbeutel. Grün, walzenförmig und so lang als die Staubfäden ist der Fruchtknopf, doch ohne Griffel.

3. Blätter eirund, länglich, zugestumpft, am Rande gezahnt, mit feinen, zuweilen eine Linie langen Stacheln besetzt; die größern drittehalb Zoll lang, über einen Zoll breit. Oberfläche hellgrün, glatt; Unterfläche blässer, mit erhabenem, netzförmigen Geader.

4. Rinde. Die äussere weißgrau, glatt, weich; die darunter liegende safrangelb. Die Zweige sind mit spitzigen Stacheln besetzt.

5. Holz gelblich, im Kerne weiß, mittelmäßig hart und zähe.

6. Wurzeln flach, weit umherkriechend.

7. Samen. Die kleinen, länglichen, scharlachrothen, traubenförmig beisammenhängenden Beeren reifen im Weinmonat, haben jede zwei längliche Samenkörner, bleiben faſt den ganzen Winter am Strauch hangen.

8. Aussaat und Pflanzung. Durch Wurzelbrut und Absenker lassen ſie ſich leicht vermehren, eben ſo durch den Samen.

a) Zeit. Man säet ihn im Oktober oder März ohne Bedeckung auf die Oberfläche des Erdbodens.

b) Boden. Der Strauch nimmt mit jedem vorlieb; je beſſer die Erde, je vollkommener die Früchte.

c) Lage. Jede iſt ihm gleich. Mittlere Buchenregion.

9. Aufwuchs iſt ziemlich lebhaft. Der Strauch iſt daher auch und wegen ſeiner Stacheln zu Lebhägen gebräuchlich.

10. Nutzen. Die Früchte werden auf mancherlei Weiſe genoſſen, der Saft ausgepreßt kann ein Jahr lang, nach erſter Abgährung, bewahrt und in Allem ſtatt Zitronenſaft gebraucht werden. Das Holz dient den Schreinern zu eingelegten Arbeiten. Die Rinde, beſonders der Wurzeln, zum Gelbfärben.

§. 88. (Siehe §. 22.)

Die Alpen-Erle.

1. Namen. Alpen-Erle, Drosel. Betula alnus viridis.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Juni. Die männlichen Kätzchen, kaum zwei Zoll, also nicht so lang als die der gemeinen Erle, sind fast ganz stiellos. — Die weiblichen sitzen zuoberst an den Zweigspitzen, gemeiniglich drei bis vier beisammen, von einigen abtrocknenden, länglichen, zugespitzten Deckblättern umfangen.

3. Blätter sind oval, rundlich, meistens zugespitzt, drittehalb Zoll lang, zwei Zoll breit; am Rande scharf, sägeförmig, fein gezähnt; nur im Frühjahr, wenn sie ausbrechen, klebrig; Oberfläch dunkelgrün, Unterfläche bläßer, mit erhabenem Rückgrat und parallel laufenden Rippen, an deren Winkeln sehr wenig bräunliche Wolle. Beide Flächen haarlos, glatt. Blattstiel kanalförmig ausgehöhlt, drei Viertel-Zoll lang.

4. Rinde der jungen Zweige braunroth, mit kleinen weißlichen Punkten. Diese Zweige sind nicht rund, sondern breitgedrückt, und an jeder von den beyden schmalen Seiten läuft eine feine Wulst, so dick wie der Blattstiel, als Rand, herab. Die ältern Zweige sind rund, aschgrau, schwärzlich, glatt, mit länglichen, braunen, rauhen Warzen.

5. Holz, weiß, zähe, mittelmäßig hart.

6. Wurzeln flachlaufend.

7. Same. Die Zäpfchen sind im Wintermonat reif, an Größe, Form und Farbe den gemeinen ziemlich gleich, nur hängen sie an feinen Stielen; die Schuppen sind am obern Rande minder fächerförmig ausgebreitet, und die braunen Samenkörner (je drei unter einer Schuppe) sind, wie bei der weißen Erle, mit einem flügelartigen Häutlein umgeben, keilförmig.

8. Aussaat und Pflanzung wie §. 23. Diese Erlen-Art gedeiht wild in der mittlern und obern Buchen- und in der untern und mittlern Alpenregion in leichtem frischen Erdreich.

9. Aufwuchs ziemlich langsam in rauhen Gebirgsgegenden. In sechs bis acht Jahren werden die Zweige dort kaum einen kleinen Finger dick. In solcher Zeit haue man sie einige Zoll hoch über dem Boden ab im Frühjahr, wenn die Knospen schwellen, doch ehe sich noch das Laub zeigt. Ihr Trieb wird dadurch mächtiger und zahlreicher, während das geschlagene junge Holz gute Reiswellen gibt. Die Stämme dieses Strauches werden acht bis zwölf Schuh lang und vier bis sechs Zoll im Durchmesser.

10. Nutzen. Die Alpenerlen sind in den hochgelegenen Alpenthälern das einzige Holz, welches nach dem Fällen wieder reichlichen Ausschlag gibt,

und auf die leichteste Art fortgepflanzt wird. Wegen dieses großen Nutzens sind sie in den Höhen sehr schätzbar.

§. 89. (Siehe §. 73.)

Der Hartriegelstrauch.

1. Namen. Hartriegel, wilder Korneelstrauch, Rothkingerten. Cornus sanguinea.

2. Blüthen erscheinen im Brachmonat, in Dolden bei einander stehend. Der weißgrünliche, kleine, vierfach getheilte Kelch, der nicht abfällt, führt die kleine Blumenkrone, welche vier weiße, längliche, zugespitzte Blättlein hat. Die vier vorragenden, weißen Staubfäden haben blaßgelbe Staubbeutel, und der rundliche Fruchtknopf unter der Blumendecke streckt einen weißlichen Griffel hervor.

3. Blätter, gleichen sehr denen des Thierlibaums (§. 73.) eirund, zugespitzt, dritthalb Zoll lang, zwei Zoll breit.

4. Rinde der jungen Zweige im Sommer grün, im Herbst und Winter blutroth. An Stämmen weißgrau, glatt.

5. Holz, gelblich weiß, sehr hart, von feinem Gewebe und zähe.

6. Wurzeln, flachlaufend.

7. Same. Die kleinen, runden, schwarzen, mit einem Nabel gekrönten Beeren, wie eine Erbse

groß, sind nicht genießbar, haben in ihrem grünen Fleisch einen runden, gerippten Steinsamen.

8. Aussaat und Pflanzung. Die Vermehrung geschieht häufig durch Samen und Wurzelbrut.

9. Aufwuchs, ist in der mittlern Buchenregion schnell. Wenn der Strauch mit anderm Holze abgebüscht wird, treibt er häufig neue Brut, und wird zehn bis fünfzehn Schuh hoch.

10. Nutzen. Busch- und Brennholz, Ladestöcke, Tabakpfeifenrohre, kleines Werkzeug, kleine Reifen.

§. 90.

Der Haselstrauch.

1. Name. Haselstrauch. Corylus avellana.

2. Blüthen, erscheinen mit halbgetrennten Geschlechtern im März, wiewohl sie schon im Herbst, jedoch verschlossen, sichtbar sind. Die männlichen, etwas über zwei Zoll langen, dünnen, gelben, walzenförmigen Kätzchen haben unter jeder der kleinen Schuppen sechs bis zehn Staubfäden. — Die weiblichen Blumen sitzen, als kleine Knöpfe, mehrere beisammen, und sind von einer dicht am Zweige befindlichen Knospe umschlossen. Zwei röthliche, fadenförmige Griffel, mit zwei einfachen Narben gekrönt, steigen aus der Blumendecke. Blumenkrone fehlt.

3. Blätter, eirund, zugespitzt, am Rande doppelt gezähnt, auf der Unterfläche mit feiner Wolle bedeckt.

4. Rinde, an jungen Zweigen hellbraun, an ältern aschfarbig, marmorirt, glatt, glänzend.

5. Holz, weiß, leicht, fein, hart und zähe.

6. Wurzeln, sind stark, dringen tief in den Boden.

7. Same. Bekannt genug sind die Haselnüsse, welche noch von der Blumendecke umgeben sind, und im Sommer reif werden.

8. Aussaat und Pflanzung. Dieser Strauch gedeiht in allerlei Boden und Lage, kann durch seine Nüsse oder durch Ausläufer von den Wurzeln, oder durch Ableger ohne Mühe vermehrt werden.

9. Aufwuchs, ist sehr lebhaft, am besten in der mittlern Buchenregion; doch pflanzt er sich auch bis in die obere Buchenregion fort. Man findet den Strauch oft zwanzig bis dreißig Schuh hoch.

10. Nutzen. Alle sieben bis zehn Jahre abgebuscht, gibt der Strauch nutzbares Brennholz, Faßreifen, von den Wurzeln schönes Drechslerholz; die Nüsse werden genossen.

Anmerkung. Man findet zuweilen in Gebüschen und Hägen eine Spielart, die man gern als die rothe Haselnuß in den Gärten zieht. Die Kätzchen sind an kürzern Stielen, auch die Knospen kürzer; Schup-

pen und Staubfäden der Kätzchen sind röthlich, eben so ist die Rinde der jüngern Zweige geröthet.

§. 91.

Die Hollunderarten.

Wir haben deren nur zwei: den **rothen** und **schwarzen**. Sie haben Zwitterblumen. Die Blumendecke sitzt über dem Fruchtknopf, ist einblättrig, klein, mit vier bis fünf Einschnitten, und fällt nicht ab. — Blumenkrone ist einblättrig, mit vier bis fünf runden Einschnitten und fünf pfriemenförmigen Staubfäden. Statt des Griffes sieht man auf dem ovalen, stumpfen Fruchtknopfe, der unter der Blumendecke sitzt, nur eine dicke Drüse mit drei stumpfen Narben.

§. 92. (Siehe §. 91.)

Der schwarze Hollunderstrauch.

1. **Namen.** Schwarzer Hollunder, Holder, Flieder, Baumholder. Sambucus nigra.

2. **Blüthen**, erscheinen im Brachmonat mit ihren weißen, süßlich riechenden Blumen, die an den Spitzen der Zweige in Schirmgestalt auf besondern Stielen sitzen, die an einem allgemeinen befestigt sind.

3. **Blätter**, spitzgefiedert, bestehen gewöhnlich aus sieben ovalen, länglich zugespitzten, am Rande scharf gezahnten, hellgrünen Bl[illegible]

woron das äusserste größer und rundlicher ist, als die andern.

4. Rinde. An jungen Zweigen grau, runzlich oder korkartig, weich; an ältern tief, netzförmig, zerrissen, hart.

5. Holz von dicken, ältern Stämmen ist gelblich, hart, zähe, und hat keine so große Markröhre, wie jüngere Zweige.

6. Wurzeln, zahlreich, flachlaufend, auch tiefdringend.

7. Same. Die röthlichschwarzen Beeren werden im September reif, und haben drei Samenkörner.

8. Vermehrung geschieht in der mittlern Buchenregion sehr leicht, theils durch den Samen, der auf den Boden obenhin gestreuet wird im Herbst — und jeder Boden ist ihm lieb, er sei naß oder trocken — theils durch häufige Wurzelbrut.

9. Aufwuchs. Der im Herbst gestreuete Same geht im nächsten Sommer auf. Auf gutem Boden tragen die schnell wachsenden Pflanzen schon im dritten Jahre Blathen und Früchte.

10. Nutzen. Blumen, Beeren, Same und die innere grüne Rinde werden in den Apotheken gebraucht. Das Holz von ältern Stämmen dient den Drechslern, Kammachern, und zu allerlei kleinen Werkzeugen, zu Büchsen u. dgl. m.

§. 93. (Siehe §. 91.)

Der rothe Hollunderstrauch.

1. Namen. Rother Hollunder, Traubenholder, Bergholkunder, wilder Holder. Sambucus racemosa.

2. Blüthen, erscheinen im Mai in traubenförmigen Büscheln.

3. Blätter, spitzgefiedert, mit fünf bis sieben Blättlein, die dicht und scharf gezahnt, aber länger, schmäler und dicker sind, als beim schwarzen; sie sind hellgrün, mit röthlichen Rippen und rothen Blattstielen.

4. Rinde, wie bei der vorigen Art, hat aber nicht den süßlich-widerlichen Geruch.

5. Holz und

6. Wurzeln wie bei der vorigen Art.

7. Same. Die rothen, traubenförmig an röthlichen Stielen beisammensitzenden Beeren werden im Heumonat reif, und sind wässeriger, als die der vorigen Art.

8. Vermehrung, geschieht wie bei der vorigen Art; doch zieht der rothe Hollunder einen schattigen Stand an Bergen vor, wächst auch auf höhern Vorbergen der mittlern Buchenregion, als der schwarze, der sich mehr am Fuß der Berge hält.

9. Aufwuchs. Dieser Strauch wächst schnell

genug, wird aber nie so stark als der vorige; doch zehn bis vierzehn Schuh hoch.

10. Nutzen. Das Holz zum Drechseln kleiner Waare. Beeren wurden bisher nicht gebraucht.

94.

Die Farbestraucharten.

Wir haben deren fünf Arten: den dornigen, den glatten, den Alpen-, den Zwerg- und den Felsenfarbestrauch. Nur die beiden ersten sind große Gesträuche, die andern sind kleine.

Sie haben alle einen röhrenförmigen, fünfzähnigen, mit fünf kleinen Schuppen innerhalb versehenen Kelch. Keine Blumenkrone, fünf Staubfäden, einen Griffel, und tragen als Frucht eine erbsengroße, schwarze, drei bis vier Samen enthaltende Beere.

§. 95. (Siehe §. 94.)

Der dornige Farbestrauch.

1. Namen. Dorniger Farbestrauch, Kreuzdorn, Wegdorn. Rhamnus catharticus.

2. Bluthen, erscheinen im Mai (zuweilen mit Zwitterblumen, zuweilen mit halbgetrennten Geschlechtern) aus den Achseln der Blattstiele, meistens je zwei beisammen, sehr klein, gelbgrünlich, an viertel- bis halbzölligen grünen, dünnen Stielen.

3. Blätter, eirund, zugespitzt, über zwei

Zoll lang, faſt anderthalb Zoll breit, beim Blattſtiel zuweilen ſchief, am Rande fein gezahnt, hellgrün, glatt, mit bogenförmigen Rippen. Blattſtiel einen halben bis drei Viertel-Zoll lang, rauh, kanalförmig.

4. Rinde der Zweige glatt, grau, geſcheckt, glänzend. Die Spitzen der gegen einander überſtehenden, gleichſam ein Kreuz bildenden Zweige, laufen in einen Dorn aus.

5. Holz, feſt, hart, weiß und hellbraun.

6. Wurzeln, flach und tiefdringend.

7. Same, reift im September.

8. Vermehrung, geſchieht leicht durch den im Herbſt geſtreueten Samen, der im folgenden Frühling aufgeht, durch Wurzelbrut und Ableger. Er gedeiht am beſten in gutem Boden und bei ſchattiger Lage; in ſumpfigem Lande oder in trockenem Sande gar nicht.

9. Aufwuchs, iſt in der mittlern Bachenregion anfangs ſehr langſam, nachher ſchneller. Der Strauch wird gewöhnlich zehn bis vierzehn Schuh hoch, und hat Stämme von fünf bis ſechs Zoll Dicke.

10. Nutzen. Aus den Beeren wird das Blaſen- oder Saftgrün der Maler bereitet; mit der friſchen Rinde färbt man gelb; mit der getrockneten hellbraun. Das Holz von den Stämmen und Wurzeln iſt zu eingelegten Arbeiten vorzüglich ſchön.

§. 96. (Siehe §. 91.)

Der glatte Farbestrauch.

1. Namen. Glatter Farbestrauch, Pulverholz, Faulbaum. Rhamnus frangula.

2. Blüthen, erscheinen der vorigen Art sehr ähnlich, weißgrünlich, im Mai, an sehr kurzen, dünnen Stielen, gemeiniglich büschelweis, in den Achseln der Blattstiele. Zuweilen erscheinen die Blüthen im Herbst zum zweiten Mal.

3. Blätter, cirund, zugespitzt, grasgrün, glänzend, zwei bis dritthalb Zoll lang, ein bis anderthalb breit, am Rande ungezahnt, unterwärts mit erhöhenem bräunlichen Rückgrat und parallellaufenden Blattrippen, deren Enden sich bogenförmig krümmen.

4. Rinde. Die äussere grau, schwärzlich, mit kleinen, weißlichen Punkten besäet, glatt, doch rauh anzufühlen; die innere gelb. Die Zweige haben keine Dornen.

5. Holz, ist im Kern hellroth (an jungen Zweigen ist die Markröhre orangenfarben), weich.

6. Wurzeln, wie bei der vorigen Art.

7. Same, wird im September reif.

8. Vermehrung geschieht wie bei der vorigen Art.

9. Aufwuchs, in der mittlern Buchenregion, wie bei der vorigen Art.

10. Nutzen. Die Rinde zum Färben, eben so die Beeren. Die Kohlen des Holzes sind zum Pulvermachen besonders gut. Das Holz dient den Kunsttischlern zu eingelegten Arbeiten.

§. 97.

Die Viburnen-Arten.

Dahin gehören der Schlingstrauch und der Wasserholderstrauch. An beiden ist die kleine Blumendecke fünffach eingeschnitten, über dem Fruchtknopf, und bleibend; die Blumenkrone der Zwitterblume ist einblätterig, radförmig, mit fünf stumpfen, zurückgebogenen Einschnitten; der Staubfäden sind fünf; statt des Griffels sieht man auf dem Fruchtknopf eine Drüse mit drei Narben.

§. 98. (Siehe §. 97.)

Der Schlingstrauch.

1. Namen. Schlingstrauch, Pappelstrauch. Viburnum lantana.

2. Blüthen, im Mai und Juni, an den Spitzen der Zweige, in weißen Blumendolden, mit dicken, rauhen Blumenstielen. Schon im Herbst sieht man die Blumen beisammen, doch noch geschlossen.

3. Blätter, eirund, zwei bis drei Zoll lang, einen bis zwei Zoll breit, am Rande scharf gezähnt, obere Fläche glatt, hellgrün, untere Fläche wollig,

mit erhabenem Rückgrat und Rippen. Der Bau des ganzen Blattes iſt lederartig, ſteif und dick. Blattſtiel einen Viertel-Zoll lang.

4. Rinde der jungen, ſehr zähen Zweige braun, glatt, an den Spitzen wollig (im Winter bilden die Blattknospen an den Zweigſpitzen zwei weißwollige Hörnlein); der ältern Zweige graubraun, feinriſſig, weich lederartig.

5. Holz, weiß, hart, zähe.

6. Wurzeln, flach und tiefgreifend.

7. Same. Die Beeren, im Sommer grün, werden im Weinmonat hellroth, und in der Reife ſchwarz, zuſammengeſchrumpft, breitgedrückt, enthalten einen breiten, grauen, ſchwarzgeſtreiften Samenſtein.

8. Vermehrung. Der Same geht gewöhnlich erſt im zweiten Jahre auf.

9. Aufwuchs. Deſto ſtärker ſchieſſen die ſchlanken, biegſamen Zweige vom Wurzelſtock empor. Der Strauch wird ſelten höher als zwölf Schuh, und gibt noch ſeltener dicke Stämmchen. Er wächſt gern in Vorhölzern der mittlern Buchenregion, am Fuße der Berge, auf Leimen- und Thongrund.

10. Nutzen. Die Zweige dienen wegen ihrer Geſchmeidigkeit zum Binden, und vortrefflich zu Tabakspfeifenröhren.

Anmerkung. Man findet in Wäldern eine Abart mit ſchön weißgrün geflammten Blättern.

§. 99. (Siehe §. 97.)

Der Wasserholder.

1. Namen. Wasserholder, Schneeballenstrauch, Affolder. Viburnum opulus.

2. Blüthen, doldenförmig, in Schirmgestalt, mit ihren weißen Blumen, im Brach- und Heumonat, aus den Achseln der Blattstiele. Die innern Blumen kleiner als die äussern, deren auswärts gekehrte Blättchen viel größer sind als die übrigen; auch bemerkt man in diesen äussern kaum eine Spur von Staubfäden.

3. Blätter sehen den Ahornblättern etwas ähnlich, über vier Zoll lang, über drei breit, mit drei tiefen Einschnitten oder Lappen, die am Rande wieder mit kleinern Einschnitten oder Zähnen versehen sind. Auf beiden Seiten sind sie glatt; die Oberfläche schön, hellgrün. Blattstiel fünf Viertel-Zoll lang.

4. Rinde der jüngern Zweige braunröthlich, der ältern graubraun, lederartig zähe.

5. Holz, weiß, fest; die Zweige biegsam, aber rissig, mit einer starken Markröhre.

6. Wurzeln, wie bei der vorigen Art.

7. Same. Die glänzend hellrothen, fast durchsichtigen Beeren, von einem wässerigen, säuerlichen Fleisch, worin ein breitgedrückter, herzförmiger, rosenrother Samenstein liegt, reifen im Oktober.

8. **Vermehrung** geschieht sehr leicht durch den Samen, durch Einleger, und durch die häufigen Wurzelsprößlinge. Am meisten liebet der Wasserholder feuchten Grund und die Ufer der Flüsse.

9. **Aufwuchs** ist in der mittlern Buchenregion ziemlich lebhaft, und gegen sechszehn bis zwanzig Schuh hoch.

10. **Nutzen.** Das Holz dient den Schuhmachern zu Pflöcken unter den Absätzen, zu Pfeifenrohren, die immer biegsamer werden, je länger man daraus raucht.

§. 100.

Der Pimpernußstrauch.

1. **Namen.** Pimpernußstrauch, Todtenkörbli. Staphylea pinnata.

2. **Blüthen** erscheinen im Mai und Juni an beinahe vier Zoll langen, dünnen, aus den Achseln der Blattstängel hervorgehenden Stängeln, um deren äusserste Spitze sie, in der Länge von ungefähr zwei Zoll, rund umher als kleine, weiße, an den Aussenenden fleischfarbene, geruchlose Blumen traubenartig sitzen. Sie haben eine Blumendecke mit fünf ziemlich großen, rundlich ausgehöhlten, gefärbten Einschnitten. Auf dem zweifach getheilten Fruchtknoten sind zwei Griffel, deren sich

einander berührende Narben- oder die fünf umherstehenden Staubfäden hervorragen.

3. Blätter sind spitzgefiedert. Fünf länglichrunde, ganz zugespitzte, glatte, anderthalb bis zwei Zoll lange, über einen halben Zoll breite, am Rande feingezahnte Blättlein sitzen an dem gemeinschaftlichen Blattstängel, mit fast unmerklichen Stielen befestigt.

4. Rinde der jungen Zweige grün; der ältern braungrau und glatt.

5. Holz, weiß und fest.

6. Wurzeln, flach und tiefgreifend.

7. Same. In einer runden, weißgelben, mit Luft gefüllten, häutigen Blase, die oben in zwei Spitzen ausgeht, liegen einige rundliche, eckige, glänzend braune Nüßlein, die im Oktober reif werden.

8. Vermehrung. Durch Samen und Ableger geschieht sie leicht. Dieser Strauch verlangt aber gutes Erdreich und Wärme.

9. Aufwuchs. Der Same im Oktober gesäet, keimt im Frühjahr, zuweilen auch ein Jahr später. Der Strauch wird etwa zwölf bis zwanzig Schuh hoch.

10. Nutzen. Aus den Nüssen (die auch zur Verfertigung der Rosenkränze gebraucht werden) wird ein Oel gepreßt. Der Strauch selbst dient zu Umzäunungen gut.

§. 101.

Die Rainweide.

1. Namen. Rainweide, Lingerten, Weißbeinholz. Ligustrum vulgare.

2. Blüthen, mit weißen, süßriechenden Zwitterblumen traubenförmig an den Zweigen, im Juni und Juli. Jedes Blümlein iſt durch einen halbzölligen Stiel an den gemeinſchaftlichen Blumenſtängel befeſtigt. — Der grüne, einblätterige, trichterförmige Kelch iſt ſehr kurz, und hat vier kleine Einſchnitte. Auch die weiße Blumenkrone iſt einblätterig, trichterförmig, mit vier zugeſpitzten Einſchnitten. Sie hat zwei Staubfäden, und einen Griffel auf dem rundlichen Fruchtknoten.

3. Blätter ſind den Weidenblättern ähnlich, länglich, theils geſpitzt, theils ſtumpf, glatt, hart, dunkelgrün, am Rande ungezahnt, und paarweis an den Zweigen befeſtigt. Blattſtiel ſehr kurz.

4. Rinde, glatt, aſchgrau.

5. Holz der jungen Zweige ſehr biegſam; der ältern ſehr hart, zähe und weiß.

6. Wurzeln ſind flachlaufend.

7. Same. Die ſchwarzen im Weinmond reifen Beeren, von der Größe einer guten Erbſe, haben ein dunkelrothes Fleiſch, worin zwei platte, ſchwarze Samenkörner liegen.

8. Vermehrung geſchieht durch Samen,

Einleger und selbst durch Stecklinge sehr leicht. Nur gebe man ihnen zum Gedeihen gute, frische Erde.

9. Aufwuchs, ziemlich geschwind, wenn gleich in den ersten Jahren zuweilen etwas langsam. Der Strauch wird gewöhnlich zehn bis sechszehn Schuh hoch.

10. Nutzen. Die Beeren können zum Färben, die Ruthen zu Korbmacherarbeit dienen. Am meisten wird der Strauch zu lebendigen Zäunen oder Lebhägen benutzt.

§. 102.

Die Spindelbaum-Arten.

Deren haben wir zwei, den gemeinen und den breitblätterigen Spindelbaum. Der Kelch ist bei ihnen vier- bis fünfmal gespalten; die kleine Blumenkrone hat vier bis fünf Blättchen und vier bis fünf Staubfäden mit getheilten Staubbeuteln, aber nur einen Griffel.

§. 103. (Siehe §. 102.)

Der gemeine Spindelbaum.

1. Namen. Spindelbaum, Pfaffenkäppli. Evonymus europæus.

2. Blüthen erscheinen Ende Mai's mit kleinen, weißgrünlichen Zwitterblumen, die vier weißliche Blumenblätter und vier fadenförmige Staub-

fäden haben. Sie ſitzen in einfachen Büſcheln ſtrauſsartig mit viertelzölligen Stielen am Ende eines zollangen Blumenſtängels, der auf den Achſeln der Blattſtiele aufrecht hervorſteht.

3. Blätter, gegen einander überſtehend, länglichrund, zugeſpitzt, am Blattſtiel ſchmal zulaufend, hellgrün, am Rande ſehr fein gezahnt, auf beiden Seiten glatt. Blattſtiel ſehr kurz.

4. Rinde der jungen Zweige hellgrün, vierſeitig, mit vier erhabenen braunen, von oben nach unten gehenden Streifen; der ältern, runden Zweige grau.

5. Holz iſt gelblich, hart und feſt, von feinem Gewebe.

6. Wurzeln, flach und tiefgreifend.

7. Same wird im Oktober reif. In einer kleinen, roſenrothen, viertheiligen Kapſel (daher der Name Pfaffenkäpyli) liegen vier glatte, orangenfarbene, glänzende Samenkörner.

8. Vermehrung iſt theils durch den Samen in friſchem, fruchtbarem Erdreich, theils durch Ableger, die immer bald Wurzel bekommen, ſehr leicht.

9. Aufwuchs, in der mittlern Buchenregion ziemlich raſch. Der Strauch wird oft gegen zwanzig Schuh hoch.

10. Nutzen. Die Drechsler lieben das ſchöne, feſte Holz, desgleichen wird es von den Ebeniſten

gesucht. Man macht daraus auch feine Zahnstocher, Pfeifenrohre, Reißkohlen zum Zeichnen u. s. w. In den Lebhägen ist der Strauch unangenehm, weil er fast immer im Sommer voller Raupennester ist, die sein Laub verderben.

§. 104. (Siehe §. 102.)

Der breitblätterige Spindelbaum.

1. Name. Breitblätteriger Spindelbaum. Evonymus latifolius.

2. Blüthen im Mai und Juni. Die grüne Blumendecke hat fünf rundliche, auf dem Rande fleischfarbene Einschnitte; die Blumenkrone hat fünf rothgrüne Blätter. Die fünf Staubfäden sind kurz und viereckig. Die Blumenstiele und Blumenstängel sind feiner und viel länger (gegen drei Zoll lang), als bei der vorigen Art.

3. Blätter sind viel breiter (zwei Zoll breit) und länger (oft über vier Zoll lang), als bei der vorigen Art, am Rande sehr fein, aber unregelmäßig gezahnt.

4. Rinde der jungen Zweige, die etwas dicker und minder sperrhaft sind, ist grün, glatt; der alten grau.

5 — 6. Holz und Wurzeln, wie §. 101.

7. Same. Die rosenfarbenen Kapseln der Früchte sind ein wenig größer, haben fünf spitzere Ecken, und an ihnen besonders ausgehende Häute

oder Flügel. Die orangenfarbenen Samenkörner werden im Oktober reif.

8 — 10. Vermehrung, Aufwuchs und Nutzen dem vorigen ähnlich, nur liebt dieser Strauch mildere Gegenden.

§. 105.

Die Lonizeren-Arten.

Deren zählen wir sieben: nämlich die gemeine Lonizere, die Gartenlonizere, die Geißblattlonizere, die blaue, die schwarze und die Alpenlonizere.

Nur die schwarze Lonizere gehört zu den eigentlich kleinen Gesträuchen.

Alle Lonizeren haben Zwitterblumen, mit auf dem Fruchtknopf stehender, fünffach getheilter Blumendecke, fünf Staubfäden, und einen Griffel mit runder, stumpfer Narbe. Die Blumenkrone besteht aus einem einzigen röhrenförmigen Blatte, am Rande ungleich eingeschnitten (meistens in fünf Einschnitte getheilt).

§. 106. (Siehe §. 105.)

Die Geißblatt-Lonizere.

1. Namen. Wildes Geißblatt, Je länger je lieber. Lonicera periclymenum.

2. Blüthen, im Juni bis August an den äußersten Spitzen der Zweige, meistens zu sechs

Stück neben einander, auf einem zollangen Stiel in einem runden Kopf. Die lange, bald blaßröthliche, bald gelbe, wohlriechende Blumenkrone, ist eine einen halben Zoll lange, unten engere, oben weitere Röhre. Die Staubfäden sind länger, als die Blume, und der Griffel ist länger, als die Staubfäden.

3. Blätter, sind alle gleich gestaltet, gegen einander überstehend, länglich oval, über zwei Zoll lang, fast einen Zoll breit, am Rande ungezahnt, auf beiden Flächen glatt; fast ganz stiellos.

4. Rinde der jungen biegsamen, kletternden Zweige ist glatt, grau, haarig; der ältern aufgesprungen.

5. Holz, sehr gering.

6. Wurzeln, flachlaufend.

7. Same. In der runden, rothen, fleischigen Beere liegen viele kleine Samenkörner (meistens sechs bis zwölf), die im Herbst reif sind.

8. Vermehrung, geschieht durch Ableger, Stecklinge und Wurzelschossen noch schneller, als durch Samen; erfordert aber gutes Erdreich. Die Lage ist gleich.

9. Aufwuchs, sehr lebhaft. Der kletternde Strauch wird in den Wäldern der mittlern Buchenregion acht bis zwölf Schuh lang.

10. Nutzen, ist kein bedeutender von diesem Strauch bekannt.

Anmerkung. Man findet die Geißblatt-Lonizere in den Wäldern oft mit mancherlei Abänderungen, z. B. mit grün- und gelbgefleckten Blättern (foliis variegatis) oder mit zerschlitzten Blättern (foliis sinuosis) wodurch sie kleinen Eichenblättern ähnlich werden. Solche Spielarten dienen allenfalls, wegen ihrer Seltenheit, zur Verschönerung der Gärten.

§. 107. (Siehe §. 105.)

Die Garten-Lonizere.

1. Namen. Welsches Geißblatt, durchgewachsenes Geißblatt. Lonicera caprysolium.

2. Blüthen, erscheinen im Juni in zwei bis drei Quirlen, gemeinlich je sechs beisammen. Die zollange, röhrenförmige, unten engere, oben weitere, ausserhalb rothe, innerhalb gelbliche Blumenkrone hat einen zweilippigen Rand. Die Oberlippe ist keilförmig, aufrechtstehend, viermal gezahnt, die Unterlippe linienförmig, stumpf, niedergekrümmt. Der Griffel ist auch bei dieser Art länger, als die Staubfäden sind, welche aus der wohlriechenden Blumenröhre vorragen.

3. Blätter, sind kurz gestielt, gegen einander übersiehend, oval, oben und unten zugespitzt, am Rande ungezahnt, auf beiden Seiten glatt und dick, steif. Die obersten Blätter, besonders zunächst den Blumen, sind rund um den Blumenstiel in ein einziges verwachsen, so daß sie

eine runde Scheibe bilden, durch welche der Blumenstiel geht.

4. Rinde der jungen kletternden Zweige ist hellgrün, unten grau.

5. und 6. Holz und Wurzeln wie §. 104.

7. Same. Die rothen, länglichrunden, zu sechs Stück beisammen, wie eine aufgerichtete Traube, stehenden Beeren reifen im Herbst.

8. bis 10. Wie bei der vorigen Art gemeldet. Der Strauch gedeiht in der Kastanien- bis zur mittlern Buchenregion.

§. 108. (Siehe §. 105.)

Die gemeine Lonizere.

1. Namen. Heckenkirsche, Beinholz, Hagkirsche. Lonicera xylosteum.

2. Blüthen im Mai, kaum einen halben Zoll lang, von unreinweißer Farbe, immer je zwei neben einander auf einem fast zollangen, dünnen, gemeinschaftlichen Stiel, der, fein behaart, aus den Achseln der Blätter entspringt. Der Griffel ist kürzer, als die Staubfäden sind.

3. Blätter sind länglich, eiförmig (zwei Zoll lang, einen Zoll und mehr breit), kurz zugespitzt, am fast halbzölligen haarigen Blattstiel rundlich, am Rande ungezahnt, auf beiden Flächen zart behaart.

4. Rinde, weißlichgrau, glatt.

5. Holz, sehr hart, sehr zähe. Die Zweige wachsen sehr sperrig.

6. Wurzeln, wie bei den vorigen Arten.

7. Same, reift im Juni und August, als kleine rothe, paarweis beisammenstehende Beeren, in deren jeder gemeinlich drei zusammengedrückte Samenkörner.

8. — 10. Wie §. 104. Der Strauch wächst häufig in den Hägen der mittlern Buchenregion, auch auf feuchtem Boden. Das sehr harte und zähe Holz dient besonders gut zu Ladestöcken, Pfeifenrohren u. s. w.

§. 109. (Siehe §. 105.)

Die blaue Lonizere.

1. Name. Die blaue Lonizere. Lonicera coerulea.

2. Blüthen erscheinen im Mai, je zwei an der Spitze eines gar kurzen Blumenstiels; ihre Röhre aber ist unten nur auf einem gemeinschaftlichen Fruchtknoten stehend. Die Blumenkrone ist weißlich; die Staubfäden ragen darüber hervor, und der Griffel ist noch länger, als die Staubfäden sind.

3. Blätter, an sehr kleinen Stielen, sind etwa einen halben Zoll lang, einen halben Zoll breit, eiförmig; am Blattende schmäler, an der Spitze stumpf, zugerundet; auf beiden Flächen glatt; am Rande ungezahnt.

4. Rinde der jüngern Zweige rund, anfangs etwas wollig, dann glatt, braunroth; der ältern grauer, weißgelblich, und blättert im Winter ab.

5. und 6. Holz und Wurzeln, wie bei der gemeinen Lonizere.

7. Same, reift als eine länglichrunde, blaue Beere im Juli, die einen purpurfarbenen Saft und acht bis zwölf Samenkörnlein enthält.

8. bis 10. Vermehrung, Aufwuchs und Nutzen, meistens wie bei den vorigen Arten. Es wird dieser Strauch fünf bis sechs Schuh hoch. Seine Beeren können zum Färben dienen. Er wächst in schattigen Ständen in der untern Alpenregion.

§. 110. (Siehe §. 105.)

Die Alpen-Lonizere.

1. Name. Alpen-Lonizere. Lonicera alpigena.

2. Blüthen, Anfang Mai's, je zwei an der Spitze eines anderthalb Zoll langen Blumenstiels. Die Blumenkrone ist schmutzig-röthlich, hat einen rachenförmigen, erweiterten Rand, dessen Oberlippe kurz, vielspaltig, dessen Unterlippe länglich stumpf ist. Der Griffel ist so lang, als die Blumenkrone; die Staubfäden sind länger.

3. Blätter sind eiförmig-länglich (drei bis vier Zoll lang, anderthalb bis zwei Zoll breit), kurz gestielt, oben meistens lang zugespitzt, auf

beiden Flächen glatt, dunkelgrün, am Rande ungezahnt, gewimpert, ungleich.

4. Rinde, graubraun, glatt, abblätternd.

5. und 6. Holz und Wurzeln, wie bei vorigen Arten. (§. 106.)

7. Same, reift im August. Es sind zwei in eins verwachsene, bloß oben von einander abstehende, mit zwei Punkten gezeichnete, hellrothe Beeren, von der Größe einer kleinen Kirsche, in deren farbelosem Fleisch viele erwachsene Samenkörner liegen.

8. bis 10. Vermehrung, Aufwuchs und Nutzen, wie bei den vorigen Arten. Der Strauch wird fünf bis sechs Fuß hoch, liebt Schatten und festen, kühlen Boden. Er wächst in der obern Buchenregion.

§. 111.

Der Lilastrauch.

1. Namen. Blauer Flieder, türkischer oder spanischer Hollunder. Syringa vulgaris.

2. Blüthen im Mai, an den Spitzen der Zweige in großen Sträußen, mit blauröthlichen, angenehm riechenden Blumen. Die Blumenkrone, mit einer grünen, einblättrigen, mit vier aufwärts stehenden Einschnitten versehenen Blumendecke, besteht aus einer einblättrigen Röhre, deren vier obere Einschnitte offen von einander stehen. Der Griffel und die zwei Staubfäden sind äußerst kurz.

3. Blätter sind herzförmig, am Stielende breit, oben zugespitzt, sitzen paarweis; sind fest, dick, glatt, dunkelgrün, am Rande ungezahnt. Blattstiel ist über einen Zoll lang.

4. Rinde grau, die darunter befindliche grün.

5. Holz weißgelblich, hart, an alten Stämmen röthlich geflammt; junge Zweige sind sehr zähe.

6. Wurzeln laufen flach.

7. Same, reift im Herbst; in den schotenförmigen, zweifächrigen, schwärzlichen Kapseln liegen mehrere mit einem häutigen Flügel versehene Samenkörner.

8. Vermehrung geschieht durch den Samen; schneller durch die häufige Wurzelbrut und Absenker. Der Strauch nimmt mit jedem Boden vorlieb; er kömmt freiwillig an felsigen Vorbergen und an Bächen in der Kastanien- und bis weit in der mittlern Buchenregion fort. Sonnenseite.

9. Aufwuchs aus Ablegern ist ziemlich lebhaft. Auf gutem Boden wird der Strauch zehn bis zwölf Schuh hoch.

10. Nutzen. Der Strauch verschönert die Gärten und Häge; sein Holz ist zu Dreher- und Ebenistenarbeit, und erhält in kalter Beize mit Scheidewasser eine schöne rothe Farbe.

Anmerkung. Der Lilastrauch mit weißen Blumen ist nur eine Abart des vorigen, so wie der mit blaßrothen Blumen.

§. 112.

Der Weidendorn.

1. Namen. Weidendorn, weidenblättriger Seekreuzdorn. Hippophaë rhamnoides.

2. Blüthen mit ganz getrennten Geschlechtern im April und Mai. Die männlichen sind eigentlich ohne Blumenkrone; sondern vier kurze Staubfäden sind von der einblättrigen, sehr kleinen, runden, zweifach getheilten, grünen Blumendecke umschlossen. Sie stehen büschelweis, äusserst kurz gestielt beisammen. Eben so die weiblichen, welche einzeln zwischen den untern Blättern an den Zweigen wachsen. Sie haben eine einblättrige, silbergraue Blumendecke, mit rostfarbenem Rande. Der Fruchtknopf rund, sehr klein, Griffel ungemein kurz, die Narbe hingegen ragt als ein hellgelber Körper aus der Blumendecke vor.

3. Blätter, wie Weidenblätter, schmal, länglich, mit abgestumpfter Spitze, auf der Oberfläche meergrün, die Unterfläche silbergrau, zwei Zoll lang, kaum einen Viertel-Zoll breit.

4. Rinde hellbraun, die ältere aschgrau an den Stämmen.

5. Holz hart, weiß. Die Zweige sind mit spitzigen Dornen besetzt.

6. Wurzeln laufen tief und weit umher.

7. Same reift im Herbst; in der glänzenden,

schön goldgelben Beere, welche die Größe einer vollkommenen Erbse hat, liegt in dem saftigen, sehr sauern Fleisch ein rundlicher Kern.

8. Vermehrung, geschieht am schnellsten durch Versetzung der häufigen Wurzelbrut, oder durch Stecklinge. — Der Same liegt über ein Jahr, wenn er erst im Frühling gesäet wird. Man muß immerdar feuchten, sandigen Boden wählen. Der Strauch gedeiht in den Sandinseln der Flüsse am besten, sowohl in der untern Alpen- als in der mittlern Buchenregion.

9. Aufwuchs. Ist vom Samen auf sehr langsam; weit lebhafter von Stecklingen und Wurzelbrut. —

10. Nutzen. Die Beeren dienen zum Färben. Der Strauch, welcher in gutem feuchten Boden baumartig zehn bis zwanzig Schuh hoch wird, und sehr sperrhaft und dornenreich wächst, dient gut, wegen seiner Wurzeln und häufigen Brut, zur Befestigung von sandigen Ufern.

§. 113. (Siehe §. 67.)

Der Quittenstrauch.

1. Name. Küttenen-Strauch. Pyrus cydonia.

2. Blüthen erscheinen einzeln am Ende der jungen Triebe im Mai. Die rosenrothen Blumenblätter sind größer, als die der Birn- und Aepfelblüthen, und am Rande ausgezackt. Die Staubfäden sind purpurroth.

3. Blätter länglich-eirund, dem Birnlaub ähnlich, haben einen ungezahnten haarigen Rand, Oberfläche dunkelgrün, Unterfläche weißwollig.

4. Rinde schwärzlichbraun, glatt; an jüngern Zweigen wollig.

5. Holz weißlich, hart.

6. Wurzel mit geringem Pfahl flachlaufend.

7. Same wird spat im Herbst reif. Die einer Birne gleichende, fast fleischlose, runde Frucht oder Quitte, ist Anfangs mit grauer Wolle überzogen, und wird dann hochgelb. In jedem Kernhause acht bis vierzehn Kerne.

8. Vermehrung. Der Same geht in fettem, schattigem, kühlem Boden wohl auf.

9. Der Aufwuchs geht nicht gar lebhaft von statten; der Stamm ist niedrig, wächst unregelmäßig und treibt schwarze Zweige. Er ist in der untern und mittlern Buchenregion.

10. Nutzen. Die Frucht wird in der Haushaltung gebraucht. Der Stamme bedient man sich in den Baumschulen zum Propfen des sogenannten Franzobstes.

§. 111.

Der wilde Sumach.

1. Namen. Wilder Sumach, Perükenbaum, Färberbaum. Rhus cotinus.

2. Bluthen. Die sehr kleinen, grünlichweißen,

fünfblättrigen Blumenkronen, von einem fünftheiligen Blumenkelch umfaßt, erscheinen im Juni und Juli an den Enden der Zweige, in großen, sperrhaften Büscheln. Die fünf Staubfäden mit gelben Staubbeuteln umgeben den grünen Fruchtknopf, wie ein Ring. Nach dem Verblühen überziehen sich die feinen Blumenstiele mit zarten, braunröthlichen Haaren, daß die Büschel einem rauhen, wolligen Wulst gleichen, daher der Name Perükenbaum entstanden.

3. Blätter sind länglich, rundlich, zwei Zoll lang, anderthalb Zoll breit, dunkelgrün, auf beiden Flächen glatt, am Rande ungezahnt; auf der Unterfläche mit erhabenem, gelblichem Rückgrath und fast parallelen Rippen. Die jüngern Blätter laufen am Stielende kellförmig zusammen; die ältern aber werden auch dort rundlicher, ungleich, und ihr Stiel verlängert sich auf anderthalb Zoll.

4. Rinde ist glatt, bräunlichroth.

5. Holz ist hart, grüngelblich, braun gesammt.

6. Wurzeln sind flach und nicht gar tiefgreifend.

7. Same besteht aus einer kleinen, ovalen, einfächrigen, schwärzlichen Beere, die im August und September reift.

8. Vermehrung geschieht (außer durch den Samen, wenn man guten, vollkommen reifen erhalten kann, der im Herbst gesäet werden muß)

am leichteſten durch Ableger, die ſich bald bewurzeln. Kühler, fruchtbarer Grund gegen die Sonnenſeite iſt vorzuziehen; doch gedeihet der Strauch auch auf geringerm Boden.

9. Aufwuchs iſt lebhaft. Der Strauch wird aber ſelten ſchlank und hoch und dickſtämmig. Er nimmt mit allerlei Boden vorlieb, und iſt in der Kaſtanien- und untern Buchenregion einheimiſch.

10. Nutzen. Rinde, Wurzeln und Blätter dienen zum Gerben; Rinde und Holz zum Gelbfärben; das Holz zu ausgelegten Arbeiten für Ebeniſten.

§. 115.

Der wilde Granatenbaum.

1. Name. Wilder Granatenbaum. Punica granatum.

2. Blüthen erſcheinen im Juli und Auguſt einzeln und an den Spitzen der Zweige. Die ſchöne hochrothe über einen Zoll lange Blume hat einen fünf- bis achtfach getheilten, glockenförmigen, fleiſchigen, rothen Blumenkelch, der bis zur Reife der Frucht bleibt. An demſelben ſtehen fünf länglichrunde, dünne Blumenblätter, und ſehr viel dünne, kurze Staubfäden mit gelben Staubbeuteln. Der Fruchtknoten hat einen kurzen Griffel mit rundlicher Narbe.

3. Blätter ſind länglichrund, ſtumpf zugeſpitzt, am Stielende keilförmig auslaufend, fünf

Viertel-Zoll lang, einen halben breit, am Rande ungezahnt, auf beiden Flächen glatt, dunkelgrün, glänzend.

4. Rinde, braungrau, glatt.

5. Holz, hart, gelblichweiß. Die Zweige ſind mit Dornen bewaffnet.

6. Wurzeln, flachlaufend.

7. Same reift im Spätherbſt. Die Frucht gleicht einem Apfel, iſt mit den Ausſchnitten des Kelches gekrönt, von einer zähen, lederartigen, röthlichbraunen Rinde umgeben, mit ſaftigem, weinſäuerlichem, gelbem Fleiſche, in neun und mehr Fächer getheilt, worin die kleinen, rundlichen Samenkerne liegen, jeder in eine blaurothliche, ſaftige Blaſe eingeſchloſſen.

8. Vermehrung geſchieht ſowohl durch den Samen, als durch die zahlreiche Wurzelbrut und Ableger. Man wählt dazu trockenes, leichtes, warmes Erdreich und die Sonnenſeite. In der Kaſtanien- und untern Buchenregion ſieht man ſie wild zwiſchen Felſen wachſen.

9. Aufwuchs iſt langſam. Der Stamm wächſt immer knorrig, mit ſperriger Krone, und wird ſelten baumartig.

10. Nutzen. Die Früchte der Granatenbäume werden genoſſen, ſo wie deren Schale, Kerne und Blumen in den Apotheken benützt werden.

Anmerkung. In den Gärten läßt man Spielarten

mit gefüllten, oder mit roth und weiß gefleckten Blumen.

§. 116.

Die Rosensträuche.

Die Anzahl der Rosenarten iſt beträchtlich; doch die wenigſten derſelben gehören zu den eigentlichen großen Geſträuchen. Hierher gehören nur die Hagebuttenroſe und die gelbe Roſe.

Alle Roſen haben zum gemeinſchaftlichen Kennzeichen einen dicken, unter der Blume befindlichen, mit fünf Einſchnitten verſehenen Kelch, auf welchem fünf Blumenblätter und über zwanzig Staubfäden ſtehen. Sie haben viele Griffel und innerhalb der im Herbſt reifenden Frucht viele fachlige Samen. Die Blätter der Roſenſträuche ſind immer gefiedert. — Nur in den Gärten hat man gefüllte Blumen.

Anmerkung. Um ſich das Erkennen der Roſen zu erleichtern, hilft folgende Eintheilung.

Sie haben entweder

1. Runde, oder kugelrunde Früchte.
   a) Die glatt ſind.
      α) Mit gefiederten Kelcheinſchnitten. Rosa lutea.
      β) Mit glattrandigen Kelcheinſchnitten. Rosa cinnamomea, rosa pimpinellifolia.
   b) Die rund oder borſtig ſind.
      α) Mit gefiederten Kelcheinſchnitten. Rosa villosa.

2. Eirunde, oder länglichrunde Früchte.

a) Die glatt sind.

α) Mit gefiederten Kelcheinschnitten. Rosa arvensis, rosa canina.

β) Mit glatträndigen Kelcheinschnitten. Rosa rubiginosa, rosa alpina.

b) Die rauh oder borstig sind.

α) Mit gefiederten Kelcheinschnitten. Rosa gallica.

β) Mit glatträndigen Kelcheinschnitten. Rosa pyrenaica, rosa montana. R. alba.

§. 117. (Siehe §. 116.)

Die Hagebuttenrose.

1. Namen. Hagebuttenrose, Wiepenstrauch, raukblättrige Hagrose. Rosa villosa.

2. Blüthen erscheinen im Juni an einem zollangen Blumenstiel, bald einzeln, bald zwei und drei beisammen. Die Blumenblätter sind hellroth, oben ausgeschnitten, wenig riechend. Der Fruchtknoten ist kugelrund, mit feinen Stacheln besetzt, die sich in Drusenknöpfchen enden. Drei von den fünf langen, inwendig wolligen Einschnitten der Blumendecke haben auf beiden Seiten Blättchen.

3. Blätter, ungleich gefiedert, bestehen meistens aus fünf Blättchen, welche eirund, zugespitzt, am Rande gezahnt, auf der Unterfläche mit weißer Wolle überzogen sind. Die Zähne sowohl,

als die Stiele der Blätter und Blumen ſind mit Haaren, die in ein rothes Drüſenknöpfchen ausgehen, bedeckt. Nebenblättchen ſind länglich, wellenförmig ausgeſchnitten, am Rande mit rothen Drüſen verſehen.

4. Rinde iſt an den mit vielen Stacheln verſehenen Zweigen braunroth. Die Stacheln, immer zwei bis drei beiſammen, ſind krumm gebogen.

5. Samen. Die Früchte ſind von allen Roſenſträuchen an dieſem die größten, ſehr rauh und ſtachlich, Anfangs roth, zur Zeit der Reife aber ſchwärzlichroth, kugelrund.

6. Vermehrung. Viel ſchneller und leichter, als durch den Samen, wird ſie durch Ableger und Wurzelbrut bewirkt. Dies gilt von allen künftigen Roſenſträuchen. In guter Erde gedeihen ſie immer wohl. Gevfropfte Roſen dauern ſelten aus. Sie gedeiht wild in der untern und mittlern Buchenregion.

7. Nutzen. Die Früchte des Hagebuttenroſenſtrauchs, der acht bis zwölf Schuh hoch wird, werden getrocknet, oder eingemacht, genoſſen: auſſer dieſen nur noch die Früchte der wilden Hundsroſe. Die Schönheit macht ſie in den Gärten willkommen, und ſowohl in Apotheken als Haushaltungen weiß man die Blätter zu Roſenwaſſer, Roſenöl, Syrup, Eſſig, Honig u. ſ. w. zu benutzen.

§. 118. (Siehe §. 116.)

Die gelbe Rose.

1. Namen. Gelbe Rose, gelbe Weinrose. Rosa lutea.

2. Blüthen erscheinen an den Spitzen der Zweige im Juni, einzeln, oder paarweis. Die Blumenblätter sind groß, ausgerandet, gelb, haben einen nicht angenehmen wanzen- (oder wendelen-) artigen Geruch.

3. Blätter, ungleich gefiedert, aus drei, fünf bis sieben rundlich eiförmigen, am Stielende etwas schmälern, am Rande doppelt gesägten, kurzgestielten Blättchen bestehend, die einen Zoll lang, einen halben Zoll breit, auf der Oberfläche glänzend grün, glatt, auf der Unterfläche ebenfalls haarlos, aber am Rückgrath und am Rande mit klebrigen Drüsen besetzt sind. Nach einem Regen haben die Blätter einen starken, angenehmen Geruch. Der Blattstängel ist mit feinen Haaren und Drüsen besetzt.

4. Rinde der Zweige ist braunroth. Die Zweige sind mit zerstreut stehenden, geraden Stacheln bewaffnet.

5. Same. Der Fruchtknoten ist kugelrund, glatt und in der Reife roth. Von den fünf zurückgebogenen Einschnitten sind drei gefiedert, auswärts sind sie grün mit grünen Haaren besetzt: inwärts wollig.

Im übrigen gilt von dieſem Strauch, der in der Kaſtanien- und faſt bis zur mittlern Buchenregion wild an Felſenhügeln wächſt, zehn bis zwölf Schuh hoch wird, und aus den weitwuchernden Wurzeln viel Schöſslinge treibt, was von der vorigen Art gemeldet worden.

Anmerkung. Es gibt in den Gärten eine Abart der gelben Roſe, deren Blumenblätter von außen gelb, von innen ſchön ſammetartig, dunkelroth ſind. Dieſe zweifarbige Roſe heißt die öſterreichiſche Roſe (Rosa punicea).

§. 119. (Siehe §. 31.)

Die groſse Werftweide.

1. Name. Große Werftweide. Salix amita.

2. Blüthen erſcheinen mit denen der weißen Weide gleichzeitig. Die Kätzchen, aus der braunen behaarten, oben zweimal gekerbten Knospe von drei bis fünf Blättchen begleitet, ſind über einen halben Zoll lang; die Schuppen der Kätzchen ſind rund, blaßgrün, fein behaart, am Saum purpurfarben. Bei den männlichen ragen zwei Staubfäden weit vor. Die weiblichen Kätzchen, minder haarig, haben bei vollendeter Reife oft an zwei Zoll Länge.

3. Blätter, dem Anſehen nach denen der Saalweide ähnlich, aber kleiner, zarter, ſind beim Ausbruch völlig rund, dann länglich-eiförmig, oben zuweilen ſtumpf, zuweilen zugeſpitzt, ſind

über zwei Zoll lang, einen Zoll breit, am Rande meiſtens wellenförmig gekerbt, auf der Oberfläche dunkelgrün, glatt, von den vertieften Adern runzlich; auf der Unterfläche bläulich, mit röthlichen oder dunkeln Adern netzförmig durchzogen und mit kurzen, weißglänzenden Haaren beſetzt. Blattſtiel zwei bis drei Linien lang, rauh. Nebenblättchen nur an jüngern Trieben nierenförmig, weitläufig gekerbt, oft ganz glatträndig.

4. Rinde der jungen Triebe grün, röthlich, wollig. Ruthen graugrün, wollig an den Enden. Stämme aſchfarben, falbgrün, ſchillernd.

Dieſe Werftweide wächſt in der untern und mittlern Buchenregion gewöhnlich an Waſſern, wird zwölf bis fünfzehn Schuh hoch, und hat einen ſperrigen Wuchs der Aeſte. — In Rückſicht der Vermehrung und Benutzung meiſtens, wie ſchon oben von andern Weiden angezeigt worden.

§. 120. (Siehe §. 31.)

Die Hügelweide.

1. Name. Hügelweide. Salix stipularis (*Smith*).

2. Blüthen erſcheinen vor den Blättern. Die männlichen Kätzchen kaum einen Zoll lang, denen der Werftweide ähnlich, wie auch die weiblichen.

3. Blätter, ei-lanzettförmig zugeſpitzt; am Stielende ebenfalls ſpitz zulaufend; gewöhnlich zwei bis drei Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit (oft

auch über vier Zoll lang und über anderthalb Zoll breit) in der Jugend weiß behaart, späterhin auf der Oberfläche glänzend, dunkelgrün, glatt, runzlich; auf der Unterfläche glau bestäubt, mit erhabenem Rückgrat und parallel laufenden, gebogenen Rippen; der Rand weitläufig wellenförmig gekerbt, oft ganz glatt. Der sehr kurze Blattstiel kanalförmig ausgehöhlt. Die Nebenblätter besonders unterscheiden diese Weidenart durch ihre Größe auffallend. Sie sind über einen halben Zoll lang und breit, nierenförmig, am Rande gefranzelt, oder ungleich eingeschnitten. Am größten sind sie, wo einzelne Blätter aus stärkern Ruthen steigen.

4. Rinde der jüngern Zweige wollig; der Ruthen graugrün, gelblich; der Stämme aschgrau.

Dieser Weidenstrauch wird in der mittlern Buchenregion sechszehn bis zwanzig Schuh hoch, wächst meistens an schattigen Hügeln in Wäldern; seine Ruthen taugen nicht wohl zum Binden und Flechten.

Anmerkung. Ich möchte diese Weide fast für einen Bastard halten von der rothen Weide und der Berstweide. Doch ist sie in der Schweiz nicht gar selten.

§. 121. (Siehe §. 31.)

Die Salbeiweide.

1. Namen. Salbeiweide, kleine Berstweide. Salix acuminata.

2. Blüthen erscheinen vor dem Ausbruch der Blätter aus einer besondern, kurzen, oben stumpfen, schwach gekerbten braunen Knospe. Sie sind eines Zolles Länge. Schuppen oben breiter, stumpf, oder nur schwach zugespitzt; hinter jeder Schuppe bei den männlichen zwei weit vorragende Staubfäden; die Staubbeutel vor der Entwickelung rothgelb, dann schwefelgelb.

3. Blätter, im Aeussern den Salbeiblättern ähnelnd, ohngefähr drei Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit, sind an der Oberfläche graugrün, narbig, kaum sichtbar behaart, auf der Unterfläche wollig, mit erhabenem Rückgrat und Rippen, die parallel gebogen laufen. Das Blatt ist am Stielende schmäler, als oben, wo es dann in eine seitwärts gebogene Spitze ausgeht. Der Rand ist gegen das Stielende ungetheilt, gegen den obern Theil aber ungleich gekerbt. — Blattstiel fast einen halben Zoll lang, wollig; an jungen Trieben mit nierenförmigen, gekerbten Nebenblättern.

4. Rinde der jüngsten Triebe grüngrau, wollig; der Ruthen und des ältern Holzes grau.

Die Salbeiweide wird in der mittlern Buchenregion ohngefähr zwölf Schuh hoch.

Anmerkung. Die Verschiedenheit des Bodens kann Ab- und Spielarten zeugen; auch die Vermischung verschiedener Weidenarten erzeugt leicht Bastarde. Dahin gehört eine selten über sechs Schuh hoch wer-

bende Salbeiweide mit kürzern, rundern Blättern, die das Mittel zwischen den Blättern der Salbei- und der Werftweide hält. — Eben so findet man Baſtarde von der Saal- und Salbeiweide, wo sowohl die Blüthenkätzchen in allen Theilen, als auch die Blätter mit beiden Aeltern große Aehnlichkeiten, doch in eigener Vermischung haben. — Wieder eine andere Baſtardart (S. oleifolia. *Smith*) scheint durch Vermischung der rothen oder weißen Weide mit der Salbeiweide entſtanden zu ſein. In Rückſicht der Größe und Form ſind deren Blätter der weißen Weide ähnlich; in Rückſicht der Farbe, der Wolle, Rippen und Runzeln aber der Salbeiweide.

Viertes Hauptſtück.

Beſchreibung der kleinen Geſträuche.

Erſtes Kapitel.

Immergrüne kleine Geſträuche.

§. 122.

Der Rosmarinſtrauch.

1. Namen. Rosmarin. Rosmarinus officinalis

2. Blüthen erſcheinen im Juni mit ihren perlblauen Lippenblumen traubenförmig aus den Achſeln der Blattwinkel. Der röhrenförmige, grün-

graue Kelch hat einen größern und zwei kleinere Ausschnitte. Die obere Lippe der röhrenförmigen Blumenkrone ist gerade, offen, getheilt; die untere ist dreilappig; der mittlere Lappen der größte, löffelförmig, zugespitzt. Die Blume hat vier Staubfäden, davon aber nur zwei vollkommen, und mit Staubbeuteln versehen sind. Aus dem Fruchtknopf geht ein langer, gekrümmter Griffel.

3. Blätter. Die an den Zweigen paarweis einander gegenüber stehen, sind linienförmig, anderthalb Zoll lang, stiellos, Oberfläche graugrün, gerunzelt, mit einer durch die Länge des Blattes gehenden Vertiefung; Unterfläche weißgrau, mit erhabenem weißen Rückgrath. Der Rand des Blatts ist nach der Unterfläche umgebogen.

4. Rinde, braungrau. Holz, weiß, hart.

5. Samen reifen im Herbst. Vier kleine, gekrümmte Samenkörner liegen im Kelch eingeschlossen.

6. Vermehrung geschieht am geschwindesten durch Ableger und durch Stecklinge. Der tauglichste Boden ist ein magerer, warmer, zuweilen angefeuchteter Grund. In feuchter, fetter Erde treibt der Strauch schneller auf, aber hat minder kräftigen Geruch, und verdirbt leichter in den Wintern.

7. Aufwuchs. Der Strauch wächst lebhaft, wird aber nur vier bis fünf Fuß hoch. Wild wächst

er gewöhnlich auf magerm, sandigem, doch feuchtem Boden, wie an mehrern Orten der Kastanienregion bis zur untern Buchenregion.

8. Nutzen. Dieser beschränkt sich lediglich auf das Vergnügen, welches der aromatische Geruch des Strauches gewährt, und auf den Gebrauch, welchen man von seinen Theilen in der Medizin macht. So gibt der Rosmarin einen Hauptbestandtheil zum ungarischen Wasser.

Anmerkung. In den Gärten hat man oft eine Spielart des gemeinen Rosmarins, mit gescheckten Blättern.

§. 123.

Der Santolinestrauch.

1. Namen. Santolinestrauch, Cypressen-Stabwurz. Santolina chamae-cyparissus.

2. Blüthen erscheinen im Juli an den Spitzen der Zweige, sie sind aus mehrern kleinen, röhrenförmigen, in einen Kopf zusammengedrängten, gelben Zwitterblumen zusammengesetzt, die alle von einem gemeinschaftlichen, halb kugelförmigen, schuppigen Kelch gehalten werden. Jedes Blumenröhrlein hat fünf zarte Staubfäden und einen fadenförmigen Griffel.

3. Blätter, starkriechend und bittern Geschmacks, sind sehr zart, fadenförmig, den Cypressen ähnlich; eigentlich aber sitzen an den einen

bis zwei Zoll langen, fadenförmigen, gemeinschaftlichen Blattstängeln mehrere äußerst kleine, stiellose, grünlichweiße Blättchen, die im Winter nicht abfallen. — Zweige, Blätter und Stämme sind mit einer feinen, weißlichen Wolle überzogen, die dem Strauch in Gärten ein auffallendes Ansehen geben.

4. Same ist im Kelch zahlreich eingeschlossen, reift im Spätherbst, und ist länglich, zugespitzt.

5. Vermehrung geschieht am leichtesten durch die zahlreiche Wurzelbrut alter Stocke oder durch Ableger. Der Strauch nimmt fast mit jedem Erdreich vorlieb.

6. Aufwuchs. In gutem Boden der untern Kastanienregion wächst er schnell auf, wird aber doch nicht höher als vier bis fünf Fuß.

7. Nutzen. Der starke Geruch und sehr bittere Geschmack seiner Blätter, so wie die weiße Farbe des ganzen Strauchs, machen ihn in den Gärten beliebt und in der Medizin brauchbar.

§. 124.

Der Salbeistrauch.

1. Name. Salbeistrauch. Salvia officinalis.

2. Blüthen erscheinen während des Sommers an den Spitzen der Zweige, je vier bis fünf quirlartig beisammen. Der grüne Blumenkelch ist glockenförmig, hat zwei Abtheilungen,

davon die größere drei, die kleinere zwei Einschnitte trägt. Die blaue Blumenkrone hat an der obern Lippe, welche die größere iſt, drei rundliche Lappen, die untere hat deren zwei. Von den vier Staubfäden ſind nur zwei vollkommen; der lange, fadenförmige Griffel hat eine zweitheilige Narbe.

3. Blätter ſtehen an einen bis anderthalb Zoll langen Blattſtielen einander gegenüber, ſind eiförmig lang, kurz zugeſpitzt, am Rande rundlich gekerbt, auf der Oberfläche bleichgrün, runzlich; auf der Unterfläche bläſſer mit erhabenem Rückgrat und netzförmigem Geäder, mark behaart. Sie bleiben über Winter am Strauch.

4. Rinde der jüngern Schüſſe graugrün, behaart, vierſeitig; der ältern Zweige braun, rundlich.

5. Samen reift im Herbſte, und beſteht aus kleinen, runden Körnern, deren immer vier in einem Kelche beiſammen liegen.

6. Vermehrung wird am leichteſten durch Wurzelbrut alter Stöcke und durch Ableger bewirkt; jedes Erdreich dient dazu.

7. Aufwuchs. Der Salbeiſtrauch wird in der untern Kaſtanienregion zwei bis drei Schuh hoch.

8. Nutzen von dieſem in allen ſeinen Theilen ſehr gewürzhaft riechenden Strauch iſt in der Medizin mannigfaltig.

Anmerkung. Man hat in den Gärten Spielarten des Sadebeiſtrauchs mit geſchecken Blättern und kleinen Blättern.

§. 125. (Siehe §. 31.)

Alpen-Wachholder.

1. Namen. Alpenwachholder, Alpenrekholder. Juniperus alpina.

2. Blüthen erſcheinen in den hohen Alpen im Juli.

3. Blätter oder vielmehr Nadeln, wie die des gemeinen Wachholderbaums, aber um ein Drittel kürzer, am Stielende breiter, auf der Unterfläche milchweißer, auch dichter beiſammenſtehend.

4. Rinde, an jüngern Zweigen glatt, ſchwärzlich.

5. Holz, ſehr weiß, ſehr hart.

6. Same. Die Beeren ſind nicht ſo rund, wie bei den gemeinen, ſondern länglicher, und von ſüßerem Geſchmack.

7. Vermehrung geſchieht nur durch den Samen, auf trockenem Erdreich.

8. Aufwuchs. Dieſer Strauch, in der untern und mittlern Alpenregion heimiſch, wird ſelten über zwei Schuh hoch, meiſtens legt er ſeine Zweige auf den Boden.

§. 126. (Siehe §. 34.)

Der Sevenſtrauch.

1. Namen. Sevenſtrauch, Sadelbaum, Roßſchwanzbaum. Juniperus sabina.

2. Bluthen erſcheinen als kleine, unanſehnliche Blumen an den Spitzen der Zweige.

3. Blätter, ſehr klein, hellgrün, glatt, lanzetförmig, ſchuppenweis über einander, an den Zweigen dicht anliegend, von ſtarkem Geruch, wenn ſie gerieben werden.

4. Rinde, braun, rauh, abblätternd.

5. Holz, ſehr hart, rothlich.

6. Same. Die blauſchwarze Beere iſt kleiner und zuſammengedrückter, als die gemeine Wachholderbeere.

7. Vermehrung geſchieht ſowohl durch Samen, als Ableger.

8. Aufwuchs. Der Strauch wird ſechs bis acht Schuh hoch, und pflegt immer nach einer Seite hangend zu wachſen. Er iſt ſowohl in der Kaſtanien- als in der Buchenregion einheimiſch.

9. Nutzen wird von demſelben beſonders in der Medizin gemacht.

Anmerkung. Es finden ſich in den Gärten Spielarten mit weißbunten Blättern; auch Abarten mit größern und wieder mit höchſt kleinen Blättern.

§. 127.

Die Alpenröslein.

Wir haben der Alpenröslein in den Hochgebirgen zwei Arten, das braunblätterige und das haarige Alpenröslein.

Beide haben einen grünen, fünfspaltigen Blumenkelch. Die trichterförmige, fünftheilige Blume umfängt zehn etwas gekrümmte Staubfäden und einen Griffel.

§. 128.

Braunblätteriges Alpenröslein.

1. Namen. Braunblätteriges Alpenröslein, Hühnerstaude, Alpenrose, Raffaseln. Rhododendron ferrugineum.

2. Blüthen erscheinen im Juli mit ihren schönen, lebhaftrothen Blumen, die, mehrere beisammen, an halbzölligen Blumenstielen um die Spitzen der Zweige stehen. Die Mündung der Blumenkrone hat fünf eirunde Lappen oder Einschnitte.

3. Blätter, fast ungestielt, ei-lanzettförmig, gegen das Stielende schmäler, oben stumpf zugespitzt, über einen Zoll lang, einen Drittel-Zoll breit, mit glattem, umgebogenem Rande, von festem, dickem Bau; sind auf der Oberfläche dunkelgrün, mit vertieftem Geäder; auf der Unterfläche in der

Jugend fein behaart, weißlich, dann gelb, und zuletzt roſtfarben, ſchwarzfleckig, mit hervorragendem, gelblichem Rückgrath.

4. Rinde, dunkelaſchfarben, röthlich durchſchimmert, glatt; an jüngern Zweigen warzig, rauher.

5. Holz, weiß, ſehr feſt und hart, wird an der Luft röthlich.

6. Same iſt zahlreich, wie ein feiner, gelber Staub, in der braunen, fünffächrigen Kapſel enthalten; reift im Oktober.

7. Vermehrung geſchieht durch Ableger; auch durch den Samen, wenn man dieſen im Herbſt auf feiner, ungedüngter Heide-Erde ſäet, vorſichtig annetzt, im Winter fleißig mit Schnee deckt, und die Pflanze im Sommer in Schatten hält.

9. Aufwuchs. Der Strauch wird ſelten über zwei Schuh hoch; legt Anfangs ſeine Zweige auf den Boden, ehe er ſie hebt. Das Verpflanzen erträgt er nicht wohl. Er gedeiht in der untern und mittlern Alpenregion, ſteigt zuweilen zu den Buchen nieder.

9. Nutzen. Die Aelpler benutzen das Holz zur Feuerung. Die Samenkapſeln, wenn ſie zerrieben werden, haben einen aromatiſchen Geruch.

Anmerkung. Es gibt, jedoch ſelten, in den Gebirgen eine Abart weißer Blumen.

§. 129.

Haariges Alpenröslein.

1. Namen. Haariges Alpenröslein, rauhblätterige Alpenrose, Hühnerstaude, Raffaseln. Rhododendron hirsutum.

2. Blüthen erscheinen im Juli an etwas längern Stielen an den Spitzen der Zweige büschelweis beisammen. Die lebhaft rothe Farbe der Blumen ist etwas bläßer, und von vielen kleinen, gelblichen Punkten unterbrochen. Eben diese Punktlein oder kleinen Warzen bedecken den grünen Kelch und die Blumenstiele.

3. Blätter sind kürzer und breiter (gemeiniglich einen Zoll lang, einen halben breit), oben zugespitzt, unten am viertel-zölligen Blattstiele schmal zulaufend, der Rand fein rundlich gekerbt, mit langen, einzelnen Haaren gewimpert. Oberfläche dunkelgrün, glatt, glänzend, mit netzförmigem Geäder; Unterfläche blaßgrün, braungelblich punktirt. — Sowohl an den Blättern dieser, als der vorigen Art, findet man im Herbst durch den Stich eines Insekts entstandene, saftreiche, weiche, galläpfelähnliche Auswüchse, von der Größe einer Kirsche, weiß und rosenfarben. Sie sind von säuerlich-herbem Geschmack.

Im Uebrigen Alles, wie von der vorigen Art gemeldet worden.

§. 130.

Die Seidelbaſt-Arten.

Die Seidelbaſt-Arten haben keinen Blumenkelch. Ihre Blumenkrone beſteht aus einer einblätterigen Röhre, deren Mündung vier ausgebreitete, rundlich zugeſpitzte Lappen hat. In der Blumenröhre befinden ſich acht ſehr kurze Staubfäden um einen kleinen, kaum bemerkbaren Griffel. — Wir haben vier Arten Seidelbaſt; doch nur die folgende iſt immergrün.

§. 131. (Siehe §. 130.)

Immergrüner Seidelbaſt.

1. Namen. Kellerhals, grüner Ziland. Daphne laureola.

2. Blüthen, im Anfang Märzes mit ihren kleinen, grünen Blumen, an ſehr kurzen, grünen Stielen, immer mehrere büſchelartig beiſammen, an den Seiten der Zweige, zwiſchen den Blättern. Die kurzen, weißlichen Staubfäden tragen gelbe Staubbeutel.

3. Blätter ſind drei Zoll lang, einen Zoll breit, nach oben und unten ſchmäler werdend, zugeſpitzt, auf beiden Flächen glatt, dunkelgrün, am Rande ungetheilt, dick und feſt gebaut; faſt ſtiellos.

4. Same reift im Juli, in kleinen, länglichrunden, ſchwarzen Beeren.

5. Vermehrung geschieht sowohl durch den Samen, als durch Ableger. Das Erdreich muß fruchtbar und frisch sein, die Lage schattig.

6. Aufwuchs. So häufig man auch diesen immergrünen Strauch in den Waldern der Buchenregion am Fuß der Berge findet, sieht man ihn doch selten höher, als zwei Schuh werden.

7. Nutzen. Alle Theile dieses Strauchs sind sehr scharf, brennend, purgirend, von heftiger Wirkung.

§. 132.

Der Porst.

1. Name. Wilder Rosmarin. Ledum palustre.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Juni an den Spitzen der Zweige in großen, weißen Sträußen. Die kleine, grüne, einblättrige Blumendecke hält fünf eirunde, ausgehöhlte, weißliche Blätter der wohlriechenden Blumenkrone. Es umgeben zehn weiße Staubfaden mit weißen Staubbeuteln den fadenförmigen Griffel.

3. Blätter, fast ganz den Rosmarinblättern ähnlich; nur sind sie mit ihrem umgerollten Rande etwas dicker, und auf der Unterfläche braun, filzig.

4. Rinde der jüngern Zweige wollig; der ältern braun.

5. Same ist zahlreich und äusserst fein, in einer länglichrunden, fünffächrigen, unten fünffach aufspringenden Kapsel, im Oktober reifend.

6. Vermehrung. Da dieser immergrüne Strauch nur in Sümpfen und sonst gar nicht gedeiht, ist es schwer, ihn auf andere Art zu erhalten. Ihn aus dem Samen zu ziehen, ist wegen der Flüchtigkeit desselben äusserst schwierig.

7. Aufwuchs. Der mit fingerdicken Zweigen vier Schuh hoch werdende Strauch wächst Anfangs etwas langsam; treibt dann aber im Sumpfboden tiefe Wurzeln, und ersetzt die abgeschnittenen Zweige schnell.

8. Nutzen. Die ganze Pflanze hat einen betäubenden Geruch. Holz, Rinde und Blätter sind mit Vortheil zum Garmachen des Leders, welches dem englischen nahe kommt, angewandt. Die Russen geben ihrem Juchtenleder damit den Geruch.

§. 133.

Die Brombeerstrauchart en.

Wir haben deren mehrere. Ihre gemeinschaftlichen Kennzeichen sind eine einblättrige, fünffach getheilte, grüne, bleibende Blumendecke, worin die fünf rundlichen weißen Blätter der Blumenkrone stehen, und die Staubfäden, mehr als zwanzig an der Zahl, welche die Frucht mit vielen Griffeln versehen, umgeben.

§. 134. (Siehe §. 133.)

Der Himbeerstrauch.

1. Name. Himbeerstrauch. Rubus idaeus.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Juni zwei bis fünf Stück auf gemeinsamem Blumenstiel.

3. Blätter, langgestielt, aus drei bis fünf Blättern zusammengesetzt. Das mittlere ist länger gestielt und rundlicher, als die zur Seiten, welche an einer Seite breiter sind, und öfters einen Einschnitt haben. Sie haben einen ungleich groß gezahnten Rand, glatte, grüne Oberfläche, silberweiße Unterfläche, mit feinen Stacheln versehene Rippen.

4. Rinde, rund, braun, mit feinen Stacheln besetzt.

5. Same, oder Frucht der Himbeere, welche genossen wird, ist bekannt.

6. Vermehrung, durch Samen; noch leichter durch Wurzelschoßlinge, die sehr häufig sind.

Anmerkung. Man hat eine Abart in den Gärten, welche statt der rothen, weiße, wohlschmeckendere Früchte trägt.

§. 135. (Siehe §. 133.)

Gemeiner Brombeerstrauch.

1. Name. Gemeiner Brombeerstrauch. Rubus fruticosus.

2. Blüthen erscheinen vom Mai bis in den Herbst, zwei bis drei Stück beisammen, an den Spitzen der Zweige. Die weißen Blumenblätter sind zuweilen röthlich.

3. Blätter, meistens aus drei bis fünf eirund zugespitzten, am Rande doppelt gezahnten Blättchen zusammengesetzt, die auf der Oberfläche dunkelgrün, einzeln behaart, auf der Unterfläche blässer, oft wollig, an den Rippen etwas haarig, auf dem Rückgrat fein stachlich sind.

4. Rinde der weit kriechenden Zweige ist röthlich: die Zweige sind, wie die Blätterstiele, mit breiten, krummen Stacheln besetzt.

5. Same. Die schwarzen Beeren sind bekannt.

Anmerkung. Man hat Abarten mit gefüllten Blumen, deren Laub auf der Unterfläche schneeweiß ist, auch Abarten mit weißgefleckten Blättern.

§. 136. (Siehe §. 133.)

Acker-Brombeerstrauch.

1. Namen. Bocksbeere, Steinbeere. Rubus caesius.

2. Blüthen erscheinen mit röthlichweißer, zwei bis fünf beisammensitzenden Blumen an den Spitzen der kleinen Zweige im Juni und Juli. Blumenstiel lang und wollig.

3. Blätter sind aus drei tiefgezahnten, unten leicht behaarten Blättchen zusammengesetzt, die zuweilen wieder tiefgehende Einschnitte oder Lappen haben; an den fein behaarten, mit einzelnen, kleinen Stacheln besetzten Blattstängeln zwei sehr kleine, lanzettförmige Nebenblättchen.

4. Rinde der mit kurzen, spitzigen Stacheln dick bedeckten, weit kriechenden Zweige grün, rothbraun.

5. Same. Die Beere dieses gemeinen Strauches ist schmärzlich, mit blauem Staub beflogen.

§. 137. (Siehe §. 133.)

Filziger Brombeerstrauch.

1. Name. Filziger Brombeerstrauch. Rubus tomentosus.

2. Blüthen erscheinen im Juni und Juli an den Spitzen der Zweige einige beisammen.

3. Blätter sind aus drei eiförmigen, zugespitzten, an den äussern Seiten oft mit einem Einschnitt oder Lappen versehenen, ungleich groß gezahnten, auf beiden Flächen weichwolligen Blättchen zusammengesetzt; Blumenstiel, Blattstiel und Rückgrat der Blätter haben kurze Stacheln.

4. Rinde der kriechenden, mit zerstreuten Stacheln besetzten Zweige, braunroth.

Dieser Strauch, welcher in der Kastanien- und untern Buchenregion gedeihet, unterscheidet sich vom gemeinen Brombeerstrauch durch seine dreifachen und auf beiden Seiten filzigen, weich anzufühlenden Blätter.

Zweites Capitel.

Sommergrüne kleine Gesträuche.

§. 138. (Siehe §. 130.)

Gemeiner Seidelbast.

1. Namen. Kellerhals, Ziland. Daphne mezereum.

2. Blüthe, Anfang Märzes vor dem Ausbruch der Blätter mit ihren pfirsichblüthenrothen, weit und angenehm duftenden Blumen, die an den Seiten der Zweige sitzellos zu zwei bis drei aus einer gemeinschaftlichen Knospe hervorgehen.

3. Blätter, lanzettförmig zugespitzt, drei bis vier Zoll lang, einen Zoll breit, schmal zulaufend gegen den kurzen Blattstiel, auf beiden Flächen glatt, am Rande ungetheilt.

4. Rinde, grau, glatt, zähe, bastartig.

5. Same. Die runden, rothen, mit einem ätzenden Saft gefüllten Beeren reifen im Juli, und haben die Größe einer Erbse.

6. Vermehrung geschieht sehr leicht, theils durch Ausstreuen des Samens auf fruchtbaren, schattigen Boden, theils durch Ableger, auch durch Stecklinge.

7. Aufwuchs. Der Strauch wird in den Wäldern der mittlern Buchenregion zwei bis drei

Schuh hoch. In den Gärten findet man ihn sechs bis zehn und mehr Schuh hoch.

b. Nutzen wird davon in der Medizin gezogen; außerdem dient der Strauch, wegen seiner frühen Blüthe und seines Wohlgeruchs, zur Zierde der Gärten.

Anmerkung. Man findet zuweilen eine Abart mit weißen Blumen; die Beeren daran werden gelblich.

§. 139. (Siehe §. 130.)

Alpen-Seidelbast.

1. Name. Alpen-Ziland. Daphne alpina.

2. Blüthen erscheinen mit dem Ausbruch der Blätter im Mai und Juni, meistens an den Spitzen der Zweige, in den Blattwinkeln, auch tiefer unten an den Zweigen, sind fast stiellos, je zwei bis drei beisammen. Ihre röthlich weißen Blumen sind etwas kleiner, als die der vorigen Art; auch sind die Lappen an der Mündung der Blumenröhre tiefer eingeschnitten und spitziger.

3. Blätter, die büschelweis nur an den obern Enden der Zweige, die sonst nackt sind, beisammen stehen, sind nur einen Zoll lang, kaum einen halben Zoll breit, ei-lanzetförmig, oben stumpf zugespitzt, Oberfläche dunkelgrün, Unterfläche fein, weißlich behaart.

4. Rinde der jüngern Zweige weißbehaart der ältern schwärzlich und zusammengeschrumpft.

5. Same besteht aus rothgelben Beeren, die im August reifen, endlich schwärzlich werden, und etwas kleiner als die der vorigen Art sind.

6. Vermehrung geschieht am besten durch den Samen.

7. Aufwuchs. Der Strauch wird nicht viel über einen Schuh hoch, und breitet seine vielen unterhalb kahlen Zweige auf die Felsen nieder, zwischen denen er in der untern und mittlern Alpenregion wächst.

§. 140. (Siehe §. 130.)

Zwerg-Seidelbast.

1. Namen. Wohlriechender Alpenziland, Steinröslein. Daphne cneorum.

2. Blüthen Anfangs Juli, sechs bis zwölf beisammen auf der Spitze der Zweige, mit sehr wohlriechenden, weißröthlichen Blumen, welche längere und dünnere Rohren, als die Blumen des gemeinen Seidelbastes, auch an ihrer Mündung tiefere und zugespitztere Einschnitte haben.

3. Blätter sitzen, wie beim Alpen-Seidelbast, nur um die Enden der unterhalb nackten Zweige büschelartig beisammen, sind stiellos, kleinen Zoll lang, zwei bis drei Linien oben breit, eben daselbst am breitesten, und rundlich, mit kleiner Spitze; von oben gegen das Stielende schmal zusammenlaufend; auf beiden Flächen glatt, grün: am Rande ungetheilt.

4. Rinde der jungen Zweige behaart, braunroth, glatt, runzlich.

5. Same. Die Beere ist rothgelb, von der Größe einer Wachholderbeere; reift im September.

6. Vermehrung, geschieht noch leichter durch guten Samen, als durch Ableger, die erst nach einem Jahre anfangen Wurzel zu treiben.

7. Aufwuchs. Der Strauch, welcher an den Sonnenhalden der Alpenregion zwischen Felsen in feiner, frischer Alpenerde gedeiht, wird nicht viel über einen Schuh hoch, weil seine vielen Zweige meist an den Boden gestreckt liegen, die ausserdem oft über zwei Schuh lang werden können.

§. 141.

Wohlriechender Pfeifenstrauch.

1. Namen. Wilder Jasmin, Spanischer Holder. Philadelphus coronarius.

2. Blüthen, Ende Mai's, Anfang Juni's mit ihren in kleinen Büscheln, an den Enden der Zweige, an kurzen Stielen befindlichen, gelblich weißen, stark und ungemein duftenden Blumen. Der grüne Blumenkelch hat vier Einschnitte, und die Blumenkrone vier rundliche, ausgebreitete Blätter, wie die Blüthenblätter der Aepfelbäume groß. Auf dem Kelch sind zwanzig und mehr Staubfäden mit gelben Staubbeuteln um den Griffel, dessen Narbe vierspaltig ist, befestigt.

3. Blätter sitzen einander an den Zweigen ge-

genüber, sind eiförmig, lang zugespitzt, weitläufig, groß gezahnt, auf beiden Flächen mit einzelnen Haaren besetzt, am Stielende oft schief, und drei Zoll lang, anderthalb bis zwei Zoll breit; Stiel ein Viertel-Zoll lang.

4. Rinde der jüngern Zweige rothbraun, glatt; der ältern weißbraun.

5. Holz, weiß, nicht sehr hart, mit großer Markröhre.

6. Same liegt zahlreich, als kleine, längliche Körner in den vier Fächern der häutigen, länglichrunden, auf beiden Enden zugespitzten Samenkapsel, und wird im Herbst reif.

7. Vermehrung, wird am leichtesten durch die häufige Wurzelbrut bewirkt.

8. Aufwuchs. Dieser schöne Strauch, der in den Gärten und Hägen wegen seiner Blumen, deren Geruch dem der Orangenblüthen ähnelt, sehr geliebt wird, erreicht eine Höhe von sechs bis acht Fuß, und wächst lebhaft auf; nimmt auch mit jedem Boden und jeder Lage vorlieb. Wird an Mauern und Felsen in der untern Kastanienregion wird er nur einige Schuh groß.

§. 142.

Der gemeine Jasminstrauch.

1. Namen. Gemeiner Jasmin, weißer Jasmin. Jasminum officinale.

2. Blüthen erscheinen im Juli an den Spitzen der Zweige zu vier bis sechs Stück an dünnen fast zollangen Stielen. Die grüne, einblättrige Blumendecke hat vier bis acht Einschnitte. Die weiße röhrenförmige, wohlriechende Blumenkrone, drei Viertel-Zoll lang, hat an ihrer Mündung vier bis acht und mehr ausgebreitete, eirunde Lappen. Innerhalb der Blumenröhre sind zwei kurze Staubfäden mit einem fadenförmigen, eben so kurzen Griffel.

3. Blätter stehen einander gegenüber, sind ungleich gefiedert. An dem gemeinschaftlichen Stangel sitzen fast stiellos fünf bis sieben eilanzetförmige zugespitzte Blättchen, davon das äusserste am größten ist. Sie sind auf beiden Flächen glatt, hellgrün, glänzend, ungezahnt, am Stielende gewöhnlich schief.

4. Rinde der zähen, biegsamen Zweige grün, glatt, viereckig.

5. Same reift im Herbste. Er besteht aus einer länglichrunden Beere, worin zwei eirunde auf einer Seite platte, auf der andern erhabene Samen liegen.

6. Vermehrung geschieht durch Samen, Ableger und Stecklinge (letztere fordern jedoch zum Fortkommen sehr fruchtbares Land). Der Jasminstrauch gedeihet ausserdem in jedem Boden, wenn derselbe nicht zu kalt und schwer ist.

7. Aufwuchs iſt lebhaft. Der Strauch wird ſechs bis zehn Schuh hoch, in der Kaſtanienregion heimiſch.

8. Nutzen. Auſſer ſeiner Zierlichkeit in Gärten, nützt der Strauch durch das aus ſeinen Blüthen gezogene Oel und daraus bereitete Eſſenzen, wenn man ihn in Menge hat.

§. 133.

Der Blaſenſtrauch.

1. Namen. Colutee, falſche Senne. Colutea arborescens.

2. Blüthen erſcheinen vom Juni an, den ganzen Sommer hindurch, mit ihren gelben Schmetterlingsblumen traubenweis an einem aus den Winkeln der Blätter entſpringenden Stängel. Der kleine, grüne Blumenkelch iſt becherförmig, und fünfſpaltig; es zeigen ſich im Schlund der Blumen zehn grünliche Staubfäden (neun derſelben ſind unten mit einander verwachſen, nur einer ſteht ganz frei), mit orangenfarbenen Staubbeuteln, und ein Griffel mit rauher Narbe. Jede Blume ſitzt mit einem faſt halbzölligen Stiele an dem zwei bis drei Zoll langen Blumenſtängel; drei bis ſieben Blumen ſind an einem Stängel.

3. Blätter ſind ungepaart gefiedert. Es ſitzen faſt ſtiellos neun bis eilf hellgrüne, eirunde, an der Spitze herzförmig eingekerbte, faſt zollange,

drei Viertel-Zoll breite Blättchen, deren Rand ungezahnt, deren Ober- und Unterfläche glatt iſt, an einem gemeinſchaftlichen, aufrecht ſtehenden, dünnen, grünen, feinbehaarten Stängel.

4. Rinde der jungen Zweige grün, grau behaart, der altern braungrau.

5. Holz, hart, fein und weiß.

6. Same reift im Sommer und Herbſt. Er befindet ſich als kleine, ſchwärzliche, rundliche, plattgedrückte Bohnlein, in einer einen bis anderthalb Zoll langen weißgelblichen, dünnhäutigen, von Luft aufgeblaſenen Schote, die, wenn ſie zerdrückt wird, knallt.

7. Vermehrung. Dieſer ſchöne Strauch wird am allerleichteſten durch Ausſtreuung ſeines Samens im Herbſt oder Frühjahr fortgepflanzt. Schon im erſten Jahre wird er fünf bis ſechs Schuh hoch, und im zweiten blüht er ſchon. Er nimmt, auſſer feuchten, jeden Boden an; doch liebt er der Sonne entgegen zu ſtehen. Auf gutem Erdreich in Gärten wird er zehn bis fünfzehn Schuh hoch; nicht ſo, wenn er wild wächſt, welches in der Kaſtanien- und an Sonnenſeiten der untern Buchenregion der Fall iſt.

8. Nutzen. Das Holz kann zu eingelegten Arbeiten dienen. Die Blätter und Bohnen purgiren und erregen Erbrechen; indeſſen iſt dieſer Nutzen der unbedeutendſte.

§. 144.

Die Peltsche.

1. Namen. Scorpionssenne, kleine Senne. Coronilla emerus.

2. Blüthen erscheinen vom April an bis spät im Sommer mit ihren gelben Schmetterlingsblumen, deren kleiner, grüner Kelch fünf Zähne hat. In der Blume sind neun Staubfäden unten mit einander verwachsen; einer steht allein. Immer sitzen drei bis vier Blumen an kurzen Stielen auf dem äussersten Ende eines anderthalb- bis zweizölligen Stängels, der zwischen den Blattstängeln hervorgeht.

3. Blätter, sind gefiedert. An sehr kurzen Stielen sitzen immer an dem gemeinschaftlichen Blattstängel sieben hellgrüne (fast drei Viertel-Zoll lange, keinen halben breite) oben runde, gegen den Blattstiel keilformig spitz zulaufende, am Rande ungezähnte, auf beiden Flächen glatte Blättchen. Oben sind sie bald völlig gerundet, bald etwas eingekerbt, bald mit einem äusserst feinen aus der Verlängerung des Rückgrats entstandenen kleinen Stachel versehen.

4. Rinde der von oben nach unten gefurchten, eckigen, schlanken Zweige grün, bei ältern weißlich.

5. Same, in einer langen, grauen, schma-

len, knotigen Schote, mehrere dünne, lange, bohnenartige Samen.

6. Vermehrung geschieht am leichtesten durch den Samen.

7. Aufwuchs. Dieser in den Bergwäldern der mittlern Buchenregion häufige Strauch, den man wegen seiner Blumen in die Gärten nimmt, und dessen Blätter in der Färberei gut sein sollen, wird nicht viel über vier Schuh hoch. Er liebt guten Boden, und schattige Lage an Mitternachtsseiten.

§. 145.

Die Kronwicke.

1. Namen. Kronwicke, gekrönte Peltschen. Coronilla coronata.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Juni mit ihren gelben Schmetterlingsblumen, die, kleiner als die Blumen der Peltsche (§. 144) an feinen kurzen Stielen doldenförmig oft zwölf bis sechszehn beisammen auf der Spitze eines aufrechtstehenden, vier bis sechs Zoll langen Stängels beisammen sitzen. Dies, und ihre Kleinheit unterscheidet sie hinlänglich von den Blumen der Peltsche, mit denen sie, in Rücksicht der Samenwerkzeuge u. s. w., Alles gemein haben.

3. Blätter, gleichen denen der Peltsche in allen Theilen, wie oben beschrieben ist, vollkommen; nur mit dem Unterschiede, daß immer neun

Blättchen an einem Stängel sind, und daß die zwei untersten dicht an der Wurzel des Blattstängels sitzen.

4. Rinde glatt, grüngelblich, rundlich.

5. Same reift im Juni und Juli, in Schoten, denen der Peltsche ähnlich, doch dünner und kürzer; eben so der Same.

6. Vermehrung wird durch den Samen bald bewerkstelligt. Das Erdreich sei leicht und warm; der Stand beschützt. — Der Strauch wird nur zwei bis drei Schuh hoch gefunden. Er ist nur in der Kastanienregion einheimisch.

§. 146. (Siehe §. 60.)

Der kleine Bohnenbaum.

1. Namen. Kleiner Bohnenbaum. Cytisus nigricans.

2. Blüthen mit ihren gelben Schmetterlingsblumen, die kleiner, als die des gemeinen Bohnenbaums sind, an viertelzölligen dünnen feinbehaarten Stielen, an den Spitzen der Zweige, in einer langen aufrechten Blumentraube, wo sie dicht und zahlreich umher stehen. Unter ihrem Kelch befindet sich ein fadenförmiges grünes Nebenblättchen, so lang, als der Kelch.

3. Blätter. Immer drei Blättchen sitzen an sehr kurzen Stielen an der Spitze eines halbzölligen Blattstängels. Sie sind länglich eirund, nach

oben und unten spitz zusammenlaufend, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf der Unterfläche feinbehaart, am Rande ungezahnt, an der Spitze mit einem sehr kleinen krautartigen Stachel versehen. Das mittlere Blättchen ist das größere; die zwei Seitenblättchen haben zwei Drittel-Zoll Länge, über einen Viertel-Zoll Breite.

4. Rinde der jüngern Zweige grün, behaart; der ältern schwarzbraun.

5. Same. In einer zollangen, platten, schwarzen, etwas behaarten, an der Spitze mit einer fadenförmigen Verlängerung versehenen Schote befinden sich vier bis acht braune, glänzende, plattgedrückte Bohnlein, die im Herbstmond reifen.

6. Vermehrung. Im Frühling gesäet, geht der Same nach einigen Wochen schon auf. Man muß dazu gutes, leichtes, sonniges Erdreich wählen.

7. Aufwuchs. Der Strauch wird im ersten Jahre nur einen Schuh hoch, wächst sodann lebhafter, und erreicht die Höhe von fünf bis sechs Schuh, besonders in Gärten. Er ist der Kastanienregion angehörig.

§. 147. (Siehe §. 60.)

Der rauhe Bohnenbaum.

1. Namen. Rauher Bohnenbaum. Cytisus hirsutus.

2. Blüthen erscheinen Anfang Mai's mit großen, gelben Schmetterlingsblumen an kaum

viertelzölligen Stielen auf den Spitzen der Zweige, wo sie Anfangs in einem Kopf beisammen, nachmals aber, wenn die Zweige sich verlängern, auf den Seiten stehen. Blattstiel und Kelch der Blumen sind mit weißen Haaren bedeckt.

3. Blätter. Drei halbzollange, oben runde, unten spitz zulaufende, dunkelgrüne, am Rande ungezahnte Blättchen, sitzen an der Spitze eines langen Stängels mit sehr kurzen Stielen befestigt. Sie sind auf der Unterfläche weißbehaart.

4. Rinde der jüngern Zweige weißbehaart, der ältern bräunlich, einzeln behaart. Diese Zweige hängen immer erdwärts.

5. Same. In einer kleinen, breitgedrückten, grauen, behaarten Schote sind drei bis sechs schwarze, glänzende, breite Bohnlein. Sie reifen im Herbst.

6. Vermehrung. Im Frühling gesäet in einen leichten, sonnigen Boden, geben die Samen bald auf. Es ist dieser Strauch in der Kastanienregion heimisch.

7. Aufwuchs. Er wird nur zwei bis drei Schuh hoch, breitet aber seine hangenden Zweige sehr aus.

§. 148. (Siehe §. 60.)

Kopfförmiger Bohnenbaum.

1. Namen. Kopfformiger Bohnenbaum. Cytisus capitatus.

2. Blüthen im April und Mai aus den Blattwinkeln der Zweige, und im Juni büschelweis, oder kopfförmig an kurzen Stielen aus den Spitzen der Zweige. Der Kelch der gelben Blumenkrone, der beinahe drei Viertel-Zoll lang, und zweifach gespalten ist, hat von den feinen weißen Haaren, die ihn bedecken, ein rauhes Ansehen, und ist aufgeblasen.

3. Blätter. Ihrer sitzen immer drei sehr kurz gestielt, an der Spitze eines fast zollangen, haarigen Stängels. Sie sind länglich eirund, nach oben und unten zugespitzt, drei Viertel-Zoll lang, über einen Viertel-Zoll breit, haben an der Spitze einen sehr kleinen, krautartigen Stachel, einen ungezahnten Rand, eine dunkelgrüne glatte Oberfläche, eine mit weißen abstehenden Haaren besetzte Unterfläche.

4. Rinde der sperrhaften aufrechten Zweige, in der Jugend grünlich, rauh von den weißlichen, zarten, abstehenden Haaren; im Alter glatt und braun.

5. Same. Die im Herbst reifenden, breitgedrückten, braunen, behaarten Schoten enthalten vier bis fünf bräunliche, glänzende, platte Bohnlein.

6. Vermehrung wird durch Aussaat am leichtesten bewerkstelligt.

7. Aufwuchs. Der ganze Strauch erreicht

nur die Höhe von zwei Fuß, und wächst in der obern Buchenregion.

§. 149. (Siehe §. 22.)

Die Zwergbirke.

1. Name. Zwergbirke. Betula nana.

2. Blüthen erscheinen im Mai; die gelben männlichen Kätzchen sind kaum einen halben Zoll lang; eben so die braungelben weiblichen, deren Schuppen dreitheilig rundlich sind. Sie sitzen sehr kurzgestielt, einzeln, an den Seiten der Zweige.

3. Blätter sitzen mit sehr kurzen Stielen an den niederhängenden Zweigen, sind zirkelrund, ringsum am Rande tief gezahnt, keinen halben Zoll groß, auf beiden Flächen glatt; Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche blässer, vielgeadert.

4. Rinde der jungen Zweige dunkelroth, an den Enden behaart, der ältern schwärzlich.

5. Vermehrung wird in feuchter, feiner, schwarzer Erde durch den Samen bewerkstelligt.

6. Aufwuchs. Der ganze Strauch wächst sehr langsam und wird bei uns nie über drei Schuh hoch. Er wächst nur in Sumpfgegenden der obern Buchen- und untern Alpenregion.

§. 150. (Siehe §. 105.)

Die schwarze Lonizere.

1. Name. Schwarze Lonizere. Lonicera nigra.

2. Blüthen, erscheinen Ende Mai's aus den Winkeln der Blätter, zwei einander gegenüberstehend, an anderthalbzölligen aufrechten, feinen Stängeln paarweis auf deren Spitze stiellos. Die röthlichweiße Blumenkrone hat eine sehr kurze Röhre, die wenig über den grünen Kelch hervorragt. Der obere Rand der zweitheiligen Blume ist breit, mit vier Einschnitten; der untere schmal, zurückgebogen. Staubfäden weißlich; Staubbeutel röthlich.

3. Blätter, eirund, länglich (zwei Zoll lang, einen Zoll breit), nach oben und unten zugespitzt, am Rande fein wellenförmig, Oberfläche dunkelgrün glatt, Unterfläche bläßer, stehen einander gegenüberstehend, an kurzen Stielen.

4. Rinde der Zweige braungelblich. Die Zweige stehen aufrecht und sind zahlreich.

5. Same reift im Juli und August. Er besteht in zwei oft mit einander verwachsenen, schwarzen Beeren, von der Größe der Wachholderbeeren, wo in dem saftigen, dunkelrothen Fleische vier bis acht kleine, platte, länglichrunde Körner liegen.

6. Vermehrung wird sowohl durch Samen, als durch Ableger bewirkt.

7. Aufwuchs. Der ganze Strauch bleibt niedrig, drei bis vier Schuh hoch, da wo er wild wächst, in der obern Buchen- und untern Alpen-

region. In den Gärten aber wird er größer. Er erträgt auch in nördlichern Gegenden die Strenge des Winters.

§. 151. (Siehe §. 75.)

Der Zwergmispelstrauch.

1. Namen. Zwergmispelstrauch. Mespilus chamaemespilus.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Juni in doldenförmigen Büscheln gemeiniglich an den Spitzen, doch auch in den Winkeln der Blätterstiele. Die weißen an der Spitze schwach röthlichen Blumenblätter stehen aufrecht, sind fast von der Größe der Mehlbeerblüthen.

3. Blätter sind eirund länglich, nach oben und unten spitz zulaufend, über drei Zoll lang, fast zwei Zoll breit, am Rande doppelt gesägt; aber in der Nähe des Blattstiels ist der Rand ungetheilt, auf beiden Flächen glatt; Oberfläche dunkelgrün, glänzend, Unterfläche bleich; mit erhabenem Rückgrath und Rippen; das Ganze steif, hart. Die Blätter sitzen aufrecht, und wechselsweise an kurzen Stielen.

4. Rinde der jüngern Zweige braun, glatt, an den Enden wollig; der ältern schwärzlich, runzlich. — Holz braunröthlich, hart und sehr zähe.

5. Same besteht in rothen glatten Beeren, von der Größe und Gestalt der Mehlbeeren (Cra-

gus aria); der Nabel iſt oben eingedrückt; das Fleiſch iſt orangefarben, ſäuerlich, von feinerm Geſchmack, als das der gemeinen Mispel. Das Kernhaus enthält vier hellbraune Kerne, wie Aepfelkerne. Zeit der Reife im Oktober.

6. Vermehrung geſchieht durch den Samen; auch durch Ableger. Man wähle dazu guten, kühlen Boden; ſchattige Lage.

7. Aufwuchs ſehr langſam. Er iſt Bewohner der untern Alpenregion. Der Strauch wird nicht viel über vier Schuh hoch, und wächſt immer mit ſeinen vielen Aeſten ſehr buſchig. — Seine Früchte werden von den Alpenbewohnern genoſſen.

§. 152. (Siehe §. 73.)

Der Quittenmispelſtrauch.

1. Name. Bergquittenſtrauch. Mespilus cotoneaster.

2. Blüthen, in kleinen, doldenförmigen Büſcheln aus den Winkeln der Blattſtiele an den Spitzen der kurzen Nebenzweige. Die röthlichweiße Blumenkrone iſt klein; und der grünröthliche Kelch iſt eben ſowohl, als der meiſt halbzöllige Blumenſtängel, mit weißer Wolle überzogen.

3. Blätter ſind eirund, oft ſtumpf geſpitzt an beiden Enden, anderthalb bis zwei Zoll lang, einen Zoll und darüber breit; am Rande ungezahnt; auf der Oberfläche dunkelgrün, glatt; Un-

terfläche mit weißem Filz bedeckt. Blattſtiel kurz. Die Blätter ſind überhaupt etwas ſteif und hart.

4. Rinde der Zweige braunroth, glänzend, gefurcht.

5. Same reift im Herbſt. Die Beeren ſind von der Größe einer Erbſe, rund, ſchwarzröthlich.

6. Vermehrung iſt durch den Samen ſehr leicht; auch durch ausgehobene Wurzelbrut. — Er nimmt mit ſchlechtem, ſteinigem Boden in ſchattiger Lage vorlieb.

9. Aufwuchs. Der Strauch wird vier bis ſieben Schuh hoch, und wächſt in der mittlern, obern Buchen- und untern Alpenregion wild.

§. 153. (Siehe §. 75.)

Der Fluebirnſtrauch.

1. Name. Quendelbeerbaum. Mespilus amelanchier.

2. Blüthen, im Mai an den Spitzen und Seiten der Zweigenden doldenförmig, zu drei bis vier Stück. Die weißen Blumenblätter ſchmal, über einen halben Zoll lang, oben gerundet. Die weißen Staubfäden kurz, mit blaßgelben Staubbeuteln. Kelch und Blumenſtiele ſind mit Filz überzogen.

3. Blätter ſitzen an halbzölligen Stielen, wechſelweis; ſind eirund, nur in der Jugend oben zugeſpitzt; einen Zoll lang, drei Viertel-Zoll

breit; am Rande scharf, groß gezahnt (nur beim Blattstiel ist der Rand ungetheilt); Oberfläche mattgrün, mit röthlichen Adern; Unterfläche blässer, mit etwas Wolle am hervorstehenden röthlichen Rückgrat und Rippen. Auch die Blattstiele sind etwas wollig.

4. Rinde der Zweige an den Spitzen wollig; dann rothbraun, glatt; an ältern schwarzgrau.

5. Same. Die Beeren, von der Größe einer Schlehenbeere, sind rund, pflaumenblau, haben einen gekrönten, etwas welligen Nabel, und reifen im September. Sie werden genossen.

6. Vermehrung ist sowohl durch den Samen, als auch durch die bald Wurzel schlagenden Ableger sehr leicht. Es kann dazu ein geringer, doch nicht feuchter, Boden dienen.

7. Aufwuchs ist ziemlich lebhaft. Der Strauch wird vier bis sechs Fuß hoch, in der mittlern und obern Buchen-, auch untern Alpenregion.

§. 151. (Siehe §. 94.)

Der Alpen-Farbestrauch.

1. Namen. Alpen-Farbestrauch, Alpen-Wegdorn. Rhamnus alpinus.

2. Blüthen erscheinen Ende Mai's mit ihren kleinen, grünen, an kurzen Stielen befindlichen Blumen, meistens paarweis, aus den Winkeln der Blattstiele.

3. **Blätter** sind in der Jugend eirund, späterhin eiförmig, oben zugespitzt, dann gewöhnlich zwei bis drei Zoll lang, anderthalb bis zwei Zoll breit; am Rande einfach gekerbt (aber beim Blattstiel ist der Rand ungetheilt); Oberfläche glatt, dunkelgrün; Unterfläche bräunlichgrün, mit erhabenem Rückgrat und Rippen, die parallel laufen. Das Blatt ist feüen, dicken Baues; der Blattstiel einen halben Zoll lang.

4. **Rinde** der jüngern Zweige röthlichgrau; der ältern schwarzgrau, unbewehrt.

5. **Same** besteht in einer schwarzen Beere, von der Größe einer Schlehenbeere, reift im Herbst.

6. **Vermehrung** geschieht leicht durch Samen, auf schwarzem, kühlem Grunde, in schattiger Lage.

7. **Aufwuchs**, ziemlich langsam. Der Strauch wuchert häufig an den Schattseiten der Vorgebirge in der mittlern und obern Buchen-, so wie in der untersten Alpenregion, wird aber nur vier bis sechs Schuh hoch.

§. 155. (Siehe §. 94.)

Der Zwerg-Farbestrauch.

1. **Name.** Zwerg-Farbestrauch. Rhamnus pumilus.

2. **Blüthen** mit ihren kleinen, grünen, an

feinen, kurzen Stielen aufrecht stehenden Blumen im Juni zahlreich in den Blattwinkeln an den Spitzen der Zweige.

3. Blätter sind eirund länglich, oder zugespitzt, gegen den Blattstiel schmal, fast keilförmig zulaufend, am Rande äusserst fein gezahnt, einen bis anderthalb Zoll lang, einen halben bis drei Viertel-Zoll breit, auf der Oberfläche glatt, grün; Unterfläche blässer, mit erhabenem braunen Rückgrat und braunen, bogenförmigen Rippen. Blattstiel einen Viertel-Zoll lang.

4. Rinde der Zweige grauroth, glatt, knotig, unbewehrt.

5. Same. Die Beeren, einer Wachholderbeere gleichend, blauschwarz, rund, reifen im Herbst.

6. Vermehrung ist von diesem Strauch auf keine andere Weise, als durch Samen zu erhalten. Man wähle dazu schattigen, kühlen, festen Leimenboden auf Nordseiten.

7. Aufwuchs. Man findet diesen Strauch nur in der untern, noch mehr in der mittlern und obern Alpenregion wild, in den Felsenritzen eingeklammert, und darin kaum zwei Schuh auftriechend. Aus den Felsenspalten schickt er kleine Aeste, die Blätter und Blüthen treiben, gegen das Licht hervor, daß sie nur einem niedern Kraut gleichen. Es ist schwer, eine ganze Pflanze, lebendig und unversehrt, aus solchen Spalten hervor zu bringen.

§. 156. (Siehe §. 91.)

Der Felsen-Farbestrauch.

1. Namen. Felsen-Farbestrauch, Fels-Wegdorn. Rhamnus saxatilis.

2. Blüthen erscheinen Anfang Mai's in den Blattwinkeln der büschigen Zweigspitzen, an feinen, kurzen Stielen sehr zahlreich; sie sind gelbgrün und Zwitterblumen.

3. Blätter sind eirund, nach oben und unten spitz zulaufend, über drei Viertel-Zoll lang, einen halben Zoll breit, fein gesägt am Rande (ungetheilt in der Nähe des Blattstiels); Oberfläche dunkelgrün, untere blässer, mit erhabenem Rückgrat, auf beiden glatt. Beim ersten Anblick den Blättern des Schwarzdorns ähnlich. Blattstiel kurz.

4. Rinde ist schwarzgrau, runzlich; die Zweige enden in einen scharfen Dorn.

5. Same. Die schwarzen, runden Beeren, von der Größe einer Erbse, reifen im Herbst, und können, wie die Beeren aller andern Farbestrauch-arten, zur Farbe benutzt werden.

6. Vermehrung geschieht allein durch den Samen.

7. Aufwuchs ist langsam. Es ist ein kleiner Strauch, selten über zwei Schuh hoch, mit feinen schwarzen, fingerdicken, zerstreuten, dornigen Zweigen und feinem Laube, einem verkrüppel-

ten Schwarzhorn nicht ungleich. Er erscheint in der obern und mittlern Buchenregion heimisch.

§. 157.

Der Tamariskenstrauch.

1. Name. Margrisselstaude. Tamarix germanica.

2. Blüthen erscheinen, vom Juni an den Sommer hindurch, an den Spitzen der Zweige in drei bis vier Zoll langen, weißröthlichen Aehren. Die kleinen, geruchlosen Blumen, welche diese Aehren zusammensetzen, haben eine röthlichgrüne, aus fünf schmalen, spitzen Einschnitten bestehende, nicht abfallende Blumendecke, und eine Blumenkrone mit fünf eirunden, offenstehenden, ausgehöhlten Blättern. Zehn zarte weiße Staubfäden, unterhalb in eine Säule verwachsen, sind darin; die Staubbeutel sind bräunlich. Der blaßgelbe Fruchtknopf hat acht längliche, grüne, zurückgebogene Narben.

3. Blätter sind zypressenartig, äußerst klein, und schuppenartig dicht über einander gelegt, graugrün.

4. Rinde der Zweige braunroth.

5. Holz weiß, brüchig und spröde, mit großen Markröhren.

6. Same reift im Sommer und Herbst, ist, gleich dem Samen der Weiden, wollig und zart.

7. Vermehrung ist durch den Samen, wegen seiner Leichtigkeit, schwierig. Leichter geschieht es durch Stecklinge und Ableger.

8. Aufwuchs ziemlich lebhaft. Der Strauch, welcher im feuchten Sande an fließenden Wassern in der Buchenregion häufig wächst, wird sechs bis acht Schuh hoch; sein Stamm selten mehr als einen Zoll dick.

§. 138.

Die Stranßbeer-Arten.

Hierunter werden alle Johannis- und Stachel- oder Kraufelbeer-Arten begriffen, die wild wachsend anzutreffen sind.

Sie haben alle einen einblätterigen, fünfzähnigen Blumenkelch, auf welchem die fünf Blättchen der kleinen Blumenkrone und die fünf Staubfaden sitzen. Der Griffel auf dem unter der Blume befindlichen Fruchtknoten ist bis zur Hälfte gespalten.

§. 139. (Siehe §. 138.)

Der gemeine Johannisbeerstrauch.

1. Namen. Meertraublein, Rübizelstaude. Ribes rubrum.

2. Blüthen, Ende Aprils aus den Seitenknospen mit ihren kleinen, flachen, grüngelblichen Blumen, die traubenartig mit sehr kurzen Stielen an einem gemeinschaftlichen Stängel niederhangen.

3. Blätter, fünflappig, zwei bis drei Zoll

lang und breit, am Rande tief und groß gezahnt, beim (zwei bis drei Zoll langen) Blattstiel herzförmig ausgeschnitten. Sie sind auf beiden Flächen glatt, und haben fünf Hauptrippen, mit parallel gehenden Nebenrippen.

4. Rinde der hangenden Zweige rothbraun; der ältern grau.

5. Same. Die Beeren reifen im Juni, sind von der Größe einer Erbse, halb durchsichtig, glänzend roth, von angenehm säuerlichem Geschmack.

6. Vermehrung ist durch den Samen langweilig, schneller durch Ableger, Schnittlinge und bewurzelte Schoßlinge, auf fruchtbarem Erdreich.

7. Aufwuchs. Der Strauch wird fünf bis sechs Fuß hoch; ist in der Buchenregion gemein.

8. Nutzen. Die Beeren werden genossen, und in der Haushaltung mannigfaltig zu Speisen und Getränken angewandt.

Anmerkung. Es gibt in den Gärten Johannisbeeren mit weißer und mit fleischfarbener Frucht. Durch Oculiren kann man sie so veredeln, daß die Blumen- und Fruchtsträuße vier bis fünf Zoll lang und die Beeren noch einmal größer werden.

§. 160. (Siehe §. 158.)

Alpen-Johannisbeerstrauch.

1. Namen. Alpen-Johannisbeerstrauch, Straußbeere, wilde Johannisbeere, Aechbeere. Ribes alpinum.

2. Blüthen, mit ihren kleinen, grüngelben Blumen (die zuweilen ganz getrennte Geschlechter haben) im Mai. Die Blumentrauben stehen aufrecht empor, und sind kleiner, als bei der vorigen Art. Unter jedem Blümchen ein schmales Nebenblatt, länger als die Blume.

3. Blätter und ebenfalls kleiner (einen bis anderthalb Zoll groß), meistens dreilappig, am Rande tief und unregelmäßig gezahnt: bei dem (halbzölligen) Blattstiel zugerundet; auf der Oberfläche dunkelgrün, mit einzelnen Haaren: auf der Unterfläche blaßgrün, glatt. Die Blätter haben nur drei Hauptrippen, die Nebenrippen laufen nicht parallel.

4. Rinde, braun, schwärzlichgrau. Die Zweige stehen aufrecht.

5. Same. Die Beeren reifen im Juli, sind kleiner, roth, süßlich, fade.

6. Vermehrung geschieht leicht, wie bei der vorigen Art.

7. Aufwuchs. Der Strauch wird nur vier Schuh hoch und in der obern Buchen- und untersten Alpenregion häufig gefunden.

8. Nutzen. Die Beeren sind ungenießbar: aber sein hartes, zähes Holz wird an vielen Orten zu Rechenzähnen gebraucht.

§. 161. (Siehe §. 158.)

Gichtbeerenſtrauch.

1. Namen. Schwarze Johannisbeere, Wendelbeerſtrauch. Ribes nigrum.

2. Blüthen, im Mai, mit kleinen, unrein gelbgrünen, glockenförmigen, niederhangenden Traubenblumen.

3. Blätter ſind fünflappig, zwei bis drei Zoll lang und breit, die Lappen zugeſpitzt, der Rand groß gezahnt, beim (zwei Zoll langen, behaarten) Blattſtiel in der Jugend gerade abgeſchnitten, ſpäterhin herzförmig eingebogen; auf beiden Flächen glatt. Die Blätter haben einen eigenen, ſtarken Geruch.

4. Rinde der jungen, ſchwebenden Zweige blaßgelblich, ſpäterhin braungrau.

5. Same. Die Beeren, größer als Johannisbeeren, ſchwarz, mit bräunlichem Fleiſch, reifen im Juli und werden genoſſen.

6. Vermehrung, wie bei den obigen Arten. Der Strauch liebt feuchten Boden, an Waſſern, ſelbſt an Sümpfen.

7. Aufwuchs. Der blättereiche Strauch wird fünf bis ſechs Fuß hoch; iſt in der mittlern und untern Buchenregion einheimiſch.

8. Nutzen. Die Beeren haben eine ſtarke, urintreibende Kraft. Mit jungen Blättern wird

Branntwein gelb gefärbt. Abgekochte Beeren und Blätter sollen bei gichtischen Zufällen und geschwollenen Hälsen heilsam sein.

§. 162. (Siehe §. 158.)

Der Stachelbeerbusch.

1. Namen. Stachelbeer-, Krauselbeerbusch. Ribes uva crispa.

2. Blüthen, im April mit kleinen, grünlichrothen Blumen, aus den Blattwinkeln. An dem kurzen Blumenstiel bemerkt man ein grünes, einfaches Nebenblättchen.

3. Blätter sind rundlich, fünflappig, keinen Zoll groß, am Rande groß gezahnt, auf beiden Flächen glatt, oder nur wenig behaart.

4. Rinde der Zweige bräunlich, grau, mit Stacheln bewaffnet.

5. Samen. Die Beeren, länglichrund, gelblichgrün, halb durchsichtig, mit einzelnen Haaren besetzt, werden genossen.

6. Vermehrung geschieht am leichtesten durch Theilung des Wurzelstocks, durch Ableger und Schnittlinge. Er wächst in der mittlern und untern Buchenregion wild.

Anmerkung. Es finden sich noch von diesem Strauch zwei von demselben wenig verschiedene Abarten:

a) Garten-Stachelbeere (Ribes grossularia), deren Blüthenstiele und Früchte haarigter sind.

b) Hange-Stachelbeere (Ribes reclinatum), deren Zweige dünn, biegsam und lang niederhangend sind, etwas größere Blätter haben, und an deren Blumenstielen man ein dreiblätteriges Nebenblättchen bemerkt.

Uebrigens hat man von allen diesen Sorten wieder eine große Menge Ab- und Spielarten, mit großen, kleinen, grünen, gelben, weißen, rothen und schwärzlichen Beeren.

§. 163. (Siehe §. 116.)

Die Zimmetrose.

1. Namen. Zimmetrose, Mairose. Rosa cinnamomea.

2. Blüthen, im Mai, einzeln, an den Spitzen der Zweige; die Blumen sind klein, dunkelrosenroth, haben einen schwachen (zimmetartigen) Geruch. Die Einschnitte der Blumendecke sind meist ungetheilt, und geben in ein schmales, grünes, zurückgebogenes Blatt aus. Blumenstiel ist röthlich, glatt, halbzöllig.

3. Blätter, ungleich gefiedert, bestehen aus fünf bis sieben Blättchen, welche anderthalb Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit, eiförmig, am Rand klein gesägt, auf der Oberfläche glatt, dunkelgrün, auf der Unterfläche haarig, graugrün, und kurz gestielt sind. Blattstängel ist wollig, oft stachellos, und mit den länglichen, stumpfen, drüsigen, fein gezahnten Afterblättern zusammengewachsen.

4. Rinde, braunroth, glänzend, glatt; nur unter der Wurzel jedes Blattſtängels zwei bis fünf gelbliche, kurze, gekrümmte Stacheln.

5. Same. Die Frucht iſt rund, glatt, roth.

6. Vermehrung geſchieht äuſſerſt leicht durch die Nebenſprößlinge des Wurzelſtocks. — Der ganze Strauch wird ungefähr vier Fuß hoch, und iſt in der Buchenregion einheimiſch.

Anmerkung. In den Gärten hat man die Zimmerroſen mit gefüllter Blume.

§. 164. (Siehe §. 116.)

Die weiße Feldroſe.

1. Namen. Weiße Feldroſe, wilde weiße Roſe. Rosa arvensis.

2. Blüthen, im Juni; gewöhnlich ſtehen drei weißblätterige Roſen beiſammen, die nur ſchwachen Geruch haben. — Die Einſchnitte der Blumendecke ſind faſt nicht getheilt, und geben am Ende in eine feine Spitze aus. Der Staubweg iſt weit über die Staubfäden vorragend; der Blumenſtiel rauh.

3. Blätter ſind ungleich gefiedert, beſtehen aus fünf bis ſieben eiförmigen, zugeſpitzten, unregelmäßig gezahnten Blättchen, auf beiden Seiten glatt. Der Blattſtängel hat Stacheln.

4. Rinde, glatt, braunroth, mit gekrümmten zerſtreut ſtehenden Stacheln beſetzt. Die Zweige liegen meiſtens am Boden kriechend.

5. Same. Die Frucht iſt länglichrund, glatt.

Der Strauch iſt vier bis fünf Schuh hoch, und wird wie die vorige Art vermehrt und in der Buchenregion gefunden.

Anmerkung. Man hat in den Gärten gefüllte. Der große, weiße Rosenstrauch (Rosa alba) iſt davon wenig verſchieden.

§. 165. (Siehe §. 116.)

Die Pimpinellen-Roſe.

1. Name. Pimpinellen-Roſe. Rosa pimpinellifolia oder spinosissima.

2. Blüthen, im Mai, bald einzeln, bald mehrere beiſammen, an den Spitzen der Zweige, bald mit weißlichen, bald blaßrothen, bald röthern Blumen, die nicht groß ſind, doch angenehm dufteten. Die Einſchnitte der Blumendecke glatträndig, faſt ſo lang als die Blumenblätter. Der Blumenſtiel iſt bald glatt, bald feinſtachlig.

3. Blätter, ungleich gefiedert, beſtehen aus ſieben bis eilf kleinen, faſt nur halbzöllangen, fein und tief gezahnten, eirunden Blättchen. Blattwinkel haben einzelne Stacheln, und ein rauhes, gezahntes Nebenblatt, mit denen es zuſammengewachſen.

4. Rinde, braunroth, mit ſehr vielen weißlichen, großen und kleinen, gerade ausſtehenden Stacheln dicht bedeckt.

5. Same. Die Frucht iſt kugelrund, glatt, ſchwarzroth.

Der Strauch wird kaum zwei Schuh hoch, und iſt in der mittlern und obern Buchenregion heimiſch.

§. 166. (Siehe §. 116.)

Die Zucker-Roſe.

1. Name. Zucker-Roſe. Rosa gallica.

2. Blüthen erſcheinen im Juni, bald zwei, bald drei Stück an den Spitzen der Zweige. Die Roſen ſind von mittelmäßiger Größe, blaßroth. Von den Einſchnitten des Blumenkelchs, die ausgebreitet ſtehen, ſind drei etwas gefiedert. Der Blumenſtiel mit borſtigen Haaren beſetzt.

3. Blätter. An dem gemeinſchaftlichen Blattſtängel, der auf der untern Seite einzelne, röthliche, hakenförmige Stacheln und viele borſtige Haare hat, ſitzen drei bis ſieben länglichrunde, nach oben und unten ſpitz zulaufende, am Rande ungleich groß und ſpitz gezahnte, auf der Oberfläche glatte, auf der Unterfläche wollige Blättchen.

4. Rinde der, mit vielen kleinen und großen, zuſammengedrückten, krummen Stacheln beſetzten Zweige, iſt grün.

5. Same. Die Frucht iſt eirund, unten ſchmäler, mit braunen, borſtigen Haaren beſetzt.

Anmerkung. Dieſer in der mittlern und untern Buchenregion häufige Wurzelſprößlinge treibende, Ro-

ſenſtrauch wird drei bis vier Schuh hoch. Man hat davon Abarten mit gefüllter, blaß- und dunkelrother und bunter Blume in den Gärten. Auch die ſogenannte Zwergroſe (Rosa pumila) die man in der wärmern Schweiz wild findet, gleicht derſelben ganz, und unterſcheidet ſich nur dadurch, daß an den ältern Zweigen die Stacheln abfallen, und nur an den jüngern zahlreich ſitzen, was auch bei allen Geſträuchen der Zuckerroſe der Fall iſt.

§. 167. (Siehe §. 116.)

Die Wein-Roſe.

1. Namen. Wein-Roſe, roſtfarbene Roſe, wohlriechende wilde Roſe. Rosa rubiginosa.

2. Blüthen erſcheinen an halbzölligen, bald glatten, bald ſtachligen Stielen einzeln oder paarweis im Juni und Juli, mit fleiſchfarbenen, wohlriechenden, kleinen Blumen (etwas über einen Zoll groß) an den Spitzen der Zweige. Die Einſchnitte der Blumendecke, ſo lang als die Blumenblätter, ſind meiſtens ungetheilt, mit einem weißen, wolligen Rande.

3. Blätter. Es ſitzen am gemeinſchaftlichen, fein behaarten, mit den Afterblättern verwachſenen, mit einzelnen, etwas gekrümmten Stacheln und braunen Drüſen beſetzten Blattſtängel fünf bis ſieben rundliche, oben zugeſpitzte, am Rande doppelt gezahnte Blättchen, die auf der Oberfläche glatt, auf der Unterfläche fein behaart und dicht

mit braunen Drüsen bedeckt sind, und einen angenehmen apfelsäuerlichen Geruch verbreiten.

4. Rinde der mit großen, hakenförmigen, gelblichen, zerstreut stehenden Stacheln besetzten Zweige ist braunroth.

5. Same. Die Frucht ist eirund, bald glatt, bald stachlich, in der Reife schwärzlichroth.

Anmerkung. Dieser Rosenstrauch wird vier bis fünf Fuß hoch; ist in der Buchenregion gemein.

§. 168. (Siehe §. 116).

Die Alpen-Rose.

1. Name. Alpen-Rose. Rosa alpina.

2. Blüthen, erscheinen im Juli und August auf den Spitzen der Zweige, meistens einzeln, an über Zoll langen, feinborstigen, röthlichen Stielen, mit schon dunkelrothen, über anderthalb Zoll breiten Blumen. Die Einschnitte der Blumendecke sind schmal, oben breitlicher, ungetheilt, fast so lang, als die Blumenblätter.

3. Blätter. An dem borstigen, mit braunen Drüsen besetzten, Blattwinkel sind meistens neun eirunde, oben rundliche, am Rande scharf, doppelt gezahnte, auf beiden Flächen glatte Blättchen.

4. Rinde der ästigen, glatten, braunen Zweige ist ganz ohne Stacheln.

5. Same. Die Frucht ist länglich-eirund, glatt, roth.

Der Strauch der Alpenrosen, Bewohner der untern Alpen- und obern Buchenregion, wird drei bis vier Schuh hoch.

1. Anmerkung. Es gibt hier allerlei Varietäten; z. B. Alpenrose mit kleinern, rundern Blättern (Rosa lagenaria). — wo die Früchte bald eirund, bald länglich, bald unten dicker, oben dünner sind u. s. f.

2. Anmerkung. Dazu will ich auch rechnen die Alpenrose mit Vogelbeerblättern (Rosa sorbifolia), wie ich sie nennen will, welche mit der obenbeschriebenen Alpenrose in allen Theilen übereinstimmt, und doch durch die ganz andere Gestalt der Blätter ein von ihr sehr verschiedenes Ansehen hat, auch daher, als eigene Art, aufgeführt zu werden verdient *). Ihre gemeinschaftlichen, mit langgestielten Drüsen besetzten Blattstängel sind fünf bis sieben eirunde, am Blattstiel breite, oben zugespitzte, zwei bis dreifachgezähnte, auf beiden Flächen glatte, die Oberfläche hellgrün, die Unterfläche weißgrün habende Blättchen.

§. 169. (Siehe §. 116.)

Die Pyrenäen-Rose.

1. Namen. Pyrenäen-Rose. Rosa pyrenaica.

2. Blüthen erscheinen im Juli, meistens einzeln, an den Spitzen der Zweige, an mehr als

*) Für den Botaniker beschreibe ich sie also: Rosa *sorbifolia* germ. ovatis glabris, pedunculis petiolisque glanduloso-hispidis, caule inermi, foliolis 5—7 glabris, ovatis, duplicato et triplicato serratis acutis, basi latioribus.

zollangen, röthlichen, borstigen Stielen. Die Einschnitte der röthlichgrünen, ebenfalls borstigen Blumendecke werden an den Spitzen, mit ungetheiltem Rande, laubartig breiter.

3. Blätter, an dem gemeinschaftlichen, röthlichen, etwas borstigen, mit den äusserst fein und röthlich gezahnten, scharf zugespitzten Afterblättern verwachsenen Blattflügel meistens fünf neun eirunde, bald ein- bald zweifach am Rand gezahnte, auf beiden Flächen glatte Blättchen.

4. Rinde der mehr borstigen, als stachligen Zweige, braunroth, knotig.

5. Frucht, länglich-eirund, roth, borstig.

Der Strauch wird drei bis vier Schuh hoch. Er soll in der südlichen Schweiz wild wachsen, doch fand ich ihn noch nicht selbst.

§. 170. (Siehe §. 116.)

Die Hunds-Rose.

1. Namen. Hagrose, gemeine wilde Rose, Rosa canina.

2. Blüthen erscheinen im Juni, eine bis zwei, aus den Spitzen der Zweige, mit fleischfarbenen Blumenblättern. Die Einschnitte des Kelchs sind lang zugespitzt, fein behaart, zuweilen gefiedert, zurückgebogen. Blumenstiel glatt.

3. Blätter, am gemeinschaftlichen, mit we-

nigen Haaren, wenigen Drüſen und einigen kleinen hakenförmigen Stacheln verſehenen Blattſtängel, ſitzen fünf bis ſieben, auch neun länglich eiförmige, ſcharf zugeſpitzte, auf beiden Seiten glatte, am Rande einfach (gegen die Spitze oft zweifach) gezahnte Blättchen.

4. Rinde der mit zerſtreuten, hakenförmigen, gelblichen Stacheln beſetzten, krummhangenden Zweige iſt grün, bräunlich.

5. Same. Die Frucht iſt glatt, glänzend, hellroth, eiförmig.

Dieſer gemeinſte von den wilden Roſenſträuchen in der Buchenregion wird fünf bis ſieben Fuß hoch.

Anmerkung. In den untern Alpen findet man die Hundsroſe ebenfalls, jedoch niedriger von Wuchs, mit ganz rothen Blumenblättern und drei bis fünf bald einfach, bald doppelt gezähnten Blättchen.

§. 171. (Siehe §. 116.)

Die Bergroſe.

1. Name. Die rothe Bergroſe. Rosa montana.

2. Blüthen meiſtens einzeln mit hochrothen Blumen an den Spitzen der Zweige im Anfang Juli. Einſchnitte der Blumendecke ſchmal, ungetheilt, ſo lang als die Blumendecke, und braundrüſig. Blumenſtiel iſt borſtig.

3. Blätter. Am gemeinſchaftlichen, drüſen-

borstigen Blattstängel befinden sich meistens sieben eirunde, zolllange, doppelt gezahnte Blättchen.

4. Rinde der glatten Zweige rothbraun, meistens an den Wurzeln der Blattstängel mit zwei hakenförmigen Stacheln.

5. Same ist eirund-länglich, mit drüsigen Borsten.

Der Strauch erscheint in der untern Alpen- und obern Buchenregion.

§. 172. (Siehe §. 31.)

Die Alpen-Salbeiweide.

1. Name. Speerweide. Salix hastata.

2. Blüthen. Ende Aprils aus breiter, gelblicher einblättriger, oben stumpfer Knospe. — Die weiblichen Kätzchen sind zur Zeit der Samenreife oft gegen fünf Zoll lang.

3. Blätter. Keine von allen Weiden ändert so mannigfaltig, wie diese, die Gestalt der Blätter, welche büschig und dicht, gewöhnlich an den Enden der Zweige auf kurzen, zuweilen wolligen Blattstielen sitzen, bald denen der gemeinen Salbeyweide, bald denen der Saalweide ähnlich sind. Ihr gemeinschaftlicher Karakter ist, daß sie eirund-länglich, oben meistens breiter, als beim Blattstiel, am Rande nur fluchtig gezahnt, oben kurz zugespitzt, auf der Oberfläche dunkelgrün, glatt oder fein behaart, auf der Unterfläche graugrün, mit

erhabenem, braunem Rückgrat und erhabenen, gebogenen, parallelen Rippen ſind. — Am größten ſind die Blätter zuäuſſerſt an den Zweigen (drei und einen halben Zoll lang, anderthalb breit); kleiner unten an den Zweigen (einen Zoll lang, einen Viertel-Zoll breit). Ihre verſchiedene Geſtalt an dem gleichen Zweige dient ihnen zum Kennzeichen. Bald ſind ſie vollkommen eirund, breit und zugeſpitzt, wie ein Apfelblatt *), bald nach oben und unten ſchmal zulaufend, bald oben breit, rund, ganz ſtumpf, gegen den Blattſtiel keilförmig zugeſpitzt, bald länglich-ſchmal, mit einer am Ende des Blattes aus der Rundung gehenden ſchiefen Spitze, wie bei der Salbeiweide, bald am Rande gezahnt, bald nur wellenförmig, gekräuſelt; bald ganz glatt.

Zwei den Zweig umfaſſende, große, eiförmige, gezahnte Nebenblätter begleiten jeden Blattſtiel an jüngern Zweigen.

4. Rinde der jungen, noch wolligen Zweige grün, dann gelb und rothbraun. Sie iſt ſehr dick.

Der Strauch wird in den Gebirgen der untern

*) Die Verſchiedenartigkeit der Blätter dieſes Strauchs hat verurſacht, daß man ihn auf mancherlei Weiſe beſchrieben und benannt. Die apfelblättrige Weide (Salix malifolia, *Smith*) iſt wohl keine andere, als dieſe.

Alpen- und obern Buchenregion fünf bis sechs, doch gemeiniglich zwei bis drei Schuh hoch; er wächst in den Klüften der Felsen, auf feuchtem, schattigem Grund.

§. 173. (Siehe §. 31.)

Die Alpen-Strauchweide.

1. Name. Alpen-Strauchweide. Salix arbuscula.

2. Blüthen Ende Aprils. Knospen einblättrig, stumpf.

3. Blätter sind eiförmig, oben und unten kurz zugespitzt; anderthalb Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit, kaum merklich gezahnt am Rande, auf der Oberfläche hellgrün, glatt; auf der Unterfläche schön bläulichweiß, unbehaart, mit erhabenem gelblichen Rückgrat und Rippen. Blattstiele sind einen Viertel-Zoll lang. Nebenblätter sind nur an den jüngsten Zweigspitzen sichtbar, sehr schmal, klein und spitz, kaum so lang, als die Knospe.

4. Rinde der jüngern Zweige grün, gelb, rothbraun, knotig.

Der Strauch hat wegen der Zartheit und lieblichen Farbe seiner Blätter ein schönes Ansehen; wird nur zwei bis drei Schuh hoch und wächst nur in der untern und mittlern Alpenregion *).

*) Die S. glauca L. welche Wildenow in der Berliner Baumzucht beschreibt, ist wohl keine andere, als diese.

§. 174. (Siehe §. 31.)

Die Alpen-Sandweide.

1. Name. Alpen-Sandweide. Salix arenaria.

2. Blüthen erscheinen im Mai, mit den Blättern aus gleicher Knospe, welche einblättrig, braun, ſtumpf zugeſpitzt iſt. Die männlichen Kätzchen ſind zollang, walzenförmig; unter jeder braungrünen, ſcharf zugeſpitzten, weißhaarigen Schuppe zwei Staubfäden mit weit vorragenden, gelben Staubbeuteln. — Die weiblichen eben ſo; die Fruchtkapſel iſt graugrün, wollig.

3. Blätter, wie die Blätter der weißen Weide geſtaltet, eilanzetförmig, länglich, zwei Zoll lang, über einen halben Zoll breit, am Rande ungezahnt; auf der Oberfläche dunkelgrün, kaum merklich behaart; Unterfläche ſchneeweiß, dicht behaart, mit hervorragendem Rückgrat. — Blattſtiel einen Viertel-Zoll lang, unten ſehr breit, die Knospe halbumfaſſend. — Nebenblätter, nur an den jüngſten Trieben ſichtbar, ſehr klein, kaum den vierten Theil ſo lang, als die Knospe, ohrförmig zugeſpitzt.

4. Rinde der kurzen, dicken Zweige in der Jugend graugrün, wollig, ſpäterhin gelbbraun, ſchwärzlich.

Der Strauch wächſt in der mittlern und untern Alpenregion, in der Nähe der Gletſcherhänge, wird drei bis vier Schuh hoch.

Anmerkung. Es gibt noch eine in den Alpen wachsende, der Sandweide sehr ähnliche, welche, wo nicht eine besondere Art, doch auffallende Abart ist, nämlich die helvetische Weide (Salix helvetica). Sie hat nicht längliche, sondern mehr eirunde Blätter, einen bis anderthalb Zoll lang, einen halben bis einen Zoll breit, nach oben und unten kurz zugespitzt, Oberfläche dunkelgrün, mit vertieften Adern; Unterfläche weiß filzig, mit erhabenen Rippen und Adern. Die Nebenblätter fehlen durchaus. Die Knospen sind klein, stumpf, braunroth, zweiblättrig. Der Strauch wird einen bis zwei Schuh hoch.

§. 175. (Siehe §. 31.)

Die Alpen-Moorweide.

1. Namen. Alpen-Moorweide, Sumpfweide. Salix depressa.

2. Blüthen erscheinen Anfang Mai's vor dem Ausbruch der Blätter. — Die männlichen Kätzchen, kaum drei Viertel-Zoll lang, oben stumpf, rundlich, unten schmäler, haben unter jeder der eirunden, gelbgrünen, stumpf zugespitzten Schuppen zwei Staubfäden, zweimal länger, als die Schuppen. — Die weiblichen sind noch kürzer, und haben eine grüne, behaarte Fruchtkapsel.

3. Blätter sind ei-lanzetförmig, länglich, nach oben und unten zugespitzt, einen bis anderthalb Zoll lang, einen Viertel- bis einen halben Zoll breit, am Rande ungezahnt, etwas umgebogen; Ober-

fläche dunkelgrün, glatt; Unterfläche weißlich, mit feinen, glänzenden Haaren belegt, oder weißlichem Staube; mit erhabenem Rückgrat. Blattstiel äusserst kurz. Nebenblätter fehlen gänzlich.

4. Rinde der dünnen Zweige rothbraun, der ältern graugrün.

Der Strauch in der Alpenregion ist selten höher, als zwei Schuh; sein ganzer Bau ist zarter, als der der Sandweide; auch die Blätter sind minder dick, sondern feiner, und sind kleiner, schmäler, enger beisammen. *)

Anmerkung. Es gibt, nach Verschiedenheit des Bodens, Abarten, z. B. wo die Blattränder nicht umgebogen sind, und die Zweige am Boden gestreckt liegen. Dieß ist wahrscheinlich die S. repens von Smith, die alpina von Suter (Flor. helvet.), die glauca von C. Bauhin.

§. 176. (Siehe §. 31.)

Die Evonymusweide. **)

1. Name. Evonymusweide. Salix evonymoides.

---

*) Diese Weide ist wohl dieselbe, welche Ehrhard Salix polymorpha nennt.

**) Für den Botaniker beschreibe ich diese Weide: Salix *evonymoides*, foliis ellipticis acuminatis, subserratis, utrinque viridibus, supra subhirsutis subtus fere glabris venosis, stipulis exiguis acutis.

2. Blüthen erscheinen im Mai aus kleinen, zweiblättrigen Knospen.

3. Blätter, haben einige Aehnlichkeit mit denen des gemeinen Spindelbaums, sind einen bis anderthalb Zoll lang, über einen halben Zoll breit, gegen oben am breitesten, wo sie dann in eine scharfe Spitze ausgehen, gegen den Blattstiel sehr schmal zulaufend; in der Jugend am Rande gezähnt, wenn sie älter werden, nur unmerklich gefranselt; Oberfläche dunkelgrün, mit einzelnen langen, zerstreuten Haaren; Unterfläche blässer, ganz glatt, glänzend, mit vielen rothlichen Adern. Der Blattstiel über einen Viertel-Zoll lang, unten breit, die Knospe umfassend. — Nebenblätter sind äusserst klein, kaum vom fünften Theil der Knospenlänge, ohrförmig zugespitzt.

4. Rinde der jüngern Triebe grün, und mit abstehenden einzelnen Haaren (wie die grünen Knospen, der Blattstiel und die Oberfläche des Blatts) besetzt; der ältern Zweige braunroth.

Der Strauch wächst nur in der obern und mittlern Alpenregion, wo er einen bis zwei Schuh hoch wird, und seine schwachen Zweige meistens zu Boden legt.

§. 177. (Siehe §. 31.)

Die Lappländerweide.

1. Name. Lappländerweide. Salix lapponum.

2. Blüthen, im Mai aus den Knospen der Blätter. — Die männlichen Kätzchen ſind nur zolllang; unter jeder der eirunden, ſtumpf zugeſpitzten, dickbehaarten Schuppen zwei weit vorragende Staubfäden mit gelben Staubbeuteln. — Die weiblichen eben ſo lang, mit zweifacher, geſpaltener Narbe; die Fruchtknoten ſehr haarig.

3. Blätter ſind denen der Sandweide ungemein ähnlich, dritthalb Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit, ei-lanzettförmig, nach oben und unten zugeſpitzt, am Rande ungezahnt; auf der Ober- und Unterfläche dick mit weißen Haaren belegt. Eben ſo ſind die Knospen und faſt halbzolligen Blattſtiele dick behaart, welche mit dem Untertheil die Knospe umfaſſen. — Nebenblätter ſehr klein, eirund, ſtumpf zugeſpitzt, behaart.

4. Rinde der jungen Zweige dunkelgrün, dickbehaart; der ältern röthlichſchwarz.

Der Strauch wächſt in der obern Alpenregion, wird zwei bis drei Schuh hoch, und hat dicke, ſperrige Zweige.

§. 173. (Siehe §. 31.)

Die Schlehenweide.

1. Name. Myrthenblättrige Weide. Salix myrsinites.

2. Blüthen, aus den Blattknospen mit den Blättern zugleich im Mai. — Die männlichen

Kätzchen sind ohngefähr zollang; jede der eirunden, stumpf zugespitzten, weißhaarigen Schuppen hält zwei weit vorragende Staubfäden mit gelben Staubbeuteln. — Die weiblichen sind eben so lang, walzenförmig, in der Fruchtreife zwei Zoll lang.

3. Blätter gleichen den jungen Blättern der Schleben sehr, eirund zugespitzt, keinen Zoll lang, keinen halben Zoll breit, am Rande scharf, sägeförmig gezahnt; auf beiden Flächen grün, fein röthlich geadert, glatt, auf der untern bläulich, nur in der Jugend behaart. — Blattstiel ist sehr kurz, unten die Knospe umfassend. — Nebenblätter nur an den jüngsten Trieben sichtbar, kurz, dick, zugespitzt.

4. Rinde der Zweige braunroth, schwärzlich.

Dieser Strauch, welcher an den kiesigen Ufern der Alpenbäche, an feuchten Stellen der Hochgebirge wächst, wird zwei bis vier Schuh hoch, und hat einen sperrigen Wuchs.

Anmerkung. Auf verschiedenen Boden kann er, wie alle Weiden, im Bau der Blätter leichte Abweichungen erhalten. An sonnigen Stellen wird das Laub beträchtlicher, an sehr feuchten Stellen dunkler (beim Trocknen schwärzlich). Die Adern schimmern mehr oder minder vor. So sind die S. pruinifolia und die S. venulosa des Smith (Syn. brit. wohl nur Abo oder Spielarten des obigen Strauchs.

§. 179. (Siehe §. 31.)

Die Heidelbeerweide.

1. Name. Heidelbeerblättrige Weide. Salix myrtilloides.

2. Blüthen erscheinen im Mai.

3. Blätter, an den dünnen, grünen Schößlingen sehr den Heidelbeerblättern ähnlich, etwas über einen Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit, eirund, nach oben und unten zugespitzt, weitläufig gezahnt am Rande, auf den Zähnen kleine Drüsen; auf beiden Flächen (nur die untere bläser) grün, viel und fein geadert, glatt. Blattstiel unten die Knospe umfassend, sehr kurz. Nebenblätter fehlen ganz.

4. Rinde der jüngern Zweige grün; der ältern, dicken braunschwarz, dick.

Der Strauch wächst an sandigen Alpenbächen, mit sperrigen, unterhalb kahlen Zweigen, und wird zwei bis drei Schuh hoch.

§. 180. (Siehe §. 31.)

Die kleine Alpen-Lorbeerweide.

1. Name. Kleine Alpen-Lorbeerweide. Salix tenuifolia.

2. Blüthen, im Mai. Die männlichen Kätzchen, kaum zollang, haben unter jeder der schmalen, spitzen behaarten Schuppen zwei vorragende Staubfäden; die weiblichen Kätzchen, noch

kürzer, haben grüne, faſt glatte Fruchtkapſeln, die Ende Juli reifen.

3. Blätter. Wenn ſie (im Auguſt) vollkommen ausgewachſen ſind, den Blättern der Lorbeerweide ähnlich, zwei bis drittehalb Zoll lang, drei Viertel- bis einen Zoll breit, ei-lanzettförmig, nach oben und unten zugeſpitzt, am Rande gezahnt, oder auch nur ſchwach wellenförmig gebogen; Oberfläche hellgrün, glatt, glänzend; Unterfläche bläſſer, glatt, mit erhabenem Rückgrat, Rippen und Adern. — Blattſtiel einen Viertel-Zoll lang, unten breiter, die Knospe umfaſſend. — Nebenblätter ei-lanzettförmig, zugeſpitzt, mit einigen großen Zähnen.

4. Rinde der dicken Zweige braunroth, glatt; nur an den jüngſten etwas haarig.

Der Strauch wächſt an feuchten Stellen der mittlern Alpen, am Fuße der Gletſcher, und wird vier bis fünf Fuß hoch.

§. 181. (Siehe §. 31.)

Die Rosmarin-Weide.

1. Name. Rosmarin-Weide. Salix rosmarinifolia.

2. Blüthen erſcheinen Anfang Mai's. Die männlichen Kätzchen, einen Viertel-Zoll lang, haben unter jeder der länglichen, ſtumpfen, behaarten Schuppen zwei wenig vorragende Staub-

fäden. — Die weiblichen Kätzchen, eben so lang, haben einen weißbehaarten, über die Schuppe weit vorstehenden Fruchtknoten.

3. Blätter, linienförmig, äusserst kurz gestielt, einen Zoll lang, zwei Linien breit, oben zugespitzt, am Rande ungezahnt, auf der Oberfläche dunkelgrün, glatt, glänzend, auf der Unterfläche mit weißen seidenhaften Haaren überzogen, stehen aufrecht und steif an den Zweigen. Nebenblätter fehlen gänzlich.

4. Rinde der Zweige dunkelbraun.

Dieser Strauch wächst einen bis zwei Schuh hoch, mit niedergesenkten Zweigen auf feuchten Oertern und Moorgründen der Buchenregion.

§. 182. (Siehe §. 31.)

Die Matten-Weide.

1. Namen. Buchsweide, Mattenweide. Salix incubacea.

2. Blüthen, Anfang Mai's, fast zugleich mit den Blättern. — Die männlichen, halbzollangen Kätzchen haben unter den kurzen, haarigen Schuppen zwei lange Staubfäden. — Die weiblichen, von gleicher Länge, haben einen weißbehaarten Fruchtknoten.

3. Blätter, denen des Buchsbaumes etwas ähnelnd (fünf Viertel-Zoll lang, vier Linien breit) länglich, nach oben und unten spitz zugehend, der

Rand ungezahnt, gebogen; auf der Oberfläche grün, glatt, glänzend; auf der Unterfläche graugrün, fein behaart. Blattſtiel weiß behaart, eine Linie lang. Nebenblätter eiförmig, ſehr zugeſpitzt.

4. Rinde der jungen Zweige röthlichgelb, etwas behaart; der ältern braunroth.

Dieſer Weidenſtrauch wächſt auf feuchten Bergwieſen der obern und mittlern Buchenregion, meiſtens mit geſtreckten Zweigen, wird jedoch zwei bis vier Schuh hoch.

§. 183.

Beſen-Pfrieme.

1. Name. Pfriemenkraut. Spartium scoparium.

2. Blüthen, im Mai mit ſchönen gelben Schmetterlingsblumen, einzeln oder paarweis an viertelzölligen Stielen an den Seiten der Zweige. Die Blumendecke, fünffach eingeſchnitten, einblätterig, bräunlich, iſt klein; die Blumenkrone aber, faſt einen Zoll groß, hat eine herzförmige, große, zurückgebogene Fahne, zwei ovale, kürzere Flügel, und einen zweiblätterigen, ſchmalen Kiel, an den zehn Staubfäden (wovon neun unten verwachſen ſind) befeſtigt. Der grüne, rauhe Fruchtknorf hat einen pfriemenförmigen Griffel mit länglicher, wolliger Narbe.

3. Blätter ſind faſt einen Viertel-Zoll lang,

ungezahnt, kurzgeſtielt, länglich, ſtumpf zugeſpitzt an den grünen, eckigen, binſenförmigen Zweigen, einzeln, oder je drei ſitzend; riechen ſtark, wenn ſie gerieben werden.

4. Rinde, grün. Die Zweige ſitzen gerade, ſteif aufrecht.

5. Holz, hart, zähe, weiß, fingerdick.

6. Wurzeln laufen ſtark wuchernd weit aus.

7. Same reift in länglichen, ſchwarzbraunen, zugeſpitzten, am Stielende ſchmälern Schoten, als nierenförmige Bohnlein, im Juli und August.

8. Vermehrung, durch den Samen ungemein leicht, beſonders in leimigem, trockenem, oder in ſandigem Boden.

9. Aufwuchs ſehr lebhaft; in einigen Jahren wird dieſer holzartige Strauch fünf bis acht Fuß hoch in der obern Kaſtanien- und Buchenregion.

10. Nutzen. Die Zweige werden zu Beſen gebraucht; die Blumenknospen (wie Kapern eingemacht) genoſſen; das Holz, in Reiswellen, wird zum Brennen gebraucht.

§. 184.

Meertraubel.

1. Name. Meertraubel. Ephedra distachya.

2. Blüthen erſcheinen aus den Gliedern der Stängel einzeln oder paarweis mit ganz getrennten Geſchlechtern im Juni. — Die männlichen

erſcheinen an zwei Linien langen Stielen, ſind in Geſtalt eines kleinen, gelblichen Kätzchens, nicht viel länger, als der Blumenſtiel, aus drei bis fünf Blümlein (d. h. zweifaltigen, ſchuppenartigen Kelchen) zuſammengeſetzt; jeder Kelch hat ſieben Staubfäden, ohne Blumenkrone. — Die weibliche Blume, noch etwas kleiner, hat einen fünffachen Kelch, worin zwei Griffel ſichtbar ſind.

3. Blätter fehlen ganz.

4. Rinde der jüngern Zweige grün, der ältern braun. Die Zweige ſind binſenartig, gleichen ſehr denen des gemeinen Schachtelhalms, ſind dünn, ſteif, grün, rund, gegliedert, aufrecht ſtehend. Jedes Glied hat zwei kleine, weißbräunliche, häutige, zugeſpitzte Deck- oder Nebenblättchen.

5. Same, im Herbſt, als eine zweifamige, kleine, ſaftige, rothe Beere reif.

6. Vermehrung geſchieht durch Wurzelbrut und Ableger.

7. Aufwuchs. Der Strauch wird auf dürrem, unfruchtbarem, felſigem Boden vier bis ſechs Schuh hoch, in der Kaſtanien- und untern Buchenregion.

§. 185.

Alpranke.

1. Namen. Bitterſüß, Mäuſeholz, ſteigender Nachtſchatten. Solanum dulcamara.

2. Blüthen erſcheinen mit ihren radförmigen, fünffach getheilten, violetblauen Blumen, in langgeſtielten Afterdolden, im Juni und Juli bis in den Herbſt, am Zweige, unter dem Blattſtiel. Der Kelch iſt grün, fünftheilig. Fünf Staubfäden (deren Staubbeutel walzenförmig zuſammenhangen) umgeben den Fruchtknoten und ſeinen Griffel.

3. Blätter, ei-lanzetförmig, zwei Zoll lang, einen Zoll breit, am Blattſtiel herzförmig, oben ſtumpf zugeſpitzt; meiſtens (doch nicht immer) dreilappig, oder mit einem Einſchnitt auf jeder Seite, der bis zum Rückgrat geht; am Rande ungezahnt, auf beiden Seiten glatt.

4. Rinde der ſchlanken, runden Zweige, ſchwärzlichgrün, gelbbraun.

5. Same, iſt eine ſaftige, zweifächrige, ſchwärzliche Beere, die im Auguſt und Herbſt reift.

6. Vermehrung geſchieht durch Samen und Ableger ſehr leicht.

7. Aufwuchs. Der Strauch, Bewohner der Buchenregion, wenn er an feuchten, ſchattigen Orten ſteht, klettert mit ſeinen, einer Federſpule dicken Zweigen an Mauern und Bäumen zehn bis funfzehn Schuh hoch.

Anmerkung. In den Gärten hat man auch Abarten mit weißen Blumen, und mit gelb gefleckten Blättern.

§. 185.

Waldrebe.

1. Namen. Waldrebe, Nielen, Lienen. Clematis vitalba.

2. Blüthen, vom Juli bis in den Herbſt in kleinen Büſcheln, doldenartig beiſammen, an langen Stielen. Die Blume hat ein kernförmiges Anſehen, keinen Kelch; innerhalb ihrer vier weißen, kleinen, auf beiden Flächen filzigen Blumenblätter ſind viele Staubfäden und viele Griffel.

3. Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind eigentlich ungepaart gefiedert, bald drei- bis fünffach, bald einfach, in der Geſtalt ebenfalls wechſelnd, bald mit mehrern Einſchnitten oder Lappen auf den Seiten, bald grob gezahnt, bald glattrandig; auf beiden Flächen glatt; Oberfläche dunkelgrün, glänzend.

4. Rinde der weit aufrankenden Zweige weißlich grau, eckig, der Länge nach abſplitternd von ältern Zweigen.

5. Same, reift im Herbſt. Die beiſammenſitzenden, rundlichbreiten, häutigen Samen haben jeder an der Spitze einen gekrümmten haarigen Schwanz.

6. Vermehrung geſchieht ſehr leicht durch Samen, Ableger und Wurzelbrut auf ſchattigem, friſchem Boden.

7. Aufwuchs. Dieſer bekannte in vernachläſſigten Wäldern und an Hägen der Buchenregion umherwuchernde Strauch ſchlingt ſich mit ſeinen rankenden Zweigen von Baum zu Baum bis in die Wipfel derſelben. Wo er mit den Zweigen am Boden liegt, treiben ſie friſche Wurzel.

Fünftes Hauptſtück.

Beſchreibung der Erdgeſträuche.

Erſtes Capitel.

Immergrüne Erdgeſträuche.

§. 187.

Die Heidelbeer-Straucharten.

Wir haben deren vier. Darin beſteht ihr gemeinſchaftliches Kennzeichen, daß ſie eine kleine über dem Fruchtknopf gehende Blumendecke, eine glockenförmige, einblätterige, oben vierfach eingeſchnittene Blumenkrone, acht Staubfäden, und einen Griffel, länger als die Staubfäden, haben. Nur folgende zwei Arten ſind immergrün.

§. 188. (Siehe §. 187.)

Preuſſelbeerſtrauch.

1. Name. Rothe Heidelbeere. Vaccinium vitis idea.

2. Blüthen erscheinen vom Mai an, den Sommer hindurch, an den Enden der Zweige, theils mehrere, traubenartig, mit weißen Blumen, an kurzen, mit einem rundlichen Nebenblatt versehenen Blumenstielen.

3. Blätter gleichen den Buchsbaumblättern, sind fest, dick, drei Viertel-Zoll lang, einen halben Zoll lang, eirund mit ungetheiltem etwas umgebogenem Rande; Oberfläche glatt, glänzend, dunkelgrün; Unterfläche glatt, hellgrün, mit schwärzlichen Punkten.

4. Rinde der runden Zweige graubraun.

5. Same. Die Beeren etwas größer, als gemeine Heidelbeeren, sind hellroth, fleischig, säuerlichbitter, im Herbst reif.

6. Vermehrung ist sowohl durch Samen, als Ableger schwierig; doch läßt sich dies Erdholz leicht verpflanzen.

Der Preusselbeerstrauch wächst nur in der Buchen- und Alpenregion, wird kaum einen halben Schuh hoch, weil seine Hauptzweige immer auf der Oberfläche des Bodens weit umherkriechen, und nur die davon auffprießenden kleinen Seitenzweige Laub und Blumen haben.

§. 189. (Siehe §. 187.)

Der Moosbeerenstrauch.

1. Name. Mieschbeeren. Vaccinium oxycoccos.

2. Blüthen im Mai an den Spitzen der

Zweige in kleinen Büscheln an halbzölligen, fadenförmigen Stielen mit schön rothen Blumen, deren Einschnitte tief, spitz, zurückgebogen.

3. Blätter sitzen einzeln, äusserst kurzgestielt an den Zweigen, sind ei-lanzetförmig, einen halben Zoll lang, zwei Linien breit, am Rande glatt, umgebogen; Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche graugrün.

4. Rinde der runden, sehr dünnen, kriechenden Zweige braun.

5. Same. Die rothe Beere etwas größer, als die gemeine Heidelbeere, liegt gewöhnlich ganz im Moos verborgen, reift im Spät-Herbst und ist von sauerm Geschmack.

Dies Erdholz wächst, zwischen den Torfmoosen der Buchenregion schuhweit kriechend, nur an sumpfigen Orten, und steigt nie mit den Zweigen auf.

§. 190.

Die Heidekraut-Arten.

Der Kelch derselben ist vierblätterig; die Blumenkrone, bald röhren- bald glocken- bald kugelförmig, am Rande viertheilig, hat acht Staubfäden und einen Griffel.

§. 191. (Siehe §. 190.)

Gemeines Heidekraut.

1. Name. Gemeines Heidekraut. Erica vulgaris.

2. Blüthen erscheinen im Juli und August an den Enden der Zweige, sehr kurz gestielt. Die Blumen sind weißlich, oder weiß-violet-roth, mit einem vorragenden Griffel.

3. Blätter, sehr klein, stiellos, länglich, stumpf, eckig, liegen eins dicht über das andere in zwei geraden Linien.

4. Rinde glatt, braun.

5. Same ist sehr fein in einer kleinen, von der stehenbleibenden Blumenkrone bedeckten Samenkapsel.

Dieser gemeine Strauch ist zwei bis drei Schuh hoch, ist in der Kastanien- und Buchenregion gemein. — So sehr er sich wuchernd selbst vermehrt, ist er doch durch Kunst schwer fortzupflanzen.

§. 192. (Siehe §. 190.)

Sumpfheidekraut.

1. Namen. Sumpfheide. Erica tetralix.

2. Blüthen erscheinen vom Juni bis September an kurzen, weißhaarigen Stielen büschelweis sechs bis zehn beisammen an den Spitzen der Zweige. Die violette, zuweilen weiße, längliche Blumenkrone ist aufgeblasen, mit vorstehendem Griffel, und etwas größer, als bei der vorigen Art.

3. Blätter klein, äusserst kurz gestielt, lanzetförmig, stumpf, mit umgebogenem Rande, oben

grün, glatt, unten fein weißlich behaart, ſitzen immer je vier um den Zweig.

4. Rinde der jüngern Zweige haarig, der ältern glatt, braun.

5. Same, wie bei der vorigen Art.

Der Strauch wird auf Torfgründen und ſumpfigen Wieſen drei bis vier Fuß hoch.

§. 193. (Siehe §. 190.)

Bergheidekraut.

1. Name. Bergheidekraut. Erica herbacea.

2. Blüthen weißlich violet, länglich; die Staubfäden (mit braunen Staubbeuteln) und der Griffel ſtehen hervor, an äuſſerſt kurzen Stielen an den Seiten der Zweigenden, meiſtens nach einer Seite gekehrt; erſcheinen im Mai und Juli.

3. Blätter ſtehen kurzgeſtielt, linienförmig, zugeſpitzt, auf beiden Flächen grün, mit glattem Rande, je vier um den Zweig.

4. Rinde der geſtreckt liegenden Zweige braun.

5. Same wie bei den vorigen Arten.

Der Strauch wächſt häufig in der obern Buchen- und untern Alpenregion, auf trockenem, ſchwerem Boden, mit geſtreckten ſchuhlangen Zweigen, deren Spitzen aufwärts gekehrt ſind.

§. 194.

Andromeda.

1. Namen. Andromeda, rosmarinblätterige Andromeda. Andromeda polifolia.

2. **Blüthen** mit kleinen, fleiſchfarbenen eiförmigen, fünftheiligen Blumen, büſchelweis an den Spitzen der Zweige, auf halbzolligen, dünnen Stielen. Der Kelch iſt klein, fünftheilig. In der Blumenkrone verborgen ſind zehn Staubfäden mit geſpaltenen Staubbeuteln um einen Griffel.

3. **Blätter**, den Rosmarinblättern nicht unähnlich, ei-lanzetförmig, auf beiden Enden zugeſpitzt, faſt drei Viertel-Zoll lang, mit umgebogenem Rand, Oberfläche grün, mit vertieftem Rückgrat, welches aus der weißlichen Unterfläche vorſteht.

4. **Rinde** der zarten Zweige glatt, bräunlich.

5. **Same**, reift in kleinen fünfeckigen Kapſeln. Er iſt äuſſerſt fein, und reift im Herbſtmond.

Dieſer kaum ſchuhhohe geringe Erdſtrauch wächſt in ſumpfigem Boden der Buchenregion.

§. 195.

Die Sandbeer-Arten.

Wir haben deren zwei; die **gemeine Sandbeere** und die **Alpen-Sandbeere**. Beide beſitzen einen kleinen fünftheiligen Kelch, eine eiförmige, fünftheilige Blumenkrone; zehn von der Blumenkrone verdeckte Staubfäden mit geſpaltenen Staubbeuteln; einen Griffel.

§. 196. (Siehe §. 195.)

Die gemeine Sandbeere.

1. **Name.** Bärendeere. Arbutus uva ursi.

2. Blüthen erscheinen im Mai mit kleinen (den Heidelbeerblüthen ähnlichen) röthlichen Blumen, drei bis vier traubenartig, an den Spitzen der Zweige.

3. Blätter, eirund, drei Viertel-Zoll lang, über einen Viertel-Zoll breit, oben stumpf, gegen den sehr kurzen Blattstiel schmal zulaufend (den Buchsbaumblättern nicht unähnlich), steif, fest, glänzend, auf beiden Flächen dunkelgrün, mit umgebogenem Rande.

4. Rinde der schwachen Zweige braun, glatt, knotig.

5. Same reift Anfang Weinmonds. In der kleinen, rothen, saftigen, runden Beere mit fünf Fächern liegen viele kleine, harte Samenkörner.

6. Vermehrung geschieht durch die häufige Wurzelbrut.

Der Strauch wächst in der Buchen- und untern Alpenregion am Boden mit dünnen Zweigen hinstreichend, kaum einen halben Schuh hoch, auf schattigem, wildem Erdreiche. In der Medizin wird davon Gebrauch gemacht.

§. 197.

Krähenbeere.

1. Name. Rauschbeere. Empetrum nigrum.

2. Blüthen, selten mit Zwitterblumen, öfter mit ganz getrennten Geschlechtern, im Mai und

Juni an den Spitzen der vorjährigen Zweige einzeln, an sehr kurzen Stielen, mit blaßröthlichen, dreiblätterigen Blumen. Drei bis vier Staubfäden mit rothen Staubbeuteln; der Samenknopf hat neun gekrümmte, auseinanderstehende Narben, ohne merklichen Griffel.

3. Blätter sehr klein, denen des Thymians ähnlich, dicht um die Zweige herumstehend, sind ungezahnt, sehr kurzgestielt, länglich, stumpf, mit gebogenem Rand.

4. Rinde der sehr schwachen kriechenden Zweige ist braun.

5. Same reift im Herbst, als eine runde erbsengroße, schwarze Beere, worin fünf bis neun Samenkörner liegen.

Dies geringe, im Moose kriechende Erdholz wächst in feuchten sumpfigen Stellen der Hochalpenregion, mit tiefgehenden Wurzeln. Die Beeren, wenn sie genossen werden, verursachen Kopfweh.

§. 198.

Mäusedorn.

1. Name. Waldmyrthe. Ruscus aculeatus.

2. Blüthen wachsen im Frühjahr bis Juni mit ganz getrennten Geschlechtern, sehr klein, einzeln oder paarweis, aus der Oberfläche der Blätter selbst hervor, als weiße Blümchen mit sechs Blättern. Mitten inne erhebt sich ein eiför-

miges an der Spitze durchbohrtes Honigbehältniß, auf welchen, bei den Blüthen der männlichen Bäume, drei Staubbeutel (ohne Staubfäden) ſitzen. Bei den weiblichen iſt darunter der Fruchtknoten mit einem Griffel.

3. Blätter ſind ſtiellos, ei-lanzetförmig, einen halben bis drei Viertel-Zoll lang, zwei bis vier Linien breit, an der Spitze mit einem Stachel verſehen, glatt, ſteif, glänzend.

4. Rinde grün, ſtarkgefurcht. Wurzel dick, knotig, weiß.

5. Same reift im Spät-Herbſt, als eine faſt kirſchengroße fleiſchige, rothe Beere, worin drei Fächer mit zwei bis drei harten Samen.

6. Vermehrung geſchieht durch Ableger der ſehr biegſamen, zähen Zweige und durch Wurzelbrut; auch durch den Samen, der aber ein Jahr lang im Boden liegt, ehe er keimt.

Dieſer zwei bis drei Schuh hohe Strauch wächſt in Hägen, Wäldern, an dürren Orten und auf Felſen der untern Buchen- und der Kaſtanienregion.

§. 199.

Die Ginſter-Arten.

Wir haben deren vier. Sie haben alle einen zweilippigen Kelch; Schmetterlingsblumen, zehn Staubfäden (wovon neun unten zuſammengewach-

sen ſind); einen lang aufſteigenden Griffel. Nur der kriechende Ginſter verliert im Winter ſeine Blätter nicht.

§. 200. (Siehe §. 199.)

Kriechender Ginſter.

1. Name. Kriechender Ginſter. Genista pilosa.

2. Blüthen zahlreich in einfachen, gelbblumigen kleinen Trauben an den Zweigſpitzen im Mai und Juni.

3. Blätter, ſehr klein, kurzgeſtielt, lanzettförmig, an der Spitze am breiteſten, in der Mitte eingefaltet, auf beiden Flächen (beſonders auf der untern) haarig, ſitzen büſchelweis beiſammen.

4. Rinde der jüngern Zweige blaßgrün, haarig; der ältern hellbraun.

5. Same reift im Juli und Auguſt in kleinen, braunen Schoten, als Böhnlein.

6. Vermehrung wird durch den Samen bald erreicht.

Dieſe Ginſter-Art treibt ihre äſtigen, ſehr dünnen Zweige einige Schuh weit am Boden hinkriechend, und wächſt in der obern und mittlern Buchenregion auf graſigen, trockenen Feldern.

§. 201.

Die Azale.

1. Name. Azale. Azalea procumbens.

2. Blüthen im Juni häufig an den Spitzen der Zweige in kleinen Büscheln beisammen, an röthlichen viertelzölligen Stielen. Der kleine, fünftheilige Kelch ist röthlich; die Blumenkrone, klein glockenförmig, fünftheilig, aufrechtstehend, rosenfarben, ist kaum so groß, als die Heidelbeerblüthe, und bedeckt die fünf röthlichen Staubfäden und den Griffel, die kürzer als die Blumenblätter sind.

3. Blätter sind gegen einander überstehend, äusserst kurz gestielt; klein (einen Viertel-Zoll lang, eine Linie breit), dick, eiförmig, stumpf zugespitzt, mit stark umgebogenem Rande; Oberfläche dunkelgrün, glatt; Unterfläche bläßer, glatt.

4. Rinde der dünnen, zahlreichen, am Boden kriechenden Zweige braunschwarz.

5. Same. Eine röthlichschwarze, kleine, fünffächerige, länglichrunde, zugespitzte Kapsel enthält den gelblichen, sehr feinen Samen.

Die Azale wächst in der Region der Hochalpen, wo sie auf thonigem Boden ihre holzigen Zweige einen bis zwei Schuh weit am Boden hinkriechen läßt, und nur die jüngern, noch krautartigen, belaubten Zweige kaum einige Zoll hoch über die Erde im kurzen Grase erhebt.

Zweites Kapitel.

Sommergrüne Erdgesträuche.

§. 202.

Gerber-Myrthe.

1. Name. Gazel. Myrica gale.

2. Blüthen mit ganz getrennten Geschlechtern Anfang Mai's an den Seiten der Zweige, als eiförmige Kätzchen, deren stumpf zugespitzte Schuppen bei den braunen männlichen Blüthen vier bis sechs Staubfäden, bei den purpurrothen weiblichen aber einen Fruchtknoten mit zwei röthlichen Griffeln halten.

3. Blätter über zwei Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit, keilförmig gegen den Blattstiel zusammengehend, oben fein zugespitzt; am Rande ungezähnt, nur an der Blattspitze fünf bis sechs Zähne habend; Oberfläche dunkelgrün, glatt; Unterfläche weißlich, mit erhabener Ader und gelblichen Harzpunkten. Blattstiel kurz.

4. Rinde der jüngern Zweige grün, purpurroth, einzeln behaart; der ältern braun rissig.

5. Same reift im Oktober. Die länglichen Fruchtzapfen sind aus mehrern runden, braunen Steinfrüchten zusammengesetzt, die eine einsamige Nuß enthalten.

6. Vermehrung geschieht durch Wurzel-

Sprossen und Samen in Sumpfboden; der Same bleibt achtzehn Monate liegen, ehe er keimt.

Der Strauch, welcher an allen seinen Theilen einen starken, angenehmen, gewürzhaften Geruch hat, wächst an feuchten Oertern der mittlern und obern Buchenregion, einen bis zwei Schuh hoch, wie Heidelbeersträuche.

§. 203. (Siehe §. 187.)

Gemeiner Heidelbeerstrauch.

1. Name. Heidelbeerstrauch. Vaccinium myrtillus.

2. Blüthen erscheinen im Mai und Juni, einzeln, niederhängend, aus den Blattwinkeln, mit röthlichweißen, kugelförmigen Blumen.

3. Blätter sind eiförmig, stumpf zugespitzt; drei Viertel-Zoll lang, einen halben Zoll breit; am Rande gezahnt; auf beiden Flächen glatt; dünn.

4. Rinde der viereckigen, dünnen Zweige grün.

5. Same. Die schwarzblaue, säuerliche, im Juli reifende Beere ist bekannt.

6. Vermehrung ist sowohl durch Samen, als Ableger, auch auf gutem Boden, wie bei allen Heidelbeerarten, schwierig.

Der Strauch wird einen bis zwei Schuh hoch, ist in der Buchenregion gemein.

Anmerkung. Man findet eine Abart mit weißlichen, süßen Beeren.

§. 204. (Siehe §. 187.)

Trunkelbeerstrauch.

1. Namen. Trunkelbeere, Rauschbeere, Rausch-Heidelbeere. Vaccinium uliginosum.

2. Blüthen, im Mai und Juni an den Spitzen der Zweige, mit weißen, glockenförmigen Blümlein, an kurzen einblümigen Blumenstielen.

3. Blätter, eirund; gegen den kurzen Blattstiel am schmälsten; stumpf zugespitzt; über einen halben Zoll lang, keinen halben Zoll breit; am Rande ungezahnt; auf beiden Flächen grün, glatt; auf der untern viel röthlich geadert, blässer.

4. Rinde der dünnen, runden Zweige glatt, braunroth.

5. Same. Die schwarzblaue, eckige Beere, etwas größer, als die gemeine Heidelbeere, hat ein weißes Fleisch, nicht so gewürzhaft, als das der vorigen Art.

Der Strauch wächst an schattigen, feuchten Stellen der Buchen- und untern Alpenregion, und wird so groß, als der Heidelbeerstrauch, dem er sehr gleicht.

§. 205. (Siehe §. 199.)

Farbe-Ginster.

1. Name. Farbeginster. Genista tinctoria.

2. Blüthen erscheinen im Juli an den Spitzen der Zweige traubenartig mit ihren gelben Blumen.

3. Blätter, äusserst kurzgestielt, schmal, einen Zoll lang, einen Viertel-Zoll breit, stehen einander beinahe gegenüber, sind nach oben und unten zugespitzt, am Rande ungezahnt, auf beiden Flächen grün, glänzend, etwas haarig.

4. Rinde grün, langgefurcht. Die Nebenzweige stehen am Hauptzweige aufrecht hin; nur die obern sind belaubt, die untern kahl.

5. Same. Die kleinen, glatten, zusammengedrückten Schoten sind im Anfang des Septembers schwarzbraun, reif.

Dieser Strauch, den die Färber benutzen, wird zwei Schuh und darüber hoch, in den Wäldern der Buchenregion.

§. 206. (Siehe §. 199.)

Stachel-Ginster.

1. Name. Deutscher Ginster. Genista germanica.

2. Blüthen, im Juni und Juli an den Spitzen der Zweige mit vielen, gelben Blumen, kleiner, als die der vorigen Arten, traubenartig, aufrecht.

3. Blätter, äusserst kurzgestielt, länglich-schmal, einen halben Zoll lang, kaum zwei Linien breit, zugespitzt, am Rande ungezahnt, auf beiden Flächen grün, etwas wollig. Wo das Blatt ansitzt,

befinden sich zwei kleine, linienförmige Nebenblättchen.

4. Rinde der jungen Zweige grün, mit abstehenden Haaren; der ältern rund, braun, tiefgefurcht, blätterlos. An den jungen Trieben sind bei den Blätterwinkeln, wechselsweise, grüne, halbzollange, spitzige geradeausstehende Stacheln.

5. Same reift, als dunkelrothe Bohnlein, im August, in den braunen, haarigen, dünnen Schoten.

Dieser Strauch, der auch mit schlechten Boden vorlieb nimmt, wird nur einen Schuh hoch.

§. 207. (Siehe §. 199.)

Flügel-Ginster.

1. Name. Flügelginster. Genista sagittalis.

2. Blüthen erscheinen Anfang Mai's an den Spitzen der Zweige mit gelben traubenartig aufrechtstehend beisammensitzenden Blumen, etwas größer, als die des Stachelginsters. Am Blumenstiel ein Nebenblättchen.

3. Blätter eiförmig, schmal, zugespitzt, einen halben Zoll lang, am Rande ungezahnt; Oberfläche glatt, Unterfläche etwas haarig. Blattstiel kaum sichtbar.

4. Rinde der ältern, holzigen Zweige, die dicht auf der Erde liegen, braun, gefurcht; auf diesen Zweigen stehen, kaum einen halben Schuh

lang, dünne, grüne, krautartige Zweige mit zwei bis drei Gliedern, und mit zwei gegenüberſtehenden blattartigen Streifen beſetzt. An jedem der Glieder befindet ſich eins der oben beſchriebenen Blätter.

5. Same reift im Auguſt. Die Schoten ſind klein, zuſammengedrückt, graugrün. — Er fordert zum Gedeihen leichten Sandboden und Schatten, in der Buchenregion.

§. 208.

Großer Dornginſter.

1. Namen. Heckſamen, Skorpionginſter. Ulex europaeus.

2. Blüthen, aus den Blattwinkeln an den Spitzen der Zweige einzeln, mit gelber ſchmetterlingsförmiger Blume, worin zehn Staubfäden (neun davon ſind zuſammengewachſen) und ein fadenförmiger Griffel. Der Kelch (ſo wie auch der Blumenſtiel) dicht mit gelben Haaren bedeckt, hat zwei Lippen; die obere iſt zwei- die untere dreizähnig.

3. Blätter, ſtiellos, linienförmig (einen Zoll lang, eine Linie breit), ſtitzig, auf beiden Flächen glatt; an jüngern Zweigen mit gelblichen Haaren belegt.

4. Rinde der jungern Zweige behaart, grün, furchig; der ältern glatt, ebenfalls grün und ge-

furcht; ältere und jüngere Zweige sind mit grünen, breiten, mehr als zollangen, sehr spitzigen Dornen, die gerade ausstehen, und drei bis sieben andere dornige Auswüchse haben, von oben bis unten überdeckt.

5. Same reift als eine braune, runde, längliche Schote, mit rundlichen braunen Böhnlein, im August.

6. Vermehrung wird auf trockenem, warmem Boden, bei geschütztem Stande, leicht durch Samen und häufige Wurzelbrut bewirkt.

Der Strauch wird einige Schuh hoch; ist in der untern Buchen- und in der Kastanienregion an trockenen Orten und Felsen heimisch.

§. 209.

Der Ysop-Strauch.

1. Name. Ysopstrauch. Hyssopus officinalis.

2. Bluthen, im Mai und Juni den Sommer hindurch mit ihren feinen, violetblauen, rachenförmigen, kurzgestielten Blumen, büschelweis beisammensitzend, aus den Blattwinkeln um die Enden der jungen Zweige. Der grüne Kelch ist röhrenförmig, fünftheilig. Zwei längere und zwei kürzere violete Staubfaden, so wie ein fadenförmiger, blauer Griffel mit gespaltener Narbe, ragen aus dem Rachen der Blume weit vor.

3. Blätter sind gegen einander über stehend,

sehr kurz gestielt, über einen Zoll lang, schmal, an beiden Enden zugespitzt, am Rande ungezahnt, auf beiden Flächen grün, fein genarbt, wohlriechend. Einige schmälere, kürzere Blättchen gehen gewöhnlich bei den Blattstielen der Hauptblätter hervor.

4. Rinde der jüngern Zweige grün, krautartig, vierseitig; nur die ältern Zweige sind hölzern, mit brauner Rinde, und sterben nicht wie die jüngern alle Jahre ab.

5. Same reift am Ende des Sommers; vier kleine Samenkörner liegen auf dem Boden der Blumendecke.

Der Strauch, in der Kastanien- und untern Buchenregion daheim, liebt fruchtbaren, warmen Boden, wird durch Zertheilung des Wurzelstocks und durch Samen leicht vermehrt, und über einen Schuh hoch.

§. 210. (Siehe §. 194.)

Alpen-Sandbeere.

1. Name. Alpen-Sandbeere. Arbutus alpina.

2. Blüthen, im Mai und Juni an den Spitzen der Zweige, zwischen den Blätterbüscheln an sehr kurzen Stielen, mit weißröthlichen Blumen.

3. Blätter kurzgestielt, einen bis anderthalb Zoll lang, oben fast einen halben Zoll breit, sind gegen den Blattstiel keilförmig ausgespitzt, oben in eine stumpfe Spitze ausgehend, am Rande dicht,

doch ungleich groß, gezahnt, gewimpert mit einzelnen Haaren; Oberfläche glatt, dunkelgrün, mit vielen netzförmig vertieften Adern, die auf der blaßgrünen Unterfläche röthlich hervorstehen.

4. Rinde der zähen, nur über den Boden hinkriechenden Zweige braun, glatt, abblätternd.

5. Same. Die runden blauschwarzen, oben mit einem Nabel versehenen Beeren, von der Größe einer vollkommenen Heidelbeere, reifen im Herbst, haben ein weißes, wässeriges, säuerliches Fleisch und darin fünf Samen.

Dieser kriechende Erdstrauch, der seine belaubten Zweige kaum fünf Zoll über die Erde hebt, mit seinen liegenden aber einen bis zwei Schuh lang ist, wächst nur auf düren, felsigen Stellen der Hochalpenregion.

§. 211. (Siehe §. 31.)

Die Krautweide.

1. Name. Krautweide. Salix herbacea.

2. Blüthen, an den Spitzen der Zweige, gleich nach dem Abgang des Schnees von den Gebirgen. — Die männlichen, so wie die weiblichen Kätzchen sind sehr kurz, fast unbehaart, und haben gewöhnlich nur vier bis sechs Blumen. Die Fruchtkapseln sind glatt, wie die eirunden, stumpfen Schuppen.

3. Blätter sind rundlich, haben etwas über einen halben Zoll im Durchschnitt; sind am Rande

gezahnt, auf der Oberfläche dunkelgrün, glatt, glänzend; auf der Unterfläche bläſſer, dunkel geadert. Blattſtiel kurz, dick, röthlich. Nebenblätter fehlen ganz.

4. Rinde der jüngſten Triebe grün, glatt; der ältern Zweige, die aber dicht am Boden kriechen und wurzeln, ſchwärzlich.

Dies Erdholz zeigt, wie ein ganz niedriges Kraut, über der Erde nur ſein Laub und ſeine Blüthen; wächſt auch nur in der Hochalpenregion, in der Nähe des ewigen Schnees.

§. 212. (Siehe §. 31.)

Die Quendelweide.

1. Name. Quendelweide. Salix retusa.

2. Blüthen erſcheinen, ſobald der Schnee von den Gebirgen weicht, an den Spitzen der kleinen Seitenzweige zwiſchen den Blätterbüſcheln, einzeln oder paarweis. Jedes Kätzchen, männliche, wie weibliche, hat nur zehn bis zwölf grüne, ovale, glatte Schuppen; zwei Staubfäden, bei den männlichen, ragen weit aus jeder Schuppe hervor.

3. Blätter. Die jüngern ſind faſt ganz rund, und glatt; die ältern werden länglich eirund, gegen den ſehr kurzen Blattſtiel ſchmäler; oben rund, oder ſtumpf zugeſpitzt; einen halben bis einen Zoll lang, einen Viertel-Zoll breit; am Rande ungezahnt,

zuweilen am obern Ende mit einem kleinen Einschnitte. Oberfläche dunkelgrün, glänzend; Unterfläche blaßgrün, mit feinen, röthlichen, parallelen, geradlinigen Rippen.

4. Rinde der am Boden und über Felsenklippen dicht hinkriechenden Zweige braunröthlich.

Dieser Strauch wuchert häufig in der Hochalpenregion, wo er ganze Flächen mit seinen zähen, wurzelnden Zweigen überdeckt; ein solcher Zweig ist oft acht bis zehn Schuh lang.

§. 213. (Siehe §. 31.)

Die Kleeweide.

1. Name. Netzblättrige Weide. Salix reticulata.

2. Blüthe, nach Abgang des Schnees vom Hochgebirge, einzeln an den Spitzen der kurzen Nebenzweige, an mehr als zollangen, dünnen, röthlichen Stielen; die männlichen Kätzchen walzenförmig, stumpf, zollang, haben hinter jeder der wolligen, eirunden, stumpfen, oben wenig eingekerbten Schuppen zwei vorragende Staubfäden; eben so die weiblichen, deren Griffel röthlich und gespalten.

3. Blätter sind rundlich, zur Blüthezeit gewöhnlich einen Zoll lang, drei Viertel-Zoll breit (im Herbst aber oft über anderthalb Zoll breit), am Rande ungezahnt, umgebogen; Oberfläche dunkelgrün, runzlich, fein behaart; Unterfläche milchweiß, mit erhabenem, röthlichem, net-

förmigem Geäder. Gemeinlich stehen an den Zweigspitzen immer drei Blätter beisammen.

4. Rinde der weit kriechenden Nebenzweige braunröthlich, glatt.

Auch dieser Strauch, wie die beiden vorigen Arten, liegt nur am Boden, und hebt die belaubten Nebenzweige einige Zoll hoch. Er wächst an feuchten, schattigen Stellen der Hochalpenregion.

§. 214.

Der Salbei-Cistenstrauch.

1. Name. Cistenröslein. Cistus salvifolius.

2. Blüthen erscheinen im Mai, mit mehr als Zoll großer, weißer Blume, an langen, einblumigen, in der Mitte mit zwei ansitzenden Blättchen versehenen Blumenstielen, die aus den Blattwinkeln steigen.

3. Blätter gegen einander über stehend, an kurzen Stielen, eiförmig länglich; am Rande fein gezahnt; auf beiden Flächen blaßgrün, wollig.

4. Rinde der sehr dünnen, runden Zweige braun, an den Enden wollig.

5. Same reift im August, in kleinen eiförmigen, fünffächrigen, samenreichen Kapseln.

Der Strauch wächst am Felsen und trockenen Orten der Kastanienregion; wird etwas über einen Schuh hoch, treibt viele fadenförmige Zweige, und wird leicht durch Samen und Ableger vermehrt.

Lateiniſches Regiſter.

	§.		§.
Acer campestre	45.	*Cistus* salvifolius	215.
— opulifolium	44.	*Clematis* vitalba	186.
— platanoides	43.	*Colutea* arborescens	143.
— pseudoplatanus	42.	*Cornus* mascula	73.
Aesculus hippocastanum	56.	— sanguinea	89.
Amygdalus communis	58.	*Coronilla* coronata	145.
Andromeda polyfolia	194.	— emerus	144.
Arbutus alpina	210.	*Corylus* avellana	90.
— uva ursi	196.	*Crataegus* aria	64.
Azalea procumbens	201.	— oxyacantha	65.
Berberis vulgaris	87.	— monogyna	66.
Betula alba	25.	— torminalis	63.
— alnus glutinosa	23.	*Cytisus* capitatus	148.
— alnus incana	24.	— hirsutus	147.
— alnus montana	88.	— nigricans	146.
— nana	149.	— laburnum	61.
Buxus sempervirens	86.	*Daphne* alpina	139.
Carpinus betulus	10.	— cneorum	140.
Celtis australis	55.	— laureola	131.
		— mezereum	138.
		Empetrum nigrum	197.

	§.
Ephedra distachia	184.
Erica herbacea	193.
— tetralix	192.
— vulgaris	191.
Evonymus europaeus	103.
— latifolius	104.
Fagus castanea	21.
— sylvatica	20.
Ficus carica	59.
Fraxinus excelsior	19.
Genista germanica	206.
— pilosa	200.
— sagittalis	207.
— tinctoria	205.
Hedera helix	85.
Hippophae rhamnoides	112.
Hyssopus officinalis	209.
Jasminum officinale	142.
Ilex aquifolium	37.
Juglans regia	57.
Juniperus alpina	125.
— communis	35.
— sabina	126.
Ledum palustre	132.
Lonicera alpigena	110.
— caprifolium	107.
— coerulea	109.
— nigra	150.
Lonicera periclimenum	106
— xylosteum	108.
Mespilus amelanchier	153.
— chamaemespilus	151.
— germanica	76.
Myrica gale	202.
Philadelphus coronaria	141.
Pinus abies	8.
— cembra	11.
— larix	12.
— mughus	33.
— picea	9.
— sylvestris	10.
Populus alba	29.
— italica	28.
— nigra	27.
— tremula	30.
Prunus avium	46.
— lauro-cerasus	47.
— insitia	50.
— mahaleb	51.
— padus	48.
— spinosa	49.
Punica granatum	115.
Pyrus communis	68.
— cydonia	113.
— malus sylv.	69.
Quercus robur pedunc.	15.

	§.
Quercus robur sessile	14.
Rhamnus alpinus	154.
— catharticus	95.
— frangula	96.
— pumilus	155.
— saxatilis	156.
Rhododendron ferrugineum	128.
— hirsutum	129.
Rhus cotinus	114.
Ribes alpinum	160.
— nigrum	161.
— rubrum	159.
— uva crispa	162.
Rosa arvensis	164.
— alpina	168.
— canina	170.
— cinnamomea	163.
— lagenaria	168.
— lutea	118.
— montana	171.
— gallica	166.
— pimpinellifolia	165.
— pumila	122.
— pyrenaica	169
— rubiginosa	167.
— sorbifolia	168.
— spinosissima	165.
— villosa	117.
Rosmarinus officinalis	122.
Rubus caesius	136.
— fruticosus	135.
— idaeus	134.
— tomentosus	137.
Ruscus aculeatus	198.
Salix acuminata	121.
— alba	32.
— alpina	175.
— arbuscula	173.
— arenaria	174.
— aurita	119.
— caprea	77.
— depressa	175.
— evonymoides	176.
— fragilis	84.
— glauca	173.
— herbacea	211.
— hastata	172.
— incubacea	182.
— lapponum	177.
— malifolia	172.
— monandra	82.
— myrtilloides	179.
— myrsinites	178.
— pentandra	83
— polymorpha	175.
— prunifolia	178.
— purpurea	80.
— repens	175.
— reticulata	213.

	§.
Salix retusa	212.
— rosmarinifolia	181.
— russeliana	33.
— stipularis	120.
— tenuifolia	180.
— triandra	81.
— venulosa	178.
— viminalis	78.
— vitellina	79.
Sambucus nigra	92.
— racemosa	93.
Santolina chamaecyp.	123.
Solanum dulcamara	185.
Sorbus aucuparia	71.
— domestica	72.
Spartium scoparium	183.
Staphyllea pinnata	100.
Syringa vulgaris	111.
Tamarix germanica	157.
Taxus baccata	36.
Tilia cordata	53.
— europaea	54.
Ulex europaeus	208.
Ulmus campestris	18.
— sativa	17.
Vaccinium myrtillus	203.
— oxycoccos	189.
— uliginosum	204.
— vitis idaea	188.
Viburnum lantana	98.
— opulus	99.

Inhalt des erſten Theils.

Einleitung.

	Seite
1. Eintheilung der Forſtwiſſenſchaft.	1
2. Vom dem Holzwuchſe an den Bergen.	9
3. Die vier Stufen des Holzwuchſes an Bergen.	12

Erſter Theil.

Forſt-Naturgeſchichte.

Einleitung.

Kurze Anweiſung, alle in der Schweiz und im ſüdlichen Deutſchland wild wachſende Holzarten zu erkennen.

	Seite
§. 1. Eintheilung der Holzarten.	16
- 2. Nadelholz, Laubholz. Sommergrün, Wintergrün	17
- 3. Von den äuſſern und innern Theilen einer Holzpflanze.	18
- 4. Befruchtungswerkzeuge der Pflanzen.	24
- 5. Erkennungszeichen der Pflanzen.	27
- 6. Herbarium.	30

Erſtes Hauptſtück.

Beſchreibung unſerer Bauhölzer.

Erſtes Kapitel.

Nadelholzarten, die zum Bauen tauglich ſind.

	Seite
§. 7. Die Nadelholzarten.	31
- 8. Die Weißtanne.	32
- 9. Die Rothtanne.	36
- 10. Die Fohre.	40
- 11. Die Arve.	44
- 12. Die Lärchtanne.	49

Zweites Kapitel.

Laubholzarten, die zum Bauen tauglich ſind.

	Seite
§. 13. Die Eichenarten.	54
- 14. Die Wintereiche.	55
- 15. Die Sommereiche.	63
- 16. Die Ulmenarten.	64
- 17. Die rauhe Ulme.	65
- 18. Die gemeine Flatterulme.	65
- 19. Die Eſche.	70
- 20. Die Buche.	73
- 21. Zahmer Kaſtanienbaum.	75
- 22. Die Erlen- und Birkenarten.	81
- 23. Die Schwarz-Erle.	82
- 24. Die weiße Erle.	86
- 25. Die Birke.	88
- 26. Die Pappel-Arten.	91

	Seite
§. 27. Die ſchwarze Pappel.	91
- 28. Die italieniſche Pappel.	95
- 29. Die Silber-Pappel.	98
- 30. Die Espe.	100
- 31. Die Weiden-Arten.	102
- 32. Die Silberweide.	105

Zweites Hauptſtück.
Beſchreibung unſerer Mittelbäume.

Erſtes Kapitel.
Nadelholz-Arten.

	Seite
§. 33. Die Alpenfichte	108
- 34. Die Wachholder Arten.	112
- 35. Der gemeine Wachholderbaum.	113

Zweites Kapitel.
Immergrüne Laubhölzer, die im Winter ihre Blätter nicht verlieren.

	Seite
§. 36. Der Ebenbaum.	115
- 37. Die Stechpalme.	117
- 38. Die wilden Kirſchenarten.	120
- 39. Der Kirſchlorbeerbaum.	120

Drittes Kapitel.
Sommergrüne Laubhölzer.

	Seite
§. 40. Die Hagebuche.	122
- 41. Die Ahorn-Arten.	125

		Seite
6	42. Der gemeine Ahorn.	126
-	43. Der Sycamorn.	129
-	44. Der welsche Ahorn.	130
-	45. Der Mehlbeerbaum.	132
-	46. Der Vogelkirschbaum.	134
-	47. Der Sauerkirschbaum.	136
-	48. Der Traubenkirschbaum.	137
-	49. Der Schlehendorn.	138
-	50. Der Kriechenbaum.	140
-	51. Der Mahalebkirschbaum.	141
-	52. Die Linden-Arten.	143
-	53. Die Sommerlinde.	143
-	54. Die Winterlinde.	145
-	55. Der Zürgelbaum.	146
-	56. Der Roßkastanienbaum.	148
-	57. Der Wallnußbaum.	150
-	58. Der Mandelbaum.	153
-	59. Der Feigenbaum.	155
-	60. Die Bohnenbaum-Arten.	155
-	61. Der gemeine Bohnenbaum.	158
-	62. Die Beerbaum-Arten.	160
-	63. Der Elzbeerbaum.	161
-	64. Der Mehlbeerbaum.	163
-	65. Der Weißdorn.	164
-	66. Der Spitz-Hagedorn.	166
-	67. Wilde Birn- und Aepfelarten.	167
-	68. Der Holzbirnbaum.	168
-	69 Der Holzapfelbaum.	169
-	70. Die Vogelbeerbaum-Arten.	170

	Seite
§. 71. Der wilde Vogelbeerbaum.	171
- 72. Der zahme Vogelbeerbaum.	172
- 73. Die Korneel-Kirschbaumarten.	174
- 74. Der Korneel-Kirschbaum.	174
- 75. Die Mispelarten.	176
- 76. Der Mispelbaum.	176
- 77. Die Saalweide.	178
- 78. Die Fischerweide.	180
- 79. Die gelbe Bandweide.	181
- 80. Die rothe Weide.	182
- 81. Die Mandelweide.	184
- 82. Die Rosenweide.	185
- 83. Die Lorbeerweide.	186

Drittes Hauptstück.

Beschreibung unserer großen Gesträuche.

Erstes Kapitel.

Immergrüne große Gesträuche.

	Seite
§. 84. Der Myrtenstrauch.	188
- 85. Der Epheu.	189
- 86. Der Buchsbaum.	191

Zweites Kapitel.

Sommergrüne große Gesträuche.

	Seite
§. 87. Der Sauerdorn.	195
- 88. Die Alpen-Erle.	195
- 89. Der Hartriegelstrauch	197

		Seite
§.	90. Der Haselstrauch.	195
-	91. Die Hollunderarten.	200
-	92. Der schwarze Hollunderstrauch.	200
-	93. Der rothe Hollunderstrauch.	202
-	94. Die Farbestraucharten.	203
-	95. Der dornige Farbestrauch.	203
-	96. Der glatte Farbestrauch.	205
-	97. Die Viburnen-Arten.	206
-	98. Der Schlingstrauch.	206
-	99. Der Washolder.	208
-	100. Der Pimpernußstrauch.	209
-	101. Die Rainweide.	211
-	102. Die Spindelbaum-Arten.	212
-	103. Der gemeine Spindelbaum.	212
-	104. Der breitblätterige Spindelbaum.	214
-	105. Die Lonizeen-Arten.	215
-	106. Die Geißblatt-Lonizere.	215
-	107. Die Garten-Lonizere.	217
-	108. Die gemeine Lonizere.	218
-	109. Die blaue Lonizere.	219
-	110. Die Alpen-Lonizere.	220
-	111. Der Lilastrauch.	221
-	112. Der Weidendorn.	223
-	113. Der Quittenstrauch.	224
-	114. Der wilde Sumach.	225
-	115. Der wilde Granatenbaum.	227
-	116. Die Rosensträuche.	229
-	117. Die Hagebuttenrose.	230
-	118. Die gelbe Rose.	232

Seite
§. 119. Die große Werfweide. 233
- 120. Die Hazelweide. 234
- 121. Die Salbeiweide. 235

Viertes Hauptstück.
Beschreibung der kleinen Gesträuche.

Erstes Kapitel.
Immergrüne kleine Gesträuche.

Seite
§. 122. Der Rosmarinstrauch. 237
- 123. Der Santolinestrauch. 239
- 124. Der Salbeistrauch. 240
- 125. Der Alpen-Wacholder. 242
- 126. Der Sevenstrauch. 243
- 127. Die Alpenrose. 244
- 128. Braunblätteriges Alpenröslein. 244
- 129. Haariges Alpenröslein. 246
- 130. Die Seidelbast-Arten. 247
- 131. Immergrüner Seidelbast. 247
- 132. Der Porst. 248
- 133. Die Brombeerstrucharten. 249
- 134. Der Himbeerstrauch. 249
- 135. Gemeiner Brombeerstrauch. 250
- 136. Acker-Brombeerstrauch. 251
- 137. Filziger Brombeerstrauch. 252

Zweites Kapitel.
Sommergrüne kleine Gesträuche.

§. 138. Gemeiner Seidelbast. 253
- 139. Alpen-Seidelbast. 254

		Seite
§. 140.	Zwerg-Seidelbaſt.	255
- 141.	Wohlriechender Pfeifenſtrauch.	256
- 142.	Der gemeine Jasminſtrauch.	257
- 143.	Der Blaſenſtrauch.	259
- 144.	Die Peitſche.	261
- 145.	Die Kronwicke.	262
- 146.	Der kleine Bohnenbaum.	263
- 147.	Der rauhe Bohnenbaum.	264
- 148.	Kopfförmiger Bohnenbaum.	265
- 149.	Die Zwergbirke.	267
- 150.	Die ſchwarze Lonizere.	267
- 151.	Der Stachelbeerjohannisbeerſtrauch.	269
- 152.	Der Quittenjohannisbeerſtrauch.	270
- 153.	Der Fliederſtrauch.	271
- 154.	Der Alpen-Farbeſtrauch.	272
- 155.	Der Zwerg-Farbeſtrauch.	273
- 156.	Der Felſen-Farbeſtrauch.	275
- 157.	Der Tamariskenſtrauch.	276
- 158.	Die Straußbeer-Art.	277
- 159.	Der gemeine Johannisbeerſtrauch.	277
- 160.	Alpen-Johannisbeerſtrauch.	278
- 161.	Gichtbeerenſtrauch.	280
- 162.	Der Stachelbeerbuſch.	281
- 163.	Die Zimmetroſe.	282
- 164.	Die weiße Feldroſe.	283
- 165.	Die Pimpinellen-Roſe.	284
- 166.	Die Zucker-Roſe.	285
- 167.	Die Wein Roſe.	286
- 168.	Die Alpen-Roſe.	287

	Seite
§. 169. Die Pyrenäen-Rose.	288
- 170. Die Hundsrose.	289
- 171. Die Bergrose.	290
- 172. Die Alpen-Salbeiweide.	291
- 173. Die Alpen Strauchweide.	293
- 174. Die Alpen-Sandweide.	294
- 175. Die Alpen-Moorweide.	295
- 176. Die Evonnusweide.	296
- 177. Die Lappländerweide.	297
- 178. Die Schlehenweide.	298
- 179. Die Heidelbeerweide.	300
- 180. Die kleine Alpen-Lorbeerweide.	300
- 181. Die Rosmarinweide.	301
- 182. Die Mattenweide.	302
- 183. Besen Pfrieme.	303
- 184. Meertraube.	304
- 185. Alpranke.	305
- 186. Waldrebe.	307

Fünftes Hauptstück.

Beschreibung der Erdgesträuche.

Erstes Kapitel.

Immergrüne Erdgesträuche.

	Seite
§. 187. Die Heidelbeer-Straucharten.	308
- 188. Preusselbeerstrauch.	308
- 189. Der Mosbeerenstrauch.	309
- 190. Die Heidekraut-Arten.	310

Seite

§. 191. Gemeines Heidekraut. 310
- 192. Sumpf-Heidekraut. 311
- 193. Moorheidekraut. 312
- 194. Andromeden. 312
- 195. Die Saubeere-Arten. 313
- 196. Die gemeine Saubeere. 313
- 197. Krähenbeere. 314
- 198. Mäusedorn. 315
- 199. Die Ginster-Arten. 316
- 200. Kriechender Ginster. 317
- 201. Die Azale. 317

Zweites Kapitel.

Sommergrüne Erdgesträuche.

Seite

§. 202. Gerber-Myrthe. 319
- 203. Gemeiner Heidelbeerstrauch. 320
- 204. Trunkelbeerstrauch. 321
- 205. Farbe-Ginster. 321
- 206. Stachel-Ginster. 322
- 207. Zugen-Ginster. 323
- 208. Großer Dornginster. 324
- 209. Der Pfrieastrauch. 325
- 210. Alpen Saubeere. 326
- 211. Die Krauteide. 327
- 212. Die Quendelweide. 328
- 213. Die Kleeweide. 329
- 214. Der Salbei-Eisenstrauch. 330

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Zwölfter Theil.

Der Gebirgs-Förster. (Zweite Lief.)
Ueber die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A la
BIBLIOTHÈQUE
MONAC.

Der
Gebirgs-Förster.

Zweiter Theil.

Einleitung.

§. 1.

Eintheilung der Forstwirthschaftslehre.

Die Anweisung, wie Waldungen bewirthschaftet seyn müssen, wenn man daraus den möglich größten Nutzen ziehen will, zerfällt in zwey Hauptstücke; diese sind:

1. Die Lehre vom Anbau der Wälder, worin man erfähret, nicht nur wie neue Waldungen durch Säen oder Pflanzen des Holzes anzulegen, sondern auch, wie schon erwachsene, aber verwilderte Wälder in Ordnung zu bringen sind.

2. Die Lehre von Benutzung der Wälder, oder Anweisung, wie man das Holz und andere Produkte des Waldes zu gute machen solle.

§. 2.

Worauf in der Forstwirthschaftslehre besonders Rücksicht genommen werden soll.

Die Forstnaturgeschichte beschreibt uns zwar beinahe zweihundert verschiedene Holzarten, welche

in unsern Gegenden wild wachsen; aber der eigentliche Forster, so nützlich es ihm auch werden kann, alle diese Holzarten zu kennen, hat doch nur mit solchen besonders zu thun, welche in ganzen Waldungen beisammen wachsen, und aus deren Anzucht sich gutes Bau-, Brenn- und Nutzholz gewinnen läßt.

Erstes Hauptstück.

Vom Anbau der Wälder.

---

§. 3.

Eintheilung dieses Hauptstücks.

Wenn man vom Anbau der Wälder spricht, kann darunter verstanden werden:

1. Die Anlage ganz neuer Wälder durch Holzsaaten und Holzpflanzungen;

2. oder die Herstellung und Verbesserung alter, aber verwahrloseter Waldungen.

Erster Abschnitt.

Von der Anlegung neuer Waldungen.

Erstes Kapitel.

Von den nöthigen Vorkehrungen zur Anlage neuer Waldungen.

§. 4.

Worauf besonders bei Anlage neuer Waldung zuerst gesehen werden muß.

Unter Anlage neuer Waldung verstehen wir:

1) nicht nur Umwandlung eines, zu Acker-, Matten-, Wiesen- und Rebland wenig tauglichen, Bodens in Holzland;

2) sondern auch den Wiederanbau der, in schon vorhandenen Wäldern entstandenen, Räumden und Blößen;

3) wie auch Wiederbeholzung kahlgeholzter Waldstriche, worauf von sich selbst kein gutes Holz mehr wachsen will.

Sollen nun dergleichen neue Anlagen gemacht werden, so wird zuerst es darauf ankommen, daß man bestimme: Welche Holzart ist in der Gegend am nöthigsten? folglich am gesuchtesten und am besten bezahlt?

Ist diese Frage entschieden: so muß der Boden und die Lage des Platzes untersucht werden, den man zu der neuen Anlage gewählt hat. Denn es ist bekannt, daß von der Beschaffenheit des Erdreichs der gute oder schlechte Wuchs der Bäume sehr abhängt; eben so sehr von der Lage des Bodens.

§. 5.

Die Erdarten und ihre Eigenschaften.

Ehe wir vom Boden selbst und seiner Zubereitung sprechen, gehe eine Erklärung der Erdarten voran, aus welchen er zusammengesetzt ist.

1. Die Thon-Erde (der Letten) ist in der Nässe zähe, in der Trockne steinhart; immer also fest und schwer. Das Regenwasser bleibt darauf stehen, friert im Winter und todtet die jungen Pflanzen. Man heißt daher den thonigen Grund kalten Boden. Die Luft mag ihn nicht gehörig durchdringen, und ihre den Pflanzen heilsamen Theilchen an die Wurzeln derselben bringen. Die Wurzeln selbst können sich nicht genug darin ausstrecken.

2. Leimen-Erde ist etwas leichter, ohne darum gar locker zu sein, sondern in der Trockne hart; ist gelblich von Farbe, weil sie viel Eisentheile enthält.

3. Kalk-Erde schluckt die Wärme leichter

ein; die Nässe verdünstet schneller. Kalkgrund ist für die Fruchtbarkeit sehr wohlthätig.

4. Mergel-Erde (Mieten) ist aus Kalk, Thon und Sand gemischt und zusammengesetzt, zerfällt an der Luft, und schluckt die Feuchtigkeiten sehr ein. Sandmergel macht den thonigen Grund lockerer (Thonmergel taugt daher auf sandiges Land) und bildet für sich einen sogenannten steifen Boden.

5. Gries und Sand halten die Feuchtigkeit nicht an; werden in der Hitze sehr glühend; stellen die Wurzeln oft bloß. Man nennt den sandigen Grund daher auch dürren Boden.

Alle diese Erdarten sind an und für sich ganz unfruchtbar; die Pflanzen können aus ihnen allein keine Nahrung ziehen, wenn sie nicht verbunden und vermischt sind mit der

6. Damm-Erde. Dies ist die aus verfaulten thierischen und Pflanzen-Theilen entstandene leichte, meistens schwarze, fruchtbare Erde. Je schwarzer sie ist, je mehr enthält sie brennbare Theile von verfaulten Körpern, und je fruchtbarer pflegt sie zu sein. Weil sie in ihren Theilen nur locker zusammenhängt, läßt sie die Feuchtigkeit schnell eindringen, verdünstet dieselbe aber auch bälder. Die Luft kann sie besser durchdringen und sie mit ihren Säuren schwängern.

Die Damm-Erde liegt gewöhnlich auf der äussersten Oberfläche des Erdbodens. Je tiefer

hinab ſie mit der darunter liegenden Thon-, Letmen-, Kalk-, Mergel- oder Gries-Lage vermengt iſt, je tiefer können die Wurzeln der Pflanzen ſtreichen und Nahrung finden.

§. 6.

Unterſuchung des Bodens.

Man kann ſchon aus den Gewächſen eines Bodens erkennen, ob er zur Anlage eines neuen Waldes tauge, und zu welcher Art Waldung.

Hat ſchon ehemals Holz auf einem Erdreich geſtanden, welches wohl gewachſen war: ſo kann man verſichert ſein, es werde darauf Holz gedeihen, wenn es mit erforderlicher Klugheit angeſäet oder angepflanzt wird.

Sind noch einzelne Bäume an dem Orte, ſo kann man von ihnen lernen, ob der Grund für ihre Holzart gut ſei. Einzeln wachſende Bäume ſind freilich meiſtens äſtig, ſtruppig; aber wenn ihre Seitenzweige ſtark treiben: ſo beweiſet dies für die Güte des Bodens. Sind die Bäume noch nicht alt, und dennoch ungeſund, ſchwach, von ſchlechtem Triebe: ſo zeigt dies, der Boden ſtehe ihnen nicht an.

Fartes Gras, dem das Vieh gern nachgeht, viel Klee, friſchwachſende Kräuter, dicke Brombeer- und Dornengebüſche, Farrenkräuter, hohe Neſſeln und Diſteln ſind

Zeugen eines fetten, fruchtbaren Bodens, worin das Laubholz trefflich gedeihen wird; auch Tannenholz würde schnell darin wachsen, aber grobjährig werden und kein dauerhaftes Bauholz liefern.

Einzelne Riedgrasbüschel im übrigens kräuter- und grasreichen Boden zeigen an, daß er zur Anzucht von Bauholz nicht tauge, weil er feucht iſt, und ſelbſt Laubholz im zu feuchten Boden, wenn es älter wird, von innen leicht faulk. Am beſten iſt ſolches Land zur Anzucht des Stangenholzes, zum Verbrennen und Kohlen.

Binſen, Waſſergewächſe, Schilf verrathen naſſen Boden, worin nur Erlen, Weiden, Pappeln u. ſ. w. fortkommen.

Niedriges, ſprödes, mageres Gras verräth ſchlechtes Erdreich, worin man nur Bäume ſetzen darf, die mit dem geringſten Boden vorlieb nehmen, wie z. B. Birken, Fohren, Hagebuchen.

Aber immer iſt es noch lange nicht genug, ſich bei der Beurtheilung eines Bodens nur auf ſeine Oberfläche zu verlaſſen. Die fruchtbare Dammerde liegt oft nur dünn über den unfruchtbaren rohen Grund; iſt bald nur einige Zoll, bald zwei bis drei Schuh tief, und verliert ſich dann gänzlich.

Man unterſuche deswegen mit Grabſcheit und Hacke an mehrern Stellen, wie tief die frucht-

bare Erde gebe, und welche Erdart zunächst darunter liege.

Der mit Dammerde gemengte Grund muß einen bis zwei Schuh tief sein, wenn man gutes Stangenholz zum Brennen und Verkohlen darauf ziehen mochte. — Liegt unter der Dammerde nicht gar fester Leimengrund, Kalkerde, sandiger Mergel mit Kies untermengt, Sand mit einigem Letten, überhaupt ein Boden, in welchen sich die Wurzeln der Bäume einbohren können: so ist der Waldgrund nicht zu verachten. — Sind es aber Felsen, die keine Klüfte und Risse haben, Thon, Tufstein u. s. f., wo keine Wurzel weiter eindringen kann, sobald sie die Schicht der obern Dammerde durchbrochen hat, so erwarte man daselbst kein hohes Holz. Alle Bäume, die zu ihrem Wachsthum tiefe Wurzeln schlagen müssen, wie die Eichen, werden frühzeitig auf diesem Boden einstehen und verderben.

Endlich auch muß untersucht werden, ob der Boden trocken und hitzig, ob er naß und feucht, ob er frisch oder gemäßigt feucht ist, denn davon hängt das Wachsthum der Bäume, in Gemäßheit ihrer verschiedenartigen Naturen, ab.

Welche Art Bodens, und welche Tiefe desselben aber die Bäume zu ihrem guten Gedeihen verlangen: dies haben wir bei jeder Holzart in der Forst-Naturgeschichte schon erfahren.

§. 7.

Untersuchung der Lage.

Man versteht unter der Lage eines Waldes sowohl, welcher Himmelsgegend er besonders ausgestellt sei; als, ob er in den Ebenen, oder an den Bergen, hoch oder tief an den Halden (oder Berghängen), oder auf ihrem Grat (oder Rücken) gelegen ist.

An der Lage des Waldes ist so viel, und oft mehr gelegen, als an seinem Boden. Man kann zur Noth fast auf jedem Erdreich gute Waldung ziehen; aber nicht immer in jeder Lage — Ein und derselbe Wald kann bei gleicher Güte des Bodens ganz verschieden gedeihen, je nachdem er verschiedenen Himmelsgegenden entgegen gerichtet ist.

Die Lage gegen Morgen erhält mit Tagesanbruch die ersten Sonnenstrahlen. Aber ehe die Sonne ihre große Stärke hat, verläßt sie schon wieder die nach Osten gekehrte Bergseite. Die Ausdünstung der Pflanzen ist folglich nur mäßig; weder sie, noch der Boden werden allzusehr ausgetrocknet. Von der Heftigkeit des Abendwindes leiden sie wenig. Hingegen stehen sie dem kalten, trockenen Ostwinde entgegen, und werden durch denselben, wenn er in einem Jahre anhaltender weht, in ihrem Wachsthum aufgehalten. Noch viel mehr aber leiden die Pflanzen auf der

Morgenseite von den Spatfrösten. Denn wenn nach einem Froß und Reif im Frühling die Sonne aufgeht, und das Eis an den Pflanzen aufthaut, werden damit, durch den allzuschnellen Uebergang von der Kälte zur Wärme, die feinen Gefäße und Säfte der Pflanzentriebe verderbt; sie erfrieren. Ein starker Froß und Reif schadet den Pflanzen nicht, wenn das Eis an ihnen nur früher schmilzt, als sie von der Sonne beschienen werden. Man soll also für die Morgenseite der Berge keine Holzarten wählen, welche im Frühling zeitig zu treiben anfangen. Ein Nachfroß kann oft die ganze Pflanzung tödten, und das Wachsthum schon stärkerer Bäume, selbst der Buchen, Eichen und Weißtannen, um ein Jahr zurücksetzen.

Die Lage gegen Abend bekömmt die Sonne erst spät, wenn dieselbe zum Theil schon ihre größte Gewalt verloren hat. Die Ausdünstung der Pflanzen und des Bodens geschieht hier mit Mäßigkeit; die Westwinde führen fast immer den Regen herbei, und feuchten diese ihnen entgegenstehenden Bergseiten vorzüglich an. Von dem Schaden der Spatfröste ist auf dieser Seite, die gewöhnlich einer großen Fruchtbarkeit genießt, nichts zu fürchten; desto mehr aber von der verheerenden Stärke der Sturmwinde, denen diese Gegend sehr ausgesetzt ist. Sie machen mit ihrem

Regen die Erde weich und locker, hingegen die Zweige des Baumes schwer. Es wird ihnen daher leicht, erwachsene Bäume umzuwerfen, oder abzubrechen; und noch leichter, wenn unvorsichtige Forster die auf der Abendseite eines Waldes stehenden Bäume (die, der regnerischen Sturmwinde von Kindheit an gewohnt, fester und tiefer gewurzelt, bisher die wahre Schutzwehr der hinter ihnen stehenden, minder festgewurzelten Bäume waren) niedergeschlagen haben. Damit wird den Stürmen der ganze Wald aufgeschlossen, und es geht dann kein Jahr vorüber, ohne beträchtlichen Schaden durch Windfälle.

Die Lage gegen Mittag ist sehr warm und fruchtbar, besonders letzteres in regenreichen Jahrgängen. Wärme und Feuchtigkeit vereinigen sich hier mehr, als auf jeder andern Seite, die Pflanzen zu nähren und schnell wachsend zu machen. Allein im hohen Sommer, so wie überhaupt in trockenen Jahren, ist hier die Sonnenhitze am stärksten und auszehrendsten; der Boden wird fast brennend, die Bäume dünsten stärker aus, aber ihr Holz wird auch härter, schwerer und fester. — Gewöhnlich sind, aus Mangel an Schatten, neue Waldanlagen auf der Mittagsseite am schwierigsten zu machen. Die Samen vertrocknen öfters, oder die zarten, hervorgekommenen Pflanzen verschmachten in dem erhitzten Boden. Auf keiner Seite

eines Berges ſoll der Förſter ſo ſehr, als auf dieſer, für Erhaltung des Schattens ſorgen, damit die Erde nie ganz ausgetrocknet werde. Iſt dies einmal verabſäumt, ſo koſtet es viele Zeit und Mühe, ſolche von Waldung ganz entblößte, ausgebrannte Mittagshalden wieder zu belauben. — Dazu kommt noch, daß hier ſowohl gegen die Spatfröſte, als von Abend her gegen die Regenwinde gleiche Vorſichtigkeit beobachtet werden muß, wie auf den Abend- und Morgenſeiten der Berge.

Die Lage gegen Mitternacht iſt die ſchattigſte, kühlſte und feuchteſte. Hier iſt es daher viel leichter, als auf der Mittagsſeite, junge Holzungen aufzuziehen. Die Spitzen der Zweige erfrieren nicht ſo oft vom Spatfroſt. Die Bäume wachſen ſchlanker empor, als auf der Mittagsſeite. Das Holz iſt hingegen grober, weicher, leichter, als das Holz von Bäumen an den Sommer- oder Mittagshalden. Auf Winter- oder Schattenſeiten der Berge, weniger von der Sonne beſchienen und erwärmt, dünſten die Pflanzen weniger aus; ſie fangen im Frühjahr zehn bis vierzehn Tage ſpäter, als auf der entgegengeſetzten Seite, an zu treiben; der Schnee bleibt hier früher liegen und verſchwindet ſpäter.

§. 8.

Vom Unterschied der Waldungen auf Ebenen und auf Bergen.

In Ebenen kommen die Unterschiede der Himmelsgegenden wenig oder gar nicht in Betracht, besonders in solchen Ebenen, die in der Nähe von keinen Bergen begrenzt sind. Sonne, Regen und Winde wirken in allen Richtungen auf den Wald. Das Wachsthum der Bäume ist hier im Ganzen lebhafter. Die in der Mitte des Gehölzes stehenden Bäume empfinden den Einfluß der Himmels-Gegenden fast gar nicht, sie wachsen gerade und kräftig auf, leiden wegen der vorstehenden Bäume minder vom Spatfrost und vom Regenwinde. Das Holz aber ist auch weder so hart noch so schwer, als dasjenige, so an Bergwänden wächst.

In kleinen, engumschlossenen Thalgründen kommt der Unterschied der Himmels-Gegenden eben so wenig in Betracht, als in den Ebenen, aber aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Sonne, Wind und Regen wirken fast von allen Seiten das ganze Jahr hindurch zu wenig; und wenn sie wirken, wieder zu heftig. Der Schnee bleibt, wegen des Schattens umstehender Berge, im Frühjahr zu lange liegen, und verspätet das Erwachen des Pflanzenlebens; so wie er hingegen

im Herbſt allzufruh wiederkehrt und bleibt. — Im Sommer iſt die Hitze in dergleichen Thälern, die ſelten von Winden durchſtrichen werden konnen, wegen der von allen Bergwänden zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen, viel heftiger, als in Ebenen. Die Luft iſt unreiner. — Wenn der Wind endlich von der offenen Seite des Thales kommt, iſt er heftiger, als in Ebenen; denn der Strom der Luft wird (wie der Strom des Waſſers) um ſo reiſſender, je enger er von zwei Seiten durch Berge (wie von Ufern) eingedämmt und zuſammengepreßt wird. — Leichte Regenſchauer berühren das Thal wegen der umſtehenden Berge nur wenig; heftige Regengüſſe aber werden hier wuthender, als in Ebenen, weil das Waſſer von den Bergen herab gegen den Thalgrund niederfährt. — Die Waldung in dergleichen engen Thalern iſt deswegen gemeiniglich ſchlecht; das Holz verkrüppelt, knorrig, ungeſund. Man muß keine Thalgründe von dieſer Beſchaffenheit zu Waldungen, ſondern nur zum Wieſe- und Mattland benutzen, und das Gehölz an den Berghalden ziehen.

An den Abhängen der Berge iſt die Holzzucht freilich ſchwieriger; aber das Holz gedeiht um ſo ſchöner, und iſt, nur nicht an Schattſeiten, härter und feſter, als das in Ebenen erwachſene. Denn da es bekannt und entſchieden iſt, daß, auſſer dem angemeſſenen Erdreich, nichts ſo wohl-

thätig auf das Gedeihen der Holzpflanzen wirkt, als Licht, Wärme und Feuchtigkeit, so wird man leicht einsehen, daß die Bäume an den Bergen dieser Wohlthat mehr, denn die in den Ebenen genieſſen, wo in geſchloſſenen Holzungen meiſtens nur die Wipfel Wärme, Licht und Regen vorzüglich empfangen. An den Halden hingegen, wo ein Baum über den andern hervorragt, berühren Regen und Sonnenſchein unmittelbar faſt immer die ganze Hälfte des Baumes. — Das Holz aber wächſt dagegen an den Bergen minder ſchlank und iſt äſtiger; die Bäume treiben, beſonders auf ihrer dem Lichte zugewandten Seite, mehrere und ſtärkere Zweige aus. Dazu trägt theils die Wirkung des Lichtes und der freien Luft ſelbſt bei, als auch weil von dieſer Seite die längſten und ſtärkſten Wurzeln am Berge niedergehen, und folglich mehr Nahrungsſtoff herbeiführen können.

Je mehr ſich die Berghalden gegen den Thalgrund verflächen, je minder äſtig wird natürlich der Wuchs der Bäume; je ähnlicher muß derſelbe dem in den Ebenen werden, und die Eigenſchaften des Holzes mithin ſind auch von geringerer Verſchiedenheit.

Es iſt uns ſchon aus der Forſt-Naturgeſchichte bekannt, daß jede Holzart an den Bergen ihre beſondere Region hat, wo ſie ſich freiwillig durch den Samen kräftig fortpflanzt. Ueber die

Grenzen dieſer Region dehnet ſie ſich nicht freiwillig aus, und wenn ſie durch Kunſt erzwungen wird, kränkelt und verdirbt ſie leicht.

Je mehr ſich die Bäume von ihrer natürlichen Region entfernen, je langſamer wachſen ſie; je höher hinauf an Bergen, je feſter und dauerhafter wird ihr Holz. Dazu trägt theils die reinere und kältere Luft bei (daher dort, auch ſelbſt an Sommerhalden, der Winterſchnee erſt ſpät abgeht und früh zurückkommt), theils der in den Höhen ſtärker wehende, austrocknende und den Pflanzenwuchs aufhaltende Wind. So ſind z. B. Ahornen und Rothtannen in den Alpengegenden, wenn ſie ein Alter von hundert Jahren haben, noch nicht ſo groß und ſtark, als dergleichen Bäume in den Ebenen und tiefen Thälern von ſechszig bis ſiebenzig Jahren. Aber ihr Holz iſt, zumal an Mittagsſeiten, dafür viel feiner, härter, elaſtiſcher; es wird deswegen auch am liebſten zu den Tonböden muſikaliſcher Werkzeuge genommen, und theuer bezahlt.

Bei neuen Waldanlagen an hohen Bergen muß folglich ſehr auf die Langſamkeit des Wachsthums Rückſicht genommen werden.

Auf dem Rücken oder Grat hoher, freiſtehender Berge iſt der Holzwuchs am ſchlechteſten und langſamſten; ſelbſt wenn der Bergrücken noch in der Mitte der Region einer gewiſſen Holzart wäre, die man dort anzupflanzen ge-

dächte. Man findet auf solchen Rücken freistehender Berge auch nur selten kräftige Baumstämme, sondern nur Gesträuche und verkrüpeltes Holz. Fast immerwährend herrscht auf den Spitzen und dem Grat der Berge Wind, selbst wenn es in der Tiefe still ist. Der Wind ist daselbst fast immer heftig, weil sein Strom ringsumher ungebrochen fortstürzt, während in Ebenen ihn Wälder, Thürme und Häuser schwächen. — Der Regen kann den Wurzeln nur wenig Nahrung ertheilen, weil er bald wieder abläuft, und die fruchtbare Erde hinwegspült, so, daß zuletzt nur oft nackte Felsen übrig bleiben, in deren Spalten und Rissen allenfalls die Wurzeln der kleinern Holzarten einnisten können.

Indem ich hier von dem Unterschiede der Waldungen in Ebenen und an Bergen geredet habe, muß ich auch noch die Frage beantworten, ob auf einem bestimmten Flächenraum mehr Bäume an den Berghalden, als in der Ebene, wachsen können?

Man hat sich ehemals über diese Frage viel gestritten; sie war es kaum werth. Man denke sich, die hier angezeigte Figur sei ein Berg. Die Halde (oder der Bergbang) a b sei mit Holz bewachsen; a c ist Grundfläche des Berges.

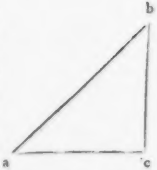

Nun sprach man: auf a b können nie mehr Bäume stehen, als auf a c; denn wenn man durch a b neben einander gerade, senkrechte Linien auf a c niederzieht, wie die Linie b c ist, so werden nothwendig auf a b nicht mehr Linien oder Striche beisammen stehen können, als auf der Grundfläche a c.

Aber Linien und Striche sind keine Bäume. Bäume haben Wurzeln, die sich ausdehnen wollen, und eben so ihre Aeste. Je mehr Raum für Wurzeln und Aeste vorhanden ist, je mehr Bäume können beisammen sein. Da nun die Halde a b grösser ist, als die Grundfläche a c, so mögen auf ihr auch mehr Bäume stehen, als auf der Grundfläche; auf dieser würden so viel Bäume zu dicht stehen, als daß sie sich mit Aesten und Wurzeln gehörig ausdehnen könnten. Daher kann man auch mehr Reben pflanzen auf einer Berghalde, als auf deren Grundfläche möglich sein würde.

Da aber Berghalden meistens rauh, steinig, oft von Dammerde entblößt sind, verlieren sie wieder an ihrem Vortheil, und der praktische Forstwirth thut am weisesten, wenn er von einer Halde

(a b) nie mehr Holz erwartet, als deren Grundfläche (a c) allenfalls geben könnte.

§. 9.

Von den Winden und Stürmen.

Schon bei jungen Anlagen muß, vorzüglich in Gebirgsgegenden, auf die Richtung und Natur der Winde und Stürme geachtet werden. Es ist für junge Pflanzungen nicht gleichgültig, ob sie auf trockenem Grunde mehr dem warmen Regenwinde oder dem kalten Ostwinde (Bise) ausgesetzt sind; es ist, besonders wenn die Anlage einer ganz neuen Waldung durch Aussaat an Gebirgshängen erst nach und nach in mehrern auf einander folgenden Jahren bewerkstelliget werden soll, nicht gleichgültig, von welcher Weltgegend her die Bewaldung angefangen werden muß.

In Bergländern muß die Richtung und Natur der Winde, von jedem Thale besonders, gekannt sein. Je nachdem Bergketten ihre Richtung haben, streicht der Luftstrom zwischen denselben wie zwischen Ufern hin. Die Hauptthäler der helvetischen und tirolischen Alpen streichen meistens von Nordost nach Südwest; so haben diese Thalgelände also auch meistens Nord-Ostwind (Bise), welcher kalter, trockener Natur ist, oder Süd-Westwind (Föhn, Regenwind), welcher warm und feucht ist. —

Nebenthäler der Alpen hingegen, die von Süden nach Norden ſtreichen, haben meiſtens auch warmen, feuchten Süd- oder kalten, trockenen Nordwind. Seltener iſt der ſogenannte Bergwind, wenn nämlich ein mächtiger Luftſtrom, ſtatt, wie gewöhnlich durch die Länge des Thales hinzuflieſſen, über eine der Seitengebirgswände herunter in das Thal ſtürzt, queer über die Breite deſſelben. Solche Bergwinde, ſo gefährlich ſie auf Seen wegen ihrer Wirbel und einzelnen, übertaſchenden, ungeſtümen Stöße werden können, ſind für die Forſten ſelten ſchädlich. Immer aber muß die Erfahrung darüber befragt werden.

§. 10.

Vorſichtsregeln wegen des Regenwindes.

Der Regenwind, worunter in den ſchweizeriſchen und ſüddeutſchen Gebirgsländern der Süd- oder Südweſt- oder Nordweſtwind verſtanden wird, iſt für die Waldungen, beſonders Tannenwaldungen, jederzeit der wohlthätigſte und der gefährlichſte zugleich.

Wohlthätig iſt er, nicht nur durch ſeine Wärme und ſeinen Regen, ſondern auch dadurch, daß er den Samen von den Bäumen entführt, auf leere Stellen zerſtreut, ihn benetzt und zum Keimen lockt.

Schädlich iſt er, weil, wenn er den Boden erweicht, hingegen die Kronen der Bäume mit

tausend Regentropfen belaßet hat, sein Ungestüm oft einen großen Theil des Waldes von der Abendseite her niederstürzen, zerbrechen und entwurzeln kann. — Je höher die Bäume sind, und je seichtere Wurzeln sie haben, je leichter wirft er sie nieder. Dies ist daher besonders bei den Rothtannen der Fall, die an den Bergwänden doch immer (bis wo der Lärchenbäume Region beginnt) die Hauptholzart ausmachen.

Um dem durch diese Sturmwinde zu befürchtenden Schaden vorzubeugen, muß schon bei der ersten Anlage eines neuen Waldes darauf Bedacht genommen werden.

1. Wenn in mehrern auf einander folgenden Jahren eine neue Anlage zu Waldungen (besonders Tannenwaldungen) in der Ebene, oder an den Berghängen gemacht werden soll, so muß dieselbe, es sei durch Aussaat oder Pflanzung, auf derjenigen Seite des dazu bestimmten Platzes angefangen werden, von welcher der Regenwind nicht kommt, und muß immer dem Regenwinde entgegen fortgesetzt werden. So wird der junge Wald, indem er anwächst, stufenweis sich nach der Regenwindseite hinabsenken, und die erwachsensten Bäume durch die jüngern vorstehenden Anlagen hinlänglich decken.

2. Die äussersten auf der Regenwindseite erwachsenen Bäume werden, von früher Jugend an

den Sturmwinden bloßgestellt, durch die Natur selbst mehr befestigt und verwahrt, als die andern. Sie klammern mit ihren Wurzeln nicht nur tiefer und fester um Steine und Erdreich, sondern bedecken sich auch über den ganzen Stamm, fast bis zur Wurzel, mit weit vorstehenden Zweigen, wie mit einem schützenden Mantel. Fürchtet man aber dennoch, daß die allzuheftigen Sturmwinde diesen Waldmantel durchbrechen, und sich damit freie Bahn in das Innere des Waldes öffnen könnten: so gebe man dem Walde gleich bei seiner ersten Anlage (und dies besonders bei Rothtannenwäldern), einen Gürtel von Lärchen- oder Laubholz-Bäumen auf der Sturmseite. Dieser Gürtel muß fünf bis zehn Ruthen breit sein.

3. Wenn die Anlage auf solche Weise gemacht worden ist, wird sehr natürlich der zuerst gepflanzte Theil des Waldes auch zuerst erwachsen und haubar sein. In derselben Richtung also, wie die Anlage durch Ansaat gemacht worden, muß nun auch die Abholzung geschehen: das heißt: auf derjenigen Seite, von welcher der Regenwind nicht herkommt, wird der Hieb angefangen und in der Richtung gegen diesen Wind fortgesetzt. Dadurch gewinnt man, daß der Regenwind unschädlich wird, und den Samen von den vorstehenden Bäumen zurück über abgeholzte Stellen hintreiben, und also eine natürliche Ansaat bewirken muß.

§. 11.

Vorsichtsregeln wegen des Bergwindes.

Der von Natur trockene Nord- oder Ostwind ist den Wäldern eigentlich nie durch seine Gewalt schädlich. Er kann es aber werden, wie jeder andere, wenn er den sogenanten Bergwind ausmacht.

Prallt der Sturm gegen die breite Fläche der Halden an: so kann er den Bäumen nicht leicht Schaden zufügen. Er müßte sie gegen den Berg, oder bergan, brechen, welches schwer ist, da ihre hinunter laufenden Wurzeln in dieser Lage die meiste Kraft haben, und ihr Rücken durch die Bergwand und hinterstehenden Bäume geschirmt ist. Nur die durch den Sturz großer Lauinen bewirkten Windstöße haben Gewalt genug, Bäume bergan zu brechen und zu entwurzeln.

Wenn hingegen der Windstoß über den Berg herab ins Thal stürzt (dies ist der eigentliche Bergwind), so greift er die Bäume rücklings von der schwächsten Seite an, wo sie am wenigsten Wurzel haben, und stürzt sie mit dem Wirfel gegen das Thal hin.

Der Bergwind entsteht gewöhnlich, wenn hinter einem niedrigen Bergrücken sich höhere Gebirgsmassen also erheben, daß zwischen ihnen eine geraume Weite bleibt, durch welche der zusammengepreßte Luftstrom niederfährt.

Ist die zu bewaldende Bergseite nicht für Laubholz zu kalt und zu rauh: so wähle man zu der Anlage an solchen Stellen, die oft heftigen Bergwinden ausgesetzt sind, Laubholz. Will man aber die Anlage von Rothtannen machen, so muß von dieser Seite der Tannenwald durch ein ansehnliches, bis zum Bergrucken hinaufsteigendes Gebusch von Buchen, Hagebuchen, Ahornen, Vogelbeerbäumen, Mehlbeerbäumen, Elzbeerbäumen u. s. w. gebildet werden.

Wäre aber das Gebirg zu einem Buschwerk von den eben angezeigten Laubholzarten zu hoch und rauh gelegen: so muß man statt jener dazu Alpenerlen oder Drosseln, Vogelbeer- und Mehlbeerbäume, Lärchenbäume und Alpenfohren wählen.

Dieses Buschwerk, je ausgedehnter und dicker es ist, wird die Gewalt des Sturmes desto kräftiger unterbrechen und theilen.

§. 12.

Von der Wahl der anzubauenden Holzarten.

Erst dann, wenn man die Beschaffenheit des Erdbodens und die Tiefe desselben kennt, wenn man die Lage des Landes kennt, ob sie hoch oder tief am Gebirge oder in der Ebene ist, und nach welcher Weltgegend sie steht, und von welchen

Winden ſie am meiſten zu befahren hat — erſt dann kann man zur Wahl der anzubauenden Holzarten ſchreiten. — Da nun in der Forſt-Naturgeſchichte bei jeder Holzart angegeben iſt, welchen Boden, welche Lage ſie beſonders liebt, und in welcher Höhe an den Bergen ſie gedeihen kann: ſo wollen wir dies hier nicht wiederholen.

Oft aber iſt ein zum Walde beſtimmter Boden von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit; an einigen Orten thonig, an andern ſandig und trocken, und wieder an andern ſumpfig und naß. Dann thut man wohl, das Land nicht mit einerlei Holzart, ſondern mit verſchiedenen zu beſetzen, die auf ſo verſchiedenem Grund am beſten wachſen.

Am ſchwierigſten iſt vielleicht die Wahl der zu pflanzenden Holzarten in hochgelegenen Bergthälern, am Fuße, oder an den Halden der Alpen. Es iſt aber die Zeit nahe, wo Anpflanzungen durch die Kunſt daſelbſt nothwendig ſein werden; wo man zu ſpät die gegenwärtige Holzverſchwendung und Nachläſſigkeit der Alpenbeſitzer beklagen wird. — Denn die Alpen ſelbſt werden, durch den Verluſt ihrer Wälder, zur Viehzucht ſchlechter; die kahlen Flächen werden, unbeſchirmt durch hohe Waldung, immer mehr erkalten, und veröden; Quellen, die einſt unterm Schatten der Bäume ſich erhielten, werden in heißen Sommern aus

trocknen; die Hirten werden Stunden weit umher kein Holz mehr finden für ihre Sennhutten, für ihre Feuerung zur Bereitung des Käses.

Um über die Wahl der anzubauenden Holzarten in jenen hohen, rauhen Gegenden einen lehrreichen Wink zu geben, muß ich rathen, statt Höhenmessungen vorzunehmen, vorzüglich auf die Beschaffenheit des in den zu bewaldenden Flächen oder Halden befindlichen Pflanzenwuchses Acht zu haben.

Da, wo nur niedrige Erdgesträuche, Kraut- und Quendelweiden, Alpenröslein, Alpenwachholderbüsche anwachsen, darf man, besonders wenn die Gegend sehr rauh und vom Winde stark bestrichen ist, und vorzüglich auf etwas feuchtem Grund, wo die Trunkelbeeren wohlgedeihen, nur an Aussaat von Alpenfohren und Pflanzung von Alpenerlen, besonders auf Schattseiten, denken.

Wird man gewahr, daß der Boden freiwillig schon Alpenerlen, Mehlbeer- und Vogelbeer-Gesträuche, kleine Rosen-Arten, Zwergmispeln, Alpensandbeeren, und andere kleine Gesträuche kräftig emportreibt: so taugt er nicht nur zur Anlage von Arven in der Fläche, Alpenfohren und Alpenerlen an jähen Abhängen; sondern man kann auch mit Glück Lärchbäume anlegen.

Erblickt man aber mannshohe Weiden, Erlen, Vogelbeer- und Mehlbeer-Gesträuche: so iſt das Klima gewiß auch ſchon den Rothtannen und Ahornen günſtig. Arven und Lärchtannen werden ebenfalls wohl gedeihen.

Sollten alle Spuren von Gesträuchen in der Nachbarſchaft fehlen — dies iſt gewiß ſelten der Fall —: ſo mache man auf der vor dem Wind geborgenſten Seite, am Fuß der Halden, wo der Boden ſchattig und friſch iſt, Anlagen von Alpenerlen, Alpenfohren und Arven, in den untern Alpen auch Rothtannen, Lärchen und Ahornen.

Zweites Kapitel.

Von der Zubereitung des Bodens zur Holzzucht.

§. 13.

Von der Zubereitung des Bodens überhaupt.

Von der Zubereitung des Bodens zur Holzzucht hängt das Gelingen des Waldes ab. Anders aber will ein feſter, anders ein leichter Sand-, anders ein ſumpfiger Boden behandelt ſein.

Im Allgemeinen kann man nur überhaupt die Regel geben, daß zu unſern einheimiſchen

Holzarten kein Land künſtlich gedüngt werden dürfe; daß ſogar gedüngtes Land allen Holzarten, welche ſonſt hoch in den Bergen zu wachſen pflegen, ſchädlich ſei.

§. 11.

Von Zubereitung des feſten Bodens.

Unterm feſten Boden iſt hier jedes Erdreich verſtanden, das nicht aus leichtem, beweglichem Sand, oder ſumpfigem Grund beſteht.

Es iſt allezeit, wenn auch eben nicht nothwendig, doch ſehr nützlich, den Boden, beſonders bei verraſetem Lande, umzureiſſen, theils, um das, dem Aufkommen der jungen Holzpflanzen ſchädliche, in einen Filz verwachſene Gras zu vertilgen, theils um die gute Erde in die Tiefe zu bringen (damit die Wurzeln deſto beſſere Nahrung und Leichtigkeit zum Ausdehnen finden), und die wilde Erde der Luft auszuſetzen, und ſie verwittern zu laſſen.

Dies Umreiſſen muß, wenn er allzuhart und verraſet iſt, im Frühjahr oder Sommer geſchehen, und dann im Herbſt noch einmal wiederholt werden. Deſto beſſer dringen Luft, Regen und Schnee durch. Bis zum nächſten Frühling, wann geſäet werden ſoll, hat ſich das aufgemühlte Land wieder feſtgeſetzt. Wäre es aber noch zu locker, ſo muß es feſtgetreten werden.

Denn Waldsame verlangt immer einen festen Boden; ausserdem werden die Pflänzchen zu leicht in ihren Wurzeln an der Sonne vertrocknen, oder vom Frost ausgehoben und umgeworfen.

Sollte aber die Holzsaat im Herbst vorgenommen werden: so reisse man den Boden ein Jahr vorher im Herbst auf, und wiederhole dasselbe im Sommer noch einmal, um das Unkraut zu vernichten.

Ist der Boden aber nicht allzuhart und verraset: so ist eine einmalige Umwühlung des Bodens vor dem Winter hinreichend.

Ist der Boden mäßig fest, mit keinem dicken, filzigen Grase bewachsen, sondern nur bemoost: so ist das Umreissen der Erde ganz entbehrlich, und genug, das man beim Säen die Erde mit dem eisernen Rechen nur ein wenig wund macht.

Ist der Boden mit Heidekraut überzogen, was gewöhnlich auf trockenen Revieren der Fall sein kann, so lasse man den Boden fünf bis sechs Zoll tief umhacken, das Heidekraut rein ausnehmen, und in Haufen werfen. Es dient noch dem Vieh zur Streu, oder auch den Gerbern. An manchen Orten wollte man sichs bequemer machen, und ließ nur das Heidekraut über dem

Boden abbrennen. Aber das Heidekraut nahm bald wieder nach einigen Jahren die Oberhand, sog den Boden aus, und tödtete die jungen, aus der Aussaat entstandenen Pflanzen.

Das Umreißen des wilden, allzuharten, verrasten Bodens kann auf mehrere Art geschehen.

a) Durchs Umpflügen. Aber diese Arbeit läßt sich nicht überall anbringen; man muß dazu oft eigene Holzpflüge haben, welche wohl viermal größer, stärker und schwerer sind, als die gewöhnlichen, weil die gemeinen Pflüge an Wurzeln und Felsstücken bald zerbrechen würden.

b) Durchs Umhacken. Dies ist unstreitig die beste Art des Umreißens, die überall angewandt werden kann, in Ebenen, wie an Bergen. Man bringt damit den Grasfilz tief unter die Erde und erstickt ihn; er nützt den jungen Holzpflanzen nachher einst beim Faulen, als Dünger. — Auch hat man nicht nöthig, den umgehackten Boden vor der Aussaat wieder zu ebnen; vielmehr geben die Unebenheiten den zarten Keimen einst Schutz gegen Sonnengluth und Sturm.

Bei nur wenig verrastetem, mildem Boden kann man sich die Mühe noch um vieles erleichtern. Es ist nicht nöthig, das ganze Land umzuhacken, sondern man schält den Rasen nur in langen Streifen acht bis zehn Schuh breit ab, und läßt zwischen den Streifen immer

einen, wenige Schuh breiten, unberührten Zwischenraum. Jeder dieser abgeschälten Streifen (die jedoch nicht tief sein, und mit der feinen, den Wurzeln ausgeklopften Damm-Erde wieder bedeckt werden sollen) mag, je nach Umständen, zehn bis dreißig Schuh lang sein. Die Kürze dieser Streifen oder Schrammen verhütet die Wegschwemmung des Samens vom Regenwasser, da sich in langen Furchen bald Wasserrinnen oder Abläufe bilden würden. Das ausgeätzete Gras kann man auf dem Lande faulend liegen lassen, oder verbrennen.

c) Durchs Umwühlen von Schweine-Heerden. Dies läßt sich mit Vortheil bei solchem Lande anwenden, welches einen nicht ganz verhärteten und verraseten Boden hat. Die Schweine wühlen gern in dergleichen Erdreich (besonders wenn es kein saures Gras trägt), und können während eines Sommers den Boden hinlänglich zur Besamung auflockern. — Hat man auf den von ihnen wundgemachten Stellen nicht allzuschnellen Wiederwuchs des Grases zu fürchten: so ist die fernere Bearbeitung überflüssig; man säet den Tannen-, Fohren-, Birken- und andern leichten Holzsamen obenauf.

d) Durch vorheriges Bestellen des Bodens mit Ackerfrüchten. Nur in solchen Fällen, wo der Waldboden fett, schwer, und durch

allzulanges Hüten mit dem Vieh ganz verrafet und vom Grase filzig geworden, — wo man die Kosten des eigenen Umarbeitens scheut, — wo man den Bewohnern einer Gegend, die arm an Land zum Feldbau ist, Wohlthat erweisen will — nur da kann man dies Mittel für einige Jahre anwenden. Aber man vergesse nicht, daß das mehrjährige Bestellen des Landes mit Feldfrüchten, besonders mit Erdäpfeln und anderm Gemüse, das Erdreich sehr entkräftet und aussaugt. — Man muß daher solches Land nicht auf zu lange Zeit ausleihen, sondern etwa auf drei, vier Jahre. — Man muß den Boden nachher, ehe man ihn mit Holzsaat bestellt, ein Jahr lang ausruhen lassen, und ihn bei der Ansäung nicht neuerdings auflockern; denn er soll wieder fest und vernarbt sein.

Es gibt zuweilen Land, welches so fett und zum Graswuchse geneigt ist, daß alles Umhacken, Umpflügen und Schälen des Bodens nichts hilft, sondern im Jahre nachher das Gras wieder überhand nimmt. — Bei einem so nahrhaften Grunde ist das Mittel, ihn einige Jahre vor der Holzsaat als Ackerland bestellen zu lassen, weit zweckmäßiger, als jedes der vorhergehenden andern Mittel.

Je leichter, lockerer und trockener der Boden aber von Natur ist, je weniger darf man es wagen, ihn durch vorherige Benutzung als Ackerland noch mehr auflockern und auszehren zu lassen; oder

man läuft Gefahr, daß die Holzsaat in dem zu lockern Grund nach dem ersten Winter, wenn er nicht sehr schneereich ist, untergeht.

§. 15.

Zubereitung des Sandbodens.

Sandboden ist an sich schon viel zu mager, als daß man ihn stark umwühlen, und wohl gar vor der Holzsaat zu Ackerland benutzen und aussaugen lassen sollte. Er wird nie übermäßigen Graswuchs haben, der den Holzsamen ersticken könnte. Man muß die auf der Oberfläche des Sandes liegende geringe Schicht von Damm-Erde sparen.

Entweder hat der sandige Grund eine, wenn auch geringe Lage von Damm-Erde zur Bedeckung. In diesem Fall ist's genug, wenn der Boden nur mit eisernen Rechen geschrammt, und der Same auf die wunden Stellen gestreut wird. Die einzelnen Gräser, Stauden und Gesträuche müssen sorgfältig geschont werden, besonders wenn der Sandboden mehr trocken, als feucht ist, um dem ankeimenden Holzsamen Schirm und Schatten zu gewinnen. — Man würde, mit unvorsichtiger Zerstörung der geringen Damm-Erden-Lage, das ganze Sandfeld unfruchtbar machen. — Kein Baum taugt übrigens besser auf dergleichen, sonst fast unbenutzbares, Land, als die gemeine Fohre.

Ist dieser mit Damm-Erde belegte Sandgrund aber feucht, so kann er ohne bedeutende Mühe in kurzer Zeit mit Erlen, Pappeln und Weiden, blos durch Steckreiser bewaldet werden.

Oder der sandige Grund hat keine Damm-Erde zur Bedeckung. In diesem Fall ist die Anpflanzung des Landes bei weitem schwieriger. Der Sand ist, wenn er naß und feucht ist (wie die Sandinseln der Flüsse), Triebsand; oder, fern von Flüssen im Lande gelegen, leichter Flugsand; jener ein Spiel der Wellen, dieser ein Spiel der Winde.

Alles kömmt darauf an, den Sand zu binden, stehend zu machen, um neues Land zu gewinnen.

a) Bindung des Triebsandes. Der Triebsand bildet entweder mitten in den Flüssen große Inseln, oder er bedeckt weit umher die Ufer der ausgetretenen Ströme.

Kann man den Fluß an seinen Ufern nicht eindämmen, ihm keine geradere Richtung, und eben dadurch kein tieferes Bett, so er sich selbst wühlt, verschaffen: so muß man sich begnügen, durch Steckreiser von Erlen, Weiden und Pappeln seinen Versandungen Schranken zu setzen. — Die Anpflanzung dieser Holzarten muß aber auf dem äussersten Rande der Versandung angefangen werden, wo dieselbe noch an das fruchtbare Land

rührt. Hier sind nur die feinsten Sandtheile über die Damm-Erde hingespült; je weiter man von hier gegen den Fluß geht, je gröber wird der Sand; er verwandelt sich endlich in Grien, in größeres Geschiebe (Kiesel) und hart am Bette des wieder zurückgetretenen Stromes liegen die größten und schwersten Steine aufgehäuft, deren Zwischenräume erst mit feinerm Sande aufgefüllt sein müssen, ehe sie zu Pflanzungen benutzt werden können. — Die Anpflanzung des Triebsandes an den Ufern muß, also nach und nach, vom äussersten Saume der Versandung begonnen, und gegen das Ufer hin fortgesetzt werden. So wird das verlorene Land allmälig wieder gewonnen, und wenigstens zu Holz benutzt werden können.

Wenn durch den Triebsand mitten in den Flüssen ansehnliche Inseln gebildet werden, deren Fläche zum Holzland angewandt werden soll, ist die Begrünung schon darum schwieriger, weil diese Inseln, besonders bald nach ihrer Entstehung, fast gar keine Damm-Erde, weder auf der Oberfläche, noch in der Tiefe, haben. Das Anpflanzen mit Steckreisern obengenannter Holzarten ist daher mißlicher, weil im Sommer, wenn das Wasser am kleinsten ist, der hervorstehende Sandrücken der Insel an der Sonne heiß wird, und die Pflanzen verschmachten.

Immer aber muß die Bewaldung der vom Triebsand entstandenen Insel nicht auf der vordern Seite angefangen werden, die dem Lauf des Stromes am nächsten ist (denn diese wird immer die niedrigste sein, die größten Rollsteine haben, und bei der kleinsten Wasserhöhe überschwemmt werden), sondern auf der entgegengesetzten hintern Seite, und von hier, wo meistens der feinere Sand liegt, allmälig dem Stromlauf entgegengeführt werden. Fließt der Strom z. B. von Abend gegen Morgen: so wird die Morgenseite der Insel am ersten des Anbaues fähig sein.

Dieser Anbau ist sowohl durch Steckreiser von Pappeln, Weiden und Erlen, als auch durch den Samen dieser Bäume ausführbar.

Die Steckreiser (noch besser von Weiden, als von Pappeln und Erlen) müssen aber länger, als gewöhnlich, und tief genug in den Boden getrieben werden, damit ihre untern Augen auch bei niedrigem Wasser immer noch im Feuchten stehen. Ueber der Fläche des Bodens sollen nur wenige Augen des Steckreises stehen, und diese Augen niemals Fruchtaugen, oder solche sein, die Kätzchen enthalten.

Der Same von Weiden und Pappeln gedeiht leichter auf feuchtem Sande, als von Erlen. Um die Ansaat zu bewirken, schneide man zur Zeit, wenn die Wolle von den Weiden abfliegt,

große, Samen tragende Zweige, besonders von der weißen Weide und der Fischerweide, ab, und belege damit die Insel.

Ist der Tamariskenstrauch oder der Weidendorn in der Nachbarschaft, so sind auch diese Holzarten vortrefflich brauchbar zur Bindung des Triebsandes. Abgeschnittene, Samen tragende Zweige des erstern werden, wie die Weidenzweige, auf den Sand gesteckt; vom Weidendorn hingegen sammelt man die Beeren zur Zeit der Reife, und streut sie über den Sand und zertritt sie darin.

Freilich kann man auf das Gelingen nicht immer mit Gewißheit zählen; doch aber wird es selten ganz fehlen, wenn die Arbeit nach vorgeschriebener Art und mit gehöriger Würdigung der Umstände vorgenommen ist. Die Besamung läßt sich auch eben so bei den weit versandeten Ufern anwenden.

b) Bindung des Flugsandes. Ungleich schwieriger ist die Bezähmung des Flugsandes, der gewöhnlich trocken und ohne Feuchtigkeit erst auf eine künstliche Weise in seiner, bei jedem Windstoß veränderlichen Oberfläche stehend gemacht werden muß. Inzwischen sind große, versandete Strecken Landes weder in der Schweiz noch im südlichen Deutschland so bekannt, als in den näher am Meere gelegenen tiefern Ebenen Hollands, Nord-Deutschlands und Frankreichs.

Will man veranstalten, daß ein Sandfeld durch die Gewalt des Windes nicht weiter über fruchtbares Land ausgedehnt, sondern stehend und fruchtbar gemacht werde, so muß ohne anders ein Vorbau angefangen sein, um wenigstens einem großen Theil der Oberfläche des leichten Sandes Schirm vor dem Winde und Ruhe zu geben.

Diesen Vorbau legt man auf derjenigen Seite des Sandfeldes an, von welcher her der Wind seine Richtung nimmt und den Sand treibt. Man würde in Gefahr gerathen, die jungen Pflanzungen in kurzem wieder unterm beweglichen Sande vergraben zu sehen, wenn man dieselben nach und nach dem Winde entgegen zu leiten gedächte, und sie in der Mitte oder an dem vorrückenden Ende des Sandfeldes anlegte.

Der Vorbau gegen den Wind, beim äussersten Anfang der Sandschollen, besteht (wenn nicht dahinter wieder fruchtbares Land liegt, welches mit Buschwerk bepflanzt werden kann, als welches der beweglichen Oberfläche des Sandes den besten Schirm gegen den Wind geben würde) in langen Flechtzäunen von Schilfrohr oder Weiden, die gegen den Wind mit Stützen versehen sind, um nicht umgeworfen zu werden.

Ein solcher Flechtzaun oder Hag, wenn er drei bis vier Schuh hoch ist, schützt die Ebene des Sandes vor dem Winde auf beinahe hundert Schuh

weit. In ſolcher Entfernung von dem erſten wird nun ein zweiter Schutzhag angelegt, und alſo das Werk über die ganze Sandfläche fortgeſetzt.

Iſt dem Winde einmal von denjenigen Seiten, von welchen her er am ſchädlichſten war, die Kraft genommen; hat der Sand Ruhe: ſo beſäet man ihn im Frühjahr und im Herbſt bei feuchtem Wetter mit dem Samen des Sandrohrs (Arundo arenaria L.) *), oder im Winter bedeckt man die geſchirmten Sandflächen mit langen Zweigen von Fohren, an denen viele Nadeln und Samen tragende Zapfen ſind. Sobald der Fohrenſame nur einige Dammerde findet (ſie wird zum Theil aus den verfaulenden Nadeln gebildet) und Schutz vor der Sonnenhitze hat, geht er ſelbſt im Sande auf, und befördert die Verwandlung des unfruchtbaren Bodens. Eben ſo kann man den Sand wieder im

*) Wächſt eigentlich auf den Dünen von Holland und Dänemark, wo er Klittag heißt. Der Same bleibt einige Jahre gut in den Aehren. Man legt die Aehren ein paar Zoll tief, und eine Aehre zwei Schuh weit von der andern in den Sand. Dies Gewächs ſchlägt allgemein ſchnell tiefe und weitläufige Wurzeln, welche den Sand wie ein Netz durchſpinnen und feſſeln. Wenn die Aehren gelegt ſind, bedeckt man ſie mit langen Fohrenzweigen. Iſt der Same reif, ſo ſchneidet man die Aehren von der Spitze der Halmen ab, und läßt dieſe ſtehen.

Sommer mit Zweigen von Weiden, die auf trokkenem Boden gewachsen sind, bestreuen, so lange noch der feinwollige Same an ihnen befindlich ist.

Ist der bisher nackte Sand nur erst mit einer dünnen Rinde Dammerde bedeckt, dann werden Anpflanzungen von Fohren und Birken auf ihm mit Glück unternommen.

§. 16.

Zubereitung des Sumpfbodens.

Das Gegentheil des Sandbodens ist der allzufeuchte oder sumpfige Boden, welcher in Gebirgsgegenden häufiger, als jener, sowohl im flachen Lande, als in den höhern Bergthälern, angetroffen wird.

Entweder kann das Wasser des schwammigen, lockern Grundes, der meistens aus feiner, staubiger (von verfaulten Wurzeln und Kräutern entstandener) Damm-Erde und Wurzelwerk besteht, durch Abzugsgräben abgeleitet werden, oder nicht. Immer ist es nöthig, wenn an die Urbarmachung eines großen Moors gedacht werden soll, denselben genau vermessen, und auf der Karte selbst mit aller Sorgfalt, erstlich sowohl die einzelnen, erhabenen Stellen (die bei größerm Wasser noch wie Inseln daraus hervorgeben), als auch zweitens vom ganzen Moorlande überhaupt bemerken zu lassen, nach welcher Richtung

hin es sein meistes Fallen, und nach welcher hin es sein meistes Steigen hat. Auch sollen die Feldmesser bestimmt angeben, wie viel (Schuh in einer gewissen Strecke) das Fallen beträgt.

Zuvörderst fange man damit an, alle, größere und kleinere, einzelne Erhabenheiten des Moors mit Steckreisern von Schwarz-Erlen, Pappeln und Weiden (besonders Werft- und Salbei-Weiden) zu bepflanzen. Die Wurzeln dieser Holz-Arten saugen die Feuchtigkeit sehr an; ihr Laub befördert die Reinigung der angesteckten Luft; ihr Same fliegt weit umher und schlägt oft an Stellen Wurzel, wohin man nicht zu pflanzen gedachte.

Ist es möglich, ohne ungeheure Kosten, das Moorland durch Abzugsgräben auszutrocknen: so ist dies die zweckmäßigste Art, das Land für Feldbau und Holzzucht zu erobern. Es wird zuweilen ein ansehnlicher Theil der Unkosten durch reiche Ausbeute brennbarer Torfe (Turbe) ersetzt, die, besonders in holzarmen Landschaften, den Mangel des Brennholzes vergessen lassen.

Die Abzugsgräben werden in gehöriger Tiefe auf den niedrigsten Stellen des Moors begonnen, und in gerader Richtung nach den höhern hinaufgeführt. Diese Hauptgräben laufen neben einander in gleichweiten Entfernungen. Um den Abfluß

des Waſſers noch mehr zu befördern, werden die Hauptgräben wieder durch mehrere Quergräben mit einander verbunden. Die Umſtände beſtimmen es, wie weit dieſe Quer- oder Verbindungsgräben von einander entfernt ſein ſollen. Vortheilhaft aber iſt es in der Regel, ſie nicht in gerader Linie, ſondern ſo anzulegen, daß ſie jeder in der Mitte einen ſtumpfen oder ſpitzen Winkel machen, deſſen beide Arme niederwärts gehen zu den Haupt-Abzugs-Gräben.

Oft aber iſt ein großes Moor gar nicht fähig, durch Abzugsgräben ausgetrocknet zu werden; dies iſt der Fall z. B. wenn eine weite Ebene ſo unmerkliche Senkung gegen einen anſtoßenden Landſee hat, daß das Waſſer unmöglich den gehörigen Abfluß gewinnen kann, ſondern vom See beſtändig zurückgedrängt und erhalten wird.

Hier bleibt kein anderes Mittel, wenn man einen weiten Strich Landes nicht wie Einöde liegen, und mit ſeinen ſchädlichen Ausdünſtungen verpeſten laſſen will, als das ganze Moor in lauter Gräben und Wälle oder Erdbänke zu verwandeln.

Man benutzt dazu die trockenſte Jahreszeit, wo das Waſſer überall am niedrigſten ſteht, und zieht in verſchiedenen Richtungen, welche von der Lage des Moors angegeben werden, breite Kanäle

oder Gräben, die sich einander durchschneiden, und zwischen sich mehr oder minder geräumige Inseln bilden. Die aus den Kanälen gewonnene Erde wird zur Erhöhung der Inseln benutzt, welche bei gewöhnlicher Wassergroße noch immer ziemlich trocken hervorragen müssen. Die Kanäle müssen so tief gegraben werden, als das eindringende Wasser gestattet. Noch besser ist es, wenn man ihnen mit der Wasserfläche des Flusses oder Sees gleiche Tiefe geben, und dadurch gleichsam einen Kreislauf des frischen Wassers in den Kanälen befordern kann.

Sobald die auf den Inseln angehäufte Sumpf-Erde einigermaßen getrocknet und verwittert ist, kann sie mit dem Samen der schwarzen Erlen bestreut, auch mit Steckreisern von Erlen, Pappeln und Weiden bepflanzt werden, welche, je mehr sie wachsen, die Austrocknung und Befestigung der Inseln immer kräftiger bewirken.

§. 17.

Zubereitung des Bodens an den Abhängen der Berge.

Meistentheils ist der Boden an den Abhängen der Berge fester Grund, wo auf den Felsen, auf verwitterten Kalk- und Schieferlagen, auf Thon- und Letten-Grund nur eine leichte Decke von fruchtbarer Damm-Erde ruht. Was daher (§. 14.)

schon unläugbarer über Zubereitung des süßen Bodens zur Holzzucht geführt worden ist, gilt auch hier wieder.

An den Berghängen, die für das Wachsthum der gemeinen Holzarten nicht zu rauh sind, ist jedoch manche Vorsicht nöthig, die in den Ebenen minder wichtig wird.

1. Hindert der Graswuchs das Aufkommen des Samens, so wird der Grasfilz in einzelnen langen Streifen abgeschält, die in den Wurzeln hangen gebliebene Damm-Erde auf die wunden Stellen ausgeschüttet, und der Same (immer am besten von Rothtannen) darauf gestreut. — Nothwendig aber muß dafür gesorgt werden, daß diese Streifen nicht bergab gehen (bei jedem Regen würden sich sonst die Streifen, oder Furchen, in Wasserrinnen verwandeln, und Same und Pflänzchen davon geschwemmt werden), sondern daß sie der Länge nach, wasserrecht, am Berge hinziehen.

2. Die abgeschälten Streifen können, nach Beschaffenheit des Ortes, einen und mehrere Schuh breit sein, aber nie über zehn bis zwanzig Schuh lang. Zwischen jedem muß ein Zwischenraum von einem oder einigen Schuh bleiben.

3. Je steiler die Halde des Berges ist, je kürzer müssen die Streifen sein, weil sie sich sonst bald in Wasserrinnen verwandeln. An sehr

steilen Berghängen ist es zweckmäßiger, gar keine Streifen abzuschälen, sondern nur einzelne kleine Stellen wund zu machen für den Samen, und zu seinem Schutz, gegen das abrinnende Regenwasser, oberhalb des Samenplätzchens eine kleine, wenige Zoll tiefe, krumme Furche in den Boden zu machen, zur Ableitung des Wassers.

Am mühsamsten ist es, die Mittagsseiten der Berge, wenn sie einmal vom Holzwuchs gänzlich entblößt sind, wieder zu bewalden. — Die Unwissenheit in Behandlung der Waldungen hat dieses Uebel in den meisten Gebirgsgegenden sehr gemein gemacht. Man trieb die schönsten, sonst da gestandenen, Gehölze kahl ab; Wind und Regen beraubten die unbeschirmte Halde ihrer wenigen Dammerde; die Sonne glühte den ohnehin magern Boden aus, bis da, wo einst hohe Tannen grünten, die nackten Felsen zum Vorschein kamen.

In der Folge soll gelehrt werden, wie man, in richtiger Behandlung der Waldungen bei ihrem Abtrieb, dieses Uebel vermeiden könne. Hier ist die Rede davon, auf welche Art also entblößte Mittagshalden wieder mit frischem Gehölz überzogen werden können.

So lange der Boden noch mit fruchtbarer Damm-Erde einigermaßen bedeckt ist, darf man hoffen,

wenn Mühe und Kosten nicht gespart werden, einen neuen Wald hervorbringen zu können. Kahle Felsen, reiner Thon und Leimen, kaum fähig, einigen Grashalmen dürftige Nahrung zu reichen, sind für den Holzwuchs verlornes Land.

Den künftigen jungen Holzpflanzen Schirm gegen die Spatfröste und Schatten bei der Sommerhitze zu geben, ist bei einer Anlage dieser Art die Hauptsorge.

Befinden sich daher am Bergabhange noch einzelne Bäume, oder auch nur größere oder kleinere Gesträuche, so müssen diese, falls sie nicht allzudick alles verdämmen, sorgfältig geschont werden. Sie müssen die vornehmsten Beschützer der jungen Anlage sein.

Ist, besonders auf der Morgenseite des öden Platzes, noch Waldung gelegen, so muß die neue Pflanzung von ihr her angefangen werden, um wenigstens Verwahrung gegen die Spatfröste zu erhalten. Ist die Pflanzung einigermaßen daselbst erwachsen, so unternimmt man im Schutz und Schatten derselben die Fortsetzung der Anlage.

Fehlen aber alle Waldung, alles Gesträuch, bietet die öde Bergwalde dem Auge nichts dar, als ein dürres, kurzes Gras, dessen Filz sogar das Emporkommen der jungen Holzpflanzen hindern würde, so bleibt kein anderes Mittel, als ein hin und wieder zu machendes Abschälen des Bodens,

auf welchen die Pflanzen gesetzt werden sollen (siehe §. 22.), denen man im Sommer, theils durch die Haufen des abgeschälten Rasens, theils durch eingesteckte Zweige von Laub- und Nadelholz künstlichen Schatten zu verschaffen suchen muß.

Selten werden an solchen kahlen Verzhängen, zumal wenn sie etwas jäh sind, Anlagen durch Ausstreuung des Samens glücken. Ein starker Regen spült den Samen hinweg; ein Spatfrost zerstört in wenigen Stunden wieder die bestens aufgegangene Saat; ein heißer Sommer durchglüht und verhärtet den Boden mehrere Zoll tief, daß die zarten Wurzeln vertrocknen, und die Pflanzen eingehen müssen.

Nur an Stellen, wo der Boden gut und nicht allzusehr verraset ist, wo er den Schatten nicht allzusehr von einander stehender Gesträche genießt, wo er auf einem Absatz der Bergwand zur Ebene oder Thalung wird, nur da kann man die Aussaat wagen. Man haue durch die Gesträche Wege, längs dem Berge, einige Schuh breit, reinige den Boden vom Grase und den Wurzeln, ohne die Dammerde zu verstreuen, und benutze diese beschatteten Striche zur Aussaat edlerer Holzarten. Oder man mische zum Holzsamen die Hälfte Haber, damit die schneller erwachsenden Halme desselben die Holzpflanze beschatten.

Wo aber diese letztgemeldeten Vortheile abgehen, muß nothwendig die Anlage durch Pflanzung junger Bäume geschehen, denen man, wie wie vorhin gesagt worden, künstlichen Schatten auf eine oder die andere Art bereiten muß.

An hohen Gebirgen muß man den Anfang neuer Waldungen nie ganz oben in der Nähe des Bergrückens machen, wo der Boden schlechter, die Winde strenger sind, sondern man beginne die neuen Anlagen am untern Theile der Halden, wo noch besseres Erdreich ist. Sobald der junge Wald sich hier einmal so weit erhoben hat, daß die Pflanzen nicht mehr, wenn man oben arbeiten wollte, von dem herabrollenden Gestein und Erdreich erdruckt werden können: so setze man die Anlagen bergaufwärts (nach Verlauf von mehrern Jahren) fort.

Große Anlagen können nur in einer Reihe mehrerer Jahre gemacht werden. Man gebe der Anlage jedes Jahres, so viel es das Verhältniß der Berghalde gestattet, eine regelmäßig-viereckige Figur. Zieht man nur schmale Waldstreifen am Berge entlang, so sind sie gegen niederfahrendes Gestein, Regen, Schneeschlüpfe zu wenig geborgen; legt man die Waldung in langen, schmalen Strichen von oben nach unten an: so haben sie gegen die Heftigkeit der seitwärts strömenden Winde in sich selbst zu wenig Kraft zum Widerstande.

Beim Säen an den Berghalden soll man übrigens den Samen reichlicher oben am Berge, als unterwärts streuen, weil Wind und Regen ohnehin viel davon nach der Tiefe hin entführen.

Drittes Kapitel.

Vom Säen und Pflanzen der Holzarten.

§. 18.

Ist es besser, Holz säen oder pflanzen?

Saat sowohl als Pflanzung, jede gewährt nach Beschaffenheit der Umstände ihren besondern Nutzen, und hat ihre Vorzüge.

Die Natur selbst bedient sich überall zur Fortpflanzung nur des Samens. Die Vermehrung durch ihn ist die natürlichste, einfachste, und im Allgemeinen die sicherste, vortheilhafteste und am wenigsten kostspielige, sobald Boden, Lage, Witterung und Zeit der Aussaat für die zu vermehrende Holzart gehörig beobachtet werden.

Die Holzsaat hat den Vorzug besonders:

1. Wenn große Strecken Landes angebaut werden sollen; das Pflanzen würde viel zu langweilig sein, und allzu beträchtliche Kosten verursachen.

2. Wenn frisch abgeholztes Land keinen neuen

Anflug oder Aufwuchs zeigt, und man den Boden, ehe er vom Grase dick überzogen ist, benutzen will.

3. Wenn der Boden sehr steinig und felsig ist. In solchem ist das Pflanzen durchaus unthunlich, weil die Wurzeln oft zwischen den Steinen hohl liegen und verderben würden; wo hingegen die jungen Wurzeln des Samens, der nahrhaften Erde nachschleichend, sich nach der Lage der Steine genau richten und anschmiegen.

Das Anpflanzen, sei es durch Setzlinge oder Steckreiser u. s. w. hat den Vorzug:

1. Wenn einzelne, lichte Plätze im Walde oder bei jungen Anlagen ausgefüllt werden sollen.

2. Wenn Holzarten, deren Same zu flüchtig und ungewiß ist, wie der von Pappeln, Espen, Weiden u. s. w., angebaut werden sollen.

3. Wenn Grasland, welches zum Weidgang benutzt wird, zugleich auf Holz benutzt werden soll.

4. Wenn man kahle, schattenlose Mittagsseiten der Berge wieder zu bewalden sucht, wo mit dem Samen alle Versuche fruchtlos bleiben.

§. 19.

Was bei einer Aussaat in Rücksicht des Samens zu beobachten sei?

Förster und Waldbesitzer haben oft Versuche gemacht, sich Waldung aus dem Samen zu erziehen; allein der Same ging entweder nur zum

Theil oder gar nicht auf. Die Schuld lag oft nur daran, daß sie den Samen nicht recht kannten und behandelten.

Soll eine Aussaat wohl gelingen, so muß wohl beobachtet werden:

1. Die Güte des Samens.
2. Die rechte Zeit der Aussaat.
3. Das gehörige Unterbringen des Samens in den Boden.

Und von diesen drei Stücken soll hier noch umständlicher gehandelt werden.

§. 20.

Von der Güte des Samens.

Daß der Same an sich selbst gut sei, dazu gehört:

a) **Daß er vollkommen reif sei.** Aus der Forst-Naturgeschichte wissen wir die Zeit, wann der Same der vorzüglichsten Holzarten zur Reife kommt, und woran man diese eigentlich erkennt. Eigenes, fleißiges Beobachten hilft hierzu noch mehr, als jede Beschreibung. Das Abfallen des Samens von den Bäumen zeigt seine vollendete Reife an. Man sammle den Samen von solchen Bäumen, die **nicht zu jung** sind, und **nicht zu alt**, sondern in voller Kraft des Wachsthums stehen, und vielen Samen tragen.

b) **Daß er nicht zu alt sei.** Der Holz-

same läßt sich selten einige Jahre lang ohne großen Verluß aufbewahren. Man wird daher oft von Samenhändlern betrogen, die, um sich ihre Kosten bezahlt zu machen, entweder alten verdorbenen Samen schicken, oder ihn doch unter den frischen mengen. Ein geübtes Auge erkennt den Betrug leicht. — **Wenn der Same, dessen Kern sonst weiß und saftig ist, gelb und welk worden, taugt er nichts mehr**; dies ist ein ziemlich allgemeines und sicheres Kennzeichen. Auch kann man mit dem Samen (der ohne Federn und Flügelhäutchen ist, also auch mit dem abgeflügelten Tannensamen) die Wasserprobe vornehmen, um seine Güte zu erforschen. Man schüttet nämlich den Samen, z. B. Eicheln, Bucheln, Tannensamen u. s. w. in ein Gefäß mit reinem Wasser, und rührt ihn darin um. Der zum Keimen taugliche wird zu Boden fallen, der verdorbene obenauf schwimmen.

Jedermann weiß, daß nicht jedes Jahr ein gutes Samenjahr ist; oft vier bis zehn Jahre gehen hin, ehe einmal wieder von dieser oder jener Holzart reichlicher Same kommt. — In solchen Zeiten ist man gezwungen, zu altem Samen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man davon bei einem ergiebigen Samenjahre Vorrath gesammelt hat. Es hängt also, zur Güte des Samens, viel davon ab.

c) **Daß er vorsichtig aufbewahrt worden sei.** Schon die Forst-Naturgeschichte hat bei verschiedenen der vorzüglichsten Holzarten gelehrt, wie man deren Samen am besten aufbewahren solle. Hier will ich deshalb nur einige allgemeine Bemerkungen machen. Wird oder muß Same aufbewahrt werden, so müssen Anstalten getroffen werden, seinen Kern vor Gährung, Fäulniß, Vertrocknung oder allzufrühem Keimen zu bewahren. Zu dem Ende muß jeder frisch eingesammelte Same, der beim Einsammeln vielleicht feucht ward, zuerst auf luftigem, trockenem Boden dünn ausgebreitet, öfters umgewendet, abgetrocknet oder ausgelüftet werden, ehe man ihn an den Verwahrungsort bringt, widrigenfalls er sich auf einander erhitzt, stockt und fault. Der frische Same muß immer erst seine eigene, überflüssige Feuchtigkeit auf diese Art ausdünsten oder verschwitzen.

Jeder Same, der einen großen und saftigen Kern hat, verdirbt beim Aufbewahren früher, als der einen kleinen, trockenen, mehligen Kern besitzt. Eicheln, Bucheln, Kastanien u. s. w. halten sich, auch bei der größten Sorgfalt, kaum ein Jahr lang gut. Den Samen der Tannholzarten kann man an kalten, trockenen Orten einige Jahre lang bewahren; nur die Arven- oder Ziernußli und der Weißtan-

nenſame verderben binnen Jahresfriſt. — In ſehr trockenem, kaltem Sand kann man die meiſten Holzſamen-Arten, welche leicht keimen, am längſten gut aufbewahren; ſo wie diejenigen, welche langſam keimen und erſt nach Jahren aufgehen, ſich am längſten in etwas feuchtem Sande und, wie alle Beeren, in ihrem Fleiſche erhalten.

§. 21.

Von der Zeit und Art der Ausſaat. — Eichen-, Buchen-, Fohren-, Tannen-, Lärchen-Ausſaat.

Die Zeit der Ausſaat iſt von der Natur ſelbſt durch die Reife und den Abfall des Samens beſtimmt. Dieſe Zeit iſt die ſicherſte für das Gedeihen. Dann hat der Same noch ſeine ungeſchwächte Keimungskraft.

Die meiſten Samen-Arten reifen im Herbſt; dann ſollen ſie auch wieder geſäet ſein. Aber eben dieſe Samen ſind auch den Winter hindurch vielerlei Gefahren unterworfen. — Samen, welche im Frühling zeitig keimen, können, wenn, beſonders an Mittags- und Morgenſeiten, Spatfröſte einfallen, zu Grunde gehen. — Inſekten, Vögel, Mäuſe und andere vierfüßige Thiere ſtellen dem im Herbſt geſtreuten Samen, als ihrer Nahrung während des Winters, nach. Die im Herbſt ge-

machte Aussaat geht auch daher selten so reichlich auf, als die Frühlingssaat.

Unter solchen Umständen, besonders wenn man nicht vielen Samen vorräthig hat, wenn man hoffen kann, ihn über Winter wohl aufbewahren zu können, wäre freilich die Frühlingssaat vorzuziehen. Allein immer ist dies Künstelei, die gar oft fehlschlägt, besonders wenn dann der Sommer früher mit seiner Hitze erscheint, ehe die jungen Keime Zeit hatten, sich hinlänglich zu entwickeln und bei der milden Frühjahrszeit zu stärken.

Ist es daher immer möglich, so säe man zu der Zeit, wann die Natur säet, und streue lieber den Samen etwas reichlicher, wenn man durch Insekten, Vögel und Mäuse zu großen Abgang fürchtet.

Noch muß ich auch ein Wort von der Art der Aussaat sagen, wodurch man, wenn es zur Gewinnung schönen, gradschäftigen, hohen Holzes abgesehen ist, schon beim Säen den Grund legt.

1. Aussaat von Eichen- und Buchenwäldern. Will man durch Aussaat einen Eichenwald oder Buchenwald ziehen, so ackere man die Eicheln oder Bucheln im Herbst flach einen bis zwei Zoll unter. Aber im Frühjahr streue man über den bestellten Boden noch Fohren- oder Rothtannensamen leicht hin. Diese Uebersaat befördert

den schlanken Aufwuchs der Buchen und der Eichen sehr wirksam. Sind die jungen Bäume vier bis fünf Schuh hoch, drohen besonders die schneller aufschießenden Fohren oder Tannen das Laubholz zu unterdrücken, so hauet man das Nadelholz von Jahr zu Jahr (nicht mit einem Male) darin einzeln umher aus — läßt einige Jahre vorüber gehen, bis die schlanken Stämme des Laubholzes Kraft genug haben, sich selbst zu unterstützen gegen Wind und Schneedruck, und haut so allmälig bis ins zehnte oder fünfzehnte Jahre des jungen Waldes alles Nadelholz aus, wo dann der schönste Eichen- oder Buchenwald überall mit schlanken Stämmen dasteht.

2. Aussaat von Fohren, Weiß- und Rothtannen. Von dieser ist hier nichts Besonderes zu bemerken, da, wenn die Aussaat gehörig gemacht ist, und der Boden in den ersten Jahren Schatten genug hat, die jungen Nadelhölzer ohnehin gradschäftig aufschießen, und keiner besondern Nachhilfe bedürfen. Espen und Weiden sind die besten Erzieherinnen der Tannen. Lasset sie zwischenein wachsen und die Tannen auftreiben. Wird das Laubholz zu hoch, hauet es aus. Allenfalls, wo es ihnen ganz an Schatten fehlt, kann man ihnen solchen verschaffen, wenn man Haber darüber säet, der aber nicht geschnitten werden soll.

3. Aussaat von Lärchen. Die Lärchtan-

nen, um sie gradschäftig aufwachsen zu lassen, und sie besonders in den ersten zwanzig bis dreißig Jahren gegen den Schneedruck, dem sie sehr ausgesetzt sind, zu schützen, ist es erprobt gut, wenn man die Lärchensaat zur Hälfte mit Rothtannensaat vermischt macht. Die Rothtannen befördern bei den Lärchen das frühere Reinigen von untern Aesten, und stützen die sehr biegsamen, schwachen Lärchenzweige und Stämme gegen den Schneedruck. Aber in den Zwanziger und Dreißiger Jahren hauet man nach und nach die Rothtannen ganz aus, und gewinnt dann einen reinen Lärchenbestand.

§. 22.

Vom gehörigen Unterbringen des Samens in den Boden.

Darin ward oft gefehlt, daß man den Holzsamen auf eine Art, die seiner Natur zuwider war, in die Erde brachte. Die Forst-Naturgeschichte hat uns über diesen Gegenstand schon bei den vorzüglichsten Holzarten belehrt. Ich gebe hier noch einige allgemeine Bemerkungen und Lehren, die aus Beobachtung der Natur entstehen.

1. Alle schwere Laubholz-Samen, z. B. Eicheln, Kastanien, Bucheln, Nüsse (auch Arven-Nüsse) u. s. w. fallen nicht weit vom Stamm zur Erde, und werden nachher vom abfallenden Laube bedeckt, und beim Keimen im Frühjahr vom zun-

gen Laube des Mutterbaumes beschattet, daß sie nicht vertrocknen. Dergleichen schwere Samen kann man also mit einem, höchstens zwei Zoll hoch lockerer Erde bedecken. Man kann ihn auch unterhacken. Ein Mann hackt in die Erde einen bis zwei Zoll tief, lüpft die Scholle, legt eine bis zwei Eicheln oder Bucheln unter, und tritt die Scholle wieder zu.

2. Aller leichte, geflügelte Same, wie z. B. von den Ulmen, Tannen-Arten, Erlen, Birken u. s. w. fliegt weit umher, und fällt auf die Oberfläche des Bodens nieder, ohne vom Laube des Mutterstammes bedeckt zu werden. Dergleichen Same muß also gar nicht mit Erde bedeckt, nicht eingerechet, sondern auf die Oberfläche des wunden, jedoch festen, nicht harten, Bodens ausgestreut, und darauf festgetreten, oder mit einem Strauch auf der Erde umher gerieben werden, damit sich Erdtheilchen daran hängen, oder mit feuchtem Sand, auch mit feuchten Sägspänen ausgesäet werden. Dies alles darum, damit der Wind den Samen nicht entführe, da er so leicht ist. Auch ist deswegen die Aussaat immer bei windstillem, feuchtem Wetter vorzunehmen.

3. Same von mittlerer Größe, wie der von Hagebuchen, Eschen, Ahornen, Kern-Obst, Bohnenbäumen u. s. w. muß nur leicht mit Erde bestreut werden, daß die Decke etwa einen Viertel-

Zoll beträgt. Man kann ihn auch oberflächlich säen, und mit Dornsträuchen nachher den Saatplatz überziehen, um dem Samen eine geringe Bedeckung von Erde zu geben.

4. Samen, die mehrere beisammen in einer Hülle liegen, müssen getrennt und einzeln ausgesäet werden. Dies ist der Fall beim Samen der Obstbäume, der Beeren u. s. w. Um diese von ihrem Fleische auf eine leichte Weise zu befreien, wirft man die Beeren in ein Gefäß voll Wasser, stellt dasselbe in eine warme Stube, wo sie dann in acht Tagen in Gährung übergehen. Man zerreibt dann die Beeren leicht mit den Händen, und die guten Körner sammeln sich durch ihre Schwere auf dem Boden des Gefäßes.

5. Je schwerer der Boden, und je kleiner der Same ist, je geringer muß die Erddecke sein.

6. Kein Same wird in sehr aufgewühltem und durchlockertem Boden gedeihen, sondern oft bald nach dem Keimen wieder zu Grunde gehen; denn der Frost zieht den durchlockerten Boden im Frühjahr in die Höhe, und die jungen Keime fallen um, von Erde entblößt an den Wurzeln; oder aber die Sonne trocknet den Boden zu schnell aus, und die Wurzeln dorren. Jeder Same verlangt für seine Wurzel hinlänglich festen (wenn gleich nicht harten, sondern milden) Grund.

Umgeriſſtes, umgehacktes Land muß daher wenigſtens ein halbes Jahr lang Zeit haben, ſich wieder zu ſetzen und zu verdichten, ehe es mit Holzſaat beſtellt werden kann.

§. 23.

Vom Unterſchiede künſtlicher und natürlicher Holzſaat.

Wenn ein erwachſener Wald mit gehöriger Vorſicht und Kenntniß abgeholzt wird, iſt es leicht, die Einrichtung alſo zu treffen, daß die ſtehen bleibenden Bäume die leeren, abgetriebenen Stellen wieder beſamen.

Nie aber muß man bei guter Forſtwirthſchaft, und wenn man aus ſeinem Walde Nutzen ziehen will, auf dieſe natürliche Holzſaat zu viel rechnen. Theils geht der Same zu plätzig auf, bald zu dick, bald wieder zu ſparſam, daß ganze Stellen leer bleiben; bald miſcht ſich der Same von andern Holzarten, meiſtens ſchlechtern, darunter, wie z. B. von Espen und Weiden, deren leichte, wollige Samen weit umher fliegen im Winde; oder von großen und kleinen Geſträuchen, welche meiſtens Beeren tragen, die von den Vögeln verſchleppt werden.

Dieſes häufige Erſcheinen von Holzarten in Wäldern, worin dergleichen vormals nie geſtanden, gab auch zu dem Vorurtheil Anlaß, daß nicht beſtändig ein und derſelbe Grund ein

und dieſelben Holzarten tragen könne, ſondern die Natur damit abwechſele. Die Natur hat ſeit einem Jahrtauſend auf gleichem Boden des Gebirgs immerdar die gleichen Holzarten, z. B. Tannen, Lärchen, Arven u. ſ. w. hervorgebracht, wie Erfahrung lehrt. Nicht der Boden, ſondern die Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Menſchen iſt meiſtens an der Verwandlung der Wälder ſchuld; der Wind, welcher mit leichtem Samen ſpielt, Vögel, Mäuſe, und Eichhörnchen u. ſ. w., die den ſchwerern Samen verſchleppen, ſo wie andere zufällige Umſtände, tragen zur Verwandlung wirkſam bei. Läßt man z. B. den Boden eines ſparſam beſetzten Eichwaldes mit Gras überwachſen, ſo werden die abfallenden Eicheln auf dem Graſe umkommen, während der kleinere, hergewehte Tannenſame leichter zwiſchen den Halmen auf den Boden kommt, keimt und in der Jugend von den Grashalmen Schatten erhält. So verwandelt ſich nicht ſelten ein Laubwald in einen Tannenwald. — Oder es können bei reichen Samenjahren der Buchen und Eichen deren Samen zahlreich in lichte Tannenwälder verſchleppt werden; ſie keimen auf, während die Tannen vielleicht in ſechs bis acht Jahren nie reich an tauglichen Samen waren. So verwandelt ſich der Tannenwald wieder in Laubholz.

Künstliche Holzsaat ist daher immer, wo die natürliche mangelt, oder nicht hinreicht, nothwendig; sie gewährt einen gleichförmigen Holzbestand.

§. 21.

Vom Pflanzen der Bäume.

Man kann nicht alle Jahre säen, weil nicht immer ein gutes Samenjahr ist; aber pflanzen kann man. Es soll daher ein Forstwirth jederzeit hinreichenden Vorrath junger Pflänzlinge haben, um leere Plätze im Walde, oder wo dergleichen bei der natürlichen oder künstlichen Ansaat entstanden sind, wieder zu besetzen; oder um kahle Mittagsbalden an den Bergen nach und nach zu bewalden; oder weitläuftigen, allzusehr mit Gras überwachsenen Holzboden zu bepflanzen, wo (ohne vorherige Kosten, Zeit und Mühe, den Graswuchs zu vertilgen) kein Same aufkeimen, sondern ersticken würde.

So wie man in den meisten Gegenden bisher das Holzpflanzen in Wäldern betrieben hat, ist es allzu kostspielig und allzu unsicher im Erfolg. — Man schickte die Leute umher in die Wälder, Pflänzlinge einer gewissen Holzart aufzusuchen. Da solche Pflänzlinge gewöhnlich sehr zerstreut stehen, kostete das Aufsuchen derselben Zeit, Mühe und Geld. — Gewöhnlich rafften die

Leute zuſammen, was ſie fanden, ohne Auswahl, ohne Kenntniß. Daher empfing man unter den (zwar kleinen) Pflänzlingen oft alte, unterdrückte, verbuttete, kränkliche, welche entweder nachher wieder aufgingen, oder langſam und ſchlecht wuchſen. — Gewöhnlich gehen dergleichen Sammler mit den zarten Wurzeln nicht vorſichtig um, zerquetſchen und zerreiſſen viele derſelben (was bei Tannen-Arten meiſtens tödtlich für den jungen Baum wird), laſſen die Wurzeln lange unbedeckt in Luft und Sonne trocken und ſteif werden, wodurch die Pflänzlinge erkranken und nach einigen Jahren abſterben müſſen.

Das Verpflanzen eines Baumes iſt immer eine gewaltthätige, der Natur zuwiderlaufende Handlung. Man kann alſo dabei nicht ſorgfältig genug ſein, um die Pflanzen unverletzt an einen andern Ort zu bringen.

So lange die jungen Holzpflanzen noch im krautartigen Zuſtande ſind, bekömmt ihnen das Verſetzen eben ſo wenig, als wenn ſie ſchon zu große und ſtarke Wurzeln getrieben haben.

1. Es iſt immer vortheilhafter, Bäume im Frühjahr, ſobald der Froſt aus der Erde gezogen iſt, als im Herbſt zu ſetzen.

2. Konnte man aber eine Pflanzung nicht im Frühling allein beenden, ſo darf auch wohl ſchon

im Herbſt geſetzt werden. Aber in dieſem Fall beobachte man die Vorſchrift: daß man an trockenen Orten im Herbſt, an feuchten Orten im Frühjahr ſetze.

3. Die Wurzeln der Pflänzlinge, beſonders die Haarwurzeln, müſſen ſehr geſchont, und nur die ſchadhaften, zerriſſenen Theile ſparſam mit ſcharfem Meſſer ſchräg abgeſchnitten werden; auch die unterſten Zweige ſtutzt man ein wenig ab.

4. Will man hohes Holz ziehen, ſo ſchone man möglichſt der Pfahlwurzel, und beſchneide nicht die Krone oder Spitze des Pflänzlings. Will man hingegen Laubholz, wie z. B. Linden, Buchen, Birken, Weiden, Hagebuchen u. ſ. w. zu Kopfholz haben (wo man von Zeit zu Zeit den Ausſchlag der Stammköpfe oder Stumpen abholzt), ſo nehme man den Pflänzlingen die Spitze.

Anmerkung. Kopfholz aber muß niemals in Wäldern geduldet werden, ſondern höchſtens daſelbſt nur an den Grenzen und Marchen umher ſtehen, zur Bezeichnung der Haßelle oder Waldgrenze, falls der Forſt ſonſt keine Ausmarchung hat; oder wenn der Wald an Aecker, Wieſen u. ſ. w. ſtößt, wo man, den Schatten und die Trockene von weit überhangenden Zweigen zu vermeiden, dieſelben abſtumpfen kann und ſoll. Am ſchicklichſten ſind zu Kopfholz an den Waldgrenzen Buchen, Eichen, Hagebuchen, Ulmen, Linden, Ahornen, Birken. — Der eigentliche Platz zum Kopfholz ſind Wieſen und Triften, die

man auf Holz benutzen möchte, aber doch nicht dem Weidgang entziehen kann. Hier iſt an keine Holzſaat im Graſe, auch an kein Pflanzen junger, nur wenige Schuh hoher Setzlinge zu denken, weil dieſelben vom Vieh zertreten oder abgefreſſen werden würden. Am beſten nimmt man dazu ſchon ziemlich erwachſene ſchlanke Stangen, die man ſechs bis ſieben Schuh hoch oben abſchneidet. Auf feuchten Triften taugen dazu trefflich Weiden, Pappeln, Linden, Birken u. ſ. w.

5. Hat der Boden, worauf man pflanzen will, nur eine geringe Schicht fruchtbarer Dammerde, ſo lockere man dieſelbe nur wenig auf, ohne ein Loch darin zu graben, ſetze die Wurzeln des Pflänzlings oben auf, wohl ausgebreitet, und bedecke ſie wieder mit Dammerde, die man ſeitwärts dem Setzling ausgraben kann. So lagert man die Wurzeln in die fruchtbarſte Erde, und der Baum wird gewiß gedeihen.

6) Will man Steckreiſer von Erlen, Weiden, Pappeln u. ſ. w. ſetzen, ſo muß nothwendig geſorgt ſein, daß die Erde an die in den Boden geſteckten Zweige wohl anſchlieſſe, und daß zugleich dieſe Erde weich und locker genug ſei, damit die aus dem Reiſe entſpriessenden Wurzeln gehörig eindringen können. Am beſten wird dies erreicht, wenn man das Setzloch in die Erde ſtößt, dann mit Waſſer anfüllt, das Steckreis hinein ſtellt, und mit dem gleichen Stabe oder Eiſen,

womit das Loch gebohrt ward, rings um das Steckreis die Erde fest an dasselbe andruckt.

§. 25.

Vom Saatbeet und der Baumschule.

Jeder, der eine oder mehrere Waldungen zu bewirthschaften hat, worin er bessere Holzarten besitzen, oder leere Stellen nützlich ausfüllen möchte, muß für einen sichern Platz sorgen, wohin kein Vieh gelangen kann. Der Platz sei schattig, das Erdreich milde, doch ungedüngt, hingegen wohl umgearbeitet und fest.

Hier lege er seine Saatbeete, seine Pflanzschule an, die zu großen und glücklichen Pflanzungen in den Wäldern unentbehrlich sind.

Das Saatbeet wird streifenweis mit Holzsamen, nach oben schon ertheilten Vorschriften, besäet. Der Same wird dicht aufgehen, und viel zu dicht, wenn man die Pflanzen über zwei Jahre stehen lasse. — Nach zwei Jahren hebt man die Pflanzlinge aus. Mit geringer Mühe kann man durch einen Spatenstich einen ganzen Büschel junger Pflanzen ausnehmen, ohne die Wurzeln zu beschädigen: in einem Tage viele Tausende.

Man sortirt darauf die Stämmchen, legt sie in Körbe, bedeckt die Wurzeln mit feuchtem Moos, und bringt sie so zur Baumschule. Dies Versetzen muß sowohl beim Nadelholz, als beim Laubholz im Frühjahr geschehen.

behandelt ſie nach Vorſchrift bei Verſetzung in die Baumſchule. Auf dieſe Weiſe erhält man viele tauſend ſchöne, aus dem Samen entſproſſene Pflänzlinge, welche auſſerdem wegen ihres allzudichten Standes gröſtentheils zu Grunde gegangen ſein, und dabei durch gegenſeitige Entziehung der Nahrung das Wachsthum einander erſchwert hätten. Auch wird man bald wahrnehmen, daß die in der Baumſchule verſetzten Pflänzlinge daſelbſt viel ſchneller und freudiger aufwachſen, als im gedrängten Zuſtande des Saatbeetes, oder des angeſäeten Waldbodens.

b) Wenn man groſe Samen, Eicheln, Nüſſe, Bucheln, Kaſtanien u. dgl. ſäet, kann man das Saatbeet gleich Anfangs erſparen. Man ſteckt dieſe groſen Samen ſogleich in der Entfernung eines halben oder drei Viertel-Schuhes von einander, und der Geburtsort der jungen Bäume iſt zugleich ihre Baumſchule, die man jedoch vom Unkraut ſauber halten muß. — Das oben beſchriebene Saatbeet iſt eigentlich dienlicher für alle kleinere Samenarten, die Anfangs immer zu dicht, und mit zu kleinen, dünnen Stämmchen aufwachſen.

Zweiter Abschnitt.

Unterhaltung der Wälder.

§. 26.

Was durch Unterhaltung der Wälder verstanden werde.

Wenn von Unterhaltung der Waldungen geredet wird, versteht man darunter, wie schon erwachsene Wälder gehörig gehegt werden sollen, daß sie, ohne Schaden zu nehmen, das erforderliche Alter erreichen, und in demselben den möglichst größten Nutzen bringen; desgleichen, wie man große, vernachlässigte und verwilderte Waldungen wieder herstellen, in Ordnung bringen und regelmäßig bewirthschaften müsse.

Dies ist einer der wichtigsten und schwierigsten Theile der Forstwirthschaftslehre. Aus Unwissenheit der Förster und Walddiener gehen durch schlechte Bewirthschaftung gewöhnlich die schönsten Waldungen zu Grunde. Wir haben davon in allen Gegenden die traurigsten Beispiele.

Es ist auch immer noch viel leichter, einen neuen Wald anzusaen oder anzupflanzen, als einen verwilderten und vernachlässigten Wald wieder in Ordnung zu bringen.

Um dies zu können, muß man vorher sich die

genaueste Kenntniß vom Zustande des Waldes erwerben. Dies geschieht:

1. Durch die Ausmessung des Waldes und seiner umständlichen Beschreibung.

2. Durch die Abschätzung oder Taxation seines wirklichen Holzbestandes und gegenwärtigen Werthes.

Erst dann kann man zur Einführung einer bessern Wirthschaft schreiten.

3. Durch Eintheilung des Waldes in bestimmte Gehaue oder Schläge.

4. Durch Wiederbeholzung oder Pflege.

5. Durch Schirmung des Waldes gegen Forstbeschädigungen.

Erstes Kapitel.

Von der Forst-Vermessung und Beschreibung.

§. 27.

Nothwendigkeit, die Waldungen zu vermessen.

Wie will derjenige sein Land recht bewirthschaften, der selbst nicht einmal weiß, wie viel Land er zu bewirthschaften hat?

Zur Einrichtung guter Waldpflege ist daher die Vermessung des Waldbodens unumgänglich

nothwendig; ohnedem kann der Werth des darauf stehenden Holzes nicht taxirt, und der Ertrag dieses Bodens gar nicht als Kapital ausgemittelt werden; ohnedem wird man nie erfahren, wie viel Holz jährlich aus dem Walde genommen werden darf, ohne dem Walde zu schaden; ohnedem wird man bei der Anpflanzung und Bewirthschaftung des Forstes niemals regelmäßig zu Werke gehen, die Schläge niemals mit Sicherheit bestimmen, selbst manchen Grenzstreitigkeiten nicht ausweichen können.

Kleine Striche Landes, von der Größe einiger Jucharten, welche überall von ungefähr gleichem Bestand (oder Holzwuchs) sind, kann freilich jeder Particular mit einigen Feldmesserkenntnissen selbst ausmessen; aber größere Forsten, von ungleichem Holzbestand, zumal an Bergen, müssen einem geschickten Feldmesser übergeben werden.

§. 28.

Was bei der Vermessung eines Waldes zu beobachten sei. — Marchbeschreibung.

Man fängt damit an, die Grenzen des zu vermessenden Waldes zu bestimmen. Sind dieselben schon durch Marchsteine, Grenzbäume, Hagstellen, Gräben, Grenzfurchen u. s. w. bezeichnet: so werden diese in Gegenwart der Grenznachbarn oder Anstoßer untersucht, und mit

der allenfalls vorhandenen Grenz- oder Marchbeschreibung verglichen.

Anmerkung. Sicherer und dauerhafter, als andere Arten von Grenzzeichen, sind numerirte Marchsteine. Wo diese fehlen, sollen sie in Gegenwart der Nachbar gesetzt werden. Seyen sie auch Anfangs ein Gemauß mehr: so hat man darin von ihnen nachher desto größere Vortheile.

Sind die Grenzen oder Marchen mit den Nachbarn berichtigt: so muß von einem Marchstein zum andern durchgehauen werden, damit der Feldmesser, ohne durch vorstehendes Gesträuch und Gehölz verhindert zu werden, von Marchstein zu Marchstein den Umfang des Waldes ausmessen könne.

Er hat dabei gehörig aufzuzeichnen: die Nummern und Namen der Marchsteine, in welcher Ordnung und in welcher Entfernung sie auf einander folgen; desgleichen die Größe aller ein- und ausspringenden Winkel, die von der Umfangslinie des Waldes gemacht werden; die Weltgegenden; die Namen der Anstößer und ihrer Güter, welche von allen Seiten an den Wald grenzen.

Aus diesen verschiedenen vom Feldmesser aufgeschriebenen Angaben wird dann die Grenz- oder Marchbeschreibung des Waldes verfertigt, welche den Anstößern vorgelesen, und von ihnen unterschrieben werden muß.

Auf diese Art wird allen künftigen Grenzstreitigkeiten für immer vorgebeugt.

§. 29.

Vermessung der innern Theile des Waldes.

Eine Karte, welche nur den Umfang und die Größe des Waldes in Jucharten-Zahl überhaupt angibt, ist nicht zulänglich, um einen gehörigen Begriff von dem Walde zu erhalten, und ihn richtig in Rücksicht seines Ertrags beurtheilen zu können. Denn mitten im Walde können große Plätze sein, die niemals holztragend sind, wie z. B. Felsen, Seen u. s. w. deren Flächen-Inhalt abgezogen werden muß vom Flächen-Inhalt des wirklichen Waldes. Man sieht daraus, daß auch also nothwendig die innern Theile des Waldes, wenn solche von einigem Belang sind, besonders vermessen, und auf der Karte bezeichnet sein müssen.

Zu diesen besonders zu vermessenden Theilen des Waldes gehören:

1) Der wirklich mit Holz bestandene Waldboden, wo dann der Feldmesser und Förster genau zu bezeichnen haben, welche Holzart, — wie hoch und stark.

2) Die leeren Plätze oder Räumden, welche entweder ganz bepflanzt werden können, wie z. B.

ein abgeholzter und verrasseter Waldboden; oder nicht in Bestand gesetzt werden können, wie z. B. Aecker, Gewässer, Felsen u. s. w.

3) Alle nothwendige Straßen und Wege, Gebäude u. s. w., die ebenfalls zu den leeren Waldplätzen gehören.

Von allen dergleichen Gegenständen muß die Größe des Flächen-Inhalts genau auf der Karte angegeben werden.

Liegt aber der Wald an einem Berge: so muß der Feldmesser auch darauf Rücksicht nehmen. Er soll zwar den Wald und seine innern Theile eben so messen, wie einen Wald in der Ebene, aber er muß

1) auf der Karte die einzelnen vorkommenden Erhöhungen und Vertiefungen des Berghanges, wenn sie von einiger Betrachtlichkeit sind, ausdrücken;

2) und den Winkel genau bestimmen, welchen die Bergfeste mit der Grundfläche des Gebirges macht, um daraus die größere oder geringere Steilheit der Halde zu beurtheilen. (Siehe §. 6.)

§. 30.

Von der Forstkarte.

Schon aus dem, was bisher gesagt worden, läßt sich ersehen, daß eine gute Forst- oder Waldkarte, die der Eigenthümer des Waldes

zu dessen besserer Bewirthschaftung gebrauchen will, mancherlei Gegenstände enthalten müsse.

Ihre Größe kann sehr verschieden sein. Bei Gemeinds- und Staatswaldungen ist's am schicklichsten und bequemsten, wenn die Karten nach einem Maasstabe von vierhundert und funfzig Geviertruthen auf einen Zoll ins Geviert gezeichnet werden.

In den Karten müssen keine Gegenstände besonders angezeichnet werden, die nicht dauerhaft oder nicht wenigstens auf hundert Jahre immer daselbst zu finden sind, z. B. ein einzelner großer Baum, oder ein Steg, ein Vogelherd u. dgl. Diese Zeichen sind vergänglich, und nutzen daher nicht auf lange Zeit.

Sondern in der Forstkarte soll genau gemessen und angegeben werden:

1) Vom Feldmesser die Umfangslinie, mit allen Winkeln, Marksteinen und andern merkwürdigen, dauerhaften, unbeweglichen Gegenständen, welche an die Grenzlinie stoßen; z. B. Häuser, Güter, Hügel, Landstraßen u. s. w.

2) Vom Feldmesser die Länge und Breite des mit einer verschiedenen Holzart bewachsenen Bodens. Vom Förster wird bemerkt, ob Laub- oder Nadelholz; ob erwachsen oder jung; ob Ober- oder Unterholz; ob wohlbestanden oder einzeln und

schlecht: ob guter oder schlechter Boden, und welches Erdreich.

3) Die leeren Plätze oder Räumden im Walde und ihr Flächeninhalt werden vom Feldmesser angegeben; der Förster setzt bei jedem hinzu, ob und wann der Platz zu bepflanzen ist, oder nicht, und die Beschaffenheit seines Bodens.

4) Der Feldmesser bezeichnet alle unentbehrliche Wege, Straßen, Flüsse, Bäche, Mühlen, Brücken, Riede oder Moore, Kohlbrennereien, Wohnungen, Ställe, Gärten, im Walde liegendes Acker- oder Mattland u. s. w., und berechnet den Flächeninhalt, den sie einnehmen.

5) Alle Hügel im Walde werden ebenfalls bezeichnet, doch müssen sie in der Karte nur den Raum ihrer Grundfläche einnehmen.

6) Der Feldmesser gibt auf der Karte die Weltgegenden an. Der Förster bezeichnet, von welcher Weltgegend die schädlichsten Winde gegen den Wald stoßen.

7) Liegt der Wald am Berge: so hat der Feldmesser genau anzugeben:

a. Welcher Theil des Waldes oben am Berge, welcher unterhalb liegt.

b. Wie viel Grade der Winkel hat, den die beholzte Bergseite mit ihrer Grundfläche bildet.

c. Er muß genau berechnen, wie viel Flächen-Inhalt die Grundfläche von der schiefen mit

dem Wald bewachsenen Bergseite hat. Denn z. B. ein einzelner aus der Ebene hervorsteigender Hügel kann oft auf seiner ganzen Oberfläche dreißig Jucharten enthalten, und doch nur mit seiner Grundfläche auf der Ebene einen Raum von zwanzig Jucharten bedecken.

d. Er muß genau die in der Wirklichkeit untersuchten Stellen auf der Karte wieder bezeichnen, wo das gefällte Holz auf die unkostspieligste und unschädlichste Weise den Berg hinunter geschafft werden konne, durch Holzriesen, Holzlasse u. dgl. m.

Wenn nun Alles vom Walde bemerkt, vermessen und ausgerechnet worden, soll der Feldmesser die Forstkarte darnach entwerfen.

Anmerkung. Zeichen und Farben sind zwar willkurlich, sollen aber, besonders bei Staatswaldungen, obrigkeitlich festgesetzt werden, damit in allen Karten Gleichförmigkeit des Maaßes und der Farben herrsche.

§. 31.

Vom Vermessungs-Register.

Zu jeder Forstkarte soll der Feldmesser ein gehöriges Vermessungsregister, als erläuternde Beilage, geben.

Das Vermessungsregister ist zusammengesetzt:

1) Aus der Grenz- oder Marchbeschreibung. (§. 28.)

2) Aus der Inhaltsbeschreibung. Diese kann auch die Vermessungstabelle heißen. Sie belehrt uns über Größe oder Flächen-Inhalt aller einzelnen Bestände und Theile des Waldes, und soll, um die Uebersicht zu erleichtern, immer in tabellarischer Form abgefaßt sein. Was die Karte uns durch Linien und Zahlen andeutet, meldet das Vermessungsregister durch Worte und Zahlen.

Da eine gut abgefaßte Vermessungstabelle, wie sie der Feldmesser jedesmal geben soll, von großer Wichtigkeit ist: so will ich, damit man die Einrichtung derselben kenne, ein Beispiel davon hieher setzen. (Siehe gegenübersehende Tabelle.)

Nehmen wir an, es sei ein Wald gemessen worden; die Marchbeschreibung von diesem Gehölz wäre in aller Ordnung entworfen. Man wüßte, er enthalte 266 Jucharten 267 Ruthen ins Geviert, die Juchart zu 45,000 Quadratschuh. — Wie wenig konnte das alles zur Entwerfung eines guten Bewirthschaftsplanes dienen! Wie ließe sich nach solcher allgemeinen Angabe der Werth des Holzlandes richtig schätzen? Wie wird man ausmitteln können, wie viel Holz jährlich ohne Nachtheil des Waldes darin geschlagen werden dürfe?

Man laßt also auch die innern Theile des

Vermessungs-Tabelle

über den Flächen-Inhalt des Waldes N. N., Revier N. N., Forstinspektion N. N., ausgefertigt auf Befehl des N. N., durch N. N. Feldmesser.

Nummer der Karte.	Mit Holz bestanden.	Ruth.	Schuh.	Nummer der Karte.	Kulturfähige Waldblößen.	Ruth.	Schuh.	Nummer der Karte.	Kulturunfähige Waldblößen.	Ruth.	Schuh.
	a. Zu hohem Wald.			9	Ein verrasester, trockener Leimenboden	5	92	11	Matt- und Ackerland im Walde	6	30
1	Eichen, v. J. 1661, Boden schwarz, tief, frisch	15	23	10	Feuchter, oft vom Wasser überlaufener Grund	1	80	14	Ein Bauernhaus mit Gärten, Ställen rc.	4	
3	Buchen, v. J. 1779, Boden frisch, steinig, fruchtbar	12	4					16	Ein Teich, oder kleiner See	9	
2	Rothtannen, v. J. 1721, Boden steinig, leimig	34	6					17	Wege im Walde	—	226
15	Rothtannen, v. J. 1760, schwarz, feucht	14	108								
	b. Zu niederm Wald.										
7	Buchen, v. J. 1771, Boden schlecht, steinig, trocken	29	48								
5	Erlen, v. J. 1800, Boden feucht, leimig, fruchtbar	2	200								
8	Buchen, v. J. 1771, Boden mittelmäßig	15	313								
12	Vermischtes Laubholz v. J. 1787, fruchtbarer, frischer Grund	18	—								
	Summa	140	302		Summa	6	202		Summa	19	256

Zu pag. 82.

Anmerkungen.

I. Der Wald liegt größtentheils am Berge, mit Ausnahme von No. 5, 10, 16, 11 und 11. — Die Bergseite macht mit der Grundfläche einen Winkel von 45 Graden.

1. In der Ebene gelegen sind 22 Juch. 430 Ruthen.
   Davon gehen ab 19 Juch. 30 Ruthen unkultivirbar,
   bleiben also als wirkliches Holzland in der Ebene . . . . . 3 J. 400 R.
2. Am Berge liegen 243 Juch. 287 Ruthen.
   Davon gehen ab 226 Ruthen unkultivirbar,
   bleiben also als wirkliches Holzland am Berge . . . . . 243 J. 287 R.
   Summa wirklichen Holzlandes 247 J. 287 R.
3. Die Bergseite bildet einen Winkel von 45° mit der Grundfläche. Daher für den Grundflächen-Inhalt ist wirkliches Holzland im Ertrag zu berechnen, wie 175½ Juch. in der Ebene gelegen . 175½ Juch.
   Dazu gerechnet das in der Ebene liegende wirkliche Holzland 4
   Ist dieser Bergwald von 266 J. 267 R. also im Ertrag zu rechnen, wie in der Ebene gelegen mit 179½ Juch.

II. Die Holzabfuhr ist durch die vorhandenen Waldwege überall leicht. Nur bei No. 14 ist der Berg sehr steil, vom Wege abgelegen, und das Holz wird, wenn es gefällt worden, bergab getrieben bis zum Wege.

Waldes messen; jetzt erfährt man, daß 19 Jucharten 236 Ruthen gar kein Holz tragen können, daß aber 6 Jucharten 292 Ruthen, die zwar ebenfalls kahl sind, noch zum Holzwuchs zu benutzen wären. Man erfährt, wie viel Land mit hohem Holz, welches gutes Bau- und Nutzholz gibt, oder in wenigen Jahren geben wird; und wie viel mit niederm Holz, welches nur zu Brenn- und kleinem Nutzholz taugen kann, bestanden sei u. s. w.

Zur Erklärung der vom Feldmesser zu gebenden Vermessungstabelle will ich nur noch Folgendes sagen.

1. Die erste Columne oder Spalte in der Tabelle enthält die Buchstaben oder Zahlen, womit die Gegenstände auf der Karte bezeichnet sind.

2. Die folgenden Columnen enthalten die im Walde befindlichen Holzarten, und deren Alter.

Diese sind entweder

A. Hohes Holz, was Bau-, Säge- und große Nutzholzstämme geben kann, oder werden soll, mithin aus dem Samen erzogen ist.

α) Laubholz.

β) Nadelholz.

γ) Vermischtes Laub- und Nadelholz.

δ) Ober- und Unterholz.

B. Niederes Holz.

Hier sind dieselben Unterabtheilungen, wie bei dem hohen Holz, ausserdem noch Buschholz.

1. Anmerkung. Man versteht unter Ober- und Unterholz, wenn hohes Holz und niederes Holz unter einander gemischt zugleich aufwachsen.

2. Anmerkung. Bei den Holzarten muß bemerkt werden, das Alter der Holzart und die Beschaffenheit des Bodens.

3. Anmerkung. Die Feldmesser und Förster müssen darauf nicht achten, wenn in einem Theile des Waldes oft mitten unter der herrschenden Holzart einige andere Holzarten vorkommen. Sie sollen daraus nicht sogleich vermischte Bestände machen, sondern die Hauptholzart, von der auf diesem Platz das Meiste steht, in der Tabelle allein anführen. — Vermischtes Holz soll kein anderes genannt werden, als wenn in einem ansehnlichen Strich des Waldes verschiedene Holzarten so durcheinander wachsen, daß man schwerlich sagen kann, welches die herrschende Holzart sei. Der Nutzen von dieser Einrichtung wird in der Folge erhellen.

3. Die andern Columnen geben dann den Inhalt der leeren Räume, oder Blößen im Walde an, die noch angebaut werden können.

4. Die übrigen aber endlich solche Theile des Waldes, die nicht mit Holz angebaut werden können, z. B. Ackerland, Wohnungen, Ställe, Bäche, Seen, Flüsse, kahle Felsen u. s. w.

5. In den Anmerkungen wird angegeben, wenn der Wald am Berge gelegen ist:

a) Wie viel wirkliches Holz in der Ebene?

b) Wie viel wirkliches Holz am Berge?

c) Welchen Winkel die Bergſeite mit der Grundfläche bildet?

d) Wie viel Grundflächeninhalt das am Berge gelegene Holzland habe? (Siehe den Schluß des §. 8. und §. 29.)

e) Auf welche Art die Holzabfuhr am leichteſten zu bewerkſtelligen ſei?

Gut iſts, wenn Gemeinden oder Regierungen eine beſtimmte Gleichförmigkeit in den Vermeſſungstabellen ihrer Waldungen haben; — aus den geſammten Vermeſſungstabellen erſehen ſie dann leicht:

1. Wie viel Waldung überhaupt iſt vorhanden?
2. Wie viel iſt davon mit Holz- und mit welchen Holzarten vornehmlich beſtanden?
3. Wie viel vom Holzlande ſteht bloß, und könnte noch angebaut werden?
4. Wie viel von dem Holzlande iſt der Waldung gänzlich entzogen, und darf nicht als eigenthümlicher, holztragender Boden in Anſchlag gebracht werden?

§. 32.

Von der Reviſion der Forſtkarte.

Daß der Feldmeſſer genau und richtig gemeſſen, und dieſe Meſſungen mit höchſter Pünktlichkeit in der Karte aufgetragen habe, davon hängt die ganze Brauchbarkeit ſeiner Arbeit ab.

Es muß alſo keine Forſtkarte eher als richtig

angenommen und bezahlt werden, bevor sie nicht geprüft worden ist.

Die Prüfung kann aber Jedermann vornehmen, der auch keine Feldmesserkenntnisse besitzt.

Man ziehe eine beliebige gerade Linie durch einen Theil des Waldes auf der Forstkarte, und messe nach dem beigefügten verjüngten Maasstabe, wie viel Ruthen ihre Länge betrage; — dann lasse man im Walde selbst von dem, auf der Karte bestimmten, Punkte aus dieselbe Linie mit der Meßkette ausmessen. Stimmt dann diese Länge der Linie (es müssen in verschiedenen Gegenden des Waldes mehrere Probelinien gemessen werden) mit der Länge der Linie auf der Karte überein: so kann man die Karte als richtig annehmen. Zeigen sich beträchtliche Abweichungen, so hat der Feldmesser seine Arbeit zu erneuern.

Eben so ist es zur Prüfung der Vermessungstabelle gut, wenn man von den in der Vermessungstabelle schon nach ihrem Flächeninhalt berechneten Theile des Waldes einige mit dem Zirkel auf der Karte nachmißt, und ebenfalls ihre Größe berechnet.

Anmerkung. Um den Flächeninhalt eines Stück Landes zu berechnen, muß man schon einige mathematische Kenntnisse haben. Um denjenigen aber, die davon gar nichts wissen, zu Hilfe zu kommen, will ich nur Folgendes sagen:

Alle Flächenumrisse können sehr leicht in eine der folgenden Figuren gebracht, und dann in ihrem Flächeninhalt berechnet werden:

1. Gleichseitiges Viereck. Multiplizire eine Seite mit der andern. Das Facit zeigt dir den Flächeninhalt.

2. Oblongum oder Viereck, das ebenfalls vier rechte Winkel hat, wo aber nur die zwei gegenüber stehenden Seiten einander gleich sind. Multiplizire die Länge der beiden Seiten mit einander, die einerlei Winkel einschließen.

3. Dreieck. Man muß aus einem Winkel desselben eine senkrechte Linie auf die gegenüber stehende Seite des Dreiecks ziehen, so daß die neu gezogene Linie unten mit der Seite des Dreiecks zwei rechte Winkel bildet. Nun multiplizire man die Länge der neu gezogenen senkrechten Linie mit der Länge der Seite des Dreiecks, auf welcher sie steht. Dann halbire das Facit, und dies ist der Geviertinhalt des Dreiecks.

4. Zirkel. Multiplizire die Hälfte des Umfanges mit der Hälfte des Durchmessers. Das Facit gibt den Geviertinhalt der zirkelrunden Fläche an.

Dieses Wenige ist für Partikular- Waldbesitzer hinreichend, die Richtigkeit der Flächeninhalts-Berechnungen in den Vermessungstabellen zu prüfen. Denn wenn die Figur eines oder des andern Theils nicht rund, sondern von geraden Linien umschlossen und winklich ist, kann man die Figur in einige Dreiecke zertheilen, und folglich ohne erhebliche Mühe den Flächeninhalt berechnen.

Zweites Kapitel.

Von der Abschätzung oder Taxation der Wälder.

§. 33.

Was Forsttaxation sei?

Forsttaxation oder Forstabschätzung ist die möglichst genaue Bestimmung des in einem Walde wachsenden Holzes und seines Werthes.

Anmerkung. Forsttaxation ist also sehr verschieden vom Holztaxiren, welches darin besteht, daß man die Menge oder Masse des in einem Baum befindlichen Holzes nach Kubikschuhen oder Klaftern anschlägt; und verschieden von der Holztaxe, oder dem Preise des Holzes beim wirklichen Verkauf.

Die Forsttaxation, indem sie uns von dem wahren Werth des Waldes, wie er jetzt ist, unterrichtet, ist die Grundlage zu jeder regelmäßigen Forstwirthschaft. Es kann diese niemals statt finden, ohne jene.

Sie ist auch von der größten Wichtigkeit:

1) Beim Kauf und Verkauf von Waldungen.

2) Bei Waldtheilungen die in Erbschaftsfällen, oder wo sonst mehrere Personen den gleichen Wald mit gleichen oder ungleichen Rechten besaßen, statt zu finden pflegen.

3) Bei Streitigkeiten über Forstverheerungen.

1. Anmerkung. Man kann nirgends leichter betrogen werden, als beim Kauf oder Verkauf, oder bei Theilungen von Wäldern, die man nur nach dem Augenmaas abschätzte. Es sind mir Fälle bekannt, wo mancher Wald bald über, bald unter die Hälfte seines wahren Werthes hingegeben worden ist, welches ein beträchtliches Kapital ausmachte.

2. Anmerkung. Die Forstaxation ist also die Grundlage jeder regelmäßigen Forstwirthschaft. Durch sie werde ich nicht nur belehrt: wie viel der Wald jetzt werth sei, sondern auch, wie viel der Wald in einer gewissen Zeit von Jahren werth sein wird, wenn das Holz die größte Höhe und Stärke erreicht hat.

§. 31.

Erster Hauptgrundsatz der Forstwirthschaft.

Jeder Wald ist ein Kapital, welches man nie vermindern soll. Die Zinsen dieses Kapitals bestehen in dem nachhaltigen Ertrag des Waldes an Holz und andern nutzbaren Produkten des Forstes.

Anmerkung. Der nachhaltige Ertrag eines Waldes ist eigentlich die Summe des jährlich nachwachsenden Holzes in demselben. Wenn man nur so viel Holz alljährlich vom Walde nimmt, als zuwächst: so wird der Wald einen beständig gleichen Kapitalwerth behalten. Man benutzt ihn also mit Nachhalt.

Nimmt man jährlich mehr Holz aus dem Walde, als nachwachsen kann: so greift man über die Zinsen noch das Kapital selbst an, welches dadurch geschmälert wird.

Die Forstitazation mittelt demnach mit dem Kapitalwerth des Waldes auch seinen nachhaltigen Ertrag oder Zins aus.

§. 35.

Zweiter Hauptgrundsatz der Forstwirthschaft.

Man muß (Nothfälle ausgenommen) das Holz im Walde nicht eher fällen, bis es in einem Alter ist, worin es zu seiner Bestimmung die volle Reife, Höhe und Stärke hat. — Nimmt man das Holz früher: so hat es nicht den vollesten Werth, den es erhalten konnte, und die Einnahme des Waldeigenthümers wird damit geschwächt. — Nimmt man das Holz zu spät: so geht der Zins vom Waldkapital für eben so viele Jahre verloren, als man es unterlassen hat, nach der vollkommenen Reife zu hauen. Allzulange stehen bleibendes Holz wird zuletzt sogar überständig und schlechter. Die Einnahme des Waldeigenthümers wird damit geschwächt.

Die Forstitazation mittelt also aus, in welchem Alter der Wald seinem Eigenthümer den größten Ertrag — das Kapital den stärksten Zins — abwirft.

Anmerkung. Die Unbekanntschaft mit diesen Grundsätzen, und mit der Forstkaration überhaupt, ist die vornehmste Ursache an dem gegenwärtigen Ruin so unzähliger Staats-, Gemeinds- und Privatwaldungen. — Da man nicht wußte, wie hoch sich der nachhaltige Ertrag eines Waldes belaufe, nahm man bald zu viel, an andern Orten zu wenig Holz aus den Wäldern; und auf beide Arten wurden die Forsten ruiniert.

Nahm man zu viel: so hatte man früher, als man glaubte, den Wald in einer Reihe von Jahren niedergehauen, ehe das wiedergewachsene Holz an den ältesten Stellen die gehörige Stärke erreicht hatte. Man mußte den Hau also wieder anfangen, und um die Holzbedürfnisse zu bestreiten, wegen des weniger starken Holzes einen größern Strich des Waldes abholzen. Man kam demnach wieder mit dem ganzen Wald noch früher zu Ende, als das erstemal, und an den ältesten Orten standen statt der Bäume dann endlich nur — Gesträuche.

Nahm man zu wenig (und dies pflegt man an vielen Orten zur weisen Sparsamkeit zu halten): so wurde damit nicht nur der Zins vom Waldkapital in gehöriger Zeit einzufordern unterlassen, sondern hin und her im Walde wurden auch die ältesten Bäume abständig und starben aus. Man war gezwungen, die abstehenden Bäume einzeln, bald hie, bald da im Walde abzuhauen; so entstanden überall leere Plätze, die sich mit Gras, Dornen und schlechten Gesträuchen überzogen, und der prächtige alte Wald ward durch die schlechte Haushaltung und unverständige Spar-

samkeit eine Wildniß voller Gestrüpp, Gesträuch und Unkraut.

§. 36.

Wie das rechte Alter und die Reife des Holzes zu erkennen sei.

Soll demnach die Forsttagation unternommen werden: so muß man vor allen Dingen wissen: wie alt die gröſsere Zahl der in einem Walde befindlichen Bäume sei.

Das Alter des Bestandes zu erfahren, läßt man, wenn andere Auskunft fehlt, einige Stämme umschlagen, und zählt im Innern derselben die sogenannten Holz- oder Jahrringe. So viele Ringe der Baum hat, so viele Jahre hat er. Weil aber ein Baum in frühester Jugend so zarte Ringe ansetzt, daß sie im Alter mehr oder weniger ganz verschwinden, setze man zu den sichtbaren, gezählten Ringen noch für die fünf ersten Jahre fünf andere hinzu.

Aber das rechte Alter seiner Haubarkeit, sei es zu Nutz- oder Brennholz, ist damit noch nicht ausgemittelt.

Verschieden ist die Bestimmung der Bäume selbst; entweder sollen sie Bauholz oder Brennholz geben. (Groſses und kleines Nutzholz wird von jenen beiden genommen.)

Der zum Bauholz gewidmete Baum muß

seine mögliche Höhe und Stärke erreichen; mithin auch sein volles Alter haben.

Anmerkung. Nur ist hier zu bemerken, daß Nadelhölzer (wenn sie nicht auf feuchtem Boden wachsen), ihre Eigenschaften als Bauholz verbessern im hohen Alter; sie werden fester, dauerhafter, elastischer. Hingegen Laubhölzer, wenn sie zu alt werden, verlieren leicht an Güte, als Bauholz; sie sind dann weniger zähe, sind spröder, drusiger und werden bälder von Würmern angegangen.

Der zum Brennholz gewidmete Baum muß ganz andere Forderungen erfüllen; man fragt nicht so sehr nach seinen Eigenschaften, sondern ob er in kurzer Zeit vieles Holz liefere.

Nun aber lehrt die Erfahrung, daß jeder Baum bis zu einem gewissen Alter stärker wächst, nach diesem Alter aber langsamer zunimmt. Es ist also rathsam, dies Alter zu erforschen, und den Baum in solcher Zeit zu fällen. Damit verbindet sich ein anderer Vortheil. Wenn das Laubholz in dem Alter seines stärksten Wachsthumes abgetrieben wird, schlägt es nachher aus Stock und Wurzeln viel kräftiger wieder aus, als wenn man es zu alt werden läßt. — So findet man z. B. daß an manchen Orten die Buchen bis zum dreißigsten Jahre am kräftigsten wachsen, und wenn sie abgeholzt werden, in diesem Alter wieder am lebhaftesten neue Stangen hervortreiben aus dem

Wurzelstock. Man läßt sie also immer ein solches Alter erreichen, und treibt sie dann immer wieder darin ab. Dergleichen blos auf Brennholz berechnete Waldungen nennt man daher Schlagholz-Waldungen.

§. 37.

Vom Einfluß des Bodens, der Lage, Witterung u. s. w. auf das Alter der Haubarkeit.

Aber die verschiedenen Holzarten sind sich in Rücksicht der Lebhaftigkeit des Wachsthums und des Alters ihrer Reife nicht gleich. Birken schießen schneller auf, als Ahornen, und Ahornen schneller, als Buchen.

Wiederum hat die Güte des Bodens keinen geringen Einfluß auf das Wachsthum der Bäume; so wie der Umstand, ob sie hoch am Gebirg, oder am Fuß der Berge, ob auf der Schatten- oder Sonnenseite stehen.

Man kann daher weder für alle Bäume einerlei Alter der Haubarkeit annehmen, noch kann man selbst für eine und dieselbe Holzart, z. B. für Buchen, einerlei Alter der Fällung bestimmen, wenn sie auf verschiedenem Boden oder in verschiedener Höhe am Gebirg, oder auf verschiedenen Seiten desselben befindlich ist.

Daraus geht die wichtige Regel hervor: Man muß von jeder Holzart das Alter der

Haubarkeit in jedem Walde besonders untersuchen.

Diese Untersuchung aber ist nicht schwierig. Man läßt in dem Walde, der beurtheilt werden soll, mehrere Stämme von einer (zum Bau- oder Brennholz schicklichen) gleichen Stärke fällen, und zählt ihre Jahrringe. Schon an der Stärke oder Schwäche dieser Ringe wird man erkennen, in welchem Zeitraum ihres Alters sie den kräftigsten Wuchs hatten, und darnach bildet man sein Urtheil.

Doch muß man sich hüten, bei Beurtheilung des Alters der Haubarkeit nicht zu voreilig abzusprechen, und wende alle gehörige Vorsicht an; dahin gehört:

1. Man muß nicht einige, sondern mehrere Stämme untersucht haben, um das Alter ihrer Reife zu bestimmen; denn oft wechselt in einem und demselben Walde die Güte des Bodens, mithin die Lebhaftigkeit des Holzwuchses, sehr ab.

2. Wenn der Waldboden schon beim ersten Anblick, oder bei näherer Untersuchung von verschiedener Güte ist, untersuche und vergleiche man das Alter der Bäume von gleicher Höhe und Stärke, die auf dem verschiedenen Grunde wachsen.

3. Man wähle zur Beurtheilung des Alters der Haubarkeit immer die Bäume von gleicher Stärke aus der Mitte des Waldes (falls sol-

her eben gelegen iſt), und nicht etwa Bäume, die gegen des Waldes äuſſere Grenzen ſtehen, wo ſie mehr Luft und Licht genieſſen. Denn die Bäume in der Mitte des Waldes ſind, wiewohl ſie gleiches Alter mit denen am Rande des Waldes haben können, ſelten ſo ſtark, als dieſe.

§. 38.

Erfahrungs-Tabellen über Alter und Wachsthum der Bäume.

Es iſt einleuchtend, wie groß die Nothwendigkeit ſei, zu wiſſen, wie ſtark und hoch die Bäume einer gewiſſen Holzart in einem gewiſſen Alter, in dieſem oder jenem Walde werden. Ohnedem kann der Wald gar nicht gehörig abgeſchätzt, und noch weniger kann ein Plan entworfen werden, wie man ihn bewirthſchaften und den meiſten Nuzen daraus ziehen müſſe.

Die Vorgeſetzten ſollen daher ihre Forſter, Waldvögte und Bannwarte dazu anhalten, ſich darin ſo viel Erfahrungen, als möglich, zu ſammeln. Erſt aus der Folge wird noch deutlicher erhellen, wie nüzlich für den Eigenthümer des Waldes ſolche Erfahrungen werden.

Hier will ich nur erſt Anleitung geben, wie die Waldaufſeher von jedem Walde beſonders die Erfahrungen einzuſammeln haben.

I. Erfahrungs-Tabellen über Stangen-Brennholz.

a) Hat das Holz im Walde die zum Brennholz tuchtige Reife, so untersuche man, wie alt es sei? — wie stark ist es im Durchmesser? wie lang ist jeder Stamm in diesem Alter von der Wurzel bis zum Gipfel? — Wie viel dergleichen Stämme geben beim Abholzen auf eine Klafter? — Wie viel Abfall oder Reisweken gibt das zu einem Klafter gehörige Holz?

Anmerkung. Man muß es bei dieser Untersuchung nicht mit einer oder wenigen Klaftern bewenden lassen, sondern so viel Beobachtungen, als möglich, sammeln; denn das Holz ist gar sehr ungleich im Wachsthume, oft in geschlossenen Gründen weniger Abfall, als in weitläuftigen Gründen; die anhängenden Klafter haben viel mehr, viel weniger Zwischenräume, fallbares Holz, viel mehr, viel weniger Stämme u. auf eine Klafter u. s. w. Je mehr Beobachtungen, je richtiger wird gelingt das Urtheil. Man wird dann so ziemlich sehr sichere stehen.

Der Forster schreibe sich seine gemachten Erfahrungen sorgfältig auf, und bringe sie von jedem Walde besonders in Tabellen.

Durch solche Erfahrungs-Tabelle, über jeden Wald besonders gemacht, wird der Forster bald in Stand gesetzt sein, eben durch Augenmaß gewiß zu werden, wie viel Stangen auf eine Klafter

geben, und wie viel Stück Reismellen davon Abfall sind? — Indem er seinen Vorgesetzten die Erfahrungs Tabelle vorlegt, werden aber auch diese zuverläßlicher in Taxation des Waldes zu Werke gehen.

b) Bei diesen Erfahrungen soll es der Förster noch nicht bewenden lassen, sondern um dieselben zu berichtigen, muß er auf den dichtern oder weitläuftigen Bestand des Forstes achten. Kein Wald ist überall gleichviel mit Holz bewachsen; einige Theile desselben sind schlecht, andere mittelmäßig, andere gut bestanden.

Der Forster muß durch gelegentliche Zählungen, wenn er im Walde ist, ausforschen: wie viel Stangen Holz stehen auf gut bestandenem, wie viel auf mittelmäßig, wie viel auf schlecht bestandenem Boden? Dies kann er leicht bewerkstelligen, wenn er die Stämme auf einer oder zwei Quadratruthen (die er an verschiedenen Orten des guten, und wieder des mittelmäßigen, und wieder des schlechten Bestandes, auswählt) abzählt, und aufschreibt. — Oder wenn er, so wie das Holz jedesmal geschlagen wird, auf den verschiedenen Beständen zu seiner Belehrung eine halbe oder ganze Zuchart abstockt, das Holz nebst den Reismellen davon besonders aufmachen läßt, und dann abzählt, wie viel Klafter Holz von einem gewissen Alter und einer gewissen Höhe und Stärke eine

Zuchart guten Beſtandes, mittelmäßigen u. ſ. w. nebſt Abfall zu Reiswellen liefert?

Auch dieſe Erfahrungen über den Ertrag eines gut, mittelmäßig und ſchlecht beſtandenen Flächenraums ſoll der Förſter gehörig für ſich, für ſeine Vorgeſetzten, für ſeine dereinſtigen Nachfolger aufſchreiben.

Anmerkung. Die Mühe, ſolche Erfahrungs-Tabellen, ſowohl über den Ertrag eines gewiſſen Flächenraums, als auch über die Anzahl von Stämmen, die zu einer Klafter Holz im Durchſchnitt erforderlich ſind, zu ſammeln, iſt ſehr gering, belohnt ſich ſchon durch das Vergnügen der daraus erweiterten Kenntniß, und kann immer gelegentlich gemacht werden; der Nutzen davon aber iſt ſehr groß und mannigfaltig. So wird der Eigenthümer des Waldes ſchon allein durch dieſe mehrere Jahre lang unterhaltenen Erfahrungs-Tabellen in Stand geſetzt werden, z. B. mit ziemlicher Richtigkeit zu beurtheilen: wie viel Holz, in Klaftern und Reiswellen gerechnet, ſein Wald in einem gewiſſen Alter abwerfe? Oder, wie viel Flächenraum des Waldes er abholzen laſſen müſſe, um eine gewiſſe Anzahl von Klaftern Holzes zu erhalten? u. ſ. w.

II. Erfahrungs-Tabellen über ſtarkes Nutz- und Brennholz.

Dieſe Tabellen ſind ganz auf dieſelbe Art zu machen, wie die vorigen.

a) Ueber jeden Wald muß der Förſter eine beſondere Erfahrungs-Tabelle halten.

b) Wenn das Holz zu grobem Brenn- und Nutzholz reif ist, untersuchen, wie alt dasselbe sei, wie dick im Stamm, wie hoch.

c) Wie viel Stämme auf eine Klafter gehen, und wie viel Stück Reiswellen die auf eine Klafter gehenden Stämme abwerfen.

d) Wie viel Stämme gleichen Alters in gutem, schlechtem und mittelmäßigem Bestande auf einem gewissen Flächenraume stehen.

e) Wie viel Klafter Holz und Reiswellen ein bestimmter Flächenraum des Waldes, bei gutem, schlechtem und mittelmäßigem Bestande, liefert.

III. Erfahrungs-Tabellen über Bauholz.

Auf eine ähnliche Weise werden die Erfahrungs-Tabellen in Waldungen gemacht, die zu Bauholz erzogen werden.

Bei diesen aber ist es ausserdem noch von ausnehmender Wichtigkeit, zu wissen: wie stark und hoch die meisten Stämme, auf einerlei Boden und in einerlei Lage, in einem Alter von dreißig Jahren zu dreißig Jahren sind? — Und der Waldeigenthümer soll besonders darauf sehen, daß über seinen Forren-, Tannen-, Eichen-, Buchen-, Lärchenwald u. s. w. dergleichen Erfahrungen vielfach gemacht und aufgezeichnet werden.

Wie stark und hoch sind in einem gewissen

Walde z. B. die Rothtannen im dreißigsten, dann wieder in ihrem sechszigsten, dann wieder in ihrem neunzigsten, endlich wieder im hundert und zwanzigsten Jahre?

Man wird sich noch in der Zukunft überzeugen, wie unentbehrlich dergleichen Erfahrungs-Tabellen zur Bestimmung des Nutzens ist, der vom Walde gezogen werden könne.

Wir wollen hier von dem Nutzen der Erfahrungs-Tabellen dieser Art nur den anführen, daß man ohne Mühe dadurch berechnen kann, wie viel Holz im Walde binnen dreißig Jahren hinzu gewachsen, und folglich der Wald mehr werth ist. Fände sich z. B. in einem Tannenwalde, der dreißigjährig ist, daß überhaupt die Bäume dieses Alters vier Zoll im Stammdurchmesser, und (von der Wurzel bis zum Gipfel) achtundzwanzig Schuh Länge haben; daß hingegen sechszigjährige Tannen neun Zoll im Stammdurchmesser und siebenzig Schuh in der Länge haben, so kann man den Zuwachs von dreißig Jahren durch Berechnung der kubischen Holzmasse leicht ausmitteln.

§. 39.

Anweisung zur kubischen Berechnung des Holzes in einem Walde.

Diese Rechnungsart, den Kubik-Inhalt des im Walde stehenden Holzes zu erfahren, ist für

jeden Forſtwirth aus mehr als einer Urſache wichtig und vortheilhaft. Ich will deswegen hier eine kurze Anleitung dazu geben.

1. Anmerkung. Die Unwiſſenheit, nach dieſer Art den Werth des Holzes zu berechnen, kann oft einem Verkäufer zum großen Schaden gereichen. Er verkauft z. B. eine Tanne, die einen Schuh im Stamm dick iſt und ſechzig lang, um zwei Thaler: wie theuer ſoll er eine Tanne verkaufen, die eben ſo lang, aber noch einmal ſo dick im Stamm iſt? Etwa um das Doppelte? — Nein, ſie iſt acht Thaler werth: denn es läßt ſich aus ihr, nicht um die Hälfte, ſondern viermal mehr Holz ſchneiden, als aus der erſten.

2. Anmerkung. Kubik heißt auf deutſch ein Würfel; ein Kubikſchuh iſt alſo ein Körper, der gleich einem Würfel ſechs gleiche Flächen hat, von denen jede die Größe eines Schuhes im Geviert hat.

Alle im Forſtweſen vorkommende Holzkörper ſind entweder Würfel oder Balken, Walzen, abgekürzte oder ſpitze Kegel.

1. Eines Würfels körperlichen Inhalt zu berechnen. — Der Würfel iſt ein viereckiger, überall gleichſeitiger Körper, der alſo ſechs gleich große Flächen hat. — Um ſeinen Körper-Inhalt zu erfahren,

a) meſſe man die Länge und Breite einer Seite, und multiplizire ſie mit ſich ſelbſt, ſo erhält man den Quadrat Inhalt einer Fläche.

b) Dieſen Flächen-Inhalt multiplizire mit

der Dicke des Würfels (d. i. mit der Länge einer Seite), so hat man den Kubik-Inhalt des Würfels gefunden.

2. Einen Balken zu berechnen. — Der Balken ist ein länglicher Würfel, oder ein viereckiger Körper, von dem sich nur die gegen einander über stehenden Seiten gleich sind, oder wovon vier Flächen länger als die zwei andern an beiden Enden des Stammes sind.

Multiplizire den Quadrat-Inhalt einer Grundfläche mit der Länge des Balkens.

Beispiel. Eine Klafter Holz mißt sechs Schuh hoch, sechs Schuh weit, die Holzstücke sind vier Schuh lang. So hat eine Klafter hundert vierundvierzig Kubikschuh.

1. Anmerkung. Eine Klafter Holz nimmt zwar den Raum von hundert vierundvierzig Kubikschuh ein; sie enthält aber nicht eben so viel Kubikschuh Holz, sondern es sind zwischen den Scheiten viel leere Zwischenräume. Man hat vielfältige Versuche gemacht, die Zwischenräume wohlgeschichteter Klafter, indem man sie ganz ausfüllte, z. B. mit Sand, und den Kubik-Inhalt des Sandes wieder maß, nach ihrem kubischen Inhalt zu bestimmen. Natürlich fand man bald in einem Klafter größere, in andern kleinere Zwischenräume. Im Durchschnitt aber fand sich's, daß beinah der fünfte bis sechste Theil des Raums, welchen eine Klafter Holz einnimmt, aus leeren Zwischenräumen besteht. Wir können also überhaupt

mit ziemlicher Zuverlässigkeit festsetzen, daß eine Klafter, die einen Raum von hundert vierundvierzig Kubikfuß einnimmt, enthalte

24 Kubikfuß Zwischenraum,
120 — Holz,

144 Kubikfuß.

Je grob- und glattspaltiger das Holz geschichtet ist, je weniger leere Zwischenräume findet je kleinspaltiger- ästiger, unebener das Holz, e mehr Zwischenräume im Klafter.

3. **Einen Balken zu berechnen, der ungleiche Flächen hat.** — Jeder vierseitig behauene Baum, der am untern oder Stamm-Ende stärker ist, als am obern oder Zopf-Ende, ist ein solcher Balken.

a) Suche den Quadrat-Inhalt einer mittlern Grundfläche (d. i. die das Mittel hält zwischen der Grundfläche des Stammendes und der Grundfläche des Zopfendes). Dies geschieht, wenn man eine Seite der Grundfläche vom Stammende mit einer Seite vom Zopfende **addirt**, die Summe **halbirt**, und dann den Resl mit sich selbst multiplizirt.

b) Sodann multiplizire diesen Quadrat-Inhalt der mittlern Grundfläche mit der Länge des Balkens. — So ist der Kubik-Inhalt desselben gefunden.

4. **Eine Walze zu berechnen.** — Walze

ist jeder runde Stamm, der zwei runde, gleich große Grundflächen hat.

a) Suche den Umfang der Grundfläche.

b) Multiplizire den halben Umfang mit dem halben Durchmesser, so ist der Quadrat-Inhalt der Grundfläche gefunden.

c) Multiplizire diesen Flächen-Inhalt mit der Länge, und der Kubik-Inhalt ist gefunden.

Anmerkung. Wie den Durchmesser eines Kreises weiß, kann den Umfang des Kreises leicht finden. Der Durchmesser verhält sich zum Umfange ohngefähr 7mal, wie 22ten zu zweiundzwanzig.

5. Einen abgestumpften Kegel zu berechnen. — Alle unbehauene Bau- und Sägehölzer, welche am Unterstocke stärker als oben, aber doch nicht spitzig sind, können als abgestumpfte Kegel angesehen werden.

Um den kubischen Inhalt solches Stammes zu erfahren,

a) messe man den Durchmesser des untern Stammendes und des Zopfendes, addire beide und halbire beide, so hat man einen mittlern Stammdurchmesser gefunden.

b) Man berechne nun, welches der Umfang von einem solchen mittlern Stammdurchmesser sei.

c) Man suche nun den Quadratzoll-Inhalt der mittlern Grundfläche (wie oben gelehrt worden),

d) und multiplizire diesen mittlern Flächen-

Inhalt mit der Länge des Stamms, so iſt der kubiſche Inhalt gefunden.

6. Einen ſpitzen Kegel zu berechnen. — Jeder von ſeinen Aeſten gereinigte Tannenbaum, deſſen Gipfel ſpitz zuläuft, iſt als ein ſpitzer Kegel anzuſehen.

a) Suche den Quadrat-Flächeninhalt vom Stammende.

b) Multiplizire den Quadrat-Flächeninhalt des Stammendes mit dem dritten Theil der Länge des Baumes. — So iſt der kubiſche Inhalt des Baumes gefunden.

§. 40.

Anwendung des bisher Geſagten auf die Abſchätzung des Werthes einer Waldung.

Schon durch das, was bisher geſagt wurde, iſt man im Stande, den Werth einer Waldung mit ziemlicher Genauigkeit zu beſtimmen, wenn es eigentlich nur darauf ankommt, das jetzt im Walde ſtehende Holz abzuſchätzen, ohne Rückſicht auf künftige Bewirthſchaftung und anderweitige Vortheile.

Derzleichen Fälle können oft eintreten, wenn Jemand ein Stück Wald kaufen will, um ihn auszuſtocken und den Boden in Ackerland zu verwandeln; oder wenn Waldungen in Erbſchafts-

massen vorkommen, und getheilt, oder in Absicht ihres Mehrwerthes an Holz abgeschätzt werden sollen u. dgl. m.

Jedermann begreift, daß bei aller angewandten Genauigkeit demungeachtet der wahre Werth einer Holzung immer nur annäherungsweise bestimmt werden könne; daß bei aller angewandten Sorgfalt in der Berechnung dennoch einige Klafter mehr oder minder fallen können. Wie beträchtlich muß nun nicht vielmehr der Irrthum sein, und der, einem oder dem andern Theil daraus erwachsende Schade, wenn man das in einem Walde stehende Holz nur nach dem Augenmaaße ohngefähr abschätzt. Immer wird dabei ein oder der andere Theil auf die gröblichste Weise betrogen werden.

Die Abschätzung des auf einem Lande stehenden Holzes kann nun aber, nach allem Vorhergesagten, auf verschiedene Weisen geschehen.

Immer muß jedoch, ehe die Abschätzung des Waldes vor sich geht, eine richtig gemessene und genau bezeichnete Forstkarte vorhanden sein, welche wenigstens angibt:

1. Wie viel Juchart Landes der ganze Wald hält?

2. Wie viel davon mit Holz bestanden, und wie viel leer ist? wie viel leere Theile nie kultivirt werden können?

3. Welcherlei Holzarten es sind?

4. Ob hohes oder niederes Holz, ob Bau- und Sägeholz? ob Ober- und Unterholz? ob Schlagholz, Bauholz u. s. w.?

5. Wie viel Holzland mit jeder Art besonders besetzt ist?

6. Ob alles gleich gut bestanden, oder ein Theil dichter, der andere weitläuftiger?

Sind diese Fragen durch die Vermessung bestimmt, so läßt sich die Abschätzung mit desto größerer Sicherheit vornehmen.

§. 41.

Abschätzungsgeschäft über das in einem Walde befindliche Holz.

Um zu zeigen, wie bei einem solchen Abschätzungsgeschäft verfahren werden müsse, wo es nur darauf ankommt, zu wissen, wie viel Holz gegenwärtig im Walde stehe, will ich ein Beispiel von der Abschätzung des Holzes in einem Walde geben, worin allerlei Holzarten stehen.

Nehmen wir an, es sei ein Wald hundert und neunzig Juchart à 45000 Quadratschuh groß.

Aus der gehörig abgefaßten Forstkarte (mit welcher wir den Wald durchgehen, um sie aufs genaueste zu berichtigen) ersehen wir, daß von dem Waldlande fünfundvierzig Juchart nicht mit Holz bewachsen sind; theils sind schon große Strecken davon abgeholzt, theils muß man für

verraseten Boden, für Sumpfland, für einige Bäche und mehrere durch den Wald gehende Fahrwege so viel Boden abrechnen.

Der Wald hat demnach nur hundert fünfundvierzig Juchart mit Holz bestanden.

Die Holzarten sind:

1. Buschholz von Weiden, Erlen, Parreln u. s. w., die einen Raum von funfundzwanzig Juchart einnehmen.

2. Buchenstangenholz oder Niederwald, siebenzig Juchart.

3. Hoher Buchen- und Eichenwald, zweiunddreißig Juchart.

4. Hoher Tannenwald, achtzehn Juchart.

§. 42.

Abschätzung des Buschholzes.

Man untersucht das Gehölz mit der Karte in der Hand, und findet, daß (von den funfundzwanzig Jucharten, welche das Land betragen soll) nicht überall der Boden gleich gut mit Holz bestanden ist. Auf der Forstkarte muß die Verschiedenheit des Bestandes angegeben sein.

Man theilt den Buschwald ein in drei Klassen, nämlich in 1) schlecht, 2) in mittelmäßig, 3) in gut bestanden, und jede Klasse wird besonders abgeschätzt.

1. Der schlechte Bestand. — Laut Vermessung beträgt dieser funf Juchart. — Es ergibt

sich z. B. aus den Erfahrungs-Tabellen des Förſters, daß eine Juchart im Durchſchnitt 1500 Reiswellen abwirft. (Sind keine Erfahrungs-Tabellen vorhanden, ſo wird eine halbe Viertel-Juchart abgemeſſen, ausgeſteckt, abgeholzt und darnach der übrige Beſtand berechnet). Fünf Juchart geben alſo nur 7500 Stück Reiswellen.

2. Der mittelmäßige Beſtand beträgt laut Vermeſſung nach Angabe der Forſtkarte zwölf und eine halbe Juchart. — Die Juchart wirft ab, laut Erfahrungs-Tabellen, oder einem Probeſchlag auf einer Viertel-Juchart: 8 Klafter Stangenholz und 1700 Reiswellen. — So enthalten zwölf und eine halbe Juchart: 100 Klafter Holz und 21,200 Stück Reiswellen.

3. Der gute Beſtand hält laut Vermeſſung ſieben und eine halbe Juchart. — Die Juchart wirft ab, laut Erfahrungs-Tabelle oder Probeſchlag, 11 Klafter Stangen- und Scheitholz, und 2050 Reiswellen. — So enthalten ſieben und eine halbe Juchart 82½ Klafter Holz und 15,375 Stück Reiswellen.

§. 43.

Abſchätzung des Schlagholzes oder Niederwaldes.

Das Schlagholz, welches wir hier abſchätzen ſollen, beſteht aus Buchen-Stangenholz. Die

Größe des Waldes beträgt siebenzig Juchart. — Der Wald ist laut Angabe der Forstkarte überall von gleichem Bestand. Man durchgeht den Wald, um sich von dieser Angabe selbst zu überzeugen. — Die Erfahrungstabelle oder der Probeschlag muß ausweisen, wie viel Holz eine Juchart im Durchschnitt abwirft. — Es ergibt sich, daß eine Juchart 20 Klafter Scheitholz und 400 Reiswellen trägt, so geben 70 Juchart 1400 Klafter und 5000 Stück Reiswellen.

§. 41.

Abschätzung des hohen Laubholzes.

Man untersucht den Flächenraum des Waldes in der Forstkarte, und findet, er betrage zweiunddreißig Juchart. — Eben so gibt die Forstkarte an, der Wald sei entweder von verschiedenem Bestand, oder von durchgängig gleichem. Ist er verschieden: so wird damit wieder verfahren, wie oben beim Buschholz: er wird in zwei bis drei Klassen getheilt; jeder Bestand muß besonders nach seinem Flächen-Inhalt vermessen, ausgezeichnet und abgeschätzt werden. — Nehmen wir (der Kürze willen) an, der Bestand sei überall gleich, so zeigen Erfahrungstabelle oder Probeschlag, wie viel Klafter die Juchart abwirft. — Es zeigt sich, eine Juchart gebe im Durchschnitt 68 Klafter Scheitholz: so liefern dreiunddreißig Juchart mithin 2244 Klafter, die Reiswellen ungerechnet.

Aber das hohe Laubholz, wie Buchen, Eichen, Ahorne u. s. w. in einem mehr als hundertjährigen Alter, kann noch besser, als Bau-, Säge-, Nutz- und Werkholz, zu gut gemacht werden. Es kommt darauf an, ob man es, als solches, in der Gegend zu bessern Preisen anbringen könne. Wäre dies, so würden die schlechtern Stämme nur zum Brennholz benutzt, die bessern aber besonders abgeschätzt.

Wie diese Abschätzung einzelner Stämme geschehen müsse, lehrt der folgende §.

§. 45.

Abschätzung hoher Tannenwaldung.

Zu Baustämmen erwachsenes Laub- oder Nadelholz läßt man, ohne Noth, nicht leicht als Brennholz abtreiben und auftlastern. Probeschläge wären daher eben so überflüssig, als kostbar. Die Erfahrungstabellen allein können hier von Nutzen sein.

Kömmt es inzwischen nur allein darauf an, zu wissen, wie viel Holz gegenwärtig im Walde stehe: so erreicht man seinen Zweck am leichtesten bei der Abschätzung durch Abzählung der einzelnen Stämme. — Man verfährt dabei auf folgende Art:

Setzen wir den Fall, der abzuschätzende Wald betrage achtzehn Tuchart: so ist es hier gleichgül

tig, ob der Bestand aller Orten gleich gut, oder verschieden sei. Die einzelnen Stämme müssen gezählt werden.

Zu dem Ende muß

1. der ganze Wald vorher durchgangen werden, um sich über die verschiedene Stärke der Stämme und ihre Höhe zu vergewissern. — Entweder ist diese Stärke und Höhe der Bäume überall gleich, oder verschieden. Ist sie verschieden: so theilt man die Bäume in mehrere Ordnungen oder Klassen ein, nach Beschaffenheit ihrer Größe. Man läßt dann von jeder Ordnung einige Stämme fällen, um ihre Höhe zu messen, falls man nicht im Stande ist, die Höhe des Baumes auf dem Stamm zu taxiren.

2. Die Klassen der in ihrer Größe verschiedenen Bäume müssen bestimmt werden. Setzen wir den Fall, in unserm Tannenwalde seien die stärksten Bäume anderthalb Schuh im Durchmesser. So werden die gesammten Stämme in drei Ordnungen gebracht; zur ersten Ordnung zählt man alle Stämme des Waldes, die nur einen halben Schuh dick sind; zur zweiten Ordnung gehören alle Stämme, die im Durchmesser über einen halben bis einen ganzen Schuh haben; zur dritten Ordnung gehören alle Stämme, die über einen Schuh dick sind.

3. Man schreitet nun zur wirklichen Abzählung der Stämme. Dazu gebraucht man zehn bis fünfzehn Mann (eine zu große Anzahl stiftet oft Verwirrung und kann im Walde nicht gehörig regiert werden). Diesen Leuten gibt man das gehörige Augenmaas von den verschiedenen Klassen der Bäume, zeigt sie ihnen im Walde durch Beispiele, und examinirt darüber, bis keiner mehr irrt. — Haben die Zähler das richtige Augenmaas: so gibt man jedem von ihnen Reißbret und Papier, zum Aufzeichnen der Anzahl von Stämmen jeder Ordnung. Auf dem Papier sind eben so viele Spalten gezeichnet, als die Bäume dieses Waldes in Klassen getheilt sind. Dann haben die Zähler während des Zählens nur einzelne Striche oder Zahlen in die Spalten zu machen, um zu bezeichnen, wie viel Bäume jeder Klasse sich, indem sie durch den Wald gehen, von Schritt zu Schritt ihnen darbieten.

4. Nachdem die Zähler gehörig unterrichtet worden sind, wie sie die gezählten Stämme in die Zählungstabelle einzuschreiben haben, damit sie nicht die Klassen verwechseln, stellt man alle Zähler an einem Ende des Waldes in gerader Linie, einen Mann vom andern etwa zehn Schritte weit, so daß jeder den andern bequem erblicken kann. — Der eine Flügel dieser Linie ist so gestellt, daß er beim Fortrücken am äussersten Rande des Wal-

des hinüreift; der andere, gegen die Mitte des Waldes ſtehende Flügel hat einen Flügelmann, der mit der Axt von Baum zu Baum in Abſplitterung eines Stückchens Rinde die Grenzlinie bezeichnet, bis wie weit gegen das Innere die Abzählung ging. Dies iſt nothwendig, wenn der Wald nicht einen langen ſchmalen Streifen bildet, der mit einem Male abgezählt werden kann, ſondern wo er zu breit iſt, und daher zu verſchiedenen Malen genommen werden muß.

5. Man gebietet jedem Zähler, nach derjenigen Seite auf ſeinen Nebenmann zu ſehen und hinzuzählen, wo der Rand des Waldes liegt. Streift z. B. der linke Flügel am Rande des Waldes: ſo ſieht jeder Zähler auf ſeinen Nebenmann zur Linken, und zählt diejenigen Bäume, die zwiſchen ihm und dem Nebenmann ſtehen, und trägt ſie nach vorgeſchriebener Ordnung in die Zählungstabelle. Auch ſchärft man jedem Zähler ein, langſam zu gehen, und ſich immer mit ſeinem linken Nebenmann zugleich vorwärts zu bewegen.

6. In gerader Linie, beſtändig in gleich weiten Entfernungen von einander, ſchreiten die Zähler auf ein gegebenes Zeichen, langſam, immer auf ihren Nebenmann ſchauend und zählend, durch den Wald bis an das Ende deſſelben. — Um die Zähler in gerader Linie zu behalten, und damit ſich einzelne nicht unvermerkt einander nähern,

oder von einander zu sehr entfernen, muß einer (der nicht zählt) die Linie kommandiren; vor ihr hergehen; bald auf den einen, bald auf den andern Flügel eilen, um zu verhüten, daß keiner zu weit vorrückt, oder nachbleibt.

7. Auf solche Weise nun wird der Wald von einem Ende zum andern durchgangen; ein Theil nach dem andern, bis das Ganze abgezählt ist. Jeder Zähler setzt seinen Namen zu seiner Zählungstabelle, schreibt die Summen der gezählten Stämme jeder Klasse ein, und übergibt die Zählungstabelle dem Abschätzer. Zur größern Sicherheit kann man die Zählung der Stämme, von andern Richtungen her, wiederholen.

8. Der Abschätzer notirt im Beisein der Zähler auf der Stelle die bekannt gemachten Summen jeder Klasse, und belegt die Zählung mit den Tabellen.

9. Er schreitet sodann zur wirklichen Abschätzung des Waldes.

Wir haben oben gesagt, daß von jeder der verschiedenen Klassen einige Bäume vorher gefällt worden sein müssen, um die Länge des Baums in jeder Klasse bestimmen zu können.

Der Taxator läßt nun von jedem einzelnen Baume jeder einzelnen Klasse das Abholz besonders aufmachen, um zu bestimmen, wie viel Abholz jeder Baum einer Klasse,

der von seinen Aesten und schwachem Wipfel-Ende befreit worden ist, abwerfe.

Er mißt nun die Länge des Stammes, und den Durchmesser des Stammes sowohl am untern, als am Zopf-Ende, von welchem der Wipfel getrennt ist, und berechnet darauf, nach oben beschriebener Weise, den kubischen Inhalt eines Baumes von jeder Klasse. — Den Kubik-Inhalt des Baumes multiplizirt er mit der Anzahl der im Walde befindlichen Stämme dieser Klasse, und bringt die große Summe der Kubikschuhe in Klafter.

1. Anmerkung. Aus den Zählungstabellen ersieht man zugleich, wie viel Stämme Bau- und Säeholz der Wald hat, und kann hiernach die Rechnung entwerfen.

2. Anmerkung. Das Abzählen der einzelnen Stämme beim Taxationsgeschäft ist nicht so langweilig, oder mühsam, als man glaubt. Ich habe auf die oben beschriebene Art mit einfachen Zählern und einigen Gehülfen in einem Tage schon einige hundert Juchart durchzählen lassen.

§. 46.

Abschätzung eines Waldes, worin hohes Holz mit niederm vermischt steht.

Dergleichen Waldung muß als eine zusammengesetzte angesehen, und der Holzbestand derselben zweifach abgeschätzt werden.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14341/019

a) Die Niederwaldung, oder das Unterholz, als Busch- oder Stangenholz, auf dieselbe Art, wie dazu in §. 42 und 43 Anleitung gegeben worden ist.

b) Das Oberholz: hier werden alle übergehaltene Bau- und Nutzholzstämme einzeln ausgezählt und abgeschätzt nach oben gemeldeter Art.

§. 47.

Uebergang zum folgenden Kapitel.

So nützlich auch die bisher erläuterte Abschätzungs Art für den Waldeigenthümer in manchen Fällen ist, reicht sie doch bei weitem nicht hin, uns zu belehren:

a) Welches nun der beste Wirthschaftsplan für diese oder jene besondere Waldung sei.

b) Wie viel der Wald, bei einer regelmäßigern Behandlung, in gewissen Jahren künftig ertragen werde.

c) Wie überhaupt der Kapitalwerth des Waldes bis zur möglichsten Größe erhoben, und bleibend gemacht, mithin alljährlich der höchste Zins von dem Waldland genommen werde.

Aber die bisher erläuterte Abschätzung vom gegenwärtigen Werth und Zustand des Waldes wird die unentbehrliche Grundlage zur bessern Bewirthschaftung des Forstes. — Wir kennen da-

durch alle seine Fehler; ohne Kenntniß derselben ist keine Ausbesserung gedenkbar. Wir würden dadurch belehrt von der Größe des anbauungsfähigen Waldbodens, von der Güte desselben für die Holzarten, von der Menge des darauf befindlichen Holzbestandes, und von dem haubaren Alter desselben. — Dies bahnt uns den Weg zur regelmäßigen Eintheilung des Waldes in gewisse Reviere, die von Jahr zu Jahr abgeholzt werden können, ohne Schaden des Waldes.

Drittes Kapitel.

Eintheilung des Waldes in Schläge.

§. 48.

Von dem Nutzen solcher Eintheilungen.

Wir erinnern uns an den ersten Grundsatz guter Forstwirthschaft (§. 31.), daß jeder Wald als ein Kapital angesehen werden solle, von welchem man nur den Zins nehmen dürfe.

Der Zins des Waldes ist sein nachhaltiger Ertrag, oder die Masse seines jährlichen Zuwachses.

Um zu erfahren, wie viel Holz man jährlich im Walde schlagen dürfe, untersucht man nur das Alter der besten Haubarkeit des Holzes, wo es den

Zweck, zu welchem es bestimmt ist, am vorzüglichsten erfüllt.

Nehmen wir an, es sei ein Buchenwald im vierzigsten Jahre zum Brennholz vorzüglich baubar; bis zu diesem Alter wuchs er am kräftigsten; in diesem Alter abgeholzt treibt er wieder aus Stock und Wurzeln am lebhaftesten neuen Ausschlag: so muß dieser Wald alle vierzig Jahre abgeholzt werden, und nach vierzig Jahren wird er dann so schön da stehen, wie jetzt. Folglich besteht sein jährlicher Zuwachs in dem **vierzigsten Theile seiner Größe.**

Ist der Wald gleich gut bestanden, und von gleicher Güte des Bodens: so kann man also jährlich den vierzigsten Theil des Waldes abholzen; man wird jährlich immer eine gleiche Menge Holzes daraus beziehen; man wird ihn nach vierzig Jahren ganz abgeholzet haben, ohne den Wald nur im geringsten vermindert zu sehen. Denn da man schon vor vierzig Jahren anfing einen Theil abzuholzen, steht auf derselben Stelle nach vierzig Jahren wieder ein hoher vierzigjähriger Wald, der sich in voller Reife für die Axt anbietet.

Dies heißt den Wald in **regelmäßige Holzschläge** eintheilen, die auf einander folgen, und wo, wenn man endlich an den letzten kömmt, der erste wieder haubar ist.

Solche Eintheilung ist zur guten Bewirth-

schaftung unentbehrlich. Dadurch wird der Wald zu einem Kapital von immer gleichbleibendem Werthe. Nicht nur hinterlaßen wir dadurch der Nachwelt den Reichthum, welchen wir jetzt besitzen: sondern wir sind durch eben diese Eintheilung im Stande, ihn mit besserer Pflege und Wartung zu vergrößern. Denn es ist leichter, ein kleines Stück vom Walde zu übersehen, als den ganzen Wald; leichter, in einem kleinen Stücke nachzubessern, nachzusäen, nachzupflanzen, als in einem weitläufigen Forst, wo die Lücken und Mängel zerstreut liegen.

Das einzelne Aushauen der Bäume im Walde, oder das Holzen bald in dieser, bald in jener Gegend des Forstes, wo es vielleicht eben am bequemsten gelegen ist, — dies Gegentheil regelmäßig angelegter Holzschläge — ist der schönsten Wälder endliches Verderben.

Vieler Anflug und junger Aufwuchs wird dabei zerstört, zertreten und zerfahren. Selbst größere Bäume werden dabei von den Wägen, Fuhrleuten, Holzhauern u. s. w. verwundet, geschändet, daß sie allständig werden.

Durch das stellenweise Aushauen und Holzen im Walde entstehen hie und da viele leere Plätze, welche man, wegen ihrer Einzelnheit, leichter versäumt, nicht wieder so leicht anbaut. Der

Boden überzieht sich indessen mit Gras, Dornen und Gesträuchen, auf welche Niemand achtet, und der abgeholzte Platz wird verwildern und leer bleiben.

Durch das stellenweise Holzen im Walde wird, besonders in Tannenwäldern, den Sturmwinden manche Oeffnung gemacht, wo sie eindringen und ihre verheerende Gewalt üben können.

Nicht genug also, daß man dadurch nie bestimmt weiß, ob man vom Walde zu viel oder zu wenig Holz nimmt (das Kapital angreift, oder nicht den gehörigen Zins bezieht): vermindert man den Kapitalwerth der Waldung selbst.

§. 49.

Vorsicht bei Anlegung der Holzschläge.

So nützlich, so unentbehrlich aber die Eintheilung eines Waldes in regelmäßige Schläge oder Gehaue ist: darf sie doch nur mit vieler Vorsicht unternommen werden.

Man muß dabei auf alle Umstände Rücksicht nehmen, welche den Wald angehen; auf die Natur der Holzarten, und ihres Wiederwuchses — auf das haubare Alter der Holzart — auf die Lage des Waldes — auf die Größe desselben — auf die verschiedene Güte seines Bodens.

Ich will daher von diesem Allem umständlicher

Univ. B. L. München

reden, und zwar von den vorzüglichsten Holzarten besonders.

Zu den vorzüglichsten, in ganzen Wäldern beisammenwachsenden Holzarten gehören aber:

I. Laubholz.

1. Hoher Wald. Buchen, Eichen, Ahornen, Birken, Erlen.

2. Schlagholz oder Niederwald. Buchen, Eichen, Hagebuchen, Erlen, Birken, Espen — Vermischtes Holz.

3. Buschholz. Weiden, Pappeln, Birken, Erlen u. s. w.

II. Nadelholz.

1. Hoher Wald. Rothtannen, Weißtannen, Fohren, Lärchen, Arven.

2. Niederwald. Rothtannen, Weißtannen, Fohren, Lärchen.

3. Buschholz. Alpenfohren.

§. 50.

Hoher Buchenwald. Eintheilung in Schläge.

Sollte ein hoher Buchenwald in Schläge regelmäßig eingetheilt werden, und man will wissen, in wie viele Schläge er einzulegen ist, und wie groß dieselben sein müssen, so muß in Betracht genommen werden:

1. Alter der Haubarkeit. Der Buchen-

baum ist in Gegenden, wo Obstbäume gedeihen, gewöhnlich in seinem hundertsten oder hundert- und zwanzigsten Jahre in seiner vollen Reife, Stärke und Größe aus dem Samen erwachsen. Von da an steht er meistens still, legt nur noch wenig Holz an, und stirbt endlich ab. Inzwischen hängt vieles ab von der Güte des Bodens, von der Lage des Waldes, ob er hoch am Berge, und auf welcher Seite er gelegen ist. So können die Buchen eines Waldes schon in einem gewissen Alter anfangen abzusterben, wo sie in einem andern Walde erst das volle Alter ihrer Kraft erreicht haben. Man fälle daher zur Untersuchung des haubaren Alters mitten im Walde (nicht an den Seiten desselben, wo sie mehr Luft und Licht haben, und stärker gedeihen) mehrere Buchen von gleicher Höhe und Dicke, welche die erforderliche Stärke erhalten haben, und noch gesund und kräftig sind. Man erforsche aus ihren Jahrringen das Alter (§. 36.) und ziehe dabei zugleich die Güte des Bodens in Erwägung, besonders ob er aller Orten im Walde gleich gut sei. Auf diese Weise mittelt man das Alter der Haubarkeit am sichersten aus. Man muß aber dazu die Buchen auf solchem Boden fällen, der im Walde der gemeinste ist. Probebäume, nur auf einzelnen sehr guten Stellen, oder sehr schlechten Stellen gefällt, können zu großen Trugschlüssen verleiten. — Hätte

man nun an den Probebäumen im Durchschnitt z. B. hundert und fünfzehn Jahrringe gezählt: so rechne man noch fünf für die ersten Keimjahre, und fünf für die Fehljahre, wo der Baum durch Zufälle (wie z. B. Spatfröste) im Wachsthum zurückgehalten worden. So wäre das Alter der Haubarkeit hochstämmigen Buchenholzes in diesem Walde hundert und fünfundzwanzig Jahre. — Mithin konnte man jährlich den hundert- und fünfundzwanzigsten Theil des Waldes ohne Gefahr abholzen. Danach würde also die Anzahl der Schläge in dem Walde bestimmt sein. Bestände der Wald z. B. aus zweihundert und fünfzig Jucharten: so konnten jährlich zwei Jucharten abgeholzt werden.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Allein man würde den Wald bald verwüsten, wenn man jährlich den hundert- und fünfundzwanzigsten Theil des Waldbodens rein abzutreiben im Sinn hätte. Man muß Rücksicht nehmen auf den Wiederwuchs durch den Samen; man muß den Schlag so einrichten, daß er sich von selbst wieder aus seinem Samen erhebe; man muß nicht vergessen, daß der Same und die hervortreibenden Keime in den ersten Jahren gehörigen Schatten verlangen, und Schutz gegen Spatfröste; man muß nicht vergessen, daß die Buchen nicht einmal alle Jahre reichlichen Samen tragen. Wenn man

darauf zu achten unterläßt, kömmt man in Gefahr, daß, wenn eine große Strecke Buchwaldes kahl abgetrieben worden, ehe er sich besamt hat, daß er leer bleibt, verraset, mit Dornen und schlechten Holzarten überzogen wird: oder daß die vielleicht darauf befindlichen jungen Buchenpflanzen, welche aus dem gefallenen Samen hervorgingen, durch Spatfröste verderben, vor denen sie keinen Schirm haben, oder an der Sonnenhitze verschmachten. Man kömmt in Gefahr, den ganzen abgeholzten Waldstrich mit vielen Kosten neu ansäen oder anpflanzen zu müssen, und dennoch alles wieder durch Spatfröste oder Sommerhitze verlieren zu können.

Um allen diesen Uebeln vorzubeugen, führt man in den Buchwaldungen den Großhau.

Den Großhau in einem Walde führen, heißt mehrere Jahresschläge gleichzeitig angreifen, und das Holz darin einzeln umher in einer bestimmten Reihe von Jahren also wegnehmen, daß der Boden durch die übergehaltenen Mutterbäume Schatten und Schirm hinlänglich empfängt, und nach und nach, wie die Mutterbäume einzeln weggenommen werden, sich an Sonne und Witterungswechsel gewöhnen kann.

Da nun für die hohen Buchenwälder eine Umtriebszeit von hundert bis hundert und zwanzig Jahre die zweckmäßigste ist: so nimmt man zehn

bis zwölf Schläge zu einem Großhau. Hätte z. B. ein Schlag die Größe von zwei Jucharten: so würde ein Großhau zwanzig bis vierundzwanzig Juchart betragen, aus welchem man zehn bis zwölf Jahre lang das benöthigte Bau-, Brenn- und Nutzholz einzeln herauszunehmen hätte, bis er im zehnten oder zwölften Jahre zuletzt kahl abgeholzt wäre.

Wie viel Jahrsschläge man überhaupt zu einem Großhau nehmen soll, wird dadurch bestimmt, daß am Ende der Zeit, wenn der Großhau kahl abgeholzt ist, der junge Nachwuchs wenigstens wieder einige Schuh hoch sein muß. Zu alt und hoch muß aber der Nachwuchs nicht werden, weil sonst beim Fällen der hohen Bäume allzuviel vom Nachwuchs beschädigt werden würde.

Wäre die Jucharten-zahl eines Waldes zu groß: so hat man den ganzen Wald zu theilen, und jede Hälfte des Forstes besonders in Schläge und Großhaue zu theilen. Oder ereignet sich, daß ein Theil des Großhaues schönen Nachwuchs zeigt, während der andere daran noch Mangel leidet: so schonet man diesen letztern, und nimmt einsweilen den jährlichen Holzbedarf aus dem erstern, der dann in fünf bis sechs Jahren rein abgetrieben sein, und dem Nachwuchs Platz gemacht haben würde.

Sobald ein Großhau endlich nach zehn bis zwölf Jahren ganz abgetrieben ist, wird er mit seinem Nachwuchs in Ruhe gelassen. Etwanige

leere Stellen desselben werden sogleich mit jungen Setzlingen, zwei bis drei Schuh einer am andern, bepflanzt. So erhält man einen dicken, geschlossenen Bestand.

Dieser bleibt bei den Buchwäldern nun dreißig Jahre im Einschlag. Weil aber, wenn man diesen Einschlag um hundert Jahre und länger nicht mehr anrühren wollte, der Wald zu dicht aufgehen, sich deswegen selbst im Wachsthum hindern, und dem Eigenthümer viel unterdrücktes Holz verloren gehen würde, so muß man ihn von Zeit zu Zeit durchplänkern.

Anmerkung. Durchplänkern heißt, in einem Walde das absterbende, oder zu dicht stehende, oder auch schlechte Holz einzeln darin heraushauen.

Die Durchplänkerungen in einem Buchen-Einschlag folgen regelmäßig von dreißig zu dreißig Jahren auf einander.

Die erste Durchplänkerung geschieht im dreißigsten Jahre des Waldes. Man nimmt nur alles unterdrückte Holz, oder schlechte Holzarten (Espen, Weiden u. s. w.), oder wo die jungen Buchen zu nahe stehen, und einander verdumpfen, heraus. Die Bäume müssen dicht genug beisammen bleiben, um sich gegenseitig in die Höhe zu treiben, und beim Schneedruck unterstützen zu können.

Die zweite Durchplänkerung wird im

dreißigsten Jahre des Großhaues vorgenommen. Man begnügt sich, wieder alles unterdrückte, oder schlechte, oder einander allzunahe stehende Holz auszuhauen. Von nun an kann allenfalls, wo es nöthig ist, die Schonung gegen das Vieh aufgehoben werden.

Die dritte Durchplänterung wird im neunzigsten Jahre gemacht. Man haut die schlechtesten Buchen aus, doch so, daß sich ihre Kronen noch immer berühren. Die übergehaltenen Buchen sind in diesem Alter am ergiebigsten zum Samen, und weil sie weiter als bisher von einander stehen, nehmen sie an Stammdicke mächtiger zu.

Diese Zwischennutzungen in wohlbestandenen Buchwäldern sind beträchtlich.

Hat man für den Buchwald eine hundertjährige Umtriebszeit festgesetzt: so wird der Abtrieb schon mit der dritten Durchplänterung begonnen. Ist die Umtriebszeit auf hundert und zwanzig Jahre angenommen: so bleibt der Wald nach der dritten Durchplänterung noch ohngefähr acht Jahre rubig, worauf der Abtrieb des Großhaues in drei verschiedenen Zeiten erfolgt.

Das erstemal also, etwa im hundert und achten oder hundert und zehnten Jahre nimmt man die sogenannte dunkle Vorhauung vor, die den Zweck hat, natürliche Ansaat zu befordern.

Zu dem Ende läßt man, ehe das Holzfällen beginnt, falls der Boden für den Samen nicht empfänglich zu sein scheint, einige Jahre vorher schon die Schweine zur Mast eintreiben, und thut den Wald sodann wieder gegen das Vieh in Hut. Bei der dunkeln Vorhauung sorgt man dafür, daß die schönsten Bäume stehen bleiben und sie sich noch eben mit ihren Zweigen berühren können, so geben sie den Keimen Schutz und Schatten; haut man zu sehr aus: so wird der Boden mit Unkraut und Dornen überzogen, die den Samen nicht aufkommen lassen. Der Hau bleibt nun im sogenannten Dunkelschlag, bis der Nachwuchs erfolgt, und etwa zwei bis drei Schuh hoch ist.

Dann setzt man den Wald in Lichtschlag, das heißt, man haut die Bäume einzeln aus, damit der Nachwuchs sich an Luft und Licht gewöhne, und hackt da, wo sich kein Nachwuchs zeigt, stellenweis fünf Schuh weit von einander Bucheln und Eicheln unter.

Ist der Nachwuchs empor, so erfolgt der Abtriebsschlag. Alle noch stehen gebliebene Bäume werden geschlagen, und der Nachwuchs steht an ihrer Stelle. Wo leere Plätze sind, muß sogleich nachgepflanzt werden.

Nach geschehenem Abtrieb legt man den Großhau in Schonung; wenn der Nachwuchs dreißig-

jährig, beginnt wieder die erste Durchplänterung u. s. w. wie oben gemeldet.

Der Abtrieb des hohen Buchenholzes muß jederzeit spät im Herbst oder im Winter geschehen beim Schnee. So leidet beim Fällen der hochstämmigen Bäume der Nachwuchs am wenigsten, und der allenfallsige Schade wird nach einigen Jahren kaum bemerkbar sein. Das geschlagene Holz aber muß vor dem Frühlings-Anbruch aus dem Wald geschafft werden.

Anmerkung. Bei der zweiten und dritten Durchplänterung, wo die Bäume noch viel zu dicht stehen, als daß Wägen überall hingelangen könnten, muß das geschlagene Holz auf Schlitten oder Tragen zum Wege geführt, oder getragen, und erst dort am Wege aufgeklaftert werden, um es abführen zu können.

3. Die Lage des Bodens. Bei der Eintheilung der Holzschläge in einen hohen Buchenwald kömmt allerdings auch die Lage des Waldes sehr in Betracht:

a) Wegen der Weltgegenden. An heißen Mittags-Halden müssen die Bäume selbst beim Lichtschlag noch viel dichter beisammen gelassen werden, als auf andern Bergseiten, damit der Boden im Schatten immer kühl und frisch bleibe, nicht austrockne und verrase. Der junge Aufwuchs muß sich schon ziemlich wohlgeschlossen überall zeigen, und einige Schuh hoch sein, ehe der

Lichtschlag unternommen wird. Auch soll man an den Mittags-Seiten der Berge, so wie an den Nord-Seiten (wo übrigens die Bäume schon etwas weiter auseinander stehen dürfen) den Abtrieb des Waldes von der Abendseite anfangen, damit das gegen Morgen vorliegende Holz einigen Schirm gegen die Spatfröste gewähre. Der letzte Großbau liege auf der Morgenseite des Waldes. Daß an den Bergen an kein Ausstocken der Wurzeln gedacht werden könne, versteht sich von selbst.

b) Wegen der wahren Grundfläche des Waldes. Wenn der Wald an einer Bergseite gelegen ist: so kann freilich seine Ausdehnung auf dem Berghange groß sein: aber je steiler dieser Berg ist, je geringer wird die wahre Grundfläche des Waldes sein. Man lese darüber, was wir oben (im §. 8. und 29.) deswegen gesagt haben. Der Waldbesitzer hat zwar vieles Land am Berge; aber der Ertrag desselben an Holz ist im Durchschnitt nur dem Ertrag einer Ebene gleich, von der Größe der Grundfläche, oder Baßs der schiefen Bergseite. Deswegen muß der Winkel der Berechnung des Flächeninhalts der Baßs auf den Forstkarten vom Feldmesser genau angegeben sein, damit man den gehörigen Ertrag von einem am Berge liegenden Wald richtiger angeben könne, und der Eigenthümer eines Bergwaldes von einer Juchart desselben nie so viel Holz, auch bei der

besten Kultur nicht, erwarte, als von einer Incharte in der Ebene.

Es ist dieser Satz sehr wichtig bei Eintheilung der Holzschläge in Gemeinds- und Staatswaldungen, besonders wenn eine Gemeinde, oder der Staat, alljährlich eine gewisse Quantität Holzes haben muß. Wenn da die mit dem Forstwesen beauftragten Personen nach der Größe des Holzlandes überhaupt berechnen, wie viel Holz ungefähr der Staat oder die Gemeinde jährlich aus den Waldungen beziehen kann, und sie dann den Fehler begehen, Wälder an den Bergen und Wälder in den Ebenen auf einerlei Art in Anschlag zu bringen: so werden Staat und Gemeinde betrogen; die Holzschläge an den Bergen werden größer und ausgedehnter werden, als ihre anfängliche Eintheilung war, und die Waldungen sind zu Grunde gerichtet, weil man von den Bergwäldern zuviel forderte. Daher muß bei Eintheilung des Waldes in Holzschläge auf die wahre Grundfläche oder Basis des Waldes Rücksicht genommen werden, damit man den Ertrag des Waldes richtiger beurtheile, und nicht mehr erwarte, als zu leisten möglich ist.

4. Die verschiedene Güte des Bodens. Auch diese muß sehr bei Eintheilung eines Waldes in regelmäßige Schläge berücksichtiget werden. Wenn ein Wald, der bessern Wirth-

schaft willen, in Schläge eingetheilt wird, hat man doch zur Absicht, es endlich dahin zu bringen, daß zu seiner Zeit ein Schlag so viel Holz abtrage, als der andere. Wenn nun aber der Boden des Waldes von verschiedener Eigenschaft und Güte ist, oder wenn hin und wieder in einzelnen Gegenden des Waldes große Plätze sind, z. B. Felsenplatten, die gar nicht angebaut werden können, darf da ein Schlag (oder Großhau) so groß sein als der andere? — Nimmermehr. Man würde bei solcher gleichen Eintheilung des ungleich guten Bodens oft an Schläge kommen, die wenig oder gar kein Holz hätten; man würde dann in der Noth den folgenden Schlag, der erst in dem nächsten Jahre angegriffen werden sollte, niederhauen, damit die Ordnung der Schläge, die ganze Eintheilung zerstören, und alle deswegen gehabten Kosten und Arbeiten wären umsonst.

Soll ein Wald von ungleicher Güte des Bodens in Schläge eingetheilt werden, so nimmt man die Forstkarte zur Hand, die, wie wir oben meldeten, alle Theile des Waldbodens nach ihrer verschiedenen Beschaffenheit angezeigt und vermessen enthält. Man rechnet den Flächenraum alles nicht anbaubaren Bodens zuerst ganz ab vom Flächenraum des Waldes. Sodann erforscht man entweder aus den Erfahrungs-Tabellen

(§. 38.), oder wo diese nicht hinreichen, durch Probeschläge oder Abzählungen: 1) Wie groß ist der Flächenraum von mittelmäßiger Güte, der so viel Holz hervorbringt in eben so viel Jahren, als ein Zuchart von gutem Waldboden? 2) Wie groß ist der Flächenraum schlechten Bodens, der in einer gleichen Zeit von Jahren dasselbe Quantum Holz trägt, als eine gute Zuchart? — Daraus lernt man also das Verhältniß des schlechten und des mittelmäßigen Bodens zum guten Lande kennen. In gleicher Proportion theilt man dann den ganzen Flächenraum des Waldes ein, so, daß die Schläge auf gutem Boden kleiner, die Schläge auf mittelmäßigem Boden größer sind; daß hingegen die Schläge auf schlechtem Boden den großten Flächenraum einnehmen.

So sind also die Schläge in einem Walde von ungleicher Güte des Bodens auch von ungleicher Große.

5. Der gegenwärtige Bestand des Holzes. Wenn ein Wald von jeher in Rücksicht des Abtriebes mit einiger Regelmäßigkeit behandelt worden ist; wenn man darin nicht bald hier, bald dort holzete, sondern den Hieb auf einer Seite des Waldes anfing, und damit nach einer Reihe von Jahren auf der andern Seite endete, so ist die Eintheilung solches Waldes in Holz-

schläge sehr leicht. — Aber von großer Schwierigkeit ist die Eintheilung bei solchen Forsten, die unregelmäßig behandelt sind, wo sehr junges und sehr altes Holz stellenweis durch einander stehen, verrasete Boden oder abgeholzte Plätze mitten im Walde hie und da zerstreut umherliegen. Alles hängt hier vom Nachdenken und der Geschicklichkeit desjenigen ab, der den Wald nun in regelmäßige Schläge theilen soll.

Ich will indessen dazu einige Grundregeln geben, bei deren genauer Befolgung man nicht leicht fehl gehen wird.

a) Nimm die nach allen Erfordernissen ausgearbeitete Forstkarte zur Hand, worin auch die abgeholzten Plätze, das verrasete Waldland, die Reviere mit älterm und jüngerm Holz genau vermessen, nach dem Flächen-Inhalt berechnet und gezeichnet stehen müssen. (§. 28 bis 31.)

b) Bestimme nach dem Haubarkeitsalter die Anzahl der Holzschläge. (§. 50. Nro. 1.)

c) Ziehe in Erwägung die Lage des Waldes (§. 50. Nro. 3.) und die verschiedene Güte des Bodens (§. 50. Nro. 4.), falls der Boden von sehr ungleicher Beschaffenheit sein sollte.

d) Denke vor allen Dingen darauf, die Holzschläge, wenn es irgend möglich ist, in solcher Ordnung auf einander folgen zu lassen,

daß der erste an den zweiten, der zweite an den dritten u. s. w. stößt.

e) Dabei vergiß nicht, den Schlägen eine solche Richtung zu geben, daß das Holz, wenn es in einem Schlage abgetrieben wird, aus dem Walde geführt werden könne, ohne daß die Fuhrleute den Weg durch ein in Ruhestand, Schonung und Einschlag gesetztes Revier des Waldes nehmen müssen.

f) Fange die ersten Schläge auf derjenigen Seite des Waldes an, wo noch das meiste, älteste Holz steht, und laß sie nach derjenigen Seite hingehen, wo das meiste jüngere Holz steht. (Freilich aber bei Tannen- besonders Rothtannenwäldern muß niemals die Reihe der Schläge auf der Regenwindseite anfangen.)

g) Wäre es der Fall, daß das meiste ältere Holz in der Mitte des Waldes, das meiste jüngere Holz aber ringsum stände, so theile den Wald lieber in zwei Reviere aus dem Mittelpunkte des Forstes. Lege mitten im Walde die ersten Schläge an, und führe sie links und rechts nach den Enden des Waldes hin. Jedes der beiden Reviere wird von dir wie ein besonderer Wald benannt und behandelt. Jedes Revier hat seine besonders eingetheilten Schläge, die sich in entgegengesetzten Richtungen von einander entfernen.

b) Nun theile auf der Forstkarte deinen Wald in Holzschläge ein, deren Größe sich nach der verschiedenen Güte des Bodens richten soll, aber gar nicht weiter nach dem darauf befindlichen Holzbestand.

i) Freilich wird dadurch entstehen, daß auf einem Schlage sich einmal mehr, auf dem andern weniger Holz, als man verlangt, befindet. Dies ist Anfangs nicht zu ändern. Soll der Wald einmal in die rechte Ordnung gebracht werden, muß man sich diese Unbequemlichkeit gefallen lassen. — Wenn aber die Reihe an einen Schlag kömmt, der allzuwenig Holz trägt, so muß man dies zu ersetzen suchen durch das übereife Holz abgehender, alter Bäume in andern Schlägen, an die die Reihe des Abtriebes ohnehin noch lange nicht kömmt, und wo die überalten Bäume unnütz umkommen würden.

Auf diese und keine andere Art sind unordentliche, verwilderte Waldungen wieder in Ordnung zu setzen.

Anmerkung. Indem ich hier von Behandlung der hohen Buchwaldungen rede, ist es der Ort, eine den Besitzern oder Bewirthschaftern von Buchenwäldern wichtige, und auf vielfältige Erfahrung gegründete Wahrheit zu sagen, daß nämlich der Ertrag eines hohen Buchwaldes von achtzig bis hundert oder hundert und zwanzig

Jahren größer an Holzmasse sey, als der Ertrag eines Buchen-Niederwaldes von gleicher Größe, in gleichem Zeitraum von Jahren — ungerechnet, daß der Ertrag im Gelde schon dadurch beträchtlicher werden muß, daß das hohe Buchenholz nicht blos als Brennmaterial in Klaftern, sondern auch als Nutzholz in größerem Preise verkauft werden kann.

§. 51.

Hoher Eichenwald. Eintheilung der Schläge.

Wenn ein zu Bauholz auferzogener Eichenwald in regelmäßige Schläge getheilt werden soll, zieht man in Erwägung:

1. Das Alter der Haubarkeit. Die Eichen haben gewöhnlich ihr volles Wachsthumsalter im hundert- und achtzigsten Jahre beendet. Der nachherige Zuwachs ist gering. Es kömmt nun aber auf die Beschaffenheit des Bodens an. Ist dieser ihnen recht angemessen, gehörig tief, frisch, schwarz und steinigt, wie guter Eichen-Waldgrund sein soll, so können die Eichen daselbst auch schon in einem Alter von hundert und vierzig Jahren die gehörige Stärke zum Bauen haben, die sie auf trockenem, leichtem, oder nassem, lettigem Grunde kaum im zweihundertsten Jahre, und vielleicht nie erreichen. Das viele Moos an

den Eichen, oder wenn sie zeitig im Wachsthum einstehen und wipfeldürr werden, beweiset, daß der Boden ihnen nicht angemessen sei. Wenn nun hundert und achtzig Jahre das rechte Alter ihrer Haubarkeit sind, so theilt man den Wald in eben so viele Jahrsschläge ein.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Alles und jedes Bauholz muß aus dem Samen gezogen werden; Stock- und Wurzelausschlag gibt nie gutes hochstämmiges Bauholz. Selbst gepflanzte Eichen, denen die Pfahl- oder Herzwurzel abgeschnitten ist, werden selten recht gradschäftig, sondern bald sperrig, und bekommen eine große Krone, oder vielen Wald, wie man zu sagen pflegt.

Aber, wie die Buchen, haben auch die Eichen nicht alle Jahre ein gutes Samenjahr. Zudem muß die Einrichtung getroffen werden, daß sich die Eichen durch natürliche Selbstansaat auf abgeholzten Schlägen vermehren, weil dies große Kosten erspart. Auch darf man bei Einrichtung der Schläge nicht vergessen, daß die aufgegangenen Eichenkeime Schutz und Schirm gegen austrocknende Sonnenhitze und zerstörende Fröste begehren.

Der Eichenwald muß daher auf dieselbe Art behandelt werden, wie der hohe Buchwald. Man theilt die gemachten Jahrsschläge wieder in Groß-

haue ein. Wäre also z. B. das Haubarkeitsalter des hohen Eichwaldes hundert und achtzig Jahre, so würde man achtzehn Jahre lang jährlich das benöthigte Bauholz aus einem Großhau nehmen, bis er ganz abgeholzt wäre, wo er dann wieder frisch mit jungem Nachwuchs bestanden sein würde. Man lese hierüber die Behandlung der Großhaue oder Schläge des hohen Buchwaldes nach im vorigen §. unter Nro. 2.

Anmerkung. Um den Nachwuchs, bis zum gänzlichen Abtrieb der alten Stämme im Großhau nicht zu alt werden zu lassen, theilt man den Großhau in zwei oder drei gleiche Theile, und holzt jeden besonders ab auf die vorgeschriebene Weise, so daß der Nachwuchs beim Abtrieb der letzten Mutterbäume fünf- bis sechsjährig ist.

Nur wegen des langsamern Wuchses der Eichen findet sich ein Unterschied zwischen ihnen und den Buchen, in Rücksicht der Durchplänterungszeiten.

Sie gehen (nicht von dreißig zu dreißig Jahren, wie bei den Buchen, sondern) von vierzig zu vierzig Jahren.

Erste Durchplänterung des jüngsten Großhaues geschieht während der ersten vierzig Jahre, wo man nur das unterdrückte Holz, oder die schlechtesten von den jungen Stangen auslichtet, die allzuzart beisammen stehen.

Zweite Durchplänterung wird im achtzigsten Jahre geführt. Es ist dabei alles wie beim Buchwalde zu beobachten. Man läßt den Boden des Waldes noch immer sehr beschattet; ein Baum muß mit seinen Zweigen die des andern fast berühren.

Dritte Ausplänterung erfolgt im hundert- und zwanzigsten Jahre.

Der Dunkelschlag, Lichtschlag und Abtriebsschlag folgen endlich, wie bei den Buchen, nach dem hundert- und sechzigsten Jahre, in dem Großhau, wo dann die stehen gebliebenen alten Eichbäume einzeln, von Jahr zu Jahr, je nach Bedürfniß binnen achtzehn Jahren (wenn die Umtriebszeit in hundert und achtzig Jahren besteht) abgeholzt werden, mit nöthiger Fürsorge um den jungen Nachwuchs. (Siehe §. 50. Nro. 2.)

3. Die Lage des Waldes. Hier ist bei den Eichen alles zu beobachten, wie bei den Buchen (§. 50. Nro. 3.).

4. Die verschiedene Güte des Bodens. Alles wie eben von den Buchen gelehrt worden ist (§. 50. Nro. 4.).

5. Der gegenwärtige Bestand des Holzes. Dabei dasselbe zu beobachten, wie bei den Buchen (§. 50. Nro. 5.).

§. 52.

Hoher Ahornen-Wald. Eintheilung in Schläge.

In den Thälern und Ebenen findet man selten oder nie ganze Ahornwälder; allenfalls werden in Niederwaldungen oder Schlagholzern einzelne hochstämmige Ahornen, wegen des von ihnen zu gewinnenden Nutzholzes, übergehalten. Man glaubt das Land in der Nähe der Dorfschaften und Städte zur Erziehung hohen Bauholzes oder guten und ergiebigen Brennholzes vortheilhafter benutzen zu können, und hat Recht daran.

Reine Bestände von hohen Ahornen befinden sich daher nur noch im Hochgebirg, am Fuße der Alpen, wo sie die Zierde einsamer Gegenden sind. Auch ist ihr Holz in diesen rauhen, erhabenen Regionen feiner, feiner, und daher zu mancherlei Nutzholz, besonders zu musikalischen Instrumenten, vortrefflicher und kostbarer.

Allein auch hier werden die Wälder nach und nach, ohne Rücksicht auf den Wiederwuchs, ausgehauen und vernichtet, in keinen Einschlag gegen das Vieh gethan, so daß eine Zeit nahe ist, wo die Ahornwälder von den Gebirgen verschwunden, und Jahrhunderte erforderlich sein werden, sie wieder hervorzurufen. Landes- und Ortsobrigkeiten sollten daher noch beizeiten zur Scho-

nung dieſer Waldungen in den Bergen thun, ehe daſelbſt dieſe nützliche und wohl bezahlte Holzart gänzlich ausgerottet ſein wird.

1. **Alter der Haubarkeit.** Nicht alle, ſondern nur die **gemeinen Ahornen** (acer montanus) wachſen auf dem Gebirg in reinen Beſtänden beiſammen. Sie erreichen hier, bei langſamem Wuchs, ein ſehr hohes Alter. Was an Höhe und Stärke ein Ahorn der Ebenen und Thäler binnen ſechszig bis achtzig Jahren wird, iſt der Ahorn am Fuße der Alpen, und zwar auf den Mittagsſeiten (wo ſie immer das feinſte Holz geben) kaum binnen hundert und zwanzig bis hundert und vierzig Jahren.

Man unterſuche demnach an gefällten, einige Schuh dicken, geſunden Bäumen die Jahrringe, und **beſtimme darnach ihre Umtriebszeit.** Denn für die verſchiedenen Höhen und Klimate der Gebirge läßt ſich keine mittlere Zahl zu ihrem Umtrieb geben.

2. **Wiederaufwuchs der Holzart.** Der Ahornſame, wenn er nicht auf verraſeten, harten, trockenen, oder mit Felsſchutt bedeckten Boden fällt, ſondern auf einen friſchen, kühlen, ſchwarzen Grund, geht im Frühling gewiß auf. — Doch der Same von alzualten Bäumen iſt nicht mehr ſehr tauglich. Beſſer iſt's, man ſammelt in ſolchen Fällen den Samen von Bäumen der Ebenen,

und ſtreut ihn aus freier Hand auf den dazu beſtimmten Platz des hohen Gebirgs.

Aber die aufgegangenen Keime ſind in den erſten Jahren ſehr empfindlich gegen Sonnenhitze, wenn ſie den Boden austrocknet, oder nach einem in den Gebirgen nicht ſeltenen Spatfroſte und Reif plötzlich auf die gefrornen Pflanzen fällt, und ſie jählings aufthaut.

Da wo ſich in alten Ahornwäldern am Fuße der Alpen alſo kein Aufwuchs zeigt, ſchäle man den verraſeten Boden ab, lege die Steine und Raſenſtücke einzeln umher auf das abgeſchälte Land (weil ſie den jungen Keimen Schatten und Schutz verleihen, ehe ihn die alten Bäume mit ihrem ſpäter ausbrechenden Laube gewähren können), erziehe alſo die jungen Ahornen, wohlgeſchloſſen beiſammenſtehend, unter den noch vorhandenen alten Bäumen, und bringe den Wald gegen das Vieh in Einſchlag.

Sobald der Nachwuchs fünf bis ſechs Schuh hoch iſt, ſchadet es ſchon weniger, wenn die alten Bäume einzeln nach und nach herausgenommen werden. Dies geſchieht ſchon in fünf bis ſechs Jahren nach der Ausſaat. Aber immer rechne man auf die Langſamkeit des Holzwuchſes in ſo rauhen, wilden Höhen, und ſrare mit den alten Bäumen, bis die jüngern ziemlich erwachſen ſind.

Will man einen jungen Ahornenwald in den Gebirgen regelmäßig behandeln, so kann man ihn, nach Verhältniß seiner Umtriebszeit, ebenfalls in Schläge, und die Schläge in Großhaue theilen, und dabei alle die Regeln beobachten und nach Beschaffenheit der Umstände anwenden, die in den vorhergehenden Paragraphen für die Eintheilung und Bewirthschaftung der hohen Eichen- und Buchenwälder gegeben worden sind.

§. 53.

Hoher Birken-, hoher Erlen-Wald. Eintheilung in Schläge.

Von allen Laubholzarten, außer den schon genannten, sind es noch die Birken und Erlen, welche in reinen Beständen zu Bauholz erzogen werden. Ulmen, Eschen u. s. w. finden sich meistens nur einzeln in den Laubholzwaldungen, wo sie übergehalten werden.

Birken und Erlen nehmen wir hier zusammen, weil sie in Rücksicht der Eintheilung in Schläge und der Bewirthschaftung auf einerlei Weise behandelt werden können.

1. Alter der Haubarkeit. Die Verschiedenheit des Bodens und Klima muß dieses, und damit auch also die Umtriebszeit bestimmen. Gewöhnlich aber ist's das vierzigste und fünfzigste Jahr. Ein Birken- oder Erlenwald läßt sich da-

her, wenn er zu hohem Holze erwachsen soll, in vierzig bis fünfzig Schläge eintheilen.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. In diesen Waldungen sind nur Schläge, nicht Großhaue nöthig. Sobald ein Schlag angegriffen wird, soll er in Einschlag und Schonung gegen das Vieh gelegt werden, damit der Same und junge Aufwuchs nicht zerstört wird. — Die Schonung soll so lange dauern, bis die Wipfel dem Maule des Viehes vollkommen entwachsen sind. — Ist der Boden schon verraset, so muß er im ersten Jahre der Hauung umgehackt und abgeschält werden. — Will man noch sicherer verfahren, so hacke man den Boden auch schon von nächstkünftigen Schlägen um, so wird er mit jungen Samenpflanzen bedeckt sein, sobald der Hieb an ihn kömmt.

3. Die Lage des Waldes. Die Winde sind weder den Birken- noch Erlenwäldern gefährlich — eher Sonnenhitze und Spatfröste, besonders den Birken in der Jugend; aber auch dies selten. — Hingegen muß, wie bei den Buchen und allen Wäldern überhaupt, wenn man den Ertrag eines Waldbodens an den Bergen berechnet, nicht das vergessen werden, was über die wahre Grundfläche der an Halden gelegenen Forsten gesagt ist (§. 9. §. 50. Nro. 3. b).

4. Die verschiedene Güte des Bodens

kömmt hier ebenfalls, wie bei allen Wäldern, in Anschlag, wenn die Schläge richtig eingetheilt werden sollen, daß jeder Schlag gleichviel Holz abwirft (§. 50. Nro. 4.).

5. Der gegenwärtige Bestand des Holzes. (Wie §. 50. Nro. 5.)

§. 51.

Schlagholz- oder Laubholz-Niederwald. Eintheilung der Schläge.

Schlagholz nennen wir dasjenige, welches aus Stamm und Wurzeln mit neuen Kräften frische Stämme treibt, wenn es in dem rechten Alter (wo es zu dem Behuf weder zu alt noch zu jung sein darf) abgetrieben wird.

Nur das Laubholz hat die Kraft, sich nach geschehenem Abtriebe in dem gehörigen Alter wieder aus den Wurzeln herzustellen, ohne neues Ausstreuen des Samens.

Alle Laubholzarten, selbst die kleinern Gesträuche, haben diese Eigenschaft; sie eignen sich dadurch vorzüglich, ohne viele Mühe, bleibende Waldungen zu Brenn- und Kohlholz zu sein. Man fordert von ihnen kein schön gewachsenes, sondern vieles Holz.

Die Schlaghölzer theilt man aber in solche ein, die gräberes, spaltiges Brenn- und Kohlholz liefern — man nennt sie Niederwald, und

in solche, die nur kleines Brennholz geben — Buschholz.

Zu dem groben Schlagholz, oder der Niederwaldung, rechnen wir Bestände von Eichen, Buchen, Erlen, Birken, Hagebuchen, Ahornen, Ulmen, Eschen, Linden, Espen, Pappeln u. s. w.

Die Eintheilung solcher Niederwaldungen in Schläge ist sehr leicht, sobald man die gehörige Umtriebszeit ausgemittelt hat.

1. Alter der Haubarkeit. Um diese bei Niederwaldungen auszuforschen, muß man von jedem Walde besonders untersuchen, in welchem Alter (mit Rücksicht auf seine Lage und das Klima) die Holzart das meiste Holz, und wenn es abgetrieben wird, den kräftigsten Ausschlag gibt. — Die Vernachlässigung dieser Regel verursachte die Verschlechterung oder den Untergang mancher von den schönsten Schlagholzwaldungen. Ein Holz, zu früh oder zu spät abgetrieben, hatte nicht die volle ihm eigenthümliche Kraft zum Ausschlage; es ward mit jedem Umtriebe schlechter, und machte geringern Holzarten Platz, deren weitfliegender Same, wie von Espen und Weiden, sich einnistete. — Aus vielfältigen Beobachtungen hat man eine mittlere Zahl für das Alter der Haubarkeit oder die Umtriebszeit gefunden. Für Eichen vierzig bis fünfzig Jahre. Für Buchen und Hagebuchen dreißig bis vierzig Jahre.

Für Ulmen, Eschen, Linden, Ahornen, Erlen zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre. Für Birken, Pappeln, Espen, weiße Weiden, Saalweiden fünfzehn bis achtzehn Jahre.

Anmerkung. Je höher aufwärts an rauhen Bergen, je länger muß man das Holz stehen lassen. Dort erreicht Buchenschlagholz oft in funfundvierzig Jahren kaum die Stärke, wie in gutem Boden der Thäler binnen dreißig Jahren.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Man holzt sie strichweis ab nach den Jahresschlägen, und erwartet ihren Ausschlag. Zur Erzielung frischen Samens hält man einige kräftige Bäume auf jeder Juchart zu Samenbäumen über.

3. Lage des Waldes. Es ist auch bei Eintheilung der Schläge ziemlich gleichgültig, von welcher Weltgegend her und nach welcher hin die jährlichen Holzschläge geführt werden. Doch muß besonders an Mittagswänden der Berge darauf Rücksicht genommen werden, daß sie nicht allzukahl entblößt werden. Man lasse daher einzelne Bäume, oder noch besser ganze Waldstreifen, hin und wieder stehen, und halte sie bis zum künftigen Umtrieb über. Diese dienen nicht nur dazu, dem Stock- und Wurzelausschlag und überhaupt dem Boden einigen Schatten zuzuwerfen, sondern auch ihr Same kann dem Walde neue Bäume an die Stelle einzelner, ausgehender Wurzelstöcke ver-

ſchaffen. Desgleichen iſt es immer rathſam, den Hau wo möglich ſo zu führen, daß der ſtehende Wald Schutz gegen die Morgenſonne geben könne, um den Schaden der Spatfröſte, wo nicht zu verhüten, doch zu mindern.

4. Die verſchiedene Güte des Bodens und der gegenwärtige Beſtand kommen auch bei Niederwaldungen in Betracht, wenn ihre Schläge eingetheilt werden ſollen. (§. 50. Nro. 4. und 5.)

§. 55.

Buſchholz. Eintheilung in Schläge.

Unter Buſchholz werden Bäume und Geſträuche verſtanden, die kein hohes Alter haben, oder haben ſollen, und von denen man nur kleines Brennholz, Prügelholz, Reiswellen u. ſ. w. erwartet. Erlen, Weiden, Pappeln, alle große Geſträuche ſind darunter begriffen.

Dergleichen Buſchhölzer kann man in Ebenen und an niedrigen Vorbergen alle acht bis zwölf Jahre abtreiben, oder in eben ſo viele Jahrsſchläge eintheilen, wovon jeder in einem Jahre rein abgeholzt wird; an höhern Bergen iſt der Umtrieb langſamer.

Bei der Eintheilung der Holzſchläge in Buſchhölzern kann in Rückſicht der Lage, der Güte des Bodens und des gegenwärtigen Holz-

bestandes angewandt werden, was oben davon gesagt ist.

In sehr hohen, wilden Gebirgen, wo hochstämmige Laubhölzer nicht mehr wachsen, hat man nur auf Buschholz von Alpen-Erlen (oder Drosseln), Vogelbeerbäumen (Girmsch), Mehlbeerbäumen, Birken u. s. w. zu zählen. Am ergiebigsten, schnellwachsendsten und bereitwilligsten zum Wiederausschlag sind die Alpen-Erlen. Diese sollten zum Behuf der Sennereien in den Alpen und der hochgelegenen Dorfschaften, die schon jetzt empfindlichen Holzmangel leiden, regelmäßig in Jahrsschläge eingetheilt werden.

Die Natur hat mit diesen Holzarten sorgfältig in den meisten Gegenden der Alpen die Halden (besonders Winterhalden) der Hochgebirge reichlich bekleidet. Aber das Alter der Haubarkeit muß an den Stämmen auf die von uns oben beschriebene Weise erforscht, und darnach die Eintheilung der Holzschläge getroffen werden.

§. 56.

Ober- und Unterholz in Laubwaldungen.

Man muß niemals Tannen- und Laubholz im gleichen Walde durcheinander aufwachsen lassen; denn das eine ist dem andern zum Verderben. Besser, man löset solche bunte Wälder entweder in reine Tannen- oder reine Laubholz-Be-

stände auf; das heißt, haut eine der Holzarten darin ganz aus.

Hingegen bewährt sich die Erfahrung immer mehr, daß es ungemein vortheilhaft für Niederwaldungen sei, wenn man beim Abholzen eines Schlages jedesmal auf einer Zuchart zwanzig bis dreißig Stämme, vom besten Wuchs, wo möglich nicht vom Stockausschlag, sondern aus dem Samen gekommen, überhält. So empfängt man durch dies Oberholz nach und nach gutes Bau- und Nutzholz, wenigstens mehr Brennholz.

Ist z. B. ein Buchenwald in dreißig Schläge getheilt, und hält beim Abholzen eines Schlages mehrere solcher Laßreiser über, so sind diese, wenn der Hieb nach dreißig Jahren wieder an denselben Schlag kömmt, sechszigjährige Oberständer; haut man dann ein Drittel derselben mit ab, und hält dagegen wieder so viel Laßreiser neuerdings über, als man Oberständer weggenommen hat: so wird man, wenn nach dreißig Jahren abermals dort geholzt wird, schon neunzigjährige Samenstämme finden, von denen wieder die Hälfte weggeholzt, und durch eben so viele frische Laßreiser ergänzt wird, bis man dann, wenn abermals nach dreißig Jahren der Hieb eintritt, ein Drittel Oberständer, ein Drittel Samenstämme und ein Drittel Baustämme hat. Von

da an holzt man alle Jahre sämmtliche Bauſtämme mit ab, und erſetzt ihre Zahl durch neue Laßreiſer.

§. 57.

Vermiſchte Laubholzwaldungen. Eintheilung in Schläge.

Selten ſind die Beſtände der Waldungen ganz rein, das heißt, von gleicher Holzart, ſondern mehrere Laubholzarten wachſen durcheinander. Die Frage iſt: wie ſollen dergleichen vermiſchte Laubholzwaldungen in Schläge eingetheilt werden, da eine Holzart früher, die andere ſpäter das Alter der Haubarkeit erreicht?

Hier müſſen folgende Vorſchriften genau beobachtet werden:

1. Der Grundſatz: „Es ſollen nach und nach alle und jede Waldungen, mit Ausnahme allenfalls der Buſchhölzer) in reine Beſtände (von einerlei Holzart) verwandelt ſein", muß auch hier vollſtreckt werden.

2. Die Eintheilung der Schläge geſchieht

a) entweder nach Maasgabe des Haubarkeitsalters von der im Walde am meiſten befindlichen Holzart.

b) oder nach Maasgabe des Haubarkeitsalters von der im Walde nützlichſten Holzart. — Iſt die nützlichere Holzart aber der ſchwächere Theil: ſo muß ſie nachgeſäet und nachgepflanzt, die ſchlech-

tere aber ausgestockt, oder öfters abgetrieben werden, ehe sie gehörig erwachsen und die bessere wieder unterdrücken kann.

§. 58.

Hoher Tannenwald. Eintheilung in Schläge.

Als Bau- und Brennholz gehören die Rothtannen zu den vorzüglichsten Holzarten der Gebirgsländer, besonders, da sie sowohl in den Ebenen, und tiefern Thälern, als hoch an den Bergen bis zum Fuß der Alpen gedeihen, mit jeder Lage, und selbst mit einem seichten Boden von geringerer Fruchtbarkeit zufrieden sind.

Weil aber die Rothtannenwälder auch größern Unglücksfällen ausgesetzt sind, als sonst fast keine andere Holzart, ist ihre Eintheilung in Jahrsschläge um so nothwendiger, da eben durch diese Eintheilung den meisten solcher Unglücksfälle vorgebeugt werden kann.

1. Alter der Haubarkeit richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens, der Lage, des Klima's. Es muß in jedem Walde, in jeder Gebirgshöhe besonders untersucht werden. Auf mastigem, feuchtem Boden erreichen die Rothtannen in viel kürzerer Zeit eine Stärke und Höhe, dergleichen sie erst nach mehrern Jahren auf trockenen Mittagshalden gewinnen können. Aber ihr Holz ist

dann auch schlechter, gröber, weicher, minder dauerhaft und der Rothfäule schon auf den Wurzelstock unterworfen. Gewöhnlich sind hundert bis hundert und dreißig Jahre das Alter, in welchem die Rothtannen ihre Vollkommenheit erreicht haben; hoch im Gebirg zweihundert bis zweihundert und fünfzig Jahre. In eben so viele Jahrsschläge würden die Waldungen demnach meistens einzutheilen sein.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Der leichte, geflügelte Same fliegt besonders gern beim Regenwinde ab, der ihn gegen die Morgen- oder Mitternachtsseite zehn, zwanzig und dreißig Ruthen weit weht. Daraus ergibt sich, bei Eintheilung der Schläge, daß diese auf der Morgen- oder Mitternachtsseite des Waldes angefangen, und gegen den Regenwind zu geführt werden müssen. So wird der West- oder Südwest- oder Nordwestwind den Samen aus dem vorstehenden Walde immer auf die abgeholzten Schläge herüber treiben, und dieselben ansäen. Doch, damit diese natürliche Ansaat bequem und sicher erzweckt werde, muß man die jährlichen Holzschläge nur schmal, höchstens dreißig bis vierzig Ruthen breit machen. Der Rothtannensamen geht gern auf, wenn er der Sonnenhitze nicht zu anhaltend ausgesetzt ist, und nimmt in den ersten fünf Jahren gern Schatten an; aber die jungen Pflanzen, wenn sie nicht frühzeitig Licht haben über sich, werden im Schat-

ten überstehender Tannenbäume bald unterdrückt; werden ohne starke Schüsse, mit tellerförmigen umherstehenden Zweigen verkrüppelt gefunden. Daraus ersieht man die Nothwendigkeit, daß die Jahresschläge in den Rothtannenwäldern jedesmal kahl abgeholzt sein müssen, ohne daß man auf dem Schlage noch einzelne Samenbäume stehen lassen dürfe.

In abgeholzten Schlägen dulde man gern das Espen- und Weidenholz, wenn es frisch aufkommen will. Dies hilft die jungen Tannen erziehen; deckt sie Anfangs mit dem nothwendigen Schatten; treibt sie nachher stärker in die Höhe. Erst wenn die Tannen Mühe haben, durch die Weiden- und Espengebüsche und Zweige durchzudringen, haut man diese letztern zu Reiswellen aus und macht die Tannen ganz frei.

Die Großhaue, so zweckmäßig sie bei der Anzucht anderer Holzarten sind, würden in Rothtannenwäldern verderblich sein.

3. Die Lage des Waldes. Diese muß bei Eintheilung der Holzschläge in Rothtannenwäldern, die an den Bergen gelegen sind, nicht nur in Betracht gezogen werden, um die wahre Grundfläche des Waldes zu kennen (§. 8. §. 50. Nro. 3. b), sondern auch vorzüglich, um zu wissen, von welcher Weltgegend her die stärksten und schädlichsten Stürme, besonders die Regenwinde, kommen;

denn die Rothtanne hat nur flachlaufende Wurzeln, welche nicht stark genug sind, den unverhältnißmäßig hohen Baum, besonders in etwas lockerm Boden, gegen den Anfall des Windes festzuhalten. Die meisten Windfälle und Windbrüche werden in den Rothtannenwäldern gefunden. Diesem Uebel zu begegnen, müssen bei der Anordnung der Schläge die ersten auf derjenigen Seite des Waldes angelegt werden, von welcher der schädliche Wind nicht kommt. Die letzten müssen auf der Regenwindseite sein. An Bergwänden, die entweder gegen Mittag oder Mitternacht liegen, führt man die Ordnung der Schläge von Morgen gegen Abend; an Bergwänden, die gegen Morgen oder gegen Abend sehen, führt man die Reihe der Schläge von Norden gegen Mittag.

4. Die verschiedene Güte des Bodens. — Wenn von jedem Schlage alljährlich ein bestimmtes Quantum Holz erwartet werden soll, müssen diejenigen Schläge, welche wegen Felsen oder anderer unfruchtbarer Stellen weniger Holz tragen können, freilich größer ausfallen in Rücksicht des Flächenraumes. Immer aber sei man darauf bedacht, diese Größe, wo möglich, durch die ausgedehntere Länge des Schlages, als durch seine vermehrte Breite zu erreichen. Geschieht letzteres, oder kann diesem auf keine Weise abgeholfen werden, so muß an solchen allzubreiten

Schlägen der fehlende natürliche Anflug durch künſtliche Anſaat erſetzt oder ergänzt werden.

5. Der gegenwärtige Beſtand. Ueber ſeinen Einfluß auf die Eintheilung der Schläge gilt auch hier, was bei den hohen Buchwäldern davon (§. 50. Nro. 5.) geſagt iſt.

6. Bewirthſchaftung. Wenn endlich ein Rothtannenwald in hundert bis hundert und dreißig Jahrsſchläge eingetheilt iſt, die dem Regenwinde entgegengeordnet ſind, und beim Abtriebe jedesmal kahl abgeholzt werden, wird es an natürlichem Anfluge oder Wiederverjüngung der abgetriebenen Schläge durch den Samen des vorſtehenden Waldtheiles nicht fehlen. Wo einzelne leere Plätze ſind, hilft man durch Anpflanzung oder Anſaat auf wund gemachtem Boden leicht nach. — Es iſt gut, daß die jungen Tannen ſehr dicht und geſchloſſen aufgehen; ſie ſchieſſen um ſo ſchneller und ſchlanker auf (weitläuftiger ſtehend breiten ſie ſich zu früh in Aeſte aus, und werden zu buſchig). Sie reinigen ſich im dichten Beſtande früher von den überflüſſigen Zweigen, und unterdrücken von den jungen Pflanzen diejenigen, die zu viel ſind und zu ſchwach.

So überlaſſe man ſich den Tannenwald etwa dreißig Jahre lang ſelbſt. Es iſt nicht nur höchſt überflüſſig, ſondern für das Wachsthum der Bäume höchſt nachtheilig, wenn man der

Natur mit dem Messer zu Hilfe kommen, und die untern Aeste abhauen, oder, wie man sagt, die Tannen aufschneiteln will. Denn aus diesen gemachten Wunden fließt das zum Wachsthum der Tanne nöthige Harz; der Baum kränkelt, und wird erst dann sein Wachsthum wieder vermehren, wenn die Wunden wieder geheilt sind.

Nach den ersten dreißig Jahren erfolgt im Tannenwalde die erste Durchplänterung, wo man alles unterdrückte Holz, und was einander zu nahe steht, aushaut, so daß immer eine Stange von der andern drei bis vier Schuh weit stehen bleibt, oder daß ein Baum auf zwölf bis sechszehn Quadratschuh kömmt. Auf diese Art stehen nach der ersten Durchplänterung noch 3700 bis 4000 Stangen auf einer Juchart (à 45000 Quadratschuh).

Zweite Durchplänterung geschieht im sechszigsten Jahre des jungen Tannenwaldes, wo wieder die schlechtesten Tannen im Walde einzeln ausgehauen werden, wo sie zu dicht stehen. Diese Zwischennutzung wird schon viel beträchtlicher, als die erste. Ein Baum bleibt sechs bis acht Schuh von dem andern stehen, oder bekömmt einen Platz von ohngefähr dreißig Quadratschuhen. Es bleiben auf einer Juchart nur ohngefähr 1500 der schönsten Stämme.

Dritte Durchplänterung erfolgt wieder

dreißig Jahre ſpäter, oder im neunzigſten Jahre des Schlages. Dieſe Zwiſchennutzung iſt die reichlichſte. Man macht die Entfernung von einem Baume zum andern noch weiter (fünfzehn bis achtzehn Schuh weit), damit die Tannen deſto kräftiger in der Dicke wachſen, denn ihre Höhe haben ſie nun ſchon erreicht. So bleiben auf einer Juchart 700 bis 800 der ſchönſten Stämme zu Säge- und Bauholz, die ſo lange ſtehen bleiben, bis

der Abtriebsſchlag heranrückt, wo dann der ganze Schlag rein abgeholzt wird.

§. 59.

Hohe Weißtannen-Waldung. Eintheilung in Schläge u. ſ. w.

Die Weißtannen, wiewohl ſie an den mittlern Gebirgen ziemlich weit hinauf wachſen, ſteigen doch nicht, wie die Rothtannen, bis zum Fuße der Alpen. Das

1. Alter der Haubarkeit läßt ſich daher im Allgemeinen ziemlich feſt beſtimmen. Je nachdem man größeres oder ſchwächeres Bauholz aus den Weißtannenwäldern gewinnen will, beſtimmt man die Umtriebszeit der Wälder auf achtzig bis hundert und zwanzig Jahre. Der Bedarf, der Boden, die Lage muß, wie in allen Wäldern, bei Ausmittelung des Haubarkeitsalters in Betracht gezogen werden.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Der meiſte und ſchwerſte Same der Weißtannen fällt nicht ſehr weit vom Stamme nieder. Er verlangt beſonders in den erſten fünf Jahren ſeines Keimens Schatten. Dieſe Umſtände machen bei Eintheilung der Schläge in Weißtannenwäldern ein anderes Verfahren nothwendig, als bei den Rothtannen. Der Abtrieb in Großhauen iſt hier wieder zweckmäßig.

Zu dem Ende theile man den Wald ſo ein, daß auf jeden Großhau ſechs bis neun Jahrſchläge kommen, das heißt, man nimmt einzeln umher acht bis zwölf Jahre lang von einem Hau das benöthigte Bauholz, ſo daß im ſechsten oder achten Jahre der Hau rein abgeholzt iſt, und der junge Anflug wieder da ſteht. Bei dieſer Bewirthſchaftungsart gewinnt man noch den Vortheil, daß der Boden nicht ſo leicht und ſchnell verraſet.

Anmerkung. Es gilt auch hier, was bei den Buchen von Behandlung der Großhaue geſagt iſt.

3. Lage des Waldes. Die Weißtannen haben eine tiefergehende Wurzel, als die Rothtannen. Daher iſt es zwar minder gefährlich, wenn der Hieb bei Weißtannenwäldern auf der Regenwindſeite angefangen werden müßte. Immer aber ſoll man, wo es irgend ausführbar iſt, die erſten Schläge auf der dem Regenwind entgegengeſetzten Seite anfangen, und ſie ihm

entgegenordnen. So befördert der Wind noch lange den natürlichen Samenanflug, und man hat weniger von ihm Verheerungen im Walde zu fürchten.

4. Güte des Bodens. Wie §. 50. Nr. 4. bei den Rothtannen.

5. Der gegenwärtige Bestand. Eben so.

6. Bewirthschaftung ist in Rücksicht der Durchpflänterungen (aber nicht des Abtriebes) auf gleiche Weise einzurichten, wie bei den Rothtannenwäldern.

§. 60.

Hohe Fohren-Waldung. Eintheilung in Schläge u. s. w.

1. Alter der Haubarkeit. Vor hundert und zwanzig bis hundert und vierzig Jahren wird man von einem hohen Fohrenwald selten das stärkste Säge- und Bauholz erhalten. Doch müssen Boden und Lage, und das Bedürfniß, wie starkes Holz gefordert werde, das Haubarkeitsalter, und damit die Anzahl der Jahrsschläge bestimmen, in welche ein Fohrenwald zu theilen ist.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Was wir über diesen Gegenstand bei den Weißtannenwäldern angegeben haben, findet zum Theil auch bei Fohrenwaldungen statt. Das sicherste Verfahren in der Bewirthschaftung der Fohrenwälder

bleibt die Führung der Großhaue. Man gibt jedem Haue sechs bis acht Holzschläge, d. i. man haut in einem Hau jährlich den Holzbedarf einzeln umher aus, daß derselbe in sechs bis acht Jahren nach Anfang des Hiebes kahl abgetrieben ist, und der neue Anflug alles frisch überzogen hat.

Der Einfluß, welchen Lage des Waldes, Güte des Bodens und gegenwärtiger Bestand auf die Eintheilung der Fohrenschläge haben, ist ohngefähr derselbe, wie bei hohen Rothtannen- und und Weißtannenwäldern. Auch die Zwischennutzungen oder Durchplänterungen werden in den Fohrenwäldern auf dieselbe Art gemacht.

§. 61.

Hohe Lärchen-Waldung. Eintheilung in Schläge u. s. w.

Die Lärchenwälder sind noch höher in den Gebirgen zu finden, als die Rothtannen, und pflegen sich endlich unterwärts mit denselben zu vermischen.

1. Das Alter der Haubarkeit muß daher von jedem Walde besonders ausgemittelt werden. Auch in hohen Gebirgsgegenden wachsen die Lärchtannen in den ersten Jahren schneller, besonders bis zum dreißigsten und vierzigsten Jahre, als andere Tannen; von da an aber langsamer, und werden endlich von den Rothtannen, wenn sie mit

ihnen vermiſcht ſtehen, meiſtens überwipfelt. Zu einem Alter von achtzig bis hundert Jahren geben die Lärchenbäume gutes Bauholz — darnach muß die Umtriebszeit beſtimmt werden.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Man kann in dieſer Hinſicht die Schläge bei den Lärchenwäldern vollkommen behandeln, wie bei den Weißtannen. Aber mehr, als bei allen andern Tannenarten, muß man bei ihnen darauf ſehen, daß ſie dicht geſchloſſen neben einander aufwachſen. Ihr zartes Laub, ihre ſchwanken Zweige geben ohnehin dem Boden weniger Schatten; daher der Grund leicht verraſet, beſonders auf Mittagsſeiten der Berge, wo dann der Same ſchwerlich ohne Nachhilfe aufgeht. Die Lärchenbäume wachſen ohnehin gern äſtiger, gekrümmter, als andere Tannen; ihren geraden Wuchs, und daß ſie ſich ſelbſt von überflüſſigen Aeſten reinigen, kann man nur durch einen ſehr geſchloſſenen Stand erzielen. Endlich leiden auch die jungen Lärchenbäume mehr, als alle andere Tannenarten, vom Schneedruck — ganze Pflanzungen, weil ſie etwas zu weitläuftig geſetzt waren, wurden oft durch den Schneedruck ruinirt. — Dieſem Uebel kann ebenfalls nur durch wohl geſchloſſenen (allenfalls durch eingemengte Rothtannen) Beſtand, wo ſich die Zweige eines Baumes auf den andern lehnen und einer den

andern unterstützt, vorgebeugt werden. (Siehe darüber auch §. 21. Nro. 3.)

Was über Lage des Waldes, Güte des Bodens, gegenwärtigen Bestand, und deren Einfluß auf die Eintheilung der Schläge bei andern Tannenarten gesagt worden ist, gilt auch hier. Nur hüte man sich, bei den Zwischennutzungen, die in Lärchenwäldern von zwanzig zu zwanzig Jahren vorgenommen werden können, die Durchpflanterungen, besonders die ersten, nicht zu stark zu machen, sondern begnüge sich in den ersten zwanzig Jahren durchaus nur mit Aushauung des abgestandenen Holzes.

§. 62.

Hohe Arven-Waldung. Eintheilung in Schläge u. s. w.

Die Arven, welche noch in weit höhern Gebirgen gedeihen, als die Lärchtannen, sollten wegen der Köstlichkeit ihres Holzes für die Bewohner hochgelegener Gegenden, für die Sennhütten in den höchsten Alpen und deren Bedürfnisse, so wie für den Gebrauch davon in tiefern Gegenden, am sorgfältigsten geschont, und am regelmäßigsten bewirthschaftet werden. Es ist bei der bisherigen Verwüstungsart der Arvenwälder zu befürchten, daß diese Holzart, welche jetzt schon Seltenheit zu werden anfängt, bald gänzlich ausgerottet sein wird in den höchsten Bergen.

1. Alter der Haubarkeit. Je weiter hinauf an den Bergen die Arven wachsen, je langsamer iſt ihr Wuchs; aber je ſchöner und dauerhafter auch ihr Holz. Von ihrer Umtriebszeit kann daher durchaus keine allgemein gültige Zahl angegeben werden. Sie richtet ſich nach der Beſchaffenheit des Klima's, der Lage des Waldes, der Güte des Bodens, und je nachdem man mehr oder minder ſtarkes Holz erwartet. Inzwiſchen geben auch auf ſehr hohen Bergen die Arven, wenn ihnen der Boden irgend entſpricht, im zweihundertſten Jahre anſehnliche Stämme.

2. Wiederaufwuchs der Holzart. Die ſchweren Samen oder Nüſſe fallen bei ihrer Reife zum Fuße des Stammes hin; die jungen Pflanzen fordern viele Jahre lang Schatten; der Sonne zu früh bloßgeſtellt verderben ſie. Dies gibt mithin die Lehre, daß, um natürliche Anſaat und Schatten zu erhalten, in den Arvenwäldern durchaus die Führung der Großhaue, die oben ſchon ausführlich genug bei andern hohen Waldarten beſchrieben iſt, angewendet werden müſſe. Iſt die Umtriebszeit z. B. auf zweihundert Jahre feſtgeſetzt: ſo behaut man ſich aus einem Hau einzeln umher acht bis zehn Jahre lang. Findet ſich, daß in dem Hau, a. welches der Hieb kömmt, der Boden verraſet iſt, ſo muß er unter den Bäumen aufgehackt werden, um den Nüſſen die Möglichkeit

zu keimen zu verschaffen, oder man wartet ein gutes Samenjahr ab, und steckt alsdann die Nüsse einen bis zwei Schuh eine von der andern in den Boden, doch nicht mehr als einen halben oder Viertel-Zoll tief.

4. **Lage des Waldes.** Außer dem, was schon oben bei andern Waldarten von ihrem Einfluß auf die Eintheilung und Berechnung der Schläge gesagt worden ist, muß hier noch besonders in Rücksicht der Arven bemerkt werden, daß im Frühjahr ihre Blüthen besonders stark durch Spatfroste leiden. Man muß demnach den neu anzulegenden Arvenwäldern besonders Schutz gegen die Morgensonne geben. An Abendhalden erfrieren die Blüthen nicht leicht. — Da die Arven mit ihren Wurzeln tief eingreifen, und von den regnerischen Sturmwinden daher nicht viel zu befürchten haben, ist es rathsam, die Holzschläge in den Arvenwäldern **nicht auf der Morgenseite** zu beginnen.

Im Uebrigen sehe man über den Einfluß, welchen Güte des Bodens und jetziger Holzbestand auf die Eintheilung der Holzschläge haben können, dem nach, was davon in den vorhergehenden §§. gesagt worden ist.

Durchplänterungen, oder Zwischennutzungen können in den Arvenwäldern **alle vierzig Jahre** vorgenommen werden, doch mit der gehö-

rigen Vorsicht, daß dabei zu keiner Zeit der Wald zu licht gehauen werde, weil ausserdem der Boden schnell verraset, und für den Samen unempfänglich wird.

§. 63.

Niederwaldungen von Nadelholz. Eintheilung der Schläge.

An vielen Orten muß man, in gänzlicher Ermangelung schnellwachsender Laubholzarten, die als Schlagholz benutzt werden konnen, Tannenwaldungen zu Brennholz ziehen. Dies ist nun freilich eine verkehrte und mühsame Wirthschaft. Denn da das Nadelholz, nachdem es abgetrieben worden, keinen frischen Stock- und Wurzelausschlag gibt, so muß man es entweder jedesmal so alt werden lassen, daß es reifen, kräftigen Samen und damit natürlichen Anflug geben könne, oder man muß nach jedem Abtrieb eines Schlages eine künstliche Wiederansaat machen, die kostspielig ist und nicht allemal gelingt, wo dann gewöhnlich der Boden verraset, oder mit Gesträuch und schlechten Holzarten, Weiden, Espen u. s. w. überwuchert.

Läßt man die Tannen alt genug werden, daß sie kräftigen Samen zu neuem Anflug auswerfen können, so muß man sie dreißig bis sechszig Jahre stehen lassen. In eben so vieler Zeit würde man aber Schlagholz von Buchen, Birken, Erlen, Hage-

buchen, Eichen u. ſ. w. ſchon zwei- oder dreimal abgetrieben und größern Gewinn an Holz gehabt haben, mit geringern Unkoſten und wenigerer Mühe.

Niemals alſo ſollte man (ausgenommen in hohen, rauhen Gebirgsgegenden, und da, wo ſich der Anzucht von Schlagholzwaldungen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen ſtellen) Niederwaldungen von Tannenholz bloß für Brennholzbedürfniſſe erziehen. Und wenn es geſchehen müßte, nicht geändert werden konnte, iſt es vortheilhafter, die zu Brennholz beſtimmten Tannenwaldungen nicht wie Niederwaldung zu behandeln, das heißt, ſie nicht zu früh, im dreißigſten oder vierzigſten Jahre, ſondern erſt wenn ſie ihr kräftigſtes Wachsthum vollendet haben (Lärchen, Fohren, Weiß- und Rothtannen im ſechszigſten bis ſiebenzigſten Jahre), abzutreiben. In ſolchem Falle aber werden die zu Brennholz beſtimmen Tannen-, Fohren- und Lärchenwälder auf dieſelbe Art, nur mit wenigern Umtriebsjahren, in Schläge getheilt und bewirthſchaftet, wie hohe Nadelholzwaldungen.

§. 64.

Buſchholz von Nadelholz.

Von unſern Tannen- und Fohrenarten ſind nur die **Alpenfohren** als Buſchholz anzuſehen. Dieſe ſind Bewohner der höchſten Gebirge, gedeihen nur dort vorzüglich, und eignen ſich daſelbſt ganz dazu, dem Brennholzmangel zu wehren.

Da die Alpenfohren nur flachstreichende Wurzeln haben, da sie mit ihren am Boden zwanzig bis dreißig Schuh lang ausgestreckten Stämmen vielen Raum einnehmen; so dienen sie ganz vorzüglich dazu, die kahlen Felsplatten der Gebirgshöhen zu bekleiden, und auch von diesen Felsenplatten, die sonst zu nichts benutzt werden können, Gewinn zu ziehen.

Wenn man daher an den felsigen Halden und auf den öden, steinigen Rücken oder Graten der Gebirge den Samen der Alpenfohren in die einzelnen, mit Dammerde angefüllten Spalten, Risse und Klüfte des sonst nackten Gesteins streut, erwachsen sie, und haben Raum genug, ihre Stämme und Zweige weit auszudehnen über die entblößten Felsenflächen.

Das Alter der Haubarkeit ist wegen der Verschiedenheit des rauhern oder mildern Klima's der Höhen, der Verschiedenheit der Lage und des Bodens sehr verschieden, und läßt sich auf keine Weise anders angeben, als daß es Zeit sei, die Alpenfohren zu schlagen, wenn sie nahe an der Wurzel den Stamm zu vier bis fünf Zoll im Durchmesser stark haben, wo sie dann gewöhnlich fünfzehn bis zwanzig Schuh lang sind.

An regelmäßige Eintheilung solches Buschholzes in den höchsten Gebirgsgegenden ist kaum zu denken, weil sie außerordentliche Mühe verursa-

chen würde, ohne den zu hoffenden Gewinn. Nur da, wo an abgeholzten Stellen sich des Anfluges zu wenig zeigt, helfe man durch künstliche Aussaat nach.

§. 65.

Vermischte Nadelholzwaldungen.

Man soll von jeder Nadelholzart reine Bestände erziehen; nicht Wälder, worin Roth- und Weißtannen, oder Rothtannen und Lärchen, oder Rothtannen und Arven durch einander stehen. Immer ist eine Holzart früher oder später dem Gedeihen der andern schädlich. Immer wird früher oder später eine Holzart dennoch von der andern verdrängt werden.

Wenn daher dergleichen gemischte Nadelholzwaldungen vorhanden sind, und sie in regelmäßige Schläge eingetheilt werden sollen, verwandle man den Wald in einerlei Bestand. Man macht die Eintheilung der Schläge entweder nach der im Walde vorfindlichen herrschenden Holzart, oder nach der nützlichern (falls ihr Boden und Lage angemessen sind).

§. 66.

Von Realisirung der Schläge, oder Aussteckung derselben im Walde.

Die Eintheilung der Holzschläge von einem Walde wird zuerst auf der genau entworfenen

Forstkarte gemacht, und mit Linien und Nummern bezeichnet. Man weiß jetzt aus dem bisher Gesagten, was alles zur Eintheilung der Jahresschläge zu wissen nöthig ist, und was die Forstkarte, Vermessungs-Register, Erfahrungs-Tabellen und Abschätzungs-Tabellen vom gegenwärtigen Bestand eines Waldes enthalten sollen. Man überzeugt sich nun um so mehr, wie unentbehrlich diese eben genannten Vorarbeiten sind, um den Wald in Schläge vertheilen und zu besserer Bewirthschaftung einrichten zu können. Je richtiger und genauer diese Vorarbeiten gemacht wurden, je leichter ist der Wald auf der Forstkarte in Schläge zu bringen.

Es ist aber nicht genug, daß die Abtheilungen des Waldes auf der Forstkarte stehen, sie müssen auch im Walde selbst vollstreckt werden.

§. 67.

Von den bei Aussteckung der Großbaue und Schläge nöthigen Arbeiten.

Nachdem auf der Forstkarte die sämmtlichen Jahresschläge des Waldes bezeichnet worden sind, wie auch die Großbaue, werden die Scheidelinien der Schläge im Walde ausgesteckt.

Zu dem Ende wird Folgendes gethan:

1. Man setzt am Anfang eines Schlages einen Nummerpfahl, mit der Nummer des Schlages,

Die Fläche des Nummerpfahls, an welcher die Zahl steht, muß genau die Grenze, und durch ihre Stellung genau die Richtung der durch den Wald gehenden Schlaglinie angeben.

Anmerkung. Der Nummerpfahl muß wenigstens zwei Schuh tief in der Erde und gegen sechs Schuh über der Erde sein, und eine Dicke von sechs bis acht Zoll haben. Buchstaben und Nummern werden vertieft ins Holz eingeschnitten, und mit Oelfarbe aufgemalt. — Statt des Nummerpfahls kann auch ein am Anfang des Schlages auf der Grenzlinie stehender aufgewachsener Baum genommen werden, worauf ein mit Oelfarbe bestrichenes, mit Nummer und Buchstaben bezeichnetes Eisenblech befestigt wird. — Oder man setzt einen behauenen Stein, der sich von den gewöhnlichen Marchsteinen durch seine Form bestimmt unterscheiden muß, und daher Schlagstein heißt. In diesen sind Buchstab und Nummer eingeschlagen, und durch eine über seinen Kopf gehende eingegrabene Furche wird genau die Grenze und die Richtung der Schlaglinie angedeutet.

2. Mit der Boussole wird nun die Schlaglinie durch den ganzen Wald verfolgt — man haut die Linie im Walde durch, und bezeichnet sie von Zeit zu Zeit mit eingerammelten, dauerhaften, kleinern Schlagpfählen, die mit dem Nummerpfahl in der genauesten Linie und Richtung stehen. Um diese Schlagpfähle werden dann Hügel, die drei Fuß hoch sind, aufgeworfen, festgetreten und mit

Rasen belegt; doch muß wohl darauf geachtet werden, daß die Schlagpfähle beim Feststampfen des Hügels nicht im mindesten verrückt werden.

Anmerkung. Statt der Schlagpfähle kann man auch zur Bezeichnung der Schlaglinie einzelne, der Linie nachgehende Gräben aufwerfen. Aber dergleichen Gräben sind meistens bald verfallen und unkenntlich. — Oder man bepflanzt die Schlaglinie mit einer vom Walde verschiedenen Holzart; z. B. man pflanzt Rothtannen in Laubholzschlägen, oder Pappeln in Tannenwaldschlägen. Diese Bezeichnung ist sehr bequem und sicher, wenn die Förster gehörig darauf sehen, daß diese Bäume, wenn einzelne davon ausgehen, sogleich ergänzt werden, und im Walde kein Same von ihnen aufgeht, wodurch, wenn mehrere dergleichen Bäume erwachsen sind, die Schlaglinie endlich ungewiß würde. — Oder man bezeichnet die Schlaglinie durch das Anschalmen der auf ihr stehenden Bäume, und malt mit Oelfarbe das Zeichen des Schlages auf die angehauene Seite des Baumes. Allein solche Anschalmungen verwachsen und verwittern bald; Harz, Wind und Wetter verwischen die Nummern u. s. w.

3. Am Ende der Schlaglinie wird ein Endpfahl gesetzt, wie der Nummerpfahl am Anfang des Schlages, und mit diesem auf das pünktlichste in gleicher Richtung. Statt des Endpfahles können auch einige aufgeworfene mit Rasen bedeckte

Hügel dienen, mit Schlagpfählen, wie vorhin (§. 67. No. 2.) gemeldet worden, versehen.

4. Auf die gleiche Weise werden die übrigen Schläge des Waldes ausgemarcht.

§. 68.

Wie der Förster die verlornen Schaglinien aufsuchen müsse.

Nach mehrern Jahrzehenden, wenn der Hieb wieder an einen Schlag kömmt, kann die ausgesteckte Schlaglinie verwachsen, und ganz unkenntlich geworden sein. Aber mit Hilfe der Bousole oder des Kompasses kann sie, nach der Forstkarte, leicht wieder gefunden werden. Denn in der Forstkarte ist die Länge und Breite jedes Schlages, so wie die Richtung der Schlaglinie, bestimmt angegeben.

In jedem Falle aber muß der Förster, so oft ein neuer Schlag abgeholzt werden soll, die Größe des abzutreibenden Schlages von neuem aussteken, damit die Holzfäller nicht zu weit gehen.

§. 69.

Nur von regelmäßig eingetheilten Waldungen kann der jährliche Ertrag richtig geschätzt und ein Bewirthschaftungsplan entworfen werden.

Wenn eine Waldung auf die bisher beschriebene Art regelmäßig eingetheilt ist: so entsprin-

gen daraus für den Eigenthümer des Forstes große Vortheile.

Er übersieht sein in Waldung bestehendes Vermögen. Er hat genauere Kenntniß von den einzelnen Theilen, und kann da, wo es fehlt, leichter anbauen und nachhelfen. Er weiß nicht nur den Werth des gegenwärtigen Bestandes, sondern kann auch berechnen, um wie viel derselbe vergrößert werden könne. Er weiß, wie viel Holz er jährlich mit Vortheil aus dem Walde nehmen darf, und wie viel jährlich dazu wächst. Er weiß nicht nur, wie viel Holz der Schlag ungefähr abwerfen wird, an den im nächsten Jahre der Hieb kömmt: sondern kann auch berechnen, wie viel ihm die Durchplänterungen auf frisch erwachsenden Schlägen eintragen.

Die Abschätzung eines in regelmäßige Schläge eingetheilten Waldes ist demnach von der Abschätzung des Holzbestandes in einem Walde (§. 40 bis 46) überhaupt sehr verschieden.

Bei der regelmäßig eingetheilten und bewirthschafteten Waldung berechnet man:

1. Wie viel erträgt jährlich der neu abzuholzende Schlag?

2. Wie viel werfen noch dazu die regelmäßigen Durchplänterungen ab bei hohen Waldungen?

Die erste Frage: wie viel Holz der neu abzutreibende Schlag abwirft? ist am leichtesten beantwortet. Ist der Schlag gut bewirthschaftet: so weiß man bei hoher Waldung ziemlich genau, wie viel erwachsene Stämme auf einer Juchart stehen, und wie viel Bau-, Nutz- und Brennholz diese Stämme, nach Maasgabe ihres Alters und ihrer darin erhaltenen Stärke, geben sollen.

Die zweite Frage: wie viel die regelmäßigen Durchplänterungen bei hohen Waldungen abwerfen? ist ebenfalls bei gut bewirthschafteten und einmal eingerichteten Waldungen nicht schwierig zu beantworten. Denn

a) man weiß, in welchem Alter ein Schlag oder Großhau durchplänkert wird;

b) man weiß aus den Erfahrungstabellen, wie stark und hoch die Stämme einer gewissen Holzart (auf dem Boden und in der Lage, welche der Wald hat) in diesem Durchplänterungs-Alter sind. Der kubische Holzgehalt des einzelnen Stammes in diesem Alter wird berechnet;

c) man weiß, wie viel Stämme in jedem Durchplänterungs-Alter aus dem Walde genommen werden müssen, und wie

viel stehen bleiben sollen. Wir haben davon bei den Eichen (§. 51. Nro. 2.) und bei den Rothtannen (§. 58. Nro. 5.) Beispiele gegeben, die für andere hohe Laub- und Nadelholzwaldungen ebenfalls gelten.

d) Folglich berechnet man nur den kubischen oder Klafter-Holzinhalt sämmtlicher in einem gewissen Alter aus einem Walde bei der Durchplänterung zu nehmenden Stämme, und weiß mithin auch den Ertrag der Durchplänterung.

§. 70.

Entwurf einer Tabelle der Durchplänterungszeiten bei hohen Waldungen.

Wenn ein hoher Wald gehörigermaßen in Schläge und Großhaue eingetheilt ist, werden in eben der Zeit, da ein Hau abgeholzt wird, zugleich Durchplänterungen in zwei oder drei andern Großhauen gehalten.

Um die gehörige Ordnung zu beobachten mit den Durchplänterungen, und zugleich zu wissen, in welchen Großhauen oder Schlägen zu gleicher Zeit Abtriebsschlag und Durchplänterungen sind, muß zu jeder Forstkarte eine Tabelle der Durchplänterungszeiten gefügt werden.

Hier folgt ein Beispiel:

Tabelle der Durchplänterungs- und Abtriebszeiten des Buchwaldes N. N.

(Die in der Tabelle enthaltenen Nummern bedeuten die Nummern der Großhaue, worin der Wald getheilt ist.)

Jahrgänge	Von 1806 bis 1818	Von 1819 bis 1830	Von 1831 bis 1842	Von 1843 bis 1854	Von 1855 bis 1866	Von 1867 bis 1878	Von 1879 bis 1890	Von 1891 bis 1903	Von 1904 bis 1916	Von 1917 bis 1928
Abtrieb	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Erste Durchplänterung	8	9	10	1	2	3	4	5	6	7
Zweite Durchplänterung	5	6	7	8	9	10	1	2	3	4
Dritte Durchplänterung	3	4	5	6	7	8	9	10	1	2

Bei den Rothtannenwäldern, wo die Schläge einzeln rein abgeholzt werden (§. 58.), ist die Entwerfung der Tabelle eben so leicht zu machen.

Man sieht daraus also, daß bei einer regelmäßig eingerichteten Wirthschaft ausser dem Abtrieb des ältesten Schlages noch beträchtliche Zwischennutzungen fallen; daß man in einem und demselben Jahre an drei, vier verschiedenen Orten des Waldes Holz fällen lassen kann; daß man in einem und demselben Jahre aus dem gleichen Walde die zu dem verschiedensten Gebrauch nützlichen Holzgattungen beziehe, nämlich vom Abtriebsschlag großes Bau-, Säge- und Nutzholz, und ausserdem aus den Durchplänterungen noch dreißigjähriges Stangenholz, Reiswellen, sechszig- und neunzigjähriges Spalt-, kleines Bau- und Nutzholz.

§. 71.

Von Anwendung der Durchplänterungszeiten auf verwilderte Waldungen.

Freilich, wo ein Wald schon seit hundert Jahren regelmäßig eingetheilt und bewirthschaftet ist, lassen sich die Durchplänterungen in aller Ordnung auf die Schläge oder Großhaue anwenden; man kann berechnen, wie viel Holz die erste, zweite und dritte Durchplänterung abwerfen mag; man bekömmt dabei regelmäßig immer nur dreißig-, sechszig-, neunzigjähriges Holz u. s. w.

Allein dies ist nicht der Fall bei verwilderten Waldungen, die entweder altes und junges Holz durch einander haben, oder deren Holzbestand von einerlei Alter ist. Hier könnte man die Eintheilung des Waldes in reguläre Schläge wohl gar für schädlich halten. Allein man soll sich durch den ersten Anschein nicht schrecken lassen.

Dergleichen verwilderte Waldungen sind:

A. Entweder zu Brennholz bestimmt; in diesem Falle werden sie in kleinere Umtriebszeiten gesetzt, und man wendet auf sie an, was (§. 54, 55, 63.) von den Niederwaldungen gelehrt worden.

B. Oder sie sind zu hohem Bauholz bestimmt; in diesem Falle ist der darin vorhandene Holzbestand

a) entweder von gleichem Alter,

b) oder durch einander stehend von ungleichem Alter.

Mehr Fälle sind nicht gedenkbar. Ich will also lehren, wie man sich in beiderlei Fällen mit den Durchplänterungen zu verhalten habe.

§. 72.

Anwendung der Durchplänterungszeiten auf einen Wald, dessen Holzbestand einerlei Alter hat.

Ist des Waldes Holzbestand von einerlei Alter: so wird freilich durch Einrichtung der

Schlag- und Durchplänterungswirthschaft beim erſten Umtrieb des Forſtes kein großer Gewinn gemacht, indem die Stämme Anfangs zu früh, und nachher zu ſpät genommen werden müſſen.

Zuallererſt muß man vor der Eintheilung ſolches Waldes wiſſen, ob er ſehr groß ſei (mithin alſo auch der Schade)? — ob nothwendig der ganze Wald zu Bau- und großem Nutzholz dienen müſſe, oder ob auch Brennholz von ihm gefordert werde? — ob der Eigenthümer des Waldes (die Gemeinde, der Staat) keine andere hohe Waldungen zu Holzbedürfniſſen habe, oder zur Ergänzung und Aushilfe beſtimmen könne?

Immer werden uns die darüber eingezogenen Nachrichten das Geſchäft der Eintheilung ſehr erleichtern.

Iſt der Wald nicht ſehr groß, und kann noch anderer Boden zur Anzucht hohen Holzes angewieſen werden: ſo wird der ſchon ſtehende Wald nur (gleichſam als Theil eines größern betrachtet) in wenige Schläge geordnet, die erſt ſpät (nicht alljährlich), auf einander folgend, abzutreiben, und im gewöhnlichen Durchplänterungsalter vom abſtehenden, überflüſſigen Holz zu reinigen ſind.

Iſt der Forſt anſehnlich groß, aber man fordert nicht nur Bau- ſondern auch Brennholz von ihm: ſo wird er ohne anders in Schläge ge-

theilt und angegriffen, und die Brennholz-Bedürfnisse werden bloß mit dem abgehenden ausgeplänterten Holz der spätern Schläge bestritten. — Die abgetriebenen Reviere aber werden, je nach Maasgabe der Bedürfnisse, zu besondern Nieder- und hohen Waldungen vertheilt und geordnet.

Ist der Wald zu jung, um schon aus den ersten Schlägen Bauholz zu liefern: so muß dies kein Hinderniß der bessern Eintheilung und Bewirthschaftung werden. Denn um die schlechte Haushaltung nicht zu verewigen, ist es immer vortheilhafter, Anfangs geringen Schaden zu leiden, um künftig dem doppelt größern auszuweichen. — Setzen wir den Fall, der Wald sei durchgängig mit vierzigjährigen Tannen bestanden: so würden bei Eintheilung in hundert und zwanzig Schläge das älteste Holz einst hundert- und sechszigjährig, folglich noch nicht zu alt sein, ob es gleich zu spät genommen wird.

Ist der Wald schon zu alt, und zu befürchten, daß bei der gewöhnlichen Eintheilung das Holz auf den ältesten Schlägen sämmtlich verderben und abstehen werde: so muß man sich beim ersten Umtriebe des Waldes mit falschen Schlägen helfen, wo nämlich für den ersten Umtrieb zwei oder anderthalb Schläge statt eines einzigen abgeholzt, der Forst mithin in kürzerer Zeit abgetrieben, und erst nachher in

feste, bleibende Schläge geordnet wird. Setzen wir den Fall: es stehe ein hundertjähriger Tannenwald da: so theile man ihn in sechszig falsche Schläge. Das älteste Holz wird darin einst hundert- und sechszigjährig sein. Ist dies gefällt: so steht auf den ersten Schlägen sechszigjähriges Holz, und man schreitet sodann ohne großen Schaden zur regelmäßigen Bewirthschaftung und Eintheilung der Schläge.

Doch nie lassen sich ganz zuverlässige, allgemeine Regeln über Gegenstände festsetzen, wo örtliche Umstände, mit Klugheit benutzt, das Bessere entscheiden können.

Ueberhaupt ist es ein höchst seltener Fall, daß alles Holz eines großen Waldes von einem und demselben Alter sei. Gemeiner hingegen ist es, daß, bei der bisherigen schlechten Waldwirthschaft, der Bestand eines Forstes von sehr ungleichem Alter sei.

§. 73.

Von Anwendung der Durchplänterungszeiten auf Bestände von ungleichem Alter.

Die Umstände, und die Klugheit des Forstmanns, der einen solchen verwilderten Forst in Schläge theilt, entscheiden über die künftige Ordnung desselben. Wie solche Waldungen bei der An-

ordnung der Schläge und Großhaue zu behandeln sind, haben wir schon oben erwähnt (§. 50. No. 5.).

Hier fügen wir noch hinzu:

1. Daß die Durchplänterungen besonders überall zur Wegräumung des abgehenden Holzes benutzt werden sollen.

2. Daß in denjenigen Schlägen, an welche die Reihe des Hiebes zuletzt kommt, bei den ersten Durchplänterungen (besonders, wenn einer von den ersten Schlägen und Großhauen des Bauholzes zu wenig gibt) nicht nur abgehendes, sondern selbst das ältere, noch in bester Reife stehende Holz geschlagen, und sogleich durch neue Pflanzungen ersetzt werden müsse, die dann, wenn einst der Hieb nach einer Reihe von Jahren an ihren Ort kommt, schon wieder zu ziemlicher Stärke erwachsen sein können.

§. 74.

Bewirthschaftungsplan.

Ist nun der Wald in Rücksicht der Schläge und Großhaue geordnet: so muß zu jeder Forstkarte ein umständlicher Bewirthschaftungsplan gelegt werden, aus welchem die Nachkommenschaft ersieht: warum der Wald so und nicht anders eingetheilt worden, und was zur Aufnung des Forstes von Zeit zu Zeit gethan werden solle.

Der Bewirthschaftungsplan von jedem Walde enthält also die genauesse Auskunft über folgende Artikel:

1. In welcher Ordnung folgen die Schläge auf einander, und in welchem Jahre trifft jeden der Hieb? Wie alt ist jetzt, und wie alt beim Abtrieb einst das Holz?

2. In welcher Ordnung folgen die verschiedenen Durchplänterungen, für jeden Großhau, zu welcher Zeit?

3. Sind Abänderungen von Holzarten hie und da zu machen, wo ihnen Lage und Boden u. s. w. nicht angemessen sind? Wie sollen sie, und wann unternommen werden?

4. Sind Anpflanzungen, oder Ansaaten nöthig? wo? wann?

5. Auf wie viel Holz kann man jährlich rechnen von jedem Schlag und von den verschiedenen gleichzeitigen Durchplänterungen?

6. Welche Verbesserungen sind überhaupt anzubringen im Walde? (z. B. zur Abfuhr des Holzes, Austrocknung des Bodens durch Gräben u. s. w.)

§. 75.

Rekapitulation.

Die Eintheilung der Waldungen in Schläge, zu künftiger besserer Bewirthschaftung, ist also das Fundament der wahren Forstwirthschaft.

Zu dem Ende wird jeder Wald

1. Ausgemarcht an seinen Grenzen — Marchbeschreibung.

2. Vermessen, sowohl in Rücksicht seines Umfangs, als seiner innern Theile — Forstkarte, Vermessungsregister.

3. Der gegenwärtige Holzbestand darauf abgeschätzt — Abschätzungsregister, Befahrungstabellen.

4. Dann in Schläge oder Großhaue getheilt, und damit die künftige Bewirthschaftung des Waldes vorgezeichnet — Bewirthschaftungsplan.

§. 76.

Von den Reservewäldern.

In manchen Gegenden hält man, ausser den regelmäßig eingetheilten und benutzten Waldungen, noch einen Theil derselben unter dem Namen Reservewälder zurück, deren Zweck sein soll:

1. In unvorhergesehenen Nothfällen auszuhelfen.

2. Oder wenn das Holz eines Schlages (der durch Stürme und andere Unfälle beschädigt sein kann) nicht hinreicht, den Holzbedürfnissen des Jahrs zu begegnen, damit die fehlende Holzmenge zu ergänzen.

Die Reservewälder sollen demnach ein Nothpfennig sein, den der kluge Haushalter für ausserordentliche Fälle aufspart.

Allein, wenn man den Gegenstand genauer prüft, ergibt sich, daß die Anlegung der Reservewälder die unnützeste Einrichtung sei, und ihren

Zweck gar nicht erfüllen könne, ohne mancherlei Nachtheil für den Eigenthümer desselben.

Schlagholz-Reservewaldungen für unvorhergesehene Brennholzbedürfnisse sind sich selbst widersprechend. Denn wird das Schlagholz über das Alter seiner Haubarkeit aufgespart: so hört es auf, Schlagholz zu sein, es wird hohe Waldung, und muß als solche bewirthschaftet und aus dem Samen nachgezogen werden.

Bauholz-Reservewaldungen können nur solche sein, die man, statt im reifen Alter ihrer vollkommenen Brauchbarkeit abzutreiben, überhält, und deren Umtriebszeit man so lang, als möglich, ausdehnt. So kann man Tannen-Reservewälder, statt sie wie gewöhnlich in hundert oder hundert und zwanzig Schläge zu ordnen, in zwei- bis dreihundert theilen. Eingetheilt müssen sie aber werden, damit sie sich regelmäßig verjüngen, weil ausserdem nach und nach der ganze Wald eingehen und verderben würde. Ein Reservewald dieser Art wirft also in zwei bis drei Jahren kaum so viel ab, als er bei gewöhnlicher Benutzung in einem Jahre geben sollte. Man verschwendet also den Zins von einem Kapital, um im Nothfall — reicher zu sein! (Denn wenn man von einem Waldekapital nicht den jährlichen Zins bezieht, wird dasselbe darum nicht größer. Bei dieser Art Kapitalien kann man nicht Zins zu Zins schlagen.)

Schon daraus erſieht man, daß, wenn man für Nothfälle aufſparen will aus dem Walde, es vortheilhafter iſt, jeden Wald aufs höchſte jährlich zu benutzen, und lieber einen Theil des jährlich genommenen Zinſes (einen Theil vom Geldwerth des verkauften Holzes) zu einer Reſervekaſſe für künftige Nothfälle (bei Feuersbrünſten ꝛc.) zur Anſchaffung des mangelnden Holzes, zu machen.

Eine Reſervekaſſe (aus der Forſteinnahme) iſt ſchon darum zweckmäßiger, als ein Reſervewald, weil man von dieſem ohnehin jährlich, es mag Noth ſein, oder nicht, als abgehende Holz wegnehmen, mithin den Wald verkleinern muß, wo hingegen die Gelder der Holz-Reſervekaſſe auf Zinſen ausgethan, und dadurch als Kapital vergrößert werden können. Zudem läßt ſich nie voraus berechnen, wie groß das Holzbedürfniß bei dem zu befürchtenden Nothfall ſein, und ob der Reſervewald dafür dann zu klein, oder überflüſſig groß ſein werde.

Hat eine Gemeinde oder ein Staat überhaupt des Holzlandes zu wenig: ſo würden Reſervewälder ohnehin wegfallen, weil man nicht, aus Furcht vor möglichen außerordentlichen Fällen der Zukunft, ſchon gegenwärtig beſtändige Holznoth leiden mag. Man wird den Holzboden lieber aufs höchſte zu benutzen ſuchen.

Hat eine Gemeinde des Holzlandes zu viel: ſo ſind Reſervewälder noch unnützer. Denn das Zuviel, welches jährlich verkauft werden muß, kann in Holznothzeiten zur Befriedigung der Bedürfniſſe hinreichen, wird dann nicht verkauft. Oder reicht es nicht hin: ſo werden einige Zuchart Waldes im Nothjahr mehr geſchlagen, und in den künftigen Jahren wieder durch Einſchränkungen eingeſpart.

Reſervewaldungen in der gemeinen Bedeutung des Wortes ſind ſehr zwecklos, und jedesmal nachtheilig, weil bei ihnen ein anſehnlicher Strich Landes ſehr ſchlecht benutzt wird, auf bloße Möglichkeiten hin.

Verſteht man aber unter Reſervewaldungen ſolche Oerter, wo auserleſen großes, ſtarkes Holz gezogen werden ſoll: ſo ſind dergleichen allerdings nützlich. Man kann ſie aber nicht Reſervewaldungen nennen. Es ſind hohe Waldungen, die einen ſehr langſamen Umtrieb erhalten, um Bauholzer von ungewöhnlicher Stärke, ſehr große Blöcke u. dgl. m. daraus zu ziehen.

Jede Gemeinde, jeder Staat ſollte, nach Berechnung der Bedürfniſſe an ſolchem Holz, dazu einen Theil des Waldes beſtimmen.

§. 77.

Forſt-, Grund- und Lagerbuch.

Um endlich eine Ueberſicht aller zur Einrichtung beſſerer Bewirthſchaftung des Walbodens getroffenen Anſtalten und Arbeiten zu bekommen; um ferner alle einzelne, den Wald betreffende ſchriftliche Nachrichten zur Belehrung für die Nachkommenſchaft, oder den künftigen Beſitzer des Waldes in ein wohlgeordnetes Ganzes ſammeln und aufbewahren zu können; um ferner eine Anſicht von dem verſchiedenen Ertrag des Forſtes in verſchiedenen Jahren zu bekommen; iſt es ſehr nützlich, über jeden einzelnen Wald ein beſonderes Buch zu führen, welches Forſt-, Grund- und Lagerbuch heißt.

Das Forſt-, Grund- und Lagerbuch von jedem Walde hat folgenden Inhalt:

I. Name des Waldes, des Reviers und Bezirks, in dem er gelegen iſt.

II. Größe und Grenzen desſelben. (Hier folgt die umſtändliche Durchbeſchreibung.)

III. Lage und Beſchaffenheit der Bodens.

IV. Von Gerechtigkeiten und Beſchwerden, die der Wald beſitzt.

1. Gerechtigkeiten, die der Beſitzer des Waldes üben kann, z. B.

a) Frohndienſte von einer Gemeinde beim Abholzen, oder Abfahren des Holzes zu fordern.
b) Wege zum Abfahren des Holzes über fremden Boden, über Ackerland u. ſ. w.

2. Beſchwerden, die der Wald zu tragen hat, z. B.

a) Beholzungsrecht Anderer im Walde.
α. Wer hat dies Recht? — Wie weit erſtreckt es ſich? — Auf welche Holzart?
β. Kraft welcher Verträge?

b) Leſeholzgerechtigkeit.
α. Wer hat ſie?
β. Unter welchen Bedingungen und Einſchränkungen?
γ. Kraft welcher Verträge?

c) Laub- und Streuſammeln.
α. Wer hat das Recht dazu?
β. Unter welchen Bedingungen und Einſchränkungen?
γ. Kraft welchen Verträgen?

d) Deputatholz, oder Holzabgaben an Pfründen u. ſ. w.
α. An wen, wie viel?
β. Wer beſorgt das Holzfällen?
γ. Wer die Abfuhr?
δ. Kraft welcher Verträge?

e) **Hut- und Triftgerechtigkeit, oder Weidgang.**

α. Namen der im Walde zum Weidgang berechtigten Ortſchaften u. ſ. w. und von jeder wird wieder beſonders angezeigt:

a. Was für Vieh? wie viel Stück?

b. Wann und wie lange?

c. Unter welchen Bedingungen und Einſchränkungen?

d. Kraft welcher Verträge?

V. **Forſtbeſchreibung des Waldes.** Dazu gehört:

a) **Das Vermeſſungsregiſter.**

b) Anzeige der Größe, Grenzen und Nummern der Großhaue und Schläge, und ihrer Richtung.

c) **Der Bewirthſchaftungsplan.**

VI. **Von den im Walde befindlichen Gebäuden und Werken, z. B.**

a) **Wohnungen.**

b) **Berg- und Hüttenwerke aller Art.**

c) Mühlen, Ziegel-, Kalk-, Gyps-, Kienruß-, Pottaſchebrennereien u. ſ. w.

d) **Brucken.**

Anmerkung. Bei jedem beſonders werden Namen der Eigenthümer, gegenſeitige Verrichtungen, Intereſſe u. ſ. w. aufmerkſam angemerkt.

VII. Verzeichniß der nach einander zur Besorgung des Waldes angestellten Personen.

a) Namen der Förster, Waldvögte, Bannwarte u. s. w.

b) Zeit der Anstellung und des Abgangs.

c) Besoldung.

VIII. Vom Ertrage des Waldes.

a) Jahrszahl. — Wie viel und welches Holz der Schlag gegeben? Wie viel und welches die Durchplänterungen? — Holzpreis.

b) Einnahme von allerlei Nebennutzungen im Walde.

c) Einnahme von bestraften Frevlern.

d) Wie viel die Unkosten betragen; z. B.

α. Holzfäller und Fuhren.

β. Besoldungen.

γ. Forstverbesserungssachen.

δ Andere Ausgaben der Art. Verlust durch Frevel, durch Frost, Feuer u. s. w.

e) Summa des reinen Ertrags in demselben Jahre.

IX. Vermischte Nachrichten zur Geschichte des Waldes; z. B.

a) Ankauf oder Verkauf von Waldstücken, Verpachtungen u. s. w.

b) Waldstreitigkeiten.

c) Unglücksfälle des Waldes durch Froſt, Feuer u. ſ. w.

d) Ueber den Erfolg von Anſaaten, Pflanzungen u. ſ. w.

Anmerkung. Dies ſind ohngefähr die Hauptrubriken von dem Forſt-, Grund- und Lagerbuch. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich von einem Walde oft nicht über alle dieſe Gegenſtände etwas melden läßt; oder daß bey manchem Walde Artikel vorkommen, die hier nicht alle ausführlich genannt ſind.

Wo alte Urkunden und Verträge, Dokumente u. ſ. w. angeführt werden, müſſen ſie in vidimirten oder rechtsgültigen Abſchriften wörtlich eingerückt werden.

Wer das Inhalts-Verzeichniß des Forſt-, Grund- und Lagerbuchs mit Aufmerkſamkeit durchleſen hat, wird von dem vielſeitigen Nutzen deſſelben ſowohl für jetzt, als für die Zukunft, überzeugt ſeyn.

Viertes Kapitel.

Von Beſchirmung der Wälder gegen Beſchädigungen.

§. 78.

Von Forſtbeſchädigungen überhaupt.

Zur Unterhaltung der Wälder gehört, daß man ſie gegen mancherlei Unglücksfälle zu bewahren ſucht, oder, wenn dieſelben nicht zu verhin-

dern waren, daß man die schlimmen Folgen davon vermindere.

Alle Forstbeschädigungen entstehen aber

1. entweder durch Muthwillen und Nachlässigkeit der Menschen; oder

2. durch besondere Ereignisse der Natur.

Wir wollen die vorzüglichsten Arten der Forstbeschädigungen angeben, und zwar nach den beiden eben genannten Klassen.

Erste Klasse der Forstbeschädigungen, durch Muthwillen oder Nachlässigkeit der Menschen.

§. 79.

Der Holzdiebstahl.

Es ist die Sache der Regierung, nicht der Gemeinde, nicht des Partikularen, Vorkehrungen gegen das Holzfreveln in Wäldern zu treffen. Ein scharfes Forstfrevelgesetz und schnelle Justiz machen dies Unheil um vieles seltener.

Aber den Holzfrevel zu mindern, kann auch der Eigenthümer des Waldes vieles beitragen.

a. Man stelle unerschrockene, thätige Männer als Waldhüter oder Bannwarte an. Die Bannwarte müssen in Eid und Pflicht genommen sein. Sie müssen öfters, und besonders im Spätjahr, Winter und Frühling, bald

bei Tage, bald bei Nacht, immer zu ungewiſſen Zeiten, ihr Revier durchſtreifen.

b. Man gebe ihnen eine für ihre Mühe hinreichende Beſoldung, daß ſie ſich dem Geſchäft gehörig widmen können, und ſie, bei Vernachläſſigung deſſelben durch Abſetzung von ihrem Poſten, wirklich geſtraft ſind.

§. 80.

Vom Rinde-Schälen.

Die Rinde mehrerer Bäume, beſonders von Tannen, Eichen, Birken, Erlen u. ſ. w., iſt mehrern Handwerkern, vorzüglich den Gerbern, nützlich. — Im Frühjahr, wenn das Laub ausbricht, iſt die beſte Zeit dazu. Allein der geſchälte Baum verdorrt. Es darf daher das Rinde-Schälen nur an Stämmen zugelaſſen werden, die im nächſten Herbſt gefällt werden ſollen.

Aber arme Leute, die mit der Rinde der Bäume ihre Hütten decken, oder Gefäße von Rinden machen, um Erdbeeren, Schwämme u. dgl., die ſie im Walde ſuchen, darin zu ſammeln, ſind, wo ſie ohne Erlaubniß des Eigenthümers einen Baum anſchälen, als Frevler dem Gericht zu übergeben. Es iſt die Pflicht der Bannwarte, über ſolche Perſonen zu wachen.

§. 81.

Vom Harzreiſſen.

Harzen darf man nur an ſolchen Stämmen

die im künftigen ersten oder zweiten Jahre zu Brennholz gefällt werden sollen. Denn die von den Holzscharrern aufgerissenen Tannen sterben unfehlbar nach einigen Jahren ab, und verlieren mit dem Harze auch einen großen Theil ihrer guten Eigenschaften zum Bauholz.

Es sollten daher durchaus keine Harzer geduldet werden, als solche Leute, welche von dem Eigenthümer des Waldes ein Patent, oder schriftliche Erlaubniß haben. Sie sollen nur solche Bäume anreissen, die ihnen vorgezeigt werden. Zu dem Ende dürfen sie nur unter Aufsicht des Baumwarten harzen.

Wer ohne Erlaubniß, oder weiter, als ihm gestattet ist, harzet, muß als Frevler angesehen werden.

§. 82.

Vom Lesebolzsammeln.

Das Zusammenlesen des dürren, abgehenden Holzes in den Wäldern ist an vielen Orten den armen Leuten gestattet, und wird nicht selten Vorwand und Gelegenheit zu Holzdiebereien und zum Beschädigen der schönsten Stämme.

Will man es gestatten, so sei es unter folgenden Bedingungen:

1. Es geschehe immer an bestimmten Tagen, und in einem bestimmt dazu angewiesenen Theile des Waldes.

2. Unter Aufsicht der dabei gegenwärtigen Bannwarte und Förster.

3. Keiner, der Leseholz zu sammeln kömmt, darf Axt, Beil, Säge, oder ein anderes Werkzeug führen, womit er frisches Holz nehmen könnte.

4. Wer ausser dem dürren Holz noch frisches davon schleppt, wird als Frevler behandelt.

§. 83.

Vom Birken-, Besen- und Tannreis-Hauen.

An manchen Orten pflegt man zu gewissen Jahreszeiten, oder bei Festen, Prozessionen u. s. w. die belaubten Zweige der Bäume abzuhauen, um damit Häuser, Straßen, Kirchen u. s. f. zu schmücken. Es werden bei solchen Anlässen oft die Wipfel junger Bäume ohne Schonung weggeschnitten, und diese damit auf immer verkrüppelt. Nirgends sollte dieser Waldunfug geduldet werden; oder, wo es geschehen muß, sei es unter strenger Aufsicht.

Das Gleiche geschieht besonders in den Birkenwäldern, von denen, welche die Birkenzweige zu Flechtruthen, Besen u. dgl. gebrauchen wollen. Allerdings geben die Birken zu solchem Zweck eine gute Nebennutzung, und das mäßige Beschneiden der Zweige schadet ihnen nicht viel, nur sei es unter folgenden Einschränkungen:

1. Das Ruthenschneiden geschehe an bestimmten Tagen (niemals aber im Frühling während der Saftzeit) in besonders dazu angewiesenen Theilen des Waldes (entweder da, wo schon Birken gefällt worden sind, oder wo die Bäume in den nächstfolgenden Jahren geschlagen werden sollen) unter Aufsicht der Bannwarte.

2. Es dürfen nur an fünfzehn bis zwanzig Schuh hohen Bäumen die untern Nebenzweige, bis gegen die Mitte der Krone, nie aber die Wipfel abgeschnitten werden.

Das Abhauen der Tannenreiser ist ebenfalls den Wäldern höchst schädlich, besonders, wenn dies während der Saftzeit geschieht. Doch muß zuweilen aus der Noth eine Tugend gemacht werden, wenn dem Vieh das Futter für den Winter abgeht. In solchen Fällen weise man dazu einen Schlag an, der nächstens abgeholzt werden soll, und lasse Alles unter gehöriger Aufsicht geschehen.

§. 81.

Vom Streu- oder Laub-Rechen.

Das Laub-Rechen ist entschieden zum Verderben der Waldung. Nicht nur werden beim Einsammeln des dürren Laubes viele junge, aus dem Holzsamen aufgehende Pflanzen zertreten, oder an den Wurzeln und zarten Stämmen von den Rechen beschädigt, sondern der Waldboden wird mit dem

abgefallenen Laube seines wahren, natürlichen Düngers beraubt, und für die Zukunft schlechter, so daß kein guter Same mehr darin gedeihet; er wird seines Schutzes gegen die Sonnenhitze und gegen den Frost beraubt; es wird dadurch dem Graswuchs oder dem Heidekraut Raum gemacht, die wuchernd bald die abgerecheten Stellen überziehen.

Man wundere sich also nicht mehr, wenn man in Wäldern, wo diese schädliche Gewohnheit herrscht, sobald sie abgeholzt sind, mit aller Mühe keinen jungen Aufwuchs mehr hervorbringen kann. Selbst an den ältern Stämmen bemerkt man den Verlust des ihnen von der Natur bestimmten Düngers. Buchenwälder z. B., worin man alljährlich Streu rechet, verrathen sich durch ihren kurzen Stamm, werden nicht hoch und schlank; bewachsen mit langem Moose, und fangen frühzeitig an abzudorren. Deraleichen Beobachtungen kann man ebenfalls in vielen Eichenwäldern machen.

Wohlthätig hingegen ist das Aushacken oder Rupfen des Heidekrauts, wo es in Wäldern oder Einschlägen überhand zu nehmen droht. Denn das Heidekraut erschöpft alle Kraft des Holzbodens, und läßt keinen Samen aufkommen. Wo man in Wäldern viel Heidekraut findet, welches weite, öde Stellen überzieht, kann man daraus getrost auf schlechte Forstwirthschaft schliessen. Die

Mühe des Hackens vom Heidekraut wird schon dadurch belohnt, daß man dasselbe sehr gut zu Besen, Streu und Dünger benutzen kann, wenn es nicht bei den Gerbern anzubringen ist. Ein Fuder Heidekraut düngt besser, als vier Fuder Laub.

§. 85.

Vom Laubstreifen und Grasschneiden.

Das Laub an den Bäumen dient denselben eben so, wie die Wurzeln, Nahrung einzusaugen. Ein muthwillig der meisten Blätter beraubter Baum wird im Wachsthum einstehen, oft gar absterben. Daher sollte es nicht gestattet sein, zum Futter für das Vieh **Laub von den Bäumen zu streifen.**

Eben so schädlich ist es, wenn man armen Leuten ohne Ausnahme und Aufsicht gestattet, zum Futter für das Vieh, Gras in den Wäldern zu schneiden, wo es ihnen beliebt. — In erwachsenen, wohl geschlossenen Wäldern mag es immerhin erlaubt werden; niemals aber in Einschlägen, oder überhaupt in Schlägen, wo noch junger Aufwuchs erwartet wird. Viele aufgehende Baumpflanzen werden theils mit abgeschnitten, theils erdrückt und zertreten, theils beschädigt.

§. 86.

Von Bewahrung der Einschläge.

Sobald ein Schlag abgetrieben worden, muß er in baldester Zeit zur Ruhe gebracht werden. Zu

dem Ende soll das gefällte Holz nie lange im Walde stehen, sondern es muß dazu ausser dem Schlage ein Holzplatz angewiesen sein. Wird diese Ordnung vernachlässigt, so geht ein ganzes Jahr nicht nur für den Wiederwuchs verloren, sondern mehr noch, indem der Boden zertreten, zerfahren, verhärtet und verwildert wird.

Ist der Schlag also leer vom Holz, Abholz, Dornen, überflüssigen Gesträuchen, so wird er gegen Menschen und Vieh in Schonung gesetzt, das heißt: in Einschlag gethan. Ist aber der Boden schon verraset, von schlechtem Gesträuch überzogen, war das Schlagholz zu alt, um kräftigen Ausschlag zu geben, so hilft es nichts, ihn in Einschlag zu legen, bevor er nicht frisch angesäet oder angepflanzt ist.

Die Einhägungen können gemacht werden mit

1. Gräben, zwei bis drei Fuß tief und vier Fuß weit. Die aus dem Graben genommene Erde wird auf der innern oder Waldseite des Grabens aufgeworfen zu einem Wall, der von der Tiefe des Grabens auf fünf bis sechs Schuh hoch wird. Einfriedungen solcher Art sind die dauerhaftesten und sicherßten gegen das Vieh.

2. Häge von Stangen, wozu man die in den Tannenwäldern unterdrückten Stangen nehmen kann, die ohnehin nie großes Holz geben würden. Häge dieser Art sind aber nie dauerhaft und sicher.

3. **Lebhäge**, von gepflanzten Gesträuchen und Bäumen. Dergleichen sind besonders nützlich, wenn die Waldung auswärts an Wege, Landstraßen, Viehweiden u. dgl. stößt. — Am besten macht man solche Lebhäge, wenn man einen Graben aufwirft, wie oben gemeldet worden; doch dafür sorgt, daß die Oberfläche des Walles mit fruchtbarer Dammerde bedeckt wird. Dann pflanze man junge **Rothtannen**, die einen Schuh hoch sind, auf den Wall, jede Pflanze einen Schuh weit von der andern. Wo im nächstfolgenden Jahre hin und wieder einige davon ausgehen, muß frisch nachgesetzt werden. — Oder man sammle im Herbst die Beeren vom **Spihhagedorn**, befreie sie von Fleisch und Haut, und säe sie, einen Samenstein einen Zoll weit vom andern längs dem Wall auf dessen Rücken.

Gegen die unnützen Fuß- und Fahrwege im Walde müssen **Gräben** aufgeworfen, und zur Warnung **Hägewische von Stroh** aufgesteckt werden.

Die Einschläge dürfen in keinem Falle früher aufgethan werden, bis die Spitzen der jungen Bäume dem Vieh vollkommen entwachsen sind. — Dies ist die allgemeine Regel für jede Holzart. Laubholz muß schon zu Stangen erwachsen sein, ehe man dem Vieh gestattet, in den Einschlag zu treten.

§. 87.

Vom Weidgang in Wäldern.

Der Weidgang in Wäldern iſt wohl unſchädlich im erwachſenen Holz; aber das Verderben der Waldung, wenn er zu früh geſtattet wird. So wenig man einen beſtellten Acker als Acker und Viehweide zugleich benutzen kann, eben ſo wenig auch einen Wald, den man beſtimmt hat, Holz zu bringen. Entweder fordere man von den Wäldern kein Holz- oder keine Viehweide.

1. Rindvieh wird am meiſten in die Wälder getrieben. Es verdirbt im jungen Aufwuchs, beſonders im Nadelholz, ſo lange dasſelbe nur fünf- bis ſechsjährig iſt, mehr durchs Zertreten, als durchs Abbeiſſen. Schadlicher iſt's im jungen Aufſchlag vom Laubholz. — Weidpflichtige Waldungen müſſen, wenn ſie regelmäßig eingetheilt ſind, immer zur Hälfte, oder zum dritten Theil wenigſtens, gegen das Vieh in Schonung gethan ſein. — Im Frühjahr, ſo lange die Tannen blühen, iſt es nicht rathſam, das Rindvieh in Tannenwälder zu treiben, weil man ſchon mehrere Erfahrungen hat, daß der gelbe, reichlich von den Blüthen gefallene Staub dem Vieh Krankheiten verurſachte.

2. Schweine ſind nur zur Maſtzeit in die dazu angewieſenen Eichen- und Buchwälder zu

laſſen. Auſſer dieſer Zeit verurſachen ſie, zumal in jungen Einſchlägen, durch ihr Umbrechen und Wühlen groſſen Schaden.

3. Pferde ſind in den Waldungen ſowohl durch das Zertreten, als durch das Abreiſſen der jungen Wipfel ſehr nachtheilig, beſonders da ſie am jungen Holz ſehr hoch hinauf reichen.

4. Schafe ſollten gar nicht, oder nur in ganz erwachſenen Waldern, die gehörig beſtanden ſind, und nicht ſo bald abgetrieben werden, in Forſten geduldet werden. Sie beiſſen die Wipfel-Enden ſowohl vom Tannen- als Laubholz; erdrucken den jungen Anwuchs, wo ſie ſich lagern, und zertreten und zerreiſſen mit ihren Füßen die zarten Wurzeln.

5. Ziegen oder Geiſſen müſſen durchaus ganz aus den Waldern verbannt werden. Sie beiſſen nicht nur die Wipfel ab, ſondern tödten ſelbſt erwachſene Bäume durch das Abnagen der Rinde.

§. 88.

Vom Ausſtocken der Bäume.

In ebenem Boden und beſonders in Rothtannenwäldern iſt das Ausſtocken der Wurzeln nicht nur ſehr leicht, ſondern auch vortheilhaft für den Wald. Nur muß dafür geſorgt werden, daß man die Blöße gehörig wieder ausebnet und bepflanzt, damit keine unnutze Räumden entſtehen.

An den Berghalden aber ist das Ausstocken der Wurzeln höchst nachtheilig, weil damit die fruchtbare Erde ihrer Haltbarkeit beraubt, und die Bergseite durch das Abfallen des bessern Bodens endlich kahl und unfruchtbar wird. Die Wurzeln der Bäume sind es, welche das gute Erdreich fester an die Halden binden.

§. 89.

Feuersbrunst.

Das Feuer ist eins der größten Unglücksfälle für einen Wald. Nicht nur geht dabei das Holz weitläuftiger Waldstrecken verloren, sondern der Boden wird dadurch gewöhnlich auf lange Jahre hin verdorben, daß weder Saat noch Pflanzung darin anschlagen.

Bei trockenen, warmen Jahrgängen sind besonders die Tannenwälder den Feuersgefahren sehr unterworfen. Traurige Beispiele großer Waldbrände sind gar nicht selten.

Dergleichen Unglücksfälle werden besonders verursacht:

1. Durch Hirten, Bettler, Landstreicher u. s. w., die im Walde Feuer anmachen, besonders in der Nähe von Tannhölzern, und es beim Weggehen nicht ganz löschen.

2. Durch Kohlenbrenner, wenn ihre Meiler oder Kohlhaufen zu nahe am Tannenwalde

ſtehen, oder wenn ſie den brennenden Meiler verlaſſen, daß beim Wind Feuer aus dem Meiler kömmt; oder wenn ſie Brände wegwerfen u. ſ. w.

3. Durch das Motten, Haid- und Felder-Abbrennen in der Nähe vom Nadelholz.

4. Durch Holzfäller beim Feueranmachen im Winter, wenn der Wind das dürre Laub durch Feuer jagt und herumwirbelt.

Sobald ein ſolcher Walddrand entſteht, müſſen alle Nachbarſchaften mit Aexten, Hacken, Schaufeln, Feuereimern u. ſ. w. herbei.

Man gebe darauf Acht, wohin der Wind ſtreicht, und ſchlage unter dem Winde, das heißt ihm entgegen, die Bäume in langer Linie rings um den Brand alſo ab, daß die Spitzen der Bäume gegen das Feuer fallen. Hinter dieſer Linie, wo möglich, fälle man eine andere Reihe von Bäumen, daß die Wipfel abwärts vom Feuer fallen, ſo wird zwiſchen dem brennenden und noch verſchonten Walde ein leerer Zwiſchenraum entſtehen, den man zu vergrößern, und mit Steinen, Erde u. ſ. w. zur Dämpfung der näher rückenden Flamme zu beſchütten ſuchen muß.

Da ſich das Feuer nicht nur durch die Zweige, ſondern noch ſchneller durch das dürre Gras und Laub auf dem Boden fortpflanzt, ſo muß eiligſt rings um den brennenden Waldtheil der Boden

fünf bis zehn Schuh weit abgeschält, und vom Rasen, Laub und dürren Holz gesäubert werden. So wird das Weiterfressen der Flamme von unten beschränkt.

Das Löschen mit Wasser ist bei Waldbränden selten anzuwenden, und nicht einmal tauglich. Viel besser ist's, Schutt und Erde auf das brennende Holz zu werfen, und die Flamme zu ersticken.

Eben so muß, wenn das Feuer im Rasen des Bodens weiter läuft, ehe derselbe geschält werden konnte, mit Baumzweigen der Rasen und das Feuer ausgepeitscht werden, welches Mittel schon mehrmals von der besten Wirkung gewesen ist.

§. 90.

Von Wegen und Stegen.

Durch den Wald müssen der Wege so wenig als möglich geben. Jeder Fahr- und Fußweg ist ein reeller Verlust am nutzbaren Boden. Daher müssen nur die nothwendigsten Wege, und auch diese, wo möglich, in der geradesten Linie im Walde angelegt oder geduldet werden. Alle Reden- und Schleifwege müssen durch Warnungszeichen, Tafeln, Hägewische, aufgeworfene Queer-Gräben verboten bleiben. Auch hier kann gute Polizei von Seiten der Obrigkeit und schnelle Bestrafung der Fehlbaren das Beste thun.

Zweite Klasse der Forstbeschädigungen durch besondere Ereigniſſe der Natur.

§. 91.

Von Windfällen und Windbrüchen.

Windfälle nennt man den Schaden, welchen Stürme anrichten, wenn ſie die Bäume ſammt den Wurzeln ausreiſſen und niederwerfen. — Windbrüche aber ſind es, wenn der Sturm den Stamm über der Wurzel abgebrochen hat.

Die gröſten Sturmſchäden in den Wäldern entſtehen gewöhnlich im Herbſt, im Frühjahr und in naſſen Wintern, beſonders wenn der Boden erweicht iſt, die Wurzeln lockerer, und die Kronen der Bäume von Feuchtigkeit und Regen ſchwerer ſind.

Zuverläſſig aber ſind die meiſten Forſtbeſchädigungen durch den Wind aus der Unwiſſenheit oder unverzeihlichen Nachläſſigkeit der Perſonen entſtanden, welche den Wald beſorgten.

Wer ſeine Waldung ſo viel möglich gegen den Schaden der Sturmwinde ſichern und verwahren will, beobachte mit nöthiger Klugheit folgende Vorſchriften:

1. Man fange niemals die Holzſchläge auf

derjenigen Seite des Waldes an, von woher die ſtärkſten Stürme, beſonders Regenwinde, kommen.

2. Man holze den Wald ſchlag- oder ſtrichweiſe ab, nicht aber einzeln darin umher, daß überall leere Plätze entſtehen, worin ſich der Wind ſetzen, und angreifen kann. Durch das plätzige Aushauen (welches von den regelmäßigen Durchplänterungen ſehr verſchieden iſt) werden die Bäume gewöhnlich auch ihrer Stützen beraubt; ſie können, wenn allzulicht gehauen wird, ſich nicht mehr einer an den andern gegen den Sturmwind halten. Man muß immer daran denken, daß diejenigen Stämme, welche im geſchloſſenen Stande mitten im Walde erwachſen ſind, viel ſchlanker daſtehen, und mit ihren Wurzeln weniger weit und feſt im Boden, als die Bäume an den Auſſenſeiten des Waldes.

3. Eben deswegen ſoll man die ſtarken Grenzbäume am Rande des Waldes ohne große Noth, ſo lange der Wald ſelbſt noch ſteht, nie abſchlagen; denn ſie ſind von Jugend auf der Anfälle des Windes gewohnt, haben ſich feſter eingewurzelt, und ſchützen daher das hinter ihnen ſtehende Holz um ſo mehr, weil ſie gewöhnlich von unten bis oben viel aſtreicher und waldiger ſind. Man nennt dieſe an der Grenze eines Gehölzes rings umher ſtehenden Bäume daher auch den **Waldmantel**.

4. Wenn bekannt iſt, daß die Stürme jederzeit einem gewiſſen Walde vorzüglich ſchadeten, ſo bedecke man ſeine Windſeite mit einem Gürtel von Bäumen (aus der Saat gezogen), die ſtärkere und tiefergehende Wurzeln haben, wie z. B. Eichen, Ahornen, Linden, Eſchen, Fohren, Lärchtannen u. ſ. f. beſitzen. Doch leiſtet Laubholz den Stürmen immer beſſern Widerſtand, als Tannenholz.

§. 92.

Froſt-Schaden.

Die gewöhnlichen Waldbäume leiden nicht ſo ſehr von der gemeinen Winterkälte, auch wenn ſie ſehr ſtrenge wäre, ſondern von den Spat- oder Frühlingsfröſten.

Wenn nämlich im Frühjahr der Saft flüſſig wird, und durch die Bäume zu ſteigen anfängt, können durch ſtrenge Nachfröſte dieſe Säfte ins Stocken kommen. Auch dies würde noch nicht ſehr nachtheilig werden, wenn die erſtarrten Säfte nur allmälig wieder aufthauen. Geſchieht dies Aufthauen aber zu plötzlich, fällt der erwärmende Strahl der Morgenſonne auf den gefrornen Baum, ſo werden durch das jähe Schmelzen des Eiſes die feinern Gefäße des Baums zerriſſen, und er ſtirbt entweder ganz ab, oder bekömmt Fehler im Holze, die, beſonders beim Bau- und Sägeholz, ſehr unangenehm ſind.

Zu solchen durch Frost entstandenen Fehlern im Holze gehören:

1. Der doppelte Splint. Dieser entsteht wahrscheinlich durch das Erfrieren des saftreichen Splints unter der Rinde. Es setzen sich in folgenden Jahren neue Splint- und Holzlagen über den erfrornen, so daß er oft endlich mitten im Stamme ist, wo er einen Ring bildet, der weicher, schwächer und mürber ist, als das Holz.

2. Die Eisklüfte. Der starke Winterfrost kann Bäume, wenn sie auf einem für ihre Natur zu feuchten Boden stehen, nach der Richtung ihrer Fibern oder Holzfasern spalten. Dies gibt innere Risse, die von außen an einer hervorstehenden Wulst der Rinde kaum merklich sind. Diese Risse nennt man Eisklüfte. Man findet sie bei alten Eichen besonders, die zu nassen Grund haben (oder wenn nach sehr regnerischem Herbst strenger Frost folgt). Durch dergleichen Eisklüfte werden die Bäume im Innern bald rothfaul.

Dem jungen Holze mehr als dem alten sind die Spatfröste gefährlich — am meisten aber den jungen Trieben der Buchen, wenn sie der Morgensonne und den kalten Ostwinden zu sehr ausgesetzt sind — den jungen Trieben der Weiß- und Rothtannen aus denselben Ursachen. Solcher Frost kann das Wachsthum eines Baumes um ein ganzes Jahr verspäten und mehr.

Die Maasregeln, welche zur Verhütung der Frostschaden in Wäldern anzuwenden sind, ergeben sich schon aus den Anlässen, welche den Frostschaden begünstigen. Man verhüte diese Anlässe, trockne allzufeuchten Boden durch Abzugsgräben, schirme bei Anlegung der Schläge den jungen Wald besonders gegen Morgensonne und kalte Ostwinde.

Auch in den Pflanzungen wirkt der Frost nachtheilig, wenn er die Erde mit den Wurzeln aushebt, daß die Pflanzen umfallen. Man muß sie wieder festdrücken, oder, wenn es damit zu spät ist, so müssen die verdorbten Reviere frisch angepflanzt oder angesäet werden.

§. 93.

Schneedruck.

Der Schneedruck richtet vorzüglich im jungen Stangenholze großen Schaden an, sobald es nicht geschlossen genug steht, daß es sich gegenseitig einander mit den Zweigen unterstützen kann. Wenn dann im Winter bei milder Kälte großer Schnee fällt, oder nach einer Nacht, worin sich viel Reif (oder Duft) an die Zweige hing, so brechen Aeste und Bäume unter den Lasten des Schnees nieder.

Den Schaden durch Schneedruck zu verhüten, muß man also das junge Holz bei den Durch-

plänterungen nicht allzulicht hauen, damit es immer geschlossen genug ein Baum dem andern zur Stütze stehe.

§. 98.

Hagelschaden.

Starke Hagelwetter können besonders im jungen Laubholz viel Schaden verursachen, indem sie das Laub und die weichere Rinde beschädigen. — Ganze Waldstriche können mitten im Sommer ihr Laub verlieren und dürr werden, womit das Wachsthum gehemmt wird, oder die Rinde bekömmt Risse und Beulen, davon sie endlich abspringt und das Holz stirbt. — Oft bemerkt man an allen vom Hagel verletzten jungen Bäumen (wie ich nach einem starken Hagel im Sommer 1802 an jungen Buchen und Espen sah) an den Stellen der verletzten Rinde knollige Wulsten. Insekten haben ihre Eier in die Wunde des Baums gelegt, die Eier verwandeln sich in Würmer oder Maden, die gewöhnlich weißgelb, von der Dicke eines Strohhalms, von der Länge eines halben Zolls, mit feinen, weißlichen Haaren, besonders vorn und am Hintertheil des Leibes besetzt, mit zwei kurzen, braunen, scharf zugespitzten, hornartigen Freßzangen versehen sind, und eilf Ringe oder Glieder des Leibes haben. Gemeiniglich sind an jeder Stelle zwei Maden,

davon die eine im jungen Stamm aufwärts, die andere niederwärts frißt. Indessen verschwindet der durch solche Insecten verursachte Schaden wieder, und ist am Schlagholz eigentlich ohne gar große Bedeutung.

§. 95.

Der Brand in den Buchen.

Man nennt den Brand in den Buchen, wenn oft mitten im Sommer das Laub der Buchwälder abdorrt. Dies rührt aber nicht von übermäßiger Hitze, oder von zu vielem Regen her, sondern von einem kleinen, schwarzen Rüsselkäfer, der Buchenweider (Curculio fagi L.) genannt, der mit seinem langen Rüssel das Zellgewebe der Blätter verdirbt, daß sie abdorren. In solchem abdorrenden Buchenschlage wird man immer eine ungeheure Menge der erwähnten kleinen, schwarzen Käfer umherspringen sehen. Doch erstreckt sich der von ihnen gestiftete Schaden selten weiter, als auf den Stillstand des Wachsthums für ein Jahr.

§. 96.

Der Borkenkäfer.

Es dorren und sterben in den Rothtannenwäldern in einem Jahre oft plötzlich einzelne Tannen, oft weitläufige Reviere derselben ab;

die Zweige verlieren ihre Nadeln, die Stämme ihre Rinde.

Dies ist die Wirkung eines kleinen Insekts, der Borkenkäfer (Dermestes typographus L.) genannt, wenn er Gelegenheit hat, sich in einem Walde zu ungeheurer Zahl zu vermehren.

Der Käfer ist klein, eine Linie lang, hellbraun (älter dunkelbraun), haarig. Er fliegt, (weder an die jüngsten noch stärksten, sondern) an die wachsmündigsten Tannen von fünfzig bis siebenzig Jahren, bohrt durch die Rinde (wo sie noch nicht zu dick ist, meistens zehn bis zwanzig und mehr Schuh über dem Boden) sich in den Splint, und legt, indem er zwischen Holz und Rinde Gänge bohrt, darin seine vielen Eier, die sich bald in weiße Maden, und dann wieder in ähnliche Käfer verwandeln, und während dieser Zeit immer neue Gänge zwischen Holz und Rinde bohren. Indem nun rings um den Baum der Splint verdorben ist, und die Gefäße zerstört sind, durch welche der Nahrungssaft im Baum aufsteigen kann, muß der Tannenbaum nothwendig absterben. — Der Borkenkäfer vermehrt sich dabei so ausserordentlich schnell, daß daron in einem einzigen Jahre drei Geschlechter entstehen. Bei warmem Sommerwetter fliegen die Käfer zu ganzen Schwärmen aus, um neue Bäume anzufallen; feuchtes Wetter hassen sie. Gewöhnlich im

Mai und April fliegen ſie zum erſtenmal aus, und im September und Oktober zum andernmal. Man findet ſie ſeltener in den Rothtannenwäldern hoher, kalter Gebirge.

Man erkennt die vom Borkenkäfer angegriffenen Bäume daran, daß

1. oberwärts hin und wieder in der Rinde kleine Löcher ſind, wie vom Schrot eingeſchoſſen.

2. Die Nadeln werden gelb und fallen bei einer mäßigen Erſchütterung des Baumes zahlreich ab.

3. Man findet in den Spinngeweben über den Wurzeln nahe am Stamm Wurmmehl.

4. Einzelne Harztropfen ſind an der Rinde des Baumes hin und wieder vorgequollen.

Die Rinde iſt von innen ſchwarz, durchfreſſen, voller Eier, Maden und Käfer. Sie fällt endlich von ſelbſt ſtückweis ab; der ganze Baum wird dürr; die Holzböcke (Cerambyces L.) durchſchroten zuletzt den halbtodten Stamm. (Der Borkenkäfer ſelbſt greift das Holz nie an.)

So lange ein Stamm noch grüne Nadeln hat, wiewohl er vom Borkenkäfer ſchon angefallen worden, taugt er noch ſehr gut zum Bau- und Brennholz.

Fallen aber die Nadeln ſchon ab, und endlich ſelbſt die Rinde, ſo iſt es gefährlich, das Holz zum Bauen zu gebrauchen. Es verdirbt leicht. Selbſt zum Brennen taugt es nicht einmal mehr

viel, indem es zwar bald auflodert, aber schnell zu einer todten Kohle wird. — Der einzige Nutzen, den man von solchem verdorbenen Holz noch allenfalls ziehen kann, ist, es bald zu verkohlen.

Das sicherste und auf Erfahrung bestgegründete Mittel, das Ueberhandnehmen des Borkenkäfers in den Rothtannenwäldern zu verhüten, ist:

1. Man sorge dafür, daß dem Winde, besonders auf der Regenwindseite, durch Anlegung eines falschen Schlages oder durch plätziges Aushauen der Bäume im Walde keine Gelegenheit gegeben wird, die Tannen zu werfen oder zu schieben. Denn schon durch dieses Schieben werden die feinern Wurzeln des Baumes oft verletzt, zerrissen, und der Baum kränkelt darnach. Der Borkenkäfer geht, geleitet von seinem Instinkt, den kränkelnden Stämmen zuerst nach. Hat er sich aber einmal erst in ungeheurer Menge vermehrt, so fällt er zuletzt auch die gesundesten Bäume in Ermangelung der kranken an.

2. Man verbiete in den Wäldern das Streurechen, wodurch die Wurzeln entblößt und verletzt werden.

3. Man lasse nie gefälltes Rothtannenholz, es sei in Stämmen oder Klaftern, lange im Walde stehen, ohne die Rinde davon geschält zu haben; denn an die frisch gefällten Stämme und Klafter,

ſo lange ſie in der Rinde ſind, macht ſich das Ungeziefer zuerſt.

4. Man laſſe, ſobald man (in warmen, trockenen Jahrgängen beſonders) eine Tanne vom Borkenkäfer angegriffen findet, ſie ſogleich aushauen, ſchälen, und die Rinde mit der darunter befindlichen Brut auf dem Platze mit Vorſicht verbrennen.

Werden dieſe Maasregeln jederzeit mit Sorgfalt in einem Lande beobachtet, in allen, nicht in einzelnen Wäldern, ſo hat man den Borkenkäfer wenig zu fürchten. Auſſerdem kann er bald ganze Wälder, wie er häufig in Deutſchland und in der Schweiz (vorzüglich in den Kantonen Zürich und Aargau) gethan, verderben.

Hat aber der Borkenkäfer den Tannenwald ſchon ſehr angegriffen, ſo bleibt kein anderes Mittel zu ſeiner Vertilgung, als:

1. Alle von ihm angegriffenen Bäume ohne Rückſichten bei naſſem, regneriſchem Wetter zu fällen, zu ſchälen, die Rinde auf dem Platze mit aller darin befindlichen Brut ſorgfältig zu verbrennen vor dem Ausfliegen der Käfer.

2. Das Holz, welches ſchon die Nadeln verloren, und ſogar die Rinde laſſe man ſogleich verkohlen; das noch wenig angeſteckte Holz bringe man in Magazine zum Erſparen des Bauholzes.

Freilich kommt die Vollziehung ſolcher Maas-

regel manchem Partikular und mancher Gemeinde schwer an. Und dennoch ist sie die nützlichste; denn

1. Auf diese Art wird das Ungeziefer größtentheils vertilgt, und der übrige, gesunde Theil des Waldes gerettet.

2. Auf diese Art kann man Bäume, die vom Ungeziefer noch nicht allzustark verderbt worden sind, zu gutem Brenn- und Bauholz erhalten. Liesse man sie stehen, so würde durch durch Weiterfressen des Ungeziefers der Stamm selbst zum Brennholz zu schlecht werden.

3. Es würde überhaupt nichts fruchten, die angegriffenen Bäume stehen zu lassen, denn sie sterben dennoch ab, und werden von Tage zu Tage schlechteres Holz.

§. 97.

Die rauhe Fohrenraupe.

Auch dieses Insekt ist eins der schädlichen. Es greift nur die Fohrenwälder an, und hat besonders im nördlichen Deutschland die größten Verwüstungen angestiftet.

Die rauhe Fohrenraupe (Fohrengraswurm, Phalaena pini bombyx L.) ist einen bis drei Zoll lang, braunhaarig, gelblichweiß, hinter dem Kopf oben mit zwei blauen Flecken. Diese Raupen kommen aus den im Heumonat gelegten, kleinen, grünen, oberhalb an den Zweigen klebenden

Eiern meistens schon im August, als braune Graswürmer oder Raupen, eine Linie lang, zum Vorschein, und fressen die Nadeln der Fohrenzweige kahl ab, kriechen auf der Erde schaarenweise dann zu frischen Bäumen über, um auch deren Nadeln abzufressen, und werden binnen drei Wochen zwei bis drei Zoll lang. — Endlich spinnen sie sich in ein hellbraunes, anderthalb Zoll langes Gewebe an den Zweigen ein, und schlüpfen daraus ohngefähr nach drei Wochen als ein Nachtvogel (schwerer, dicker Sommervogel, der des Nachts umherflattert) hervor, begatten sich; die weiblichen legen jede über hundert Eier und sterben dann.

Man erkennt die Anwesenheit dieses schädlichen Ungeziefers bald am Kahlwerden der Fohren, und an dem Unrath, den die Raupen fallen lassen, der häufig unter den Fohren wie grüne Kügelein liegt.

Die kahl gefressenen Fohren sterben im zweiten und dritten Jahre ab.

Das durch Erfahrung bewährteste Mittel zur Rettung eines von diesem Ungeziefer angegriffenen Fohrenwaldes (falls die Natur es nicht durch andere Mittel vermindert, worauf man aber nie zuverlässig zählen kann) besteht darin:

1. Man ziehe um den angriffenen Ort einen schmalen, anderthalb Schuh tiefen Graben, dessen Wände sehr steil sind. Haben die Raupen den Ort

kahl gefressen, und wollen sie zu einem frischen Revier kriechen, so fallen sie in den Graben, wo man sie zu Tausenden beisammen tödten kann.

2. Wenn an einzelnen Bäumen, die an den umgrabenen Ort grenzen, Raupen gefunden werden, läßt man sie fleißig absuchen; dabei aber müssen Handschuhe getragen werden, weil das Berühren der Raupe mit bloßen Händen Geschwulst und Ausfatz verursacht.

3. Im Winter verbergen sich die Raupen am Fuße der Stämme unter dem Grase und Laube haufenweis. Man lasse zu dieser Zeit also die Schweine in den Wald treiben, die solche begierig verzehren, ohne Nachtheil davon zu empfinden.

Man läßt nur die wirklich abgestorbenen Fohren umhauen; die grünen aber einzeln stehen.

§. 98.

Von andern, den Wäldern schädlichen Insekten und Thieren.

Ausser dem **Borkenkäfer** und der rauhen **Fohrenraupe** ist kaum ein Insekt, so zahlreich auch das Heer der Insekten an den Waldbäumen ist, den Wäldern sehr verderblich.

Die aus den Engerlingen sich entwickelnden **Maienkäfer**, ob sie gleich das Laubholz oft verwüsten, sind doch mehrentheils nur den Obstbäumen gefährlich. Die aus ihren Eiern entstehenden

Engerlinge hingegen sind meistens den jungen, aus dem Samen erwachsenen Pflanzen höchst nachtheilig, indem sie deren Wurzeln abfressen.

Die Tannenzapfenmade (Phalaena tinea strobilella L.) entwickelt sich aus den Eiern, welche ein Nachtvogel mit braun und silberfarbig gewässerten Flügeln im Heumond in die jungen, weichen Tannenzapfen legt. Die Made ist im Hornung milchweiß, einen Viertel-Zoll lang, hat einen braunen Kopf, und vorn sechs Füße. Sie zerfrißt und zerstört den Bau der Rothtannenzapfen, deren Same dadurch untauglich wird.

Die Wespen thun den Wäldern keinen Schaden, so häufig sie auch darin sein mögen, sondern nur den Früchten.

Die Blattläuse (Aphis L.), wovon fast jeder Baum seine eigene Art hat, sind ebenfalls nicht gar schädlich.

Die Holzwürmer, Holzböcke u. s. w. welche das Holz der Bäume durchschroten, sind in den Waldungen ohne Nachtheil, weil sie nur todtes Holz angreifen.

Kaninchen (Künneli) und Hasen umgraben die Erde an den Wurzeln, und fressen zur Schneezeit die Rinde an den Bäumen.

Das Rothwildpret beißt alle jungen Triebe ab, wodurch die Bäume verkrüppeln.

Die Mäuse halten sich besonders gern in verraseten Schlägen auf, fressen die zarten Wurzeln an, und den in die Erde gestreuten Samen.

Anmerkung. Sind die Mäuse sehr häufig, und den Samenbeeten schädlich: so kann man eine sehr einfache Art (die auch hin und wieder schon längst üblich ist) zu ihrer Vertilgung anwenden. Man bohrt mit einem Wagnerbohrer senkrechte Löcher in den Boden. Der Bohrer wird unten mit Fett bestrichen, eben so auch der Boden des Lochs. Dies gibt den Mäusen die Witterung; sie steigen in die Löcher, können aber nicht wieder herauf, und Kinder können die Mäuse aus den Löchern täglich einsammeln.

Im Ganzen genommen bringen aber weder diese, noch andere Insekten, vierfüßige Thiere und Vögel den Waldungen selbst große Gefahr, eher den Saat- und Pflanzschulen.

Nur in Gegenden, wo man das unmäßige Wegschiessen und Ausheben der Nester, und Fangen der Vögel gestattet, welche sich von Raupen und allerley Insekten nähren, wie die Spechte, Meisen, Schwalben, Kukuke, Baumläufer, Fledermäuse u. a. m., können diese Insekten, sobald sie sich in günstigen Jahrgängen allzustark vermehren, den Waldungen, besonders aber der Obstbaumzucht und Landwirthschaft überhaupt großen Schaden thun. Die Vertilgung dieser Vögel durch Jagd oder Muthwillen sollte nirgends gestattet werden.

§. 99.

Verschiedene Kennzeichen eines kranken Baumes.

1. Wenn die Bäume dürr und bemooset im Wipfel werden, ist die Zeit ihres ehemaligen Absterbens vorhanden.

2. Erdschwämme auf den Wurzeln des Baumes bezeugen Fäulniß im Holz. Ueberhaupt sind Schwämme an zu Bau- und Nutzholz bestimmten Stämmen ein böses Zeichen von einer innern Krankheit des Baumes, oder wenigstens von einem Schaden auf der Stelle, wo sie wachsen.

3. Vom Donner getroffene Bäume haben gewöhnlich viele Risse.

4. Bäume, die unten, sei es durch überflüssigen Saft oder durch Frost, aufgerissen und oft wieder strickförmig überwachsen sind, haben an diesem Theil des Stammes schlechtes Holz. Man behauptet auch, daß die vom Frost getroffenen Bäume geschwinder faulen.

5. Faule, zum Theil überwachsene Knoten, Löcher, Aßnarben, woraus Saft gelaufen, beweisen, der Baum sei innerlich schadhaft.

6. Abgeblichene, lose, überzwerg gesprungene Rinde mit großen, von oben nach unten gehenden Feuchtflecken, deuten schlechte, stockende Säfte des Baumes an.

7. Bäume, welche an Stamm und Zweigen kraus aufgeborstene Rinde haben (man nennt diesen Zustand Krähe, und er ist besonders den Eschen eigen), enthalten ein runzliches, gedrehtes Holz. Die Bäume werden nicht groß und schlank wachsen.

Zweites Hauptstück.

Die Lehre von der Abtreibung und Benutzung des Holzes und anderer Forstprodukte.

---

§. 100.

Eintheilung dieses Hauptstücks.

Da wir bisher lernten, wie eine Waldung behandelt und bewirthschaftet werden müsse, um von ihr den möglich größten nachhaltigen Ertrag zu bekommen, so bleibt uns noch übrig zu wissen:

1. Wie die Wälder abgetrieben werden müssen.
2. Wie man das Holz zu gut machen könne.
3. Wie andere Forstprodukte zu benutzen sind.

In eben so viele Kapitel zerfällt nun die Forstbenutzung.

Erstes Kapitel.

Von der Fällung der Wälder.

§. 101.

Von der Haubarkeit eines Schlages.

Wir haben schon bei Eintheilung der Wälder in regelmäßige Schläge vom Haubarkeitsalter des Holzes gesprochen; ohne dieses zu kennen, ist die Eintheilung des Waldes in Jahresschläge unnütz und verwerflich.

Die höchste Nutzbarkeit des Holzes bestimmt die Zeit seiner Haubarkeit; diese Grundregel muß bei der Schlageintheilung durchaus befolgt sein.

Um die Forsten aber auch in Rücksicht ihrer örtlichen Verhältnisse recht nutzbar zu machen, muß dafür gesorgt werden, daß für jeden Ort einer Holzhandlung, für jede Stadt, für Berg- und Hüttenwerke u. s. w. diejenigen Holzarten erzogen werden, die daselbst den meisten Absatz haben, oder am theuersten bezahlt werden; und muß man dazu die nächstgelegenen Forste anweisen, weil weite Wege und schwerer Transport den Werth des Holzes vermindern.

§. 102.

Von der Zeit des Holzfällens.

Je nach seiner verschiedenen Beschaffenheit und Benutzung wird das Holz zu verschiedenen Zeiten gefällt:

I. **Hohe Laubwaldung zu Bau- und Geräthholz.**

a) **Eichenwald.** Die schlechtesten Stämme, welche zu Bau- und Nutzholz wenig taugen, werden in der **Saftzeit**, das heißt, vom April bis Ende Mai's, einzeln ausgeplänkert, und zur Benutzung der Rinde für die Gerber geschält. — Das geschälte Holz wird dann besonders aufgemacht.

Im folgenden Spätherbst, vom **Wintermond** an, werden die zu Bau- und Nutzholz tüchtigen Stämme gefällt.

b) **Buchenwald.** Das Holz wird immer im späten **Herbst** und im **Winter** geschlagen — eben so in

c) **Ahorn-, Eschen-, Ulmen-, Kastanien-** und **Erlen-Wäldern.**

d) **Birkenwälder.** Die zur Benutzung der Rinde für die Gerberlohe bestimmten Bäume werden im April und Mai, die zu Bau- und Nutzholz bestimmten im Winter gefällt. — Gleiches Bewandtniß hat es mit hohen **Weiden** und **Pappeln.**

1. **Anmerkung.** Da die Stöcke der Ahornen, Eschen,

Ulmen, Erlen, Weiden und Pappeln gern wieder ausschlagen, dieß aber in Schlägen, die zu hoher Waldung bestimmt sind, unangenehm ist, indem der schnell erwachsende Stockausschlag oft den Nachwuchs der aus dem Samen kommenden Pflanzen unterdrückt, muß man die Stöcke entweder austroden, oder jährlich den Ausschlag mitten im Sommer so lange abschneiden, bis die Samenpflanzen gehörig erwachsen sind. Dieß ist besonders auch in solchen Waldungen zu thun, wo die Eichen überhand genommen haben, und durch ihren Stockausschlag den Anwuchs besserer Holzarten zu unterdrücken drohen.

2. Anmerkung. Obwohl das Bauholz im Winter gefällt werden soll, ist es doch höchst schädlich, wenn es zu einer Zeit gehauen wird, wo das Holz mehr oder weniger gefroren ist. Die also gefällten Stämme werden bälder verderben, schwammig und faul werden, oder von Würmern angegriffen. — Wenn aber bei Nothfällen, Bauhölzer im Sommer, oder zur Saftzeit geschlagen werden müssen, sollen sie erforderlichs die gefällten Bäume nicht eher von der Rinde und den Zweigen gereinigt werden, bis das Laub daran oder die Nadeln gänzlich abgetrocknet sind. Dadurch wird das Austrocknen und Aus dünsten von aussen und innen zu gleicher Zeit befördert, und die Gefahr des Hofschwammes und Verfaulens vermindert.

II. Hohe Nadelholzwaldung zu Bau- und Geräthholz.

Alle zu Bau- und Nutzholz bestimmten Bäume

müssen im Winter, wo möglich über dem Schnee (zur Schonung des jungen Anfluges), gefällt werden.

III. Niederwaldung zu Brenn- und Kohlholz u. s. w.

a) Nadelholz. Das Holzfällen kann schon mit Ende Herbstmonds angefangen werden. Dann taugt das Tannenholz schon wieder zu Spalt-Arbeiten für Küfer u. a. m. und läuft nicht mehr blau an.

b) Laubholz ist im Frühjahr zu fällen; der Ausschlag des Laubholzes wird am besten befördert, wie die Erfahrung lehrt, durch den sogenannten Safthieb. Man muß nämlich das Holz im Frühjahr anfangen schlagen zu lassen, wenn sich der Saft im Holze zu regen beginnt, und die Knospen kaum anfangen dick zu werden. Das Fällen wird fortgesetzt, bis das Laub sich beinahe zur Hälfte entfaltet hat. — Nach dem Safthiebe schlagen die Wurzelstöcke nicht nur viel lebhafter aus, als wenn das Holz im Winter gefällt wird, sondern das Holz selbst wird zum Brennen besser, und gibt mehr Gluth. Sollte der Schlag zu groß sein, als daß er in einer Zeit von vier bis sechs Wochen (der Saftzeit) abgetrieben werden könnte; oder fehlt es an hinlänglichen Holzhauern, die in solcher Zeit nicht alles zu schlagen und aufzuklaftern im Stande wären: so lasse man in dieser Zeit

blos die Stämme fällen vom ganzen Schlag, und sie nachher erst in Scheite und Klafter machen.

Anmerkung. Der Saftschied ist zur Erhaltung und Beförderung der Schlagholzer wesentlich gut, wie die Erfahrung lehrt. Aber auch die Ursachen davon sind leicht zu entdecken. Wird das Holz im Herbst und Winter gefällt: so dringen Schnee- und Regenwasser in die Saftgefäße der Stöcke, und in die Spalten und Risse. Nachher eintretende Fröste zerreissen und trennen die zarten Gefäße, durch welche Zerstörung des innern Baues das Vermögen zum Stockausschlag vermindert werden muß, so wie auch dadurch, daß die in die Holzrisse eindringenden Feuchtigkeiten Fäulniß der Stöcke verursachen.

§. 103.

Vom Anweisen des Holzes.

Jeder Förster muß die zu Bau- und Nutzholz tüchtigen Stämme nicht nur kennen, sondern ihren Werth auch schon auf dem Stamm zu beurtheilen wissen.

1. Beim Anweisen des Bauholzes, Sägeholzes und großen Nutzholzes überhaupt soll der Förster mit den Holzkäufern selbst in den baubaren Schlag gehen. Die Käufer haben die Wahl; der Verkäufer schätzt den Werth des Stammes nach seinem kubischen Inhalt und läßt den Stamm an zwei Orten anschalmen, einmal hart über der Wurzel, das anderemal fünf bis sechs Schuh

höher am Stamme. Auf jeden Schalm wird das Zeichen des Waldhammers eingeschlagen, und der Förster notirt den Stamm, Werth und Käufer desselben in sein Buch.

Anmerkung. Zur Schonung des Schlages muß unter keiner Bedingung gestattet werden, daß man das gefällte Holz im Walde selbst viereltig behauen läßt.

2. Beim Anweisen des Nutzholzes sollen die Käufer, Wagner, Drechsler oder Treber, Schreiner, Küfer, Müller u. s. w. ebenfalls die Auswahl haben. Das Nutzholz wird entweder in einzelnen Stämmen stückweis, oder fuderweis, oder klafterweis verkauft. Danach, so wie nach dem Werth der Holzart überhaupt, und der Seltenheit des Holzes zu diesem oder jenem Gebrauch, wird der Preis des Holzes bestimmt. Die angewiesenen Nutzhölzer werden einmal, fünf Schuh über der Erde, angeschalmet, mit dem Waldhammer bezeichnet und notirt.

3. Beim Anweisen des Brennholzes, wenn anders das Anschalmen der zu Brenn- und Kohlholz bestimmten Bäume nöthig ist, läßt man nur einmal nahe über der Wurzel den Stamm anschalmen. Die Klafter und Reiswellen werden auf der Stelle aufgemacht. Ehe davon aus dem Walde etwas abgeführt wird, soll der Förster die Klafter und Reiswellen in Gegenwart der Holzhauer selbst nachzählen, theils um sich von der

Menge des gefällten Holzes, theils von der richtigen Aufsetzung der Klafter u. s. w. zu überzeugen. Das Befunden hat er sich zu notiren.

Um aber diese Anweisungen in der Ordnung zu machen, und dabei jedes Stück Holz aufs höchste zu gut zu machen, ist es nothwendig, daß einmal im Jahre (am besten im August oder September) von Seiten des Staats, oder der Gemeinde, ein Holzschreibetag öffentlich bekannt gemacht wird, wo jeder sich meldet, was für Holz und wie viel Stück darin jeder verlange, wonach die Anweisungen im Walde zu machen sind.

Bei der Anweisung in hohen Wald-Schlägen muß folgende Ordnung beobachtet werden:

1. Das erste Auswählen in hohen Tannenwäldern haben die Schindelholzmacher, die zu Dachschindeln das ebenste, spaltigste Holz gebrauchen.

2. Nach ihnen folgen die Schneidemüller, die das Sägeholz auswählen.

3. Dann diejenigen, welche großes, mittleres, oder kleineres Bauholz begehren.

4. Das übrige wird zu Brenn- und Kohlholz gelassen.

§. 104.

Ordnung des Abholzens.

Man soll im Schlage, der abgetrieben wird (es ist hier aber von hoher Waldung die Rede),

nicht alles Holz durcheinander fällen lassen, Bauholz, wie Brennholz, sondern, damit die Stämme nicht verwechselt werden, folgende Ordnung beobachten.

1. Der Anfang des Holzschlagens geschieht mit denjenigen Bäumen, die zu Bauholz bestimmt sind, und zum Sägeholz. Sie werden nach der Fällung von Aesten gereinigt, und aus dem Schlag auf denjenigen Platz geführt, der dazu bestimmt ist, die Stämme aus dem Gröbsten vierseitig zu behauen.

Anmerkung. Aus mehr als einem Grunde ist das baldige Behauen nöthig; von seiner Rinde entkleidet, trocknet das Holz bälder aus, fleckt nicht unter der Rinde und wird bequemer zur Abfuhr.

2. Dann erst läßt man die Holzmacher an die zu Ruh- und Geräthholz angewiesenen Stämme gehen. Entweder läßt man dies Holz sogleich darnach sortiren, wie es verschiedene Käufer hat, oder darnach, wozu es am besten taugt, wo man es dann erst nach der Fällung verkaufen kann, und meistens mit grösserm Vortheil.

3. Zuletzt das Brennholz. Hier lasse man das harte und weiche Holz nicht durcheinander werfen, sondern jedes besonders aufklaftern.

4. Den Beschluß macht das Ausroden der Stöcke und Wurzeln, wo es thunlich ist.

§. 105.

Regeln beim Holzfällen.

1. Alles **Laubholz**, welches wieder durch Stock- und Wurzelausschlag sich selbst verjüngen soll, muß eine Handbreit über der Wurzel abgehauen werden. Der Hieb soll glatt und schief gehen, damit das Wasser ablaufen kann, und der Wurzelstock nicht faule.

2. Beim **Klafterholz** darf kein Stück Holz, welches beinsdick ist, ungespalten bleiben.

3. An **Bergen** müssen die **Klafter** mit ihrer Länge nicht bergab oder schief, sondern wasserrecht (horizontal), der Länge des Berges nach, stehen, weil sonst, je steiler der Abhang ist, die Klafter um so kleiner, und die Käufer damit **betrogen** werden. Die Holzmacher wissen dies zu ihrem Vortheil sehr gut. Sie setzen die Länge der Klafter daher gern schräg bergauf, unter dem Vorwand, daß es auf andere Art umstürzen würde. Allein der Betrug ist nicht zu dulden. Sie sollen die Klafter entweder auf einem ebenen Plätzchen des Waldes stellen, oder vorn die nöthigen Unterlagen machen.

4. **Die Stöcke starker Stämme** sollen einen bis anderthalb Schuh hoch, aber nicht höher, über der Wurzel stehen bleiben. Ein Schuh länger oder kürzer macht bei einem Bau- oder Sägeholz oft bedeutenden Unterschied. Nur die Be-

euemlichkeit der Holzmacher ist an der schändlichen Verschwendung schuld, daß man die prächtigsten Bau- und Sägestämme oft vier bis fünf Schuh über der Wurzel abschlägt.

5. Eben deswegen, weil ein Schuh mehr oder weniger an großen, starken Stämmen, und grade am stärksten Ende derselben, wichtig ist, sollten wirthschaftliche Waldbesitzer das Bau- und Sägeholz nie mit der Axt fällen lassen, sondern mit der Schrotsäge. Beim Fällen mit der Axt geht immer ein halber oder ganzer Schuh unnütz in die Späne. Man lasse einen Kerb auf der Seite des Stammes einhauen, wohin der Baum fallen soll, und dann mit der Schrotsäge auf der entgegengesetzten Seite einschneiden.

6. Die Stöcke großer Stämme, welche also keinen Wiederausschlag geben, sollen mit mehrern Hieben der Axt eingesplittert werden, um durch Eindringen des Wassers bälder faulen zu können.

Anmerkung. In großen Wäldern sollte man bestimmte, gut bezahlte, aber auf eine ihnen gegebene Instruktion in Eid und Pflicht genommene Holzfäller anstellen lassen. Der Gewinn davon für die Waldungen und beim Verkauf des Holzes ist ansehnlich genug, um die obigen Holzfällern etwas mehr, als andern, zu zahlen.

§. 106.

Vom Ausstocken oder Austroden der Wurzeln.

In Gegenden, wo das Holz zu mangeln anfängt, der Boden aber nicht felsig, der Wald auch nicht an einem steilen Berghang gelegen ist, kann man das Ausstocken nicht dringend genug empfehlen.

Manche Baumarten, die eine tiefgehende Pfahlwurzel haben, wie die Winter- und Sommereichen, die Espen, Ahornen, Spitzahornen, Fohren und Weißtannen, sind freilich nur mit großen Kosten aus dem Boden zu reißen.

Diejenigen aber, welche ihre Wurzeln nicht tief, sondern nur unter der Oberfläche der Dammerde ausbreiten, wie die Ulmenarten, Buchen, Hagebuchen, Erlen, Espen, Birken, Linden, Pappeln, Weiden, Lärchenbäume und Rothtannen, so wie alle Bäume, die verpflanzt und denen die Herzwurzeln genommen worden sind, können leichter ausgerissen werden.

Am wenigsten kostspielig ist das Ausstocken, wenn man (nicht erst den Baum umschlägt, und dann den Wurzelstock ausgräbt, oder mit künstlichen Maschinen aushebt, sondern) den Baum mit der Wurzel zugleich niederreißt.

Dies geschieht in hohen Tannenwaldungen am geschwindesten, wenn man zu jedem Baum drei Mann stellt, mit Hacken, Spaten und Aexten, welche die Erde von den Seitenwurzeln abgraben, die Wurzeln, so weit vom Stamm, als möglich, durchhauen, und dann die Pfahlwurzel umgraben. So gehen die Arbeiter von Baum zu Baum. Der erste Windstoß wirft die Bäume nieder. Die Unkosten dafür werden vielfach durch den Gewinn an Holz ersetzt.

In hohen Laubwaldungen von Buchen und Eichen geschieht das Entwurzeln der Bäume auf dieselbe Art, nur mit dem Unterschiede, daß (während die Seitenwurzeln durchgehauen, die Pfahlwurzeln umgraben werden) ein oder einige Holzhauer auf den zu fällenden Baum steigen, die untern stärksten Aeste abhauen (welche durch ihre Schwere dem Fallen des Baumes eine falsche Richtung geben könnten) und oben am Baum ein starkes langes Seil befestigen, womit der Stamm, wohin man will, niedergerissen wird.

Die Stämme, wenn sie auf solche Art gefällt worden sind, müssen mit der Schrotsäge vom Wurzelstock getrennt werden. Der Wurzelstock wird gespalten, und aufgeklaftert, oder in Fudern verkauft.

Freilich ist das Spalten der Wurzelstöcke, wegen ihrer Zähe und Härte, abermals

schwierig, und kann von den Holzfällern nicht auf ihre gewöhnliche Art bewerkstelligt werden, wie sie anderes Holz spalten. Aber doch ist es leichter, als man glaubt, wenn man sich mit den erforderlichen Handgriffen erst bekannt gemacht hat.

Die Wurzelstöcke von folgenden Holzarten: Buchen, Hagebuchen, Eschen, Ahornen, Erlen, Birken, Weiden, Pappeln, Rothtannen, Weißtannen und Lärchenbäumen kann man mit der Axt und eisernen Keilen, die eingetrieben werden, trennen.

Hingegen die Wurzelstöcke von Eichen, Ulmen, Linden, Espen und Fohren, so wie auch von obigen Holzarten, wenn sie allzustark wären, müssen mit Pulver gesprengt werden. Zu dem Ende bohrt man ein zollbreites Loch, fünf bis sechs Zoll tief, füllt es mit Schießpulver, keilt es dann mit Holz fest zu, bohrt im Keil mit dem kleinen oder Nagelbohrer ein Zündloch, schüttet das Pulver hinein, und setzt den Schwefelfaden oder einen Zunder daran.

§. 107.

Von Abführung des Holzes aus den Schlägen.

Das gefällte Holz muß aus dem Schlage, sobald als möglich, geführt, und ohne Noth nicht den Sommer hindurch darin gelassen werden.

Aber schon bei Anlegung der Holzschläge muß darauf Bedacht genommen werden, wie bei der Abholzung derselben, oder auch schon bei den Durchplänterungen das Holz immer auf den kürzesten Wegen zum Walde hinaus geschafft werden könne. Man muß darauf Bedacht nehmen, daß die Fuhrleute nie mit dem Wagen einen Einschlag durchkreuzen dürfen.

Wo es sich in ebenen Wäldern irgend ausführen läßt, muß ein Hauptholzweg entweder mitten durch den Wald, oder an beiden Seiten desselben hinstreichen, der mehr oder weniger alle Schläge berührt, oder von ihnen nicht sehr entfernt ist. Eben dieser Hauptholzweg kann zugleich zum Behauen der großen Stämme benutzt werden, um des Schlages zu schonen.

In Bergwäldern aber ist dies nicht immer anwendbar. Hier müssen die Schläge in langen Streifen jederzeit so geordnet sein, daß sie in ihrer Länge von oben nach unten zum Fuß der Anhöhe gehen, wo dann das Holz hinab gelassen werden kann, sei es auf Schlitten, oder Holzläßen und Riesen.

§. 109.

Von Holzläßen und Riesen an Bergen.

Die bloße Schwierigkeit des Transports vermindert oft den Werth des Holzes, welches an

den Gebirgen wächſt, ſo ſehr, daß es beinahe gar nicht benutzt wird. — Jeder Waldbeſitzer, es ſei ein Partikular, eine Gemeinde, oder der Staat, ſollte, wenn er Waldungen im Gebirge hat, die er eben jener Schwierigkeiten willen kaum benutzen kann, die erſten Koſten nicht ſcheuen, durch Sachverſtändige die leichteſte Art ausmitteln zu laſſen, das Holz von den Bergen herab zu bringen. Gewöhnlich ſind die Unkoſten durch den reichlichen Gewinn des dadurch erhaltenen Holzes bald übermogen.

Holzlaß oder Rieſe nennt man den Weg, oder die Bahn, auf welcher man das Holz aus den Gebirgen in die Tiefe befördert. — Man ſändert zu dem Ende die Stämme von ihren Seitenäſten, und zerſchneidet ſie mit der Säge in drei bis ſechs Schuh lange Klötze, Blöcke oder Walzen. Dieſe Blocke ſchaft man zu den Holzläßen, auf welchen ſie am Berge niederfahren.

Je nach Beſchaffenheit des Ortes in den Gebirgen und der Jahreszeit hat man verſchiedene Arten, das Holz in die Tiefe zu ſchicken. Ich nenne hier die vorzüglichſten.

1. Der Stoß, das Holzſchieſſen, das Ueberwerfen. — Dieſe Art, Holzblöcke von den Bergen zu bringen, iſt nur an ſolchen Stellen derſelben anzuwenden, wo eine ſchroffe, tiefgehende Felswand vorhanden iſt, und das Holz darüber

hinweggeschleudert werden kann. Es muß der Holzblock beim Werfen mit einem Ende noch, ehe er über den Fels springt, gegen den Boden stoßen, überschlagen, und so wie ein Mühlenflügel während des Falles umdrehen. Der Vortheil davon ist, daß der Block seltener mit der Fläche unten auf die Klippe fallen (und dadurch zerschmettern), sondern mit einem seiner Enden zuerst aufstoßen wird.

2. Der eigentliche, gemeine Holzlaß (einfache Holzriese, Holzglitsche, Holzrutsche). — Dieser Holzlaß ist entweder

a) ganz einfach, wenn die Berghalde ziemlich schräg in gerader Linie niedergeht, wo man dann die Blöcke in einer von oben nach unten eingegrabenen und ausgebneten, oft mit langen Stämmen ausgedielten Furche niederfahren läßt, oder er ist:

b) künstlich, wenn er am Berge entlang (um manchen kleinern Thälern oder Einsenkungen des Gebirges auszuweichen) gebaut wird. — Man macht nämlich Rinnen oder Kanäle von Holz, indem sechs bis acht junge Tannenstämme genommen, in einer halbrunden, hohlen, kanalartigen Form zusammengefügt, und auf Böcke oder Gestelle gesetzt werden. Im Winter wird dieses Holzgeleite mit Wasser begossen (daß es friere) oder mit Schnee bestreut, damit es desto schlüpfriger werde. Man nennt dergleichen Holzläße deswegen auch

Schneerieſen, Feuchtrieſen. Die hineingelegten Blöcke fahren dann mit ungemeiner Geſchwindigkeit im Kanal entlang den Berg nieder. Damit aber ſich die Blöcke unten, nahe vor dem Ende der Rieſe nicht allzuſehr anhäufen, gibt man dieſem Ende oder Schnabel der Rieſe eine aufwärts gehende Biegung. So ſchießt dann das niederfahrende Holz noch weit durch die Luft hin, und fällt rings umher nieder. — Wird der Holzlaß nicht mehr gebraucht: ſo bricht man ihn von obenher ab, und fördert die Blöcke davon auf gleiche Art zur Tiefe.

3. Die Winterbahn — auf welcher im Winter das Holz mit Schlitten auf dem Schnee vom Berge niedergeführt wird. Der Weg dazu wird am Berge umher, in Schlangenlinien, mit nur geringem Fall gemacht, wenig breiter, als der Holzſchlitten. An den Seiten gegen die Tiefe, oder gegen das Thal, legt man lange, wohlbefeſtigte Stämme, damit der Schlitten nicht ſeitwärts ausgleiten könne. Da, wo ſich die Bahn wendet, wird ein ſtarker Pfahl eingeſchlagen, um welchen der Schlitten gekehrt wird nach der andern Seite. Iſt die Bahn gut: ſo führt ein einziger Mann auf dem Schlitten beinah ein Klafter Holz, indem er den Schlitten mehr zu regieren, als zu ſtoßen hat. Auf der ganzen Länge der Bahn ſtehen in gleichen Entfernungen Leute, die da ihre Station haben,

indem ſie den von der nächſten Station ankommenden, beladenen Schlitten zur folgenden niederfahren, und von dort einen heraufgebrachten leeren Schlitten bis zu ihrem Standort mit zurücknehmen, um ihn weiter zu geben, wenn wieder ein beladener Schlitten zu ihnen kömmt. Durch dieſe ſtationsweiſe Vertheilung der Arbeit wird ein oft gar nicht anzubringender Nebenweg für die leeren Schlitten erſpart.

4. Der Schmierweg iſt faſt auf die gleiche Art, nur daß er im Sommer gebraucht werden kann. Er iſt mit runden, geſchälten Prügeln ausgelegt, auf welchen von beiden Seiten ſchmale Latten genagelt ſind, zwiſchen welchen der Schlitten wie in einem Gleiſe laufen kann. Man beſtreuet den Weg mit Tannreis, um ihn ſchlüpfriger zu machen (an manchen Orten beſtreichen die Holzführer die Stellen der Prügel, welche der Schlitten berührt, mit Steckſchwarten). Werden die Schlitten von Menſchen geführt; ſo muß der Weg mehr Fall haben; werden ſie von Pferden oder Ochſen gezogen, ſo iſt kein ſtarker Fall nöthig; aber man legt die Prügel einen bis zwei Schuh weit von einander, damit das Roß dazwiſchen feſten Fuß faſſen könne — auch müſſen Nebenwege für das Hinaufbringen der leeren Schlitten ſein.

5. Das Flößen. — Hat man im Gebirg waſſerreiche Bäche: ſo wird das Holz auf eine der

vorbeschriebenen Weisen bis zu ihnen hingefördert, und auf dem Wasser weiter geschickt. — Je besser das geschlagene Holz ausgetrocknet ist, je bequemer ist es zum Flößen, und je weniger geht dabei im Floßbach verloren; besonders aber Buchen, Birken und Ahornholz, welches von Natur schwerer, als das von Tannen ist.

Man wartet zum Flößen im Gebirg den Augenblick ab, wo die Ströme im Frühling und Sommer vom Schmelzen des Schnees oder vom Regen anschwellen. — Indessen muß der Floßbach wohl untersucht, und zum Flößen gehörig eingerichtet sein. — Wird er an manchen Stellen zu seicht, so schwellt man ihn durch Schleusen, oder verengert sein Bett, daß er wenigstens zwei bis drei Schuh tief Wasser hat. In manchen Gebirgsgegenden, wo man selbst seichte Bäche zum Flößen einrichtet und benutzt, wird der Floßbach von Station zu Station durch Schleusen geschwellt; das Floßholz darauf geht von einer Schwellung zur andern, indem eine Schwelle oder Schleuse erst dann geöffnet und das Wasser mit dem Holz abgelassen wird, wenn das Holz davor sich versammelt. Man nennt den Raum von einer Schleuse zur andern eine Wasserstube.

Ist der Floßbach hin und wieder zu eng, daß sich das Holz sperren konnte: so wird das Bett weiter gesprengt. — Bildet der Bach von Zeit zu

Zeit Stürze oder Wasserfälle, so mildert man den Fall durch schräge, von zusammengefügten Balken verfertigte Brittschen.

Anmerkung. Die Gemeinden, Partikularen, oder Regierungen thun am besten, das Flößen, Rießen u. s. w. des Holzes einem Unternehmer zu übergeben, der das Holz auf einen gewissen Platz schaffen und aufstellen muß, wo es ihm dann nach Klaftern, Stämmen oder Blocken bezahlt wird.

Man gebraucht oft alle oben beschriebene Arten des Rießens und Flößens in einem und demselben Gebirge, um das Holz von demselben herabzuschaffen. Es kömmt bei Anordnung der Rießen u. s. w. auf die Klugheit des Unternehmers an. So können große Wälder aus den unwirthsamsten Bergen mit wenigen Kosten (im Verhältniß zu dem Gewinn an Holz) ins Thal gebracht werden.

Schwieriger ist es, lange Baustämme unbeschadet von den Bergen zu bringen. — Ist die Bergwand sanft ablaufend: so läßt man den Stamm niederrollen; einzelne ausgestellte Leute, denen von oben beim Ablassen des Stammes ein Zeichen gegeben wird, helfen ihm entweder mit Vorwerfen von Prügeln nach, auf welchen er schnell weiter rollt, oder durch Hebel, wenn er eine falsche Richtung nimmt und stockt. — Ist die Bergwand zu steil: so schlägt man in das dicke

Ende des Stammes ein Eisen, mit einem darin haftenden beweglichen Eisenzapfen oder Wirbel, worin ein starkes Seil befestigt wird. (Der Wirbel verhindert, daß das Seil sich nicht drehe und damit zerreisse.) Man schlingt das Seil um einen starken Baum, läßt den Stamm in die Tiefe gehen, und ein einziger Mann ist im Stande, ihn hinunter zu lassen und anzuhalten nach Belieben. Um unterwegs, wenn es nöthig ist, dem Stamm nachzuhelfen, sind Leute mit Hebeln ausgestellt. — Ist der Berg ohne Fall, daß der Transport des Stammes durch Zugochsen gemacht werden kann: so werden die Ochsen vor einen sogenannten Lottbaum gespannt, auf welchem der Stamm (dem man Reiser und Prügel unterlegt, um ihn leichter zu machen) etwas aufliegt.

Anmerkung. Der Lottbaum, auf welchem Bauhölzer von den Bergen herabgezogen werden können, ist eine Art Schaufel, oder Schuh, von Holz, mit Eisen beschlagen (damit das Vorderende des Stammes beim Fortziehen nicht in die Erde greifen kann). An der Schaufel, welche auch die Gestalt eines Schlittenkufens oder Schiffschnabels hat, ist ein Deichsel befestigt, woran die Ochsen gespannt werden. Der Stamm wird mit seinem dünnen Ende auf die Schaufel gelegt, in den Stamm ein Eisen mit einem Wirbel geschlagen, und vermittelst dieses Eisens und einer Kette an den Lottbaum befestigt.

Zweites Kapitel.

Von der Zugutmachung des Holzes.

§. 109.

Wie man das Bau- und Nutzholz vor dem Fällen schwerer, härter und fester machen könne?

Es geschieht dieses sehr leicht an Laubholzarten (Eichen, Buchen, Ulmen u. s. w.), wenn man den Baum während der Saftzeit von der Wurzel bis zum Anfang der Zweige völlig von seiner Rinde entkleidet, und ihn so stehen läßt, bis (im ersten oder zweiten Jahre) seine Zweige abgestorben sind. — Das Holz der auf diese Weise geschälten Stämme ist um vieles schwerer und um vieles fester, auch weniger rissig, als anderes auf die gewöhnliche Art gefällte und behauene Holz. Der Baum muß aber sogleich, nachdem die Zweige dürr zu werden anfangen, gefällt werden.

§. 110.

Vom Sortiren des Nutzholzes.

Wenn die Stämme gefällt sind, läßt sich die Güte und Zweckmäßigkeit derselben zu diesem oder jenem Gebrauch viel besser erkennen. Viele Handwerker in Holz, Schiffbauer, Stellmacher, Sattler

u. s. w. haben allerlei Arten krummen Holzes nöthig, welches sie theurer, als das gemeine, bezahlen. Der Förster oder Waldbesitzer thut daher wohl, sich Muster von Papier oder dünnen Brettern schneiden zu lassen, wie das Holz gewachsen sein müsse, um zu einem oder anderm Gebrauch vorzüglich zu dienen.

Das fehlerhafte, mit Kernrissen, Eisklüften, Faulflecken u. s. w. behaftete Holz wird vom guten abgesondert.

Hat das Holz am Sägeschnitt auf der Grundfläche des Stammes ungewöhnlich lange Fasern: so ist es in Rücksicht seiner Festigkeit, Härte und innern Gesundheit nicht das beste.

Legt man das Ende eines Stammes auf eine Unterlage, schlägt man dies Ende im Mittelpunkt leicht mit einem Hammer an, hält ein anderer sein Ohr an das andere Stamm-Ende, und hört den Schlag klar und hell: so ist das Holz gesund. Klingt der Schlag fast gar nicht, oder dumpf: so ist das Holz anbrüchig, faul von innen.

§. 111.

Von Konservation und Verbesserung des gefällten Bau- und Nutzholzes.

Das gefällte Holz bekömmt leicht mancherlei Fehler, während es auf dem Lager aufbewahrt wird. Durch das Gähren der zurückgehaltenen,

schleimigen, wässerigen Säfte wird es bei abwechselnder Wärme und Feuchtigkeit zum Stocken, zu Ansetzung von Schwämmen geneigt. — Durch das schnelle Austrocknen bekömmt es Risse, die im Kern oft grösser, als im äussern Holz werden können, wenn der Kern nicht ganz gesund ist; oder das Holz wirft sich.

Anmerkung. Der Wurmfraß im Holz entsteht, wenn das Holz in der Saftz it gefällt wird; nicht im Januar und Februar; nicht sogleich von der Rinde befreit an trockenen luftigen Orten bewahrt ist.

Merkmale des im Saft gefällten Holzes sind: 1. Die Rindenseite reißt sehr auf. 2. Die Poren sind sehr krumbar. 3. Schneidet sich nie recht glatt, ist immer los und locker. 4. Nie gerade, zieht sich krumm. 5. Die Jahrringe ziehen sich in der Sonne auf.

Man hat daher verschiedene Mittel zur Erhaltung des Bau- und Nutzholzes anzuwenden. Die bewährtesten Mittel sind:

1. Das Austrocknen durch Wärme und Luftzug. Am besten wird dies Austrocknen befördert, und das Stocken verhütet, wenn die Stämme, bald nach ihrer Fällung, von der Rinde befreit — behauen — und in mehrere Theile geschlagen oder zersägt wird. Geschieht besonders letzteres, so bekömmt das Holz beim Trocknen weniger Risse. Kann das Zertheil-

len des Holzes nicht sogleich geschehen, so werden die vielen Risse durch langsameres Austrocknen verhütet, indem man entweder nur die grobe Rinde, ohne Verletzung des Splints, mit dem Beil oder Schneidemesser vom Stamme nimmt; oder wenn man die gefällten Stämme von der Rinde schält, aber sie mit ihren unabgeschnittenen noch belaubten Gipfeln an trockenen Orten liegen und dorren läßt. Das vollkommen getrocknete Holz muß an beschützten Oertern, daß die Luft überall hindurch streichen kann, aufbewahrt werden, um Feuchtigkeit und Anfäulung zu verhüten.

2. Das Auslaugen im Wasser. Man versenkt die geschälten Stämme des Laubholzes gleich nach der Fällung unter Wasser (wo möglich in fliessendes), und läßt sie hier einige Monate, sehr starke Stämme ein bis zwei Jahre, liegen. Das Wasser lauget die schleimigen Holzsäfte aus, verhütet Stockung und Risse, und macht das Holz geschmeidiger und dauerhafter. In Venedig legt man das Schiffbauholz vor dem Gebrauche drei Jahre unter Wasser. In England senkt man die Eichen- und Buchenbretter vierzehn Tage unter Wasser, und wenn sie wieder nachher gehörig trocken sind, räuchert man sie.

3. Das Ausräuchern. Unter den über einander geschichteten, behauenen Stämmen wird von Zeit zu Zeit mit Spänen, Laub und allem, was

wenig Flamme, aber starken Rauch gibt, so lange geräuchert, bis das Holz eine dünne, schwarze Rinde auf allen Seiten bekommen hat. Geräuchertes Buchenholz dient in England oft statt des Eichenholzes; Erlenholz, welches im Freien sonst bald stockt, wird dadurch selbst zum Bauen im Trockenen dauerhafter.

Anmerkung. Hierzu kann auch noch gerechnet werden das Bestreichen des Bauholzes, welches zu Schwellen dient, mit Salzwasser. Wenn dergleichen Holz auf feuchtem Boden erwachsen war, oder in der Saftzeit, oder im Winter, wenn das Holz den Frost hatte, geschlagen wurde, oder wenn die Schwellen feucht liegen, ohne daß die Luft zubringen und den Grund austrocknen kann, erzeugen sich leicht die Schwämme daran, und verderben dadurch in wenigen Jahren. — Der laufende Schwamm wird eben dadurch am sichersten verhütet, wenn die Schwellen und Unterlagen von Holz einen wohl ausgetrockneten Grund haben, am besten, wenn man unter denselben Lüftung bewirkt, und wenn man sie, falls man nicht weiß, ob sie in gehöriger Zeit gefällt worden, mehrere Male mit Wasser überstreicht, worin viel Kochsalz aufgelöset worden ist.

§. 112.

Vom Landbauholz.

Diejenigen Bäume, welche einen langen, geraden Schaft von hinlänglicher Dicke treiben, und

damit Dauer, Festigkeit und Elastizität verbinden, sind zum Bauholz die tüchtigsten.

Unter den Nadelhölzern haben diese Eigenschaften im vorzüglichsten Grade die **Fohren**; ihnen zunächst stehen die **Lärchtannen**, die **Roth-**, dann die **Weißtannen**, endlich die **Arven**.

Unter den Laubhölzern ist das **Ulmenholz** zum Landbau am tüchtigsten, doch ist es schwerer, als Nadelholz, und nicht so elastisch (kann, wenn es hohl liegt, nicht so schwere Lasten tragen), und krümmt sich. Noch mehr gilt dies vom **Eichenholz**, das zu Schwellen vorzüglich taugt, und der Witterung am besten Trotz bietet, noch besser, als die Ulmen.

Hingegen **Kastanien**, **Buchen**, **Hagebuchen**, **Linden**, **Erlen**, **Pappeln**, **Eschen**, **Birken**, **Ahornen**, **Espen**, **Weiden**, taugen nur zum Bau im Trockenen gut, wo sie der Witterung nicht blosgestellt sind. Doch verbessern sich diese Holzarten sehr, wenn sie, vor der Fällung, von der Rinde geschält werden (§. 109), und werden dadurch selbst gegen Witterungswechsel dauerhafter.

Anmerkung. Die Eintheilung der Bauhölzer ist in verschiedenen Gegenden sehr verschieden. In der Schweiz nimmt man gewöhnlich folgende Sorten an.

Sägeblöcke, zu zweiundreißig Schuh Länge.

Trämhölzer (Träme), sechzig bis siebenzig Schuh lang, und wenigstens am kleinen Ende sieben Zoll dick.

Mittelbauholz, fünfzig bis sechzig Schuh lang, am kleinen Ende wenigstens sieben Zoll dick.

Raffen, fünfzig Schuh lang, am kleinen Ende wenigstens fünf Zoll dick.

§. 113.

Vom Wasserbauholz.

Zum Wasserbau, z. B. zu Schleusen, Brücken, Mühlen, Fundamenten auf feuchtem Boden u. s. w. taugen nicht alle Holzarten, besonders, wenn Nässe und Trockene öfters daran wechseln.

Am tauglichsten ist dazu das Holz der Eichen, der Ulmen, der Lärchtannen und sehr harzreichen Fohren. Diese Holzarten können der Abwechselung der Feuchtigkeit und Trockenheit am besten widerstehen. — Unterm Wasser zu bauen, sind noch ausser eben genannten Holzarten am vortheilhaftesten die Erlen, Eschen und Buchen.

Wenn dergleichen Holz ganz bestimmt zum Wasserbau gefällt werden soll, muß es nothwendig (mit Ausnahme der Lärchtannen) in der Saftzeit geschlagen, sogleich behauen, verarbeitet und unter Wasser gebracht werden.

§. 114.

Vom Grubenbauholz.

Zur Verzimmerung der Stollen, Schachten und Orte in den Bergwerken kann wegen der darin herrschenden feuchten und verdorbenen Luft nicht jede Holzart zur Vortheil gebraucht werden, weil das Holz schnell verdumpft, stockt und fault. Am dauerhaftesten ist das Holz von Eichen, Ulmen, Lärchtannen, und im Nothfall auch der Fohren, wenn sie harzreich sind.

Das Nadelholz kann ohne großen Nachtheil bei seiner Verwendung zum Grubenbau in der Rinde bleiben; Laubholz aber nicht: es stockt leicht und faust.

Anmerkung. Beim Grubenbauholz kömmt es eben nicht sehr auf die Länge des Stammes an, aber der Wuchs muß gerade sein, und das Holz von innen ohne Tadel, besonders ohne Anlaß zur Fäule. Zu den Jochen nimmt man es acht bis zwölf Schuh lang, ohngefähr einen Schuh dick; zu Pelzen oder Sezein einen halben Schuh dick; zu Thürstöcken einen halben bis ganzen Schuh dick; zu Kanten einen halben Schuh dick u. s. w.

§. 115.

Vom Schiffbauholz.

Zum Schiffbau werden theils gerade, theils krumme Hölzer angewandt.

Zum geraden Schiffbauholz gehören vorzüglich die Maſtbäume, wozu man am liebſten die Lärchen, Fohren, Weiß- und Rothtannen wählt, weil dieſe Holzarten einen ſehr geraden Wuchs haben, leicht und elaſtiſch ſind. Das Holz zu Maſten muß wenig Aeſte haben, geſund und feſt ſein. In manchen Gegenden erzieht man die ſchönſten Fohrenſtämme ausdrücklich zu Maſtbäumen, indem man vom zwanzigſten Jahre an immer die unterſten Zweige, ehe ſie noch ſehr dick haben werden können, dicht am Stamme wegnimmt, wo dann die kleine Wunde bald mit neuen Holzlagen überwachſen iſt. Eben ſo gehört zum geraden Schiffholz der Kiel, der aus Eichen, Buchen, Ulmen und Lärchtannen, zur Noth auch von Fohren genommen wird. Das Holz dazu muß ſehr geſund, ohne beträchtliche Klüfte und Riſſe, und ſehr gerade gewachſen ſein.

Die krummen Schiffbauhölzer ſind von verſchiedener Geſtalt; die Schiffbauer müſſen dazu ſelbſt das ihren Abſichten entſprechendſte Holz in den Laubholzwaldungen ausſuchen.

§. 116.

Von Mühlen- und Maſchinenbauhölzern.

Dahin gehören beſonders die Wellen für Poch- und Hammerwerke, Mahl-, Oel-, Säge-Mühlen u. ſ. w.

Zu den stärksten Wellen von dreißig bis vierzig Schuh Länge nimmt man am liebsten Eichenholz, wegen seiner Festigkeit und Dauer. Aber wenn sie auf einer weiten Strecke hohl liegen, ziehen sie sich durch ihre eigene Schwere krumm; dies ist auch der Fall bei Wellen von Buchenholz, die ohnehin in abwechselnder Feuchtigkeit von keiner Dauer sind. Fohren- und Tannenholz bricht leichter, ohne ebenfalls dauerhaft zu sein.

Zu mittlern und kleinern Wellen taugen, ausser den schon erwähnten Holzarten, Ahornen, Hagebuchen, Birnbäume, Elsbeerbäume, Mehlbeerbäume u. s. w. Zu den Wellen muß sehr gesundes, wenig Aeste habendes Holz gewählt werden, und besonders ist darauf zu sehen, daß die Markröhre desselben überall gleichweit vom Umfang des Baums ist. Ist die Markröhre nicht recht im Mittelpunkt des Stammes, so reißt und wirft sich das Holz leicht, und die daraus verfertigte Welle wird bald ganz unbrauchbar.

Bei Hammerwerken muß man sowohl für die Hammerhelme, als für Schlagreitel, Hammerrahme u. s. w. das gesundeste, festeste Holz wählen von Buchen, Hagebuchen, Eichen, Eschen u. s. f.; zu Hammerrahmen können auch Nadelhölzer dienen.

Zu den Stampfen in Pochwerken bei Pul-

ver-, Lohe-, Papiermühlen u. s. w. werden Eichen, Hagebuchen, Buchen, Nußbäume und anderes festes, schweres Holz allem andern vorgezogen.

§. 117.

Vom Röhren-Holz.

Zu Wasser-Röhren, Rinnen u. dgl. wird Holz gewählt, welches der Feuchtigkeit lange widersteht, sehr gerade, stark und lang gewachsen ist, Festigkeit genug hat, den Druck hoher Wassersäulen auszuhalten, von innen wenig Risse, Eisklüfte und andere Schaden, von aussen wenig Aeste und faule Aestellen besitzt.

Die besten, stärksten, dauerhaftesten Röhren werden vom Eichenholz gemacht, welches Nässe und Trockene am besten erträgt — eben so empfiehlt sich dazu die Ulme und die Lärchtanne. — Fohren sind in der Feuchtigkeit von schlechter Dauer. — Buchen, wenn die Röhren beständig unter der Erde und feucht liegen, so wie die Erlen, sind zu dem Behuf so gut, wie Eichen. Bei abwechselnder Feuchtigkeit und über der Erde aber haben sie keine Dauer. Erlenröhren sollen dazu noch den Fehler haben, daß sich in ihnen bälder, als in anderm Röhrenholz, Wassermoose erzeugen, die die Röhren verstopfen, und der Güte des Wassers schaden. — Selbst Espen, wenn sie vor der Fällung von der Rinde geschält worden sind (§. 109.), leisten zu Röhren gute Dienste.

Am vortheilhaftesten ist's, das Röhrenholz nach der Fällung des Stammes sogleich zu bearbeiten, und an den bestimmten Ort zu bringen. Kann letzteres nicht geschehen, so müssen sie unter dem Wasser (nicht etwa nur darauf schwimmend) aufbewahrt werden (§. 111. Nr. 2.).

§. 118.

Vom Wagner-Holz.

Zu den Haupttheilen aller Fuhrwerke wird ein sehr zähes, festes, elastisches Holz erfordert. Die Buchen, Hagebuchen, Ulmen, Eschen, Ahornen, Birken, Eichen, Mehlbeer-, Elsbeerbäume u. s. f. sind dazu vorzüglich geschickt, sowohl das gerade, als krumme Wagnerholz zu Radfelgen, geschweiften Kutschenbäumen, Lafetten, Schlittenbäumen u. dgl. zu liefern.

Am zweckmäßigsten ist es, beim Sortiren des Holzes in den Waldungen, den Wagnern selbst das Auslesen zu überlassen.

§. 119.

Vom Schnitzholz.

Dies kann zu verschiedenem Gebrauch aus den verschiedensten Holzarten genommen werden; z. B.

1. Zu Krippen wählt man Holz, das beim Gebrauch nicht leicht splitterig wird, z. B. von Ahornen, Eichen, Buchen, Birnbäumen u. s. w.

2. Zu Schäften an Schießgewehren ein festes, zähes Holz, von feinem Gewebe, das gute Politur annimmt, z. B. Maßholder, Nußbaum, Birken, Ulmen, Traubenkirschen, Eiben, Ahorn, Vogelbeerbaum, Eschen, Buchen u. s. w.

3. Tabakspfeifenköpfe, vom maserigen Holz der Maßholder, Ahornen, Birken, Ulmen u. s. w.

4. Sattelhölzer; am besten dienen dazu die fehlerfreien Äst- und Wurzelhölzer von nicht schweren Holzarten, z. B. von Linden, Birken, Espen, Ulmen u. s. w.

5. Zu Bildschnitzer-Waaren taugen vorzüglich Linden, gemeine Ahornen, Arven, und andere leichte Holzarten von feinem Gewebe.

6. Zu Spazierstöcken wählt man schlank gewachsenes, zähes, festes, hartes Holz von Hartriegel, gemeiner Lonizere, Schwarz- und Weißdorn, Spindelbaum, Stechpalme, Wachholder, Maßholder u. s. w.

7. Zu Ladestöcken dient nur hartes, festes, schweres Holz, das sehr gerade gewachsen ist, z. B. von gemeinen Lonizeren, Ebenbaum, Kornel-Kirschbaum, Eschen, Weiß- und Schwarzdorn u. s. w., die schlank im Wuchs, drei bis vier Schuh lange und einen Zoll dicke haben.

8. Peitschenstöcke; dazu dienen am besten die Eller-, Eschen- und Maßholder-Stangen.

Aus letztern werden besonders die guten geflochtenen Peitschenstöcke verfertigt, indem man die Stangen vom schwächern Ende an bis zum Griff in zehn bis zwanzig Theile spaltet und wieder zusammenflicht.

9. Pfeifenrohre werden aus den geraden, astlosen Schüssen solcher Holzarten gemacht, die keine zu kleine Markröhre haben, z. B. aus Maßholder, Wasserholder, Schlingstrauch, Hartriegel, Spindelbaum, Vogelbeerbaum u. s. w.

§. 120.

Vom Holz zu Flechtwerken.

Die Korbmacher sind hier besonders in Rücksicht zu nehmen. Sie fordern lange, zweijährige Schüsse zäher Holzarten für ihre Arbeiten. Deswegen sind dazu die zweijährigen Triebe der gelben Bandweide, der Fischerweide, der Rosenweide, der Rosmarinweide u. s. w. Zu groben Korbmacherarbeiten ist auch das Holz von andern Weidenarten, selbst von Pappeln, Waldreben, Alpranken und andern Gesträuchen. — Die Ruthen der Rainweide können zu den feinsten Flechtwerken benutzt werden. — Die zähen Wurzeln der Rothtannen und Fohren, wenn sie von der Rinde abgestreift, der Länge nach in mehrere Theile gespalten, in Aschenlauge abgekocht, und wieder getrocknet und geschält sind, dienen ebenfalls zu

Körben und anderm Flechtwerk; die Lappländer drehen sogar Seile daraus.

§. 121.

Vom Reisigholz.

Auch das Reisigholz wird zu mancherlei Zwecken benutzt, wie z. B.

1. Zum Besenbinden, wo zunächst den Birkenruthen die Besenpfrieme und das gemeine Heidekraut vorzüglich taugen.

2. Zu Faschinen, Flechtzäunen u. dgl., besonders Weidenholz.

3. Zu Gradirwänden auf Salinen ist das Reisig vom Schwarzdorn am besten und dauerhaftesten; nicht so dauerhaft ist der Weissdorn; noch schlechter ist das Reisig von Birken, Wachholderbäumen u. s. w.

§. 122.

Vom spaltigen Nutzholz.

Diejenigen Holzarten, welche sich am leichtesten, geradesten und feinsten spalten lassen, sind die Sommereiche (Winter-Eichenholz spaltet nicht so gerade und fein), Buche, Hagebuche, Esche, Maßholder, Ahorn, Haselstrauch, alle Nadelhölzer, mit Ausnahme der Alpenfohre; die Weißtanne spaltet unter den Nadelhölzern am feinsten. — Zu grobern Spaltwaaren können dann auch andere Holzarten dienen.

Es gehört überhaupt zum guten, spaltigen Nutzholz, daß es dauerhaft, fest und zähe sei, keinen gewundenen Wuchs der Holzfasern habe, nicht ästig, wimmerig oder maserig sei, und von innen keine Risse, Klüfte, anbrüchige Stellen oder andere Fehler habe.

Schon an den Stämmen und an dem Boden, auf welchem sie wachsen, kann man ziemlich sicher erkennen, ob das Holz leicht und eben spalten werde, oder nicht.

Wenn der Stamm der Eichen und Buchen gleichförmig gegen den Wipfel zu abnimmt, und auf der Oberfläche der Länge nach gehende Erhöhungen oder Schwielen hat, so ist das Holz gemeiniglich zur Spaltarbeit gut.

Wenn die Rinde eines Baumes ungewöhnlich rauh und grob, nicht glatt ist, taugt das Holz selten zur Spaltarbeit.

Auf gutem, mäßig feuchtem Boden, wo die Bäume kräftig aufschießen, ist das Holz gemeiniglich sehr spaltig. Auf sehr trockenem, oder lettigem, sehr feuchtem Boden, taugt das Holz selten zur Spaltwaare.

Stämme, in geschlossenem Stande erwachsen, sind besser zu spalten, als die im Freien, oder am Rande des Waldes erwachsenen, weil diese ästiger und mehr vom Winde gedreht sind.

Die verschiedenen Arten der Spaltwaaren sind

ſehr mannigfaltig. Wir wollen hier nur der vornehmſten erwähnen:

1. Stabhölzer, Faßdaubenhölzer, Küferholz zu Fäſſern. Man gebraucht dazu das Holz der Eichen, Lärchen, Buchen, Föhren, Roth- und Weißtannen u. ſ. w. — Das Eichenholz verdient zu Wein-, Bier-, Branntewein-Fäſſern und Brandöttigen den Vorrang. Dem zunächſt ſteht das Lärchenholz und das der Ulmen; letztere aber ſind ſehr ſchwerſpaltig. — Buchen- und feinjähriges Föhrenholz dienen ebenfalls auch noch. Hingegen das Holz der Rothtannen, Weißtannen, Espen, Föhren u. ſ. w. ſind nur zu Backfäſſern, zur Aufbewahrung trockener Sachen gut.

2. Faß-Reife erfordern ſchlankes, zähes Stangenholz. Am tauglichſten ſind dazu Eichen, Eſchen, Birken, Ulmen, Buchen, Haſelſtrauch, Vogelbeerbaum, Weiden, Papeln, Hartriegel, Rainweiden u. ſ. w.

3. Schindeln; die beſten ſind von Eichen- und Lärchtannenholz, ſie dauern über funfzig Jahre. Die von Föhren dauern gemeiniglich nur zwanzig bis dreißig; die von Roth- und Weißtannen und Espen nur zehn bis zwanzig Jahre.

4. Dachlatten; gemeiniglich nimmt man zur Lattung der Ziegel- und Schieferdächer u. ſ. w. das Holz von Eichen und Nadelholzarten; aber

auch das Holz der Roßkaſtanien, der Pappeln ſogar, iſt bei guter Belegung dauerhaft.

5. Radfelgen zu Kamm- und Stirnrädern; am beſten iſt dazu das Holz von Hagebuchen, Eichen, Ulmen, Buchen und Eſchen.

6. Kämme und Trillinge bei den Rädern werden am beſten aus Klötzen von Hagebuchen, Elsbeer-, Mehlbeer-, Birn- und Aepfel-Vogelbeerbäumen, Hartriegel, Kornel-Kirſchen, Eiben, maſerigem Birkenholz, auch aus Buchen gemacht.

7. Reſonanzböden an Violinen und ähnlichen Inſtrumenten ſind am beſten von feinringmerig gewachſenen Ahornſtämmen der höchſten Berge, weil dieſes Holz am tönendſten iſt. Außerdem dient dazu auch feinjähriges Roth- und Weißtannenholz gut; ſo wie letzteres, da es ſich minder, als andere Holzarten, bei verſchiedenen Graden Luftwärme zieht und dehnt, am beſten zu Thermometer- und Barometerbrettern iſt.

§. 123.

Vom Baſt-Schälen.

Nicht alle Holzarten geben einen zum Binden, Flechten u. ſ. w. brauchbaren Baſt. — Die Linden und Ulmen werden am gewöhnlichſten auf Baſt benutzt.

Man wählt dazu die ſechszehn- bis zwanzigjäh-

rigen Stangen, und fängt Ende Mai's, Anfang Juni's das Schälen an. Die Rinde und der Baſt werden an der Stange der Länge nach aufgeſchnitten, dann mit einem knöchernen Werkzeuge, das wie ein Falzbein der Buchbinder, jedoch ſchräg, zugeſpitzt iſt, vom Holz getrennt und gänzlich abgezogen. Sodann wird die Rinde von den Baſtlagen abgeſchält, der Baſt einige Wochen unter fließendes Waſſer gebracht, damit die ſchleimigen Säfte abgehen, und die Lagen ſich trennen laſſen.

Drittes Kapitel.

Von der Benutzung anderer Forſt-Produkte.

§. 124.

Vom Kohlenbrennen.

Das Brennholz kann nicht immer gleich unmittelbar benutzt, ſondern muß erſt verkohlt werden, um in Hüttenwerken, Fabriken, Schmieden u. ſ. w. gebraucht zu ſein.

Ich will hier keine umſtändliche Anweiſung geben, wie das Kohlenbrennen verrichtet wird, ſondern nur ſo viel ſagen, als dem Forſtmann oder Eigenthümer des Waldes davon zu wiſſen nöthig iſt.

Die Kennzeichen einer guten Kohle sind folgende: sie muß schwarz glänzend sein, stahlblau schimmernd, noch deutlich das Holzgewebe mit den Jahrringen zeigen, nicht stark abschwärzen, sich nach jeder Richtung leicht zerbrechen lassen in stumpfeckige Stücke; angezündet muß sie gleichförmige starke Hitze geben, und ohne Rauch und ohne starke Flamme verglühen.

Aber nicht alle Holzarten geben zu jedem Gebrauch gleich gute Kohlen.

Die stärkste anhaltendste Gluth geben die Kohlen von

1. **Buchen.** Man nimmt dazu zwei- bis dreiklüftiges Holz, das fünf bis zehn Zoll dick ist. Die besten Kohlen fallen vom zwei bis drei Zoll dicken Stangen.

2. **Eichen.** Starkes, altes Stammholz gibt schlechte Kohlen, die wenig Gluth geben, matt brennen, und bald erlöschen. Hingegen die Kohlen von fünfunddreißig- bis vierzigjährigem Eichenschlagholz sind denen der Buchen gleich, und vielleicht noch besser.

3. **Hagebuchen** geben Kohlen, die denen der Buchen an Güte wenig oder nichts nachstehen. Besonders rühmt man die Stock- und Wurzelkohlen der Hagebuchen.

4. **Mehlbeerbaum.** Die Kohlen seines Holzes kommen an Güte den Buchenkohlen gleich.

Schwächere, doch anhaltende Gluth geben die Kohlen von

1. Birken und Erlen. Das Holz der letztern muß man aber gleich nach dem Fällen verkohlen. Vom ausgetrockneten Holz gibt es nur mürbe, leichte Kohlen.

2. Lärchtannen. Die Kohlen sind hart, schwer, geben starke Gluth, prasseln und sprühen aber im Feuer sehr.

3. Hollunder, Vogelbeerbäume, Ulmen, Ahornen, Eschen, Elsbeer-, Aepfel-, Kirschen-, Holzbirnbäume, und andere harte Laubholzarten, sind in Rücksicht der Güte ihrer Kohlen einander gleich.

Starke, aber nicht anhaltende Gluth geben die Kohlen von

1. Fohren. Das Fohrenholz gibt mehr Kohle, als das Tannenholz. Die Kohlen (besonders von sehr harzreichem Holze, von Stöcken und Wurzeln) geben stärkere und anhaltendere Gluth, als die von Rothtannen, und sind so gut, wie Birkenkohlen.

2. Rothtannen. Am schlechtesten sind die Kohlen von solchen Stämmen, die durchs Harzen um ihr Harz gekommen sind.

3. Weißtannen geben ohngefähr so gute Kohlen, als die Rothtannen.

Weder ſtarke noch anhaltende Gluth geben die Kohlen von

1. **Linden und Pappeln.** Sie ſind zu mürbe und leicht, daher gut für Pulvermühlen und zu Zeichen- oder Reiskohlen.

2. **Weiden und glatte Farbeſträuche** ſind faſt noch mürber, leichter und entzündlicher. Die Kohlen der letztern liebt man beſonders bei Verfertigung guten Schießpulvers.

3. **Espen geben beſſere Kohlen, als Linden, Pappeln und andere weiche Laubholzarten; man ſchätzt ſie beinahe ſo ſehr wie die Rothtannenkohlen.**

Anmerkung. Man hat bei vielen mit großer Sorgfalt angeſtellten Verſuchen gefunden, daß 142 Klafter Eichen in Kohlen gleich ſind

145 Klafter Buchen
152 — Fohren
155 — Birken
161 — Rothtannen
189 — Erlen.

Es ſind alſo, als Kohlholz genommen, nach vielen Verſuchen 152 Klafter Fohren ſo viel werth, als 161 Klafter Rothtannen; 142 Klafter Eichen ſo viel als 155 Klafter Birken.

Das zum Verkohlen beſtimmte Holz wird in drei bis fünf Fuß lange Scheite geſchnitten und geſpalten. Die Scheite müſſen nicht über ſechs Zoll breit, nicht unter drei Zoll dick ſein. Ein

rundes Stück, das über drei Zoll dick iſt, muß geſpalten werden.

Sollen Wurzelſtöcke verkohlt werden: ſo müſſen ſie in ſechs bis acht Zoll dicke Stücke zertheilt werden.

Das zugerichtete Kohlholz läßt man einige Monate lang liegen, bis es halbdürr iſt; allzu trocknes Holz wird im Kohlhaufen oder Meiler vom Feuer zu ſehr verzehrt, und gibt ſchlechtere Kohlen; allzu friſches oder grünes Holz kohlt, zumal bei feuchter Witterung, nicht immer gehörig aus, und läßt viele Brander oder halbverkohlte Stücke zurück.

Die beſte Zeit zum Kohlenbrennen iſt vom Juni bis Anfang Wintermonds. Am beſten gerathen die Kohlen bei feuchtem (aber nicht regneriſchem), windſtillem Wetter.

Bei naſſer Witterung verkohlt das Holz langſamer. Ein Meiler von acht Klaftern braucht ohngefähr drei bis vier Tage zum Verkohlen; ein Meiler von fünfzig bis ſechszig Klaftern braucht ohngefähr vierzehn bis zwanzig Tage. Freilich ſehr trockenes, oder weiches, leichtes Holz, oder wenn es nicht dicht genug geſetzt iſt im Kohlhaufen, verkohlt ſchneller, als hartes, oder friſches, oder ſehr geſchloſſen aufgeſetztes.

Die Kohlen, wenn ſie abgekühlt ſind, müſſen gehörig ſortirt werden. Die Brände (oder halb-

verkohlte Stücke) werden auf die Seite gethan. Die größten, besten Kohlen müssen besonders zusammengethan sein, und heißen Leisekohlen; die kleinern werden mit dem Rechen zusammengescharrt, heißen Ziehkohlen; die ganz kleinen, zerbröckelten Kohlen heißen Mulmkohlen, Quandelkohlen.

§. 125.

Vom Potasche-Sieden.

In großen, abgelegenen Gebirgswäldern, wo man das Holz ohne die größten Kosten nicht herabschaffen kann, und das meiste ungenützt verfaulen muß, dient es noch zum Potaschesieden. Potasche entsteht, wenn man die Asche von Holz und Pflanzen auslauget, die Lauge ganz einkocht, und den steinartig verhärteten Bodensatz im Feuer ausglüht, oder verkalkt.

Man erkennt eine gute Potasche daran, daß sie ganz weiß, ins Bläuliche spielend ist. (Graue oder schwärzliche Flecken bedeuten, die Potasche sei nicht genug verkalkt; rötliche Farbe bedeutet, sie sei zu stark verkalkt.) Im Wasser löset sie sich schnell und ohne beträchtlichen Bodensatz auf; die Auflösung muß das Silber nicht schwärzen. Legt man vorher gewogene Potasche auf eine eiserne Schaufel, und läßt sie glühend werden, wiegt sie nachher, und man findet sie

leichter: so zeigt der Abgang an Gewicht, wie mehr oder weniger schlecht die Potasche sei.

Nicht alle Holzarten geben gleichviel Potasche. Wenn man von folgenden Holzarten gleiches Gewicht von Asche gebraucht zum Potaschesieden, so geben sie in folgender Ordnung die meiste Potasche: die meiste nämlich Hollunder, dann Ahorn, dann Weiden, Erlen, Ulmen, Eschen, Hagebuchen, Birken, Eichen, Haselsträuche, Buchen, Föhren, Espen und am wenigsten Linden.

Nadelholzarten geben so wenig Potasche, daß man sie dazu ohne Nachtheil nicht anwenden kann. Auf fruchtbarem Boden erwachsenes Laubholz gibt mehr Potasche, als das auf trockenem Boden. Im Wasser gelegenes, ausgelaugtes Holz gibt weniger, als unausgelaugtes. Verdorbenes, wurmstichiges Holz ist ergiebiger, als gesundes. Das häufig in schattigen Wäldern wachsende hohe Farrenkraut gibt die meiste Potasche, auch Heidekraut, Moose und Flechten.

§. 126.

Vom Terpentinmachen.

Die Nadelholz-Arten geben durch ihr Harz manchen Nebennutzen in den Wäldern, den man bei Bewirthschaftung derselben nie vernachlässigen sollte.

Dasjenige Harz, welches aus den Wunden

der Nadelhölzer fließt, und während ſeiner Flüſſigkeit geſammelt wird, gibt den Terpentin. Dies Harz iſt noch mit ſtarkriechenden, feinen, flüchtigen Oelen geſchwängert.

Verdünſten dieſe öligen Theile durchs Austrocknen, ſo erhält man nur das gemeine Harz.

Deſtillirt man den Terpentin (wozu man ſich einer kupfernen Deſtillirblaſe, mit einem Helm verſehen, bedient, von dem eine Röhre durch ein Kühlfaß zur Vorlage, oder einer Glasflaſche geht), ſo erhält man in der Vorlage das Terpentinöl, und in der Blaſe über dem Feuer bleibt ein Satz zurück, der das Geigenharz (Kalophonium) gibt.

Man hat Terpentin von verſchiedener Güte.

1. Venezianiſcher Terpentin iſt hellgelblich, noch etwas flüſſiger, als Honig, von durchdringendem Geruch, und ſcharfem, bitterm Geſchmack. Man erhält ihn von Lärchenbäumen, die weder zu alt, noch zu jung ſind, wenn man im Frühjahr einige Schuh hoch über der Wurzel des Stammes bis ins Holz ein halbzölliges Loch bohrt, eine kleine Rinne hinein ſteckt, und den ausfließenden Saft in untergeſetzten Gefäßen ſammelt. Er fließt vom Mai bis Herbſtmond, und ein geſunder Lärchenbaum kann jährlich acht bis zehn Pfund Terpentin viele Jahre lang nach einander geben. Aber man muß im

Herbſt die Bohrlöcher mit einem hölzernen Pfloc feſt zuſchlieſſen. Man läßt den Terpentin durch ein Haarſieb laufen, um ihn zu reinigen.

2. **Straßburger Terpentin** Man ſammelt ihn aus den Harzbeulen, die ſich unter der Rinde der **Weißtannen** häufig ſammeln, wenn ihre Stämme ohngefähr ſchuhdick ſind. Man beſteigt die Tannen, öffnet die Harzknoten, und ſammelt den ausflieſſenden Saft in Gefäßen. Dieſer Terpentin iſt nicht ſo flüſſig, durchſichtig und zähe, wie der venezianiſche, hat einen ſehr bittern, aber nicht ſo ſcharfen Geſchmack auf der Zunge.

3. **Gemeiner Terpentin** iſt zähe, dick, wenig durchſcheinend, von unangenehmem Geruch und ſcharfem, bitterm Geſchmack. Man erhält ihn von den **Rothtannen** und **Fohren**, wie oben beim venezianiſchen Terpentin gemeldet worden.

§. 127.

Ungariſcher Balſam und Krummholz-Oel.

Die häufig wuchernd in den Hochgebirgen wachſenden **Alpenfohren**, welche ſonſt wenig (in den Alphütten nur im Nothfall, zum Brennen) benutzt werden, konnen ohne große Mühe zur Gewinnung des ungariſchen Balſams und Krummholz-Oeles dienen, welches noch in Apotheken gebraucht wird.

Das Harz, welches man aus den Wunden der Zweige (abgebrochenen Zweigspitzen, woran man zum Auffangen des Harzes gläserne Flaschen hängt) oder durch das Auspressen der Zweige erhält, ist der sogenannte ungarische Balsam.

Das aus den zerquetschten grünen Zapfen und Spitzen der jungen Zweige destillirte abgezogene Oel, gelbgrün von Farbe, von angenehmem Geruch und scharfem öligem Geschmack, ist das sogenannte Krummholzöl (in den Apotheken Oleum templinum geheißen).

§. 128.

Vom Harzreissen.

Das Harzreissen oder Harzen in Rothtannenwäldern muß nie an Bäumen, die zu Bau- und Nutzholz taugen sollen, vorgenommen werden; selbst zum Brennholz werden sie schlechter. — Man muß auch überhaupt einen Stamm nur immer ein Jahr ums andere angreifen.

Stämme auf der Mittagsseite, einzeln stehend, im mittlern Alter, geben das meiste Harz.

Soll ein Tannenwald auf viele Jahre auf Harz benutzt werden, so dürfen die Gerinne anfangs nur zwei bis drei Schuh lang, und nur einen schwachen Zoll breit sein, bis auf den Splint gehend, und müssen gegen den Fuß des Stammes in schiefer Richtung ziehen, damit sich nie Wasser in dem un-

tern Theile setzen kann. — Der Stamm wird im Mai vom Harzer angerissen; das daraus geflossene Harz wird aber erst im folgenden Jahre vom Heumond bis Herbstmond abgeschart.

Anmerkung. Stämme von dreißig bis fünfunddreißig Zoll unten im Durchmesser geben verhältnißmäßig das meiste Harz; aber sie müssen nur dann auf Harz benutzt werden, wenn sie zum Bauholz fehlerhaft sind. — Ein Stamm, fünfzig bis sechzig Schuh hoch, und etwa zwölf Zoll im Durchmesser, kann in einem guten Jahre ein halbes Pfund reines Harz geben; zwei Stämme vierzig bis fünfzig Schuh hoch, neun bis zehn Zoll im Durchmesser, geben in einem Jahre eben so viel. — Eine Gemeinde hatte ungefähr vierzig Juchart Tannenwald, worin die Stämme dreißig bis sechzig Schuh hoch waren, und sechs bis zwölf Zoll oben Durchmesser hatten, jährlich für hundert und zwanzig Gulden an Harzer verpachtet (die Harzer machten darin jährlich ohngefähr dreißig bis fünfundvierzig Zentner reines Harz). Es wurde darin seit dreißig Jahren gehorzt. Rechnen wir ab, was durch das Harzen der Wald an jährlichem Zuwachs verlor, und das Holz beim Verkauf schlechter ward, so hatte die Gemeinde doch noch, wenn man für diesen Verlust auch tausend Gulden rechnet, zweitausend sechshundert Gulden reinen Gewinn in dreißig Jahren vom Harz allein, und behielt noch das Holz zum Brennen.

§. 129.

Vom Pechsieden.

Das einfachste und beste Verfahren, aus dem Harze Pech zu machen, ist folgendes:

Man schmelzt bei sehr gelindem Feuer und langsamem Umrühren das Harz allmälig in einem drei Fuß tiefen, drei und einen halben Fuß weiten eisernen Kessel, wovon man vorher ohngefähr den sechsten Theil mit Wasser anfüllte. Ist es gehörig geschmolzen, so heißt es Wasserharz. Dies noch einmal ohne Wasser umgesotten, wird dann Pech. Mischt man unter die Hälfte Wasserharz noch die Hälfte rauhes Harz, und läßt es ohne Wasser aufkochen bis es gelblich wird, gießt es dann in einen hänfenen Sack, und preßt es mit einer ganz einfachen Presse langsam aus, so heißt das abfließende Harz Beutelharz.

Wenn man zu dem ausgeschmolzenen und noch ganz heißen Pech Wasser gießt, welche sich unter starkem Aufwallen mit ihm vereinigt, so erhält man weißes Pech.

Wenn man Pech mit einem Zusatz von Essig nochmals über dem Feuer schmilzt, so entsteht das sogenannte Glaspech oder Kalophonium.

§. 130.

Vom Theerschwelen.

Theer (Wagenschmiere) ist eine aus dem Harz der Nadelhölzer gewonnene Flüssigkeit, bräunlichschwarz, zähe wie Syrup. Er wird zum Schmieren der Wagenräder, zum Bestreichen der Schiffe, Taue u. s. w. gebraucht.

Die Fohren und Rothtannen geben den meiſten Theer, beſonders deren Wurzelſtöcke, wenn ſie ohne Stamm einige Jahre lang noch im Boden geblieben ſind. — Fehlen die Wurzelſtöcke, ſo dient auch das Stammholz der genannten Bäume dazu, wenn es zu nichts Beſſerm benutzt werden kann. Je ſtärker und harzreicher das Holz iſt, je mehr Theer wird davon gezogen; junge Stämme geben wenigern und ſchlechtern.

Die Art und Weiſe, wodurch man den Theer gewinnt, nennt man das Theerſchwelen. Es geſchieht dies, indem das Holz in Meilern (oder Kohlhaufen) oder meilerartigen Oefen, die von oben angezündet werden, oder in wirklichen Theeröfen, die mit einem aufgemauerten Mantel umgeben ſind, langſam verkohlt wird, wo dann der Theer unten abfließend aufgefangen wird. Die Kohlen ſind, wie alle andern, brauchbar. Der flüſſigere Theer, wird, als ſolcher verkauft; der zähere aber öfters zu Pech eingekocht.

Aus dem Theerofen fließt immer zuerſt, ehe der Theer ſelbſt kömmt, ein gelbliches, ſäuerliches Waſſer (je feuchter das zum Theerſchwelen gebrauchte Holz iſt, je mehr rinnt dergleichen Waſſer ab); man nennt es Theerwaſſer, Theergalle, Holzeſſig; es wird beſonders aufgefangen, und in der Gerberei, beim Bleiweißmachen u. ſ. w. gebraucht, oder dick eingekocht, daß es

ſich zu Faden ziehen läßt, wo es dann als Schmiere verhandelt wird.

Das aus der Theergalle ſchwimmende Harzöl wird abgeſchöpft, und zu Terpentinöl oder Kalophonium benutzt.

Auch aus der weißen Rinde der Birken wird eine Art Theer, Birkentheer, Birkenöl, geſchwelt, die Ruſſen gebrauchen beſonders dies Birkenöhl zum Einſchmieren ihres Juchtenleders, wodurch es den bekannten, ſtarken Geruch erhält.

§. 131.

Vom Kienrußbrennen.

Der Kienruß wird durch eigene dazu errichtete Oefen, die mit einem Gebäude überbaut ſind, gemacht. Der Rauch zieht durch einen Kanal in eine ſogenannte Rauchkammer, wo er, in Säcken aufgefangen, den Ruß abſetzt, der dann von den Säcken abgeklopft wird.

Zum Kienrußbrennen taugt am beſten das Holz der Fohren und Rothtannen, die ſehr harzhaltig ſind — das beim Harzen auf den Boden gefloſſene und dadurch verunreinigte Harz, und die vom Pech abgeſonderten Unreinigkeiten (Pechgriefen).

Der feinſte Ruß iſt der, welcher in der Rauchkammer freiwillig vom Sack auf den Boden gefallen. Er heißt Pfundruß, und wird beſon-

ders zur Buchdruckerfarbe genommen. Der im Sack hängende gibt den gemeinen Ruß oder Kienruß.

§. 132.

Von der Benutzung der Rinden zum Gerben.

Von allen unsern Holzarten ist es die Rinde der Eichen, Rothtannen, Birken und Weiden, welche zur Gerberei am besten taugt. Auch werden zu gleichem Zweck einige kleine Straucharten benutzt.

1. Eichenrinde. Sie hat zur Gerberei den Vorzug vor allen andern; aber sie muß zur Bereitung der Lohe in der Saftzeit (April und Mai, oder Juli und August) von den Stämmen geschält werden. — Die Rinde von jungen vierzigjährigen Eichen ist vortheilhafter, als von alten Stämmen; zwei Theile von junger, glatter Rinde wirken so viel, als drei Theile von rauher, alter. Die Rinde muß gesund, von innen saftig, fleischfarben, nicht fleckig, faulig, wurmstichig sein. — Die abgeschälte Rinde (Lohschalen) wird in Bündel zusammengestellt, und muß sorgfältig vor Sonne und Regen bewahrt werden, damit sie nicht ausgelaugt und zur Lohe schlechter wird.

2. Rothtannenrinde. Sie ist nicht so gut zum Gerben, wie Eichenrinde. Die mit ihr gegerbten Häute werden früher gahr, sind weißer,

geschmeidiger, aber auch schwammiger, als die mit Eichenrinde gegerbten; das Leder ist daher schlechter, wenn es ins Wasser kömmt. Die Rothtannenrinde wird ebenfalls in der Saftzeit geschält. Am besten ist dienige, welche von Stämmen genommen wird, die nicht zu alt, auch nicht zu jung sind.

3. **Birkenrinde.** Sie ist dreimal schwächer zum Gerben, als Eichenrinde. Sie so wenig, als die Rothtannenrinde kann zur Gahrmachung eines guten Sohlleders **allein** und **für sich dienen.** Das mit Birkenrinde gegerbte Leder ist dunkelbraun, schwammig, gegen das Wasser empfindlich. Zum Gerben nimmt man aber nur die dicke, braune, unter der weißen Oberrinde befindliche, an alten Stämmen.

4. **Weidenrinde** (am besten soll die von der Saalweide sein) färbt das Leder nur wenig (mit der Saalweidenrinde vorzüglich wird das sogenannte dänische Handschuhleder bereitet).

Anmerkung. Auch die Rinde der Eiben, Erlen, Pappeln, Kastanien, Buchen, Hagebuchen, des Schwarzdorns, Mißpelstrauchs, Vogelbeerbaums, enthalten Gerbestoff, und können vielleicht mit Nutzen gebraucht werden. — Eben so die jungen Triebe und Zweige von Eichen, Buchen, Birken und Erlen; desgleichen Eicheln, Buchnüsse, Roßkastanien, Erlen-, Fohren- und Rothtannenzapfen — selbst die Säge- und Hobelspäne vom Eichenholz, die man zu dem Behuf auslaugt.

5. Rinde und Zweige von dem Bären-beeren-, Heidel- und Preuſſel- und Trunkelbeerſtrauch, von dem Heidekraut, der Beſenpfrieme, der Hundsroſe, des Epheu, Porſt u. ſ. w. werden in der Gerberei angewandt. In England, zum Beiſpiel, ſchätzt man das Heidekraut oft ſo hoch als Eichenrinde. Man läßt es drei Stunden im Waſſer kochen, und wenn es ſich bis auf neunzig Grad des Fahrenheitiſchen Thermometers wieder abgekühlt hat, bringt man die zu gerbenden Häute hinein.

§. 133.

Von Forſtprodukten zur Färberei.

Faſt von allen Holzpflanzen dienen Laub, oder doch Rinde dazu, Farben aus ihnen zu ziehen, eben ſo auch öfters die Früchte. Man hat ſchon vielfältige Verſuche darüber angeſtellt, die Farbenſtoffe aus verſchiedenen Rindenarten und Früchten zu ziehen; aber noch mehrere verdienen angeſtellt zu werden. — Heidelbeeren z. B. geben mit Alaun eine violette, mit Galläpfeln eine blaue Farbe. — Hollunderbeeren mit Wißmuthauflöſung eine blaue Farbe. — Die Rinden und das Laub der meiſten Laubholzarten, mit Zuſatz von Alaun, geben gelbe Farbe, wie z. B. Rinde der Birken, Eſchen, der Farbeſtraucharten, Zweige und Triebe vom Sauerdorn, vom Far-

beginſter u. ſ. f. Die Beeren des dornigen Farbeſtrauch, mit Alaun behandelt, geben das ſogenannte Saftgrün oder Blaſengrün. — Rinden, die vielen Gerbeſtoff enthalten, geben mit Zuſatz von Eiſenvitriol ſchwarze Farben, wie die Rinde der Eichen, Erlen, Elsbeerbäume, Weiden u. ſ. w.

§. 131.

Anderweitige Benutzungen der Forſtprodukte.

Da wir hier nicht umſtändlich alle und jede Benutzungsarten angeben können, die von Forſtprodukten zu machen ſind, ſo begnügen wir uns, nur einige noch anzudeuten, z. B.

1. Zucker und Syrup*) aus dem von Linden, Ahornen und Birken abgezapften Waſſer, welches zu dem Ende eingekocht wird. Man bohret die Ahornen im Winter bei kalten, trockenen, ſonnigen Tagen — die Birken im Frühling an.

2. Branntwein. Alle Pflanzentheile, die in eine geiſtige Gährung gebracht werden können, dienen durch Deſtillation zu Branntwein und Berei-

*) In sieben Tagen lieferten acht Linden vierundneunzig Pot Saft; dieſer, eingedickt, gab drei und ein halbes Pfund braunen Zucker, ein Drittel-Pfund Melaſſe und acht Loth Zuckerwaſſer. — Dieſer Linden-Zucker hat einen beſondern, doch nicht unangenehmen Geſchmack.

tung des Weingeistes; wie man denn dazu Kirschen, Zwetschgen, Wachholderbeeren, die Früchte vom Holzbirn-, Holzäpfel- und Mehlbeerbaume, vom Hollunder, Schwarzdorn, Weißdorn u. s. w. benutzen kann.

3. Genuß der rohen, gekochten oder eingemachten Früchte von Bäumen und Sträuchern.

4. Oele, die von manchen Früchten gezogen werden; z. B. von Buchnüssen (man rechnet, daß hundert Pfund Bucheln zwölf Pfund reines und fünf Pfund trübes Oel geben). — Oel vom Kern der Haselnüsse, das zur Oelmalerei gebraucht werden kann (drei Pfund Haselnußkernen geben anderthalb bis zwei Pfund Oel). — Oel von Wallnüssen, vom Lindensamen (der gutes, aber nicht viel Oel gibt), von Roßkastanien u. s. w.

5. Wolle, indem die Samenwolle der Weiden und Pappeln, mit Baumwolle vermischt, benutzt und gesponnen werden kann.

6. Arzneien, Balsame u. s. w., wie das Oel der Arvennüsse, Gummi von schwarzen Pappeln u. s. f., Seidelbaß u. dgl. m.

Inhalt des zweiten Theils.

Einleitung. Seite

§. 1. Eintheilung der Forstwirthschaftslehre. 5
- 2. Worauf in der Forstwirthschaftslehre besonders Rücksicht genommen werden soll. 5

Erstes Hauptstück.

Vom Anbau der Wälder.

§ 3. Eintheilung dieses Hauptstücks. 6

Erster Abschnitt.

Von der Anlegung neuer Waldungen.

Erstes Kapitel.

Von den nöthigen Vorkehrungen zur Anlage neuer Waldungen.

§. 4. Worauf besonders bei Anlage neuer Waldungen zuerst gesehen werden muß. 7
- 5. Die Erdarten und ihre Eigenschaften. 8
- 6. Untersuchung des Bodens. 10
- 7. Untersuchung der Lage. 13
- 8. Vom Unterschied der Waldungen auf Ebenen und auf Bergen. 17
- 9. Von den Winden und Stürmen. 23
- 10. Vorsichtsregeln wegen des Regenwindes. 24
- 11. Vorsichtsregeln wegen des Bergwindes. 27
- 12. Von der Wahl der anzubauenden Holzarten. 28

Zweites Kapitel.

Von der Zubereitung des Bodens zur Holzzucht.

§. 13. Von der Zubereitung des Bodens überhaupt. 31
- 14. Von der Zubereitung des festen Bodens. 32
- 15. Zubereitung des Sandbodens. 37

§. 16. Zubereitung des Samgebotes. Seite 44
- 17. Zubereitung des Bodens an dem Abhängen der Berge, 47

Drittes Kapitel.

Vom Saen und Pflanzen der Holzarten.

§. 18. Ob es besser, Holz säen oder pflanzen? 53
- 19. Was bei einer Aussat in Rücksicht des Samens zu beobachten ist. 56
- 20. Von der Zeit des Samens. 55
- 21. Von der Zeit und Art der Aussaat. Eichen-, Buchen-, Tannen-, Lerchenaussaat. 59
- 22. Von nöthigen Unterhaltungen des Samens in den ersten 61
- 23. Vom Unterschied künstlicher und natürlicher Saaten. 64
- 24. Vom Pflanzen der Bäume. 66
- 25. Vom Saamen und der Baumschule. 70

Zweiter Abschnitt.

Unterhaltung der Wälder.

§. 26. Was durch Unterhaltung der Wälder verstanden wird. 73

Erstes Kapitel.

Von der Forstvermessung und Beschreibung.

§. 27. Nothwendigkeit der Vermessungen zu vermessen. 74
- 28. Was bei Vermessung eines Waldes zu beobachten sei. Marksteine usw. 75
- 29. Vermessung der innern Theile des Waldes. 77
- 30. Von der Forstkarte. 79
- 31. Vom Vermessungsregister. 81
- 32. Von der Revision der Forstkarte. 85

Zweites Kapitel.

Von der Abschätzung oder Taxation der Wälder.

§. 33. Was Forsttaxation sei. 88

	Seite
§. 34. Erster Hauptgrundsatz der Forstwirthschaft	89
- 35. Zweyter Hauptgrundsatz der Forstwirthschaft.	90
- 36. Wie das rechte Alter und die Reife des Holzes zu erkennen sey.	92
- 37. Vom Einfluß des Bodens, der Lage, Witterung u. s. w. auf das Alter der Haubarkeit,	94
- 38. Erfahrungstafeln über Alter und Wachsthum der Bäume.	96
- 39. Anweisung zur kubischen Berechnung des Holzes in einem Walde.	101
- 40. Anwendung des in der Gelagten auf die Abschätzung des Werthes einer Waldung.	106
- 41. Abschätzungsgeschäft über das in einem Walde befindliche Holz.	108
- 42. Abschätzung des Buschholzes.	107
- 43. Abschätzung des Schlagholzes.	110
- 44. Abschätzung des harten Laubholzes.	111
- 45. Abschätzung harter Tannenwaldung.	114
- 46. Abschätzung einer Waldung, worin hartes Holz mit anderem vermischt steht.	117
- 47. Uebergang zum folgenden Kapitel.	118

Drittes Kapitel.

Eintheilung des Waldes in Schläge.

§. 48. Von dem Nutzen solcher Eintheilungen.	119
- 49. Vorsicht bey Anlegung der Holzschläge.	122
- 50. Hoher Buchwald. Eintheilung in Schläge.	125
- 51. Hoher Eichenwald. Eintheilung in Schläge.	129
- 52. Hoher Thannenwald. Eintheilung in Schläge.	143
- 53. Hoher Birken-, hoher Erlenwald. Eintheilung in Schläge.	146
- 54. Schlagholz- oder Laubholz-Niederwald. Eintheilung in Schläge.	149
- 55. Buschholz. Eintheilung in Schläge.	151
- 56. Ober- und Unterholz in Baumwaldungen. Eintheilung in Schläge.	153

Seite

§. 57. Vermischte Laubholzwaldungen. Eintheilung in Schläge. 154
- 58. Hohe Nutzbaumenwald. Eintheilung in Schläge. 155
- 59. Hohe Weißbaumenwaldung. Eintheil. in Schläge. 161
- 60. Hohe Eichenwaldung. Eintheilung in Schläge. 163
- 61. Hohe Buchenwaldung. Eintheilung in Schläge. 165
- 62. Hohe Birkenwaldung. Eintheilung in Schläge. 166
- 63. Niederwaldungen von Nadelholz. Eintheilung in Schläge. 169
- 64. Buschholz von Nadelholz. Eintheilung in Schläge. 170
- 65. Vermischte Nadelholzwaldungen. 173
- 66. Von Realisirung der Schläge, oder Aufdeckung derselben im Walde. 172
- 67. Von den bei Aufdeckung der Großhaue und Schläge nöthigen Arbeiten. 173
- 68. Wie der Förster die verlorenen Schlaglinien aufsuchen muß. 176
- 69. Nur von regelmäßig eingetheilten Waldungen kann der nächste Ertrag richtig geschätzt und ein Wirthschaftungsplan entworfen werden. 175
- 70. Entwurf einer Tabelle der Durchplänterungsgrade bei hohen Waldungen. 179
- 71. Von Anwendung der Durchplänterungsgrade auf verwilderte Waldungen. 181
- 72. Anwendung der Durchplänterungsgrade auf einen Wald, dessen Holzstand einzeln Alter hat. 182
- 73. Von Anwendung der Durchplänterungsgrade auf Bestände von ungleichem Alter. 185
- 74. Gewerthschätzungsplan. 186
- 75. Inkapitulation. 187
- 76. Von Reinerwalden. 189
- 77. Forst-, Grund- und Lagerbuch. 191

Viertes Kapitel.

Von Beschirmung der Walder gegen Beschädigungen.

§. 78. Von Forstbeschädigungen überhaupt. 194

Erste Klasse der Forstbeschädigungen, welche nämlich durch Muthwillen oder Nachlässigkeit der Menschen entstehen.

§. 79. Der Holzdiebstahl. Seite 197
- 80. Vom Rindenschälen. 198
- 81. Vom Harzreissen. 198
- 82. Vom Leseholzsammeln. 199
- 83. Vom Birken-, Besen- und Tannenreisshauen. 200
- 84. Vom Streu- oder Laubrechen. 201
- 85. Vom Laubabreissen und Grasschneiden. 201
- 86. Von Bewarrung der Forstblöße. 203
- 87. Vom Weidgang in den Wäldern. 205
- 88. Vom Ausstocken der Bäume. 207
- 89. Feuersbrunst. 208
- 90. Von Wegen und Stegen. 210

Zweite Klasse, welche nämlich durch besondere Ereignisse der Natur entstehen.

§. 91. Von Windfällen und Windbrüchen 211
- 92. Forstschaden. 215
- 93. Schneedruck. 215
- 94. Hagelschaden. 216
- 95. Der Brand in den Wäldern. 217
- 96. Der Borkenkäfer. 217
- 97. Die rauhe Forstraupe. 222
- 98. Von andern den Wäldern schädlichen Insekten und Thieren. 224
- 99. Verschiedene Kennzeichen eines alten Baumes. 228

Zweites Hauptstück.

- 100. Eintheilung dieses Hauptstücks. 236

Erstes Kapitel.

Von der Fällung der Wälder.

- 101. Von der Hauptarten eines Schlages. 237
- 102. Von der Zeit des Holzfällens. 238
- 103. Vom Anmerken des Holzes. 238
- 104. Ordnung des Abtriebens. 239

Seite

§. 105. Regeln beim Holzfällen. 235
- 106. Vom Ausstocken oder Ausroden der Wurzeln. 238
- 107. Von Abführung des Holzes aus den Schlägen. 240
- 108. Von Holzrüssen und Riesen an Bergen. 241

Zweites Kapitel.

Von Zugutemachung des Holzes.

- 109. Wie man das Bau- und Nutzholz vor dem Fällen schwerer, härter und fester machen könne. 248
- 110. Vom Sortiren des Nutzholzes. 252
- 111. Von Konservation und Verbesserung des gefällten Bau- und Nutzholzes. 253
- 112. Vom Landbauholz. 254
- 113. Vom Wasserholz. 255
- 114. Vom Grubenbauholz. 256
- 115. Vom Schiffbauholz. 258
- 116. Von Mühlen- und Maschinenbauhölzern. 259
- 117. Vom Röhrenholz. 261
- 118. Vom Wagnerholz. 263
- 119. Vom Schnitzholz. 264
- 120. Vom Holz zu Flechtwerken. 165
- 121. Vom Reifholz. 266
- 122. Vom spaltigen Nutzholz. 270
- 123. Vom Bastschälen.

Drittes Kapitel.

Von der Benutzung anderer Forstprodukte.

- 124. Vom Kohlenbrennen. 271
- 125. Vom Pottaschesieden. 272
- 126. Vom Terpentinmachen. 273
- 127. Ungarischer Balsam und Krummholzöl. 274
- 128. Vom Harzreissen. 277
- 129. Vom Pechsieden. 278
- 130. Vom Theerschwelen. 279
- 131. Vom Kienrußbrennen. 281
- 132. Von Benutzung der Rinden zum Gerben. 282
- 133. Von Forstprodukten zur Färberei. 284
- 134. Anderweitige Benutzungen der Forstprodukte. 287

Ueber

die allgemeinen Bewegungen

der

Atmosphäre.

Bruchstücke aus einigen in der naturforschenden Gesellschaft zu Aarau gehaltenen Vorlesungen.

1.

Blick auf bisherigen Gang der Meteorologie und der Hypothesen, zur Erklärung der Witterungs-Zustände. — Hindernisse an größern Fortschritten in dieser Wissenschaft.

Die Meteorologie ist von allen Zweigen der Naturkunde derjenige, welcher sich bisher am wenigsten entwickelt und fruchtbar gezeigt hat. Davon lag der Grund eben so wohl in der spätern Ausbildung der Hilfswissenschaften, welche uns über die Eigenthümlichkeiten der Luftarten, des Lichts, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. Aufschluß geben müssen, als in der Art und Weise der angestellten Beobachtungen. Denn jede atmosphärische Erscheinung ist die Frucht zahllos zusammenwirkender, sich einander bedingender Ursachen. Wie alt, wie ausgebreitet, wie vielfach auch die Beobachtungen waren und sind, mußten sie doch von einander in ihren Ergebnissen abweichend, ja sogar widersprechend bleiben, weil man entweder nicht alle Ursachen, oder deren Eigenthümlichkeit, oder wie sie sich gegenseitig beschränkten, hinlänglich gekannt hat und kennt.

Zum Unglück wurden von jeher die meisten Beobachtungen gerade in denjenigen Weltgegenden angestellt, wo die zusammengreifenden Ursachen am zahlreichsten, ihre Verbindungen am verwickeltsten, ihre Erscheinungen am abwechselndsten sind, — ich meine in der gemäßigten Zone. Denn hier ist gleichsam der Kampfplatz der Luftgeister, die vom ewigen Polarfrost und der ewigen Glath der Tropenländer gegen einander strömen, sich die Herrschaft streitig zu machen; hier bringt schon der beständige Wechsel mehrerer Jahreszeiten, und in ihnen die wechselnde Kraft des Lichts, der Wärme, der Elektrizität u. s. w. eine Reihe unaufhörlicher Umwälzungen des weiten Luftmeers hervor, deren Tiefe und Mannigfaltigkeit den Blick des Beobachters verwirren.

Unter den Polen, deren ganzes Jahr nur ein einziger Tag und eine einzige Nacht ausfüllt; unter dem Aequator, wo Winde und Regen, heitere Tage und Gewitter so regelmäßig auf einander folgen, daß Jedermann den Wechsel der Erscheinungen mit ziemlicher Genauigkeit voraus weiß; wo das Quecksilber des Barometers kaum eine halbe oder ganze Linie Spielraum hat und regelmäßig durch die Nacht von sechs Uhr Abends an bis sechs Uhr Morgens um so viel steigt, um wie viel es über Tag gefallen ist: dort sind die herrschenden Ursachen der Wetterveränderungen

viel einfacher und leichter erkennbar. Sie nehmen aber an Zahl und gegenseitiger Bekämpfung zu, je weiter man sich von den Wendekreisen entfernt. Durch eine, auf viele und genaue Beobachtungen gegründete Darstellung der atmosphärischen Zustände, wie dieselben von Süden nach Norden stufenweise veränderlicher werden, je nachdem von Himmelsstrich zu Himmelsstrich neue Bedingungen hinzutreten, würden wir vielleicht den sichersten Schlüssel zu dem Räthsel des Luftkreises in unsern Weltgegenden empfangen.

Eben aber der jähe Umschwung und die Ungleichheit der Witterung in unsern Erdstrichen reizte von jeher mehr, als in den Ländern des heißen Erdgürtels, zu meteorologischen Forschungen. Der Einfluß des Wetters auf die Fruchtbarkeit des Erdbodens, auf die Gesundheit und mannigfaltigen Gewerbe der Menschen war zu wichtig, als daß man nicht gern gesucht hätte, die künftigen Zustände der Atmosphäre mit einiger Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen.

Dies geschah schon in ältesten Zeiten. Man sammelte einzelne Erfahrungen, und schlug, ausgerüstet mit denselben, verschiedene Wege ein, sich über die künftigen Beschaffenheiten des Wetters zu vergewissern. Man verglich die Witterung verschiedener Zeiten bald mit einer ähnlichen in frühern Jahrgängen, und glaubte an regelmäßige

Wiederkehr der atmosphärischen Zustände in abgemessenen Fristen; oder verglich sie mit Stellungen der Sterne, und leitete aus der Rückkehr von diesen die Rückkehr von jenen her, oder suchte beiderlei mit einander zu verbinden.

Früh schon war beim Landmanne des Alterthums der Gedanke entstanden, daß je mit dem vierten oder fünften Jahre ähnliche Witterung erscheine, gleichwie im einzelnen Jahre die vierfache Jahreszeit Aehnliches darstelle. Der Schüler Plato's, Eudoxus, und hinterdrein Plinius der Aeltere, hingen an diesem Glauben; letzterer meinte, weil allemal der Mond nach acht Jahren seinen hundertsten Lauf um die Erde vollendet habe, oder auch, könne man hinzusetzen, weil der Mond innerhalb acht Jahren zehn Monaten und sechs Stunden mit seinen Erdnähe- und Erdferne-Punkten durch alle zwölf Zeichen des Thierkreises von Westen nach Osten herumkommt, müsse die Aehnlichkeit der Witterungen in achtjährigen Zeitkreisen noch auffallender sein. Noch in unsern Zeiten frischte Toaldo den Gedanken auf, welcher ihm durch Vergleichung fünfzigjähriger Wetterbeobachtungen, so wie dadurch sehr wahrscheinlich ward, daß alle vier Jahre die Mondsobsiden in die Sternbilder der Nachtgleichen, so wie auch fast in die der Sonnenwende fallen. Mit diesem Grunde verband sich eine andere Beobachtung, die

ſpäter ein baieriſcher Meteorolog, Kasp. Steer, bekannt machte. Dieſer hatte nämlich gefunden, daß die ſieben Winter von 1782 bis 1789 ſtreng, die darauf folgenden bis 1795 gelind, die ſieben nachfolgenden bis 1802 wieder ſtreng waren, und daß die kalten Winter gewöhnlich bei den größern Entfernungen des Mondes vom Aequator erfolgt waren, die gelindern hingegen bei ſehr geringen Entfernungen von demſelben. — Mehrern aber leiſtete die Meinung von der vier- oder achtjährigen Wiederkehr kein Genüge, weil ſie dieſelbe nicht beſtätiget fanden. Wirkung der Mondsknoten-Punkte, oder der Uebergänge des Mondes in die nördliche oder ſüdliche Hälfte des Himmels ſchien ihnen auf Witterungszuſtände bedeutender. Da nun bekanntlich die Mondsknoten binnen achtzehn Jahren zweihundert und dreiundzwanzig Tagen ſieben Stunden dreizehn Minuten und achtzehn Sekunden durch alle Zeichen des Thierkreiſes von Oſten nach Weſten herumkommen, verſuchten mehrere die neunzehnjährige Witterungsperiode in Anſehen zu bringen. Sie hatten aber das Schickſal ihrer Vorgänger. Es ergab ſich aus den verglichenen Aufzeichnungen keine Beſtätigung dieſer Hypotheſe.

Man ſchlug noch einen andern Weg ein, und wollte den Karakter der Witterung in einer beliebigen Jahreszeit aus dem der ihr entgegen-

stehenden erkennen; z. B. die Kälte und Trokkenheit des Winters aus der Hitze und Trockenheit des Sommers. Man glaubte auch hier Erfahrungen für sich zu haben, und selbst astronomische Gründe. Denn da beim jährlichen Lauf der Erde um die Sonne die meisten Planeten ungefähr nach einem halben Jahre immer wieder in die nämliche Stellung zur Erde und Sonne kommen, nur im umgekehrten Verhältnisse, daß das, was einmal in Konjunktion steht, das anderemal in Opposition ist: so beredete man sich, ähnliche Stellungen des Erdkörpers gegen die übrigen Sterne könnten wohl ähnliche Wirkungen hervorbringen. So sollte der Juli, als der wärmste Monat, auf den Jänner, als den kältesten, zeigen; die Temperatur des Oktobers auf die des Mai's. Allein wiewohl selbst noch in neuester Zeit ein fleißiger und scharfsinniger Naturforscher, Professor Pfaff in Kiel, diesen halbjährigen Perioden der Witterungszustände durch mehrere zusammengestellte Erfahrungen Zutrauen erwerben wollte, gelang es doch nicht, weil sich andere Erfahrungen fast eben so zahlreich dagegen empörten. Denn wenn man gleich zugab, daß die Temperaturen derjenigen Monate, die um ein halbes Jahr von einander getrennt stehen, im Allgemeinen Aehnlichkeit haben mögen, z. B. die Zeiten der beiden Nachtgleichen, oder der Juli als der wärmste,

der Jänner als der kälteste Monat, wegen Aehnlichkeit oder Entgegengesetztheit der Sonnenstände: so zeigte doch die Verschiedenheit der Jahrgänge selbst, wie unzuverlässig diese Art des Vorausberechnens war, und daß wir keineswegs auf die Wetterbeschaffenheit der einander halbjährig gegenüberstehenden Monate zählen dürfen. Allenfalls ist erlaubt, wenn in gewissen Strichen der gemäßigten Zone Nässe oder Trockenheit während eines Jahrgangs vorherrschend ist, zu erwarten, daß in den entgegengesetzten Jahrszeiten ähnliche Temperatur-Erscheinungen statt finden werden. Eben aber die Aufgabe, warum in manchen Strichen der gemäßigten Zone zuweilen ein oder mehrere Jahre Trockenheit oder Nässe, in andern Strichen gleichzeitig das Gegentheil vorherrschend ist, blieb damit doch ungelöset.

Daher setzte die große Mehrheit weniger Werth auf die Meinung von periodischen Rückkehren der Witterungszustände, als darauf, die Reihungen der Himmelskörper im Verhältniß der Erde zu beobachten. Denn an den Einfluß der Himmelskörper auf die Revolutionen des Luftkreises zu glauben, hielt man sich um so mehr berechtigt, da die Wirkungen der Sonne und des Mondes ausser allem Zweifel stehen. Ungeachtet aber gar nicht erwiesen war, ob entferntere Planeten, als der Mond, oder entferntere Fixsterne, als die

Sonne, auf unsern Dunstkreis bedeutend einwirken konnten, nahm man diese Hypothese doch, und schon in frühesten Zeiten, an. Denn das Schicksal des Irdischen hielt man jederzeit gern für Werk himmlischer Gewalten; und die Astronomie hätte für die Alten kaum Werth gehabt, wenn sie nicht Astrologie gewesen wäre. Schon Hesiodus, Aratus und Hippokrates sprachen und lehrten vom Einfluß der himmlischen Lichter auf die Witterung. Wie dieser Glaube sich von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten erhalten habe, ist von Anselm Ellinger, welcher selbst dieses Glaubens zu sein scheint, in seiner akademischen Abhandlung von den bisherigen Versuchen über längere Voraussicht der Witterung ausführlich und gelehrt dargethan.

Man war nur in der Erklärung verschieden, wie jener Einfluß möglich sei? — Die ältesten Astrologen ließen es bei einer geheimnißvollen, wunderhaften Macht laut göttlichen Ordnungen bewenden, oder betrachteten allenfalls das Licht der Weltkörper als das Wirkende. Die spätern Astrologen machten wechselseitige Anziehung der Welten, Andere wieder elektrische Wechselwirkungen der Sterne zum Mittel. In den neuesten Zeiten hat Herrn Haberle's Theorie die meisten Gläubigen gefunden. Er adoptirte nämlich die Mutmaßung einiger Naturforscher, daß das durch's

Weltall am allgemeinsten Verbreitete, das, worin sich die Welten bewegen, und wodurch sie mit einander in Verbindung stehen, der den Sinnen unwahrnehmbare Aether, die Quelle aller unwägbaren Stoffe sei, die unter gewissen Verhältnissen, als Wärme oder Licht, als magnetische oder elektrische Erscheinung gegen die Sinne hervortreten. Je nachdem nun die Weltkörper unsers Sonnensystems in ihren Umlaufsbahnen sich mit der Erde in gleiche Linie reihen, wirken sie auf dieselbe vermittelst der Aetherbewegung, wie in einem elektrischen Prozeß. Je nachdem die Weltkörper, hinter einander gereiht wie eine Batterie Leidner Flaschen, ihre Wirkung gegen die Erde vereinen, oder den Erdball zwischen sich nehmen; je nachdem diese Zusammenreihungen nordwärts oder südwärts vom Aequator erfolgen; je nachdem die Massen der Weltkörper kleiner oder größer, näher oder ferner sind, und je nachdem viele andere in Anschlag zu bringende Verhältnisse eintreten, mehre oder mindere sich die elektrische Wirkung der Himmelskörper auf und durch den Aether gegen die Atmosphäre. Diese Wirkung aber werde wieder durch örtliche Verhältnisse auf Erden, durch Nähe der Meere, Gebirge, Wälder u. s. w. bedingt.

Die Hypothese Haberle's hat den Werth jeder andern, daß sie erklärt, wie Einfluß der Weltkörper auf unsere atmosphärischen Zustände möglich

sein könne, ohne den Einfluß selbst zu beweisen. Letzteres kann nur Erfahrung. Die Hypothese zu bestätigen, werden Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte, und in den verschiedensten Weltgegenden nothwendig sein. Denn zahllos sind die möglichen Konjunktionen und Oppositionen der Planeten mit der Erde und Sonne, sowohl in ihrer Zusammenreihung unter sich, als in Rücksicht der Sonnen- und Mondstände, oder in Rücksicht der verschiedenen Fernen oder Massen der Weltkörper, oder in Rücksicht ihres Standes gegen den Aequator, oder in Rücksicht vorhergegangener planetarischer Zusammenreihungen u. s. w. Werden Jahrhunderte hinreichen, alle Konstellationen und die damit zusammentreffende Witterung in den verschiedensten Zonen wiederholt zu beobachten, um ihre jedesmaligen durch einander bedingten Wirkungen mit einiger Sicherheit bestimmen zu können? Werden Jahrhunderte zureichen, um, was von den veränderten Zuständen der Atmosphäre Wirkung der verwickelten Konstellationen ist, das abzuziehen, was auf Rechnung der irdischen Oertlichkeiten zu setzen wäre?

Wie gesagt, nur Thatsachen können über den Einfluß der Himmelskörper auf atmosphärische Zustände entscheiden. Bis jetzt sind diese Erfahrungen über den Einfluß der meisten; und die

gesammelten Erfahrungen sind zu gering, oder einander zu widersprechend erschienen.

An Einwirkungen der Sonne auf den Dunstkreis zweifelt Niemand. Aber schon zweideutiger sind die, welche man dem Monde zueignet. Die Resultate verglichener Beobachtungen stehen sogar oft mit einander im vollsten Widerspruch. Während z. B. die französischen Meteorologen, deren Verbindungen sich seit der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch vier Welttheile erstreckten, aus Zusammenstellung vieljähriger Instrumentalbeobachtungen folgerten, daß das Queckßilber des Barometers in den Syzygien (beim Voll- und Neumond) öfters einen höhern Stand habe, als während der Quadraturen (oder beiden Mondsviertel), bewies Toaldo seinerseits aus fünfzigjährigen gesammelten Erfahrungen das Gegentheil. Es ist gemeiner Glaube, daß um die Zeit der Syzygien das Wetter gern einen entschieden andern Karakter annehme. Oft wird dieser Glaube durch Ereignisse der Wirklichkeit bestätigt; aber ich kann aus meinen eigenen fünfzehnjährigen Aufzeichnungen, so wie Jeder sich aus ältern und neuern Sammlungen von meteorologischen Tabellen, darthun, daß ohngefähr eben so oft die Witterung um die Zeiten der Mondsviertel änderte. Lamark, in seiner Abhandlung über

den Einfluß des Mondes auf die Atmosphäre, schrieb diesem Weltkörper, wenn er in den sechs nördlichen, oder in den sechs südlichen Zeichen des Thierkreises stehe, ziemlich einander entgegengesetzte Wirkungen zu; doch drückte er das Wahrscheinlichkeitsverhältniß davon selbst nur mit einer Schätzung, wie fünf zu acht, aus. Andere, die nach seinen Grundsätzen beobachteten, wollten die Wahrscheinlichkeit noch nicht einmal so hoch gelten lassen.

Ist nun der Einfluß des Mondes auf die Atmosphäre, und die Art dieses Einflusses noch sehr unentschieden: um wie viel mehr ist es der der entferntern Planeten, oder gar der übrigen Fixsterne! — Daß zuweilen bei, vor oder nach gewissen Konstellationen (denn selbst der Augenblick der Wirksamkeit ist noch nicht bei den Freunden jener Hypothese ausgemacht) einerlei oder ähnliche Witterungsbeschaffenheit war, konnte sehr zufällig sein. In vielen Ländern zwischen den Wendekreisen unterbrechen und modifiziren alle mögliche Konjunktionen und Oppositionen den regelmäßigen Wechsel der Witterungen und Barometerstände nicht. Ja, selbst die Mondstände wirken dort nicht ein; man ist in den tropischen Gegenden auch weit geneigter, dem Monde Einfluß auf das Leben der organischen Welt, als auf die Revolutionen der Atmosphäre zuzuschreiben. L. L.

Ob gleich von Seiten einsichtsvoller Physiker längst sehr billig bezweifelt wurde, daß den Weltkörpern bei ihrer ungeheuern Entfernung, und da die Erde ihnen binnen vierundzwanzig Stunden ihre gesammte Oberfläche zuwendet, die zugedachte Ehre gebühren könne, fand der Gedanke doch Bewunderer und Freunde, wie jede neue Mode. So lebten denn in unsern Tagen, gleichzeitig mit politischen und theologischen und poetischen Mystikern, Theosophen, Jesuiten, Wunderthätern und andern altehrwürdigen Gespenstern des Mittelalters, auch die Astrologen wieder auf. Inzwischen haben es wenigstens die Letztern bis zu dieser Stunde sehr zweifelhaft gelassen, ob der astralische Einfluß in der Atmosphäre nur halb so groß als in ihrer Studierstube sei.

Wenn man nur bedenkt, daß der Dunstkreis, welcher uns winzigen, aber mit Vernunft begabten Infusionsthierchen, wie ein unermeßlicher Luftozean erscheint, daß er verhältnißmäßig zur Größe des Erdballs nicht bedeutender ist, als etwa der zarte Dunst, der eine gläserne, schuhdicke Kugel überläuft, wenn sie aus der Kälte in die Wärme gebracht wird: so sollte man bescheidener werden und den Weltkörpern in ihren ungeheuern Fernen nicht mehr Geschäfte aufbürden, als sie erwiesen zu verrichten haben. Der Astronom Bode nannte

unſere Atmoſphäre mit Recht nur den Schweiß des Erdballs.

Vermuthlich von ſolchen Betrachtungen geleitet, verſuchte Profeſſor Dittmar in Berlin die Meteorologen wieder von den Regionen des Himmels auf die Erde niederzuziehen, und ſie auf die örtlichen Beſchaffenheiten und Veränderungen der Länder, und der Meere, hinzuweiſen. Er ſelbſt trug kein Bedenken, ſeinen Landsleuten im Jahre 1818, wegen der Menge der vom Nordpol fortgewanderten Eisſchollen, wodurch das arktiſche Eis um einige Grade mehr von uns entfernt worden ſei, guten, warmen, fruchtbaren Sommer zu verſprechen. Und dies war nach mehrern kalten, regneriſchen Jahrgängen, die den Hunger brachten, um ſo wahrſcheinlicher, wenn man nicht lieber mit der Frau Krudener den jüngſten Tag zu erwarten Luſt fühlte.

Ungleich werthvoller, als alle jene zweifelſchweren Vorausſetzungen, ſind für die Wiſſenſchaft die Beſtrebungen und veranſtalteten Erfahrungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſeit dem Jahre 1688, und die der meteorologiſchen Geſellſchaft zu Mannheim ſeit dem Jahre 1781 geblieben. Jene hatte beobachtende Mitglieder in Spanien, Frankreich, Italien, England, Dänemark, Schweden, Litthauen, Rußland, ja ſelbſt zu Chandernagor in Indien, zu Pekin in China,

zu Quebek in Kanada. Und obgleich zur damaligen Zeit die Lehre von Elektrizität, Wärme und andern Hauptagentien im Reich der Natur noch äusserst unvollkommen, auch bei den Beobachtern keine strenge Uebereinstimmung der Werkzeuge war: gelangte man doch schon durch die vom Pater Cotte zusammengestellten Erfahrungen zur Kenntniß der größern oder geringern Oscillation des Quecksilbers im Barometer nach Maasgabe der verschiedenen Breitegrade, zur Wahrnehmung der gleichzeitigen Uebereinstimmung der Barometerveränderungen in von einander weit entfernten Gegenden, der Allgemeinheit gewisser Winde, und zu andern nicht unwichtigen Ergebnissen. Nicht minder reiche Ausbeute lieferten die in zwölf Quartbänden einfach zusammengestellten Erfahrungen, welche die Mannheimer Gesellschaft gesammelt hatte.

Es scheint aber die Meteorologie, trotz ihrer zahlreichen Verehrer, auch darum unter den Wissenschaften nicht steigen zu können, weil die wenigsten Anbeter derselben sich ganz ohne Nebenspekulation ihrem Dienst weihten. Man liebte die Wissenschaft selten ihrer selbst willen, sondern ohngefähr wie ein Maurermeister die Mineralogie, oder eine Köchin die Chemie, nämlich als Werkzeug, um für Landwirthschaft, Reisen, Bataillen, Lustparthien u. dgl. das Wetter auf acht Tage oder Wochen vorauszuwissen, oder wohl gar auf

Jahre. Faſt einzig und faſt immer war Wetterprophezeiung Hauptzweck. Aber die edle Gabe der Weiſſagung iſt bekanntlich nur Gabe des Himmels, nicht der Natur; der Himmel aber erwies ſich damit in den Tagen des neuen Bundes weniger freigebig, als in den Zeiten des alten Bundes. Alle Wetterprophezeiungen ſind bisher ſo trüglich geblieben, als die Prophezeiungen vom tauſendjährigen Reich, oder vom jüngſten Tag.

Da man aus ſämmtlichen faſt ſeit einem Jahrhundert in Europa, Aſien und Amerika angeſtellten Wetterbeobachtungen noch kein Beiſpiel gefunden hat, daß z. B. an einem und demſelben Tage unter der gemäßigten Zone, oder unter einzelnen Breitegraden derſelben, rings um den Erdball die nämliche Witterung geherrſcht habe; da man vielmehr durch unzählbare Beiſpiele weiß, daß an einem und demſelben Tage in den verſchiedenen Gegenden dieſer Zone das verſchiedenſte Wetter eintrat; daß, während an einem Orte anhaltender Regen, am andern Orte heiterer Himmel, am andern Ungewitter und Hagel, am andern Hennebel, am andern Sturm, am andern Windſtille herrſchte: ſo darf man ohne große Vermegenheit folgern, daß ſolche Witterungszuſtände meiſtens ſehr örtlich beſchränkt ſind; daß man von ihnen nichts Allgemeingeltendes ſagen dürfe; daß, wenn eine einzige Regenwolke auch ganz Europa bedecken würde,

darum doch in Asien und auf dem atlantischen Meere unter gleicher Breite der reinste Himmel lachen könne; daß folglich die himmlischen Direktoren des irdischen Wetters, nämlich die Planeten, überall keinen Einfluß auf den Zustand unsers Dunstkreises hatten, falls man nicht annehmen möchte, daß Jupiter, Venus, Mars, Luna u. s. w. ihre auserkornen Lieblingsvölker auf Erden beibehalten hätten, wie in der alten Heidenzeit.

2.

Uebersicht des Dunstkreises im Allgemeinen und der Hauptursachen seiner Verwandlungen und Erscheinungen.

Die Atmosphäre schmiegt sich unserm Weltkörper an, wie ein Kleid; doch mit dem Unterschiede, daß sie in ihren äußern Umrissen nicht ganz genau den Umrissen des Körpers selbst folgt. Wir wissen, daß der Erdball das Bild einer ungeheuern Afterkugel darstellt, welche an beiden Polen abgeplattet, unter dem Aequator erhöhter ist, so daß die Meeresfläche unter der Linie um ohngefähr 119.340 Pariser Fuß entfernter vom Mittelpunkt der Erde steht, als die Oberfläche eines Poles *). Die Atmosphäre folgt nicht nur

*) Da die halbe Achse der Erde 3.263.252, der Halbmesser des Aequators aber 3.281,712 Pariser Klafter

aller Orten in ihrer Erhebung dem Umriß dieſer unregelmäßigen Sphäroidengeſtalt, ſondern auch ſie ſelbſt vergrößert ihren ſenkrechten Durchmeſſer unter dem Aequator beträchtlich gegen die übrigen Gegenden, und weicht alſo noch mehr von der Kugelgeſtalt ab.

Denn ſo wie die Maſſe des Erdballs vermuthlich jene Form durch ihre vermehrte Schwungkraft unter der Linie erhalten hat: ſo wirkte dieſe auch auf die Atmoſphäre zurück. Wir wiſſen, daß die Schwere der Körper in gleichem Verhältniß abnimmt, wie man ſich von den Polen her dem Aequator nahert. Seit Richer, der franzöſiſche Sternkundige, an ſeiner Uhr in Cayenne, unterm fünften Grad nördlicher Breite bemerkt hatte, daß hier — es war im Jahre 1672 — der Sekundenpendel langſamere Schwingungen zeige, als in Paris, ward der Verſuch in verſchiedenen Weltgegenden wiederholt. Man überzeugte ſich, daß unter der Linie, ſowohl wegen des ſchnellern Umſchwunges unſers Weltkörpers, als wegen des größern Abſtandes der dortigen Oberfläche von ſeinem Mittelpunkt, die Schwere der Körper ge-

---

hält. Nach Biot nur 61,490 Pariſer Fuß mehr Entfernung. Nach de la lande, Astr. astronom. Jahrb. 1791 S. 251. der Unterſchied auf nicht ganz drei Meilen, alſo immer über 126,000 Fuß.

ringer ſei. In gleichem Verhältniß nun, wie für andere Körper, muß die Anziehungskraft des Erdballs gegen die Atmoſphäre ſchwächer ſein, und dieſe folglich dort einen größern Durchmeſſer haben, als dort, wo ſie ſtärker angezogen wird.

Nach den uns bekannten allgemeinen Erfahrungen und Naturgeſetzen kann ſich kein unſerm Weltkörper urſprünglich eigenthümlicher Stoff von demſelben ins Unendliche entfernen; wäre dies möglich, würde die Schwere ſelbſt aufgehoben ſein. So iſt mithin durch Schwerkraft auch den atmoſphäriſchen Stoffen (Luftſchichten), im Verhältniß ihrer ſpezifiſchen Verſchiedenheit, eine Grenze gezogen, über welche hinaus ſie ſich nicht entfernen können. Zwiſchen dieſem unüberſchreitbaren Maximum der Entfernbarkeit, und dem Erdballe, bewegt ſich der Luftozean, wie zwiſchen ſeinen unzerſtörbaren Ufern. Auch die inner den Wendekreiſen lothrecht fallenden Sonnenſtrahlen können der dortigen Atmoſphäre, vermöge der gewaltigern Ausdehnung, keine größere Höhe geben, als die Geſetze der abſoluten Schwere geſtatten. Der Kampf der Ausdehnung der Luft gegen den allgemeinen Druck durch die Anziehungskraft unſers Weltkörpers verurſacht abwechſelnde Spannung der Atmoſphäre im Allgemeinen, und Wind und Sturm im Einzeln und Innern derſelben. Wäre es möglich, die Höhe der Atmoſphäre auf irgend einem Punkt

der Erde zu erweſen: ſo könnte man ſie allenthalben und auch unter der Linie nach den bloſen Geſetzen der allgemeinen Schwere berechnen.

Einigermaßen dürfte die Grenze des ewigen Schnees zum Typus der äuſſern Form unſerer Luftkülle dienen. Diese Grenze, bedeutend hoch zwiſchen den Wendekreiſen, ſenkt ſich von da gegen die Erdpole nieder. Nach Humboldt's Meſſungen bleiben Schnee und Eis unter dem Aequator 14,760 Fuß über dem Spiegel des Meers ungeſchmolzen liegen. In den Alpen beträgt diese Höhe noch 7800 Fuß. In Norwegen, unterm einundſiebenzigſten Breitengrad, nach von Buch's Meſſungen, nur 2200 Fuß. Sie dürfte vielleicht in dieſem Verhältniß ſchon null ſein, das heißt, der ewige Schnee ſchon die Erde berühren, ehe noch der Pol erreicht iſt.

Auf die Beſtimmtheit jener Meſſungen möchte ich freilich keine ſcharfe Berechnungen gründen. Denn, nicht zu achten, daß die gröſte Sonnenwärme nicht eben unter der Linie, ſondern um fünf Breitengrade, und vielleicht mehr, nordwärts derſelben fällt, weil die ſüdliche Hemiſphäre entſchieden kälter iſt, als die nördliche: weiß man auch, wie viel von der Form der Gebirge ſelbſt, von ihren nähern Umgebungen, von der Stellung ihrer Oberfläche gegen die verſchiedenen Weltgegenden abhängt, daß der ewige Schnee mehrere

hundert Schuh höher oder tiefer liegen bleibe. Immer aber iſt die Thatſache ſelbſt unzweifelhaft, daß die Linie des bleibenden Eiſes ſich von der Aequatorialgegend zu den Polen ſtufenweiſe herabſenke; doch früher gegen den Südpol, als gegen den Nordpol. Denn, wie geſagt, iſt die ſüdliche Hemiſphäre kälter, als die nördliche; vielleicht weil ſie ungleich weniger feſtes Land, folglich ungleich weniger wärmeleitendes Vermögen hat, als die nördliche. In den ſüdlichen Breiten begegnet den Seefahrern das Treibeis ſchon unter dem ſechsundvierzigſten Grade, wo bei uns in derſelben Breite der Golf von Venedig ruht. Aus dieſer Urſache iſt auch die gemeine Abtheilung der Klimate nach den Zonen der mathematiſchen Geographie ſehr unrichtig. Die gemäßigte Zone iſt auf der ſüdlichen Hälfte des Erdballs wohl um zwölf Grade oder um den vierten Theil ſchmäler. Dort iſt Sandwichland, die Inſel, Winters und Sommers mit ewigem Eis und Schnee bedeckt, zu allem Pflanzenleben untauglich, und hat doch keine andere Breite, als auf unſerer Halbkugel Petersburg in Rußland. Ja, die Thäler der Terra del Fuego, an Amerika's ſüdlicher Ausſpitzung, liegen auch im Sommer voller Schnee, und doch vom Aequator nicht entfernter, als die ſüdlichen Thäler Schottlands.

Da nun in den tropiſchen Gegenden die Ar-

mosphäre höher, als in den Polargegenden steht: sollte man glauben, daß dort bei größern oder zahlreicher über einander gelagerten Luftschichten auch der Druck der Atmosphäre größer sein müsse, als hier. Allein meines Wissens spricht die Erfahrung nicht dafür. Im Fall dies wäre, müßte das Barometer, wenn es unter der Linie am Meere auf achtundzwanzig Zoll stände, bei uns, oder am Pas de Calais, etwa auf siebenundzwanzig und einen halben Zoll stehen. Ich erinnere mich, von einer Erfahrung gelesen zu haben, daß das Barometer am Eismeere einen ganzen Zoll tiefer sei, als unter dem Aequator. Wäre aber diese Bemerkung gegründet, würde sie, glaube ich, längst genauer untersucht und wohl allgemeiner bekannt sein. Vielmehr finden wir aus zahlreichen Beobachtungen die Barometerstände am Mittelmeer und am Aequatorialmeer ziemlich übereinstimmend. Ich sehe überhaupt nicht ein, wie man zumal in Polargegenden den bloß und allein von der Schwere bestimmten Barometerstand erkennen oder ausmitteln will, da bei den außerordentlich daselbst abwechselnden Ständen des Quecksilbers nicht genau zu bestimmen ist, wie viel auf Rechnung des allgemeinen Luftdrucks, und wie viel auf die veränderliche Elastizität der Atmosphäre zu setzen sei. Es scheint vielmehr, daß die verminderte Schwere und vergrößerte Ausdehnung

der Atmosphäre zwischen den Wendekreisen, das größere Volumen derselben dort, rücksichtlich ihres Drucks, mit dem Druck der Luft in andern Erdbreiten ziemlich gleichstelle, wie die Gleichheit der Barometerstände auf den Meeren verschiedener Breiten darthut.

Wir dürfen im Allgemeinen annehmen, daß eine Luftsäule unter dem Aequator und unter den Polen gleich schwer sein müsse, weil die allgemeine Anziehungskraft der Erde verhältnißmäßig überall gegen die sie umschwebenden Körper unveränderlich dieselbe ist. Es ist mithin keiner Art Stoffes gestattet, sich über die durch das ewige Gesetz festbestimmte Grenzlinie hinaus zu erheben. Folglich hat jede der atmosphärischen Schichten, von der Erdoberfläche bis zu jener Grenze, ihren scharfbezeichneten Spielraum.

Wenn z. B. durch die Gewalt der Wärme, nahe auf der Erdoberfläche, die unterste Luftschicht so ausgedehnt würde, daß sie die darüber lagernden Schichten aufwärts drängte: so muß man sich erinnern, daß die Entfernung der Wärme vom Erdball selbst ihre Grenzen hat, daß ferner die obern Schichten sich nicht über die Grenzen ihrer Schwere erheben, und sich entweder in gleichem Maas verdichten, oder abfließen müßten.

Wenn schwerere oder leichtere Luftschichten den Zustand der allgemeinen Schwere der Atmo-

sphäre verändern könnten: so müßte dies beſonders der Fall unterm Aequator ſein. Hier müßte der Stand des Queckſilbers im Barometer zur trockenen Jahreszeit, da in der ſtets klaren Luft kaum — in manchen Jahren und Gegenden nie — ein Wölkchen erſcheint, ein ganz anderer ſein, als in der naſſen Jahreszeit, wenn der ganze Himmel, mit Wolken bedeckt, unter den ſchwerſten Wettern Tag um Tag wolkenbruchartige Regengüſſe niederſtürzt. Bekanntlich aber iſt gerade hier der Spielraum des Queckſilbers in der Torricelliſchen Röhre der kleinſte zu allen Jahreszeiten, und, was noch auffallender iſt, der regelmäßigſte. Er fällt bei Tage etwa eine Viertellinie, und ſteigt des Nachts um eben ſo viel wieder zurück. Schwerlich wird Jemand behaupten wollen, daß dies Wirkung einer genau binnen vierundzwanzig Stunden ändernden Schwere der Luft ſei. Dieſe Veränderungen des Queckſilberſtandes haben einen andern Grund. Sie werden immer unregelmäßiger, und ſie erweitern, je mehr ſich die Breiten vom Aequator entfernen, ihren anfänglich ſehr beſchränkten Spielraum. In der Schweiz hat dieſer, nach meinen Beobachtungen, ſchon die Ausdehnung von beinahe anderthalb Zoll, nämlich vierzehn und eine halbe Linien: in den Polargegenden beträgt er ohngefähr drei Zoll. Es waltet in dieſer Zunahme, ſowohl des Spielraums,

als der Veränderlichkeit der Barometerstände, bedeutsame Uebereinstimmung mit den Entfernungen vom Erdgleicher; eine Uebereinstimmung, die in mehr denn einer Hinsicht wichtig wird.

Das Steigen und Fallen des Barometerqueckſilbers, da es durchaus keine Wirkung vom vermehrten oder verminderten Schweregrad der Atmoſphäre ſein kann, muß lediglich die Folge von der vermehrten oder verminderten Spannkraft der Atmoſphäre ſein.

Denken wir uns die den Erdball umgebende Atmoſphäre im Großen: ſo erblicken wir ſie von zwei undurchbrechbaren Schranken eingeſchloſſen. Auf der einen Seite iſt ſie vom Erdball bis zu ſeinem Mittelpunkt begrenzt; auf der andern Seite von den unwandelbaren Geſetzen der Schwere. Innert dieſen unzerreißbaren Ufern ſpielt der bewegliche Strom, wie ſtürmiſch er ſich auch rege. Mögen ſich immerhin einzelne ſeiner Schichten nach oben oder unten ausdehnen: ſie verdichten nur durch ihren Druck die noch höhern oder tiefern, welche an den erwähnten Grenzlinien gleichſam ihren Anſtützpunkt zum Widerſtand finden. Der Druck der Spannung drängt das mit Gewalt zurück, was mindern Widerſtand leiſtet. Daher entſtehen, bei weichenden Luftſchichten, die Luftſtröme oder Winde. Auch das Quekſilber der Torricelliſchen Röhre gehört zu den Gegenſtänden, die den we-

nigſten Widerſtand leiſten. Daſſelbe ruht im Gleichgewicht ſeiner Schwere mit dem jedesmaligen Druck der Atmoſphäre. Jeder veränderte Druck ändert den Stand des Queckſilbers, weil es in dem luftleeren Raum der Röhre, außer der allfälligen Ziehkraft des Glaſes, keinen Anhaltpunkt findet, ſeine Elaſtizität zu äußern. So iſt jedes Barometer eigentlich eine atmoſphäriſche Elaſtizitätswage, aus einer Luft- und einer Queckſilberſäule gebildet.

Wir kennen in der Natur beſonders zwei große Agentien, welche die Spannkraft der Luftſchichten bald mehren, bald mindern, ohne durch ihren Eintritt die Schwere der Luftſäule zu mehren oder zu mindern. Denn eben dieſe Agentien ſcheinen ſelbſt keine Schwere zu haben; ſind bis jetzt wenigſtens unwägbar. Ich meine Wärme und Elektrizität.

Dieſe beiden gewaltigen Naturkräfte, wie verſchieden ſie auch in ihrer Art und Weiſe ſein mögen, zeigen doch in Vielem ſchweſterliche Verwandtſchaftsähnlichkeit. Beide werden durch Reiben, Stoßen, Schlagen hervorgerufen; beide offenbaren ſich unſern Augen in feuriger Geſtalt; beide vertheilen ſich immerdar ungleich, indem ſie die Atmoſphäre durchſtrömen; beide haben zum Behuf ihrer ſchnellen Uebergänge in andere Räume und Verhältniſſe ihre Lieblingsleiter, vielmals dieſel-

ben; beide dehnen die Luft aus, wo sie sich häufen; beide bewirken Trockenheit; beide, wenn sie entweichen, können feuchte Niederschläge aus der Atmosphäre verursachen; beide haben das Vermögen, gegenseitig ihre Thätigkeit anzuregen; beide sind an den Erdball gebunden und jederzeit, wenn auch noch so gering und unwahrnehmbar, in allen Körpern vorhanden. Das Alles sind bekannte Thatsachen.

Weil nun zwischen den Wendekreisen von den lothrecht fallenden Sonnenstrahlen im Verhältniß zu andern Theilen der Kugelfläche des Erdballs die meiste Wärme entwickelt wird, über festem Lande mehr, als über dem Ozean, über nackten Landstrichen mehr, als über mit Vegetation bekleideten: so ist bei der sich das ganze Jahr hindurch gleichbleibenden Hitze hier die Wärme dermaßen vorherrschend, daß der ohnehin auf die Spannkraft der Atmosphäre schwächere Einfluß der Elektrizität kaum bemerkbar wird.

Hingegen die wenigste Wärme wird innerhalb der Polarkreise von den sehr schief auffallenden Sonnenstrahlen erregt. Daher wird hier die Herrschaft der Elektrizität unerschwächter und fühlbarer. Hier ist die Heimath der Gewitter ohne Donner, der ewigen Nebel und der Nordlichte.

3.

Darstellung des Witterungsganges in den Tropenländern.

Es ist lehrreich, den Witterungsgang in zwei so verschiedenen Zonen zu beobachten, und die großen Erscheinungen zu vergleichen, welche in der einen durch entschiedene Uebermacht der Wärme, in der andern durch entschiedene Uebermacht der Elektrizität hervorgerufen werden.

Ich habe schon gesagt, daß die Temperatur der heißen Zone sich das ganze Jahr hindurch gleich bleibe. In der Nähe des Aequators beträgt der Unterschied der vermehrten oder verminderten Wärme, beim scheinbaren Hin- und Hergang der Sonne zwischen den Wendezirkeln, Tags und Nachts, selten mehr als zehn Grad Reaumur. Mit der Entfernung vom Aequator, links und rechts gegen die Wendekreise, wird der Unterschied beträchtlicher, so daß er wohl zwanzig Grade betragen kann, gewöhnlich aber doch nur sechszehn bis siebenzehn beträgt.

Es ist nicht nothwendig, noch zu bemerken, daß auch dort örtliche Verhältnisse, wie bei uns, örtlich verschiedene Zustände der Temperatur bewirken können, die aber in Bezug auf das Ganze ohne Bedeutsamkeit sind. So ist auf dem Meere die Hitze nie so groß, als auf dem festen Lande, weil es ein schlechterer Wärmeleiter ist. So steigt zu

Quito, ungeachtet dieſe Stadt unter der Linie gelegen iſt, und wo die mittlere Wärme ohngefähr dreiundzwanzig Grad nach Kirwans ſinnreicher Berechnung betragen ſollte, dieſe Wärme doch nur auf dreizehn Grad, weil Quito im Gebirge ruht, als höchſte uns bekannte Stadt in der Welt. So geht auf den weſtindiſchen Inſeln das Queckſilber des Thermometers ſelten über dreiundzwanzig Grad, wegen der Nähe des Meeres, während es in der Sierra Leona oder am Senegal auf dreiunddreißig Grad ſteigt, alſo daß im Sand die Eier ſieden. In Afrika's Wüſten, zwiſchen dem zehnten und zwanzigſten Grad N. B. tritt das Thermometer im Schatten auf vierzig, in der Sonne über fünfzig Grad hinaus.

Wichtiger für uns iſt der ungemein regelmäßige Gang der Jahreszeiten, nämlich der trokenen und naſſen Zeit, zwiſchen den Wendekreiſen, und die Urſache derſelben. Der groſe Humboldt (der Name dieſes Mannes rechtfertigt unter uns den Beinamen) hat in einer am 29. Brachmond 1538 dem franzöſiſchen Inſtitut vorgeleſenen Abhandlung ſeine Anſichten und Erfahrungen über den Einfluß der Sonne auf den Anfang der Aequatorialregen mitgetheilt. Sie beſtätigen im Weſentlichen, was darüber ſchon von andern Naturforſchern früher geſagt worden iſt.

Wenn die Sonne im Zenith der ſudlichen

Halbkugel, in der Nähe vom Wendekreise des Steinbocks steht, also zu derselben Zeit, da wir unsern vollen Winter haben, ist nordwärts vom Aequator die trockene Jahreszeit in ihrer vollen Pracht. Den ganzen Himmel färbt ein reines, tiefes Blau; nie, oder höchst selten erscheint ein Wölkchen. Die Sterne der Nacht leuchten ruhig, in wunderbarer Klarheit. Man lieset beim Schein des Mondes, selbst wenn er in den Vierteln ist, ohne Mühe die kleinste Schrift. Und wenn er nicht leuchtet, ersetzen ihn Venus, Sirius, Jupiter, Milchstraße und die übrigen Gestirne durch ihren ausserordentlichen Glanz. Am Tage zeigt das Volta'sche Elektrometer eine beständige Abweichung von ein bis zwei Grad meistens positiver Elektrizität, eben so Nachts. Die Kühle der den heißen Tagen folgenden Nächte wird stärker durch das Gefühl der Haut, als am Thermometer, wahrgenommen. In vegetationsreichen Gegenden fällt gewöhnlich Morgens gegen vier Uhr sehr erkältender Thau. Dieser elektrische Niederschlag aus der Atmosphäre ist so reich an Sauerstoff, daß er in kurzer Zeit alles Eisen mit Rost bedecken kann.

Zu dieser Zeit weht ein beständiger Nordost- und Ostnordostwind, kein anderer. Er trägt unstreitig zur Reinheit und Trockenheit des tropischen Himmels das meiste bei. Ueber den Ur-

sprung dieses beständigen Tropenwindes, der von so entscheidendem Einfluß auf die Witterung jener Weltgegenden ist, haben vielerlei Meinungen statt gefunden. d'Alembert schrieb ihn der anziehenden Kraft des Mondes gegen die Atmosphäre zu. Aber ungerechnet, daß das Barometer keine Spur von dieser Erhebung des Luftkreises durch Anziehung vom Monde zeigt, deuten weder Veränderungen der Richtung, noch der Stärke des allgemeinen-Windes auf irgend ein Verhältniß desselben zu den wechselnden Mondesständen hin. Mariotte, und nach ihm Kant, Hube, Lampadius u. a. m. erklären diesen beständigen Ostwind aus dem Strömen der kalten Luft von beiden Halbkugeln nach der heißen Zone, wo dann dieser ursprüngliche Nordwind, weil er beim Fortrücken über Gegenden, welche sich durch die Umdrehung der Erde schneller als er bewegen, nicht denselben Grad der Geschwindigkeit sogleich annehmen kann, daher die Empfindung eines immer östlicher werdenden Windes gewährt, je näher der Luftstrom dem Aequator rückt. Hier nun wäre freilich noch zu beweisen, daß ein wegen seiner Kälte über die Erdoberfläche gehender Luftstrom, dessen Geschwindigkeit in einer Sekunde nicht über fünfzehn Fuß beträgt, vermittelst derselben die allgemeine Anziehung der Erde so sehr überwinden konnte, daß er nicht sogleich die volle

Geschwindigkeit der Erde bei ihrem Umschwung von Westen nach Osten anzunehmen fähig wäre. Ferner, da jeder Nord- oder Südwind von Breiten ausgeht, die sich minder schnell gegen Osten drehen, als die, über welche er bei fortgesetztem Lauf kommt, müßten die eigentlichen Süd- oder Nordwinde äusserst-selten, noch seltener die Südwest- und Nordwestwinde sein; und um folgerecht zu sein, müßten die reinen ursprünglichen Ostwinde im Durchschnitt heftiger sein, als Westwinde; die reinen, ursprünglichen Westwinde aber, zumal in höhern Breiten, immer langsamern Gang haben, das heißt, schwächer sein im Allgemeinen. Es müßten ferner keine weit streichende reine Südwinde auf der nördlichen, keine weit streichende Nordwinde auf der südlichen Hemisphäre empfunden werden, weil sie ihre Richtung ost- oder westwärts zu ändern gezwungen würden. Man müßte auf tropischen Gebirgsgipfeln sehr häufig, oder immer schon Ostwind haben (weil hier oben, entfernter von der Erdachse, der Schwung nach Morgen größer ist, und aus welchem Grunde eine von beträchtlicher Höhe fallende Kugel nicht senkrecht, sondern ostwärts von dem senkrechten Punkt hinausfällt), während man in der Tiefe noch Nordost oder Südost hat.

Daher scheint Halley's Gedanke vom Ursprunge der beständigen Ostwinde in einiger Hin-

ſicht noch aller Beachtung werth. Er erklärte dieſen nämlich aus dem beſtändigen Fortrücken von Oſten nach Weſten einer durch die Sonnenhitze erwärmten Luftſäule. Der durch ſie verurſachte Wind aber werde ſich, meinte er, je nach dem Stande der Sonne in der Ekliptik, nordwärts der Linie nach Nordoſt, ſüdwärts derſelben nach Südoſt neigen. Dieſe Erklärung aber enträthſelte nicht alle Erſcheinungen, die das Kommen und Verſchwinden dieſes Windes in der Tropenwelt begleiten, und ward daher minder beachtet. Inzwiſchen, glaube ich, ſollte man den von der Erfahrung beſtändig bewährten Grundſatz beibehalten, von welchem Halley ausging.

Es iſt nämlich gewiß, daß die kalte Luft nach der wärmern, die warme Luft nach der kältern Gegend ſtrömt. Dies Streben zur Herſtellung des Gleichgewichts iſt eine Hauptquelle aller Winde. Selbſt in unſerer gemäßigten, wegen vieler Oertlichkeiten und anderer hier nicht zu berührenden Umſtände, ſehr ungleich erwärmten Zone empfinden wir bei Sonnenaufgang einen Oſtwind, der jedoch kaum eine Stunde anhält, dann von andern Verhältniſſen gebrochen wird. Verſetzen wir uns im Geiſt unter den Aequator. Auch hier gibt der Aufgang der Sonne den Anſtoß zum Oſtwind in den niedern Luftſchichten, weil ſie tief am Horizont ſteht. Sie ſetzt ihn während ihres Lau-

ſes von Sekunde zu Sekunde ununterbrochen fort, weil dort, wo ſie im Zenith der Länder ſteht, kein anderer Einfluß auf die Atmoſphäre mächtiger ſein kann und iſt, als der übrige. So durchläuft und erſchüttert ſie binnen vierundzwanzig Stunden von Oſten nach Weſten den ganzen Luftſtreif der Atmoſphäre zwiſchen den Wendekreiſen. Ihr nach ſtrömt, weil unter ihr im Zenith die größte Hitze iſt, die kälter werdende Luft der Gegenden, die ſie ſchon verlaſſen hat: ſo entſpringt der ewige Strom in der Atmoſphäre zwiſchen den Wendekreiſen um den Erdball. Dieſer Strom würde, wenn die Sonne ganz verſchwände, durch ſeine eigene Schwungkraft noch eine Zeit lang fortdauern können.

Aber von Norden und Süden her ſtrömt ebenfalls die kältere Luft zum Aequator, und je kälter ſie iſt, um ſo lebhafter. Der vereinigte Stoß, von Oſten und den Polen her, gibt dem Luftſtrome, zumal in der Nähe der Wendekreiſe, eine veränderte mittlere Richtung. Auf der nördlichen Hemiſphäre wird er dadurch nordöſtlicher, auf der ſüdlichen ſüdöſtlicher werden, wie er es auch in der That iſt. Je näher dem Aequator, je mehr wird er reinöſtlich; denn der Macht des täglich unterhaltenen Hauptſtroms unterwirft ſich zuletzt der nebenſeitige Zufluß, welcher in beiden Hälften des Jahres nicht immer gleich ſtark iſt, weil

die gemäßigten Zonen, während ihres Sommers, ebenfalls erwärmter sind.

Auf der Nordseite des Aequators herrscht während der trockenen Jahreszeit der Tropenländer, da die Sonne noch in den südlichen Zeichen steht, beständiger Nordost- und Ostwind. In derselben Zeit, wie ich schon gesagt habe, ist in unserer gemäßigten Zone Winter. Die Ausdünstungen der Erde bei uns sind also geringer; die nach dem Aequator ziehende Luft ist folglich trockener. Zwar der Nordwind verliert, je näher er verschmolzen mit dem Ostwinde dem Aequator rückt, an seiner Kälte, doch bleibt er immer noch kühler bei seiner Ankunft, als die Luft, welche vor ihm da war. Diese letztere, wärmer und ausgedehnter, wird sich, verdrängt von ihm, über ihn erheben, und mit sich empor die Dünste der Erdoberfläche reissen. Wie ungeheuer auch in dem brennenden Erdgürtel die Ausdünstung der Meere und Länder sein möge, immer wird sie doch von dem trockenen sich beständig erneuernden Luftstrom, der sich nie mit Dünsten sättigen zu können scheint, theils verzehrt, theils wegen ihrer spezifischen Leichtigkeit in die Höhe getrieben. Immer tritt, an die Stelle der aufsteigenden Dunstmassen, der polarische Luftstrom unterhalb, inzwischen das Aufgestiegene droben, an den Grenzen seines eigenthümlichen Schwerkreises,

nach allen Richtungen zu den Polargegenden abfließt, und ihnen seine Feuchtigkeit mit Süd-, Südost- und Südwestwinden zuführt.

Sobald sich die Sonne aber aus Süden dem Aequator nähert, uns den Frühling gibt, und aus der gemäßigten Zone den winterlichen Frost weiter gegen den Pol zurückdrängt, werden von hier die Strömungen der Luft minder kalt und minder trocken. Indem sie selbst schon viele aufgelöste Feuchtigkeiten mit sich führen, können sie folglich in den Tropenländern weniger von den fort und fort aufsteigenden Dünsten verzehren. Daher geschieht, daß dort die bisher dunkle Bläue des Himmels matter wird; daß die Sterne ihr vormals ruhiges Licht verlieren und reger funkeln; daß das Hygrometer in den untern Luftschichten mehr Feuchtigkeit anzeigt. Bald entstehen gegen Südsüdost am Horizont von Zeit zu Zeit Wolken mit elektrischen Aeusserungen.

Je mehr sich die Sonne dem Zenith derer naht, die nordwärts von der Linie wohnen, je trüber überzieht sich ihr Himmel. Der Nordostwind hört auf; denn die nächstgelegene gemäßigte Zone hat nun ihren Sommer. Es entstehen örtliche Windstillen. Von Zeit zu Zeit streicht der Passatwind. Es ist eine Gährung in der Atmosphäre; denn an die Stelle des Nordostwindes tritt der Südost, weil auch die winterlich gewor-

dene Hemisphäre die Luft herandrängt. Diese, die einen längern Weg, als der Nordwind, durch die heißen Weltgegenden und über weite Ozeane zu machen hat, ist weder so kühl, noch so lebhaft, noch so trocken.

Das Aufhören des Nordostwindes ist in der nördlichen Aequatorialzone, sagt Humboldt, der Anfang der Regenzeit. Dann steht die Sonne im Zenith des Ortes. Die Wärme ist durch die lothrecht fallenden Sonnenstrahlen gesteigert, oft unerträglich. Die aufsteigenden Dunstsäulen werden durch keine trockene Luftströme mehr verzehrt. Sie füllen und übersättigen die Atmosphäre. Die Nebel und Wolken werden dichter. Die Elektrizität theilt sich ungleich durch sie. Das Volta'sche Elektrometer verkündet es; denn bald äussert es tagelang gar keine Spur von Elektrizität, bald treten die Hollunderkugeln drei bis vier Linien weit aus einander; bald wechseln Plus- und Minus-Elektrizität mit einander binnen zehn Minuten. Fürchterliche Gewitter erscheinen, doch nur, ausgenommen in manchen Flußthälern, bei Tage. Der Regen stürzt mit der Fülle von Wolkenbrüchen, meistens aber auch nur bei Tage. Die von der Erde auffahrenden Dunstsäulen ersetzen den durch die Niederschläge entstandenen Verlust schnell. Man kann sich in den Häusern kaum vor Nässe und Feuchtigkeit bergen. Es ist berechnet

worden, daß in vielen Gegenden über sechszig Zoll, auf Barbados sogar achtzig Zoll, am Senegal vom Juni bis September hundert und fünfzehn Zoll Regenwasser fällt. Diese Güsse und Gewitter sind häufig von den schrecklichsten Windstößen und Orkanen begleitet; denn die ungleichere Vertheilung und Anhäufung der Elektrizität, so wie der Wärme durch die Wolkenschichten, verursacht in der Atmosphäre örtliche, plötzliche Ausdehnungen und Verdichtungen, nebst jähen Uebertritten des elektrischen Fluidums von einer Wolkenschicht zur andern. Die gewaltsam zerrissene und bewegte Luftmasse pflanzt ihre Erschütterungen fort. Die Sturmstöße werfen Bäume, Schiffe und Gebäude nieder.

Sobald aber endlich die Sonne wieder in die südlichen Himmelszeichen tritt, sobald sich die winterliche Kälte vom Nordpol über die ihm nächstgelegene gemäßigte Zone verbreitet, und der Unterschied ihrer Temperatur gegen die der Aequinoktialgegenden täglich zunimmt, fängt der trokkene Nordostwind wieder an zu ziehen. Die aufsteigenden feuchten Luftmassen werden von den sich regsam erneuernden trockenen Luftströmen verzehrt. Der Regen nimmt ab und verschwindet. Die Wolken zerrinnen. Das Spiel der Stürme beginnt auf der südlichen Halbkugel.

Dieser jährlich wiederkehrende Wechsel der

Dürre und des Regens wird durch den Sonnengang und das Kommen und Aufhören des Nordostwindes so scharf bezeichnet, daß man Zeit und Stunde kennt, da die neuen Erscheinungen eintreten.

Indem ich die großen Erscheinungen der tropischen Atmosphäre im Allgemeinen auffasse, übergehe ich die mannigfaltigen, theilweisen Abweichungen, welche durch örtliche Einwirkungen, durch Meeresnähe oder Ferne, durch niedrige oder hohe Lage der Gegenden, durch Nacktheit oder Bewaldung der Erdoberflächen, durch freie Ebene oder Gebirgsschranken u. s. w. im allgemeinen Witterungsstand geschaffen werden.

Bei allen diesen ausserordentlichen Wechseln des tropischen Luftkreises erregt der einfache, regelmäßige Gang des Queckſilbers im Barometer Verwunderung. Denn, zumal in der Nähe des Aequators, beginnt er täglich, ungestört durch Luftstillen oder Orkane, Morgens um neun Uhr zu fallen bis Nachmittags drei Uhr; dann Abends um neun Uhr zu steigen, bis er die vorige Höhe wieder gewonnen hat. Durch diese nicht zu erschütternde Gleichförmigkeit wird uns beurkundet, theils die ausserordentliche Uebermacht, welche die Wärme in den Aequatorialzonen über alle andere Potenzen der Atmosphäre behauptet, so, daß diese andern

ihr immer untergeordnet bleiben; theils die unermeßliche Höhe der Atmosphäre.

Die Temperatur der Tropenländer ändert während ihrer doppelten Jahreszeit in der That wenig. Vom Aequator bis zum zehnten Grad N. Br., sagt Humboldt, weichen die mittlern Temperaturen der trockenen und regnerischen Zeiten kaum um zwei bis fünf Grad Reaumur ab. Auf der Grenze aber der heißen Zone gegen den Wendekreis des Krebses steigt der Unterschied schon auf acht bis neun Grad. Daraus erhellt für uns, daß die durch die Wärme verursachte Spannung der Atmosphäre im Laufe des Jahres so gleichförmig und so überwiegend sei, daß die örtliche ungleiche Wärme- und Elektrizitätsvertheilung in den untern Luftschichten ziemlich kraftlos bleiben müsse. Auch schon bei uns werden wir bei täglicher Beobachtung der Barometer gewahr, daß das Quecksilber zur Zeit heitern und beständigen Wetters mehrere Tage hinter einander regelmäßig bis Abends um eine viertel oder halbe Linie zu fallen, und des Nachts wieder um eben so viel zurückzusteigen pflegt. Doch in unserer Zone, deren Atmosphäre um Vieles niedriger ist, bleibt diese regelmäßige Bewegung nicht so anhaltend, als in den Aequinoktialzonen.

Denn in diesen, wie schon gesagt, ist die Erhebung des Luftkreises über der Erdoberfläche

ſo groß, daß im Verhältniß zum Ganzen die Schichten der höchſten Regen- und Wetterwolken da noch zu den unterſten Luftſchichten gehören. Daher kann man ſelbſt im tropiſchen Winter in hoch- und freigelegenen Gegenden auf dem Felde arbeiten, und ſieht da alle Tage die Sonne, unverhüllt von höhern Wolken, wie z. B. bei Cayenne, inzwiſchen die Savannen der tiefern Gegenden von Regenfluthen unter Waſſer geſetzt ſind. Weil alſo nur der niedrigſte, und im Verhältniß zur Geſammtheit des Luftkreiſes ein kleiner Theil deſſelben von verdichteten Dünſten und Wolken beladen wird, läßt ſich begreifen, daß die Elaſtizität der ganzen Atmoſphäre an Regentagen nicht um viel mehr, als an trockenen, geſchwächt wird. Ich will verſuchen, dies aus atmoſphäriſchen Thatſachen klarer darzuſtellen.

In den tropiſchen Wintern ſteht die Sonne im oder nahe am Zenith. Die Hitze iſt am heftigſten, die Verdunſtungen am gewaltſamſten und reichſten, beſonders am Tage. Der trockenende Nordoſtwind fehlt. Die aufſteigenden Dunſtſäulen werden nicht mehr verzehrt, nicht mehr durch unterhalb eindringende ſich immer erneuernde Luftſtröme emporgedrängt. So wird die untere Atmoſphäre mit Feuchtigkeit überſättigt, je mehr die Morgenſonne an Kraft gewinnt. Die Luftelaſtizität nimmt ab. Das Barometer fällt. Aber

das Uebermaaß der immer ſtärker nachwachſenden Dunſtmenge tritt in den kältern Luftſchichten in Tropfen zuſammen; ſtürzt in Regengüſſen auf die Erde zurück, um mit der ſteigenden Gewalt der Sonne immer ſchneller und reicher wieder aufzudampfen. Das Barometer ſinkt, bis die Hitze abnimmt. Dann aber nimmt auch die unermeßliche Verdünſtung der Erdoberfläche ab, und eben ſo bald der Regen. Dieſer hört oft ſchon bald nach Sonnenuntergang auf, wie Humbold ſagt. Mit der zurückkehrenden Trockenheit empfängt die Luft ihre frühere Elaſtizität zurück. Drei Stunden nach Sonnenuntergang hebt ſich das Barometer ſchön, und fährt fort zu ſteigen, je geringer mit fortſchreitender Nacht die Ausdünſtung iſt, deren Menge nicht hinreicht, den Raum der untern Luftſchichten zu überſättigen, welcher ſowohl an innerer Wärme als Größe nicht mit dem beſchränktern Raum derſelben Luftſchichten in unſern Gegenden vergleichbar iſt.

In den tropiſchen Sommern iſt die Sonne am entfernteſten vom Zenith. An die Stelle der winterlichen Regengüſſe, welche dem Erdboden die Ueberlaſt der feuchten Dünſte zurückgaben, tritt der trocknende Luftſtrom der benachbarten Polargegend. Aber am Tage, mit dem höhern Stand der von keiner Wolke verhüllten Sonne, wächſt die Hitze. Die feuchten Dunſtſäu-

len erheben sich mächtiger. Ihre Menge beginnt zuletzt die auflösende Kraft des Polarstroms zu übersteigen, der in den niedern Regionen fließt, und den Hygrometer ohne Spuren vorhandener Luftfeuchtigkeit läßt, während diese sich oberhalb mehrt und die Elastizität der Atmosphäre zu mindern anfängt. Drei Stunden nach Sonnenaufgang nimmt daher das Fallen des Barometers den Anfang und dauert mit der wachsenden Gluth und Verdünstung fort. Diese wird nach drei Uhr Abends schwächer. Der verzehrende Polarstrom aber währet auch Nachts fort. Er vermindert die angehäuften Verdünstungen des Tages, und gibt der Luft ihre Spannkraft zurück. Das Barometer erhebt sich allmälig von neuem, drei Stunden nach Sonnenuntergang, und setzt sein Steigen fort, je mäßiger die Verdünstung wird, je mehr sie der trockene Luftstrom verschlingt oder die Dünste, vermittelst der Elektrizität der Luft, als Thau verdichtet, an irdische Körper niedergelegt werden, welche von entgegengesetzter Elektrizität sind und daher die Dünste anziehen.

Unter allen Räthseln der Natur, welche wir in ihrer atmosphärischen Haushaltung erblicken, ist die Verdünstung, die Auflösung und Zersetzung der Dünste, die Wiederverbindung getrennter Gasarten zu Nebeln, Wolken, feuchten Nieder-

schlägen u. s. w. eins der schwierigsten zu lösen. Es ist mir hier nicht um Bildung einer neuen Hypothese zu thun, sondern nur um Erklärung einiger von uns vorhin vielgebrauchten Ausdrücke des Verzehrt- oder Verschlungenwerdens der Dünste von kalter oder trockener Luft. Und diese Erklärung ist durch bloße Zusammenreihung bekannter Thatsachen zu bewerkstelligen.

Zur Zersetzung des Wassers in Gasarten, wie zur Wiederbildung des Wassers aus ihnen, wirken Wärme sowohl als Elektrizität. In allen, mithin auch in den atmosphärischen Körpern, ist, wenn auch bis zur Unwahrnehmbarkeit gering, Wärme und Elektrizität vorhanden. Es kann also in allen Theilen der untern Luftschichten eine Zersetzung der aufsteigenden feuchten Dünste geschehen, ohne daß unser Auge davon Kenntniß gibt. Je mehr Wasser aufgelöst wird in der Luft, je elastischer wird diese. Ein Gran Wasser nimmt nach der Auflösung einen ohngefähr neunhundertmal größern Raum ein. Verdünnte Luft, wie wir aus den Versuchen unter der Glocke einer Luftpumpe wissen, ist flüssiger, Dünste aufzulösen, als verdickte Luft. Wir nennen die Luft, welche Dünste schnell auflöst und gleichsam verzehrt, trockene Luft. Warme, also ebenfalls verdünnte Luft, enthält mehr aufgelöste Feuchtigkeit, als kalte, oder verdichtete, hat daher mehr äussere Elastizität. Kalte

Luft kann hingegen durch Wärme ſchneller und verhältnißmäßig mehr ausgedehnt werden, als warme, und wird in dieſem Fall durch Ausdehnung noch trockener, das heißt, in den Zuſtand geſetzt, mit größerer Schnelligkeit eine größere Menge Feuchtigkeit aufzulöſen.

Es muß aber eine Grenze geben, über welche hinaus die Zerſetzung oder Auflöſung der Dünſte in einem beſtimmten Raum der Atmoſphäre ſchwächer wird oder ganz aufhört. Wenn man unter die wohlgeſchloſſene Glocke einer Luftpumpe zum Barometer, Thermometer und Haar-Hygrometer eine Schale Waſſer ſetzt, wird man bei der Verdünſtung des letztern gewahr, daß das Barometer ſteigt; denn die aufgelöſete Feuchtigkeit macht die Spannkraft der Luft größer. Ferner, daß das Thermometer fällt: denn Auflöſung des Waſſers in der Luft erzeugt immerdar Kälte (ſo wie Niederſchlag von Feuchtigkeiten aus der Luft Wärme erregt). Gelangt aber das Hygrometer auf neunzig Grad Feuchtigkeit, verändern Barometer und Thermometer ihren Stand nicht mehr, und die Verdünſtung des Waſſers endet, oder iſt ganz unmerklich.

Können nicht mehr Feuchtigkeiten aufgelöſet werden, oder wird der Raum der von Feuchtigkeiten geſättigten Luft vermindert: ſo verliert die Luft an Spannkraft und Elektrizität. Denn wir

wiſſen, daß in trockener Luft die Elektrizität regſamer, in feuchter Luft faſt ganz vernichtet wird. Mit Beendung der Waſſerauflöſung endet die Kühle. Die Luft wird wärmer oder ſchwüler. In ſolcher Luft vermehrt ſich der Schweiß des Menſchen, weil die ihn umgebenden Theile der geſättigten Atmoſphäre faſt unfähig ſind, von ſeinen Ausdünſtungen aufzunehmen, die ſich in Tropfen an ſeiner Haut verdichten. Aus derſelben Urſache pflegen vor nahem Regenwetter manche Steine in den Häuſern und auf den Feldern feucht zu werden. Kalte feuchte Luftzüge dringen, wie Nebel ſichtbar werdend, aus Berghöhlen hervor in die wärmere Luftſchicht. In den höchſten Gegenden der Wolkenregion, wo die Luft ohnehin kälter iſt, entſteht, weil die untern feuchten Schichten an Spannkraft verlieren, ein Sinken. Die droben mit Dünſten geſättigten Schichten, erkaltend, trüben ſich. Die Elektrizität, durch der untern Luftſchichten Feuchtigkeit abgeleitet, häuft ſich oben in den Wolken; und immer ſind, wie Erfahrung lehrt, Nebel und Wolken vorzügliche Träger des elektriſchen Fluidums. So entſtehen Waſſerbildungen, Niederſchläge der Dünſte in Regen.

4.

Allgemeine Darſtellung der Witterung und der Lufterſcheinungen in den Polarländern.

Wir müſſen jetzt den Blick auf die Erſcheinungen der Polarwelt werfen. Aber was wir von jenen Räumen des Erdballs wiſſen, welche ohngefähr 770,000 Geviertmeilen umfaſſen, beruht meiſtens auf Ausſagen unwiſſender Wilden, gemeiner Wallfiſchfänger, oder unglücklicher, weit in die Eismeere verſchlagener Abentheurer. Nicht umſonſt wurde jener todte Ozean im Norden Europens von zur Zeit des alten Roms von damaligen Volkern Morimarusa, das „geronnene Meer", genannt, ſo wie er noch heut, nordwärts Aſien, das heilige Meer heißt, weil er undurchſchiffbar geblieben iſt.

Das Geheimniß des bis jetzt nie geſehenen Nordpols zu erforſchen, wurden bis heut vergebens die größten Belohnungen ausgeboten. Eine Hauptſchwierigkeit lag in der Kürze der dazu ſchicklichen Zeit. Die Hinreiſe und Rückkehr muß in den wenigen warmen Monaten geſchehen, da das Polarmeer Tag hat. Dieſe Schwierigkeit lieſſe ſich jedoch wohl überwinden, wenn zu der kühnen Unternehmung zwei Jahre gebraucht würden, und die Reiſenden innerhalb dem Polarkreis, dem Pole ſo nahe als möglich, überwintern möchten.

Größer iſt das Hinderniß, welches die unüberſehbaren Eismaſſen entgegenſtellen, die das Innere der Polarzone umgürten. Allen Nachrichten der Grönlandsfahrer und anderer Schiffer zufolge befindet ſich immerwährend das meiſte Eis vom vierundſiebenzigſten bis einundachtzigſten Grad N. Br. Weniger Eis wird jenſeits des zweiundachtzigſten Grades gegen den Pol hin erblickt. Der natürliche Grund dieſer Erſcheinung läßt ſich leicht erkennen. Das feſte Land und die vorliegenden Inſeln dreier Welttheile erſtrecken ſich bis zu jenen hohen Breiten hinauf. Das Land, wärmeleitender als das Meer, trägt durch ſeine Nähe v. a. zur Erkältung des angrenzenden Ozeans bei. Daher gefriert das Waſſer bälder in der Nähe der vergletſcherten Küſten, als im hohen Meer; daher iſt der Ozean im Norden Aſiens unbeſchiffbarer und eisreicher, weil Nordaſien, reich an Wäldern, hochgelegen und mit nördlicher Verflächung an ſich ſchon kälter, als das Land anderer Welttheile in ähnlichen Breiten iſt; daher pflegt es auch wieder an Küſten nördlicher Länder, wegen der Meeresnähe, milder zu ſein, als im Innern derſelben Länder; darum haben ſchon die Bewohner des innern Schwedens ſtärkere Kälte, als die Nordküſten Norwegens, ja ſelbſt als Kola, die nördlichſte Ausſpitzung Lapplands unter dem ſiebenzigſten Grad N. Br., zu leiden, daher kann man ſelbſt

zu Kola oft der Winterkleidung entbehren, sobald man sich auf dem Meere um zwanzig Meilen von Gestade entfernt hat.

Ungerechnet, daß im Allgemeinen das Meer längs den Gestaden seichter zu sein pflegt, deswegen eher durchkältet und gefroren sein kann, als auf der Höhe eines vielseitig bewegten Ozeans, befördert auch die einfache Wirkung der Anziehung das Anstäuben schwimmender Eisschollen gegen die Küsten, besonders gegen die östlichen Küsten. Denn bekanntlich ist die Kälte an sich schon auf den gegen Osten gelegenen Küstenländern, in alten und neuen Welttheilen, wahrscheinlich durch die trockenen, kühlen Nordostwinde, beträchtlich größer, als auf den westwärts liegenden; daher man selbst zu Kanton in China, obgleich den Tropengegenden nahe, und mit der Wüste Sarah unter gleicher Breite, Frost und Eis kennt. Aber auch die fortdauernden Strömungen des Weltmeers von Osten nach Westen führen den östlichen Gestaden eine Menge schwimmenden Eises zu. So sind die Ostküsten Grönlands gänzlich von unermeßlichen Eisfeldern verrammelt worden.

Man hat bisher sehr häufig, so wie den tropischen Ostwind, auch die allgemeine Strömung des Meeres nach Westen, dem Schwunge der Erde um ihre Achse zugeschrieben, ohne einen Beweis dafür zu haben, daß die Drehung des Erdballs in sol-

chem Grade die Geſetze der Schwere oder allgemeinen Anziehung überwinden könne. Die geſammten Verſuche, welche von Galiläi bis auf Guglielmi und Benzenberg mit dem lothrechten Fall von Kugeln aus einer Höhe von mehrern hundert Fuß angeſtellt wurden, ſcheinen noch nicht erwieſen zu haben, daß die Verhältniſſe der Schwere und des Erdumſchwungs ſich gegenſeitig in ſolchem Grade ſchwächen, wenn ſchon die Abweichung einer ſenkrecht fallenden Kugel von der Vertikallinie nach Oſten = 3,86 Linien bis 3,91 Linien nach Gaußens Berechnung beträgt. Vielleicht mächtiger wirkt, daß die beſtändig von Oſten nach Weſten mit dem Monde fortgehende Fluth und Ebbe endlich einen anhaltenden, wenn auch vielfach gebrochenen Oſtſtrom des Ozeans bewirken müſſen. In Grönland unterm vierundſechszigſten Grad ſteigt die Fluth noch auf zwölf bis achtzehn Schuh. Makenzie fand ſie unter dem neunundſechszigſten Grad im nördlichen Amerika nur wenige Fuß hoch; in andern Gegenden des Polarmeeres über den ſiebenzigſten Grad hinaus erreicht ſie aber auch noch acht Fuß. — Obwohl Fluth und Ebbe eigentlich eine Bewegung des Meeres gegen die Pole bewirken müſſen, verbindet ſich doch mit ihr, durch das allgemeine und beſtändige Fortrücken derſelben nach Weſten, eine bleibende allgemeine Strömung dahin.

So erklärt sich's, daß in der Nähe des polarischen Festlandes und der Inseln das Eis in größern Massen und ansehender gefunden werden kann, als im offenen Meere, näher gegen den Nordpol. Denn das Eis, welches sich in der Nähe des Pols erzeugt, wird nicht nur von den Nordwinden, sondern auch durch das Strömen des Meeres nach Südwesten, südwärts geschoben, zwischen den Meerengen der Festländer und Inseln, in der Behringsstraße und Baffinsbai, zwischen Grönland und Spitzbergen, zwischen Spitzbergen und Novazembla angehäuft. Darum ist eben hier zwischen dem vierundsiebenzigsten und achtundsiebenzigsten Breitengrade der Eiskranz am geschlossensten, am schwierigsten zu durchbrechen, und das Eisfeld im fünfundsiebenzigsten und sechsundsiebenzigsten Grad N. Br. größer, als selbst bei Spitzbergen und in höhern Breiten gegen den Pol. Jenseits des zweiundachtzigsten Gr. N. Br. ist das Meer, allen Zeugnissen der Wallfischfänger zufolge, freier, obgleich nicht ganz rein vom Eise.

Es ist demnach, und allen Aussagen der Grönlandsfahrer zufolge, nichts weniger als dem menschlichen Muthe unmöglich, den Nordpol zu erreichen, je früher nämlich die kühnen Entdecker in der Nachbarschaft des Poles zur Fahrt und Benutzung des günstigsten Augenblicks bereit stehen, je gebrochener irgend einmal der erwähnte Eiskranz,

und je reiner der Ozean vom Eis in den höchsten Breiten ist. Immer erscheinen von Zeit zu Zeit solche vortheilhafte Jahrgänge, wie die Wallfischfänger verrufen. Aber voraus berechnen läßt sich ihr Kommen nicht. Es ist möglich, daß die in einer Reihe von Jahren anschwellenden Eislasten zuletzt in den Polarmeeren durch das Gewicht ihrer eigenen Massen zerrissen, den südlichern Breiten zugeführt und also vermindert werden, wie man aus ohngefähr ähnlichen Gründen in unbestimmten Fristen die Gletscher unserer Alpen wachsen und wieder abnehmen sieht. Es ist möglich, daß unter uns unbekannten Bedingungen einem oder dem andern Pol von Zeit zu Zeit mehr freie Wärme aus den südlichern Breiten zugeführt wird; oder daß sie durch polarische Erdbeben und Vulkane entbunden wird; oder daß Ursachen, welche wir nicht kennen, den polarischen Meerstrom nach Süden verstärken und die Eisbänke brechen und hinwegführen.

Noch sind wir mit dem Zauberspiel der beiden größten atmosphärischen Agentien zu wenig vertraut; aber doch kennen wir ihre ungleiche Vertheilung im Luftkreise. Wir wissen, daß wenn bei uns anhaltende regnerische Witterungen herrschen, in nordischern Gegenden die größte Trockenheit vorwalten kann; oder daß die polarische Zone sich der mildesten Witterung erfreut, wenn in der ge-

mäßigten Zone oft ungewöhnlich ſtrenge Kälte eintritt. Während die ewigen Regen des Jahres 1817 unſere Aernten vernichteten, klagten die ſüdlichen Gegenden Europa's, das mittägliche Frankreich, Spanien, Portugal u. ſ. w. über auſſerordentliche Dürre, und ſtellten andächtige Prozeſſionen mit den Heiligenbildern an, um vom Himmel den Regen zu erflehen, deſſen wir leider zu viel hatten. Ja, ſchon Pontoppidan und Kranz haben bei Witterungsvergleichungen die Vermuthung geäuſſert, daß mehrentheils in den Nordländern der Winter um ſo gelinder ſei, je heftiger er in den Ländern der gemäßigten Zone iſt, und umgekehrt. Als im Jahre 1756 Deutſchland einen ungewöhnlich milden Winter hatte, ſtarben in Grönland viele Menſchen vor auſſerordentlicher Kälte und Hunger; als Deutſchland im Jahre 1763 die greß: anhaltende Kälte hatte, war der grönländiſche Winter, zumal in den erſten Monaten, wärmer, als der grönländiſche Sommer. Eine lange Reihe ähnlicher Beiſpiele könnte hier angeführt werden, welche dafür zu zeugen ſcheinen, daß, je mehr Wärme in einer Gegend gebunden iſt, je mehr derſelben in einer andern Gegend frei oder angehäuft werde.

Ich will es nun verſuchen, die atmoſphäriſchen Erſcheinungen der Polargegenden, ſo weit wir ſie kennen, darzuſtellen. Sie bilden, ſowohl in ihren

Urſachen als Wirkungen, gewiſſermaßen den Gegenſatz von den tropiſchen. Wie unter der Linie Tag und Nacht gleichförmig in zwölf Stunden auf einander folgen, ſo folgen ſie unter dem Pol gleichförmig immer nach ſechs Monaten auf einander. Wie unter der Linie die Macht der Sonnenwärme am größten, iſt ſie unter den Polen am ſchwächſten. Es wird inzwiſchen damit keineswegs behauptet, daß die Kälte unmittelbar unter oder zunächſt den Polen am heftigſten und anhaltendſten ſein müſſe. Denn gleichwie auch die Hitze nicht unmittelbar unter der Linie, oder zunächſt derſelben, zumal auf dem offenen Meere, immer am ſtärkſten iſt, ſondern oft entfernter von derſelben, über weiten waldloſen Landſtrichen, zumal in ſandigen Wüſten: ſo findet wohl ein ähnliches Verhältniß rückſichtlich der polariſchen Kälte ſtatt. Die Grönlandsfahrer erblickten jenſeits Spitzbergen offenes, ſanftbewegtes Meer. Das Meer, als ſchlechterer Wärmeleiter, mildert die Temperatur; es führt, je entfernter vom Lande, deſto weniger Eis. Die Seefahrer verſichern, daß im einundachtzigſten Gr. N. Br. die Oſtwinde allezeit Nebel, auch Staubregen bringen. Sollte dieſer Umſtand, ſo wie der niedrigere Barometerſtand dabei, nicht die Vermuthung wahrſcheinlich machen, daß in Nordoſt und Oſt ein weites Meer ſei, das weniger Eis führt? — Wir wiſſen ſchon, daß über weiten

Landstrichen die Kälte strenger sei, als auf Inseln, und im Innern der Inseln kälter, als an den Küsten. Das Eis selbst vermehrt mit seiner Verdünstung die Kälte; oder vielmehr die schnellere Mittheilung umgebender Wärme an viel kältere Massen. Wenn sich große schwimmende Eisinseln den Schiffen nahen, fallen die Thermometer plötzlich um einige Grade, und steigen wieder, wie sich die Inseln entfernen. Je weniger Eis also, je weniger Kälte. Ueber die eigenthümliche Wärme des offenen Polarmeeres haben wir bis jetzt zu wenige und zu unsichere Erfahrungen. Die vom Kapitän Phipps angestellten geschahen mit sehr unvollkommenen Werkzeugen. Zeigen doch selbst die durch Krusenstern und Horner mit der Hales'schen Maschine und dem Sixthermometer in mildern Zonen veranstalteten keine befriedigenden Ergebnisse *). Ohne Zweifel ist in einer gewissen

*) Die Hales'sche Maschine ist ein hohler Zylinder mit zwei im Boden und im Deckel befindlichen, nur beim Niedersinken der Maschine sich auswärts öffnenden Ventilen. Sie entsprach den Erwartungen nicht; das Sixthermometer leistete bessere Dienste. Es ist ein Thermometrograph, welcher das Maximum oder Minimum eines vorherigen Temperaturzustandes anzeigt. Ein starker Weingeistthermometer schiebt eine Quecksilbersäule vor sich her, und diese geht ihm bei den Zusammenziehungen wieder nach. Die Quecksil-

Tiefe des Meeres wohl eine ziemlich sich gleichbleibende Temperatur *). — Während eines sechsmonatlichen Sommers wird das Polarmeer mäßig erwärmt. Wie schwach die Macht der Sonnenstrahlen auch sein möge, bewirkt doch die Länge der Tage und die vielfache Zurückprallung und Brechung der Sonnenstrahlen an Schneefeldern und Eisbänken verstärkte Hitze. Man macht auf den Gletschern unserer Schweizerberge dieselbe Erfahrung jährlich. Binnen wenigen Stunden können daselbst Brust, Arme und Gesicht des Reisen-

---

derselbe schiebt dann zwei durch Reibung in der Röhre schwebende Kölbchen nach der einen oder andern Richtung, und diese bleiben, auch wenn das Quecksilber sie verläßt, auf dem letzten Flecke sitzen. Vor dem Gebrauch werden sie durch Schütteln mit dem Quecksilber in Verbindung gebracht.

*) Die natürlich von der geographischen Breite abhängt. „Ich würde sie etwa bei zwanzig oder dreißig Faden ergehen lassen," meldete mir Hr. Hofrath Horner: „die höhern Schichten werden noch vom Unterschied der Jahreszeiten und wohl nur die obersten zwei oder drei Faden von der täglichen Temperaturänderung afficirt. Die Grenze der Meereserkältung liegt unter dem dreiundfünfzigsten Grad der Breite im Ochotzkischen Meere nur zwanzig Faden tief, aber in den tropischen Meeren die konstante Temperatur von Minus 1° R. als Gefrierpunkt des Salzwassers von dieser Gradirung, ungeheuer tief."

den von der Sonnenhitze verbrannt und geschwollen werden. Phipps, in seiner Reise zum Nordpol, sah am 3. August unter dem achtzigsten Breitengrade das Pech auf der von der Sonne beschienenen Seite seines Schiffes schmelzen. Im südlichern Grönland kocht die Sonne noch Salz aus dem Seewasser, das bei der Ebbe zwischen den Klippen zurückgeblieben ist. Doch habe ich nirgends gefunden, daß in der Nähe der Pole die größeste Tageswärme sechszehn Grad Reaum. übersteige.

Die sommerliche Vegetationszeit ist daher dort, wie in unsern höchsten Alpen, kräftig, aber flüchtig. Wo sie noch statt finden mag, tritt die Blüthenzeit Ende Juni's ein; der September begräbt Alles wieder unter seinem Schnee. Noch über den achtzigsten Grad hinaus ist Pflanzenleben. Wenigstens tragen die Felsen Spitzbergens Flechten zur Nahrung der dortigen Rennthiere.

Die meisten Reisenden sahen nur die polarischen Sommer. Die wenigsten, und noch weniger wohlausgerüstete Naturforscher, sahen in der Nachbarschaft der Erdachsen den Winter, sondern nur Ueberbleibsel von den Erzeugnissen der langen Polarnacht: die unermeßlichen, wandelnden Eisfelder, von den Strömen südwärts und westwärts getrieben, an den Inseln zu hohen Bergen über einander geschoben, im Ozean selbst oft wandelnde Gebirge, oft weite Bogen von Eisblöcken bildend,

unter welchen Schiffe hindurchsegeln könnten. Sie sahen, wie z. B. auf der Behringsinsel, dreißig Klaftern höher, als die Fluth geht, an den Bergen Treibholz und Wallfischgerippe, die das Eis hinaufgeschoben haben mochte.

Am Südpol aber ist die Kälte ausgedehnter, als am Nordpol. Dort zeigen sich nach Forster die Eisschollen schon unterm einundfünfzigsten Grad in der hohen See, und steigt unterm siebenundfünfzigsten Grad im höchsten Sommer die Wärme nur wenig über den Gefrierpunkt. Cook fand unterm einundsiebenzigsten Grad S. Br. schon den Weg zum Pol von unübersehbarem Eis gänzlich geschlossen. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß in den südpolarischen Meeren zahlreiche vergletscherte Inseln, unterm Pol selbst vielleicht keine Meere sein mögen. Denn schwerlich wirkt für sich allein zur Vermehrung der Kälte der um acht Tage längere Winter und um eben so viel Zeit kürzere Sommer der südlichen Halbkugel so bedeutend.

In Spitbergen, wo die Nacht vom 18. Oktober bis zum 14. Februar dauert, und die Russen gegenwärtig einen beständigen Jagdposten von Archangel aus unterhalten, herrscht die strengste Kälte vom Anfang Jänners bis im Februar. Das Meer dampft wie ein Ofen; die Steine zerspringen; Weingeist und Quecksilber gefrieren; der Wind geht scharf und trocken. Bis zum April

fallen häufig Reif und Schnee unter ſcharfen Nord- und Nordoſtwinden. Im Mai und Juni mildert ſich der entſetzliche Froſt bei abwechſelnd aus Weſt und Süd gehenden Winden. Erſt im Juni und Juli wird es, bei vielen Nebeln, ſchwachen und veränderlichen Winden, ziemlich warm. Quellen rinnen von den Felſen. Die Ströme, angeſchwellt vom ſchmelzenden Schnee, ſtoßen das Eis von den Küſten. Moos, Flechten und Kräuter keimen, blühen und reifen ſchnell; die Rennthiere kommen in die Thäler und mäſten ſich eilfertig; an der Südſeite der Felſen legen und brüten die Vögel ihre Eier. Juli und Auguſt bringen öftern Regen. Die Winde wehen lebhafter meiſtens aus Oſten. Vom September bis Ende Jahres wechſeln wieder Regen und Schnee, Froſt und mildes Wetter; ja man hatte auf Spitzbergen häufig ſchon bis Ende Dezembers anhaltendes Regenwetter, während im ſüdlichen Grönland der Herbſt das beſtändigſte Schönwetter herbeizuführen pflegt.

Dies ungefähr iſt der Gang der Jahreszeiten unter den uns bekannten allernordlichſten bewohnten Gegenden. Wer aber kennt ihn zunächſt unter den Polen ſelbſt? Ohne Zweifel hat er weniger Abwechſelung und bei der halbjährigen Nacht und dem halbjährigen Tage eine Gleichförmigkeit,

wie sie etwa unter der Linie statt findet, nur im entgegengesetzten Sinn.

Alles läßt vermuthen, daß, wie unter der Linie der Spielraum des Quecksilberthermometers, er auch unter dem Pol nicht groß und lebhaft sei; dort wegen ziemlich gleichbleibender Wärme, hier wegen ziemlich gleichbleibender Kälte. Je näher Reisende dem Nordpol kamen, je gleichförmiger fanden sie die Temperatur. Unterm einundachtzigsten Grade spielte das Quecksilber nur um den Gefrierpunkt im Schatten; in der Sonne erhob es sich aber wohl auch darüber bis sechsundzwanzig Grad. Beobachtungen, noch weiter dem Pol zu angestellt, würden noch geringere Differenzen der Thermometerstände zeigen.

Je mehr man sich aber vom Nordpol nach Süden entfernt, je größer und schneller werden auch die Abwechselungen dieser Stände gefunden. Schon in Grönland beträgt der Unterschied in einem Tage gewöhnlich vier und fünf, auch wohl, doch höchst selten im hohen Sommer, zehn Grad Reaumur. Viel trägt zum jähen Wechsel der Umschwung des Windes bei. Unterm achtundsiebenzigsten Grade N. Br. fiel z. B. das Thermometer plötzlich bei eintretendem Nordwind eilf Grad unter den Gefrierpunkt. Nicht minder wirkt das Annähern von schmelzenden, verdünstenden Eismassen auf Erkältung der benachbarten Luft. Ge-

wöhnlich fällt das Queckſilber in ſolchen Fällen ſogleich um einige Grade und ſteigt um eben ſo viel bei Entfernung des Eiſes.

Daß Unterſchied und Wechſel der Thermometerſtände in der Nähe der Pole geringer ſein müſſen, als weiter ſüdwärts gegen die gemäßigten Zonen, läßt ſich kaum bezweifeln. Die ſchief fallenden Sonnenſtrahlen entwickeln weniger Wärme. Die Verdünſtung iſt überall geringer. Schon unterm achtundſechszigſten Grade N. Br. bemerkte man, daß der auf das Schiff gefallene Schnee kaum ein Aufthauen zeigte, wenn das Thermometer im Schatten einen Grad unter, und in der Sonne fünfundzwanzig Grad über dem Gefrierpunkt ſtand. Dort iſt's, wo die Linie des unvergänglichen Eiſes, die unter dem Aequator am höchſten ſteht, ſich der Oberfläche des Erdballs immer ſtärker nähert. Dort iſt's folglich auch, wo die athembaren Luftſchichten und diejenigen, welche Wolken erzeugen und tragen, den geringſten ſenkrechten Durchmeſſer haben, während ſie unter dem Aequator den größten beſitzen. Wenn in der Nähe der polariſchen Erdoberfläche noch mäßige Wärme bemerkt wird, iſt oft ſchon um wenige Klaftern höher eine Eis erzeugende Luftſchicht. Unterm ſiebenzigſten bis achtzigſten Grade N. Br. überziehen ſich die Seile an der Spitze der Schiffsmaſten allemal gegen Ende des Tages

mit dickem Reife, indeſſen auf dem Verdeck das Thermometer noch über dem Gefrierpunkt ſteht.

Eben wegen der gleichförmigern Kälte der Luftſchichten ſcheint auch die Elaſtizität der Atmoſphäre weniger ſchleunige oder große Veränderungen zu erfahren, und immer weniger, je näher man den Polen kommt. Ich kann dafür freilich keine zahlreichen Erfahrungen als Bürgen anrufen. Doch wiſſen wir, daß unter dem Aequator das Queckſilber des Barometers nicht viel über eine Viertel-Linie ſteigt und fällt, in manchen Gegenden das ganze Jahr an achtundzwanzig Zoll geheftet bleibt. Wir wiſſen, daß mit den Entfernungen vom Aequator gegen die Pole die Differenz der Barometerſtände zunimmt; daß ſie in der Schweiz ſchon 1‴ 3‴‘, in Petersburg 2‴ 7‴‘, weiterhin zum Polarkreis bei 3‴ beträgt. — Hingegen ſchon in Grönland unterm viernndſechszigſten Grad neun Minuten N. Br. beträgt ſie nur etwa noch 1‴ 7‴‘, indem das Barometer ſelten (weiſtens in den Wintermonden) unter 26‴ 7‴‘ und nie über 28‴ 4‴‘ ſtand. Weiter nordwärts (vom ſiebenundſiebenzigſten bis zum einundachtzigſten Grad) fanden es die Seefahrer nie tiefer als 28‴ 4‴‘, und nie höher als 29‴ 4½‴‘. Die Differenz betrug mithin im Eismeere bloß 1‴ ½‴‘. Zwar darf ich, wie geſagt, auf dieſe und ähnliche Angaben keinen zu hohen

Es ſind bekannte Erfahrungsſätze, daß, je reiner und trockener die Luft iſt, je mehr ſie idioelektriſch wird. Eben ſo bekannt ſind die Erfahrungen von Ausdehnung der Luft durch Elektrizität. Beide Umſtände vereinigen ſich unter den Polarkreiſen. Der Schiffskapitän Depagé bemerkte auf ſeiner Fahrt zum Nordpol, daß das Barometer allezeit höher ſtand, wenn ringsum das ganze Meer mit Eis bedeckt war, und ſich Froſtrauch darüber lagerte. Sobald das Barometer fiel, konnte er darauf zählen, daß er zwiſchen den Eisbänken offene Kanäle finden würde.

Die Idio-Elektrizität der polariſchen Atmoſphäre wird durch die unermeßliche Eis- und Schneerinde, unter welcher die dortige Weltgegend ruht, ſehr verſtärkt. Denn Eis und Schnee leiten bekanntlich die Elektrizität ſchlecht. Da nun keine Wolken ſich ihrer Feuchtigkeit entladen können, bis ihre Elektrizität abgeleitet iſt: ſo kann es über kalten Eisfeldern weniger ſchneien oder regnen. Schon in Grönland fällt weniger Schnee, als in Norwegen. Im Innern des Landes liegt er dort nach Kranzens Verſicherung kaum einen Schuh hoch. Zwiſchen dem ſiebenzigſten und einundachtzigſten Grade N. Br. hatte Depagé binnen achtzig Tagen nur ſechs Regen- und ſechszehn Schneetage. Man kennt hier aber keine Platzregen (ſind ſie doch ſchon in Lappland ſelten), ſon-

dern nur Staubregen. Auch der Schnee fällt niemals, wie bei uns, in Flocken, sondern es sind äuſserſt feine, geringe Eisſpitzen, wie etwa bei uns der von einem Wind bei kaltem Wetter zerſtreute Reif der Baumzweige.

Die häufigſte Ausſcheidung oder Niederſchlagung des Waſſers in der untern Atmoſphäre geſchieht aber in der polariſchen Welt durch Nebel, der gemeiniglich näſſend, wie bei uns im Winter der zu Nebel gerinnende Hauch des Mundes, und poſitiv-elektriſch iſt. Faſt beſtändig ſchwebt dieſer Nebel über den Eisfeldern und verdunkelt den Seefahrern die Ausſicht. Vom Wiederſchein des Schnees iſt er weiſslich; genau bemerkt man an ſeinen dunklern Stellen, wo das Meer unter ihm Durchfahrten oder Oeffnungen zwiſchen den Eismaſſen hat. So ſah ihn Cook unterm einundſiebenzigſten Grad S. Br., ſo Depagé unterm einundachtzigſten Grad N. Br.

Eigentliche Wolken, das iſt abgerundete, beſtimmte Nebelmaſſen am Himmel, kennt man in jenen Weltgegenden gar nicht. Es ſcheint, daſs die Nebel mit der übrigen Luftmaſſe einerlei Elektrizität haben. Wenn ſich über den polariſchen Eismeeren der Himmel verdunkelt, geſchieht es überall ſo gleichförmig, als wenn ſich ein dicker Nebel erhoben hätte. Hingegen, wenn die Sonne ſcheint (aber ſie iſt wegen Nebel oder Himmels-

trübung kaum den halben Theil des Sommers sichtbar, wird der ganze Himmel heiter und klar. Die Winde, sonst schwach, wehen auf Sonnenschein gewöhnlich etwas lebhafter. Erst unter dem zweiundsiebenzigsten Grade N. Br., wenn man von der Nachbarschaft des Pols zurückkehrt, erblickt das Auge wieder Wolken in bestimmten Gestalten, doch noch sehr zerflossen, etwa wie bei uns in trüben Herbsttagen.

Eben jene gleichförmige Trübung des Himmels ist auch ohne Zweifel Ursache, daß man in Polargegenden häufiger Höfe um den Mond, auch öfter Nebensonnen, als in unserer Zone, erblickt. Kranz beschreibt einen Regenbogen in Grönland, der nur weiß mit einem bleichgrauen Streifen war. Ich glaube, er hätte ihn vielmehr Schneebogen heißen können.

Wegen der schlechten Leitung der Elektrizität in den Eisregionen des Erdballs können sich auch die Gewolke daselbst nicht so schnell und in Masse durch starke Blitze entladen. Daher ist das Wetterleuchten gemeiner, worauf sogleich Kälte zu folgen pflegt. Eigentliche Gewitter sind höchst selten. Jene vier russischen Matrosen, welche im Jahre 1743 nach Ostspitzbergen verschlagen wurden, hörten in sechs Jahren nur ein einzigesmal ein fernes dumpfes Donnern. Ob aber auch dieser Donner die Wirkung des Blitzes, oder fallender

Gletscher und Lauinen gewesen, iſt noch unentſchieden. In Grönland ſieht man zuweilen den Blitz, aber vernimmt darnach keinen Donnerſchlag, und wenn etwas Aehnliches hörbar wird, iſt ſchwer zu unterſcheiden, ob der Schall von einem fernen Gewitter, oder von Felſen und Eisſtücken herrührt, die an den Bergen niederrollen. Aber auch ſchon in Norwegen ſind die Gewitter ſchwächer. Das erſchütternde Getöſe des Donners wird nur in der ſüdlichern Hälfte der gemäßigten Zone ſtärker als in der nördlichen, und in den Tropenländern am furchtbarſten.

Ich möchte hier weder die mannigfaltigen Hypotheſen der Phyſiker über den räthſelhaften Urſprung des Donners, noch die Gründe wiederholen, mit welchen ſie ſich gegenſeitig ſiegreich widerlegten. Bleiben wir aber bei einfachen Thatſachen ſtehen. Jeder Schall verbreitet ſich am ſchnellſten und weiteſten in verdichteter, am ſchlechteſten in verdünnter Luft. Auf den Gipfeln hoher, einzeln ſtehender Berge verliert er ſchon viel an Kraft; im ſogenannt luftleeren Raum verſchwindet er gänzlich. Da nun die untern, oder dichtern Luftſchichten der Atmoſphäre vermöge der Sonnenwärme in den tropiſchen und gemäßigten Himmelsſtrichen einen größern ſenkrechten Durchmeſſer, hingegen, den Polen zu, fortſchreitend einen kleinern haben, müſſen die

Blitze, als erste Urheber des Donners, in gemäßigten, noch mehr in heißen Zonen, einen größern Raum durchfahren, als in kalten Weltgegenden. So kann und muß der Donner des tropischen Himmels allerdings schrecklich sein, während er im Norden schwächer ist, und jenseits des Polarkreises endlich ganz verschwindet.

Ein der Wolke entströmender Blitzfunke fährt in geradester Linie durch die Luft demjenigen Punkte in derselben zu, welcher ihn am meisten als Leiter anzieht; so wie er auch, beim Einschlagen in Gebäude, von Metall zu Metall fliegt. Er hält sich gleichsam in der Luft auf dem Punkte, der ihn angezogen hatte, ohne die Leitung fortzusetzen; scheint einen Moment daselbst zu weilen, und fliegt sodann dem nächsten andern leitenden Punkte zu. So entsteht des Blitzes Zickzack. Sei es nun, daß der Blitz in jedem Winkel oder Knoten des Zickzacks durch sein augenblickliches Zögern, oder weil er im Zickzack wie die zum Knallen geschwungene Peitsche heftiger die Luft zerreißt, eine plötzliche Verdünnung, ein Vacuum, erzeugt, wo dann durch schnellen Wiederzusammensturz der Luftmasse der Donner entsteht, — oder daß er daselbst neue Wasserzerlegungen verursacht: — immer scheint es, daß jeder einzelne Blitzknoten Urheber eines besondern Donnerschlages sei.

Den Schall der uns näher gelegenen Blitzknoten hören wir stärker, als den der entferntern. Daher erklärt es sich, daß man auch auf den weiten Oceanen, wo keine Gebirge Wiederhall geben können, den von einerlei Blitz verursachten Donner in verschiedenen Schlägen, bald stärker, bald schwächer und wieder stärker hört; ferner, daß der Ton der Donnerschläge nicht immer von gleich tiefer Stimmung ist, weil die höher in der Atmosphäre entstandenen Blitzknoten ausgedehntere, minder gebrochene Schwingungen der Luft verursachen, als die in den untern Regionen. Das den in der Nähe einschlagenden Blitz begleitende eigenthümliche Geknister und Geprassel scheint sowohl durch die geradlinigte, schnelle Zerreissung der Luft, als auch durch Erzeugung mehrerer elektrischer Funken in der Nachbarschaft des Hauptfunkens verursacht zu werden. Für die Erzeugung der letztern spricht die vielmals gemachte Wahrnehmung, und daß man häufig in Oertern und Zimmern, wohin der Strahl seine Richtung beim Einschlagen gar nicht genommen hat, vom Getäfel und von Wandschränken einzelne Holzsplitter, wie mit Messerspitzen ausgestochen, erblickt. — Im Sommer 1787 fuhr zu Reichenau in Graubünden der Blitz ungefähr zwanzig bis dreißig Schritt von mir in den Rhein. Ich erkannte den länglichtrunden Funken, schein-

bar zwei zusammengeballte Mannsfäuste groß, sehr deutlich: denn die grünen Lärchbäume am Berguser des rechten Rheinufers bilden den Hintergrund. Aus dem Hauptfunken hervor oder zu ihm hin fuhren rinzsum kleinere Funken, daß er gleichsam ein borstenmäßiges Ansehen bekam. Diese Borsten bestanden aus wenige Linien breiten, blässern Lichtstreifen, welche auswärts gekrümmt in einem feurigern Lichtpunkt endeten, welcher scheinbar die Größe einer Waldkirsche hatte. Das damit verbundene Gerassel glich demjenigen, welches durch das Zerbrechen vieler einzelnen Dachschindeln entsteht.

Doch, ich wende mich wieder zur Hauptsache. Es war mir eigentlich nur darum zu thun, die donnerlosen Gewitter der Polarwelt zu erklären. Eben nun, weil in diesen vergletscherten Regionen des Erdballs die Leitung der Elektrizität schlechter ist, und letztere nicht, wie bei uns, in gewissen Theilen der Atmosphäre oder Wolken, plötzlich geschwächt und getrennt werden kann, sind eigentliche Gewitter selten: wegen des geringen senkrechten Durchmessers der Luftschichten sind die Donnerschläge fast unbekannt, und die Blitze werden zum bloßen Wetterleuchten.

Für eine eigenthümliche Art Wetterleuchtens oder elektrischer Entladung halte ich auch die Nordlichter. Sie sind Gewitter in der ver-

dünnten Luft. So zeigt sich im Kleinen die Elektrizität im luftleeren Raum. Der Funke wird da unter der Glocke der Luftpumpe zum breiten, zerfließenden Strahl, der sich in viele kleinere Strahlen theilt, die spielend wieder zusammenrinnen. Unfehlbar strömt die Elektrizität auch beim Nordlicht aus überladenen, oder stark elektrisirten Luftschichten sichtbar nach oben aus. In Grönland erblickt man dies Meteor mehr ost- und südostwärts, in Lapland und Rußland mehr nordwestwärts. Forster sah die Südlichter ostwärts aus dunkelm Rand am Horizont ausgehend sich nach Süden breiten, immer weißlich, nie wie das Nordlicht röthlich. Dabei war die Luft jedesmal scharf, der Himmel klar und rein, das Thermometer auf dem Gefrierpunkt. Oft erkennt man die Sterne vor dem Glanz nicht. — Die Grönländer, wenn das Nordlicht roth und sich heftig bewegend erscheint, erwarten stürmisches Südwetter; hinwieder wenn es still und unbeweglich schimmert, gelinde Witterung.

Wiewohl über die Natur des Polarlichtes kaum Zweifel walten können, ist es doch immer noch zu wenig erforscht, um alle seine Erscheinungsarten befriedigend zu erklären. Es mag immer den Polarkreisen auch am Tage statt finden, aber wird dann von den Strahlen der Sonne verdeckt; daher man es in gemäßigten Zonen nur

gewöhnlich bald nach Sonnenuntergang aufſteigen ſieht. Es mag in Winterzeiten den Polargegenden häufig ſichtbar werden, ohne daß wir in der Nordhalfte der gemäßigten Zone es erblicken konnen. Vielleicht daß dieſe Polargewitter oft zu tief unter dem Horizont der gemäßigten Zone bleiben, um erkannt werden zu konnen. Es mögen auch auch jene zur Gewitterbildung fähigen Luftſchichten mit dem Augenblick ſteigen, da die Sonne aus der ſüdlichen Hemiſphäre tritt und den Aequator überſchreitend ihre Strahlen erwärmender den nördlichen Zonen zuſendet, oder die elektriſchen Ausſtromungen der Polargewitter mögen dann zu gleicher Zeit lebhafter von den Tropengegenden angezogen werden, als wo die Sonne eben furchtbare elektriſche Entwickelungen und atmoſphäriſche Niederſchläge zu bereiten beginnt: wenigſtens iſt es in den Monaten Februar, März, April und Mai, daß die Bewohner der gemäßigten Zone die Nordſcheine am meiſten und in größerer Ausdehnung gewahr werden. Es iſt auch wohl mehr als wahrſcheinlich, daß die gemäßigten Länder oft nur Abſpiegelungen des Polarlichtes in den Dunſten ihrer Atmoſphäre erblicken, daher es kommt, daß Geſtalt und Farbenſpiel des Meteors oft in Gegenden, die nicht weit von einander liegen, ganz verſchieden wahrgenommen, zuweilen an einem Ort geſehen, am andern gar nicht entdeckt werden.

Unmittelbar unter den Polen ſenken ſich die zur Gewitterbildung geeigneten Luftſchichten ohne Zweifel am tiefſten gegen die Erdoberfläche, und vielleicht umglänzt die Pole ein beſtändiger elektriſcher Strahlenkreis.

Eben aber wegen des geringen ſenkrechten Durchmeſſers der Atmoſphäre ſind dort auch wohl jene ungeheuern Bewegungen in denſelben, die man Stürme nennt, faſt ganz unbekannt, während ſie, aus der entgegengeſetzten Urſache, innerhalb der Wendekreiſe am ſchreckbarſten ſein müſſen. Nach den Ausſagen aller Wallfiſchfänger, die ſich am weiteſten gegen den Nordpol hinauswagten, harren ſie ein beſtändig ruhiges Meer und faſt immer ſtille Luft. Noch zwiſchen dem ſiebenzigſten und achtzigſten Breitengrade findet man ſelten anhaltend friſchen Wind; meiſtens ſchwache Landwinde im Sommer, die des Morgens lebhafter als des Abends gehen. In Spitzbergen herrſchen anhaltende Windſtillen, die auch in Disko und der Baffinsbai zwei bis drei Monate lang dauern. Selbſt noch im ſüdlichen Grönland iſt gemeiniglich ſtilles Wetter.

Gleichwie in den Polarmeeren der ſüdlichen Hemiſphäre meiſtens nur Südoſt- mit Nordweſtwinden abwechſeln, ſo in den nordiſchen Polarmeeren Nordoſt- mit Südweſtwinden. Die Nordoſtwinde bringen hier die ſtrengſte Kälte, die Süd

weſtwinde in den Sommermonden Nebel; alle aber immer ſ.ines Schneegeſtöber. Nach den Verſicherungen der Grönlandsfahrer iſt im Eismeer höherer Breiten der Wind während der Frühlingsmonde Mai, Juni, Juli ſchwach und ſehr veränderlich. Im Herbſt walten die Südwinde vor, welche auch ſtärker zu ſein pflegen, als die aus Norden und Oſten, und Thauwetter bringen. Vom Gang der Winde während des Winters in jenen Gegenden, die über den einundachtzigſten Grad N. Br. hinaus liegen, haben wir bis jetzt keine zuverläſſige Nachrichten. Aber es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß meiſtens dann das Strömen der wärmern Luft nach Norden am anhaltendſten ſein möge. Wir wiſſen auch, daß auf Spitzbergen von der Mitte Novembers bis Anfang Jänners ſieben bis acht Wochen lang bei milder Temperatur anhaltendes Staubregenwetter zu ſein pflegt. Noch Grönland hat in den härteſten Wintern häufige milde Südluſte mit Schnee- und Regengeſtöber.

So habe ich nun verſucht, die verſchiedenartigen Naturen und Erſcheinungen der tropiſchen und polariſchen Atmoſphäre in großen Umriſſen zu zeichnen. Und zwiſchen beiden wohnen wir. Innerhalb der Wendezirkel alſo faſt **beſtändige Gleichheit der Tag- und Nachtlängen**; hinter den Polarkreiſen die **größte Ungleich-**

heit. Dort die anhaltendſte Wärme und Gluth mit ewigem Sommer; hier der ewige Winter mit anhaltendem Froſt. Dort der größte ſenkrechte Durchmeſſer der athembaren und wolkentragenden Luftſchichten; hier der kleinſte. Dort der Spielraum der verheerendſten Orkane; hier die Heimath der Windſtillen. Dort das Land der ſchrecklichſten elektriſchen Entladungen der Typhone, Waſſerhoſen und Tornado's; hier der gleichförmigſte Zuſtand der atmoſphäriſchen Elektrizität, mit donnerloſen Gewittern, Wetterleuchten und Polarlichtern. Dort die Wuth der Platzregen und Wolkenbrüche; hier nur kärgliche Niederſchläge von Nebeln, Regen- und Schneegeſtöbern.

5.

Hindeutung auf das, was zur nähern Erforſchung der atmoſphäriſchen Revolutionen in gemäßigten Zonen geſchehen könnte. — Ueber Stiftung einer allgemeinen Verbindung naturforſchender Geſellſchaften in den verſchiedenen Welttheilen.

Eingeſpannt zwiſchen den beiden, durch ihre Naturen einander entgegengeſetzteſten Himmelsſtrichen, ruhen beide gemäßigte Zonen des

Erdballs. Während ihnen zur Seite der ewige Frost oder die ewige Sonnenhitze eine gewisse Gleichförmigkeit des Witterungsganges bewirkt, müssen sie selbst, als ewiger Kampfplatz der Extreme, die größte Ungleichförmigkeit der Witterungen erfahren. Nur sie haben einen Frühling und Herbst, der ihren Nachbarzonen fremd ist; einen Sommer, wie ihn die Polargegenden, einen Winter, wie ihn die Tropenländer nicht kennen; Tage, die an Länge oder Kürze die tropischen Tage übertreffen und den polarischen weit nachstehen. Unser Sommer, von einer Nachtgleiche zur andern, welcher mit dem tropischen Winter oder der Regenzeit diesseits der Linie zusammenfällt, ist diesem Winter durch seine Platzregen, Wolkenbrüche, Hagelschauer und Gewitter verwandt; unser Winter hingegen dem polarischen Sommer mit seinen Schnee- und Regengestöbern, seltenen Gewittern, und einzelnen Sonnenblicken durch den grauen Himmel.

Aber selbst beide gemäßigte Erdgürtel müssen nothwendig in Rücksicht ihrer atmosphärischen Zustände noch sehr unter einander abweichen. Nicht ohne Einfluß kann es bleiben, daß auf der südlichen Erdhälfte die rauhe, polarische Zone dem Aequator um vieles näher gerückt steht, als auf der nördlichen Halbkugel; noch weniger, daß die südliche Hemisphäre fast gänzlich vom Meere be-

deckt iſt, während die nördliche beinahe zur Hälfte feſtes Land iſt; denn bei weitem mehr als zwei Drittel alles Landes liegen dem Aequator nordwärts, größtentheils in zuſammenhängenden Maſſen.

Aus allen dieſen Verhältniſſen ergibt ſich klar, wie abhängig die atmoſphäriſchen Zuſtände unſers gemäßigten Klima's vom **Zuviel** oder **Zuwenig** des tropiſchen und arktiſchen Himmels, und ihren Wechſelwirkungen ſind, und wie wir unſere Witterungsgeſetze weniger in den Oppoſitionen und Koniunktionen der Planeten, als in einer großen Anſicht der Atmoſphäre des Erdballs im Allgemeinen, und in der Kenntniß ihrer theilweiſen Gährungen ſuchen müſſen, die weit jenſeits unſers Horizontes liegen können. Oertlichkeiten, Meer oder Land, Sumpf oder Steppe, Gebirg oder Ebene, Binnenland oder Küſte u. ſ. w. bringen nur Modifikationen in die herrſchend gewordene Stimmung der Luftſchichten, und nur für einzelne Gegenden gültig.

Es ergibt ſich ferner aus dem Allem, daß, um die Grenzen der Luftkreis- und Witterungskunde vorwärts zu rücken, weder die bisher in Umlauf gebrachten Hypotheſen aller Art zureichen, noch die gewöhnlichen, einzelnen, unvollſtändigen meteorologiſchen Beobachtungen. Es muß das große Luftmeer, welches unſern Weltkörper umfließt, nicht aus der einzelnen Welle beurtheilt

werden, die über unserm Haupt hinrauscht, sondern es will in seiner ganzen Ausdehnung, oder wenigstens in der Ausdehnung über unserer Hemisphäre, beobachtet sein. Die Umwälzungen des tropischen Dunstkreises nehmen über uns hinweg ihre Rückwirkungen auf den Himmel Spitzbergens und der Baffinsbai, und so umgekehrt. Wir in der gemäßigten Zone haben zwischen den Gährungen und Kämpfen der Extreme des Norden und Süden ohngefähr das Schicksal aller Gemäßigtdenkenden in Stürmen politischer Parteien. Wir empfangen nämlich die rauhen Stöße von beiden, und philosophiren darüber bedächtig.

Von diesen Ansichten ging schon vor mehrern Jahren die naturforschende Gesellschaft von Aarau aus, als sie in den Jahren 1812 bis 1815 eine Kette meteorologischer Beobachtungspunkte durch den ganzen Welttheil, von Lissabon bis Charkow an den Grenzen Asiens und von Neapel bis zu den Klöfen in Norwegen, zu ziehen suchte. Sie versah sich zu dem Ende mit verglichenen Barometern und Thermometern von Baumann in Stuttgart und andern Künstlern. Sie wählte zu ihren Gehilfen ausgezeichnete und gemeinnützigdenkende Naturforscher in den verschiedenen Ländern Europens. Sie gab gleichförmige Weisungen zur Beobachtung der verschiede-

nen atmosphärischen Zustände und Erscheinungen, der atmosphärischen Elastizität, Elektrizität u. s. w.

Im Süden Europens standen die Werkzeuge der Gesellschaft auf der Sternwarte zu Neapel; zunächst denselben diejenigen am adriatischen und thyrrenischen Meere, zu Venedig und Nizza. Der thätige und gelehrte Ritter Vasalli-Eandi beobachtete am südlichen Fuß der Alpen; auf den Alpenhöhen selbst standen die Instrumente im Hospiz des großen St. Bernhard und auf dem Gotthard. Die Linie zog sich durch die Schweiz über Aarau nach Deutschland (westwärts Darmstadt, ostwärts Prag) bis Kiel, von wo der achtungswürdige und gelehrte Pfaff die Anlegung eines Beobachtungspunktes in Christiania zu veranstalten übernahm.

Die lange Linie von Neapel bis Norwegen sollte von einer andern, und zwar von Osten nach Westen, durchschnitten werden. Begünstigt durch Vermittelung der russischen Gesandtschaft und durch das Wohlwollen der russischen Regierung, gingen die Werkzeuge der Beobachtung nebst Zubehör an die Universität Charkow in der Ukraine ab; desgleichen wurden sie zu Lemberg in Gallizien aufgestellt; für London, Paris, Madrid und Lissabon andere bereit gehalten.

Die Anstrengungen, Kosten und Arbeiten dieser Gesellschaft für einen reinwissenschaftlichen Zweck

hätten verdient, vom freundlichſten Erfolg gekrönt zu werden. Es fehlte auch nicht am Eifer der von ihr auserwählten Mitarbeiter in verſchiedenen Gegenden Europens. Mit wahrer, der Wiſſenſchaft würdigen Begeiſterung nahmen die meiſten den Gedanken auf. Im Königreich Neapel bildete Herr Federico Zuccari eine eigene meteorologiſche Geſellſchaft, welche die Inſtruktion der aargauiſchen Geſellſchaft ihren Arbeiten zum Grunde legte. Der Ritter Vasalli-Eandi, der edle Prior Murith am St. Bernhardsberg unterſtützten das Unternehmen auf das lebhafteſte. Nicht minder bereitwillig erſchienen der Aſtronom David in Prag, der Kanonikus Stark in Augsburg, der Profeſſor Pfaff in Kiel und andere mehr.

Aber eine Reihe von Unfällen, welche die Geſellſchaft weder vorausſehen, noch verhindern konnte, zerſtörte das Unternehmen, als es zum Theil in volle Wirkſamkeit getreten war. Die nach Norwegen beſtimmten Inſtrumente wurden auf der damaligen franzöſiſchen Douanenlinie im nördlichen Deutſchland beim Unterſuchen verderbt. Von der Univerſität Charkow empfing man, ungeachtet ſtarke nachgeſandter Briefe, nicht einmal Nachricht von der Ankunft der Beobachtungswerkzeuge. Die Verwirrungen und Kriege der Napoleoniſchen Zeit erſchwerten oder unterbrachen gänzlich den

wiſſenſchaftlichen Verkehr mit entfernteren Gegenden. Nach dem Tode des vortrefflichen Muritth erfolgte, nach langem Schweigen, die Botſchaft vom Untergange der Inſtrumente auf dem Bernhardsberge. Nach dem Tode des gelehrten und thätigen Mitarbeiters Zuccari zu Neapel trat dort kein Anderer an ſeine Stelle; niemand gab von den ihm übergebenen Werkzeugen Auskunft. So ward denn Alles, was noch von thätigen Gehilfen in andern Ländern geleiſtet wurde, zum ungenügenden Stückwerk. Die naturforſchende Geſellſchaft zu Aarau war gezwungen, die Hoffnung aufzugeben, je ihr Ziel zu erreichen. Sie ſtand von dem Verlangen ab, ferner regelmäßig die Beobachtungen aus den übrigen Gegenden zu erhalten, nachdem die Arbeiten und Sendungen wirklich ſchon einige Jahre lang unterhalten worden waren. Die Geſellſchaft von Aarau hatte bei ihrem Unternehmen vielleicht darin am meiſten gefehlt, daß ſie ſich in ihrer Beſcheidenheit nicht ſchon beſtehenden naturforſchenden Geſellſchaften, ſondern einzelnen Männern angeſchloſſen hatte, mit deren Ortsveränderung oder Tode die Kette gebrochen wurde und Alles ins Stocken gerathen mußte. Und auch das muß noch hinzugeſetzt werden: wie rieſenhaft auch das Unternehmen vielleicht für die Kräfte einer Privatgeſellſchaft von Freunden der Natur-

kunde erschien, dennoch war es für die Wissenschaft selbst noch zu zwergenhaft.

Denn wie beschränkt ist der Beobachtungskreis, welchen die kleine Halbinsel Europa für den Dunstkreis darbietet, der den Erdball umfaßt! Es sollten für den großen Zweck größere Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Es sollte eine meteorologische Beobachtungslinie vom Aequator bis zum achtzigsten Grad nördl. Br., von Quito, Cayenne und einer der westindischen Inseln an, bis Tornea und den russischen Jagdposten auf Spitzbergen angelegt werden. Es sollte eine zweite von Quebeck bis London, Moskau und Ochotk, es sollte eine dritte von Havannah bis Madras und Canton gezogen werden. Zu welchen unbekannten Erfahrungen und Ergebnissen würde es führen, wenn die gelehrte Welt die Geschichte aller atmosphärischen Tagesereignisse in den drei Zonen der nördlichen Halbkugel, auch nur von einem einzigen Jahre, vollständig und vermittelst verglichener Instrumente und nach gleichförmigen Instruktionen aufgenommen, empfinge!

Ein so großartiges Werk übersteigt die Kräfte einzelner Naturforscher oder einer einzelnen Gesellschaft. Es muß die Aufgabe von vereinten Akademien und Gesellschaften der verschiedenen Welttheile und Länder sein, es muß unter den Schutz der verschiedenen Monarchen und Regierun-

gen geſetzt werden, damit es ſelbſt durch politiſche Verwirrungen und Spannungen nicht Nachtheil leiden konne. — Im Mittelpunkt des ehrenvollen und nutzreichen Unternehmens, von wo die Leitung des Ganzen ausgeht, wohin die Arbeiten aus den entgegengeſetzteſten Weltgegenden zurückkehren, um geordnet, verarbeitet und kund gemacht zu werden, muß eine der Akademien ſtehen, die in ſich thätige Naturforſcher und Mittel genug vereint, die erforderlichen Anſchaffungen und den weitläufigen Briefwechſel in lateiniſcher oder franzöſiſcher Sprache zu beſtreiten. Warum ſollte nicht die Akademie von Berlin oder von München ſich an die Spitze eines ihrer ſo würdigen Unternehmens ſtellen und das wiſſenſchaftliche Bündniß aller naturforſchenden Vereine in den drei Welttheilen einleiten? An ausgebreiteter Wirkſamkeit würde ohne Zweifel die Londoner Akademie jede andere übertreffen, und eben ſie wahrſcheinlich die bereitwilligſten Hände zur großen und guten That bieten.

Erinnern wir uns daran, wie Vieles durch die Verbindung zahlreicher und in allen Weltgegenden zerſtreuter Vereine für andere Zwecke, z. B. für die Verbreitung des Lancaſterſchen Schulunterrichts, für die Verbreitung des chriſtlichen Glaubens, oder der Bibel in allerlei Sprachen, geleiſtet worden iſt: wer ſollte an der Möglichkeit eines Vereins der naturforſchenden Geſellſchaften

in den drei Welttheilen zu gleichem Zweck, und an den großen Resultaten ihres Zusammenwirkens zweifeln? Unter den wissenschaftlichen Männern aller Zonen besteht in der That schon eine Verbrüderung, welche weder der Unterschied der Sprachen, noch Religionen, noch politischen Strebungen der Höfe trennen kann. Sie reden zu einander über den Meeren durch ihre Schriften; sie nennen und kennen und ehren einander, ohne sich je persönlich gesehen zu haben. Und kaum besitzt heutiges Tages das Bibelwerk oder der Volksunterricht zahlreichere und begeistertere Freunde, als das Studium der Natur. Oder sollte der Eifer europäischer Physiker für ihre Wissenschaft weniger wagen und zuletzt weniger leisten, als der beharrliche Muth jener frommen Freunde des Christenthums, deren Anstalten, wie eine heilige Kette, den ganzen Erdball umschlingen? . .

Wäre von irgend einer Seite her das Werk einmal begonnen, der wissenschaftliche unmittelbare Verkehr der naturforschenden Vereine der verschiedensten Länder ins Leben eingeführt, wären einmal die meteorologischen Beobachtungslinien vom Eismeer bis zu den Cordilleren, von der Geburtsstadt Franklins bis zu den ostasiatischen Küsten gebildet: welcher unzuberechnende Gewinn würde für die Wissenschaften allein schon aus dieser Zusammengesellung des jetzt Vereinzeltstehen-

den entspringen! Bald würde man sich nicht bloß nur auf Erforschung der geheimnißvollen Haushaltung der Natur im Luftozean beschränken: bald würde man auch wissenschaftliche Dienste und Gegendienste anderer Art fordern und leisten; auch der Botaniker, Entomolog, Ornithолog, Oryktognost, Geognost u. s. w. würde seine Fragen an entfernte Gegenden der Erde richten, wozu ihm jetzt Mittel und Wege mangeln.

Aber es ist Zeit zu enden, damit die gerechten Hoffnungen nicht in das Gebiet glänzender Träumereien übergehen, wie der guten Sache, welcher ich das Wort zu reden wünschte, schädlich sein könnten.

An die Tit. Subskribenten der ausgewählten Schriften von Heinr. Zschokke.

In Folge gepflogener Rücksprache mit dem Herrn Verleger dieser Sammlung, wird die im Jahre 1817 in zweiter verbesserter Ausgabe bei uns erschienene

Geschichte
des
Freistaates der drei Bünde
im
hohen Rhätien,

aus Rücksicht wegen des noch beträchtlichen Vorraths von Exemplaren von dieser zweiten Auflage, noch nicht in dieselbe aufgenommen; sie gehört in die Klasse derjenigen bedeutsamen Geschichtswerke des Herrn Verfassers, welche in einzelnen Ausgaben den Freunden seiner trefflichen Geisteswerke dargeboten werden. Um den Ankauf jedem Abonnenten der ganzen Sammlung zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, bis zur Vollendung oder Erscheinung des vierundzwanzigsten Bandes diese Geschichte Graubündens um den höchst mäßigen Preis von 1 thlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr. auf Druck-, und 2 thlr. oder 3 fl. auf Velinpapier abzulassen, in welchem Preis solche durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Zürich, den 5. Juli 1825.

Orell, Füßli u. Comp.

Da es die ganze Sammlung der auserwählten Schriften von H. Zschokke um wenigstens sechs Bände vermehrt haben würde, und sie folglich statt vierundzwanzig gerne dreißig Theile stark, also auch um so viel theurer geworden wäre, wenn darin die oben angezeigte Geschichte von Graubunden, so wie die Geschichte des baierischen Volkes eine Aufnahme gefunden hätten, so werden nun beide Werke den einzigen Liebhabern dieser Geschichtsbücher um einen herabgesetzten wohlfeilern Preis angetragen, besonders da auch der Vorrath von der zweiten Auflage der baierischen Geschichte noch allzubeträchtlich ist, um davon schon einen besondern Abdruck veranstalten zu können, auch überdies ein solches Werk nicht für die große Lesewelt geeignet seyn möchte.

Diejenigen verehrten Subskribenten auf die auserwählten Schriften von H. Zschokke, welche nun auch nach dessen größeres Werk, betheilt:

Der

Baierischen Geschichten

erstes bis sechstes Buch,

zweite verbesserte Ausgabe,

aus vier Banden bestehend, zu besitzen wünschen, belieben sich an jede nächstgelegene Buchhandlung deßfalls zu wenden, und man wird die Ausgabe auf weißem Papier, statt im bisherigen Ladenpreis à 14 fl. 30 kr. oder 9 thlr. 16 gr., nunmehr im wohlfeilern Preis à 10 fl. oder 6 thlr. 16 gr.

erhalten: die Ausgabe auf ordinärem Papier und ohne Noten kostete im bisherigen Ladenpreis 9 fl. oder 6 thlr., und diese wird nun im wohlfeilern Preis zu 6 fl. oder 4 thlr. erlassen. — Der Werth dieses historischen Werkes findet sich in nachfolgender Rezension aus der Leipziger Literatur-Zeitung näher angedeutet:

Mit warmer Theilnahme wünscht Rezensent dem Herrn Verfasser Glück zur Vollendung eines mit Liebe begonnenen, mit immer steigendem Fleiß und Eifer durchgeführten Werkes. Es ist in unsern Tagen eine seltene Erscheinung, wenn ein Schriftsteller sich eben so gerechte Ansprüche auf Liebenswürdigkeit, als auf die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste in dem Grade erwirbt, wie wir sie unserm Verfasser zuerkennen müssen, dessen reines Gemüth und weltbürgerliche sowohl, als gesellschaftliche Tugenden sich in fast unblutigen Stellen seines Werkes so deutlich aussprechen, und der mit innigster Ueberzeugung in seiner an alle Baiern gerichteten Inschrift von sich selbst sagen konnte: „Das große Bild vom Leben eines der ältesten Stammvölker deutscher Erde steht vollendet. Der Künstler legt den Pinsel nieder, ohne Stolz, aber auch ohne Erröthen. Des Werkes Tugenden sind gar nicht sein Verdienst, sondern dessen, der ihm die Kraft, die Tage und die Freunde gab. Des Werkes Unvollkommenheiten sind nicht die Schulden seines Willens." — Ja! gewiß nicht seines Willens, der uns überall nur auf die strengste Beobachtung der ersten Pflicht des Geschichtschreibers, der Pflicht,

durch mühsame, das Ganze umfassende Forschungen, und durch unbestechliche Freimüthigkeit in der Darstellung, den geheiligten Rechten der Wahrheit zu huldigen, gerichtet erscheint. Mehr und deutlicher noch, als in den drei ersten Bänden, finden wir diesen ernsten Willen des verdienstvollen Verfassers in dem vierten Bande ausgesprochen, der die mit einem bewundernswürdigen Reichthum von Thatsachen ausgestattete und mit der rühmlichsten Unparteilichkeit dargestellte Geschichte der drei letzten Beherrscher Baierns bis zur Thronbesteigung des jetzt regierenden Königs im Jahre 1799 enthält. Der vierte Theil führt das achtzehnte Jahrhundert bis 1799 vorüber, und es gelang dem festen Manne, zu reden, „als trennten ihn Jahrhunderte von demselben". Mit bitterem Gefühl ist die Verschwendung unter Karl Albrecht (Karl VII. als deutscher Kaiser) und mit lebendiger Theilnahme sein unglückliches Geschick, wie das des Landes geschildert, das von Mönchen ausgesogen, von Kriegern verwüstet war, und unter seinen zwei Nachfolgern wenig Trost fand, da unter Theodor wieder verloren ging, was Maximilian Joseph gebaut hatte. So hat er damit dem Werke die Krone aufgesetzt. Druck und Papier ist schön, der Preis für das Ganze (9 thlr. 16 gr.) billig. Den edeln Baiern, denen er es geweiht hat, muß das Werk doppelt schätzbar sein; denn nicht die gedungene Feder eines angestellten Historiographen schrieb es, sondern die eines freien Mannes in einem freien Staate.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Dreizehnter Theil.

Des Schweizerboten Spruch und Schwank.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

MONAC.

Des

Schweizer-Boten

Spruch und Schwank.

Eines Tages, während die Regierung der helvetischen Republick noch den Hauptsitz in der Stadt Luzern hatte, traten Heinrich Pestalozzi, der Verfasser von Lienhard und Gertrud, und Heinrich Geßner, des Dichters Sohn, in das Zimmer ihres gemeinschaftlichen Freundes, um ihn zu bewegen, Mitarbeiter an einem „helvetischen Volksblatt“ zu werden, welches sie zur Belehrung des großen Haufens über die öffentlichen Angelegenheiten herausgaben. Dies Volksblatt hatte sich aber nur geringen Beifalls zu erfreuen, theils weil die Verbreitung desselben durch eine Regierung befördert wurde, welche nicht des allgemeinen Vertrauens genoß, theils weil die Sprache des Blatts viel zu weit über die Fassungskraft des Volks hinausging. Der Großtheil von den Bewohnern Helvetiens lebte noch in einer unglaublichen Gedankenarmuth, und hatte sich meistens bisher an der mündlichen Ueberlieferung dessen begnügen müssen, was geistliche und weltliche Vorsteher mitzutheilen nöthig gefunden. Höchstens kauften ländliche Haushaltungen alljährlich einen Kalender, der mit den gefährlichen Thorheiten des Aberglaubens erfüllt war; die ge-

ringere Bürgerschaft in den Städten hielt dazu etwa noch eine inländische Zeitung, die, unter der ängstlichsten, oft lächerlichsten Zensur gehalten, über inländische Angelegenheiten ehrerbietiges Schweigen zu beobachten hatte.

Pestalozzi, welcher, wie keiner vor ihm, die geistige und sittliche Verwilderung des großen Haufens in seinem Vaterland kannte, trachtete ihr entgegen zu arbeiten. Es entspann sich zwischen ihm und dem Freunde, den er zur Mitarbeit aufgefordert hatte, ein lebhaftes Gespräch über Form und Ton, in welchem man zum kindlichen Geist des Volkes reden, und wie man sich zu demselben niederbeugen müsse, wenn man ihn zu sich erheben wolle. Dies gab dem Gegner Anlaß, seine Forderungen an ein Volksblatt aufzustellen und in fröhlicher Laune, aus dem Stegreif, Proben des Inhaltes herzusagen, auch den allfälligen Titel zugleich, z. B. „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote, welcher nach seiner Art einfältiglich erzählt, was sich im lieben, schweizerischen Vaterlande zugetragen und was ausserdem die klugen Leute und die Narren in der Welt thun.“

Der Wortwechsel loste sich in die heiterste Stimmung Aller auf, und Pestalozzi ruhete nicht, bis sein bisheriger Widersprecher gelobte, einen Versuch mit Herausgabe solches Blattes zu ma-

chen. So entstand das Volksblatt des Schweizer-Boten.

Kaum waren (im Anfang des Jahres 1799) die ersten Stücke davon erschienen, erregten sie so allgemeines Aufsehen und wurden so häufig gelesen, daß sie alsbald nachgedruckt werden mußten. Inzwischen konnte sich der Verfasser kaum einige Monate damit beschäftigen. Die Regierung übertrug ihm eine Sendung in die kleinen Kantone. Andere setzten die Wochenschrift fort, aber mit geringerm Glück. Sie hörte bald auf.

Als nach gestillten bürgerlichen Unruhen die Vermittelungsurkunde des ersten Konsuls von Frankreich das Bundeswesen der Schweiz hergestellt hatte (im J. 1803), schien der schon rege gewordene Sinn aller Eidsgenossen für ein gemeinsames Vaterland, für Volksbildung, Freiheit und Offenkundigkeit wieder mit Untergang bedroht. Die Regierung von neunzehn kleinen durch die Vermittelungsurkunde verknüpften Staaten, zogen sich, stolz auf ihre Selbstherrlichkeiten, in sich selber zusammen; nahmen altübliche Formen, Titel und Zeremonien an, und schienen hin und wieder mehr als geneigt, auch jenen Geist zurückzuführen, der das tödtliche Verderben der alten Eidsgenossenschaft gebracht hatte. Die bisherige Freimüthigkeit der öffentlichen Blätter fing an zu verstummen.

Damals ermunterten sehr achtbare Männer den ehemaligen Herausgeber des Schweizerboten, jene Wochenschrift neuerdings zu beginnen und mitzuwirken, daß dem Volke die edlern Früchte der Revolution gerettet blieben. Besonders dringend ward darum der hochverdiente Bürger von Aarau, Vater Rudolf Meyer, Herausgeber des großen Schweizeratlasses, dessen tugendvolles Leben E. Evers auf würdige Weise beschrieben hat.

So erschien das Volksblatt mit dem Anfang des Jahres 1804 noch einmal. Der unvergessene Name desselben, so wie der erste Laut der ersten Nummern, versammelte plötzlich um dasselbe eine zahlreiche Leserschaft aus fast allen Kantonen.

„Ich trage auf meinem Hut," sagte der Schweizerbote in seiner ersten Woche, als Vorrede: „ich trage neunzehn Kokarden *), wie einen Rosenkranz; kann sich jeder seine liebste aussuchen, und für die andern das Auge zudrücken; und Farben sind drin, mehr, als der Regenbogen, seitdem er erschaffen worden, aufzuweisen hatte.

„Und da man nun endlich seines Wegs in Frieden wandern kann, trete ich meinen Boten-

*) Die Wappen der neunzehn Kantone, in welche die helvetische Republik, durch die Vermittelungsurkunde, zerfallen war.

dienſt wieder an; wer mich beſtellt, zu dem komm' ich, wie ſonſt, alle Woche, ſo lang und breit wie dieſesmal.

„Die Winterabende ſind lang und die Sommertage noch länger. Da erzähle ich euch denn, was die Menſchen in der Welt Kluges und Dummes treiben, jeder nach ſeiner Weiſe; wie ſie aus Verzweiflung Hochzeit machen, oder ſich einander mit chriſtlicher Liebe todtſchlagen; wie ſie Frieden ſchlieſſen, um einen friſchen Pfahl vom Zaun zu reiſſen, oder einander um des lieben Friedens willen Krieg machen. Und ihr werdet daraus ſehen, daß die Menſchen noch eben ſo große Narren ſind, wie zur Zeit des Königs Salomo, worüber ſich dieſer König manchmal ärgerte, was mir aber nicht thun wollen.

„Auch was Neues im Schweizerland geſchieht, will ich euch nach meiner Art erzählen. Und wenn ich unterwegs vor einem hochgeachteten Herrn unſerer Obrigkeit vorbeigehe, will ich höflich den Hut mit neunzehn Kokarden abziehen und ihn freundlich grüßen, und hat er was zu beſtellen, ſo nehm' ich's auch mit.

„Und da man's Geld in dieſen theuern Zeiten braucht, will ich euch lehren Gold machen. — Man kocht's in der Schweiz, aber nicht in Töpfen, ſondern zieht's mit dem Pfluge aus der Erde, oder ſchneidet es vom Acker, holt's aus dem

Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. — Versteht mich wohl! — Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Konstitutionenmacherkünste, und desgleichen.

„Und will euch auch das Geheimniß lehren, lustig zu leben und selig zu sterben, ein Ding, das mancher studirte Herr nicht kennt, und mancher ehrliche Bauer im Schlaf lernt. Aber Geheimniß muß das Ding wohl sein, denn wenn ich hundert Menschen frage: „wie geht's? lustig und vergnügt?" so antworten immer neunundneunzig: So, so!" und sagen das mit einem Gesicht, welches nicht lustiger, als ein Klagelied Jeremiä, aussieht. Und was das Selig-Sterben betrifft, muß es damit auch nicht weit her sein. Denn ich wette zehn Batzen gegen einen, daß an der offenen Himmelspforte sich nicht halb so viele fromme Seelen drängen, als Sonntags Abends durstige Seelen zum Wirthshause." —

Die Erscheinung des Boten kam, wie sich erwarten ließ, Vielen ungelegen. Einzelne geistliche oder weltliche Herren erhoben, warnend oder drohend, gegen ihn die Stimmen. Er aber ließ sich nicht einschüchtern, und setzte seine Bahn unter mancherlei Anfechtungen derer fort, denen Belehrung und Bildung des Volks, so wie überhaupt Publizität, widerwärtig war. Von Zeit zu Zeit ward ihm in einzelnen Kantonen sogar

der Eingang unterſagt; ſogar auf Tagſatzungen das Wort gegen ihn geführt. Hinwieder ſandten wohlwollende, vaterländiſche Männer aus allen Kantonen, aus allen Ständen, die eine Angelegenheit zur Sprache und öffentlichen Kunde bringen wollten, ihre Beiträge, Gelehrte und Ungelehrte, Geiſtliche und Laien, Regierungsglieder und unbekannte Landleute. So blieb ſein Blatt, von dem auch beinahe nach einem Viertelſahrhundert noch immer 2000 bis 3000 Exemplare wöchentlich durch Dörfer und Städte der Schweiz flogen, nicht ganz ohne wohlthätige Einwirkung.

Soviel zur Geſchichte des Volksblattes, dem hier einige ſolcher Artikel enthoben ſind, welche, auch getrennt von den Augenblicken und Umſtänden, unter denen ſie ans Licht traten, verſtanden werden können. Weit aus der größere Theil hatte nur Bezug auf Angelegenheiten des Tages und des Jahres, oder behandelte in der Sprache des Volks Gegenſtände einheimiſcher Geſetzgebung und Politik, oder der Naturkunde, Landwirthſchaft, Haushaltung, Jugendbildung u. ſ. w., oder theilte Nachrichten von inländiſchen und ausländiſchen Ereigniſſen (zeitungsartig) mit, bald in ruhiger Stimmung und Einfalt, bald in jenem irdniſchen Ernſt und Spott, der den Schweizern eigen und lieb iſt. Die wenigſten jener Artikel aber würden ausländiſchen Leſern, ohne Kommentar, verſtänd-

lich, oder, wenn sie bekannte Dinge behandelten, anziehend sein. Man hat sich daher auf die Auswahl des Nachfolgenden beschränkt, und selbst die hin und wieder eingemischten Eigenthümlichkeiten schweizerischer Sprechart gelassen, um den Karakter nicht zu verwischen.

Der Aetti und Großätti. *)

In einem gewissen Schweizerdorfe, es heißt — doch nein, zu bösen Dingen muß man nicht den guten Namen nennen!

Da lebte ein Bauer, der seinen alten Vater ernähren sollte, wie der Vater auch ihn in seiner Jugend von Kindesbeinen an ernährt hatte. Der Bauer hielt seinen Vater aber schlecht, wie es leider oft geschieht, und machte ihm zuletzt ein hölzernes Trögli, um daraus zu essen, wie man den Katzen macht.

Es kam das Kind des Bauern, und sah den Vater das Trögli machen. „Gelt!“ sprach das Kind, „wenn ich erst groß bin, Aetti, und du so alt bist wie der Großätti, dann will ich dir auch ein hölzernes Trögli machen, daraus du essen kannst.“

*) In Schweizermundart heißt Aetti Vater.

Da schämte sich der Bauer, und ließ seinen alten Vater aus ordentlichem Geschirr speisen, und dachte an den heiligen Spruch: du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir es wohl gehe, so lange du lebest auf Erden.

Anmuthige Historie von den drei Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind.

Es gibt allerlei Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brod zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren; wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte vom Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehrern Jahren von Haus zu Haus in den Dörfern am Bodensee, bald zu Fischbach, bald zu Salmannsweiler und so weiter, um Brod zu heischen. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl; und die Leute wundern sich seiner, und niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der

Eine: er hat einen Schatz gefunden! — Nein, schreit der Andere, der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht! Nein, schreit der Dritte: er hat mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen! — Und ich sage: Ihr seid alle insgesammt einfältige Tropfe. Ich will's euch besser sagen.

Hansjörg hatte drei Söhne, die er, trotz seiner Armuth, in christlicher Tugend auferzog, und durch die Güte des Herrn Pfarrers und des Schulmeisters unentgeldlich zur Schule schickte.

An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde, und theilte mit den drei Knaben sein Brod.

„Buben!" sagte Hansjörg: „Ihr seid groß genug, und könnet mit Arbeiten euer Brod selbst verdienen. Aber betteln dürfet ihr nicht, denn **Bettelbrod ist bittere Noth; Diebesbrod bringt Galgentod!** — Du da, Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwei gesunde Augen — such dir Arbeit! — Du, Gabriel, bist dreizehn Jahre alt, hast zwei gesunde Arme, geh und schaff! — Du, Veit, bist eilf Jahre alt, hast gesunde Beine, lauf nach deinem Brod!

Da riefen alle verwundert: Vater, wo sollen wir Brod suchen, ohne es zu betteln?

Hansjörg antwortete und sprach: „Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Gärten, so fällt doch manches hin, was Keinem gehört, und was Keiner

will, und daraus machet Geld. Ich will's euch aber lehren; denn viele Hundert verſtehen dies Kunſtſtück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt: ſo ſammelt es, und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erſt dahin, daß ihr alle Tage gegeſſen und getrunken habt und alle Tage nur einen Batzen erübriget von eurem Verdienſt: ſo hat jeder von euch in einem Jahr ſchon vierundzwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren ſind das ſchöne zweihundert und vierzig Gulden."

Darauf führte Hansjörg ſeine drei Söhne durch Dorf und Stadt und Feld und Wald.

Er ließ ſie alle große Beine und Knochen ſammeln, die weggeworfen waren, und an geſchickte Dreher verkaufen, die dergleichen zu mancherlei verarbeiteten. Desgleichen laſen ſie alles alte Glas in großen Säcken zuſammen, und verkauften es an die Glaſer. Im Sommer brachten ſie große Päcke von geſammten Reckholderbeeren, Salbei, Roſenblätter, Hollunderblüthen u. dgl. in die Apotheken, und wurden ſchön bezahlt, und bekamen friſche Beſtellung. Alle Kühhaare ſammelten ſie, und wieder Roßhaare, wo ſolche zu finden waren, und auch Menſchenhaare, beſonders lange. Hatten ſie einen Haufen beiſammen: ſo trugen ſie die Kühhaare zu den Tapezierern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern,

die Menschenhaare zu den Perükenmachern, die dergleichen brauchen: und das Alles brachte Geld ein, und war doch nur im Vorbeigehen gesammelt. Eben so suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenbinder, alles Gedärme von geschlachtetem Vieh, so sie fleißig auswuschen, trockneten, und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kaufen. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen, da waren denn immer Seifensieder und andere Handwerker, die sie gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufen war, den sie an den Papierer verkauften, je dicker schossen die Batzen aus dessen Tasche hervor. — Ja keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gänsflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und ging es gleich damit langsam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen.

Im Herbst nun gar gab's für die drei Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie alles wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiten; im Walde suchten sie eine ausserordentliche Menge von Samen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen u. dgl. zusammen, der ihnen von den Oberförstern und

den Samenhändlern theuer bezahlt ward. Unter den wilden Kaſtanienbäumen laſen ſie die Kaſtanien in ihre Säcke auf, lieſſen ſie in einer Mühle mahlen, wo man ſie zwar auslachte, weil der Müller meinte, ſie wollten das Mehl von dieſen bittern Kaſtanien eſſen, die kein Thier und kein Menſch genieſſen mag. Aber die kleinen Söhne des Hansjörg lieſſen den Müller lachen, und verkauften ihr Kaſtanienmehl ſchön an die Buchbinder, Tapezierer und andere Handwerker zu Kleiſter und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab: ſo wuchſen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler in der Stadt; oder es gab Moos (Mieſch) zu ſcharren, an der Sonne wohl auszudörren, und an die Kaufleute zum Packen, zum Seſſelausſtopfen und andern Dingen zu verhandeln.

Im Winter beſchäftigten ſich die Kleinen damit, Beſen zu binden, aus Weidenruthen zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubeſſern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechten (darin war der alte Hansjörg Meiſter), oder Seſſel zu flechten.

Genug, das Haus des armen Mannes, bei welchem Hansjörg mit ſeinen Söhnen wohnte, war wie ein groſſes Magazin von allerlei Zeug, daß es kaum Platz hatte. Denn die Knaben

schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Waare am liebsten hatte, und wurden dabei immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete Vater Hansjörg zusammen, und siehe, es ergab sich, daß die drei Knaben etwas mehr als einen Batzen des Tages zusammengearbeitet hatten. Denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobei es dann und wann von den Herren in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, hundert und vier Gulden dreiundzwanzig Kreuzer.

Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmann und that sie auf Zins aus. Das freute die drei Knaben, denn sie hatten in ihrem Leben nicht so viel Geld beisammen gesehen. Freilich hatten sie noch viel schlechter gelebt, denn sonst, wo sie heischen gingen: aber das mühsam erworbene Brod schmeckte ihnen viel süßer. Ja, riefen sie lustig am Neujahrstage:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod,
Aber Arbeit segnet Gott!

Nun gings keisch ins folgende Jahr hinein. Man ward wieder fleißig. Hansjörg ging nicht

mehr betteln, sondern bestellte das Hauswesen, ging zu Lohgerbern, Seifensiedern, Samenhändlern, und half die Waaren besser an Mann bringen.

Nach vier sauern Jahren hatte er die Freude, beim Kaufmann schon sechshundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben.

Aber nun waren die drei Buben gröſser, und es gab unter ihnen allerlei Hader. Bald hatte der Eine zu wenig gearbeitet, bald der Andere zu wohlfeil verkauft; bald der Dritte wo einen Schoppen Weins getrunken.

Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich gebe jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beisammen. Geht in die Welt; arbeite jeder für sich. Das übrige Geld bleibt bei unserm Kaufmann für den Fall der Noth euch aufgehoben, und soll alljährlich der Zins zum Kapital geschlagen werden."

Da drückten die Brüder einander die Hand, und sprachen zum Hansjörg: Lebet wohl, Vater! Peter ging gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr nie wieder von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden, und es gereuete ihn, sie alle fortgeschickt zu haben, denn er ward alt und schwach. Aber er rührte das Geld seiner Kinder nie an bei dem Kaufmann, sondern lieſs

sich das Kapital durch die darauf geschlagenen Zinsen mehren. Er ging wieder heischen von Haus zu Haus, und man gab dem alten lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte.

Aber endlich konnte er nicht mehr fordern, denn er war krank, und war schon zweiundsechszig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vierundzwanzig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. „Er soll uns nicht zur Last fallen!“ sagten die Bauern: „in vierzehn Tagen muß er zum Dorf hinaus!“

„Ich weiß nirgends hin!“ antwortete Hansjörg: „doch zur Last will ich keinem fallen. Jetzt ist Noth am höchsten!“

Darauf schrieb er an den Kaufmann in die Stadt einen Zettel. Und in den Brief schrieb er: „Sendet mir dreihundert Gulden von meinem Kapital, denn ich bin alt und schwach, und von meinen armen Kindern hab' ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen! Sie leben nicht mehr. Ich folge ihnen bald in die Ewigkeit!“

„Ihr seid reich genug!“ antwortete der Kaufmann, „denn Euer Geld hat sich über zweitausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiemit sende ich dreihundert Gulden.“

Als das Geld ankam, riefen alle Bauern im

Dorfe die Augen weit auf, und thaten wieder freundlich zu Hansjörg, und jeder sagte: der lahme Kerl kann hexen.

Doch Hansjörg war bei seinen dreihundert Gulden nicht froh; er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drei Söhnen zu kommen, die er für gewiß todt hielt, und längst im Himmel vermuthete. Er war oft sehr niedergeschlagen.

„Ich werde allein sterben!“ sprach er: „und an meinem Todtenbette wird kein mitleidiges Auge weinen; und meine brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten!“

Doch Hansjörg starb nicht, ward vielmehr wieder gesund, und pflegte sich im Alter gar wohl, und that sich alle Woche einmal am Sonntag im Wirthshaus beim Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntag Abend saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause unter der alten blühenden Linde. Hui, kömmt wie ein Wetter ins Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferd, in rothem Scharlach gekleidet, mit silbernen Tressen daran.

Er hielt vor dem Wirthshaus still, und fragte mit lauter Stimme: wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?

Die Bauern verwunderten sich und sprachen:

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14342/020

„Ja freilich. Er trinkt sein Schöppli unter der alten Linde.“

Da dreht der Bediente das Roß um, und schnell wieder zurück im vollen Galopp. Und die Bauern gingen alle zum Hansjorg und erzählten, was sie gehört und gesehen, und riethen hin und her, was es bedeuten könne?

Siehe, da kamen zwei prächtige Kutschen ins Dorf, und hielten vor der Wohnung des Hansjorg still. Dann stiegen drei junge Herren und zwei schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern heraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah.

„Vater, kennet Ihr uns nicht?“ rief der älteste: „ich bin Euer Peter, und dermalen ein Spezerei- und Gewürz-Händler in Warschau (einer großen Stadt in Preußisch-Polen), und dieses Frauenzimmer iſt meine Frau!“

Darauf sprach der zweite Herr: „Und ich bin Euer Gabriel, und dies iſt meine Frau, und habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben. Nachher sprach der dritte: „Und ich bin Euer Veit, und komme aus Ostindien, wohin ich dreimal mit allerlei Waaren reisete; und habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren, und mir ein Landgut bei Warschau ge-

kauft. Nun kommen wir, und wollen Euch mit uns nehmen und Eurer im Alter pflegen."

Da weinte der arme Hansjörg Freudenthränen an Halse seiner vielgeliebten Kinder, und er segnete sie und ihre Weiber.

„Ja," riefen die Söhne: „Ihr müsset bei uns wohnen, denn nur Euch sind wir unser Glück schuldig. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsamen und Rosenblätter u. dgl. sammeln und benutzen: so wären wir noch heute arme Bettler. Aber wir haben Euern Rath uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettelbrod ist bittre Noth;
Diebesbrod bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott!

und dann gings!"

Also sprachen die frommen Söhne, und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich, und vermachten das Geld, so er beim Kaufmann hatte, an die Gemeindskasse zur bessern Besoldung des Schulmeisters, und lebten alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da, und sperrten die Schnäbel auf, und wußten nicht, wie das Ding zugegangen; und der Klügste von den Dummen sagte, indem er bedenklich den hohlen Kopf schüttelte: „der Hansjörg muß mit dem Teufel einen

Bund haben, wie könnte er sonst zu so vielem Reichthum kommen?"

Sendschreiben des berühmten Herrn Kaspar Dummbart, an den aufrichtigen Schweizerboten.

Herr Schweizerbote!

Wahrscheinlich kennet Ihr mich nicht von Person, aber doch dem Namen nach, denn das Geschlecht der Dummbärte ist eine große und alte Familie in der Schweiz, und fast in allen Kantonen daheim. Meine Vorfahren haben sich meistens in Staatsgeschäften hervorgethan; der eine war Weibel, der andere Scharfrichter, der dritte ein Schreiber, und der vierte sogar Hausknecht bei einem regierenden Bürgermeister. — Auch zählen wir unter uns viele geistliche Dummbärte. Ich aber habe mich, da es mit meiner Wirthschaft nicht mehr gut ging, auf das Doktern und Kuriren gelegt. Ich bin zwar kein Studierter, und habe auch keine große Apotheke, aber ich habe eine Universalarznei, die ist für Alles in der Welt gut. Ich kurire damit hitzige Fieber, Leibesverstopfungen, Kopfweh und Gichter; ich kurire damit Hunde, Säue, Menschen,

Kühe und Rosse, und ich kann es als ein ehrlicher Mann bezeugen, daß alle davon wieder gesund werden, wenn sie nicht sterben. — Dies kostbare Arzneimittel habe ich von meinem Urgroßvater geerbt, der war ein gewaltiger Scharfrichter, und hat viele Menschen hingerichtet und in die Ewigkeit gebracht.

Nun aber fängt mein Verdienst an, seit einigen Jahren schlechter zu werden. Darum schreibe ich dir. Die Leute nehmen sich in Acht; brechen einander weder Arme noch Beine, und selbst die Chiltbuben *) schlagen sich heut zu Tage nur ganz kleine Löcher in den Kopf. Dabei aber kann kein ehrlicher Mann bestehen, und ich möchte mich über die Gesundheit unserer Bauern die Schwindsucht an den Hals ärgern.

Sonst hatte ich noch von den Kinderpocken guten Verdienst, und sind immer viele Kinder daran gestorben und zur rechten Zeit in die ewige Seligkeit gekommen. Jetzt aber will's auch damit nicht mehr gehen, sondern man läßt überall den Kindern die so geheißenen Schutzblattern oder Kuhpocken einimpfen. Wenn sie dergleichen gehabt haben, bekommen sie die natürlichen Pocken niemals, das hab' ich selbst erfahren, und ist recht ärgerlich für unser einen. Denn woron soll denn

*) So heißen in der Schweiz die jungen Bursche, welche ihren Schönen nächtliche Besuche abstatten.

künftig unser eins sich ernähren, da ich bis dato von Krankheiten und Tod Anderer lebte?

Nun laufe ich von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, und ermahne die Leute, sie sollen doch ja nicht den Kindern die Schutzblattern einpfropfen lassen. Und da ich ein Mensch bin, gelebt haben muß, und mich selbst von Herzen liebe, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich aus wahrer Menschenliebe die Leute von den Schutzblattern abrathe.

Ich will dir auch sagen, wie ich es anfange, wenn ich die Leute ermahne, und ihnen beweise, daß die Schutzblattern zu nichts dienen:

1) Leider ist es wahr, daß bisher die Kinder niemals die wirklichen und tödtlichen Blattern bekommen haben, wenn man ihnen die Schutzblattern eingepfropft hat. Aber da die wirklichen und tödtlichen Blattern durch Zulassung Gottes in der Welt sind: so frage ich, ist es nicht eine Sünde, wenn man verhütet, daß die Kinder nicht die Pokken bekommen und daran sterben?

2) Die Schutzblattern helfen darum nichts, weil Kinder demungeachtet die sogenannten Wind-Pocken oder wilden Blattern bekommen können, die freilich gar nicht gefährlich und nicht tödtlich sind.

3) Die Schutzblattern helfen darum nichts, weil sie doch kein Mittel gegen den Tod sind. Das beweise ich damit: Ein Knabe, dem man die

Schutzblattern eingepfropft hatte, stieg neulich auf eine hohe Leiter, fiel herab, brach das Bein und ein paar Rippen und ist daran gestorben. Da sieht man's also deutlich, daß die Schutzblattern nichts gegen den Beinbruch und den Tod helfen. Desgleichen ist vergangenen Sommer ein Töchterlein, dem man die Schutzblattern eingeimpft hatte, am Faulfieber eben so gut gestorben, wie andere Menschen.

Siehst du, Schweizerbote, das sind meine Hauptgründe. Mitunter mach' ich auch wohl eine kleine Nothlüge, und erzähle, daß da und dort ein Kind nach den Schutzblattern doch noch die wirklichen Pocken bekommen habe, wenn es gleich nicht wahr ist. Aber, so wahr ich Kaspar Dummbart heiße, man muß unsere Bauern nicht zu klug machen, und ihnen nicht immer die Wahrheit sagen, sonst würde unser eins schlecht bestehen.

Nun frage ich dich, Schweizerbote, ob ich Recht oder Unrecht habe? — Lobe mich nur ein wenig; wenn du einmal das Bein brichst, will ich dir dafür unentgeldlich eine Purganz geben und Aderlaß, der ich bin dein allezeit dienstwilliger Diener

Kaspar Dummbart, Doktor.

Antwort des Schweizerboten.

Berühmter Herr Rindvieh-, Hunde-, Säu- und Menschendoktor!

Meine Arme und Beine haben die Ehre, sich für Eure anerbotenen Dienste, Purganzen und Aderläße recht demüthig zu bedanken, und haben dato keine Lust, davon Gebrauch zu machen. Aber loben will ich Euch dennoch. Besonders freut mich eure große Menschenliebe, womit ihr Euch so sehr liebet, daß andern Leuten angst und bange wird. Auch habet Ihr große Verdienste um den Himmel. Denn da die unschuldigen Kinder ins Himmelreich kommen sollen, und Ihr schon manches Kind zu Tode gedoktert habet, und noch jetzt wünschet, daß man die Kinder lieber sterben lasse, als sie mit Einpfropfung der Schutzblattern zu retten: so habt Ihr im Sinn, noch viele Kinder in den Himmel zu schicken. Und das ist nicht anders als sehr fromm gedacht.

Leider aber ist die heutige Welt sehr böse. Die Leute mögen gern lange leben, und so spät als möglich in die ewige Seligkeit gehen. Euch selbst scheints auch mit euern Nothlügen nicht sehr um den Freudenhimmel zu thun zu sein; wie man

auch daraus sieht, daß Ihr noch lebet und aderlasset.

Was nun die wirklichen Kinderblattern oder Pocken betrifft: so sind sie freilich durch Gottes Zulassung so gut in der Welt, als Hals- und Beinbrüche; aber darum hat doch kein vernünftiger Mensch besondere Lust, Hals und Bein zu brechen.

Auch ist die gefährliche und tödtliche Krankheit der Kinderblattern erst seit einigen hundert Jahren zu uns gekommen aus andern Welttheilen. Und es ist recht gut, daß wir sie wieder fortschicken. Unsere uralten Vorfahren haben diese Krankheit nicht gehabt; auch lieset man nirgends, weder daß Adam noch Eva, weder Jakob noch Esau, weder Moses noch Aron die Blattern gehabt. Auch sieht man in keinem Bilde oder Gemälde, daß David oder Salomon davon getüpfelt im Gesicht gewesen.

Wie es nun Pflicht ist für rechtschaffene Aeltern, daß sie ihre Kinder nicht aus dem Fenster fallen lassen, oder in einem Fluß ersaufen lassen, oder einander mit Messern stechen lassen: so ist es auch ihre heilige Pflicht, ihre armen Kindlein vor der wirklichen, oft tödtlichen Pockenkrankheit zu bewahren, und dies kann nur geschehen durch Einpfropfung der Schutzblattern oder Kuhpocken.

Freilich habt Ihr recht, daß Kinder, so die Schutzblattern hatten, wohl nachher noch wilde Blattern bekommen können. Aber diese sind nicht gefährlich und tödtlich. — Leute, deren Gesicht von den wirklichen Kinderblattern zusammen geschrumpft war, wie eine gebackene Birne, haben ebenfalls noch die wilden Blattern bekommen.

Auch darin habt Ihr recht, daß die Kinder, welchen die wohlthätigen Schutzblattern eingepfropft sind, früher oder später an andern Krankheiten sterben können. Denn wem man die Schutzblattern einpfropft, dem pfropft man damit nicht ewiges Leben ein. Man hat damit nur im Sinn, vor der Hand nicht an den natürlichen Kinderblattern krank zu werden, oder zu sterben. Wenn denn nachher eine andere Krankheit uns befällt, so muß man wieder gegen diese Rath und Hilfe zu schaffen suchen.

Es thut mir übrigens gar leid, daß Ihr jetzt immer weniger Arbeit und Verdienst habet. Ich rathe euch daher an, die Kunst zu ersinnen, manchen Leuten den gesunden Menschenverstand einzupfropfen. Und da Eure Familie in der Schweiz so groß ist: so wird auch manchem Herrn Dummbart, er sei weltlichen oder geistlichen Standes, mit ein wenig gesundem Verstand sehr geholfen sein.

Erfindet und pfropfet! Gesunder Menschenverstand ist eine Art Schutzblatter gegen mancherlei Thorheit und Narrheit.

Lebet wohl und zürnet nicht! *)

Der Thee-Rausch.

Wohlgelahrter Herr Schweizerbote!

Du weißt für tausend Dinge Rath, und wenn einer die Leiter an den Mond setzen mögte, ich wette, du liessest ihn nicht im Stich. — Drum höre auch mich an.

Wer nur jemals in eine christliche Kirche gekommen, weiß, daß die Trunkenheit ein abscheuliches Laster sei. Ein Trunkenbold soll nicht ins Himmelreich kommen. Man versteht aber unter einem Trunkenbold einen solchen Menschen, der das Weinglas, wenn es leer ist, gern voll, und wenn es voll ist, gern leer sieht, bis er selbst nicht mehr weiß, ob es voll oder leer ist.

In unserer Stadt ergeben sich nun auch die Frauenzimmer der Trunkenheit. Sie trinken zwar nicht Wein, nicht Kirschwasser, sondern Thee,

*) Eine gewöhnliche Redensart schweizerischer Landleute beim Abschiednehmen.

und trinken im Thee richtig einen Rausch; wie das zugeht, ist mir selbst unbegreiflich. Aber den Rausch haben sie einmal, und Trunkenheit ist's, weil sie eine Tasse nach der andern über den Durst trinken.

Zwar singen sie nicht, und stolpern nicht, wie unsereins, wenn er zu tief ins Glas sah, sondern sie bleiben ehrbar sitzen. Aber sie fangen sogleich unter einander wunderliche Gespräche an, die vom Theerausch sonnenklare Beweise geben. Es ist der Theerausch aber böser, als der Rausch vom Wein; denn die schönen Damen schwatzen alsbald so viel Böses von ihren Nachbarn und Nachbarinnen (als sie nur wissen? o nein!), so viel sie nur können.

Da werden alle Stadtgeschichten durchgepeitscht, daß sichs Gott erbarme!

Zuerst fangen sie mit Kindtaufen an, dann geht's über Hochzeiten her, und endlich breiten sie sich über Ehescheidungen aus. Wenn's nichts mehr zu taufen und zu scheiden gibt, nehmen sie Politik vor. Sie halten's darin besonders, wie ich merke, mit gekrönten Häuptern. Nun, das gönn' ich ihnen gern.

Auch lieben sie die alte Schweizergeschichte, und wenn vor fünfzig Jahren eine artige Tochter zu Falle kam: so muß sie vor dem Theetisch noch einmal zu Falle kommen.

In ihrem Rausche laßen ſie ſelbſt den Todten keine Ruhe.

„Ja, Frau Baſe,“ ſagte eine Baſe zur andern Baſe, „ja Frau Baſe, die verſtorbene Frau Baſe X. war, Gott habe ſie ſelig, eine gute Frau, aber den jungen Schreiber ſah ſie doch gern.

„Freilich, Frau Baſe,“ ſagte die andere Frau Baſe: „und mit ihrem jüngſten Kinde war's ſo, ſo! Ich will nichts geſagt haben. Ich weiß auch nicht, wie ſich der Schreiber hat mit ihr einlaßen können?“

„Das denk' ich auch, herzallerliebſte Frau Baſe,“ ſagt die dritte Frau Baſe: „denn die Baſe X., Gott habe ſie ſelig, hinkte doch mit einem Fuße.“ „Hinkte mit beiden Füßen!“ ſagt die vierte. „Hatte eine lange Naſe!“ ſagt die fünfte. “Hatte Katzenaugen!“ ſagt die ſechste. „Hatte den Geizteufel im Leib!“ ſagt die ſiebente. Und ſo geht's fort, bis die Frau Baſe X. wie ein Drache geworden.

Ich ſelbſt, lieber Schweizerbote, habe von dieſer Baſengeſellſchaft viel gelitten. Um witzig zu ſein, erfindet ſie für alle Leute in der Stadt Uebelnamen, und ſo bekam ich, weil ich einmal die blauen Strümpfe einer ſchönen Tochter im Schutz genommen, den Beinamen Blaustrumpf,

den ich mir aber zur Ehre anrechne, da ich ihn für eine so gute Sache empfing.

Ich habe eine Frau, die keinem Menschen, auch wenn sie das Böseste von ihm wüßte, das Geringste nachreden würde. Aber sobald sie mit den andern Frau Basen am Theetisch sitzt, und sie die dritte Tasse getrunken hat, ist sie, wie alle andern, und ihr Zünglein plappert und klappert mit den andern um die Wette. Ist der Rausch aber vorbei, so ist sie wieder so fromm, wie am ersten Tage nach der Hochzeit.

Nach meiner Einsicht ist der Rausch, den das Theetrinken verursacht, an allem Unheil schuld.

Ich setze also hundert Gulden als Preis für Mediziner und Doktoren aller Art aus, auf die beste Beantwortung der Frage:

„Wie sind unsere Frauen vom übermäßigen Genuß des Thees abzuhalten? oder wie kann man die schädlichen Wirkungen des Thees und alle Fraubasereien vermindern, daß jeder ehrliche Mensch bei seinem in der Taufe empfangenen Namen bleibt, und die Lästerchronik in unserer Stadt abgeschafft werde?“

Kannst du dieses Räthsel selbst zur Genüge lösen, so hast du hundert Gulden verdient, von deinem fleißigen Leser

Nikodemus Blaustrumpf.

Jockli, zieh' das Käppli ab!

„Jockli, zieh' das Käppli ab!“ sagte allemal des Schneider Balzers Wittwe zu ihrem kleinen Sohn, wenn ein Fremder durchs Dorf ging. Und Jockli nahm das Käppli ab, und gewöhnte sich, gegen Jedermann, vornehm oder gering, immer freundlich und dienstfertig zu sein.

Die andern Bauern im Dorfe waren aber grob, wie Bohnenstrod; und die Jungen waren es, wie die Alten. Das war nicht fein.

Höflichkeit ist eine leichte Waare; sie kostet uns nichts, und macht uns alle Menschen zu Freunden. Grobe Leute liebt Niemand, Jeder verachtet sie, und wenn sie auch steinreich wären. Man pflegt sie, verblümter Weise, Flegel zu nennen, und das von Rechtswegen. — Freundliches Wesen und Dienstfertigkeit ist der Schlüssel zum Herzen aller Menschen.

Wenn ein fremder Herr ins Dorf kam, war Jockli immer der erste, welcher lächelnd grüßte. Die andern Bauern standen indessen da, wie Brunnenpfähle, und konnten die Kappe oder den Hut nicht vom Kopfe bringen, als wären sie angepicht.

Es kam wohl zuweilen, daß ein Fremder nach dem Wege fragte. Statt ordentlich zu antworten,

standen die Bauern dumm und stumm da, und sahen sich wohl einander an, oder lachten und machten alberne Gesichter, wie Gänse, wenn's donnert. Jockli aber war gleich bei der Hand, antwortete und begleitete den Fremden selbst auf den Weg, bis er nicht mehr irren konnte. Dafür erntete er manchen freundlichen Dank ein, denn Almosen zu nehmen schämte sich Jockli.

Das gefiel der Mutter, die eine verständige Frau war, und sie sprach: „Du hast Recht! Könige und Fürsten grüßen ihren geringsten Unterthan freundlich, warum soll ein Bauer nicht desgleichen thun? Wenn ich durch ein Dorf gehe, wo die Leute ungefällig und grob sind, keinen grüßen, keinem beistehen, da denk' ich immer: hier gehen die Bauern bei ihren Ochsen in die Lehre, und der Stier ist ihr Schulmeister. Rindvieh in der Stube, und Rindvieh im Stall, die machen das Heu theuer!"

Nun, was geschah?

Jockli war sechszehn Jahre alt, stark und groß, und half seiner Mutter durch Taglohn das Brod verdienen, so er mit ihr theilte. Wegen seiner Höflichkeit hatte ihn Jedermann lieb.

An einem Sonntag saß er mit andern Bauern vor dem Wirthshause an der Landstraße. Da kam des Weges ein alter Herr aus der Stadt, welcher spazieren ging. Ein besoffener Bauer ging ihm

entgegen, fluchte und schwor lästerlich, und wollte mit dem alten Herrn tanzen. Da lachten die andern Bauern aus vollem Halse; aber keiner ging, den Fremden vor den Beleidigungen des Trunkenbolds zu schützen. Da sprang Jockli hin, warf den Besoffenen auf die Seite, und führte den alten Herrn zum Pfarrer, zu welchem er begehrte.

Kaum eine Viertelstunde nachher kamen zwei Karossen voller Herren und Frauenzimmer. Die Bauern saßen da, und gafften und sperrten die Mäuler auf, als sollten ihnen Kutsche und Pferde da hinein fahren. Endlich sagte einer: „Das ist gewiß der Oberherr, der zum Schlosse fährt!“ — Da zogen sie alle, einer nach dem andern, den Pfannedeckel vom Kopf, obgleich die Wagen schon längst vorbei waren und am Schlosse hielten. Nun gingen sie hin, und gafften aus der Ferne, wie die Schafe, wenn ein fremder Hund kömmt.

Da sahen sie den alten Herrn vom Pfarrer begleitet zum Schloß gehen, und Jockli neben ihm. Der alte Herr war der Oberherr selbst, welcher seit vielen Jahren in fremden Kriegsdiensten gestanden und nun zurück kam.

Er behielt den höflichen Jockli sogleich bei sich, kleidete ihn ganz neu und machte ihn zu seinem Kammerdiener. Jockli aber wußte durch seine Dienstgefälligkeit so aller Herzen zu gewinnen, und er war dabei so brav und treu, daß der alte Ober-

herr sein ganzes Vertrauen in ihn setzte, und ihn endlich zum Verwalter aller seiner Güter machte. Sogar, als der alte Herr sterben wollte, vermachte er seinem lieben Verwalter im Testament eine große Geldsumme und einen Bauernhof.

Jockli heirathete, war sparsam und ist nun der reichste Bauer in seinem Dorfe geworden. Dies Glück hat er seiner Artigkeit und Dienstbeflissenheit zu danken. Alle Bauern wußten das, und von der Zeit an hielten sie auch ihre Kinder zur Höflichkeit an. Nützt es nichts, so schadet es nichts, dachten sie.

Und wenn noch irgend ein Grobian unter den Knaben war, so riefen sie Alle, wie Jockli's Mutter: „Jockli, zieh' das Käppli ab!“ — Und es half.

Noch eine schöne und wahrhafte Geschichte von einem Schweinehirten, der durch seine Höflichkeit zu hohen Ehren gelangt ist.

Bei einem Dorfe in der Marchgrafschaft Ancona lebten ein Paar arme Bauersleute, die hatten einen Sohn, der hieß Felix. Dieser Knabe hatte zwar guten Verstand; weil er aber sehr arm war, mußte er die Schweine im Felde hüten.

Felix war von seinen Aeltern immer angehalten gegen Jedermann zuvorkommend, gefällig und freundlich zu sein. Die andern Knaben im Dorfe verachteten aber den Schweinehirten, und waren grob.

Als Felix eines Tages seine Heerde hütete, kam des Weges ein Barfüßermönch, der durch den Wald einen Wegweiser begehrte. Weil es aber schlechtes Wetter war, so sagten die andern Knaben mit ihrer gewöhnlichen Grobheit: „Nein, ich gehe nicht!“ Da sprang Felix hervor, grüßte freundlich und bot sich zum Wegweiser an.

Da der Mönch unterwegs aus den klugen Antworten des Knaben seinen guten Verstand wahrgenommen, hat er ihn mit sich in sein Kloster geführt, und mit Bewilligung der Aeltern in seinen Orden aufgenommen.

Felix studirte jetzt fleißig, und ungeachtet er bald einer der gelehrtesten von allen Mönchen wurde, erhob er sich doch nicht mit Stolz, sondern blieb demüthig, höflich und dienstfertig. Dies machte, daß ihn alle, die ihn kannten, lieb gewannen, und so wurde er von einer Ehrenstelle zur andern erwählt, bis er endlich sogar Bischof und zuletzt Kardinal wurde. Endlich, da der Papst starb, wurde er einhellig am 24. April 1585 zum Papst erwählt in Rom. Und er hat

unter dem Namen Sixtus V. mit großem Ruhm regiert.

Die Bauern, welche von dem Glück des ehemaligen Schweinhirten hörten, kratzten sich hinter den Ohren, kratzten aber wenig Verstand heraus, sondern blieben, was sie waren, ungehobelt und ungeschliffen.

Diese Geschichte lehrt, wie oft ein kleiner Umstand unser Glück machen kann, und wie die Höflichkeit das erste Mittel ist, sich unter den Menschen beliebt zu machen.

Höflichkeit besteht aber nicht allein darin, daß man die Kappe abnimmt, Kratzfüße und einen krummen Buckel macht, sondern darin, daß man gegen Jedermann freundlich ist, alle unanständige Reden meidet, sich zu jeder Gelegenheit bereitwillig finden läßt, und an Dienstfertigkeit alle Andern zu übertreffen sucht.

Ihr Knaben, denket oft an den Schweinehirten, der zuletzt Papst ward, und an Jockli's Käppli!

Und ihr Alten, ermahnet die Jugend zur Höflichkeit, und gehet ihnen mit gutem Beispiel vor, wenn ihr nicht schon zu steif seid.

Send- und Klageschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfrau Petronella Pappelpips.

Mosseieh Schweizerpote!

Wiewol ich Endsverschriebene eine ordenliche repussirliche Junpfer bin, und noch nicht mal 40 Jahr alt bin, und noch in mein Leben kein Mannsbild geschrieben habe; so muoß ich Ihnen melten thun, das der Herr Nikodemus Blaustrumpf rächt indartinent ist, und vor God und der Weld auf mich sticheld. Denn erstenz laß ich kain mannsbild auf mich Sticheln, zweitens ists eine Luk, das der Teh einen Rausch machen thut, viertens ist es ausserschämmt, das ich mit meinen lieben Frau Besen son herr Blaustrumpf und andern in der Soarch bös und übel reden thue. Und das wir son Bulletik sprechen ist auch eine Luk.

Herr Blaustrumpf sollte sich nuhr selbst an die Naß fassen und sor seiner Thier sägen. Und wenn er der Herr ist, der ich maine, so weiß er wohl am beschten, das die Unnüzzipalitehr, als sie noch exsistirte in unsren Städlein, ihn hat wollen pussen machen, vier das Laschter der Trun-

kenheit, weil er alli Nachmittag ein Tips hat, und hendel macht. Und man weis wohl, das es mit seinen Haus auf schlächten Füßen stet, ob er gleich für seine Frau die schönsten Musseline kleider und Schals fon der zirzacher Messe mitbringt. — Aber das geht mir nichts an.

Wenn ich und meine Besen zusammen komme haben wir frei wol fon wichtigere dinge zuo reden, als von Hochzeith und Kindtauffen. Wir reden, was chrisliche Lieb erfodert, und warnen uns for das beispill der schlechten läute. Wir wüssen zwar rächt gut, daß die Jungfer X**, die mit ihrem langen Schlebb wie ein Heidechs ausseben thut, mit den französchen Haartrillerie-Ofzir schön gethan, der sie hat sitzen lassen, woran er rächt hat, und wir könnten auch sagen fon dem Brästenten, der sich vill Gelt gemacht hat in der resolution, man weis wol wie? denn ich selbst habe alle Mohnad ahn die Unnihepaletäht steuern müssen — aber bhütis God, so was kommt nicht über Unsre lippen.

Und fon denen Herren reden wir in der Soareh gahr nicht, den die sind es nicht wert? das fählte noch! nein, so schlimm isis nicht? — die Herren denken, man denke nuhr an sie, und habe Nichts besseres zu thun, als daß; — O Nein, weger? die Herren sind heut zu tage Wurmsichtig; Es haben mir schon siele die Kur gemacht, ich wil aber keinen. Denn sie halten nicht wordt, und

sagen schönes! was ihr Harz nicht glaupt. Da mögen sie zuo kindern fon 20 bis 16 jahren gehn; aber nicht zu mir, die ich sie besser könne, ungeacht das alle Besen auf mich dringen, daß ich heuraten solle.

Man sieht wis geht. Wen sie einen haben, so iß man ihre Schlaßn. Der ainte geht und spült den ganzen Tag und laßt die Frau daheim, der andre fengt an zu tringgen, der dritte hat kein ordnung, und in seiner Stube sieht es aus wie in eim Grümbelgemach, und man hat den ganzen Tach aufzuraumen?

Und Pulletik, das verbitt ich mir, sprechen wir in der Soarö gahr nicht, es iß mir glich, ob der grose Ponabarte Kaiser der Lumperdei, und Prinz von Hellvötia wirt, oder nicht, aber, ich sage nur, das es seiner Frau wol gnüggt iß.

Nein, meine lieben Besen und ich sprechen am allerliebsten von der Liederatur, weilen wir frauenzimmer von erziehung sind, und fon den schönen Büchern, wo wir läsen thun. besonders sind die empfintsammen Mitergeschichten unsre Sach, wo viel ums leben Kommen. Wenn unser Stetlein so wäre wie das grose Bern, so hetten wir auch Commedie; und wir wären gewis so muralisch und dellicat, wie in Bern, wo Mann keine Kummedie spülen thut, worinn Räuber Mural Predigen, sondern nuhr schöne und

züchtige Stügge auffüren thut, wie Hironemus Kniker, und das Donauweibchen und solche Maisterstikke, die rächt ehrbaar und gans Erschröcklich lußig Sind.

Sät ihr, Herr Schweizerpott, daß saget nur den herrn Blaustrumpf wieder, den ich wol könne.

Und daß ist gut, und er sol es blaiben lassen, daß er wieder von dem tebrausch ein Brief schreibt, sonst komm ich noch hundertmal ärger, und dekke der ganzen Welt seine Sind und schande auf. Doch nein, man muß immer fon den Läuten das beste reden, ist meine Mach-zime.

Daß las dir zur nachricht dinen, Schweizerpote.

Dero Ergebene Dienerin und servante

Petronella Pappelpips.

Nachschrift. Deine Wochenschrift taugt nichts, und ist nur für gemeings Folk gemacht, aber nicht für Leite fon Hedskazion, wie Unsereins.

P. S. thut mier den Gefallen und laßt diesen brief auch truggen wie den herrn Blaustrumpf, Er soll sich in den finger baissen, wenn Er daß liest, und seine Frau auch.

P. S. ich hette bald vergessen, Daß ich keine Antwort ferlange, den ich kurespondire nicht mit mannspersonen, weil Mann gleich etwas böses dafon denkt. Ich kennte wol von 50 herren briefe haben, aber von dir brauch ich keinen.

P. S. ihr solltet euch auch Einmahl lustig machen über die Herren in ihren Leistht. Die sprechen erst recht Pohlitik, und Rauchen Thabak, Ohne ihre frauen, und daß iß gahr nit amüthig.

Hans-Jockeli's Erklärungen der neuesten Mode.

„Nein, lug' auch, Hans-Jockeli!" rief neulich ein Bauer, der in der Stadt zu Markte war, und die jungen Herren spazieren gehen sah, die nach der neuesten Mode gekleidet waren: „Nein, lug' auch!" rief er einem andern Bauer zu: „Warum tragen die jungen Herren auch Hosen, die ihnen bis unter die Arme gehen, und bis an den Hals hinauf? — Und das Halstuch, behüt' uns Gott! geht ihnen bis über die Nasenspitze, wie ein Maulkorb! — Was soll das bedeuten?"

„Ei doch!" antwortete der andere Bauer: „das iß Mode, Rudi! — Siehst du, Rudi, sie haben wohl gern das Herz in den Hosen, was sonst bei den alten Schweizern nicht Mode war; und haben das Maul verbunden, weil es bei manchem sonst nicht viel Geschcutes schwatzt, und sich daher schämt."

„Aber,“ rief Rudi: „warum kämmen ſie ſich denn nicht die Haare aus, wenn ſie ſchön ſein wollen? Schau nur, dem dort mit den dünnen Beinen hängen um den Kopf hundert kleine Haarzöpfli, wie Schlangen.“

„Du Narr verſtehſt davon nichts,“ antwortete Hans-Jockeli: „Meines Tochtermanns Gevatter, der Herr Perükenmacher an der Ecke, ſagt, das iſt Mode und heißt a la Fidibus friſirt. Und das iſt ganz recht, ſiehſt du. Denn wenn ſich die jungen Herren ſo wunderlich kleiden, ſo müſſen ihnen die Haare über ihre eigene Mode zu Berge ſtehen.“

„Nun ja,“ erwiederte Rudi, „das iſt denn auch nicht zum Verwundern!“

Stoßſeufzer eines geplagten und verzagten Ehemanns.

Mein lieber Schweizerbote!

Neulich hat ſich ein Ehemann aus Baſel in deinem Blatt über die allzugroße Reinlichkeit ſeiner Frau beklagt. Wenn's anginge, wollte ich ihm ſchon ſeine Frau abnehmen, und ihm meine dafür geben; dann wäre uns vielleicht beiden geholfen.

Ich suchte von jeher eine Frau, die auf Ordnung und Reinlichkeit hält. Als ich nach dem Tode meines seligen Vaters die Wirthschaft meines Bauerngutes antrat, ging ich auf die Heirath. Mein Anna-Bäbeli war ein gutes und artiges Kind, und immer so sauber, wie aus dem Ei geschält; an Schuh und Strümpfen kein Staubkorn, und ihr Haar so glatt gestrählt und gebunden, als wäre es nur gemalt. — „Nun, das gibt einmal eine saubere und reinliche Bauerfrau!“ — dachte ich, und sah ihr in die Augen, und ich war verliebt, und acht Wochen nachher war sie meine Frau.

Aber so sind die Töchter, so lange sie einen Mann suchen, sind sie geschniegelt und gebiegelt, wie ein Eichkätzchen. Haben sie aber einmal den Mann, so denken sie: nun ist das Putzen nicht mehr nöthig!

Schon in den ersten vier Wochen merkte ich, daß Anna-Bäbeli sich weder so glatt strählte, wie sonst, noch Schuhe und Strümpfe so sauber hatte, wie sonst. — Ich sagte ihr das, da lachte sie mich aus, und als ich ernsthafter reden wollte, ließ sie zu meinem größten Schrecken ihre Nägel lang werden an den Fingern. — Seitdem mir einmal unsere schwarze Hauskatze fast das linke Auge ausgekratzt, streite ich nicht gern mehr gegen

diese angebornen Spieße und Degen, und ich schwieg also still.

Aber, ach! Lieber Schweizerbote! was iſt nun seit acht Jahren aus meinem schönen Anna-Bäbeli geworden! — Wahr iſt's, ſie wirthſchaftet den ganzen Tag in Haus und Stall, und iſt ſparſam und hält zu Rathe, aber doch kommen wir nicht vorwärts, weil ſie keine Ordnung und keine Reinlichkeit kennt.

Seitdem die Frauen in der Stadt mit gekräuſelten Haaren und hohen Federn am Kopfe gehen, grähtt ſich meine Frau nicht mehr, die Haare hängen ihr um den Kopf, und an Stroh und Federn fehlt's auch darin nicht. Morgens in der Küche ſieht ſie fürchterlicher wie ein Huſar aus, denn ſie ſchmiert ſich von den Töpfen immer eine Art von Schnurrbart ins Geſicht; Nachmittags aber ſieht ſie appetitlich genug für Hungerige aus, weil man an ihren Kleidern die Proben findet, von allem, was wir zu Mittag gegeſſen. — Das Zinngeſchirr wird nur alle Jahr einmal geſcheuert, um es nicht abzunutzen; und ſtatt in den Spiegel, ſehen wir nur in den Fliegendreck und thut die gleichen Dienſte; die Fenſter werden nie gewaſchen, ſo erſparen wir die Fürladen; und der Fußboden in unſerer Stube iſt zwei Zoll hoch mit Unrath und Staub bedeckt, weil meine Frau

glaubt, man müsse aus der Wirthschaft nichts wegwerfen, sondern sparen.

Weil sie weiß, daß mir ihre Haare ehemals wohlgefallen haben: so läßt sie davon nicht selten in die Speisen fallen, oder wenn sie Anken und Käse macht, auch darein; ihre Stecknadeln hebt sie am liebsten im Brodteig auf, wenn sie backt; so erspart sie die Nadelbüchse.

Im Hause ist immer ein widerlicher Dunst und Geschmack, besonders in der Stube sehr menschlich, weil die Fenster nie geöffnet werden, um keine Zugluft zu haben, und sich nicht zu erkälten. Indessen hat sie dafür gesorgt, daß die Luft auf andere Art freien Zutritt hat. Sowohl ihre, als meine und unserer Kinder Kleider haben an den Ellenbogen und unter den Armen, auch an Schuhen und Strümpfen und sonst, wo es nöthig ist, Luftlöcher genug.

Der liebe Gott hat uns mit drei Kindern gesegnet; aber sie sind, wegen ihrer Unreinlichkeit, immer blaß und aufgedunsen. Einmal im Jahr, nämlich nur vom ersten Jänner bis zum einunddreißigsten Christmond, pflegt auch die Krätze, diese Folge der Unsauberkeit, in unserm Hause zu herrschen, und wer uns besucht, kann

ſie unentgeldlich bekommen, ohne Handänderungs-Gebühr. *)

Meine Wirthſchaft war nie groß: aber durch die Sparſamkeit meiner Frau hat ſich unſer Viehſtand ſehr vermehrt, indem wir im Sommer alle Winkel voller Flöhe haben. Aber bei dieſen theuern Zeiten wünſcht' ich mich lieber einzuſchränken, obwohl ich geſtehen muß, daß beſagtes Vieh nicht viel Heu frißt.

Unter ſolchen Umſtänden, kannſt du wohl denken, lieb' ich meine Frau nicht, ob ſie gleich wegen der ſchon erwähnten Nägel ſehr reſpektabel iſt. Fände ſich alſo ein mitleidiger Menſchenfreund, ſo wollte ich ſie ihm gerne abtreten, wenn ſonſt kein Hinderniß dabei iſt.

Ich bitte dich zu dem Ende, dieſen Brief bekannt zu machen. Unter den Bauern aus meiner Bekanntſchaft finde ich keinen Abnehmer, denn ihre Weiber ſind ſo unſauber und unordentlich als das Annebäbeli.

des verzagten und geplagten
N. N.

*) Gewöhnliche Abgabe in der Schweiz bei Verkauf von unkörperlichen Gütern.

Sendschreiben des Bürgers Nepomuk Frauenlob an den aufrichtigen Schweizerboten.

Lieber Schweizerbote!

Mit Aerger und Verdruß habe ich bisher in deinem Wochenblatt nur immer Klagen und ewig Klagen geplagter Ehemänner gelesen. Bald jammerte der eine über die Fegewuth seiner Frau, bald der andere über sein unsauberes Annebädeli, zuletzt kömmt gar noch der Herr Nikodemus Blaustrumpf und klagt über den unseligen Theerausch der Frau Basen.

Wie? ist denn in der ganzen Eidsgenossenschaft kein einziger Mann, der Muth genug hätte, auch Angesichts der ganzen Welt einmal seine Ehehälfte zu preisen, und ist kein anderer da, so will ich's thun. Ich heiße Nepomuk Frauenlob, und so will ich meine Frau auch loben! Ich bin Advokat, und hänge dir einen dreijährigen Prozeß an, wenn du das Lob meiner Frau nicht so bekannt machst, als Anderer ihre Klagen.

Von der Fegewuth ist meine Frau nicht befallen. Sie läßt das Haus nur alle Samstage fegen von oben bis unten, aber dann wehe auch dem armen Gesinde, und Jedem, der ihr in die Quer kömmt. — Und das ist löblich!

Zwar Sonntags, wenn die Frau Basen mit ihr zusammenkommen, macht sie sich des Theerausches stark verdächtig, denn ich hatte schon ein paarmal Streitigkeiten abzumachen, wenn sie nach der dritten Tasse ein Wörtchen zuviel geplappert hatte. Aber, lieber Himmel, nur zweiundfünfzigmal im Jahre die Leute in der Stadt ein wenig durchzuhecheln, ist doch blutwenig.

Sie liebt dagegen andere höchst unschuldige Vergnügungen, wie zum Beispiel das Tabakschnupfen. Und nicht nur gestatt' ich ihr die kleinen Freuden gern, sondern ich wollte auch, um der unermeßlichen Vortheile willen, die das Tabakschnupfen einer Frau gewährt, jedem Manne raten, es seiner Frau beizubringen. Jeder Bräutigam sollte deswegen einen besondern Artikel für seine Braut in den Ehekontrakt einrücken.

Meine liebe Marie verbraucht in der Woche zur Unterhaltung und Pflege ihrer Nase (und sie hat eine kleine allerliebste Stumpfnase) nur ein Pfund Tabak à 40 Loth. Sie setzt damit jährlich also 34 Gulden 40 Kreuzer für das gemeine Beste in Umlauf. Das ist wenig. Jeder hat seine Liebhaberei. Meine Liebhaberei sind die Gemälde.

Es ist, als wenn's meine Frau wüßte, daß Gemälde, Kupferstiche und Zeichnungen in brauner Tuschmanier und Bronze meine Favoriten seien. Sie opfert ihre hübsche Nase für meine

Liebhaberei faſt ganz auf. Taugt das Tabaksgemälde im Nasetuch nichts, ſo kömmt's in die Wäſche, und dann iſt's wieder gut. Nur Schade iſt's, daß die Tabaksdinten allzufreſſend ſind. Sie durchlöchern die Schnupf- und Halstücher wie Scheidewaſſer, und der Ankauf neuer Wäſche iſt jährlich ein großer Artikel meiner Ausgaben in dieſen bedrängten Zeiten. Aber von der andern Seite muß man auch geſtehen, daß eine Hausfrau durch nichts mehr zur Arbeitſamkeit ermuntert wird, als wenn in der Wäſche viel Löcher ſind, und ſie immer zu ſtopfen und auszubeſſern hat. So iſt mit jedem Nachtheil auch ein Vortheil verbunden, wie hier augenſcheinlich erwieſen iſt.

Ich weiß es wohl, meine Marie hatte ſonſt immer ihr Köpfchen für ſich, und konnte ſelten mit den Nachbarinnen in Frieden leben. Aber die Tabaksdoſe iſt unter dieſen uneinigen Potentatinnen ein wahres Konkordat geworden. Wenn ſie mit einander bei ſchönem Wetter auf der Bank vor dem Hauſe ſitzen, ſo ſpaziert die allerliebſte Doſe von einer Frau Baſe Nachbarin zur andern in der Reihe herum, wie bei den Wilden der Kalumet oder die Friedenspfeife. Sagt dann eine Frau Baſe: „Das iſt doch ein rarer Marokko, Frau Baas G'vatterin!“ ſo iſt an kein Stricken und Flicken und Sticken mehr zu denken; meine Frau iſt entzückt; die Tabaksdoſe

läuft in der Versammlung herum, wie ein Küfer ums Faß; und wenn sie alle Todfeinde wären, sie würden als Busenfreundinnen auseinander gehen.

Eben der geliebte Marokko macht mich zum glücklichsten Ehemann. Wundere sich keiner, wenn ich ihn allen schönen und häßlichen Frauen empfehle. Wenn's bei meiner Marie böses Wetter gibt (und auch die beste Frau hat zu Zeiten ihre kleinen Launen und Donnerwetter-Stündchen), und ich sie durch nichts freundlich machen kann, so nenn' ich sie nur, statt mein liebes Mareili, „mein liebes Marokli!" Hurtig scheint die Sonne wieder, sie ist überzeugt, daß ich sie zärtlich liebe, weil Marokko der schönste Name von der Welt ist.

Und wahrlich mein Marokli ist mir lieb. Sie ist jung, sie ist artig, ist gesellig und gefällig; hat ein paar schwarze, schalkhafte Augen, und einen kleinen artigen Mund, der manchen zum Naschen verführen könnte.

Apropos, da wir vom Naschen reden! ich hatte den Naturfehler, gewaltig eifersüchtig zu sein. Meine Frau ist hübsch; es gibt wohl noch manchen alten und jungen Gecken, der sich in sie vergaffen könnte, und man goß mir immer kaltes Wasser über den Kopf, wenn man mir sagte, daß sie allen Männern gefalle.

Seitdem sie Tabak schnupft, hab' ich keine Furcht mehr. Wen ihr kleiner Rosenmund zum Naschen anzeizt, den schreckt ihre Nase zurück in die gebührenden Schranken der Ehrfurcht. Ich will nichts davon sagen, daß zwei schwarze Nasenlöcher einer Frau für manchen süßen Herrn so schrecklich, wie die Mündungen einer geladenen Doppelflinte sind, oder daß der Schnupftabaksgeruch den Damen keinen balsamischen Odem ertheilt; mancher würde im Nothfall Augen und Nase während eines Kusses zuhalten. Aber bedeutender ists, daß sich von Zeit zu Zeit eine goldene Tabakszähre anhängt, die in der Sonne wie ein Diamant blizt — Dies, ihr Herren, iſt das Wahre! — solch eine Zähre iſt eine wahre Schildwache für ihre Treue, ein unüberwindliches Bollwerk gegen die Zärtlichkeiten der Näscher, ein Vorposten der unbestechlichen Sprödigkeit, mehr als ein Zuber Wassers auf ein von Liebesgluth entbranntes Herz.

Zwar klagt mein Marokli schon jezt häufig über Kopfschmerzen, und der Doktor kömmt mir fast gar nicht aus dem Hause. Auch will er behaupten, der übermäßige Gebrauch des Schnupftabaks könne meiner Frau allerlei böse Zufälle verursachen. Aber mag er doch reden, und laß er meine Frau schnupfen! — — Das Tabaksschnupfen schaft meinem Haus- und Eheweſen

so große Vortheile, daß alles, was sich dagegen sagen läßt, und selbst wenn mein liebes Marokki darüber in die selige Ewigkeit gehen müßte, nur Kleinigkeiten sind.

Mein Vetter, der Apotheker Ezechiel Balsam, denkt wie ich; denn er schnupft auch gern Tabak, und viel ärger, als meine Frau. Der ganze Mensch ist ein wahrhaftes herumwanderndes Schnupftabaksmagazin. Bei einer Reise nach Frankreich hielten ihn die Zöllner daselbst an den Grenzen an, und wogen ihn sogar auf einer Wage, und er mußte so viel Eingangsgebühren für Schnupftabak zahlen, als er schwer war, denn die Einfuhr des Marokko war streng verboten, und man drohte meinem ganzen Vetter zu konfiszieren, wenn er nicht zahlen würde. Er thats also, weil das Gesetz streng war, und der Zollinspektor nicht Zeit genug hatte, die Untersuchung anzustellen, was von meinem Vetter Tabak sei, und was nicht?

Wenn er über die Straße spazieren geht, und die geringste Luft bläst, müssen alle Leute, die ihm begegnen, niesen, und alle Leute, die aus dem Fenster sehen, müssen niesen. Dann sagt er gewöhnlich: „Zur Gesundheit, ihr Herren und Frauen!“ und weil er Apotheker ist, so schickt sich diese Höflichkeit und dieser Wunsch für ihn gar wohl.

Keine Arzeneimittel macht mein Vetter Ezechiel Balsam besser, kräftiger und wohlfeiler, als Brechmittel. Hat der Doktor aber eine verzweifelte Kur im Sinne, wo es ob und nid sich gehen, oder der Kranke sterben muß, so verschreibt er ohne anders meinen ganzen Vetter, wie er leibt und lebt. Und das hilft.

Doch Punktum! Ich wollte eigentlich nur meine Frau, nicht aber meinen Vetter Ezechiel Balsam loben.

Gehab dich wohl, Schweizerbote. Hast du eine artige Frau, so laß sie Tabak schnupfen; hast du noch keine, so setz' es in den Ehekontrakt.

Ich bin dein ergebenster und fleißiger Leser
Nepomuk Frauenlob.

Scharf- und tiefsinniger Beweis des Herrn Habakuk Pumper, daß unser Magen der Mittelpunkt der Welt sei.

Nächst der Frage: „was haben wir heut zu essen?" — kann keine wichtiger für das menschliche Geschlecht sein, als die: „welches ist der Mittelpunkt der Welt?"

Einige behaupteten fälschlich, es sei die Mitte

des Erdballs: Andere meinten, es sei die Sonne. Ich aber sage: es ist der Magen!

Nichts ist leichter zu beweisen.

Jeder Schulknabe weiß, daß die Welt unendlich ist, ich mag also laufen, so weit mich die Beine tragen: sieh' ich immer mitten in der Welt.

Wenn ich nun mitten in der unendlichen Welt stehe, so bin ich in der Mitte derselben, der Magen in der Mitte von meinem Leibe, folglich ist er der Mittelpunkt der Welt selbst. Das ist sonnenklar.

Ich bewege mich um meinen Magen. Vieh und Menschen bewegen sich um meine Person. Sonne, Mond und Sterne bewegen sich um uns alle. Folglich bleibt der Magen immer wieder der wahre Mittelpunkt, nach allen Seiten, nach oben und unten.

Untersuchen wir die Sache genauer: so finden wir, daß der Magen die Hauptrolle in der Welt spielt, und alles was geschieht, meistens für ihn und zu seinem Vergnügen geschieht, geschehen ist, und ferner geschehen wird.

Was auf Erden kreucht, fliegt und schwimmt und wächst, Ochsen und Kühe, Fische und Vögel, Obst und Gemüse, Wein und Wasser, auch Kirschwasser und dergleichen: genug alles kriecht und fliegt, galoppirt und schwimmt und wächst

dem Kochtopf, und von da dem Munde, und vom Munde dem Magen zu.

Für wen in der Welt quälen wir uns erſt als Kinder vom Morgen bis zum Abend in der Schule? Und nachher vom Morgen bis zum Abend auf dem Felde, im Rebberg, in der Schreibſtube, auf dem Dache, im Keller, hinterm Webeſtuhl, hinter der Trommel, an der Hobelbank, im Walde, auf dem Waſſer, beim Ambos, und ſo weiter? Für wen laſſen wir uns keine Mühe verdrieſſen, und opfern wir ſo manchen ſauern Tropfen Schweißes bei der Arbeit? Wozu kümmern wir uns, und ſorgen und ſinnen Tag und Nacht? Was erpreßt uns bei des Tages Laſt und Hitze ſo manchen ſchweren Seufzer? — Geſchieht nicht das alles der lieben Nahrung willen? Und Nahrung iſt nicht für Arm und Bein, ſondern für den Magen!

Dieſer kleine, unanſehnliche Punkt iſt die wahre Feder im Uhrwerk aller menſchlichen Handlungen, und ſchnellt das Räderwerk des menſchlichen Dichtens und Trachtens mit ungeheurer Gewalt. Der Soldat geht in das Schlachtfeld; der Schiffer begibt ſich auf das treuloſe Element des Waſſers, und ſegelt nach fernen Ländern; der Gelehrte lieſet und ſchreibt dicke Bücher; der Bergmann ſteigt in den Bauch der Erde; der Hirt auf die Gipfel der Alpen; der Muſikus

ſtreicht die Baßgeige; der Fuhrmann peitſcht die Pferde; der Tanzmeiſter tanzt Menuetten und Walzer — alles weil? — der Magen will.

Er will! das iſt genug! er kommandirt, wie ein Kaporal, und läßt ſich nichts einreden. Wenn er befiehlt, gehorchen ihm unterthänigſt alle großen und kleinen Potentaten, Kaiſer, Könige, Sultane, Herzoge, Fürſten, Grafen und ihres Gleichen ſo gut wie Bettler und ihres Gleichen. Kein Zepter und kein Bettelſtab bringt ihn zum Schweigen.

Ich bin überzeugt, mancher große Herr, und mancher gelehrte Herr, und mancher ſüße Herr werden dieſen Deſpoten, der unter dem Rippengewölbe thront, nicht für das edelſte Glied des menſchlichen Leibes halten wollen. — Iſt nicht der Kopf, iſt nicht das Herz edler, als der Magen?

O Heuchelei! — Nicht für Kopf und Herz — nein, für den Magen ſcharret ihr Geld zuſammen. Nicht für Kopf und Herz werdet ihr Advokaten und Grobſchmiede, geiſtlich und weltlich, Doktoren und Burſchenbinder, Trommelſchläger und Schriftgelehrte, ſondern für's liebe Geld, welches der Metzger, Bäcker, Koch, der Bauer, der Gärtner u. ſ. w. kennen und nehmen.

Selbſt beim Heirathen, wo doch das Herz mitſpricht, kömmts zuallererſt auf den Magen

an. Vorher regulirt man Magen-Angelegenheiten mündlich und schriftlich; über Herzens-Angelegenheiten wird nicht viel Wort verloren. Man fragt zuerst: hat er Vermögen? versteht er sein Handwerk? wie viel bringt sie ihm zu? — und dann läßt man's liebe Herz dem Ehekontrakt hintennach laufen.

Was den Rangstreit zwischen Kopf und Magen betrift: verdient der Kopf gar keiner Erwähnung. — Kein Mensch kann ohne Magen fertig werden; aber es gibt Leute genug, die sich ohne Kopf recht gut stehen. Es ist zuweilen wohl gar nachtheilig, Kopf zu haben. Daher die meisten Aeltern erst dafür sorgen, ihren Kindern Geld zu schaffen; mit der Geistesnahrung hat's keine Noth. Wem der Himmel ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand.

Man denke, was würde aus der Welt werden, wenn der Magen, dieser mächtige Hebel aller Dinge, dieser Eselstreiber des trägen Menschengeschlechts, fehlte? wenn wir künftig weder hungrig noch durstig würden? — Ich sage euch, das Uhrwerk der Welt stände binnen acht Tagen still. Mediziner und Schneider, Landmann und Pintenschenk, Schuh- und Kalendermacher, mit einem Worte, kein Handwerker, kein Bauer, kein Gelehrter und Ungelehrter würde ferner arbeiten. Es wäre alle Tage Sonntag und Feier-

abend. Man bliebe im Hause. Es wäre kein Prozeß mehr, denn man stritte sich nicht über das Mein und Dein; es wäre kein Krieg mehr, denn Niemand liesse sich für einige Batzen in die Schlacht führen, wozu nur Hungersgefahr reizt. Alle Flinten, Federn, Hämmer, Pflüge, Ellen, Leisten, Bücher, Teller, Löffel u. s. w. lägen still, und waren unnuthe Dinge in der Welt. Ganze Völker würden vor langer Weile tanzen, oder spazieren gehen, oder nach den Sternen schauen, oder sich todt gähnen.

So ist's erwiesen, daß der Magen der Mittelpunkt der Welt, die Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen ist. Nur Undankbare schämen sich, ihn beim Namen zu nennen. Aber glaubet mir! wenn jemand sagt: Ich thue dies und das aus Liebe zu meinem Nächsten, oder aus Liebe zur Ehre u. dgl. m., — er versteht darunter den Magen, und nichts andere.

Also Ehre dem Ehre gebührt!

Habakuk Pumper.

Vom Ursprung des Wortes und Titels: Kaiser.

Das Wort Kaiser ist entstanden aus dem lateinischen Namen Caesar, woraus man nachher Kaesar und Kaiser machte.

Der erste Cäsar war ein ungemein tapferer und kluger Mann; er bezwang die Länder, welche man heut zu Tage die Schweiz, Deutschland, Spanien, Frankreich und England nennt, in einem zehnjährigen Kriege.

Während dieser zehn Jahre erwarb er sich große Verdienste um die Menschheit, wie jeder aus folgenden richtigen Angaben ersehen kann:

Er eroberte achthundert Städte, machte dreihundert freie Völkerstämme zu Sklaven, und in den Schlachten, die er lieferte, wurden ohngefähr drei Millionen Menschen erschlagen. Er selbst rühmte sich, daß er, ausser den Bürgerkriegen, in fünfzig offenen Feldschlachten gestritten und — eintausend einhundert zweiundneunzig Menschen mit eigener Hand erwürgt habe.

Ehre dem Ehre gebührt!

Allergnädigst-unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan, und seinem Leibschuhputzer Habakuk Pumper, oder ausführlicher Beweis, daß alle Schweizer hochgeborne Baronen sind.

Kaiser von Japan. Höre, mein lieber Leibschuhputzer, nachdem ich in Gnaden geruht, mich

satt zu essen, will ich mit dir plaudern. Ich habe einen Extra-Kurier nach Aarau geschickt, um das neueste Stück vom Schweizerboten zu holen. Der Kerl ist noch nicht wieder zurück; er muß unterwegs zu viel getrunken haben. Ich werde ihn zur Strafe allergnädigst abprügeln lassen.

Pumper. Hochdero Gnadenbezeugungen sind sehr rührend.

Kaiser. Das glaub' ich. Der berühmte Doktor Kasper Dummbart gefällt mir über alle Maßen. Ich will ihn mit einer Gnade beehren. Da mir meine Katzen lieb sind, will ich den besagten Doktor anhero berufen, und ihn zum Leibdoktor meiner Hof- und Staatskatzen erheben.

Pumper. Ew. Majestät setzen dem wahren Verdienst immer die Krone auf.

Kaiser. Wo wohnt der Mann?

Pumper. Vermuthlich in der Schweiz.

Kaiser. Welchen Rang muß ich ihm an meinem Hofe geben?

Pumper. Da der berühmte Dummbart ein Schweizer ist, so ist er schon von hoher Geburt, und wenigstens ein Freiherr.

Kaiser. Ei, was du sagst! sind die Schweizer alle von hoher Geburt?

Pumper. Allerdings. Und wenn die allergnädigsten Ohren Ew. Majestät meine Worte an-

zuhören geruhen wollen, soll's an der Erklärung nicht fehlen.

Kaiser. Wohlan, ich gewähre dir die Gnade, unterthänigst zu reden.

Pumper. Ich will mich in beliebter Kürze fassen.

Mit Recht schätzt man in der Welt das Ansehn und die Würde einer Person nach ihrer Geburt; und titulirt daher die Leute hochgeboren, edelgeboren, wohlgeboren und so weiter. Denn die Geburt gibt dem Menschen deswegen einen größern oder geringern Werth, weil — geboren zu werden gar kein Verdienst des Menschen ist, sondern Wille des Himmels.

Kaiser. Du hast weislich gesprochen, lieber Bratenwender.

Pumper. Man titulirt daher in Europa einen Menschen, der nichts ist, und nichts hat, bloß geborner Herr.

Kaiser. Der Titel gefällt mir sehr wohl. Da mir Alles gehört, und meinen Unterthanen nichts, als ihre Geburt, so sollen sie künftig geborne Leute heißen.

Pumper. Wenn aber jemand lebt, von dessen Mutter man glauben kann, daß sie eine Hebamme hat bezahlen können, heißt er in Europa wohlgeborner Herr, und zwar aus dem wich-

tigen Grunde, weil er nicht übel geboren iſt, wenn er auch ein Bein, oder ein Auge zu wenig in die Welt brachte. Um viel wohlgeborne Leute zu haben, hält man heutiges Tages die Hebammen fleiſſig zum Unterricht an.

Kaiſer. Das gefällt mir nicht, mein lieber Bratenwender. Meine Unterthanen können zufrieden ſein, wenn ſie geboren ſind, und damit Punktum.

Pumper. Vor alten Zeiten pflegten Ritter und Grafen, Oberherren und Baronen ihre Wohnungen oder Schlöſſer auf hohen Felſen, Bergen und Hugeln zu erbauen. Daher waren ihre Kinder immer von hoher Geburt, und man nennt ſie: hochgeborne Herren.

Kaiſer. Und das iſt der Wahrheit gemäß.

Pumper. Jetzt habe ich die Ehre, Eurer Majeſtät zu melden, daß die Schweiz das höchſte Land in Europa iſt; denn ſelbſt der Zürichersee iſt 1279 Fuß hoher, als das Meer gelegen, und der Waldſtättersee höher als 1320 Schuh, und der Thunersee hoher als 1780 Schuh uber das Meer.

Kaiſer. Daß ſich der Himmel erbarme, ich kann die langen Zahlen nicht im Kopfe behalten! — Herr Pumper, ich muthmaße faſt, du biſt ein Gelehrter! Nimm dich in acht, und rede mir nie wieder ſo etwas. Denn von meinen Unterthanen

soll sich bei Leibesstrafe niemand unterstehen, klüger zu sein, als ich.

Pumper. Ew. Majestät, ich habe die Ehre, der allergrößte Dummkopf in Dero Staaten zu sein, und darf ohne Eigenlob rühmen, daß mich an Unwissenheit und Einfalt nicht leicht jemand übertrift. Das ist so gewiß wahr, als zweimal 7 fünfzehn sind.

Kaiser. So viel kann ich auch noch rechnen, du Einfaltspinsel, daß zweimal 7 sechszehn sind. Merk dir's!

Pumper. Da nun die Schweiz das höchste Land in Europa ist, so sind alle, die darin geboren werden, höher geboren, denn andere. Daher verdienen die Schweizer den Titel hochgeboren von Rechtswegen. Und das muß ich Eurer Majestät hintennach sagen, in der Schweiz sind keine Unterthanen, sondern sind alle freie Herren. Ein Freiherr heißt nun auf deutsch ein Baron, will sagen, ein Kubokigungo auf japanisch, oder ein solcher, der von hoher Geburt und kein Unterthan eines einzelnen Menschen, sondern nur des Gesetzes ist. Folglich sind die Schweizer alle Baronen ohne Baronie. Und ich muß dies sagen, weil die Schweizer gern auf Titulaturen sehen, wie alle große Herren von hoher Geburt pflegen.

Kaiser. Sind denn die Leute reich?

Pumper. Steinreich sind sie; ja, Ihro Ma-

felsigt, steinreich. — Sie haben große Wasserfabriken auf ihren Bergen, und versehen ganz Europa mit ihrem Wasser, und lassen sich keinen Batzen dafür bezahlen.

Kaiser. Das sind sehr großmüthige, uneigennützige Leute!

Pumper. Ja wahrlich, uneigennützig sind sie. Zwar lieben sie das Geld ein wenig, und ziehen vor keinem die Kappe vom Kopf, der ihnen nichts geben kann — allein das ist nicht Geldhunger, sondern nur Mode. Würde keine Münze mehr geprägt, sie würden keine fodern. Aber Geld zu haben ist jetzt einmal Mode.

Kaiser. Das Volk hat seltsame Gewohnheiten, wie ich die Gnade habe zu bemerken. Indessen als hochgeborne, freie Herren haben diese Leute schon das Recht, nach der Mode zu leben.

Pumper. Freilich, es gibt Leute von altem Schrot und Korn darunter, die sind zufrieden mit dem, was sie durch Fleiß und Gottes Segen gewinnen; die machen keinen Aufwand in Kleidertracht; die nehmen vorlieb mit einfacher Kost und sparen es am Gesottenen und Gebratenen ab, um ihren armen Mitbrüdern zu helfen; die sehen nicht erst darauf, ob der Mann einen feinen Tuchrock, oder einen Zwilchkittel trägt, dem sie freundlich die Hand reichen wollen — nun, diese Leute von

altem Schrot und Korn, es ſind ihrer nicht viel. Sie ſind eine Art von Barbaren.

Kaiſer. Doch muß ich geſtehen, daß mir ihre Barbarei wohlgefällt.

Pumper. Mir gefallen ſie zum Theil auch beſſer, als die Leute nach der Mode.

Kaiſer. Wie machen's denn die Leute nach der Mode?

Pumper. Sie ſagen viel und verſtehen wenig; verſprechen viel und halten wenig; verthun viel, und erwerben wenig; gehen zur Kirche viel, und thun daheim der guten Dinge wenig; ſprechen von Religion viel, und thun den Willen des Himmels wenig; haſſen viel, und lieben wenig; hören viel, und lernen wenig. — Ja, was noch mehr iſt, ſie tanzen, ohne luſtig zu ſein; ſie trinken, ohne durſtig ſein; ſie küſſen, ohne Freund zu ſein; ſie ſtolziren, ohne groß zu ſein — —

Kaiſer. Halt ein! — iſt der Doktor Dummbart einer nach der Mode?

Pumper. Ich weiß es nicht.

Kaiſer. Wohlan, wenn dieſer hochgeborne Herr Dummbart ein Mann nach der Mode iſt, kann und ſoll er nicht Leibarzt meiner Hof- und Staatskatzen werden. Sie würden ſonſt Medizin nehmen müſſen, ohne krank zu ſein; faſten müſſen, ohne überfreſſen zu ſein; purgiren müſſen, ohne verſtopft zu ſein. Erkundige dich genau nach ſei-

nen übrigen Eigenschaften; denn an seiner hohen Geburt ist nichts auszusetzen. Ich will ihm fünfzehn Ellen Titulatur geben.

Pumper. Ganz wohl.

Kaiser. Ich werde aber jetzt geruhen, ein wenig zu schlafen. Und wenn ich ausgeschlafen habe, soll man mich mit Janitscharen-Musik wecken.

Hans Gregorius Haselstock, Zimmermann und Schulmeister in der Gemeinde B.** im Kanton T.**, an den aufrichtigen Schweizerboten.

Vielweiser, Hochgelahrter Herr,
Herr Schweizerbote!

Alldieweilen und sintemalen ich aus deinem Wochenblatt wohl merke, daß du kein einfältiger, aber fast ein gescheuter Mann bist, so will ich auch einmal an dich schreiben thun, und dir meine Noth klagen.

Wie du schon gesehen haben wirst, so bin ich ein Schulmeister, und das schon in die zwanzig Jahre, und habe bisher meinem Amt in allen Ehren vorgestanden. Das Schulmeistern hab' ich

von meinem seligen Vater gelernt, und versteh' es aus dem Fundament, und treibe es zum Nutz und Frommen meiner Gemeinde fort, wie er es getrieben.

Nun sind da einige junge Burschc heimgekommen, die thun, als ob ihnen in der Fremde andere Schnäbel gewachsen wären, und wollen mehr wissen, als ich, und erzählen, wie man an andern Orten anders schulmeissere, als bei mir, und wie die Schulkinder an andern Orten mehr lernen, als bei mir. Und die Leute glauben ihnen.

Besonders machen sie gar viel Rühmens von einem vielgelahrten Herrn Pitalazzi in der Schweiz, den ich gar nicht kenne, und wie der auf eine nagelneue Manier schulmeissere, daß man in weniger Zeit viel bei ihm lerne, und meinen, ich solle eben auch schulmeissern, wie er.

Nun hab' ich meine Noth unserm alten Herrn Pfarrer geklagt (Gott erhalt' ihn noch lange unter uns!), der über die neuerungssüchtigen Leute recht böse geworden ist. Da hat er mich wohlmeinend vermahnt: „Ich solle nur fest und unbeweglich beim Alten verbleiben — im alten Geleise fahre man am besten!"

Und er hat Recht.

Denn als ich mich näher um die neue Art erkundigte, hab' ich Dinge erfahren, davor mir alle Haare am Berze standen!

Nach der neuen Schulmeister-Art, die Herr Pestalozzi eingeführt hat, braucht man keine Ruthen, und keine Stöcke, um die Kinder zum Lernen anzuhalten. — Ei, das ist ja entsetzlich! — Was ist ein König ohne Zepter? was ein Schulmeister ohne Stock und Ruthe?

Der Stock, ihr Herren, der Stock ist das Fundament der Unterweisung, und die wahre Seele des Fleißes!

Es ist ja weltbekannte Sache, daß die verderbte Natur des Menschen allem Guten widerstrebt — also mit dem Stock fleißig hinterhergefegt, und die verderbte Natur herausgeprügelt! Ein Keil treibt den andern, sagt das Sprüchwort.

Mußten sich nicht unsere Väter und Großväter noch im Grabe todt ärgern, wenn sie erfuhren, daß ihre Kinder und Kindeskinder weniger Schläge bekämen, als sie zu ihrer Zeit bekommen haben?

Nein, ich schlage, Gott sei Dank, seit zwanzig Jahren einen guten Hieb, und will auch fernerhin die Nachkommenschaft unserer Gemeinde ehrbarlich zusammenhauen, wie sich's geziemt. Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hat als Schulmeister die gegenwärtig angesehensten Männer unserer Gemeinde braun und blau geprügelt, und das von Rechtswegen! Jetzt sind's alle brave Leute gewor-

den, die zwar noch nicht recht schreiben und lesen können, aber doch leben und leben lassen! — Was sagt Ihr dazu?

Wenn Ruthen und Stöcke nicht für eine wohleingerichtete Schule die nothwendigsten Dinge wären, so hätten mein Vater und ich nie das Recht gehabt, jährlich aus dem Gemeindswald unser Holz unentgeldlich zu beziehen. — Wofür möchte denn Holz? Nicht etwa auch für den Schulmeister?

Ferner ist es grundfalsch vom Herrn Pestalozzi, daß er seine Schulkinder nicht viel auswendig lernen läßt, sondern mehr auf Uebungen des Verstandes, auf Kenntnisse und Kunstfertigkeiten hält. — Wenn die Jugend viel auswendig lernt, bekommt sie ein gutes Gedächtniß, und das geht über Alles! Man lernt so einen Schatz in den Kopf hinein, den man sein Lebtage nicht vergißt.

Da wissen die ältesten Männer in meiner Gemeinde noch heut zu Tage auf ein Haar zu erzählen, was sie in der Schule von Sodom und Gomorrha, vom Thurmbau zu Babel, von den drei Männern im Feuerofen, von den Baalspfaffen, von der keuschen Susanna und dergleichen, gelernt haben. Es ist beweglich anzuhören. Zwar hilft es ihnen nichts, aber es schadet doch auch nichts!

Von Verstandesübungen halt' ich nichts,

weil ich nicht weiß, was Herr Pikulazzi damit sagen will. Ich bin ein erfahrner Schulmeister, und verstehe mein Handwerk so gut, wie einer. Aber von Verstand muß man mir nicht reden: — Verstand gehört nicht in die Schule, sondern der kömmt mit den Jahren von selbst, wie das Sprichwort lautet.

Auch soll Herr Pikulazzi seine Schulkinder sogar zum Nachdenken und Selbstdenken über alles anhalten, was sie hören und sehen.

Unser Herr Pfarrer sagt: mit dem Selbstdenken sey es, wie man wolle, aber allemal gefährlich für das Volk. Man muß dafür sorgen, daß die Kinder in der Schule nie recht verstehen, was sie lernen! Würden die Leute weniger für sich selbst nachdenken, sondern glauben, was man ihnen zu sagen gut findet: so wäre weniger Streit in der Welt, und mancher verdiente Mann säße fester im Sattel, als er sitzt.

So sagt unser Herr Pfarrer, und der liebe Herr hat recht!

Meine Jungen lernen hundert Sachen in den Kopf hinein, ohne es zu verstehen, und sind nicht daran gestorben. Auch erkläre ich ihnen durchaus nichts von dem, was sie lernen, und damit ersparе ich viel Zeit! — Wenn die Buben über jede Sache, und besonders bei den Geschichten von der keuschen

Suſanna, von der Bathſeba, von Potiphars Weib u. dgl. m. erſt noch nachdenken wollten, ſo wäre des ewigen Fragens kein Ende, und wo käme ich zuletzt hin?

Nein, nein, bleibt mir mit dem Denken vom Halſe! daraus wird nichts! — Ein Bauer muß nicht alles wiſſen und verſtehen; das iſt gut für Gelehrte! Sehet doch an den Ochs und den Eſel, das Kalb und das Schwein — die lernen auch nicht denken, und werden doch mit der Zeit dick und fett!

Laſſet euch alſo von der neuen Lehrart in den Schulen nicht verführen! — Es mag endlich ſein, daß Kinder dort geſchwinder und beſſer leſen, ſchreiben und rechnen lernen — an den Orten, wo die neue Schulart eingeführt iſt, behaupten es alle Leute — aber ich bitte doch, ſaget nur, wozu ſind Schulen in der Welt? — Sind ſie nicht hauptſächlich, damit ein Schulmeiſter ſein Geld verdiene, ſo gut wie andere Leute? — ſind ſie nicht, damit die Kinder ſtill ſitzen lernen, und erfahren, was Schläge ſind? — ſind ſie nicht beſonders deswegen, damit die liebe Jugend frühzeitig im Leiden geübt werde, damit ſie, wenn ſie älter iſt, ſich an die Uebel des Lebens ſchon gewöhnt habe?

Leſen und Schreiben ſind zwar gute Dinge, aber keine Hauptſache. Und wenn kein Menſch

in der Schweiz lesen und schreiben könnte, unsere Schweizerberge würden drum nicht einfallen.

Das hab' ich dir nur sagen wollen, vielgelahrter Herr Schweizerbote, zu Handen anderer Schulmeister und Gemeinden.

Verbleibe übrigens mit aller Veneration und Estime dein

treugehorsamster Serviteur und Schulmeister
Hans Gregorius Hafelstock.

Lehr- und trostreiche Ermahnung des Herrn Habakuk Pumper, daß wir die Pflichten gegen unsere Nachkommenschaft stets vor Augen haben sollen; oder liebreiche Aufmunterung zum Sterben.

Ich kann es nicht ohne Thränen sehen, wie die Welt heutiges Tages immer verderbter wird. — Und was ich schon oft gesagt habe, je gelehrter, je verkehrter wird sie! — Darum hat unser glorreicher Kaiser von Japan sehr wohl gethan, daß er alle Gelehrte allergnädigst aus dem Lande verjagt hat.

So denkt zum Beispiel jeder nur an sich, keiner sorgt für die liebe Nachkommenschaft.

— Wenn ihr euern Kindern Geld zusammenspart: so habt ihr nach eurer Meinung Alles gethan. Ich aber sage nein!

Die Hauptsache für jeden Menschen ist unstreitig, daß er für seine Person auch Platz finde in der Welt, und zwar auf der Erde. Denn in der Luft zwischen Himmel und Erde kann man nicht Häuser bauen. Wo will das nun aber hinaus mit der Nachkommenschaft, wenn einen Tag und alle Tage Kinder geboren werden, und kein Mensch sterben will?

Man hat berechnet, daß auf einer Meile in's Gevierte bequem fünftausend Menschen wohnen können, und wenn sie sich ein wenig drängen und zusammenschicken, mögen auch wohl sechstausend Platz finden. Was soll's aber geben, wenn einmal siebentausend Menschen sich da ernähren wollen?

In Europa können ohngefähr fünfhundert Millionen Menschen wohnen. Vor einigen tausend Jahren mogte man sich noch vier Wochen lang ausser Odem laufen, ohne ein Dorf zu finden. Heutiges Tages geht man kaum eine halbe Stunde, so hört man schon wieder Kinder in den Häusern schreien. Wenn nun die Menschen so fortfahren, wird man zuletzt noch Häuser auf den Flüssen bauen, wie sie schon in China thun, weil auf der Erde kein Platz mehr ist; und man wird Fabriken auf den Eisbergen anlegen müssen.

Wie nothwendig es dennoch sei, darauf zu denken, unserer Nachkommenschaft gehörigen Platz zu machen, wird jeder ohne mein Erinnern einsehen.

Eine der menschenfreundlichsten Einrichtungen für die Nachkommenschaft ist daher der Krieg. — Und der Mann, der die Kanonen und Kartätschen erfunden hat, war gewiß ein zärtlicher Vater, und hat mehr Verdienst, als derjenige, welcher zuerst lehrte, Wein trinken und Erdäpfel essen.

Mit allem Rechte rühmen und bewundern wir daher große Generale, die, wenn sie zu Morgen gegessen haben, eine Schlacht liefern, worin immer drei- bis viertausend Menschen umkommen. Für eben so viele Adamskinder ist dann schon wieder Platz gemacht! — Die Herren wissen es auch gar wohl, wie große Ehre es ist, Wohlthäter der Menschheit zu sein! denn sie können nach jedem Treffen nie genug rühmen, wie viel sie getödtet haben, und lügen aus Ehrbegierde wohl noch mehr Todte hinzu, als sie Lebende gesehen.

Eben so verdienen diejenigen Obrigkeiten Lob und Preis, welche aus Liebe zur Nachkommenschaft mit landesväterlichem Eifer dafür sorgen, daß von ihren Unterthanen so viel als möglich sterben, oder wenigstens nicht zu lange leben. Ich will hier nicht bloß derjenigen rühmlich gedenken, die gern Krieg führen, wär es auch nur wegen eines

Titels, oder wegen einer Jucharte Land; sondern auch solchen gebührt der Preis, die nicht viel darauf halten, daß im Lande geschickte Aerzte sind, sondern allen alten Weibern, Scharfrichtern, Viehärzten, Hirten oder Quacksalbern und Landstreichern aus Gnaden gestatten, die Unterthanen in's Grab zu doktern. Das ist Staatsweisheit!

Eine wahre Pest ist auch die Aufklärung des Landvolks. Denn je arbeitsamer, mäßiger und frömmer unsere Bauern werden, je älter werden sie, je länger leben sie. Man sieht daher leider schon, wie in manchen Dörfern alle Jahr neue Häuser gebaut werden, weil der Menschen mehr geworden sind. Natürlich wird dadurch der Antheil der Gemeindsbürger am Gemeingut immer kleiner, und das ist doch ein bedauerliches Ding. Wär' es nicht besser, wenn in jedem Dorfe nur eine-einzige Familie wohnte, die das Gemeingut allein genösse?

Ich erschrecke, wenn ich daran denke, was aus der Welt werden will, wenn sie dermaleinst Menschen hat, die neben einander keinen Platz mehr finden. Rippenstöße werden dann wohlfeiler sein, als heut zu Tage die Kieselsteine; Prügeleien gewöhnlicher als heut zu Tage die Komplimente. Die Leute werden sich einander die Luft verkaufen müssen, die sie athmen; die Obrigkeiten werden

das Waſſer verzehnden laſſen, und Abgaben auf Sonne, Mond und Sterne legen, die doch jeder angaffen muß.

Da ich nun überzeugt bin, daß viele meiner Leſer aus obigen triftigen Gründen große Luſt zum Sterben bekommen werden: ſo will ich ihnen noch ſchließlich einige Lehren mittheilen, wie ſie bald krank und hinfällig werden können.

Vor allen Dingen hütet euch, den Kindern die Ruhrlattern einzupfropfen zu laſſen, ſonſt bleiben ſie geſund.

Weil Wein und Brenz wohlfeil ſind, müſſet ihr vor keinem Wirthshaus vorbeigehen, ohne einzukehren. Ein Trunkenbold geht bald den Weg alles Fleiſches, indem er ſeine Geſundheit mit Lauter Ruhe! und Wohl bekomms! zerſtört.

Seid in euern Häuſern recht unreinlich; laſſet keine friſche Luft in eure Stuben. — Denn Ordnung und Reinlichkeit am Leibe halten den Menſchen geſund; aber Unflath und eine dunſtvolle Luft vergiften den Körper, zehren ihn ab, bewirken allerlei Ausſchlag, verderben das Geblüt, und ihr ſterbet ſpäteſtens zu eurer Freude in den Vierzigern.

Wenn ihr krank werdet, ſchicket zu keinem Arzt, ſondern zu einem Scharfrichter oder Quackſalber, oder zu einem alten Weibe, oder wer ſich ſonſt mit dem Kuriren abgibt, ohne es gelernt zu

haben. So werdet ihr bald in die Ewigkeit ſpedirt werden, und das iſt recht klug und löblich von euch!

Bei dieſer Gelegenheit muß ich auch Ehrenmeldung thun von denjenigen Gemeinden, die ihre Wälder niederhauen und kein Holz nachpflanzen. Beſſer kann man für die Nachwelt nicht ſorgen, als wenn man ihnen Holztheurung macht. Das iſt chriſtlich gedacht. Dadurch werden ſie zur Sparſamkeit gewöhnt, haben keine Oefen mehr nöthig in den Stuben, gewöhnen ſich das Kochen und Braten ab, und wärmen ſich im Sommer deſto länger an der Sonne, auf daß ſie noch im Winter davon warm bleiben.

Diejenigen ſoll man auch nicht zu hart tadeln, welche ihr Vermögen zeitig verlumpen, und ihren Kindern nichts hinterlaſſen, als den Bettelſack. Das ſind Leute, die für die Nachkommenſchaft ſorgen. Sie nöthigen ihre Nachkommen dadurch zum Arbeiten, und daß ſie ſich nicht dem Müßiggang ergeben. Denn Müßiggang iſt aller Laſter Anfang!

Nun denn, wer es mit der Nachwelt wohl meint, erfülle ſeine Pflicht, und mache zur rechten Zeit den andern Geſchlechtern Platz! —

Es wird mich freuen, wenn ich vielen Leuten durch meine Beweggründe Luſt zum Sterben bei-

gebracht habe. — Ich für meine Person will nun zwar vor der Hand noch gesund bleiben, und wo möglich recht lange leben. Dies geschieht aber bloß deßwegen, damit ich sehen und erfahren möge, ob die Leute meine Lehren auch recht befolgen!

Habakuk Pumper,
Bratenwender und Leibschuhputzer, auch deutscher Dollmetscher beim Kaiser von Japan.

Sendschreiben der Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli an die Frau Feuer-Sprützen-Leutenantin an der vordern Stange.

Hoch- und großgeborne Frau, Herzallerliebste Frau Baas Gevatter Feuer-Sprützen-Leutenantin an der vordern Stange!

Es thut mir bis in die Fingerspitzen wohl, daß ich euch wieder einmal bei eurem rechten Titel tituliren und begrüßen kann, und daß, Gott sei Dank, alles wieder auf dem rechten Fleck sitzt.

Wir haben uns seit sechs Jahren nicht geschrieben. Aber es ist auch damals ordentlich gewesen,

wie am jüngsten Tag. Die Welt war wie verkehrt, und ſtand auf dem Kopf, und man riskirte alle Tage, die letzte Poſaune zu hören.

Jetzt ſind wir wieder im alten Gleis, oder kehren dahin zurück, wie die Krebſe, die ſich beim Rückwärtsgehen ſehr wohl befinden, und nicht, wie es vielen ergangen iſt, mit der Naſe anrennen.

Ich habe eine Bitte an euch, und die dürfet ihr mir nicht abſchlagen. Ihr müſſet es euch aber weder gegen mich, noch gegen andere merken laſſen, daß ich euch darum gebeten habe, ſondern meine Reiſebeſchreibung um die Stadt, welche ich euch ſchicke, in die Zeitungen ſetzen laſſen, als wenn ich nichts davon wüßte.

Von vornehmen Leuten ſteht heut zu Tage alles in der Zeitung, was ſie zu Nacht gegeſſen, wen ſie freundlich gegrüßt, ob ſie ſich den Finger geklemmt, oder ob ſie ein Kind zur Taufe gehalten haben. Das iſt ſehr nützlich für das gemeine Volk, damit es Reſpekt habe, und erinnert einen an die alte gute Zeit, wo noch lange Titel, breite Haarbeutel, hohe Abſätze unter den Schuhen und kleine Grundſätze im Kopf Mode waren.

Ja, Frau Bas Gevatter Feuer-Sprützen-Leutenantin an der vordern Stange, fürchtet euch nicht, es wird ſchon noch beſſer kommen. Die Potentaten und Fürſten und wir andern Ehrenleute können jetzt auch wieder ein Wort ſagen,

und die absurden Philosophen müssen wohl das Maul halten, und das mit Recht. Es muß noch dahin kommen, wie vor einigen hundert Jahren, wo man die Hexen verbrannte, und es thut mir noch gar nicht leid, daß ich meinen großen Reifrock mit Stahlfedern aufgehoben habe, den ich von meiner Frau Großmutter sel., der gewesenen Frau Ueberreiterin, nachmaligen Frau Landweibelin, erbte. Er wird gewiß wieder Mode.

Wenn die alte Ruhe und das Glück der Welt wieder kommen soll, müssen schlechterdings die Herren wieder große Knotenperücken tragen, alle Bücher verboten, ehrbare Menuetten statt der Walzer getanzt, und die Ehrenämter versteigert werden.

Mein Gemahl, der Herr Vetter Gevatter Land-, Stadt- und Platz-Major, hat sich ein neues Bernerwägeli zugelegt, worin wir beide zuweilen geruhen spazieren zu fahren. Denn wenn man bei dem gemeinen Volk etwas gelten will, muß man sich hoch machen. Seitdem wird's auch mit den Straßen besser. Denn da der Weg um die Stadt immer schlechter, und der Koth immer tiefer ward, hat sich mein Gemahl endlich ernsthaft drein legen müssen, und seine Vorstellungen bei der Obrigkeit haben gewirkt, daß jetzt alles neu gepflastert wird, welches nothwendig auch in

der Zeitung ſtehen ſollte, damit es auswärtige Mächte wüßten.

Vorgeſtern hat die Bürgerſchaft einen neuen Nachtwächter gewählt. — Der Nachtwächter hielt eine feierliche Rede, die wahrſcheinlich gedruckt werden muß, und heut ſoll er inſtallirt werden. Das laſſet auch in die Zeitung rücken, denn in unſerer kleinen Stadt haben wir keine Zeitung, und die Sache iſt doch wichtig für das Ausland. Es haben ſich zehn Perſonen um die Stelle beworben, aber der alte Max hat ſie erhalten, weil er auf der Probe ſchrie, daß man die Ohren zuhalten mußte. Er iſt zwar halb blind, aber des Nachts gibt's auf den Straßen nichts zu ſehen.

Vergeſſet meine Bitte nicht, wegen der Reiſebeſchreibung.

Ich habe die Ehre zu geharren,

Hoch- und großgeborne Frau Bas Gevatter Feuer-Sprühen-Leutenantin an der vordern Stange,

Dero wohlaffektionirte

Frau Bas Gevatter Land-, Stadt- und Platz-Majorin

Anna Babeli Quakli.

Lalenburg, den 10. Mai 1805.

Reise der Frau Anna Babeli Quakli um die Stadt.

Am 17. Huius erlebten wir in unserer Stadt das Vergnügen, die groß- und hochgeborne Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli spazieren fahren zu sehen. Man kann nicht genug die Holdseligkeit ihrer Mienen bewundern, mit der sie aus der Hausthür trat.

Sie war prächtig angekleidet: trug eine schwarze mohrne Robe mit großen Blumen, auch der Herr Gemahl hatte grüne atlassene Beinkleider an.

Die vorübergehenden Zuschauer ginzen sehr vergnügt vorbei.

Um zwei Uhr siebenunddreißig und eine halbe Minute bestieg die Frau Quakli in höchst eigner Person das neue Bernerwägeli, und verlor Hochderoselben linken Schuh beim Einsteigen.

Man kann nicht genug die Geistesgegenwart und Seelengröße rühmen, mit welcher Dieselben das unerwartete Unglück ertrugen. Sie nahmen mit unbeschreiblicher Majestät den linken Schuh in Dero rechte Hand, und bewiesen dadurch, daß hohe Personen alles mit angestammtem Adel und Würde verrichten.

Sobald der Schuh ohne weitere Unfälle angezogen worden war, wobei die Kammermagd dienstreiche Handleistung bot, fuhr der Zug ab.

Voran ging ein schönes Roß, dem man es nicht ansah, daß es etwas steif war; dann folgte der Wagen, welchen der Herr Gemahl mit selbsteigenen Händen regierten, und den Beschluß machte Deroselben Frau Gemahlin, die, wie gemeldet, im Wagen saßen.

Es war ein wahrer Triumphzug durch die Stadt. Man wußte nicht, ob man den Herrn, oder den neuen Wagen, die Frau, oder das Roß bewundern sollte. Man bewunderte demnach alle vier, um keinem Unrecht zu thun.

Der Zug ging majestätisch langsam zum obern Thor hinaus, wo der Thorwächter sogleich ins Gewehr trat, um die gebührenden Ehrenbezeugungen zu leisten. Man observirte bei dieser Gelegenheit, daß Herr Land-, Stadt- und Platz-Major sehr ernst und feierlich waren, wie es sich für einen Herrn von seiner Würde und seiner Gewalt geziemt. Hingegen Deroselben Frau Gemahlin waren leutselig und lachelnd, und überaus liebreizend gegen die Wacht.

Da große Männer gewöhnlich auf die größten Kleinigkeiten achten, hielten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major am Thor still, und nahmen über den Thorwächter Generalmusterung

vor; bemerkten sogar, daß er sich die Strümpfe nicht gehörig aufgebunden hatte. Nach dieser richtigen Beobachtung ward die Wacht befragt, um die aus- und einpassirten Fremden. Es ergab sich, daß vor zwei Stunden in der That ein Landstreicher mit seinem Weibe, das ein Kind auf dem Rucken getragen, einpassirt sei. Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major vernahmen dies mit hohem Wohlgefallen, und Dero Frau Gemahlin beschenkten den Wachter zur Aufmunterung in seinem militärischen Staatsposten mit einem Weckenbrodli.

Nach diesem Ereigniß, wobei viele Zuschauer waren, weil eben die Kinder in die Schule gingen, fuhr man weiter, und gelangte zum Stadtbach, den man wohl den Stadtfluß nennen könnte, weil Bäche sich nicht für Städte, sondern nur für gemeine Dörfer schicken. Doch iſt zu bemerken, daß der Bach, oder Fluß noch nicht schiffbar iſt.

Am Bache ging der Herr Schulmeiſter spazieren. Da es sich schickt, daß große Herren die Gelehrten hochachten, weil sie von denselben Ruhm und Unsterblichkeit erhalten können, und weil sich große Herren damit das Ansehen großer Beförderer der Wissenschaften und Künſte geben können, so hielten der Herr Land-, Stadt- und Platzmajor abermals still; beide hohe Honoriatioren grüßten den Schulmeiſter

freundlich, und traten sogleich in ein tiefsinniges Gespräch über Staats- und Landwirthschaft, indem sie fragten: wie viel Dünger der Schulmeister jährlich auf seinen Acker führe? und ob er seine Matte mit Gülle oder Gyps beschütte?

Der Schulmeister antwortete mit Ehrerbietung, und da die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin weltkundigermaßen eine große Gönnerin der Natur und Liebhaberin der Botanik sind: so machten sie die Anzeige, daß die Kirschbäume nächstens blühen würden, welche Voraussagung auch wirklich vierzehn Tage darauf erfüllt ist, wie es sich von dem tiefblickenden Geist einer solchen Dame erwarten ließ.

Kaum waren die hohen Reisenden, nach gnädiger Entlassung des Schulmeisters, wieder allein: so machten der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major die Bemerkung, daß der Schulmeister sehr schlecht besoldet sei, aber auch wenig genug verstehe. Er habe deshalb schon mehrmals gedroht, seine Entlassung zu geben, und sich gänzlich der edeln Schuhmacherkunst zu widmen. — Frau Quakli aber erhoben sich mit Eifer dagegen. Man will von ihren damaligen Aeusserungen auch Folgendes bemerkt haben:

„Wir haben schon Schuhmacher genug in der Stadt; aber der Gelehrten zu wenig. Wird der Schulmeister Schuhmacher, so hätte meines Schwa-

gers Bruders erſter Frauen Stieftochter Mann beim kleinen Brunnen an der Kälbergaſſe neben dem Wirthshaus zur goldenen Sau allzu wenig Verdienſt. Man muß dieſen Gelehrten feſthalten, damit auswärtige Mächte ſehen, wie wir die Wiſſenſchaften ſchätzen. Gehaltszulage muß der Schulmeiſter nicht haben, denn man ſagt, fette Hühner legen keine Eier. Aber der Magiſtrat gebe ihm den Profeſſortitel unentgeldlich. Er kann Profeſſor der Leſe-, Buchſtabier- und Schreibkunſt werden."

Unſtreitig wollten der Herr Quakli dieſer ächt- und feinpolitiſchen Meinung von Deroſelben Frau Gemahlin beiſtimmen, aber ſie wurden daran durch einen unwillkührlichen Kübel in der Naſe gehört. Herr Land-, Stadt- und Platz-Major geruhten darauf mit einem ſo entſetzlichen Krachen zu nieſen, daß nicht nur der Thurmwächter in der Stadt behauptete, es mit beiden eigenen Ohren auf dem Stadtthurm gehört zu haben, ſondern daß auch alle Vögel eine Viertelſtunde rings umher hochlich erſchrocken gen Himmel flogen, das Roß vor dem Wagen ſcheu ward, und mit Entſetzen ſammt dem Wagen und den darauf befindlichen hohen Perſonen davon lief.

Es iſt nicht genug zu beſchreiben, wie kaltblütig und mit welcher Seelengröße ſich beide, der Herr Gemahl und Dero Frau Gemahlin, in die-

ſer Todesgefahr zeigten. Beſonders bewundernswürdig war die erhabene Geiſtesgegenwart der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin. Sie ſchrieen ſolchergeſtalt und dermaßen aus allen Leibes- und Seelenkräften, daß der alte Bannwart Tobis, der ſonſt nur ſehr ſchwer hört, aufmerkſam wurde, herbeilief, dem wilden Roß in die Zügel fuhr, und es zum Stillſtehen brachte.

Indem der Bannwart das Roß feſthielt, ſchrie er: „ſteh du, willſt du mit allen Narren nach Japan?“

Bei dieſem höchſt unbeſonnenen und gefährlichen Ausruf erſchracken beide hohen Standesperſonen ſehr, und mit Recht. — Zwar hatten vor einigen Jahren der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major das Pferd von einem ruſſiſchen Marketender zum Andenken Seiner Durchlauchten Excellenz Graf Suworow Rimnisky Fürſt Italinsky gekauft, aber dieſe Anſpielung des Bannwarts auf Japan konnte für unſere Stadt höchſt nachtheilige Folgen haben.

Denn da unſere Stadt ein Theil des Staats iſt, und der Staat mit Frankreich im Bunde ſteht, Frankreich hingegen mit Oeſterreich, und Oeſterreich mit Preußen in gutem Vernehmen ſind; da ferner das preußiſche Haus mit Ihro Majeſtäten von England verwandt ſind, England aber laut geheimen Nachrichten in den Zeitungen mit Japan in Handel und Wandel lebt: ſo beleidigte der un-

behutsame Bannwart nicht nur den Kaiser von Japan, sondern der Bannwart stieß fast ganz Europa und Asia vor dem Kopf.

Dies erschreckliche Versehen betrübte beide hohe Standespersonen sehr. Der Bannwart, weil er wegen Gehorlosigkeit nichts von den Vorwürfen verstand, die man ihm wegen seines diplomatischen Fehltritts machte, ging brummend davon. Die erste Satisfaktion, welche beide Honoratioren der japanischen Monarchie erheilten, war, daß sie dem Bannwart kein Trinkgeld für seine Mühe gaben, die er gehabt hatte, das Roß anzuhalten.

Darauf, als der Wagen weiter fuhr, beschlossen die hohen Reisenden, alles Mögliche anzuwenden, den Vorfall geheim zu halten, und den Staatsfehler des Bannwarts keiner Seele anzuvertrauen, ausser dem gesammten Magistrat.

Denn obwohl Japan dermalen noch stark im Kriege begriffen ist, und unsere Stadt vor der Hand keine Feindseligkeiten von daher zu befürchten hätte, könnte dennoch der Kaiser von Japan bei ruhigern Zeiten unserer Stadt die Sache wieder vorrücken. Die Stadt würde in einige Verlegenheiten durch einen Krieg kommen, da von unserer Seite die Armee nicht stärker ist, als fünfundzwanzig Mann Linientruppen, zwei Mann Kavallerie, einem Regiment von fünf Mann

Scharfschützen, einem Bataillon von zwei Mann Artilleristen, die aber, ausser einem kleinen Böller, keine Kanone haben.

Der Herr Land-, Stadt- und Platz-Major liessen sich bei dieser Gelegenheit in seine militärische Betrachtungen ein, deren Richtigkeit und Wichtigkeit alle Welt in Erstaunen setzten. Sie behaupteten, Japan würde uns gewiß endlich durch die Menge seiner Truppen überwinden, und mit dem Schwert in der Faust die Friedenstraktaten vorschrieben. Doch versprachen sie, für das Vaterland den Tod des Helden sterben zu wollen, über welche Reden die Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin ganz in Thränen zerflossen.

So großes Unheil kann die unvorsichtige Rede eines Bannwarts über einen großen Staat, ja, über eine ganze Stadt bringen.

Unter solchen Gesprächen erreichten die hohen Reisenden endlich das sehnlich erwünschte Ziel ihrer mühsamen und mit tausend Gefahren begleiteten Reise, und langten beim untern Stadtthor glücklich und höchst wohlbehalten an.

Niemand, der ihnen auf der Straße begegnete, sah ihnen die erlittenen Unglücksfälle an; so sehr sind große Seelen über alle Stürme des Schicksals erhaben. Nur der Herr Haus- und Leib-Schneider des Herrn Land-, Stadt- und Platz-Majors bemerkte mit Entsetzen: daß die grün-

atlassenen Beinkleider desselben einen Riß bekommen hatten. Dieser beklagenswerthe Umstand erregte gerechten Kummer bei der Gemahlin des Verwundeten; doch machte der Schneider Hoffnung, daß der grausame Riß in den Beinkleidern nicht unheilbar sei.

Alle Minuten mußten die hohen Reisenden auf der Straße anhalten, um denen, die Hochdenselben begegneten, den Staatsfehler des Bannwarts zu erzählen, und die entsetzlichen Folgen zu berechnen, welche aus seiner unvorsichtigen Aeusserung gegen einen mächtigen asiatischen Staat entstehen konnten. In kurzem war die ganze Stadt von dieser kritischen Angelegenheit unterrichtet; und die hohen Reisenden konnten nicht begreifen, wie das Staatsgeheimniß so plötzlich unter das Publikum gekommen sei. Aber man sieht wohl, daß hohe Personen nichts thun können, ohne von tausend Augen beobachtet zu werden. Dies ist allerdings eine wahre Last und Bürde angesehener Personen, davon aber das gemeine Volk nichts begreift.

Als Hochdieselben vor ihrem Hause anzulangen geruhten, stiegen sie Hochstselbst aus, um von den Strapatzen einer Reise auszuruhen, neben welcher eine Reise um die Welt verhältnißmäßig eine nahe Kleinigkeit ist.

Allerunterthänigſtes, unmaßgebliches Gutachten des berühmten Habakuk Pumper ꝛc. ꝛc. über die Preisfrage des Kaiſers von Japan: Auf welche Art und Weiſe können die Bürger einer Gemeinde nach und nach ſehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe?

Hier in Japan haben die Leute ein ſonderbares Vergnügen daran, reich zu werden! aber nichts wird ihnen ſaurer, als ſchwere Arbeit. Und mir geht's auch ſo.

Der glorwürdige Kaiſer Spſilon der Neunundneunzigſte, der immer für das Wohl ſeiner Unterthanen beſorgt iſt, wenn er nichts Beſſeres zu thun hat, gab daher eine Preisfrage aus an alle Welt: **Wie können die Einwohner eines Ortes ſehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe?** — Und wer die Frage am beſten beantwortet, ſollte hundert Japansd'or zur Belohnung haben.

Ich habe die Frage nach meinen ſchwachen Einſichten beantwortet, und meine Antwort gefiel dem Kaiſer von Japan am beſten, und was das Beſte iſt, ich habe die hundert Japansd'or zur Belohnung meiner Weisheit erhaſcht.

Ich antwortete aber auf folgende Art:

Weltbekanntermaßen regnet's Waßer, und schneiet's Schnee, aber weder Batzen noch Dublonen. Gegen diese heilige Wahrheit läßt sich nichts einwenden.

Da aber der Menschen immer mehr werden, und es den Menschenkindern gleichsam angeboren iß, immer nach Geld zu jagen: so iß's natürlich, weil das Geld in viele Säcke vertheilt iß, daß Keiner viel haben kann. — Je weniger Menschen wären, je mehr Geld würden sie beßzen, welches jetzt Andere haben.

Ich schlage demnach jeder Gemeinde, deren Einwohner reich werden wollen, ohne Mühe und Arbeit, folgende Maßregeln vor:

1) Man nehme von nun an, bis zum jüngsten Tage, keine Fremden zu Gemeindsbürgern an.

Es iß wohl wahr, je vollreicher ein Ort iß, je mehr Handel und Wandel findet ßatt, je mehr Geld wird in den Ort hereingezogen für allerlei Arbeit, je mehr findet auch der Aermße Gelegenheit, Geld zu verdienen; je beßere Arbeit bekommt man von den Handwerkern; je beßere Waare vom Kaufmann; je wohlfeiler werden die Waaren aller Art, weil einer nicht Alleinhandel treibt, sondern die Käufer immer zum billigßen Mann gehen; je leichter wird es den Einwohnern, die Gemeinds-

laſten zu tragen, weil ihrer ſehr viele daran tragen müſſen. — Ich geſtehe, das Alles iſt wahr.

Aber es iſt auch wahr, daß wenn man keine fremde Gemeindsbürger und Anſaßen mehr annimmt, Hoffnung iſt, daß nach und nach einige Geſchlechter ausſterben, andere ſich auswärts niederlaſſen, ſo, daß die Zahl der Bürger immer kleiner wird. Je weniger Bürger, deſto gröſſer iſt ihr Antheil am Gemeindsgut. Und wenn zuletzt nur noch zwei Familien in einem Dorfe übrig blieben, ſo hätten dieſe beiden alle Wälder, Weiden und Aecker, alle Häuſer, alles Geld allein. Und wenn das ganze Land dieſem weiſen Beiſpiel folgte: ſo wären zwar nur wenige Menſchen im Lande, aber lauter reiche Leute! — Man würde ſo reich, daß man ſeine Häuſer nicht alle bewohnen, ſeine Felder nicht alle anbauen könnte. Jeder müßte ſein eigener Schneider, Schuſter, Leinweber, Koch, Küfer, Schmied, Maurer, Hafner, Kaminfeger, Hutmacher u. ſ. w. ſein. Das wäre freilich etwas unbequem, aber man wäre doch reich.

Genug, ſchon jetzt iſt's eine Freude, zu ſehen, wie in manchen Städten die Handwerker zugleich Bauern ſein müſſen, und man für Geld und gute Worte keine gute Waare bekommen kann, weil zu wenig Menſchen ſind, die da kaufen, und die

Kaufleute sich also wohl in Acht nehmen, frische Waaren anzuschaffen. Das ist ein guter Anfang zum Reichwerden.

Da es aber doch auf diese Art etwas langsam mit dem Reichwerden geht, und es nöthig ist, daß viele Geschlechter bald aussterben, damit die Hinterlassnen desto mehr erben: so schlag' ich vor:

2) Man verheirathe sich nie mit Fremden, sondern verheirathe die Kinder mit Kindern aus der gleichen Familie.

Dadurch bleibt erstlich das Geld bei der Familie selbst, und zweitens ist nichts geschickter, das Aussterben einer Familie zu befördern, als wenn man immer die Kinder derselben mit einander verheirathet. Denn dadurch werden die wieder gebornen Kinder schwächlicher, weil sie die verdorbenen Säfte aus derselben Familie, die erblichen Fehler und Krankheiten wiederbekommen, was bei der Vermischung mit fremden Personen wegfallen würde, wo ein Blut das andere verbessert. Eine in sich selbst heirathende Familie artet zuletzt ganz aus; die kleinen Mängel und Gebrechen des Leibes pflanzen sich fort, werden stärker und vernichten den Stamm. — Man findet das sogar bei Thieren.

3) Man lege im Orte zahlreiche Wirthshäuser und Bintenschenken an,

damit viele Bürger ſich regulär alle Tage, oder wenigſtens alle Woche berauſchen können.

Der übermäßige Genuß des Weins und gebrannter Waſſer verdirbt die Säfte des menſchlichen Leibes, verhilft zu Schlagflüſſen, Auszehrungen und dergleichen anmuthigen Krankheiten. Rechte Weinſäufer haben ſelten geſunde Kinder, und dieſe werden nie ein hohes Alter erreichen. So kann man hoffen, daß nach und nach eins ums andere abſtirbt.

4) Man laſſe auf den Straßen Koth und Unflath liegen, und reinige ſelten die Wohnhäuſer.

Das gibt freilich Anfangs Ausdünſtungen, die nicht wohl riechen. Aber man geht mit den Füßen weicher, und die Naſe hält man wo anders hin. Im Frühling und Herbſt hat man hingegen die Freude, anſteckende Krankheiten häufiger zu ſehen, wovon viele Menſchen hingerafft werden, zum Vergnügen der Erben.

5) Man ſchaffe die Kirchhöfe und Begräbnißplätze nicht aus der Stadt, ſondern laſſe ſie drin.

Denn die unmerklichen Ausdünſtungen der verweſenden, an mancherlei Krankheiten geſtorbenen Menſchen helfen im Frühling und Herbſt

die Luft recht ordentlich verpesten, wodurch zuweilen ein sehr wohlthätiges Sterben gemein wird. In Pestzeiten sterben in solchen Städten die meisten Menschen, oft ganze Geschlechter mit einemmale aus, was kein geringer Vortheil ist.

Alles, was ich hier nach meiner geringen Weisheit angerathen habe, das habe ich zu meinem großen Vergnügen schon in vielen Dörfern und Städten ausgeführt gefunden, wovon sich dann auch nicht minder die angerühmten Folgen offenbarlich gezeigt haben.

Ich könnte freilich noch mehr nützliche Maasregeln vorschlagen: allein, wenn man den Leuten zu viel auf einmal rathet, so thun sie nichts. Es ist aber schon genug an jenen fünf Punkten. Wenn man sie gehörig befolgt: so wett' ich meine hundert Yapansd'or daran, daß bald in den größten Städten das Gras auf den Straßen wachsen wird.

Habakuk Pumper,
Leibschuhputzer, Bratenwender, auch deutscher Dollmetscher beim Kaiser von Japan.

Ueber die edle Kunſt, Wind zu machen.

Wenn man von dem Nutzen der Winde und Sturmwinde überzeugt iſt, wiewohl ſie manches Dach abdecken, manchen Baum ohne Noth fällen, manches Schiff in den Abgrund der Wellen ſenken, manchem ohnedem höflichen Ehrenmann Hut und Perüke vom Kopf nehmen: ſo iſt es allerdings höchlich befremdend, daß man den Nutzen der herrlichen Windmacherkunſt ſelbſt noch in Zweifel zieht.

Sehet nur eure Leute recht an, wodurch ſie geworden ſind, was ſie ſind, berühmte Doktoren, berühmte Staatsmänner, berühmte Schneider, berühmte Generale, berühmte Kaminfeger und dergleichen. Es war nicht ihre Tapferkeit, Geſchicklichkeit, Weisheit, Gelahrtheit — ſie machten nur zur rechten Zeit ein wenig Wind. Sie ſelbſt hören es gern, wenn man ihnen mit aller Freimüthigkeit ſagt: „ihr Ruhm hätte ſich auf Flügeln des Windes erhoben und verbreitet.“

Man bilde ſich aber nicht ein, daß das Windmachen leicht ſei; nein, es iſt wahre Kunſt, ſo gut als Muſik, Politik, Mechanik, Mathematik und jedes andere Ik. Es iſt eine köſtliche Natur-

gabe — es gehört dazu großes Talent! Man lernt so etwas nicht für's Geld.

Ich kenne Leute, brav, wie aus dem alten Teſtament, gelehrt, kenntnißvoll, dienſtfertig, aufrichtig, tugendhaft — und ſind doch arme Teufel. Sie verſtehen es gar nicht, Wind zu machen. Sie bilden ſich ein, Kenntniſſe ſollen ſie empfehlen, Redlichkeit ſolle für ſie ſprechen, ihre Dienſtfertigkeit ſolle ſie beliebt machen. Poſſen! — dergleichen Leute bleiben mit ihrer Kenntniß und Rechtſchaffenheit hintenan; ſie taugen nichts für's Vaterland — laßt ſie nach Amerika wandern oder Kopiſten werden, da ſind ſie am rechten Orte! Um ein großer Mann im Staat zu ſein, ſind Einſichten und Tugend ſehr entbehrlich; Windmacherei hingegen iſt nothig, wie die Luft zum Athemholen.

Dies ſollen einige Beiſpiele ins Licht ſtellen.

Herr **Peter Null** iſt ein ganz gemeiner Kopf, hat wenig gelernt, und weiß daher auch wenig davon, was dem Lande wohl oder weh thut. Trotz dem hat er ſich zu hohen Aemtern geſchwungen, und hilft ein ganzes Land regieren, ohne von der Regentenkunſt mehr zu verſtehen, als ſein Knecht, der ihm den Rock ausbürſtet. Wie machte er's? — **Durch Wind.** Er gab ſich die Miene, als verſtände er Alles am beſten; im Wirthshauſe hatte er immer das große Wort allein; wenn er einmal an den unrechten Mann kam, klingelte er

mit seinen Batzen in der Tasche, und jedermann gab ihm Ruhm und Beifall; wenn er unter den Bauern mittrank, sprach er viel von Religion. Dann sagten die Bauern: „Holla, der ist unser Mann! der hat noch Religion!“ — Wenn's um eine Wahl zu thun war, beklagte er sehr mitleidig die reichen Bauern, eiferte gegen alle Abgaben, gegen Zehnden, gegen Bodenzinse, gegen Gesetze. Da sagten die Bauern: „Holla, der ist unser Mann; der versteht das Regieren aus dem Fundament, den müssen wir wählen!“

Jetzt ist Peter Null gewählt, und hilft regieren nach Herzenslust. Wie macht er's? Da er nicht Kopf genug hat, Einrichtungen zum Besten des Landes zu machen: so nimmt er eine sehr fromme und hohe Miene an, und spricht: „Ich bin der Meinung, man lasse es beim lieben Alten bewenden. Ich hasse alle Neuerungen. Hat die Welt so lange bei dem Alten gestanden, so hält sie jetzt auch fest, und wird uns nicht über den Kopf zusammenstürzen.“ — Und so bleibt der alte Schlendrian, und das Volk sagt: „Holla, das ist ein wahrer Vaterlandsmann! der ist mit seinen breiten Schultern die einzige Stütze des Staats. Dächten alle Leute wie er, das Schießpulver wäre noch nicht erfunden!“

Herr von Backenbart ist ein Einfaltspinsel, so lang und breit er ist; kann keine Zeile

schreiben, ohne zehn Fehler zu machen; ausser der Zeitung lieset er kein Buch; er hat oft höchst alberne Einfälle — und doch braucht man ihn in Staatsgeschäften. Wie so? — Ei nun, Herr von Backenbart macht guten Wind.

Er macht seinen alten Adel geltend. Er behauptet steif und fest, vom Backenbart des großen Goliath abzustammen. Er drückt sein breites Petschaft auf alle Zettel; er brüstet sich sehr bescheiden mit seinem Von, nimmt gegen Jeden eine gnädig herablassende Miene an, und sieht's gern, wenn man ihm breite Titularen gibt. Er spricht gern von seinen Geschlechtsvorfahren Da war der eine vor hundert Jahren ein tapferer Feldmarschall (aber er selbst nimmt vor jedem kleinen Hund Reißaus); da war ein anderer Minister, ein feiner Staatsmann (er selbst aber ist, wie gesagt, ein Pinsel); da war ein dritter Bischof, der schöne Bücher geschrieben (er selbst aber kaum lesen kann).

Der Narr macht sich groß mit dem, was andere Backenbärte gethan haben. Damit die Leute weniger seine Einfalt bemerken, schimpft er auf jeden, der mehr weiß, als er; nennt jeden einsichtsvollen Mann einen Gelehrten, einen Metaphysiker, einen Philosophen, einen Theoretiker (der arme Tropf hat einmal die Namen gehört, weil aber nicht, was sie bedeuten), und zieht da-

bei ſeine dicken Lippen recht ſpöttiſch, damit die Leute glauben, er habe — was denn? — Witz!

General Simſon verſteht nichts vom Kriegsweſen, und hat mit ſeiner Trommel, von der man nicht eher hört, bis ſie geſchlagen wird, viel Aehnlichkeit. — Wie iſt denn der Mann General geworden? Ey nun, durch Wind. Es ſprach viel von Bataillen, Manövern und Taktik; lieferte dem Feinde (hinterm Tiſch, verſteht ſich!) ein Treffen ums andere, und ſchlug ihn jedesmal richtig in die Flucht. Er tadelte, wie es andere Feldherren angefangen; von den Ueberwundenen ſagte er: „Mir wäre das nicht begegnet!“ — Von den Siegern ſagte er: „Ich hätt' es auch gekonnt; das iſt gar keine Kunſt.“ Er hatte immer an Bonaparte's Operationsplanen etwas auszuſetzen, und Moreau und Maſſena hätte er noch gern zu ſich in die Schule genommen, damit aus den Leuten mit der Zeit einmal etwas würde.

Seinen eigenen Muth, ſeine Tapferkeit kann er nicht genug rühmen. „Ich bin, ſagt er oft, ſo herzhaft, wie mein ſeliger Vorfahr Simſon, der einſt die Philiſter ſchlug!“ und bei dieſen Worten faßt er ſich dann immer ſelbſtgefällig an die Kinnbacken.

Genug, der Wind half, und Herr Simſon ward General. Beim letzten Feldzuge bekam er die Kolik, daß er nicht mit gegen den Feind mar-

schiren konnte. Er beklagte dies sehr, und ließ sich's indessen daheim wohl schmecken.

Aus diesen Beispielen erhellt augenscheinlich, daß man, ohne Kopf zu haben, für einen Mann von Kopf passiren, und eine große Rolle spielen könne, wenn man die Kunst ausstudiert hat, Wind zu machen.

Leute hingegen, die auf stilles Verdienst bauen, nicht viel Worte machen, sie an Andern Windbeutelei nennen, oder Scharlatanerie, Hasenfüßlerei, Bocksbeutel, Klingklang — die sind zu bedauern. Man zuckt die Achseln und läßt sie gehen.

Eine gewisse artige Unverschämtheit; eine gewisse Manier, von sich selbst dies und das Schöne den Leuten wissend zu machen; eine gewisse Impertinenz, Andere ins Gesicht zu loben über gar nicht lobenswürdige Dinge (man kann sie trotz dem hinterm Rücken auslachen); eine gewisse allerliebste Niederträchtigkeit, vornehmen Leuten Recht zu geben, wenn sie Unrecht haben; eine anmuthsvolle naseweise Dummdreistigkeit, über Dinge groß zu sprechen, von denen man nichts versteht, die Kunst, zu poltern und zu toben, wenn man sich fürchtet; die Kunst, sich im rechten Tempo lang, und wieder kurz zu machen, wie ein Graswurm — das sind erhabene Sachen, die jedem, der etwas gelten will, empfeh-

len werden müssen — dies ist der Inbegriff der Windmacherei.

Aber der Nutzen der Windmacherei ist so groß, daß ohne dem die Welt nicht mehr bestehen konnte. Dies will ich im Folgenden beweisen.

Nehmen wir an, es führe mit einemmale allen Leuten, die unterm Monde herum zu spazieren die Ehre haben, am Montag nach Pfingsten die Grille in den Kopf, aller Windbeutelei, Plusmacherei, Aufschneiderei und Prahlerei Valet zu sagen, und von Stund an offenherzig, grundehrlich, warhaft, ohne Heuchelei und Trug zu sein. Ich bitte, was würde daraus werden? Es würde von allem, was jetzt geschieht, das Gegentheil geschehen. Man wäre seines Lebens nicht mehr sicher; man schlüge, bisse, kratzte, kanonirte sich, bis das ganze menschliche Geschlecht mit Stumpf und Stiel ausgerottet wäre.

Dann würden die Friedensschlüsse, statt mit den gegenseitigen Versicherungen von Freundschaft und ewigem Frieden, also anfangen: „Da wir gesonnen sind, ein wenig auszuruhen, um neue Kräfte zu sammeln, unsere lieben Unterthanen nächstens wieder mit Flinten und Kanonen gegen einander ins Feld zu schicken: so wollen wir eigentlich nur einen Waffenstillstand auf beliebige Zeit, aber keinen Frieden schliessen.“

Dann würde man viele von denen, welche jetzt

nach dem Tode ihrer nächsten Anverwandten Thränen zu vergiessen und Leid zu tragen pflegen, fröhlich herumspringen und lachen sehen, als wäre ihnen Heil wiederfahren.

Dann würden die Liebhaber, welche nur von der unvergleichen Schönheit und Tugend ihrer Geliebten entzückt zu sein vorgeben, ehrlich eingestehen, daß sie nicht die Schönheit und Tugend, sondern nur den vollen Geldbeutel heirathen mögten.

Dann würden Unzählige, die einander jetzt, wo sie sich begegnen, freundlich die Hände drücken, Fäuste ballen; Andere, die sich die schönsten Artigkeiten sagen, sich kaum über die Achseln ansehen; Andere, die jetzt einander küssen, einander bewundern und schmeicheln, würden sich ohne Umstände beim Haar nehmen. — Hilf Himmel, wenn Jeder sagen sollte, was er dächte: es müßte Alles zum Krüppel werden.

Ein Vortheil freilich würde bei der Sache sein, wenn Alles aufrichtig wäre. Man könnte Jedem getrost auf sein Wort glauben; man wüßte, woran man eigentlich mit den Leuten wäre. — Jetzt kann man sich auf nichts verlassen; man wird zum Zweifler.

Wenn Jungfer Isabelle sagt: „sie wolle sich nie verheirathen, in ihrem Leben nicht!“ so lächelt man, und denkt das Seine!

Wenn ein geistlicher oder weltlicher Pharisäer

über den Verfall der Religion klagt, sich über die sündige Welt fast krank ärgert, fleißig in die Kirche, und von da zu den Frau Basen läuft: so lächelt man, und denkt das Seine!

Wenn Meister Hochhans die alten Zeiten lobt, und die alte Regierung, und „wie es da ganz anders gewesen sei, und viel besser als bei der neuen," so besinnt man sich, daß er damals auch ein Aemtlein hatte, oder Rathsherr war, oder desgleichen, und lächelt man dazu, und denkt das Seine!

Wenn Herr von Buller, der große Staatsmann, aus reiner Liebe für das Vaterland wünscht, es würde keine Zeile mehr gedruckt, weil doch Alles schlechtes Zeug wäre: so besinnt man sich, daß einige Zeitungen seine thörigten Verfügungen bekannt machten, worüber die Welt lachen mußte: so lächelt man noch einmal, und denkt das Seine!

Wenn Herr Habegern seine Uneigennützigkeit rühmt; wenn er über Mangel an Gemeingeist klagt (für gemeinnützige Anstalten aber selbst den Beutel zuhält); wenn er über Alles das große Wort redet (in allem aber die kleine That thut): so lächelt man dazu, und denkt das Seine!

Genug, man kann nicht Jedem aufs Wort glauben, und bei der allgemeinen Sucht, Wind zu machen, ist jedem, der aus dem Hause tritt,

der Windschirm nöthiger, als der Regenschirm — Vorsicht, Klugheit!

Daß aber die Welt dabei nicht unendlich besser steht, als bei allzugroßer Offenherzigkeit, ist keinem Zweifel unterworfen.

Denn, wie gesagt, führe den Leuten am Pfingstmontag die Grille in den Kopf, wahr zu reden, wie sie denken: so gäb' es eine Revolution, ärger, als die von 1798.

Die Quacksalber würden keinen Urin mehr beschauen wollen; die Unwissenden sich nicht mehr zu Ehrenämtern drängen; kein König würde die Waffen niederlegen; kein Mensch ohne einen derben Stock vor die Hausthür treten; man mögte keine Leichenreden mehr hören; man würde die Neujahrswünsche abschaffen; man würde — o was würde man nicht alles!

Laßt es also bleiben, wie es ist — und so lange es also ist, kömmt niemand ohne ein wenig Wind durch die Welt. Der ehrlichste Mann muß sich seiner Haut wehren; und da ihm Alles entgegenbläst, muß er ganz höflich wieder zurückblasen.

Sendschreiben der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Quakli an den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten.

Herr Schweizerbote!

Ich warte schon seit einem halben Jahre darauf, ob Ihr nicht bald in Euerm Blatte etwas von der wichtigen Reise und von den unerhörten Begebenheiten meines Gemahls melden werdet, die er in den Alpen erlebt hat? Sachen von solcher Wichtigkeit sollten der Welt den Augenblick bekannt gemacht werden. Es sind in Europa wenig große Herren, die so etwas erfahren haben.

Ich kann daher nicht unterlassen, Euch über Euer Wochenblatt mein hohes Mißfallen zu bezeugen, und trage Euch auf, dies drucken zu lassen, widrigenfalls Euer Wochenblatt in unserm Städtlein verboten werden soll.

Denn was bekümmere ich mich doch darum, wie man den schlechten Wein lauter und trinkbar machen kann? — Ich bin keine Wirthin, keine Küferin. — Oder was liegt mir daran, woher man gute Pflänzlinge und Obstbäume bekommt? Mei-

net Ihr, ich sei ein Gärtnerweib? Für den Garten laß' ich meine Magd sorgen. Das merket Euch. Wie? oder schreibet Ihr Euer Wochenblatt nicht für hohe Standes- und Staatspersonen? nur für Bauern, und dergleichen? Das würde mir schlecht gefallen.

Soll ich Euch noch mehr sagen, wie elend Euer Wochenblatt ist? — Was nützt mir Eure Abhandlung, wie man Kinder in den ersten Jahren ihres Lebens behandeln müsse? Dummer Einfall! ich habe gar kein Kind, und mein Herr Gemahl, der Herr Land-, Stadt-, Platz- und Spritzenmajor hat auch keins, folglich begreifet Ihr wohl, daß die lange Abhandlung nichts taugt.

Oder wenn Ihr gar erzählet, wie französische Gelehrte Käse gemacht haben aus — ich mag's nicht sagen, denn ich schäme mich — so verräth das wenig Lebensart, und ist sehr unanständig. Ihr und die großen französischen Gelehrten haben keinen Geschmack — schreibet nie so etwas wieder, denn ich bin gar geschmackvoll und einsichtsvoll.

Ihr müßt nur große und wichtige Staatsereignisse melden, und uns hohe Personen zuweilen loben, wie sich's geziemt. Dafür zahle ich alle Vierteljahre für Euer Blatt sieben und einen halben Batzen. Ein schönes Geld, das Euch aus unserer Staatskasse zufließt.

Warum sprechet Ihr da von Eichbäumen und Kindern, vom Kukuk und Käse, von Erdäpfeln und Wollewaschen? Warum sagt Ihr kein Wort von den großen Staatsbegebenheiten in unserer Stadt, von Staatsbegebenheiten, welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa fesseln würden, wenn sie bekannt wären.

Ich übersende Euch daher beikommend einen ganzen Vorrath von Staatsnachrichten aus unserm Städtlein, die bedeutend genug sind, die Blicke aller Nationen auf uns zu lenken. Auch übersende ich Euch die Beschreibung der gefahrvollen Entdeckungsreise des Herrn Land-, Stadt- und Platzmajors in die Alpen. Ich überlasse Eurer Klugheit, davon Gebrauch zu machen.

Aber das sag' ich Euch, wenn Ihr fortfahret, von Dingen zu reden, die keinem Menschen etwas nützen, weil sie mich nichts angehen — wenn Ihr fortfahret, nichts von unserer Stadt zu erzählen, und unsern politischen Merkwürdigkeiten, so wird Euer Blatt von Rathswegen als schädlich, unsittlich, geschmacklos, langweilig, jakobinisch, irreligiös, aufrührerisch u. dgl. m. in unserer Stadt verboten.

Sollt Ihr Euch aber bessern: so dürft Ihr Euch die erfreuliche Hoffnung machen, daß alle

Woche statt eines Stücks zwei Stück Schweizerboten nach Lalenburg kommen.

Bleiben Euch übrigens in Gnaden gewogen.

Eure wohlaffectionirte hohe Gönnerin,
die Frau Land-, Stadt-, Platz- und Spritzenmajorin
Anna Babeli von Quakli.

Lalenburg, den 6. Juni 1806.

Lalenburgisches Amtsblatt,
oder
Nachricht von großen Staats- und Weltbegebenheiten, zur Belehrung aller gesalbten und ungesalbten Häupter.

Konstantinopel, 10. April.

Man erfährt von den lalenburgischen Grenzen, daß man von Norden her stark kanoniren gehört habe. Auch weiß man längst, daß allerlei kriegerische Bewegungen in Lalenburg vorgehen, doch weiß man nicht, gegen wen sich diese Macht rüstet. Der Divan ward sogleich versammelt, und lange geheimer Rath gehalten; das Publikum erwartet mit Ungeduld den Erfolg der Berathschlagungen.

London, 16. April.

Die Besorgnisse, welche Europa wegen einiger militärischen Bewegungen in Lalenburg hegte,

waren ganz ungegründet, und die Berichte von Konstantinopel deswegen übertrieben. Wir wissen aus guten Quellen, und es ist auf Lloyds Kaffehause angeschlagen, daß der Hof zu Lalenburg die friedlichsten Gesinnungen hegt.

Petersburg, 16. April.

Die neulich gehörte Kanonade von den Lalenburger Grenzen, wodurch ganz Europa in Besorgnisse gerieth, ward durch eine General-Musterung der lalenburgischen Armee veranlaßt, wobei die Artillerie, in zwei Mann und einem Boller bestehend, im Feuer exerzirt ward. Ein Regiment Linientruppen, zweiundzwanzig Mann stark, und eine Eskadron reitender Kavallerie, drei Mann stark, setzten alle Zuschauer durch die Schönheit und Genauigkeit ihrer militärischen Bewegungen in Erstaunen. — Die ungedruckten Lalenburger Zeitungen ertheilen den verschiedenen Befehlshabern und Offiziers das verdienstvolle Lob, welches wir hier der Kürze wegen übergehen. Nur bemerken wir, daß der Herr Land-, Stadt- und Platzmajor ein Feldherr von seltenen Talenten ist; denn sein Federbusch auf dem Hut allein ist zwei und eine halbe Elle lang.

Lalenburg, 20. April.

Es ist erstaunlich, mit welcher Thätigkeit unsere Erziehungsbehörde die Verbesserung der Land-

und Bürgerschulen betreibt. Sie gibt allen Ländern ein glänzendes Beispiel, was Einsicht und guter Wille vermögen. Auch ist diese Behörde aus Männern zusammengesetzt, die ihrem Fache vollkommen gewachsen sind; denn da die wenigsten Mitglieder derselben gelehrte Kenntnisse haben, ja kaum richtig lesen und schreiben können: so fühlen sie um so lebhafter, wie nützlich bessere Schulanstalten wären.

Sehr zweckmäßig und rühmlichst bekannt zu machen ist unter andern folgende vom Erziehungs-Ausschuß vorgeschlagene und von unserm hohen Rath gnädigst genehmigte Schulverbesserung. Es fehlte nämlich seit langer Zeit an einer Bank, worauf die Knaben in der Schule saßen, ein Bein. Schon mehrmals war die Bank, sammt den darauf sitzenden hoffnungsvollen Jünglingen, mit ihren drei Beinen umgestürzt. Der hohe Rath hat demnach folgendes Dekret zu publiziren geruht:

In Erwägung, daß die Verbesserung des Schulwesens in allen wohleingerichteten Staaten Europens eine der ersten Sorgen einer weisen Regierung sein soll:

In Erwägung, daß wenn die Schüler und Lehrer keinen festen Sitz haben, solches ein Haupt-Hinderniß des öffentlichen Unterrichts ist:

In Erwägung, daß durch das Umfallen einer Schulbank die lernbegierigen Schüler am Kopf be-

schädigt werden können, wodurch die Aufklärung leicht Gefahr leiden dürfte;

In Erwägung, daß eine unserer Schulbänke nur drei Beine hat, haben Wir verordnet, und verordnen:

1. Die Schulbank soll ein viertes Bein haben.

2. Die Unkosten sollen dazu aus den öffentlichen Fonds bestritten werden.

3. Der Tischmacher ist mit Vollziehung dieses Dekrets beauftragt.

Dem Verlauten nach wird die Feierlichkeit zur Einsetzung des Schulbeins am 23. Mai vor sich gehen.

Man urtheile aber nicht zu voreilig aus der Schnelligkeit, womit diese Verbesserungen eingeführt werden, über das Verfahren unserer Erziehungsbehörden, und daß sie allzuraſch zu Werke gehen. Nein, jeder Vorschlag wird reiflich erwogen, ehe man ihn ins Werk setzt. Sogar ganz unbedeutende Verbesserungsvorschläge, z. B. über Verbesserung des geringen Gehalts der Schulmeister, oder über Anschaffung besserer Schulbücher, über Einführung der Pestalozzischen Lehrart u. dgl., werden von Jahr zu Jahr zu näherer Berathung aufgeschoben.

Vor fünfzehn Jahren wurde ein Projekt in Zirkulation gesetzt: wie man die Landschullehrer, in einer besondern Anstalt für ihren Stand besser bil-

den könne, weil die wenigsten Schulmeister Fähigkeit haben, gut zu unterrichten. — Der Vorschlag wird wahrscheinlich noch fünfzehn Jahre lang zirkuliren, und erst Anno 1840 in Vollziehung gesetzt werden.

Vom 24. April.

Gestern Abend passirten mehrere hohe Fremde durch unsere Stadt, unter andern Kutsche und Pferde, nebst Kutscher und Bediente von einem großen Prinzen eines benachbarten Hofes: desgleichen der Zahnarzt Sr. Majestät des ehemaligen Königs von Polen. Letzterer hatte auch diesen Morgen um neun Uhr fünfundvierzig Minuten Audienz bei Ihro Groß- und Hochgebornen, der Frau Land-, Stadt- und Platzmajorin Anna Babeli von Qualit, welche Dame durch ihre Einsichten und Schönheiten weltberühmt, und eine Zierde, wo nicht unserer Stadt, doch ganz Europa's ist. — Der königliche Hof-, Staats-, Leib- und erster Zahnarzt war von der Güte der besagten Dame so entzückt, daß er sich erbot, ihr unentgeldlich alle Zähne aus dem Munde zu reissen, welches Hochdieselben jedoch mit vieler Anmuth ausschlugen.

Vom 26 April.

Künftigen 21. Juni wird in allhiesigem Rathhause öffentlich versteigert und auf genugsame Lo-

sung hingegeben werden: eine Portion alter Konstitutionen und Menschenrechte — dito fünfundsiebenzig Ballen Präliminarien, Friedensschlüsse, gültige und ungultige Anforderungen, Protestationen, Tagesordnungen, Zeremonialdekrete und andere Mekartikel mehr. Die Liebhaber belieben sich mit Tagesanbruch einzufinden.

Marokko, 15. Mai.

Unser Hof hat die neuesten Regierungsveränderungen in Lalenburg, und die Titulatur des ehemaligen Herrn Land-, Stadt-, Platz- und Strutzen-Majors Blasius von Quakli förmlich anerkannt.

Uebrigens befinden sich Ihro Majestäten nebst den Prinzen und Prinzessinnen noch immer in erwünschtem Wohlsein. Noch nie war der Hof so zahlreich und glänzend. Ausser den gewöhnlichen Lustbarkeiten werden auch wöchentlich noch zwei kostbare Feuerwerke abgebrannt. Für den hiesigen kaiserlichen Thiergarten, dessen Unterhaltung große Summen kostet, ist ein zahlreicher Transport Leoparden, Hyänen, Bären u. s. w. unterwegs. — Unter dem Volke zu Stadt und Land nimmt Theurung und Mangel täglich zu. Die Berichte aus einigen Provinzen lauten wirklich fatal. In einem einzigen Städtchen sollen schon über hundert Personen Hungers gestorben sein.

Lalenburg, 15. Mai.

Der berühmte Hagelsche Prozeß, der in ganz Europa so viel Aufsehen erregte, iſt geſtern endlich beendet. Seit zwei Jahren war die Aufmerkſamkeit aller kultivirten Nationen auf den Ausgang dieſes Prozeſſes gerichtet — jetzt hat das hohe Tribunal in letzter Inſtanz über ihn abgeſprochen.

Weltbekanntermaßen ließ ſich dieſer Bildhauer von Profeſſion beigehen, da die Obrigkeit ihm aufgetragen hatte, raſſende Inſchriften über öffentliche Gebäude zu ſetzen, mancherlei Unfug zu treiben. Ueber das Rathhaus hat er zum Beiſpiel geſetzt: Ganthaus; über die Kirchthür: Schlafzimmer; über das Schulhaus: Zuchthaus; über die Thür des Leiſs, wo ſich zuweilen in der Woche die Nobleſſe der Stadt zu ihrem Vergnügen verſammelt: öffentliches Berichthaus; über das Gefängniß: Schatzkammer; über den Gerichtsſaal: allhier macht man Wechſelgeſchäfte; über die Staatsbibliothek: Grümpelgemach u. ſ. w.

Als man ihn befragte, warum er das Rathhaus Ganthaus nenne? berief er ſich darauf, daß man einige Stellen nicht an den tüchtigſten Mann, der ihnen gewachſen ſei, ſondern an einen Vetter oder Gevatter von dem und dieſem Raths-

herren, oder an den, der die meiſten Geſchenke vor der Wahl machte, ertheilt habe. — Die Kirche habe er Schlafzimmer geheißen, weil er alle Sonntage bemerkte, daß die guten Chriſten, ſatt mit Andacht da zu ſein, lieber ſchlummern, und das Gotteshaus in ein Schlafzimmer verwandeln. Als man ihm ſchärfer zuſetzte, behauptete er, alles gerichtlich beweiſen zu wollen. Man ließ dies aber natürlich nicht zu.

Denn aus allen ſeinen Reden erhellet, daß dieſer Bildhauer Hagel verwirrt im Kopfe ſei. Dies hat er ſchon damals bewieſen, als ihm aufgetragen war, eine Figur zu machen, die unſern Staat bildlich vorſtellen, und als Bildſäule auf dem öffentlichen Platze paradiren ſollte. Was that er? Eine Gans machte er, die auf Stelzen ging. — Kann man etwas Einfältigeres denken?

Da nun alle unſere Herren Aerzte behaupteten, der Menſch ſei irre im Kopf: ſo ward er auf fünf Jahre ins Narrenhaus verurtheilt. Weil wir aber dermalen noch kein Narrenhaus beſitzen, ſo bekam er für eben ſo lange Zeit Stadt-Arreſt.

Von eben daher, 1. Juni.

Endlich haben wir den glorreichen Tag erlebt, wo mit den groſten Feierlichkeiten, in Gegenwart einer Deputation des hohen Rathes und aller

Vornehmen der Stadt das vierte Bein in die Schuldank eingesetzt und förmlich inſtallirt ward. Man berechnet den Werth dieses Beins auf zweihundert und funfzig Gulden; Andere behaupten, es koſte dreihundert Gulden. Denn nach Beendigung der großen Zeremonien ward auf Koſten der Bürgerſchaft, von ſämmtlichen hohen Beamten, ein Schmaus gehalten; des Abends ward ein Ball gegeben, wo man bis nach Mitternacht tanzte.

Denſelben Tag begaben ſich zehn arme Familien nach Holland, weil ſie wegen Mangel an Arbeit und Verdienſt, und wegen zu wenniger Unterſtützung, nach Amerika auswandern wollen. Die guten Leute ſind zu bedauern.

Von eben daher, 12. Juli.

Die Gerüchte, welche in ausländiſchen Blättern über die in Lalenburg ausgebrochenen Unruhen verbreitet worden ſind, übertreiben die Sache. Es iſt dermalen noch zu keinen blutigen Auftritten gekommen, ſondern in dem letzten Treffen, welches die beiden Faktionen im Wirthshauſe zum Bären lieferten, wurde nur das Wamms eines Beckermeiſters ſchwer verwundet, und eine Perule des Vize-Ober-Thorſchreiber-Aſſeſſors faſt gänzlich demolirt. Wenigſtens gibt den neuern Nach-

Univ. Bibl. München

richten zufolge der Perükenmacher alle Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung auf.

Folgendes iſt der Urſprung jener weitausſehenden Streitigkeiten. Ein junger Doktor, der neulich von der hohen Schule heim kam, behauptete: daß die Pferde den Wagen, wenn ſie davor geſpannt wären, nicht zogen, ſondern ließen, indem ſie gegen den Bruſtriemen drückten. — Gegen dieſe Neuerung empörte ſich das Herz vieler rechtſchaffenen, vaterländiſch-geſinnten Kalenburger, und ſie behaupteten: der Wagen würde gezogen. Da aber der junge Doktor viele Verwandte im Rath hat, fand er ſeinerſeits Anhänger — meiſtens neuerungsſüchtige unruhige Köpfe.

In kurzer Zeit nahm die ganze Stadt Antheil an dieſem Streit. Niemand, der Ordnung liebte, wollte zugeben, daß die Roſſe den Wagen ließen, und nicht zogen. Aber die Partei der Stoßer vergrößerte ſich, weil ſelbſt einige angeſehene Rathsglieder und ihre Töchter zu derſelben übergingen.

Nachdem man ſelbſt im hohen Rath darüber vielfältig in zwanzig aufeinander folgenden Sitzungen deliberirt hatte, verordnete derſelbe, einen Augenſchein darüber einzunehmen. Man betrachtete alſo die Roſſe und den Wagen, und beobachtete deutlich mehrere Tage lang, ob der Wagen gezogen oder geſtoßen würde? — Allein die dazu

verordnete Kommission konnte sich in ihrer Meinung nicht vereinen. Es sind darüber schon viele Akten und Streitschriften erschienen, mehrere Augenscheine, mehrere Gutachten, welches unserm kleinen Staate große Unkosten verursacht.

Im Wirthshause zum Bären kam die Faktion der Zieher und Stoßer darüber zum Handgemenge. Die Zieher mußten endlich der Uebermacht der Stoßer weichen und nahmen einen ehrenvollen Abzug, mit Hinterlassung einer Perüke und eines Hutes auf dem Schlachtfelde.

Der Herr Land-, Stadt-, Platz- und Sprizzen-Major rückte endlich an der Spitze der bewaffneten Macht gegen das Wirthshaus, um die bürgerlichen Unruhen beizulegen. Aber die Zwietracht hatte sich selbst des Militärs bemächtigt. Eine Hälfte bestand aus Stoßern, die andere aus Ziehern. Es kam in der Armee zum Wortwechsel, so daß sie zankend aus einander lief. Mit hoher Geistesgegenwart eilte der Feldherr zum Zeughaus, und gab Befehl, schwere Artillerie gegen das Wirthshaus aufzupflanzen. Allein die Stoßer, erschüttert durch des großen Mannes Drohung, gingen heim, und überliessen ihm als Sieger das Feld.

Man ist in ängstlicher Erwartung über den Ausgang dieses Bürgerkrieges. Hoffentlich wird

auch diesmal, wie schon bei vielen ähnlichen Fällen in Europa, die alte Ordnung über den Geist der Neuerungssucht die Oberhand behalten.

Reise des Herrn Habakuk Pumper nach Abessynien.

Vor allen Dingen muß ich erst das Staatsgeheimniß melden, welches Anlaß zu meiner höchst merkwürdigen Reise nach Abessynien in Afrika gab.

Der Kaiser von Japan geruhte mich vor sich rufen zu lassen, als er des Morgens um eilf Uhr zweiundzwanzig und eine halbe Minute ausgeschlafen hatte, und nunmehr seine Regierungsgeschäfte antrat, und folgendermaßen sprach:

Kaiser von Japan. Höre, mein lieber Leibschuhputzer, die Rindfleischpastete, die ich gestern Abends bekam, war sehr schlecht. Ich habe nichts davon gegessen, aber die ganze Nacht von Rindfleischpasteten allergnädigst zu träumen geruht. — Nun erinnere ich mich noch aus der Schule, daß in dem Königreiche Abessynien die größten und schönsten Ochsen wohnen; und die Ochsen kommen mir nicht aus dem Sinn.

Pumper. Kein Wunder, in Dero großem Sinn müssen immer große Dinge liegen, also auch große Ochsen.

Kaiser v. Japan. Nun habe ich gewaltigen Appetit, eine Pastete von abessynischem Rindfleisch zu essen. Ist Abessynien weit von hier?

Pumper. Etliche tausend Stunden.

Kaiser v. Japan. Das ist eine Kleinigkeit gegen meinen Appetit. Also lauf doch geschwind hin, und sag' dem — — wie heißt auch der König von Abessynien?

Pumper. Er nennt sich der große Negus.

Kaiser v. Japan. Und sag' dem großen Negus, ich wolle einen Friedens- und Freundschaftstraktat mit ihm abschließen, wovon der erste Artikel lautet: Er solle mir alle Jahre zwei Dutzend von seinen größten Ochsen schicken. So hatt' ich denn jeden Monat zwei Stück zu verzehren. Dagegen nimm du ihm allerlei Kram aus meiner japanischen Porzellanfabrik mit, als Gegengeschenk. Ich ernenne dich auf der Stelle zu meinem Gesandtschafts-Ochsentreiber zu ernennen.

Pumper. Hochdero majestätischer Appetit, der sich über viele Länder mit bewunderungswürdiger Weisheit erstreckt, muß gestillt werden.

Kaiser v. Japan. Allein diese Ochsengeschichte muß das größte Staatsgeheimniß bleiben. Denn wenn man erführe, daß ich Waare dieser

Art auſſer Landes machen lieſſe, ſo hätte ich die ganze hieſige Metzgerzunft auf dem Hals.

Pumper. Sehr wohl.

Kaiſer v. Japan. Ich bin zwar ſouverän, kann nach allerhöchſtem Wohlgefallen köpfen, hängen und rädern laſſen, aber Zunft iſt Zunft, und mein allerhöchſtes Maul darf keinen Biſſen Rindfleiſch eſſen, der nicht von der Metzgerzunft in hieſiger Stadt fabrizirt iſt. Jetzt geh' geſchwind und mache deinem Poſten Ehre. Brauchſt du Geld?

Pumper. Ihre Majeſtät, ich habe keinen Batzen in der Taſche.

Kaiſer v. Japan. So laß dir von meinem neuen Schatzmeiſter ein paar tauſend Japans'or auszahlen. Zwar ſagte mir der alte Schatzmeiſter geſtern, es ſei nicht viel mehr in der Kaſſe; aber für dieſe Impertinenz ließ ich ihn allergnädigſt abpeitſchen und zum Land hinaus jagen. Ein Kaiſer von Japan iſt nie arm, denn was ſeine Unterthanen haben, gehört ihm. Man ſoll noch heut eine neue Auflage ausſchreiben zur Beſtreitung geheimer Staatsausgaben.

Pumper. Sehr wohl!

Kaiſer v. Japan. Es iſt ein fatales Ding ums Regieren. Ich will keinem rathen, das Metier zu treiben. Man hat nichts davon, als Verdruß. Da erzählte man mir wieder, daß in

vielen Gegenden meines blühenden Reichs große Armuth herrsche, Handel und Wandel stocke, und daß viele Tausende nichts zu beissen und zu brechen haben. Das ist einfältig. Wenn ich gegessen habe, sollte eigentlich Jeder satt sein, und sich von Herzen freuen.

Pumper. Allerdings, das ist sehr vernünftig. Ich wundere mich sehr über die Dummheit des Volks, daß es, in seine Lumpen gekleidet, sich nicht halb krank freut, wenn es Ihre Majestät in Sammet, Seide, Gold und Edelsteinen prangen sieht. Es ist sehr einfältig.

Kaiser. Ich merke schon, wo der Hase im Pfeffer liegt. Das Volk vermehrt sich zu sehr: Jeder will gegessen haben, denn Jedem wächst bei der Geburt ein Maul an, so sehr ichs auch ernstlich und gnädig verboten habe. — Am besten ists, ich führe einmal wieder Krieg; da gehen wenigstens hunderttausend drauf, und die übrigbleibenden sind desto reicher. — Sag' dem Kriegsminister, er soll die Armeen mobil machen, und gegen die Mandschu-Tataren eine Kriegserklärung schreiben, und drucken lassen.

Pumper. Weshalb geruhen Ihre Majestät die Mandschu-Tataren eigentlich angreifen zu lassen? Haben sie feindselig gehandelt, Traktaten gebrochen?

Kaiser. Nein, das eben nicht. Der Grund

zum Kriege findet ſich dann ſchon, wenn er aufhört. — Vorläufig kann man ſagen: ich wolle das Gleichgewicht von Aſien wieder herſtellen, und Einrichtungen zu einem dauerhaften, ehrenvollen Frieden treffen.

Pumper. Sehr wohl.

Kaiſer. Nun geh' zum großen Regnsbringe mir eine Parthie große Ochſen, und ſag' ihm, ich laſſe ihn ſchön grüßen.

Als ich Japan verließ, hatte der, obgleich blutige, doch wohlthätige Krieg wegen des Gleichgewichts von Aſien und des ewigen Friedens ſchon angefangen. Man las ſchon in den japaniſchen und tatariſchen Zeitungen von Schlachten und Treffen, worin auf beiden Seiten mehrere tauſend Soldaten und tapfere Vaterlandsvertheidiger zum Glanz ihrer Monarchen auf dem Bette der Ehre umgekommen waren; in Japan hatte man ſchon zweimal wegen einer großen gewonnenen Bataille (wenn man ſie auch verloren hatte) mit allen Glocken geläutet, alle Kanonen und Böller geloſet, um dem Lande die Freude bekannt zu machen, und das Te Deum (will ſagen: Herr Gott dich loben wir) mit vieler Andacht geſungen. Viele japaniſche Generale hatten ſich ſchon mit Lorbeeren bedeckt, und die Beutel mit Geld gefüllt. Man las ſchon in allen öffentlichen

Blättern, mit welcher Großmuth sie den besiegten Feind behandelt hätten, indem sie sich in den eroberten Ländern mit der Kleinigkeit begnügten, Alles aufzufressen, und das Uebrige durch Kontributionen und Requisitionen herbeizuschaffen, so daß die nackten und hungernden Einwohner die Milde der Sieger nicht genug preisen konnten. Ihre Menschenfreundlichkeit ging so weit, daß, wenn ihnen bei nächtlichen Märschen die Laternen fehlten, und sie also die Dorfschaften in Brand stecken mußten, sie die Einwohner vorher jedesmal höflich ersuchten, das Dorf zu verlassen, damit sie sich nicht etwas verbrennen möchten.

Ich führe dies nur deswegen an, damit man sehe, daß auch in Asien nicht mehr das eiserne Zeitalter der Barbarei ist, wie ehemals. Zwar hat man vorzeiten auch Kriege geführt, ohne zu wissen, warum? zwar hat man damals auch gesengt, gebrennt, geplündert, gebrandschatzt, war aber dabei nicht halb so höflich, wie heut zu Tage. Man kann daraus, als einem unumstößlichen Beweis, lernen, daß das menschliche Geschlecht sich immer mehr veredelt; daß die Sitten sanfter werden, und die Herzen selbst im Kriege menschlicher fühlen. Ja es ist vorauszusehen, daß man immer sanfter und menschlicher werden wird in der Zukunft, und daß, ehe die Kanoniere im Felde gegen einander losbrennen,

oder ehe Husaren sich einander die Köpfe abfi-
deln, sie sich vorher gegenseitig gehorsamst um
Verzeihung bitten werden wegen dieser Unhöf-
lichkeit.

Wie höchst erfreulich sind dem Menschen-
freunde nicht diese Aussichten!

Ich verließ also die Hauptstadt mit einigen
Frachtwägen voll japanischem Porzellan für den
großen Negus. So lange ich durch unser Reich
reisete, hatte ich Alles spottwohlfeil, und ich
rathe jedem, der nicht viel Geld ausgeben will
unterwegs, auf die Art zu reisen, wie ich es that.

Ich nahm einen großen Troß von Heiducken
und Kalmucken, Offizieren und Kurieren, zu
Roß, zu Wagen, zu Fuß. Mit einem Wort, ich
reisete wie ein großer Herr. Folglich, wohin
ich kam, schickte man mir Zeremonienmeister ent-
gegen, lösete man mir zu Ehren die Kanonen
auf den Wällen, paradirte die Garnison, wies
man mir den schönsten Pallast an, regalirte man
mich und die Meinigen mit Ehrenwein und Eh-
renhaber, gab man mir frischen Vorspann, und
wer am wenigsten hatte, mußte das meiste thun.
Und das alles kostete mich kein Geld, sondern
jeder war schon durch die Ehre bezahlt, die ich
ihm erwies, bei ihm mich einzuquartieren, und
ihm verzehren zu helfen, was er hatte.

Freilich mochten manche, wenn ich fort war,

leise hinter mir verfluchen; aber was bekümmert sich ein großer Herr um das Urtheil des Pobels? Das ist Kleinigkeit, und ich habe mich bei der neuen Manier, zu reisen, sehr wohl befunden.

Wäre ich allein, schlecht und gerecht, ohne Sang und Klang zu Fuß angekommen, oder in meinem Wägelein: ich versichere, keine Seele hätte mich angesehen; kein Mensch mich gegrüßt; ich hätte Alles bezahlen müssen, und hätte es doch trotz dem nicht halb so bequem gehabt. Denn die Wirthe in Japan verstehen die Kunst, lange Rechnungen zu machen, und mit doppelter Kreide zu schreiben, aus dem Fundament; die Thorwächter sind in Japan die grobsten Tölpel gegen Fremde, und die Polizei ist in den Dörfern von Japan so gut in der Ordnung, daß Groß und Klein, genug, alles was eine Hand hat, die Hand ausstreckt, um Almosen zu heischen. Da kommen Hände auf der Straße, Hände aus den Hausthüren, aus den Fenstern, und wenn einer auf dem Dache sitzt, vom Dache herab. Das alles kostet Geld, und bringt dem Reisenden wenig Freude.

Aller dieser Ungemächlichkeiten war ich nun durch meine Art, auf Wanderungen zu gehen, überhoben. Umgekehrt, man überhäufte mich, wohin ich mit meinem glänzenden Troß kam, mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien, und

freute sich, und streute mir so viel Weihrauch, daß ich ganz benebelt wurde. — Ich habe demnach aus Oekonomie beschlossen, immerdar künftig als ein großer Herr zu reisen.

Als ich die Meeresküsten von Japan erreichte, hörte die Herrlichkeit auf. Ich mußte mit meinem Porzellankram auf ein Schiff, um nach China zu segeln. Indessen hatte ich doch noch als großer Herr unterwegs freie Zehrung, und als mein Schiff absegelte, schoß man mir zu Ehren noch ein paar Pfund Pulver in die Luft.

Vom Meere kann ich keine andere Bemerkung mittheilen, als daß dasselbe ganz voller Wasser ist, und daß ich von demselben, so weit wir wochenlang segelten, alles überschwemmt fand. Unterwegs fanden wir eine ansehnliche von wilden Völkern bewohnte Insel, unterm dreißigsten Grade nördlicher Breite, und dem hundert- und sechszigsten der Länge. Da ich nicht wußte, wem dies Land gehöre: so ließ ich vor Anker gehen, stieg ans Ufer mit allen Matrosen, hielt eine lange, rührende Rede, und nahm damit feierlich im Namen des Kaisers von Japan von dieser Insel Besitz. Ich nannte sie, mir zu Ehren, Pumpersland, und schiffte mich nach dieser wichtigen, politischen Zeremonie wieder ein.

Man wird fragen: warum ich dies that? — Allein, man muß wissen, daß ich dadurch die

Länder meines Kaisers vermehrte, obgleich die Einwohner der Insel von dem ganzen Spaß, daß sie erobert waren, nichts erfuhren. — Zweitens ist es Sitte, daß wenn Seefahrer von gesitteten Nationen ein neues Land entdecken, sie es sogleich im Namen ihres Souveräns in Besitz nehmen, und für sein Eigenthum erklären, das Land mag schon Besitzer und Eigenthümer haben, so viel es will. — Drittens, wenn die von mir eroberte Insel meinem Kaiser auch nichts nutzt, kann sie doch dazu dienen, daß, wenn er einmal Krieg braucht, sie zum anständigen Vorwand eines Kriegs dient.

Sobald ich in China anlangte, ging meine Noth an. Ich warne Jedermann vor einer Reise nach China. Die Menschen bilden sich ein, man könne ohne Komplimente nicht leben. Der schlechteste Bettler auf der Straße könnte in Europa das Amt eines Zeremonienmeisters bekleiden. Sobald ich an's Thor der Stadt kam, gab's Bücklinge und Kratzfüße hinten und vorn und auf allen Seiten. Ich buckte mich links und rechts, kratzte mit beiden Füßen, daß der Boden dampfte, wie ein Huhn, das im Miß scharret, und ein Kompliment folgte auf's andere, und ich ward nicht fertig.

Als ich endlich das Wirthshaus erreicht hatte, war ich im Schweiße schwimmend, und meine

Füße schmerzten mich, als hätte ich zwanzig Stunden Wegs gemacht, und mein Rückgrat war ganz verbogen.

Die Leute sind dort sehr eitel, und denken, sie haben feine Lebensart, wenn sie einen mit Komplimenten, Bücklingen und Krahfüßen außer Odem bringen. Alles was sie thun, geschieht um sich zu zeigen, und was sie sonst Schönes haben.

Kein Mensch wird in China bei seinem ehelichen Namen genannt, sondern alles bei einem Titel. Da heißt es links und rechts Herr Vetter Gevatter Zunftmeister, Frau Base Gevatterin Hauptmännin, Frau Unterbauamtsräthin und so weiter.

Besonders ist man in China in Militärtitel verliebt; alles ist da General, Hauptmann, Obriß, Obrißlieutenant, Maior, und wenn auch keiner in seinem Leben etwas vom Kriege gesehen und gemacht hat.

Das Titelfieber hat so weit um sich gegriffen, daß eine Köchin dort Jungfer Küchenräthin, der Stallknecht Herr Stallrath, der Bettler Herr Almosen-Einnehmer, der Kaminfeger Herr Kamin-Inspektor, der Perükenmacher Herr Perükenrath heißt. Und da man die Leute nur immer bei ihren Titeln nennt: so erfährt man niemals, wie sie eigentlich heißen.

In China kann man große Titel ohne

Verdienste besitzen, aber große Verdienste ohne Titel sind dort keinen Rappen werth.

Ich würde ihnen das gern verzeihen, nur ihre Höflichkeit ist zum Krankärgern. — Bei uns zu Lande hat derjenige die meiste Lebensart, der einen Fremden gleich so freundlich zu nehmen weiß, daß er bei uns wie daheim ist, und sich nicht mehr fremd fühlt. — In China aber bekümmert man sich wenig um das, was dem andern lieb wäre, sondern um das, was vornehmer Ton ist. Alles was man sagt und anbietet, ist in Formeln, die nichts sagen.

Kommst du in eine Gesellschaft, und wärst müde, oder hungrig oder durstig, es hilft dir nichts. Du mußt allen Anwesenden links, rechts, hinten und vorn Bücklinge machen, dann dem Wirth besonders, dann jedem Gast besonders; bietet man dir einen Stuhl, mußt du's ausschlagen; bietet man dir zu essen an, mußt du dich fünfundvierzig Minuten lang standhaft weigern, und so oft ein neuer Gast eintritt, geht der Lärmen von neuem an, und Rücken und Beine der ganzen Gesellschaft arbeiten auf und ab, hin und her, wie für's Geld. Das ist in China feiner Ton. Und so geht's wieder, wenn du fort willst.

Daher sind die Chinesen von Natur schüchtern unter Fremden. Sie fürchten immer ein Kompliment zu vergessen, und für Tölpel zu

gelten. Sie unterſtehen ſich kaum gegen einen Fremden zu reden, und laſſen ihn ſtundenlang allein ſtehen, und ſeine Betrachtungen über ihre feine Lebensart machen. Sie gaffen ſich einander an, oder flüſtern ſich etwas Nichtsſagendes in's Ohr, und lachen dann, als wenn ſie über etwas zu lachen hätten.

Ich war bei einem geheimen Ober-Thor- und Brückenrathe zu Gaſt, und zwar zum Mittageſſen eingeladen. Da mußte ich zwölf Minuten vor der Hausthür komplimentiren, über die Frage: wer zuerſt hineingehen ſollte; eben ſo lange vor drei andern Thüren, machen achtundvierzig Minuten. Dann ging das Bücken und Kratzen gegen alle E[illegible] an, dauerte zweiundzwanzig Minuten; endlich zehn Minuten wegen des Stuhls zum Sitzen; genug, anderthalb Stunden Wegs hatte ich von der Hausthür bis zum Stuhl zu machen.

Eben ſo ging's bei Tiſch, und beim Abſchiednehmen. Auf der Straße mußte ich mich dreimal umkehren, und zurückkomplimentiren, rückwärtsgehend. Da ich hinterwärts keine Augen hatte, fiel ich beim dritten Kompliment dermaßen, daß ich die Beine gen Himmel ſtreckte. Zwei andere höfliche Gäſte waren die Treppe herabgeſtürzt aus lauter Höflichkeit, und hatten ſich Arme und Beine geſchunden. Selten geht's ohne Beinbruch ab.

Ein Herr, der mich heimbegleitete, wollte mir zu meiner Rechten gehen. Ich aus Höflichkeit wollte auch auf der linken Seite gehen. So liefen wir mit Bücklingen einer um den andern herum, bis wir beide quer über die Straße uns an die Häuser drückten, als wenn wir den Schwindel hätten.

Das iſt feiner Ton und Lebensart!

Das heimliche Klaglied der Männer.

Ich muß das Heimliche einmal öffentlich machen, und zwar durch dich, lieber Schweizerbote, denn du biſt der rechte Mann dazu; und will das Klaglied einmal laut anſtimmen, was viele andere nur verſtohlen durch die Zähne krummen.

Ich heiße Fips, habe ein braves Weib, zwei Söhne, drei Töchter, und jährlich im Durchſchnitt ein Einkommen von hundert Dublonen. Vor der Revolution hatte ich etwas mehr.

Als ich mich verheirathet hatte, ging mein väterliches Erbe nur für die erſten Einrichtungen drauf. Ich wollte der jungen Frau Freude machen; kaufte ein neues Haus, moblirte es ganz artig; in Kuche und Keller durfte nichts fehlen; hielt

auch mein eigenes Roß und ein Wägelein dazu; im Sommer fuhr ich meine Frau bald hier- bald dahin spazieren.

Endlich kamen Kinder. Der Frau that das Fahren nicht mehr wohl. Ich dachte, wenn Kinder kommen, muß man sparen. Ich schaffte Roß und Wagen ab; und doch ersparte ich nichts. Mein Nachbar Faps brachte es mit seinem Verdienst jährlich kaum auf sechshundert Gulden, und doch that er jährlich immer hundert Gulden erübrigtes Geld aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!" sagte meine Frau. — „Hast du Muth, es zu machen, wie er?" fragte ich. — Wir gingen Sonntags darauf zum Nachbar Faps zum Besuch, und nach diesem und jenem Gespräch kamen wir auf Oekonomie zu reden.

„Wir schränken uns ein," sagte Frau Faps, „die Zeiten sind schlecht. Alles ist theuer. Aber man richtet sich ein. Wir essen uns satt. Wenn's auch nicht immer den Gaumen kitzelt, ist's doch dem Magen gesund. Morgens schon seit vielen Jahren trinken wir keinen Kaffee mehr, eine kräftige Suppe thuts auch, und wir sind gesund dabei. Der Kaffee wird alle Jahre theurer, unsere Suppe behält den gleichen Preis. — Mittags Gemüse und Fleisch; Abends kalte Küche und Suppe. Dazu hat jeder sein Glas Wein. Wir leben da-

bei alle recht wohl, und sind vergnügt. So bestehen wir bei unserer geringen Einnahme. Die schönsten Leckerbissen schmecken doch nicht so gut, als die Sorge, woher Geld nehmen, bitter schmeckt.

Als wir heimkamen, sagte meine Frau: „Es ist schon gut. Ersparen können wir etwas; aber gar so hündisch leben von trockenen Brosamen, ist auch kein Leben. Man ist nur einmal in der Welt, warum sich Alles versagen? Wir mischen unsern Kaffe mit Rubli, dann ist er so wohlfeil, als die Suppe der Frau Faps, und es ist doch Kaffe; und Mittags können wir eine Nebenspeise ersparen."

Und es geschah also. Meine Frau machte allerlei kleine Einschränkungen. So lebten wir ein paar Jahre; und doch legten wir nichts Erspartes zurück. Wir hatten Kinder; die Kinder wollten Kleider; die Schneiderin kam nicht aus dem Hause; man mußte eine Kinderwärterin halten, und Gott weiß, was?

Herr Faps, der Nachbar hatte auch fünf Kinder, und am Ende jedes Jahres that er dennoch seine hundert ersparte Gulden aufs Land aus.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!" sagte meine Frau.

„Hast du Muth, es zu machen, wie er?" fragte ich.

Wir machten ihm wieder einen Besuch. — Das Gespräch kam bald auf die Wirthschaft.

„Lieber Gott,“ sagte Frau Fays, „es geht bei den vielen Kinder besser, als ich dachte. Man hat viel zu thun, die Zeit ist kurz, aber man richtet sich ein. Es geht Alles bei uns pünktlich nach der Uhr. Um fünf Uhr auf, um sieben Uhr zur Suppe, um zwölf Uhr zu Tische, um sieben Uhr zum Nachtessen, um neun Uhr zu Bette. So im Winter, so im Sommer. Es ist unglaublich, Frau Nachbarin, wie viel man in einem Tage thun kann, wenn Alles zu seiner besondern Stunde gethan wird. Dabei haben wir strenge Hausordnung. Bei uns hat Alles seinen Platz und Ort. Da wird nichts verloren und verlegt. Da verliert man keine Viertel- und halbe Stunde mit Suchen verlegter Schlüssel oder anderer Dinge. Ich wollte im Dunkeln jede Kleinigkeit finden. — So habe ich immer Zeit übrig. Aus langer Weile mache ich den Kindern Kleider; ich brauche keine Kindermagd, keine Schneiderin.“

Wir gingen heim. „Denk' ans Schlüsselsuchen!“ sagte ich zu meiner Frau. Sie verstand mich. Eine Zeitlang ging bei uns Alles pünktlich nach der Uhr; Alles hatte seinen Ort und seine Zeit. Aber nach und nach mußten doch schon wieder die Schlüssel gesucht werden. Die Kinder

wuchsen; man ward nicht fertig; man hatte nicht Raumes genug. Eine Kindermagd ward unentbehrlich, und doch hatte meine Frau vollauf zu thun. So vergingen einige Jahre. Ich legte nichts Erspartes zurück, und doch arbeitete ich meine Frau auser Odem.

Herr Faps ging seinen alten Gang, und legte jedes Jahr ersparte hundert Gulden zurück.

„Ich weiß nicht, wie er's macht!" sagte meine Frau: „Seine Kinder sind alle wohl gekleidet; er hat noch immer geringe Einnahme, und legt doch zurück."

Wir besuchten den Nachbar wieder, und wunderten uns, wie er bei so viel Kindern und schlechter Einnahme gut bestehen könne?

„Warum nicht?" sagte er: „was man auf einer Seite verliert, gewinnt man auf der andern. So lange meine Frau noch keine, oder nur wenig Kinder hatte, ging ich zuweilen noch in den Beiß, und trank mein Halbes; meine Frau gab dann und wann Besuche, und lud Gästen ein zum Thee. Jetzt bleiben wir daheim. Denn Aeltern haben keine schönere Gesellschaft, als gute Kinder. Und ist's gutes Wetter, gehen wir alle mit einander spazieren, und thun uns wohl, und solch ein Spaziergang kostet nicht halb so viel, als sonst eine Theegesellschaft. Die Gästen nahmen also ab. Meine Frau brauchte weniger neue Kle-

der, Bänder und Trararum. Die Visitenstube war uns unnütz; wir miethteten sie aus, und der Miethzins verschafte unsern Kindern jährlich neue Kleider. Wir haben auch weniger Mobles zu erhalten, weniger zu putzen und zu fegen, und das erspart mehr, als man glaubt."

Wir gingen heim. Das Ding läßt sich versuchen. Auch bei uns nahmen allmälig die Visiten ab; wir gaben weniger Besuche. Wir gewannen damit viel kostbare Zeit, viel kostbares Geld, und wurden unserer Kinder froh. Aber die Kinder wuchsen; die Buben wollten Bücher und Schulgeld; die Mädchen Klavier- und Tanzstunden — das Geld ging wieder drauf. Es währte ein paar Jahre, und ich hatte nichts erspart.

Unser Nachbar Faps aber that, wie gewohnt, alljährlich seine ersparten hundert Gulden auf die Seite. Und doch gingen seine Buben zur Schule; seine Töchter, wie man versicherte, tanzten recht artig, spielten auch das Klavier.

„Ich weiß nicht, wie er's macht! Kann er denn hexen?" sagte meine Frau.

„Wir wollen sehen!" sprach ich, und gingen zu ihm.

„Nein," sagte Faps, „wir machens ohne Hexerei. Aber wir richten uns ein. Unsere Mädchen helfen mir in der Wirthschaft; jede hat vier Wochen lang Küche und Keller zu besorgen; unterdessen

näht und stickt die andere. Die Arbeiten sind gehörig vertheilt, und so arbeitet eins dem andern in die Hände, ohne Verwirrung. Da nun ihrer viele arbeiten, hat jedes von uns wenig zu thun. Unser ältester Sohn hat Lektion beim Tanzmeister und Klaviermeister. Er würde ja vergessen, was er lernt, wenn er's nicht auch zu Hause fleißig wiederholte. Aber an und für sich selbst thuts der flatterhafte Bursche nicht. Daher nehmen wir ihn bei seiner Ambition. Wir machen ihn zum Hauslehrer. Er gibt seinen Schwestern Tanz- und Klavierstunden, und seinem Bruder Unterricht im Latein und Rechnen und dergleichen. Was er einen Tag als Schüler lernt, lehrt er den andern Tag im Hause als Lehrer. Um ein guter Lehrer daheim zu sein, muß er aufmerksamer in der Schule sein, als die andern. So rückt es vorwärts. Und wir Alten haben dann unsere Lust dabei, und helfen nach. Das haben wir gleich anfangs eingeführt, und jeder freuete sich anfänglich, und that's mit Vergnügen, weils neu war. Jetzt ist's alt, aber Gewohnheit, und Gewohnheit ist die halbe Natur."

Wir gingen heim. Aber das Stückchen konnten wir nicht nachspielen; es war zu schwer, weil wir's nicht gleich anfangs so eingerichtet hatten. Man war es anders gewohnt. Und Gewohnheit ist die halbe Natur.

Freilich lernten meine Söhne fleißig; aber Fapsens Sohne auch. Ich schickte meinen Sohn auf die Universität. Herr Faps schickte seinen ältesten, der gewiß so viel gelernt hatte, als der meinige, zu einem Handwerker in die Lehre.

„Ei, ei, Herr Faps, warum thut Ihr dies?“ fragte ich ihn.

„Warum nicht?“ antwortete er: „Ich habe immer gern Ficke und Mähle in meinem Leben gehabt. Mein Bube soll erst ein Handwerk lernen, dann kann er sich jederzeit redlich mit der Handarbeit nähren, wenn die Kopfarbeit nichts einbringen will, oder ihn eine Revolution, oder ein anderes Unglück von der Stelle wirft. Sobald er ausgelernt hat, schicke ich ihn als Handwerksbursche auf die Universität. Hat er ausstudiert, so soll er die Welt kennen lernen, und auf Reisen gehen nach Frankreich und England. Reisen kostet Geld; er kann sichs durch sein Handwerk verdienen, und mit dem Ersparten wieder, als Gelehrter, das Sehenswürdige besehen. Dann kommt er, etliche zwanzig Jahre alt, heim, liegt mir nicht zur Last, und treibt, was ihm am meisten einbringt; ist daran sein Leben gewohnt, weiß sich nach der Decke zu strecken, und wird ein braver, geschickter, angesehener Bürger, Gatte und Hausvater.“ —

Der Einfall war nicht übel. Ich sagte ihm

meiner Frau. Sie ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen. „Nein, lieber Fips,“ ſprach ſie, „unſer Sohn ſoll ſtudieren, werde er dann Doktor, oder Advokat, er wird ſich redlich nähren, und eine Frau bekommen mit Vermögen. Wer will ſeine Tochter einem Handwerker geben?“ — Ich ſagte den Einfall meinem Sohn. Er antwortete: Papa, Sie ſpaſſen. Eins gelernt, und das recht! Zweierlei lernen heißt Fuſcher in beiderlei werden.

Ich ließ es geben. Der Sohn auf der Univerſität koſtete Geld. Vierzig Dublonen reichten jährlich dafür nicht aus. Meine Tochter koſteten mir noch mehr. Sie hatten das mannbare Alter erreicht; ſie mußten jetzt beſſer gekleidet gehen; ſie hatten ihre Sozietäten, ſie wurden auf Bälle und Konzerte geführt. Man fand ſie ſehr artig. Wir ſparten, wo zu ſparen war; aber die Mädchen mußten bald neue Hüte, bald neue Bänder, bald neue Schuhe haben. Zu den gleichen Kleidern konnten ſie doch nicht immer erſcheinen. Wahr iſt's, das meiſte ſchneiderten und näheten ſie ſich ſelbſt; aber Faden und Nadel, Band und Spitzen, Indienne und Mouſelin konnten ſie doch nicht ſelbſt machen. Ich ſparte und ſparte, und gebrauchte alle Jahre richtig ſechshundert Gulden mehr, als ich einnahm.

Herr Faps ging Jahr aus, Jahr ein ſeinen

alten Gang, und legte richtig jährlich hundert Gulden auf die Seite. Und doch waren seine Töchter recht artig und geschmackvoll gekleidet, und an Anbetern fehlte es ihnen so wenig, als meinen Töchtern.

„Bah!“ sagte Herr Faps zu mir: „Mädchen, sind sie nur nicht so häßlich, wie die Sünde, haben immer ihre Anbeter. Dafür darf man gar nicht sorgen. Es ist natürlich. Meine Töchter haben eben nicht gar feine Bildung; gehen nicht stark in die Komedie und lesen keine Romane; machen sich am Klavier ihre Konzerte daheim und besuchen ihre Gespielinnen, und werden besucht — aber reguläre Sozietäten, daraus wird nichts. Eine Tochter, die noch nicht weiß, ob sie es immer so haben kann, soll sich nicht an solches Leben gewöhnen. Häuslichkeit und Sittsamkeit ist die schönste Empfehlung des Mädchens, Kenntniß und Fleiß die schönste Empfehlung des Buben. Das ist der große Fehler heutiges Tages, daß man die Töchter mehr für die kurze Zeit des Brautstandes, als für die lange Zeit des ehelichen Lebens erzieht. — Wir haben scharmante Bräute daher, aber meistens sehr unbedeutende Ehegattinnen. *Die Jungfer vor und nach der Hochzeit*, das ist ein Unterschied wie zwischen Sommer und Winter, altem und neuem Testament.“

Der Mann hat Recht! dachte ich, und sagte es meiner Frau. „Er hat Recht,“ sagte sie, „aber wir haben auch Recht. Er hat Geld genug zusammen gekauset; seine Töchter bekommen schon Männer. Wir haben aber nicht so viel Vermögen; unsere Töchter müssen daher, nicht durch ihr Geld, sondern durch ihre persönlichen Vorzüge gefallen. Seinen Töchtern spürt man schon von selbst nach. Wir müssen unsere viel öffentlich zeigen in Sozietäten, Soirées, Konzerten, Redouten, Bällen und dergleichen, sonst bleiben die armen Mädchen sitzen, und die Waare, die man nicht zur Schau stellt, bleibt den Kauflustigen unbekannt.“

So muß' ich's lassen — das Uebel war einmal da. — In einem und demselben Jahre wurden Fapsens drei Töchter an brave und geschätzte Männer verheirathet. Meine Jungfern saßen noch immer zu Hause oder in ihren Sozietäten. Liebhaber hatten sie genug, aber eben darum keine Bräutigams. Ein Mädchen, das von den jungen Herren zu viel genannt, zu viel fetirt wird, ist schon ein halb entweihtes Heiligthum; und der rechtschaffene Mann, der eine zärtliche Gattin sucht, sucht sie viel lieber in der stillen Heimath, als auf dem Tanzboden. Mancher wackere junge Mann, der eben nicht beim Mädchen aufs Geld sieht, will doch darum kein Mädchen, das von eitlen Müttern an allerlei Zerstreuungen und kost-

spielige Vergnügungen gewöhnt ist, die er nicht fortsetzen kann oder mag. Nimmt er endlich auch eine Tochter ohne Vermögen, so will er, daß sie ihm wenigstens das Seinige erhalte. Und er hat Recht!

Wie gesagt, meine Töchter kosten mir noch jetzt viel Geld; mein Sohn kostet Geld; während die in glänzenden Gesellschaften prunken, esse ich mit der Mutter daheim Erdäpfel. Und doch reicht mein Einkommen nicht aus. Ich habe alle Jahr vierzig Louis'ors zugebüßt, und mein Haus habe ich deswegen schon vor drei Jahren verkauft, und wohne zur Miethe.

Mein Nachbar Faps, sobald seine Töchter verheirathet waren, nahm auch eine andere Lebensweise an. Er kaufte sich ein kleines Landhaus, und hält sich ein Wägelein und ein Roß, legt auch jährlich nicht mehr hundert Gulden zurück.

„Wozu das?" sagte er zu mir: „Ich habe mir durch zwanzigjährige Sparsamkeit beinahe dreißigtausend Gulden zurückgelegt, habe daher jetzt jährlich fünfzehnhundert Gulden zu verzehren. Meine Frau und ich sind einfaches Leben zwar gewöhnt; aber wir werden doch endlich alt. Ich bin sechsundfünfzig, meine Frau ist dreiundvierzig. So lange wir jung waren, schmeckte uns Alles wohl. Nun aber die Zähne anfangen stumpf zu werden, müssen wir durch Kunst vergüten, was die Natur

versagt. Wir essen besser, und fahren fleißig spazieren, besuchen unsere Kinder und wiegen unsere Großkinder auf unserm Schoos. — Das ist ein Leben, ja Herr, ein Paradies! Der himmlische Vater wolle es uns lange so gönnen."

Also sprach er, und in seinen Augen glänzte eine Thräne. In den meinigen glänzte auch eine Thräne. Ach, lieber Schweizerbote, es war aber keine Freudenthräne! — Du verstehst mich wohl! — Ich sage kein Wort mehr. Mein Alter ist nicht glücklich. Darum mache ich Dir meine Geschichte bekannt. Sie kann nützlich werden. Meinen Namen Fips habe ich errichtet; aber nicht mein Schicksal. Es ist das Schicksal vieler Männer. Sie singen mein Klagelied; aber jeder in seiner Manier.

Dein fleißiger Leser Fips.

Annehmlicher Vorschlag.

Hoch hinauf gegen das kalte Eismeer beim Nordpol, weit hinter Schweden und England hinweg, liegt das rauhe Grönland, in dessen Nachbarschaft die Wallfische und Häringe verburgert sind und gefangen werden.

Die Grönländer sind zwar arme Leute, leben und kleiden sich schlecht; ihr Schulwesen ist sehr in Verfall; aber darum haben sie doch manche kluge Einrichtung, die werth wäre, von uns andern nachgeahmt zu werden.

Tanzend und singend (so erzählen die Seefahrer in ihren Berichten von Grönland) machen die Grönländer ihre Streitigkeiten ab. Wenn einer von dem andern beleidigt zu sein glaubt, läßt er keinen Verdruß oder Zorn darüber verspüren, denn der Zorn macht den Menschen zum Vieh, sagt der Grönländer, sondern er verfertigt in der Stille ein Spottlied, das er in Gegenwart seiner Hausleute und vorzüglich des Frauenvolks so lange singend und tanzend wiederholt, bis es alle auswendig können. Dann macht er in der ganzen Gegend bekannt, er wolle auf seinen Gegner eins singen.

Sogleich findet sich dieser an dem bestimmten Ort ein, stellt sich in den Kreis der Zuhörer, und der Beleidigte singt ihm tanzend nach der Trommel so spöttische Wahrheiten vor, daß die Zuhörer weidlich zu lachen haben. Jeden Satz, den er singt, singen seine Leute mit.

Hat er zu Ende gesungen, so tritt der Beklagte hervor, und beantwortet tanzend und singend alle Beschuldigungen auf eine eben so lächerliche Art. Der Beleidigte singt wieder; der an-

dere versetzt ihm wieder eins durch Gegengesang, und wer dann das letzte Wort behält und die meisten Lacher auf seiner Seite hat, der hat den Prozeß gewonnen, und man hält ihn in der Gemeinde für etwas Rechtes. Sie können einander die Wahrheit ganz derb und spottisch sagen, doch darf keine Grobheit mitunter laufen. Die Menge der Zuschauer entscheidet, wer gewonnen hat, und die Parteien sind hernach die besten Freunde.

Sie bedienen sich dieser Gelegenheit, einander durch Vorhaltung der Schande zu bessern Sitten zu bewegen, die Schuldner zum Bezahlen zu mahnen, Lügen und üble Nachreden abzuwenden, allerlei Bevortheilungen zu rächen, indem die Grönländer (die man sonst immer für halbe Wilde gehalten hat) durch nichts so sehr in Ordnung zu erhalten sind, als durch eine allgemeine Beschämung.

Da wir andern, zumal wir Schweizer, doch nichts weniger, als halbe Wilde sind, übrigens aber auch gern zanken und prozessiren: glaub' ich, es sei ein recht annehmlicher Vorschlag, sich künftig überall nach grönländischer Manier zu zanken. Die Friedensrichter und Advokaten freilich hätten unter solchen Umständen weniger Arbeit; desto mehr aber die Musik-, Tanz- und Schulmeister; ein dito die Schuhmacher. Und in diesen sonnenm trübseligen Zeiten gäbe es doch wieder etwas zu lachen. Und das Lachen

macht gesund, Aerger und Zorn hingegen tödten.

Schon dieser Vortheil ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Aber, wenn man sich entschlosse, künftig auf gut grönländisch zu zanken, man würde noch manche Freude nebenbei erleben, z. B. manches Loch im Kopf und im Geldbeutel weniger.

Die Weiblein besonders zänkeln auch gern; weltbekanntermaßen tanzen sie auch gern. Die würden also gewiß am liebsten grönländisch zanken, weil sie dabei zugleich tanzen könnten. Der geplagte Ehemann hätte nur für Anschaffung der Trommel oder Pfeife zu sorgen. — Die Frau, statt wie sonst zu schelten, zu toben, zu poltern, würde dem Mann sogleich mit einer Menuet oder einem Walzer drohen, und ein beliebiges Lied dazu anstimmen, z. B.

Hoscho! Eiß la mi yne!

In den Dörfern würde man alle Wochen wenigstens einmal Bechtelistag haben, und in den Städten, statt sich einander vor Gericht zu zitiren, oder Recht vorzuschlagen, sich nur zum Ball oder Konzert einladen — das hieße, wir wollen uns zanken.

Wünschenswerth scheint mir's noch zu sein, daß man die vortrefliche Art des grönländischen Zankes auch im Großen, zum Beispiel bei Armeen, einzuführen suchen sollte.

Wie feierlich war es, wenn hunderttausend Mann Infanterie und Kavallerie, statt des unhöflichen Schiessens und Schlagens, den gegenüber stehenden hunderttausend Mann ein recht witziges Spottlied vorsängen, daß ihnen und allen Zuhörern die Ohren klängen. — Wie unaussprechlich rührend würde es sein, wenn man künftig sähe, wie die Armeen beim Schall der Trommeln und Feldmusik bataillonsweis Menuetten oder Anglaisen tanzten, und dann ganz freundlich mit einander einen Imbiß nähmen, und heimkehrten nach Hause!

Merkwürdig aber ist und bleibt es, daß Völker, die bei uns für halbe Wilde gehalten sind, in vielen Stücken klüger und menschlicher denken und thun, als wir, die wir uns für gescheute Leute halten, und uns noch obendrein auf Religion viel zu gute thun!

Er hat das Bein gebrochen.

(Eine wahre Geschichte.)

Max (seinen Geschlechtsnamen verschweig' ich) war ein rechtschaffener Mann, fleißig bei der Arbeit, hatte vollauf zu thun, hatte einen guten Kopf,

man konnte ihn in der Gemeinde zu allerlei gebrauchen, er hatte Weib und Kind, er war ein guter Gatte und Vater — aber er verliebte sich in den Wein, und wann er getrunken hatte, taugte er zu allem nichts, und war schlechter, als der schlechteste Bürger in der Gemeinde. — Er schwor, er fluchte; er zankte; er lästerte auf seine Vorgesetzten; er wollte alles besser wissen; er mißhandelte Frau und Kind; er machte sich zum Gespött aller Welt.

Es ist Schade um ihn! — sagte Jeder, und Jeder verachtete den Trunkenbold.

Es ist Schade um ihn! — sagten seine Vorgesetzten, und wollten ihn nicht weiter zu Ehrenämtern gebrauchen; denn nicht das Amt ehrt den Mann, der Mann soll das Amt ehren; der Trunkenbold verunehrt aber jede Stelle.

Das that nun Mazens Freunden leid. Umsonst machten sie ihm Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten; umsonst vergoß seine Frau tausend Thränen. Er konnte das Trinken nicht lassen. Der Trunkenbold ist ein Sklave seines eigenen Hasses.

Mazens Freunde wandten sich endlich an einen geschickten Doktor, mit der Bitte, Mazen von der Trinksucht zu kuriren. Sie wählten dazu ein sonderbares Mittel.

Als sie Mazen eines Abends betrunken auf der

Straße liegend fanden, hoben sie ihn auf, und trugen ihn wehklagend in sein Haus. „Was ist denn geschehen?“ fragten die Leute auf der Straße. „Er hat das Bein gebrochen!“

Frau und Kinder schrien jämmerlich: er hat das Bein gebrochen! Der Doktor ward geholt, er brachte Schienen und andere beim Beinbruch nöthige Geräthschaften mit, und schnurte das gesunde Bein des Betrunkenen (denn er hatte wirklich keins gebrochen) so scharf zusammen, als ob es wirklich gebrochen wäre. Dann spritzten sie ihm Wasser ins Gesicht, und da er erwachte, schrien alle: Ach! er hat das Bein gebrochen!

Max, der dies endlich hörte, der den schmerzlichen Druck der Schienen fühlte, und mit dem Bein fest gebunden lag, das man in einen hölzernen Kasten gesperrt hielt, wo er sich nicht rühren und von seiner Gesundheit überzeugen konnte, glaubte kurz und gut endlich, er habe in der Betrunkenheit das Bein gebrochen, und verschwor aus Grund des Herzens den Wein, der die Ursache seines Leidens war. Ein Vierteljahr lang mußte er still liegen, und durfte, um das Blut nicht zu erhitzen, keinen Tropfen Wein trinken. Der Doktor gab ihm nur dann und wann stärkende Arzenei.

Endlich kündigte ihm der Doktor die Vollendung der Kur an, und es war lustig zu sehen, wie Max sehr bedachtig, und gleichsam auf Eiern ging, das

gebrochene Bein zu ſchonen. Er war von da an zeitlebens ein ordentlicher Mann, der niemals mehr trank, als er ertragen konnte. Erſt nach vielen Jahren erfuhr er den luſtigen, aber nützlichen Streich, den ihm ſeine Freunde geſpielt hatten, und erſt jetzt fing er wieder an, auf dem rechten Bein feſt aufzutreten.

Denkſchrift eines Handwerksmannes an ſeinen Sohn, der in die Fremde wanderte.

Mein Sohn!

Handwerk, ſagt's Sprichwort, hat einen güldenen Boden. Du biſt ein reicher Mann, ſo lange Du keine Schulden im fremden Buche, ſondern einen Batzen in eigener Taſche haſt.

Es hat mir Gott meine Arbeit geſegnet. Ich fing mit nichts an, und habe jetzt Vermögen und Anſehen. Aber ich verſtand mein Handwerk.

Bei vielen Handwerksleuten hier zu Lande fehlt die Luſt, der Trieb und das Geſchick, ihr Handwerk zu vervollkommnen. So was muß man in der Fremde ſuchen und lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, mußt Du unterwegs nichts sehen, was Du nicht recht genau betrachten kannst. Du mußt von allem erfahren: wozu ist dies da? und wie ist das gemacht?

Wer anders reist, der ist nur im Schlaf durch die Welt gelaufen, und hat draußen grüne Bäume, weiße Häuser und zweibeinigte Menschen gesehen, was er daheim auch findet.

Ich habe Handwerksbursche gekannt, die in großen Städten lange gewesen, und doch nichts Besseres wissen, als das Wahrzeichen: in Basel der Lällenkönig, in Straßburg der Münster u. s. w.

So wie man oft sehr richtig aus den Gesichtszügen eines Menschen auf seine gute oder schlechte Gemüthsart und seine besondere Denkart schließen kann: so haben auch manche Städte und Länder schon gewisse äussere Züge, woraus sich das Weitere muthmaßen läßt.

Und das sind nun die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder reisende Handwerksbursch überall beobachten soll. Denn sie helfen ihm auf die Spur von dem, was er in dem Lande oder in der Stadt zu finden hat, wohin er gekommen.

Findest Du viel Pintenschenken in einem Dorf: so verlaß Dich darauf, Du findest darin wenig Sparsamkeit, viele lustige Gesellen, wenig häusliches Glück.

Wo Du den Bauern nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, sitzen gewiß viele des Abends im Wirthshause beisammen, lange nach Sonnenuntergang.

Wo die Glocken allzuoft läuten, und Fest- und Feiertage kein Ende nehmen, stecke viel kleine Münze zu Dir, wenn Du spazieren gehst, denn Du wirst sie für die Bettler brauchen.

Kommst Du in eine Stadt, wo die Misthaufen auf den Straßen liegen: so zähle nicht auf Arbeit bei einem Meister, denn die Bürger dort sind nur Bauern in Perüken. Misthaufen in größern Städten beweisen, daß die Polizei ihre Brille nicht sauber abgewischt hat.

Fahren am Tage prächtige Karossen durch die Stadt, Abends aber fehlt die Beleuchtung der Straßen durch Laternen: so gleicht die Stadt einer gernschönen Dirne, die unter seidenen Kleidern ein zerrissenes Hemd trägt.

Wo Bettler und Landstreicher an den Landstraßen zu Mittag kochen, hüte Dich vor der Justiz, denn nach gehaltener Mittagsruhe wird sie unbarmherzig; fällst Du in ihre Hand, kommst Du nie wieder mit vollem Gelddeutel davon.

Wo man keine Gesetze hat, bist Du vogelfrei; da verlaß Dich im Nothfall auf Deine Faust. Wo man zu viel Gesetze hat, und Du bei jedem Schritt auf eine Verordnung stößt, bist Du ein Sklav;

Harſchierer und Advokaten paſſen Dir aus allen Fenſtern auf. Da verlaß Dich auf nichts.

Eine Stadt, wo Gras auf den Gaſſen wächst, ein Land, wo die Landſtraßen elend ſind, da fehlt Handel und Wandel, und Du findeſt für die Arbeit keinen Meiſter. Gehe ſtill vorüber.

Siehſt Du in einer Stadt viele bleiche, ſchwind- und lungenſüchtige Mädchen: ſo weißt Du auch, daß es dort nicht an Tanzſälen fehlet.

Wo die Alten daheim arbeiten und die jungen Herren in den Wochentagen viele Luſtpartien machen, kannſt Du Bankerote prophezeien.

Schließe nicht von den großen Kirchthürmen einer Stadt auf die große Frommigkeit, oder aus der ſchönen Kirche eines Dorfes auf die Religion des Landvolks; oder aus einem feinen Kleide und den ſeidenen Strümpfen eines Mannes auf großen Reichthum desſelben; oder aus dem ſchon gemalten Wein- oder Bierglaſe auf dem Hausſchilde eines Wirthes auf gutes Bier, auf guten Wein. Oft ſind das alles nur Austängeſchilde, ſchlechte Waare an Mann zu bringen, und die Leichtgläubigen zu täuſchen. Wahre Frommigkeit iſt demuthsvoll und ſtill; wo der Kirchthum am höchſten, iſt die Religion oft am kleinſten; der Reiche iſt oft der Beſcheidenſte; der beſte Wein findet ſeine Käufer, ohne prächtigen Kranz.

Willſt Du ein ſtilles, glückliches Land be-

nen, so suche dasjenige auf, von dem die Zeitungen am wenigsten melden.

Wo die Bauern grob sind, die Hand nicht zum Hut, und den Deckel nicht vom Kopf bringen können, da hat der Ochs an der Krippe seine Schuldigkeit besser gethan, als der Meister in der Schule. — Wo aber die Bauern unterthänig die Hände küssen, sich vor einem Vornehmen demüthig bücken in den Staub, da halte Dich nicht lange auf; da hauset in der Gegend ein böser Geist, irgend ein tirannischer Dorfkaiser. Fällst Du diesem nicht in die Klauen, so werden Dich die Sklaven prellen.

Hast nicht nöthig, um die Ringmauern einer Stadt zu geben, um zu erfahren, ob sie groß oder klein sei; auch nicht nöthig, deswegen auf einen Thurm zu steigen. Sieh nur zum Fenster hinaus auf die Gassen, ob sich die Leute ämsig grüßen. Je mehr vom Grüßen abgegriffene Hüte, je kleiner die Stadt.

Wo Du keine Nummern an den Häusern siehst, da hat die Polizei noch nie hinein gesehen, oder da waren noch keine Franzosen.

Kömmst Du in ein Land, oder Ländchen, wo die Landstraßen mit Obstbäumen bepflanzt sind; keine Brachfelder sichtbar sind; wo man nichts von leeren Allmenden und Weidgerechtigkeiten weiß;

wo der Fremde freundlich begrüßt wird; wo die Bettler nicht an allen Kreuzwegen liegen; wo nicht jedes Städtlein einen eigenen Galgen hat; wo Schulen und Spitäler die schönsten Gebäude haben — da, mein Sohn, ruhe aus, Du bist in einem Lande, wo rechtliche Leute wohnen, die den Kopf am gehörigen Ort haben.

Verlaß Dich darauf, wo gebrechliche Hütten um einen prächtigen Pallaß liegen, ist die Armuth zu Hause, und der Hunger Regent, während einer seliz ist und hundert weinen. Schlag' ein Kreuz und geh' vorüber.

Wo man viel Gast- und Trinkmähler in einer Stadt hält, und Essen und Trinken das Ende von jedem Liede ist, und kein Winterabend ohne Kartenspiel überlebt werden kann: da sind die Köpfe Knechte, und der Magen und die Gurgel sind Hausherren; da ist eine Köchin mehr werth, als ein vernünftiger Mann, und ein Spiel Karten wichtiger, als die schönste Bibliothek.

Alles hängt in den Ländern, worin man lebt, von den Obrigkeiten ab. Sind sie im Kleinlichen groß: Du kannst darauf schworen, sie sind in großen Dingen klein.

Ich habe Dir jetzt genug gesagt. Nicht daß ich Dir Alles gesagt hatte. Aber Du kennst nun ohngefähr Deinen Maasstab, und worauf Du vor-

zäglich zu achten haſt — die wahrhaften Wahrzeichen.

Folge meinem Rath. Frage viel, wohin Du kommſt; antworte ſehr kurz; ſtelle Dich unwiſſender, als Du biſt, und man wird Dich überall gern unterrichten.

Lobe alles Lobenswerthe, aber tadle nicht alles Tadelnswerthe, und Du wirſt alle Herzen erobern, wenn's Dir darum zu thun iſt; denn die Leute überall ſind ſchwach, und mit Eitelkeit kann man ſie leiten, wie das Roß am Zaum.

Sei auf der ganzen Reiſe fleißig, ſparſam, fromm — wißbegierig, beſcheiden, verſchwiegen — muthig, ſtill und beharrlich. So wirſt Du einſt heimkommen zu deinen Aeltern als ein ganzer Mann, und beſſer, klüger, reicher werden.

Abraham Rothnagel's Heirathsgedanken.

Lieber Schweizerbote!

Du weißt für mancherlei Dinge Rath und That, das muß ich geſtehen. Ich hab' auch eine Sache auf dem Herzen, die mich ſehr drückt, und ich

hoffe, lieber Schweizerbote, du wirst mir deinen Beistand nicht versagen.

Die Sache selbst hängt folgendermaßen zusammen. Ich bin jetzt fünfundvierzig Jahre alt, verstehe meine Profession, habe gute Kundsame, und mancherlei andere Eigenschaften, die nicht zu verachten sind. Ich weiß mich wohl zu kleiden, bin jederzeit wie geschniegelt und gebiegelt; habe schöne Bücher gelesen von meinem Nachbar, dem Buchbinder; und schon seit mehr denn zwanzig Jahren behaupten alle Töchter unsers Orts, ich tanze allerliebst.

Nun verlautet es sich oftmals, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, und so weiter. Meine Mutter hat mir auch gesagt, ich wäre groß und verständig genug, und so weiter; und ich glaub' es selbst. Ich bin erst fünfundvierzig Jahre alt, und noch Junggesell und so weiter.

Mit einem Worte, ich bin drauf und dran, mich zu verändern; ich will, soll und muß heirathen; ich will kein alter Junggesell werden, und mag kein Hagestolz bleiben, es gehe, wie es wolle.

Schon seit zwei Jahren treib' ich mich mit Heirathsgedanken herum, — ich habe schon ordentlich Sturm gelaufen, und ich kann nie zur Heirath kommen. Hurr und schnurr nimmt der eine hier, der andere da eine Tochter fort; und die Musik geht an, und die Hochzeit ist fertig. — Aber

ich Unglücksvogel bleibe immer auf der alten Stelle; ich habe oft schon vor Wuth meine bittere Tyränen geweint. Allein was hilfts!

Jedermann behauptet, nichts in der Welt sei leichter, als eine Frau zu bekommen. Ich aber gestehe, es ist mit dem Heirathen eine wahrhaft halsbrechende Arbeit; und wenn ich nicht schon über meine Versuche, ein Weib zu bekommen, alle Rippen zerbrochen habe, ist meinerseits dem Himmel nicht genug dafür zu danken. Meine Verzweiflung ist aufs höchste gestiegen — wenn mich meine Mutter nicht plagte, hätt' ich schon alle Heirathsgedanken aufgegeben. Ich denke nie ohne Schaudern daran, wie ich endlich noch Hochzeiter werden wolle? — Ich wollte lieber Dachdecker werden, oder auf den höchsten Eisberg der Schweiz klettern, wohin kein Gemsthier gelangt, oder auf dem Knopf unsers Kirchthurms ein Menuet tanzen, als mich um ein Mädchen bewerben. Es muß aber doch einmal sein!

Jetzt, lieber Schweizerbote, weißt du, wo mich der Schuh drückt. Du weißt auch, worin du mir zu rathen und zu helfen hast. Damit du aber mit mir ganz im Reinen seiest, will ich dir die ganze Geschichte meiner entsetzlichen Heirathsschicksale, Wort für Wort, erzählen. Die Haare werden dir dabei zu Berge stehen, und alle Welt,

die es hört, wird dabei rufen: „O der arme Abraham Nothnagel!“

Vor zwanzig Jahren war ich meines Wissens fünfundzwanzig Jahr alt, war Meister, hatte drei Gesellen, Arbeit und Verdienst vollauf, und alle Bürgerstöchter nickten mir freundlich mit dem Kopf, wenn ich kam, und sahen mir lächelnd in die Augen, als wenn sie mich über etwas fragen wollten.

Wie hat sich doch die böse Welt seitdem geändert! Die Töchter sind heutiges Tages nicht mehr so höflich, so freundlich, so zärtlich, so gütig, so gefällig, so liebenswürdig, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Kein Wunder, wenn uns der Himmel Krieg, theure Zeit, Erdbeben und gelbe Fieber schickt, denn die Leute werden alle Tage verderbter, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Als ich nun, wie gesagt, fünfundzwanzig Jahr alt war, sagte die Mutter: „Hämmeli, schau' dich um unter den Töchtern des Landes! Aber wähle dir eine Frau, mit der du Ehre einlegst. Du bist wohlhabend, und jung und hübsch, du kannst es ja haben.“

Ich hatte damals schon schöne Bücher und rührende Romane gelesen, und ich wußte, was zu

einer guten Frau gehört. Ich beschloß demnach, keine zu heirathen, als die Vollkommenste. Ich schrieb mir ihre Eigenschaften auf, damit ich nichts vergäße, und brachte endlich zwölf Kardinaltugenden zusammen, die meine künftige Braut haben müsse.

Demnach sollte sie sein 1) bildschön; 2) tugendhaft, wie ein Engel; 3) reicher als ich; 4) fein jung, damit ich sie selbst noch nach meinem Geschmack bilden könne; 5) von frischer Gesundheit; 6) sehr fromm; 7) die beste Haushälterin; 8) nicht zänkisch, sondern von immer guter Laune; 9) nicht widerspenstig, sondern demüthig und ergeben; 10) nicht einfältig, sondern witzig und geistreich; 11) nicht putzsüchtig, sondern sparsam; 12) nicht flatterhaft, sondern, ausser mich, sollte sie alle Männer unerträglich finden; auch sollte sie, ausser mich, noch keinen andern Liebhaber gehabt haben.

So sollte meine künftige Braut beschaffen sein. Alle Welt muß gestehen, daß ich als ein vernünftiger Mann nicht zu viel gefordert habe.

Und ich suchte zwanzig Jahre lang, und konnte keine einzige Tochter nach meinem Geschmack finden; keine einzige hatte die zwölf Kardinaltugenden einer guten Ehehälfte beisammen. Die Schöne war arm, die Reiche war nicht schön, die

Witzige klapperte mir zu viel, die Fromme war zu alt, die Junge hatte zu viel Eigensinn.

Summa Summarum, ich suchte zwanzig Jahre umsonst, und bekam keine Frau, und die rechtschaffenen Leute in der Stadt beklagten mich mit Recht, und sagten: „O, der arme Abraham Nothnagel!“

„Hämmeli! sagte meine Mutter: schau' dich um unter den Töchtern des Landes. Es ist hohe Zeit!“

Daß es hohe Zeit sei, hatte ich schon selbst bemerkt seit zwanzig Jahren. Ich legte meinen Zettel mit den zwölf Kardinaltugenden auf die Seite, und dachte: „Abraham Nothnagel, wähle dir die reichste Tochter der Stadt. Geld ersetzt die andern fehlenden eilf Kardinaltugenden, Geld macht klug, bringt Ehre, gibt Weisheit, macht das Häßliche schön.“

Ich traf demnach die ernsthaftesten Anstalten, auf die Heirath auszugehen. Die Tochter des reichen Kaufmanns Knoller war sehr liebenswürdig, denn sie hatte ein Vermögen von zwölftausend Gulden, ungerechnet, was sie noch vom Vater zu hoffen hatte. Damit war etwas anzufangen.

Ohne anders ward ich gegen die Jungfer Knoller sehr zärtlich. Ich machte mit ihrem Vater Geschäfte, und bekam freien Zutritt in sein

Haus. Alles ging gut von statten. Aber es ward mir entsetzlich schwer, der Jungfer Knoller die eigentliche Ursache meiner Besuche zu gestehen — zehnmal hatt' ichs auf der Zunge, ihr zu sagen, ich mögte sie gern heirathen — aber das Ding ging nicht. Ich ward immer feuerroth im Gesicht, wenn ich von dem Kapitel anfangen wollte — sie war aber sehr leichtfertig, und ich merkte wohl, sie habe jemand anders, als mich, im Sinn, nämlich den jungen Adel, einen Kaufmannssohn.

Ich wandte mich also an Herrn Knoller; mit dem hatte ich schon mehr Muth zu reden. Ich hielt um seine Jungfer Tochter an. Er fragte mich, wie groß mein Vermögen sei? Ich sagte es ihm. Da bekam der gute Mann seinen Husten, daß er kaum ein Wort erwiedern konnte. — Er konnte endlich so viel hervorbringen, daß ich erst mit seiner Tochter reden müsse.

Das war nun ein schweres Stück Arbeit für mich. Doch den nächsten Sonntag zog ich meinen pfirschblüthenen Rock, mit Perlemutterknöpfen, an, und ein schön gesticktes Gilet; desgleichen weißseidene Strümpfe, und setzte meinen neuen dreieckigen Hut recht unternehmend auf.

So ging ich am Sonntag Abend zur Jungfer Knoller, denn ich wußte, sie sei allein, und der Vater nicht daheim. Ich sprach mir allen möglichen Muth zu. Aber schon vor der Hausthür über-

fiel mich ein gewaltiges Zittern, wegen deſſen, wie ich's zu ſagen hätte? — Es war ſchon beinahe dunkel.

Als ich ins Haus trat, ſiehe, da ſtanden Jungfer Knoller und Herr Abel beiſammen. Beide waren ſehr verlegen bey meiner Ankunft, wurden aber bald wieder geſprächig. Im Hausgang hing die große Waarenwage, davon die eine Wagſchale bis auf den Boden, die andere aber an ganz kurzen Seilen hoch in der Luft hing.

„Wer von uns iſt ſchwerer?“ ſagte Jungfer Knoller muthwillig zu mir, und ſtellte ſich in die tiefhängende Schale zwiſchen die Seile, trat wieder heraus, um die andere aus der Höhe nieder zu laſſen, damit ich hinaufkriechen könne.

Es war ein wunderlicher Einfall — aber ich verſtehe Scherz. Die Wagſchale hing mir noch zu hoch. Herr Abel hob mich empor: ich kroch hinauf, und ſetzte mich klein und zuſammengekrümmt hinein. Herr Abel legte in die andere Wagſchale einen halben Zentner, und wieder einen. Das zog mich hinauf bis an die Decke.

„Um des Himmelswillen!“ rief ich: „Ich bin ſehr ſchwindlicht!“ Jungfer Knoller und Herr Abel lachten aus vollem Halſe, und gingen davon, kamen nicht wieder zum Vorſchein, und ließen mich hoch in der Luft hängen.

Der Spaß war ſehr unartig. Herabzuſprin-

gen war nicht rathſam; es hätte einen Beinbruch geben können. Schreien wollt' ich nicht, denn was hätten die Leute denken können! — Ich machte mir's freilich in der fatalen Lage ſo bequem, als möglich; aber krumm mußte ich doch ſitzen. — Nie war ein Liebhaber in betrübterer Lage.

Es vergingen einige Stunden. Ich machte in dieſen beklemmten Umſtänden ſehr nützliche und ernſthafte Betrachtungen über das Heirathen, und ſchwor in meinem Herzen, nie wieder das verwünſchte Haus zu betreten.

Endlich, da keine Seele erſchien, mich aus der Höhe meines Leidens zu retten, überwand mich die Verzweiflung. Ich kroch hervor, hing mich mit den Händen an die Seile, und wollte auf gutes Glück einen Sprung ins Finſtere herunter wagen.

Indem ich da hing, und mit den Beinen zappelte, ging die Hausthür auf. Es kam jemand herein, und trat im Dunkeln ſo zwiſchen meine Beine, daß ich auf ſeine Schultern zu ſitzen kam. Ich benutzte die vortreffliche Gelegenheit, mich niederzulaſſen. Der Mann, auf welchem ich ritt, fiel mit lautem Geſchrei zu Boden; ich fiel auch, und verlor meinen Hut. Ich griff im Dunkeln darnach, bekam eine Perüke, und lief mit ihr da-

von in der Angst, denn der Mann schrie entsetzlich: Diebe, Mörder!

An der Perüke, da ich sie beim Licht besah, erkannte ich, daß ich auf Herrn Knoller geritten hatte, welches mir wahrhaftig leid that.

Am folgenden Tage schickte mir seine Jungfer Tochter meinen Hut und einen Zettel, mit den Worten: „Herr Abraham Rothnagel ist gewogen und zu leicht befunden worden.“ — Vier Wochen nachher hatte sie Hochzeit mit Herrn Adel.

Wem hätte nach solchem Kreuz und Herzeleid nicht die Lust zum Heirathen vergehen sollen? — Aber ich machte mich herhaft zum zweitenmal ans Werk, wo es mir leider noch zehnmal ärger ging, und man mit Recht rief: „O der arme Abraham Rothnagel!“

Ich machte der Jungfer Bäbeli Schnips meine Aufwartung. Sie war freilich nicht reich, aber schön. Ihr einziger Fehler war, daß sie dies wußte, gar zu gern in den Spiegel sah, von der Haushaltung wenig verstand, desto mehr aber von den neuen Moden. Sie war die Tochter eines Hutmachers. Geschwind kaufte ich mir einen neuen dreieckigen Kastor-Hut, und die Gelegenheit war gemacht, öfters bei ihren Aeltern einzukehren.

Freilich merkte ich wohl, daß ich nicht den

Einzige war, der dem schönen Bäbeli den Hof machte; aber dennoch hatt' ich alle Ursache, zu hoffen, sie einst als meine Braut heimzuführen. Im Sommer gab ich ihr und ihren Aeltern kleine Lustfahrten aufs Land, und sobald der Winter anfing, führte ich Bäbeli zum Tanz, wo es nur zu tanzen gab. Sie nannte mich auch immer: „ihr liebes Rothnägeli." Ich verspottete meine Nebenbuhler alle, und es hätte nicht fehlen können, wenn nicht der kläglichste Zufall von der Welt mein Heirathsprojekt wieder zu Schanden gemacht hättte.

Acht Tage nach Neujahr hatte eine Freundin Bäbeli's Hochzeit. Ich war mit meinem Vetter, dem Tischmacher, zum Tanz eingeladen. Bäbeli wollte mit Niemandem tanzen, als mit mir.

Da ich des Abends zu meinem Vetter kam, war er noch nicht angekleidet. Ich wartete also. Seine Kinder spielten indessen mit meinem neuen Kastor-Hut; ich bemerkte es nicht. Aber, o Unglück! die ungezogenen Buben schütteten in den Hutkopf ein Häfflein aus, das auf dem warmen Ofen flüssig geworden war, und so bekam ich den Hut in die Hand, ohne zu wissen, daß er von innen mit dem verdammten Harze ganz ausgeschmiert war.

Ich setzte den Hut ohne Argwohn auf. Wir eilten zur Hochzeit. Es war schon spät. Dabei war es ungemein kalt.

Die Geigen lieſſen ſich ſchon aus der Ferne luſtig hören. Ich freute mich, mit Bäbeli zu tanzen. „Diesmal, oder nie erobere ich ihr Herz!“ ſagte ich zu mir. Ich war auf's zierlichſte gekleidet, friſirt und gepudert.

Man hatte uns ſchon lange erwartet. Die Braut-Aeltern drängten uns in das Zimmer hinein, wo getanzt wurde; ich hatte nicht einmal Zeit, zu grüßen, und den Hut abzuziehen.

Aber, hilf Himmel! Jeder denke ſich mein unausſprechliches Entſetzen, als ich mein Kompliment gegen die anweſende Ehrengeſellſchaft machen will, und den verwünſchten Hut nicht vom Kopfe bringen kann! Ich mache einen Kratzfuß um den andern, ſage alles Höfliche und Artige, was ich weiß, arbeite und ziehe an dem Hut, und der ſitzt wie angenagelt feſt, und iſt nicht von der Stelle zu bringen.

Man ſieht meine ſeltſame Noth. Die Gäſte umringen mich alle. Ich ziehe, ich zerre; der Filz aber und mein Kopf bleiben ſo unzertrennlich, als hätten ſie ſich ewige Liebe und Treue bis in den Tod geſchworen. Ich begriff nicht, wie das Ding zuging.

„Mein Gott, nichts natürlicher als das!“ ſagte einer von den Herren. „Sie ſind wohl ſtark gelaufen, Herr Rothnagel?“

— Ja freilich. —

„Und sind in Schweiß gekommen?“

— Ja freilich. —

„Und es ist draussen fürchterlich kalt?“

— Ja freilich. —

„Nun denn, da haben wir's,“ sagte der Herr: „der Hut ist Ihnen unglücklicher Weise fest an den Kopf gefroren. Stellen Sie sich nur an den Ofen.“

Beinahe glaubt' ich das selbst, und war ganz verwirrt. Man stellte mich mit meinem angefrornen Hut an den heißen Ofen. Man hörte auf zu tanzen, man umringte mich; die Leute lachten, wie die Narren, über meinen Hutfroß. Ich lachte aus lauter Höflichkeit von ganzem Herzen mit, und zerbrach mir den Kopf über das unerhörte Wunder, das mit meinem Hut vorgegangen sei. Die Hitze war am Ofen sehr groß; der Hut thaute nicht auf. Ich rüttelte und schüttelte ihn, und ward ganz wüthig. Er aber saß, und ließ nicht los. Ich hätte weinen mögen vor Aerger, wenn ich mich nicht geschämt hätte vor der Ehrengesellschaft.

Endlich brach mir der wahre Angstschweiß aus. Indem ich mir die Stirn wischte, bemerkte ich nicht ohne Erstaunen, daß unter den Schweißtropfen auch Harztropfen waren. Ich hatte wohl oft gehört, daß man vor Angst Blut schwitzen

könne, aber kein Harz. Dies vermehrte mein Entsetzen um's Doppelte.

Man riß mich aber bald aus dem Irrthum, indem man die Entdeckung machte, daß mir der Hut auf dem Kopf festgepicht sei. — Ich machte eine klägliche Miene, als ich mich von der Wahrheit des Unglücks handgreiflich überzeugt hatte, und wollte nach Hause gehen. Aber man bat mich so dringend, doch wegen des kleinen Unfalls nicht die Gesellschaft zu verlassen. Man könne ja mit einer Scheere den Hut sanft vom Kopfe trennen. Auch Babili bat. Ich blieb also, um noch größeres Herzeleid zu erleben.

Man brachte Messer und Scheeren herbei. Man schnitt den Hut vom Nacken über den Kopf hinweg in zwei gleiche Theile, und schnitt darauf die eine Hälfte des Hutes mit den darunter befindlichen Haaren ab, von denen er sonst nicht loszumachen war.

Nun war ich auf der rechten Seite des Kopfes kahl geschoren, und ohne Hut; auf der linken Seite war ich noch frisirt, gepudert und mit bedecktem Haupte. Ich hätte verzweifeln mögen, während die ganze Ehrengesellschaft in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach beim Anblick meines Kopfes, woran der linke Hutflügel noch steif und fest saß.

Um mich zu trösten (denn ich wollte mir nicht

die andere Seite des Kopfes auch scheeren lassen), zog man mich zum Tanze. Ich tanzte mit meinem linken Hutflügel so trefflich, wie irgend einer. Aber ich konnte das ewige Gelächter nicht ertragen. Bäbeli, statt Mitleiden zu haben, wie es meine Figur füglich erregen konnte, machte sich am meisten über mich lustig. Das schmerzte mich; ich verließ das Hochzeitshaus, und ging heim.

„Liebes Hämmeli!“ rief meine Mutter voller Erstaunen, indem sie meinen Kopf mit großen Augen angaffte: „was hast du denn mit deinem Hut gemacht?“

„Ach, rief ich ganz verwirrt: ich stieß im Dunkel damit an, und er brach mir zur Hälfte ab.“

„Mein Gott,“ schrie sie, „ist denn dein Hut von Glas?“ — Ich antwortete nicht, sondern lief auf mein Zimmer, entkleidete mich, und legte mich voller Verdruß mit meinem halben Hüt ins Bett, weil ich ihn denselben Abend nicht mehr vom Kopfe bringen konnte.

Am folgenden Morgen freilich brachte ich ihn ab, aber mit dem höchst bittern Verlust meiner schönen Haare. Ich konnte mich nicht mit meinem Kahlkopf öffentlich zeigen. Doch ehe mein Haar wieder gewachsen, war Bäbeli schon verheirathet, und ich — blieb ihm.

„O der arme Abraham Nothnagel!“ rief die ganze Stadt, und ich rief's auch.

„Versuch's noch einmal, Hämmeli!“ sagte meine Mutter zu mir, als mir die Haare so weit gewachsen waren, daß ich nach der neuesten Mode mit einem Zotteltopf à la Pudel wieder in der christlichen Welt erscheinen konnte: „Versuch's noch einmal, Hämmeli, aller guten Dinge sind drei. Es wird sich noch immer eine artige Tochter für dich finden.“

Mit diesem Trosse, so gering er auch war, setzt' ich mich wieder auf Freiers Füßen.

Des alten Postmeisters Tochter, Jungfer Babette, eroberte mein Herz ohne Umstände. Es kam nun darauf an, die kräftigsten Gegenanstalten zu treffen, das übrige zu erobern. Babette war nicht sehr reich, nicht sehr schön, aber hatte vielen Geist, viele Kenntnisse. Sie wußte nicht viel von den neuesten Kleidermoden, desto mehr aber von den Moden in der Gelehrsamkeit. Ihr Geist schwebte immer über den Sternen; desto weniger aber in der Küche. Sie wußte mit der Feder besser umzugehen, als mit dem Kehrwisch; und machte bessere Verse, als Suppen.

Das hielt mich nicht ab, um ihre Hand zu werben. Ich las alle Tage ein neues Buch; und wenn ich zu ihr kam, erzählte ich alles wieder, was ich gelesen, aber so, als wäre das alles

meine eigene Weisheit. Mit Hilfe der Planeten und Sonnen kam ich endlich so weit, daß sie meine Heiraths-Anträge gütig anhörte. Dem Postmeister sprach ich statt von Planeten und Sonnen nur von meinen harten Thalern, die ihm besser einleuchteten.

Endlich ward der Sonntag nach Mariä Heimsuchung bestimmt, daß ich mit Babetten förmlich versprochen werden sollte, in Gegenwart ihrer Verwandten, und eines kaiserlichen geschworenen Notars, der den Ehekontrakt aufsetzen sollte. Ich war deshalb zu einem prächtigen Abendessen eingeladen.

Ich hatte immer vorgegeben, ich könne Verse machen. Babette hatte vielmals verlangt, ein Gedicht von mir zu lesen. Ich wollte sie also an diesem wichtigen Tage mit einem schönen Gedicht auf ihre Person überraschen, und schickte ihr eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr gehen wollte, folgende Verse, an deren Verfertigung ich drei Wochen lang zugebracht hatte, und die gewiß nicht übel gerathen sind. Sie lauten also:

O wunderschönes Kind, bezaubernde Babette,
Du schießt, wie einen Bär, mich an der Liebeskette;
Du Kobold meiner Brust, der mir das Herz bewegt,
Und noch in mir rumort, wenn sonst sich nichts mehr regt.
Du Feuerzeug, woran sich meine Triebe entzünden,
Nachtlampe, die noch strahlt, wenn alle Sterne erblinden;

Du Besen, der mein Herz von allem reine fegt,
Was nicht darin für dich, du Zuckerengel, schlägt;
Wie kann ich preisen deine ungeheuern Reize?
Sie sind für meine Sinne wahrhaft eine Beize!
Du bist ein Magazin voll Zärtlichkeit und Heil,
Ein Zeughaus ist dein Mund, und jedes Wort ein Pfeil.
Dein Naschen gilt fürwahr, als Nase aller Nasen;
Denn wer es nur erblickt, muß vor Entzücken rasen.
So weich, wie deine Haut, ist selbst kein Katzenfell,
Bei deiner Augen Glanz sind Sonn' und Mond nicht hell;
Einst zünd' ich mir gewiß an deiner Blicke Feuer
Die Tabakspfeife an — doch schweig' o süße Leier!
Babettens Geist ist mehr, als all der Plunder werth,
Womit sie manchem Mann oft den Verstand verkehrt.
Ja, eine hohe Schul' steht in Babettens Kopfe,
Und ein' Akademie wohnt unter ihrem Schopfe.

Wie gesagt, ich schickte meiner künftigen Braut diese schmeichelhaften Verse zu, eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr hinging in die Vorstadt, wo sie wohnte.

Wer kann sich mein Entsetzen schildern, als ich in ihr Haus getreten war, schon auf der Laube vor der Stubenthür stand, diese schon öffnen wollte: als ich Babettens Stimme in der Stube sagen hörte: „Herr Abraham Rothnagel ist von Kopf bis zu Fuß ein Narr, ein Bösewicht, dem's kein Ernst mit mir ist, der mich vor der ganzen Stadt mit einem Spottgedicht lächerlich machen will. Kömmt er, so krah' ich ihm die

Augen aus, damit er künftig in seinen Beschreibungen auch meine Nägel rühme!“

Ich horchte, und stand, wie vom Donner getroffen. Indem näherte sich Jemand der Thür. In der Bestürzung lief ich die Laube entlang, und trat geschwind in ein enges Gemach, welches gewöhnlich am Ende der Lauben zu sein pflegt. Ich wußte nicht, was ich in der Bestürzung that. Aber ich blieb einen Augenblick hier, um erst wieder zu mir selbst zu kommen. Indem kehrte Jemand in das Kämmerlein neben mir ein, ging fort, riegelte es von aussen zu, und schob wahrscheinlich aus Versehen, oder in Gedanken, auch den Riegel von aussen vor der Thür meines Gemaches zu, und sperrte mich wider sein Wissen und Willen ein.

Eine ganze Stunde hoffte ich vergebens, daß das Ungefähr oder die Nothwendigkeit Jemanden herbeiführen würde, der mir wieder aufriegelte. Ich hoffte noch eine Stunde umsonst auf Erlösung. Mich durch Lärmen und Poltern zu verkünden, und zwar an einem solchen Orte, wo ich war, schien mir sehr unschicklich zu sein. Ich hätte mich todtgeschämt. Ich wäre wieder in der ganzen Stadt zum Gelächter geworden.

Es ward Nacht. Ich hätte verzweifeln mögen. Ich hörte viele Thüren auf- und zugehen, aber meine Thüre ging nicht auf. Es ward Ritter-

nacht, und ich saß noch immer an dem verwünschten Orte. Ich hätte rasend werden mögen vor Aerger über mein Schicksal, das nie müde ward, mich zu verfolgen.

Um nicht bis am Morgen da zu bleiben, brach ich in der Verzweiflung ein schlecht angenageltes Seitenbrett ab. So hatte ich eine Oeffnung gegen den Hof hinaus. Es kostete einen Sprung; tief war es nicht. Ich fiel auf einen Mißhaufen, wobei meine schönen Kleider freilich übel zugerichtet wurden. So gelangte ich auf die Straße.

Die Thore waren schon verschlossen. Alles schlief. Mir blieb nichts übrig, als den Morgen zu erwarten, um mit Tagesanbruch in die Stadt zu kommen. Ich stieg unterdessen in eine Kutsche, die vor dem Posthause stand; so konnt' ich doch ein wenig ruhen. Es drohte ohnedem zu regnen.

Wirklich schlief ich bald ein, und schlief in der Kutsche so fest, als wäre ich in meinem Bette. Ich merkte gar nicht, daß die Kutsche nach Mitternacht angespannt und fortgefahren wurde. Der Postknecht wußte eben so wenig, daß er einen Menschen im Wagen habe, der gar nicht im Sinn hatte, zu verreisen.

Als ich des Morgens erwachte, zerrieb ich mir fast die Augen; denn der Wagen stand vor dem Wirthshause einer kleinen Stadt, fünf Stunden von meinem Wohnort entlegen. Anfangs meint'

ich, es wäre ein Traum. Ich begriff nicht, wie ich dahin gekommen sei? — Aber zuletzt mußte ich wohl glauben, was ich sah, und mich bequemen, wieder nach meiner Vaterstadt zurückzureisen.

Das erste, was mir gebracht ward, da ich mit der Dunkelheit in meine Wohnung trat, war ein Zettel, worin mir Jungfer Babette das schöne Gedicht zurückschickte, nebst meinem Abschiede; und das zweite war die Nachricht, Jungfer Babette sei mit einem alten, reichen Herrn versprochen.

„Der arme Abraham Nothnagel!“ sagte die ganze Stadt, als meine neuen Unglücksfälle bekannt wurden. Und was wirst du dazu sagen, lieber Schweizerbote, wenn du sie liesest? Du wirst mir gewiß eine Thräne des Mitleids weihen, und jede empfindsame Seele wird es thun müssen.

Ich berste unterdessen vor Wuth, wenn ich an meinen Unstern denke. Der Himmel weiß es, wie es auch viele Leute anfangen mögen, daß sie zum Heirathen kommen — für mich ist und bleibt es eine gefährliche, halsbrechende Arbeit. Ich bitte dich, gib guten Rath

deinem tiefbetrübten Leser

Abraham Nothnagel.

Sendschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfer Pappelpips.

Her Schwaitser Botte,

Ich muß ainmahl wider Rauß, und ihm den Dechst läsen, denn Er bässert Sich nicht, und blaybt allewyl Der alte.

Was gehen Euch doch die neimotischen Korseds der Frauen Ziemer an? Euch zum Druz und alle menner in der Statt, tragen wir jungfern Korseds. —

Die Herren Sollen sich doch nicht Soßel ainpülden und glauben, wir tragen vier Sie Korseds. Phütis Gott! Neun, dieß ist vier unß! und wenn wir wieh Bretter aussäen, daß ist vier uns! — Wissen Sie daß, main Herr Schwaitser Bott? — Und wenn sie rächt steif sünd, das ist vier uns: und zwahr von Fischbain und Stahl. Euch rächt zu ärgern möchte ich Mihr ein Korsed baim Glogengießer in der Ganonen-Güsser-Ei beschehlen. Das wäre rächt. Denn die Herren brauchen nicht Auf unsre Korseds zu säen, sie kennen wo Anders hinlnegen.

Adder Poh! wyl ich fon Herrn reden thue: Sag mir doch, hadd der Herr Abraham Nothna-

gel schon Geheurathet? — In was fr einer Stadd thut er wohnen? — Ich habe aine gute Freindin, die danach fragen thut. Ist er Schon alt, und sith er hipsch aus und wohlgewagen? — Ich habe die Schüchternain Herrn garn.

Unsre Herren hier In der Statt sünd gar gropp und haben kaine Mannir. Wenn Sie in aine Dammen Sotschethät kommen, stehen Sie staif und Stumm, als steggten Sie som Kobf zum fus im Korrset; und wenn Sie lußig sain wolen, werden sie ausverschämt.

Ja, ich Sage ihm, Herr Schwaitserbott, rächt ausverschämt Ist er. Sitz Er still und laß er unsre Corseds in Ruh. Und wenn sie ihm nicht Gefallen, So behald er das. Ihr kennt Uns doch nicht alle beuraden. Und wenn vier krangg werden son Schnüren: so thuts Ihm nicht weh und sieht doch artig Aus. Mein Fetter, der Her Glogengüsser wais besser, was schön ist. Er had gesagt, ich hädde seitdem aine Talge wie aine 4 Pfünder Ganone; und man sizzt dabey rächt Grade, wie aine Danne. Und daß ißt die mode.

Waißt du mihr nicht zu sagen, liber Bott, ob Herr Abraham Rothnagel, der dihr for ainen Jare klagte, er kenne nicht zum Hei-Rathen kommen, weil Er gar zu furchtsam ißt, und dessentwägen fiel Ungligg hatte. Er dauerd mich von Herzen. Wenn Er aber noch nicht 50 ißt, so soll

er den Mutt nicht ferliren. Denn Her X** in Unsrer Stad iß Schon 62, und had doch for 3 Wochen noch aine Dochter gehejradet, ein Pures kind von 21 Jahren. Ich Waiß nicht was ßich die Junkfer eingebildet hat; aber Her X** geht gezt immer an mainem Fennßer forbai, und will mihr den Hohf machen. ich Seh ihn aber nicht mehr an.

Ich hoffe demnach, Ihr würdet aich in zugunßt böſſern, Herr Botte, und aich nicht mehr über unſere neuen Motten mogiren, ſonſt wird es dich gereien. Ich habe groß Mächtige Konnesantzen, und denk Er an mich, ich habe nicht aus ainer hohlen Nuß geſſiffen. Ich ghere auch zu ainer Gelehrden familche, und bin auf einer Lafegeſällſchaft appunirt, und meines Bruders-Frauen-Stiefſchweſter-Schwäher elteſter Son ßizt im Großen Rad, und kanns aich auch gäben, und ihr ſold an Mich gedenken.

Abberpoh! ſom Denken! Wenn der Nothnagel nach Mihr fragen Thun ſolte, ſo Sag du ihm, lieber Schweitzerbotte, ich bin dermahlen noch Junkfer und ledig: und zwahr noch blutianck, erſt ſeid dem 1 Abrill 1781, zwai und zwantſig iar Alt, und wenn er an mich ſchraiben will, bin ich ſehr Hochgeehrt. ich ſchraibe, wie die du waißt, Einen artigen Stiel.

Dero ergäbene Dienerin
Pappelpips.

Nachschrift: Mein Stiel ist nun sotzzig oder wüzzig, wenn ich was Wider dich habe. schicke ich dem Berner-Nachrichtenschreiber, der ist so gemeinnüzzig, und trukt gegen dich was Man ihm schikt, und es ist einseltich son dir, daß du nicht darauf Antworten thust, denn Es ist ein anderer grausam gelehrter Her, der garn kriech mit dir spulen machte in den Berner nachrichten. ich und alle meine Besen läsen gern So Etwas hechelichtes, das ist vier Uns geschrieben.

Dero Ergäbene Dienerin.

Nachschrift: Noch ains. Ich lasse den Herrn Nothnagel grüzzen, Ihr misset aber nicht Sagen, daß es son Mihr chömmt.

Dero Ergäbene Dienerin.

Der Neujahrsmorgen.

1. Ein seltenes Glück.

Die Glocken des Thurms begrüßten mit hellem Läuten die Ankunft des neuen Jahrs. Da erwachte Vater Joseph, der seit zwölf Wochen krank gewesen, und das Bett hüten mußte.

„Ei, wie ist mir doch so wohl!“ sagte er zu sich selbst: „Welche Veränderung! Ich fühle keine

Schmerzen mehr; ich fühle mich stark und munter, wie ein Gesunder!" Und er streckte die Hände in der Finsterniß aus zu Gott, und dankte für die Genesung.

Und er erinnerte sich an seine zwei Söhne und an seine Tochter Marta, die seither so fleißig für ihn gearbeitet hatten, und ihn mit dem, was ihre Hände verdienten, ernährt hatten. Sonst kamen sie am Neujahrsmorgen immer zu seinem Bette und wünschten ihm fröhliches Neujahr — jetzt brach der Tag an, und sie waren nicht gekommen.

„Wie?" dachte der Vater: „haben sie mich nicht mehr lieb, wie sonst, da sie nun für mich arbeiten müssen, und ich ihnen nichts geben kann?" — Indem er so dachte, hörte er in der Kammer nebenbei bitterlich weinen.

Er stand auf. Er kleidete sich an, und fühlte sich gesund. Er öffnete die Kammerthür, und suchte seine Kinder.

Ach, da lagen die drei frommen Kinder auf den Knien, und weinten. O Gott, mach' unsern lieben Vater gesund! Er ist ja so fromm und gut! Gib ihm seine Gesundheit, daß er unter uns gesund ins neue Jahr eingehe!

Da konnte sich Vater Joseph nicht halten. Er umarmte seine geliebten Kinder, und sprach: Euern Neujahrswunsch hat Gott im Himmel erhört. Ich bin gesund. Aber steht nicht auf. Ich

will mitten unter euch knieen, und Gott danken, daß er mir meine Gesundheit und so fromme, gute Kinder gegeben!

---

2. Ein gewöhnlicher Auftritt.

Um neun Uhr war der Herr Rathsherr Peter Pank aufgestanden, und um halb zehn Uhr die Frau Rathsherrin. Beide setzten sich nun auf das Ruhebett vor den Kaffeetisch, und wünschten einander gähnend ein glückliches Neujahr. Das waren so Leute von Welt, die Alles recht vornehm machen wollten.

Dann liessen sie ihre Tochter rufen, ein Mädchen von zwölf Jahren, das immer nach der neuesten Mode geputzt war, französisch parliren und Musik lernen, aber keine Wassersuppe kochen konnte.

Jungfer Regula kam, machte einen tiefen Knix, wie sie es vom Tanzmeister gelernt hatte, fuhr dann mit beiden Armen links und rechts aus, und bezeigte einen französischen Neujahrswunsch her, den sie nicht verstand, und Papa und Mama ebenfalls nicht verstanden. Als sie fertig war, machte sie wieder einen Knix.

Nun fanden Papa und Mama den welschen Wunsch gar schön; und zeigten der Jungfer Tochter das Neujahrsgeschenk.

Diese aber rümpfte die Nase, denn sie hatte

mehr erwartet, und das Geschenk gefiel ihr nicht. „Hätt' ich das gewußt," sagte sie, „ich hätte mir nicht so viel Mühe gegeben, und den langen Wunsch auswendig gelernt. Künftig bin ich klüger, und wünsche nicht mehr zum Neujahr."

Papa und Mama lachten über die kleine Zornige, und gaben ihr ein paar neue Dublonen, als Zulage, dafür sie sich selbst Modesachen kaufen konnte.

---

3. Wahrheit gilt nichts.

Kunz hatte sich steif und fest vorgenommen, ein besserer Mensch zu werden mit dem neuen Jahr, und nichts als Wahrheit zu reden; denn vorher war er ein Lügner und Windbeutel, und hatte vielen Verdruß davon gehabt. Er wollte mit dem Wahrheitreden gleich am ersten Tage des Jahres den Anfang machen, und keinem etwas wünschen, was ihm nicht nützlich wäre.

Er kam zum Nachbar, der ein Kaufmann war. „Herr Nachbar, ich wünsche Euch", sagte er zu ihm, „gute Waare und ein enges Gewissen, daß Ihr Niemanden übervortheilt, und hintergehet: so werdet Ihr vor Gott und Menschen große Ehre haben." — „Was?" schrie der Kaufmann, und warf ihn zur Thür hinaus: „Hältst Du mich für einen Betrüger?"

Kunz ging zu seinem Gevatter, dem Schnei-

der, und wollte ihm seine Noth klagen; vorher aber wünschte er ihm das Neujahr, und sprach: „Gevatter, ich wünsche Euch eine ehrliche Scheere, die niemals zu viel Tuch und Leinewand von Euern Kunden nimmt; ich wünsche Euch ein zufriedenes Herz mit recht verdienter Bezahlung, das nicht an jedem neuen Rock eine Elle Zeug prostiren will, so werden Euere Kunden" — — Der Schneider ließ ihn nicht ausreden, sondern schrie: „Gevatter, Ihr seid ein grober Tölpel; geht mir aus den Augen!"

Kunz ging, und begegnete unten im Hause einem Herrn von der Regierung, seinem hohen Gonner. Er wünschte ihm mit aller Ehrfurcht ein glückliches Neujahr, und sprach: „Ich wünsche Ihnen vom Himmel Weisheit und Erleuchtung, keine Vorliebe für die Herren Vetter bei Besetzung der Aemter, Unparteilichkeit, wenn Sie etwas entscheiden; wünsche, daß Sie nichts verfügen, was dem Vaterland nachtheilig ist, daß Sie vielmehr, und wäre es Ihr eigener Schaden, thun, was Recht ist; daß Sie gegen Ihre Mitbürger leutselig bleiben und nicht dolz thun; daß Sie die Armen und die Schulen unterstützen, und Tag und Nacht darauf denken mögen, was unserm Kanton zum Besten ....."

„Ich glaube, der Kerl ist ein Narr!" sagte

der Herr, und ließ den Kunz mit seinem Neujahrswunsche stehen.

Kunz schüttelte den Kopf. Indem kam ein junges Frauenzimmer, das er kannte, aus der Stubenthür. Er grüßte es, und sprach: „Jungfer, ich wünsche Euch in diesem neuen Jahr viel Vergnügen in der Küche, im Keller und in der Haushaltung; viel altes Geld, wozu besonders Sparsamkeit verhilft, und wenig neue Moden; wenig Anbeter und Bewunderer, aber einen ehrlichen, kräftigen, liebevollen Bräutigam, den Ihr glücklicher machen könnet, als unsere meisten Putzjungfern, die auf den Tanzsälen zur Schau gehen, und ...“

„Ich glaube, Ihr habt schon am Neujahrsmorgen einen Tipps!“ sagte die Jungfer, und hüpfte davon.

Kunz ließ sie gehen. Er kam an des Pfarrers Haus vorbei. Der Pfarrer sah eben zum Fenster hinaus, nickte ihm zu, und sprach: „Kunz, wünschest Du mir nichts zum Neujahr?“

Kunz fing sogleich mit entblößtem Haupt an zu gratuliren. „Ich wünsche Euch nur zwei Dinge,“ sprach er: „unaufhörliche Lust, Gottes Wort und Werk zu studiren, und dem Volke auf die allerbeste Art vorzutragen, daß man nicht müde werden kann, es zu hören; zweitens, daß Ihr das Wort, was Ihr predigt, zuerst ausübet, und Ihr das Beispiel des besten Christen gebet — dann wird ....“

Der Pfarrer machte das Fenſter zu, und Lunz ſetzte verſtummt den Hut wieder auf und ging ſeines Wegs.

---

4. Lügen nach der Mode.

Heinzi war ein Pfiffikus. Er wußte wohl, wie viel Rappen, Kreuzer oder Batzen der Menſch werth war, mit dem er zu thun hatte, aber er ſagte es nicht Jedem gleich, und am wenigſten zum Neujahr.

Er kam am Neujahrsmorgen zu keinem, den er nicht mit ſeinem Wunſche kitzelte, bis in's Innere der Seele. — Er kam zu einem geſtrengen Beamten, der das Schrecken der Armen und Nothleidenden, zwar ein Regent von der Wiege her, aber ein Plußiggänger von Hauſe aus war, der die Bauern um einen Batzen plagen, aber mit den Reichen Dublonen verſpielen konnte. — „Der Himmel verleihe Ihnen noch langes Leben, geſtrenger Herr!“ ſagte Heinzi: „Sie ſind der Abgott des Landes. Keiner macht die Geſchäfte ſo kurz und gut ab, wie Sie; keiner iſt gegen die armen Leute ſo leutſelig und herablaſſend, wie Sie; keiner arbeitet ſo unermüdet für das Wohl des Vaterlandes. Ich wünſche, daß Sie, ſtatt an der Spitze unſerer paar Dorfſchaften, an der Spitze unſers

ganzen Landes ständen." — Der gestrenge Herr lächelte höflich, und sagte: „Mein lieber Heinzi, Ihr seid ein rechtschaffener Mann; ich kenne Euch. Ihr habt mir vorgestern von Eurer frischen Wurst geschickt. Ihr müßet in den großen Rath kommen bei der nächsten Wahl.

Heinzi machte einen Bückling, und ging. Auf der Straße fand er die Jungfer Sibille Meerkatze, eine etwas veraltete Schönheit, aber eine ächte Schönheit: nur ihre Zähne, ihre Haare, ihre rosenrothen Backen, ihr Herz, und der Himmel weiß was sonst noch, waren falsch. Jedermann in der Stadt fürchtete ihre boshafte Schlangenzunge. — „Ei!" rief Heinzi, „Ihr blendet mich, Jungfer! Wie seid Ihr auch heut so schön! Nun, ich wünsche, daß Ihr auch im neuen Jahr, wie im alten, die Liebe der ganzen Stadt sein möget, und daß die Hochzeit eher morgen, als übermorgen sei!" — „Ach!" sagte Jungfer Sibille Meerkatze mit Zärtlichkeit: „Ihr vexiret nur. Aber warum besuchet Ihr mich so selten? Kommet heut unfehlbar zu mir zum Kaffee. Ich habe Euch etwas Wichtiges zu sagen." Und dabei schielte sie ihn zärtlich mit ihren gelbgrünen Augen an.

So machte es Heinzi überall. Einem alten Geizhals wünschte er noch hundert Jahre Leben, und in jedem Jahre eine Erbschaft von hunderttausend Gulden. Daneben lobte er seine Freigebig-

keit. — Einem Verschwender wünschte er königliche Schätze, daneben lobte er seine Sparsamkeit. — Genug, wohin Herr Heinzi kam, überall war er — ein lieber Mann.

Fellenberg.

(Im Jahr 1805.)

Zwei Stunden von Bern liegt ein Gut, genannt Hofwyl. Dies Gut kaufte vor ohngefähr acht oder zehn Jahren Herr Emanuel Fellenberg. Als er es kaufte, fand er schöne weitläuftige Gebäude darauf, über dreihundert Juchart Landes dabei, davon ein Drittel aus Wäserungsmatten, und zwei Drittheil aus Ackerland bestanden. Auch war ansehnliche Waldung dabei. So was läßt sich schon kaufen.

Der Boden dieses Gutes war aber eben nicht von der fruchtbarsten Gattung. Zwei Drittel des Landes bestanden aus einem vier Schuh tiefen gelblichen Letten (Thon), der das Wasser gar nicht durchdringen läßt, und über Grien liegt. Ein Drittel des Landes ist schwarze, lockere, leichte Erde, wie man auf Torfmooren hat. Dann war hin und wieder viel feuchter Grund; denn im Boden lagen hin und wieder kleine Quellen, die sich

verschten, das gab schlechtes, saures Gras. So was mag das Vieh nicht gern, geschweige der Mensch, dem's sein Geld kostet.

Herr Fellenberg sah sein Gut gar bedenklich an, und dachte: was ist da zu machen? Das ganze Gut warf ihm, weil es groß ist, einen jährlichen Zins ab von 4800 Franken. Das ist eben nicht übel, aber für so vieles Land dennoch wenig. Man muß die Sache anders nehmen.

Wer in der Landwirthschaft seine Rechnung recht machen will, muß immer suchen solches Land zu kaufen, welches noch nicht aufs höchste und beste benutzt ist; dann hat er Hoffnung, durch Nachdenken und Arbeit sein Kapital beträchtlich zu vermehren. Auf solche Art hat Mancher eine Juchart um zehn Gulden gekauft, und nach zehn bis zwölf Jahren sie um achtzig bis hundert Dublonen wieder losschlagen können. Das heißt Thaler mit Batzen kaufen, ohne Schelmerei.

Herr Fellenberg ward nun ein Landmann, und es war ihm Ernst damit. Er hat sich Weib und Kind; kann's Geld brauchen, wie ein Anderer. Er hatte in den Schulen was Rechtes gelernt, und wer etwas Gutes erlernt und seinen Verstand in allerlei Dingen geübt hat, dem kommt's überall zu gut. Merkt euch das, ihr Herren zu Stadt und Land.

Er dachte also über seine Wirthschaft nach,

und wie man ein ſchlechtes Gut in ein vortreffliches verwandeln könne? mit einem Worte, über die wichtige und höchſt nützliche Kunſt, aus Steinen Brod zu machen.

Hätte er's getrieben, wie ſeine Vorfahren, ſo wäre alles beim lieben Alten geblieben; Letten wären Letten, ſaures Land wäre ſaures Land geblieben. Er aber dachte: unſere Altvordern ſind zwar auch geſcheute Leute geweſen: aber wahrſcheinlich iſt ihnen die Weisheit nicht bei einem Platzregen oder großen Schnee auf's Dach gefallen. Sie haben verſucht, es beſſer zu machen, als ihre Vorgänger, darum ſind ſie geſcheutere Leute geworden, als ihre Vorgänger. Verſuch' ich's nun auch, beſſer zu machen, als unſere Vorfahren, ſo kann ich noch geſcheuter werden, als ſie.

Er fing alſo an, und verſuchte bald dies, bald das, aber mit großer Vorſicht. Er unternahm nichts aufs Ungewiſſe hin und auf's Gerathewohl, ſondern er mußte ſeiner Sache gewiß ſein. Schlug ihm ein Verſuch fehl, nun ſo hatte er es eingerichtet, daß er nicht viel dabei verlieren konnte. Aber glückte ihm ein Verſuch: ſo hatte er viel gewonnen. Und ſo muß es ſein. Denn viele Landwirthe ſind durch übereiltes Spekuliren und Probiren, wobei ſie zu

viel wagten, schon oft schnell arm geworden, weil sie zu schnell reich werden wollten.

Da ging er nun auf seinem Gute von einer Stelle zur andern, und ließ auch keinen noch so schlechten Platz unbenutzt. Denn das ist ein schlechter Landwirth, dem man auf seinen Feldern noch einen acht Schuh großen Fleck unbenutzten, oder nicht aufs einträglichste benutzten Bodens nachweisen kann.

Aber was sollte er mit dem schweren, zähen Lettenboden machen? — Statt, wie Andere ihr Land mit dem Pfluge nur, so viel als Noth ist, aufreissen, und sich wohl hüten, mit dem Pfluge gar tief zu fahren, riß er den Boden zwei- und dreimal tiefer als gewöhnlich auf. Dann düngte er den untern, wilden Boden; säete aber den obern an. — Es kamen einige altkluge Bauersleute, und einige superkluge Herrenleute, sahen das ungewohnte Ding an, schüttelten den vielweisen Kopf, und dachten in ihrem Sinn: „mit dem muß es den Krebsgang gehen; denn — er will sogar klüger sein, als wir, und das ist doch nicht möglich!“

Aber es war doch möglich. Denn als sie nach verschiedenen Jahren wieder gen Hofwil kamen, um zu sehen, ob das Gut bald feil, und der Eigenthümer bald fertig sein würde, sahen sie mit Ver-

wunderung, wie Alles so schön und fruchtbar worden, besser, als bei ihnen. Da dachten die Altklugen und die Superklugen in ihrem Sinn: „es ist kurios!“ und sie hatten wohl diesmal Recht. Denn Herr Fellenberg trat zu ihnen und sprach: Sehet, der gleiche Acker, welcher mir sonst den Sack Korn nur 135 Pfund schwer lieferte, gibt mir jetzt den Sack Korn 141 bis 152 Pfund schwer, und das Stroh ist viel stärker und viel länger. Und als ich dies Land kaufte, ertrug es mir nicht mehr, als 300 Mütt Getreide; jetzt nach achtjähriger Mühe und Arbeit hoffe ich es zu einem jährlichen Ertrag von 3000 Mütt Getreide zu bringen, und bin wirklich schon nahe daran. — Ich habe meine Ackerfelder verdoppelt. Unter meinem ersten Gute liegt gleichsam noch ein zweites. Indem ich mit dem Pfluge tief unten ins wilde, schlechte Erdreich drang, und dieses untere Erdreich düngte, habe ich vier große Vortheile gewonnen:

1) Dadurch ist mir all der schwere Boden mürber und lockerer geworden, so, daß die Wurzeln der Gewächse tiefer eindringen können, als sonst; sie ziehen also bessere Nahrung. Bessere Nahrung aber gibt frei bessere Frucht, aus der Ursache, weil zweimal zwei vier sind.

2) Sonst, bei nasser Witterung, blieb mir das Wasser auf dem schweren, kalten Boden; es-

konnte nicht eindringen; und ward's trockenes Wetter, so wurde das Erdreich wie ein Fels, und klafte spaltend auf. Jetzt iſt der Boden bis in großer Tiefe locker; das Waſſer hat Abzug, und befruchtet tief das Innere des Erdreichs.

3) Natürlich bleibt's dabei nicht, ſondern wenn dürre Witterung einfällt, und Alles ſchmachtet, iſt in der Tiefe des Bodens noch immer ein Vorrath nährender Feuchtigkeit, der den Mangel des Regens erſetzen muß. Seht, ein kluger Landwirth ſoll ſelbſt die Gaben des Himmels ſparſam zu Rath halten, und wer das nicht kann, der iſt ein Verſchwender, oder verſteht ſein Fach nicht.

4) Hat nun die bisherige Oberfläche ihre Dienſte geleiſtet, und ſoll ſie ausruhen, ſo bringe ich die untere, gedüngte, ausgeruhete Bodenlage **oben herauf**, und das bisher bearbeitete Erdreich thu' ich **darunter**, und dünge es, wie ich ſonſt den wilden Boden düngte.

So hab' ich alſo gleichſam zwei über einander liegende Güter, mit denen ich zu gewiſſen Zeiten umwechsle. Damit aber das Land, das ich anſäe, nicht zu bald erſchöpft werde, wechsle ich auch mit wohlberechneter Art die Gattungen darauf zu bauender Früchte und Getreide. —

Da gingen die Altklugen und Superklugen in ſich, und ärgerten ſich heimlich, daß der Mann

am Ende doch etwas klüger gewesen, als sie und ihre gescheuten Vorfahren.

Dies aber war bei weitem nicht alles, was Herr Fellenberg zur Verbeßerung seiner Landwirthschaft that. Durch einen langen, unterirdischen Kanal legte er seinen Boden trocken; Stellen des Landes, welche zu tief lagen, überfuhr und erhöhte er mit frischem Grund. Er lernte den Dünger auf mannigfaltige Weise zu vermehren und zu verbeßern. Er ward Meister in der Kunst, seine Matten auf die vortheilhafteste Weise mit Hilfe des ihm zu Gebot stehenden Waßers gehörig anzuwäßern, und, was man nicht überall so gut versteht, wieder abzuwäßern. Er kam durch mancherlei Versuche dahin, das Unkraut von seinen Feldern zu verbannen, und das Ungeziefer unschädlich zu machen. Und zwar das ohne Hexerei.

Hat Mancher bei sich gedacht: „Mag wohl alles gut sein; aber Herr Fellenberg hat gewiß ein Bataillon Soldaten zu Hilfe genommen, um sein Land so umzuarbeiten. Denn mit unsern paar Knechten geht das nicht."

Nein, sag' ich euch, ein guter Landwirth muß viel Arbeit durch wenig Hände in kurzer Zeit verrichten können. Sonst kommt nichts dabei heraus. Dazu gehört eben kein Bataillon Soldaten; aber ein Bataillon gesunder

Einfälle thut's auch. Er richtete all sein Geschirr und Feldgeräth besser ein, und thut das in wenig Tagen mit Hilfe einiger Leute, wozu ihr einige Wochen und viele Taglohner brauchet.

Herr Fellenberg hat zum Beispiel den Grundsatz: ein tüchtiger Spaten ist besser zum Umgraben des Bodens, als ein Eßlöffel. — Das ist natürlich, werdet ihr sagen. Nun gut, Herr Fellenberg hat besseres Ackergeräth, als ihr, ganz anders eingerichtet. Euer Pflug ist gegen den seinigen nur ein Eßlöffel. Macht euch auf die Beine, geht nach Hofwyl, besieht Fellenbergs Ackergeräth, laßt euch das Ding wohl erklären; er verkauft euch davon, bringt's heim, und macht's wie er.

Eins seiner nützlichsten Werkzeuge ist unter andern die Pferdhacke, vor welche man in der Ebene nur zwei, drei bis vier Pferde spannt, bergan damit zu fahren, höchstens sechs Pferde. Die Pferdehacke durcharbeitet die noch leeren Felder zwei bis fünf Zoll tief, schneidet das Unkraut von den Feldern, trägt die Höhen nach den Tiefen fort, und verebnet das Land. In einem einzigen Gang bearbeitet sie einen Breiteraum von vier bis sieben Schuh. Man kann mit ihr das Handhacken beim Pflügen ersparen. Es wird dadurch, wie ein Versuch bewiesen hat, eine Juchart Landes zu höchstens zehn Batzen gleich gut

mit Pferden behackt, als von Hand zu fünfundvierzig Batzen, und das zwar mit dem größten Vortheil, daß durch den Pferdezug und durch zwei Personen in der gleichen Zeit viermal so viel als sonst mit dreizehn Personen geschafft werden kann. Durch das Pferdehacken wird das Feld viel besser zur Aussaat vorbereitet, als durch das gewöhnliche Saatpflügen.

So wie dieses Werkzeug hat er noch manches andere, das wohl sehens- und gebrauchswerth ist; dahin gehört unter andern sein Pflug ohne Vorgeschirr, den er den Schwingpflug nennt, der die Hälfte des Zuges erspart; sein Häufelpflug, der das Behäufeln der Erdäpfel und das Ziehen der Wasserfurchen ungemein erleichtert; seine Samen-Reinigungsmaschine, seine Säemaschine und dergleichen mehr.

Ich könnte euch nun gar wohl diese Sachen alle hier ausführlich beschreiben; aber das wäre unnütz. So etwas muß gesehen werden, muß in die Hand genommen und gebraucht werden, sonst versteht man's nicht, auch nicht aus der besten Beschreibung.

Wer's vermag, und in seiner Wirthschaft das Bessere einführen will, muß selbst nach Hofwyl. Er kann daselbst noch manches Kunststück nebenbei lernen, was ihm die Reisekosten gut be-

zahlt. Was Rechtgelerntes iſt beſſer, als ein Stück Geld.

Zu Hofwyl iſt man endlich dahin gekommen, die Anzahl der Arbeiter und des Zugviehs beim Landbau um Vieles zu vermindern, und das blos durch geſchickteres Feldgeräth; auf einer Juchart Kornfeldes bei jeder Ausſaat wenigſtens einen Sack voll Samen zu erſparen; einen großen Theil des Landes durch tiefere Begründung zu verdoppeln, und durch kluge Abwechslung in der Beſtellung des Feldes den Abtrag anhaltend zu vermehren; ja ſogar geht man darauf aus, nach gänzlicher Abſchaffung der reinen Brache zwei Aernten des Jahrs von jedem Grundſtück zu gewinnen.

Meint Mancher, er habe es mit ſeiner Feldwirthſchaft, die er zehn und zwanzig Jahre getrieben, ſo weit gebracht, als irgend einer. Ich wollte ihm aber doch aus der Hofwyler Landwirthſchaft noch manche Doktorfrage vorlegen, die er mir ſo bald nicht beantworten ſollte.

Eine zum Beiſpiel: daß du nicht gern viel Unkraut im Korn liebſt, das weiß ich. Aber der iſt der geſchickte Landmann, der auf ſeinem Felde nie etwas hat, als was er ſelbſt dahin wünſcht und will, der auf ſeinen Wieſen und Weideplätzen keine Grasarten, keine Kräuter hat, die dem Vieh unſchmackhaft und kraftlos, und auf jeden

Fall dadurch schädlich sind, daß sie gesunde und nahrhafte Pflanzen verdrängen. Frage: Wie kann jede Wiese oder Weide dahin gebracht werden, nur solche Grasarten zu tragen, welche gerade für diejenige Gattung Vieh, für welche sie bestimmt sind, das angenehmste und gedeihlichste Futter abgeben? und wie kann das auf die wohlfeilste Art eingerichtet werden?

„Herr Fellenberg hat alle seine Anstalten für ein großes Gut von hundert und mehr Juchart gemacht. Nun, da mag mit seinen Verbesserungen etwas herauskommen. Aber nicht jeder Bauer hat seine zwei bis vier Rosse vor eine Pferdehacke und dergleichen zu spannen." — Wer also spricht, hat halbe Wahrheit gesagt. Was er im Großen und für große Wirthschaft einrichtete, kann auch im Kleinen eingerichtet werden. Man hat schon von den Hofwyler Werkzeugen für einen geringern Zug verfertigt, so daß einige derselben selbst mit dem kleinsten Maulthiere die besten Dienste leisten.

Und wenn's zuletzt nur darauf ankäme, auf eine gescheute Weise mit geringen Kosten Erdäpfel zu pflanzen, würdet ihr manches lernen können, von dem euch vorher nicht geträumt hat.

Fellenberg liebt die Erdäpfel wie jeder brave Schweizer, aber er bekommt sie besser und wohlfeiler, als viele Andere, die sie doch eben

so gern essen. Er erspart auf jeder Juchart wenigstens acht Maß Setzlinge; das Setzen kostet viel mehr, als selbst das Einpflügen vom Erdäpfelsamen; das Behacken und Behäufeln geht bei ihm leichter und weniger kostbar von statten; die Erdäpfelärnte ist weniger ungünstigen Zufällen ausgesetzt und überhaupt ergiebiger, als bei euch; das Land wird dadurch, statt ausgesogen, um vieles gebessert; das Ausgraben geschieht befriedigender, und auch die nachfolgende Feldbestellung wird dabei ungemein erleichtert.

Ich weiß es wohl. Es wird noch mancher Altkluge hinten nach mit seinem Aber und Aber kommen. Doch wahrlich ich sage euch, die da immer sagen Aber, Aber, werden nicht vom Flecke kommen. Mögen sie bleiben, wo sie sind.

Kaffee- und Zuckersnoth.

(Im Jahr 1803.)

Der aufrichtige Schweizerbote ward seit einiger Zeit mit Briefen und Briefen beschneit von Kaffeetrinkern, und noch mehr von schönen Kaffeetrinkerinnen aus allen Kantonen der Eidsgenossenschaft. Und es jammerte mich des großen Elendes. Aber

was ſollt' ich machen? Ich verkaufe weder Kaffee noch Zucker, hab' auch keine große Seemacht, und weder in Amerika, Aſia noch Meſapotamia Kolonien, wo Zucker geſäet und Kaffee geärntet wird. Ich verkaufe nur höchſtens Troſt. Aus den unbezahligen Kaffebriefen will ich daher zum Troſt und zur Erbauung aller kaffeedurſtigen und zuckerhungrigen Seelen ein paar mittheilen.

Erſter Brief.

Vielweiſer Schweizerbote!

Wir leben in ſchrecklichen Zeiten, und die Schweizerchroniken werden lange davon zum Entſetzen unſerer lieben Nachkommen erzählen.

Unſere Vorfahren haben Hungerjahre gehabt, daß man die Kinder aufs Feld getrieben hat, wie eine Heerde, um Gras und Wurzeln zu ſuchen. — Aber das iſt eine Kleinigkeit!

Wir ſelbſt haben viel erlebt — wir hatten Revolution und Krieg im Lande; da ward geſengt und gebrennt. Aber das ließ ſich ertragen. Es war Alles Kleinigkeit gegen die jetzigen ſchweren Zeiten.

Denn kann ſich ein Chriſtenmenſch größern Jammer denken, als daß der Kaffee ſo theuer wird, daß man ihn kaum noch bezahlen kann? Die Nachwelt wird kaum glauben, daß jetzt ſchon viele tauſend Familien ohne Kaffee zu trinken leben müſſen!

Es iſt in der Welt nichts Großes vorgegangen, daß nicht Zeichen und Wunder vorhergingen. — Auf Erden ſind zwei Berge zuſammengeſtürzt, und große Erdbeben haben Verheerungen angerichtet; der Himmel hat uns im vergangenen Jahre einen Kometen erſcheinen laſſen — was ſollte man aus dieſen Dingen ſchlieſſen? — wir wußten es nicht. Jetzt aber ſieht man's. Der Kaffee ſchlug auf! — man kann keinen Kaffee mehr trinken! Daher ſetzten ſich Himmel und Erde in Bewegung. — O ihr zärtlichen Freunde und Freundinnen des Kaffees und Zuckers, euch hat das gegolten!

So können wir Schweizer und Schweizerinnen es nicht länger ertragen. Unſere Vorfahren haben zwar zuweilen ſchwere Zeiten gehabt; aber ſie waren federleicht gegen die kaffeetheuren Zeiten, in denen wir ſchmachten.

Die Verzweiflung iſt allgemein und groß. Schweizer, Schweizerinnen, ſchwöret in dieſer entſetzlichen Verzweiflung und Eintracht den großen Schwur, daß, wenn der Kaffee nicht bald wohlfeiler wird, wir alle für einen, einer für alle entſchloſſen ſind, künftig — keinen mehr zu trinken.

B**, den 1 April 1808.

Hs. B**.

Zweiter Brief.

Ehrender Schweizerbote!

Ich, der Gemeindsmann von Kalbsthalen, ärgere mich krank, sterbe und werde toll. Darum muß ich's euch melden, weshalben? — Antwort: Es thut mir in der Gemeinde schlimm gehen, und darum leg' ich nächstes Jahr gewiß meine Stelle nieder, wenn ich sie nicht wieder behalten muß.

Als die Revoluzion ins Land kam, schlugen die Bauern auf mich los, und sagten, weil ich Untersogt wäre, so wär ich auch an der Revoluzion schuld. Und ich versichere euch, ich bin gewiß unschuldig. Der Himmel weiß, wo das Ding hergekommen.

Dann sind die Franzosen ins Land gekommen, und haben sich auch bei uns ins Dorf einkartirt. Da hieß es wieder: der Untersogt hatt die Franzhosen in die Schweiz gerufen, und, weiß es der Himmel, ich habe in meinem Leben keinen Franzhosen gekannt, bis ich die Leute bei uns im Dorfe sah.

Dann kam die Meditationsakte, und unsere Leute mußten wieder Bodenzins und Zehnden bezahlen. Da hieß es: der Untersogt ist an allem Schuld; er hätte das nicht in der Meditationsakte zugeben sollen. Ich habe aber die Meditationsakte

nicht gekannt, bis sie mir augenscheinlich vor das Angesicht gekommen.

Jetzt wird von Woche zu Woche der Kaffee theurer. Bei uns zu Lande ist es Stielus. Statt des Nachtessens muß eine große Platte voll Kaffee herhalten, und ist seit Tells Zeiten also mit vielem Hafeteth verzehrt worden. Nun soll man für das Loth einen Batzen zahlen. Da sagen die Bauern, ich sei ein Jakobiner, und wolle das Land verrathen, und stifte die Herren in der Stadt auf, daß sie den Kaffee theurer verkaufen sollen. Ich bitte euch, ehrender Schweizerbote, doch durch euer Blatt der ganzen Eidsgenossenschaft zu bezeugen, daß ich am Kaffee unschuldig bin, wie die Sonne am Himmel. Wenns die Leute dann nicht glauben wollen, wiewohl es gedruckt zu lesen steht, so brodte stiere ich gegen Gewalt, halte mich fest an die Meditationssalte, und bin euer tiefbetrübter

Kalbsthalen am K. hujus.

Jokeli Schmirz, Amman.

Dritter Brief.

Hochedeler Herr,

Mein ganz be- und insonders zu verehrender Herr Schweizerbote!

Ich muß endlich mein weiches Herz einmal vor euch ausschütten, denn wer weiß, wie bald mein

Stündlein schlägt, wo ich nicht mehr reden, noch weniger schreiben kann. Das Schreiben wird mir ohnedem sauer; reden kann ich, dem Herrn sei Dank, noch ziemlich leicht; und in unsern erbaulichen Zusammenkünften kann ich eine Stunde hinter einander weissprechen, als hätte ichs auswendig gelernt, daß sich alle meine Bäsen des Todes wundern mögten.

Ich schreibe euch darum, daß ich in die große Posaune eures Wochenblatts stoßen mögte, um die arge Welt zu ermahnen, auf daß sie sich bekehre und Buße thue, denn das Ende der Tage ist nahe, und die Menschenkinder werden alle Tage schlimmer, und die Leiden der Zeit werden unausstehlich groß. Man kauft das Pfund Kaffe jetzt um dreißig Batzen — wer hätte das vor dreißig Jahren glauben sollen? Und doch ist es so. Wie wird man bestehen?

Als ich meinen Mann, Gott hab' ihn selig, bekam, da waren noch goldene Zeiten, da galt noch Treu und Redlichkeit, da gab es noch keine Atheisten und Spötter, und die jungen Töchter saßen fein säuberlich, stumm und steif da, und schielten nicht den jungen Herren nach, und das Pfund Kaffee kostete nur fünf Batzen. — Fünf Batzen, sag' ich euch, fünf Batzen!

Mein lieber Mann wußte, daß ich den Kaffee lieb hatte, wiewohl ich mich sonst nicht an zeit-

liche Dinge hänge; und als er mir den Ring schickte, da ich Hochzeiterin war, schickte er mir einen ganzen Zentner Kaffee in die Haushaltung. Ich dachte, ich wollte vor Wonne vergehen. Dafür erlaubte ich ihm den ersten Kuß. Ich weiß noch, und es ist mir wie heut, ich hatte einen neuen zitzenen Rock an, mit prächtigen großen Blumen, den ich noch zum Andenken aufbewahre, und mein Hochzeiter kam in einem himmelblauen Rock mit Perlmutterknöpfen, gestickter Weste, violetten Hosen, und schwarzen seidenen Strümpfen. Ich vergaß es mein Lebtage nicht. Er war wie ein Engel. Aber ich sagte es ihm nicht; ich war 20 Jahre alt und noch blutjung.

Heut zu Tage aber sagen die Töchter alles, was sie denken, und schämen sich nicht, schon unmündige Kinder von 17, 18, 19 Jahren an Hochzeit zu denken; und alles will die neue Mode mitmachen, wie man an der Frau Zunftmeisterin Besenpfriem sieht, die schon wieder ein neues Kleid, und sogar einen Zeug am Halse trägt, daß sie Wunder meint, wer sie sei? — Ich aber weiche ihr keinen Strohhalm breit. Man weiß ja wohl, wo es ihr Mann her hat, und unrecht Gut gedeiht nicht. Hoffart kommt vor dem Fall.

Dann fing der Kaffee an zu steigen, sechs, sieben, acht bis neun Batzen, und so weiter; ich dachte, die Welt würde einfallen. Und je theurer

der Kaffe ward, je wohlfeiler ward Zucht und Ehrbarkeit und Religion. Denn das iſt als gewiß anzunehmen, daß das Steigen des Kaffees ein Zeichen vom Fallen der alten Treu und Redlichkeit iſt. Jetzt koſtet er dreißig Batzen; wie verderbt müſſen die Menſchenkinder ſein! — Ich mögte Blut weinen darüber, denn wir, ich und meine Frau Baſen ſind ſonſt alle Tage auf eine Taſſe Kaffe zuſammengekommen, um uns mit einander zu erbauen, und über die böſe Welt zu wehklagen — wie ſoll das künftig werden?

Darum, Herr Schweizerbote, rufet, ſchreiet, prediget, ermahnet, von allen Dächern herab, daß ſich die Welt beſſere, und von ihrem verkehrten Weſen zurückkomme, auf daß — ach! die Wehmuth hindert mich am Schreiben! — der Kaffee wieder wohlfeil werde.

Eure wohlgeneigte Gönnerin und
vielgetreue Leſerin

Genofefa Dudel,
verwittwete Pudel.

Vierter Brief.

Wohledler Schweizerbot!

Leben dermalen in böſe und theuren Zeiten, deß- und weßhalb dein Blatt nur ſpät bekomme. Sind unſerer 80, im Städt- und angrenzenden

Dörflein, die dein Blatt halten, kostet jedem einen halben Batzen. Bin der sechs- und sieb- auch gleißige deiner hießigen Leser, weil manches Gute daraus erlese. Wende mich daher auch an dich, um bei jetziger Kaffeetheurung guten Rath zu ertheilen und halten.

Mein Knecht hat mir den Dienst auf- und die Magd ab- gekündet, weil keinen Kaffe mehr zum Morgenessen geben konnte. Die Leckermäuler! Selbst trinke dermalen nur Rohlikaffee, und darin jedem Morgen wohlgezählt, neun Kaffebohnen, daß mit einem Loth faß zwei Wochen auslange. Habe jedem von beiden, weil sie gute Arbeiter sind, sechs Bohnen proprio- und ollerirt, welches sie abgeschlagen. Weiß, daß man schon itzt in Dieti- und Uetti- in Zumi- und Bubi- in Aetti- und Detti- in Zulli- und Zumi- in Ruschli- und Schmerikon keinen Kaffe geben will. Warum soll einem Knecht mehr geben, als der Herr selbst braucht?

Bitte also durch dein Blatt jedermann zu instruiren, dienstsuchende Leute zu invitiren, auch solche zu praeveniren, daß einen neuen Knecht in meinen Dienst suche, der frei- und mäßig, gehor- und sparsam ist, und den Kaffee lassen kann. Fodre von ihm nicht mehr als von einem andern. Er muß mich alle Woche dreimal rasiren, meine liebe Frau, weil sie mit der linken Hand nicht hinter

ſch langen kann, hin-, meinen jungen Hund dres-, meine älteſte Tochter, zuweilen auch Frau kutſch-, meine Arbeitsleute inſpizi-, meine Briefe und Rechnungen cop-, bei Tiſche ſerv- und in allem, was ihm ſonſt aufgetragen wird, nicht manquiren.

Dafür zahle jehr- und pünktlich 30 Gulden; gebe freien Tiſch und Logis, im Winter warmes Zimmer, wo wir alle beiſammen ſind, im Sommer freies Licht bis neun, im Winter bis fünf Uhr Abends, wenn keine dringende Arbeit iſt. Vier Kaffee durchaus nicht.

Die Maid kann einſtweilen noch entbehren. Denn die Mägde wollen Kaffee und naſchen gern. Bis Ende Heumond iſt mein letztes Loth Kaffee vertrunken; dann will ich recht gutes Waſſer dejeun- und mich dir recommandiren.

Peter Filz.

Fünfter Brief.

Herr Schweizerbote!

Da der Kaffee und Zucker noch immer aufſchlagen, glaube ich mich weſentlich um viele tauſend meiner lieben Mitſchweizer verdient zu machen, wenn ich ihnen ſtatt der immer theurer werdenden Waare ein anderes Getränk vorſchlage. Dieſem kann ein ſo ſchlechtes Getränk, wie der Kaffee war- ben man im Kanton Luzern, Glarus, Zurich,

Arzeneyen u. s. w. besonders auf dem Lande krank, unmöglich gesund sein.

Ich bin zwar vermögend genug, und habe jährlich meine gute Einnahme, so daß mir's nicht darauf ankäme, hundert Gulden mehr oder weniger für den Kaffee zu zahlen. Allein dennoch habe ich den Kaffee abgeschafft in meinem Hause, um andern Mindervermöglichen ein gutes Beispiel zu geben. Es ist Pflicht der Wohlhabenden, mit ihrem Exempel voranzugehen, so schwer es einem auch ankommen mag. Darin besteht der wahre Patriotismus.

Ja wohl ist es mir und all den lieben Meinigen schwer angekommen, den Kaffee zu vergessen. Wir haben lange allerlei probirt, um ihn zu ersetzen. Um nun Andern Kosten und Mühe zu ersparen, will ich zum Besten meiner Mitbürger anzeigen, was ich am dienlichsten statt des Kaffees gefunden habe. Was ich vorschlage, dazu ist keine Kaffeebohne nöthig, und ist wegen der beständigen Abwechselung ungemein angenehm.

Ich empfehle also meinen lieben Mitbürgern statt des theuren Kaffees zwei Morgen in der Woche gute Chocolade zu trinken, zwei andere Morgen Bouillon à la reine (starke Fleischbrühe, mit eingequirltem Gelben vom Ei, statt des theuren Zuckers aber empfehle ich Zuckerkandel zu nehmen), wieder zwei Morgen Reissuppe, worin

ein gutes altes Huhn gekocht worden, und Sonntags endlich eine kräftige rothe oder weiße Weinsuppe mit Zimmet u. s. w. zu essen: man nehme aber guten Wein dazu.

Da ich überzeugt bin, daß diese Nachricht Vielen höchst angenehm sein wird, so freue ich mich, der Menschheit einen Dienst von erster Art geleistet zu haben. Ich will es aber nicht dabei bewenden lassen. In dem neu herausgekommenen kaiserlichen Kochbuch befinden sich noch mehrere Suppen, die ich nicht kenne; ich werde sie alle nach der Reihe zubereiten lassen, es sind ihrer etliche sechszig, werde sie alle gewissenhaft untersuchen und probiren, und sodann die besten meinen lieben schweizerischen Landsleuten, ungarisch, statt des theuren Kaffees empfehlen.

Euer wohlgesinnter Leser,
Tobias Ballhorn.

Max Stolprian.

Es gibt ein gewisses Unglück in der Welt, lieber Schweizerbote, das man freilich für kein Unglück hält, und doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon.

Mein Vater, Gott hab' ihn selig, hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, wiewohl unsere Stadtschulen damals noch ziemlich schlecht eingerichtet waren.

Man sagte überall von mir: „Herr Magister Stolterian ist ein gar geschickter Mann, aber — man kann ihn nicht brauchen, er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen; er weiß nicht, wo er Hände und Füße hinstrecken soll. Sonst ist er ein guter, braver Mann."

So sagte man von mir. Merkst du jetzt, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und bei der Arbeit fleißig, aber in meinen Kleidern unreinlich und unordentlich. — Ich war fromm, dienstgefällig, redlich, aber schüchtern, lief davon, wenn fremde Leute kamen, wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder anredete, und wenn ich endlich gar einem Frauenzimmer freundlich und artig begegnen sollte, stand ich steif und dumm da.

Genug, was man Höflichkeit und feine Sitte nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut wie Brod und Erdäpfeln und ein Glas Wein.

Viele unserer jungen Herren haben's in dieser Kunst auch noch nicht weit gebracht, wie ich

merke. Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieht's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Mancher weiß nicht, wo er die Hände einquartieren soll; bald steckt er sie in die Weste, bald gar in die Hosen, bald kratzt er sich damit zur Abwechselung im Nacken.

Ich bitte dich daher, meine Geschichte und mein Unglück für Andere bekannt zu machen. Denn unter manchem andern bösen Schicksal, das ich mir durch meine Unbeholfenheit zuzog, gehört auch das, daß ich ein alter Junggesell geworden bin, und jetzt zweiundfünfzig Jahre, und keine Frau habe.

Sobald meine Tante Sparhasen gestorben, und ich, als ihr einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem dreißigsten Jahr eine Tochter zur Frau geben, die schön war, haushältlich, tugendhaft, freundlich und vermögend.

Jungfer Bärbeli gefiel mir: die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden; ich sollte Jungfer Bärbeli näher kennen lernen; ich ward von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo ich sie finden sollte.

Ich ging nicht gern in große Gesellschaft, weil ich durch üble Erziehung scheu und schüchtern war. Aber was thut man nicht, einer Jungfer Bärbeli zu gefallen?

Ich kleidete mich in sonntägliche Feierkleider; weiße seidene Strümpfe, ein neuer Haarbeutel, ein apfelgrüner Rock mit Perlmutterknopfen — genug, ich war zierlich wie ein Bräutigam.

Als ich aber vor das Haus des Herrn Vetters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!“ dacht' ich: „Wenn's nur erst vorbei wäre.“

Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein. Er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr Stolzrian!“ sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüße links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszusehen, und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopf.

Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat, und den Streusand sucht, spring' ich gar dienstfertig hinzu, will den Sand aufs Papier streuen, greife ungeschickter Weise das Tintefaß, statt des Sandfasses, und schütte ihm einen schwarzen Strom der besten Tinte über das zierliche Konto. — Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eil mein schneeweißes Schnupftuch aus der Rocktasche, und wischte damit auf.

„Ei behüte, was treibt ihr auch, Herr Stolzrian!“ rief mir der Herr Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und weißen

Schnupftuch zurück, und brachte seine Sache in die Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gutes Gewissen, und bemerkte beim Niedersehen, nicht ohne Entsetzen, einen thalergroßen Tintenfleck auf meinem weißen Seidenstrumpf am linken Bein. — „Hilf Himmel!“ seufzt' ich bei mir: „was wird die große Gesellschaft sagen.“

Die Thür des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursch will mich gar gewandt und galant, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfe in den großen Saal hinein; mache Bücklinge hinten und vorn, kratze mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Weibsperson steht, die im Begriff ist, eine Paßete zum Tisch hinzutragen; fahre ihr mit dem Kopf in den Rücken, daß die kostbare Paßete von der Schüssel auf den lieben Erdboden fährt, und so spazier' ich mit meinen Komplimenten und Reverenzen blindlings vorwärts, — es war mir zu Muth, als stünd' ich in einer Bataille vor dem Feind, und sollte ins Feuer rücken.

Welche Komplimente die große Gesellschaft um mich herum machte, weiß ich nicht; denn ich hatte noch nicht den Muth aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Krabfüßen, Bücklingen und gehorsamen Dienern um mich herum fort, bis

ein neues Unglück meiner Höflichkeit Ziel und Grenzen steckte.

Ich war nämlich bei meinem eifrigen Komplimentiren mit den Füßen bis zur Paßete avanzirt, die noch da lag, weil sich die Magd von ihrem fürchterlichen Schrecken noch lange nicht erholt hatte, und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen.

Da fährt bei einem neuen Kompliment mein dintebesteckter Fuß in die Paßete, — ich sah nichts, denn mir war vor Höflichkeit Alles blau vor den Augen geworden. Ich glitschte in dem Paßetenteige schmähliger, doch höchst natürlicher Weise aus, verliere mein persönliches und politisches Gleichgewicht, und falle, so lang ich bin, und ich messe fünf Schuh sieben Zoll, auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, großen, ehrenwerthen Gesellschaft.

Im Fallen riß ich noch zwei Stühle mit nieder, an denen ich mich halten wollte, und ein junges, artiges Frauenzimmer, das sich auf einem derselben vermuthlich niederlassen wollte, lag eben so schnell als ihr Stuhl, neben mir am Boden. — O Himmel, und das war mein Bärbeli.

Es erhob sich nun ein entsetzliches Zetergeschrei; und ich am Boden lärme auch. Denn da ich neben mir an der Erde, außer zwei Stühlen, noch

ein Frauenzimmer liegen ſah, glaubte ich feſt an ein ſtarkes Erdbeben.

Zum höchſten Glück war es kein Erdbeben, das dieſen erbärmlichen Fall verurſacht hatte, ſondern nur, wie geſagt, eine Kälberpaſtete.

Wir ſtanden auf. Der Vetter machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er aber hatte gut ſpaſſen. Ich hätte weinen mögen, und ſchämte mich faſt todt. Ich ſtellte mich an den Ofen, und ſagte kein Wort zu meiner Entſchuldigung, ſondern, weil Alles um mich herum lachte und kicherte, lacht' ich auch, und ſah nur verſtohlen nach der zerſchmetterten Kälberpaſtete.

Man mußte ſich endlich zu Tiſch begeben. Der Herr Vetter war ſo galant, mich neben Bärbeli zu ſetzen. Ich wäre lieber neben einem feuerſpeienden Berge geſeſſen, als neben dieſem ſchönen, guten Kinde. Denn es ward mir wunderlich zu Muthe neben meiner künftigen Hochzeiterin. — Ich ſah die große Geſellſchaft am Tiſche nur ſehr flüchtig an.

Da ward die Suppe herumgereicht. Jungfer Bärbeli bot mir einen Teller voll — ich konnte das unmöglich annehmen. Sie hatte noch keine Suppe. Da gab's wieder Komplimente über die Suppe, und ich ſah voraus, daß es mit den gottloſen Komplimenten wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das ſchöne Bärbeli gar dringend,

doch die Suppe zu behalten, und sah ihm bittend in die schönen blauen Augen, und sah nicht auf den Teller, und die siedend heiße Suppe floß richtig auf Cäbeli's Schoos und Kleider, und da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoos und über meine Serviette und Kleider. Es war brauderlich getheilt. Ich vergeß es nie; es ist mir alles noch wie heut. Es war eine Krebssuppe.

Das gute Cäbeli verließ den Tisch. Ich sammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen andern Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Ueberschwemmung; ich knöpfte mir, statt der Serviette, einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Cäbeli hatte aber die Kleider ändern müssen. Sie kam wieder, und ich entschuldigte mich tausendmal bei ihr, so gut ich konnte.

Sobald ich sah, daß sie freundlich lächelte, ward mir auch wieder wohl zu Muth, und ich trocknete mir den Angstschweiß vom Angesicht, verstekt sich, nicht mit der Hand, sondern mit dem Schnupftuch.

Aber das unglückselige Schnupftuch! — Ich hatte die Dintengeschichte rein vergessen über alles, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit Dinte ein, daß, als ich das Schnupftuch

wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohr verwandelt sah.

Da erhob sich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus-Höflichkeit schrie und lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich merkte, daß sich die Frauenzimmer vor meinem schrecklichen Dintengesicht fürchteten. Nun sah ich erst ein, daß mich das Schnupftuch zum Narren im Spiel gemacht hatte, und ich ein fürchterliches Aussehen haben müsse.

Erschrocken und eilfertig sprang ich vom Tisch auf, um nach der Küche zu flüchten, und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in das Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Braten, Salate, Spinate, Pastetten, Messer, Gabeln, Gläser, Fische, Rindfleisch, Löffel, Salzfäßlein u. s. f. liefen mir wie närrisch in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Maule, wie versteinert, da, und sahen die herrlichen Gerichte sämmtlich vor ihren Augen verschwinden, und so manchen Leckerbissen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten.

Anfangs, da ich sah, wie alle Platten und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten,

hielt ich's für Hexerei, bis der Herr Vetter mit beiden Beinen aufs Tischtuch sprang. Das riß den Zipfel von meiner Weste.

Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppe hinunter, über die Straße, und in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heirathen, ohne Schwindel; und nicht an große Gesellschaften, ohne das kalte Fieber zu bekommen.

Erzähle, lieber Schweizerbote, immerhin meine Leidensgeschichte deinen Lesern wieder. Ich lache jetzt selbst über meine Ungeschicklichkeit. Aber meine Geschichte kann manchem unserer jungen Herren, zum Beispiel zwar nicht, doch zur Warnung und Lehre dienen.

Dein fleißiger Leser
Max Stolprian.

Ueber die Nasen.

Erstes Kapitel,
welches von allen Nasen überhaupt Ehrenmeldung thut.

Jeder Mensch hat bekanntlich seine eigenthümliche Nase, ja selbst derjenige kann eine sehr ansehn-

liche Portion Nase besitzen, von dem man sonst gar nicht bemerkt, daß er Kopf hat.

Ich hab' es diesmal nur mit der Nase zu thun, welche jeder Nachkomme Adams und Eva's richtig mit in die Welt bringt, und allen Leuten zum Beschauen hinstreckt, ehe er selbst nur weiß, wozu er sie gebrauchen soll, und ob der Schnupftabak wohlfeil oder theuer ist.

Man macht zwar nicht viel aus der Nase, wenigstens hab' ich noch selten, sogar bei den artigsten Mädchen, viel Rühmens und Wesens davon gehört. Man preiset in Liebesbriefen und Versen zwar die schönen Augen und die rosenrothen Wangen und die Purpurlippen der Jungfrauen und jungen Frauen; man preiset an großen Herren das scharfblickende Adlerauge und die Stirn voller Weisheitsrunzeln und die Lippen, von welchen nur Weisheit tönt — aber von der Nase schweigt Jedermann still, vermuthlich weil dieser Fleischzipfel sich selbst so weit aus dem Gesicht hervorstreckt, daß seine Merkwürdigkeiten nicht leicht übersehen werden können, als von Leuten, die stockblind sind. Aber man rühmt doch auch sonst wohl manches, was ohnedem Jeder sieht, sogar manches, das gar nicht da ist — warum verkündet man denn nicht auch den Ruhm einer wohl zugeschnittenen Nase?

Es geht aber der Nase wie manchem andern

rechtschaffenen und nützlichen Manne in der Welt, aus dem man wenig macht, so lange er da ist, und den man nicht genug lobpreisen kann hintennach, wenn er fehlt.

Denn wenn ihr aus dem ehrbarsten und weisheitsvollsten Amtsgesicht euch die Nase wegdenkt, was bleibt übrig? — Ein wahrer Kohlkopf. — — Wie mancher Tituskopf unserer jungen Herren hat es nicht also seiner Nase zu danken, daß man ihn für keinen Kohlkopf hält, mit dem er ausserdem viel Aehnlichkeit haben kann!

Zweites Kapitel.

ob man immer seiner Nase nachgehen müsse?

Eine Lobrede also auf die Nase! und zwar, um mir die Sache nicht gar zu leicht zu machen, nur auf eine ganz gemeine Nase, will sagen, auf eine schiefe Nase.

Denn wer auf die Nasen der Leute Acht gibt, wird bald wahrnehmen, ohne Nichtsheit und Scheinbles anzubringen, daß dieser Gesichtsthurm mehr oder weniger seitwärts steht, wie der Thurm von Pisa, als hätt' ihn ein Windstoß von einer Seite mehrmals stark getroffen. Je größer und majestätischer, desto schiefer gemeiniglich.

Diese Schiefheit unserer sterblichen Nasen will nun nicht viel bedeuten. Sie haben's wie alle an-

dere Leute, die in der Welt nichts Gewöhnliches sein wollen, und schiefe und krumme Wege einschlagen, weil der geradeste nur für ehrliche Männer taugt, oder für solche, die sich auf ihre inwohnende, eigene Kraft recht gut verlassen können.

Der Mensch folgt seiner Nase nach. Es ist daher doch zuweilen gut für rechtliche Personen, wenn sie etwas von ihrer Nase, zumal wenn sie schief deutet, abweichen, und den geraden Weg einschlagen, wo jene den krummen Katzenschleichweg andeutet. Es gibt aber Menschen, die so katzenartiger Natur sind, daß sie auch beim besten Willen und bei der geradesten Nase nicht gerade auf ihren Zweck losgehen, sondern durch Umwege links und rechts; und die selbst nicht in den Himmel eingehen möchten, ohne einen krummen Weg zu machen. Es sind meistens gefährliche Burschen, denen man's eben nicht an der Nase ansieht. Die Polizei sollte ihnen daher einen Fuchsschwanz hinten an die Kappe binden lassen, damit man sich vor ihnen hüten könnte. — Aber freilich, was fordert man nicht auch immer von der lieben Polizei! Eben wenn sie gut sein soll, muß sie selbst am meisten obenerwähnte Umwege einschlagen, um zum Ziele zu kommen, und darf nicht den Leuten alles auf die Nase binden.

Doch um wieder auf unsere Nase zu kommen, will ich, um ihre Wichtigkeit recht an's Tageslicht

zu bringen, die Lebensgeschichte einer gemeinen Nase erzählen.

Drittes Kapitel.

Die Nase in der Wiege betrachtet.

Wenn das Knäblein oder Mägdlein kaum geboren ist, so schauen Papa, Hebamme und Basen, sogar die hasen-artigen Herren Vetter dem jungen Weltbürger sogleich nach — der Nase. Man will wissen, ob der kleine Christ seine Nase vom Vater oder von der Mutter habe?

Man mag nun sagen was man will, die Nase ist allerdings ein Hauptartikel, um die Aehnlichkeit in der Verwandtschaft zu entdecken. Und wie viel kömmt in der Welt nicht darauf an? — Macht euch nur einmal den Spaß, und verlängert oder vergrößert eure Nasen mit Wachs, oder setzt euch eine künstlich gemachte Nase auf, so braucht ihr keine Maske; man wird euch nicht mehr kennen; ihr werdet euch selbst gar nicht mehr ähnlich sehen.

Gewisse Geschlechter haben ihre eigene Familiennase, woran man sie so gut kennt, als hätten sie ihren Namen mit großen Buchstaben daran geschrieben. Ja, ganze Völker haben ihre Nationalnase, woran man sie erkennt. Die Römer hatten eine Adler- oder Habichtsnase; die

Kalmucken haben eine eingedrückte Stumpfnase; die Mohren haben eine Knollnase; die Griechen eine Nase, die von der Stirn herab bis zur Nasenspitze eine gerade Linie macht u. s. w.

Doch wir wollen uns nicht weiter über die Nationalnasen ausbreiten, sondern zu unsern christlichen ehrbaren Familiennasen zurückkehren.

Man sieht also den jungen Kindern nicht sogleich vergebens nach der Nase, weil sie in ganzen Nationen, wie bei einzelnen Familien, eine Haupturkunde der Verwandtschaft ist. Ich würde daher adelstolzen Familien anrathen, auf ihre Stammbäume, mit denen sie groß thun, die Nasen aller Ahnvordern abmalen zu lassen. Wie wichtig wäre dieses Dokument! Man könnte gleich sehen, ob sich keine fremde Nase in die hochadeliche Familie eingeschlichen hätte, was doch leicht möglich wäre. Man würde mit Vergnügen sehen, wie die jüngste adeliche Nase noch vollkommen der Ur-Ur-Ur-Stink-Pfudi-Nase gliche.

Und gesetzt auch, wofür ohnedem kein Stammbaum Bürgschaft leistet, es hätte sich eine fremde Nase einmal in den Familienkram gemischt, so dreht man die verdächtige Nase sogleich ein wenig anders, damit sie zu keinem Lärmen und Erbschaftsprozeß Ursache gibt. — Wie manchem leichtgläubi-

aen Herrn Vater wird nicht bei ähnlichen Umständen eine Nase gedreht!

Viertes Kapitel.

Ueber die Pestalozzische und über die Nasen-Lehrart.

Die Nase ist für Kinder die erste und geschickteste Schulmeisterin und Erzieherin. Sie lehrt, was ihnen vor allen Dingen beim Eintritt in die Welt das Wichtigste sein muß: Vorsichtigkeit. — Sind sie nicht vorsichtig: so fallen sie auf die Nase.

Es ist durchaus nichts Angenehmes, mit dem geliebten Fühlhorn an die Wand zu rennen oder auf den Erdboden zu fallen. Jeder meiner andächtigen Leser wird den heilsamen Versuch in der Kindheit gemacht haben, und dadurch vorsichtig und behutsam geworden sein. So gut, wie wir nun durch unsere Nasen klug geworden sind, können es auch unsere Kinder werden, ohne Schreiben, Lesen und Rechnen zu lernen: — Sagt man, das ist ein kluges Kind! so verstehe ich darunter: es ist schon oft auf die Nase gefallen.

Gewöhnlich pflegen Leute, die man in der Jugend allzu sehr verzärtelte, die man allzu sorgfältig hütete, wenn sie älter werden und sich selbst

überlassen sind, überall und häufig mit der Nase anzurreller. Sie meinen, ihnen soll Alles Platz machen, weil sie ein Junkersohn, oder ein Ammannssohn, oder sonst der Sohn von einer höchst merkwürdigen Person des Erdbodens sind. — Die also, welche im Alter noch mit der Nase viel anlaufen, holen nur dasjenige nach, was sie in der Jugend durch die Affenliebe ihrer Aeltern versäumt haben.

Daher ist es allerdings ein weiser Rath: man überlasse die Kinder ihrer Natur, das heißt: ihrer Nase. Die Nase ist gewiß eine gute Erzieherin.

Aber noch mehr. Ehe Pestalozzi war, war die Nase! — Dieser unumstößliche Satz verdient das Sprüchwort aller derjenigen zu sein, die aus guten Gründen nichts von bessern Schulen wissen, und das Volk lieber seiner Nase überlassen mochten, um es vielleicht desto besser an der Nase herumführen zu können.

Diese Herren haben Recht. Pestalozzi's Weisheit ist ihnen schlecht gelegen, sie bleiben lieber bei ihrer Naseweisheit, das heißt, sie sprechen lieber fein klug von Dingen mit, die sie nicht verstehen, als sie zu verstehen und darüber zu schweigen.

Unstreitig entsteht die Naseweisheit bei jungen Leuten aus ihrer Erziehung, die sie vermittelst der Nase genossen. Sind sie oft auf die

Nase gefallen, so fangen sie an klug zu werden, oder halten sich schon für klug. Sie stecken muthiger die Nase in Alles, auch in das, was sie nichts angeht; urtheilen über Sachen, die sie noch nicht verstehen; bekümmern sich um Dinge, von denen sie die Nase lassen sollten, wollen schon klüger als Vater und Mutter sein; wollen Alles besser wissen; haben ihre Nase überall — — und das ist Naseweisheit.

In der Regel hört die Naseweisheit bei den Töchtern schon im siebenzehnten, und bei den Knaben im zwanzi-sten bis fünfundzwanzigsten Jahre auf. Doch gibts auch vierzig- bis fünfzigjährige Kinder mit Naseweisheit.

Fünftes Kapitel.

Gefahren, in welche das falsche Tragen der Nase bringt.

Je älter die Nase wird, und folglich auch die an derselben hangende Person, deso wichtiger wird die Rolle, welche sie spielt.

Die Nase eines artigen Mädchens von siebenzehn Jahren wird schon mit großerm Wohlgefallen, als eine funfjährige, betrachtet. Ein gleiches Bewandtniß hat es mit jungen Männern. Es ist jetzt gar nicht mehr gleichgültig, wie man die Nase trägt.

Schon manche Jungfrau bekam blos deswegen keinen Mann, weil sie die Nase zu hoch trug. Bedenkt doch, welch eine schwere Strafe für ein armes Mädchen um solcher Kleinigkeit willen! Sollte man's glauben, daß es so entsetzliche Gefahr brächte, die Nase einen halben Zoll höher oder tiefer zu halten? Man kann sie doch im ärgsten Falle nicht höher tragen, als den Kopf selbst, an dem sie zu wachsen die Ehre hat.

Doch was sag' ich? Allerdings kann man das. Seht da den Herrn Schnapphans. Er hält die Nase, als hätt' er an den Wolken des Himmels zu riechen. Sie sitzt, wo der Hut sitzen sollte, und der Hut vertritt nur die Stelle des Haarbeutels. Er sieht verächtlich auf die übrigen Menschen herab; meint, er sei etwas mehr, als alle andere, ein gelehrterer, ein reicherer, ein vornehmerer Herr, als die andern.

Leute mit beschränktem Kopfe pflegen die Nase immer am höchsten zu tragen; und schon daß sie dies thun, muß ihnen den Kopf verdrehen und mancherlei Schwindel machen.

Doch ich rede nicht von diesen, sondern von den Jünglings- und Töchternasen, die um das zwanzigste Jahr, folglich um eine äußerst gefährliche Zeit, herumspielen.

Sechstes Kapitel.

Handelt von Küssen.

Da ich starken Grund habe, zu vermuthen, daß diejenigen meiner Leser und Leserinnen, die nicht mehr das Vergnügen haben, jung zu sein, es wenigstens einmal gewesen sind: so werden sie mich alle verstehen, warum ich die Zeit vom siebenzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre eine gefährliche Zeit heiße.

Auch in dieser gefahrvollen Zeit, wo so manche Blume gebrochen, so manches Herz gebrochen, und so mancher Jüngling Wüstling wird — auch in dieser Zeit verrichtet die Nase wichtigere Dienste, als alle gute Lehren von Papa und Mama.

Weltbekanntermaßen ragt unsere Nase gleichsam wie ein Vorgebirg in die Welt hinaus, und wird dem Purpurmunde darunter zwar nicht am Essen und Trinken, doch zuweilen am Küssen hinderlich. Es ist gewiß nichts verdrießlicher, und stört nichts die Andacht mehr, als wenn bei einem Kuße zwei ungeschickte Nasen plumperweise zusammentreffen, daß man nicht weiß, wohin mit ihnen.

Geübte Küsser (will sagen Personen, die über das zwanzigste Jahr eine Strecke weg sind) wissen sich endlich schon zu helfen; sie halten die Köpfe schief, den einen nach Sonnenaufgang, den an-

dern nach Niedergang, bringen die Nasen, als wahre Spielverderber, auf die Seite, und der Kuß wird in aller Ehrbarkeit und Zucht ausgetauscht.

Das ist aber bei ungeübten Leuten ganz anders. Die erste Liebe (wer weiß das nicht?) macht ohnedem ein wenig ungeschickt, und die Nasen sind bei jedem Kuße die überflüssigsten Dinge.

Bloß um der Nasen willen ist ein Kuß nicht so leicht geraubt, als man wohl meint. Wäre jenes Hinderniß nicht, ich wette, es würde mehr geküßt in der Welt, wenigstens schneller geküßt. Aber die Nase vertheidigt noch die Unschuld mancher Tochter, wenn schon die Tugend anfängt schwach zu werden: die Nase ist die Klippe, woran mancher Kuß scheitert und zu Schanden wird!

Siebentes Kapitel.

Ueber die Nasenfreundschaften.

Hat das Töchterlein die Nase nicht zu hoch getragen, so bekommt es einen Mann; hat der Knabe die Nase fleißig ins Buch gesteckt, so wird aus ihm ein rechter Mann. Und kann er die Frau ernähren, so gehört ihm auch eine Frau dazu.

Die Nase behauptet auch bei Erwachsenen ihren unverkennbaren Werth. Sie iſt ein wahres Ehrenzeichen, darum trägt ſie bei uns zu Lande jeder gleich vorn im Geſicht. Nur den Schelmen pflegt man ſie nebſt den Ohren abzuſchneiden.

Freilich will ich darum nicht immer behaupten, daß jeder ein ehrlicher Mann ſei, der die Naſe noch am gewöhnlichen Orte hat. Sollte man nach Strenge verfahren, und allen Schelmen, Betrügern, Verleumdern, allen, die falſchen Eid geſchworen haben, allen Verräthern und dergleichen, die Naſen abſchneiden: ich glaube, die Brillen würden im Lande wohlfeiler werden!

Aber man gebe Acht, die Naſe hat bei Erwachſenen auch noch manchen andern Nutzen. Sie iſt bei Vielen die wahre Gedankenkammer. Wenn man aus dem Kopfe nichts herausdenken kann, legt man ſehr weiſe den Finger auf die Naſe, und Einfälle kommen wie gerufen. Probatum est!

Inzwiſchen hilft die Naſe auf dieſe Weiſe nur in Nothfällen. Aber Freunde in der Noth ſind immer die beſten.

So wie bei jungen Leuten die Naſe vorzüglich dazu beiträgt, beiderlei Geſchlechter in ehrerbietiger Ferne aus einander zu halten,

ſtiftet ſie bei erwachſenen Leuten die meiſten Bekanntſchaften und Freundſchaften.

Nicht daß ſich einer über des andern Naſe beſonders erfreuen ſollte (jeder hält die ſeinige für die beſte unterm blauen Himmel), ſondern man macht gegenſeitige Bekanntſchaften um der Naſe willen.

Zwei Fremde, die ſich nie geſehen haben, treffen zum Beiſpiele in einem Wirthshauſe zuſammen. Sie kennen einander nicht; ſie ſprechen einander nicht. — Jetzt aber bietet der eine der Naſe des andern eine Priſe Schnupftabak an; darüber erfreut ſich die gefütterte Naſe, und ſiehe da, die Bekanntſchaft iſt gemacht.

Die meiſten Bekanntſchaften und Freundſchaften ſind, unter uns geſagt, heutiges Tages bloß Naſenfreundſchaften. Wenn man ſagen hört: der und der iſt ein guter Bekannter von mir! ſo will das nichts ſagen, als: er hat mir eine Priſe Tabak angeboten. — Daher kommt's auch, daß man heutiges Tages den beſten Freund um eine Priſe Tabak weggeben kann, wenn's nöthig iſt.

Vor Zeiten war das Herz in der Freundſchaft die Hauptſache. Jetzt iſt leider bei vielen Menſchen die Naſe an die Stelle des Herzens getreten — doch aber noch, dem Himmel ſei Dank! nicht bei allen! beſonders bei jungen, un-

verdorbenen Gemüthern nicht, die nicht so abgeschliffen, ausgetrocknet und erkältet sind, als viele unserer alten Figuren.

Junge, zur Freundschaft geborne Seelen, bewahret euer warmes Herz bis ans Ende eurer Tage, und laßt es nicht unter Nahrungssorgen, nicht unter den alten, steifen, herzlosen Figuren der Welt erkalten, die ein Spiel Karten zärtlicher als die Hand eines guten Menschen drucken, und euch bereden wollen, man brauche Geld nur in der Welt, um glücklich zu sein, aber kein Herz.

Behaltet euer warmes, gefühlvolles Herz, und laßt ihnen ihre Nase und ihre Einbildung! — Diese, vermuthlich schon in der Erziehung Vermahrlosten, lieben nichts, als sich selbst, und kennen den einzigen Werth treuer Liebe und Freundschaft nicht. Sie sehen nicht weiter, als — ihre Nase reicht!

Achtes Kapitel.

Ehre der Nase im männlichen Alter.

Je besser die Erziehung durch die Nase gerathen ist in der Jugend, desto höher wird der Mann und seine Nase geachtet. Mit welcher Ehrfurcht ruft nicht Jung und Alt, Klein und Groß, einstimmig und laut der Nase eines wackern Mannes zu: „Helf euch Gott!“ oder:

„zur Geſundheit!“ oder: „wohl bekomm's euch!“ wenn die wackere Naſe zu nieſen geruht. Ja, man hat mir erzählt, daß, wenn in einem gewiſſen Königreiche Aſiens die königliche Naſe nieſet, alle, die es hören, mit lauter Stimme rufen: „Gott helf euch!“ daß man's auf den Straßen hört; auf den Straßen rufen's die Vorbeigehenden nach; endlich rufen es alle Leute in der Stadt: die Leute auf dem Felde hören es, und rufen; dann rufen es die benachbarten Dörfer, und ſo ache es durch's ganze Königreich. Hier zeigt ſich der Patriotismus der Unterthanen alſo durch den Eifer derſelben um die königliche Naſe.

Manche Naſe, ohne eben eine königliche zu ſein, kann ſo kräftig nieſen, daß man ſie, wo nicht durchs ganze Land, doch durch das ganze Dorf oder Städtlein vernimmt, und das Nieſen ein wahres Erdbeben verurſacht.

So ärntet alſo auch die Naſe für ihre wichtigen Dienſte Hochachtens- und Ehrenbezeugungen im Alter ein, die man keinem andern Theile des menſchlichen Körpers erweiſet.

Die Herren Politiker thun ſich ganz beſonders auf ihre feine Naſe etwas zu gut, mit der ſie Alles ausſpüren wollen. Aber wahrlich, dergleichen Leute, denen man die Pfiffigkeit ſchon an

der Nase ansieht, werden immer am seichtesten geprellt. Denn die Nase bringt den Fuchs immer am ersten in die Falle.

Wilden Thieren, welche man zähmen will, pflegt man einen Ring durch die Nase zu stecken, und sie daran zu leiten. Die Feldherren und Minister der Indianer schmücken ihre Nasen auch mit Ringen, die sie durchstecken; und wie bei uns Frauenzimmer Ringe in den Ohren tragen, tragen die Frauenzimmer anderer Völker sie als Ehrenzeichen in den Nasen. Ich weiß nicht, welche Mode vorzuziehen ist. Aber soviel ist gewiß, daß, wenn die Nasenringe in Paris Mode würden, keine vierzehn Tage verzögen, und die Weiberlein und Töchterlein in unsern kleinen Städten würden auch Nasenringe tragen wollen, so gut wie ehemals lange Schleppen und nackte Arme, oder die tief ausgeschnittenen Rücken, an denen nicht viel Erdauliches zu sehen ist.

Doch ich schweige, denn es ist böses Kriegen mit den Weibern, sobald man über ihre Staatsangelegenheiten ein Wort zu viel spricht; es ist nicht immer rathsam, jemandem den Wurm aus der Nase zu ziehen.

Neuntes Kapitel.

Strafamt der Nase.

Nachdem ich von den Erziehungs- und Ehrenämtern der Nase ein Langes und Breites gesprochen, muß ich auch vom Strafamt derselben Erwähnung thun. Eigentlich straft sie eben so sehr, als sie freilich sehr unschuldig selbst gestraft wird. Ich will mich deutlicher machen.

Leider merkt man oft auf die Nase so wenig, als auf die Lehren der Aeltern. Junge liederliche Menschen, oft auch alte Sündenböcke, überlassen sich den gröbsten Ausschweifungen schändlicher Wollust, bis sie — sichtbar an der Nase gestraft werden, und eine ekelhafte, entsetzliche Krankheit das Innere und zuweilen selbst das Aeußere dieser edeln Hauptzierde zerstört und zerstört.

Wohl ziehen böse Sitten böse Zeiten nach sich. In unsern Alpenthälern, in unsern Städten, wo man so gern von der Einfalt und Tugend unserer Altvordern prahlt, wo man den Sitz der Unschuld und Gerechtigkeit vermuthen sollte, auch hier kennt man jene gräßliche Krankheit, durch welche die verspottete Tugend an ihren Verächtern gerächt wird.

Doch kein Wort mehr davon, denn es grauset mir, daran zu denken.

Da ich indessen einmal vom Strafamte der

Nase rede, muß ich noch eines andern Umstandes erwähnen, worin sich dasselbe offenbart, und dies ist — bei den Trinkern.

Bekanntlich herrscht seit geraumer Zeit in der Schweiz eine Krankheit, die von den Aerzten die Weinsucht genannt wird, und Menschen und Hauswesen verdirbt. Personen, von der Weinsucht behaftet, können nie an ein Glas Wein denken, oder kein Weinglas, auch kein gemaltes, ansehen, ohne Durst zu bekommen.

Wer zum erstenmale die Nase zu tief in's Glas steckt, bekommt Schwindel lustiger Art, einen Tips, einen Raasch, einen Haarbeutel, oder wie man den Zustand nennt, in welchem der unsterbliche Mensch viel Aehnlichkeit mit einem sterblichen — Schweine hat, um mich verblümt auszudrücken.

Wer sich dadurch aber nicht warnen läßt, sondern sich die Nase zu oft begießt, den zeichnet die Natur nachdrücklich. Wie das Spundloch eines Weinfasses, worin der Most gährt, dampft sein Mund zuletzt widerlichen Weinodem, die Hände, mit denen er das Schoppli zu oft unter die Nase brachte, bekommen Zittern, und aus der Nase blühen Blumen wunderbar blau und roth.

Die arme Nase! — sie hat den Wein nicht getrunken und wird dafür bestraft. So müssen die

armen Unterthanen gemeinlich das Haar hergeben, wenn die Könige mit einander rauſen.

Die Naſe des Trunkenbolds ſieht wie ein Kupferbergwerk aus, aber niemand will Kuxe darauf nehmen.

Nein, ich will's beſſer ſagen: Weinſäufer, deren Wangen ſchon alle Schamrothe verloren haben, müſſen ſich über ihr ſchändliches Laſter — mit der Naſe ſchämen. So oft ſich ein Zecher im Spiegel erblickt, ruft ihm die purpurfarbne Naſe mit allen ihren Hügeln und Thälern zu: Weintrinker, ſieh, ich werde an deiner Stelle ſchamroth!

Zehntes Kapitel.

Alter und Tod der Naſe.

Wird endlich die Naſe alt, ſo geht es ihr wie allen alten Dingen, man achtet ihrer wenig. Sie, die dienſtbar im ganzen Leben war, wird auch im hohen Alter nicht verſchont, und muß Laſten tragen, die ſie ſonſt nicht kannte.

Es geht der Naſe im Alter wie einem Roß, das in der Jugend geſchmückt unter ſeinem Herrn dahintrabte, und endlich, wenn's alt und ſteif wird, in den Wagen oder Karren eingeſpannt wird.

Wenn die Augen nicht mehr weit reichen, rei-

ten ſie auf der Naſe, und der Naſenſattel heißt dann auf deutſch: Brille.

Urſprünglich lebt die Naſe nur im Allianztraktat mit dem Munde: ſie beriecht erſt, was dieſer eſſen ſoll. Im Alter aber muß die Naſe auch ihren beiden andern Nachbarinnen, den Augen, dienſtbar werden. Und ſie thut es gern. Man hat noch nie gehört, daß ſie, gleich einem gemeinen Roß, ſich gebäumt, hinten und vorn ausgeſchlagen, und ihren Reiter abgeworfen habe. Nein, ſie läßt ihn geduldig ſitzen, bis ihn eine freundliche Hand wieder abnimmt.

Ihre Geduld und Friedfertigkeit iſt unter uns zum Sprüchwort geworden; und wenn ſich ſonſt niemand gern auf der Naſe ſpielen läßt, lernt man im Alter doch Alles ertragen.

Daher ſehnt ſie ſich endlich auch zur Ruhe. Und wenn der Menſch ſtirbt, iſt ſie es wieder, auf welche man am meiſten ſieht. Lachende Erben mit weinenden Augen umringen den Sterbenden, und wenn ihm die Naſe ſpitz wird, dann iſt's vorbei und der Sarg wird beſtellt.

Eilftes Kapitel.

Schluß aller Naſenkapitel.

Mancher vielleicht hat ſchon die Naſe gerümpft, weil ich zu Ehren unſerer lieben Naſe

so Vieles gesagt habe. Und wahrlich, doch hab' ich kaum die Hälfte erzählt von allem, was ich Ruhmliches erzählen könnte.

Doch schon aus diesem Wenigen hat man gesehen, wie die Nase in der Geschichte des Menschen eine Hauptrolle spielt von der Wiege an bis zum Sterbebette.

Ich könnte nun hintennach endlich noch mit einem paar Dutzend guter Lehren kommen, wenigstens mit einigen Klugheitsregeln, wie man sich vor Ungeschicklichkeiten hüten solle, um nicht von Zeit zu Zeit eine lange Nase zu bekommen. Denn lange Nasen stehen in eben so üblem Rufe, als lange Ohren, wiewohl es schon manchem braven Manne begegnet ist, der dies oder jenes Amt hat erhaschen, dieses oder jenes reiche, oder schöne Mädchen hat zur Frau machen wollen, daß er mit einer ellenlangen Nase hat abziehen müssen. Allein ich halt' es für klug, kein Wort von solchem wunderbaren Gewächs zu sagen.

Man hat die Tadler nicht gern, sondern meint, sie sollen sich nur bei ihrer eigenen Nase nehmen, oder an ihrer eigenen Nase zupfen.

Also Punktum!

Die Leser und der Bote am Neujahrstag 1810.

Wir, die gesammten Leser und Leserinnen des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten, Wir groß und klein, mit und ohne Perüke, in Seiden und Zwilch;

In Erwägung, daß uns der Schweizerbote schon seit sechs Jahren in aller Ordnung einen Neujahrwunsch abgestattet;

In Erwägung, daß eine Höflichkeit der andern werth ist;

Haben feierlich und einhellig beschlossen, Unserm getreuen, ehrenvesten und fürgeliebten aufrichtigen und wohlerfahrnen Botenmann zum neuen Jahr zu gratuliren, und wünschen ihm demnahen alles Ersprießliche, Heil, Glück, Segen, und was ihm sonst vonnöthen ist am Leib und an der Seele.

Schweizerbote. Ganz gehorsamer Diener! Ich finde es auch ganz in der Ordnung, daß das Spiel einmal umgekehrt wird, und meine Leser anfangen, höflich zu werden.

Die Leser. Wir wünschen vor allen Dingen, daß es ihm nie an Geld im Sack und an lustigen Einfällen im Kopfe fehle.

Schweizerbote. Habe an der Hälfte genug! Nur Geld im Sack, und die luſtigen Einfälle kommen von ſelbſt. Ich habe mein Lebtage noch keinen reichen Dummkopf geſehen, an dem man nicht Alles ſchon gefunden hätte.

Die Leſer. Desgleichen wünſchen wir, daß er im künftigen Jahre nicht ſo ernſthaft ſei, als im vergangenen, ſondern uns regelmäßig alle vier Wochen einmal etwas zum Lachen gebe.

Schweizerbote. Ihr wiſſet aber nicht, ob ich nicht deſto mehr über euch gelacht habe im vergangenen Jahr? — Halten wir's ſo. Ein Jahr lach' ich über euch, und das andere lacht ihr über mich.

Die Leſerinnen. Dabei aber wünſchen wir, daß er uns im Frieden laſſe, und nicht immer ſeinen Spott mit unſern neuen Moden habe. Seh' er lieber nach den Männern.

Schweizerbote. Wird geſchehen, ſobald ich ein Mädchen werde.

Die Leſerinnen. Komm' er uns nie wieder mit ſeinem Theerauſch.

Schweizerbote. Nein, den laſſ' ich den lieben Weibern.

Die Leſer. Und uns Männern ſpreche er nie wieder vom Sonnenlich.

Schweizerbote. Ich hoffe, ihr ſeid davon vollkommen geheilt.

Die Leſer. Und mach' er nicht immer Satyren auf unſere Stadt.

Schweizerbote. Das heißt, ich ſoll kein Wort mehr reden; denn ihr wohnet ja überall.

Die Leſer. Auch wünſchen wir, daß er uns öfters ſchöne Bilder bringe, und hübſch Wort halte, wenn er was verſpricht.

Schweizerbote. Viel verſprechen und nichts halten iſt die älteſte Mode, und heutiges Tages wieder die allerneueſte. — Doch geb' ich, was ich habe.

Die Leſer. Uebrigens hat er Recht, wenn er ſeinen Botenſtab zuweilen in den dicken Haufen der Narren hineinſchleudert.

Schweizerbote. Schon gut, aber wenn ich werfen will, buckt euch nicht alle.

Die Leſer. Und werd' er nicht furchtſam, die Wahrheit zu reden.

Schweizerbote. Und ihr ſeid nicht furchtſam, die Wahrheit zu hören.

Die Leſer. So verbleiben wir deine geneigten Leſer.

Schweizerbote. Und ich euer geneigter Bote.

—

Seufzer einer armen Katze aus der Unterwelt *).

Miau! Miau!

Wiederhole Du, o Bote, meine ſtillen Klagen, die ich in der Unterwelt an den Ufern des Höllenfluſſes ſeufze! Der alte Fährmann, der die Seelen über den Strom führt, iſt erſchrocken, da er plözlich anderthalbtauſend Katzen erſcheinen ſieht. „Ich habe", ſprach er, „alle Tage viel Hundert Helden überzuſchiffen, die ſich für ihre gerechte Sache gegenſeitig todtſchlagen: wie konnt' ich noch anderthalbtauſend Katzen in mein Schiff laden? — Die Katzen müſſen warten. Miau! Miau!

Ich will Dir die Geſchichte unſers Unglücks erzählen. In den Jahrbüchern des Katzengeſchlechts iſt kein gröſseres gefunden worden. Ach, was iſt die Liebe für ein müſſes Ding! Die Liebe war Schuld an der Zerſtörung Troja's, und die Liebe war Schuld an der Hinrichtung von ſo vielen hundert ſchönen, zarten, niedlichen, weichen, glücklichen Katern und Katzen. Miau! Miau!

*) Die Polizei hatte in einer Schweizerſtadt im Jahr 1810 alle Katzen tödten laſſen.

Als ich vor etlichen Wochen spazieren ging, um den schönsten aller Kater zu sehen, der mein gefühlvolles Herz erobert hatte — einen dreifarbigen Kater, schon wie Amor — fand ich ihn nicht weit vom Brunnen, wo sonst sich auch manches sieht, was sich liebt und lieben lassen will. Miau! Miau!

Unsere Herzen schlugen einander entgegen; unsere Augen funkelten von dem Feuer der Zärtlichkeit. Mein Kater, einer der schönsten Sänger in der ganzen Stadt, stimmte mit süßen Tönen eine Arie an. Mein Herz schmolz in Entzücken. Ich konnte mich nicht enthalten, in seinen zaubervollen Gesang einzustimmen. Miau! Miau!

Wir wurden immer rührender. Ich that ihm das Bekenntniß meiner Gegenliebe. Nichts sollte uns trennen. Da störte uns in der zärtlichen Unterhaltung ein Menschenfuß, der meinem Kater erbärmlich auf den schönen Schwanz trat! Miau! Miau!

Theils aus Schmerz, theils aus Stolz, sich vor meinen Augen mißhandelt zu sehen, setzte sich mein Kater wie ein Held zur Wehr, kratzte und biß. Ich floh mit Entsetzen davon. Miau! Miau!

Denke Dir die grausame Rache unsers Feindes! Er geht hin, und verklagt unser ganzes Geschlecht; behauptet, wir seien toll. — Ach, seit wann ist denn die Liebe eine Tollheit? Seit wann heißt denn die Nothwehr der Unterdrückten eine

Tollheit? — Doch es war um uns geſchehen, und nun ging die blutige Verfolgung gegen uns an. Miau! Miau!

Anderthalbtauſend Katzen und Kater wurden hingerichtet; wir machten eine der artigſten Kolonien aus. Auch mein theurer Kater ſtarb den grauſamſten Tod. Miau! Miau! — Ich war untröſtlich. Meine theure Gebieterin ſetzte mir umſonſt Milch und Leckerbiſſen vor. Sie zitterte für mein Leben. Sie führte mich in ihrer Kutſche, auf ihrem weichen Schoos aus der furchtbaren Stadt. Wo ich durch die Straßen fuhr, glaubte ich viele Schönen mit rothgeweinten Augen zu ſehen, die um den Tod ihrer ſüßen Lieblinge wehklagten. Miau! Miau!

Auf einem Landgute ſollt' ich bleiben, um Luftveränderung zu genieſſen. Ich ſollte, um mich zu tröſten, die Gegenſtände der allgemeinen Trauer nicht mehr ſehen. Umſonſt. Ich entwiſchte; denn meine Sehnſucht rief mich zum Grabe meines dreifarbigen Katers. Ich war noch nicht zur Stadt gekommen, da drang eine tödtliche Kugel durch mein treues Herz. Miau! Miau!

O wie viel tauſend Thränen haben uns die ſchönſten Augen nachgeweint! Wie viele Seufzer wurden unſertwillen geſeufzt! Die reizendſten Frauen und Töchter ſchämten ſich ihrer Wehmuth nicht um uns. Wie viele junge Herren hätten uns

um solche Seufzer beneiden mögen! Das iſt in der Unterwelt noch unſer Troſt und Stolz. Das Glück widerfährt manchem Gemahl nicht von seiner Gemahlin. Miau! Miau!

Du, o Bote, trage unsere Klagen aus der Unterwelt zu den Ohren der schönen Gebieterinnen. Sage ihnen, daß wir uns noch im Reich der Schatten von ihren Schmeicheleien, ihren Liebkosungen unterhalten, für die mancher junge Herr gern in den Tod gegangen sein würde. Noch an den Ufern des Styx ertönet das Lob ihrer zärtlichen Pflege. Miau! Miau!

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Vor Zeiten lebte in Japan der weltberühmte Maler Hoppelpoppel, der im Irrenhause geboren iſt. Er hatte nämlich den Einfall, Prophet zu werden, und zu prophezeien, die Welt würde mit der Zeit ganz verkehrt werden; die Leute würden lieber auf dem Kopfe, als auf den Beinen ſtehen; die Kinder klüger, als die Aeltern sein; die Bauern geſcheuter in Gottes Wort sein, als der Herr Pfarrer; der Rock würde beſſer sein, als der Menſch; Kinder würden ſchon verliebt thun,

und junge Herren im dreißigſten Jahre betagte Greiſe ſein; man würde einander um ein Stückchen blauen Dunſt die Hälſe brechen, und dann nach vollbrachter Mordere[illegible] in den K[illegible]en „Herr Gott dich loben wir!“ ſingen; man würde beweiſen, der Schnee ſei ſchwarz, und die Maus ſtelle der Katze nach dem Leben, und wer das nicht glauben wollte, der würde zur ewigen Pein verdammt werden.

Dieſes und dergleichen weiſſagte der berühmte Maler Hoppelpoppel, und machte darauf zwölf unübertrefflich ſchöne Bilder, worin er die künftige verkehrte Welt zur Schau ſtellte. Die Mufti's in Japan wurden darüber aufgebracht, weil ſie ſich allein mit Prophezeihungen abgeben durfen, und thaten den Hoppelpoppel in Bann. Dann kamen die Doktoren, und kliſirten den armen Hoppelpoppel auf Leib und Leben, und ſperrten ihn ins Irrenhaus. Endlich kamen die Philoſophen und demonſtrirten, daß Alle Recht hätten. Dann kamen die Advokaten und Juriſten, und kondemnirten den armen Hoppelpoppel zur Bezahlung aller Unkoſten. So war man mit ihm fertig, und zwar von Rechtswegen, weil auſſer Hoppelpoppel keiner was dagegen hatte.

Trotz der bannenden, kliſirenden, demonſtrirenden und kondemnirenden Freunde der Menſchheit hatte Hoppelpoppel Recht, wenn gleich nicht

von Rechtswegen. Denn das Recht liegt leider oft weit vom Rechtswege.

Obgleich Hoppelpoppel schon seit einigen tausend Jahren gestorben ist, blutet doch mein Herz vor Wehmuth, und ich muß seine Ehre vertheidigen, was mir sehr leicht fallen wird. — Ich will beweisen, daß seine Prophezeihung größtentheils erfüllt ist, daß wir in der verkehrten Welt wirklich schon leben, und daß, was noch nicht da ist, wohl noch kommen kann.

Um dies zu beweisen, will ich nur Hoppelpoppels berühmte zwölf Bilder von der verkehrten Welt nach ihrer verschiedenartigen Bedeutung hier ohngefähr andeuten.

Das erste Bild.

Ei, wie fein spinnt doch der Mann,
Und das Weib hat Waffen an.

Ist das nicht eine Eheslandsgeschichte, wie man jetzt in vielen Häusern hat?

Zum Beweise, daß die Weiber immer Recht haben, wenn sie auch nicht Recht haben, trägt die Frau auf dem Bilde den Säbel an ihrer rechten Seite, wenn es gleich sonst für den Säbel nicht die rechte Seite ist. Und zum Beweise, daß alles, was vom zärtlichen Herzen kommt, entzückend sei, führt sie den Stock oder Hauszepter in der linken Hand, die vom Herzen kommt.

Mancher ſpricht zu ſeiner Hausehre: „Nein, Katherli, nein, ſo arg iſt es bei uns noch nicht. Du haſt ja nie einen Säbel um, und keine andere Waffen, als höchſtens Deine liebe Zunge, und Deine kleinen Nägel an den Händen; führſt auch nie einen Stock, brauchſt ihn auch nicht, da Du mit Löffeln, Tellern und Platten ſo geſchickt kanoniren kannſt, als hätteſt Du es in einer Artillerieſchule gelernt. Auch müſſen Dir alle franzöſiſche Generale zugeſtehen, daß Bomben, Karthaunen, Haubizen unhörbar ſind, wenn Du Dein liebenswürdiges ſchönes Mündchen einmal zum Zanken gebrauchen wollteſt, welches freilich ſelten geſchieht, höchſtens in der Woche ſiebenmal.“

Wer ein ſolches Katherli nicht hat, kann freilich von Glück ſprechen; aber regiert wird er dadurch dennoch, er ſtelle ſich wie er wolle.

Die Weiberlein regieren, wenn nicht mit Gewalt, doch durch Liſt; wenn nicht mit Zorn, doch durch Liebe; wenn nicht mit der Zunge, doch durch die ſchönen Augen. Der Mann führt den Titel, die Frau das Amt; der Mann geht auf's Rathhaus, aber er iſt nur Deputirter ſeiner Gemahlin.

Was das Aergſte iſt, ſind die Männer froh, daß es ſo iſt. Sie wollen das Joch gar nicht abſchütteln, beſonders wenn es von ſchöner Hand aufge-

legt wird. Die Frauen ſchnallen ſich nicht immer den Sabel auf die rechte Seite; ſie richten mit einem einzigen Kuß von rothen Lippen mehr aus, als wenn ſie ſich einen Schnurrbart wachſen lieſſen. Zwei freundliche Arme, die ſie uns entgegen ſtrecken, ſind ſtärker, als eiſerne Ketten; und eine Thräne aus ihren Augen richtet mehr Verheerung im Herzen des armen Mannes an, als eine Bombe, die auf einen Pulverthurm fällt.

Zweites Bild.

Seht den Eſel kerſolzipen!
Er erkühnt ſich, zu barbiren.

O einfältiger, demüthiglicher Hoppelpoppel! Welche Beſcheidenheit, aus einem Eſel nichts, als einen Bartſcheerer zu machen! Heutiges Tages macht man aus Eſeln ganz andere Leute! Man laßt ſie alle freie Künſte treiben.

In alten Zeiten hatte man nur ſieben freie Künſte, und das Bartſcheeren war nicht unter dieſe ſieben begriffen; in unſern Zeiten ſind der freien Künſte, die jedermann treiben kann, ſiebenundſiebenzig geworden. Es werden Wenige ſein, die ſich nicht vollkommen darauf verſtänden, Bärte oder Leute zu ſcheeren, Gänſe oder Staaten zu regieren, Hoſen oder Geſetze zu machen u. ſ. w. u. ſ. w. Mancher treibt heutiges Tages allein ſechs Gewerbe zu gleicher Zeit, und bringt doch nichts Geſcheutes heraus.

Was ſich in unſern aufgeklärten Tagen aber aus einem rechten, braven Eſel Vortreffliches machen laſſe, iſt bekannt genug. Man darf's nur den Leuten nicht immer laut ſagen, denn es iſt jetzt umgekehrt, wie ſonſt, jetzt heißt die ſonnenklare Wahrheit Unbeſcheidenheit.

Auch nennt man die zünftigen Eſel, dito welche in Aemtern ſtehen, dito welche von Zinſen leben und andere Dito's nicht mehr bei ihrem ehrlichen Geburtsnamen, ſondern läßt dieſen höchſtens nur denjenigen, welche noch, nach uralter Gewohnheit, von Gras und Diſtein leben.

Bekanntlich ſprechen die Eſel kein Wort ſo rein, ſo deutlich und verſtändig aus, als ihr Y a! Y a! Y a! — Aus bloßer Höflichkeit nennt man ſie daher auch an manchen Orten, wo ſie mit Rathen und Thaten umgehen müſſen, kurzweg Ya-Herren, oder nach neueſter Rechtſchreibung Ja-Herren.

Ein wohlkonditionirter Eſel muß lange Ohren, ein dickes Fell, eine laute Stimme haben und tückiſch ſein; vier Eigenſchaften, von welchen nur die Langohren als überflüſſig angeſehen werden, weil ſie am Ende doch nur zum bloßen Zierrath daſtehen.

Aber nichts Brauchbareres für einen Handwerks- oder Kunſt-, Staats- oder Raths-, Stan-

des- oder Landes-Esel, als ein solides dickes Fell. Stachle ihn, wie du willst, er fühlt weder Stich noch Hieb, und läßt sich nicht aus seinem Eselstakt bringen.

Die laute Stimme verrichtet in Dorf- und Landsgemeinden, in Berathungen und Wortwechseln Wunderdinge. Die vernünftigsten Leute behalten Unrecht, wenn einer hervortritt, der statt gesunder Vernunft eine gesunde Lunge hat, und fürs Vaterland brüllt.

Endlich heimtückisches Wesen, mit anständiger Dummheit verbunden, kann einen gnädigen Herrn machen.

Drum, du guter Hoppelpoppel, hast du es schlecht getroffen, das du deinen Esel nur zum Bartscheerer machtest. Wir können sie zu wichtigern Aemtern gebrauchen.

Drittes Bild.

Auch der Blinde führen soll
Einen, der da sieht wohl.

Nichts billiger als das! Die Sehenden haben lange genug die Blinden geführt. Jetzt kann auch die Reih' einmal an die Blinden kommen.

Hat doch der berühmte General der Hussiten, nämlich Ziska, ob er gleich stockblind war, elf Bataillen gegen die kaiserlichen Armeen gewonnen.

gesehen, und wegen eines Naturfehlers konne man keinen strafen.

Oft ist es gar zu gut in dieser Welt, für vieles keine Augen zu haben. Mancher hat schon den Kopf darüber verloren, weil er dem Dienst seiner Augen nicht entsagen wollte.

Die blinden Führer leiten zwar oft die Sehenden über Stock und Stein in Bach und Graben — daher entsteht dann wohl das unzeitige Räsonniren der Augenhaber; aber das Räsonniren läßt sich mit einer Kleinigkeit verhindern, man stopft den Leuten nur das Maul, und wenn Alles schweigen muß, hat der Blinde allein Recht. Wir haben in unsern Tagen ganze Länder voller Sehenden durch wenige Blinde in den Koth führen gesehen. — „Aber, ihr Narren, es ist ja kein Koth da," ruft der Blinde, „denn ich sehe ihn nicht." — „Gut," sagen wir Andern, „wir haben dann auch nichts gesehen!"

Einer von den bitterbösesten Prophetengedanken des berühmten Malers Hoppelpoppel war dieser, daß er unter anderm weissagte, es werde endlich einmal in der Welt beständige Fastnachten geben, wo man alle Tage in Masken und Larven herumliefe, und Jeder eine andere Person vorstellte, als er wirklich wäre. — Die Gelehrten und Professoren sprachen damals: Hop-

pelpoppel iſt ein Narr; es kann ſo wenig alle Tage Faſtnacht, als alle Tage Neujahr oder Lichtmeß, oder Sylveſter ſein. — Aber die Profeſſoren hatten Unrecht, und der Maler hatte Recht. — Die Leute treiben heutiges Tages Faſtnachtsſpiel von einem Hornung bis zum Hornung des andern Jahres. Sie brauchen dazu keine Larve, als die ſie von Natur haben; Jeder weiß ſein Geſicht zu falten, daß man nie erräth, was dahinter ſteckt; und auf die Kleider muß man gar nicht ſehen, denn alle verkleiden ſich auf die artigſte Weiſe.

Man ſehe nur

Das vierte Bild.

Der Bauer den Herrn vor ſich zitirt,
Denn Faſtnacht wird als Ernſt geführet.

Der Bauer zitirt vermuthlich den Herrn vor ſich, weil der Herr die Zinſe nicht richtig an den reichen, runden, dicken Bauer abträgt. Man ſieht: der Bauer im Lehnſtuhl, mit der Brille auf der Naſe und dem großen Buche vor ſich, gibt dem magern Herrn einen ſo harten Beſcheid, daß dieſer darob höchlich entſetzt iſt. Vermuthlich iſt trotz Degen und Perüke ſo ein Wort von Lump gegen ihn gefallen, und daß man den Degen und die Perüke im Nothfall vergantenen*) könne.

Daß der Bauer die neueſte Mode mitmachen

*) Verſteigern an die Meiſtbietenden.

könne, sieht man aus seinem Hausrath. Er hat sich, weil er Geld hat, zum Herr Von, oder zum Herr Baron oder Herr Graf machen lassen, und ist nun hochwohlgeboren; denn nicht das Herz adelt, sondern das Wappenschild. Stammbaum und Geschlechtsregister hängen über dem Bauer, wie ein Apfelbaum gros. Er beweiset daraus, wie jeder Edelmann, daß er mit allen Kaisern und Königen der Welt etwas weitläuftig verwandt sei, weil ihr Ur- Ur- Ur-Ahnherr Herr von Adam hieß, dessen Gemahlin Frau von Eva war.

Das ist übrigens heutiges Tages nichts Neues. Geschichten, wie man auf dem Bilde sieht, wo ein vornehmer Herr vor dem Bauer Kratzfüße macht, wo der alte Edelmann vor dem neuen als unterthäniger Diener steht, wo der Junker geht und vom Bauer Geld leiht — es ist so alltäglich, man macht kein Aufhebens mehr davon. Vor einigen hundert Jahren, zu Hoppelpoppels Zeiten, mochte das freilich anders sein. Aber seitdem haben Sparsamkeit, Fleiß und Kenntniß manchen braven Bauersmann und Bürger emporgehoben, und hingegen hat Stolz, Verschwendung und Unwissenheit manchen Junker und gnädigen Herren zum armen Ritter gemacht.

Wenn Herr Hoppelpoppel heut zu Tage lebte, wenn er sähe, wie in vielen Dorfern die Land-

leute ihre Kinder so brav schulen, und zur redlichen Arbeit anhalten; wenn er sähe, wie in manchen großen Städten die jungen Herren lieber herumschwärmen, als etwas lernen, und das Geld verstreuen, was der Fleiß ihrer Väter gesammelt: — ich wette, Hoppelpoppel hätte prophezeiht, die Dörfer werden endlich Städte und die Städte Dörfer werden.

Aber auf die ewige Fastnacht zurückzukommen, so muß man eingestehen, daß keine Hoppelpoppel'sche Prophezeihung richtiger eingetroffen ist, als diese. Denn nur wenige Menschen kleiden sich, die meisten verkleiden sich.

Siehst du die Alte, wie sie über die Straße läuft, wenn's zur Kirche läutet? Wie begierig ist sie zum Gottesdienst; wie andächtig hängt sie den Kopf, wie fleißig murmelt sie ihr Gebet, wie fromm verdreht sie die Augen! — Du meinst, sie sei die Frömmste aller Frommen? Du Narr, es ist Fastnacht! Sie kratzt daheim dem Manne fast die Augen aus, klatscht von einem Haus ins andere, und hetzt alle Nachbaren gegen einander.

Du bewunderst da den Herrn, der nicht anders, als um Dublonen spielt, in Kaffeehäusern der Erste und Letzte ist, Bediente und Pferde hält, in Sammt und Seide nach der neuesten Mode geht — bewunderst seine Leutseligkeit, mit welcher er einem schlichten Handwerksmann die Hand druckt

— — du Narr, es iſt Faſtnacht. Der reiche Herr hat ſchon zweimal Bankerot gemacht, iſt ärmer, als ein Bettler, und das Haar auf dem Kopf und den Biſen im Magen ſchuldig. Der ſchlichte Handwerksmann iſt ſein Gläubiger, und will ihn betreiben laſen.

Du ſiehſt da die ſchüchterne, unſchuldsvolle Jungfrau mit der Engelsmiene. Du bewunderſt ihre Sittſamkeit, ihre Anſtändigkeit, mit der ſie den Blicken der Männer ausweicht. Du Narr, es iſt Faſtnacht — ſie hat drei Kinder gehabt und iſt doch noch Jungfrau.

Du haſt Ehrfurcht vor dem grundgelehrten Herrn, der auf der Straße in tiefen Betrachtungen geht, vornehm über die Achſel grüßt, von Kaiſern und Königen ſpricht, allen Mächten guten Rath ertheilt, und Bücher über Bücher lieſet. Du Narr, es iſt Faſtnacht, der Mann hat kurzen Verſtand und lange Zeit: er lieſet Liebeshiſtorien und Komedien oder Zeitungen, gibt allen Kaiſern guten Rath, aber nicht ſchriftlich, weil er nicht drei Zeilen ohne dreißig Sprachfehler ſchreiben kann.

Auſſer über Bileams Eſel haben die groſen Geiſter und die Gelehrten über nichts ſo lebhaft geſtritten, als über den wahren Sinn des fünften prophetiſchen Bildes vom unſterblich-berühmten

Hoppelpoppel. Der Schweizerbote hat das ehrenwerthe Glück, kein Gelehrter zu sein: daher streitet er nicht, und sagt in seiner Einfalt, wie er's weiß.

Betrachtet nur

Das fünfte Bild.

Selbst dem Bauer, toll und voll,
Der Soldat aufwarten soll.

Wegen Bileams Esel stritt die Partei der Orthodoxen und Heterodoxen, vielleicht auch noch manche andere Partei von Ochsen, lang und breit. Bei diesem Bilde ging's nicht besser.

Weltkundigermaßen war es in alten Zeiten wohlhergebrachte Sitte, daß der Bauer oder Bürger, der ein Wirths- oder Pintenschenk- und Tavernen-Recht besaß, dem Soldat aufwartete, wenn er — Geld hatte. Die löbliche Mode kam oft ab, und Bauer und Bürger mußten den Soldaten auch unentgeldlich aufwarten lernen, wie man wunderliche Exempel hat. Aber daß die Welt zuletzt sich noch so verkehren, und der tapfere Soldat dem Bauer unterthänig aufwarten würde — der Einfall konnte nur einem Hoppelpoppel in den Kopf steigen.

Die Herren von der Partei der Heterodoxen behaupten nun, Hoppelpoppel habe Recht. Die Zeit werde noch kommen, wo auf Erden der Soldat am rechten Platz stände; nämlich im Kriege

vor den Kanonen, im Frieden zu Dienstem des Bürgers und Bauers, der ihn durch seine Abgaben ernähren muß. Es werde eine Zeit geben, wo endlich ewiger Friede und ewige Freundschaft zwischen den Potentaten geschlossen würde (ist schon oft dergleichen geschlossen, aber die Ewigkeiten waren gewaltig kurz!), dann werde man die Soldaten sich auf ruhige, ehrsame, nutzliche Hantbierungen und Gewerbe legen sehen, z. B. auf's Wirthen, Barbiren, Klystiren, Musiziren, statt auf das bisherige Füsiliren, Bombardiren, Scharmuziren u. dgl.

Jedermann sieht, das ist eine alberne Träumerei!

Die Partei der Orthodochsen hingegen behauptet: Hoppeloppel wird nicht Recht haben, sondern hat schon in vielen Ländern Recht, wo die tapfern Kriegsvolker den Bürgern und Bauern, laut vortreflichem Kriegsrecht, Alles genommen haben. Da ist der Eigenthümer von Haus und Hof getrieben, und der Eroberer bewirthet ihn recht höflich, wie einen Fremden, mit dem eroberten Wein. — Und ist denn das so etwas Ausserordentliches in unsern Zeiten? Wie manchmal sind nicht die Kaufleute einer geplünderten Stadt zu den Herren Soldaten gegangen, und sind Käufer ihrer eigenen Waare geworden, wo sich dann die Soldaten in Krämer, Geldwechsler

und Kaufleute verwandelten! War das nicht verkehrte Welt? Haben wir diese verkehrte Welt nicht zur Kriegszeit oft bei uns sogar im Schweizerland gehabt?

Wenn ein Krieg lange dauert, kömmt's allemal darauf hinaus, daß die Soldaten Herren, und die Bürger und Landleute gehorsame Diener derselben sind; daß die Soldaten nicht eigentlich beim Bürger und Bauer, sondern Bürger und Bauer beim Soldaten einquartiert liegen, daß der Soldat Meister im Haus ist, nach Gefallen gastirt, traktirt, und dem ehemaligen Hausherrn großmüthig gestattet, ein Schöpli mitzutrinken.

Ist freilich verkehrte Welt, aber darum hat auch Hopselpoppel Recht, und gehört nicht ins Narrenhaus.

Unter andern wunderlichen und verkehrten Dingen in dieser oft verkehrten, selten bekehrten Welt hatten wir auch einmal, wie man sich vielleicht hin und wieder noch erinnern mag, in Frankreich und Rom, in Holland und Neapel, und sogar in unserer eigenen lieben Schweiz eine Revolution. — In einer Revolution steht eigentlich das ganze Land auf dem Kopfe, sintemal das Hinterste zuvorderst, das Oberste zuunterst gekehrt wird.

Nun freilich haben sich Land und Leute hin und wieder besonnen; manche glauben, es stehe

alles wieder auf den Füßen, wie vor Zeiten. Es kommt darauf an, ob man gute Einbildungskraft hat. Ich vermuthe, es liegt noch manches, statt auf dem alten Fuß zu stehen, oder hat, statt auf die alte Art zu gehen, nur — kriechen gelernt.

So lächerlich, ärgerlich und widersinnig es auch sein mag, auf dem Kopfe spazieren gehen zu wollen, läßt sich doch nicht läugnen, daß es zuweilen auch einen Nutzen gehabt hat. Man macht zuweilen mit der Nase am lieben Erdboden wunderbarliche Entdeckungen, wie man schwerlich von einem Thurm herab gemacht haben würde. Und wenn man einmal auf dem Kopf gestanden, weiß der Kopf aus eigener Erfahrung, was eigentlich die armen Füße schwer zu tragen haben. Er hat Respekt vor denen, die er sonst von oben herab verachtete; er lernt ihre großen Dienste schätzen; er weiß, daß, wenn sie ihm diese Dienste einmal wieder voll Unwillens versagen, er platterdings mit der Nase wieder im Staube liegt. Genug, es ist nichts so Böses in der Welt, daß es nicht auch seinen Nutzen hätte.

Der berühmte Prophet Hoppelpoppel hat auch diese Revolutionszeit längst voraus geweissagt in seinen vortreflichen Gemälden. Er that dies in seiner ganz eigenen Art, auf eine unverbesserliche Weise. Siehe

Das sechste Bild.

Und das Schaf den Hirten scheert,
Wie er ihm zu thun begehrt.

Ja wohl! Das Schaf scheert den Hirten! Und das dumme Thier, statt seinem Hirten nur das Haar vom Kopfe zu scheeren, hat ihm sogar den Kopf vom Rumpfe geschoren, was eben so übel sein mag, als wenn der Hirt aus Gewinnsucht seine fromme und gehorsame Heerde, statt zu scheeren, allergnädigst schindet. — Jedermann wird mit mir einverstanden sein, beides sei etwas ungeschickt.

Das Schaf im Hoppelpoppelschen Bilde sieht zwar sehr klug und geistreich bei seinem Regentengeschäft aus; bei dem allen aber bleibts doch nur ein kluges Schafsgesicht, das sich auf der fetten Weide in natürlicher Stellung viel besser ausnehmen würde, als in der unnatürlichen Sitzung am alten unfruchtbaren Nußbaum.

Ein ächter Prophet, wie der große Hoppelpoppel, hat immer die Gewohnheit, verblümter Weise zu reden. Er hätte können, statt des Schafes und des Hirten, die Revolution auf ganz andere Art versinnlichen und andeuten; er hätte können ein paar brennende Schlösser, oder einen Bündelkrieg, einen ehrbaren Landsturm, gottes, fürchtige Bauern mit leeren Säcken gegen eine zu plündernde Stadt, einen Prahlhans in der Lands-

gemeinde, vor dem alle Stiere verſtummen, oder dergleichen erbauliche Sachen malen. Nein, Hoppelpoppel malte das Schaf und den Hirten, dem der Tituskopf geſchoren wird, und er hat's getroffen. Er zeigte damit nicht einen Theil, ſondern die ganze Geſtalt der Revolution an, und die verkehrte Welt.

Das ſiebente Bild.

O, ſeht mir doch nur, ei, ei, ei!
Es lernt der Herr vom Papagei.

Allerdings muß man ſich darüber wundern, wie ein ſo ehrbarer, geſetzter, wackerer Herr, mit einer wahrhaften Raths- und Staatsperüke, im Käfig ſein, und dem Papagei nachplaudern könne. Allein es iſt wohl mancher Andere nicht beſſer daran, den ſeine Frau Gemahlin im Käfig des heiligen Eheſtandes gefangen hält, und ihm da vorſingt, was er in der Amtsſitzung, in der Geſellſchaft, im Rath, in der Gemeinde, oder auch nur dieſem oder jenem Herrn Vetter Gevatter zu ſagen habe. So was läßt man hingehen! — Die Papageiherren ſind gewiß ganz unſchädliche Sprachrohre oder Trompeten der Frau Liebſten. Und wenn die Frau Liebſte einen Papagei heirathen mußte, kann man es ihr verdenken, wenn ſie ihn fleißig futtert und reden lehrt?

Es wäre erſtaunlicher, daß ein Papagei, wie

wir in Harvelpoppels Bild sehen, einen Menschen belehrt, wenn wir nicht schon zu sehr daran gewöhnt wären, überall Papageien zu finden, die sich für klug halten, weil sie nachplappern können.

Du fragst: Aber wo sind denn die Papageien? Geh du getrost in ein Dorf, oder in ein Städtlein, erzähle etwas Ungereimtes, sogleich wird es dir die ganze Stadt oder das Dorf nachplappern; vielleicht wird sich sogar ein Zeitungsschreiber finden, der es drucken läßt, und das Städtlein oder Dörflein wird dir wie ein Käfig voller Papageien vorkommen.

Papageien plappern, ohne zu denken; sie verstehen selbst nicht, was sie plaudern. Wie fragst du nun noch, wo sind Papageien? — Ich frage dich umgekehrt: Wie viele Leute gibt es, die immer bedenken, was sie sagen? die immer wissen, was sie plappern?

Papageien überall, überall Papageien!

Das achte Bild.

Ja, der Kranke bild't sich ein,
Klüger als der Arzt zu sein.

Das ist gar nichts Ungewöhnliches und Wunderbares; ja, weil die Welt nun einmal so verkehrt ist, wäre es recht zum Verwundern, wenn

alle Leute plötzlich bescheiden würden, und jeder Schuster bei seinem Leisten bliebe.

Der Kranke greift dem Doktor nach dem Puls, und beschaut mit Kennermiene den Harn; der Tambour, Pfeifer und Soldat macht's in seiner Art eben so, beurtheilt seinen General, und versteht es besser, den Krieg zu führen, als er; — Kinder wollen Alles besser wissen, als die Aeltern; — Schüler wollen klüger sein, als der Lehrer, und spielen ihm, zum Beweis ihrer Klugheit, Bubenpossen; Handwerker tadeln die Verfügungen ihrer Regierungen, — Bauern, die kaum lesen und schreiben können, meistern die Gelehrsamkeit ihres Pfarrers, und wollen ihm zeigen, wie er Religion zu lehren habe; bankerote Kaufleute verstehen sich am besten auf Oekonomie, und Leute, die die übelgezogensten Kinder haben, lehren und schreiben über die beste Kinderzucht. Das ist alles in der Ordnung!

Dies **Allesbesserwissenwollen** ist eine Hauptkrankheit unserer heutigen verkehrten Welt.

Hoppelpoppel drückte dies sehr richtig durch den Kranken auf dem Bette aus, der dem Doktor den Puls greift. Er meinte, das Allesbesserwissenwollen sei eine Geisteskrankheit und Seelenverkehrtheit.

Es hat kein Mensch so viele Kollegen, als ein Doktor!

Vorzeiten hat es (sagt man) Zauberer und Hexenmeister gegeben, welche die Kunst verstanden, daß die Kühe blaue Milch, oder wohl gar blutige Milch gaben, oder daß sonst etwas nicht in rechten Wegen ging. Seit man an keine Gespenster mehr glaubt, erscheinen keine mehr. Das schaint mir zu beweisen, es hat nie dergleichen gegeben, sondern die abergläubigen alten Weiber (es gibt aber auch alte Weiber mit Bart und Hose!) haben sich nur dergleichen Dinge eingebildet.

Mag's aber mit den Gespenstern sein, wie es will, mit den Hexenmeistern hat es gewiß noch heutiges Tages seine Richtigkeit, und die Obrigkeit sollte ein Einsehen in der Sache thun.

Diese Leute treiben es an manchen Orten jetzt ärger, als vor alten Zeiten, und das ist nicht löblich. Sie verwandeln ehrbare Leute in Vieh, und lassen sie oft viele Stunden lang in dieser Verwandlung zappeln. Ich kenne einen Mann, der mir schon längst verdächtig war, welcher durch gewissen Trank, den er den Leuten beibringt, sie in Ochsen, Hunde, Wölfe, Büffel, Esel, zeile Böcke, Säue und andere häßliche Gestalten verwandelt. Dieser Hexenmeister ist ein Wirth; sein Zaubertrank ist der Wein.

Eine solche Verwandlung an dem Wirthstisch stellt der prophetische Maler Hoppelpoppel in folgendem Bilde vor.

Das neunte Bild.

Wie verkehrt ist es doch hier,
Wenn am Tische sitzt das Vieh.

Ja wohl Vieh! Und dazu recht auserlesenes. Die Herren Affe, Esel, Schwein, Schaf und Geißbock nebst Zubehör waren gewiß, ehe sie der Wirth verwandelte, recht gute Christen und ehrbare Leute; der Affe vielleicht ein Künstler oder Handwerker, das Schwein ein Mann im Amt, das Schaf ein gelehrter Herr, der Geißbock mit dem Bart ein tapferer Militär. Das ist nun alles anders geworden! — Ach, mancher, der dies Bild genau betrachtet, wird an sein Herz schlagen und bei sich denken: „Ich bin auch schon manchmal verhext gewesen; ich lag ohne Verstand wie ein Schwein; oder ich ward zum geilen Bock, und redete Zoten; oder ich schrie bei Tische, wie ein Esel, und verrieth meine Dummheit; oder ich ward ein Schafskopf, und plauderte aus, was ich hätte geheim halten sollen; oder ich ward zum Affen, und wenn einer ungeschickte Possen trieb, wollte ich das Ding nachmachen und trieb es noch viel ärger!“

Daß hier das Vieh regiert, bemerkt man schon an den Fenstern, die zerschlagen sind. Denn wenn der Zaubertrank seine gute Wirkung, oder vielmehr seine böse thut, fährt das Vieh gewöhnlich wüthend gegen einander. Den folgenden Tag geht's

zum Scheerer und zum Friedensrichter. — Der Hexenmeister aber streicht das Geld ein, und lacht sie aus. Er weiß, sie kommen dennoch wieder, und er verwandelt sie immer wieder in allerlei Gestalten.

Man sollte daher manche Pintenschenke und manches Gasthaus Hexenstübli heißen. Wahrlich, ich sah schon vernünftige Leute hineingehen, Vieh wieder herauskommen, das sich sehnte, auf allen Vieren zu kriechen. Dann hörte ich den Einen grunzen, den Andern meckern. — Ist das nicht Hexenwerk ohne alle Hexerei?

Es gibt der Bauern und Städter viel, die beim Glase Wein lieber Vieh, als beim Glase Wasser Engel werden möchten.

Man straft zuweilen die in Vieh verwandelten Menschen, daß sie die Wirthshäuser meiden müssen, in denen sie des Weins zu viel nehmen, und gibt ihnen als Ehrenzeichen einen langen, dicken Stecken zu tragen. Wie wär's, wenn man auch die Hexenmeister zuweilen strafte, wenn sie gern des Weins zu viel geben? Man sollte ihnen Hoppelpoppels Bild als Schild über die Thür setzen.

Am verkehrtesten sieht es aber heutiges Tags im Geldbeutel aus!

Vorzeiten hätte das theure Zeit, Hungersnoth, Jammergeschrei und Zeter gegeben; heut zu

Tage nimmt man eine Prise, und lebt lustig von einem Tag in den andern hinein; macht Schulden und denkt recht vornehm — nicht ans Bezahlen. Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten hätte bei solchem Geldmangel es geheißen: strecke dich nach der Decke!

Heut zu Tage streckt man die Decke nach sich, wenn's auch ein Loch gibt. Je weniger Brod im Haus, je lustiger im Wirthshaus. Knechte kleiden sich so vornehm, als die Herren; und Mägde, statt für ihr Hochzeitbett zu sparen, hängen sich theure Lumpen um die Rippen, und denken: mit Goller und Fürtuch fischt man sich einen Mann!

Und das ist's gerade, was der weitsehende Hoppelpoppel recht gut vorausgesagt hat. Betrachtet nur recht aufmerksam von ihm

Das zehnte Bild.

Uebermüthig reit't der Knecht,
Und der Herr nachgeht schlecht.

Seht, wie Hans Jockeli daher galoppirt! Wie er sich freut! Wie er die Augen aufsperrt! Die Heugabel ist eben so gut, wie die Reitpeitsche. Mit dem Stiel schlägt er, mit den Zinken spornt er. Vermuthlich ist die alte zerfallene Hütte auf dem Berg sein Wohnhaus; der alte Grümpel fällt zusammen; schadet nichts, wenn er nur auf der Landstraße und im Wirthshaus stolziren kann.

Vorzeiten hatte eine ehrbare Tochter ihren Kasten voller Wäsche; sechs Dutzend Hemden, Bettzeug, und auch für den Nothfall war noch übrig zu Kinderzeug. Jetzt müssen sechs Dutzend Röcke und Kittel, Zunten und Tücher und Firlefanz sein. Wenn schon die Hemden zerrissen sind — ei, es sieht das Keiner! Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten kleidete sich Jeder nach seinem Stande; jetzt ist der Aufwärter prächtiger gekleidet, als der Herr, den er bedient, und die Kammerjungfer wie ein Pfau, dreht sich und schwänzelt, als wäre sie gnädige Frau.

Vorzeiten sparten Vater und Mutter zur Aussteuer für das fromme Töchterlein; heut zu Tage putzen sie das Maidel aus, wie eine große Dame. Und kommt ein rechtschaffener Mann, findet er leere Kisten und Kasten. Ist das nicht verkehrte Welt? Man verthut das Geld jetzt eher, als man's hat.

Vorzeiten fand man die Tochter beim Lismen und Nähen, in Küche und Keller. Heut zu Tage auf dem Tanzboden, beim Kaffee, und wie sie zierlich nach Noten kräht. Lieber Himmel, als wenn's im Ehestande nur zu singen und zu springen gäbe!

Hoffentlich sind wir Alle überzeugt, daß wir in der verkehrten Welt leben.

Der Schweizerbote hätte freilich mancherlei von unsern Verkehrtheiten zu Stadt und Land

erzählen können; aber er hütet sich wohl, die Wahrheit kurz und rund heraus zu sagen; denn das ist eben die neueste Mode in der verkehrten Welt, daß man keinen Narren bei seinem rechten Namen nennen darf. Es geht der himmlischen Wahrheit wie der englischen Waare: ihre Einfuhr ist bei Leibes- und Geldstrafe verboten; man bekommt sie nur als Contrebande.

Wo sind die Leute schläfriger, als — in der Kirche? Wo sind sie munterer, als — im Wirthshaus und im Tanzsaal? Wem gibt man nicht gern? Dem Reichen? — O nein, dem Armen, der nichts hat; wer aber das meiste hat, den beschenkt man am meisten. Wo werden mehr Lügen gesagt, als in Leichenreden? Wo mehr Wahrheiten, als im Trunk? Wann läßt man die Diebe laufen? Wann sie ganze Länder ausrauben. Wann hängt man sie? Sobald sie sich nur mit einem einzigen Kramladen begnügen. Wer hat großen Verstand? Der ein Amt hat. Wer ist ein Dummkopf? Der kein Geld und keinen mächtigen Herrn Vetter hat.

Dies letzte hat Herr Hoppelpoppel gar zierlich ausgedrückt in dem Sinnbilde, wo der Esel mit hochgebornen Ohren das Amt und die Würde eines Eseltreibers ruhmlichst bekleidet. Siehe

Das eilfte Bild.

Was ein Esel sonsten trägt,
Wird dem Menschen aufgelegt.

Ich finde eigentlich gar nichts Auſſerordentliches darin, daß auch Menſchen auf ihren Rücken nehmen, was ſonſt Eſel tragen müſſen. Denn Menſchen können am Ende mehr ertragen, als mancher Eſel in des Menſchen Stelle. Aber dies ſcheint mir das Auſſerordentlichſte zu ſein, daß der unvernünftige Eſel Amt und Würde bekleidet, und der vernünftige Menſch zum dienſtbaren Thier wird.

Aber doch iſt's leider ſo! Denn wie mancher unvernünftige Eſel iſt nicht zu Ehren und Würden gekommen, während der verdienſtvolle, rechtſchaffene Mann, der zehnmal fähiger wäre, hintenan ſtehen und im Schweiß ſeines Angeſichts dienen muß! Wie mancher hochgeehrte Herr ſollte, wenn's auf Verdienſt und Recht ankäme, hinter ſeinem Schreiber oder Diener einhergehen!

Wohl dem Eſel, der anſehnliche Vettern in der hochgeehrten Familie hat! Wohl dem Eſel, dem ſein Vater einen vollen Geldſack hinterließ! Wohl dem Eſel, der ein paar allergnädigſte Rippenſtöße gar nicht übel nimmt, wenn er nur dadurch zur vollen Krippe gelangt! Wohl dem Eſel, der es mit ſeiner Weisheit dahin gebracht hat, fünfe gerade ſein zu laſſen; der zu einem Unrecht ſein verſtändiges Ja! zu ſagen verſteht; der zu rechter Zeit die Augen zudrücken kann, als wenn er nichts merke; der trotz der langen Ohren doch, wenn's ſein muß, dann und wann nicht gut hört!

Doch genug von den Eseleien. — Meister Hopvelpoppel gibt uns

Das zwölfte und letzte Bild.

Sehr, das Kind will größer sein,
Als der Alt', und wächst ihn ein.

Und das ist der Trost, den uns Hopvelpoppel in dieser verkehrten Welt beim Abschiede mit auf den Weg gibt.

Er will damit sagen: wenn unsere Kinder nicht endlich klüger werden, als wir, die wir doch im Ganzen nicht viel besser als Kinder handeln, so bleibt die Welt noch lange verkehrt.

Es ist freilich schon lange dahin gekommen, daß Kinder in vielen Stücken besser und verständiger als die alten Leute sind. Kinder reden die Wahrheit; die Alten ziehen Heuchelei und Falschheit vor. Kinder lachen über Narren, sie mögen gepuzt sein, wie sie wollen; die Alten machen Komplimente vor ihnen. Kinder freuen sich über das, was sie haben; die Alten jammern und sorgen über das, was sie nicht haben. Kindesunschuld war schon seit tausend Jahren besser, als der Alten Weisheit.

Aber die Alten ruhen nicht, bis sie auch den Kindern den Kopf verdreht und in die verkehrte

Welt eingepaßt haben: so werden sie zuletzt albern und thöricht, wie ihre Altvordern.

Wenn unsere Buben und Maidli einmal auf den Einfall kämen, all den verkehrten Firlefanz abzuschaffen — hilf Himmel, wie würden die Alten Zeter schreien! Diese sind so gewohnt, auf dem Kopf zu stehen, daß, wenn man sie zwänge, auf den Füßen zu wandeln, sie glauben würden, die Welt hätte sich umgedreht.

Was würdet ihr sagen, wenn ihr eines Morgens aufwachtet, und die Menschen handelten alle gerade, ehrlich, wie sie sollten? Wenn ihr keinen Narren mehr anträfet?

Dann gäbe es keine Armeen und Festungen, denn man wäre so klug und schosse sich einander nicht mehr, aus lauter Liebe zum Frieden, todt.

Dann gäbe es keine Advokaten, denn Niemand begehrte fremdes Eigenthum, am wenigsten einen Prozeß.

Dann gäbe es keine Doktoren, denn keiner fräße, soffe und tanzte und schwelgte sich krank.

Dann gäbe es keine Putz- und Modenmacherinnen, denn Artigkeit wäre der schönste Putz, und Sittsamkeit die beständige Mode.

Dann gäbe es — — aber, o Himmel, was sollte aus all den brodlosen Leuten werden?

Es leben in Europa ohngefähr zweihundert Millionen Menschen. Darunter sind allein vierzig Millionen Soldaten, oder Leute, die vom Kriegswesen zu Wasser und zu Lande leben; ein paar Millionen Advokaten; dito Doktoren; dito Philosophen; dito andere, die wir nicht alle nennen wollen, und die doch alle von der Narrheit und Thorheit anderer Menschen leben müssen. Wollt ihr zum Besten der einen Hälfte der Welt die andere Hälfte verhungern lassen?

Mit nichten, immer noch besser eine verkehrte, als eine halb verhungerte Welt. Laßt die Narren leben, sie machen den Klugen satt! In einer geraden Welt könnte kein honneter Mann bestehen, der sich von Kindesbeinen an dem Besten der närrischen Leute gewidmet hat.

Es lebe die Narrheit! Es lebe die verkehrte Welt!

Die Leute auf der Straße.

Jedermann sieht in Freistunden gern aus dem Fenster nach der Straße, oder setzt sich Sommerszeit vor die Hausthür.

Der Eine schaut hinaus, weil er eben nichts Besseres zu thun weiß; der Andere, um Leute zu

ſehen, ohne was dabei zu denken; der Dritte, um Betrachtungen über neue Moden zu machen; der Vierte, um zu beobachten, wo der und die hingehen; der Fünfte, um Gelegenheit zu haben, ſich über den und die luſtig zu machen.

Ueberhaupt, und das müſſen wir gar nicht läugnen, hat bei ſolchen Beobachtungen aus dem Fenſter jeder ſeine eigene (unſichtbare) Brille auf, durch welche er ſieht. Dem einen kömmt alles klein und verächtlich vor, dem andern alles zu vergrößert; eine Nichtswürdigkeit iſt ihm die gröſte Wichtigkeit. Der eine ſieht alles finſter und ſchwarz, der andere alles hell und roſenfarben. Ich lobe mir die Leute, die eben alle Dinge anſchauen für das, was ſie ſind und wie ſie ſind.

Um die Sachen aber in ihrer Wahrheit und Natürlichkeit zu ſehen, muß man ſelbſt wahr und natürlich ſein. Das Ding iſt ſo leicht nicht, als ihr glaubt. Unter hundert Menſchen gibt's oft kaum einen, der alle Dinge beim rechten Ende angreift, beim rechten Namen zu nennen weiß, und aus dem Schurzfell keinen Handwerker, aus dem Degen keinen Offizier, aus dem reichen Kleid keinen reichen Mann, aus dem Kopfhänger keinen frommen Chriſten macht.

Aber zur Sache, ich wollte von den Leuten auf der Straße ſprechen, und nicht von den

Leuten am Fenster. Die Leute auf der Straße sind für mich viel lehrreicher, als die am Fenster. Die Leute auf der Straße sind meine Schauspieler, an deren Handlungen und Geberden ich mich oft sehr ergötze. Die besten Schauspieler sind am Ende doch nur geschickte Affen der Natur, und ich höre viel lieber eine Nachtigall singen, als einen wunderbaren Künstler, der sehr glücklich nachpfeift.

Ich spreche nicht von den Leuten auf der Straße im Dorfe, denn da geht jeder und jede ohne Kunstelei vom Stall zum Pflug. Aber so ist's nicht in der Stadt. Hier zieht jeder, wenn er es mag und kann, seinen Sonntags- und Bratenrock an, ehe er auf die Straße hinaustritt. Der Mensch auf der Straße ist ganz etwas anderes, als im Hause. Er macht ein ganz anderes Gesicht, nimmt ganz andere Schritte, bewegt Arme und Beine ganz anders. Er zeigt sich nicht wie er ist, sondern wie er sein möchte. Jeder will in seiner Art etwas besonders bedeuten. Jeder denkt: was sagen die Leute?

Und eben dadurch wird das Schauspiel belustigend und lehrreich zugleich. Man vermehrt seine Menschenkenntniß, ohne mit den Leuten Umgang zu haben. Wie vielerlei Gesichter, wie vielerlei Karaktere, trotz daß alle etwas Feierliches, Ruhiges, Höfliches, Freundliches anzu-

nommen haben, das ihnen sonst vielleicht nicht eigen ist!

Dazu noch die Verschiedenheit der Bewegungen und des Ganges! Jeder drückt dadurch seine Sinnesart aus, seine Empfindungen, seine Erziehung, ohne daß er's weiß und will. Der eine tritt so leise und schleichend einher, als wäre der Boden mit Eiern gepflastert; der andere so schwerfällig, derb und ungelenk, als wollte er die Steine fester rammeln; der dritte immer im Sprung, als hätte er beim Hin- und Herwerfen der Füße Langeweile; der vierte mit feierlich abgemessenen Schritten, den Kopf bald rechts, bald links wendend; der fünfte mit der Nase sorgenlos in die Wolken des Himmels hinauf; der sechste mit gesenktem Haupt, als von Gedanken schwer; der siebente mit den Armen rudernd, wie ein Schwimmer; der achte steif, wie aus Holz geschnitzt; der neunte, im stummen Selbstgespräch, mit den Händen links und rechts aufechtend, mit dem Kopf nickend und schüttelnd.

Dann das Grüßen, welche Mannigfaltigkeit! — Der eine grüßt nur flüchtig; der andere sehr abgemessen; der dritte sehr elegant; der vierte kurzweg, als wollt' er Händel anfangen; der fünfte kriechend; der sechste mit hoher Miene seitwärts; der achte herzlich und freundlich; der neunte nothgedrungen.

Wer Menschenkenntniß sammeln will, dem muß am Menschen nichts Gleichgültiges seyn. Darum sind auch die Leute auf der Straße wohl in Freistunden der Beobachtung werth. Der selige Lavater schrieb einmal ein Buch, worin er zeigte, wie man die Denkart der Menschen aus ihren Gesichtszügen lesen könne. Es ist viel Wahres darin; auch viel Falsches, weil er oft Dinge in Regeln bringen wollte, die größtentheils Sache des Gefühls im flüchtig vergehenden Augenblick sind. So könnte ein Anderer aus der Haltung und dem Gang der Menschen sehr richtig auf ihren Karakter schließen. Der Stutzer hüpft und schwankt sehr anständig und gewandt; der pünktliche Mann ist auch bis auf seinen Tritt genau und abgemessen; der Stolze mißt die Bäume anders, als der Demüthige und Schüchterne; der Mann, welcher in Denkart und Empfindungen sehr abwechselnd ist, hat gewöhnlich sehr ungleichen Gang, bald eilig, bald langsam und besonnen; der Träge watschelt ruhig fort; der Feurige schneidet mit scharfem Schritt durch die Luft.

Wer es in der Beobachtung der Menschen weit gebracht hat, dem geben folglich die Leute auf der Straße oft ein Schauspiel, das nicht mit Geld zu bezahlen ist. Die Kunst aber, Menschenkenntniß zu erwerben, wird nicht auf der Straße gesammelt, sondern in der Einsamkeit, wo man

sich selbst bei der Nase nimmt und untersucht, was man ist, wie man ist, und warum man so ist. — Lerne dich selbst kennen!

Einfluß der Sterne.

Niemand glaubt mehr an die Sterne und ihren Einfluß. Höchstens sieht noch ein altes Weib auf das Aderlaßmännlein im Kalender, auf Aspekten, auf Drachenschwanz und Sechstelschein, Zusammenkunft und Gegenschein, um zu wissen, ob gut oder bös sei, Nägel abzuschneiden, Kinder zu entwöhnen, säen, Augen salben oder Augen auskratzen, purgiren oder schröpfen. Aber das ist der allerelendeste Einfluß der Sterne, wenn sie anders einen solchen haben. Ich selbst halte dies für Aberglauben. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß die Sterne in der Welt vorhanden sind für Nagel oder Haut, oder für noch etwas Aergeres der alten Weiber.

Doch däucht es mich sehr klug, daß Regierungen auf keine Weise den Unsinn der Bauernkalender vertilgen. Der Glaube an die Sterne wird dadurch wenigstens noch unter dem gemeinen Mann aufrecht erhalten. Je mehr Finsterniß, ic

heller glänzen die einzelnen Sterne. Es iſt kein gefährlicheres Volk in der Welt, als das Volk der Aufklärer, Schulverbeſſerer und Lichtmacher (worunter hier keine Kerzenmacher verſtanden werden). Denn die mit ihrem Licht ſind ſchuld, daß die Ehrfurcht vor den Sternen auſſerordentlich abgenommen hat. Ehemals pflegte man die Sterne mit abgöttiſcher Verehrung anzuſehen; jetzt gilts Vielen gleich, ob eine Laterne, oder ein Stern. Höchſtens erſtaunt oder zittert man noch ein wenig, wenn ein langſchweifiger Komet durch die Welt zieht.

Als man noch an den Einfluß der Sterne glaubte, lebte an jedem großen Fürſtenhofe ein Sterndeuter, welcher gut bezahlt ward. Dieſes Handwerk iſt ſeit geraumer Zeit eingegangen. Wie viel man daran gethan hat, die Wiſſenſchaft der Sterndeuterei zu vernachläſſigen, haben die traurigen Folgen ſattſam in Europa bewieſen. Hätte man den Glanz, die Stellung, den Zuſammentritt, die Verbindung, die Trennung der Sterne gehörig verſtanden, wahrlich, viele Könige hätten das Kriegen vermieden, viele Fürſten hätten ihre Länder, viele Leute ihr Geld behalten.

Weltbekanntermaßen gibt es Sterne erſter, zweiter, dritter, vierter, fünfter und ſechſter Größe, wie am Himmel, ſo auch auf Erden.

Wer etwas zu befehlen bekommen hat, hält ſich auch ſchon für einen Stern am politiſchen Himmel ſeines Städtleins oder Dörfleins; und daran thut er recht. Nun macht er ſich ſo breit als möglich, und daran thut er wieder recht; denn kann man nicht groß ſein, ſo muß man doch groß thun; kann man nicht erhaben ſein, ſo muß man's in's Breite verſuchen. Ich verdenk' es keinem Giggel, wenn er auf ſeinem Miſthaufen kräht und ſcharrt.

Allein damit iſt's nicht allein abgethan. Man muß ſich etwas auf Sterndeutung verſtehen. Je heller es tagt, je kleiner werden die Sterne.

Der Einfluß der Sterne auf Wohl und Weh der Völker iſt ſo gewiß, als mancher gerlagte Ehemann ſein Hauskreuz nur blos dem Tage zu danken hat, da er zu tief in den freundlichen Augendern ſeiner Liebſten ſah, als ſie noch eine artige Tochter war. Doch von dergleichen Sternen iſt hier nicht die Rede, wiewohl ſich auch über dieſe viel ſagen ließe. Denn ſie haben keinen geringen Einfluß auf das Schickſal der Männer gehabt ſeit Adams und Eva's ſel. Tagen.

Damit man mich aber nicht falſch auslege, erkläre ich mich noch deutlicher dahin, daß hier nicht alle Sterne gemeint ſind; denn ſchon die alten Sterndeuter haben zum Beiſpiel den Fixſternen keinen Einfluß zugetraut, weil ſie von

uns allzuweit entfernt ſind. Ich pflichte ihnen nicht nur in dieſem Stück bei, ſondern glaube ſelbſt, daß auch die Planeten viel zu weit von der Erde ſtehen, als daß ſie auf uns wirken ſollten. Wenn Sterne auf das menſchliche Schickſal Einfluß haben, müſſen wir an keine andere, als an die näherſtehenden denken, nämlich an die Sterne auf den — — Kleidern.

Vreneli und Salome.

Schulmeiſters Peter und Hans Rudi haben im gleichen Jahre Hochzeit gehabt, hatten beide ohngefähr gleiches Vermögen, und ſind beides brave, fleißige Mannen. Weibergut gab's beiden nicht viel. — Aber Rudi ſteht ſich noch heut wohl, und Schulmeiſters Peter iſt verganted. Woher das?

Rudi's Vreneli verſtand ihre Sach. Sie hatte nähen gelernt. War wo die Nath aufgegangen, hatte es irgendwo einen Schranz gegeben, mit zwei Nadelſtichen war Alles gut gemacht. Man ſah es nicht. Die alten Kleider ſchienen immer wie neu, weil nie das mindeſte daran zer-

eiſen war; und weil die Kleider immer heil waren, wurden ſie auch ſäuberlich gehalten. Da ward mit Nadel und Zwirn mancher Rock geſpart, und Vater, Mutter und Kinder gingen allezeit reinlich, wie vornehme Leute.

Aber Peters Salome verſtand von dem nichts. War die Naht aufgegangen, oder ein Schranz da, ſo ließ man es hängen. Das Loch war klein. Aber aus dem kleinen Loch ward ein großes, und dann aus dem neuen Kittel bald ein alter. Das Loch im Strumpf ward weit, bis es unheilbar wurde. Da gingen die Leute immer zerfetzt mit ihren Kindern; und weil man der Fetzen nicht ſchonte, hielt man ſie auch nicht ſauber. Da mußte oft neu angeſchafft werden, und das koſtete Geld, und Peter mit Weib und Kindern gingen doch immer wie Bettler.

Rudi's Vreneli verſtand ihre Sach. Sie hatte beim Herrn Pfarrer gärtnen gelernt, und wußte im Garten mit dem Gemüs umzugehen. Sie hatte allezeit geſunde Koſt, und alles war ſchmackhaft und reinlich, und koſtete wenig.

Aber Peters Salome verſtand von dem nichts. Ihr Garten ſah aus wie eine Allmend, ihre Küche wie ein Stall. Wenn ſie kochte, brauchte ſie Schmalz und Zuthat dreimal mehr, als Vreneli, und es blieb doch ein elender Fraß, und machte verdorbenen Magen und ungeſundes Blut.

Zum Essen brauchte es Geld und zum Doktern auch. — Wie es dann geht: eins greift ins andere. Wer sich im Hause um den Nagel nicht bekümmert, dem faulen endlich die Sparren, und wo das Dach rinnt, fällt die Hütte ein. Mit Peters Hauswesen ging's den Krebsgang. Das ärgerte ihn. Er wußte nicht, woran es lag. Aus Verdruß fing er an zu trinken. Im Wirthshaus gefiel es ihm besser, als daheim im Stall. Er machte Schulden, und dachte: ich will's schon wieder einbringen. Aber Salome konnte nicht kochen und nähen, und verstand die Haussordnung nicht. Da ward Peter verzantet: aus seinen Lumpen ward nichts gelöst, und sein Weib kaufte niemand.

Rudi aber hatte Segen im Haus. Er schaffte wenig Neues an, und behielt das Geld: aber das Alte war bei ihm allezeit reinlich, sauber, ausgebessert, wie neu. Und jedermann hielt ihn daher für noch reicher, als er war: das machte den Leuten Vertrauen zu ihm, und Kredit ist oft besser, als Geld.

Drum, als ich heirathen wollte, suchte ich mir eine Tochter, wie Rudi's Vreneli. Aber ich ging durch manches Lumpendörfli und sah die Löcher in den Strümpfen, die Schränze in den Kitteln, die Schmutzflecken in den Kleidern, die Allmenden in den Gärten und den Saufall in den

Lüchen; da sagte ich: Hier werden die Leute durch ihre Lumpen zu Lumpen! Vorwärts, in ein anderes Dorf.

Einige kleine Fabeln, *)

nebst Nutzanwendung für Schulknaben, die denken lernen wollen.

Die Menschen und Thiere.

Als die Thiere sahen, daß die Menschen oft Spott trieben mit den Thieren, sagten die Thiere unter einander: „Lasset uns Spott treiben mit den Menschen, und ihnen nachäffen, was sie thun."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, was eine Fabel sei.

Die Hasen.

Die Hasen ärgerten sich sehr über den mächtigen Löwen, daß dieser ein König der Thiere

*) Sie erschienen, als Ende des Jahres 1513 von neuem bürgerliche Unruhen in der Schweiz aufzubrechen drohten und man sich über Beibehaltung der Neutralität entzweite.

wäre. Darum traten die Hasen eines Tages zusammen, und hielten lange Reden, und beschlossen, fortan keinen Löwen mehr zu fürchten. Da ging ein Esel vorüber seines Wegs und schrie I a! Erschrocken fuhren die Hasen aus einander und liefen davon.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß Hasen immer Hasen bleiben.

Die Windmühle.

Ein Reisender hatte gesehen, wie man in andern Ländern, wo man nicht Wasser genug hat, hölzerne Mühlen baut, deren Flügel man immer dem Strom des Windes entgegenrichtet, indem man die Mühle umdreht.

Als er nun heimkam und bemerkte, wie der Wind von Sonnenaufgang wehte, sprach er: „Ich will klüger sein, als die Leute in der Fremde, die nur mit schlechtem Holz bauen.“ Also errichtete er ein großes, festes Mühlhaus, und baute die Windflügel fest gegen Sonnenaufgang. Aber nach einigen Tagen änderte die Luft, und der Wind kam von Abend her. Da half ihm sein schönes Haus nichts, und er konnte nicht mehr mahlen und mußte Hunger leiden.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es solle keiner darauf bauen, von wannen heute der Wind kommt.

Die polniſchen Pferde.

Im Lande Polen pflegen ſich die Roſſe, wenn ſie auf der Weide ſind und von Wolfen angefallen werden, mit den Köpfen in einen Ring zuſammenzuſtellen und mit den Hinterfüßen gegen ihre Feinde auszuſchlagen, daß mancher Wolf zerſchmettert wird und ihnen keiner beikommt. Eines Tages kamen die Wölfe, und da kamen einige Pferde: „Laßt uns zuſammentreten und an einander halten nach alter Weiſe, ſo ſind wir ſtark genug.“ — Andere aber ſagten: „Nein, wenn das die Wölfe ſehen, halten ſie es für eine Aufforderung zum Kampf. Laßt uns unbekümmert friedlich weiden.“ Zwei ſtolze Reitpferde ſagten: „Wir halten mit euch ſchlechten Bauerpferden nicht zuſammen, die ihr täglich Miſt karret.“ So gingen die Pferde aus einander und vertheidigten ſich einzeln gegen die Wölfe, und wurden alle zerriſſen.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß die klugen Pferde manchmal auch unklug ſind, wenn ſie den Menſchen nachahmen und deren Leidenſchaft.

Die Viehſeuche.

Ein Hirt hielt ſein Vieh im Stall, wegen einer tödtlichen Krankheit, die unter dem andern

Vieh des Landes herrschte, und es blieb gesund. Da kam Vieh von andern Heerden vor den Stall, und sprach: „Ihr Thoren, wollt ihr immerdar von der Laune eures Hirten abhängig sein? Kommt heraus, genieſſet mit uns der Freiheit, wie wir.“ Die Rede gefiel Einigen wohl, die im Stalle waren. Aber die Klügern sprachen: „Nein, öffnet den Stall nicht, bis die tödtliche Seuche aufhört; dann sind auch wir wieder frei.“ So sprachen die Klügern; aber sie waren zu feig, die Andern zu zwingen, daß sie dem klugen Rathe nachlebten. Mit wildem Trotz stießen die Ungeduldigsten die Thüre des Stalles auf, und ließen die von der fremden Heerde ein, denen nach dem Stallfutter gelüstete. Da kam die tödtliche Viehseuche über alle.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß die Feigheit der Klugen so verderblich ist, als der Trotz der Dummen.

Die Feuersbrunst.

In einem Hause brach Feuer aus. Da traten die Leute zusammen und beriethen und zankten mit einander, auf welche Weise die Feuersbrunst am geschwindesten zu löschen sei? Während sie voller Zorn mit einander rauften, brannte das schöne Haus nieder.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, That sei in Gefahr besser als Rath.

Der Rabe und die Maus.

Ein Rabe fand glühende Kohlen auf dem Felde, nahm davon und flog damit zum Hause des Jägers, um es anzuzünden; denn der Jäger hatte schon zweimal nach dem Raben geschossen. Aber das Haus nebst dem Dache war von Stein, und die glühende Kohle erlosch darauf. Da kam eine Maus aus des Jägers Haus. „Komm," sprach der Rabe zur Maus, „vereinige dich mit mir: trage die Gluth in das Haus, damit es verbrenne. Denn der Jäger ist dir auch feind." Die Maus antwortete: „Du hast gut reden: dein Nest ist weit von hier. Verbrennt aber des Jägers Haus, so verbrennt auch das meinige."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie jeder sich erinnern solle, wo sein Nest liege.

Der Löwe, der Tiger und die Katze.

Der Löwe und das Tigerthier geriethen in Streit, und fielen einander mit fürchterlichem Grimm an. Das sah eine Katze, und sie sprach stolz: „Der Tiger gehört zum Geschlechte der

Katzen; darum will ich mich mit ihm, gegen den Löwen, vereinigen!“ Sie sprang in den Kampf, und ward von beiden zertreten.

Nutzanwendung. Daraus lernt man — was meint ihr?

Die Ueberschwemmung.

Ein Erdbeben hatte viele Quellen verstopft und den Lauf des Stromes verändert; dadurch verlor ein Landmann das Wasser in seinem Bache, der vormals eine Mühle trieb, und jetzt noch kaum die Wiesen netzte.

Als sich aber nach einigen Jahren begab, daß Wolkenbrüche in der Nachbarschaft Alles überschwemmten, wodurch Menschen, Saatfelder, Heerden und Hütten umkamen, hatte der Bach wieder so viel Wasser, daß er die Mühle treiben konnte, wie vor Alters. Da freute sich der Landmann. Aber die Gewässer verliefen sich nach wenigen Tagen; da war der Landmann von Herzen traurig. Und er bat inbrünstig den Herrn des Himmels: „Ueberschwemme die Welt, damit meine Mühle wieder gehe.“

Nutzanwendung. Daraus lernt man, wie mancher Mensch übel betet, der nur an seine eigene Mühle denkt.

Der Spiegel.

Eine einfältige Frau, die in der Jugend schön war, wurde im Alter häßlich. Als sie das im Spiegel sah, ward sie unwillig und schlug denselben in Stücken; kaufte einen andern, und that demselben eben so. Da sie nun keinen Spiegel fand, in welchem sie schöner ward, rief sie: „Ach, vorzeiten machten die Leute viel bessere Waare, als jetzt.“

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß keiner glauben solle, die Welt werde schlechter, wenn er es selbst geworden.

Der Kukuk.

Es kam der Frühling, und alle Vögel sangen und freuten sich nach den Winterstürmen des sanften Wetters. Da trat der Kukuk auf und sprach: „Schweigt, ihr dummen Thiere; ich will euch lehren, wie man die Liebe zum Frühling empfinden und besser ausdrücken muß!“ — Alle Vögel horchten. Dann fing er an zu predigen: Kukuk! Kukuk! Kukuk! Und immer nannte er sich selbst.

Nutzanwendung. So machen es viele, wenn sie die Liebe des Vaterlandes empfehlen.

Der Waldſtrom.

Ein Waldſtrom war aus unbekannten Quellen hervorgebrochen vom Gebirge, und machte ſich durch die Güter der Landleute ſeine Bahn. Anfangs waren Alle erſchrocken wegen des Schadens; aber nachher befeſtigten ſie ſeine Ufer, daß er nicht austrete, und benutzten ſein Waſſer zur Fruchtbarmachung der Gärten und Matten, zum Betrieb neuer Mühlen und Werke; und alle freuten ſich des Gewinns.

Aber weiter abwärts war ein Bauer, der das Stück Land nicht vergeſſen konnte, welches ihm der Strom genommen hatte. Und um dies wieder zu bekommen, baute er gegen den Strom einen Damm, und wollte ihn zurücktreiben, und verderbte mit dem Damm-Bauen noch ſein übriges Land, und der Strom ging doch nicht zurück, ſondern ſeinen Weg vorwärts, aber nur wüthender.

Nutzanwendung. Daraus lernt man, daß es weiſer ſei, einem Unglück durch kluge Benutzung Segen abzugewinnen, als immer das verlorene Alte zurückzufordern und den Strom der Zeiten rückwärts treiben zu wollen.

Der Hahn und der Hühnerweih.

Einem Hahn waren seine Hennen entflogen in den benachbarten Hof, und er konnte nicht zu ihnen kommen, denn ihm waren die Flügel beschnitten. Da ward er voll Rache, und als er einen Hühnerweih über dem Hof schweben sah, krähete er beständig, um denselben auf die Hühner aufmerksam zu machen, daß er sie zerreisse. Der Hühnerweih, welcher einige Tauben verfolgte, ließ diese endlich fahren, weil ihm der krähende Hahn näher war, und stieß mörderisch auf ihn herab.

„Ach", sagte der Hahn zwischen den Klauen des Hühnerweih's sterbend: „du undankbares Thier, habe ich dir nicht die Hühner gezeigt, die du fressen solltest? und hättest du ohne mich wohl an sie gedacht? Warum zerreissest du mich?"

Der Hühnerweih antwortete: „Hahnen- und Hühnerfleisch schmeckt gleich gut."

Nutzanwendung. Daraus lernt man, es sei nicht gut krähen, wenn der Hühnerweih nahe ist.

Unterredung mit dem Wiederhall am Jura *).

He, Echo, bist du da? Holla!

(Echo antwortend) Holla!

Gut! Wär's dir wohl gefällig, mir zu antworten, wenn ich dich um dies und das befrage?

Frage.

Du weißt, es ist heuer schlecht im Schweizerland, und vor Verdruß kaum darin zu leben.

Eben!

Ich weiß, dich berathen Personen, kurz vor ihrem Geldstag, ob sie in die Lotterie setzen, und junge Töchter, ob sie heirathen sollen: kannst du mir auch sagen, ob wir noch lange auf Wiederherstellung des Friedens warten müssen, nach dem ich so sehr verlange?

Lange.

Was du sagst, ist eben nicht erfreulich.

Freilich!

Bringst du uns vielleicht die alte Ordnung wieder in's wahre, gute Geleise hinein?

Nein!

Das ist gar schlimm, denn eine neue Ordnung

*) Auch dies Gespräch ward durch die Entzweiung der Kantone der Schweiz im Jahre 1814 veranlaßt.

iſt noch nicht da. Wenn nun die Tagſatzung nicht ihren Zweck erreicht, was wird darnach? Ach!

Haſt wohl Recht, zu ſeufzen. Was ſoll nun die getrennte Schweiz wieder vereinigen, da alles mangelhaft iſt und alles gezenſeitige Zutrauen fehlend?

Elend.

O weh! Elend iſt ein rauhes Vereinigungsband. Gibt's denn kein anderes Mittel, das vielleicht noch Keiner kannte und verſtand?

Verſtand.

Ja wohl; es hat aber Jeder heutzutage ſeine eigene Sorte Verſtand. Faſt Jeder hält das für Recht, wovon ſein Eigennutz das Meiſte hofft.

Oft!

Wenn man ſich gezenſeitig bei Fremden verklagt, im Lande ſelbſt Parteien macht, Einen vom Andern zu trennen, Einen gegen den Andern aufzuwecken ſucht, iſt das auch gemeineidsgenöſſiſch?

Meineidsgenöſſiſch.

Solch ein Betragen muß ſelbſt den Häuptern der Alliirten, muß Freunden und Feinden der Schweiz mißfallen.

Allen.

Sieh nur, es dreht ſich bei uns eigentlich um zweierlei Dinge herum. Erſtlich, man möchte an einigen Orten wieder Unterthanen in der freien Schweiz, und nichts als Herren und Knechte.

Knechte.

Zweitens, die neuen Kantone, die eilf Jahre im Bund der Eidsgenossen bestanden, zerstückeln, und wofür? Vielleicht nur für ein paar landvögtliche Beutel. Eitel.

Meinst du, daß selbst das freie Volk in den drei Urkantonen Uri, Schwyz und Unterwalden Hand bieten werde zur Unterdrückung der Schweizerfreiheit und zum Vergrößern der Verwirrung? Irrung!

Wahrlich, man hat in der Welt nie Ruhm davon, wenn man bald links, bald rechts geht, und nicht fest an Wort halt und an Treue. Reue.

Das glaube ich selbst. Ich denke immer, laßt Jeden, der bisher bestand, bestehen; und glaube nicht, daß solch ein Sinn den Schweizern Schande wäre. Ehre.

Dann möchte Jeder sein Hauswesen nach Gefallen verbessern, froh und frei darin zu leben. Eben.

Dann wäre die alte Liebe wieder hergestellt; das Ausland würde uns wieder, weit entfernt, uns zu verachten . . . Achten.

Dann schlösse man aus eigenem Sinn den ewigen Schweizerbund, ohne daß fremde Hände wieder darin vermitteln müßten. Ginge denn das nicht vielleicht? Leicht.

Gut, wo fehlt's denn noch? Was iſt noth?

Noth.

Böſer Troſt. Ich dächte, wir wären ſchon tief genug in Schmach und Noth hinein.

Nein.

Ihr ſeid ein arger Prophet, Herr Berggeiſt! Aber wer wird endlich obſiegen von allen! Sprecht!

Recht.

Ach, Recht behauptet Jeder zu haben. Hätte es denn der, der uns wieder in die alte Ordnung ſchlüge? Lüge!

Oder wer eine neue Mediationsakte foderte? Nur geſchwind. Wind!

Oder hat der's, der den Mittelweg verſucht?

Sucht.

Da werden wir wohl noch lange ſuchen müſſen. Wo eigentlich ſitzt nur die Wurzel alles Uebels? Was iſt's eigentlich, was den Schweizern das ſüße Glück ihrer Freiheit und Eintracht vergällt?

Geld.

Kann wohl ſein. Was aber meinſt du, das uns wohlthätiger wäre?

Ehre.

Lieber Himmel! Wie muß das Ausland von uns denken, wie einſt unſer nachkommendes Geſchlecht!

Schlecht.

Ich zweifle kaum daran. Denn was haben wir zuletzt von Gewaltthätigkeiten, Unterdrückungen, Bürgerkrieg und desgleichen?

Leichen.

Und was würden wir, wenn's so fortgeht, endlich werden, daß sich's Gott erbarm'!

Arm?

Nein, Echo. Bei dir find' ich keinen Trost. Weißt du nichts Besseres, so kehr' ich um und geh'.

Geh!

Gedanken beim Zeitungslesen *).

Die Geschichten unserer Zeitläufe sind oft Pasquille auf die gesunde Vernunft.

Es ist nicht gut auf Sand bauen, denn er ist schlüpfrig: Blut ist noch schlüpfriger.

Die Wahrheit ist das griechische Feuer, welches mit keinem Wasser gelöscht wird, sondern dadurch nur heller und lebhafter brennt. Die gewöhnlichen Zensurgesetze und Zensuranstalten sind die armseligste Feuerpolizei gegen die Wahrheit.

Man sagt: Erfahrung mache witziger, Schaden mache kluger, Unglück frommer. Aber glaubt ihr's noch, wenn ihr horet, wie heutzutage die Leute handeln?

Gerüchte sind aufsteigende Staubwolken vor einem Sturm und einer vorrückenden Armee, oder

*) Ebenfalls aus dem Jahre 1814.

auch — vor einer Heerde Gänse. Es iſt doch immer etwas dahinter.

Es ſoll mich gar nicht wundern, wenn man endlich nicht nur die Inquiſition, ſondern auch Hexenproceſſe, Leibeigenſchaften und andere dergleichen Dinge der guten, alten Zeit wieder einführt. Das iſt alles möglich; denn es iſt eine mitternächtliche Zeit, und da ſpuken gern Geſpenſter. Aber es ſind auch nur Geſpenſter!

Was man beim Leſen ſo vieler Erbärmlichkeiten der heutigen Welt *denkt*, iſt oft mehr werth, als was man *lieſt*; aber eben darum iſt die heutige Welt wohl oft ſo erbärmlich, weil ſie beim Leſen ſelten denkt.

Wir haben manchen tröſtlichen Vorzug vor den Alten, zum Beiſpiel auch den Vortheil: daß wir die Geſchichten der alten Schweizer, ſie aber nicht unſere heutigen Geſchichten leſen können.

Ihr Herren, zeigt euerm Volk nur Vertrauen, und das Volk wird euch mehr erwiedern, als ihr ihm gebet.

Es gibt zweierlei Staatsklugheit. Die eine geht *mit* dem Volk, die andere *wider* das Volk. Kaiſer Franz und Alexander, König Friedrich Wilhelm und Maximilian Joſeph gingen *mit* dem Volk; Napoleon ging *wider* das Volk. Jene kamen nach Paris, dieſer nach Elba.

Mancher wäre von *ganzem Herzen* ein

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14343/021

Napoleoniі, hätte er nur zum Herzen noch den Kopf.

„Iſt es gut, daß man dem Volke Alles wiſſen läßt?“ fragen gewiſſe Herren. — „O ihr gewiſſen Herren, iſt es gut, daß ihr ſo wenig wiſſet?“

Es haben viele nach Lorbeeren gerungen, und doch nur Stroh und Heu in der Hand behalten; darum ruhen ſie von ihren Thaten aus, nicht auf Lorbeeren, ſondern — auf dem Strohſack.

Auch Sturmwinde ſind gut; ſie reinigen die Luft und ſtärken die Bäume in der Tiefe ihrer Wurzeln. Nur die morſchen und faulen brechen, die ſchlechtgewurzelten fallen um. — Glaube mir, auch der Wirbelwind im Vaterlande hat ſeinen Nutzen. Es iſt der Kampf der Freiheit und Stärkung Aller gegen den Eigennutz und Stolz der Einzelnen. Er ſtärkt die lange erſchlafene innere Kraft der Nation. Was gut bewurzelt iſt, wird nicht umfallen.

Man hält zu Vielem, was ſchon geſcheben iſt und noch geſchieht, das Maul, aber nicht die Augen zu. Drum glaube Niemand, wenn aus Klugheit von Manchem geſchwiegen wird, man wiſſe es nicht. Es hat Alles ſeinen Tag, ſagt Johannes von Müller.

Nicht der Starke ſiegt,
Nicht der Schwache erliegt;
Der Gerechte ſiegt,
Wenn der Falſche kriegt.

Die politischen Männer in der Schweiz gebrauchen Johannes Müllers Geschichten, wie vor Zeiten die Priester von verschiedenen Religionsparteien ihre Bibel — sie beweisen Alles daraus. Sie lesen und lasen, nicht um nach den großen Lehren einträchtig zu handeln und zu wandeln, sondern um sich einander mit einem Sprüchlein todt zu schlagen.

Wenn ein Mensch daher kömmt, und ruft: „Ich habe eine neue Wahrheit, wer will sie hören?" — Meinet ihr, es werden viele Leute herbeilaufen, sie anzuhören? Keineswegs! — Aber eine neue Mode! eine neue Schönheit! eine neue Zeitungsnachricht! o, das bringt die Leute aus sich selber. Und doch eine alte Mode, eine alte Schönheit, eine alte Zeitungsnachricht — wer macht daraus etwas? Wie vergänglich ist diese Waare! — Die Wahrheit aber kann nie alt werden und behält ewig neuen Werth! — Was folgt daraus? — Es ist ganz natürlich, daß man sich nach neuen Moden, neuen Schöpfungen und neuen Zeitungsnachrichten drängt, eben weil sie vergänglich sind, wie der Tag. Hingegen Wahrheiten zu lernen, kann man sich wohl Zeit nehmen, eben weil sie immer neu bleiben, spricht — der Tropf.

Verlasse dich darauf: Leute, die ihr Haupt übermüthig erheben, so lange es nach Wunsch geht, und dann alles neben sich verachten oder necken und plagen, verlieren am ersten den Kopf, wenn es einmal schief geht! Dergleichen Leute an der Spitze eines gemeinen Wesens, dies sei groß oder klein, sind wie Rosse, die entweder im Galopp gehen oder hinken müssen.

Ein Mensch, der von der Gnade Anderer leben will, wird nebst ihrem Almosen eben so oft allergnädigste Fußtritte von ihnen bekommen. Ein Volk, das sich nicht mehr auf eigene Kraft verlassen und eigenem Verstand trauen will, erklärt sich mundtodt und will die Bettlerrolle spielen. Das ist wahr, einer bedarf des andern. Der König kann den Bauer nicht entbehren. Aber den Bettler kann jeder entbehren. Darum soll auch der Kleinste seinen Werth gegen den Größten behaupten.

Manchem mißlingt sein Unternehmen, weil er nicht zur rechten Zeit anfangen konnte. Manchen verdirbt es, weil er nicht zur rechten Zeit aufhören konnte.

Das französische Volk und der Gang des Schicksals machten den Bonaparte; aber Bonaparte hat nicht das französische Volk und den Gang des Schicksals gemacht. Daher, wenn er auch sein Grab gefunden, wird der Gang des Schicksals,

der Kampf des Bösen und Guten, der Finsterniß und des Lichts, der Sklaverei und Freiheit in der Welt fortdauern; und gibt's keinen Bonaparte mehr, verlaßt euch darauf, so wird's deßo mehr Bonapärtli geben.

Der Kampf aller Nationen Europa's gegen eine einzige Nation, welche lange genug und seit einigen Jahrhunderten schon, alle, von Lissabon bis Moskau, mit ihrem Schwert oder mit ihrer Sprache, Sitte und Mode beherrschte, ist eines der erhabensten und lehrreichsten Schauspiele, welches die Weltgeschichte seit dem Untergang Roms gesehen hat. — Aber die Siege auf den ungeheuern Blutfeldern will ich nicht eher preisen, bis ich die Beute des Sieges für Freiheit, Recht und Glückseligkeit der Völker sehe.

Ihr Alten, warum scheltet ihr eure Jungen, wenn sie in der Schule nichts lernen? — Wir gehen täglich alle in die Schule des Schicksals, ihr Alten! wie viel von uns lernen darin etwas?

Man pries in Europa von jeher die Schweizer, als freies Volk. Aber welche Unwissenheit der Lobredner! Bis zum Jahr 1798 war der größte Theil des Landes von Unterthanen bewohnt, oft weniger frei, als in andern Ländern Unterthanen der Fürsten.

Die Eidsgenossenschaft bestand damals eigent-

lich aus dreizehn Kantonen, die zugewandten Orte nicht mitgerechnet.

In diesen dreizehn Kantonen zählte man, als eigentliche Freie:

Kanton Appenzell	mit	56,000	Seelen,
Stadt Basel	—	16,400	—
Stadt Bern	—	17,500	—
Stadt Freiburg	—	6,400	—
Kanton Glarus	—	20,000	—
Stadt Luzern	—	6,000	—
Stadt Schafhausen	—	7,000	—
Kanton Schwyz	—	25,000	—
Stadt Solothurn	—	3,600	—
Kanton Unterwalden	—	17,000	—
Kanton Uri	—	12,000	—
Stadt Zürich	—	16,000	—
Kanton Zug	—	13,000	—
So daß in Allem der Freien sein mochten		215,900	Seelen.

Aber auch diese Zahl ist zu groß, weil die Bevölkerung der Städte doch nicht bloß aus freien, mitherrschenden Bürgern, sondern zugleich aus Fremden und Ansässigen anderer Gegenden bestand. Rechnet man nun die Gesammtbevölkerung der damaligen Eidsgenossenschaft auf 910,000 Seelen: so waren weit über drei Viertheile der Schweizer Unterthanen einzelner kleiner Städte und Hirtenländchen.

Aus- und Einfälle.

Ehre iſt eine Münze, die dem Staate am wenigſten koſtet, und womit eine Regierung mehr einkaufen kann, als mit allem Gelde. — Aber Ehre iſt Münze, wie alle andere; es nimmt ſie nur, wer ſie kennt; es gibt ſie nur, wer ſie hat.

Man ſoll ſich niemals ſchämen, einzugeſtehen, wenn man gefehlt hat. Dein Geſtändniß zeigt, daß du heute klüger biſt, als geſtern.

Geduld iſt ein bitteres Kraut, aber mit ſüßer Frucht.

Iſt der Magen mit Erdäpfeln unzufrieden, ſo beugt ſich der Rücken zu unterthäniger Knechtſchaft.

Wem du wohlthuſt, der ſchreibt es in Sand; wem du ſchadeſt, der ſchreibt es in Erz und Stein.

Hans. Weißt du, Schweizerbote, warum Treu und Glauben am längſten währen?

Schweizerbote. Weil man Treu und Glauben ſelten gebraucht und daher auch nicht ſtark abnutzt.

Rath geben iſt viel leichter, als That geben. Drum haben wir ſo viele Herren vom Rath, ſo wenig Herren von That.

Ein Papiermacher hatte Mangel an Lumpen, um Papier daraus zu machen; er fragte um Rath und Hilfe. Zuletzt ging er vor die Obrigkeit, und bat um eine Pintenſchenkgerechtigkeit.

— „Warum das? Ihr braucht ja nur Lumpen?“ —

„Hab' ich eine Pintenſchenke, antwortete der kluge Papierer, ſo geb' ich guten Wein, und dann werden die Lumpen von ſelbſt aus der ganzen Gegend zu mir kommen.“

Kennt ihr den alten Gurgelmann? Er iſt der ordentlichſte Mann von der Welt; regelmäßig findet man ihn alle Tage genau um dieſelbe Stunde — betrunken. Man ſollte ihn, als Seltenheit, auf Reiſen ſchicken und für Geld ſehen laſſen; denn in ſeinem Geſichte bewundert man alle vier Jahreszeiten.

Auf Naſe und Stirn blühen die rothen Blumen des Frühlings; ſeine vom Wein glühenden Augen verrathen Sommerhitze; ſeine Wangen ſind bleich-gelb wie der Herbſt; und auf dem weißhaarigen Kopfe trägt er den Schnee des fruhen Winters.

Das ewige Alte.

Man ſpricht ſo viel vom Lauf der Welt;
Wo läuft ſie denn, ihr Narren?
Wer die für galoppirend hält,
Hat wohl den gröſten Sparren.
Sie ſchleicht ſo leiſen Schneckenſchritt,
Daß man nicht Trott vernimmt und Tritt,
Und bleibt beim ew'gen Alten.

Sie geht wie eine gute Uhr,
Und geht nicht von der Stelle.
Sie läuft und brauſt und ſprudelt nur,
Wie eine ſtarke Quelle.
Die Wellen rinnen Jahr um Jahr,
Die Quelle quillet immerdar,
Und Alles bleibt beim Alten.

Herr Ohnekopf, von Stolz entbrannt,
Läßt ſich zum Rathsherrn wählen;
Denkt: mit dem Amt kommt auch Verſtand,
Das kann mir gar nicht fehlen!
Iſt Rathsherr nun mit Zorf und Schopf,
Und iſt noch immer ohne Kopf;
Denn Alles bleibt beim Alten.

Wer geſtern vornehm ſich geblähet,
Muß heute tief ſich bücken;
Wer heute breit auf Stelzen geht,
Braucht morgen wieder Krücken.
Denn unterm lieben Monde hier
Gilt's heute mir und morgen dir,
Und Alles bleibt beim Alten.

Viel arme Narren glaubten ſchon
Die goldne Zeit vorhanden,
Die helle Weisheit auf dem Thron,
Das Vorurtheil in Banden,
Die Menſchen wären aufgeklärt,
Und in vergang'ner Noth bekehrt —
Gefehlt! Es bleibt beim Alten.

Es lebt der alte Kukuk noch,
Und heiliger Bocksbeutel;
Wer heller ſieht, der muß in's Loch,
Philoſophei iſt eitel.
Da lauert Inquiſition,
Die Jeſuiten kommen ſchon —
Doch ſtill! Es bleibt beim Alten.

Es gährt und tobt und ſtürmt und kracht,
Es wackeln viel Perüken;
Wer klug und pfiffig iſt, der macht
Dem Feinde goldne Brücken.

Denn was von heut iſt, was es ſei,
Es iſt nicht alt, es iſt zu neu;
Glaubt's mir: Es bleibt beim Alten.

Der neue Singſang iſt nicht alt,
Und kläng' er noch ſo artig;
Gewaltig iſt zwar die Gewalt,
Doch allzuſcharf macht ſchartig.
Der erſte Hieb iſt noch kein Sieg;
Wer kriegen will, dem wird auch Krieg;
Denn Alles bleibt beim Alten.

So geht die Welt im Ring herum,
Und wird fürwahr nicht klüger;
Es iſt viel Lärmens um und um,
Bald der, bald dieſer Sieger.
Was recht iſt, will man nicht verſteh'n,
Das Wahre will man nicht gern ſeh'n,
Und darum bleibt's beim Alten.

Das Neu' iſt alter Schlendrian,
Und nicht das alte Gute;
Mit Titeln iſt's nicht abgethan,
Nicht mit der Kinderruthe,
Mit Warpen nicht und Narretheï
Von allerhand Jeremonei;
Drum bleibt's beim lieben Alten.

Das Alte iſt nicht alter Miſt,
Den du nur willſt erneuen;
Wenn du den Schnupfen haſt, mein Chriſt,
Magſt du dich dran erfreuen.
Der Koth vergang'ner Barbarei
Iſt unſern Tagen viel zu neu,
Drum, ſag' ich, bleibt's beim Alten.

Das Alte iſt — und das iſt klar,
So ſehr ihr euch auch wundert,
Nicht, was gar ſchön und zierlich war
Im vorigen Jahrhundert;
Nein, daß ihr Narren nur es wißt:
Alt iſt allein, was ewig iſt,
Das Ew'ge bleibt beim Alten.

Und ewig iſt der Wahrheit Licht,
Ihr könnt es nicht verlöſchen;
Der Hokuspokus hilft euch nicht,
Als leeres Stroh zu dreſchen.
Umſonſt erklärt ihr den Verſtand
Für Ueberfluß und Kontreband,
Es bleibt, trotz euch, beim Alten.

Und ewig iſt der Tugend Werth,
Das werdet ihr nicht ändern;
Der ſtolze Schuft bleibt ungeehrt,
Trotz ſeinen Prachtgewändern.

Wer edel denkt, iſt Edelmann,
Des Galgens würdig der Tirann,
So bleibt's beim ew'gen Alten.

Und ewig iſt das heil'ge Recht,
Was recht iſt, muß recht bleiben.
Und was ihr auch dagegen ſprecht,
Und drucken laßt und ſchreiben:
Was Allen wohlthut, das iſt recht!
Was dir allein nützt, das iſt ſchlecht!
Das iſt das ew'ge Alte.

Das Hungerjahr.

(Januar 1817.)

Am Sylveſter-Abend ging ich in mein Schlafkämmerlein, und empfahl mich und lieb Weib und Kind dem lieben Gott. Und ich konnte nicht einſchlafen vor Herzeleid. Denn ich gedachte der vielen Noth des vergangenen Jahrs, und der großen Ueberſchwemmungen und Waſſersnothen, und der fehlgeſchlagenen Aernten, und wie Handel und Wandel ſo übel ſtehen.

Ich ſchloß wohl die Augen, um hinüber zu ſchlafen ins neue Jahr; aber an meinen Wimpern hingen noch Thränen.

Zwischen Schlaf und Wachen lag ich da, und hatte die Hände noch gefaltet, weil ich zu Gott gebetet hatte: „Gib uns auch wieder Segen und Glück!“

Da schlug es im nahen Kirchthurm zwölf Uhr, Mitternacht. Das alte und neue Jahr schieden auseinander. In meinem Kämmerlein ward es heller Tag, und brachte doch Niemand Licht und schien kein Mond hinein. Vor mir stand ein Greis; sein Kleid klar und weiß, wie frisch gefallener Schnee, und sein Bart eisgrau. Und doch war's kein Greis; denn das Antlitz war jung und blühend und unschuldsvoll, wie das Antlitz meines schönsten Söhnleins.

„O du Undankbarer!“ redete mich der Greis mit zarter Silberstimme an: „Wie magst du so schlecht beten zu deinem Gott! Er hat der Welt mehr Segen und Glück gesendet, denn jemals.“

Da erhob ich mich im Bette mit großem Erstaunen, und sah den Wunderbaren an, und fürchtete mich doch nicht. Doch sprach ich: „Herr, wer bist du, zu dem ich rede?“

Er antwortete und sprach: „Sieh mich an und höre! Denn ich bin der Engel des abgeschiedenen Jahres, ein Kind des Ewigen! Ich bin alt wie die Welt, und jung wie die letzte Minute. Ich gehe heim zu meiner

Mutter, der Ewigkeit, und freue mich, denn ich habe auf Geheiß Gottes, des Barmherzigen, den Menschenkindern unsäglich viel Gutes gebracht."

Ich erwiederte ihm und sprach: „Herr, verzeih' mir; es legen heute Tausende sich sorgenvoll auf ihr Bett, und sind wegen der Zukunft ohne Trost, denn es ist große Noth und Theurung! Wie mag man auch so viel Unglück ein Glück heißen?"

Der Engel erwiederte: „Kurzsichtiger, weißt du nicht, daß das Unglück die rechte Quelle alles Glückes ist? Das Jahr 1816 wird durch seine Fehlärnte den Menschen mehr Heil bringen, als durch Ueberfluß. Sie lernen wieder sich zu Gott wenden, lernen wieder von Herzen beten und nicht auf Menschenhand vertrauen, sondern auf den, von dem alle gute Gabe kommt."

Ich sagte: „Aber, Herr, so ungeheure Regengüsse! Die Schleusen des Himmels waren nie geschlossen!"

Der Engel sprach: „Auf daß die Erde fruchtbar werde für viele Zeiten; denn die trockenen Jahre werden kommen, da von der Hitze der Sonne der Boden spaltet und nach einem Tropfen vom Himmel lechzet."

Ich sagte: „Und die Ueberschwemmungen! Sie haben viel tausend Stück Landes verderbt."

Der Engel antwortete: „Auf daß die Men-

schen anfangen, ihr versumpftes Land auszugraben und trocken zu legen. Dazu soll die Ruthe der Noth sie treiben, ehe aus dem versumpften Boden Pestilenz und Seuchen aufsteigen!"

Ich sagte: „Und die Reben verderbt; die Trauben erfroren; die Kornfelder mit magern Aehren; die heilsamen Erdäpfel kaum zur Genüge."

Der Engel antwortete: „Auf daß die Leichtsinnigen lernen weise werden, und in Zeiten des Ueberflusses lernen zurücklegen für die Zeiten des Mangels, und bei den sieben fetten Kühen gedenken der sieben magern, die da folgen."

Ich sprach: „Herr, betrachte die Noth derer, welche in den Städten wohnen und Handwerke treiben!"

Der Engel antwortete: „Alles Handwerk hat güldenen Boden: aber die Ungeschickten und die Hoffärtigen und die Schlemmer haben den güldenen Grund in Koth verkehrt, ihr Handwerk gering geachtet und ihre Kunst nicht verbessert. Sie sind hinter den Weintischen gesessen und haben den Gewinn des Tages verspielt; sie trachteten nach vornehmem Ansehen, und legten ihren Töchtern Feierkleider an von Seiden und Baumwollen. Sie wollten in ihrem Stolz nicht rechnen, und in ihrem Uebermuth nicht haushalten. Darum kam das Trubsal über sie. Nun lernen sie

rechnen und ſparen und haushalten, was ihnen wohlthun wird und Heil bringt ihren Kindern und Kindeskindern."

Ich ſprach: „Herr, betrachte das Elend der Spinner und den Hunger der Weber!"

Der Engel antwortete: „Sie hatten Gold zu ſpinnen und Seide zu weben. Da gingen ſie hin, wie die Thoren, in Gold und Seiden, lieſſen Geiger und Pfeifer kommen und hatten der Ueppigkeit nie satt. Und ihre Hände verlernten den Feldbau, und ihre ſtolzen Kniee verlernten ſich zu beugen. Nun aber haben ſie ſich Geiſſeln geſponnen und einen Bettelſack gewoben. Und ſie bereuen ihre Verſchwendung, und beklagen ihre Schwelgerei. Siehe, ſie werden weiſer werden, und die Weisheit iſt der Anfang alles Glückes."

Und ich ſprach zum Engel: „Herr, aber ſiehe an auch die Fleißigen, wie ſie Noth leiden, und die Haushälter, wie ihr Tiſch iſt leer geworden."

Der Engel antwortete: „Darum, weil ſie ſollen reich werden und mit neuen Gütern geſegnet ſein! Zu ihrem Fleiße wird nun das Nachdenken kommen, und der Mangel wird ihnen die Augen öffnen, daß ſie ſehen, was ſie ſonſt nicht ſahen. Nun werden durch ihre Hand auch die entlegenen Felder angebaut und die rauheſten Güter fruchtbar werden. Sie werden dem Acker, der ſonſt Dornen und Diſteln trug, guten Sa-

men geben; die Möser austrocknen; die todten Allmenden theilen; den verderblichen Weidgang des Viehs abthun in Wäldern und Ackerfeldern; ihre Bettler zu Gemeindsarbeiten zwingen; ihre Gehölze mit Klugheit benutzen; ihre Wege und Straßen herstellen; auf die Nachbarn achten, worin dieselben Löbliches thun, und ihnen nachahmen. — — Wahrlich, ich sage dir, gleichwie auf der Brandstätte eines alten Hauses ein neues gebaut wird, größer, bequemer und schöner, denn das alte: also wird aus dieser heutigen Noth größerer Wohlstand aufsteigen, denn vorher gewesen, und mehr Glück, als ehemals. Aber die Verständigen werden es genießen und die Thoren werden darben. — — So nimm nun deinen Botenstab, o Bote, und verkünde den Schweizern, was ich dir gesagt habe: die Zeiten der Noth sind die Zeiten, welche das meiste Glück bringen."

So sprach der Engel. Ich erwachte, und es ward Tag.

Liebes- und Ehestandsgeschichte der Frau Europa.

Der Schulmeister nannte, wenn er sonst mit dem Haselstecken auf die Landkarte zeigte, Europa

eine ehrbare Jungfrau. Und die Buben, die um das Bild herumſtanden, glaubten ihm das auf's Wort. Seitdem hat ſich die Sache geändert. Europa, des ledigen Standes ſatt, that wie manche andere Jungfrau, und nahm einen Mann, von Korſika gebürtig, ſeines Handwerks ein Schlächter. Sie hat es aber übel getroffen, wie man weiß. Denn ſo ſchön und verſtändig Anfangs der Bräutigam that, ſo wüſt führte ſich nachher der Ehemann auf. Er verbot ihr, auf den Markt zu gehen und einzukramen nach Belieben, nahm ihr alles Geld ab, ließ ſie beinahe verhungern. Da war kein Friede mehr im Hauſe; Jahr aus, Jahr ein und alle Tage gab's Kabalgeret, bis endlich die arme Frau am ganzen Leibe keinen heilen Fleck mehr hatte. Da that ſie, was er wollte; liebkoſete ihn ſchlau, ſo grob er's auch treiben mochte, und machte ihn ſicher. Eines Tages aber, da er wieder ausgegangen war zu ſchlachten, und von der Winterkälte krumm und ſteif gefroren heimkam, kehrte ſie das Raube heraus, nahm ihn bei den Ohren, warf ihn zum Hauſe hinaus und ließ ſich von ihm ſcheiden.

Frau Europa ſitzt ſeitdem gar ſtill, und legt Schonpflaſterlein auf ihre Wunden, und flickt ihre zerriſſenen Röcke aus, und möchte Alles gern in die alte Ordnung bringen, wie ſie es als Jungfrau gehabt. Aber man weiß ſchon, es iſt nichts

Leichtes, aus einer Frau wieder zur Jungfrau zu werden; und ein geflickter Rock sieht zwar alt aus, ist aber nicht mehr der ehemalige, hübsche Brautrock, in welchem man sonst Eroberungen machte.

Frau Europa hat es mit manchen andern Frauen in der Welt gemein, daß sie immer gern die Vorige bleiben und in ewiger Jugend glänzen möchte. Sie denkt nicht daran, daß, wenn ein Erwachsener Kinderkleider anlegt, er blos kindisch aussieht, ohne ein Kind zu sein. Er wird zum Spott der Alten und Jungen. Frau Europa hat sogar zu Zeiten den tollen Einfall, nicht glauben zu wollen, daß sie überhaupt einen Mann gehabt habe, besinnt sich gar nicht mehr an ihre Ehe, und erklärt ihre jungfräuliche Ehre für allein legitim oder rechtmäßig. Vernünftige Leute lachen zu der seltsamen Legimität in den Bart, und denken: hänge du einem Andern einen Bären an, aber unsereinem nicht.

Nun, wir wollen die Legitimität dahingestellt sein lassen, und nur berichten, daß sich wirklich schon ein anderer Freier um die Hand der Frau Europa bewirbt. Dies ist ein reicher Engländer, der mit Thee, Kaffee, Zucker, Gewürz und dergleichen handelt, und sich auf seine Leibes-Konstitution sehr viel einbildet. Das ist wahr, der Herr hat einen stattlichen Bauch, einen dicken Kopf, eine derbe Faust, aber dünne, schwache

Beine. Man fürchtet ſchon lange, er könne einmal häßlich ſtolpern. Viele ſeiner Feinde behaupten auch, vielleicht nur aus Neid, er ſei nur darum reich, weil er viel Schulden habe. Dem ſei wie ihm wolle, er verſucht jetzt Alles, die Frau Europa zu heirathen, und iſt, wie man ſagt, nicht ganz ohne Hoffnung. Zwar liebt ſie ihn nicht; aber ſie iſt ihm viel Geld ſchuldig, und das iſt ſchlimm für ſie. Dazu kommt, daß er von obrigkeitswegen ihren von ihr geſchiedenen Mann im Hauſe hat und verpflegen muß. Da fürchtet ſie, er könne aus Rache ihr einmal den Streich ſpielen, und den wilden Geſellen herauslaſſen. Das würde ſchlimm ſein, und wenn auch nur des Schreckens wegen, oder weil ihr wieder ein paar Fenſter eingeſchlagen werden könnten. Daneben hat der Engländer ein paar große afrikaniſche Hunde an der Kette, die ſehr biſſig ſind, und Frau Europa fürchtet ſich gewaltig vor dieſen Hunden. Neulich wurde er ſelbſt von einem derſelben gebiſſen, und zwar von dem größten, der Algier heißt. Da glaubte Jedermann, er werde die Beſtie auf der Stelle todtſchlagen. Nichts weniger, als das. Er gerbte ihr nur das Fell recht wacker ab und ließ ſie wieder laufen. Denn ſie thut ihm doch gute Dienſte, zumal wenn er mit ſeinen Krämerwaaren zu Markte geht, und ihm Andere in die Quer kommen, die er nicht leiden mag.

Jedermann iſt nun neugierig, ob aus der Hochzeit des dicken Engländers mit Frau Europa etwas werden wird. Er liebte dieſes Frauenzimmer ſchon längſt, und ward daher ein geſchworner Feind ſeines Nebenbuhlers, des Korſikaners, der ihm die Beute ganz unerwartet von der Naſe wegſchnappte. Der Engländer verſpricht allerlei Geſchenke; die Dame bleibt aber kalt und ſpröde, doch will ſie es nicht geradezu mit ihm verderben. Denn ſie weiß, wozu er in der Hitze fähig iſt, und hat es erfahren, da ihr abgeſchiedener Mann Händel mit ihm hatte. So lange der Korſikaner im Hauſe war, blieb dem Engländer freilich jeder Schritt über die Schwelle der Hausthür verboten; dafür warf derſelbe aber ringsum faſt alle Fenſter ein. Beſonders ward damals ein ſchönes Fenſter von Kopenhagener Glas bedauert, an welchem eben ein unſchuldiges Kind ſpielte.

Jetzt darf der Engländer wieder frei zu Frau Europa in's Haus kommen und ſie beſuchen. Er hat bei ihr ſogar ein eigenes kleines Gaſtzimmer mit portugieſiſchen Tapeten, worin er wie daheim thut; ein anderes mit holländiſchem Porzellan ausgelegt, das er zwar nicht bewohnt, aber doch zum Durchgang gebraucht, wenn er einmal in ſeinem hannöverſchen Großvaterſtuhl ſitzen und mit der Frau vom Hauſe plaudern will.

Viele Leute ſagen, er werde über kurz oder

lang ganz Meister im Hause sein, weil das Gesinde der Frau gar zu bequem oder zu furchtsam oder zu einfältig sei, und nicht gern auf den Markt gehe, um selbst einzukaufen, sondern den Kaffee, Zucker und was man sonst in Küche und Keller braucht, lieber vom Engländer nehme. Es ist wahr, der bringt es ihnen gefälligst in's Haus, und macht sein gutes Profitchen daran. Auch ist es richtig, es sind ihm mehrere von den Hausleuten gewogen; besonders hält es für den Augenblick der französische Sprachmeister sehr mit ihm; auch der Haushofmeister ist ihm gut, ein geborner Oesterreicher. Sogar der Hauskaplan, ein italienischer Geistlicher, der ihm ehemals nicht gewogen war, macht jetzt freundliche Mienen. Der wahre Grund aber ist wohl nicht der angegebene, nämlich, daß das Gesinde der Frau zu träg oder ungeschickt wäre, selbst zum Einkauf auf den Markt zu gehen, sondern, unter uns gesagt, die Leute haben gar schlechte, zerrissene Schuhe, mit denen sie auf den elenden Wegen nicht fortkommen und zumal nicht durch's Wasser können. So hat der Engländer, der viel auf gute Schuhe hält, aber sich wohl hütet, den Leuten welche zu verkaufen, leichtes Spiel und macht sich ihnen unentbehrlich. Vorzeiten brauchte die Hausfrau ein paar kleine welsche Buben, einen Venezianer und einen Genuesen, zum Verschicken. Die sind aber ge-

ſtorben, wie es ſcheint. Nachher mußte ein Spanier den Dienſt verrichten. Der iſt jetzt aber übel daran, weil ihm ſeine Frau davon gelaufen iſt und das Geld mitgenommen hat. Sie iſt ein raſches Weib, und heißt mit dem Taufnamen Amerika. Sie gab ſogar vor mehrern Jahren dem dicken Engländer Ohrfeigen, als er ſich etwas ungebührlich gegen ſie aufführen wollte. Der arme Spanier geht jetzt beinahe baarfuß, und möchte ſeine Frau Amerika gern wieder haben. Ich zweifle, daß er ſie wieder bekommt. Nun hat er ſich von einem Freund des Hauſes, einem gewiſſen Ruſſen, ein Paar Schuhe geliehen. Aber ſie dürften ihm wohl zu weit ſein, denn der Ruſſe iſt ein baumſtarker Mann, in den beſten Jahren, der alle Tage dicker und fetter wird.

Da ich auf dieſen Ruſſen zu reden komme, muß ich doch bei der Gelegenheit bemerken, daß er ein guter, ehrlicher Mann zu ſein ſcheint. Es heißt, Frau Europa möge ihn wohl leiden, denn er hat etwas recht Frommes in der Miene. Andere aber ſagen, er möge auch die Frau Europa gern ſehen, und es konnte zuletzt aus der Andacht eine Liebſchaft geben, die dem dicken Engländer gar nicht in ſeinen Kram taugen dürfte. Wirklich predigt der Ruſſe, wenn er Frau Europa beſucht, nichts als Liebe und Freundſchaft. Sind die Hausleute uneinig, mahnt er zum Frieden, und vor Kurzem

mußten ſie ihm in die Hand verſprechen, recht freundlich mit einander, wie in einem heiligen Bunde, zu leben. Sie ſagten wohl: ja; aber mit ihrer Heiligkeit hat es doch manchmal ſein eigenes Bewandtniß. Denn als es neulich im Hauſe an Brod fehlte, ſchloß Einer dem Andern aus lauter chriſtlicher Liebe und Heiligkeit den Brodſchrank vor der Naſe zu und dachte: hungere du, das thut dir wohl!

So viel merk' ich wohl, im Hauſe iſt unter den Leuten mehr Mißtrauen und heimliche Zwietracht, als chriſtliche Brüderlichkeit. Sie halten zwar ſich unter einander ſtill und geben das Wort, nicht Lärmen und Händel zu beginnen. Es geſchieht aber theils aus Furcht vor einander; theils weil Frau Europa ſehr kränklich, ſehr reizbar iſt und der Ruhe bedarf; theils weil manches Zimmer im Hauſe etwas baufällig geworden iſt, und man zu beſorgen hat, wenn einander ein Paar ernſtlich ſchütteln wollten, daß die morſchen Balken brechen könnten. Beſonders der franzöſiſche Sprachmeiſter und der Buchhalter Europa's, der ein ehrlicher deutſcher Degenknopf iſt, ſchauen ſich einander beſtändig ſehr verdächtig und brummend an. Ich weiß nicht, was ſie eigentlich gegen einander haben. Es iſt wahr, ſo lange der korſikaniſche Eheherr im Hauſe lebte, war der Sprachmeiſter eigentlich ſein Günſtling, und er bereicherte ihn bei jeder Gelegenheit, aber gab ihm auch Tritte

und Stöße genug. Der Sprachmeister mußte, nach Verstoßung des Ehemannes, auf Verlangen der Frau Europa, alle Geschenke wieder herausgeben. Nun glaubt der Buchhalter dennoch, er habe nicht Alles, was er zu fordern hatte, wieder zurückerhalten. Der Buchhalter wird am Ende wohl Unrecht behalten, wie immer. Er gehört zu den ehrlichen Leuten, die gewöhnlich die Zeche zahlen müssen. Denn er ist nie recht mit sich selber einig, und weiß selten bestimmt, was er eigentlich will.

Mir gefällt von den Hausleuten der Frau Europa Keiner besser, als ihr Küher, der aus der Schweiz ist und Jedermanns Freundschaft genießt. Er ist arm, aber genügsam; hat Muth genug und ein Paar harte Fäuste, aber ist doch sehr friedfertig und mischt sich in keine Händel. Er bekümmert sich um die ganze Welt nicht, wenn man ihm nur nicht in den Stall kommt. Hat er seine Kühe gemelkt, so spinnt er oder lismet Strümpfe, eigentlich nicht für sich, denn er geht meistens baarfuß, sondern für Andere um's Geld. Er ist sehr ärgerlich, weil ihm Keiner abnimmt, was er spinnt; denn bei den Andern, scheint es, ist das Geld dünn. Er wird nun wohl auf etwas Anderes Bedacht nehmen müssen, um ein Trinkgeld zu verdienen. Geschicklichkeit hat er genug zu Allerlei, obgleich er von Natur in Allem, was er thut, sehr langsam und gemächlich ist. Schade,

daß er dann und wann ſich gar närriſch aufführt, denn man hat ſchon geſehen, daß er, der ungern oder nie mit Andern zankt, ſich zuweilen in ſeinem Stall, wie wild, ſelber beim Kopfe nimmt und Ohrfeigen verſetzt. Andere lachen dann dazu; Europa pflegt aber mitleidig die Achſeln zu zucken.

Man ſieht aus dem Allen: es geht bei Frau Europa im Hauſe nicht beſſer zu, als in vielen andern Häuſern. Der Schweizerbote wünſcht ihr daher, wie ſeinen Leſern und Leſerinnen, den lieben Hausfrieden.

Vom gegenſeitigen Unterricht in Schulen.

1) Was gegenſeitiger Unterricht ſei.

Es wird viel vom gegenſeitigen Unterricht geſprochen, dafür und dawider. Ich habe vor Zeiten auch dagegen Vorurtheil gehabt; das heißt, ich habe auf Beſchreibungen hin geurtheilt, vor ich die Sache aus eigener Erfahrung genauer kannte. — Wie iſt es nun mit dem Dinge? Iſt es eine neue Lehrart, wie die Peſtalozziſche? Antwort: Nein! — Iſt es eine neue Lehre? Ant-

wort: Nein: — Nun, was iſt es denn? — Ich will's euch erzählen.

Es war einmal ein frommer und gelehrter Mann, der hieß Andreas Bell, ein Engländer, welcher ſich nach Oſtindien begab, und daſelbſt die armen, blinden Heiden zum Lichte des chriſtlichen Glaubens führen wollte. Er war ein Geiſtlicher, und ließ ſich beſonders den Unterricht der armen verlaſſenen Waiſenkinder angelegen ſein. Aber es wurden deren gar zu viel, und er war allein. Da hat er's im Jahr 1799 gemacht, wie ich mit eigenen Augen geſehen habe, daß es der gute, alte Vater Peſtalozzi mit den achtzig armen Waiſenkindern zu Stans in Unterwalden gemacht hat im Jahr 1799.

Wie hat es der Vater Peſtalozzi gemacht? — Er ſetzte immer ein Kind, das ſchon die Buchſtaben kannte, zwiſchen zwei Kinder, welche die Buchſtaben noch nicht kannten, und legte des mittlern Kindes Arme um die beiden kleinen Nachbarn und ſprach: Nun lehre du dieſe Beiden die Buchſtaben recht freundlich kennen. Alſo geſchah es. Eben ſo verfuhr er mit denen, die leſen und nicht leſen konnten. Und ſo wurden die kleinen Lehrer der Unwiſſendern wiederum Schüler von andern, die mehr wußten. Und Vater Peſtalozzi wandelte unter den Waiſen von Unterwalden, alle beobachtend und ermunternd, und die Beſſern un-

terrichtete und führte er weiter, damit ûc die Kleinern auch weiter führen konnten. Und also konnte er achtzig Kinder in einer Stunde alle zugleich unterrichten in den allerverschiedensten Dingen, und war doch jedes einzelne Kind besonders beaufsichtigt, besonders beschäftiget, und alle lernten mit großer Freude, und selbst beim Lehren und Unterrichten der Kleinern lernten die Größern.

Also nur das ist der gegenseitige Unterricht und nichts anderes? — Antwort: Nichts anderes, als nur dies.

2) Wie es mit dem gegenseitigen Unterricht weiter ging.

Das war ja nichts Neues. Denn also sieht man im Hause gar oft die Mutter ihre ältern Kinder unterrichten, und diese müssen dann wieder die Jüngern anleiten.

Aber in den Schulen hatte man diese Einrichtung noch nicht nachgeahmt. Als nun bekannt ward, wie der fromme Bell in Ostindien ganz allein so viele Kinder mit großem Nutzen und Segen unterrichtet habe, lebte zu London ein gottesfürchtiger Mann, Namens Joseph Lancaster. Der dachte wie Bell und Pestalozzi und sprach wie unser Heiland: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, zumal die armen und verlassenen, ich

will ihr Vater und Lehrer sein!“ — Und er sammelte die Kinder, also, daß er im Jahr 1805 nicht weniger als 880 beisammen hatte und sie nach oben beschriebener Weise im Lesen, Schreiben, Auswendiglernen, Rechnen und Zeichnen unterrichtete. Und weil die vielen Kinder so ansehnliche Fortschritte machten und freudiger lernten, als in den andern gemeinen Schulen, verwunderte sich Jedermann.

Da kamen gelehrte Herren und Bischöfe, und untersuchten die Lancasterische Schule. Und sie erstaunten, mit welcher Ordnung die vielen Kinder nach ihren verschiedenen Kenntnissen abgetheilt waren; wie die untern Abtheilungen durch Kinder von den obern Abtheilungen unterwiesen wurden; und wie jeder kleine Unterlehrer darauf Acht gab, daß die Schüler seiner Abtheilung immerdar sauber gewaschen und gekämmt wären und sich artig betrügen.

Nun kamen die vornehmen Herren aus England, und sogar königliche Prinzen, selbst der jetzige König von England. Und keineswegs verfolgten und verläumdeten sie den guten Lancaster, sondern ehrten ihn und unterstützten seine Anstalt und verbreiteten die Einrichtung des gegenseitigen Unterrichts in alle Anfangsschulen von England. Denn die Engländer sind viel kenntnißvoller und verständiger, als manche andere Nationen, darum

auch die englischen Waaren in der ganzen Welt beliebt und gesucht sind.

Auch in Frankreich, in italienischen und andern Ländern benutzte man diese zweckmäßige Einrichtung der Anfangsschulen, und die Kinder lernten dabei fröhlicher und mehr, als in den gemeinen Schulen, also, daß die Schulmeister weder Stock noch Ruthe mehr gebrauchten.

Da brummten die alten Schulmeister und sprachen: „Das taugt nichts! das ist eine Juden-, aber keine Christenschule! Ohne Stockhiebe gibts keine Gottes- und Menschenfurcht! Lasset uns die liebe Jugend ferner zart klopfen, gleich wie man uns mürbe geklopft hat!“

Und als viele von den vornehmen und eifrigen Herren des alten Testaments hörten, daß sogar gemeine Handwerker- und Bauernkinder mehr lernten, denn sonst in Schulen üblich gewesen, erzürnten sie sich und sprachen: „Das gehört nicht für den Pobel. Er soll Pobel bleiben, auf daß wir seine Herren bleiben. Und seine Kinder sind zum Dienste unserer Kinder geboren, also sollen sie nicht lernen, was unsere Kinder. Sonst führt sie das zum Revolutioniren, Kritisiren, Räsonniren, Regieren, Jubiliren und Triumphiren.“

Und als manche geistliche Herren solches hörten, erschracken sie und sagten: „Was soll daraus werden, wenn Bürger und Bauern gar so viel

Kopf haben, wie wir? Das geht auf den Untergang der Religion los!“ Und sie predigten mit eifrigem Herzen wider die Verbesserung der Schulen, und sagten: „das ist gegen die Religion und guten Sitten und ist Ketzerei. Amen.“

Aber die verständigen Leute antworteten und sprachen: „Wenn zu Hause die Mutter ihre ältern Kinder lehrt, und diese dann wieder die jüngern unterrichten, so ist das keine Revolution und nicht gegen Religion. Ist's nun ein Anderes in der Schule?“

Also spricht man Vieles für und dawider.

3) Was kann durch gegenseitigen Unterricht gelehrt werden?

Antwort: Nur dasjenige, was durch Gedächtniß oder geübten Blick oder Fertigkeit der Hand erlernt werden muß, und nicht viel eigenes Nachdenken, oder große Vorkenntnisse erfordert; also: Schönschreiben und Nachmalen von Buchstaben und Zahlen, Buchstabiren, Lesen und Erklären oder Zergliedern des Gelesenen; Auswendiglernen und Rechnen; Anfänge des Zeichnens; und zwar Alles, wenn es der Schullehrer versteht, nach Vater Pestalozzi's naturgemäßerer Stufenfolge und Verstand erweckender Weise. — Für die Kinder der obersten Abtheilungen ist gegenseitiger Unterricht möglich in der Sprachlehre, im Entwerfen

schriftlicher Aufsätze, in Landkartenkenntniß durch Landkartenzeichnung, Anfänge in der Erdbeschreibung und Feldmeßkunst.

Hingegen der Unterricht in der Religion, wenn er nicht bloßes Auswendiglernen werden soll, Unterricht in der Kenntniß der Länder, ihrer Bewohner und Erzeugnisse, Unterricht in der Geschichte der Welt, oder auch nur des Vaterlandes, Unterricht und Erklärung der vornehmsten Naturerscheinungen, Unterricht im Gesang u. s. w., das und Aehnliches muß vom Schullehrer selber im Allgemeinen oder nur den Gebildetsten seiner Schüler gegeben werden.

„Was? Auch Kindern der Bauern, Taglöhner und Handwerker?“

Allerdings. Sie sollen vernünftige Menschen bleiben, so gut, als du.

„Wozu braucht ein Bauerbube von der Meßkunst zu wissen?“

Damit er einmal selbst das Land, was er kauft, ausmessen, und wenn er einen Stall oder ein Wohnhaus bauen will, den Bauriß machen, oder, was dazu gehört, berechnen könne.

„Wozu braucht ein Bauerbube Erdbeschreibung?“

Damit er Gottes Größe und Majestät kennen lerne, und zur Noth auch wisse, wo und wie?

wenn Briefe und Berichte von fernen Ländern und Orten kommen.

„Wozu braucht ein Bauerbube Naturgeschichte?“

Damit er Gottes Größe und Majestät kennen lerne, und die Sterne am Himmel nicht für kleine Ampeln, und das Gewitter nicht für göttlichen Zorn halte, zur Noth auch vor giftigen Pflanzen warnen könne u. dgl.

Ein Bischof warnte eine vornehme Frau, ihr Kind nicht in die Schule des gegenseitigen Unterrichts zu schicken, denn da treibe man Naturgeschichte und zeichne sogar Hähne und Hühner, und das sei der Sittlichkeit der Kinder nachtheilig. „Ach, Herr Bischof!“ sagte die Frau, „wenn das ist, warum verbieten Sie denn nicht das Herumlaufen der Hähne und Hühner auf den Gassen?“

4) Wie es in der Schule des gegenseitigen Unterrichts aussieht.

Da kommen die Kinder Morgens, und setzen sich, abgetheilt nach ihren Kenntnissen, auf die Bänke, und jede Bank hat ihren Aufseher, der ist das ältere und bravere der Kinder.

Dann gibt der Schullehrer ein Zeichen, und es treten die kleinen Aufseher im Kreis um ihn, und zeigen ihm beide Seiten ihrer Hände, und ihr freundliches Antlitz, zum Beweis, sie seien sauber gewaschen und gekämmt, und haben keine Nägel,

wie Geierklauen. Und hat er sie entlassen, mustern sie längs ihren Bänken die Gesichter, Hände, Nägel und Haare. Ist aber ein unsauberer Gast dabei, sagt man ihm leise ins Ohr: geh zum Brunnen und komm bald wieder!

Dann aller Anfang mit Gott, durch frommes Gebet.

Darauf gehts an die Arbeit. Jeder weiß, was er zu thun hat, oder der Lehrer sagts.

Ein Theil der Kinder bleibt an den Tischen sitzen, und schreibt oder zeichnet nach Vorschrift oder Vorzeichnung, jedes nach seiner Fähigkeit unter Leitung und Aufsicht eines geschicktern Mitschülers, der die Ehre hat, für diese Abtheilung Unterlehrer oder Führer zu sein.

Ein anderer Theil der Kinder steht auf und geht zu den Kreisen. Nämlich längs den Wänden der Schulstube sind Halbringe, wie von halben Faßreifen, angebracht. Innen dem Ring steht ein kleiner Unterlehrer oder Führer. Um den Reif aussen stehen mit verschränkten Armen vier und sechs Kinder. Die lehrt nun der kleine Führer Buchstaben, Buchstabiren, Lesen, oder überhört ihnen das zu Hause auswendig Gelernte, oder lehrt sie Zahlen aussprechen, Rechnen mit unbenannten und benannten Zahlen, mit und ohne Brüche; oder zeigt ihnen die Länder der Landkarte, spricht ihnen die Namen der Hauptstädte, Hauptflüsse,

Hauptberge vor, die sie nachsprechen, und stellet jeden seiner Schüler nach dem Rang, der ihrem Fleiße gebührt. — Da ist denn Alles gar aufmerksam, denn jedes ist unmittelbar beschäftiget, jedes will gern in eine höhere Abtheilung, jedes möchte gern auch bald ein Führer der Kleinern werden.

Unterdessen unterrichtet auch der Schullehrer Einzelne, und hat die Augen auf Alles.

Das währte eine gute halbe Stunde, dann setzen sich, die da standen, und die bisher saßen, stellen sich mit verschränkten Armen zu den Kreisen, und das Lehren und Lernen geht auf allen Seiten wieder, wie zuvor, seinen Weg. Und alle halbe oder drei Viertel-Stunde ändert sich's. Und obschon die an den Kreisen halblaut sprechen, und viel Gemurmels und Gesurres ist, stört doch keins das andere, denn jedes ist mit ganzer Aufmerksamkeit bei seiner Sache und kann nicht anders, weil es der Führer bemerkt, und den Unachtsamen heruntersetzt unter den Achtsamern. Das kostet dann Thränen. Und wenn der Führer seine Sache nicht recht macht, wird einem Andern das Amt gegeben, und das thut dann bitterlich weh.

Daneben wird beim Aufstehen, Gehen und Niedersitzen aller Abtheilungen Ordnung gehalten. Da lauft man nicht durcheinander, sondern der Führer befehligt, und eins marschirt mit verschränkten Armen ehrbar hinter dem andern. So

auch, wenn die Abtheilungen hinausgehen, ihr Bedürfniß zu befriedigen, und jeder steht da in Reihe und Glied, und wartet, bis es an ihn kommt.

Ist ein Unterricht beendet, sammelt der Führer die Bücher, Tafeln, Karten u. s. w. von seiner Abtheilung und legt sie an den bestimmten Ort. Denn da muß Alles seine Zeit, Alles seinen Ort haben. Und die Ordnung, und das Befehlen und Gehorchen gefällt selbst den Kleinen wohl. Es kommt ihnen wie Soldatenspiel vor, darum lieben es die Kinder, und ist doch Ernst dabei.

Der Schullehrer aber theilt Lob aus und Tadel, ist freundlich, wie ein Vater, mit Allen, selbst mit den Fehlbaren, die er wegen ihrer Unart oder Unachtsamkeit nur bedauert und vor Allen beklagt. Daher kommt es dann, daß die Herzen der Kinder alle dem Lehrer anhangen, denn sie fühlen, wie er sie lieb hat.

5) Vom Nutzen dieser Unterrichtsart für die Kinder.

Wenn diese Einrichtung der Anfangsschulen nicht größern Nutzen für die Kinder brächte, als die bisher meistens bei uns noch übliche, ei, so wäre sie nicht schon von den einsichtvollsten Männern beliebt und belobt, von den wohlwollendsten Obrigkeiten zum Besten ihrer Unterthanen begün-

stigt, und in der Welt überall so schnell und weit verbreitet worden. Es muß also doch wohl etwas Rechtes und Gutes dahinter sein. Und wer einen gesunden Kopf und fünf Finger hat, kann sich das an seinen fünf Fingern selbst herzählen.

Man kann es auch schon daraus ersehen, daß, wo die Schulen auf solche Weise eingerichtet sind, die Kinder immer mit Luß und Freude zur Schule gehen, wenn der Schulmeister nicht gar ein Starr- und Stierkopf und wohlgeborner Prügelmajor ist. Daß Kinder gern zur Schule gehen, ist schon ein gutes Zeichen für einen Schulmeister und für seine Schule und Lehrart. Es nimmt mich das aber auch gar nicht Wunder. Denn

1) Beim gegenseitigen Unterricht lernen die Kinder abwechselnd, bald sitzend, bald an den Kreisen stehend, und diese Abwechselung ist ihnen angenehmer, als wenn sie Morgens drei Stunden und Nachmittags drei Stunden hinter einander auf einem einzigen Fleck Holz, wie angenagelt, sitzen müssen. Denkt, ihr Alten, wenn ihr das alle Tage selbst aushalten müßtet! Das lange Sitzen ermüdet die Kinder, macht ihnen Langeweile, und bringt sie dazu, im Stillen allerlei Possen und schlechte Sachen zu treiben, von denen der Schullehrer nichts hört und sieht. Hingegen abwechselndes Stehen und Sitzen erleichtert

ihnen Alles, befördert ihre Gesundheit offenbar, und macht, daß sie mit frischer Lust an neue Arbeit gehen.

2) Bei dieser Schuleinrichtung können auch die Kinder schon von frühester Jugend an zu größerer Ordnung, Artigkeit und Reinlichkeit gewöhnt werden. Ordnung aber und Reinlichkeit ist nebst Fleiß und Gottesfurcht der Grund zum Wohlstand jedes Hauswesens. Der Schullehrer hat in kurzer Zeit und ohne Mühe Kopf und Hände, Haare und Nägel, zur Noth auch Kleidung von zehn bis fünfzehn Knaben, welche die Führer oder Aufseher ihrer Mitschüler sind, untersucht; und diese haben dasselbe Geschäft eben so gut und bald bei den Kindern abgethan, von denen sie für den Tag oder für die Woche Aufseher sind. Aber nun denke man sich, wenn das ein einziger Schullehrer bei sechszig, siebenzig oder achtzig Kindern besorgen soll! Das nimmt zuviel Zeit. Das ermüdet ihn. Er läßt es lieber ganz unterwegs. Und so kommt es, daß die Kinder häufig sehr schmutzig, aber nicht sauber gewöhnt bleiben, und jedem Fremden und Einheimischen, der sie sieht, Ekel machen.

3) Die Kinder lernen bei solcher Schuleinrichtung ganz natürlich viel leichter und schneller, weil jedes Kind einzeln genommen, einzeln beobachtet, einzeln unterrichtet wird.

Wo man zwanzig bis dreißig Kinder im Haufen mit einemmale im Buchſtabieren, Leſen u. ſ. w. unterrichtet, weiß der Schulmeiſter nie mit Sicherheit, wer Achtung dabei gab oder nicht. Wenn unterdeſſen dreißig bis vierzig ſchreiben oder rechnen ſollen, kann der Schulmeiſter nicht wiſſen, wer Männlein und andere Narretheі treibt. Ein Schullehrer hat nur zwei Augen, und nicht achtzig, am Kopf, und kann nicht bei allesammt zugleich ſein. Daher kommt es, daß die Kinder, wenn ſie lange genug in die Schule gegangen ſind, wenig genug gelernt haben, ausgenommen einige, die natürlichen Fleiß haben und noch zu Hauſe angehalten worden ſind. Sie können zur Noth leſen, ſchreiben und rechnen. Das iſt denn Alles.

4) Hingegen beim wechſelſeitigen Unterricht kommt's anders. Denn weil ſie da früher leſen, ſchreiben und rechnen lernen, bleibt den Beſſern noch Zeit übrig, *mehr Nützliches zu erlernen, was ihnen auf Lebenslänge wohlthut*; z. B. über allerlei Aufgaben ihre Gedanken ſchriftlich und mit gehöriger Rechtſchreibung abzufaſſen; ſchöne und genaue Zeichnungen und Grundriſſe von Gebäuden, Maſchinen und Werkzeugen zu machen; Feld und Wald richtig zu meſſen und den Inhalt des Vermeſſenen zu berechnen; den Erdball, die Länder, die Völker, ferner die Geſchichte des Vaterlandes, und endlich die

Größe und Herrlichkeit Gottes in den Werken der Natur kennen zu lernen. Was der Schulmeister selbst nicht weiß, kann er noch lernen, und der Herr Pfarrer hilft mit Freuden nach, wenn er ein rechter Mann Gottes ist.

5) Auch daß die Kinder selbst Lehrer und Führer der unwissendern Mitschüler sind, wie das oft im Hause der Aeltern der Fall ist, bringt ihnen großen Nutzen. Beim Lehrer lernen sie noch mehr. Da ist ihr Geist selbstthätig; er nimmt nicht bloß, er gibt. Da wird ihr Verstand, ihre Aufmerksamkeit, ihr Urtheil geübt. Da lernen sie das, was sie wissen, mittheilen, und lernen erkennen aus Erfahrung, welche Mühe ihr guter Lehrer auch mit ihnen gehabt hat und noch hat. Das erweckt Ehrfurcht und Dankbarkeit, und lehrt sie Nachsicht und Geduld haben mit den Schwächern.

6) Vom Nutzen dieser Unterrichtsart für die Schullehrer.

Schulen sind eigentlich für Kinder und nicht für Lehrer vorhanden; wenn daher die Kinder vom gegenseitigen Unterricht offenbar Nutzen haben, so sollte das wohl genügen.

Aber auch die Schullehrer finden dabei nicht geringen Vortheil. Denn

1) ungerechnet, daß ihnen die schnellern Fort-

schritte ihrer Schulkinder nicht geringe Freude verursachen müssen, und eine solche Freude ist auch etwas werth;

2) so wird ihnen auch die mühsame Tagesarbeit sehr erleichtert. Denn sie stehen nicht ganz allein, sondern haben Gehilfen, die sie aus ihren eigenen Schülern erwählen. Ihr Blick zeigt ihnen gleich, wo es fehlt. Und wenn sie da nachhelfen, haben sie nicht zu befürchten, daß man hinter ihnen, an einem andern Ort, wo sie nicht hinsehen, Possen und Männerchen mache.

3) Zugleich ist das für einen rechten Schullehrer kein geringer Genuß, daß er nicht Jahr aus Jahr ein mit den allerersten Anfängen des Lesens, des Rechnens, des Schreibens sich herumplagen muß, sondern seine Zeit nützlicher auch mit Kindern anwenden kann, die im Lernen weiter gebracht sind. Es gibt da in seinem Amt auch etwas für ihn zu denken und er selber lernt mehr, um mehr lehren zu können.

4) Und dann arbeitet der Schullehrer nicht bloß für Lohn und Gehalt; er arbeitet auch für die Ehre. Aber bei der alten Art, Schule zu halten, kann er es mit Kindern selten um Vieles weiter bringen, als es seine Vorfahren mit allem Fleiß und Eifer gebracht haben. Hingegen gereicht es ihm zu keinem geringen Ruhm, wenn

Aeltern und Schulräthe und alle Vorsteher das Zeugniß geben müssen, daß noch kein Meister, wie er, vor ihm gefunden worden sei, der Herz und Kopf der Jugend besser gebildet habe, und von dem mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten den jungen Leute während der Schulzeit beigebracht worden wären, als man ehemals für möglich gehalten hätte.

7) Vom Nutzen dieser Unterrichtsart für die Gemeinden.

Aber den größten Vortheil haben gewißlich die Gemeinden selbst.

1) Nicht nur lernen die Nachkommen mehr, als sonst, und wer heut zu Tage nichts lernt und mit vorwärts geht, bleibt zurück und ein armer Tropf: sondern es ist dabei auch für die Gemeinden Geld zu ersparen, indem sie mit einem Schullehrer mehr, als sonst mit zwei oder drei ausrichten. Statt also in großen Gemeinden oft drei, vier Schullehrer zu besolden, können sie es mit wenigern machen, und diesen den Gehalt dagegen aufbessern, womit man denselben auch bessern Muth macht. So ist das für Gemeinden kein geringes jährliches Ersparniß, zumal in Zeiten, wo man viel zahlen muß und wenig

einnimmt. Ich kenne selbst Gemeinden, die es auf die Art recht gut mit einem oder zwei Lehrern haben, statt daß sie, nach alter Schulweise, drei oder vier Lehrer halten sollten.

2) Auch braucht es dabei weniger Schulhäuser oder weniger Schulzimmer, wenn diese nur geräumig genug sind, daß rings um die Bänke ein Gang sein kann, wo die Kleinen stehen können, ohne einander zu hindern. Es gibt Gemeinden, die, statt ein zweites oder drittes Schulhaus neu zu erbauen, nur das alte erweiterten, damit alle Kinder für den einzigen Lehrer Platz genug fänden. Auch das ist Ersparniß, besonders wenn man das Bauen recht versteht.

3) Endlich aber, je unterrichteter, kenntnißvoller und verständiger die Leute in einer Gemeinde sind, je besser wissen sie sich in allerlei Fällen zu helfen und je mehr Wohlstand kommt in die Familien. Fleiß und Arbeit allein thuts nicht immer, sondern wenn mit Fleiß, Arbeit und Sparsamkeit auch Einsicht und Verstand verbunden ist. Das heißt die Hauptsache.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Vierzehnter Theil.

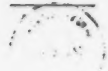

Des Schweizerboten Spruch und Schwank.
(Beschluß.)
Das Goldmacherdorf.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV
MONAC.

Universitäts-
München
Philosophie

Des Schweizerboten

Spruch und Schwank.

Beschluß.

Einige Lebenserfahrungen.

1. Thoren von zweierlei Art.

Menschen, recht edle Menschen, welche alles Uebel sogleich aus der Welt schaffen, ihr Volk sogleich zum besten, glücklichsten Volk machen wollen, kaum Geduld haben, bis ihr Himmel auf Erden fertig ist: sind zuletzt mit ihren Planen so unglücklich, wie diejenigen, welche sich steif und fest einbilden, sie könnten ohne Mühe, nur mit Hilfe eines Korporalstocks oder goldenen Zauberstabes, alle Geschöpfe ihresgleichen in laubare Thiere verwandeln, oder Unrecht in Recht, Klingklang in Religion, und Tugend in Thorheit umkehren. — Jene Weltverbesserer und Weltumkehrer sind verschiedene, aber entschiedene Narren, das heißt, Menschen, die ihre Menschenrollen vergessen. Die Einen mögten die Weltordnung ausbessern, und Gott gleich stehen; die Andern sind in ihrem selbstsüchtigen Stolz arme dumme Teufel. Der Mensch soll aber Mensch sein, und kein Gott und kein Teufel.

2. Die beste Klugheit.

Warum hat man in der Welt so vielen Verdruß? Weil man gar oft unklug handelt; und man handelt oft unklug, weil man nicht immer rechtschaffen denkt. — Am Ende iſt jedes Unrecht, das wir thun, ein dummer Streich, mit dem wir uns selbſt schlagen. Mit aller Klugheit und Vorsicht einen dummen Streich machen wollen, iſt eben so wahnwitzig, als dumm sein wollen, um recht klug und vorsichtig zu handeln.

3. Der Leute Geschwätz.

Nirgends spricht man von Vorſtehern, Obrigkeiten und Regierungen im Lande freier, nirgends tadelt man sie frecher, als in freien und glücklichen Ländern, in Nordamerika, England und in der Schweiz, auch noch in Frankreich. Und gerade sollte man dies in freien Staaten am wenigſten erwarten, wo Hunderte und Tausende, die in Aemtern gestanden sind, oder noch stehen, und recht gut wiſſen, wie ungerecht, einseitig, leidenschaftlich und unverständig die meiſten Tadler urtheilen. Und diese Tadler sind zuweilen Leute, die man oft kaum zu Vorſtehern der kleinſten Gemeinde gebrauchen konnte, weil sie für das, was sie leiſten sollen, zu unwiſſend, zu träg, zu bequem, zu eigennützig sind. Gerade in glück-

lichen-Staaten sollte man dies freche, tadelsüchtige Geschwätz am wenigsten erwarten, weil der glückliche, sichere, blühende Zustand des Landes es täglich Lügen straft.

Allein die Menschen bleiben nun Menschen, und eben in freien und glücklichen Ländern bringt dies freie und freche Urtheil wenigen Schaden, aber vielen Nutzen. Es dient zur Gewährleistung der Freiheit und des Glücks, und ist selbst schon der Beweis für beide. Unter tausend albernen Urtheilen hören die Regierungen auch mitunter ein treffendes; und wo man laut tadeln darf, ist auch das Lob etwas werth. Das sind die Länder, wo man nicht für ein paar Batzen Sold ins Feld zieht gegen den Feind, sondern für seine Ueberzeugung, für seine Obrigkeiten, Gesetze und Freiheiten, für die Ehre des Vaterlandes und für die Vererbung des eigenen Glücks auf die Nachkommen.

4. Die Fuchsfeigen.

Verlasset euch darauf, diejenigen, die in ihrem Privatleben und öffentlichen Leben immer klug, sehr klug und nichts als klug sein wollen, und Alles mit Klugheit auszurichten gedenken, sind gewöhnlich nur feige, furchtsame Seelen, die nicht einmal so viel Muth haben, im Nothfall gerecht und ehrlich zu handeln. Wenn diese

Fuchsfeigen plötzlich einmal Festigkeit und Karakter zeigen, verlaßt euch darauf, dann sind sie tapfermüthig aus — — Verzweiflung.

3. Ueber Beschränkung der Ehen im Voll.

Die Natur fordert die Ehe; der Gesetzgeber, welcher sie hindert, befördert ungesetzliche Stillung der Naturtriebe und alle daraus stammende Folgen. — Im Freistaat ist das Gesetz für reiche und arme Bürger; jeder hat gleiches Recht. — Ehelosigkeit befördert selbst unter Reichen weit mehr Unsittlichkeit und Leichtsinn, als die Ehe. — Viele arme Jünglinge lernen erst arbeiten und sparen, wenn sie ein Weib haben und Kinder. — Was ist denn reich? Was ist denn arm? Ein arbeitsamer Dürftiger kann reich werden, ein reicher Müßiggänger arm. — Wer soll das Gesetz vollziehen? Zu wie vielen Willkühren, ungerechten Anmaßungen und Quälereien würdet ihr die Gemeindsräthe und Dorfmagnaten bevollmächtigen? — Kein Staat hat die Folgen der naturwidrigen Ordnungen schwerer durch Erfahrung bewiesen, als Baiern. Unzucht, Blutschande, Vermehrung unehelicher Kinder, Entvölkerung und daher größere Armuth gingen aus dem Verkauf der Heiraths-Bewilligungen hervor, die im Jahr 1788 der Staatskasse achtzehn- bis zwanzigtausend Gulden eintrugen. Wollt ihr Armuth

vermindern: ſo vermindert nicht das Volk, ſondern die Unwiſſenheit und Unſittlichkeit in demſelben, und vermehrt dagegen die Zahl der Erwerbsmittel.

6. Errichtung von Lotterien.

Jede Lotterie iſt ein unmoraliſches Beſteurungsmittel des Volks, und eine Hauptquelle der Verarmung, beſonders des Mittelſtandes. Errichtung inländiſcher Lotterien kann nur das Uebel vermehren! Da wo jetzt Einzelne und Wohlhabende ſpielen, wird dann jedes Dorf ſeinen Lotteriekollekteur haben und die Wuth unter Kindern, Dienſtboten und Dürftigen künſtlich auf alle Weiſe ausgebreitet werden. Es iſt ein gefährlicher Vorſchlag, Wohlthätigkeitsanſtalten auf Lotterien zu gründen, indem man damit zuvor Armuth, Unſittlichkeit, Aberglauben, Leichtſinn hegt und pflegt. Die Lotterien von Uri und Neuenburg, wenn ſie auch das Geld nicht aus der Eidsgenoſſenſchaft ziehen, haben doch durch Verbreitung der Spielſucht großes ökonomiſches und moraliſches Verderben in ſchweizeriſchen Haushaltungen bewirkt.

Die Neujahrswünsche.

Jeder wünscht sich langes Leben,
Seine Kisten voller Geld,
Wiesen, Wälder, Aecker, Reben. —
Würde, was zum neuen Jahr
Sich die Leutchen wünschen, wahr,
Dann erst wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich bestellt!

Lebten wir schon tausend Jahre,
Was gewännen wir dabei?
Kahle Köpfe, graue Haare
Und das ew'ge Einerlei!
Im erschrecklichen Gedränge
Ungeheurer Menschenmenge
Würden Stadt und Dorf zu enge,
Fast die ganze Welt zu klein.
Niemand könnte etwas erben,
Denn es würde Keiner sterben;
Und wer möchte Doktor sein?

Wäre Jedermann so reich,
Als wohl Jeder wünscht zu werden:
Nun, dann würden wir auf Erden
Uns, als Lumpen, alle gleich.
Weil, um Lohn, des Andern Bürde
Niemand auf sich laden würde,

Müßte Jeglicher allein
Sein höchsteigner Diener sein;
Selber sein Paar Strümpfe stricken,
Mögt' er nicht gern barfuß gehn;
Selber Rock und Hosen flicken,
Mögt' er nicht wie Adam stehn;
Mußte kochen, braten, backen,
Liebte er gesunde Kost;
Wäre er kein Freund vom Frost,
Mußt' er selber Holz sich hacken.

Ständen alle ohne Mängel
Wir hienieden schon, als Engel,
O wie wär' es böse Zeit
Für die liebe Geistlichkeit!
Wer denn könnte Pfarrer werden
In dem Himmel hier auf Erden,
Wenn der Laie besser wäre,
Als die Predigt, die er hört?
Nur wo nöthig ist die Lehre,
Und sonst nirgends, hat sie Werth.
Advokaten gingen müßig;
Richter wären überflüssig;
Dorfmagnaten, Potentaten,
Schuldenboten und Soldaten,
Kanonier und Musketier,
Trommelschläger, Offizier,

Und Dragoner und Huſaren,
Wären überflüſſ'ge Waaren.
Ach, in dieſem Weltgetümmel
Wüchſe wieder neue Noth,
Denn es brächte unſer Himmel
Manchen braven Mann um's Brod.

Wären alle Mädchen ſchön,
Und von auſſen und von innen,
Und vom Wirbel bis zum Zeh'n
Zauberiſche Huldgöttinnen:
Za alltäglich, zu gemein
Würden ſchöne Mädchen ſein;
Niemand würde auf ſie blicken. —
Wäre Alles Diamant,
Was jetzt Kieſel iſt und Sand,
Niemand mögte ſich drum bücken.

Wüßte jeder Tropf genug,
Wären alle Thoren klug,
Könnte Niemand Beſſres ſagen:
O ſo gäb' es nichts zu fragen,
Nichts zu lernen, nichts zu lehren,
Nichts zu tadeln, zu bekehren;
Jeder ſchwätzte wie ein Buch,
Nirgends wäre Widerſpruch,
Und die Welt, bei Za und Nein,
Schlief' aus langer Weile ein.

Jeder wünscht zum neuen Jahr;
Aber, würde Alles wahr,
Dann erſt wär' es um die Welt,
Glaubt es, jämmerlich beſtellt!
Wollet Ihr die Welt verbeſſern,
(Bloße Wünſche thun es nie,
Spiele ſind's der Phantaſie!)
Wollet Ihr die Welt verbeſſern,
Fange Jeder an bei ſich,
Denn der Mittelpunkt der größern
Welt iſt Jeglichem ſein Ich.
Dieſes Ich wirft ſeine Strahlen,
Einer innern Sonne gleich,
Durch des Lebens weites Reich.
Wie es ſelber iſt, ſo malen
Sich die Dinge klein und groß,
Prächtig oder farbenlos.

Freund, was du vom Leben ſagſt,
Was du über Menſchen klagſt,
Was du preiſeſt, was du tadelſt,
Was du läſterſt, was du adelſt,
Schildert, glaub' es ſicherlich,
Nicht die Welt, es ſchildert dich;
Alles iſt von dir geſagt,
Haſt dich ſelber angeklagt.

Vom Kiltgang.

Vor alten Zeiten waren die Herren eigentlich Herren, und die Bauersleute Knechte, die den Herren angehörten mit Weib, Kind, Haus, Hof und Vieh. Der Herr hatte Alles, dem Knecht gehörte Nichts, nicht einmal der Leib, den ihm Gott gegeben hatte. Darum hieß er der Leibeigene des Herrn; ward wie anderes Vieh gehalten, wie anderes Vieh auf den Markt getrieben, gekauft, verkauft und hatte keinerlei Recht. Es sind bei Weitem noch nicht tausend Jahre her, da konnte der Leibherr den Knecht oder die leibeigene Magd todtprügeln, das fand keinen Richter. Ja, so wenig wurden damals die Leibeigenen Menschen gleich geachtet, daß man lange Zeit ihren Eben die priesterliche Einsegnung versagte und sie, wie das Vieh, laufen ließ.

In jenen barbarischen Tagen galt Zucht und Ehre der Jungfrauen als das Edelste, und mehr als das Leben. Doch war das nur der Fall bei Töchtern von freier, guter Herkunft; die Töchter der Leibeigenen, wie alle Leibeigenen, hatten keine Ehre. Drum lebten sie nach Gefallen und viehisch, und wurden oft Mütter, ehe sie Frauen waren. Aus diesen rohen Zeiten rührt der Kiltgang

her, oder, wie es in andern Gegenden von Deutschland hieß, das Heimgärteln oder Fenstern. Der Kilter mußte dann gewöhnlich die ehrlose, oder in spätern Zeiten die ehrvergessene Tochter heirathen.

Heutiges Tages haben wir keine Leibherren, und unsere Landleute sind keine Leibeigene mehr, sondern an Rechten den Leuten in Schlössern und Städten gleich, so frei, so wohlgeboren, so hochgeboren, wie die vornehmsten. Aber die thierischen Sitten der Leibeigenschaft haben sich in vielen Dorfschaften der freien Landleute erhalten, und das ist wahrlich keine Ehre für sie.

Man hat viel wider die Ausschweifungen des unzüchtigen Kiltganges gepredigt, und mit Gesetzen und Verordnungen dagegen gearbeitet. Denn es sind daraus viele Unglücksfälle, Morde, Prozesse, unglückliche Ehen und Feindschaften entstanden, und mehr als eine ehrvergessene Tochter bleibt mit dem unehelichen Kinde zur Last und Schande ihrer Aeltern und ihrer Gemeinde. Aber rohe Menschen, die an thierischem Leben mehr Lust haben, als an sittlichem Wandel, werden durch Predigten und Vorstellungen so wenig gebessert, als jedes andere unvernünftige Wesen. Erfahrung und Noth sind die Lehr- und Zuchtmeisterinnen aller Unverständigen und auch der Thiere.

Daß es noch nicht in diesen Stücken besser ge-

worden, scheint mir hauptsächlich von übelberathenen Obrigkeiten und Gemeindevorstehern herzurühren, die sich aus der Würde keine Bürde machen wollen.

Denn, sollen unsere freien Landleute ihre wüsten Leibeigenschaftssitten ablegen: so muß man sie zu edeln, freien Leuten erziehen. Ohne bessere Schulen aber gibt es keine bessere Einsichten, kein besseres Ehrgefühl, keinen besser gebildeten Verstand, keinen Sinn für Besseres. Das versteht sich.

Nun aber sehet in vielen Gegenden die unwissenden Lehrer und die rohen Kinder beiderlei Geschlechts und die gleichgültigen Gemeindevorsteher. Was kann da Gottgefälligeres gedeihen, wo man mehr auf gute Schweins- und Rindszucht, als auf gute Kindszucht gehalten hat?

Ein zweiter Fehler aber scheint mir in den Gesetzen mancher Gegenden zu liegen, welche wider Willen die Unzucht mehr befördern, als vermindern. Wenn man von Gesetzes wegen Vaterschaftsklagen zuläßt, also daß der erste Beste, den eine Ehrvergessene als Vater des unehelichen Kindes angibt, sie entweder heirathen, oder das Kind ernähren muß: so wird die Sache noch schlimmer.

Denn eine leichtsinnige Jungfrau hütet ihre Ehre weniger, und schlechte Aeltern sehen durch

die Finger, ſobald ſie wiſſen, daß ein Mann gezwungen werden kann, hintennach für ſie und das Kind zu ſorgen. Ja, es iſt aus gerichtlichen Verhandlungen bekannt, daß mehr als eine Leichtfertige, um nur an Mann zu kommen, ſelber die Verführerin geweſen ſei. Auch hat man häufige Fälle, daß eine ehrvergeſſene Weibsperſon, um ſich gegen ſchändliche Folgen ſicher zu ſtellen, einen zweiten in die Falle lockte, der vermögend und ehrlich war, wenn der erſte zu arm oder treulos war.

Das ſind gewiß die ſchlechteſten Geſetze gegen Sittenloſigkeit und Unzucht, welche diejenigen Perſonen leichtſinniger machen, die von Natur die Hüterinnen der Zucht und ehrbaren Sitte ſein ſollen. Sobald das geſchieht, iſt Alles verdorben. Denn ſchwache oder leichtfertige Weibsperſonen, die wohl gefallſüchtig, aber von keinem wahren jungfräulichen Ehrgefühl beſeelt ſind, verlieren den letzten Zwang, ſobald ihr Eigennutz bei den Folgen müſſen Lebens nicht mehr zu befürchten, ſondern zu gewinnen hat.

Der Mann ſoll der Hüter ſeiner Mannesehre ſein, und aber das Weib die Hüterin ihrer weiblichen Ehre. Umgekehrt gibt's verkehrte Welt! So will es die Natur; der Menſch ſoll es wahrlich nicht anders wollen. Man nennt zwar das weibliche Geſchlecht das ſchwächere Ge-

schlecht; aber zur Bewahrung von Anstand, schamhafter Sitte und Unschuld ist es das stärkere. Darum soll man von ihm in dieser Hinsicht Stärke fordern dürfen. Die Weiber sind es, welche bei allen Nationen zuerst feinere und edlere Sitten eingeführt haben. Sobald die Weiber, vom Gesetz begünstigt, ausgeartet sind, riß immer allgemeines Sittenverderben ein.

Deshalb haben in unsern Zeiten erleuchtete Gesetzgeber alle Vaterschaftsklagen aufgehoben und ehrvergessenen Jungfrauen allein alle Folgen ihrer sträflichen Aufführung leiden zu lassen befohlen. Sie können nicht diesen, nicht jenen Mann mehr, als Verführer oder Vater, angeben. Das schauderhafte Freveln mit Eiden hört auf; zahllose Prozesse unterbleiben, die oft mehr kosteten, als die vieljährige Unterhaltung eines Kindes; und, was Hauptsache ist, es entstand bessere Zucht und Strenge der Sitten; der unehelichen Kinder wurden weniger, wie die Erfahrung im Kanton Bern gezeigt hat, seit sich die Gesetzgebung daselbst in diesem Stück strenger gegen Weibspersonen bewies.

Hat sich eine Ehrvergessene mit einem redlichen Manne eingelassen: so wird er sich, als redlicher Mann, ihrer und des Kindes freiwillig erbarmen; ist er unredlich, wird es gerechten Richtern schwer sein, gerecht zu richten. Gezwungene Ehe ist

gezwungenes Wehe! — Der Mann, iſt er reich, wird ſeiner Ehre willen thun und geben, was er kann, mehr aus eigenem Trieb und freiwillig, als durch Zwang. Freilich es gibt auch ſchlechte Burſche; allein der Schlechte thut auch beim Zwang ſchlecht. — Iſt er arm, ſo kann ihn kein Gericht zwingen, zu leiſten, was er nicht leiſten kann, und Mutter und Kind fallen der Gemeinde zur Laſt. Und letzteres iſt noch nebenbei das beſte Mittel, Gemeinden auf beſſere Sittenzucht aufmerkſam zu machen. Fehlt es ihnen an wahrer Frömmigkeit, ſo fehlt es ihnen doch nicht an Eigennutz.

Nutzanwendungen eines Zeitungsleſers.

1.

Jedermann lieſet heutiges Tages gern Zeitungen. Vorzeiten laſen dergleichen nur die Herren; und der Bauer erfuhr allenfalls am Ende des Jahres aus dem Kalender, was ſich vor zwei Jahren Neues zugetragen habe. Und das mochte guten Grund haben; zum Beiſpiel den, daß wenige Landleute recht leſen, noch minder ſchreiben konnten.

Heutiges Tages sind die Landschulen gut beschaffen. Wo gute Schulen sind, lernt man gut lesen; wo man gut und gern liest, lernt man beim Lesen viel, was man vorher nicht wußte; wenn man mehr weiß, als vorher, wird man, klem geschickter; wenn man zu vielem geschickter wird, kann man seinen Nutzen besser befördern, und seinen Schaden besser wenden. Und das ist die beste Nutzanwendung.

2.

Mein Vater selig las auch schon die Zeitung gern, bekam sie aber nur selten. Mein Vater war aber ein grundverständiger Mann und wußte wohl, was er that. Wenn ihn der damalige Herr Pfarrer bei der Zeitung fand, schmälte derselbe und sagte: das Zeitungslesen ist eine Neuerung, davon rührt viel Unheil in der Welt her. Ein Bauer soll den Pflug und Dreschflegel in die Hand nehmen, aber kein Buch und keine Zeitung.

Mein Vater sagte: Mit Verlaub, wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, die Zeitung ist in der Hand leichter, als das Weinglas, wenn man Feierabend hat. Die Zeitung bringt mir zuweilen einen guten Gedanken in den Kopf, einen guten Rath in die Haushaltung und daher oft einen Kreuzer mehr in den Geldsack. Hingegen das Weinglas

macht gewöhnlich den Kopf öde und den Geldsack blöde.

Ganz anders ist es heut. Der jetzige Herr Pfarrer sagt mir: Uli, du mußt nicht nur die Zeitu[illegible]m deine Neugier zu befriedigen; du mußt auch darüber nachdenken, was du gelesen hast. Dann hast du Nutzen davon. Der alte Herr Pfarrer hatte also nicht gern, wenn man etwas las, und der jetzige Herr Pfarrer, wenn man nicht denkt.

Darum schreib' ich mir, [illegible]drum ist, Sonntags Nachmittags mitunter eine Nutzanwendung auf.

3.

Ich erinnere mich noch sehr gut vom Jahre 1798 her, daß Jedermann in unserm Dorfe sagte, der Präsident unserer Munizipalität, was heutiges Tages ein Ortsvorsteher ist, habe die Franzosen in's Land gerufen. Das behauptete besonders der Alt-Untervogt, und die Bauern glaubten das. Einige hatten sogar meinen Vater selig auch im Verdacht, daß die Franzosen nicht gekommen wären, wenn er's hätte hintertreiben wollen.

Heutiges Tages wissen die Bauern bei uns im Dorfe mehr, als dazumal ein Untervogt, und man kann ihnen nicht mehr so leicht einen Bären anhenken.

Wenn ich aber Samstags die Zeitung lese, fallen mir oft unsere Bauern und Alt-Untervögte von 1798 ein. Man schreibt da alles mögliche Unglück der Welt, alle Kriege, Aufrühre, theure Zeiten, Erdbeben, Wassersnöthen und dergleichen den sogenannten Liberalen, Freimaurern, Kortes, Konstitutionellen u. s. w. zu, und daß der Himmel derentwillen die Welt strafe. — Wer glaubt's aber?

Ich weiß noch sehr gut die Zeit, da schob man alles Unheil auf die sogenannten Oligarchen, Aristokraten u. s. w. Es glaubte damals auch kein verständiger Mann daran.

Wie ehemals, so heut. Parteien, die mit einander vor Gericht einen Prozeß führen, sagen sich alle erdenkliche Schande nach. Der Richter weiß wohl, was er davon zu halten habe.

Unsere heutigen Zeitungen sind wahre Prozeßakten; und der gesunde Menschenverstand jedes Zeitungslesers wird zum Mitglied des allgemeinen Gerichtshofes.

4.

Es ist mir doch auch eine wunderliche Zeit, nämlich die heutige. Alle christliche Potentaten haben Frieden, und es ist kein Friede. Es ist, ausgenommen in der Türkei, nirgends Krieg in Europa, und doch der schrecklichste Krieg in vielen Ländern. Seit zehn Jahren, nachdem Europa vor Frankreich sicher gestellt worden ist, hat man der

Welt von der Glückseligkeit eines nahen goldenen Zeitalters und eines allgemeinen Friedens geredet, sobald nur einmal die Armeen in Ruhe gesetzt wären. Die Armeen sind nun in Ruhe gesetzt. Mich dünkt, es geht an vielen Orten viel übler zu, als es im Kriege zuging.

Zank und Prozeß mit einem bösen Nachbar heißt, im Großen, ein Krieg. — Aber im Hause Streit zwischen Mann und Weib, Knechten und Mägden, wie heißt man das im Großen?

Ich für meinen Theil halte dafür, Hausstreit sei eine weit ärgere Hölle, als Streit mit dem Nachbar, und sei auch vor der ganzen Welt viel schimpflicher, als ein Prozeß mit dem Fremden.

Der Himmel wolle mir's verzeihen, wenn ich damit sündige, aber ich mögte aus lauterer Menschenliebe mancher Nation fast einen schweren Krieg auf den Hals wünschen, damit sie von den Leiden ihres Hausstreites frei würde.

Doch das geht uns Schweizer nichts an. Aber wir können daraus die Nutzanwendung ziehen, daß wir, wie bisher, unter uns den Hausstreit verhüten sollen. Er ist schlimmer, als der Krieg, weil er tiefer schadet und mehr schändet.

5.

Wenn Seele und Leib von einander scheiden wollen, so erfolgt gewöhnlich Tod, und wenn sich

eine Regierung vom Volke oder das Volk von der Regierung trennt und scheidet: so erfolgt auch die Auflösung. Wir Schweizer haben dergleichen vor zwanzig Jahren erlebt. Ich mag nicht entscheiden, wer am meisten Schuld daran war. Mich dünkt aber, beide Theile mögen einander gleichviel vorzuwerfen gehabt haben.

Die jetzigen Unruhen in Portugal, Spanien und Griechenland sind auch von der Art. Das sind da Kriege der Regierungen gegen einen Theil der Unterthanen; die schrecklichsten, nächst den Religionskriegen.

Man sage mir, was man wolle, es schreit nicht bald einer Ach und Weh ohne Ursach. Wenn ein Hausvater Streit mit seiner Familie hat, mögt' ich zwar nicht blindlings der Familie Recht geben; aber der Hausvater bleibt doch Jedem am verdächtigsten, weil man weiß, daß er die meisten Mittel in Händen hat, Frieden zu handhaben. Wenn er aber um einiger Ungerathenen willen alles im Hause beschimpft, groß und klein, schuldig und unschuldig: so sagt man, er ist ein Narr, ein Tirann, und er muß sich selbst anklagen, wenn sich Jeder gegen ihn stellt.

Vor zwanzig, dreißig Jahren gingen in einigen Ländern die Unterthanen ihren Regierungen zu Leib. Das that nicht gut. Jetzt hat sich das Ding umgekehrt, und es gehen in einigen Ländern die

Regierungen ihren Unterthanen zu Leid. Wird das beſſer thun? Ich zweifle.

Aber was geht das uns an?

Ei nun, wir können noch immer daraus etwas Gutes lernen. Brauchen wir's halt nicht für heut, brauchen wir's für morgen oder übermorgen.

6.

Der Menſch iſt, in der Regel, nie näher daran, wahres Thier zu werden, als wenn er ſich, in hochmüthiger Einbildung, dünkt, ein Halbgott zu ſein, und die Schickſale einzelner Menſchen oder Völker in der Gewalt zu haben. Dann kömmt das göttliche Schickſal und erſchlägt den vermeinten Rieſen mit einem Strohhalm, und zertrümmert die ungeheuern Entwürfe desſelben mit der Laſt eines Sonnenſtäubchens. Pharao im alten Teſtament nannte das ſehr verſtändig den Finger Gottes; aber die Pharaonen im neuen Teſtament ſind mit ihrem Verſtande noch nicht einmal ſo weit, als jener alte Herr im Aegyptenlande war. — Das fällt mir oft beim Leſen der Zeitungen ein.

Vor zweihundert Jahren meinte man, es könne nicht anders ſein, die ganze Welt müſſe katholiſch oder proteſtantiſch werden, wenn ſie feſt ſtehen ſolle. Heutiges Tages leben Katholiken und Proteſtanten in Bündniß und Frieden beiſammen, und die Welt ſteht noch feſt. Die Franzoſen wollten

vor vierzig Jahren alle Länder in Freiheits- und Gleichheitsrepubliken umkehren, und zweifelten gar nicht, in Kurzem damit fertig zu sein. Heutiges Tages rufen sie inbrünstiglich: Es lebe der König! — Napoleon war nahe daran, den ganzen Welttheil in sein kaiserliches Erbgut zu verwandeln; er dachte schon am Ziele zu stehen. Da kamen ein paar kalte Nächte, und Alles im Treibhause seiner Weltherrschaft war erfroren.

Ich weiß eigentlich nicht, was man in unsern Tagen mit aller Gewalt durchtreiben will. Vielleicht, daß man nicht mehr an das Sonnenlicht, sondern nur an das Laternenlicht glauben soll. Es kömmt mir aber vor, man werde endlich billig werden und der Sonne gestatten müssen, neben den Laternen zu gelten, wie ehemals.

7.

Klugheit ist für einen Tag gut, denn was gestern klug hieß, kann heut Thorheit werden. — Gewalt ist gut für ein Jahr, denn übers Jahr kömmt ein Stärkerer, und Glück und Macht ändern über Nacht. — Rechtlichkeit ist gut für das ganze Leben, denn was gerecht ist und wahr, das bleibet ewiglich.

Wenn ich in den Zeitungen von dem traurigen Loos lese, das die Spanier empfangen, seit die Franzosen in deren Land gerückt sind, um denfel-

den Heil und Segen zu bringen, denk' ich: auch der Klügste kann sich verrechnen. — Wenn ich vom Kampf des Großsultans gegen die griechischen Christen lese: denk' ich, auch der Gewaltigste bekömmt Schläge. Wenn ich auf unser Schweizerland sehe, das noch zwischen allen Gährungen, Verheerungen und Verkehrungen der Welt seit Jahrhunderten achtbar dasteht, so denk' ich: der rechtliche Mann bleibt in Glück und Unglück immerdar ehrenwerth, sei er groß oder klein, mächtig oder schwach.

Darum haben die Alten schon gesagt: der Schweizer feinste Politik bestehe in der Rechtlichkeit. Sobald sie aber ihre Klugkeit mehr, als der Heiligkeit ihrer Sache vertrauen, werden sie vom Gefühl ihres eigenen Rechts verlassen, und schwach, und verächtliche Spielzeuge fremder Klugheit. Denn wer das Bewußtsein der Unschuld und Gerechtigkeit trägt, der trägt ein ehernes Schild, vor welchem die Feinde der Arglist niederfallen; aber wer den Mantel gar klug nach dem Winde hängt, erwehrt sich zuletzt nicht einmal des durchdringenden Regenschauers.

8.

Vorzeiten gingen die Sultane oft verkleidet ins Volk, um die Amtsführung ihrer Angestellten zu prüfen und unerkannt die Beschwerden des Volks zu hören; denn sie wußten wohl, kein Be-

amter klagt ſich ſelbſt offiziel an, und ein Rabe hackt nicht offiziel dem andern die Augen aus. War der Paſcha nun wegen ſeines Verfahrens und Schaltens verhaßt oder verachtet, ſetzte ihn der Sultan ab, oder ſchickte ihm den Orden des ſeidenen Stricks. Denn der Sultan urtheilte ganz richtig: „Das Volk beurtheilt, haßt oder liebt, ſchätzt oder verachtet die Regierung ſelbſt nach dem Werth des angeſtellten Paſcha's.“

Was geſchah aber zu Konſtantinopel in neuern Zeiten? — Wenn ein Bedrängter über einen gewaltthätigen Paſcha Klage führte, ward die Klage dem Paſcha zugeſandt. Dieſer war kein Narr, einzugeſtehen. Er verſteckte die Schuld ſeines Betragens hinter eingeführten Formen, und rächte ſich an dem frechen Ankläger. Der Sultan ſagte dann: „Laut amtlichen Berichten meines Paſcha, iſt mein Paſcha offenbar ein braver Muſelmann, und alle Klagen gegen ſeine Gewaltthätigkeit ſind grundfalſch!“

Bei uns zu Lande begreift jedes Kind, worin des Fehlſchluß des Großſultans lag; aber leider der Sultan begriff das nicht einmal.

9.

Die ſchwache Seite der Schweiz iſt weder auf der Seite der Alpen, noch des Rheins, noch des Jura, ſondern im Innern; nämlich im ſchlech-

ten Einverſtändniß der Regierungen unter einander und im Mangel des Vertrauens vom Volk gegen manche Regierung. Dieſes Geheimniß wiſſen wir aus der Geſchichte eines halben Jahrtauſends.

10.

Man kann den Geiſt des Volks nicht beherrſchen, als wenn man im Geiſt des Volks herrſcht.

11.

Ein unwiſſendes Volk kann wohl für den Augenblick fanatiſirt, aber nicht für die Dauer begeiſtert werden. — Der rohe Menſch, wie das wilde Thier, liebt kein Vaterland, ſondern nur Heimath und Höhle, und wird er gehetzt, fällt er auch ſeinen eigenen Herrn an. — Das begreift noch mancher ſchwer!

12.

Eine Regierung, die mit dem gebildeten Theil des Volks im Widerſpruch ſteht, hat mit dem Volke ſelbſt gebrochen und muß jeden Tag der Prüfung, als Tag des Unterganges, fürchten.

13.

Der tiefſte Grad der Leibeigenſchaft und des Knechtſinnes iſt, wenn die Leibeigenen und Knechte über die Freiheit ſpotten und hohnlachen.

Europa.

(Eine Parabel, 1822.)

Europa ist gleich einem alten baufälligen Städtlein, in welchem jedes Haus seine eigenen Rechtsame hat, eins sich nicht uns andere bekümmert und am wenigsten um den löblichen Stadtrath. Natürlich geht's da immer etwas bunt her.

Kaiser Napoleon wollte da einmal Stadtammann werden und die ehrende Bürgerschaft *) in Ordnung bringen; weil er aber zugleich Stadtammann und Weibel und Seckelmeister und Alles in Allem sein, ja zuletzt alle seine lieben Mitbürger mundtodt erklären und verganten und bevogten wollte, jagte ihn die ehrende Bürgerschaft billigermaßen zum Thor hinaus.

Seitdem gab sich der ehrende Gemeinderath viele Mühe, Ordnung herzustellen, und saß bald in Wien, bald in Aachen, bald in Karlsbad, bald in Troppau, bald in Laibach zusammen. Es ging aber dem löbl. Stadtrath mit der ehrenden Bürgerschaft von Europa, wie es

*) Gewöhnliche Betitelung der Gemeindsbürgerschaften oder ihrer Vorsteher in der Schweiz.

halt manchem andern Gemeinderath ergeht, der viel anordnet und wenig befolgt sieht.

Denn weltbekanntermaßen hatte die ehrende Bürgerschaft seit zwanzig Jahren vielen Unfrieden unter sich: da gab es nicht nur Rippenstöße und blaue Augen, wie man sie so blau nicht zur Welt bringt, sondern manchem Hause wurden auch die Hausthüren eingeschlagen, die Fenster eingeworfen, oft Mauer und Hag beschädigt.

Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, sah jeder mit dem blauen Auge sein Haus an, schüttelte bedenklich den Kopf und machte Ausbesserungspläne.

Nun fuhr plötzlich vielen Hauseigenthümern der Baugeist in den Kopf, und der Lärmen hob von Neuem an. Denn in den alten Häusern waren die Wohnzimmer sehr ungleich; einige groß, andere klein, und die Vertheilung der Menschen darin war noch ungleicher. Denn die ältesten Söhne hatten sich im Voraus, ehe die jüngern Brüder mündig waren, mit ihren Frauen und Kindern in die größten und schönsten Säle und Zimmer einquartiert; hingegen die große Menge der andern Verwandten und nachgewachsenen jüngern Brüder in ein paar elende enge Kammern, ja sogar in die Ställe hingewiesen. Nun verlangten die ältesten Herren Söhne ihre altherkömmlichen Zimmer und Säle zu behalten; hingegen die

übrigen sagten: Wir sind eure gebornen Brüder, nicht eure gebornen Knechte, und wollen daher am Hause gleiches Recht. Und ehe man sich noch verständigte, fing man schon in vielen Häusern frisch an, die Dächer abzudecken und die Mauern niederzureissen, und sagte: das Uebrige wird sich hintennach schon finden.

Nun, da des Tobens und Zankens zuviel ward, trat der löbliche Stadtrath ins Mittel und rief: Geliebte Mitbürger, seid ihr denn alle Narren geworden? Wenn ihr so fortfahret, wird bald unsere ganze preiswürdige Stadt niedergerissen sein, und ihr müßt unter freiem Himmel auf der Gasse wohnen. Darum wartet zu, wir wollen eine Stadtbau-Ordnung entwerfen, und darin vorschreiben, wieviel Stockwerk und Fenster jedes Haus haben müsse, damit es zierlich aussehe.

Allein darauf warteten die Leute im Hause Spanien nicht, sondern rissen Dach und Fach, Hügel und Giebel, Erker und Kerker ihres Hauses ab. Wie sie nun sogar die Feuermauer zwischen ihrem und dem angrenzenden portugiesischen Gebäude wegrissen, fand dieses ebenfalls bloß und baufälliger als vorher. Da legten die Portugiesen denn auch Hand ans Werk und warfen den Ofen zum Fenster hinaus und zuletzt das ganze Gebäude nieder.

„Hei!“ dachten die Leute in den Häusern

Piemont und Neapel: „so kommt man am bäldesten zu einem neuen Hause!“ Und sie deckten die Ziegel ab und stürzten den Dachstuhl auf die Gasse mit großem Gepolter.

Der löbliche Stadtrath erschrack von ganzem Herzen und sprach: „Das geht doch wahrhaftig nicht also! Denn wenn der Bauzeiß dermaßen überhand nimmt, sind wir in unsern eigenen Häusern nicht sicher.“ Also schickte er in der Geschwindigkeit Weibel und Landjäger *) in die nächstgelegenen Häuser Piemont und Neapel, und befahl, mit dem Niederreissen einzuhalten, und Weibel und Landjäger sollten auf Exekution in den beiden Häusern bleiben, bis der Dachstuhl oben wieder fest stände und der letzte Ziegel darauf läge. Niemand belobte dies so sehr, als der Herr Stadtpfarrer. Der Herr Stadtpfarrer bewies augenscheinlich, daß alle alten Häuser noch bis zum jüngsten Tage gute Dienste leisten könnten. Er zeigte auf sein eigenes Haus, das noch aus der alten Zeit herstammen soll und daher der Römerhof heißt. Und er predigte vielmals über diesen Text, und Stadtrath, Siegrist, Organist, Alles belobte ihn darüber, wie billig, und desgleichen alle alten Herren oder solche, welche auch

*) Was in Frankreich Gensdarmes, sind in der Schweiz die Landjäger.

gern zu ihnen gehören wollten, oder einen Dienst beim löblichen Stadtrath suchten.

Nun, meinte der lobl. Rath, sei die Sache in der besten Ordnung; siehe, da ging der Lärmen im türkischen Hause los, wo die Knechte sogar ihrem Herrn das Haus über dem Kopf zusammenschmissen. Es war aber hier ein ganz besonderer Fall. Denn der Hausherr war eigentlich kein Burger, sondern ein Hintersaß, und hatte die wahren Kinder und rechtmäßigen Erben des Hauses aus allen Rechten verdrängt, obgleich sie Bürgerkinder waren, und gönnte ihnen kaum Platz in den Viehställen, wo er sie als seine Knechte gebrauchte.

Als die ehrsame Bürgerschaft des Städtleins Europa von dem Lärmen im türkischen Hause vernahm, sagte sie allgemein: „Das ist recht! jagt den Hintersaßen fort! baut euch ein neues Haus, denn der Hintersaß hat das alte ganz verstänkert!“

Der löbliche Stadtmagistrat hingegen wußte nun nicht, was er thun sollte, und die Rathsherren sahen sich unter einander mit großen Augen an. Denn von der einen Seite hätten sie gern das Recht der Bürgerskinder gegen den groben Hintersaßen in Schutz genommen; aber dann gute Nacht mit dem schönen Stadtbaureglement; Anderseits wollten sie auch gern besagtes Reglement

handhaben, aber dann hätten ſie von der ganzen ehrſamen Bürgerſchaft Spott und Schande hören hören müſſen. Die Bürgerſchaft hatte ſich ohnedem angewöhnt, immer zu Allem das Wort zu geben, was den Stadtmagiſtrat vielmals verdroſſen und auch bewogen hat, einen obrigkeitlichen Befehl ergehen zu laſſen, das Maul zu halten. Nun ward im Stadtrath guter Rath theuer, denn einige Mitglieder waren mit dem groben Hinterſaßen gute Freunde, andere nicht, und man beſorgte, der Stadtrath konnte darüber ſelbſt in Zerwürfniß gerathen.

So ſiehts jetzt im Städtlein. Ihr ſehet, es geht arg genug. Die Häuſer Spanien und Portugall liegen zu Boden geriſſen und die Einwohner zanken und raufen ſich über den Schutthaufen herum, weil die Einen nach dem alten Plane, und die Andern nach dem neuen bauen wollen.

Im türkiſchen Hauſe prügeln ſich Herren und Knechte vom Morgen bis zum Abend; mittlerweile fliegt hier ein Fenſter ein, dort ein Ofen auf die Gaſſe hinaus und die alten Mauern krachen unter den Schlägen der Aexte.

In den Häuſern Neapel und Piemont iſts zwar einſtweilen von den Bauplanen ſtill, aber in den engen Stuben wirds noch enger, nun die Weibel und Landjäger auch darin beher-

bergt sein wollen; und weil diese miteßen müssen, sizt man am Tische sehr gedrängt, daß Mancher die Suppe verschüttet, ehe er den Löffel an die Lippen bringt.

Das **franzöſiſche Haus** iſt ganz neu gebaut, im beſten Geſchmack. Alle haben darin sehr bequeme und ohngefähr gleich große Wohnſtuben. Allein auch hier geht der Zank von Neuem an. Denn die ältern Herren Brüder, die sonſt die meiſten und größten und schönſten Zimmer im alten Hauſe gehabt hatten, wollen ſie gern wieder haben, und fangen die andern an zu drängen und zu drücken, damit die ihnen mehr Platz machen und ſich wieder mit einigen Winkelkammern begnügen ſollen. Die Herren ſollen ſich doch ein wenig in Acht nehmen; ſie ſind wegen ihrer Anmaßungen ſchon einmal aus dem Hauſe gejagt worden, und mußten lange Zeit in der Stadt bei barmherzigen Bürgern zur Miethe wohnen.

Die Häuſer zur **bairiſchen Raute**, zum **würtembergiſchen Hirſchhorn** und andere mehr ſind ganz neu gebaut, und das iſt ohne Lärmen geſchehen, weil man dabei klug und verſtändig zu Werke ſchritt. Die Gebäude ſind zwar klein, aber jezt bequem für Alle und niedlich eingerichtet.

In dem großen Hauſe zum **preuſſiſchen Adler** ſpricht man zwar auch ſchon lange von

Bauplanen; denn es iſt dies Haus im Grunde aus allerlei nach und nach zuſammengekauften Gebäuden zuſammengehängt worden, ſo daß darin faſt ſo viel Stiegen als Stuben ſind. Es wird aber zuletzt wohl bei einigen Baureparaturen verbleiben ſollen.

Und am Ende wir, in unſerm Schweizerhaus? Was ſoll ich von uns ſagen? Wir wohnen doch ganz gemächlich; haben unſere zweiundzwanzig Stuben darinnen, und in jeder Stube hat Jeder ſeinen Platz am Tiſche wie am Ofen. Laßt uns erkennen, daß wir zufrieden ſein dürfen. Der löbl. Stadtrath hat unſern alten Streit geſchlichtet. Nun Punktum, und keine neue Händel unter uns! Denn wir dürften bald Einer den Andern vonnöthen haben. Wer ſteht gut dafür, daß nicht bei jetzigen Unordnungen in der Stadt, trotz aller Fürſorge des löbl. Magiſtrats, Feuer auskömmt? Dann, Eidsgenoſſen, ſorgt für euer Haus!

Ihr jungen Leute in den Stuben, ſeid gegen die Alten fein höflich und ehrbar, wie ſich gebührt; ſpringt nicht über Tiſch und Bänke, lärmt und rumort nicht, als wäret ihr allein in der Stube. Und ihr Großen, denkt, daß die Jüngern eure Brüder ſind, und gönnet ihnen Platz. Stellet euch nicht mit dem breiten Rücken gegen die

Fenster und raubet ihnen nicht das Licht, denn sie wollen ebenfalls etwas sehen, so gut wie ihr. Treiet keinem auf die Füße, wenn ihr so breitbeinig auf- und abgehet, denn sie leiden's nicht.

Frieden wünsch' ich unserm Hause, und darum ist dies mein Neujahrswunsch.

Schweizer-Gedanken.

1. Die Wage.

Der Schulmeister hat mir gesagt, wenn er mit dem braunen Stecken auf die Landkarte von Europa zeigte: Europa ist gleich einer sitzenden Jungfrau. — Ich dachte in meinem Sinn: die sieht mir nicht danach aus; auch liegt das Stillsitzen nicht in der Natur der Jungfrauen. Eher halt' ich das Ding für eine Wage. — Norwegen und Schweden sind der Henkel oder die Handhabe; in Portugal, Spanien und Frankreich liegen die Gewichte, und in Preussen, Rußland und Oesterreich die Gegengewichte. Dänemark ist vielleicht das Zünglein in der Wage, wenn es nicht bloßer Zierrath, und die Wage von neuer Bauart und das Zünglein unterhalb ist, wo Italien liegt. Letzteres war mir wahrscheinlich; so wie

auch, daß Enzland, welches so nebenaus liegt, der eigentliche europäische Wagmeister sei.

Seit dem hörte ich immer viel schwatzen vom Gleichgewicht unter europäischen Potentaten, und daß Keiner schwerer sein solle, als der Andere. Da dachte ich: also doch die Wage!

Auch bemerkte ich gar bald, daß die Wagschalen immer auf und nieder schwankten und selten gleich standen. Erst brachte sie, zum Beispiel, der große Friedrich von Preussen, der ein kluger Herr war, und viel vom Gleichgewicht sprach, ziemlich aus dem Gleichgewicht. Nachdem er seinerseits die Schale tief genug gezogen hatte, kam Napoleon und zog sie anderseits nieder, daß Preussen, Rußland und Oesterreich leicht wurden und aufgingen. Dann kam wieder die heilige Allianz, nämlich Rußland, Preussen und Oesterreich, und schnellte Frankreich, Spanien und Portugal in die Höhe.

Daraus lerne ich meinerseits so viel, daß die Dinge in der Welt nie lange so bleiben, wie sie sind, sondern daß die Wagschalen abwechselnd steigen und fallen werden; — daß diejenigen Thoren sind, welche sich darüber grämen, daß ihre Sache heut überwogen ist; und daß diejenigen, welche ihren Sieg mit Kanonendonner verkünden, wahrlich ihr Pulver sparen könnten.

Was geht mich doch der englische Wagmeister

an? Er drückt bald gegen die eine, bald gegen die andere Schale, oder will sie beide still halten, und bringt sie doch nur zum Schwanken. Es hilft ihm nichts. Er ist eigentlich nur der Wagknecht; die ewige Vorsehung ist die rechte Wagmeisterin und sie legt die Gewichtsteine des Schicksals hinein in die Schalen.

Aber wo ist denn das Zünglein der Wage? — Offenbar ist's Italien. Denn wo sich links oder rechts die Schale neigt, da neigt es sich ebenfalls hin, bald nach Süden, bald nach Norden. Es ist, als bloßer Zeiger, nie eigener Herr, bald unter Frankreich, bald unter Oesterreich und so weiter.

Was ist denn nun wohl unser Schweizerland an dieser Wage? Man sollte es doch wohl sehen, weil unsere Berge einen ziemlich dicken Knopf daran bilden. Da gibt es wahrlich etwas zu errathen! Doch möchte ich manchen unserer Rathsherren nicht darum befragen, der ohne alle Weisheit doch ein Weiser, nämlich ein Weiser wie die Wetter- oder Windfahne ist, die da weiset, von wannen für den Augenblick der politische Wind kommt und wohin er fährt. Solche Leute möchten die ganze Schweiz gern zu dem machen, was sie selber sind, zum Zünglein an der Wage, das immer sein tiefes Kompliment dahin richtet, wo das meiste Gewicht liegt.

Ich halte meinerseits dafür, unser Schweizerland mit dem Alpenknopf ist vom Baumeister der großen Völkerwage nicht vergebens recht in die Mitte dieser beweglichen Maschine gesetzt. Es hält daran fest und still, wie der Unterlagenagel, auf welcher die Arme oder Hebel der Wage ruhen und auf und ab schwanken. Es ist gleichweit von beiden Wagschalen, gleichweit von deren wechselnden Gewichten; ohne Theil an deren Gewinn und Verlust, und muß daher selbstständig sein und nicht abhängig von einer der Schalen.

Das leuchtet mir ein und ist mir lehrreich; und ich wollte, das wäre es auch für Andere. Unsere ganze Schweizerpolitik scheint mir in diesem Unterlagenagel, nämlich darin zu liegen, daß wir die Bestimmung unsers Vaterlandes im Bau des europäischen Welttheils kennen. Und wenn sie mancher Rathsherr nicht erkennt, so muß man denken, es ist zwar ein Rathsherr, der allerlei rathen kann, aber selber etwas mißräthen ist.

Ich für meinen Theil lerne daraus:

1) Der Nagel, auf welchem die Arme der Wage mit ihren Schalen ruhen, ist zwar unscheinbar, klein und wenig beachtet, und man sieht lieber auf die großen Schalen und nach dem Zünglein. Auch das Schweizerland ist klein

und unscheinbar, und wir wollen uns gar nicht groß machen.

2) Aber darum ist doch die Unterlage des Wageballens ein Hauptstück und keineswegs Nebensache. Wenn man es verschiebt, zu weit rechts oder links, wird Alles schief. Das hat man bemerkt, als Napoleon daran meisterte. Er ließ aber zu seinem eigenen Vortheil wieder die Finger davon. Frankreich und Oesterreich, der Süden und Norden, gewinnen von der Selbstständigkeit der Schweiz wenig, aber verlieren beim Verlust derselben viel.

3) Wenn die Wagschale mit ihren Gewichten sinken oder steigen, verursacht das auf dem Unterlagenagel ein Reiben und Knarren. Wir Schweizer fühlen es allemal, wenn die Gewichte links oder rechts ändern; es entsteht auch bei uns Reibung und wir schreien und girren; aber dabei bleibt's, wir steigen nicht und fallen nicht, und bleiben zuletzt Schweizer.

4) Gleichweit von Despotie und Anarchie, von Ultra- und Liberalen-Schwindel, sind wir ein selbstständiges und unparteisames Volk. Und das gefällt mir gar wohl. Wenn sich Andere zausen, sehe ich gern zu und lerne dabei mehr, als sie, und mit geringern Kosten.

5) Mittelstraße ist die beste Straße. Die

Wahrheit liegt immer in der Mitte der gegen einander ſtreitenden Irrthümer, ſo wie die Achſe oder Unterlage des Wagbalkens in deſſen Mitte iſt; oder das freie ruhige Schweizerland in der Mitte Europens. Nun ſo liege denn auch der geſunde Schweizerſinn recht in der Mitte des heutigen, tollen Partei-Spektakels.

6) Unſer Nagel in der Wagſchale iſt ſchon einmal gebrochen; der alte Roß der einerſeits feigen, anderſeits hochmüthigen Selbſtſucht hatte ihn zerfreſſen. Das war für uns und ganz Europa ein Unglück. Wißt ihr's noch? — Bringt den Roß nicht wieder, der die Revolution brachte. Ich ſtehe nicht dafür, daß nicht der Nagel noch einmal brechen könnte!

2. Klagen über zunehmenden Aufwand.

Schon ſeit einigen hundert Jahren wird über wachſende Ueppigkeit und überhandnehmenden Aufwand geklagt; und man klagt noch. Die alten Leute ſeufzen: „Zu meiner Zeit war das anders!“ — Ich glaube es.

Man hat ſogar Aufwandsgeſetze, Kleidermandate und dergleichen gegeben, erneuert, verbeſſert, vermindert, wieder durchgeſehen, vermehrt, verſtrengert, und ach! die böſe Welt! Alles umſonſt. Es ging, wie mit allen ſogenannten Sittengeſetzen: ſie beſſerten nicht, ſondern verſchlimmerten

die Menschen, führten zur Umgehung, zu Betrug und Heuchelei und wurden am Ende vergessen.

Der Erfolg hat bewiesen, daß diejenigen Herren, welche solche Gesetze und Mandate machten, oder noch heutiges Tages Lust hätten, zu machen, zwei Dinge nicht wußten, die sie, als wohlweise Herren, vor allen Dingen hätten wissen sollen. Sie kannten nämlich nicht die Grenzen der bürgerlichen Gesetzgebung, daß man keine Gesetze geben müsse, die sich nicht genau vollziehen lassen. Zweitens wußten sie nicht recht: was Aufwand oder Luxus sei?

Geringer Aufwand war nie verboten, sondern nur der unmäßige. Was ist denn unmäßiger Aufwand?

Der Junker antwortet: Wenn sich der gemeine Kaufmann und Bürger kleidet, wie ich; wenn der reiche Fabrikant bessere Wagen und Pferde hält, wie ich. — Die Stadtfrau sagt: Wenn die Dienstmägde am Ende gepuzt kommen, wie ich, und man zuletzt die Köchin von der Frau des Hauses nicht unterscheiden kann. — Der Stadtbürger sagt: Wenn der Bauer städtisch kommt, und feine Kleider hat, guten Tisch und Wein haben will, wie unser einer. — Der Dorfmagnat sagt: Wenn der Taglohner im Wirthshause so breit thut, wie ich, und so

stattlich angezogen kommt, wie ich. Es sollte sich Jeder seinem Stande gemäß halten.

Wenn man den Leuten, die diese Antworten geben, recht in die Augen sieht, so merkt man wohl, sie ärgern sich nicht über die Verschwendung der Getadelten, nicht über das vermeinte Sittenverderbniß. O nein, wenn die Menschen nur einen äusserlichen Unterschied des Standes gelten lassen wollten, man würde ihnen dafür alle andere Verschwendung gelten lassen. Es ist nur dem öffentlichen oder heimlichen Hochmuth und Stolz um äussern Unterschied des vornehmer sein wollenden Standes zu thun. Man will nicht geringen Leuten äusserlich gleich sehen. Man möchte etwas voraus haben vor ihnen. Es ist also die Thorheit (denn Stolz und Hochmuth sind Thorheit), welche gegen den Aufwand eifert; man will damit nichts weniger als Sparsamkeit, Bescheidenheit und Gottesfurcht befördern. Aber man nimmt diese zum Vorwand, damit die Thorheit doch nicht aller Welt nackt und bloß hingestellt sei und erkannt werde.

Daher findet man die mehrsten Aufwandsgesetze und Kleidermandate in alten Gemeinwesen; da am meisten, wo die Freiheit des Volks anfing, in der Aristokratie unterzugehen; wo man standessüchtiger wurde und durch äussere Aus-

zeichnungen ein Ansehen erpressen wollte, das man auf andere Art sich nicht gut zu verschaffen wußte. Der Stolz wurde dort Gesetzgeber.

Heutiges Tages, gottlob! ist man in dem Stück, wo nicht vernünftiger und besser, doch etwas klüger geworden. Auch gibt es bei uns keine hohen und keine niedern Stände. Jeder hat im Staate so viel Recht, zu sein und zu gelten, wie der Andere, wenn er es durch Kopf, Herz und Geld vermag. Wir haben Patrizier und Junker, die vergantet werden; und Bauern, die sich zu Feldherren oder zu höchsten Staatswürden erheben. Es gibt Stadtfrauen, die nicht wissen, woher das Geld zu Hemden für ihre Jungfer Töchter borgen, und Bauerweiber, welche im Schafft große Biegen weißer Wäsche aufschichten. Und das ist für den Staat kein Unglück, sondern nur für die hochmüthigen Armen, die nicht zu arbeiten und zu sparen verstanden, oder nichts gelernt hatten.

Was ist denn aber eigentlich unmäßiger Aufwand? Es ist ein Aufwand ohne Maas und Verhältniß (nicht zum Stande, sondern) zum Vermögen dessen, der ihn macht. Wer jährlich für seine Bedürfnisse und Bequemlichkeiten so viel oder mehr Geld ausgibt, als er im Jahre einzunehmen hat, der macht verschwenderischen Aufwand im Verhältniß zu seinen Kräften. Die

Pfeife Tabak, das Uhrband, welches für den reichen Mann unbedeutende Kleinigkeit ist, kann für den armen Mann, der kaum zu beissen und zu brechen hat, närrischer, tadelnswerther Luxus oder Aufwand sein.

Wäre es aber nicht lächerlich, einem reichen Mann darum, weil er Fabrikant, Handwerker oder Bauer ist, zu verbieten, Geld für Mobilien, Kleider, guten Tisch, Kutschen und Pferde auszugeben, und ihn zu zwingen, sein Geld zu behalten, folglich auch arbeitsamen Leuten weniger zu verdienen zu geben?

Wer aber kennt genau Einnahmen und Vermögensumstände des Andern? Wie kann man also gerechte Aufwandsgesetze machen? Und wenn der einfältige Hochmuth sie macht und eine Zeit lang durchdrückt, bessert er damit einen einzigen wirklichen Verschwender? Nein, denn wenn der das Geld nicht für Kleider ausgeben kann, so gibt er es schlechten Dirnen, versäuft's, verspielt's, oder bringt's auf andere Weise an Mann.

Aufwandsgesetze sind also gesetzgeberische Thorheiten; und Regierungen, welche sich dahin verirrten, verschlimmerten die Sitten, hemmten den freien, lebhaften Geldverkehr, und raubten dem Bürger das heilige Recht, mit seinem Eigenthum nach bestem Wissen zu schalten, wie es ihm, ohne Schaden Anderer, gefiel.

Der Stolz wird das freilich nicht gelten lassen wollen, und mit scheinheiliger Pfiffigkeit sagen: Man muß den Aufwand beschränken, damit er nicht immer ärger wachse. Denn das Beispiel der Pracht und Ueppigkeit der Reichern oder der höhern Stände reizt den gemeinen Mann zur Nachahmung, und dann will es Einer dem Andern zuvorthun, und es ist nicht abzusehen, wo es mit dem Luxus enden wird.

Antwort: Du Thor, es wird mit dem Geldvorrath enden. Weiß du das nicht? Hat der Verschwender sein Geld andern Leuten gegeben, so behalten sie es. Wenige werden mehr Geld ausgeben, als sie haben, und Niemand borgt dem, der Aufwand machen will, wenn er nicht mehr bezahlen kann. — Daher ist gekommen, daß seit Jahrhunderten immer über unmäßigen Aufwand geklagt worden ist, und die Schweizer doch nicht am Bettelstab gehen.

Wollet ihr nicht den Aermern zu bösen Dingen verführen: so — verführt nicht! Wollen die Gesetzgeber und Regenten im Vaterlande Sittenein-falt befördern, nun, so geben sie nur selbst dazu das ehrwürdige Beispiel! Sitteneinfalt aber besteht nicht in Schnitt und Stoff des Rocks, sondern in Stoff und Zuschnitt eurer Gesinnungen; in Bescheidenheit und Beförderung alles Guten, ohne Unmuth, ohne Hochmuth, ohne Uebermuth.

3. Heilige Tage.

In der vergangenen Charwoche, welche in allen Welttheilen von der gesammten Christenheit mit besonderer Andacht begangen wird, stieg mir Mancherlei zu Sinn, das vielleicht werth ist, beherziget zu werden.

Zuerst dacht' ich in meinem Herzen: Warum denn evangelisch-reformirt? Warum denn römisch-katholisch? Sind wir nicht allzumal Kinder des himmlischen Vaters? Sind wir nicht allzumal Bekenner des Herrn, darum wir Christen genannt werden? Sollten wir nicht allesammt eine einzige christliche Kirche bilden, alle einerlei Bekenntniß, Gottesverehrungsart und Tempel haben?

Nein, dachte ich bald darauf: das kann nicht sein, das soll nicht sein, weil Gott selbst es anders gefügt hat in seiner Weisheit. Es wäre wohl anders, wenn es sein Wille gewesen wäre. Aber er selber legte die unendlichste Mannigfaltigkeit in das Reich des Erschaffenen, also, daß selbst kein Blatt dem andern von demselben Baume gleich ist. Unter den vielen Millionen Menschen, die auf Erden gelebt haben und noch heute leben, hat man noch nicht zwei gefunden, die sich einander vollkommen gleich gesehen hätten; alle sind in ihrem Aeusserlichen unter sich verschieden. Warum sollte es nicht ihr Inneres sein? Schon eine

wärmere oder kältere Weltgegend, ein reicherer oder ärmerer Erdboden, eine bessere oder schlechtere Erziehung, ein freundlicheres oder härteres Schicksal, ja selbst ein jugendliches oder vorgerücktes Lebensalter bringt Verschiedenheit in die Ansichten, Meinungen und Hoffnungen der Menschen. So will denn Gott in allerlei Tempeln, in allerlei Sprachen und auf allerlei Weise verehrt und geliebt sein.

Wird auch wohl ein Vater oder eine Mutter von den Kindern im Hause einerlei Art und Weis der Vorstellungen und der Hochachtung und Zuneigung begehren? Nimmermehr! Vater und Mutter werden von allen ihren Kindern geliebt und verehrt, aber doch von jedem Kinde auf eine andere Weise. So lieben auch Aeltern ihre Kinder zärtlich, und dennoch jedes einzelne Kind auf andere Art. Kein Vater, keine Mutter wird wegen dieser Verschiedenheit, welche Gott in die Natur gelegt hat, eins der Kinder verfluchen und auf ewig verstoßen. Sollte Gott grausamer sein, als der Mensch? — O, das sei fern von mir, die Gotteslästerung zu denken.

Also sei es! — Wir Katholiken und wir Reformirte sind Gotteskinder und Christusjünger allesammt, wenn auch in verschiedenen Kirchen. Das soll so sein. Und wir sind nebenbei noch gute Schweizer und Eidsgenossen.

Da fiel mir nun der allgemeine Buß- und Bettag der Eidsgenossenschaft ein, der gar kein allgemeiner Buß- und Bettag ist. Denn ein Kanton feiert ihn heut, der andere morgen. Das rührende und herzerhebende Ereigniß, daß alle Eidsgenossen im ganzen Vaterlande, für sich, für's Vaterland, freiwillig und einig, wie Brüder eines und desselben Hauses, am gleichen Tage, in gleicher Stunde, betend ihre Knie beugen vor dem Allerhöchsten, — nicht das einmal kann sich die christliche Eidsgenossenschaft geben? — Hier, eben hier, wo Religion und Vaterland, wie sonst nie, in einem Festtag zusammenschliessen, hier dauert die Trennung fort. — Und woher diese Trennung? Sie entsteht gar nicht aus der Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses; das sei zur Ehre der Schweiz gesagt; denn reformirte und katholische Kantone feiern den heiligen Tag mit einander, aber nicht alle zugleich. Und warum denn nicht? Wer weiß es? Da walten Nebenrücksichten, die triftig genug sind, die Hauptrücksicht, daß die Schweizernation als eine einzige und untheilbare Nation, in ihren zweiundzwanzig Staaten vor Gott und Menschen verbrüdert erscheine, hintanzusetzen. — Das thut vielen wohlgesinnten Männern des Vaterlandes in allen Kantonen und in jedem Glaubensbekenntniß weh und leid.

Nun, was noch nicht ist, kann und wird einst

werden und geschehen. Was heute nicht geleistet wird, das werden unsere Söhne vollbringen zur Ehre des Schweizerlandes. Haben doch auch wir schon Manches vollbracht, das den Vorfahren zu schwer schien. — Sind wir doch in wichtigern Dingen Schweizer, und in der Feier anderer religiöser Hauptfeste als Christen einmüthig.

Halt! rief ich bei mir selber, auch da ist ja statt Einmüthigkeit Zweimüthigkeit!

Denn unter den heiligen Tagen der gesammten Christenheit zum Gedächtniß des Welterlösers ist's einer der heiligsten und feierlichsten, den einige Kantone mit Würde begehen, den Andere aber zum Werk- und Arbeitstag machen. Das ist der Charfreitag, der Todestag Jesu am Kreuze, der vollendende Tag der Weltversöhnung!

Was würden wir sein, wäre er nicht für uns gestorben? — Er starb für uns..

Wenn uns auch nur ein geliebter Freund hingeschieden ist, und wenn wir auch seinen Geburtstag, sein Namensfest, vergessen hätten: kommt der Tag zurück im Jahre, da wir den Geliebten verloren hatten, wir feiern ihn mit einem Seufzer, mit einem Wunsch, wohl mit einer Thräne. — Und wenn nun dieser Freund sogar sich für uns in den Tod hingeopfert hätte, wer würde so gefühllos sein, bei der Wiederkehr des Tages ihn

nicht in höherer Stimmung zu feiern? — Es ist ja so natürlich, so menschlich schön. Solche Herzensfeiertage hat jeder Vater, jede Mutter, jedes gute Kind. Sollte sie nicht auch der Christ haben? — Warum verbinden wir nicht auch das Natürliche, das Menschlichschöne überall mit der Religion? Wo wäre dies mehr als beim Charfreitag der Fall?

In vielen christlichen Ländern wird er als der feierlichste unter allen Festtagen des Jahrs begangen.

Es ist auffallend, daß man diesen großen, rührenden Entscheidungstag für die gesammte Menschheit je wie einen gemeinen Werk- und Arbeits-, oder höchstens nur wie einen halben Feiertag betrachten und behandeln konnte. Und doch geschah es, während man andere Feste, Namenstage der Heiligen, Maria Verkündigung u. s. w. festlicher beging.

So thut es nun dem Gemüth zartfühlender Christen wohl, zu erfahren, daß schon in verschiedenen Kantonen der Eidsgenossenschaft jetzt mit Ernst daran gedacht wird, dem für die gesammte Menschheit hochwichtigen Gedächtnißtag des Welterlösertodes, dem Tage, an den durchs ganze Jahr Messe und Abendmahl zurückerinnern, und der doch selbst nie mit gebüh-

render Würde gefeiert wird, seine heilige Würde zu geben. — Das wissen gute Christen ihren christlichen Obrigkeiten Dank.

Sylvester 1814. Sylvester 1824.

Sylvester Anno 24. Ei, ei, Herr Bruder Sylvester vom Jahr 1814, bist du nicht längst aus dieser Zeitlichkeit ins Ewige versetzt? Was fällt dir ein, wieder zu erscheinen? Die Menschenkinder kennen dich nicht mehr.

Sylvester Anno 14. Was hab' ich mit dem Geschlecht der Menschen zu schaffen? Dich zurückholen will ich in den Palast unserer Mutter, der Zeit; dein Urlaub ist vorüber. Du hast deine Rolle ausgespielt in der Welt.

A. 24. Schon? Es thut mir leid. Ich hatte noch große Dinge vor. Wer weiß denn, ob's mein Nachfolger Anno 25 so klug anstellt, wie ich? Er kann mir alles wieder verderben. Doch ich habe ihm Werg genug an der Kunkel zum Abspinnen gelassen. *)

*) Flankt am Spinnrocken.

A. 13. Lieber Bruder, wir haben es, wie die Sterblichen; beginnen viel und enden es nie. Denke nur an meine Regierung, wie viel ich anfing zum Beſten der Menſchheit und wie wenig vollendet iſt! — Unſer Bruder von 1804 machte mir ſogar bittere Vorwürfe, ich hätte ihm alles Gute zerſtört, wozu er den Grund gelegt.

A. 24. Was? vor zwanzig Jahren ſchon wollte der Naſeweis von 1804 den Grund zu allem Guten in der Welt gelegt haben? Welche Tollheit! Was hatte er denn gethan? Höchſtens guten Wein gemacht.

A. 13. Ei nun, Brüderchen, unſer Kamerad 1804 mochte es in ſeiner Art gut gemeint haben. Er behauptete, er habe den unſeligen Revolutionen in Frankreich, in Deutſchland, in der Schweiz, in Italien ein glückliches Ende gegeben, indem er den Napoleon auf den Kaiſerthron ſetzte. Er hatte große Plane, wollte die Europäer zu einer großen Familie, das Weltmeer von der Uebermacht der Engländer frei, aus den Klöſtern Fabriken machen. Aber ſo gut er es meinte: ſo häßlich hatte er ſich in den Mitteln verrechnet, die er zur Erreichung ſeiner ſchönen Entwürfe wählte.

A. 24. Allerdings. Wie konnte der Einfaltspinſel auch den Napoleon zu ſeinem Werkzeug machen, der hintennach von allem Guten das Gegentheil that!

A. 14. Wie gesagt, er irrte. Denn Napoleon brachte, statt des ersehnten Weltfriedens, den Weltkrieg; er beleidigte und verhöhnte das Völkerrecht, er machte die Welt nicht frei, sondern von seinen Gewaltsprüchen abhängig. Darum warf ich ihn vom Thron.

A. 24. Richtig! Du beurtheilst ihn noch viel zu schonend, Herr Bruder. Ich schimpfe viel ärger auf ihn. Ich sage, es war keine gute Faser an ihm. Ich sage: alles was er gethan, war Teufelswerk.

A. 14. Brüderchen, du gehst zu weit. Doch, wir wollen darüber nicht streiten. Genug, ich stürzte den Napoleon vom Thron, stellte überall, soviel ich konnte, die gute Ordnung, den Frieden der Welt, die Freiheit der Völker, die Legitimität wieder her, und setzte an die Stelle der soldatischen Gewalt Biederſinn und Religion. Ich verhieß den Völkern überall der Bildung des Jahrhunderts angemessenere Verfassungen; versprach Freiheit des Handels . . .

A. 24. Halt ein, Herr Bruder, halt ein!

A. 14. Ich hob die schlimme Willkühr der Gewalthaberherrschaften auf; hob die napoleonische Polizei in allen Winkeln auf, damit Jeder wieder unverdächtigt athmen und reden konnte; löſete die Buchdruckerpreſſe von den Fesseln der Zensur, wo-

rin ſie durch Furchtſamkeit vor Napoleons Macht geſchlagen war; hob die . . .

A. 24. Halt ein, biſt du toll, Bruder Sylveſter? Dein Geſchwätz iſt noch ganz in dem gottloſen, revolutionären Geſchmack jener Napoleonszeit. Das iſt vorbei! Wir leben, dem Himmel und ſeinen lieben Heiligen ſei Dank, in einem viel glücklichern Zeitalter. Die Menſchheit hat ſeitdem gute Fortſchritte zu ihrem wahren Wohlſein gethan. Nie vergißt ſie mein!

A. 14 Heil dir, mein edler Bruder! So iſt der Friede der Menſchheit wieder allenthalben hergeſtellt?

A. 21. Vollkommen, Herr Bruder, ausgenommen nur in Nord- und Südamerika, in Portugal, Spanien und Griechenland nicht. In Deutſchland brummt, in Frankreich und Italien ſummt man. Aber man führt da keinen Krieg! die Völker würgen ſich nur unter einander ſelbſt. Daran ſind die Liberalen Schuld.

A. 11. Und was iſt aus den Verfaſſungen geworden, die dem Fortſchritt der menſchlichen Einſicht angemeſſener werden ſollten?

A. 24. Die Völker haben nun ihre Freiheit: zwar nicht die dem Jahrhundert, ſondern die den Völkern und der öffentlichen Ruhe angemeſſen erachtet iſt. Und nun ſteht Alles zufrieden und feſt.

A. 14. Ich will hoffen, das bestehe nicht durch Zwang, sondern durch Weisheit und Religion und Bruderliebe.

A. 24. Freilich, freilich! Die Religion triumphirt. Die Klöster sind wieder hergestellt; die Jesuiten sind wieder in Thätigkeit und Ehren. Es geht Alles vortrefflich, sogar in der Türkei, wo der fromme Großsultan hoffentlich künftiges Jahr die christlichen Griechen ausgerottet haben wird, die gegen seine Legitimität Zweifel aufwarfen.

A. 14. Auch herrscht also nicht wieder jener allgemeine Handlungszwang, den Napoleon einführte, und den ich zerbrach?

A. 24. Durchaus nicht. Wir haben von Land gegen Land nur etliche Einfuhr-Verbote, einige Mauthen, verschiedene Zölle, etwas Retorsionen, aber auch Handelskonkordate; — so daß man sich's nicht besser wünschen kann. He, warum machst machst du ein bedenkliches Gesicht?

A. 14. Du erzählst mir wunderliche Dinge!

A. 24. Du denkst mich wohl gar? Lieber Freund, gib dich zufrieden. Es können nicht Alle gleiche Gaben besitzen.

A. 14. Sage mir auch, wie dieser neue Zustand nun auf die Dauer befestiget wird?

A. 24. Sehr einfach, bloß durch kluge zartsinnige Polizei und Beförderung religiöser Anstal-

ten. Die Leute gewöhnen ſich endlich an Alles. Die Polizei macht mit ſanfter, unſichtbarer Gewalt gegen Ruheſtörer. Die heilige Inquiſition wird nächſtens auch eingeführt werden, wo irgend möglich. Die Zenſur beſteht ſchon wieder allen Orten, —. nur die Franzoſen und Engländer machen mir noch Querſtriche. Da muß endlich alle Welt auf einerlei Sinn gebracht werden.

A. 14. Läßt ſich denn alle Welt dahin bringen? Ich begreife das nicht.

A. 24. Freilich wohl! Wer anderer Meinung iſt, wird von den geheimen Comité's als Revolutionär, Ruheſtörer, Freimaurer, Jakobiner, Carbonaro ungeſäumt verläſtert. Hilft das nicht, nimmt man noch andere Maasregeln, doch immer mit chriſtlicher Liebe, verſteht ſich.

A. 14. Und du ſagſt, die Menſchheit befinde ſich wohl dabei?

A. 24. Brüderchen, nur allzuwohl! Um die allgemeine Freude ein wenig zu dämpfen, und damit die Leute vor Seligkeit nicht närriſch würden, mußt' ich ſogar etwas Unglück ſenden. Ich verderbte den Wein, verhagelte einen Theil der Schweiz, erſäufte einen Theil Deutſchlands, und goß das Meer über einen Theil Schwedens und Rußlands.

A. 14. Du biſt ein zärtlicher Freund des menſchlichen Geſchlechts!

A. 24. Brüderchen, keine Komplimente unter uns! Hätt' ich nur überall die rechten Leute mit meinem Hagel und Wasser getroffen.

A. 14. Zum Beispiel, wen?

A. 24. Nun, zum Beispiel, den Schweizerboten.

A. 14. Ist der Alte noch immer auf den Beinen?

A. 24. Leider! Er kündigt sogar an, daß er künftiges Jahr wiederkommen wolle. Umsonst ließ ich ihn durch die Zeichen der Zeit, umsonst durch das vortreffliche Zugerblatt*) verlästern, die einzigen guten, geistvollen Blätter in der Eidsgenossenschaft. Ich hoffe aber, mein kurzgelichter Nachfolger in der Regentschaft, Bruder 1825, werde mit Glück in meine Fußtapfen treten, und alles, was nicht nach meiner Einsicht gut war, sammt dem Schweizerboten, verhageln.

A. 14. Horch, horch, Sylveßer! in allen Thürmen schlagen die Glocken zwölf Uhr. Dein Reich ist zu Ende. Fort aus der Welt! Gib Rechenschaft von deinen guten und schlimmen Tha-

*) Damalige Zeitschriften, die in Luzern und Zug erschienen, meistens von katholischen Geistlichen geschrieben, im Geschmack der Pariser Ultrablätter jener Zeit.

ten, von allen Einkerkerungen, Verbannungen, Unterdrückungen, Verläſterungen, Blut- und Thränenſtrömen, welche die Menſchheit dir und deiner Liebe zur allgemeinen Glückſeligkeit danken ſoll! Der Ewige iſt Herr, nicht das flüchtige Jahr, nicht der vergängliche Menſch. Und das, was ewig wahr, gerecht und gut iſt, das iſt ſein Reich!

Die herrſchenden Winde.

Im Jahr 1824.

Die Lehre vom Wind in der Politik, oder in der Staatsklugheit, iſt über die Maßen wichtig. Wer es in weltlichen Dingen nur halb und halb vorwärts bringen will, muß ſich nicht nur auf die berühmte Kunſt der Windmacherei zum Beſten Anderer wohl verſtehen, ſondern auch zum Beſten ſeiner ſelbſt die Kunſt inne haben, den Mantel nach dem Winde zu hängen.

Davon aber, meine andächtigen und auf dieſem Papier vielgeliebten Leſer und Leſerinnen, iſt diesmal die Rede nicht. Sondern der Schweizerbote möchte Euch, wie er oft beim Anfang eines Jahres gethan, eine Ueberſicht vom Zuſtand der Dinge, will ſagen, der Reiche und Völker

von Europa geben, damit man die bunten Zeitungsberichte ein wenig besser begreife.

Das läßt sich jedoch nicht wohl anders thun, als wenn man abermals die Lehre vom Wind, und zwar von den herrschenden Winden behandelt, die wir seit geraumer Zeit sausen und brausen hörten. Denn aus der Kenntniß derselben erklärt sich Alles von selbst, und es ergibt sich daraus manche Lehre, die man nicht ungestraft in den Wind schlagen soll.

Seit Anno 1790 bis 1813 ging weltbekanntermaßen vorzüglich der warme, stürmische Fön *) oder Regenwind gar heftig von Westen her. Man hörte lange schon sein Brausen, und Niemand wußte recht, von wannen er komme und wohin er fahre.

Zuerst richtete er mit Regen und Ungewittern in Frankreich große Verheerungen und Ueberschwemmungen an. Die Leute wurden vor Hitze fast närrisch. Der starke Regen löste Alles zu Koth auf.

Der warme Regenwind ging aber weiter; immer von Abend gegen Morgen. Bei uns in der Schweiz, zwischen den Bergen, prallte er von allen Seiten dermaßen zurück, daß er zum wahren Wirbelwind wurde, und Alles umkehrte

*) Fön heißt in der Schweiz der Südwestwind.

und durch einander wischte, daß Niemand wußte, wo ihm der Kopf stand.

Fast noch ärger ward es in den großen Ebenen von Italien und Deutschland. Da zerriß und zerschmiß er die alten Paläste und Hütten, brach starke Ehrensäulen nieder, fegte den Staub aus Archiven und Schreibstuben, wo die Magd seit Jahren nicht gewischt hatte; warf wiedern Andern den Staub in die Augen, daß sie fast blind wurden; schlug viele Tausend Fensterscheiben ein, daß man überall hineinsah, wohin man nie gesehen hatte, und stürzte eine Menge alter Klöster über den Haufen, die noch jetzt nicht alle wieder aufgerichtet sind.

Niemand hatte es bei dem vielen Unglück besser, als die Engländer; denn die segelten immer bei vollem Winde. Rechte Seeleute lassen sich lieber ein wenig Wind um die Nase fahren, als daß sie Windstille hätten.

Wie aber der warme Fön über Preussen und Polen nach Rußland kam, erstaunten die Russen, daß ihnen der entsetzliche Sturm nicht nur Staub und Spreu aus allen Ländern der Welt zuwehte, sondern sogar französische Modewaaren, italienische Nudeln, Schweizerhosen, spanische Mäntel u. s. w. Der Fön fing schon an, das alte nordische Eis zu schmelzen, und viele Leute, denen in der Regel das Maul zugefroren

iſt, begannen zum Erſtaunen der Welt zu reden. Doch ſoll es manch ungewaſchenes Zeug geweſen ſein.

Das dauerte aber nicht lange. Denn der Wind ſchlug um, und es machte ſich plötzlich ein kalter, ſtrenger Nordwind auf, den man bei uns auch die Biſe zu nennen pflegt. Dieſer iſt, wie Jedermann weiß, ſeit vielen Jahren ziemlich herrſchend geblieben. Nun ſtürmte Alles wieder der entgegengeſetzten Richtung zu. War es vorher zu naß, ward es jetzt manchmal zu trocken, war es vorher zu warm, ward es jetzt öfters froſtig und kalt. Der ſchnelle Wetterwechſel vom Warmen zum Kalten verurſachte häufigen Schnupfen und Huſten, was Jedem leid that.

In Frankreich ſtiftete die trockene Biſe allerdings das Gute, daß ſie den Ueberſchwemmungen ein Ende ſetzte, und den ſchlammigen, ſchlüpfrigen, naſſen Boden ſo feſt machte, daß man darauf wieder gehen und ſtehen konnte. Da ſie aber nicht aufhörte, ward aus dem Koth endlich wieder unmäßiger Staub auf den Straßen.

Am übelſten fuhren beim plötzlichen Wehen der Biſe manche Leute in Italien. Die hatten während des heißen Föns zu warm gehabt, hatten, ſich freier und luftiger zu kleiden, Rock und Wamms abgeworfen; ja es gab deren, welche lieber gar im Hemd herumgelaufen wären, wie Hammer-

ſchmiede und Köhler. Nun blies der Nordwind, daß ſie ſchnell nach Hauſe liefen, und ſteife Hälſe und Rücken bekamen.

Im warmen Spanien und Portugal ward es wo möglich noch ſchlimmer. Dort hatten die Leute ſich nicht nur gar leicht gekleidet, ſondern auch, um beſſern Luftzug zu haben, die Fenſter aus den Häuſern, ſogar aus den Klöſtern geworfen. Allein beim Eintritt der Biſe ward's anders. Alles lief durch einander, ſeine Kleider zu ſuchen; Keiner fand die Seinigen, Jeder wollte das erſte Beſte nehmen. Noch jetzt ſchlägt man ſich einander darum mit Fäuſten. Die Mönche aber wollen ihre Zellen recht feſt einmachen.

Die Engländer ihrerſeits, wie ſie beim Fön vollen Wind in den Segeln hatten, finden nun für ihre Schifahrt auch noch bei der Biſe friſchen Wind, beſonders nach Amerika. Wollen ſie gegen den Wind, ſo legen ſie einige Segel bei und laviren, wie ſie es nennen, kommen dabei vorwärts, wenn auch langſam.

Bei froſtiger Witterung ſperren Krähen und Raben ihre Schnäbel gewöhnlich am weiteſten auf. Dieſe Schwarzgefiederten meinen dann wohl gar, ſie ſeien wahre Nachtigallen und Kanarienvögel im Geſang, und krächzen, was ſie mögen.

Es iſt wahr, daß Perſonen, die von Natur lieber Kälte als Wärme ertragen, ſich gar wohl

bei scharfer Luft befinden. Furchtsame Leute versorgen sich schon, als gute Pfiffikusse, mit Fuchspelzen, Bärenhäuten und Marderfellen für den ewigen Winter. Allein sie sollten doch der Pelzwaare nicht ängstlich allzuviel ankaufen! In ihre Felle möchten die Schaben und Motten kommen. Denn, laut uralter Weltordnung, tritt nach dem Winter immer wieder Frühling ein.

Der Eidsgenoß.

Sag' an, wer ist von allen Eidsgenossen
Des großen Namens werth?
Der ist es nicht, der edeln Bluts entsprossen
Mit Lastern es entehrt.

Der ist es nicht, wer immer Freiheit krähend
Voll Neides aufwärts blickt,
Und, steht er obenan, sich thöricht blähend
Die Freiheit niederdrückt.

Der ist es nicht, wer's Vaterland im Munde,
Das Herz im Geldsack hat,
Und in des Herrgotts weiter Weltenrunde
Nichts liebt, als seine Stadt.

Der iſt es nicht, und wär' im Staatsregiſter
Er hochbelobt genannt;
Fort, fort mit dem ſelbſtſüchtigen Philiſter
Uns Lalenburger Land.

Sag' an, wer iſt von allen Eidsgenoſſen
Des großen Namens werth?
Der iſt's, den nicht der Stamm, dem er entſproſſen,
Nein, ſeine Tugend ehrt.

Wer nicht, was er dem Lande ſoll gewähren,
Nach eignem Vortheil mißt,
Nein, für des ganzen Schweizerbundes Ehren
Auch den Kanton vergißt.

Wer jedes Schweizers Schickſal tief empfindet,
Als wär' es ihm geſcheh'n;
Für alle Schweizer, wo Gefahr ſich kündet,
In Noth und Tod will geh'n.

Wer nimmer läßt die Schweizerfahnen wanken,
Und ging's auch blutig zu;
Und Frieden bringt, wo Bundesbrüder zanken,
Wie Niklaus von der Flu'.

Der iſt, mit oder ohne Ehrentitel,
Ein wahrer Eidsgenoß;
Und trüg' er auch nur einen ſchlichten Kittel,
Sein Herz ſchlägt fürſtlich groß.

Nichts soll den Bund der Zweiundzwanzig trennen,
Hebt auf das Glas voll Wein!
Stolz wollen wir uns Eidsgenossen nennen,
Und schwören, es zu sein.

Betrachtung eines alten Krebsschadens.

Der hier im Jahre 1819 vor dem Volke behandelte Gegenstand ward auch auf der eidsgenössischen Tagsatzung zur Sprache gebracht und mit Glück und Weisheit abgethan. Die Heimathlosen wurden den verschiedenen Kantonen zugetheilt; und empfingen theils Niederlassungsbewilligungen, theils wirkliche Heimathen, theils Mittel zur Ueberfahrt und zum Anbau in fremden Welttheilen.

1. Wie der Krebsschaden heile.

Es iſt an der Zeit, daß öffentlich und ehrlich einmal von einem alten und faſt unheilbar scheinenden Krebsschaden vor allem Volke gehandelt werde.

Gleichwie vorzeiten in Aegyptenland die Kranken vor die Hausthür gelegt wurden, um von den Vorübergehenden guten Rath zu ihrer Rettung zu empfangen: so wollen auch wir bei einer schmerzlichen Krankheit unſers geliebten Vaterlandes thun.

Es iſt aber ein Krebsſchade, welchen ſchlechte Landeszucht und üble Landesordnung geſtiftet haben, und der nun von Jahr zu Jahr um ſich frißt, und immer verderblicher und ſchwieriger zu heilen wird, je länger man wartet.

Es ſind in der Schweiz mehrere Tauſend Vagabunden oder Landſtreicher, die meiſtens von einem Tage zum andern nicht wiſſen, wovon ſie leben ſollen, und von einer Nacht zur andern nicht wiſſen, wo ſie ſchlafen können. Sie ſtreichen von Kanton zu Kanton umher, von Schwaben und Schwarzwald bis Wallis, von Bern und Solothurn bis Graubünden und Tirol. Da helfen ſie von Stall zu Stall anſteckende Fieber und Krankheiten verbreiten, wenn dieſe regieren.

Sie hauſiren mit allerlei kleiner Waare, und ſchmälern der Handwerker Verdienſt; ſie freveln ungeſtraft in den Wäldern, und kochen mit geſtohlenem Holze geſtohlene Feldfrüchte. Hin und wieder haben ſie durch ihre Feuerplätze ſchon Waldbrand angerichtet. Was ſie um baares Geld nicht kaufen können, das betteln ſie in Dörfern und auf Landſtraßen; was ſie nicht erbetteln können, das ſtehlen ſie.

Alſo ernährt die Schweiz Jahr aus Jahr ein mehrere Tauſend Strolche und Gauner, die den

öffentlichen Wohlstand des Landes durch nichts befördern. Und die Schweizer, welche sich wegen Uebervölkerung beklagen, also, daß brave Familien nach Amerika auswandern müssen, füttern eine Menge bis jetzt noch ungezählter Landstreicher, die nirgends Bürger sind. Und wir Schweizer, die wir, Gott sei Dank, keinem Gewaltigen auf Erden zinsbar sind, lassen uns gefallen, den Schwärmen heimathloser Landstreicher zinsbar zu sein, deren Erhaltung jährlich gewiß mehrere hunderttausend Franken kostet, wie das leicht zu berechnen ist.

Darum ist Murren und Mißvergnügen, zumal in Kantonen, wo man Ordnung liebt und den Bettel abschafft.

Das Volk klagt, und verliert Liebe und Vertrauen zu seinen Regierungen, von denen er Sicherheit des Lebens und Eigenthums verlangt, und spricht: Es ist im Lande keine Zucht, keine Strenge, keine Wachsamkeit! So spricht das Volk, und wahrlich dies ist keiner der kleinsten Nachtheile, den das Heer der Vaganten in der Schweiz verbreitet.

Aber das Volk weiß nicht, daß es seinen Regierungen Unrecht thut. Denn es ist unmöglich, daß eine einzelne Regierung im Stande ist, dem schandbaften Unwesen im ganzen Schweizerlande ein Ende zu machen. Dazu müssen alle

eidsgenössische Obrigkeiten redlich und einträchtig Hand in Hand schlagen, sonst geht es nicht.

Wenn schon eine einzelne Regierung streng eingreift mit Prügeln und Kerkern, Zuchthäusern und Schellenwerken, was hilft es? Das heißt das Unkraut blätterweis rupfen; es wächst hintennach kräftiger. Rottet Wurzeln und Samen aus!

2. Von der Wurzel des Krebsschadens.

Die heimathlosen Landstreicher stammen aus früherer Zeit, und haben mancherlei Ursprung. Ich will zum Beispiel einige ältere Wurzeln nennen; aber die treiben fort und fort auch junge.

1. Zigeuner; die kamen vor einigen Jahrhunderten aus fernen Ländern auch in die Schweiz, nährten sich mit Betteln, Stehlen, und sagten leichtgläubigen, dummen Leuten wahr. Oft, wenn die Alten unter Rad und Galgen starben, blieben ihre Kinder zurück; die wurden auf Kosten der Regierungen mitleidig großgefüttert, und dann ließ man sie taufen und laufen, ohne ihnen eine Heimath zu geben. Hier und da steckte man etwa einen Burschen unter die Soldaten; aber solch ein Kerl kam oft als Bettler oder Bösewicht zurück, und blieb Landstreicher. Die Kinder schlagen selten aus der Art ihrer Aeltern.

2. Deserteurs, oder Leute, die aus frem-

dem Soldatendienst oder sonst wegen Vergehen und Verbrechen in die Schweiz liefen, hier sich mit Hausiren und Betteln durchbrachten, von geldgierigen Landvögten Toleranzscheine kauften, heiratheten und Kinder zeugten, ohne bleibende Heimath.

3. Unehelliche und Fündlinge. Das war vorzeiten also: Städte und Obrigkeiten strafften den Kindermord mit dem Tode; aber wenn die unglücklichen Kinder am Leben blieben, versagten ihnen die Gemeinden und Obrigkeiten ehrliche Heimath, und machten auf solche Weise aus den Unglücklichen Landstreicher, Taugenichtse und Verbrecher.

4. Verurtheilte und Verbannte aus Kantonen fanden in andern Kantonen bei bestechlichen Beamten, besonders in den ehemaligen gemeinen Vogteien, für ein Stück Geld Aufenthaltsbewilligungen. So waren der Heimatlosen wieder desto mehr, die sich durch ihre Kinder fortpflanzten. Kann man sich überhaupt etwas Völkerrechtwidrigres denken, als daß es einst Schweizerstaaten gab, die, um Zuchthaus- und Henkerkosten zu sparen, ihre Schelmen verbannten, und sie den angrenzenden Ländern freundnachbarlich aufbürdeten!

5. Konvertiten, das heißt, Leute, welche die reformirte Religion verließen, und deswegen ihr altes Heimathrecht verlieren mußten. Nun

gingen sie in katholische Kantone und Gegenden, und dachten da ein besseres Auskommen zu finden. Sie fanden am Ende nur den Bettelstab, und blieben ohne Heimathrecht. Von diesen sogenannten Konvertirten stammt ein großer Theil der heutigen Vagantenfamilien im Schweizerlande ab.

Das sind alte Wurzeln unsers Krebsschadens, aber sie treiben wieder junge. Die Landstreicher mit ihren Söhnen und Töchtern verheirathen sich unter einander. Auf Sammelplätzen, in Wäldern, auf Jahrmärkten, in den Ställen u. s. w. werden Ehen geschlossen. Für ein paar Thaler gibt es schon da und hier einen mitleidigen Pfarrer, der die jungen Leute kopulirt. Die Trauung geschieht meistens des Nachts; Zeugen sind dabei gewöhnlich der Siegrist und die Köchin. Und daß der Segen fruchtbar sei, beweisen die Vagantenweiber, die man selten sieht, ohne daß sie auf Nacken und Armen, oder auf Karren ein paar kleine Kinder schleppen, ungerechnet die baarfüßigen Trabanten, die voraus oder hintennach laufen.

So mehrt sich das Uebel durch Unordnung und Sorglosigkeit. Freilich, wenn den Leuten auch kein Pfarrer die Ehen einsegnet, so segnen sie sich im Nothfall wohl selbst ein.

Zu den in der Schweiz altherkömmlichen Vagabunden kommen dann auch frische Rekruten

aus andern Ländern, wenn die Grenzorte nicht die größte Strenge und Aufmerksamkeit haben.

So ist man noch nicht einmal über Zahl und Menge aller Vagabunden in's Reine gekommen, die und deren Aeltern und Vorältern in der Schweiz geboren sind, und die in keines andern Herrn Land geschickt werden können. Ist das nicht traurig? Ja, es ist auch nicht daran zu denken, daß man je dazu gelange, so lange es leider Kantone gibt, wo man alles Lumpengesindel ungestört Schlupfwinkel finden läßt, wenn man es in andern ordnungs- und polizeiliebenden Kantonen zusammentreiben will.

Darum ist gut, daß von dem Krebsschaden öffentlich und vor aller Welt gehandelt werde, damit das Volk nicht unbilligerweise Regierungen anklage, die das Gute wollen, und doch nicht durchsetzen können.

3. Der Vagabunden Leben und Treiben.

Die Leute nun leben, wie sie können, und sterben, wo sie müssen. Man muß nicht glauben, daß sie ohne Ausnahme fehlen. Es gibt unter ihnen noch redliche Leute, die gern arbeiten, sich ehrlich nähren, und für ihre Kinder einen Sparpfenning zurücklegen. Aber derselben sind wohl nicht viel; besonders wenn etwa die Noth groß

wird, oder wenn die Gelegenheit zur Sünde gar zu sehr lockt.

Von Kindheit auf lernen sie betteln, naschen, sich in Wäldern, Feldern und Ställen umhertreiben, und ihren Unterhalt auf leichte Art gewinnen. Dessen gewohnt, ist ihnen keine Lebensart lieber. Selten kann man sie dahin bringen, daß sie sich an unser regelmäßiges, bürgerliches Leben anschliessen.

Als Krämer, Kesselflicker, Scheerenschleifer, Zinngiesser ziehen sie Land auf und ab; oder flechten Körbe, Weiden wachsen überall; oder machen Knopfformen, denn bei Städten, Klöstern, Wirthshäusern und Schindangern finden sich Knochen genug; oder machen Haarschuhe, weil sie dazu Baumwollensäcke fast umsonst bekommen; oder fangen Vögel, richten Hunde ab; oder sind Musikanten auf Jahrmärkten, Hochzeiten, Kilben u. s. w.

Buben und Mädchen laufen so mit; und sind sie groß, laufen sie zusammen und davon, und treiben nach Art der Aeltern eigene Wirthschaft. Zur Trauung zeigt sich schon ein bischöflicher Kommissar bereit.

Wenn das Weib seine Niederkunft nahe spürt, sucht es bei einem reichen Bauer, den man auswählt, Nachtherberge. Dann wird der Hausfrau der unabänderliche Umstand bekannt gemacht, und ihr Mitleid erregt. Man kann doch die Person

nicht auf der Straße liegen laſſen. Iſt das Kind da, erbittet man aus dem Hauſe einen Gevatter, einen andern im Dorfe dazu. Nach einigen beauemen Kindbett-Tagen packt man Kind, Wiege, Geräth u. ſ. w. auf den Rücken, und zieht weiter, bis es wieder ſo kömmt.

Sommerszeit übernachten die Familien auch wohl im dichten Gebüſch der Wälder, bei ihren Feuerplätzen; es werden Hütten geflochten, Höhlen gemacht. Da ſind die Findemich-Plätze der ſonſt Zerſtreuten. Da werden Mehl, Anken, Milch, Brod und was ſonſt von Weibern und Kindern gebettelt iſt, zuſammengebracht; da wird gebacken, geküchelt, geſchmauſet, getanzt. Iſt gute Polizei im Lande, und darf man nicht betteln, ſo macht man Entwürfe, nächtlicher Weile in Küche und Keller einzubrechen bei den Bauern; ſtiehlt Brod, Butter, Mehl, Wein, Geld, das Fleiſch aus den Kaminen, die Schafe und Schweine aus dem Stall. Andere nehmen das Obſt von den Bäumen, und plündern Feldfrüchte und Gärten. Davon kann man ſchon leben.

Doch beſſer ſchläft ſich's Sommers auf Stroh im Tenn, Winters im warmen Stall. Darum kommen Weiber und Kinder gern Abends ſchaarenweiſe in Dörfer, noch lieber in abgelegene Höfe, betteln um Nachtlager, um Lebensmittel, und bleiben. Wird's dunkel, kommen die Männer.

Wer kann ſie wegweiſen, zumal an abgelegenen Orten? Man könnte Unglück davon haben. Man weiß von Feuersbrünſten. Alſo quartiert ſich das Geſindel ein. Der Bauer gibt ihnen Abends und Morgens genug zu eſſen. Die Weiber gehen in die Küchen, und kochen Brei für die Kinder, wärmen Milch u. ſ. f. Was ſoll man thun? — In der Frühe zieht Alles wieder mit Sack und Pack ab; die Mannſchaft in Wälder, das Weibsvolk mit den Kindern bettelnd durch die Dörfer. — So brandſchatzen ſie das Land Jahr aus Jahr ein, und die Obrigkeiten ſehen es, und ändern es nicht.

Die Horden dieſer Landſtreicher bleiben nie lange in einer und derſelben Gegend. Das hat guten Nutzen für ſie. Denn erſtens fallen ſie dadurch Einzelnen nie zu ſehr läſtig; zweitens können ſie gefahrlos in andern Gegenden verzehren oder verkaufen, was ſie geſtohlen. Gewöhnlich ſucht man nach geſchehenen Diebſtählen die Thäter nur in den Nachbarſchaften; indeſſen verhält ſich die Polizei der andern Gegenden ruhig, oder erfährt von entwendeten Dingen erſt ſpät, weil die Botſchaft davon nach dem Hauptorte, vom Hauptorte an die Obervolizei des Nachbarlandes, von der Obervolizei wieder an die Unterbeamten geht. Mittlerweile iſt das Geſtohlene verbraucht oder verkauft; die Diebe kommen in Jahr und Tag nicht wieder auf die alte Stelle, die unterdeſſen

von andern Landſtreichern beſucht iſt, welche an Allem unſchuldig ſind, aber es zur gelegenen Zeit nicht beſſer machen.

Was hilft alſo die beſte Polizeianſtalt in einzelnen Kantonen, wenn nicht alle ſich zur Abſtellung dieſes Hottentottenweſens vereinigen wollen? Die Gauner lachen nur zu dem, was geſchieht, und machen Lieder darauf.

Um der Polizei noch beſſer zu entkommen, haben dieſe Menſchen ihre eigene Gegenpolizei. Dieſe beſteht in vielfältigen Veränderungen ihres Aufenthaltes. Wenn Bekannte zuſammentreffen, reden ſie auf Jahrmärkten, Sammelplätzen in Wäldern u. ſ. w. ab, wo ſie einander wieder finden wollen; was ſie hier und da von dem und dieſem vernommen, und wonach ſie ſich im Nothfall richten können. — Ferner hat jedes ſeinen beſondern Spitz- und Uebernamen, ohne Kenntniß derſelben man ſie nicht unterſcheiden kann. — Ferner iſt unter ihnen angenommener Grundſatz, daß ſie einander vor Richtern und Beamten nie kennen wollen. So iſt's ſchon häufig geſchehen, daß Eheleute, Aeltern und Kinder und Geſchwiſter läugneten, ſich je geſehen zu haben. — Ferner ſprechen ſie unter einander jäniſch, das heißt, ſie geben gewiſſen Dingen eigene, Andern unverſtändliche Benennungen. So machen ſie den Hausvater zum Gaſchi, die Hausfrau zur Muſch, den Wein zum

Hohl, das Brod zum Lehm, den Pfarrer zum Senz, den Pfarrhof zum Senzgut, das Kloſter zum Polente, das Bettla zum Fecken oder Schnurren, den Dieb zum Schnei oder Müſſer.

4. Der Landſtreicher Elend.

Wenn ſich auch jene Menſchen bei ihrer verwerflichen Lebensart ganz wohl befinden mögen: iſt nicht das bloße Daſein einer zahlreichen, von Bettelei und Diebſtahl lebenden, in Verwilderung aufwachſenden Menſchenklaſſe, die Keinem angehört, der bitterſte Vorwurf gegen die öffentliche Verwaltung der Landesregierungen? — Fällt ihnen auch nicht das Entſtehen einer ſolchen Menſchenklaſſe zur Schuld: doch aber das Fortbeſtehen derſelben zur großen Plage des Landmanns, des Städters, des Reiſenden! Wohl haben dies viele unſerer Regierungen gefühlt, aber, wie es ſcheint, viele hingegen nicht, ſonſt wäre dem ſchon längſt ein Ende gemacht!

Und wird nicht bald Ende gemacht, ſo wird Bettel und Brandſchatzung der Strolche, die öffentliche Unſicherheit im Lande größer, das Murren des Volkes lauter und gerechter; denn die furchtbaren Landſtreicherfamilien vermehren ſich unaufhörlich von Jahr zu Jahr, und alle wollen und müſſen leben.

Es ist fast unglaublich, daß in einem Lande, wo Klagen wegen Uebervölkerung erschallen, eine große verzehrende und zerstörende Menschenklasse, die dem gemeinen Wesen nichts hilft, gleichmüthig geduldet und gefüttert wird, ohne daß man ernst und einträchtig an Abhilfe denkt.

Aber diese Menschenklasse selbst ist für jeden Menschenfreund schon ein Gegenstand des Erbarmens, und wahrlich der Erbarmung würdig. Warum schweigen denn die Menschenfreunde?

Denket euch, da sind Tausende, sie sind Menschen, wie ihr, die in der Welt Gottes kein Vaterland haben; keine Spanne Erde, die ihr Eigenthum wäre; keine Heimath unterm Himmel; keine Hütte; keine väterlich sorgende Regierung; keine Kirche; keine Schule! — Da ziehen sie umher, von der Gesellschaft rechtlicher Menschen ausgestoßen; Gegenstände der Verachtung, des Ekels, Erben ewiger Armuth von Geschlecht zu Geschlecht; überall verdächtig, überall zurückgeschoben, überall verfolgt!

Man sammelt ja Geld, und schickt Missionen unter die Heiden, um sie zum christlichen Glauben zu bekehren. Warum sehet ihr auf entfernte Länder? Die Heiden wohnen ja wahrlich mitten unter euch.

Die Kinder sehen die Beispiele ihrer Aeltern,

und hören die läſterlichen Reden und Geſchichten der Erwachſenen. Sie kommen in keine Schule; keine Obrigkeit hält ſie dazu an. So wachſen ſie unwiſſend auf neben dem Thier des Waldes und des Stalles. Ihre guten Anlagen werden zu böſen, und ihre Herzen haben kaum eine unſchuldige Jugendzeit.

Was wiſſen ſie von Religion? Wer weihet ſie durch anhaltenden Unterricht in das Allerheiligſte des chriſtlichen Glaubens ein? — Dann und wie oft gehen ſie zur Kirche? Und die einmal dahin gehen, mit welchen Begriffen, mit welchem Gemüthe gehen ſie hin? Der und dieſer macht eine Zeremonie mit. Der und dieſer fühlt's, was ihm Noth thut. Er möchte Gott ſuchen; aber wo findet er den Wegweiſer? — Er ſinkt dumpf und unbeholfen in ſein Heidenthum zurück. Auch die Heiden machen ja Zeremonien; auch die Heiden plappern ja lange Gebete. Iſt das aber Chriſtenthum?

Und ſolcher Unglücklichen leben ſo viele mitten in einem chriſtlichen Lande!

5. Welchen großen Schaden die Heimathlo, ſen bringen.

Das ſage ich, und iſt ein wahres Wort: Ein Jeglicher, der in der Welt keinen nützlichen Beruf betreibt, iſt für die Wohlfahrt des gemeinen

Weſens ein gefährlicher Menſch, er ſei ſehr reich oder ſehr arm. Denn der reiche Müßiggänger wird aus langer Weile mit ſeinem Geld glauben Alles durchſetzen zu können; wird nach Oberherrſchaft ſtreben, Weiber drücken, Wüstlinge pflanzen u. dgl., und der arme Müßiggänger wird zum Zeitvertreib betteln und ſtehlen, und noch Aergeres treiben.

Strolche und Landſtreicher vermehren den öffentlichen Wohlſtand der Gemeinden und Kantone nicht; aber ſie helfen ihn verzehren, ohne durch Arbeit Erſatz zu leiſten. — Und das iſt ſchon großer Schaden. Die Schweiz würde jährlich um ſo viel Summen reicher ſein, als die Landſtreicher zu ihrer Erhaltung gebrauchen, wenn dieſe Landſtreicher nicht mehr vorhanden wären.

Bildet euch nicht ein, daß dieſe Summe gering ſei. Wir wiſſen, daß in mehrern Kantonen ganze Gemeinden und Gegenden längſt klagen: „Alle Gebühren, die dem Staate geſetzmäßig zu entrichten ſind, nebſt Zehnden, Bodenzinſen u. dgl. kommen der Auslage nicht gleich, welche uns dieſe Heimathloſen jährlich abnöthigen.“

Wie kommt's, daß wir in der Schweiz viele tauſend Rathsherren haben, und doch noch keiner errathen hat, wie große Summen dem Lande die

jährliche Unterhaltung der Vagabunden koſtet? Es kommt daher, daß die meiſten lieber ſich ſelber, als dem gemeinen Weſen zum Vortheil rathen.

Setzet den Fall, daß im Durchſchnitt eine Perſon ſich Jahr aus Jahr ein mit ohngefähr zwei Batzen täglichen Werthes an Brod, Mehl, Milch u. dgl. Gebettletem oder Geſtohlenem, Geſchenktem oder Gefrevltem beköſtige, kleide, in Krankheiten heilen laſſen u. ſ. w. ſo lebt eine ſolche Perſon mit achtzig Franken im Jahr. Und man weiß, die Landſtreicher leben nicht immer ſchlecht. Setzet den Fall, daß in der ganzen Schweiz nicht mehr als etwa tauſend Perſonen dieſes Schlages wären: ſo würden ſie der Schweiz jährlich achtzigtauſend Franken koſten.

Die Landſtreicher, indem ſie von Tenne zu Tenne, von Stall zu Stall ziehen, tragen viel zur Verbreitung von anſteckenden Krankheiten und Viehſeuchen bei. Das iſt leider bekannt. Das dadurch erweiterte Unglück hat manche brave Familie ſchon in Noth und Armuth verſetzt. Es gibt Ortſchaften, wo man, durch Schaden gewarnt, die Nachtlager der Strolchen ohne Unterſchied in Viehſtällen verbot, und von der Gemeinde aus einen eigenen beſtimmten Stall dazu anwies. Das war klug gethan von den Gemeinden, ſo lange ſie ſich dieſer läſtigen Einquartierungen nicht erwehren konnten,

und ihre Obrigkeiten dieses Unwesen mit landesväterlicher Sorgfalt gestatteten.

Die Landstreicher machen die Einführung jeder guten Polizei oder Landeszucht unmöglich, und helfen Verstand und Herz der ärmern Volksklasse verderben. Ich glaube, dieser Schade sei größer, als der Schade im Viehstall. Denn unsere heimathlichen Bettler und Lumpen, wenn sie mit Strolchen vertraut werden, lernen wahrlich in deren Umgang nicht viel Löbliches. Auch haben wir oft unter unserm heimathlichen Lumpenpack schlechtes Volk, das so verderbt und zuweilen boshafter ist, als das heimathlose Gesindel. — Es ist schon oft von unsern Taugenichtsen in Dörfern gestohlen worden, und man hat den Verdacht auf Landstreicher geworfen, und diesen nachgesetzt, **während die wirklichen Diebe im Dorfe ruhig saßen.** Diese hatten und haben an den Landstreichern gute Freunde, die ihnen das Gestohlene abkaufen oder vertauschen, so wie umgekehrt die Strolchen wieder an ihnen Diebshehler und Verheimlicher gestohlener Sachen finden. Da kann sich am Ende das beste Auge der löbl. Polizei blind sehen, ehe sie den Unterschleifen allen auf die Spur kommt. — Schaft die heimathlosen Strolche endlich einmal ab, und ihr werdet die

heimathlichen Diebe und Frevler beſſer bewachen konnen; ja dieſe werden weniger Muth haben.

Ueberhaupt muß man, wie ſchon geſagt, nicht glauben, daß die von Alters her geduldeten Familien der Landſtreicher alle grundverdorben ſeien. O nein, es gibt gewiß arbeitsluſtige, in ihrer Art rechtſchaffene und ehrliebende Leute darunter. Aber die große Armuth der meiſten macht doch, daß ſie an geſtohlenen Dingen wohl gern ihren kleinen Theil nehmen; — macht doch, daß mancher im Lande ſeßhafte Böſewicht unter ihnen leicht zu irgend etwas Böſem ein Werkzeug oder einen Gehilfen findet. Ihr Herren! rechnet ihr denn das für nichts?

Es kommt aber dazu noch ein anderer Umſtand. Durch das bloße Daſein unſerer geduldeten Heimathloſen wird es auswärtigen Schelmen, ja auswärtigen Räubern und Mördern möglich, bei uns ſichere Zuflucht zu finden. Denn ſie verbergen ſich unter denſelben, bis ſie glauben, vergeſſen worden zu ſein. Man hält ſie hier für gemeine Strolche. Man achtet nicht ſo ſcharf auf ſie. Weiß man nicht, daß der berüchtigte und hingerichtete Wälder-michel mit unſern Strolchen zog, bis er in Graubünden entdeckt und eingefangen wurde?

Es geſchieht mancherlei, wovon die Zeitungen

nichts erzählen. — Wohin sind so manche Straßenräuber entkommen? Wo die Bösewichte ihren Raub verzehren wollen, stellen sie sich ehrlich, und man duldet sie menschenfreundlich.

Wahrlich aber, es ist kein geringer Schaden, welcher durch Duldung solcher Landstreicher der Ehre der Eidsgenossenschaft erwächst!

So lange jedoch nicht alle Stände gemeiner Eidsgenossenschaft gleichzeitig Hand anlegen, bessere Landeszucht und Ordnung zu stiften, ist alle Mühe einzelner wahrhaft löblicher Regierungen vergebens. Ja, eine plötzliche und strenge Ordnung in einzelnen Kantonen kann denselben sogar zum augenblicklichen Schaden gereichen.

Ein Beispiel gaben davon die Kantone Zürich, Luzern und Aargau in neuester Zeit. Nicht weil die Polizei hier schlechter, sondern besser war, als in manchen andern Kantonen, wurden hier in mehrern Gegenden, wo ebenfalls mehrere Landstreicherbanden zu überwintern gedachten, am meisten Diebstahl und Einbruch verübt.

Denn da aller Orten das Betteln verboten, müßiges Volk zur Arbeit angehalten, fremdes über die Grenzen geführt ward, geschah ganz natürlich, daß die Vagabunden nirgends bleibende

Stätten, nirgends hinreichende Almosen fanden. Hin und her gejagt, nirgends geduldet, nirgends verpflegt, wollten sie doch nicht verhungern. Sie sahen sich gezwungen, Nachts einzubrechen, und zu stehlen. Und so geschah in den Kantonen Luzern, Zürich und Aargau. Meistens stahlen sie bei allen Einbrüchen aus Kellern und Küchen Nahrungsmittel, Brod, Fleisch, Mehl, Anken u. s. w., auch Kleider. Hin und wieder aber, wo sie Geld und andere Waaren fanden, nahmen sie auch diese mit, um sich zu versorgen. So hatte man statt der Bettlerbanden plötzlich Räuber. Auch um sich im Nothfall ihrer Haut wehren zu können, oder beim Einbruche die ruhigen Leute zu erschrecken, stahlen sie Schießgewehre, wo sie dergleichen fanden. Und wirklich ward hin und wieder, besonders bei mißlungenen Einbrüchen, von den Gaunern geschossen.

Genug von der Gefahr. Jetzt zur Frage: **Wie diesen Krebsschaden heilen?**

6. Von den Heilmitteln gegen diesen Krebsschaden.

Wie groß auch Plage und Schaden war, hat man sich doch noch nicht einmal über die Mittel verständigen können, diesem Uebel ein Ende zu machen. Umsonst ward auf Tagsatzungen da-

ven geredet. Umsonſt ward von Uebereinkünften oder ſogenannten Konkordaten geredet.

Man brachte allerlei in Vorſchlag; z. B.

1) Die geſammten von jeher in der Schweiz befindlich geweſenen Heimathloſen unter die Kantone zu vertheilen, ſie zu verbürgern, oder ihnen ein gewiſſes Recht und Eigenthum zu geben. — Allein der wohlgemeinte Rath ſcheiterte an mancherlei Klippen. Denn

Erſtlich klagten Manche, ſie ſeien ohne Zuchtanſtalten, ohne Arbeitshäuſer für dergleichen Thunichtgute. So blieb es bequemer und wohlfeiler, ſie über die Grenze den lieben Nachbarn zuzuſchicken.

Es klagten Andere, ſie litten ſchon an Uebervölkerung, und könnten ſich daher unmöglich mit neuen Anſaßen befaſſen.

Es dachten Andere: Und wenn wir die gegenwärtigen Heimathloſen in der That glücklich vertheilen, wer ſteht gut dafür, daß nicht bald durch ſchlechte Polizei, durch Toleranzen, Trauungen, Konvertiren u. dgl. in andern Gegenden wieder andere zum Vorſchein kommen, ſich anhäufen und ausbreiten?

Und wer ſo dachte, hatte Recht. Denn die Einen wären am Ende dabei Opfer der Andern geworden. Schon mehrmals haben größere Kan-

tone aus Mitleid wirklich solche Heimathlose bei sich aufgenommen, namentlich z. B. die Kantone Luzern und Solothurn. Aber sie bürdeten sich Lasten auf, und am Ende war der Sache nicht geholfen.

Zudem ist es ein mißliches Ding, Landstreichern bleibende Heimath zu geben, die von Kindheit auf an herumfahrendes Leben, an sitterloses bettlerisches Treiben gewohnt sind. Sie werden schwerlich davon lassen, wenn man nicht die strengsten Zwangsmittel anwendet.

2) Man schlug auch vor: man solle alle Heimathlose geradezu in diejenigen Gemeinden zurückweisen, wo sie ehemals Toleranzscheine genossen hätten. Solch ein Vorschlag aber konnte wohl nicht mit Billigkeit geschehen; denn das hieß, man solle Hunderte von Vagabunden gewissen Gegenden zuweisen, wo ehemals ein Landvogt, ohne daß er die unterthänigen Gemeinden um Erlaubniß anfragte, geradezu, aus Mitleiden oder für Geld, Toleranzscheine gab, in der Gegend zu betteln. — Der Toleranzschein aber ist eine schlechte Urkunde für den wahren Aufenthaltsort der Landstreicher; denn sie halten sich herumziehend in der ganzen Schweiz auf, und der Toleranzschein des Herrn Landvogts war nur das erste Bettlerdiplom, an das sich nachher der Bettler nicht weiter hielt.

3) Konnte man sich nicht weiter helfen, so machten einige Kantone von Zeit zu Zeit Streifen und Jagen gegen die Landstreicher, und trieben sie über die Grenzen, das heißt, freundeidsgenössisch dem nächsten Nachbar zu. Dies Mittel half für acht oder vierzehn Tage; dann kamen andere Vagabunden, die von der Streife nichts wußten; es kamen auch Vertriebene zurück auf Umwegen. Die Leute mußten doch irgendwo leben und mit den Füßen auf der Erde stehen. So machte man sich Mühe und Kosten umsonst.

Entweder lassen sich diese fangen und herumschleppen, bis man sie wieder losläßt, oder sie verbergen sich vor ihren Verfolgern in die abgelegensten Wälder und Höhlen, und müssen am Ende, weil sie sich nicht zeigen dürfen, ohne mißhandelt zu werden, und weil sie nicht betteln dürfen, nothgezwungen stehlen, Einbrüche machen, einsame Höfe brandschatzen und auf Straßenraub ausgehen.

In vorigen Jahrhunderten hat man vielmals die Galgen mit solchen Unglücklichen gefüllt, nachdem sie durch obrigkeitliche Mißgriffe gezwungen waren, Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit zu werden. Dergleichen wird man doch heutiges Tages nicht wollen?

Da nun alle jene Mittel unzulänglich ge-

blieben sind, und längere Duldung des Uebels dasselbe von Jahr zu Jahr größer macht, so ist es Zeit, daß vom Grund aus geholfen werde.

Entweder muß man sich vereinigen, die Heimathlosen in der Schweiz zu behalten, aber nicht auf dem bisherigen Fuß, oder sie aus dem Lande schicken.

1) Will man und muß man die Heimathlosen in der Schweiz behalten: so werden sich die Regierungen aller Kantone einmal vereinigen müssen, daß jede derselben eine angemessene Zahl bei sich aufnehme und in ihrem Kanton eingrenze; fremden Zukömmlingen aber den Eingang in die Schweiz wehre, keinen Schlupfwinkel gestatte, und sie sogleich austreibe, wenn sie sich zeigen.

Ist darüber kein Konkordat aller unserer Staaten möglich, so sollten sich die, welche eines Sinnes sind, vereinigen, und ohne Schonung sämmtliche Heimathlose vertreiben durch Mittel der Strenge. Folge wird sein, die Landstreicher werden sich in den nicht beigetretenen Kantonen von selbst anhäufen, und da am liebsten sein, wo die Polizei am blindesten und lahmsten ist. Nur so wird endlich ein nothwendiges und allgemeines Konkordat erzwungen zum Besten gesammter Eidsgenossenschaft und zur Be-

freiung des Volkes von seinen Lasten und Gefahren. Um solche Maasregel wirksamer zu machen, muß in Rücksicht der Landstreicher und ihrer Vergehen das Gesetz aller Orten militärischer und strenger sein, und nicht das gewöhnliche bürgerliche Gesetz bei Bestrafungen angewendet werden. Denn die Vagabunden wollen und sollen keinem bürgerlichen Gesetz unterthan sein; sie sind nicht Bürger, leben nicht bürgerlich, haben nicht Gefühl und Liebe bürgerlicher Ehre.

Wahrlich, es ist keinem Staat zu verargen, daß er bei sich Ordnung und Sicherheit herstellen will. Andere haben das Recht zur Klage verloren, weil sie sich der Einführung der Ordnung nicht thätiger annahmen. Man mag die strengern Maasregeln grausam nennen; aber wer zwingt dazu, als die, welche keine allgemein helfende Maasregeln wollen? — Den Bürger des Landes soll man zuerst schützen.

2) Will man und kann man die Heimathlosen nicht in der Schweiz behalten: so muß man sie in einen andern Welttheil schicken, wozu Mittel und Wege genug vorhanden sind. Ich glaube allerdings, diese Leute, wenn man ihnen eigenthümliches Land gäbe, würden gute Kolonisten werden. Keine Gegend Amerika's wäre vielleicht für sie tauglicher, als

das britiſche Kanada, welches noch ſehr unbevölkert iſt, und wo die engliſche Regierung täglich an Koloniſten Abgang ſpürt, weil viele derſelben, beſonders Franzoſen, nach den nordamerikaniſchen Freiſtaaten auswandern. Es käme nur darauf an, mit England wegen des Transports und der Unterbringung dieſer Leute, die doch keine Verbrecher, wohl aber ſtarke, abgehärtete, jeder Witterung Trotz bietende Menſchen ſind, Uebereinkunft zu treffen. Menſchenfreundlich, und aus eigenem Intereſſe, würde die ganze Schweiz gern und freiwillig zur Ausſtattung dieſer beklagenswürdigen Verlaſſenen beiſteuern.

Aber wenn auch dies Mittel verachtet und als zu ſchwierig beſeitigt werden ſollte, oder nur gar nicht einmal, nach ſo vielen traurigen Vorfällen und nach ſo großen Beſchwerden des Volks, mit Ernſt als ein gemeineidsgenöſſiſches Unternehmen zur Sprache gebracht werden ſollte: ſo wird, was von Staats wegen vielleicht zu viel Hinderniß leidet, durch den vereinigten Vaterlandsſinn und Muth ſo vieler faſt in allen Kantonen befindlichen gemeinnützigen und wohlthätigen Geſellſchaften von Partikularen bewerkſtelligt werden können, und, wenn die hohen Regierungen nur einigermaßen den Abſichten der Partikularen Hand zu bieten geneigt ſind, mit

größerer Leichtigkeit, als man glauben sollte, ausgeführt werden.

Billig erwartet man zuvor eine endliche Entscheidung von Seiten der Tagsatzung, und mit Zuversicht darf man glauben, eine erfreuliche, da mehrere hohe Regierungen der Eidgenossenschaft, wie man weiß, den wichtigen Gegenstand mit dem ihm gebührenden Ernst behandeln.

Lied der Auswanderer nach Brasilien.

Ade, liebwerthes Vaterland,
Es muß geschieden sein!
Ade, ihr Bäche und ihr See'n,
Ade, ihr Thäler, Wälder, Höh'n,
Ade, lieb Schweizervolk!

Ade, du liebes Mutterland;
Wir hatten dich wohl lieb.
Du arme Mutter hast nur kaum
Für deine Kinder alle Raum;
Drum ziehen wir hinaus!

Wir ziehen über Land und Meer
Wohl in die neue Welt.

Wir ziehen nach Braſilia,
Der Gott der Väter wohnt auch da,
Wie zwiſchen Rhein und Aar.

Es hat uns vieles ſchwer gedrückt,
Wohl manches Ungemach;
Viel große Herr'n regieren klein,
Viel Kleine möchten Große ſein,
Wie's denn nun halt ſo geht.

Zwar wird ein König unſer Herr,
Doch gibt der König Brod!
Und Larifari, wie dem ſei,
Auch Schweizer ſind nicht alle frei
Im freien Schweizerland!

Ein König oder hoher Rath,
Das gibt die Freiheit nicht!
Nur wo man dem Geſetz ſich beugt,
Und des Magnaten Willkühr ſchweigt,
Da iſt die Freiheit, da!

Wir ziehen nach Amerika,
Johann, der König, ruft!
Er fordert Schweizertreu und Fleiß,
Und gibt uns Maniok und Reis,
Und Haus und Hof und Land!

Und ſind wir alle angebaut
In Canto-Gallo's Flur,

Dann soll, bei Wein und Ananas,
Geschwungen sein das volle Glas
Auf aller Schweizer Wohl!

Denn Schweizerland ist Schweizerland,
Und bleibt uns doch gar lieb;
Und Schweizerblut ist Schweizerblut,
Vor allem andern brav und gut,
Und rollet treu und frei.

Lebt wohl, ihr Brüder allzumal,
Und Gott sei euer Schild!
Wenn fremder Fürsten Länderwuth,
Wenn schlauer Herren Uebermuth
Die Freiheit will bedroh'n;

Wenn sie zuletzt sollt' untergehn,
Und Herrschsucht nur bestehn,
Dann fahrt zu uns mit gutem Wind;
Denn wo die freien Schweizer sind,
Da ist die freie Schweiz!

So fahre wohl, du Mutterland,
Wir waren dir zu viel;
Ade, ihr Bäche und ihr See'n,
Ade, ihr Thäler, Wälder, Höh'n!
Ade, lieb Schweizervolk!

Ein Vorbild vaterländiſchen Bürgerſinns.

Vorzeiten war einmal ein weiſer und tugendhafter Mann, hieß Solon. In unſern Tagen hätte er verdient im großen Rath zu ſitzen, wenn Weisheit und Tugend immer die rechten Eigenſchaften dazu wären. Der König von Lydien ſprach zu ihm: Bin ich nicht der glücklichſte Menſch unter der Sonne? — Er antwortete ganz ehrerbietig: Man muß keinen Menſchen zu ſehr preiſen, bis man ſein Ende kennt. — Er hatte Recht. Es ging dem König von Lydien zuletzt beinahe, wie in unſern Tagen dem weiland König Joachim von Neapolis und wie dem Kaiſer Napoleon.

Glaubt mancher, wenn er ein kleines oder großes Aemtlein hat, oder Kriegsknechten befehlen kann, wie der Hauptmann von Kapernaum: nun ſei er ein großer Mann und ſchaue Alles auf ihn in Europa, und nach dem Tode werde er unvergeßlichen Andenkens ſein, wie Wilhelm Tell.

Mit nichten! Der große Mann ſtirbt; kräht kein Hahn danach; wird im Tode vergeſſen, wie man ihn ſeines Hochmuths willen im Leben belächelte.

Da war einſt ein Schweizermann, in ſeiner

Jugend ein armer Knabe. Der brachte sich durch Fleiß und Redlichkeit zu großem Vermögen.

Es war einst ein Schweizermann, war als Knabe schlecht geschult. Der erwarb sich durch Nachdenken so viel nützliche Kenntnisse, also, daß er durch dieselben sogar gelehrten Männern große Dienste leistete.

Es war einst ein Schweizermann, der that seiner Vaterstadt auf allerlei Art großes Gutes, und ward durch Verbesserung des Erwerbs und des Rebbaues und zahlloser geheimen Unterstützungen ein unvergeßlicher Wohlthäter.

Es war einst ein Schweizermann, hießen ihn in der Schweiz Viele einen Jakobiner, Andere einen, der mit dem Teufel Bündnisse, oder keine Religion habe. Der war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, vergalt nicht Böses mit Bösem; half im ganzen Schweizerlande, wo er konnte, zu vielem Guten, und rief zuerst zum Erbarmen für die versumpften Gegenden am Wallenstättersee auf.

Es war einst ein Schweizermann, der that nichts um der Ehre willen; darum ward ihm Ehre bei Hohen und Niedern, bei Königen und Fürsten, und er that nicht groß damit. Er lebte schlicht und einfach. Und erst sein Sterbebett war schöner, als der schönste Königsthron. Denn da sah ich den ehrwürdigen Greis mit der zufriedenen Miene eines Engels auf Gottes Wink hoffen; da

ſah ich nicht bloß Weib und Kind weinen, ſondern Fremdlinge kommen und ſchluchzen und knieen und die ſterbende Hand küſſen, die ihnen ſo viel wohlgethan.

Dieſer Schweizer iſt geweſen Vater Johann Rudolf Meyer, Bürger von Aarau. Er ſtarb ſchon vor einigen Jahren, und iſt nicht vergeſſen. Seine Werke leben noch; ſeine Tugenden leuchten noch in der Welt, wie die ſchöne Abendröthe eines langen Sommertages, wenn die Sonne untergegangen iſt.

Und in dieſen Tagen hat ein gelehrter Mann zum Beſten der geſammten ſchweizeriſchen Jünglinge den Lebenslauf des tugendhaften Johann Rudolf Meyer von Aarau, als eines Vorbildes ächt-vaterländiſchen Bürgerſinns, beſchrieben. Ich habe das Büchlein nicht ohne Rührung leſen können. Hört, ihr Herren und Frauen, unſere Söhne konnen nicht alle Tellen und Winkelriede ſein, und es wäre nicht gut, wenn ſie es ſein müßten; aber neue Meyer konnen alleſammt werden. Und es wäre gut, wenn ſie es alleſammt würden. Darum ſollte man ihnen die Lebensbeſchreibung in die Hand geben, wie es Evers eben ſo treu und einfach beſchrieben hat, als der tugendhafte Meyer ſelbſt war.

Ich kann mich nicht enthalten, ein paar Stellen aus dem Büchlein hieher zu ſetzen, zum Bei-

spiel die, wo Meyers Wohlthätigkeit im Allgemeinen geschildert wird:

„Er hatte bei allem Sparen und Erwerben nicht sowohl das Geld im Auge, als das viele Gute, was dadurch zu bewirken ist. Je fester und tiefer er sich, so zu sagen, durch sein reiches Besitzthum in die Erde gewurzelt hatte, desto freier breitete sich sein Geist in mannigfaltigen Blüthen und Früchten gegen den Himmel aus. Er betrachtete, seinem Ausdrucke nach, alle Habe als ein „Darlehen Gottes, um es zu n Wohl Anderer zu verwalten.“ Daß er vorzüglich seinen Aeltern ihre Sorge durch die reichlichste und zarteste Beihilfe zu vergelten suchte, bedarf keiner Erwähnung. Nicht leicht ging ein Matter ohne Erquickung, ein Gebeugter ohne Aufrichtung, ein Bedürftiger und Verlassener ohne Hilfe und Trost aus seinem Hause. Mehr als einem verwaisten oder verwahrlosten Kinde nahm er den Bettelstab aus der Hand und ließ es auf seine Kosten anständig erziehen, bis es fähig wurde, sich redlicher Weise Brod zu verdienen. Mehr als ein Vater mit Weib und Kind, wie in der Stadt, so in den benachbarten Dörfern, deren Wohlstand aus Mangel an Unterstützung sank, erhob sich wieder an seinem Arm. Vielen in der Nähe und Ferne machte er Vorschüsse ohne Zinsen, ja oft ohne die Hauptschuld zurück zu fordern; Vielen gab er Arbeit, und am

bereitwilligßen in Zeitumſtänden, wo dieſe ſchwer zu finden war. Auch die zur Arbeit Unfähigen fanden wöchentlich ein freundliches Almoſen für ſich bereit. Doch unterſtützte er die dürftige Kraft lieber als die Gebrechlichkeit, niemals aber nur halb und obenhin und bedenklich, ſondern ganz und ſchleunig und der einmaligen Zuſage unter allen Umſtänden unabwendbar treu. Konnte er die Wunden wegen ihrer Menge und Tiefe nicht heilen, ſo ſuchte er ſie wenigſtens zu lindern, und ließ z. B. den unglücklichen Unterwaldnern auf verſchiedenen Wegen Frucht und Mehl, Kleidung und Geld reichlich zukommen. Und das alles that er ſo heimlich, als ſchämte er ſich der ſchönſten ſeiner Tugenden. Dankbarkeit verrieth zuweilen die Werke ſeiner verſchwiegenen Menſchenliebe; andere erfuhr ſeine eigene Gattin erſt nach ſeinem Tode. Er hatte das Bewußtſein von vielen, als das ſchönſte Geheimniß ſeines Herzens, mit ins Grab genommen. Es ſollte nicht vor den Augen der Menſchen prangen, was vor das Auge des Allſehenden gehört."

Etwas über den Freimaurerorden.

Lieber, wohlerfahrner Botenmann!

Du haſt mir ſchon über mancherlei den Verſtand aufgeknöpft, und biſt gewiß ein wohlerfahrner, wenn gleich auch manchmal ſpäßiger Mann.

Ich habe etwas auf dem Herzen, und das muß ich dir ſagen, und es geht noch Andern mehr, wie mir, mit den Freimaurern. Ich weiß nicht, was ich daraus machen ſoll? Wenn du es weißt, ſo ſag es nur gerade heraus, denn das Ding mit den Freimaurern rumoret vielen Leuten in den Köpfen herum. Und es wäre ſo übel nicht, wenn du mein Gewiſſen und das von Andern beruhigen wollteſt.

Du weißt, es ſind da allerlei Herren, die werden Freimaurer; das heißt, ſie kommen zuſammen, und Niemand erfährt eben, was ſie machen? Eſſen und trinken thun ſie auch, wie andere Menſchenkinder; aber mit Eſſen und Trinken, wenn man's hat, braucht man nicht geheim zu thun, wenn's auch Paſteten wären, ſo groß wie ein Saumſak. — Alſo ſteckt etwas anderes dahinter.

Nun ſagt mein Gevatter, Herr *** der Metzger — ich weiß nicht, ob du ihn kennſt, er iſt ſonſt ein braver und geſcheidter Mann, und hat

einmal ſollen Agent werden; er hat es aber nicht gewollt, weil er mit ſeiner ganzen Mehge der alten Ordnung zugethan geweſen iſt. Er lieſet viel Zeitungen, und weiß präzise, wo die Potentaten hinaus wollen, oder wo ihnen der Schuh drückt — er ſagt, die Freimaurer haben bloß Staatsgeheimniſſe, und wollten wieder eins revolutzen, und man könne das Ding nicht ſo mit anſehen.

Frau Bäß*** aber ſagt, die Freimaurer haben eine ganz neue Religion, oder wollen eine neue Bibel machen, und werden dazu an, und wenn ſie zuſammen kämen, thäten ſie Geiſter zitiren thun, und vielleicht gar den Böſen, vor dem man ſonſt drei ✝✝✝ zu machen pflegt.

Aber mein älteſter Sohn ſagt, das alles ſei nicht wahr; er habe in einem Buche geleſen, daß die Freimaurer Gold machen, und darum thäten ſie ſo geheim. Nun, das wollt' ich ihnen nicht übel nehmen; denn Gold iſt doch immer eine gute Sache.

Andere Leute wieder ſagen, die Freimaurer trieben in ihren Zuſammenkünften unzüchtige und ſittenloſe Dinge. — Das iſt wohl nur Verleumdung, denn ich kenne viele rechtſchaffene und brave Herren, die auch Freimaurer ſind.

Es iſt jetzt ungefähr ein Jahr, da lag allhier ein armer ehrlicher Mann, der im langen Herrſchaftsdienſt geſtanden, todeskrank und ſchwach

darnieder. Er war alt, hatte nichts zu beißen und zu brechen, keinen Batzen Geld, und war nicht aus hieſiger Stadt gebürtig, daher ihm aus hieſigen milden Stiftungen nichts zufloß. — So von allen Mitteln entblößt, lag er da, und empfahl ſeine Seele Gott — denn Menſchen hatten ihn verlaſſen.

Nein, ſie hatten ihn nicht verlaſſen. Eines Tages kömmt ein Herr aus der Stadt zu ihm, bringt ihm Geld, verſchafft ihm alles was nöthig iſt, Wohnung, Bett, Arznei; der alte Mann wußte nur nicht, woher es kam? — Und wie er geſund war, kam der Herr nicht wieder. Der alte Mann erfuhr aber nachher, die Freimaurer hätten ſich ſeiner erbarmt. Er erzählte mir das ſelbſt, und dankte ſeinen unbekannten Erettern mit Thränen und Gebet zu Gott, trotz dem, daß ſie Freimaurer waren.

Dieſe Geſchichte machte mir mancherlei Bedenken. Sind die Freimaurer keine rechte Chriſten, ſo wundert mich ihr chriſtliches Thun. — Was ſoll unſer einer davon denken?

Ich habe aber noch einen andern Gewiſſensſkrupel. Meines Bruders Frauen älteſte Schweſtertochter hat etwas mit einem jungen Menſchen, der ſeine Sache wohl verſteht. Die Tochter hat ein Paar prächtige Augen, und könnte wohl manchen Andern damit ſchwindelig machen. Ich weiß

wie das geht. Und an Vermögen, Gott sei Dank, fehlt's ihr auch nicht. Da hat er um sie in allen Ehren angehalten — und ich bin denn auch zu Rath gezogen. Das ist eine eigene Sache! nicht die Heirath, so was macht sich; — aber der sein wollende Herr Liebste. Der ist, unter uns gesagt, auch Freimaurer. — Nun fragt sichs: was soll man thun? — Er ist ein braver Mann, hat Geld, lebt still, ist geschickt, geht fleißig in die Kirche, mag keinem Kinde ein Haar krümmen, will nichts von Politik wissen, hat ein feines Gärtlein vor dem Thor, hat rechtschaffene Aeltern, ist nie vor dem Richter gestanden, liebt das Mädel sterbenskrank — aber, denkt euch, er ist Freimaurer. — Sollen wir es nun darauf hin wagen, und ihm das liebe Maidli an den Hals werfen?

Sieh, lieber Botenmann, bedenk' es wohl, und gib mir durch dein Blatt Belehrung. Ich bin dein guter Freund,

Ein Freund des Guten.

Antwort des Schweizerboten.

Mein guter Freund und Freund des Guten!

Werft ihm das Maidli mit den prächtigen Augen an den Hals, und ich wette darauf, er läßt's nicht fallen, und dem Maidli wird's mit den prächtigen Augen nirgends wohler werden.

lind kehret euch nicht an das Geschwätz der Frau Basen, die hinter ihrem Hafen auf dem Feuerherd nichts als schwarzen Ruß sehen, und nicht an das Geschwätz der Herren Vetter Gevatter, die alles verdammen, was sie nicht mit der Laden-Elle messen, und mit Krämergewicht wiegen können.

Ich versichere euch, daß der Mensch keine dümmere Eigenschaft hat, als — ohne Anzüglichkeit zu reden — die sogenannte Dummheit, das heißt, wenn man im Kopf eine Sparre zu wenig hat, will sagen, gesunden Mutterwitz, oder eine Sparre zu viel, will sagen, Aberglauben und Vorurtheil. Ihr merket wohl, mein guter Freud, ich falle mit der Thür in's Haus, und rede nicht durch die Blume.

Erst will ich euch sagen, was die Freimaurer nicht sind, und nachher sagen, was sie sind. Dann wißt ihr beides.

Es gibt Freimaurer in allen Ländern; sie sind angesehen in Frankreich und Preußen, ein dito in Oesterreich und Spanien, desgleichen in Rußland und Dänemark, und in England versteht's sich von selbst. Und also waren ihre Gesellschaften schon seit Jahrhunderten geachtet, und viele Prinzen und große Herren, ja König Friedrich der Große von Preußen, der jedem Faß bis auf den Boden schauen wollte, waren selbst Frei-

maurer. — So frag' ich denn euern Gevatter Metzger, nebſt ſeiner ganzen Metze, was er von den Staatsgeheimniſſen der Freimaurer zu befürchten hat, wenn Prinzen, Könige und Kaiſer nichts davon zu befürchten haben?

In den Freimaurer-Orden treten brüderlich zuſammen fromme Herrenhuter und katholiſche Biſchöfe, reformirte Pfarrer und Dekane, und ſehen einander nicht auf Kleid noch auf Perüke oder Tonſur, ſondern auf den Fleck, wo das gute Herz ſitzen ſoll. — So frag' ich denn eure Frau Baß in Ehren: ob dieſe Herren aus mancherlei Ständen und Religionen wegen neuer Bibeln zuſammenkommen? Ihr begreifet leicht, daß ſolche Leute nichts an der Religion ändern wollen; denn man hat ſeit Jahrhunderten nichts davon gehört, und vom Geiſterbeſchwören verſtehen ſie am wenigſten.

Nicht die Freimaurer, ſondern die Schulmeiſter im Lande ſind es, welche Geiſter zitiren. Darum ſollen alle diejenigen, welche zu wenig Geiſt haben, fleißig in die Schule und Kinderlehre gehen, und etwas lernen, ſo bekommen ſie Geiſt. Verſteht ihr mich?

Und was nun anbetrift die edle und gar nicht zu verachtende Kunſt des Goldkochens, ſo wäre ſie für uns, die wir nur einfältige, doch zuweilen recht wohlbeleibte Erdäpfelköche ſind

sehr erwünscht, zumal in diesen argen und bösen Zeiten, wo das runde Geld ganz zur Welt hinausgelaufen zu sein scheint. Allein die Freimaurer verstehen das Goldkochen so schlecht, als wir andern; sonst würde manchen der enge Schuh nicht drücken, oder der enge Geldsäckel klemmen, und Kaiser und Könige, und der Großsultan selbst würden Freimaurer werden wollen, um des Geldes vollauf zu haben.

Jetzt hab' ich euch gesagt, was die Freimaurer nicht sind. — Nun soll ich euch sagen: was sie sind? Das Ding ist schon etwas schwerer; aber man kann's wohl merken, und ich glaube, der alte, kranke Mann in unserer Stadt, dem sie so menschenfreundlich in der Noth halfen, hätte es am besten sagen können. Schlechte, sittenlose und unzüchtige Leute sind diejenigen eben nicht, die da zusammen kommen, und sich berathen und fragen: wo ist ein nothleidender Mensch, auf daß wir ihm helfen? denn wenn so etwas sittenlos ist, so wünsche ich Jedem solche Sitten, und die Welt würde wohl dabei bestehen, besser als bei der Frömmigkeit, die einander aus christlicher Liebe Hals und Bein brechen möchte.

Es sind einige hundert Jahre her, da sagten ein paar rechtschaffene Männer: „Der Tempel zu Jerusalem ist zerbrochen, und kein Stein auf dem

andern geblieben. Laſſet uns zuſammentreten, die wir uns lieben und Gott den großen Baumeiſter der Welt in Demuth verehren, und laſſet uns einen neuen Tempel zu ſeiner Verherrlichung erbauen. Wir wollen aber keinen ſichtbaren bauen, ſondern einen unſichtbaren. Das Fundament davon ſoll die Menſchenliebe, und der oberſte Gipfel die Gottesfurcht ſein. Dieſer Tempel muß ſich von Abend gegen Morgen erſtrecken durch alle Länder, wo man an Gott und Tugend glaubt. Wir wollen ſtatt der Steine die Herzen verbinden, und ſtatt des Kalks die brennenden Schmerzen der Noth loſchen. Unſer Winkelmaas iſt der Glaube, und unſer Richtſcheit die Liebe, und unſer Senkblei die Hoffnung."

So ſprachen ſie, und in allen Ländern der Welt traten einzelne Menſchen zu dieſer Geſellſchaft und ſprachen: „Wir wollen Maurer bei dieſem Tempel ſein!"

Und in ihren Zuſammenkünften feiern ſie, wie ein Geheimniß, mit ſchönen Sinnbildern dieſen Tempelbau; da ſind ſich alle gleich, und iſt kein Unterſchied des Ranges unter ihnen, ſondern in demuthsvoller Gleichheit ſtehen Prinzen und Handwerker beiſammen, und nennen ſich Brüder, wie ſie in der Kirche Gott ihren Vater heißen.

Sie haben Zeichen unter einander verabredet,

die ein Geheimniß sind, an welchen sie sich erkennen, wo sie einander begegnen. Und wenn sie einander nie gesehen hätten, und fänden sich im fremdesten Lande zusammen, so erkennen sie sich beim ersten Händedruck, und sprechen: du bist mein Bruder.

Seht, mein guter Freund, mehr kann ich euch nicht sagen, weil das Uebrige zu wissen uns weder nützt noch schadet. Ein Freimaurer muß verschwiegen sein, heißt es, und darum vermuthlich gibt's keine Jungfer Freimaurerin und und keine Frau Base Freimaurerin. Denn die Weiberlein haben gar behende Zungen. Selah!

Macht euch deswegen kein Bedenken, und gebet dem braven Mann das Maidli mit den prächtigen Augen. Er wird seiner Braut dann auch etwas geben, woran sie erkennt, daß die Freimaurer artige Leute sind, und es mit der schönen Hälfte des menschlichen Geschlechts gar nicht verderben wollen. Punktum!

Der Sturm und der Damm.

Die durch den Krieg bewegte Welt ist einem großen Meere gleich, das vom Sturmwind geschlagen ward. Da fuhren die schäumenden Wogen her und hin,

und brechen im Kampf an einander, und fahren sprühend hoch weg über das Ufer, und ziehen sich zurück, um wieder über das jenseitige Ufer zu rauschen. Endlich hört der Sturmwind auf, und die Leute sagen: Gottlob, nun ist Frieden! Aber das in seinen tiefsten Tiefen erschütterte Meer tobt nicht minder noch lange fort, denn nun fangen die Grundwellen an aus der Tiefe nach oben zu gehen, wie vorher der Sturm von der Oberfläche des Wassers nach der Tiefe wirkte *). Die Wellen und Wogen schwanken noch lange von einem Ufer zum andern über, und es dauert lange, bis Alles wieder im neuen, festen Gleichgewicht ist.

Unser Schweizerland steht gleich einem Felsen in diesem Ozean. Aber die Wellen sind uns auch schon über den Kopf zusammengeschlagen. Selah! **)

Und von dem Erdreich, das an unserm Felsen lag, hatte die wilde Fluth manches Stück abgerissen ***). Eine andere Welle spült wohlthätig wieder neues Land an ****). Das geht so ab und zu.

Aber, ihr Herren, die Felsenberge sind es nicht, die uns retten; sondern die Kraft, der Verstand

*) Parteien und Faktionen.

**) Im Jahr 1798 und 1813.

***) Wallis, Biel, Bettlin u. s. w.

****) Genf, Bünden, Bisthum Basel u. s. w.

und die Herzhaftigkeit und die Eintracht der Leute muß es thun, die auf dem Felsen wohnen.

Es soll nicht Jeder einen kleinen Damm bauen um seine eigenen Grundstücke; sondern ringsum sollen Alle ein großes, gemeinschaftliches Werk thun zu Aller gemeinsamem Schutz. Und wenn die Unverständigen dagegen aus Eigennutz schreien, so heißet sie schweigen. Wir Schweizer sollen treulich mit einander heben und legen.

Und wollet ihr einen Damm bauen, sei er stark und fest, nicht aus Schilf und Rohr des Wankelmuths, des Hochmuths; nicht aus Schilf und Rohr, woraus sich Jeder wieder selbst Pfeifen schneiden möchte: sondern aus dem starken Eichenstamm des Volkswillens und der öffentlichen Zufriedenheit. Und thut ihr es nicht: so reißt die nächste Welle euern Damm wieder durch. Dann werden die, welche nur für sich selbst Pfeifen schneiden wollten, auf ihren Pfeifen Trauerlieder anstimmen. Selah.

Es haben viele Weise dies Wort gepredigt, aber es waren Stimmen in der Wüste.

Die Juden hatten Mosen und die Propheten, und glaubten ihnen, und wurden nicht frömmer und klüger.

Die Schweizer hatten Niklaus von der Flue und Johannes von Müller — aber — Selah!

Das
Goldmacher-Dorf.

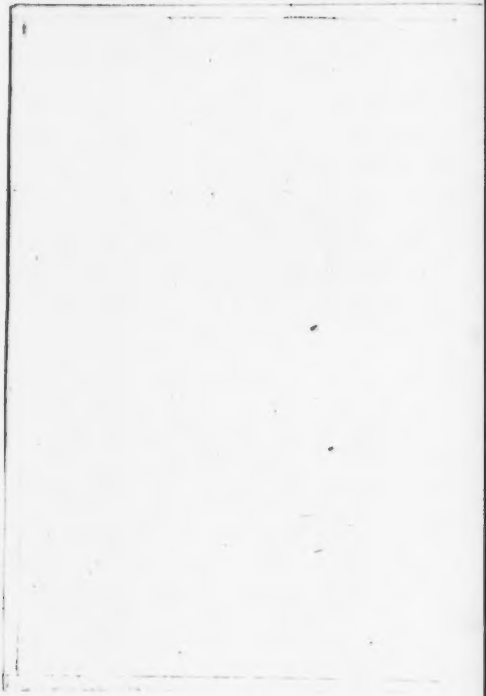

1.

Wie der Oswald aus dem Krieg kommt, und was die Leute sagen.

An einem Sonntag Nachmittags saßen im Dorfe Goldenthal die jüngern Knaben unter der alten Linde und sangen, oder lachten, wenn Einer aus dem Wirthshause hervorstolperte, der zu tief in's Weinglas geschaut hatte. Die andern Bauern mit ihren Weibern saßen in den drei Wirthshäusern, und tranken und spielten, und jauchzten oder balgten, wie es denn nun so geht, wenn Wein und Bier wohlfeil sind.

Da kam ein großer, starker Mann in's Dorf. Er mochte in den Dreißigen sein, hatte einen grauen Rock an, einen langen Säbel an der Seite, auf dem Rücken einen Habersack. Er sah gar wild drein, denn er trug über der Stirn eine große Narbe und unter der Nase einen schwarzen Schnurrbart, daß alle Kinder davon liefen.

Aber einige alte Frauen, die er anredete, erkannten ihn sogleich, und schrien: „Ei, da ist ja Schulmeisters Oswald, der vor siebenzehn Jahren

unter die Soldaten ging. Nein, schaut auch, wie ist der gewachsen und groß geworden!“ — Und wie die Weiber so schrieen, kam Alt und Jung aus den Wirthshäusern und von der Linde herbeigelaufen, und bald war das ganze Dorf um den Oswald versammelt.

Oswald gab allen seinen ehemaligen Bekannten die Hand, war sehr freundlich mit Allen und sagte, er wolle nun wieder bei ihnen in Goldenthal wohnen, habe des Soldatenlebens satt, und sei froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Nun wollte ihn Jeder in ein Wirthshaus ziehen, der Eine links, der Andere rechts: man müsse eins zum Willkommen trinken, er müsse von den Kriegsgeschichten erzählen. Oswald aber dankte ihnen und sprach: „Ich bin vom Wandern müde, und will ausruhen. Wer wohnt in meines verstorbenen Vaters Haus, und wer besorgt die Aecker desselben?“

Alsobald trat der Müller hervor und sagte: Ich habe den Weber Steffen hinein gethan und ihm Haus und Feld in Zins gegeben. Nun aber muß er ausziehen, da du wieder gekommen bist. Der Gemeindsrath hat mich zum Vogt gesetzt über dein Gütlein. Kannst ein paar Tage bei mir herbergen, bis Webers ausziehen und andere Wohnung haben. Da will ich dir auch Rechnung ablegen.“

Alſo ging der Müller mit ſeinem Gaſt zur Mühle und ließ ihm ein gutes Bett bereiten. Oswald hatte aber viel zu fragen nach dem und dieſem, wie es ſeitdem im Dorfe ergangen ſei; und der Müller und ſeine Frau hatten viel zu antworten. So plauderten ſie bis Mitternacht in der Mühle. Und Oswald ſah immer über den Tiſch hinüber nach des Müllers zarter Tochter, die hieß Elsbeth. Und es war wohl der Mühe werth, ihr in die ſchwarzen Augen zu ſehen, denn Elsbeth war ſchön. Elsbeth aber ſah ihrerſeits auch gern über den Tiſch hinüber, denn Oswald war ein hübſcher Mann, wenn man ſich einmal an ſeinen erſchrecklichen Schnurrbart gewöhnt hatte, und in ſeinen Geberden und Reden hatte er etwas Zierliches und Gefälliges, als wäre er ein Herr aus der Stadt geweſen. Darum ſcheute ſie ſich, mit ihm zu reden, und wenn er ſie anſah, wußte ſie nicht, wohin mit den Augen fliehen. Doch ſagte ſie ihm etwas vom Schnurrbart.

Und als er folgenden Morgens zum Frühſtück kam, war unter ſeiner Naſe der Schnurrbart ſchon verſchwunden. Oswald hätte zeitlebens in der Mühle wohnen mögen; denn der Müller und ſeine Frau waren gute Leute, und der Elsbeth ſah die Güte hell und klar aus den Augen. Aber nach acht Tagen ſchon konnte Oswald in das kleine

Haus seines Vaters einziehen und nach den Feldern sehen. Er hatte fünf Juchart Baumgarten mit Wiesen und fünf Juchart Ackerland; dazu kaufte er sich eine schöne Kuh aus den vom Vogt gesparten Zinsen.

Und weil das Haus alt und verfallen war, erhielt er Holz und Steine von der Gemeinde. Da ließ er Alles ausbessern, weißen und hobeln und waschen. Er selber mauerte, handlangte, fegte von Morgen bis in die Nacht, damit es schön werde und ihn doch nicht viel Geld koste. Im Herbst war sein kleines Haus das sauberste und schönste im ganzen Dorf, mitten in einem Garten am Bache. Und der Garten war so schön, wie einer in der Stadt. Er hatte sogar in die Wege zwischen den Beeten Sand und Grien getragen. Er hatte es gern, wenn Müllers Elsbeth zuweilen über den grün angestrichenen Hag in den Garten sah; sie hatte ihm auch Blumen beigesteuert, und versprach ihm zum Frühjahr noch mehr.

Die Leute zu Goldenthal wußten lange nicht, was aus dem Oswald machen? Er war so arm aus dem Kriege gekommen, als er hineingezogen war, das sahen sie wohl. Er hatte eine Kiste aus der Stadt bekommen mit Kleidern und Wäsche; sogar hatten Bücher darin gelegen. Das war sein Reichthum. Aber des Geldes wegen hatte die Kiste nicht schwer gewogen.

„Laßt ihn laufen!“ sagten die Einen: „Er iſt ein armer Teufel, und ein dummer Teufel dazu, der im Kriege ſeine Sache nicht verſtanden hat zu machen. Nicht einmal des Sonntags kann er in's Wirthshaus gehen und ſein Glas trinken, geſchweige einen Tanz zahlen. Dabei muß er arbeiten wie ein Pferd, von Sonnenaufgang bis in die finſtere Nacht. Ein Glück für ihn, daß er vom Vater noch etwas geerbt hat, ſonſt läge er der Gemeinde zur Laſt.“

„Laßt ihn laufen!“ ſagten die Andern: „Heldenthaten hat er nicht viel verrichtet, denn er weiß nichts zu erzählen. Und wer weiß, wo der Narr den Hieb über die Stirn geholt hat. Der iſt froh, daß er kein Pulver mehr riechen muß.“

„Laßt ihn laufen!“ ſagten wieder Andere, „er gibt nur Keinem ein gutes Wort, und meint, weil er Soldat geweſen, müſſe man Reſpekt vor ihm haben. Wir wollen's ihm aber zeigen. Es iſt ein hochmüthiger Burſche, der froh ſein ſoll, wenn wir ihm keinen Tritt geben.“

„Laßt ihn laufen!“ ſagten noch Andere: „Der hat im Kriege nichts Gutes gelernt. Er hat Bücher, die kein Menſch leſen kann, vielleicht der Pfarrer ſelber nicht. Und Zeichen und Karaktere ſtehen darin, daß es ein Graus iſt. Was gilt's, der geht mit dem Teufel um, und kann ihn beſchwören.“

„Gott ſei bei uns!“ riefen Andere: „Richtig

iſt es bei ihm nicht, das weiß man wohl. Er hat noch keinen Menſchen in ſeine kleine Hinterſtube gehen laſſen, ſelbſt Müllers nicht, die viel mit ihm zu thun haben. Da ſieht der Wächter alle Nächte noch Licht brennen, was durch die Fenſterladen ſchimmert. Die Stube hält er beſtändig verſchloſſen, und die Vorladen der Fenſter ſind auch bei hellem Tage nie auf."

So ſprachen die Leute, und machten aus Oswald nicht viel.

2.

Was Oswald im Dorfe ſieht.

Wenn ſich auch die Leute nicht viel aus dem Oswald machten, war er doch ſehr zuthunlich und mit Allen freundlich. Anfangs ging er rechts und links zu Jedem in's Haus und beſuchte Einen um den Andern, fragte nach den Kindern, nach den Gütern, nach der Art, die Felder zu beſtellen, und nach allen Umſtänden.

Vorzeiten war Goldenthal ein recht ſtattliches Dorf geweſen; zwar kein übergroßer Reichthum darin, doch Wohlhabenheit in allen Häuſern. Nun aber, mit Ausnahme einiger reichen Bauern und der Wirthe, wie auch des Müllers, ſtand es überall ſchlecht. Das Elend ſchaute zu den Fenſtern hinaus, und am Feuerherd kochte Schmalhans ungeſchmalzte Suppen. Von hundert Hauſ-

haltungen ſchickten wohl zwanzig ihre Kinder zum Betteln aus; ſechszig halfen ſich kümmerlich im Druck von Schuldenlaſten durch, und die andern waren zum Theil noch im Stand, die Gemeindsſteuern ordentlich zu entrichten, und ſich wohl aufrecht zu halten.

Man ſah es den Häuſern ſchon von auſſen an, wie übel es drinnen ſein mochte; man ſah es an den zerfallenen Dächern, an den Mauern, von welchen der Kalk abgefallen war, an den zerbrochenen und mit Papier verklebten Fenſtern. Kam man hinein, war Koth und Geſtank, Tiſch und Bank unſauber, der Spiegel, wenn noch einer war, ſeit Jahren von den Fliegen blind, der Fußboden voller Löcher, die Diele ſchwarz wie Erde vom verhärteten Unrath. In den Küchen befand ſich wenig und ſchlechtes Geſchirr, das nicht einmal rein gewaſchen da ſtand. In den Gärten am Hauſe ſah man keine Ordnung, keine Zierlichkeit, ſondern etwas Gemüs ganz nachläßig hingepflanzt. Man ſchien froh zu ſein, wenn man für Säue und Menſchen nur Erdäpfel genug hatte. Vor den Häuſern lagen Miſthaufen, Ackergeräthe, Holz und was man ſonſt nicht unter Dach bringen konnte, bunt durcheinander. Manner und Weiber gingen in zerriſſenen oder grob geflickten, beſudelten Kleidern, Stroh und Federn in den ſtruppigen, ungekämmten Haaren, Hände und Geſicht oft Tage

lang nicht gewaschen. Die kleinen Kinder blieben oft einen halben Tag in ihren Wiegen im Unflath liegen, oder waren sie größer, spielten sie halbnackt vor den Häusern im Kothe.

Kein Wunder, daß bei solcher bettlerischen Unreinlichkeit häufig Krankheiten entstanden. Man ging aber lieber zu einem alten Weibe, zum Scharfrichter, zu einem Harnbeschauer und Quacksalber, wenn er es nur wohlfeil machte, als zu einem erfahrnen und gelehrten Doktor. Wenn dann Mann oder Frau bettlägerig waren und nicht arbeiten konnten, ging es in der Wirthschaft den Krebsgang. Da mußte ein Stück Hausgeräth oder Vieh oder gar Land in der Noth verkauft, oder Geld gegen schweren Zins entliehen werden. Das dauerte dann, bis man mehr Schulden hatte, als man zahlen konnte; dann erfolgte die Vergantung und der Bettelstab.

Wenn Oswald da und dort guten Rath geben wollte, oder wenn er die Unhäuslichkeit und Unordnung tadelte, so bekam er mürrische Gesichter zum Dank. Die Einen sagten: Arme Leute können nicht Alles schön haben, sondern müssen es nehmen, wie es ist! — Andere sagten: Was geht es dich an? Steck du die Nase in deinen eigenen Dreck!

Bei den reichern Bauern sah es nun im Hause wohl etwas besser aus, und war mehr Hausgeräth

und Kleidung vorhanden. Aber doch fand man auch bei ihnen viel Unsauberkeit und Nachläßigkeit. Denn weil sie beständig und überall Bettelwirthschaften vor Augen hatten, so gewöhnten sie sich daran, und trieben es nicht viel anders. Die Woche durch waren sie schmierig und zerrissen; nur Sonntags prunkten sie hoffärtig einher. Dabei hörte man bei ihnen nichts, als Klage über die bösen Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorf. Denn weil im Dorfe fast alle Haushaltungen in Schulden waren, so konnten die wenigsten zahlen. Und weil auch die Gemeinde selbst seit dem Kriege eine große Schuld von vielen tausend Gulden trug, kam das Zahlen der Zinsen, der Gemeindssteuern und Landesabgaben nur auf die Vermöglichern. Das machte sie mißvergnügt und zornig.

Ueberhaupt war in Goldenthal Einer wider den Andern, und beständig Streit und Zank. Keiner traute dem Andern; Jeder wußte dem Andern etwas Böses nachzusagen. Da war keine Treu und Glauben, sondern eitel Lug und Trug. Die Armen beneideten die Reichen; die Reichen drückten und plagten die Armen. Die Reichen trieben, wenn sie Geld ausborgten, schändlichen Wucher, und nahmen von armen Leuten, die in der Noth waren, ihre zwölf, zwanzig und mehr Prozent Zinsen, ohne daß sich darüber das christliche Gewissen

schämen und grämen wollte. Die Armen hinwieder rächten sich, wie Schelmen es machen; sie beschädigten der Reichen Bäume und Pflanzungen heimlich, stahlen ihnen Gemüs und Obst, Tauben und Holz und Hühner, und was sonst zugänglich oder leicht nehmbar war. Man konnte sich auf kein Wort, auf keinen Eid mehr verlassen. Selbst zwischen Eheleuten war eitel Haß und Gezänk. Das sahen die Kinder alle Tage, und lernten nichts Besseres.

Trotz der sichtbaren Verarmung der Gemeinde, und wiewohl Jeder über Regierung, Obrigkeit und schlechte Zeiten klagte, und kein Geld hatte, wenn er das Nothwendige zahlen sollte, thaten die Leute doch insgesammt groß. Das Arbeiten ließ man sich nicht allzusauer werden. Die Vermöglichen, wenn sie später auf's Feld gingen oder früher Feierabend machten, sprachen bei sich: „Gottlob, wir können's wohl so haben!“ Und die Armen und Taglöhner, wenn sie bei der Arbeit die Hände hängen ließen und umhergafften, sprachen: „Nun, unsereins ist auch kein Vieh! Man muß auch geruht haben.“

Wenn aber der Samstag-Abend kam oder der Sonntag, hatte Jeder Geld, um sich im Wirthshaus bei Wein, Bier und Branntewein gütlich zu thun. Da hieß es: „Herr Wirth, noch eine Halbe! Juchhei, Karten her!“ — Da ward der

Wochenverdienſt durch die Gurgel gejagt, oft mehr noch. Man ſpielte. Der Eine verlor ſein Geld, der Andere verſoff oder vertanzte den Gewinnſt. Zwiſchenein in der Woche ward auch das Wirthshaus nicht ganz vergeſſen. Die Leute hatten die Kehle nicht gern trocken. Unterdeſſen hatten die Weiber und Kinder kaum ſatt zu eſſen. War aber Geld im Hauſe, wenn auch nur wenig, da mußte Kaffee her und mußte geküchelt werden. Dann hieß es: „Lieber Gott, es kommt an unſereins ſelten. Man lebt das ganze Jahr ſchlecht. Man will doch auch einmal ſeinen guten Tag haben. Was hat man ſonſt vom Leben?“

An Feiertagen fehlte es nicht, und die wollte man doch gefeiert haben. War im benachbarten Städtlein Jahrmarkt, ſo mußte man doch auch hin und ſehen, wie es in den Wirthshäuſern der Stadt ſei, und hören, was es Neues in der Welt gäbe. Dann fehlte es auſſerdem nicht an allerlei Gängen und Läufen, Prozeßhändeln und Schritten vor Richter und Obrigkeit. Das brachte viel Verſäumniß und Ausgaben, wenig Gewinn und Vortheil. Folglich nahm in allen Häuſern das Vermögen eher ab, als zu. Und darum fluchte Einer wie der Andere über ſchlechte Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorfe.

3.

Wie der verständige Müller erzählt.

Als Oswald in seinem Dorfe so viel Laster und Sünden sah, ist ihm vor Zorn das Herz geschwollen. Er ging in die Mühle, wie er allemal that, wenn er voll Unmuths war. Und wenn ihn da die holdselige Elsbeth anlächelte, verschwand sein Verdruß, wie eine Nebelwolke an der Stirn des Berges vor dem Glanz der Sonne.

Oswald sprach zum Müller: „Nein, wie sind doch die Leute so gottlos und die Hütten so voll Jammer! Das ist vor Zeiten nicht gewesen. Da war der Fleiß auf den Feldern, die Zierlichkeit im Dorfe, die Eintracht in den Häusern und der Reichthum in den Scheuern. Da wurden die Bauern hochgeehrt von den Städtern, und man nannte sie auch wohl die Herren Goldenthaler. Nun ist Alles umgekehrt, und die Armuth sitzt neben der Bosheit unter den Dächern. Wie hat der Krieg so viel Uebels angerichtet!“

Der Müller antwortete und sprach: „Unser Dorf hat vom Kriege viel gelitten, gleichwie andere Dörfer und Städte. Es lagerten sich fremde Truppen bei uns ein und verzehrten unsere Vorräthe; wir mußten den Kriegsleuten dienen und liefern, was sie wollten; wir mußten der Obrigkeit Zins und Steuern zahlen; wir hatten schlech-

Univ. Bibl. München

ten Verdienſt, denn Handel und Wandel ſtanden ſtill, alles Gewerb ward Verderb, und ſchlechte Jahre und Witterungen kamen dazu, daß das Gras auf den Feldern, das Getreide auf den Aeckern, das Obſt an den Bäumen und die Traube an den Reben umkam. Aber unſer Unglück ſtammt nicht von Krieg und Theurung her. Denn andere Städte und Dörfer haben gelitten, wie wir, und ſangen doch wieder an heiter aufzuſchauen. Aber in unſerm Dörflein wird es alle Tage ſchlimmer. Andere Städte und Dörfer waren in Trübſal und Armuth untergeſunken, wie wir: doch heben ſie ſich wieder daraus mit Gottes Hilfe hervor. Aber, dem Himmel ſei's geklagt, wir gehen nun darin unter."

„Das wolle Gott verhüten!" rief Oswald: „Woher kommt es?"

Der Müller antwortete: „Das kommt daher: die Andern ſtrengen ihre Kräfte an und ſchwimmen an das Ufer; wir aber überlaſſen uns dem Spiel der Unglückswogen, und unſere Rettung dem Zufall. Ja diejenigen, die uns helfen konnten, ziehen uns noch tiefer in den Waſſerſtrudel hinein."

„Wer ſind die?"

„Ich will es dir wohl im Vertrauen und unter vier Augen offenbaren!" ſagte der Müller. „Wenn es mit einer Gemeinde den Krebsgang

geht, so kannst du dich darauf verlassen, hat sie schlechte Obrigkeiten. Und das ist bei uns der Fall. Unsere Ortsvorgesetzten sind entweder eigennützige Menschen, oder einfältige, schwache Leute. Zwei von ihnen haben eigene Wirthshäuser, und der Schwiegersohn des dritten hat auch ein Trinkhaus. Da ist es ihnen eben recht, wenn die Leute lieber bei ihnen hinterm Tisch, als bei der Arbeit sind. Wird die Gemeinde versammelt, so ist es bald in diesem, bald im andern Wirthshaus, und da muß am Ende eins getrunken werden. Haben die Durstigen kein Geld, so wird ihnen geborgt. Können sie nicht zahlen, so kauft man ihnen ein wohlgelegenes Stück Land um das andere ab, oder nimmt es für die Schuld an; oder was die Leute haben, wird öffentlich versteigert. Dann sind die Bettler fertig. Daher kommt nach und nach alles liegende Gut in die Hand einzelner reichen Leute. Wer Geld leihen will, geht zu ihnen, und bekommt um doppelten und dreifachen Zins. So werden die Bedürftigen durch unchristlichen Wucher desto schneller zu Grunde gerichtet."

„Ei, worum borgen die, welche Geld brauchen, nicht lieber das Geld an andern Orten oder in der Stadt bei rechtschaffenen Leuten?" rief Oswald.

„Weil man unserer Gemeinde an andern Orten keinen Kreuzer mehr anvertraut!" erwiederte

der Müller. „Denn weil die Gemeindsvorgesetzten bisher die Geldaufdruckscheine für Bedürftige auf die liederlichste und leichtsinnigste Weise ausgestellt haben, sind die, welche Geld darauf liehen, hintennach darum bald oder ganz betrogen worden. So haben wir durch die Nachlässigkeit der Vorsteher allen Kredit verloren und alle Hoffnung auf fremde Hilfe. Weil uns Niemand in der Stadt mehr borgen will, so schimpfen und fluchen unsere Leute tagtäglich auf die Städter und drohen mit Mord und Brand. Widerführe einmal der Stadt ein Unglück, so würde das die größte Freude unsers Lumpengesindels sein, obgleich wir von der Stadt noch viel Verdienst und Almosen haben."

„Das ist abscheulich!" schrie Oswald: „Aber wir haben ja noch ein ordentliches Gemeingut."

„Ja, das Gemeingut ist auch verschuldet und wird nur von den Reichen benutzt!" antwortete der Müller: „Denn wenn die Vorgesetzten ein Geschäft abthun, einen Umzang an den Marchen und Grenzen halten, eine Holzanweisung machen, oder sonst etwas Extra verrichten, so wird auf Kosten der Gemeinde geschmauset und gezecht. Damit geht das Vermögen der Gemeinde durch die Gurgel der Vorsteher. Jeden Gang wollen sie bezahlt haben. Dazu kommt, daß, weil die Reichen Kühe halten können und die Armen kein-

so benutzen sie den Weidgang im Walde und auf den Allmenden allein für sich, und die Armen haben keinen Vortheil von den Gemeindsgütern."

„Wenn du das alles weißt, Müller, warum sagst du das nicht der ganzen Gemeinde und öffnest ihr die Augen?" fragte Oswald zornig.

„Weil es nichts hilft!" erwiederte der Müller: „Denn weil die Meisten im Dorfe bei den Reichen verschuldet sind, so thun die Reichen, was sie wollen, und es darf ihnen Keiner widersprechen. Und wenn unsereins gegen Mißbräuche den Mund aufthun will, so toben und lärmen die Lumpenkerle alle, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Das wissen die Vorgesetzten und die Reichen wohl. Die betrachten die verlumpten Leute wie ihre Hunde, welche sie nach Belieben gegen Jeden loslassen können, der ihnen in die Quere kommt."

„Das ist entsetzlich!" schrie Oswald: „Wenn denn die Menschen keinen Verstand haben, so sollten sie doch ein Gewissen und Gottesfurcht haben."

„Ja, sie sollten wohl," sagte der Müller, „aber woher nehmen? Unser Herr Pfarrer ist ein alter Herr, der für seine Pfründe und Bequemlichkeit sorgt, immer vom Glauben predigt, von Himmel und Hölle, und seine Kirchengeschäfte verrichtet, wie ein Anderer sein Tagwerk, und, hat

er es gethan, ſich um Anderes nicht bekümmert. Was man thun müſe, worin die Sünden beſtehen oder wie man ſie vermeiden müſe, worin die chriſtlichen Tugenden beſtehen, und wie man ſie erlangen und ausüben muſe — das lehrt er uns nicht. Er geht Jahre lang in keines Bauern Haus, als im Nothfall, wo er gerufen wird. Folglich iſt er kein wahrer Rathgeber, kein wahrer Tröſter, und kennt den Zuſtand der Familien lange nicht genug, um auch im häuslichen Leben auf ihre Frömmigkeit und Beſſerung hin zu arbeiten. Die Leute gehen aus Gewohnheit in die Kirche, der Pfarrer predigt aus Gewohnheit, und mit dem Schritt aus der Kirche bleibt es bei den gewohnten Laſtern und Liederlichkeiten. Und weil die Menſchen von innen in ihrem Herzen nicht beſſer werden, wird es auch von auſen nicht beſſer. Und wie die Alten, ſo die Jungen."

„Was? Taugt der Schulmeiſter auch nichts?" fragte Oswald.

Der Müller ſagte: „Seit dein Vater geſtorben iſt, der ein gottesfürchtiger, verſtändiger Mann war, geht es mit der Schule ſchlecht. Die Knaben und Mädchen lernen zur Noth Leſen, Schreiben und Rechnen, auch wohl ein Gebet. Aber von ihren Aeltern daheim lernen ſie, was ſie ſehen, nämlich Lug und Trug, Schwören und Fluchen, Unzucht und Heuchelei, Raufen und Bal-

gen, Betteln und Stehlen, Spielen und Saufen, Müßiggang und Muthwillen, Hader und Neid, Verleumden und Lästern.“

Als Oswald dieſe Dinge vom Müller hörte, ſchüttelte er den Kopf und ging in ſeiner Seele betrübt von dannen.

4.

Wie der Oswald erſchrecklich thut, und es ihm nichts hilft.

An einem Sonntage nach der Predigt wurde die ganze Gemeinde verſammelt; denn es war guter Rath theuer, woher Geld nehmen, weil im Lande eine auſſerordentliche Steuer ausgeſchrieben, und noch der Gemeinde eine Schuld aufgekündet war, die bisher nicht gehörig verzinſet worden. Und das Dorf kam nach alter Uebung unter der großen Linde auf dem Platze zuſammen. Die Vorſteher waren im Kreiſe der Bürgerſchaft, und auſſer dem Kreiſe ſtanden die Weiber, Töchter und Kinder, zu hören, was vorgehe.

Oswald war auch dahin gegangen, und hatte ſich vorgenommen, ſeinen Mitbürgern über ihren traurigen Zuſtand die Augen zu öffnen. Daher, als die Vorgeſetzten ihre Anträge gemacht und ihre Reden geendet hatten, ſtieg Oswald auf einen Stein, der mitten im Wege lag. Da ward er von Jedermann geſehen. Alſo hob er an zu reden:

„Liebe Mitbürger! Ich bin vorzeiten als ein Knabe von euch gegangen in den Krieg, und bin als Mann wieder zurückgekommen. Aber wie ich in unser Dorf kam, habe ich es kaum wieder gekannt, und mir iſt in Wehmuth das Herz gebrochen, als ich ſah, wie Alles verändert worden iſt. Denn vorzeiten hieß unser Dorf mit Recht Goldenthal, weil es ein goldenes Thal war, worin Gottes reicher Segen wohnte, mehr denn anderswo. Es waren bei uns die meiſten Leute wohlhabend, nur wenige arm, und Bettler gar keine. Damals pflegte man uns, wegen unſers Wohlſtandes, auch noch im ganzen Lande die Herren Goldenthaler zu heißen. Denn wir gingen nicht in zerriſſenen Kleidern, wie Bettler, ſondern ſtattlich einher, in ſauberm, doch einfachem Gewand, und hatten nicht nur im Hauſe zur Nothdurft, ſondern auch einen Gulden darüber hinaus. Damals hatte die Gemeinde keine Schulden zu verzinſen, ſondern ſie bezog ſogar von andern Orten Zinſen für ausgeliehene Kapitalien, die wir erſpart hatten. Damals war alles Land wohlgedüngt und angebaut, denn Jeder hatte ſeine Kuh und ſein Roß im Stall, und auch wohl Geißen und Schafe oder ein paar Schweine daneben. Damals glich unſer Dorf ſchon von außen einem zierlichen Marktflecken. Die Häuſer ſtanden ſchön und nett von

innen wie von aussen, daß sich kein Herr aus der Stadt hätte schämen dürfen, darin zu wohnen. Haus- und Küchengeräth verkündeten, man sei wohl versorgt, und die Fenster glänzten wie Spiegel. Wenige Leute hatten Schulden, und wer sie hatte, dem war nicht bange, wie er sie zahlen müsse. Damals bekam ein Goldenthaler ohne Handschrift und Unterpfand aus der Stadt auf sein ehrliches Wort hundert und mehr Gulden geborgt. Damals war für Goldenthal noch eine goldene Zeit!"

Wie Oswald so redete, nickten ihm Alle freundlichen Beifall, und Einige sagten: „Der Oswald hat wohl Recht!"

Er aber redete weiter und sprach: „Nun ist es nicht mehr so. Man sollte unser Dorf nicht mehr Goldenthal nennen, sondern Koth- und Dreck-, Dornen- und Distelthal. Von unsern Aeckern ist meistens der Segen verschwunden; denn die Einen von uns haben zu viel Land, die Andern gar keines; die Uebrigen können es nicht in Ordnung anbauen und benutzen. Die Bettelei ist von Vielen nicht mehr für Schmach gehalten, sondern für einen ordentlichen Beruf und Erwerb angesehen. Die meisten Haushaltungen sind verschuldet, und eine um die andere steht den Tag vor, da ihr Alles versteigert und sie ausgetrieben werden muß. Die Schuldenboten verlassen unser Dorf nie. Mit den

benachbarten Orten haben wir Zank und Prozeß, und unter uns selber Feindschaft und Parteien. Wir haben noch den alten Hochmuth, aber nicht mehr das alte Geld, auf den Straßen Koth und in den Häusern Unflath und Gestank, den meisten Unflath aber im Herzen. Denn hier versteht sich fast Jedermann besser auf's Saufen, als auf's Arbeiten; besser auf's Prellen und Stehlen, als auf's Geben; besser auf Hinterlist, als auf Wahrheit. Wenn das so fortgeht, müssen wir in Elend und Schande Alle untergehen. Schon haben wir zu Stadt und Land keinen Kredit mehr, und wenn man Jemand einen Lump heißen will, so sagt man: er ist ein Goldenthaler!"

Bei diesen Worten des Oswalds erhob sich ein großes Gemurmel und Dräuen im Volk, und Jeder sah den Oswald mit finstern Blicken an, also, daß des Müllers Elsbeth in große Furcht gerieth. Denn sie stand auf einer Bank am Hause und verwandte kein Auge vom Oswald, der ihr von Herzen lieb war.

Oswald ließ sich jedoch von dem Gemurre und Gesurre nicht schrecken, sondern fuhr also fort:

„Liebe Mitbürger, wenn noch ein Tropfen redlichen und frommen Blutes in euern Adern wallt, so schlaget Hand in Hand und sprechet: es soll und muß anders werden! Woher kommt unser Verderben? Da sind eure Ländereien in die Wein-

und Bierfässer gefallen, und eure Küße von den Spielkarten erschlagen. Da habt ihr das Sparen verlernt und das Arbeiten vergessen. Armuth macht Diebsmuth, und Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Das Geld eurer Väter ist verzehrt, und ihre Sonntagsröcke traget ihr mit Löchern in den Aermeln. Habet ihr ein paar Kreuzer im Sack, trinket ihr lustig, und Weib und Kind daheim hungern. Was soll draus werden? — Ich frage die Vorgesetzten: Wo ist das Vermögen der Gemeinde, und wie habt ihr hausgehalten mit der Hinterlassenschaft unserer Vorfahren? Warum leget ihr keine treue Rechnung ab, und gebet nicht aufrichtigen Rath, wie zu helfen sei? Warum schmauset ihr lieber auf Gemeindekunkosten, statt der Gemeinde Gut zu sparen? Warum verschliesset ihr nicht die Wirthshäuser, und öffnet dafür Abzugsgraben für das Wasser im versumpften Gemeindswald, oder bessert unsere halsbrechenden Dorfwege aus? Warum machet ihr's den Leuten so leicht, wenn sie Geld borgen wollen, und machet es ihnen so schwer, wenn sie sich vor dem Bettelstab retten möchten?"

Wie Oswald so redete, schrieen einige der Vorgesetzten: „Schweig, oder wir schicken dich bei Wasser und Brod in den Thurm, achtundvierzig Stunden lang!" — Und die ganze Gemeinde brüllte: „Schweig! Schweig!"

Aber Oswald erwiederte: „Ihr habt Macht, mich in den Thurm zu werfen; aber ich habe Macht, euch vor die hohe Landesregierung zu rufen. Wenn ich da eure Wirthschaft aufdecke, wird euch übler zu Muth sein, als mir bei Waſſer und Brod iſt. Ihr Alle aber, Mitbürger, beweiſet mir, daß ich falſch rede oder läſtere. Fraget eure Gewiſſen, ob ihr reicher oder ärmer geworden seid; ob Treu und Glauben noch unter uns herrschen, oder hartherziger Eigennutz, Wucher, Liederlichkeit, Hinterliſt, Tücke, Meineid und falſches Weſen? Und wenn euer Gewiſſen keine Zunge hat, ſo ſchauet eure zerfallenen Häuſer und Ställe, eure verwilderten Felder und Gärten, eure leeren Geldbeutel und Truhen, eure zerriſſenen Kleider und Hemden an: die ſind meine Zeugen wider euch. Schauet eure verwahrloſeten Kinder an, ſie ſind meine Zeugen wider euch. Ihr habet mehr Sorgfalt für eure Kühe, Säue und Ziegen, als für eure Kinder; und Kühe, Säue und Ziegen ſind euch nicht ſo lieb, als euch Schwelgerei und Spiel, Fraß und Sauf ſind."

Oswald wollte noch mehr ſagen; aber ſie ſtießen ihn mit mörderlichem Gebrüll vom Stein, und lieſſen ihn nicht mehr reden. Einige wollten Hand an ihn legen; aber er ergriff ſie mit gewaltiger Fauſt und ſchleuderte ſie gegen die Andern, daß ſie mit den Köpfen zuſammenſchlugen. Er

nahm einen gewaltigen Stecken, und drohte, den Ersten zu Boden zu schlagen, der sich ihm nähern würde. Das Geschrei gegen ihn ward immer lauter und wilder. Einige hoben Steine auf. Oswald ging beherzt, mit geschwungenem Prügel, gegen den dicken Haufen, und mitten durch denselben nach Hause. Aber die Steine und Flüche des Volks flogen ihm weit nach. Er kam mit blutigem Gesicht nach Hause. Er wusch sich aber, verband seine verwundete Stirn und war ruhig.

Da kam, blaß wie der Tod, mit verweinten Augen Elsbeth, und fragte: „Oswald, wie geht's Dir?“ Und sie konnte vor Wehmuth nichts mehr sagen, und er tröstete sie und drückte sie gerührt an sein Herz.

5.

Wie Oswald von seinen Feinden verfolgt wird, und was er dagegen thut.

Oswald hatte seit dem Tage, da er an der Gemeinde geredet, eitel Verdruß und Noth. Böse Buben warfen ihm Nachts die Fenster mit Steinen ein. In einer andern Nacht hatten sie ihm sechs lange Obstbäume abgebrochen, die er im Garten gepflanzt hatte. In einer andern Nacht hatten sie ihm den Salat von den Beeten gestohlen.

Als er zu den Vorgesetzten ging und Klage führte, lachten sie höhnisch und sprachen: „Du

hätteſt wohl mehr Strafe verdient, wenn wir mit Dir nach aller Strenge verfahren wollten. Packe Dich von hinnen, Du Läſtermaul!“

Oswald ſagte: „Wenn Ihr mir gegen Böſewichte weder Recht noch Schutz verleihen wollet, ſo machet in der Gemeinde bekannt, daß ich mich ſelber zu beſchirmen wiſſen werde, und ſich Jeder vor Schaden hüten ſolle.“

Die Feinde aber fuhren fort, ihn zu plagen, doch nicht ohne ihren Schaden und Schrecken. Denn als er eines Abends in der Mühle war und ſie es wußten, und ſich in ſeinen Garten ſchlichen, um ihm Alles zu zerſtören, geſchahen plötzlich aus dem Fenſter ſeines Hauſes zwei Schüſſe. Da liefen ſie mit Entſetzen davon und meinten, er müſſe den böſen Geiſt im Hauſe zum Wächter haben. Denn während ſie noch liefen, begegnete ihnen Oswald, der von der Mühle kam; und er packte einen von ihnen und ſprach mit donnernder Stimme: „Warum habet Ihr, wie Diebe, in meinen Garten einbrechen wollen?“ Doch that er ihnen nichts zu leide. — Ein andermal, da ſchlechte Kerle ihm einen Poſſen ſpielten, und nach Mitternacht, vom Wein erhitzt, über den Hag ſtiegen, der ſein kleines Gut umfing, wurden ſie an den Füßen blutig verwundet, daß ſie vor Schmerzen laut aufſchrieethen und kaum über den Hag zurück konnten.

Diese und andere Geschichten verbreiteten im Dorfe große Furcht, und es wagte sich Keiner mehr des Nachts in die Gegend von Oswalds Haus.

Er aber blieb freundlich gegen Jedermann, wie zuvor, gab dem Einen guten Rath, dem Andern in der Noth ein Stück Geld. Doch that ihm der elende Zustand der Gemeinde leid, und er begab sich eines Tages zum Pfarrer und klagte es.

Der Pfarrer sprach: „Ich bin Pfarrer, und habe hier nichts zu befehlen, und kann mich in eure Händel nicht mischen. Alles Unglück dieses Dorfes kommt daher, daß die Leute im Schlamm und Unflath der Sünden untergehen. Sie fragen dem Worte Gottes nicht nach, und verkürzen aller Orten das Einkommen meiner Pfründe. Es wird aber ein schweres Zorngericht des Herrn über sie kommen, und die Langmuth des Himmels nicht länger ihren Sünden nachschauen."

Oswald sagte: „Herr Pfarrer, mit Erlaubniß, Ihr könntet doch, wenn Ihr wolltet, Vieles zur Rettung dieser Gemeinde thun. Denn das Herz dieser Menschen ist verwildert, weil ihr Verstand verfinstert ist. Wenn Ihr Euch der Schule annehmen und die Jugend in guten Sitten und im christlichen Lebenswandel unterrichten wolltet, daß sie die Tugend lieben und das Laster scheuen lernte:

es würden die guten Früchte der Beſſerung nicht ausbleiben."

Der Pfarrer antwortete: „Dafür iſt der Schulmeiſter, und nicht der Pfarrer. Ich habe bei der Menge meiner wichtigen Amtsgeſchäfte keine Zeit dazu übrig. Die Gemeinde ſelbſt iſt Schuld, daß ſie keinen rechten Schulmeiſter haben kann, weil ſie ihn ſchlecht beſoldet."

Oswald ſagte: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ein guter Hirt, der ſeine Heerde wohl weidet, bekümmert ſich auch um jedes Einzelne in derſelben. Die Leute ſind unwiſſend, und verderben oft bloß aus Unverſtand, weil ſie nicht wiſſen, wie ſich helfen und einrichten. Wenn Ihr nun bald zu dieſer, bald zu jener Haushaltung in müßigen Stunden ginget, und ſähet die Unvernunft der armen Leute, die oft nur zu Grunde gehen, weil ſie ſich nicht recht zu rathen wiſſen; — ſähet, wie die armen Menſchen ſich nach und nach an ihr Verderben gewöhnen, bis ſie von Haus und Hof getrieben werden; — ſähet, wie die Kinder, erbärmlich verwahrloſet, unmöglich beſſer werden können, weil ſie nur das Schlechteſte auf der Welt hören und ſehen; — o Herr Pfarrer, wenn Ihr nur einmal —"

Der Pfarrer unterbrach den Oswald in ſeiner Rede und ſchrie: „Was ficht euch an? Wol-

let Ihr dem Pfarrer gute Lehren geben und Unterricht, was er als Pfarrer zu thun habe? Hebet Euch weg von mir mit Euern Versuchungen. Ich bin ein geistlicher Hirt, der für die armen Seelen sorgt, und bete täglich für sie. Aber Ihr wollt mich, glaub: ich, zum Säutreiber machen!"

Als der Herr Pfarrer so zornig sprach, ging Oswald von dannen, und sein Herz war sehr betrübt. Aber er konnte doch nicht ruhen, und dachte: es muß und soll geholfen werden, und Gott wird mir beistehen.

Und er legte Feierkleider an, nahm den Stab und wanderte in die Hauptstadt des Landes. Da ging er umher zu den obersten Staatsbeamten, von Haus zu Haus, sein schweres Anliegen vorzubringen. Aber der eine von den Herren hatte ein großes Gastmahl, und konnte ihn nicht hören; der andere war spazieren gefahren, und konnte ihn nicht hören; der dritte saß eben beim Spieltisch mit den Karten in der Hand, und konnte ihn nicht hören; der vierte zählte die eben eingegangenen Zinsen, und konnte ihn nicht hören; der fünfte führte ein junges Frauenzimmer zum Tanzhaus, und konnte ihn nicht hören. Endlich kam er zum letzten, der hörte ihn an. Es war ein steinalter Mann mit einer weißen Haarbeutelperücke. Vor diesem schüttete Oswald sein Herz aus, sprach vom Elend seines Dorfes, von der Schlechtigkeit

der Vorgesetzten, von der Gleichgültigkeit des Pfarrers, von der Unwissenheit des Schulmeisters.

Darauf antwortete der alte Herr in der Haarbeutelperüke ganz freundlich und sprach zu ihm: „Du Flegel, der du geistliche und weltliche Obrigkeit verlästerst, packe dich und räsonnire nicht weiter, oder ich lasse dich in's Zuchthaus bringen. Euer Herr Pfarrer ist ein vortrefflicher Mann, denn er ist mein eigener Vetter.“

Mit diesem Bescheid verließ Oswald die Hauptstadt. Als er wieder ausser dem Stadtthor in die freie Luft kam, brach ihm das Herz, und er weinte laut.

6.

Der neuerwählte Schulmeister.

Als er aber Nachmittags in das Dorf zurückkam, ließ er keinem Menschen wissen, warum er in die Hauptstadt des Landes gereiset, und wie es ihm da ergangen sei. Vielmehr stellte er sich wohlvergnügt und redete Jedermann freundlich an, selbst seinen ärgsten Freund, den Löwenwirth Brenzel, welcher im Dorfe der reichste Mann und im Gemeinderath der Vornehmste war. Der stand breitbeinig vor der Hausthür, die Kappe schief auf dem Ohr, die Hände über den Bauch gefaltet, und schaute gar gebieterisch rechts und links.

„Guten Abend, Herr Gemeindsrath!“ rief ihm Oswald zu: „Habt Ihr schon Feierabend?“ Brenzel nickte vornehm mit dem Kopfe und sprach, ohne den Oswald anzusehen: „Ich verdiene meinen Taglohn, wenn ich mit der Hundspeitsche daheim bleibe und die Bettler von meinem Hause treibe.“

Wie Oswald diese unchristliche Rede von einem Vorsteher der Gemeinde hörte, welcher ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen sein sollte, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, und er verdoppelte seine Schritte, um davon zu kommen. Desto mehr erquickte es ihn, da er an der Mühle vorüber ging und er Elsbeth sah, die schöne Tochter des Müllers Siegfried. Sie saß auf der Bank vor dem Hause im spielenden Schatten eines jungen Kirschbaumes, und nähete neue Hemden. Und sie ward feuerroth, wie sie den Oswald erblickte, reichte ihm die Hand zitternd, lächelte ihn holdselig an, und ihre Augen glänzten von Thränen.

„Warum weinst du, Elsbeth?“ fragte Oswald erschrocken.

Elsbeth wischte sich schnell die Augen, lächelte noch freundlicher und sagte, indem sie den Kopf schüttelte: „Heute sag' ich dir's nicht, lieber Oswald; du sollst es schon einmal erfahren.“ — Sie schien ihm schöner und zärtlicher, als er sie

ie geſehen. Aber wie viel er auch fragen mochte, er erfuhr nicht, warum ſie geweint habe.

Darauf fragte ihn Elsbeth: „Du aber biſt in der Hauptſtadt geweſen. Gelt, da haſt du ein paar luſtige Tage gemacht, wohl gar mit den ſchönen Stadtjungfern getanzt? Wie? — Oswald, du ſeufzeſt? Ei, ei, Oswald, das will mir nicht gefallen. Nun haſt du Heimweh zur Stadt, und in unſerm armen Dörflein iſt es dir nun nicht mehr ſchön genug.“

So ſprach ſie, und er ſchlug traurig die Augen nieder, ohne zu antworten. Da trat ſie näher, nahm ſeine Hand in die ihrige, und ſagte wieder mit einer zitternden Stimme, die man kaum hörte: „Oswald, lieber Oswald, was fehlt dir? Sage mir auch ehrlich: was quält dich?“

„Kind,“ rief Oswald und ſchlug die Augen gen Himmel auf: „Gott weiß es, ich konnte glücklich ſein, und ich bin es, und in der Welt nirgends mehr als bei dir, denn du biſt herzgut. Aber mich jammern die Menſchen, denn ich kenne ihrer ſo viele, und die meiſten ſind herzſchlecht. Sieh nur an das Elend der Leute in unſerm armen Goldenthal. Es würde doch ſo wenig koſten, ſie wieder zu erretten. Aber man macht die armen Leute, Gott erbarm's, zum Vieh, und den hartherzigen Reichen iſt das eben recht. Die Ortsvorſteher haben ihre Stellen nur, um ihren Hochmuth

zu kitzeln, und gewaltthätig zu sein, und sich allerlei Vortheile zu machen. Sie betrügen die Waisen und plündern die Wittwen, und haben kein Gefühl und kein Gewissen. So wird es im Dorfe immer schlechter, die Noth der meisten Haushaltungen immer größer, und Keiner hilft. Wir haben eine Regierung, Gott sei's geklagt! Die Herren wollen nur regieren, um zu stolziren und sich Vortheile zu machen; aber des Volkes Noth aus dem Grund zu heilen, das hält Keiner für seine Pflicht und Schuldigkeit. Es ist bei allen nur auf Großthuerei, Lustbarkeit und Geld abgesehen. Da wollen sie nur ihre Familien bereichern, ihren Söhnen und Vettern aufhelfen; da wäscht eine Hand die andere, da hackt ein Rabe dem andern die Augen nicht aus, und das Land wird immer elender, und das kümmert die Herren nicht. Sie lassen sich noch dazu für ihre Weisheit und große Gnade loben, so niederträchtig und schamlos sind sie."

Elsbeth sagte: „Ach, Oswald, herzlieber Oswald, warum grämt dich doch das? Es ist ein gerechter Gott im Himmel, der wird die richten, die ihre Pflichten verachten. Du bist ja unschuldig an dem Elend des Volkes. Warum grämst du dich doch?"

Oswald sagte: „Kann mir denn wohl sein in der Hölle, wo ich die Abscheulichkeit der Teufel und die Pein der armen Seelen sehen soll? So

kann mir auch nicht wohl ſein auf Erden, wo ich die Schändlichkeit der Herren in den Städten und die Schändlichkeit unſerer groben, ſtolzen Dorfkönige ſehe, die das arme Volk noch tiefer in Koth und Staub niedertreten, ſtatt es hervorzuziehen, wie ihre Schuldigkeit wäre. Wenn dann die Unglücklichen aus Verzweiflung zuletzt Verbrecher werden, betrügen und ſtehlen oder gar morden, läßt man ſie recht rührend und feierlich hinrichten; oder wenn ſie ſich aus ihren Kindern weniger als aus ihrem Vieh machen, lacht man recht vornehm dazu. Iſt das nicht ein Vorſpiel der Hölle? Und ſind nicht unſere meiſten Goldenthaler durch ihre Armuth faſt dem Vieh gleich geworden, roh, ekelhaft, grob, unreinlich, gefühllos? Und ſind ſie nicht durch die Laſter der Armuth noch ſchlechter als das Vieh geworden, nämlich zänkiſch, ſchlägeriſch, verleumderiſch, ſchadenfroh, diebiſch, träg, nur aufgelegt zum Freſſen und Saufen?“

Elsbeth ſagte: „Der alte Schulmeiſter hat auch vom Saufen den Lohn davon. Vorgeſtern Nachts kam er betrunken vom Adlerwirth und zu nahe an den Weiher, ſtürzte in's Waſſer und ertrank. Geſtern Morgens fand man ihn. Heut iſt er begraben. Zum Glück hat er nicht Weib noch Kind.“

Dieſe Nachricht hörte Oswald nicht ohne Beſtürzung. Er fragte noch dies und das. Er ſchien

etwas Wichtiges zu überlegen, und ging gedankenvoll nach Hause. Elsbeth begriff nicht, was ihm so plötzlich durch den Kopf geflogen war. Aber sie erfuhr es am nächsten Sonntag.

Da wurde die Gemeinde nach vollendetem Gottesdienst zusammenberufen, weil es um die Erwählung eines neuen Schulmeisters zu thun war. Oswald ging auch an die Gemeinde. Elsbeth stand in der Ferne bei den Weibern und Töchtern. Sie hatte große Angst, daß Oswald reden werde, was den Leuten mißfallen könnte, und darum ihren Vater gebeten, den Oswald, wenn er aufbrause, zu besänftigen. Auch kam der Müller Siegfried dem Oswald nicht von der Seite.

Der erste Vorsteher, Herr Brenzel, eröffnete der Gemeinde, um was es zu thun sei, und sagte: Weil der Schulmeisterdienst erledigt und geringer Dienst mit vieler Mühe sei, indem die Besoldung nur aus vierzig Gulden bestehe, sei es ein Glück, daß er der Gemeinde einen wackern Mann vorschlagen könne, der das Amt annehmen wolle. Das sei der Schneider Specht, dessen Profession schlecht ginge, und der ihm mütterlicher Seits etwas verwandt wäre.

Darauf schlug der Adlerwirth Kreidemann, als zweiter Vorsteher, seinen armen Vetter, den lahmen Geiger Schluck vor, der um so eher Vorzüge verdiene, weil er, statt vierzig Gulden

zu nehmen, wegen Dürftigkeit der Gemeinde mit fünfunddreißig zufrieden sein wolle.

Der Schneider Specht, als er sah, daß sich die meisten Bauern für den Geiger erklären würden, sagte demselben alle Sünd' und Schande nach, und erbot sich, mit dreißig Gulden zufrieden zu sein. Der Geiger ward darüber so erbost, daß er den Specht einen Dieb und Ehebrecher und meineidigen Schelm hieß, und sich für fünfundzwanzig Gulden zum Schulmeister antrug. Der Schneider erklärte, den Geiger wegen Schimpfreden vor Gericht zu ziehen; aber um so geringen Lohn wolle er nicht schulmeistern.

Da sich nun weiter zu dem Dienst Niemand meldete, weil sich kein Ehrenmann zu einer Stelle hergab, die von je her verachtet und nur von Leuten gesucht war, die sonst nichts hatten: so war die Gemeinde schon entschlossen, sie dem Schluck als einen Nebenverdienst zu geben. Denn dieser konnte doch nothdürftig schreiben und rechnen.

Aber nun drängte sich Oswald hervor, ward blaß und roth im Gesicht und rief: Dem Küh- und Sauhirten, der euer Vieh auf die Weide treibt, gebet ihr bessern Lohn, als dem Schulmeister, der eure Söhne und Töchter in Gottesfurcht und nützlichen Dingen unterrichten soll. Eure Kinder sind Menschen, geschaffen ein Eben-

bild Gottes auf Erden zu sein, aber nicht euer Vieh. Schämet ihr euch nicht der Sünde, die ihr thut? — Aber ich weiß gar wohl, der Gemeindssäckel ist immer leer, wenn für das Nützliche gesorgt werden soll, und Schulgeld können die armen Leute nicht zahlen, die kaum Erdäpfel und Brod und Salz haben. So will ich denn ein Uebriges thun, und ich biete euch an, Schulmeister zu werden, und verlange gar keinen Lohn. Ich sage noch einmal, ich will Schulmeister sein, es soll weder der Gemeinde noch den Haushaltungen einen Kreuzer kosten!"

Die Leute sahen sich einander verwundert an und den Oswald. Einige wollten ihn nicht haben und sagten, er könne oder wolle die armen Seelen der Kinder vielleicht dem Teufel verkaufen. Aber die Meisten bedachten, daß kein Anderer den Dienst so wohlfeil übernehme, und lärmten und schrieen, Oswald solle Schulmeister sein. Also wurden die Stimmen abgehört, und Oswald ward zum Schulmeister erwählt.

Als dies Elsbeth hörte, wollte sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken. Denn im Dorfe war ausser dem Dorfwächter und dem Säubirt Keiner geringer gehalten, als der Schulmeister. Sie rannte ganz ausser sich zur Mühle, als wäre ihr das grösste Unglück und die bitterste Schmach widerfahren. Auch der ehrliche Müller

Siegfried ſchüttelte ärgerlich den Kopf und ſagte: „Ich glaube, der Oswald iſt im Kopf verrückt.“

Jedoch Oswald blieb bei ſeinem Entſchluß. So ward er vom Gemeinderath nach Vorſchrift der obrigkeitlichen Schulpflege in Vorſchlag gebracht. Er mußte ſich in der Stadt prüfen laſſen, und weil er eine zierliche Hand ſchrieb, im Rechnen mehr verſtand, als für Bauern nöthig zu ſein ſchien, ward er förmlich beſtätigt.

7.

Wie Oswald Schule hält.

„Elsbeth, Elsbeth, quäle mich nicht mit deiner Unzufriedenheit und deinem niedergeſchlagenen Weſen!“ ſagte Oswald zu der betrübten Tochter Siegfrieds: „Siehe, die Alten ſind verderbt und kaum zu beſſern. Vielleicht kann ich unſer armes Dorf wieder durch gute Erziehung der Kinder in Anſehen und Ehren bringen. Andern Weg gibt es nicht. Ein Dorfſchulmeiſter iſt freilich ein geringer und verachteter Mann: aber wie tief hat ſich doch unſer Herr und Heiland erniedrigt, um die Menſchen zu beſſern, zu belehren und ſelig zu machen. Hätten wir auch verſtändige und gewiſſenhafte Regierungen, denen es weniger um Ehre, als des Volkes Wohlfahrt zu thun wäre, für die ſie eigentlich da ſind, ſo

würden ſie mehr Sorgfalt und Achtung für die Landſchullehrer, als für die Profeſſoren an den hohen Schulen beweiſen. Aber ſo iſt es einmal nicht in der verkehrten Welt: Alles ſieht und zieht nach oben, und verſäumt, was unten iſt. Darum wird es meiſtens oben zu ſchwer, unten zu leicht, und viele Thronen ſtehen auf ſchwachen Füßen."

„Ach, Oswald, Oswald!" rief Elsbeth: „Du weißt nicht, wie übel du gethan haſt!" Sie ſagte jedoch nicht, warum.

Inzwiſchen, ſobald die Wintertage kamen, fing Oswald mit der Schule an. Den erſten Tag ſtellte er ſich vor die Hausthür und empfing daſelbſt die Schulkinder. Hatten ſie kothige Schuhe, mußten ſie dieſelben mit Stroh rein fegen, und die Sohlen abkratzen am Eiſen vor der Thür, damit ſie den ſaubern Fußboden des Zimmers nicht beſudelten. Dann reichte er Jedem zum Willkommen freundlich die Hand. Waren aber die Hände unreinlich, mußten ſie erſt zum Brunnen und Geſicht und Hände waſchen. Waren ihre Haare nicht zierlich gekämmt, ſchickte er ſie in ihre Häuſer zurück, ſich kämmen zu laſſen. Die aber, welche reinlich und wohl gekämmt erſchienen, küßte er freundlich auf die Stirn.

Die Buben und Mägdlein verwunderten ſich

sehr; einige schämten sich, andere lachten, noch andere weinten. So etwas war ihnen nie widerfahren.

Den zweiten und dritten Tag stand Oswald wieder vor der Hausthür, und so noch manchen Tag, bis Alle so säuberlich zur Schule kamen, wie er es befohlen hatte. Nachher empfing er sie im Schulzimmer. Wer dann mit unreinlichem Haar und Gesicht oder unsaubern Händen und Schuhen kam, ward zum Gelächter Aller auf einen Tritt zur Schau gestellt, und nachdem er eine Stunde da gestanden war, heimgeschickt, um sich reinigen zu lassen.

Viele Leute im Dorfe verdroß das; allein sie hatten in der Schule nichts zu befehlen, und mußten geschehen lassen, wie Oswald wollte. So kam es, daß in wenigen Wochen die Schulkinder groß und klein, arm und reich, alle äußerst reinlich am Leibe wurden, wenigstens so lange sie beim Schulmeister waren.

Oswald ließ es aber dabei noch nicht bewenden. Nachdem die Kinder ein Vierteljahr lang zur Ordnung gewöhnt waren, gab er auf die Reinlichkeit der Kleider Acht. Schmutz, Staub und Koth durften nicht daran haften, wenn auch die Kleider alt und zerrissen waren. Letzteres verzieh er; das war nicht der Kinder Schuld. Wer die ganze Woche am reinlichsten

erſchienen war, ſowohl in der Schule als auſſer derſelben, im Dorfe, auf den Gaſſen, in der Kirche, auf den Feldern, ward ſein Liebling. Dem gab er die erſte Woche ein Bild, oder ein Stücklein Seidenband, oder einen Bogen feinen Papiers zum Briefſchreiben; die andere Woche abermals ein Zeichen ſeiner Freundſchaft, zuletzt öffentlich vor Allen einen Kuß auf den Mund, und das geküßte Kind empfing das Recht, am Sonntag mit Oswald ſpazieren zu gehen, oder wenn es ſchneite und unfreundliches Wetter war, bei ihm zu ſein und ſein groſſes Bilderbuch zu beſehen, aus welchem Oswald ſchöne Geſchichten zu erzählen wußte.

Oswald war ein Mann, der ſich auch bei Erwachſenen in Anſehen zu ſetzen wußte, der zwar nie ſchwor und fluchte, aber Keinen fürchtete; kein Wunder, daß alle Kinder Hochachtung für ihn empfanden, und ihn faſt mehr lieb hatten, als ſie ihre Aeltern liebten. Da hätte man ſehen ſollen, wie ihm alle mit Ehrfurcht ſchmeichelten; wie freundlich ſie zu ihm liefen, wenn er ihnen begegnete; wie ſie ihm ſeine Wünſche aus den Augen zu leſen ſuchten; wie ein Wink genug war zum freudigen Gehorſam.

Das war den Bauern in Goldenthal ganz unbegreiflich, um ſo mehr, da dieſer Schulmeiſter ſich zur guten Zucht weder des Haſelſtocks

auch der Birkenruthe bediente. Manche Leute wurden ängstlich, und erzählten sich die Historie von einem Rattenfänger zu Hameln, der auch die Kinder an sich zu locken gewußt, und endlich alle in die Höhle eines Berges geführt habe, wo sie mit ihm verschwunden seien. Einige alte Bauernweiber sagten öffentlich, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und riethen, man solle keine Kinder mehr zum Schulmeister lassen. Doch dazu kam es nicht.

Oswald aber redete und sprach: „Reinheit des Herzens ist die Gesundheit der Seele: Reinlichkeit des Leibes ist die Gesundheit des Körpers. Die Thiere mögen sich wälzen im Koth, aber der Mensch, als Gottes Ebenbild, soll sich rein erheben zum reinen Himmel. Solches muß der Anfang aller Kinderzucht sein, daß die Kindlein wissen, sie seien Menschen und viel besser als die Thiere. Dann ist aus ihnen Alles zu machen; aus Thieren läßt sich nichts machen."

Ferner redete Oswald und sprach: „Ein Schulmeister, welcher nicht einmal versteht, die zarten Kinderherzen durch Ernst und Liebe zu leiten, daß sie ihm willig folgen, der versteht sein Handwerk nicht. Und man sollte billig den Stock auf des Schulmeisters Rucken zerschlagen, womit er die Kinder züchtigt, als hätte er Affen,

Hunde oder andere Thiere abzurichten, die keine Vernunft und kein menschliches Herz haben."

8.

Was ferner in der Schule vorgeht.

Es ging aber ein Geschrei im Dorfe, der Oswald verführe die Kinder, und bringe ihnen eine neue Religion bei, und die Kinder könnten nichts bei ihm lernen. Denn es sei erschrecklich anzusehen, wie die Kinder alltäglich daran trieben, um in die Schule zu kommen, da doch sonst die Jugend nicht gern mit dem Schulegehen zu thun hat; das sei wider die Natur. Desgleichen sei es den ganzen Tag in dem Schulhause todtenstill, wie in einer Kirche, wo man sonst Lärmen und Geschrei der Lernenden weit hinaus über das Dorf seit Menschengedenken gehört habe; selbst in den Singstunden töne es nur wie Bienengesumse. Ferner vernehme man, daß beim Gebet ärgerliche Neuerungen vorfallen, und daß die Kinder zur Hexerei angeleitet würden, dazu sie schon die verdächtigen Zeichen malen lernten.

Diese und andere Reden gelangten endlich selbst vor die Ohren des Herrn Pfarrers und der hochobrigkeitlichen Schulräthe in der Stadt. Und weil in der That Niemand wußte und begriff, was der Oswald treibe, ward zur Abhilfe der Beschwerden eine Kommission abgeordnet, die

aus zween Herren von der Stadt und dem Herrn Pfarrer beſtand. Dieſe traten eines Morgens unerwartet, ehe die Schule angefangen war, zum Oswald und ſagten, was ihr Auftrag ſei, und er ſolle in ihrer Gegenwart lehren, wie er gewöhnlich thue.

Da nun die Kinder alle einzeln ankamen, war auch in armen und zerriſſenen Kleidern ihre Sauberkeit und Ordnung lieblich zu ſchauen, und wie ſie alle erſt zum Schulmeiſter gingen, ihm die Hand küßten, dann ſich ſtill zu ihren Sitzen begaben, wo ſie fröhlich mit einander flüſterten und auf die Fremden ſchauten. Es waren der Kinder in Allem fünfundfünfzig: die Knaben ſaßen auf der einen, die Mägdlein auf der andern Seite.

Nachdem ſie alle verſammelt waren, ſprach Oswald mit lauter Stimme: „Ihr lieben Kindlein, laſſet uns vor allen Dingen vor dem allgegenwärtigen lieben Gott, unſerm Vater, uns demüthigen, und ihm unſere Gedanken und Bitten ehrfurchtsvoll vortragen.“ Und wie er dies ſprach, falteten alle fünfundfünfzig Kinder ihre Händlein und ſanken auf die Knie, ſtill vor ſich zur Erde ſchauend. Auch Oswald kniete nieder, und der Herr Pfarrer und die Rathsherren aus der Stadt, da ſie Alles ſich demüthigen ſahen vor dem ewigen Gott, folgten dem Bei-

ſpiel Aller und knieten auch. Dann las der Schulmeiſter ein ſchönes, rührendes Gebet, welches vor ihm auf dem Stuhl lag. Er war ſo verſtändlich abgefaßt, daß es auch dem Verſtande des kleinen, ſechsjährigen Kindes begreiflich war. Das bewegte das Herz eines der Rathsherren ſo tief, daß ihm die Augen voller Thränen wurden.

Dann ſtanden Alle auf, und die Aelteſten der Schule, indem ſie auf eine mit Noten und Worten beſchriebene ſchwarze Tafel ſahen, ſangen mit ſanfter Stimme vierſtimmig ein ſchönes Morgenlied. Die Kleinen ſumſeten den Geſang für ſich ganz leiſe nach. Darauf laſen die beſſern Leſer aus einem Buche, abwechſelnd, einen frommen Vers; jede Zeile aber ward von der ganzen Schule mit halblauter Stimme nachgeſprochen, dann das Buch geſchloſſen, und erſt von der ganzen Schule, dann wieder von einzelnen Kindern, die Oswald aufrief, der fromme Vers auswendig hergeſagt.

Nach dieſem wandten ſich die Kinder in vier Haufen nach vier verſchiedenen Seiten vor eben ſo viele ſchwarze Tafeln, auf welchen theils lateiniſche, theils deutſche Buchſtaben, theils Silben, theils ganze Zeilen in großer Vorſchrift geſchrieben zu ſehen waren. Alle ſchrieben und malten auf Rechentafeln oder mit Dinte und Feder die Vorſchriften nach. Oswald ging von Kind zu Kind, belobte das eine, belehrte das andere, ließ das

dritte Feder und Griffel beſſer halten, und dergleichen mehr.

Nach einer Stunde theilten ſich die Kinder wieder in vier Haufen, und man ſah ſtatt eines Schulmeiſters vier Schulmeiſter. Denn die, welche am beſten leſen konnten, ſtellten auf den ſchwarzen Tafeln gedruckte lateiniſche oder deutſche Buchſtaben einzeln oder in Silben oder ganzen Sätzen auf, wie Oswald es angab. Die Buchſtaben waren auf Pappe geklebt, beweglich und einzeln. Dann ſah Oswald nach, ob Alles recht gemacht ſei; und jeder der kleinen Schulmeiſter ließ ſeinen Haufen die Buchſtaben, die Silben, die Wörter und Sätze ſprechen mit halblauter Stimme. Keiner ſtörte den Andern. Oswalds Auge und Ohr war bei Allen, und mit leiſer Stimme half er bald links, bald rechts nach.

Und abermals nach einer Stunde vertheilten ſich die Haufen, und ſtatt der Buchſtaben kamen Zahlen und Rechenexempel auf die ſchwarzen Tafeln, und neue Lehrmeiſter und Lehrmeiſterinnen dazu; und die Einen ſprachen Zahlen zuſammen, die Andern addirten, die Dritten ſubtrahirten, die Vierten ſprachen das Einmaleins, und ſo weiter. Den beſten Rechnern gab Oswald geſchriebene Exempel, die rechneten für ſich. Am Ende ſagte Jeder an, was er herausgebracht. Oswald ſah in einem Büchlein nach, worin die aufgelöſten

Buchſtaben fanden, und ſagte auf der Stelle, ob recht oder falſch.

Gar bewunderungswürdig war die Stille, die Ordnung, die Lerndegierde Aller. So etwas hatten die Rathsherren und der Pfarrer in ihrem Leben noch nicht geſehen.

Als nun ſo der Morgen vollbracht war, begaben ſich die Kinder, den Schulmeiſter und die Fremden grüßend, ſtill hinweg. Draußen aber war frohes Gelächter und lauter Jubel der Kleinen.

Und Nachmittags ſah man in der Schule die Kinder wieder vor den ſchwarzen Tafeln. Da zeichneten ſie künſtliche Figuren von geraden und krummen Linien auf ihren Rechentafeln und Papieren, einige ſogar ſchon Umriſſe von Blumen und wunderbaren Gefäßen. Dies gethan, laſen die beſten Leſer und Leſerinnen abwechſelnd allen Kindern aus einem Buche luſtige und lehrreiche Geſchichten und Geſpräche vor. Da hätte man die Freude der Kinder ſehen ſollen, über alles das, was ſie hörten. Dann befahl Oswald denen, die am beſten ſchreiben konnten, die angehörte Geſchichte zu Hauſe aufzuſchreiben und ihm morgen zu bringen, doch keine Fehler gegen die Rechtſchreibung zu begehen. Zuletzt nannte Oswald öffentlich mit Lobſpruch die Namen derer, die an dieſem Tage ihre Sache am beſten gethan. Und weil derſelben ſechs waren, machte er Allen die

Freude, ihnen noch eine Stunde lang etwas Schönes zu erzählen. Und er erzählte ihnen eine ganz erschreckliche Geschichte von einem Manne, der in der strengen Winterkälte auf der Landstraße schläfrig geworden und erfroren sei, und daß man ihn todt in ein Dorf gebracht, und wie anwesende Bauern ihn haben sogleich in eine warme Stube legen und aufthauen wollen. Aber ein geschickter Arzt sei gekommen, habe den Erfrornen entkleidet und bis an die Nase in Schnee vergraben: nachher sogar in eiskaltes Wasser gelegt, daß um die Gliedmaßen dünnes Eis geworden; dann habe er den Leib in kalte Betten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht, mit Wollentüchern stark gerieben, bis der Todtgeglaubte wieder zum Leben gekommen wäre. Wie das zugegangen, erklärte Oswald Alles.

So war der Schultag zu Ende.

9.

Von der Sonntagsschule und dem Vorfall in der Mühle.

So und auf andere Weise unterrichtete Oswald die Schulkinder; alle Tage hatte er ihnen etwas Neues. Die Rathsherren und der Herr Pfarrer gaben ihm große Lobsprüche und nannten ihn den vortrefflichsten Schulmeister im Lande. Das konnten die Bauern in Goldenthal nicht be-

greifen, und sprachen unter einander: „Was will's doch der Oswald besser verstehen, als die alten Schulmeister, die wir in unserer Jugend gehabt? Aber er kann allerlei Blendwerk machen, und hat es selbst dem Pfarrer und den Rathsherren angethan. Ganz richtig ist es mit ihm nicht!"

Im Sommer war zu Goldenthal nie Schule gehalten worden; denn die grösern Kindern mußten den Aeltern in Feld- und Hausgeschäften helfen. Aber Oswald nahm auch im Sommer die Kleinern zu sich, und unterrichtete sie einige Stunden, und gab ihnen bei sich zu spielen, oder kleine Geschäfte in seinem Garten und Feld, wohin sie ihn begleiteten, und Steinchen aus dem Acker trugen, Unkraut jäteten und dergleichen. Als das die andern Kinder sahen, baten sie Oswald beweglich, sie nicht zu vergessen, und er nahm sie, wenn Feierabend war, auch noch zu sich und setzte den Unterricht mit ihnen fort. An Sonn- und Festtagen ging er mit ihnen sogar spazieren in Feld und Wald; zeigte ihnen die giftigen Kräuter und erzählte gräuelhafte Geschichten davon; oder erzählte ihnen vom Leben und der Haushaltung der Thiere, der zahmen und wilden; von den Quellen, Strömen und Meeren; von den Bergen und Höhlen; von den Ländern und Menschen auf Erden; von den Sternen, und wie weit sie von u[illegible]nt-

fernt wären und wie groß. Das hatte er Alles gesehen oder in Büchern gelesen.

Als das die großen, erwachsenen Bursche im Dorfe hörten, bekamen einige Lust, Sonntags ebenfalls bei Oswald zu sein. Und er erlaubte es ihnen, denn ihre große Unwissenheit jammerte ihn. Und er lehrte sie noch allerlei, und gaben ihnen auf, was sie in müßigen Stunden der Woche zu Hause lesen, rechnen und schreiben mußten. Das ging er dann Sonntags mit ihnen durch. So ward es eine wahre Sonntagsschule. Und es kamen immer mehr junge Leute dazu. Wer aber nicht sehr reinlich einherging, wer die Wirthshäuser besuchte, wer Karten spielte, wer jemals schwor und fluchte oder einen Raufhandel hatte, den stieß er von sich. Er war ihr Schiedsrichter, und that doch immer, als wäre er Ihresgleichen. Sie halfen ihm dankbar auch in der Woche gern bei der Feldarbeit, ohne daß er es forderte.

Die jungen Leute aber, welche es mit Oswald hielten, wurden von ihren Kameraden im Dorfe ausgelacht und verspottet; man hing ihnen Uebelnamen an, hieß sie die Schulmeister und Gelehrten, und spielte ihnen allerlei Possen. Und die Gemeindsvorsteher sahen es gern, wenn man den Oswald und seine Anhänger verfolgte; denn sie fürchteten, er wolle sich Anhang machen, um einst an ihre Stelle gewählt zu werden. Darum sagten sie

ihm alles erſinnliche Böſe nach, und wiegelten bei jeder Gelegenheit die Bauern und deren Weiber gegen ihn auf. — Oswald kam daher auch zu Niemandem; nur regelmäßig beſuchte er die Mühle, wo er allezeit willkommen war.

Wie er aber eines Abends in die Mühle kam, fand er die lieben Leute darin alle mit verſtörten Geſichtern. Der alte Siegfried war ſtill und nachdenkend, die Müllerin kalt und verdrießlich, im Hauſe umherfahrend und die Thüren hinter ſich zuwerfend; Elsbeth hatte rothgeweinte Augen.

Sobald Oswald mit Elsbeth allein war, ſprach er: „Welches Unglück iſt hier geſchehen, und welcher böſe Geiſt iſt in dieſes Haus des Friedens eingezogen? Ihr Alle ſeid wie verwandelt. Sage mir, Elsbeth, was iſt vorgegangen?“

Elsbeth antwortete mit zitternder Stimme: „Gott ſei's geklagt, Oswald, ich muß es dir ſagen. Ja, es muß heraus. Ich bin recht unglücklich.“ So ſprach ſie, und konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter ſprechen.

Nachdem er ſie beruhigt hatte, ſagte ſie: „Nun iſt's ein Jahr, Oswald, da fandeſt du mich mit verweinten Augen und fragteſt mich, und ich ſagte dir's nicht. Damals war der Löwenwirth Brenzel zu uns gekommen, und hatte bei meinem Vater und meiner Mutter um mich angehalten für ſeinen Sohn, der ſchon eine Mühle im

Dorfe Altenſtein hat. Und Vater und Mutter hatten nichts dagegen, denn der Löwenwirth iſt der reichſte Mann im Dorfe und erſter Vorſteher der Gemeinde, der uns viel ſchaden und nützen kann; und mein Vater will keinen Schwiegerſohn, als einen Müller. Ich aber ſagte, ich ſei noch jung und wollte noch ein Jahr warten, und ſie richteten bei mir nichts aus. — Nun iſt das Jahr vorbei, und auf den Tag kam der Löwenwirth mit ſeinem Sohn wieder. Sie haben heut bei uns geſpeiſt, und Vater und Mutter hatten mit dem Löwenwirth ſchon Alles in Richtigkeit gebracht, und die Verlobung ſollte heute geſchehen. Aber ich habe geſagt, ich wolle mich nie verheirathen, und bin dabei geblieben. Denn der junge Brenzel iſt ein wüſter Geſell, gleichwie ſein Vater ein harter und wüſter Mann iſt. Nun iſt im Hauſe Unglück und Herzeleid."

Als Oswald dieſes hörte, ward er ſehr unruhig. Er ging im Zimmer ſchweigend auf und ab. Er ſelber hatte ſich im Stillen Hoffnung gemacht, daß Elsbeth einmal ſeine Frau werden müſſe. Dann trat er mit haſtigen Schritten zu ihr und ſagte: „Elsbeth, liebe Elsbeth, du willſt dich niemals verheirathen? So will auch ich ohne Weib bleiben mein Leben lang, denn ich hätte kein anderes gewählt, als dich. Und ich habe dich

allezeit mehr geliebt, als mich selber, und hoffte immer, du würdest mir noch recht gut werden."

Da sank Elsbeth an die Brust Oswalds und sprach mit gebrochener Stimme: „Ach Oswald, Gott weiß es, du bist mir nur allzulieb geworden, mehr denn recht ist. Aber mein Vater ist reich und will einen reichen Sohn, und ändert seinen strengen Sinn nicht. Du aber bist nur ein geringer Schulmeister, und kannst noch lange keine Frau ernähren."

Da schloß Oswald die gute, weinende Elsbeth in seine Arme, und drückte den ersten Kuß auf ihre rothen Lippen und sagte: „Nun bist du meine Braut und Verlobte, und keine Macht auf Erden soll mich wieder von dir nehmen. Fürchte dich nicht, du Holdselige, denn nun gehörst du mir an."

Und er ging hinaus, den alten Siegfried und die Mutter zu suchen. Und Elsbeth hörte sie Alle sehr laut und heftig mit einander reden, aber verstand nichts. Und sie zitterte vor großer Angst, und wußte in ihrer Noth keinen Rath. Da fiel sie an der Fensterbank auf ihre Knie, und faltete ihre Hände und betete inbrünstig mit thränenvollen Augen zum Himmel, während die Andern mit einander stritten. Und als es ihr leichter um's Herz ward und sie aufstand, sah sie draussen den

Oswald, begleitet vom Vater und der Mutter, von der Mühle weg in's Dorf gehen.

Das vermehrte ihre Furcht und Angst über die Maßen. Keiner in der Mühle wußte, wohin die Aeltern mit dem Oswald gegangen. Sie wußte aber wohl, Oswald war hitzig und aufbrausend, und konnte gegen die Aeltern gefehlt haben und mit ihnen vor den Richter gegangen sein, und das war der Löwenwirth! In übergroßem Kummer betete sie viel für Oswald und für sich.

Es war zehn Uhr Nachts, da hörte sie draußen Geräusch. Es kamen Vater und Mutter, mit ihrem Oswald. Und Siegfried nahm seine Tochter und sprach: „Elsbeth, du hast also den Oswald lieb?" — Sie antwortete und sprach: „Kann ich dafür? Ihr hattet ihn ja auch lieb." Da legten die Aeltern die Hände Oswalds und Elsbeths in einander und segneten die Beiden als ihre Kinder. Elsbeth war ganz erschrocken und wußte nicht, ob sie träume.

10.

Oswald kommt in schlechten Ruf.

Da am folgenden Sonntag in der Kirche der Schulmeister Oswald und Elsbeth als Brautleute von der Kanzel herab verkündet wurden, da rissen die Goldenthaler Bauern ihre Augen gewaltig auf, und die Weiber zischelten einander beklän-

dig etwas in die Ohren, und der Löwenwirth ging aus der Kirche wie ein wüthender Löwe, und schwor, er wolle nicht ruhen, bis er den meineidigen Müller sammt seinem ganzen Hause und den Schulmeister zu Grunde gerichtet, aus dem Dorfe vertrieben und Alle in's Zuchthaus gebracht hätte oder an den Galgen. Nichtsdestoweniger feierten Oswald und seine Elsbeth nach drei Wochen in der Mühle sehr vergnügt ihre Hochzeit, dem grimmigen Löwen zum Trotz.

Und als die Neuvermählten Abends aus der Mühle heimkamen in Oswalds Haus, fiel Elsbeth ihrem Mann um den Hals und sagte: „Ach Gott, wie bin ich so glücklich! Ich kann noch nicht daran glauben, daß Alles wahr sei. Und man sagt wohl, es gibt so viel betrübte, übelgerathene Ehen; könnten wir auch wohl Beide jemals aufhören, uns lieb zu haben, und könnten wir jemals wünschen, lieber ewig getrennt, als ewig verbunden zu sein?“

Oswald antwortete und sprach: „Wir werden Beide mit einander glücklich sein, so lange wir leben auf Erden; aber wir müssen ein dreifaches Gelübde thun. Und so lange wir es redlich halten, wird Eintracht und Segen Gottes in unserer Ehe sein. Von heute an lebst du für mich, und ich lebe für dich; und wir wollen nie vor einander das geringste Geheimniß

haben, und selbst wenn wir gefehlt haben, es uns einander sogleich offenbaren. Dadurch werden wir manchen Fehltritt und manches Mißverständniß verhüten, das oft schmerzliche Folgen haben kann. Dann aber wollen wir von unsern häuslichen Sachen Niemandem, auch Vater und Mutter nichts offenbaren, daß Niemand in unsern Dingen reden könne, oder sich zwischen uns dränge. Nur so gehören wir Beide uns ganz an, als wären wir allein in der Welt. Endlich wollen wir niemals gegen einander böse werden, und nicht einmal zum Scherz mit einander böse thun; denn aus Neckerei wird oft Ernst, und was man zuweilen thut, daran gewöhnt man sich leicht."

So sprach Oswald. Und Beide thaten sich gegenseitig das Gelübde vor Gott. Und wie sie den Bund mit einem Kuß besiegelten, stieg vor dem Hause in nächtlicher Stille ein sanfter, schöner Gesang von vielen Stimmen empor. Das waren Oswalds Schüler und Schülerinnen im Gesang, die doch auch ihrem Lehrer eine Freude machen wollten. Und wie die Neuvermählten folgenden Morgens aufgestanden waren, sahen sie viele Männer, Weiber und Kinder in der Ferne zusammengelaufen stehen, und auf das Haus schauen und darauf zeigen. Oswald öffnete neugierig das Fenster, und sah sein ganzes Haus wunderbar

mit Blumenkränzen und Blumenschnüren umhängt und umsponnen. Das hatten in der Nacht seine Schüler und Schülerinnen gethan. Auch die kleinsten Kinder hatten dazu Feld- und Gartenblumen gesammelt. So lange das Dorf Goldenthal auf Erden war, hatte man dergleichen nicht erlebt. Und als Oswald wieder zur Schule ging, kamen am ersten Tage nach seiner Hochzeit alle Kinder, groß und klein, reich und arm, und hatten sich mit Blumensträußern geschmückt, als wäre es ein großer Festtag. Das freute den Oswald und seine junge Frau recht innig, denn das verrieth doch gute Herzen voll Liebe und Erkenntlichkeit. Und sie küßten die Kinder, ließen ihnen Kuchen backen und theilten allen aus.

Im Dorfe aber war viel eitles Geschwätz über die Hochzeit, und Jeder hatte seine Meinung darüber. Denn Niemand konnte begreifen, daß es dabei mit rechten Dingen zugegangen sein sollte, sintemal unerhört war, daß der reichste Müller im Lande seine schöne Tochter und einzige Erbin einem armen Schulmeister zur Frau gegeben. Um die Elsbeth würden auch wohl vornehme Herren aus der Stadt gefreit haben, so schön und reich war sie. Man wollte daher gern wissen, warum der Müller einen so einfältigen Streich gemacht habe. Aber der alte Siegfried lachte nur, und die Leute brachten von ihm nichts heraus. Auch die

Müllerin ward von ihren Gevatterinnen sehr geplagt und geneckt mit dem armen, schlechten Schulmeister, und daß man einem hergelaufenen Kerl eine solche Tochter anhänge. Die Müllerin war bei aller Gottesfurcht doch eine stolze Frau. Daher thaten ihr die verächtlichen Reden weh, und als sie darüber einst vor Zorn fast weinte, sagte sie zur Adlerwirthin heftig: „Schweigt mit Euerm dummen Geschwätz; Ihr wisset so viel als nichts. Der Oswald konnte wohl den Adlerwirth und den Kreuzwirth auskaufen. Er hat mehr, als man glaubt; das habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen. Wenn ich nur reden dürfte; ich könnte Euch Dinge sagen, Ihr solltet Maul und Nase aufsperren." — So sprach sie und schwieg plötzlich, und war verdrießlich, daß sie im Zorn mit etwas herausgeplatzt war, was sie verschweigen wollte. Auch erfuhr die Adlerwirthin weiter nichts, und mußte noch dazu versprechen, es Keinem wieder zu sagen.

Die Adlerwirthin sagte es auch Niemandem, als ihrer Schwester und ihrem Manne, die vorher geloben mußten, es als Geheimniß bei sich zu behalten. Aber sie erklärte die Reden der Müllerin so, als habe diese mit leiblichen Augen ganze Haufen Goldes und Silbers beim Oswald gesehen; und Oswald könne, wenn er wolle, mit seinem Gelde das ganze Dorf kaufen; und es gingen im

Hause Oswalds manchmal Dinge vor, daß, wenn man sie sagen dürfte, den Leuten die Haare zu Berge stehen würden. Dem Adlerwirth und seiner Schwägerin, als sie dies hörten, standen vor Entsetzen wirklich schon die Haare gen Berge, und sie konnten nicht anders, und vertrauten das Geheimniß nur einigen ihrer besten Freunde.

Nach wenigen Tagen wußten alle Leute in Goldenthal weit mehr, als die Müllerin gesagt hatte. Da hieß es, der Oswald stehe mit dem Fürsten der Hölle im Bündniß; dem habe er mit eigenem Blute seine arme Seele verschrieben. Doch dreißig Jahre lang solle der Böse den Willen des Schulmeisters thun; am Ende des letzten Jahres werde der Teufel Oswalds Seele in der heiligen Christnacht zwischen eilf und zwölf Uhr holen, und dem Unglücklichen den Kopf umdrehen, daß das Antlitz im Nacken stehen bleibe. Der Schulmeister habe Gold, so viel er begehre, und der schönen Elsbeth habe er einen Liebestrank beigebracht, daran sie entweder hätte rasend werden und jämmerlich sterben, oder ihn heirathen müssen. Ferner, der Oswald könne Geister bannen, Schätze heben, das Fieber besprechen, den Kühen es anthun, daß sie blaue Milch oder wohl gar Blut geben müßten; er könne das Feuer bannen, sich lich- und kugelfeß machen, auf einem Besen durch die Luft reiten und viele andere Dinge mehr.

Das habe er alles aus gefährlichen Büchern gelernt; er habe Dokter Fausts Höllenzwang, Kaiser Karoli Halsgerichtsordnung und das Buch von Salomonis Siegelring.

Von diesem Augenblick an fürchteten sich die Leute in Goldenthal vor dem Schulmeißer entsetzlich. Keiner that ihm etwas zu leid, aus Angst vor Oswalds Rache und höllischem Bundesgenossen. Sogar der grimmige Löwenwirth unterstand sich nicht, ihm oder dem Müller etwas in den Weg zu legen. Manche Leute schlugen heimlich ein Kreuz, wenn sie dem Oswald von ohngefähr begegneten.

11.

Elsbeth steht in gutem Ruf.

Wenn aber die jungen Leute des Dorfes der Elsbeth begegneten, die da blühte, wie eine Rose, schlug Keiner vor ihr ein Kreuz, sondern Jeder nickte ihr den freundlichsten guten Tag: und wenn sie vorbei war, blieb wohl Mancher gar still stehen und sah ihr nach. Denn Elsbeth war eine schöne Frau, und sie schien mit jedem Tage schöner zu werden, daß sich selbst die Mädchen in Goldenthal darüber verwunderten. Dennoch war sie nicht kostbarer gekleidet oder geputzter, als andere Frauen waren. Aber man mochte sie sehen Sonntags oder Werktags, Morgens oder Abends,

ſie war immer, als wollte ſie zum Tanz gehen. Sie arbeitete in der Sonnenhitze, auf dem Feld und im Garten; ſie ging in den Stall und beſorgte Kuh und Schwein; ſie trug Gemüs und Eier zum Verkauf in die Stadt — und dabei war ſie allezeit ſauber und zierlich, und kein Fleck an ihren Kleidern.

„Ich glaube beinahe, die kann auch ſchon hexen!“ ſagte die Löwenwirthin, indem ſie eine Priſe Schnupftabak nahm und ſich die Naſe mit dem Aermel wiſchte.

„Ja wohl!“ ſagten die jungen Leute alle: „Die kann es. Wenn Elsbeth nicht ſchon verheirathet wäre, ſo würde ſie uns Allen das Herz aus dem Leibe hexen, ſo ſchön iſt ſie!“

Und die verheiratheten Männer im Dorfe verfuhren oft gar grob mit ihren Weibern, und gaben ihnen Schmähworte und Ohrfeigen, daß ſie nicht auch ſo ſchön geblieben wären, wie die Schulmeiſterin. Dann heulten die Weiber und fluchten und ſchworen, und zerkratzten ihren Männern das Geſicht mit den langgewachſenen Nägelkrallen.

Zwei Mädchen, die Elsbeth Freundinnen waren und bald Hochzeit machen wollten, kamen zu Elsbeth und ſprachen: „Du biſt nun ſchon Jahr und Tag eine Frau, und biſt ſo hübſch wie eine Jungfrau. Und alle Männer bewundern dich, und alle Weiber müſſen dich beneiden. O Elsbeth,

sage uns an, wie du das machest. Denn siehe, du weißt es, sobald bei uns eine Tochter einen Mann hat, wird sie häßlich und wüst, und die Liebe hört auf. So ist es nicht bei dir."

Die junge Schulmeisterin antwortete und sprach: „Ich will es euch sagen. Die Weiber haben allein die Schuld. So lange sie Jungfrauen sind und den jungen Burschen gefallen wollen, schmücken sie sich, und alles Geld, was sie haben und verdienen, stecken sie in neuen Putz. Da sind sie sauber und glatt, daß ihre Stirn glänzt an der Sonne, und ihr Haar ist wie gemalt. Haben sie endlich einen Mann, so denken sie nicht mehr daran, gefallen zu wollen. Da gehen sie des Morgens lange umher mit Stroh und Bettfedern im ungekämmten Haar; vergessen sich jedesmal zu waschen, wenn sie unrein wurden, und denken, wenn sie recht wüst kommen, das stehe einer Frau gut, und man sehe ihr an, daß sie viel hantiere. Dann muß gespart werden, der Mann braucht Geld, und man kann es nicht mehr, wie als Tochter, in allerlei Putzkram stecken. Das Gewand wird alt und beschmiert und schadhaft; das Ausbessern kostet zu viel Geld, und Selbstmachen hat keine gelernt. So gewöhnt man sich an Lumperei und Sudelei, und die Frau wird vom Unflath entstellt und wüst, weil sie nichts mehr auf sich hält. Und sie wird endlich dem Manne selbst gleichgültig oder

zum Ekel, und dann kommt der Unfriede in's Haus, sobald die Frau mit Löchern in dem Strümpfen geht."

Die Mädchen sprachen: „Elsbeth, du hast wohl Recht."

Die junge Schulmeisterin sagte: „Als ich den Oswald nahm, dachte ich sogleich darauf, wie ich ihm beständig gefallen könne, denn ich hatte ihn gar lieb. Und ich nahm mir vor, noch mehr auf mich selber zu halten, als zuvor, und nie vor seinen Augen zu erscheinen, als gewaschen und zierlich, allezeit mit unbeflecktem Gewand. Darum nahm ich sorgfältig meine Kleider in Acht, und in meinem Stall und in Küche und Keller mußte es mir so sauber sein, als in einer Stube. Der geringste Fleck in meinem Anzuge mußte sogleich ausgemacht werden. So blieben meine Kleider immer wie neu, und ich selber blieb darin meinem Manne alle Tage neu."

Die Mädchen sprachen: „Aber, Elsbeth, die Zeit zerreißt endlich auch das sauberste Gewand; woher ein neues anschaffen, wenn der Mann kein Geld gibt?"

Elsbeth antwortete: „Ich gebrauche weniger Geld zu Kleidern, als Andere; denn ich bessere sogleich selber mit wenigen Nadelstichen das kleinste Loch aus, damit es nicht größer werde. So kostet es nichts, als Faden und Zwirn. Andere

aber tragen ihr Zeug, bis es alt iſt, und laſſen daran, was ſchadhaft iſt; dann wird aus dem kleinen Loch ein großes, und in kurzer Zeit wird Alles zu Fetzen, und man muß neues Gewand kaufen, während ich immerfort mein altes trage und damit viel Geld erſpare. Hausfrauen, die nicht flicken und nähen können, verſchwenden viel Geld, und gehen doch, wie aus dem Koth gezogen."

Als Elsbeth ſolche Worte redete, wurden die beiden Mädchen roth, und fingen an zu weinen und ſprachen: „Wir haben nicht ſo ſauber nähen und flicken gelernt, wie du. Das wird uns viel Schaden im Hauſe bringen, und wir ſehen viel Leiden voraus, und wir können es nicht ändern." Und die Mädchen gingen traurig weg.

Darauf erzählte Elsbeth ihrem Manne das Geſpräch mit den Freundinnen, und ſagte: ſie wolle Beide nähen und flicken lernen, denn es erbarme ſie, wenn die Mädchen ſollten unglücklich werden.

Oswald drückte ſeine gute Frau an ſein Herz und ſprach: „Damit wirſt du dir einen Segen Gottes verdienen und ſelber ein Segen dieſes Hauſes werden. Nicht nur die beiden Mädchen lehre, ſondern Alle, die von dir lernen wollen. Viele Haushaltungen im Dorfe werden arm und elend bei aller Arbeit und Mühe, weil die Weiber

nicht die rechte Hausfrauenkunſt verſtehen. Sie verſtehen nicht, ihre Gärten mit allerlei geſundem Gemüſe zu bepflanzen, damit ſie Abwechslung in den Speiſen haben, was die Geſundheit befördert. Sie verſtehen nicht, ihre Speiſen in der Küche gut zu kochen und ſie mit Wenigem ſchmackhaft zu machen. Wollen ſie einmal gut kochen, thun ſie viel Speck und Fett und Schmalz und Oel an, und koſtet viel, und wird doch nichts Rechtes, ſondern ein ungeſundes Eſſen. Die ſchlechte Nahrung ſetzt ſchlechtes Blut ab und böſe Säfte. Davon kommen Krankheiten, die koſten viel Geld, und mit dem Arbeiten geht es bei kränklichen Leuten ſchlecht. — Eben ſo iſt es mit den Kleidern. In den Dörfern ſind wohl Näherinnen, aber weil ſie mit dem Nähen ihr Geld verdienen, hüten ſie ſich wohl, Andere anzuweiſen. Die nun nicht flicken und nähen können, gehen mit Löchern in Aermeln und Strümpfen, oder ſo grob geflickt, daß das Geflickte ärger daſteht, als das Zerriſſene. Immer muß bald wieder Neues angeſchafft werden; das koſtet viel Geld und macht arm. Es iſt wohl himmelſchreiend, daß nicht in jedem Dorfe wenigſtens eine brave verſtändige Frau iſt, eine Pfarrerin oder Haushälterin des Pfarrers, eine Ammannsfrau oder eine Müllerin, oder eine, die das Kochen und Gärtnen, das Nähen und Flicken verſteht und unentgeldlich die Bauernkoch-

ter unterrichtet. Das würde viel Geld und Wohlstand im Dorfe behalten und viel frohe, glückselige Ehen machen. — Elsbeth, geh, verdiene dir ein großes Gotteslohn!"

So sprach Oswald.

Und alsbald ließ Elsbeth freudig ihre zwei Freundinnen kommen, und zeigte ihnen alle Tage in einer Feierabendstunde die Kunst, beim Nähen des Weißzeuges feine, gleichmäßige Stiche zu machen, abgerissene oder schadhafte Stellen der Kleider, oder Risse in denselben so säuberlich zu vernähen, daß man den Schaden kaum sah. Sie lehrte sie Hemden für Männer, Weiber und Kinder zuschneiden, mit möglichster Benutzung der Länge und Breite der Leinwand, daß es nicht viel Abfall gab; eben so Strümpfe aus Wolle und Baumwolle stricken, mit zierlichen Zwickeln, oder die Löcher darin unsichtbar machen. Sie führte sie im Haus umher; da war beständig aufgeräumt, denn Alles hatte seinen Platz; und wer etwas gebrauchte, legte es sogleich wieder an den Platz, wohin es gehörte. Und sie führte sie in den Stall und Keller; da war es reinlich und trocken, und weil man immer gern säuberte, war nie auf einmal viel zu thun. Und sie führte sie in den Garten und lehrte sie allerlei Küchenkräuter säen und setzen, und wenn sie reif waren, wie man sie bewahren und benutzen könne zu schmackhafter Nahrung. Und

ſie führte ſie in die Küche, und lehrte ſie die Speiſen ſauber und reinlich bereiten, und kochen mit wenigem Fett und einfacher Zuthat, daß dennoch Alles ſehr angenehm, nahrhaft und geſund ward. Zuweilen wurde ſogar ein Braten gemacht und koſtete wenig. Elsbeth hatte von der Mutter gelernt, in der Geſchwindigkeit allerlei Suppen bereiten und das Fleiſch auf allerlei Weiſe zurichten, und für den Winter Bohnen, Sauerkraut, Kohl, Gurken und anderes Gemüſe einmachen.

Die beiden Mädchen wunderten ſich ſehr, denn ſie hatten dergleichen bei ihren Müttern nie geſehen, und freuten ſich, wenn ſie Hochzeit gehabt hätten, wie ſie ihren Männern gütlich thun wollten, ohne daß es mehr koſtete, als ſonſt.

Da ſie nun andern Mädchen ſagten, was ſie bei der Schulmeiſterin alles erfahren und lernten, und wie ſie ganz wie die Elsbeth werden wollten, kam von den andern Mädchen eins um das andere zur Elsbeth und bat, ebenfalls ein wenig unterrichtet zu werden. — Zuletzt ward es bei der Elsbeth wie eine wahre Schule. Denn weil Elsbeth allen jungen Männern gefiel, wollten alle Mädchen wie Elsbeth werden.

Oswalds Frau hatte wohl Anfangs dabei etwas Mühe, hintennach aber befand ſie ſich gar wohl dabei. Denn nun hatte ſie viel Hilfe im Garten und Stall, und Andere mußten für ſie zu-

weilen kochen, und Andere für sie feines Zeug nähen, wenn es sonst nichts zu thun gab. Und man sah es schon folgendes Jahr vielen Gärten bei den Häusern im Dorfe an, daß da neue Ordnung hineingekommen sei. Und eine Nachbarin schaute der andern über den Hag, und sah, was sie pflanze oder säe, und wie sie es mache, und bettelte um Setzlinge oder Samen. Danach, wie der Sommer und Herbst kam, trugen viele Bauernweiber vom Ueberfluß ihres schönen Gemüses zum Verkauf in die Stadt, und brachten schönes Geld wieder nach Hause. Das machte Allen große Freude, nur denen nicht, die es nicht so hatten. Die gingen denn auch zur Elsbeth und fragten um dies und das. Und Elsbeth gab guten Rath und Alles, was sie wußte und, seitdem sie unterrichtete, noch selber mehr gelernt hatte. Sie that das sehr gern, denn sie war herzgut, und Worte sind ja nicht so kostbar, zumal jungen Weibern.

Das erwarb der Schulmeisterin viel Liebe und angenehmen Ruf, und Jedermann lebte ihr zu Gefallen. Und alle Welt im Dorfe hatte rechtes Mitleiden mit der hübschen guten Frau, daß sie den Oswald zum Manne habe, weil er doch in die Hölle müsse. Denn man wußte wohl, er sei ein Hexenmeister, der böse Künste treibe und mit Leib und Seele verloren gehe.

12.

Wie der Löwenwirth auf die Nase fällt, und was sich weiter begeben hat.

Oswald mochte es anstellen, wie er wollte, man legte ihm Alles übel aus. Wenn er die Kinder lehrte, daß es keine Gespenster gäbe, sondern daß das nur Einbildungen furchtsamer und abergläubiger Leute wären: so sagte man im Dorfe, er glaube weder einen Gott noch einen Teufel. Oder wenn er den Kindern in der Schule die giftigen Pflanzen aus Feldern und Wäldern zeigte, damit sie solche kennen und sich vor dem Genuß der Beeren und Wurzeln hüten lernten, so sagte man im Dorfe, er wolle die Kinder Giftmischerei treiben lehren. Besonders lauerte ihm der Löwenwirth Brenzel auf, und sammelte sorgfältig alle böse Reden über Oswald.

Als er endlich genug wußte, sprach er: „Ich weiß genug, um ihm den Hals zu brechen. Er muß vor Gericht, und seine eigene Schwiegermutter, die Müllerin, soll wider ihn zeugen und vor Gericht bekennen, was sie von ihm weiß. Als Vorsteher ist es meine Pflicht, zu reden. Ich kann das nicht länger dulden, ohne verantwortlich zu werden."

Also machte er sich eines Sonntags auf und legte seine Staatskleider an, setzte den dreieckigen Hut recht majestätisch auf, nahm das spanische

Rohr mit dem silbernen Knopf, und ging mit brei-
ten Schritten zum Dorfe hinaus nach der Stadt.
Er sagte aber keinem Menschen ein Wort davon,
daß er im Sinn habe, dem Oswald bei der hohen
Obrigkeit böses Spiel zu machen. Denn er fürch-
tete, wenn der Hexenmeister Wind davon bekäme,
der könne ihm Schaden zufügen, ehe er noch zur
Stadt gelangt wäre.

Und wie er auf der Landstraße allein ging,
sprach er im Eifer laut mit sich selber, als wenn
er schon vor einem Herrn Rathsherrn stände; und
er lief dabei immer schneller, und fuhr im Zorn
bald mit der rechten, bald mit der linken Hand in
der Luft herum, wie ein Pfarrer auf der Kanzel.
Bei diesem Eifer kam ihm im Laufe der lange
Stock zwischen die Beine, also daß er stolperte
und über den Stock auf den Erdboden fiel. Der
Hut flog weit hinweg, die Nase schlug sich platt,
und seine Beine stiegen hoch aufwärts, als wollte
er gar auf dem Kopfe stehen. Er stand ächzend
und fluchend auf, nahm seinen Hut aus dem
Staube. An seiner Stirn aber schwoll eine Beule,
als wollte ein Horn hervorwachsen, und seine blu-
tende Nase ward blau, wie eine dicke Pflaume.
„Das hat mir gewiß der Oswald angethan!“
dachte er, und fürchtete sich, weiter zu gehen,
damit ihm nichts Schlimmeres begegne.

Indem er noch mit dem Schnupftuch das Blut

von der Naſe wiſchte, kam die Straße daher in vollem Galopp ein Herr zu Pferde, Hut und Rock mit goldenen Treſſen beſetzt. Der hielt vor dem Löwenwirth ſtill und fragte haſtig: „Wohnt dort im Dorfe ein gewiſſer Herr Oswald, und iſt er zu Hauſe?“

Der Löwenwirth ſprach: „Ja, warum denn?“

Der Fremde rief: „Der Erbprinz will ihn beſuchen!“ — So ſprach der Fremde und jagte davon nach Goldenthal.

Der Löwenwirth ſperrte vor Verwunderung Maul und Naſe auf und ſagte: „Wa — na — was? Der Erbprinz? Ein Prinz zu dem Oswald?“

Wie er dies ſagte, fuhr im Galopp ein prächtiger Wagen mit ſechs Pferden daher, ſchöne Bediente vorn und hinten auf. Darin ſaß ein junger Herr im blauen Ueberrock, der hatte auf der Bruſt einen ſilbernen Stern. Der Wagen fuhr vorbei nach Goldenthal.

„Der Blitz und der Hagel!“ ſchrie Brenzel: „Der Prinz will gewiß bei mir einkehren. Ich bin nicht zu Hauſe, und nun fährt er zum Adler!“ — Brenzel lief, was er konnte, in's Dorf zurück. Da gerieth ihm abermals im vollen Sprung der lange Stock zwiſchen die langen Beine, daß er wiederum zu Boden fiel wie ein Baum. Alle Rippen krachten ihm im Leibe, und ſeine Staatskleider waren häßlich gefalbt. Er hinkte

fluchend und langſam zum Dorfe. Da er vor ſeinem Hauſe keinen Wagen ſah, ward er voll Gift und Galle, denn er dachte, der Prinz ſei beim Adlerwirth Kreidemann eingekehrt. Er hinkte alſo weiter, aber ſah auch keinen Wagen beim Adler. So ging er in ſein Haus zurück, und keine Seele war darin. Er legte andere Kleider an und wuſch ſich das Geſicht, und erſchrack, wie er ſich mit der fauſtdicken Naſe und gehörnten Stirn im Spiegel erblickte, wiewohl man im Spiegel wegen des Fliegenkothes nicht viel ſah. Nun wetterte er wie ein grimmiger Löwe auf ſeine Leute, die alle davongelaufen waren. Da kam die Magd ganz odemlos und rief: „Herr, beim Schulmeiſter iſt ein lebendiger Kaiſer angekommen, oder wohl gar ein König! Das ganze Dorf iſt vor Schulmeiſters Haus zuſammengelaufen.“

Brenzel wußte nicht, was thun; ging endlich aber doch hinaus vor Schulmeiſters Haus zu den Leuten. Es war eine Pracht, den koſtbaren Wagen, die ſchönen Pferde und Bedienten zu ſehen. Nach einer halben Stunde kam der Erbprinz aus der Hausthür, und hatte Oswalden an der einen und Elsbethen an der andern Hand, und war gar freundlich mit ihnen. Und wie er in den Wagen geſtiegen war, reichte er ihnen beiden noch einmal freundlich die Hand zum Abſchiede, und dann fuhr er im ſauſenden Galopp

davon, Reiter voraus. Alle Bauern hatten die Hüte ab und vor Erstaunen das Maul auf.

Nun war's im ganzen Dorfe ausgemacht, der Schulmeister könne mehr, als Brod essen. Ein Prinz komme zu keinem Dorfschulmeister, blos um ihn zu besuchen, und sei um nichts und wieder nichts so freundlich mit ihm gewesen. Große Herren brauchen viel Geld, und dazu brauchen sie Schatzgräber und Goldmacher und dergleichen. Große Herren seien nicht immer die Frömmsten, das wisse man wohl, und machen sich nichts daraus, wenn sie schlimm aus der Welt gehen, sobald sie nur gut in der Welt leben können.

Diese und andere Reden gingen von der Zeit an im Dorfe und vielen verlumpten und verarmten Bauern im Kopf herum. Und Viele wurden vertraulicher und sprachen einer zum andern: „Wüßte ich nur, wie es anfangen, ich machte mir nichts daraus. Ich verschriebe mich noch heute dem Teufel, wenn's sein müßte, wäre ich nur meine Schulden los und hätte Geld genug vollauf. Ich wollte es ganz anders machen, wie der Schulmeister. Der Schulmeister iſt ein dummer Teufel, daß er hier im Dorfe wohnt und lebt wie unsereins. Ich führe, wie der Erbprinz, mit sechs Pferden, Bedienten und Sternen, und hätte die Küche voll Braten, den Keller voll Wein. Ja, noch heute gäb' ich meine arme Seele drum."

Solche ruchlose Reden führten die Leute ohne Scheu. Reichthum verdirbt das Herz, aber die Armuth verdirbt es nicht weniger. Und wenn Armuth und Dummheit beisammen sind, ist des Teufels Kleeblatt fertig. So ist es in manchem Dorfe, und so war es leider auch in Goldenthal.

13.

Der Goldmacher-Bund.

Oswald wunderte sich nicht wenig, wie von nun an bald Dieser, bald Jener zu ihm kam, heimlich mit ihm sprechen wollte, und dann mit der gottlosen Sprache herausrückte und sagte: „Oswald, du kannst Gold machen, das ganze Dorf weiß es. Lehre mich es auch. Du verstehst die schwarze Kunst. Wenn der Teufel erscheint, ich will mich gar nicht fürchten. Wenn er die Unterschrift mit meinem Blute verlangt, ich will mich ihm mit Leib und Seele zuschreiben. Siehst du, es thut mir Noth, sonst thät' ich's nicht."

Lange wußte Oswald nicht, was er zu der Verderbtheit dieser Menschen sagen sollte. Da ihrer endlich aber immer mehr kamen, und nicht mit Bitten nachliessen, beschied er sie Alle, doch Jeden einzeln, auf eine und dieselbe Mitternachtsstunde zu sich.

Und Alle kamen in der finstern Nacht, die er ihnen angesagt, zu seinem Hause geschlichen, so-

bald es im Thurm der Dorfkirche eilf Uhr geſchlagen. Er führte Jeden, wie er ankam, ſchweigend in eine finſtere Stube. Es waren ihrer zweiunddreißig Hausväter. Jeder erſchrack entſetzlich, wenn er in der Dunkelheit an den Andern ſtieß und etwas Lebendiges neben ſich ſpürte. Denn Keiner wußte von den Uebrigen. Vielen floß der Angſtſchweiß vom Geſicht, und Einige hatten ſo große Furcht, daß ſie gern wieder davongelaufen wären. Aber ſie zitterten, es könne ihnen dann das Lebenslicht ausgeblaſen werden.

So ſtanden ſie eine Stunde in tiefer Stille und Angſt, und wagten kaum zu athmen. Da ſchlug es im Thurm zwölf Uhr. Und mit dem letzten Glockenſchlage ging abermals die Thür auf. Es trat ein Offizier herein, prächtig gekleidet, mit hohem Federbuſch und langem Säbel, auf der Bruſt einen Orden. Der trug in den Händen zwei brennende Kerzen, die ſetzte er vor ihnen auf den Tiſch. Als nun Alle ſich einander erkannten, ſchämten ſie ſich erſt vor einander; denn ſie merkten, daß ſie Alle aus gleicher Abſicht gekommen wären. Und ſie ſahen wieder auf den glänzenden Offizier, den ſie für den böſen Geiſt hielten; aber ſie erkannten in ihm den leibhaftigen Oswald.

Oswald hatte ein ernſtvolles Geſicht und ſprach: „Seht mich nur an, ihr Unglücklichen; nun erkennet ihr, wer ich bin. Ich treibe keine

ſchwarze Kunſt, ich halte es mit Gott. Ihr aber ſeid längſt von Gott abgefallen; ihr habt geſoffen und geſchwelgt; ihr habt betrogen und gelogen; ihr habt geſtohlen und verrathen; ihr habt geſpielt und Weib und Kind vergeſſen; ihr habt Teufelei getrieben und Teufelswerk. Darum ſeid ihr arm und verzweifelt geworden. Ehrlichkeit aber währt am längſten, Gottesfurcht macht reich. In Gottes Wegen iſt Gottes Segen. Ich will nicht reich ſein, aber ich bin nicht arm. Wollet ihr es nun haben wie ich, ſo machet es wie ich."

So ſprach Oswald, und zog einen grünen Beutel hervor und leerte ihn auf dem Tiſch aus. Da fielen klingend eitel ſchöne Goldmünzen auf den Tiſch, und rollten umher und verblendeten die Augen. Die Bauern hatten in ihrem Leben ſo viel Gold nicht beiſammen erblickt. Ihre Herzen ſchlugen gewaltig.

Oswald aber that den Mund auf und ſprach: „Wahrlich, ich ſage euch, das hier macht mich nicht glücklich; aber die Weisheit macht glücklich, mit der man dies Gold erwirbt und benutzt. Ihr ſeid zu mir gekommen, ich ſolle euch die Kunſt lehren, Gold zu machen. Ich will euch dieſe Kunſt lehren. Sie iſt die beſte Weisheit des Lebens, und mehr als das Gold ſelbſt werth. Habt ihr die Weisheit, ſo werdet ihr das Gold haben, und es nicht mehr hochachten. Aber ihr kommet

nicht zu dem Glücke, ohne vorher geprüft worden zu sein. Und die Zeit der Prüfung währet sieben Jahre und sieben Wochen. Wer ausharret bis an's Ende, wird Freuden über Freuden ärnten. Wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfullt iſt, wird Jeder von euch mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen. — Die Prüfung aber iſt dem Gottlosen schwer und dem Sünder hart. Denn er muß sein ganzes Herz umkehren und ein neuer Mensch werden."

Die zweiunddreißig Hausväter hörten in banger Stille die Worte Oswalds. Sie betrachteten ihn alle mit starren Augen.

„Wer von euch", sprach Oswald, „die sieben Jahre und sieben Wochen der Prüfung bestehen will, kann bleiben. Wer sich fürchtet oder im Glauben wankt, gehe fort von hier."

Keiner ging.

„Wohlan," rief Oswald, „so müsset ihr mir vor dem allgegenwärtigen Gott sieben Gelübde geloben, und solche, während sieben Jahren, getreu halten.

„Erstens: Ihr müsset sieben Jahre und sieben Wochen lang alle Wirthshäuser meiden, aber desto fleißiger zur Kirche gehen und Gottes Wort hören, und darnach thun.

„Zweitens: Sieben Jahre und sieben Wo-

chen lang keine Karten, keine Würfel berühren und nichts, womit man um Geld spielt.

„Drittens: Sieben Jahre und sieben Wochen darf kein Fluch, kein Scheltwort aus euerm Munde gehen, auch keine Bosheit, Läſterung und unwahre Rede.

„Viertens: Sieben Jahre und sieben Wochen muß euer Tagewerk Gebet und Arbeit sein. Morgens und Abends sollet ihr friedlich mit Weib und Kindern auf die Knie fallen, zu Gott beten, eure Sünden bereuen. Eure Arbeit sollet ihr mit Fleiß und Treue verrichten, keine Schulden mehr machen.

„Fünftens: Wer binnen sieben Jahren und sieben Wochen sich mit Wein und Branntwein ein einzigesmal berauscht und vergeht, iſt aus unserer Gemeinschaft verstoßen.

„Sechstens: Auf dem Acker, welchen ihr bauet, soll kein Unkraut wachsen, in euern Wohnungen kein Unflath liegen. Eure Hütten und die Ställe des Viehes und alles Geräthe, so ihr habet, soll von Reinlichkeit glänzen. Daran werde ich euch erkennen.

„Siebentes: Euer Leib soll sein ein Tempel Gottes, darum keusch, züchtig und ehrbar, auch von aller Unreinigkeit frei an Haut und Haar und Gewand. So auch bei Kindern. Das soll unser Zeichen sein.

„Wer nun dieſe Gelübde geloben und halten will, der trete hervor und reiche mir die Hand zum Bunde. Dem Schwachen wollen wir helfen."

Als Oswald ſo geſprochen hatte, traten die zweiunddreißig, einer nach dem andern, hervor, Jeder reichte dem Oswald die Hand über den Tiſch voller Gold und ſprach: „Ich will!"

„So gehet denn heim in Frieden, und wendet euch noch vor Schlafengehen im Gebet zu Gott, daß er euch Stärke verleihe, das Gelübde zu halten. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, wenn die Zeit erfüllt iſt, wird Jeder mehr Gold auf ſeinen Tiſch werfen, als eure Augen hier ſehen!" — So ſprach Oswald, und ermahnte die Leute, von Allem, was ſie dieſe Nacht geſehen und gehört hätten, keinem Menſchenkinde etwas zu verrathen, ja ſogar unter einander ſelbſt nie von dem zu reden, noch auf das zu deuten, was dieſe Nacht angehe.

Damit entfernten ſich die Zweiunddreißig in großer Stille. Unterwegs ſprach Keiner mit dem Andern ein Wort. So voll waren ſie von allem dem Wunderbaren, das ſie vernommen hatten. Sie hatten ganz andere Dinge erwartet zu erleben, und gerade das Gegentheil erfahren. Mancher, wenn er an die Gelübde dachte, fühlte zwar Bangigkeit, denn ſie waren auch gar zu ſtreng. Aber das Geheimnißvolle, und die ſieben Jahre

und ſieben Wochen, und die Reden des Oswald, und der Tiſch voll Goldes, und der prächtige Offizier mit dem Orden auf der Bruſt, und die ſchwarze Mitternachtsſtunde — das konnte Keiner wieder vergeſſen, und es war wie ein ſeltſamer Traum.

11.

Die Leute verwundern ſich ſehr.

„Was gibt's denn, Velten? Kaspar, was gibt's denn?“ fragte der alte lahme Wächter, als er am andern Tage durch das Dorf entlang ging: „Was gibt's denn? Kommt wieder ein Prinz oder Kaiſer, oder gar der Bürgermeiſter aus der Stadt? Was iſt denn los, daß Ihr ſo aufputzet?“ So fragte er, und man lachte.

Es fiel aber wirklich vielen Menſchen auf und war in vielen Häuſern ein ſonderbares Leben. Da wurden Fenſter gewaſchen, Fußboden geſcheuert, Thüren geſäubert, Tiſche, Schemel und Bänke gefegt. Wohin man kam, bald hie, bald da, ſah es aus, als würden vornehme Gäſte erwartet. Sogar vor den Häuſern wurde Alles in Ordnung gebracht, Schutt und Unflath auf die Seite geſchafft, und Allem, was herum lag, ein beſſerer Ort gegeben. Die zweiunddreißig Hausväter wußten es wohl, ſagten aber nichts. Denn ſie dachten: in ſieben Jahren haben wir alle Kiſten und Kaſten voll Geld.

Als Oswald die Geſchäftigkeit der armen Leute ſah, ſprach er zur Elsbeth: „Ich weiß nicht, ob ich darüber traurig werden oder lachen ſoll. Denn ſiehe, was dieſe Leute nicht aus eigenem Gefühl, nicht aus Liebe zu Weib und Kind, nicht aus Liebe zu Gott, nicht aus Noth und Ueberzeugung früher gethan haben, das thun ſie jetzt aus abergläubiger Furcht und Hoffnung. Wie thöricht ſind doch die Menſchenkinder! — Aber ſie ſollen durch den Aberglauben zur Erkenntniß der Wahrheit, und durch ihre Verderbtheit zur Rechtſchaffenheit eingehen."

Die Verwunderung im Dorfe ward aber von Woche zu Woche größer. Denn die Wirthshäuſer wurden faſt leer. Sonntags hörte man auf der Kegelbahn weder Kegel, noch Flüche, noch Gelächter. Kartenſpiel und Würfel rührte faſt Keiner mehr an. Den Wirthen ward im Keller das Bier ſauer, weil es Keiner trank. Von Wein und Branntwein hatten ſie nur geringen Abſatz. Die meiſten Leute blieben daheim bei Frau und Kindern, oder gingen auf die Felder und beſahen ihre wenigen Aecker, und beriethen, was in der Woche daran noch zu machen und zu beſſern ſei. Die, welche vormals zu den luſtigen Brüdern gehörten, thaten jetzt gar ernſthaft und altklug; die, welche ſonſt ein wüſtes Leben führten, waren in der Kirche ſehr andächtig. Die, welche ſonſt

gern herumlungerten und müßiz gingen, waren jetzt vom Morgen bis zum Abend an der Arbeit, im Taglohn oder auf ihren Feldern.

Der Adlerwirth, wenn er Sonntags seine leeren Bänke und Tische beschaute, brach faß vor Wehmuth in Thränen aus. „Sind denn die Leute alle verrückt geworden im Kopf?“ schrie er. „Was für ein Kukuk iß ihnen in den Leib gefahren? Das kann nicht so gehen. Dabei kann kein Ehrenmann länger beßehen. Es muß im Dorf andere Ordnung werden. Das iß schändliche Ordnung!“

Der Gemeindsvorßeher Brenzel sagte: „Wenn das Unwesen so fortgeht, muß ich die Wirthschaft aufgeben. Aber ich merk' es wohl, das iß ein infames Komplott gegen mich. Man will mich zu Grunde richten. Aber ehe das geschieht, soll das Dorf zu Grunde gehen. Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer diese Täußerei angerichtet hätte!“

Sogar dem Herrn Pfarrer war die Sache aufgefallen. Er rechnete nach und fand, daß die Aenderung so vieler Menschen angefangen hatte seit dem Sonntag, da er eine sehr lange Predigt über die christliche Wiedergeburt durch den Glauben gehalten hatte. Er meinte, damit habe er Alles ausgerichtet, und sagte es auch. Nun aber verfolgten ihn seit der Zeit die Gemeindsvorßeher, wo ße konnten, und die Wirthe spielten ihm aller-

lei böse Streiche rückwärts, und gingen faſt gar nicht mehr zur Kirche.

Der Adlerwirth, um ſein ſaures Bier anzubringen, verkaufte es um halben Preis; er ſchwefelte ſeinen Wein und machte ihn ſuß, und bezahlte alle Sonntage Spielleute, die mußten luſtig aufſpielen. Aber von den zweiunddreißig Hausvätern, ihren Söhnen und Töchtern kam Niemand.

Der Löwenwirth ſuchte gleichfalls ſeine Kunden wieder an ſich zu locken, that freundlich, ſchenkte Manchem umſonſt ein und fragte: „Warum kommſt du gar nicht mehr trinken?“ — Sie antworteten: „Wir haben kein Geld!“ — Dann rief er: „Ei Dummheit! Ihr wiſſet ja, ich bin ſo ſtreng nicht, und borge ſchon. Ihr ſeid mir lange gut genug.“ — Aber die Leute kamen doch nicht.

Da gerieth der grimmige Löwe in Wuth und ſprach: „Wenn ihr mir's ſo macht, will ich euch auch die Fauſt zeigen. Ihr ſollt an den Löwenwirth Brenzel glauben lernen!“

15.

Die Schuldbücher werden aufgethan. Die Sparkaſſe und die Garküche.

Nun ſchlich bald der Eine, bald der Andere von den armen Leuten, die zum Goldmacherbund gehörten, in das Haus des Schulmeiſters, und

Nachdem er die ganze Schuldsumme des Mannes kannte, fragte er wieder: „Womit willst du bezahlen? Wie viel kannst du, oder können Weib und Kind in der Woche mit Taglohn verdienen? Wie viel Land und Vieh hast du, und was kannst du wohl gewöhnlich in mittlern Jahren von dem verkaufen, was du ärntest? Wie ernährst du dich mit den Deinigen? Was brauchet ihr zur Nahrung in einer Woche, in einem Tage? Wie steht es mit Kleidern und Wäsche und Geräth? Was muß angeschafft werden, und wo kann man ohne Schaden sparen?“

Das Alles schrieb Oswald von Jedem sorgfältig auf. Nun kam die liederliche Haushaltungsordnung der Bauern erst recht an's Tageslicht. Denn Mancher wußte nicht einmal genau, wie viel er schuldig war, und hatte nichts aufgezeichnet. Da mußte man sich erst bei den Gläubigern erkundigen. Mancher war drei, vier, fünf Zinsen zu bezahlen rückständig. Da mußte man erst für diese sorgen. Mancher mußte an Gemeindsvorsteher, von denen er in der Noth Geld entlichen hatte, Acht, auch Zwölf vom Hundert zinsen. Da mußte Oswald in die Stadt gehen, zu drei und vier Prozent Geld aufnehmen und gut dafür sprechen, damit die Wucherer bezahlt wurden, und nicht mehr durch Wucher einen armen Mann zu Grunde richten konnten. Man-

cher hatte wohl gar mehr Schulden, als Vermögen. Da war schwer helfen. Doch sprach Oswald Allen Muth ein und sagte: „Sparen und Arbeiten soll euch mit Gottes Hilfe schuldenfrei machen. Folget nur in allen Dingen meinem Rath!“

Nun erst sah Jeder von diesen Leuten, wie schlecht sie gehauset hatten, und es that ihnen in der Seele weh. Nun erst erfuhr Jeder, was er nach Abzug aller Schulden von seinem Vermögen als wahres Eigenthum betrachten könne. Das war oft blutwenig, und ihnen schauderte die Haut vor Angst und Entsetzen darüber. Nun wollten Alle sparen, Alle arbeiten. Aber wie sollten sie es anfangen?

Oswald hatte unbeschreiblich viel Mühe. Aber die Mühe machte ihm Freude, weil er ein wahrer Menschenfreund war. Er machte Jedem ein Haus- und Schuldenbüchlein, worin Jeder den Zustand seines Vermögens deutlich sah. Dann ging er wieder in die Stadt, und suchte für Kinder und Erwachsene Arbeit von allerlei Art. Das gelang ihm nach und nach. Und was so mit Taglohnen verdient wurde, das mußte wöchentlich aufgeschrieben und aufgespart werden. Einige gaben das Geld dem Oswald in Verwahrung; Andere gaben es ihm wöchentlich, um damit nach

und nach ein für ſie aufgenommenes Kapital abzutragen.

Als dies Mehrere thaten, und Oswald am Ende hundert Gulden und mehr beiſammenliegen ſah, dachte er: „Wozu ſoll dies Geld da todt und ohne Nutzen liegen? Wenn es jährlich Zins trüge, hülfe es den armen Leuten ohne ihre Mühe ſchon wieder zu einem kleinen Gewinn und verminderte ihre Schuld.“

Alſo machte er ſich ein Buch und ſchrieb hinein, was Jeder wöchentlich von ſeinem Verdienſt in die Erſparnißkaſſe zurücklegte? Dann ging er in die Stadt, und beredete einen rechtſchaffenen Herrn, daß er monatlich das erſparte Geld, wären es auch nur zehn und zwanzig Gulden, annehmen und auf Zins anthun wolle; es wäre zum Beſten armer, ſparſamer Leute. Der Herr, welcher ein reicher Kaufmann war und gern das Gute beförderte, nahm das Geld und that es an Zins, und wenn am Ende des Jahres die Zinſen einkamen, that er ſie wieder als ein kleines Kapital aus, alſo, daß die Zinſen wieder Zinſen eintrugen mußten. Oswald aber ſchrieb in ſein Erſparnißkaſſenbuch zu Haus immer auf, wie viel Jeder von ſeinen Leuten an den Zinſen Antheil habe.

Es war aber ein großes Glück, daß die Leute und ihre Kinder, da ſie Arbeit bekamen, auch

arbeiten konnten und faß nie krank wurden. Das war sonst nicht so. Denn wenn sie sich ehemals am Sonntage vollgesoffen hatten, waren sie am Montage nicht zum Arbeiten aufgelegt, und hatten Kopfweh und Uebelkeit. Und weil sie sich insgesammt viel kämmten, wuschen und gar reinlich hielten, waren sie von allen Uebeln und Krankheiten befreit, welche die natürlichen Strafen und Folgen der Unreinlichkeit sind.

Wie nun Oswald den mit ihm Verbündeten erzählte, daß er eine Ersparnißkasse errichtet habe, und daß das Geld, welches sie ihm wöchentlich zum Aufbewahren brächten, Zinsen tragen müsse, erstaunten sie gar sehr und freuten sich. Und Jeder sah im Buche nach, wie viel er schon Geld gebracht habe, und viel Zins er am Ende des Jahres dafür zu erwarten habe. Anfangs hatten nur wenige Haushaltungen ihr Geld gebracht. Nun aber sagten es die Einen den Andern. Und wie Einer hörte, der Andere habe schon fünfzehn, zwanzig, dreißig Gulden und mehr zurückgelegt, wurde er mißvergnügt und wollte es auch so haben, nahm sein wenniges Geld und trug es auch zum Oswald und sprach: „Ei, Lieber, warum hast du mir nichts von der Ersparnißkasse gesagt? Lege mein Geld, das ich wöchentlich entbehren kann, auch hinein, es sei viel oder wenig. Denn wenn ich es im Hause

habe, will es sich nicht vermehren, sondern es schwindet immer. Hat man es, so verbraucht man es wieder. Drum beser, aus den Augen, aus dem Sinn! Kann ich's nicht so haben bei dir, so kann ich noch lange nicht an Abzahlen meiner Schulden denken."

So brachte nun Jeder alle Woche Etwas, das er von seinem Verdienst erübrigen konnte, und Einer bemühte sich, mehr als der Andere in die Ersparnißkasse zu legen. Einige wurden so begierig, daß sie beinahe Weib und Kinder hungern ließen, um deso mehr Geld zusammenzuscharren.

Das verdroß den Schulmeister, und er hob an zu reden: „Es ist wohl gut, daß ihr mäßig seid; aber Weib und Kind müssen nicht hungern. Wer wohl genährt ist, der hat auch Kraft und Muth zu arbeiten. Freilich, manche Frau, die wohl auch im Felde arbeiten oder sonst Geld verdienen konnte, muß jetzt zu Hause bleiben und ihre Zeit beim Kochen verlieren. Wäre für jede Haushaltung von selbst schon Gekochtes da, so würde man kein Holz kaufen und bezahlen, oder es mit Zeitverlust im Walde zusammenlesen müssen, sondern man könnte vielleicht sogar tährlich von dem Gabenholz, das die Gemeinde gibt, an Andere verkaufen und Geld daraus lösen. Dabei

wäre ſchön zu ſparen. Aber wir müſſen das auf andere Weiſe anfangen.

„Ihr wiſſet, wir haben in der theuern Zeit elende Sparſuppen gegeſſen. Warum ſparten wir damals, da wir nichts hatten, und nicht weit lieber jetzt, wo etwas zu ſparen wäre? — Wir haben jetzt Erdäpfel, Obſt und Mehl und Brod und Fleiſch in wohlfeilerm Preiſe. Wir können jetzt mit demſelben Gelde, wie in der theuern Zeit, beſſere Koſt haben und viel erſparen. Wenn jetzt Einer für uns Alle kocht, erſparen viele Frauen an Zeit, und können auf andere Weiſe arbeiten und verdienen. Unter dreißig Keſſeln und Häfen braucht es zwanzigmal mehr Holz an einem Tage, als unter einem einzigen Keſſel für dreißig Haushaltungen. Das begreifet ihr; dabei iſt Gewinn. Aber wo für viele Menſchen zuſammen gekocht wird, iſt auch an Salz und Schmalz und Geſchirr Erſparniß. Laſſet uns einen Verſuch machen."

So ſprach Oswald. Viele wollten, Andere wollten nicht. Oswald aber ging zum Müller und beredete ihn, die Sparſuppe zu kochen, und wöchentlich dreimal Fleiſch dazu beſonders zum Verkauf. Diejenigen, welche dazu einfanden, ſagten, wie viel Suppe und Fleiſch ſie täglich begehrten; es waren ihrer zuerſt ſiebenzehn Haushaltungen.

Nun mußte der Reihe nach jede Haushaltung, eine um die andere, wenn der Tag an sie kam, das Holz zum Kochen, und beim Kochen einen Aufwärter oder Gehilfen geben. Die Müllerin führte beim Kochen die Aufsicht. Alle Tage war Abwechselung in Suppe und Gemüse. Wer kein Geld hatte, konnte seine Portion mit Mehl, Obst, Gemüse und Erdäpfel zahlen. Nur wer Fleisch nahm, zahlte Geld dafür. — Die Frau Müllerin verstand das Kochen. Die andern Bauernweiber und Mädchen, wenn der Tag an sie kam, da sie helfen mußten, lernten viel dabei, was sie vorher nicht wußten.

So geschah, daß die zusammenstehenden Familien, wozu auch der Schulmeister und der Müller gehörten, besser und nahrhafter aßen, als andere Leute im Dorfe, und doch weit wohlfeiler. Alle Tage Suppe und Gemüs dazu, dreimal wöchentlich Fleisch und Braten auf allerlei Art zugerichtet. — Wie dies die Andern sahen, daß es da keine Sautränke oder elende Sparsuppe gab, und daß es auch noch für kranke Personen und Genesende Nahrung nebenbei gab, traten sie auch bei, und Viele, die gar nicht zum Goldmacherbund gehörten. Denn sie merkten bald, daß da viel an Holz, Mühe und Zeit, viel an Speisezuthat erspart und Alles weit wohlfeiler gemacht werden konnte.

Es wurden für die Garküche der Müllerin endlich der Theilhaber zu viel, obgleich sie täglich mehrere Gehilfinnen erhielt. Da legte der Adlerwirth zu seinem Vortheil auch eine solche Küche an. Aber Alle, die zum Goldmacherbund gehörten, blieben beim Müller. Sie hatten die verständigsten Hausväter unter sich ausgeschossen, die mußten den Ankauf der Vorräthe und deren Verwendung beaufsichtigen. Denn die Garküche sollte keinem Einzelnen zum Gewinn dienen, sondern Allen zum Vortheil gereichen.

16.

Wie sich die Wirthshäuser im Dorfe vermindern, und was die alten Bauern dazu sagen.

In der Küche des Adlerwirths ging es anders zu. Er kochte Saufuppen. Davon wollte Keiner essen. So blieben seine Kunden weg, weil sie nicht ihr theures Geld dafür geben wollten. Sie traten unter einander zusammen und wollten es machen, wie die Leute bei der Müllerin. Aber es ging nicht, weil keine Ordnung war, und weil Einer den Andern betrog. Da lachte der Adlerwirth und freute sich, daß es bei Andern nicht besser ging, als bei ihm.

Bei ihm aber ging es doch schlechter, als bei Andern, weil er ein hartherziger schlechter Mann

war. Er hatte viel Geld auf böſe Weiſe zuſammengeſcharrt; aber unrecht Gut gedeiht nicht. Wenn in der theuern Zeit Steuern und milde Gaben für die armen Leute nach Goldenthal gekommen waren, damit man Sparſuppen kochen und austheilen könne, hatte er die Gemeindsvorſteher überredet, lieber das baare Geld an die armen Leute auszuzahlen. Dann trat er mit dem Löwenwirth zuſammen, und ſie verkauften den armen Leuten Mehl und Brod in ganz ungeheuerm Preiſe. So kam das Geld alles wieder in ihren eigenen Sack zurück. Wenn Leute im Dorfe von ihrem Heu, Vieh oder liegenden Gütern aus Noth etwas öffentlich an die Steigerung bringen wollten, ſo trat er mit dem Löwenwirth und andern Gemeindsvorſtehern zuſammen, und ſie machten Satz mit einander, um Alles wohlfeil zu bekommen. Sie boten erſt kleine Summen, und legten etwas zu. Dann trat Einer nach dem Andern zurück, und bot nicht mehr, weil es zu viel Geld und die Waare zu ſchlecht ſei. So ſagte Einer um den Andern. Und weil man ſie für die verſtändigſten Männer hielt, getraute ſich kein Anderer, mehr zu bieten. So bekamen ſie die Sachen wohlfeil. Wenn aber doch ein Anderer klug war und mehr bieten wollte, ſchreckte man ihn mit Drohworten, zumal wenn ein ſolcher ihnen ſchuldig war, und ſie ſagten:

„Haſt du Geld genug für ſo ſchlechte Waare, und willſt meinen Freund überbieten, ſo verlange ich, du ſollſt mir vorher deine Schuld bezahlen.“

So machte es der Adlerwirth. Aber unrecht Gut gedeiht nicht. Er war ein ſtolzer und zornmüthiger Mann, und hatte beſtändig Händel und Prozeſſe vor Gericht. Sogar mit ſeinen Brüdern und Schweſtern hatte er einen Rechtsſtreit gehabt, weil er ſie in der väterlichen Erbſchaft durch Betrug und Liſt bei der Theilung ſehr verkürzt hatte. Viele Leute im Dorfe waren von ihm durch das Prozeſſiren zu Grunde gerichtet worden.

Ueberhaupt war die Streitſucht in Goldenthal eine Haupturſache von der Verarmung des Dorfs geweſen. Denn ſo lange die Leute noch im Wohlſtand waren, wollten ſie großthun; und wer einen Prozeß zu führen hatte, meinte, er habe etwas Großes und Ehrenvolles, weil Jedermann mit ihm davon ſprach. Dann kamen argliſtige Advokaten und hetzten noch mehr auf, weil ſie gern durch die Dummheit und Prozeßwuth der Bauern Verdienſt hatten. Die prozeßluſtigen Leute waren dann ſo ſehr auf ihre Sache erpicht, daß ſie tauſendmal ſchworen, lieber Alles daran zu ſetzen, als nachzugeben. Das gefiel den Advokaten gar wohl. Da wurden die Prozeſſe durch allerlei Kunſt in die Länge gezogen, Jahr ein Jahr aus; da wurde replizirt, triplizirt, appellirt und den einfältigen

Leuten das Geld aus dem Sack herausgeführt, bis der Handel zehnmal mehr gekostet, als er werth war. Wer dann verlor, schimpfte über Parteilichkeit der Richter und sog an den Hungerpfoten. Die Advokaten aber aßen Braten.

Seit Oswald in's Dorf gekommen, hatte er viele Leute von dem Prozessiren abgehalten. Denn wenn ihn Einer um Rath befragte, richtete er es immer so ein, daß die Sache in der Güte abgethan wurde. Und er redete und sprach: „Einst fanden zween Hunde, die sich auf einem schmalen Steg über dem Wasser begegneten, ein Stück Fleisch auf dem Brücklein. Und sie geriethen in Streit, wem es gehöre. Ein dritter Hund, der das Fleisch auch gern gehabt hätte, kam dazu und sagte bald diesem, bald jenem in's Ohr: „Gib nicht nach. Es gehört dir von Rechtswegen allein!“ Also fingen die Beiden an sich zu raufen und zu beissen, bis Beide in der Balgerei hinab vom Steg in's tiefe Wasser fielen. Dann ging der Dritte gemächlich zum Fleisch und fraß es, und sah zu, wie die Andern schwammen. So geht es den streitführenden Parteien in Prozessen. — Rechthaberei kostet viel Geld, und bringt Spott und Schande nach. Wer einen Prozeß anhebt, hat schon die Hälfte von dem verloren, was er gewinnen will. Boshafte Advokaten sind wie die zwei Schneiden einer Scheere; sie vereinigen sich, um

das zu trennen, was man zwischen beide legt. Wenn du am Ende Alles gewinnst, daß du doch mehr verloren, als dir ersetzt werden kann: Zeit und Arbeit, wohl gar an der Gesundheit Schaden genommen durch Verdruß und Aerger, Furcht, Sorge und schlaflose Nächte."

So sprach Oswald. Der Adlerwirth aber fragte ihn nie, sondern hatte fast alle Jahre einen neuen Prozeß. Die vielen Unkosten und Geschenke an Advokaten und Schreiber, die vielen Läufe und Gänge und Reisen brachten ihn nach und nach um das Seinige. Als er nun einen Streit gegen eine benachbarte Gemeinde verlor, den er mit derselben wegen einer alten Eiche geführt hatte, von der er behauptete, sie stände auf seinem Lande und gehöre nicht der Gemeinde: so kam er in große Noth. Denn die Eiche hatte ihn über tausend Gulden gekostet, und er wußte nicht, woher das Geld nehmen, weil er schon mehr auf Haus und Land schuldig war, als man glaubte. Und da er überall Geld aufnehmen wollte, und nichts erhielt, geriethen die in Sorgen, denen er schon schuldig war. Und sie begehrten zurück, was sie ihm geborgt hatten. Also blieb ihm nichts übrig, als all sein Gut den Gläubigern heimzuschlagen. Er mußte Haus und Hof verkaufen. Das war die Folge seiner Prozeßsucht.

Weil er seine Felder schlecht besorgt hatte,

gingen sie in mäßigen Preisen ab. Da die Leute nicht mehr häufig in's Wirthshaus gingen, weil sie entweder kein Geld hatten oder keins verſaufen wollten, brachte auch die Wirthshausgerechtigkeit nicht viel ein. Der Käufer des Hauſes, als er ſah, daß Niemand bei ihm einkehren und Geld verzehren mochte, ſtellte das Wirthen ganz ein. So blieb nur der Löwenwirth noch Meiſter; denn die andern Wirthe und Bier- und Weinſchenken hatten auch nichts mehr zu verdienen, und die Wirthſchaft ſchon früher aufgegeben.

Einige alte Bauern ſchüttelten dazu den Kopf und ſeufzten und ſprachen: „Es iſt doch böſe Zeit, und wir ſehen wohl, unſer armes Dorf geht gänzlich zu Grunde. Vorzeiten hatten drei Wirthe und noch einige Bier- und Weinſchenken bei uns vollauf zu thun; jetzt iſt kaum Nahrung genug für einen einzigen vorhanden! Wohl iſt das eine Schande für unſer Goldenthal, und ein Beweis, wie ſchlecht es bei uns ſteht."

Oswald aber ſprach zu ihnen und ſagte: „Mit nichten, ihr guten Leute! ſondern nun habe ich gute Hoffnung, daß es bei uns bald beſſer gehen werde. Ich bin viel in der Welt umher gereiſet, und habe viele Dörfer geſehen. Wo die meiſten Wirthshäuſer waren, da habe ich immer die meiſte Armuth gefunden. Und wo kein Wirthshaus war, als etwa, Reiſende zu beherbergen, da ſah man

überall einen gewiſſen Wohlſtand in den Häuſern. Die Wirthe hängen nicht umſonſt in ihre Schilde das Bild eines Raubthieres aus, Löwen und Adler, Bären und Falken, — die Thiere leben vom Gut und Blut der Gemeinde. Sie hängen ein goldenes Kreuz aus, weil ſie Gold haben wollen, und den Leuten Kreuz und Kummer dafür laſſen. Sie hängen einen goldenen Engel aus, aber es iſt ein böſer Engel, der Rekruten wirbt für das Zucht- und Armenhaus und Gefängniß. — Wir haben im Dorfe nur noch ein Wirthshaus, aber nur zu viel daran. Stände es nicht da, ſtänden die Nachbarshäuſer beſſer. Wer am Wirthstiſche die Spielkarten nicht braucht, kauft ſich eine Bibel und Gotteswort in's Haus. Wer nicht bei den Zechern um theures Geld Kopfweh kauft, freut ſich daheim bei Weib und Kind unentgeldlich. Wer dem Wirth kein Geld zahlt, behält es im Sack. Es iſt mehr Ehre, im eigenen Keller eine Flaſche Wein, als im Wirthskeller ein ganzes Faß voll zu haben."

So redete Oswald, und die alten Bauern nickten mit dem Kopf, denn ſie merkten wohl, er habe nicht Unrecht. Aber der Löwenwirth wollte berſten vor Zorn, zumal da er hörte, daß Oswald den goldenen Löwen ein Raubthier geheißen hatte. Und er würde dem Oswald gern einen Prozeß angehängt haben, wenn es möglich geweſen wäre.

Aber der Schulmeister war klug, nahm sich in Acht, und ging dem grimmigen Löwen überall aus dem Wege, und ließ denselben brüllen und schmähen.

17.

Vom Blitzstrahl im Pfarrhause und dem neuen Herrn Pfarrer.

In dieser Zeit war in einer Nacht ein erschreckliches Gewitter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Der Donner rollte, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten. — Wenn die Bauern das ganze Jahr ruchlos waren, so beteten sie doch allemal beim Gewitter recht laut, und bereuten ihre Sünden von ganzem Herzen so lange, bis das Wetter vorüber war. Dann lebten sie wieder wie vorher.

Plötzlich fuhr mit entsetzlichem Krachen und Prasseln der Blitz in's Dorf. Er fiel wie ein Feuermeer auf das Pfarrhaus; doch zum Glück zündete er nicht und beschädigte auch Niemanden. Aber am folgenden Morgen sah man, wie der Blitz das ganze Dach zerschmettert hatte; und der alte Herr Pfarrer war vom Schrecken so hart befallen worden, daß er nach wenigen Tagen starb.

Da schimpften die Goldenthaler auf die Regierung, und sagten: „Die Regierung ist an dem ganzen Unglück Schuld. Denn hätte sie nicht verboten, beim Hochgewitter mit der Glocke zu läuten, so wäre das nicht geschehen. Sonst hat man

doch das Wetter, wenn es kam, wegläuten können; jetzt iſt das verboten. Die großen Herren haben keine Religion mehr im Leibe. Nun haben wir das Unglück.“ — So ſprachen die Goldenthaler.

Oswald aber ſagte: „Wie denket ihr doch in euerm Herzen ſo thöricht, und ſprechet mit euerm Mund ſo läſterlich! Die Regierung hat den Blitz nicht auf das Dach des Pfarrhauſes gezogen, ſondern der metallene Knopf mit der eiſernen Wetterfahne hat es gethan. Denn es hat Gott in die Natur des Blitzes gelegt, immer dem Waſſer oder den Metallen auf Erden nachzugehen, beſonders den metallenen Spitzen. Das hat Gott gethan, auf daß der Menſch erkenne, wie er ſich vor der Gewalt des Blitzes verwahren könne. Denn ſobald der Blitz Metalle findet, an denen er bis in den Erdboden dringen kann, iſt er unſchädlich.“

So ſprach Oswald, und führte die Bauern auf das Dach des Pfarrhauſes. Da ſahen ſie Alle in dem vergoldeten Knopf kleine eingeſchmolzene Löcher, und ſahen, wie der Blitz den aufrechtſtehenden Nägeln der Hohl- und Eckziegel am Dache nachgelaufen war, bis unter das Dach zu einem Eiſendrath, an welchem man vor der Hausthür zu klingeln pflegte, wenn man zum Heren Pfarrer wollte. Weil nun der Blitz ſolch einen eiſernen Weg zur Erde gefunden, war das übrige Haus von

ihm verſchont worden, und ein kalter Schlag geblieben, wie die Bauern ſagten. Er wäre aber, hätte er jenes leitende Eiſenzeug nicht gefunden, wohl leicht ein gar heißer Schlag geworden.

Oswald ſprach ferner: „Weil die Kirchthürme hohe Spitzen tragen und viel Eiſenwerk im Innern, geſchieht es oft, daß der Blitz ſie trifft. Und weil daher ſchon mancher arme Menſch beim Gewitterläuten erſchlagen worden iſt, hat die hohe Obrigkeit das unnütze und abergläubige Läuten verboten.“

So ſprach Oswald; und weil er merkte, daß ſich ſeit der Zeit viele Leute vor dem Blitzſtrahl mehr als vorher fürchteten, that es ihm leid. Und er ſprach: „Angſt und Schrecken beim Gewitter ſind ein Unglück; das Gewitter ſelbſt iſt ein Segen des barmherzigen Gottes für die Länder, deren Lüfte er reinigen und deren Boden er befruchten will. Darum leget euern Kummer ab. Gehet hin, befeſtigt auf den Giebel eures Hauſes eine eiſerne Spitze, eines Schuhes hoch; knüpfet daran einen eiſernen Drath, nicht dicker als die Spule einer großen Schreibfeder, der muß über das Dach herab bis zur Erde gehen in eine feuchte Stelle. So habet ihr dem Blitz einen Weg gemacht, auf dem er unſchädlich zur Erde fährt, wenn der Drath ein einziges Stück iſt von oben bis unten, und ihr ihn ſauber haltet von allem Roſt und Schmutz.

Ein Blitzableiter iſt auch ein Furchtableiter, und bewahrt zugleich Haus und Dorf gegen ein mögliches Unglück von Feuersbrunſt durch den Strahl."

Alſo redete der Schulmeiſter, und ſetzte auf ſein eigenes Haus eine Eiſenſpitze mit dem daran herabgehenden Drath (denn Elsbeth fürchtete ſich ſtark bei allen Gewittern). Der Müller hatte dergleichen ſchon längſt in der Stadt geſehen, und that es auch. Viele Bauern folgten dem Beiſpiel nach, denn es koſtete nicht viel und half doch zur Beruhigung.

Andere aber nahmen in ihrer Dummheit daran großes Aergerniß und ſagten: „Heißt das nicht unſerm Herr Gott nach den Augen ſtechen und ihm Geſetze vorſchreiben? Kann er nicht mit ſeinen Blitzen treffen, wen er will? Werden die vielen Wetterſtangen nicht die fruchtbringenden Gewitter verhindern und ſchlechte Witterung machen?

Da antwortete der Schulmeiſter und ſprach: „Ihr Thoren, die Wetter Gottes gehen über tauſend Spitzen der Bäume des Waldes, wie über kahle Ebenen, und ſeine Blitze befruchten den Erdboden, ſie mögen in den Wipfel der Eiche, oder in Eiſenſtäbe, oder in Seen, Flüſſe und Meere fallen. Aber der Herr gab uns Einſicht, auf daß wir uns bewahren ſollen vor dem Schaden, den die herrlichſte Sache am unrechten Ort thut. Das

Feuer iſt mit dem Licht und Wärme ein herrliches Ding, aber nicht, wenn das Haus brennt. Darum gab uns Gott das Waſſer zum Löſchen des Feuers, warum traget ihr Bedenken, das Eiſen zum Löſchen des Blitzes zu gebrauchen? Es iſt kein Uebel in der Welt, Gott hat uns dagegen ein Mittel gegeben. Aber der Menſch ſoll es erkennen und mit Dank empfahen. Wer nun in blinder Verſtocktheit das Mittel verſchmäht, iſt ein Verächter von Gottes theuerſten Gaben, und leidet gerechte Strafe, es ſei, daß ſein Haus verbrenne von der Flamme des Feuers, oder daß ſein Haupt vom Blitzſtrahl getroffen werde."

Viele glaubten an dieſe verſtändige Rede. Andere aber, die Blöden und Hochmüthigen, verachteten ſolche Worte in ihrem Herzen, und wollten nicht zugeben, daß es der Schulmeiſter beſſer verſtehe, als ſie; denn ſie ſchämten ſich, dumm zu ſein, und wollten ihrer Unverſtändigkeit das Anſehen der Klugheit verleihen.

Die Stelle des verſtorbenen Herrn Pfarrers blieb nicht lange unbeſetzt. Der neuerwählte Herr Pfarrer Roderich, damals noch ein junger Mann von ſiebenundzwanzig Jahren, kam in's Dorf.

„Ei," riefen die Bauern, „was ſoll uns dieſer Knabe? Wenn die Regierung keinen Glauben mehr hat, ſo ſoll ſie uns doch bei unſerm Glau-

ben laſſen, und einen würdigen Mann ſchicken, der Jahre und Erfahrung hat." — Andere ſprachen: „Der Herr Pfarrer iſt auch Einer von der neuen Mode. Gott ſei es geklagt. Wenn er predigt, ſpricht er ſo verſtändlich, wie unſereins, und man kann wahrhaftig Alles begreifen und behalten. Das taugt nicht. Er iſt nicht gelehrt genug und ſollte mehr lernen. Da muß man den alten Herrn Pfarrer ſelig in Ehren halten. Das war ein ganz anderer Mann! Der predigte ſo ſchön und gründlich gelehrt, daß ihn unſereins nur nicht verſtand, und wenn er anderthalb Stunden auf der Kanzel war. Der wußte unſereins herzunehmen, wenn er von der Hölle und ewigen Pein anfing und von Buße und Glauben, und wenn er das ganze Sündenregiſter herſagte. Zumal im Winter, wenn es in der Kirche fror, daß man hätte Ach und Weh ſchreien mögen, dann machte er's am längſten!" — Wieder Andere ſagten: „Ja, der alte Herr ſelig, das war ein Mann! Wenn er auf der Kanzel ſtand oder beim Altar, da war doch von ſeiner großen, breiten Geſtalt was zu ſehen. Der neue Herr Pfarrer iſt viel zu ſchmal, und dünn wie ein Zwirnfaden. Ja, und wenn der alte Herr ſelig einmal recht eifern wollte, hörte man ihn weit übers Dorf hinaus richtig beim Vieh auf der Allmende, und den Leuten, wenn ſie aus der Kirche kamen, klangen die Ohren

zwei Stunden hernach. Der hatte eine Stimme! Aber der neue Herr Pfarrer spricht so, als wäre er bei uns in der Stube.“

So urtheilten die Leute zu Goldenthal, doch auch nicht alle.

18.

Noch etwas vom neuen Herrn Pfarrer.

Es gab auch Leute im Dorfe, die sahen wohl ein, daß der Herr Pfarrer Roderich ein recht frommer, würdiger und gelehrter Herr war, ungeachtet seiner Jugend, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Ja, wenn man ihn lange beobachtete, ward einem zu Muthe, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und von wahrhaft himmlischer Abkunft. Denn er war leutselig und doch voll großen Ernstes; er war von Herzen demüthig, und flößte doch in seiner Demuth große Ehrfurcht ein. Er schalt nie, er zürnte nie, und war immerdar voll Sanftmuth und Geduld; und wenn er tadelte, hörte man nur die Stimme der Liebe, die den Verirrten zurechtwies.

Als er in Goldenthal angekommen war, besuchte er alle Familien im Dorfe und machte sich mit allen bekannt. Nachher verging kein Tag, da er nicht bald in dieses, bald in jenes Haus ging. Er verstand da die rechte Kunst, Vertrauen zu erwecken. Immer wußte er guten Rath zu ge-

den, immer die Bekümmerten zu trösten, das Herz der Frechen zu bewegen und zwischen Streitenden Versöhnung zu stiften. Gleich wie Christus der Herr, ward auch er am meisten bei armen Leuten gesehen, oder bei denen, die im schlechtesten Ruf standen und wegen der Ruchlosigkeit ihres Herzens bekannt waren.

Und wenn er Sonntags auf die Kanzel trat und redete, war es ein wunderbares Wesen. Denn Jeder glaubte, der Herr Pfarrer rede und predige nur zu ihm allein. Jeder hörte gleichsam da die Geschichte seines eigenen Herzens, das Geheimniß seiner eigenen Fehler, und die wahren Ursachen, wie man zu denselben gekommen und von Gott abgefallen sei, und die Art und Weise, wie man wieder zum himmlischen Vater zurückkehren müsse. Und dabei wies er immer auf Jesum Christum und die Heiligen Gottes, als die Vorbilder des Wandels zu Gott. Das erweckte dann in jedem Zuhörer großes Nachdenken, weil Jeglicher meinte, es sei nur von ihm die Rede. Und man vergaß die Jugend des Lehrers, und seine zarte Gestalt, und die Mildigkeit seiner Stimme. Denn seine Worte waren Himmelsworte, die da an das Herz drangen mit Süßigkeit und Entsetzen.

Als der Herr Pfarrer zum erstenmal die Schule des Dorfes besuchte, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, machte die Reinlichkeit, Stille und

Ordnung der Kinder, wie sie kamen, ihm große Freude. Wie nun aber Oswald auf die Knie fiel und die ganze Schule niedersank zum Gebet, rührte ihn der schöne Anblick der betenden Jugend. Und er kniete und beugte sich vor Gott, und die hellen Thränen flossen bei Oswalds Gebet von seinen Augen. Und er blieb liegen, als Oswald geendet hatte, und streckte die gefalteten Hände zum Himmel und sprach: „Mein Vater im Himmel, höre auch mein Gebet und Seufzen! Bleibe mit deiner Gnade gegenwärtig diesen unschuldsvollen Kindern, daß sie sich nie von dir verlieren; bleibe, bis es bei ihnen Abend wird, und du sie aus der Welt voll Prüfungen hinwegrufst an dein Vaterherz. Dann, o dann, Barmherziger, vergib um Jesu willen auch mir meine Sünden, daß ich knien darf mit diesen verklärten Engeln um deinen Thron, und drüben Keiner fehle von uns. Und segne den Lehrer dieser frommen Jugend; segne sein Wort und Werk, daß es mächtig bleibe durch deine Macht, dein Reich herrlich zu erweitern!"

So sprach er; dann stand er auf und sagte zu den Kindern: „Liebe Kindlein, betet fleißig für diesen neuen Lehrer, daß ihn Gott euch erhalte; denn wahrlich, dieser Mann ist euer Vater, und ohne ihn wäret ihr trostlose, verlassene, arme Waisen!" — Dies und anderes Schöne redete er;

und die Knaben und Mägdlein ſchluchzten laut, und hatten nun den Schulmeiſter noch viel lieber, als ſonſt, denn ſie bedachten, er konne ihnen einſt ſterben. Und viele falteten die Hände, und ſahen ſtill und ſtumm mit betenden Augen durch die fallenden Thränen zum Himmel.

Und als endlich die Morgenſchule vollendet war, ging der Herr Pfarrer zum Schulmeiſter und umarmte ihn vor allen Kindern, und drückte ihn an ſein Herz und ſprach: „O du frommer und gerechter Mann, du ſäeſt Saaten, die dir herrlich in der Ewigkeit aufblühen; lehre mich deinem Beiſpiele nachfolgen, denn du haſt ſchon Vieles gethan, und ich noch ſo wenig. Und wenn ich je den Muth verlieren ſollte, will ich herkommen und mich zu den Kindern ſetzen, und will werden wie ſie, hoffend, glaubend, liebend, und mich durch den Anblick deines Beiſpiels und deiner Beharrlichkeit ſtärken!“

Das war ein rechter Feiertag für alle Kinder im Dorfe geweſen. Sie hatten zwar den Oswald und die Elsbeth ſchon vorher lieb gehabt von Herzen. Nun ſie aber geſehen hatten, wie groſſe Ehrfurcht ſelbſt der Herr Pfarrer ihren Lehrern bewies, betrachteten ſie Oswalden und Elsbethen recht wie hohere Weſen, und in ihre Liebe miſchte ſich eine wunderbare Hochachtung.

Pfarrer Roderich war kein halbes Jahr im

Dorfe, so war er schon der rechte Hausfreund und Rathgeber der meisten Familien. Von ihm kam allezeit die beste Meinung, der beste Trost. Die Mühseligen und Beladenen fanden bei ihm Erquickung. In den Hütten sprach er als ein irdischer Freund. Sonntags aber ward den Leuten immer zu Muth, als sei der liebe, heilige Mann geworden, und er rede in der Kirche als ein Verklärter, der aus den Himmeln gekommen von oben herab, und wolle sie nach sich ziehen in das Ewiglich-Schöne.

Und er that den Armen viel Gutes; man wußte es nur kaum, so bescheiden that er das Gute. Und wo Kranke waren, fehlte er nicht. Er hatte in seinem Hause eine kleine Apotheke von einfachen Hausmitteln. Daraus half er oft. Er las gern die Schriften der Aerzte, und wußte Vieles zu heilen ohne große Kunst. So ward er nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein leiblicher Arzt der Seinen. Das brachte ihm großes Vertrauen und vielen Gehorsam. Also that er wie Christus der Herr und seine Jünger, und heilete die Kranken und predigte das Reich Gottes.

Und so geschah, daß er die unwissenden Leute von allerlei abergläubigen, sympathetischen und oft grundschädlichen Mitteln in Krankheiten abgemähnte. Sie liefen nicht mehr zu den Kapuzinern um geweihte Zettel, nicht mehr zu den Henkern,

Scharfrichtern, Waſſerbeſchauern und Quackſalbern. Denn er forderte für ſeine Mühe und Arzenei kein Geld, und half doch beſſer, als zwei Pfuſcher. Wenn aber eine Krankheit zu wichtig und ſchwer ward, mußten die Leute zugleich auf ſeinen Rath zu einem erfahrenen und gelehrten Doktor in die Stadt ſenden. Anfänglich ſträubten ſich zwar Viele dagegen, und hatten mehr Zutrauen zu einem alten Weibe oder einem verſchmitzten Harnzucker, als zu einem rechtſchaffenen Manne, der die Arzneikunſt gründlich erlernt hatte; oder ſie liefen von einem Doktor zum andern, wenn die Arznei von dem einen nicht zählings half, und gebrauchten allerlei Mittel durcheinander, daß das Uebel immer ſchlimmer werden mußte. Der Herr Pfarrer aber wußte die Leute bald auf andern Sinn zu bringen; denn er mußte es wohl beſſer verſtehen, da er ſelber im Heilen Erfahrung hatte. Das brachte ihm Vertrauen und Gehorſam.

Er wußte auch ſonſt noch viele Dinge, die man bei ihm nicht vermuthete. Er war ein geſchickter Bienenvater, und wußte die Bienen auf's Beſte zu pflegen, vor Unfall zu hüten und ihnen geſunde Nahrung zu bereiten, wenn es daran fehlen wollte. Er hatte ſeine Bienenſtöcke aber nicht lange bei ſich, ſondern verſchenkte ſie an die ärmſten Haushaltungen, und lehrte dieſe, wie ſie die nützlichen Thiere beſorgen mußten. Nur behielt

er ſich vor, wenn es neue Schwärme gab, ſie aufzufangen und denen zu geben, die noch keine beſaßen, bis faſt alle Familien mit Bienen verſehen waren. Und weil er die Sache meiſterlich verſtand, gedieh ſie bei Allen. Da ward viel Honig und Wachs zur Stadt getragen, und ſchönes Geld dafür heimgenommen. Und mit der Zeit iſt Goldenthal im ganzen Lande berühmt geworden durch ſeinen Bienenſtand, alſo daß aus entlegenen Ortſchaften die Käufer kamen, und den Preis des Wachſes und Honigs im Dorfe ſteigerten, weil Jeder den Goldenthaler Honig pries. Und ſie hatten Heerden, für die ſie kein Land und Futter gebrauchten, ſondern die auf ihren zarten Flügeln über Felder und Wälder ſchwärmten und ihren Beſitzern Gold ins Haus trugen.

Und wie der Herr Pfarrer dieſe und andere löbliche Einrichtungen in den Häuſern machte, ſo machte er auch dergleichen in der Kirche. Hier aber hielt es faſt ſchwer, beſonders bei den alten Leuten, die ſehr hartnäckig am Alten hingen. Wenn die Gemeinde in der Kirche ſang, war es ein gewaltiges Durcheinanderſchreien, ohne Lieblichkeit und Wohllaut. Jeder ſchrie aus Leibeskräften um die Wette mit dem Nachbar, als ſollten die Fenſter ſpringen und die Gewölbe des Tempels zerberſten. Die Leute wurden dabei zuweilen von der Anſtrengung kirſchbraun im Geſicht.

Schon Oswald hatte gegen dieſes andachtloſe Zetergeſchrei viel geredet; aber er redete in den Wind und hatte das Anſehen nicht. Darum ließ er die ältern Leute gehen und hielt es mit den jüngern und Kindern. Dieſe lehrte er feinen, lieblichen Geſang, vierſtimmig, daß es recht erbaulich und rührend anzuhören war. Die Bauern und ihre Weiber hörten recht gern zu; doch ſie meinten, das ſei wohl gut in der Schule, aber nicht in der Kirche, und ließen es beim alten Geſchrei bewenden.

Da griff es der Herr Pfarrer anders an. Ob er gleich die alten Lieder in Ehren hielt, theilte er doch, als Anhang zu den alten Liedern, in den Haushaltungen ein kleines Büchlein mit; das enthielt allerlei ſchöne Gebete in Verſen für ſolche Fälle, die in den alten Liedern fehlen mochten. Und dies Büchlein war daſſelbe, was die Kinder ſchon längſt in der Schule gehabt und geſungen hatten. Das war den Alten ſchon recht, denn es koſtete ſie nichts.

Nachdem manche Woche und mancher Monat vergangen war, hielt eines Sonntags der Herr Pfarrer eine bewegliche Predigt über den Nutzen der Feierlichkeit beim öffentlichen Gottesdienſt; und er ſprach von König Davids heiligem Harfenſpiel und vom Halleluja der Engel am Throne Gottes. Und jeder Bauer verſtunde, daß er bis-

her nicht mit gehöriger Andacht gesungen habe, wie die Engel Gottes singen. Dann sagte der Herr Pfarrer zuletzt: „Der Heiland hat gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Also wollen wir auch unsern Söhnen und Töchtern nicht wehren, zum Heiland zu kommen. Und alle Sonntage sollen sie zuerst, ehe wir singen, einen Satz aus dem Anhang singen zu unserer Herzenserweckung; künftigen Sonntag die erste Mal."

So sprach er. Und am nächsten Sonntage war die Kirche gedrängt voll; und an den schwarzen Tafeln der Kirchthüren stand erst ein Vers aus dem Anhang, dann ein altes Lied angezeichnet. Die Leute hatten von selbst das Anhangbüchlein mitgebracht. Und es scholl der Gesang der Jugend wie sanfter Engelgesang durch die Kirchengewölbe. Es wurden vielen Leuten von Rührung die Augen feucht, die Herzen warm. Manche von den Alten sumseten leise und heimlich das schöne Lied nach. Dann ward von der ganzen Gemeinde das alte Lied gesungen. Der Herr Pfarrer sprach aber zuvor: „Ihr Männer, lieben Brüder, und ihr christlichen Frauen, vergesset nicht, daß unser Gott allgegenwärtig ist, und er euch höret, ob ihr gleich vor ihm sanft singet, wie Harfen Davids." Die Gemeinde sang, und so sanft, daß man die schönen vierstimmigen

Töne der jungen Leute hell und deutlich dazwischen hörte. Das klang wunderlieblich. Und wenn ein altes Weib einmal allzulaut hineinkreischte, ließ sie der Nachbar an, sie solle die Andacht nicht stören.

So ging es manchen Sonntag. Und jeden Sonntag mischten mehrere von den Alten ihre Stimmen zu dem Gesang der Jugend, denn er gefiel ihnen wohl. Zuletzt sang die gesammte Gemeinde leise mit, sogar der Herr Pfarrer. Oft geschah, daß man bloß aus dem Anhang singen mußte.

Wenn Fremde aus der Stadt oder aus benachbarten Dörfern einmal von ungefähr in die Goldenthaler Kirche kamen und dem Gottesdienste beiwohnten, ward ihnen wunderſam zu Muth. Und sie waren andächtiger hier, als anderswo. Und im ganzen Lande redeten sie davon.

19.

Was man von den Goldenthalern im Lande redet.

In der Stadt und in den umliegenden Dörfern gab es über die Goldenthaler mancherlei Gespräch. Diese Leute hatten bisher immer Lumpen gerissen, waren als Saufbrüder bekannt, als liederliche Vögel, als Schuldenmacher, denen man keinen Heller anvertrauen mochte. Nun war es

gar ſonderbar, daß es bei ihnen im Dorfe gar nicht ausſah, wie bei armen Leuten. Ihre Häuſer waren ſauber und reinlich; eben ſo Alles in ſchönſter Ordnung auf der Gaſſe, hinter den Häuſern und den Gärten. Es war bei ihnen artiger, als in den reichſten Dörfern. Man ſah im Sommer die Männer, Weiber und Kinder ſchon früh Morgens auf den Feldern. Da trugen und ſtreuten die Einen den Dünger, Andere jäteten Unkraut aus. Immer hatten dieſe Leute etwas zu thun, und es war eine Luſt, ſie arbeiten zu ſehen; es ging ihnen Alles gar geläufig von der Hand. Brauchte man in der Stadt Taglohner, ſo fragte man am liebſten nach Goldenthalern. Gingen die Bürgerfrauen zum Einkaufen auf den Markt, ſo gingen ſie am liebſten zu den Goldenthalerinnen. Denn dieſe waren immer ſehr nett, in friſchen, weißen Hemden, und reinlichen Kleidern und ſaubern Händen, daß ſie rechte Luſt machten, von ihrem Gemüſe, ihrem Geſpinnſt und andern Waaren zu kaufen.

Die Goldenthaler waren arm, das wußte man wohl. Aber ſie vereinſeten jedesmal ihre Schulden richtig auf den Tag. Und was gar auſſerordentlich war, ſie hatten in der Stadt kleine Geldſummen an Zins ausgethan. Das brachte den Leuten Kredit und Glauben. Wenn der Pfarrer **Roderich** und der Schulmeiſter **Oswald** für

einen Goldenthaler gut ſprachen, lieh man lieber einem ſolchen, als einem aus andern Gemeinden. Und man lieh das Kapital lieber um einen ſehr mäßigen Zins aus, weil man vorher wußte, daß es ſicher ſtehe und richtig verzinſet werde. Das ſchaffte den Goldenthalern gar anſehnliche Vortheile. Denn ſie kündigten ihre Kapitalien ab, wo ſie großen Zins zu zahlen hatten, und nahmen da Geld auf, wo ſie es in niedrigerm Zins erhielten.

Man urtheilte allerlei über das Dorf. Man ſagte wohl, es ſei da ein braver Pfarrer, ein ſehr verſtändiger Schulmeiſter. Allein Vielen war doch die ganze Sache ein Räthſel. Denn ein Pfarrer und ein Schulmeiſter können doch auch nicht Alles, und jeder Pfarrer im Lande glaubte ſo klug zu ſein oder noch klüger, als die Beiden in Goldenthal waren. Das machte viel Kopfbrechen. Die Bauern in der Gegend umher ſagten geradezu, das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu. Man hatte etwas vom Oswald gehört, und er könne Gold machen, und lehre es in ſeinem Dorfe Den und Dieſen. Und man neckte und höhnte die Goldenthaler zuweilen damit, ſie könnten Gold machen.

In der That war es auffallend, daß die Goldenthaler Dinge zu Markt brachten, man wußte

nicht, woher sie Alles hatten. Ihr Gemüse, ihr Obst, ihr Flachs, ihr Hanf, ihr Getreide, Alles war gut. Die Kinder handelten sogar mit den schönsten Blumen und brachten solche in die Stadt. Honigwaben, ausgelassenen Honig und Wachs hatten sie mehr, als weit umher alle übrigen Dörfer zusammen. Man wußte sehr gut, sie besaßen keine ansehnlichen Viehheerden; viele Haushaltungen hatten etwa jede ein paar Kühe und ein paar Ziegen. Demungeachtet brachten arme Leute, die bloß eine Kuh hatten, zentnerschweren Käse und große Ballen der reinsten Butter zum Verkauf. Es war ganz unbegreiflich, wie eine Kuh so viel Butter und Käse liefern konnte. Eben so hatten die Goldenthaler jederzeit im Herbst die feinsten Obstsorten, schmackhafte Aepfel und Birnen, wie Niemand anders. Woher kam das so plötzlich in wenigen Jahren?

Die Goldenthaler mußten oft selbst bei sich lachen, wenn man ihr Dorf im Scherz das Goldmacherdorf nannte. Aber sie wußten wohl, woher es kam. Denn Oswald verstand sich auf die Obstbäume, und wo er in den Gärten der vornehmen Herren gute, feine Obstarten wußte, ging er hin und bat um Zweige. Dann hatte er seine jungen Leute an der Hand, die von ihm das Pfropfen, Zweigen und Aeugeln gelernt hatten. Recht wie Gärtner gingen sie damit um. Sie hatten

wirklich beſondere Meſſer dazu. Nun wollte der Nachbar links und der Nachbar rechts in ſeinem Garten und auf ſeinem Felde beſſere Frucht vom Baume. Da ward nun okulirt und gepfropft nach Herzensluſt. Manche Bauern hatten ſich junge Wildlinge aus den Wäldern geholt und veredelt; andere hatten aus Samen Bäume gezogen und Baumſchulen angelegt. Jeder wollte es beſſer machen und beſſer haben, als der Andere. Im Eifer wurde die Sache oft von Manchem übertrieben.

Nun konnte man ſich's in der Stadt wohl erklären, wie die Goldenthaler von Jahr zu Jahr immer ſchöneres und immer mehr Obſt hatten, woraus ſie bei gutem Jahrgang ſo viel Geld löſeten. Das war kein Hexenſtreich. Aber keine großen Viehheerden haben, und doch viel Käſe und Butter machen, das war allerdings ein Kunſtſtück!

Das Kunſtſtück hatte Oswald aber, während ſeines Kriegslebens, irgendwo in einem Dorfe geſehen und gelernt, und mit ſich nach Goldenthal gebracht. Es war ganz artig. Die Leute wollten anfangs gar nicht daran; hintennach aber wußten ſie es ihm großen Dank. Er machte es nämlich ſo:

Er ging herum bei ſeinen Verbündeten, die Kühe hatten, und ſagte: „Ihr habet von euern Kühen ſchlechten Nutzen. Man muß von einer Kuh jährlich für Käſe und Butter wenigſtens

fünfzig bis hundert Gulden baares Geld lösen. Wollet ihr mit mir einsehen, so will ichs machen. Es gehören wenigstens vierzig bis fünfzig Kühe zusammen; dann geht's."

Als nun die vierzig bis fünfzig Kühe gefunden waren, sagte er: „Nun geht's!" Er kannte einen geschickten, rechtschaffenen Senn, der das Butter- und Käsemachen als ein Meister verstand. Dem versprach er zweihundert Gulden Jahrlohn; dafür mußte sich derselbe aber Kerzenlicht, Tücher und Waschlumpen selber anschaffen, so zum Käsemachen und Reinhalten der Gefäße und der Waare nöthig waren. Geschirr und Salz schaffte Oswald auf Rechnung der Theilnehmer an, von denen drei redliche Männer zu Aufsehern bei dem neuen Gewerbe ernannt wurden für das erste Jahr.

Im ehemaligen Wirthshaus zum Adler war der beste Platz zum Käsemachen; ein guter, kalter Milchkeller, ein großer Kessel in dem geräumigen Waschhause. Der Eigenthümer gab den Platz her, denn er hatte fünf Kühe, und wollte die Probe mitmachen und sehen, was dabei herauskomme. — Nun mußte Holz auf Unkosten Aller herbeigeschafft werden. Es kam. Dann bestimmte Oswald einen Tag, da mußten Alle, die zu der neuen Käserei gehörten, ihre Kuhmilch in äusserst sauber gewaschenen Gefäßen bringen. War das Gefäß nicht sauber, so nahm der Senn die Milch gar nicht

an; das war das Geſetz. Dann koſtete der Senn die Milch. War Waſſer, oder Ziegen- oder Schafmilch darunter, nahm der Senn die Milch nicht an; das war Geſetz. Nachher machte man das Geſetz noch ſchärfer.

Der Senn maß die Milch, und ſchrieb unter eines Jeden Namen auf, wie viel derſelbe gebracht habe. Jeder konnte es für ſich auch aufzeichnen. So brachte jede Haushaltung alle Tage Morgens und Abends die Milch ihrer Kühe. Von fremden Kühen durfte man bei ſchwerer Strafe keine Milch bringen.

Die geſammte Milch eines Tages goß der Senn in der Milchkammer zuſammen, und bereitete daraus Butter und Käſe. Das gab ſchöne, friſche, große Ballen; zudem noch Käſewaſſer, im Sommer ein geſundes, kühlendes Getränk.

Nun war die Frage: wem gehört die Menge Butter und Käſe von jedem Tage? Denn alle Tage ward eine ſolche Partie fertig. Es hätte ſie gern Jeder gehabt, um in die Stadt damit zu laufen. — Das richtete man folgendermaßen ein.

Alles, was die zuſammengebrachte Milch eines einzigen Tages an Butter, Käſe u. ſ. w. abtrug, ward auch nur einem einzigen Theilhaber mit einemmal gegeben, und zwar demjenigen, dem man die meiſte Menge Milch in der Käſerei ſchuldig geworden war. In den erſten paar Tagen

freilich bekamen die Erſten weit mehr an Käſe und Butter, als ſie Milch gebracht hatten; denn ſie bekamen ja das, was aus der Milch von allen Theilnehmern gemacht war. Allein nun wurden ſie für ſo viel, als ſie zuviel bekommen hatten, den Uebrigen ſchuldig; und was ſie ſchuldig geworden waren, ward ihnen von Tag zu Tag an der Milch abgezogen, die ſie brachten. Das ging ſo lange, bis ſie alle Schuld abgethan und an Milch wieder mehr zu gut hatten, als die Uebrigen. Dann bekamen ſie wieder die zu einem Tage bereitete Waare. Unterdeſſen hatte aber auch der, welcher nur eine einzige Kuh beſaß und alle Tage nur ein paar Maas Milch bringen konnte, nach und nach mehr zuſammen gebracht, als jeder von den Uebrigen, wie man das wohl im Milchbuch aufgeſchrieben fand. Und nun empfing er die Frucht des Tages, bei anderthalb Zentner Butter und Käſe mit einemmal.

Die Butter konnte Jeder den Tag gleich mit ſich nehmen, da ſie fertig war; Buttermilch und Käſewaſſer gehörten ihm auch. Den Käſe aber ließ er ſo lange im Keller, bis er gehörig feſt und gut war. Allemal an dem Tage, da Einer das Recht hatte, die aus der Milch bereitete Waare zu beziehen, mußte er dem Senn bei der Arbeit helfen und ihm handlangen, und ſaubere Handtücher, Linnen und was nöthig war, herbeiſchaffen.

Zuerſt war den Goldenthalern das ganze Weſen bedenklich, und es meinte Jeglicher, er komme zu kurz dabei. Wenn einer aber endlich ſeine Menge Käſe und Butter empfing, und nun nachrechnete, wie viel Milch er gegeben, ſo war er hocherfreut. Und es fand ſich am Ende des erſten Jahres ſchon, daß auf dieſe Weiſe der mittlere Ertrag und Gewinn von einer Kuh über hundert und ſechsundſechszig Gulden ſtieg, und zwar nach Abzug aller Unkoſten. Das war doch ein ſchöner Zins.

Nun begriff man auch bald, woher das komme. Denn je friſcher die Milch und je mehr, je beſſer wird die Waare daraus. So was konnte eine einzelne Haushaltung für ſich allein beim Aufſammeln ihrer Milch nicht leiſten. Ferner: Sonſt ward in den Haushaltungen manche Maas Milch verſchlampt und verzehrt, jetzt in den Milchkammern der Käſerei an Zins gelegt. Sonſt verlor man viel Zeit, oder hatte keine Zeit, ſelber Käſe zu machen; jetzt ging das von ſelbſt. Sonſt koſtete es Jeden mehr Holz zum Kochen; jetzt war es ein großes Holzerſparniß.

Einige Goldenthaler verſuchten anfangs zwar mit ihrer Milch Betrügereien; aber man machte bald ſo ſtrenge Geſetze, daß es Keinem mehr in Sinn kam, zu betrügen, er hätte denn um alle ſeine gebrachte Milch beſtraft und aus der Geſellſchaft verſtoßen ſein wollen.

Die Einrichtung aber brachte noch einen Vortheil, an den vorher kein Mensch gedacht hätte. Nämlich, weil Jeder gern viel Milch gebracht hätte, um bald viel Käse und Butter davon zu haben, besorgte Jeder sein Vieh besser, als ehemals; baute künstliche Grasarten an, die viel Milch erzeugen; suchte sich eine größere Kuh zu verschaffen, statt der schlechten kleinen, oder stellte zwei Kühe in den Stall, wo er vorher nur eine hatte. Und weil Jedem daran gelegen war, daß man keine Milch von einer kranken oder kalbenden Kuh bekomme, hatten die drei erwählten Aufseher Macht und Recht, zu jeder Zeit in die Ställe zu gehen, und die Pflicht, alle halbe Jahre darin Umgang zu halten.

20.

Vom neuen Gemeindsvorsteher und dem Ehrenwirth.

„Der Oswald iß doch ein Hexenmeißter und Tausendsassa!“ sagten die Goldenthaler allemal lachend, wenn er wieder etwas angegeben hatte, das gelungen war. Und es gelang ihm ziemlich Alles, was er anfing, denn er fing nichts ohne Vorbedacht an; er übereilte und überhaspelte nichts, sondern that einen Schritt um den andern, und nahm nie mehr auf seine Schultern, als er tragen konnte.

Nun hätte man wohl glauben ſollen, der Schulmeiſter habe ſich und ſeine herzige Elsbeth mit Arbeiten überladen gehabt. Keineswegs; er wußte Alles ſo einzurichten, daß zuletzt immer Andere ihm einen guten Theil der Arbeiten abnehmen konnten. Sogar in der Schule hatte er wenig zu thun; denn er hatte ſich da einen geſchickten jungen Bauersſohn, Namens Johannes Heiter, nachgezogen. Der war von armen Aeltern, und Oswald gab ihm bei ſich Wohnung und Koſt aus der Garküche, und unterrichtete ihn in gelehrten Dingen. Oswald hatte ſeinen Johannes ſehr lieb, und dieſer war in der Schule ſo meiſterlich zum Unterricht, daß er Oswalden darin vollkommen gleich kam. Und die Kinder liebten den Johannes, denn er war ſehr ſanft und freundlich, und machte ihnen das Lernen beinahe noch leichter, als Oswald. Dieſer ging oft ganze Tage ſeiner Feld- und Gartenarbeit nach, und freuete ſich, wenn er ſah, wie im Dorfe Alles nach und nach anders ward.

Und wirklich war es ſeltſam zu ſehen, wie Leute, die vorher arme Schlucker geweſen, nach und nach ſich von Schulden frei machten, und wie ihre Häuſer ein ſtattliches Anſehen bekamen; hingegen, wie vormals wohlhabende Bauern, die in ihrer alten Gewohnheit verblieben, nach und nach arm

wurden, weil sie das Übrige verwahrlosten, verlumpten, versoffen, verprozessirten, verspielten.

Die zweiunddreißig Bundesgenossen Oswalds hielten sich wacker, und waren allenthalben voran, wo eine neue Einrichtung von ihm gemacht ward. Ihr Beispiel munterte dann viele Nachbarn auf, es auch so zu machen. Die jungen Bursche, welche Oswald am Sonntage unterrichtete, und die Mädchen aus Elsbeths Nähschule trugen bei ihren Aeltern nicht wenig zum Guten bei. Andere aber waren und blieben im Dorfe unverbesserliche Lumpen. Und an der Spitze des schlechten Volkes stand der Löwenwirth Brenzel. Dieser war ein geschworner Feind aller neuen Einrichtungen. Er suchte beständig auf die Neuerer, und sagte, die Religion gehe dabei zu Grunde; es müsse anders kommen, so könne es nicht länger gehen. Doch hielt ihn der Herr Pfarrer, welcher ihn viel besuchte, immer im Zaum, daß er nicht viel Böses thun konnte. Dazu kam, daß Brenzel seine Hauptstütze, nämlich den dritten Gemeindsvorsteher, von seiner Seite verlor. Dieser hatte schon längst gemerkt, daß es mit seiner Wirthschaft den Krebsgang gehe, und sich darüber aus Verdruß dem Trunk ergeben, daß er keinen Tag nüchtern war. Und um schnell wieder reich zu werden, hatte er in mehrere Lotterien gesetzt und so sein Geld versplittert, bis er nichts mehr hatte. Da kamen

die Gläubiger, denen er schuldig war, und nahmen ihm das Letzte.

Nun mußten neue Gemeindsvorsteher gewählt und der hohen Landesobrigkeit vorgeschlagen werden. Da gab es im Dorfe zwei Parteien. Die Lumpen wollten Einen oder Zwei ihres Gleichen, denen sie schuldig waren; die rechtschaffenen Leute aber wollten das nicht. Es war viel Zanks. Viele fragten den Herrn Pfarrer um seine Meinung darüber, wenn er sie nach seiner Gewohnheit besuchte. Er aber antwortete ihnen und sprach:

„Ich wundere mich sehr, daß keiner von euch noch an den braven Mann gedacht hat, der euch schon so viel Nutzen gestiftet, der so klug, so menschenfreundlich und so thätig ist. Ich meine den Schulmeister. Wenn ihr den wählet, so habet ihr einen rechten Mann an der Spitze. Freilich, er gehört nicht zu denen, die sich zu einer Ehrenstelle drängen. Aber eben deswegen muß man zuerst auf ihn achten. Denn die, welche um Ehrenstellen werben, und Andern den Rang ablaufen wollen, haben gemeiniglich Nebenabsichten. Sie sind stolz und ehrgeizig, wollen nicht das Beste der Gemeinde, sondern ihren Hochmuth befriedigt sehen."

Ferner sprach er: „Es ist wohl gut, daß man einen wohlhabenden Mann zum Gemeindsvorsteher wählt, aber Reichthum nicht, sondern Uneigennützigkeit ist die höchste Tugend. Wehe der Ge-

meinde, die Den zum Vorſteher macht, dem die meiſten Bürger ſchuldig ſind. Denn ſie machen ihn zum Gewalthaber und Richter in ſeinen eigenen Angelegenheiten, und ſie werden die Sklaven eines Dorftirannen durch eigene Thorheit. Sie ſollen lieber den wählen, der auch den hartherzigen Gläubiger und den reichen Tirannen in Schranken halten kann."

Ferner ſprach er: „Ein guter Kopf thut viel, aber ein redliches Herz thut noch weit mehr. Darum fraget erſt: iſt der Mann ein grundredlicher, hilfreicher Mann? Dann erſt fraget: hat er Klugheit genug, und iſt er keines Reichen Schuldner? Der Vorſteher einer Gemeinde ſoll unabhängig ſein; ſonſt iſt nicht er, ſondern ſein Gläubiger, den er fürchtet, Vorſteher des Ortes.

„Ihr könnet nicht leicht irren, den würdigſten Mann zu finden. Denket nur nach, welchen Mann würdet ihr auf euerm Sterbebette am liebſten zum Vogt eurer Wittwe und hinterlaſſenen Waiſen machen, in der Ueberzeugung, er werde das Glück der Eurigen wohl beſorgen? Nun, dieſen machet zum Vorſteher. — Oder, wenn ihr zu einem eurer Mitbürger in Dienſt treten müßtet, welchen wünſchtet ihr am liebſten zu euerm Herrn? Nun, dieſem machet zum Vorſteher.

„Wenn an einem Orte die Mehrheit der Vorſteher guten Willen und redliches Gemüth hat,

welches das Unrecht verabſcheuet: ſo findet ſich auch leicht zu Allem guter Rath. Ein einziger guter Kopf iſt genug. Drei gute Köpfe, ohne gutes Herz, werden ſich beiſammen nicht vertragen. Denn Jeder will es beſſer verſtehen, als der Andere, und ſo kommt Zwietracht unter ſie, und von ihnen in die Gemeinde.

„Saget mir, wer iſt der beſte Vater bei ſeinen Kindern; liebreich und doch nicht ſchwach, ſtreng und doch nicht hartherzig? Oder ſaget mir: wer iſt der beſte Hausherr im Dorfe, dem ſein Geſinde gern dient und zugethan iſt, aber den es doch fürchten muß; der Alles in ſeinem Hausweſen geſchickt ordnet und leitet, ohne Lärmen und Geräuſch, ohne Zank, ohne Zorn, und daß doch Alles dabei gut geht, wie von ſelber? Dieſen machet zum Hausvater der ganzen Gemeinde.“

So ſprach der weiſe Herr Pfarrer, und Jeder dachte nun anders, als vorher. Und als die Gemeinde ſich verſammelte, um zwei Vorſteher ſich zu wählen, ward von den Meiſten verlangt, man ſolle nicht offen wählen, ſondern Jeder ſolle ſeine Stimme auf einem verſchloſſenen Zettel eingeben, damit Niemand wiſſe, wer ſie eingegeben, auf daß Jeder frei und ohne Furcht und Rückſicht Den wählen könne, der ihm der Würdigſte ſcheine. Der Löwenwirth Brenzel wollte zwar dagegen lärmen; denn er hatte ſchon beſtimmt, wen er

zum Amtsgenossen verlange, und nun wollte er gern Diejenigen sehen, die es mit ihm hielten oder von ihm abtrünnig wären. Aber der grimmige Löwe setzte es nicht durch. Und es ward geheimes Stimmenmehr gesammelt, und in der ersten Wahl der Schulmeister Oswald, in der zweiten der Müller Siegfried zu Vorstehern des Dorfes erwählt. Letzterer aber nahm die Stelle nicht an, dieweil er Oswalds Schwiegervater wäre; das tauge nichts, daß aus einer Verwandtschaft zwei Glieder beisammen im Rath säßen. Also ward statt des Müllers gewählt Ulrich Stark, ein stiller, fleißiger, verständiger Mann.

Dem Löwenwirth, da er diese Wahl sah, ward es ganz grün und gelb vor den Augen. Er hoffte noch, Oswald werde sich ebenfalls weigern, die Stelle anzunehmen. Aber er betrog sich; Oswald dankte der Gemeinde für das Zutrauen, und empfahl nun seinen lieben Johannes Heiter zum Schulmeister. Und Heiter ward Schulmeister.

Der Löwenwirth ging betäubt, als wäre ihm ein Kirchthurm auf den Kopf gefallen, nach Hause. Daselbst ließ er seine Wuth erst an der Katze aus, die ihm schmeichelnd zwischen die Beine kam; dann an dem Hund, der freundlich an ihm aufspringen wollte; dann an der Magd, die ihn nicht gleich verstand, als er ein Glas Branntewein begehrte;

dann an der Frau, als die ſagte, der Ulrich Stark ſei eine ehrliche Haut.

21.

Der Gemeindſtall muß ausgemiſtet werden.

„O Herr Jerum! o Herr Jerum!“ rief der Löwenwirth, und kratzte ſich hinter den Ohren, ſo oft er daran dachte, daß Oswald nun Ortsvorſteher geworden. Doch beſann er ſich, und lief ſpornſtreichs zum Oswald hin, umarmte ihn als ſeinen Kollegen, gratulirte von ganzem Herzen und ſagte, nun wollten ſie beide recht Herzensfreunde werden und wie Brüder leben.

Elsbeth wunderte ſich über die gar zu ſchnelle Höflichkeit des Löwenwirths, und ſprach, als er fortgegangen war, zu ihrem Manne: „Oswald, Oswald, hätteſt du doch die Stelle nicht angenommen! Der Brenzel iſt ein falſcher Mann, und er wird dir eine Grube graben und dich in die Falle bringen. Oswald, lieber Oswald, hüte dich vor dem Löwenwirth!“

Oswald küßte Elsbeths finſtere Stirn und ſprach: „Brenzel iſt kein grimmiger Löwe; ich ſehe, er iſt nur ein feiger, ſchmeichelnder, tückiſcher Kater. Aber ich will ihm die Pfoten ſchon lähmen.“

Als nun die Vorſteher das erſtemal nebſt dem Gemeindſchreiber beiſammenſaßen, verlangten Ulrich Stark und Oswald vor allen Dingen, die

Rechnungen einzusehen und die Gemeindsbücher. Aber da fand sich Alles in großer Unordnung. Vieles war gar nicht in's Protokoll eingetragen. Die Gemeinde hatte bei siebentausend Gulden Schulden. Beinahe die Hälfte davon war sie dem Löwenwirth schuldig, der sich fünf Prozent zinsen ließ, während er Geld zu drei und vier Prozent für sich aufgenommen hatte. Die jährlichen Gemeindssteuern waren meistens für allerlei Unkosten, Bemühungen, Augenscheine und Besichtigungen, für Reisen, Entschädigungen und dergleichen der bisherigen Gemeindsvorsteher draufgegangen. Besondere Rechnung war darüber nicht geführt, sondern Alles nur in runden Summen ausgestellt. Eben so war es mit den Einkünften des Dorfspitals oder Armenguts gegangen. Mit den Vormundschaftsrechnungen für die Wittwen und Waisen stand es nicht besser. Aus den Waldungen hatte man im Einverständniß mit dem Förster nach Belieben Holz geschlagen und verkauft, wie es hieß, zum Besten der Gemeinde, ohne daß man jetzt wußte, wohin und wie viel. Hatte sich doch der Löwenwirth manchmal selbst gerühmt: „Mein Beil hat schon mehr Holz angeschlagen, als der beste Hof im ganzen Lande werth ist.“ — Genug, es war mit dem Gut der Gemeinde übel gehauset, üble Rechnung gehalten; hingegen sah man wohl, die Herren Vorgesetzten hatten sich dabei nicht ver-

geſſen. Es fand ſich ſogar, daß um den Spottpreis von tauſend Gulden ein großes Stück Gemeindsland verkauft worden war, daß es die Vorſteher gekauft, das Geld noch nicht einmal bezahlt und ſeit fünf Jahren nicht verzinſet hatten. Ferner, daß der Löwenwirth ſchon vor eilf Jahren, im Einverſtändniß mit ſeinen Beiſitzern, viertauſend Gulden Kapital aufgenommen hatte, Namens der Gemeinde; daß dafür die Gemeindswälder unterpfändlich verhaftet worden waren; daß die Gemeinde den Zins unter den übrigen Steuern hatte mitzahlen müſſen, und das Kapital in den Händen der Vorgeſetzten geblieben war.

Da ergrimmte Oswald in ſeinem Gemüth, und er ſprach: „Man hat mich nicht in den Gemeindsrath geſetzt, ſondern in den Gemeindsſtall, der da iſt voller Unflath und Verderben. Aber wir wollen den Stall ausmiſten, und ſollte der Geſtank auch durch das ganze Land dringen. Ihr habt, als Vorſteher, nicht das Gemeindsgut vertreten, ſondern ihr habt es zertreten. Ihr Väter der Wittwen und Waiſen habt eure Kinder beſtohlen, und den armen Leuten verſchimmeltes Brod zugeworfen, während ihr aus ihrem Gute euch Wein und Braten auftiſchtet. Ihr habet den, der vom Felde zwei Rüben ſtahl, in den harten Kerker geworfen, aber euch weiche Betten gekauft

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14344/022

von dem Gelde, das ihr der Gemeinde geraubt. Ihr Ottergezüchte, die ihr immer von Gerechtigkeit redet und in Ungerechtigkeit schwelget, die ihr die Religion im Maule habt und den Teufel in der Brust — wahrlich, wahrlich, ihr sollt ärnten, was ihr gesäet habt: Armuth für Hochmuth, Galgenholz für Räuberholz!"

Als dies der Löwenwirth hörte, kam großes Entsetzen über ihn, daß er im Innersten erzitterte. Er schob die Schuld auf seine ehemaligen Besitzer, und fiel vor Oswald weinend und heulend nieder, und beschwor denselben bei Allem, was heilig ist, ihn nicht unglücklich zu machen.

Aber noch denselben Tag sendete Oswald einen Bericht an die hohe Obrigkeit, und deckte Alles auf. Und im ganzen Dorfe war großes Schrecken und allgemeine Bestürzung; denn so viel Betrug hatte Keiner den ehemaligen Vorstehern zugetraut. Viele wollten es gar nicht glauben, und schalten den Oswald einen Verleumder und Bösewicht, der sich großes Ansehen geben und unschuldige Leute ins Verderben bringen wolle. Und der Löwenwirth lief umher im Dorfe, und suchte bei seinen Freunden allerlei Zeugniß, um sich gegen die schwersten Beschuldigungen sicher zu stellen. Jedoch seine besten Freunde zuckten die Achseln, und wollten sich in das Geschäft nicht mischen. Und schneller, als er vermuthete, erschien eine Untersuchungs-

kommiſſion der Regierung. Da kam alle Schänd-lichkeit an das Tageslicht. Der Löwenwirth ward gefangen hinweggeführt, um vor Gericht beur-theilt zu werden. Er ward ſeiner Stelle entſetzt und kam in's Zuchthaus. Aus ſeinem Vermögen wurde Vieles von dem wieder erſetzt, um was er die Gemeinde betrogen hatte. So endete der ſtolze Löwenwirth; denn unrecht Gut gedeiht nicht, und Hochmuth kommt vor dem Fall.

Oswald aber wurde zum erſten Vorſteher der Gemeinde Goldenthal ernannt, und ihm ein Ehrenmann aus dem Dorfe zum dritten Beiſitzer erwählt.

Ueber dieſe ſchrecklichen Begebenheiten hielt der Pfarrer Roderich eine ſchöne, lehrreiche Predigt. Er ſagte: „Wenn Aeltern ungerathene Kinder haben, ſo muß man nicht nur die Kinder, ſondern auch die Aeltern wegen ſchlechter Zucht anklagen. Und wenn in einer Gemeinde Schande, Armuth und Laſter zunehmen, ſo iſt es ein Be-weis, daß die Vorgeſetzten nichts taugen, ſon-dern Schuld an dem Unglück ſind. Aber Gott ſendet Jedem ſeinen jüngſten Tag zu.“

22.

Die Schulden müſſen getilgt werden.

Der Oswald hatte gar viel zu ſchaffen. Kei-ner wußte, was er trieb. Bald lief er in allen

Feldern herum, bald tagelang in den Wäldern, bald wieder in die Stadt.

„Ach, du armer Oswald!“ seufzte Elsbeth, wenn sie ihm am Abend vor dem Dorfe entgegenging und ihn mitleidig bewillkommte: „Warum kummerst du dich so sehr, armer Oswald, und plagest dich? Du wirst am Ende doch nur Undank und Verdruß von aller deiner Mühe haben.“

Oswald sprach: „Undank ist die Münze, womit das Volk am liebsten zahlt. Wer aber einer Gemeinde vorsteht, der soll an seinen Gott und an seine Pflicht denken, nicht aber auf Lohn und Dank. Siehst du, liebes Herz, Gott lohnt endlich auch gewiß alles Gute, gleichwie er alles Böse straft.“

So redete Oswald, und that, was er sollte.

Es ergab sich aber, daß die Gemeinde noch über sechstausend Gulden schuldig war, theils von den Zeiten des Krieges und der Theurung her, theils durch die schlechte Haushaltung der ehemaligen Vorgesetzten. — Und Oswald sann Tag und Nacht, wie er diese Last von dem armen Goldenthal nehmen oder doch vermindern könne. Und als sein Plan endlich reif war, legte er ihnen seinen Amtsgenossen vor; die hießen ihn nach langer Berathschlagung gut, und sprachen: „Wollte Gott, die Schulden wären abgethan, so wüßte doch auch Jeder wieder, was er Eigenes hätte,

und könnte frei athmen, und müßte nicht fort und fort an das Zinsen denken."

Darauf ward eine Besichtigung und Schätzung aller liegenden Gründe der Ortsbürger angeordnet, damit man ungefähr wisse, wie arm oder reich Jedermann sei, und damit Jeder auf gerechte Weise in Zukunft wegen der Steuer angelegt werden könne. Und Jeder mußte bei den Gemeindsvorstehern angeben und beweisen, wie viel Schulden er auf Haus und Gütern stehen habe, und das ward treulich in das Buch eingetragen und darnach Jedermann geschätzt.

Dann trat Oswald am Sonntage nach der Kirche mit seinen zwei Beisitzern vor die versammelte Gemeinde und sprach: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, unser Dorf hat sechstausend vierhundert Gulden Schulden. Das Geld haben wir theils in den benachbarten Städten zu verzinsen, theils sind wir es hier im Dorfe uns selber für Heu, Haber, Fuhren und Requisitionen schuldig. Was wir auswärts zu zahlen haben, wollen wir ein andermal besprechen. Jetzt wollen wir abthun, was sich die Gemeinde selber schuldig geworden ist.

„Viele von uns haben an der Gemeinde noch beträchtlich für Stroh, Haber und andere Lieferungen aus dem letzten Kriege zu fordern. Man verzinset ihnen zwar jährlich, aber sie müssen doch auch allemal erst ihren Beitrag zur allgemeinen

Zinssumme geben. Also verzinsen sich im Grunde Viele nur ihre Sachen selber. Das ist mühsam und thöricht. Nun haben wir diese Schuld auf alle Bürger, nach Maasgabe ihres Vermögens, vertheilt. Den Reichen trifft davon mehr, den Armen weniger. So wird die Gemeinschuld in eine Partikularschuld verwandelt. Wer auf diese Art so viel schuldig wird, als er selber zu fordern hat, der streicht Schuld und Forderung, und ist frei, bekommt und zahlt keinen Zins mehr. Wer mehr zu fordern hat, als er durch die Eintheilung schuldig ist, und sagt: Wer zahlt mir den Ueberschuß dessen, was mir herausgebührt? Antwort: Diejenigen zahlen ihn, die nichts an die Gemeinde geliefert haben im Kriege. Diese sind als Schuldner an die Zuguthaber vertheilt, und tragen denselben entweder die kleine Summe, die sie trifft, gleich baar ab, oder verzinsen solche zu Vier vom Hundert."

So redete Oswald. Viele verstanden es anfangs nicht recht. Da sie aber einsahen, daß dabei Keiner zu kurz kam, waren sie es sehr gern zufrieden. Denn die Reichen, welche am meisten zu fordern hatten, die hatten auch nach Maasgabe mehr an Abtragung der Gemeindsschuld zu zahlen. So blieb für die Aermern weniger zu entrichten übrig, und Jeder fand die Einrichtung darum billig, weil

die Schätzung der Güter und des Vermögens sehr unparteiisch gemacht war.

Am Sonntag darauf ward die Gemeinde abermals versammelt, und Oswald redete also: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, es ist uns gelungen, das Geld, was die Gemeinde schuldig ist, in benachbarten Städten zu geringerem Zins zu erhalten, also, daß Goldenthal jährlich nur zweihundert und zwanzig Gulden Zins zu entrichten hat. Aber es wird manchem Hausvater noch immer schwer fallen, den Beitrag zu diesem Zins zu erschwingen aus seinem Gute. Daher ist es besser, es zahle Keiner von euch den Zinsbeitrag aus seinem Gute!“

Da erhoben alle Goldenthaler ein Gelächter, und sie riefen: „Das läßt sich hören und gefällt uns über die Maßen.“

Oswald erhob die Stimme und redete weiter: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, wir haben noch ein großes Stück Gemeinweide. Das ist elendes Land, vom Vieh zertreten, mit alten einzelnen Eichen darauf. Jeder von euch, dem dies Land gehörte, würde es besser benutzen. Aber wer benutzt es jetzt? — Niemand. Denn die Reichen, welche viel Vieh haben und es im Sommer darauf weiden lassen, haben offenbaren Schaden davon. Nicht nur kommen ihre Kühe magerer und hungriger Abends heim, als sie des Morgens hinausgingen, sondern es geht auch für die Aecker aller

Dünger vom Vieh dabei verloren. Die Armen aber, die keine Kuh halten können, haben gar keinen Nutzen davon, und müssen ihn den Reichen überlassen. Ist das billig? Warum sollen reiche Bürger mehr Vortheil vom Eigenthum der Gemeinde haben, als arme? Sind wir nicht allesammt Goldenthaler? Hat Einer nicht so viel Recht, als der Andere? Wer hat denn den Reichen den Nutzen des Gemeinlandes allein gegeben? — Wenn die Armen ein Stück Feld davon hätten, und könnten Klee oder andere Grasarten darauf bauen, so hätten sie für ihre Ziegen und Schafe doppelt so viel und gesünderes, nahrhafteres Futter, als jetzt. Also ist unser Rath, daß wir das Gemeinland in gleiche Theile unter die Bürger vertheilen, daß Jeder seinen Theil davon benutzen könne, wie er wolle. Das Land aber bleibt ewiges Eigenthum der Gemeinde; Jeglicher empfängt seinen Antheil nur in Pacht, und kann ihn weder verkaufen, noch verleihen, noch vererben, noch sonst veräussern; sondern derselbe fällt jedesmal nach des Besitzers Tode an die Gemeinde zurück. Diese gibt ihn dann an einen jungen Bürger, der eigene Haushaltung führt und noch ohne Gemeinland ist. Jeder zahlt jährlich einen geringen Pachtzins von seinem Stück, und damit wird der Zins von der Gemeindsschuld abgetragen. Also zahlt Niemand diesen Zins aus

seinem eigenen Gute, sondern aus dem, was er von der Gemeinde zum Lehen hat."

Nachdem Oswald geredet hatte, entstand großes Nachdenken im Volke, Gemurmel, Streit, Wortwechsel, Geschrei und Lärmen, als wäre Mord und Todtschlag. Denn die reichsten Bauern, welche das Weidland bisher ausschließlich mit ihrem Vieh benutzt hatten, wollten die Theilung nicht zugeben, schrieen über Ungerechtigkeit und drohten mit der Regierung. Andere sagten: „Wir sehen wohl, man will die Lumpen reich machen, und die Ehrenleute im Dorfe zu Lumpen. Wer Vieh hat, der kann es zur Weide schicken; das ist eine alte Rechtsame, die von den Vätern vererbt ist, und die lassen wir uns nicht nehmen!"

Doch die Mehrheit der Bauern, die nicht reich waren, oder die ihr Vieh, um mehr Milch zu haben und mehr Dünger zu gewinnen, im Stall fütterten, setzte es durch und hob den Weidgang auf. Alsbald mußte ein Feldmesser kommen, alles Gemeinland in gleiche Theile vertheilen, und dann wurden die Stücke verloset. Die reichen Bauern gingen jammernd und klagend vor die Regierung und beschwerten sich wegen der Unterdrückung der Rechtsame. Die Regierung aber gab folgenden Bescheid: „Das Gemeinland ist eine Rechtsame der Bürger und nicht der Kühe von Goldenthal. Also kann jeder Bürger das Gemeinland oder sei-

nen Theil benutzen, wie er will. Ihr Herren aber vertheidigt nicht eure alten Rechtsame, sondern euern vor Alter stinkenden Eigennutz, und versteht noch dazu euern Vortheil schlecht. Derohalben bleibt von nun an der Weidgang aufgehoben. Damit packet euch, ihr Esel, und ziehet hin in Frieden!"

Die reichen Bauern bedankten sich für den gnädigen Bescheid und zogen heim. Nun erst bedauerten sie den Löwenwirth Brenzel im Zuchthause und sagten: „Er war doch bei allen seinen Fehlern ein braver Mann; er hielt auf alte Gerechtigkeiten und Herkommen; unter ihm wäre so etwas nie geschehen. Der Oswald ist ein Franzose, ein Neuerer, ein Jakobiner, ein Bonapartler und desgleichen."

23.

Und abermals: die Schulden müssen bezahlt werden.

Schon im folgenden Frühjahr war Jubel und Freude in der vormaligen Wüste des Gemeinlandes. Denn wo sonst einsame Kühe hungrig am kurzen, schlechten oder sauern Grase rupften und zupften, blühte nun ein wahrer Garten. Da sah man nun Bohnen, Hopfen und Hanf, Erbsen und Flachs, Kohl und Erdäpfel, Klee und Getreide in bunter Mannigfaltigkeit. Jeder konnte leicht be-

rechnen, daß er mit der Aernte nicht nur den kleinen Zins abtragen, ſondern reichen Ueberſchuß haben würde. Selbſt die reichen Bauern, ſobald ſie einmal zum rechten Verſtand kamen, was oft ſehr ſchwer bei ihnen hielt, erkannten ihren Vortheil dabei. Denn nicht nur hatten ſie Gewinn am Futter für ihre Kühe im Stall, an Milch und Dünger, ſondern auch an baarem Geld. Denn hätte Jeder, wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre, zum Schuldenzins der Gemeinde aus ſeinem eigenen Sack geſteuert, ſo würden ſie verhältnißmäßig das Meiſte dazu haben zahlen müſſen, während jetzt Jeder von ſeinem Pachtlande gleichviel Zins entrichtete.

Oswald aber war noch nicht zufrieden, und nicht vergebens ſo oft in den Wäldern Tage lang umhergeſtrichen. Er hatte ſogar in einer benachbarten Stadt den Oberförſter beſucht, der in ſeinem Fache ein grundgeſchickter Herr war, und hatte denſelben links und rechts in den Goldenthaler Gemeindswaldungen herumgeführt und um Rath gefragt. Oswald brütete wieder über etwas, aber Keiner wußte recht, worüber. Die reichen Bauern ſagten: „Wir wiſſen's wohl, es ſoll wieder über unſer Fell hergehen!“ Diesmal aber hatten ſie ſich doch geirrt.

Jedermann war ſehr neugierig, als die geſammte Bürgerſchaft von Goldenthal wieder ver-

sammelt wurde, um von den Vorgesetzten wichtige Anträge zu hören.

Oswald trat wieder hervor und sprach mit lauter Stimme: „Ihr Männer, liebe Mitbürger! Ein Mann ohne Schuld hat Jedermanns Huld. Unser Dorf hat aber noch Schulden. Wir verzinsen dieselben vom Pachtlande. Besser wäre es, wir behielten den Zins vom Pachtlande Jeder in seinem eigenen Sack, wenigstens zehn Jahre lang oder länger. Damit wäre uns Allen geholfen."

Die Leute lachten und sprachen unter sich: „Der Vorschlag ist nicht unbillig."

Oswald fuhr fort zu reden: „Ich und die ehrsamen Beisitzer wollen es übernehmen, dafür gutzustehen, daß die Gemeindsschuld ganz oder doch größtentheils abgetragen werden soll, ohne eure Unkosten, sobald ihr einwilliget, drei Beschlüsse zu genehmigen und zu befolgen."

„Aha!" schrien die reichen Bauern: „Jetzt kommt der hinkende Bote nach!"

Oswald sprach: „Höret mich an und denket wohl nach, ob ich wahr rede oder nicht. Wir haben in Goldenthal ungefähr hundert Haushaltungen."

„Das ist wahr!" riefen die Bauern.

„Jede Haushaltung", sagte Oswald, „bekommt jährlich drei Klafter Holz nebst Reiswellen aus dem Gemeindswald."

Die Bauern sagten: „Das ist wieder wahr.“

„Und“, fuhr Oswald fort, „so viel braucht jede Haushaltung; manche mehr, manche aber auch weniger, die aus der Garküche speist. Aber alle könnten sich mit wenigerm behelfen, wenn sie nicht Jahr aus Jahr ein zum Brodbacken, Obstdörren und zu den Wäschen gar viel Holz nöthig hätten. Bedenket, wenn in einer einzigen Woche zehn, zwanzig Familien Wäsche halten oder Brod backen, wie viel Holz in so viel Häusern auf einmal verbrannt wird!“

Die Bauern murrten und sprachen: „Das ist ganz richtig; aber wir können nicht ohne Brod leben und in unreiner Wäsche gehen.“

Oswald sagte: „Es gibt viele Gemeinden im Lande, die weit reicher sind, denn wir, und doch weit mehr hausen und besser sparen als wir. Aber eben darum sind sie reicher. Es gibt Gemeinden, sie haben nicht so viel Waldung, als wir, und haben doch Holz genug und können davon sogar verkaufen. Aber wie machen sie es? — Da haben mehrere Häuser zusammen nur einen einzigen Back- und Dörrofen. Da trägt Jeder in der Woche seinen Teig und sein Obst hin, wenn die Reihe an ihn kommt. Und weil der Ofen nie kalt wird, braucht Jeder nur wenig Holz zur Feuerung hineinzuthun, um ihm die gehörige Hitze zu geben. Das nennt man Hausen und Sparen!

— Warum können wir das nicht? Warum thaten wir es nicht schon längst? Antwort: Weil wir zum Guten entweder zu träg oder zu unverständig waren. Und bedenket noch dazu, wie leicht wir durch das Backen und Dörren ein ganzes Dorf in Feuersgefahr setzen. Bedenket, wie viel Holz wir blos dadurch sparen könnten, wenn wir kleinere, bequemere Stubenöfen hätten, die weniger Holz fressen, statt der ungeheuern Steinmassen, die wir haben müssen, weil sie auch zum Backen und Dörren dienen sollen. Holz verbrennen heißt Geld verbrennen!"

Bei diesen Worten kratzte sich die ganze ehrsame Gemeinde von Goldenthal verdrießlich hinter den Ohren.

Doch der erste Vorsteher ließ sich nicht stören, und sprach weiter: „Schauet rechts und links. Andere Gemeinden haben längst schon Gemeinds-Waschhäuser, deren sich alle-Haushaltungen nach der Reihe bedienen, und wozu sie sich einschreiben lassen. Da ist mit dem Holz das gleiche Ersparniß, wegen Feuersbrunst die gleiche Sicherheit für das Dorf. Wir wissen das, und finden es löblich. Warum muß denn bei uns jede Haushaltung noch ihre Wäsche bei sich im Hause hälten? Durch das Feuer beim Backen werden unsere Oefen, durch das Feuer beim Waschen unsere Herde weit schneller ausgebrannt und schadhaft.

Wir müssen daher beide öfters ausbessern lassen. Das kostet Geld. Hätte die Gemeinde ein gemeinsames Waschhaus, hätte eine ganze Reihe Häuser ihren gemeinsamen Backofen zu unterhalten, das würde ungleich weniger kosten.

„Nun denn, liebe Männer und Mitbürger! Wir machen euch den Vorschlag zur Errichtung von Gemeinds-Backöfen mit Einrichtung zum Dörren, und zur Erbauung eines gemeinsamen Waschhauses, wie andere Gemeinden haben. Die ersten Unkosten dazu sollen aus dem Gemeindssäckel gegeben werden. Wir Alle wollen dazu fuhrwerken und handlangen. Was meinet ihr?“

Die Bauern meinten Vielerlei. Die Einen wollten beim Herkommen bleiben; Mehrere aber sahen ein, daß ein Gemeindswaschhaus besser wäre. Doch die Backöfen wollten sie nicht, weil sie dergleichen noch nicht kannten. Andere aber stimmten auch zur Errichtung der gemeinsamen Dörr- und Backöfen. Als nun endlich abgestimmt werden sollte nach langem Streit, geschah es, daß sowohl für Waschhaus als Ofen die große Mehrheit war.

Da sprach Oswald mit freudigem Antlitz: „Bravo, ihr Männer und Mitbürger, euer Beschluß macht euch Ehre, und wird euch mit Nutzen belohnen. — Nun kommt das Letzte. Wenn ihr nun weniger Holz in Zukunft gebrauchet, so brau-

chet denn weniger. Machet aus dem Holz, was ihr auf diese Weise ersparet, ein Geldkapital, und bezahlet damit die Gemeindsschulden ab. Höret mich an und helfet mir rechnen.

„Wenn sich iede Haushaltung, die jetzt nebst Reiswellen drei Klafter Holz empfängt, im Jahre mit zwei Klaftern durchbringt, so werden von den hundert Haushaltungen in einem Jahre einhundert Klafter erspart. Das Klafter ist fünf Gulden werth, bringt ein Jahr fünfhundert Gulden. Binnen zehn Jahren haben wir so fünftausend Gulden gespart und unsere Schuld bezahlt.

„Höret mich weiter. Wir haben etwas über sechshundert Jucharten Gemeindswaldung. Seit die hohe Regierung in den Wäldern den Weidgang verboten hat, wächst darin Alles, wie ihr wisset, freudig und handdick auf. Ich bin mit dem Herrn Oberförster durch den Wald gegangen. Er sagte: alle Jahre wächst auf eine Juchart Land eine halbe Klafter Holz zu. Ferner sagt er: wir müssen das vom Stock ausschlagende Laubholz, wie Buchen, Erlen, Hagebuchen, Espen, Ahornen, dreißig Jahre alt werden lassen; große Eichen, Buchen, Tannen und was zu grobem Bauholz dient, muß siebenzig, hundert und mehr Jahre alt werden. Folglich, wenn wir gehörig holzen, so müssen wir alle niedere Laubholzwaldungen in dreißig Portionen eintheilen, und alle Bauholzwaldungen

in hundert und mehr Portionen. Wenn wir nun alle Jahre von jeder Art nur eine Portion nähmen, so hätten wir natürlich alle Jahre gleichviel Holz, und schlügen nicht zu viel und nicht zu wenig, und wir und unsere Nachkommen hätten allezeit altes, reifes Holz zu schlagen. Ferner sagte er: wir hätten im Tannenwald so altes Holz, daß, wenn wir nach der Ordnung holzten, vieles davon überalt und faul werden würde. Wenn wir dies in einigen Jahren wegschlügen, würde in hundert Jahren da wieder für unsere Nachkommen hundertjähriges Holz stehen. — So ist denn mein Rath und der Rath der ehrsamen Beisitzer: wenn wir uns im Gebrauch alle Jahre hundert Klafter absparen, so sind tausend Klafter ohngefähr das Ersparniß von zehn Jahren. Statt nun zehn Jahre zu warten, holzen wir das Ersparniß in zwei Jahren ab, bezahlen unsere Schuld, behalten den Zins im Geldsack für uns, und behelfen uns zehn Jahre lang in jeder Haushaltung mit zwei Klaftern nebst Reiswellen."

Als die Gemeinde diesen Vorschlag angehört hatte, erhob sich wieder Streit und tobendes Geschrei. Die Meisten hätten gern zwar den Zins behalten, aber auch das Holz. Man stritt, bis es Nacht ward, und kam zu keinem Schluß und lief auseinander.

24.

Es geht immer beſſer.

Die wohldenkendern und verſtändigen Männer im Dorfe ſchüttelten den Kopf und ſagten: „Das Ding mit dem Holzſparen ſehen wir bei dieſer hartnäckigen Gemeinde nie durch.“ Oswald aber lachte und antwortete: „Nur Geduld! Gutes Ding will ſeine Zeit haben. Die Leute müſſen das erſt beſprechen, beſchlafen und ſattſam verdauen. Goldenthal ward nicht in einem Tage gebaut. Unſere Bauern, wenn ihnen ein nützlicher Vorſchlag gemacht wird, der ihnen neu iſt, ſind wie die Kinder, wenn ſie einen unbekannten Mann erblicken. Die laufen erſt ſchreiend und erſchrocken davon; nachher ſchauen ſie ihn aus der Ferne an; dann kommen ſie wieder einen halben Schritt näher, wenn ſie merken, daß er nicht beißt; endlich ſpielen ſie mit ihm und werden gute Freunde.“

So redete Oswald. Unterdeſſen wurden zur Erbauung des Waſchhauſes und der Backöfen Anſtalt gemacht. Man fällte Holz, brach Steine, führte Leimen und Kalk und Ziegel herbei, Alles durch gemeines Werk. Die Haushaltungen, welche einen Back- und Dörrofen gemeinſchaftlich haben wollten, traten zuſammen, beredeten die Reihenfolge im Gebrauch des Ofens, und beſtimmten

den sichersten und bequemsten Platz. Oswald ließ einen sehr verständigen Maurermeister kommen, der die besten Vortheile bei Feuerherden und Oefen anzubringen wußte. Er selbst besuchte verschiedene Dörfer, um dasige Einrichtungen kennen zu lernen und das Beste davon für Goldenthal zu benutzen. Gegen den Herbst waren das Waschhaus und die Oefen schon aufgerichtet und zum großen Vergnügen der Goldenthaler in vollem Gebrauch. Jetzt spürten die Haushaltungen in der That, daß dabei viel Holz erübrigt werde und größere Sicherheit für Feuersbrunst sei.

Aber Eins folgte aus dem Andern. Manche Leute kamen nun von selbst auf den Gedanken, die unsäthigen großen Stubenöfen wären nicht mehr so nothwendig, wie ehemals; man könnte kleinere haben, die weniger Holz fressen. Oswald und der Herr Pfarrer hatten solche kleine Stubenöfen, welche sogar auch zum Kochen bequem eingerichtet waren, in ihren Stuben. In der Stadt sah man fast überall dergleichen. Der ehemalige Löwenwirth Brenzel hatte sich auch schon solche angeschafft, damit es bei ihm städtischer aussehe. Es war Gewinn dabei. Man konnte das ersparte Holz verkaufen und Geld daraus machen. Keinem kamen die Worte Oswald's wieder aus dem Sinn: Holz verbrennen heißt

Geld verbrennen! Man scheute nur die Unkosten für das Umsetzen und Abändern der Oefen.

Doch verschiedene von den zweiunddreißig heimlichen Genossen des Goldmacherbundes, auf welche Oswald noch immer durch sein Ansehen großen Einfluß hatte, ließen auf sein Zureden ihre Oefen schon im Herbst verändern, besonders da er einigen der Unbemitteltsten dazu etwas Geld vorschoß. Ein geschickter Mann aus der Stadt richtete Alles höchst vortheilhaft und einfach ein. Nun hätte man sehen sollen, wie die Nachbarn und Nachbarinnen aus allen Winkeln des Dorfes kamen, die neuen Stubenöfen, als wahre Wunderthiere, zu beschauen. Alle lachten darüber, Alle spotteten und tadelten. Hintennach, da der kalte Winter mit Eis, Sturm und Schneeflocken in's Dorf einzog, verwunderten sie sich, daß die kleinen, von den Wänden frei stehenden Oefen doch so warme Stuben machen konnten. Als aber im Frühjahr viele von den Besitzern dieser Oefen Holz verkauften, kam den Uebrigen die Sache sehr annehmlich vor. Die alten, ungeheuern Oefen verloren ihre alten Vertheidiger, und zuletzt wollte Jedermann in der Stube ein kleines Wunderthier haben. Viele, welche die Einrichtung bei den Andern gesehen hatten, bauten sich sehr kunstvoll die Oefen selbst auf, und sogar noch mit kleinen Verbesserungen, die allgemeinen Beifall hatten.

Im Frühjahr ging der Weibel herum von Haus zu Haus, und sagte: „Geld her! Der Zins von der Gemeindsschuld soll bezahlt werden; darum bezahlet den Zins vom Pachtlande, das ihr von der Gemeinde habet!“ — Das war ein böses Geschäft, so mit einemmal zwei Gulden und darüber für nichts und wieder nichts wegzugeben. Einige sagten: „Hole der Kukuk die Gemeindsschulden!“ Andere sagten: „Dabei kann kein ehrlicher Mann bestehen!“ Andere liefen zu Oswald und sagten: „Herr Vorsteher, warum redet Ihr nicht mehr von Euerm Vorschlag, die Gemeindsschulden mit Holz aus dem Walde für immer abzuthun? Fanget doch wieder an!“

Das war's, was Oswald erwartete. Und als die Gemeinde zusammenberufen war, sagte er: „Die ganze Bürgerschaft ist darin einig, wie ich von allen Seiten vernehme, die Schuld abzustoßen. Keiner aber will jährlich eine Klafter Holz weniger empfangen. Nun denn, so machet es mit einer halben Klafter jährlich ab; die wird bei den neuen Einrichtungen Keiner so stark vermissen, als eine ganze. Nehmet ihr also jährlich, statt drei, nur zwei und eine halbe Klafter, so lange, bis wir wieder Holz im Walde genug haben; so ist die Schuld in zwei, drei Jahren vernichtet.“

Der Vorschlag erregte zwar auch noch Murren, aber er ging durch. Und als ihn die hohe

Landesregierung nicht nur billigte, sondern auch belobte, ward nahe und fern der Holzschlag angekündigt. Es kamen viele Käufer von nahe und fern zur Steigerung. Man schlug in Gegenwart und unter Anweisung des Oberförsters das älteste Bauholz, auch an vielen Orten junges an, wo es zu dicht stand, verkaufte aber daran zwei Jahre lang, um die Preise nicht zu niedrig zu halten; und in zwei Jahren waren sechstausend Gulden gelöst, so daß die Gemeindsschuld nicht nur bezahlt, sondern auch ein schöner Geldüberschuß für Nothfälle der Gemeinde an Zins ausgethan werden konnte.

Nun aber folgte Oswald auch dem Willen des Oberförsters und der Regierung. Nämlich um den Wald, als das beste Stück vom Gemeindsvermögen, recht ordentlich bewirthschaften zu können, ließ man einen Feldmeßer kommen. Er vermaß alle Waldungen und brachte sie in Karten. Der Oberförster ging durch die Gehölze, und nachdem er sie besichtigt hatte, theilte er sie in Portionen oder Schläge, und schrieb dazu, welchen Schlag man in jedem Jahr abholzen könne. Und so war dabei für dreißig und für hundert Jahre Vorsorge gethan. Der Oberförster machte den Ortsvorgesetzten eine schriftliche Lehre und Anweisung dazu, was sie alle Jahre beim Abholzen und beim Anpflanzen neuer Schläge zu be-

obachten hätten. Und die Vorgesetzten machten der Gemeinde eine rechte Waldordnung, darin, als in einem Gesetz für das Dorf, beschrieben war, was künftig bei Fällung des Holzes, bei Austheilung der Gaben, bei Anweisung nothwendigen Bauholzes in der Gemeinde, bei Freveln, bei Ernennung der Bannwarte oder Waldvögte u. s. w. zu beobachten sei, damit Alles recht unparteiisch und gemeinnützlich vor sich gehe.

Diese Einrichtungen waren gar vortrefflich. Und wenn es einmal an einen Schlag im Walde kam, der zu wenig Holz gab, ward das Fehlende aus dem Ueberschuß eines andern ersetzt. Der Bannwart empfing bessern Gehalt, damit er den Lumpen und Holzdieben Tag und Nacht fleißiger nachgehen könnte. Alle zwei Jahre wurden die Marken und Grenzen der Wälder und Aecker und Wiesen im Frühling von den Vorgesetzten, Feldhütern, Bannwarten, Güterbesitzern u. s. w., von alten Männern und jungen Knaben umgangen, besichtigt und berichtigt. Das verhütete vielen Grenzstreit, viele Prozesse, die sonst aus Verwahrlosung der Marken entstanden waren.

25.

Es ist noch viel Noth im Dorfe.

Das ganze Land konnte sich nicht genug über die Goldenthaler verwundern. Denn der Wohl-

stand der Leute nahm sichtbarlich zu. Nicht nur das Dorf hatte keine Schulden, sondern Leute, die sonst tief darin steckten, trugen nach und nach ihre erborgten kleinen Kapitale ab. Jedermann in der Stadt, welcher Geld austhun wollte, lieh den Goldenthalern am liebsten; denn Jedermann wußte, die Ortsvorgesetzten waren bei Schätzung der Unterpfänder sehr gewissenhaft, und kannten haargenau, wieviel Schuld auf einem Stück Landes haftete. Das war nicht so in andern Gemeinden: darum hatten die Goldenthaler überall den Vorzug und das Ansehen. Und wenn einmal ein Bettler kam und sagte, er sei aus Goldenthal, so sprach man: „Pfui, schämst du dich nicht, zu betteln, und bist aus Goldenthal?“ Man bildete sich ein, im Goldmacherdorf wären gar keine bettelarme Leute.

Darin aber irrte man sich sehr. Denn in diesem neu aufblühenden Dorfe war noch immer ein ansehnlicher Bodensatz aus der alten Zeit. Da lebten einige verlumpte Familien, die nicht zu bessern waren, der Herr Pfarrer mochte mit ihnen reden, oder die Obrigkeit drohen, wie sie wollte. Da lebten Leute, die lieber müßig gehen, hungern und betteln wollten, als im Schweiß ihres Angesichts das saure Brod verdienen. Da lebten Leute, die sogar ihre Kinder zum Bettel- und Diebshandwerk abrichteten, und sie Abends abprü-

gelten, wenn sie nicht genug gesammelt hatten. Da lebten Leute, die immer wieder das, was sie entweder verdient oder als Almosen bekommen hatten, für Wein, Branntewein und allerlei Nasch- und Leckerwaare hingaben. Man hatte auch keine Hoffnung, daß diese Menschen endlich einmal aussterben würden. Umgekehrt, sie vermehrten sich mit dem Wohlstand der Goldenthaler. Denn sie verheiratheten sich unter einander und setzten Kinder in die Welt, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie sich und die Kinder ernähren möchten. Die Lumpen sagten nur: „Die Gemeinde hat ein Armengut, das gehört uns an; und es ist die Schuldigkeit der Gemeinde, die muß uns erhalten, sie mag wollen oder nicht. Verstoßen oder verhungern lassen darf sie uns doch nicht.“

Dem guten Herrn Pfarrer Roderich gingen diese frechen Redensarten des unverschämten Gesindels besonders sehr zu Herzen. Und er sagte vielmals zu den Vorstehern: „Arbeitet, wie ihr wollet, so lange ihr noch die Beispiele der Faulheit, Ueppigkeit und Liederlichkeit, die Pflanzschule alles Lasters, im Dorfe habet, so lange kommt die Gemeinde auf keinen grünen Zweig. Denn was rechtschaffene Haushaltungen verdienen, davon zehren die Müßiggänger auch mit. Diese vermindern immerdar das Vermögen der Andern, und

verführen durch ihre Schlechtigkeit andere Leute zur Schlechtigkeit."

Die Ortsvorgesetzten sahen dies so gut ein, als der Herr Pfarrer. Aber wie sollte man dem muthwilligen Bettel und Müßiggang abhelfen? Das war der Knoten! — Im Dorfe befand sich zwar eine Art Armenhaus, welches man das Spital hieß. Allein es war für die Menge der Bettelschaft zu klein; darum kamen viele nicht hinein. Und man mußte sich scheuen, Menschen hineinzuthun. Der Herr Pfarrer ging oft in das sogenannte Spital, und hoffte die Leute darin zu bessern, — aber er hoffte vergebens. Hier wohnten Alt und Jung, Männer, Weiber, die sonst kein eigenes Obdach mehr hatten, elend beisammen. Das Haus war, wie der Herr Pfarrer oft sagte, eine wahrhafte Mordergrube der Seelen. Denn die Kinder sahen und hörten da von den Alten viele schändliche Sachen; das Beisammenleben von Personen beiderlei Geschlechts und von den schlechtesten Sitten gab zu vielen Ausschweifungen Anlaß. Das Land, welches zum Spital gehörte, war immer am unordentlichsten besorgt, und Oswald hatte immer große Müde, im Hause selber nur mehr äußerliche Reinlichkeit herzustellen. Aber wie sehr er auch den Kopf anstrengte, er konnte nichts ersinnen, dies zusammengepackte, müßige, liederliche Gesindel zu ändern, und er glaubte zuletzt

selbst, das sei nun einmal leider ein nothwendiges Uebel.

Hingegen der Herr Pfarrer hatte keine Ruhe, und wollte nicht Zeuge so vielen Sittenverderbnisses in seiner Gemeinde sein. Er war aber ein kluger Herr, der sich nicht geradezu in Gemeindsangelegenheiten mischte, weil er, um heilsam zu wirken, mit allen Bewohnern des Dorfes in Freundschaft bleiben wollte. Er gab hin und her einen guten Rath, warf einen guten Gedanken hin, und freuete sich, wenn der von diesem oder jenem Vorsteher aufgefaßt wurde. Dann that er gar nicht, als wenn das von ihm herrühre; sondern er ließ den Vorgesetzten die Ehre, von selbst den rechten Weg gefunden zu haben. Das schmeichelte diesen, und sie verfolgten den rechten Weg um so williger. Pfarrer Roderich meinte auch: es sei recht, daß die Ortsvorgesetzten bei der Gemeinde in höchster Achtung ständen; und es schade ihrem Ansehen, wenn es hieße, sie ließen sich vom Herrn Pfarrer gängeln und lenken. Das sollte nicht sein. Auf solche Weise wirkte der weise Mann im Stillen, ohne eigenen Ruhm, und mehr, als selbst Diejenigen wußten oder glaubten, auf die er wirkte. Und wenn auch nicht Alles so geschah, wie er wohl gewünscht hätte, ward er deshalb doch nicht mißvergnügt, und zog die Hand doch nie von der guten Sache zurück. Denn er war bescheiden genug,

zu glauben, daß andere Leute ebenfalls Verſtand von Gott und vielleicht in vielen Dingen beſſere Erfahrung und Kenntniß hätten, als er. Jedes Nützliche belobte er ungemein; das gab großen Muth und Freudigkeit. Und wo man begriff, daß gefehlt worden ſei, entſchuldigte er freundlich den Irrthum; das gab wieder Troſt und richtete die Verdroſſenen auf.

„Das kann nicht länger ſo gehen mit unſern Gemeindsarmen und müßigen Bettlern!“ ſagte eines Tages Oswald zum Pfarrer Roderich: „Aber ich weiß keinen Rath zu ſchaffen. Dieſe Erb-Bettler ſind für eine ehrſame Gemeinde, was die Filzläuſe für einen Menſchenkörper ſind: eine Plage, eine Schande; und das Ungeziefer ſaugt Blut, Saft und Kraft aus, daß man nicht geneſet. Ich habe ein Grauſen, ſo oft ich unſer Spital erblicke. Die Verwaltung koſtet ſo viel, und taugt offenbar nichts, und iſt nur eine Pflege der Schande und Liederlichkeit.“

Pfarrer Roderich antwortete und ſprach: „Ihr habet mir endlich aus der Seele geſprochen, Oswald. Hätte die Gemeinde kein Spital, ſo hätte ſie auch keine Bewohner deſſelben. Die meiſten Bettler und Müßiggänger wird man allezeit in denjenigen Orten finden, wo das meiſte Armengut angehäuft iſt, oder wo man die meiſten Almoſen austheilt.“

Oswald versetzte darauf: „Ich habe freilich schon daran gedacht, das Spital abzuschaffen. Damit iſt aber nichts gebeſſert. Es wird in den beſteingerichteten Gemeinden immerdar Arme geben und Taugenichtſe. Wohin mit dieſen? — Ich habe in andern Gemeinden geſehen, daß man die dortigen Armen bei den vermöglichen Bauern umherziehen laßt in die Runde, alſo, daß jeder Bedürftige einen Tag oder eine Woche lang von einer beſtimmten Haushaltung Koſt und vielleicht auch den Stall zum Schlafen erhält. Das iſt gegen Alte und Kranke oft unmenſchlich, und für die Arbeitsfähigen Beſtätigung im Müßiggang, und für die unverdorbenen Kinder ſelbſt oft, durch Anblick und nähere Vertrautheit mit laſterhaften Müßiggängern, ſeelen- und ſittengefährlich. Ich habe wieder in andern Gemeinden, die den Bettel abſchafften, geſehen, daß ſie ihre Bettler auf Unkoſten der Gemeinde verkoſtgeldeten. Man übergab dann die Verpflegung des Geſindels denjenigen, die am wenigſten dafür forderten. Das waren nun wieder höchſt arme Leute, die damit ein Stückchen Geld verdienen wollten, und in ſo ruchloſer Geſellſchaft ganz verdarben. Dabei hatte die Gemeinde gar keinen Nutzen, ſondern Schaden. Denn die Bettler beſſerten ſich nicht, und ſteckten Andere mit ihrer Lüderlichkeit an, bei denen ſie wohnten. — Ja, Herr Pfarrer, und Blut weinen möchte ich,

wenn ich zumal an arme, verwaiſete Kinder denke, welche auf dieſe Weiſe durch die Gemeinden verſteigerungsweiſe in Verpflegung an die Wenigſtbietenden gegeben worden ſind. Ich weiß, wie man in der theuern Zeit für ſolche Kinder das Geld nahm, aber ſie hungern ließ; und wenn die armen Würmer jammerten und ſie vor Hunger ſchrien, wie man ſie mit Ruthen geſtrichen hat, um ſie zum Schweigen zu bringen, damit die Leute es nicht vernehmen ſollten. Ich weiß, wie einſt der Leichnam eines ſolchen Kindes geöffnet wurde, fand ſich im Magen nichts, als etwas Gras und Waſſer, und der Rücken und die Lenden waren blutrünſtig. Wahrlich, wahrlich, es iſt unter den Türken und Heiden mehr Barmherzigkeit, als bei unſern rohen Bauersleuten oft gefunden wird!"

„Ich weiß auch gar wohl," fuhr Oswald fort, „daß die Vorſteher in vielen Gemeinden an Errichtung von Armenhäuſern und Spitälern dachten, worein ſie ihre Bedürftigen thun wollten. Das geſchah aber nicht aus wahrer Menſchlichkeit; ſondern die hartherzigen, bequemen Vorſteher wollten ſich damit nur die Mühe erleichtern und die Plage abſchaffen, immer an die armen Leute denken zu müſſen. Denn der Stolz der Vorſteher liebt zwar im Dorfe die Würde, aber erleichtert ſich auf ehr- und gottesvergeſſene Weiſe die Bürde, wie es gehen mag!"

So ſprach Oswald. Der Herr Pfarrer freute ſich über des Vorſtehers gründliche Kenntniſſe der Dinge, und ſprach: „Ich habe über dieſen höchſtwichtigen Gegenſtand meine Gedanken einmal ſchriftlich verfaßt; leſet doch dieſe Blätter. Es ſind viel unreife Gedanken darin; aber ändert und beſſert oder verwerfet Alles, wie ihr wollet.“

Oswald nahm des Pfarrers Schrift zu ſich. Er las ſie mehrmals durch. Er ſprach darüber mit den Beiſitzern. Er ging zum Pfarrer und machte ihm allerlei Einwürfe, hörte deſſen Antworten, und berieth ſich wieder mit den Beiſitzern. Endlich verſtand er ſich mit dem Herrn Pfarrer über einen Plan zur beſſern Verſorgung der Armen im Dorfe. Dann verſammelte er die achtbarſten Männer der Gemeinde, zog auch dieſe zu Rath und hörte ihre Einwendungen. Da ward wieder allerlei abgeändert und verbeſſert.

26.

Was die Goldenthaler mit ihren Bettlern machen.

Nachdem Alles wohl berathen war, ging man an das Geſchäft. Doch wußten Wenige im Dorfe, wie man ſo viele Bettler, Nutznießer, hilfloſe Kranke, Gebrechliche und Kinder, ohne ungeheure Koſten, ernähren könne und wolle.

Zuerst wurde aus dem Armengut eine Summe Geldes, mit Genehmigung der hohen Regierung, erhoben; damit schaffte man eine Dreherbank, Aexte, Hobel, Sägen, Spinn- und Spulräder, ein paar Webstühle, Schaufeln, Spaten, Hacken und anderes Arbeitsgeräth an. Man verbesserte auch die Küche des Spitals, um daselbst für viele arme Familien kochen zu können, und machte allerlei Aenderungen im Hause des Spitals, also daß darin eine Arbeitsstube für Männer, eine andere für Weiber und zwei Krankenzimmer für Personen beiderlei Geschlechts angelegt wurden. Auch ward dafür gesorgt, daß für jeden Gesunden ein eigenes Schlafkämmerlein eingerichtet wurde. Das war eine enge Zelle, nur zehn Schuh lang und drei breit, am Boden nur Platz für einen Strohsack, ein Kopfkissen mit Stroh gefüllt, mit grobem Betttuch und einer warmen Wollendecke. Jede Zelle hatte eine eigene Thür mit Luftloch. „Man muß es Bettlern nie gar zu bequem machen," sagte Oswald, „damit sie auch Lust bekommen, sich durch eigenes Bemühen eine bessere Lage zu schaffen." — Darum ward jeder Winkel im Hause zu Schlafstellen benutzt. Unter dem Dache des Hauses bewahrte man angekaufte Vorräthe von Wolle, Hanf, Nutzholz und dergleichen.

Sobald Alles und Jedes vorbereitet war, nahmen die Ortsvorgesetzten ein Namensverzeichniß

auf von denjenigen Perſonen im Dorfe, welche nicht ohne Unterſtützung von der Gemeinde leben konnten. Das war bald gemacht; man kannte dieſe Leute nur allzugut. Verſchiedene derſelben hatten im Dorfe noch eigene Wohnungen; Andere aber zogen ohne Obdach umher, dem Bettel nach, von Stall zu Stall. Diejenigen nun, welche keine eigene Wohnung beſaßen, wurden aufgefangen und in's Spital gebracht. Sie gingen willig, denn der kalte Winter war vor der Thür. Diejenigen, welche zwar eine Stube hatten, aber mit andern armen Leuten gedrängt beiſammenwohnten, ſo daß Alt und Jung, Leute beiderlei Geſchlechts in gleichem Gemach ſchlafen mußten, wurden ohne Umſtände in's Spital geführt. Nur diejenigen wurden in ihren Wohnungen gelaſſen, die darin nachweiſen konnten, daß ſie und ihre Kinder alle getrennt ſchliefen und geräumig und geſund wohnten.

Alſo waren ſämmtliche Arme und Bedürftige des Dorfes in zwei Klaſſen zerfallen. Die, welche eigene Wohnungen hatten, hießen Häusler; die, welche in's Spital kamen, hießen Spitler. Beide aber wurden als Genoſſen der gemeinen Armenanſtalt betrachtet, ohne Unterſchied. Wo Kinder waren, ließ man ſie gern bei ihren Aeltern. War aber die Behauſung derſelben zu

klein, oder waren die Aeltern ruchlos und unsittlich oder im Spital, so suchte man die Kinder bei guten Haushaltungen im Dorfe oder in der Stadt unterzubringen, nicht bei armen Leuten um Geld, auch nicht bei reichen Leuten, sondern bei solchen, die durch ihre Rechtschaffenheit bekannt waren. Diese Kinder bekamen ihre Kleider von der Armenanstalt, und die Pflegeältern, wenn sie es verlangten, auch geringe Entschädigung. Aber die Wenigsten, die Kinder zu sich genommen hatten, forderten Entschädigung. Sie thaten es auf Ermahnung des Herrn Pfarrers und aus Frömmigkeit.

Der Herr Pfarrer war der rechte allgemeine Waisenvater. Er hatte zween böse, muthwillige, naschhafte Knaben, die Keiner annehmen wollte, zu sich in's Haus genommen, und schon nach einem halben Jahre waren dieselben zu Jedermanns Verwunderung recht gutartig geworden. Auf diese Weise brachte man die Kinder an, und sie sahen nicht täglich mehr das böse Beispiel ihrer Aeltern, und lernten arbeitsam und gottesfürchtig werden, da sie sonst nur zum Betteln, Stehlen und müßigen Herumschwärmen gewöhnt worden waren.

Wie man die gesammten armen Leute mit ihren Kindern also vertheilte, und Jedlichem sein rechtes Obdach gab, ward zugleich von den Orts-

vorgesetzten ein Hauptgrundsatz aufgestellt, nämlich: Wer nicht im Stande ist, sich selbst zu erhalten, und von Keinem versorgt wird, den muß die Gemeinde versorgen. Wen aber die Gemeinde versorgen muß, den hat sie auch das Recht zu beaufsichtigen und zu bevogten, damit er sich selbst erhalten und versorgen lerne. Das war nicht anders, als recht und billig.

Darum ward jeder einzelnen Armenfamilie ein rechtschaffener Mann zum Vormund oder Vogt gesetzt. Dieser Vogt hatte über Nahrung, Kleidung, Vermögen, Schulden und Erwerb seiner ihm übergebenen Familie Vorsorge zu thun; mußte über Ordnung und Reinlichkeit der Häusler in ihren Wohnungen und über die Arbeit wachen, die ihnen gegeben ward. Dabei verfuhr man sehr streng. Denn da auch die Häusler ihre Nahrung aus der Spitalküche bekamen, wo, wie in der theuern Zeit die Sparsuppe, gemeinschaftlich für Alle gekocht wurde, und sie Kleider und Geräthe von der Armenpflege erhielten: so mußten sie auch für die Armenanstalt arbeiten, und damit ihr Zeug und was ihnen zukam, wieder abverdienen. Was sie aber ausser der aufgetragenen Arbeit durch größern Fleiß verdienten, ward ihnen bezahlt. Sowohl dies Geld, als das, was sie im Taglohn bei den Bauern verdienten, bekamen sie nicht in die Hände, sondern wurde in die Ersparnißkasse für sie gelegt.

Denn Leute, die zu ihrem Unterhalte Alles und Jedes empfingen, brauchten kein baares Geld; sie mußten erst sparen und haushalten lernen.

Jeder Vogt mußte dem Herrn Pfarrer von Zeit zu Zeit über das Betragen und Schicksal der anvertrauten Familie Rechenschaft geben. Denn der Herr Pfarrer war der rechte Oberaufseher aller Vögte; er war der Pfleger aller Armen, und führte darüber ein eigenes Buch. Fand er gegen einen Vogt zu klagen, so daß derselbe sein menschenfreundliches Amt übel versah, so ward der Unwürdige von den Ortsvorstehern geradezu abgesetzt.

Diese beständige, unmittelbare Aufsicht und Bevogtung jeder armen Haushaltung oder Person im Dorfe hatte ungemein viel Gutes. Denn weil das Geschäft der Aufsicht für jeden Vogt nur auf eine Familie ging, war es weniger mühsam und beschwerlich, und besser und sorgfältiger verrichtet. Jeder that das Wenige gern und unentgeldlich aus christlichem Gemüth. Es wurde bald ein ordentlicher Wetteifer unter den Vormündern, wie jeglicher nach dem Ruhm trachtete, die ihm anvertrauten Personen durch Rath und Anweisung und Beihilfe emporzubringen. So hatte ganz unerwartet jede sonst verlassen gewesene arme Haushaltung einen Freund, Vater und Fürsprecher

und Schutzengel gefunden, dem sie lebenslänglich dankbar wurde.

Nun aber war die Frage: woher Nahrung und Kleider für die Armen nehmen? Der Zins des Armengutes reichte nicht zu. Oswald aber sagte: „Es wäre wohl böse, wenn die Leute mit gesunden Händen nicht ihr Brod verdienen könnten. Alle zusammen, Häusler und Spitler, Männer und Weiber, machen jetzt gleichsam eine einzige große Haushaltung, und müssen Einer für Alle, Alle für Einen arbeiten. Die Häusler müssen in der Woche arbeiten, was ihnen aufgegeben wird; die Spitler müssen des Tages acht Stunden arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage."

Und so ging es. Wer nicht arbeiten wollte, der ward in's finstere Loch des Thurms gesperrt; da saß er, und bekam zum Getränk kaltes Wasser und zur Nahrung geschwellte Erdäpfel, kalt und ohne Salz, welche die Andern nicht hatten essen mögen. Das war Keinem angenehm. Wer aber arbeitete, hatte täglich warme Speisen, Suppe, Gemüse und zweimal in der Woche Fleisch. Wer, ausser den acht Arbeitsstunden, noch fleißiger sein wollte, konnte sich damit Geld verdienen. Seine verfertigte Waare ward für ihn verkauft, und das erlöste Geld für ihn als ein kleines Kapital in die Ersparniß-

kasse an Zins gethan. So sammelten sie sich Vermögen. — Wer fluchte oder schwor, unzüchtig redete, Unordnung trieb, kam in das finstere Loch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wer aber fein still und sittsam und ehrbarlich lebte, der hatte Hoffnung, seinen Zustand zu verbessern. Er konnte im Spital ein Unteraufseher oder gar Spitalmeister werden. Denn aus den braysten Leuten im Spital wurden die Aufseher über die Arbeiten und das Betragen der Andern, über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer und Schlafstätten und Kleider erwählt. Die Aufseher berichteten Alles dem Spitalmeister, der selbst ein Spitler war. Der Spitalmeister, so wie die Köchinnen, hatten den Vortheil, nicht zur gemeinen Arbeit gebraucht zu werden. Was sie neben ihren Amtsgeschäften verdienen konnten, das war ihr Eigenthum und kam in die Ersparnißkasse. Die Unteraufseher hatten nur vier Stunden des Tages für die Gemeinschaft mitzuarbeiten: die übrigen Stunden waren ihnen erlaubt, für ihren Vortheil fleißig zu sein. Die Köchinnen hatten es eben so. Elsbeth führte die Oberaufsicht in der Spitalküche. Hier unterrichtete sie zwei arme Frauen im Kochen. Eine andere Spitlerin hatte die Aufsicht über die Wäsche, Kleidung und Geräth der Spitler. — Also wurden sämmtliche Spitler zwischen Furcht der

Strafe und Hoffnung des Nutzens gestellt und zu ihrem eigenen Besten hingeleitet.

Und Arbeit gab es für die Armenhaushaltung vollauf im ganzen Jahr. Vor allen Dingen mußten Spitler und Häusler gemeinschaftlich nicht nur die Garten und Felder des Spitals besellen, da Getreide, Kohl, Rüben, Bohnen, Salat, Erdäpfel, Flachs, Hanf, Oelpflanzen u. s. w. bauen, sondern auch gemeinschaftlich einander ihr von der Gemeinde empfangenes Pachtland bearbeiten. Doch behielt jeder Beständer den Nutzen von seinem Stückchen Gemeinlandes, also daß er, nach Abzug dessen, was er allenfalls der Armenanstalt noch für Nahrung, Kleidung und Obdach schuldig geblieben, das Uebrige verkaufen lassen konnte von seinem Vogt; der Gewinn kam in die Ersparnißkasse.

Ferner mußten die Männer Straßen verbessern; Brunnen reinigen; feuchte, moosige Stellen des Waldes durch Abzugsgräben trocken legen; für das Spital und die Häusler Holz fällen und spalten; im Walde leere Stellen mit jungen Tannen, Buchen und Eicheln besetzen, und sonst allerlei Maurer- und Zimmermannsarbeit zur Ausbesserung des Spitals oder der Häuslerwohnungen verrichten. Bei schlechtem Wetter oder im Winter hatten die Männer noch weit mehr zu thun. Da mußten die, welche mit

Drehbank, Hobel und Säge etwas umzugehen wußten, Haus- und Küchen- und Feldgeräth aller Art verfertigen. Andere lernten aus Wollen- und Leinengarn ein ländliches Halbtuch weben, das sehr dauerhaft war, oder aus Hanf- oder Flachsgarn Leinwand verfertigen. Immer waren einige Webstühle Winters und Sommers in Bewegung.

Die Weiber, selbst die Kinder der Häusler und Spitler, mußten, wenn es an Leuten mangelte, bei der Feldarbeit helfen; ausserdem bei dem Reinigen und Ausbessern der Wäsche und Kleider sämmtlicher Häusler und Spitler thätig sein; Wolle, Flachs und Hanf spinnen, oder für die Weber spulen; Strümpfe und Kappen stricken; Bettzeug und Hemden nähen, und dergleichen mehr. Alle arbeiteten für Einen, und Einer für Alle. Die Leute befanden sich dabei so gut, daß nachher noch ein paar Familien freiwillig zur Armenanstalt übergingen, da sie vorher aus Furcht erklärt hatten, sie könnten sich ohne allen Bettel und ohne Unterstützung von der Gemeinde erhalten.

Diese Einrichtung war darum sehr vortheilhaft, weil die Verwaltung nun keine Unkosten verursachte. Denn der Spitalmeister, die Unteraufseher und Köchinnen, die Mägde, Holzspalter u. s. w. kosteten nichts. Es waren Spitler. Der Pfarrer, die Vormünder, Oswald und Els-

beth nahmen für ihre Liebeswerke keinen Lohn. Der brave Schulmeister Johannes Heiter führte unentgeldlich die Buchhaltung und Rechnung über Einnahme, Ausgabe und erspartes Vermögen der Spitler und Häusler mit ungemeiner Pünktlichkeit.

Ferner: Die ganze Wirthschaft erhielt sich selbst. Die Leute pflanzten und kochten ihre Nahrung selber; spannen, webten und schneiderten ihre Kleider selber aus selbstgezogenem Hanf und Flachs; verfertigten ihre Tische, Bänke, Stühle, Holzteller, Schränke u. s. w. selber; besserten Zimmer, Gebäude und Geräthe selber aus. Es wurde bald mehr Nahrung gewonnen, mehr Garn und Tuch und allerlei Geräth verfertigt, als verbraucht. Das wurde verkauft zum Nutzen der Anstalt, und für das Geld wieder eingekauft, was man an Wölle, Eisen u. s. w. nöthig hatte. Die fleißigern Häusler verdienten noch ausser den gesetzlichen Arbeitsstunden durch mancherlei Arbeit oder Taglohn ein schönes Stück Geld. Das ward ihnen an Zins gelegt, oder angewandt, um ihnen zur Vervollkommnerung ihrer Nebenarbeiten das fehlende Werkzeug und rohe Stoffe zu verschaffen. Schon im zweiten Jahre brauchte man den Zins vom Armenfond nicht mehr ganz.

Weil die Leute bei einfacher Kost viel arbeiteten, und Männer und Weiber ohnedem fast be-

ſtändig getrennt lebten, verging ihnen die Ueppigkeit von ſelbſt. Zudem war ein Gemeindsgeſetz: es konnte Keiner heirathen, als der, welcher ſich auſſer der Armenanſtalt ohne Hilfe der Gemeinde ernähren konnte.

Das Beſte, was man noch rühmen mußte, war die Gottesfurcht, welche allmälig bei dieſen einſt verwilderten Leuten immer mehr Eingang fand. Und auch das war ein Verdienſt des Herrn Pfarrers. Denn alle Wochen hielt er einigemal mit den Spitlern die Abendandacht; dazu kamen auch die Häusler. Da ſprach er dann viel Heilſames und Lehrreiches über ihren Seelenzuſtand, und zeigte ihnen, wie durch Gottes- und Menſchenliebe in der Welt, wie in der Ewigkeit, das reinſte Glück des Herzens gefunden werde. Dieſe Erbauungsſtunden fruchteten zur Beſſerung weit mehr noch, als die Drohungen und Strafen der Obrigkeit.

Uebrigens ſtand jedem Spitler und Häusler vollkommen frei, die Anſtalt zu verlaſſen, wann er wollte; er mußte nur zeigen, wie er ſich ſelbſtſtändig und auf ehrliche Weiſe durch die Welt bringen könne und wolle. Und es war Geſetz, daß, wenn Jemand die Anſtalt verlaſſen und ſich über ein Jahr lang ohne Bettelei, ohne fremde Unterſtützung, durch eigenen häuslichen Fleiß erhalten, und gutes Lob und Zeugniß erworben hatte, er ſodann den freien Gebrauch ſeines Kleinen in der

Ersparnißkasse befindlichen Vermögens empfing. Natürlich hatte er dann auch keinen Vogt mehr, und war gehalten wie jeder andere Bürger.

Was die Goldenthaler Armenanstalten vorzüglich von andern dergleichen ruhmvoll und segenvoll unterschied, war, daß die armen Leute gezwungen wurden, Alles, was sie zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit gebrauchten, durchaus selbst zu machen. Es sorgte Niemand für sie; sie mußten für sich selbst sorgen und arbeiten. Hier war keine stillsitzende Lebensart, hier keine ungewisse, leichte Fabrikarbeit, wodurch arme Leute zu schwerer Arbeit nachher untauglich werden; hier gab es keinen leichten Verdienst, wo junge Mädchen und Knaben bald ebensoviel Geld gewinnen konnen, als die Alten, was dann zur Ueppigkeit, zu frühen Heirathen und zur Vermehrung des Lumpengesindels beiträgt. Hier mußte Jeder seine Kraft für das anstrengen, was ihm lebenslänglich wohlthat, wenn er es konnte; er mußte graben, hacken, säen, pflanzen, dreschen, zimmern, hobeln, spinnen, nähen, weben, schneidern.

27.

Probieren geht über Studiren.

Es war auch in Goldenthal, wie an andern Orten. Sobald irgend ein verständiger Mann

etwas Neues auf die Bahn brachte, um damit etwas offenbar Schädliches abzuschaffen, machte sich Jeder ein Geschäft daraus, es zu verhindern. Dann ward Jeder ein Bedenklichkeitskrämer und hatte Zweifel feil; dann schüttelte Jeder den Kopf, zuckte die Achseln und sang das berühmte Lied aller feigen und trägen Memmen:

Laßt es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald wußte das wohl, und war aus Erfahrung und Schaden klug geworden. Hätte er seinen Goldenthalern den ganzen langen Plan von den Armenanstalten, wie er sie im Sinn hatte, vorher bekannt gemacht, so würde Jedermann erschrocken sein, sich in der Betrachtung desselben verwirrt, ihn geradezu verworfen und dabei gerufen haben:

Laßt es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald aber dachte: Probieren geht über Studiren. Er hatte selbst seinen ehrsamen Beisitzern nichts vom ganzen Umfang des Plans erzählt; denn es waren zwar wohlwollende, brave Manner, aber ängstliche, schüchterne Leute. Darum sagte er nie mehr, als immer stückweise etwas, das eben ausgeführt werden sollte.

Erst wurden die Armen und Bettler mit ihren Kindern aufgezeichnet und in Häusler und Spit-

ler eingetheilt. Nun, das ging. Dann wurde für jede Familie ein Vogt ernannt, und ihm vom Herrn Pfarrer erklärt, was er zu thun habe. Das kam endlich auch zu Stande. Da schaffte man Hobel, Aexte, Sägen, auch Spinn- und Spulräder, Wollenkarden und ein paar Webstühle aus dem Armengut an. Das war keine Hexerei; eben so wenig der Ankauf von Wolle, das Hanf- und Flachssäen, das Einführen der Spinnerei und die Einrichtung der Spitalküche. So ward allmälig Ein's ums Andere ins Werk gesetzt; man fand jedes Einzelne nicht zu schwer; so kam das Ganze zu Stande, und die hohe Regierung genehmigte den Plan mit großermunterndem Lobe. Man hat hintennach erfahren, daß selbst in der Regierung einige Herren den Plan für unausführbar gehalten und bespöttelt hatten, da derselbe schon, ohne daß sie es wußten, ins Werk gesetzt war.

Die meisten Sprünge machten anfangs die Spitler; sie wollten nicht in den engen Zellen schlafen. Man sagte ihnen aber: Arbeitet fleißig, so könnet ihr euch Wohnungen miethen oder Häuser bauen. Sie wollten aber nicht arbeiten; da kamen sie Tage lang in's finstere Loch bei kalter, schmaler Kost.' Das gefiel ihnen noch weniger. Einige versuchten, ihr Loos durch Gehorsam zu verbessern, und ergaben sich in ihr Schicksal, zumal in den Wintertagen, wo es auf der Landstraße auch

nicht angenehm zu reisen und zu schlafen war. Als sie einmal bessere Kost und bessere Behandlung genossen, und die Arbeit gelernt hatten, und als sie schon in der Ersparnißkasse einige Gulden Eigenthum für ihre alten Tage oder für ihre Kinder besaßen, blieben sie gern da. Denn sie wollten das kleine an Zins gelegte Vermögen nicht im Stich lassen, und waren begierig, es zu vermehren. — Andere aber liefen davon und in die weite Welt hinaus, um müßig zu gehen und zu betteln. Nun, dann war's ihr eigener Schade; die Gemeinde hatte nur den Nutzen, sie nicht mehr erhalten zu müssen. Einige von den Weggelaufenen kamen nie wieder zum Vorschein; das war für Goldenthal kein Unglück. Andere wurden, als Bettler, von den Polizeibedienten des Landes aufgefangen und wieder zurückgebracht; die besuchten zuerst das finstere Loch, und dann kamen sie wieder an die gemeine Arbeit, wie zuvor. — Binnen drei Vierteljahren war es mit allen Widerspenstigen in der Ordnung, und es gab keinen bettelnden Goldenthaler mehr, ausser einige Weggelaufene in fremden Ländern.

Die Häuslerfamilien wollten sich anfangs auch auf die Hinterfüße stellen, und den Dreck und Unflath vertheidigen, worin sie zu leben gewohnt waren. Und sie klagten und schrieen bitterlich über die Hartherzigkeit der Goldenthaler, die ihnen nicht mehr unentgeldlich wollten zu essen und zu trin-

ken, und nicht einmal Geld in die Hände geben. Allein der Hunger und das finstere Loch machten zuletzt auch die Sprödesten geschmeidig, und die Goldenthaler blieben dabei: wer essen will, soll arbeiten; wer es gut haben will, der soll gut thun.

Die Verwaltung des Spitals war vorzeiten kostbarer gewesen. Jetzt kostete sie nichts. Nicht der Pfarrer, nicht Oswald, nicht Elsbeth wollten sich am Armengute bereichern. Die Spitler selbst mußten die angewiesenen Haus- und Unteraufsichtsgeschäfte verrichten. Ward ihnen solch ein Aemtlein vertraut, war es Belohnung ihres Wohlverhaltens; ward es ihnen genommen, war es Strafe. Einer lauerte dem Andern dabei auf den Dienst. Die Spital-Gärten und Güter gaben Nahrung genug, und auch was die armen Familien am ehemaligen Weidland zum Antheil empfangen hatten, wurde abträglicher, weil es gemeinschaftlich angebaut und besorgt ward. Die Fleißigen bezahlten dem Spital mit dem, was sie auf dem Pachtlande ärnteten, ihre Kost und Kleidung; und was sie noch erübrigten, ward in Geld verwandelt und für sie ein Schatz in der Ersparnißkasse.

Die Männer im Spital stellten sich anfangs zum Hobeln und Sägen, zum Wollekrämpeln und Weben ungeschickt genug an. Aber sie mußten lernen. Ein Meister aus der Stadt brachte das

Ding bald in's Geleis; der war ein verständiger Mann und großer Verehrer und Freund des Herrn Pfarrers. So kostete die Bekleidung der Armen das Spitalgut wenig, und die Anschaffung von Bänken, Stühlen, Bettgestellen, Schränken und andern Geräthschaften, wie auch Ausbesserung am Hause, fast nichts. Die Spitler mußten auch für die Häusler Geräth machen; so ward jede Familie damit wohl versehen, und gewöhnte sich an einige Bequemlichkeit.

So wie das Armengut und Spital dabei gewann, weil so viele Hände nur für Kost und Kleidung arbeiteten: so gewannen auch die Häusler und Spitler dabei an Vermögen und Eigenthum. Denn was sie ausser den acht üblichen Stunden mehr arbeiteten, konnten sie zu ihrem Nutzen in Geld verwandeln und in der Ersparnißkasse an Zins legen lassen; eben so, was sie von den Erzeugnissen ihres Pachtlandes erübrigen und verkaufen lassen konnten. Das war kein geringer Vortheil. Die Menschen wurden arbeitslustig und bekamen Freude am Sparen und Vermehren ihres Eigenthums, weil sie die Zeit voraussahen, da sie ganz unabhängig leben und einen gewissen Wohlstand zu geniessen im Stande waren.

Am besten hatten es der Spitalmeister und die Aufseher, welche selbst Spitler waren. Denn Alles, was sie neben ihren Amtsverrichtungen arbeiten

konnten und verkaufbar war, das wurde zu ihrem Nutzen verkauft. Darum war Jedermann befliſſen, ſich wohl zu halten, um zu einer ſolchen Stelle zu gelangen. Und diejenigen, welche das Aemtlein hatten, nahmen ſich wohl in Acht, etwas von den ihnen übertragenen Pflichten zu verſäumen. Der kleinſte Fehler konnte ſie um den vortheilhaften Dienſt bringen, auf welchen Viele hofften.

Es gab zuletzt in der Armenanſtalt von Goldenthal recht geſchickte Arbeiter. Nicht nur die Bauern im Dorfe, ſondern ſelbſt viele Leute aus der Stadt kauften von den hier verfertigten Waaren, oder lieſſen hier arbeiten. Und wenn ſo ein geſchickter Arbeiter ſpürte, er verdiene mehr, wenn er für ſich allein arbeite, verließ er das Spital und miethete ſich Wohnung im Dorfe oder in der Stadt, und lebte für ſich ſelber. Das feuerte nun wieder die Andern an, ebenfalls recht geſchickt zu werden.

Im Dorfe war natürlich Jedermann froh, nicht mehr vom Bettelgeſindel geplagt oder in den Häuſern und Gärten nächtlicherweiſe beſohlen zu werden. Jeder ſchickte mit Freuden, ſtatt der Almoſen, etwas in's Spital, wenn es irgend in demſelben an etwas fehlte. Allein es zeigte ſich noch ein anderer Vortheil für das Dorf, an den vorher Niemand gedacht hatte. Nämlich: mangelte es im

Sommer an Feldarbeit, so waren andere Arbeiten im Freien vorgenommen worden. Und so war es gekommen, daß alle Gassen des Dorfes, wo man sonst bei schlechtem Wetter im Koth bis über die Knöchel waten mußte, mit Steinen besetzt wurden; daß der Bach im Dorfe, der sonst überlief und große Pfützen bildete, mit Gemäuer eingefaßt stand: daß die Feldwege und Fußsteige ohne Löcher waren; daß die Gemeindswaldungen keine Stelle mehr hatten, die nicht mit jungen Setzlingen den erfreulichsten Nachwuchs zeigte. Weit umher im Lande sah man keinen Wald in besserer Ordnung und kein säuberlicheres Dorf, als Goldenthal. Es kamen sogar vornehme Herren von der Regierung und besichtigten die Goldenthaler Anstalten und Einrichtungen, und hätten dergleichen gern überall gehabt. Allein sie sahen sich in andern Dörfern oft vergebens nach dem edeln Pfarrer Roderich, nach dem menschenfreundlichen Oswald und seiner eifrigen Gehilfin Elsbeth um. Dennoch ward es auch anderswo mit Abänderungen und mit Glück versucht. Und daran that man Recht. Probieren geht über Studiren. Und wo man mit eifriger Menschenliebe was Rechtes will, da geschieht auch was Rechtes.

28.

Wieder etwas Neues.

„Was hat auch der Oswald wieder?“ fragten sich die Bauern unter einander. Denn wenn alle Leute Feierabend hatten, lief er noch mit dem Schulmeister und einigen jungen Burschen in den Feldern herum, die schleppten sich mit Ketten, steckten lange Stangen in die Erde, und Oswald sah immer über einen kleinen, langbeinigen Tisch nach den Stecken, und konnte sich nicht satt daran sehen. Und der Schulmeister Heiter that es auch gern. Und an den Stecken war doch nichts zu sehen.

Das ging beinahe ein Jahr lang so. Und da die Bauern hörten, daß Oswald das Land und alle Felder vermessen und alle Wege und Stege in einen Plan bringen lasse, ward Vielen bange. Denn es ging wieder die Rede vom Krieg; und sie dachten, der Oswald könne dem Feinde das Land verrathen wollen.

Es verhielt sich aber folgendermaßen. Oswald verstand das Feldmessen, und hatte Bücher, die davon handelten. Und er hatte seinen Liebling, den Johannes Heiter, auch in dieser Kunst unterrichtet, nebst andern Bauerburschen, die Kopf dazu besaßen. Weil nun die Waldungen der Gemeinde sehr genau ausgemessen waren, kam er auf den Einfall, nach und nach in Nebenstunden al-

Güter, Wege und Stege des ganzen Gemeindebezirks zu vermessen, und daraus eine große Karte zu machen.

Auf der Karte sah man sehr deutlich jedes Stück Land, jeden Steg, jeden Hag, jedes Haus. Eine Juchart war beinahe einen Zoll in's Geviert groß. Und die große Karte, wie sie fertig war, wurde im Gemeindhaus an der Wand aufgehängt. Da liefen nun tagtäglich Bauern hin und beschauten den Plan, und wunderten sich sehr. Denn sie fanden sich bald darin zurecht, und Jeder erkannte seinen Acker, seinen Garten, seine Wiese. Und was das Beste war, in jedem Stück Feld oder Acker stand die Größe desselben, genau bis auf einen halben Schuh, geschrieben. Nun erst wußte Jeder recht eigentlich, wie groß seine Aecker und Wiesen waren, und er schrieb sich die Zahlen sorgfältig ab. Das war beim Kauf und Verkauf keine Kleinigkeit, denn bisher hatte man das Land nur nach Schritten geschätzt, und Mancher zu wenig angegeben, Mancher zu viel. Das war allerdings nun ein großer Nutzen.

Der Vorsteher Oswald sagte aber zu den Leuten, wenn sie den Plan betrachteten: „Das ist noch nicht der größte Nutzen; ich weiß noch einen bessern.“ Wenn sie ihn darum fragten, antwortete er: „Habt ihr es bis Lichtmeß nicht errathen, so

will ich es euch dann sagen." Sie erriethen es aber nicht.

Als nun Lichtmeß kam, und die Gemeinde wegen verschiedener Angelegenheiten versammelt war, trat Oswald, nachdem man Alles abgethan hatte, hervor und sprach:

„Ihr Alle kennet sattsam den Plan von unserm Gemeindsbezirk, wie ihn der Schulmeister Johannes Heiter mit seinen Schülern genau und zierlich verfertigt hat. Ihr Männer, liebe Mitbürger, Jedermann hat dabei seine besondern Gedanken gehabt, und auch ich die meinigen. Und diese will ich euch offenbaren."

„Wenn ich die Felder übersah, die wir im Schweiße unsers Angesichtes bauen, nicht ohne Segen von Gott dem Herrn: so that es mir oft weh im Herzen, daß die Arbeit uns so viele Mühe macht, und dabei Vieles nicht so angebaut ist, und folglich auch nicht so viel abträgt, als wohl sein sollte. Und ich warf meine Augen noch einmal auf den Plan, und siehe da, da wurden auch die Augen meines Geistes geöffnet, und ich erkannte einen Hauptfehler unserer Feldwirthschaft.

„Ihr Männer, liebe Mitbürger, es liegt nun sonnenklar am Tage, wenn ihr euch unter einander verstehet, so werden eure meisten Güter mit geringerem Aufwand von Zeit und Unkosten besser

beſorgt werden und abträglicher ſein können, als bisher."

Da riefen viele Bauern: „Dazu wollen wir uns ohne Mühe mit einander verſtehen, wenn es nicht einmal ſo viel koſtet, als ſonſt!"

Oswald ſprach: „Ich wünſche Glück dazu. Ich will euch ſagen, was bisher viele Unkoſten verurſacht hat, die ihr nun ſparen könnet, wenn ihr wollet. Das iſt die Zeit! — Jeder von euch hat nämlich ſein Land nach und nach zuſammengeerbt oder zuſammengekauft, wie es kam. Da hat er ein Stück am Berge liegen, ein anderes hinter dem Walde, ein anderes wieder jenſeits der Brücke, ein anderes am Bach, und noch ein anderes beim Steinbruch. Da muß er nun Viertelſtunden weit unnütz umherlaufen von einem Stück zum andern, eben ſo die Knechte und Mägde, eben ſo die Fuhre mit dem Dünger. Da wird ein Theil des Tages bloß mit Gängen und Läufen verloren, wo man hätte arbeiten können. Da werden Magd und Knecht für Hin- und Hergehen bezahlt, was doch nichts einträgt. Es wird daher um ſo viel weniger im Tage gearbeitet, und das Land um ſo viel weniger mit größtem Fleiß bearbeitet, weil es an der nöthigen Zeit gebricht. Mancher ſcheut ſich, noch etwas Land zu kaufen, weil er das ſeinige kaum recht in Ordnung beſorgen kann; und doch hat er nicht viel. Aber das Umherziehen von

einem Stück zum andern nimmt die Zeit weg. Lägen alle seine Felder beisammen und wären ein Ganzes, er könnte mit eben so vielen Leuten, in eben so vieler Zeit noch einmal so viel Land besorgen, als er jetzt hat, und um so viel reicher sein."

Die Bauern sagten: „Das ist ganz richtig; aber es läßt sich nicht ändern. Man kann seine Aecker nicht auf den Nacken nehmen und an einen Haufen legen."

Oswald sprach: „Das könnet ihr, wenn ihr wollet, nun ihr den Plan vom Gemeindsbezirk habt und nun Jedermann weiß, wie groß jedes seiner Stücke ist. Aber ich sage euch, die Sache hat viele Schwierigkeiten. Ihr müsset mit einander die zerstreuten Stücke austauschen, so daß endlich Jeder sein Land im Zusammenhang hat, als ein einziges Stück. Da rede Jeder mit seinen Nachbarn und Anstößern. Entschädiget einander, wo der Eine ein paar Schuh Land mehr oder bessern Boden hat, als der Andere. Und wenn Einer oder der Andere beim Tauschen wirklich etwas einbüßen sollte, so gewinnt er doppelt dadurch, daß er Alles beisammenliegend hat. Wo ihr nicht eins mit einander werdet, nehmet unparteiische Schätzer oder billige Schiedsrichter, oder ziehet Loose. Ich sage euch, lasset euch durch kein Hinderniß abschrecken, oder seid darum zufrieden, weil ihr es seit vielen Jahren so gewohnt

seid; es kommt darauf an, daß ihr reicher werden konnet ohne große Mühe."

Als der erste Vorsteher so geredet hatte, ging die Gemeinde kopfschüttelnd auseinander. Zwar Alle sagten, der Gedanke sei gar gut; aber man würde nun und nimmermehr fertig werden.

Inzwischen dachten doch Einige in müßigen Augenblicken daran, welches Stück von ihren Feldern sie wohl Dem und Diesem für das seinige geben konnten, das an das ihrige stieß. Sie fingen sogar zum Spaß an davon mit den Angrenzern zu reden. Diesen war dann das Angebotene nicht allezeit gelegen, und wünschen ein anderes, das dem Dritten gehörte, zu empfangen. Da begrüßten beide Theile nun den Dritten. Einer stieß den Andern. Bald machte Jeder Pläne für sich, seine Beißungen auszurunden und in ein einziges Stück zu verbinden. In kurzer Zeit griffen die Unterhandlungen um sich. Manche gelang, manche scheiterte. Immer kam dabei etwas heraus. Es war in Goldenthal wie an einer Landversteigerung oder wie auf einem Gütermarkt, zumal im Winter, da man mehr müßige Stunden hatte und Abends zum Gespräch zusammenkam, bald bei Diesem, bald bei Jenem. Denn in's Wirthshaus zu gehen, und da das gute Geld durch die Gurgel zu jagen und einem Vieh gleich zu werden, schämten

ſich alle Ehrenleute im Dorfe. Lieber tranken ſie ihr Glas bei Weib und Kind und mit denſelben an einem Sonn- und Feſttage.

Oswald hatte es vorausgeſagt: der Gütertauſch hat Schwierigkeit! So war es auch. Allein im erſten halben Jahre war es doch Fünfen faſt ganz gelungen, all ihr Land beiſammen zu haben. Das verdroß die Andern. Sie ſahen den Nutzen davon ſehr wohl ein. Nun ſetzten ſie den Kopf daran, es auch ſo weit zu bringen. Das Gemeindehaus ward beſtändig beſucht am Abend. Da ſtanden immer einige Bauern vor der großen Karte, und handelten und ſtritten, daß man es drauſſen hörte, und liefen auseinander im Zorn, und traten wieder mit neuen Vorſchlägen zuſammen.

Was war die Folge? Von Jahr zu Jahr rundeten ſich die Güter immer beſſer zu, und die guten Wirkungen davon wurden auffallend ſichtbar.

29.

Wie es im Goldmacherdorf ausſah.

Wohl war Goldenthal nun ein rechtes goldenes Thal. Da lag es mitten in den fruchtbarſten Gärten, wie vergraben in den vollen Obſtbäumen, umringt von Wieſen und goldenen Saatfeldern, wie mitten im Paradieſe. Die Feldwege zwiſchen den Aeckern waren wie Gartenwege ſauber und eben, die Landſtraßen auf beiden Seiten mit Obſt-

blumen besetzt, wie Alleen, so weit der Gemeindsbezirk ging.

Und trat man in's Dorf, so glaubte man in kein Dorf zu treten, sondern in einen städtlichen Marktflecken. Denn die Häuser waren, wenn auch nicht alle groß, doch alle schön und wohlunterhalten von oben bis unten; die Fenster glänzend und hell; die Thüren und Gesimse stets gewaschen und frisch angestrichen; die Dächer fast alle mit Ziegeln gedeckt, denn durch ein Gemeindsgesetz waren die Strohdächer wegen Feuersgefahr verboten. Und wurde ein neues Dach gedeckt, mußten es Ziegel sein. Auf mancher First sah man Blitzableiter, fast vor allen Fenstern Blumen; neben den Häusern kleine Gärten, zierlich geordnet, und daneben wohlgeschirmte Bienenkörbe.

Die Leute grüßten Jeden so freundlich auf der Straße, und neckten einander im Vorbeigehen scherzend. Man sah es ihnen wohl an, daß sie unter einander gut lebten und mit ihrem Zustande vergnügt waren. Das konnte nicht anders sein. Sogar in der Woche, bei der Feld- und Gartenarbeit, gingen Alle zwar schlicht und einfach, aber reinlich und ehrbar gekleidet; man sah keine beschmierten, keine zerrissenen Gewänder. Es gab braune, von der Sonne verbrannte Gesichter, aber keine kothigen, mit struppigen Buschhaaren; und die Kraft und Gesundheit lachte Allen aus den

Augen. Die jungen Burſche in andern Dörfern ſahen am liebſten nach den Goldenthaler Mädchen; denn ſie waren nicht nur wundernett und hübſch, ſondern auch häuslich, geſchickt und wirthlich. Mancher reiche Bauersſohn in andern Dorfern holte ſich ein Mädchen aus dem Goldmacherdorf; wenn es auch nicht viel Geld hatte, hatte es doch viele Tugenden. Und ging ein junger Mann aus Goldenthal auf die Heirath aus, ſo konnte er unter den Töchtern des Landes wählen. Man ſchlug einem Goldenthaler nicht leicht die Tochter ab, wenn ſie auch mehr Vermögen hatte; denn man wußte, es war wohl angelegt. Das vermehrte den Wohlſtand der Gemeinde nicht wenig.

Daß man keine Bettler und Müßiggänger in Goldenthal ſah, verſtand ſich. Aber man erblickte auch nicht einmal dem Anſchein nach arme Leute. Denn ſogar die Spitler hatten ihr fattes Eſſen und Trinken und ordentliches Gewand. Und trat man ins kleinſte, ärmſte Bauernhaus, ſo meinte man beinahe, es ſei etwas recht vornehmes darin. Die Fußboden waren ſo reinlich und gefegt, die Bänke, Stühle, Tiſche ſo ohne Flecken und Fehl, Fenſter und Spiegel ſo hell — kurz, es war nicht wie in den Saubütten mancher Bauern in andern Dorfſchaften. Man bekam rechte Luſt, da zu wohnen unter den Biederleuten.

Während der Sommermonate, vom Frühjahr

bis zum Herbst, war es an den Sonntagen bei schönem Wetter ein fröhliches Leben zu Goldenthal. Da wimmelte es von Besuchen aus der Stadt. Das große, neu ausgestattete Wirthshaus, welches — wer hätte es glauben sollen? — einer von den zweiunddreißig armen Genossen des Goldmacherbundes durch Erbschaft und Kauf an sich gebracht hatte, war angefüllt mit städtischen Familien, die Erfrischungen nahmen. Andere Familien kehrten in die Wohnungen ihnen bekannter Bauern ein; saßen da in den Gärten bei Milch, Obst, Honig und andern Näschereien des Dorfes; oder lagerten sich plaudernd und spielend auf grünen Rasenplätzen; oder saßen auf den saubern Bänken vor den Häusern im Schatten weit vorragender Dächer, und sahen die auf- und abwandelnden, bunten Reihen der Spaziergänger; oder traten auf den Platz unter die Linde, wo die Jugend des Dorfes zuweilen tanzte beim heitern Gesang der Andern. Man kann leicht denken, die Herren und Frauenzimmer aus der Stadt waren für das Vergnügen, welches sie in Goldenthal genossen, nicht undankbar, und die von den gefälligen Landleuten angebrachten Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihrer Häuser oder Gärten trugen guten Zins. Selbst im Winter fehlte es nicht an Besuchen. Da wurden aus der Stadt Schlitten-

partien nach Goldenthal gemacht. Wo konnte man es beſſer haben?

Die Leute in andern Dörfern ſahen und hörten das, und wunderten ſich faſt zu Tode, warum das bei ihnen nicht auch ſo ſei. Sie meinten im vollen Ernſt, die Goldenthaler hätten geheime Künſte. Statt ſich aber nach dieſen Künſten recht zu erkundigen, blieben ſie ruhig auf ihrem alten Riß ſitzen, und blieben, wie ſie waren. Sie zeigten nur Neid und Mißgunſt, wenn ſie von Goldenthal ſprachen, und ſpotteten und nannten es das Goldmacherdorf. Aber dieſer Uebername war kein Uebelname.

Auch machten ſich die Goldenthaler nicht viel daraus. Denn wohin ſie kamen, waren ſie werthgehalten und geſchätzt. Sie fuhren in ihrer guten Weiſe fort, und waren dabei des Lebens froh. Hatten ſie die Woche brav gearbeitet, war jeder Sonntag ein rechter Ruhetag. In's Wirthshaus freilich gingen die Goldenthaler nicht. Sie hatten ihren Labetrunk daheim. Aber doch im Winter tanzten da des Abends wohl die jungen Leute bei guter Muſik. Einige Männer und Knaben waren durch den Schulmeiſter Johannes Heiter im Spiel der Geigen und Floten angeleitet worden. Sie hatten es ziemlich weit gebracht. Oft führten auch die jungen Sänger und Sängerinnen große Singſtücke auf, wie man dergleichen kaum in der

Stadt hörte. Die ältern Männer und Frauen kamen familienweise des Abends zu einander; da bewirtheten sie sich mit einfacher, ländlicher Kost, und hatten ihre muntern Gespräche. Von besoffener Leuten, von Raufereien, von Prozessen, von Ausschweifungen anderer Art hörte man gar nicht. Denn mit dem Wohlstand und der bessern Erziehung, die aus der Schule stammte, hatte sich ein gewisses Ehrgefühl und eine Liebe zu anständigen Sitten unter den Bauern ausgebildet, wovon man sonst nicht leicht in andern Dorfern Aehnliches gewahr ward. Man kannte und unterschied sie schon beim ersten Anblick in der Stadt von Landleuten aus andern Gegenden. Sie waren in ihrer Tracht höchst einfach und säuberlich, in ihrer Rede sanft und bescheiden, in ihrem Benehmen offen und gutherzig. Sie trugen zwar keine feinen Kleider, aber dafür war ihr Betragen fein.

Man muß aber nicht glauben, daß dies höfliche, ehrbare und löbliche Wesen eine reine Frucht der Erziehung oder des allgemeinen Wohlstandes allein gewesen; es war auch eine Wirkung der Gemeindsgesetze. Denn wie einige Bauern reicher geworden waren, hatte es gar nicht an solchen gefehlt, die über die Schnur hieben und aus der Art zu schlagen drohten. Da wollten Einige hochmüthig werden, putzten ihre Töchter ungebührlich, kleideten sich in kostbares Tuch recht städtisch, und

thaten in allen Dingen groß. Einige Andere nahmen die Spielkarten wieder vor oder die Weinflasche im Wirthshause. Das erweckte aber großes Aergerniß bei den meisten rechtschaffenen Leuten, und sie sprachen: „Fängt man es so wieder an, werden wir bald wieder den Krebsgang gehen!“ Und es war allgemeiner Unwille gegen diejenigen, welche von der einfachen, löblichen Weise abwichen; und man begehrte, die Ortsvorgesetzten sollten besser über die Bewahrung der guten Sitten wachen im Dorfe.

Dieser Vorwurf, welchen man den Ortsvorstehern machte, erfüllte den Oswald gar nicht mit Verdruß, sondern mit wahrer Freude. So kam ein strenges Gemeindsgesetz zu Stande; darin war aller Aufwand in den Kleidern verboten und jedem Alter seine Tracht vorgeschrieben, und auf Kartenspiel und alles Spiel um Geld und Geldeswerth, auf das Laster der Trunkenheit, auf Schimpfreden, Lästerungen, Balgereien und andere Schändlichkeiten waren von der Gemeinde einmüthig harte Strafen gesetzt. So kam es, daß sich Keiner überhob und übernahm; daß, wenn irgend Einer auch einmal Lust hatte, zu thun, was weder ehrbarlich noch recht war, die Furcht vor Schmach, Schande und Bestrafung ihn wieder zurückschreckte.

Alle Jahre wurde das Sittengesetz vor der

ganzen Gemeinde vorgeleſen. Da mußten Alt und Jung, Männer, Weiber und Kinder es anhören. Fand man Zuſätze nöthig, wurden ſie gemacht. Und wenn das Sittengeſetz vorgeleſen war, mußte der erſte Vorſteher jedesmal fragen: „Wollet ihr dies Geſetz halten, welches die Grundlage unſers Wohlſtandes, unſerer Eintracht und Ehre iſt?“ — Und Alt und Jung antwortete mit lauter Stimme deutlich ein allgemeines Ja.

30.

Die Kindtaufe.

Oswald genoß zu dieſer Zeit eine rechte Herzenswonne, nach der er ſich ſchon lange vergebens geſehnt hatte. Nämlich die liebe, gute Elsbeth hatte ihm einen muntern jungen Sohn zur Welt gebracht. Da war er wie im Himmel.

Und er ging darauf zu ſeinem Freunde, dem neuen Löwenwirth, der einer von den wohlbekannten zweiunddreißig Bundesgenoſſen war. Zu dieſem ſprach er: „Mein, ich habe dich noch nie um eine Gefälligkeit angeſprochen, und ich komme damit zum erſtenmal. Meine Frau liegt im Kindbette, und ich kann ſie nicht verlaſſen und zur Stadt gehen. Ich gebrauche aber fünfhundert Gulden, wenn auch nur acht Tage lang, und ſie ſollten, wo möglich, in Gold ſein. Willſt du mir ſo viel auf acht Tage leihen?“

Der Löwenwirth antwortete: „Ich bin dir für so Vieles Dank schuldig; warum sollte ich nicht? Ich habe eben achthundert Gulden gestern empfangen, die liegen noch bei mir. Aber sie sind zum Theil in Silbermünze. Willst du, so nimm Alles auf so lange du willst.

Oswald sagte: „Ich möchte lieber Gold; es liegt mir sehr daran."

Der Löwenwirth versetzte: „Wohlan, ich will Rath schaffen. Wann mußt du es haben?"

Oswald erwiederte: „Bringe mir das Geld morgen Abend um die achte Stunde in mein Haus. Aber sage Niemandem davon."

Als er sein Geschäft hier vollendet hatte, ging er fort und zu den übrigen einunddreißig Bundesgenossen, und sagte ihnen dieselben Worte, wie dem Löwenwirth, und bat um fünfhundert Gulden, wo möglich in Gold. Und Jeder freute sich, dem wackern Manne endlich einmal einen Freundschaftsdienst erweisen zu können, und versprach, ihm das Geld zu bringen. Er bestellte Jeden auf den folgenden Tag des Abends um die achte Stunde zu sich.

Und sie kamen um dieselbe Stunde, da es schon dunkel war, zu ihm. Er führte sie alle in

sein Zimmer, aber es war noch kein Licht angezündet. Die Leute wunderten sich in der Stille über die Menge der Anwesenden. Oswald ging, um Licht zu holen. Und als er wieder in die Stube trat, mit zwei brennenden Kerzen in der Hand, erblickten sie ihn wieder, wie sie ihn schon einmal gesehen hatten, in prächtigen Offiziersklei-dern, mit hohem Federbusch auf dem Hut, einem Orden auf der Brust und einem langen Säbel an der Seite. Sie sahen einander verwundert an, und sahen, wie vor sieben Jahren, dieselben Gestalten in demselben Zimmer, um denselben Tisch, auf welchen der Offizier die Kerzen niedersetzte.

Oswald sagte darauf: „Habt ihr mir gebracht, liebe Freunde, um was ich euch gebeten habe, so leget es hier auf den Tisch."

Dann traten sie Alle, Einer nach dem Andern, zum Tisch, und Mehrere bedauerten, ihm die Summe nicht in Gold zahlen zu können. Er sagte darauf liebreich: „So ist es gleichviel. Gebet, wie ihr es habet." Und sie schütteten Gold, Andere Silber auf den Tisch, Andere legten ihm gute Kapitalbriefe und Zinsschriften hin.

Darauf erhob Oswald die Stimme und sprach: „Erinnert euch, es ist die Zeit der Prüfung vorüber, und die sieben Jahre und sieben Wochen sind zu Ende, von denen ich euch geredet.

Und ihr habet mehr Geld auf diesen Tisch geworfen, als ich vor sieben Jahren und sieben Wochen vor euern Augen ausschüttete. Damals waret ihr kaum im Stande, fünfhundert rothe Kreuzer auszuleihen; in der Stadt hätte sie euch Niemand anvertraut. Jetzt habet ihr binnen vierundzwanzig Stunden Jeder fünfhundert Gulden aufgebracht, also daß sechszehntausend Gulden hier plötzlich auf dem Tisch beisammen sind. Also ist die Prüfungszeit vorüber, und ich habe euch die Kunst gelehrt, Gold zu machen. Und nun werdet ihr verstehen, was ich sagte, da ihr das erstemal hier standet. Ich sagte aber: die Kunst ist selbst mehr noch, als das Gold, werth; denn diese Kunst ist die beste Weisheit des Lebens. Bleibet euern Gelübden und Gott getreu, und euer Glück und Wohlstand wird wachsen von Tag zu Tag. Wer vom Gelübde läßt, der läßt von seinem Glück. Präget dies Gelübde euern Kindern ein, und lasset sie es halten, so werden sie Fülle haben. — Nun habe ich mein Wort gelöset, das ich euch gegeben. Ihr seid darum reich, weil ihr wenig bedürfet und viel erwerbet, und weil ihr Zutrauen genießet bei den reichen Leuten, daß ihre Geldsäcke euch offen stehen. So habet ihr Gold machen gelernt, wie Ehrenmänner Gold machen sollen. Oder habet ihr Anderes erwartet?"

Sie lächelten allesammt und sprachen: „Ei nun, wir haben wohl längst schon vermerken können, wie du es mit der Goldmacherei gemeint hast. Doch als wir einmal zur rechten Erkenntniß gekommen waren, schämten wir uns auch des dummen Aberglaubens, der uns vormals bethörte, und wußten es dir im Herzen Dank, daß du uns auf die bessere Bahn gebracht. Ohne dich und deine Hilfe wären wir aber doch nie dahin gekommen."

Oswald freute sich dieser Worte und der dankbaren Herzlichkeit, mit der ihm Jeder die Hand drückte und schüttelte. Und er stellte ihnen ihr Geld wieder zu, weil er es nicht hatte gebrauchen, sondern nur ihre Zuneigung auf die Probe setzen wollen. Sie aber sagten: „Gebiete über uns, wie du willst, Tag und Nacht. Denn wir Alle sind dir unser Hausglück schuldig. Sprich, wir sollen für dich durch's Feuer gehen; wir werden gehen. Sprich, wir sollen für dich sterben; wir werden den Tod nicht fürchten."

Und wie sie sich so traulich und herzlich um ihn drängten, betrachteten sie sein schönes Kleid und den Orden auf der Brust, und hätten gern erfahren, was das bedeute.

Er antwortete: „Ich danke es euerm alten Schulmeister, meinem seligen Vater, noch in der Erde, daß er mich in vielen nützlichen Dingen,

und sogar im Feldmessen, unterrichtete. Denn als ich unter die Soldaten kam, half es mir, nebst redlichem Sinn und herzhaftem Betragen, daß ich meinen Kameraden vorgezogen ward. Ich that meine Pflicht und ward zuletzt Rittmeister. Und als ich in einem Treffen, da sich der Kronprinz zu weit vorwagte, denselben mit seinem Gefolge von den feindlichen Reitern umgeben sah, drang ich blitzschnell mit meiner Schwadron unter die Feinde und rettete den Prinzen. Dafür empfing ich diese Wunde hier auf der Stirn und dieses Ordens- und Gnadenzeichen auf der Brust, und, als ich den Abschied beim Friedensschlusse nahm, einen anständigen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Auch hat der Kronprinz, als er unser Land durchreisete, mich nicht vergessen, und mich, wie ihr wisset, sogar im Vorbeireisen einmal besucht.

„Da ich aber heimkam nach Goldenthal, in meine liebe Heimath, und ich sah, wie elend und verlumpt hier Alles war, verbarg ich meinen Wohlstand, um nicht von liederlichen Bettlern belagert zu werden. Auch hatte ich alle Lust verloren, hier zu bleiben, und wäre wieder fortgezogen, hätte ich nicht des Müllers Elsbeth gesehen. Meine Elsbeth hielt mich fest. Da beschloß ich in meinem Herzen, zu versuchen, ob ich mir das Leben bei euch lieb machen könne. Und ich

stellte mich arm und den Uebrigen gleich, um Vertrauen zu erwecken. Und ich sagte Niemandem von meinen Ehren und Jahrgeldern, so ich genösse. Nur Elsbeths Aeltern mußte ich es am Abend, da ich um die Tochter anhielt, offenbaren, sonst hätten sie mir ihr Kind nicht gegeben, denn sie hielten mich für arm. Als ich aber noch am Abend den Müller Siegfried und seine Frau zu mir ins Haus führte, und hier meine Uniform mit dem Orden anlegte, ihnen mein gesammeltes Geld und den königlichen Gnadenbrief wies, woraus sie sahen, daß ich mehr Jahrgehalt bezog, als des Müllers Mühle in drei Jahren verdienen konnte, wurden sie andern Sinnes. Doch mußten sie verschwiegenen Mund halten, denn es war nöthig. Nun aber mag es Jedermann wissen; es schadet nicht mehr."

So erzählte Oswald, und die Leute verwunderten sich, und freuten sich über sein Glück. Und sie hatten so große Ehrfurcht vor ihm bekommen, daß sie ihn kaum noch Du nennen wollten. Er aber sagte: „Was treibet ihr auch mit mir? — Nein, ich bleibe eures Gleichen; darum seid und bleibet meine Brüder. Kein Offizierrock und kein Orden, sondern ein wohlwollendes Herz voll Gottesfurcht macht zum Ehrenmann." — So redete er und umarmte Alle nach der Reihe, da sie sich heim

begaben; und sie dankten ihm, denn er sei der wahre Stifter ihres irdischen und ewigen Glücks, und sie nannten ihn Vater. Und wenn er Kindtaufe halten würde, versprachen sie Alle, sich mit ihm zu freuen, als wäre sein Fest ihr eigenes Fest.

Wie nun drei Tage nach diesem der Sonntag kam, da Oswalds Sohn getauft werden sollte, war Alles im Dorfe schon früh wach. Oswald aber trat zu seiner Elsbeth an das Bett, küßte die junge Mutter und ihren holden Säugling, und sprach: „Sieh, theure Elsbeth, mein Herz bricht vor Freude und Wehmuth. Mein Söhnlein, das Du geboren hast, macht mir große Wonne: aber noch größere Wonne macht mir der Anblick unsers Dorfes. Und es ist doch wahr, die Menschen sind so böse nicht, und nicht so herzlos, wie man oft sagt. Man soll den Glauben an die Güte der Menschheit nie verlieren. Siehe, in dieser Nacht haben sie unser Wohnhaus wieder mit Blumenkränzen prächtig überdeckt und verziert, wie es am Tage unserer Hochzeit war. Aber dabei ist es nicht geblieben. Alle Häuser des Dorfes sind mit Blumen und Zweigen verziert, als wäre unser Fest das Fest jedes Hauses. Und hinten von unserm Hause hinaus bis zur Kirchthür haben sie grünende Birkenstangen auf beiden Seiten des Kirchweges gepflanzt, und lange Blumenschnüre von Birke zu

Birke gezogen, und den ganzen Weg mit grünem Laub und allerlei Blumen überstreut."

So sprach Oswald, und die junge Wöchnerin erröthete in stiller Rührung, und ihre Augen wurden von Thränen feucht. Dann sagte sie nur: „Hab' ich doch in der Nacht oft ein Gehen und Sumsen draussen gehört, und wußte nicht, was es gab." Sie konnte nicht im Bette bleiben, und mußte auf und an's Fenster und die Herrlichkeit sehen. Da weinte sie still: denn nichts ist für ein zartes Gemüth rührender, als wenn es den Zusammenklang der Seelen in tugendhafter Erhebung wahrnimmt. Das ist die wahre Verklärung der Menschheit und eine Ahnung des schönern Himmels, der unserer wartet.

Als Elsbeth wieder zu ihrem Säugling gegangen war, kamen ihre Aeltern, denn diese waren die erbetenen Taufzeugen. Die Müllerin konnte nicht genug sagen, wie ausgeschmückt die Häuser wären, wie lebendig Alles im Dorfe sei, und sie rief einmal um das andere aus: „Nein, solch eine Kindtaufe ist in Goldenthal noch nie gefeiert worden! — So feiert man ja nicht die Geburt eines Fürsten!"

Und wie sie noch so redete, kam ein ganzer Zug junger Mädchen und Knaben gegen Oswelds Haus, sämmtlich in Feierkleidern, Paar um Paar.

Alle trugen ein kleines Geſchenk von ihren Aeltern zur Wiege des Neugebornen: die Einen ſchneeweiße Leinwand, die Andern Zucker oder Mandeln, oder Blumen, oder ſelbſtgeſtrickte Strümpfe oder Handſchuhe; die Andern niedliches Hausgeräthe, kleine Bedürfniſſe der Küche und dergleichen. So viele Haushaltungen im Dorfe, ſo viele Geſchenke. Und alle Kinder küßten Elsbeths Hand und ſagten: Mutter Elsbeth! und küßten Oswalds Hand, indem ſie bloß dazu die Worte ſprachen: Vater Oswald! — Aber welcher Wohllaut lag für Oswald und Elsbeth in dieſen Vater- und Mutternamen! Es gab keinen einfachern und rührendern Glückwunſch.

Da läuteten die Glocken mit vollem Klange zur Kirche. Der Säugling ward zur Taufe getragen, er voran; ihm folgten die beiden Großältern, hintennach der tiefgerührte Vater. Die ganze Gemeinde ſtand vor der Kirche in weitem Halbkreiſe, Alt und Jung, und ſah den Oswald kommen. Sanft und freundlich ſprach Alles, wie er vorbeiging an der Menſchenmenge: „Guten Morgen, Vater Oswald.“ Dann folgte ihm Alles in die Kirche.

Hier hielt der Herr Pfarrer Roderich nach vollbrachter Taufhandlung eine ſchöne Predigt über

die Pflicht öffentlicher Dankbarkeit des Volks gegen eine gute Obrigkeit. Er schien noch nie so begeistert und salbungsreich geredet zu haben. Es war in dem ganzen Volke die tiefste Andacht und wachsende Rührung. Jeder hielt an, seine Thränen zu unterdrücken. Als nun aber der Herr Pfarrer an's Schlußgebet kam, und da er die bekende Stimme zu Gott erhob für die gute Obrigkeit von Goldenthal, wobei Jeder im Stillen an Oswald dachte; als der Herr Pfarrer nun selber die Bewegung seines Gemüths nicht länger zurückzwingen konnte, und ihm unter Thränen der Name Oswald entschlüpfte — da ward lautes, heftiges Schluchzen in der ganzen Kirche. Denn nun dachte Jeder an das Alles, was dieser Oswald der Gemeinde gethan und gestiftet; Jeder erkannte in ihm den Urheber des allgemeinen Glücks. Der Pfarrer konnte nicht mehr reden. Er schloß; er sprach den Segen über die fromme und dankbare Gemeinde. Niemals war in der Kirche von Goldenthal mit höherer Inbrunst ein Gesang gesungen worden, als diesmal aus dem Anhangbüchlein der Vers: für das Leben der Obrigkeit, gen Himmel stieg.

Der gute Oswald, sehr verlegen und beschämt, und doch froh gerührt, konnte kaum aufsehen, da er aus der Kirche ging, und begab sich, tief

sein Haupt gesenkt, durch die grüßende Menge zu seiner Elsbeth. Er konnte kaum reden. Zum Mittagsmahl waren bei ihm seine Schwiegereltern und der Herr Pfarrer, der Schulmeister und die beiden Mitvorgesetzten. Die erzählten, daß fast in allen Häusern des Dorfes Gastmähler gehalten würden, wozu Einer den Andern eingeladen habe; die Aermern speiseten bei den Reichern. Oswald schüttelte den Kopf und sprach: „Das ist mir der Ehre allzuviel; ich habe es nicht verdient."

Doch die allgemeine Freude machte auch ihn wieder froh und wohlgemuth. Er ging gegen Abend, begleitet von seinen Gästen, hinaus in's Dorf, und ging da von Haus zu Haus, und setzte sich zu jeder Familie einige Augenblicke nieder und dankte Allen für so viel Liebe. Goldenthal war voller Fremden: denn man wußte in der Stadt von dem Feste, und wer konnte, eilte nun hieher, Zuschauer zu sein. Bis in die späte Nacht währte der Tanz der Jugend, hörte man aller Enden Musik und Gesänge vor den Häusern, unter der Linde, unter den Blumenkränzen und in den Gärten.

Man sprach und spricht noch lange zu Goldenthal von diesem schönen Tage. Und Oswald hieß seit demselben im ganzen Dorfe nur Vater

Oswald, und die liebenswürdige Elsbeth hieß Mutter Elsbeth.

Wahrlich, wahrlich, was im Leben Gutes gesäet wird, das findet endlich immer seinen schönen Erntetag. Denn es lebt über uns ein guter Gott, ein Vergelter voller Barmherzigkeit und Liebe.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

	Seite
Der Aerzt und der Großätti.	12
Unmuthige Historie von den drei Söhnen eines Bettlers, die endlich reiche Herren geworden sind.	13
Sendschreiben des berühmten Herrn Kaspar Dummbart, an den aufrichtigen Schweizerboten.	24
Der Ehee-Rausch.	31
Jockli, zieh' das Köppli ab!	35
Noch eine schöne und wahrhafte Geschichte von einem Schweinehirten, der durch seine Höflichkeit zu hohen Ehren gelangt ist.	33
Send- und Klagschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfrau Petronella Pappelpips.	41
Hans-Jockeli's Erklärungen der neuesten Mode.	45
Trostzuspruch eines geplagten und verzagten Ehemanns.	45
Sendschreiben des Bürgers Neromut Frauenlob an den aufrichtigen Schweizerboten.	51
Scharf- und tiefsinniger Beweis des Herrn Habakuk Pumper, daß unser Magen der Mittelpunkt der Welt sei.	57
Vom Ursprung des Wortes und Titels: Kaiser.	62

Seite

Allergnädigst-unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan, und seinem Leibschutzjuger Habakuk Pumper, oder ausführlicher Beweis, daß alle Schweizer hochgeborne Baronen sind. 63

Hans Gregorius Haselstock, Zimmermann und Schulmeister in der Gemeinde B.** im Kanton L.**, an den aufrichtigen Schweizerboten. 70

Lehr- und trostreiche Ermahnung des Herrn Habakuk Pumper, daß wir die Pflichten gegen unsere Nachkommenschaft stets vor Augen haben sollen; oder liebreiche Aufmunterung zum Sterben. 76

Sendschreiben der Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Anakli an die Frau Feuer-Spritzen-Leutenantin an der vordern Stange. 82

Reise der Frau Anna Babeli Anakli um die Stadt. 86

Allerunterthänigstes, unmaßgebliches Gutachten des berühmten Habakuk Pumper ꝛc. ꝛc. über die Preisfrage des Kaisers von Japan: Auf welche Art und Weise können die Burger einer Gemeinde nach und nach sehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe? 95

Ueber die edle Kunst, Wind zu machen. 101

Sendschreiben der groß- und hochgebornen Frau Land-, Stadt- und Platz-Majorin Anna Babeli Anakli an den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. 111

Reise des Herrn Habakuk Pumper nach Mesopotamien. 125

Das heimliche Klagelied der Männer. 138

Unentbehrlicher Vorschlag. 150

	Seite
Er hat das Bein gebrochen.	151
Denkschrift eines Handwerksmannes an seinen Sohn, der in die Fremde wanderte.	157
Abraham Nothnagel's Heirathsgedanken.	163
Sendschreiben der ehr- und tugendbelobten Jungfer Pappelrosk.	184
Der Neujahrsmorgen.	187
Fellenberg.	195
Kaffee- und Zuckernoth.	206
Max Stolperian.	217
Ueber die Nasen.	226
Die Leser und der Bote am Neujahrstag 1810.	243
Seufzer einer armen Katze aus der Unterwelt.	251
Die verkehrte Welt.	254
Die Leute auf der Straße.	254
Einfluß der Sterne.	289
Brenell und Salome.	292
Einige kleine Fabeln, nebst Nutzanwendung für Schulknaben, die denken lernen wollen.	295
Unterredung mit dem Wiederhall am Jura.	304
Gedanken beim Zeitungslesen.	305
Aus- und Einfälle.	315
Das ewige Alte.	317
Das Hungerjahr.	321
Liebes- und Ehestandsgeschichte der Frau Emerenz.	326
Vom gegenseitigen Unterricht in Schulen.	335

Inhalt des vierzehnten Bandes.

	Seite
Einige Lebenserfahrungen.	1
Die Neujahrswünsche.	6
Vom Kiltgang.	10
Nutzanwendungen eines Zeitungslesers.	15
Europa.	26
Schweizer-Gedanken.	34
Sylvester 1814. Sylvester 1824.	60
Die herrschenden Winde.	57
Der Eidgenoß.	62
Betrachtung eines alten Krebsschadens.	64
Lied der Auswanderer nach Brasilien.	90
Ein Vorbild vaterländischen Bürgersinns.	93
Etwas über den Freimaurerorden.	95
Der Sturm und der Damm.	106
Das Goldmacher-Dorf.	109

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Fünfzehnter Theil.

Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren.
Alamontade.
Blätter aus dem Tagebuch des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.
Die Bohne.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Münchner
Bibliothek

Sehnsucht
nach dem
Schauen des Unsichtbaren.

Psalm.

Dich sucht mein Geist!
Dich Vatergeist, Dich Unerschaff'nen,
Jehova, Allah, Budda, Brama, Dich!
Um dessen ew'gen Thron im ew'gen All
Der Sonnen Myriaden brennen,
Den die Jahrtausende des Erdsterns nennen,
Und bebend ahnen, und nicht kennen!
Ich suche Dich.

Ich suche Dich;
Warum verhüllst Du Dich?
Bist Du es nicht, der mich zu werden hieß?
Rief ich mich selbst hervor, als ich nicht war?
Ich bin nur Licht aus Deinem Licht,
Und wunderbar gehüllt in dieses Erdsterns Asche.
Du bist mein Vater, Du, des Weltalls Vater;

Dich ruft Dein Kind, es ruft, und kennt Dich nicht, —
Warum verbirgst Du Dich vor meinem Angesicht?

Ich suchte Dich.
Ich flog empor in des Gebets Entzücken;
Der Leichnam sank zum Staub,
Der Liebe Thränen deckten seine Augen;
Die Seele irrte über'm Sternenzelt.
Sie suchte ahnend Dich von Welt zu Welt,
Und rief, und alle Welten riefen wieder:
Weltvater, offenbare Dich! — —
Doch schweigend hört' es die Unendlichkeit.
Die Sonnen flogen ab und auf,
Die Erden liefen ihren Lauf;
Im ehernen Gesetz der Ewigkeiten
Bewegte sich das All des Seins.
Und ich erwachte schaudernd, liebend, weinend
Vom Glaubenstraum.
Wohl donnerte um mich der Odem der Natur;
Doch Deine Vaterstimme schwieg.
Dich sah ich nie, nur Deines Waltens Spur.

Ich suchte Dich,
Den alle Geisterzungen preisen?
Ich horchte auf das Wort der Heiligen und Weisen.

Und Prieſter, Bonſen, Imans, Lama's,
Sie lehrten laut von Deiner Herrlichkeit. —
Von Deiner Herrlichkeit?
Nein, heil'ger Urgeiſt aller Weſen,
Sie predigten nicht Dich, — nur ſich!
Du biſt es nicht, zu deſſen Ruhm
Sie ihre Glaubensdolche ſchleifen;
Du nicht, zu deſſen Ruhm ſie Scheiterhaufen
bau'n;
Du nicht, in deſſen Namen
Des Hohenprieſters Stolz vom Hochaltare flucht.
Sie predigten nicht Dich, nur ſich.
Im wüſten Wahnſinn, ohne Deine Spur,
Sind ſie die Wildeſten der Ungeheuer nur.

Ich ſuchte Dich,
O du allgegenwärtiger Verborgner!
Ich wankte mit der Forſchung Fackel
Zu den geheimen Kammern der Natur.
Ich ſah des Lebens niegemeſſnen Strom
Durch Thier- und Pflanzenfluren brauſen;
Im Eſſigtropfen das bewohnte Meer;
Im Grashalm eine Stadt lebend'ger Weſen;
Den Erdball, als ein Rieſenthier des Himmels.
Ich ſah Kriſtallen aufgelöſ't in Duft,
Aus unſichtbarem Gas Weltmeere ſtrömen.
Des Zitters Geiſt durchzuckte die Gebilde

Mit schöpferischer Wunderkraft;
Hier im Magnetenzug des Eisens,
Dort in des Fisches Krampfschlag;
Am Pol der Welt, als Flammenfittig, glänzen,
Und aus der Sommerwolke donnernd segnen.

Und einsam stand ich, schaudernd,
Zuletzt an den Gestaden der Natur,
Wo sich am trägen, todten Stoff,
Im All der Dinge, bildend und vernichtend,
Das rege Wogenspiel des Lebens bricht.
Da rief ich laut: O Gott, mein Gott, wo bist Du?
Dies todte Nichts und dies lebend'ge Spiel,
Das sich im ew'gen Streit verschlingt und trennt, —
Ist dies des Lebens unerschaffner Urquell? — —
Fürwahr, ein einziger Gedankenblitz
Aus meinem Geist durch dieses Chaos
Ist göttlicher, als dieser blinde Sturm!
Ich schwebe ob der Elemente Tiefen,
Mir selbst bewußt ob dem sich Unbewußten,
Ein Licht, hell über Finsternissen,
Ein Wille über willenloser Gährung!
Wer sagt, der Dinge Urquell schaffe hier?
Wo ist die Liebe? und die Weisheit wo?
Wo das Erbarmen und die Heiligkeit?

Er, der das Ohr gepflanzet, sollte der
Nicht hören? Sehen nicht,
Der mir des Auges Wunderstrahl verlieh'n?
Er, der die Geister lehret, was sie wissen! *)
Den Allbelebenden hab' ich gesucht,
Und fand das Leben nur.
Ich suchte den Allwissenden,
Und traf nur seiner Weisheit Spur.
Ich suchte den Barmherzigen,
Und fand die Liebe nur!

Ich suchte Dich.
Ich fragte in den Himmeln,
Wo Sirius und wo Orion lodern,
Wo ihren ew'gen Reigen um den Pol
Kassiopeia und Bootes tanzen,
Wo durch des Mondes phosphorhelle Felder
Der Ringgebirge Schlackentrümmer laufen —
Es scholl kein Laut.
Ich sah des Jupiter schneeweiße Achsen,
Der Venus wandelbaren Halbmond,
Und schweigend schritt, vom goldnen Reif umfangen,
Saturnus sonnenfern und Uranus.
Ich flieg zur Sonne, wandelte

*) Psalm 94, 9, 10.

Durch ihrer Lichtgewölke ungeheure Ebnen.
Es bebte das Gewölk, und schmolz..
Ein Krater schloß sich auf vor meinen Füßen,
Und zeigte mir des Weltballs finstern Grund,
Ich sah das Niegesehene — —
Nur Dich, mein Vater, nicht!
Von Stern zu Stern, bis alle Sterne schwinden,
Bis wo ein falbes Nebellicht,
Aus der Unendlichkeit entfernten Hallen,
Von niegeseh'nen Sonnen bricht,
Drang betend meine Sehnsucht auf.
Ich sah das Unergründliche;
Im Unergründlichen Dein Walten;
Der Welten schweigenden Gehorsam.
Ich sah das ew'ge Vaterhaus — —
Den Vater sah ich nicht.

Und schaudernd sank ich aus den niegemeff-
nen Höhen
In meinen Staub zurück,
Und weinte laut:
Er, der dies Wunder-All gebaut,
Er, der im Hause der Unendlichkeit
Den Myriaden Wonnen streut,
Bedarf er mein?
Doch hat er mir sein Haus geschenkt!
Wer bin ich, daß er mein gedenkt?
Und doch gedenkt er mein.

Ich suchte Dich!
Es zogen die Geschlechter dieser Erde
Seit Anbeginn vor meinem Blick dahin.
Ich sah sie gehen und vergehen;
Der Fürsten flücht'ges Thronen
Hoch über Schweiß und Blut der Sklaven-Millionen;
Der Völker Raserei und Kampf
Um Gold und Wollust, Ruhm und Macht,
Um eines frommen Traumes Pracht.
Des Wahnsinns Glück und Schmerz ist unsre Weltgeschichte.
Es blutete das Heiligste am Kreuz;
Verbrechen führten oft zum lorbeervollen Siege.
Doch in der Thorheit Sarg ward einer Weisheit Wiege.
Und wie aus Kohlenschutt und Asche,
Sie selbst in sich verwandelnd, himmelwärts,
Die goldne Flamme gipfelt:
So steigt, aus des Vergänglichen Getrümmer,
Der Geist des göttlichen Geschlechts
Zum Unvergänglichen empor.
Der Fuß der Menschheit wurzelt noch
Im Schlamm der alten Nacht;
Ihr Scheitel strahlt im Morgenlichte Gottes.
In Gold und Macht, in Ueppigkeit und Ruhm
Ward nur umsonst das höchste Glück gesucht.

Enttäuschung ist zuletzt der Weisen höchstes Wissen.

Ich bin enttäuscht!

Im Staube sucht' ich Gott,
Und fand den Staub. — —
Und diese Thronen, Welten, Sonnen,
Sind Staub.
Dem Geiste ist der Urgeist nur verwandt.

Ich werde sein,
Wenn einst mein Leib nicht ist;
Ich werde sein,
Wenn dieser Erdball bricht.
Sind alle Sonnen längst verglommen,
Strahlt noch der Gottheit welterfüllend Licht.
Und ich bin Licht, aus ihrem Licht gekommen!

Im Staube nicht, im Geist ist offenbar
Die Herrlichkeit des Geistervaters.
Ich bin in ihm; er spricht in mir, durch mich.
Wer, wenn er selbst nicht, hat mich ihn gelehrt?
Wer, wenn er selbst nicht, nannte
Mir ihn, daß ich den Unsichtbaren kannte?
Wer hat mein Antlitz himmelwärts gekehrt?
Von wem erfuhr die Menschheit seinen Namen,
Wenn nicht durch ihn? Das Todte redet nicht.
Wer lehrt die Menschheit ihre Werke richten?

Mit anderm Maas, als dem des Glücks,
Als dem des Lebensaugenblicks,
Den Streit der Pflicht und des Gelüstes
schlichten?
Von wannen stammt mein heil'ger Heldenmuth,
Daß ich um unsichtbares Geistergut
Verschmähe, was die Luft des Lebens wählen
heißt? — —
Zum Staube zieht der Staub, zum Geiste zieht
der Geist.

Zu Dir! zu Dir!
Du Allerheiligster!
Du durch Dich selbst in mir Geoffenbarter!
Du wehst und flammst in mir.

Ich suche Dich nicht länger,
Im Staube nicht den Gott.
Dein Weltall ist mein Haus;
Und Deine Ewigkeiten
Sind meine Zeiten.
Und die da waren, leben;
Und die noch kommen sollen, sind!
Ein Gott ist nur,
Sein Name Liebe, Weisheit und Erbarmen:
Und eine Ewigkeit ist alles Sein,
Und alles Sein

Die Himmelsleiter der Vollendung,
Zur Seligkeit!

Ich jauchze weinend in das Hallelujah
Der heil'gen Geisterwelt mein Hallelujah!
Ich bin, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Ich werde sein, weil Gott!
Anbetung ihm und Liebe!
Mein ist die Seligkeit,
Weil ihm die Seligkeit!
Ihm Hallelujah!

Alamontade.

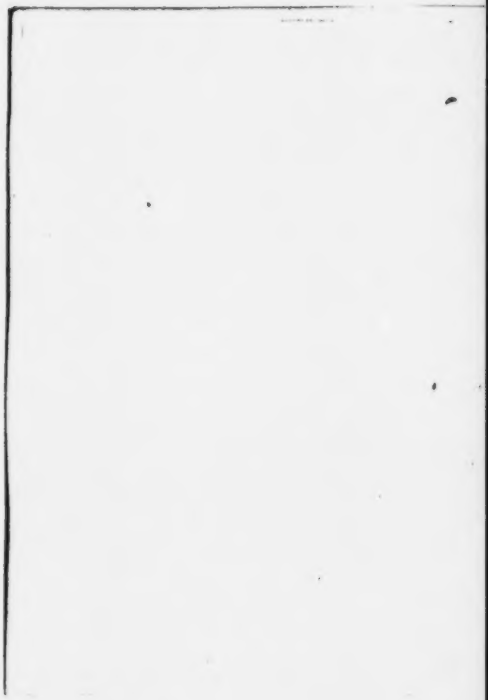

Die nachfolgende Erzählung ward im Winter von 1801 auf 1802 zu Bern niedergeschrieben, wo der Verfaſſer, zurückgezogen von öffentlichen Aemtern, ſeine Mußeſtunden einem nützlichen Zwecke widmen wollte. Durch Umgang hatte er manche jener Heimlich-Kranken kennen gelernt, und ihr inneres Leiden erfahren oder errathen, welche, umſponnen von Zweifeln, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren haben. Er wollte verſuchen, den heiligen Glauben, und den Muth der Tugend wieder in ihnen aufzurichten. Der rührende Traum einer Nacht begeiſterte ihn; es war ein Engel, der an ihm vorüber rauſchte, den er aber vergebens anhalten wollte. Wie unvollkommen die Erzählung war, welche zuerſt im Jahr 1802 (Zürich bei Orell Füßli u. Kompagnie) gedruckt wurde, erlebte ſie doch in den erſten Jahrzehnden vier Auflagen. Dies ließ den Verfaſſer vermuthen, ſich über die Güte ſeiner Abſicht nicht ganz getäuſcht zu haben. Darum gewährte er ihr gern einige nothwendige Verbeſſerungen. Möge ſie noch manches Gemüth im Stillen erquicken und ſtärken.

Erſtes Buch.

1.

Abbé Dillon ſetzte ſich auf ein grünes Raſenſtück am Seeufer, beſchattet vom verworrenen Baumſchlag, über uns hängend an der ſchroffen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur Rechten und Linken!“ sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhen. Roderich setzte sich, und ich folgte. Alle drei waren wir noch in der Stille beschäftigt, den Gedankengang unsers abgebrochenen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des Sees glühte der Abendhimmel über den Gebirgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Schneefläche der Gletscher. In der Ferne sah man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bei Gott!“ rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört doch dazu, unterm Himmel glücklich zu sein! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiliget sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verschweben in einem Seufzer des innern Glücks!“

„Vortrefflich, mein edler Freund!“ sagte ich zu ihm: „Und wenn dies innere Glück zuletzt auch nur ein Räuschchen wäre. Ob uns die Zauberkraft des Weins, oder der Tonkunst, oder des schönen

Farbenſpiels in einer Landſchaft oder Anderes für einen Augenblick in den Rang der Götter ſetze, iſt einerlei."

Der Abbé lächelte. Roderich verfinſterte ſich, und ſprach nach einer Weile: „Und glauben Sie nicht, daß man ſo recht ſelig ſein und dauerhaft ſelig ſein könne?"

„Recht ſelig? o ja!" antwortete ich: „Aber dauerhaft ſelig? — Ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben ſoll, müſſen Sie ſich noch beſtimmt über das erklären, was Sie „Mutter Natur" nennen. Sie, liebſter Roderich, ſind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schulweiſer, der deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zuſammen, während unſere Herzen doch immer harmoniſch ſchlagen. Laſſen Sie mich offenherzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden beleuchteten Seegegend für Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieſer Stimmung? Können Sie ſolche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, ſich willkührlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Auch Empfindungen, auch unſere Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie ſind jung, Sie lieben und werden geliebt. Eine ſchöne Zukunft ſchwimmt vor Ihnen. Ihre Phantaſie treibt magiſches Spiel

— Sie sind glücklich. Aber einige Jahren flattern vorbei; Ihr Blut rinnt träger; ihr Haar wird weiß, und das Paradies, das noch vor Ihnen blühet, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich keinen Tag ähnlich."

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. „Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück?" fragte er.

Ich antwortete: „Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprechen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch Segen seines Fleißes glücklich, der Ruhmbegierige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber Alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird zum unglücklichen."

„Davon rede ich nicht," sagte Roderich: „ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt."

„Es gibt," erwiederte ich, „es gibt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seligkeit nenne, weil in diesem schönem Worte sich

dunkel in meiner Vorſtellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit, verſchwimmen. Dieſer Zuſtand iſt unabhängig von äuſſern Zufällen, erhaben über den Wechſel der zeitlichen Dinge. Die Seele ſelbſt muß ihn bereiten, und er kann unzerſtörbar, ewig ſein. Selbſt die gewaltige Zeit, welche unſern Leib austrocknet und unſer Haar bleicht, und unſere Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden ſteht er ohne Verbindung; nur er ſelbſt vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Iſt's dieſe Seligkeit, dieſe unvertilgbare Zufriedenheit, Roderich, die Sie meinen?"

„Sie iſt's!" rief Roderich.

„Tugend heißt ihr Quell. Nicht Jedermann auf Erden kann glücklich ſein; aber Jedermann auf Erden kann ſich jene Seligkeit bereiten. Denn in der Bruſt aller Sterblichen liegt das Sittengeſetz, und unauslöſchliche Ehrfurcht vor demſelben. Der Menſch, welcher nicht vor ſich ſelbſt erröthen darf in der Erinnerung ſeiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, iſt über das Werk der Umſtände erhaben; er iſt gleich ſelig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unſerer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns ſelbſt. Aber, tugendhaft zu ſein, hängt vom Wil-

len jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schickſal iſt unſer Meiſter in Allem; nur unſerer Tugend kann kein Schickſal gebieten. Nach dieſer Seligkeit ſollen wir ringen, und, Roderich, es iſt ja ſo ſchwer nicht. Handle ſo, daß Du Dich nie ſelbſt verachteſt! — ſieh, dies iſt der Faden, welcher durchs ganze Labyrinth leitet. Seelengüte gibt dem Manne jene Hoheit, jene Selbſtſtändigkeit, welche ihn Gott-ähnlich macht, und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reizlos in den Staub, und der Tod ſelbſt wird durch ihn ſeiner Schrecken entwaffnet. Mit der Tugend im Herzen bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünſche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenſeits des Grabes, aber ich bedarf deſſen nicht zu meiner Seligkeit hienieden. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schickſals Sturm und Sonnenblick, erwartet ſelbſt von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er iſt frei. So iſt Gott frei. Er nimmt, was ihm zufällt; als Geſchenk, als Glück, ohne es als Entſchädigung für die von ihm gemachten Opfer zu begehren. Denn die iſt keine Tugend, welche belohnt ſein will!"

Roderich ſtarrte vor ſich nieder, verſunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillon, welcher bisher immer geſchwiegen, legte ſeinen Arm auf mich, und drückte mich an ſeine Bruſt. „Freund,“ ſagte er, „Dein Tugendhafter iſt mehr, als Menſch. So hat, wie er, noch Keiner auf Erden gewandelt. Ach! wo iſt die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann?“ —

„Ihre Tugend iſt mehr furchtbar, als liebenswürdig!“ tönte Roderich ein: „Wer iſt's, der am Grabe mit Verzichtung auf die Ewigkeit ruhig hinſinkt?“

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einſt in meiner Todesſtunde kühles, unbefangenes Bewußtſein habe — wenn von dieſem Augenblicke bis zum nächſten mein letzter wäre — ſo würde ich ſelbſt der Mann mit der ſchauerlichen Verzichtung ſein, wiewohl ich keiner der tugendhafteſten unter den Menſchen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für ſie iſt mir alſo keine Ewigkeit vonnöthen, — — und für meine Fehler noch weniger.“

Roderich ſah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich,“ ſprach er, „ich mag kaum denken, daß Sie im Ernſt reden. Ihre Tugend iſt eine ſchreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann. Kein Menſch, vom Staube geboren, wird ſie jemals umarmen. Eine Tugend, die ſich ſo

ganz selbst genug ist, daß sie weder einer Ewigkeit, noch eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche, menschliche Herz."

„Sie urtheilen zu strenge!" antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seligkeit gewähren kann, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sage, es sei die Tugend allein, das Bewußtsein, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab schleudern; der Tod kann Vater, Mutter, Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich sein, aber dies alles ist nicht stark genug, meine innere Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben: das alles habe ich nicht verschuldet! Wäre mein Schmerz so groß, daß ich des Gedankens nicht Meister werden mögte: warum meinst du über das Vergängliche? hast du etwas anderes vom Staube erwarten dürfen? — so würde, was meine Seelenstärke nicht vermögte, die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre, und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern meiner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust schau' ich das Schwert

keines Tirannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelaſſen Almoſen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehen, wie zu meinem Bette. — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie, lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seligkeit, als dieſen! Ich weiß nur dies Eine: ſo lange ich tugendhaft bin, ſo lange iſt mein innerer Frieden geſchirmt, und bin ich ſelig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es hängt von mir ab, gut, mithin alſo auch glücklich zu ſein."

Der Abbé ſagte: „Sie haben beinahe Recht! — Die Tugend kann Vieles zu unſerer Zufriedenheit gewähren, aber nicht Alles. Irr' ich mich nicht, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menſchen jeder zu einſeitig? Der eine von ihnen erblickt nur das ümliche Weſen, allen Stürmen, allen ſchmeichelnden Lüftchen des Lebens bloßgegeben: der andere ſieht ihn nur als Geiſt, und nur allein als ſolchen, unabhängig von Fleiſch und Blut? — Ach! meine Lieben, fordern wir an uns, einer falſchen Definition willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergeſſen wir nicht, daß wir nicht Geiſt allein ſind!"

Ich glaubte, den Abbé unterbrechen zu müſſen, und ſagte: „Sie behaupteten alſo, Tugend allein, und das Bewußtſein, recht gethan zu haben, ſei

nicht an und für ſich hinreichend, uns ganz zu beſeligen?"

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu ſein!" erwiederte Dillon: „Sie ſagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückſeligkeit des rechtſchaffenen Mannes ſtören. — O Freund, ich habe doch in meinem langen Lebenslauf ſo manchen edeln Menſchen geſehen, dem ſeine Tugend keinen Troſt gewährte. Nehmen Sie nur einen alltäglichen Fall: Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an Hypochondrie leidet? Der gutmüthige Hypochonder, welcher dem Wohl ſeiner Lebensgenoſſen die ſchwerſten Opfer bringt, wird ängſtlich ſeine eigene Tugend bezweifeln. Er ſieht begangene Fehler vor ſich ſchweben in geſpenſtiſchen Rieſengeſtalten, und von der guten Saat, die er ausſtreute, weiß er nicht, wohin ſie gefallen iſt. — Ueberhaupt, glaube ich, gibt's in der Welt keinen ſo ganz Troſtloſen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der die Bewußtloſigkeit im Schlaf, oder das Nichtſein, dem Wachen und ſogar dem Bewußtſein hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir ſagen: aber er iſt krank! — Wohlan, mein Lieber, er iſt doch ein Menſch ohne Gemüthsſeligkeit bei all ſeiner Tugend. Dieſe reicht alſo nicht allein aus, ihn froh zu machen."

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt ſeines Einwurfs, da ich ſelbſt einen

der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüthes empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht Geist allein; er ist so innig mit dem Sinnlichen verflochten, daß wir kaum zwischen beiden die zarte Grenzlinie denken mögen. Darum ist auch der Tugendhafteste nicht immer von den Erinnerungen seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtsein der Seelengüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beim besten Willen, nicht immer stark genug, unsere Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unserer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegen geworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht ge-

ſtillt. „Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend!“ ſagte er; aber noch hatte er ihn nicht genannt.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte, er ſei von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte ſeinen Arm an einen Felsſtein; ſein Haupt war auf die Bruſt niedergeſunken. Ein wehmüthiger Ernſt durchfloß ſeine Mienen, die ſonſt nur das Eigenthum eines wehmüthigen Lächelns zu ſein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verſtimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig!“ ſagte er, und drückte ihm mit herziger Freundlichkeit die Hand: „Aufgeſchaut, liebſter Dillon, der Abend iſt zu ſchön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weiſe verderben?“

„Es iſt wahr!“ ſagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unſer Geſpräch rührte an die ſchönſten Geheimniſſe und Wünſche des Menſchengeſchlechts. Da klangen tauſend Nebenvorſtellungen und Erinnerungen an mir an, und ich ſah im Geiſte wieder jene heilige Geſtalt, welche mir in den Tagen der Jugend erſchienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den beſſern Pfad gewieſen. — Guter Alamontade! ſtiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht ſo,

ihr Lieben, ihr kennet dieſen theuren Namen ſchon?“

„Er iſt mir ganz fremd!“ ſagte ich: „Doch glaube ich ihn ſchon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben.“

„Alamontade?“ rief Roderich: „Wie? Der Galeerenſklav, von welchem Sie mir die erhabene Stelle vorlaſen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er ſich mit ſeinem Gente zur Galeere brachte. Aus dem Menſchen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie ſcheinen ihn noch von einer andern Seite zu ſchätzen, da Sie ihm das ſchmeichelnde Beiwort geben.“

„Von dieſem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden!“ ſagte der Greis: „Er iſt mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigſte Erſcheinung geweſen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unſägliches Gutes gethan, und — nicht einmal meinen Dank hat er empfangen.“

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen Wimpern ſeines Auges zerſchmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten ſie leiſe Töne. Die Wehmuth des Edeln ſchien von ihm in uns überzugehen. Jeder gab ſich in den Strom durch einander wogender Empfindungen hin; Niemand ſtörte des Andern Betrachtungen.

Ich vergeſſe dieſen ſchönen Augenblick nie. Selbſt die Natur umher ſchien fühlend in unſere Träume einzutreten. Wir ſaßen im Schatten der Felſen; aber vor uns ſchwamm im halbdurchſcheinenden, glänzenden Duft die Gebirgslinie, mit ihrer ſtillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte ſich dunkel unter unſern Füßen aus, zwiſchen dort und hier. So ſcheidet das unergründliche Grab von den Paradieſen des Jenſeits, welche wir zuweilen in Ahnungen ſehen.

Ein ſanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des Sees von drüben her, floß kühlend um unſere Schläfe, und verlor ſich tönend in den Geſträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unſere Hände, zog uns an ſich, und ſprach: „Ihr ſeid jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht iſt es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muße Syſteme zu bauen für die Menſchheit.“

„Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé,“ ſagte ich zu ihm: „und Alles, was ich von Ihnen höre, beſtätigt, daß Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beſchwöre Sie, erklären Sie ſich deutlicher. Sagen Sie mir, was gibt es in der Welt Beſſeres und Beruhigenderes, als die Tu-

gend? Welch ein Troſt im Leiden iſt ſüßer, als der, den unſerer Seele die Unſchuld reicht? Was ſtärkt mehr das Herz gegen eine Welt voll Feinde, als das Gefühl der Rechtſchaffenheit? — Ich kenne keine andere Stütze am Tage des Schmerzes, als dieſe. Die Natur reichte ſie jedem Sterblichen."

„Wohlan, mein Lieber!" ſagte der Abbé: „Der Abend iſt ſchön. Wir mögen ſeiner nicht froher werden, als im traulichen Geſpräch, in welchem ſich die Seelen zu den Heiligthümern der Menſchheit erheben müſſen. Als ich vorhin den Namen Alamontade ausſprach, war ich ſchon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle geweſen ſei, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er von mir ſchied. Die Erinnerungen an ihn ſind mir noch jetzt wohlthätig und wahre Erbauung."

„Erzählen Sie!" rief Roderich: „Ein Mann, ein Galeerenſklav, den Dillon mit ſo vieler Innigkeit ehrt, muß ein auſſerordentlicher Mann ſein."

„Ehe ich die Geſchichte ſelbſt beginne," ſagte der Abbé, „ſei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszuſenden. Ihr müßt erſt meinen Geiſt kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret: ohne jenen würdet ihr dieſe nicht verſtehen. Ihr würdet vor einem ſchönen Leichnam ſtehen, und deſſen Seele vermiſſen, und euch vergebens darnach ſehnen.

„Auch ihr habet schon — und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder Gewalt entgegen wirft — auch ihr habet schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck eures Daseins, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fordere euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen; denn was haben wir Wichtigeres hienieden?

„Der Mensch wird geboren, reift allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daß er lebe. Ohne seinen Willen trat er in das unermeßliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen und Dornen — er lächelt bei jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaß, Gefühllosigkeit, Nichtsein? Seinen Fragen tont keine antwortende Stimme.

„Er tröstete sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorging; aber er blieb nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? fragte er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten

gewinnen könne? Das wäre ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseins und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben Alles dahin, als wäre es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Habe und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkt. Die Welt gleicht da einer Wüste, in welcher Alles sucht und ringt und spart, um sich des Hungertodes zu wehren.

„Oder ward ich hieher gesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel Aller sein. Und doch ist's nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühen sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte und Erwerbung hoher Tugend. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch ein Ziel zu ahnen. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, in steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, wel-

cher, ohne zu wissen, daß er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die meinige verschieden?

„Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsere Bestimmung liegt ausser dem Horizont des irdischen Seins. Wir müssen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn sich nun schon hier fände, daß unsere Tugend selten einen Himmel, unsere Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen einer unwissenden Vorwelt, die für das Gottliche in sich und ausser sich noch keine Sprache hatte; nicht eine Bilderschrift des Geistes, welcher Zusammenhang zwischen sich und dem ewigen All sucht? Wer hat uns die Hölle, wer uns den Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heide? — Oder der, welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte?

„Ich bin für eine andere Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser sein? — Vielleicht, um mich fur jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Saugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andere Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum

ſpricht mich' keine Stimme an aus dem Reiche der Todten?"

Roderich ſtand bei dieſen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angeſicht. „Ach, Abbé!" rief er: „Auch Sie! — alſo auch Sie! Wie ſehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit im Geheimen, und ſchämte mich, Andern mein verborgenes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hätt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt — ach! und mit Schaudern ſeh' ich den Arzt ſeine eigenen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die meinigen!"

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erſchrocken. Ich ergriff ſeine Hand, und ſprach: „Wie, lieber Roderich, iſt Ihnen das ſo fürchterlich, was unſer Dillon geſprochen? Es thut mir leid, daß ich die Rede auf dieſe Dinge gelenkt. Aber ſchon längſt war ich mit allen ſeinen Gedanken vertraut; ſchon längſt hab' ich auf meine ſchönſten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schickſal ergeben. Roderich, auch ich habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entſchluß iſt genommen. Ich will tugendhaft ſein, und mit dieſer Tugend einſt im Arm der Vernichtung erſtarren, ohne Grauen und ohne Klage. Und iſt ein Gott, und gilt in ſeinem Reiche das ſüße Wort Vergeltung, was wir

Menſchen kennen; gilt in ſeinem Reiche das ſüße Wort Vergeltung, und gilt es bei ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht — ſo will ich vergehen, und mit dem Bewußtſein, mit dem lohnenden Stolze vergehen: „Du gabſt mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen, mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit und einer beſſern Welt. Du gewährſt mir dieſe nicht. Es ſei! Keine Klage ſoll über meine Lippe gehen. So bin ich größer, als das weltordnende Schickſal!"

Roderich ſah düſter auf den Boden hinab. Meine Rede ſchien ihm nicht zu gefallen. Er ſchüttelte den Kopf. „Nein, o nein!" rief er mit ſchmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu ſein. Ich bin ein Menſch, und mehr mocht' ich nicht ſein. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Raſenden ſpiele, der Alles draußen ſchöner ſieht, als es iſt. Ich will ja nichts, als daß die Auſſenwelt in Einklang ſei mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Weh mir, wenn ich aus dieſem Irrſal nicht geriſſen werde; wenn ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüſten eines frommen Traums mein Glück geſogen! — Ich wurde meine Täuſchungen nur vergebens ſeg-

uen; würde vergebens alle eure Wahrheiten darum hinbieten. Verlorenes Glück kauft' ich um keinen Preis zurück!"

Die Klage Roderichs rührte mich tief. Ich stand auf, und schloß ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich," sagte ich zu ihm, „warum denn so zaghaft? Auch in dem Schoos der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohsten Menschen, trotz all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heiterer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das Vergnügen überall, und bin ichs nicht, der es gern Andern gibt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen."

„Nein, nein!" rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläset den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten."

3.

Jetzt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte. „Vernehmt auch mich!" sprach er: „Ihr Beide werdet, bei der Verschiedenheit eurer Empfindung-

weise, eurer Phantaſie, eurer Vernunftbildung, ſchwerlich jemals *eines* Sinnes, *eines* Glaubens, *einer* Ueberzeugung werden. Und euer Loos iſt das Loos aller unſerer Brüder. Es thut mir weh um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich ſelbſt ſo krank nicht, als er im erſten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balſam. Daß ihr Beide dahin kamet, über eure Beſtimmung, über euer Weſen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforſchen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwiſchen Täuſchung und Wahrheit Wunden davon, doch iſt der Unterſchied zwiſchen euch ſo groß noch nicht, als ihr glaubet. Die Wunden des Einen bluten noch jetzt; die des Andern ſind zwar verharſcht, aber bei weitem nicht geheilt. Ein Stoß, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr Beide tratet aus den ſchonen Träumen der Kindheit hervor, und ſahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet, wie einen Schatten am Licht wachſender Kenntniſſe verbleichen. Der Eine will ſich nun gewaltſam in die alten, lieblichen Täuſchungen zurückwerfen, und bietet dafür ſeine Gefühle auf und die Magie ſeiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn ſo lange das Licht beſſerer Erkenntniſſe brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der Andere waffnet ſich mit dem Stolze der Vernunft, und will ſich ſelbſt verhärten gegen die

schönsten Wünsche der menschlichen Natur. Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen."

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben; auch den, daß wir endlich selbst vergessen, daß wir elende Wesen sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen?" rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig," seufzte Roderich, „sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall! Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseliger Vernunftlosigkeit dahinschleicht, den fröhlichen Augenblick des Daseins genießt, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen!"

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er entblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken. „Seht her," sprach er, „mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tage, daß der geschäftige Tod an die Thür meines Kämmerleins poche. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleud' ich meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen; denn meine Phantasie erlahmt, und mein

Blut rinnt schon seit Langem kühler. Aber es gibt noch ein Anderes, was uns Muth verleiht, und ich hab's gefunden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo alle meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll auch eure Wunden heilen. Zürnet darum nicht, wenn ich das Pflaster von ihnen reiße, und sie wieder bluten laße. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich. Wir reden ungestört."

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greises, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem ärgsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand!" sprach er: „Aber glaubet nicht, daß ihr die Einzigen seid, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bildung gelangen endlich dahin, wo ihr seid, sobald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift waren. Wenige reden davon, aus Besorgniß, Andere so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschließen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden, sondern lächerlich oder verächtlich zu werden. Ihrer

viele nehmen den verschwiegenen Kummer in das Grab; ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen, und, indem sie lasterhaft werden, um in niedrigen Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Täuschungen und werden die fleißigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleißigsten Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion betrauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, die sie noch besuchen, nur Gewohnheits- oder Ehrenwegen dem Gottesdienste beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, daß die Söhne sich des Gebets schämen; ich höre die Mütter seufzen, daß ihre Töchter erröthen, von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewiß, daß das Lesen neuerer Schriftsteller und die Aufheiterung der Begriffe dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sei die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nie vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit an diesen erhabenen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche, und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig

geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehemals ihre Stütze, liegt gebrochen da. Sich ohne diese Stütze emporzuhalten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in Muthlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöset, und nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorhin erwähnte."

„Ach!" seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Abbé Dillon hatte schon längst unsere Erwartung auf den Punkt hingespannt, und zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster inniger Frommigkeit, und, ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstörbaren Heiterſinns war. Die ganze weite Landschaft verehrte den Greis; aber Niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuforschen, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings

streifte, war genug, ihm den Mann zu verrathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen Wortwechsel drang er in dessen Inneres. Jeder Leidende fand in dem ausserordentlichen Manne, nicht einen Tröster, einen mitleidenden Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eigenen Unglücks wieder. Man ward mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsere eigenen Gedanken und heimlichen Wünsche, bestimmter geordnet und heller aus einander gefalten, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang, und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt die strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Herrgottes, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit der Ober- und Unterwelt. Aber meine Aeltern dachten nicht so. Sie haßten den irdischen Krieg, liebten aber den geistlichen desto mehr gegen die Mächte der Finsterniß. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paares und ergab mich dem geistlichen Stande.

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all' mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch

mit glühender Phantaſie iſt in ſeiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeiz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erſchüttern, träumte nun alle Kirchen der Chriſtenheit mit dem Glanz der Heiligkeit zu füllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einſamkeit und ſtille Pracht des Kloſters, in welchem ich lebte, das Leſen der Kirchengeſchichte, der chriſtlichen Verfolgungen, der Leiden unſerer Heiligen und Märtyrer begeiſterten mich. Ich ſah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott ſelbſt der Hoheprieſter ſei. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, deſſen Schönheit mich entzückte, deſſen ſchüchterne Freundſchaft für mich ein Paradies um meine Einſamkeit zog. Ich brachte dieſe Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So wähnt' ich den erſten Schritt zur Brüderſchaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln ſah, ſchmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meine Eitelkeit. Wie groß, wie geläutert von dem groben Stoff des Irdiſchen, wie heilig erſchien ich mir ſelbſt! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Aelteren hielten mich zurück. Ich wurde Weltprieſter, und erhielt bald eine ſchöne Pfründe durch den Einfluß meiner Verwandten.

„Kaum lebt' ich auſſer den hohen Ringmauern

des Klosters, so verduftete mein Rausch der Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel einer großen Seestadt reizender, als das schwermüthige Einerlei innerhalb den geweihten Mauern. Mein Ehrgeiz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsers und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläuftigen Gefilde der Theologie und Philosophie sein. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden.

„Ich las, und dacht' und schrieb, und ehe ich's selbst gewahr wurde, stand ich mit den Waffen gegen das Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gedacht hatte. Die eingeschlichenen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlorener Sohn. Ich wollte endlich zu meiner eigenen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühen! Diese Trümmer, was waren sie? Graue Vorurtheile aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerrissene Täuschungen, eingesunkene Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden meiner harmlosen Jugend; wühlte umsonst im Schutte meiner Träume,

verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen. Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die, unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter öffnen wollten.

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in einer unendlichen Finsterniß. Ich wollte Gott näher schauen, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehmals ich mit süßem Schauder seine Gegenwart ahnte, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehen, und starrte in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der Vernichtung lag, und Alles-umdunkelnde Vergessenheit.

„Um mich von meiner verzweiflungsvollen Weisheit zu erretten, ward kein Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstößliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meinen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hoffte immer endlich einen Irrthum zu entdecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewißheit stieg, daß ich ewig im Dunkeln bleiben müsse.

„Was iſt die Welt? fragt' ich, und ſtand ſchon wieder an der engen Grenze menſchlichen Wiſſens. Ich ſehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte und Weiche der Dinge, die ich Körper heiße, und damit kenne ich die Dinge nicht, ſondern nur ihre Auſſenſeite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich ſehe Masken, aber nicht die Schauſpieler dahinter; ich ſehe Erſcheinungen, aber nicht ihren Quell. Iſt dieſe Auſſenſeite der Dinge ihnen eigenthümlich? Oder iſt ſie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiß es wieder nicht. Denn die leiſeſte Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entſpringt vor mir eine neue Welt.

„Und dieſe meine Sinne, was ſind ſie? Wie kann ich durch dieſe Häute, Röhren, Faſern und Säfte zur Vorſtellung deſſen kommen, was auſſer mir ſchwebt? Wie können ſie das Sinnliche in Geiſtiges, das Körperliche in Vorſtellung verwandeln? Iſt die Harmonie, welche draußen mich im Weltall anſpricht, Eigenthum deſſen, was hinter den Erſcheinungen ſpielt, die ich Körper nenne, und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterſcheide; oder iſt ſie Wirkung jener Röhren, Faſern und Säfte? Oder Wirkung der Organiſation meines Vorſtellungsvermögens, welches ich bald Geiſt, bald Seele heiße?

„Was iſt meine Seele? — Es geht mir mit mir ſelbſt, wie mit den Erſcheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eigenes Daſein nur in den Erſcheinungen meines Ichs in den Gedanken, in den Vorſtellungen, in den Wünſchen, in den Handlungen aller Art. Was ich nun ſelbſt bin, das dieſes Alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geiſt iſt ein unſichtbarer Quell; ich ſehe Ströme ſeiner Thaten fließen, ohne zu wiſſen, woher. Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Geſtalten aller ſeiner Freunde kennt, nur nicht ſeine eigene, die er nie geſehen.

„Welch' eine Verwirrung? Ich bin, ohne zu wiſſen wer; in Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich *ſo*? Warum nicht *anders*? Wie kam ich als Theil zu dieſem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich ans Bewußtſein? Was ſoll ich auf dieſem räthſelhaften Schauplatz? —

„Fragen und ewige Fragen, denen keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Beſtimmung nicht; nicht, ob ich als eigener Zweck hieher geſtellt wurde, oder als Mittel für fremde, dunkle Abſichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen des Univerſums, und muß nun da ſein, und weiß nicht einmal, ob ich mich aus denſelben losreißen kann mit eigener Macht. Ich kann das Werkzeug zerſtören, dieſen Körper, durch welchen ich handle und Erſcheinun-

gen zeuge; habe aber keine Gewißheit, ob ich damit das Unbekannte zerstört habe, welches die Handlungen wirkte. Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiß nicht den Urstoff, das Wesen, das jene Außenseite zeugte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den Zusammenhang; und ich nenne nun die neue Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe, Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich hab' es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andere Erscheinungen hervorbringen können.

„So steh' ich da, ungewiß, ob ich mich losreißen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müsse. Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiß ichs nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ichs wieder wissen, daß ich da sei? Ich taumle durch unerleuchtbare Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch' ein Land liegt hinter diesen Schranken?

„Daß die Welt so erscheint, wie ich sie wahrnehme, ist also nicht, weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinne so eingerichtet sind, daß ich sie vergestalt mir vorstellen muß. — Muß? Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle

Empfindungen und Vorstellungen genieße. So denk' ich mir Alles auf einander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit iß nichts auser mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir; und doch nicht eine bloße Vorstellung, denn diese könnt' ich ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form, in der ich zwangsweise alle meine Vorstellungen reihen muß. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draußen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Iſt dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beide allein in meinem Gemüth? Iſt ein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches, ohne zu wissen, wie und was und warum es iſt, nur erkennt, daß es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie, muß er denn *geschaffen* sein? Wer iſt denn des Schöpfers Schöpfer? Iſt es nothwendig, daß alle Dinge einen Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursache, nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armseligen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthüm-

lichen Organisation meines Gemüths? Kann es bei den Dingen an sich nicht eine ganz andere Verwandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber der Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör' ich dann auf? — Da stoß' ich wiederum an den Grenzstein meiner Vernunft — ich kann den Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe. — —

„So, ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüsteneі. Ich sah eine Welt voll vergötterter Betrüger und Betrogener; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden glichen fürchterlichen Raſereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Knie' sich beugen vor Altären für ein unbekanntes Wesen, dessen Dasein die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen.

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum

lächelten und starben, sie waren so glücklich! Wie gern gäb' ich alle meine Weisheit hin, rief ich oft, für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölbe über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahnung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlingsmorgen den Himmel anzündete und die Gebirge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Knice in der Freude einsanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammen fielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten — ach! dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut' ich noch Blumen auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzens, welche auf den geliebten Todten fiel, war zugleich die erste Thräne der Hoffnung und Sehnsucht, bald ihm wieder ver-

eint zu ſein da wo kein Seufzer mehr die müde Bruſt bewegt, und Seligkeit iſt ohne Aufhören.

„Ihr ſehet, meine Lieben“, fuhr Dillon fort, „ich war ſehr unglücklich. Aber ich ſuchte mich zu erheben, und ein Schickſal männliches Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wiſſen, ob ein Gott herrſche, und Unſterblichkeit mein Loos ſei, ehrte ich die Geſetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Troſt. In dieſer Gemüthsſtimmung war es, daß ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurückgab.“

5.

„Eines Tages“, ſo erzählte unſer Abbé, „empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bagno zu begeben, um dort einen alten Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten. Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben, ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angeſtellten Geiſtlichen. Dieſe fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher ſich durchaus nicht bekehren laſſen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, ſchien den Sklaven zu ſchätzen, und da er mich perſönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des verſtockten Sünders

zu ſorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Abtrünnigen in den Schoos der Kirche zurückzuführen, gab ich den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem man allgemein behauptete, der Ketzer ſei vollkommen vom Teufel beſeſſen; ſei ärger als Calvin, und bringe die geſchickteſten Heidenbekehrer aus dem Text.

„Ich ging. — Sonderbar genug, dacht' ich unterwegs bei mir ſelbſt, und konnte mich des Lachens nicht erwehren: ein Freigeiſt ſoll hier den Andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich beſſer gekannt, er würde mich nicht ſo beſtürmt haben. Aber ſo treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär es der Weiſeſte und Tugendhafteſte, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehen.

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da ſaß er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Geſicht gegen das offene Fenſter gekehrt, im vollen Sonnenſchein, als wollte er ſich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Ausſicht ins Freie genieſſen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergeſſe dieſes blaſſe Heiligen-Geſicht, ſo lange ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düſtere, fiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die ſchamloſe

Frechheit des verhärteten Laſters, oder die dumpfe Reue und Niedergeſchlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebeſſerten Bosheit; nein, es war die ſtille Unbefangenheit einer reinen Seele, die Güte der Unſchuld, welche aus den großen ſchönen Augen ſprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauhheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krankheit, hatte, ſo ſehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeſchornen Hauptes erblickte man noch einige dünne, graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Anſehen gaben. Genug, ich war bei dieſem Anblick ſonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet.

„Ich näherte mich ihm. — Verzeihen Sie,“ ſprach er, „ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie ſehen meine Füße da auf dem Strohkiſſen hingeſtreckt. Sie ſind ſchon bis zum Knie angeſchwollen.“ — Ich trat vor ihn hin, und fragte nach ſeinem Namen. Er nannte ſich Alamontade, gab mir ſeinen Geburtsort an, und zugleich, daß er, in der Blüthe ſeiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überſtanden habe. Er war nun faſt ſeit neunundzwanzig Jahren Galeeren-Sklave geweſen.

„„Wohl dir,“ sagt' ich zu ihm, „so wirst du bald erlöset sein — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können.“

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehen!“ sagte er mit einer bebenden Stimme: „Ich habe keine Heimath in der Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er nun schon gezögert hat.“

„So ungefähr redete der Sklave. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme, mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt Verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sei, daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verworfenen Gesellschaft, worin er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müsse.

„„Glaubst du also,“ nahm ich wieder das Wort, „glaubst du also, Alamontade, daß du deine Freisprechung nicht erleben werdest?“

„„Ich hoff es wenigstens,“ gab er zur Ant-

wort, „daß der Tod mich eher von der Bürde meiner Tage, als das Geſetz von den Feſſeln, erlöſen werde.“

„„Und kannſt du wirklich mit ſo großer Ruhe an den Tod denken? Haſt du deine Strafzeit auch alſo angewandt, daß du hoffen darfſt, vollkommen mit dem Richter der Todten und Lebendigen ausgeſöhnt zu ſein? Sieh, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin hat viele Gnade für dich. Er glaubt ſelbſt, du werdeſt nur noch wenige Tage zählen — — — ich komme wirklich, bewogen durch ſein Verlangen, zu dir, um — —“

„Alamontade unterbrach mich. „Die Gnade unſers Herrn Kapitäns rührt mich tief; auch Ihre Menſchenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigſt, meinen Herrn zu erſuchen, keinen Geiſtlichen weiter zu ſenden, ſondern meinen letzten Stunden den Troſt der Einſamkeit zu laſſen. Soll und muß ich denn auch dieſes Troſtes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, ſo erklär' ich nochmals, daß ich ſchon ſeit dreiundzwanzig fürchterlichen Jahren auf die ſchöne Minute meines Sterbens vorbereitet bin; daß ich ohne Kummer ſterbe; daß ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden, ſo ſteh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oehlung gereicht werden mögen.“

„Er sagte dies mit so herzlichbittender Stimme, daß ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern ließ ich dabei den Gedanken ganz unwillkührlich fallen: es sei eine Pflicht, das Begehren der Sterbenden zu ehren; und wenn er ein Gotteslängner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen.

„Sie sind ein Geistlicher?" sagte er: „Ihre Worte haben mir wohlgethan, mehr denn alle Ermahnung Ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung und Erbarmen und Einsicht, kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm sein."

„Ich gab ihm zu verstehen, daß ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche; und daß es keines Dankes werth sei, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seien. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „Mein Herr, Sie sind ein ausserordentlicher Mann!"

„„Ausserordentlich?" sagt' ich: „Ich finde

nichts Auſſerordentliches in Erfüllung der erſten Pflichten jedes Menſchen."

„„Eben darin liegt das Auſſerordentliche!" rief er.

„Ich verlangte von ihm, ſich näher zu erklären. Er ſchien Anſtand zu nehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich verſicherte ihn, daß es mir ſehr lieb ſein werde. Darauf ſprach er: „Mein Herr, wenn der gewöhnliche Menſch ſeine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Menſch, den Stand und Würde über ſeine Mitbrüder erheben, und ſein Herz verhärten, und ſein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menſchlichen Natur getreu bleibt. Darum ſoll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Prieſtern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen."

„Einem alten Galeerenſklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müſſen. Aber doch wurde der Menſch mir durch dies und Alles, was er ſprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, ſein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in ſeiner Jugend den Wiſſenſchaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank gefahrt ſei. Er hatte ſein Verbre-

chen, welches es auch immer sein möge, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugier mich brannte, glaubt' ich doch des Unglücklichen schonen zu müssen mit der Erinnerung seiner Vergehungen, in den letzten Augenblicken eines trauervollen Daseins.

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu sein. Er bat demuthvoll um Wiederholung meiner Besuche. „Ich bin dieser Gnade nicht würdig," sagte er, „aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter, und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich noch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter tausend Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb."

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Angelegenheiten der Menschheit. — O! ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals

den göttlichen Sklaven, ohne gebesserter zu sein; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich mir die Gespräche wieder auf, die wir gepflogen hatten. — Kommet, ich theile euch Alamontade's Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich in mir zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sei es zu euch gesprochen." —

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir gingen schweigend am Ufer des Sees hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nicht zu vergehen in der Qual ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hingen uns fest an Dillons erhabenen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater sich schmiegen.

Als wir auf des Abbé Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns und Dillon las:

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte,

weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über Religion.

„Wie," sagte ich, „du hast doch also eine Religion, Alamontade?" Glauben Sie, antwortete er, daß ein Mensch ohne Religion sei? Nur die Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche sein.

„Und welche ist die deinige? Denn man hält dich für einen Gottesläugner."

Ich bin ein Verstoßener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum mag' ich's nicht mehr, den Mund zu öffnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre Niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer mögte sie auch theilen mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen.

Er versank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? wie soll ich sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer selber in meinem Innersten offenbarte. Die Vorurtheile des großen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütter-

lichen Wahrheiten der Natur erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieſes leitete mich aus dem Schoos der Kirche in den Arm Gottes.

„Und du fandeſt dich unter allen Schickſalen bei deiner Religion beruhigt?“

Ach! mein Herr, beruhigt? Ja wohl, aber darum litt' ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehen. Aber ſo umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und ſtände uns der Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus.

„Ich wünſche dir Glück, daß dein Glaube dir wenigſtens ſo viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag iſt, deine religiöſen Ueberzeugungen anzutaſten, wünſch' ich ſie kennen zu lernen, um ſie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre.“

Meine Religion, mein Herr, kennt ein Jeder. Sie finden ſie in allen Weltgegenden wieder. Alle Völker haben ſie; nur mit mancherlei Schmuck und Zuſatz, deſſen ſie für mich nicht bedarf. Mir iſt's leichter, als Allen, ſie ſo zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menſchheit. Darum hab' ich nicht mehr die Religion eines Volkes, ſondern die Religion der Menſchheit, und Niemand verfolgt mich darum.

Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz. — Aber sei's doch; wohl denen, die da für ihren Glauben siegten; wohl denen, die für ihn starben. Beide waren in ihm selig.

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zweifelst; wenn du also überzeugt bist, daß die Religion Anderer nur Wahn und Irrthum sei, wie magst du sie doch selig preisen?"

Weil sie es waren. Ach! wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrauen und Liebe gewonnen — dennoch hätte ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesammt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt allezeit in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen stehen umher, sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur, und zeugt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Ewigkeit — doch ist ihr Vertrauen zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen der Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk hat seinen Gottgesandten und Prophe-

ten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millionen; sie verstehen das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes zum Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen, die Gottgesandten.

„Kann aber," sagte ich, „kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt?"

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod genießen sollen im Schweiße unsers Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webestuhl, in der Scheune und am Schiffsruder, im Dienst irdischer Bedürfnisse. Nur Wenigen ward gegönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihen. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Ergebnisse der Weltweisheit und Naturkunde, die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Erkenntniß, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist — aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus ersten Quellen unmittelbar schöpfen,

sondern sie im Vertrauen auf des Lehrers Weisheit empfahen. — Und so wie dann, so steht es jetzt. Das Volk hängt mit Glauben an dem, der ihm ein Geweiheter höherer Erkenntniß ist; mit dem Glauben, welchen das Kind zu seinen Aeltern, der Kranke zu seinem Arzt bringt. Graue Vorurtheile werden untergehen, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir noch heut leben — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie ganz hervorschreiten können.

„Ich zweifle," sprach ich, „ob die Menschheit, indem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht, des Zartgefühls sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte."

Warum nicht? O! wahrlich, mein Herr, unter einem veredelten Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Können Sie nicht glauben, daß mit der Kultur der Völker die öffentliche Glückseligkeit steigt, und das Elend sinkt — so vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unserer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehen: theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglaubens, die Ungezähmtheit

brünstiger Leidenschaften, die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens — — — vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unserer Zeitrechnung! — Die Entwickelung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergrößert den Genuß des Lebens, und die Freuden der Sterblichen; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauernden Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft vermindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Größe und Kraft, mit welcher sie sich selbst über die unabänderlichen Uebel emporhebt.

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort, nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Launen der Philosophen, welche in der Kultur der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt, oder einer bessern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die niemand erlebt hat und niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu sein, es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergan-

genheit und der Zukunft reizender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen, indem wir ihn kaum dachten, und ein anderer schwebt schon vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsere Empfindungen sind in diesen Atomen der Zeit zertheilt. Erst in der Uebersicht einer ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Augenblicken der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehen; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Seligkeit des kindlichen Lebens; aber wenn ein Gott uns die Wahl frei gäbe, wer würde dahin sich zurückstellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Kultur der Nationen anklagen, — bauet ihnen doch Hütten unter den Grönländern oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren, oder den Algierern und Marokkanern — und erwartet, ob sie ihr Loos rühmen? —

So redete Alamontade. Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Einwürfe galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Hei-

terkeit überstrahlte sein Antlitz; er lächelte mich an; nie hatte ich ihn lächelnd gesehen.

„Du scheinst dich heute wohl zu befinden?“ sagte ich zu ihm. — O sehr wohl! Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften; und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch länger nicht dem Feind widerstehen, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße. —

„Stirbst du denn so gern, Alamontade?“

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? sprach er: Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von den müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heimath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird mitleidig über seinem Leichnam in Thränen sich auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade?“

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen sein werde; wo ich wieder, in der großen Familie

des Allvaters, als Kind auftrete, und allen gleichgeschaffenen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiet des Ewigen; aber hier ward ich hinausgeschleudert ins Elend, und keiner kannte mich, keine Seele grüßte mich, als Bruderseele. —

„Weißt du es denn, Alamontade, weißt du es gewiß, daß nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens dich erwarten? Magst du mit unerschütterter Ueberzeugung dein Auge schließen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, daß keine geoffenbarte Religion dich erquicke. Wie magst du, ohne höhere Offenbarung, dein Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen."

Wahrlich, antwortete Alamontade, diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst sehe da, wo diejenigen standen, welche dem schwachen kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung geben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im heimathlichen Weltall heimathlich zu fühlen. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand; ihm bleibt die Straße dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen leuchten.

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung?" fragte ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen eben-

mäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß! erwiederte Alamontade: Wer mit den Händen wandern, mit den Füßen handeln will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen will; oder wer die Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer da das Gewesene läugnet, was seinem Gedächtniß entronnen ist, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Dasein so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Dasein unsers Ichs. — Stark ist der Mensch, und groß und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung, die irre Anwendung seiner Kraft macht ihn gebrechlich. Er will mit den Augen zuweilen hören, mit den Ohren sehen. Das kann er nicht. Dann meint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall Wahrheit, und ist er doch selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all' meinen Frieden zerstörte.

An Allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd, also auch daran, daß Sie zweifeln? Sie finden

nirgends in der Welt Gewißheit; also auch darin nicht, daß Sie es sind, der keine Gewißheit findet? —

„Nein!“ rief ich: „Daß ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; daß ohne mich noch andere Dinge sind, ist auch gewiß. Aber was diese sind, warum ich bin? — Das weiß ich nicht.“

Woher wissen Sie, daß Sie sind? Wer hat es Ihnen geoffenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schließ' ich, daß etwas empfindet und denkt, und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkühr meiner Vorstellungen; ich habe demnach keinen Grund, am Vorhandensein anderer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Sinne nicht mit der Aussenwelt. Ich finde, je länger ich die Natur studiere, daß die von den Aussendingen in mir erzeugten Wirkungen mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schliessen, sondern daß die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sei.“

Ach! mein Herr, sagte Alamontade, wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse zu thun wäre: die Kenntniß der ihn

umgebenden Dinge würde ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseins versüßen. Ich gestehe mit Ihnen, daß mir die Ursachen der Dinge, die ich Welt nenne, in geheimnißvoller Finsterniß wohnen; daß ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die Alles nach den Gesetzen meines Gemüths gestaltet. Aber auch in dieser muß ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwei Theile zerfallen; eine Welt voller Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ist's, die ich allein erkenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen; zu diesen gehört mein Ich, oder wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Außenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabene Künstler. —

„Du sprichst," sagte ich, „du sprichst von Ursachen und Wirkungen; aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sei? Wer bürgt dafür, daß nicht Alles anders sei, als du dir es

vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Ergebniß der innern Einrichtung des Rosenstockes ist."

Darauf — erwiederte mein Philosoph — läßt sich nur eins antworten: entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen auch etwas Vernunftwidriges, als gleichgeltend, an die Seite setzen: und dann hört alles Forschen auf, und der Wahnsinn nimmt dessen Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich also Mensch, das heißt, vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie habe, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahnung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist.

Genug, ich weiß, daß ich bin, wiewohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln mögte; ich weiß, daß andere von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genuß des Daseins mit Millionen anderer We-

sen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffene Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben, allerlei zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Doch ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu jenen Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie in sich selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müssen sie in sich ein Geheimniß bleiben?" fragte ich.

Auf dieses Warum antwortete er: Die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Ich könnte wohl antworten: Gleichwie die ganze Natur um uns her lebet und wirket, und dabei keine Anschauung von ihrem eigenen Innern hat; oder gleichwie der einzelne Gedanke aus dem menschlichen Geiste hervorgeht, ohne daß der Gedanke sich in seiner eigenen Wesenheit erkennen kann, weil er nicht Quell seiner selbst, sondern ein Ausfluß oder gleichsam ein Theil unsers Ichs ist: so hat auch der Geist zwar Bewußtsein, aber ebenfalls keine Anschauung und Erkenntniß von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Natur, weil auch er nicht unabhängiger Quell seines Vorhandenseins, sondern Theil oder Ausfluß eines höhern Wesens, ein Gedanke ist aus diesem Höhern, welchen die menschlichen Zungen Urgrund alles

Seins, oder Gott heißen. Ich könnte sagen: Das unendliche All der Geister, Wesen, Kräfte, Dinge ist nur ein Einziges, ein ungetrenntes Ganzes, das zwar den Sinnen, oder dem menschlichen Vorstellungsvermögen theilbar vorkömmt, aber es in sich selbst nicht ist. Dies Einzige, dies All, ausser welchem nichts mehr möglich gedacht werden kann, weil es selbst Alles ist, hat, weil es Alles ist, allein im höchsten Bewußtsein die Anschauung seiner selbst. Wir andern Geister, Wesen, Kräfte und Dinge sind Gottesausflüsse, in Gott hangende Ideen, ohne Anschauung unserer innern Wesenheit, weil wir sonst das Wesen Gottes durchschauen und erkennen müßten, der unser Urwesen ist. Ich könnte Ihnen mehr sagen. Aber würden Sie mich verstehen? Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig aus dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche anzuerkennen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns mit dem zu begnügen, was wir haben.

Und das, was wir haben im Reiche des Wis-

sens, ist genug zu unserer Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die Natur bleibt, nur die Formen, die Farben, die Zusammensetzungen der Dinge ändern; aber was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen; aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andere Erscheinungen zeugen sich jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinne einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehen. —

Weiter dring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Grenzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," sagte ich zu Alamontade, „deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige, leider, fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der

menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreit. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müssen wir unsere Gemütskräfte gebrauchen, wie wir sie haben, oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das Letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern, daß sie Farben hören, von den Augen, daß sie Töne behorchen sollen. Es geschieht, wenn wir unsere Freiheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehen, und dennoch in der Welt voller Täuschungen, eben durch die Täuschungen weiser werden. So ist der Philosoph (wenn ich den einen Liebhaber der Weisheit nennen darf, der sich in ewigen Widersprüchen gegen Gesetze seines Innern gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch einzig seine Thorheit befehden.

„Wie aber erklärst du dies," fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden, zu zwei-

seln, je mehr sich ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man sollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich einmal zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsere heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsere Sehnsucht zielt?"

Alamontade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden", rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten All; aus ihm, aus Gott verliert sich nichts. Mein Sein ist mit dem Sein des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich; ihr Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht jedem Herzen Ahnung zu; und jeder Vernunft ist's gegeben, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott! Und der Gedanke an Gott ist die dunkle Anschauung unsers eigenen geheimnißvollen Wesens; und die

Selbstachtung des tugendhaften Geistes für sich, ist eine Verehrung des Urgrundes von Allem, was ist."

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit nur allein glaubt alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrauens voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen: unter andern Verhältnissen könnte es doch auch alles anders sein! — Darum rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug die ersten Atheisten der Christenheit. — Zwischen der Nacht und dem Tage ruht Dämmerung; zwischen Irrthum und Weisheit das quälende Halbdunkel des Zweifels.

„Aber warum verschmachtet so Mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?" fragte ich dazwischen.

Vielleicht fehlts Manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in gerader Bahn; ein Anderer, der die Träume seiner

Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt im Alter zurück, von wannen er kam. Ich kannte in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten.

Noch Andere suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehen sie sich in ihrem Zweifelskreis herum. Sie wollen Ueberzeugung vom Dasein Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an, der Kräfte, von denen wir nur die Wirkung, nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren, was Gott an sich, und was die Seele an sich sei, während sie ihrer Natur nach doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach fruchtlosem Bemühen stehen sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und verzweifeln, aus dem Labyrinth zu entkommen.

Wieder Andere wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären sich, wie unter gewissen Verhaltnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandene auf einander wirkt, sich an einander zieht, sich scheidet und mechanisch oder chemisch neue Dinge erzeugt. Daß der Mensch denkt,

erkennt, und will und handelt, daß er die Umlaufsbahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie ebenfalls für Erfolg seiner Einrichtung, wie Frucht und Blüthe Folgen der Einrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns darüber gelehrt? Sie erklärten aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte, so wir wissen mögten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben Räthsel. Oder sie wollen aus Erscheinungen ein Etwas und dessen Schicksal erklären, was selbst nicht Erscheinung oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft; ich meine den menschlichen Geist. Sie machen endlich den Leib zum Vater des Geistes, das für den Sinn Zusammengesetzte zum Ursprung des Einfachen, das Veränderliche zur Grundlage des Unveränderlichen, das, was sich seiner unbewußt ist, zum Urheber des Sich-Bewußten; kurz, den Menschen zum Urwerk, zum Automat, und predigen des Ruhms willen eine Lehre, an die sie selbst nicht im Ernst glauben mögten.

Aber bei den Meisten entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der falschen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen

Gegenstandes. Sie wollen mit der Phantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie auch mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Sie sind der Einbildungskraft zu wenig Meister. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese für jene, und verzagt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt der Vernunft tritt, beide liebt, und beide wirken läßt, und wo dann die ersten Werke unserer Selbstthätigkeit seltsame, wenn zuweilen schöne Mißgestalten werden.

„Das gilt nun auch für euch Beide!“ sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach: „Der alte Sklav hat in vielen Dingen Recht. Man muß aber seine Worte zwei- und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen.“

„Mich gelüstet's am meisten,“ sagte ich, „des Mannes eigene Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen oder befestigen werden.“

„Es sei!“ antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontade's von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen.“

Dillon überschlug einige Hefte, zog eins der letztern hervor, und las:

9.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden?“ fragt' ich ihn eines Tages.

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth meines Lebens und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten: den Weg der bloßen Erfahrung und den Weg der selbstthätigen Vernunft.

Der Pfad der Erfahrung schien mir lange der sichere. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände ausser dem Horizont irdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie, bei gegenwärtigen Verhältnissen und mit dermaligen Werkzeugen meines Gemüths, die ausserſinnlichen Ur-

sachen der Dinge oder Erscheinungen erkennen möge, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben wurden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sei, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen.

So blieb mir noch allein der Vernunftweg. Ich empfand lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, auf die Gesetze der Vernunft zurücksehen mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehen zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eigenen Erfahrungen, und Vergleichung derselben unter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu unterscheiden, daß es eben so bald anfing, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe auch beim abgestorbenen Greise, dessen Einbildungsvermögen versiegt, dessen Gedächtniß verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich bei Lähmung seiner Sinnwerkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen

kindisch wurde, nicht mehr im Stande sein möchte, die ihn umringenden Dinge richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden.

Denke ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich Alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch' ichs, mich ihrem Gebot zu entziehen, so stürzt Alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter zerreissenden Widersprüchen hin; ich rase.

Die Einrichtung meines Ichs zwingt mich, Alles als Ursache oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursache meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Dasein der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen, zusammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er gibt ihnen Ewigkeit, wie Andere sie ihrem Gott zuschreiben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Dasein Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unserer Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat

eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für sich bewußte, nach ihren Gesetzen wirkende Wesen. Die Natur, sagt er, von Ewigkeit so, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtsein des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt, aber Wesen gebiert, welche werth wären, Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben und die Schöpfungen und Verwandlungen der Natur (oder des sich selbst nicht wahrnehmenden Gottes) wahrnehmen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen.

Zwingt mich die Vernunft, ein letztes Urwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommener zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese berechneten Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind ein so erhabener Gedanke, wie keiner von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahne aus diesem Gedanken eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der

Selbstthätigkeit und des Bewußtseins. Und so tief die Werke menschlicher Kunst unter der Organisation des Universums liegen, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens.

Ja, mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseins. Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseins und seiner erhabenen Eigenschaften, auf einer hohen Stufe in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist, daß er durch Organisation seiner Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Er schaut in Gott sich selbst, und hinwieder in seinem Innern den Glanz des heiligen Urwesens. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zweifel anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sei kein Gott — der Schrei der ganzen Natur wiederhallt ewig in seiner Brust.

Gott ist. Ich kann mich verstricken, mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien. Alle Nationen, alle Weltalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Zur

verſchieden mußte ſich der menſchliche Geiſt die Größe Gottes denken, weil die Stufen ſeiner Bildung verſchieden waren. Der Japaneſe und der Chriſt, der Jude und Sineſe, der Muſelmann und Neger — Alle beugen ſich anbetend vor dem, deſſen Bild in dem hellern oder trübern Spiegel ihrer Vernunft klarer oder verworrener ſchwebt.

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Sein des unendlichen Urgeiſtes? So wollet ihr, ich ſoll ſelbſt am Daſein aller Dinge, an der Herrlichkeit, Weisheit und Heiligkeit im Univerſum zweifeln, oder lieber glauben, das, was uns Gehör, Auge und Verſtand gegeben, könne ſelbſt nicht hören, ſehen und verſtehen. — Soll ich zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunftgrundſätze? So wollet ihr, ich ſolle den Widerſpruch vorziehen der Uebereinſtimmung meines Wiſſens, ich ſolle den Wahnſinn vorziehen der Wahrheit, meine eigenen Zweifel bezweifelnd, von Unſinn zu Unſinn taumeln. Merkwürdig iſts, daß alle Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie Andere; nur im Studierzimmer wurden ſie irre. Ihre beſten Werke ſind Meiſterſtücke ſcharfſinnigen Wahnſinns.

Alles, was man bei dem Anblicke des wundervollen Weltalls und der zartberechneten Verkettung der Dinge ſagen mag, iſt: Ich begreif' es nicht! — Armer Menſch, wie willſt du es auch?

Wenn du in deinen Schachten tausend Klafter tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirdische Natur belauschen möchtest, wo sie in ihren dunkeln Felsenkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Feuerspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja noch kaum die dünne Haut des ungeheuern Erdballs geritzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewaffnet, das weite Reich des Himmels durchstreift und die Weltkörper misst, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen; wenn du in ungeheuern Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Dasein sonst kein Sterblicher ahnete, und für deren Entfernung jeder irdische Maasstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Grösse des Wassertropfens, in welchem du lebst, und weissagest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigener unermesslich scheint. Du weisst nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, worin dein kleines Weltall bedeutungslos hinrinnt, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschliessen.

Und doch philosophirt das trotzige, stolze Würmchen in seinem Trotzen über das Unendliche, und läugnet, was es nicht begreift.

Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, vor deren Grösse jedes Maas

aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert, er, dessen Schleier der Himmel und das fliegende Weltenheer darin, das Sonnenstäubchen und der Sonnenstrahl ist.

10.

„Ich trat", fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und sprach: Du hast Recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist höchstens ein: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich kein anschaulicher Beweis, weder dagegen noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz hinwegläugnen wollen — ist die überspannteste Anmaßung eines Träumers, dem mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen durch die Gesetze seines Wesens, muß

ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Dieser Glaube ist mit der Vernunft so innig und eins, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerlehrer und kein Volk auf Erden sprach jemals: „Ich weiß Gott!“ sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!“

Und dieses Glauben, fuhr Akamonkede fort, ist aber mehr, als ein gewöhnliches Fürwahrhalten der Sache aus allerlei Gründen; ja, ist weit mehr, als ein Wissen, zu dem wir vermittelst Vergleichungen, Schlüssen und äußerer Wahrnehmungen gelangen. Es ist ein naturnothwendiges Müssen der Vernunft, ein Eins- und Dasselbe-Sein mit ihr, die unwandelbare Grundlage aller höhern Erkenntniß, ohne welche keine Einheit und Enträthselung alles Erkannten möglich sein würde. Gleichwie der Sterbliche erst durch Wahrnehmungen und Schlüsse zur Deutlichkeit seines eigenen Bewußtseins und zur Ueberzeugung gebracht wird, daß er wirklich da sei und lebe: so gelangt er auch durch Wahrnehmungen und Schlüsse erst zur Deutlichkeit des Gott-Bewußtseins. Aber er hat das Leben gehabt, eh' er Schlüsse bilden konnte, und die Gott-Idee war sein, eh' sie ihm durch das Leben und Denken hell ward. Sie finden wir bei den Völkern aller Zonen, und

früher bei denſelben, denn alle Wiſſenſchaft oder Kunſt des Lebens. Sie iſt nichts Erfundenes, nichts Ueberliefertes, ſondern, — wie ſoll ich's Ihnen in der harten, ungelenken, armen Menſchenſprache nennen? — ſie iſt Gottes Sichſelbſtoffenbarung in uns; ſie iſt das Sichſelbſtſchauen des Geiſtes im göttlichen All; das Sichbewußtſein unſers Ichs, aus Gott, in und mit Gott zu ſein.

Bei dieſen Worten Alamontade's mußt' ich ihn unterbrechen, ſagte der Abbé, denn ſie überraſchten mich. Es ward mir hell, wie alle menſchliche Weſen eine Gottheit nennen und kennen, von der ſie ohne Anſchauung ſind. „Du ſprichſt, rief ich, „von einem Sichoffenbaren Gottes in uns. Aber-lieber Freund, glaubſt du nicht auch, daß wenn ſich die Gottheit noch auf eine andere, unwiderſprechliche Weiſe kund gethan hätte, alſo, daß jedes Kind den Beweis von ihrem Daſein führen konnte, glaubſt du nicht, jeder Schatten eines Zweifels wäre längſt verſchwunden?"

Alamontade lächelte und ſagte: Haben Sie, Herr Abbé, für das Daſein Ihres eigenen Geiſtes, der ſich nie in ſeiner Weſenheit erblickt hat, von dem Ihnen alle Anſchauung mangelt, einen andern Beweis, als das Sichſelbſtbewußtſein? Können Sie denn wohl von dem, was höher, als das Sinnliche ſteht, ſinnliche Anſchauung

haben? Alles was Sie durch die Sinne von sich wahrnähmen, wäre ja nichts Geistiges mehr, sondern Sinnliches. Es ist wahr, Sie erkennen das Dasein Ihres Geistes auch durch sein Einwirken auf die Erscheinungen der Welt. Ist denn die Welt nicht auch ebenfalls eine Wirkung von Seiten eines andern geistigen Wesens? Oder halten Sie sich selbst für die Ursach der Welt? Das Geistige kann sich nur dem Geiste, und nur auf dem Geisterwege ankünden. Eine andere Selbstoffenbarung Gottes, des heiligen, unendlichen Geistervaters, ist nicht möglich, als allein im Geist. Auf irdischem Wege erblicken wir blos Irdisches, blos das Bewirkte, nicht dessen Ursach. Oder mögten Sie vielleicht einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der das Dasein derselben predigen und mit Wundermerken bestätigen würde? Das können Sie nicht wollen! Auch kam noch nie einer der Propheten, um das Dasein Gottes zu beweisen, sondern die Vorstellungen der kindlichen Sterblichen von Gott zu läutern. Auch Jesus Christus trat in die Welt, nicht uns erst das Dasein Gottes zu lehren, sondern ihn uns als unsern Vater zu offenbaren, als den Geist, den wir im Geiste anbeten sollen.

Eine Offenbarung geistiger Dinge durch die Sinne ist, sagt' ich, unmöglich. Wenn auch die Todten heute ihre Gewölbe sprengten, und

Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Auferstehung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unserer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehen. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eigenen Schoos, nicht in ihr fremden Dingen. Wenn ich dir erweisen wollte, der Zirkel, indem er rund ist, sei zugleich ein Viereck, und zwei Mal zwei seien sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln liesse, so würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt sein, sondern sprechen: es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, daß wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen.

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heißt, ihm mittheilen: Gott ist! — so konnte es nicht durch Wirkung auf die Sinne, es mußte auf den Geist geschehen. Diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern zu allen Zeiten, dauern; nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf alle Menschen ohne Ausnahme erstrecken. Freund,

dieſe Offenbarung, dieſe einzig mögliche, nun haben wir. Gottes ewige Herrlichkeit leuchtet durch das Weſen unſers Geiſtes hindurch, weil wir göttlichen Abſtammens ſind; und mit dem Bewußtſein unſers irdiſchen Lebens wird das Bewußtſein eines höhern Lebens unwillkührlich hell. Wir wiſſen nicht, von wannen das Licht in uns iſt; denn von der Außenwelt iſt es nicht gekommen, ſondern es iſt in uns aufgegangen, aus einem unerforſchbaren Etwas, das Allem, was iſt, zum Grunde liegt. Gott iſt, weil ich bin, ich, weil Gott. Das iſt kein Vermuthen, kein Wünſchen, kein Glauben, nein, es iſt ein unabänderliches Sein, und iſt, weil es iſt und durch das bloße Daſeyn den Beweis des Daſeins gibt. Es liegt tiefer, als alle Formen der Vorſtellung und des Denkens, ſo tief, als das Bewußtſein unſerer in uns. Es iſt nicht an ſich nur Vorſtellung, ſondern Zuſtand. Daher ſind dabei die Maasſtabe der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit unanwendbar. Es iſt ein Gott! Das iſt in allen Geiſtern. Spricht dieſes große geoffenbarte Wort nicht die älteſte Urkunde der Menſchheit, und das jüngſte Volk des Erdballs, welches von jener Urkunde nicht einmal weiß?" —

Dillons Rede erſchütterte auch mich mit ſonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten beide zu-

gleich die Arme aus, umarmten den Greis, küßten seine Wangen, und riefen: „Es iſt ein Gott!“

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offenen Fenſter kühlend her um unſere glühenden Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaftes Weben, und eine Million ferner Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

11.

Nach einer kleinen Weile nahm der Abbé Pillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und ſo, rief Alamontade, iſt's genug! Was will ich denn weiter? Es iſt ein Gott, die höchſte Güte, die höchſte Macht — es iſt kein willenloſes, todtes, mechaniſches Weſen — denn ſonſt wäre ich, der ich mit Bewußtſein und Wahl ausgerüſtet bin, mehr als Gott! — Ich bin dieſes höchſten Weſens voller Heiligkeit und Güte — ich bin ſeines Geſchlechts! Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will ſterben — der Tod macht mich nicht zittern. Kann ich denn vergehen? Kann was iſt, nichts werden? Sind Kräfte, welche wechſelnde Erſcheinungen wirken, vernichtbar? So wäre das Univerſum vernichtbar, ſo wäre Gott ſelbſt vernichtbar. Welch ein Wahnſinn! Tod iſt Ablöſung des Geiſtes von gewiſſen Naturkräften, mit denen er ſich vereint hatte, die wir Körper

heißen. Der Geist aus Gott ahnet seine Heimath. Sie ist in Gott. Dahin zieht ihn die Sehnsucht, immer vom Endlichen zum Unendlichen, vom Wandelbaren in's Ewige. Diese Sehnsucht, wieder eins zu werden mit dem, welchem unsere Natur näher, als sich unbewußten Kräften sieht, diese Sehnsucht nach Vollendung, ist keine Erfindung, kein kindisches, willkührliches Gelusten: sondern naturnothwendiger Zug des Verwandten im Weltall zum Verwandten, gleichwie der Magnet das ihm verwandte Eisen anziehen muß. In allen Sterblichen waltet diese Sehnsucht; sie spricht nur verschiedene Sprachen, wenn sie Himmel und Hölle, Elysium und Tartarus nennt. Diese Sehnsucht beweiset mir nichts, als daß sie ist. Die Unvernichtbarkeit aber des göttlichen Wesens ist Bürgin für die Unvernichtbarkeit unseres Geistes. Nichts geht in Nichtsein über. Ich sehe wohl überall in der Natur das Reich der Formen ändern, aber nicht die Stoffe, oder vielmehr deren hervorbringende Ursachen, selbst aufhören, welche jene zusammensetzten. Ich sehe überall wohl die Erscheinungen sich wandeln, aber nicht die Kräfte, welche im Dunkeln hinter diesen Erscheinungen liegen und sie bewirken. Warum soll ich nun meines Glaubens an Gott spotten, und mir einbilden, es wäre vergebens mit jene Sehnsucht in das Herz gelegt, und jenes Gesetz, welches auf die

Ewigkeit hinzeigt, vergebens in die Vernunft? Warum soll ich nun über das von ihren eigenen Wirkungen verschleierte Reich der Urkräfte klügeln, da ich's nie entschleiern, und also auch nie darthun kann, die Kraft, die ich mein „Selbst" nenne, höre auf zu sein, wenn die Form meines Körpers auseinander fällt? Warum soll ich glauben, daß diejenige todte Kraft, welche eine Erscheinung wirkt, die ich Sonnenstäubchen heiße, warum soll ich glauben, daß sie vom Anbeginn der Dinge war und ewig bleiben wird; daß hingegen die Kraft, welche ich mein Ich heiße, welche die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhöre?

Es war von jeher ein wunderlicher Mißgriff der Schulgelehrten, wenn sie Kundschaft über die Natur des menschlichen Geistes und über die wechselseitigen Einwirkungen der Seele und des Körpers sammeln wollten, um zu Beweisen für oder wider Unsterblichkeit zu gelangen. Diese weisen Meister nahmen die Seele etwa, wie ein Gebäude, dessen längere oder kürzere Dauer sich aus der Zusammensetzung der Materialien, oder der Güte von diesen erkennen ließe. Alle jene Bemühungen sind eitel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie unbesonnen und kindisch waren. Die Natur der Seele an sich, so wie das Wesen des Körpers an sich sind unerkennbar,

weil wir beide (Seele und Körper) nur in ihren Erscheinungen wahrnehmen. Es fehlt uns aber, so lange wir Menschen sind, ein Sinn für die finstere Welt der Dinge an sich. Es ist demnach gleich thöricht, Beweise für die Vernichtung oder Unvernichtbarkeit des menschlichen Geistes aus dem zu ziehen, was unerforschbar ist. Alle Erfahrung verläßt uns bei diesem Gegenstand, weil wir nie Erfahrung haben von den Urkräften, sondern nur von ihren Wirkungen gegen die Geistesmerkzeuge.

„Wirklich, mein lieber Alamontade," sagte ich, „habe ich die Versuche längst verachtet als fruchtlos, aus der Natur der Seele über ihre Fortdauer oder Vernichtbarkeit zu urtheilen. Auch die Erfahrung bleibt stumm. Inzwischen will ich dir nicht bergen, daß neulich die Stelle eines Buches mich sehr erschüttert hat, wo von eben dieser Angelegenheit geredet wird, und der Schriftsteller sagt: Ich finde überall, daß das Geschlecht der Dinge fortdauert, aber die Individuen untergehen. Es liegt mir darin etwas Wahres. Die Natur, unbekümmert um die Erhaltung des Einzelnen, sorgt nur für die Fortpflanzung der Gattung, und dies ist genug für die Dauer der Weltordnung. Es liegt der Natur nichts daran, ob in einem Tage Milliarden Insekten vergehen, als

wären sie niemals im Gebiet der Schöpfung gewesen; aber ihre Gattung, ihr Geschlecht bleibt."

Gattung? rief Alamontade, Geschlecht? Gibt es im Reiche der Wesen an sich auch Gattung und Geschlecht? Reden Sie nicht von den Körpern, von dem Sinnlichen, das heißt von den Wirkungen der Kräfte? Nun ja, da sind Art und Geschlecht; da lösen sich die einzelnen Theile wieder auf, während die Grundgattung bleibt.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß im Reiche der Wesen und Kräfte höhere und niedere Ordnungen bestehen. Ihre wechselnden Verbindungen und Scheidungen unter sich selbst verursachen den Wechsel der Erscheinungen. Jede der Urkräfte gehorcht aber im Zusammen- und Auseinandertritt mit andern seinem ewigen Gesetz. Daher auch im bunten Spiel der Erscheinungen eine durchherrschende Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Eine Hauptkraft scheint aber untergeordnete mit sich zu dem zu vereinen, was wir Art und Gattung nennen; und sie waltet regsam durch das Ewige fort; sie ist der Faden, welcher sich unzerrissen und unvernichtbar durch das herrliche Gewebe der Dinge fortspinnt. Sie erscheint im Pflanzenkeim, verbindet sich da nach ihrem Gesetz mit andern Stoffen, bildet so nach ihrem Gesetz

die Palme und den Oelbaum, den Grashalm und das Moos, und läßt so dasjenige erscheinen, was wir bei den Naturkörpern, bei Steinen, Pflanzen und Thieren, die Gattung und Art nennen. Die untergeordneten Kräfte scheiden hinwieder nach ihrem eigenthümlichen Gesetz von ihr; dann entsteht Tod. Aber die Hauptkraft, in andere Keime übergegangen, hebt in andern ihr Lebensspiel von neuem an. Sie setzt sich ins Ewige fort. Darum sagen wir, die Geschlechter und Gattungen der Dinge dauern, aber die Individuen vergehen.

Auch das menschliche Geschlecht gehört hieher. Auch hier ist eine Grund- und Stammkraft für die ewige Bildung und Fortsetzung des Geschlechts, wie bei der Pflanze, wie beim Thier. Aber gleichwie die Pflanze höher steht durch die ihr inwohnende Lebenskraft, als der Stein; und das Thier höher steht durch die ihm inwohnende empfindende, wahrnehmende Seele, als die Pflanze: so steht der Mensch höher, durch seinen sich bewußten, weltdurchblickenden Geist, als die gesammte Thierwelt.

Der Menschengeist ist eine der Urkräfte des Universums, aber unendlich von allen verschieden, die sich zu ihm vereinen, um ihm Werkzeuge zu werden, das heißt, ihm einen Körper zu bilden. Er erkennt sich in seiner Verschiedenheit

von ihnen. Er hat das Gefühl ſeiner Perſönlichkeit.

Wenn die Individuen der Körperwelt verſchwinden, wenn der Stein verwittert, die Pflanze verwelkt, das Thier ſtirbt, treten die Kräfte, welche das Erſcheinen des Individuums wirkten, ohne Zweifel in den unermeßlichen Behälter des Univerſums zurück, aus dem ſie hervorgingen, und werden in neuen Verbindungen wirkſam. Das iſt das innere Leben der Welt. Es bleibt ewig daſſelbe. Es iſt darin kein Edlerwerden, kein Fortſchreiten in Vollendung. Stein, Thier, Pflanze, wie man ſie vor Jahrtauſenden geſehen, werden ſie heut noch geſehen. Anders iſt es mit dem Geiſt des Menſchen.

„Warum anders?“ unterbrach ich Alamontade's Rede: „Wie nun, wenn die einzelnen Geiſtesindividuen nach dem Tode des Leibes ebenfalls zur allgemeinen Kraft zurückfloſſen, aus der ſie hervorgingen, und ſich darin auflöſeten? So würden auch hier die geiſtigen Individuen verſchwinden, während das Geſchlecht, die Gattung, die allgemein verbreitende Denkkraft bliebe.“

Und wenn das wäre, erwiederte Alamantade ſanftlächelnd: ſollt' ich mich deſſen klagen? Dieſe allgemein verbreitete, weltdurchblickende, ſich bewußte, Kraft voll heiligen Willens, welche das Univerſum belebt und bewegt, wie der Geiſt des

Menschen den Leib, der ihn umhüllt, — das ist Gottheit. Ich gehe zum Vater zurück, zum Urquell der Geister. Wenn aber die Kraft, die wir in uns Geist nennen, so wenig vernichtbar ist, als Gott selbst: so kann auch ihr Bewußtsein, ihr Weltdurchblicken, ihr heiliges Wollen nicht aufhören, wodurch sie sich eben von allen andern Kräften der Natur unterscheidet und über alle erhebt, wodurch sie eben das ist, was sie ist.

Aber wer erfaßt einen Maasstab für die Unendlichkeit der Wesen? Wer überschaut die Verkettung der göttlichen Mächte und Kräfte im uferlosen All dessen, was ist? Wer zählet die Stufen des Throns göttlicher Majestät? Ach, mein Herr, unser Geist schwebt unendlich hoch über Myriaden anderer Wesen; aber bis Gott sind neue Myriaden über uns, und wir stehen wohl tief.

Was wir *sind*, das wissen wir: sich bewußte, denkende, Welt und Gott erkennende Kräfte, voll heiligen Willens, voll unendlicher Sehnsucht des Ewigseins, und mit dem lebendigen Gefühl der persönlichen, in sich abgeschlossenen Selbstständigkeit. — Was wir sein *können*, das ahnen wir. Alle Kräfte der Natur bleiben sich gleich; nicht also die Geister. Diese schreiten fort von Einsicht zu Einsicht, vom Edlern zum Edlern, vom Vollkommnern zum Vollkommnern,

und verwandeln unter unsern Füßen den Erdball. Die Menschheit des heutigen Tages ist durch das Erbe der Vorwelt eine vollkommnere, als die Menschheit der Urzeiten. Das lehrt die Geschichte. Darin sind die Geister von allen übrigen Naturkräften verschieden. — Was wir einst sein werden, da verstummt selbst die Ahnung. Groß ist Gott, Heiligkeit und Liebe sein Walten, Wunder und Herrlichkeit sein Reich, Ewigkeit sein Leben. Und wir sind in Gott, wir seine Kinder, wir unvergänglich, gleich ihm. Was bedarf es mehr zu unserm Trost?

Ja, ich bin! sagte Alamontade, und seine Blicke wandten sich mit dem Ausdruck stiller Seligkeit himmelwärts: Ich bin! Das ist mir genug. Ich bin! Dies kleine Wort umfaßt die Ewigkeit: denn was ist, das ist, und alles Sein ist ewig, weil Gott.

12.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontade's nachsannen, blätterte jener in den Heften. Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, noch das Letzte für heut, und einst für mich, und vielleicht jetzt für euch das Wichtigste von Allem, was jener liebenswürdige Sklave gesprochen."

„Ach!“ rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ist's auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeeren-Sklav! Wie konnte in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabenen Grundsätzen sich so weit verirren, daß er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für Lebenszeit? Es ist unbegreiflich!“

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren!“ sagte Dillon, „wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Heiligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem sehe ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterließ mir dies Tagebuch, und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe, oder an den heißen Gestaden Afrika's geschriebenen Aufsätze, als Vermächtniß. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erde seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildniß.“

„Sein Bildniß?“ schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich, er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwore Sie, lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Antlitz!“

Dillon ſtand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unſerm Freunde durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich ſein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasſchrank, und öffnete die Thür.

Da hing Alamontade's Bild, und um daſſelbe herum eine ſchwere eiſerne Kette.

„Dieſe Kette", ſagte Dillon, „dient meinem Heiligen ſtatt des Strahlen-Kranzes."

„Iſt's möglich!" rief Roderich mit feuchtem Blick und ſanftbebender Stimme: „Iſt's auch möglich, daß ſolch ein Mann, wie dieſer, die unglückſelige Feſſel tragen muß? Welch ein Adel, welch eine wunderbare Gemüthsſtille in dieſen angenehmen Zügen!"

Roderich hatte Recht. Hier war nicht das heimlich-düſtere, in ſich zurückgezogene Weſen, das Rohe, Freche, welches die Geſichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antlitz eines Dulders, voll unausſprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blaſſen Mienen, aus den matten Zügen um die geſchloſſenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achſel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes unter ſchwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenloſen tiefen Gram, und die tauſend mannigfachen Leiden, welche dieſen edeln Mann in einer

ſchauerlichen Reihe von Jahren allmälig tödten mußten. Aber der feſte und doch ſo gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während es draußen ſtürmte; einen Geiſt, gewaltig durch frohes Bewußtſein, der zu den Schmerzen ſeiner Hülle lächeln, und den Schlangen verzeihen konnte, die an ſeinem Herzen ſogen.

Wir ſtanden lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als ſchwebe des Dulders Geiſt unter uns. Eine liebliche Wehmuth bemächtigte ſich unſerer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiſerne Kette, und ſeufzte mit emporgewandtem Blick: „Er war ein irdiſcher Engel! Er war unſchuldig und trug unverdientes Leiden. — Ach! Und wie er's trug! Alamontade, einſt will ich ſterben, wie du, möcht' ich's mit dem hohen Tugendſinn, wie du!“

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es wird ſpät, ihr Lieben!“ ſagte er: „Morgen ſoll uns die Geſchichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich verſprach euch aber noch, einen der wichtigſten Gedanken Alamontade's aus unſern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal eure Aufmerkſamkeit. Es iſt der erhabenſte Gedanke, welchen der Sterbliche, nächſt dem Gedanken: „Gott“, denken kann. So oft

er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irdische von sich abfallen, und lernt verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörig, ihre hohe Selbstständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnen."

Wir setzten uns wieder, wie vorher. Da nahm der Abbé die Papiere und las:

13.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Ich, vom Kapitain Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführen, war nun er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und ihre Grundsätze mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daß ich bisher nicht gedacht, sondern lange geträumt; daß ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sinnenwelt stehen, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt sein wollen, in ein Fantasie-Bild hatte bringen wollen; daß all' mein Zweifel, all' mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseins eine anschauliche, gleichsam bildliche

Vorſtellung ſchaffen wollen, wie man von ſinnlichen Dingen zu haben pflegt. Ich ſah ein, daß das Kind, welches ſich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde, welcher ſich ihn als ein verzehrendes Feuer denkt, daß Alle ſich kindlich verwegen täuſchen.

„Aber, lieber Alamontade," ſagte ich, „der Menſch iſt doch nun einmal ein ſehr ſinnliches Weſen, und ſeine Einbildungskraft raſtet nicht. Sie verlangt, ſich das höchſte Weſen auf irgend eine Weiſe darzuſtellen. Du ſelbſt wirſt eingeſtehen, daß du nicht immer im Stande biſt, deinen Geiſt auf einerlei Höhe angeſtrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geiſt unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umſtände ermattet iſt."

Allerdings! antwortete Alamontade: Nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menſchen, mir Gott gleichſam näher zu ziehen, und ihn mit meinen übrigen Vorſtellungen verwandter zu machen. In ſolchen Stunden erſcheint er mir als ein heiliges, allliebendes Weſen, welches mich und Alles zur Glückſeligkeit ins Daſein gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen beſchäftigen, ſeine Heiligkeit, erwecken in mir ein kindliches, grenzenloſes

Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet.

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, dies Glauben, das nothwendige, unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer, gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaßen ihrer Vernunftäusserungen schon erfreuen.

Und es hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit schon dadurch, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, liebendste Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat.

Aber seine Lehre nahm, wie sie zu verschiedenen Völkern kam, verschiedene Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war, oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkührlich oder unwillkührlich zusammenschmolz.

Es waltet unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern, groben Sinnlichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religion, denn es gibt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man oft mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und daher noch an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen und werden entstehen die verschiedenen Glaubens-Parteien; unter den Glaubens-Parteien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Menschen. Wie sollt' es auch anders sein? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern, wenn es zum Jüngling reift; einen andern, als junger Mann; einen andern, als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern, wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt.

Und lasset ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat einen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu Blüthen, und es umfängt ihn ein

nener Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwert. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler, durch Loswickelung von der gröbern und dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Stärkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben; machet ihn freier, fähiger zum Denken, und ihr habet Alles gethan, was ihr verpflichtet seid.

Jeder Mensch hat seine Religion; nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth genug hatte, sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenen Zweifeln schwebte, und, um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen, und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satze zu verlöschen sucht. Diese fürchterlichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Konvenienz ist, knüpfen in sich die Aussenenden der menschlichen Bildung zusammen; Brutalität ihrer thierischen Natur mit geübtem Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Ver-

muthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftgesetzes), und zwänge sie also anzuerkennen, es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend, und risse diese gewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen zum Mitleiden hin: wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdball. Die gräßlichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind in ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart.

„Lieber Alamontade," sprach ich, gerührt und erschüttert von der Macht und Hoheit, mit welcher er zu mir redete, „so glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein nicht mit sich selbst im Widerspruch schwebendes Wesen sein will und sein soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu sein? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gesteh' es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was Andere die natürliche, oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der sittlichen Weltordnung, das ist den Glauben, daß hier oder dort, später oder frü-

her, Vergeltung ſtatt findet, eine Beſtrafung des Laſters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längſt ſchon aufmerkſam gemacht, wenn mich nicht Beſorgniß zurückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen."

14.

An und für ſich ſind Religion und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht alſo verwandt, daß ſie auf einander wirken ſollen! antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unſterblichkeit, ſo nothwendig er iſt, beſteht doch an und für ſich allein, und hat mit dem, was wir Tugend nennen, keine Verbindung, ſo wie die wahre Tugend ſelbſtſtändig iſt, und ohne alle Hinſicht auf Gott, auf Unſterblichkeit, auf Vergeltung iſt.

Aber es iſt wohlgethan allerdings, die Religion zum Erziehungsmittel der unmündigen Menſchheit zu machen. Sie iſt die ſicherſte Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmälig emporheben zur Selbſtſtändigkeit der Vernunft.

Das ewige, in uns vorhandene, in allen Zeiten und Weltgegenden gleiche Sittengeſetz ſagt uns, wie wir, als vernünftige Weſen, handeln ſollen.

Und wenn ich nun so handle, wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll, dann bin ich erst, der ich seyn soll: ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eigenes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist. — Wenn ich Gutes thue für Geld, so war ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen nach Maasgabe seiner Urtheilskraft; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung, genug, wenn, so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anderes, als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist, ohne Verbindung mit, oder ohne Einfluß von einem nach tierischen Absichten und Interessen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein gut, er würde nie unsittlich handeln können; er wäre ein heiliges, das heißt, von sittlichen Mängeln reines Wesen. Eben daß unser Geist in einer, seinen Gesetzen, oder seinem Wesen oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nun er, und nur er handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Interessen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoff-

nung des Gewinns, nach eigenem Geſetz wirkt, dann iſt er tugendhaft, das heißt, frei, ſtark, ſelbſtthätig, oder Geiſt wie er ſein ſoll, und wirklich ſeiner würdig iſt.

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unſterblichkeit in ihm, ſo würde er dennoch gut, oder tugendhaft handeln können. Die Religion iſt alſo nicht unauflöslich mit der Tugend verbunden. Beides kann ohne einander ſein. Es gibt viele Menſchen, welche Gott und Unſterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu ſein. Es kann Menſchen geben, die ohne Religion, von Zweifeln hinweggeriſſen, dennoch tugendhaft ſind.

Tugend und ſinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückſeligkeit heißt, ſind zwei mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eins um des andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich zwar mein Wohlſein vermehren; aber Zufall iſt, wenn es durch Tugend geſchieht. Und es geſchieht nur ſo lange, als die Tugend mit der Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all mein Wohlſein dahinopfern muß, weil ich tugendhaft, das iſt, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Geſetze in mir, handle.

Der Mann von Tugend liebt ſeine Pflicht mit eben dem ſtrengen, unbezwinglichen Eifer, wie Andere das, was ſie ihr Recht nennen. Er kann,

wie Andere für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehen, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes.

So ist's denn nur Schwäche und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen gewesen, welche lehrten, daß Sittlichkeit und Wohlsein immerdar in Einklang stehen sollten, und daß, weil nur allzuoft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künftigen Leben eine sittliche Vergeltung, eine Harmonie dieser beiden Ziele, dieses von ihnen so geheißenen höchsten Gutes, statt haben müsse.

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der ins Universum fällt. Wie der Keim, nach den physischen Gesetzen, nothwendig, in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlägt, treibt, und Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so in seinem Verhältniß ist: so der Geist des Menschen, wenn er erscheint wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen den sogenannten Gesetzen der Körper- und der Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe, das Sittengebot

iſt ein Naturgeſetz des Menſchengeiſtes, indem er wirken muß, weil er nicht anders kann.

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung oder Furcht vor künftigen Strafen, iſt nur Religioſität oder Frömmigkeit, mit nichten aber Freiheit des handelnden Geiſtes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht ſchon die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet ſchon die Freiheit des Geiſtes vor; führt zur Tugend, und iſt in ſo fern die Religion, als ein Erziehungsmittel der Völker, ehrwürdig. Es iſt zu viel gefordert, daß Jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle gleich anfangs; es iſt zu viel gefordert von dem Kinde, daß es, kaum geboren, gehe, ohne ſeine Kräfte allmälig geübt zu haben; vom Geiſte, daß er plötzlich erſcheine in der Herrlichkeit ſeiner Stärke, Reinheit und Selbſtſtändigkeit, ohne Vorahnung.

Für die Erziehung der unmündigen Menſchheit iſt die Lehre von der moraliſchen Weltordnung, von der einſtigen Uebereinſtimmung der Sittlichkeit und des Wohlſeins unentbehrlich; ſo wie für den verwilderten Menſchen das Schwert der bürgerlichen Gerechtigkeit ein Leitungsmittel zu geſetzmäßigem Betragen wird.

„Wie," rief ich erſtaunt, „alle die Tauſende, welche muthig in der Hoffnung eines beſſern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott,

die Leiden der Erde tragen, und ihr eigenes Heil gern dahin geben, wenn es darauf ankommt, Pflichten zu vollſtrecken — wie, Alamontade, ſie wären keine tugendhafte Menſchen?"

Nein, antwortete der Greis, ſie ſind nicht tugendhaft; denn ſie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung, dafür ein größeres zu empfahen. Aber ſie ſind fromme Menſchen, und nahe ihrer Vollendung. Sie ſind mir ehrwürdig; ſie ſind mir lieb. Ihnen gilt es noch ein Schritt, und ſie ſind vollkommen frei.

Sehen ſie, mein Herr, hier haben Sie nun die Urſache, warum ich in meiner Religion durchaus von keinen ſittlichen Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter geſprochen. Der Geiſt handelt wie er ſoll. Seine Tugend iſt keine Konvenienz; er nimmt für ſie keine Nebenabſichten zu Hulfe. Er bedarf für ſich keiner Belohnung; er kann nicht einmal belohnt werden, es ſei denn durch das Bewußtſein der Stärke der Eigenmacht und Freiheit, zu der er uns emporgerungen. Er zählt ſeine ſchönſten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit.

Und wenn wir nun um unſerer Tugend willen leiden müßen, mein Herr, wer iſts denn, der da leidet? Es iſt nicht der Geiſt, denn er genießt eben dann des Sieges; nur die ſinnliche Natur des Menſchen leidet. Dieſe alſo müßte für ihre

Aufopferungen belohnt werden; aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt auch belohnen und vergelten? Wenn ich mein lebenlang einen kranken Körper mit mir herumschleppe, würden mir durch einen gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten sein? Hätte ich die Schmerzen darum nicht getragen? Hätte ich die tausend bittern Jammertränen nicht geweint?

„Freund," erwiederte ich mit einigem Schauer, „ich fühle deiner Worte schwere Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist sehr trostlos. Ich möchte deine Lehre nicht predigen. Hätte der arme Mensch, gedrückt von tausend Unseligkeiten, nicht die süße Erwartung: du leidest nicht vergebens, einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seligkeit — ach! Freund, er würde oft verzweifeln müssen."

Es ist wahr, entgegnete Alamontade, der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter über den Sternen glaubt, verzweifelt nicht. Aber der Vollendetere, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet zwar, aber nicht sein vorwurfloser Geist. Er weiß, daß früher oder später mit dem Körper die Qual zugleich von ihm genommen wird. — Ueber-

gens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in verworrenen Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher werden in dem, wovon wir reden. Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein anderes Leiden, als das Bewußtsein, gefehlt, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Interessen unterlegen zu haben.

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Körperliche Schmerzen dauern nie anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, der Tod oder die Genesung des Leibes befreien uns endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke von Ruhe.

Aber herber sind die sogenannten Seelenleiden. Von diesen ist's der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnere mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als Einer unterlag dem Kummer, wenn er aus dem Schooße des Reichthums zum Bettelstabe schreiten sollte; oder wenn treugewähnte Freundschaft ihn abscheulicherweise verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigene Schuld, der Schande und Entehrung bloßgestellt wurde;

oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hat, rettungslos verlor.

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen sie, aus dem Uebergewicht unserer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth? Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Gewohnheiten versagen müssen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier, als Geist — und will er dafür nun Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind! Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als rührend.

Ehre und Schande, wie sehr hängen diese von den Umständen ab! Nur in der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig sein. Wem es noch nicht gelungen, seinen eigenen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit unbefleckterm Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des großen

Haufens zu erheben, iſt ein armes, beklagenswürdiges Geſchöpf; mehr Thier, als Geiſt, mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechſelnden Spiel der Umſtände, als an dem ewig Wahren und Guten.

So iſt's, wie mit dieſen, auch mit allen unſern ſogenannten Seelenleiden. Unſere eigene Schwäche veranlaßt ſie; unſere ſittliche Stärke vernichtet ſie.

Es hat Menſchen gegeben, welche ihre Zeit verſchwendeten, um die Uebel des Lebens hinwegzuvernünfteln; oder ſie zu vertheidigen, um, wie ſie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder ſie zu verſüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein beſſeres Loos jenſeits des Grabes. Wozu dies alles? Dieſe Uebel ſind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Daſein ein Beweis deſſen, wozu wir beſtimmt ſind. Unſere Beſtimmung aber iſt, Reife oder Vollendung unſers Geiſtes. Er iſt reif, er iſt vollendet, wenn er, unbeherrſcht vom Einfluß ſinnlicher Intereſſen, durch ſich ſelbſt nach eigenem Geſetz handelt. Die Uebel der Menſchheit treiben den Geiſt derſelben zu ſeiner Selbſtſtändigkeit. Daher iſt das Sprichwort eine nur allzu wenig verſtandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weiſen. Der Unbeſtand des Irdiſchen macht uns auf den bleibenden

Univ. Bibl. München

Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub kostet den Geist von sich ab, und zwingt ihn zur Erkenntniß seiner eigenen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht, ihm länger anzugehören, und kehrt zu sich zurück und wird selbstständig; er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andere Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbstständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So legte es der unbekannte Weltordner an, daß der Menschengeist durch Alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in Anderm, ausser ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel, aufhören müssen, sobald jene verschwinden. —

15.

„Der Gedankenflug meines ehrwürdigen Weltweisen riß mich gleichsam über mich selbst fort," sagte der Abbé Dillon, „ich ward einer niegekannten Empfindung meines eigenen Ichs theilhaftig. Die irdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reiz für die Sinne verschwanden unter mir im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich empfand: daß je nicht mir, daß ich nicht

ihnen gehöre. Das Weltall erschien mir neu. Ich erblickte es aus einem nie geahneten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdeckte er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen, mich unter diesem ungewohnten Horizonte zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.

„O Alamontade!“ rief ich: „So begreif' ich's, wie Du mit Seelenruhe sterben, und harmlos die fernere Rolle Deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst? Doch gesteh' ich Dir, daß es dem Menschen wohl sein würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein Geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daß Niemand darum in Zweifeln erkranken könne.“

Wie, mein Herr, entgegnete Alamontade, Sie glauben, daß es dem Menschen wohler sein würde? Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh sein, wie jetzt. Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das was aus dem Irdischen quillt. Ihn beseliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der

Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum nicht unglücklicher. Sie sehen ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit, Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein anderes sinnliches Uebel drückt.

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine höhere Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen?“ fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht.“

Er kann nicht, antwortete der Philosoph, weil er nicht das Unmögliche wünschen will. Nicht dem Körper konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie unser Ich also organisirte, daß dasselbe nothwendig sie denken und glauben mußte. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unserer Vernunft zu uns spricht: „Ich bin!“ und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt, erlöschen alle

Zweifel — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Phantaſie und dem durch Erfahrungen aus der Körperwelt gebildeten Verſtande erhoben werden.

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, Alles was wir beſitzen, und erfahren, Alles was wir entdecken in uns und was wir wiſſen, Alles, ſag' ich, beſchränkt den Geiſt zuletzt auf ſich ſelbſt, führet ihn mit ſanfter Macht zur Selbſtſtändigkeit. Dieſe müſſen wir als das letzte Ziel unſerer Handlungen, als unſere Beſtimmung, als unſere Hoheit anſehen.

Wahr iſt's, dies Erdenleben iſt voller Uebel; nichts iſt darin beſtändig; Alles wechſelt, und wir treiben in einer unwiderſtehlichen Fluth von unberufenen Ereigniſſen und Schickſalen dahin. Aber klagen wir darum nicht ſo laut. Eben dies iſt der Fingerzeig des Weltordners, daß wir uns über das Irdiſche erheben, unſer Heil und unſer letztes Ziel nicht in dieſem, ſondern in unſerm Ich ſuchen ſollen. Der Geiſt des Menſchen iſt nicht das Eigenthum des Sinnlichen; aber er ſelbſt hat auch kein anderes Eigenthum, als ſich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Menſch, für einige Zeit verbunden iſt, bleiben ihm nicht.

Wahr iſt's, daß wir von den Millionen Gegenſtänden, welche uns im Weltall umſchweben, nur wenig begreifen; daß wir die Dinge nur ken-

nen, was sie in Bezug auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst sein mögen. Aber darum wollen wir nicht erschrecken. Denn daß wir immer nur auf unsere eigenen Vorstellungen, auf unsere innere Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unsers Werthes, unserer Hoheit, unserer Selbstständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder diese Herabsetzung nur ahnen liesse. Wir stehen einsam, aber wir stehen für uns im unermeßlichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennt sein Selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er sein soll, ein denkendes, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoff, den wir Körper heißen, ruhren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott.

Ja, ich bin ein für mich geschaffenes, selbstständiges Wesen, und indem mich Alles nur auf mich zurückführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensein verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der

Selbſtſtändigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit.

Mag dann der Sinnenmenſch zittern, wenn an ihm, was Irdiſches iſt, zerfällt, und er ſich ſelbſt zu verlieren wähnt. Was in dieſem Leichnam denkt und lebt, iſt nicht Staub, iſt nicht Erſcheinung, wie der Staub, ſondern eine Urkraft, welche ſelbſt Erſcheinungen wirkt. Sie dauert, ſie wirket ferner. Unſinn wär' es, zu ſagen: die Kräfte des Univerſums verlieren ſich aus dem Univerſum, oder die Welt verliere ſich aus ſich ſelbſt.

Die flüchtigſte Selbſtbeobachtung lehret mich, daß mein ſelbſtthätiges Ich verſchiedener Natur ſei von der Erſcheinung, ſo ich meinen Leichnam heiße. Mag dieſer aufgelöſet werden in die Stoffe, aus welchen ihn die gebärende Natur zuſammenſetzte: mein Ich dauert in ſeiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erſcheinungen.

Bald, o bald zerfällt dieſer Staub! — fuhr Alamontade in edler Begeiſterung fort, und ſein Auge ſtarrte glänzender gen Himmel: Es ſei. Ich ſtehe als unzerſtörbarer Beſtandtheil im Ringe der Weltordnung. Die Welt der Kräfte, der Geiſter wunderbares Reich iſt meine Heimath. In ihm wohnen die mir gleichen Weſen; dort meine Brüder!

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menſchennatur. — Aber wohl mir! In dieſen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durch-

gerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; schmachtend an den glühenden Küsten Afrika's, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück; denn alle Dornen blühen nun so wunderroll, sie, die ich einst gehaßt, die mich verwundeten.

Und Du — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamm's um sein Angesicht, während ich ehrfurchtvoll da saß, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergingen — O Du, Erhabenes, Unbekanntes, Heiligstes, durch das ich ward — Dein bin ich, und Dein bin ich ewig. Hoch hast Du mich gestellt in Deiner Wesensordnung, o Unnennbarer! Denn ich darf Dich ahnen, darf Dich denken; Du selber sprichst von Dir in mir. O Vatergeist! o Vatergeist! — Ich bin noch immer Mensch, und darum immer kindlichen Sinnes, und den Gedanken an Dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu Dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlichempfundener Dank! — Wie glücklich bin ich, daß ich bin! In Dir web' ich. Durch Dich erheb' ich mich, und gleit' ich von

einem Punkte Deines Alls zum andern. — O Vatergeiſt — — —

Hier wurde ſeine Sprache immer leiſer, immer unverſtändlicher. Es ſchien, als ſchüttle ſein Geiſt die Feſſel der Worte ab, um ſchnellern Flugs emporzuſteigen. Ein wunderbares Entzücken ſtrahlte aus ſeinen Geſichtszügen. Dann und wann bebten ſeine Lippen, wie im leiſen Gebet, als wollte der müde Körper noch den erhabenen Geiſt in ſeiner Andacht, in ſeinem Dank zu Gott begleiten.

16.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber Keiner war ermüdet. Wir ſchwiegen. In unſern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Bruſt weinend. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So hielten wir ihn lange Beide ſprachlos an unſere ſchlagenden Herzen. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade ſelbſt an unſere Bruſt; als wäre unſer Dank nicht dem Abbé, nein, als wäre er ihm gebracht.

„Und ſo ſank auch ich ihm einſt ans Herz!“ ſagte Dillon: „O Menſch!“ rief ich tiefbewegt: „wie war es möglich, daß dich die Menſchen aus ihren Reihen verbannten? Wie konnteſt du mit dieſem erhabenen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann ſchmiedet man den Tugendhaften an

die harte Ruderbank? Warst du wirklich ein so grober Sünder, daß die bürgerliche Gesellschaft von dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräßlichsten der Strafen verdammt worden. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du mußt geehrt noch einmal ins Leben zurücktreten. Schande darf nicht über dein Grab gehen!"

Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick. „O!" rief er: „Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längstverwaiseten, armen Herzen! Ach, es hat in den dreiundzwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seligkeit, bevor es bricht!" Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte weinend.

Nach einer langen Pause erhob er sein Gesicht zu mir, und sprach: „O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?"

„Könnte ich dein Leben fristen, lieber Mann," rief ich, „gern opferte ich dafür das meinige hin. Du aber weißt es nicht, daß du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weißt es nicht, daß du mich aus den Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt, dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und Du

bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorene Religion zurückgab."

Er schien mich nicht zu verstehen. — „Siehe, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte meinen Gott aus meiner Welt verloren, und starrte bebend in die Zukunft hin, wie in eine lebenlose Finsterniß. Zweifel über Alles, über mein Haben und mein Sein, umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich elend umher, und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. Gott, Unsterblichkeit und Selbstständigkeit meines Ichs — sie sind! Mein Geist kann sich nicht sich selbst abläugnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Natur; gewogen liegt auf den untrüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. Die Finsternisse klären sich wieder auf, und was verödet, blüht mit jungem Leben! — Und Alles das ward mir von dir ertheilt!"

In dieser schönen Stunde war's, daß Alamontade's Herz sich freier gegen mich aufschloß. Er gab mir in zerrissenen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich, auf mein dringendes Bitten, mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt.

Ich darfs nun wohl nicht erſt ſagen: Alamontade war unſchuldig! Ich wollte auf der Stelle an ſeiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daß ihm die Gerechtigkeit öffentlich Genugthuung leiſte, ihm die geraubte Ehre zurückgäbe. Er ſchüttelte den Kopf, und bat mich, ſo lang' er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er ſei nicht lüſtern nach der Achtung einer Welt, die ihn ſo lange, ſo unbarmherzig verließ, und zöge es vor, die letzten ſeiner Tage unzerſtreut und ungeſtört ſich ſelber zu gehören.

Ich wirkte für ihn bei den Behörden ſogleich ein beſſeres Zimmer, größere Bequemlichkeiten aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab' und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach ſo viel ausgeſtandenen Leiden. Ach! daß ich ihn ſo ſpät erſt kennen lernte!

Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch den geheimſten ſeiner Wünſche, zu entdecken, ſagte er endlich: „Wohlan, ſchreiben Sie doch nach Rismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob ſie noch im Leben ſei? Ob ſie ſich verheirathet hat? Ob ſie glücklich war?

Ich kannte dieſe Clementine aus ſeinen Papieren und ſeinen mündlichen Erzählungen. „Und wie, Alamontade,“ ſagte ich, „wenn nun Cle-

mentine noch am Leben wäre? Nicht ſo, du würdeſt wünſchen, ſie noch einmal zu ſehen?“

Er lächelte bei dieſer Frage ſtill vor ſich nieder. „Ach, ſie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verſchönerte, und mich weinend bis an die Schwellen des verlorenen Edens führte. Nein, bemühen Sie ſich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontade's nicht mehr gedenken, wenn ſie lebt, und noch weniger wird ſie ſich überwinden können, eine Reiſe zu machen zum Sterbelager des Galeerenſklaven!“

Ich ſchrieb. Ich bot die Hilfe aller meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und ſie zu bewegen, ohne Verſäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorſtänden. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Er war in St. D** bei Montpellier, wohin ſie ſeit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, ſo entſchloß ſie ſich, die Reiſe nach Toulon zu machen, ungeachtet ſie an einer ſchweren Krankheit niederlag.

„Doch, ihr Lieben,“ fuhr Dillon fort, „wir vergeſſen, daß die Mitternacht vorüber iſt, daß wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn ihr wollet, erzähl' ich euch die Geſchichte unſers gemeinſamen Freundes. Sie iſt rührend und belehrend. Ein ſo grauſames, ehernes Schickſal konnte, ohne

darunter zu vergehen, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eigenen Schmerz, ging er heldenmüthig durch ein schauerliches Leben hin, von welchem jede Stunde schreckhafter als der Tod iſt."

Bei dieſen Worten erhob ſich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben Sie ſich ſelbſt in unſerm Namen geſprochen!" rief ich: „Welch ein majeſtätiſches Weſen dieſer Alamontade in ſeinen Ketten! Welch ein mächtiger, ſeltener Geiſt! Seine Worte tönen wie Götterſprüche, und machen göttlicher den Menſchen. Ich will mir ſeine Reden abſchreiben. Nur Bruchſtücke ſind ſie, aber ein in ſich Vollendetes. Man muß ſie öfters leſen, öfters hören, um in das ſchöne Heiligthum ihres Sinnes ganz einzugehen!"

„Und ich errichte' ihm einen Altar in meinem Garten!" rief Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich Alamontade denken, und mein ungeübter, ſchwacher Geiſt wird ſich in der Erinnerung an ihn ſtark erheben und mächtig ſein!"

So ſchieden wir begeiſtert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

Zweites Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier“, sagte er, „ist Alamontade's Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu Allem nur die vereinende Schnur; Alamontade's Gedanken und seine eigenen Worte sind es, die ich darauf aneinander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit noch mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen ihn dazu leiteten.“

Unsere Neugier war aufs Höchste gespannt. Mir war es ein unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galeeren-Sklave im Besitz so reifer Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gewesen, oder wie ein Mann, als er, durch richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte. Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Weltansicht die erhabenste. Welche Zartheit der Empfindung, gepaart mit riesenhafter Geistesgröße! Welch

ein Heldenmuth der reinſten Tugend, und welch ein herbes Schickſal derſelben! Wie verſchwindet unter ſeiner Hoheit die Größe jener Helden des Alterthums, die nur durch der Dichter Zauberwerk uns erſchüttern? Ein Geiſt, wie der des geliebten Sklaven, iſt jeder dichteriſchen Darſtellung entwachſen. Einſam, anſpruchlos und um ſo erhabener wandelte ſeine Tugend über die verſinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Saitenſpiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenſtände der ſinnlichen Natur ſchauen; ſelbſt ſeine Götter kleiden ſich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dilon, beſchattet vom ſpielenden Weinlaub am Fenſter, las. Nie vergeſſ' ich dieſer ſchönen Stunden.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade. Ich verlor meine Mutter ſehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller ſeiner Sparſamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermſte im Dorfe. Aber, auſſer dem Zehnten von ſeinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen ſeines mühſeligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Auf-

lagen hingeben. Unsere alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Schulden. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas,“ sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße des Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab? Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Taglöhner werden, und Fremden dienen.“

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ich's konnte. Aber mein kindlicher Trost beugte ihn nur tiefer. Er ward kränklicher, und ahnete das Annahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich gerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittere Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verließ, wenn ich's sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan; denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehen. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O! mein Vater, weine doch nicht!“

Welch ein glückliches Volk könnte jene Ge-

genden bewohnen; wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwei Aernten gibt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es gibt die Frucht seiner Noth und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; gibt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schoos der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahre alt, da starb mein Vater. Es war ein heiterer Abend, die Sonne nahe am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte, im Schatten des Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genieſſen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich ging zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn!“ sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kömmt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergeßen. Ich werde vor Gott stehen, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns,

und sei der Tugend treu bis in den Tod; wir wollen für dich beten. Gott sorget für dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wird's thun, wenn die drei seligen Herzen der Aeltern und des Kindes wieder an einander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebirgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuern Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht — sein Name ist mir entfallen — welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Rismes, bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln engen Straßen der Stadt Rismes gingen. Ich zitterte. Ein unwillkührlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas?" sagte der Knecht: „Du siehst blaß und ängster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach!" rief ich: „Bringe mich nicht hieher

in dieſes ſchwarze, ſteinerne Labyrinth. Mir iſt ſo bange, als ſollt' ich hier ſterben. Laß mich taglohnen in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch dieſe Mauern, ſie ſtehen wie ſchwarze Kerkerwände; und dieſe Menſchen, ſie ſind ſo irre, ſo düſter, als wären ſie Verbrecher."

„Dein Oheim, der Muller," antwortete er, „wohnt nicht in dieſer Stadt; ſein Haus iſt vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schickſale zu ahnen. Als ich ein Genoſſe des entſetzlichen Unglücks wurde, deſſen Geſchichte alle gefühlvolle Herzen der gebildeten Welt erſchüttert hat, erinnert' ich mich jener erſten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm ſie für eine Vorbedeutung. Auch der aufgeklärteſte Mann mag ſich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn ſeine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finſterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beſtändig. Es war natürlich. Gewohnt in der Natur und mit ihr zu leben, einſam und einfältig, ſchreckte mich das rege Menſchengetümmel der arbeitſamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern

Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mocht' ich's in den engen, dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt? In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Natur an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Narben zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Karmeliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das schöne Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider" — —

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung, saß die Mutter am Tisch, von vier blühenden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweijähriger Knabe saß auf

dem Schoos der Mutter ſpielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angeſicht. Sie ſchwiegen Alle und ſchlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim ſtand am Fenſter und las in einem Buche. Schon waren ſeine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus ſeinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frommigkeit.

Der Knecht ſprach zu ihm: „Dieſer iſt Euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn ſein Vater, euer Schweſtermann, iſt geſtorben, und in Armuth. Darum befahl er mir, Euch ſeinen Sohn zu bringen, daß Ihr ſein Vater ſein möget.“

„Sei mir willkommen und geſegnet, Colas!“ ſagte Herr Etienne, indem er ſeine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater ſein.“

Dann ſtand die Frau auf, und reichte mir die Hand und ſprach: „Ich will deine Mutter ſein.“

Dieſe Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort ſprechen zu können. Da umringten mich die vier Töchter, und ſagten: „Weine nicht, Colas, wir ſind deine Schweſtern!“

Von dieſer Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin geweſen. Ich glaubte in einer Familie ſtiller Engel zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward ſo fromm, wie ſie alle, und ward doch nie der Frömmſte.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach einem halben Jahr trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so sende ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du einst Vertheidiger unserer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten."

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihete mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volkes und die Wuth der Mönche verfolgte die Unglücklichen bis in das Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Schein besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtage, und hielten die Bilder ihrer Heili-

gen in unſern Zimmern. Allein weder dieſe Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten ſöhnte den Haß der Verfolger aus.

4.

Schwebend zwiſchen zweierlei Kirchen, deren eine ich öffentlich, die andere heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Parteien, und wie Stolz, und Haß, und Eigennutz mehr, als Einſicht und Frömmigkeit unter die Fahnen der kriegenden Kirchen ſtanden, wurd' ich, ohne es zu wiſſen, Zweifler und Heuchler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die ſtreitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirkſamer, als diejenigen, mit welchen man den angefochtenen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubensſätze; nur die nie angefochtenen behielten in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Inneres Allen, um nicht Allen ein Gräuel zu ſein.

Es vereinſamte ſich früh mein Geiſt. In geſchäftloſen Stunden war Gott und ſeine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenſtand. Der Wahnſinn der Menſchen, mit welchem ſie ſich der wechſelnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Striches Landes, oder wegen eines Titels ihrer

Fürſten bekriegten, ward mir ſchauerlich. Ich empfand ſchon früh mein hartes Geſchick, unter Weſen zu leben, die in Allem von mir verſchieden urtheilten. Ich ſah mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht viel menſchlicher, als jene, vor deren Menſchenopfern mir erſchrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikaniſchen Wüſten am Altare ihrer Götter Menſchen ſchlachteten, waren ſie entſetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn ſie am Altar ihrer Götter (und Meinungen ſind die Götter der Sterblichen) tauſend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Gräuel meines Zeitalters, und ſah kein Mittel, die allgemeine Rohheit der Völker verſchwinden zu machen. Die thieriſche Natur der Sterblichen iſt überall die obſiegende. Futter, Geſchlechtstrieb und Gewaltſucht ſind, wie bei jeder Viehgattung, die mächtigſten Reize zum Handeln: die Quellen der Eintracht und Zwietracht, des Steigens und Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvermeidbare Wahrheit ſind mehr geahnet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen, ohne daß ihr Weſen immer die Lehrer ſelbſt durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen wurde, dieſe zu bekennen, wurde bald das Gelächter der Umſtehenden, das Opfer

des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du Einziger, du Erhabener! Dich verkannten deine Feinde, aber noch mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag!

Doch allzu verwundend für mich war die finstere Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraume der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönere Welt zu bauen, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle überpflanzte. Ich ward Dichter und betrauerte den Untergang Roms und Griechenlands, welche ein schöneres Dasein der Menschheit erwarten liessen, und die Erwartung bitter täuschten.

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römergröße, waren mein Lieblingsaufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabenen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mir's, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Die Ueberbleibsel längst verstorbener Menschenge-

schlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An dem römischen Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms, den Gothen, errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnungen armer Taglöhner und Fabrikmenschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hilfegeschrei eines weiblichen Geschöpfs unter den Schwibbogen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschoß, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen, mit zerrissenem Haar, saß auf einem Marmorblock, bebend und ausser sich.

„Ist Ihnen Leides gethan?“ fragte ich.

Sie betastete ihren Kopf: „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Steinnadeln von Werth; mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter

und Schweſter. Sie erwarten mich drauſſen. Der Menſch ſollte mich zurückführen aus dieſem weiten Labyrinth, und er führte mich in dieſe entlegene Gegend.“

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten ans Licht. O Clementine! — —

Sie war eine Blüthe von ſechszehn Jahren, zart und ſchön aufgewachſen. Sie ſchwebte neben mir, wie ein Luftbild; ich vernahm ihr Wandeln nicht. Das Liebliche, Friſche, Geiſtige ihres Angeſichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unſchuld und Liebe drang in das Innerſte meiner Seele.

Ich verſank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich ſolch ein Gefühl von Bewunderung und Zutrauen, von unausſprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war einundzwanzig Jahre alt geworden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden der alten Dichter, und nannte ſie eine leidenſchaftliche Freundſchaft, unwürdig des Mannes. Ach! ſie war wohl etwas anderes.

Liebe iſt die Poeſie der menſchlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt ſie zum Berühren des Geiſtigen; und der tugendhafte, ſelbſtſtändige Geiſt vermählt ſich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdiſchen. So iſts wahr, daß die Liebe den Staub

vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

Ich ging und ging, und hatte all' meine Besinnung verloren, und wir kamen ans Karmeliterthor, wo ich mich plötzlich erkannte.

„Sie sind fremd?“ stammelte ich.

„Freilich,“ antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir.“

„Ich führe Sie dahin.“

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen waren mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern wie glänzende Gewölke, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie dringte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommnen, welche durch ausgesandte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen; ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Albertas. Ich sah sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte unaufhörlich vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor die Hoffnung, die schöne Erscheinung wieder zu haben; aber nicht meine Sehnsucht.

Erst jetzt empfand ich, daß ich allein stand in der Welt und mich nicht schmiegen konnte an ein mir verwandtes Wesen. Ich war ohne Mutter und Vater, ohne Schwester und Bruder. Geliebt von der Familie meines guten Oheims, sah ich mich doch in ihr nur, als eine glückliche Waise; und in Allen, die mich mit Wohlthaten überhäuften, nur Erhabenere.

Die Zeit erschien, daß ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaas eines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich. Die ganze Familie stand weinend um mich her beim Abschiede. Ich versprach, in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und ging, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle

Stunden. Ich wanderte im Schatten der Maulbeerbäume zu Fuß zwischen goldenen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette entlang, über welche die grauen Sevennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer des Vidourle, im Schatten eines reinlichen Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maase nach, zu wirken übrig bleibe. Ich fand noch vierzig Jahre, und schauderte vor der Kürze unserer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebirge bedarf zu ihrer Entwickelung eines Jahrhunderts, und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Sein so flüchtig! Und warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber ein vielfältiges Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehen. Der Gedanke beruhigte mich. Nun denn, dacht' ich, vier Jahrzehnde, und dann stehst du, Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmälig in diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äussern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den

Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffes erlahmte die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir seine Werkzeuge heißen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irdischen anwurzelt, wurden die Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und Alles, was durch die sonst geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in vollkommener Gewalt, und vergaß die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich, und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und ich gab zuweilen Reden, die niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, daß ich der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten; sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seins, wie man im Schlaf hat, wo man selbst nicht einmal mehr träumt. Dies Sein, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeusserm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher kein Folgen, und keine Zeit mehr. Genug, ich

war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, in der Sinnlichkeit, wo wir die Veränderungen der Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Gefolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden aber von allem Wechsel, ist im Sein keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall aufs Weltall zu sein. Ich empfand immer heller, und hörte ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische mich umströmen. Vor mir schwammen goldene, blendende Strahlen, und Silbergewölke gaukelten darin. Ich senkte den verwundeten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im krystallklaren Aether flossen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schonheit, einen Kranz von jungen Blumen ums dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht!“

dacht' ich, und ſtarrte mit namenloſem Entzücken die ſchöne Geſtalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen, herbei. Clementinens Antlitz verfinſterte ſich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade!“ ſagte ſie und verſchwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen ſinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich erkannte die Vidourle und das Landhaus von erhabenen Kaſtanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte, ob ich Erfriſchungen verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade?“ ſagte er. Ich bejahte es. „Nun, Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl für Sie hinterlaſſen!“ erwiederte er. Ich ging zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieſer Tag war einer der unvergeßlich ſchönen meines Lebens.

7.

Ein Dachſtübchen im Hinterhauſe eines der reichſten und glücklichſten Bewohner von Mont-

pellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller, eines auf der gegenseitigen Straße stehenden Palastes waren meine Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hing über meinem Schreibtisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Kelchblättchens von ihm auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, die mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehen. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne und Nismes, und vielleicht in irgend einem glücklichen Zufall auch die geliebte Heilige wieder zu sehen.

Eines Tages öffnete sich die Thüre meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige

Aussicht!“ sagte er, und trat an's Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt!“ setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehen, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie,“ sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?“

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum für die nothwendigsten Bücher.“

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren!“ gab er zur Antwort, und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeichnenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens aber die melodischen Töne.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn ans Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer.

Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß Bertollons Augen voller Thränen waren, daß er sich umwandte und horchend vor mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer!“ rief er, und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müssen Freunde werden!“

Ich war der seinige schon; wir wurden's noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung, und Bertollon schien allein bei mir froh werden zu können. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Naturalien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur dies Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude: sein Ziel war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer

Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eins der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Castelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gemahlin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie nur selten. Nicht Liebe aber, sondern Konvenienz und Interesse schien diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltene Ausnahme. Demohngeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst ein Glied von der Brüderschaft der grauen Penitenten. „Es ist ein so Geringes," sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man sie nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offenen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen vertheidigt."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr.

Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte sie ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung und bewies mir, daß sie unter verschiedenen Nationen auch verschiedene Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen, indem er eine meiner Kardinal-Tugenden zu verschiedenen Völkern wandern und überall anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze, mir lieb; denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Soller des Pallastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht für sein erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht ins Paradies von Languedoc hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehen verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie in tiefer Trauer sei um Clementinens neulich verstorbene Schwester.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und selig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude!“ rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unserer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort dich zu stärken; denn unsere Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichrists zu brechen, und das in den Staub getretene Evangelium triumphirend emporzuheben!

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeußerungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs unzemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die

Kalviniſten von Mund zu Mund, jeder Gaſſenbube rief ſie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andere Sorge. Vergeblich hatte ich alltäglich die Straße des Hauſes Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends ſichtbar.

Auf der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich; er ſchüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tauſend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären ſchon ſeit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, ſondern in Marſeille, um in den Zerſtreuungen dieſer großen Handelsſtadt ihren Schmerz um den Verluſt einer zärtlichgeliebten Tochter und Schweſter zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augenblick lang und aus der Ferne nur zu ſehen, ging ich traurig nach Hauſe. Die freudige Erwartung, welche mich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Plane, nach Marſeille zu gehen; nur drei Tagereiſen waren es bis dahin — und dann wollte ich von Straße zu Straße wandern, und Fenſter um Fenſter muſtern, und alle Kirchen und alle Meſſen beſuchen — könnt' ich ſie nur dann eine Minute lang wiederſehen — könnte ſie mir nicht

für so viele Mühe auch einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abentheuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagener trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids; Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ist's denn?" sagte Herr Etienne mit starker Stimme. Er hatte überhaupt, ohngeachtet seines frommen Aeussern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohsten sein soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt. Der Marschall liegt nicht ausser der Gewalt des Herr-Gottes!"

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl Recht, Colas!" sagte der Alte: „Und es verdrüßt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hieher gesandt, und dir gebieten

lassen, morgen um die zehnte Stunde in's Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ist's nun? — Will dir dein Gewissen wohl, so geh zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle."

Allerdings konnte der von einer so erhabenen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Offiziere, Edelleute und Garden begleitet. Der äussere Pomp der Großen übt über die Gemüther der ungebildeten Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr!" rief Herr Etienne: „Geh' hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Kabinet. Nach mehr, denn anderthalb Stunden, wurd' ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebietenden Anstand ohne Zwang, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehen, Alamontade," sagte

der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lob ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an, Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber ermuntern. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners, zu behaupten, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlgefallen gegen mich blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Dunkelheit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbarn und die ganze Stadt erfahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt', ich's nicht?" rief Herr Etienne: „Gott ist's, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzens ragt das heilige Kreuz gen Himmel!"

9.

„Herr Bertollon war auf's Land zu seiner Gemahlin gereiset, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß fand ich in meinem Dach-

stübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mir wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Liebe, meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Frühling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier!“ sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Palast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine sein!“ rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehen und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor, und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war bergewandt, vom schwarzen Schleier umwebt. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er hob sich — ich sah Clemen-

tinen, und in einem Augenblick, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundene Gluth brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehen zu müssen. Und als ich abermals hinübersah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick.

„Sie ists!“ tönte es in mir, und ich stand auf einer nie von mir gekannten Höhe irdischer Seligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir, und begeisterte Ahnungen schwebend zwischen mir und ihr. Ein goldener Schimm.. überfloß die rußigen Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumenmeer. Die Welt zerfloß unter mir wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach, welcher Seligkeit ist das Menschenherz mächtig!“ rief ich, und sank auf die Knie nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast Du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!“

10.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmälig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am übrigen im Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich ans Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsere schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O selige Stunde, die ich harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Arm und geschlechtlos, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie durft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben, um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes warben?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier und dem Engel. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, machen den Preis des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher

im Weltall, und zuverſichtlicher dann; und wir dulden die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt ſchoner unter dem Schimmer einer ſtillodernden Phantaſie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauſchen. Ich ſpielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neueſten und rührendſten Balladen voll ausdrucksvoller Melodie. Als ich die erſte Strophe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tonte mir Harfenlaut denſelben Geſang leiſe zurück aus der Stille der Nacht. Wer konnt' es ſein, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen ſchien? Als ſie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechſelten wir gegenſeitig. Muſik iſt die Sprache der Seele. Welch eine unnennbare Wolluſt für mein Herz: Clementine würdigte mich des Geſprächs!

Ach, tauſend namenloſe Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfangen, in welchem ſie gegeben und angenommen werden, muß ich verſchweigen; allein ſie ſind unvergeſſen. Auch noch die Leiche des ſchönen Jugendtraums, Erinnerung, iſt, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und ſo dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang ſahen wir uns ſchweigend und

liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie, von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet, unter den Schattenbäumen des Peyrou *) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsere Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, wir hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahnete den Umgang unserer Seelen, unsere süße, schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herrn Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr der Gemahl vor.

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

„Hier“, sagte er, „ist Alamontade, ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame.“

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit in ihrem Wesen verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth allen Zauber verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein empfindungsvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachläßigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, mußte dennoch die Verleumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezogenes Leben. Ich selbst sah sie nur selten. Erst im letzten Jahre meiner Zeit auf der Hochschule gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß, uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtlichste Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu

leſen. Sie war unaufhörlich für ihn beſchäftigt. Sie bereitete ihm die Arzneien; ſie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entſcheidenden Höhe ſtand, wich ſie nicht von ſeinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerſtörte ſie ihre eigene Geſundheit.

Herr Bertollon blieb ſich, als er genas, in ſeinem kalten und höflichen Betragen gegen ſie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie ſchien ſeine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte ſich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als ſeine Geſundheit zunahm. Ich konnte nichts anders, als ſie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe machen.

„Aber was willſt du, Colas?“ rief er: „Biſt du Meiſter *deines* Herzens, daß du es wagen kannſt, dem *meinigen* Gehorſam abzufordern? Wenn du willſt, nun ja, ich will es dir einräumen, meine Frau iſt ſchön; aber die leere Schönheit iſt nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht in die Meiſterſtücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, ſie hat Verſtand; den pflegt man aber nicht zu lieben, ſondern nur zu bewundern höchſtens. Sie iſt ſehr wohlthätig; aber ſie hat des Geldes genug, und keinen Gefallen an koſtbaren Vergnügungen. Sie bezeigte in meiner Krankheit viel Aufmerkſamkeit für mich. Ich bin ihr dank-

bar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen, was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicher Weise unter diesen Fehlern einer oder der andere von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein in Gold verwandeln, und nicht Konvenienz-Ehe in Herzenssache umschaffen könnte?"

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstoßenden Fehlers.

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ich's schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unserer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre Alles zerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äußern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äußert; aber dann ist es unvernichtbar, und Al-

les verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu sein; ohne ihr unglückliches Temperament mögte sie eine Heilige werden. Aber eben dies vernichtet alles Bessere. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer derselben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelten meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umganges entfesselte uns allmalig von der lästigen Etikette,

und gab mir für Madame Bertollon den Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter,“ sagte sie einmal, als sie, an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder ging: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Karakter gibt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon?“

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll tiefer Hochachtung für Sie. Haſſen? Er müßte ein Ungeheuer sein, wenn er das könnte. Nein, und er ist ein edler Mensch. Er kann Niemanden haſſen.

„Sie haben wohl Recht. Er kann Niemanden haſſen, weil er Niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und Niemandem; die ganze Welt und Jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvollern Kopf vergiftet, als bei ihm.“

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame.

„O, daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich.“

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern.

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer iſt er derſelbe.“

Wenigſtens ein guter, liebenswürdiger Menſch.

„Liebenswürdig? Er iſt's. Er weiß es, und bemüht ſich, es zu ſein; aber leider, nicht um Andere, ſondern um nur ſich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht ſchlecht iſt.“

Gewiß, Madame, ich verſtehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, daß ich Ihr Vertrauen mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menſchen gekannt, die ſo ſehr verdienten, glücklich zu ſein, und ſo ſehr geeignet waren, es eins durch's andere zu werden, als Sie und Ihr Gemahl. Und doch ſtehen beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben, genug geliebt, und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich Sie beide mit einander auf's Innigſte verbinden, und Ihre entfernten Herzen zuſammenführen könnte.

„Sie ſind ſehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit ſchon gethan iſt, denn mein Herz eilte längſt dem ſeinigen nach, welches vor mir flieht, ſo, fürcht' ich doch, wünſchen Sie eine Unmöglichkeit. Wenn's aber noch Einem gelingen ſollte, ſo würden Sie der Eine ſein. Sie, Alamontade, ſind der erſte, dem Bertollon

so ganz eigen sich hingibt, an den er sich so fest klammert. Verfachen Sie es, ändern Sie des Mannes Karakter."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, daß Bertollon noch ausüben soll? Er ist großmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich — — —

„Sie haben Recht, das Alles ist er."

Und wie soll ich ihn ändern?

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen!"

Zum bessern Menschen? — erwiederte ich erstaunt und blieb stehen, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen: — Ist er denn böse? Ist er lasterhaft?

„Das ist Bertollon nicht!" antwortete sie: „Aber er ist nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen?

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vor-

theilhaft iſt. Er iſt nicht tugendhaft, ſondern nur klug. Er ſieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute und Böſe. Er würde eben ſo gern die Hölle zur Erreichung ſeiner Abſichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er ſetzt ſeine Seligkeit darin, das zu erhalten, wonach ihm gelüſtet, und dafür iſt er und thut er, was unter den gegebenen Umſtänden zweckmäßig ſein mag. Die Welt iſt ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichſten und Schlaueſten Alles gehört. Das Gedränge der beiſammenlebenden Menſchen ſchuf, wie er glaubt, Staaten und Geſetze, Religionen und Uebungen. Der Weiſeſte iſt ihm, der das verworrene Gefecht der Konvenienzen bis auf den feinſten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An ſich iſt nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehen Sie, Alamontade, dies iſt mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur ſich. Sein Sinn und Geſchmack ändert, und darnach ſein Weſen. Mit eiſerner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er ſeine Ziele. Er iſt der Sohn einer angeſehenen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlſtandes herabgeſunken war. Er wollte reich ſein, ward Kaufmann, verſchwand in entlegene Gegenden, und kam als Herr einer Million zurück. Er wollte ſei-

nen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt kein Heiligthum. Er überwältigt Alles; Niemand ist ihm stark genug, weil Jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch alles das in mir zur deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte, und verzagte, sie ausfüllen zu können.

Aber, Madame, sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, Ihre Tugend wird ihn endlich fesseln.

„Tugend? O, Lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit des Karakters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung

hält, woran die Fantaſie der Blöden mit kindiſchem Eifer ſpielt?"

Er hat aber doch ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für ſich, und nicht für Andere. Er will geliebt ſein, ohne ſich dafür zu veräuſſern. Ach! und kann man einen ſolchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie gibt ſich ganz dem Geliebten hin; und lebt in ihm, und iſt ihrer ſelbſt nicht Herrin. Sie rechnet nicht, ſie ſorget nicht; ſie wagt's darauf, ob endlich Treue ſie beſeligt oder Verrath ſie erwürgt. Aber hoffnungslos will ſie nicht ſein. Sie begehrt des Andern Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich."

13.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich!" ſeufzt' ich, als ich in meinem Zimmer ſtand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab und hing ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld geweſen. Hatte ſie nicht ſelbſt ihn auf meine Bruſt geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien ſie nicht damals mit eigener Hand dies Herz krönen zu wollen? Wär' es nur kindiſche Tändelei geweſen? — Ach! hätte es ihr gleich gegolten, ob

es eine Dornenkrone, oder eine Blüthenschnur war, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich hin, sah hinab in die Straße, und nicht wieder zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen als Gattin gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu sein. Aber Gattin? Ich, der arme Sohn eines in Schulden verstorbenen Bauers, ich, der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montpelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Konvenienzen des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben konnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äußeres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob.

Ich wollte mir durch eigene Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangene Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drukken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall erhob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und erntete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die Meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Namen zu wissen, konnte sie ihn ja am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andere. Er ließ keinen Tag entfliehen ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O! Bertollon," rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein Mensch bist du! Warum muß ich dich doch eben so beklagen als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das Eine und nicht das Andere, antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es sein zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sei damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner

Bekehrung ab? Sobald du älter wirſt, ſeh' ich dich in meinen Fußſtapfen. Für jetzt ſei wenigſtens tolerant. Daſſelbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen.

„Ich zweifle. Könnteſt du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend ſtürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?"

Was nennſt du auch gerechte Sache? Deine Begriffe ſind nicht klar.

„Wenn du Montpellier vom Untergange erretten könnteſt, durch eigene Aufopferung: wärſt du fähig, lebenslängliche Armuth, oder ſelbſt den Tod dafür zu leiden?"

Herr Colas, du ſchwärmſt wieder. Nur Schwärmer können ſolche Opfer fordern und bringen. Und es iſt gut in der Welt, daß es dergleichen gibt. Aber komm auch einmal zur Beſonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen ſaugſt. Du wirſt auf dieſe Weiſe nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und ſuche die Thoren zuſammen, die für deine Begriffe in den Tod gehen ſollen; du findeſt unter hundert Millionen nicht Einen Mann. Alles iſt nur unter gewiſſen Verhältniſſen wahr, gut, nützlich, gerecht, ſchön. Die Begriffe der Menſchen ſind überall verſchieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie ſtarben für

ihre Vorſtellungsart und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren.

„Ich konnte dich haſſen, Bertollon, um dieſer Worte willen.“

Dann wäreſt du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft.

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern konnteſt, daß du mich ins Verderben ſtießeſt: würdeſt du mich ins Verderben ſtoßen?“

Für eine ſolche Frage ſollte ich dich haſſen, Colas.

„Und doch konnt' ich ſie thun. Du ſtrebſt ja nur, wie du ſagſt, immer nach dem, was dir nützlich iſt. Du mägeſt ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs.“

Lieber Colas, ich ſeh' es ſchon, du wirſt ein ſchlechter Advokat werden, und wenig Schätze ſammeln, wenn du nur immer die nach deinen Begriffen gute Sache vertheidigen willſt, und nie die ungerechte, wenn du Vortheil dabei ſpinnen konnteſt.

„Ich ſchwöre es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabſcheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unſchuld und zum Schutz des Verbrechens rühren mögte.“

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirſt du es mehr, als einmal thun, weil du nicht immer der Menſchen Schuld und Unſchuld an ihrer Stirn gezeichnet findeſt. Geh! du wirſt der Welt Narr,

wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannſt.

So ſtritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir ſeine ſchrecklichen Meinungen nicht immer ſo ſcherzend geſagt hätte, als wenn er ſie ſelbſt nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harniſch jagen; und wenns ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber ſprachen gegen ſeine Worte.

13.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den ſchönen Sinn, der ſie beſeelte. Sie glühte für die Tugend, welche ſie mit religiöſem Eifer übte.

Ich ward ihr Tiſchgenoſſe. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einſam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe ſchlagen. Bald konnt' ich ihren reizenden Geſang mit meinem Saitenſpiel begleiten. Sie ſang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden ſein, wenn mein Herz nicht an Clementinen hing.

Wenn ich von ihr mit Enthuſiasmus zu Bertollon ſprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein ſo liebenswürdiges Ge-

schöpf sich selbst überlassen könne, antwortete er: „Unser Geschmack ist verschieden. Laß doch einem jeden den seinigen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts. Sie ist also darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wußte dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freut's mich; und lieb ist's mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Cato, auch ich bin großer Aufopferungen fähig. Denn ich überlasse dich ihr, oft wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß, vor den Tribunalen des Königreichs als Anwald zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bei Madame Bertollon seltener. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander bedürftig geworden; aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

Zuweilen schien es mir, als wäre sie traurig er, denn sonst, und dann wieder liebreicher und

hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgniße beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühete mich vergebens, davon die Quellen zu erforschen. Indeßen blieb es mir nicht verborgen, daß sie nicht mehr die immer Heitere und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühete mich oft vergebens sie aufzuheitern. Die stille Wehmuth ihres Blickes, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben, mir unter erkünstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärtlichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiele sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die

Harfe zurück. Sie ſtand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend ſind Jugend, Schönheit und Unſchuld im Augenblick des ſtillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt ſie zurück.

„Nein," rief ſie, „laſſen Sie mich!"

Aber ſo kann ich Sie unmöglich verlaſſen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht ſehen? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht ſelbſt ſo? Und gibt dieſer ſchöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umſonſt verdecken wollen?

„Laſſen Sie mich. Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich!" rief ſie, und wollte ſich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie ſind unglücklich . . . ſagt' ich.

„Ach, unglücklich!" ſeufzte ſie mit unverhaltenem Schmerz, und ihr ſchönes Geſicht ſank an meine Bruſt, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkührlich ſchlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zuſammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich ſtammelte ihr Worte des Troſtes und bat ſie, ſich zu beruhigen.

„Ach! unglücklich bin ich!" rief ſie mit Heftigkeit und ſchluchzend. Ich wagte es nicht weiter, mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfin-

bungen abzuwehren. Ich ließ ſie ausweinen, und führte ſie zu den Seſſeln zurück, da ich fühlte, daß ſie ſchwächer ward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Bruſt.

„Ihnen iſt nicht wohl?“ fragt' ich ſchüchtern.

„Es wird mir wohl!“ — antwortete ſie. Nach einer Weile ward ſie ruhiger. Sie ſah auf, und ſah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade?“ liſpelte ſie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben? — antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand und Aug' in Auge ſaßen wir da, von unſern Gefühlen verſchlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich ſenkte mich leiſe gegen ſie, und küßte ſie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, beſinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß ſanft erwiedert. Unſere Umarmung löſete ſich nicht; unſere Thränen verdufteten über der Gluth der Wangen. In unſern Küſſen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundſchaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir ſchieden. Zehnmal ſchieden wir, und eben ſo oft ſank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd, wie ein Berauſchter, kam ich in

mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenſter erſchreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie geweſen, als am folgenden Morgen. Ich war mir ſelbſt unbegreiflich und ſchwankend zwiſchen Widerſprüchen. Madame Bertollon ſchien mich zu lieben; heldenmüthig hatte ſie bisher wider eine Leidenſchaft geſtritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's, der, ohne ſie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenſchaft treten und eine unſelige Flamme anblaſen konnte, von der ſie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten vor; vergebens enthüllte ich mir den ſchändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundſchaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner ſtillen Gelübde: Alles, was mir ſonſt reizend und ehrwürdig geweſen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rauſch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft ſchwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die ſüße Gluth ihres Gegenkuſſes, und meine geſchmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüſſen und Folgerungen die ernſte Wahrheit der Vernunft.

„Elender, du wirst's bereuen, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das Eis des spaten Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen!“ So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangenen Abends schwelgte, und dunkle Ahnungen höherer Freuden mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang gerathen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr ernstes Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe, log ich ihr vor, wie lange schon mich geheime Leidenschaft für sie verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ach, hat, ich beschwor sie, mich nun nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Phantasie ein begeisterndes Gemälde unserer künftigen Seligkeiten auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder.

Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehen, schwor ich leise in mir, das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich auf ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehen.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedene Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der alleesverschlingenden Neigung. Ich beschloß zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch sie sich wegen ihrer bewiesenen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht sein konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubniß unserer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch vergehen?" rief's wieder in mir: „Also doch nun einbüßen den lange bewahrten innern Ruhm der Unschuld?" Ich wankte, und trat zurück.

„Sei rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet!" sprach ich zu mir selbst.

Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Ge-

danke: Sei rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nur lauter, und ich verspottete meine eigene Religiosität.

Da öffnete sich die Thüre meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl?“ sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich auf's Bett hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß!“ sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene!“ rief's in mir: „Dem Edelmann entdecke Alles, Alles: so ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes!“

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe!“ sagte ich schnell, und mit Furcht, ich möchte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestoßen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war

geſchehen. Der Ehemann wußte Alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rauſche unſerer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenſchaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entſcheidende Handlung, von der wir erkennen, ſie ſei Rettungsmittel. Wir müſſen gleichſam den widerſpenſtigen Körper gewaltſam treiben, ſie zu vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwiſchen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung von den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers ſchweben, und eine innere Stimme ſagt: „Ergreife ſie!“

Bertollon verfärbte ſich, und ſprach: „Was redeſt du, Colas?“

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehen, denn ich liebe ſie!“ antwortete ich.

Du biſt ein Narr, glaub' ich! — ſagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es iſt mein Ernſt. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin iſt ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch iſt es Zeit. Du biſt mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geſtändniß, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin

zu schwach, um immer meiner Herr zu sein, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig sein konnte."

„Ein Heiliger, wie du Tolas," sagte Bertollon lautlachend, „der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sei ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sei dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wälztet: würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet!"

Er sagte dies alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone arglofer Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth ernente meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur, daß ich noch einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein," sagt' ich, „lieber Bertollon, ich wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe,

und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehen. Ich will" — —

„Wozu mir das sagen?" unterbrach mich Bertollon: „Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ich's nicht längst bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Karakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sei, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir!"

„Was machst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit unter der ich selbst erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihres Karakters? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt!"

„Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind."

Er brach hiemit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige

Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursache hatte, die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmälig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide lange sprachlos. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ich's noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen?" sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehen zu büßen."

Sie schwieg.

„Ich habe Ihr Vertrauen gemißbraucht," fuhr ich fort: „ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes! — ich habe gefehlt."

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach, Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eigenen Gewalt; und wer könnt' es sein bei Ihnen? Aber — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein

Entſchluß iſt genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt.“ — —

Entdeckt? — rief ſie erſchrocken: Und er? —

„Er verfärbte ſich anfangs.“ — —

Er verfärbte ſich? — ſtammelte ſie.

„Aber mit Vertrauen auf Sie, Madame, und mit einem Vertrauen, größer, als meine Tugend, wollt' er mir den Vorſatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen.“

War das Ihr Vorſatz, Alamontade?

„Er iſt's noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber ſind die Gattin Vertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich ſo tauſend Wohlthaten ſchuldig bin.“

Sie ſind ein edler Menſch! — ſagte ſie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entſchloſſen war. Meine Sachen ſind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünſche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unſere Freundſchaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu ſpät gegen meine verwilderten Empfindungen.

Sie ſchluchzte heftiger. „Ja!“ rief ſie: „So iſt es beſſer! Wir müſſen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unſere Her-

zen ruhiger ſchlagen, bis wir uns mit kühler Freundſchaft begegnen können!"

Sie ſchwieg. Ich war tief bewegt.

„Aber, ach, guter Freund!" ſagte ſie jammernd und warf ſich an meine Bruſt: „Ich überlebe dieſe Trennung nicht lange!"

Und indem ihr Herz an dem meinigen ſchlug, und unſere Leidenſchaft höher loderte, und unſer Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungeſpürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und ſchworen, ſie doch zu tödten in unſerer Bruſt. Wir beſchloſſen, daß wir uns trennen, daß wir uns ſelten nur ſehen, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns ſehen wollten, und verſiegelten mit heißen, entſeelenden Küſſen den unzerſtörbaren Bund unſerer Seelen.

Welch ein elendes Geſchöpf iſt der Menſch! Er iſt am ſchwächſten immer, wenn er am ſtärkſten zu ſein glaubt. Wer die Verſuchung flieht, der iſt der Held; wer ſich muthig in ſie begibt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn ſchon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir ſchieden von einander, hatten wir verabredet, ich ſolle nicht weiter, als eine Stunde von Montpellier reiſen. Auf dem Landgute der

Tafelnan ſollt' ich wohren, und nur zuweilen zum Beſuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorſatz aus, ſo ſehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reiſete ab, ohne auch nur den Abſchieds-Beſuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rauſche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie geliebt hatte, und verabſcheute mich ſelbſt, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Rauſch geweſen, entſtanden erſt unter der unglücklichen Liebe, welche die ſchöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht ward, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln trieg mein Gemüth allmälig zu ehemaliger Reinheit und Heiterkeit hervor, und Clementinens Bild ſtand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte bei meiner Flucht aus Montpellier Kranz und Harfe zurückgelaſſen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergeſſen gehabt hätte, ſondern Scham und heilige Scheu ſtießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte be-

rühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu ſein, und hielt die Qual der Sehnſucht und der Entfernung nur für die gelindeſte Buße meines Verbrechens.

Es verſtrichen vier Wochen. Bertollon allein beſuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch feſſeln mich meine Geſchäfte an die unſelige Stadt!“ ſagte er.

Er machte verſchiedene Verſuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umſonſt. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einſamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Laretie iſt draußen, er will Sie ſchlechterdings ſogleich ſprechen!“ ſagte er, und Laretie, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verſtört.

„Stehen Sie auf,“ rief er, „und kommen Sie ſogleich nach Montpellier.“

Was gibt's? fragte ich erſchrocken.

„Stehen Sie auf, kleiden Sie ſich an. Sie haben keinen Augenblick zu ſäumen. Bertollon iſt vergiftet und liegt auf den Tod.“

Vergiftet? ſtammelte ich und ſank ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehen. Ich bin hieher gesprengt auf seinen Befehl!“

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragte ich wieder unterwegs.

„Freilich!“ erwiederte Larette: „Doch es ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet.“

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen?

„Der Magistrat.“

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubt's, und Jedermann“ — —

Herr, Sie zucken die Achsel? Und Jedermann? — — Nun fahren Sie doch fort, was wollten Sie noch sagen? —

„Daß es Jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, mein' ich, heißt er“ — —

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift auf Befehl der Madame Bertollon vor ohngefähr acht Tage geholt zu haben.“

Der hölliſche Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über dieſe Ausſage des Knechts, hat ſie es ohne weitere Umſtände eingeſtanden. Da haben Sie Alles.

Eingeſtanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verſtehe Sie nicht. Was hat ſie eingeſtanden? —

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müſſen.“

Entſetzlich! Und auch daß ſie es ſei, die ihren eigenen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer geſteht auch ſo was gern? Uebrigens iſt es leider der Fall. Bertollon fühlte geſtern früh wieder ſeine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wiſſen, er iſt dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat ſeine Gemahlin erſucht, da ſie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapotheke beſitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine ſehr koſtbare Eſſenz, die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläſchchen brachte.“

Ich kenn' es ſehr wohl und auch die Eſſenz. —

„Sie ſelbſt goß die Arznei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte ſie dem Mann. Nach

einer Meile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Giftes. Der Arzt that sein Mögliches, ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sei eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt; auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizeiamt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und ihren Befehl. Madame Bertollon ward obrigkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man forderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufenen Spezereihändler wiedererkannte Gift; nur fehlte davon im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen gewrust, und das Gift darin entdeckt worden. So stehen die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Laretie nicht, den kein Fremder

wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke: unſere Trennung erhöhte ihre Leidenſchaft, ſtatt ſie zu brechen. So verfiel ſie auf den verruchten Plan, ſich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich ihrer Heftigkeit und der zerſtörenden Gluth im Karakter, von welcher mir Bertollon einmal geſprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbeſonnener Weiſe erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unſer Verhältniß offenherzig bekannt: und wie ſie da erſchrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforſcht hatte.

Die Wahrſcheinlichkeit flog in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnte es nur erklären, wie der ſchwarze Gedanke in ihr reifen mochte; ich ſah ſie den verfluchten Trank einrühren und, von ihrer Leidenſchaft geblendet, dem unglückſeligen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch?“ rief ich ſchon unten an den Treppen. Man gebot mir flüſternd, leiſe zu thun. Man wehrte mir den Eingang in ſein Gemach. Er war in einen ſanften Schlummer geſunken, der ihm wohlthun und ein beruhigender Zeuge ſeiner Errettung ſein ſollte.

„Und wo iſt Madame Bertollon?“ fragt' ich. Man antwortete mir, ſie habe dieſen Morgen

in aller Frühe das Haus verlassen, und sei zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sei nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefängnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eigenen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seien gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würde ich ein Verbrechen eingestehen, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann."

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, insofern wir sie als sinnliches Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Magie, ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Gefühlreiche und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Ma-

dame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Laretta nur flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannichfaltiger Umstände verbreiteten ein immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch diese außerordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmälige Genesung, durch die Kunst der Aerzte, erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon!“ rief ich: „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärest! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Siehe, du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich ins Grab zu gehen. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reizen ausgestattet, ein Weib, dessen Aug und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich sein?“

„Liebst du sie noch, Alamontade?“ fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14345/023

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt; nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnenkitzel war's, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen das meinige. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen, die ich ihr verschwendete. Ach, ich kannte sie nicht!"

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Der berühmteste Advokat von Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern erfüllt, die seinetwillen oft von entlegenen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts," sagte Bertollon, „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig

trenne. Ich dringe auf keine andere Bestrafung ihres mißlungenen Versuchs. Ihr eigenes Gewissen und die öffentliche Verachtung sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht."

„Das wird er nicht!" rief ich und glühte auf: „Ich bitte dich, Bertollon, wenn ich gleich nur ein Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach, übergib mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh, gegen eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst hochachtete, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige."

Bertollon lächelte; aber er äusserte mir zugleich seine Besorgniß, daß ich der meines Gegners nicht gewachsen sei. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon," sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und er-

heben, wenn ich einmal unter Menards überlegenen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvorellig selbst eingestanden."

21.

Seit undenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser, welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehen der darin spielenden Parteien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, welche ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welchem Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemandem ahnete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre wüthende, unerlaubte Neigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dies war noch Geheimniß; es sollte Geheimniß bleiben. Nur wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwald Bertollons sei, gab man schon im Voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugenverhören wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner ſchien meiner nur zu ſpotten. Er verachtete es ſchier, gegen einen jungen Menſchen aufzutreten, der noch vor Kurzem ſein Lehrling geweſen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er ſprach, und ſprach mit ſolcher Macht, daß er mich ſelbſt aufs innigſte erſchütterte, und faſt für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunſt ſchon ein halbes Jahr, wo ich in einigen Wochen zu ſiegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volks aus dem Hauſe des Präſidial-Gerichts begleitet; und ich ſchien meine Kräfte nur darum an Erſchwerung ſeines Sieges zu vergeuden, um ſeine Lorbeern zu vermehren.

Die Schönheit der Anzeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Partei gewonnen, und ihre ehemalige Wohlthätigkeit feſſelte für ſie des Volkes ärmere Klaſſe. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger beſtochener Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen ſich Madame Bertollon einſt gezeigt hatte.

Je mehr inzwiſchen meine Sache ſank, je mehr ſtieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beſeelte mich. Menard ſelbſt fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus ſeinen erſten Eroberungen zurückdrängte. Seine Par-

tei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen ward. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung einer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir auch dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte oft den Kopf. Sie machte mir eine drohende Gebehrde. Ich glaubte sie zu verstehen, und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seliger,

als ich. Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sich im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte ausweichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheute, den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalds vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verloren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon vor Gericht ihre Sache selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hilfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reizender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Blässe des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und äußerten: „Sie ist gewiß schuldlos."

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß Niemand entzückter sein würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu sein, als ihr eigener Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sei es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade!" sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müssen es sein, der darauf dringt, meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und

hier!“ Sie ſchwieg eine Weile, dann hob ſie ſich plötzlich, wandte das blaſſe Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, ſprach ſie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen laſſen, mein Geſtändniß zu erpreſſen. Es iſt genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin ſchuldig. Ich hatte mit dieſem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich!“

Sie drehte ſich um, und verließ den Saal, und Todtenſtille folgte ihr nach — ein tiefes Erſtarren rings umher.

Zwei Tage nachher ſprach das Tribunal das Wort: „Schuldig!“ über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war ſchon längſt geneſen. Er war heiterer, als ſonſt. Er ſcherzte wieder, wie ſonſt, über meine ſogenannte Tugendſchwärmerei; er liebte mich dabei ſo zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich ſo hartnäckig auf meinen ſtrengen Grundſätzen beſtand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich ſeiner Meinung zu werden ſchien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Konvenienzen-Spiel ſei.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem

das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir waren fröhlich; um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern, und schworen uns ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas,“ sagte er, „kennst du Clementine de Sonnes?“

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen, und rief einmal ums andere: Aber Närrchen du, mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sei doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt? Sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun, du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Mit Klugheit unterjochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen, oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde.“

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott!“

Desto besser. Denn ich bedarf noch deines göttlichen Beistandes zu einem Plänchen. Ein Mädchen, wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen

wohnt in Agde. Ihr meint, ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder der Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ich's; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Aber dann, Herr Colas, wollt' ich mir doch Seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie Er sie bei meiner ersten hatte.

„Wie, Bertollon?" rief ich erstaunt: „Du liebst? Du willst dich wieder vermählen?"

Was anders? Siehst du, ich meinte Anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in besser Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätt' ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir gerade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können.

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nur nicht."

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstoberte — lach nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit

einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jaques, kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich.

„Welchen Spaß denn? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!“

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldener Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst in die Essenz gethan?

„Nein, wahrhaftig nicht, lieber Bertollon.“

Nun und eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thuts keinen Schaden mehr.

„Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen?“

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf die Schachtel drüben geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!“

Aber fein war's? Nicht so, Colas? Denn nun

ſtellt' ich mich den andern Morgen ſchwindelkrank, ließ es meiner Frau ſagen, die mir eigenhändig nach ihrer Weiſe die Eſſenz brachte. Der Arzt ward auch beſtellt, ſo konnte gleich dem Gift entgegengearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine winzige Portion hinein gethan.

„Aber, Bertollon, was redeſt du auch? So wäre ja deine Frau ganz unſchuldig?"

Das iſt gerade das Luſtigſte in der Sache, und du haſt dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, ſie ſei rein behext. Denn ſie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den beſten Dietrich habe.

„Aber ..." ſagt' ich, und das Entſetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, biſt mein einziger Vertrauter, ſiehſt du, und es hätte noch übel gehen können. In der Eile ließ ich im Arzneiſchrank ein Fläſchchen rothen Liquors um, und vergaß es, aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du ſollſt es auch ſein. Ich ſchwöre dir, an dem Tage, da ich Julien von Agde heirathe, feierſt du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was iſt dir? du wirſt, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Waſſer! Der Champagner bekommt dir doch nie!

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern das Glas reichte. Ich drängte schaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem, was ich gehört hatte.

„Geh schlafen!“ sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müssen! Ich war noch nicht vermögend, an ein so scheußliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Gefangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod sein kann.

Es wurde mir wohler, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können, wie mogte er es wagen, sein Lebenlang ein Glas Wein über die Lippen zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß

aufzulöſen drohte? Wie konnte er ſich einem Böſewicht, wie einem rechtſchaffenen Manne ſchaamlos in ganzer Abſcheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünſcht' ich mich zu täuſchen. Seine Aeuſſerungen über mich und die unglückſelige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetreten hätte . . . Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit ſeiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich ſeiner verſchiedenen gefallenen Reden, und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mißtrauiſch auf unſer beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit und Verſchloſſenheit ihres Karakters geſprochen, ſo bereitete er wahrſcheinlich ſchon damals einen Entwurf vor, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrſcheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich ſtand noch immer entſchlußlos. Gerettet mußte die Unſchuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines erſten, meines einzigen Freundes; — nur ein Uebermaas ſeiner Liebe zu mir hatte ihm das entſetzliche Geſtändniß entlockt — ſollt' ich hingehen, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; ſollte die Hand, welche von ihm unzählige Almoſen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund ſtürzen?

Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollt' ich verlieren!

„Unselige Verkettung der Begebenheiten!“ seufzt' ich: „Warum mußte ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu morden?“

Aber die Vernunft gebot: „Sei gerecht, ehe du gütig sein kannst!“ Welches auch immer die Folgen unserer Handlungen sein mögen, welche wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und gehe einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbstständigkeit und trage in dir das stille Bewußtsein: Du thatest, wie du als ein gerechter Geist solltest. Es ist ein Gott, sei rein wie er!

Ich schrieb an den Polizeibeamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchstdringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon!“ seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir,“ sprach ich endlich, „ist deine Frau

gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?"

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und antwortete: „Schweig!"

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du Alles gethan? oder wolltest du mich nur . . ."

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe, du bist gescheut!"

„Aber rede doch! Bertollon, heute wird das Präsidialgericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben."

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?"

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker Bewegung. Er war sehr bleich geworden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrack, da er sie bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für alles Andere."

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?“

„Flieh', sag' ich, noch iſt es Zeit!“

„Warum?“ entgegnete er: „haſt du im Sinn . . oder vielleicht ſchon . . .“

„Um alles was dir lieb und heilig iſt, flieh', ſag' ich.“

Indem ich ihm dies zuflüſterte, ſprang er eilends auf, lief ungekleidet im Zimmer umher, als ſuch' er. Ich glaubte, er habe in der Beſtürzung vergeſſen, daß ſeine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieſelben zu reichen, fiel ein Piſtolenſchuß und das Blut ſtürzte über meine Bruſt herab.

Die Thür ſprang auf, der Polizeibeamte trat erſchrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Piſtole, in der andern eine zweite, ſah erſtarrt die unerwartete Erſcheinung.

„Verruchter Hund!“ ſchrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und ſchleuderte mir die entladene Piſtole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte ſich erſchoſſen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerſchmettert.

Meine Sinne ſchwanden. Ich ſank zu Boden, und erwachte erſt unter der Geſchäftigkeit der Aerzte

und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter, war unterſucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großen Beſtürzung. Mehrere von Bertollons Freunden ſtanden vor mir. Jeder beſtürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und ſobald ich mich erholt, warf ich friſche Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Verſammlungsort des Präſidialgerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbſtmord war inzwiſchen ſtadtkundig geworden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich in's Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als ſie in den Saal geführt wurde, um daſſelbe vor dem verſammelten Volke anzuhören, traf auch ich daſelbſt ein.

Ich bat, angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen hätte. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille floß durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Bruſt gewichen.

„Ihr Richter," ſprach ich, „einſt ſtand ich hier,

ein Ankläger der Unschuld. Ich komme, sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände, getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglückselige, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!"

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizei-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungsszene, aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend, gesehen zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard, einen so glänzenden Sieg davongetragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte Niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als ich aber schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren mit Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünſchen der ſie Umringenden hingeſunken. Der Vice-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heut' in den Gerichtsſaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marſchalls Montreval, flieg von ſeinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte ſeinem Beiſpiel, unter dem Zujauchzen des enthuſiaſtiſchen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Knie brachen. Ich ſank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine naſſen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen?“ ſtammelte ich.

Mit einem Blick voll unausſprechlicher Liebe, mit einem himmliſchen Lächeln ſah ſie auf mich nieder.

„Alamontade!“ ſeufzte ſie leiſe, und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünſcht' ich zu Madame Bertollon zurück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrängte Menſchenmaſſe, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Palaſtes hinab.

Im Begriff, in die Sänfte zu ſteigen, ward

ich von einem jungen, wohlgekleideten Manne angehalten.

„Sie können", sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichsten Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einstweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen."

Diese Einladung, mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ichs nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch die Straßen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam, vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straße war, worin Clementine wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung sein konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem

großen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles was das Menſchenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraum dieſes Tages für mich zuſammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor, mir entgegen. Die älteſte derſelben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen ſehr verbunden, daß er mir die Ehre verſchafft, den edelmüthigen Retter der Unſchuld in meiner Wohnung zu ſehen.“

Wer ſchildert meine Beſtürzung! Es war Madame de Sonnes; und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung ſtammeln auf die mir geſagten Artigkeiten; allein ich war allzuentkräftet. Der Blutverluſt am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechſel der allerfremdartigſten und heftigſten Empfindungen, deren Beute ich bisher geweſen, hatten mich gänzlich erſchöpft. Clementinens Erſcheinung entſeelte mich. Ich ſah nur ſie, und ſprachlos ſie, bis Geſtalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zuſammenfloſſen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett' und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde

hatte ſich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollonſchen Hauſe herbeiſchaffen laſſen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug!

Unterdeſſen war Madame Bertollon freigeſprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die ſchöne Unglückliche ſogleich von Montpellier abgereiſet und in ein entferntes Kloſter gegangen ſei. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einſchluß an Madame de Sonnes.

„Wahrſcheinlich wird Madame Bertollon ihrem Erretter danken!“ ſagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich ſeitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet.

Hier iſt er.

Abtei St. G** zu B*.

Den 11. Mai 1702.

„Leben Sie wohl, Alamontade! Dieſe Zeilen, die erſten, die ich einem Manne ſchreibe, werden auch die letzten ſein. Ich habe das ſtürmiſche Leben der großen Welt verlaſſen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgibt mich; ich habe mich ohne Mühe von allem, was mir einſt lieb

und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug.

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draussen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod, desto reizender zu machen.

„In der Blüthe meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwenschleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andere, die mich zerstört.

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verhehlen mochte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es — ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zücken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben sein würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!

„Doch nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und noch immer geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der

Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar sein. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines Andern durfte dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth.

„Ich fühlte es immer, und immer ging ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick süßen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehen der Gefahr, meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatte es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du das Geheimniß, welches die Scham mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglückbringer, und du mußtest es sein, der vor den Richtern mich darum befragte!

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nie betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läßt mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt ihn zu mildern.

„Hier in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da meinen Trost!

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dazustehen! Und einsam bin ich, denn mich liebt Keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in den frohlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im Gebirg, unbekannt und ungesehen; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück.

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, unsern Scheidebrief. Ein brechendes Herz hauchte die Worte; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an, und will dich selbst nie sehen. Ich will zu Gott flehen für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihen, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod ins bessere Leben leiten.

Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft meint' ich unter ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft besucht. Nicht wie einem Fremdling, sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für Andere zu leben. Immer nur beflissen, Andern Freude zu machen, Andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehen ihrer eigenen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Liebe führte das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig ganz war Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heiterſinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatt' ich sie nie gesehen, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd, ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer sie bewunderte. Und von allen war sie die Demüthigste; sie wußte von ihren eigenen Vorzügen nichts, und gerieth in Entzücken,

wenn sie dieselben in Andern erblickte. Man hätte wetten mögen: sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehen.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltener zu mir, denn alle Andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem Andern, und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am ämsigsten nach meinen kleinsten Wünschen; und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoffnung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der großen Welt! Ich hatte zwar im Bertollon'schen Prozeß ein so allgemeines Ansehen gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen dürfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein

Reden, mein Kommen und mein Gehen waren so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloß mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht, und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam!“ sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie.“

Alle Ursachen, welche ich erfinden mogte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan,“ sagte sie endlich: „wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum

iſt's nicht allen Menſchen gegeben, die Freundſchaft nie tiefer wurzeln zu laſſen im Herzen, als es eben Noth iſt, um ſie zu jeder Stunde wieder ausreiſſen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einſt ſehr unglücklich ſein. Ich zittere, daß ſie mir erkranket."

Die Worte ſchlugen mich hart. Ich ward blaß und zitternd. „Clementine!" ſtammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in mein Zimmer!" ſagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn deſſen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und ſagte zur Tochter: „Er will nicht. Bereb' ihn du!" Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der ſchönen Wehmuth! Nie wird es in meinem Gedächtniß auslöſchen. Die Schrecken eines endloſen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da ſaß ſie, in ihrem einfachen Hausgewande, reizend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüthe blauen Flieders hing über ihr Haupthaar zwiſchen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als ſollte ſie das Sinnzeichen deſſen ſein, weſſen ſie am meiſten bedurfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, ſah ſie auf, und

ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!“

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

„Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher.“

„Noch unglücklicher?“ entgegnete sie, und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?“

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnten mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal, früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen — wie ständ' es dann um mich?“ sagte ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

„Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht!“ antwortete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode!“ rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft?“ sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf Ihre Freundschaft,

Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen Andern lauter schlagen müssen, als für mich? Und dann, Clementine, dann?"

„Nie, Alamontade!" antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz voll sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog unter dem Sturme schöner Empfindungen. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das süße Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsere Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben.

O welche Seligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu sein!

Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Namen lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und scho-

ner prangte Alles; das todte Zimmer glich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus Allem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe!“ rief ich.

„Und ewig!“ setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lächelnd entgegen, und sagte: „Was haben Sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt! — Und wie, Alamontade, warum erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Dank — aber, wie soll ich danken?“

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch!“ fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum Sie uns verlassen wollten.“

Ich war so bestürzt, daß ich keine Silbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere sein, Alamontade, und sind es immer:

aber diesmal nicht! Glauben Sie, ich hätte nicht bemerkt, daß Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?"

„Madame," — — stammelte ich immer verwirrter.

„Ich denke, Sie mögten noch gern läugnen, wenn Sie könnten!" sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fule euers Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt' ich wohl, daß ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig sein konne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bin's dann auch."

Welch eine Frau! Ich sank zu ihren Füßen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch!" sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame," rief ich, „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung" — —

„Ich gebe nichts!" entgegnete sie: „Nein, mein Lieber, Sie sind es, der uns den Frieden gibt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihretwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen ist meine Pflicht. Ich

lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl."

„Es iſt zuviel!" rief ich: „Mein Entſchluß war es freilich, einſt, wenn ich mir Vermögen genug — ich bin arm, Madame" —

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?" antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anſtändiges Auskommen, und Clementine, ohnehin ſchon begütert, iſt meine Erbin. Nahrungsſorgen können euch nicht drücken; und ſolltet ihr durch ein ſehr unglückliches Schickſal einſt Alles verlieren, ſo ſchränket ihr euch ein. Sie haben Kenntniſſe, Thätigkeit und Redlichkeit: ſo kanns euch nicht fehlen."

Vergebens machte ich verſchiedene Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen.

„Nein, mein Herr," ſagte ſie, „daß Sie Clementinen ohne Rückſicht auf Reichthum liebten, war mir wohl bekannt. Und wahrlich das Mädchen hat innern Werths genug, um ſeiner Selbſt willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt alſo unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, ſo dürfen Sie nicht erröthen, wenn Sie Ihnen eine reiche Ausſteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrſchen, iſt mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, ſchüchtern

ſind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn ſie eine Million heirathet, an die ein ungeliebter Mann geknüpft iſt; ſie wird es nur durch den Geiſt, durch den Edelſinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um ſie."

„Und?" — — ſagte Clementine, indem ſie in ihrer reizenden Unſchuld hereinhüpfte, meine Hand nahm, und ihrer edeln Mutter freundlich in's Auge ſah.

„Du haſt wohl gewählt!" ſagte Madame de Sonnes, indem ſie uns beide umarmte: „Du ſorgſt immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich."

28.

Clementine ward meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf ihren Händen. Ich galt im Pallaſt de Sonnes als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchſtes Ziel errungen, und es würde ermüdend ſein, wenn ich die Mannigfaltigkeit meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marſchall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verſtorbenen Vater, nebſt einer beträchtlichen Erbſchaft, die ihm ſein in Weſtindien verſtorbener Bruder nachgelaſſen haben ſollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marſchall, in Folge ſeines Befehls. Er zeigte mir nur den

Brief des Londoner Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von viertausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner Oheime in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner Berichten über verschiedene wissenswerthe Dinge herrschte, flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens in so fern er Erbschaft sein sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Oheim verstorben sein sollte. Nie aber habe ich ein Mehreres entdeckt, als ich schon wußte. Doch konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Oheim, gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden.

„Genieſſen Sie Ihr unbeſtrittenes Eigenthum, und laſſen Sie ein Dutzend Meſſen für den Oheim leſen,“ ſagte er, „und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig genieſſen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erſte Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen, Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schloſſe wohnen. Ich muß Sie täglich ſehen. Meiner Geſchäfte ſind viel, und Ihr Rath iſt mir viel zu werth.“

Ich dankte dem Marſchall für die ehrenvollen Gnadenbezeugungen. Ich bat nur um einige Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntniſſe nicht gewachſen waren. Der Marſchall überhäufte mich mit Höflichkeiten; und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entſchlieſſen würde, ſeine Wünſche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter alter Oheim, war auſſer ſich vor Freuden, als er den Antrag des Marſchalls von mir vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzſchuhen als Knabe zu mir kamſt,“ ſprach er, „o Colas, und da du ſo in deiner Armuth vor mir ſtandeſt, und mein Herz rührteſt: da war es, als hört' ich die innere Stimme des Geiſtes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesſtatt, denn du würdeſt einſt der Schutzengel der bedrängten

Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Großes an dir gethan. Da stehst du nun wieder auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehrter und reicher Mann. Weigere dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, der zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht."

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreise nur eine Tochter fehlte, die verheirathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, liessen nicht ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müsse, mir einen größern Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes!" sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Albertas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus."

Und so geschah es. Wir reiseten mit einander

gen Nismes. Ich trat meine Stelle an, und in Clementinens Armen durft' ich ausruhen von Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehen, und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und Alles wurde zu einem hellen, rosenfarbenen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsere Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mir's abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen umnebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung

in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch allerlei ehemalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkührlichkeiten zu begehen, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten. Aber dabei war er sehr religiös. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß er's vermuthete. Er versäumte keine Messe, und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte selten, war meistens ernst und kalt, und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehen könnte für seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gotteslängner und der Bigotte, ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiches Gift.

Beide, ohne Gefühl ihrer wahren Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Konvenienzen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andere beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draussen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Ansichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig mir es um Einfluß beim Marschall zu thun war, und verloren sich allmälig wieder von mir. Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Karakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sei.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müssen, wäre er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu sein, stieg ihre Schwärmerei,

im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz, nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein," rief Herr Etienne, mein Oheim, „nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehen, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müssen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Luther us, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sei denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

30.

„Sie sind doch kein Ketzer?" fragte mich einst der Marschall von Montreval mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte in den gegebenen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit

allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegener.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor Kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehen.

„Und morgen verlang' ich meine Entlassung," sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen, „mag auch die Mutter sagen was sie will, morgen geschieht's! Und dann Clementine?" — —

Und dann? — — — fragte sie.

„Nicht länger unsere Verbindung verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freuen, da du seit heute die schwarze Trauerkleidung abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Frau."

Sie erröthete und lispelte: „In acht Tagen?" und legte ihr Haupt an meine Brust.

„Und dann" — fuhr ich fort, „dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling

kömmt mit seinem Schmuck; wir müssen ihn in freier Natur leben."

So war's beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim, Herr Etienne, war gekommen, er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas", sagte er, „heute ist Palmsonntag. Du mußt mit mir kommen."

„Unmöglich kann ich das," war meine Antwort, „denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall."

„Und ich," sagte er mit feierlicher Stimme, „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Großer dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen; aber wir sind daselbst versammelt in Jesus Namen, und er wird mitten unter uns sein. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrack.

„Welch' eine Verwegenheit!" rief ich: „Wisset ihr nicht, daß der Marschall in Nismes ist?"

„Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da!"

„Wollt ihr euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet auf's

ſtrengſte alle Verſammlungen dieſer Art. Es drohet mit dem Tode.“

„Welches Geſetz? das Geſetz des ſterblichen Königs? Du ſollſt Gott mehr gehorchen, denn den Menſchen.“

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit bibliſchen Gemeinſprüchen zu heben; je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche ſolcher Zuſammenkünfte einſah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon ſchilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jeſus verrathen war,“ rief er, und als der Verräther neben ihm ſtand, und als er es wußte, daß man ſich rüſte, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewiſſen Todes umringt, ſetzte er das heilige Sakrament des Nachtmahls ein. — Und wir, wir wollten Jeſu Schüler ſein, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen ſtände, ſie ſollte uns kein Grauen machen!“

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papiſten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim geſehen, und ſeinen Verdruß in allen Geberden. Sie forſchte nach den Urſachen; ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unſchuldigen Liebkoſungen verlor ſich gemach meine

Furcht und Unruhe. Sie erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leidenschaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der blühenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie selig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine," sagte ich, „um Andere glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groß sein, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld, und dein Kuß lohnt mir's, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsere Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsere Harfen tönen am Abend im Schatten des eigenen Hains die unbeneidete Seligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getrösteten werden unsere Gesellschafter. Gewiß, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — Nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter —

Mutter! O Clementine“ — — Ihre heißen Küsse unterbrachen meine Worte, aber nicht den Flug meines Traums. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter Ahnungen.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was iſt dir?“ fragte ich.

„Herr!“ ſtammelte er, „die Calviniſten ſind draußen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotenen Gottesdienſt — —“

Ich erſchrack heftig. Alſo verrathen war's.

„Und weiter?“ rief ich.

„Die Mühle iſt von den Dragonern umringt. Alle ſind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marſchall von Montreval iſt in eigener Perſon dort. Der Predikant und noch andere von den eingeſchloſſenen Ketzern wollten ſich durchs Fenſter mit der Flucht retten; da winkte der Marſchall, und die Dragoner gaben Feuer.“

„Gaben Feuer?“ ſchrie ich: „Wurde einer getödtet?“

„Ihrer vier liegen todt auf dem Platze!“ antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von ſich laſſen. Sie ward blaß.

Sie verlor die Sprache, und hing mit ſtummer Angſt an meinem Halſe.

Madame de Sonnes erſchien. Ich erzählte ihr die ſchreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorſatz bekannt, hinzueilen, um den Marſchall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entſchluß; bat mich ſelbſt, ohne Säumen dahin zu fliegen, und ſprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, ſah an der Thür mich noch einmal um nach Clementinen; ſah ſie blaß und bebend auf dem Schooſe ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichenen Mund, und eilte davon.

31.

Ich kam vor's Thor. Ungeſtüm drängt' ich mich durch das in ungeheuerer Zahl zuſammenſtrömende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend daſtand, Kopf an Kopf.

Kaltes Entſetzens ſah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umſtellt hatten. Erhaben über Alle, auf ſeinem Pferde, von einigen vornehmen Herren umringt, ſah ich den Marſchall von Montreval. Er ſchien ernſt und nachdenkend.

„Gnädigster Herr!“ rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er, ohne eine Miene zu verändern: „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!“

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?“ fragt' ich.

„Darüber sinn' ich“, erwiederte er, schon seit einer Viertelstunde.“

„O gnädigster Herr,“ rief ich, „wahr ist's, diese geblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seien Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder — —“

„Was?“ unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade machen kann *)?

---

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567, gegen dreißig Magistratspersonen, Ehrherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name Michelade für diese Mordnacht entstand.

„Nein, gnädigster Herr,“ sagte ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhängende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Gräuelthat zurechnen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen.“

„Es ist Zeit, ein strenges Beispiel zu geben!“ sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand, ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!“

Halb erstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

„Weg da!“ rief er, und warf mir einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen. Ich ließ das Pferd los, und fiel auf meine Knie nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!“

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zettergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Knie. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der fromme Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweiheten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raffte ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. In gleichem Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie!“ sagt' ich, und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall.

„Der Hund!“ schrie der Marschall, „ich sagt's doch immer, er sei einer von ihnen!“ Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch!“ brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus dem Armen die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so den gottesvergessenen Ketzern!“ sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott?“ schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen, gleich den andern. Ich raffte mich auf, riß einem Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!"

Indem ich um mich her sah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen gräßlichen Schrei gen Himmel aus, und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebtesten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlte ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin konnt' ich mich blindlings hingeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unserer Zeit, wiegt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen ein. Ich hielt dafür, die Menschheit sei um vieles menschlicher, und entronnen den

Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwigs XIV. sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahrs 1703 ein Tag des goldenen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden diesen Tag lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Ermordeten ward konfiszirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbeeren bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell war erloschen wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einem schweren Schlaf.

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du!“ dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arzenei.

Ich sah Clementinen nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

„Wo bin ich denn?“ fragt' ich.

„Bist bei mir!“ sagte der Kerl. — Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hiersein zu danken hatte.

„Bin ich denn ein Gefangener?“

Allerdings, und das von Rechtswegen! — antwortete mein Wärter.

„Weiß Madame de Sonnes davon? Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?“

Kennst du Leute hier? Wo wohnt sie?

„In der Martinsgasse, im Hause Albertas.“

Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt du nicht, daß du in Marseille bist?

„In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?“

Es mögen drei Wochen sein, du armer Teufel. Ich glaub's wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht im hitzigen Fieber gerastet. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben.

„Was soll ich hier in Marseille?“

Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn?

„Das ist ein Galeeren-Kittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?“

Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neunundzwanzig Jahre an die Ruderbank.

Der Kerl sprach zu wahr. Sobald ich genesen war, öffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffes auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet daß ich erwiesen ein geheimer Protestant sei, und zum Besten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen, war ich zu neunundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte; doch im süßen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer erborgten Bleifeder auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach! ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war

ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidenen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich, und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlore. Alles umher atömete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Grenzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andere Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend! Ach! Clementine! Cle-

mentine, und von dir! — Aus dem Schoose des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzuckende Gespräche, nun die Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das furchterliche Klirren meiner Kette nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Und ich will ihn tragen!“ sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein Geist dauert hinaus über das Grab! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich bleibe der Tugend getreu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die stille Achtung mit mir über's Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müssen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war.“

So gewann mein Geist nach Jahr und Tag den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe

nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heiteres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längst entschwundene Paradies meiner Jugend zurücksehen konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mir's oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meers, und lächle mir Muth zu, wie ein tröstender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehen; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all die Seligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertollon mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrika's; und immer sah ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neunundzwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heißersehnter Freund, kommt mich zu erlösen. Ach! mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden noch lieblich zu machen. Unsere Geister sind verwandt, und berühren sich vielleicht wieder.

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale bis zum Beginn seines fürchterlichen Leidens!“ sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiedenen Anlässen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst einem blechernen Löffel und einem Messer, sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitän Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht, aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedsrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Offiziere im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm auch leidre Bissen zu. Er benutzte die erstern

aber selten, oder gar nicht; und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerer, ohne für sich etwas zu behalten. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug sein. Jedes Gute, so mir allein erwiesen wird, ist nur eine Vermehrung des Uebels der Andern.“ Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und dies war sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nur nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, Andere für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie sein müsse. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, liessen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern glauben. Als ihm im letzten Gefecht mit den Corsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustossen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangene seinen Verlust, und einige von diesen rohen Kerlen weinten sogar, wie Kinder.

„Dies ist alles," sagte Dillon, „was ich von Kapitän Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbstständigem Geist und mit dem Blick auf Gott durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eigenen Aufsätzen, wo eine reizende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsere Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit!" schrie Roderich: „Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon keine Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch!" erwiederte der Abbé Dillon: „Wer kennt nicht den Märtyrer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendanten von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn

losbaten? Lebt nicht Faber noch heute in den Sevennen in Dürftigkeit*), während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird?**) Alamontade hat wohl Recht. Wir leben noch immer in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

„Aber, lieber Abbé," sagt' ich, „noch eins müssen wir wissen. Kam Clementine de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden sein, nach so langer Trennung!"

31.

„Als ich ihm", erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sei noch am Leben und in Marseille, und sie hätte den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er tief gerührt. Er schwieg lange. So hat sie mich denn nicht vergessen!" rief er endlich sehr bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie noch einmal gesehen habe. O Clementine! Vielleicht ists Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner

*) Im Jahr 1787.

**) Die Oper heißt: L'honnête criminel.

auch auf die edlern unserer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehen, so vielleicht finden sich auch verwandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandenen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil geworden war, sollte aber auch diese Glückseligkeit nicht mehr genieſſen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein mildes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein besseres Leben übergegangen zu sein. Ich warf mich weinend auf die Knie nieder zu den Füßen seines Bettes, und war trostlos, wie man um einen verstorbenen Vater trostlos ist.

Einen Tag später, nachdem er begraben war, kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, trug aber unverkennbar selbst noch jetzt die Spur ehemaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Arme stumm, mit einem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontade's Bild. Sie küßte es und ließ es kopiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontade's Nachlaß sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arznei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu sein. Ich mußte ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontade's Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war bis zum Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind es schon über fünfzig Jahre, seitdem dies Alles geschah; aber Alamontade's Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Lasset uns, ihr Lieben, lasset uns leben, wie

er! Lasset uns die Selbstständigkeit unsers Geistes, seine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken: Sei rein, wie Gott!

Alamontade's Lehre führte mich aus den Irrgärten der Zweifel, und knüpfte mich mit edlern Banden wieder an die Welt. Ach, daß auch ich dem Erhabenen einst wieder begegnen möchte im Weltall!

Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarr-Vikars von Wiltshire.

Goldsmiths Vicar of Wakefield erschien das erstemal im Jahr 1772 zu London gedruckt. Man erwähnt dieses Umstandes, an welchem den wenigsten Lesern viel gelegen seyn mag, nur darum, weil es auch möglich ist, daß der Dichter den ersten Gedanken zu seinem Roman aus dem British Magazine von 1766 geschöpft hat, wo das Tagebuch, oder eigentlich nur ein Bruchstück desselben, von einem armen Vikar von Wiltshire abgedruckt stand. Das British Magazine gibt dazu die Versicherung, daß die Aechtheit des Bruchstücks unzweifelhaft, und nichts darin erdichtet sei.

Es ist unmöglich, diese Aechtheit aus andern, als innern Gründen zu beweisen. Die Leser müssen sich gefallen lassen, das Bruchstück auf Treu und Glauben hinzunehmen. Vielleicht werden sie nur bedauern, daß es Bruchstück ist. Vielleicht aber war es auch das Wichtigste aus dem Tagebuche und aus dem ganzen Lebenslaufe des guten Vikars.

Am 15. Dezember 1764.

Ich erhielt von Herrn Dr. Smart, meinem Patron, zehn Pfund Sterling, als den Betrag des

halbjährigen Gehalts. Ich mußte den sauer verdienten Lohn noch unter mancher Unannehmlichkeit in Empfang nehmen.

Nachdem ich anderthalb Stunden im kühlen Vorzimmer des Herrn Rektors hatte warten müssen, erlaubte man mir's endlich, in sein Gemach zu treten. Er saß im großen Lehnstuhle am Schreibtische; das Geld war schon gezählt. Er erwiederte meine Verbeugungen mit einem majestätischen Kopfnicken seitwärts, indem er seine schöne, schwarzseidene Hausmütze ein wenig aus dem Nacken empor- und wieder zurückschob. Wirklich hat er viel Würde. Ich kann mich nie ohne Ehrfurcht nahen. Ich glaube, ich würde zu dem Könige selbst nicht mit größerer Ehrerbietung hintreten.

Er nöthigte mich nicht zum Sitzen, obwohl er wissen konnte, daß ich den Morgen schon eilf Meilen gemacht hatte bei schlechtem Wetter, und vom anderthalbstündigen Stehen im Vorzimmer auch nicht viel Trost für die müden Beine gehabt. Er wies mit der Hand auf das Geld.

Mir schlug das Herz gewaltig, als ich nun mit der lange überlegten und wohl eingelernten Bitte um einige Gehaltsvermehrung hervortreten wollte. Daß ich doch meine Schüchternheit auch in den allerunschuldigsten, ja ich darf sagen, in den gerechtesten Sachen nicht ablegen kann! Mit einer Angst, als wollte ich ein Verbrechen begehen,

hob ich zweimal vergebens an. Gedächtniß, Wörter und Stimme verließen mich. Der Schweiß stand mir plötzlich in großen Tropfen auf der Stirn.

„Was wollen Sie eigentlich?“ fragte er sehr leutselig.

— „Ich bin — Alles ist theuer — kaum im Stande, mit dem geringen Gehalt in diesen Zeiten auszukommen.“

„Geringer Gehalt, Herr Vikar? Wo denken Sie hin? Ich kann jeden Tag einen andern Vikar um fünfzehn Pfund Sterling Jahrgehalt haben.“

— „Um fünfzehn Pfund! Nun ja, wenn er ohne Familie ist, mag er's mit dem Gelde machen.“

„Ihre Familie, Herr Vikar, hat sich doch nicht vermehrt, hoffe ich? Sie haben ja nur zwei Töchter.“

— „Ja, Ihro Hochwürden. Aber diese wachsen heran. Meine Jenny, die älteste, ist nun achtzehn Jahre, und Polly, die jüngere, bald zwölf Jahre alt.“

„Desto besser. Können die Mädchen nicht arbeiten?“

Ich wollte antworten. Er ließ mich aber nicht zum Worte kommen, sondern stand auf und sagte, indem er gegen das Fenster ging und mit den Fingern an den Scheiben trommelte: „Ich habe heute unmöglich Zeit, mich weiter einzulassen. Ueberlegen Sie's, ob Sie mit fünfzehn Pfund des Jahrs

die Stelle beibehalten wollen, und melden Sie mir's dann. Können Sie nicht, so wünsche ich Ihnen eine bessere Vikarstelle zum Neujahrgeschenk."

Er verbeugte sich höflich gegen mich und schob wieder an der Mütze. Ich strich hastig das Geld ein und empfahl mich seiner Huld. Ich war wie angedonnert. So kalt hatte er mich noch nie empfangen und abgefertigt. Ohne Zweifel bin ich bei ihm verleumdet. Nicht einmal bot er mir, nach bisheriger Gewohnheit, ein Mittagessen an. Ich hatte darauf gehofft; denn ich war nüchtern von Crekelade in aller Frühe fortgegangen. Nun kaufte ich mir in der Vorstadt bei einem Bäckerladen, an dem ich vorüberging, ein Brod, und machte mich damit auf den Rückweg.

Wie niedergeschlagen war ich auf dem Wege. Ich weinte, wie ein Knabe. Die Thränen fielen auf das Brod, indem ich es hungrig verschlang.

Pfui, Thoms! Schäme dich deines Kleinmuths. Lebt der alte Gott nicht mehr? Und wenn du nun die ganze Stelle verloren hättest? Jetzt sind es ja nur fünf Pfund weniger! — Freilich der vierte Theil des ganzen kleinen Jahrlohns; freilich auf den Tag im Durchschnitt kaum zehn Pence's, wovon drei Personen sich nähren und kleiden müssen. — Was ist's denn weiter mehr? — Der die Lilien auf dem Felde kleidet! Der den jungen Raben ihr

Futter gibt! — Man muß vom alten Wohlleben etwas abbrechen *).

Am 16. Dezember.

Ja, ich glaube, Jenny ist ein Engel. Ihre Seele ist noch schöner, als ihr Leib. Beinahe muß ich mich schämen, ihr Vater zu sein. Sie ist viel besser und frömmer, als ich.

Gestern hatte ich nicht den Muth, den beiden Mädchen unser bevorstehendes Unglück zu verkünden. Als ich es heute that, ward Jenny ernst, dann plötzlich wieder freundlich, und sagte: „Bist du unruhig, Vater?“

„Sollte ich nicht?“

„Nein, du solltest nicht.“

„Liebes Kind, wir kommen nie aus Schuldennoth und Sorgen. Ich weiß nicht, wie wir bestehen werden. Es fehlt uns so Vieles! Wer gibt es nun bei fünfzehn Pfund, die kaum für Lebensmittel hinreichen?“

---

*) Man kann sich das Wohlleben denken, was der arme Vikar mit seinen Kindern bei zwanzig Pfund Sterling jährlich führen konnte. Ein Pfund Sterling ist ohngefähr so viel, als ein Louisd'or oder sechs Thaler sächsisch. Er hatte also nur hundert und zwanzig Thaler Einnahme im Jahre.

Statt der Antwort legte Jenny schmeichelnd ihren Arm um meinen Nacken, und wies mit der andern zum Himmel. „Der dort!“ sagte sie.

Polly setzte sich auf meinen Schoos, streichelte mir das Gesicht und sagte: „Ich will dir was erzählen. Mir träumte diese Nacht, es sei Neujahr, und der König sei nach Crekelade gekommen. Das war dir eine Pracht. Der König stieg vor unserer Hausthür vom Pferde, und kehrte bei uns ein. Da hatten wir unsere Noth mit Kochen und mit Braten. Der König aber ließ von seinen eigenen Speisen bringen in goldenem und silbernem Geschirr. Draussen schollen Pauken und Trompeten. Und denke dir, bei Pauken- und Trompetenklang brachte man dir auf einem Atlaskissen zum Neujahrsgeschenk eine goldene Bischofsmütze. Sie sah etwas narrisch aus, ohngefähr wie die spitzen Hauben der Bischöfe in alten Bilderbuche. Du nahmst dich aber darin recht gut aus. Doch mußte ich mich fast ausser Odem lachen. Da weckte mich Jenny. Ich war recht böse darüber. Der Traum von dem Neujahrsgeschenk hat gewiß etwas zu bedeuten. Bis Neujahr sind es ja nur noch vierzehn Tage.“

Ich sagte der Polly: „Träume sind Schäume.“ Sie aber sagte: „Träume kommen von Gott.“

Zwar glaube ich an so etwas nicht. Doch will ich den Traum aufschreiben, um zu sehen, ob er

ein tröstender Wink des Himmels war. Ein Neujahrgeschenk wäre ja doch möglich, das uns Allen wohl zu statten käme.

Den ganzen heutigen Tag habe ich gerechnet. Ich rechne nicht gern. Das Rechnen und Geldwesen macht mir den Kopf wüst und das Herz leer und doch schwer.

Am 17. Dezember.

Meine Schulden sind, Gott sei Dank, nun alle, bis auf eine, abgetragen. An fünf verschiedenen Orten zahlte ich sieben Pfund Sterling und elf Schilling; bleiben mir also baar zwei Pfund und neun Schilling. Damit soll ich ein halbes Jahr haushalten. Helfe mir Gott!

Die, schwarzen Hosen, welche ich beim Schneider Cutbay sah, muß ich nun wohl ungekauft lassen, obgleich ich sie dringend nöthig hätte. Sie sind zwar schon getragen, doch noch gut im Stande, und der Preis wäre billig. Aber Jenny hat einen Rock noch nöthiger. Das gute Kind dauert mich, wenn ich es bei der strengen Kälte im leichten Kamelottkleide sehen muß. Polly kann mit dem Kleide zufrieden sein, das ihr die Schwester aus ihrem alten sehr künstlich zusammengeflickt hat.

Auch meine Theilnahme an der Zeitung, die ich bisher mit dem Weber Westburn hielt, muß

ich aufgeben. Das thut mir weh. Hier in Trekelade erfährt man sonſt nichts vom Laufe der Welt. Beim Pferderennen in Newmarket gewann der Herzog von Cumberland gegen den Herzog von Grafton eine Wette von funftausend Pf. Sterling. Es iſt doch sonderbar, daß ſich die Worte der Schrift immer ſo buchſtäblich erwahren: Wer da hat, dem wird gegeben! Und man kann hinzufügen: wer wenig hat, dem wird noch genommen. Ich muß noch fünf Pfund von meinem armen Gehalt verlieren.

Pfui, Thoms, ſchon wieder murrend! Und warum? Wegen der Zeitung, die du nicht mehr mithalten 'annſt? — Schäme dich. Wirſt es ja doch wohl von Andern erfahren, ob General Paoli auf Korſika die Freiheit behaupten werde. Die Franzoſen haben den Genueſen freilich Hilfstruppen zugeſagt; aber Paoli hat zwanzigtauſend Mann alter Soldaten.

Am 18. Dezember.

Ach, wie glücklich ſind wir armen Leute doch! Um ein Spottgeld hat Jenny einen braven Wetterrock bei der Trödlerin Barde gekauft, und nun ſitzt ſie da, und trennt ihn in Polly's Geſellſchaft auf, um einen neuen daraus für ſich zu machen. Jenny verſteht das Handeln und Feil-

ſchen beſſer, denn ich. Aber man gibt ihr auch lieber nach, wenn ſie ſo engliſch-mild bittet. Nun iſt Freude über Freude im Hauſe. Am Neujahrstage will Jenny zum erſtenmal im neuen Rocke erſcheinen. Polly macht hundert luſtige Gloſſen und Prophezeihungen dazu. Ich wette, der Bey von Algier hat ſich nicht ſo ſehr über das koſtbare Geſchenk der Venezianer gefreut, über die zwei Diamantringe, die beiden mit Brillanten beſetzten Uhren, die mit Gold ausgelegten Piſtolen, koſtlichen Teppiche, Pferdedecken, und die zwanzigtauſend Zechinen baar ungerechnet.

Jenny meint, wir müſſen uns ihren Rock am Mund abſparen. Bis Neujahr wird kein Fleiſch gekauft. Das iſt ganz recht.

Der Weber Wenburn iſt ein edler Mann. Ich ſagte ihm geſtern die Zeitung auf, weil ich meines bisherigen Gehalts, vielleicht meiner ganzen Stelle, nicht ſicher ſei. Er ſchüttelte mir die Hand und ſagte: „So halte ich das Blatt allein, und Sie, Herr Vikar, leſen es doch mit mir.“

Man muß nur nie verzagen. Es gibt der guten Menſchen in der Welt mehr, als man glaubt, und unter den Armen mehr, als unter den Reichen.

Abends, an demselben Tage.

Der Bäcker iſt ein unfreundlicher Menſch. Ob ich ihm gleich nichts mehr ſchuldig bin, machte er doch der guten Polly, als ſie Brod holte, und ſie es gar klein und ſchlecht aufgegangen oder halb verbrannt fand, einen Zank, daß die Leute auf den Straßen ſtill ſtanden. Dann erklärte er zu meinen Handen, er gebe nichts mehr auf Borg; wir ſollten unſer Brod anderswo kaufen. Polly dauerte mich. Wir hatten genug zu treſſen.

Ich weiß nicht, wie die Krekelader zu allen Nachrichten kommen. Jedermann im Dorfe ſpricht davon, der Rektor Snart werde ſtatt meiner einen andern Vikar anſtellen. Das wäre mein Tod.

Der Metzger ſogar muß davon Wind bekommen haben. Denn umſonſt ſchickte er ſeine Frau nicht mit Klagen über ſchlechte Zeiten zu mir, und daß er unmöglich ferner ſein Fleiſch anders als gegen baare Bezahlung verkaufen könne. Die Frau war wirklich ſehr höflich, und konnte nicht genug ſagen, wie lieb und werth wir ihr wären. Sie rieth uns, zum Colswood zu gehen, und da unſere kleinen Fleiſchvorräthe einzukaufen; er ſei ein vermöglicherer Mann, und könne mit dem Gelde leichter warten. Ich mochte der guten Frau nicht ſagen, wie uns dieſer Wucherer vor einem

Jahre behandelte, als er uns das Pfund Fleisch um einen Penny theurer, denn andern Leuten, angerechnet hatte, und, da ihm sein Schwören und Fluchen nicht half, und er nicht läugnen konnte, rund heraus sagte: sein Geld, wenn er es ein Jahr lang ausstehen habe, müsse verzinset werden, und uns die Thür wies.

Noch besteht meine Baarschaft in einundvierzig Schilling drei Pence's. Wie soll das enden, wenn mir Niemand mehr so viel vertraut, daß ich meine Lebensmittel am Ende eines Vierteljahrs bezahlen kann? — Und wenn Rektor Snart einen andern Vikar nimmt! — Da bin ich mit meinen armen Kindern auf die Gasse hinausgeworfen.

Nun, und Gott ist auch auf der Gasse!

Am 19. Dezember, in der Früh.

Ich erwachte heute schon sehr früh und überlegte, was in meiner mißlichen Lage zu thun sei. Ich dachte wohl an Master Sitting, meinen reichen Vetter zu Cambridge; allein die armen Leute haben keine Vettern, nur die reichen. Brächte mir der Neujahrstag die Bischofsmütze aus Polly's Traum, wäre mir das halbe England verwandt.

Folgenden Brief habe ich an den hochwürdi-

Herrn Dr. Snart geschrieben und der heutigen Post mitgegeben:

„Ich schreibe mit bangem Herzen. Denn Jedermann sagt, daß Ew. Hochwürden einen andern Vikar, statt meiner, anstellen. Ich weiß nicht, ob das Gerücht Grund habe, oder nur entstanden ist, weil ich einigen Personen von der Unterredung gesagt habe, die ich mit Ihnen hatte.

„Dero mir anvertrautes Amt habe ich mit Eifer und Treue verwaltet, Gottes Wort lauter und rein gelehrt, keine Klage über mich vernommen; selbst mein innerer Richter verurtheilt mich nicht. Ich bat demüthig um eine kleine Zulage meines geringen Gehalts. Ew. Hochwürden sprachen von Verminderung meines Lohns, der kaum hinreicht, mir und meiner Familie die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens zu bestreiten. Möge Ihr menschenfreundliches Herz entscheiden.

„Unter Ew. Hochwürden seligem Vorgänger habe ich sechszehn, unter Ihnen anderthalb Jahre gedient. Ich bin ein Fünfziger; mein Haar beginnt grau zu werden. Ohne Bekannte, ohne Gönner, ohne Aussicht auf ein anderes Amt, ohne Kenntniß, mir auf andere Weise mein Brod zu schaffen, hängt mein und meiner Kinder Glück allein von Ihrer Gnade ab. Lassen Sie uns fallen, bleibt uns keine andere Stütze, als der Bettelstab.

„Meine Töchter, allmälig erwachsen, verursachen, bei aller Einschränkung, grosere Ausgaben. Die älteste Tochter, Jenny, vertritt bei der jüngern Mutterstelle und führt das Hauswesen. Wir halten keine Magd; meine Tochter ist die Magd, die Köchin, die Wäscherin, die Schneiderin, die Schusterin sogar; so wie ich der Zimmermann, der Maurer, der Schornsteinfeger, der Holzspalter, der Gärtner, Bauer und Holzträger meines Hauses bin.

„Mit uns war bisher Gottes Barmherzigkeit. Keines ward krank. Wir hätten keine Arzenei bezahlen können. Erekelade ist ein kleiner Ort.

„Meine Töchter boten sich vergebens an, für andere Haushaltungen Arbeiten zu machen, zu waschen, zu flicken, zu nähen. Selten empfingen sie eine Arbeit. Hier zu Lande hilft sich jede Haushaltung selbst; Niemand ist reich.

„Es wäre ein herbes Schicksal, wenn ich ferner mit zwanzig Pfund Sterling im Jahre mich und die Meinigen durchbringen sollte; es wäre das traurigste, wenn ich es mit fünfzehn Pfund versuchen müßte. Aber ich vertraue auf Ihr Erbarmen und auf Gott, und bitte Ew. Hochwürden, mich wenigstens aus der Angst reissen zu wollen."

Nachdem ich den Brief geschrieben, warf ich mich auf die Knie, während ihn Polly zum Postboten trug, und betete um glücklichen Ausgang.

Da ward es mir im Gemüth wunderbar hell und wohl. Ach, ein Wort zu Gott iſt immer ein Wort von Gott. Ich ging ſo leicht aus meinem Kämmerlein hervor, und war doch ſo ſchwer hineingegangen.

Jenny ſaß am Fenſter bei der Arbeit. Sie ſaß da mit einer Ruhe, Seligkeit und Anmuth, wie ein Engel. Es ſtrahlte von ihrem Antlitze, wie Licht. Ein ſchwacher Sonnenblick durch das kleine Fenſter verklärte das ganze Zimmer. Mir war himmliſch wohl. Ich ſtellte mich an's Pult und ſchrieb meine Predigt: „Von den Freuden der Armuth.“

Ich predige in der Kirche eben ſo viel mir ſelber, als Andern. Und geht Keiner gebeſſert aus der Kirche, bin ich es doch; und ſchöpft keine Seele Troſt aus meinen Worten, ſchöpfe ich ihn doch. Es geht dem Geiſtlichen, wie dem Arzt. Er kennt die Kraft ſeiner Arzeneien, aber nicht immer ihre Wirkſamkeit auf die Natur aller Kranken.

An demſelben Tage Morgens.

Am Morgen erhielt ich ein Billet, das mir ein Fremder aus dem Wirthshauſe ſchickte, welcher daſelbſt übernachtet hatte. Der Unbekannte

bat mich wegen dringender Angelegenheiten auf einen Augenblick zu ſich.

Ich ging zu ihm. Es war ein hübſcher junger Mann, von etwa ſechsundzwanzig Jahren, von edeln Geſichtszügen und vielem Anſtande. Er trug einen alten, abgeſchabten Ueberrock, und Stiefeln, an denen der grüne Koth verhärtet war. Sein runder Hut, obwohl urſprünglich koſtbarer, als der meinige, war doch weit verdorbener und abgegriffener. Der junge Mann ſchien, ungeachtet ſeiner übel erfüllten Kleidung, von gutem Hauſe zu ſein. Er trug wenigſtens ein ſauberes Hemd von feinſten Linnen, wenn es ihm nicht etwa von einer mitleidigen Hand ſei verehrt worden war.

Er führte mich in ein Nebenzimmer der Wirthsſtube, bat tauſendmal um Entſchuldigung, mich bemüht zu haben, und entdeckte mir demüthig, er ſei in der bitterſten Verlegenheit, kenne Niemanden an dieſem Orte, als den er geſtern Abend angekommen wäre, und habe deswegen ſeine Zuflucht zu mir, als Geiſtlichen, nehmen wollen. Er wäre, ſetzte er hinzu, ſeines Gewerbes ein Komediant, jetzt ohne Anſtellung, und im Begriff, nach Manchester zu reiſen. Nun, aber ſei er mit ſeinem Gelde zu Ende, ſo, daß er nicht einmal genug habe, ſeine Wirth völlig zu bezahlen, geſchweige nach Manchester zu kommen. Demnach wende er

sich in der Verzweiflung an mich. Mit zwölf Schilling wäre ihm geholfen. Er wolle mir, wenn ich ihm den Vorschuß machen könne, das Geld, sobald er wieder bei einem Theater angenommen sein würde, ehrlich und dankbar zurückstellen. Sein Name sei Hodn Fleetmann. — —

Er hätte nicht nöthig gehabt, seine Noth und Angst mir so ausführlich zu schildern. In den Zügen seines Gesichtes lag noch mehr Kummer und Unruhe, als in seinen Worten. Allein in meinem Gesichte las er vermuthlich etwas Aehnliches; denn wie er die Augen zu mir aufschlug, erschrack er und sagte: „Wollen Sie mich hilflos lassen?"

Ich erklärte ihm nun ganz unumwunden meine Lage: daß er nichts weniger von mir, als den vierten Theil meiner Baarschaft, begehre; daß ich sogar in gröster Ungewißheit über die fernere Dauer meines Amtes schwebe.

Plötzlich kalt, und wie in sich zurückgesunken, sagte er: „Sie rechnen einem Unglücklichen Ihr Unglück vor. Ich fordere von Ihnen nichts. Ist denn Niemand anders in Crelelade, der, wenn euch keinen Reichthum, doch Mitleiden hat?"

Ich sah den Herrn Fleetmann verlegen an, und schämte mich ein wenig, ihm meine Lage vorgestellt zu haben, um dahinter ohne Erröthen hartherzig sein zu können. Zugleich sah

ich umher unter meinen Creteladern, und getraute mich nicht, einen zu nennen. Ich kannte ihre Herzen vielleicht zu wenig.

Dann trat ich ihm einen Schritt näher, und legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Fleetmann, Sie thun mir leid. Haben Sie noch ein wenig Geduld. Sie wissen, wie arm ich bin. Ich will Ihnen helfen, wenn ich kann. In einer Stunde gebe ich Ihnen Bescheid.“

Ich ging nach Hause. Unterwegs dachte ich: „Sonderbar, warum der Fremde sich eben an mich zuerst wendet, und der Komödiant an einen Geistlichen. Ich muß etwas in meiner Natur haben, das den Instinkt der Unglücklichen und Begehrenden magnetisch anzieht. Denn was in Noth ist, spricht mich an, der doch das Wenigste zu geben hat. Sitze ich bei Fremden am Tische, kann ich darauf zählen, hat unter den Gästen Einer einen Hund, wird der Hund unabtreiblich seinen Blick auf die Bissen richten, die ich esse, und vertrauensvoll seinen Kopf mit der naßkalten Schnauze auf eins meiner Knie legen.“

Daheim erzählte ich den Kindern, wer der Fremde sei, und was er von mir begehre. Ich wollte Jenny's Rath hören. Sie sagte mitleidig: „Ich weiß, Vater, was du denkst, darum habe ich dir nichts zu rathen.“

„Und was denke ich denn?“

„Du denkſt: ich will gegen den armen Komödianten ſein, wie ich wünſche, daß Gott und der Doktor Smart gegen mich ſein möchten.“

Das hatte ich wohl nicht gedacht; aber ich wünſchte, es gedacht zu haben. Ich ſuchte die zwölf Schilling hervor und gab ſie an Jenny, daß ſie dem Reiſenden die Gabe brächte. Ich mag nicht gern das leidige Danken mit anhören, weil mich das demüthigt. Undank erhöht mich. Auch wollte ich mich nicht in der Ausarbeitung meiner Predigt ſtören.

An demſelben Tage Abends.

Der Komödiant iſt gewiß ein guter Menſch. Als Jenny vom Wirthshauſe zurückgekommen war, wußte ſie viel von ihm zu erzählen, nicht minder auch von der Wirthin. Dieſe Frau hatte es ſogleich herausgebracht, daß ihr Gaſt einen leeren Beutel habe, und Jenny konnte es ihr nicht läugnen, daß ich ihm etwas Reiſegeld ſchicke. Da mußte Jenny eine lange Strafpredigt anhören über den Leichtſinn des Gebers, wenn man ſelbſt nichts habe; über die Gefahr, Landſtreicher zu unterſtützen, wenn man die eigenen Kinder nicht kleiden könne. Das Hemd ſei näher als der Rock, u. ſ. w.

Ich war eben wieder an meiner Predigt, als Herr Fleetmann hereintrat. Er wollte, sagte er, Erckelade nicht verlassen, ohne seinem Wohlthäter zu danken, durch welchen er aus der peinlichsten Verlegenheit gerissen sei. Jenny war daran, den Tisch zu decken. Wir hatten Rüben und einen Eierkuchen. Ich lud den Reisenden ein, mit uns zu Mittag zu essen. Er schlug es nicht aus. Er mochte es wohl nöthig haben; denn er hatte sich im Wirthshause von seinem Frühstück schwerlich satt gegessen. Polly mußte Bier holen. Wir hatten lange nicht so gut gelebt.

Herr Fleetmann schien sich bei uns zu gefallen. Er hatte sein voriges Kummergesicht ganz verloren; doch blieb ihm das, unglücklichen Leuten eigene, schüchterne, verlegene Wesen. Er meinte, wir wären sehr glücklich, und das bestätigten wir ihm auch. Er meinte, ich sei wohlhabender und reicher, als ich das Ansehen haben wollte, zu sein. Darin irrte er sich. Ohne Zweifel blendete den guten Menschen die Ordnung und Reinlichkeit unserer Zimmer, die Klarheit der Fenster, die Sauberkeit der Umhänge, des Tischgeräthes, des Bodens, der Firniß unserer Tische und Stühle. In den Hütten der Armuth pflegt man gewöhnlich den Unflath überall zu sehen, weil arme Leute nicht zu sparen wissen. Ordnung und Reinlichkeit aber, das predigte ich meiner

seligen Frau und meinen Töchtern immer, und die ersten aller Sparmittel. Jenny ist darin Meisterin. Sie übertrifft beinahe die Mutter, und bildet ihre Schwester Polly glücklich nach. Ihren scharfen Augen entgeht kein Fliegenfleck.

Unser Gast war mit uns Allen bald sehr bekannt und traulich. Doch sprach er weniger von seinem, als unserm Schicksale. Der arme Mensch muß einen schweren Kummer auf dem Herzen haben, ich will nicht glauben, auf seinem Gewissen. Ich bemerkte, daß er oft plötzlich im Gespräch abbrach und sich verünserte, dann sich anstrengte, wieder heiter zu sein. Tröste ihn Gott.

Als er nach dem Essen von uns ging, gab ich ihm noch manchen wohlgemeinten guten Rath mit auf den Weg. Ich weiß es, Komödianten sind ein etwas leichtes Volkchen. Er versprach mir heilig und theuer, sobald er Geld habe, meinen Vorschuß zurückzusenden. Es muß ihm damit sehr Ernst sein; denn er sah sehr ehrlich aus und fragte mehrmals, wie lange ich mit dem Rest meiner Baarschaft glaube die nothwendigsten Bedürfnisse der Haushaltung bestreiten zu können.

Seine letzten Worte unter der Thür waren: „Es ist unmöglich, Ihnen kann es in dieser Welt nicht übel gehen. Sie haben den Himmel in der Brust, und zwei Engel Gottes neben sich." Bei

den letzten Worten deutete er auf Polly und Jenny.

Am 20. Dezember.

Der Tag verstrich sehr ruhig, doch kann ich nicht sagen, angenehm. Denn der Krämer Loſſer schickte mir die Rechnung vom Jahre. Sie war für die von ihm genommenen Waaren größer, als wir erwartet hatten, ob wir gleich nichts genommen, was nicht auch von uns aufgeschrieben worden wäre. Allein er hatte bei allen Artikeln mit dem Preise aufgeschlagen; sonst traf seine Rechnung redlich mit der unserigen zusammen.

Das Schlimmste ist der Rückstand meiner Schuld vom vorigen Jahre bei ihm. Er bat um Zahlung desselben, weil er in größter Geldverlegenheit sei. Die Gesammtheit betrug aber achtzehn Schilling.

Ich begab mich zu Herrn Loſſer. Er ist ein sehr höflicher und billiger Mann. Ich hoffte, ihn mit einer Zahlung auf Rechnung zu beruhigen, und versprach, den Rest auf Ostern abzutragen. Er war aber nicht zu bewegen, und bedauerte, daß ihn die Noth zwingen könne, zu den äussersten Mitteln zu greifen. Wenn er es vermögte, würde er gern warten; allein binnen drei Tagen habe er einen Wechsel, der auf ihn

geſtellt ſei, zu tilgen. Einem Kaufmann gehe der Kredit über Alles.

Dagegen ließ ſich nichts mehr einwenden, nachdem meine wiederholten Bitten eitel geweſen waren. Hätte ich es ſollen gegen mich zur richterlichen Betreibung kommen laſſen, wie er drohte? Ich ſchickte ihm das Geld und zahlte ihm die ganze Schuld ab. Nun iſt aber auch mein ganzes Vermögen auf eilf Schilling herabgeſchmolzen. Gebe der Himmel, daß mir der Komödiant den Vorſchuß bald zurückſchicke; ſonſt weiß ich nicht, wie mir weiter helfen.

Nun, wenn du es denn nicht weißt, du Kleingläubiger, weiß es Gott. Warum ängſtigt ſich dein Herz? Was haſt du denn verbrochen? Armuth iſt ja keine Sünde.

Am 24. December.

Man kann doch auch beim Wenigſten recht froh ſein. Wir haben tauſend Freude an Jenny's neuem Rock. Sie ſteht darin, ſchön wie eine Braut. Aber ſie will ihn erſt zum Neujahrstage das erſtemal öffentlich in der Kirche tragen.

Sie rechnet mir jeden Abend nun vor, mit wie geringen Unkoſten ſie den Tag die Haushaltung beſtritten hat. Freilich müſſen wir ſchon Abends ſieben Uhr in's Bett, um Lampenöl und

Kohlen zu sparen. Daran liegt auch nicht viel. Die Mädchen sind am Tage desto fleißiger, und plaudern im Bette bis Mitternacht. Wir haben von Rüben und Gemüse schönen Vorrath. Jenny meint, sechs bis acht Wochen wolle sie uns durchhelfen, ohne Schulden zu machen. Das wäre nun wohl ein Kunststück ohne Gleichen. Und bis dahin, hoffen wir Alle, werde Herr Fleetmann, als ehrlicher Mann, Wort halten und mein Darlehen zurückzahlen. Wenn ich zu der Hoffnung bedenkliche Miene mache, kann Jenny wahrhaft in Eifer gerathen. Sie läßt auf den Komödianten nichts Uebles kommen.

Er ist oft unser Gespräch. Besonders machen sich die beiden Mädchen viel mit ihm zu schaffen. Seine Erscheinung brachte in die Einförmigkeit unsers Lebens etwas Neues. Ein halbes Jahr lang gibt er uns nun wohl zur Unterhaltung Stoff. Lustig ist besonders Jenny's Zorn, wenn die muthwillige Polly sagt: „Aber er ist ein Komödiant!“ — Dann erzählt Jenny von den berühmten und reichen Schauspielern in London, die sogar mit den Prinzen des königlichen Hauses essen dürfen; und sie will sogar beweisen, Fleetmann werde einer der besten Schauspieler von der Welt werden. Er habe große Anlagen, vielen Anstand und wohlgewählte Redensarten. „Ja freilich,“ sagte die schelmische Polly heute sehr

witzig, „schöne Redensarten! Er hat dich ja einen Engel Gottes genannt.“ — „Und dich auch!“ rief Jenny ärgerlich. — „Ganz gut, ich ging mit in den Kauf,“ erwiederte ihr Polly, „aber dich sah er dazu an.“

Die Plaudereien und kindischen Neckereien meiner Töchter erwecken mir doch Besorgniß. Polly wächst heran, Jenny ist achtzehnjährig. Welche Aussichten habe ich, die armen Kinder versorgt zu sehen? Jenny ist ein wohlerzogenes, sittsames, hübsches Mädchen; aber ganz Crekrelade kennt unsere Armuth. Daher sind wir wenig geachtet, und es wird sich schwerlich ein Mann für Jenny finden. Ein Engel ohne Geld ist heutiges Tages nicht halb so viel werth, als ein Teufel mit dem Sack voller Guineen. Das Einzige hat Jenny von ihrem zarten Gesicht, es sieht sie Jedermann freundlicher an. Hat ihr doch sogar der Krämer Lofer, als sie ihm das Geld brachte, ein Pfund Rosinen und Mandeln zum Geschenk gegeben und die Versicherung, er bedaure sehr, von mir das Geld nehmen zu müssen; aber er wolle mir wieder, wenn ich bei ihm Waaren nehme, bis Ostern kreditiren. So viel versprach er nicht einmal mir selbst.

Wenn ich mit Tode abginge, wer würde sich meiner armen verlassenen Kinder annehmen? — Wer? Nun, doch ihr Vater im Himmel. Sie sind

zum Glück ſo weit, daß ſie irgendwo in Dienſt treten können. Ich will mich nicht um das Künftige härmen.

Am 26. Dezember.

Das waren zwei ſaure Tage. Das Weihnachtsfeſt iſt mir noch nie ſo ſchwer geworden. Ich hielt meine zwei Predigten in zwei Tagen fünfmal in vier verſchiedenen Kirchen. Der Weg in die Dörfer war abſcheulich, Wind und Wetter fürchterlich. Das Alter läßt ſich in mir allmälig verſpüren. Es geht nicht mehr ſo friſch und kräftig, wie ehemals. Freilich, Kohl und Rüben täglich, mager geſchmalzt, — das Glas friſchen Waſſers dazu, geben nicht viel Nahrung.

Ich habe beide Tage beim Pächter Hurſt zu Mittag geſpeiſet. Die Leute ſind auf dem Lande doch bei weitem gaſtfreundlicher, als hier im Städtchen, wo ſeit einem halben Jahre Niemand daran gedacht hat, mich zu ſich einzuladen. Ach, hätte ich meine Töchter bei mir am Tiſche haben dürfen! Welch ein Ueberfluß! Hätten ſie am Weihnachtsfeſte nur haben können, was von dem Ueberreſte der Mahlzeit des Pächters Hunde bekamen! Nun, ſie haben ja doch am Ende noch Kuchen bekommen, und leben jetzt, während ich ſchreibe, recht herrlich daran. Es war gut, daß ich den Muth hatte, als mir der Pächter und ſeine

Frau noch mehr zu eſſen aufdrangen, ihnen zu ſagen: wenn ſie es erlauben wollten, möchte ich meinen Töchtern das Schnittchen Kuchen mitbringen. Die herzguten Leutchen packten mir ein Säckchen voll, und lieſſen mich, weil es erbärmlich regnete, in ihrem Wagen nach Treckelade fahren.

Im Eſſen und Trinken zwar iſt im Grunde wenig gelegen, wenn man nur hat, den Hunger und Durſt nothdürftig zu ſtillen. Doch läßt ſich nicht läugnen, es iſt auch um behagliche Pflege des Leibes eine angenehme Sache. Man denkt heller, man fühlt wärmer. Das Flämmlein des Geiſtes bedarf des Oels in ſeiner Lampe.

Ich bin ſehr müde. Meine Geſpräche mit dem Pächter Hurſt waren merkwürdig. Ich will ſie morgen aufſchreiben.

Am 27. Dezember.

Da haben wir nun die volle Freude erlebt! Aber man muß ſich auch in der Freude mäßigen. Die Mädchen müſſen das auch lernen und ſich darin üben. Darum lege ich das angekommene Geldpäckchen unentſiegelt hin, das mir der vortreffliche Herr Fleetmann ſchickt. Ich thue es nicht auf, bis nach dem Mittageſſen. — Meine Töchter ſind Evenstöchter; ſie ſterben faſt vor Neugier, zu wiſſen, was Herr Fleetmann ſchreibt.

Nun lesen sie die Aufschrift, und das Päckchen lauft in einer Minute dreimal von der Hand der Einen in die der Andern.

In der That bin ich mehr bestürzt, als erfreut. Ich habe Herrn Fleetmann nicht mehr als zwölf Schilling geliehen, und er schickt mir fünf Pfund Sterling zurück. Gott sei Dank! er muß eine gute Anstellung erhalten haben.

Wie doch Freude und Leid wechseln! — Ich war diesen Morgen zum Alderman, Herrn Fieldson, gegangen, weil man mir gestern als Gewißheit erzählt hatte, der Fuhrmann Brook zu Worton-Basset habe sich Schulden halber ums Leben gebracht. Ich hatte ihm vor eilf oder zwölf Jahren, wegen weitläufiger Verwandtschaft mit meiner seligen Frau, um hundert Pfund Sterling bei einem Kauf, den er gemacht, Bürgschaft leisten müssen. Nun habe ich die Bürgschaft noch nicht zurück. Der Mann hat in den letzten Jahren viel Unglück gehabt und sich dem Trunk ergeben.

Der Herr Alderman beruhigte mich aber sehr. Er sagte, daß er zwar auch von dem bösen Gerüchte vernommen; doch sei es sehr unwahrscheinlich, daß sich Brook entleibt habe. Auch wäre noch keine amtliche Nachricht eingelaufen. So ging ich getrost nach Hause, und betete unterwegs, Gott wolle mir ferner gnädig sein.

Da sprang mir Polly schon von weitem auf der Gasse entgegen und sagte ganz athemlos: „Ein Brief von Herrn Fleetmann, Vater, mit fünf Pfund Sterling! Das Päckchen hat aber auch sieben Pences gekostet.“ Jenny überreichte mir mit freudenrothem Angesicht das Geldpäckchen, ehe ich noch Stock und Hut ablegen konnte. Die Kinder waren voll eitel Seligkeit bald närrisch. Da schob ich ihre Messer und Scheeren zurück und sagte: „Nun, sehet ihr wohl, Kinder, daß es weit schwerer ist, eine große Freude mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen, als ein großes Uebel? Ich habe euern Frohsinn oft bewundert, wenn wir in der tiefsten Noth lebten, und nicht wußten, wovon wir uns den andern Tag ernähren möchten. Nun seid ihr beim ersten Lächeln des Glückes ganz ausser Fassung. Zur Strafe öffne ich das Päckchen und den Brief nicht, bis nach dem Mittagessen.“

Jenny wollte mir zwar behaupten, sie freue sich nicht sowohl über das viele Geld, ob es uns gleich noth genug thue, als über Herrn Fleetmanns ausserordentliche Dankbarkeit, über seine Rechtschaffenheit; sie wünsche nur, zu wissen, was er schreibe, wie es ihm ergangen sei. — Ich blieb aber bei meinem Ausspruche; die kleine Neugier soll sich in Geduld üben lernen.

An demſelben Tage Abends.

Die Luft hat ſich in Traurigkeit verwandelt. Der Brief mit dem Gelde kam nicht vom Herrn Fleetmann, ſondern vom Herrn Doktor Smart. Er kündigt mir, laut unſerm beſtehenden Vertrage, als Antwort auf meinen Brief, meine Stelle bis Oſtern auf, womit unſere Rechnung für immer abgethan ſei. Er meldet, ich könne mich bis dahin um eine andere Verſorgung umſehen, und er habe deswegen mir nicht nur den Gehalt zu allfälligen Reiſen vorausbezahlt, ſondern auch dem neuen Vikar, als meinem Nachfolger, befohlen, falls ich nichts dawider hätte, meine kirchlichen Verrichtungen zu beſorgen.

Alſo war das Geſchwätz der Leute hier im Burgflecken doch nicht ungegründet, und ſo mag auch wahr ſein, daß man ſagt, der neue Vikar habe ſeine Anſtellung darum ſo geſchwind erhalten, weil er eine nahe Verwandtin des Doktors Smart, die, man wiſſe nicht von wem, ſchwanger ſei, geheirathet habe. So verliere ich denn Amt und Brod wegen des Leichtſinns eines Mädchens, und werde mit meinen armen Kindern auf die Gaſſe hinausgeſtellt, weil ſich ein Mann gefunden, der meine Stelle mit einer Ehrvergeſſenheit erkaufen konnte.

Jenny und Polly wurden todtenbleich, als ſie,

statt Herrn Fleetmann, den Rektor reden hörten, und im Päckchen, statt des reichen Geschenks der Erkenntlichkeit, den bittern letzten Gnadenlohn meiner vieljährigen Amtsgeschäfte fanden. Polly warf sich schluchzend auf den Stuhl, und Jenny ging hinaus. Meine Hand zitterte, in der ich den Brief und die förmliche Entlassung hielt. Ich aber ging in mein Kämmerlein, schloß es hinter mir zu, fiel auf meine Knie und betete, während Polly laut weinte.

Ich stand erquickt und beruhigt auf vom Gebete und nahm die Bibel. Und die ersten Worte, welche mir in die Augen fielen, waren: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“ Jesajas, Kap. 43, Vers 1. — — Da verschwand alle Furcht aus meiner Brust; ich sah empor und sagte: „Ja, Herr, ich bin dein!“

Weil ich Polly nicht mehr weinen hörte, ging ich in die Stube zurück. Da ich aber sah, daß sie auf den Knien lag, betend, ihre gefaltenen Hände auf einen Stuhl gestützt, zog ich wieder zurück ins Kämmerlein, und machte die Thür leise zu, um die liebe Seele doch ja nicht zu stören.

Nach einiger Zeit hörte ich Jenny kommen. Nun begab ich mich zu meinen Töchtern. Sie saßen beide am Fenster. Ich sah an Jennys ver-

weinten Augen, daß sie ihrem Schmerz in der Einsamkeit Luft gemacht hatte. Sie blickten beide schüchtern zu mir auf. Ich glaube, sie fürchteten sich, in meinem Gesicht eine Spur der Verzweiflung wahrzunehmen. Wie sie aber sahen, daß ich ganz getrost und heiter kam, und sie lächelnd anredete, wurden beide wohlgemuth. Ich nahm den Brief und das Geld, indem ich dazu ein Liedchen pfif, und trug es in mein Pult. Sie sprachen den ganzen Tag kein Wort von der Begebenheit. Ich mochte sie auch nicht berühren. Bei ihnen war es ein schonendes Zartgefühl, bei mir Furcht, mich vor meinen Kindern schwach zu zeigen.

Am 25. Dezember.

Es ist gut, daß man den ersten Sturm vorüberfahren laße, ohne seine Vermuthungen allzugenau ins Auge zu fassen. Wir haben alle sehr ruhig die Nacht geschlafen. Nun sprechen wir von dem Brief des Doktors Smart, und von meiner Amtslosigkeit, wie von einer alten Geschichte. Wir machen allerlei Plane für die Zukunft. Das Bitterste in diesen Planen ist, daß wir Drei uns nothwendig für einige Zeit trennen müssen. Es läßt sich vor der Hand nichts Besseres thun, als daß Jenny und Polly suchen in ehrbaren Häusern Dienste zu bekommen, während ich mich auf Reisen

begebe, um irgendwo wieder ein Plätzchen und Brod für mich und meine Kinder zu finden.

Polly hat wieder ihre vorige gute Laune angenommen. Sie sucht wieder ihren Traum von der Bischofsmütze hervor, und beluſtigt uns damit. Sie zählt beinahe allzuabergläubig auf das Neujahrsgeſchenk des Schickſals. Ich habe zuweilen wohl an den Traum gedacht, aber ich glaube nicht daran.

Sobald der neue Vikar, mein Nachfolger, in Erekelade angekommen ſein wird, und er in die Geſchäfte eintreten kann, übergebe ich ihm die Pfarrbücher und mache ich mich auf den Weg, mir ein anderes Brod zu ſuchen. Inzwiſchen ſchreibe ich heute nach Salisbury und Warmünſter an ein paar alte Bekannte, daß ſie trachten, meine Töchter als Köchinnen oder Näherinnen, oder Stubenmägde in achtbaren Familien unterzubringen. Jenny wäre auch eine gute Erzieherin für kleine Kinder.

In Erekelade laſſe ich meine Töchter nicht; der Ort iſt arm; die Leute hier ſind unfreundlich, ſtolz, und haben eine widerliche kleinſtädtiſche Art. Man ſpricht jetzt von nichts anderm, als dem neuen Vikar. Einige bedauern, daß ich fort muß. Ich weiß nicht, wem es vom Herzen geht.

Am 29. Dezember.

Ich habe heute an den Herrn Biſchof nach Salisbury geſchrieben, und ihm meine traurige, hilfloſe Lage, die Verlaſſenheit meiner Kinder und meine vieljährigen treuen Dienſte im Weinberg des Herrn lebhaft dargeſtellt. Er ſoll ein menſchenfreundlicher, frommer Mann ſein. Gott regiere ſein Gemüth! Unter den dreihundert und vier Kirchſpielen der Landſchaft von Wiltſhire ſollte doch wohl endlich noch ein kleines Winkelchen für mich zu finden ſein! Ich verlange ja nicht viel.

Am 30. Dezember.

Die Biſchofsmütze aus Polly's Traum ſoll bald erſcheinen, ſonſt muß ich ins Gefängniß wandern. Nun, ſehe ich wohl, iſt das Gefängniß unvermeidlich.

Ich bin halb ohnmächtig, und ſtrenge mich umſonſt an, wieder den alten Heldenmuth zu gewinnen. Selbſt zum inbrünſtigen Gebet fehlt mir's an Kraft. Der Schreck iſt zu groß.

Ja, das Gefängniß iſt unausweichbar! Ich will es mir recht viel ſagen, damit ich mich an meine Ausſicht gewöhne.

Der Allbarmherzige erbarme ſich meiner lieben

Kinder. Ich mag es, ich kann es ihnen nicht ſagen. —

Vielleicht hilft mir noch ein früher Tod von der Schmach. Ich fühle mein Gebein zermalmt. Es iſt Fieberfroſt in meinen Gliedern. Ich kann nicht ſchreiben vor Zittern.

Einige Stunden nachher.

Nun bin ich ſchon gefaßter. Ich wollte mich in den Arm Gottes werfen und beten. Aber mir ward nicht wohl. Ich legte mich auf's Bett. Ich glaube, ich habe geſchlafen; vielleicht auch bin ich ohnmächtig geweſen. Es ſind ſeitdem drei Stunden vergangen. Die Töchter haben meine Füße mit Kiſſen bedeckt. Ich bin am Körper matt, aber doch iſt mein Herz wieder friſch. Alles, was geſchehen iſt, was ich gehört habe, ſchwebt mir wie Traum vor.

Alſo der Fuhrmann Brook hat ſich doch erdenkt. Der Herr Alderman Fieldſon ließ mich berufen, und gab mir die Botſchaft. Er hatte ein obrigkeitliches Schreiben, nebſt der Anzeige von meiner Bürgſchaft, und daß Brook eine ungeheure Schuldenmenge hinterlaſſen habe. Er erinnerte mich, darauf zu denken, dem Tuchhändler Mithiel zu Tronbridge wegen der hundert Pfund Sterling Genüge zu leiſten.

Herr Fieldſon hatte wohl Urſache, mich aufrichtig wegen dieſes unerwarteten Ereigniſſes zu bedauern. Großer Gott! Hundert Pfund Sterling! Wie ſoll ich die aufbringen? Wenn man mir und meinen Kindern alle Habſchaft nimmt, iſt ſie beim Verkauf keine hundert Schilling werth. Brook galt ſonſt für einen rechtſchaffenen und ſehr reichen Mann. Ich dachte nicht, daß es ſo mit ihm enden würde. Das Vermögen meiner Frau verſchwand während ihrer langwierigen Krankheit; mußte ich doch zuletzt die Aecker, die ſie zu Bradford geerbt hatte, unter dem Preiſe verkaufen. Jetzt bin ich Bettler. Ach, könnte ich nur noch freier Bettler ſein! — Ich muß in's Gefängniß wandern, wenn Herr Withiel nicht großmüthig iſt. An Zahlung iſt nicht zu denken. — —

An demſelben Tage Abends.

Ich ſchäme mich meiner Schwachheit. In Ohnmacht fallen! verzweifeln! Pfui! Und doch an eine Vorſehung glauben! Und ein Prieſter Gottes ſein! Pfui!

Doch nun habe ich Alles wieder gutgemacht, und gethan, was ich ſollte. Den Brief an Herrn Withiel zu Trowbridge habe ich auf die Poſt getragen. Ich habe ihm mein Unvermögen, die eingegangenen Bürgſchaftsverpflichtungen zu er-

füllen, ehrlich angezeigt, und daß ihm freiſtehe, mich in den Schuldthurm führen zu laſſen. Hat der Mann menſchliches Gefühl, ſo wird er Mitleiden fühlen; wo nicht, ſo laſſe ich mich hinſchleppen, wohin er will.

Als ich von der Poſt kam, ſtellte ich den Muth meiner Kinder auf die Probe. Ich wollte ſie auf das Böſeſte vorbereiten. Ach, die Mädchen dachten männlicher, als der Mann, und chriſtlich-größer, als der Prieſter.

Ich erzählte ihnen von Brooks Tode, von meiner Bürgſchaft, von den möglichen Folgen derſelben. Beide hörten mir ernſt und ängſtlich zu.

„In's Gefängniß?“ ſagte Jenny leiſe weinend und nahm mich in ihre Arme: „Ach, du guter, armer Vater! — Nichts haſt du verbrochen, und mußt ſo vieles dulden. Aber ich gehe nach Trowbridge; ich werfe mich zu Withiels Füßen; ich ſtehe nicht auf, bis er dich freiſpricht.“

„Nein,“ rief Polly ſchluchzend, „thu es nicht! Kaufleute ſind Kaufleute. Sie laſſen für deine Thränen von der Schuld des Vaters keinen Farthing nach. Ich gehe zum Tuchhändler und verdinge mich ihm auf Lebenszeit bei Waſſer und Brod zur wahren Leibeigenen, bis ich durch meine Arbeit die Schuld des Vaters abgethan habe.“

Unter solchen Planen wurden Beide allmälig ruhiger. Aber sie sahen endlich auch das Eitle ihrer Hoffnungen ein. Zuletzt sagte Jenny: „Wozu doch alle diese fruchtlosen Entwürfe? Erwarten wir die Antwort des Herrn Withiel. Will er grausam sein, so sei er's. Gott ist ja auch im Gefängnisse. Vater, geh du in's Gefängniß. Vielleicht hast du es besser da, als jetzt mit uns in dem Elend unsers Lebens. Geh, denn du gehest ohne Schuld. Schande ist dabei für dich nicht. Wir Beide aber verdingen uns als Mägde, und mit unserm Lohn wollen wir dir alle Bequemlichkeiten verschaffen. Zuletzt schäm' ich mich auch des Bettelns nicht. Für einen Vater betteln zu gehen, ist etwas Heiliges und Schönes. Von Zeit zu Zeit kommen wir und besuchen dich. Du sollst gut verpflegt werden. Wir wollen uns nicht mehr fürchten."

„Jenny, du hast Recht!" sagte Polly: „Wer sich fürchtet, glaubt an keinen Gott. Ich fürchte mich nicht. Ich will recht froh sein, so froh, wie ich's sein kann, getrennt vom Vater und von dir."

Solche Reden erhoben mein Herz. Fleetmann hatte beim Abschiede Recht, daß er sagte, ich hätte zwei Engel des Herrn zur Seite.

Am Sylveſter-Tage.

Das Jahr iſt geendet. Ich danke dem Himmel, es war, mit Ausnahme einiger Stürme, ein herrliches, freudenreiches Jahr! Zwar hatten wir oft kaum ſatt zu eſſen — doch wurden wir ſatt. Zwar kamen zu meinem kleinen Gehalt oft bittere Sorgen; allein die Sorgen ſogar brachten ihre Freuden. Nun freilich habe ich kaum ſo viel Vermögen, um mir und meinen Kindern das Leben noch ein halbes Jahr lang zu friſten; allein wie viele Menſchen haben nicht ſo viel, und wiſſen nicht, wovon den nächſten Tag leben! Meine Stelle habe ich freilich verloren; — bin in meinen alten Tagen ohne Amt und Brod; — es iſt möglich, daß ich künftiges Jahr im Gefängniſſe wohnen muß, getrennt von meinen guten Töchtern. Allein Jenny hat Recht: Gott wohnt auch im Gefängniſſe!

Einem reinen Gewiſſen iſt ſelbſt in der Hölle keine Hölle, und ſchlechten Seelen iſt ſelbſt im Himmel kein Himmel. Ich bin ſehr glücklich.

Wer entbehren kann, iſt reich. Ein gutes Bewußtſein geht über Ehre vor der Welt. Erſt wenn man, was die Leute Schande und Ehre zu nennen pflegen, gleichgültig anſehen kann, iſt man recht ehrwürdig. Wer die Welt verſchmähen kann, hat den Himmel. Ich verſtehe das Evan-

gelium von Chriſto täglich beſſer, ſeit ich es in der Schule des Schickſals leſe. Die Gelehrten zu Oxford und Cambridge kommentiren nur Buchſtaben, den Geiſt nicht. Die Natur iſt die beſte Auslegung des Evangeliums.

Mit dieſen Betrachtungen ſchlieſſe ich heut das Jahr.

Es iſt mir ſehr lieb, daß ich ſeit einigen Jahren dies Tagebuch fortſetze. Jeder Menſch ſollte ein ſolches halten. Man lernt aus ſich ſelbſt mehr, als aus den gelehrteſten Büchern. Wenn man ſich durch Niederzeichnung ſeiner Gedanken und Empfindungen gleichſam täglich ſelbſt abmalt, ſieht man am Ende des Jahrs, wie viel Geſichter man hat. Der Menſch iſt ſich in keiner Stunde gleich. Wer da ſagt, er kenne ſich ſelbſt, hat nur Recht in dem Augenblick, da er es von ſich ſagt. Denn da fühlt er ſich. Wenige wiſſen, was ſie geſtern waren; noch Wenigere, was ſie morgen ſein werden.

Auch dazu iſt das Tagebuch gut, daß man feſteres Vertrauen auf Gott und Vorſehung gewinne. Die ganze Weltgeſchichte lehrt das nicht ſo lebendig, als die Geſchichte der Geſinnungen, Urtheile und Gefühle von einem einzigen Menſchen binnen zwölf Monaten.

Ich habe auch dies Jahr die Wahrheit des Erfahrungsſatzes beſtätigt gefunden: ein Un-

glück kommt selten allein; — aber wenn die Uebel am höchsten gestiegen sind, beginnen wieder die schönen Stunden. Daher bin ich, mit Ausnahme der ersten Erschütterungen, wirklich am vergnügtesten, wenn es am ärgsten geht; denn ich freue mich schon auf das Bessere, was nachkommt, und lache, weil mich nichts anfechten kann. Hinwieder bin ich, wenn Alles nach Wunsch geht, ängstlich und schüchtern, und mag mich nicht der Freude sorglos hingeben. Denn ich traue dem Frieden nicht. Das ist das empfindlichste Uebel, von dem man sich überraschen läßt. Auch ist es wahr, daß jedes Unglück in der Ferne furchtbarer scheint, als es ist, wenn man es hat. Gewitterwolken sind in der Nähe nie so schwarz, als wenn sie aus der Ferne heranziehen.

Ich habe bei allen bösen Vorfällen mir's zur Gewohnheit gemacht, blitzschnell zu denken: welches können für mich die nachtheiligsten Folgen davon sein? — Dann mache ich mich ohne anders auf's Aeusserste gefaßt, und es kömmt selten.

Auch das finde ich gut. Ich spiele zuweilen wohl mit Hoffnungen, aber ich lasse die Hoffnungen nicht mit mir spielen. Die Hoffnungen im Zaum zu halten, denke ich nur, wie selten das Glück mir wohl will. Dann weichen alle Gaukeleien zurück, als ob sie sich vor mir schämten.

Weh dem, der ein Spiel seiner Hoffnungen ist! Er geht tanzenden Irrwischen in die Sümpfe nach.

Am Neujahrstage 1765, des Morgens.

Eine wunderliche und traurige Begebenheit eröffnet dieses Jahr. Folgendes ist der Hergang der Sache.

In der Frühe um sechs Uhr, da ich im Bette liegend über meine heutige Predigt nachdachte, hörte ich an der Hausthür pochen. Polly war schon in der Küche. Sie sprang hinaus, die Thür zu öffnen und nachzusehen. So frühe Besuche sind bei uns ungewohnlich. Es trat ihr in der Dunkelheit des Morgens eine Mannsperson entgegen, die eine große Schachtel in dem Arm hielt und an Polly übergab mit den Worten: „Herr — (den Namen verstand Polly nicht) übersendet dem Herrn Vikar die Schachtel, und er möchte Sorgfalt haben für den Inhalt."

Polly nahm mit freudiger Bestürzung die Schachtel. Der Träger derselben entfernte sich. Polly klopfte leise an meine Kammerthür, um zu hören, ob ich wache. Sie kam auf mein Antworten, und wünschte mir mit dem guten Morgen zugleich das gute Jahr, und setzte lachend hinzu: „Siehst du, Väterchen, daß Polly prophetische Träume haben kann? Hier ist die verkündete Bi-

schofsmütze!" Nun erzählte sie, wie man ihr das Neujahrgeschenk für mich übergeben habe. Es verdroß mich, daß sie nicht bestimmter nach dem Namen des unbekannten Gönners oder Wohlthäters gefragt habe.

Während sie hinausging, die Lampe anzuzünden und Jenny aus dem Bette zu rufen, kleidete ich mich an. Ich läugne nicht, daß ich von Neugier brannte. Denn bisher waren die Neujahrgeschenke für den Vikar in Erkelade eben so unbedeutend als selten gewesen. Ich vermuthete, mein Gönner, der Pächter, dessen Wohlgefallen ich erworben zu haben schien, wolle mich mit einer Schachtel voll Kuchen überraschen, und bewunderte seine Bescheidenheit, mir das Geschenk zu übersenden, ehe es Tag geworden.

Als ich in's Wohnzimmer trat, fanden Polly und Jenny schon vor dem Tische bei der Schachtel, die sorgfältig versiegelt, mit einer Adresse an mich versehen und von ganz ungewöhnlicher Größe war, wie ich noch nie dergleichen Schachteln gesehen hatte. Ich hob sie, und fand sie ziemlich beschwert. Im Deckel waren zwei sauber geschnittene runde Löcher.

Ich öffnete mit Jenny's Hilfe die Schachtel sehr behutsam, weil mir der Inhalt zur sorgfältigen Behandlung empfohlen war. Ein feines weißes Tuch ward abgedeckt, und siehe da — —

nein, unſer Erſtaunen iſt nicht zu beſchreiben. Wir riefen Alle, wie aus einem Munde: „Mein Gott!“

Da lag ein junges Kind, etwa ſechs oder acht Wochen alt, ſchlummernd, in das feinſte Linnen mit roſenfarbenen Seidenbändern zierlich eingefäſcht. Es ruhte mit dem Köpfchen auf einem weichen blauſeidenen Kiſſen, und war mit einem Bettdeckchen wohlgedeckt. Die Decke, ſo wie das Häubchen des Kindes, waren mit den koſtbarſten Brabanter Spitzen beſetzt.

Wir ſtanden einige Minuten lang ſtumm betrachtend da. Endlich brach Polly in ein närriſches Gelächter aus und rief: „Was wollen wir damit anfangen? Das iſt keine Biſchofsmütze!“ Jenny berührte ſchüchtern mit der Fingerſpitze die Wange des ſchlafenden Kindes, und ſagte mitleidig: „Du armes Geſchöpf, haſt du keine Mutter, oder darfſt du keine Mutter haben? — Großer Gott, ein ſo liebenswürdiges, hilfloſes Weſen verſtoßen! — Und ſieh nur, Vater, ſieh nur, Polly, wie ruhig und vertrauensvoll es ſchläft, um ſein Unglück unbekümmert, als wenn es fühlte, es läge in Gottes Hand. Schlaf nur, du armes, verſtoßenes Weſen! Deine Aeltern ſind vielleicht zu vornehm für dich armes Geſchöpf, und zu glücklich, um ihr Glück durch dich ſtören zu laſſen. Schlaf nur, wir verſtoßen dich nicht. Man hat dich an den rechten Ort getragen. Ich will deine Mutter ſein.“

Wie Jenny so sprach, fielen ein paar große Thränen aus ihren Augen. Ich nahm das fromme, weichherzige Mädchen an meine Brust und sagte: „Sei Mutter! Die Stiefkinder des Schicksals kommen zu den Stiefkindern. Gott prüft unsern Glauben, — nein, er prüft ihn nicht, er kennt ihn schon. Darum mußte uns das verstoßene, kleine Geschöpf zugetragen werden. Zwar wissen wir selbst, wie uns in den nächsten Tagen das Leben fristen. Aber der weiß es, welcher uns zu Aeltern dieser Waise machte."

Also entschieden wir uns kurz. Das Kind schlief fort und fort sanft. Unterdessen erschöpften wir uns in Muthmaßungen über seine Aeltern, die wir ohne Zweifel kennen mußten, weil die Schachtel, laut Aufschrift, mir zugeschrieben war. Polly wußte uns leider vom Träger nicht mehr zu sagen, als sie schon erzählt hatte. Nun, während das kleine Wesen süß schlummerte, und ich meine heutige Neujahrspredigt von der Macht der ewigen Vorsehung durchlief, beriethen sich meine Töchter über die Pflege des armen Ankömmlings. Polly freuete sich kindisch; Jenny schien sehr bewegt zu sein. Mir war es, als wenn ich mit dem Anfang des neuen Jahres in eine Zeit der Wunder träte, und — sei es Aberglauben, oder nicht — als wenn das Kindlein ein mir zugesandter Schutzgeist in der Noth wäre. Ich kann nicht ausspre-

chen, wie heiter ich athmete, wie stillselig meine Gefühle waren.

An demselben Tage Abends.

Sehr erschöpft und müde von meinem heiligen Tagwerk kam ich nach Hause. Bei dem äusserst verdorbenen Wege mußte ich doch meine Wanderung auf dem Lande zu Fuß machen. Aber dafür erquickte mich bei der Heimkunft manche frohe Nachricht, die Freude meiner Töchter, das frohe Stübchen. Mir stand der Tisch gedeckt, und auf demselben eine Flasche Wein zur Stärkung. Es war Neujahrgeschenk von unbekannter, gütiger Hand.

Vor Allem freuete mich der Anblick des munstern Kindes in Jenny's Arm. Polly wies mir die schönen Bettchen unsers Pfleglings, das Dutzend feiner Windeln, die wunderschönen Hauben und Nachtärmelchen, welche in der Schachtel gewesen waren, dann ein versiegeltes Geldpäckchen, mit der Aufschrift an mich, das man zu Füßen des Kindes gefunden hatte, als es erwachte und herausgenommen war.

Begierig, von der Herkunft meines kleinen, unbekannten Hausgenossen etwas zu erfahren, eröffnete ich das Packchen. Es enthielt eine Rolle

mit zwanzig Guineen, und einen Brief, der folgendermaßen lautet:

„Vertrauensvoll auf Ew. Wohlehrwürden Frömmigkeit und Menschenliebe, übergeben Ihnen unglückliche Aeltern ihr theures Kind zur Pflege. Verlaſſen Sie daſſelbe nicht. Wir werden einſt, wenn wir uns Ihnen entdecken dürfen, dankbar ſein. Wir werden auch, was Sie unſerm Kinde leiſten, aus der Ferne mit unverwandtem Blicke beobachten. — Der liebe Knabe heißt Alfred. Er iſt ſchon getauft. Das Koſtgeld für das erſte Vierteljahr liegt beigeſchloſſen. Pünktlich wird Ihnen von drei Monaten zu drei Monaten die gleiche Summe ausbezahlt werden. Nehmen Sie ſich des Kindes an. Wir empfehlen es der Zärtlichkeit Ihrer edeln Jenny."

Polly, als ich den Brief las, ſprang hoch auf vor Freuden, und rief: „Da haben wir die Biſchofsmütze! Gütiger Himmel, wie reich werden wir plötzlich! Nun fahre hin, armſelige Vikarſtelle! — Doch, ich ſollte mich eigentlich nicht einmal ſo freuen. Nein, der Brief hätte doch wohl auch der edeln Polly Erwähnung thun können."

Wir laſen den Brief wohl zehnmal. Wir traueten unſern Augen beim Anblick des vielen Geldes auf dem Tiſche nicht. Welch ein Freudengeſchenk! Der ſchwerſten Sorgen um unſere Zu-

kunft war ich plötzlich entbunden. Aber auf wie seltsame, unbegreifliche Weise! Ich sann vergebens die Reihe von Menschen durch, die ich kannte, um unter denselben einen einzigen zu entdecken, der vielleicht durch Stand und Geburt gezwungen wäre, seines Kindes Dasein verheimlichen zu müssen, oder der solche Belohnungen für einen christlichen Liebesdienst gewähren könnte. Ich sinne noch immer. Ich finde keinen. Und doch müssen die vornehmen Aeltern mich und die Meinigen genau kennen.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar.

Am 2. Januar.

Das Glück überhäuft mich mit seinen Schätzen. Diesen Morgen erhielt ich abermals ein Päckchen Geld von der Post mit zwölf Pfund Sterling, nebst einem Brief von Herrn Fleetmann. Es ist zu viel. Für den Schilling gibt er ein Pfund Sterling zurück. Es muß ihm sehr gut gegangen sein. Auch meldet er das. Ich kann ihm leider nicht danken, da er vergessen hat, seinen Aufenthaltsort zu nennen. Verhüte der Himmel, daß ich durch meinen gegenwärtigen Reichthum nicht übermüthig werde. Jetzt hoffe ich Herrn Wittiel Brooks Schuld nach und nach in Fristen ehrlich abzahlen zu können.

Wie ich meinen Töchtern sagte, Herr Fleetmann habe geschrieben, war ein neues Fest. Ich begreife nicht, was die Mädchen mit Herrn Fleetmann haben. Jenny ward roth, und Polly sprang lachend zu ihr und hielt ihr beide Hände vor das Gesicht. Da that Jenny, als wäre sie recht böse auf das kindische Mädchen.

Ich las Fleetmanns Brief vor. Ich konnte es kaum, denn der junge Mann ist ein Schwärmer Er sagt mir Schmeicheleien, die ich nicht verdiene. Alles ist bei ihm übersvannt. So auch, was er von der guten Jenny schreibt. Das arme, bescheidene Mädchen dauerte mich, als ich las. Ich mochte meine Tochter dazu nicht ansehen. Indessen ist die Stelle, sie betreffend, merkwürdig. Sie lautet also:

„Als ich, edler Mann, aus Ihrem Hause ging, ward mir, als ging ich aus meines Vaters Hause wieder in das wüste Leben hinaus. Ich vergesse Sie zeitlebens nicht; zeitlebens nicht, wie wohl mir bei Ihnen war. Noch sehe ich Sie immer vor mir, in Ihrer reichen Armuth, in Ihrer christlichen Demuth, in Ihrer patriarchalischen Seelenhoheit. Und die wunderliebliche, flatternde, schmeichelnde Polly; und die — ach, für Ihre Jenny gibt es ja kein Beiwort! — welches Beiwort gibt man den Heiligen, unter deren Berührung sich alles Irdische verkläret? — Ich werde ewig des

Augenblicks gedenken, da ſie mir die zwölf Schilling gab; ewig, wie ſie mir troſtend ſprach. — Verwundern Sie ſich nicht, ich habe die zwölf Schilling noch. Ich gebe ſie um tauſend Guineen nicht. Ich werde Ihnen vielleicht bald Alles mündlich erklären. Ich bin, ſeit ich athme, nie glücklicher und unglücklicher geweſen, als jetzt. Empfehlen Sie mich Ihren holdſeligen Töchtern, wenn ſich dieſelben meiner noch erinnern mögen."

Aus dieſen Zeilen zu ſchlieſſen, gedenkt er wieder nach Crekelade zu kommen. Es wäre mir lieb! ich könnte ihm meinen Dank bezeugen. Der junge Menſch hat mir vielleicht mit unmäßiger Erkenntlichkeit ſein Alles gegeben, weil ich ihm damals die Hälfte meiner Baarſchaft lieh. Das wäre mir leid. Leichten Sinnes ſcheint er zu ſein; doch hat er gewiß ein redliches Gemüth.

Dem kleinen Alfred gefällt es bei uns. Das Kind hat heute ſchon Polly angelächelt, als Jenny es, wie eine junge Mutter, im Arm trug. Die Mädchen werden mit dem kleinen Weltbürger beſſer fertig, als ich vermuthen konnte. Aber es iſt auch ein ſchönes Kind. Wir haben ihm eine zierliche Wiege gekauft und alle kleinen Bedürfniſſe angeſchafft in Fülle. Die Wiege ſteht neben Jenny's Bette. Sie wacht Tag und Nacht wie ein Schutzgeiſt über ihren zarten Pflegeſohn.

Am 3. Januar.

Heute ſtieg der Herr Vikar Blecking mit ſeiner jungen Frau Gemahlin im Wirthshauſe ab, und ließ mich rufen. Ich begab mich ſogleich zu ihm. Er iſt ein angenehmer Mann, der viel Höflichkeit hat. Er eröffnete mir, daß er mein erwählter Nachfolger im Amte ſei; daß er wünſche, ſeine Stelle, wenn ich nichts dagegen habe, ſogleich einzunehmen; daß ich inzwiſchen das Pfrundgebäude bis Oſtern bewohnen könne? er werde einſtweilen im Hauſe des Herrn Alderman Fieldſon einige für ihn bereitete Zimmer beziehen.

Ich erwiederte: Wenn es ihm Vergnügen mache, wolle ich ihm alle Amtsgeſchäfte ſogleich übergeben, um deſto mehr Freiheit zu haben, mich nach einem andern Dienſt umzuthun. Nur wünſche ich, in den Kirchen, in denen ich ſo lange Jahre das Wort des Herrn verkündigt habe, meinen bisherigen Zuhörern eine Abſchiedspredigt halten zu können.

Darauf verſprach er, Nachmittags zu mir zu kommen, um den Zuſtand des Pfrundhauſes zu beſichtigen. Er iſt wirklich mit ſeiner Gemahlin und dem Herrn Alderman am Nachmittage gekommen. Die junge Frau iſt hochſchwanger. Sie ſcheint etwas ſtolz und von vornehmer Abkunft zu ſein; denn es war ihr im ganzen Hauſe nichts recht, und meine Tochter würdigte ſie kaum eines

Blickes. Als sie den kleinen Alfred in der Wiege sah, wandte sie sich zu Penny und fragte: „Sind Sie schon verheirathet?“ Die gute Penny ward blutroth im Gesicht und schüttelte verneinend das Köpfchen, indem sie etwas leise dazu stammelte. Ich mußte dem armen Mädchen aus der Verlegenheit helfen. Frau Blecking hörte meine Erzählung mit grosser Neugier an, und verzog den Mund und drehte mir den Rücken zu. Ich fand das sehr unanständig, sagte aber nichts. Als ich zu einer Tasse Thee einlud, ward mir's abgeschlagen. Der Herr Vikar scheint den Winken seiner jungen Gemahlin unbedingt gehorchen zu müssen.

Wir waren recht froh, des Besuches los zu werden.

Am 6. Januar.

Herr Withiel ist ein trefflicher Mann, seinem Briefe nach zu urtheilen. Er bedauert mich wegen meiner unglücklichen Bürgschaft, und spricht mir mit der Erklärung Trost zu, daß ich der Zahlung wegen in keine Unruhe gerathen solle, und wenn ich ihn auch erst in zehn Jahren oder nie zahlen könne. Er scheint mit meinen häuslichen Umständen bekannt zu sein, denn er spielt darauf sehr schonend an. Er hält mich für einen ehrlichen Mann; das freut mich am meisten. Auch soll er

ſich nicht geirrt haben. Ich werde nun ſelbſt, ſobald ich kann, nach Trowbridge reiſen, und ihm Fleetmanns zwölf Pfund Sterling auf Abſchlag meiner ungeheuern Schuld bringen.

Wenn Jenny ſchon verſichert, ſie ſchlafe bei dem kleinen Alfred gut, er halte ſich des Nachts ſehr ruhig, und er erwache regelmäßig nur einmal, da ſie ihm denn zu trinken geben müſſe aus ſeiner kleinen Schale: ſo macht mich das Mädchen doch etwas beſorgt. Sie iſt beiweitem nicht mehr ſo lebhaft, wie ehemals, obgleich ſie weit heiterer und glücklicher zu ſein ſcheint, denn da wir noch jeden Tag Nahrungskummer litten. Zuweilen bei ihrem Nähzeuge ſitzt ſie ſtumm und unbeweglich, mit offenen Augen träumend da, die ſonſt fleißigen Hände nachläſſig in den Schoos hingeſunken. Wenn man ſie dann anredet, ſchrickt ſie auf, und muß ſich beſinnen, was geſagt worden iſt. Offenbar kommt dies von der Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe, ob ſie es dennoch nicht Wort haben will. Am Tage ein Schläfchen zu halten, dazu iſt ſie nicht zu bewegen. Auch behauptet ſie, es ſei ihr gar wohl.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ſie ſo eitel wäre. Fleetmanns Lobreden haben ihr ohne Zweifel nicht mißfallen; denn ſie hat mir ſeinen Brief abgefordert, um ihn noch einmal zu leſen. Sie hat ihn mir noch nicht wiedergegeben, und behält ihn

in ihrem Arbeitskorb. Meinethalben, das eitle Ding!

Am 8. Januar.

Meine Abſchiedspredigt war von den Thränen der meiſten Zuhörer begleitet. Nun erſt ſehe ich, daß ich doch den Gemeinden lieb war. Man hat mir von allen Seiten viel Verbindliches geſagt, und mich mit Geſchenken überhäuft. Nie habe ich ſo viele Lebensmittel und Leckerbiſſen aller Art und ſo viel Wein im Hauſe gehabt, als jetzt. Hätte ich ehemals nur den hundertſten Theil davon an manchem Nothtage beſeſſen, ich würde mich für überglücklich gehalten haben. Jetzt ſchwimmen wir wirklich im Ueberfluſſe. Aber ein guter Theil davon iſt auch ſchon wieder ausgewandert. Ich kenne einige arme Familien in Creckelade, und Jenny kennt deren noch mehr, als ich. Die lieben Leute freuen ſich nun mit uns.

Ich fühlte mein Innerſtes von jener Predigt tief angegriffen. Unter Thränen hatte ich ſie geſchrieben. Es war ja ein Scheiden von meiner ganzen bisherigen Welt, von meinem Berufe, von meiner Beſtimmung. Ich bin hinweggeſtoßen aus dem Weinberge, wie ein unnützer Knecht, und habe doch gearbeitet, nicht wie ein Miethling, und habe manche edle Rebe gepflanzt, manches verderbliche Reis hinweggeſchnitten. Ich bin hinweg-

gestoßen aus meinem Weinberge, wo ich Tag und Nacht gesorgt und gewacht, gelehrt, ermahnt, getröstet, gebetet habe. Ich wich von keinem Krankenbette; ich stärkte Sterbende im letzten Kampfe mit der heiligen Hoffnung; ich ging den Sündern nach; ich ließ die Armen nicht einsam; ich rief die Verlorenen wieder auf den Weg des Lebens. Ach, diese Seelen alle, die wie an meine Seele geknüpft waren, sind von mir losgerissen — warum sollte mein Herz nicht bluten? — Aber Gottes Wille geschehe!

Gern würde ich mich nun dem Herrn Doktor Smart erbieten, das Vikariat ohne allen Lohn beizubehalten, wenn mein Nachfolger nicht das Amt schon übernommen hätte! Ich bin der Armuth von Kindesbeinen an gewohnt, und die Sorgen haben mich nicht verlassen, seit ich aus den Kinderschuhen trat. Ich habe für mich und meine Tochter an Alfreds Kostgeld Ueberfluß. Wir können für späte Jahre zurücklegen und sammeln, und uns mit unserer einfachen Nahrung begnügen. Ich wollte ja nicht mehr seufzen über Wind und Wetter, die über mein graues Haar gehen, wenn ich meinen Gemeinden noch das Gotteswort zutragen könnte.

Es sei! Ich will nicht murren. Die Thräne, welche auf dies Blatt fällt, ist keine Thräne der Unzufriedenheit. Ich flehe nicht um Reichthum

und gute Tage, und habe noch nie darum gebeten. Aber, Herr, Herr! verstoße Deinen Knecht nicht auf immerdar aus Deinem Dienste, wenn auch seine Kräfte gering sind. Laß mich wieder eingehen in Deinen Weinberg, und unter Deinem Segen Seelen gewinnen.

Am 13. Januar.

Meine Reise nach Trowbridge ist über alle Erwartung gut ausgefallen. Ich kam spät Nachts mit müden Füßen an in dem alten, freundlichen Städtlein, und konnte mich des Morgens erst früh vom Schlafe ermuntern. Nachdem ich mich sauber gekleidet hatte — seit meinem Hochzeittage ging ich nicht so zierlich; die gute Jenny hatte für ihren Vater töchterlich gesorgt — verließ ich das Wirthshaus und ging zum Herrn Withiel. Er wohnt in einem prächtigen, großen Hause.

Er empfing mich anfangs etwas kalt; da ich aber meinen Namen nannte, führte er mich in sein kleines, doch schönes Arbeitsgemach. Hier dankte ich ihm nun für seine große Güte und Nachsicht; erzählte, wie ich zu der Bürgschaft gekommen, und welche harte Schicksale ich bisher getragen. Dann wollte ich ihm meine zwölf Pfund Sterling auf den Tisch legen.

Herr Withiel sah mich lächelnd und mit einer

Art Rührung lange schweigend an, reichte mir dann seine Hand, schüttelte die meinige und sagte: „Ich kenne Sie schon. Ich habe mich genau nach Ihnen erkundigt. Sie sind ein Biedermann. Nehmen Sie Ihre zwölf Pfund wieder zu sich. Ich kann es nicht über mein Herz bringen, Sie in Ihren Umständen des Neujahrgeschenks zu berauben. Lieber füge ich eins bei, das Sie wohl so gütig sind, mir zum Andenken zu nehmen."

Er stand auf, holte aus einem andern Zimmer eine Schrift, schlug sie auf und sagte: „Sie kennen doch diese Bürgschaft und Ihre Unterschrift noch? Ich gebe sie Ihnen und Ihren Kindern." Er riß das Papier in der Mitte durch und legte es in meine Hand.

Ich konnte keine Worte finden, so bestürzt war ich. Meine Augen wurden naß. Er sah wohl, daß ich ihm gern danken wollte und nicht konnte. Er sagte: „Still, still! Kein Silbchen mehr, ich bitte Sie; das ist der einzige Dank, den ich von Ihnen verlange. Ich hätte dem unglücklichen Brook gern die Schuld geschenkt, würde er sich nur offen an mich gewendet haben."

Ich kenne keinen großmüthigern Mann, als Herrn Bathiel. Er war allzugütig. Ich mußte ihm viel von meinem bisherigen Zustande erzählen. Es stellte mich darauf seiner Gemahlin und seinem Herrn Sohn vor. Er ließ aus dem Wirthshause

mein Bündlein holen, worin ich die alten Kleider hatte, und behielt mich in seinem Hause. Es war fürstliche Bewirthung. Das Zimmer, in welchem ich des Nachts schlief, die Teppiche, die Betten waren so prachtvoll und köstlich, daß ich mich beinahe fürchtete, davon Gebrauch zu machen.

Am folgenden Tage ließ mich Herr Withiel in seiner schönen Kutsche nach Erekelade zurückführen. Ich schied mit tiefbewegtem Herzen von meinem Wohlthäter. Meine Kinder weinten mit mir vor Freuden, als ich ihnen die Bürgschaft zeigte: „Seht, dies leichte Papier war noch die schwerste Bürde meines Lebens, und sie ist großmuthvoll vernichtet. Betet für das Leben und die Glückseligkeit unsers Erretters!“

Am 16. Januar.

Gestern war der denkwürdigste Tag meines Lebens.

Wie wir Vormittags im Zimmer beisammensaßen, und ich den kleinen Alfred wiegte, Polly aus einem Buche vorlas und Fenny am Fenster saß und nähte, sprang Fenny plötzlich vom Stuhl auf, und sank todtenbleich zurück. Wir waren Alle erschrocken, und fragten, was ihr geschehen sei. Sie erzwang ein Lächeln und sagte: „Er kommt!“

Indem ging die Thür auf, und in zierlichen

Reisekleidern trat Herr Fleetmann herein. Wir begrüßten ihn Alle recht herzlich, und freuten uns, ihn so unerwartet bald und, wie es scheine, in bessern Umständen wiederzusehen, als das erste Mal. Er umarmte mich; er kußte Polly; er verneigte sich gegen Jenny, die sich noch nicht vom Schrecken erholen konnte. Ihre Blässe entging ihm nicht. Er fragte sehr bekümmert um ihr Befinden. Polly erklärte ihm Alles. Dann kußte er Jenny's Hand, als wolle er abbitten, ihr das Schrecken verursacht zu haben. Es hatte nicht viel damit zu sagen; denn das arme Mädchen glühte bald wieder, wie eine kaum aufgebrochene junge Rose.

Ich befahl, Wein und Kuchen zu bringen, meinen Gast und theuern Wohlthäter stattlicher, als das erstemal, zu bewirthen. Aber er lehnte es ab; er könne nicht lange bei uns verweilen; er habe Gesellschaft bei sich im Wirthshause. Doch auf Jenny's Bitten gehorchte er, und setzte sich, um den Wein mit uns zu theilen.

Da er von der Gesellschaft, mit der angekommen sei, sprach, glaubte ich, er sei mit einer Gesellschaft Komedianten, und fragte, ob sie hier in Erskelade zu spielen gedächten; der Ort wäre doch zu armselig. Er lachte laut auf, und sagte: „Wohl, eine Komödie spielen wollen wir, doch ganz unentgeldlich." — Polly war vor Freuden ausser sich; denn sie hatte schon lange gern [illegible]

spiel zu sehen. Sie sagte es auch sogleich zu Jenny, die den Wein und Kuchen brachte. Polly fragte: „Haben Sie viel Komödianten mit sich, Herr Fleetmann?“ — Er antwortete: „Einen Herrn und ein Frauenzimmer, aber treffliche Spieler!“

Jenny schien voll ungewöhnlichen Ernstes. Sie senkte einen düstern und schweren Blick auf Fleetmann, und fragte ihn: „Sie — auch Sie werden auftreten?“ — Sie sagte das mit der ihr eigenen leisen und doch Mark und Bein durchzitternden Stimme, die ich nur selten, aber immer in den ernstesten Lebenstagen hörte, wenn es eine Entscheidung über unser Wohl und Weh galt.

Auch den armen Fleetmann erschütterte dieser wunderbare Ton des Gerichtsengels. Er sah mit eben so ernstem Blicke zu ihr hinüber, schien mit sich selbst wegen der Antwort zu kämpfen — trat endlich einen Schritt näher zu ihr und antwortete: „Miß, bei meinem und Ihrem Gott, darüber können nur Sie entscheiden!“

Jenny senkte die Augen. Er sprach fort. Sie antwortete. Ich weiß nicht, was die Leute trieben. Sie sprachen; Polly und ich hörten ganz aufmerksam zu; wir Beide verstanden kein Wort, oder vielmehr, wir hörten Reden ohne Sinn. Und doch schienen Fleetmann und Jenny nicht nur, was sie sagten, wohl zu begreifen, sondern, was mir am sonderbarsten vorkam, Fleetmann schien von Jenny's

Antworten angegriffen zu sein, wiewohl sie wahre Nichtswürdigkeiten enthielten. Fleetmann faltete zuletzt die Hände wie zum Gebet inbrünstiglich, sah sogar mit thränenhellen Augen gen Himmel, und sagte wie mit einer schrecklichen Verzichtung: „Dann bin ich unglücklich!“

Polly hielt es endlich nicht mehr aus. Mit einer komischen Behendigkeit sah sie Eins um's Andere an, und rief endlich: „Ich glaube wahrhaftig, ihr Beide fanget die Komödie schon an.“

Er drückte Polly's Hand mit Heftigkeit, und sagte: „Ach, daß es wahr wäre!“

Ich machte dem Wirrwarr ein Ende, goß Wein für Alle ein, und wir tranken zum Wohl unsers Wohlthäters. Fleetmann sagte, indem er anstieß, zu Fanny: „Miß, im Ernst, mein Wohl?“ — Sie legte die Hand auf ihre Brust, schlug die Augen nieder und trank.

Da ward Fleetmann plötzlich heiter. Er ging zur Wiege, betrachtete das Kind darin, und als ihm Polly und ich die Begebenheit erzählt hatten, sagte er lächelnd zu Polly: „Sie haben mich also nicht erkannt, da ich Ihnen das Neujahrgeschenk überreichte?“

Wir Alle riefen mit unglaublichem Erstaunen: „Wer? Sie?“

Nun erzählte er ohngefähr folgendermaßen: „Ich heiße nicht Fleetmann, sondern ich bin Ba-

ronet Cecil Fanrford. In einem unseligen, vieljährigen Prozesse theilt meines Vaters Bruder, gestützt auf ältere, zweideutige Verträge, mir und meiner Schwester das gesammte Vermögen unsers verstorbenen Vaters zurück. Wir lebten bis dahin nur kümmerlich von dem, was unsere früher verstorbene Mutter von ihrem wenigen Eigenthum hinterlassen hatte. Meine Schwester litt dabei am meisten von der Tirannei des Oheims, der ihr Vormund war. Derselbe hatte sie schon dem Sohne eines seiner vertrautesten und mächtigsten Freunde zur Gemahlin bestimmt, meine Schwester hingegen sich heimlich dem jungen Lord Sandom zugesagt, dessen Vater aber damals noch lebte, der wider diese Vermählung war. Ohne Vorwissen des Oheims und des alten Lords geschah die Vermählung dennoch in geheimnißvoller Stille. Aber die Frucht dieser Ehe war der kleine Alfred. Es gelang, meine Schwester auf ein Vierteljahr, unter dem Vorwand, ihre Gesundheit herzustellen und Seebäder zu gebrauchen, unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit aus dem Hause des Vormunds zu entfernen. Es war darum zu thun, nach ihrer Niederkunft das Kind in gute und unerforschbare Pflege zu geben. Ich hörte zufällig einen rührenden Zug von der Armuth und Menschenliebe des Pfarrpaars von Crokeside, und be-

gab mich selbst hieher, mich zu überzeugen. Die Art, wie Sie mich aufnahmen, entschied.

„Ich habe vergessen, zu sagen, daß meine Schwester nicht mehr in das Haus des Oheims zurückgekehrt ist. Denn schon vor vier Monaten gewann ich gegen ihn den Prozeß und trat in den Besitz meiner mir rechtmäßig gehörenden väterlichen Güter. Während der Vormund einen neuen Prozeß gegen mich wegen Auslieferung meiner Schwester angehoben hat, ist vor wenigen Tagen der alte Lord, vom Schlage gerührt, gestorben, und mein Schwager erklärte nun seine Vermählung öffentlich. Damit ist der Prozeß vernichtet, auch die Ursache gehoben, das Geheimniß des Kindes länger zu verbergen. Die Aeltern sind mit mir gekommen, es abzuholen, so wie ich gekommen bin, Sie selbst mit Ihrer Familie abzuholen, wenn Sie meinen Antrag nicht verschmähen.

„Während des Prozesses, den ich führte, blieb nämlich die Pfarrei unbesetzt, davon meiner Familie das Rektorat gehört. Es ist an mir, die Pfründe, welche über zweihundert Pfund Sterling mit den großen und kleinen Zehnten einträgt, zu vergeben. Sie, Herr Vikar, haben Ihre Stelle verloren. Ich kann nur glücklich sein, wenn Sie in meiner Nähe wohnen und die Pfarrei annehmen."

Gott weiß allein, wie mir bei diesen Worten

zu Muth ward. Meine Augen verdunkelten sich unter Freudenthränen. Ich streckte meine Hände aus nach dem Manne, der mir ein Bote des Himmels ward. Ich fiel an seine Brust. Dann umschlang ihn Polly mit Freudengeschrei. Jenny küßte dankbar die Hand des Baronets. Er aber riß sich mit sichtbarer Rührung los und verließ uns.

Noch hielten mich meine entzückten Kinder umarmt, noch vermischten sich unsere Thränen und Glückwünsche, als der Baron wieder hereintrat, mit ihm sein Schwager Lord Sandom und dessen Gemahlin. Diese, ein ungemein schönes junges Frauenzimmer, ohne uns zu begrüßen, ging zur Wiege des Kindes. Da kniete sie vor dem kleinen Alfred, küßte seine Wange, und weinte mit ausgelaßenem Schmerze und Entzücken. Der Lord hob sie auf, und hatte viele Mühe, sie zu beruhigen.

Nachdem sie sich erholt und sich bei uns Allen wegen ihres Betragens entschuldigt hatte, dankte sie in den rührendsten Ausdrücken erst mir, dann Polly. Diese lehnte allen Dank von sich ab, und zeigte auf Jenny, die sich an's Fenster zurückgezogen hatte, und sagte: „Meine Schwester dort ist die Mutter!“

Lady Sandom ging zu Jenny und betrachtete sie lange stumm und angenehm überrascht, sah dann auf ihren Bruder zurück mit einem lächelnden Blicke und schloß Jenny in ihre Arme. Die

gute Jenny in ihrer Demuth wagte kaum aufzusehen. „Ich bin Ihre Schuldnerin,“ sagte Mylady; „aber was Sie meinem Mutterherzen wohlgethan, kann ich unmöglich vergelten. — Machen Sie mich zu Ihrer Schwester, liebenswürdige Jenny. Denn Schwestern sollen und dürfen nicht gegen einander rechnen.“ — Wie sich Beide umarmten, trat der Baronet hinzu. „Da sieht mein armer Bruder,“ sagte Mylady; „sind Sie nun meine Schwester, so darf er auch Ihrem Herzen näher stehen, liebe Jenny. Darf er?“

Jenny erröthete und sagte: „Er ist meines Vaters Wohlthäter.“ — Die Lady erwiederte: „Wollten Sie nicht die Wohlthäterin meines armen Bruders sein? Blicken Sie ihn freundlich an. Wenn Sie wüßten, wie er sie liebt!“

Der Baronet nahm Jenny's Hand und küßte sie, und sagte, als Jenny sie sträubend zurückziehen wollte: „Mich wollen Sie unglücklich sehen? Ich bin es ohne diese Hand.“ — Jenny, in Verwirrung, ließ ihm die Hand. Da führte der Baronet meine Tochter zu mir, und bat, ich solle ihn als meinen Sohn segnen.

„Jenny,“ sagte ich, „es geht dir, wie mir. Träumen wir? — Wirst du ihn lieben können? Entscheide du!“

Sie schlug die Augen zum Baronet auf, der in banger Unruhe vor ihr stand, und warf einen

großen, durchdringenden Blick auf ihn; dann nahm sie in ihre beiden Hände seine Hand, drückte dieselbe an ihre Brust, blickte gen Himmel und sagte leise: „Gott hat entschieden!“

Ich segnete meinen Sohn und meine Tochter. Beide umarmten sich. Es war eine feierliche Stille. Aller Augen waren naß.

Plötzlich sprang Polly, mit thränenvollen Augen lachend, vor und hing sich an meinen Hals, indem sie rief: „Da haben wir's! Alles Neujahrgeschenk, seht ihr, Bischofsmützen über Bischofsmützen!“

Indem erwachte Alfred.

Es ist umsonst — ich beschreibe diesen Tag nicht. Mein glückliches Herz ist zu voll. Und immerdar werde ich gestört.

Die Bohne.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Bankier Walter — neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anläßen, in allen Polizeibureaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beschrieben; keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin sie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der ist immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windrose hinaus, um meine Göttin zu suchen.

Aber in Wien war sie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gasthof, wo sie gewohnt hatte, sehr deutlich gesagt wurde, ohngeachtet ich dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst das ihrige gewesen, suchte ich sie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Messen, auf allen Redouten und Bällen, in allen Schauspielen und Lustorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umsonst. Meine Heilige war verschwunden.

So verließ ich trostlos die Kaiserstadt, und kehrte im bösesten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltsame meines Schicksals klar zu machen, muß ich Ihnen noch erzählen, wie ich das Fräulein kennen lernte. Sie werden in meiner Geschichte viel Wundersames finden; aber in der Liebe ist Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geschäftsreise nach Wien. Unserm Hause drohte damals großer Verlust durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen, und Wiens gesammte Herrlichkeit genießen. „Wer weiß, dachte ich, du kommst in deinem Leben nicht wieder nach Wien!“

Meine Bekannte zogen mich in alle ihre Gesellschaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich sehr gütig; die schönen Wienerinnen meiner Bekanntschaft waren es nicht minder. Man wußte, ich sei unvermählt, und der Name unsers Hauses war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Bankier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines

guten, alten Vaters dachte ich noch an kein Heirathen. Dem ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Turnau wird ebenfalls erwartet!“ lispelte in einer Gesellschaft einst eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es ist ein gutes, liebes Kind,“ erwiederte die Nachbarin, „sie würde noch manchmal für schön gelten können, wenn sie nicht das häßliche Gebrechen hätte.“

„Ah!“ sprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das sie auf der Brust, gerade unterm Halse, hat? Man sagt, es gleiche einer Maus!“

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts wäre, hätte sie eben nicht nöthig, sich so nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen. Nein, es sieht vollkommen einem Kameel mit zwei Höckern, vier Füßen und langem Halse ähnlich.“

„Glauben Sie das nicht!“ sprach eine Dritte, welche sich nun in das Gespräch mischte: „Ich weiß die Sache genau. Es ist ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Busen ist schwarzbraun, wie Kaffee; und hinauf bis zum Halse, denken Sie nur, ich

bitte Sie um Gotteswillen, hinauf bis zum Halse mit dünnen, weißen Haaren bewachsen!"

„Ei, das ist entsetzlich!" rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir solch ein Unglück zugewachsen wäre," sagte eine der beiden Jüngern, und schlug die Augen sittsam zu ihrem Busen nieder, um weichen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gase spielte: „ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr."

Jetzt mengten sich auch Andere in das Gespräch; Jeder bestätigte die Geschichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieses Uebels.

Die Thür öffnete sich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir auch nicht schon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch seine Schönheit und Grazie überraschen müssen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; also ist Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die schöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten sich ihr mit einer durch süßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Brust war undurchdringlich verschleiert bis unter den Hals. Eben das erin-

nerte unaufhörlich diesen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!“ dachte jeder im Stillen: „warum war das Schicksal so grausam, und entstellte das reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!“ — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät aus einander. Die schöne Un-

glückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen, — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Fantast genug, mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdient doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den andern Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eins der bizarrsten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man noch wohl. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofes hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äußerte darüber mein Vergnügen, und bat um Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei dem Worte

sehen sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des herrlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; drum blickte ich lieber in das himmlischschöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppe hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach!“ seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!“

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen meinen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine — ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mir mir ward. Aber, das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die

traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich sahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reisen so leicht zu einander gewinnt. In Josephinens Aeußerungen schien ich milde Spuren der Freundschaft zu finden. War ich einmal durch Geschäfte verhindert, bei den Damen zur bestimmten Zeit zu erscheinen, so mußte ich selbst kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Josephine starr und schweigend eine Zeit lang ansah, als wollte sie mein ganzes Wesen durchschauen und fragen: wer bist du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geschäfte mehr. Ich erschien mit dem Glockenschlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hause. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er sehnte sich nach mir. Ich sollte eilen, wenn ich ihn noch in dieser Welt einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Post vor dem Gasthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles sei berichtigt; ich

könne einsteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abschied von den Hausgenossinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Josephinens süße Stimme. Ich blickte hinauf; sie lag am Fenster, und wiederholte die Frage. Meine Besinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gasthof, die Treppen hinauf, um wenigstens zu thun, was Höflichkeit, oder auch Freundschaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thür sprang auf. Josephine, noch im einfachen Morgengewande, trat mir zuerst entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief sie, „was fehlt Ihnen? was ist Ihnen begegnet? Wie sind Sie bleich und entstellt!“

Indem sie das mit heftiger Bewegung sprach, und ihre Hand ausstreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kaschmirshawl, den sie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und — mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier ist eine der zudringlichsten Sünden! — Ich vergaß Reise, Schlagfluß und Extrapost, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Josephinens Brust.

Denken Sie sich mein Erstaunen! — Ich sah

eine Brust hell und weiß wie Elfenbein, und, zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabasternen Halses, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, sondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und selbst von der Gestalt einer Bohne. Man hätte schwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Josephine, erröthend und schnell genug, den Shawl wieder zusammen — aber sprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, genug ich stand betäubt da, wie eine Bildsäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante: „sagen Sie doch, was ist Ihnen geschehen? Haben Sie Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlassen.“

Das war Alles, was ich endlich vorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände und nahm Abschied. Bei diesem Abschied hielt Josephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur ein Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geschlossen. Ihr Gesicht schien mir blässer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht so; denn ich sah fast nichts; es dämmerte Alles schattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht

meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; denn dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunke Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte schon im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfließenden Nebeln, vor mein ewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die

Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug.

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, nahe-ten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und väslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Naturnothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener vermögen so viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unserer ganzen Stadt und Nachbarschaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magische Stunde fehlte!

Indessen brachte mich doch das beständige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, seit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntausend Jungfrauen, die ich je gesehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüste hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längst vergessene Geschichte — mein Auf-

enthalt in Wien, und die schone Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigstens sprang ich plötzlich vom Sofa auf, streckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild umfangen, und seufzte — nein, ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnsucht und Verzagen: „Josephine! Josephine!“

Das, glaube ich, war die magische Stunde. — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee sehen. Josephine war schon genug für sich; aber die kupplerische Einbildung verklärte sie nun mit überirdischer Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und stand von der gewaltigsten Leidenschaft berauscht am andern Morgen auf.

Nun erst war mir mein Haus öde und wüst, wie das alte Chaos der Schopfung gewesen sein mag. Ich suchte Josephinen überall; ich sah sie überall. Ich dachte sie mir, als mein Weib, bald dort mit kleiner, häuslicher Arbeit am hohen Fenstertritt; bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreib-

liche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verbindungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig; ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöset: bald hätte ich an Uebermaas der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Rosenhimmen dachte, wie sie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Aussenwelt taub und blind ist.

Der Zustand ward mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen; sie ist zu jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unsereins nicht immer sieht; sie ist vom Adelsstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß; tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr betrantes Auge, an ihren innigen, unwillkührlichen Handdruck beim Abschiede. Aus Allem

leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären ließen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und Elend!

Unter solchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erst als ich in der Ferne die Thürme vor mir sah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Josephine sei vor einem Jahr eine Fremde gewesen, wie ich, und schwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verschwunden. Der Gasthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Mensch rathen. Alle meine Bekannten wußten so wenig von ihr, und wohin sie gereiset, als ich. Man schrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo sie oder ihre Tante Wechsel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatten. Aber der Augsburger Korrespondent war in der Zeit gestorben, und seine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigsten zürnte ich gegen mich selbst. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem ersten Aufenthalt in Wien so unverzeihlich nachlässig gewesen, und mich um nichts bekümmert hatte, was sie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in sie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meisten erquickte, meine Leidenschaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Diese bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln: den gleichen Stuhl, auf dem sie gesessen; den gleichen Tisch, an dem sie geschrieben hatte. Alles Vergangene lebte so hell, so gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erschrocken von meinem Sitze aufuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauschte, und ich meinte, sie werde es sein und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer selbst blieb nichts ununtersucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal musterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inschriften vieler Reisenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umsonst!

Seltsam — oder unbedeutend genug, gleich den ersten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand

ich in einem Zichkäſtchen des Schreibtiſches — lache nur Niemand! — eine ſchöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch ein heiliges Symbol mir dieſe Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Joſephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne ſorgfältig auf. Und als ich nun die beſte Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug ſie zu einem Juwelier, ließ ſie in Gold faſſen, um ſie beſtändig an ſeidener Schnur auf meiner Bruſt zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragiſchen Roman.

So ſchied ich aus Wien. Ich war ſehr unglücklich, ſehr troſtlos. Ich ſchwor, mich nie zu vermählen. Ach, man ſchwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterſtädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen ſchienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geſchäften; zerſtreute mich mit gewagten Unternehmungen; ſah keine Geſellſchaften; mied allen Umgang. Nur Joſephinens Bild ſchwebte beſtändig, wie mein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Bruſt war mir ein ſo liebes Heiligthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem

Unglücklichen seine Träume! Ich bildete mir zuletzt selber ein, die schöne Tornau habe die Bohne selbst in das Zichtäschchen des Schreibtisches gelegt. Ein beseligender Wahnsinn ist am Ende so gut, wie alle Philosophie, durch die man sich selig machen möchte.

Mein Aeußeres muß freilich nicht viel Seligkeit haben vermuthen lassen; denn Alle hielten mich für melancholisch, krank und dem Untergange nahe. Man bestürmte mich mit Bitten, Einladungen, Zerstreuungen; sogar Doktoren wurden mir in's Haus geschickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber der Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch sei, wie ein anderer Mensch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgesellschaften meiner Freunde zu besuchen.

So nahm ich einst auch die Einladung des Justizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Katastrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas spät zum Justizrath; Geschäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Gesellschaft beisammen; alles Herren aus meiner Bekanntschaft, mit Ausnahme eines einzigen, der mir als ein Oberstlieutenant in russischen Diensten, und seit Kurzem Besitzer des Priestischen Gutes, an-

derthalb Stunden von unſerer Stadt gelegen, vorgeſtellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein ſtummes Kompliment, legte den Hut ab, und ſetzte mich. Man war geſprächig; mir deſto lieber, denn ich hatte keine ſonderliche Luſt zu plaudern.

Der ruſſiſche Oberſtlieutenant, ein großer, ſtarker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, ſchon über die Sechzig hinaus, aber noch voller Feuer, beſchäftigte meine Aufmerkſamkeit am meiſten. Er trug einen Orden im Knopfloch: auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war ſehr laut und gebieteriſch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Perſien, bald von der Moldau. Der Oberſtlieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ ſich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachteſſen ließ der Juſtizrath Punſch herumgehen bei Tiſche; die Unterhaltung war indeſſen lebhafter geworden. Der alte Offizier ſprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Bruſtwunde verblutet, vom Pferde geſunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit ſeines Vortrages riß er die Weſte von einander, ſeine Bruſtwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an ſeidener Schnur eine kleine, goldene Kapſel auf der Bruſt trug. Er ſelbſt

nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juwel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!“

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener Größe, oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute aus dem Orient.

„Ach, nicht doch!“ rief der Oberstlieutenant: „es ist nur eine Bohne!“

„Eine Bohne? schrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um's andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich?“ — Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge; aber ich war gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!“ sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren.“

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht

raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahr Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. — Aber im zwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich zwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht ein; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich

lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch wirklich in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schliessen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich; und da wußte ich nur zu viel.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als da

mals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene, wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische zwischen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbret. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viel weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbret Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Stille in unserm Gespräch — doch dergleichen Pausen waren, nota bene! nichts weniger, als langweilig — invitirte mich die

Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen, und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweifelung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch-triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrack ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth, und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht

reden, und ſie war ſtumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte ſchüchtern zu ihr hinüber; ſie ſah auf und gab mir einen etwas düſtern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich ſtand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog ſie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde ſterben,“ rief ich, „wenn Sie mir böſe wären. Denn nur für Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie iſt mein Daſein nichts werth. Sie ſind meine Seele, mein Himmel, mein Alles.“

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge ſo viel, und ſie, mit Thränen im Auge, hörte ſo viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und, nota bene! der Herr Oberſt ſtand drei Schritte von uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder geſehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Geſpenſt geſchlichen ſein! Gott habe ihn ſelig! er iſt jetzt im Paradieſe.

Sehr überraſchend kam uns daher das Donnerwetter ſeiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und

neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!“ rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreisest morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, und verlassen die Provinz, oder sind des Todes.“

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ; wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefalten, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!“ sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen, und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!“

„Nein,“ erwiederte sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen.“ Und dies sagte sie mit einem

Tone — o, mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?“ fragte ich leise, und drückte meine glühenden Lippen auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Seraſim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich. „O Sophie,“ rief ich, ſank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „ich ſchwöre es dir: Dir gehöre ich allein, ſo lange ich athme, und wohin mich auch mein Schickſal verſchlagen mag!“

Nun entſtand Todtenſtille — unſere Seelen ſchworen zuſammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückſelige Bohne, welche an allem unſerm Leiden Schuld geweſen war. Ich nahm ſie, ſtand auf, und hielt ſie Sophien mit den Worten vor: „Dies iſt das Werk der Vorſehung! Ich behalte ſie zum Andenken dieſes Abends.“

Die Gräfin ſchloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten ſchöner. „Ja, es iſt eine Vorſehung!“ liſpelte ſie, wandte ſich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr ſchon

in der Nacht war sie verreiset. Der Oberst behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlassung ein, erhielt sie, und nun reisete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und versorgten mich mit Reisegeld.

„Es ist halter eine Vorsehung!“ dachte ich, und reisete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die schmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Diese ließ ich zu Königsberg in Gold fassen, und so trage ich sie nun seit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Brust.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsstelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich schlug mich in Asien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was sich der Soldat sonst wünscht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberstlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden; meine Jünglingshistorien waren halter vergessen, nota bene, aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kinburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitscharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der

Prinz von Nassau machte seine Sache gut! — da plünderten mich die Janitscharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden sie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Brustwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu sterben. Ich ward von den Unglaubigen zwei Tage lang herumgeschleppt; aber, immer von unserer Reiterei verfolgt, liessen sie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unsere Leute. Sie erbarmten sich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzustellen, an der Spitze eines Transports nach Moskwa zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach vierundzwanzig Jahren Dienst und sieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlassung hoffen. Ich empfing sie, mit Pension. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange. Moskwa ist eine behagliche Stadt, aber Unsereinem, der kein Kaufmann ist, doch langweilig. Petersburg ist eine schöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergessen zu lassen, wo ich mit dem Oberst von Oberndorf, und nota bene mit Sophie, vor vierundzwanzig Jahren in Garnison gewesen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wiedersehen, und wenn's

sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!" dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonsstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen, spitzen Kirchthum mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene, nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophie, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Obrist von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!" dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!"

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken,

ſie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem ſchönen Gute, und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geſchwind ich auf und dahin! Man zeigte mir einen ſchönen Landſitz, umgeben von geſchmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt ſie!“ — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt, und hatte doch fünfundvierzig Jahre!

Ich ſtieg aus dem Wagen. Schon ſah ich die Holde, wie ſie voll himmliſcher Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde. „Ach, Weiberherzen! ob ſie mich nur noch lieben mag?“ dachte ich, und ging mit ungewiſſen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauſes ſaßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie laſen. Aber Sophien ſah ich nicht.

Ich entſchuldigte die Störung, welche ich verurſachte; denn ſie ſchienen alle durch mein plötzliches Erſcheinen überraſcht zu ſein.

„Wen ſuchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ ſagte ich.

„Das bin ich ſelbſt!“ erwiederte zu meinem

Erstaunen die Vierzigjährige. Es war mir, als hätte ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — Ich kam aus meinen Täuschungen zurück; ich besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, sie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also kannte sie mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das erste, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklemmt. Ich starrte das Bild des Obersten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war: „siehe nur deine Sophie an! — O, du hast an uns nicht wohlgethan!“

Die Gräfin stand verlegen neben mir, und schien sich vor meinen Reklamationen zu fürchten.

Ich wollte sie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr sprechen. Die Wehmuth hatte sich meiner zu sehr bemächtigt.

„Ihnen ist nicht wohl, mein Herr!“ sagte die Gräfin und sah sich ängstlich nach der Thür um.

„O sehr!“ seufzte ich: „Kennen Sie mich nicht?“

Sie faßte mich jetzt schärfer ins Auge, und schüttelte leise das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Busen hervor, kniete vor ihr nieder, und sagte: „Ach, Sophie, kennen Sie diese Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe sie treu bewahrt. — Sophie, damals sagten Sie: es gibt eine Vorsehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte sie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf sich aufs Sofa und wollte sich das bleichgewordene Gesicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entsetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien sahen. Noch ehe sie Wasser und Riechfläschchen gebracht hatten, war die Gräfin schon wieder zu sich selber gekommen. Sie rieb sich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenstrom hervor; sie schluchzte heftig und wie untröst-

lich; umschlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müssen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abschiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gast. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte sie mich geliebt! — Was der alte Oberst einst verhindert hatte, das verhinderte weder er, noch seine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin; wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte oder die Geschichte dieser Bohne ist damit zu Ende, note bene, noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreise herum; vor meinen Ohren wars ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings

nicht," rief der Juſtizrath, „ich laſſe Sie nicht zurück in der Nacht."

„Ha," ſprach der Oberſtlieutenant, „es iſt eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondenſchein dazu."

Man meldete meinen Wagen. Ich ſtand auf, ging zum Oberſtlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und ſagte: „Sie heißen von Tarnau?"

Er verbeugte ſich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie dieſe Nacht bei mir zu," ſagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden." Ich ſagte das ſo ernſt, ich mochte ſagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich ſo heftig fieberiſch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen ſollte. — Trotz dem blieb er ſtandhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich ſeine Halsſtarrigkeit faſt zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!" ſagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltſam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Bruſt zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie — nicht bloß Spiele der Natur — Spiele des Verhängniſſes, — auch ich trage die Bohne."

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich: „Mit ſolchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geiſt beſchwören.

Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen."

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich merkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten." Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?" hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg."

„Und waren etwa vor einem Jahre in Wien?"

„Da war ich!" antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!" sagte er: „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken."

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberst-

lieutenant fuhr mit mir nach Hauſe. Ich brachte ihn ſogleich in das für ihn beſtimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorſam geweſen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Joſephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zuſammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reiſe nach Wien.

Er lachte laut auf, und ſchloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen ſprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu ſagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Joſephinen ſehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das iſt klar, man muß ſich einander kennen lernen.“

Wir ſchieden; ich ging zu Bette, aber ſchlafen konnte ich nicht, als in fieberiſchem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um . . .“

„Mir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm in's Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist. Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der große etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man Keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Sache da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich

zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist bloßes Spiel der Phantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblick, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wieder sehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen mir ohne anders in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht."

„Das ist hart!" seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?"

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalte in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Graf von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen merkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon."

„Wenns so ist, Herr Oberstlieutenant," —

sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte: „wenns so iſt, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir iſt beſſer, Ihre Tochter nie wieder zu sehen.“

„Sie irren ſich. Ihre Ruhe iſt mir lieb. Sie müſſen ſie ſehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu genesen.“

Nach langem Für und Wider ſetzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That ſpürte ich wohl, die Phantaſie mochte mir einen Streich geſpielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal ſo innig vertraut, ſchmückte ich Joſephinen mit ſo verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — ſo ſüße, zarte, treue, ſtumme Gegenliebe an, daß ich erſt jetzt, da ich das erſtemal mit einer dritten Perſon über meine Herzensangelegenheit Worte wechſelte, bemerkte, die Hälfte meiner Geſchichte ſei von mir ſelbſt erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgeſprochen iſt, kennen wir deren Geſtalt nicht. Erſt die Hülle des Gedankens, das Wort gibt den Vorſtellungen Beſtimmtheit und Weſen, ſcheidet den Traum von Wahrheit, und ſetzt den Geiſt ins Verhältniß über ſie, wie von ihm geſonderte, fremde Weſen zu urtheilen.

Es war ein ſchöner Juniusmorgen, als wir

nach dem Tarnau'ſchen Gute hinausfahren, und — worüber ich ſelbſt erſtaunte — mein Gemüth blieb ſo hell und ruhig, wie es ſeit einem Jahre nicht geweſen war. Meine einfachen, höflichen Verhältniſſe zu Joſephinen und ihrer Tante während des erſten Aufenthalts zu Wien ſtanden ſo klar vor meiner Erinnerung da, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie ich noch geſtern, und ſeit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrauſch geſchaffen hatte. Ja, das Aergſte war, ich erkannte jetzt, daß ich Joſephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich ſie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich ſie ſehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa ſtill. Die Bedienten ſprangen herbei. Der Oberſtlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteſte der Frauen in ſeinen Arm nahm, ſagte er: „Und dies iſt meine Sophie!“

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der ſechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom geſtrigen Abend ſo intereſſant geworden. „Ach!“ ſeufzte ich ſtill im Herzen: „was ſind Jugend und Schönheit!“

Beinahe hätte ich glauben ſollen, der welterfahrne Veteran habe den Inhalt des Seufzers mit aus den Augen geleſen. Er drückte die Hand

seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen."

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?" fragte der Alte: „Sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern."

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Artikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch tritt," entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Frösteln. Alle meine Illusionen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Geniesprünge meiner Phantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann, von edler äußerer Bildung, ins Zimmer. Sein Gesicht war blaß, sein Auge todt und düster; in seinem Wesen lag etwas Unnatürliches, Verstörtes.

„Gnädige Frauen," sagte er hastig und eintönig, als hätte er die Anrede einstudiert, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreise heute nach der Residenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abwesend sein. Es ist eine weite Reise vielleicht."

Der Oberstlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und sah ihn unbeweglich an.

„Was sieht Sie an, Graf Holten?" rief er: „Sie sehen aus, wie einer, der einen Mord begangen hat."

„Nein," erwiederte mit gewaltsamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden ist."

Damit küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberstlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu sagen. Der Oberstlieutenant ihm rasch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieser junge Mann sei der Graf Holten aus der Nachbarschaft; gestern Abend, wie oft geschehen, zum Besuch angekommen; noch vor einer Stunde sehr vergnügt gewesen, und nun sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Was iſt ihm begegnet?“ fragten die Damen den Oberſtlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernſthaft, ſchüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu ſeiner Sophie hinüber und ſagte: „Frage doch Joſephinen.“

„Hätte ſie ihn beleidigt?“ forſchte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!“ erwiederte er: „Es iſt eine lange Geſchichte, der Graf aber gab ſie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.“

Indem öffnete ſich die Thür und das Fräulein von Tarnau trat herein. Sie war! und liebenswürdiger, ſchöner, als ich ſie in Wien, anmuthiger, als ich ſie in meinen Träumen geſehen. Ich ſtand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war feſtgebannt — ich ſtammelte unzuſammenhängende Worte — ich war der glückſeligſte und elendeſte aller Sterblichen.

Hoch erröthet ſtand Joſephine unter der Thür, ſtarrte mich an, wie eine Geiſtererſcheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraſchung geneſen, lächelnd zum Tiſche vor. Nun, nach den erſten umgewechſelten Begrüßungen, ward das Räthſel unſers unvermutheten Zuſammentreffens gelöſet. Ich erzählte, daß ich erſt geſtern von ihrem Hierſein erfahren; ſie, daß ihr Vater die m...riſchen

Güter unangenehmer Familienverhältniſſe willen verkauft, und ſich hier in der reizendſten Landſchaft von der Welt angeſiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief ſie, indem ſie die Hand der Tante in ihre beiden ſchloß, und an ihre Bruſt drückte, und mich mit Blicken muſterte, aus denen die Freude unzweideutig ſchimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht geſagt? habe ich nicht Recht gehabt?“

Die gute Tante warf lächelnd einen [illegible]weigen fordernden Blick auf Joſephinen. — Die Mutter ſchlug die Augen nieder, um eine gewiſſe Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forſchendem Blick Einen um den Andern, ſtand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Joſephine, was haſt du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?“

Joſephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben ſich. Man ging in den Garten. Der Oberſtlieutenant zeigte mir ſeine Gebäude, Wieſen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren. Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomiſchen Reiſe zu

ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!“ rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwillen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.“

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkunft in der Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich

mit verweinten Augen lächelnd an. „Iſt das Alles Wahrheit?“ fragte ſie nach einer Pauſe. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halſe, und hielt ſie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich.“

Sie nahm die Schnur, wie aus Neugier, um die goldene Einfaſſung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Dann lehnte ſie ſich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achſel und ſagte: „Ich glaube an eine Vorſehung, Walter!“

Da ſchloß ich meine Arme um das himmliſche Geſchöpf, und rief: „O könnte ich jetzt ſterben!“ — Sie ſah erſchrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwiſchen den Gebüſchen der kleinen engliſchen Anlage mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Joſephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern ſtanden. Der Oberſtlieutenant ſah es, und lachte laut auf. — Joſephine verbarg ihr ſchönes Antlitz an der Bruſt der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wiſſen ja, daß Joſephine meine Gattin iſt; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Sechszehnter Theil.

Das Gastmahl des Lebens.
Die Prinzessin von Wolfenbüttel.
Der Blondin von Namur.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Das Gaſtmahl des Lebens.

Der Genius des Lebens beut
Noch immerdar den lieben Menſchenkindern,
Seit weiland Adams goldner Zeit,
Sein großes Gaſtmahl an, voll ſtiller Freundlichkeit.
Wie viel man auch genießt, es will ſich doch nicht mindern.
Aus ihren Speichern führt vollauf
Frau Schaffnerin Natur Vorräthe zu dem Feſte.
Das Schickſal iſt der Koch; die Horen tiſchen auf;
Die Götterchen des Glücks bedienen ihre Gäſte.
Und tauſend dieſer kommen, tauſend gehn
In buntem, lärmendem Gedränge.
Alltäglich ab und zu wogt ihre Menge;
Nie wird man leere Plätze ſehn,
Nie wird's den Tauſenden am großen Tiſch zu enge.

Und was aus allen Reichen der Natur
Genießbar iſt, das Schlechteſte und Beſte,
Die bitterſte Rhabarbaratinktur
Beim indian'ſchen Vogelneſte,
Des Teufels Asa foetida
Bei himmliſcher Ambroſia,
Steht, wunderlich geordnet und vermiſchet,
Den Eingeladnen aufgetiſchet.

Wie hell inzwiſchen auch der Wein von Cypern glüht,
Wie laut die Tafel ſeufzt von duft'gen Laſten,
— Wer würd' es glauben? — dennoch ſieht
Man Tauſende der Gäſte faſten.
Denn Keiner darf, was er begehrt,
Sich aus der Schüſſel ſelber nehmen;
Er muß zu warten ſich bequemen,
Was ihm die Dienerſchaft beſchert;
Und dieſe iſt, wie ſonſt in manchem Hauſe,
Auch hier das Uebelſte vom Zauberſchmauſe.

Wer kennt ſie nicht, die Götterchen des Glücks,
Die ſchelmiſch mit der Hoffnung Immergrün uns krönen,

Und uns Leichtglaub'ge hinterrücks
Mit diesem Immergrün verhöhnen?
Sie flattern in geschäft'ger Eil
Am Tisch umher, die Gäste zu bedienen,
Und bringen des Verlangten ihnen
Zuweilen gar das Gegentheil.
Mit schadenfroher Lust die Lüsternen zu prellen,
Erbieten ranz'gen Speck sie dem verwöhnten Gaum,
Dem Durst'gen Hering und Sardellen,
Dem Hungrigen Champagnerschaum.
Drum sitzen Alle da, und fluchen oder klagen
Bei vollen Tellern, leeren Magen;
Und Jeder schielt mit neidischem Verdruß
Auf seines Nachbars Theil, den dieser wider Willen,
Den Hunger sich zu stillen,
Mit herbverzognem Mund verschlucken muß.

Inzwischen geht der Wirth, der Lebensgenius,
Am langen Tisch umher, und winkt bald Den, bald Diesen
Vom Mahl hinweg, und spricht: „Du hast genug!

Sieh dort der neuen Gäste langen Zug;
Dein Platz iſt ſchon für Andre angewieſen."
Das Weigern frommt da nichts. Die meiſten Gäſte ſtehen
Kaum halbgeſättigt auf vom Schmauſe,
Bedanken ſich beim Wirth, und gehn
Verdrießlich aus dem täuſchungsvollen Hauſe.

Was iſt zu thun? Noch ſtehn wir, bekränzt
Mit Immergrün, wie hungernde Tantale,
Beim reichgedeckten Lebensmahle,
Und mancher Leckerbiſſen glänzt
Umſonſt für uns in goldner Schale;
Er bleibt ein leeres Schaugericht.
Drum nehmt vorlieb mit dem, was ihr empfanget;
Bis ihr die Ananas erlanget,
Verſchmäht den Pumpernickel nicht.

Mit ſeiner Koſt die Gäſte zu verſöhnen,
Läßt des Orcheſters wundervolles Spiel
Der güt'ge Wirth um unſer Ohr ertönen.
Die Muſen ſingen in des Harfenklangs Gewühl;
Gott Phantaſus, der Erdengötter beſter,
Regiert mit ſeinem Stab das magiſche Orcheſter.

Und wer nicht allzufeſt an ſeinem Pudding hängt,
Und wer noch Ohren hat, zu hören,
Vergißt ſehr leicht bei jenen Zauberchoren,
Wie kärglich ihn die Gunſt des Glücks beſchenkt.
Er lebt in ſchöne Träume hingeſunken;
Es blüht um ihn ein ſchönes Paradies;
Die bittre Aloe dünkt ſeiner Zunge ſüß;
Er iſt beim Waſſerkrug von höhern Wonnen
trunken.

Warum denn, Brüderchen, ſyt ihr doch ſo
verzagt?
Laßt uns das heitre Spiel der Muſen ehren,
Die, was die Wirklichkeit verſagt,
Uns in Geſang und leichtem Scherz gewähren.
Auf, auf mit uns ins Reich des Phantaſus,
Aus dieſer Welt voll Sklaven und Magnaten!
Dort wohnt der Freiheit himmliſcher Genuß,
Dort gibt die Liebe willig uns den Kuß,
Um den wir hier vergebens baten.
Dort wird die Tugend nicht verhöhnt,
Läßt Keinen ungeſtraft ſie morden,
Schmückt ihren Mörder nicht mit Orden; —
Dort wird nur das Verdienſt gekrönt.

Ihr lacht? Ihr nennt es Träumereien?
Wie's euch beliebt; doch unter uns gesagt,
Die lahme Wirklichkeit, mit der, ihr Herrn, euch plagt,
Ist nicht gemacht, euch zu erfreuen.
Gesetzt, der Kelch, der voller Nektar schäumt,
Er wär' auch nur ein Traum, den Phantasus gegeben,
So wißt: das Schönste ist von diesem Leben
Nicht, was man lebet, sondern träumt!

Die Prinzessin von Wolfenbüttel.

Der Stoff dieſer Geſchichte iſt nicht mehr ganz unbekannt. Reiſebeſchreiber und Hiſtoriker erwähnten der auſſerordentlichen Begebenheit, welche in dieſen Blättern erzählt iſt. — Mit vielen Nebenumſtänden machte ſie zuerſt ein Unbekannter in den *Pièces intéressantes et peu connues, pour servir a l'Histoire etc.* wirkſundig. — Faſt auf die gleiche Art beſchrieb ſie der Chevalier le Boſſu in ſeinen *Nouveaux voyages d'Amérique ſeptentrionale*. Doch ihm ſelbſt ſchien ſie an Fabel zu grenzen. Je vous avoue (ſagt er S. 48.), que quoique je tienne tous ces faits d'un *assez grand nombre* de personnes *dignes de foi*, je ne voudrois cependant pas en garantir l'authenticité.

Die Geſchichtſchreiber Rußlands verſchweigen das Faktum, oder erzählen es, wie es öffentlich angegeben ward. Peter Heinrich Bruce meldet ſogar den Tod der Großfürſtin mit einer Umſtändlichkeit, welche faſt die Wahrheit deſſelben nicht bezweifeln läßt.

In dem Journal: Flora, Deutſchlands Töchtern geweiht, (Jahrgang 1797. Mai), befindet ſich unter der Rubrik: Die deutſche Prinzeſſin, ebenfalls ein Auszug jener Geſchichte, mit einigen nähern Umſtänden über den letztern Aufenthalt der Fürſtin in Europa.

Erſtes Buch.

I.

An Laurent Bellisle der Chevalier d'Aubant.

Petersburg. 13. Auguſt 1714.

Endlich, geliebter Bellisle, endlich ſind meine Wünſche gekrönt! Bald kehr' ich nun in Ihre Arme zurück, um im Schooſe der ländlichen Natur mit Ihnen auf Ihren Gütern einige Monden zu verleben. O wie ungeduldig ſehn' ich mich nach den Augenblick der erſten Umarmung! und wie viele hundert Stunden ſind es von hier, dem traurigen Norden, bis zu den blühenden Gefilden Frankreichs!

Schon ſeit einem halben Jahre bat ich um Entlaſſung. Vor wenigen Tagen erſt erhielt ich ſie, und zwar von Sr. Majeſtät, dem großen Czar ſelbſt, in den gnädigſten Ausdrücken. Ich wohnte dem in den Jahrbüchern der ruſſiſchen Monarchie unvergeßlichen Tage von Aland bei, wo faſt die ganze ſchwediſche Flotte erobert ward. Das Glück war mir hold. Ich focht auf dem Schiffe und an der Seite des Czar, welcher diesmal unter dem Admiral Apraxin die Avantgarde

kommandirte. Der ſchwediſche Vice-Admiral Erenſchild, uns faſt an Stärke gleich, eröffnete den Angriff, indem er eine Fregate vorrücken ließ, um unſere Bewegungen und unſere Macht zu beobachten. Bald ward das Treffen allgemein; bald donnerten aus tauſend Schlünden alle Schiffe einander Verwüſtung und Tod entgegen. Der Czar, mitten in Dampf, Flamme und Vernichtung, war ſo kalt, ich mögte ſagen, heiter, als ſchwebe er in ſeinem eigenthümlichen Element, wie der Salamander im Feuer. Eins ums andere, ward er bald Matroſe, bald General, bald Steuermann, bald Soldat. Seine Geiſtesgegenwart, ſein Heldenmuth hätte auch den feigſten Knecht beſeelen müſſen. Zwei Stunden dauerte der hölliſche Kampf; Trümmer und Leichname tanzten auf den wilden Wogen des Meeres, und das Geſchüz rauſchte unaufhörlich, das ungeheure Elend zu vermehren. Durch eine kühne Wendung gelang es uns, der feindlichen Flotte den Wind abzugewinnen, ſie zu trennen, einen Theil derſelben zu umzingeln zwiſchen den Klippen, und ſie erobert in den Hafen von Abo zu führen.

Der Czar war nach dieſem Siege ſo vergnügt, wie ich ihn nie geſehen. Mehrere der vornehmſten Offiziers von den andern Schiffen kamen herbei, ihm Glück zu wünſchen. „Wer hätte das vor zwanzig Jahren denken ſollen“, rief der Czar,

„daß wir Russen in selbsterbauten Schiffen heut auf dem baltischen Meere schlagen und siegen könnten!“

Nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt hatte, die Segel gegen die Insel Aland zu richten, um sich ihrer zu bemächtigen, ließ er mich vor sich berufen. Er unterschrieb noch einige Befehle, trank ein großes Glas voll Branntewein mit einem Zuge leer, stand dann auf, umarmte mich und sagte: „Junger Mann, du hast dich brav gehalten! Wie heißt du?“ — Chevalier d'Aubant, Ihro Majestät. — „Gut, sollst Obriß sein! geh' an deinen Posten, und diene mir ferner, wie heut!“

Die Gnade des Czar rührte mich tief. Doch benutzte ich den vortheilhaften Augenblick, meine Entlassung zu begehren. Ich erzählte ihm das Wesentlichste von meinen Verhältnissen in Frankreich, vom Tode meines Vaters, und von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, die zerrütteten Vermögensumstände meiner Familie in Ordnung zu bringen. Der Monarch hörte mich schweigend an, drückte mir dann die Hand, und sagte: „Ich verliere ungern wackere Leute; aber geh denn, ich will's nicht wehren.“

Bald nachher, sobald wir wieder in Petersburg angekommen waren, ward mir der Entlassungsbrief ausgefertigt, nebst der Einladung, an allen Feierlichkeiten und Festen des Hofes Theil

zu nehmen, ſo lange ich noch in Petersburg verweile. Dergleichen ſchlägt man nun nicht gern aus, beſonders, da ich noch einen Theil meiner fahrenden Habe erwarten muß, welche in Moskau zurückgeblieben iſt. Ich beſchäftige mich inzwiſchen, die neuen Anlagen zu ſehen, welche der Monarch mit jedem Tage vervielfacht; und wahrlich, man muß Jahre zu Hülfe nehmen, um nur das alles mit ſeinen Augen durchlaufen zu können, was dieſer auſſerordentliche Menſch in einem ſo kurzen Zeitraum erſchaffen hat. O wie elend winzig iſt das Leben von tauſend Königen gegen das Leben dieſes Einzigen, in welchem faſt jede Stunde die Geburtsſtunde eines rieſenhaften Werkes iſt!

Das Schlachtfeld von Pultawa, wo Peter ſeinen fürchterlichen Nebenbuhler Karl XII. beſiegte und Schwedens Macht zertrümmerte, reihte ihn zu den erſten Feldherren ſeiner Zeit; auf den Gewäſſern von Aland erfocht er den Ruhm des Seehelden, und ſich von ſich ſelber die Würde eines Vize-Admirals. Seit eilf Jahren gründete er an den Sümpfen des Newaſtroms eine neue Stadt; er ſelbſt war Baumeiſter und Meßkünſtler; jetzt dehnt ſich dort das unermeßliche Petersburg Meilen weit aus. Noch immer wird hier gearbeitet; über vierzigtauſend Ruſſen und eine zahlloſe Menge ſchwediſcher Kriegsgefangener ſind täglich beim Bau beſchäftigt.

Und alles das, wovon die Hälfte hinreicht, einen Fürsten unsterblich zu machen, und nur seine geringsten Thaten. Er ist Gesetzgeber und Umwandler seines Volks zugleich. Er führt die barbarischen Nationen des unbekannten Nordens in die gesittete Welt ein; er hat der herrschsüchtigen Priester Glaubensmüthigkeit und Aberglauben gezähmt, ihre Gewalt zerbrochen, den Titel des Patriarchen abgeschafft; er selbst ist das Haupt des Klerus. Er hat sich ein neues Volk gebildet, sich Armeen geschaffen, sich eine Hauptstadt des Reichs gebaut, sich Flotten auf dem Meere gezimmert, und den Künsten und Musen Roms und Griechenlands in den Wäldern des moskovitischen Landes Altäre errichtet. — Diesem Manne darf seine Nachwelt kein Denkmal bauen, denn jedes wäre armseliger Tand und Zeuge eines beschränkten Geistes der Erbauer. Sein ungeheures Monument, welches er mit eigener Hand für die Ewigkeit aufführte, steht. Europa und Asien sind die Basis; sein Name ist — Rußland.

Aber was treib' ich? Verzeihen Sie, lieber Bellisle, wenn Sie statt eines Briefes eine Lobschrift auf den großen Mann erhalten, der, so lange die Geschichte der Welt erzählt hat, keinen Nebenbuhler in ihr findet unter all den tausend Fürsten der tausend Völker, die einst waren. Romulus und Numa, wenn sie eine Räuberhorde

zum regelmäßigen Staat bildeten, thaten viel; aber was iſt ihr Werklein neben dem ruſſiſchen Koloß, umringt von ungleich polizirtern Staaten? Karl der Große dürfte vielleicht mit dem Ruhm Peters in die Schranken treten, wenn gleich ohne Hoffnung des Sieges!

Ich kehre zurück nach Frankreich; aber die Erinnerung an das, was ich Großes geſehen, wird mich dahin begleiten, und unter dem ungeheuern Maasſtab, mit welchem ich künftig die Verdienſte unſerer Miniſter, Feldherren und Fürſten meſſen werde, wird zu einer Erbärmlichkeit zuſammenſchrumpfen, was ich ſonſt für bewundernswerth gehalten. Zum Hofmann wenigſtens bin ich einmal bis auf den Grund verdorben.

O Bellisle, wie dünkt ſich jedes Fürſtlein groß, wenn es von dem Uhrwerk des Staats, welches einmal eingerichtet iſt, den Staub abgeblaſen, daß es nicht ſtocke; wie bläht ſich ſo ein General, und meint, wenn er einige Schlachten gewonnen, es dürfe Niemand ferner mit ihm verglichen werden! Was träumt nicht ein Miniſter oder Rathsherr von ſeiner Herrlichkeit, wenn er einen Geſetzesentwurf gegeben und deſſen glückliche Folgen wahrnimmt! Eitelkeit und Dünkel ſind die unerbittlichen Zeugen der Geiſtesklemgeit. Mit Miller

Majestät geht der Strom, wo er reichbefrachtete Schiffe führt.

Der Czar hat übrigens das Schicksal aller der Sterblichen, welche von Zeit zu Zeit, wie Erscheinungen aus einer bessern Welt, in die unsrige treten, um sie zu erleuchten, zu veredeln, zu erheben. Wo man ihn verehren sollte, wird er nur angestaunt; wo man ihn lieben sollte, wird er gehaßt. Sein Werk war ihm nicht leicht. Er hatte mit Gefahren von tausend Arten zu ringen. Die Pfaffen verfluchen ihn heimlich; die Bauern verwünschen ihn; die Bojaren lästern ihn; die Strelitzen möchten ihn umbringen — genug, all das reichere und ärmere Gesindel, der träge erdenklose Pöbel in allen Ständen, deren Ansehen, Geburtszwang, Herrschaft, Privilegien, Vorurtheile, Aberglauben, Einbildungen und Grillen verletzt wurden, diese moralischen Vielfraße, welche nichts als ihr eigenes, schwammiges Etwas kennen, und unbekümmert um das von Vernunft und Tugend geborene Bessere, sich nur in ihrem alten, hergebrachten Schlamme wohl fühlen — alle diese bilden eine alberne, feige Verschwörung um den Erhabenen. An ihrer Spitze steht des Czars eigener Sohn — der Großfürst Alexis.

Dieser junge Mensch, weit entfernt, wie einst Alexander um die Großthaten seines Vaters zu meinen, daß sie ihm nichts zu thun mehr übrig

laſſen, ſpielt den Altklugen, und zuckt die Achſeln über die Erhabenheit deſſen, der ſein Urbild ſein ſollte. Er meidet den Hof, und gibt ſich mit unwiſſenden Ruſſen ab, die ſeiner Eitelkeit ſchmeicheln, und mit ihm im Branntweinſaufen wetteifern. Iſt er in Moskau oder Petersburg, ſo ſieht man ihn, ſtatt von Künſtlern, Gelehrten, Feldherren und Staatsmännern, von ſchmutzigen Pfaffen umgeben, die ihn benedeien, als ächten, altgläubigen, braven Ruſſen, der den heiligen Schlendrian liebt, und Neuerungen haßt, in denen ſie nicht glänzen können, weil ſie nicht Geiſt, Bildung und Kraft genug haben. Jetzt iſt Großfürſt Alexis in den Bädern zu Karlsbad, wohin er ſeine Beiſchläferin Euphroſine, ein Mädchen aus der niedrigſten Volksklaſſe, eine Finnländerin, glaub' ich, mitgeſchleppt hat. Sein Vater, der Czar, ſoll deswegen aufgebracht gegen ihn ſein, beſonders da die Gemahlin des Großfürſten erſt ſeit kurzem von einer Prinzeſſin entbunden worden, und in gefährlichen Umſtänden war. — Doch kein Wort mehr von dieſem Unwürdigen, auf den alle Moskowiten hoffen, daß er der Wiederherſteller ihrer langen Bärte und abentheuerlichen Landestrachten ſein ſoll.

Morgen mehr! Heute iſt Ball im Peterhof.

Sie müſſen nun freilich nicht glauben, lieber Bellisle, daß die weitläufige Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs, welche kaum ſeit zehn Jahren da ſteht, an Pracht und Schönheit wetteifern könne mit unſerm Paris. Sie ſuchen vergebens die Louvres, Tuilerien, Notredames, Boulevards und Quais. Hier ſind die meiſten Häuſer noch von Holz, und zwar Balken auf Balken gelegt, die nur nach der innern Seite zu mit der Axt glatt gehauen ſind, ohngefähr wie die Hütten ſchweizeriſcher Alpendörfer. Sie ſind mit Schindeln oder auch nur mit Brettern gedeckt, und, um den Regen beſſer abzuwehren, hat man die untere Dachſeite entweder mit Rinden von Birkenbäumen, oder die obere mit grünen Raſen belegt, daß ſie im Sommer, von oben herab angeſehen, Beetſtücken einer von Erdbeben gebrochnen Wieſe gleichen. Es gibt bis jetzt in Petersburg nur wenige von Steinen aufgeführte Gebäude. Die Wohnung des Czar, des mächtigſten Monarchen von Europa und Aſien, erhebt ſich am Ufer der Newa, aus Mauerſteinen erbaut, zwei Stock hoch. Sie hat das einzige Annehmliche, daß man von hier aus den größten Theil der Stadt und der Feſtung überſehen kann. Auf Befehl des Czar müſſen jetzt alle Großen des Reichs ihre Gebäude maſiv aufführen. Ueberall erblickt man Fuhren, Stein-

hauer, Kalkbrenner, Maurer und Zimmerleute. Das unermeßliche Petersburg ſtellt im Kleinen ein Bild von dem Weben und Treiben in der ganzen Monarchie dar, welche gleichſam vom Grund auf neu errichtet wird. In der Stadt ſelbſt iſt noch Alles ſo neu, daß ich Ihnen nicht einmal ſagen kann, wo ich wohne; denn die wenigſten Straßen haben allgemein eingeführte Namen. Man muß ſich durch bekannte Leute führen laſſen, um nicht in dem weiten Labyrinth Tage lang zu verirren.

Die Gegend umher iſt nicht reizend, ſondern unwirthlich, reich an Sümpfen, Gewäſſern, unfruchtbaren Heiden und Wildniſſen. Alles das erwartet noch eine ordnende, verſchönernde Hand ſpäterer Zeiten. Der Pflug hat dieſen kaltgründigen Boden nur in ſparſamen Verſuchen hin und wieder angebrochen. Alles iſt daher theuer, weil die Lebensmittel aus den entlegenſten Gegenden, viele hundert Stunden weit zugeführt werden müſſen. Nicht einmal zahmes Obſt wächſt hier umher, ſondern die einzige genießbare Frucht, die von der Erde freiwillig gegeben wird, ſind Erdſchwämme. Die Waldungen herrſchen noch unüberſehbar; aber meiſtens von düſterm, traurigem Anſehen. Statt des lachenden Grüns der Buchen und Eichen ſieht man nur Weiß- und Rothtannen; allenfalls auch Birken, Ulmen, Eſpen und Erlen. Die Eichen muß man von Kaſan holen. Ein glücklicher

Einfall des Czar war der Befehl, welcher jeden Hausbesitzer verpflichtete, Linden vor seinen Thüren zu pflanzen.

Um Ihnen von dieser Hauptstadt der größten Monarchie Europens mit wenigen Worten einen Begriff zu geben, darf ich Ihnen nur sagen, daß man noch letzten Winter vor den Thoren derselben auf Wölfe und Bären Jagd machte; daß man hier fast acht Monate lang Winter, und an den kürzesten Tagen desselben die Sonne kaum drei Stunden lang sieht, so wie man sie in den längsten Tagen des Sommers kaum drei Stunden am Himmel vermißt, und die Nächte eigentlich nur aus Morgen- und Abenddämmerung zusammengesetzt sind.

---

26. August.

Sie werden mir's daher gern glauben, daß ich nicht ehrgeizig genug bin, mein Leben, welcher Preis mir auch angeboten werden könnte, in dieser Wilde zu beschließen. Doch eben so wenig würd' ich die rauhen Tage, so ich in derselben unter Kriegsgetümmel und Gefahren aller Art genoß, meinem Gedächtniß entkaufen lassen. Wir leben unterm Monde nur einmal! und ein Thor ist's, welcher sich nicht so wohl bettet, als er immer kann. Jetzt sehne ich mich nach Stille, und in die Schatten meiner heimathlichen Haine zurück.

Ich stehe in der Mitte meiner irdischen Laufbahn, und will die zweite Hälfte meiner Stunden in süßer Ruhe verzehren, da ich die erste in mannigfaltiger Geschäftigkeit durchflogen habe.

Ich denke mir den Erdball zuweilen wie einen weitläufigen Ameisenhaufen; und vergleiche die Menschen mit jenen betriebsamen, rastlosen Thierchen. Wie klein erscheinen mir da die Sterblichen, mit ihrem Thun; sie bauen für einen Tag; der folgende zerstört's. Das Geschöpfchen, welches eine weite Kammer voll Weihrauch zusammengeschleppt hat, und sich in seinem eingebildeten Reichthum gefällt, ist's denn reicher und glücklicher, als die andere Ameise, welche nur immer so viel hat, als sie eben bedarf? Dem Menschen gehört nicht, was er genieſſen kann, sondern nur was er genoß und genießt. Ein Hauch! und was er hatte, wird das Habe von Andern. Drum quält mich der Kummer um Reichthum nicht; wer seine Bedürfnisse eben stillt, ist reich — der Besitz alles Andern nur Besitz todten Staubes. Und wenn die Ameise Tausenden Befehle gibt, die um sie herum irren, und Tausende sie nennen, ist sie darum mehr, als ein schwaches, hinfälliges Insekt? Was ist's mit dem Ruhm der Menschen anders? Kein wirkliches Gut, sondern ein verächtliches, kleines Spiel der sich selbst kitzelnden Phantasie. Ich lobe mir das Thierchen, welches sein kurzes Daseyn mit

Wucher anlegt; überall iſt; Alles ſieht, Alles genießt, und nicht mit hohlen Einbildungen ſich begnügt; und ſo iſt's mir wohl. Der Erdball iſt mein Vaterland; ich hab' ihn ziemlich durchkreuzt; ich bin mit Bettlern und mit Fürſten zu Tiſch geſeſſen; ich habe mit Katholiken, Juden, Griechen und Lutheranern Brüderſchaft geſchloſſen; ich habe die Kriege der Menſchen mitgemacht, und es faſt in allen Ständen längere oder kürzere Zeit verſucht, wie ſich's darin lebt.

Das hat mich zum Philoſophen gemacht; doch bin ich's nur erſt halb. Es kleben mir noch zu viel Ammenmährchen und Grillen aus meinen Kindheitstagen an. Ich will ſie aber abſtreifen, wie man Kletten abſtreift, die man auffängt, während Blumen geſammelt werden ſollen. Wir glauben nicht mehr an Geſpenſter und Teufelskünſte; aber wir glauben noch an viel andere, viel ſchädlichere Dinge, die unſern Geiſt verkrüppeln, und unſer ganzes Daſein verbittern können. Unſere Erziehungskunſt liegt fürwahr noch in der Wiege, trotz aller hochberühmten Männer, die ſie zu veredeln glaubten, und trotz aller Bibliotheken, ſo ſie zuſammen ſchreiben.

Sie verſtehen mich nicht, geliebter Bellisle! und ich glaub' es gern. Wollen Sie Geduld mit mir haben, ſo will ich Ihnen die Erklärung geben in dieſem Briefe. Leſen Sie dies Blatt tauſend,

den Ihrer Mitbürger vor; sie werden es lesen und wiederlesen und doch nicht verstehen. Wer die Weihe in meine Mysterien haben will, muß die Welt so von allen Seiten gesehen haben, wie ich, und gelernt haben, daß das Wesen nicht Schein, und der Schein nicht das Wesen sei.

Ich habe die beste Erziehung von der Welt genossen, was man nun so heutiges Tages die beste nennt, und bin doch sehr verdorben worden durch die Menge der Vorurtheile, welche mir mit der Muttermilch eingeflößt wurden. Ein gesunder Leib ist nicht derjenige, dessen bleiche Wangen mit Carmin geröthet, dessen fehlende Zähne mit Elfenbein ergänzt, dessen mangelnde Gliedmaßen durch Kissen und Holzformen verheimlicht worden. So ist eine gesunde Seele die, welche nichts scheint, sondern Alles ist.

Aber sehen Sie umher und suchen Sie unter den Millionen Wesen, von denen Sie umgeben sind, einen gesunden Geist! — Suchen Sie einen wirklichen, kraftvollen, unverstümmelten Menschen, der mit der Natur eins ist! — Der Spaß von Diogenes Laterne ist von den meisten Erzählern und Hörern gar nicht verstanden worden.

Man erzählt uns in der Kindheit zwar keine alberne Gespenstergeschichten mehr, aber man vergiftet unsere zarte Seelengesundheit mit Afterglauben anderer Art. Wir werden angelehrt,

Werth in Reichthum zu ſetzen, und den Millionär hoch zu preiſen; der Beſitz einer Tonne Goldes wird wie ein erhabenes Menſchenziel gerühmt. — Fürchterliche Thorheit! ſo impft man dem Kinde früh die ewige Unerſättlichkeit nach Gold und die ewige Unzufriedenheit ein mit dem, was wir haben. — Man rühmt uns, ſtatt der einfachen Schönheit, die prächtigen Kleider; wir müſſen uns früh vor dem Treſſenrock beugen; wir lernen Genuß ſetzen in Gebrauch von Equipagen und Bedienten. Daher ein Heer von Albernheiten durch unſer ganzes Leben. Wir ſind nicht mehr zufrieden mit ſchlichten, reinlichen Gewändern unſern Leichnam zu decken; wir wollen mit beſſern Lumpen prangen. Wir laſſen das Vorurtheil Wurzel ſchlagen, daß der Mann nach dem Kleide beurtheilt und durch feinere Tücher edler wird. — Man kann in unſerer Kindheit nicht früh genug den Durſt nach Ehre und Anſehen erregen; der Durſt dauert unauslöſchlich, bis ans Grab. Wir gewöhnen uns, den berühmten Mann als einen erhabenen Menſchen, den Mann auf einer höhern Amtsſtufe für einen auſſerordentlichen zu halten. Dahin geht nun unſer unſeliges Trachten; und haben wir endlich ein Ehrenamt oder einen bekannten Namen gewonnen, ſo dünken wir uns gröſſer, denn alle Andere. Es iſt ſchon genug, einen geſtickten Stern auf dem Rock, einen ſei-

denen Lappen im Knopfloch, einen Kammerherrn-Schlüssel, oder wie bei den Völkern, welche wir Wilde heißen, einen Armring von Knochen zu tragen, um uns vergöttlichter zu wähnen. Kindisches Selbstbetrügen! Und dies ist so allgemein unter uns, die wir uns über die kindischen Wilden am Oronoko erhaben glauben und ihnen doch auf ein Haar gleichen, nur daß wir unsere Bedurfnisse auf einen Grad vermehrt, und unsere Thorheiten vermannigfaltigt haben, davon den Barbaren keine Ahnung anfliegt.

Doppelt ist der Erfolg dieser Jugendbildung. Wir beten den Staub an, und übersehen dessen Seele; unser besseres Selbst ersäuft im Strudel von Einbildungen, albernen Leidenschaften und Thorheiten; wir leben nicht für das, was wir sind, sondern für das, was keines Odemzuges werth ist. — Haben wir nicht Kraft genug, oder hindern uns Unfälle, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, so wollen wir doch die Welt glauben lassen, daß wir davon nicht mehr weit sind. Wir üben uns, alles das zu *scheinen*, was wir *sein* mögten. Wir werden Schauspieler, und stellen *andere* Personen vor, die mit uns keine Aehnlichkeit haben.

O Bellisle, sehen Sie um sich her, und vom königlichen Audienzsaal bis in die Werkstatt des Handarbeiters finden Sie, statt der wirklichen

Menschen, nur Larven. Jeder wird von Allen betrogen; aber Alle wollen dafür auch Jeden betrügen. Es ist keine Natur — es ist Alles Einbildung und Hirngespinnst. Wir begehren nicht den Schatz, sondern was glänzt. Wir fürchten nicht die eigentliche Gefahr, sondern sterben aus Verzweiflung und Angst vor Einbildungen. — Es ist Alles Gespensterfurcht oder Schatzgräberei einer andern Art — und an Allem ist unsere Erziehung schuldig. Sie haben lange keine Briefe von mir empfangen, geliebter Bellisle; Sie haben mich lange nicht gesehen. Drum ist's wohl gut, daß Sie auch meinen innern Menschen kennen lernen; daß ich Ihnen schreibe, wie ich denke. Sie können freilich auch in Büchern, wenn Sie Lust haben, moralische Abhandlungen lesen — aber ich weiß nicht, ob Sie den Gedanken darin finden, der in diesem Briefe liegt. Ich erzähle Ihnen nicht meine Abentheuer, aber das Ergebniß derselben.

Nach Mitternacht.

Es wird bald der Morgen grauen. Alles schläft; ich bin der Ruhe unfähig. Das Blut in meinen Adern ist Feuer worden; meine Odemzüge sind eben so viele Seufzer; mein Geist taumelt durch die Höllen und Himmel des Wahn-

sinns. Ich bin nicht mehr ich selbst. Ich weiß es. Mitten in der Raserei des Fiebers hasch' ich die Feder. Es wird Unsinn geben; ich kann es voraus wissen. Aber ich will's wieder lesen, wenn ich gesund bin, um zu sehen, wie ich mich in dieser Verwandlung benahm. Daß ich noch dies denken kann, überzeugt mich von der Hoheit meines Geistes, welcher über dem Sturm der chaotisch in einander wogenden Sinnlichkeit, wie ein Adler schwebt über Gewittern und emporten Ozeanen. Stolz gibt diese Höhe; aber süßer ist's im schönen Wahnsinn drunten. Ich will mich wieder hinabtauchen; ich will mich geduldig hinwegfluten lassen; ich will nicht mehr Ich sein — einst werd' ich wieder erwachen.

O Bellisle! daß ich noch in diesem Augenblicke an Sie denken, daß ich noch in dieser Verwilderung Ihren Namen schreiben kann, ist der höchste Beweis der Liebe, so ich Ihnen jemals gegeben. Aber keine Worte mehr — zur Sache! Ich verfluche die Langsamkeit meiner Feder, neben deren trägen Strichen in jeder Sekunde Millionen meiner Gedanken vorüber blitzen, und der elendeste, lahmste allein nur auf dem Papiere liegen bleibt, wie ausgelebter Leichnam. Doch nein, ich kann ja mein Entzücken, meinen Jammer, Alles, Alles was über und was unter den Sternen Himmlisches und Höllisches wohnt,

mit Einem Worte ausdrücken. — Ich will's! Christine, Christine heißt das Wort, und ich zittere, indem ich's schreibe, und mein ganzes Wesen sinkt wie unter einer Feuerflamme verzehrt, aufgelöset, aschenhaft zusammen.

Nein, ich liebe nicht, o Bellisle, gewiß nicht. Ich weiß ja wohl, was Liebe ist; ich habe ja geliebt. Nein, es ist Wahnsinn, was mich durchglüht — wunderfüßer Wahnsinn, Trunkenheit, Taumel — wie soll ich's nennen? Verwandlung, Zerstörung — Alles, seitdem ich Christinen gesehen habe. Als Semele den Gott der Götter, Jupiter, in der ganzen Majestät und Herrlichkeit seines olympischen Wesens sehen wollte, die blode Sterbliche! und er nun erschien in seiner unermeßlichen, Alles verklärenden, Alles durchströmenden unverschleierten Gottesnatur, da fühlte sie, wie ich — nicht mehr Bewunderung, Entzücken, Liebe, sondern Vernichtung.

Und dies ist mein Zustand. Täuschen Sie sich nicht, Bellisle, wenn Sie diese verworrenen Zeilen lesen — es ist nicht Liebe; Christine ist von mir entfernter, als die Sonne vom Erdball. In keiner Ewigkeit durcheil' ich die endlose Kluft von mir zu ihr. Auch begehr' ich's nicht, will nichts — ich verlasse Petersburg, Rußland — Alles. Ich gehe nach Frankreich, ohne einen Schatten von Wunsch. Christine ist vermählt;

Alexis, der Sohn Czar Peters des Großen iſt ihr Gemahl; die deutſche Kaiſerin iſt ihre Schweſter; vielleicht hat das Schickſal die jetzige Großfürſtin zur einſtigen Selbſtherrſcherin des ruſſiſchen Nordens beſtimmt.

Nein, Bellisle! — Doch ich will Sie nicht mit Schwärmereien behelligen. Ich will Ihnen die Geſchichte meines heutigen Tages ohne Zwiſchenſprung erzählen; ich will mich mit angenommener Geduld quälen, bis ich wieder zu dem ſchönen Roman gelange, und in ihm die ganze Gluth meiner Gefühle niedergieſſe.

Dieſen Abend war Ball im Peterhof. Das Schloß des Czar iſt noch nicht ausgebaut; aber es ſchien, als ſollte es mit dem heutigen Feſt die Weihe empfangen. Alles geſchah zu Ehren der ſchönen Großfürſtin Chriſtine, welche, des ſchönſten Looſes werth, verehrt vom Czar, angebetet von allen Ruſſen, vergöttert ſelbſt von den eisgrauen Bojaren, an einen Unhold vermählt iſt, der eine verworfene Dirne aus Finnland dem Himmel in Chriſtinens Herzen vorzieht. Setzt einem Eber die königliche Krone auf, er wird ſich mit der Krone im Kothe wälzen, nach wie vor.

Die Großfürſtin hat das Wochenbett verlaſſen. Am 23. Juli gebähr ſie ihrem Gemahl eine Prinzeſſin, welche in der Taufe den Namen Natalie empfing. Der unempfindliche Halbmenſch Alexis

blieb mit seiner finnischen Metze im Karlsbade; die Vaterfreude lockte ihn nicht zurück. Sein Vater, der große Czar, erschöpft sich indessen fast, seiner Schwiegertochter die Ausschweifungen und die Rohheit des ungerathenen Sohnes vergessen zu machen. Er hat sie mit einem glänzenden Hofstaat umringt; Feste aller Art wechseln, wie die Tage.

Und so sah ich sie an dem heutigen. Vor neun Tagen feierte man ihr zwanzigstes Geburtsfest.

Ach, Bellisle, erinnern Sie sich noch eines Miniaturgemäldes, welches ich Ihnen vor einigen Jahren zu Calais sehen ließ? Sie glaubten damals nicht, daß es das Werk meines Pinsels und meiner Einbildungskraft war. Ich erinnere mich wohl, wie Sie es mit dem stillen Lächeln des Entzückens anstarrten, und gen Himmel hoben, und riefen: „Unter deinem blauen Gewölbe wohnt solch ein Engel nicht — ich stürbe noch heute gern, fänd' ich ihn droben!“ Sie sahen mich erröthen, meine Augen vor einer verheimlichten Thräne glänzen. Sie forschten um mein Geheimniß; ach! ich selbst hätt' es mir so gern verschwiegen.

Ich taumle in einem Wundergarten. Mein Leben ist ein zaubervolles Labyrinth — ich begreife nichts — die Dinge erscheinen und verschwinden, schlingen eine Zauberschnur um meine Seele und

ziehen ſie in den Strom der Begebenheiten nieder. Sie wird nicht geneſen, bis im Tode.

— Als ich mich in das feſtliche Gewühl der Verſammlung zu Peterhof miſchte — als ich dem Czar vorgeſtellt war — öffneten ſich die Flügel einer Nebenthür — am Arm der Gräfin von Königsmark trat ſie herein . . . o Belliſle, ſoll ich ſie Ihnen beſchreiben? Wenn meine Einbildung das Innerſte des Himmels durchdringt, finde ich unter den Seligen ſolch eine Geſtalt nicht.

Sie war es wieder!

Doch nein, keine Silbe mehr. Ich erſchrecke vor meinen eigenen Worten — ſie werfen mir meinen Wahnſinn zurück, wie der Spiegel eine Geſtalt. — Schon flammen die Wellen der Newa vom Morgenroth. — Ich muß ruhen, und mein Fieber verglühen laſſen, ehe ich die Feder wieder nehme.

Die Großfürſtin Chriſtine an die Gräfin Julie von B**.

Petersburg, 2. September 1714.

Wie rührend iſt die Stimme deiner Liebe, meine Julie! Wenn ich deine Briefe leſe, nur die Züge deiner Hand erblicke: dann vergeſſe ich träumend, wo ich bin; dann haucht mich wieder Deutſch-

lands milder Himmel an; dann seh' ich wieder die Schattengänge und die Lauben im Schloßgarten meines Vaters, wo wir als Kinder in seliger Unschuld hüpften unter tausend Blumen, und seh' in diesen nordischen Wüsteneien, wohin mein Schicksal mich bannte, die silberne Blütbenfülle der Fruchtbäume wieder, in deren Schatten wir unsere Kränze flochten.

Kalt und wild ist in der Nähe des Nordpols, die Natur und ihr Mensch. Fast seit drei Jahren wohn' ich von meinen Lieben fern, und noch immer leb' ich unter fremden Wesen. Keiner versteht meine Sprache, und die leisern Töne meines Herzens verhallen und finden kein fühlendes Herz. Ohne die Gräfin von Königsmark, so wenig auch unsere Denkarten und Ansichten der Dinge zusammenstimmen, würd' ich glauben, schon gestorben, und auf einen traurigen Planeten vom Schöpfer verwiesen zu sein, wo ich eine Ewigkeit lang Sünden abbüßen soll.

Meine Gesundheit ist wieder vollkommen. Dank sei es den unzerstörbaren Kräften der Jugend. Nun will ich dir öfter schreiben. Die Unterhaltung mit dir soll meine schönsten Morgenstunden ausfüllen. Dein Bild hängt vor mir, vergegenwärtigt den Traum der Vergangenheit und füllt mich mit Täuschungen.

Glaub' es doch nicht, ich beschwöre dich, daß

in dieser Heimath des ewigen Winters auch mein Herz jemals erkaltet sei. Nein, Julie, du bleibst mir theuer, wie ein Kleinod, welches ich aus bessern Welten hieher gebracht; wie eine Schwester, deren schönes Herz die Hand der milden Natur an das meinige unauflöslich schloß.

Und, Julie, wenn ich dein zärtliches Vertrauen nicht erwiederte — wenn ich auf deine tausend Fragen seit Jahren schwieg — wenn ich dir mein häusliches Leben verschleierte — glaub' es mir, ich wünschte, du solltest mich glücklich wähnen. Ich wollte dich täuschen, um dich wegen meiner ohne Kummer zu sehen. Bin ich nun glücklicher, nun getrosteter, nun du mich beweinst?

Du sagst, ganz Europa kenne meine traurige Lage, ganz Europa die Bitterkeit meines Looses, und weihe mir Mitleiden — nur ich allein wollte mein unverdientes Elend dir verheimlichen.

Nun ja denn. Magst du es wissen. Der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Karakters. Ich habe nicht — o Julie, wie herbe wird es mir, dies Wort zu schreiben! — ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib freier Wahl — und daher stammt vielleicht sein Widerwillen.

Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst. Man sagt wohl, wir Weiber könnten Wunder wirken mit einem Lächeln, einer Thräne —

nichts wäre uns unmöglich. Mir scheint leider die Natur das glückliche Talent versagt zu haben. An den Launen meines Alexis scheiterte jede Kunst. Er scheint für mich von jenen bezauberten Quellen getrunken zu haben, aus denen Arioſts Rinaldo seinen unbesiegbaren Haß gegen Angelika schöpfte.

Ich habe endlich — und drei Jahre sind eine lange Schulzeit — mich an den Haß meines Gemahls gewöhnt; vielleicht gewöhnt er sich noch an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin. Sehen wir am Ende, wer den Preis gewinnt.

Ja, geliebte Julie, da du nun das Geheimniß meines Schicksals weißt, so wisse denn Alles. — Ich habe seit drei Jahren unaussprechlich gelitten, und der verborgene Kummer hat meine Kräfte fast bis zur Neige aufgezehrt.

Einst war ich der Liebling meiner fürstlichen Aeltern. Die Liebe wiegte mich groß; die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen, als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen, als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichts, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich

Abends ein. Ein Tag glich dem andern; jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir, und schied von mir lächelnd.

So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien.

Schon der erste Anblick dessen, dem meine Hand bestimmt war, füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann gewesen wäre, der durch sein Aeusseres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem, schlankem Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reichs der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber — er will es nie.

Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreiste, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen, während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Volkerstämmen Sitten, und undurchdringlichen

Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation, und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoxia, welche der Czar in's Kloster schickte, und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterer Trotz ward seinem Gemüth eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an, und gefiel sich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich; seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüstlinge.

Julie, und dieser ist mein Gemahl!

Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungssaales, wo der Prinz stand. „Sieh," sagte er zu seinem Sohn, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht. So hoff ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein

Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebessert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben.“

Ich schlug die Augen nieder und fühlte es, wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vaters zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug, zu dem Neuvermählten — o Julie, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich hinfunkelnden Augen den Schwur seines ewigen Widerwillens, und mein entsetzliches Schicksal.

So ward es — so blieb es.

Sei verschwiegen und liebe mich.

Die Großfürstin an dieselbe.

Kaum hatte ich, geliebte Julie, den letzten Brief abgesandt, so empfing ich den deinigen! — Wie bezaubernd ist das Familiengemälde, so du mir gibst, und in welchem du selbst die angebetete Göttin bist!

Ich sehe dich auf deinem ländlichen Schlosse,

im Schatten majestätischer Kastanien und Eichen, zu deinen Füßen den lachenden Garten, über welchen selbst der Herbst noch hundert Blumen streut, und das frohe Dorf im Hintergrunde, dessen Bewohner dich wie ihren Schutzgeist ehren. Ich sehe dich, glückliche Mutter, den schönen Säugling an deiner Brust, wie er tändelnd die Aermchen nach deinen herabfallenden Locken streckt, und den Mann deines Herzens, wie er entzückt vor der reizenden Gruppe da steht, bald mit väterlicher Zärtlichkeit dann den flügellosen Liebesgott auf deinem Schoose küßt, bald seine glühenden Lippen mit der Innigkeit des Bräutigams an die deinigen schließt.

Ach, was habe ich verschulder, daß ich auf diese Freuden Verzicht thun muß! Wie wäre mein Herz ganz für dieselben geschaffen! wie geringen Ersatz gewährt mir der Glanz meines traurigen Ranges!

Töchter der Fürsten, unter allen Weibern des Erdbodens die beklagenswürdigsten, beneidet die Töchter eures ärmsten Unterthans; denn sie darf lieben, darf ihre Hand dem geliebtesten der Männer reichen, und an seiner Brust ihr Dasein verträumen, an seiner Brust mit stiller Seligkeit sterben. Wie die Sklavinnen des Morgenlandes geschmückt, werden wir dem Mächtigen dahin gegeben, der uns fordert; die Staatskunst schließt den

Vertrag, und unser gebrochenes Herz iſt eine Waare.

Man heißt uns Götter der Erde, aber nimmt uns unsern Himmel. Wir ſind Menschen, und man raubt uns das heilige Recht des Willens; wir haben ein Herz, und wir dürfen es nicht bekennen; die Natur iſt unsere Mutter, und wir müssen ſie verläugnen. Mit Thränen sehen wir von unserm Thron auf die häuslichen Freuden der Armuth, die uns versagt ſind. Mit unsern Juwelen und Schätzen können wir die Glückſeligkeit nicht kaufen, die unter dem Strohdach des Landmanns wohnt. Wir schmücken unsern Leib mit kostbaren Metallen und Steinen; wir hullen uns in prächtige Stoffe, und die Leckerbiſſen fremder Welttheile und Meere zieren unsere Tafeln — aber den tiefern Ständen lassen wir die hohern Güter des Lebens; unsere Kleinodien erwärmen das Herz nicht; unsere Kronen werben uns keinen Freund; ach! und ob Millionen ihre Knie vor uns beugen, und die Völker des Erdballs uns bewundern — diese todte Herrlichkeit gilt nicht die lebendige Liebe und Treue eines Einzigen.

Barbariſche Ordnung, geſtiftet vom Wahnſinn des Ehrgeizes, welche dem Geringſten der Sterblichen alles gab, was das Leben Reizendes tragen mag, und uns zu goldenen Kerkern verdammte! —

Verzeihe mir, Julie, wenn ich einen Augen-

blick unter dem Elende meines fürstlichen Standes erliege. Meine Klagen ändern die Einrichtung der Welt nicht; das Vorurtheil des Ranges und der Geburt behauptet seine Herrschaft, so lange die Völker ihrer Barbarei nicht entbunden sind. Tausend bittere, heimliche Thränen benetzen schon den Purpur der Fürsten, und werden ihn noch lange benetzen. Ach! Niemand versteht mich, als du — Niemandem klag' ich, als dir.

Ich lebe — empfange denn, als Gegenstück des deinigen, auch ein Familiengemälde von mir — das einsame Leben einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaats, mit welchem die Güte des Czar mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch meine Zukunft flocht, um meinen Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Versammlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen, wie eine fremde Zuschauerin; meine Augen irren suchend durch das schimmernde Gewühl, mein Herz bleibt leer, und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

Zuweilen seh' ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Wie ist wohl bei diesem edeln Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freiern Augenblick.

Man erzählt in Europa so manches von dem wunderbaren Mann, dem ich, wie einem zweiten

Vater, mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Mährchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch zu neu iſt, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Karakterzug von ihm und der Czarin gibt.

Es iſt ohngefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angeſeſſenen fremden Kaufmann zu Mittag speiſte. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in ſie, und verschwendete alle Künste der Beredsamkeit, ſie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen, so ſie ihm geſchworen. Sie aber, ihren Pflichten treu, widerſtand mit edelm Muthe seinen Anträgen — doch ihre Unruhe war dauernd. Sie zitterte vor den Folgen der Leidenschaft eines in seinen Staaten allmächtigen Fürſten, nahm einiges Geld zu ſich, und verſchwand noch denſelben Tag, ohne ihrer Familie wiſſen zu laſſen, wohin? — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers, ließ ſich in den Wald führen, wo letzterer arbeitete, und derſelbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieſer wohnte ſie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigen Lebensmittel.

Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die

Tochter ſehen. Zitternd erzählte der Vater, wie ſie ſich entfernt habe. Der Fürſt ward wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuſer aller Verwandten durchſuchen, und ſah alle ſeine Bemühungen fruchtlos.

Es verſtrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem ſchönen und tugendhaften Flüchtling. Man hielt ſie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in der Zeit geſtorben war. Durchs Ohngefähr entdeckte ſie ein Oberſter, der in demſelben Walde jagte, worin ihre Hütte ſtand. Es gelang ihm, ſie wegen der Nachſtellungen des Czar zu beruhigen, und ſie in das Haus ihrer Aeltern zurückzuführen. Er meldete ſeinen Fund der Kaiſerin. Dieſe führte ihn ſelbſt zum Czar; hier mußte er alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte ſich ſelbſt mit Vorwürfen. Er gelobte, ſein Unrecht zu vergüten. Die junge Wittwe ward Gemahlin des Oberſten; der Czar machte den Eheleuten die anſehnlichſten Geſchenke, und ſicherte dem ehemaligen Gegenſtand ſeiner Liebe eine Penſion von dreitauſend Rubeln zu.

So wechſeln in ſeinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenſchaft. Er iſt ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgibt, fürmiſch, wohlthä-

tig und erhaben wie sie, mit unermeßlichen Wünschen und furchtbarer Kraft.

Die Fürstin von Ostfriesland und die Gräfin von Königsmark sind meine alltäglichen Gesellschafterinnen. Es ist mir unmöglich, mit jener ein enges, vertrautes Band zu knüpfen. Nur im Hofwesen athmend, nur der Etiquette huldigend, unbekannt mit edlern Gefühlen, sieht sie in mir ewig die künftige Kaiserin Rußlands, nie das leidende Weib. — Interessanter ist die noch immer, ungeachtet ihres Leichtsinns, liebenswürdige Königsmark. Sie schmiegt sich mit unendlicher Gewandtheit an jeden meiner Wünsche, an jede meiner Klagen. Sie ist eins von jenen zarten, gefälligen Wesen, welche, das Gegentheil sproder Selbstständigkeit, tief in die Denkart Anderer eindringen, und unwillkührlich die Laune, die Empfindungsweise des Andern zu ihren eigenen machen. Unter den Frohen ist sie die Muthwilligste, unter den Ernsten die Philosophin, unter den Unglücklichen die Beklagenswürdigste; sie bildet sich selbst ein, das Alles zu sein, und ist doch nur ein zartes Echo, ein liebenswürdiges Chamäleon.

Du kennst den alten Herbert? Erinnerst du dich seiner noch, wie er uns als Kinder bald in kleinen Wagen durch den Schloßgarten zog, und unser Pferdchen hieß; bald mit uns über Zaun

und Graben ging, bald unser Schiffmann, bald unser Baumeister wurde? Dieser treue Diener ist noch immer bei mir, noch immer derselbe, und seine Laune noch immer die rosenfarbne, wie sonst. Er ist mir unentbehrlich worden. Wenn ich ihn verlieren sollte, ich wäre untröstlich.

Siehe da, nun kennst du die wichtigsten Personen, welche mich umgeben. Alle übrigen gleiten vorüber, wie Schattenspiel an der Wand; ich sehe sie, und vergesse sie. Jedes treibt sich in seinen Sphären umher, macht mir den Hof, um sich glänzend zu zeigen, und kümmert sich minder um mich, als um Spieltische und Tafeln.

Die einzige Freude, so mir gewährt ist — du bist Mutter, meine Julie, und erräthst es voraus — ist meine kleine Natalie. Wie reizend ist der kleine Engel! Wie beklag' ich ihn schon jetzt, daß er eine Fürstentochter ist, daß er einst das Loos seiner Mutter tragen soll!

Indem ich diesen Brief schliessen will, kömmt Herbert, und meldet die Ankunft des Großfürsten Alexis, meines Gemahls. O Julie, mit zitternder Hand schrieb ich diese Zeilen. Herbert, um mir ein Schrecken zu ersparen, bereitete mich lange auf diese Nachricht vor, und doch vergebens. Mein Elend erneuert sich nun. Ach, daß ich den mit Furcht und Beben begrüßen muß, dem ich

mit der Wonne des Wiedersehens an die Bruß fliegen sollte!

Lebe wohl, und beweine mich.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Noch immer datiren sich meine Briefe aus der Hauptstadt des russischen Reichs. Ich bin an diesen wilden Boden gebannt, wie durch einen Zauber. Während in Frankreich noch alle Lauben grunen, noch hundert Blumen glänzen, und an den Hügeln der Gesang der Winzer schallt, verkürzen sich hier schon die neblichen Tage: das Laub sinkt welkend von den Bäumen, und von den finstern Tannen glänzt schon der Reif kalter Nächte und verkündet den nahen Schnee.

Dennoch — in dem Augenblick, da ich sie verlasse — gefällt mir die rauhe Weltgegend. Auch sie hat ihren Schmuck und ihre Wunder. Die Sonne, wenn sie röthlich durch den grauen Nebel bricht, und melancholisches Licht über die schwarzen Wälder, über die kahlen Ebenen und armseligen Hütten streut, hat einen Reiz, wie sie kaum zeigt, wenn sie über den uppigen Gefilden der Champagne in voller Glorie schwebt. Die holzernen Häuser haben etwas Einladend-Heimliches.

Die behagliche Wärme der Stuben lockt zur vertraulichen Geselligkeit.

Lachen Sie immer, mein Belliele: aber die Welt ist überall weder häßlich noch schön; sie ist ein farbenloses Bild, das sich unsere Seele erst selbst ausmalen muß. Erst wir tragen Leben und Anmuth hinein, wir erblicken nicht sie, sondern unser Selbst in ihr. Dem sibirischen Nomaden gefällt sein Dorf in der Schneewüste so wohl, als dem Künstler das prächtige Rom. Gewohnheit macht Alles erträglich; aber die Stimmung unsers Herzens ist die Zaubermacht, welche eine Sandsteppe zum Feengarten verwandelt.

Ich bin Ihnen noch die Erzählung von meiner Vorstellung bei der Großfürstin Christine schuldig, und die Erklärung des geheimnißvollen Gemäldes. Ich will mich selbst vergessen, und die fabelhafte Geschichte so einfach erzählen, als wär's ein Ammenmährchen.

Auf meiner Reise nach Deutschland streift' ich einst am Harzgebirg vorüber. Ich schickte Pferd und Wagen in die nächste Stadt voraus, um diese Gegend zu Fuß durchwandern zu können. Sie wissen, wie sehr ich Gebirgslandschaften liebe.

Eines Tages, die Mittagssonne brannte heftig, verließ ich die große Straße; ich glaube es war in der Nähe eines Ortes Namens Blankenburg;

ich wählte den Fußweg, welcher im Schatten eines Gehölzes neben der Fahrstraße in gleicher Richtung zu laufen schien. Die Landleute, so im Felde arbeiteten, versicherten mich, daß ich in Verfolg desselben nicht fehlen könnte.

Ich gerieth immer tiefer in die Wildniß des Waldes. Der Pfad hatte sich unmerklich unter meinen Füßen verloren. Ich kehrte zurück, fand einen Weg, verfolgte ihn, entdeckte bald, daß er mich ganz von meiner Richtung ableitete, verließ ihn wieder, suchte den ersten, und verirrte mich zuletzt so tief, daß ich nicht mehr wußte, woher ich gekommen sei, oder wohin ich sollte.

Der Abend kam. Noch immer war ich in dem verwünschten Buchenwald; je weiter ich ging, je unendlicher schien er zu werden. Ich machte mich schon gefaßt, mein Nachtlager auf weichem Moose zu nehmen, und mit Bären oder Wölfen ein Abentheuer zu bestehen. Indem trat ich aus dem verhaßten Dickicht auf eine vom Walde rings umschlossene kleine Wiese. Das Gras stand hoch. Ich beschloß, sie zu durchkreuzen, in der Hoffnung, eine betretene Spur zu entdecken.

Noch stand ich unentschlossen, wohin ich mich zuerst wenden sollte, als auf der andern Seite der Wiese zwei Frauenzimmer aus der Finsterniß des Waldes, wie ein Paar freundlicher Elfen, hervor-

traten. Sie erblickten mich; sie riefen und winkten. Ich flog, der schönen Erscheinung froh, dahin. Ihre einfache, aber kostbare und geschmackvolle Kleidung ließ mir errathen, daß sie von gutem Hause seien; aus ihrer Verwirrung und Aengstlichkeit schloß ich, daß ihnen etwas Unangenehmes begegnet sei.

O Bellisle, und als ich näher trat — als mir die jüngste zurief: „Führen Sie uns nach dem Jagdhause zurück! wir haben uns verirrt — wir können keine halbe Viertelstunde weit davon sein!“ — da glaubt' ich, die alten Wunderzeiten der Feenwelt haben sich in dieser Wildniß verjüngt. Die beglückteste Fantasie eines Dichters in Schäferstunden seiner Muse sah kein solch Ideal edler Schönheit, als hier mit unendlicher Anmuth meine Hilfe begehrte.

Ich selbst ein Verlorner in diesem bezauberten Forst, vergaß, daß ich diese unbekannten Gegenden zum erstenmal betrat. Das Unmögliche schien mir möglich zu werden. Ich begleitete die jungen Damen in derjenigen Richtung zurück, in welcher sie hieher gekommen zu sein schienen. Sie waren ermattet. Sie ruhten unterwegs. Sie fragten um meinen Stand, Namen und Vaterland. Ich antwortete. „Wie?“ rief die jüngste der Grazien lächelnd: „So sind Sie selbst fremd hier und verirrt? Und Sie wollen uns führen?“ Ich sprach

ihr mit einer Zuversichtlichkeit Muth ein, daß sie mir zuletzt glaubte. Wir setzten unsern Weg fort. Ermüdet lehnten sich beide an meinen Armen. Ja, Bellisle, ich war der Glücklichste aller Sterblichen in diesen köstlichen Augenblicken, wo vertrauungsvoll das unbekannte Wesen neben mir schwebte, welches von nun an Abgott meiner Wünsche und Träume werden sollte. Ach, wie süß, wie unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, jene Gespräche, jene kleinen Sorgen, die ich für den wundersamen Engel tragen durfte. Bald mußt' ich ihr Kleid von einem Dorn befreien, bald ihr Bahnen durch's verwachsene Gebüsch brechen; und wie sie dann jedesmal zum Dank mich so gütig anlächelte, mit einem Blick, der die reine Wollust der Seligen über mich goß!

Plötzlich fanden wir auf freiem Felde, an einem Fahrweg, der neben dem Wald hinzog. Nicht weit von uns hielt wartend ein prächtiger Wagen. Er fuhr heran. Die Damen dankten mir, stiegen ein und verschwanden.

Lange wie ein Berauschter, wie ein Träumender starrt' ich ohne Bewegung dem Wagen nach, dessen Spur der wolkende Staub bezeichnete. Mir war's, als würde meine Seele mir entrissen. Ich folgte dem Wege, welchen die Unbekannte genommen. Nur einmal noch wollt' ich sie sehen — —

Doch nein, ich wollte Ihnen meine Geschichte

mit dürren Worten erzählen. Nun denn, wie in stillem Wahnsinn lief ich den Weg hin, und dachte nur sie. Es ward dunkel. Die Sterne leuchteten am Himmel. Ich ward nicht müde; kam von Weg zu Weg, Gott weiß, wohin, bis ich gegen Mitternacht ein Dorf erreichte. Mein Forschen nach dem Wagen und den beiden Frauenzimmern war vergebens. Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Wahrscheinlich hatt' ich wieder zehnmal des Wegs gefehlt, und mich mehr von denen, die ich suchte, entfernt, als mich ihnen genähert.

Genug, ich sah die Zauberin des Waldes nicht wieder; erfuhr weder ihren Namen, noch Wohnort, und kehrte mit einer hoffnungslosen Sehnsucht in mein Vaterland zurück.

In einsamen Stunden versucht' ich's, das liebliche Engels-Gesicht, voll süßer Kindlichkeit und hoher Würde, aus dem Gedächtniß zu malen. Sie sahen das Bild.

Das ganze Abentheuer war einfach; aber es entschied über den Gang meines Lebens. Oft hat der Untergang eines Reichs nicht so viel Interesse, als die Geschichte eines Augenblicks. Ich liebte was ich verloren — einen Traum, ein Ideal — aber genug, meine Seele hing mit unüberwindlichem Eigensinn daran. Kein Romanenheld konnte lächerlicher sein, als ich mir selbst — aber ich liebte. Ich wagte keinem meiner Freunde eine

Silbe zu geſtehen, um nicht ihr Spott zu werden; aber das Geheimniß erfüllte dafür mein ganzes Weſen mit unſterblicher Gluth.

Und nun bin ich in Rußland — in die fernſten Zonen folgte mir das zauberhafte Bild. Es gaukelte vor mir in den Schrecken der Schlacht; es ging mit mir durch die Prunkſäle der Großen; es lächelte, wie ein tröſtender Seraph, vor meinem Krankenlager; es zog den Himmel in meine Fieberträume.

O Bellisle, und diejenige, welche in der feſtlichen Verſammlung zu Peterhof am Arm der Gräfin Königsmark in den Saal trat, — die holde Fee des Buchenwaldes war es wieder — die längſt Verlorne — jetzt — Gemahlin des Großfürſten Alexis, die Erbin des ruſſiſchen Throns.

Fordern Sie nicht, geliebter Belleisle, daß ich Ihnen ſage, wie mir ward. Ich zweifelte an Allem, was ich ſah, an der Wahrheit des Tages ſelbſt. Und während ich mir's tauſendmal rief: „Du biſt dem Wahnſinn nahe, armer d'Aubant; glaube es nicht, du ſiehſt es nicht; es iſt wildes Blendwerk!“ verging ich in Anbetung und Entzücken.

Die Fremden wurden ihr nach der Reihe vorgeſtellt. Auch ich mußte mich ihr nähern. Mir war's, als trät' ich in die Sphäre eines überirdiſchen Weſens.

Sie bemerkte meine Verwirrung; mich zu schonen, schien sie es zu übersehen. Der Haushofmeister nannte ihr meinen Namen.

„Wie,“ sagte sie, „Chevalier d'Aubant?“ und sah mich aufmerksamer an, und zweifelnd setzte sie hinzu: „Ich erinnere mich dieses Namens dunkel; auch Ihrer, daß ich Sie schon einmal gesehen. Vielleicht in Deutschland.“ Und indem sie dies sprach, flog über ihr schönes Gesicht eine matte Röthe, wie ein Wiederschein des Morgenhimmels.

Ich zitterte. Die Antwort starb auf meinen Lippen. Ich stammelte endlich eine Lüge. Ich gab vor, die nie gesehen zu haben, deren Bild mich seit Jahren nicht verließ. Ich wußte nicht, was ich that und sagte.

„Gewiß!“ sagte sie nach einer kurzen Pause: „Sie sind's, der eine meiner Freundinnen und mich einst aus dem Walde führte, wo wir uns verloren hatten. Sie sehen, daß Dankbarkeit wenigstens ein treues Gedächtniß hat.“

Wie gern gestand ich's nun, daß jener Tag der schönste, der unvergeßlichste von allen meines Lebens sei! — Sie nannte sich mit einem Lächeln, womit wohl auch ein Thron, ein Leben bezahlt worden wäre, meine Schuldnerin, und wandte sich zu den übrigen Fremden.

Jetzt, Belisle, kennen Sie meine Lage! — Und wenn mir die Advokaten daheim den ganzen

Reſt meines kleinen Vermögens verſchlängen, und wenn ich daheim ein Bettler würde — ich kann Petersburg noch nicht verlaſſen. Fragen Sie nicht, was ich wolle, was ich hoffe — ſchelten Sie meiner Leidenſchaft nicht — nennen Sie mich nicht einen Raſenden! Nein, Sie irren ſich! Ich liebe die Großfürſtin nicht — dies wäre Raſerei. Aber ich verehre ſie, wie man ein höheres Weſen ehrt, deſſen Nähe uns über uns ſelbſt erhöht. — In dieſer Fürſtin Dienſt zu ſterben, dies, Bellisle, iſt mein letzter Wunſch.

Die Großfürſtin an Gräfin Julie.

In der That, der Großfürſt, mein Herr und Gemahl, iſt aus den Bädern zurück mit ſeinem ganzen Gefolge. Erſt den zweiten Tag nach ſeiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich ſeines Beſuchs. Was ſoll ich dir, meine Julie, von dieſem Beſuche erzählen? — Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich ſo gern ſchmeichelte, ungeachtet ich die finſtere Gemüthsart des Czarwitz kannte.

Alexis kam, nach langer Abweſenheit die Gattin wieder zu finden, welche unterdeſſen an den Pforten des Todes geſtanden. Ach, warum hatten ſich ihr dieſe Pforten nicht geöffnet!

Ich war auf ſeine Ankunft vorbereitet. Ich

hoffte ihm diesmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode — Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, nur der Mutter das Herz des Vaters gewinnen.

Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen Kälte bewaffnet, und, um jedem vertraulichern Worte zu entrinnen, den tückischen Schmeichler, den General Glebof, zur Gesellschaft mit sich genommen.

Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Glebof, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten. Ach! ein Fremdling aus den entferntesten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben, als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin; kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen Beschäftigungen, besah meine neuen Ge-

mälde, und überließ es dem Glebof, mich mit faden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weint' ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

Alexis verachtet mich. Auf keinen der Bälle, auf keines der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer hat er Vorwände, sie zu meiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich heimlich meinen Gram verschmerzen muß, sollteß du es glauben? befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht er sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken.

Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach! wenn er es nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!

Da bin ich nun wieder so einsam, und doch füllt jeder Tag meine Säle mit schimmernder Gesellschaft; ich bin eine leidtragende Wittwe, und doch lebt mein Gemahl mit mir in den Ring-

mauern einer Stadt; ich bin so arm, und doch die Gattin des Thronerben, und die Schwester einer Kaiserin.

Niemand versteht mich; Niemand redet zu meinem Herzen. Es ist kalt, verschlossen; es liegt in meiner Brust, wie in einem Sarge; nur die Geisterstimmen der Musik durchdringen zuweilen die todte Welt und sprechen verständlich zu seinem Innern.

Julie, du hast geliebt, du wurdest geliebt; du kennst ein Glück, dessen Größe mir Geheimniß ist; du kennst die Größe deines Glücks, und also auch die meines Unglücks.

Was ist denn auch alle Herrlichkeit des Lebens, aller Glanz, alle Hoheit, wenn unsere edlern Gefühle darben? Was kümmern und freuen den Todten die Kronen und Fahnen, die Marmorbilder und und silbernen Ornamente neben seiner Asche? — Ehe ich Fürstin war, war ich ein Weib. Welch eine traurige Entartung des Menschengeschlechts: Es quält sich von der Wiege zum Grabe im Unnatürlichen, und Millionen hauchen mit Thränen ihr elendes Leben aus, und verdammen eine Welt, die an sich das Vollkommenste ist, worin nur sie selbst durch eigene Schuld das Unvollkommenste sind. Jeder Stein, jede Pflanze, jedes Thier übertrift uns im Preis der Vollendung; denn jedes ist, was es nach seiner Natur sein soll, und

iſt nie mehr, nie weniger, als dies. Nur wir Menſchen, ausgerüſtet mit hohen Gaben, verſtümmeln uns ſelbſt, und ſind und bleiben jammernde Krüppel, häßliche Karrikaturen.

Julie, Julie! Meine Knie zittern, mein Herz iſt gebrochen! — O wie elend bin ich!

Es war ein heiterer Sonnentag, eine Seltenheit für dieſes Land. Ich hörte, daß mein Gemahl im neuen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein, und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu ſehen, ihn zu ſprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

O Julie, bin ich denn ſo häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbſtliebe und mein Spiegel mich belogen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigſtens kein Gegenſtand des Abſcheus ſei? Wußt' ich ſonſt nicht Tauſenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles ſonſt auf ſeinen Händen, wie einen Liebling? — Hat mein Geiſt nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Aeltern? Bin ich nicht tugendhaft geweſen in Wort und Wandel; oder hätte nur mein Gewiſſen kein Gedächtniß?

Und doch bin ich ſo tief geſunken, daß ein Geſchöpf von ſchlechter Erziehung und noch ſchlechterm Wandel, ein Geſchöpf, welches keinen Anſpruch

auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lüstlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in den Schulen des Lasters, über mich triumphirt, und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis, und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte.

Und wie ich um einen Heckengang bog — da sah ich in einiger Entfernung ihn auf einer Bank sitzen neben — meiner Nebenbuhlerin. — Ihre Hände lagen vertraulich in einander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf, und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeiten oder Scherze zu hören.

Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen, obemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir, und lachte bald eben so ausgelassen, wie sie vorhin. Unterdessen rang sie sich von ihm los, und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine, sei keine Närrin!“ und folgte ihr mit behenden Schritten.

Um mich, die da stand erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern ge-

folgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin — um mich bekümmerte sich Alexis nicht.

Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschließen, und mit meiner unendlichen Sehnsucht. Ach! warum bin ich noch so jung: warum sind meine Kräfte noch so eisern — warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Breslau, 3. Mai 1715.

Das erwarteten Sie nicht, geliebter Bellisle, so bald mich auf der Heimreise nach Frankreich zu wissen! — Mich, der noch seinen letzten Brief mit hohen Schwüren füllte, in Petersburg leben und sterben zu wollen; mich, der Sie noch ersuchte, statt meiner alle häuslichen Angelegenheiten im Vaterlande zu berichtigen. — Ersparen Sie sich die Mühe nun; ich komme selbst. Sie sagen, der größte Theil meines Vermögens sei verloren; Sie trösten mich! — Wahrlich, die Nachricht hat mich wenig betrübt. Ich kann arm sein. Ich verliere nur einige Mittel, die ich zum Besten Anderer angewandt hätte; für mich bedürft' ich dessen alles nicht.

aber Wenige auserwählt. Jeder liebt das allgemeine Wohl, in so fern es sein eigenes nicht schmälert, und dies wird Vaterlandsliebe geheißen; Jeder liebt und dient dem Andern, wenn er Gegendienste erwarten kann; dies heißt in der Sprache des Lebens Freundschaft. Nur Einer sieht immer unter Millionen, welcher ohne Rücksicht auf die Meinung der klugen Menge, ohne Rücksicht auf eigenen Verlust und Gewinn, will und handelt, wie er soll, und wenn auch Schmach und Armuth und Tod folgten.

Heiliger Enthusiasmus der Tugend, mag die rohe Menschheit dich ewig verkennen, dich, den tausend Dichter, tausend Priester, tausend Philosophen rühmen, obgleich keiner von allen oft Muth genug hat, ihn zu nähren in eigener Brust — ich bleibe dir treu! — Ich kann versinken; aber in mir selbst gerechtfertigt, mag mich die Welt verdammen.

Doch zur Sache. Sie sehen wohl, lieber Wellisle, ich bin allzu bewegt, der Strom brauset; aber noch kennen Sie seine Quelle nicht.

Ich lebte still und froh zu Petersburg. Mein Gepäck war angekommen von Breslau, doch dachte ich an keine Abreise. Ich wünschte — doch meine Wünsche sind Ihnen kein Geheimniß.

Nur die freundliche Gelegenheit erwartet' ich, noch einmal der angebeteten Fürstin mich nahern

zu können, ihr sagen zu dürfen, daß ich in ihren Diensten zu leben mein höchstes Glück nennen würde. Aber sie hatte mein vergessen. Umsonst hofft' ich mit jedes Morgens Anbruch, daß er den schönen Tag verkünde, an welchem ich eine Einladung zum großfürstlichen Pallast erhalten würde. Sie hatte sich ja meine Schuldnerin genannt.

So verstrichen Wochen und Monden. Meine Unthätigkeit ward mir zur Last. Noch einmal Dienste beim Czar zu fordern schämt' ich mich, da er mir die Entlassung hatte ausfertigen lassen. Und doch war es das einzige Mittel, durch welches ich mich in dieser Weltgegend erhalten konnte, die durch Christinens Gegenwart die reizendste des weiten Erdenrunds geworden.

Schon war ich, nach langem innern Kampfe, entschlossen endlich, bei einer der öffentlichen Audienzen, wo jeder Bittende das Recht hat, dem Czar sich unmittelbar zu nahen, den Monarchen um Wiederaufnahme in sein Heer anzugehen, als der unglücklichste Zufall von der Welt mich aus Rußland und für immer bannte.

Ich war eines Abends beim Obersten Larive zum Schmause in Gesellschaft vieler andern Offiziere. Nachdem die Speisen abgetragen waren, ward auf gut russisch tapfer gezecht. Jeder sprach nach seinem Sinn und mancher Muthwille ward geübt. Unter andern lenkte sich auch das Gespräch

auf den seit einiger Zeit aus den Bädern zurückgekommenen Großfürsten Alexis. Man redete ziemlich frei von den Ursachen der Spannung, so zwischen ihm und seiner Gemahlin herrschte. Man nahm Partei. Viele vertheidigten den Czarewitz, viele die tugendhafte Christine. Ein junger roher Russe, Offizier und naher Verwandter des Marschals Scheremetoff, verfocht das Betragen des Großfürsten, und ließ die gröbsten Verleumdungen gegen Christinens Tugend aus. Die Andern belachten seine tollen Einfälle: das gab ihm Muth, und er ward in seinen Reden gegen die Fürstin noch zehnmal frecher. Als Verwandten Scheremetoffs widersprach ihm Keiner, und wer es wollte, fürchtete sich doch vor den trunkenen Lachern.

Wenn ein elender Mensch ohne Geist und Herz da steht, und mit seinem armseligen Verstand das Erhabene, was er nicht begreifen kann, verspottet, wenn ein unwissender Tropf die Thaten und Entwürfe eines Weisen bekrittelt, dann kann ich auch zu den Lachern treten, oder die Achsel zucken über den armlichen Gesellen, der sich selbst an den Pranger stellt. Aber wenn ein Wicht es wagt, mit schadenfrohem Witz, was gut und edel ist, zu lästern; wenn er die Tugend verdächtigen und große Handlungen verkleinern will: dann ist's nicht mehr Verstandesschwäche, die uns

zum Lachen reizen kann, dann iſt es Bosheit, die unſer Herz empören muß. Wer gelaſſen lächeln kann, wenn ein Böſewicht Tugend verhöhnt; wer gelaſſen lächeln kann, wenn ein Böſewicht Leidende zum Gegenſtand des Gelächters macht — der iſt mit ihm verwandt, und ſelbſt Böſewicht.

Ich näherte mich dem Ruſſen, und bat ihn ernſt und höflich, daß er ſich zähmen möge; daß er nicht vergeſſen ſolle, Chriſtine ſei die Tochter eines edeln deutſchen Fürſten, die Schweſter einer Kaiſerin, die Schwiegertochter unſers erhabenen Monarchen.

Der Ruſſe, wahrſcheinlich einer von den Anhängern des Alexis, die ſich durch ihren Haß gegen die Fremden bei ihm einſchmeicheln, glaubte hier Gelegenheit zu finden, ſich ſeines Herrn würdig zu bezeigen. Er ſah mit höhniſchem Blick mich ſeitwärts an und antwortete mit einer Grobheit, die man nur dem Mann des Pöbels nachſehen kann. Die Andern füllten ihre Becher und lachten mit voller Kehle über meine unſanfte Abfertigung. Dies munterte ihn zu neuen Schmähreden auf. Ich bat ihn zu ſchweigen — ich drohte. Alles umſonſt. Er ſchimpfte nur immer ärger; die Andern lachten aber immer wilder. Was ſollt' ich unter dieſen Trunkenen? Ich ergriff Hut und Degen, um mich zu entfernen. Der Elende, ſtolz auf ſeinen Sieg, ging mir gegen die Thür nach, und

rief, indem er mir einen Fußtritt gab: „So soll man alle Fremdlinge, Glücksritter und Abentheurer aus unserm Lande treiben!“

Ich drehte mich, gäb dem unverschämten Laffen eine gellende Ohrfeige, und als er mit mir handgemein werden wollte, schleudert' ich den Wüthenden mit starker Faust zu Boden, daß ihm die Luft verging.

Langsam schritt ich meiner Wohnung zu. Aber noch hatt' ich kaum zweihundert Schritte gethan, als mir der Russe mit bloßem Säbel nachsprang, und mich mit hundert Schimpfreden zum Stillstehen mannte. Ich machte mich zur Gegenwehr bereit. Der Mond schien hell. In der Ferne blieben einige Andere aus unserer Gesellschaft stehen, um den Verlauf der Dinge abzuwarten. Ich versprach dem Russen Genugthuung zu geben auf den andern Tag und bat ihn, seinen Rausch zu verschlafen. Eitle Mühe! Er griff mich rasend an; kaum konnt' ich mich vor seinen Säbelhieben decken. Es währte nicht zwei Minuten, so lag er entseelt zu meinen Füßen. Ich beugte mich zu ihm nieder. Er seufzte noch einmal und starb. Ich rief die Andern herbei. Sie trugen ihn zurück. Ich eilte in meine Wohnung, packte das Unentbehrlichste zusammen und verschwand mit Tages-Anbruch aus Petersburg, um nicht nach Sibirien zu müssen.

Jetzt, mein Bellisle, wissen Sie Alles. Ich hoffe in wenigen Wochen bei Ihnen zu sein. Hart ist mein Loos, und doch werd' ich's vielleicht einst segnen. Ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben, daß jedes Uebel die Quelle eines Wohls, und jede Lust die Mutter eines Schmerzes sei. Entfernt von der Einzigen, die ich von Allem, was unterm Himmel wohnt, am höchsten ehre, wird mein Herz die alte Stille wieder gewinnen. Sie aber wird von meiner That und meiner Flucht vielleicht vernehmen, und mein Name wenigstens so glücklich sein, wieder von ihr gehört zu werden.

Leben Sie wohl, mein Bellisle, wir sehen uns bald wieder. Ach, ich habe Ihnen noch so Vieles zu sagen; aber es ekelt mich an, Buchstaben zu malen. Ich bin mißvergnügt — erbittert gegen Menschen und Geschick — ich mögte mir eine wilde, große Zerstreuung geben, worin ich mich, wie in einem brausenden Strom, tauchen und Alles — Alles — und mein Selbst vergessen könnte! — Mein elendes, schlechtes Selbst, welches, so tief verwöhnt von Vorurtheilen und Erziehung, immer sein Glück noch in äussern Dingen, nie in sich suchen, und immer Andern Vorwürfe machen will, und nie sich, da es dieselben doch allein verdient.

Leben Sie wohl!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Ja, Julie, ich will mein Schicksal tragen und deinem Rathe folgen, ob ich gleich nicht die reizende Hoffnung im Hintergrunde der Zukunft sehe, die du mir vorspiegeln willst. Es ist vergebens die Erwartung, daß ich den wilden Sinn meines Gemahls bändige. Er haßt, er verachtet mich, er ist nicht fähig, mich zu verstehen; er ist nicht fähig, mich zu lieben. Sein Wesen ist nun einmal geformt; er kann seine Natur nicht ablegen.

Aber auch ich, Julie, kann ihn nicht mehr lieben. Er selbst hat zwischen mir und sich die unzerstörbare Scheidewand aufgebaut. Ich werde es als des Himmels höchste Gunst empfangen, wenn mich der Tod von diesem qualvollen Zustand freispricht, oder wenn der Großfürst einst, zu eigener Macht aufstiegen, mich in irgend ein einsames Kloster verstoßen wird.

Daß er die Finnländerin Euphrosine mir vorzog — ich konnte es ertragen. Ich fühlte meinen Werth, und beklagte nur den verirrten Mann. Aber — o daß ichs schreiben muß — Julie, ich bin eine Fürstentochter, ich bin einer edeln Behandlung gewohnt — Julie, er mißhandelt mich, wie eine Sklavin kaum mißhandelt wird von ihrem barbarischen Herrn.

Gestern trat er in mein Kabinet, düster, wie gewöhnlich. Ich nahete mich ihm schmeichelnd,

Ich hatte mir vorgenommen, ihn zu bewegen, ein Fürwort beim Kaiser, seinem Vater, für den Chevalier d'Aubant einzulegen. Dieser d'Aubant, ein Infanterie-Hauptmann, iſt eben der junge Mann, welchen wir einmal im Walde bei Blankenburg fanden, wo wir uns verloren hatten, und der uns auf die Straße zurückführte. Vielleicht erinnerſt du dich ſeiner nicht mehr. Er ſtand ſeitdem in ruſſiſchen Dienſten, gerieth vor einigen Tagen mit einem jungen Ruſſen in Händel, der zu Petersburg mächtige Verwandten hat, und erſtach ihn in einem Duell. Man behauptet, ich ſei unſchuldiger Weiſe des Streites Urſache geweſen; der Ruſſe habe ſchlecht von mir bei einem Trinkgelage geurtheilt, und d'Aubant habe ſich meiner mit allzugroßer Heftigkeit angenommen. Genug, d'Aubant iſt ſeit dem Tage unſichtbar geworden. Man vermuthet, er habe ſich in Petersburg verborgen; überall wird er aufgeſucht; und ſollte der Bedauernswürdige ertappt werden, ſo iſt ſeine Verweiſung nach Sibirien unvermeidlich.

Kaum ſprach ich den Namen des unglücklichen d'Aubant aus, ſo warf der Großfürſt einen fürchterlichen Blick auf mich, und befahl mir, zu ſchweigen. Ich gehorchte mit Zittern. Nie hatt' ich ihn ſo geſehen; nie hat ein Menſch jemals ſo zu mir geredet.

Ich wollte mich entfernen. „Wohin?“ ſchrie

er, ergriff mich beim Arm und schleuderte mich mitten ins Zimmer zurück: „Gewiß wieder zum Kaiser, um mich bei ihm anzuschwärzen, daß ich seine Vorwürfe überall und vor aller Welt hören muß! Aber, Madame, ich bin dieser Kabalen satt, und verbitte mir's ernstlich und ein- für allemal, daß Sie nicht ferner dazu kommen, um den Haß des Kaisers gegen mich zu vermehren."

Ich konnte nichts antworten. Ich schluchzte und streckte meine Arme gegen ihn aus. Er achtete nicht darauf, sondern fuhr fort mich zu bedrohen. „Wehe Ihnen," rief er, „wenn es Sie gelüsten sollte, mich noch beim Kaiser zu verklagen. Ich schwör' es Ihnen, dann werd' ich anders mit Ihnen sprechen."

„Wer aber", erwiederte ich, „wer war boshaft genug, mich bei meinem Gemahl so zu verleumden? Und hätte ich die gerechtesten Ursachen, wider Sie zu klagen, so würde dennoch kein Wort wider meinen Gemahl über meine Lippen gehen."

„Oh!" schrie er: „Ich weiß Alles! Sie brennen sich nicht rein. Ich habe noch der Freunde mehr, als der Kaiser und seine neuerungssüchtigen Ausländer glauben. Das merken Sie sich. Es werden aber auch einmal andere Tage kommen. Nur Geduld!"

„Ich bitte nur um die einzige Gnade," versetzte ich, „nennen Sie mir diejenigen, welche de-

haupten, daß ich Sie bei Sr. Majestät angeklagt habe! Bin ich schuldig, so bin ich Ihres Hasses werth; bin ich unschuldig, o so verstoßen Sie die Liebe Ihrer Gemahlin nicht. — Erlauben Sie also, daß ich mich wenigstens vor Ihnen rechtfertige gegen jeden Verdacht!"

Er befahl mir nun wieder, zu schweigen, und wiederholte seine Drohungen mit noch herbern Worten, falls ich dem Kaiser wieder plaudern würde. Thränen verhinderten meine Stimme. Ich konnte nichts, als stumm meine Arme gegen ihn ausbreiten. Ich wollte mich an seine Brust werfen, und an seinem Herzen Zuflucht gegen meine Verleumder suchen. — Er stieß mich mit einer Heftigkeit, mit einem Ungestüm von sich, daß ich zu Boden gestürzt sein würde, hätte ein vorstehender Sessel es nicht verhindert. Ich schlug aber gegen die Wand mit der Stirn, daß sie verwundet aufschwoll. Der Großfürst achtete nicht auf mich, sondern verließ das Zimmer und schmetterte die Thür wüthend hinter sich zu.

Ich lag lange betäubt im Lehnstuhl; alle meine Sinne waren in dumpfer Thätigkeit, wie in einem Fieber. Erst nach und nach entnebelte sich Alles, und ich übersah das Fürchterliche meines Zustandes. Ein Thränenstrom machte meinem gepreßten Herzen Luft. Ich wollte mich zerstreuen, um meinen Schmerz vor fremden Augen verbergen zu können.

Ich ging durch's Zimmer; aber meine Knie sanken unter mir ein. So auf dem Teppich des Fußbodens daliegend, streckte ich meine Hände zum Himmel und flehete den barmherzigen Gott um Rettung an, oder um Kraft, mein Verhängniß muthvoll zu ertragen.

O Julie, wie groß und schön ist die Kraft des Gebets! — Welche Seligkeit liegt schon in dem Gedanken an Gott allein! Wenn weit umher uns Alles verläßt, wenn Menschen ihre Brust verschließen gegen unser Leiden, wenn jede Hoffnung unter dem Gewittersturm des Lebens zusammenbricht, wenn wir einsam stehen mit unserm Schmerz in der weiten Schöpfung — dann, Julie, ein Blick auf den, der unsern Schmerz versteht, und es ist uns schon geholfen. Er war's, der uns in seine Welt gerufen; er ists, zu dem allein die gequälte Seele Zuflucht nehmen kann.

Gestärkt erhob ich mich, und muthiger und heiliger, als vorher. Erstorben war in mir nun alle Leidenschaft, und aller Groll um die erlittene Schmach. — Gott klagte ich sie; — dir nenn' ich sie. Aber tröste mich nicht, Julie, denn ich bin schon getröstet!

Ich schellte meinen Kammerfrauen. Sie erschienen. Ich bemerkte, daß sie vor meiner Gestalt erschracken. Ich nannte die Verletzung meiner Stirn eine Folge meiner Unvorsichtigkeit, ließ

allen Besuch verbitten und nahm, da mir nicht wohl war, nur den Besuch des Arztes an.

Sieh, Julie, so leb' ich nun da — fern von dir, von meinen Aeltern, in einem fremden Lande, ungeliebt von den Russen, gehaßt und mißhandelt von meinem Gemahl, ohne jemanden, dem ich mich vertrauen darf, ohne Aussicht erträglicher Tage.

Schreibe mir bald. Schildere mir dein Glück. In dem Gemälde deiner Freuden erhebt sich meine Seele wieder; ich vergesse meinen Gram und lebe dann nur in deinem Himmel. O, wie gern würd' ich mit der ärmsten Bäuerin deines Dorfes tauschen, wenn ich nur in Deutschland, nur in deiner Nähe, unter deinem Schutz wohnen könnte!

Der Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Villiers, 25. Juli 1715.

„Den Muth nicht verlieren?" — O mein Bellisle, wie urtheilen Sie von Ihrem d'Aubant! — Schüchtern im Schoos der Fortuna, aber muthvoll, wenn Noth und Tod gegen uns im Felde liegen! Das ist so mein Wahlspruch.

Nun ja! — Mein Vermögen ist dahin — rein verflogen, oder vielmehr, ich habe nie Vermögen gehabt! Ich habe gerechnet mit den Gläubigern

meines Vaters, Alles ganz ausgezahlt. Güter, Heerden und Fahrhabe, Alles ist verkauft. Der mir bleibende Rest von den glänzenden Herrlichkeiten und Herrschaften meiner Ahnen besteht netto in sechsunddreißigtausend Livres, und kein Sous darüber und darunter. Wenns mir wohl geht, bring' ich das Kapitälchen zu fünf Prozent unter, und habe dreihundert Thaler jährliches Einkommen; — der ärmste Dorfpfaff hat mehr für seine Messen. Ich begreif' es wohl, es läßt sich damit nicht figuriren — ich würde wahrlich den Ritter von der traurigen Gestalt machen. — Ich soll meinem Stande gemäß leben, darf kein Handwerk treiben, darf nicht dreschen, darf nicht krämern — zu betteln schäm' ich mich.

Ich bin inzwischen lange nicht so froh gewesen, als jetzt. Noch vier Wochen darf ich im väterlichen Hause wohnen, dann zieht der neue Eigenthümer förmlich ein. Er läßt schon jetzt überall ausbessern, sägen, putzen und lärmen in allen Ecken. Dieser neue Eigenthümer ist ein großer, dicker, guter Mann, Namens Maillard, der sich als Kaufmann eine runde Summe zusammenspekuliert hat, und keinen andern Fehler zu haben scheint, als den, daß er weiß, er sei reich, und nun gern den Großmüthigen, den Gönner und Patron spielen will. Er bot mir, auch wenn er eingezogen sein würde, mit recht vornehmem An-

stande Wohnung bei sich; ich aber, ungeachtet ich noch nicht weiß, wohin ich mein Haupt legen soll, schlag's natürlich aus. — Arm sein, Bellisle, thut nicht weh; aber Protektionsmienen begüterter Wichte, denen der Himmel das liebe Geld im Schlaf zuschüttete, Protektionsmienen reicher Wichte, die unterm Himmel kein Verdienst haben, als den vollen Kasten — o Bellisle, die schmerzen. Ja, Bellisle, ich wollte mir lieber, wenn ein Zufall meine paar tausend Livres und meine gesunden Gliedmassen verschlänge, das tägliche Brod von Haus zu Haus bei unsern Bauern zusammenbetteln, als Pensionen von Leuten mit Gönnermienen nehmen.

Was ist's denn mehr? Ich bin arm, aber mir ist wohl dabei. Was ich bin, ward ich ohne mein Verschulden; was ich werden werde, soll der Zeuge meiner Kraft — eigene Schöpfung sein.

Nicht die Armuth ist's eigentlich, die den meisten Menschen beschwerlich fällt zu tragen, sondern der unbefriedigte Wunsch ihres Ehrgeizes. Sie wollen in höhern Sphären schimmern. Brod und Wasser schmecken so übel nicht; aber darüber ertappt zu werden, das ist den Leuten bitter.

Armuth ist das Element der großen Geister, die Mutter der Weisheit, die Erzieherin der Menschheit, die Erfinderin aller Kunst und Wissenschaft, die kühne Wegweiserin über Ozeane und

Gebirge, die Prieſterin des beſſern Lebens. Reichthum erſchlafft Leib und Seele, lähmt den Flug des Geiſtes, erſtickt und tödtet ihn mit Sinnenluſt, entartet Völker, zeugt unerhörte Krankheiten, unerhörte Begierden, unerhörte Laſter.

Der Arme iſt reich an Hoffnungen, an Entwürfen; ſein Leben fliegt vorüber unter Gedanken und Ahnungen, die der Reiche nicht kennt. Ihm mangelt die Muße, ſich ſelbſt zu quälen. Jede Blume, jede Frucht, jeder freundliche Blick iſt ihm ein neues Gut. Die karge, ſelbſtverdiente Mahlzeit iſt ihm eine Schwelgerei; der ſüße Schlaf mit goldenen Träumen erfüllt. Armuth führt uns an die Bruſt der Natur zurück; Reichthum leitet uns zur Unnatur, zum Rangſtreit, zur Unempfindlichkeit, zu weibiſchen Gelüſten.

Sehen Sie, Bellisle, ohne daß ich's wüßte, machte ich der Armuth eine Lobrede. Aber mit dieſer iſt's mein ganzer Ernſt. Der Reiche fühlt nur, was er hat, der Arme aber, was er iſt. Auch ich empfinde zum erſtenmal lebhaft, was ich bin, und dies Gefühl macht mich ſtolz und froh. Der von der vornehmen Welt ſo geheißene „Bettelſtolz" iſt oft der edelſte und ehrwürdigſte Stolz, den ein Sterblicher nähren kann. Es iſt die richtige Würdigung des wahren und falſchen Werths, der weſentlichen und zufälligen Güter — Verachtung todter Titel, borditer und geſtanzter Kittel eitler

Gecken, gefüllter Kisten wohlgemästeter Dummlinge, und Hochschätzung der stillen Tugend, ohne Glanz — des Verdienstes ohne Prunken — der Weisheit ohne Charlatanerie.

Sie fragen, was ich anfangen werde? — Ich gehe in einigen Wochen nach Paris. Ich zeige mich meinen Verwandten; zeige mich den Ministern. Ich habe einige Kenntnisse, bin erfahren, man kann mich gebrauchen — ich werb' um eine Civil- oder Militärstelle, sei die Einnahme auch noch so gering. Ich will mit Brod und Wasser mich begnügen, aber thätig, nützlich sein.

Und wenn's dann manchmal einen trüben Tag gibt — nun dann, Bellisle, seh' ich auf den Abgott meiner Träume — und ich bin wieder froh. Eine Welt, die solch ein Engel bewohnt, muß doch die beßte Welt sein.

Die Gräfin von Königsmark an Gräfin Julie B.

Petersburg, den 2. September 1715.

So traurig immerhin der Anlaß sein mag, wünsch' ich mir doch Glück, den Faden der Bekanntschaft mit Ihnen, Frau Gräfin, anspinnen zu können; mit einem Frauenzimmer, dessen Geist, dessen Seelengüte wenige Ihresgleichen haben müssen, da selbst unsere geliebte Großfürstin Christine

nie ohne Bewunderung von Ihnen spricht, und bei der Nennung Ihres Namens selbst auf dem Krankenbett ihre Blicke vom schönen Enthusiasmus der Freundschaft glänzen.

Ja, unsere angebetete Fürstin ist krank. Auf Befehl derselben muß ich die Feder nehmen, um Ihnen dieses, und damit die Ursache anzuzeigen, warum unsere gnädige Fürstin Ihre verschiedenen, freundschaftsvollen Briefe nie beantwortete seit einigen Monaten.

Sie hatten das Glück, die Jugendgespielin derselben zu sein; Sie blieben ihre einzige und geliebteste Vertraute. Ich ward nur durch die schrecklichsten Unfälle zum Rang Ihrer Nebenbuhlerin erhoben, oder zum Mittel, die vertraulichen Unterhaltungen unserer erhabenen Freundin mit Ihnen fortzusetzen.

Die unangenehmen Verhältnisse derselben mit ihrem Gemahl, dem Großfürsten Alexis, sind Ihnen nicht mehr unbekannt. Aber schwerlich werden Sie wissen, welche unendliche Aufopferungen die Großfürstin machte, um sich die Huld ihres Gemahls zu erwerben, mit welcher Engelssanftheit sie seine unverdiente Härte trug; welche unbeschreibliche Geduld sie seiner unversöhnlichen Grausamkeit entgegensetzte; wie sie ohne Unterlaß immer seine erste Fürsprecherin bei Sr. Majestät dem Kaiser war, wenn dieser dem Sohn mit den Ausbrüchen seines

furchtbaren Zorns drohete; wie sie mit rührender Ergebenheit ihren Gemahl mit Wohlthaten überhäufte, während sie von ihm die kränkendsten Mißhandlungen duldete. Wohl glich sie der Balsamstaude, welche die mörderische Hand noch mit ihren Wohlgerüchen bethaut, von der sie geknickt wird.

Aber jede Liebkosung, jede Thräne, jede Wohlthat blieb fruchtlos, des Czarewitz Herz zu rühren. Geschenke, welche er aus den Händen seiner reizenden Gemahlin empfing, Arbeiten, die sie selbst für ihn in einsamen Stunden geschaffen, gab er in gleicher Stunde an seine Finnländerin, die nicht erröthete, mit den schönen Arbeiten der Großfürstin öffentlich geschmückt zu erscheinen. Feste, die sie ihrem Gemahl zu Ehren veranstaltete, wurden entweder von ihm nicht besucht, oder nur Gelegenheiten, diejenige mit schmerzlichen Kränkungen zu beladen, die Alles einzig und allein für ihn that und war.

Wer die hartnäckige, wilde Denkart des Czarewitz kennt; wer seinen Haß kennt, welchen er theils durch seine vom Kaiser ins Kloster verstoßene Mutter, theils durch diejenigen, welche ihn während der öftern Entfernungen des Kaisers umgaben, gegen alle dessen Unternehmungen einsog; wer da weiß, daß er aus eben der Ursache die schöne und geistvolle Prinzessin von Wolfenbüttel haßte, weil sie ihm von der Hand seines Vaters

zugeführt ward — der hofft nicht mehr auf Aussöhnung und Vergleichung dieses unglücklichen und erlauchten Ehepaars. Der Czarewitz, täglich in der Gesellschaft verdorbener Menschen, ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne Kenntnisse — täglich seine Geistes- kräfte durch unmäßigen Genuß des Branntweins zerstörend, wird täglich ausgelassener, roher, tirannischer. Nichts, als seine nur allzugerechte Furcht vor dem Kaiser, seinem Vater, hält ihn von größern Ausschweifungen zurück.

Unter solchen Verhältnissen bleibt der leidenden Großfürstin keine andere Hoffnung, als durch förmliche Scheidung von ihrem Verfolger getrennt zu werden, oder mit Gelassenheit das qualenreichste Leben ihrem Grabe entgegen zu tragen. Der Czarewitz hat ihr es selbst mit schrecklicher Freimüthigkeit gestanden, daß er sie eben so lange verabscheuen würde, als sie seine Gemahlin wäre. Er deutete ihr selbst an, daß er die Trennung dieser Ehe von Herzen wünsche, aber von der Unbiegsamkeit des Kaisers nimmermehr die Einwilligung zu erhalten hoffen dürfte.

Die Großfürstin hatte die Gnade, mir ihr Vertrauen zu widmen. Es sollte ein leiser Versuch gemacht werden, die allfälligen Gesinnungen des Kaisers über die Scheidung zu vernehmen. Ich wandte mich an den Fürsten Menzikof, um durch

diesen Liebling des Monarchen denselben zu erforschen. Die Gelegenheit dazu erschien. Menzikof warf mit seiner ihm eigenthümlichen Gewandtheit einige verlorne Worte hin. Diese aber reizten den Jähzorn des Czaren in einem so fürchterlichen Grade, daß Menzikof nie wieder für einen ähnlichen Versuch Muth behielt.

„Wehe dem Alexis!“ rief der Kaiser: „Wenn ich diesen Ungerathenen, diesen Widerspenstigen, diesen Unwürdigen, der täglich tausend Mal des Vaters Herz bricht, wenn ich ihn bisher mit wohlverdienter Strafe schonte, so ists aus Achtung, aus Liebe für seine Gemahlin. Weh' ihm, wenn dieser Engel einst ihm fehlt!“

Ungeachtet Menzikof dem Kaiser feierlich schwor, daß der Gedanke von einer Scheidung nie in die Seele des Großfürsten gekommen, daß es nur eigener Einfall gewesen, schien jener doch den Argwohn beibehalten zu haben. Wenigstens sprach dafür die härtere Begegnung seines Sohnes von jenem Tage an, welche den Großfürsten nun bis zur Raserei gegen seine Gemahlin erbitterte.

Machen Sie sich nun darauf gefaßt, theuerste Gräfin, noch das Entsetzlichste zu erfahren. Man hat einen Versuch gemacht, die Großfürstin durch Gift aus der Welt zu schaffen. Zum Glück ist die Freveltat nicht ganz gelungen. Die Großfürstin hat nur sehr wenig von der vergifteten Suppe

genossen; die zufällige Ankunft des kaiserlichen Leibarztes in gleichem Augenblick, da die Fürstin die Wirkungen des Giftes empfand, die Schnelligkeit, mit der er das Uebel entdeckte, und die Kraft seiner Gegenmittel, verhüteten das große Unglück.

Alles ward mit dem tiefsten Geheimniß behandelt, und soll es bleiben. Die Gesundheit der leidenden Großfürstin kehrt zurück. Vielleicht genieße sie schon in einigen Wochen das Vergnügen, Ihnen selbst wieder schreiben zu können.

Nie erschien an allen Höfen Europens eine liebenswürdigere und unglückliche Fürstin; nie ein Weib, welches durch Schönheit und Tugend und Geistesgröße des schönsten Menschenloses werther gewesen, und es minder empfangen hätte, als sie. Ich gestehe Ihnen, daß ich in Verzweiflung bin, und rathlos. Der Kaiser läßt sich nicht einreden, der Großfürst sich nicht verwandeln, und die Unschuldigste, die Edelste unsers Geschlechts, wird das Opfer der Konvenienzen.

Nicht ein einziges Mal hat der Czarewitz seine Gemahlin, während der Krankheit, eines züchtigen Besuches gewürdigt; nicht ein einziges Mal den Anstand nur so weit beobachtet, nach ihrem Befinden fragen zu lassen. Denken Sie sich noch hinzu, daß die Großfürstin in einigen Monaten ihre abermalige Niederkunft erwartet!

Ich beschwore Sie, wenn Sie uns vielleicht

durch einen glücklichen Gedanken in dieser peinlichen Lage rathen können, säumen Sie nicht. Ich sehe keine Hilfe — diese Heilige wird früher oder später durch namenlose Barbarei zu Grunde gerichtet. — Bereiten Sie sich daher immerhin vor, einst das Schrecklichste erfahren zu müssen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 2. Oktober 1715.

Acht Wochen lang, mein geliebter Bellisle, tret' ich nun schon das Straßenpflaster von Paris; laufe von der Morgenfrühe bis zur Mitternacht; gähne halbe Tage lang wartend in den Vorzimmern der Großen; schreibe unterthänige Vorstellungen und Supplikeu; lasse mich mit Hoffnungen und Möglichkeiten, mit Achselzucken und theilnehmenden Mienen abspeisen, bin und bleibe nach wie vor der arme, amtlose Chevalier d'Aubant, und komme keinen Schritt weiter.

Man lobt meine Arbeiten, man findet Talente an mir — und das ist Alles. Kömmt's bei einer erledigten Stelle zur Wahl, siehe, da springt ein Anderer rüstig vor, und pflanzt sich hin, wo ich sitzen möchte — und immer ein Anderer, dem ich vielleicht an Kenntnissen, an Thätigkeit, an Güte des Willens gleich, auch wohl zehn Mal überlegen wäre.

Ach, ich weiß es wohl, was mir gebricht. Schmücke dich mit Salomons Weisheit, mit des Seraphs Tugend, und vereinige in dir die Gelehrsamkeit aller Akademien, du wirst nichts mehr sein und gelten, als eine kostbare Denk-Münze, die aber im Handel und Wandel des Lebens nicht gangbar und bräuchlich ist. Gold ist der Firnis, welcher der Tugend erst Glanz, der Weisheit erst Ansehen gibt. Gold ist die moralische Universaltinktur, unter welcher sich Koth in Perlen, Albernheit in Grazie, Feigheit in Heldenthum, Kleinigkeitskrämerei in Geistesgröße verändern.

Nun denn, die Universaltinktur fehlt — ich muß mich also ergeben.

„Aber Ihre Verwandten, Ihre Freunde in Paris!“ werden Sie sagen. Ach, lieber Bellisle, diese lieben Leute sind unendlich gütig. Sie laden mich zu ihren Festen ein, wo sie mit ihrem Ueberfluß schimmern können; sie würden ein paar tausend Louisd'or in einer einzigen Mahlzeit verschwenden, ohne es sich gereuen zu lassen; aber einen wahrhaften Dienst zu leisten, wo es nur um einfache, schlichte, biedere That zu thun ist — daran denkt keine Seele.

So sind die Menschen; aber wer ändert sie?

Und was nun weiter beginnen? — Ich weiß es nicht. Ich bin so verlassen, daß es mir selbst an Rathgebern fehlt; und guter Rath ist doch das

wohlfeilſte in der Welt, womit ſelbſt der Geizhals verſchwenderiſch ſein kann.

Doch nein, ich will nicht ungerecht ſein. Mein alter, treuer Knecht Claude, der mich nie verließ, und den ich nie verlaſſe, gibt mir alle Tage neuen Rath, und wird nicht müde damit. Bald meint er, ich ſoll bei irgend einem Regiment Oberſter, oder wenn auch nur Hauptmann werden; bald in die Lotterie ſetzen, bald Mitglied des königlichen Staatsrathes werden, bald eine reiche Wittwe mit zehn Landgütern heirathen.

Heut — ich hatte kaum meine ſchmale Mahlzeit beendet, — kam er vollen Sprungs gelaufen, und rief: „Herr Hauptmann! gute Nachrichten! jetzt wollen wir der ganzen Welt ein Schnippchen ſchlagen.“

„Daraus wird ſich die ganze Welt nichts machen!“ verſetzte ich.

„Wollen Sie ein Marquiſat, eine Baronie, ein kleines oder großes Fürſtenthum?“.

„Wenigſtens ein großes!“

„Nun gottlob, Herr Hauptmann, daß Sie daß nur wollen; ſo iſt uns denn Allen geholfen. Machen Sie mich dann zu Ihrem Miniſter, oder zu was Sie wollen, denn ich bin Ihnen doch immer der Nächſte geweſen: und einen treuern Menſchen finden Sie unter Sonne, Mond und Sternen nicht wieder, als Ihren Claude. Ihre

Pferde ſollen die prächtigſten ſein, tauſend Meilen in der Runde. Laſſen Sie mich darüber nur ſorgen.“

„Aber wo iſt mein Fürſtenthum, Claude?“

„In der neuen Welt, Herr Hauptmann; da — warten Sie — ja, am Miſſiſippi, in dem großen Königreich Louiſiana, nicht weit von Amerika. Alles läuft jetzt dahin. Ich habe mit ſechzehn Familien geſprochen heut an der Wirthstafel; ſie kommen weit her, es ſind ſogar Schweizer und Deutſche darunter. Alles geht nach der Louiſiana. Man bekommt dort ſo viel Land, als man nur will, ohne einen Sous dafür zu zahlen; macht ſich ſo viel Sklaven, als man Amerikaner findet, und kann leben, wie ein König.“

„Du biſt ein Narr, Claude.“

„Wahrhaftig aber ein Narr, der nicht mit Gold aufzuwiegen iſt. Der Schiffkapitän de Blatzor wohnt in der Straße Richelieu, Nummer 325, im zweiten Stock. Er macht Werbungen für die Louiſiana. Bei ihm muß man ſich melden. Er hat die Landkarte auf dem Tiſch, und theilt jedem, der zu ihm kommt, Beſitzungen darauf zu. Wenn Sie erlauben, geh' ich ohne anders zu ihm, und nehme für uns eine ganze Provinz in Beſchlag, da es doch ein Fürſtenthum geben ſoll. Ich bitte Sie! Waſſer, Kalk, Waldungen umſonſt: es fehlt nichts, ſo viel Städte

frisch aufzubauen, als ganz Frankreich hat — nichts, als der Wille fehlt."

„Den Willen hab' ich wohl!"

„Nun, Herr Hauptmann, so haben wir gewonnen Spiel. Bedenken Sie, Herr Hauptmann, was das sagen will, eine ganz neue Welt! noch total neu und nicht zum hundertsten Theil so abgenutzt und verbraucht, wie unsere alte Welt, hier zu Lande. In der Erde liegt dort gewiß das baare Gold klumpenweis beisammen; die Bäume dort sind so groß, daß unsere dickste Eiche nur ein Ast an solchem Baum sein würde. Das haben mir die Leute selbst gesagt. Hier kann man sich für sein baares Geld kaum satt essen; das Menschengedränge ist zu groß. Dort sind eigentlich noch wenig Menschen; Alles muß daher spottwohlfeil sein. Mit einem Livre stell' ich dort Bankete an; mit zwei Livres baue ich mir einen Palast, der sich neben den Tuilerien sehen lassen darf. Für einen alten, eisernen Nagel geben mir die dummen Wilden einen Kochtopf voll ungeprägter Dukaten; für eine Pfeife Tabak, für ein Stückchen Spiegel bekomm' ich mehr Leibeigene, als ich will. Sie müssen nur wissen, Herr Hauptmann, die Wilden kennen das alles noch nicht! nur eine alte blinde Fensterscheibe gilt bei ihnen schon für ein Juwel. Aber, wie gesagt, wir müssen eilen, eh' Andere kommen, und be klüger

machen. In meinem Leben ſollte man kein Volk aufklären und geſcheut machen, wenn ehrliche Leute dabei einen Schnitt für ſich machen möchten!“

So ſchwärmte mir Claude eine ganze Stunde lang von den Herrlichkeiten in Louiſiana vor, und ich lachte mir faſt Kopfweh an. Es iſt gewiß, daß Kapitän de Blaizot Koloniſten für Louiſiana wirbt, und daß die Herren Werber es nicht an Aufſchneidereien mangeln laſſen, Menſchen in ihr ödes Kanaan zu locken.

Für heut beruhigte ich meinen glückstrunkenen Staatsminiſter Claude, mit dem Verſprechenden Kapitän morgen ſelbſt zu beſuchen und mir mein Fürſtenthum mit eigenen Augen auszuwählen. Morgen hat Claude aber gewiß ſchon einen andern Plan.

Und ich, wie er! Der Menſch iſt nicht ſo froh durch das, was er beſitzt, ſondern durch das, was er hofft. Und ſo bin ich froh, wie ein Gott!

Kümmern Sie ſich, geliebter Belliſle, meines Schickſals wegen nicht. Ein geſundes Herz in geſunder Bruſt, ein freier Geiſt in freiem Körper — dieſen gehört die Welt an.

Schon ſeit langem fehlen mir von Petersburg alle Nachrichten. Umſonſt durchblättre ich alle Zeitungen und ſuche unter den Artikeln Rußland.

Keiner nennt die Nennenswürdigste des Nordens; nur meine Träume erzählen mir von ihr.

Nächstens erfahren Sie mehr von mir; denn bald muß sich mein Horizont erhellen. Der Winter rückt heran, und ich muß wählen!

Die Großfürstin an Gräfin Julie.

Petersburg, 5. Oktober 1715.

Das erste Opfer meiner wiedergelebten Kräfte wird dir, geliebte Julie, gebracht — vielleicht auch ist's das letzte; und wär es das, o so klage nicht, sondern wünsche deiner Freundin Glück, daß sie so bald ihr Ziel errungen.

Die gute Königsmark hat dir meine Krankheit und deren Ursache gemeldet. Du weißt's, daß mir nach dem Leben getrachtet wird — ich aber weiß, daß es mir endlich unmöglich werden wird, den Nachstellungen meiner Meuchelmörder zu entrinnen. Und wer bürgt mir dafür, daß nicht jetzt schon wieder ein geheimes, langsames Gift durch meine Adern schleicht?

Niemand, als die Königsmark und du und meine bekannten Mörder wissen von dem schrecklichen Ereigniß. Einer meiner Köche ist seitdem unsichtbar worden. Ich will ihn nicht verfolgen;

den Böſewicht verfolgt die Erinnerung ſeiner That.

Ich fühle das nahe Ziel meiner Laufbahn. Ich ſehne mich nach ihm. Ein ſolches Leben zu verlaſſen, iſt Gewinn.

O Julie, wie umgewandelt iſt das alles, ſeit wir beide von einander ſchieden! Ach, hätt' ich's ahnen können damals, ich wäre im Schooſe meiner ſchönen Heimath geſtorben. Ausgerüſtet mit Sinn für jede Schönheit der Natur, entzückt von jedem kommenden Frühling, begeiſtert ſchon durch jene rührenden Schilderungen, welche Reiſende uns von der Majeſtät der Alpen, von dem Zauberlande Italien gaben, ſehnt' ich mich mit unausſprechlicher Begier, nur einmal jenen Wundergarten des Erdballs ſehen zu dürfen — mein Wunſch blieb unerfüllt. Die mittellose Fürſtentochter ward auf ewig in die kalten, traurigen Wildniſſe an den entlegenſten Enden unſers Welttheils verbannt, wie aus dem Paradieſe in das Land, worauf des Schöpfers Zorn haftete. Mit einem Herzen, welches voller Schweſterliebe ſich an jedes Weſen ſchloß, und immer Liebe forderte, verwies das Schickſal mich zu Halbbarbaren, die nur rohe Inſtinkte kennen, mich nicht verſtehen. Ich ſehe ſie zu Mord und Laſter eifrig, und nur vergnügt, wenn berauſchende Getränke ihren Verſtand verwirren. Noch ſind ſie von den umherſchweifenden Tartaren

durch nichts verſchieden, als daß ſie zur Kenntniß eines geringen Theils vom Luxus des gebildetern Europas gelangt ſind. — Könnt' ich Beherrſcherin dieſer Wilden ſein, ich zöge den Stand der treuſten Unterthanen im freundlichen Deutſchland vor.

Ich mußte abbrechen. Meine Kräfte verließen mich. Aber ich nehme die Feder wieder, theuerſte Julie, um dir das Lebewohl zu ſagen. Dies Blatt ſoll dir der ſtumme Zeuge meiner Treue ſein, die mein Herz an dich knüpft, bis der Tod es bricht. Wohl iſt's der Zeuge — nur ein letztes, unverſtändliches Stammeln — Zeuge meines Abſterbens, daß ich ſelbſt davor erſchrecken möchte. Denn in mir glühen noch tauſend Gefühle; ich möchte ſie dir noch nennen; aber ich bin gelähmt. Ich ſtreue nur todte, kalte Worte auf dies heilige Blatt. Es iſt mein Winter da. So ſteht die ewige Sonne in ſich glühend, dunkel ſchimmernd hinter falben Dezember-Wolken; ſtatt der erwärmenden Strahlen vom Himmel ſtreut ſie Schneeflocken auf die erkaltende Welt.

Glaube mir, Julie, ungeachtet meiner Jugend ſcheid' ich ohne Kummer von der Lebensbühne, wo ich überall Dornen fand, Miſttöne hörte. Ich klage nicht mit dieſen Worten den Schöpfer an, ſondern die Thorheit der Menſchen, welche [illegible]

Ordnungen der Schöpfung verwirren. Aber dieſe Thorheit, iſt ſie nicht wieder eine traurige Nothwendigkeit in der Natur? Führt der Weg zur Wahrheit nicht immer erſt durch das Labyrinth des Irrthums? War's nicht Werk und Willen der Natur, daß der Menſch unermüdlich ſein mußte, ſein Glück zu erweitern; und war's beim Mangel ſeiner Erfahrungen ſeine Schuld, wenn er unter den Mitteln falſch wählte?

Der Menſch, im Stande der Natur, ohne Entwickelung ſeiner ſchlummernden Kräfte, Begierden und Leidenſchaften, nur noch Thier mit wenigen Erinnerungen und wenigen Hoffnungen — und der Menſch in ſeiner höchſten Vollendung, wo er mit gebildetem Geiſt, unermeßlichen Kenntniſſen und erhabenen Gefühlen die einfachen Geſetze der Natur wieder lieb gewinnt, und den Despotismus zerſtört hat, welchen die geſetzgebende Leidenſchaft übte — nur dieſe ſind glücklich. Alles, was zwiſchen dieſen beiden wandelt, die ungeheure Maſſe der Halbwilden — und von den Ufern des Tago bis zum Ladoga, ſeh' ich nur dieſe Halbwilden — iſt elend durch Verwirrungen, durch Unnatürlichkeiten, durch die Widerſprüche ſeiner Begierden und Ordnungen mit den unbeugſamen Geboten der Natur.

Ach! Julie, vielleicht verſtehſt du mich nur

kaum. Ich deute aus der Ferne nur auf meine Todeswunden.

Erhebe dich mit mir über das rege Getümmel der armen Sterblichen, und beobachte ihr Wirken und Treiben! Was erblickst du? — Sieh, überall Seufzer, überall Thränen, überall Sorge und Kummer! Wie sind die Glückseligen so wenig! Sie leben nur einzeln und einsam, und hüten sich wohl, der Berührungspunkte mit der Welt zu viel zu haben.

Darin ist Alles nur eine Stimme, daß der Glücklichen wenige sind; ja, die Leidenden kennen sogar die Ursache ihres Elends. Aber wer macht den großen moralischen Aufruhr, welcher die Welt von ihrem Jammer befreit? Wer hat Muth genug, die Fesseln abzuwerfen, die ihn hindern, einzutreten in sein Paradies? Wer kündigt dem grauen, allmächtigen Vorurtheil Krieg an, und stiftet Versöhnung des entarteten Menschengeschlechts mit der Natur?

Musterе die selbstgeschaffenen Verfassungen und Ordnungen der Sterblichen — sind es nicht Werke der vernunftwidrigsten Begierden? — Musterе ihre Heiligthümer, vor denen sie anbetend knieen; sind es nicht mörderische Vorurtheile?

Um ihren Göttern angenehm zu sein, trennen sich Männer und Weiber, entsagen sie mit blutendem Herzen den heiligsten und sanftesten Gefühlen;

verdammen ſie ſich zu ewigen Kerkern, zu Arbeiten, welche weder dem Himmel frommen, noch der Erde, und die Mächtigen des Erdballs ſchirmen die Barberei, vor der der rohe Naturmenſch, wie der vollendete Weiſe, ſchaudert — und nennen es ein heiliges, gottgefälliges Leben.

Andere, um ſich Wohnungen in den Gefilden einer beſſern Welt zu bereiten, bezeichnen ihre Bahn zum ewigen Leben mit Strömen Brüderbluts. Den Dolch in der Fauſt und Gott auf den Lippen verfolgen ſie den Mitbürger, der ihren Glauben oder ihre Hirngeſpinnſte nicht theilen will. Selbſt da, wo Völker ſanftere Sitten angenommen haben, und Religionskriege verabſcheuen, erröthen ſie nicht, mit chriſtlichem Erbarmen Andersgläubige zu haſſen, und ſie von den Rechten der menſchlichen Geſellſchaft auszuſchlieſſen, ſo weit ihr Arm reicht.

Ein unerſättlicher Ehrgeiz erfand den Unterſchied der Stände und die Vorrechte und Nachtheile der Geburt. Menſchen, aus gleichem Stoff gebildet, in gleiches Vaterland geſtellt, zu gleichem Wohl und Weh erkohren, trennen ſich in ihrem Wahnſinn, wie Weſen fremder Art, und verachten und verehren ſich, als könnte es nun nicht anders ſein. Der Edelmann blickt mitleidig auf den Bürger, der Graf auf den Edelmann, der kleine Fürſt auf den Grafen, der König auf den Fürſten

herab, und Jeder nennt es Entweihung, sich mit demjenigen zu verbrüdern, an dessen Wiege weniger Titel hingen. Und die Königin und die Bäuerin, und der Taglöhner und der Kaiser nennen sich alle Kinder Gottes, und vor ihm gleich; und modern im Grabe auf gleiche Weise und lassen Alle ihre Titel über dem Aschenhügel zurück.

So durch unzählige Schranken, bald durch Meinungssätze, bald durch Reichthum und Armuth, bald durch selbstgeschaffene Vorstellungen von Ehre und Schande, bald durch weiße und schwarze Farbe der Haut, ist das Menschengeschlecht von einander geschieden, vereinzelt, ohne Liebe, ohne Freuden, stets im Widerspruch, immer wilder entartend.

O, meine Julie, du begreifst nicht, was und warum ich dir dies sage! — Aber lies es, und lies es wieder und vielleicht steigt dir aus den Trümmern dieser Gedanken eine schöne Ahnung entgegen, wie ein Geist aus dem Grabe, der dich einst tröstet, und dir die Thränen vom Auge trocknet, die ich dir nicht trocknen darf.

Wenn ich nur einmal, ach! Julie, nur noch einmal dich sehen könnte! — Es ist mein letzter Wunsch, den keine Hoffnung krönt. Ich wollte meine bleichen Wangen an dein Herz legen, und mit dem Gedanken an die schönen Tage meiner

Kindheit ſterben und übergehen zur neuen Kindheit des zweiten Lebens. —

Weine nicht, meine Einzige! — Früher oder ſpäter, wenn die Gewalt des Himmels nicht meinen Willen bricht, werd' ich wieder vor dir erſcheinen — nicht ich ſelbſt, aber mein Geiſt! Er ſoll zu dir reden, ach! und vielleicht werd' ich deine Erwiederungen vernehmen! — Zweifle immerhin an dieſer Geiſter-Erſcheinung; aber eins will ich dich meines Wortes erinnern.

Leb' wohl! — vergiß deiner Freundin nicht. Der Gedanke an deine Liebe ſoll mir den letzten, ſchweren Kampf erleichtern, und in einem ſeligern Leben zu den erſten meiner Freuden gehören.

Leb' wohl! — Immer werf' ich das Blatt hin, immer nehm' ich es wieder, und die Macht meines Schmerzens hindert mich, dir, was ich leide, zu ſagen. Liebe mich ewig! — Geiſter werden nicht getrennt.

Noch eins, geliebte Julie, muß ich dir ſagen. Betrachte, was ich dir anvertraue, als ein heiliges Vermächtniß deiner Freundin. — Es ſind nun . . . . . .

Die Gräfin Königsmark an Gräfin Julie.

Petersburg, 9. November 1715.

Wenn ich, was schon ganz Europa durch Trauerboten und Zeitungen erfahren hat, Ihnen jetzt erst melde, meine theuerste Frau Gräfin — o, so verzeihen Sie es meinem traurigen Gemüthszustande, meiner Verwirrung, meinem unermeßlichen Schmerze. Ich will Ihnen weder diesen schildern, noch Sie trösten. Die hochselige Fürstin, die wie eine Heilige lebte, wie eine Heilige starb, und schon längst von den Vorgefühlen ihres Todes umgeben war — sie ist wohl des Opfers unserer Thränen werth. Nur einige nähere Umstände ihres Todes, dessen Zeuge ich war, darf ich Ihnen nicht verschweigen.

Am zweiundzwanzigsten Oktober ward ich zur verewigten Großfurstin gerufen. Ihre längst erwartete Niederkunft war schon geschehen. Sie hatte einen Prinzen geboren, der in der Taufe den Namen Peter, und den Titel eines Großfursten empfing. Die Nachricht von dieser Geburt erfüllte ganz Petersburg mit Freude. Nie sah man Seine Majestät den Kaiser so vergnügt. Nur ein einziger Mensch mischte seine Stimme nicht in den allgemeinen Jubel, und dieser einzige Gefühllose war — o, Sie errathen ihn wohl.

Aber die öffentliche Freude ward bald durch die Nachricht vom übeln Befinden der Großfürstin getrübt. Sie ward das Opfer ihrer langen Leiden. Als sie die Annäherung ihres Todes empfand, verlangte sie nur noch den Czar zu sehen. Sie dankte ihm für seine väterliche Huld, nahm auf ewig Abschied von ihm und ihren Kindern, die sie mit ihren Thränen benetzte. Sie empfahl beide dem Kaiser und übergab sie dann dem Czarewitz, ihrem Gemahl. Dieser nahm die Kinder mit sich in sein Gemach, und kehrte nicht wieder zu seiner sterbenden Gemahlin zurück, verlangte sogar nicht einmal Nachrichten von ihrem Befinden, sondern begab sich auf eins seiner Landhäuser.

Die Aerzte wollten die Fürstin noch überreden, einige Arzenei zu nehmen; sie aber rief mit heftiger Bewegung: „Beunruhigt mich nicht länger! Laßt mich in Ruhe sterben; ich habe keine Ursache mehr zu leben!“

Sie gab ihren Geist auf am ersten November. Auf ihr ausdrückliches Verlangen wurde ihr Leichnam nicht geöffnet und einbalsamirt, sondern in aller Stille begraben *). Eben dies befahl auch

*) Diese Nachrichten vom Tode der Prinzessin von Wolfenbüttel, Gemahlin des Czarewitz, stimmen wörtlich überein mit denjenigen, welche Peter [illegible] Bruce erzählt hat.

ihr Gemahl der Großfürst, welchem der Todesfall durch Eilboten gemeldet worden war. Am siebenten November wurde die Todtenfeier in der Hauptkirche begangen, mit all dem Pomp und den Ehrenbezeugungen, welche ihrem erhabenen Range gebührten.

Der schreckliche Tag, an welchem ihr Gemahl sie mit Schlägen und Fußtritten so abscheulich mißhandelt, und sie ohnmächtig und im Blute schwimmend verlassen hatte — ich weiß nicht, ob Ihnen die Hochselige jemals von solchen Ereignissen, die leider öfters geschahen, geschrieben hat — und jener Vergiftungsversuch, welcher nur durch die Jugend und die schnelle Hilfe der Aerzte vereitelt ward, haben ohne Zweifel den größten Anlaß zu ihrem frühen Tode gegeben. Sie war kaum einundzwanzig Jahre alt!

Ich enthalte mich aller Anmerkungen über diese Begebenheiten, durch welche die Tochter eines der edelsten Fürstenhäuser von Deutschland der Brutalität eines Unmenschen preisgegeben, und eine Prinzessin von den seltensten Vorzügen des Geistes und des Herzens, mit deren Schönheit und deren Tugenden keine an allen europäischen Höfen wetteifern durfte, unverzeihlich grausam hingerichtet ward.

O wie elend ist das häusliche Leben der Großen, während, vom Glanz des Aeussern geblendet, die

Menge des unwissenden Volks sie, wie beneidenswürdige Halbgötter, anstaunt! — Welche Verbrechen muß oft der Purpur bedecken, welchen Abscheulichkeiten dient oft die fürstliche Krone zum Schilde gegen das rächende Urtheil der Welt! — Könnte das Auge eines frommen Bettlers in die schwarzen Geheimnisse manches mächtigen Hauses dringen, er würde schaudernd sich zu seinen verschimmelten Brodrinden wenden, und mit dankbarem Blicke seinen Bettelstab segnen!

Unter den nachgelassenen Papieren der seligen Großfürstin fand ich noch einen langen, unvollendeten Brief, den sie bei ihrem Leben für Sie, meine theuerste Frau Gräfin, bestimmt hatte. Ich lege ihn, als ein köstliches Denkmal der treuen Liebe, diesem Schreiben bei.

Wir wollen mit Wehmuth das Andenken der erhabenen Dulderin ehren, und über ihrem Grabe den Bund der Freundschaft schliessen.

Chevalier d'Aubant an Laurent Bellisle.

Paris, 7. November 1715.

Wie sehr, geliebter Bellisle, rührt mich Ihre beispiellose Freundschaft! — Wahrlich, eine That, wie die Ihrige, gehört heutiges Tags zu den schönen Fabeln! — Sie treten mir und meinen mög-

lichen Nachkommen die Hälfte Ihres großen Vermögens ab; schenken mir das prächtige Landgut bei Bordeaux, so Ihnen die letzte Erbschaft zuwarf, und fordern für das alles nichts, als meine Einwilligung.

Ich konnte, denn ich war allzu bewegt, ich konnte mich nicht enthalten, Ihren Brief, diese köstliche Urkunde menschlicher Herzensgüte, einigen meiner Verwandten vorzulesen. Alle waren — nicht gerührt — sondern erstaunt. Sie wünschten mir Glück. „Hat der Mann Kinder?" fragten Andere. „Allerdings, und zwar einen Sohn und eine Tochter!" erwiederte ich. Nun war die Verwunderung noch größer. Ein alter, kinderloser sehr begüterter Herr Vetter schüttelte bei dem allen den Kopf, als dürfte er dem Mährchen nicht trauen. Er fragte hundert Dinge über Sie, und all die hundert Dinge, wie ich endlich merkte, zielten zuletzt nur dahin, um von Ihnen zu erfahren, ob Sie nicht dann und wann von Geistesschwäche und Blödigkeit des Verstandes litten.

Sehen Sie, mein Bellisle, so unglaublich ist Ihre That den gewöhnlichen Menschen. Alle diese Leute bilden sich auch ein, zu wissen, was Freundschaft sei. Es gibt unter ihnen einige Herren, welche poetische Sachen gelesen haben mögen, und die sich sogar über den Mangel wahrer Freunde, und die Abwesenheit zarter und großer Empfindun-

gen bei den Menſchen beklagen. Aber, daß ſie irgend einen, der ihnen lieb iſt, beobachten ſollten, ob und wo er leidet; daß ſie einen Theil ihres Vermögens, nur einen geringen, daran wenden ſollten, den, ſo ſie lieben, in glücklichere Verhältniſſe zu ſehen: das fällt dieſen zarten, frommen Seelen weder wachend noch ſchlafend ein. Sie ſchreiben Ihnen die gefühlvollſten Epiſteln, ſie ſchwören Ihnen Treue in Noth und Tod; ſie beißen jeden ihren eigenen Feind, der Sie zu kränken wagt; ſie vermeſſen ſich, in den feierlichſten Ausdrücken, ihr Blut für Sie hinzugeben, wenn die Noth es begehrt; ſie wollen ihres eigenen Lebens nicht achten, wenn es darauf ankömmt, Sie glücklich zu machen. — Aber, mein Lieber, nur kein Geld müſſen Sie erwarten, und wenn ein paar hundert Louisd'or Sie von der Hölle und vom Tode loskaufen könnten! — Alle bilden ſich auch gutmüthig genug ein, wirkliche Freunde zu ſein, und wahre Freunde zu haben: es erinnert ſich aber wahrlich keiner von ihnen, weder eine große Freundesthat gethan, noch empfangen zu haben.

Doch kein Wort mehr von dieſen armen Sündern, die, wenn ſie die Geſchichte edler Freunde in einem Buche leſen, oder auf der Bühne dargeſtellt ſehen, entzückt die Hände zerklatſchen, oder ſich wehmuthvoll die Augen roth greinen, in der Wirklichkeit aber nicht den hundertſten Theil ihrer

Habschaft an die Erhaltung eines treuen Herzens wenden mögten!

Ja, mein geliebter Bellisle, ich danke Ihnen. Ihr Geschenk ist mehr werth, wenigstens achte ich es höher, als wenn Sie selbst für mich das Leben geopfert hätten. Deuten Sie meine Worte nicht übel. Man wird weit leichter Menschen finden, die, hingerissen von einer schönen Schwärmerei gegenseitiger Zuneigung, ihr Leben für einander liessen, als eine Zahl solcher, die ihr Hab und Gut, oder auch nur einen namhaften Theil desselben, einem Freunde schenkten. Aber Enthusiasmus, und wenn eine seiner geheimen Quellen selbst nur Eigenliebe gewesen wäre, vergißt bald seines dunkeln Ursprungs und vernichtet die kriechende, gefräßige Selbstsucht. Hingegen beim Geldzählen will kaltes Blut sein; da hat der Egoismus wieder sein Wort, und er wörtelt und kalkulirt so lange, bis die schon dem Freunde gewidmeten Geldsäcke in den heimathlichen Kaßen zurückkehren. Dann besinnt sich der zärtliche Freund auf irgend eine poetische Tirade; weint auch, wenn es nicht zu vermeiden ist, eine bittere Thräne der Wehmuth an Ihrer Brust, und klagt die Grausamkeit des unerbittlichen Verhängnisses an.

Und nun, geliebter Bellisle, am Schluß meines ewigen Geschwätzes noch eine Bitte. Ihre Güte enthob mich aller Nahrungssorgen, und setzte

mich in den Stand, meinem Range, meinen Verhältnissen gemäß, sogar mit einigem Aufwand, leben zu können. Aber ich würde im Besitz dieses Geschenks minder glücklich sein, als ichs jetzt bin — erlauben Sie daher, daß ichs Ihnen zurückgebe, ohne Gebrauch davon zu machen. Ich behalte nichts, als die ewige Verbindlichkeit, Ihnen dankbar zu sein — ach! daß ichs sein könnte.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Gabe zurückweise. Wenn das Bedürfniß mich drückte, ich würde ohne Zaudern mich an Sie wenden, und fordern; ich würde Ihr Eigenthum als einen Theil des Meinigen ansehen, so wie ich nichts besitze, was nicht Ihnen gehört.

Aber ich wandle noch unter den Blüthen meines Lebens; ich fühle meine Kraft, und bin noch nicht aller Mittel beraubt, mir so viel zu erwerben, als ich für die Kummerlosigkeit späterer Jahre bedarf. — Und ein Bäumchen, von unserer eigenen Hand gepflanzt, gewährt uns höheres Vergnügen, als ein ganzer Wald, den uns der Zufall schenkte.

Und — warum soll ichs Ihnen verbergen? — ich liebe Sie zu sehr, als daß ichs ertragen könnte, von Ihnen in den schönsten Beweisen der Freundschaft überwunden worden zu sein. Ich fürchte, Sie weniger lieben zu können, wenn ich Sie als meinen Wohlthäter ehren muß. Nichts darf unser

Gleichgewicht stören, keiner erhaben über dem andern stehen, wenn wir nicht die zarten Gefühle verändern wollen, welche bisher unsere Herzen erwärmten.

Und nun noch ein seltsames Abentheuer!

Vorgestern, als ich durch den Hof des Louvre ging — es war schon spät und Dämmerung — zog mich ein Bekannter mit sich zu einem benachbarten Billard.

Ich fand großes Gewühl. In allen Zimmern waren die Spieltische besetzt. Ich ging von einem zum andern.

„Kennen Sie den Rothrock da?“ fragte mein Bekannter, und deutete verstohlen auf die Seite. Es stand nicht weit von mir ein kleiner, breitschultriger Mann, in scharlachnem Ueberrock, dessen Farbe zu den pechschwarzen, ungepuderten Haaren, und dem bleichen, starkknochigen Gesicht grell abstach. Er sah nur den Spielern gelassen in die Karte.

„Ich kenne ihn nicht!“ gab ich zur Antwort.

„Er verläßt Sie mit seinen Augen nicht!“ sagte mein Bekannter.

Ich achtete dessen weiter nicht, ließ Punsch geben, und trat ins Nebenzimmer. Da fand ich den Rothrock wieder, und bemerkte wirklich, daß er mich von Zeit zu Zeit scharf mit seinen vorragenden, großen Augen anblickte. Mir behagte

weder der Mensch, noch sein Blick. Ich eilte in den Saal zum Billard; der Rothrock war auch da. Ich stellte mich vor's Kaminfeuer. Mein widerlicher Beobachter pflanzte sich neben mich. Ich spann ein Gespräch mit ihm an; seine Sprache verrieth ihn als einen Fremdling. Ich würde ihn der Aussprache nach für einen Engländer gehalten haben, wenn er nicht ein so widriges Zigeunergesicht gehabt hätte. Er antwortete mir meistens sehr einsilbig. Nach einer Weile zog er plötzlich die Uhr hervor, drehte sich zu mir, und sagte: „Die Gemahlin des Czarewitz, die Prinzessin von Wolfenbuttel, ist gestorben!" — Ich erstarrte, indem er diese Worte sprach. Er wandte sich plötzlich von mir. Ich suchte ihn in dem Gewühl. Er war verstoben. Auch hatte ihn keiner gekannt, von allen, so gegenwärtig waren; jeder sagte, er habe ihn diesen Abend zum erstenmal gesehen.

Ich eilte sogleich zum Sekretär der russischen Gesandtschaft, den ich wohl kenne. Ich theilte ihm noch zitternd vom Schreck die entsetzliche Neuigkeit mit; ich fragte um Bestätigung oder Grundlosigkeit. Er lächelte, und sagte: „Die letzten Kuriere melden das Wohlbefinden der Prinzessin von Wolfenbüttel, und daß ihre Niederkunft täglich erwartet werde."

O! ich war entzückt bei diesen Worten, wie ein Gott. Was konnte auch der Rothkittel für

eine Abſicht haben, mir das abſcheuliche Mährchen aufzuheften? Und wenn er mich, wie es doch ſein muß, gekannt hätte, wie wußte er um das Geheimniß meiner Bruſt, und was ich für die göttliche Chriſtine empfinde?

Doch der fade Spaß iſt ſchon vergeſſen. Ich wünſche Ihnen, ſolche Zigeuner ſelbſt nicht im Traum zu ſehen.

Chevalier d'Aubant an L. Bellisle.

Paris, 18. Dezember 1716.

Wenn keiner Ihrer lieben Briefe ſeit ſechs Wochen von mir beantwortet wurde, o ſo verzeihen Sie mir — ich gehörte mir ſelbſt nicht an; — war die Beute eines grenzenloſen Schmerzes, welcher mir endlich mit wohlthätiger Gewalt das Bewußtſein raubte. Ich rang mit fürchterlichen Fiebern. Heute iſts der dritte Tag, daß ich das Bett auf einige Stunden verlaſſen darf. Mit matter zitternder Hand kann ich Ihnen meine Geneſung melden, Dank ſei es dem braven Arzt, der mit mir im gleichen Hauſe wohnt, und dem Beiſtand meines treuen Claude.

Sie lebt nicht mehr! O! Bellisle, die Einzige, die Göttlichſte unter den Weibern — ſie lebt nicht mehr!

Tadeln Sie nicht meinen unmäßigen Schmerz;

— nur, wenn ich mich ihm ganz überlasse, ist's mir erträglicher.

Ich mag, ich kann Ihnen nicht erzählen, wie ich litt, seit ich die unglückliche Zeitung in die Hand nahm, und die ausführliche Nachricht vom Tode der Großfurstin las; wie ich an Claude's Arm bewußtlos über die Straßen nach meiner Wohnung zurücktaumelte, wie ich da entkräftet zusammensank und bald alle Besinnung verlor.

Seit ich Christinen in ihren väterlichen Hainen zum erstenmal gesehen, lebte ich, athmete ich nur für sie. In meinem Wesen war eine wunderbare Veränderung ergangen; die ganze Welt war mir um dieses ihres schönsten Schmuckes willen reizender geworden, und jede Erscheinung in der Natur bedeutungsvoller.

Sie mir zu denken in der Glorie unaussprechlichen Liebreizes, sie mir gegenwärtig zu denken bei den wichtigern Augenblicken meines Lebens, im Hintergrunde aller meiner Träume auch den beseligendsten schimmern zu sehen, einst wieder in Deutschland oder Rußland mich ihrem Hofe nahen, in ihren Diensten leben zu dürfen — das war mir alles Bedürfniß geworden, und Bedingung meines Handelns und Denkens, wie das Leben selbst.

Liebe — was man nun im Umgang mit Weibern Liebe heißt — war meine Empfindung nicht.

Es war ein hohes, unendliches Entzücken in der Erinnerung des Heiligsten und Schönsten, was je in den Wunderkreis der Schöpfung trat.

Und nun mußt' ich alle meine Hoffnungen so plötzlich auslöschen, und an das Bild meiner Heiligen den Gedanken an das Vergängliche knüpfen, an Tod, an Verwesung . . .

Ach! Bellisle, die große Verwandlung mit mir ist geschehen. Hinter mir liegt verschwebend der Lenz meines Daseins, und vor mir der ewige Winter. Glanz und Anmuth sind aus der Natur; ich lebe für nichts mehr, als für den verzögernden Tod.

Daß ich diese Stunde und diesen Zustand erfahren mußte! Daß meine Täuschungen von mir gerissen wurden, wie ein Schleier, der mir meine und des Lebens Elendigkeit bisher so wohlthätig verbarg! — Die Schöpfung mit ihren Herrlichkeiten ist ein entsetzliches Gähren, welches Geburten neben Geburten auswirft, mit einem flüchtigen Schaum, der in sich selbst zusammenfällt. Wo hast du, Natur, im weiten Reiche deiner Geheimnisse einen einzigen Balsam für die ewige Wunde eines Herzens, das du selbst so fühlend schufst? Warum riefst du meinen Namen in die dunkle Welt todter Stoffe und Keime hinein, und mich aus dem stillen, bewußtlosen Nichts lebend hervor? Kannst du einen einzigen Schmerz, den wir dul-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14346/024

den müssen, mit deinen tausend Freuden bezahlen? — Furchtbare, eherne Despotie der Natur, die, weil sie es will, uns zu leben befiehlt, statt nicht zu sein, zwischen Dornen und Rosen uns wirft, und uns tödtet, wenn sie es will.

Paris, 3. Jänner 1716.

Es kann sein, lieber Bellisle, wie Sie sagen, daß mein letzter Brief noch sehr fieberhaften Puls hat. — Ihre gute Laune ist unüberwindlich; Ihre Einfälle beleben die meinigen wieder. Ich will Alles versuchen, mich in meine ehemalige Heiterkeit zurückzukünsteln; ich will mich mit Gewalt in Täuschungen werfen, und den Reſt meines Lebens, wie in einem Rausch, verbringen; denn wahrlich, nüchtern ist dies armselige Dasein nicht werth, genossen zu werden. Das fühlen alle Menschen, sobald sie dem verworrenen, nebelhaften Kindes-Alter entwachsen sind, und deutlicher zu sehen und zu denken beginnen. Woher entspreche auch sonst wohl der Hang aller Nationen, durch Wein der Trauben und Palmen, durch Biere, gebrannte Wasser, Opiate und betäubende Tabakspflanzen ihre Sinne auf längere und kürzere Zeit zu verwirren? Es muß doch eine sehr allgemein und gleich empfundene Wollust sein, die

Welt, diese langweilige Prosa, nicht zu genieſſen, wie ſie uns aufgetiſcht ward.

Europa gefällt mir nicht; ich ſuche mir einen neuen Welttheil zur Wohnung; auch wär' es mir gleichgültig, wenn ich der neue Robinſon eines unbewohnten Eilandes würde. Was iſt am Ende daran gelegen, wohin mein Staub fällt? Ich lebe; und eine Zeit wird kommen, wo ich nicht mehr bin.

Sie werden ſagen: „Aendere dich, aber nicht den Welttheil!" Der alte Gemeinſpruch hat an mir ſein Recht verloren. Ich bin frei; warum ſoll ich bei Schlafenden wohnen, wenn ich wachen, bei läppiſchen Buben, wenn ich ernſt ſein will? Mich ekelt Europa mit ſeiner halben Kultur an. Ich will unter Weiſen, oder einfältigen Kindern der Natur leben; beide ſind gleich liebenswürdig, weil ſie einfach, wahrhaft, ungeziert einhergehen. Die Völker unſers Welttheils ſtehen noch in den Knabenſchuhen, und ſind linkiſch, widerſpruchsvoll, und reich an unreifer Schulweisheit, wie Knaben. Jeder *ſcheint*, Niemand iſt.

Mein Handel mit dem Schiffskapitän de Blaizot iſt im Reinen. Ich verlaſſe Europa und gehe in die *Louiſiana*. An den ſchönen Ufern des Miſſiſippi will ich meine Wohnung bauen, und Oberhaupt einer kleinen Kolonie werden, die mich zu ihrem Führer gewählt hat. Es ſind

ſechs Handwerksleute, welche auf eigene Koſten nach Nordamerika gehen wollten; dieſe treten in meine Dienſte. Schon hab' ich anſehnliche Beſtellungen in Bordeaux zum Ankauf von allerlei Samen, Vieh, Acker- und Hausgeräth gemacht. Künftigen Monat reiſ' ich von Paris ab, und im März ſchiffen wir uns ein.

Glauben Sie nicht, daß ich, wie tauſend Andere, dahin eile, um Schätze von edeln Metallen zu ſammeln, die Ponce de Leon dort gefunden haben ſoll. Mögen ſie für mich in Frieden ruhen noch manches Jahrtauſend; ich werde ihretwillen keines Indianers Ruhe ſtören. Keine Leidenſchaft, auſſer derjenigen, welche Religionseifer zeugt, iſt ſo fürchterlich, Alles verheerend, iſt grauſamer in ihren Mitteln, nichtiger in ihren Zwecken, als der Durſt nach Gold. Millionen Menſchen wurden ihre Schlachtopfer, Millionen zogen über entlegene Meere, und verdarben elend in den Wüſten fremder Welttheile unter ihren Hoffnungen. Die Unglücklichen! Und wenn ſie nun Haufen Goldes zuſammengeſpart und nach Europa zurückgeſchleppt hätten, wären ſie froher, glücklicher, reicher geweſen? Konnten ſie mehr, als ihren Hunger ſtillen, ſich in Kleider hüllen gegen Froſt und Hitze, und ſanft ſchlafen? — Was iſt eine Tonne Goldes neben einem ſiechen Körper? Was

iſt ein ganzes Potoſi neben einem krankenden Herzen?

Nein, darum verlaſſ' ich den vaterländiſchen Boden nicht. Ich ſehne mich nach einem ſchönern Leben. Ich will der Stifter einer glücklichen Geſellſchaft werden, welche durch Arbeitſamkeit blühend, durch Unterricht weiſe, durch bürgerliche und religiöſe Freiheit kraftvoll und beneidenswürdig ſein ſoll. Ich werde mich tief in das Innere des Landes ziehen, von den Pflanzſtädten habſüchtiger Europäer und von den beunruhigten Meeresküſten fern. Ich werde Verträge mit meinen indianiſchen Nachbarn ſchlieſſen, und unſere einfachen Bündniſſe ſollen heiliger ſein, als die ewigen Frieden der argliſtigen Politik der Europäer.

Sivran, 20. Februar 1716.

An den reizenden Ufern der Charente, ſchon neunzig Stunden von Paris entfernt, ſchreib' ich Ihnen. Die erſten Blumen des jungen Frühlings ſollen mich vom Boden fremder Inſeln anlächeln; nichts wird mich zurückhalten, wäre auch ganz Frankreich voller Zauberei, nie eine Feenwelt.

Vielleicht erſtaunen Sie, Geliebter, mich entfernt von der gewöhnlichen Straße in einem armen, unbedeutenden Städtchen raſten zu ſehen. Sie haben Recht. Sie werden noch mehr erſtau-

nen, wenn ich Ihnen sage, daß ich schon seit neun vollen Tagen diese Gegenden nach allen Richtungen durchkreuze, wie ein Jäger, der die Fährte eines kostbaren Wildes verfolgt. Aber — lächeln Sie nur immerhin — Zauberei umgibt mich überall. Ich weiß nicht mehr, ob ich träume, ob ich wache, ob ich rase? Die unnatürlichsten Dinge werden zur Wirklichkeit; meine Träume verkörpern sich, und Engel, die ich in den Entzückungen meiner Einbildungskraft sehe, schweben mich hier auf Erden als menschliche Wesen an.

Von meinem Claude begleitet verließ ich die Hauptstadt. Meine Seele wandelte schon in jenen Gefilden am Missisipi, welche mit Aegypten, dem glückseligen Yemen, Indostan und China unter gleichem Himmelsstrich ruhen. Ich sah mich dort schon umgeben von meinen Hütten, meinen Pflanzungen, meinen Heerden, in philosophischer Einsamkeit; sah meinen Garten von allen Blüthen geschmückt, welche der ewige Lenz zwischen den Wendezirkeln streut, und sah im finsternen Heiligthum meiner selbstgepflanzten Gebüsche das Monument, welches ich dem Andenken der angebeteten Fürstin weihen wollte. — Sie ist nicht mehr, aber ich bin noch, und bin und athme nur für sie. Ich werde sie beweinen, so lange meine Augen Thränen haben; ich kann das Unvergeßliche nicht vergessen, und keine Freude der Welt

gilt meinem Herzen so viel, als die stille, hoffnungslose, immer rege Sehnsucht nach ihr.

So kamen wir nach Poitiers. Hier macht' ich Rasttag, um einen alten Kriegsgefährten, den Oberſten Brouin, zu beſuchen im Vorbeigehen. — Es war Morgens. Ich fand ihn nicht zu Hauſe. Ein Lohnbedienter führte mich durch die Stadt umher, mir die Merkwürdigkeiten und Alterthümer derſelben zu zeigen.

Die ſchönſte Gegend von Poitiers iſt vor dem Thore St. Lazare. Hier erheben ſich von verſchiedenen Seiten Trümmer eingeſunkener Römerwerke, auch ein altes, zerfallenes Schloß, und nicht weit davon fällt ein kleiner Fluß in den Clain-Strom.

Die Landſchaft hatte ungemein viel Anmuth, und ein romantiſches Leben. Ermüdet ſetzt' ich mich, unweit der Burg, auf ein zerfallenes Mauerſtück, und, während mir mein wohlunterrichteter Cicerone von der alten Herrlichkeit Poitiers erzählte, und wie Kaiſer Auguſtus ſie ſelbſt gebaut habe, wie vorzeiten hier berühmte Kirchenverſammlungen gehalten worden wären, und unter Karl VII. ſogar das Parlament von Paris ſich hieher geflüchtet habe, gedacht' ich des Verſtäubens und Verweſens alles Irdiſchen. Der glückliche Auguſtus und der unglückliche Karl, die frommen Männer der Konzilien und die Demoſthene

des Parlaments ſind nicht mehr, und ihre Werke ſind vergangen. Alle haderten, ſorgten und litten um Nichts, und ſtarben nach einem freudenarmen, verkümmerten Leben. Und ich gedachte der ſchönen Kirchenlehre von der Auferſtehung und dem Wiederkommen aller Dinge. Da ſchauderte meine Seele froh. Unter den Millionen würde dann auch die Einzige verklärt ſtehen, und ich würde ſie unter den Millionen finden.

Und indem ich's dachte — o Bellisle — trat ſie hinter der halbverſchütteten Ringmauer des Schloſſes hervor, in der Mitte einiger Herren und Frauen, ging den Steig hinab gegen den Fluß, wo ein Schiflein ſie erwartete, und fuhr mit ihren Geſellſchaftern den Strom hin, wo ſie mir zwiſchen den Gebüſchen und Uferkrümmungen verſchwand, eh' ich mich von meinem Schrecken, von meiner unausſprechlichen Verwirrung erholte. — War ſie's ſelbſt? war's ihr Geiſt? war's ein Wunderſpiel der Natur, die ihr ſchönſtes Werk zweimal ſchuf, um durch den Tod der Großfürſtin nicht das edelſte Glied in der Kette ihrer Schöpfungen fehlen zu laſſen?

Chriſtine iſt nicht mehr, und doch ſah ich ſie — ſie war's! Ihre Geſtalt, ihre Grazie, ihr Angeſicht, ihr lichtbraunes uppiges Haupthaar, ihre Bewegung — Alles war ſie ſelbſt!

Ich ſprang auf und eilte dem Ufer zu, da e

schon zu spät war. Ich fragte den Lohnbedienten um die Namen der Gesellschaft. Der Tropf wußte mir nichts zu antworten. Er schwatzte mir statt dessen, mit behender Zunge, viele Mährchen von einem großen Steine vor, der bei Poitiers auf vier andern Steinen liegen soll, und wollte mich dahin führen. Ich lief das Ufer entlang, um das Schiff noch in der Ferne einmal zu entdecken; allein die Gesträuche hinderten mich, vorzudringen.

Wie ein Berauschter kehrt' ich in die Stadt zurück. Der Oberst Brouin nahm mich mit Liebe auf; vergebens forscht' ich aber nach den Namen der Personen, die mich so lebhaft angezogen hatten.

Urtheilen Sie nicht zu früh über mich ab, Bellisle. Lesen Sie diesen Brief zu Ende! Was ich gesehen zu haben glaube, ist mehr, als Wahnsinn.

Am Abend desselben Tages — ich weiß nicht, welches Fest die Leute in Poitiers hatten — ging ich mit Brouin und seiner Familie in die Messe. Wir traten in das Innere einer alt-gothischen, prächtigen Kirche, deren hohe, kühne Massen, Pfeiler, Wölbungen und hundert Altäre vom Glanz unzähliger Lampen und Kerzen erleuchtet waren. Kaum fanden wir noch Raum für uns, so groß war die Menge des Volkes.

Sei es die Feierlichkeit des Orts, die Pracht

der Erleuchtung, die Gewalt der Muſik und der Chöre, zuweilen vom majeſtätiſchen Ton der Orgeln unterbrochen — genug, ich erlag bald unter den heftigſten Empfindungen der Wehmuth. Chriſtinens Bild umſchwebte mich; meine Sehnſucht ward ungeſtümer, und ich fühlte all den namenloſen Schmerz wieder, der mich bei der Nachricht von ihrem Tode und Begräbniß faſt getödtet hatte. Meine Augen ſchwammen in Thränen, und ich ſeufzte mit zitternder Lippe gen Himmel: „O warum gabſt du mir dies fühlende Herz und des Jammers ſo viel!“

Indem ich die Augen wieder ſenkte, überflogen ſie ſeitwärts die Stühle der Frauenzimmer, und Bellisle — da ſah ich dieſelbe Geſtalt wieder, welche mir dieſen Morgen bei dem alten Schloſſe erſchienen war. Ihre ſeelenvollen Blicke ruheten auf mir! — Bellisle, auf mir! — Sie war es wieder, ganz die Großfürſtin, in allen Zügen, in allen Bewegungen, nur möcht' ich ſagen, friſcher, blühender, ſchöner, als ich ſie in Petersburg zuletzt geſehen, wo ſchon der Gram ſie dem Tode langſam zuführte. Wie am Morgen, war ſie auch jetzt in ſchwarzen Trauerkleidern, und am Buſen trug ſie wenige Blumen.

Meine ſtarren Blicke hingen an der Wundergeſtalt. Sie bemerkte es, ſchien betroffen, und zog den ſchwarzen Schleier ſchnell über ihr himm-

lisches Angesicht. Und doch war mir's, als beobachtete mich ihr Auge noch durch die Finsterniß des Schleiers.

Ich aber hatte fast mein Selbst verloren in diesen hohen, lyrischen Augenblicken meines Daseins, in diesen seltenen Licht- und Verklärungs-Punkten meines schattenvollen Lebensgemäldes. Wie soll ich Ihnen meinen Zustand schildern? Ich gedachte nicht des ungeheuern Widerspruchs, daß die russische Großfürstin im kaiserlichen Begräbniß zu Petersburg den tiefen Schlaf des Todes schlafe, und zugleich in einer Kirche zu Poitiers Messe höre. Ich sah nicht mehr die Kirche mit ihren glänzenden Altären und verdämmernden Schwibbogen und Hallen, sondern es war mir, als athm' ich in einer Vorhalle des Himmels, wo die seligen Geister, alles Irdischen entkleidet, sich sammeln unter süßen Ahnungen, ehe sie gerufen werden in das Allerheiligste. Und die Fülle der Strahlen, die aus der Finsterniß auf mich niedersanken, und die Betenden alle, und das Gewühl heiliger Harmonien aus der Höhe, fügten sich in meinen Traum oder in meine überirdische Vision. Ich fand nichts mehr unbegreiflich; und hätte ein Gott mir diesen Zustand verewigt, ich würde unter allen Wesen der Schöpfung das seligste geblieben sein.

Die Zeit verfloß. Viele verließen die Kirche.

Auch das wundervolle Ebenbild Chriſtinens ſchien ſich zum Aufbruch zu rüſten. Da erſt genas ich von meinem Taumel. „Wer iſt die ſchwarze Dame dort?“ fragt' ich ängſtlich den Oberſten Brouin neben mir. „Ich kenne ſie nicht!“ — Alſo eine Fremde? — „Sehr wahrſcheinlich; denn ich ſah ſie nie in Poitiers. Die junge Dame neben ihr, mit der ſie ſich unterhält, iſt eine Tochter aus dem Gaſthofe zum goldenen Stern.“ — Kennen Sie dieſe genauer? — „Ich ſah ſie einigemal auf Bällen. Sie tanzte vortrefflich.“ — Ich beſchwöre Sie, lieber Oberſt, fragen Sie Ihre Bekannte um Namen und Vaterland der ſchwarzen Dame. — „Mit Vergnügen!“

Während unſers Geſprächs hatten ſich jene Frauenzimmer ſchon entfernt. Wie gern wäre ich ihnen nachgeeilt! aber ich mußte dem Anſtand ein Opfer bringen.

Am folgenden Tage ließ ich vom Oberſt nicht ab, bis wir mit einander zum Gaſthof vom goldenen Stern gingen. Die Begleiterin der Unbekannten erſchien. Der Oberſt erkundigte ſich nach der fremden Dame.

„Sie iſt von Lyon!“ war die Antwort: „Ihr Vater heißt de l'Eclufe; er ſcheint ein Kaufmann zu ſein. Dieſen Morgen ließ er in aller Frühe anſpannen, und reiſte mit ſeiner liebenswürdigen Tochter ab.“

„Wohin?“ rief ich.

„Wir wissen es nicht. Er erkundigte sich gestern nach der Route von Sivray!“ antwortete die Befragte: „Es scheint“, setzte sie lächelnd hinzu, indem sie mich schalkhaft ansah, „Sie haben sich einander in Lyon gekannt, und hier bei uns unerwartet zusammengetroffen. Waren Sie nicht gestern Abend mit dem Herrn Obersten in der Kirche St. Eustache?“ —

Ich bejahte es.

„Nun wohl, Mademoiselle de l'Ecluse befragte mich um Sie. Ich konnte ihr nur erwiedern, daß Sie ein Fremder wären.“

Univ. Bibl. München

Dies war nun Alles, was wir von der Unbekannten erfahren konnten, die sich mit ihrem Vater kaum zwei Tage in Poitiers aufgehalten hatte.

Vergebens waren Brouins Bitten. Ich reiste noch denselben Morgen ab nach Sivray. Wohin ich kam, forscht' ich nach dem Kaufmann von Lyon und seiner Reisegesellschaft. Man wies mich bald rechts, bald links. Immer glaubt' ich die Spur entdeckt zu haben; immer fand ich mich wieder getäuscht, bis ich die Hoffnung aufgab, jemals das räthselvolle Abentheuer aufklären zu können.

Morgen reis' ich ab von hier. Mögen Sie auch, mein Bellisle, immerhin sagen, daß die lebhafte Einbildungskraft mir den Streich ge-

ſpielt, daß ich ein artiges Mädchen von Lyon, einiger Aehnlichkeiten wegen, für eine Geiſtererſcheinung genommen; daß es nichts weniger, als wunderbar ſei, wenn ein Frauenzimmer, unaufhörlich von den Augen eines jungen Mannes verfolgt, endlich neugierig genug werde, nach dem Namen dieſes Mannes zu fragen — den Tag von Poitiers vergeſſ' ich nicht. Auch ihm bau' ich in meiner Einſiedelei von Miſſiſippi ein Monument.

Bordeaux, 13. März 1716.

Nachdem ich kaum meine erſten Beſuche in dieſer blühenden Handelsſtadt abgeſtattet hatte, erſchien bei mir der Banquier Herr Duchat, und fragte, ob ich die in ſeinem Bureau für mich liegenden Geldſummen in Wechſelbriefen oder baar beziehen wolle? Welche Geldſummen? Herr Duchat hatte, ehe ich nach Bordeaux gekommen, weder mich noch einen meiner nähern Freunde zum Korreſpondenten. Nicht einmal eine Karte hatte ich an ihn durch Sie, geliebter Bellisle, erhalten. Ich bezeigte ihm meine Verwunderung; ich behauptete, er irre ſich ſchlechterdings in meiner Perſon. Er wies mir einen Brief, ohne Ort und Namensunterſchrift, vor, und fragte mich, ob ich der darin bezeichnete Chevalier d'Aubant ſei? ob ich in ruſſi-

schen Diensten gestanden? ob ich entschlossen sei, mit Kapitain de Blaizot in die Louisiana zu gehen? — Ich läugnete es nicht, und er zeigte mir noch einmal an, daß ich bei ihm ein Kapital von 150,000 Livres zu beziehen habe. Nähere Auskunft wollte er mir nicht geben. Denn daß die Ordre, dazu, wie er vorgab, von London komme, wo keine Seele weiß, daß der Chevalier d'Aubant im März zu Bordeaux eintreffen werde, um sich nach Amerika einzuschiffen — das ist wohl ein Mährchen.

Wer ist mein unbekannter Wohlthäter? — O Bellisle, darf ich auf einen Andern, als Sie, rathen? Nur ein Freund, wie Sie, ist fähig, seinem Freunde ein so königliches Geschenk zum Abschiede mitzugeben! — Ja, ich nehme die Summe an; aber vermehren Sie mir den Werth derselben durch das Geständniß, daß Sie der Geber seien.

Santa Cruz, 3. Juli 1716.

O Bellisle, das seltsamste Schicksal verfolgt mich, welches jemals einen Sterblichen neckte. Der unermeßliche Ozean trennt mich von Europens Küsten, und was ich dort sah, seh' ich wieder hier; und was mich dort bezauberte, übt auch hier seine feenhafte Gewalt an mir. Mein Lebenslauf gleicht einem schönen Gespenster-Mährchen; dieselbe Wundergestalt, welche mich in dem deutschen Hain

entzückte, die ich am Hof des ruſſiſchen Kaiſers als Großfürſtin glänzen ſah, die mich an den Ufern des Clain überraſchte, im Tempel zu Poitiers begeiſterte — nennt meinen Namen unter den Palmen von Teneriffa.

Doch ich will Alles in ſtiller Ordnung erzählen, damit Sie nicht wieder auf die Verworrenheit meiner Briefe ſchmälern. Meinen letzten Brief, welchen ich Ihnen aus Funchal in Madera ſchrieb, worden Sie ſchon erhalten haben; denn wir mußten dort, widriger Winde wegen, noch viele Tage liegen bleiben. Der Kapitän de Blaizot ließ endlich die Anker am dritten Juli lichten in der Frühe; ſchon am vierten gegen Abend konnte man in dämmernder Ferne die Inſel Teneriffa am Horizont erblicken, die wir jedoch erſt am folgenden Tag erreichten.

Der Kapitän wollte ſich auf dieſer Inſel mit Wein verſorgen. Wir mußten alſo auch hier wieder einige Tage verweilen. Ich ging mit de Blaizot ans Land, und hatte beim Anblick des majeſtätiſchen Pics, der ſich kegelförmig in die Wolken emporſtreckt, nicht Geringeres im Sinn, als dieſen berühmten Berg zu beſuchen. Doch der Schiffshauptmann hinderte mich daran; ich habe nichts verloren darum, denn ich erblickte dafür die geliebte Ueberirdiſche.

Es war geſtern ein herrlicher Tag. Ich begab

mich am Abend auf den Spaziergang am Ufer, die Almeide geheißen, wo ich im Schatten hoher Palmen und Kastanienbäume eine schöne Stunde mit Träumereien über meine Zukunft genoß. Der Anblick des ewig regen, unendlichen Meers, und dann wieder des sanft jenseits der Stadt anschwellenden Gebirgs, dessen höchste Gipfel ein Kranz von gekräuselten Silberwolken umfloß — die leichtere, reinere Luft, in der ich tiefer und gesunder zu athmen wähnte — der aromatische Geruch, der mir von unzähligen, wildwachsenden Stauden und Pflanzen und Gesträuchen fremder Gestalt entgegenströmte — das geschäftige Getümmel der Arbeiter, Lastträger und Matrosen am Gestade — Alles war mir ein so neues, schönes Bild, wie ich's nie gesehen, und welches meine Brust mit den lieblichsten Gefühlen schwellte.

Siehe da! — ich war zum Ausgang der Almeide gegen die weit in die See hinausgebaute Lastadie gelangt — kömmt athemlos, mit einem Päckchen unterm Arm, derselbe Mensch gesprungen, den ich Ihnen in meinen Briefen aus Paris nur den Rothrock nannte. Es war dasselbe Zigeunergesicht, nur statt des Scharlachrockes trug er ein leichtes grünes Reiseleid. Er lief an mir vorüber, sah mich, blieb verwundert stehen, und rief: „Herr Chevalier, Sie hier? Willkommen auf Teneriffa! Wohin geht die Reise?“ — Ich

antwortete eben ſo ſchnell, als er fragte: „In die Louiſiana, nach Neu-Orlans.“

„Viel Glück!“ rief er, und lief davon, die Laſtadie entlang. Es verdroß mich die Eilfertigkeit dieſes Sonderlings. Ich rief ihm nach. Er hörte mich nicht. Gern hätt' ich ihn geſprochen. Langſam folgt' ich ihm. Die Seiten der Laſtadie wimmelten von Booten, die landen oder abſtoßen wollten. In eins ſolcher Boote ſah ich meinen Grünkittel ſpringen, es waren darin zwei Frauenzimmer und ein ältlicher Herr. Ich trat näher. Das Boot war ſchon abgelöſet vom Ringe, und ruderte ſeewärts. Ich hörte eine weibliche Stimme aus dem Fahrzeuge: „d'Aubant!“ rufen. — O mein Freund, und es ward dunkel vor meinen Augen — es war die göttliche Lyonerin, die Großfürſtin, das Mädchen vom deutſchen Walde — nennen Sie es, wie Sie wollen.

Mit Vogel-Schnelle flog das Boot dahin, und verlor ſich unter den Schiffen, welche auf der Rhede vor Anker lagen. Ich Elender, alle Beſonnenheit hatte mich verlaſſen, und alle Geiſtesgegenwart! Ich beſchloß zu ſpät, der Wunderbaren nachzueilen, und endlich das unbegreiflichſte Räthſel zu löſen. Ich lief die Laſtadie auf und ab, und ſuchte ein Boot zu miethen um jeden Preis. Ich fand faſt alle ſchon verſagt; bei andern fehlten die Schiffer, und wieder bei andern hatt' ich

Mühe, mich den Leuten deutlich zu machen, die nur Spanisch redeten.

Als ich endlich ein Fahrzeug gewonnen, sah ich drei große Schiffe mit aufgespannten Segeln ins Meer gehen. Ein Landwind, der bei Teneriffa zu den Seltenheiten für Schifffahrende gehört, begünstigte sie. Ich zitterte vor dem Gedanken, daß eins derselben die wunderbare Unbekannte entführe. Ich kam zum Ankerplatz und fragte von Schiff zu Schiff, und meine Furcht fand ihre Bestätigung. Die Frauenzimmer waren auf das französische Schiff, der Delphin genannt, am Bord gegangen, welches unter den Absegelnden gewesen. Man wußte mir noch zu sagen, daß der Commandeur des Delphins nur dieser Damen willen die Abfahrt verzögert, und bei ihrer Ankunft schon die Anker aufgewunden gehabt habe.

Es war schon dunkel, als ich wieder an's Ufer trat — ich lief in die Almeide zurück, wie ein Verzweifelnder, und machte — ich erröthe nicht, es zu bekennen — in tausend Thränen meinen Schmerzen Luft. — Meine Augen fanden keinen Schlummer in dieser Nacht.

Sobald der Morgen graute, ging ich aus, zu erforschen, wo sich die Frauenzimmer während ihrer Anwesenheit auf der Insel befunden haben konnten. Es war in Santa Cruz selbst, wo sie in einem Privathause gewohnt hatten. Der Eigenthümer

des Hauſes, ein Weinhändler, wußte mir nichts zu ſagen, als daß die Dame, ſo mich intereſſirte, die Tochter eines Deutſchen ſei, der nach Weſtindien zu ſeinen Verwandten reiſe. Das zweite Frauenzimmer habe er für die Bediente der Tochter gehalten; und eine andere Mannsperſon, die nach der davon gegebenen Beſchreibung keiner, als mein Rothrock zu Paris, oder der Zeiſiggrüne von Teneriffa ſein kann, ſchien der Bediente des Herrn Walter zu ſein, der ihm ſchlechthin nur Paul gerufen habe.

So weit meine Aufklärungen, wenn ich Aufklärung nennen darf, was meine Verwirrung noch vergrößerte. — Ich erhielt es ohne Mühe, daß mir auch das Zimmer gezeigt wurde, welches die ſchöne Walter bewohnt hatte. Ich betrat es mit ſanftem Schauer, wie das Allerheiligſte eines Tempels. Ihr Geiſt ſchien aus dieſen einfachen Geräthen und Verzierungen mich noch anzuſprechen, und jedes ſchöner und bedeutender zu ſein, weil es von ihrer Berührung geweiht worden. Dieſer Boden hatte ſie getragen, dieſer Seſſel ſie umfangen, dieſer Spiegel ihre himmliſche Geſtalt zurückgeſtrahlt. Ich durchſpähte Alles mit Blicken der Neugier und heiligen Scheu, und ſuchte Spuren und Reliquien, wie ein Pilger, welcher die

heilige Erde Jerusalems betritt, und das Grab sieht, welches der Erlöser bewohnt hatte.

Auf einem Winkeltischchen lagen einige zerschnittene Papiere, von denen noch eins die abgerissenen deutschen Worte enthielt:

Vergessenheit aus Lethe's dunkeln Quellen,
Der Hoffnung grüner Feenkranz . . .

Man sah es den Zügen dieser Schrift an, daß eine weibliche Hand sie gebildet hatte. Auch der Weinhändler bestätigte, daß er die schöne Fremde in diesem Zimmer einmal schreibend gefunden. Dies war genug für mich. Das Blättchen mit den sinnvollen Zeilen ward mein Kleinod.

Bellisle, Bellisle! wer ist diese Wunderbare, die mir unter wechselnden Gestalten und Namen in den verschiedensten Gegenden des Erdballs begegnet? Ist es nicht eine — sind es mehrere? daran glaube ich nicht mehr, seit ich meinen Namen von ihr ausgesprochen hörte auf der Lasadie. Die Tochter Walters und die Lyonerin de l'Ecluse sind dieselben. Die Tochter Walters und die Gemahlin des Großfürsten Alexis sind in meinen Vorstellungen wundersam verwandt durch den sogenannten Paul, der ihr Diener ist, und in Paris mir doch — und warum gerade mir? — den Tod der Prinzessin von Wolfenbüttel verkündete, ehe die Gesandtschaft davon unterrichtet war. — Bel-

lisle, hier walten seltsame Geheimnisse! Wer kennt die vor der Welt verhüllte Geschichte manches Fürstenhauses? Die Gemahlin des Czarewitz ist gestorben; ihr Leichnam ist feierlich in das kaiserliche Begräbniß beigesetzt worden — aber eben diese Prinzessin wandelt noch lebend unterm Himmel! Die Prinzessin von Wolfenbüttel schwebt in diesen Augenblicken auf den Wellen des Meers zwischen den Wendezirkeln, während Europa sie beweint.

Ich ruhe nun auf Erden nicht, bis ich die Unerklärliche gefunden. Als das schwankende Boot sie übers Meer trug, sprach sie mit süßer Stimme meinen Namen — und dieser Ruf zieht mich ihr nach durch alle Wüsten, alle Paradiese — und immer tönt es noch vor meinen Ohren, und mein erloschenes Leben flammt wieder mit verjüngter Gewalt auf.

Der Delphin trug sie zu den Küsten Amerika's. Er wird doch zu erforschen sein. Ich will rasle' und unstät von Hafen zu Hafen, von Land zu Land ziehen, bis ich ihre Spur entdecke — und dann — mir blüht noch ein Arkadien, und dieser Stern wird mich nicht belügen!

Vielleicht erhalten Sie nun in langer Zeit keine Briefe von mir —

für mich immerhin nach Bilaxi, oder, wenn Sie lieber wollen, nach der neuen Kolonie Neu-Orleans am Miſiſipi. Dahin werd' ich, von meinen Abentheuern müde, einſt gewiß zurückkehren.

Zweites Buch.

Aus den Tageblättern der Auguſtine Holden, der Gräfin Julie B. geweiht.

1.

Die Palme ſtreut ihren leichten Schatten auf das Fenſter meiner Hütte; ein unbekanntes Gebirg ſtrahlt mit beſchneiten Gipfeln vom fernen Horizont; ein namenloſer Bach rauſcht in der Tiefe zwiſchen Felſen und entwurzelten Stämmen; eine fremde Natur umſchwebt mich mit reizender Farbenmiſchung; ſelbſt jene Bäume, die ihre ungeheuern, finſtern Aeſte durch die Lüfte ſchwingen, jene Geſträuche am Fuß des Hügels kenn' ich nicht, und aus den Wieſen ſteigen unbekannte Blumen.

Hier iſt mir wohl, und hier beginnt neues Leben, hier meine Ruhe, meine Sicherheit.

Sei mir gegrüßt, du wundervolle, freundliche Wildniß; ich will deine Bewohnerin sein. Ich will eure Schwester heißen, ihr gutmüthigen Wilden, die ihr eure Kinder und eure Todten zwischen den Zweigen der Bäume wieget. So soll mich eure Hand einst in den ewigen Schlaf wiegen unter den kühlen Zweigen. Fürchtet das schwache Weib von Europa nicht. Reichet mir die Hand, ihr Kinder der Natur, lasset mich in eure Hütten treten, einfach zwischen Pfählen von Reisern geflochten und mit Laub bedeckt; ich will die Gesänge eurer Weiber lernen, und sie die Künste meines Vaterlandes lehren. Ich will die Zeugin eurer Feste, eurer Tänze sein, und eure Sieger mit den schönsten Glasperlen schmücken, und eure stillen Wohnungen mit nützlichem Geräth bereichern.

2.

Julie, o meine Julie! denn du bist's, mit der ich immer in meinen Gedanken rede; dir weih' ich diese Blätter meines Tagebuchs, diese Früchte der Einsamkeit und Schwermuth — — Julie, die du von mir in unendlicher Ferne wohnest, und mich beweinst, wie man die Todten beweint — deine Fürstin, deine Freundin wandelt unter einem fremden Himmel und liebt dich noch, und grübt

mit zärtlichem Sinnen deinen Namen in die Zedern eines entlegenen Welttheils.

Ich sehe dich erblassen, und mit zitternder Hand die Papiere aufschliessen, die einst — wenn unser beider Leben schon zur Neige eilt, und Europa mich längst vergaß und das Gedächtniß meiner nur noch in deiner treuen Liebe einsam dauert — die dann vielleicht dein Eigenthum sein werden.

Warum bebeß du ohnmächtig zusammen? Hast du der Verheißung vergessen, daß mein Geist dir einmal wieder erscheinen werde nach langer Zeit? — Du wankst und zweifelst? O meine Julie, erkennst du nicht die Züge meiner Hand mehr? Es ist dieselbe, die in den Gärten unserer Kindheit dir so manchen Blumenstrauß gewunden; es ist dieselbe, die dir mit leisem Druck ewige Freundschaft schwor; es ist dieselbe, die krampfhaft einst die deinige umschloß, und von dir nicht lassen wollte, als wir uns scheiden mußten.

Ja, Julie, ich lebe, deine Fürstin lebt, und ist nun glücklich. Nein, nicht mehr Fürstin — diese ward in den prachtvollen Todtengrüften von Petersburg verscharrt. Dahinten blieb mein glänzender Hofstaat, meine erhabene Verwandtschaft, meine Aussicht auf den größten Thron der Welt. Selbst meinen Namen überließ ich dem Moder des Grabes; Augustine Holden ist ein neugebornes

Wesen, nicht mehr die Tochter des hohen Fürstenhauses Wolfenbüttel!

Vor meiner Thür, wo sonst Kammerherren und Gräfinnen Befehlen entgegen horchten, üben jetzt Indianerinnen, welche ihre Kinder säugen. Statt der Konzerte und Redouten hör' ich den Gesang eines Wilden, der einsam durch den Wald irrt, oder das Lied unbekannter Vögel, oder ich sehe den Tanz der Eingebornen im Mondenschein. Mooskissen liegen an der Stelle meiner Sammetsofas, und Kräuter, Mais und die kühlenden Früchte der heißen Zone füllen meinen Tisch. — Und doch, Julie, beklage mich nicht, denn ich bin glücklich! Noch ist keine Thräne des Heimwehs um Europa aus meinen Augen gefallen, seit ich den Boden Amerika's berührte!

In meiner Brust, o Julie, ist ein Himmelreich, und ein neuer Sinn ist in mir aufgeschlossen für den Werth des Lebens. Ich gehe mit Entzücken durch die grüne Nacht dieser ungeheuern Wälder; sitze mit frohem Schauer am Abhang dieser einsamen Wasserfälle; athme tiefer in diesen lauen Lüften unter balsamischen Gesträuchen, und weine nur Thränen schwermüthiger Wollust, wenn Abends des grauen Herberts Flote durch die horchende Einöde tönt, und sie das liebliche Bild meiner verwaisten Kinder, ihr Lächeln, ihr anmuthiges Liebkosen, ihre unschuldsvollen Tändeleien in mei-

ner Phantaſie erneuert. — Ach, Julie! nur dieſe holden Kleinen noch einmal zu ſehen — nur ungekannt im Gewühl anderer Zuſchauer ſtehen, und aus der Ferne ihre Spiele ſehen zu dürfen — dies iſt mein letzter, mein brennender Wunſch. Aber ſie hatten ihre Mutter kaum gekannt; ſie werden den Verluſt derſelben nie beweinen. Nur ich betraure euer Loos, o meine Natalie, mein Peter — denn ihr ſeid Fürſtenkinder.

3.

Nur dir, Geliebte, will ich das Geheimniß meines Lebens entſchleiern. Aber ich beſchwöre dich, ſtreue dieſe Blätter in die Flammen, daß keine ungeweihten Augen ſie durchſtreifen, und die Verrätherei nie den Gram meiner fürſtlichen Aeltern verjüngen. Ach, was ſollte ſie tröſten, wenn ſie nun wüßten, daß ihr geliebtes Kind, daß die Schweſter einer römiſchen Kaiſerin unter den Wilden wohne im Innern von Amerika? — Wer würde die Wenigen retten vor dem Zorn der Oberherren Rußlands, die meine Flucht mitleidsvoll veranſtalteten? Würde man nicht, und war' es noch ſo ſpät, mich wieder in die Heimath zurückfordern? Würde man nicht dieſe Einoden durchforſchen laſſen, um mich zu finden? — Mir graut vor der entſetzlichen Möglichkeit — ich würde entſchloſſen ſein,

lieber den Tod, als die Küsten von Europa zu sehen.

Glaube es, Julie, nur die schrecklichsten Schicksale konnten mir gebieten, das Außerordentlichste zu wählen. Ich habe einen großen Kampf gekämpft, und habe Blut geweint über der Wiege meiner verlassenen Kinder. — Verzeih' es Gott meinem Gemahl, dem Czarewitz!

Unter Thränen entschlief ich jeden Abend, mit Bangigkeit erwacht' ich jeden Morgen vom leichten unruhigen Schlummer. Es verlor sich fast kein Tag, an welchem ich nicht Beschimpfungen von meinem Gemahl erlitt, und die peinlichsten Drohungen. Es war mir eine Gnade, wenn er mich mied. Doch wenn er kam, dann ward mein Jammer neu. Meistens zeigte er sich nur, wenn er vom Branntwein berauscht, ohne Verstand und Sinn, an mir den Zorn kühlen wollte, welchen die erbitterten Bojaren, Strelitzen und Popen gegen seinen Vater in ihm angefacht hatten; oder wenn er aus dem Kloster kam, worin seine Mutter, die verstoßene Czarin, mit ihrem abscheulichen Galan Gledof, Ränke und Plane gegen den Kaiser geschmiedet hatten; oder von seiner Tante, der Prinzessin Marie, die gegen ihren kaiserlichen Bruder den Haß der verstoßenen Czarin theilte.

„Geduld, Geduld!" schrie er dann oft, „der Czar iß nicht von Eisen. Besteig' ich einst den

Thron, Madame, dann hat unsere Ehe ein Ende, und ich sage Sie in dasselbe Kloster, worin jetzt meine unschuldige Mutter schmachtet. Den schelmischen Großkanzler, den Graf Golofkin, will ich zur Belohnung seiner Kupplerei lebendig auf einen Pfahl spießen lassen; denn er ist Schuld allein, daß ich eine Wolfenbüttlerin heirathen mußte. Und den Fürsten Menzikoff und seinen Schwager will ich ebenfalls lebendig spießen lassen, dem Golofkin zur Gesellschaft. Die Favoriten des Czar sollen in Sibirien Zobel fangen lernen, und all die vermaledeiten Fremden mit ihren neuen Sitten und Künsten, diese Glücksritter, Lungerer und Abentheurer — ich will sie mit eisernen Ruthen aus Rußland wegfegen, wie ein lästiges Ungeziefer, und mit Knuten soll man ihnen den Zehrpfennig auf dem Heimweg reichen."

Dies wiederholte er mir oft — dies schwor er mir mit den gräßlichsten Flüchen vor. Einst hing ich mich liebkosend, weinend an seinen Hals, um seinen Unmuth zu beschwichtigen; da warf er mich, wie eine freche Bettlerin, zurück und gab mir einen Backenstreich, der mich betäubte. — Ach! Julie, dies ist die erste Mißhandlung, die ich in meinem Leben dulden mußte — ich, die von Tausenden immer nur seit meinen Kinderjahren geschmeichelt worden war, ich, der Liebling meiner Aeltern — ich, die Fürstin! — Nein, und wenn

ich könnte, ich würde dir nicht die Empfindungen schildern, unter welchen ich damals verging. Ich würde jetzt noch leiden.

Aber keiner Seele offenbarte ich meine Kränkung, die nachher nur allzuoft wiederholt ward. Vielleicht hätte ich mein herbes Loos versüßen können, wenn ich in die Verwünschungen meines Gemahls gegen des Kaisers Günstlinge, gegen die Weisesten und Tugendhaftesten des Landes eingestimmt — wenn ich, wie er, den Czar, der mich so väterlich liebte, gehaßt — wenn ich mit all den Mönchen und ausschweifenden Wollüstlingen, die meinen Gemahl umgaben, zügelloses Leben begonnen, und mit seiner schändlichen Buhlerin, die ihn bezaubert hielt, Schwesterschaft geschlossen hätte. — Ich konnt' es nicht.

Beklagenswürdiger ist kein Geschöpf, als das schirmlose Weib, welches vor dem Manne unaufhörlich zittert, von dem es Schutz empfahen sollte. Es ist kein qualenreicherer Zustand zu ersinnen. Die Unglückselige steht vereinzelt in der Welt, nur mit und neben ihrem Mörder; sein Name ist der ihrige, seine Ehre die ihrige. Sie muß die Grausamkeit ihres Folterers verheimlichen, um ihren Leumund in der Welt nicht zu entweihen. Sie muß den Mund rühmen, der sie schilt, und die Hand schmeicheln, von der sie geschlagen wird. Durch tausend kleine häusliche Verhältnisse mit

ihm zusammengeflochten, wird jedes ihr zum neuen Dorn im Märtirerkranz.

Lange konnte ich, lange all' mein Elend tragen. Jahre hindurch versuchte ich jedes Mittel, den Unempfindlichen zu rühren. Ich stellte seinem Hasse meine Liebe, seinen Flüchen meine Thränen, seiner Brutalität meine Liebkosungen, seiner Wuth meine Gelassenheit, seinen Niederträchtigkeiten oft den edeln Stolz entgegen, mit welchem Unschuld und Bewußtsein uns bewaffnen — ich siegte nicht. Meine Sanftmuth stärkte nur die Rohheit seines Sinnes, mein Ernst brachte ihn zur Raserei.

Einst fand mich so, du weißt es, von ihm mißhandelt, die Gräfin von Königsmark. Ihr Mitleid regte meine Kraft auf. Er hatte mir oft die Scheidung angeboten, doch furchtsam vor des Kaisers Zorn nie gewagt, das Wort öffentlich auszusprechen. Ich wagte es, den Vorschlag zur Trennung dem Monarchen wissen zu lassen. Fürst Menzikof sollte ihm den Gedanken annehmlich machen. Menzikofs Kunst scheiterte an des Kaisers unbeweglichem Sinn. Der Czar, welcher in seinen Staaten keinen furchtbareren Feind kennt, als den ungerathenen Sohn, der überall in der Mitte der Mißvergnügten, des dummen Pöbels und der beleidigten Mönche Liebling, das große Werk seines Vaters zu zerstören droht — der Czar hätte eher seine Waffen vor Karl XII. strecken,

als sich in einen Wunsch und eine Neigung dieses Sohnes fügen können.

Ich wandte mich flehend in eigenhändigen Briefen an meinen theuern Vater in Deutschland um Einwilligung, und um sein hohes Fürstenwort zu meiner Erlösung. Mit väterlichem Ernst wies er die unglückliche Tochter zurück. So ward ich für die Ehre meines Hauses hingeopfert — nicht einmal gestattet wurde mir die Gunst, nach Wolfenbüttel auf einige Zeit zurückkehren zu dürfen.

So mir selbst und meiner Verzweiflung überlassen, gab ich jede Hoffnung eines frohen Lebens auf. Mein Gemahl verdoppelte seine Unmenschlichkeit. Meine jugendlichen Kräfte vereitelten seine Mühe, mich durch Gram und Kummer früher zum Tode reif zu machen. Da ward ich vergiftet, und — gerettet.

4.

Düsterer denn jemals — es war ein melancholischer Abend, Wind und Regen rauschten gegen die Fenster meines einsamen Gemachs — erwog ich einst mein Schicksal, musterte die freudenarme Gegenwart und die furchtbaren Möglichkeiten der Zukunft. Ich verlor mich in verzweiflungsvollen Planen, und beklagte, daß die Kunst der Aerzte mein elendes Leben aus den Gefahren des Gifttodes gerettet hatten.

„Was hab' ich", so sprach ich in mir selbst, „was hab' ich zu hoffen? Ist denn irgend für mich Frieden, als im Grabe? Wird der grausame Czarewitz, den ich Gemahl heißen muß, wird er nicht jedes Mittel wählen, sich meiner zu entledigen? Bin ich nicht in seiner Gewalt? Früher oder später falle ich durch ihn. Wer einmal das Entsetzen vor einer Gräuelthat verlernt hat, dem ist kein Verbrechen weiter unmöglich. Er kann mir den Tod in meinen Lieblingsspeisen reichen; er kann ihn in meinen Wein füllen; er kann mich im Schlaf an seiner Seite erwürgen.

„Was hätt' ich zu erwarten, wenn dieser Wilde einst den Thron seiner Väter bestiege? — Den Tod, oder den ewigen Kerker? — Wer ist mein Schutz? Verlassen bin ich von Allen.

„Der Schlaf des Todes ist süß. Gott erbarme sich meines unmündigen Kindes — mein Leben ist ihm unnütz. Mein Tod wird vielleicht den grausamen Mann erschüttern, und ihn zu einem zärtlichen Vater machen, da er kein zärtlicher Gemahl war."

Schnell reifte der Entschluß zum Selbstmord. Ich ging zu meinem Arzneischrank, und zog die Flasche mit Opium hervor. Ich füllte einen Becher. Ich ließ mir meine Tochter Natalia bringen, um sie noch einmal zu segnen. Ich nahm

das holde Geschöpf an meine Brust; ich weinte bitterlich; es schlief unter meinen Thränen ein.

Als ich das Kind zurückgegeben hatte, befahl ich den Kammerfrauen, mich allein zu lassen, und erst am folgenden Morgen zu kommen, denn ich wolle schlafen gehen. — Sie gehorchten. — Ich verschloß das Kabinet. Ich sank auf meine Knie, um zu beten.

Aber ich konnte die Hände nicht emporheben; meine Seele war wie vernichtet. „Selbstmörderin und Mörderin des Kindes unter deinem Herzen, kannst du zu deinem Schöpfer reden, während du über Verbrechen brütest?" So rief's in mir. Ich konnte nicht beten. Ich sank weinend zur Erde, meine Stirn berührte den Boden. „Nein, o mein Gott, mein Schöpfer," stammelte ich, „ich bleibe dir getreu. Ich will mein Leiden tragen, und den bittern Kelch leeren — vergib dem schwachen, verzweifelnden Weibe!"

So lag ich da. Es war still und dunkel umher. Ich war ermattet und ohnmächtig. Es fehlte mir an Kraft, mich emporzurichten; zwischen Schlaf und Ohnmacht, in wohlthätiger Betäubung, verlor sich allmälig mein Bewußtsein.

Grüne, schimmernde Inseln schwammen, wie in einem Morgentraume, vor mir vorüber. Sie faßten mich auf; ich irrte in unbekannten Hainen, und über pfadlose, blühende Auen, und von allen

Zweigen tönten mir Gesänge der Vögel entgegen, und links und rechts gaukelten fallende Blüthen purpurn und silbern in der Luft um mein Haupt. Ach, mir war's, als weh' und leb' ich wieder in einem der wunderschönen Frühlinge des reizenden Deutschlands; und meine Brust erweiterte sich tiefathmend, als mögte ich den ganzen Himmel mit einem Zuge trinken.

„Aber wo bin ich denn?" fragte ich einen Greis, der ehrwürdig mit schneehellem Haupt und Bart, und weißen Kleidern, gleich einem Braminen am Ganges, neben mir wandelte. „Dies ist Amerika!" sprach er, „und hier sollst du, wie eine Selige, wohnen."

Da stiegen mir heiße Freudenthränen in's Auge. „Also entflohen dem unermeßlichen, winterlichen Kerker Rußlands? Ich bin frei — für mich ist kein Rußland, kein Czarewitz mehr! — Und hier werd' ich fortan wie eine Selige wohnen." So dacht' ich, und bog mich nieder, und küßte segnend den blühenden Boden Amerika's.

Mein Traum erlosch, und mein Schlaf verflog. Ich erhob mich vom Fußteppich. Schon war es um Mitternacht. Ich warf mich in meinen Kleidern auf's Bett, den schönen Traum zu erneuern.

Julie, wenn es noch göttliche Eingebungen gibt — und warum soll ich sie bezweifeln? warum

ſoll der Vater der Welt nicht mit ſeinen leidenden Kindern reden, wie einſt, er, der noch jetzt, wie ſonſt, ihre Gedanken regiert? — ſo war dies eine göttliche Stimme, die mir's ſprach: Hier iſt Amerika, und hier ſollſt du, wie eine Selige, wohnen! — Heiter erwachte ich ſpät am Morgen; mein Herz aber war voll von unnennbarer, tiefer, ſchmerzlicher Sehnſucht nach dem blühenden Boden des fernen Welttheils.

Die Gräfin von Königsmark beſuchte mich. Sie erſchrack über der Bläſſe meines Angeſichts. Ihre Augen wurden feucht. Sie küßte meine Hand mit der Heftigkeit des lebhafteſten Mitgefühls, und ich fühlte ihre warmen Thränen fallen auf meine Hand.

„Nein,“ rief ſie, „meine Fürſtin, ich kann es nicht ertragen. Ich kann Sie nicht leiden, nicht ſo hinſterben ſehen unter der Grauſamkeit Ihres Gemahls. Gebieten Sie über mich; und wenn es mein Leben gelten ſollte, ich will Sie erretten. Fliehen Sie nach Wolfenbüttel, in den Schuz Ihrer erlauchten Aeltern; ich nehm' es auf mich, Ihr Entrinnen zu veranſtalten. Keine Seele ſoll es früher wahrnehmen, bis Sie den deutſchen Boden betreten haben werden.“

Ich umarmte ſchweigend das gute Weib, und

reichte ihr den harten Brief meines Vaters, worin er mir die Heimkehr untersagt.

„Mag er es doch!“ rief sie: „Sind Sie nur einmal in Wolfenbüttel, so wird er Sie nicht zurückstoßen.“

— Aber er wird mich wieder nach Petersburg ausliefern, und mein ganzes Leben ist mit heilloser Schmach bedeckt. Wie könnt' er dem gebietenden Fordern des Kaisers widerstehen? Ja, liebe Königsmark, Sie verdienen mein Vertrauen. Ich fühle es, daß ich mein qualenreiches Dasein nicht lange mehr führen könne. Wär' ich nur getröstet um das Loos meines Kindes, und desjenigen, so ich unter meinem Herzen trage — mein Entschluß wäre schon genommen.“

„Was können Sie für Ihre Kinder fürchten? Der Czar wird sie nicht verlassen. Die ganze Liebe des Monarchen, so er jetzt Ihnen weiht, wird sich über seine Enkel ausdehnen. Er wird ihr Loos zu sichern wissen, selbst wenn der Großfürst ein so unnatürlicher Vater wäre, wie er ein unnatürlicher Sohn ist. Und gesetzt, theure Fürstin, Sie blieben in Petersburg, sind darum Ihre Kinder beschützter? Oder wenn Sie die Beute Ihres Kummers werden, und früh aus dem Leben gehen — ist Ihren Nachkommen damit mehr geholfen? Ich beschwöre Sie, retten Sie sich! In Petersburg ist Ihr Leben in täglicher Gefahr.“

— Ich weiß es, Gräfin. Ich will mich retten.

„Und wie?“

— Durch eine neue, freiwillige Todesart. Erschrecken Sie nicht! Ich will keinen Selbstmord begehen. Aber sterben will ich für Petersburg, für Europa — ich flüchte mich über's Meer und verberge mich unter fremdem Namen im Innern eines entlegenen Welttheils in unbekannten Gegenden, welche nie der Fuß eines Europäers betrat. Da werd' ich gleichsam in ein zweites Leben treten; wie ein Kind anfangen eine neue Sprache zu stammeln, neue Verbindungen zu schließen, neue Dinge kennen zu lernen. Ich werde in einer neuen Welt, wie auf einem fremden Sterne wandeln, und, gleich einer Abgeschiedenen, mich der Vergangenheit dunkel nur, wie eines frühern Lebens auf dem Erdplaneten, erinnern. Ich werde nichts mehr erfahren von meinen Freunden, von meinen Kindern, meinen Aeltern, von Allem, was in der bekannten Welt geschieht. Man wird nichts mehr von mir hören und erblicken; man wird mich, wie eine Begrabene, betrauern und vergessen. Ich werde einem abgeschiedenen seligen Geiste gleichen, ohne den Tod empfunden zu haben. — Sie schaudern vor diesem Gedanken, liebe Königsmark? Mir gewähret er namenlose Lust. Es ist ein Selbstmord ohne Sünde. Ich erfülle eine heilige Pflicht, und rette mein Leben, ohne die Vorurtheile der Welt,

ohne die Begriffe meiner Verwandten von fürstlicher Ehre zu verwunden. Alles hängt nur von der Verheimlichung meiner Flucht ab. Sollte das Geheimniß jemals verrathen werden, wahrlich, untröstlich würden meine Verwandten sein, vielleicht minder wegen meines Looses, als wegen der vermeintlichen Schande, die ich auf unser Haus werfe. Menschen, unvertraut mit meinem Elende und all' den tausend Ursachen des verzweifelten Entschlusses, würden mich in den Rang der Abentheuerer setzen, und statt den Muth zu ehren, mit welchem ich jedes Vorurtheil zertrat, um die verlorne Ruhe und Freiheit wieder zu gewinnen, mich verdammen mit hartem Herzen.

So ungefähr sprach ich zur Gräfin. Wenig Mühe galt es, sie zum Beistand zu überreden, und manche Besorgniße um den gewagten Plan zu zerstreuen. Sie schwor mir treue Verschwiegenheit und veranstaltete das Nöthige zu meiner Flucht, die nach meiner Niederkunft geschehen sollte, sobald mir die nöthigen Kräfte zur großen Reise wieder gekommen sein würden.

5.

Mein alter, treuer Diener, Herbert, ein Mann von Tugend und großem Muthe, war der erste, welchen ich in unser Geheimniß zog. Seine

Hilfe war uns unentbehrlich; ich wollte mich nicht ohne Begleitung in die weite Welt hineinstürzen. Seit meinen Kinderjahren war er mein Freund, mein Vertrauter; ihm hatt' ich viele meiner bessern Kenntnisse zu danken. Ich ehrte ihn mehr, wie einen zärtlichen Vater, als daß ich ihn wie einen Diener am Hofe behandelt hätte.

Ehemals war er der Zeuge meines Frohsinns, nun seit dem Tage der Vermählung der meines Grams gewesen. Oft stand er von ferne, mit einem Antlitz voller Schmerz, und beobachtete mich; oft, wenn ich ihm klagte, wußt' er mir Muth einzuflößen; oft, wenn ich verzweifeln wollte, wußt' er durch seine Vorstellungen mir neue Hoffnungen anzuzünden. Mir war's, als sei er die hehre Gestalt des himmlischen Traumes, durch welchen mein Schutzgeist zu mir geredet hatte.

Herbert, als ich ihm das große Vorhaben enthüllt hatte, stand betroffen und sprachlos vor mir.

„Warum schweigst du, lieber Herbert?" fragt' ich ihn.

„Gnädigste Fürstin, der Gedanke ist entsetzlich. Sie, gewöhnt an den Glanz des Hofes, an tausend kleine, unentbehrliche Bedürfnisse, an den Genuß, welchen Wissenschaft und Kunst in der gebildeten Welt gewähren, Sie wollen Ihre Wohnung wählen unter den Horden wilder In-

dianer, in den unbekannten Wüsten eines fremden Welttheils?"

„Leben, Freiheit, Ruhe und Armuth sind süßer, als der Hammer unter Gold und Seiden. Herbert, ich will, ich muß mein Leben retten. Ich frage dich, folgst du deiner Fürstin lieber zum Grabe, oder in eine andere Weltgegend? Wir fliehen, Herbert. Ich höre auf, Fürstin zu sein. Ich will dich Vater nennen; ich will deine Tochter sein. Es wird einen schönen Winkel des Erdbodens geben, wo wir verborgen vor den Menschen in Einsamkeit und kummerloser Muße wohnen dürfen. Ich büße meine Kinder ein — du nichts. Was fesselt dich an die Wildniß von Rußland, daß du sie nicht gegen die blühende Einöde eines mildern Himmelsstriches verwechseln mögtest?"

„Nichts!" rief Herbert, und fiel auf seine Knie vor mir hin, drückte meine Hand an seinen Mund und schwor mir Treue bis in den Tod.

Schon am folgenden Tag mußt' er, so ward es unsere Verabredung, öffentlich seine Entlassung fordern, damit er von Petersburg entfernt die Fortsetzung meiner Flucht beschleunigen könne, ohne durch sein späteres Verschwinden bei meinem Scheintode Verdacht zu erregen.

O wie unendlich lang wurden mir seit diesem Tage alle Stunden! Und doch nicht ohne Furcht

und Schmerz sah ich, als flöhen sie zu schnell, die Wochen vorübergehen. — Ich wünschte und scheute zugleich die große Entwickelung; die Stunde meiner Erlösung war der ewige Verlust meiner kleinen Natalia.

Holder, stiller Engel, noch seh' ich dich auf meinen Knien, in meinen Armen gaukeln — ach! deinem kindlichfrohen Jauchzen antworteten der Mutter tiefe Seufzer; deinem süßen Lächeln, deinem freundlichen Winken begegneten nur der Mutter thränenschwere Blicke! — Du verstandest, selige Unschuld, noch nicht die Sprache des Grams — schon gedenkst du nicht mehr der verwaiseten Mutter — aber ich, oft irr' ich weinend am Ufer des Meers hin, und strecke die mutterlichen Arme umsonst gegen Abend, und nenne tausendmal mit leiser, schmerzlicher Stimme deinen Namen: Natalia!

6.

Je näher die Zeit meiner Entbindung rückte, je seltener wurden die Besuche meines Gemahls. Mir ward wohl dabei. Ich träumte mir vom Glück der Freiheit — ich rüstete mich geschäftig zur ungeheuern Wanderschaft. Die Gräfin Königsmark versorgte mich mit neuen Kleidern, mit Wechselbriefen und Adressen; ich versah mich mit

Gold und Juwelen; auch mein treuer Herbert hatte schon Kapitalien in's Sichere gebracht.

Am 22. Oktober ward ich von einem jungen Prinzen entbunden, welcher in der Taufe den Namen seines erlauchten Großvaters erhielt. Wie unverstellt, wie rührend war die Freude des edeln Kaisers! Nur Alexis, mein Gemahl, blieb sich gleich, empfindungslos und kalt.

Ich fühlte mich wundersam stark und genesen. Ich hätte schon wenige Tage nachher das Bett verlassen können, wenn nicht die gute Königsmark meiner Ungeduld Schranken gebaut hätte. So spielt' ich nun, um die Welt über mein Vorhaben in Täuschung zu erhalten, die Sterbenskranke, und, unerfahren in den Künsten des Betrugs, half die Begierde frei zu werden meiner Ungeschicklichkeit nach.

Von allen denen, welche mein Krankenbett umgaben, war der Schmerz keines einzigen so tief, so trostlos, als der eines meiner Fräulein, Namens Agathe von Dienholm. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen, meines Alters, aus einem verarmten, adelichen Geschlecht, ohne Aeltern, ohne nahe Verwandte. Auf Empfehlung der Königsmark hatte ich das gute Kind aufgenommen. Sie lohnte meine Freundschaft mit einer unbegrenzten Dankbarkeit, und einer Anhänglichkeit, die selten ihres Gleichen findet. Es

war mir nicht unbekannt, daß sie einen jungen, angesehenen Offizier aus einem der besten Häuser von Petersburg, der um ihre Hand geworben, der ihr sogar nichts weniger als gleichgültig gewesen, mit Unerbittlichkeit von sich entfernt hatte, weil er in einer Gesellschaft anderer Offiziere zum Vortheil des Czarewitz wider mich das Wort geführt haben sollte.

Als man nun an meinem Leben zu zweifeln begann, überließ sie sich dem wüthendsten Schmerz. Sie erschien nicht mehr vor meinem Bette. Ich erkundigte mich nach ihr, und erfuhr, daß sie selbst erkrankt sei, aus Kummer um mich.

Wie sollt' ich so viele Liebe unbelohnt lassen! Ich beschloß, sie zur Vertrauten meines Geheimnisses, und zur Gefährtin meiner Pilgerschaft zu machen. Die Gräfin von Königsmark eilte zu ihr, bereitete sie auf die große Entdeckung vor, und machte ihr meine Gesinnung kund.

Agathe, am Arm der Gräfin gelehnt, trat in mein Zimmer. Sie war bleich und entstellt; aber Lieb' und Entzücken leuchteten mich an aus ihren schonen, seelenvollen Augen. Sie fiel auf ihre Knie vor mein Bett — ohne Sprache, ohne Thränen; aber ihr Busen flog ungestum und verrieth, welch ein Sturm in ihrem Herzen wühlte. Sie schloß ihre brennenden Lippen an meine

Hand; mir selbst war bange um das gute Kind und um die Verborgenheit meines Plans.

„Willst du, liebe Agathe, künftig meine Schwester sein?“ sagt' ich ihr leise.

Sie seufzte tief und laut, und sah gen Himmel und dann mit Zärtlichkeit auf mich, und stammelte halb odemlos: „Treu — ewig! ewig!“ Dann nahm sie vom Tisch ein Messer, und rief: „Ich will mir selbst die Brust durchbohren, wenn ich Sie je verlasse, meine Fürstin, je verrathe!“

Ich ließ sie von mir; und gleiches Tags ging sie schon genesen unter den Andern umher. Ihr ganzes Wesen schien verwandelt. Sie schien veredelter, feierlicher; sie trug den Himmel im Herzen und auf dem Antlitz erkünstelten Schmerz.

Warum genoß ich Liebe von so vielen fremden Wesen; warum mußte der Einzige mich hassen, an den mein Schicksal mich gebunden hielt!

7.

Schon war der Tag meiner Flucht bestimmt. Die Gräfin von Königsmark, die treueste Freundin, bürgte für mein glückliches Entkommen, und für die Vollendung der allgemeinen Täuschung. Herbert hatte für Schlitten überall gesorgt, und harrte mein in einem Walde, nahe bei der Haupt-

stadt, während Kuriere bereit standen, meinen Tod durch ganz Europa zu verkünden.

Ich sagte als Sterbende Allen meines Hofes Lebewohl. Ich verweigerte von den Händen der verzweifelnden Aerzte neue Hilfe zu nehmen, und wünschte nur mit sehnlichem Verlangen noch einmal den Kaiser zu sehen.

Er kam, und mit ihm mein Gemahl. In meinen Armen ruhten zum letztenmale meine Kinder. — O welch ein herber Abschied! Der Kaiser gab sich den Gefühlen seines Schmerzes hin; er wollte keinen Dank von meinen Lippen für seine Liebe hören; er segnete mich und meine Kinder, und schwor mir, fortan ihnen Alles zu sein.

Mir brach das Herz; ich schluchzte laut. O meine Kinder! meine Kinder! — Ich umarmte sie wechselweise hundertmal und badete sie mit meinen Thränen, und hundertmal nahm ich sie wieder. Fast verlor ich in diesem schrecklichen Augengenblick Besonnenheit und Entschluß. Ich fand das qualenreichste Leben erträglicher, als die ewige Trennung von diesen Engeln. Der Kaiser sah meine heftige Bewegung; er fürchtete von ihr die Beschleunigung meines Todes. Er hieß der Gräfin Königsmark die holden Geschöpfe hinwegtragen. Mein Gemahl begleitete sie. Noch einmal, ehe er ging, reicht' er stumm und düster mir die Hand. Ach, hätt' ich noch in seinen Mie-

nen eine zarte Spur einigen Schmerzes und leiser Zuneigung gefunden, ich würde meine Rolle verworfen, und mein altes Leben in Rußland erneuert haben. Aber finster war sein Blick. Zeuge meines Todes zu sein, war ihm mehr unbehaglich, peinlich, als schmerzlich. Sein Händedruck war kalt, und wie vom Wohlstand erzwungen. Er schien auf sich selbst zu zürnen, daß seine Augen keine Thränen finden konnten, die er seinem Vater, dem betrübten Kaiser, hätte aufweisen können.

Er ging, und war von mir vergessen, wie er den Rücken wandte. Ach, mein Herz schrie nur meinen Kindern nach.

Erschöpft sank ich zusammen. Man ließ mich einsam; nur die Gräfin Königsmark bewachte mich. Ihr Zuspruch gab mir den verlornen Muth zurück. Ich schlummerte einen kurzen Schlummer und fühlte mich gestärkt. Nach Mitternacht wurde die Anzeige meines Todes verbreitet. Mein Gemahl hatte schon Petersburg verlassen, und sich mit einigen seiner Gesellen auf ein Landgut begeben. Er empfing die Botschaft meiner Auflösung, und gab Befehl, wie ich es selbst befohlen hatte, meinen Leichnam in der Stille zu beerdigen. — Der Sarg erschien. Agathe und die Königsmark legten mich ein und verhüllten mein Gesicht. Viele meines Hofes forderten mich noch

zu sehen. Sie umgaben weinend die Baare. Von Zeit zu Zeit lüpfte die Königsmark den Schleier von meinem Antlitz, und der Schmerz der Zuschauer ward nur reger, und für jeglichen Verdacht der Zukunft mein Absterben zweifelloser.

Verkleidet ward ich in der Nacht, als mein verschlossener Sarg zur Ruhestätte geführt worden war, aus meiner Wohnung von der Königsmark entführt. Ich blieb verborgen in ihrem Palast. In der dritten Nacht erschien der treue Vater Herbert am Thore der Stadt. Agathe von Dienholm und ich verliessen in männlichen, altrussischen Kleidern Petersburg. Es war ein großer Schnee gefallen; doch schwieg der Sturm. Die Sterne funkelten hell.

Herbert regierte selbst den Schlitten; er flog mit Vogelschnelle über den Schnee hin, sanft wie in Wolken. Keiner sprach. Immer zittert' ich, verrathen und eingeholt zu werden. Oft wünscht' ich's heimlich, um wieder, wäre es auch im Kerker, meinen Kindern nahe zu sein. — Unaussprechliche Angst und tiefnagender Mutterschmerz quälten mein Herz. Agathe, die Liebevolle, schmiegte sich schüchtern an mich; unermeßlich schien ihr das Glück, die Unentbehrliche ihrer Fürstin zu sein. Ich drückte ihre Hand in der meinen. „O meine Fürstin! meine Fürstin!“ lispelte sie: „Wie

lieb' ich Sie, wie möcht' ich für Sie sterben, wie gern!" —

„Ich bin nicht deine Fürstin mehr! Vergiß deiner Rolle nicht. Nenne mich deine Freundin, deine Schwester: denn nun bin ich's, und dir gleich!" —

Ich legte meinen Arm um sie; nur auf meinen wiederholten Willen that die Schüchterne desgleichen. Ich fühlte ihr Erglühen und die Unruhe ihres schönen Herzens, worin noch immer die zärtlichste Liebe mit der gewohnten Ehrfurcht kämpfte.

So dämmerte, nach einer langen schrecklichen Nacht, der Morgen. Wir befanden uns in einer waldigen Wildniß. Die ermüdeten Rosse trabten langsamer. Wir erreichten endlich ein einsames, elendes Haus im Gehölz, vor welchem Herbert Halt machte. Er führte uns hinein. Ein paar alter Leute empfing uns mit Gastfreundschaft. Herbert nannte Agathen und mich seine Söhne.

8.

Seligkeit des unbemerkten Einsamlebens, nur gekannt von wenigen Guten, die uns lieben, welches Glück der Welt darf die gleichgeachtet werden! — Der alte Russe, mit seiner Frau und

einem rüſtigen, jungen Burſchen, ihrem Sohne, lebten in dieſer Hütte ſchon viele Jahre, ohne ſie zu verlaſſen, als an hohen Feſttagen, wenn ſie die Kirche eines ſieben Werſten von hier entlegenen Dorfs beſuchten. Der Alte mit ſeinem Sohne verfertigte allerlei Geräthe von Holz, die dieſer dann zum Verkauf austrug, und gegen Lebensmittel, Kleider und weniges Geld austauſchte. Wie bezauberte mich die ſtille Zufriedenheit und Genügſamkeit dieſer Armen! Alles, was ihr Herz wünſchte, lag im Umkreis ihrer Hütte. Sie kannten die Herrlichkeit und das Elend der Großen nicht: ſie wußten nichts von den Ereigniſſen, welche rings umher die Welt erſchütterten, und von dem fürchterlichen Gährungsſtoff, der, in die Bruſt der Menſchen geworfen, frohe Geſchlechter verheert und Thronen in Ströme Blutes ſenkt.

Während Herbert unſere Roſſe beſorgte, ward die liebenswürdige Agathe mein Mundkoch. Sie bereitete uns ein einfaches, reinliches Mahl. Ich bewunderte ihre Geſchicklichkeit, ihren Fleiß. Als wir allein waren in dem engen Stübchen, nahte ich mich ihr, ſchloß ſie in meine Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Ein reizendes Roth überflog ihr Antlitz — ſie erwiederte ſchüchtern und glühend den ſchweſterlichen Kuß, und ſah mit ſchwimmenden Blicken zu mir auf, und ſtammelte leiſe: „O mein Gott!“

„So wie diese Alten", sprach ich, „werden auch wir eine Einöde finden, schöner als diese; wir werden glücklich sein. Das einfache stille Dasein in der Welt wird von uns wie eine Wollust genossen werden; wir vergessen bei der Liebe einzelner, treuer Nachbaren die Schmeicheleien fader Höflinge, die knechtische Verehrung des unterthänigen Haufens; wir hören nichts mehr von Kriegen, Verräthereien, Kabalen, und Allem, was die arme Menschheit quält, womit sie voll kindlicher Begier tändelt, womit sie ihr flüchtiges Leben vergiftet; nichts von den Geckereien der Eitelkeit, von dem Streben der Ehrsucht, von den privilegirten Sünden und Albernheiten der Großen, von der Blindheit des rohen Pöbels, und was sonst die Zeitungen füllt. Die Morgen- und Abendröthen sind unsere Zeitungen, die uns einen heitern oder trüben Tag verkünden; der Wald unser Opernsaal; Gebirg und Meer unser Schauspiel; die Gesundheit unsere Köchin; der unendliche Himmel unser Kirchengewölb. Ach! liebe Dienholm, kannst du dich auch herzlich mit mir freuen auf dieses stille Glück?"

Sie lächelte mich an, küßte mich erröthend und sprach: „Ich freue mich nicht mehr in der Hoffnung; denn was ich nie hoffen durfte, ist mir schon geworden. O wie gern meid' ich die Welt, dies große Krankenhaus, worin fast alles, groß

und klein, an irgend einer Begierde kebert, nach Gold, nach Ruhm, nach Bewunderung, nach Rache, nach Unsterblichkeit, nach hohen Stellen, nach Leckerbissen, schonen Kleidern und tausend marternden Lächerlichkeiten. Wer all dem Tand entsagen kann, der nicht unmittelbar zum Leben nöthig ist, der hat, was er bedarf — im Herzen Ruhe. Und so ist mir's geworden."

Fast den ganzen Tag blieben wir in der Hütte mit voller Sicherheit. Wir schliefen hier so sanft, so fest, als hätte Rußland für uns keine Gefahr mehr. Erst am Abend trennten wir uns von unsern alten Wirthen, und setzten unsere Reise über den Schnee fort.

Herbert war seines Weges vollkommen kundig, er mied überall die großen Straßen; wir reiseten meistens nur bei Nacht; ruhten meistens nur in abgelegenen Hütten und elenden Dorfern aus; sahen wenig Menschen, und wechselten bald Kleidertracht, bald Namen, um immer unentdeckt zu bleiben. Über alles dies gab unserer Flucht eine ermüdende Langsamkeit; bald waren die Nächte zu dunkel, bald die Tage zu stürmisch, und alle Wege bis zur Unkenntlichkeit verschneit. Vierzehn Tage lang waren wir schon in den ewigen Wildnissen durch unbewohnte Steppen und finstere Waldungen geirrt, aus deren Labyrinth wir uns

söne von Dorf zu Dorf mitgenommene Führer, nie gefunden haben würden, und noch immer hatten wir die Grenzen des russischen Gebiets nicht erreicht. — Herbert tröstete uns von einem Tage zum andern; aber einen Tag wie den andern ward unsere Hoffnung getäuscht.

Eines Abends endlich sprach Herbert: „Beruhigen Sie sich, wir schlafen heut im letzten russischen Dorf. Es heißt Kwadoszlaw, und kann nicht mehr als zehn Werste von uns sein. Morgen reisen wir auf polnischem Boden.“ Ich jauchzte freudig auf. „Nein,“ rief ich, „noch diese Nacht müssen wir in Polen sein. Ich athme nicht eher freier.“

Wir kamen spät in Kwadoszlaw an. Es war finster und schneite stark. — Herbert wollte rasten; aber ich ließ nicht nach, bis er zum ersten Dorf die Reise fortsetzte. Er erkundigte sich nach dem Namen desselben. Man nannte es Rieszoperda.

Wir begehrten einen Wegweiser; aber die Menschen waren hier so ungefällig, daß keiner sich dazu hergeben wollte, und wir, so große Belohnung wir auch versprachen, keinen erhalten konnten.

Dem ungeachtet betrieb ich die Fortsetzung der Reise, da wir diesen Tag nicht weit gekommen waren. Bald sahen wir uns in einem weitlaufigen Walde; wir hatten bisher das kaum sicht-

bare Geleis vor uns gefahrner Schlitten verfolgt, aber es wurde immer dunkler; der Wind warf uns den Schnee entgegen, daß es zuletzt keine Möglichkeit war, eine Spur der Bahn zu finden. Wir waren schon zu tief in der Irre, um hoffen zu dürfen, nach dem verlaſſenen Orte zurückkommen zu können. Wind und Schnee hatten unſere Gleiſen verwiſcht. Wir waren vom Froſt halb erſtarrt, und mußten uns dadurch erwärmen, daß wir von Zeit zu Zeit neben dem Schlitten hintrabten. Ich litt viel; aber noch mehr die gute Agathe, welche nicht, wie ich, durch Hoffnung, Angſt und Furcht Kraft der Verzweiflung empfing, und ohnedem dieſen Tag die ſchwerfällige Tracht einer ruſſiſchen Bäuerin angenommen hatte.

Einige Stunden lang hatten wir uns im Walde herumgetrieben, ohne ſein Ende zu erreichen. Herbert, da er nirgends einen Ausweg vor ſich ſah, war abgeſtiegen, um die Gegend vor uns zu unterſuchen. Agathe und ich erwarteten im Schlitten ſeine Rückkunft.

Zu unſerm nicht geringen Schrecken erſchien unverhofft neben uns ein fremder Kerl zu Fuß. Ich redete ihn an; er gab keine Antwort, ſondern ging gegen das Pferd, ſchwang ſich hinauf und jagte, ſeitwärts in das Gehölz hinein, mit uns davon.

Beſtürzung und Angſt raubten uns faſt alle

Besinnung. Wir schrien Herberts Namen; wir hörten sein antwortendes Geschrei aus der Ferne, und bald vernahmen wir auch dies nicht mehr. Ich sank ohnmächtig in Agathens Arme zurück, und kam nicht eher zu mir, als in dem Augenblick, da der Schlitten still stand.

Ich öffnete die Augen. Wir waren in einer weiten Ebene ausser dem Walde; Schnee und Wind währten fort. Der Kerl, so uns entführt hatte, war vom Pferde gesprungen, und verschwunden. Vermuthlich hatte er nur, um seine Fußreise zu verkürzen, und schneller aus dem Gehölz zu kommen, sich unsers Rosses bedienen wollen.

Es blieb uns nichts übrig, als in den Wald zurückzukehren, um unsern verlornen Freund zu suchen. Die tiefen Spuren im Schnee zeigten uns den weiten Weg, welchen wir gemacht hatten. Wir kamen nach einer halben Stunde ins Gehölz. Wir riefen Herberts Namen unzähligemal; aber unserm ängstlichen Geschrei antwortete nur das Geheul des Sturmwindes in den schwarzen Fichten. Noch fuhren wir eine halbe Stunde tiefer in den Forst; keine Spur, kein Laut von dem armen Herbert. Wo sollten wir ihn suchen? Wir mußten selbst fürchten, irre ad eine falsche Fährte befahren zu haben. Vielleicht war der unglückliche schon, von Kälte erstarrt, auf dem Schnee

erfroren; vielleicht von Wölfen angefallen und zerrissen — wir ohne Rathgeber, ohne Beistand, in der Wüste allein, an Kraft und Muth erschöpft.

Nie hatte ich mich in einer schrecklichern Lage befunden. Kaum besaßen unsere starren Hände noch Macht genug, die Zügel unserer müden Rosse zu leiten. Agathe rieth an, in das freie Feld zurückzufahren, in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu entdecken, wenn wir die Fußstapfen unsers Entführers verfolgen würden. Von da aus konnten wir am Tage des Waldes kundige Leute aussenden nach Herbert. — Ich folgte dem Rathe; und in der That erreichten wir, indem wir der hinterlassenen Spur des entwichenen Kerls folgten, mit Tages-Anbruch ein kleines, armseliges, halb im Schnee vergrabenes Dorf.

9.

Wir hielten in einem alten, aus Backsteinen aufgeführten Hause an, welches das ansehnlichste im ganzen Dorfe war. Eine ganze Koppel Hunde umringte bellend unser Fuhrwerk, bis sie ein verlumpter, schmutziger Kerl zum Schweigen brachte, der aus dem Hause trat, und unsere klägliche Erzählung anhörte, die ich ihm, so gut als möglich, in russischer Sprache machte. Er verließ uns, ohne zu antworten, erschien nach einigen Minuten

wieder, und führte uns in eine geheizte Stube, welche einem Stalle glich, wo mehrere Knechte und Mägde auf mürbem Stroh schlafend umherlagen.

Wohl eine Stunde mußten wir hier geduldig unser Schicksal abwarten. Die Schlafenden ermunterten sich; man führte unsere Rosse unter Dach, und uns endlich in ein größeres Zimmer, wo ein starker, breitschulteriger Mensch, der einen gewaltigen Knebelbart trug, sich als den gestrengen Herrn von Horodok ankündigte.

Er redete zuerst Agathen auf russisch, dann auf polnisch an. Das gute Kind, keiner dieser Sprachen mächtig, antwortete französisch, dann deutsch, und ward nicht verstanden. Ich wollte das Wort für sie führen; er aber gebot mir Stillschweigen: „Du bist keine Russin, trotz deiner Kleider!“ sagte er, flüsterte einem seiner Knechte wenige Worte ins Ohr, und ließ Agathen zum Zimmer hinausführen. Vergebens widersetzt' ich mich diesem seltsamen Betragen. „Ich kenne euch wohl!“ sagte der schreckliche Mensch zu mir: „Ihr seid von Petersburg entwischt. Ihr waret mir gleich anfangs verdächtig.“

Diese Rede vollendete meine Angst. Schon glaubt' ich mich entdeckt, verrathen, aufgesucht und nach Petersburg ausgeliefert. Ich gab Agathen für meine Schwester aus; erzählte unser nächt-

liches Abenteuer, und wie sich unser Vater von uns im Walde verloren habe. Ich bat nur diesen aufsuchen zu lassen. Der Edelmann schüttelte den Kopf; er ließ mich in ein Nebenzimmer führen, wohin nach einiger Zeit auch Agathe gebracht ward, die bitterlich schluchzte. Mit Hilfe eines Knechtes, der gebrochen deutsch redete, hatte der Herr von Horodok auch sie wieder ins Verhör genommen: und da sie sich für eine Magd ausgegeben, die in Diensten meines Vaters stehe, so wurde der Verdacht des alten Dorftirannen durch den Widerspruch unserer Aussagen vermehrt.

Man behandelte uns, wie Gefangene, brachte uns unsere wenigen Habseligkeiten aus dem Schlitten ins Zimmer, versorgte uns mit Speise und Trank, und ließ uns bis gegen Abend allein. Wir erfuhren nur, der gestrenge Herr, dem man den Titel eines Staroſten beilegte, sei mit andern Freunden auf die Jagd.

Bald nahmen wir uns vor, mit einbrechender Nacht zu entſpringen, bald mit heldenmüthiger Fassung den Ausgang der Dinge zu erwarten. Ein Plan verdrängte den andern: am meiſten waren wir um unſern Herbert in Sorgen.

Als es dunkel ward, hörten wir die Jagd zurückkommen. Bald war wildes Getümmel im Zimmer neben dem unſrigen. Wir hörten Becher klingen, und rohes Gelächter. Der Staroſt, deſſen

Stimme wir vor allen andern unterschieden, sprach auch von uns. Was mich am meisten beunruhigte, war seine Vermuthung, daß wir schwedische Spione, oder Vagabunden seien, die in Petersburg ein Beutelschneiderstückchen verübt hätten. Er wolle uns, sagte er, und den Alten, den wir für unsern Herrn ausgeben, am folgenden Tage an die Obrigkeit der nächsten russischen Stadt schicken. Also auch Herbert schien sich gefunden zu haben.

Indem ich der armen, zitternden Agathe die Reden des Staroßen erklärte, ward die Thür geöffnet. Die Gesellschaft, von Wein und Branntwein begeistert, drängte sich zu uns herein, und musterte uns. Agathe weinte; ich aber überhäufte den Staroßen wegen seines despotischen Verfahrens gegen unschuldige Reisende mit Vorwürfen, und verlangte zu meinem Vater gebracht zu werden.

Ein wohlgewachsener junger Mann nahete sich Agathen und sagte, indem er seine Hand unter ihr Kinn legte, und ihren Kopf in die Höhe richtete, auf französisch: „Sie sind wohl weder eine Bäuerin noch eine Verbrecherin, schönes Kind!“

„Und Sie, mein Herr,“ redete ich ihn an, „scheinen weder ein Räuber, noch fähig zu sein, Barbareien gut zu heißen, welche man im Gebiet des Königs von Polen gegen Reisende verübt. Wir kamen, und machten Anspruch auf Gastfreundschaft und auf die gerühmte Großmuth der Polen, und

werden, statt dessen, allen Mißhandlungen preisgegeben."

Der junge Mann sah mich lächelnd seitwärts an, dann wieder Agathen, die ihre Augen verschämt zu Boden schlug.

„Folgen Sie mir. Ich will Sie frei machen, wenn Sie wollen!" sagte er endlich; und, indem er seine Hand auf Agathens Schultern legte, setzte er hinzu: „Weine nicht, schönes Mädchen!"

Dann wandte er sich lachend zum Starost, und rief: „Wladislaw, du hast mir einen schönen Streich gespielt!"

„Wie meinst du das, Zaninsky?" rief der Starost.

„Den Maler hast du verhaftet, von dem mir der Hauptmann Osterow geschrieben, und welchen ich so sehnlich erwartet habe. Diese beiden jungen Leute gehören ihm an. Wo ist er? ich muß ihn sprechen."

Damit verließ er uns. Die ganze Gesellschaft folgte ihm. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Zaninsky mit schlauem Lächeln zu uns hereintrat, an seiner Hand unsern Herbert.

„Die Schlitten", sagte Zaninsky, „sind angespannt. Sie folgen mir auf mein Schloß, und genießen dort alle Bequemlichkeit, so lange Sie bei mir ausruhen wollen."

Ich glaubte mich, nun ich Herbert wieder sah, aller Gefahr auf immer entronnen. Wir erzählten ihm, sobald wir allein waren, unser Abentheuer, unsere Angst, unsere Sorgen um ihn. Er theilte uns seine Geschichte mit, die der unserigen ziemlich ähnlich ward, sobald er die Spuren unsers Schlittens im Schnee wieder gefunden, und durch sie geführt nach Horodok gekommen.

So ermüdet wir auch alle Drei sein mogten, standen wir doch keinen Augenblick an, diesen verhaßten Ort zu verlassen, und mit dem unbekannten Zaninsky zu reisen, dessen freundliches Aeussere uns wenigstens ein besseres Loos versprach.

10.

Unter empfindlichem Schneegestöber machten wir uns auf den Weg. Zaninsky's Schlitten fuhr voran. Kurz vor Mitternacht erreichten wir endlich ein weitläuftiges Dorf, Sloboda geheißen, an dessen Seite sich ein hohes, altväterisches Gebäu erhob, mit einigen kleinen Thürmen versehen. Der Mond schien trübe durch die grauen Schneewolken, und warf ein melancholisches Licht auf das Schloß, welches mit seinen Erkern, Thürmchen und engen Fenstern einem großen Gefängniß glich. Rings um dasselbe zog sich ein Graben, über welchen eine Brücke führte.

„Ach!“ flüsterte mir Agathe zu, „ich hoffe auch von dieser Zuflucht des Guten nicht viel.“

Unser Wirth war sehr geschäftig, uns aus dem Fuhrwerk zu heben, dann nahm er Agathen, und führte sie ins Schloß. Herbert und ich folgten.

In einem großen, mit alten Tapeten bedeckten Zimmer ward ein Nachtessen bereitet. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit, welches uns wieder einiges Vertrauen einflößte.

„Wie freu' ich mich,“ sagte Zaninsky, „Sie aus der seltsamen Gefangenschaft des Starosten erlöset zu haben. Er ist sonst ein guter Kauz, aber etwas roh, und dabei ein Todfeind des Königs von Schweden Er ist reich an Land und Leuten; aber, seit er seine Gemahlin verloren, gleicht sein Haus einer Bettelherberge, und er wühlt und wälzt sich nach Herzenslust in seinem Schlamm und Schmutz. Man muß ihm seine sonderbaren Launen zu gut halten, und, weil er von Einfluß ist, freundliche Nachbarschaft mit ihm pflegen. — Vergessen Sie den Schrecken, so Ihnen der wunderliche Kopf verursachte; an meinem Willen soll es nicht fehlen, Ihnen den Aufenthalt bei mir angenehmer zu machen. Ich habe auch Reisen in Europa gemacht, und weiß, wie es wohl thut, ein gastfreundliches Obdach zu finden, zumal in wildem, unwirthbarem Lande, wie bei uns.“

Wir dankten ihm für so viel Verbindliches,

und Herbert zog seine Brieftasche hervor. „Hier,“ sagte er, und zeigte ihm einen russischen Paß, „damit Sie auch uns kennen lernen. Sie sehen daraus, daß ich ein französischer Edelmann bin, de Laborde heiße, und daß diese beiden meine Töchter sind. Die Verkleidung der einen in Mannskleidern, der andern in russischer Weibertracht, war eine Grille von den beiden Mädchen, die ich ihnen gern ließ. Ich bin von Ihrem Edelmuth überzeugt, mein Herr, und wir schätzen uns glücklich, durch das rauhe Ohngefähr mit einer so angenehmen Bekanntschaft überascht worden zu sein.“

Zaninsky durchsah den Paß, und entschuldigte sich bei mir und Agathen, daß er, verführt durch unsere Mummerei, uns vielleicht nicht mit der gebührenden Achtung behandelt habe. Auch für Agathen wurde jetzt ein Gedeck auf den Tisch gelegt. Ich bemerkte inzwischen, daß Zaninsky, seitdem ihm Herbert die Entdeckung gemacht hatte, um vieles ernster geworden zu sein schien.

Wir bedurften diesen Tag der Ruhe mehr, als der Speisen. Eine Magd führte Agathen und mich auf ein kleines Zimmer im obern Stock des Hauses, wo wir im Schutz der Ahnen unsers Edelmanns, deren halberloschene Gemälde rings an den Wänden hingen, sanft entschlummerten.

Herbert trug uns am folgenden Morgen die Einladung des gefälligen Wirths vor, einige Tage

bei ihm zu verweilen, bis unsere, von so vielen Anstrengungen ermatteten Rosse sich erholt haben würden. Auch war das Wetter noch stürmischer, denn sonst; wir selbst hatten der Rast vonnöthen, neue Kräfte zu schopfen. Niemand kannte uns in dieser Gegend, welche von Reisenden höchst selten besucht ward; und dies fügte zu den Annehmlichkeiten der Ruhe noch das reizende Gefühl der Sicherheit.

Wir willigten ein. Zaninsky schien entzückt zu sein, als wären wir nicht seine Schuldner, sondern er der unsrige. „Ach, wie selten wird mir's hier zu Theil," rief er, „Menschen aus der gebildeten Welt zu sehen! Hätte ich nie andere Länder und höhere Bedürfnisse kennen gelernt, mir würde wohl sein unter meinen Nachbarn, deren höchstes Gut Jagd, Spiel und Zechgelage sind. Nun aber bin ich in meiner eigenen Heimath nicht mehr heimathlich. Der Tod meines Vaters machte mich zum Erben seiner Güter; aber früher oder später werde ich mich ihrer doch entledigen, und wieder nach Warschau oder Dresden gehen, wenn der Himmel mir nicht zu guter Stunde eine liebenswürdige Gesellschafterin zuführt, die meine Einsamkeit belebt."

Zaninsky war ein schöner Mann; die polnische Nationaltracht seiner Gestalt ungemein vortheilhaft. Er sprach polnisch, französisch und rus-

sisch, und hatte eine kleine ausgewählte Bibliothek von lateinischen und französischen Schriftstellern. Er liebte die Musik; er spielte mit Fertigkeit die Flöte und das Klavier. Die Langeweile konnte uns also in Zaninsky's Schlosse nicht wohl überraschen. Ich las; Agathe saß am Klavier, Zaninsky begleitete ihr empfindungsvolles Spiel mit der Flöte; Herbert schrieb und blätterte in Landkarten.

Am meisten beschäftigte sich unser Wirth von uns allen mit Agathen. An ihr hingen seine Augen unverwandt; ihr wußte er immer tausend Dinge zu sagen, die eben so viel Geist als Gefühl verriethen; auf ihre Worte horchte er am liebsten, und ihren Wünschen kam er überall am behendesten zuvor.

Agathe nahm diese Aufmerksamkeiten als eine gewöhnliche Artigkeit; aber sie waren die verrätherischen Zeugen einer lebhaften Leidenschaft, welche Zaninsky eben dann am meisten offenbarte, wenn er sie am geflissentlichsten verheimlichen wollte. Bald war er auch dieses Willens nicht mehr mächtig.

Als er am Abend des zweiten Tages neben Agathen am Klavier stand — beide waren eben im Zimmer allein — hörte er plötzlich auf, ihr Spiel zu begleiten. Sie sah zu ihm auf. Seine Augen waren voller Thränen. Er wandte sich ab, und ging gegen das Fenster.

„Ist ihnen nicht wohl?“ fragte Agathe, und stand auf.

„Wie kann mir wohl sein?“ rief er mit Heftigkeit: „Sie wollen morgen abreisen, und mich wieder allein lassen! Warum erschienen Sie doch in meiner Einöde, wie Wesen einer bessern Welt, um mir einen Augenblick lang den Himmel zu geben, damit ich nachher das Armselige dieses Lebens desto tiefer empfände? O Fräulein, Fräulein, ich bin nun sehr unglücklich!“

Agathe, bestürzt und verlegen, wußte ihm nichts zu erwiedern. Er nahm ihre Hand, drückte sie an seinen Mund, und blickte mit nassen Augen gen Himmel.

„Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, und nicht meinem Schmerz!“ fuhr er fort: „Hätte ich Sie in einer weitläuftigen Stadt, in den glänzenden Kreisen eines Hofes gesehen, mein Herz würde Sie herausgefunden haben aus den Tausenden Ihres Geschlechts, und gesprochen haben: Nur du allein bist mir über alles theuer. — Und nun wohne ich hier in der Wüste, fern von jeder freundlichen, meinem Geiste verwandten Gesellschaft. Ich sehnte mich vergebens nach dem Bessern. Meine Tage flossen in ermüdender Einförmigkeit hin. Ich fing an, ein Alltagsmensch zu werden, und mein warmes, nur zu zartfühlendes

Herz, in den Gang des faden gewohnten Herkommens hineinzutragen. Ach, was ich nicht als Möglichkeit träumte, ward nun so plötzlich wunderbare Wirklichkeit. Ich sah Sie; eine himmlische Erscheinung hätte mich nicht tiefer erschüttern können. Ich bin ein Verwandelter geworden; ich sehe Sie nur, und kenne Sie nur, und Alles rings umher ist mir so fremd geworden, als wäre es heute erst entstanden. Zürnen Sie mir nicht, Fräulein, denn ich kann Ihnen nichts gelten, das fühle ich wohl; ich bin Ihnen zu bedeutungslos. Unter den Millionen, die Sie sahen, haben Sie Millionen gesehen, wie mich."

Er führte sie bei diesen Worten zum Klavier zurück, und nahm die Flöte. Agathe zitternd tändelte mit einzelnen Tönen. Sie zürnte ihm nicht, und wußte selbst nicht, daß er ihr wohlgefallen hatte.

Indem trat Vater Herbert ins Zimmer. Zaninsky ging ihm entgegen.

„Sie wollen mich morgen wieder verlassen?" sagte er: „Aber erinnern Sie sich, daß Sie mein Schuldner sind. Ich zähle auf Ihre Erkenntlichkeit; ich will den kleinen Dienst für bezahlt halten, den ich Ihnen leistete, wenn Sie mir die Bitte gewähren, noch zwei Tage in Slobyda zu

verweilen. Ich kann mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, Sie schon zu verlieren."

Herbert lächelte. „Wie gern würden wir", sagte er, „unsere Schuld bei Ihnen vermehren, wenn nicht allzugebietende Familienverhältnisse uns die Beschleunigung unserer Reise zur Pflicht machten." — Der liebeathmende Zaninsky aber ließ sich nicht zurückweisen; er drang mit so freundlichem Ungestüm auf unser Bleiben, er wußte die Gefahren der Reise bei gegenwärtiger Kälte, die Unsicherheit der Wege durch Wölfe, die der Frost aus den Wäldern triebe, um Nahrung in bewohntern Gegenden zu suchen, so lebhaft zu schildern, daß Herbert endlich wankte, und wenigstens Bedenkzeit forderte.

Als Herbert mir und Agathen, da wir allein waren, den Vortrag machte, sah ich wohl, daß er bei der herrschenden rauhen Witterung geneigter sei, ein paar Tage in Sloboda zuzulegen, denn aufzubrechen. Agathe aber gab statt aller Meinung auf meine Frage ein stummes Erröthen zur Antwort.

So blieben wir wieder in Sloboda.

11.

Und aus den versprochenen zwei Tagen wurden ihrer allmälig sechs. Janinsky war der glücklichste Mensch und die Güte selbst. Agathe unterhielt sich gern mit ihm, wenn er ihr von seiner Leidenschaft schwieg; ich bemerkte, daß sie schöner und gefühlvoller am Klavier sang, als sonst an meinem Flügel; daß ihr ganzes Wesen von einem höhern Geiste beseelt zu sein schien. Mir selbst kam sie weit liebenswürdiger vor, denn ehemals; ihre Stimme hatte etwas unnennbar Weiches und Rührendes; ihre Blicke hafteten länger und träumender an allen Gegenständen; hätte sie einen Todfeind gehabt, er würde mit Liebe haben an ihr Herz sinken müssen.

Nur ich allein war die ewig Rastlose, und schwebte in unendlicher Furcht. Jede fremde Gestalt, jeder Reisende, welcher über die Schneewüsten daherirrte, jagte mir Angst des Todes ein. — Ach, und meine verlassenen Kinder, die fürstlichen Waisen! Immer war ich nur im Geist bei ihnen; immer träumt' ich nur ihre holdseligen Gestalten — wie gern hätt' ich für einen einzigen Kuß auf ihre Lippen mein freudenarmes Leben dahingezahlt!

Am Abend des sechsten Tages trat die gute Agathe ins Zimmer zu mir. Ihre Augen waren verweint; doch lächelte sie. „Ich habe mit Vater Herbert geredet," sprach sie, „er wäre entschlossen,

morgen in der Frühe aufzubrechen, wenn Sie in unsere Abreise willigen."

„Jeden Augenblick — jetzt — ich bin bereit!"

„Aber Zaninsky darf es nicht wissen — nicht eher, als bis wir morgen ihm den plötzlichen Abschied sagen. Er würde uns tausend Schwierigkeiten in den Weg wälzen, um die Abreise zu hindern!" sagte sie, und wandte sich errothend von mir.

Ihr Betragen fiel mir auf. Ich schloß sie in meine Arme; ich forschte nach der Ursache ihrer Verwirrung und dem Geheimniß ihrer Thränen. Halb errieth ich's. „Du hast eine Eroberung gemacht in dieser Wilde!" sagte ich lächelnd zu ihr.

„Er hat bei Herbert um meine Hand angehalten," erwiederte Agathe, „in der Meinung, daß Herbert wirklich mein Vater sei. Herbert stellte ihm vergebens vor, daß er sich von seiner Tochter nicht trennen würde; daß ich in dieser Wüstenei nicht leben könne. Er will Hab und Gut in Geld verwandeln, will Polen verlassen, will uns folgen und sich in Frankreich niederlassen bei uns."

„Und du, Agathe?"

„Mir thut es leid! Er ist ein so guter Mensch, aber wilder Schwärmerei fähig. Darum müssen wir eilen, Sloboda zu verlassen."

Herbert bestätigte Agathens Rede. Um Zaninsky für immer abzuweisen, hatte er demselben

erklärt, daß er nirgends anders, als auf französischem Boden, über Agathens Schicksal entscheiden werde.“

Sobald am folgenden Morgen Herbert in der Stille Alles zur Abreise gerüstet und die Pferde angeschirrt hatte, zeigten wir dem unglücklichen Liebhaber unsern Entschluß an, ihn zu verlassen. — Schon war der Schlitten vorgefahren.

Zaninsky stand erbleichend, sprachlos vor uns. Seine Augen irrten abwechselnd auf uns Dreien hin, und schienen zu fragen: „Scheiden? Könnet ihr dies? Wollet ihr Zaninsky's Tod?“ — Wir sagten ihm alles, was Erkenntlichkeit zu sagen gebot. Herbert zog einen kostbaren Ring vom Finger und bat ihn, denselben zum Andenken anzunehmen. Er stieß Herberts Hand zurück. Er trat ans Fenster, sah unsern Schlitten bereit stehen — kehrte wieder zu uns, drückte Herbert, dann mir die Hand; dann fiel er vor Agathen auf's Knie, drückte ihre Hand mit Inbrunst an sein Herz, seufzte tief und sprach mit beklemmter Stimme das Wort Ewig aus. Dann sprang er auf und verließ jählings das Zimmer. Wir sahen den guten, armen Zaninsky nicht wieder.

Alle waren wir tief bewegt. Alle hofften wir, er werde zurückkehren. Bald aber erfuhren wir von einem seiner Knechte, er habe sich auf sein Roß geworfen und Sloboda verlassen.

Herbert und ich ſtanden beim Schlitten. Agathe war noch im Hauſe geblieben. Ich ging zurück, um ſie aufzuſuchen. Als ich ins Zimmer kam, wo Zaninsky von uns gegangen war, fand ich ſie ſchluchzend auf einem Seſſel ſitzend, mit verhülltem Geſicht. Auf einem Tiſchchen neben ſich hatte ſie mit Kreide die Worte geſchrieben: „Ewig, Zaninsky!“

Ich näherte mich ihr und ergriff ihre Hand. Sie erſchrack und ſuchte mir ihren Schmerz zu verheimlichen. Aber ich hatte jene Worte geleſen, worin ſie die Geſchichte ihres Herzens beſchrieb.

„Willſt du hier bleiben?“ fragte ich ſie.

Sie ſprang auf, zog mich zum Schlitten, ohne ein Wort zu reden. Wir ſetzten uns ein und fuhren ab.

12.

Es war ein düſterer Wintertag; der Himmel eine einzige graue Wolke, von welcher Schnee und Regen auf uns troffen. Aus den beſchneiten Ebenen erhoben ſich die dunkeln Waldungen, wie ſchwarze Inſeln. Dann und wann tönte das melancholiſche Geläute einer Dorfglocke aus der Ferne. Und Wälder und Wolken und Hütten flogen um uns hin vorüber, wie Geſtalten eines einförmigen Traums.

Agathe lag ſanft an mich geſchmiegt. Ich

wagte nicht, ihr Träumen und Sinnen zu stören. Das arme Kind war aus dem seltsamen Abentheuer mit einem verwundeten Herzen gegangen. Aus Liebe zu mir hatte sie hingegeben, was sie liebte.

O Julie, wie ist unser ganzes Leben ein so träumerisches Gemisch; mehr Schatten, als Wesen; mehr Ahnung, als Genuß! — Da erscheinen wir, ohne zu wissen, woher? und abentheuern eine Zeit lang zwischen Dornen und Rosen hin, und begegnen und begrüßen manche fremde Gestalt, hätten mit mancher gern den Bund des Herzens geschlossen, aber sehen sie verschwinden, nie wiederkehren, und die Fluth der Stunden und das räthselhafte Schicksal führen uns weiter, bis wir müde und satt zusammensinken, und der Rinde unsers Planeten den erborgten Staub wieder zurückgeben.

Man spottet gern jener Empfindungen von ewiger Liebe, von treuer Freundschaft, in welchen die Jugend sich so wohlgefällt; man heißt sie Romanen-Schwärmerei, Ueberspannung, Verkünstelung und Empfindelei. — Ich aber will Agathens stillen Thränen nicht zürnen.

Die Jugend ist edler, heiliger in Thaten und Empfindungen, als das spätere Alter. Sie wandelt noch in Unverdorbenheit, rein, wie sie den Händen der Natur und den frommen Lehren der Schule entlief; unvertraut mit Verderbtheit und Gräueln der Menschen; sie will nur das Große,

das Gute; ihr Entschlusses ist der ehrwürdigste. — Vom Rauch der Leidenschaften geschwärzt, acht das spätere Alter einher, ist selbst nicht mehr heilig, und sieht daher kein Heiligthum; wälzt sich in Lüsten, oder schwärmt mit rasendem Sinn einem Phantom der Ehre nach, oder verkauft um Gold die schönsten Gefühle, und heißt Alles, was ihm nicht mehr reizend scheint, Thorheit und Kinderland. Die Tugend, dem Kinde und noch dem Jüngling und Mädchen heilig, ist ihm Lebensklugheit. Es achtet nicht mehr des Schönen, sondern nur des Nützlichen.

O saget mir doch, da wir nun einmal Menschen sind und menschlich denken und empfinden müssen, welche Schwärmerei ist die edlere? — Ist's das unbändige Streben nach Sinnenkitzel, nach Gewalt, nach Ruhm, nach Pracht und Geld? Ist's das Streben nach Selbstverläugnung, Großmuth, Freundschaft, Treue und Seelengüte?

Lasset unsern Kindern den erhabenen Sinn; tödtet ihn nicht muthwilligerweise früher, als ihn vielleicht traurige Schicksale tödten.

Ich aber will nun, sei denn auch meine Bestimmung auf Erden und jenseits des Grabes, welche sie wolle! — ich will dem Tand der entarteten Menschheit auf ewig entsagen; will nicht nach Schätzen geizen, wenn ich nur mein Leben erhalten kann mit dem Nothwendigen; will nicht

nach Weltruhm ringen, wenn mich nur eine Seele herzlich liebt; will nicht den Purpur und den Bettlerkittel, sondern nur die Herzen unterscheiden, und hienieden meine Welt mir schaffen, wie sie sein soll, nicht wie sie durch die verwirrende Leidenschaft im unglücklichen Europa ward.

Wir leben nur einmal, o Julie! warum soll ich den Grillen und seltsamen Meinungen der Menschen dies kurze Leben hinwerfen, und mir es nicht selbst weihen? Warum soll ich die Sklavin ihrer Vorurtheile und ihrer Leidenschaften sein, da mir der Mächtigste von ihnen keinen Schmerz zu vergüten, und keine Stunde neuen Lebens zu gewähren fähig ist, wenn meine Zeit einst ausgelaufen sein wird?

13.

Sobald wir nach zwei Tagen das erste Städtchen — seine Name ist mir entfallen — erreicht hatten, fanden wir daselbst einen Reisewagen mit allen möglichen Bequemlichkeiten, der uns, wie der Postmeister sagte, schon längst erwartete.

Auch dies war ein Werk der Vorsicht unsers Herberts, damit wir nirgends allzulange aufgehalten würden. Er hatte ohne mein Wissen einen Menschen, Namens Paulowitz, vorausgesandt, unsern Weg zu bereiten; einen Menschen, dessen Treue

und Klugheit erprobt waren, der schon viele Reisen gemacht hatte, durch Unglücksfälle aller Art verarmt, ohne Anstellung geblieben war, und jetzt sein Schicksal an Herberts Schicksal unauflöslich knüpfen wollte. Herbert sagte mir, daß uns Paulowitz in Paris erwartet, und daselbst unsere Abreise nach Amerika vorbereite.

So eilten wir unaufhaltsam durch das übrige Polen, und reiseten durch Deutschland, ohne an einem Orte länger zu verweilen, als es nöthig war, durch einen nächtlichen Schlummer unsere erschöpften Kräfte zu verjüngen.

Ich las in den Zeitungen die Geschichte meines Todes und Begräbnisses. Meine Flucht aus Petersburg war Geheimniß geblieben. — O ihr meine zärtlich geliebten Aeltern! — Meine einzige Julie! — In den Augenblicken, da ihr noch meinen Tod beweintet, war ich euch so nahe! Ich breitete schluchzend meine Arme nach jenen Gegenden aus, die euch besitzen, und stammelte euch leise unter tausend Thränen mein Lebewohl und meinen Segen zu, was ihr nicht vernehmen durftet. Während ihr euch in Trauerkleider hüllet, betete für euch eure unglückliche Tochter und Freundin um Frieden und Trost zu dem, der allein Trost und Frieden verleihen kann. Ich aber bin für euch eine Todte und werde es bleiben — so will es mein Verhängniß.

Wir erreichten endlich nach einer unaussprechlich langen Reise die Hauptstadt Frankreichs. Hier hatte uns der gute Paulowitz eine angenehme Wohnung zugerichtet; auch erzählte er uns, daß er mit dem Schiffskapitän de la Bretonne, der im Hafen zu l'Orient sei, um den Preis einig geworden, uns nebst mehrern hundert Deutschen nach Amerika überzufahren. Diese Deutschen waren mehrentheils verarmte Leute, welche ihr Vaterland zu verlassen gedachten, um ihr Glück unter fremden Himmelsstrichen bei der Gründung neuer Kolonien in Louisiana zu finden.

Aber erst im Monat Mai konnte die Abfahrt geschehen. Ich fürchtete während dieser Zeit in Paris entdeckt zu werden. Eben das ungeheure Menschengewühl dieser kleinen Welt, in welchem ich anfangs glaubte, am unbemerktesten leben zu können, ward mir um so gefährlicher, da von allen Nationen Europens Reisende hier zusammenströmen. Wie leicht konnte ich in der Nähe des Hofes von irgend einem Neugierigen erkannt und verrathen werden, der mich einmal in Petersburg oder Wolfenbüttel gesehen.

Vater Herbert, welcher jetzt den Namen de l'Ecluse angenommen, fand meine Besorgnisse sehr gegründet. Wir verließen Paris, um, nach unserer Gewohnheit, immer unstet und flüchtig,

vor der Abreise noch einige Gegenden des Königreichs zu besuchen.

Aber auch auf dieser Irrfahrt war ich noch vor aller Verrätherei nicht sicher — wo ich am geborgensten zu sein wähnte, war meine Gefahr am grossesten.

Als wir nämlich in Poitiers uns befanden, fiel es mir ein, in Gesellschaft unserer artigen Wirthin auch einer Abendmesse in dasiger Kirche beizuwohnen. —

Ich betete mit Inbrunst, o meine Julie! für dich, und für meine Kinder, und für meine fürstlichen Aeltern. — Ein unerwarteter Anblick riß mich von der Höhe meiner Andacht nieder, und fesselte unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit.

Nicht fern von mir stand in den Reihen der Männer — o wie gern schreib' ich seinen Namen, der mich an die fröhlichsten Stunden meiner Kinderzeit wieder mahnt! — der Chevalier d'Aubant. — Ich erschrack, und doch konnt' ich meinen Augen nicht gebieten, ihn zu verlassen.

D'Aubant war's, der einst — ach Julie; mit Wehmuth gedenk' ich des Tags, ich feierte dein Geburtsfest, und wir unbesonnenen Mädchen durchschwärmten mit kindischem Uebermuth die grüne Wildniß — wie ein Schutzgeist uns erschien in der Verirrung — — d'Aubant, der nachmals im traurigen Petersburg edel genug dachte, für

die Ehre einer zum Spott des Pöbels gesunkenen Fürstin sein Leben zu wagen — dessen Bild ich mir nie denken kann, ohne es vom rosenfarbenen Himmel meiner Kindheit umstrahlt zu sehen — dessen Namen ich nie ohne Dankbarkeit nenne, da er für den meinigen sein Blut vergoß, ohne Hoffnung einer Belohnung. —

Er war's! — Julie, ich zitterte. In angenehmer wunderbarer Wärme glühte mein halberloschenes Leben auf. D'Anhant glich in diesen Augenblicken einem holden Genius, der mir noch einmal an den Grenzen des vaterländischen Welttheils erscheinen wollte, wie zum Abschiede, bevor mein Schicksal mich auf immerdar entführt haben würde.

Ich vergaß bei seinem Anblick mich selbst und meine Gefahr. Er bemerkte mich nicht. Sein Gesicht sprach männliche Schwermuth. Du erinnerst dich noch seiner hohen Gestalt, und der zarten, geistigen Sprache seiner Mienen! Oft hatte uns die Erscheinung „des schönen Waldgottes", wie du ihn gern hießest, Stoff zu den tändelnden Neckereien gegeben.

O wie ward mir zu Muthe! Ein halbes Jahrzehend meines Lebens schien nicht gewesen zu sein. Ich irrte wieder im Hain von Blankenburg mit dir, und du kränztest mich wieder zum abendlichen Tanz auf dem Lußschlosse mit wilden Feldblumen.

Plötzlich wandte er sich. Er erblickte mich, und ich glaubte in seinen Augen das tiefe Entsetzen zu lesen, welches seine ganze Seele beim Anblick einer Todtgewähnten füllen mußte. Ich genaß von meinen Träumen, und hüllte mein Gesicht in die Falten des Schleiers. Ich war einer Ohnmacht nahe. Wie eine ertappte Verbrecherin sehnt' ich mich nach Flucht und Freiheit. Der Boden glühte unter meinen Sohlen, und die tausend im Tempel Versammelten schienen ihre Augen auf mich allein zu richten, und einander zuzuflüstern: Siehe, dort ist die entwichene Fürstin!

Es war wegen des Gedränges unmöglich, die Kirche sogleich zu verlassen, so sehr ich darum auch meine Gefährtin bat. Und immer blieben d'Aubants Blicke auf mich geheftet; immer begegneten meine Augen den seinigen wieder — und ein Gemisch von Grausen und Wollust durchschauerte mich, wie Gluth und Frost den Fieberkranken.

Sobald ich die Heimath wieder erreicht hatte, ließ ich Herbert rufen. Agathe bemerkte meine Verwirrung, meine Angst; Herbert desgleichen. Ich verheimlichte ihnen nichts. Ich erzählte ihnen von d'Aubant. Er war ihnen dem Namen nach, seit seiner Flucht aus Petersburg, nicht mehr unbekannt. Wir beschlossen einmüthig, die Stadt

Poitiers sogleich zu verlassen. Ich hatte in der Nacht keinen Schlummer. Immer wähnt' ich mich verrathen, und das Haus umringt, und mich den Kerkern von Petersburg zugeführt — und mitten in meiner Todesangst stand wieder die Gestalt d'Aubants voll zärtlichen Mitleids vor mir, und neben ihm blühte das Elysium meines ersten Lebens, und ich konnte dann den Mann nicht hassen, der mich verrathen und ausliefern wollte.

Diese einzige Nacht in Poitiers dünkte mich länger und ereignißvoller, als mein ganzes Leben.

Am folgenden Morgen, eh' es in Osten graute, hatten wir schon Poitiers verlassen.

14.

Sobald der Maienmond begann, wurden wir unter dem Namen einer deutschen Familie, welche nach Westindien zu ihren Verwandten reisete, eingeschifft. Paulowitz hieß nun Paul; Herbert, unser sorgsamer Vater, trug den Namen Walter. Jener hatte, während wir Andern in Frankreichs Provinzen umhergezogen waren, mit bewundernswürdigem Fleiß Alles zusammengekauft in l'Orient, was theils eine langwierige Seefahrt zu verannehmlichen diente, theils uns im fernen Welttheil wohlthun konnte.

Die Kanonen donnerten im Hafen das Lebe-

wohl. Die Winde schwellten unsere Segel auf. Das Schiffsvolk jauchzte. Die Batterien von Portlouis donnerten den Scheidegruß zurück. Das Schiff schwebte, wie geflügelt, über die dunkeln spielenden Wellen des Ozeans. Die Ufer Europa's wichen zurück.

Agathe stand auf dem Verdeck voll tiefer Wehmuth. Ihre Lippen bebten, wie wenn sie zu dem verschwindenden Welttheil reden wollten; Thränen füllten ihre Augen. Die arme Agathe! Ihre Seele irrte in den Wüsteneien von Polen, und umschwebte den trauernden Janinsky im winterlichen Sloboda.

Herbert hatte sich an einen Maßbaum gelehnt, mit verschränkten Armen und gesunkenem Haupte, in schwermüthiger Stellung. Meinetwillen schied er von der mütterlichen Erde, und suchte er in fernen Wildnissen nun das Ziel seines tugendhaften Lebens. Er hörte nicht das Rauschen des Geschützes, nicht das fröhliche Jauchzen der Matrosen. Nur dann und wann schien ein Seufzer seine Brust zu heben.

Und aus dem Gewühl und Lärmen des Schiffvolks stieg mit einemmale ein feierlicher Kirchengesang, von Männern, Weibern und Kindern. Es waren Deutsche und Schweizer, welche sich eingeschifft hatten, um in Louisiana das Glück zu finden, welches ihnen in der alten Welt nicht

lächeln wollte. Sie saßen gedrängt beisammen, und sangen mit lauter Stimme ihren Psalmen zum Gott der Väter, und empfahlen ihm das theure Mutterland, so sie nicht nähren konnte. Und Aller Augen starrten nach dem festen Lande hin, und weinten im Angesicht desselben ihre Abschiedsthränen.

Die Wehmuth übermannte auch mich. Mein leises, glühendes Gebet stieg unter den Liedern dieser Unglücklichen zum Himmel für meine Kinder; und meine Thränen begleiteten die ihrigen.

„Natalie, o Natalie, geliebte Tochter, und du, mein unglückseliger Säugling, dem nicht die zarte Hand der Mutterliebe die Thränen trocknen darf — noch einmal lebet wohl!“ So rief ich, und sah die Küsten Europa's vor mir dunkler werden, und am Horizont verdämmern. Wie ein ungeheurer Sarg ging der heimathliche Welttheil in die Tiefen des Meeres unter mit allen seinen Schätzen und Foltern, mit seinen Thränen- und Freudenstunden. Nur nach meinen Kindern schlug mein Herz in diesem feierlichen Augenblick — auch sie gingen für mich auf ewig unter. Ich schwebte einsam auf dem Ozean, wie ein abgeschiedener Geist, der, zu entfernten Bestimmungen hingerissen, schaudernd die Welt vor sich verschweben sieht, wie einen Dunst — die Welt,

welche zwar für ihn der Qualen manche trug, aber auch manches Kleinod.

Ich saß, in meinen Empfindungen verloren, auf dem Verdecke. Der Mond war aufgegangen, denn spät am Tage geschah unsere Abfahrt; weit umher herrschte Todesstille; überall nur Well' und Himmel, Dunkelheit und Glanz. Dies furchtbar-liebliche Schauspiel fesselte mich durch seine Neuheit, und zerstreute meinen Gram.

Da trat Agathe zu mir, und fragte schüchtern: „Meine Augustine, stör' ich dich? Du bist betrübt. Verfolgt dich schon so früh die Reue? Verläßest du dein Europa ungern?"

Ich zog das gute Mädchen an mich, und antwortete: „Nein, gern. Denn Niemand liebt mich dort, und Niemand schirmte mich dort. Und was mich liebt und schirmt, begleitet mich zur neuen Welt. Nur um meine Kinder klag' ich, und um meine Julie. Die sind mir verloren. Und hätt' ich sie nicht verlassen, so wären sie mir dennoch verloren. Nun denn, gute Nacht, Vergangenheit! Sei mir willkommen, schöne, fremde Zukunft! Ich gehe dir entgegen mit einer reinen Seele. Wer nichts zu fürchten hat, hat nur zu hoffen."

Agathe drückte ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte heftiger. „Du weinst?" fragt ich sie: „Sehnst du dich heim?"

Nach einer langen Stille lispelte sie nur den Namen Zaninsky.

Meine Augen wurden von Thränen verdunkelt. Ich küßte des Engels heiße Stirn und antwortete nicht. Was hätt' ich erwiedern können auf solch ein vielsagendes Wort? — Agathe liebte. Zaninsky war der Gott ihrer ersten Leidenschaft. Treu und ergeben hatte sie mir ihre schönsten Empfindungen zum Opfer gebracht, und es erst damals gestanden, als hoffnungslos sie an der Möglichkeit ihres Glücks verzweifelte.

Ja, es ist das höchste Opfer, sein eigenes Herz freudig brechen, indem man seine Liebe tödtet. Unterm Himmel beseligt nichts so, als dies Gefühl, welches mit dem Gefühl der Unsterblichkeit so ganz eins ist. Wer seine Liebe opfert, der opfert seine Unsterblichkeit mit dahin. Ohne Liebe ist die Ewigkeit leer und werthlos.

12.

Und wir schwammen nun auf dem hellen, immer bewegten Ozean von Inseln zu Inseln. Wir gewöhnten uns an das unbequeme Leben der Seefahrer; an das betäubende Hin- und Herwiegen des Schiffes; an das rege, wunderbare Einerlei des Weltmeers.

Das Bild des stillen rastlosen Lebens und der Ewigkeit gibt uns keine Landschaft mit ihren Blumenfeldern, kein Gebirg mit seinen unermeßlichen Aussichten in so vollem Maaße, als das Meer. Hier ist Alles Bewegung, und unermüdlich. Unter uns gaukeln die Wellen; um uns flattern die bunten Wimpel des Schiffes; über unserm Haupte schwärmen die Gewölke. Die ungeheure Natur ist bald in leiser, bald in furchtbarer Gährung, und der Mensch, welcher diese unbändigen Elemente beherrscht, erscheint nirgends so in gewaltiger Hoheit, wie hier.

Wir sahen die kanarischen Inseln — wir wohnten einige Tage auf Teneriffa am Fuße des Pik. Schon umgab uns hier eine neue Welt, eine neue Pflanzenschaft, und Menschen von andern Farben. Wir wähnten uns schon weit geschieden von Europa. Agathe klagte leiser um Janinsky, und lächelte wieder, wie sonst. Ich hatte Rußland fast vergessen, und Deutschlands; die Erinnerung ward schwächer als Alles, was mich einst freute und folterte — ich sah auf die Vergangenheit zurück, wie auf einen langen, düstern Traum, oder wie der Geist eines Verstorbenen auf die Geschichte seiner irdischen Wallfahrt.

Ich hätt' es nicht geglaubt, daß ich hier noch durch einen dritten so unerwartet, so überraschend, an meine schönsten Lebensstunden, an

dich, o meine Julie, an meine ferne, reizende Heimath gemahnt werden würde!

Der Schiffskapitän beschloß plötzlich, mit guten Winden Teneriffa wieder zu verlassen. Eilfertig verließen wir das Land. Wir waren ins Boot gestiegen, und warteten noch auf die Rückkunft des wackern Paul. Er kam odemlos, stieg zu uns ein, und die Matrosen stießen vom Lande.

Julie, und in eben diesem Augenblick — ich saß mit gegen das Land gewandtem Antlitz — erschien am Ufer ein junger Mann — ganz d'Aubants Gestalt. Ich erschrack — nein, ich kann es nicht Schreck nennen — eine unbegreifliche Mischung von Bestürzung und Freude und Wehmuth war es, die mein Gemüth verwirrte. Ich haschte Agathens Hand — „d'Aubant ist's! gewiß d'Aubant!" rief ich. Es schien, als hab' er mich gesehen, mich erkannt — aber sein Betragen war mir doch unerklärlich. Er lief am Ufer ängstlich umher; er streckte die Arme über das Meer aus nach uns; — ich hätte wünschen mögen, daß ein Unfall unser Boot getroffen und es zur Rückkehr gezwungen hätte. — Wir erreichten das Schiff. Die Anker wurden bei unserer Ankunft gelichtet. Rasch flogen wir in die weite Wüste des Ozeans hinaus; ich stand auf dem Verdeck; ich starrte nach den blühenden Ufern Teneriffa's zurück. Und als die Gestade bläulich verdämmerten, starrt' ich

noch immer dahin; und mir war es, als seh' ich noch immer d'Aubants Gestalt, wie sie die Arme ausstreckte gegen uns, und eine Stimme sagte mir immer, gegen mich! — Und als wir gegen Abend nichts mehr sahen, als den hohen, einsamen Pik, gleich einer Pyramide aus den Tiefen der Gewässer ragend, war mir's, als stehe diese Gebirgssäule am Horizont nur da, um noch die Gegend zu bezeichnen, wo d'Aubant traure.

Paul kannte d'Aubant noch aus Petersburg. Paul erzählte mir, daß d'Aubant es in der That gewesen, der am Ufer erschienen sei; daß er mit ihm einige Worte gesprochen; daß d'Aubant nach Amerika reise, um sich in Louisiana niederzulassen.

In Louisiana! — Also auch er ein Unglücklicher?

Fast sollt' ich erröthen über die Theilnahme, welche dieser Mann in meinem Herzen erregt. Denn jeder der Augenblicke, in dem ich ihn gesehen, hat nun in meinem Gedächtnisse einen hohen Werth. Es ist aber nicht er, von dem ich mit wehmüthiger Ruhe, mit einem Gefühl wie Sehnsucht, so gern träumte; es ist die Zahl meiner Blüthenstunden, in denen er mir zum erstenmal erschien, die ich betrauere. Jetzt, von meiner ehemaligen Welt geschieden, ist mir jede Kleinigkeit von ihr so neu, so wichtig! — So gibt uns eine am Fenster blühende Pflanze in rauhen Win-

tertagen des Nordens höheres Vergnügen, als eine Flur voller Blumen im Sommer. Ach, Julie, ich will d'Aubants gern gedenken. Es ist das einzige, wie mein Herz sich seines Danks entbürdet, welchen es dem edeln Manne schuldig ist, der für meine Ehre sein Blut vergoß. Die Erinnerung an ihn ist Erinnerung an dich und an mein verlornes Himmelreich.

16.

(Geschrieben in Port au Prince)

Dem guten Herbert wollte die Seeluft übel. Er war uns erkrankt. Wir trauerten um ihn, wie um einen Vater. Mit Freudenthränen dankt' ich Gott, als wir nach der langen, ewigen Fahrt endlich wieder festes Land erblickten. Es war St. Domingo, die reichste von allen Inseln Westindiens, rings von Felsen und gefahrvollen Klippen umgürtet. Unser Schiff landete. Ich verließ mit den Wenigen, welche mir in die fremde Welt folgten, das Schiff, und wir kehrten nicht wieder zurück. Denn Vater Herbert liegt hier schon seit zwölf Wochen krank.

Weh mir, wenn ich ihn verliere! Er ist mein zweiter Vater, mein Lehrer, mein Schutzgeist, mein Führer. Ich würde allein stehen in der Ein-

öde der weiten Welt. Agathe ist ein holdes Kind, und bedarf selbst des Rathes und Schirmes.

O Alexis! Alexis! Dahin treibst du mich, mein Gemahl! Fern von meinen Kindern, fern von meiner Heimath irre ich, die Tochter Wolfenbüttels, unter fernen Zonen. Meinem Tode konntest du keine Thräne weinen — was würde dein Herz fühlen, wenn du die Verlassene hier erblicktest?

Wir bewohnen ein artiges Landhaus am Meere, nicht weit von der Stadt; es gehört einem begüterten Kolonisten. — Er ist ein alter, biederer Mann, immer an fröhlichen Einfällen reich. Seine an einen jungen Pflanzer vermählte Tochter besorgt die häuslichen Angelegenheiten. Sie ist Mutter zweier liebenswürdigen Knaben, die dem alten Großvater viele Lust machen. Wir sind in dieser Familie bald einheimisch geworden. Wir lieben uns, wie wenn wir uns schon seit vielen Jahren kennten. Besonders hängen die beiden schönen Buben an mir. Auch ich bin Mutter; ach! und die Küsse, welche ich an ihnen verschwende, gelten den fernen geliebten Engeln, von denen ich nie den süßen Mutternamen hören darf. — O Julie, was ist bitterer, als die Wehmuth einer unglückseligen Mutter?

Man wendet alle Kunst an, uns Pflanzer in St. Domingo zu fesseln. Täglich ermahnt man

uns, daß wir uns hier niederlaſſen ſollen. Der alte Derby, ſo heißt unſer freundlicher Wirth, will uns in ſeiner Nachbarſchaft eine ſchöne Pflanzung verkaufen.

Nein, wir ſind noch zu nahe an Europa; allwöchentlich erſcheinen hier Schiffe von jenem mir ſo furchtbar gewordenen Welttheil. Die Neugier der Reiſenden durchſpürt die ganze Inſel. Wie leicht konnt' ich entdeckt und verrathen werden!

Ich will nach Louiſiana. Dahin zieht mich meine Sehnſucht. Dort werd' ich im Schatten tauſendjähriger Haine verborgen und vergeſſen leben; dort werd' ich mir ganz gehören. Und vielleicht — o Julie, ſüß iſt mein Wahn — ich bin in jenen Wildniſſen dann ſo einſam nicht — mir iſt's, wie eine Weiſſagung, ſo mir geſchehen — ich werde dort den Mann wiederſehen, der meine frohere Jugend ſah.

Was hab' ich Arme, womit ich meinem dürftigen Leben Reiz gebe, als Träumereien? Ich will an den bunten Hoffnungen hangen mit kindlicher Begier, und würden ſie auch nie erfüllt.

Sobald Vater Herbert geneſen iſt, ſuchen wir Louiſiana's Haine auf.

17.

O wunderbare Allmacht der Liebe! — Was kein Mensch glauben, keiner träumen kann, ist geschehen. Julie, ich taumle vor Freuden. Der Geliebte Agathens, der gastfreundliche Pole, Janinsky, ist in St. Domingo. Er hat mit unbegreiflichem Glück unsere Spur durch ganz Europa und über das Weltmeer hin verfolgt, nachdem er sein Hab und Gut in Geld verwandelt hatte. Es ist etwas romanhaft. Aber sei es doch, wenn sich der Mann nur glücklich fühlt in seiner Schwärmerei. Fast vermuth' ich, daß Agathe mit ihm mehr im Einverständniß gewesen, als sie mir wissen ließ; daß sie vielleicht ihm selbst, ihrem Theseus, den leitenden Faden durchs Labyrinth gab, wie eine andere Ariadne.

Genug, er ist da. Aus der Stadt kam ein Bote an den Herrn Walter. Herbert trägt diesen Namen in St. Domingo. Der Mensch brachte ihm einen Brief. Herbert war noch zu schwach, ihn selbst zu lesen. Agathe und ich standen vor seinem Bette. Ich öffnete den Brief und las ihm vor. Ehe ich vollendet hatte, sank Agathe bewußtlos nieder. Janinsky kündigte sich selbst in diesem Schreiben an.

Sobald das gute Mädchen von ihrer Ohnmacht genesen war, hielten wir Raths zusammen.

Agathe aber sprach nichts. Sie setzte sich, den Brief in der Hand, ans Fenster; stumm und in tiefer Gemüthsbewegung saß sie da; dichte Thränen bewölkten ihr Augen und flossen über ihre Wangen. Sie starrte nur den Brief an, las ihn aber nicht. Ich fürchtete für ihre Gesundheit. Ich wollte sie beruhigen; sie hörte mich aber nicht; sie sah nur das todte Blatt an, und ließ von Zeit zu Zeit einen Seufzer aus.

Ich schrieb in Herberts Namen die Antwort an den kühnen Abentheurer, und bat ihn, seinen Besuch noch um einige Tage zu verschieben, weil Agathe allzubewegt sei. Noch hatt' ich nicht vollendet, als sich die Thür öffnete. Zaninsky trat selbst herein. Ich erschrack. Agathe sprang mit einem Schrei vom Sessel auf, ward todtenbleich, wankte ihm, mit halbgeschlossenen Augen, wie eine Sterbende entgegen, die die letzte Ruhe sucht, und fiel ohne Bewußtsein in seinen Armen nieder.

Mit Mühe brachten wir sie ins Leben zurück. Erst am folgenden Tage konnte sie ihren Freund mit Ruhe sehen und sprechen.

Der kranke Herbert wollte dem Zaninsky Vorwürfe machen. „Nein", rief Zaninsky, „es ist an mir, Ihnen Vorwürfe zu geben. Warum erschienen Sie mit Ihrer liebenswürdigen Tochter in meiner Einode, und raubten mir auf immerdar

Freude und Ruhe? — Ich hatte sie gesehen, ich liebte sie, und die Ueberzeugung, daß ich Agathen nicht unglücklich liebe, machte mich noch elender. Es ist mir, aller Ihrer Vorstellungen und Verheimlichungen ungeachtet, gelungen, Sie auszuforschen. Ich bin nun da. Wollen Sie noch ferner hartherzig sein? Wollen Sie nicht mein Vater werden, wohlan, so verstoßen Sie mich. Aber ich werde Sie durch alle Welttheile verfolgen, wie Ihr Schatten, bis Sie von meiner Ergebenheit, von meiner Standhaftigkeit gerührt werden. Verschmähen Sie mich, als Ihren Sohn — nun, so will ich Ihr Sklav werden. Sie winden sich nicht wieder von mir los!"

So ohngefähr sprach der Mann, und wie er sprach! Seine ganze Miene war Seele. Triumph, Entzücken, Wehmuth und Besorgniß sprachen in gleichen Augenblicken in seiner Stimme, in seinem Lächeln, und in der Thräne, die von seinem flammenden Auge fiel, wie ein Lichtfunken.

Herbert war sehr bewegt. Er sah mich an mit einem stillforschenden Blick, und reichte dem Janinsky freundlicher die Hand. „So viel Treue ist wohl des höchsten Lohnes werth!" sagte ich. — Janinsky fiel mir zu Füßen, bedeckte meine Hand mit brennenden Küssen, und rief: „Verlassen Sie mich nicht! verstoßen Sie den unglücklichen Janinsky nicht!"

Und als Herbert sprach: „Wohlan, Janinsky, ich gebe Ihnen meine Tochter, wenn meine Tochter Ihnen Liebe geben kann!“ sprang Janinsky auf, und redete wie ein Begeisterter, oder wie einer, dessen Sinne verwirrt waren. Er weinte, er lachte, er erzählte von den Gefahren seiner Reise, er rief Agathens Namen, er bat sie um ihre Liebe, ohngeachtet Agathe nicht mehr zugegen war, er überhäufte Herbert und mich mit Dank und Segen, schilderte einen Sturm, den er auf dem Meer ausgestanden, und faltete dann wieder die Hände gen Himmel, als wollt' er Gott Dank sagen für das erreichte Ziel.

Es war nicht mehr daran zu denken, den hochbeglückten Schwärmer nach der Stadt zurückzusenden. Auch seiner Gesundheit drohte die Heftigkeit der Leidenschaft Gefahr. Wir behielten ihn im Hause.

Am folgenden Tage gab ihm Agathe die Worte der ewigen Liebe, und mit erröthenden Wangen den belohnenden Kuß für so viel unglaubliche Treue.

Wie sie beide nun hochbeseligt sind! — Ich finde in dem Glücke dieser Liebenden mein eigenes Glück blühend. — Janinsky will mit uns sich anbauen in der schönen Louisiana. Unaufhörlich träumen wir von dem Elysium, so unser harret.

18.

Langsam kehrte Vater Herberts Gesundheit endlich wieder zurück. Schon konnte er, nach sieben peinlichen Monaten, das Krankenlager wieder verlassen — wir beschlossen, sobald er vollkommen hergestellt sein würde, die Vermählung der beiden Liebenden zu feiern.

O, meine Julie, nun nehm' ich die Feder, dir eine der fürchterlichsten meiner Lebensstunden zu beschreiben.

Auf Erde soll keine Freude reifen; unser Herz sich an keine Lust hängen. Die Hoffnung, welche wie ein neugebornes Kind zartlächelnd an unserm Herzen ruht, wird von dem tückischen Dolch der nächsten Stunde getödtet. — Wir gehören nicht dieser Welt an. Sie selbst stößt uns mit grausamem Ernst zurück, wenn wir sie liebgewinnen mögten. Ueber den Sternen ist unsere Heimath, nicht unter denselben! sagt der gute Herbert, wenn er mich trösten will. Ach! und was können wir für unsere Schwäche? Warum tragen wir das fühlende Herz in der Brust?

Yaninsky, Agathe, Frau Almas, die Tochter des alten Deroy, mit ihren beiden schönen Buben August und Karl, und ich, gingen am Nachmittag durch die fruchtbaren Felder. Nächtlicher Regen hatte die Luft erfrischt und ein kühler Ostwind

blies über das Meer her. Wir streiften durch die Zucker- und Indigo-Pflanzungen, sahen den Arbeiten der Sklaven zu, und kehrten nachbarlich in manche Hütte ein.

Vom langen Wandern ermüdet, ruhten wir auf weichem Rasen aus unter Cacaobäumen und den ulmenblättrigen Guazumen. Die Sonne war schon hinter den Hügeln niedergesunken, ihre letzten Strahlen flimmerten röthlich an den Gebüschen auf den Felsen. Ein gewürzhafter Duft von tausend unbekannten Kräutern strömte uns im Zuge des Ostwinds an.

Da sagte Zaninsky: „Warum ist diese Herrlichkeit so vergänglich? Warum gewährt uns der Himmel nicht schon ewiges Leben? Wir sind berufen, das wundervollste Schauspiel zu sehen, und ehe wir's noch ganz geniessen können, ist der Vorhang schon wieder gefallen."

„Das Leben hienieden ist nur der Prolog des ewigen Schauspiels!" erwiederte ich ihm: „Er kündigt nur an, und reizt unsere Erwartung auf das Folgende. Ist der Prolog so reizend, wie sollen wir nicht mit Begier wünschen, daß der Vorhang falle, damit das Schauspiel selbst beginne?"

Zaninsky drückte Agathens Hand an seine hochschlagende Brust; und sie lächelte zärtlich auf den

theuern Liebling hin. „Sollen wir wünschen, daß der Vorhang falle?“ fragte sie ihn.

„Ich habe genug gelebt, Agathe!“ rief er: „Denn Agathe liebt mich. Und mein höchstes Ziel ist errungen; glücklicher kann die Welt mich nicht mehr machen. Früher oder später, immer aber einmal müssen wir hienieden enden; gepriesen sei der Mensch, welcher mitten unter seinen Freunden entschlummert! Und ist dies Leben nur der Prolog, o meine Agathe, was werden wir uns im Ewigen sein!“

Unter solchen Gesprächen verflogen die Minuten und Stunden. Der aufgegangene Mond und die wachsende Dunkelheit mahnten uns an den Heimweg.

Wir wählten den kürzesten Pfad, der längs dem Meergestade führte; die Knaben sprangen munter davon.

Ein plötzlicher Sturmwind erhob sich, noch ehe wir die Wohnung erreichen konnten. Gesträuch und Bäume brauseten wild; der Staub wirbelte in großen Wolken von der Erde himmelan; die Wellen schlugen mit dumpfem Geräusch an die Klippen. — Der Aufruhr der Natur ward von einer Sekunde zur andern entsetzlicher. Wir verdoppelten unsere Schritte; wir waren von der Wohnung sehr entfernt.

„Meine Kinder! meine Kinder!“ seufzte die Frau Almas ängstlich.

„Sie sind gewiß schon daheim!“ sagte Janinsky: „Denn sie haben uns schon längst verlassen.“

„Und sie kennen den Weg!“ setzte die junge Mutter hinzu, um sich selbst zu beruhigen.

Die Gewalt des Sturmes warf uns schier nieder. Mondenschein, Finsterniß und Staubwolken blendeten uns, daß wir kaum sahen, wohin wir traten. Das Meer brüllte ungestümer, und von den wankenden Bäumen stürzten zerrissene Zweige.

Es war mir, als zittere das Erdreich; als wolle der gewaltige Orkan die Felsenwurzeln St. Domingo's vom Grund des Ozeans losreissen und das Eiland zermalmen.

„Noch eine Viertelstunde!“ sagte die junge Almas, welche uns den Weg zeigte. Mutterzärtlichkeit machte sie behend und muthig. Sie flog immer weit vor uns hin durch Nacht und Sturm; kaum konnten wir sie ereilen. Wenn wir ihr nahe waren, hörten wir sie nur die Worte lispeln: Meine Kinder! meine Kinder!

Plötzlich stand sie still, rang die Hände und rief: „O mein Gott, diesen Weg so hart am Meere dürfen wir nicht gehen. Bei der Fluth und bei solchem Sturm stürzen oft große Wellen über den schmalen Fußpfad. Zurück!“ — Noch ehe wir

einen Entſchluß faſſen konnten, rief ſie wieder: „Doch ich will erſt dahin zur gefahrvollen Stelle, um zu wiſſen, ob meine Kinder hinüber ſind.“

Sie ging; wir folgten ihr. Als wir zwiſchen den Felſen hervortraten, deren Wände uns kurze Zeit gegen die Windſtöße geſchirmt hatten, öffnete ſich vor uns das kochende Meer, welches hoch empor ging, und von Zeit zu Zeit eine große Woge gegen die Klippenmauer jagte, an welcher ſich der Fußpfad hinzog. Die Wellen eilten mit erſchütternder Furchtbarkeit vom Meer gegen das Geſtade, hundert neben hundert, wie ergrimmte Streiter, welche eine feſte Burg erſtürmen, und wüthend über die Leichname ihrer geſunkenen Vorreihen hinrennen. Der bleiche Mond ſah durch die fliehenden Wolken des Himmels, und zündete mit Grauſen zum Kampf der empörten Elemente. — Ich zitterte an Janinsky's Armen; Agathe weinte von Aengſtigungen beklemmt. Janinsky aber tröſtete uns liebreich.

Als wir der Stelle nahe gekommen, gebot er uns, ſtille zu ſtehen. Kaum konnten wir in dem betäubenden Lärmen der Fluthen unſere Worte hören.

„Still!“ rief die bebende Almas: „Iſt das nicht Wimmern eines Kindes?“

Uns allen ging ein kalter Schauer durch's Gebein. Wir horchten; wir vernahmen undeutlich

ein ängstliches Stöhnen; aber wir sprachen zur bangen Mutter: „Nein, wir hören es nicht. Der Wind pfeift in den Klippen und Büschen."

„Ich aber muß hinüber!" rief die verzweifelnde Mutter. Jaminsky ergriff sie, und, indem die letzte Woge abfloß, trug er sie eilends über den Pfad in Sicherheit. Dann kam er wieder, haschte den glücklichen Moment, und trug seine Agathe dahin; er kam wieder und nahm auch mich.

Droben saß der kleine Karl am Felsen und weinte; und seine Mutter lag vor ihm auf den Knien mit Todesangst, und rief: „Aber wo ist dein Bruder Auguste?" Der Knabe schluchzte und deutete mit der Hand auf die schäumenden Wellen hinaus.

„Allmächtiger Gott!" schrie sie und sprang auf und streckte die Arme gegen das Meer, al fordere sie dem tauben Ozean den kostbaren Raub wieder ab. Indem trat der Mond abermals aus den Wolken. Da sahen wir deutlich nicht weit vom Ufer den armen August im Wasser. Er hielt sich mit seinen kleinen Armen festgeklammert a einen zerbrochenen Baumstamm, der in den Wellen hing. Von Zeit zu Zeit rauschte eine Woge über ihn hinweg.

Als seine Mutter ihn erblickte, flog sie mit ausgebreiteten Armen der daherstürmenden Woge entgegen, und stürzte sich ins Meer, den holden

Liebling ihrer Seele zu retten, uneingedenk ihrer ſchwachen Kraft. Heulend ſchlugen die Wellen über ſie zuſammen. Wir alle ſtanden erſtarrt. Ich taumelte ohnmächtig gegen die Felswand.

Nur der edle Janinsky behielt ſeine Geiſtesgegenwart. Er beobachtete die Fluth, bat uns, ruhig zu ſein, und ſprang, als er die Kleider der armen Almas erblickte über den Wellen, behend ins Waſſer.

Agathe ſchlang ſchaudernd ihre Arme um meinen Nacken. Alle Kraft verließ ſie. Sie ſank, einer Entſeelten gleich, an mir nieder auf die feuchte Erde. Ich ſchrie bald den Namen der Almas, bald den Namen Janinsky. Und als ich ſah, wie Janinsky, mit den Wellen hadernd, deren Gewalt beſiegte, die Kleider der Almas faßte, und ſeine Beute gegen das Ufer führte, ſchlug mein Herz wieder hoch und freudig.

Indem die bebende Almas von Janinsky ans Land gebracht und zu meinen Füßen niedergelegt ward, erſchienen auch ihr Gatte und ihr Vater, welche ſorgenvoll ausgegangen waren, uns zu ſuchen. Sie hatten mein Geſchrei vernommen, ihre Schritte beflügelt, und eilten nun, die halbtodte Frau und Agathen ins Lebens zu bringen.

Janinsky aber ſäumte nicht in ſeiner erhabenen, ſchrecklichen Arbeit. Zum andernmal warf er ſich wieder ins Meer. Noch ſchwebte winſelnd

der Knabe mit letzten Kräften am hangenden Zweige. Jede über ihn hinrollende Fluth drohte ihn wegzuspülen. — Sein Retter erschien, riß ihn herab vom Baum, kämpfte sich mit ihm gegen das Gestade zurück, und als er nahe genug war, schleuderte er ihn mit unglaublicher Macht aufs feste Land hinauf, wo ihn sein Vater empfing.

Aber die Wogen wälzten Janinsky vom Ufer zurück — noch einmal streckte er den Arm empor aus einer Welle — und wir sahen ihn nicht mehr.

O Julie, wir sahen ihn nicht wieder. Wir erhoben ein fürchterliches Geschrei. Sturm und Wellen heulten mit uns. Aber der Edle blieb verschwunden — unser Geschrei, unser Suchen blieb vergebens.

Man holte Sklaven herbei und Fackeln, Seile und Leitern. Einige Neger wagten ihr Leben im Meere, den Verlornen zu finden. Der Greis Deroy versprach dem Sklaven die Freiheit zum Geschenk, der uns Janinsky bringen würde. Er bot den Preis umsonst.

Wir Weiber wurden in die Wohnung geführt, nebst den Kindern. Die Männer setzten ihre Nachforschungen fort. Ach! erst am fünften Tage nachher fand man Janinskys Leichnam an einer, von dieser Stelle wo wir ihn zuletzt sahen, weit entfernten Klippe.

So ward der Tod in den Wellen der Lohn

ſeiner heroiſchen Tugend. So hatte der edle Mann nun Heimath und Alles verlaſſen, hatte voll treuer Liebe Länder und Meere durchirrt, hatte die Geliebte wiedergefunden vom günſtigen Geſtirn geleitet, um vor ihren Augen ſein Leben zu ſchlieſſen.

19.

Fünf traurige Monden ſind verfloſſen ſeit Janinsky's Tode. In wenigen Tagen ſollen wir zu Schiffe gehen, nach Neu-Orleans. Herbert, wiewohl nicht ganz hergeſtellt, iſt doch ſtark genug, die Mühſeligkeiten einer neuen Seereiſe zu wagen. Das ungeſunde Klima St. Domingo's würde ihn tödten, wenn wir länger verzögerten.

Und meine Agathe, die unglückliche Braut, hat ihren Kampf gekämpfet und obgeſiegt. Sie mehr, als ich, ſehnt ſich in die Einſamkeit von Louiſiana hin, um dort ihren Janinsky mit eben der unüberwindlichen Treue zu betrauern, mit welcher er ſie einſt liebte. Sie iſt ein ſchönes Bild der Wehmuth, und mir liebenswürdiger, denn jemals.

Gute Nacht denn, Weltgetümmel, aus welchem wir alle ſcheiden mit verwundetem Herzen! — Empfanget mich, ihr ſtillen Wildniſſe der Fremde, und gebet mir die längſt entbehrte Ruhe. Dort hört der furchtbare Wechſel der Schickſale auf. Unſere Tage verflieſſen dort in milder Einförmig-

keit, wie ein sanftes Träumen, in klösterlicher Stille, bis sie unsern Staub in den friedlichen Schoos der Erde senken.

Wenn die dunkelrothen Gluthen des Morgens durch den Wald brechen und der Gesang der Vögel erwacht, will ich betend meine ersten Stunden dem Vater des Weltalls weihen; dann in kleinen häuslichen Geschäften Mittel suchen, das Leben derer zu verschönen, welche mir in die Einöde folgten mit hoher Selbstverläugnung. Ich werde sie alle froh sehen; und was kann meinem Frieden mangeln, wenn sie lächeln? Ich will die Wunder der Natur studieren; Bildung, Eigenschaften und Kräfte der reizenden Pflanzenwelt untersuchen, von der hohen Zeder bis zum Moose, von der Palme bis zum Grashalm. So werd' ich Gott sehen, so werd' ich ihm vertrauter werden. Bald will ich ein öhes Feld urbar machen, bald einsame Spaziergänge schmücken, um meine Geliebten zu überraschen; bald die Arbeiten und Tagwerke der Insekten belauschen; bald mich an den erhabenen Melodien des donnernden Stromfalles ergötzen.

Und wenn die Nacht mit ihrer begeisternden Herrlichkeit die Fluren Louisiana's beschleicht, wenn das Firmament seine tausend Sonnen enthüllt, und ein ernster Geist durch die verstummte Welt zieht; dann will ich der Ewigkeit meine Betrachtungen, meine Hoffnungen weihen. Sie wird mir

nicht mehr fremd sein. Mein Auge wird im Tode einst unter einer Freudenthräne brechen.

Seid mir gegrüßt, ihr heiligen Wildnisse, die noch der Ehrgeiz, die Wollust und der Goldhunger keines Europäers entweihte! Nehmt mich auf in eure kühlen Schatten; ich gehöre nicht mehr dem Getümmel der Welt und ihrer Leidenschaft; ich werde fortan leben in meinem harmlosen Selbst.

Drittes Buch.

1.

Der Chevalier d'Aubant an seinen Freund Bellisle.

Christinenthal, 24. April 1718.

Sie werden glauben, geliebter Bellisle, ich sei vom Ozean längst verschlungen, oder von den Indianern seit Jahr und Tag schon erschlagen und verzehrt, daß ich Ihnen so lange nicht schrieb. Denn ich sehe aus meinem Tagebuche, es sind volle fünfzehn Monate verstrichen, seit ich Ihnen meinen letzten Brief von Vilagi aus zusandte. Aber wenn man eine neue Welt erobert und neue Staaten gründet — wenn in diesen neuen Staaten

noch dazu alle Ditizencen, Posten und Kuriere fehlen, so werden Sie mich wohl entschuldigen können. Rechnen Sie dazu noch die kleine Eitelkeit, daß ich Ihnen nicht früher, als aus meinen eigenen Besitzungen, schreiben wollte. Doch was sag' ich meinen? — Nein, so großmüthig Sie sich auch verheimlichen und verstellen, Ihnen allein bin ich dies alles schuldig; Sie machten mich durch Ihr Darleihen zum glücklichsten Mann der Welt — und so schreib' ich Ihnen nicht aus meinen, sondern aus Ihren Staaten. Sterb' ich, so falle Ihnen Alles anheim, und, wenn Sie wollen, noch früher.

Ungerechnet, daß ich Selbstherrscher und König von Christinenthal, Bundesgenoß eines mächtigen Nomadenstammes von eingebornen Indianern bin, hab' ich noch dazu die Ehre, Schutzherr einer europäischen, und Schutzherr einer indianischen Kolonie in meiner Nachbarschaft zu sein, deren Haupt sich König nennt. So könnt' ich denn auch wohl mit allem Rechte den kaiserlichen Titel annehmen, wenn man hier zu Lande nicht über die Albernheiten der europäischen Spießbürger längst hinweg wäre.

Ich haben Ihnen viel zu erzählen, unter anderm auch, wo denn eigentlich unterm Monde mein, oder vielmehr Ihr berühmtes Kaiserthum gelegen sei? Denn auf den Landkarten werden Sie

es leider noch nicht finden, ungeachtet es, was die Größe anbetrift, nie verschwiegen werden kann; aber dazu muß ich Ihnen nun meine ganze Robinsonade erzählen.

Als wir von Pensacola absegelten, längs den Küsten von Westflorida, erwarteten wir Ausgewanderten alle mit ungestümem Verlangen den prachtvollen Anblick des hochgelobten Louisiana. Wir träumten uns schon die malerischen Ufergegenden, mit ihren grünen Hügeln, reichen Fluren und ungeheuren Waldungen aufs schönste aus, und beschlossen so im Vorbeifahren die behaglichsten Landungsplätze, und was sonst sich zur Errichtung einer Pflanzstadt eignen würde, sorgfältig zu bemerken. Aber, ach! wir fanden uns abscheulich getäuscht. Von Pensacola hinweg dehnt sich eine langgehabte, niedrige Küste von fünfzig bis sechszig Stunden hin; überall nur todter Sand, auf welchem hin und wieder eine verkrüppelte Meerkiefer und magere Gesträuche grünten.

Der Kapitän landete endlich in der allertraurigsten und unfruchtbarsten Gegend dieser Küste. Da lagen einige erbärmliche Hütten umher, worin etliche halbnackte, halbverhungerte Menschen wohnten, Ueberbleibsel einer frühern hier angelegten Kolonie. Bei diesem Anblick entfiel uns Allen der Muth; wir sahen einer traurigen Zukunft entgegen; unsere stolzen Erwartungen schlichen demü-

thig neben der Wirklichkeit hin. Es fehlte wenig, daß nicht viele Ausgewanderte wieder mit einem Schiffe nach Europa zurückgekehrt wären, welches eben von Bilazi absegeln wollte zum vaterländischen Welttheil.

Der Kapitän unseres Schiffes sprach uns indessen Allen Trost zu. „Wartet doch," rief er, bis Ihr Neu-Orleans gesehen habt! In dem gräßlichen Bilazi ist doch unsers Bleibens nicht." — Was war zu thun? Wir folgten. Ich gab dem zurückkehrenden Schiff meinen letzten Brief an Sie nach Europa mit.

Endlich erreichten wir die Mündung des ungeheuern Missisippistroms, von welchem jetzt alle Zungen Europens sprechen. Er bietet viele Einfahrten dar; aber die meisten haben nur wenig Wasser, vielen fehlt es zu gewissen Jahrzeiten ganz daran. Das Ufer ist überall flach und niedrig und scheint weit umher, so wie der größte Theil der Küste, erst durch das Meer und den Strom gebildet worden zu sein. Man findet dort beinahe keinen Stein; sondern Alles ist Schlamm, Sand, Schilf und verfaultes Holz, wie es der Missisippi, von seinen entferntern, noch nie gesehenen Quellen, bis hieher, in einer unermeßlichen Strecke aufnahm und gegen den Ozean ausspülte. Dieser sumpfige Boden rings umher trägt nichts, als eine ausserordentliche Menge Schilfrohr, welches sich

von Jahr zu Jahr zu vermehren scheint, und undurchdringlich wird. Hierin verwickeln sich die vom Missisippi weggefluteten Baumstämme, welche er, oder die Faust des Sturmes in unbekannten Gegenden abbrach; Schlammerde und Sand setzen sich in die Zwischenräume, und so erweitern sich die seichten Ufer unaufhörlich, oder es formen sich in dem Ausfluß des Missisippi große Inseln voll Schilf und Binsen, welche der Aufenthalt von allerlei Ungeziefer werden, und in heißen Jahrszeiten die Luft weit umher mit ihren abscheulichen Ausdünstungen verpesten.

Dies gab uns auch von dem Paradiese, Neu-Orleans genannt, keine reizende Vorstellung. Wir aber waren noch nicht da! — Wir segelten in den Missisippi ein; zehn bis zwölf Stunden weit sahen wir aber noch immer nicht mehr, als das flache, unwirthbare, schlammigte Ufer, mit Binsen, Rohr und einigen Stauden besetzt. Oft hatten wir Mühe, uns Bahn durch die ungeheuere Masse von in einander verwickelten Bäumstämmen zu brechen, welche den breiten Fluß ganz überdeckten. Um schneller fortzukommen, wurden die Boote ausgesetzt.

Aber auch mit den Booten, die zum Segeln und Rudern eingerichtet waren, gings unerträglich langsam. Immer hatten wir mit dem schwimmenden Treib- und Flößholz zu ringen und di

eingetretene Windſtille bei einer ſehr heißen Witterung leiſtete uns ebenfalls ſchlechte Dienſte. Indeſſen verbeſſerten ſich an beiden Seiten die Ufer, denn ſonſt hätte ich ganz Louiſiana bald für ein Schilf- und Schlammmoor gehalten. Rechts und links erhoben ſich dicke, finſtere Waldungen, die uns ein heiliges Grauſen einflößten. Kein Sonnenſtrahl durchdringt ſie. In meinem Leben hab' ich keine ſo hohen und ſtarken Bäume in ſo ungeheuerer Maſſe beiſammen zu ſehen. Auch fehlte es nicht an allerlei wilden Früchten, an einer Menge unbekannter Vögel, an mancherlei Rothwildpret, welches wir von Zeit zu Zeit über die von Gebüſchen umfangenen Wieſen irren ſahen.

Nach zwei Tagen endlich, denn unſere Fahrt ging immer im Zikzak, gelangten wir durch eine Flußenge, die man die engliſche heißt, nach Neu-Orleans.

Als man uns ſagte, wir ſeien nun an Ort und Stelle, rieben wir uns ſehr verwundert die Augen; denn aller Mühe ungeachtet, konnte keiner von uns Neu-Orleans entdecken, oder was ſonſt einem ſo berühmten Ort ähnlich ſah. Am öſtlichen Ufer des Fluſſes, wo er eine weite Krümmung bildet, in welcher alle Schiffe landen können, ſtanden überall zerſtreute Hütten, von Holz und Rohr aufgeführt. Hin und wieder zeigte ſich auch wohl ein Gebäude, von Holz und gebranntem

Thon errichtet, was etwas europäischere Physionomie hatte. Man erklärte mir den Mangel aller großen und massiven Häuser damit, daß der Boden nicht Festigkeit genug habe, schwerere Gebäude zu tragen. Das war nun die Hauptstadt von Louisiana.

Mein treuer Claude wollte das noch immer nicht glauben. Von einer Hauptstadt erwartete er wenigstens ein paar Dutzend Kirchthürme schon in der Ferne entdecken zu müssen; antike Thore, Marktplätze und Paläste, und großes Leben und Getümmel in den Hauptstraßen. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Herr, für diese Hauptstadt gebe ich keinen Sous. Das Dorf, worin ich die Ehre hatte geboren zu werden, wäre, wenn's hier stände, ein wahres Paris."

Ich dachte es auch; allein was war zu machen? — Wir wurden alle dem Gouverneur vorgestellt. Ich überreichte ihm meine Empfehlungsbriefe. Er war sehr höflich, und drang darauf, vorläufig in seiner Wohnung mich beherbergen zu lassen, bis ich mir nach Gefallen eine Gegend zu meiner Ansiedelung ausgesucht haben würde. Ausschlagen ließ sich das nicht wohl; denn an Wirthshäusern fehlte es in Neu-Orleans überall. Die übrigen Emigranten mußten sich, um Dach und Fach zu haben, Baraken bauen. Die armen Leute machten saure Gesichter. Es schien ihnen nicht bes-

ser, als meinem Premierminister Claude, ergangen zu sein.

Der Gouverneur war sehr gefällig gegen mich. Er ist von einer angesehenen, aber in Vermögensumständen zurückgekommenen Familie in Frankreich. Er betrachtete seinen Aufenthalt hier wie ein Exil. Wahrscheinlich hatte er sich auch größere Hoffnungen gemacht, und von den ungeheuern Goldminen von St. Barbara, welche in Europa so berühmt sind, von denen aber hier zu Lande kein Mensch weiß, wo sie liegen mögen, ansehnliche Schätze zu ziehen gemeint. Seine Gemahlin spricht mit Entzücken und mit Thränen unaufhörlich von Paris, und findet das Leben hier zwischen den wilden Einwohnern des Landes und glücksrittenden Emigranten aller Nationen sehr langweilig. Ihre Tochter Adelaide, eine junge, naive Schönheit von sechszehn Frühlingen, scheint sich im fremden Welttheil am meisten zu gefallen. Sie baut ihren Garten, tanzt mit sich selbst, wenn Niemand mit ihr tanzt, will einen alten Neger französische Opernarien singen lehren, und spielt die Guitarre allerliebst. Ich habe das holde Kind nun aber seit einem Jahre nicht gesehen; sie schreibt mir indessen dann und wann einen artigen Brief, zankt und versöhnt sich mit mir; übt alle ihre kleinen gute- und bösen Launen an mir aus, wie wenn ich ihre Puppe wäre. Und ich verdenk' es

dem lieben Mädchen nicht, und bleibe ihm nichts schuldig.

Gleich die ersten Tage nach meiner Ankunft wendete ich daran, die Gegend zu untersuchen, um mich irgendwo anzusiedeln. Meine Reisegefährten, die mich als ihren Chef ansehen wollten, quälten mich vom Morgen bis zum Abend, daß ich für sie sorgen solle. Sie waren alle muthlos, standen betrübt umher, und kocherten die Zähne.

Mir gefiel es überall nicht; ich begreife es auch nicht, wie man sich's einfallen lassen konnte, den Hauptort Louisiana's, diesen Mittelpunkt aller Verbindungen, welchen Frankreich mit seinen hiesigen Kolonien haben soll, in einer solchen Gegend zu grunden, dreißig Stunden vom Meere entfernt.

Neu-Orleans liegt auf einer großen Insel, die ungefähr funfzig bis sechszig Stunden lang sein mag. Sie wird vom Missisippi, vom Meere, vom Landsee Pont Chartam und vom Manchac, einem Abfluß des Missisippi, gebildet. Der größte Theil dieser Insel aber ist durchaus unanpflanzbar; ist den Ueberschwemmungen des Missisippi ausgesetzt, und eines schlammigten, feuchten Grundes. Man hat den Bau des Zuckerrohrs versucht; allein die zuweilen eintretenden, wenn gleich geringen Fröste zur Regenzeit, besonders beim Nord- und Nordwestwind, verdarben die Aernten. Auch mit Baumwollenstauden werden ziemlich glückliche Versuche

gemacht; am beſten gelingen die Pflanzungen des Indigo, und dieſer kann allerdings einſt ein anſehnlicher Artikel der Ausfuhr werden, ſo wie der Tabak. Für alles, was einen feuchten Boden fordert, iſt das Land ſehr ergiebig. Korn kömmt nicht wohl fort, beſſer gerathen Obſtbäume, ſie blühen in dieſem Klima des Jahrs zweimal; aber der geringſte Theil der Früchte gewinnt Reife, weil ſie meiſtens, von Inſekten angeſtochen, vor der Zeit abfallen. Nur Pomeranzen, Feigen und Pfirſiche wuchern in auſſerordentlicher Menge, und gedeihen. — Die Pflanzungen liegen auf der Inſel ſehr zerſtreut, und ſind gewöhnlich durch Sümpfe, ſtehende Gewäſſer und Gräben von einander geſchieden.

Ich erhielt vom Gouverneur ohne Mühe die Erlaubniß, auf neue Entdeckungen auszugehen, um für mich und alle diejenigen, welche mit mir gekommen waren, eine neue Pflanzſtadt anzulegen, wo es mir belieben würde.

Mit fünfundzwanzig bewaffneten Leuten, die alle auf mehrere Tage mit Lebensmitteln verſehen waren, ſetzte ich nach dem rechten Ufer des Miſſiſippi über, und ging den großen Fluß hinauf. Das Land wurde immer ſchöner und trockener, je weiter wir zogen; die Ufer hörten auf niedrig zu ſein; ſie beſtanden meiſtens aus Kalkfelſen. Von Zeit zu Zeit zwangen uns undurchdringliche Ge-

büsche, weite Umwege zu machen; bald fanden wir in weitläufigen Waldungen, wo ungeheuere Zedern mit Fruchtbäumen in schöner Wilde wechselten; bald wanderten wir über üppige Auen und Wiesen, welche von der Hand der Natur gebildet worden waren. Während das gewerbreiche, übervölkerte Europa die unfruchtbarsten Landstriche um große Summen teil bietet, liegen hier die reizendsten, ergiebigsten Fluren unbenutzt; blühende Fürstenthümer ohne Menschen und Eigenthümer, nur von einer wandernden Horde wilder Indianer durchstreift, welche sich von der Jagd oder Fischerei ernähren. Es wurde mir unerklärlich sein, warum Amerika in seinem Innern noch keine Völkerwanderungen vom Norden zum prachtvollen Süden hatte, wenn mir nicht die Rohheit und Dummheit derjenigen Völkerschaften bekannt wäre, welche den rauhen mitternächtlichen Theil dieses unermeßlichen Welttheils bewohnen. Wir begegneten hin und wieder einzelnen Indianern. Sie hatten noch ihre natürliche Gutmüthigkeit. Wir beschenkten sie mit mancherlei Kleinigkeiten, und sie jagten für uns Wild und Geflügel. Der Wegweiser, welchen ich von Neu-Orleans mitgenommen hatte, konnte sich ihnen in ihrer sehr wortarmen Sprache ziemlich verständlich machen. Sie gehörten zu dem weitläufigen Stamme der Natchitoches.

Wir hatten uns vom Miſiſipi entfernt, und die Richtung gegen Nordoſt genommen, um die Ufer des rothen Stromes zu finden, der in den neumexikaniſchen Gebirgen entſpringt, und ſeine Gewäſſer in den Miſiſipi ſtürzt. Wir erreichten unſer Ziel ohne Hinderniß, und unſere Mühe wurde durch die Entdeckung einer der reizendſten Landſchaften angenehm belohnt.

In einem großen Kranze von Hügeln und Bergen, die mit hohen Waldungen bedeckt waren, öfnete ſich eine wunderſchöne, fruchtbare Ebene, geräumig genug, zehn Dorfſchaften tragen und ernähren zu können. Durch den rothen Strom war das Ganze in zwei faſt gleiche Theile geſchieden. Die Einformigkeit der Ebene unterbrachen viele umhergeſtreute Luſtwäldchen, die der Fluren Fruchtbarkeit vermehrten, und in der Mitte der Landſchaft eine ſchroff emporſteigende Felſenhöhe, welche zwiſchen dem rothen Strom und zwei Bächen, ſo ſich in denſelben ergieſſen, das Anſehen einer Inſel empfängt.

Als wir uns durch die Gebüſche Bahn gebrochen hatten bis zum Gipfel der Anhöhe, und wir nun das prachtvolle Land mit Entzücken überſahen, rief ich: „Hier laßt uns Hütten bauen! — Dieſe ſchöne Erde ſoll einſt meinen Staub empfangen; ich heiße das Land Chriſtinenthal. Dieſe Waldungen rings umher halten uns vor der Welt verbor-

gen; diese fruchtbaren Gefilde werden dankbar unsern Fleiß belohnen; diese Anhöhe, durch Kunst befestigt, wird unsere Kolonie gegen die Streifzüge der Barbaren schirmen, und der rothe Strom gibt uns die beste Verbindung mit Neu Orleans, wohin wir den Ueberfluß unserer Früchte senden."

Alle jauchzten Beifall. Wir wählten mitten durch die Waldungen den kürzesten Rückweg zum Hauptort, um dort die nöthigen Anstalten zur neuen Niederlassung zu treffen. Da wir aber genöthigt waren, bald Brücken zu schlagen über Bäche und Waldströme, bald Wege zu hauen durch die Holzungen, welche seit der Schöpfung noch keines Sterblichen Fuß durchwandelt hatte, vergingen über zehn Tage, ehe wir Neu-Orleans wiedersahen.

Sobald wir angekommen waren, verbreitete sich die Nachricht von unsern Entdeckungen und Entschlüssen bald. Binnen fünf Tagen hatten sich bei mir siebenundneunzig Mann gemeldet, von denen vierunddreißig verheirathet waren, und, ihrer achtzehn, Kinder hatten.

Der Gouverneur, obwohl er uns gern näher gehabt hätte, konnte doch gegen unsern Vorsatz nichts einwenden. Ich erfuhr, daß eine andere Kolonie nicht weit von unserm Cortilmentbal, ebenfalls am Ufer des rothen Stromes, ungefähr dreißig Stunden von dessen Mündung, und zegen

Stunden von dem spanischen Grenzfort Adayes entfernt, im Entstehen sei. Wir hatten also europäische Nachbarn, und die Hoffnung, uns im Nothfalle gegenseitige Hilfe leisten zu können.

Zwar hatten wir uns schon in Europa mit denjenigen Unentbehrlichkeiten reichlich versehen, die zur Anlegung einer Pflanzstätte in so unbewohnten Gegenden erforderlich sind; aber doch fehlten uns noch tausend Dinge, besonders Pferde, Schafe, Rindvieh. Nur gegen große Geldsummen gelang es mir, davon eine ansehnliche Zahl zusammenzukaufen. Andere von meinen reichern Kolonisten reiseten nach Adayes, um wohlfeilern Preises Vieh zu erhalten. Alles dies versäumte uns lange, so ungestüm auch unsere Begierde war, die neue Heimath bald zu gründen.

Endlich verliessen wir alle Neu-Orleans. Ich machte den Weg wieder zu Land, an der Spitze meiner Kolonie; zwanzig Mann aber von den Unsrigen schifften den Missisipi und den rothen Strom in drei neugebauten mit Segeln versehenen Booten hinauf, um diese Flusse und die Fahrt zu untersuchen.

Sie kamen in Christinenthal vier Tage später an, als wir, weil sie etlichemal genothigt gewesen waren, ihre Boote, die ohnedem von plumper Bauart waren, den Strom auf zu ziehen.

Unsere Geschäfte wurden getheilt. Die An-

kömmlinge hatten mich von jeher zu ihrem Haupt erkohren; der Gouverneur hatte mich als solches bestätigt, mir obrigkeitliche Rechte ertheilt, und für den König von Frankreich, unsern Souverän, der anderthalbtausend Meilen von uns entfernt lebt, in Eid und Pflicht genommen. Zuallererst sorgten wir für unsere Sicherheit. Die Anhöhe ward unsere Festung; wir umgaben die darauf befindliche kleine Fläche mit Wällen und Pallisaden, und ebneten einen Weg hinauf für Roß und Mann. Dort nahm ich meine Wohnung, die Anfangs eine bloße Hütte war. Es fehlte weder an Holz, noch Kalk und Sand. Während die Baumaterialien herbeigeschafft wurden, entwarf ich den Riß zur Anlegung der ganzen Kolonie, maß das Land, theilte die Felder ein, welche zuallererst mit Korn, Reis und Mais für unsere dringendsten Bedürfnisse angebaut werden mußten; Andere jagten und fischten indessen; die Weiber bestellten die Küche.

Alle Arbeiten gingen nach Wunsch von statten; Zufriedenheit und Eintracht herrschte in unserm kleinen Staate. Am Ende eines thatenvollen Jahres hatten wir nicht nur unsere Wohnungen, Ställe und Magazine aufgerichtet, sondern auch einträgliche Aernten von unsern Feldern gehabt. Freilich mußten wir uns bei der schwersten Arbeit immer sehr sparsam behelfen; aber das Ver-

gnügen, welches wir beim Aufblühen unsers Reichs empfanden, versüßte jedes Ungemach wieder.

Wir knüpften Verbindungen an mit den Spaniern in Adayes, mit der Kolonie Roland am rothen Strom. Auch die Eingebornen des Landes besuchten uns von Zeit zu Zeit und begafften mit Erstaunen und Neugier, was wir auf ihrem vaterländischen Boden trieben. Das Oberhaupt der Natchitoches am sogenannten schwarzen Fluß besuchte mich selbst, von einigen Hundert seiner streitbaren Unterthanen begleitet. Ich beschenkte sie Alle, und schloß mit ihnen einen freundnachbarlichen Bund.

Aber eben dieser Bund verwickelte uns vor drei Monaten in einen vierzehntägigen Krieg, der, ausser einigen Verwundeten, unsere Kolonie auch zwei brave Männer kostete, die dabei das Leben verloren.

Ein wilder Völkerschwarm, von der Nation der Akansas, warf sich verheerend gegen die Natchitoches am schwarzen Flusse. Die Letztern hatten sich ihrer Haut gewehrt, waren aber geschlagen worden, und verlangten unsern Beistand. Gern oder ungern mußten wir uns ihrer annehmen, theils um uns selbst Ruhe gegen die allfälligen Anfechtungen der Sieger zu verschaffen, theils uns unter den Eingebornen Achtung und Furcht zu erwerben.

Die Kolonie, welche ich versammeln ließ, war mit mir übereinstimmend, daß man den Natchitoches helfen müsse. Wir zogen achtzig Mann stark über den rothen Strom in das Land derselben, die uns selbst zu Wegweisern dienten, und uns mit Lebensmitteln versorgten. Wir fanden ihr Heer auf einer Anhöhe. Ihr König schien sehr muthlos. Die Akansas hatten den schwarzen Fluß überschritten, und alle Wohnungen unserer Bundesgenossen verbrannt; sie waren auch, wie man uns sagte, an Mannschaft viel stärker, als diese. — Den Anlaß zur Fehde hatte ein Todtschlag gegeben, welchen ein Natchitocher an einem angesehenen Mann von der Nation der Akansas verübt hatte.

Ich wollte der Vermittler und Friedensstifter beider Nationen werden. Ich sandte einen von unserer Kolonie, begleitet von zwei vornehmen Natchitoches, an den König der Akansas, mit der Einladung, über den schwarzen Fluß zurückzukehren, und mich als Schiedsrichter des Streites anzuerkennen. Ich gelobte, gerecht zu richten. Aber beschimpft und verwundet kamen unsere Friedensboten aus dem Lager der Akansas zurück. Ein Sieg mußte erst mein Ansehen unter diesen Söhnen der Wildniß gründen. Ich vertheilte unsere Kolonisten in vier Haufen, sprach ihnen Muth ein, und belehrte sie von der Nothwendig-

zeit, unserer eigenen Sicherheit willen uns für jede Zukunft unter diesen Nationen achtbar zu machen.

Die Akansas stürmten schon gegen die Anhöhe daher, ehe ich noch alle Anordnungen zum Angriff oder zur Vertheidigung getroffen hatte. Die Natchitoches schlugen sich, wie Verzweifelte, und eilten ihren Feinden mit gräßlichem Geschrei entgegen. Wir folgten ihnen langsam in verschiedenen Richtungen. Plötzlich donnerten unsere Flinten gegen die Akansas aus allen Gebüschen. Der Wilden beide Heere endeten erschrocken ihren Kampf; der König der Natchitoches zeigte mir den mit hohen Federn geschmückten König der Akansas, umgeben von seinen Tapfersten. Ich gab den bei mir befindlichen Schützen Befehl, vorzurücken und den König nebst seinen Begleitern wegzuschiessen. Es geschah. Ein fürchterliches Schrecken bemächtigte sich der betäubten Akansas. Sie entflohen heulend. Den Natchitoches blieb nichts übrig, als den Feind zu verfolgen, und Todte und Gefangene zu machen. Fliehende und Verfolgende schwammen in mörderischem Getümmel durch die Wellen des schwarzen Flusses. Wir Europäer, minder gewandt und geübt, als diese Naturssöhne, brachten einen ganzen Tag zu, aus aneinander geflochtenen Flößen eine Brücke über den Fluß zu schlagen.

Vereint mit den siegtrunkenen Natchitoches, gelangten wir nach drei langen Tagereisen zu den Kabanen der Akansas. Ihr Eigenthum zu vertheidigen, hatten sich diese hier zum letztenmale gestellt. Sie fochten mit Raserei; aber unser Flintenfeuer war ihnen allzuschrecklich. Die Natchitoches siegten, verbrannten die Hütten ihrer Feinde, metzelten Weiber, Kinder und Gefangene nieder, mit mehr als menschlicher Grausamkeit. Die Akansas baten um Frieden. Ich gewährte ihn gern. Die Nation der Natchitoches huldigte mir als ihrem Beschirmer und Oberherrn. Sie machte einen förmlichen Vertrag mit der Kolonie, daß sie uns jährlich für den ihr zu leistenden Schutz eine beträchtliche Anzahl von Thierfellen geben wolle.

Wir kehrten zu den Unserigen heim in das lachende Cheliniewthal. Wir hatten, ausser jenem Vertrage, den Vortheil, von den Natchitoches über zweihundert Sklaven zu erhalten, die uns wesentliche Dienste bei den Pflanzungen leisten konnten.

Seit dem ist Friedensstille in die Louisianischen Walder zurückgekehrt. Der gedemüthigte Stamm der Akansas hat sich über dreihundert Stunden weiter hinauf in die Wilde gezogen, den Quellen des Akansa-Stromes entgegen. Unsere Ländereien sind ringsum von freundschaft-

lichen Kolonien und friedlichen Nomaden begrenzt. — Nie lebt' ich sorgenloser, nie angenehmer, als in dieser reizenden Einsamkeit, wo Alles mein Werk ist, wo Jeder mich ehrt und liebt.

Auf der Höhe ist meine Wohnung gebaut, und von Neu-Orleans aus mit allen Bequemlichkeiten versehen. Fünf maiestätische Zypressen umschatten mein Haus, welches rings von einem Blumengarten umgeben ist, worin die Flora der ganzen Gegend blüht und Balsamdüfte gegen meine Fenster haucht. — Bald besuch' ich die Wälder, um dort zu jagen; bald meine Pflanzungen am rothen Strom, wo ich ein artiges Haus in der Mitte meines Eigenthums besitze, und in welchem mein Lehenmann mit seiner Familie und einigen Sklaven wohnt, die mich wie einen Vater lieben. Mein Claude, der die Tochter eines armen Kolonisten geheirathet hat, besorgt mit seiner jungen Frau meine kleine Wirthschaft.

Ich sehne mich nicht heim nach eurer Welt; mit eigener Kunst hab' ich mein Glück bereitet. Des Lebens stille Freuden wohnen unter meinem Dach; aber die folternde Sorge, das hagere Gespenst der Leidenschaft, hab' ich jenseits des Meers gelassen. Das köstlichste von allen Gütern, welches ich mit mir aus Europa nahm, ist meine kleine Bibliothek.' Es sind die sämmtlichen Klas-

ſiker der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzoſen, und die Hauptwerke aus allen Wiſſenſchaften.

Der Gouverneur mit ſeiner Gemahlin und Tochter haben mir ſchon längſt ihren Beſuch verheißen. Auch dieſer kleine Wechſel freut mich. Ich werde dann viel Neues aus Europa vernehmen.

2.

D'Aubant an Bellisle.

Chriſtinenthal, im Juli 1718.

O Bellisle, Bellisle, beklagen oder bewundern Sie mein Schickſal. Ich bin der Glückſeligſte und der Elendeſte von allen Sterblichen. Ja, Bellisle, meine ſtolze Ruhe iſt dahin; meine philoſophiſche Faſſung hab' ich verloren auf immer. — Ich liebe ein weibliches Weſen, vor welchem alle Welttheile die Knie beugen — welches Königin iſt überall, wo es erſcheint, und durch ſeine Gegenwart nun dieſe romantiſche Einſamkeit zum Zaubergarten macht.

Schon oft hatten meine Nachbarn, wenn ſie ſich Abends zu mir verſammelten unter meiner Laube, mit gutmüthigem Scherz mich wegen meines eheloſen Lebens geneckt; ſchon oft hatte Claude mir nach ſeiner Art ſein Glück geſchil-

dert, welches er als Gatte genoß, und hatte dabei geflissentlich mir immer von der schönen Tochter des Gouverneurs, von meiner kleinen Freundin Adelaide, geplaudert. Wohl gedacht' ich dann und wann Adelaidens. Aber, ach! lieben konnt' ich sie nicht, so lange noch mein treues Gedächtniß das Bildniß jener erhabenen Fürstin bewahrte, deren Gestalt mir so fadelhaft wieder begegnete, deren Namen meine Pflanzung schmückte, und deren Bild unter meinem Spiegel hängt.

Die Kolonie Roland ist zwei Tagereisen von hier. Lange hatt' ich schon beschlossen, sie zu besuchen, und das Band der Freundschaft mit den Nachbarn enger zu schließen.

Vor ungefähr fünf Wochen machte' ich mich, begleitet von meinem treuen Claude, zwei Kolonisten und einigen Negern, auf den Weg dahin. Wir wählten, der Kürze des Wegs und der Bequemlichkeit willen, die Fahrt zu Wasser.

Erst am Morgen des dritten Tags erreichten wir die Kolonie, welche ungleich größer, reicher und älter, als die unserige ist, wiewohl der Boden und die Lage dieser Ländereien den unserigen an Güte nicht gleich kommt.

Als wir die Boote wohl in Schirm gebracht hatten, und an's Land stiegen, strömten neugierig Männer, Weiber und Kinder vom Feld und aus den Häusern herbei, uns zu begaffen. Wir

machten uns bald mit allen vertraut, sagten, wer wir seien, und von wannen und warum wir erschienen. Mit gutherziger Freude drängten sich die Hausväter um uns her; jeder wollte uns gastfreundlich in seiner Hütte beherbergen. Wir waren die gerührten Zeugen des schönsten, freundschaftlichen Haders der lieben Leute, welche endlich nach langem Für und Wider einig wurden, uns Fremdlinge unter sich zu theilen.

Wohin wir kamen, streckte uns Alles die Hand entgegen, und rief: „Seid uns willkommen! Wir bitten euch, tretet ein in unser Haus und lasset euch von uns beherbergen!“ Und die Weiber eilten hinein, und brachten uns Erfrischungen aller Art.

Wir wurden alle getrennt. Ein ehrwürdiger Greis, begleitet von seinen Kindern und Enkeln, hatte mich erhalten. Sein Haus stand im Schatten hoher Palmen. Dort wurden Sitze bereitet, Wein und Früchte aufgetragen. Die ganze Familie lagerte sich um mich her. Mir war es, als lebt' ich wieder in den heiligen Unschuldszeiten der morgenländischen Urwelt.

Wir sprachen von unsern Pflanzungen, von unsern Heerden. Eben die ansehnliche Bevölkerung dieser Gegend hatte den Preis der Grundstücke und der Sklaven sehr gesteigert. Freilich fehlte es nicht an großen, unfruchtbaren Haiden

und Waldstrichen; aber theils ihre Entlegenheit, theils der ungeheure Kostenaufwand zur Urbarmachung derselben, verhinderte diese.

„So werd' ich mich bei euch nicht ankaufen und ansiedeln können!" sprach ich.

Da trat eine Enkelin des Greises, Lucia hieß sie, lächelnd zu mir, und antwortete: Für dich, lieber Fremdling, wird unser Land noch Raum haben. Ich bitte dich, bleibe bei uns!" Und der Blick, welchen ihre schönen, glanzvollen Augen auf mich senkten, bat noch inniger, als ihre süße Stimme. Ihre Gestalt, so schlank und grazienhaft, die angeborne, kunstlose Anmuth ihrer Bewegungen, die Zartheit und Schonheit ihrer Gesichtszüge, bezauberten mich fast.

„Du konntest mich an diesen Boden fesseln, schönes Kind", sagt' ich, „wenn meine Heimath nicht schon gewählt wäre." — Und ich erzählte von der Fruchtbarkeit und Einrichtung der Kolonie Christinenthal und von den geringen Preisen dasiger Güter.

„So könntest du den deutschen Fremdling mit seinen Töchtern in deine Heimath führen!" antwortete Lucie: „Denn sie dauern mich, weil sie keine Ländereien bei uns finden nach ihrem Sinn."

„Du hast einen glücklichen Einfall, Lucie!" sagte der Greis: „Wir wollen den deutschen Fremd-

ling einladen lassen, oder ihn selbst aufsuchen. Ihm würde geholfen sein, und die Botschaft würd' ihn freuen. Denn es ist doch hart, daß der alte Mann mit seinen Kindern einen so weiten Weg vergebens zu uns gemacht hat."

Wir durchwanderten am Mittag die Pflanzungen von Luciens Großvater; zwar lernt' ich viel aus den Gesprächen dieses Greises, dessen Erfahrungen eine Richtschnur für meine wirthschaftlichen Unternehmungen wurden; aber die schöne, naive Lucie zerstreute meine Aufmerksamkeit allzusehr. Meine Augen und mein Herz waren immer nur bei ihr, und ich fühlte, daß sie es sein müsse, wenn ich mir eine Gattin wählen sollte.

Am folgenden Morgen ging ich mit Luciens Großvater, den deutschen Fremdling aufzusuchen. Mir war es willkommen, unsere Kolonie vergrößern zu können. Der Deutsche wohnte fast eine Stunde weiter, am entgegengesetzten Ende der Niederlassung, bei einem Pflanzer.

Als wir ankamen, war er abwesend. Der Pflanzer führte uns in die sehr geräumige Behausung. Wir sagten ihm die Ursache unsers Kommens. „Wohlan! das wird ihm lieb sein!" rief der Pflanzer: „Nehmet denn bei uns das Mittagsmahl. Er wird dahin zurückkehren; ihr möget inzwischen mit seinen Töchtern reden. Herr Holden ist ein kreuzbraver Herr; auch seine Töchter

sind höchst liebenswürdig, besonders Auguste — wahrhaftig, sie ist ein Engel, wie ich in meinem langen Leben noch nie gesehen." Er verließ uns. Bald darauf erschien er wieder, und sprach: „Folget mir, sie sind bei meinem Weibe draussen unter den Kokosbäumen!"

Wir gingen hinaus; der Weg führte durch eine kleine Wildniß blühender Gebüsche; dann über die Brücke eines Bachs zu einem umzäunten Garten.

Als wir hineintraten, standen zwei junge, einfach gekleidete Frauenzimmer unter den Kokosbäumen, neben einem geschäftigen Mütterchen, welches die Beete jätete. Alle wandten die Gesichter gegen uns. Das eine dieser Frauenzimmer drehte sich jählings von uns ab, wie erschrocken, ergriff den Arm des andern, und rief: „Agathe!" Beide kamen uns sodann einige Schritte entgegen — o Bellisle, Bellisle! — Ein überirdisches Blendwerk gaukelte vor mir — es war die verstorbene Großfürstin von Rußland! Es war dieselbe, die mir im deutschen Hain, die mir im Tempel — die mir auf dem Ozean erschienen war — Bellisle, sie war es!

Ich hatte Besinnung und Sprache eingebüßt — ich verbeugte mich schweigend — sie verneigte sich, und lehnte sich an den Stamm des Kokosbaumes. Luciens Großvater eröffnete die Rede.

Ich gewann allmälig meine Geister wieder, und mischte meine Worte, anfangs freilich sehr einsylbig, ins Gespräch. Sie aber schwieg lange. Nur ihre Schwester Agathe führte das Wort.

Die Stunden verflogen wie Minuten. Ich zitterte — ich schwor in mir, diese Wunderaare nie wieder zu verlassen — ich war, wie ein Traumender — meine Seele war in Entzücken und Zweifeln aufgelöset. Doch wagte ich's nicht, ihr zu sagen, wie ich sie schon mehr, als einmal, wie eine übernatürliche Erscheinung in den verschiedensten Zeiten und Zonen gesehen zu haben glaubte. Aber in jedem Augenblick überzeugte ich mich mehr, daß sie es selbst wieder, und keine andere sei. Denn auch sie war sehr betroffen — ich bemerkte ihr schönes Erröthen, ihr Erblassen — ihre Unruhe, ihre Verlegenheit, und wie sie nach und nach sich faßte und heiterer ward, sobald ich meines Selbstes Herr ward, und je fremder ich gegen sie that.

—

Herr Holden, der deutsche Fremdling, kam. Die Töchter flogen ihm mit zärtlicher Ungeduld entgegen. Sie hatten ihn schon langst in der Ferne entdeckt. Sie gingen ins Haus mit einander. Erst nach einer halben Stunde kam Herr Holden allein zu uns.

Ich fand an ihm einen sehr gewandten und

genüvollen Mann. Unser Gespräch lenkte sich bald zur Hauptsache. Ich schilderte ihm die Schönheiten unserer Kolonie; ich erzählte ihm die Geschichte derselben, und als ich ihren Namen: Christinenthal, aussprach, verwandelte sich seine Gesichtsfarbe. Vergebens suchte er, mir seine Bestürzung zu verheimlichen.

Ja, Bellisle, mein Bellisle! sie ist's, sie lebt! Die Prinzessin von Wolfenbuttel lebt, sie ist's. Die Geschichte ihres Todes und Begräbnisses ist mir und der Welt ein unerklärliches Räthsel. Aber Ehrfurcht und Liebe geboten mir, das Geheimniß ihres Lebens in meiner Brust zu verschließen. — Sie soll es nicht ahnen, daß ich sie kenne. Ich will es ihr selbst läugnen, daß ich Petersburg jemals gesehen; ich will irgend ein Mährchen dichten, und sagen, es sei mein Lebenslauf. So werd' ich sie sicherer machen; so wird sie sich mit meiner Gestalt aussöhnen; so wird sie in mir keinen Verräther fürchten, und Christinenthal zu meinem Himmel machen. — Ich liebe sie, o Bellisle, die Fürstin — die Gattin des abscheulichen Alexis von Rußland — o wie unglücklich ist d'Aubant!

Hören Sie endlich, wie weit meine Unterhandlungen mit Herrn Holden, dem vorgeblichen Vater der unglückseligen Fürstin, gediehen sind.

„Aufrichtig zu gestehen,“ sagte er eines Tags zu mir, „Ihre Schilderung von Christinenthal ist anreizend; allein meine beiden Töchter haben fast eine unüberwindliche Vorliebe für eine Niederlassung in der Kolonie Roland. Nur scheint mir diese fast übervölkert; wenigstens sind Sklaven und bequeme Ländereien in allzuhohem Preise, als daß ich meine Familie so von dem Kapital, welches mir nach manchen Unglücksfällen in Europa übrig blieb, ernähren könnte, wie ich's wohl wünschte. Ich erwarte nur die Rückkunft meines Hausbedienten von dem spanischen Andanes. Dann will ich mit Ihnen nach Christinenthal, und die Sache an Ort und Stelle untersuchen.“

Der Hausbediente kam wirklich nach einigen Tagen von Andanes zurück. — Und wer war's? o Bellisle, wieder das Zigeunergesicht, welches mir den Tod der Großfürstin zuerst gemeldet, und dann mich auf Teneriffa geäfft hatte. Man nennt ihn Paul hier zu Lande. Der Kerl, als er mich sah, war nicht einmal bestürzt, mich zu sehen, nannte mich ganz gleichgültig bei meinem Namen, und meinte, es gefiele ihm in dem ungeheuern englischen Park von Louisiana so wohl, als in dem steinernen Straßenlabyrinth von Paris.

Auch Augustine und Agathe wurden, da wir uns alle Tage sahen, gelassener, minder ängstlich, sogar freundschaftlich. Aber ich — o, ich!

Am Abend vor der Abreise nach der Kolonie Christinenthal — ich war gegangen, um von den Frauenzimmern Abschied zu nehmen — saßen wir noch beim Scheinen des Vollmonds, im Dämmerlicht, unter den Palmen. Meine Blicke ruheten auf der Gestalt der wunderbaren Augustine, welche im hellen Strahl des Mondes einer Verklärten glich. — Es war mir, wie Feerei, wenn ich die, welche in den Wettern der Schlacht und in den stürmischen Stunden meines Schicksals mir, gleich einem Engel, zur Seite geschwebt hatte, wenn ich dies Ideal meiner Einbildungskraft und meiner Sehnsucht nun so in schöner Verkörperung vor mir erblickte — die Tochter eines deutschen Fürstenhauses, erzogen unter den Künsten der Freude und des Luxus, unter den Palmen einer amerikanischen Pflanzenwohnung! — Ich hätte mich oft selbst aufwecken mögen von meinem Wahnsinn — ich konnte an die Wahrhaftigkeit des Wirklichen nicht glauben. — Wenn sie mich anredete voller Holdseligkeit, erglühte jeder Nerv in mir, und mein ganzes Wesen ward Anbetung. Wenn ich aber antworten wollte, sank ich machtlos in mir selbst zusammen — dann sah ich nur die unglücklichste aller Fürstinnen vor mir — meine Liebe ward Ehrfurcht und Demuth.

Als wir nun schieden, und die Töchter noch ihren Vater und mich eine Strecke Wegs beglei-

teten, lehnte sich die fürstliche Auguſtine an meinen Arm. Ich unterdrückte meine Wehmuth.

„Wer gab der Kolonie den Namen Christinenthal?“ fragte sie mich leise.

„Ich gab ihn!“ stammelte ich.

Sie schwieg, und doch war's, als wollte sie noch eine neue Frage der vorigen anknüpfen.

Nach einer langen Stille lenkte ich die Unterredung wieder auf die Annehmlichkeiten meiner Louiſianischen Heimath; ich sprach von dem Glücke, welches meine höchsten Wünsche erfüllen würde, wenn ihr Vater sich entschließen könnte, dort seine Niederlassung zu wählen. „Und wahrlich“, setzte ich mit lebhafter Gemüthsbewegung hinzu, „ſo ſehr sein Entschluß gegen meine Wünsche, ich würde am meisten zu beklagen sein. Ich würde meine Besitzungen dort verlieren, und Ihnen lieber als ein Bettler in alle Wüſte folgen.“

Sie lächelte mich mit unbeschreiblichem Liebreiz an, drückte dann mit ihrer Hand leise auf meinen Arm, und lispelte: „Erwarten wir!“

Wir und Herr Holden, von seinem Paul begleitet, reiseten am folgenden Morgen nach Christinenthal, und zwar zu Schiffe. Ohne Abenteuer erreichten wir das schöne Land. Holden wohnte in meinem Hause. Er schien von der Schönheit dieser Gegenden entzückt. Hoffnung und Liebe machten mich beredt, um ihn zum Ankauf zu be-

wegen. Ich bemerkte endlich, daß er von der Landwirthschaft nur unvollkommene Kenntnisse besitze. Ich erbot mich, mein Kapital mit dem seinigen zu vereinen, die Wirthschaft für ihn und mich zu führen, den Kauf der Ländereien und Sklaven zu besorgen, und mich, statt seiner, bei dem Gouverneur in Neu-Orleans abzufinden.

Er nahm meine Vorschläge an. Wir entwarfen mit einander den Plan zu seinem Wohngebäude, welches neben dem meinigen am rothen Strom auf meinen ersten Gütern stehen soll. Er reisete zu seiner Familie nach Rolands-Kolonie zurück.

Seit bin ich alle Tage mit der Errichtung des Gebäudes beschäftigt, und mit einer grosen Gartenanlage neben demselben. Die Natur selbst hat alles schon zur Verzierung jener Gegend gethan. Bis zum Frühjahr wird es vollendet sein. Aber früher kommen sie nicht nach Christinenthal — eine Ewigkeit für mich. Und doch bin ich so selig; denn ich arbeite ja für die Einzige! Ihr Fußtritt wird jenen Boden heiligen, den ich für sie mit den schönsten Blumen und Gesträuchen der Landschaft schmücke, und in jenen Zimmern, die ich ihr errichte, in jenen Lauben, die ich für sie flechte, werd' ich die Wunderbare sehen!

3.

Auszug eines Schreibens von Herrn Bellisle an den Chevalier d'Audant.

Orleans, 5. September 1715.

— — Soviel von mir! — Und nun endlich noch eine Neuigkeit, die ganz Europa erschütterte, fürchterlich und selten in der Geschichte, und gewiß selbst für Sie, in Ihrer zaubervollen Wildniß, vom höchsten Interesse.

Der russische Kaiser, Peter der Große, der erhabenste Mann unserer Zeit, hat seinem eigenen Sohn, dem Großfürst Alexis, das Todesurtheil gesprochen und ihn hinrichten lassen. Zwar reden alle Zeitungen von dieser eben so ausserordentlichen, als schrecklichen Geschichte; aber durch einen Offizier hab' ich einige nähere Umstände, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Sache verhält sich folgendermaßen:

Die Spannung, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielleicht eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit, einen zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Kultur seines unermeßlichen Reichs

begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitz Alexis weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitz einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster!“

Der Czarewitz, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Kopenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben, reisete mit seiner finnländischen Mätresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl VI., zu flüchten. Hier wollte er bleiben bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Thron einer Kaiserin, die ihn von der Welt als den gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von Wolfenbüttel,

verdammen hörte? — Er floh nach Neapel, um wenigſtens den Wüſteneien fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der ruſſiſche Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, ſo ſandte er ſeinen geheimen Rath, den Graf Tolſtoy dahin, einen Mann verwegen und ſchlau, deſſen ſich der Kaiſer immer bedient, wenn es ein gefährliches Abentheuer zu beſtehen gibt. Romanzow, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten ſie, daß Alexis ſchon verſchwunden ſei, und den Weg nach Turin genommen habe. Sie ſetzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitz keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten ſie einige Monate daſelbſt. Tolſtoy, als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchſtrich nach und nach alle Gaſthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuſer und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends ſaß er bei ſeinem Glaſe Wein in einem öffentlichen Hauſe, wo mehrere Fremde verſammelt waren, unter andern auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolſtoy ſtellte ſich früh berauſcht, warf ſich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war, und that, als wäre er in tiefen Schlaf verſunken. Die andern achteten ſeiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß ſeit

einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstände; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, er sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoy wußte nun genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft, und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher, und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von alle dem unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen begehrte. Sogleich reisete er mit dem Graf Romanzow von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoy den Gouverneur auf die Seite. „Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit," sagte er zu ihm, „daß der Czarewitz, sein Sohn, in Neapel ist. Der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt, und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unter-

redung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolstoy überreichte bei diesen Worten, ausser einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die offensible Instruktion, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und hielt Wort. Tolstoy und Romanzow, indem sie sich dem Czarewitz näherten, warfen sich vor ihm nieder nach russischer Sette, und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise, und fragte, wie es in Rußland gehe, seit dem er abwesend sei? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt dieses Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohn vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben; daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoy und Romanzow bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach, „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht", ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr, als sonst, zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre, und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoy suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen, und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitz und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig!“ sagte Tolstoy einsmals zu der Geliebten des Prinzen: „Wir sind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier, wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen. Aber unangenehm ist's doch, daß es unter dem Pabst steht, und unsere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kömmt noch, daß der Kaiser sehr schwächlich ist. Stirbt er, so besteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie, Madame, spielen dann in Rußland die glänzendste Rolle. Es kann nicht anders sein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitz, muß ich rathen, daß wir dies italienische Paradies verlassen. Ist Ihnen nun daran gelegen, daß seine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer sei, so geben Sie um Alles in der Welt wollen den Russen nicht den Argwohn, daß der Czarewitz vielleicht zwischen der rechtgläubigen griechischen Kirche und der römisch-katholischen Religion einen Augenblick gewankt habe.“

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreise wurde beschlossen, und Tolstoy führte den 13. Februar dieses Jahrs den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denselbigen Tag

warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seien mit einander versöhnt, und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgenanbruch schon das Garderegiment unter's Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Pallast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche vom St. Basilisorden versammeln sich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangener. Er wirft sich demuthig vor denselben zur Erde, und überreichte ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt, und sich nur sein Leben, als eine Gnade, ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrath ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Partisanen der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die Flucht zum römischen Kaiser Karl VI. den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu schirmen, und mehrere andere Umstände, als Staatsverbrechen vor-

gerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralkirche. Die Enterbungs-Akte ward dort zum andernmale verlesen, und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblick an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter, und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen, russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Prozeß ward ihnen gemacht, und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ward ohne Gnade vollstreckt. Glebof, der begünstigte Liebhaber von der Mutter des Czarewitz, wurde lebendig gespießt; der Bojar Abraham Lapukin, der Oheim des Czarewitz, Bruder der verstoßenen Czarin, Alexander Kikin, erster Kommissär der Admiralität, der Bischof von Rostow, und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich aufgesteckt; viele von den Theilnehmern an den Ausschweifungen

des Czarewitz, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun Alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz noch nicht die Wahrheit überall eingestanden hatte. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Offizieren von der Land- und See-Macht, den Gouverneurs der Provinzen und andern Ständen. — Der Prozeß gegen den Großfürst Alexis wurde den 25. Juni angehoben. Der Czarewitz, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging Seine Majestät der Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischofen, nebst andern hohen Personen ins Schloß, und in das Verhaftzimmer des Czarewitz. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstere Bestürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt, und mit Feierlichkei-

ten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbuttel, seiner Gemahlin.

Was sagen Sie, lieber Chevalier, zu dieser entsetzlichen Geschichte? — Peter der Große, um seine neue Schopfung zu retten, verläugnete die Gefühle des väterlichen Herzens. — Alexis, der grausame, zu allem Guten und Großen unfähige Alexis, ärntete schon auf Erden den Sold seiner mannigfachen Verbrechen und Laster, der andern Fürstensohnen sonst diesseits des Grabes selten zu Theil zu werden pflegt.

Ja, mein Gelieber, es ist ein Gott! Es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt, und richtet Thaten und Gedanken!

Ueber die Todesart, welche der russische Prinz erleiden mußte, kann ich Ihnen weiter keine befriedigende Auskunft geben. Man hat ausgestreut, Alexis sei, während ihm das Todesurtheil verkundet worden sei, vom Schlage gerührt, niedergestürzt. Aber andere Muthmaßungen durchkreuzen sich; viele wollen, er habe den Giftbecher trinken müssen; viele wieder, er sei erwürgt worden.

Wenn es plötzlich Tag werden sollte in den finstern Heimlichkeiten manches Fürstenhauses, wenn ein Geist der Wahrheit plötzlich den Purpur hinwegrisse, welcher die Verbrechen und das Elend

mancher Großen verhüllen muß vor den Blicken der unterthänigen Menge; wenn wir sie sehen sollten, die Götter der Erde, in ihren Gemächern und Schlafkammern, wo sie mit abgelegter Krone über ihrem verstohlenen Jammer brüten, wo sie, ungeheuern Leidenschaften preisgegeben, Beute derselben sind, und zwischen der Rache und Reue, zwischen der Wollust und dem Ekel, zwischen der Vergötterung und des Meuchelmörders Dolchen taumeln, wahrlich, mein d'Aubant, unsere Bettler würden ihre Lumpen nicht tauschen gegen den hochfürstlichen Hermelin, und ihre Brodrinden dem schwelgerischen Banket der Paläste vorziehen.

Aber so ist's mit der Menschheit. Raserei ist ihre Weisheit, Leidenschaft ihre Tugend; Macht heiliget jeden Zweck, und der Zweck jedes Mittel. Die, welchen Geburt und Zufall mit ungemessener Gunst die Güter der Welt gab, und jedes Mittel, ihr Dasein zu verherrlichen durch göttliche Thaten, und einen Himmel um sich zu bauen auf der Erde, verstehen oft kaum die hohe Seligkeit eines reinen Herzens, wähnen, Religion und Tugend sei Schulmährchen und Staatsmittel, den Gehorsam des Volks zu fesseln, kämpfen mit thörichtem Stolze gegen die ewigen Gesetze der Natur an, und verzweifeln endlich unter ihren Unnatürlichkeiten, wo

ihnen Alles, und sie sich selbst, zum Widerspruch werden. —

An diesem Allem ist nur die Erziehung der Fürstenkinder schuld. Schon von der Wiege aus sehen sie die Welt mit geblendeten Augen, und statt der einfachen Wahrheit — Zerrbilder der Kunst. — — —

4.

D'Aubant an Bellisle.

Christinenthal, 3. April 1719.

Nichts mehr, o mein Bellisle, nichts mehr hab' ich zu wünschen, nichts mehr zu hoffen! Ich stehe am Ziel und habe auf der irdischen Laufbahn meine Palme errungen. Und wenn der Genius der Ewigkeit schon heute mir erschiene, winkend, ihm zu folgen, ich würde diese Erde segnen und lächelnd ihr meinen Staub zurückgeben, und still und freudig dem Genius — vielleicht zu einem schönern Sterne — folgen.

Ja, Bellisle, die Einzige, die jemals mich entzückte, die Wundervolle, welche meinen ganzen Lebenslauf in einen Götterraum, in ewigen Lenz verwandelte, die schöne Heilige, deren bloßes stilles Anschauen mich näher führt zur Gottheit und zur Andacht, und zum tiefen, tugendvollen Sinn, als

aller Pomp der Kirchen, als aller Priester Rednergabe, als aller Philosophen Deuten und Enträthseln — ja, Bellisle, sie ist da. Seit einigen Wochen schon verherrlicht sie mein Tempe. Ich darf sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb ihr seit langem kränkelnder Vater, der gute Herr Holden. Wie gern that ich dem edeln Mann in seine sterbende Hand den Schwur, nie seine Kinder zu verlassen, an seiner Stelle ihr Freund, ihr Beschirmer, ihr Rathgeber zu werden! — Er ward unter den hohen Zypressen in ihrem Garten begraben. Die reizende Augustine und ihre Schwester Agathe waren untröstlich. Sie leben sehr einsam. Fünf junge Slavinnen sind ihre Gesellschafterinnen und ihre Bediente. Der mir einst so verhaßte, räthselhafte Paul besorgt die Geschäfte des Hauses und des Feldes. Er besucht mich täglich, und täglich hab' ich Nachrichten durch ihn vom Befinden seiner Gebieterinnen.

Was mangelt mir zu meinem höchsten Glück? Fern vom Geräusch der Welt, fern von ihren Thorheiten und Leidenschaften lebe ich in meinem selbstgeschaffenen Paradiese. Gleich fern vom vergiftenden Luxus und von der entnervenden Sorge der Armuth, bewohne ich meine eigene, schöne Hütte, umrankt von jungen Reben, und übersehe meine kleinen Heerden mit Zufriedenheit. Der

Zauber der Natur, welcher mit ewiger Jugend und immer wechselnder Pracht dies einsame Eden verklärt, der Umgang mit meinen freundlichen Nachbarn, die mich als ihren Rathgeber und Anführer ehren, meine Bibliothek, aus welcher die Weisen aller Nationen und aller Zeitalter zu mir reden und meinen Geist erheben, tragen Mannigfaltigkeit und Anmuth in mein einfaches Leben. — Und nun ist sie erschienen, die Sonne meiner innern Welt! — Nicht höher schwindelten meine kühnsten Wünsche; ich stehe auf dem glänzenden Gipfel meiner Lebensbahn.

Die Nachrichten, welche Sie mir, mein Bellisle, von den blutigen Auftritten in Petersburg gaben, und die ich im Auszuge auch dem Herrn Holden nach der Kolonie Roland gesandt hatte, waren diesem nicht mehr neu gewesen. Man hatte dort die Zeitungen früher, als ich, von Neu-Orleans empfangen.

Als die Fürstin drei Wochen nach dem Tode ihres vorgeblichen Vaters mein Haus zum erstenmal mit ihrem Besuch beehrte, begleitet von Agathen und ihren Sklavinnen, hatte ich ihnen ein kleines ländliches Fest bereitet. Ich hatte mehrere von unsern Pflanzern zum Gastmahl eingeladen; und diese, um sich nach ihrer Weise den Tag froher zu machen, hatten wieder mehrere junge Leute

und die Töchter der Kolonie bestellt, und Musik dazu zum Tanz.

Ich führte Auguſtine durch mein Haus, und zeigte ihr meine Einrichtungen.

Als wir in das Kabinet traten, wo meine Büchersammlung, meine Zeitungen und Karten sind — Agathe hatte uns eben verlassen — warf sie einen flüchtigen Blick auf Alles, wandte sich dann zu mir und reichte mir dann ihre Hand. — Ich wagte es, diese Hand mit Inbrunst und Ehrfurcht zu küssen. Auguſtine schwieg; ihre schönen Augen schwammen unter Thränen, und ein zartes Roth flog über ihre Wangen.

„Ich bin eine Waise," sagte sie endlich, „der Tod meines theuern Vaters ließ mich einsam und schirmlos in einem fremden Welttheil. Aber Gott hat mich nicht ganz verlassen. Er führte uns zu Ihnen, lieber d'Aubant. Sie sind ein edler Mann. Was Sie schon für uns gethan haben, können wir Ihnen nicht mehr vergelten. Aber, d'Aubant, der ewige Vergelter lebt! — Bleiben Sie uns, was Sie waren: unser Schutzengel, unser Vater."

Lange war ich keiner Antwort fähig. Ich gedachte ihres erhabenen Standes, ihrer fürstlichen Wiege, und des Glanzes, der sie einst umgab — und dann, wie die schöne Schwester einer europäischen Kaiserin, die Verwandtin der mächtigsten Monarchen, sie, die vom Himmel bestimmt gewe-

sen zu sein schien, von Thronen herab großer Nationen Wohl und Weh zu entscheiden, neben mir stand in den Einöden einer neuen Welt, voller Demuth und Verzichtung, und mit einer Thräne um den Schutz eines Mannes flehte, der einst kaum den Fuß wagen durfte in die goldenen Vorsäle ihres Palastes.

„Nein," rief ich, „ich beschwöre Sie, nicht mehr diese Sprache! Sie sind meine Gebieterin. Ich habe keinen Willen; ich bin Ihr Unterthan. Diese Güter, diese Heerden, diese Hütte — Alles, was ich einst mein nannte, ist nicht mehr mein, es ist Ihr Eigenthum. Mein Leben hat nur dadurch einen Werth, daß ich es für Sie leben darf."

In diesen Augenblicken bemerkte sie das kleine Gemälde unter dem Spiegel. Sie trat näher, um es zu betrachten. Ich war ihr gefolgt, und meine Unruhe vermehrte sich, da ich wahrnahm, wie sie sich in dem Bilde selbst wieder erkannte, und zwar in derselben Kleidung, welche sie im Hain bei Blankenburg getragen, wo ich sie zum erstenmal gesehen. Sie stand lange schweigend und staunend da. Sie trocknete ihre Augen, nahm mit zitternder Hand das Gemälde ab, betrachtete es wieder, warf sich entkräftet in einen Sessel und schluchzte laut.

Noch immer wollte ich, um ihrer zu schonen, mein Geheimniß verhehlen, als kenne ich sie nicht.

Aber als ſie nun ihre verweinten Augen ſchüchtern zu mir aufſchlug, und fragte: „d'Aubant, woher haben Sie dies? und ſeit wann?“ da konnte ich's länger nicht ertragen. Ich ſank zu ihren Füßen nieder. „Gnädigſte Fürſtin!“ ſtammelte ich, „ich ſah Sie einſt im Hain von Blankenburg — der Maler war ich ſelbſt. Es blieb ſeit jenen Tagen mein höchſtes Kleinod. Ich trug's auf meiner Bruſt in mancher Schlacht; ich trug es mit mir übers Meer hieher. Einſt ſoll es mit mir ruhen im Sarge.“

Sie reichte es ſchweigend mir zurück, verhüllte ihr Geſicht und weinte heftiger. Nachdem ſie wieder Gewalt genug über ſich ſelbſt gewonnen hatte, befahl ſie mir aufzuſtehen. Sie drückte mir ſchweigend die Hand. Ein Schauer bebte durch alle meine Nerven. „Ich habe es längſt gefürchtet,“ ſagte ſie; „d'Aubant, iſt Ihnen meine Zufriedenheit theuer, ſo vergeſſen Sie, daß Sie mich einſt unter andern Verhältniſſen kannten. Wecken Sie in mir keine von jenen unſeligen Erinnerungen auf. Nehmen Sie, wie Ihr Gemälde, auch das Geheimniß mit in das ſtumme Grab. Ich bin nicht Fürſtin mehr. Ich bin eine arme, aber zufriedene Pflanzerin. Ich ſelbſt habe mir dieſes Loos erkohren, und wähle Sie nun zu meinem Vertrauten. D'Aubant, vergeſſen Sie nicht, daß Sie nun der

einzige Sterbliche sind, der mich's bereuen machen könnte, was ich gethan."

So sprach die Edle. Ich schwor ihr freudig das Gelübde der Verschwiegenheit; aber verhehlte ihr auch nicht, daß ich Ihnen, mein Bellisle, schon manche Muthmaßung über die holde Unbekannte mitgetheilt, die mir unter so seltsam verschiedenen Verhältnissen im Leben erschienen war. Ich schilderte ihr Sie und unsere Verbindung, und die Folge der Entdeckung war, daß Sie auch diesen Brief, und Alles, was ich Ihnen künftig noch über diese Herrliche schreiben werde (denn mich mit Ihnen von ihr im Geiste zu unterhalten, ist ein unentbehrliches Bedürfniß) erst dann erhalten werden, wenn sie es selbst erlaubt.

Und von diesem Tage an war das Verhältniß zwischen ihr und mir bestimmt. Keiner unserer Gedanken streifte wieder an das Vergangene. Ich sah sie wieder. Ich sah sie oft. Wie eine Rose nach nächtlichem Gewitterregen blühete ihre Schönheit allmälig unter den Thränen der Schwermuth wieder auf, die sie dem Angedenken ihres verstorbenen, treuen Dieners Herbert weinte, den sie, unter dem Namen Holden, als einen zweiten Vater verehrt hatte.

O, Bellisle, wenn Sie sie sehen könnten in ihrem häuslichen Weben! Ein wunderbarer, schöner Geist der Einfalt und der Ordnung waltet dort.

Was sie berührt, scheint sich unter ihren Händen zu veredeln. Alles wird anmuthsvoller und bedeutsamer, was mit ihr in naher oder ferner Verbindung steht; selbst das Leblose wird beredt, und die kleinste Blume ihres Gartens blüht schöner und faßt in das wundervolle Ganze ein, welches die Gegend umringt, so von ihr bewohnt wird.

Mit erhabener Selbstverläugnung belebt sie geschäftig ihren neuen Wirkungskreis, als wäre sie für ihn geboren, und seit der frühesten Kindheit in ihm erwachsen. Nie kannte die ganze Weltgeschichte ein weibliches Geschöpf, welches mit solchem Heldenmuth und solcher Kraft die entgegengesetzten Lebensloose zusammenknüpfte, wie sie! welches gelaßenern Muthes Thron und Purpur um eine Hütte vertauschte, und mit einer Religion, wie Heilige sie nicht in ihrem Busen trugen, erhaben über ihr Schicksal hinwandelt, und den trüben Strom der Verderbtheit ihres Zeitalters, der verworrenen Begriffe von Hoheit und menschlicher Bestimmung, tief unter sich erblickt. Nie sah die Welt eine Fürstin von so rührender Demuth, nie eine Hüttenbewohnerin umstrahlt von so vieler Majestät. Die ganze Kolonie Christinenthal sieht mit Ehrfurcht und Liebe auf sie hin, wie auf ein Wesen, das von bessern Welten kam, uns zu beglücken; ihre Sklavinnen vergöttern sie — und

ich, o Bellisle! — ob ich sie liebe? — — liebe? — Nein, nur anbeten darf ich sie.

Ach! die peinlichen, die seligen Gefühle, die mich oft entzücken und vernichten — sie kennt sie nicht — sie darf sie niemals vermuthen. Liebend werd' ich einst ins Grab sinken, aber ungeliebt! — Die ich anbetete, ist eine geborne Fürstin. Es bedarf eines Königreichs, um die Kluft anzufüllen, welche der Zufall zwischen ihr und mir gegraben.

5.

Aus dem Tagebuche Augustinens.

— — Säheſt du nun, geliebte Julie, meine Einsiedelei im Schatten hoher blumentragender Eichen, und das hehre Prachtwerk der in sich selbst vollendeten Natur, welches mich, so oft meine Blicke es durchirren, mit süßer Begeisterung füllt; säheſt du mein einförmiges Tagewerk, und den Frieden und die Freude, so außer mir herrscht und in mir, du würdest mich die glücklichste Tochter der Erde nennen.

D'Aubant, der Edle, wetteiferte mit der holden, üppigen Natur dieses Landes, meinen Aufenthalt zum reizendsten der Welt zu erheben. Wo jene das Anmuthige gab, fügte er das Nützliche hinzu; wo jene den Nutzen bot, knüpfte er daran das Schöne der Kunst.

Mein Dasein löset sich in dem stillen Strom heiliger Empfindungen auf; die Wehmuth der Erinnerung, das fröhlichbange Ahnen des Künftigen, und der milde Zauber der Gegenwart, verschmelzen in zarter Uebereinstimmung mit einander, wie die verschiedenen Töne eines harmonischen Klanges.

Ich muntere unsere Arbeiter in den Feldern auf, ich besuche die Hütten unserer Kolonie, werde die Freundin und der Arzt der Kranken, die Friedensflüsterin der Entzweiten; oder ich pflanze unsern Garten an, oder theile mit der liebenswürdigen Agathe die kleinen häuslichen Arbeiten, oder wir empfangen Besuche, und bewirthen unsere willkommenen Gäste mit dem Besten, was wir vermögen.

Oft gehe ich mit Agathen und einigen meiner Sklavinnen am brausenden Strom entlang, und untersuche die Pflanzungen dieses lieblichen Himmelsstriches; oft schwärme ich einsam und furchtlos durch die finstern, feierlichen Waldungen und in's Gebirg. Die Natur ist das wahre Buch himmlischer Offenbarung, welches gleichsam die Hand des Allmächtigen selbst geschrieben; und jede Zeile dieses unendlichen Werkes ist ein neues Wunder.

Der Theil des Erdballs, welchen ich jetzt bewandle, trägt überall die Spuren einer spätern Bildung und Entstehung. Noch ist nicht der tau-

ſendſte Theil desſelben von Menſchen bewohnt oder geſehen. Einſt herrſchte auch hier, wie in den andern Weltgegenden, der unermeßliche Ozean allein, wie die Menge der Verſteinerungen von Meererzeugniſſen dafür bürgen, welche heut zu Tage nur im Schooſe des Weltmeers geſehen werden. Langſam nur, und im Verlauf vieler Jahrhunderte, bildete ſich die Oberfläche des Erdballs, wie wir ſie jetzt kennen. Aber, was war ſie vor unſerer Geſchichte? — Einſt, wo jetzt in der Nähe des Nordpols von ewigem Eis die ungeheure Wüſte ſtarrt, wandelten dort Thiere, welche heut zu Tage unter den heißeſten Zonen wandeln, und Thiergeſchlechter ſind verloren gegangen, von denen wir nur in verſchütteten Höhlen die großen Gerippe entdecken! — Fuſie, es war eine Vorwelt, von der unſere Geſchichte nichts weiß; und wir wandeln auf dem Staub und über den Trümmern von Geſchlechtern, welche dieſe Erde ſahen, früher, als ſelbſt Moſis Urkunden hinaufgehen. Was da geweſen iſt, verweſet; die Thaten jener fernen Geſchlechter ſind vernichtet und verloren. Sie ſchmeichelten ſich vielleicht mit ſtolzer Hoffnung der Unſterblichkeit ihres Namens! und ſiehe, eine Verrückung des Erdballs in ſeiner Bahn um die Sonne — und Alles lag im Schutt der Vergeſſenheit verſunken. Denn das feſte Land, das wir bewohnen, iſt neues Land, und die Meere, die wir beſchiffen,

sind vielleicht nur Gräber vormals bewohnter Welttheile.

Und so, wie jene Verlornen der unbekannten Urwelt, können auch unsere Völker, unsere Thaten einst durch furchtbare Zerstörungen verschwinden bis zur letzten Spur. Dann war kein Alexander, kein Cäsar, kein Sokrates, kein Homer. Nach Jahrtausenden findet vielleicht ein neues Geschlecht unsere verkalkten Gebeine, und Abdrücke unserer Pflanzen in jungen Schiefergebirgen, und spricht: „Dieser Weltkörper trug schon einmal Bewohner, ehe unsere Geschichte sie kannte!“ — Aber der Name Griechenlands und Roms ist verschwunden; man weiß nicht, war ein Rußland, ein Frankreich; blühete einst ein schönes Reich, geheißen Deutschland, welches Fürsten und Weise erzeugte?

So, Julie, sink' ich beim Studium der unendlichen Natur schaudernd in meinen Gedanken unter, die Vergänglichkeit breitet ihren dunkeln Flügel durch's Weltall zwischen den Gestirnen hin, und ich falle nieder, berühre den Staub der Erde mit meiner Stirn, und bete Gott an.

Und elend, und thörigt, und des menschlichen Geistes unwerth erscheint mir das Treiben und Thun der armen Sterblichen. Ihre Eitelkeit brüstet sich neben dem welkenden Grashalm; ihrer Kühnheit Riesengebäude will prahlen neben dem

Gewebe der Spinne und des wunderbaren Seidenwurms.

Julie, es iſt nichts ewig, als Gott; es iſt nichts unſterblich, als ſein Werk; es iſt nichts ſchön, als die Natur; es iſt mit dem Menſchen nichts verwandt, als die Tugend!

Ich habe die Bande des Vorurtheils zerriſſen, und mir iſt's, als ſteh' ich nun, wie eine Vollendete, beſſer und größer da, zwiſchen Welt und Ewigkeit, zwiſchen Gott und Menſchheit. Ich erkenne an dem Fürſtenthron keinen Glanz mehr, an der Armuth keine Schmach. Die Menſchen ſind nur darum elend, weil ſie nicht den Muth haben, glücklich zu ſein.

O! Julie, wärſt du bei mir in der ſchönen kloſterlichen Welt Louiſana's; könnte ich meine Anſichten, meine Hoffnungen, meine Seligkeiten mit dir theilen!

Ich beklage das Vergangene nicht, und nicht das Verlorne. Was mich quälte, iſt vergeſſen; was ich liebte, ruht unverloren in Gottes Arm. — Auf meines treuen Herberts Grabe weint das menſchliche Auge nur Thränen der Dankbarkeit; aber ſeinen Tod beklag' ich nicht.

D'Aubant will mir Herbert ſein — ich fühl' es, er wird mir mehr. Ich lieb' in ihm meine Jugendwelt; ich lieb' in ihm dich, o Julie! Er

gibt dem Irdischen, was mich umfängt, den von mir unter tausend Leiden verkannten Werth wieder. Ja, es ist Seligkeit, ein Mensch zu sein!

6.

Mündliche Ueberlieferungen.

Die glücklichen Kolonisten lebten lange in beneidenswürdiger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt und vergessen von Europa. Ihre Pflanzungen, meistens Indigo und Tabak, erreichten bald den höchsten Flor. Nichts fehlte ihnen zur hohen Zufriedenheit; und selbst, was ihnen zu mangeln schien, vermehrte nur den Werth ihrer Verhältnisse. — Täglich sah d'Aubant Augustinen, täglich lernte Le neue Tugenden an ihm kennen. Gegenseitiger Umgang in der Einsamkeit ward ihnen Bedürfniß. Augustine liebte den edeln Mann, ohne es zu wissen, ohne es sich zu bekennen; und d'Aubants Leidenschaft für die Liebenswürdigste ihres Geschlechts brannte im stillen Lichte unauslöschlich. — Selbst die gute Agathe, dem allmäligen Welken nahe, lebte wieder in schöner Tugendfülle auf, und ein französischer Offizier, welcher von Neu-Orleans kam, um die Kolonien zu untersuchen, machte bald in ihr die Erinnerungen an den romantischen Zaninsky dunkler.

Nach einem halben Jahre der neuen Bekanntschaft war aus Agathen eine Madame Desfontaines geworden, und Herr Desfontaines, von so schönen Banden gehalten, legte seine Stelle nieder und ward Pflanzer in der glücklichen Kolonie.

Der Gouverneur von Neu-Orleans, welcher schon längst versprochen hatte, das so hoch gerühmte Christinenthal zu besuchen, erfüllte endlich sein Wort. Er kam, nebst seiner Gemahlin und der reizenden Adelaide, seiner Tochter, und begleitet von einem großen Gefolge in der Mitte Sommers an, um wenigstens einen Monat in der neuen Pflanzung zuzubringen. Ihm zu Ehren wurden eine Menge kleiner Feste veranstaltet, und die harmlose Freude schien sich aus der übrigen Welt nur in diesen unbekannten Winkel der Erde hergeflüchtet zu haben. — Aber eben dieser Aufenthalt des Gouverneurs in Christinenthal hatte auf die bisherigen einförmigen Verhältnisse d'Aubants und der fürstlichen Pflanzerin einen Einfluß, den sie selbst nie erwartet hatten.

Augustinens Heiterkeit verlor sich unvermerkt. Agathe sowohl, als d'Aubant, fanden sie öfter, als gewöhnlich, auf dem Grabhügel Herberts gelehnt, und in traurige Betrachtungen verloren: Zwar lächelte sie, sobald ein Freund vor ihr erschien; zwar belebte sie noch, wie immer, die

Gesellschaften mit ihrem Frohsinn; aber dennoch empfand Jeder, der sie kannte, daß ihr Lächeln und ihr Scherz nur gezwungen sei. Niemand konnte in das Geheimniß ihres stummen Grames dringen.

Inzwischen dauerten die Zerstreuungen fort. D'Aubant hatte weniger Anlässe und Gelegenheiten, Augustinen zu beobachten. Er war ganz von der Sorge um die Unterhaltung seiner Gäste hingerissen. Die muntere Adelaide umgaukelte ihn unaufhörlich, und der Gouverneur hatte tausend Dinge mit ihm ins Reine zu bringen. Die Gemahlin des Gouverneurs bemerkte mit innerm Wohlgefallen, wie sich Adelaide mit jedem Tage vertrauter an Herrn d'Aubant schloß. Sie theilte ihre kleinen Entdeckungen dem Gouverneur mit, und dieser hatte, so wie seine Gattin, manchen Grund, mit den Entdeckungen sehr zufrieden zu sein. Denn die kleine, flatterhafte Adelaide hatte ihr Herz schon einem Ingenieur, einem jungen artigen Mann, schenken wollen; das wußten die Aeltern, und waren der Schenkung nicht hold gewesen. Sie hatten Adelaiden ernstlich die Liebe zum Ingenieur, als einem Manne bürgerlicher Abkunft, untersagt; das wußte Adelaide, und sie war ihrerseits dem Verbot nicht hold gewesen. — Jetzt schien sich dies Mißverständniß sehr ange-

nehm in einer Verbindung d'Aubants mit Adelaiden aufzulösen, und in der ganzen Kolonie zweifelte kein Mensch weiter daran.

D'Aubant läugnete freilich herzhaft, so oft die liebenswürdige Desfontaines ihn darum befragte; demungeachtet wollte er nie die Wahrheit und das Geheimniß all' der kleinen Vertraulichkeiten verrathen, so zwischen ihm und Adelaiden herrschten.

An einem schönen Nachmittag war die ganze Gesellschaft der Fremden von Neu-Orleans, nothwendig auch d'Aubant, eingeladen bei Augustinen. Augustine schien trüber, denn gewöhnlich, so viele Mühe sie sich auch gab, ihre Schwermuth zu verheimlichen. Auch der Gouverneur und seine Gemahlin waren ernster, denn sonst. Der katerhaften Adelaide sah man sogar rothgeweinte Augen an; d'Aubant war stiller. Mit Einem Wort, der Genius der Freude war treulos entwichen; Jedes lebte mehr in sich, als mit den Andern. Agathe allein hüpfte harmlos von dem Einen zum Andern, und konnte das räthselhafte Betragen einer Gesellschaft nicht begreifen, in welcher sonst Muthwille und Scherz daheim waren; und mogte sie auch forschen und fragen, wie sie wollte, Einer war geheimnißvoller, als der Andeer.

Auguſtine ermannte ſich. Sie ſtand im Glauben, daß ihre Niedergeſchlagenheit, der ſie ſo wenig Meiſterin geweſen, Urſache von der unangenehmen Verſtimmung der Uebrigen geworden ſei. Ihre Gäſte hatten ſich im Garten und im daranſtoßenden kleinen Parke paarweis zerſtreut. Sie eilte dahin, um die Verlornen zu ſammeln.

Indem ſie an einer kleinen, von Gebüſchen umfangenen Wieſe vorüberging, ſah ſie Adelaiden mit ausgebreiteten Armen gegen d'Aubant fliegen, welcher mit dem Ingenieur im Geſpräch vertieft zu ſein ſchien; ſah, wie Adelaide den Chevalier umarmte.

Auguſtine wandte ſich ſchnell ab, um die Glücklichen nicht durch ihr Erſcheinen zu ſtören. D'Aubant aber hatte die Fürſtin bemerkt. Er überließ die freudenberauſchte Tochter des Gouverneurs dem Geliebten, und eilte jener nach.

Sie ſtand an eine Zypreſſe gelehnt, und ſtarrte finſter vor ſich hin. Als ſie ſeine Schritte vernahm und ihn erblickte, ſchien ſie ihm entgegeneilen zu wollen; doch die Kraft gebrach ihr. Sie war ſehr blaß; ſie lächelte ihn an, und ihre Augen waren von vorzitternden Thränen ſchwer.

„Ihnen iſt nicht wohl?“ fragte d'Aubant ängſtlich.

„Nicht ganz," antwortete sie: „aber es wird vorübergehen." Sie deutete mit der Hand auf einige bemooſete Felsenſtücke, welche im Schatten überhangender Geſträuche einen Ruheort bildeten.

D'Aubant führte ſie dahin. Er ſetzte ſich an ihrer Seite nieder. Beide ſchwiegen lange. Er ergriff ihre Hand plötzlich mit einer Heftigkeit, die ſie erſchreckte, und küßte ſie mit ungewöhnlicher Inbrunſt. „Machen Sie mich nicht unglücklich, Madame!" rief er mit bebender Stimme: „Irgend eine Krankheit, irgend ein Uebel nagt an Ihrem Leben."

Sie ſchlug die Augen zu ihm auf, und bemerkte Thränen in den ſeinigen. „Fürchten Sie nichts!" erwiederte ſie: „Mir iſt wieder wohl. Es war eine Anwandelung — es iſt ſchon vorüber."

Eine neue Stille trat wieder ein.

„Ich habe", ſagte er nach einiger Zeit, „Ihnen frohe Botſchaft bringen wollen. Es iſt mir gelungen, den Gouverneur und ſeine Gemahlin zu bewegen, die Einwilligung in die Verbindung Adelaidens mit dem Ingenieur zu geben. Es hielt ſchwer. Aber der Gouverneur war wohl gezwungen, ſein Jawort zu geben, da ſich die beiden jungen Leute aus Lieb' und Leidenſchaft ſchon zu ſehr vergeſſen hatten, und dergleichen Schritte nicht wohl zurückgethan werden können. — Kom-

men Sie, nehmen Sie Theil an der Freude der Glücklichen, die jetzt wahrscheinlich zu den Füßen ihrer Aeltern liegen."

Auguſtine ſchien von dieſer Neuigkeit ſehr überraſcht. Sie that noch manche Frage, und, am Arm des Chevaliers gelehnt, ging ſie, den Gouverneur zu ſuchen.

Die düſtere Stille, welche noch vor einer Stunde in dem freundſchaftlichen Kreiſe geherrſcht hatte, war nun plötzlich verſchwunden; das druckende Geheimniß von jeder Bruſt gewälzt. Man gab und empfing Glückwünſche, und überließ ſich unbefangener, denn jemals, der Freude, Auguſtine, von dem Vergnügen ihrer Gäſte beſeelt, wollte das Feſt krönen. Sie lud die benachbarten Pflanzer ein mit ihren Familien; auch ländliche Muſik erſchien, und beim Schimmer des Mondes und der Sterne wurde ein fröhliches Abendmahl gerüſtet im Freien unter den Palmen.

Verſöhnung, Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Freundſchaft bewegten jedes Herz. Man tändelte, man ſang, man tanzte. Der Klang der Inſtrumente drang weit und melodiſch durch die Stille des Abends hin, lockte die Bewohner und Bewohnerinnen der entferntern Hütten herbei, und vermehrte mit jeder Stunde das liebliche

Getümmel beim Schein der wehenden Fackeln und Lampen.

D'Aubant vermißte von ungefähr Auguſtinen. Sie hatte ſich aus dem Gewühl zurückgezogen. Er fand ſie, nicht weit vom Tanzplatze, auf einer Bank im Garten, von wilden blühenden Gebüſchen verdeckt.

„Darf ich mit Ihnen dieſe Einſamkeit theilen?“ ſagte er.

„D'Aubant!“ ſagte ſie leiſe. Er ſaß ſchon neben ihr. Er wollte reden, ergriff ihre Hand, und vergaß, indem er dieſe Hand an ſeine heißen Lippen zu preſſen wagte, ſeine Worte.

Beide ſchwiegen. Die Zauberei des ſchönen Abends, die letzten Ereigniſſe, die Muſik in der Ferne, ſchienen mächtiger auf beider Herzen zu wirken, nun in beider Bruſt die ſchöne Ahnung reger worden: du lebſt nicht ganz ungeliebt.

Auguſtine, aller Vergangenheit vergeſſend, ſah mit träumenden Blicken in die verworrene Abendwelt hinaus. Wohlgerüche athmeten alle Stauden. Geſträuche, Hütten und Tänzer ſchwebten im fabelhaften Halblicht des Mondes; und wie Geſtirne funkelte der rothe Glanz der Kerzen durch das vom leiſen Odem der Abendluft erſchütterte Laub.

Was sie in diesem Augenblick an d'Aubants Seite empfand, glaubte sie noch nie empfunden zu haben; und wie sehr sie ihn liebte, schien sie nie so deutlich erkannt zu haben, als in diesen Augenblicken. Aber diese Augenblicke waren auch die ersten, in welchen er, der sonst nie seiner tiefen Ehrfurcht vor der schönen Fürstentochter vergessen hatte, die Schranken der Ehrfurcht brach. Er schwieg, und zitterte, und seine Lippen glüheten auf ihrer Hand. Seine Seele taumelte zwischen Entzücken und Furcht. Seine Verwegenheit führte ihn an die Schwellen des Himmels oder der Vernichtung, und diese Minuten wurden für ihn entscheidend.

Sie wollte ihre Hand ihm entziehen, und vermogte es nicht.

„D'Aubant!" sagte sie schüchtern. Er drückte ihre Hand an seine von einem Seufzer tiefbewegte Brust. Sie schwieg; sie wollte den Seufzer unterdrücken, welcher dem seinigen antwortete. Aber er hörte ihn, und Hoffnung der Gegenliebe in ihm.

Ein Geräusch in der Nähe weckte jählings beide aus ihren Träumen auf. Erschrocken zog Auguskine die Hand zurück, zu lange schon die Beute des kühnen Mannes. D'Aubant wich voller Ehrfurcht an die Seite. Der alte Gouverneur, von Luſt und Wein beseligt, stand vor ihnen.

Beide ſchienen dieſe Ueberraſchung ſo wenig erwartet, als gewünſcht zu haben; ſie konnten ihn nicht anreden, und ſich nicht von den Gefühlen entrücken, in denen, wie in einem Garne, ihre Seelen ſeit einer Stunde und vielleicht länger kämpfend und verloren lagen.

Der Gouverneur ſah ſie eine Weile an. „Alſo hier?“ ſagte er lachend: „Und ſo ſtumm? Oh, machen Sie beide mich nicht blind; ich habe es längſt bemerkt. Hab' ich nun ſchon gern oder ungern heute eine Verlobung machen müſſen, Herr Chevalier, ſo muß es auf der Stelle noch die zweite, und, wenn morgen oder übermorgen der Miſſionär kömmt, eine Doppelhochzeit geben.“ Ohne weiter Antwort abzuwarten, bog ſich der Mann über beide nieder, ſchlug die Arme rechts um d'Aubant, links um Auguſtinen, preßte beide herzlich und ſo nahe zuſammen, daß beider Lippen ſich begegnen mußten.

D'Aubants Kuß brannte auf Auguſtinens ſchönen Lippen — Bewußtſein und Beſonnenheit waren erloſchen. Sie fühlte, in der Betäubung, des geliebten Mannes Mund glühen an dem ihrigen, und unwillkührlich antwortete ihm der ſüße Gegenkuß. Und in dem Wirbel unbekannter Wonnen verſanken beide, zitternd, ſelig, wie Verklärte, wenn ſie mit Entzücken ſich aus der todten Erdenwelt in das Leben von Elyſium verzaubert

ſehen, und ſchüchtern noch beim erſten Eintritt zweifeln.

Der Gouverneur lachte laut auf, ob ſeines glücklichen Raths, und ging mit Recht triumphirend davon. Dies Lachen rief d'Aubants Beſinnung zurück. Er fürchtete, die der Fürſtentochter ſchuldige Hochachtung verletzt, Auguſtens Zorn verdient zu haben — und doch hielt Liebe ihn immer wieder an des wundervollen Weibes Bruſt. — "D'Aubant!" lispelte ſie bebend, und erwieder leiſe den Kuß, der ihre Lippen verſiegelte. Er ſchlug ſeine Arme um ſie. Er fühlte ſich von dem ſchönſten, dem edelſten Weſen, ſo er jemals in der Welt gefunden, umfangen. Er war ein Gott.

Ein frohliches Geräuſch drang durch die Gebüſche heran, und die Kerzen leuchteten näher. Hand in Hand gingen der Chevalier und Auguſtine der herbeiſtrömenden Geſellſchaft entgegen. Sie empfingen, als Neuverlobte, die Glückwünſche Aller, und konnten keine Antwort ſtammeln, und hatten ſich ſelbſt noch nicht mit Worten geſtanden, was ſie fühlten und dachten.

Den Chevalier floh dieſe Nacht der Schlaf; er wehte, wie im wilden Fieber. Erſt am Morgen ziemlich ſpät erquickte ihn ein leichter Schlummer. Und da erwachte, war's ihm wie Mährchen von dem, was geſtern geſchehen.

Furchtsam machte er sich auf, um Augustinen zu sehen — um, wenn sie vielleicht den schönen Rausch bereuen würde . . . Doch was dann thun, war ihm ja selbst noch dunkel.

Sie war einsam, noch im häuslichen Gewande; aber schöner war sie nie erschienen. Einer Unsterblichen glich sie. Bei d'Aubants Eintritt in's Zimmer flog eine sanfte Röthe über ihr Angesicht. Sie erhob sich vom Stuhl, und wagte nicht zu ihm aufzusehen. Und doch, so sagte ihr ganzes Wesen, und der stille Ernst, der sie beherrschte, daß sie sich bereitet hatte, ihm ein ernstes Wort zu sprechen über das Geschehene.

Er fiel zu ihren Füßen nieder — er konnte keine Silbe des Grußes stammeln. Sie winkte ihm, aufzustehen. Er erhob sich, und mit seinen Augen wollte er in den ihrigen Gnade oder Fluch lesen. Sie starrte ihn traurig, zärtlich an; und was gesprochen werden sollte, ward vergessen. Fest an einander gestanden, sprachlos, Herz an Herz, vergaßen sie des ganzen Weltalls; nur in stillen, zitternden Seufzern, nur in den Thränen tiefgefühlten Glücks redeten ihre Seelen zu einander.

Und wie gestern machte auch diesmal der Gouverneur ihrer Begeisterung ein Ende. Er trat herein, an seiner Hand den Geistlichen von Andayes, und hinter ihm ein fröhliches Gefolge: Adelaide

mit ihrem Desfontaines, und andere von der Begleitung des Gouverneurs und aus der Kolonie.

Agathe ſchlang ſich jauchzend um Auguſtinen und küßte ſie mit hoher Inbrunſt und rief: „Wohl hat mir's immer eine geheime Stimme flüſtern wollen, und ich wagte es nicht, ihr zu glauben. Du, liebe, göttliche Pflanzerin, biſt glücklich! ich krône dich hier mit dieſer Myrtenkrone: Chriſtinenthal iſt deine Monarchie; Liebe, Tugend und Seligkeit ſind deines Hofſtaats Erſte — vergiß nun deiner Agathe nicht in d'Aubants Armen.“

Wirklich heftete Madame Desfontaines die friſche Myrtenkrone auf Auguſtinens Haupt, von welchem in reizender Unordnung die Locken walten über Achſeln und Nacken. — Der ganze Zug ging zur nächſten Kapelle, und die verwittwete Fürſtin ward — vermählt mit dem Geliebten — Madame d'Aubant.

Nachſchrift.

Und eine Reihe ſeliger Monden und Jahre blühete dem hochbeglückten Paar in Louiſiana's Einſamkeit auf. Die Geburt einer reizenden Tochter erhöhete das Glück der fürſtlichen Mutter. Sie ſäugte ihr Kind ſelbſt, und unterrichtete es, ſo-

bald es stammeln lernte, in ihrer Muttersprache, der deutschen.

So hatte das erhabene Weib, indem es liegend über die Vorurtheile der Welt, und nur in seine Tugend gehüllt, dahin ging, das harte Schicksal unter eigenen Willen gebeugt. Selbstschöpferin ihres Wirkungskreises in unbekannten Regionen, bereitete sich die muthmaßliche Erbin des größten Reichs der Welt ihr Elysium in den Hütten harmloser Pflanzer, und fand sie hier unter wilden Völkerschaften ein himmlischeres Loos, als im kaiserlichen Palast von Petersburg ihr nie zu Theil werden konnte.

So verfloß der schönste und wichtigste Zeitraum ihres Lebens. D'Aubants Pflanzungen vergrößerten sich mit jedem Jahre. Er herrschte im Ueberfluß.

Zwei Umstände aber trafen späterhin zusammen, durch welche die Glücklichen veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt zu verändern — eine Krankheit d'Aubants, welche ohne Berathung mit geschickten Aerzten in ihren Folgen gefährlich zu werden drohete, und die falsche, goldbedürftige Politik des neuen Gouverneurs zu Neu-Orleans.

Sie verkauften ihre Pflanzungen mit großem Gewinn, und reiseten beide nach Frankreich zurück.

Die Prinzeſſin glaubte in Europa längſt ſchon vergeſſen zu ſein. Sie kamen nach Paris und d'Aubant übergab ſich den Aerzten, und nahete bald ſeiner Geneſung.

Eines Tages ging Auguſtine mit ihrer Tochter luſtwandelnd durch den Garten der Tuilerien. Beide unterhielten ſich in deutſcher Sprache. Graf Moritz, der Marſchall von Sachſen, ſtand in ihrer Nähe, und bemerkte die Damen. Da ſie in ſeiner Mutterſprache redeten, wollte er die Gelegenheit nicht verlieren, mit ſo liebenswürdigen Landsmänninnen Bekanntſchaft anzuknüpfen. Er trat zu ihnen, und erkannte die Prinzeſſin von Wolfenbüttel, welcher ſeine Mutter, die Gräfin von Königsmark, vor mehreren Jahren zur Flucht aus Petersburg geholfen. Vergebens wollte ſich die Ueberraſchte ihm verbergen. Sie war einmal erkannt, und der Marſchall bat um die einzige Gnade, ihre Anweſenheit in Paris dem König zu melden. — Alle Vorſtellungen der Prinzeſſin waren dagegen fruchtlos. Sie ergab ſich endlich in ſeine dringenden Bitten; doch unter der Bedingung, daß er das Geheimniß nur drei Monate lang bewahren ſolle. Er verſprachs, und erhielt dafür die Erlaubniß, daß er der Prinzeſſin von Zeit zu Zeit ſeine Aufwartung machen dürfte.

Der Chevalier war inzwischen wieder vollkommen gesund worden. Und als der Marschall am Ende des bestimmten Vierteljahrs die Prinzessin noch einmal besuchen wollte, bevor er dem Könige die wichtige Entdeckung machte, war sie mit ihrem Gemahl und ihrer Tochter verschwunden. Doch erfuhr er, daß sie sich nach Ostindien geschifft, und die Insel Bourbon zum Wohnort gewählt hätten.

Graf Moriz eilte zum König. Dieser, nicht minder durch die Entdeckung überrascht, ließ auf der Stelle, durch seinen Minister, dem Gouverneur der Insel befehlen, den Chevalier d'Aubant und dessen Gemahlin mit der ausgezeichnetsten Achtung zu behandeln, und ihnen in allen Wünschen vorzueilen. Aber damit noch nicht zufrieden, schrieb der König eigenhändig einen Brief an die Königin von Ungarn, wiewohl er mit ihr im Kriege war, und unterrichtete sie von den ausserordentlichen Schicksalen ihrer, längst als todtbeweinten, Tante.

Die Antwort der Monarchin enthielt, ausser den Empfindungen ihres Dankes, ein beigefügtes Schreiben an Madame d'Aubant. Die Königin bat sie, zu ihr an ihren Hof zu kommen; der König von Frankreich werde für ihren Gemahl und

für die Tochter, so sie mit demselben erzeugt hatte, auf das Glänzendste sorgen. — Aber die Prinzessin, erhaben über den traurigen Pomp der Höfe, und über jene eisernen, unglückseligen Gesetze der Etikette, unter denen die Heiligthümer der Natur zertreten werden, antwortete ihres hohen Geistes würdig und im stolzen Gefühl ihres Glückes. Sie verwarf alle Anträge, und blieb in ihrem beneidenswürdigen Dunkel. In der Insel Bourbon war sie noch im Jahre 1754.

Nach dem Tode ihres Mannes und ihrer Tochter begab sie sich wieder nach Europa. Viele behaupten, daß sie sich nach Montmartre zurückgezogen habe, wo man sie noch im Jahre 1760 gesehen haben will.

Andere versichern, daß sie den Abend ihres tugendhaften Lebens in Brüssel gelebt habe, wo ihr eine ansehnliche Pension aus dem Hause Braunschweig ward. Hier war sie aller Armen Trösterin; jeder Unglückliche fand Hilfe bei ihr, wenn ihn die Welt verlassen hatte. Eine unzerstörbare, sanfte Heiterkeit schwebte in ihren Gesichtszügen, wie Wiederglanz ihres innern Seelenfriedens. Nahe an siebenzig Jahren bewahrte sie noch immer Spuren ihrer ehemaligen Schönheit; und der hohe, unbeugbare Geist, und die Fülle reiner und be-

seligender Empfindungen, mit denen sie die Tage ihrer Jugend durchwandelte, blieben ihr noch im stillen Lebenswinter getreu.

Und als sie nun, so wird von ihr erzählt, die holde Stunde schlagen hörte, welche ihre Seele wieder vereinen sollte mit dem vorangegangenen Freund ihres Herzens, mit d'Aubant und ihren Kindern — und als Aller Augen an ihrem Sterbebette weinten, wandte sie sich noch mit sanftem Lächeln zu den Klagenden, und sprach:

„Ich habe einen schönen Traum geträumt; nun laßt mich doch zum Leben erwachen!“

Der Blondin von Namur.

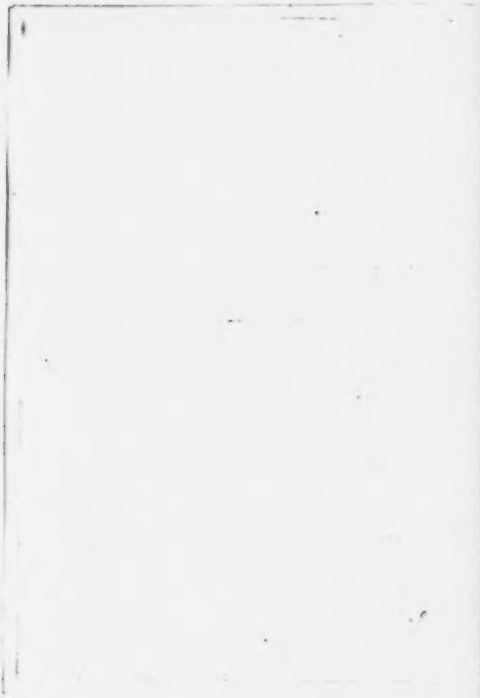

Man weiß eben nicht, was an der folgenden Geschichte Wahres sein mag; aber für wahrhaft wird sie vom ersten französischen Erzähler gegeben, der sie zu Brüssel unter dem Titel: *Histoire de Mr. Le Blond, ou Aventures secrètes et plaisantes de la cour de la Princesse de ****, in klein Oktav, drucken ließ. Sie macht ein Gegenstück in der bekannten Geschichte des Scharfrichters von Landau, den man entführte, eine unbekannte hohe Person kürzen ließ, und wieder, wohl belohnt, mit verbundenen Augen vor den Thoren von Landau absetzte. Nur das Abenteuer unsers Blondins ist weniger schauderhaft. Abenteuer solcher Art mögen übrigens zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wohl nicht gar selten gewesen sein.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur in Flandern wohnte eine alte fromme Wittwe sehr eingezogen und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen han-

delte, wußte von ihrem Daſein nicht. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch ſo unbekannt geſtorben, als ſie gelebt hatte, wenn ſie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne ſein Zuthun die Aufmerkſamkeit der Stadt, wenigſtens einer Hälfte derſelben, und zwar noch dazu der ſchönern, an ſich zog, da er kaum fünfundzwanzig Jahre alt ſein mochte. Es war ein guter Junge; Frau Le Blond hatte ihn auf's Frömmſte erzogen; böſere Geſellſchaften, als ſeine Mutter und die nächſten Verwandten, ſah er nie; Geld hatte er nie viel in der Taſche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war ſehr mäßig in ſeinen Wünſchen, ſehr fleißig, ſehr ehrlich, ſehr verſtändig. Aber alle dieſe Tugenden würden ihn in Namur nicht berühmt gemacht haben, wenn er nicht der ſchönſte Jüngling geweſen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er ſo ſchön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn ſah, mit der eigenen Lieblichkeit ſeiner Geſichtszüge, mit dem wunderbar-freundlichen Blick ſeiner blauen Augen: ſo ſagte jeder, er ſei ſchön. Und wegen ſeiner goldenen, krauſen Locken, die ihm wie Heiligenſchein um die Schläfe ſchwebten, nannte ihn ganz Namur nur, ſtatt Herrn Le Blond, ſchlechtweg den Blondin. Es war damals Mode,

daß ein junger Herr von Welt den Degen an der Seite und die Perüke auf dem Kopfe haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparſamkeit nichts davon wiſſen. Sie ließ ihrem Sohn ſtatt des Degens die Elle, und ſtatt der Perüke das blonde Lockengekräuſel. Und Jedermann oder vielmehr Jedermannin fand das gar allerliebſt und naiv.

Der ehrliche Blondin ſelbſt bekümmerte ſich übrigens am wenigſten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebſt fände oder nicht. Er hielt ſich für einen Menſchen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an ſich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkührlicher Güte anſahen, wenn ſie ihn anſahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt; darin war ihm nichts Befremdendes; er gab ſich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzuſtellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Geſpräche verwickten, dachte er nur, ſie ſchwatzen doch alle gern nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbſtvergeſſenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder und ließ ſie gehen.

Sie gingen und kamen gern, ſelbſt aus beſſern Häuſern, zu Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le

Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, der Himmel segnet unsere Frommigkeit, unsere Ehrlichkeit, unsern Fleiß.“ Der Sohn dankte dem Himmel für die Gute.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig, wie ihr Sohn; trotz dem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger forderte, zahlte man, ohne einen Denier abzumarkten. „Ei nun,“ sprach die Mutter, „ich bin eine alte, mürrische, schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Jetzt arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen.“

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!“ sagte Frau Le Blond: „Laß mich schaffen.“

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mühmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es iſt ein wirthſchaftliches Mädchen. Schon als Kinder ſpielten mir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim ſprach mir noch vor einem paar Tagen davon.“

„Mit mir auch davon!“ ſagte Frau Le Blond: „Aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Urſachen. Von dieſen will ich dir nur das erſte halbe Dutzend ſagen. Alſo erſtens: ſo lange es mit unſerm Handel im Laden kümmerlich ging, ſah uns dein Herr Oheim nicht über die Achſel an. Jetzt, da der ſtolze Herr bemerkt, daß ſeit einigen Jahren meine Kundſchaft wächſt, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie iſt recht gut, recht brav, recht wirthſchaftlich; aber ſie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was ſeine Frau iſt, ſondern was ſie hat. Sie hat kein Vermögen, du auch nicht. Null mit Null multiplizirt, bringt Null. Drittens:

Ihr beide sind Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Gesetze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Gesetze einwilligten. Viertens — —"

„Schon genug, Mütterchen!" sagte der belehrte Sohn: „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine Andere."

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine Andere, die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unliebkichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wohl auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet, der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Anbeter ihres erdgelben Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blondin hörte, vor Scham und Wonne so sehr, daß sie im ganzen Gesichte grün wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquisition hörte, ward's ebenfalls dabei ganz grün vor den Augen. Nachdem er sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe, und sprach: „Mütterchen, sehr,

ich will euch nicht ein-, sondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erstens bekomme ich, wenn ich nur daran denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Sausen in den Ohren; fünftens — —"

„Halt!" rief Frau Le Blond, welche die übrigen paar hundert Gründe nicht hören wollte: „du sprichst wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen, wenn wir das Paulersche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umwenden, wie viel wir gewinnen?"

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond bestand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf sein junges Herzchen. Es geht manchmal so; man weiß es ja wohl. Sie ward mürrischer; er traurigerer. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber lustwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama gewesen, er würde in die weite Welt gelaufen sein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er schon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erſcheinung.

Eines Morgens befand er ſich nach ſeiner Gewohnheit in der Kirche, die Meſſe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches koſtbar, doch einfach in Reiſekleider gehüllt, das Geſicht mit einem goldgeſtickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich ſie den Roſenkranz fleißig durch die Finger ſpielen ließ, ſchien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie ſchien den Blondin mit Aufmerkſamkeit zu beobachten; dann flüſterte ſie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenſchein genommen.

Der Blondin ſah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „die mag wohl auch nicht ſo häßlich ſein, als der mir zugedachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers, und vermehrte damit nur ſein Herzeleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen ſich ebenfalls erhoben und davon gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, halfen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutſche, ſetzten ſich ſelbſt in eine zweite, und fuhren davon. Der Blondin ſchloß daraus, es müßten hohe Herrſchaften ſein.

Dieſe vorübergehende Erſcheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er ſie am andern Tage wieder hatte. Als er, um ſich die Grillen

zu vertreiben, durch die untere Stadt über die steinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den Schloßberg zu besteigen. Auf den Stufen der untern Bergstiege begegneten ihm die in der Kirche erblickten Herren; auch standen da wartend die beiden bekannten Kutschen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgestickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langsam im Gespräch und Umschauen. Denn man übersieht von da gar schön ganz Namur, wie es zwischen den zwei Bergen liegt, von der Maas und Sambre und dem Flüßchen Vederin durch- und umflossen.

Allein Frauenzimmer, wenn sie eine Treppe hinab gehen, müssen nicht zuviel plaudern oder umschauen. Es gibt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflecke den Weg schlüpfrig machen. Die Verschleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin flog zur Hilfe die Stufen hinauf, und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich seinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte sich aber am Fuß ein wenig weh gethan; darum stand sie öfters still, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da sie hörte, daß er unter andern auch einen Spitzenhandel führe, verlangte

ſie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gaſthof, wo ſie wohne, und die Stunde, in welcher er die Spitzen zu ihr bringen ſollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder die Treppe heraufgekommen, um ſich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber faſt in Ohnmacht fielen, ſie äuſſerſt behutſam hinab und zum Wagen führten und den Blondin ſtehen lieſſen.

Dieſer ſetzte ſeinen Gang fort, erzählte der Frau Le Blond davon, und fragte in der beſtimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gaſthofe. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reiſekleidern, das Geſicht mit dem goldgeſtickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köſtlichſten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte was er forderte, legte noch einige Goldſtücke hinzu für ſeine Bemühung, ſelbſt in den Gaſthof zu kommen, und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder, wie den Morgen auf der Treppe des Schloßberges. Da er unter andern ſagte, daß er in ſeinem Leben noch nicht weit auſſer Namur gekommen ſei, ſagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienſte treten? Da ſehen Sie ganz Frank-

reich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als Ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem oder meines Gemahls Geheimschreiber."

Sie sagte das mit einer so weichen, gütigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; besonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näselnden Ton hatte. Aber seine alte Mutter verlassen — das konnte er doch nicht über sein Herz bringen. Und hatte er schon zehnmal geschworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abschlägige Antwort, und versicherte, er könne nicht von seiner betagten Mutter scheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Le Blond hoch an. Diese, welche sich von ihrem Sohne nichts als ihre mütterliche Zärtlichkeit hoch anrechnen lassen wollte, sprach: „Geh, wenn du willst, Ungehorsamer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn ich sehe, es ist dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet schon zu weit im Handel, als daß sich's da mit Ehren zurücktreten liesse."

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war schon abgereiset.

Die Erscheinung war bald vergessen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwischen machte Gewohnheit alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon, und sagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann sein zu wollen. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was thut man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmalhunderttausend Mann zu Gebote stehen? Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchsteigener Person endlich auch im Jahr 1692 vor Namur, und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Zentnern Pulver alle Heirathsplane der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer achttägigen Belagerung eroberte er die Stadt, und nach zweiundzwanzig Tagen die Schlösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod er Mutter betrübte ihn doch sehr. Die gute

Mama hinterließ ihm inzwischen mehr Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, mehrere schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteljahr verließ er das kleine Haus, worin sein kleiner Kramladen in einer kleinen Straße lag, und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straße der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn auch in der neuen Wohnung ein Gärtchen, das ihm dazu hinter dem großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts von andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht im Grünen war. Nur kleine Häge von Hagebuchen und Weißdornen, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Gärtchen von dem andern, so daß man alle wie ein Gemeingut der Nachbarschaft ansehen konnte. Der Vicardin hatte in seinem Theile noch sogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beschloß er seine schönsten Stunden zu leben und die italienische Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien so gut briefwechseln zu können, wie andere Sei-

den- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauses, welches er im Bodengeschoß bewohnte, war der Präsident des hohen Oberamtes (souverain bailage), und bekümmerte sich wenig um seinen Miethsmann.

Es ging alles ganz vortrefflich. Die Kundinnen im Laden ließen den guten Blondin nicht im Stich; sie hatten immer etwas zu besehen, zu untersuchen und zu kaufen. Der Blondin schien täglich schöner zu werden; die Namurerinnen aber behaupteten, sein Waarenlager sei das beste in der Stadt, sein Preis der billigste.

Hingegen mit der italienischen Grammatik ging's denn nicht so gut. Italienische Sprachmeister gab's zu Namur nicht. Es war ein mühseliges Geschäft. Dazu kam unverhofft noch eine andere Störung seiner Lektionen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italienischen Grammatik unterm Arm, nach seiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, — und wie er in die Laube trat, saß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand, und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, fein wie

eine Lilie; kurz ein Mädchen, wie Herr Le Blond in seinem Leben nicht gesehen hatte. Denn solchen warmen Schnee des Angesichts und Halses, und solche Wangen vom Karmin aufgerothet, Lippen wie Gluth, Augenbraunen wie mit chinesischem Tusch gemalt in feinen Halbbogen, und um das reizende Köpfchen ein dunkeles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger verlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie schien noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm, und er knixte beinahe, und Beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihm mehr in die Augen als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wundersam fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus Allem, sie beide seien Nachbarn. Das hinter dem Le Blondschen Garten gelegene Gärtchen gehöre zu dem großen Hause, welches hinterwärts an

der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen, Italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Grammatik, weil sie erst seit drei Monaten aus Italien angelangt sei, und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch Beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Geberden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen Jacqueline. Darauf beurlaubte sich Jacqueline, und nahm die Grammatik vom Tisch und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt, und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen durchsichtig wie Smaragd. Er selbst empfand eine Art Schwindel, als wenn er berauscht worden wäre. Er setzte sich auf dieselbe Stelle des Bänkchens, wo sie gesessen hatte; und es durchschauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er träumte; er redete wie im Rausch, und komplimentirte sich noch mit der längst verschwundenen Schönheit, als wenn sie zugegen wäre. Jetzt erst verwunschte er recht von Herzen

ſeine Unwiſſenheit in der ſüßtönenden Sprache Toscana's. Er ſchwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu laſſen, um der Nachbarin ſagen zu können — — er wußte ſelbſt nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, ſah er ein fremdes Buch auf dem Tiſche. Es war die franzöſiſche. Jacqueline hatte, in der verzeihlichen Verwirrung, des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutaſten, welches ihre zarten Fingerſpitzen geweiht hatten, und verwünſchte ſein Schickſal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italieniſche Grammatik ſei, welche, von Jacquelinen entführt, von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genaß den ganzen Tag nicht; und waren keine Käufer oder Käuferinnen im Laden, ſaß er gewiß im Hinterſtübchen, und ſtarrte durchs Fenſter nach der Jasminlaube und zum groſſen Hauſe dahinter hin. Erſt am Abend fiel ihm bei, daß es ſchicklich wäre, der ſchönen Nachbarin die vertauſchte Grammatik zurückzutragen und eigenhändig zu überreichen. Er machte ſich ſogleich auf; in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Tiacre erreicht. Das groſſe Hauſ, ein wahrer Palaſt, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe

las er mit großen Schrift auf schwarzem Schilde den Namen der Geschwister Buonvicini, Putzhändlerinnen von Mailand.

So weit ging Alles gut. Allein jetzt bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Angst oder Muthlosigkeit. Er ging am Palast vorüber, die lange Straße hinunter, und erst in ziemlicher Entfernung hatte er sich wieder erholt. „Warum soll ich nicht hineingehen?“ dachte er: „Ich will ja in dem Hause kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Palaste näher kam, stieg eine neue Aengstlichkeit in ihm auf. „Was wird sie sagen, wenn sie dich mit der Grammatik erblickt? Wird sie nicht glauben, du seiest ein äußerst zudringlicher Narr? Konntest du nicht warten, bis sie selbst ihr Buch fordert? Und welche von den Geschwistern Buonvicini ist eigentlich Herzogline? Wer weiß denn, ob sie eben zu Hause ist? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, sie noch einmal wieder zu sehen.“

Mit solchen Betrachtungen war er schon wieder steifen Schrittes am Palaste vorbei, die Straße entlang. Je mehr er sich entfernte, je reger ward die Sehnsucht zum Palast. Er schwenkte wieder um, ging — richtig wieder vorbei. So zog es noch eine Stunde, bis er völlig

finster geworden. Dann schlich er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in sein Hinterstübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröstete sich indessen bald. Jacquelinens Grammatik legte er als Gegenstand für nochmaliges Zusammentreffen mit deren Besitzerin hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenschaft. Das Nachtessen schmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Luft, und baut recht schöne Schlösser in die Luft.

So, zum Beispiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz auserwählt für seinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Plane; zum Beispiel auch den, daß die reizende Jacqueline die Einzige in der Welt sei, die sich dazu eigne, Herrn Le Blonds Frau zu werden. Die einzige Frage war nur: wie die Liebe dieses Engels gewinnen?

Der Blondin hatte alles Uebrige gut berechnet, und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stücke hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Palast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals

de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte, und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapferſten Generale Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein ſchlechter Politiker, wußte gar nichts vom Daſein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerſeits — denn da ich dem Leſer einmal ein Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wohl das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der verzauberten Jasminlaube gegangen. Der Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treueſtes Gedächtniß im Herzen. Und das Bild eines Blondins im Herzen haben, iſt für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äuſſerſt mißliche, ja ſogar gefährliche Sache.

Sie war begierig zu wiſſen, wer der Blondin ſei. Aber das bloße verdächtige Wort Blondin hätte ſie gegen ihre Mutter oder gegen die Kammerfrau nicht ausſprechen können; ſie fürchtete, man möchte gleich etwas anderes errathen. Sie begnügte ſich alſo, nur durch Umwege zur wiſſenswürdigen Sache zu gelangen; und als ſie einmal erfahren hatte, in dem großen Hauſe, zu welchem

die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug bemerkt. Aus einem Papierzeichen schloß sie, daß der Lernbegierige bei der Konjugation io amo stehen geblieben war, was sie schon sehr gut und richtig ins Französische durch j'aime zu übersetzen wußte. Sie ward diesmal beim Uebersetzen aber ganz verwirrt und unruhig, und ging mehr als einmal des Tages in das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durch's Fenster die Jasminlaube sehr deutlich sehen konnte.

Alle Morgen sahen die jungen Leute gleich nach Sonnen-Aufgang durch's Fenster nach der Laube. Einer wartete nur auf den Andern, um die Grammatik zurückzustellen. Weil aber Jeder wartete und Keiner zuerst erschien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline ward recht ungeduldig, und der Blondin starb fast vor Sehnsucht.

Die Lehrstunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgestanden — beschloß Herr Le Blond, seine Jasminlaube wieder zu besuchen. Und wie er an's Fenster trat, sah er im Garten

der Putzhändlerinnen schon Jacquelinens Gestalt im weißen Morgenkleide zwischen den Gebüschen wandeln. Blitzschnell war er, die Grammatik unterm Arm, zwischen seinen Blumenbeeten, und stellte sich emsig suchend; beim Bücken aber schielte er verstohlen nach der lebendigen, jenseits der Laube herumwandelnden Blume. Sie näherte sich dem Jasmingewölbe, er auch. Man zeigte einander die Gefangenen; man beschloß die Auswechselung derselben.

Als einmal Sprache genommen war, gerieth man sehr natürlich auch auf das Kapitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über Schwierigkeit des Französischen; der Blondin über das Mühselige des Italienischen. Einer fühlte bei der Klage des Andern die süße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen ergaben sich von selbst, daß Einer des Andern Lehrer und Schüler sein wolle. Die erste Stunde nach Sonnen-Aufgang ward von Beiden dem Unterricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprüchwort stand: Morgenstunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lerndbegierigen ganz vortrefflich zur Schulstube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Sie setzten sich neben einander auf das Bänkchen, und nahmen sehr ernsthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der erſten Stunde die beſten Fortſchritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe geſeſſen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar ſeine Schläfe von einer ihrer ſchwarzen Locken, durchſchauerte es ihn ſonderbar; er vergaß den Zuſammenhang des Vortrags, und ſeine Stimme gerieth ins Stocken, als wäre er von Engbrüſtigkeit geplagt. Oder wenn Jacquelinens Hand unvorſichtig im Nachweiſen der Buchſtaben und Silben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geſchah ihr zuweilen, daß ſie keinen Buchſtaben mehr ſehen konnte, ungeachtet ſie doch ſonſt eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der erſten Stunde konnte man es nicht gleich zu genau nehmen; man verſprach ſich mehr von der zweiten. Die Lernbegier der jungen Leute war ſo außerordentlich groß, ſo muſterhaft, daß beide ſchon vor Sonnen-Aufgang am andern Morgen in der Jasminlaube bei der Grammatik ſaßen. Allein es begegnete nun, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt ſprach, und die Schülerin ſo viel Ungeſchicklichkeit bewies, daß ſie ihren niedlichen Zeigefinger beim Leſen ſtatt auf die untern Zeilen auf die obern leate. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und ſie an die rechte Zeile zurückführen.

Aber da verloren Beide das Gedächtniß; Keiner wußte mehr von der rechten Zeile. Beide wurden ſtumm wie die Fiſche; glühten, wie im Fieber, und ſtarrten, als wären ſie im tiefſten Nachdenken über die Eigenthümlichkeiten der zu lernenden Sprache, das Lehrbuch an, deſſen Zeilen verworren durch einander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und beſſer machen, was in den beiden erſten verſäumt oder ſchlecht gerathen war. Bisher hatte der Blodin unterrichtet, jetzt ward die Schülerin Schulmeiſterin. Er geſtand demüthig, er ſei im Selbſtunterricht beim Verbum io amo ſtehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören, da er glaube, es ziemlich auswendig zu wiſſen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne ſie jedesmal ſein Italienſch in's Franzöſiſche überſetzen.

Man ließ ſich aufs Bänkchen nieder, legte die Grammatik weg, und der Blodin, um ſich gegen alle Zerſtreuung zu ſchützen, dachte, es ſei gerathener, ein- für allemal die Hand ſeiner Lehrerin zu nehmen, und feſtzuhalten, um nicht etwa mitten im Aufſagen ſie von ungefähr zu berühren. Ein ſtilles Beben ergriff bei dieſer Gefangennahme die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweiſe nicht, weil ihn ſelbſt ein unerklärliches Zittern befiel.

Nach langem Stillschweigen, was jedoch Beiden kurz zu sein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Das erste Tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo.“ — Gut, daß er auf die Uebersetzung warten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie übersetzte, indem sie beschämt die Augen niedersenkte, mit flüsternder Stimme: „J'aime,“ ich liebe.

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, stotternd zu sagen: „Tu ama.“

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und sagte: „Tu aimes, du liebst.“

Er fuhr fort, und zog ihre Hand unwillkührlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt.“

„Il aime, er liebt!“ setzte sie leise hinzu und warf verstohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen, und fing an: „Nous aimons, wir lieben.“

„Das ist nicht recht!“ sagte die Lehrerin: „hübsch italienisch müssen Sie es sagen!“

Er sah ihr in's schwarze Auge, und sagte mit einem Gnade bettelnden Blick wieder: „Noùs aimons!“ wir lieben.“

Das in's Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiederte bewußtlos: „Nous aimons,

wir lieben;“ besann sich aber schnell, und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber“, sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!“ und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachlässigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während Beide leise lispelten: „Nous aimons.“

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wundervieł gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stunden über die Lektion, und Einer wußte so viel, als der Andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tage zu Tage größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, eine einzige Lektion machte die ganze Luft schwül. Man lernte ohne Grammatik sprechen, denn man hatte sich außerordentlich viel zu sagen.

Der Blondin liebte freilich nur die Buchhändlerin und Jacqueline den Präſidentenſohn; — aber auch, als Beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen gebüßt. Man liebte um ſo inniger, um ſo geheimer, je hoffnungsloſer der Wunſch zur ewigen Verbindung durch Prieſtershand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ ſeufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ ſeufzte ſie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verſchwiegene Jasminlaube durchſichtiger und ſtreuete Schnee über die Gartengänge, der jeden Fußtritt darin verrieth. Man ſah ſich ſeltener; allenfalls von den Fenſtern her, oder in der Kirche, oder im Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß ſich immer Wege zu finden.

Trotz aller Wege fand ſich doch aber kein einziger zum Ziel. Beide ſchworen zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch ſelber, daß ſie jemals den Schwur erfüllen könnten.

Eines Tages ſaß der Blondin in traurigem Nachdenken um ſein Schickſal in einem der angeſehenſten Weinhäuſer von Namur. Der Nektar wollte ihm nicht ſchmecken. Jacquelinen hatte der Unglückliche ſeit acht Tagen nicht geſprochen. Sie war indeſſen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gaſtmählern geweſen, und dieſen Tag ſogar in

ſeinem eigenen Hauſe mit ihren Aeltern zum Nachteſſen und Tanz beim Oberamtspräſidenten eingeladen. Darum — er ging ſonſt nie in ein Wohnhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend ſeinen Laden geſchloſſen und war davongelaufen, um nicht anhören zu müſſen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war ſehr unglücklich.

Neben ihm ſaß ein Herr im grauen Ueberrock, ſchon bei Jahren, ſtill und ernſt. Er trank ein Glas Pontak ums andere.

„Nicht ſo,“ ſagte endlich derſelbe zu ihm, „Sie ſind der Herr Le Blond?“

Der Blondin ſah ihn an, und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn ſchon ſeit zwei Tagen mehrmals geſehen; einmal im Laden bei ſich, wo derſelbe ein koſtbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wohl zwanzigmal auf der Straße vor ſeinem Hauſe auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in ſeinem hagern, gelben Geſicht, und ein Paar Augen, die düſter funkelten. Der Blondin beantwortete ſeine Frage.

„Sie ſcheinen nicht vergnügt zu ſein!“ fuhr der Fremde fort.

„Wohl möglich. Man iſt nicht immer bei Laune.“

„Trinken Sie.“

„Das macht nicht heiterer.“

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen nicht helfen?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Verſuchen Sie's mit mir. Sie intereſſiren mich, junger Mann, mehr als Sie glauben. Sie kennen mich nicht; aber laſſen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben.“

„Sie ſind ſehr gütig.“

„Hat Sie jemand beleidigt?“

„Keineswegs, mein Herr.“

„Oder ein verliebter Verdruß?

„Nichts weniger als das, mein Herr.“

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen.“

Der Blondin ſah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen in's gelbe Geſicht.

„Reden Sie doch!“ fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein paar tauſend Livres, oder mehr? Sie ſind ein Glückskind. Sie könnten der reichſte Mann von ganz Namur ſein.“

„Wie ſo?“

„Das ſage ich Ihnen, ſobald Sie es ſein wollen.“

„Wer möchte nicht gern reich ſein?“

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unſer Geſpräch beobachtet werden kann, läßt ſich von ſolchen Dingen

nicht viel reden. Ich bin fremd in Namur. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf meinem Zimmer zu Nacht speisen?"

Der Blondin sah den Fremden mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abenteuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!" dachte er bei sich, und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthof einige prächtige Zimmer. Ein Paar Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wohl andere Leute, als einen armen, verliebten Spitzenhändler zur Gesellschaft wählen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abdeker," erwiederte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer."

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?"

„Wie's wohl ſo geht,“ erwiederte jener; „theils Langeweile, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reiſen, ſobald die Frühlingswitterung wärmer wird.“

„Nach Island! Und ſind Sie ſchon lange aus Aſien abgereiſt?“

Der Chaldäer ſchien einen Augenblick nachzurechnen, und ſagte dann ganz nachläſſig: „Wohl, ungefähr in vierzehn Tagen ſind es hundert und zweiundzwanzig Jahre, ſeit ich abreiſte.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zweiundzwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zweiundzwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahre voll.“

„Dreihundert und — —“ ſchrie der Blondin.

„Zwölf Jahre voll!“ ſetzte der Chaldäer ruhig hinzu! „Ich glaube es wohl, es befremdet Sie das; Sie mögen glauben, ich habe Luſt, mit Ihnen zu ſcherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber was Sie wollen, und richten Sie den Menſchen nie nach ſeinen Worten, ſondern nach ſeinen Thaten.“

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr mögte sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den Andern am meißten überlistet.“

Die Bedienten meldeten, das Nachteßen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speiseſaal, der von zahllosen brennenden Kerzen erleuchtet und mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Gedecke, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte Abubeker, „laſſen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich gegen Sie zu reden gewohnt bin.“

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den belebenden Geiſt des köſtlichen Weins; aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, lieg sein gerechtes Mißtrauen. Er hätte gern mehr von dem seltsamen Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieſer während der ganzen Eſſenszeit von Schicksalen zu Waſſer und zu Lande unglaubliche Dinge berichtet hatte.

„Ja, Herr Abubeker,“ sagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmährchen. Bil-

den Sie ſich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Menſch das auf's Wort glaubt?"

„Es iſt mir gleichgültig," verſetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben, oder nicht; nur iſt es Ihr eigener Schade. Daß ich in geheimen Wiſſenſchaften wohl bewandert bin, mögen Sie aber doch merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?"

„Allerdings, aber nie viel davon gehalten. So viel ich weiß, läuft es meiſtens auf Betrug, Gaukelei oder Taſchenſpielerkünſte hinaus."

„Gar möglich bei euch unwiſſenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa aber iſt es aber doch etwas anderes."

„Laſſen Sie ein Kunſtſtück ſehen!" ſagte der Blondin.

„Ich mache keine Kunſtſtücke!" erwiederte Abubeker: „Aber — ſehen Sie, junger Mann, Ihre Geſichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich ſchwöre Ihnen, Sie ſind unter einem glücklichen Stern geboren. Reden Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Meine Hilfe iſt Ihnen mehr werth, als alle Taſchenſpielerei. Zum Beiſpiel: ſind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?"

Der Blondin lächelte mißtrauiſch über den Tiſch hin: „Es könnte ſein."

„Gut!" rief der Chaldäer: „Warum hielten

Sie damit zurück und sagten's mir nicht gleich? Sie sind bestimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerien des Anges zu heben."

„Einen Schatz?"

„Wohl, und noch dazu einen beträchtlichen."

„Warum heben Sie ihn nicht für sich selbst, Herr Abubeker?"

„Weil er mir nicht bestimmt ist, und weil ich ihn gar nicht gebrauche."

„Wann soll ich ihn heben?"

„Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen."

„Bedarf es dazu noch Vorbereitungen oder besondere Umstände und Anstalten?"

„Nicht die mindesten."

Der Blondin war an dem trockenen Ernst des Chaldäers fast irre, und doch glaubte er, dieser wolle sich mit ihm belustigen. Er besann sich, und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?"

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu wei-

den. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im geringsten, und sagte ganz ruhig: „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und die Abentheuer des Fremdlings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlauben. Aus Schonung wollte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern, und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft gehabt. Ohnehin hatte er die Geschichte von dem fälligen Wechsel nur erdichtet, um den Nekromanten auf die Probe zu stellen. Allein dieser bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herrn Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem gaben die Bedienten des Chaldäers das Geld und verschwanden.

Dieses in seiner Art ausserordentliche Ereigniß brachte den Herrn Le Blond um allen Schlaf. Er mußte beinahe anfangen, das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgendes Morgens ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner als vorigen Abend, sah er ein, daß der vorgebliche hundert- und zwölfjährige Herr ihn offenbar zum Narren gehabt, und ihn statt mit fünftausend Livres vermuthlich mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mochte die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufthun, um sich die Beschämung so lange als möglich zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, neu, wie aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anderes!" dachte er, und nahm die Goldwage. Alle waren vollwichtig. Er schickte ein paar Stücke zum Goldschmied; sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze

gesprochen hatte, konnte, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln sein. Was hätte auch den Fremden bewegen sollen, mit Herrn Le Blond so kostbaren Spaß zu treiben? Es mußte etwas an der Sache sein. Der Blondin beschloß jetzt offenherziger dem Chaldäer seine Noth zu klagen, nämlich seine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunsch.

Er ging sogleich den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man bei der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen gewiß kein dreihundert- und zwölfjähriges Alter zugemuthet hätte, empfing den Blondin sehr freundschaftlich. „Haben Sie die Wechsel abgethan?“ fragte er. Der Blondin gestand, daß er seinen unbekannten Freund mit der Wechselgeschichte nur habe prüfen wollen; bat um Verzeihung, und versprach ihm jetzt das innerste Geheimniß seiner Brust aufzuschliessen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lektionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geschwister Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz, und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chaldäer hörte aufmerksam zu. — „Freund“, sagte derselbe endlich nach einigem Besinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz, kaufen Sie sich ein Landgut mit schönen Einkünf-

ten, treten Sie, als reicher Eigenthümer, vor den General, und er schlägt Ihnen seine Tochter nicht ab."

„Aber täuschen Sie mich nicht mit der Hoffnung eines Schatzes?"

„Welches Interesse kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechselgeschichte getäuscht. Sie hätten es nicht thun sollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen immer abwesend sind."

Der Blondin kämpfte mit sich selber zwischen Zweifel und Zuversicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen soll?" fragte er nach einer Weile.

„Sie bestellen Ihr Hauswesen, schweigen gegen Jedermann von dem, was wir vorhaben, und geben eine Reise vor, die Sie in Handelsgeschäften machen müssen. Am besten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bausch und Bogen, denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie dieses Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihr Habe einem Freund in Verwahrung."

„Darf ich auch Jacqueline nichts sagen?"

„Von der Abreise wohl; von Ihrer zuversichtlichen Hoffnung wohl, bald im Stande zu sein,

öffentlich um Ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Anges, nichts vom Schatz."

„Wann ſoll die Reiſe vor ſich gehen?"

„In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur."

Der Blondin verſprach, ſich zur Abreiſe zu bereiten. „Denn," dachte er, als er wieder in ſeinem Hinterſtübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben."

Ehe drei Tage verfloſſen, war er fertig; Jacqueline von ſeiner Abreiſe belehrt, unter tauſend Schwuren mit der Hoffnung des freudigſten Wiederſehens entlaſſen, und der Seiden- und Spitzenladen geſchloſſen.

Er ſetzte ſich in des Chaldäers Reiſewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, ſondern um Mitternacht. Wie die Glocken der Kathedralkirche zwölf Uhr ſchlugen, gab der Kutſcher Abubekers den Pferden die Geiſſel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb ſich unterwegs gleich, eben ſo großſprecheriſch, eben ſo unbefangen und zuverſichtlich, wie im Gaſthof zu Namur. Den ganzen Tag ward ſchnell mit abwechſelnden Pferden gereiſt in verſchloſſener Kutſche. Das Wetter war

neblicht und regnerisch. Selbst Trank und Speise ward im Wagen genossen, nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einsamen Jagdhause, oder dergleichen, in einem Walde. Eine Art Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reisenden, führte sie in ein Zimmer, dessen Fensterscheiben meist zerbrochen und mit Papier verklebt waren, dessen ehemals kostbare Tapeten halbvermodert, in Stücken herunterhingen, und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit seinem Knecht ein paar Matrahen in die Stube auf den Boden legte, um Nachtlager zu rüsten.

„Uebernachten wir hier?“ fragte der Blondin, und sah sich verlegen um, denn es war ihm in dieser Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier sind die Ruinen von Valerien des Anges. Mitternachts zwölf Uhr, nicht später nicht früher, müssen wir da sein. Trinken wir inzwischen hier bei den warmen Kaminflammen, und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebte ein kalter Schauder. Alle schreckhafte Erzählungen von sonderbaren Erscheinungen traten ihm schnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdischer Schätze statt gefunden haben sollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müssen?“

Der Chaldäer ſchüttelte lächelnd den Kopf, und ſagte: „Poſſen! Fürchten Sie ſich vor Ammenmährchen?“

Man verkürzte den langen Winterabend ſo gut als möglich bei Wein und Geſpräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen ſchlafloſen Nacht, theils von der Reiſe ſelbſt ſehr ermüdet. Der Chaldäer gab ſich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es ſtark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernſthafter, und da er Le Blonds Schläfrigkeit bemerkte, ſtellte er ſich vor ihn und fragte: „Sie haben mich doch ſonſt durch keine Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden.“

„Ich verſichere auf Ehre,“ ſagte Le Blond, „außer der Erdichtung von den Wechſeln, die ich — —“

„Schön das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer ſo wichtigen, über das Glück Ihrer Tage ſo entſcheidenden Stunde wird mir verdächtig. Ich habe einen ähnlichen Fall erlebt, da ein ſolcher Schatzheber in vierwöchentliche Ohnmacht verfiel, ſobald er den Schatz gehoben hatte.“

„Ei, das wäre ſchrecklich!“ rief Le Blond.

„O ſo ſchrecklich eben nicht für den Schläfer in ſeiner Ohnmacht; denn er hatte die lebhafteſten und ſüßeſten Träume von der Welt, und hätte

nichts Beſſeres gewünſcht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten ſeiner Genſung und ſeines Erwachens peinlich."

„Aber der Schatz wurde doch trotz dem gehoben?" fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer ſah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu ſchweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an, und ſtieg eine ſchmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber ſo ſchlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer einaefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte ſich's der Blondin auf einem Mauerſtück bequem gemacht, und ſich zum Ruhen niedergeſetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in feſten Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz unrechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu ſein glaubte, war es ſchon heller Tag. Er rieb ſich die Augen aus. Er lag auf einem koſtlichen Bett, in der milden Dämmerung

grünseidener Umhänge. Er schob diese zurück, und erblickte sich in einem der niedlichsten Schlafgemächer; Stühle und Tische vom feinsten Holz, mit Vergoldungen: die Wände mit schönen Gemälden geschmückt, deren Inhalt meistens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darstellte. Auf einem Tischchen blühten in vergoldeten Vasen mehrere Rosenstöcke.

Es fiel dem guten Blondin schwer, sich an das Vergangene zu erinnern. Er wußte nur sehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhause, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Lesen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob sich im Bett und suchte nach dem Chaldäer.

Auf sein Geräusch öffnete sich eine Nebenthür: ein Kammerdiener in dick mit Gold besetzter Livree trat herein; der winkte hinter sich, zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei, und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher sogleich schweigend nach des Blondins Puls griff, und ihm darauf in einem silbernen Löffel Arzenei reichte.

„Es ist gar nicht nöthig!“ sagte Le Blond: „Ich fühle mich zwar ein wenig betäubt, aber sonst ganz wohl.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, nur diese paar Tropfen! Sie werden Ew. Durchlaucht sehr wohl thun.“

Herr Le Blond beobachtete den Arzt mit großen Augen, und verlangte, man solle ihn mit der Arznei verschonen. Dann erkundigte er sich nach Herrn Abudeker.

Die Anwesenden sahen sich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß sie ihn für wahnsinnig hielten. Endlich fragte der Arzt: „Wen verstehen Ew. Durchlaucht unter dem Abudeker?“

„Ei, der mit mir gestern Abend hier ankam, der Chaldäer.“

„Ew. Durchlaucht sind schon seit geraumer Zeit hier, und kamen in Begleitung der Frau Herzogin Ihrer Gemahlin an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? Geraume Zeit? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närrischen Titulaturen, und erlauben Sie mir, aufzustehen. Wo sind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt warfen einander mit peinlicher Verlegenheit Blicke zu. Endlich vereinigten sich alle, ihn unterthänigst zu bitten, nur so lange ruhig zu bleiben, bis man von seiner Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meistens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menschen für närrisch, oder das Ganze für Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er zu Valerien des Anges sei?

Ew. Durchlaucht sind in Ihrem Jagdschlosse

Thermes, um in dieſer Eingezogenheit Höchſt-Ihrer Geſundheit zu pflegen!“ erwiederte ein Kammerdiener.

Bald nachher erſchien der Abgeſchickte mit Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider, und dann dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, alle vom feinſten Zeuge, dazu einen Ueberrock, von blauem Tuch, auf deſſen linker Seite ein ſilberner Stern eingeſtickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte ſeine eigenen Kleider mit Ungeſtüm. Alle erſchracken; nur der Arzt hatte noch Muth, ihn demüthig zu beſchwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne den ſchwerſten Rückfall der Krankheit verurſachen; Andere Kleider, als dieſe, hätte er nie gehabt. Herr Le Blond ergab ſich in ſein Geſchick, und hoffte, ſei er einmal angekleidet, den Chaldäer zu finden. Die Bedienten waren geſchäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waſchen brachten ſie ihm in ſilbernen Becken wohlriechendes Waſſer. Dann ward Frühſtück im feinſten chineſiſchen Porzellan aufgetragen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und

sonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in seinem Leben nie gesehen. Er trat ans Fenster; er sah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schlosse wohne, mit Aussicht über einen weiten Wald, durch welchen Alleen sternförmig gehauen waren.

„Wie weit ist denn Namur von hier?“ Das wußte keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beschrieb den Chaldäer auf alle Weise, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achseln, ihre Unwissenheit zu entschuldigen. Der Arzt versicherte, eine solche Gestalt habe man hier noch nie gesehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geschwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ sagte Le Blond verdrießlich, „entweder bin ich närrisch, oder Sie sind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht sind nebst Ihrer Frau Gemahlin in Hochdero eigenem Schlosse Charmes!“ sagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnsinnigen oder Tölpel. Ich war nie erheirathet. Wo wäre denn meine sogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihre Durchlaucht sogleich von

Dero Wünſchen melden, die Sie äuſſern!“ rief einer der Bedienten, und entfernte ſich.

„Poſen!“ rief Le Blond, und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlaſſen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln ſei, und forderte ſeine Stiefeln.

Indem öffnete einer der Bedienten die Thür ſehr weit und ſagte: „Ihre Durchlaucht die Herzogin!“

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben ſo geſchmackvoll als koſtbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf deſſen Wink ſich ehrfurchtvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein ſein!“ ſagte ſie: „Bleibt vor der Thür ſtehen.“

Der Blondin, da er die junge, ihm unbekannte Schöne freundlich gegen ſich zuwandern ſah, wußte er nicht mehr, ob er raſe oder träume. Er verbeugte ſich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wolle er ſich entſchuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf ſeine Achſeln, ſah ihm lange ſchweigend und forſchend in die Augen, und ſagte dann: „Wie befinden Sie ſich heute? Nicht

ſo, Sie wollen gut ſein; denken auch nicht mehr an Ihren Spitzenladen und Zauberer, Jacquelinen und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig ſeit einem halben Jahre ſprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erſt heut empfing ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin ſie ſich nach Ihrer Geneſung aufs angelegentlichſte erkundigt."

„Die Herzogin von Nemours?" ſagte der Blondin, dem das vertrauliche Anlehnen der ſchönen Geſtalt, ihr zärtlicher Blick, ihre Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und ihn ſeltſam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe ſollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reiſſen Sie mich aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geſchichte bis zum heutigen Tage erzählen. Dann richten Sie." Er erzählte.

„Mein Gott!" rief die Herzogin: „das haben Sie ſchon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlaſſen, um alles Aufſehen zu vermeiden, welches Ihre Gemüthskrankheit nothwendig erregte. Ich bitte Sie, halten Sie ſich wenigſtens ruhig; vermeiden Sie ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie ſich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben

Sie mich nicht mehr mit Ihren seltsamen Einbildungen. Wollen Sie das?“

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich schwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, schon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig; „Und Sie haben mir doch versprochen, vernünftig zu sein! Also alles vergebens. Sie kennen mich also noch immer nicht wieder?“

Der Blondin schüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Wesen, selbst in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft oder Nähe gewesen zu sein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft an zu dämmern. Das ist seit langer Zeit das erstemal, daß ich Sie so reden höre. Nur Geduld! Sie werden sich bald wieder auf Alles besinnen. Schonen Sie Ihrer. Thun Sie sich nur Gewalt an, und meiden Sie Ihre Einbildungen. Reden Sie wenigstens nie mehr davon; geben Sie sich wenigstens nicht mehr vor unsern Bedienten mit Ihrer Krankheit blos. Si

sind der Herzog von Melß, Sie mein Gemahl, und könnten so glücklich sein, wenn Sie nicht ...“

„Ich der Herzog von Melß, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnsinnig sein, wenn ich das glauben soll.“

„Mein Lieber, Sie sind wahnsinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenster hinausspringen, wie rasend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenster vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen lassen; darum habe ich mich seit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müssen; darum muß ich selbst noch die Leute hier an der Thür draussen Wacht stehen lassen. Sie haben mich ja schon einmal tödten wollen, so wenig lieben Sie mich!“

„Was?“ rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenster hinausspringen — ich Sie tödten wollen? — Mein Verstand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gotteswillen, wie konnte mir das einfallen?“

„Sie wollen mich also nicht mehr abschrecken?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen sprechen, wenigstens sich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, sondern Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz alles das sein, was Sie wirklich sind?“

„Gnädige Frau!“ ſagte der Blondin, und traute Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kukuk! Aber ich bin alles, was Sie aus mir zu machen für gut finden.“

Da ſchloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre ſchönen Lippen dankbar auf ſeinen Mund. Es ſtrömte Fiebergluth durch alle ſeine Adern. Er vergalt ſchüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Der Herzog.

Ein Gemach übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in ſeinem Leben dergleichen nicht geſehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir verſprochen?“ rief ſie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man mit mir ſpielt,“ dachte er bei ſich ſelbſt, ſobald er, auf das weichſte Ruhebett hingeworfen, einen Augenblick allein war: „weiß auch nicht, aus welchen Abſichten man mit mir ſpielt; oder ob ich raſe, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer, mich verzaubert hat? Inzwiſchen will ich den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier ſtockten ſeine

Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben, und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre," dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge, und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt sein soll. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten."

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Nur mit der schönen Herzogin, die er als Gemahl behandeln sollte, gerieth er jedesmal in Verlegenheit. Er wagte in Ehrerbietung kaum zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war einsam gelegen, rings in einem ungeheuern Forst begraben, von außen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke ging. Von innen sah man schmale dunkle Gänge, davon einige selbst am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrschte in allen Sälen, Zimmern und Gemächern fürstliche Pracht, verschwenderischer Reichthum, üppiger Ueberfluß an

der Tafel. Die Dienerſchaft war nicht groß. Drei männliche Bedienten und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder Kaſtellan, Köche, Stallknechte, Hausknechte machten den Hofſtaat aus.

Am meiſten intereſſirte ihn die Herzogin. Er konnte nicht läugnen, daß ſie ſehr liebenswürdig ſei, und bedauerte, freilich nur im Stillen, daß ſie in dem unbegreiflichen Wahn beharre, ſie ſei ſeine Gemahlin, und daß ſie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie geſagt, er widerſprach zuletzt gar nicht mehr, um ſie nicht zu betrüben. Sie war ausgelaſſen luſtig, wenn er gebieteriſche Miene gegen die Bedienten annahm und den Herzog von Melſi in aller Form darſtellte. Sie gab ihm eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, ſo ſehr er auch dagegen proteſtirte und ſich auf ſein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um ſeine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch ſchienen ſie ſchon darum gut, weil ſie ihm von ihrer zarten Hand gereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte ſie mit Lobſprüchen, wegen der trefflichen Wirkungen ſeiner Kunſt, an die niemand weniger als unſer Herzog von Melſi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müſſe nothwendig auf der Seite der Andern

sein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weise er in diese Feenwelt gerathen sei.

Aber schon nach einigen Tagen hatte er sich an diese Feenwelt so ganz gewöhnt, als wäre er seit Kindesbeinen dieses prächtigen Müßiggangs theilhaftig gewesen. Seine Gemahlin schien sich von Tag zu Tag zu verschönern; und selbst Jacquelinens Andenken schien sich durch den Glanz der Gegenwart zu verdunkeln. Die Tage flossen in ungemeiner Schnelligkeit hin; man sang; man spielte Schach und Karten; man ließ sich die neuesten Werke der Dichter vorlesen; man ging auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin, und mit ihrer Flinte traf sie das aufsteigende Wild glücklicher, als der ungeschicktere Herzog, der sich beim Schießen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und seine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem sie standhaft behauptete, er wäre unter allen am Hofe der beste Schütz gewesen, und der König selbst habe ihm einst, bei Erlegung eines sechszehnendigen Hirsches im Park des Herzogs von Orleans, das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen keiner gleich.

Wenn der erstaunte Herzog von Melß dergleichen hörte, pflegte er mit komischer Verziehung des Gesichtes hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein Wörtchen

davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden, das weiß ich sehr gut."

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu sagen, um nicht auf die Stirn seiner schönen Nachbarin Wölkchen des Verdrusses zusammenzuziehen. Darum verstellte er sich, so gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton Bedürfniß und Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verschiedener Fürsten Glückwünsche zu seiner Genesung vor, und, was ihm von allem das Tollste schien, er mußte den Fürsten und Herzogen und Prinzessinnen, selbst dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längst mit ihnen bekannt gewesen. Seine Gemahlin lachte sich fast krank, wenn er einen seiner Briefe vorlas, worin die kaufmännische Schreibart des Spitzenhändlers mit dem Hofton des Herzogs von Melß in Zwietracht kam.

Das Geheimniß.

So verstrichen in dem Getändel einige Monate. Der Frühling erschien. Vögel sangen weit umher im Walde. Wiesen grünten. Felsen umspannen sich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfter an seine Jasminlaube und an Jacquelinen und die italienischen Lektionen. Es kam ihm zuweilen unbeschreibliche Sehnsucht, und quälte ihn mit Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberschloß ein bunt geschmückter Kerker.

Aber, selbst wenn er diese Gefangenschaft hätte verlassen können, er würde es nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verschlossenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als sein Herz. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele, und in der That war sie sehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er sich an sie gefesselt, als sie ihm eines Morgens erröthend und selig gestand: ihre höchsten Wünsche wären erfüllt, Mutter zu werden. Von diesem Augenblicke an war sie ihm das Theuerste auf Erden; und wollte Jacquelinens Bild ihm zuweilen das Gegentheil beweisen, so suchte er sich loszureissen, wie von einer Erbsünde.

Auch die Herzogin schien, seit dem Geständniß, ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht selten unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tage sichtbarer ward. Oft starrte sie ihn lange und schweigend an, und und brach dann plötzlich in lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen schienen nicht aufhören

zu können. Umsonſt ſuchte er ſie zu beruhigen, zu tröſten, oder ihr die Urſachen ihres Kummers abzuſchmeicheln. Sie blieb gleich, und ſuchte ſich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entſchuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd, und ſagte: „Dieſe Schwermuth iſt ſehr erklärlich. Ihre Durchlaucht geruhen darüber ohne Beſorgniß zu ſein. Die Umſtände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit ſich.“

Das ſchien Sr. Durchlaucht ein ſehr vernünftiger Grund zu ſein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkoſungen ſchärfer beobachtete, ſchien es, als wenn noch ein ganz beſonderes Geheimniß auf ihrer Seele laſte. Sie ſagte ſogar einmal die räthſelhaften Worte: „Eben daß das Ziel meiner Wünſche erreicht iſt, macht mich höchſt glücklich und höchſt traurig.“

Eines Abends, da ſie ihren Gemahl faſt nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenſchein und Regen im Aprilwetter, wechſelten, beſchwor er ſie von neuem, ihm das Räthſel ihres wunderlichen Betragens zu löſen. Er bat ſo dringend, daß ſie endlich ſagte: „Gut, Sie ſollen es morgen erfahren.“ Vergebens forderte er das Geheimniß ſogleich. Sie zog

ihn zum Nachteſſen, und bat ihn, im Glaſe Wein für diesmal ſeine Neugier zu begraben.

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erſte ſeiner Gedanken. Aber er erſtaunte nicht wenig, ſich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerriſſenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer geweſen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in ſeinem abgetragenen Rock ſtand am Fenſter, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus, und rief: Herr Abubeker, er wacht!

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und ſeine erſte Frage war: „Wie befinden Sie ſich?“

„Ganz leidlich; der Kopf iſt nur ein wenig betäubt!“ ſagte Le Blond: „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir: wo bin ich? welches Teufelsſpiel treiben Sie mit mir?“

„Wo ſollten Sie anders ſein, als in Valerien des Anges?“

„Wo iſt mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melſi? Wo ſind meine Bediente?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es ſcheint, Sie leben noch in Ihren Träumereien. Aber Scherz

bei Seite. Nehmen Sie diese Tinktur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es iſt kein Spaß, über drei Monate bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier nehmen Sie diese Tinktur; trinken Sie!"

Der Blondin wollte ſich anfangs weigern, aber da der Chaldäer feſt verſicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch ſeine Kehle. „Nun ſagen Sie mir," fuhr der Blondin fort, „wo iſt die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will ſchlechterdings zu ihr!"

„Herr Le Blond," antwortete der Chaldäer mit der ihm eigenen Trockenheit, „beſinnen Sie ſich, wo Sie ſind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie ſich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Träumen reden, wie ein Wahnſinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schloſſern, Bedienten und Herzoginnen? Vielmehr habe ich das vollkommenſte Recht, Ihnen wegen der Angſt Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch eine Ohnmacht verurſachten, an der Sie ſelbſt Schuld waren, weil Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr als einmal ernſt genug dazu aufgefordert, und vor der ſchlimmen Folge gewarnt. Warum thaten Sie mir das?"

„Scherzen Sie doch nicht, Herr Abubeker!" rief der Blondin halb unwillig: „Wo iſt das alte

ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weis machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, schlief und wieder aufstand?"

„Und Sie, mein Herr," versetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme, „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zustande, was Sie wollen; aber danken sollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete."

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen sich. Es ist eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melß Seiden- und Spitzenkrämer zu werden."

„Gut, Herr Le Blond, ich widerspreche nicht mehr," sagte der Chaldäer trocken, „aber meine Zeit ist kostbar. Der Wagen ist angespannt; wir müssen einsitzen, nach Namur zurück. Ist's gefällig, so folgen Sie mir."

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier sein."

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond, so bleiben Sie in diesem Walde. Ich meines Theils reise ab nach Namur. Leben Sie wohl."

Der Chaldäer machte in der That Miene, davon zu gehen. Es schien dem Blondin nicht räth-

lich, allein zurückzubleiben in unbekannten Gegenden. Er rief dem Reisegefährten zu, der schon die Thüre öffnete: „He, Herr Abubeker, ein Wort. Was ist denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?“

„Davon läßt sich im Wagen sprechen, wenn Ihre Sinne besser entwirrt sein werden.“

Der Blondin schüttelte mißvergnügt den Kopf und folgte dem Chaldäer. Der Wagen stand in der That vor dem Waldhäuschen angespannt, Bediente vorn und hinten auf. Man setzte sich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig davon.

Trennung.

Der Blondin seufzte tief im Stillen, als er neben seinem Zauberer da saß, der gar keine Neigung zu haben schien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk schien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwischen über diese Flüchtigkeit zwei wesentlich wichtige Bemerkungen. Die eine bestand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre und im Wagen läge, keine allzugroße Last sein müsse. Die andere, daß Herr Abubeker seinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müsse, da man während der Nacht mehre-

mals Pferde wechſelte, die ſchon alle bereit ſtanden und die Fortſetzung der ſchnellen Reiſe kaum einige Minuten unterbrachen.

„Jetzt auf den Schatz zu kommen,“ ſagte der Blondin, „wie iſt's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?“

„Allerdings!“ erwiederte der Chaldäer ſehr ſchlafrig: „Er iſt durch Ihre Ohnmacht nicht ſo beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen Zeitlebens beaueme Tage zu machen.“

„Wieviel beträgt er etwa?“

„Ich weiß nicht.“

„Haben wir ihn im Wagen?“

„Ja wohl!“ ſagte gähnend der Chaldäer: „Aber wenn Sie erlauben, ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht ſehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwiſchen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen.“

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu ſehr ungelegener Stunde. Er ſuchte den Reiſegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das iſt ſchon entſchieden!“ ſagte Herr Le Blond: „Habe ich den Schatz, ſo reiſe ich ſo lange die Kreuz und Quer durch Frankreich, bis ich

mein Schloß Charmes und meine Gewahlin wiedergefunden habe."

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kaßen verschwindet. Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüße einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden."

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Verlegenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?"

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?"

„Mein Gott!" schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden."

„Ach, schweigen Sie!" fuhr der Chaldäer heftig auf: „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen

an, daß Sie Alles und endlich auch selbst mich verlieren."

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe mit ihm ein Späßchen getrieben, aber keineswegs einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abenteurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen hielt vor einem Haus neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Ossenherzig gesprochen, Herr Adubeker, ich habe Alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie mit mir Scherz spielen wollen, oder treiben Sie noch jetzt Scherz mit mir? Halten Sie mich denn in allem Ernst für albern genug, zu glauben, daß ich ein

Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können . . .“

Der Chaldäer paß ſich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwiderſprechlichſten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin . . .“

Herr Adubcker ließ ihn nicht ausreden, ſondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wild-fremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verſtand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verſtehe!“ ſagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!“ ſagte der Chaldäer, und rückte näher an ihn, und fuhr mit zornigter, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blonds Hand mit Heftigkeit drückte: „All mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben ſich um einen Theil Ihres Glücks gebracht. Hüten Sie ſich, wenn Sie nicht Alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weiſe behandeln. Hören Sie mich aufmerkſam an! Vergeſſen Sie Ihren Traum. Laſſen Sie in Ihrem ganzen Leben von deßen närriſchem Inhalt keine Silbe über Ihre

Lippen kommen, weder gegen mich von diesem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menschen; noch schreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergessenheit Ihre Träumerei. Unter dieser Bedingung sehen Sie mich einst wieder und Ihr Glück, sonst nie."

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür des Wagens; der Chaldäer stieg ab, und im gleichen Augenblick stieg ein breitschulteriger, starker Kerl ein, setzte sich ohne Feierlichkeiten neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke schnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große Augen; noch mehr, als der neue Reisegefährte eine Pistole hervorzog, und sagte: „die ist scharf geladen!" — dann ein langes Messer hervorzog und sagte; „das ist sehr scharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?"

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr," sagte der bestürzte Le Blond; „und glaube Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber diese Umstände?"

„Beim ersten Schrei, den Sie thun," versetzte der Reisegefährte, „bei der ersten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die

Ehre, Ihnen dies Messer zwischen die Rippen zu stoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in so gespannten Verhältnissen leben müssen. Zu Ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie bitten, sich gefälligst die Augen von mir verbinden zu lassen, bis es mir erlaubt sein wird, sie Ihnen wieder zu öffnen."

„Aber — aber warum das?" fragte der Blondin erschrocken.

„Weil Sie mein Gefangener sind!" antwortete der fürchterliche Nachbar, und zog ein Tuch hervor. „Ist's gefällig?" fuhr er fort, und spielte mit der Dolchspitze um Herrn Le Blonds Brust.

Wider eine so dringende Einladung ließ sich im Grunde nicht viel sagen. Der Blondin neigte sein Haupt verzagend dem Tuch entgegen, und schnell genug waren ihm die Augen so fest zugeschnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unser Abenteurer gut Ueberlegungen anstellen; denn der Nachbar schien stumm geworden zu sein, und antwortete auf keine Frage. Höchstens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blond bereute bald, sich mit dem Chaldäer jemals eingelassen zu haben, bald bereute er, daß er sich dessen Zorn zugezogen.

wodurch er auch des Schadens verlustig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers, und beschloß in seinem Herzen, dessen Befehl zu erfüllen. So blieb ihm wenigstens Hoffnung, den Wundermann irgend einmal wieder zu sehen. Denn so ganz natürlich ging's mit diesem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reise dauerte; denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterscheiden konnte, wußte es selbst nicht. Er wachte, schlief dazwischen, träumte, wachte wieder, und fand die Reise sehr lang, weil sie langweilig war. Am meisten quälte ihn, zu wissen, was aus ihm werden solle, wohin es mit ihm ginge? Darauf antwortete aber der Nachbar nie.

Alles auf dem alten Fleck.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!" sagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behilflich. Er stand auf festem Boden, ohne zu wissen wo, und erwartete, was weiter geschehen solle? Da hörte er den Wagen hinter sich wegfahren. Doch blieb er mißtrauisch still. Als aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar sich nicht vernehmen ließ,

redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu lüpfen. Der Dolch des Nachbars ließ sich deswegen nicht zwischen den Rippen verspüren. Er riß das Tuch von den Augen; er sah darum nicht heller. Alles schwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete in allem Ernst blind geworden zu sein, wenn er sich nicht umgewendet und erleuchtete Fenster von einer langen Reihe Häuser gesehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptstraße von Namur, in der er wohnte; ja er stand vor dem großen, prächtigen Hause des Oberamts-Präsidenten, und zwar vor seinem eigenthümlichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verschlossen war, weil es Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Chalüers und die gefährliche Gesellschaft darin waren verschwunden.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der vor der Thür auf der Straße stand, und erzählte im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nicht begierig war.

Folgendes Morgens — man könnte sagen, folgendes Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abentheuern und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es stand Alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, bloße Gaukelei und Teufelei, der vorgebliche Chaldäer entweder der Beelzebub in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles Uebrige lag in derselben Ordnung unversehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Anges.

Er that einen tiefen Seufzer. Auſſer dem drei alten blinden Goldſtücken und den fünftausend Livres, die ihm der Chaldäer vor der Abreiſe im Wirthshause gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abentheuer. Was war da zu thun? Er mußte es ſich gefallen laſſen, wieder in den Spitzenladen zu treten, und auf die Kundinnen zu warten, die ſich aber während ſeiner Abweſenheit ganz verloren zu haben ſchienen.

Je weniger er im Laden zu thun hatte, je fleißiger lag er im Hinterſtübchen am Fenſter, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorſchein. Er ging des Tags zwanzigmal in das Gärtchen und in die Jasminlaube, um ſich zu zeigen. Alles umſonſt. Jacqueline blieb unſichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verſchwand aus ſeiner Phantaſie das Bild der Herzogin von Melſi; je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrſtunden, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit ſeiner ewigen Treue hatte es freilich eigenes Bewandniß gehabt im Schloſſe Charmes, das fühlte er wohl ſelbſt; und er fürchtete ſich, daß Jacqueline ihm wohl ungefähr auf ähnliche Weiſe Treue gehalten

habe. Dann pflegte ihm selbst recht sehr daran zu liegen, seine ehemalige Herzogenschaft für einen Fiebertraum zu halten, wiewohl sein zartes Gewissen ihm bemerkbar machte, daß auch Untreue im Traume Untreue sei.

Am Abend lief er zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab, und beobachtete alle Fenster des großen Hauses, in welchem die Geschwister Buonvicini von Milano wohnten. Aber seine Entdeckungsreisen blieben vergebens. Er sah die schöne, mit jeder Stunde wieder von ihm heißergeliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ward es noch schlimmer. Denn auf sein banges Nachforschen um den General de Fano und dessen Familie erfuhr er — fast wäre er in Ohnmacht gesunken — der Herr General sei schon vor mehreren Wochen von Namur abgereiset, vermuthlich nach Italien, und seine gesammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieser entsetzlichen Botschaft ins Hinterstübchen, warf sich auf sein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erst fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline gewesen, da er sie ohne Hoffnung verloren. Sein Leben war zerrissen. Er verfluchte sein Schicksal und nebenbei den gottlosen Chaldäer, der ihn um seine Treue, um seine Kunden im Spitzenladen, um sein Herzogthum und um Jacquelinen gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen. Der arme Blondin ging wieder in alter Weise seinen kleinen Handelsgeschäften nach, verschloß Gram und Sehnsucht in sich, und schlich ohne Trost, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von seinem Abentheuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menschen, so oft ihn auch wohl Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abwesenheit gewesen? Er wußte ohnehin selbst nicht, was er von dem Vorfall halten sollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachspürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melß, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein sogenanntes St. Valerien des Anges gebe. Der Chaldäer war ein Windbeutel vom Hause aus, und hatte sich in seiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach sechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, sonst alles ziemlich vergessen, da begegnete ihm wieder ein

---

Chaldäerstreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger, unter andern Handelsbriefen, einen mit

der Aufschrift: Herrn de Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus, selbst sein Vorname, waren so richtig angegeben, daß der Brief keinem Andern angehören konnte, als ihm. Daß man ihm aber sein le in ein vornehmes de verwandelt hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus le Laure bei Gaillac, im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Crispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Anges das herrliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine hohe Herrschaft ihr Zutrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Crispin an, ob er dem gnädigen Herrn, falls er sich nicht so bald nach de Laure bemühen würde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wohl zehnmal. Endlich warf er ihn auf die Seite und sagte: „Der Martin Crispin ist ein Narr!“ — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt etwa der Chaldäer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?“ fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn.“ — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtens ausgefertigter Kaufbrief vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer Herr Le Blond genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Besitzer geschehenen Zahlungen. Bei diesen Papieren fand sich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte standen:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmsten und einträglichsten Landgüter verwandelten Schatz. Geniessen Sie mit Schweigen.

Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Urſache, an der Aechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig ſein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verſchenkung ſo ungeheurer Summen kommen ſollen? Welche Abſicht konnte der räthſelhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen ſchon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit ſeinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahre alt ſei, und in Gottes Welt umherfahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweiſen. Das wäre ein Handwerk neuer Art geweſen.

Gar vorſichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da ſich das Daſein dieſer Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Aechtheit des zu Gaillac ausgeſtellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte ſich alſo eines Tages ohne Umſtände an den Oberamtspräſidenten, in deſſen Hauſe er wohnte, erzählte demſelben, wie er eine beträchtliche Erbſchaft von einem Vetter in Oſtindien oder

dergleichen gemacht, sich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe u. s. w. Der Oberamtspräsident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmann einiger Aufmerksamkeit werth geachtet, horchte mächtig auf, da er von den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Aechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentbrief, verglich Siegel, Unterschriften, machte einen freundlichen Bückling, nannte ihn erst „mein Freund", dann, wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte, „mein bester Herr Le Blond", dann, da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr de Blond", und endlich, da er die Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure."

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigernden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chaldäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man bat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte, wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondin lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ihm ganz gleichgültig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Manne werden.

Nach der Laune.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Crispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abentheuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um

ſich nach dem Schloſſe Charmes umzuſehen. Er hatte ſchon die Provinz Languedoc erreicht, und fuhr noch Abends von Albi weg, einer anmuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac zu kommen, als ihm da das unverhoffteſte aller Abentheuer zuſtieß.

Er war nämlich ausgeſtiegen, eine Höhe zu Fuß zu erſteigen, während der Wagen langſam nachfuhr. Da kam auf der Landſtraße den Berg herab ein vierſpänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet, Alles im ſchnellſten Trapp. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu ſpringen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reiſenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beiſammen vermuthet hätte. Da ſaß der gelbe, hagere, Chaldäer im tiefſten Geſpräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er ſtand wie verſteinert; rieb ſich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; ſah wieder auf, aber nun ſah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verſchwunden, wie ein Luftbild. Da er das Luftbild aber noch in der Ferne über den ſteinigten Weg raſſeln hörte, machte er geſchwind links um den Berg hinab, an ſeinem Wagen vorbei. Seinem Kutſcher rief er nur zu, ſogleich nach der

Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war aber so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hügels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt. Deſto unbändiger lief er, bis er odemlos an einem Maulbeerbaum niedersank.

Indem jagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da ſie ihn erblickten, und fragten, ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer geſeſſen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun ſeinerſeits auch fragen wollte. Allein die Reiter lieſen ihn nicht zu Worte kommen. Man ſah ihnen Angſt, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geſchrien?“ fragten ſie.

„Keineswegs.“

„War ihr der Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte ſie keinen Verſuch, ihrem Entführer zu entrinnen?“

„Entführer?“ ſtammelte der Blondin, und verlor faſt das Bewußtſein.

„Wohin ſind ſie?“

Der Sprachloſe zeigte nur mit der Hand nach

der Weltgegend, und die Eilfertigen sprengten davon.

„Also entführt von dem Chaldäer!“ seufzte der Blondin, und stieß alle Verwünschungen gegen denselben aus, die ihm, eifersüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler sein sollte; aber wer kann einem Hexenmeister trauen?

Sobald sein Wagen herbeikam, warf er sich hinein, und nun ging's wie geflügelt nach Albo. Es fing schon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht?

„In's Wirthshaus!“ sagte der Blondin, der unterdessen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit schien es ihm, in fremdem Lande, in dunkeler Nacht umher zu reisen. Er hoffte dafür in Albo über Jacquelinen, oder ihren Vater oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Konzert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erſcheinung des Chaldäers.

Er legte ſich gramvoll ins Bett. Von der Reiſe ermüdet, ſchlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, ſo weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er ſchlug die Augen auf, und ſah zwiſchen ſeinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern, ſchlaftrunken mit brennenden Kerzen vor ſeinem Bette ſtanden, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener ſetzten die Kerzen auf den Nachttiſch und entfernten ſich.

„Herr Le Blond, ich verſprach Ihnen, Sie noch einmal zu ſehen!“ ſagte der Chaldäer.

„Es iſt mir ſehr angenehm,“ erwiederte der Blondin, der die ganz unerwartete Erſcheinung wie ein Geſpenſt anſtarrte; „aber, Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heiſſe hier nicht Abubeker, ſondern unter den Franzoſen trage ich einen franzöſiſchen Namen. Ich heiße jetzt St. Valerien des Anges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Anges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reiſe ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weiſen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Anges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Fano auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder, und geben Sie mir Jacqueline.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kaukasus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte. — Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genießen Sie es als ein Weiser. Reden Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwätzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hekla hineinwerfen.“

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?“

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind.“

„Woher wußten Sie's denn?“

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so müßte ich's auch schon im Konzert gewußt haben, wo ich Sie sah.“

„Und Zacqueline? wo ist sie?“

„Geduld! Folgen Sie der Einladung, die heut an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Sein Sie durch Schweigen glücklich.“

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war ausser sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise. — Ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Zacqueline sei wohl mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukasus. Er lief auch selbst in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken; aber eben so vergebens, als seine Bediente. Ganz Aldy schlief.

Er mußte sich also auf Abubekers Verheißungen verlassen. „Prellt er mich diesmal nicht,“

dachte er, „so ist er wahrhaftig ein Ehrenmann; so glaube ich an seine dreihundert und zwölf Jahre, an seinen Kaukasus, an sein Steinerulver am Heklafeuer, und sogar, daß ich nur von Charmes und meiner Herzogin von Melß geträumt habe." — Die Zeit ward ihm lang. Er sah den ganzen Morgen zum Fenster hinaus, der Botschaft Jacquelinens oder der Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte sich sehr, als ein stattlicher Herr erschien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbischof von Aldy zu besuchen und bei ihm zu Mittag zu speisen. Er sagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Erzbischof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chaldäerstreich, durch den Abdeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen desto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog gewesen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu spielen. Der erzbischöfliche Hof machte dem Ex-Spitzenhändler dahir gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure, im zierlichsten Kleide, doch immer als Reisender, stieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor

dem großen erzbischöflichen Garten in der Vorstadt Chateaupieux gehalten.

Ende gut, Alles gut.

Er stieg aus. Der Erzbischof mit mehrern Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die ersten Begrüßungen und Höflichkeiten gingen bald vorüber. Der Blondin schien Allen schon bekannt zu sein; Alle sprachen ihm von seinem prächtigen Landgut de Laure; Alle beklagten, daß sein Freund St. Valerien des Anges so bald und so plötzlich habe abreisen müssen.

„Auch wir müssen nähere Bekanntschaft mit einander schliessen," sagte ein alter Herr mit steifem Fuße, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure sind wir beide die nächsten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fans. Meine Tochter behauptet, Ihre Bekanntschaft schon in Namur gemacht zu haben."

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte schlau. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen ist drüben in der Laube. Es weiß schon, daß Sie hier sind."

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfrost er-

griffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntschaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches Andere nicht, was sonst nicht zu läugnen war. Muthiger setzte er dann hinzu: „Ich wünschte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen Alles gesagt, was er wußte, was er wohl hätte sagen sollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächste Nachbar geworden wäre."

„Das hat er redlich!" erwiederte der General, „und er wird Ihnen auch gesagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen."

Der Blondin, von Erstaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Fußen gefallen sein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick dessen liebenswürdige Tochter zum Vorschein gekommen wäre, vor welcher man noch lieber den Fußfall gethan hätte.

Was soll ich weiter erzählen? Der Chaldäer hatte alles eingeleitet, alles wohlgemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glückvergrößerung, nahe Ankunft — Alles. Ihr Vater, welcher sich mit einem steifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erspart hatte, war sehr wohl zufrieden, den reichen Schwiegersohn zu bekom-

men. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrscheinlich den großen Landsitz de Laure nicht gekauft, wäre es ihm nicht gewesen, um den liebekranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was soll ich erzählen, daß Herr de Laure, noch an der Tafel des Erzbischofs, zum Bräutigam Jacquelinens proklamirt ward; daß er in Gesellschaft seiner Auserwählten und ihres Vaters in sein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne der Freude in Jacquelinens Augen, da sie im köstlichen Brautschmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einsamkeit ward dazu benutzt — und sagte, indem sie ihre Arme um ihn schlang, mit selenvoller Stimme: „Io amo!" — „Tu ama!" rief er, und kniete vor der freudestrahlenden Göttin.

„Egli ama!" rief sie selig, hob ihn auf, und indem Beide lispelten: „Noi amamo!" erstarben alle andere Worte.

Wozu, sage ich, das erzählen? Alles ging seinen prosaischen Gang. Die Meisterin und der Schüler konjugirten weiter; ein Beweis, sie hatten die Lektion noch nicht vergessen, die sie in der Jasminlaube zu Namur so mühsam erlernt

hatten. Mein Autor, aus dem ich diese Erzählung zog, wird nun freilich noch sehr breit und ausführlich in Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten. Genug, der Blondin und Zacaneline wurden, was sie nie gehofft hatten zu werden, Mann und Frau. Die Geschichte ist bis auf einen kleinen Umstand zu Ende. Wäre sie ein bloßer Roman, es würde nichts leichter gewesen sein, als sie selbst am Schlusse noch recht romantisch zu machen, da sie sonst der Unerklärlichkeiten genug hat.

Der Epilog.

Es gingen fünf Jahre vorüber (wie das französische Original sagt) — also fünf Jahre, ehe Zacaneline ihrem Manne die weitern Folgen des Konzipirens berichten konnte. Indessen starb der General de Fano; seine Frau that desgleichen; der Blondin und Zacaneline verkauften nach diesem ihre Güter, und kehrten gen Namur heim. Da ward das Haus des ebenfalls verstorbenen Oberamtsverwalters gekauft, vermuthlich der Zaminlande zu Ehren, und das junge Paar lebte selige Tage im Kreise vertrauter Freunde und Freundinnen.

Als hier nun des Blondins erster Sohn getauft ward, bekam er ein merkwürdiges Taufge-

ſchenk; nicht eigentlich er, ſondern die ſchöne Mutter; auch nicht am Taufstage, ſondern ein paar Wochen ſpäter.

Es kam nämlich ein Käſtchen von der Poſt; darin befand ſich ein koſtbares Perlenband und ein Schleier; dazu ein Zettel — vermuthlich von weiblicher Hand beſchrieben, mit den Worten:

„Glückliche! Nehmen Sie dies von einer Glücklichen, die Sie nicht mehr beneidet, zum Andenken und Taufgeſchenk. Wer ich bin, das verrathe Ihnen Ihr Gemahl, wenn er kann.“

Natürlich ſollte nun der Blondin beichten. Als dieſer den Zettel erblickte, ward er todtenblaß. „Hilf Himmel,“ rief er, „die Handſchrift der Herzogin von Melſi!“ Kaum hatte er die Worte ausgeſprochen, ſah er ſich erſchrocken um — denn er hatte das viel empfohlene Schweigen gebrochen, und zitterte vor der Warnung des Chaldäers. Da aber doch kein dienſtbarer Geiſt erſchien, ihn durch die Luft zum Hekla-Keſſel zu ſchleppen, ermunterte er ſich bald, und betrachtete die Geſchenke.

Als Jacqueline den Schleier ausbreitete, welcher auf zierliche Weiſe mit Goldſtickereien prangte, rief er: „Oho! das iſt ja der Schleier der Gräfin St. Sylvain, die mich einmal zu ihrem Geheimſchreiber machen wollte, weil ich

ſe von einem Fall auf der Stiege des Bergſchloſſes erhob!“

So etwas, wie hier Jacqueline hörte, vergißt eine junge Frau nicht leicht. Sie merkte ungefähr, daß das Geſchenk von einer ehemaligen Nebenbuhlerin kommen müſſe, und ließ nicht ab zu quälen, bis ihr der Blondin alles umſtändlich gebeichtet hatte, ſo gut er's ſelbſt wußte. — Die Geſchichte war freilich dunkel, und der goldgeſtickte Schleier brachte nicht viel helleres Licht hinein. Auch war's vergebens, daß man nach einer Gräfin St. Sylvain oder einer Herzogin von Melß forſchte — im ganzen Frankreich war keine Spur von ſolchen Familien oder Perſonen zu finden. Aber doch ahnete die argwohniſche Jacqueline allerlei aus der Geſchichte heraus, was der ehrliche Blondin Anfangs ſelbſt nicht geahnet hatte. Er erzählte ſeinen beſten Freunden das Abenteuer oft und gern. Allein es ſcheint, volle Aufklärung habe er auch bis zum Ende ſeines Lebens nicht darüber bekommen.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Siebenzehnter Theil.

Prolog.
Agathokles, Tirann von Syrakus.
Die Verklärungen.
Der Pascha von Buda.
Florette, oder die erste Liebe Heinrichs IV.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBLIOTHE
MONAC.

Prolog.

Wenn des Winters Schneegestimmer
Draussen um die Fenster schwärmt:
Wenn der Sturm im Gärtchen lärmt,
Und das heimathliche Zimmer
Des Kamines Flamme wärmt —
Hort, die Grillen zu zerstreuen,
Wohl mit Lust der weise Mann,
Zu dem Ringe der Getreuen,
Auch ein frohes Mährchen an.

Wenn, und lächelt gleich der Himmel,
Doch die Erde Thränen trinkt;
Wenn der Sterblichen Getümmel
Uns mit langer Weile plagt;
Wenn in des Herkules Gleise
Hinter uns die Sorge keucht,
Oder selbst im Freundeskreise
Stille Wehmuth uns beschleicht:
Wohl, wenn mit dem Zauberstabe
Fantasus der Gottesgnade,
Unsre Seele dann berührt,
Uns mit hoher Glut entrücket,
Uns dem Irdischen entrücket
Und zu schönern Sternen führt!

Wenn der Jammer unsrer Zeiten
Um zerstörte Seligkeiten
Bis zu unsrer Klause dringt;
Wenn wie scheu'n, hinauszublicken,
Wo, mit gräßlichem Entzücken,
Mavors seine Fackel schwingt,
Während hier die Waise ringt;
Dort in wilden Kriegeswettern
Eine halbe Welt versinkt:
Dann erquickt es, wenn die Schale
Stiller Selbstvergessenheit,
In dem Reich der Ideale,
Freundlich uns die Muse beut;
Oder am bemoosten Maale
Alternder Vergangenheit
Clio unsern Harm zerstreut;
Wenn sie lehrt, wie es gewesen,
Wie es ist und wie es wird,
Und wie, ohne zu genesen,
Immerdar die Menschheit irrt.

Nun wohlan, was Clio lehret,
Was der Muse Scherz erfand,
Bietet freundlich meine Hand.
Was Erheiterung gewähret,
Wär's auch nur des Mährchens Tand,
Nur ein Mohnkorn heitern Schlummers
Hilft am Tage großen Kummers,
Ein Verdienst ums Vaterland.

Agathokles,

Tirann von Syrakus.

Seit einem halben Jahre wohnte in einer der angenehmsten sizilianischen Gegenden, einige Stunden von der reichen Stadt Syrakus, die Familie des griechischen Bildhauers Myron. Ein Landhaus, von weitläuftigen Nebengebäuden umgeben, zwischen Kornfeldern, Wiesen und Weingärten, Alles von einem Bach bewässert, der durch das Thal floß; auf der Höhe hinter dem Landhause die endlose Aussicht über das Meer — ein kleiner Tempel droben — wer hätte da nicht gern wohnen mögen? Der Sitz in dem einsamen Thale war von allen Landstraßen abgelegen. Eben diese Entfernung vom Menschengewühl hatte der Bildhauer seinen Söhnen empfohlen, da er sie mit Weibern und Kindern von Korinth wegschickte, um in Sizilien einen Ruheort anzukaufen, wo er in glückseliger Stille den Abend seines Lebens genießen konnte. Er selbst war erst, nachdem der Ankauf geschehen war, von Korinth abgereiset, begleitet von seiner Gemahlin und dem jüngsten seiner Söhne. Bei seiner Ankunft fand er schon Alles auf das Vortrefflichste eingerichtet.

Es war ein rechter Freuden- und Siegestag, als Myron in seine neue Besitzung einzog. Denn

seine Söhne mit ihren Gattinnen und Kindern waren ihm, festlich geschmückt und bekränzt, weit entgegengegangen. Der hohe Greis weinte Freudenthränen unter dem Jubel, mit welchem sie ihn umringten. Er hatte sein zweiundsiebenzigstes Jahr an dem gleichen Tage angetreten, da er, nach langer Trennung, alle seine Lieben wieder beisammen fand. Er zählte sie, rief sie alle, groß und klein, bei Namen, und umarmte und segnete sie alle. Das Alter hatte sein Haar gebleicht, aber seine Kräfte nicht geschwächt. Ein mildes Feuer glänzte in seinen Augen. Die Farbe der Gesundheit röthete seine Wangen. Er nahm eine Urenkelin auf den starken Arm, und so, umschwärmt von seinen Angehörigen, trat er in sein neues Eigenthum. Er untersuchte Alles; fand Alles gut. Seine Töchter, Schwiegertöchter und Enkelinnen hatten mit einander gewetteifert, die ihm bestimmten Zimmer mit jeder Anmuth, jeder Bequemlichkeit zu bereichern, die dem Alter behagt, oder von der sie ahneten, daß er sie gern sehen würde.

Von nun an genoß er den seligen Frieden am eigenen Herde; das stille Glück, welches er als sein höchstes gewünscht hatte. Er war von Syrakus gebürtig. Obgleich er aber seine meisten Jugendfreunde alle überlebt hatte, und in der großen Stadt, die er seit fünfzig Jahren nicht gesehen, Keinen mehr kannte, war doch Sizilien immerdar

ſeine Sehnſucht geblieben, und daß ſeine Aſche einſt in vaterländiſcher Erde ruhen möge.

Alle Tage in der Morgenkühle pflegte er einen Gang durch ſeine weitläuftigen Beſitzungen zu machen, um ſie und jede Stelle des anmuthigen Thales kennen zu lernen. Solcher einſamen Wanderungen war er von jeher gewohnt. In Griechenland hatte er ſie ſelbſt beim übelſten Wetter nicht verſäumt. Sie gehörten zur Nahrung ſeiner Kraft. Gewöhnlich begleitete ihn nur ein Sklave in gewiſſer Ferne, daß er im Fall eines Bedürfniſſes Beiſtand zur Hand habe. Er überließ ſich da gern ruhigen Betrachtungen und Ueberlegungen. Solch einen Gang in die Einſamkeit nannte er gewöhnlich ein reinigendes Bad der Seele. Da waſche ſie ſich von allen kleinen Leidenſchaften und Kümmerniſſen rein, und werde kräftig, wohlthuend, erhaben und ſtill, wie die Natur, in deren Hauch ſie ſich auflöſe.

Am zwölften Tage ſeiner Ankunft in Sizilien beſtieg er auch die Anhöhe, an deren Fuße die Gebäude lagen. Noch war er nie hinauf gekommen.

Droben auf der Schwelle des Tempels im kühlen Schatten hoher Steineichen und Kaſtanienbäume ließ er ſich zum Ausruhen nieder. Zu ſeinen Füßen lag das Thal mit ſeinen Gütern. Zwi-

schen den fetten Fluren krümmte sich der Bach in großen Windungen hin, als thäte es ihm weh, die reizende Gegend zu verlassen, und im Schoos des nahen Meeres zu sterben. Weiter hin glänzte der dunkle Spiegel des Meeres, bis in unerspähbarer Ferne Welle und Himmel duftig zusammenrannen.

Nikons Blicke durchirrten neugierig und überrascht die große, anmuthsvolle Landschaft. Er war ganz im Anschauen verloren, als ihn ein Geräusch in der Nähe störte. Er sah jenseits des Tempels in der Ebene zwei Männer zu Pferde. Einer derselben stieg ab, und übergab sein Roß dem Begleiter, welcher im Schatten eines alten Baumes blieb. Der Abgestiegene schien den Fußweg nach dem Tempel zu wählen. Nikon beschloß, sich nicht stören zu lassen, und nahm seine vorige Stellung wieder. Als er aber hinter sich ein starkes, männliches Schreiten über den Marmorboden zwischen den Tempelsäulen hörte, stand er auf.

Ein Greis, der noch alter als er selbst zu sein schien, in einfacher Kriegerkleidung, ging neben dem Altar vorbei, ohne Nikons Anwesenheit zu beachten, seitwärts die Stufen nieder gegen das Thal hin. Da blieb er stehen, und betrachtete die Landschaft mit verschränkten Armen. In seiner Stellung war etwas Gebieterisches; in den Zügen seines faltenreichen, hagern, von der Sonne

gebrannten Geſichts ein maieſtätiſcher Ernſt. Finſter hingen graue Augenbraunen über die tiefliegenden, lebhaft funkelnden Augen.

Der alte Krieger wandte ſich bald darauf wieder raſch um zum Tempel, als wollte er auch ihn betrachten. Da ward er Mikons gewahr. Er ſtutzte. Mikon erhob ſich von ſeinem Sitze, ging dem Fremdling näher und grüßte. „Es ſcheint,“ ſagte Mikon, „uns führt gleiche Abſicht zu gleicher Stelle.“

Der Krieger muſterte den Bildhauer von Kopf zu Fuß; dann ſprach er: „Das wundert mich nicht halb ſo ſehr, als daß ein paar Greiſenköpfe, wie wir, noch auf dieſer Höhe zuſammentreffen. Wie alt biſt du?“

„Einundſiebenzig voll und einige Tage dazu.“

„Wahrhaftig, genau ſo alt, wie ich ſelbſt!“ verſetzte der Kriegsmann: „Wo wohnſt du?“

„Drunten im Thal. Mir gehört dort der Landſitz.“

„Dir?“ ſagte der Kriegsmann, und heftete ſchärfere Blicke auf Mikon. „Ich ſollte dich kennen, ſehr gut kennen, und weiß doch nicht, wo ich dich ſah.“

„Vielleicht in Korinth oder Athen. Da habe ich manches Jahrſiebend zugebracht. Ich bin Mikon, der Bildhauer.“

„Mikon?“ ſagte der Kriegsmann, und ſog

nachdenkend die Stirn zusammen. „Aber du bist nicht aus Griechenland.“

„Nein, ich bin aus Syrakus. Hier lernte ich das Töpferhandwerk, bis mich das Glück nach Korinth führte in die Werkstätte des Bildhauers Kallas. Bei diesem Meister lernte ich die Kunst.“

Die finstern Züge des grauen Kriegers heiterten sich bei diesen Worten plötzlich auf. Er lächelte dem guten Mikon freundlich zu und reichte ihm die Hand. „Müssen uns denn die Götter noch so spät zusammenführen?“ rief er. „Alter, sieh mich an. Kennst du mich?“

Mikon schüttelte schweigend den Kopf.

„Hat mich denn das Alter so sehr verwandelt? Sieh mich doch an, Mikon! Habe ich nicht mit dir bei Lamos, dem Töpfer zu Syrakus, vor mehr denn einem halben Jahrhundert treufleißig Urnen gedreht und Lampen aus Thon geknetet? Kennst du mich noch nicht, Alter? Erinnerst du dich noch nicht des Karkinos von Thermä?“

„Wie?“ rief Mikon erstaunt: „Du des Karkinos Sohn? Wohl, nun dämmern mir wieder in deinen Gesichtszügen die Züge des schönen Jünglings, den ich so herzlich geliebt, dessen ich nie vergaß, und dessen Gestalt ich oft, wenn ich aus dem Marmorblocke einen Bacchus hervorschlagen sollte, oder einen Apollo, im Spiegel meiner Einbildungskraft sah.“

Die Greiſe umarmten ſich. Dann lieſſen ſich Beide auf den Stufen des Tempels nieder, ihr Geſpräch fortzuſetzen.

„Weißt du noch,“ rief Karkinos, „wie wir Beide, den Tag vor deiner Abreiſe nach Korinth, im Tempel der Glücksgöttin das Opfer brachten, dann mit einander lange Zeit den ortygiſchen Damm auf und ab wandelten und von unſerer Zukunft ſprachen? Es ſcheint, die Göttin hat unſer Beider Wünſche gutmüthig erhört.“

„Sie hat mir mehr gegeben, als ich damals bat. Und hätten mir die Götter weniger verliehen, ich würde darum nicht minder glücklich ſein.“

„Du warſt immerdar der genügſame Mikon, und biſt es geblieben!“ ſagte Karkinos lachend.

„Und du“, verſetzte Mikon, „warſt immer der Ungeſtüme, Ungenügſame, Hochſtrebende. Ich erinnere mich wohl noch des Opfers und unſers kindiſchen Geſchwätzes auf dem ortygiſchen Damm. Du ſchworſt damals Kriegsdienſte zu nehmen, und nicht zu ruhen, bis du Feldherr wäreſt. Deine Kleidung ſagt mir's, du haſt Wort gehalten. Biſt du glücklich, alter Freund?“

„Wer iſt glücklich?“ ſagte Karkinos. „Nur die Unſterblichen ſind's.“

„Bin ich ſchon kein Unſterblicher, bin ich doch ein Glücklicher unter den Sterblichen!“ entgegnete Mikon. „Ich habe Geſundheit und ein zu-

friedenes Herz bewahrt, die Menschen geliebt und die Götter gefürchtet: mein Fleiß hat mir ein ansehnliches Vermögen gewonnen. Kinder, Kindeskinder und Urenkel vervielfältigen mein Leben."

„Vortrefflich!" rief Karkinos. „Erzähle mir doch von deinen Schicksalen, alter Freund. Wie ist's dir auch ergangen, seit wir uns trennten?"

Der Bildhauer lächelte und sprach: „Du wirst keine Langeweile bei meiner Erzählung fühlen, denn sie ist bald abgethan. Ich kam, mein Glück suchend, nach Korinth. Da ging ich zu einem Töpfer in Arbeit. Zwei Jahre lang blieb ich in seiner Werkstatt. Mit unüberwindlichem Hang zur bildenden Kunst füllte ich meine Luststunden mit Nachzeichnungen göttlicher Werke des Meißels oder mit Nachbildungen derselben aus Thon. Neben uns an wohnte der Bildhauer Kallas. Ich war, so oft ich konnte, Zuschauer bei seiner Arbeit. Seine Kunst entzückte mich; mehr noch die Schönheit seiner Tochter Phais. Sie ward mein Urbild alles Reizes. Sie wußte es bald, daß sie es war. Ihre Zärtlichkeit belohnte meine stumme Liebe; die Götter blieben uns hold.

„Ich hatte eine Aphrodite aus Thon gebildet, und im Feuer gehärtet. Diese Aphrodite — es war die jugendliche Phais, die aufblühende siebenzehnjährige Schönheit — sie war's unwiderstehlich

geworden. Als mein Meister, der korinthische Töpfer, das Gebilde sah, lächelte er und sprach: Ist das nicht Phais, des Bildhauers Kallas Tochter? — Heimlich wies er dem Bildhauer einst, da ich nicht im Hause war, meine Aphrodite. Diesem schien meine Anlage zur Kunst zu gefallen. Er schwor, Phais müsse mir zum Urbild gesessen haben. Phais betheuerte, daß sie nie einen Augenblick mit mir allein gewesen sei. Um so mehr war dem Kallas meine Arbeit werth. Da ich ihn folgendes Tages nach meiner Gewohnheit bei seiner Arbeit besuchte, lud er mich ein, sein Lehrling zu werden, und lobte meine Aphrodite. Wer war seliger als ich! Er nahm mich in sein Haus. Liebe zur Kunst und Leidenschaft für Phais gaben mir bald eine Vollkommenheit, die seine Erwartungen übertraf. Er gab mir seine Tochter. Ich ward die Stütze seines Alters, nach seinem Tode Erbe seines Gutes.

„Ich zog darauf nach Athen, der Stadt der Weisen, der Schule der Künstler. Dort wurden meine Kinder in der Kunst gebildet, die mir Ansehen und Reichthum gewährte. Einige meiner Söhne liessen sich nachher in Korinth nieder. Ein harmloses, ehrenvolles Alter krönte meine Tage. Der tägliche Umgang mit einigen der weisesten Griechen hob und veredelte mein Gemüth.

„Zuletzt vereinte ich meine ganze Familie wie-

der in Korinth. Der Reichthum, welchen mir Fleiß erworben, Sparsamkeit erhalten hatte, ward durch Erbschaft so vergrößert, daß ich mit den Meinigen einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen beschloß, nämlich in Sizilien, dem Lande meiner Geburt, ein unabhängiges Leben auf eigenem Grund und Boden zu führen. Ich bin alt; meine Stunden sind gezählt. Darum befahl ich meinen Kindern im vergangenen Herbst, nach Syrakus vorauszureisen, eine Länderei anzukaufen, wie ich sie wünschte, wo mit dem Nützlichen das Anmuthige vereint wäre, und dann mich nachkommen zu lassen. — Sieh hinab! fast das ganze kleine Thal ist mein Eigenthum. — Die Geschichte ist aus."

Karkinos drückte seinem alten Freund die Hand und sprach: „Ich beneide dich fast. Aber deine Erzählung war zu kurz."

„Was soll ich dir aus dem einförmigen Leben eines Künstlers, aus dem stillen Hause eines Familienvaters Merkwürdiges berichten? Man lebt da mehr in sich, als ausser sich. Weißt du mir mit Worten die volle Flut der Klänge aus einem Gesange zu beschreiben, oder die Geschichte vom Wechsel deiner Gefühle zu geben? Sieh, so ist Haus- und Künstlerleben. Große Schicksale mangeln, aber sie werden von großen Empfindungen ersetzt; diese sind das eigenthümliche Leben. Das Aeussere ist alltägliches Einerlei — von gewöhn-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHOKKE,J.H.D. FN. 14347/025

lichen Dingen ein ewiges Wiederkommen. Der ruhige Spiegel eines See's, was läßt sich von ihm viel sagen? Wenn der Wind leichte Furchen über seine Oberfläche hinweht, du siehst ihn an, und ihr Anblick schläfert dich ein. Aber in der Tiefe drunten, wohin du nicht siehst und denkst, da lebet und webet, liebet und leidet, geht auf und unter eine ganze Welt von Geschöpfen. — Lieber Alter, soll ich dir meine Lebensgeschichte vollenden: so komm und betrachte den schönern Theil derselben mit eigenen Augen in meinen Kindern und Nachkommen. Ich bitte dich, steige mit mir hinab in das Thal. Erfreue mein Haus mit deiner Gegenwart, und genieße einige Erfrischungen unter meinem Dache. Dafür will ich auch dich wieder besuchen, in deinem Hause, unter deinen Kindern, wenn du sie hast."

„Willst du das?" fragte Karkinos und lächelte sonderbar dazu.

„Allerdings, will ich das! und morgen schon," antwortete Mikon, „denn wir sind beide grau und reif, und müssen, was uns noch zu thun gelüstet, schnell thun, eh' es mit nächstem Sonnenuntergang zu spät wird."

„Ich halte dich beim Wort, Mikon!" rief Karkinos.

Dieser stand schnell auf; ging durch den Tempel, winkte seinem Begleiter, der mit den beiden Rossen unter dem Baume weilte, redete einige Worte zu ihm, und kam wieder an den Ort zurück, wo Mikon saß. Der mit den Pferden sprengte davon. „Er ist einer meiner freigelassenen Diener," sagte Arsinos: „ich hab ihm befohlen, mein Pferd zu deinem Landgut zu führen."

Die beiden Greise stiegen den Berg abwärts. Der Weg schlängelte sich gemach zwischen Felsen, von Weinreben und blühenden Gesträuchen umwebt, in das Thal nieder. Dort erweiterte er sich zu einem Luftgang zwischen hohen Pappeln, die zu einem geräumigen Hofplatz führten, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. — Ohnweit derselben, auf einer mildern Anschwellung des Erdbodens, erhabener, als die übrigen Gebäude, stand Mikons Wohnung, rings von einem Säulengang umzogen. Vor dem Eingang sprang ein Brunnen, von sieben Palmen majestätisch überragt. Dort, auf dem Teppich des Rasens, spielten Kinder von allerlei Alter, während unter der kühlen Vorhalle ein Frühmahl für die ganze Familie von sehr einfachen ländlichen Speisen bereitet stand. Man schien nur Vater Mikons Ankunft erwartet zu haben. Denn wie sich die beiden Alten näherten, traten viele Personen beiderlei Geschlechts aus

dem Hause hervor, über den Rasen, fröhlich gegen die Palmen, den allgemeinen Vater zu begrüßen.

Mikon sprach zu Karkinos: „Das sind meine Kinder!“ — Er begrüßte sie alle, und stellte sie seinem Freunde vor: vier Söhne mit ihren Frauen, siebenzehn Enkel und Enkelinnen, dazu drei Urenkel. Mutter Phais, in ehrwürdiger, edler Gestalt, war von den Ihrigen umgeben, wie an einem blüthenreichen Rosenstock eine abbleichende alternde Rose von grünen, von schwellenden, von halbaufgebrochenen Knospen, und andern, schon in vollblätteriger Pracht.

Nachdem Alle erfahren hatten, wer der Fremdling sei, thaten sich die Großen und Kleinen freundlich zu diesem, als wollten sie in ihm Mikons Jugendtage liebkosen und ehren. Dann lagerte man sich um den Tisch, jedem war sein Plätzchen bekannt.

Sei es die Anmuth oder die Seltenheit dieses Schauspiels, es wirkte sichtbar auf das Gemüth des Kriegsmannes. Sein Antlitz leuchtete vom Vergnügen, und zuweilen sah man seine Augen mitten im Lächeln von einer Thräne feucht werden.

„Ja, Mikon, mein alter Freund! sprach Karkinos: ich glaube, einen Glücklichern, als dich, trägt Sizilien nicht. Aber dein Leben in der Nähe des unruhigen Syrakus scheint mir gewagt, wie eine Hütte, die man zum Schlund des dam-

zfenden Aetna baut. Haß du nie von Agathokles gehört, dem Fürsten von Syrakus? Fürchtest du nicht seine gefährliche Nachbarschaft?

Milon antwortete: „Schon die Korinther haben mich warnen wollen; aber ich höre von Agathokles, er sei eben so weise, als strenge. Ich zittere vor ihm nicht. Er, wie wir, sind in eines Verhängnisses Gewalt. Wir fürchten die Götter, darum tragen wir vor den Sterblichen keine Scheu."

„Aber schmerzt dich nicht, daß Agathokles die Freiheit des Volks unterdrückt und sich zum Gewaltherrn der Syrakuser, die Syrakuser zu Sklaven gemacht hat?"

„Ich glaube kaum, daß ers gethan, Kerkinos, wohl aber, daß ihn die Syrakuser zum Herrn über sich gewählt haben. Denn wie listig oder gewaltig auch ein Mensch sei, er kann kein ganzes Volk in Fesseln schlagen, sobald dieses die Fesseln verabscheut. Die Völker in niederträchtiger Feigheit sind es, welche den Tirannen erst machen; der Tirann macht kein freisinniges Volk knechtisch."

Einer von Mikons Söhnen sagte: „Unsere Abgeschiedenheit, wie unser mäßiges Vermögen kann den Neid eines Agathokles so wenig, als seinen Argwohn reizen."

Ein anderer der Söhne fügte hinzu: „Und nicht das Land, wo man wohnt, bringt Glück in

das Herz der Menschen: sondern der Mensch bringt Glück in das Land. Wohin wir auch gehen, überall wölbt sich ein Himmel über uns, reich an Segen, wie an Blitzen."

„Wahrlich!" rief Karkinos: könnte Anaxokles neidisch sein, so wäre euer Glück das würdigste, nach welchem er geizen müßte. Aber sein Neid könnt' es weder zerstören noch gewinnen."

Noch sprachen die alten Jugendgespielen viel von ihren Knabenzeiten. Die Greise verjüngten sich in ihren Erinnerungen. Mikon brachte noch manchen feinen Zug aus seinem Lebenslauf an; aber nie konnt' er den Karkinos bewegen, auch von sich und seinen Schicksalen zu reden. Das alles sparte dieser auf für den folgenden Tag, wenn Mikon ihm den Gegenbesuch machen würde. Schon wartete sein Diener mit den Rossen manche Stunde im Vorhof. Er trennte sich, wie es schien, ungern von der glückseligen Familie des Bildhauers.

Folgendes Morgens erschien, wie verabredet worden, ein Bote des Karkinos, welcher dem greisen Mikon den Weg durch die Straßen von Syrakus zur Wohnung des Jugendfreundes zeigen sollte. Mikon besaß ein Maultier, und von einem Sklaven nach Gewohnheit begleitet, machte er sich auf den Weg.

Als nach einer Stunde die Thürme und Pallaste der Stadt ihm schon aus der Ferne im Frühe

strahl der Sonne entgegen schimmerten, kamen einige Reiter in großer Eile daher gesprengt. Ihre Tracht verrieth, daß sie nicht nur Krieger, sondern Befehlshaber im syrakusischen Heer waren. Ihre Helme, Schwerter und Dolche strahlten von Gold. Sie nannten Mikons Namen, und als sie erfuhren, der Greis auf dem Maulthier sei Mikon, der Bildhauer von Korinth, näherten sie sich ihm ehrerbietig und sprachen: „Wir haben Befehl, dich zu Agathokles zu führen, dem Herrn von Syrakus."

Der Greis erschrack und sagte: „Was kann den Fürsten, meinen Herrn, bewegen, mich vor sich rufen zu lassen? Doch seinem Befehl muß ich gehorchen. Führet mich zu Agathokles."

Langsam und schweigend ritten sie zur Stadt, durch die volkreichen Straßen; Mikon nachdenkend und bekümmert, daß Karkinos auf ihn vergebens warten müsse.

Als sie zu der Burg des Agathokles gelangten, traten die Leibwachen des Fürsten, die in den Vorhöfen standen, in langen glänzenden Reihen auseinander. Ein schmetternder Trommetenruf begrüßte die Ankommenden. Prächtig gekleidete Diener hoben den Greis vom Maulthiere und unterstützten ihn sorgsam, als er die breiten Marmorstiegen hinauf ging, welche links und rechts von Jünglingen in kostbarem Waffenschmuck besetzt waren.

Mikon ward durch einen reich geschmückten Saal geführt, dessen Teppiche, dessen Wände, dessen Geräthe und Verzierungen in verschwenderischer Pracht die Herrlichkeit eines großen Fürsten verkündete, welcher über die Schätze Syrakusens gebot, die in Griechenland wie in Afrika zum allgemeinen Sprüchwort geworden waren. — Ein goldgestickter, purpurner Umhang schwebte von einer Thür zurück, da man sich ihr näherte. Mikon trat in ein anderes Zimmer, welches an Schönheit und Kostbarkeit alles Vorige übertraf. Die ersten Räthe, die Feldherren und Großen des Fürsten standen schweigend und ehrfurchtsvoll in Doppelreihen zu beiden Seiten eines erhabenen, goldenen Thrones; auf dem Throne saß der Fürst von Syrakus, Agathokles, in aller Majestät seiner königlichen Würde.

Mit ehrfurchtsvollen gesenkten Blicken, doch ohne Furcht, trat der Bildhauer zum Throne. Wie er aber die Augen aufschlug, erkannte er mit Erstaunen Karkinos auf dem Throne.

Dieser winkte den Umstehenden. Sie verliessen schweigend den Saal. Agathokles stieg vom Thron herab, umarmte den bestürzten Bildhauer und sprach: „Ich konnte dich glänzender empfangen, als du mich: aber, Mikon, nicht so schön, als du mich im Kreise der Deinigen empfingst. Du zeigtest mir deinen ganzen Reichthum;

ich wollte auch dir einen Theil meiner Pracht zeigen. Unsere Wege aus der Werkstatt des Töpfers waren verschieden, — sieh, hieher hat mich der meinige geführt."

Der Bildhauer, wie er allmälig vom ersten Erstaunen genesen war, rief: „Agathokles, die Straße des Ruhms ist selten die Straße des Glücklichen! Du hast in der Welt einen großen Namen gewonnen, aber ein langes Leben verloren. Beide machen wir noch die letzten Schritte unserer Laufbahn; unsre Augen sind vom zweiundsiebenzigjährigen Wachen müde. Sie schließen sich bald, Agathokles, mögen die Götter dich segnen, daß du schön endest."

Der Fürst führte seinen Freund nach diesem in seine übrigen Zimmer; von da hinaus auf einen offenen Erker, von welchem herab man über den Hafen von Syrakus und das weite Meer sah. Während hier die fürstlichen Diener die köstlichsten Erfrischungen in goldenen und silbernen Geschirren auftrugen — doch Mikon, alter Gewohnheit treu, genoß nur Brod mit Honig, und frische Milch dazu — segelten aus dem Hafen zweihundert vier- und sechsrudrige Schiffe, alle wohlausgerüstet, ins Meer. So hatte es der König befohlen, seinem Freund zu Ehren. Die mächtige Kriegsflotte erregte sowohl durch ihre Größe, als durch die Gewandtheit und Kühnheit ihrer Bewe-

gungen, Mikons Bewunderung. „Mit dieser, sprach Agathokles, will ich noch diesen Sommer Afrika erschüttern, und das übermüthige Karthago erniedrigen. Ein Theil davon reicht hin, den Phönizern alle Getreidezufuhr aus Sizilien und Sardinien abzuschneiden. Syrakus soll hinfort durch mich den Ozean beherrschen."

Nachdem Mikon seine Augen an dem großen, beweglichen Schauspiel der Flotte gesättigt hatte, führte ihn sein fürstlicher Freund abermals durch eine Reihe von Prachtzimmern an das andere Ende der hohen Königsburg. Und wie sie auf einen mit den theuersten morgenländischen Teppichen belegten und behangenen Erker hinaustraten, sahen sie ganz Syrakus unter ihren Füßen, wie es sich aus fünf an Pracht wetteifernden Städten gebildet. Es lieg Ortygia seitwärts mit ihren Palästen aus dem Meere: an der Küste steil aufwärts das Herz von Syrakus, der prächtige Akradine; daneben die Neustadt in aufblühender Schönheit, und die Straßen von Tychä, rings um den alten Tempel Fortunens; dahinter verloren sich die Häuserreihen und Gärten Epitychä's, der Vorstadt.

Ein ungeheures Volksgetümmel wogte um die Burg her, aus allen Straßen zu dem geräumigen Platze vor dem Palast des Agathokles. Plötzlich scholl ein kriegerischer Klang von Hörnern, Trommeten und Pfeifen. Es zog in schimmernden

Ordnungen die ganze syrakusische Heermacht über den Platz an der Burg vorüber.

Der König deutete seinem Freunde auf den Anführer der ersten Schaaren. „Der Jüngling dort, sprach er, ist Archagathos, mein Enkel. Sein Vater kam in Afrika ums Leben. Er hat mehr Tapferkeit und Einsicht, als man von seinem Alter erwarten sollte. Ich habe ihm den Befehl über das Heer am Aetna gegeben. Der dort, welcher sich ihm auf dem ungestümen Rosse nähert, ist mein Sohn Agathokles. Den werd' ich zum Nachfolger und Erben meiner Macht ernennen. Jetzt zieht das Heer hinauf in das Lager am Aetna."

Mikon betrachtete mit stummer Bewunderung die vorüber wandelnden Kriegshaufen. So oft eine neu anrückende Schaar den Platz berührte, und den König auf dem Erker erblickte, erscholl ein donnerndes Jauchzen: „Es lebe Agathokles! Es lebe der König!" und die ungeheure Menge der Zuschauer wiederholte den Zuruf.

Nachdem der Zug vorbei war, fragte Agathokles den Bildhauer: „Hast du gehört, wie mich Syrakus liebt?"

Mikon antwortete: „O König, Zeus kann lächeln, wenn sein Adler mit den zermalmenden Donnern spielt; dir tönt das gewaltige Frohlocken der Tausende süß, wie ein kindliches Lallen.

Ich aber schwindle an deiner Seite auf dieser Höhe, und bebe in allen Gliedern bei den Liebkosungen des Volks, des hunderttausendköpfigen, wankelmüthigen Ungeheuers."

„Dich schreckt nicht die Höhe, wo wir, nicht die Tiefe, wo die Syrakuser stehen, sondern das Ungewohnte, lieber Mikon!" sagte Agathokles.

„Gedenkst du nicht Dionysens," entgegnete Mikon, „der Syrakus vor dir beherrschte, und wie er durch Timoleon unterging?"

„Aber Agathokles ist kein Dionys!" erwiederte der König: „Beinahe achtundzwanzig Jahre beherrsche ich Sizilien. Wer aber sah mich je vor meinen Unterthanen zittern? Nur auf dem Thron ihr Fürst, in ihrer Mitte ihr Mitbürger, haben sie dort mich fürchten, hier mich lieben gelernt. Wenn ich zu den öffentlichen Versammlungen gehe, begleiten mich keine Trabanten. Auf meinen Luſtritten zeige ich mich einsam. Aber das ist die Kunst der Herrschaft, daß Volk und Fürst eins sein müssen, wie die vielzweigige Staude, auf dessen letzten Gipfel die Blume prangt. Ich mit meiner Macht bin nur die Blüthe, welche Syrakus aus seiner Gesammtheit hervorgetrieben hat. Mein Odem ist Siziliens Leben."

„War dies vielleicht nicht einst auch Dionysens Traum?" fragte Mikon.

„Nein! erwiederte unwillig der König: der

Elende, welcher sich Bart und Haare wachsen ließ, weil er nicht ohne Grausen die Schärfe eines fremden Messers um seine Kehle spielen lassen konnte, war mit der Welt und seiner eigenen Ehre entzweit. Ich weiß gar wohl, Miken, es gibt kein liebenswürdiges Volk: auch liebe ich das meinige nicht, als nur, insofern es nothwendig zu meiner Größe vorhanden sein muß, wie der Strauch mit Stamm und Wurzel und Zweigen für seine Frucht da ist. Aber sich selbst kann man liebenswürdig machen, wenn man klug genug ist, nichts anderes, als die Frucht und die Ehre des Volks sein zu wollen. Ich bin das!"

„Mögen die Götter deine ruhmvollen Tage, o König, noch mit vielen Jahren neuen Glanzes vermehren!" sagte der Bildhauer.

„Ich zweifle, daß die Götter dir den Gefallen thun. Mein Leben neigt sich zum Ende. Gleichviel. Mein ganzes Dasein war ein zweiundsiebenzigjähriges Possenspiel, das mich zuweilen ergetzte, noch öfter langweilte. Ich handhabte Völkerschaften, wie du den Marmor, bald mit harten Meisselschlägen, bald sanft glattend. Was haben wir endlich von unserm Treiben? Deine Bildsäulen und meine Schöpfungen werden zum Raub der Zeit. — Möchtest du ewig unter deinen todten Bildsäulen leben, statt unter deines Gleichen? Gewiß nicht. Eben so ekelt mich das Men-

schenaeschlecht an: denn es iſt ein feiges, gemeines, schwaches Gemächt, dürftig und schüchtern und zahmbar wie ein Thier. Es iſt nicht meines Gleichen. In allem Ernſt, Mikon, die Götter hätten mir mehr Glück verliehen, wenn es ihnen gefallen hätte, mir weniger Verſtand zu geben, daß ich mit Andern hätte träumen und mich täuſchen können. Sieh, ich habe alles gewonnen, um endlich alles zu verachten. Das Ziel war des vergoſſenen Schweißes nicht werth."

„O König, ſprach Mikon, dir kann keine Welt mehr genug thun, denn du haſt dich ſelber verloren!"

Agathokles ſank bei dieſen Worten in Nachdenken. Nach langem Schweigen ſagte er: „Es freut mich, mit dir nach einem Umweg von funfzig Jahren wieder zuſammen zu treffen. Mir iſt wohl bei dir. Ich lebe wieder rückwärts in die Kinderjahre zurück. Ich werde dich von Zeit zu Zeit in deiner Einſamkeit beſuchen. Da plaudern wir zwanglos. Ich bin dir die Geſchichte meines Lebens ſchuldig. Du ſollſt ſie hören."

Sie verlieſſen den Erker. Agathokles bewirthete ſeinen Jugendfreund mit königlicher Pracht. Als ſie am Tiſche ſaßen mit allen Großen von Syrakus und den Geſandten ausländiſcher Fürſten und Freiſtaaten, hob Agathokles einen großen, goldenen Becher empor und ſagte: „Ich habe mein

Töpferhandwerk nicht aufgegeben, bis ich die Kunst lernte, ein Gefäß solcher Art zu bilden! Und doch ist alles Scherbenwerk, eins wie das andere!"

Der Fürst von Syrakus legte während des Schmauses alles Gepränge ab. Nichts erinnerte, daß er der König sei. Mit lustigen Schwänken und Neckereien belebte er die Gesellschaft zur Freude und Freimüthigkeit. Er schien sich recht darnach zu sehnen, seines Gleichen um sich haben zu können. Ein lautes Gelächter rauschte gewöhnlich von allen Anwesenden seinen witzigen Einfällen nach; aber auch die Trunkenen blieben nüchtern genug, ihn selbst in ihren Scherzen zu vergöttern.

„Sieh, Mikon, sprach Agathokles zum Bildhauer, als dieser Abends von ihm schied, du hast mir dein Glück, ich habe dir mein glänzendes Unglück gezeigt. Du bist reicher, als Agathokles, vielleicht warst du weiser als er. Ich sehne mich nach dem Genuß deines Umgangs."

Wenige Tage nach diesem kam der Fürst von Syrakus, nur von einem einzigen Diener begleitet, zum Bildhauer. Es war zwischen den wieder vereinten Jugendfreunden ferner kein Unterschied des Standes. Agathokles wiederholte von Zeit zu Zeit die Besuche. Er entstahl sich gern seinen Arbeiten und Sorgen, um in Mikons Gesellschaft ganz frei und er selbst sein zu können. „Ich gleiche

auf der Burg von Syrakus, an der Spitze des Heeres, in den Versammlungen des Volks einem Schauspieler, sagte er oft, und mehr oder weniger muß dieß jeder König sein; um so erquickender ist's, wenn ich die lästige Maske auf Augenblicke ablegen darf."

Die Greise wandelten gern einsam mit einander. Ihre Unterhaltung waren ernsten und hohen Inhalts, wie ihrem Alter und ihren Erfahrungen geziemte. Mikons weise Reden erhoben das oft niedergesunkene Gemüth des Fürsten. Auch soll Agathokles hier den Entschluß gefaßt haben, seine königliche Würde abzulegen, sie seinem Sohne zu übergeben, und die letzten Tage des Lebens in Einsamkeit und Betrachtung hinzubringen. Doch das Schicksal hat seine Wünsche nicht erfüllt.

Als sie eines Tages bei einander in einer kühlen Grotte des Thales saßen — sie war auf's zierlichste gewölbt, die Wand mit schimmernden Muschelschaalen, der Boden mit Marmor belegt und mit jeder kleinen Bequemlichkeit ausgestattet, welche dem Alter wohlthut — mahnte Mikon den König an die Geschichte seines Lebens.

Agathokles sagte: „Sie wird dich nicht minder verdrießen, als mich selbst, wenn gleich aus ganz entgegengesetzten Ursachen. Denn du liebst die Menschen, wie ich sie im Ganzen verachte; du kennst sie zu wenig, ich zu viel; du

liebest mehr im Innern deines frommen Gemüthes, ich ausser mir im Schaffen und Kämpfen; du liebest in allen Sterblichen deine Tugend und Güte, nicht die Sterblichen selbst; ich verachte sie aber, weil sie mir keine Ehrfurcht einflößten, und mich nicht finden liessen, was ich mit brennender Begier suchte.

„Mein Vater Karkinos, der aus Rhegium verbannt worden, hatte zu Thermä hier in Sizilien meine Mutter gefunden. Ich war die Frucht ihrer Liebe. Der erste Augenblick meines Lebens war zugleich Entweihung alles Heiligsten in der Natur. Mein Vater wollte mir das kaum gewonnene Leben rauben, mir unbekannt, aus welchen Ursachen. Man hat mir gesagt, wegen einiger schweren Träume, die seine Einbildungskraft beunruhigten. Daß er einigen Karthagern, die nach Delphi reisen wollten, den Auftrag gegeben, das Orakel über mich zu erforschen; daß dieses verkündet habe, ich würde dereinst großes Elend über Karthago bringen — ist ein Mährchen, dergleichen das wundersüchtige Volk gern erfindet, um sich daran zu ergötzen, wie es sich Götter aus Stein und Holz schneidet, um sie anzubeten. — Doch Mutterliebe vereitelte des Vaters Thorheit. Die Mutter stahl mich des Nachts hinweg, wo ich ausgesetzt war, übergab mich ihrem Bruder Heraklides und nannte mich nach ihres eigenen Vaters Namen Agathokles.

„Ich mochte ungefähr sieben oder acht Jahre alt sein, kam mein Vater zum Heraklides, welcher ihn zu einem Opfer eingeladen hatte. Karkinos sah mich, gewann mich lieb, und erfuhr nun erst von meiner Mutter, daß ich sein eigener Sohn wäre. Erstaunt und freudig schloß er mich mit väterlicher Zärtlichkeit in seine Arme, ließ mich auch nicht wieder von sich. Wir zogen mit einander nach Syrakus, wo er leichter Mittel fand, durch Arbeit seiner Hände sich, meine Mutter und meinen Bruder Antander zu ernähren. Er war ein armer Mann. Als Timoleon zu dieser Zeit allen, die es wünschten, das syrakusische Bürgerrecht gab, ließ Karkinos sowohl sich, als mich, in das Bürgerverzeichniß einschreiben. Sobald ich fähig war, ein Handwerk zu lernen, that er mich zu einem Töpfer in die Lehre. Er hatte mich so lieb, daß er schlechterdings wollte, ich müsse nach ihm Karkinos heißen. Dort in der kothigen Werkstätte unsers Meisters lernten wir uns kennen, Mikon. Daß du einst ein von den Griechen selbst bewunderter Bildhauer, ich Herr von Syrakus und dem größten Theil Siziliens werden sollte, ahneten wir beide nicht, als wir, bei deiner Abreise nach Korinth, einander weinend das Lebewohl wünschten.

„Da du mir fehltest, fehlte mir Alles. Mein

Vater ſtarb. Ich war ſchon im Begriff, mein geringes Erbe zu verkaufen, und dich wieder in Griechenland aufzuſuchen, als ein Zufall alles änderte.

„Ich ſtand eines Tages am Tempel, um den Opfernden zuzuſchauen. Damas, einer der reichſten und angeſehenſten Bürger von Syrakus, ging an mir vorüber, betrachtete mich lange ſeitwärts, und ſagte zu ſeinem Begleiter: „Siehe den Jüngling, wie er ſo ſchön iſt!“ — Meine Eitelkeit fand ſich nicht wenig geſchmeichelt. Ich ging gerne wieder zum Tempel, ſo oft es die Arbeit des Meiſters geſtattete, um mich bewundern zu laſſen. Auch Damas fehlte nicht. Er fragte um meinen Namen und Stand. Ich nannte mich wieder, nach des Vaters Tode, Agathokles, aus Liebe zu meiner Mutter. Damas nahm mich in ſein Haus, kleidete mich neu, ließ mir in allen nützlichen Wiſſenſchaften Unterricht geben, und in kurzer Zeit ward ich ſein Liebling, ohne welchen er nicht leben mochte. Er überhäufte mich mit Geſchenken, zog auch meinen Bruder Antander aus der Dürftigkeit hervor, und ſeine verſchwenderiſche Freigebigkeit hatte ſo wenig Grenzen, als ſeine Liebe. Da ihn Syrakus zum Feldherrn gegen die Agrigenter wählte, und einer der Oberſten im Heere geſtorben war, ernannte er mich an deſſen

Stelle über einen Schlachthaufen von tausend Mann.

„Die Freiheit Sizíliens, der Ruhm von Syrakus war von nun an das Losungswort meiner Seele. Schon als Knabe habe ich Thränen des Entzückens geweint, da der Held Timoleon den Gewaltsherrn Dionys und seinen freiheitsmörderischen Anhang vernichtete. Ich fühlte es, die Welt sei nicht geschaffen, das Spiel einzelner Günstlinge des Glücks zu sein, und die Völker wären nicht vorhanden, um todte Werkzeuge einiger Schlauköpfe und Tirannen zu werden. Dafür wollte ich mein Heil und Leben fröhlich wagen.

„Dafür hatte ich mich zum Krieger gebildet, immerdar die schwersten Waffen getragen, um der Stärkste zu werden; auf dem Erdboden unter freiem Himmel geschlafen, und mein weiches Bett im Palast des Damas verachtet. Meine Waffengenossen hielten mich darum hoch, und sprach ich zum Volk, redete Keiner zuversichtlicher, Keiner kühner, als ich, weil Keiner von dem, was er für wahr und recht hielt, überzeugter und begeisterter war, als ich.

„Wie Damas starb, und seine junge Gemahlin, die einzige Erbin seines ungeheuern Reichthums, mich liebte, vermählte ich mich mit ihr. Ich ward einer der reichsten Männer von Syrakus, den ersten Geschlechtern der Stadt verwandt. Es

waren mir die großen Mittel willkommen für mein großes Ziel. Denn ich hatte nicht wider die Dürftigen zu kämpfen, sondern wider die Mächtigen, daß sie nicht die Freiheit verschlängen.

„Keiner war für Syrakus gefährlicher, als der Oberfeldherr Sosistratos. Dieser Mann, der nur Gewalt und Herrschaft für Ehre hielt, war in sich selbst der ehrloseste Mensch. In den Kriegen hatte er sich auf die abscheulichste Art Goldsummen zusammengestohlen. Grundsätze besaß er nicht. Ihm waren Schuld und Unschuld gleichgültig. Nur er wollte gewinnen, er überall voranstehen, er überall gelten. Wegen seines Stolzes prunkte er mit Demuth; wegen seines unersättlichen Eigennutzes war der Name Vaterland immer das dritte Wort seiner Reden; weil er keinen Gott glaubte, opferte er in allen Tempeln.

„Ich diente unter seinem Befehl gegen die Stadt Krotona. Die Furchtbarkeit dieses Mannes verbarg sich mir nicht. Ich warnte meine Freunde. Ich sprach: dieser Sosistratos wird einen neuen Timoleon nöthig machen. Er aber bewies sich mir allezeit hold; freundlicher denn Andern. Immer, wenn er mich sprach, war er ein gütiger Lächler, ein ewiger Händedrücker; immer wußte er mir etwas Verbindliches zu sagen. Er suchte meine Schwächen, um mich durch sie zu unterjochen.

Aber Ehre, Freiheit, Vaterland — das lag in meiner Brust; kein anderes Gefühl. Meine jugendliche, fromme Schwärmerei für das Heiligste der Menschheit, mein Streben, den großen Vorbildern des griechischen Alterthums ähnlich zu werden, vereitelten seine Kunst.

„Zuletzt — ich weiß nicht, was ihm ein unkluges Zutrauen einflößte? — ließ er mich heller in seine Entwürfe sehen. Er wollte mich zu seinem Gehilfen wählen; dabei nannte er nie sich, sondern Ehre, Freiheit, Vaterland. Wenn er am ränkevollsten war, sprach er am gutmüthigsten; wenn er Verbrechen brütete im Herzen, athmete er am meisten Tugend. Da wandte ich mich voll Unwillens von ihm. Er bereute seine Voreiligkeit, änderte seinen Gang und ließ mich seinen Haß fühlen. Was ich Großes oder Rühmliches that, wußte er zu verkleinern; Belohnungen, die mir das Volk zudachte, wußte er zu vereiteln. Dazu half ihm der kleinliche Neid meiner Waffengefährten. Denn wo es darauf ankömmt, ein Verdienst niederzureissen, sind Hundert bereit, es zu thun; einem Verdienste Gerechtigkeit zu gewähren, sind Alle faul. Das ist der Kunstgriff der Tirannei, die Selbstsucht jedes Einzelnen gegen Einzelne zu bewaffnen, damit im Hader Aller sich Alle aufreiben, bis die Elenden froh sind, von

einem Einzigen endlich das Gnadenbrod zu genieſſen.

„Nun scheute ich mich nicht länger, in offenen Kampf zu treten. Die Freiheit von Syrakus stand in Gefahr. Soſiſtratos hatte sich Feldherren und Gemeine gewonnen, ihnen die bürgerliche Obrigkeit der Vaterſtadt verächtlich gemacht. Sein Wort galt mehr, als das Geſetz des Landes. „Es ziemt tapfern Männern nicht, zu vollziehen, was die daheim gebliebenen Feigen mit Rath ihrer Weiber beſchlieſſen. Iſt es nicht albern, daß wir für die wunderlichen Einfälle derer bluten ſollen, die nie einem Feinde das Weiße im Auge zeigten?“ So ſprach man. Da machte ich mich auf. Da zeigte ich meinen Mitbürgern das Ziel des Soſiſtratos und ſeinen Schlangenweg. Ich klagte ihn öffentlich vor dem Volke an, daß er umgehe, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen. Viele ſtanden auf. Viele redeten wie ich. Der Verräther ſah ſich verrathen.

„Umſonſt. Soſiſtratos hatte ſchon lange vor mir einem um den andern die Hand gedrückt und im Namen des Vaterlandes beſchworen, meine Schritte ſorgfältig zu belauern; denn ich triebe ſtille Meuterei; ich würde, und trachte nach Oberbefehl des Heeres, um Herr der Stadt zu werden. Nun ich redete, glaubte das Volk, nicht daß ich es retten, ſondern den Anfang zu ſeiner Unter-

ischung machen wollte. Ich ward verlacht, beschimpft, ausgestoßen, vertrieben, geächtet; jeder so, der geredet hatte, wie ich. Mit Noth retteten wir unser Leben in den bruttischen Bergen.

„Nach wenigen Wochen ward Sosistratos der Alleingewaltige von Syrakus; und der Pöbel, der mich verfolgt hatte, weil er gefürchtet, ich strebe nach Tirannei, kroch nun demuthsvoll zu den Füßen seines Herrn, vergötterte ihn, und fluchte mir, daß ich es einst gewagt, gegen die Plane des Sosistratos zu reden.

„Mikon, damals weinte ich Thränen der Wuth, und ich verachtete ein Geschlecht, welches keines bessern Looses fähig sein wollte. Dennoch siegte der Glaube wieder an das Bessere im menschlichen Herzen ob. Ich nannte, was in Syrakus geschah, nur Verwirrung, Furcht der Ueberraschung, des Schreckens. Ich beschloß, der Timoleon meines Vaterlandes zu werden, in welchem Sosistratos seinen Herrscherstuhl schlau genug damit befestigte, daß er aus sechshundert der reichsten Bürger einen selbherrlichen, gewaltigen, hohen Rath bildete, erblich in Ehren, Aemtern, Würden und Macht.

„Aus Armuth trat ich eine Zeit lang zu Tarent als Soldner in Dienst. Bald darauf zog ich alle Landesverwiesene aus Italien an mich; daraus machte ich eine verzweifelte Kriegsschaar. Wo

Sosistratos Krieg führte, stand ich mit meinen Tapfern an der Spitze seiner Feinde. Mit seinem Glück im Felde wankte auch die Anhänglichkeit des Volks. Er ward geschlagen. Da ließ ihn das Heer im Stich; da verriethen ihn seine Freunde; da trieben die Syrakuser seine sechshundert Geschösse aus der Stadt, und die Freiheit ward wieder ausgerufen. Auch ich, sammt allen von Sosistratos Verbannten, kam wieder ins Vaterland zurück.

„Ich kam mit Entzücken. Denn noch erquickte mich, zu glauben, edler Geist der Freiheit, unzerstörbares Gefühl des Rechts habe das Volk begeistert. Ach, ich bemerkte meine Täuschung nur zu bald. Nein, mit eben der Niederträchtigkeit war Sosistratos vertrieben und gestürzt, wie man ihn vorher gehoben und vergöttert hatte. Daß er nicht glücklich gewesen, das war sein Verbrechen geworden. Aus Feigheit hatten ihn seine Getreuesten verlassen und verrathen. Blos in Hoffnung, die Stelle der Gestürzten zu erklettern, hatten Andere gegen sie geschrieen. Man verwünschte das Andenken des Sosistratos, verkleinerte selbst seine Thaten, schilderte ihn abscheulicher, als er war, ohne zu empfinden, daß das Volk damit zugleich seinen eigenen Ruhm verdunkele.

„Dennoch hielt ich Betrogener noch fest an meinem Glauben. Zwar mußte ich mir selbst ge-

stehen, die Mehrheit dieses Volks sei weder fähig noch werth, sich selbst zu beherrschen. Doch aber zählte ich auf die kleine Zahl der Edeln. Durch freie, zweckmäßige Verfassung, dachte ich, werde die Menge zur Freiheit erzogen werden können. In Fesseln wird der Sklav nie Hochsinn und Gemüthskraft lernen.

„Sosistratos mit den Vertriebenen bereiteten uns indessen Krieg auf Tod und Leben. Karthago, welches immer nach dem Besitz Siziliens dürstete, war sogleich bereit, ihm Beistand von Afrika her zu geben. Anstrengung und Noth, dachte ich, entwickelt Kraft. Ein Volk, welches für eine Freiheit kämpft, die ihm noch gleichgültig ist, wird endlich das lieb gewinnen, wofür es sein bestes Blut geopfert hat. Mich freute dieser Krieg. Ich diente in demselben bald als Befehlshaber, bald als Gemeiner. Nicht die Stelle, sondern der Mensch soll im Freistaate gelten; der geringste Bürger achtbar sein, wie der vornehmste. Der Mann muß sein Amt verherrlichen, nicht das Amt den Mann.

„Mein Gedanke war nur der Tod des Tirannen. Ich sehnte mich, ein zweiter Timoleon zu werden. Süß schien mir's, für Freiheit und Rettung Syrakusens sterben zu können. Sosistratos war nach Sizilien gekommen. Mit karthagischen Hilfsvölkern lag er in der Stadt Gela. Dahin

brach ich auf mit meiner Schaar. Eines Nachts gelang es, unbemerkt in die von ihm besetzte Stadt einzudringen — mein Ruf war Sosistratos! Er kam, aber mit Uebermacht und wohl vorbereitet. In meinem eigenen Heere lebten die Verräther meines Entwurfs; Elende, welche aus Feigheit immer heimlich denen dienen, wider welche sie öffentlich streiten müssen, damit sie auf jeden Fall, es siege wer wolle, gewinnen und nichts fürchten müssen. Mein Haufe ward übermannt. Nur eine enge Pforte in der Stadtmauer blieb zum Rückzug. Wir sahen unvermeidlichen Untergang. Schon hatte ich selbst sieben Wunden empfangen. Ich stritt unter den Letzten, um den Rückzug der Andern zu decken. Meine Kräfte fingen an zu weichen. Da rettete mich eine List. Ich befahl zwei Trommetern, sich auf beide entgegengesetzte Seiten der Mauern zu begeben, und Lärmen zu blasen. Es geschah. Die Feinde, durch Finsterniß und Lärmen getäuscht, wähnten, es seien andere Haufen des syrakusischen Heeres in die Stadt gedrungen; vertheilten sich schnell und zogen in aller Eile nach den Gegenden, von wannen der Schall gehört war. So brachte ich die Meinigen in Sicherheit, da alle schon an ihrer Rettung verzweifelten.

„Aber dieser unbedeutende Sieg des Sosistratos war hinlänglich, ihn in den Augen der Furcht-

ſamen wieder zu erheben. Man fing an, ehrfurchtsvoller von ihm zu reden, ihn wieder zu bewundern. Selbſt der Korinther Akeſorides, welchem Syrakus den oberſten Befehl des Heeres anvertraut hatte, ward von der allgemeinen Furcht beſiegt; ſprach ſchon davon, man müſſe einmal dem Blutvergieſſen Ende machen, Verſöhnung ſtiften, mit Soſiſtratos in Unterhandlung treten. Alle bemäntelten ihre Feigheit mit dem Namen der Friedensliebe, der Sehnſucht nach öffentlicher Ruhe.

„Noch einmal ſtand ich auf. Ich ſuchte noch einmal das Volk für ſein Heiligthum zu entflammen. Ich ſchalt öffentlich den Akeſorides. „Habt ihr dafür die Koſten des Krieges ſo lange, ſo heldenmüthig getragen,“ rief ich, „habt ihr dafür die tapferſten eurer Söhne in Kampf und Tod hinaus geſchickt, und die Bewunderung Italiens und Griechenlands gewonnen, um endlich euern unverſöhnlichſten Feinden, den ſtolzen Karthagern, aus euern blutig erworbenen Siegeskränzen eine Triumphkrone zu flechten, und den alten Herrn in Demuth aus ihren Händen wieder anzunehmen; ihn, den ihr einſt im Gefühl eures Werthes ausſtießet? Pfui, der Schande! Wer möchte, konntet ihr ſo tief ſinken, in der Welt ein Syrakuſer heißen?“

„Es ging mir, lieber Mikon, wie jedem hoch-

sinnigen Feuerkopf, der die Leute behandelt, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten. Was that ich Thor? Ich sprach zu den Todten, die mich nicht mehr verstanden, und beleidigte die Lebenden. Akestorides und alle Großen hörten in meinem Lob der Tugend, des Muthes, der Freiheit, nur Anklagen ihrer eigenen Schande, ihrer Feigheit, ihres knechtischen Herzens. Ich ward als Ruhestörer gescholten, als Parteimann. Es ward Rede, mich hinrichten zu lassen. Doch fürchtete Akestorides, ich möchte noch Freunde im Volk und unter den Kriegern haben. Darum befahl er mir, die Stadt zu verlassen. Ich gehorchte. Aber dem Heimtückischen traute ich nicht. Einem meiner Diener übergab ich mein Roß, meine Kleider, meine Waffen; ich dagegen legte die seinigen an. So entrann ich auf unwegsamen Pfaden ins Gebirg. Folgenden Tags hörte ich, der Diener, welcher meine Gestalt angenommen, sei meuchelmörderisch in der Nacht umgebracht worden. Bald nachher, Syrakus habe den Sostratos wieder auf-, und von dem herrschsüchtigen Karthago ehrlosen Frieden angenommen.

„Diese Botschaften zerrissen das alte Blendwerk meiner Urbilder von Menschenwerth, Volkstugend und Freiheit. Viele Jahre hatte ich ver-

ſchwendet, viele Wunden dafür getragen. Ich genas von meinem Rauſche.

„In zerriſſenen Kleidern, ausgeſtoßen und verlaſſen lag ich, einem Bettler gleich, am Fuße des Aetna und überdachte mein Schickſal und die Schande von Syrakus. War ich nicht der Thor, der ſich in die Schöne ſeines Traums verliebt hatte? Wofür hatte ich gelebt und gerungen und geduldet? — Zu meinen Füßen kroch ein Käfer am Felſen. Ein kleiner Vogel hüpfte vom Zweig nieder, und verzehrte den Käfer. Indem er fröhlich zwitſcherte, ſchoß ein Raubvogel aus der Höhe herab, und zerriß zu meinen Füßen den Mörder des Käfers.

„Das iſts, was die Natur will! rief ich, kein Gleichgewicht, ſondern ein Kämpfen der Kräfte; die ſtärkſte ſoll herrſchen!“

„Ich ſprang auf. Ach, die Entſagung meiner jugendlichen Hoffnungen koſtete mir einen ſchweren innern Streit. Doch beſchloſſen wars, mich nicht länger ſelbſt zu täuſchen. Ich verachtete das Menſchengeſchlecht, welches nicht reif iſt zur Höhe ſeiner Würde. Es will gemeiſtert, es will erzogen ſeyn; es iſt keiner Freiheit und keiner Ehrfurcht für den großen Gedanken fähig. So ſeid denn Knechte, wenn ihr Knechtſchaft wollet; ich kann aber nicht euer Mitſklav, ich will frei ſein. Und nur wer herrſchen iſt der einzige Freie bei euch.

So will ich Schlachtordnung und Zweck ändern. Agathokles soll euer Herr werden, weil ihr ihn nicht zum Mitbürger verlanget. Das Spiel, welches mir so viel Schmerzen machte, soll anfangen, mich zu belustigen. Versuchen wirs, wer von uns der Stärkste ist, ob Agathokles oder das vielköpfige Syrakus mit seinem Sostratos?"

„So dachte ich. Nun sammelte ich alle Vertriebene von Syrakus, alle die vor Sostratos flohen, im Innern von Sizilien um mich, und machte Syrakusern, wie Karthagern den Krieg. Das Glück trat zu mir. Bald war mein Heer gewaltiger, als das Heer der Stadt; bald brachte ich die sizilischen Städte, welche den Karthagern gehörten, oder selbstständig sein wollten, unter meinen Befehl, oder in meinen Bund. Kaum bemerkten die Syrakuser mein Glück, kaum die Karthager den Schaden, welchen ich in ihren Besitzungen stiftete, als man mit mir unterhandelte. Sostratos, weil er nicht siegen konnte, mußte aus Furcht vor seinem treulosen Volke die Stadt meiden; ich aber ward hineingerufen. Die Bürgerschaft führte mich sogleich in den Tempel der Ceres. Da mußte ich schwören, nie etwas wider die Majestät des selbherrlichen Volkes zu unternehmen.

„Ich schwor, die Gleichheit der Rechte aller Bürger zu handhaben; aber schwor, wie man eine

Unmöglichkeit beschwöret. Ein Freistaat kann nur in Wahrheit bestehen, so lange unter allen Bürgern Wohlstand allgemein ist. In dem Augenblick, da der Reichthum in den Händen weniger Einwohner, und die Mehrzahl des Volks arm ist, trachten jene, zu ihrer Sicherheit gegen den Pöbel, nach Gewalt, und dieser wird zu allem um Geld feil. Dann schwankt das Ansehen der Gesetze, und die Ausübung der Macht fällt heut denen zu, die bestechen können, morgen denen, die nichts haben und mit mehrern Kehlen lärmen. So stand es in Syrakus. Die ganze Stadt fand ich in Parteien zerrissen. Ich schmeichelte allen, hielt zu keiner. Dadurch gewann ich das Ansehen der Unparteiischen. Jede warb um mich, daß ich sie vergrößere, ihr Werkzeug werde. Ich gab Hoffnung, dafür zahlte man Vertrauen. Man ernannte mich einmüthig zum Feldherrn der Stadt und zum Beschützer des Friedens.

„Nicht das Geld der Reichen konnte mir nützen, aber die Menge der Unbegüterten. Ich machte mich zum Manne des großen Haufens. Dadurch gewann ich die stärkste Partei zu meinem Golde. Nun ward ich von den Reichen gehaßt; aber ich fürchtete sie nicht mehr. Sie trachteten mir nach dem Leben. Ich beschloß mit einem Gewaltstreich die Mächtigen zu zerschmettern.

„Der Aufruhr des Städchens Erbita ward

mir ein willkommener Vorwand, ein Heer zu versammeln. Ich rief dazu die ärmsten Bürger; jeden der nichts zu verlieren hatte; Leute aus benachbarten Orten, die mit der bisherigen Herrschaft von Syrakus unzufrieden gewesen waren; Menschen, die mit dem bisherigen Rath der Sechshundert unzufrieden, oder als geplagte Schuldner der Vornehmen lebten, und sich unter jeder Bedingung gern vom Bezahlen frei gemacht hätten.

„Als zur Ausführung meines Entwurfs alles bereit war, zögerte ich keine Stunde länger. Bei Timoleons Grabmal befahl ich, die Versammlung meines Kriegsvolks mit Tagesanbruch zu halten. Bei Timoleons Grabmal! O wie glühte ich sonst im Entzücken beim Namen dieses Freiheitshelden! Ich war Schwärmer gewesen, wie er, für ein Bild, das sich nie verwirklichen läßt. Timoleon hatte den Dionys gestürzt, und andern Tirannen zur Nachfolge Bahn geöffnet. Ich war meinen Irrthümern eine Genugthuung, meinen vieljährigen Mühen und Leiden ein Versöhnungsopfer schuldig. Darum, über Timoleons Asche, und nirgends anders, sollte der Grund zu meiner Alleinherrschaft in Sizilien gelegt werden.

„Das Heer stand in der Morgendämmerung da versammelt. Auch die Oberhäupter von der

Partei des hohen Rathes, Dekles und Pisarchos, hatte ich eingeladen, als hätte ich mit ihnen noch Abreden zu nehmen. Sie kamen, begleitet von vierzig ihrer wohlbewaffneten Anhänger. Desto besser! Ihre Begleitung gab mir Stoff zur Klage. Und ich klagte sie an, daß sie mir nach dem Leben trachteten. Meine Krieger geriethen in Wuth. Ich besänftigte sie. Mein Klage scholl lauter. Ich richtete sie gegen den hohen Rath der Sechshundert, der mich hasse, weil ich das Volk gegen ihre Gewaltthaten schütze; mich hasse, weil in ihren Augen Liebe des Volks zu mir Verbrechen sey; mich hasse, weil ich der Freund der Armen sei, denen ich Schutz und Hilfe gegen hartherzige Gläubiger, gegen hochmüthige Geldverprasser, gegen unmenschliche Wucherer verliehen hätte. „Fürwahr, rief ich, Syrakus kann nicht gedeihen, so lange dieser innere Krieg des Uebermuths und der Bürgernoth dauert. Es ist ein stiller, aber heftiger und alles Leben zerstörender Krieg. Er muß geendet sein. Er kann nur mit dem Untergange einer Partei enden. Entweder müssen die Reichen verschwinden, oder wir müssen ohne Murren ihre Knechte werden, weil sie Geld haben, das Geld, welches sie von uns erpressen."

„Ich hatte noch nicht geendet, als mich wildes Geschrei der Versammlung unterbrach. Der Tod

ward über Dekles und Pisarchos und Plünderung der herrschenden, reichen Geschlechter ausgerufen. „Führe uns nach Syrakus!“ schrie mir das Heer zu. Ich befahl den Trommetern, Lärm zu blasen. Pisarchos, Dekles und ihre Begleiter wurden niedergehauen. Alles zog beutelustig nach Syrakus. Das Gesindel verbreitete sich durch die Straßen und in die Häuser der Vornehmen. Mord und Raub aller Orten. Ich sah mit Schaudern, welcher viehischer Wildheit entzügelter Pöbel fähig ist. Bei viertausend Menschen verloren an diesem Tage das Leben; bei sechstausend flüchteten und entrannen mühsam dem Blutbade in die benachbarten Städte. Ich bemühte mich umsonst, den folgenden Tag Ordnung herzustellen. Noch blieb mancher Schuldbrief zu vernichten, manche Rache zu sättigen. Erst am dritten Tage schien die Raserei an Kräften erschöpft zu sein.

„Da versammelte ich das Volk. „Statt eines Tirannen, den Timoleon vertrieb, hattet ihr sechshundert bekommen!“ sprach ich, „nun ist Syrakus von ihnen gereinigt. Ihr seid frei. Ich habe den Willen meines Heeres vollzogen. Ich bin froh, dies Geschäft gethan zu sehen. Jetzt, Syrakuser, genieſſet eure Unabhängigkeit. Auch ich trete von meiner Stelle ab, in den Stand des gemeinen Bürgers zurück. Ich will eures Gleichen bleiben!“ Mit diesen Worten legte ich mein Feldherrnkleid

ab, warf den Mantel um, und wollte mich entfernen.

„Erst herrschte die dumpfe Stille des Erstaunens, dann — ich sah es voraus — erhob sich lautes Geschrei, ich dürfte sie nicht verlassen. Ich müsse ihr Feldherr bleiben. Je länger ich mich weigerte, je höher stieg die Angst aller derer, die an Mord und Beraubung der Wohlhabenden Theil genommen hatten. Sie zitterten vor Umschwung der Dinge, vor dem Tag der Rache. „Warum wollet ihr mich, sprach ich, aus Dankbarkeit zum Opfer machen? Muß ich nicht, laut herkommlicher Ordnung, die Feldherrnwürde mit einem Andern theilen? Bin ich nicht laut Gesetz für die Fehler eines Amtsgenossen verantwortlich? Wird man nicht gern Gelegenheit suchen, was ein Anderer sündigt, schwer an mir zu rächen? Nimmermehr gebe ich mich in diese Gefahr.“ — Da erhob alles Volk die Stimme, übertrug mir die Feldherrnwürde einzig, und mit unbeschränkter Gewalt. — So wollte ich's. So sollte es kommen. Nun gab ich den Bittenden nach; zugleich erklärte ich, als ersten Gebrauch meiner Gewalt; alle Schulden sollten aufgehoben, und den Armen Ländereien geschenkt werden. Denn bei allzugroßer Ungleichheit des Vermögens könne keine Freiheit des Volks bestehen, und nur diese fest zu begründen, sei meines Lebens große Aufgabe. Alles jauchzte

Beifall. Die blinde Menge lief frohlockend in mein Garn. Denn bei Vertheilung der Ländereien und Aufhebung der Schulden fand in Zukunft das Volk keine Sicherheit des Besitzes, als in Aufrechthaltung meiner Gewalt. Und wie diese Maasregel von der einen Seite die Mittel der Reichen schwächte, die Noth des großen Haufens minderte, um so sicherer war ich vor Gewalt, und Rebenbuhlerei der Vornehmen, wie vor Bestechlichkeit, Verzweiflung und Aufruhrlust des Pöbels.

„In der That festelte ich damit Syrakus unauflöslich. Nun stellte ich die öffentliche Ordnung her, und ließ die Wohlthat der Alleinherrschaft neben dem Scheine der Freiheit fühlen. Jeder hatte freien Zutritt zu mir. Ich trug kein Diadem, hielt keine Leibwachen. Das ganze Volk war durch seine Stellung genöthigt, mein Leben, wie meine Herrschaft zu bewachen. Daß ich keine Furcht zeigte, flößte Andern Furcht ein. Selbst die, welche mich anfangs hassen mogten, empfanden den Vorzug des festen, ruhigen Zustandes von Syrakus vor jenem schwankenden Dasein in vergangenen Tagen. Die öffentliche Achtung und Dankbarkeit vermischte bald das Andenken der Zeit, da ich meine Herrschaft gründete. Ich allein war frei, das Volk unterthan; so waren wir beide, was wir sein wollten und mußten, und daher glücklich.

„Nun trieb ich meine Verſuche weiter. Sobald ich die Einkünfte des Staats auf unläßige Weiſe geordnet, Waffen und Kriegsbedürfniſſe herbeigeſchafft hatte in Menge, die Zahl der vorhandenen Galeeren vermehrt ſah, unterwarf ich mir die meiſten Städte Sizziliens, die entweder einmal zu Syrakus gehört hatten oder mir in ihrer Unabhängigkeit gefährlich ſchienen.“

„Nun habe ich dir, Mikon, den wichtigern Theil von der Geſchichte meines Lebens erzählt. Denn wahrlich wird es dich wenig reizen, von meinen Belagerungen, Schlachten, abwechſelnden Niederlagen und Siegen zu hören. Die Erinnerung davon kann mich weder erfreuen, noch betrüben. Es wird nicht an Geſchichtſchreibern fehlen, welche die Nachwelt von meinen Thaten unterhalten, und meine kriegeriſchen Unternehmungen beſchreiben werden. Der große Haufen liebt dergleichen. Dem Pöbel iſt ein Feldherr, welcher weite Länder verheert, merkwürdiger, als ein Geſetzgeber, der ein Volk aus dem Schlamm erhebt, oder ein Erfinder, welcher durch ſeine Arbeiten die Summe des Lebensglückes vermehrt, oder ein Weiſer, der die Geheimniſſe der Natur entſchleiert und die Räthſel unſers Geiſtes löſet. Eben dies beurkundet im allgemeinen die Verächtlichkeit der

Menſchen, ihre thieriſche Verſunkenheit, und lehrt, wie ſie behandelt ſein müſſen. Ich geſtehe, daß mich nicht Ehrgeiz, nicht Herrſchſucht in den ewigen Krieg lockten; denn was liegt mir am Lobe derer, die ich ſelbſt verachte? Sondern Langeweile in mir ſelbſt, eine unüberwindliche Luſt zur Beſchäftigung der in mir wohnenden Kräfte, auch Neugier, wie weit ichs treiben könne und was die Frucht eines Wagſtücks ſein werde, führten mich von einer Unternehmung zur andern. Ich ſchätze meine gefährlichſten Feinde, die Karthager, bei weitem höher, als alle meine erbärmlichen Freunde und Bundesgenoſſen, die im Staube kriechen, und ſich jedem meiner Einfälle demuthsvoll unterziehen. Denn die Karthager mit ihrer Macht, mit ihrer folgerechten Beharrlichkeit, mit ihrer Klugheit gaben mir doch etwas, meine Kraft zu üben; waren doch im Stande, mir den Genuß von Hoffnung oder Furcht, von Freude oder Schrecken zu ſchaffen oder große Leidenſchaften in Bewegung zu ſetzen, ohne welche meine Seele dem ſtehenden Waſſer eines faulen Sumpfes gleich geworden wäre.

„Lange und mit wechſelndem Glücke machten mir die Karthager die Oberherrſchaft in Sizilien ſtreitig. Als ich in dieſer geſichert ſtand, was blieb mir zu thun übrig? Ich entwarf den Plan, jenſeits des Meeres die ſtolze Beherrſcherin des

Ozeans selbst anzugreifen. Ein Wagstück, um so anziehender für mich. Die karthagischen Flotten hielten Sizilien umlagert, selbst den Hafen von Syrakus gesperrt. Wie nun, ohne Kriegsschiffe, ohne geübte Ruderer die vortrefflichsten Seeleute von der Welt verhindern, daß sie mir nicht eine Landung in Afrika unmöglich machten? Wie meine Syrakuser zu dem Schritt zu bewegen, jenseits des Weltmeeres zu kämpfen? — Die Aufgabe war reizend. Und wenn ich dir erzähle, wie ich sie gelöset habe, so beweise ich dir schon damit, wie man Menschen zu allem treiben kann, wenn man ihre Schwächen zu fassen versteht. Mit dem Gebiß und Zaum bändigt und zähmt man das wildeste Roß; mit Benutzung der gemeinsten Leidenschaften, der herrschenden Vorurtheile und abergläubigen Vorstellungen führt man die halsstarrigsten Völker, wohin man will, gleich Bestien am Nasenring.

„Sobald ich zur Landung in Afrika alles vorbereitet hatte — doch niemand, ausser mir selbst, wußte von dem Vorhaben — bestellte ich meinen Bruder Antander zum Befehlshaber in der Stadt, gab ihm hinreichende Besatzung und wählte den Kern des Kriegsvolks zu dem großen Abentheuer aus. Das Fußvolk ließ ich in aller Stille einschiffen mit seinen Waffen; die Reiterei desgleichen, doch ohne Pferde, aber mit dem nöthigen

Reitzeug. Pferde wollte ich mir erst in Afrika erobern. Um in meiner Abwesenheit der Treue von Syrakus gewisser zu sein, nahm ich von jeder Familie Söhne und Brüder ins Heer auf. Aus Liebe und Furcht für diese konnten die Zurückbleibenden nichts Gefährliches gegen mich anzetteln.

„Mit sechszig Frachtschiffen erwartete ich einen bequemen Augenblick zur Abfahrt. Die Karthager sperrten mit überlegener Seemacht die Mündung des Hafens. Es verfloß mancher Tag. Endlich, da einige Lastschiffe in der Ferne auf dem Meere erschienen, die mit Lebensmitteln nach Syrakus segeln wollten, machten sich die Karthager auf, jene zu fangen. Sobald die Ausfahrt nur eine Stunde lang offen war, schiffte ich mit der größten Anstrengung der Ruderer in die weite See hinaus. Da die Feinde meine ganze Flotte erblickten, glaubten sie, ich wolle den Kauffahrteischiffen beistehen, und rüsteten sich zum Treffen. Ich freute mich ihrer Täuschung, und segelte an ihnen vorbei. Sie setzten mir zu spät nach. Die Lastschiffe, von ihnen befreit, fuhren ungehemmt nach Syrakus.

Nach einer Fahrt von sechs Tagen und Nächten sahn wir mit dem Morgenroth vor uns die Küste von Afrika, aber noch hinter uns die ganze karthagische Flotte. Noch mußte auf meinen

Schiffen Niemand, wohin ich eigentlich wollte. Viele vermutheten, meine Absicht sei nach Italien, und ich mache Umwege, um die Feinde zu täuschen. Jetzt rief ich und zeigte auf die Küste: „Dort, ihr Syrakuser, ist unser Ziel und das Ende unserer Fahrt!“ Der Feind, in der Hoffnung, unsere ganze Seemacht zu erobern, verdoppelte seine Anstrengung, uns zu erreichen. Die Syrakuser aber ruderten mit Kräften, das Land zu gewinnen, um dem Tod im Meer oder der Sklaverei zu entfliehen. Ein Ruderer schrie dem andern Muth zu. So, wetteifernd beide Flotten, kamen wir an's Ufer. Die Karthager, da sie uns geborgen und an Kriegsvolk überlegen sahen, kehrten zurück und legten sich in einiger Entfernung vor Anker. Ich aber ließ alles ausschiffen, die Schiffe an's Gestade ziehen, und das Lager mit einem Wall umgeben.

„Damit Verzweiflung bewirke, was Begeisterung nicht vermöge, brachte ich den Göttinnen Ceres und Proserpina ein Opfer; dann ward das Heer versammelt. Im Priestergewande und einen Kranz auf dem Haupt, trat ich in den horchenden Kreis. „Syrakuser!“ sprach ich: „Das Cerosfest wird mit Fackeln gefeiert, zum Gedächtniß, wie Ceres, als sie die geraubte Proserpina in der Unterwelt zu suchen ging, an den Flammen des Aetna ihre Fackeln anzündete. Syrakuser, als

wir von den Karthagern verfolgt wurden, that ich den Schutzgöttinnen Siziliens das Gelübde, unsere Schiffe nach glücklicher Rettung in brennende Fackeln zu verwandeln. Wir sind gerettet. Dankbarkeit fordert Erfüllung des Gelübdes. So mögen unsere Schiffe auflodern. Ich verheiße euch den Besitz einer schönern und zahlreichern Flotte. Denn die Göttinnen haben mir beim Opfer Sieg und Glück dieses ganzen Feldzuges verkündet!"

„So sprach ich. Ein Diener überreichte mir eine Fackel; jeder Schiffshauptmann empfing eine. Ich trat auf das Hintertheil des Schiffes, das mich getragen; jeder der Befehlshaber that wie ich. Die Trommeten wurden geblasen. Das ganze Heer erhob ein Feldgeschrei. Alle Schiffe loderten im Feuer auf, während das Heer betete. Nun war keine andere Aussicht, als obzusiegen oder umzukommen. So wollte ich's. Und unverzüglich brach ich mit gesammter Kriegsmacht gegen die karthagische Stadt Megalopolis auf. Die Syrakuser waren niedergeschlagen und düster. Sie betrachteten sich als Verlorene.

„Wie sie aber landeinwärts rückten, und nun den reich gebauten Boden erblickten, von allerlei Pflanzungen und Gärten, vielen Bächen und Wasserleitungen verschönert, richtete sich ihr Muth von neuem auf. Links und rechts schimmerten Landhäuser, die vom Reichthum der Eigenthümer

zeugten. Dörfer und Höfe hatten Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art. Auf beiden Seiten des Weges weideten in den Ebenen große Heerden von Rindern, Schafen und Pferden. Ueberall sah man das Land mit Oelbäumen, Weinstöcken und Fruchtbäumen verschiedener Gattung bepflanzt. Alles verkündete Fülle, einen Wohlstand, eine Glückseligkeit, welche den Kriegern den schönsten Lohn des Sieges verhieß.

„Megalopolis, wie die Stadt Tunes, keines Feindes gewärtig, nahm ich mit Sturm und gab sie meinen Soldaten preis. Karthago war voll Schreckens. Ohne die Kriegsschaaren der Landschaft und der Verbündeten abzuwarten, rückten mir die Feinde entgegen. Sie stellten nur aus ihrer Hauptstadt ein Heer von vierzigtausend Mann zu Fuß, tausend Reitern und zweitausend Streitwagen ins Feld. Ich hatte in allem kaum vierzehntausend Mann ins Feld gebracht.

„Theils vor dieser Uebermacht, theils vor der Reiterei und der Menge der Wagen erschrack mein Volk. Ich aber sprach Muth ein, und ließ, als das Heer schlief, eines Morgens viele Eulen im Lager aufsitzen. Diese flatterten über die Schaaren umher, und setzten sich auf Schilde und Helme der Krieger. Das gab diesen Muth. Denn da sie mit Verwunderung die Vögel Minervens erblickten, zweifelten sie keinen Augenblick länger

am Beistand der Götter. So wenig bedarf's, ein Volk zu leiten. Sie nahmen die Erscheinung der Eulen als Vorbedeutung des Glücks; ich befahl Angriff; die Karthager wurden in blutiger Schlacht geschlagen. Ich ließ zwei Schiffe von dreißig Rudern erbauen, bemannen und mit der Siegesbotschaft nach Syrakus gehen.

„Erreichte ich gleich meinen Zweck in Afrika nicht, Karthago für immer zu lähmen, erschütterte ich doch den Muth der gewaltigen Stadt. Zweihundert afrikanische Städte eroberte oder zerstörte ich. Karthago war nach langem, verderblichem Kampf des Friedens froh. Ich kam, mit der Königswürde angethan, nach Syrakus heim.

„Doch, Mikon, ich will dich nicht mit der Geschichte des vieljährigen Krieges, meiner glücklichen und unglücklichen Abentheuer, meiner Feldzüge in Italien während des bruttischen Krieges ermüden. Aber ich stehe auf einer Höhe, die dir beweist, der Mensch könne, was er wolle, wenn sein Wille unveränderlich derselbe ist; wenn er nichts fürchtet, und den Tod am wenigsten; wenn er, von Vorurtheilen losgefesselt, ihnen zur rechten Zeit Huldigung bringt; wenn er, ohne Leidenschaften, die Leidenschaften der Menschen vor seinen Wagen zu spannen weiß; wenn er in wohlberechneter Stunde tugendhaft oder lasterhaft, wahr oder falsch, treu oder meineidig, gütig oder schreck-

lich ſein kann. Sizilien liegt zu meinen Füßen; Afrika zittert, Griechenland bewundert mich, und die Könige Aſiens werben um meine Freundſchaft, ſeit ich in den Gewäſſern von Corcyra die ganze Flotte Kaſſanders, des Königs von Mazedonien, ſchlug und verbrannte.

„Ich ſpielte mit der Welt, wie ein Gott. Ich zwang Völker und Könige, meinen Willen zu ehren. Aber, ich werde alt. Meine Rolle wird bald geſpielt ſein. Was ich baute, wird wieder einſtürzen. Das macht mich mißvergnügt. Ich hatte keine Luſt im Leben, als Anſchauung und Bewunderung meiner eigenen Kraft. Wie iſt das am Ende ſo wenig! Ich bin heut um nichts glückſeliger, als da ich noch neben dir in der Werkſtatt des armen Töpfers arbeitete. Und nun, weiſer Mikon, ſo verſchieden von dieſer Werkſtatt hinweg unſere Lebensbahnen waren: was denkſt du vom Agathokles?“

Mikon betrachtete den König mit langem Schweigen. Dann ſprach er: „Agathokles, ich bewundere deine Kraft; nicht die Kraft, mit der du einen Theil der Welt umwälzteſt, ſondern mit der du die Laſt deines eigenen Lebens trägſt.“

„Und warum nicht auch die Kraft des Töpfers, der die königliche Gewalt von Sizilien an ſich

riß und mit seinem Ruhm die Welt füllte?“ fragte der Fürst.

„Weil dies nicht die Kraft des Agathokles, sondern die Macht des Verhängnisses war, welches sich deiner bediente. Du hast keinen Augenblick lang das Glück geleitet, sondern das Glück leitete dich. Du warst es nicht, der den Pfeilen nach dir zielender Bogen gebot, dein Herz zu verfehlen, oder dem Abgrunde des Weltmeers, dein Schiff nicht zu verschlingen. Als du in Gela sieben Wunden empfingst, war es nicht deine Klugheit, welche den Schwertern befahl, um kein Haar tiefer zu schneiden, damit dein Lebensfaden unzerrissen bliebe. Die Umstände beherrschten dich. Als geschickter Schwimmer wichest du gefährlichen Klippen aus; aber daß dich die zerschmetternde Welle nicht ergriff, war nicht das Werk deiner Kraft. In Karthago geboren, oder in Griechenland, wärest du ein Anderer geworden. Du hast nichts gezwungen, was sich nicht von selbst darbot: du hast nichts zertrümmert, was nicht schon zum Einsturz bereit war. Was du aber gewaltsam bogest, bleibt nicht gebogen; es springt, sobald du die Hand davon lassest, gleich einer gekrümmten Rute, in die alte Lage zurück. Denn der größte König ist ein Knecht des Schicksals.“

Agathokles Antlitz verfinsterte sich. „Willst

du," sprach er, „willst du mir auch noch meinen letzten Werth rauben?"

„Ich bewundere die höhere Kraft in dir, welche dich stark macht, die Last deines Daseins zu tragen, den ungeheuern Gedanken: zweiundsiebenzig Jahre von Noth, Sorgen, Anstrengungen — für ein großes Nichts. Du hast Afrika verwüstet; es blüht wieder. Du hast dir einen königlichen Thron gebaut; er ist Holz, mit Teppichen behangen. Dein Wink gebietet den Füßen und Händen von Tausenden; aber ihre Herzen schlagen frei und fluchen vielleicht. Sie sind Sklaven des Geschicks, wie du; aber alle vielleicht glücklicher, als du."

„Und warum, Mikon, warum bin ich nicht glücklich?"

„Weil du nicht zu beglücken verstandest. Du verkanntest die Menschheit, weil du dich selber verkannt hast. Du verachtest die Menschen, weil du dich selber nicht geachtet hast. O König, das ist die Welt, was wir selbst sind; und jeder Sterbliche ist ein Gott in seinem Kreise, wie vielleicht jeder Stern am Himmel eine Sonne in der Welt."

„Meinst du, ich hätte besser gethan, auf Lebenszeit in jugendlichen Träumen zu schwelgen? Nein, ich trat aus diesen mit Kraft hervor, um die Welt kennen zu lernen, wie sie ist."

„Wer sich selbst kennt, der kennt die Welt,

kein anderer. Du haſt in dir die göttlichen Urbilder des Rechts, des Wahren, des Schönen, des Guten. In dir ſollteſt du ſie ſehen; es waren die Strahlen deines Geiſtes, die deine innere Sonne nach auſſen ſenden ſollte. Aber du ſuchteſt das Göttliche auſſer dir, und fandeſt — Staub. Es liegt in der engen Bruſt des Menſchen mehr verborgen, als im ganzen ſichtbaren Weltall. Draufſen wühlteſt du im Staube, und warſt dir ſelber fremd; und was du erhaſchteſt, blieb Staub. Es iſt nichts Wirkliches, als das Göttliche; alles draufſen iſt todter Traum und fremdes Reich. Dein Wille gehört dir, und iſt deine Ehre oder Schmach; deine That liegt in der Gewalt der Götter."

Agathokles lächelte und ſprach: „In wenigen Tagen werde ich Karthago's Seemacht vernichten; in wenigen Wochen iſt mir Afrika zinsbar. Dann komme ich wieder zu dir, und bringe die Antwort: in weſſen Gewalt die That liegt?"

Der Fürſt kehrte nach Syrakus zurück.

Drei Tage nach dieſem Geſpräche erfuhr Mikon den Tod des Agathokles und ſeines Sohnes, dem er das Erbe ſeiner Macht beſtimmt hatte. Denn Archagathos, des Königs Enkel, welcher im Feldlager beim Aetna ſtand, war unwillig ge-

worden, da er den Oberbefehl der Land- und Seemacht an den Sohn des Fursten übergeben sollte. Er lud den jungern Agathokles zu einem Opfer ein, veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, und tödtete ihn, da er trunken ward, in der Nacht. Zugleich hatte er den Manon von Aegesta, den Liebling des Königs, beredet, diesen, als den Unterjocher Aegesta's, mit Gift aus dem Wege zu räumen.

Als Agathokles eines Tages nach der Mahlzeit vom Tische aufstand und sich nach seiner Gewohnheit mit einer Feder die Zähne reinigen wollte, reichte ihm Manon die Feder. Sie war an der Spitze vergiftet. Schneller Schmerz und tödtliche Fäulniß des Zahnfleisches, die immer weiter um sich griff, wurden die Folge. In kurzer Zeit verlor Agathokles die Sprache und ward so schwach, daß er sich nicht regen konnte. Man eilte sogleich mit ihm zum Scheiterhaufen, obwohl er noch athmete, und verbrannte ihn, da ihn sein Bewußtsein noch nicht verlassen.

Nach dem Tode des Tirannen stellten die Syrakuser alsbald ihre Volksherrschaft und Freiheit wieder her; zerstörten alle Bildsäulen, die sie dem Agathokles errichtet hatten, und erklärten seine gesammten Besitzungen dem Staate verfallen. Auch Archagathos genoß den erwarteten Lohn

seiner Schandthat nicht. Denn Mänon, nach Herrschaft gelüstend, räumte auch ihn aus dem Wege. Ein Flüchtling, rettete sich auch der Mörder nach Afrika.

Mikon, als er dies alles hörte, sprach zu seinen Kindern: „Es waltet ein heiliges Schicksal. Es vergehen die Werke der Sterblichen mit ihnen; nur das Göttliche stirbt nicht. Nicht der Tod, aber das Leben kann eine Schande sein: das aber ist die Schande: Geist und Odem gehabt und nicht gelebt zu haben. Aber unser Wille ist das Leben, nicht die That. Der Wille ist unser, die That gehört den Göttern. Weil Agathokles in seinem Wahnsinne Göttern gleichen wollte, ward er weniger als ein Mensch. Er strebte nach dem Unmöglichen; bildete sich ein, zu haben, was ihm nicht gehörte, und verlor, was sein wahres Eigen war."

Die Verklärungen.

Eingang.

Zu der Genesung von unsern im Treffen bei Molite empfangenen Wunden — wir waren unserer vier deutsche Hauptleute — trug nicht wenig die Anmuth der Gegend, Pracht und Einsamkeit der Villa, die Gastfreundlichkeit und Güte unsers reichen Wirthes Ambrosio Faustino und die Huld seiner liebenswürdigen Gemahlin bei; am meisten aber die angenehme Entdeckung, daß der freigebige Faustino, so wie seine Gemahlin, von deutscher Herkunft waren. Er hatte sonst Faust geheißen, und war durch eine wunderliche Verkettung der Umstände zu seiner Niederlassung in Italien, wie zur Verwandlung seines Namens bewogen worden. Die dem Herzen wundersüße Lust, fern vom vaterländischen Himmel, deutsche Worte wechseln zu können, machte uns alle gegenseitig vertrauter.

Ich hatte Erlaubniß erhalten, meine Morgenstunden in Faustino's Büchersaal zuzubringen. Da fand ich in den prächtigen Reihen ausgewählter Werke auch einige Bände italienischer Handschriften, von Faustino selbst geschrieben. Es wa-

ren Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, vermischt mit Betrachtungen über Malerei und Bildhauerkunst. Als ich um die Gunst bat, sie lesen zu dürfen, war Faustino nicht nur so gütig, mir sie zu gewähren, sondern er schlug selbst einen der Bände auf, und deutete mit dem Finger, wo ich lesen sollte. „Lesen Sie nur," sagte er, „und glauben Sie mir, es ist Wahrheit, so unglaublich auch Alles zu sein scheint. Mir selbst, obwohl ich es doch erfahren habe, dünkt es zuweilen Täuschung meiner Einbildungskraft zu sein."

Er theilte mir noch eine Menge kleiner Nebenzüge mit. — Doch genug, dies zur Einleitung. Hier folgt das Bruchstück aus Faustino's oder vielmehr Faust's Denkwürdigkeiten.

Das Abenteuer zu Venzone.

Den zwölften September 1771 war ich bei Spilimbergo über den Tagliamentostrom gegangen. Ich näherte mich mit starken Schritten den deutschen Grenzen, dem Vaterlande, das ich seit meiner Kindheit nicht wiedergesehen hatte. Doch mein Gemüth war voll unbeschreiblicher Traurigkeit. Es schien, als triebe mich eine unsichtbare Macht zurück. Es rief in mir beständig: Kehr' um!

Wirklich blieb ich auf der elenden Straße ein paarmal stehen, sah mich nach Italien um, und wollte wieder nach Venedig zurück. Aber wenn ich dann dachte: was treiben? wovon leben? ging ich wieder vorwärts den finstern Bergen zu, die in Nebeln und Regen aufstiegen.

In der Tasche hatte ich nur noch weniges Geld, schwerlich genug, Wien zu erreichen, wenn ich nicht unterwegs betteln, oder Uhr und Wäsche und bessere Kleider, die ich im Tornister trug, verkaufen wollte. Den schönsten Theil meiner Jugendjahre hatte ich in Italien verlebt, um mich in Malerei und Bildnerei zu vollenden, und es endlich so weit gebracht, daß ich im siebenundzwanzigsten Jahre einsah, ich könne nichts Großes leisten. Zwar meine römischen Freunde hatten oft Gefälligkeit gehabt, mir Muth einzusprechen. Manche meiner Stücke waren mir gelegentlich gut bezahlt worden. Doch was hatte ich davon? Ich selbst mußte Schöpfungen verachten, die mir kein Genüge thaten. Ich trug das schmerzliche Gefühl, daß ich zu ohnmächtig sei und bleibe, die in mir lebenden Urbilder ins Leben zu rufen mit Pinsel und Meissel. Das brachte mich zum völligen Verzweifeln an mir selbst. Ich wollte nicht Geld, ich wollte die Gewalt der Kunst. Ich verwünschte meine verlornen Jahre, mich selbst. Ich ging nach Deutschland zurück. Noch hatte

ich daselbst Freunde. Ich sehnte mich nach einer Einsamkeit, in der ich die Welt und mich selbst vergessen könnte. Dorfschulmeister oder so etwas wollte ich werden, meinen verwegenen Ehrgeiz zu strafen, der nach Nebenbuhlerei mit Raphael und Angelo gestrebt hatte.

Das Regenwetter hatte schon einige Tage gewährt und meine Unbehaglichkeit vermehrt. Der Gedanke ward mir oft süß: könnte ich nur sterben! — Ein neuer Regenschauer trieb mich abwärts vom Wege unter einen Baum. Da saß ich lange auf einem Felsblock, in großer Schwermuth die zerrissenen Entwürfe und Hoffnungen meines Lebens betrachtend. Ich sah mich in der Einöde eines wilden Gebirgs. Der kalte Regen fuhr in Strömen nieder. Nicht weit von mir brauste ein angeschwollener Gießbach durch die Felsen.

Was soll aus mir werden? seufzte ich. Ich sah nach dem Gießbach, ob er tief genug wäre, wenn ich mich hineinstürzen würde; ich ärgerte mich, nicht schon im Tagliamento meinen Leiden ein Ende gemacht zu haben. Da ergriff mich plötzlich unnennbare Angst — eine Todesangst. Ich schauderte vor mir selber und meinen Entschlüssen oder Wünschen. Ich sprang auf, und rannte im vollen Regen weiter, als wollte ich mir selber entfliehen. Es war schon Abend und ziemlich spät.

Ich kam an ein einzelnes großes Haus, unweit von dem Orte Benzone. Die eintretende Dunkelheit, die anhaltenden Regengüsse, meine eigene Müdigkeit bewogen mich zur Einkehr in dies Gebäude, welches das freundlich einladende Zeichen der Bewirthung für Fremde führte. Indem ich über die Thürschwelle trat, überfiel mich heftiges Schaudern, und die gleiche Todesangst, welche ich auf dem Felsblock im Walde empfunden hatte. Ich blieb unter der Thür, Odem zu schöpfen. Mir war, als schwänden alle Sinne. Aber eben so schnell erholte ich mich. Wie mich in der warmen Wirthsstube das Leben der Menschen wieder anhauchte, fühlte ich mich leicht, wie ich seit vielen Tagen nicht gewesen. Ohne Zweifel, dachte ich, war der ganze Umstand nur Anwandlung körperlicher Schwäche.

Man hieß mich willkommen. Wohlgemuth warf ich das Ränzel auf den Tisch. Man zeigte mir eine kleine Nebenkammer, die nassen Kleider mit trockenen zu wechseln. Während des Umkleidens hörte ich hastiges Laufen auf den Treppen, Oeffnen der Stubenthür, schnelles Fragen nach mir, und ob ich im Hause übernachten werde; ob ich zu Fuß gekommen; einen Tornister getragen; blonde Haare habe, und dergleichen mehr. Man ging; man kam wieder, und eine andere Stimme that ähnliche Fragen.

Als ich in die Wirthsſtube zurücktrat, betrachteten mich alle Augen neugierig. Ich ſtellte mich, als bemerkt' ich's nicht. Doch plagte mich Neugier, wer ſo angelegentlich nach mir geforſcht habe, und lenkte das Geſpräch auf's Wetter, vom Wetter auf's Reiſen, und auf die Frage: ob mehr Fremde im Hauſe wären? Allerdings, hieß es; eine vornehme Herrſchaft aus Deutſchland, beſtehend aus einem alten Herrn, einem bildſchönen, todeskranken Fräulein, einer betagten vornehmen Dame, vermuthlich des Fräuleins Mutter, einem Leibarzt, zween Bedienten und zwo Kammerjungfern. Die Herrſchaft ſei ſchon den Mittag angekommen, theils vom ſchlechten Wetter, theils von der Schwächlichkeit des Fräuleins aufgehalten. Nebenbei erfuhr ich, daß ſowohl der Leibarzt, als der alte Herr, ſich in der Wirthsſtube mit großer Eile und beinahe mit Aengſtlichkeit oder Erſtaunen nach mir erkundigt hätten. Der Wirth verſicherte, die Herrſchaft kenne mich genau. Ich ſollte hinausgehen, ich würde alten Freunden und Bekannten begegnen, denn es ſchiene, als hätten ſie mich erwartet.

Ich ſchuttelte den Kopf, überzeugt, daß hier nur Irrthum walte. Ich hatte in der ganzen Welt keine vornehme Bekanntſchaft, am wenigſten mit Deutſchen. Noch mehr beſtätigte mich in meinem Glauben ein alter Bedienter der Frem-

den, welcher kam, sich zu mir an den Tisch setzte und in gebrochenem Italienisch Wein forderte. Da ich ihn deutsch anredete, ward er froh, seine Muttersprache zu hören. Er erzählte mir nun von seiner Herrschaft, was er wußte. Der Herr war ein Graf von Hormega, welcher seine Tochter nach Italien führte, um ihr eine Luftänderung zu verschaffen.

Je mehr der Alte trank, je redseliger ward er. Düster hatte er sich Anfangs zu mir gesetzt; bei der zweiten Flasche athmete er schon heiterer. Als ich ihm sagte, daß ich nach Deutschland zu reisen gedächte, seufzte er tief auf, blickte gen Himmel, und Thränen stiegen ihm in die Augen. „K[illegible]nt' ich nur mit! könnte ich nur mit!" sagte er inbrünstig und leise zu mir. „Ich halte es nicht länger aus. Auf dieser Familie, glaube ich, ruht irgend ein Fluch. Es geben da oft wunderbarliche Dinge vor. Ich darf's keinem Menschen vertrauen: und dürfte ich's, Herr, wer würde mir's glauben?"

Die traurige Reisegesellschaft

Bei der dritten Flasche Weins gab sich indessen der alte Sebald, so hieß er, schon Erlaubniß, offenherzig zu sein.

„Herr Landsmann," sagte er, und sah im Zimmer schüchtern um; es war aber außer uns

Niemand in demſelben, wir ſaßen allein bei trübe-brennender Kerze: „Herr Landsmann, mich macht man nicht blind. Hier iſt Unſegen neben Hülle und Fülle des Reichthums — hier wirthſchaftet der böſe Geiſt ſelber, Gott ſei uns gnädig! Der Graf iſt ſteinreich, aber gebt einher, wie ein armer Sünder; man hört ihn ſelten ſprechen. Er iſt ſeiner Tage nicht froh. Die alte gnädige Frau, bei der Gräfin Hortenſie Geſellſchafterin oder Hofmeiſterin oder dergleichen, ſieht drein, wie das böſe Gewiſſen, in beſtändiger Furcht. Die Gräfin ſelbſt — nun ja, ein Engel kann wohl ſchwerlich ſchöner ſein, aber ich glaube, ihr Vater hat ſie dem Teufel verkuppelt. Jeſus Marie! was war das?“

Der erſchrockene Sebald flog hoch vom Sitz auf und ward todtenblaß. Es war nichts, als der Regenwind, welcher einen Fenſterladen mit Heftigkeit zuſchmetterte. Nachdem ich den alten Landsmann beruhigt hatte, fuhr er fort: „Es iſt kein Wunder. Man muß in beſtändigem Todesſchrecken leben. Einer von uns wird und ſoll nächſtens wieder ſterben. Das habe ich von Jungfer Kathrinen gehört. Gott ſei mir barmherzig. Konnte ich mich nicht zuweilen, mit Kamerad Thomas, beim Wein erholen — Herr, an Eſſen, Trinken und Geld fehlt es uns nicht, nur an frohem Muth — ich wäre längſt davon gelaufen.“

Es ſchien mir, Sebald fabele und ſei voll Weins.

„Woraus ſchlieſſet Ihr denn, daß Einer von Euch ſterben ſolle?“

„Da iſt nichts zu ſchlieſſen,“ erwiederte Sebald: „es iſt nur allzugewiß. Die Gräfin Hortenſie hat's erklärt; aber es darf's nur Niemand nachſagen. Sehen Sie, zu Zudenburg hatten wir die gleiche Geſchichte vor vierzehn Tagen. Die junge Gräfin verkündete auch einem von uns den Tod. Keiner glaubte daran, weil wir geſund waren. Paff ſtürzt, wie wir auf der Landſtraße unterwegs ſind, Herr Müller, der Sekretär des Grafen, ein allerliebſter Mann, ſammt Roß und allem Gepäck von der Höhe der Landſtraße über die Felſen in den Abgrund, zehnmal tiefer als der Kirchthurm. Jeſus Marie, das war ein Anblick! Hören und Sehen verging mir. Mann und Roß lagen zerſchmettert. Wenn Sie durch das Dorf kommen, wo er begraben liegt, die Leute werden es Ihnen erzählen. Ich mag nicht mehr daran denken. Es iſt jetzt nur Frage, wer von uns wieder geliefert werden ſoll? Aber geſchieht's — bei meiner armen Seele! ſo fordere ich vom Grafen auf der Stelle Abſchied. Denn mit rechten Dingen geht's nicht zu. Mein alter Hals iſt mir lieb; ich möchte ihn nicht im Dienſte des Gottſeibeiuns brechen.“

Ich lächelte seiner abergläubigen Angst. Er aber schwor hoch und theuer, und flüsterte mir zu: „Die Gräfin Hortense ist von einer Legion böser Geister besessen. Vor einem Jahre ist sie mehrmals auf dem Hormegger Schloßdache herumgelaufen, wie unsereins kaum auf ebenem Boden. Sie weissagt. Sie kennt alle verborgenen Schätze der Erde. Sie fällt oft unversehens in Entzückungen und sieht den Himmel offen. Sie schaut dem Menschen ins Innerste seines Leibes. Doktor Walter, gewiß ein redlicher Mann, behauptet, sie könne nicht nur durch die Leute hindurchsehen, als wenn sie von Glas gemacht wären, sondern sogar durch Thür und Wände. Es ist entsetzlich! In ihren vernünftigen Stunden ist sie ganz vernünftig. Aber, leider Gottes! in den unvernünftigen Stunden, wenn jemand anders aus ihr spricht, regiert sie uns. Hätten wir nicht auf der dreiten Landstraße bleiben können? — Nun aber, gleich von Villach weg, mußten wir auf Saumrossen und Maulthieren die elendesten Wege über die schrecklichsten Berge. Und warum? Weil sie es so wollte. Wären wir auf der großen Straße geblieben, Herr Muller, Gott habe ihn selig! würde noch heute sein Glas Wein trinken."

Werbungsversuch.

Das Wiedereintreten der Wirthsleute ins Zimmer, die mir mein frühliches Nachtessen brachten, unterbrach Sebalds Plaudereien. Er versprach mir noch manches Geheimniß zu offenbaren, wenn wir wieder allein sein würden. Er verließ mich. An seine Stelle setzte sich ein kleiner, finsterer, hagerer Mann, welchen Sebald beim Weggehen Herr Doktor nannte. Ich wußte also, daß ich wieder ein Mitglied der geheimnißvollen und traurigen Reisegesellschaft vor mir hatte.

Der Arzt sah mir lange schweigend beim Essen zu. Er schien mich zu beobachten. Dann fing er französisch an zu fragen, von wannen ich komme, wohin ich zu reisen gedächte? Als er hörte, ich sei ein Deutscher, ward er freundlicher, und ließ sich mit mir in der Muttersprache ein. Auf meine Gegenfrage vernahm ich, daß der Graf von Hormegg mit seiner kranken Tochter nach Venedig reise.

„Wie wär's," sagte der Doktor, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten würden, da Sie doch eigentlich ohne bestimmten Beruf und Zweck nach Deutschland gehen? Sie sind der italienischen Sprache mächtiger, als wir alle, kennen das Land, die Sitten, die gesündern Gegenden — Sie müßten uns von großem Nutzen sein. Der Graf wurde

Sie sogleich an die Stelle seines verstorbenen Sekretärs nehmen; freie Zehrung, behagliches Leben, sechshundert Gulden Gehalt, dazu die bekannte Freigebigkeit des Grafen — —"

Ich schüttelte den Kopf, und bemerkte, daß weder ich den Grafen, noch der Graf mich genug kenne, um vorauszusehen, ob wir einander anständig sein würden. Jetzt machte der Doktor die Lobrede des Grafen. Ich dagegen erwiederte, es würde schwer fallen, dem Grafen eben so viel zu meinem Vortheil zu sagen. — „O, wenn's nur daran liegt!" rief er hastig: „Sie sind ihm schon empfohlen. Verlassen Sie sich darauf."

„Empfohlen? durch wen?"

Der Doktor schien nach Worten zu suchen, um eine Uebereilung gut machen zu wollen. „Ei nun, durch — durch die Nothwendigkeit. Ich darf Ihnen sagen, der Graf würde Ihnen hundert Louisd'or zahlen, wenn Sie — —"

„Nein," erwiederte ich, „in meinem Leben habe ich nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Nothdürftige gearbeitet. Von Kindheit auf war ich unabhängigen Lebens gewohnt. Ich bin nichts weniger, als reich, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht."

Der Doktor schien empfindlich zu werden. In der That war aber voller Ernst in dem, was ich

gesagt hatte. Dazu kam, daß ich schlechterdings nicht wieder nach Italien umkehren wollte, um meine Leidenschaft für die Kunst nicht von neuem mächtig werden zu lassen. Dann, ich läugne es nicht, war mir auch die plötzliche Zudringlichkeit des Doktors, und überhaupt das Wesen dieser Reisegesellschaft widerlich, obwohl ich eben nicht glaubte, daß die kranke Gräfin von einer Legion böser Geister besessen sei.

Als alles Zureden nichts vermochte, sondern mich nur widerwilliger machte, verließ mich der Arzt.

Ich stellte denn doch nun allerlei kleine Ueberlegungen an, erwog meine Armuth gegen das bequemliche Sein im Gefolge eines reichen Grafen, und spielte mit den wenigen Geldstücken in meiner Tasche, welche mein ganzer Reichthum waren. Doch war der Erfolg aller Ueberlegungen: Hinweg aus Italien! Die Gotteswelt steht dir offen. Sei standhaft! Nur Friede in der Brust, eine Dorfschulmeisterei und Unabhängigkeit! Ich muß mich erst in mir selber wieder zurechtfinden. Ich habe ja Alles verloren — den ganzen Plan meines Lebens. Geld ersetzt mir das nicht.

Neuer Werbungsversuch.

Meine Verwunderung stieg nicht wenig, als ungefähr zehn Minuten nach des Doktors Abschied ein Bedienter des Grafen erschien, und mich im Namen desselben ersuchte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. „Was in aller Welt wollen die Menschen von mir?“ dachte ich. Aber ich versprach zu kommen. Das Abentheuer fing an, wo nicht zu belustigen, doch neugierig auf den Ausgang zu machen.

Ich fand den Grafen in seinem Zimmer allein; er ging mit großen Schritten auf und ab; ein hoher, starker, ansehnlicher Herr, im Aeussern viel Würde, in den Gesichtszügen etwas Angenehmes und doch Düsteres. Er trat mir sogleich entgegen; entschuldigte sich, mich gerufen zu haben, führte mich zu einem Sitz, sagte mir, was er von mir durch seinen Doktor gehört habe, und wiederholte dessen Anträge, die ich eben so fest, als bescheiden, ablehnte. Er seufzte, ging nachdenkend, die Hände auf den Rücken geschlagen, zum Fenster, kehrte rasch um, setzte sich nahe zu mir, nahm meine Hand in die seinige und sagte: „Freund, ich rufe Ihr Herz an. Mein Blick müßte mich sehr trügen, wenn Sie nicht ein biederer Mann wären. Also offen. Bleiben Sie bei mir. Ich beschwöre Sie darum; nur zwei Jahre bleiben Sie. Zahlen

Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit. Sie werden bei mir haben, weſſen Sie bedürfen, und am Ende der Zeit zahle ich Ihnen ein Kapital von tauſend Louisd'or aus. So werden Sie keine Reue über die in meinem Dienſt verlorenen paar Jahre empfinden."

Er ſagte das ſo gütig und bittend, daß mich ſein Ton eben ſo ſehr rührte, und mehr noch, als mich die Verheißung von dem ungeheuern Kapital blendete, welche mir, bei geringen Bedürfniſſen, für alle Zukunft ſorgenfreies, unabhängiges Daſein zuſicherte. Ich würde ſchon jetzt den Handel eingegangen ſein, wenn ich mich nicht geſchämt hätte, zu zeigen, wie ich mich denn doch am Ende um ſchnödes Geld weggäbe. Aber von der andern Seite ward mir doch zugleich der glänzende Antrag verdächtig.

„Um ſolche Summen, gnädigſter Herr," ſagte ich, „ſtehen Ihnen trefflichere Talente zu Gebote, als die meinigen. Sie kennen mich nicht." Ich ſprach ihm offen von meinen bisherigen Schickſalen und Beſchäftigungen, und glaubte damit, ohne zu kränken, ſein Anerbieten wie ſein Verlangen zu beſeitigen.

„Wir dürfen uns nicht wieder trennen!" rief er, und drückte bittlich meine Hand: „Wir dürfen nicht. Denn nur Sie habe ich geſucht. Ihretwillen habe ich die Reiſe nach Italien mit meiner

Tochter unternommen; Ihretwillen habe ich von Villach her den elenden Weg gewählt, um Sie nicht zu verfehlen; Ihretwillen bin ich in dies Wirthshaus eingekehrt."

Ich sah den Graf mit großen Augen an, und meinte, er habe etwa die gnädige Laune, sich über mich lustig zu machen. „Wie konnten Sie mich aufsuchen, da Sie mich nicht kannten; da kein Mensch weiß, welchen Weg ich gehe; da ich's selbst noch vor drei Tagen nicht wußte, ob ich auf dieser Straße nach Deutschland gehen würde?"

„Nicht so?" fuhr er fort: „Diesen Nachmittag rubten Sie in einem Walde. Sie saßen in einer Wildniß, voller Kummer; Sie lehnten an einem Felsblock unter einem großen Baum. Sie betrachteten einen Waldstrom. Sie rannten mit Heftigkeit im Regen weiter. Ist's nicht so? Gestehen Sie mir's offenherzig. Ist's nicht so?"

Bei diesen Worten verschwand mir beinahe die Besinnung. Er sah mir die Bestürzung an und sagte: „Wohl ist's so! Sie sind der rechte Mann, den ich suche."

„Aber", rief ich — und, ich läugne es nicht, mich wandelte abergläubiges Grausen an — ich zog meine Hand aus der seinigen; „Aber wer hat mich beobachtet? Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Meine Tochter," erwiederte er, „meine kranke Tochter. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen wun-

derbar scheint. Aber die Unglückliche sagt und sieht in ihrer Krankheit viel wunderbarere Dinge. Seit vier Wochen behauptet sie, nur durch Ihre Vermittelung zu vollkommener Gesundheit zurückkehren zu können. Wie Sie jetzt hier vor mir sind, so beschrieb Sie meine Tochter vor vier Wochen. Sie behauptete vor ungefähr vierzehn Tagen, Sie kämen uns von Gott gesandt, entgegen. Wir mußten aufbrechen, Sie zu finden. Wir reiseten ab. Sie zeigte uns den Weg, welchen wir nehmen sollten, wenigstens die Weltgegend, und zwar auf dem Kompaß. Mit dem Kompaß im Wagen und der Karte in der Hand reiseten wir, ungewiß wohin, wie die Schiffer auf dem Meere. Zu Villach deutete sie uns den nächsten Weg zu Ihnen, beschrieb sogar Einzelnheiten desselben, den sie in ihrem Leben nie gesehen, und wir mußten die große Straße verlassen. Aus Hortensens Munde erfuhr ich diesen Nachmittag, wie nahe Sie uns schon wären, und die kleinen Umstände, von denen ich Ihnen vorhin sprach. Doktor Walter bezeugte mir gleich nach Ihrer Ankunft aus dem Munde des Wirthes, daß Sie vollkommen der Person glichen, die Hortense vor vier Wochen, und seitdem fast täglich, beschrieben hatte. Jetzt bin auch ich dessen überzeugt. Da nun so viel eingetroffen ist, zweifle ich keinen Augenblick, Sie, und kein Anderer, wer-

den mein Kind retten, und mir alles Glück des Lebens zurückgeben können."

Er schwieg und wartete meine Antwort ab. Ich saß lange ungewiß und schweigend; in meinem Leben waren mir solche Seltsamkeiten nicht begegnet. „Was Sie mir sagen, Herr Graf, ist etwas unbegreiflich, und daher, mit Ihrer Erlaubniß, auch wohl etwas unglaublich. Ich bin, oder vielmehr, ich war nichts, als Künstler. Von Arzneikunst verstehe ich nichts."

„Es ist uns Vieles unbegreiflich im Leben; aber das Unbegreifliche ist nicht alles unglaublich, besonders wenn wir die Wirklichkeit nicht wegläugnen können und die Erscheinungen vor uns sehen, deren Ursachen uns verborgen liegen. Sie sind kein Arzt. Es mag sein. Aber diejenige Macht, welche meiner Tochter Ihr Dasein in der Welt offenbarte, zweifeln Sie keinen Augenblick, hat Sie auch zum Retter derselben bestimmt. Ich war in jüngern Jahren ein Freigeist, der keinen Gott glaubte, und kann nun im Alter noch dahin gelangen, alle Teufeleien, Hexereien, Gespensterfurt und Kobolduufug, trotz einem alten Bauerweibe, für möglich zu halten. Erklären Sie sich daraus, lieber Faust, sowohl meine Zudringlichkeit, als meine Anerbietungen. Jene ist einem Vater, der in ewiger Angst um sein einziges Kind lebt, verzeihlich; diese sind für solch eines theuern

Lebens Rettung nicht zu groß. Ich sehe ein, alles das muß Ihnen unerwartet, abentheuerlich, romanhaft vorkommen. Aber bleiben Sie mit uns, Sie werden Zeuge viel unerwarteterer Dinge sein! Wollen Sie ausser den Reisezerstreuungen Beschäftigung? Es hängt von Ihnen ab, dieselben zu wählen. Ich werde Ihnen keine Arbeit aufdringen. Bleiben Sie nur mein treuer Gesellschafter, mein Trost. Es steht mir noch eine schwere Stunde bevor, die vielleicht nahe ist. Eine Person aus unserer Reisegesellschaft wird eines plötzlichen und, wenn ich recht verstanden habe, ungewöhnlichen Todes sterben. Meine Tochter hat es vorhergesagt — es wird erfolgen. Ich zittere dem fatalen Augenblick entgegen, den ich mit meinem ganzen Vermögen nicht loskaufen kann. Werden Sie mein Trost! Ich bin ein sehr unglücklicher Mann."

Er sprach noch mehr, und ward dabei weichmüthig bis zu Thränen. Ich befand mich in einer sonderbaren Verlegenheit. Alles, was ich gehört hatte, erregte bald mein Erstaunen, bald meinen gerechten Zweifel. Ich hatte oft Lust, Verdacht in die richtige Urtheilskraft des Grafen zu setzen, oft in meine eigene. Endlich fasste ich frisch meinen Entschluß, das wunderbare Abentheuer zu bestehen, es werde daraus, was wolle. Den Grafen für einen Betrüger zu halten, dünkte mich

ungerecht und in Gottes weiter Welt war ich ohne Beruf und Versorgung.

„Ich thue auf Ihre freigebigen Anerbietungen Verzicht, Herr Graf!“ sagte ich: „Geben Sie mir so viel, als ich zur Noth bedarf. Ich will Sie begleiten. Mir ist's genug, wenn ich hoffen darf, zu Ihrem Glück und zur Rettung Ihrer Tochter beitragen zu können, wiewohl ich auf keine Weise noch das Wie? begreife. Eines Menschen Leben ist viel werth. Ich will stolz werden, wenn ich einst glauben dürfte, ein Menschenleben gerettet zu haben. Aber von Allem, was Sie mir versprachen, sage ich Sie los. Ich thue nichts für Geld. Hingegen will ich dabei auch meine Unabhängigkeit behaupten. Ich werde in Ihrem Gefolge bleiben, so lange ich von einigem Vortheil sein kann, oder ich mein Leben in Ihrem Dienste behaglich finde. — Wollen Sie diesen Vertrag annehmen, so gehöre ich Ihnen. Stellen Sie mich dann Ihrer Kranken vor.“

Des Grafen Augen glänzten vor Freude. Er schloß mich stumm in seine Arme und drückte mich an seine Brust, indem er blos seufzte: „Gottlob!“ Nach einer Weile sagte er: „Morgen sollen Sie meine Tochter sehen. Sie hat sich jetzt schon zur Ruhe begeben. Ich muß sie auf Ihr Hiersein vorbereiten.“

„Auf mein Hiersein vorbereiten?“ fragte ich

verwundert. „Sagten Sie mir nicht erst vor wenigen Augenblicken, sie habe Ihnen meine Ankunft angezeigt, meine Person beschrieben?"

„Verzeihen Sie, lieber Faust, ich vergaß Ihnen noch einen einzigen Umstand zu bemerken. Meine Tochter ist gleichsam eine doppelte Person. Was sie im Zustand ihrer Entzückungen, wenn ich so sagen darf, hört, sieht, weiß und sagt, davon ist ihr kein Wort bewußt, wenn sie im natürlichen Zustande ist. Sie erinnert sich aus dem Zeitraum ihrer Entzuckung nicht der geringsten Kleinigkeit, und würde selbst bezweifeln, daß sie das gesprochen und gethan habe, was wir ihr erzählen, wenn sie nicht alle Ursache hätte, meinen Worten Glauben beizumessen. In den Stunden der Entzückung allein erinnert sie sich jedes in ähnlichen Zuständen Vorangegangenen, so wie der Begebenheiten, die sie im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erlebt hat. Sie hat Sie nur während der Entzückungen gesehen und beschrieben; aber weiß ausserhalb derselben nichts von Ihnen, als was wir ihr, als Wiederholung ihrer eigenen Aeusserungen, zu sagen wußten. Sie sind ihr daher gänzlich unbekannt. Warten wir nur einen ihrer ausserordentlichen Augenblicke ab; ich zweifle nicht, sie werde sich Ihrer dann sogleich erinnern."

In einer mehrstündigen Unterhaltung erfuhr ich vom Grafen noch, wie seine Tochter schon vor

Jahren, selbst als Kind schon, Neigung zum Nachtwandeln gehabt habe. In dem Zustande des Nachtwandelns habe sie, ohne sich nachher dessen erinnern zu können, mit geschlossenen Augen das Bett verlassen, sich angekleidet, Briefe an Abwesende geschrieben, oder auf dem Klavier die schwersten Tonstücke gespielt, und hundert andere Kleinigkeiten mit einer Geschicklichkeit verrichtet, die sie im wachenden Zustande weder besessen, noch später gewinnen konnte. Der Graf glaubte, daß das, was er jetzt bald Entzückung, bald Verklärung hieß, nichts anderes, denn ein höherer Grad des Nachtwandelns sei, der aber eine Tochter bis zum Sterben schwäche.

Eine schreckliche Begebenheit.

Es war schon ziemlich spät, als ich das Zimmer des Grafen verließ. Im Wirthszimmer war niemand, als der alte Sebald, der sich noch beim Weine gütlich that.

„Herr," sagte er, „reden Sie doch ein wenig Deutsch mit mir, damit ich meine ehrliche Sprache nicht ganz und gar verlerne; es wäre wahrhaftig Schade darum. Sie haben den Herrn Grafen gesprochen?"

„Ich habe ihn gesprochen. Ich werde jetzt mit

ihm nach Italien reisen, und in eurer Gesellschaft bleiben."

„Vortrefflich! Es thut mir immer wohl, ein deutsches Gesicht mehr in der Nähe zu haben. Denn die Italiener sollen böse Fratzen sein, wie ich mir habe sagen lassen. Nun, bis auf unsere besessene Gräfin wird Ihnen Alles in der Gesellschaft gefallen. Und da Sie doch nun einmal zu uns gehören, darf ich Ihnen schon etwas offener von unsern Sachen reden. Der Graf wäre ein braver Herr, wenn er lachen konnte. Er hat es, glaube ich, nicht einmal gern, wenn man lacht. Was um ihn her ist, macht immer ein Gesicht, wie zum jüngsten Tage. Die alte gnädige Frau wäre auch recht brav, aber sie zankt gern, wenn nicht gleich Alles auf ihren Wink her und hin fliegt. Ich glaube, sie reist blos wegen der schönen gebrannten Wasser nach Italien; denn sie liebt mitunter ein Gläschen Liter. Die junge Gräfin wäre auch nicht übel, wenn sie nicht eine Armee Teufel im Leib hätte. Wer bei der in Gnaden stehen will, muß auf allen Vieren kriechen lernen. Bücken Sie sich nur fleißig vor ihr. Doktor Walter wäre von uns allen der Beste, wenn er nur die Kunst verstände, den Teufel zu bannen. Daher ist mein Kamerad Thomas..."

In diesem Augenblick sprang der Wirth herein

voller Entsetzen, und rief seinen Leuten: „Hilfe! Hilfe! es brennt!“

„Wo brennt's?“ fragte ich erschrocken.

„Droben in einem Zimmer. Ich sah, da ich draußen gegen das Haus ging, am Fenster die hellen Flammen!“

Er lief fort. Im Hause entstand Geschrei und und Getümmel. Ich wollte hinaus. Sebald, blaß wie ein Leichnam, hielt mich mit beiden Armen. „Jesus Marie! was ist denn wieder geschehen?“ Ich sagte ihm auf Deutsch, er solle Wasser suchen; es sei im Hause Feuer ausgebrochen. „Wieder ein Teufelsstück!“ seufzte er und eilte in die Küche.

Man lief die Treppen auf und ab. Es hieß, das Zimmer, in welchem es brenne, sei verschlossen; man suchte Werkzeuge, die Thür aufzusprengen. Sebald war eben so bald, als ich, mit einem Eimer Wassers oben. Als er die Thür erblickte, um welche sich Alles drängte, rief er: „Jesus Marie! Das ist das Zimmer der alten gnädigen Frau!“

„Sprengt auf!“ rief Graf von Hormegg mit wahrer Todesangst: „Sprengt auf, die Frau von Montlue schläft darin; sie muß sonst ersticken.

Indem kam der Mann mit einer Axt. Nicht ohne Mühe erbrach er die starke, wohleingefugte Eichenthür. Alles wollte hineindrängen, aber jeder prallte schaudernd zurück.

Es war finster im Zimmer. Nur im Hintergrunde beim Fenster spielten am Fußboden bläulich-gelbe Flammen, die aber bald erloschen. Ein unaussprechlich scharfer Gestank wehte uns bei der ersten Eröffnung der Thür entgegen. Sobald schlug ein Kreuz und stürzte im vollen Sprung die Treppe hinab. Einige Mägde thaten, wie er. Der Graf schrie um Licht. Es ward gebracht. Ich ging durch das Zimmer, um die Fenster aufzureißen. Der Graf zündete zum Bett. Er war leer und unberührt, auch nirgends Rauch. Am Fenster war der Gestank so heftig, daß mir fast übel ward.

Der Graf rief den Namen der Frau von Montlue. Wie er mit der brennenden Kerze näher trat, sah ich zu meinen Füßen — man denke mein Entsetzen! — einen großen, schwarzen Aschenfleck, und daneben einen zur Unkenntlichkeit verbrannten Todtenkopf, einen Arm mit der Hand, — auf einer andern Stelle drei Finger mit goldenen Ringen, und den linken Fuß eines Frauenzimmers, nur zum Theil verkohlt.

„Großer Gott!“ rief der Graf erblassend: „Was ist das?“ Er betrachtete schaudernd die Ueberbleibsel der menschlichen Gestalt. Er sah die Finger mit den Ringen, und sprang mit einem lauten Schrei zurück, dem eintretenden Doktor entgegen: „Frau von Montlue ist verbrannt, und doch kein Feuer, kein Rauch! Unbegreiflich!“ —

Er schwankte zurück, um sich noch einmal von seiner Entdeckung zu überzeugen. Dann gab er die Kerze hinweg, faltete die Hände starr vor sich hin, und ging todtenbleich hinaus.

Ich selbst stand da, wie von dem unerhörten, abscheulichen Schauspiel versteinert. Alles, was mir diesen Tag begegnet, das Wunderbare, was mir gesagt worden war, hatte mich so sehr betäubt, daß ich dumpf und gefühllos den schwarzen Staub, die Kohlen, die ekelhaften Reste eines menschlichen Leichnams zu meinen Füßen betrachtete. Bald hatte sich das ganze Zimmer mit Knechten und Mägden des Wirthshauses angefüllt. Ich hörte ihr Flüstern, ihr Schlechten — es dünkte mich, als stände ich zwischen Gespenstern. Die Ammenmährchen meiner Kinderjahre schienen zur Wirklichkeit aufzureifen.

Als ich zu mir selber kam, arbeitete ich mich hinaus aus dem Zimmer — ich wollte hinab in die Wirthsstube. Im gleichen Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür. Es trat, unterstützt von zwei Frauenzimmern, deren jedes eine brennende Kerze trug, eine junge Dame hervor, im leichten Nachtgewande. Ich blieb wie geblendet und festgezaubert bei diesem neuen Anblick stehen. So viel Adel in Gestalt, Bewegung und Zügen des Antlitzes hatte ich weder in der Wirklichkeit, noch in den Schöpfungen der Maler und Bildhauer,

noch in meinen eigenen Träumen gefunden. Alles Schaurige des vorigen Augenblicks war vergessen; ich nur Auge und Bewunderung. Die junge Schöne schwankte jenem Zimmer entgegen, wo sich das furchtbare Wunder zugetragen hatte. Als sie die Knechte und Mägde gewahr ward, stand sie still und rief in deutscher Sprache mit lieblicher, doch gebietender Stimme: „Treibt mir das Gesindel hinweg!“ Sogleich war einer von des Grafen Bedienten geschäftig, ihren Befehl zu vollstrecken. Er that es mit so unhöflicher Strenge, daß er Alle, und mich mit ihnen, vom Gange hinweg der Treppe zudrängte.

„Hat es jemals Feen gegeben,“ dachte ich, „diese ist eine!“

In der Wirthsstube saß Sebald todtenblaß beim Wein.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief er mir entgegen. „Einer von uns mußte dran! Die Besessene oder vielmehr der leidige Satan hat es nicht anders gewollt. Da muß der Eine Hals und Bein brechen, der Andere bei lebendigem Leibe verbrennen. Gehorsamer Diener, ich nehme morgen Abschied, sonst kommt die Reihe auch an meine Wenigkeit. Wer so klug ist, wie ich, reiset nicht mit zur Hölle. In Italien sollen sogar die Berge Feuer speien. Gott bewahre mich, daß ich einem zu nahe käme. Ich müßte gewiß der erste Braten

des Molochs sein, denn ich bin viel zu fromm, und doch zu allen Stunden — kein Heiliger."

Ich erzählte ihm von der jungen Dame.

„Das war sie!" rief er: „Das war die Gräfin. Gott sei bei uns! die hat vermuthlich schnobern wollen nach dem verbrannten Gericht! machen Sie sich morgen mit mir aus dem Staube. Ihr liebes junges Leben erregt mein aufeichtiges Erbarmen."

„Also die Gräfin Hortense?"

„Wer denn anders? Hübsch ist sie; darum hat sich auch der Oberste der Teufel selber in sie vergafft; aber . . ."

Indem war Sebald zum Grafen gerufen. Er ging oder taumelte davon, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

Die Begebenheit hatte das ganze Haus mit Lärmen erfüllt. Ich saß träumend auf meiner Bank da, mir unter den Wunderdingen selbst fremd. Aber die göttliche Gestalt der jungen Gräfin, vom blendenden Lichtglanz umflossen, schwebte vor meinem innern Blick.

Spät nach Mitternacht führte mich der Wirth in ein Kämmerlein, wo er mir das Lager anwies.

Antipathie.

Ich hatte nach den Ermüdungen der vergangenen Tage einen festen Schlaf bis gegen Mittag

gethan. Als ich erwachte, war mir die Geſchichte des Geſtrigen wie ein ſeltſames Hirngeſpinnſt, wie Geſchichte eines Rauſches. Ich konnte mich nicht von der Wahrheit der Vorfälle überzeugen, und ſie nicht bezweifeln. Doch ſah ich nun Alles in größerer Heiterkeit des Gemüths. Ich wankte keinen Augenblick länger, dem Grafen von Hormegg Wort zu halten. Vielmehr ſchien mir mein Schickſal ſo ganz neuer und wunderbarer Art zu ſein, daß ich ihm mit Luſt und Neugier folgte. Denn was hatte ich in Deutſchland zu verlieren, was überall im Leben? Was konnte ich wagen, wenn ich im Gefolge des Grafen blieb? Am Ende hing es immer von mir ab, den Faden des Romans abzureiſſen, ſobald er mir in der Länge widerlich werden würde.

Als ich in die Wirthsſtube trat, fand ich ſie mit Ortsvorſtehern, Polizeibeamten, Kapuzinern und Bauern der benachbarten Gegend angefüllt, welche von Amts wegen oder aus Neugier ſich hieher begeben hatten. Kein einziger von ihnen bezweifelte, daß der Tod der verbrannten Dame Wirkung des Teufels geweſen ſei. Der Graf hatte zwar die Ueberreſte des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen laſſen durch ſeine eigenen Leute; aber das ganze Haus mußte laut Gutachten der ehrwürdigen Väter Kapuziner geweiht und ge-

segnet, und damit von den letzten Spuren der Anwesenheit eines bösen Geistes gereinigt werden. Das machte große Unkosten. Es war Rede davon, daß man uns verhaften und den Gerichten vorstellen müsse; nur war noch Streit darüber, ob wir der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zu überantworten wären. Die meisten Stimmen sprachen dafür, uns nach Udine vor den Erzbischof zu führen.

Der Graf, des Italienischen nicht mächtig, war froh, als er meiner gewahr ward. Er hatte schon, zur Bestreitung der durch das außerordentliche Ereigniß veranlaßten Unkosten, vergebens ein schönes Stück Geld geboten. Er ersuchte mich, in seinem Namen die Sache mit den Leuten abzuthun.

Ich trat sogleich mit den Kapuzinern und Vorstehern zusammen; erklärte ihnen, daß ich eigentlich mit den Fremden bisher so wenig in Verhältnissen gewesen wäre, wie sie selbst, und gab ihnen zwei Dinge zu erwägen: entweder wäre das Unglück mit dem Brande sehr natürlich zugegangen, wenigstens ohne Antheil des Grafen — in dem Fall würden sie sich durch Verhaftung eines so vornehmen Herrn Unannehmlichkeit zuziehen; oder er stände wirklich mit bösen Geistern im Bunde — in dem Fall konnte er ihnen, ihrem Kloster, ihrem Orte, aus Rache, einen bösen Possen spielen. Am gerathensten sei, das Grafen Geld zu nehmen und

ihn ziehen zu lassen: so hätten sie keine Verantwortung oder Rache zu fürchten, und in jedem Fall gewonnen. Meine Gründe leuchteten ein. Das Geld ward ausgezahlt. Wir empfingen unsere Pferde, stiegen auf und ritten ab. Der Himmel heitre sich auf.

Die Gräfin mit den Frauenzimmern und der übrigen Dienerschaft war schon mehrere Stunden zuvor abgegangen; nur der Graf mit einem Bedienten zurückgeblieben. Unterwegs fing er an, von der schrecklichen Geschichte des gestrigen Abends zu reden. Er sagte, seine Tochter sei davon sehr ergriffen worden. Sie habe einige Stunden an Krämpfen und Zuckungen gelitten, dann aber einen sanften Schlaf gethan, beim Erwachen viel Ruhe gezeigt, doch begehrt, das Unglückshaus auf der Stelle zu verlassen.

Vermuthlich, um mich auf meinen künftigen Stand vorzubereiten, setzte er hinzu: „Ich muß meinem kranken Kinde vieles nachgeben und verzeihen. Sie ist von unbesiegbarem Eigensinn; jeder Widerspruch treibt sie bei ihrer ausserordentlichen Reizbarkeit zum Zorn, und ein kleiner Verdruß ist genug, ihr mehrtägiges Leiden zu verursachen. Ich habe Ihre Ankunft gemeldet. Sie hörte es gleichgültig an. Ich fragte, ob ich Sie ihr vorstellen dürfe? Ihre Antwort war: „Halten

Sie mich für so neugierig? Es hat damit Zeit, bis wir in Venedig sind.“ — Doch denke ich immer, wir erhalten unterwegs Gelegenheit genug. Lassen Sie sich, lieber Faust, nur die Launen meiner Tochter nicht verdrießen; sie ist eine kranke Unglückliche, die wir mit Glimpf behandeln müssen, wenn wir sie nicht ins Grab stürzen wollen. Sie ist mein einziges Gut, meine letzte Freude auf Erden. Der Verlust der Frau von Montlue scheint ihr eigentlich nicht schmerzhaft zu sein, denn sie fing an, ihr in der letzten Zeit abgeneigter zu werden, ich weiß nicht, aus welcher Ursache. Vielleicht war ihr an derselben die kleine, gewiß nie übertriebene Neigung zu starken Getränken zuwider. Auch behauptet Doktor Walter, diese Neigung habe die Selbstentzündung der Frau verursacht, die sonst sehr brav und meiner Tochter und mir sehr anhänglich war. Ich beklage ihren Verlust sehr. Doktor Walter erzählte mir mehrere Beispiele, die jedoch immer äußerst selten sein müssen, von Selbstentzündungen menschlicher Körper, wodurch diese in wenigen Augenblicken eingeäschert werden. Er suchte mir diese Erscheinung auf sehr natürliche Art zu erklären. Ich verstehe und begreife aber davon nichts. Nur so viel weiß ich, diese Flammenpforte des Todes ist eine der schauderhaftesten.“

So sprach der Graf, und dies ungefähr war

der Stoff unserer Unterhaltungen, bis Venedig. Denn die junge Gräfin, so geschwächt ihr Körper auch war, so sehr auch ihr Vater und ihr Arzt dagegen Einwendungen machten, hatte nun einmal die Laune, ohne längern Aufenthalt, als Nachtruhe fordert, ihre Reise bis Venedig in beträchtlichen Tagreisen zu machen. Auch hatte ich nicht die Gnade, ihr vorgestellt zu werden. Ja, ich mußte mich immer in beträchtlicher Ferne von ihr halten, weil ich leider nichts weniger als des Glücks theilhaftig war, ihr zu gefallen.

Sie ward in einer Sänfte getragen. Bediente liefen zu Fuß neben her; die Frauenzimmer fuhren, der Graf desgleichen in einem besondern Wagen. Der Doktor und ich ritten.

Als mich die Gräfin eines Morgens, da sie aus einem Gasthofe trat, um in die Sänfte zu steigen, erblickte, sagte sie zum Doktor Walter: „Wer ist denn der Mensch dort, welcher immer und ewig hinter uns hertrabt?“

„Herr Faust, gnädige Frau.“

„Eine widerliche Figur; ich mag ihn nicht sehen.“

„Sie haben ihn selbst verlangt. Seinetwillen geschah die Reise. Betrachten Sie ihn als die Arzenei, die Sie sich selbst verordneten.“

„Er hat das Unangenehme mit aller Arznei gemein.“

Ich war nahe genug, dies für mich gar nicht schmeichelhafte Gespräch zu hören, und weiß nicht, welche Miene ich dazu machte. Doch erinnere ich mich sehr gut, daß ich beinah empfindlich ward. Wäre der Graf nicht so gütig gewesen, ich hätte die grillenhafte Venus auf der Stelle im Stich gelassen. Ich möchte eben nicht behaupten, daß ich ein schöner Mann gewesen; aber doch wußte ich schon, daß ich den Weibern nicht zu mißfallen pflegte. Man hatte mir wenigstens gesagt, mein Wuchs, meine gelben Haare, meine blauen ehrlichen Augen wären nicht widerlich. Ich hatte dies für baare Münze angenommen, ohne mir viel darauf zu gute zu thun. Allein sehr nur wie eine ekelhafte Arzenei geduldet zu sein, das war für die Eitelkeit eines jungen Menschen zu hart, und noch dazu eines solchen, der, wäre er Fürst oder Graf gewesen, kein Bedenken getragen haben würde, sich zu den Anbetern der reizenden Hortensie zu gesellen.

Inzwischen blieb es dabei. Die Gräfin erreichte Venedig ohne besondern Unfall, und ihre Arznei folgte gehorsam nach. Man bezog einen prächtigen Pallast; ich erhielt darin meine besondern Zimmer, sogar meinen eigenen Bedienten. Der Graf von Hormegg lebte, wie man zu sagen pflegt, auf großem Fuß. Er hatte unter dem venezianischen Adel viele Freunde.

Die Verklärung.

Wir mochten vier Tage zu Venedig gewesen sein, als ich an einem Nachmittag eiligst zum Grafen berufen ward. Er empfing mich mit einer mehr als gewöhnlich heitern Miene.

„Meine Tochter," sprach er, „hat nach Ihnen verlangt. Zwar geht kein Tag vorüber, an welchem sie nicht ihre bekannten Zufälle hat; aber erst heute wieder, und zwar jetzt erst, begehrte sie Ihre Gegenwart. Treten Sie mit mir in ihr Zimmer; doch leise. Jedes Geräusch stürzt sie in gefahrliche Krämpfe."

„Aber," fragte ich mit heimlichem Grauen, „was wollen Sie, daß ich thun soll?"

„Wer kann es wissen? Erwarten Sie von es der Zukunft. Gott möge Alles leiten."

Wir traten in ein großes, mit grünen seidenen Teppichen umhangenes Prachtzimmer. Die zwei Kammerfrauen lehnten schweigend und ängstlich am Fenster; der Doktor saß auf einem Sopha, die Kranke betrachtend. Diese aber stand fast in der Mitte des Zimmers aufrecht, mit geschlossenen Augen, einen der schönen Arme niederhangend, den andern halb erhoben, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nur das Beben ihres Busens verrieth Odem. Die feierliche Todesstille, welche hier herrschte, dann die götterhafte Gestalt

Hortensens, auf welche alle Blicke gerichtet waren, erfüllten mich mit unwillkührlichem, doch angenehmem Grauen.

Sobald ich hineintrat in das stille Heiligthum, sagte die Gräfin, ohne ihre Augen zu öffnen, ohne ihre Stellung zu ändern, mit unbeschreiblich süßer Stimme: „Endlich, Emanuel! Warum bleibst du so fern? — O tritt herzu, segne sie, daß sie von ihren Schmerzen genese!“

Vermuthlich machte ich zu dieser Anrede, von der ich nicht wußte, ob sie mir galt, ein albernes Gesicht. Der Graf und der Doktor winkten mir, näher zu treten, und gaben mir ein Zeichen, ich solle gleich einem Priester gegen sie das Zeichen des Kreuzes machen, oder ihr segnend die Hände auflegen.

Ich näherte mich, erhob meine Hände über ihr wunderliebliches Haupt, doch sie anzurühren fehlte es meiner Ehrfurcht an Muth. Ich ließ die Hände langsam wieder sinken. Hortensia's Miene schien Unwillen zu verrathen. Ich hob noch einmal die Hände, und hielt dieselben ausgestreckt gegen sie, ungewiß, was ich anzufangen habe. Ihre Geberden erheiterten sich. Das bewog mich, in dieser Stellung zu bleiben. Meine Verlegenheit aber stieg, als die Gräfin sagte: „Emanuel, noch ist dein Wille nicht, ihr beizustehen.

O, nur deinen Willen gib ihr, deinen Willen! Du bist ja mächtig; dein Wille vermag Alles."

„Gnädigste Gräfin," sagte ich, „zweifeln Sie an allem, nur nicht an meinem Willen, Ihnen zu helfen." — Ich sagte das wahrhaftig im höchsten Ernste. Denn hätte sie gefordert, mich für sie ins Meer zu stürzen, ich würde es mit Freuden gethan haben. Mir war's, als stände ich vor einer Gottheit. Dies zarte Ebenmaas der Glieder, diese Herrlichkeit aller Formen, dies Antlitz, welches einer Ueberirdischen anzugehören schien, hatte meine Seele gleichsam entkörpert. Nie hatte ich das Holdselige und Erhabene so gepaart erblickt. Hortensia's Gesicht, obwohl immer voll großer Lieblichkeit, war, wie ich es bisher, freilich nur flüchtig oder aus der Ferne, beobachtet hatte, gewöhnlich blaß, leidend und düster; jetzt ein ganz anderes. Eine ungemein feine Röthe überstrahlte ihre Mienen, wie rosenfarbener Wiederschein; in allen Zügen schwamm ein Licht, welches der Mensch im gemeinen Leben weder durch Natur noch Kunst haben kann. Der Ausdruck des Ganzen war ein feierliches Lächeln, und doch kein Lächeln, sondern mehr ein innerliches Entzücken. Mit Recht ward dieser wunderbare Zustand Verklärung geheißen — aber solche Verklärung sah und ahnete noch kein Bildner im Augenblick seiner Begeisterung. Nun denke man

sich dazu die bildsäulenhafte Stellung, die Marmorstille der Züge, die wie zum Schlafe geschlossenen Augen. Nie hatte ich, wie hier, grauenvolles Entzücken empfunden.

„O Emanuel!“ sagte sie nach einer Weile: „Nun ist dein Wille erfüllt. Nun weiß sie, durch dich werde sie genesen. Dein Haupthaar fliegt in goldenen Flammen; deinen Fingern entströmen silberne Lichtstrahlen; du schwebst in klarer Himmelsbläue. O wie begierig saugt ihr ganzes Wesen diesen Glanz ein, diese heilbringende Lichtfluth!“

Bei solchen etwas dichterischen Redensarten fiel mir unwillkührlich die „Arzenei“ ein, mit der ich vor einigen Tagen die traurige Ehre hatte, verglichen zu werden, und bedauerte im Stillen, von den Gold- und Silberstrahlen nichts zu bemerken.

„Zürne ihr nicht in deinen Gedanken, Emanuel!“ sagte Hortensie: „Zürne ihr nicht, der Schwachen, und ihres krankhaften Wahnes nicht, daß sie dich mit bittern Heilmitteln verglich. Sei edler, als die Unbesonnene, von Schmerzen Verführte, von irdischen Schwächen oft dem Wahnsinn Hingegebene!“

Der Doktor warf mir bei diesen Worten einen lächelnden Blick zu; ich dem Doktor, aber mit der Geberde des Erstaunens, nicht darum, daß

die stolze Schöne sich zu einer Abbitte erniedrigte, sondern daß sie meine Gedanken errathen zu haben schien.

„O zerstreue dich nicht, Emanuel!“ sagte die Verklärte schnell: „Du redest mit dem Arzte. Wende deine Aufmerksamkeit allein ihr und ihrer Rettung zu. Es thut weh, wenn dein Gedanke einen Augenblick lang von ihr läßt. Beharre im festen Verlangen, ihr ganzes bald aufgelöstes Wesen mit der wohlthätigen Macht deines Lichts zu durchströmen. Siehst du, wie dein Wille stark ist? Die erstarrten Fasern erweichen und schmelzen, wie Reif des Winters am Sonnenblick.“

Indem sie dies sprach, sank ihr erhobener Arm. Es kam Bewegung und Leben in die Gestalt. Sie verlangte den Sessel. Der Doktor brachte ihr einen, wie im Zimmer standen, mit grünseidenen kostbar gestickten Polstern. „Nicht solchen!“ sagte sie. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Den mit gestreifter Leinwand überzogenen Lehnstuhl, welcher im Zimmer Emanuels, vor seinem Schreibtische steht. Den bringet ihr für immer.“

Allerdings erregte ihre Kenntniß meines Zimmers meine Verwunderung. Wirklich hatte ich den Lehnstuhl erst vor dem Schreibtische stehen lassen; die Gräfin aber mein Zimmer wohl nie gesehen. Da ich einer der Kammerfrauen den Schlüssel der

Stube reichte, sagte Hortense: „Ist das also der Schlüssel gewesen? Sie erkannte den dunkeln Flecken nicht. Du hast in der linken Tasche deiner Weste noch einen Schlüssel; entferne ihn von dir.“ — Ich that es. Es war der Schlüssel eines Schrants.

Sobald mein Lehnstuhl kam, setzte sie sich, und wie es schien mit Wohlbehagen, in denselben. Mir befahl sie, nahe vor ihr zu stehen, die beiden Hände gegen sie ausgestreckt, die Fingerspitzen in der Richtung gegen ihre Herzgrube.

„Gott, welcher Wonne ist der Mensch fähig!“ sagte sie. „Emanuel, gib ihr dein Wort, sie beschwort dich: verlasse sie nicht, bis die Zerrüttung ihres Innern hergestellt, ihre Heilung vollendet ist. Würdest du sie verlassen, sie müßte elendiglich umkommen. An dir hängt ihr Leben.“

Ich versprach mit Entzücken und Stolz, Verwahrer und Schutzengel eines so köstlichen Lebens zu sein. „Achte auch nicht,“ fuhr sie fort „wenn sie in ihrem kranken Zustande des irdischen Wachens dich verkennt. Vergib ihr, denn sie ist eine Elende, die nicht weiß, was sie thut. Alle Laster sind Krankheiten im Sterblichen, welche die Macht des Geistes lähmen.“

Sie ward jetzt sehr gesprächig, und weit entfernt, meinen Fragen zu zürnen, schien sie dieselben mit Wohlgefallen zu hören. Ich äußerte ihr

meine Verwunderung über die Seltsamkeit ihres Zustandes. Nie hätte ich gehört, daß eine Krankheit den Menschen gleichsam göttlicher mache; daß er mit geschlossenen Augen das Niegesehene und Weitentfernte erkenne, selbst die Gedanken eines Andern wisse. Ich müsse glauben, ihr Zustand, der mit Recht einer Verklärung gliche, sei das Vollendetste aller Gesundheit.

Nach einem minutenlangen Schweigen — immer ging solches ihren Antworten vorher — sagte sie: „Sie ist gesund, wie ein Sterbender, dessen Stoffe auseinander fallen wollen. Sie ist gesund, wie sie sein wird, wenn das Menschliche aufhört und der Leib zerbricht, die irdische Lampe des ewigen Lichtes."

„Diese Erklärung," sagte ich, „läßt mir Alles dunkel."

„Dunkel, Emanuel? Aber du wirst es erfahren. Sie weiß vieles und kann es doch nicht sagen; sie schaut vieles hell, vieles dämmerig, und kann es doch nicht nennen. Siehe, der Mensch ist zusammengefügt aus allerlei Wesen, die binden und gestalten sich zusammen, wie um einen einzigen Punkt, und dadurch wird er Mensch. So sind alle Theilchen einer Blume zusammengehalten, wodurch die Blume wird. Und weil eins das andere hält und bindet, beschränkt eins das andere, und keines ist alles, was es für sich sein konnte,

weil alles nur den Menschen machen soll und anderes nicht. Die Natur ist wie ein unendlicher Ozean von Helligkeit, in welchem sich, aus dem Wesen des Ozeans, einzelne dichtere Punkte zusammenziehen. Das sind Geschöpfe. Oder wie ein weiter Glanzhimmel, in welchem Lichttropfen zusammenrinnen zu Sternen. Alles was in der Welt ist, das ist zusammengeronnen aus dem Aufgelösten, das überall ist, und sauget immer mehr ein, und löset sich eben darum wieder in Allem auf, weil es nicht bestehen kann. So ist der Mensch eine aus mannigfaltigen Wesen des Alls erwachsene, umherschwimmende Blume. Aber damit der Mensch sei, haben sich um ihn geringere Wesen legen müssen, die ihn tragen sollen. Wie sie ihn tragen, nehmen sie ihm die Freiheit, die seinem Wesen eigen ist. Er leidet aber an der Freiheit, damit er Mensch sei und gleichgeformten Wesen enger angehöre, die Menschen sind. Die fremden Dinge oder Wesen aber, die sich um uns anlegen, bilden den Leib. Der Leib ist aber nur die Schale eines himmlischern Leibes. Der himmlischere Leib heißt Seele. Die Seele aber ist die Verhüllung des Ewigen. Nun ist die irdische Schale an der Kranken gebrochen, darum strömt ihr Licht aus, ihre Seele tritt mit allem in Verbindung, wovon sie sonst durch die gesunde Schale getrennt war, und sieht und hört und

fühlt auſſer derſelben und inner derſelben. Denn nicht der Leib empfindet, er iſt nur ein an ſich todter Träger der Seele. Ohne ſie ſind Auge, Ohr und Zunge dem Steine gleich. Kann nun die irdiſche Schale der Kranken nicht geſunden, Emanuel, durch dich: ſo wird ſie ganz zerbrechen und abfallen. Dann hört die Kranke nicht mehr den Menſchen, weil ſie nichts Menſchliches beſitzt, ſich ihnen mitzutheilen."

Sie ſchwieg. Ich horchte, als ſpräche ſie Offenbarungen aus fremden Welten. Ich verſtand nichts, und ahnete doch, was ſie dachte. Der Graf und der Arzt hörten ſie mit gleichem Erſtaunen an. Beide verſicherten mich nachher, Hortenſe habe nie ſo heiter, ſo anhaltend und gleichſam übirdiſch geredet, wie diesmal; vielmehr nur abgebrochen, oft unter Schmerzen; oft ſei ſie in entſetzliche Verzuckungen gerathen, oder viele Stunden lang in Erſtarrung gelegen. Auch habe ſie höchſt ſelten nur auf Fragen geantwortet. Recht ſchien das Geſpräch ſie gar nicht zu ermüden.

Ich machte ſie auf ihre Schwache aufmerkſam, und fragte, ob langes Reden ihre Kräfte nicht erſchöpfe? Sie verſicherte: „Gar nicht! Ihr iſt wohl. Ihr wird immer wohl ſein, wenn du bei ihr biſt. In ſieben Minuten wird ſie aber erwachen. Sie wird eine ruhige Nacht haben; doch morgen Nachmittag um drei Uhr kehrt ihr Schlaf

zurück; dann fehle nicht, Emanuel. Fünf Minuten vor drei Uhr werden Krämpfe bei ihr eintreten wollen; dann strecke segnend deine Hand gegen sie, mit dem Ernste, ihr ein Heiland zu werden. Fünf Minuten vor drei Uhr, und zwar nach der Wanduhr in deinem Zimmer, nicht nach deiner Taschenuhr, welche drei Minuten von der Wanduhr verschieden geht. Richte diese alle Tage fleißig nach jener, damit die Kranke nicht darunter leide."

Sie sagte noch verschiedenes Minderbedeutendes, verordnete, was man ihr nach dem Erwachen zum Trinken, was zum Nachtessen geben solle, wann sie zu Bette gebracht werden müsse und dergleichen. Dann schwieg sie. Die vorige Todtenstille herrschte. Allmälig ward ihr Gesicht blasser, wie es gewöhnlich zu sein pflegte; das Leben der Mienen verschwand. Sie schien, obgleich sie die Augen nie geöffnet hatte, so lange ich im Zimmer gewesen war, erst jetzt einschlafen zu wollen oder wirklich zu schlafen. Denn sie hielt sich nicht mehr aufrecht, sondern sank nachlässig zusammen, und nickte mit dem Kopfe, wie Schlafende pflegen. Dann fing sie an, ihre Arme zu dehnen, sich zu strecken. Sie gähnte. Sie rieb die Augen, öffnete sie und ward ungefähr in derselben Minute wach und munter, welche sie vorher bestimmt hatte.

Als sie mich erblickte, schien sie bestürzt. Sie

ſah ſich nach den Andern um. Die Kammerfrauen eilten herbei; auch der Graf und Doktor Walter.

„Was iſt Ihnen gefällig?“ fragte ſie mich mit hartem Tone.

„Gnädige Gräfin, ich erwarte nur Ihre Befehle.“

„Wer ſind Sie?“

„Fauſt, Ihnen zu dienen.“

„Ich bin für Ihren guten Willen ſehr verbunden; doch erlauben Sie, daß ich allein ſein darf!“ ſagte ſie etwas verdrießlich, verneigte ſich ſtolz gegen mich, ſtand auf und wandte mir den Rücken zu.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer mit ſeltſam gemiſchten Empfindungen. Wie himmelweit war die Wachende von der Schläferin verſchieden! Weg waren meine Gold- und Silberſtraßen, weg ihr trauliches Du, das ſie ſo tief in mein Innerſtes hineingerufen, und ſelbſt der Name Emanuel, mit welchem ſie mich bereichert hatte, galt nicht mehr.

Kopfſchüttelnd trat ich in mein Zimmer, halbträumend, wie einer, der Feenmährchen geleſen und ſich darin verloren hat, daß er die Wirklichkeit noch für verzaubert hält. Der Lehnſtuhl vor meinem Schreibtiſche fehlte.

Ich ſetzte einen andern hin, ſchrieb das Wun-

bermährchen auf, wie ich es erlebt hatte, und von Hortensiens Worten so viel ich wußte; denn ich fürchtete, einst mir selbst nicht zu glauben, wenn ich es nicht schriftlich vor mir hätte. Versprochen hatte ich, alle Harte zu verzeihen, die sie wachend gegen mich äussern würde. Gern ward ihr von mir vergeben. Nur daß sie so schön war — das konnte ich nicht gleichgültig ertragen.

Eine zweite Verklärung.

Der Graf von Hormeag besuchte mich folgenden Tages auf meinem Zimmer, um mir zu erzählen, welch eine ruhige Nacht Hortensie genossen; wie sie stärker, erquickter sei, als seit langer Zeit. „Ich habe," sagte er, „beim Frühstück alles erzählt, was gestern vorgegangen ist. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte mir nicht glauben; sie sagte: so müsse sie Anfälle von Wahnsinn haben. Sie fing an zu weinen. Ich beruhigte sie. Ich sagte ihr: das werde ohne Zweifel ihre vollständige Genesung herbeiführen; denn in Ihnen, lieber Faust, wohne gewiß eine wunderthuende, Ihnen vielleicht bisher selbst unbekannt gewesene Kraft Gottes. Ich bat sie, Ihnen zu erlauben, ihr auch von Zeit zu Zeit, wenn sie wachend wäre, Gesellschaft zu leisten, denn ich versprächte mir viel von Ihrer Nähe. Aber ich konnte sie dazu

nicht bewegen. Sie versicherte, Ihr Anblick hätte etwas Unausstehliches für sie; nur nach und nach vielleicht könne sie sich an Sie gewöhnen. Was wollen wir machen? Erzwingen läßt sich nichts, ohne ihr Leben in Gefahr zu sehen."

So sprach er, und suchte Hortensien auf alle Weise bei mir zu entschuldigen. Er bewies mir, gleichsam zum Ersatz für Hortensiens beleidigenden Widerwillen, Eigensinn und Stolz, das rührendste Vertrauen; erzählte von seinen Familienverhältnissen, von seinen Gütern, Prozessen und übrigen Unannehmlichkeiten; begehrte meinen Rath, und versprach mir alle seine Papiere zur Einsicht vorzulegen, damit mein Urtheil in seinen Angelegenheiten desto bestimmter würde. Er hielt schon den gleichen Tag Wort. Eingeweiht in alle, auch in die geheimsten seiner Verhältnisse, ward ich ihm täglich vertrauter; und seine Freundschaft schien sich in gleichem Grade zu mehren, als die Abneigung seiner Tochter gegen mich zunahm. Ich führte zuletzt seinen ganzen Briefwechsel, sogar die Verwaltung seiner Einkünfte, die Ordnung des gesammten Hauswesens, daß ich in Kurzem sein Alles ward. Er hing mit unbedingter Zuversicht an mir, von meiner Redlichkeit, meinem guten Willen überzeugt, und schien nur dann unwillig zu werden, wenn er gewahr ward, daß ich, außer dem Nöthigsten, für

mich selbst nichts begehrte, sogar seine reichen Geschenke standhaft ausschlug. Doktor Walter und alle männliche und weibliche Bediente des Hauses bemerkten bald, welchen außerordentlichen Einfluß ich eben so schnell, als unerwartet, erlangt hatte. Sie umringten mich mit Höflichkeiten und Schmeicheleien; ich war glücklich durch diese unverdiente, allgemeine Zuneigung. Doch gern würde ich sie hingegeben haben, wenn ich damit die Duldung der feindseligen Gräfin hätte erkaufen können. Sie aber blieb unversöhnlich. Ihre Abneigung schien in Haß zu entarten. Sie warnte ihren Vater vor mir, als einem schlauen Abenteurer und Betrüger. Gegen die Kammerfrauen nannte sie mich nur den Landstreicher, der sich in das Vertrauen des Vaters eingeniſtet habe. Der alte Graf durfte endlich kaum wagen, meiner in ihrer Gegenwart zu gedenken.

Doch ich will der Geschichte und Zeitfolge der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Meine Taschenuhr war gerichtet. Wirklich ging sie um drei Minuten von der Wanduhr verschieden. Fünf Minuten vor drei Uhr Nachmittags, nicht früher, nicht später, trat ich unangemeldet in Hortensens Zimmer. Es waren die gestrigen Zeugen zugegen. Sie saß in ihrer, nur allein ihr eigenen Holdseligkeit auf einem Sopha, blaß, leidend, in nachdenkender Stellung. Wie sie

meiner gewahr ward, warf ſie mir einen verächtlich-ſtolzen Blick zu, ſtand heftig auf und rief: „Wer gab Ihnen Erlaubniß, ohne Anmeldung und geraden Weges zu mir . . .“

Ein heftiger Schrei und fürchterliche Verzuckungen erſtickten ihre Stimme. Sie ſank in die Arme der Kammerfrauen. Man brachte den Lehnſeſſel, welchen ſie geſtern begehrt hatte. Kaum ſaß ſie in demſelben, ſchlug ſie mit geballten Fäuſten auf entſetzliche Weiſe und mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Leib, wie ihr Haupt. Ich konnte den grauſenhaften Anblick kaum ertragen. Zitternd nahm ich meine geſtern vorgeſchriebene Stellung ein, die Fingerſpitzen meiner beiden Hände gegen ſie gerichtet. Sie aber, die Augen krampfhaft verdreht und ſtarr, faßte mit Ungeſtüm meine Hand, und ließ die Finger derſelben mehrmals mit großer Heftigkeit gegen ihren Magen. Ich blieb ſo. Sie ward bald ruhiger, ſchloß die Augen und ſchien einzuſchlafen, nachdem ſie einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen hatte. Ihr Geſicht verrieth Schmerz. Sie wimmerte einigemal dumpf. Aber auch der Schmerz ſchien bald zu weichen. Sie ſeufzte nur ein paarmal noch leiſe. Ihre Mienen wurden heiterer und ſtellten bald wieder den Ausdruck innerer Seligkeit dar, während die Bläſſe des Angeſichts von einer milden Röthe überflogen ward.

Nach wenigen Minuten sagte sie: „Du treuer Freund, was wäre sie ohne dich?“ Sie sprach diese wenigen Worte mit einer feierlichen Zärtlichkeit, in welcher sich vielleicht nur die Himmlischen begrüßen mögen. Ihre Töne wiederklangen in allen meinen Nerven.

„Ist Ihnen wohl, gnädige Gräfin?“ fragte ich halblaut, denn ich fürchtete noch, sie werde mir wieder die Thür weisen.

„Sehr, o sehr, Emanuel!“ antwortete sie: „So sehr wie gestern, wohl noch mehr. Aber es scheint, dein Wille ist entschiedener, deine Kraft erhabter, ihr zu helfen. Sie athmet, sie schwimmt in dem Glanzkreis, der dich umwallt, und ihr Wesen, durchdrungen von dem deinigen, ist in dir aufgelöset. Konnte sie ewig so sein!“

Uns andern profanischen Zuhörern war diese Redensart sehr unverständlich, doch mir keineswegs unangenehm. Ich bedauerte blos, daß Hortense nicht mich, sondern einen Emanuel meinte, und sich vermuthlich täuschte. Doch gereichte es mir zu einigem Trost, als ich nachher vom Grafen erfuhr, daß seines Wissens unter allen ihren Verwandten und Bekannten niemals einer gewesen, der den Namen Emanuel getragen.

Als ihr Vater Fragen an sie richtete, hörte sie ihn gar nicht; denn mitten in seiner Rede redete sie mich an. Er trat ihr daher näher. So

wie er neben mir ſtand, ward ſie aufmerkſamer. „Wie, lieber Vater, biſt du auch hier?“ ſagte ſie. Nun beantwortete ſie auch ſeine Fragen. Da ich ſie fragte, warum ſie ihn nicht früher bemerkt hätte? erwiederte ſie: „Er ſtand im Dunkeln; nur bei dir iſt Licht. Auch du leuchteſt, Vater, doch ſchwächer, als Emanuel, und nur im Wiederſchein von dieſem.“ — Da ich ihr ſagte, es wären noch mehr Perſonen im Zimmer, ſchwieg ſie lange, und nannte nachher alle, auch die Stelle, wo ſie ſich befanden. Sie hatte aber immer die Augen geſchloſſen, und doch wußte ſie genau zu bezeichnen, ſelbſt was hinter ihr geſchah. Ja, ſie bemerkte die Zahl der Perſonen, welche draußen in einer Gondel auf dem Kanal am Palaß vorüberfuhren, und hatte nicht geirrt.

„Wie iſt es aber möglich, daß Sie dies wiſſen? Sie ſehen es doch nicht!“ ſagte ich.

„Hat ſie dir nicht geſtern ſchon bezeugt, daß ſie krank iſt? Daß nicht der Leib die Außenwelt erkennt, ſondern die Seele? Fleiſch und Blut und Knochenbau iſt nur Schale, welche den edeln Kern umfängt. Nun aber iſt die Schale zerriſſen und die Lebenskraft derſelben will das Mangelnde ergänzen, aber vermag es nicht, ohne Beiſtand. Darum fordert dich der Geiſt. Und die Seele, hervorquellend und in das Weltall hinausfühlend, findet dich, und erfüllet ſich mit deiner Kraft.

Wenn sie irdisch wacht, sieht sie, hört sie, empfindet sie schneller, lebhafter, aber nur das Aeussere, das Nahe, welches zu ihr tritt. Nun aber begegnet sie den Dingen, die sie will und nicht will; sie berührt nicht, sie durchdringt; sie vermuthet nicht, sie weiß. Im Traum kommst du auch zu den Dingen, sie kommen nicht zu dir; und du weißt sie, und weißt, warum sie so thun. Auch jetzt ist ihr, wie Traum; doch weiß sie wohl, daß sie wache, aber ihr Leib wacht nicht; die äussern Sinne helfen ihr nicht."

Sie erzählte darauf viel von ihrer Krankheit, von ihren Nachtwandlungen, von einer langen Ohnmacht, in der sie einst gelegen, und wie ihr dabei gewesen, was in ihr vorgegangen sei, was sie gedacht habe, während die Umstehenden sie als todt beweint hätten. Der Graf von Hormegg hörte ihre Erzählung mit Erstaunen; denn ausser vielen Umständen, die er gar nicht gekannt hatte, berührte sie andere, welche während ihrer zehnstündigen Ohnmacht geschehen waren, und um die Niemand wissen konnte, als nur er allein; zum Beispiel, wie er von ihr hoffnungslos hinweggegangen, in seinem Zimmer auf das Knie gefallen sei, und in schmerzlicher Verzweiflung gebetet habe. Er hatte dies Niemandem gesagt; Keiner hatte ihn beobachten können; denn nicht nur hatte er damals die Stubenthür verriegelt gehabt, son-

dern es war auch finſtere Nacht geweſen und ſein Zimmer ohne alle Beleuchtung. Nun Hortenſe davon redete, läugnete er es nicht. Unbegreiflich blieb, daß ſie in der Ohnmacht darum gewußt habe; noch mehr, daß ſie ſich deſſen jetzt erinnerte, da jener Vorfall in Hortenſens frühere Kindheit gehörte. Sie mochte damals kaum acht Jahre gezählt haben.

Auch das blieb auffallend, daß ſie immer von ſich ſelbſt in der dritten Perſon redete, wie von einer fremden, wenn ſie von ihren eigenen Geſchichten erzählte, oder von ſich, wie ſie in den Verhältniſſen des bürgerlichen oder geſellſchaftlichen Lebens ſtand. Einmal ſagte ſie ausdrücklich: „Ich bin keine Gräfin, ſondern ſie iſt Gräfin!“ Ein andermal: „Ich bin nicht die Tochter des Grafen von Hormegg, ſondern ſie iſt es.“

So wie ihr ganzes Aeuſſere in einer Verklärung zu ſchweben ſchien, ruhiger, höher, ſchöner, als gewöhnlich, ſtimmte damit auch ihre Sprache überein. Dieſe war, wenn auch noch ſo leicht und heiter, dennoch feierlicher als im gemeinen Leben, jeder Ausdruck gewählter, zuweilen dichteriſch. Theils dies, theils ihre erhöhte Vorſtellungskraft, theils daß ſie von Dingen redete oder dieſelben aus Geſichtspunkten faßte, welche uns Andern fremd waren, verurſachte in ihren Wor-

ten nicht selten eine sonderbare Dunkelheit, oft gänzliche scheinbare Zusammenhangslosigkeit.

Dabei redete sie gern, und liebte es, wenn sie gefragt ward, besonders von mir. Zuweilen versank sie aber in ein stilles, langes Betrachten; man las in ihren Gesichtszügen den Ausdruck des bald unzufriedenen, bald befriedigten Suchens, der Befremdung, der Verwunderung oder des Entzückens. Dann unterbrach sie das tiefe Schweigen von Zeit zu Zeit mit einzelnen Ausrufungen, indem sie lispelte: „Heiliger Gott!“

Univ. Bibl. München

Einmal fing sie von selbst an: „Nun ist die Welt ganz anders, als sonst. Es ist ein großes Eins, und das unendliche Eins ist ein geringes Eins. Es ist gar kein Unterschied zwischen Körper und Geist, denn Alles ist Geist und Alles kann Körper werden, wenn es zusammentritt, daß es als etwas Einzelnes empfunden werden mag. Es ist Alles wie aus reinstem Aetherduft geformt; Alles lebendig und rege; Alles sich verwandelnd, weil sich Alles vereinen will und Eins das Andere aufhebt. Es ist ewiges Gähren des Lebens, ewiges Schwanken zwischen Zuviel und Zuwenig. Siehst du, wie aus dem reinsten Himmel Wolken hervorgehen? Sie wallen und schwellen, bis das Maas erfüllt ist, und sie, vom Erdball angezogen, ihn als Feuer oder Regen durchdringen. Siehst du die Blume? Ein Lebensfunke ist in das Ge-

wühl der andern Kräfte gefallen; er verbindet ſich mit allen, die ihm dienen ſollen, geſtaltet ſie, und der Keim wird Pflanze, bis das Zuviel der dienenden Kräfte ſeine eigene Macht überwächſt und verdrängt. Und wie er von ihnen verſtoßen iſt, fallen ſie ſelbſt auseinander, weil ſie nichts mehr zuſammenbindet. So iſt das Werden und Vergehen des Menſchen."

Noch viel Anderes ſprach ſie, mir ganz Unverſtändliches. Ihre Verklärung endete wie das erſtemal. Sie ſagte wieder genau die Zeit ihres irdiſchen Erwachens, ſo wie die Erſcheinung eines ähnlichen Zuſtandes für den folgenden Tag voraus. Mit gleich finſtern Mienen verabſchiedete ſie mich, ſobald ſie die Augen aufſchlug, wie das erſtemal.

Sympathie und Antipathie.

So dauerte es, und immer auf die ähnliche Weiſe, mehrere Monate. Ich möchte und konnte nicht alle denkwürdigen Aeußerungen aufzeichnen. Ihre ſonderbare Krankheit litt nur unmerkliche Abänderungen, von denen ich weder behaupten konnte, ſie deuten auf Beſſerung noch auf Verſchlimmerung. Denn wiewohl ſie weniger von Krämpfen und Zuckungen duldete, und ſo lange ſie wachte, nicht die geringſte Unbequemlichkeit zu

ſpüren ſchien, ausgenommen auſſerordentliche Reizbarkeit, kehrten dagegen doch ihre unnatürlichen Einſchlafungen und Verklärungsſtunden häufiger ein, ſo daß ich des Tages oft zwei- und dreimal zu ihr berufen ward.

Ich ward dadurch wirklicher Sklave des Hauſes; denn ich durfte mich nie entfernen, oder nur auf wenige Stunden. Jedes Verſäumniß konnte tödtliche Gefahr bringen. Und ich trug das Joch der Sklaverei ſo gern! Ich fehlte nie. Meine Seele zitterte froh, wenn der Augenblick kam, da ich zu der ſchönen Wunderbaren beſchieden ward. Jeder Tag bekleidete ſie mit höherm Liebreiz. Hatte ich ſie geſehen, gehört, auch nur eine Stunde lang, hatte ich der Seligkeiten und berauſchenden Erinnerungen genug, um daran lange in meiner Einſamkeit zu ſchwelgen. O die Trunkenheit der erſten Liebe!

Ja, ich läugne es nicht, Liebe war's: wahrlich aber, ich möchte ſagen, keine irdiſche, ſondern überirdiſche. Mein ganzes Sein war an die Göttliche gebunden, durch eine Ehrfurcht, in der ſelbſt die Hoffnung erſtarb, ihres gleichgültigſten Blickes werth zu ſein. Hätte mich die Gräfin nur gleich dem geringſten ihrer Aufwarter dulden können, ohne Widerwillen, ohne Abſcheu, ich hätte gemeint — ſo dachte ich damals — der Himmel trüge kein höheres Glück. Allein wie in den Zu-

ſtänden der Verklärung ihre Huld gegen mich zuzunehmen ſchien, eben ſo ſchien ihre Abneigung gegen meine Perſon zu wachſen, wenn ſie mich ſah, ſobald ſie wachend ward. Es wuchs dieſe Abneigung endlich zu bitterm Haß. Sie äuſſerte denſelben bei jedem Anlaß, und immer auf eine für mich empfindliche Art. Sie bat ihren Vater täglich und immer dringender, mich aus dem Hauſe zu entfernen; ſie beſchwor ihn darum mit Thränen des Eigenſinns; ſie behauptete, ich könne nichts zu ihrer Geneſung beitragen; und wäre es, ſo würde alles Gute, welches ich vielleicht während ihrer Bewußtloſigkeit ſtiften mochte, wieder durch den Verdruß zerſtört, den ihr meine Nähe verurſache. Sie verachte mich, als einen gemeinen Landſtreicher, als einen Menſchen von allzuſchlechter Herkunft, dem nicht geſtattet werden müſſe, die gleiche Luft mit ihr zu athmen, geſchweige ſo inniges Verhältniß mit ihr, oder ſo groſſes Vertrauen bei einem Grafen von Hormegg zu genieſſen.

Man weiß wohl, Frauenzimmer, zumal ſchöne, verzärtelte, eigenſinnige, haben ihre Launen, und nehmen es ſich nicht übel, wenn ſie zuweilen oder immer mit ſich ſelbſt in kleinen Widerſprüchen ſind. Aber niemals hat wohl in einem Sterblichen gröſſerer Widerſpruch mit ſich ſtatt gefunden, als in der ſchönen Hortenſie. Denn was ſie wachend

gedacht, geredet, gethan, widerrief sie in den Augenblicken ihren Verklärung. Sie beschwor den Grafen, auf nichts zu achten, was sie ihm wider mich vorbringen würde; sie betheuerte, daß meine Entfernung aus dem Hause unfehlbar die Verschlimmerung ihrer Krankheit zur Folge haben und mit ihrem Tode endigen würde. Mich selbst beschwor sie, ihrer Launen nicht zu achten, großmüthig ihr thörichtes Betragen zu verzeihen, und in der Ueberzeugung zu leben, sie werde sich gewiß gegen mich bessern, sobald ihre Krankheit abnähme.

Ich mußte in der That eben so sehr, wie jeder Andere, über Hortensiens wunderbare Hinneigung zu mir während ihrer Verklärungszeiten erstaunen. Sie schien gleichsam nur durch mich und in mir zu leben. Sie errieth, nein, sie wußte meine Gedanken, besonders sobald dieselben Bezug auf sie hatten. Es war nicht nöthig, ihr meine kleinen Zurechtweisungen auszusprechen; sie vollzog dieselben. So unglaublich es sein mag, ist es darum nicht weniger wahr, daß sie mit ihren Händen sogar unwillkührlich allen Bewegungen der meinigen folgte, nach jeder Richtung. Sie bezeugte, es sei kaum mehr nöthig, daß ich, wie anfangs, die Hand gegen sie ausstrecke; meine Gegenwart, mein Athem, mein bloßes Weilen genüge zu ihrem Wohlsein. Sie versäumte den Genuß alles Weines, alles Wassers, den ich nicht,

wie ſie ſagte, durch das Auflegen meiner Hände geweiht, und durch die aus meinen Fingerſpitzen ſtrahlenden Lichtſtröme heilſam gemacht hatte. Sie ging ſo weit, den leiſeſten meiner Wünſche für unwiderſtehlichen Befehl zu erklären.

„Sie hat keinen freien Willen mehr,“ ſagte ſie eines Tages; „ſobald ſie dein Wollen erkennt, Emanuel, iſt ſie gezwungen, eben ſo zu wollen. Dein Gedanke beherrſcht ſie mit übernatürlicher Gewalt. Und gerade in dieſem Gehorſam fühlt ſie ihr Wohl, ihre Seligkeit. Sie kann nicht dawider. Sobald ſie deine Gedanken wahrnimmt, ſind es ihre Gedanken und Geſetze.“

„Aber wie iſt dies Wahrnehmen meiner Gedanken möglich, theuerſte Gräfin?“ ſagte ich. „Hinwegläugnen kann ich's nicht, daß Sie oft das Verborgenſte in meiner Seele erkennen. Welch eine ſeltſame Krankheit, die Sie gleichſam allwiſſend macht! Wer möchte ſich nicht dieſe Vollkommenheit wünſchen, da Krankheit ſonſt ein Zuſtand unſerer größten Unvollkommenheit zu ſein pflegt.“

„Er iſt es auch bei ihr!“ ſagte ſie. „Täuſche dich nicht, Emanuel. Sie iſt ſehr unvollkommen, da ſie ihrer Selbſtſtändigkeit großern Theil verloren hat. Sie hat ſich an dich verloren. Sie iſt nichts mehr, als durch dich. Sie hat ihr Leben nur in dir. Stürbeſt du heute, dein letzter Odem-

zug würde auch ihr letzter sein. Deine Heiterkeit ist ihre Heiterkeit, dein Schmerz ihr Schmerz."

„Können Sie mir aber die Möglichkeit eines Wunders erklären, meine Gräfin, das mich in tiefes Erstaunen setzt, und allem meinem Nachsinnen unbegreiflich bleibt?"

Sie schwieg lange. Nach einer halben Viertelstunde sagte sie: „Nein. Erklären kann sie es nicht. Kommt's dir nicht auch zuweilen in Träumen von andern Personen vor, als wüßtest du deren Gedanken, oder als dächtest du deren Gedanken in gleichem Augenblick, wie die Personen selbst? So ist's bei dir; und doch lebt die Kranke dabei in sonderbarer Klarheit, und ist sich bewußt, daß sie wache."

„Zwar", fuhr sie fort, „ihr Ich ist immerdar dasselbe. Aber was den Geist mit dem Leib vereint, ist nicht mehr dasselbe. Ihre Hülle ist in den Theilen wund, an welche sich die Seele am ersten und innigsten anschließt. Es fließt ihr Leben aus und wird schwächer, und läßt sich nicht binden. Wärst du, Emanuel, nicht gefunden worden, die Kranke wäre schon aufgelöset. Aber wie die ausgerissene Pflanze, deren Kräfte verdunsten, ohne Ersatz zu finden, wenn ihre Wurzeln wieder in frischen Boden gelegt werden, neues Leben schöpft aus der Erde, neue Zweige treibt und grünend wird: so die Kranke. Seele, und Leben,

ſich ins All verſtrömend, findet in deiner Lebensfülle Nahrung; treibt gleichſam Wurzeln in deinem Weſen; geneſet durch dich. Sie iſt ein verlöſchendes Licht in zerbrochenem Gefäß; aber der vertrocknende Docht des Lebens nährt ſich wieder im Oel deiner Lampe. So iſt die Kranke nun ſeeliſch in dich hineingewurzelt; lebt von der gleichen Kraft, wie du; darum hat ſie Luſt und Schmerz, Empfindung, Willen und ſelbſt Gedanken gleich dir. Du biſt ihr Leben, Emanuel."

Die Frauenzimmer konnten ſich bei dieſer zärtlichen Erklärung des muthwilligen Lächelns ſo wenig entwehren, als der Doktor.

Am gleichen Tage ſagte der Graf von Hormegg zu mir: „Wollen Sie nicht einmal zum Spaß Ihre Allmacht bei Hortenſien auf die ſtärkſte Probe ſetzen?"

„Und wie?"

„Verlangen Sie, als Beweis ihres Gehorſams, daß Hortenſie Sie zu ſich rufen laſſe, wenn ſie wach iſt, und Ihnen freiwillig die ſchönſte ihrer in den Blumengeſchirren blühenden Roſen zum Geſchenke mache."

„Es iſt zuviel; es wäre unbeſcheiden. Sie wiſſen, Herr Graf, welchen unüberwindlichen Widerwillen ſie gegen den armen Fauſt hat, ſo ſehr ſie auch den Emanuel zu achten ſcheine."

„Eben deswegen bitte ich Sie, machen Sie den Versuch; wäre es auch nur, um zu wissen, ob die Kraft Ihres Willens mächtig genug sei, aus dem Zustand der Verklärungen in den wachenden des gewöhnlichen Lebens hinüberzuwirken? Sobald sie dann erwacht sein wird, soll ihr Niemand von dem sagen, was Sie gewünscht haben. Daher soll auch veranstaltet werden, daß ausser mir und Ihnen Niemand zugegen sein soll, wenn Sie den Wunsch äussern."

Ich versprach zu gehorchen. Doch gestehe ich, es geschah ungern.

Die Rose.

Als ich den folgenden Morgen zu ihr kam, da sie schon im Schlummer lag, der ihren Verklärungen voranzugehen pflegte — und früher zeigte ich mich nie in ihrem Zimmer —, war nur der Graf allein da. Er mahnte mich mit einem Blick seiner Augen lächelnd an die gestrige Abrede.

Hortensia ging in ihr Verklärungserwachen über und fing sogleich freundliches Gespräch an. Sie versicherte, ihre Krankheit hätte bald den Wendepunkt erreicht; dann würde dieselbe allmälig abnehmen, welches daraus zu erkennen sein würde, daß sie weniger helle Wahrnehmungen

im Schlafe hätte. Ich ward verlegener, je mehr mir der Graf zuwinkte, mein Ansuchen vorzubringen. Sie wandte sich unruhig her und hin; sie runzelte die Stirn; sie schien über sich nachzudenken.

Um mich zu zerstreuen oder zu ermuthigen, ging ich schweigend durch das Zimmer zum Fenster, wo Hortensiens Blumen blühten, und tändelte mit den Fingern in den Zweigen eines Rosenstocks. Ich stach mir in der Unachtsamkeit einen Dorn ziemlich tief in die Spitze meines Mittelfingers.

Hortensie that einen lauten Schrei. Ich eilte zu ihr, desgleichen der Graf. Sie klagte über einen heftigen Stich an der Spitze ihres Mittelfingers der rechten Hand. Sie behauptete, den Schmerz an derselben Stelle zu fühlen, wo ich mich verletzt hatte. Die Erscheinung gehörte zu den Seltsamkeiten, deren ich schon in ihrem Umgang gewohnt worden war. In der That glaubte ich da einen kaum sichtbaren bläulichen Punkt zu bemerken; in den folgenden Tagen aber entwickelte sich an dem Orte ein geringes Geschwür, eben so wie bei mir; nur das meinige war früher heil.

„Du hast daran die Schuld, Emanuel," sagte sie nach einigen Augenblicken: „du hast dich an den Rosen verwundet. Nimm dich in Acht. Was dir widerfährt, geschieht auch ihr."

Sie schwieg; auch ich. Mein Sinnen war, wie ich ihr den Antrag vorbringen solle. Die Verwundung schien dazu die bequemste Gelegenheit darzubieten. Der Graf winkte mir Mutd zu.

„Warum willst du nicht aussprechen," sagte Hortensie, „daß sie dich heute um zwölf Uhr, ehe sie zum Essen geht, zu ihr rufen lasse und dir die neuaufgeblühte Rose schenke?"

Bestürzt hörte ich meinen Wunsch von ihren Lippen. „Ich fürchtete, Sie durch meine Unbescheidenheit zu beleidigen!" sagte ich.

„O Emanuel, sie weiß gar wohl, daß dir der Vater selbst den Wunsch eingegeben!" versetzte sie lächelnd.

„Doch ist es auch zugleich mein innigstes Verlangen!" stammelte ich. „Werden Sie aber auch um zwölf Uhr, wenn Sie wach sind, noch daran denken?"

„Kann sie denn anders?" erwiederte sie mit gütigem Zulächeln.

Als das Gespräch davon endete, ging der Graf und ließ die aufwartenden Kammerfrauen und den Doktor kommen. Ich aber entfernte mich nach ungefähr einer halben Stunde, wie gewöhnlich, sobald die Verklärung in einem wirklichen Schlaf erlosch. Es mochte zehn Uhr vorüber sein.

Hortensie zeigte beim Aufwachen dem Doktor ihren schmerzenden Finger. Sie glaubte sich den-

feleen durch einen Nadelſtich wund gemacht zu haben, und wunderte ſich, keine äuſſere Verletzung daran zu finden.

Um eilf Uhr ward ſie unruhig: ging im Zimmer auf und ab; ſuchte allerlei hervor; fing mit den Frauenzimmern an von mir zu ſprechen, oder vielmehr nach ihrer Gewohnheit die Fülle ihres Zorns über mich zu ergieſſen, und ihren Vater mit Vorwürfen zu beſtürmen, daß er mich noch immer nicht entlaſſen habe.

„Der zudringliche Abentheurer iſt's nicht werth, daß ich ſeinetwillen ſo viel Worte, ja Thränen verſchwendet habe!“ ſagte ſie. „Ich weiß auch nicht, was mich zwingt, immer an ihn zu denken, und mir mit dem verhaßten Gedanken jede Stunde zu verbittern? Es iſt wahr, ich ſehe ihn nie, ich mag ihn nicht ſehen; und doch iſt es mir ſchon zu viel, daß ich ihn mit mir unter einem Dache weiß, und weiß, daß Sie, lieber Vater, auf ihn ſo viel halten. Ich möchte ſchwören, der elende Menſch habe es mir angethan. Doch geben Sie Acht, lieber Vater, ich täuſche mich gewiß nicht. Sie werden einſt Urſache haben, Ihre Gutmüthigkeit ſchwer zu bereuen. Er betrügt Sie und uns Alle.“

„Ich bitte dich, mein Kind,“ ſagte der Graf, „quäle dich und ermüde mich nicht immer mit dem Reden von ihm. Du kennſt ihn nicht; du ſahſt

ihn nur ein paarmal und sehr vorübergehend; wie magst du also das Verdammungsurtheil über ihn sprechen? Erwarte, ob ich ihn je auf falscher That ertappen werde. Inzwischen beruhige dich. Es ist genug, daß er dir nicht vor die Augen kommen darf."

Hortense schwieg. Sie sprach mit den Frauenzimmern von andern Gegenständen. Ihre Unruhe mehrte sich. Man fragte, ob ihr nicht wohl sei? Sie wußte nichts zu antworten. Sie fing an zu weinen. Man bemühte sich vergebens, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, oder ihrer Traurigkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in die Polsterkissen des Sopha's, und bat sowohl ihren Vater, als die Kammerfrauen, sie allein zu lassen.

Eine Viertelstunde vor zwölf Uhr hörte man sie schellen. Der hereintretenden Kammerfrau befahl sie, mir sagen zu lassen, daß ich mich mit dem Glockenschlag Zwölf bei ihr einfinden solle.

Ungeachtet ich mit Neugier dieser Einladung entgegengesehen hatte, kam sie mir doch überraschend. Theils das Außerordentliche der Sache selbst, theils die Furcht, der Angebeteten zu mißfallen, machte mich eben so bestürzt, als verlegen. Ich trat wohl manchmal vor meinen Spiegel, um zu sehen, ob ich denn wirklich ein Gesicht trage, das geschaffen sei, den Abscheu der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts zu erwecken.

Aber — es ſchlug zwölf Uhr. Mit laut klopfenden Herzen ging ich und bat ich mich bei Hortenſien melden. Ich ward vorgelaſſen.

Sie ſaß nachläſſig auf ihrem Sopha, ihr ſchönes Haupt von ſchwarzen Locken umnachtet, auf den weißen, zarten Arm gelehnt. Verdroſſen ſtand ſie auf, da ich eintrat und mit ſchwacher, ungewiſſer Stimme, mit einem ehrfurchtsvollen Blick, der ihre Gnade anflehte, ihren Befehl zu vernehmen erklärte.

Hortenſie antwortete nicht. Sie ging langſam an mir vorüber und ſinnig, als ſuche ſie nach Worten. Endlich blieb ſie vor mir ſtehen, warf mir einen verächtlichen Blick zu, und ſagte: „Herr Fauſt, es iſt mir, als ſollte ich Ihnen ein Anerbieten machen, um Sie zu bewegen, das Haus und Gefolge meines Vaters zu verlaſſen.“

„Gräfin,“ ſagte ich, und der männliche Stolz ward wieder in mir laut, „ich habe mich weder dem Herrn Grafen noch Ihnen aufgezwungen. Sie ſelber wiſſen es, aus welchen Gründen mich Ihr Herr Vater gebeten hat, in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben. Ich that es ungern; aber die Seelengüte Ihres Herrn Vaters, und die Hoffnung, Ihnen nützlich zu ſein, halten mich jetzt zurück, Ihrem eben geäuſſerten Befehl zu gehorchen, ſo wehe es mir auch thut, Ihnen zu mißfallen.“

Sie wandte mir den Rücken, und spielte mit einer kleinen Scheere am Fenster neben dem Rosenstock. Plötzlich schnitt sie die jüngst aufgebrochene Rose ab — sie war schön, wenn gleich einfach — reichte sie mir und sagte: „Nehmen Sie das Beste, was ich jetzt bei der Hand habe; ich gebe es Ihnen zur Belohnung daß Sie mir bisher — ausweichen. Kommen Sie nie wieder!"

Sie sprach das in so sichtbarer Verwirrung und geschwind, daß ich's kaum verstand; dann warf sie sich wieder auf's Sopha, und mit weggewandtem Gesicht winkte sie mir, da ich antworten wollte, heftig, mich zu entfernen. Ich ging.

Und wie ich von ihr war, war auch schon alle Beleidigung in mir wieder vergessen. Ich flog auf mein Zimmer. Nicht die zürnende, nur die leidende Hortensia in ihrer zarten Jungfräulichkeit schwebte vor mir. Die Rose kam aus ihrer Hand wie ein Juwel, dessen unendlichen Werth alle Kronen der Welt nicht aufwiegen konnten. Ich drückte die Blume an meine Lippen. Ich beklagte die Hinfälligkeit der Blüthe. Ich sann, wie ich sie mir, als das Theuerste aller meiner Besitzungen, am sichersten bewahren könnte; trocknete sie, wohl entfärbt, in den Blättern eines Buchs, und ließ sie zwischen runden krystallenen Glasscheiben, von einem goldenen Rand umfangen, legen, damit

ich sie, wie ein Amulet, an goldener Halsschnur auf der Brust tragen konnte.

Die Wechselbriefe.

Inzwischen war diese Begebenheit für mich der Anlaß mancher Unannehmlichkeit. Hortensens Haß sprach sich von da an entscheidender gegen mich aus, als jemals. Ihr Vater, allzugutmüthig, hielt umsonst Schutzreden. Sowohl seine Ueberzeugung, daß ich ein redlicher Mann sei, als meine Brauchbarkeit in den geheimen Geschäften seines Hauses, als auch, wie er fest glaubte, meine Unentbehrlichkeit zur Rettung seiner Tochter, waren stark genug, ihn lange gegen alle Einflüsterungen taub zu machen, die meinen Sturz bezweckten. Bald war er der Einzige im ganzen Hause, der mich freundlicher Worte und Blicke würdigte. Ich bemerkte, wie sich gemach alle Frauenzimmer, selbst Doktor Walter, endlich auch die niedrigsten Hausdiener scheu von mir entfernten, und mich mit einer gewissen Kälte und Verächtlichkeit behandelten. Ich erfuhr von dem treuherzigen Sebald, der mir wirklich ergeben blieb, daß es auf meine Vertreibung abgesehen sei, und die Gräfin geschworen habe, Jeden aus dem Dienst zu jagen, der sich unterfinge, mit mir eine Art Umgangs zu pflegen. Ihr Befehl war um so

wirkſamer, nicht nur, weil vom Hausarzt und Hausofmeiſter bis zum unterſten Küchenbuben jeder ſich glücklich pries, ein Diener dieſes reichen Hauſes zu ſein, ſondern weil Alle mich im Grunde nur als Ihresgleichen anſahen und mein unbeſchränktes Anſehen beim Grafen beneideten.

Allerdings mußte mir ſolche Lage unangenehm werden. Ich lebte zu Venedig in einem der glänzendſten Häuſer einſamer, als in der Wüſte; ohne Freund, ohne vertrauliche Geſellſchaft. Ich mußte alle meine Schritte und Tritte waren beobachtet. Dennoch ertrug ich Alles mit Geduld. Der edle Graf litt durch Hortenſens Launen nicht minder, als ich. Er ſelbſt ſuchte oft Troſt bei mir. Ich war allemal der beredteſte Fürſprecher meiner ſchönen Verfolgerin, die mich in ihren Verſöhnungsſtunden mit eben ſo vieler, faſt möchte ich ſagen zärtlichen, Zuneigung behandelte, als auſſer dieſen Stunden mit den Wirkungen ihres Eigenſinns und Stolzes plagte. Es ſchien, als würde ſie abwechſelnd von zwei feindſeligen Dämonen beherrſcht, einem Engel des Lichts und einem Engel der Finſterniß.

Als endlich aber auch der alte Graf ſogar kälter zu werden anfing und zurückhaltender, da ward mir mein Verhältniß unerträglich. Ich habe es erſt ſpäter vernommen, wie er von allen Seiten gequält worden iſt, wie beſonders Doktor Wal-

ter ſeinen Glauben an mich in vielfältig wieder holten, kleinen, boshaften Bemerkungen zu erſchüttern geſucht, und wie tiefen Eindruck einſt Hortenſens Vorwurf auf ihn gemacht, da ſie ſagte: „Haben wir nicht uns alle abhängig von dieſem unbekannten Menſchen gemacht? Man ſagt, mein Leben ſtehe in ſeiner Gewalt. Gut, man beſolde ihn anſtändig für ſeine Bemühungen: mehr verdient er nicht. Aber er iſt auch Mitwiſſer unſerer Familiengeheimniſſe. Wir ſind in unſern wichtigſten Angelegenheiten von ihm abhängig geworden, ſo daß, wenn ich auch geſund wäre, wir ihn kaum ohne Nachtheil wegſchicken könnten. Wer verbürgt uns ſeine Verſchwiegenheit? Seine anſcheinende Uneigennützigkeit, ſeine ehrliche Miene kommen uns wahrlich einſt theuer zu ſtehen. Der Graf von Hormegg wird Sklave ſeines Dieners, und ein Fremdling iſt, durch Schlauheit, unſer Aller Tirann geworden. Dieſer gemeine, bürgerliche Menſch iſt nicht nur der Vertraute eines Grafen, deſſen Geſchlecht mit fürſtlichen Häuſern verwandt iſt, ſondern der wirkliche Allesmacher und das Haupt der Familie.“

Den Stolz des alten Herrn noch mehr zu empören, ſchienen ſich alle Untergebene verſchworen zu haben, ſeine Befehle mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zu vollziehen, als ob ſie Furcht hätten, mir zu mißfallen. Einige hatten ſogar die Frech-

heit, zuweilen Besorgnisse laut werden zu lassen, ob der Befehl, den er gäbe, auch mit meiner Einwilligung geschähe? — Das alles wirkte auf den Grafen nach und nach so viel, daß er zwar seine Achtung für mich nicht verminderte, doch aber mißtrauischer gegen sich selbst ward, und glaubte, in seinem Vertrauen zu mir die Grenzen der Klugheit überschritten zu haben.

Ich bemerkte es bald, so sehr er auch seine Sinnesänderung zu verbergen suchte. Dies verdroß mich. Ich hatte mich nie zur Kenntnis seiner Angelegenheiten gedrängt; er hatte sie mir nach und nach mitgetheilt, meinen Rath begehrt, denselben befolgt, und dabei jedesmal gewonnen. Er hatte mir freiwillig das gesammte Rechnungswesen über seine Einkünfte übertragen; durch mich war es aus der größten Verwirrung in solche Klarheit gebracht worden, daß er selbst gestand, diese Einsicht in dasselbe vorher nie gehabt zu haben. Nun war er im Stande, zweckmäßigere Verfügungen, sowohl über seine Gelder, als über seine Güter zu treffen. Auf meinen Rath hatte er zwei alte verwickelte Familienprozesse, deren Ende nicht abzusehen war, durch gütlichen Vergleich abgethan, und bei diesem Vergleich mehr baaren Vortheil gewonnen, als er selbst vom Gewinn der Prozesse gehofft hatte. Vielmals hatte er mir im Uebermaas seiner Dankbarkeit oder

Freundſchaft beträchtliche Schenkungen aufdringen wollen; ich hatte ſie jedesmal abgelehnt.

Einige Wochen lang ertrug ich's, von Allen gehaßt oder verkannt zu ſein. Endlich aber empörte ſich auch mein Stolz. Ich ſehnte mich aus dieſer unangenehmen Stellung hinweg, mit der ſich Niemand mehr Mühe geben mochte, mich zu verſöhnen. Nur Hortenſe, eben ſie, die alles Unheils Stifterin war, blieb die Einzige, welche in ihren Verklärungen mich unabläſſig ermahnte, durchaus deſſen nicht zu achten, was ſie in wachen Stunden wider mich unternahme. Da verachtete ſie ſich ſelbſt, da liebkoſete ſie mich mit den ſchmeichelndſten Reden, als wollte ſie in dieſen Augenblicken mir allen Verdruß wieder vergüten, den ſie gleich nachher nicht unterließ, mit verdoppeltem Eifer zu verurſachen.

Graf von Hormeyr ließ mich eines Nachmittags in ſein Kabinet rufen. Er trug mir auf, ihm die Verwaltungsbücher zu geben, ſo wie die neulich eingekommenen Wechſel von zweitauſend Louisd'or, welche Summe er, wie er mir ſagte, in die Bank von Venedig legen wollte, da ſich ſein Aufenthalt in Italien durch das ganze Jahr verlängern dürfte. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, die geſammten mir übertragenen Geſchäfte einem Andern anzuvertrauen, da ich entſchloſſen ſei, ſobald die Geſundheitsumſtände der

Preußen es erlauben würden, sein Haus und Venedig zu verlassen. Ungeachtet er die Empfindlichkeit, mit der ich redete, wohl bemerkte, erwiederte er doch nichts darauf, als daß er mich ersuchte, seine Tochter und ihre Genesung nicht zu versäumen; was aber die übrigen Geschäfte beträfe, wolle er mich gern von denselben befreien.

Dies war mir genug. Ich sah, er wünschte selbst, mich entbehrlich zu machen. Ich ging mißmuthig in mein Zimmer, und nahm alle Papiere zusammen, die er gefordert und nicht gefordert hatte. Aber die Wechsel fand ich nicht; ich mußte sie zwischen Papieren verlegt haben. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie, nachdem sie angekommen, von mir in ein besonderes Papier eingeschlagen, und mit andern Sachen auf die Seite gethan worden waren. Mein Suchen blieb vergebens. Der Graf, sonst gewohnt, seine Wünsche von mir aufs Schnellste vollzogen zu sehen, mochte sich allerdings verwundern, daß ich diesmal säumte. Folgendes Morgens erinnerte er mich wieder daran. „Vermuthlich haben Sie vergessen," sagte er, „daß ich Sie gestern um die Verwaltungsbücher und die Wechsel bat." Ich versprach, sie bis Mittag zu überbringen. Ich durchsuchte die Schriften Blatt für Blatt. Umsonst. Der Mittag kam; ich hatte die verwünschten Wechsel nicht gefunden. Ich entschuldigte mich beim Grafen, daß ich die

paar Blättchen verlegt haben müßte, was mir sonst nicht leicht begegnet wäre; vermuthlich habe ich bei dem angstlichen, hastigen Suchen entweder Vieles übersehen oder die Papiere für andere gehalten und in andere geschoben. Ich bat um Frist bis folgenden Tag, denn nur verlegt, aber nicht verloren konnten sie sein. Der Graf machte zwar ein etwas unzufriedenes Gesicht; doch setzte er hinzu: „Es hat ja Zeit! Uebereilen Sie sich nicht.“

Was ich von Zeit erübrigen konnte, wandte ich nun zum Suchen an. Es dauerte bis in die Nacht. Folgendes Morgens fing ich von neuem an. Meine Angst stieg. Ich mußte endlich glauben, die Wechsel seien verloren, gestohlen oder von mir selbst vielleicht in einem Augenblick der Zerstreuung, als unnützes Papier, gebraucht. Ausser meinem Bedienten, der aber weder lesen noch schreiben konnte, und nicht einmal den Schlüssel zu meiner Stube hatte, kam Niemand in diese. Der Kerl versicherte, daß er auch niemals beim Reinigen des Zimmers Jemand in dasselbe habe eintreten lassen, noch weniger, daß er selbst irgend ein Papier angerührt hätte. Ausser dem Grafen waren auch nie Fremde zu mir gekommen, da ich bei meiner eingezogenen Lebensart keine Bekanntschaft in Venedig gemacht hatte. Meine Verlegenheit ward zu wahrer Todesangst.

Als ich an dem gleichen Morgen nach meiner Gewohnheit zur Gräfin ging, um ihrer Verklärung beizuwohnen, und ihr in diesem Zustande die vorgeschriebenen Dienste zu leisten, glaubte ich im Gesichte des Grafen einen kalten Ernst zu merken, der mehr, als Worte, sprach. Der Gedanke, daß er vielleicht meine Redlichkeit und Treue beargwöhnte, vergrößerte meine Unruhe. So trat ich vor die eingeschlafene Hortense, und im gleichen Augenblicke fiel mir bei, daß mich vielleicht ihre wunderbare Sehergabe belehren konnte, wohin die Papiere gekommen wären. Nur daß ich vor dem Doktor Walter und den Frauenzimmern das Geständniß einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit oder Unordnung in den Geschäften thun sollte, war mir peinlich.

Während ich noch mit mir selber kämpfte, was ich zu thun habe, klagte die Gräfin über unleidliche Kälte, welche von mir gegen sie wehe, und ihr Schmerzen verursachen würde, wenn es nicht ändere. „Du wirst von einer gewaltigen Unruhe gereinigt. Deine Gedanken, dein Wille sind nicht bei ihr!“ sagte sie.

„Theure Gräfin,“ versetzte ich, „es ist kein Wunder. Vielleicht sind Sie mit Ihrer wunderbaren Eigenschaft, auch das Verborgenste zu er-

ſpähen, vermögend, mir meinen innern Frieden wieder zu geben. Ich habe unter meinen Papieren vier Wechſel verloren, die Ihrem Herrn Vater gehören."

Der Graf von Hormegg runzelte die Stirn. Doktor Walter rief: „Ich bitte Sie, behelligen Sie die Gräfin nicht in dieſen Umſtänden mit dergleichen Dingen."

Ich ſchwieg. Aber Hortenſe ſchien nachſinnend, und ſagte nach einer guten Weile: „Du, Emanuel, haſt die Wechſel nicht verloren: ſie ſind dir genommen worden. Beruhige dich! Nimm dieſen Schlüſſel, öffne den Wandſchrank dort. In dem Schmuckkäſtchen liegen die Wechſel."

Sie zog einen kleinen vergoldeten Schlüſſel hervor, reichte ihn mir, und wies mit der Hand zum Wandſchrank. Ich eilte dahin. Eine der Kammerfrauen, Namens Eleonore, ſprang vor den Schrank, und wollte das Oeffnen desſelben verwehren. „Ihro Gnaden, Herr Graf," rief ſie ängſtlich, „werden doch keinem Manne erlauben, in den Sachen der gnädigen Gräfin zu wühlen!" Ehe ſie aber noch die Worte beendigt hatte, war ſie von mir ſchon mit ſtarker Fauſt weggedrängt, der Schrank offen, das Schmuckkäſtchen aufgethan, und — ſiehe! die verwünſchten Wechſel lagen oben auf. Ich ging mit freudeleuchtendem Geſichte zum

alten Grafen, der vor Erstaunen sprachlos und unbeweglich war. „Von dem Uebrigen habe ich die Ehre, Ihnen nachher zu sprechen!“ sagte ich zum Grafen, und trat mit leichtem Herzen zu Hortensien, der ich den Schlüssel zurückgab.

„Wie du verwandelt bist, Emanuel!“ rief sie mit Geberden des Entzückens: „Du bist eine Sonne geworden und wandelst in einem Meer von Strahlen.“

Der Graf rief mir in heftiger Bewegung zu: „Befehlen Sie in meinem Namen der Gräfin, Ihnen zu sagen, wie sie zu diesen Papieren gekommen!“

Ich gehorchte. Eleonore sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Doktor Walter eilte zu ihr, und war eben im Begriff, sie aus dem Zimmer zu führen, als Hortensie zu reden anfing. Da befahl der Graf, mit einer ihm ungewohnlichen Strenge des Tons, Schweigen und Stille. Keiner durfte sich regen.

„Aus Haß, geliebter Emanuel, ließ dir die Kranke die Wechsel nehmen. Sie sah deine Noth schadenfroh genug voraus, und hoffte dich zur Flucht zu bewegen. Aber es wäre ihr doch nicht gelungen. Denn Schald stand in einer Ecke des Korridors, ohne von Eleonoren gesehen zu werden, die Wache hielt, während Doktor Walter mit dem Nachschlüssel in dein Zimmer ging, die

Wechsel nahm, welche du zu Briefen aus Ungarn gethan hattest, und sie beim Herausgeben Eleonoren gab. Sebald wurde Alles verrathen haben, sobald ruchbar geworden wäre, daß die Papiere von Wichtigkeit entfremdet seien. Doktor Walter, der die Wechsel bei dir gesehen, machte der Kranken den Antrag zur Entwendung derselben. Eleonore erbot sich zur Hilfe. Die Kranke selbst munterte sie Beide dazu auf, und konnte die Zeit kaum erwarten, bis man ihr die Papiere brachte."

Doktor Walter stand, bei diesen Worten außer sich, an Eleonorens Stuhl gelehnt. Sein Gesicht war aschfarben. Er zuckte dabei, gegen den Grafen lachelnd, die Achseln, und sagte: „Daraus lernt man, daß die gnädige Gräfin in ihren Entzückungen auch irre reden kann. Erwarten wir ihr Erwachen, und es wird sich besser offenbaren, wie die Papiere in ihre Hand gerathen sind."

Der Graf von Hormegg antwortete nichts, sondern läutete einem Kammerdiener und befahl, den alten Sebald herbeizurufen. Dieser kam. Er ward befragt, ob er jemals gesehen, daß Doktor Walter während meiner Abwesenheit zu mir ins Zimmer gegangen sei?

„Ob in Abwesenheit des Herrn Frank, weiß ich nicht; doch mag es wohl am Abend des letzten Sonntags gewesen sein, denn er schloß wenig-

nens die Thür auf. Fräulein Eleonore muß es beſſer als ich wiſſen, denn ſie blieb an der Treppe ſtehen, bis der Herr Doktor zurücktam und ihr einige Zettel gab, worauf Beide leiſe mit einander redeten und ſich trennten."

Sobald wurde nach dieſem entlaſſen. Auch der Doktor und die halb ohnmächtige Eleonore mußten ſich auf den Wink des Grafen entfernen. Hortenſe aber ſchien heiterer als jemals. „Fürchte dich nicht vor dem Haß der Kranken," ſagte ſie mehrmals, „ſie will über dich wachen, wie dein Schutzgeiſt. Ihr Haß wird mit ihrer Krankheit verſiegen. Schon jetzt laßt ſie ſich etwas zur Beſſerung an."

Die Folge dieſes merkwürdigen Morgens war, daß Doktor Walter ſowohl als Fräulein Eleonore, nebſt zwei andern Bedienten, noch denſelben Tag vom Grafen von Hormegg verabſchiedet und aus dem Hauſe verwieſen wurden. Zu mir hingegen kam der Graf, und bat mich nur wegen des Vergebens ſeiner Tochter, ſondern auch wegen ſeiner eigenen Schwäche um Verzeihung, mit welcher er bisher ſo vielerlei boshaften Einflüſterungen gegen mich Gehör und halben Glauben gegeben. Er umarmte mich, nannte ſich meinen Freund, mich den einzigen, welchen er in der Welt habe, und dem er ſich mit unbeſchränktem Vertrauen

eröffnen konne. Er beſchwor mich, ihn und ſeine Tochter nicht zu verlaſſen.

„Ich weiß,“ ſagte er, „was Sie leiden, was Sie unſertwillen aufopfern. Aber rechnen Sie mit Zuverſicht auf meine lebenslängliche Erkenntlichkeit. Wenn die Gräfin wieder zu vollkommener Geſundheit gelangt ſein wird, werden ſie ſich gewiß auch bei uns beſſer gefallen, als bisher. Sehen Sie mich nur an! Gibt es auf Erden einen verlaſſenern, unglücklichern Mann, als mich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und alle meine Hoffnung ruht nur auf Ihre Güte und das Ausdauern Ihrer Geduld. Was habe ich ſchon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die außerordentlichen Zuſtände der Gräfin rauben mir manchmal faſt den Verſtand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schickſal zum Helden eines Feenmährchens gemacht hat.“

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich ſöhnte mich wieder ganz mit ihm und eben dadurch mit meiner ſonſt nicht reizenden Lage aus. Hingegen ſchwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeiſterung um vieles, in der ich bisher für ſie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals wieder wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal erfuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden.

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeussern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeussern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen; und ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen, wie in den mannichfaltigen Artungen ihrer Stimme.

Was ſie ſprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, ſo weit der geſchärfte Scharfblick ihres Geiſtes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Anſichten, bald durch das Unbegreifliche unſer Erſtaunen. Sie ſelbſt konnte uns über das Wie? keine Auskunft geben, obwohl ich ſie zuweilen darum erſuchte, und ſie ſich durch langes Nachſinnen über ſich darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anſchauung, wie ſie ſagte, alle innere Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedeln Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; ſie erkannte das Gleiche in mir, und ſelbſt in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet ſie ein ſehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte ſie doch vorher über den Bau des menſchlichen Körpers keine, oder nur höchſt verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich ſagte ihr von vielen Dingen, die ſie ſah und genau beſchrieb, den Namen; ſie hingegen berichtigte meine eigenen Vorſtellungen, wo ſie irrig waren.

Am meiſten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unſers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zuſtandes lenkte mich am öfterſten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweg-

laſſen mußte, was ſie mir in zu wenig verſtändlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht alles melden, was ſie zu verſchiedenen Zeiten ſprach, ſondern nur ausheben und in einem beſſern Zuſammenhang darſtellen, was ſie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß ſie viel verlöre, ſich in ihrem natürlichen, wachenden Zuſtande durchaus nichts von dem erinnern zu können, was ſie in den kurzen Zeiten ihrer Verklärung gedacht, geſehen und geſprochen habe, erwiederte ſie: „Sie verliert nichts, denn das irdiſche Wachen iſt nur ein Theil ihres Lebens, das zu gewiſſen einzelnen Zwecken ausgeht; es iſt nur beſchränktes Außenleben. Aber in dem wahren, unbeſchränkten, innern, reinen Leben iſt ſie ſich ſowohl deſſen bewußt, was in dieſem vorgeht, als was im wachenden Zuſtande vorgegangen iſt.

„Das innere, reine Leben und Bewußtſein dauert, wie bei jedem andern Menſchen, ununterbrochen fort, auch in der tiefſten Ohnmacht, wie im tiefſten Schlafe, der nur eine Ohnmacht anderer Art von andern Urſachen iſt. Beim Schlafe, wie in der Ohnmacht, zieht ſich die Seele von ihrer Thätigkeit aus den Sinnwerkzeugen auf den Geiſt zurück. Man iſt ſeiner auch dann bewußt,

wenn man von aussen bewußtlos scheint, weil die entseelten Sinne schweigen.

„Wenn du gewaltsam und plötzlich vom festen Schlafe emporgerissen wirst ins Wachen, wird dir dennoch eine dunkle Erinnerung vorschweben, als habest du vor dem Erwachen etwas gedacht, oder wie du meinst geträumt, doch weißt du nicht, was es gewesen. Der Nachtwandler liegt im festen Schlaf der äussern Sinne; er hört, er sieht nicht mit Augen und Ohren; dennoch ist er sich seiner nicht nur in ganzer Vollkommenheit bewußt, und weiß genau, was er denkt, redet oder beginnet, sondern er erinnert sich auch genau aller Dinge aus dem äussern Wachen, und kennt noch den Ort, wohin er wachend die Stecknadel gelegt.

„Mag auch das äussere, beschränkte Leben seine Unterbrechungen und Pausen leiden, das wirkliche, innere Bewußtsein hat keine Pausen und bedarf derselben nicht.

„Die Kranke weiß sehr wohl, daß sie dir, o Emanuel, jetzt vollkommener scheint; aber ihre Geistes- und Seelenkräfte sind in der That nicht erhobeter und herrlicher als sonst, aber weniger durch die Schranken der äussern Sinne gebunden oder gelähmt. Ein vortreflicher Werkmeister arbeitet mit mangelhaften Werkzeugen mangelhafter, als er sollte. Selbst die geläufigste menschliche Sprache ist mangelhaft und schwerfällig, weil

ſie weder alle Eigenthümlichkeiten der Gedanken oder Gefühle, noch den ſchnellen Wechſel und Lauf der Vorſtellungen, ſondern nur einzelne Glieder der fortſchwebenden Gedankenkette darſtellen kann.

„Im reinen Leben, obgleich die äuſſern Sinnenwerkzeuge ruhen, iſt vollſtändigere und genauere Erinnerung des Vergangenen, als im irdiſchen Wachen. Denn beim irdiſchen Wachen ſtrömt das All durch die aufgeſchloſſenen Pforten der Wahrnehmung zu gewaltſam und beinahe betäubend ein. Darum, Emanuel, du weißt es, ſuchen wir ſelbſt während des irdiſchen Wachens Einſamkeit und Stille, und ziehen uns von aussen gleichſam zuſammen, und mögen nicht ſehen, nicht hören, wenn wir ernſt und tief nachzudenken begehren. Je entfernter der Geiſt vom Auſſenleben ſein kann, je mehr er ſich ſeinem reinen Zuſtande nahet, abgeſchieden von Sinnenthätigkeit, je heller und ſicherer denkt er. Wir wiſſen, daß ſehr merkwürdige Erfindungen oft in einem Zuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen geſchahen, wenn die äuſſern Pforten halb geſchloſſen waren, und das Gemüthsleben von fremden Einmiſchungen ungeſtört blieb.

„Nicht Schlaf iſt eine Unterbrechung des ſich vollkommen bewußten Lebens, ſondern das irdiſche Wachen iſt als ſolche Unterbrechung anzuſehen, oder vielmehr nur als Beſchränkung desſelben.

Denn weil beim Wachen die Seelenthätigkeit gleichsam in bestimmte Bahnen und Schranken gewiesen iſt, die Reize der Aussenwelt von der andern Seite zu gewaltig einwirken; weil ferner beim irdischen Wachen selbſt die Aufmerksamkeit des Geiſtes zu zerſtreut, und zur Hutung des Körpers nach allen einzelnen äussern Theilen desſelben hingezogen iſt, verschwinden die Erinnerungen des reinen Lebens. Ja, Emanuel, der Schlaf iſt eigentlich das volle Wachsein des Geiſtes; das irdiſche Wachen gleichsam ein Schlummer, gleichſam eine Betäubung des Geiſtes. Der irdiſche Schlaf iſt ein geiſtiger Sonnenuntergang für das Aeuſſere, aber ein heller Sonnenaufgang in der innern Welt.

„Doch ſelbſt in den Zerſtreuungen des irdiſchen Wachens erblicken wir zuweilen noch Spuren eines andern von uns gelebten Lebens, nur wiſſen wir ſie nicht immer zu deuten. So ſieht man an hohen Gebirgen im Sommernächten noch Spät- oder Frühroth einer Sonne und eines Tages, der bei uns fehlt, aber andern Gegenden des Erdballs zu Theil wird. Wunderſchnell erſcheinen oft in auſſerordentlichen Fällen Gedanken und rettende Entſchlüſſe im Menſchen, ohne Ueberlegung, ohne Nachdenken. Wir wiſſen nicht, von wannen ſie kommen. Es iſt kein Zuſammenhang zwiſchen unſern bisherigen Vorſtellungen und dieſem plötzlichen, gebieteriſchen Einfall. Dann pflegt der

Mensch zu sagen: Es ist, als hätte mir ein guter Geist oder eine Gottheit den Gedanken eingegeben. — Zu andern Zeiten sehen und hören wir im alltäglichen Leben etwas, das uns schon einmal vorgefallen oder da gewesen zu sein scheint, und doch können wir es nicht ergründen, wie? oder wann? oder wo? und wir wähnen, es sei wunderſame Wiederholung, oder Aehnlichkeit mit einer Traumſache.

„Das ist nicht ausserordentlich, Emanuel, daß unser bewußtvolles Sein nie endet, sondern daß es, wir schlafen oder wachen, immerdar fortschreitet; denn was ist, wie kann es aufhören? Aber wunderbar ist der Wechsel, und die Ebbe und Fluth, das Hin- und Herwandeln des Lebens vom Innern zum Aeussern, vom Aeussern zum Innern.

„Der Geist, angethan von der Seele, wie die Sonne angethan von ihren durch das Weltgebäu fliegenden Strahlen, kann ohne Leib bestehen, wie die Sonne ohne fremde Weltkörper. Aber die Weltkörper sind ohne die Sonne todt, bahnenlos, aufgelöst; der Leib ist ohne die Seele Staub.

„Der Leib hat eigenes Leben, wie jede Pflanze lebt, doch muß durch den Geist erst die irdische Lebenskraft geweckt werden. Diese regt und bewegt sich nach eigenen Gesetzen, unabhängig von der Seele. Ohne unser Wollen und Wissen, und

ohne Wollen und Wiſſen des Körpers wächſt er, verdaut er die Nahrungen, läßt er das Blut umlaufen, verwandelt er ſeine Säfte mannigfach. Er athmet ein und athmet aus, verdünſtet und zieht unſichtbare Erhaltungsbedürfniſſe aus dem Luftmeer an. Aber gleich andern Pflanzen iſt er von äuſſern Stoffen abhängig, von denen er ſich nährt. Sein Zuſtand ändert mit Tagen und Nächten, wie der Zuſtand jeder Blume: er erhebt ſich oder erſchlafft; ſeine Lebenskraft verzehrt ſich, wie ein unſichtbares Feuer, welches neue Nahrung fordert.

„Nur bei hinreichender Fülle pflanziger Lebenskraft iſt er geeignet, daß die Seele enge Verbindungen mit ihm eingeht; ohnedem iſt er ihr ein fremdartiges Weſen. Wird ſeine Kraft allzuſehr verzehrt oder erſchöpft, zieht ſich das ſeeliſche Leben zurück von den äuſſern Theilen zum Innern. Das nennen wir Schlaf, Unterbrechung der Sinnenthätigkeit. Die Seele tritt wieder in die Verbindungen mit den äuſſern Theilen, wie ſich die Kraft zum Pflanzenthum ergänzt hat. Nicht der Geiſt wird müde oder erſchöpft, ſondern der Körper; nicht die Seele durch Ruhe geſtärkt, ſondern der Körper. So iſt beſtändig Ebbe und Fluth, Hervorſtrömen und Rückzug des ſeeliſchen Weſens in uns, ungefähr gleichförmig mit dem Wechſel von Tag und Nacht.

„Den gröſsern Theil unſers Daſeins wachen wir äuſserlich — wir ſollen es — denn der Leib ward uns auf Erden als Bedingung unſerer Thätigkeit gegeben. Der Leib und ſeine Triebe geben unſerer Thätigkeit beſtimmtere Richtungen. Es iſt etwas Groſſes, Wunderbares in dieſer Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derſelbe das Vermögen, ſeine Lebenskraft im hinreichenden Maas herzuſtellen, um in allen Theilen die ehemalige innige Verbindung mit der Seele einzuſehen. Das Werkzeug, ehemals geſchmeidig und gelenkſam, erſtarrt und wird dem Geiſte unbrauchbarer. Die Seele zieht ſich zurück in das Innere. Dem Geiſte bleibt die innere Regſamkeit, bis ihn alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geſchehe nun durch die zerſtörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geiſtes vom Körper iſt Wiederantritt der Freiheit des erſtern. Er verkündet ſie nicht ſelten durch Vorherſagung der Todesſtunde und andere Weiſſagung.

„Je geſunder der Leib, um ſo inniger geht die Seele, mit allen Theilen desſelben, Verbindung ein, und um ſo gebundener iſt ſie, um ſo weniger auch zur Weiſſagung fähig; es ſei denn, daſs der Geiſt in auſſerordentlichen Augenblicken

der Entzückung ſich gleichſam ſelber entfeſſele. Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Auſſenwelt, oder ihr Wiedereintritt in die Sinnenthätigkeit, wird zu einem eigenen Zuſtande des menſchlichen Weſens. Es iſt der Traum. Beim Einſchlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erſte Thätigkeit des freien, innern Lebens: beim Erwachen miſcht ſich darin der letzte Strahl der innern Welt mit dem erſten Licht der Auſſenwelt. Es iſt ſchwer zu entwirren, was jener oder dieſer als wahres Eigenthum angehört; immer aber ſind Träume darum lehrreich zu beobachten. Da ſich der Geiſt auch in ſeiner innern Thätigkeit mit dem beſchäftigt, was ihm im äuſſern Leben anziehend geweſen, kann man ſich das Treiben der Nachtwandler erklären. Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeſchloſſenen äuſſern Sinnen, ſich auch nichts mehr von dem erinnern, was ſie während ihres auſſerordentlichen Zuſtandes gethan: kann es ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen ſie aus der innern Welt manches zum Bewußtſein nach auſſen. Der Traum iſt der natürliche Vermittler, die Brücke zwiſchen äuſſerm und innerm Leben.“

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äusserte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem übrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesprächs das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; vieles blieb mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich davon ganz abbrach, und faß nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondere Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Auch vor allen Arzeneien bezeugte sie Abscheu; dagegen verlangte sie täglich eislalte Bäder, endlich Bäder

im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im siebenten Monate seit meiner Ankunft schon so weit hergestellt war, daß sie nicht nur Besuche von Fremden empfangen, sondern sogar erwiedern, und Kirchen, Schauspiele und Bälle besuchen konnte, wenn gleich nur jedesmal auf wenige Stunden. Der Graf von Hormegg war ausser sich vor Freude. Er überhäufte seine Tochter mit Geschenken, und bildete um sie einen mannigfaltigen, weiten, kostbaren Kreis von Zerstreuungen. Verbunden mit den ersten Häusern von Venedig, oder von ihnen wegen seines Reichthums, wie wegen der Schönheit seiner Tochter gesucht, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm bald jeder Tag der Woche zu einem Feste verwandelte.

Er hatte bisher in der That wie ein Einsiedler gelebt, vom Unglück Hortensiens tief gebeugt, und von dem mit ihrer Krankheit verknüpften Wunderbaren in einer gespannten, ängstlichen Stimmung erhalten. Dadurch war er allein auf den Umgang mit mir beschränkt worden. Ohnehin von geringer Festigkeit der Denkart, und durch meinen Einfluß auf Hortensiens Leben in einer

Art abergläubiger Ehrfurcht für meine Person, hatte er sich gern gefallen lassen, was ich verfügte. Er räumte mir, wenn ich so sagen darf, freiwillig eine gewisse Herrschaft über sich ein, und gehorchte meinen Wünschen mit einer Ergebung, die mir zuweilen selbst mißfiel, ich jedoch nie mißbrauchte.

Jetzt änderte sich seine Stellung gegen mich eben so bald, als ihm Hortensiens Genesung ein sorgenfreies Gemüth und den lang entbehrten Genuß glänzender Lustbarkeiten gewährte. Zwar behielt ich alle Rechtsame über die Verwaltung seiner Haus- und Familienangelegenheiten, wie er sie mir ehemals aus blindem Zutrauen oder Bequemlichkeit übergeben hatte: aber er wünschte, ich sollte seine Geschäfte unter irgend einem Namen in seinem Dienste führen. Da ich mich fest weigerte, in seinem Solde sein Angestellter zu werden, sondern den ersten Bedingungen treu blieb, unter welchen ich zu ihm getreten war, schien er aus der Noth Tugend zu machen. Er stellte mich den Venezianern als Freund vor; doch sein Stolz erlaubte nicht, Freund eines Bürgerlichen zu sein; er gab mich überall als einen vom besten und reinsten deutschen Adel an. Ich wollte mich Anfangs gegen die Lüge sträuben; aber mußte den Bitten seiner Schwachheit nachgeben. So galt ich in den Kreisen der Venezianer, und durfte nirgends fehlen. Zwar blieb

der Graf noch wirklich mein Freund, wie ehemals; doch nicht mehr ganz, wie ehemals, denn ich war bald nicht mehr sein einziger. Wir lebten nicht mehr, wie sonst, ausschließlich bei und für einander.

Noch merkwürdiger war die Verwandlung Hortensens bei ihrer Genesung. In ihren Verklärungsstunden war sie gegen mich, wie immer, die Gütige; aber der alte Haß und Widerwille schien auch in den übrigen Zeiten des Tages sich allmälig zu verlieren. Den Ermahnungen ihres Vaters gehorsamer, oder vom Gefühle eigener Dankbarkeit gezwungen, that sie sich Gewalt an, mich nicht durch Blicke und Worte zu beleidigen. Es ward mir von Zeit zu Zeit erlaubt, ihr, wenn auch nur für wenige Augenblicke, als Hausgenosse, als Freund des Grafen, als wirklicher Arzt, meine ehrerbietigste Aufwartung zu machen. Ich konnte sogar endlich, ohne Gefahr einen Ausbruch ihres Zornes zu erregen, mich in Gesellschaften befinden, wo sie war. Ja, so weit brachte es Anstrengung oder Gewohnheit, daß sie mich mit Gleichgültigkeit endlich an der Tafel leiden konnte, wenn der Graf mit ihr allein speiste oder Gastmahle hielt. Immer aber sah ich auch dann noch ihren Stolz durchschimmern, mit dem sie auf mich herabblickte; und außer dem Wenigen, was

Anstand und allgemeine Höflichkeit forderten, empfing ich selten von ihr ein Wort.

Ich selbst, wiewohl ich mich bei größerer Freiheit behaglicher fühlte, war doch meines Lebens nur eigentlich halbfroh. Die Zerstreuungen, in welche ich mit hineingezogen ward, belustigten mich, ohne meine Zufriedenheit zu vergrößern. Ich sehnte mich oft aus dem Geräusch nach einer Einsamkeit, die mir besser zusagte. Auch war mein unveränderlicher Entschluß, eben so schnell die ehemalige Freiheit wieder zu erneuern, als die Heilung der Gräfin vollendet sein würde. Ich sehnte mich recht begierig dem Augenblick entgegen. Denn ich empfand nur zu tief, daß die Leidenschaft, welche mir Hortensens Schönheit einflößte, mein Unglück werden könnte. Ich hatte dagegen gekämpft, und Hortensens Stolz, wie ihr Abscheu vor mir, hatten mir den Kampf erleichtert. Ihrem hochadelichen Selbstgefühle setzte ich bürgerliches Selbstgefühl entgegen, ihren boshaften Verfolgungen das Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Undankbarkeit. Gab es Augenblicke, in welchen mich die Anmuth ihres Aeußern rührte, — wer konnte auch gegen so vielen Zauber der Schönheit unempfindlich bleiben? — gab es doch noch weit mehr Augenblicke, in welchen ihr beleidigendes Betragen mein Innerstes empörte. Es setzte sich in meinem Herzen eine

Bitterkeit an, die faſt an Haß und Widerwillen grenzte. Ihre ſpätere Gleichgültigkeit gegen mich war eben ſo ſehr Zeuge eines für Dankbarkeit unempfänglichen Gemüths, als ihr ehemaliger Aeſcheu. Ich mied Hortenſen endlich ämſiger, als ſie mich; und konnte ſie mich mit Gleichgültigkeit anblicken, in meinem ganzen Weſen mußte ſie erkennen, wie groß meine Verachtung gegen ſie ſei.

So hatte ſich alſo mit Hortenſens allmäligem Geneſen ganz unvermerkt und ſonderbar genug das Verhältniß zwiſchen uns allen geändert. Ich hatte keinen innigern Wunſch, als recht bald Verbindungen zu entkommen, die mir der Freude wenig gaben, und keinen beſſern Troß, als den Augenblick, da Hortenſens vollkommene Geſundheit meine Perſon entbehrlich machen würde.

Prinz Carlo.

Unter denjenigen, welche ſich zu Venedig am innigſten an uns anſchloſſen, war ein junger, reicher Herr, der, aus einer der vornehmſten Familien Italiens, den Titel eines Prinzen führte. Ich will ihn Carlo nennen. Er war von angenehmer Geſtalt, von feinen Sitten, geiſtvoll, gewandt und einnehmend. Die Beweglichkeit ſeiner Geſichtszüge, wie der feurige Blick ſeiner Augen, verrieth ein reizbares Gemüth. Er trieb unge-

heuern Aufwand, und war mehr eitel, als stolz. Eine Zeit lang hatte er in französischen Kriegsdiensten gelebt. Derselben müde, war er im Begriff, die vorzüglichsten Städte und Höfe Europens zu besuchen. Die zufällige Bekanntschaft, welche er mit dem Grafen von Hormegg gemacht, fesselte ihn länger, als es in seinem ersten Plan lag, an Venedig. Denn er hatte Hortensen gesehen und sich unter die Menge ihrer Anbeter gemischt. Bald schien er alles Andere über ihre Eroberung zu vergessen.

Sein Rang, sein Reichthum, seine zahlreiche und glänzende Dienerschaft, sein gefälliges Aeussere schmeichelten Hortensens Stolz und Eigenliebe. Ohne ihn vor Andern durch besondere Gunst auszuzeichnen, sah sie ihn doch gern in ihren Umgebungen. Ein einziger vertraulich-freundlicher Blick war genug, ihn zu den kühnsten Hofnungen zu entzücken.

Der alte Graf von Hormegg, nicht minder geschmeichelt durch des Prinzen Bewerbungen, kam demselben auf halbem Wege entgegen, zog ihn ub.rall vor, und verwandelte bald die bloße Bekanntschaft in wahrhaft zärtlichen Umgang. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Graf den Prinzen insgeheim zu seinem Eidam erkoren habe. Nur Hortensens Kränklichkeit und die Furcht vor

ihren Launen schienen den Vater wie den Liebhaber noch von nähern Eröffnungen abzuhalten.

Der Prinz hatte aus den vertrauten Gesprächen des Grafen von Hortensens Verklärungen gehört. Er brannte vor Begierde, sie in diesem wunderbaren Zustande zu sehen: und die Gräfin, welche sehr gut wußte, daß sie in demselben nichts weniger als unvortheilhaft erschiene, gab ihm, was sie sonst jedem Fremden geweigert hatte, Erlaubniß, einer solchen Stunde beizuwohnen.

Er kam an einem Nachmittage, da wir wußten, daß Hortense in den merkwürdigen Schlaf sinken werde; denn sie selbst sagte es jedesmal in einer Verklärung vorher. Mich wandelte, ich kann es nicht läugnen, beim Eintritt des Prinzen in das Zimmer eine kleine Eifersucht an. Bisher war ich der Glückliche gewesen, welchem sich die Gräfin in den wunderbaren Verherrlichungen ihrer äussern Anmuth und geistigen Schönheit am liebsten zugewandt hatte.

Carlo nahete sich leise über den weichen Teppich, auf seinen Fußzehen schwebend. Er glaubte, sie schlummere wirklich, da er ihre Augen geschlossen sah. Furchtsamkeit und Entzücken lag in seinen Mienen, als er die reizende Gestalt erblickte, die zugleich in ihrem ganzen Wesen etwas Fremdartiges zeigte.

Hortense hob endlich an zu reden. Sie un-

terhielt sich mit mir in ihren gewöhnlichen liebevollen Ausdrücken. Ich war wieder, wie immer, ihr Emanuel, dessen Gedanke und Wille ihr ganzes Wesen beherrschte; — eine Sprache, die dem Prinzen sehr unangenehm tönte, und mir nie schmeichelhafter, als in der Gegenwart eines Nebenbuhlers gewesen war. Doch schien Hortensie unruhiger und ängstlicher zu werden. Sie äußerte einige Male, sie leide Schmerzen, doch möge sie noch nicht erkennen, wodurch. Ich winkte dem Prinzen, daß er mir die Hand reiche. Kaum war es geschehen, schauderte Hortensie heftig, und rief flüster: „Wie kalt! Weg mit diesem da! Er tödtet mich!“ Sie bekam Verzuckungen, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. Carlo mußte eilfertig das Haus verlassen. Er war vor Entsetzen ausser sich. Nur erst nach geraumer Zeit genas Hortensie von ihren Krämpfen. „Führet mir nie wieder jenes unreine Wesen zu!“ sprach sie.

Dieser Vorfall, der mich selbst sehr erschreckt hatte, brachte unangenehme Wirkungen. Der Prinz betrachtete mich von dem Augenblicke als seinen Nebenbuhler, und warf tödtlichen Haß auf mich. Der Graf von Hormegg, der sich ganz von ihm leiten ließ, schien selbst argwöhnisch gegen Hortensiens Empfindungen zu werden. Es war der böse Gedanke, daß die Gräfin Neigung zu mir gewinnen konnte, seinem Stolze der unter-

träglichſte. Beide, der Prinz und Graf, ſchloſſen ſich feſter an einander; hielten mich von der Gräfin entfernter, ausgenommen in den Zeiten ihres Wunderſchlafes; verabredeten die Vermählung, und der Graf eröffnete die Wünſche des Prinzen ſeiner Tochter. Dieſe, wiewohl durch die Aufmerkſamkeit des Prinzen geſchmeichelt, forderte doch, bis zu völliger Wiederherſtellung ihrer Geſundheit, ihre Erklärung zurückbehalten zu dürfen. Inzwiſchen ward Carlo allgemein als Verlobter der ſchönen Gräfin angeſehen. Er war ihr beſtändiger Begleiter, und ſie die Königin aller Feſte.

Ich bemerkte ſehr bald, daß ich anfing durch meine Gegenwart überläſſig zu ſein; daß ich mit Hortenſens Geneſung in mein altes Nichts zurückſinken würde, und Jeder ſich ſehnte, meiner los zu ſein. Mein ehemaliger Mißmuth kehrte zurück, und nichts machte mir meine Lage erträglich, als daß Hortenſe allein, nicht nur in ihren Verklärungen, ſondern auch auſſer denſelben, mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nicht nur war ihr alter Widerwille gegen mich in eine Gleichgültigkeit übergegangen, ſondern in demſelben Maas, wie ihre körperliche Geſundheit erblühte, verwandelte ſich dieſe Gleichgültigkeit in eine aufmerkſame, ſchonende Achtung, in eine leutſelige Freundlichkeit, wie man ſie von Hohen

gegen Niedere gewohnt ist, oder gegen Personen, die man täglich zu sehen pflegt, die zur Haushaltung gehören, und denen man sich für ihre geleisteten Dienste verpflichtet fühlt. Sie behandelte mich mit einer Art Vertraulichkeit, wie ihren wirklichen Arzt, fragte gern um meinen Rath, um meine Erlaubniß, wenn es um den Genuß irgend einer Lustbarkeit zu thun war, erfüllte pünktlich meine Vorschriften, und konnte sich selbst überwinden, den Tanz zu verlassen, sobald die Stunde vorüber war, in der ich ihn ihr als unschädlich gestattet hatte. Es kam mir zuweilen vor, als wäre die Herrschaft meines Willens zum Theil in ihr Wachen übergegangen, seit er anfing, während ihrer Verklärung schwächer auf ihre Seele zu wirken.

Die Träume.

Auch Hortensiens Stolz, Eigensinn und Laune verschwanden von ihr immer mehr, wie böse Geister. In ihrer Gemüthsart beinahe so liebenswürdig, wie zur Zeit der Entzückungen, feuelte sie durch äussere Schönheit nicht minder, als durch Liebe, Demuth und Güte.

Und dies alles machte mein Unglück. Wie konnte ich täglicher Zeuge so vieler Vollkommenheiten gleichgültig bleiben? Ich wünschte in vol-

lem Ernſt, daß ſie mich wie ehemals verachten, beleidigen, verfolgen mochte, damit ich einſt deſto leichter von ihr ſcheiden, und ſie wieder verachten könnte. Das war aber nun unmöglich. Ich betete ſie an. Ich verging in meiner Leidenſchaft ſchweigend, hoffnungslos. Ich wußte voraus, meine künftige Trennung müſſe mich zum Grabe führen.

Was meinen Zuſtand verſchlimmerte, war von Zeit zu Zeit ein Traum, den ich von ihr träumte, und der mehrmals wiederkehrte, und immer in derſelben oder doch ähnlichen Geſtalt. Bald ſaß ich in einem fremden Zimmer, bald am Ufer des Meers, bald unter überhangendem Felsgeſtein einer Höhle, bald auf einem bemooſeten Eichſtamm in einer großen Einſamkeit, mit tiefbewegter Seele. Dann kam Hortenſie, blickte auf voll gütigen Mitleids und ſprach: „Warum ſo traurig, lieber Fauſtino?“ Und damit ward ich jedesmal wach; denn der Ton, mit dem ſie mir das ſprach, erſchütterte mich durch und durch. Der Ton aber klang mir den ganzen Tag nach. Ich hörte ihn im Geräuſch der Stadt, im Gewühl der Geſellſchaften, durch die Geſänge der Gondeliers, in der Oper — überall. Einige Male des Nachts, wenn ich dieſen Traum hatte, wachte ich hell auf, ſobald nur Hortenſens Mund ſich zu

der gewohnten Frage öffnete; und dann glaubte ich die Stimme wirklich auſſer mir zu hören.

Traum pflegt ſonſt in der Welt Traum zu ſein; aber in dem wunderhaften Kreis, in den ich durch mein Schickſal hineingebannt war, hatte es auch mit dem Traum ein ungewöhnliches Bewandtniß.

Wie ich eines Tages im Zimmer des Grafen von Hermegg Rechnungen geordnet, und ihm einige Briefe zur Unterſchrift vorgelegt hatte, ward er abgerufen, um einen vornehmen Venezianer zu empfangen, der ihn beſuchen wollte. Ich glaubte, er werde ſogleich zurückkommen. Ich warf mich auf einen Stuhl am Fenſter und verſank in meinen Trübſinn. Indem rauſchten Schritte. Die Gräfin, welche ihren Vater aufſuchte, ſtand neben mir. Ich erſchrack von Herzen, ohne zu wiſſen, warum, und erhob mich ehrerbietig.

„Warum ſo traurig, lieber Fauſtino?“ ſagte Hortenſe mit ihrer eigenthümlichen, mein ganzes Sein vergeiſtigenden Lieblichkeit, und mit derſelben Stimme, deren Klang ſo rührend aus meinen Träumen tönte. Indem lächelte ſie, wie überraſcht, oder ſich über ihre eigene Frage verwundernd, rieb ſich ſinnend die Stirn, und ſagte nach einer Weile: „Was iſt denn das? Ich glaube, das iſt ſchon einmal — nein, wahrhaftig, es hat mir geträumt. Es iſt doch ſonderbar. Ich habe

Sie wirklich schon einmal so, gerade so, wie diesen Augenblick, im Traum gefunden, und Sie eben so gefragt. Ist das nicht seltsam?"

„Nicht seltsamer, als ich's erlebe," sagte ich: „denn nicht einmal, sondern vielmals habe ich den Traum gehabt, daß Sie mich fanden, und mir mit den gleichen Worten die Frage zu thun die Güte hatten."

Indem trat der Graf von Hormegg herein, und unterbrach unser kurzes Gespräch. Aber mir verursachte diese an sich unwichtig scheinende Begebenheit großes Nachdenken, und doch war mein Grübeln umsonst, wie die Spiele der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit zusammenschmelzen konnten? Sie hatte also das Gleiche geträumt, wie ich, und das Gleiche mußte sich im Leben erfüllen.

Diese Feerei hatte damit noch lange nicht ihr Ende.

Fünf Tage nach diesem Vorfall gaukelte mir der Schlafgott vor, ich sei zu einem Mahle eingeladen. Es war großes Fest und Tanz. Die Musik machte mich traurig: ich blieb einsamer Zuschauer. Aus dem Gewühl der Tanzenden kam plötzlich Hortense zu mir, drückte mir heimlich und innig die Hand, lispelte: „Sein Sie fröhlich, Faustino, sonst bin ich's nicht!" sah mich mit

einem Blicke mitleidiger Zärtlichkeit an und verlor ſich wieder im Getümmel.

Der Graf von Hormegg machte am Tage darauf eine Luſtfahrt nach dem Landgute eines Venezianers. Ich mußte ihn begleiten. Unterwegs ſagte er mir, auch die Gräfin ſei dort. Als wir ankamen, fanden wir große Geſellſchaft; Abends ward prächtiges Feuerwerk abgebrannt, dann getanzt. Der Prinz eröffnete mit Hortenſen den Ball — es war mir, als ich das edle Paar erblickte, wie Dolchſtich. Ich verlor alle Luſt zur Theilnahme am Ball. Um mich ſelbſt zu vergeſſen, wählte ich eine Tänzerin und miſchte mich in die ſchwebenden, ſchönen Schaaren. Aber mir war, als hinge Blei an meinen Füßen, und freute mich, als ich dem Gewühl entſchlüpfen konnte. An eine Thür gelehnt, ſah ich den Tanzenden zu; nicht ihnen, nur Hortenſen, die wie eine Gottheit dahinſchwebte.

In dieſem Augenblick gedachte ich des Traums der vergangenen Nacht; im gleichen Augenblick löſete ſich ein Tanz auf; im gleichen Augenblick trat, in ihren Freuden glühend, doch ſchüchtern, Hortenſe zu mir, drückte heimlich und innig meine Hand und liſpelte: „Lieber Fauſtino, ſein Sie fröhlich, daß ich's auch ſein kann.“ Sie ſprach es ſo theilnehmend, freundſchaftlich, und ein Blick von ihren Augen — ein Blick — — ich verlor

Besinnung und Sprache. Hortensie war, ehe ich mich erholte, schon wieder verschwunden. Sie war wieder in den Reihen der Tänzer; aber immer und immer suchten ihre Augen nur mich auf, und immer und immer hingen ihre Blicke an mir. Es war, als hätte sie die Laune, mich durch ihre Aufmerksamkeit um mein Restchen Verstand zu bringen. Die Paare flohen, nach Ende des Tanzes, aus einander, und ich verließ meinen Platz, in der Absicht, im Saal einen andern Stand zu suchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich getäuscht, oder ob die Blicke der Gräfin mich auch da suchen würden.

Schon sammelten sich neue Paare zum neuen Tanze, als ich an den Sitzen der Frauenzimmer vorüberstreifte. Eine der Damen erhob sich in dem Augenblick, da ich ihr nahte; es war die Gräfin. Ihr Arm lag in dem meinen. Wir traten in die Reihen. Ich zitterte, und wußte nicht, wie mir geschehen war; denn nimmermehr hätte ich Verwegenheit genug gehabt, Hortensien zum Tanz aufzufordern; und doch kam es mir fast selbst vor, als habe ich sie in der Zerstreuung aufgefordert. Sie war aber ganz unbefangen, achtete meiner kaum, und durchschweifte mit ihren glänzenden Blicken das prachtvolle Gewühl. Ein Augenblick, und die Musik begann. Mein ganzes Wesen loste sich in Seligkeit auf. Ich schien von

allem Irdischen entbunden, geisterhaft auf den Wellen der Töne zu schweben. Ich athmete für Hortensien; Hortensie sah nur mich. Ich wußte nicht, was um mich her geschah; wußte nicht, daß wir Beide die bewundernde Aufmerksamkeit aller Zuschauer gefesselt hatten. Was lag mir auch an der Bewunderung der Welt? Nach Beendigung des dritten der Tänze führte ich die Gräfin zu einem Sessel, damit sie ruhe. Ich sammelte ihr flüsternd meinen Dank. Sie verneigte sich nur freundlich-höflich, wie gegen den Fremdesten. Ich zog mich zurück unter die Zuschauer.

Der Prinz sowohl als Graf von Hormegg hatten mich mit Hortensien tanzen gesehen; hatten das allgemeine Flüstern des Beifalls gehört. Der Prinz brannte vor Eifersucht — er verhehlte es selbst Hortensien nicht. Der Graf nahm mir die Kühnheit übel, seine Tochter aufgefordert zu haben, und machte ihr folgenden Tages Vorwürfe, so leichtsinnig ihres Ranges vergessen zu haben. Beide behaupteten, wie alle Welt, in ihrem Tanz sei Seelenvolleres, Leidenschaftlicheres gewesen. Weder der Graf noch der Prinz zweifelten, ich hätte der Gräfin eine ihrer unwürdige Neigung zu mir eingeflößt. Ungeachtet der Verstellung Beider sah ich bald deutlich, daß ich Gegenstand ihres Hasses und ihrer Furcht sei. Ich ward immer

seltener, zuletzt nicht mehr in Gesellschaften gezogen, in welchen Hortensie war. Ich schwieg.

Die beiden Herren gingen inzwischen in ihrer Besorgniß wirklich zu weit. Die Gräfin zwar läugnete ihnen keineswegs, daß sie gegen mich Gesinnungen der Dankbarkeit empfände; aber daß sie mich liebe, war ein Vorwurf, der sie empörte. Sie gestand, daß sie mich schätze; daß in der That ihr einerlei wäre, ob ich in Venedig oder Konstantinopel tanze. „Es steht Ihnen frei, ihn zu verabschieden," sagte sie zu ihrem Vater, „sobald meine Genesung vollendet ist."

Der Amulet.

Mit Schmerzen erwartete Carlo und der Graf diesen Augenblick, meiner los zu werden und die Vermählung Hortensiens herbeizuführen. Mit Ungeduld erwartete ihn Hortensie, um ihrer Gesundheit ganz froh werden zu können, und zugleich den Argwohn ihres Vaters zu beruhigen. Auch ich sah diesem Augenblick mit nicht geringerm Verlangen entgegen, denn alle Andern. Nur fern von Hortensien, unter fremden Umgebungen, unter andern Zerstreuungen hoffte ich mein Gemüth zu heilen. Ich fühlte mich unglücklich.

Nicht unerwartet verkündete eines Tages die

Gräfin, als sie im Wunderschlaf lag, die Nähe ihrer vollkommenen Herstellung.

„In den heißen Tropfbädern von Battaglia," sprach sie, „von denen man mir gesagt hat, werde ich die Gabe der Entzückung ganz verlieren. Führet mich dahin. Mein Genesen ist nicht mehr fern. Jeden Tag ein Bad in der Morgenstunde, gleich nach dem Erwachen. Nach dem zehnten Bade, Emanuel, scheide ich von dir. Ich sehe dich nie wieder, wenn es dein Wille ist. Aber laß mir ein Andenken. Ich kann ohne dasselbe nicht gesunden. Du trägst auf deiner Brust seit langer Zeit eine dürre Rose zwischen Glas, in Gold gefaßt. So lange ich dasselbe unmittelbar auf der Magengegend meines Leibes, in Seide gewickelt, trage, kehrt mein krampfhafter Zustand nicht zurück. Nicht später, nicht früher, als in der siebenten Stunde nach Empfang des dreizehnten Tropfbades, übergib es mir. Bis dahin trage es unaufhörlich. Dann bin ich gesund."

Sie wiederholte öfters und mit sonderbarer Aengstlichkeit dies Verlangen; vorzüglich legte sie großen Werth auf die Stunde, da ich ihr mein einziges Kleinod überreichen sollte, von dessen Dasein sie nie gehört hatte.

„Tragen Sie wirklich dergleichen?" fragte mich der Graf nachher erstaunt und wegen der gemeissagten Gesundheitsvollendung seiner Tochter hoch-

entzückt. Als ich es bejahte, fragte er weiter, ob ich einigen Werth auf den Besitz dieser Kleinigkeit lege, daß ich dergleichen beständig auf meiner Brust trage. Ich versicherte, es sei mein Theuerstes, und daß ich lieber sterben, als es mir entreissen lassen würde. Doch zur Rettung der Gräfin wolle ich auch dies opfern.

„Vermuthlich ein Andenken von geliebter Hand?“ fragte lächelnd und forschend der Graf, dem daran gelegen schien, zu erfahren, ob mein Herz irgend schon in einer Liebe vergeben sei?

„Es kommt von einer Person, die mir unterm Monde das heiligste und theuerste der Wesen ist.“

Der Graf, eben so sehr von meiner Großmuth gerührt, als zufrieden, daß ich mich zu dem Opfer entschlossen, von welchem Hortensiens bleibende Gesundheit abhing, vergaß für einen Augenblick den bisherigen Groll, und umarmte mich mit wahrer Herzlichkeit, was lange nicht mehr geschehen war. „Sie machen mich zu Ihrem größten Schuldner!“ rief er.

Sein Dringendstes war, Hortensien, sobald ich mich nach ihrem Erwachen entfernt hatte, dasjenige zu erzählen, was sie im Wunderschlafe verlangt habe; dabei verschwieg er ihr auch sein Gespräch mit mir über das Amulet nicht, welches so großen Werth für mich habe, weil es ein An-

denken derjenigen Person sei, die ich über Alles liebe. Er legte darauf großen Nachdruck, um, falls Hortensie — denn sein Argwohn war geblieben — wirklich Neigung zu mir empfände, diese mit der Entdeckung zu tödten, daß ich längst in den Fesseln einer andern Schönheit seufze. Hortensie vernahm alles mit so harmloser Unbefangenheit, und freute sich ihrer baldigen Heilung so aufrichtig, daß der Graf von Hormegg selbst einsah, sein Verdacht habe dem Herzen seiner Tochter Unrecht gethan. Er hatte in der Freude seines Gemüths nichts Angelegentlicheres, als mir wieder die Unterredung mit der Gräfin zu beichten, und zugleich dem Prinzen von Allem Meldung zu thun, was vorgefallen sei. Ich bemerkte auch von Stund an im Betragen des Grafen wie des Prinzen gegen mich etwas Ungezwungeneres, Gütiges, Verbindliches. Man entfernte mich von Hortensien nicht mehr mit voriger Aengstlichkeit, sondern behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und Schonung, wie einen Wohlthäter, welchem Jeder das Glück seines ganzen Lebens schuldig wäre.

Es wurden sogleich Anstalten zur Abreise nach den Bädern von Battaglia gemacht. An einem schönen Sommermorgen verliessen wir Venedig. Der Prinz war vorausgegangen, um Alles zum Empfang seiner angebeteten Braut vorzubereiten.

Durch die anmuthigen Ebenen von Padua

nahten wir uns den euganeiſchen Bergen, an deren Fuß das Städchen mit ſeinen Heilquellen liegt. Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuß zu gehen. Dann mußte ich ihr Führer ſein. Ihre Herzlichkeit bezauberte eben ſo ſehr, als ihr zarter Sinn für das Edle im menſchlichen Sein und für alles Schöne in der Natur. „Ich könnte wohl recht glücklich ſein," ſagte ſie oft, „wenn ich meine Tage in irgend einer anmuthigen Gegend Italiens unter einfachen Geſchäften des häuslichen Lebens zubringen könnte. Die Unterhaltungen in den Städten laſſen das Gemüth leer; ſie ſind mehr betäubend, als vergnügend. Es wäre etwas Göttlicheres, wenn ich einfach leben dürfte, ungereizt von den Erbärmlichkeiten der Paläſte, wo man ſich um ein Nichts quält; wenn ich reich genug wäre, um mich der Glückliche zu machen, und ich in meinen Schöpfungen Quellen meiner Seligkeit fände. Doch man muß nicht Alles wollen. Es kann nun nicht ſein."

Mehr als einmal, und in Gegenwart ihres Vaters, ſprach ſie von der großen Verbindlichkeit, die ſie gegen mich, als ihren Lebensretter, habe. „Wüßte ich nur, wie vergelten?" ſagte ſie. „Ich zerbreche mir ſchon lange den Kopf, Ihnen etwas recht Angenehmes zu erfinden. Das müſſen Sie nun ſchon zugeben, daß mein Vater Sie in die Lage ſetzt, vollkommen unabhängig von andern

Menschen zu leben. Das aber ist doch das Wenigste; ich bedarf für mich selbst einer andern Genugthuung."

Ein andersmal und öfters brachte sie die Rede auf meinen Entschluß, daß ich sie und ihren Vater gleich nach ihrer Genesung verlassen wolle. „Es wird uns leid sein, Sie zu verlieren!" sagte sie dann mit Gemüthlichkeit: „Wir werden Ihren Verlust, als den Verlust eines treuen Hausfreundes und Wohlthäters, beklagen. Doch können und wollen wir Ihnen Ihren Entschluß nicht durch Bitten erschweren, bei uns zu verweilen. Ihr Herz ruft Sie anderswo hin!" setzte sie dann mit etwas schalkhaftem Lächeln hinzu, wie einzuweiht in ein Geheimniß meines Herzens: „Wenn Sie nur glücklich sind, bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Und ich zweifle nicht, Liebe wird Sie glücklich machen. Doch vergessen Sie uns dann nicht ganz, und gönnen Sie uns von Zeit zu Zeit eine Nachricht von Ihrem Befinden."

Was ich bei solchen Aeusserungen empfand, kann ich eben so wenig aussprechen, als daß ich hier noch sagen möchte, was ich gewöhnlich zu erwiedern pflegte. Meine Antworten waren verbindlich und voll kalter Höflichkeit; denn Ehrfurcht gebot, mein Herz nicht zu verrathen. Und doch gab es wohl auch Augenblicke, da mich die

Gewalt meiner Gefühle übermannte, und ich mehr sagte, als ich wollte. Es geschah wohl, daß, wenn ich etwas mehr als schmeichelnd und verbindlich sprach, Hortensie mich mit dem hellen Blick der verwunderten Unschuld anschaute, als begriffe und verstände sie mich nicht. Ich überzeugte mich, daß Hortensie mich dankbar schätzte, mich glücklich und zufrieden zu sehen wünschte, ohne mir deswegen einen geheimen Vorzug vor andern Sterblichen zu gewähren. Nur aus reinem Wohlwollen und mir Freude zu machen, hatte sie auf dem Balle sich zum Tanze zu mir gesellt. Sie selbst gestand, sie habe immer erwartet, daß ich sie auffordern sollte. Ach, wie hatte meine Leidenschaft daraus schon vermessene Hoffnungen geschaffen! Wohl vermessene Hoffnungen; — denn hätte Hortensie wirklich mehr als allgemeines Wohlwollen gegen mich gefühlt, was würde es mir haben nützen können? Ich wurde nur unglücklicher durch ihr Unglück geworden sein."

Während mich im Stillen die Flamme verzehrte, war in ihrer Brust ein reiner Himmel voll Ruhe. Während ich hätte zu ihren Füßen versinken und gestehen mögen, was sie mir sei, wandelte sie, ohne die leiseste Ahnung meines Zustandes, neben mir hin, und suchte meinen Ernst durch Scherze zu zerstreuen.

Die Entzauberung.

Durch Veranſtaltung des Prinzen waren für uns Zimmer in einem Schloſſe der Marcheſen von Eſte zum Empfang bereitet. Dies Schloß, nahe am Städtchen auf einem Hügel, bot mit den größten Bequemlichkeiten zugleich die lieblichſten Ausſichten in die Ferne und ſchattenreiche Luſtgänge in der Nähe an. Zu den Tropfbädern aber mußte man ſich jedesmal in die Stadt begeben; auch war für die Gräfin daſelbſt ein eigenes Haus eingerichtet worden, wo ſie die Morgen zubrachte, ſo lange ſie baden ſollte.

Ihr Wunderſchlaf war in Battaglia nach den erſten Bädern ſchon ſehr kurz und dunkel. Sie redete nur noch ſelten, antwortete nicht einmal immer, und ſchien eines ganz natürlichen Schlafs zu genieſſen. Da ſie nach dem ſiebenten Bade im Schlafe ſprach, befahl ſie, daß man ſie nach dem zehnten Bade nicht mehr in dieſem Hauſe laſſen ſolle. Wirklich verfiel ſie nach dem zehnten Bade noch einmal in den Schlaf; doch ſagte ſie nichts, als: „Emanuel, ich ſehe dich nicht mehr!“ Dies waren die letzten Worte, welche ſie im Zuſtande ihrer Verklärungen geredet hat. Seitdem hatte ſie wohl noch einige Tage einen etwas unnatürlich feſten Schlaf, aber ohne darin des Wortes mächtig zu ſein.

Endlich kam der Tag ihres dreizehnten Tropfbades. Bisher war Alles auf's Pünktlichste erfüllt worden, was sie sonst in Verklärungsstunden befohlen oder vorausgesagt hatte; nun war es um das Letzte zu thun. Der Graf von Hormegg und der Prinz kamen schon früh Morgens zu mir, um mich an die baldige Ablieferung meines Amulets zu mahnen. Ich mußte es ihnen zeigen. Sie verließen mich den ganzen Morgen keinen Augenblick, als wären sie, nun dem längst ersehnten Ziele so nahe, plötzlich mißtrauisch geworden, ich könne wegen meines Opfers andern Sinnes werden, oder das Heiligthum könnte durch Zufall verloren gehen. Sobald Nachricht kam, die Gräfin sei im Tropfbade, wurden die Minuten bis zur siebenten Stunde gezählt. Sobald die Gräfin nach dem Bade einige Stunden geruht hatte, wurde sie von uns auf das Schloß begleitet. Sie war ungemein heiter und beinahe muthwillig. Darauf vorbereitet, daß sie in der siebenten Stunde das Geschenk von mir annehmen und dann lebenslänglich tragen müsse, freute sie sich wie ein Kind auf die Gabe, und neckte mich scherzend mit der Treulosigkeit, die ich an meiner Auserwählten verübe, deren Geschenk ich einer Andern gäbe.

Es schlug zwei Uhr. Die siebente Stunde war da. Wir befanden uns in einem heitern Garten-

saal. Der Graf, der Prinz, die Kammerfrauen der Gräfin waren anwesend.

„Und nun nicht länger gezögert!“ rief der Graf: „Der Augenblick ist da, welcher der letzte von Hortensiens Leiden und der erste meines Glückes ist.“

Ich zog das theure Medaillon von der Brust, auf der ich es so lange getragen, und löste die goldene Schnur von meinem Hals; drückte, nicht ohne wehmüthige Empfindung, einen Kuß auf das Glas, und überreichte es der Gräfin.

Hortensie nahm es, und indem ihr Blick auf die getrocknete Rose fiel, sah man plötzlich ein feuriges Roth ihr Antlitz überfliegen. Sie verneigte sich sanft gegen mich, als wollte sie mir danken; aber in ihren Gesichtszügen erkannte man eine Bestürzung oder Verwirrung ihres Gemütes, die sie zu verhehlen bemüht schien. Sie stammelte einige Worte, und entfernte sich dann plötzlich mit ihren Kammerfrauen. Der Graf und der Prinz waren gegen mich ganz Dankbarkeit. Sie hatten für den Abend ein kleines Fest auf dem Schlosse veranstaltet. Aus Este und Novigo waren einige adelige Familien dazu eingeladen worden.

Inzwischen warteten wir lange und vergeblich auf die Wiedererscheinung der Gräfin. Erst nach einer Stunde vernahmen wir, sie sei, sobald sie das Medaillon angelegt habe, vom Schlaf über-

fallen worden, und schlafe wirklich süß und fest. Es vergingen zwei, drei und vier Stunden. Die eingeladenen Gäste hatten sich bei uns versammelt; aber Hortensie erwachte nicht. Der Graf, in großer Unruhe, begab sich selber zu ihrem Bette. Da er sie aber tief und ruhig schlummernd fand, scheute er sich, sie zu stören. Das Fest ging vorüber ohne Hortensiens Gegenwart; doch wo sie fehlte, war nur halbe Lust. Hortensie schlief noch, als man nach Mitternacht aus einander schied.

Aber auch folgenden Morgens war sie noch in gleich festem Schlaf; kein Geräusch erweckte sie. Der Graf gerieth in Todesangst. Meine Unruhe war nicht geringer. Es wurden Aerzte herbeigerufen. Die jedoch versicherten, die Gräfin schlafe einen gesunden, erquickenden Schlaf; die Farbe ihres Gesichts wie ihr Puls verkündeten das vollste Wohlsein. Mittag und Abend kamen; Hortensie erwachte nicht. Es gehörten die wiederholtesten Versicherungen der Aerzte dazu, daß die Gräfin sich offenbar wohl befände, um uns zu beruhigen. Die Nacht kam und verfloß. Jubel scholl am andern Morgen durch das ganze Schloß, als die Frauenzimmer Hortensiens frohes Ermuntern meldeten. Jedermann eilte hin und wünschte der Genesenen Glück.

Neuer Zauber.

Warum soll ich es nicht sagen? — Während der allgemeinen Freude stand ich allein traurig — ach, mehr als traurig, in meinem Zimmer. Die Verpflichtungen, welche ich ehemals gegen den Grafen von Hormegg eingegangen war, hatten ihre Erfüllung. Ich konnte abreisen, wann ich wollte. Ich hatte Verlangen und Entschluß dazu oft genug geäussert. Man erwartete nichts anderes von mir, als daß ich mir selber Wort halten werde. Aber — — — Nur in ihrer Nähe athmen zu können, schien mir das beneidenswürdigste aller Loose; nur einen ihrer Blicke zu empfangen, die schönste Nahrung der Lebensflamme. Fern von ihr wohnen, schien mir Verurtheilung zum Tode.

Gedachte ich aber ihrer nahen Vermählung mit dem Prinzen, dann meine Abhängigkeit von diesem Menschen und der Wankelmüthigkeit des schwachen Grafen — gedachte ich meiner eigenen Ehre, meines Bedürfnisses, frei zu sterben — da regte sich männlicher Stolz und Trotz; es blieb entschieden, so bald als möglich von hinnen zu ziehen. Ich schwor, zu fliehen. Ich sah die Endlosigkeit meines Unglücks; doch war mir lieber, lebenslang der Freude Valet zu sagen, als mir selber verächtlich zu werden.

Ich fand Hortensien im Schloßgarten. Ein sanfter Schauder durchbebte mich, da ich ihr näher trat, um ihr meine Glückwünsche zu bringen. Sie stand sinnig vor einem Blumenbeet, getrennt von ihren Frauenzimmern. Sie schien frischer und blühender, als ich sie je gesehen, und von einem neuen Leben durchglüht. Erst als ich sie anredete, ward sie meiner gewahr.

„Wie erschrecken Sie mich!“ sagte sie lächelnd und bestürzt, und eine höhere Röthe überfloß ihre Wangen.

„Auch ich, meine theure Gräfin, wollte Ihnen meine innige Freude, meinen Glückwunsch . . .“

Mehr sagen konnte ich nicht; denn meine Stimme zitterte, meine Gedanken verwirrten sich; ich konnte ihren Blick nicht ertragen, der in das Innerste meines Herzens dringen wollte. Mühsam stammelte ich noch eine Entschuldigung, sie gestört zu haben.

Ihre Blicke waren schweigend auf mich geheftet. Nach einer langen Pause sagte sie: „Sie sprechen von Freude, Lieber: aber sind Sie auch froh?“

„Herzlich, daß ich Sie gerettet weiß von der Krankheit, an der Sie so lange litten. Nun, in wenigen Tagen darf ich von hier aufbrechen, und mir, wenn es möglich ist, in andern Gegen-

den selber angehören, da ich Niemandem mehr angehöre. Mein Gelübde ist gelöst."

„Ist es also Ihr Ernst, lieber Faust, uns zu verlassen? Ich hoffe es nicht. Wie können Sie sagen, daß Sie Niemandem mehr angehören? Haben Sie uns nicht durch alle Pflichten der Erkenntlichkeit an sich gebunden? Was zwingt Sie, von uns zu scheiden?"

Ich legte die Hand auf mein Herz und senkte den Blick zur Erde; denn zu reden war mir unmöglich.

„Sie bleiben bei uns, Faust. Nicht so?"

„Ich darf nicht."

„Und wenn ich Sie bitte, Faust?"

„Um Gotteswillen, gnädige Gräfin, bitten Sie nicht, befehlen Sie nicht. Mir kann nur wohl sein, wenn ich — nein, ich muß von hier."

„Bei uns ist Ihnen nicht wohl? Und doch giebt Sie kein anderer Beruf, keine andere Pflicht von uns?"

„Pflicht gegen mich selbst."

„Geben Sie denn, Faust; ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, auch wir würden Ihnen etwas werth sein."

„Gnädige Gräfin, wenn Sie wüßten, was Ihre Worte anfüllten, Sie würden meiner voll Erbarmens schonen!"

„So muß ich ſchweigen, Fauſt. Gehen Sie, aber Sie thun ein ſchweres Unrecht!“

Indem ſie dieſe Worte ſagte, wandte ſie ſich von mir. Ich wagte es, ihr nachzugehen und ſie zu bitten, mir nicht zu zürnen. Aus ihren Augen fielen Thränen. Ich erſchrack. Mit gefalteten Händen beſchwor ich ſie, mir nicht zu zürnen. „Gebieten Sie mir,“ ſagte ich, „ich will gehorchen. Befehlen Sie, daß ich bleibe? Meine innere Ruhe, mein Glück, mein Leben opfere ich mit Freuden dieſem Befehl!“

„Gehen Sie, Fauſt, ich erzwinge nichts. Sie ſind ungern bei uns.“

„O Gräfin, bringen Sie keinen Menſchen zur Verzweiflung.“

„Fauſt, wann wollen Sie fortreiſen?“

„Morgen, heute.“

„Nein, nein, Fauſt!“ ſagte ſie leiſe und trat näher zu mir: „Ich ſehe keinen Werth auf meine Geſundheit. Ihr Geſchenk, wenn Sie — — — Fauſt! Sie bleiben noch; nur einige Tage wenigſtens!“ Sie liſpelte dies mit ſo weicher, ſeelenvoller Stimme, und ſah mich dazu mit ihren naſſen Augen ſo mahnend an, daß ich aufhörte, Herr meines Willens zu ſein.

„Ich bleibe.“

„Aber gern?“

„Mit Entzücken.“

„Gut! — Nun laſſen Sie mich einen Augenblick, Fauſt. Ich muß mich zerſtreuen. Sie haben mich recht betrübt. Aber verlaſſen Sie den Garten nicht; ich will mich nur erholen.“ — Mit dieſen Worten ging ſie von mir, und verlor ſich zwiſchen den blühenden Orangenbäumen.

Lange blieb ich auf derſelben Stelle, wie ein Träumender. Solche Sprache hatte ich nie von der Gräfin gehört. Es war nicht Sprache der Höflichkeit blos. Alles bebte in mir unter der Vorſtellung: ich habe in ihrem Herzen einigen Werth. Dieſe Aufforderungen, noch zu bleiben, dieſe Thränen — — und, was ſich nicht beſchreiben läßt, das eigene Etwas, die wunderbare Sprache in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen, in ihrer Stimme — eine Sprache ohne Worte, die doch mehr als Worte ausdrücken — — ich verſtand von Allem nichts, verſtand Alles. Ich zweifelte und war voller Ueberzeugung. Ich ging in Seligkeit und Schmerz unter.

Nach einer halben Viertelſtunde, da ich in den Gartengängen auf und ab wandelte und mich zu den übrigen Frauenzimmern geſellt hatte, kam die Gräfin lebhaft und fröhlich gegen uns. So oft ich ſie auch ſchon erblickt hatte, war ſie mir doch jedesmal immer anders, und immer wie in veränderter Schönheit vorgekommen, nie als die Gleiche. In ihrer zarten blühenden Geſtalt, von

weißen Gewändern umschwebt, vom vollen Sonnenglanz umflossen, schien sie ein Wesen aus Raphaels Malerträumen. In der Hand trug sie einen Strauß von Nelken, Rosen und veilchenfarbenen Vanilleblüthen. „Ich habe Ihnen," sagte sie zu mir, „ein paar Blumen gepflückt, lieber Faust; verschmähen Sie sie nicht. Ich gebe sie Ihnen mit ganz anderm Gemüth, als einst während meiner Krankheit die Rose. Ich sollte Sie, mein lieber Leibarzt, nur gar nicht daran mehr erinnern, wie ich Sie mit meinen bösen, kindischen Launen gequält habe. Aber ich erinnere mich recht pflichtmäßig daran, um bei Ihnen wieder Alles gut zu machen. O, und wie viel habe ich gut zu machen! Geben Sie mir nun den Arm und Fräulein Cäcilien den andern." So hieß eine ihrer Gesellschafterinnen.

Wie wir umhergingen unter leichten Plaudereien und Scherzen, kam auch ihr Vater, der Graf, und bald nachher der Prinz. Nie war Hortensie liebenswürdiger gewesen, als an diesem ersten Tage ihrer wieder erlangten Gesundheit. Mit zärtlicher Ehrfurcht redete sie zu ihrem Vater, mit freundlicher Traulichkeit zu ihren Gesellschafterinnen, mit feiner Höflichkeit und Güte zum Prinzen; zu mir aber nie anders, als mit Bezeugungen ihrer Dankbarkeit. Nicht daß sie

mir in Worten dankte, sondern in der Art, wie sie zu mir sprach. Es war, sobald sie sich zu mir wandte, etwas Rührendes, Feierliches in ihrem Wesen, in ihren Worten und Tönen etwas unbeschreiblich Herzliches, in ihren Blicken und Mienen etwas Schwesterlich-vertrautes, Gutmüthiges, um meine Zufriedenheit Sorgsames. Diesen Ton änderte sie auch weder in Gegenwart des Vaters, noch des Prinzen. Sie führte ihn mit einer Unbefangenheit und Sicherheit, als wenn es nicht anders sein solle und dürfe.

Es verflossen in Festen und Freuden einige reizende Tage. Hortensiens Stimmung änderte sich gegen mich nicht. Ich selbst, immer zwischen kalten Gesetzen der Ehrerbietung und Flammen der Leidenschaft, fand in Hortensiens Umgang endlich eine Ruhe, eine innere Selbstständigkeit wieder, der ich entbehrt hatte, seit ich diese Wunderbare kannte. Ihre Natürlichkeit und Wahrheit machte mich wahrer, natürlicher; ihre Traulichkeit gleichsam brüderlicher. Sie verhehlte keineswegs ein Herz voll reinster Freundschaft gegen mich — um so weniger darz ich meine Empfindungen, wenn ich gleich nicht das Innerste zu verrathen wagte. Und doch — o wer konnte so vielem Reiz widerstehen! — ward es verrathen.

Die Badegäste zu Battaglia pflegen an schönen Abenden meistens vor einem großen Kaffee-

hause versammelt zu sitzen, in freier Luft, und Erfrischungen zu geniessen. Da herrscht ungezwungene Unterhaltung. Man sitzt auf Stühlen in Halbkreisen umher an der offenen Strasse. Man hört links und rechts Mandolinen und Zithern schwirren und Gesänge nach italienischer Sitte. Auch in dem großen Hause tönt Musik. Fenster und Thüren sind beleuchtet. — Die Gräfin kam eines Abends, da uns der Prinz früher als gewöhnlich verlassen hatte, auf den Einfall, jene Versammlung der Badegäste zu besuchen. Ich war schon auf meinem Zimmer, und saß träumend über mein Schicksal, den Blumenstrauß mit beiden Händen auf meinen Mund haltend. Das Licht brannte dunkel; die Thür meines Zimmers stand halb offen. So sahen mich im Vorübergehen Hortensie und Cäcilie. Beide beobachteten mich lange. Dann traten sie leise herein — aber ich beobachtete sie nicht, bis sie dicht vor mir standen, und mir erklärten, ich müsse sie in die Stadt begleiten. Nun weideten sie sich scherzend an meiner Bestürzung. Hortensie erkannte sogleich den Blumenstrauß. Sie nahm ihn vom Tisch, auf welchen ich ihn geworfen hatte, und steckte ihn, so welk er war, vor ihren Busen. Wir gingen nach Battaglia hinab, und mischten uns in die Gesellschaft.

Da geschah es, daß Cäcilie, im Gespräch mit

Personen ihrer Bekanntschaft, von uns kam. Es zürnten weder Hortensie noch ich. An meinem Arm wandelte sie in dem regen Getümmel auf und ab, bis sie müde ward. Wir setzten uns auf ein Bänkchen unter einer seitwärts stehenden Ulme. Der Mond fiel durch die Zweige auf Hortensiens schönes Gesicht, und auf die welken Blumen an ihrem Busen.

„Wollen Sie mir wieder rauben, was Sie mir gegeben hatten?“ fragte ich, indem ich auf den Strauß deutete.

Sie sah mich lange mit wunderbarem, innigem Ernst an; dann sagte sie: „Es ist mir immer, als wenn ich Ihnen nichts geben und nichts nehmen könnte. Ist Ihnen nicht zuweilen eben so?“

Diese bedeutungsreiche Antwort und Gegenfrage, so leicht und ruhig hingeworfen, versetzte mich in Verlegenheit und Schweigen. Ich wagte aus Ehrfurcht kaum den holdern Sinn darin zu berühren. Sie wiederholte die Frage noch einmal.

„Allerdings, leider auch mir ist's oft so!“ sagte ich. „Wenn ich die Kluft erblicke zwischen Ihnen und mir, und den Abstand, welcher mich fern von Ihnen hält, dann wird mir's so. Wer kann den Göttern geben und nehmen, oder was können die Götter geben und nehmen, das ihnen nicht immer gehörte?“

Sie sah mich mit großen Augen der Verwunderung an. „Was reden Sie von Gottern, Faust? Auch sich selber kann man nichts geben, nichts nehmen.“

„Sich selber?“ erwiederte ich mit ungewisser Stimme. „Sie wissen also, daß Sie mich zu Ihrem Eigenthum gemacht haben?“

„Ich weiß selbst nicht, wie es ist!“ gab sie zur Antwort, und senkte die Augen.

„Aber ich, theure Gräfin, aber ich weiß es. Der Zauber, welcher über uns waltet, hat sich nicht verloren, sondern nur die Richtung verändert. Einst beherrschte ich in Ihren Verklärungen Ihren Willen; nun beherrschen Sie den meinigen. Ich lebe nur in dem Gedanken an Sie; ich kann nichts, ich bin nichts ohne Sie. Zürnen Sie immerhin meines Geständnisses, frevelvoll vor der Welt, aber nicht vor Gott. Denn es ist, was ich thue, Ihr eigenes Gebot. Kann ich mich vor Ihnen verbergen? Ist es ein Verbrechen, daß meine ganze Seele unwillkührlich an Ihr Wesen gefesselt ist, o Gräfin, so ist es nicht mein Verbrechen.“

Sie wandte das Gesicht ab und hob die Hand, um mir zu bedeuten, daß ich schweige. Ich hatte im gleichen Augenblick die meinige erhoben, um meine Augen zu bedecken, die sich in einer heißen Thräne verdunkelten. Da sanken die erhobenen

Hände in einander. Wir ſchwiegen; der Gedanke loſete ſich in gewaltigen Empfindungen auf. Ich hatte meine Leidenſchaft verrathen — aber Hortenſe hatte mich begnadigt.

Cäcilie ſtörte uns auf. Wir gingen ſchweigend zum Schloß zurück. Als wir ſchieden, ſagte die Gräfin leiſe und traurig: „Ich bin durch Sie geſund geworden, um viel kränker zu ſein.“

Petrarca's Wohnung.

Am folgenden Tage, da wir uns wieder fanden, war eine Art heiliger Scheu zwiſchen uns. Ich wagte kaum, ſie anzureden; ſie kaum, mir zu antworten. Unſere Blicke begegneten ſich oft, beide voll Ernſtes. Sie ſchien mich durchforſchen zu wollen; ich ſuchte in ihren Augen zu leſen, ob ſie meiner geſtrigen Verwegenheit nicht zürne im nüchternen Augenblick. Es verfloſſen mehrere Tage, wir ſahen uns nie wieder allein. Wir hatten ein Geheimniß unter uns, und fürchteten es durch einen Wink, durch ein harmloſes Wort zu entweihen. Hortenſens ganzes Weſen war feierlicher, ihr Frohſinn gemäßigter, als gehöre ſie nicht mit vollem Herzen mehr den gewöhnlichen Umgebungen an.

Inzwiſchen zog ich wohl zu viel von ihrem veränderten Betragen auf Rechnung jener ent-

scheidenden Stunde unter der Ulme. Denn Prinz Carlo hatte, wie ich erst später erfuhr, formlich um die Hand der Gräfin angehalten, dies aber ein unangenehmes, gespanntes Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen und ihrem Vater bewirkt. Um diese beiden nicht zu beleidigen, und Zeit zu gewinnen, hatte Hortense sich Bedenkfrist erbeten, und zwar auf einen so unbestimmten Zeitraum und mit einer so harten Bedingung, daß Carlo fast verzweifeln mußte, seinen Wunsch gekrönt zu sehen. „Nicht daß ich dem Prinzen abgeneigt bin," so lautete ihre Erklärung, „aber ich will noch meiner Freiheit froh sein. Ich werde einst selbst und freiwillig mein Ja oder Nein geben; wird mir aber, ehe ich es begehre, der Antrag wiederholt, so werde ihn bestimmt und auf immer verwerfen, selbst wenn ich den Prinzen wirklich liebte."

Der Graf kannte aus frühern Zeiten den unbeugsamen Sinn seiner Tochter; doch hoffte er schon darum das Beste, weil Hortense die Bewerbung des Prinzen nicht geradezu abgelehnt hatte. Carlo hingegen war etwas mißmuthig. Er sah sich durch diese Erklärung zum ewigen Liebhaber verdammt, und ohne bestimmte Hoffnungen. Doch hatte er Eigenliebe genug, zu glauben, er werde durch treue Liebe endlich Hortensens Herz bewegen. Ihre Vertraulichkeit gegen mich war

ihm zuweilen unbehaglich, doch schien er sie nicht zu fürchten; er fand sie eben deswegen gefahrlos, weil sie offen war und unbefangen. Hortensie behandelte auch ihn auf die gleiche Weise. Er hatte sich gewöhnt, mich als Hausfreund und vertrauten Rath sowohl der Tochter als des Vaters zu sehen, und da ihm der Graf das Geheimniß meiner bürgerlichen Herkunft entdeckt hatte, konnte er an mir um so weniger Nebenbuhlerei besorgen. Ja, er selbst bequemte sich, mich zum Vertrauten zu machen, und erzählte mir eines Tages die Geschichte seiner Werbung um Hortensiens Hand, und die Antwort der Gräfin. Er beschwor mich, ihm meine freundschaftlichen Dienste zu gewähren, und nur, wenn auch noch so entfernt, zu lauschen, ob Hortensie einige Neigung für ihn habe. Ich mußte es versprechen. Jeden Tag fragte er, ob ich Entdeckungen gemacht habe? Immer konnte ich mich entschuldigen, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, die Gräfin allein zu sehen.

Vermuthlich diese Gelegenheit herbeizuziehen, veranstaltete er selbst eine kleine Lustfahrt nach Arquato, drei Meilen von Battaglia, wohin oft Badegäste zu dem Grabmal und Wohnhaus Petrarca's zu wallfahren pflegen. Hortensie achtete von allen Dichtern Italiens diesen zarten, Alles vergeistigenden Sänger frommer Liebe am höchsten. Sie hatte sich lange schon auf die Wallfahrt

gefreut. Wie aber der Augenblick der Abreise erschien, blieb Carlo nicht nur unter einem leichten Vorwand zurück, sondern wußte auch den alten Grafen abzuhalten, Hortensien zu begleiten. Er versprach indessen, unfehlbar nachzukommen. Beatrix und Cäcilie, die Gesellschafterinnen der Gräfin, fuhren allein mit ihr; ich folgte dem Wagen zu Pferde.

Ich führte die Frauenzimmer zum Kirchhof des Dorfes, wo ein einfacher Grabstein die Asche des unsterblichen Dichters bedeckte, und übersetzte ihnen die lateinische Inschrift. Hortensie stand in tiefem Ernst vor dem Stein. Sie seufzte. „Doch stirbt nicht Alles!“ sagte sie, und ich glaubte zu fühlen, wie sie meinen Arm leise an sich zog. „Stürbe Alles,“ sagte ich, „wäre nicht das Leben des Menschen eine Grausamkeit des Schöpfers, und die Liebe der schwerste Fluch des Lebens?“

Wir gingen schwermuthsvoll vom Kirchhofe. Ein alter, freundlicher Mann führte uns von da zu einem nicht entfernten Rebenhügel, auf welchem Petrarca's Wohnung stand, an welches sich ein kleiner Garten schmiegte. Man hat daraus über die Ebene eine heitere Aussicht. Im Hause zeigte man uns Petrarca's Hausgeräth, mit ehrfurchtsvoller Treue aufbewahrt; seine Tische, an denen er las und schrieb; die Sessel, auf denen er ruhte — selbst das Geschirr seiner Küche.

Immer übt der Anblick solcher Ueberbleibsel einen unfehlbaren Einfluß auf das Gemüth — er wirft den Zwischenraum von Jahrhunderten in sein Nichts, und stellt das Längstvergangene in die Gegenwart her. Mir war es, als sei der Dichter nur hinausgegangen; er werde die kleine braune Thür seines Zimmers öffnen und uns begrüßen. Hortensie fand eine zierliche Ausgabe von Petrarca's Sonnetten auf einem Winkeltisch. Sie setzte sich müde hinzu, lehnte ihr schönes Haupt auf die Hand und las aufmerksam, indem sie mit den Fingern der unterstützenden Hand ihren Augen ein verheimlichendes Obdach machte. Beatrix und Cäcilie gingen, Erfrischungen für die Gräfin zuzubereiten. Ich blieb schweigend am Fenster. Petrarca's Liebe und Hoffnungslosigkeit war mein Schicksal; eine andere Laura saß da, nicht durch den Zauber der Muse göttlich, aber göttlich durch sich selbst.

Hortensie nahm ein Tuch, ihre Augen zu trocknen. Ich erschrack, sie weinen zu sehen. Ich nahte mich ihr schüchtern, und wagte doch nicht, sie anzureden. Sie stand plötzlich auf, lächelte mich an mit Thränen im Blick, und sagte: „Der arme Petrarca, das arme Menschenherz! Aber Alles zieht vorbei, Alles. Er hat seit Jahrhunderten ausgeklagt. Doch sagt man, er habe in spätern Jahren sich selbst überwunden. Ist es gut,

ſich zu überwinden? Heißt es nicht ſich ſelbſt verwüſten?“

„Und wenn die Nothwendigkeit gebietet?“

„Hat die Nothwendigkeit Gewalt über das Menſchenherz?“

„Aber Laura war die Gemahlin Hugo's von Sade — ihr Herz durfte ihm nicht gehören. Sein Loos war, einſam zu lieben, einſam zu ſterben. Er aber hatte die Gabe des Geſangs, und die Muſen tröſteten ihn. Er war unglücklich — wie ich.“

„Wie Sie?“ ſetzte Hortenſe mit kaum hörbarer Stimme hinzu. „Unglücklich, Fauſt?“

„Ich habe nicht die göttliche Gabe des Geſangs. Darum wird mein Herz brechen, das Keiner tröſtet. Gräfin, theure Gräfin — darf ich Ihnen mehr ſagen, als ich geſagt habe? Aber ich will Ihrer Achtung würdig bleiben, und nur durch männlichen Muth kann ich es. Gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine einzige, beſcheidene Bitte.“

Hortenſe ſchlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Eine Bitte, theure Gräfin, für meine Ruhe.“

„Was ſoll ich?“ flüſterte ſie, ohne aufzublicken.

„Bin ich gewiß, daß Sie mir die Bitte nicht verweigern?“

Sie betrachtete mich mit großen, ernsten Blicken, und sagte dann mit unbeschreiblicher Würde: „Faust, ich weiß nicht, was Sie bitten werden; aber wie viel es auch sei — ja, Faust, ich bin Ihnen mein Leben schuldig, mein Vertrauen — ich erfülle Ihre Bitte. Reden Sie.“

Ich ergriff ihre Hand, ich sank zu ihren Füßen, ich drückte ihre Hand an meine brennenden Lippen — ich verlor beinahe Bewußtsein und Sprache. Hortense, wie gefühllos, in sich selbst versunken, stand mit gesenkten Blicken da.

Endlich gewann ich die Macht zu reden wieder. „Ich bin unglücklich. Ich muß hinweg von hier. Lassen Sie mich fliehen. Ich darf nicht länger weilen. Lassen Sie mich fern von Ihnen mein Leben in irgend einer Einsamkeit beruhigen. Ich muß hinweg. Ich störe den Frieden Ihres Hauses durch den Wahnsinn meiner Leidenschaft. Carlo hat Ihre Hand gefordert.“

„Sie wird ihm nie!“ unterbrach mich die Gräfin mit festem Tone.

„Lassen Sie mich fliehen. Selbst Ihre Güte häuft die Menge meines Elendes an.“

Hortense war in einem heftigen Kampf mit sich selber. „Sie thun ein fürchterliches Unrecht. Aber ich darf es ja nicht mehr verhindern!“ rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus. Sie schwankte und suchte den Sessel. Indem ich auf-

sprang, sank sie schluchzend an meine Brust. Nach einigen Augenblicken ermannte sie sich wieder. Sie fühlte sich von einem meiner Arme umschlungen, und wollte sich demselben entziehen. Aber ich, den Himmel an meiner Brust, vergaß die Gebote der alten Ehrerbietung, umschlang sie fester und seufzte: „Diese Minute, und nun habe ich genug gelebt!“ — Ihr Widerstand erstarb. Sie richtete ihre Augen zu mir auf, und mit einem Blick voll bittender Zärtlichkeit, und mit einem Antlitz, von welchem, wie einst, Verklärungsröthe schimmerte, lispelte sie mir zu: „Faust, was beginnen Sie?“

„Werden Sie mich auch in der Ferne nicht vergessen?“ fragte ich zurück.

„Kann ich es denn?“ seufzte sie, und schlug die Augen nieder.

„Leben Sie wohl!“ stammelte ich: „Hortensia!“ Meine Stirn sank an die ihrige nieder.

„Emanuel! Emanuel!“ flüsterte sie. Meine Lippen hingen an den ihrigen. Ich fühlte zart und dunkel ihren Gegenkuß, ihrer Arme einen um meinen Hals. Es verschwanden Minuten, Viertelstunden.

Ich ging, ein Träumender, schweigend an ihrer Seite aus Petrarca's Wohnung, den Steg am Hügel hinab. Drunten warteten zwei Diener, die uns zu einer Laube unter wilden Lorbeer-

sträuchen führten, wo ein kleines Mahl bereit stand. Im Augenblick rollte auch der Wagen des Prinzen herbei. Carlo und der Graf stiegen aus.

Hortensie war sehr ernst, in ihren Antworten kurz. Sie schien in beständiges Nachdenken verloren. Ich sah ihr an, daß sie sich Gewalt that, wenn sie mit dem Prinzen reden sollte. Gegen mich behielt sie unverwandelt das Herzliche und Zutrauliche ihres Benehmens. Zum andernmal ward Petrarca's Wohnung besucht, weil der Graf von Hormegg sie sehen wollte. Als wir in das Zimmer traten, welches das Geständniß unserer Herzen zum Heiligthum geweiht hatte, setzte sich Hortensie wieder auf den Sessel neben den Tisch in die gleiche Stellung zum Buche, wie das erstemal; blieb auch so, bis wir wieder gingen. Da stand sie auf, legte ihre Hand auf die Brust, sah mich mit einem durchdringenden Blicke an und eilte dann schnell hinaus.

Der Prinz hatte diese Bewegung, diesen Blick bemerkt. Eine dunkele Röthe zog über sein finsteres Gesicht; er ging mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupt hinaus. Alle Freude war aus unserer Gesellschaft gewichen; Jedem schien daran gelegen zu sein, bald wieder das Schloß zu erreichen. Ich zweifelte nicht, Carlo's Eifersucht habe Alles errathen, und fürchtete von

seiner Rachsucht weniger für mich, als für den Frieden der Gräfin.

Darum, sobald wir heimgekommen waren, beschloß ich Alles zur schleunigen Abreise für den folgenden Morgen einzurichten. Ich entdeckte dem Grafen von Hormegg meinen unwiderruflichen Entschluß, übergab ihm alle Papiere und beschwor ihn, der Gräfin nichts zu sagen, bis ich abgereiset sein würde.

Traurige Trennung.

Schon längst hatte ich auf diesen Fall vom Grafen erhalten, daß mich der alte wackere Sebald begleiten könne, der seine Entlassung vielmals gefordert hatte, um seine deutsche Heimath wieder zu sehen. Sebald wirbelte und tanzte vor Freuden in der Stube herum, als er von mir hörte, der Augenblick des Scheidens sei da. Jedem ein Roß, Jedem ein Mantelsack dazu, das war unsere ganze Ausrüstung zur Reise.

Ich hatte beschlossen, vor Ankunft des folgenden Tages in aller Stille abzuziehen. Niemand im Schlosse wußte darum, als Sebald und der Graf; Niemand sollte darum wissen. Hortensien wollte ich einige Zeilen des Dankes, der Liebe und des ewigen Lebewohls hinterlassen. Der alte Graf sollen zwar überrascht, doch nicht

ganz unzufrieden. Er umarmte mich auf's Zärtlichste, dankte mir für meine geleisteten Dienste, und versprach binnen einer kleinen Stunde auf mein Zimmer zu kommen, um mir noch einige nützliche Papiere zu übergeben, die mir für die Zukunft ein sorgenfreies Leben schaffen und, wie er sich ausdrückte, nur eine Zahlung auf Rechnung seiner lebenslänglichen Schuld sein sollten. Ich wollte ein mäßiges Reisegeld nicht ausschlagen, um Deutschland erreichen zu können — denn ich war in der That fast ohne Geld — aber mehr anzunehmen weigerte sich mein Stolz.

Sobald ich zurück auf mein Zimmer kam, ward eingepackt. Sebald eilte zu den Rossen, und besorgte alles Nöthige, jeden Augenblick aufbrechen zu können. Ich schrieb inzwischen an Hortensien. Was ich litt, wie ich mit mir selber kämpfte, wie oft ich vom Schreiben aufsprang, um meinen Schmerz auszuweinen, mag ich hier nicht schildern. Zerrissen lag mein Leben, glücklos meine Zukunft. Der Tod ist süßer und leichter, als das Ueberleben aller Freude und Hoffnung.

Mehrmals zerriß ich, was ich geschrieben; bald war mir, was ich Hortensien zum Abschied sagte, zu kalt, bald zu leidenschaftsvoll. Ich hatte noch nicht vollendet, als ich auf eine Art gestört ward, die ich am wenigsten erwarten konnte.

Zitternd und odemlos stürzte Sebald zu mir

ins Zimmer, nahm hastig die gepackten Mantelsäcke und rief: „Herr Faust, es ist ein Unglück geschehen. Man will Sie ins Gefängniß liefern. Man will Sie umbringen. Fliehen wir, ehe es zu spät ist.“ Ich fragte vergebens nach der Ursache seines Schreckens. Ich erfuhr nur, der alte Graf sei in Wuth, der Prinz in wahrer Raserei, Jedermann im Schlosse gegen mich empört. — Ich erwiederte kalt, daß ich keine Ursache habe, mich zu fürchten, noch weniger als Verbrecher zu fliehen. „Herr!“ rief Sebald: „ohne Unglück entkommt man dieser Unglücksgesellschaft nicht: über die waltet ein böser Stern. Das habe ich lange gesagt. Fliehen Sie!“

Indem traten zwei Jäger des Grafen zur Thür herein und ersuchten mich, auf der Stelle zu Seiner Gnaden zu kommen. Sebald blinkte und winkte mit den Augen, ich sollte zu entwischen suchen. Ich konnte mich wegen seiner Furchtsamkeit des Lächelns nicht entmehren, und folgte den Jägern. Doch befahl ich Sebalden, die Pferde zu satteln; denn daß sich irgend etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse, und besonders der Prinz, vermuthlich aus Eifersucht, mir einen Handel angezettelt habe, bezweifelte ich jetzt selbst nicht mehr.

Es verhielt sich folgendermaßen. Carlo war,

als ich den Grafen Hormezz kaum verlassen hatte, stürmisch zu diesem gekommen, und hatte ihm trocken hin erklärt: ich habe sein Haus entehrt und mit der Gräfin geheime Liebschaft. Hortensiens Gesellschafterin Beatrix nämlich, die vom Prinzen vielleicht durch seine Geschenke, vielleicht durch Zärtlichkeiten gewonnen war, hatte, als sie mit Cacilien die Wohnung Petrarca's verlassen, ungeduldig über Hortensiens und mein Zurückbleiben, den Rückweg dazin genommen gehabt, und uns in jener Umarmung erblickt. Natürlich war die Zofe bescheiden genug, was nicht zu hören, aber eilfertig genug, dem Prinzen die wichtige Begebenheit eben so bald zu verrathen, als man ins Schloß zurückgekommen war. Der Graf von Hormezz, welcher Alles, nur dies nicht glauben konnte, weil es ihm das unnatürlichste aller Verbrechen zu sein schien, daß ein gemeiner bürgerlicher Mensch, ein Maler, die Liebe einer Gräfin von Hormezz gewonnen hätte, behandelte anfangs die ganze Sache als Selbstüberseherei der Eifersucht. Der Prinz aber war zu seiner Rechtfertigung genöthigt, die Verrätherin zu verrathen, um Beatrix, so sehr sie sich auch sträubte, das Gesagte zu bekennen.

Der Zorn des alten Grafen kannte nun keine Grenzen; und doch war ihm das Ereigniß so ungeheuer, daß er die Tochter selbst darüber verneh-

men wollte. Hortenſe erſchien. Der Anblick der bleichen, von Zorn und Schrecken entſtellten Geſichter erregte ihr Entſetzen. „Was iſt hier geſchehen?“ rief ſie bald auſſer ſich. Mit furchterlichem Ernſt ſagte der Graf: „Das ſollſt du ſagen.“ Dann nahm er mit erzwungener Ruhe und Güte ihre Hand in die ſeinige und ſagte: „Hortenſe, man beſchuldigt dich, du beflecken die Ehre unſers Namens durch — nun, es muß ausgeſprochen ſein — durch eine Liebelei mit dem Maler, dem Fauſt. Hortenſe, läugne es, ſprich nein! Gib deinem Vater die Ehre und Ruhe wieder. Du kannſt es. Widerlege alle boshafte Zungen; widerlege, was vielleicht Blendwerk, Mißverſtändniß, Täuſchung war, wenn man dich heut in Fauſts Armen geſehen haben will. Hier ſteht der Prinz, dein künftiger Gemahl. Reiche ihm die Hand. Bezeuge ihm, Alles ſei verruchte Lüge, was wider dich und Fauſt geſagt worden. Fauſts Gegenwart ſoll unſern Frieden nicht länger ſtören. Dieſe Nacht verläßt er uns auf immer.“ Der Graf ſprach noch länger. Es ſchien ihm darum zu thun, da ihn Hortenſens Erröthen und Erblaſſen nicht mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln ließ, der Sache eine vortheilhaftere Wendung zu geben, die zugleich den Prinzen verſöhnen und Alles in das gute Geleis bringen konne. Er war auf nichts weniger gefaßt, als

was Hortense, da er schwieg, nun wirklich erklärte.

Mit der ihr eigenthümlichen Würde und Entschlossenheit, und eben so sehr durch die Verrätherei Beatricens, die noch gegenwärtig war, als durch die Vorwürfe und durch die Nachricht von meiner plötzlichen Abreise in der bevorstehenden Nacht zu den heftigsten Empfindungen gereizt, wandte sich zuerst gegen Beatricen. „Unglückliche!“ rief sie: „die flehe ich nicht gegenüber. Meine Dienerin darf nicht meine Anklägerin sein. Ich habe mich vor dir nicht zu rechtfertigen. Verlaß dies Zimmer und dies Schloß. Nie tritt wieder vor meine Augen.“ — Beatrix wollte ihr weinend zu Füßen fallen. Es war vergebens. Sie mußte gehorchen und sich entfernen.

Darauf wandte sich die Gräfin zu ihrem Vater und verlangte, daß er mich rufen lasse. Der Graf eilte hinaus. Ich ward gerufen. Auch Hortense entfernte sich einen Augenblick, und kam fast zu gleicher Zeit mit mir zurück.

„Lieber Faust,“ sagte sie zu mir, und ihre Wangen brannten von einer unnatürlichen Röthe, „Sie und ich stehen hier als Verklagte, oder als Verurtheilte.“ Sie erzählte darauf was geschehen war. Dann fuhr sie fort: „Man erwartet meine Rechtfertigung. Ich habe mich vor Niemandem, als vor Gott, zu rechtfertigen, dem Richter der

Herzen. Ich habe hier nur die Wahrheit zu bekennen, weil mein Vater ſie fordert, und meinen unabänderlichen Willen zu erklären, weil das Schickſal es begehrt und ich zum Unglück geboren bin. Frank, ich wäre Ihrer Achtung unwürdig, wenn ich nicht höher ſtehen könnte, als jedes Unglück." — Dann trat ſie zum Prinzen und ſagte: „Ich ſchätze Sie, aber ich liebe Sie nicht. Meine Hand wird nie die Ihrige; nähren Sie keine Hoffnungen weiter. Nach dem, was jetzt geſchehen iſt, muß ich Sie bitten, uns auf immer zu meiden. Erwarten Sie nicht, daß mein Vater meinen Willen zwingen könnte. Das Leben iſt mir gleichgültig. Seine erſte Gewaltthat würde keine andern Folgen haben, als daß er den Leichnam ſeiner Tochter zur Erde beſtatten müßte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu ſagen. — Ihnen aber, mein Vater, muß ich bekennen, daß ich liebe — dieſen Frank liebe, aber ich kann nicht dafür. Er iſt Ihnen verhaßt — er iſt nicht unſers Standes. Er ſoll von uns ſcheiden. Meine irdiſchen Verbindungen mit ihm ſind aufgehoben. Aber mein Herz bleibt ihm. Sie, mein Vater, werden daran nichts ändern, denn jeder Verſuch dazu iſt der Schluß meines Lebens. Ich ſage es Ihnen vorher; ich bin auf meinen Tod gefaßt, denn er endet nur mein Unglück."

Sie ſchwieg. Der Graf wollte reden; eben

so der Prinz. Sie winkte ihnen, zu schweigen. Sie trat zu mir, zog einen Ring von ihrer Hand, gab ihn mir und sagte: „Mein Freund, ich scheide von Ihnen, vielleicht auf immer. Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an mich. Dies Gold und diese Diamanten werden eher Staub werden, als meine Liebe und Treue aufdieren Verzieß mein nicht!“ Indem sie dies sagte, legte sie ihre Arme auf meine Schultern, drückte einen Kuß auf meine Lippen, ward todtenbleich und kalt, und sank mit geschlossenen Augen zur Erde.

Der Graf von Hornegg stieß einen durchdrungen, fürchterlichen Schrei aus. Der Prinz rief Hilfe. Ich trug die schöne Leiche zu einem Ruhebett. Kammerfrauen eilten herbei; Aerzte wurden gerufen. Ich lag bewußtlos auf den Knieen vor dem Ruhebett, und hielt die kalte Hand der Entseelten an meine Wange. Der Graf riß mich auf. Er glich einem Rasenden. „Du hast sie gemordet!“ donnerte er mich an: „Flieh, Elender, und laß dich nicht wieder erblicken!“ Er ließ mich hinaus zur Thür. Auf seinen Wink faßten mich die Jäger und schleppten mich die Stiegen hinab vor das Schloß. — Sebald stand vor dem Stall. Sobald er meiner gewahr ward, eilte er auf mich zu und riß mich mit sich zu den gesattelten Rossen im Stalle. Da verließen mich Kraft und Besinnung. Ich lag, wie mir Sebald nachher sagte,

wohl eine Viertelſtunde leblos am Boden. Ich hatte mich kaum erholt, hob er mich auf eins der Pferde. Wir trabten davon. Ich ritt wie im Schlafe, und mehrmals war ich in Gefahr, hinabzuſtürzen. Erſt langſam gewann ich volles Bewußtſein und Kraft.

Nun erſt ward das Vergangene klar vor mir. Ich gerieth in Verzweiflung. Ich wollte umkehren zum Schloſſe und Hortenſiens Schickſal wiſſen. Wir hatten noch keine halbe Stunde gemacht. Sebald beſchwor mich bei allen Heiligen, meinen wahnſinnigen Vorſatz aufzugeben. Es war vergebens. Ich hatte das Roß kaum umgewendet, ſah ich einige Reiter im vollen Galopp mir entgegen ſprengen. „Verfluchter Mörder!“ hörte ich eine Stimme rufen. Es war Carlo's Stimme. Es fielen ſogleich einige Schüſſe auf mich. Indem ich nach den Piſtolen griff, ſtürzte das Pferd unter mir getödtet zur Erde. Ich ſprang ab. Carlo mit gezogenem Degen ritt gegen mich an, und indem er mich niederſtoßen wollte, jagte ich ihm einen Schuß durch den Leib. Wie er ſank, ergriffen ihn ſeine Begleiter. Sebald verfolgte ſie auf ihrer Flucht und ſchickte ihnen noch einige Kugeln nach. Dann kehrte er zurück, nahm den Mantelſack vom todten Pferde, hieß mich zu ſich auf das ſeinige ſteigen, und ſo eilten wir im ſchnellen Trabe davon.

Diese Mörderei war in der Nähe eines kleinen Waldes vorgefallen, den wir bald erreichten; die Sonne schon untergegangen. Wir ritten die ganze Nacht hindurch, ohne zu wissen, wohin? Als wir bei Tagesanbruch bei einem Dorfwirthshause hielten, unserm Pferde Ruhe zu gönnen, fanden wir es vom Sattel so wund geschunden, daß wir alle Hoffnung aufgaben, es ferner zu benutzen. Wir verkauften es um ein Spottgeld, und setzten unsere Flucht zu Fuß und auf sichern Nebenwegen fort, indem wir unser Gepäck selbst trugen.

Neue Abenteuer.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen glänzend auf die Diamanten von Hortensens Ring. Ich küßte ihn weinend. Schald hatte mir schon in der Nacht gesagt, daß er von einem der Knechte, während ich im Stalle neben dem Pferde in Ohnmacht gelegen war, gehört habe, die Gräfin sei für todt gehalten worden, aber wieder zum Leben gekommen. Diese Nachricht hatte mich gestärkt und wieder aufgerichtet. Mein Schicksal war mir vollkommen gleichgültig. Hortensens Seelenhoheit hatte mich begeistert. Ich war stolz auf mein Unglück. Mein vorwurfloses Gewissen erhob mich über alle Furcht. Ich hatte

nur einen Schmerz: getrennt zu ſein auf ewig von dem, was ich ewig lieben mußte.

Wir machten erſt Ruhetag, als wir Ravenna erreicht hatten. Es ward ein langer Ruhetag; denn ich, von den erſchütternden Begebenheiten und den ungeheuern Anſtrengungen erſchöpft, ward krank. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber. Sebald ſtand wahre Todesangſt aus; denn er fürchtete immer, daß die Ermordung des Prinzen uns nothwendig in die Hände der Gerichte bringen werden. Er hatte ſich und mir andere Namen gegeben, andere Kleider geſchafft. Meine gute Natur mehr als die Kunſt des Arztes ſtellte mich bald genug wieder her; doch blieb eine groſe Schwäche in allen meinen Gliedern zurück. Da wir aber beſchloſſen hatten, von Rimini zu Schiffe nach Triest zu reiſen, hoffte ich mich noch unterwegs zu erholen.

Mit groſem Schrecken trat eines Abends Sebald zu mir, und ſagte: „Herr, hier iſt unſers Bleibens nicht länger. Draußen ſteht ein Fremder und will Sie ſprechen. Wir ſind verrathen. Er fragte erſt nach meinem Namen, und da ich den nicht läugnen konnte, nach Ihnen.“

„Laß ihn hereinkommen!“ ſagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den erſten gewechſelten Höflichkeiten ſich nach meiner Geſundheit erkundigte. Da ich ihn ver-

ſicherte, daß mir wieder ganz wohl ſei, ſagte er: „Deſto beſſer. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie wiſſen wohl, welche Geſchichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt haben. Er iſt auſſer Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geſchworen. Darum machen Sie ſich ſogleich aus dem Staube. Sie möchten über Trieſt nach Deutſchland. Thun Sie das nicht. Es iſt kein Schiff für Trieſt in Rimini, ſondern nur ein neapolitaniſches da, das noch Neapel zurückgeht. Sie ſind gerettet, wenn Sie auf dem Meer ſind; auſſerdem in wenigen Stunden des Todes, oder gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitaniſchen Kapitän. Er iſt mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden aufnehmen. Nur machen Sie ſich ſogleich nach Rimini auf, und von da nach Neapel.“

Ich war nicht wenig betroffen, dieſen Fremdling ſo gut unterrichtet zu ſehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der Kenntniß gekommen, lächelte er gar geheimnißvoll, und erwiederte nur: „Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen alſo auch nicht ſagen. Ich wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten Sie ſich!“ Dann verließ er uns plötzlich.

Sobald behauptete Neif und feſt, der Menſch müſſe den Teufel im Leib haben, ſonſt könne er nicht um unſere Heimlichkeiten wiſſen. Da der

Fremde draußen noch mit den Wirthsleuten ſprach, erfuhren wir nachher auch von dieſen, daß der Unbekannte dieſer Gerichtsſchreiber, ein braver, ehrlicher Mann, wohlhabend und vermählt ſei. Am unbegreiflichſten war mir, daß dieſer Wunderbare unſern Plan ſo genau kannte, über Triest nach Deutſchland zu gehen, den doch auſſer uns Keiner wiſſen konnte. Das Räthſel aber löſte ſich bald, als mir Sebald geſtand, er habe während meiner Krankheit einen Brief an ſeinen ehemaligen Kameraden Kaſpar von Battaglia geſchrieben und ihn um Nachricht gebeten, ob der Prinz wirklich getödtet worden ſei? Auf Antwort wartete er vergebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände oder in die ſeiner Leute gefallen, oder der Inhalt ſonſt verrathen worden.

Nun gerieth Sebald erſt in Angſt. Er beſtellte ohne anders einen Lohnkutſcher nach Rimini, und noch in der Nacht reiſten wir dahin. Mir ſelbſt war bei dieſen Verumſtändungen nicht wohl zu Muth. Ich wußte nicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder entgegen eilten. Der Gerichtsſchreiber konnte eben ſo gut ein Mann des Prinzen ſein. Inzwiſchen erreichten wir nicht nur Rimini, ſondern fanden auch den neapolitaniſchen Kapitän. Ich übergab ihm den Brief des Gerichtsſchreibers — doch läugne ich nicht, daß ich denſelben vorher geöffnet und geleſen hatte — und ward bald mit

ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der gute Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren auser uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, unter andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gelegen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von Battaglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. Es beruhigte mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schliessen konnte, daß er mich nie beachtet hatte und ich ihm vollkommen fremd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und wollte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträchtliche Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die er in den Bädern von Battaglia gemacht, und kam nebenbei auch auf die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth und Schönheit wäre. Er sprach mit Entzücken von ihr. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung oder Tod des Prinzen schien er gar nicht zu wissen. Die Gräfin, deren Namen ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor ihm abgereist, sagte er, wohin? darum hatte er sich nicht bekümmert.

So mangelhaft auch diese Nachrichten waren, dienten sie doch nicht wenig zu meiner Beruhigung. Hortense lebte, Hortense war gesund. „Möchte sie glücklich sein!“ war mein Seufzer.

Die Seefahrt war Allen langweilig; mir nicht. Ich ſuchte die Einſamkeit. Ich durchwachte manche Nacht auf dem Verdeck in Träumen von Hortenſe. Der junge Kaufmann — er nannte ſich Tufaldini — bemerkte meine Schwermuth und gab ſich viele Mühe, mich zu erheitern. Er hörte, ich ſei Maler; er liebte die Kunſt mit Leidenſchaft und lenkte beſtändig das Geſpräch darauf, weil mich nichts mehr als dies zerſtreuen oder geſprächig machen zu können ſchien. Seine Theilnahme und Freundſchaftlichkeit ging endlich ſo weit, daß er mir Wohnung und Tiſch in ſeinem Hauſe zu Neapel anbot, was ich um ſo weniger ablehnte, da ich in Neapel durchaus fremd, und mein und Sebalds geſammter Geldvorrath, beſonders nach Abzug der Reiſekoſten, ſehr zuſammengeſchmolzen war.

Neues Wunder.

Die Güte und Sorgfalt des edeln Tufaldini war in der That beſchämend für mich. Aus einem Reiſegeſellſchafter hatte er mich zu ſeinem Freund gemacht, ungeachtet ich wenig oder nichts gethan hatte, ſeine Liebe zu gewinnen oder zu verdienen. Als Freund ſtellte er mich ſeiner betagten, ehrwürdigen Mutter und ſeiner jungen, reizenden

Gattin vor. Man räumte mir und Sebalden von den beſten Zimmern ein, und behandelte mich gleich den erſten Tag nach unſerer Ankunft wie einen alten Hausgenoſſen. Dabei ließ es Tuſaldini nicht beruhen. Er führte mich in alle ſeine Bekanntſchaften ein, und von da kamen bald Beſtellungen von Gemälden. Er ſelbſt war ſo eifrig, mir Kunden zu werben, als wenn es ſein eigener Vortheil wäre. Selbſt darin gab er nach, daß er von mir Bezahlung für Wohnung und Koſt annahm, ſo ſehr ihn Anfangs auch mein Anerbieten kränkte. Da er aber meine Entſchloſſenheit ſah, ſein Haus zu verlaſſen, wenn ich nicht vergelten konnte, nahm er das Geld, mehr um mir einen Gefallen zu erweiſen, als ſich damit zu entſchädigen.

Es ging mir mit meinen Arbeiten über alles Erwarten glücklich. Man liebte meine Bilder; man zahlte was ich forderte, und eine vollendete Beſtellung zog die andere nach ſich. Sebald befand ſich in Neapel ſo wohl, daß er ſogar des Heimweehes nach Deutſchland vergaß. Er dankte Gott, mit heiler Haut aus den Dienſten des Grafen von Hormegg entkommen zu ſein, und wollte, wie er ſich ausdrückte, mir lieber um Waſſer und Brod, als dem Grafen um ganze Schlöſſer voll Gold dienen.

Mein Plan war, durch Arbeit ſo viel Geld

zu gewinnen, daß ich die Reise nach Deutschland machen und mich dort irgendwo ansiedeln könnte. Ich war fleißig und sparsam. So verstrich ein Jahr. Die Liebe, welche ich im Tusaldinischen Hause genoß, mein Stillleben in der großen, zerstreuungsvollen Hauptstadt, der Reiz des sanften Himmelsstriches, und dann, daß ich in Deutschland ohne Ruf, ohne Freunde war, ließen mich den ersten Entwurf wieder vergessen. Ich blieb, wo ich war. Freude blühte mir so wenig auf deutschem, als italienischem Boden. Nur der Gedanke, Hortense könne vielleicht auf den Gütern ihres Vaters wohnen — ich könne noch den Trost haben, sie dort vielleicht, wenn auch nur aus der Ferne, einmal zu sehen, der Gedanke allein zog meine Sehnsucht zuweilen nach Norden. Aber wenn ich mich dann der Scheidestunde erinnerte und des Wortes, das sie sprach: meine irdischen Verbindungen mit ihm sind aufgehoben! — wie sie mir vor ihrem Vater so feierlich, mit so heldenmüthiger Größe entsagte — — dann erhob auch ich mich wieder zum Muth, Alles und freudig zu dulden. Ich war eine Eiche, die der Sturm zerschmettert hatte, ohne Zweige, ohne Laub, einsam, ungeliebt, in sich selbst absterbend.

Man sagt, die Zeit heile mit wohlthätiger Hand auch die tiefste Wunde. Ich glaubte selbst an diese Sage, aber ich fand sie unwahr. Meine

Schwermuth blieb sich gleich. Ich mied die Fröhlichen. Oft gaben mir Thränen Erleichterung. Meine einzigen Freuden gewährte ein Traum von ihr, wenn ich sie in ihrer Hoheit und Liebenswürdigkeit sah. Ihr Ring war mein Heiligthum. Wäre er in die Tiefe des Meers gefallen, nichts hätte mich hindern können, ihm nachzustürzen.

Das zweite Jahr verging; mein Kummer nicht. Wie es nun geht, immer labte mich noch, auch in den düstersten Stunden, ein matter Schein der Hoffnung, daß vielleicht ein Ungefähr mich wieder in die Nähe der verlornen Auserwählten bringen, oder mir wenigstens eine Nachricht von ihr zuspielen werde. Die Möglichkeit davon sah ich nun zwar nicht wohl ein. Wie konnte die Entfernte wissen nach Jahren, wo ich Einsamer lebte? Gleichviel. Was fragt der Hoffende nach Möglichkeiten? — Aber am Ende des zweiten Jahres gab ich auch diese Hoffnung auf. Hortense war für mich verstorben. Ich sah sie auch in meinen Träumen nicht anders mehr, als eine Ueberirdische, im Strahlenglanz der Verklärten.

Tusaldini und seine Gattin hatten mich oft in traulichen Gesprächen um die Ursache meiner Schwermuth gefragt. Ich konnte mich nie überwinden, mein Geheimniß zu entweihen. Sie forschten zuletzt nicht mehr; aber sie wurden um

meine Gesundheit besorgter. Ich selbst empfand, daß die Kraft des Lebens von mir wich. Der Gedanke an das Grab aber war mir süß.

Doch Alles änderte plötzlich. Eines Morgens brachte mir Sebald die von der Post gekommenen Briefe; dabei waren einige neue Bestellungen von Gemälden und ein Kästchen. Ich öffnete dasselbe. Wer stellt sich mein freudiges Erschrecken vor? Ich sah Hortensiens Bild — lebendig, schön — aber in schwarzen Trauerkleidern — das Gesicht zarter, magerer, blässer, als ich es in der Wirklichkeit gesehen — von Hortensiens Hand auf einem Blättchen dabei drei Worte geschrieben: „Mein Emanuel, hoffe!"

Ich taumelte durch das Zimmer, wie ein Trunkener; ich sank sprachlos auf einen Sessel nieder; ich hob betend, weinend, schreiend meine Hände zum Himmel; ich jauchzte und schluchzte; ich küßte das Bild und das Blättchen, welches ihre Hand berührt haben mußte; ich kniete, ich dankte weinend der Vorsehung, das Angesicht auf den Erdboden niedergesenkt.

So fand mich Sebald. Er hielt mich für wahnsinnig. Er irrte nicht. Ich selbst schämte mich meiner ausgelassenen Freude. Der Mensch, das fühlte ich, ist immer stärker, ein Unglück,

als ein Glück zu tragen; denn gegen jenes tritt er immer mehr oder weniger gerüstet einher, gegen dieses allezeit ohne Furcht und Vorsicht.

Meine Hoffnungen blühten wieder fröhlich auf; in ihnen meine Gesundheit, mein Leben. Tufaldini und alle Bekannte freuten sich dessen. Ich selbst erwartete nun von Tag zu Tag neue Nachricht von der Hochgeliebten. Daß sie meinen Aufenthalt kannte, war nicht zu bezweifeln, ob ich gleich nicht begriff, wie sie zur Kenntniß desselben gelangt sein konnte. Aber von welcher Weltgegend her mir ihr Bild gekommen? darüber war all mein Forschen und Grübeln eitel.

Auflösung.

Nach acht Monaten empfing ich wieder ein Schreiben von ihr. Es bestand aus folgenden wenigen Zeilen: „Ich möchte dich, Emanuel, nur einmal noch sehen. Finde dich am ersten Tag des Maimonats in Livorno ein, wo du von dem schweizerischen Handlungshause *** weitere Auskunft erhalten wirst, wenn du nach der Wittwe Mariane Schwarz fragst, die dir meine Wohnung zeigen wird. In Neapel sage Niemandem, wohin du gehest, am wenigsten von mir. Ich bin für

Niemanden mehr auf der Welt, als vielleicht einige Augenblicke für dich."

Der Brief erfüllte mich mit neuem Entzücken, aber wegen eines düster durchblickenden Geheimnisses mit banger Ahnung. Doch die Herrliche wieder zu sehen, wenn auch nur für Augenblicke, war meiner Seele genug. Im April verließ ich Neapel, mit Wehmuth Tufaldini's Haus. Sebald und Jeder glaubte, ich reise nach Deutschland zurück.

Ich kam mit Sebald nach Gaeta. Hier hatten wir unverhoffte Freude. Vor der Stadt erblickte ich im Vorbeifahren, an der Gartenthüre einer Villa, unter mehrern Frauenzimmern Fräulein Cäcilien. Ich hielt an, sprang ab und gab mich ihr zu erkennen. Sie führte mich in den Kreis ihrer Verwandten ein; sie war seit drei Wochen vermählt. Von ihr erfuhr ich nun, daß sie Hortensien schon seit einem halben Jahre verlaßen hatte. Vom Aufenthalt der Gräfin wußte sie nichts, sondern nur, daß dieselbe in ein Kloster gegangen sei. „Schon vor einem Jahre", sagte Cäcilie, „ist der Graf von Hormegg gestorben. Aus den plötzlichen Einschränkungen alles bisher gewohnten Aufwandes bemerkten wir bald, daß er seine Vermögensumstände in trauriger Zerrüttung hinterlassen habe. Die Gräfin ver-

minderte ihre Bedienung bis auf wenige Perſonen. Ich hatte die Gnade, von ihr beibehalten zu werden. Als ſie aber in einem unglücklichen Prozeſſe alle Hoffnung verlor, von den verſchuldeten väterlichen Gütern etwas zu erhalten, wurden wir Alle entlaſſen. Sie behielt nur eine einzige alte Abwärterin bei ſich, und erklärte, ihre Tage in einem Kloſter enden zu wollen. O wie viel Thränen koſtete uns dieſe Trennung! Hortenſie war ein Engel, und nie ſchöner, nie bezaubernder, nie erhabener, als unter den ſchwerſten Schlägen des Schickſals. Sie entſagte aller gewohnten Pracht; vertheilte den ganzen Reichthum ihrer Gewänder, wie eine Sterbende, unter die verabſchiedete Dienerſchaft; belohnte Alle mit wahrer fürſtlicher Freigebigkeit, daß ſie ſich gewiß ſelbſt damit in Gefahr ſetzte, zu darben, und bat uns nur, ſie in unſer frommes Gebet einzuſchlieſſen. Es war in Mailand, wo ich ſie verließ und hieher zu meiner Familie heimkehrte. Sie äuſſerte, nach Deutſchland reiſen und ſich dort die Einſamkeit eines Kloſters ſuchen zu wollen."

Dieſe Erzählung Cäciliens löſete mir plötzlich alle Räthſel in Hortenſiens letztem Briefe. Auch vernahm ich von ihr, daß Carlo, der zwar ſchwer, doch nicht tödtlich verwundet geweſen, gleich nach ſeiner Herſtellung in den Dienſt des

Malteserorden getreten, aber bald darauf gestorben sei.

In traurig-froher Stimmung verließ ich Gaeta. Hortensiens Unfälle und der Verlust ihrer Glücksgüter erregten mein Mitleiden, aber zugleich auch eine verwegenere Hoffnung, als ich jemals zu fassen gewagt hatte. Ich schmeichelte mir, sie vielleicht von ihrem Entschlusse zum Klosterleben abwendig machen zu können, vielleicht mit ihrem Herzen auch ihre Hand gewinnen zu können. Ich schwindelte bei dem Gedanken, mit Hortensien die Früchte meiner Arbeit theilen zu dürfen. Bald war dies mein einziges, süßes Träumen auf dem ganzen Wege bis Livorno, wo ich acht Tage vor der bestimmten Frist an einem schönen Morgen ankam.

Ich säumte keinen Augenblick, das mir angewiesene schweizerische Handelshaus aufzusuchen. In Reisekleidern lief ich dahin und bat um die Adresse der Wittwe Schwarz, damit ich vorläufig erführe, ob die Gräfin schon in Livorno angekommen sei. Ein Hausknecht führte mich zur Wittwe, die in einer abgelegenen Gasse und in einem sehr einfachen bürgerlichen Hause wohnte. Wie groß war mein Verdruß, als ich erfuhr, Frau Schwarz sei abwesend, ich müsse nach zwei

Stunden wieder anfragen. Jeder verlorne Augenblick war ein Raub an meinem Leben.

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich wieder ein. Eine alte Magd öffnete mir das Haus, führte mich die Treppen hinauf und meldete mich ihrer Frau an. Ich ward eingeladen, in ein sehr einfach geschmücktes aber reinliches Zimmer zu treten. Der Stubenthür gegenüber saß auf einem Ruhebett ein Frauenzimmer, welches aber auf mein Eintreten gar nicht zu achten schien, meinen Gruß nicht erwiederte, sondern mit beiden Händen vor ihrem Gesicht ihr Schluchzen und Weinen zu bedecken suchte.

Ein fieberischer Schauer überflog bei diesem Anblick meinen Leib. In der Gestalt der Wittwe, in den Tönen ihres Schluchzens erkannte ich die Gestalt und die Stimme Hortensiens. Ohne zu überlegen und mich zu vergewissern, einem Trunkenen gleich, ließ ich Stock und Hut fallen, und warf mich zu den Füßen der Weinenden. Ach Gott! wer kann sagen, wie mir ward? Die Arme Hortensiens hingen um meinen Nacken, meine Lippen an den ihrigen. Die ganze Vergangenheit war vergessen, die ganze Zukunft rosenfarbene Ewigkeit. Nie war eine Liebe schöner vergolten, eine Treue göttlicher belohnt. Beide fürchteten zur gleichzeitig, daß der Augenblick, den mir ge-

nossen, nicht wirklich sei, sondern bloß geträumtes Heil. Auch ward den ersten Tag unsers Beisammenseins so wenig und so zusammenhanglos gefragt und geantwortet, daß wir von einander schieden, ohne mehr von einander zu wissen, als daß wir uns gesehen hatten.

Folgendes Tags, man darf es wohl glauben, war ich zu guter Zeit bereit, die Einladung der reizenden Hortensie zu benutzen und mit ihr das Frühstück zu theilen. Ihre Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, einer Kammerfrau, einem Kutscher und einem Jäger. Alles Tafelgeschirr war vom feinsten Porzellan und Silber, obgleich nichts mehr mit den altgräflichen Wappen und Namenszügen. Dieser Anblick eines gewissen Wohlstandes, der ganz gegen meine ersten Vorstellungen und weit über die Kräfte meines eigenen Vermögens ging, war für meine von Gaeta bis Livorno lieblich hingeträumten Entwürfe sehr demüthigend. Ich erwartete, ja ich wünschte sogar, Hortensien in einer etwas beschränkten Lage zu finden, um ihr mit grösserm Muthe mein Alles anbieten zu dürfen. Nun fand ich wieder als der arme Maler vor ihr.

Ich verhehlte ihr in unsern traulichen Gesprächen nicht, was ich zu Gaeta von Cäcilien gehört hatte, und welche Empfindungen, welche

Entschlüsse, welche Hoffnungen dadurch geweckt worden wären. Ich schilderte ihr die ganze Reihe meiner anmuthigen, nun vernichteten Träume, wie sie vielleicht den grausamen Vorsatz aufopfern würde, Jugend und Schönheit inner den Mauern eines Klosters zu vergraben, — wie sie sich vielleicht gefallen lasse, mich zu ihrem Diener und treuen Freund zu wählen, — wie ich meine Ersparnisse und allen Gewinn meines künftigen Fleißes zu ihren Füßen legen würde. Ich schilderte ihr mit den Farben liebender Hoffnung die Seligkeit des bürgerlichen Stillebens in irgend einer Einsamkeit — das einfache Haus, den kleinen Garten daran, die Werkstätte des Künstlers, den ihre Nähe begeistere; — dann — ich stockte erröthend — wie sie vielleicht auf ewig mit vor Gottes Altar verbunden ... Ich zitterte. Es war unmöglich, fortzufahren. Sie schlug die Augen nieder; ein himmlisches Roth überfloß leuchtend ihr Antlitz. „So habe ich geschwärmt!“ setzte ich nach einer guten Weile hinzu: „und es sollte wohl nicht sein.“

Hortense stand auf, ging zu einem Wandschrank, zog ein Kästchen von Ebenholz, reich mit Silber beschlagen, hervor und überreichte es mir sammt dem Schlüssel. „Ihnen dies zu übergeben, habe ich Sie eigentlich nach Livorno b.-

schieden. Es gehört zum Theil und zum Theil nicht zur Ergänzung Ihrer Träume. Nach dem Tode meines Vaters war mein erster Gedanke, Ihnen die Pflichten meiner Erkenntlichkeit zu erfüllen. Ich hatte Sie, seit Ihrer Flucht von Battaglia, nie aus den Blicken verloren. Ein glücklicher Zufall brachte den Brief Ihres Bedienten, den er aus Ravenna über Ihren Reiseplan an einen seiner Freunde unter meiner Dienerschaft geschrieben, in meine Hände. Herr Tufaldini von Neapel ließ sich in einer heimlichen Unterredung von mir gewinnen, sich Ihrer auf immer anzunehmen. Er empfing zur Bestreitung aller Unkosten und selbst zu Ihrer Unterstützung, wenn es nothig sein würde, ein kleines Kapital; auch seine Mühen habe ich gern gelohnt, wiewohl der brave Mann nur mit Widerwillen die kleinen Geschenke von mir annahm. Dafür hatte ich das Vergnügen, alle vier Wochen Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten. Tufaldini's Briefe waren seit unserer Trennung meine einzige Erquickung. Nach dem Tode meines Vaters setzte ich mich in Rücksicht des Vermögens mit meiner Familie aus einander. Unsere Güter mußten männlichen Agnaten verbleiben. Ich verwandelte alles Uebrige in Geld. An die Rückkehr in mein Geburtsland dachte ich nicht mehr — meine letzte

Zuflucht sollte ein Kloster bleiben. Unter dem Vorwande der Verarmung trennte ich mich von allen ehemaligen Umgebungen meines Vaters, von meiner ganzen ehemaligen Dienerschaft; nahm burgerlichen Stand und Namen an, um desto verborgener mir selber zu leben. Erst als ich Alles vollbracht hatte, berief ich Sie, um mein Werk zu enden und mein Gelübde zu lösen, das ich dem Himmel gethan. Der Augenblick ist vorhanden. Sie haben mir Ihre schönen Träume erzählt. Kehren Sie auf ein Weilchen in die Wirklichkeit mit mir zurück."

Sie eröffnete das Kästchen und zog ein Paket sorgfältig verwahrter und an meinen Namen adressirter Papiere hervor; erbrach die Siegel; legte mir ein notarialisch ausgefertigtes Instrument vor, worin theils als mir zu bezahlende Schulden, theils als aufgelaufene Zinsen, die mir gehörten, theils als Erbschaftsantheil von der Hinterlassenschaft der Frau Wittwe Mariane Schwarz, in Banknoten von verschiedenen Ländern eine ungeheure Summe übermacht ward.

„Dies, lieber Faust," fuhr die Gräfin fort, „ist Ihr Eigenthum, Ihr wohlerworbenes, wohlverdientes Eigenthum. Ich habe keinen Theil mehr daran; für mich ist genug zu einem bescheidenen Auskommen vorhanden. Wenn ich der Welt

entſage und einem Kloſter angehöre, erben Sie noch einen Theil deſſen, was ich beſitze. Bin ich Ihnen in der That werth, ſo beweiſen Sie es durch ein ewiges Schweigen über meine Perſon, meinen Stand, meinen wahren Namen; noch mehr, daß Sie keine Silbe ſprechen, die eine Weigerung oder einen Dank wegen dieſes Ihres wahren Eigenthums andeuten könnte. Geben Sie mir darauf die Hand?"

Ich hörte ihre Rede mit Verwunderung und Schmerz an, ſchob die Papiere ziemlich gleichgultig auf die Seite und ſagte: „Glauben Sie denn, daß dieſe Banknoten für mich einen Werth haben? Ich mag ſie weder aufſchlagen, noch dafür danken. Beſorgen Sie beides nicht. Wenn Sie in ein Kloſter gehen, iſt mir alles Uebrige und die Welt ſelbſt entbehrlich. Ich bedarf nichts. Was Sie mir geben, iſt Staub. Ach, Hortenſe, Sie ſagten einſt, meine Seele ſei es, die Sie beſeele. Wäre es noch, ſo würden Sie keinen Anſtand nehmen, meinem Beiſpiel zu folgen. Ich verbrenne dieſe Banknoten. Was ſoll ich damit? Vernichten Sie auch Ihr Vermögen. Werden Sie arm, und mein! — O Hortenſe, mein!"

Sie lehnte ſich zitternd an mich, faßte mit beiden Händen meine Hand, und ſagte mit Heſ-

tigkeit und Thränen im Auge: „Bin ich's denn noch nicht, Emanuel?"

„Aber das Kloster — —?"

„Meine letzte Zuflucht, wenn du mich verlässest."

Da schworen wir unsern ewigen Bund vor Gott. Am Altare ward er von priesterlicher Hand geweiht. Wir verliessen Livorno und suchten uns die reizende Einsamkeit, welche wir nun mit unsern Kindern bewohnen.

Der Paſcha von Buda.

Größtentheils wahre Geſchichte.

Was die Quellen unserer Erzählung betrift, muß sich eine derselben in den Archiven von Wien, und zwar im Tagebuch der Belagerung von Ofen, vom Jahr 1686, befinden. Wir hatten zwar nicht das Glück, unmittelbar aus ihr zu schöpfen; aber doch haben wir Versicherung, daß der Schluß der Geschichte darin bemerkt sei. Eine andere Quelle ist eine sehr selten gewordene groß Oktav gedruckte Schrift, 74 Seiten stark, welche, ohne Anzeige des Druckorts, im Jahr 1755 unter dem Titel: „Le Bacha de Buda", erschien. Eine dritte sind Sagen, die zwar für den Geschichtforscher den geringsten Werth haben mögen, für uns aber nichts minder als verwerflich waren. So viel zur Einleitung.

1.

An einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat ein altes, kleines, doch wohlgebautes Städtlein, mit einem freiherrlichen Schlosse geziert. Das Städtlein heißt La Sarraz. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer oder Alterthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt: so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und mit den

Nachbarn, wenigstens ehemals, sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine, artige Knaben, Eugny und Olivier.

Eugny war der jüngste Sohn eines armen alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache recht vergnügt lebte. In Eugny's Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit, die höchste Sauberkeit. Selbst der Jüngste mußte schon durch seinen Fleiß Geld verdienen, und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Aber der alte Vater hatte an diesem Jüngsten wenig Freude, denn es war ein kleiner wilder Bube, der tausend tolle Streiche machte, zu denen es jeden Tag Gelegenheit gab. Freilich ward der kleine Taugenichts dafür immer tapfer gezüchtigt; allein was half's? Die Strafen des Abends waren am Morgen jedesmal richtig verschlafen und vergessen. Dabei fehlte es dem kleinen, queckſilbernen Buben gar nicht an liebenswürdigen Eigenschaften. Es war nicht nur ein schöner Knabe, den die Dichter seiner Zeit, wäre er ihnen als Prinz, und nicht im Zwilchkittel und barfuß erschienen, ohne Umstände mit einem Ganymed oder Liebesgott verglichen haben würden; sondern er hatte auch die Gabe, sich, wenn er wollte, Jedem angenehm zu machen. Der Schulmeister hielt viel auf ihn;

denn keiner seiner Schüler schrieb eine so zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck, rechnete so fertig. Der Schulmeister hatte selbst dem alten Cugny einmal gesagt: „Euer Bube sollte nach Lausanne in die hohe Schule; der versteht beinahe schon so viel, als ich. Der sollte Pfarrer werden!“ — Der Alte hingegen zuckte die Achseln und sagte: „Wir Bauern brauchen auch gute Köpfe, und eher, als die Reichen; denn die, wenn sie keinen Kopf haben, setzen sie den Geldsack zwischen ihre Schultern. Das können wir armen Leute nicht.“

Der kleine Cugny mußte also mit seiner Liebenswürdigkeit und seinen vom Schulmeister gepriesenen Geistesgaben die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm nicht das Amt zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viel Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit z. B. betrachtete er sich als Pfarrer, und die Heerde als seine Gemeinde. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen Heiden war Hopfen und Malz verloren, und keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr, je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug und Diebstahl und Straßenraub, je ärger trieben es die

Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einem Kraut- oder Blumengarten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Hage und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter in's Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zum Feldweibel emporgeschwungen und gute Beute gemacht hatte, änderte sich Alles. Denn der alte Schnurrbart brachte den Winter in Cugno's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guebriant Heldenthaten, unter dessen Fahnen er gefochten. Da hörte man von Gustav Adolf, dem Schwedenkönig; da von Banner, Torstensohn und Wrangel; da von Bernhard von Weimar, von Tilly, Pappenheim und Wallenstein; da von den Schlachten bei Lützen und Wittstock, von der Zerstörung Magdeburgs und dergleichen. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah, und den Donner des Geschützes sehr deutlich hörte. Er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause lernte aufmerksamer, als der Jüngste im Hause, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse ent-

schlüpfte. Sobald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirten ernannt ward, nahm er seine Ernennung als Feldhauptmanns-Installation, und erhob auf der Stelle seinen Hund, der im vorigen Jahre bei der Heerde noch Stiefeln- oder Küsterdienste verrichtet hatte, zum Generaladjutanten. So zog er aus, immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein der Ehrgeizige, Lust, die Eroberungen wie sein Eigenthum zu behandeln, und sich zum Herzog von La Sarraz zu machen.

2.

Eines Tages, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß und, während die Armee kampirte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen schon rekognoszirend emporkletterten, vernahm er auf der Felshöhe klägliches Geschrei von Kindern, die um Hilfe riefen.

Alsbald ward beschlossen, die Festung mit Sturm zu nehmen und die Gefangenen droben zu befreien. Der Generaladjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert und den Rufenden Hilfe gebracht. Es waren ein Paar Kinder aus dem Städtchen; ein Knabe, Namens Olivier:

ungefähr fünfzehn Jahre alt, und ein Mädchen von acht Jahren, das Helena hieß. Die Beiden, Kinder angesehener Leute in La Sarraz des Kletterns ungewohnt, hatten sich auf dem Berge im Spazierengehen verlaufen und verirrt. Um wieder herabzukommen, waren sie zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis sie vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickten und nicht weiter konnten.

Der kleine barsüßige Feldmarschall nahm sich ihrer sehr dienstfertig an; zog Beide über die Klippen zurück; zeigte ihnen durch sein Vorschreiten, wo sie sesten Fuß fassen konnten; brachte sie glücklich auf die Bergebene, und von da auch glücklich ins Thal hinab. Die Geretteten wußten nicht, was sie ihrem Erlöser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollten. Die Freundschaft war unter den jungen Leuten bald gemacht. Cugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen. Dem kleinen Olivier war das schon recht. Er nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Cugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die eine, Olivier ward der andern Anführer, als Feind gegen Cugny. Helena aber mußte sich gefallen lassen, bald bei dem einen, bald bei dem andern Heere als Marketenderin zu dienen. Man vertheilte das Gebiet von La Sarraz; man setzte Regeln fest, und das Spiel gefiel Allen

ſo wohl, daß man ſich einander verſprach, den folgenden Tag wieder zuſammenzutreffen.

Olivier, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenweſen nicht minder Neigung, als Eugny. Beide, obwohl ſie bei ihren Heeren immer als Feinde gegen einander ſtanden, ſchloſſen dabei unvermerkt die allerinnigſte Freundſchaft. Tag um Tag, ſo oft Olivier aus dem väterlichen Hauſe oder von der Schule abkommen konnte, war er bei ſeinem Eugny. Und ihre gemeinſchaftliche Freundin Helena erſchien die Woche wenigſtens ein paarmal mit Brod, Kaſtanien, und Waſſer in einem Fläſchchen, die Rolle der Kuchenkrämerin zu ſpielen. Mit Olivier zwar kam ſie, bei ihm zwar fand ſie gewöhnlich ihre Anſtellung; ſie waren Nachbarskinder. Allein am Ende des Spiels ſtand ſie gewöhnlich, als Kriegsgefangene, bei Eugny, und es ſchien beinahe, als ließe ſie ſich gern von ihm fangen. Darüber gab es denn zuweilen Vorwürfe her und hin. Zwar Eugny und Olivier entzweiten ſich um ihre Helena nie; aber Olivier zankte deſto öfter mit dieſer, daß ſie ſich von dem Paris ſo oft kapern ließe. Helena hatte nun zwar ihren Mitbürger und Nachbar recht lieb. Er war in der That ein artiger Knabe, und hatte den wichtigen Vorzug, daß er hübſcher gekleidet war, als Eugny. Indeſſen hatte das kleine Mädchen doch bemerkt, daß die Natur den ſchwarze-

lockigen Eugny noch weit zierlicher geschmückt habe, als irgend ein Schneider schmücken könne.

Unter Krieg und Liebe, Zank und Versöhnung verstrich der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Eugny, und sagte mit wichtiger Miene: „Anno 1614 haben wir mit Geissen Krieg geführt; Anno 1615 aber wird's Ernst. Denk nur, Eugny, mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee, bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühling zur Armee komme, soll ich angestellt werden, als Unterlieutenant. Ich bin im Frühjahr sechszehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarraz lassen; er meint, hier würde aus mir nichts, als ein Geißhirt. Freust du dich nicht?"

— Worüber denn? sagte Eugny, und hing das Köpfchen.

„Ei, daß ich Soldat, daß ich Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da bald zum Hauptmann und Oberstwachtmeister. Du sollst von mir hören! — Ja, hören sollst du Wunderdinge von mir, das sag' ich dir."

— Nun ja, Olivier, das glaub' ich. Es freut mich für dich, obgleich ich bitterlich weinen möchte. Denn biſt du fort, bin ich ganz verlaſſen. Wen hab' ich, wenn du, lieber Freund, mir fehlſt?

„Ei, Cugny, es thut mir auch weh, dich zu verlaſſen. Allein du haſt ja doch künftigen Sommer noch Helenen. Das Mädchen hat viel Kopf. Du kannſt ihr deine halbe Armee geben.“

— Was denkſt du auch, Olivier? Ich führe mit keinem Mädchen Krieg. Ohnedem wird ſie nicht mehr kommen, wenn du fort biſt, und wird eine Stadtjungfer werden, die ſich um unſereins wenig bekümmert.

„Sei nur ruhig, Cugny, und weine nicht. In einem Paar Jahren komme ich wieder zum Beſuch nach La Sarraz. Da ſollſt du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich ſiehſt — ein Knebelbart — ein Schlachtſchwert — hier eine Narbe — da eine Narbe. Du wirſt mich kaum kennen.“

— Das glaub' ich, Olivier, und du mich noch weniger. Was fragt dann der ſtolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — Ich weiß das wohl.

„Pfui, Cugny, das iſt ſchlecht von dir geſprochen! Sieh, Cugny, und wenn ich Feldmarſchall wäre, und käme nach La Sarraz — meine erſte

Frage wäre nach dir, und ich würde dich küssen, wie ich dich jetzt im Arme halte. Das schwör' ich dir; da hast du meine Hand darauf. Da hast du mein Taschenmesser mit der Perlenmutterschale zum Pfand darauf. Nimm hin; nimm's zum Andenken."

— Weißt du, Olivier, Freunde sollen sich keine Messer schenken? Man sagt, das zerschneide die Freundschaft. Aber ich glaub' es nicht. Ich nehm' es. Und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, dann nehm' ich es wieder, und halt' es dir vor die Augen und sage: Olivier, unsere Freundschaft ist zerschnitten.

„Dann wäre ich wert', das Messer im Herzen zu haben. Nun aber freue dich mit mir. Denke, ich habe auch schon Pläne für dich gemacht."

— Sage doch!

„Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehm' ich dich mit mir zur Armee."

— Nein, ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Reiter, was es ist. Weil du vornehmer Leute Kind bist, macht man dich sogleich zum Lieutenant. Ich aber will tapfer sein, und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlaß dich darauf, ich will.

„Das geht nicht, Cugny. Du bist erst vier

zehn Jahr alt, und viel zu jung. Du kannſt die Muskete noch nicht tragen.“

— Aber die Trommel. Und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

„Das geht nicht, Eugny. Als Bube beim Troß kommſt du nie in die Schlacht, kannſt dich nirgends hervorthun. Warte lieber, bis ich zum Beſuch nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Dann ſtell' ich dich gleich als Feldweibel an. Du kannſt ſchön ſchreiben, gut rechnen. Ich will dich ſchon gebrauchen und dem Oberſten empfehlen. Sei ohne Sorgen!“

Da hub Eugny bitterlich an zu weinen, und Olivier hatte genug zu troſten. Eugny ſchwor, er wolle nicht länger Geißhirt bleiben, ſondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tage. Oliviers Geſellſchaft und die Scherze der ſchmeichelnden Helena heiterten den armen Jungen nur ſehr vorübergehend auf.

Eines Tages ſaß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; ſeine Heerde weidete um ihn her; der Herbſtſturm wirbelte im abgefallenen

Laub des Waldes. Da hörte er lärmlings seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah sich nicht einmal danach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon, und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe, vor der Schlucht eines Waldberges, eine seiner Ziegen von einem Wolf überfallen, der das arme Thier zerriß und verschlang.

Hastig griff Eugny zu seinem Stecken, und sprang, von seinem Hunde begleitet, den Hügel hinab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da. Doch faßte er sich bald. Er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen, ging wieder zu seiner Heerde, und trieb sie Abends zur gewohnten Zeit heim. Dann begab er sich ins väterliche Haus; legte, sobald es dunkel ward, seine Sonntagskleider an; machte aus dem Besten, was er hatte, sein Bündel, und wanderte davon.

Er ward schon am Abend vermißt, da der Eigenthümer der verlorenen Ziege erschien und großen Lärmen machte. Aber da er sich auch am folgenden Morgen nicht im Hause zeigte und überall vergebens gesucht ward, erhob sein alter Vater großes Jammergeschrei.

Untröstlicher aber noch, als der Alte, waren

Olivier und Helena, da ſie die Nachricht von Cugny's Flucht vernahmen. Man konnte ſich nicht genug über Helenens Schmerz um den Geißbuben verwundern, und Oliviers Thränen wurden von ſeinen Aeltern umſonſt verlacht oder geſcholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer aus der Nachbarſchaft von Romainmotier einen Brief. Cugny ſchrieb ihm das Schickſal der vom Wolf zerriſſenen Ziege; dann, daß er, theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davongelaufen ſei, um ſein beſſeres Glück in der weiten Welt zu ſuchen.

„Fürchte dich nicht, Olivier!“ ſchrieb Cugny: „Ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Sag' es nur Helenen, ſie ſollte ſich nicht ängſtigen; und meinem Vater ſag' es, ich wolle ihn auch aus der Fremde noch unterſtützen, wenn ich einmal etwas verdient habe. Dein Meſſer hab' ich mit mir genommen. Ich will es zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen ſehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier ſprang närriſch vor Freude umher, las allen Menſchen den Brief von Cugny vor, und hatte ſogar nichts dagegen, als Helena das

Papier erſt an ihre Lippen, und laut weinend an ihre Bruſt drückte.

Indeſſen war es für Olivier doch ein trauriger Winter. Denn er hatte ſich allzuſehr an Cugny gewöhnt, und der Freund mit dem zärtlichen, geiſtvollen Geplauder fehlte ihm überall. Zum Glück mußten nach einigen Monaten ſchon die Vorbereitungen zur Abreiſe getroffen werden. Das brachte mancherlei Zerſtreuungen. Es wurden Abſchiedsbeſuche in Romainmotier, in Vevay, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauſes gemacht. Man rüſtete das Gepäck, und mit Oſtern ging es nach Deutſchland zur kaiſerlichen Armee.

Die kleine Helena weinte jetzt eben ſo bitterlich wieder um ihren Nachbar Olivier, wie im Herbſt ſie um Cugny getrauert hatte. Aber Mädchen tröſten ſich bald, und Olivier, als er einmal, durch die Schweiz gegangen, den Rhein hinter ſich ſah, deutſche Luft athmete, Soldaten von allen Nationen, Feldlagern und Kriegsſtürmen fand, vergaß Cugny, La Sarraz, Helenen, Aeltern, Alles.

5.

Der junge Olivier fand ſeinen Oheim erſt zu Wien, und dieſer nahm ihn mit ſich in's unga-

rische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Befehl des Feldmarschalls Göz gegen Ragoczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden vereinigt hatte, die der tapfere Held Torstenssohn führte. Es gab raube Tage, blutige Köpfe. Olivier kam in die rechte Kriegsschule. Er lernte das wüste Lagerleben; Sengen, Brennen, Morden, Rauben war Gespräch und That jedes Tages. Der Oheim hatte wohl anfangs ein wenig Mitleiden gegen den jungen Burschen; aber schon nach dem ersten Vierteljahr ließ er ihn ohne anders, wie er es nannte, „Pulver riechen", und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt; denn er hatte sich als Freiwilliger bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oder vielmehr so verwegen betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich mochte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlesien, bald in Baiern übel hausen half. Man kennt die ungebundene Mannszucht aller Heere, auch der besten, in langen, anhaltenden Kriegen: man kennt die Ausschweifungen der Kriegsknechte und

Feldherren, mit welchen ſie am Ende des dreißigjährigen Krieges ihre frühern Lorbeeren beſudelten. Das muß man indeß ſagen, der junge Schweizer betrug ſich mit altrittterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefecht frohlich und unerſchrocken; ſtreng gegen ſeine Untergebenen, viel ſtrenger noch gegen ſich ſelbſt; gegen ſeine Obern voll blinden Gehorſams.

Das half ihm im Dienſte empor. Er ward in den Hauptſtab des Feldherrn gezogen, und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiſerlichen Heere angeſtellt. Unter dem Grafen von Hatzfeld machte er den Feldzug in Polen gegen die Schweden mit, und hier führte er, als Hauptmann, ein Geſchwader ſchwerer Reiterei. Mit allen ſeinen Kriegsgefährten lebte er in beſter Eintracht. Jeder hielt den jungen, geiſtvollen Mann hoch. Nur ein einziger Offizier ſchien gegen ihn angebornen Widerwillen zu haben, und das war noch dazu ein Schweizer, ein Herr von Aſperlin von Aaren, Sohn des Oberherrn zu Bavois.

Dieſer, weil er ohne innern Werth war und kein anderes Verdienſt hatte, als ſeine etwas vornehmere Herkunft, machte es, wie es alle dergleichen Menſchen zu machen pflegen. Er warf ſich in die Bruſt, prahlte viel, hielt Alles neben ſich für Kleinigkeit, und haßte ohne Umſtände Jeden, der ſich um ihn nicht bekümmerte. Unter denen,

die ſich um Herrn von Aſperlin wenig bekümmerten, war auch Olivier. Daher verurſachte ihm Aſperlin hinterrucks allen möglichen Verdruß, und ſchwor ſogar, er wolle nicht ruhen, bis er vom Regiment verjagt wäre. — Olivier achtete dergleichen Drohungen wenig.

Olivier hatte einſt, vielleicht bei übler Laune, in Geſellſchaft anderer Kriegsgeſellen, über die Langſamkeit der Unternehmungen des kaiſerlichen Oberfeldherrn geklagt; über Mangel an Gelegenheit, ſich auszeichnen zu können; am Ende über Ungerechtigkeiten bei Beförderungsfällen im Heere, wo nur Geburt und Herkunft, hingegen Verdienſte nichts gälten. Erhitzt durch Widerſpruch ging er immer weiter, und behauptete zuletzt, es gehe vernünftiger und billiger bei den Türken zu. Er wollte wetten, daß er ſich binnen drei Jahren im Dienſte des Großſultans zum Paſcha von drei Roßſchweifen emporſchwingen wolle.

Das erfuhr Aſperlin. Er riß Oliviers Worte aus dem Zuſammenhang, und hinterbrachte ſie mit allerlei beigefügten Betrachtungen und Folgenmachereien dem Oberfeldherrn, in deſſen Gefolg er war, und bei dem er viel galt. Olivier wurde zur Verantwortung gezogen, und hatte wegen ſeines Trumpfs, Paſcha von drei Roßſchweifen zu werden, vielen Verdruß.

am Tische mit einem jungen fremden Offizier, bei vollen Weinbechern. Beide sprachen Französisch. Asperlin war eben im Begriff, dem Jüngling freundlich über den Tisch die Hand zu reichen und Abschied zu nehmen, als Olivier eintrat.

Dieser, ohne sich um den Fremden zu bekümmern, ging in kürzester Richtung gegen Asperlin, begrüßte ihn mit dem lakonischen Gruße, der alles Vergangene und Nachfolgende erklären mußte: „Verleumder, Ehrendieb!“ – hob die Hand, und versetzte seinem Landsmanne eine so gewaltige Maulschelle, daß dieser sammt dem Stuhl, auf dem er gesessen war, rücklings zu Boden fiel; den Tisch vor sich, mit den Beinen, hoch in die Luft hob also, daß er, der Stuhl unter ihm, Tisch und Gastmahl über ihm, mit entsetzlichem Krachen zusammenstürzten. Das ganze Haus erdröhnte, als wäre Erdbeben oder Weltuntergang. Olivier, wie er den Ehrenmann unter den Trümmern aller seiner Freuden am Erdboden liegen sah, konnte sich des Lachens nicht erwehren. Wirthsleute, Knechte, Mägde liefen erschrocken zusammen. Asperlin entwickelte sich mühsam vom Tischtuch, Tisch und Speisenwirrwarr; stand verblüfft auf; sah umher mit stieren Augen; erkannte den Olivier, von dem der zermalmende Streich gekommen war; rief: „Bösewicht, das zahlst du mir mit deinem

Flute!" und ging eilig davon. Nach einiger Weile hörte man Pferdegetrappel auf der Gasse: Esperlin, in seinen Mantel gewickelt, ritt mit seinen Knechten von dannen.

Olivier stand noch am Fenster, lachend, dem Gedemüthigten nachsehend, als der fremde Offizier ihm mit der Hand auf die Schulter schlug, und sagte: „Mein Herr, welches auch die Ursache Ihres tollen Betragens sein, oder welche Ursachen auch mein Freund haben mag, daß er Ihre Grobheit nicht auf der Stelle züchtigte: Sie haben mich in ihm beleidigt; er ist mein Landsmann, mein Freund. Ich will ihm eine Arbeit ersparen. Kommen Sie mit mir vor's Thor."

„Warum nicht hier auf der Stelle?" rief Olivier, schickte die Wirthsleute mit dem Befehl hinweg, ihm in einem andern Zimmer eine gute Mahlzeit zu rüsten, verschloß hinter ihnen die Thür, zog den Säbel und erwartete seinen Mann.

Der Fremde stand schon bereit. Indem ihn Olivier betrachtete — einen schönern Mann hatte er sein Leben lang nicht gesehen — senkte Jener plötzlich den Degen und sagte mit schmerzem, grollendem Blicke: „Mein Herr, damit ich auch meinen Gegner kenne, wie heißen Sie?"

„Olivier von La Sarraz."

„Teufel! dacht' ichs doch!" rief der Fremde: „Und ich bin Lazny!"

Die bloßen Säbel in den Fäußen, umarmten sich die entzückten Jünglinge mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

7.

Erst, wie sie mit den Bechern in der Hand bei Tische einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Gefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgespielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich und schön geworden. Nun wollte Jeder wissen, wie alt der Andere sei. Es war leicht zu berechnen. Es waren volle zehn Jahre, seit sie sich das letztemal am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. So hatte Olivier ein Alter von sechsundzwanzig, Tuzno ein Alter von vierundzwanzig Jahren. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten; mußte erzählen, was er indessen vom väterlichen Hause vernommen, von allen Vorfällen in La Sarraz. Natürlich ward auch der kleinen Marketenderin Helena angelegentlich gedacht. Doch von dieser hatte Keiner erfahren, ob sie noch lebe, oder schon bei den lieben Engeln im Himmel sei.

Endlich erzählte auch Cugny, der nur immer fragen und hören wollte.

„Du weißt, Olivier, wie ich von La Sarraz und meinem Vater entlief. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich seelenvergnügt und unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursche; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewöhnt. Was brauchte ich viel? Ich konnte mich schon durchschlagen. So war ich bei meinen paar Schillingen reich.

„Aber als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer, hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst ward du mir ganz gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst und was ich verloren und verlassen hatte."

Bei diesen Worten zog Cugny das Taschenmesser mit der Perlenmutterschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte: „Siehst du, Olivier, es lebt noch!" — Olivier konnte sich nicht halten, sprang auf und küßte den Jüngling.

Cugny erzählte weiter: „Nun höre. Wie ich so da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer junger Herr zur Armee gingest, da

ſogleich Lieutenant würden; ich nur als ein armer Bauernbube Troßjunge werden, höchſtens zum Stallknecht oder zum gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das ſchmerzte mich. Ich machte allerlei Plane, reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann, als Sohn von einem guten Hauſe, wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei. Und aus den Träumen ward zuletzt doch etwas.

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angeſehener Mann in ſeinen Dienſt. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzſpalten nach wenigen Wochen in ſein Wohnzimmer. Da, beſſer gekleidet, ſpielte ich erſt ſeinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handſchrift bemerkte, machte er mich ohne anders zu ſeinem Schreiber und Rechner, weil er ſelbſt, wie ich bald bemerkte, im Schreiben und Rechnen übel beſtellt war. Ich empfing ein ſchönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte ſehr glücklich ſein können. Und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht ſchlafen. Man erzählte in Pontarlier nichts Anderes, als von ſeinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geſchichtbücher alt und neu. Mein Herr hatte deren viel.

„Früher, als ich's ſelbſt beſchloſſen hatte,

führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühling 1815 das Leben. Die Witwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. Nun schrieb ich meinem Vater noch einmal; erzählte ihm meine Glücksgeschichten, um ihn zu beruhigen; bat noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung, und meldete ihm meinen Entschluß, nun im Kriege mein Heil zu versuchen.

„Ich verließ Pontarlier, und begab mich über Basel und den Rhein, Condé's Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich zum befehlshabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin. Es war der Marquis de Bellefonds.

„„Was gibts, junger Mensch?“ fragte diser mit barscher Stimme. Ich sagte ihm ganz unbefangen, ich sei ein Schweizer, von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.

„Sei es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte: genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich,

und verſprach, mich zu verſorgen. Ich empfing Degen und Kriegsrock, und in der Kriegsſchreiberei Anſtellung, als Freiwilliger.

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel. Ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderiſche Schlacht bei Allersheim, in welcher der baieriſche Feldherr Mercy ſelbſt umkam. Da konnte ich mich, trotz meiner Jugend, meinem Gönner einmal zeigen. Als unſere Schaar im Begriff war, die Flucht zu nehmen, und der Kugelhagel mörderiſch wüthete, der Fahnenträger ſank, ſprang ich vom Pferde. „Teufel, wohin?“ rief Bellefonds. — „Zum Sieg oder Tod!“ ſchrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder ſich von einem Knaben nicht beſchämen laſſen wollten, folgten mir; dieſen gingen mehrere nach, endlich eine ganze Kompagnie, endlich links und rechts die Uebrigen. Und wir drangen durch.

„„Du biſt ein braver Junge!“ ſagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er dem Prinzen Condé von mir geſprochen; denn folgenden Tages ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Oberſten und Generale waren zugegen. Der Marquis ſtellte mich dem großen

Helden vor. „Ah, ſieh da!“ rief der Prinz, indem er mich verwundert und freundlich anſah: „Iſt das der Freiwillige von Bellefonds?“ Er lobte mich, und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich ſeitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen Ehre zu bringen, der mich ehrte.

„Nach dem Frieden in Deutſchland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich habe die Ehre, vom Marſchall gekannt und hervorgezogen zu ſein, und wirklich habe ich jetzt eine Sendung von ihm an Graf Haßfeld. Da haſt du meine Geſchichte.“

8.

Beide reiſeten mit einander ins Lager zurück. Eugno war beim Grafen Haßfeld ſo glücklich, durch ſein Fürwort dem wackern Olivier einen halbjährigen Urlaub zu erwirken, um ſeine Verwandten in La Sarraz nach zehnjähriger Trennung beſuchen zu können.

„Ich eile zu meinem Marſchall zurück,“ ſagte Eugno, „und bitte ihn ebenfalls um Erlaubniß, auf einige Monate in die Schweiz zu gehen. Da wollen wir denn Himmelstage mit einander in der Heimath leben. Da wollen wir Hütten bauen über dem Steinbruche; die eine, mir eine und der

kleinen Marketenderin eine. Da wollen wir alle die alten ſüßen Erinnerungen der Kindheit wieder lebendig werden laſſen!“

Man ſchied nun mit den froheſten Hoffnungen des baldigen Wiederſehens von einander. Olivier machte ein, und begleitet von zween ſeiner Knechte reiſete er durch Deutſchland in die Schweiz. Wie ſchlug ihm das Herz, als er das Städtchen ſeiner Heimath vor ſich am Berge daliegen ſah! Es war ihm, als wäre er geſtern erſt aus demſelben abgereiſet. Aber wie näher er kam, je veränderter fand er Vieles; freilich nur in Kleinigkeiten; und doch jeder ausgeriſſene Hag, jedes verſchwundene, baufällige Gartenhäuschen, jedes neuerrichtete Gebäude erregte ſeine Aufmerkſamkeit und Verwunderung. Was ihm einſt als Kind groß vorgekommen war, ſchien ihm jetzt klein, der himmelhohe Thurm niedriger, die breite Gaſſe viel enger, das väterliche Haus viel zuſammengedrückter, als er es ſich vorgeſtellt hatte.

Ich darf nicht ſagen, welchen Jubel Oliviers Erſcheinung im Hauſe der Aeltern, welches Aufſehen im ganzen Städtchen gemacht habe. Jeder wollte den kleinen Olivier ſehen, der nun ſo groß und kaiſerlicher Hauptmann geworden war.

Schon des andern Tages machte er die Runde bei allen Verwandten und Bekannten. Natürlich, die kleine Marketenderin und Nachbarin Helena

ward nicht vergessen. Aber wie erstaunte er, als er im Zimmer bei ihren Aeltern stand, und sie hereintrat! Es ging ihm heiß vom Wirbel bis zur Sohle. Die Jungfrau nahte sich ihm errothend. Eine frische, blühende Gestalt, von aller Anmuth der Jugend umflossen, mit ihren flammenden, schönen Blicken fähig, Herzen von Eis zu schmelzen. Olivier hatte kein Herz von Eis, aber geschmolzen war es doch. Er küßte schüchtern und zitternd ihre zarte Hand, und wußte nicht, was er stammeln sollte. Helena, weit unbefangener, musterte den alten Spielgenossen von oben bis unten, sagte ihm viel Verbindliches, und brachte ihn durch ihr vertrauliches Gespräch bald wieder zu sich selbst.

Von diesem Augenblick an entzündete sich in Olivier eine unbesiegbare Leidenschaft. Täglich besuchte er Helena's Aeltern, eigentlich nicht die Aeltern, sondern Helena zu sehen, deren immer gleiche, rosenfarbene Laune, deren Mathwille ihn abwechselnd bald unter die Seligen des Paradieses, bald unter die Verdammten und in ihre Qualen versetzte. Denn das hübsche Mädchen schien Alles zu verstehen, nur kein Wort von Liebe. Sie war noch immer gegen ihn so traulich und harmlos, wie vor zehn Jahren bei den Geißheerden; aber mehr als damals, schien auch jetzt noch nicht das neunzehnjährige Mädchen zu verstehen. Ja, wenn Helena recht aufgeräumt war, fing sie ihn

ſogar an zu duzen; aber auch in dem Du lag nichts Bedeutſameres, ſondern wohl gar etwas Komiſches, das den armen Liebekranken reinigte.

So vergingen einige Wochen, einige Monate. Manches hubſche Mädchen von La Sarraz, Vevay und Lauſanne lächelte den ſchonen, kriegeriſchen Jüngling bedeutſamer an, als Helena; ja Olivier war ſogar boshaft genug, Verſuche anzuſtellen, ob er Helenen nicht ein wenig eiferſüchtig machen könne. Allein umſonſt. Das unbefangene Mädchen blieb ſich gleich, und neckte ihren Freund allenfalls mit ſeiner Liebſchaft, die er gegen eine andere Schone heucheln wollte. Dabei wußte ſie ihren Seladon in ſo ſtrenger Ehrfurcht zu halten, daß er es nur nie wagen mochte, ihr eine Silbe von ſeiner Leidenſchaft zu ſprechen. Aber ſeine Blicke, ſeine Aufmerkſamkeiten, ſeine Zerſtreuungen ſprachen.

Olivier fing an ſich ſeines Zuſtandes zu ſchämen. Er kämpfte mächtig mit ſich ſelbſt. Er that kleine Reiſen in die Nachbarſchaft. Allein er fühlte wohl, ſo lange er im Zauberkreiſe der ſchönen Helena athmete, war für ihn keine Geneſung zu erwarten.

Um dieſe Zeit erfuhr er durch das Gerücht, was man ihm im Hauſe von Helenens Aeltern verſchwiegen hatte. Herr von Aſperlin von Naren, der Helenen in Lauſanne kennen gelernt und ihr

den Hof gemacht hatte, war durch Erbschaft zu beträchtlichen Reichthümern gelangt, der Kriegsdienste satt, nun entschlossen, im Vaterlande zu bleiben, und hatte bei Helenens Aeltern förmlich um die Hand ihrer Tochter geworben. Die Aeltern fanden sich durch den Antrag sehr geehrt, hatten ihn genehmigt, Helena davon unterrichtet und ihre Einwilligung dazu verlangt. Helena aber, die auch ihr Köpfchen hatte, lachte über Herrn von Asperlin und seinen Reichthum, wollte nicht Oberherrin von Bavois sein, und setzte den Beschwörungen ihrer stolzen Mutter und dem Träuen ihres gestrengen Vaters ihr festes, entscheidendes Nein entgegen.

Nun wußte zwar Olivier von Asperlins Bewerbung, aber nicht von Helenens Widerwillen gegen dieselbe. Er fiel auf den Gedanken, Asperlin sei sein beglückter Nebenbuhler, und er schwor ihm tausendmal den Tod. Wenn er es aber recht vernünftig überlegte, fand er doch, mit dem Tode des Nebenbuhlers sei ihm am Ende auch wenig geholfen. Dieser quälende Gemüthszustand machte ihn ganz niedergeschlagen und traurig.

Helena bemerkte es, und gab sich alle Mühe, ihren Freund zu erheitern.

„Wie soll ich denn heiter sein, da ich unglücklich bin?“ sagte er: „Ich liebe Sie, ich bete Sie an, Fräulein, und Sie sind schon einem Andern

verſprochen. Sie ſind die Braut des Herrn von Aſperlin.“

Helena lächelte unbefangen und erwiederte: „Ich bin Niemands Braut. Herr von Aſperlin iſt mir unausſtehlich geworden, ſeit er um mich wirbt. Bleiben Sie mein Freund, aber beten Sie mich nicht an. Lieben Sie mich, aber verlangen Sie nichts, und werden Sie nicht gleich böſe, wie ein kleines eigenſinniges Kind, dem man nicht ſeinen Willen thut. Ich habe ein Herz, das zur Freundſchaft von jeher fähig war. Aber das Lieben, und was man ſich darunter denkt, halte ich für eine wahre Narrheit, die, wie ich es bei Andern geſehen habe, in wahre Tollheit ausarten kann. Ich hoffe, Sie ſind ein vernünftiger Mann, lieber Olivier, und werden es bleiben. Wollen Sie ſich vermählen? Gut; ich helfe Ihnen eine Frau ſuchen; aber mich verſchonen Sie ja mit allen Zumuthungen und Anträgen. Ich habe zum Eheſtand einſtweilen herzlich ſchlechte Luſt. Es iſt gut, daß wir uns mit einander darüber erklären. Wir ſprechen alſo nicht weiter darüber. Die Sache iſt jetzt abgethan.“

Dabei blieb es. Bei Helenen war die Sache nun wirklich abgethan; aber nicht ſo geſchwind bei Olivier. Und doch mußte er ſich in ſein Schickſal fügen. Zum Glück gab es bald für ihn Zerſtreuungen, die ihm wohlthaten.

9.

Unerwartet — denn schon lange hatte Olivier vergebens gehofft — trat eines Tages sein Freund Eugny zu ihm herein.

„Aber es ist nur im Flug," sagte Eugny, „und meines Bleibens hier nicht lange. Urlaub erhalten konnte ich nicht, aber dafür empfing ich einen Auftrag nach Mailand. Ich kann acht Tage in La Sarraz sein. Dafür bin ich bis hierher Tag und Nacht unterwegs gewesen."

Olivier war berauscht von Freude. All sein Kummer verflog. Er stellte den Freund seinen Aeltern vor, der nun bei ihnen Wohnung nehmen mußte. Das ganze Städtchen sprach vom Glücke des ehemaligen Ziegenhirten. Wo er durch die Straßen ging, riß man die Fenster auf. „Wer hätte das je denken sollen!" rief Jeder, der ihn sah. Einen edelgebauteren, schönern Mann hatte man noch nie in La Sarraz gesehen. Seine stolze Haltung, das kühne Wesen, die feine Gewandtheit und die Anmuth seiner Gesichtszüge nahmen Jeden für ihn ein. Mit einer Art Furcht und einer Art Liebe blickte man ihm in die dunkeln, blitzenden Augen. Alles schien an ihm anders, als an Andern. Man mochte von seinen schwarzen Locken sprechen, die ihm über die Schläfe niederfielen, oder von dem wunderlieblichen Zug um

seine Lippen, oder von seiner Kriegstracht, oder auch nur, wie er den Degen trug, oder wie er grüßte — Alles war etwas anderes, als bei Andern. Hätten die Frauen und Mädchen von La Sarraz damals schon Gedichte gelesen, sie würden geradezu gesagt haben: er sei ein Apollino im Gewande des Mars.

Cugny besuchte seine noch lebenden Verwandten der Reihe nach — der Vater war schon todt —, und dann mußte ihn Olivier auch zu ihrer beider ehemaligen Zeltkrämerin Helena führen.

„Sie ist ein bildschönes Mädchen geworden!“ sagte Olivier zu ihm, „aber kalt und sprode, wie Eis. Verwahre dein Herz!“

Helena hatte Cugny's Ankunft schon durch das Gerücht vernommen. Sie erinnerte sich noch ziemlich klar des hübschen Geißbuben, und fand das Gerede, wie schön er nun geworden, ganz natürlich. Als er aber an Oliviers Seite zu ihren Aeltern ins Zimmer trat, schien sie wie von einem angenehmen Schrecken gelähmt, oder wie im Traum zu beben. Kaum die ersten, allgemeinen Höflichkeiten konnte sie erwiedern. — Cugny's Blick ruhte unter angenehmen Erinnerungen mit Wohlgefallen auf dem reizenden Bilde. Ihre Augen glänzten ihm von einem hellern Lichte, und wenn sie ein Wort zu ihm sprach, erglühten ihre Wangen, wie von einer lieberhaften Röthe. Zum Glück beachtet:

das Niemand, als Cugny, der das für des hübschen Mädchens Art nahm, und während seines kurzen Aufenthalts in La Sarraz fleißig wieder zu kommen versprach.

Das verstand sich von selbst unter Nachbarsleuten. Wohin sollte man in der kleinen Stadt, ohne beständig auf einander zu treffen? Man gab sich also gegenseitige Mahlzeiten, machte mit einander gemeinschaftliche Spaziergänge und kleine Lustfahrten. Natürlich, die Gegenden, wo einst der Krieg mit den Ziegenheerden geführt werden war, blieben dabei nicht vergessen. Auch Helena machte diesen Gang zur Feier angenehmer Erinnerungen mit, jedoch sein ehrbar in Gesellschaft von Vettern, Muhmen und Basen.

Merkwürdig war, daß sich bei diesen Spaziergängen das alte Verhältniß gewöhnlich wiederholte, welches schon in den Kinderjahren stattgefunden. Wenn nämlich Olivier Helenen hinausführte, gerieth sie zuletzt durch eine Verkettung von Zufällen immer an Cugny's Arm. Wandelten die Beiden aber beisammen, so vergaßen sie Olivier, Gesellschaft, Weg und Steg, und es war ihnen zu Muth, als gingen sie Beide allein auf dem Erdball spazieren.

Schon als sie das erstemal hinausgegangen waren, die Schlachtfelder der Kinderzeit zu betrachten, und im Gebüsche, sie wußten selbst nicht

wohin, ſich verloren hatten, ſagte Cugny mit Innigkeit, indem er Helenens Hand an ſeine Bruſt drückte: „Ach, warum dürfen wir nicht mehr Kinder ſein! Wiſſen Sie, Fräulein, wie glücklich wir damals auf dieſen Stellen waren? Damals machte ich Sie immer zur Gefangenen. Nun hat ſich Alles verkehrt. Ich fühle, Sie machen mich zum Gefangenen."

„Wenn ich das könnte, Cugny," ſagte Helena hocherglühend, „ſo dürften Sie nicht gekommen ſein, um ſogleich wieder zu verſchwinden."

„Vielleicht, ſchöne Helena, wäre es beſſer, ich wäre nie gekommen."

„Vielleicht, lieber Cugny. Nein, warum denn? Beſſer, Sie ſind gekommen. Man wohnt nur einmal unterm Himmel. Was liegt hintennach am Schmerz? Man zahlt keine Freude zu theuer."

„Sie haben Recht. Für einen Augenblick, wie dieſen an Ihrer Seite, gebe ich, was ich gelebt habe und noch leben werde. Ich wünſchte, wenn ich von Ihnen ſcheide, der Tod nähme mich."

„Sie haben Unrecht, Cugny. Es iſt Thorheit, den Schlaf lieber als das Wachen zu verlangen. Wer hindert mich, aus einem ſeligen Augenblick ein ganzes ſeliges Leben zu ſpinnen, indem ich nach Jahren, um keine andere Gegenwart bekum-

mert, immer nur mit dem Geiſte in dieſem einzigen Augenblicke wohne?"

„Das dieſe doch nur träumen!"

„Wie man will. Ich heiße mein Leben Traum, und meinen Traum das Leben."

„Sie ſind genügſamer, als ich. So kann es Ihnen gleichgültig ſein, ob wir einander nahe oder hundert Meilen weit getrennt ſind. Mir iſt es nicht ſo. Und Ihnen?"

Helena blieb die Antwort ſchuldig. Eine Thräne blitzte in ihren ſchönen Augen; ein helles Roth glühte von ihren Wangen. Eugny ſchloß ſie in ſeinen Arm. Ihre Seelen floſſen, wie zwei Flammen, in einander.

Beide redeten noch viel, was hier nur langweilig zu leſen ſein würde, und trafen mit einander vertrauliche Abreden, ohne zu wiſſen, wie ſie Wort halten konnten. Helena liebte mit einer Leidenſchaft, die man furchtbar heißen darf, nicht weil ſie aller Welt ſichtbar auflohrte — nein, keine Seele ahnete von dem geheimen Bunde dieſes Paars das Mindeſte, — aber Helena, die eins der Liebe geſpottet hatte, war bei der natürlichen Entſchloſſenheit und Unerſchrockenheit ihres Gemüthes zu den verzweiflungsvollſten Maasregeln fähig.

Acht Tage waren bald vorbei. Eugny rüſtete zur Abreiſe. Helena befahl ihm, noch acht Tage zuzugeben; dann wolle ſie zufrieden ſein. Eugny

gehorchte ohne Widerſtand der zauberiſchen Gebieterin. Aber ſie lohnte es ihm auch ſüß. Es wurde ewige Treue, Briefwechſel und dergleichen beſchloſſen, Alles, um ſich über den Schmerz des Scheidens zu tröſten. Daß Cugny gelobte, in einem oder in zwei Jahren zu kommen, ſeine Braut zu fordern, oder, wenn man ſie verweigern würde, ſie mit Gewalt wegzunehmen, verſteht ſich von ſelbſt.

Die zweite Woche verſtrich noch ſchneller, als die erſte. Cugny flog über die Alpen nach Italien.

10.

In La Sarraz war keinem Sterblichen beigefallen, daß ſich zwiſchen beiden Leutchen ſo wunderſchnell ein ſo inniges Verſtändniß entwickelt habe. Cugny und Helena waren in der letzten Stunde, nämlich vor Anderer Augen, ganz dieſelben, wie in der erſten, geblieben. Selbſt Olivier hatte nicht den leiſeſten Argwohn. Vielmehr ſchien ihm Helena nach Cugny's Abreiſe ſanfter, ja er hätte glauben mögen, zärtlicher, als ſonſt. Er nahm es für aufkeimende Gefühle, deren ſie ſich ehemals gegen ihn unfähig geſtellt hatte. Gewiß iſt, daß ſie lieber, als ſonſt, ſeine Geſellſchaft ſuchte, traulicher zu ihm redete; ſei es, daß er ihr, als Cugny's Buſenfreund, nun eine heilige Perſon geworden war, oder daß es ihr Wollust war, nur viel von Cugny erzählen zu hören.

Helenens Aeltern bemerkten mit Unruhe diese engere Freundschaft, und hätten viel darum gegeben, Olivier wäre tausend Meilen weit von La Sarraz. Denn die Heirathsverhandlungen mit Herrn von Asperlin waren schon zu weit gediehen, und es war den guten Leuten Alles darum zu thun, ihre Tochter als Frau Oberherrin von Bavois verehrt zu sehen. Sie konnten sich daher nicht enthalten, dem Herrn von Asperlin mancherlei Besorgnisse zu äussern. Eine Folge davon war, daß Asperlin sich selbst schnell nach La Sarraz aufmachte, wo er im Hause von Helenens Aeltern, als deren künftiger Schwiegersohn, wohnte.

Die erste Zusammenkunft zwischen Olivier und Asperlin war, wie sich denken läßt. Die Herren gingen mit kalter Höflichkeit um einander herum. Beide thaten, als hätten sie sich noch nie gekannt oder gesehen. Helena behandelte den ihr bestimmten Gemahl mit stolzer Kälte, und legte es darauf an, ihn durch jede Art von Beleidigung zurückzuschrecken. Alle Vorwürfe ihrer Aeltern fruchteten nichts. Aber auch Asperlin machte sich aus dem widerspenstigen Betragen des närrischen Mädchens nichts. Er sagte ohne Umstände: „Einmal Hochzeit gehalten, und der ganze Handel sieht anders.“ Die Aeltern waren ebenfalls der Meinung, und in ihrer Art so eigensinnig, wie es die Tochter auf andere Art war. Wie sehr auch Helena sich

sträuben wollte, wie sie weinen, bitten, drohen mochte: die förmliche Verlobung mit Herrn Asperlin ward vollbracht, und Helena mußte sich gefallen lassen, als Braut des Oberherrn die Glückswünsche des ganzen Städtchens anzunehmen.

Niemand litt dabei mehr, als Olivier. Er schwor, zu ihrer Rettung Alles aufzuopfern. Er fragte sie in seiner Verzweifelung sogar, ob er sie mit Gewalt befreien und den elenden Asperlin, mit welchem er ohnehin noch einen alten Handel abzuthun habe, aus der Welt schaffen solle. — Sie antwortete ruhig: „Es ist nicht der Mühe werth. Das Glück hat Launen. Sie könnten sich verrechnen, und wider Erwarten das Loos ziehen, welches Sie ihm zudenken." — Olivier erstaunte über eine Antwort, die er am wenigsten erwartet hatte.

In der That hatte er Ursache zu erstaunen. Denn seit dem Verlobungstage war wirklich eine Veränderung mit dem Mädchen vorgegangen, die von Jedermann bemerkt und besonders von den Aeltern mit Wohlgefallen angesehen wurde. Zwar äußerte sich Helena als Braut gegen ihren Verlobten nicht zutiger, als vorher; doch beobachtete sie gegen ihn eine gewisse Anständigkeit, die sie sonst vernachlässigt hatte. Sie nahm, was sie sonst nie gethan, von ihm Geschenke an, die er ihr kostbar genug machte; und er pries sich glück-

lich genug, wenn er für das Opfer der theuersten Perlenschnüre und Diamantringe die Erlaubniß empfing, ihre schönen Fingerspitzen zu küssen. Auch von der bevorstehenden Hochzeit konnte sie ohne Empörung reden hören; nur verlangte sie noch Aufschub von einer Woche zur andern, wogegen der Bräutigam selbst wenig einzuwenden hatte, weil in seinem Schlosse noch nicht alle Vorbereitungen zum Empfang der Gemahlin vollendet waren. Er unterhielt sie viel von seinen neuen Einrichtungen im Schlosse, fragte um ihre Meinung, horchte auf ihre Wünsche und verhieß sie mit mehr, als sie selbst bescheiden wünschte, zu überraschen.

Olivier verwünschte im Herzen alle Weiber. Denn nie hätte er geglaubt, daß ein Mädchen von Helenens fester und stolzer Denkart so schnell den Sinn ändern konne. La Sarraz hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Nur den Bitten seiner Aeltern zu gefallen blieb er noch; lieber wäre er zu seinem Regiment zurückgekehrt. Er besuchte Helenens Haus immer seltener; denn mit freundlichen Blicken ward er ohnedem dort nicht empfangen, und Helenens Blicke, die so freundlich noch jetzt wie ehemals waren, machten ihm eben deswegen mehr Unmuth, als Freude.

11.

Um ſo überraſchender war es ihm, als ihn Helena eines Tages auf die Seite zog und ſagte: „Mit dem Schlage neun Uhr dieſen Abend kommen Sie in das Gärtchen hinter dem Hauſe. Fehlen Sie nicht!“

Wie bitterböſe er auch auf Helena ſein mochte, fehlte er doch nicht. Um neun Uhr, da Alles dunkel war, ſtieg er über den Zaun und ſtand er im Gärtchen. Aſperlins Braut kam einen Augenblick ſpäter. Sie führte ihn in eine Gartenlaube, und ſchloß ſeine Hand in die ihrige und ſagte: „Lieber Olivier, Sie haben mehrmals geſchworen, für mein Glück Alles zu opfern.“

— Ich bin Mann von Wort.

„Sie wollen?“

— Ja. Stellen Sie mich auf die Probe. Ich ſpringe in den Tod, wenn Sie wollen.

„Gut. So erklär' ich Ihnen, daß ich Aſperlins Gemahlin nicht werde.“

— Iſt's möglich? Warum gaben Sie die Verlobung zu?

„Laſſen Sie das für den Augenblick gut ſein. Hören Sie. Meine Aeltern opfern mich ohne Erbarmen den Reichthümern des Herrn von Bavois auf. Ich habe keine Aeltern mehr. Ich ſtehe allein. Die angedrohte Vermählung iſt unaufſchieb-

lich. Morgen verlasse ich heimlich dies Haus und La Garenne. Ich habe in Frankreich Verwandte. Wollen Sie mich begleiten? Meine besten Sachen sind schon seit acht Tagen voraus."

Olivier erschrack; aber ohne Bedenken sprach er sein Ja.

Da fühlte er sich von Helenens Armen umfangen, und ihre Lippen in heißen Küsse auf seinen Lippen. Er war berauscht. Was hätte er für diesen Kuß nicht gewagt! Die ganze, so lange und mühselig unterdrückte Glut seiner Leidenschaft schlug ungestüm in heller Flamme auf. Helena aber drängte ihn sanft zurück und sprach: „Schicken Sie Ihre Knechte noch diese Nacht auf dem Wege nach Rouane voraus. Morgen um zehn Uhr Nachts erwarten Sie mich am Kreuzwege vor dem obern Thor; sorgen Sie für ein Pferd für mich, das sicher geht."

Er wollte antworten, aber Helena war mit dem letzten Worte fortgeflogen.

Olivier ging träumend und selig über den Faun zurück, und vollzog die unerwarteten Befehle seiner schönen Gebieterin; schickte die Knechte in aller Stille voraus; packte seine Sachen; schrieb einen Abschiedsbrief an seine Aeltern, worin er ihnen sagte, daß er sich und ihnen durch plötzliche Abreise den Schmerz des mündlichen Lebewohls ersparen wollte, und ließ folgendes Tages den

Brief zurück, als er Nachmittags fortritt unter dem Vorwande, einen Freund in Lausanne auf einige Tage besuchen zu wollen.

Weit aber ritt er nicht, sondern bis zu einem Waldhause, wo einer seiner Knechte mit einem Handpferde für Helena auf ihn wartete. Mit dem Schlage zehn Uhr des Nachts war er wieder vor dem Thor von La Sarraz. Bald darauf erschien Helena. Sie war als Knabe gekleidet, einem jungen Reitknecht ähnlich, in einen Mantel gehüllt. Olivier hob sie aufs Roß. Man trabte davon. In der Morgenfrühe fand man die vorausgeschickten Knechte mit wohlgeruhten Pferden am bestimmten Orte. Olivier und Helena bestiegen die frischen Rosse und setzten ihren Weg eilfertig fort. Erst gegen Abend ward in einem Flecken Halt gemacht, in einem engen Gebirgsthale. Gern wäre Olivier noch bis zum nächsten Städtchen mit seiner Geliebten gezogen, um ihr bequemere Herberge zu schaffen. Allein Helena schwor, sie sei so ermüdet, daß sie, noch einen Schritt weiter, den Geist aufgeben müsse.

Es war ihr wohl zu glauben. Sie ließ sich in das Wirthshaus mehr tragen, als führen. Zufrieden mit einem kärglichen Nachtessen, verlangte sie sogleich ein eigenes Zimmer und Nachtlager. Man beschloß mit Tagesanbruch die Reise fortzusetzen. Helena schloß ihren Befreier dankbar noch einmal

in ihre Arme, und begab sich in das ihr bestimmte Gemach.

Olivier, von zwei schlaflosen Nächten und dem langen Ritt nicht minder ermüdet, warf sich in seinen Kleidern auf's Bett, nachdem er Degen und Pistolen vorher auf jeden Fall bereit gelegt hatte. Den Wirthsleuten befahl er, ihn zeitig zu wecken. Er sank in festen, erquickenden Schlaf.

Des Morgens, da der Tag zu grauen begann, ward er geweckt. Er sprang fröhlich auf, gebot die Pferde vorzuführen, und begab sich selbst zu Helenens Gemach, die holde Schläferin zu wecken. Die Thüre war verschlossen. Er pochte leise an, er pochte lauter. Es kam keine Antwort. Ihm ward bange. Er rief und pochte umsonst. Die Wirthsleute besorgten, dem jungen Herrn möchte ein Unfall begegnet sein. Olivier selbst ward von nicht ungerechter Furcht ergriffen, das Fräulein könne von den Wirkungen der unmäßigen Anstrengung des vorigen Tages Schaden genommen haben. Er sprengte in unbeschreiblicher Angst die Thür, und sah mit noch unbeschreiblicherm Erstaunen das Zimmer leer. Er sah das Bett, auf welchem Helena vermuthlich in den Kleidern geruht hatte. Wohin sie gekommen sei, war nicht zu errathen. Aber ein Fenster stand halb offen. Es war nicht zu bezweifeln,

das arme Mädchen war geraubt. Alverlin mußte die Spur der Fluchtlinge entdeckt haben.

Inzwischen versicherten der Wirth, dessen Weib, alle Knechte und Mägde, es habe in der ganzen Nacht Todtenstille im Hause geherrscht; es sei kein Fremder gekommen, nicht einmal ein Roß oder ein Wagen vorbeigezangen. Man durchsuchte noch einmal das ganze Haus, alle Plätze vor und hinter dem Hause, um eine Spur von der Verschwundenen zu entdecken — Alles fruchtlos.

Olivier kam fast von Sinnen. Geäfft war sie, und von keinem Andern, als dem feigen Alverlin, der das arme Mädchen vielleicht im Schlaf überfallen, geknebelt, mit seinen Helfershelfern zum Fenster hinaus und auf ein bereit gehaltenes Pferd geworfen hatte, um kein Geräusch zu machen und nicht ihren Beschützer zu wecken. Zach befahl Olivier seinen Knechten, aufzusatteln. So forengte er mit ihnen den Weg nach La Sarraz zurück, fest entschlossen, das Leben daran zu setzen, um Helenen zu befreien.

Unterwegs ward Jeder ausgefragt. Er hörte von Reisenden aller Gattung Nachricht, ohne bestimmt von denen zu erfahren, die er suchte. Der Tag endete, und er hatte noch nicht die Räuber Helenens, ja selbst noch nicht einmal Spur von ihnen gefunden.

12.

Darum blieb er im Vorsatze fest, folgenden Tages nach La Sarraz zu gehen. Mit erster Morgendämmerung machte er sich wieder auf. — Kaum war er einige Stunden geritten, als er Pferdegetrappel seitwärts hörte. Aus einem Nebenwege sprengten Reiter gegen ihn. Der Vorderste donnerte ihm, den Säbel in der Faust, Halt! zu. Es war der Herr von Aspertin.

„Ehrenräuber! Jungfrauenräuber! Gut, daß ich dich habe!“ schrie Aspertin weiter: „Herab vom Gaul! Ich fordere Rache, du Schändlicher; du sollst die Entführung meiner Braut mit Blut zahlen, verruchter Pascha!“

Mit den Worten sprang Aspertin vom Pferde; seine Leute, alle bewaffnet, umringten Oliviers Knechte und versicherten sich derselben. Olivier, mit einem Sprung vom Pferde, fuhr, ohne ein Wort zu verlieren, mit der Klinge seinem Gegner auf den Leib. Das Gefecht Beider war von kurzer Dauer. Aspertin fiel tödlich verwundet; seine Leute standen voll Schreckens herum. Olivier kniete neben dem Sterbenden nieder, und sagte: „Unglücklicher, der Pascha hat dir den langverdienten Lohn gegeben. Warum verfolgest du mich von jeher? Bekenne, wohin daß du Helenen gethan, und scheide nicht mit einer Lüge aus der Welt.“

— „Böswicht!“ rief Asperlin, „mein Blut komme über dich! du hast Helenen geraubt. Gib das Kind seinen Aeltern zurück, oder du stirbst unter Henkershänden.“

„Lüge nicht in der letzten Stunde!“ erwiederte Olivier: „Sage mir, wo ist Helena?“

— „Das weißt du besser, als ich. He, Leute, kommt mir zur Hilfe!“

Olivier fragte Asperlins Begleiter Mann um Mann. Jeder sagte, sie wären mit ihrem Herrn aus, das Fräulein zu suchen: man habe Olivier in Verdacht, daß er sie entführet habe.

Nun sah er wohl, daß Asperlin an Helenens Wiederentführung unschuldig sei. Er warf sich auf's Roß, winkte seinen Knechten und sagte davon, den Weg zurück, den er gekommen. Abends erreichte er das Wirthshaus wieder, wo er die Gesellschaft verloren hatte. Da wußte noch immer Niemand, wohin das Fräulein gekommen sei. Man hatte die sorgfältigsten Nachfragen und Forschungen angestellt. Im ganzen Flecken war die Geschichte bekannt geworden, und Jedermann im Ort hatte, aus eigener Neugier getrieben, gesagt, gesucht, einander ausgefragt.

Die Sache blieb dem armen Olivier unerklärlich, und Helena für ihn verloren. Seines Bleibens war nach allem Vorgefallenen nun in diesen Gegenden nicht länger mehr. Er mußte in Eile

die Schweiz verlassen, weil er voraussah, daß nach seiner Entführung Helenens, und Erlegung des Herrn von Bivets im Zweikampf, alle Gerichte und Obrigkeiten wurden auf ihn Jagd machen lassen. Er schied daher schon früh Morgens aus dem Unglückshause, eilte über den Rhein hinaus nach Deutschland, und reisete zu seinem Regiment zurück.

13.

Alles, was Olivier während der Abwesenheit vom Regiment erlebt hatte, kam ihm, als er nun wieder in das enge Einerlei des Kriegsdienstes der Besatzungen eingetreten war, wie Traum vor. Es schwand auch wie Traum, besonders da Jahre und Tage vorübergingen, ohne daß er durch Freunde in seiner Heimath, denen er anfangs oft genug schrieb, weitere Aufschlüsse über das räthselhafte Schicksal Helenens empfing. Er hatte das Mädchen wirklich leidenschaftlich geliebt, und dachte auch noch Jahren noch nicht ohne innre Bewegung an dasselbe. Doch der Jüngling reifte unter der Zeit zum Mann, und da sieht man dann die Schwärmereien des Jünglingsherzens mit andern Augen an. Inzwischen war doch eine Wirkung jener Tage die geblieben, daß er kein Mäd-

chen in der Welt mehr ſo ſchön, ſo liebenswürdig fand, als Helena geweſen.

Er, beſonders da nach einigen Jahren ſeine Aeltern geſtorben waren, dachte wenig mehr nach La Sarraz zurück. An Heimkehr war, wegen Asperlins und Helenens Verwandten und ihrer unerloſchenen Rache, nicht zu denken. Alſo war der Entſchluß leicht genommen, zeitlebens Kriegsmann und als ſolcher auch Hageſtolz zu bleiben.

So verſtrichen zehn Jahre, ohne alle Merkwürdigkeit für unſere Leſer, vielleicht auch für Olivier; und er blieb dem Entſchluſſe ehrlich getreu. Zwar lächelte ihn wohl manche Schöne bedeutſam genug an, denn er war auch in ſeinem ſechsunddreißigſten Jahre ein ſchöner Mann, der wohl noch ein zartes Herz rühren konnte. Allein nun gab er den Gedanken an irgend eine Liebſchaft oder Vermählung gänzlich auf. Er weihte ſich ganz dem Kriegsdienſte, und das Angenehmſte, was ihm widerfahren konnte, war Ankündigung eines neuen Feldzuges.

Daran ließen es die Unruhen der Siebenbürgen und Ungarns, und die Vergrößerungsſucht der Turken nicht fehlen. Kaiſer Leopold hatte beſtändig Händel mit dieſen. Im Jahr 1663 fiel der tapfere und kluge Großweſſir Achmet Kiuperli an der Spitze von hundert- und vierzigtauſend Mann in Ungarn ein. Die ungariſchen

Stände, unzufrieden mit der österreichischen Regierung, leisteten schwache Gegenwehr. Ihr Aufgebot betrug kaum zwanzigtausend Mann, und stärker war auch das kaiserliche Heer nicht, welches Kaiser Leopold, unter Anführung des trefflichen Feldherrn Montecuculi, damit vereinigen konnte. Kein Wunder, daß Türken und Tartarn bis Preßburg und Mähren drangen, und bei vierzigtausend Christen in die Sklaverei schleppten. Der Kaiser, in großer Noth, rief das deutsche Reich, rief den Papst, rief Frankreich zu Hilfe. Sie ward ihm, aber nur sehr mäßig. Von Frankreich kamen nur sechstausend Mann; was das deutsche Reich mitbrachte, betrug kaum fünfzigtausend.

Olivier hatte sich bei vielen Gelegenheiten während des ersten Feldzuges in diesem Kriege rühmlich ausgezeichnet. Bei einem Gefechte fehlte wenig, er wäre in türkische Gefangenschaft gerathen. Doch hieben ihn seine Soldaten frei: er kam mit einer schweren Wunde davon, derentwillen er nach Wien zurückgeschickt wurde.

11.

Seine Genesung war nach einigen Monaten vollendet, und er wieder bereit, auf seinen Posten zu gehen, als ihn das unerwarteste Abenteuer länger in Wien festhielt. Er hörte eines Tages

auf der Straße Trompeten, und trat an's Fenſter. Ein franzöſiſches Regiment zog durch. Ihm ſchwanden faſt die Sinne, als er in der Nähe des franzöſiſchen Generals einen jungen, ſchönen Offizier reiten ſah, der kein Anderer als Eugny ſein konnte.

„Eugny! Eugny!“ ſchrie er, und breitete ſeine Arme nach der Straße hinab aus.

Der Offizier ſah hinauf zu ihm, ſchien beſtürzt, lächelte, grüßte mit dem Degen und trat vorbei, ſah ſich mehrmals um und winkte.

Olivier eilte dem Regimente nach. Er erreichte den Offizier. Es war in der That Eugny. Hand in Hand begleitete er den Freund, bis das Regiment hielt und in die Quartiere entlaſſen war. Oliviers und Eugny's Freude war grenzenlos. Inzwiſchen waren noch Dienſtſachen abzuthun. Man ſchied auf baldiges Wiederſehen. Olivier rüſtete indeſſen ein Freudenmahl in ſeiner Wohnung.

Gegen Abend ward gepocht. Helena trat in Oliviers Zimmer; Eugny folgte ihr. Olivier ſtand ſprachlos da. Eugny und Helena umarmten ihn abwechſelnd Beide.

„Wie kommen Sie nach Wien?“ fragte er endlich Helenen.

„Mit meinem Manne,“ antwortete sie; „sollte ich ihn verlassen?“

„Ihr Beide seid vermählt?“ rief Olivier ausser sich.

„Seit zehn Jahren. Wissen Sie das nicht? Haben Sie denn keinen meiner Briefe erhalten?“ fragte Helena entgegen.

„Keine Silbe. Aber ihr Beide vermählt? Wie ist das möglich? Ich glaube, ich träume.“

„Und mir,“ sagte Helena, „wir glaubten, weil Sie uns keiner Antwort würdigten, Sie wären voll unversöhnlichen Zorns gegen uns, und besonders gegen mich. Also, lieber Olivier, Sie wissen gar nichts? So muß ich, was ich mit Thränen schriftlich vergebens gethan, noch einmal thun, mündlich, und um Ihre Verzeihung bitten. Nicht so, lieber Freund, Sie verzeihen mir?“ — Mit diesen Worten schloß ihn das reizende Weib in ihre Arme und küßte ihn herzlich.

Wer hätte da nicht gern auch Todsünden vergeben? Nur wußte Olivier nicht, was er zu verzeihen hatte. Doch nachdem die ersten Fragen, Antworten, Umarmungen und Ausrufungen vorüber waren, und man ruhiger beisammensaß, klärte sich Alles auf. Helena erzählte ihre Geschichte ungefähr folgendermaßen:

„Sie erinnern sich noch, guter Olivier, meiner Verhältnisse im väterlichen Hause zu La Sar-

ray. Ich gestehe es, Sie waren mir lieb, recht lieb, wie Sie es mir noch heute sind. Aber ich glaubte an keine Leidenschaft. Indessen ward ich bestraft. Wie mein Mann hier, der Wildfang, erschien, wußte ich, was Leidenschaft und Liebe war. Ich kann nun nicht sagen, wie es kam, daß ich binnen wenigen Tagen und Stunden vertrauter gegen ihn geworden bin, als ich es vorher gegen Männer und Frauenzimmer in Jahren nicht werden konnte. Er erfuhr mein trauriges Verhältniß. Er schlug mir Flucht vor. In meiner verzweifelten Lage, und da ich fühlte, ohne Eugny nicht leben zu können, willigte ich in Alles. Was nöthig war, wurde verabredet. Er ging nach Mailand. Wir schrieben uns einander heimlich. Ich machte meine Aeltern, meinen Bräutigam sicher, und schickte meine Kostbarkeiten nach Basel voran, sobald mir Eugny seine Rückkunft meldete. Tag und Stunde und Ort waren bestimmt, wo wir zusammentreffen wollten. Ich vertraute mich Bönen. Ich entkam glücklich.

„Weil ich gewiß wußte, daß Eugny meiner schon in der Nähe wartete, drang ich darauf, wenn Sie sich dessen erinnern, im elenden Wirthshause zu bleiben, wo wir übernachteten. Kaum glaubte ich, daß Alles schlafe, machte ich mich auf, zum Fenster hinaus, und ging, so müde ich war, zum Flecken hinaus, die Straße nach dem Städtchen,

wohin Sie mich noch an demselben Abend hatten bringen wollen. Aber ich wußte, daß Tugny schon dort war, daß er von dorther mir um Mitternacht entgegen wolle. — In der That, ich war noch keine Viertelstunde gegangen, traf ich auf ihn. Sein leichter Wagen stand am Eingang eines Waldes. Ich war unbeschreiblich glücklich. Wir fuhren davon. Kein Hinderniß, kein Verrath traf uns. Er brachte mich nach Brüssel. Dort ward ich sein Weib. Und mein Erstes war, Ihnen Alles zu schreiben, und mir Ihre Verzeihung zu erflehen, da ich Ihre Großmuth so grausam gemißbraucht hatte. Wir erhielten aber nie Antwort."

So ungefähr erzählte Helena. Und Tugny setzte hinzu: „Du warst binnen den seligen zehn Jahren, die wir gelebt hatten, glaub' es, unser tägliches Gespräch. Sieh, in der Hoffnung, wenn du noch am Leben wärest, dich zu finden, oder wenigstens eine Nachricht von dir, war mein höchster Wunsch, mit den Hilfsvölkern, die unser König deinem Kaiser schicken sollte, nach Ungarn zu gehen. Es gelang mir durch Empfehlungen, an Coligni's Korps versetzt zu werden. Das Glück ist mir holder gewesen, als ich hoffen konnte. Wir haben dich nun! Du wirst uns verzeihen. Sieh," fuhr Tugny fort, und zog das Messer mit der Perlmutterschale hervor, „sieh, Olivier, das alte

Messer lebt noch. Es hat unsere Freundschaft nicht zerschnitten."

Olivier drückte den Freund mit Innigkeit an sein Herz und sagte lachend: „Ich hätte es doch wohl denken sollen, wie die Sachen zusammenhingen! — Hast du mir nicht meine ungetreue Helena schon immer, als Knabe, bei den Geißheerden weggekapert? Ich zürne dem schönern Paris nicht, und will darum kein Ilion zerstören."

15.

Drei Wochen lang lebten die glücklichen Freunde in Wien beisammen. Jeder Tag war ihnen ein Fest. In Olivier regte sich zuweilen zwar die alte Gluth der ersten Leidenschaft für Helena noch unter der Asche; aber er besiegte sie männlich. Die Liebe ging in eine zärtlichere Freundschaft über. Helena war ohne Schwäche, Eugny ohne Eifersucht.

Eugny's Regiment brach nach Ungarn auf. Er ließ seine Gemahlin in der Sicherheit der Hauptstadt zurück, mit der Hoffnung, sie nach Beendigung des Feldzuges, während des Winters zu sich zu rufen. Olivier mußte wenige Tage nach ihm zu seinem Regiment. Er verließ Wien nicht.

bis er seine schöne Freundin vollkommen wohl versorgt wußte.

Ich mag hier weder den Schmerz der glücklichen Menschen bei ihrer Trennung, noch den Feldzug in Ungarn beschreiben. Es ist bekannt, daß der Großwessir Achmet Kiuperli gegen den Raabstrom vordrang; daß sich der kaiserliche Feldherr Montecuculi ihm bei dem Flecken St. Gotthardt entgegenlagerte; daß es hier endlich am 1. August 1664 zur entscheidenden Schlacht kam, in welcher die Christen einen vollkommenen Sieg über die Verehrer Mukameds erfochten.

In dieser Schlacht focht auch Olivier mit gewohntem Heldenmuth. Die Türken leisteten mörderischen Widerstand. Links und rechts fielen die Tapfersten von Oliviers Waffengenossen; er aber drang vor mit denen, die ihm blieben, und hatte bei der Ehre, zu dem großen Siege reichlich mitgewirkt zu haben, indem er zuletzt, als ältester Hauptmann, die Trümmer seines Regiments befehligte, das Glück, vom Oberfeldherrn selbst bemerkt zu werden. Montecuculi ernannte ihn auf dem Schlachtfelde noch zum Major.

Die Siegesfreude, wie das Vergnügen, welches ihm seine Beförderung gewährte, ward aber nach einigen Tagen schrecklich verbittert. Bekümmert um das Schicksal seines Freundes, der ebenfalls in der Schlacht bei St. Gotthardt mitgestrit-

ten, erkundigte er sich nach dem Zustande der französischen Regimenter. Er empfing die Anzeige vom Tode des Kapitäns Eugny. Mit Thränen las er den theuern Namen bald darauf im Verzeichnisse aller Gebliebenen. Eugny, durch seinen Ungestüm hingerissen, hatte sich an der Spitze seines Geschwaders zu weit vorgewagt. Er ward von einer ungeheuern Uebermacht umzingelt. Als er sich abgeschnitten sah, hatte er den Seinigen befohlen, sich den Rückweg mit dem Säbel in der Faust zu bahnen. Er war vorangegangen. Es entstand ein gräßliches Gemetzel. Nur zehn oder zwölf Mann kamen, mit Wunden bedeckt, zurück zum Regiment. Alle Uebrigen, unter ihnen auch Eugny, waren niedergehauen worden. Man fand nachher seinen Leichnam unter einem Haufen erschlagener Janitscharen, ganz entstellt, zertreten und zerfetzt.

So hatte der wackere Eugny geendet. Olivier war von unbeschreiblichem Schmerze zerrissen. Er verfiel in eine wahre Schwermuth. Er wünschte und suchte von nun an den Tod. In allen nachfolgenden Gefechten stürzte er sich, nicht mehr mit Unerschrockenheit, sondern mit verzweiflungsvollem Leichtsinn, in die augenscheinlichsten Gefahren. Er fand den Tod nicht.

Der Feldzug endete zu früh für ihn. Der kaiserliche Hof, ungeachtet des glänzenden Sieges

bei St. Gotthardt, erneuerte mit der Pforte auf zwanzig Jahre den Waffenstillstand. — Die Regimenter rückten in ihre Besatzungen. Olivier kam nach Neuhäusel.

Er hatte lange nicht den Muth, oder die Macht über seinen eigenen Schmerz gehabt, Helenen das Schicksal Cugny's zu melden. Er that es endlich, als der Friede, oder vielmehr der Waffenstillstand, verkündet ward. Helenens Antwort erneuerte seine Schwermuth. Sie hatte den Tod ihres Mannes schon, bald nach der Schlacht, durch ein Schreiben seines ehemaligen Feldherrn Coligni, der ihn sehr geliebt, erfahren. Sie war vom Schmerz und Schreck erkrankt, nun auf dem Wege der Genesung. Sie wünschte Olivier zu sprechen, da ihre Lage nach dem Tode Cugny's allerdings betrübt war, weil sie, obwohl nicht ohne Vermögen, doch einsam, ohne Verwandte und Freunde, in der Fremde sich befand.

16.

Sobald er Urlaub erhalten, begab sich Olivier nach Wien. Die schöne Wittwe empfing den Freund ihres Mannes mit verjüngter Heftigkeit des Schmerzes. Es ward beschlossen, Frau von Cugny sollte die Erbschaft ihres Mannes, so wie ihr eigenes Vermögen, zu Brüssel in Empfang nehmen, und

dann sich in die österreichischen Staaten zu ihrem und ihres Mannes treuen Freund begeben.

Sie reiſete ab. Die Zerſtreuung war ihrem Gemüthe wohlthätig. Es verſtrich mehr als ein Jahr, ehe ſie die Geſchäfte in den Niederlanden abgethan hatte. Unterdeſſen war der Briefwechſel zwiſchen ihr und Olivier deſto lebhafter. Olivier war noch immer der Alte; das heißt, er konnte ſein Herz nicht verwandeln. Die ehemalige kleine niedliche Zeitkrämerin, — die aufgeblühte Jungfrau, die ihn nur Freund nennen wollte, — die reifende Frau von dreißig Jahren im Wittwenſchleier — waren eine ſo ſchön, ſo liebenswürdig für ihn, als die andere. Er ſchwor zwar in ſeinen Briefen, er liebe ſie nicht mehr, er ſei über alle Leidenſchaft und jugendliche Auferauferei himmelhoch erhaben; aber die Briefe waren Feuer und Flamme der Freundſchaft, die jeder Andere für Liebesflammen erklärt hätte.

Frau von Cugny kam endlich aus den Niederlanden zurück. Sie hatte ihren Freund nicht mehr in Ungarn zu ſuchen; er war in Wien angeſtellt. Bis Linz eilte er den Kommenden entgegen.

Die erſten Begrüßungen und Umarmungen waren zärtlich-ungeſtümer, als ſich Beide vorgenommen hatten, daß ſie ſein ſollten. Helena zerfloß an ſeiner Bruſt in Thränen. „Ich ſtehe ſo allein in Gottes weiter Welt,“ ſagte ſie, „ſo ver-

waiſet. Ich habe Niemanden mehr, als Sie, lieber Major. So gehöre ich Ihnen ganz."

„Und wem denn gehöre ich an?" erwiederte er: „Ich bin ohne Verwandte, ohne Freund. Es iſt ja wohl des Himmels freundlichſte Gunſt, daß er mir wieder die Geſpielin meiner Kindheit zuführt."

In Wien hatte Olivier ſchon für die ſchöne Wittwe die bequemſte und angenehmſte Wohnung ausgewählt, ganz in ſeiner Nähe. Helena wußte ihm für ſeine Aufmerkſamkeiten nicht Dank genug zu ſagen. Beide wurden wieder glücklicher, als ſie es lange geweſen. Beide wurden ſich zum Bedürfniß; aber Beide blieben auch in den unveränderten Verhältniſſe, wie es zwiſchen ihren Herzen von jeher geherrſcht hatte. Das war zuletzt nicht nach Oliviers Sinn. „Gehört mir allein in der Welt dein Herz, Helena," ſagte er, — und wem gehört es ſonſt? — ſo gib mir auch deine Hand. Wozu die Scheidewand für zwei Menſchen, die ſonſt im Leben keinen mehr haben, als ſich!"

„Ich wollte, Olivier," ſagte Helna, „Sie begehrten es nicht von mir. Aber kann Sie das glücklicher machen, ſo bin ich ſchuldig, es nicht zu verweigern. Ich habe kein Recht, Ihnen das Kleinſte und Größte abzuſchlagen."

Dies Jawort hätte freilich auf annehmlichere Weiſe gegeben werden können; aber Olivier ver-

söhnte sich mit den herben Worten von so schönen Lippen.

So ward Helena Oliviers Gemahlin. Sie waren das liebenswürdigste, das stillglücklichste Paar. Im Umgang mit wenigen, aber edelsinnigen Freunden verfloß ihr Leben in selten gestörter Heiterkeit.

Nachdem ihre Ehe neunzehn Jahre gedauert hatte, starb Helena. Viel trug zur Verschlimmerung ihrer begonnenen Kränklichkeit, Schrecken und Noth während der Belagerung Wiens durch die Turken im Jahr 1683 bei. Ihren Tod glaubte der treue Olivier nicht überleben zu können; er suchte muthwillig auch den seinigen bei jedem Ausfall gegen die Turken, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die kaiserlichen Soldaten glaubten zuletzt, er verstehe etwas von der schwarzen Kunst; er könne sich stich-, hieb- und kugelfest machen. Denn wenn ringsumher Alles unter dem feindlichen Geschosse zusammenstürzte, stand er unversehrt.

Wien ward endlich durch den Heldengeist des Polenkönigs Johannes Sobiesky von der Gewalt der Osmanli gerettet. Die Turken flohen nach Ungarn zurück und weiter. Aber die Festungen dieses Landes waren in ihrer Gewalt geblieben, selbst, und lange schon, die alte Hauptstadt der Madscharen auf der Höhe an der Donau, Ofen, oder, wie es die Ungarn heißen, Buda. Diese

Stadt betrachteten die Türken als ihre Vormauer gegen die Christenheit der Abendländer. Daher hatten sie hierher den Kern ihrer Tapferkeit gelegt, und dem Apti Pascha, dem kühnsten, einsichtvollsten und glücklichsten der ottomanischen Feldherren, den Oberbefehl über die ungarische Veste gegeben.

Dieser Apti, welcher bald für den guten Olivier wichtiger wurde, als man glauben sollte, hatte schon, ehe er Pascha war, als Aga nicht wenig dazu beigetragen, daß die Türken die Insel Candia im Jahr 1669 eroberten, wie tapfer sie auch von den Christen vertheidigt war. Als Serasker war's eben dieser kühne und kluge Apti wieder, welcher in Polen die Festung Kaminiek im Jahre 1672 eroberte. Der Großsultan machte ihn dafür zum Pascha von Bender. Als der Großweffir Kara Mustafa im Jahr 1683 vor Wien geschlagen worden, und bei seinem Heere Alles in größter Unordnung war, stellte Apti die Zuversicht der Osmanen unter den Mauern von Buda wieder her. Apti Pascha wurde sogleich zum Befehlshaber der Festung selbst gemacht, da der vorige an seinen Wunden den Geist aufgegeben hatte.

17.

Man schlug sich im Ungarlande ein paar Jahre lang vergebens herum. Buda schien durchaus un-

eroberlich. Im Sommer 1686 rückte der Herzog von Lothringen mit frischer Kraft vor den Platz; unter ihm dienten der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Fürst Ludwig von Baden. Also drei der damals namhaftesten Feldherren vereinigten sich zum Untergange Buda's. Die Arbeiten wurden mit unsäglichem Eifer betrieben, Stürme um Stürme gethan, alle aber durch des Apti Pascha kluge und muthige Vertheidigung furchterlich zurückgeschlagen.

Inzwischen rückte man mit den Laufgräben und Stückschanzen immer näher gegen die starke Stadt. Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen von Königsegg an den Pascha mit einem Brief und der Aufforderung, sich zu ergeben. Der Pascha antwortete sehr höflich: „Ja, aber Leichen und Schutt. Der Brief war in blutrothe Seide gewickelt, um den Inhalt ahnen zu lassen.

Diese spartanische Antwort erbitterte die Belagerer; sie verdoppelten ihre Arbeiten. Der Pascha mochte wahrscheinlich auf Hilfe vom Großwesir zählen, der mit einem Beobachtungsheer in der Nähe stand. Allein dieser ward von dem Herzog von Lothringen geschlagen, und unterdessen in die Mauer von Buda Bruch geschossen.

Als der Bruch offen genug war, beschloß man abermals Sturm. Allein die verzweiflungsvolle

Tapferkeit des Paſcha erregte doch allerlei kleine Bedenklichkeiten. Man hoffte, wenn man ihn nochmals aufforderte, ihm glänzende und ehrenvolle Anträge machte, würde er vielleicht jetzt geneigter sein, ſich in Uebergabe Unterhandlungen einzulaſſen. Es kam darauf an, wen hinein senden? — Fürſt Ludwig von Baden, in deſſen Regiment Olivier als Major diente, ſchlug dieſen vor, als den gewandteſten und zuverläſſigſten ſeiner Offiziere.

Olivier empfing alſo den Auftrag, ſich nach Buda zu begeben und den Paſcha zur Uebergabe zu bewegen, weil demſelben keine Hoffnung mehr zur Rettung übrig ſei; widrigenfalls dem Paſcha zu erklären, daß beim nächſten glücklichen Sturm man ihn und die ganze Beſatzung ohne Gnade über die Klinge ſpringen laſſen würde. Major Olivier gehorchte. Begleitet von einem Offizier, einem Dolmetſch und Trommeter, ritt er gegen die Feſtung. Er ward eingelaſſen und auf der Stelle in den Palaſt des Paſcha geführt.

18.

Ayti Paſcha, ein ſtarker, kräftiger, man kann ſagen, ſchöner Mann von fünfzig bis ſechszig Jahren, empfing den Abgeordneten des chriſtlichen Heeres mit ſtolzem angebornen, ruhigen

Stolz, der den Türken so wohl anstehr. Es war etwas Riesenhaftes, Majestätisches in seinem Wesen, welches durch die weite und reiche Morgenlandstracht erhöht ward. Er gab mit der Hand einen Wink, und Olivier machte seinen Antrag mit der Würde, Festigkeit und schonenden Höflichkeit, wie die Feldherren ihm befohlen hatten. Der Pascha stand mit der kalten Ruhe des Siegers vor ihm, und verwandte kein Auge von dem Redenden, bis der Dolmetsch den Vortrag Oliviers türkisch gab. Da stieg in den Mienen des Pascha ein wunderbares Lächeln auf.

Olivier bemerkte es, und erwartete die Erklärung des stolzen Muselmanns. Dieser aber redete lange nicht, und schien zweifelhaft, welchen Entschluß er fassen sollte. Endlich fragte er durch den Dolmetsch den Major, wie er heiße, woher er sey, wie lange im Dienst, von welchem Regiment. Olivier beantwortete die Fragen kurz, und bat den Pascha um seine gefällige Erklärung wegen der Uebergabe von Buda. Der Pascha aber ging nachdenkend durch die Länge des prächtigen Saals, wandte sich dann im Hintergrunde desselben plötzlich seitwärts, ging in ein Nebenzimmer, kehrte nach einer Weile in den Saal zurück, und trat wieder vor den Major hin.

„Ja reiri iö sakar, s' ful reiri ki min" rief der Pascha ernst und dräng. Olivier sah den Dol-

metsch an; dieser, welcher den Pascha nicht verstand, bald den Major, bald den Pascha. — Der Turke, welcher vermuthete, nicht verstanden worden zu sein, weil er zu geschwind gesprochen, wiederholte seine Worte zu Olivier sehr langsam und bestimmt: „Te dio, fa retori tè gens, y fari retori pì mia!“ (Ich sage dir, laß deine Leute sich zurückziehen, ich lasse die meinigen abtreten!)

Olivier war wie aus den Wolken gefallen, als er hier in Buda, von den Lippen des Pascha, die Sprache des Waatlandes, das Plattfranzösische von La Sarraz, vernahm; noch mehr, als Ayti Pascha zwischen den Fingern das bekannte Messer mit dem Perlenmutterhefte in die Höhe hielt. Olivier beobachtete bestürzt des Pascha Bewegung, Gestalt, Antlitz — wahrlich, es war Eugen, und kein Anderer. Olivier hieß den Tollmetsch und den Trommeter zurücktreten. Ayti Pascha befahl den türkischen Offizieren seines Gefolges, ihn allein zu lassen, und jenen Christen Erfrischungen zu geben. Kaum schloß sich hinter denselben die Thür des Saals, lagen Olivier und Eugen einander mit Freudenthränen an der Brust in einer langen, wehmüthigen Umarmung.

„Müssen wir denn noch als beginnende Graukopfe einander feindlich gegenüber stehen, wie einst in den Kindertagen mit den Ziegenbeerden?“

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. I4348/026

rief Cugny: „Sage mir, wo iſt unſere Zeitkrämerin, meine Helena?“

Olivier war aufs tiefſte erſchüttert, und ſchluchzte laut. Dann, wie er ſich gefaßt hatte, erzählte er ſeinem Freunde Alles, was ſeit der Schlacht bei St. Gotthardt vor ungefähr zwanzig Jahren, da man Cugny's Tod beklagte, geſchehen ſei, die endliche Vermählung mit Helena, und endlich, wie ſie vor etlichen Jahren geſtorben.

„Ihre Aſche ruhe ſanft!“ ſprach der Paſcha mit gebrochener Stimme, indem er ſeine Augen trocknete: „Ihr unſterblicher, herrlicher Geiſt erwartet uns Beide drüben. Wir wollen nicht klagen. Sie gehört uns noch an. Im Palaſte unſers Vaters, im Univerſum, ändern wir nur die Zimmer.“

„Aber du lebſt noch auf Erden?“ rief der Major, und betrachtete ſeinen Cugny, indem er einige Schritte zurücktrat: „Du ein Muſelmann? Du der furchtbare Ayti Paſcha? Wie iſt das? Ich wollte ſchwören, meine Augen und Ohren wären Lügner.“

„Frühſtücken wir mit einander, Olivier!“ ſagte Cugny, und führte den Major in ein prachtvolles Liebenzimmer. Auf ſeinen Wink ward ein auserleſenes Morgeneſſen aufgetragen.

19.

Sobald die Diener verschwunden, die Freunde allein waren, löste Cugny dem Major das Räthsel.

„Ich konnte mir's wohl denken," sagte Cugny, „daß man mich zu den Todten rechnen würde, weil bei St. Gotthard Keiner, glaub' ich, von meinen Leuten lebendig zurückgeblieben ist. Ich aber stürzte, einer der Letzten, mit meinem erschossenen Pferde, ward von den Janitscharen entwaffnet, hervorgezogen und gefangen fortgeschleppt, ohne nur geplündert zu werden. Nachmals erfuhr ich, daß ich das letztere Glück dem Befehl des Großwesirs Achmet Kiuperli zu danken gehabt, der in der Nähe mich und meine Leute, zum großen Verderben der Seinigen, hatte fechten gesehen. Auch hatte er mich als seinen Sklaven bezeichnet und behalten. Ich ward nach Konstantinopel geführt und unter Aufsicht eines provenzalischen Renegaten, Namens Ali Muhamed, gegeben. Mit diesem Manne ward ich bald vertraut. Er war ein rechtschaffener Mensch, der mich besonders lieb gewann. Er aber war es auch, der den Großwesir, als derselbe nach Konstantinopel zurückkam auf meine Kenntniße im Artillerie- und Kriegsbauwesen aufmerksam machte. Ich mußte mehrere Pläne aufnehmen. Der Großwesir ließ mich selbst zu sich kommen, und unterhielt sich mehr-

mals mit mir über Kriegssachen und Befestigungskunst.

„Ich hoffte, man werde mich auswechseln und freilassen nach dem Kriege. „Daran denke nicht,“ sagte der Wesir, du bist zu den Todten gezählt. Ich behalte dich. Es steht bei dir, in den Dienst der Pforte zu treten und frei zu werden. Nimm den Turban an; ich mache dich auf der Stelle zum Aga. Durch deine Talente schwingst du dich binnen wenigen Jahren in der Türkei zu den höchsten Würden. Du dienst den Franken schon seit zwanzig Jahren, und hast es mit all deinem Muthe, mit all deinem Diensteifer, mit all deinen Kenntnissen noch nicht höher als zum Kapitän bringen können. Schwerlich treibst du es da weiter. Das liegt in der unverständigen Einrichtung und Ordnung der Christen, welche, um die Würdigkeit des Mannes zu prüfen, nicht den Mann, sondern seine Großältern und Vorfahren ansehen, und den Platz, der Muth und Einsicht erfordert, nicht mit dem Muthigsten und Einsichtsvollsten besetzen, sondern mit dem, der darauf vermöge sonderbarer Titulaturen seiner Vorfahren Anspruch macht. — Nimm den Turban; du bist Aga.“

„Ich fand den Antrag anfangs mir seltsam widerlich, ob ich dem Minister gleich nicht in Allem Unrecht geben konnte. Ali Muhamed verschwendete jede Kunst der Ueberredung, mich nach

dem Sinn des Wesirs zu stimmen, der damals das große Reich der Osmanen in allen drei Welttheilen beherrschte. Du glaubst nicht, welche Mittel angewandt wurden, mich zu bewegen. Der Großwesir ließ mich mehrmals zu sich rufen, aber immer entließ er mich wieder mit Zorn. „Du Thor," rief er einst, „wenn der französische König in einem Kriege Hilfstruppen an uns gäbe, würdest du Bedenken tragen, an der Seite meiner Tapfern und unter meiner Leitung zu fechten?" — Als ich es verneinte, sagte er: „Du bist mein Sklave, und nicht mehr das Eigenthum und der Unterthan deines Königs. Nun fordere ich dich auf, an der Seite meiner Tapfern zu streiten, — ist dies entehrender? Ich belohne dich herrlicher, als dich je die Franken lohnen und ehren können. Was hält dich? Du bist durch keinen Eid mehr an die Franken gebunden. Deinen Eid brach die Gefangenschaft. Durch das Kriegsrecht gehörst du mir. Was hält dich ab, wenn es nicht dein unverständiges Vorurtheil ist, einer der obersten Offiziere im Dienste der hohen Pforte zu werden?"

„Ich entgegnete: „Herr, wenn ich meinen Glauben und meinen Gott verliese, wer konnte mir Glauben und Vertrauen schenken?" — Der Großwesir zuckte mitleidig die Achsel und sagte: „Thor, hast du denn einen andern Gott, als wir? Oder gibt es einen eigenen Türkengott und einen

besondern Christengott? Dein Gott ist auch der meinige, und es ist kein anderer außer ihm. Wer verlangt, daß du deinen und meinen Gott verlassen sollest? — Aber deinen Glauben? Wenn du einen bessern findest, wirst du nicht den schlechtern verlassen, ohne Aufforderung? Und kennst du denn schon den Glauben Muhameds, des großen Propheten?"

„Als ich es verneinte, sagte er: „Geh, und lerne ihn erst kennen." — Von dem Tage an empfing ich Besuche von mehrern muhamedanischen Gelehrten. Ich hatte mich während meines ersten Sklaverei Jahres mit der turkischen Sprache ziemlich vertraut gemacht. Wir stritten viel über Religionssachen, wiewohl ich von Kindesbeinen an in der Theologie nichts Großes gethan hatte. Einer meiner Bekehrer war ein feiner Kopf; ich unterhielt mich mit ihm am liebsten. Da alle Mühe aber bei mir vergebens war, mir Geschmack an Beschneidung, Moscheen und Waschungen beizubringen, verließ auch er mich, wie schon die Andern früher gethan hatten, und sagte: „Höre, Freund, du streitest nicht mehr für die Religion, nicht mehr wegen Gott und Erwartungen von der Ewigkeit, sondern wegen Kalk und Stein der Kirchen, wegen Wein und Opium und dergleichen. Ich hielt dich für weiser, religiöser und verständiger, als du bist. Wisse denn, das höchste Wesen

der Schöpfer und Vater des Universums, sieht nicht an die Person, nicht den Halbmond, nicht das Kreuz. Er redet zum Herzen seiner Geschöpfe aller; und in welcher Sprache und Form, ob im Turban oder Hut, ob in der Moschee oder Kirche üch die Seinigen vor ihm demüthigen im Geiste und Herzen, die finden allein Gnade vor seinen Augen."

„Diese schönen Worte drangen mir zur Unvergeßlichkeit in Gedächtniß und Gemüth. Wenn ich aber an Helena, wenn ich an dich, wenn ich an meinen alten Wohlthäter, den Marschall von Bellefonds, dachte, sträubte ich noch meine treue Freundschaft für euch gegen den Turban. So waren zwei Jahre vergangen. Ich konnte nun wohl glauben, daß ihr mich nicht zu den Lebendigen zählter. Ja, mehr als einmal war's mir wie Ahnung, Helena konne nun wohl deine Gemahlin geworden sein. Wie sehr üch mein Inneres zuerst gegen diese Möglichkeit empörte, wünschte ich ie zuletzt, weil ich euch Beide liebte, und mich doch für euch auf immer verloren sah.

„Ali Muhamed kündigte mir eines Tages mit nassen Augen an, daß ich bestimmt sei, mit einem Haufen Sklaven des Großwesirs auf eine seiner Ländereien ins Innere Asiens geführt zu werden. „Nie hat üch," sagte er, „ein Mensch, des dessen

Glückes würdig, durch unbegreiflichen Starrsinn ein traurigeres Loos erworben, als du!"

„Der Großwesir ließ mich an demselben Tage vor sich rufen. „Es ist das letzte Mal," sprach er, „daß ich mit dir rede, und das letzte Mal, daß ich dir die Wahl gebe zwischen Freiheit und Knechtschaft. Hast du dich eines Bessern besonnen? Hat dein gesunder Menschenverstand obgesiegt? — Wisse, noch steht es bei dir, entweder als freier Mann im rühmlichen Kriegsdienste des Großherrn eine deiner Gaben würdige Bahn zu betreten, — oder zeitlebens in Asien, als gemeiner Sklave, gemeine Arbeit unter dem Stocke meiner Sklavenwächter zu treiben, bis du dort in schimpflicher Dunkelheit endest."

„Als er so sprach, und ich meine Zukunft in Asien sah, und mich auf immer für Europa, für Helena, für dich, für Bellefonds verloren, kam ich mir vor wie ein Verstorbener für das bisherige Leben. Ich war Bürger einer zweiten Welt. Ich mußte eine neue Laufbahn betreten, die mit der ersten nichts gemein hatte. Ich nahm den Turban. Ich hätte ihn früher genommen, wenn ich hätte wissen können, daß mein Weib schon das deinige sei. Ich empfing den Namen Apti. Es ward mir sofort eine schöne Wohnung auf dem Landgute des Großwesirs eingeräumt. Achmet Kiuperli sandte mir einen kostbaren Turban, ein

reiches Gewand, einen Säbel von Edelsteinen blitzend, und zwei reich gearbeitete Beutel; der eine derselben war mit Goldstücken gefüllt, der andere enthielt meine Ernennung zum Aga oder Kriegsobersten."

20.

„Von nun an ward mein Leben thatenreich!" fuhr Tugan fort. „Seit mehr denn zwanzig Jahren schon belagerten die Türken die starke Stadt Candia, die Hauptstadt auf der großen Insel dieses Namens. Die Venetianer fochten Verzweifelten gleich hinter den Wällen und Mauern der Festung. Achmet Kiuperli setzte seinen Stolz darin, daß er die unbezwingbar scheinende Stadt nehmen wollte. Er ging im Jahr 1666 mit furchtbarer Macht dahin. Auf meinen Rath und unter meiner Leitung ward eine zahlreiche Menge Belagerungsgeschütze gegossen; ich leitete die verschiedenen Arbeiten und Angriffe. Es gelang. Candia fiel nach drei Jahren in unsere Gewalt. Schon während der Belagerung empfing ich die Seraskierwürde, die der eines Generals bei den Europäern gleichkommt. Der Großvezir stellte mich selbst dem Sultan Muhamed IV vor.

„Zwei Jahre später rückten unsere Truppen in Polen ein. Mir ward die Bela-

Kaminiek übertragen. Ich eroberte die Festung im Jahr 1672. Zur Belohnung ernannte mich der Großherr zum Pascha von Bender. Erst nach dem Frieden begab ich mich in mein Gouvernement. Hier öffnete sich mir, neben dem Genusse alles orientalischen Luxus im Innern meines Palastes, ein großer Kreis wohlthätiger Wirksamkeit; ich versuchte es, Gerechtigkeit statt roher Willkühr geltend zu machen, den Barbaren edlere Gesittung, tartarischen Halbwilden Menschlichkeit zu geben. Ich hatte keine Sklaven, sondern nur Diener; ich hatte keine Diener, sondern nur Freunde. So oft ich Europäer zum Geschenk bekam, oder kaufen konnte, ließ ich sie nach einiger Zeit frei, alle nur der Bedingung, sich nach Wien zu begeben und Erkundigungen von dir einzuziehen, ob du, ob Helena noch am Leben wären. Ich versprach dem, der mit bestimmten Nachrichten wieder zurückkommen würde, eine wahrhaft fürstliche Belohnung. Es kam keiner derselben wieder zurück. Unter allen Sklaven in Bender fand ich nur einen einzigen, der Französisch reden konnte. Dies war einer von den dreihundert Edelleuten, welche Herr de la Feuillade zur Vertheidigung Candia's mit sich geführt hatte. Er hieß du Mont, und war zu Candia bei demselben Ausfall gefangen worden, bei welchem der Herzog von Beaufort getödtet ward. Auch diesem gab ich Aufträge für dich und

den Marschall Bellefonds, ohne ihm mein Abkommen zu verrathen. Ich ließ ihn frei. Ich zählte auf sein Ehrenwort. Auch von ihm empfing ich kein Lebenszeichen wieder.

„So lebte ich in Bender, geehrt, geliebt, wohlthätig. Ich war mit meinem Loose zufrieden. Dich und Helena einst noch bei mir zu sehen, war zuweilen mein Traum der Sehnsucht. Er blieb Traum. Aber unter meinen köstlichsten Juwelen hing dein Messer. Du siehst, ich habe es in goldene Kapsel, mit deinem Namen geziert, fassen lassen. Das war das Liebste und Letzte aus dem Paradiese der Kinderwelt, das so weit hinter mir lag.

„Der Ungarkrieg rief mich endlich wieder aus meiner langen Ruhe hervor. Ich empfing einen Oberbefehl unter dem Großwesir Kara Mustapha, und nach dem Unglück vor Wien ward mir die Vertheidigung von Buda gegeben. Ich habe sowohl vor Wien, als hier in Buda, manchen Kriegsgefangenen um dich befragen lassen. Seltsam, daß es eben Leute traf, die nichts von dir wußten. Ich hielt dich schon für todt. Wie danke ich dem Schicksal, das dich, mein Olivier, nun sonderbar genug und so unverhofft zu mir führt!"

Beide sanken sich einander wieder in die Arme, und vergaßen für den Augenblick, unter welchen widerwärtigen Verhältnissen sie zusammengeführt

waren. Die Morgenstunden verflossen unter tausend Erinnerungen und Erzählungen aus der Vergangenheit, oder Unterhaltungen über den letzten Krieg, über die Feldherren, über die von denselben begangenen Fehler, über die Ursachen gegenseitiger Siege und Niederlagen. Olivier gab seinem Freunde besonders bisher ihm unbekannt gewesene Aufschlüsse über das letzte Treffen vom 11. August, in welchem der Großwesir, der nur dreißigtausend Mann bei sich hatte, dennoch aus den Verschanzungen hervorrückte, und durch die Uebermacht der Kaiserlichen gänzlich geschlagen worden war. Der Pascha von Buda fluchte wild, und sagte: „Ich habe ihn vorher warnen lassen; es war der rechte Augenblick noch nicht gekommen."

21.

„Auf Entsatz hast du also nicht mehr zu hoffen!" versetzte der Major Olivier; „Du hast für deinen und den Ruhm der Pforte genug gethan. Was du mehr thun willst, kann nur dein und der Pforte Verderben werden. Buda kannst du unmöglich retten; aber du kannst eine tapfere Besatzung durch ehrenvollen Abzug retten und sie dem ohnehin geschwächten Heere des Großwesirs zuführen. Bruch ist geschossen. Wir stehen draussen vor den letzten Mauern. Alles ist auf morgen

zum allgemeinen Sturm vorbereitet. Mit welchem Heldenmuth du dich immerhin noch vertheidigen, und welche Mittel du immerhin noch in deiner Gewalt haben magst: der Platz, ich sag' es dir, wird genommen, und dann dem schauerlichsten Schicksal preisgegeben werden. Warum dieser unzeitige und fruchtlose Stolz, der eine volkreiche Stadt und eine brave Besatzung zum Untergang bringt, und dem Vortheil des Divans so offenbar widerstreitet? Biete mir die Hand! Sparen wir Menschenblut! Der Herzog von Lothringen ehrt dich. Er erklärte und befahl mir ausdrücklich, dir zu sagen: würdest du der Menschlichkeit Gehör geben, werde seine Dankbarkeit gegen dich keine Grenzen kennen, als die du ihr selbst setzen möchtest. Biete mir die Hand. Schließen wir, um das Leben von Tausenden zu erhalten, die Bedingungen der ehrenvollsten Uebergabe ab. Kannst du wollen, daß wir Beide morgen mit den Waffen gegen einander stehen? – Stirbst du, was gilt mir das Leben? Fall' ich — Freund, war's nicht an dir, mich zu retten?"

Der Pascha von Buda beobachtete während dieser Rede des Majors äußeres Schweigen. Als Olivier geendet hatte und die Antwort erwartete, warf der Pascha einen ernsten Blick auf den Major, und erwiederte: „Major, du ließest da Worte von Erkenntlichkeit und Belohnung fallen, wenn ich

die Festung übergeben würde. Ich hoffe, du hältst mich solcher Niederträchtigkeit nicht fähig. Wäre das, wahrlich, Olivier, unsere Freundschaft wäre gebrochen. Ich würde dir den Rücken zuwenden und deine Entartung beklagen. — Aber nein, ich kenne dich. Du hattest die Aufträge für den Pascha von Buda. Du thust deine Pflicht; ich werde die meinige thun. Dein Beispiel ist ein Beweggrund mehr für mich, zu leben und zu sterben, wie es der Ehrenmann soll. So höre denn, und sag' es deinen Generalen wieder: In diesem Augenblick kenne ich kein anderes Interesse, als das, welches Pflicht und Ehre mir geben. Buda ist nicht mein, sondern des Großherrn Eigenthum; es steht nicht bei mir, es seinen Feinden auszuliefern, man bringe mir denn einen Befehl dazu vom Großherrn. Aber daran ist jetzt nicht zu denken. So werde ich denn die Festung für ihn behaupten, oder umkommen unter ihrem Schutt. Das ist mein unwiderruflicher Entschluß."

Dies ungefähr war der Hauptinhalt der Antwort, wie redliche Treue und Ehrgefühl sie dem Pascha vorschrieben. Und darauf hatte die Freundschaft wieder ihre Rechte. Eugny umarmte Olivier mit Innigkeit und sagte: „Freund, nun will ich auch meinerseits dir einen Vorschlag thun. Eile mit meiner Antwort ins Lager zurück, vollziehe morgen deine Pflichten, aber schone deines

Lebens. Dein Leben iſt mir köſtlicher, als mein eigenes. Und wenn, wie ich hoffe, ich mein Leben und die Feſtung glücklich davon bringe, Freund, dann komm und verlebe deine alten Tage bei mir. Du ſollſt Ruhe, du ſollſt Ueberfluß haben. Wegen der Religion mache dir keinen Kummer. Wir haben Beide einen Gott und einen Glauben. Was geht uns das Nebengeſchwätz der Derwiſche, Mönche und Prieſter an?"

Olivier ſtand eine Weile ſinnend; dann ſprach er: „Der Himmel entſcheidet morgen über uns. Aber je nachdem das Loos fällt, Cuzny, ich danke dir. Ich nehme deinen Vorſchlag an. Ich möchte noch einmal glücklich in dieſer Welt werden. Ich kann es nur bei dir ſein."

Cuzny zwang ſeinen Freund, noch eine mit Goldſtücken gefüllte Börſe von ihm anzunehmen. Dann ſchieden ſie.

22.

Olivier war von dieſer unerwarteten Begebenheit, der außerordentlichſten ſeines Lebens, in ein Gewühl von lebhaften und einander oft widerſtreitenden Empfindungen geſtürzt, daß er erſt, als er außer der Feſtung war, faſt alle Haltung und Beſonnenheit verlor. Er hörte den ihn begleitenden Offizier lange nicht, der ihn um den Ausgang

der Unterhandlungen befragte. Er lachte zuweilen laut auf über die Unglaublichkeit und seltsame Wahrheit des Abentheuers, und konnte sich dann wieder der Thränen nicht erwehren. Seine Begleiter sprachen ihm geraume Zeit vergebens zu. Sie fürchteten am Ende, der brave Major habe den Verstand verloren, oder Apti Pascha ihm ein gottloses Pulver eingegeben, davon er verrückt worden sei.

Als sie zu den kaiserlichen Vorposten kamen, ermannte sich der Major, sah mit nassen Augen den ihn be leitenden Offizier an, drückte ihm die Hand und sagte: „Verzeihen Sie mir mein Betragen. Ich konnte aber nicht anders. Es hat sich das für mich Ausserordentlichste ereignet. Denken Sie nur, ich habe in Apti Pascha meinen ältesten und geliebtesten Jugendfreund wiedergefunden!"

Er erzählte darauf flüchtig das Merkwürdigste von der langen Unterhaltung mit dem Pascha, und setzte hinzu: „Kommen Sie heut Abend zu mir in mein Zelt. Bei einem Glase Weins erzähle ich Ihnen mehr, meine und des Pascha Freundschaft und Schicksale. Ich muß Jemandem mich mittheilen können, sonst springt mir das Herz vor Lust und Schmerz aus einander." *)

*) Eben diesem Offizier dankt man ohne Zweifel die nachmals gedruckten Berichte.

Der Major begab sich, sobald er im Lager angekommen war, ins große Hauptquartier, und stattete dort den versammelten Fürsten und ihren Generalen den Bericht über den Erfolg seiner Sendung ab. Er verschwieg ihnen auch nicht, daß eben der Pascha, von welchem er eine so entscheidend verwerfende Antwort brachte, sein Landsmann, sein Jugendfreund wäre, den man seit der Schlacht bei St. Gotthardt für todt gehalten habe. Er sprach mit großer Bewegung von ihm, mit Rührung und Bewunderung.

Die Fürsten vernahmen die Erzählung des Majors mit dem Lächeln des Erstaunens, fanden die Geschichte sehr romanhaft, gaben einen witzigen Einfall dazu, und sahen mehr auf das, was ihnen selbst durch den Entschluß des unerschrockenen Pascha von Buda bevorstehen möchte. Einige anwesende Offiziere, die dem Major Olivier ohnehin nicht wohlwollten, gaben seinen Lobreden, die er dem Pascha gehalten, nachher nicht die freundschaftlichste Auslegung. Sie ließen sogar durchblicken, Olivier möge bei seiner Sendung dem kaiserlichen Heere wohl üble Dienste geleistet haben. Olivier erfuhr es von demselben Hauptmann, der ihn nach Buda begleitet, und welchen er zum Abendwein bei sich eingeladen hatte. Er begab sich auf der Stelle zum Prinzen von Baden, und verlangte zu seiner Rechtfertigung, man solle

ihn beim Sturm folgendes Tages auf den gefahrvollsten Posten befehligen.

Die Festung ward am andern Tage von allen Seiten bestürmt. Es war der zweite September im Jahr 1686. Selten war in diesem Kriege mit so großer Ordnung, nach so wohlberechneten Entwürfen und mit so gewaltigem Ungestüm angegriffen; selten mit so unbeschreiblicher Todesverachtung und Wuth Angriff und Angriff von den tapfern Vertheidigern Buda's zurückgewiesen. Was Kriegskunst und große Talente leisten konnten, das ward von beiden Theilen an diesem denkwürdigen Tage geleistet.

Apti Pascha selbst befehligte da, wo der Kampf am wüthendsten war — auf dem Mauerbruch. Durch seine Dispositionen, durch seine und seiner Soldaten Tapferkeit, die er selbst disziplinirt hatte, wurden die Anfälle der Belagerer jedesmal standhaft und mit ungeheuerm Verluste derselben zurückgetrieben.

Darauf ließ man kaiserlicher Seits ein frisches Truppenkorps gegen den Mauerbruch vorrücken. Dabei befand sich auch das Regiment Prinz Ludwig von Baden, bei welchem der Major Olivier war. Dieser wackere Offizier, an der Spitze seiner Leute, näherte sich mitten durch das fürchterlichste Feuer des Platzes dem Hauptpunkte, um

welchen das mörderische Gefecht galt. Jedermann erkannte im Hintergrunde bei den Türken den kommandirenden Pascha. Das Regiment Ludwig von Baden gab Feuer und schritt im Sturmschritt mit dem Bajonet gegen die Türken. Jedermann sah den kommandirenden Pascha durch einen Schuß gestürzt. Man sah den Major Olivier, den Degen in der Faust, nach der Gegend dringen, wo sein Freund gefallen war. Bald aber erblickten ihn die Seinigen selbst, von mehrern Schüssen getroffen, zu Boden stürzen, nicht weit vom Pascha. Die Türken, rasend um den Tod ihres geliebten Anführers, verzehnfachten ihre mörderische Thätigkeit. Aber alle Anstrengungen zur Vertheidigung des Mauerbruchs waren eitel. Die Christen drangen ein. Die Stadt Buda ward mit Sturm erobert, nachdem sie drittehalb Monate lang alle Schrecken und Leiden der heftigsten Belagerung ausgestanden hatte.

„Ainsi périrent par les armes l'un de l'autre ces amis vertueux et magnanimes," schreibt der im Eingang dieser Geschichte erwähnte Berichterstatter, „trop estimables par leur mérite personnel, sans le secours de la naissance."

Florette

oder

die erſte Liebe Heinrichs IV.

1.

Der junge Fürst von Bearn.

Zu Nerac, einem artigen Städtchen in Gascogne, war großes Fest; das heißt, es war alle Tage Fest, weil der König von Frankreich, Karl IX., mit seinem ganzen, glänzenden Hofstaate dahin zum Besuch des Hofes von Navarra gekommen war. Es steht davon noch heut in der alten Chronik von Nerac geschrieben, und zwar unter der Jahreszahl 1566.

Der Besuch hatte gute Gründe. Denn der König von Frankreich brachte der Königin von Navarra ihren jungen Sohn Heinrich, den er bisher am Hofe zu Paris erzogen hatte. Die Königin wollte ihn nun bei sich haben. Man kann also denken, welche Freude es da gab, als die Mutter ihr Kind wieder an ihre Brust drückte. Die Königin, wie man weiß, hieß Johanna, und war eine zärtliche Mutter, eine rechte Heldenmutter. Es ist ja aller Welt bekannt, wie sie sich betragen hatte, als sie ihren Liebling Heinrich zur Welt brachte. Ihr Vater, Heinrich von Albret, König

von Navarra, war damals zu ihr an's Bett getreten, in der Hand eine goldene Schachtel tragend und eine lange goldene Kette darin, und hatte gesagt: „Sieh Töchterlein, singst du mir bei der Niederkunft ein recht artiges Gascognerlied, so bekommst du dies und was darin ist.“ Und sie sang, wie das Kind erschien. Da legte er ihr auf der Stelle die goldene Kette um den Hals und gab ihr die goldene Schachtel. „Aber,“ sagte er und nahm den Neugebornen in seinen Arm: „dafür behalte ich den hier.“ — Die Mutter aber ließ ihn sich nicht nehmen.

Nun war Heinrich groß geworden; zwar erst fünfzehn Jahre alt, aber man konnte auch glauben achtzehn, so schlank war er aufgeschossen. Zwar wehte kaum ein Flaum des Barts um sein Kinn, und sein Gesichtchen war wie Milch und Blut, ein hübsches Mädchengesichtchen; aber er hatte Herz, wie ein alter Degen, und Hände, hart und kräftig vom Schwert und allerlei rauher Arbeit, die er sich machte. Zwar ein flüchtiger Wildfang war er, ein rechter Springinsfeld; konnte reiten, jagen, fechten, tanzen, und kletterte an den Bergen und Felsen wie ein Gems umher. Sein Lehrer und Hofmeister, der weise Lagaucherie, hatte oft wahre Noth mit ihm. Aber dabei war der junge Fürst so liebenswürdig,

so geistvoll, so gutmüthig, man konnte nicht anders, man mußte ihm gut sein. Und erinnerte man ihn nur, wenn er es ein wenig zu bunt trieb, an Pflicht und Ehre, konnte man ihn mit den beiden Worten plötzlich zahm machen, wie ein Lamm. Das will von einem jungen Herrn, der ein Königreich zu erben hat, viel sagen. Denn heutigestages bringt man mit den Wortern Pflicht und Ehre kaum ein verwohntes Kaufmannssöhnchen in Ordnung.

Die Leute in Nerac sahen daher auch lieber auf den wilden, schönen, frommen Heinrich hin, als auf allen Pomp der Majestät des Königs von Frankreich. Was ist auch an allen Pferden, Kutschen und goldgestickten Vor- und Nachreitern, Leibwachten, Heiduken, Lakaien und anderm Troß zu sehen? Da mögen Sattler, Schneider, Wagner, Portenmacher und dergleichen Leute hingaffen, die etwas für ihr Handwerk lernen wollen. Ehrenleute schauen am liebsten auf den Einzigen hin, der die meiste Ehre verdient; nicht auf den, dem die meisten Ehren bezeigt werden. Daher sahen die Ehrenleute zu Nerac auch lieber den hoffnungsvollen Fürsten von Bearn, nämlich den jungen Heinrich, als den König an. Dieser ging immer sehr ernsthaft und majestätisch, und dankte kaum, wenn man ihn grüßte; aber Heinrich lächelte freundlich links und rechts,

und grüßte gern wieder. Und in seinem Lächeln lag ungemein viel Anmuth. Wenigstens bezeugten es alle junge Frauen und Mädchen zu Nerac einmüthig und mit Kennermienen. In solchen Dingen sind aber Frauenzimmer unstreitig die zuverlässigsten Kunstrichterinnen, oder vielmehr Naturrichterinnen.

Zwar im Gefolge des Königs waren noch mehrere junge Herren, schöne, geistreiche, tapfere Herren; zum Beispiel auch der junge Herzog von Guise, drei Jahre älter als der Fürst von Bearn. Allein dennoch sah man nur auf diesen freundlich hin, weil er immer freundlich her sah. Der junge Herzog aber wußte das wohl, und es verdroß ihn oft, und er hatte vermuthlich deswegen den Königssohn von Navarra nicht gern. Beide waren mit einander aufgewachsen, Spiel- und Jugendgefährten; sie vertrugen sich doch selten mit einander. Der König von Frankreich hatte beständig zwischen den beiden Leutchen etwas zu richten und zu schlichten. Darum war es recht gut, daß sie auseinander kamen und Heinrich bei seiner Mutter bleiben mußte. Inzwischen hätte es auch noch beinahe vor dem Abschied in Nerac wieder Händel gegeben.

2.

Das Armbrustschiessen.

Unter andern Festen zu Nerac ward auch Armbrustschiessen gehalten. Der König selbst war ein guter Schütze. Leider war er es. Man weiß ja, wie er sechs Jahre nach dem Feste zu Nerac, bei der Bluthochzeit in Paris, auf seine eigenen hugenottischen Unterthanen schoß. Zu Nerac trieb er seine Kunst doch etwas unschuldiger. Denn eine Pomeranze, in abgemessener Ferne aufgesteckt, war das Ziel.

Wenn ein König oder Fürst sich etwas darauf zu gute thut, in irgend einer Kunst der Beste zu sein, unterfängt man sich nicht leicht, es besser, denn er, zu verstehen. So ging es auch hier. Kein Höfling wagte, die goldene Frucht mit dem Pfeil zu treffen, um dem Könige nicht die Ehre oder vielmehr den Wahn zu rauben, daß er der beste Schütze unter der Sonne sei. So werden die armen großen Herren zuletzt immer betrogen, und man lacht dann heimlich hinter ihrem Rücken. Der Herzog von Guise war auch ein vortrefflicher Schütze, aber dabei doch auch ein vortrefflicher Hofmann. Natürlich flog sein Bolzen weit von der schönen Pomeranze seitwärts. Es waren viele Zuschauer und Zuschauerinnen vom

Schlosse, wie aus der Stadt, gegenwärtig, um dem Spiele zuzusehen; alle recht zierlich gepuzt. Die guten Leute glaubten in vollem Ernst, der König sei Meister im Armbrustschiessen, denn er hatte die Pomeranze beinahe mit dem Pfeil gestreift. Allein sie verstanden sich auf die höfische Schützenkunst noch nicht.

Nun hieß es: „Der Fürst von Bearn vor!“ Also kam der junge Heinrich mit der Armbrust, legte an, zielte und spaltete den goldenen Apfel mit seinem Pfeil beim ersten Schuß entzwei. Die Zuschauer murmelten Beifall unter einander; die hubschen Zuschauerinnen flüsterten sich lächelnd einander in's Ohr, ich weiß eben nicht, was? Aber dem König war das gar nicht recht. Er sah recht trocken aus und beinahe finster.

Nach der Regel des Spiels wollte nun Heinrich wieder anfangen und zuerst nach der frisch aufgesteckten Pomeranze schiessen. Hingegen der König dachte: ich bin doch König! und wollte sich die Ehre des ersten Schusses nicht nehmen lassen, und sagte: „Es geht der angenommenen Reihe nach.“ Heinrich rief: „Es geht der Regel nach!“ Könige aber, zumal wenn sie ein wenig bose werden, pflegen sich in der Regel wenig an die Regel zu halten. Da sich Heinrich trotz dem auf den Platz stellte und zielen wollte, stieß ihn der

König sehr unartig zurück. Man muß ihm das nicht so gar übel deuten, denn er war selbst noch jung und ungefähr so alt wie der Fürst von Bearn. Heinrich, von Natur ein Hitzkopf, sprang auf den empfangenen Stoß ein paar Schritte zurück, spannte die Sehne seines Bogens, legte einen Bolzen darauf und gegen den König an.

Die Majestät erschrack, und lief geschwind zurück, und verkeckte sich hinter dem dicken seiner Höflinge. Der dicke Mann, der in der Einbildung schon den Bolzen in seinem Bauch fühlte, schrie Mordio! und legte die Hände, so breit er konnte, vor den Magen. Heinrich, wiewohl er etwas aufgebracht war, konnte sich beim Anblick des dicken Mannes, der wie ein zitternder Wall vor dem Könige stand, des Lachens nicht enthalten, und lachte ausgelassen. Die Mädchen von Nerac, wie sie den jungen Fürsten so unmäßig lachen sahen, fingen auch an zu kichern, die Frauen bald desgleichen. Das Lachen, wie das Weinen, ist bei den Frauenzimmern wahrhaft ansteckend. Und wie Eva weiland den Adam beim Apfel verführt hatte, verführten sie hier die Männer zum Lachen. Alles lachte; nur die Höflinge wußten nicht, welches Gesicht sie eigentlich in dieser Angelegenheit zu machen hätten. Dem Könige aber war es gar nicht um's Lachen zu thun, so wenig, als seinem dicken Vor-

mann. „Bringt den Fürsten von Bearn auf die Seite!“ schrie er.

Zum Glück war der weise Lagaucherie, Heinrichs Lehrer, zugegen. Der nahm seinen Zögling sogleich beim Arm und führte ihn mit sich fort in's Schloß. Man hörte Heinrich noch lange in der Ferne lachen.

Der kleine Zwist ward zwischen Karl und Heinrich beigelegt, wie sich von selbst versteht. Um so etwas wird nicht sogleich Krieg geführt. Heinrich war ein unbesonnener junger Fant; er mußte Abbitte thun, und dabei blieb es.

3.

Die Rose am Pfeil.

Folgendes Tages war wieder Armbrustschiessen nach Pomeranzen. Alle Schützen kamen, alle Mädchen kamen, alle Weiblein kamen, auch die Männer. — Der Zuschauer waren nun mehr, als je. Denn man hoffte, es gäbe alle Tage etwas zu lachen. Wer aber nicht kam, das war der König. Er blieb unter einem Vorwand zu Hause; vermuthlich hatte er große Staatsgeschäfte.

Diesmal trafen alle Schützen besser, als gestern. Die Leute von Nerac konnten gar nicht begreifen,

wie die Höflinge insgesammt über Nacht so geschickt geworden wären. Bald waren alle Pomeranzen abgeschossen. Man stellte das Ziel ferner. Auch da blieb dasselbe Glück. Besonders zeigte sich der Herzog von Guise als Meister. Er zielte auf die letzte Pomeranze und spaltete sie.

Das war nun verdrießlich für Heinrich, weil keine Pomeranze mehr vorräthig war. Und er hätte doch gar zu gern mit seinem jungen Nebenbuhler noch eins um die Wette geschossen. Er sah sich links und rechts um, was man etwa zur Scheibe machen könnte. Und er erblickte unter den Zuschauern ein junges Mädchen, ungefähr so alt oder so jung, wie er selbst, ein bildschönes Kind von fünfzehn Jahren. Es stand da in einfacher Tracht, das zarte Gesichtchen halb vom Hute verschattet, reizend wie die Liebe, harmlos wie die Unschuld.

Hastig sprang Heinrich gegen die kleine Venus von Nerac. Er wollte sie freilich nicht zur Scheibe für seinen Pfeil machen, aber doch die Rose, welche sie auf der Brust trug. Es war eine Rose, wie das Mädchen selbst, in anmuthiger Fülle noch halb geschlossen, zart gewölbt mit blassern Blättern um den hochrothen tiefern Mittelpunkt. Heinrich bat um die Blume und streckte die Hand dem jugendlichen Busen entgegen, den sie schmückte. Die kleine Venus erröthete und gab ihm lächelnd die

Blume. Er lief damit zum Ziele und ſteckte die Roſe auf, dann zurück zum Schützenplatz.

„Nun, Herr Herzog, Ihr ſeid der Sieger. Dort iſt ein neues Ziel. Euch gebührt der erſte Schuß!“ So rief Heinrich athemlos, und ſog Blut aus ſeinem verwundeten Finger, denn er hatte ſich an einem Dorn der Roſe geſtochen. Der Finger ſchmerzte ihn aber nicht halb ſo ſehr, als — er wußte ſelbſt nicht recht, was und warum? Dabei ſah er ſich wieder ſeitwärts nach dem niedlichen Ebenbild der Roſe um, von wannen der milde Schmerz herkam.

Guiſe legte an, zielte — der Pfeil flog ab und — fehlte. So trat Heinrich hin und ſpannte den Bogen, und zielte, und ſchielte über den Arm noch einmal ſeitwärts hin, von wannen der Schmerz kam, und dann wieder auf die Roſe, und drückte ab. Der Pfeil durchbohrte das Herz der Blume.

„Ihr habt geſiegt!“ rief Guiſe. Aber der junge Fürſt von Bearn wollte ſich genau überzeugen, und lief zum Ziel. Er zog vom Brette den Pfeil. Die durchſtochene Roſe ſaß daran feſt, wie um einen Stiel. Er flog damit zu dem artigen Mädchen, um ihm die geraubte Blume zurückzugeben. Mit einer leichten Verbeugung bot

er die Rose der Schönen dar und den siegreichen Pfeil zugleich.

„Euer Geschenk gab mir Glück!“ sagte er.

„Euer Glück war aber das Unglück der armen Rose!“ erwiederte die Kleine, indem sie mit ihren zarten Fingern die Blume vom Pfeil zu befreien suchte.

„Billig lasse ich Euch dafür den strafbaren Pfeil!“

„Seiner bedarf ich nicht!“ erwiederte das Mädchen.

„Ich glaub' es gern; Ihr verwundet mit schärfern Pfeilen!“ entgegnete Heinrich, und sah die schöne Unschuld an, die beschämt vor ihm stand, und wie sie zu ihm aufsah, verstummte und erröthete. Und er erröthete wie sie, und hielt die Hand unwillkührlich vor seine Brust, als wollte er diese vor einem Unglück bewahren. Er konnte keine Silbe mehr stammeln, verbeugte sich und ging zu den Schützen zurück.

Das Spiel war aus. Die Schützen zogen in das Schloß zurück; die Zuschauer gingen auseinander. Das junge Mädchen mit der durchbohrten Rose am Pfeile begab sich, begleitet von den Gespielinnen, auch hinweg. Die Gespielinnen plauderten gar viel und beneideten die Kleine um den Pfeil. Die Kleine aber war ganz stumm, und be-

trachtete nur die durchbohrte Blume; und sie sah dabei aus, als wäre ihr eigenes Herz durchbohrt.

Wie die Schützen auf der Felsentreppe zur Burg emporstiegen, sah Heinrich sich noch einmal um nach den Zuschauern, die von einander schwärmten. Und unter den Zuschauern suchte er nur eine Person. Aber sie war nicht mehr zu entdecken.

„Wer war auch das kleine, artige Mädchen, dem ich die Rose abgenommen?“ sagte er zu einem Edelmanne seiner Mutter, der Königin Johanna.

„Es ist die Tochter des Schloßgärtners,“ antwortete der Edelmann, „und macht dem Beruf ihres Vaters wie sich selbst mit ihrem Namen Ehre.“

„Wie heißt sie denn?“

„Jetzt nennt man sie Florette, und ist sie älter, Flora.“

„Florette!“ sagte Heinrich, und wußte selbst nicht, was er sagte. Er sah sich noch einmal um, und wußte doch, es war nichts zu sehen.

4.

Der Born de la Garenne.

Heinrich hatte wohl in seinem Leben oft das Wort Liebe gehört, und wie hätte er es, ohne

taub zu sein, am Hofe zu Paris nicht hören sollen? Er verstand es aber noch eben so wenig, als er Arabisch und Chaldäisch verstand, von dem er ebenfalls vernommen hatte, daß es in der Welt vorhanden sein solle. Indessen lernte er das Lieben leichter, als das Arabische, und ward in spätern Jahren darin erfahrner, als es oft seinem Ruhme zuträglich war. Man weiß, seine Gefechte und Siege, die ihm nachmals die Krone von Frankreich verschafften, waren nicht so schwer zu zählen, als seine Liebschaften und deren Früchte. Man singt ja noch heut von der schönen Gabriele d'Estrees, von der reizenden Henriette von Balzac d'Entragues, von Jacquelinen de Beuil, von der Charlotte des Essarts und andern, die in Heinrichs des Großen dornenreiches Leben Rosen flochten. Und doch war von Allen, die er je geliebt, keine wie Florette von Nerac; — keine schöner? nein, das möchte ich nicht sagen und den Dichtern und andern Frauen zu leide thun, denn Jeder hat in diesem Glaubensartikel Gewissensfreiheit; nein, keine war liebenswürdiger, wenn es den Grad der Liebenswürdigkeit erhöht, daß man durch treue Gegenliebe des Geliebtwerdens würdiger ist.

Das war Florette. Mit der durchbohrten Rose war ihr Herz durchbohrt, und wie ihr Heinrich den Pfeil gab, warf ihr brennender Blick aus den dunklen, schönen Augen von süßer Rache einen andern Pfeil in seine unverwahrte Brust.

Nun begann bei diesen hübschen Kindern das Unglück, und keines wußte, was ihm geschehen war. Florette konnte den ganzen Tag nicht aus dem Träumen von dem Augenblick, da er vor ihr stand mit dem Pfeil, wieder erwachen, und die ganze Nacht konnte sie nicht einschlafen. Und Heinrich lief, sobald er sich im Schlosse nur frei machen konnte, im Schloßgarten herum, und betrachtete alle Blumen mit größter Liebe und Aufmerksamkeit, um schon aus ihrer Schönheit zu erkennen, ob Florette sie gepflanzt oder auch nur begossen habe. Man hatte schwören sollen, er wolle ein Kräuterkenner werden, wenn man ihn so sinnig vor den Blumenbeeten mit untereinandergeschlagenen Armen stehen sah. Er wäre aber am liebsten ein Gärtner an Florettens Seite geworden. Und wenn er langsam, mit gesenktem Haupte, die Blicke zum Boden, in Gedanken verloren, durch die breiten Wege zwischen den Beeten hinwandelte, hatte man wetten sollen, er wolle ein Philosoph werden und suche schon nach dem Stein der Weisen. Er aber suchte im Sande der Gar-

tengänge nach den kleinen Fußtapfen des artigen Kindes.

Es durchschauerte ihn, als er am Ende des weiten Schloßgartens, nahe beim Born de la Garenne, Fußtapfen erkannte, die ihr angehören mußten. Er hatte zwar Florettens Füßchen kaum recht gesehen, viel weniger gemessen: aber Heinrich hatte das sicherste Augenmaas und die feinste Berechnungsgabe; das hat er in spätern Jahren auf manchem Schlachtfelde bewiesen. Und wie er der Spur nachging, kam er durch Gebusch um den Felsen des Schloßberges zu einem kleinen, zierlichen Gebäu, das an die königlichen Gebäude rührte, die den linken Schloßflügel bildeten. Sehr hatte er gern fragen mögen, wem das kleine zierliche Haus angehöre, oder wer darin wohne. Es war aber Niemand da, als sein Pfeil mit der Rose, welcher am Fenster stand, in einem Zimmer des Häuschens. Da erschrack er, als wäre ein Ungeheuer am Fenster, und drehte sich schnell um, und lief in den Garten zurück, und hatte Herzklopfen, und es verfolgte ihn doch Niemand.

Abends ging er wieder in den Garten. Halbdunkel war es schon, aber er hatte scharfen Blick. Und er sah am Garennehorn ein Mädchen in der Ferne, nicht größer, nicht kleiner, als Florette. Es hob einen Eimer mit Wasser empor, schwang

ihn sich auf's Haupt und trug ihn durch das Gebüsch um den Felsen des Schloßberges.

Nun gaukelte ihm den ganzen Abend das Bild vor den Augen. Es war im Schlosse ein kleiner Ball veranstaltet; die Fürstinnen, die Edelfräulein, die Herren alle tanzten. Aber kein Fräulein tanzte so schön, als vor Heinrichs Einbildungskraft das Gärtnermädchen mit dem Eimer auf dem Kopfe durch das Gebüsch um die Felswand. Und wenn er selbst mittanzte, sah er sich weniger nach seiner Tänzerin, als immer nach der Thüre um, wo die Zuschauer standen. Er sah sich aber ganz vergebens um.

5.

Der Gärtner.

Andern Tages war Heinrich schon früh im Schloßgarten. Da wanderte er mit dem Grabscheit auf der Schulter zum Garenne-Brunnen. Denn rings um den schönen Brunnen war es auch gar zu verwildert und vernachlässigt; vermuthlich, weil Niemand dahin kam, als wer Wasser holen wollte. Der Brunnen war zu abgelegen, und für des Gärtners Haus noch zu nahe.

Das mochte dem jungen Fürsten von Bearn vermuthlich am besten gefallen.

Er grub, und grub rings einen weiten Kreis im grünen Rasen um den Brunnen, und grub den ganzen Morgen. Der Schweiß träufelte ihm von der Stirn. Und wenn er müde und durstig ward, ging er zum Brunnen, der immer silberklar sprang, und trank. Wenn seine Lippen vom kühlen Naß benetzt wurden, dünkte ihn kein Wein so lieblich. Ohne Zweifel mochte wohl auch Florette zuweilen aus dem Quell getrunken haben. Von der Arbeit begab er sich in das Schloß.

Wäre er nur noch ein Viertelstündchen länger geblieben, so hätte er einen Zuschauer gehabt; denn Florette kam zum Brunnen. Und als sie den weiten umgegrabenen Kreis im Rasen erblickte, und die Anlagen zu neuen Blumenbeeten, dachte sie: der Vater muß schon früh auf gewesen sein; oder ließ er es auch durch die Knechte thun?

Wie sie nun heim kam, und den alten Lukas fragte, that er sehr verwundert und wußte von Allem nichts. Er begab sich zum Brunnen der Garenne, und sah die Arbeit und sprach erzürnt: „Das haben meine Bursche ohne mein Geheiß gethan.“ Und er ließ die Gärtnerbursche rufen und schalt sie. Aber da wollte es Keiner gethan haben. Das ging dem Lukas durch den Kopf, und er be-

griff nicht, wer es wage, ihm im Schloßgarten in sein Amt hineinzupfuschen. Also beschloß er, sich auf die Lauer zu stellen. Er lauerte richtig den ganzen Tag, und richtig erlauerte er nichts.

Denn die königliche Familie war auf ein benachbartes Schloß gereiset, und kam erst spät Abends zurück. Der junge Fürst wäre gern daheim geblieben. Folgendes Morgens war wieder ein anderes Fest, und der junge Fürst durfte dabei nicht fehlen. Darum benutzte er die frühesten Stunden nach Sonnenaufgang zur Gärtnerei; da grub er und rechete die neuen Beete eben, nahm Blumensträcke, wo sie im Garten zu dicht standen, und pflanzte sie um den Garnenquell. Es sah ihn Niemand, und, was noch betrübter war, er sah auch Niemand, am wenigsten, die er gern gesehen hätte. Also ging er auf dem nächsten Umwege zum Schloß. Der allernächste Umweg aber zog sich in weitem Bogen um das Schloß herum, an einem gewissen kleinen zierlichen Laube vorüber. Da schielte er nach einem Fenster, um einen gewissen Pfeil zu sehen. O, da fuhr es ihm entsetzlich durch's Herz; denn am Fenster stand ein gewisses Mädchen, und das Fenster war offen, und der ganze Himmel war offen.

Florette stand am offenen Fenster und band die langen Flechten ihres schwarzen, schönen Haares

um das Haupt. Ihre junge Brust war unverdeckt, ihr weißer Hals glänzte wie Schnee unter dem finstern Gelocke ihrer Seitenhaare. Vor ihr am Fenster lagen Blumen, denen sie vermuthlich schon ein Plätzchen im Haar, oder auf dem Hut, oder am Busen zugedacht hatte. Heinrich grüßte freundlich zum Fenster hinein, Florette freundlich heraus. Heinrich stieg auf ein Bänkchen, so war er beinahe so groß, wie Florette, vor der er dicht am Fenster stand.

Eine schöne Röthe flog über das unschuldige Engelsgesicht und über den hellen Alabasterhals, wie Wiederschein der brennenden Morgenwolken. Er fragte: „Muß ich dir helfen zum Putz?" Sie fragte: „Seid Ihr schon so früh, junger Herr?" Er meinte, es sei gar nicht früh; und sie meinte, sie habe keine Hilfe vonnöthen. Er meinte, überhaupt brauche sie keinen andern Schmuck, als sich selbst, um schön zu sein; und sie meinte, er wäre ein Spotter, was ihm gar nicht artig stände. Er behauptete, in seinem Leben hätte er nicht wahrer gesprochen, denn jetzt; seit sie ihm die Rose gegeben, hätte er sie nicht vergessen können. Sie behauptete: um so wohlfeilen Preis wäre es doch leicht, sich bei ihm unvergeßlich zu machen. Er bereute, daß er die Rose zurückgegeben habe; lieber würde er sie ihr zum Andenken behalten haben: —

und sie bereute, daß sie eben nur schlechte Blumen genommen, die da vor ihr lägen; doch gäbe sie ihm alle gern, wenn ihm das ein Vergnügen sein konnte. Er betheuerte, indem er sich einige der Blumen vor die Brust steckte; die schlechtesten Blumen hätten erst Werth durch die Geberin. Und sie betheuerte: sie fände selbst, die Blumen wären wirklich recht schön, nun er sie vorgesteckt habe.

So meinten und glaubten, bereuten und betheuerten die beiden Leutchen noch Vieles, als der alte Lukas in einem Nebenzimmer Floretten rief. Da beugte sich fußlächelnd das Mädchen gegen den jungen Fürsten, und verschwand. Heinrich ging davon und zum Schloß. Aber er ging und fühlte den Boden nicht unter den Füßen. Ihm war, als schwebe er im Himmel. Und wie er in das Schloß kam, hatte man ihn schon gesucht. Das war ihm sehr gleichgültig. Aber was er gelebt, und was er empfunden, das war ihm nicht gleichgültig.

6.

Die Belauschung.

Als Mittags der alte Lukas aus dem Schloßgarten zum Essen kam, sprach er: „Wer mir auch

den Possen spielt? Da hat der unberufene Gärtner wieder gearbeitet, die Beete wohl getheilt, wohl geebnet und mit Blumen angefangen einige zu besetzen. Schon früh, wie ich hinauskam, war die Arbeit verrichtet und der Gärtner unsichtbar. Ich habe den ganzen Morgen gelauert, und abermals nichts erlauert. Mit dem Dinge ist es nicht richtig. Der arbeitet wahrscheinlich Nachts im Sternenschein."

Als Abends Florette mit dem Eimer zum Garenne-Brunnen ging, fiel ihr erst bei, daß wohl gar der junge Fürst der Gärtner sein möge. Denn es war ungefähr von der Gegend her, daß des Morgens derselbe daher vom Garten zu ihr an's Fenster gekommen war.

Als der Hof nach Sonnenuntergang vom Fest heimkehrte, hatte Heinrich nichts Angelegeneres, als den ganzen Schloßgarten zu durchirren. Er kam zum Garenne-Brunnen; da fand er Florettens Hut liegen. Er nahm ihn; er drückte ihn an seine Brust, er küßte ihn. Er pflückte im Dunkeln die schönsten Blumen, wo er sie fand; holte vom Schlosse ein schönes himmelblaues Band, und band die Blumen zu einer Art Kranz um den Hut. Dann schlich er zum Hause des Gärtners. Da waren die Fenster geschlossen. Alles schlief. Er hing den Hut an's Fenster.

Folgendes Morgens war Florette, wider alle Uebung des Hauses und wider eigene Gewohnheit, früher aufgestanden, als die Sonne. Denn sie hatte sich fest vorgenommen, ihrem alten Vater eine Freude zu machen, und den nächtlichen Gärtner zu entdecken und zu verrathen. Nebenbei war sie doch auch selbst ein wenig neugierig, wiewohl das sonst eben die jungen Mädchen gar nicht zu sein pflegen. Nebenbei war es vielleicht noch ein anderer Gedanke, welchen sie aber Niemandem sagte, und den man daher auch nicht weiß.

Wie sie sich in stillster Stille angekleidet hatte und das Fenster öffnete, sah sie den Hut mit dem himmelblauen Bande, und darum herum den großen Blumenwald. Nun erst erinnerte sie sich, den Hut vorigen Abend bei der Garrenquelle liegen gelassen zu haben. Sie lächelte erst die Blumen an und das Band, dann machte sie ein finsteres Gesicht.

„Ach!“ seufzte sie: „Nun ist er doch früher auf gewesen, als ich. Er war also schon hier.“

Wen sie eigentlich mit dem Er meinte, sagte sie nicht. Sie sah die Blumen noch einmal an, losete sie ab, stellte sie in ein Geschirr voll frischen Wassers, wickelte das himmelblaue Band zusammen und that es zu ihrem übrigen einfachen Putz. Darauf stieg sie in's Fenster, und vom Fenster hinaus auf's Bänkchen draußen, und vom Bänkchen

auf den Erdboden. Zwar das Gebäude hatte eine recht ordentliche Hausthür, aber die war noch verschlossen und nicht ohne Lärmen zu öffnen.

Und sie ging, und blieb wieder unentschlossen stehen. „Ich komme gewiß zu spät. Er arbeitet ja nur beim Sternenschein, sagt der Vater. Und schon sind alle Sterne vergangen, und die Sonne ist nahe zum Aufsteigen. Schon glühen alle Gebüsche von der Morgenröthe. Ich komme zu spät.“ So dachte sie, und beschloß, wieder umzukehren, ging aber doch immer langsam vorwärts um den Felsen des Schlosses.

„Wenn er aber doch wirklich da wäre! Was würde er dann von mir denken, wenn ich so früh käme? Müßte er nicht glauben es wäre nur seinetwillen? Das sollte er nicht glauben. Er könnte — nein, ich will heimgehen, will den Eimer nehmen, als ginge ich Wasser zu schöpfen, so wird er nicht glauben, ich käme nur seinetwillen.“ So dachte sie, und beschloß, umzukehren; ging aber doch immer langsam vorwärts, dem Born der Garenne entgegen.

Schon hörte sie das Plätschern des Brunnens. Schon sah sie die frisch um den Brunnen gezogenen Gartenbeete durch die Gebüsche. Da, mit freudigem Schrecken erblickte sie in der Erde von einem der Beete ein Grabscheit.

„Also gar weit iſt er nicht, da ſein Werkgeräth noch vorhanden iſt. Er ſelbſt aber iſt nicht mehr da, ſonſt könnte ich ihn ja wohl ſehen. Vielleicht ging er nur, Blumen auszugraben, um ſie noch hierher zu verpflanzen. Ich will mich verbergen; ich will ihn belauſchen.“ So dachte Florette, und ging leiſe, loſe durch das bethaute Gras hinter eine hohe, grüne Ulmen- und Buchenwand, durch deren Laub ſie unbemerkt Alles, was dem Garenne-Brunnen nahen mochte, bemerken konnte.

Und wie ſie da verborgen ſtand, klopfte ihr Herzchen gewaltig. Denn wenn der Morgenwind leiſe in den Blättern ſpielte, glaubte ſie, Bewegung eines Kommenden zu ſehen. Und wenn ein Vogel durch den hohen Ulmenhag hüpfte und davon flatterte, glaubte ſie einen Wandelnden zu vernehmen. Immer aber hatte ſie vergebliches Schrecken gehabt. Denn ſie ſah keinen Kommenden, wie ſcharf und aufmerkſam ſie auch mit den Augen umherſpähte.

7.

Die Ueberraſchung.

Darauf legten ſich ſanft über ihre Augen zwei Hände und hielten ſie zu; aber es waren fremde

Hände, nicht ihre eigenen. Das arme Kind erſchrack gar ſehr. Und eine Stimme flüſterte ihr in's Ohr: „Nun rathe, Florette, wer iſt's?“

Sie hatte es wohl errathen. Denn wie ſie die fremden Hände, welche von hinten her gekommen waren, von den Augen hinwegziehen wollte, fühlte ſie einen Ring am Finger eines Jünglings. Aber ſie ſagte nicht, was ſie dachte, ſondern ſprach lächelnd: „Ich kenne dich wohl. Du biſt Jacqueline; und an dieſem Finger iſt der Ring, den dir Lubin gegeben.“

„Du irrſt dich!“ flüſterte die Stimme wieder hinter ihr: „Und weil du mich nicht erräthſt, habe ich das Recht, dich zu ſtrafen.“ Und die Lippen die das flüſterten, drückten einen Kuß auf Floretens ſchönen Nacken. — Die Strafe ſchien ihr in der That ſehr empfindlich zu ſein, denn ſie wollte ſich plötzlich loswinden. Allein ſie war ſo umſponnen, daß ſie ſich nicht bewegen konnte.

Da ſie nun ihre Mühe eitel ſah, ſprach ſie, „Laß mich los, Minette, du böſes Mädchen; nun kenne ich dich. Du willſt mir den Spaß vergelten, als ich dir vor drei Wochen plötzlich die Augen verhielt, da du mit deinem Colas eben im beſten Geſpräch warſt.“

„Du irrſt dich abermals!“ flüſterte die Stimme

wieder, und die Stimme verwandelte sich abermals strafend in drei Küsse auf den sanftgebogenen Nacken.

Florette zuckte bei jedem Kuß und bat um Freiheit, und empfing sie nicht. Es schien ihr aber um die Freiheit doch so ernst nicht zu sein; denn warum nannte sie den nicht, den sie wußte? Allein es konnte nun wohl auch großer Eigensinn sein, denn hübsche Mädchen sind zuweilen sehr eigensinnig. Genug, sie reizte zum drittenmal zur Wiederholung der Strafe, und sagte: „Also ist es denn Niemand anders, als Rosine Baldes, das boshafte, muthwilligste Geschöpf der ganzen Stadt und der Nachbarschaft, dem ich gestern Mandeln in die Stube warf durch's offene Fenster, wo es allein saß, und der Himmel weiß, an wen, dachte. Gelt, du erschrackst beim Mandelregen, und glaubtest, der Himmel fälle ein?"

„Weit vom Ziel!" äußerte die Stimme, und nun ließen sich die Küsse im Nacken nicht mehr zählen; sie folgten auf einander, wie der beschriebene Mandelregen. Im Nu aber ließ sich Florette unter den fremden Händen abwärts und entschlüpfte mit dem Köpfchen aus der Gefangenschaft. Sie drehte sich um. Da stand Heinrich. Da stand Florette. Jener lächelte sie stillselig an. Sie aber hob drohend, doch schamhaft lächelnd den Finger und sagte: „Könnte ich glauben, daß Ihr so un-

artig wäret? Vor Euch, junger Herr, soll man sich hüten."

Nun bat er wegen seiner Kühnheit um Verzeihung. Hätte er das nicht gethan, so wäre ihm das Verbrechen schon vergeben gewesen. Weil er aber um Gnade flehte, besann man sich geschwind, daß ihm gar keine Gnade gebühre. Da hätte man hören sollen, wie rührende Worte er sagte, um ihr Herz zu erweichen; da hätte man sehen sollen, wie ernst und finster sie that, und wie sie zur Hälfte von ihm abgewendet nur seitwärts ihm böse Worte schickte. Da hätte man sehen sollen, wie demüthig der Jüngling um einen Schritt näher trat, und wie sie dann wieder um einen Schritt zurückwich; wie er die Hände faltete, als wollte er zu ihr beten; wie sie, das Köpfchen gesenkt, mit den Fingern an den Ulmenblättern des Hages zupfte und die Knospen zerriß. Zuletzt kamen sogar Thränen in Florettens Augen, so tief fühlte sie sich gekränkt von seiner Verwegenheit, und seine Stimme bebte wehmüthig und schien im Schmerz zu ersticken. Er sprach demungeachtet sehr viel, und sie demungeachtet sehr wenig; that gar nicht, als höre sie ihn; pflückte alles Laub von den nächsten Ulmenzweigen, und schichtete in ihren Händen die abgerissenen Blätter fein aufeinander.

Wie er nun alle Mühe eitel sah, sprach er:

„So will ich gehen, wenn dir mein Anblick so mißfällig ist, schöne Florette. So will ich gehen, wenn du so unerbittlich bist und keinen Scherz verzeihen kannst. So will ich gehen und nie wieder vor dein Antlitz kommen. Lebe wohl. Aber laß mich nicht von dir, ohne mir den Trost zu geben, du zürnest mir nicht. Sprich nur das einzige Wortchen: ich zürne nicht!“ seufzte er, und fiel vor ihr auf sein Knie.

Sie sah durch ihre Thränen gütig lächelnd auf den hübschen frommen Jüngling nieder, ganz stumm, nur betrachtend. Dann um ihr der Kniende mit seinen gefalteten Händen gar zu ehrerbietig vor. Sie selbst mußte darüber lachen, nahm ihre beiden Händchen voll Laub, warf ihm die Blätter über den Kopf, daß er ganz bedeckt ward, und sprang laut lachend davon.

Er eilte ihr nach. Nun waren Beide wieder lustig. „Jetzt geschieht mir nur,“ sagte Florette, „Ihr greifet meinem Vater in's Amt, junger Herr, und machet hier einen neuen Garten.“

Er bekannte willig. „Wenn Florette zum Brunnen der Garenne kommt,“ sagte er, „soll sie meiner gedenken, auch wenn sie nicht will. Ich will sie da mit den schönsten Blumen umringen, die ich finden und kaufen kann. Könnte ich dem Himmel alle Freuden abkaufen, ich würde dich damit umringen.“

„Recht gütig!“ antwortete Florette: „Allein, junger Herr, mein Vater iſt mit Euch gar nicht zufrieden. Ihr zerſtöret ihm den Garten, und verſetzet die Blumen auſſer der Zeit, daß ſie ſterben müſſen. Nicht einmal begoſſen habt Ihr ſie.“

„Hätte ich nur ein Gefäß!“

„Das hättet Ihr zwanzig Schritte von hier, dort, wo die Thür am Felſen iſt, in der Grotte gefunden, wenn Ihr Euch ein wenig bemüht hättet.“

Damit ſprangen Beide hinz man fand die Gießkanne. Eins um das Andere begoſſen Beide die Blumen und berathſchlagten, wie der Kreis um den Brunnen verſchönert werden könnte.

So verflog die Zeit, und Florette eilte wieder zum Hauſe ihres Vaters.

8.

Der Abend.

Der Prinz arbeitete nun auch den Tag über an ſeiner Gartenanlage. Man ließ ihm die Freude. Lukas half ihm. Florette fehlte nicht, ging ab und zu, gab guten Rath dabei und begoß das Neugepflanzte am Abend. Sogar die Königin Johanna kam, und ſah, was ihr Sohn trieb. Der König von Frankreich fand wenig Geſchmack daran, noch

minder der Herzog von Guise, desto mehr der Fürst von Bearn selbst.

Er hatte wohl in spätern Tagen mannigfaltigere, glänzendere, üppigere, ruhmreichere Genüsse gehabt; nie aber süßere, als in der Einfalt und Ruhe seines vom Zauber der ersten Liebe verklärten Gärtnerlebens. Florette und Heinrich betrachteten sich mit dem unbefangensten Wohlgefallen der Unschuld. Sie spielten mit einander, wie Kinder; waren vertraulich mit einander, wie Bruder und Schwester. Sie genossen der Gegenwart, ohne nach der Zukunft zu fragen, und ihre harmlose Leidenschaft wußte selbst von keinem Ziele. Florette dachte nur nie daran, daß sie den Sohn einer Königin liebgewonnen habe. Sie sah nur den aufblühenden, kräftigen, seelenvollen Jüngling. Er war ihres Gleichen. In seinem grauen Wamms, in seiner einfachen Tracht, die er gleich andern Leuten des Landes trug, erinnerte nichts an seine Ankunft oder ernstige Bestimmung. Heinrich hinwieder bekümmerte sich nicht um die Großen und um die Schönen des Hofes. Neben Floretten war für ihn nichts Anderes schön; neben seinem süßen Entzücken, sie zu sehen, nichts Anderes groß. Immer ruhte sein Blick auf ihrer feingebildeten Gestalt, während er arbeitete, und da ward oft die Arbeit schlecht und kam nie zu Ende. Aber wer konnte

auch ablaſſen, die jugendliche Grazie zu bewundern? Jedes Glied ihres Leibes war eine beſondere Schönheit; jede ihrer Bewegungen und Wendungen lieblich; jedes ihrer Worte voll unausſprechlicher Kraft auf ſein Gemüth.

Eins nur war Beiden nicht recht, daß nämlich die Tage im Garten kürzer waren, als die Tage auſſer dem Garten. Um ſie zu verlängern, mußte man gewiß den Abend noch zu Hilfe nehmen. Freilich, beim Mond- und Sternenſchein war nichts zu arbeiten; aber man konnte doch ruhen, und während der Ruhe freundlich zuſammen plaudern und koſen.

„Ich komme noch um neun Uhr nach dem Nachteſſen ein wenig zum Brunnen!“ ſagte Heinrich leiſe zu Floretten, indem er neben ihr kniete und pflanzte: „Und du, Florette?“

„Aber dann geht mein Vater ſchon zu Bette!“ erwiederte ſie.

„Und du, Florette?“ flüſterte er wieder, und ſah ſie mit flehenden Blicken an.

Sie nickte leiſe mit dem Köpfchen: „Wenn es ein heller, heiterer Abend iſt.“

Um neun Uhr war Heinrich beim Garenne-Brunnen. Aber der Himmel hing ſehr trübe über ihm. Florette war nicht da. „Wenn es ein heller, heiterer Abend iſt!“ ſagte ſie. Nun wird ſie nicht

kommen!“ dachte er. Da rauschte es durch die Gebüsche. Florette kam, den Wassereimer auf dem Kopfe, zum Brunnen. Für die glückliche Liebe ist es immer hell und heiter. Er nahm ihr den Eimer ab. Er dankte ihr, sagte ihr tausend zärtliche Worte, man vergaß gern, daß der Himmel nicht hell war. Hell war es in Beider Brust.

Es fielen einzelne große Regentropfen vom Himmel. Sie empfanden es nicht. Der warme Mairegen durchnetzte sie endlich stärker, und trieb sie in die Flucht zur Felsgrotte hinter dem Garnebrunnen. Wohl eine halbe Stunde mußten sie da ausharren. Sie ertrugen den kleinen Unfall ohne Verdruß. Wie der Mond durch die Wolken brach, traten sie hervor, Beide einander in den Händen haltend. Heinrich nahm den gefüllten Wassereimer auf seinen Kopf. Florette ging neben ihm auf seinen Arm gelehnt. So kamen sie zum Hause des alten Lukas. Der schlief schon. Heinrich gab den Eimer an Florette, und sie dankte ihm für die Mühe. „Gute Nacht, du süße Florette!“ lispelte er. „Gute Nacht, du lieber Freund!“ lispelte sie.

9.

Das nasse Bett.

Der Abend am Brunnen schien Beiden nicht langweilig gewesen zu sein. Heller oder trüber

Himmel, sie fehlten von nun an nie um die neunte Stunde dort.

So verflossen vier Wochen des schönsten Frühlings. Alle Abende trug der Prinz den Eimer seiner Geliebten zu ihrem Hause.

Florettens Vater bemerkte nicht, daß seine Tochter, seit jenem ersten Abend, Lust daran fand, gewöhnlich ihren Gang zum Brunnen so spät zu machen. Hingegen der weise Lagaucherie ward endlich gewahr, daß sein königlicher Zögling regelmäßig zu einer bestimmten Stunde bei eintretender Dunkelheit verschwand, und daß der Obertheil von dessen Baret alle Abende naß war, es mochte auch der Abend so heiter und regenlos sein, als er wollte. Lange konnte er sich das Räthsel nicht lösen. Der junge Fürst sprach nie von seinem Thun; also mied auch Lagaucherie, ihn zu fragen. Doch kam ihm die Sache gar sonderbar vor, und die benetzte Kappe des jungen Fürsten erregte seine Neugier.

Diese zu befriedigen, schlich er eines Abends dem Nachtwandler nach. Er folgte ihm in solcher Ferne, daß er von ihm nicht leicht entdeckt werden konnte. Er sah ihn am Born der Garenne, sah dort eine weibliche Gestalt. Beide wurden unsichtbar. Nun war dem Hofmeister ein Theil des Räthsels gelöst. Doch immer blieb noch unerklärlich, warum eben

das Baret des Prinzen dabei naß werden müße. Er hatte schon lange gewartet. Er schlich näher und näher; er hörte ihr Geflüster. Nach einer guten Weile sah er, wie der Fürst von Bearn, einen Eimer voll Waser auf den Kopf, und das Frauenzimmer auf seinen Arm gestützt, den Weg zum Häuschen des Schloßgärtners nahm, dann von da in vollem Sprung zum Schloße lief.

Der Mentor schuttelte bedächtig den Kopf. Er vertraute seine Beobachtungen insgeheim der Königin. Die Mutter ward verlegen und zürnend. Sie wollte ihrem Sohne strenge Predigten halten.

„Nein, gnädige Frau," sagte der weise Lagaucherie, „durch Predigten todtet man keine Leidenschaften. Mit Strafen und Verfolgungen erhöht man ihren Reiz; durch Beschränkungen schwellt man nur den Strom gewaltiger. Man besiegt die Versuchung am besten durch die Flucht vor derselben. Man vernichtet Leidenschaften, wenn man ihnen die Nahrung entzieht, oder edlere gegen sie erweckt."

So sprach Lagaucherie. Die Königin verabredete mit ihm die Maasregeln, indem sie ganz seinen Ansichten beistimmte.

Lagaucherie trat folgendes Morgens zum Prinzen, und erinnerte ihn, daß die Welt von ihm nun Thaten erwarte; daß er sich zum Herrscher ausbil-

den müsse: daß er im Kampfe, sei es mit Widerwärtigkeiten des Schicksals, oder mit eigenen Neigungen seines Gemüths, oder mit Feinden auf dem Schlachtfelde, nur einen Wahlspruch haben könne, der sei der Grundsatz alles Ruhms, und heiße: Siegen oder Sterben!

Nach diesem Eingang kündigte ihm Lagaucherie ganz gleichgültig an, daß die Königin nebst dem ganzen Hofe sich des andern Tages auf das Schloß von Pau begeben, daß Heinrich da nur kurze Zeit bleiben, und dann nach Bayonne reisen werde, um der Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit der Königin von Spanien beizuwohnen.

Heinrich hörte schweigend die Mittheilungen seines Lehrers an. Seine Mienen verriethen große Verlegenheit, großen Kummer. Lagaucherie sah es wohl, aber stellte sich, als nähme er nicht das Geringste wahr. Er warf unbefangen das Gespräch auf andere Gegenstände, und zerstreute den Prinzen mit allerlei Nachrichten und Erzählungen, so daß dieser kaum Zeit behielt, an das zu denken, was ihn so erschreckt hatte. Die Königin ihrerseits that, wie Lagaucherie. Sie sprach viel von der glänzenden Versammlung zu Bayonne: von den Festen, die dort stattfinden würden: von den berühmten Männern, die Heinrich daselbst sehen würde. Was

konnte Heinrich erwiedern? Es war für ihn nicht daran zu denken, allein in Nerac zu bleiben. Wie hätte er nur sagen dürfen, warum ihm die Zusammenkunft am Garenne-Brunnen unendlich mehr werth sei, als die königliche zu Bayonne?

10.

Der Abschied.

Mit dem Abendstern am Himmel stand der junge Prinz am Brunnen des Schloßgartens. Florette schwebte herbei. Als er ihr aber die nahe Trennung ankündigte, verging sie fast im Schmerz. Wer konnte ihre Verzweiflung schildern; wer beschreiben, was Heinrich litt? Einander fest umklammert weinten, beklagten und trösteten sie einander.

„Du verläßest mich nun, Heinrich!“ sagte sie schluchzend: „Nun wirst du mich vergessen. Ich bin allein auf Erden. Nun du, mein süßes Leben, stirbst, bleibt mir nichts als der Tod süß.“

„Aber,“ sprach er, „ich sterbe nicht auf ewig. Ich kehre wieder. Wem gehör' ich, wenn ich dir nicht angehöre? Ich bin ja nicht mein Eigenthum mehr, weil ich nun und ewig das deine bin. Was soll ich denn im Gedächtniß behalten, wenn ich dich vergessen konnte? Du bist ja die Seele meines

schönsten Erinnerungen. Wenn ich dich vergeße, habe ich das Athmen selbst vergessen."

„O Heinrich, du kehrst nicht wieder; und kehrst du wieder, wirst du Floretten nicht mehr kennen. Ich werde verwelken, wie die Blume ohne den Thau. Du bist meine Sonne; wie soll ich gedeihen, wenn du verschwunden bist?"

„Nein, Florette, du bist glücklicher, denn ich. Dir bleibt noch der Schauplatz unserer Seligkeit, dir dieser Brunnen, dieser Garten. Ich lebe in allen diesen Blumen für dich. Aber morgen, wenn ich dich verloren habe, bin ich aus dem Paradiese gestoßen. Ich bin in einer andern Welt, in einer Wüste, unter tausend Menschen einsam. Darum wird meine Sehnsucht heftiger nach dir zurückstreben. Ach, nur schon ein einziges Blümchen, das am Fuße dieses Brunnens geblüht hat, würde mich in der Ferne entzücken können. Wenn meine Umgebungen mich hassen oder fürchten, werden dich die deinigen lieben. O, wie bist du so schön! Wer sollte dich nicht lieben! Andere werden dich vergöttern. Andere Männer werden dir begegnen, dich anbeten; ach! du wirst Andere liebenswürdiger finden."

So sprachen sie lange. Thränen, Schwüre, Liebkosungen, neue Zweifel, neue Beruhigun-

gen folgten einander, bis die Glocke des Schloßthurms den Prinzen abrief und Beide zum Scheiden mahnte.

Da ergriff Florette mit Heftigkeit Heinrichs Hand, drückte sie an ihr Herz und sprach: „Siehst du diesen Brunnen der Garenne? Da, immer da wirst du mich finden; immer und ewig, wie heute! Und, Heinrich, bis du nicht ewig, wie heute: sieh, wie dieser Quell sein unversiegbares Leben hinströmt, so meine unversiegbare Liebe. Heinrich, ich kann aufhören zu leben, nicht aber dich zu lieben. Du findest mich wieder, immer wie heute. Immer da, immer da!"

Sie entfloh. Der jugendliche Fürst schwankte durch den Schloßgarten hin, schluchzend und elend.

11.

Das Wiederfinden.

Die Zerstreuungen der Reise thaten seinem Gemüthe wohl. Er besiegte seinen Schmerz. Die fünfzehn ersten Monate, welche auf den letzten Augenblick am Garenne-Brunnen folgten, erfüllten sein Gemüth bald mit andern Sorgen. Im Getümmel der Parteien, die Frankreich damals

zerrissen, auf den Schlachtfeldern entwickelte sich die ganze Fülle seiner Thätigkeit, seines heldenmüthigen Sinnes, der nachmals ihm einen unsterblichen Namen gewann. Schon jetzt war der junge Held die Bewunderung aller Tapfern geworden, und die Ehrenfräulein am Hofe der Katharina von Medicis trösteten ihn mehr, als nöthig war, um Florettens Verlust.

Die liebenswürdige Florette vernahm den Ruhm ihres Geliebten, und wie ihn alle Welt pries. Er war nicht mehr der Gärtner, welcher an ihrer Seite Blumen pflanzte; er war der Kriegsmann, welcher umherzog, Lorbeeren zu ärnten. Sie hatte nur den Heinrich, nie den Fürsten von Bearn geliebt. Seine glänzende Verwandlung erregte weniger ihre Bewunderung, als ihren tiefen Kummer. Denn sie erfuhr auch, wie die Schönen am Hofe ihn umgarnten, und wie er, nur allzuflatterhaft, bald der Einen, bald der Andern angehörte.

Florette hatte in der Welt nur Einen Menschen gekannt und geliebt; dies war Heinrich. Nun verlor sie mit dem Glauben an ihn den Glauben an die Menschheit. Aber darüber brach ihr Herz. Was gekommen war und kommen mußte, hatte ihre Vernunft vergebens zuvorgesehen.

Auf seinen Zügen kam er auch wieder nach

Nerac. Da sah sie den Fürsten von Bearn einigemal mit dem schönen Fräulein von Arelle im Garten und Gebüsch der Garenne lustwandeln. Sie konnte der Begierde nicht widerstehen, Beiden auf ihrem Wege zu begegnen.

Der Anblick Florettens, die, wenn auch blaß und leidend, in ihrer Schwermuth nur noch schöner war, als ehemals im Glanz ihrer Freude, weckte in dem jungen Fürsten plötzlich wieder alle Erinnerungen der ersten Liebe. Er ward unruhig. Das Fräulein an seiner Seite, die Nähe der Höflinge verhinderten ihn, sich seinen Wünschen hinzugeben. Aber folgendes Morgens, als er den alten Lukas im Garten sah, schlich er zu dessen Haus. Er fand Florette allein. Die zu schnelle Heimkehr des Vaters hinderte ihn, sich lange mit ihr zu unterhalten. Er bat nur um ein Stündchen am Brunnen der Garenne. Sie antwortete, ohne die Augen von ihrer Arbeit aufzuschlagen: „Um acht Uhr diesen Abend werde ich dort sein.“

Er eilte davon. Er war wieder der Ehemalige. Seine ganze Seele brannte für Florette. Er konnte die Stunde kaum erwarten.

Es ward dunkel; es schlug acht Uhr. Durch eine geheime Pforte der Burg begab er sich, um Niemandem zu begegnen, auf Fußwegen, die er

wohl kannte, durch's Gebüsch. Er kam zum Brunnen. Sein Herz pochte gewaltig. Florette war noch nicht erschienen. Er wartete einige Minuten. Das Säuseln der Blätter in der Nachtluft schreckte ihn mehrmals freudig auf. Schon breitete er die Arme aus, ihr entgegen zu fliegen, sie an sein Herz zu nehmen. Aber sie war es nicht. Ungeduldig ging er auf und ab. Da bemerkte er, unweit dem Brunnen, in der Finsterniß etwas Weißes, wie einen Theil ihres Gewandes. Er eilte dahin. Es war ein Blatt Papier, nebst dem Pfeil und der durchbohrten Rose. Das Papier war beschrieben. Die Dunkelheit der Nacht hinderte ihn, es zu lesen.

Erschrocken, unruhig, bewegt, fliegt er zum Schlosse zurück und seufzt: „Wie? Sie kommt nicht? Sie sendet mir den Pfeil wieder, weil sie mich nicht mehr liebt?"

Er las die Schrift — nur die Worte: „Ich habe dir versprochen, du werdest mich an der Quelle finden. Vielleicht gehst du vorbei, ohne mich zu sehen. Suche besser. Du findest mich gewiß. Du liebst mich nicht mehr, darum lebe ich nicht mehr. O mein Gott, vergib!"

Heinrich errieth den Sinn der Worte. Der Pallast wiederhallte von seinem Rufen. Man

lauft auf das Geschrei des Fürsten herbei. Einige Diener mit brennenden Fackeln begleiten ihn zum Born der Garenne.

Warum die traurige Erzählung verlängern? Der Leichnam des schönen Mädchens ward in dem Wasser gefunden, welchen das Wasser der Quelle bildet, und nachher zwischen zween jungen Bäumen begraben.

Der Schmerz des jungen Fürsten war ohne Grenzen. Dieser ward nachmals der herrlichste von allen Konigen Frankreichs. Heinrich IV. ist noch jetzt der Abgott des französischen Volkes. Er verrichtete große Dinge. Er erlebte, gewann und verlor viel. Aber ein Herz gewann er nicht wieder, so rein und lieb und treu, wie Florettens Herz. Und die schmerzvolle Erinnerung an diesen Engel verlor er nie.

Das war die erste Liebe Heinrichs IV., das die einzige. So liebte er nie wieder.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Achtzehnter Theil.

Harmonius.
Der todte Gast.
Das Abentheuer der Neujahrsnacht.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Harmonius.

1.

Wir saßen im Frühjahr oft im Garten des Harmonius beisammen. Nie hab' ich einen Menschen gesehen, der inniger, reiner liebte; nie einen Menschen, der der zärtlichsten Gegenliebe würdiger gewesen wäre.

Als Greis von siebenzig Jahren war er noch derselbe frohe, stille, genügsame, unschuldige Mensch, der er einst als Kind von sieben Jahren war. Noch mit derselben Herzlichkeit schmiegte er sich an alles Gute und Wahre an, wie in seinen Knabenzeiten. Er zog den frischen Frühlingshimmel der Kindheit mit sich, durch das heiße Sommeralter, endlich in den kühlen Lebenswinter herunter. Die Zeit tastete zwar die Hülse seines Geistes an, und färbte und bleichte sie; aber an deren Inneres rührte der zerstörende Finger nicht.

Noch immer war ihm die unermeßliche Welt das große, heilige Wohnhaus Gottes und göttlicher Kinder; und der Erdball in diesem Hause nur ein Schulzimmer; unsere Lebenszeit eine schöne, mühselige Lernstunde. Er glaubte an keine Verbrechen und Verbrecher, sondern nur an Irrthum und

Irrende; er glaubte an keine Leiden, sondern nur an Stufen der Glückseligkeit.

„Der Mensch muß in sich, nicht ausser sich leben!“ sagte er oft: „Wir haben mit dem Ausser-uns nichts zu schaffen, sondern mit dem Innn allein. Die Aussenwelt gehört nur in so fern zu uns, als sie ihre Farben und Gestalten durch die Camera obscura des Sinnes in unser Ich hereinspiegelt. — Der Mensch ist Geist; er lebt nicht im Umgang mit Körpern und todten Hüllen, sondern mit Seelen. Die Seelen aber sind sich unter einander verwandt und sind alle Schwestern. Auch die Thiere sollen wir lieben, denn wir haben keinen Grund, an ihren Seelen zu zweifeln; diese sind etwa jüngere Brüder und Schwestern.“

Vor der Laube von rankenden Geißblattblumen geflochten, im Garten des Harmonius, stand eine aus Marmor gehauene Gruppe. Ein junges, schönes Weib lehnte sich an einen Aschenkrug. Ein Vogel saß ruhend neben ihm auf der Urne; ein Hündchen lag schlummernd zu seinen Füßen.

Am Fußgestell standen die Worte: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

Als wir das erstemal beisammen im Garten des Harmonius waren, jene Gruppe sahen und jene Worte lasen, glaubten wir den Sinnschlüssel gefunden zu haben, da Harmonius sagte, jene

weibliche Gestalt sei dem Andenken seiner Gemahlin geweiht, die vor mehrern Jahren in der Blüthe ihres Lebens starb. Der Hund erschien uns als Zeichen der Treue, und der Vogel auf der Urne als Sinnbild der Seele, welche sich über irdischem Staub bessern Welten entgegenschwingt.

Da wir bald nachher in sein Zimmer traten, entdeckten wir an der Wand unter andern Gemälden auch ein größeres. Wir sahen hier das nämliche junge Weib, mit unaussprechlichem Liebreiz bekleidet, und neben demselben auf grünem Zweige einen Vogel, an dessen Federn wir erkannten, daß es ein Buchfink sei; ein braunes Hündchen, an den Pfoten und unter dem Halse schneeweiß, lag lauernd zu den Füßen der Jungfrau. Die Augen dieser drei verschiedenen Geschöpfe waren durch die Kunst des Malers so geordnet, daß man von ihnen überall angesehen wurde.

Im Studierzimmer des Harmonius, welches das schönste im ganzen Hause war, mit einer weiten Aussicht über die Gegend, erblickten wir fast das Nämliche wieder, nur unter andern Verhältnissen.

Drei Bildnisse hingen beisammen, umschlungen von einer Blumenschnur aus Immergrünlaub und Vergißmeinnichten. Das erste stellte einen ähnlichen Vogel dar, wie wir vorhin gesehen; das zweite denselben braunen Hund, aber in Lebens-

größe; das dritte die verstorbene Gemahlin des Harmonius. Unter den Bildnissen war in Goldschrift auf himmelfarbenem Grund zu lesen: Unvergängliche Liebe in allen Hüllen.

In noch andern Zimmern unsers ehrwürdigen Freundes sahen wir noch andere Gemälde, doch viele derselben hatten immer den gleichen Text.

2.

An einem Sonntagsabend waren wir noch spät vor dem Gartenhause um den Greis versammelt. Die Nacht zündete über uns ihre tausend Sonnen an. Der Mond zerriß den Schleier seines Gewölks, und sein geistiges Silber mit den Blüthen vom hangenden Apfelbaum floß, wie elysischer Regen, über uns nieder.

In der tiefen Stille, selten vom Seufzer der Abendluft durch blumiges Gelände unterbrochen, sanken unsere Seelen in schwermüthigen Ernst.

„Solche Abende sind ein feierlicher Ruf ans Menschenherz; — sind einzelne Wiederscheine aus andern Welten; — sind wie fliegender Sommer aus den Gefilden des Jenseits!“ So sprach einer von den Unsrigen, welcher dem Greise am nächsten saß.

Harmonius zog seine Augen von den Sternen zurück und sprach: „Du bist ein Glücklicher, und

ich bin es mit dir, weil ich den Abend aufnehme, wie du. Wahrlich, wahrlich, ihr Lieben, die Welt iſt uns das, was wir ihr ſind. Nicht ſie macht uns glücklich oder unglücklich, ſondern wir machen ſie zur glücklichen oder unglücklichen. Wer an die Tugend glaubt, hat Tugend; wer keinen Gott glaubt, für den iſt keiner. Da wir nun gleichſam Schöpfer unſerer Welt ſind, ſo laſſet uns gute Schöpfer bleiben."

Da fragte einer der Unſrigen: „Ich habe noch wenige Menſchen gefunden, die ſich ganz glücklich achteten. Soll ich glauben, daß ſie nicht tugendhaft und rein genug waren?"

„Ich will nicht richten über das Herz der Menſchen!" antwortete Harmonius: „Der Lehrling kennt in der Malerei den Werth der Schatten nicht; er wird ſie entweder ganz verbannen, oder zuviel geben. Der Menſch von halber Bildung kennt eben ſo den Werth der Entbehrungen nicht. Er will nichts entbehren. Auch beneidet der Menſch nicht ſowohl das Glück eines Andern, als vielmehr deſſen Mittel zum Glück. — Jedem iſt in ſeinem Verhältniß ein gleiches Recht und gleiche Kraft geworden, ſich hart oder weich zu betten."

„Aber", ſprach ich, „wenn auch Jedem gleiches Recht und gleiche Kraft ertheilt iſt, ſo haben doch nicht Alle gleiche Einſicht empfangen, das

höchste Gut zu finden. Du weißt, Harmonius, wie mancherlei Glückseligkeitslehren unsere Philosophen geschrieben, und wie sie sich einander bestreiten."

Harmonius antwortete mir: „Wer ausser sich sucht, was in ihm allein zu finden, wird ewig suchen, und sich selbst verlieren. Wir haben alle eine gute Lehrerin empfangen, wir in Europa und unsere Brüder am Indus und Missisippi; diese ist die Natur — die Natur mit ihrer Gesetzgebung. Wer innerhalb derselben lebt, hat den Frieden; wer eins der Gesetze verschmäht, verliert die Rose, fühlt nur deren Stachel, und verwundet sich selbst. — Der Schmerz ist das beste Heilmittel der Verirrungen. Warum erkünstelt der Mensch betäubende Mittel wider den lehrreichen Schmerz? Diese Mittel sind unnatürlich und fressen frische Wunden. Und so verirren wir uns immer weiter von der Natur, und klagen diese an, statt uns selbst. Wir haben uns ein Heer von Wissenschaften und Systemen erkünstelt, die zur Beseligung nicht vonnöthen waren. Die Wissenschaften haben den Menschen nicht elend gemacht; sondern das Elend hat die Wissenschaften gemacht."

3.

Als Harmonius so gesprochen hatte, entstand eine tiefe Stille unter uns, und Jeder dachte den Reden desselben nach.

Neben mir saß B**, welcher tief gebeugt schien, und indem er gen Himmel sah, leise seufzte.

„Freilich haben unter den Menschen manche das feste Land verlassen," hob er an, „und haben sich in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen. Auch ich gehöre zu den Irrenden. Aber warum ist das Eiland so klein, auf welches uns das Schicksal versetzte? — warum unsre Wißbegierde so groß, daß wir uns nicht mit dem vergnügen, was wir haben? — Warum wollen wir noch so gern entdecken, was ausser unserer einsamen Lebensinsel liegt? Warum sind die schönsten und wünschenswürdigsten Gegenstände undurchdringlich verschleiert? Warum müssen wir am unwissendsten sein in dem, was zu wissen das Wertheste ist?"

„Deine Warum", entgegnete Harmonius, „kann ich nicht beantworten, sintemal ich dein Schöpfer nicht, sondern ein Kind desselben bin, wie du. — Ist denn aber unsere Wißbegierde wirklich zu groß für den Umfang unserer Lebensinsel? Ist diese zur Nahrung unsers Geistes wirklich zu arm, daß wir ein anderes Eiland suchen müssen? O gewiß, das hast du nicht meinen, nicht sagen

wollen. Du biſt überzeugt, wie ich es bin, daß die jetzige Welt zu reich an Stoffen iſt für unſern Geiſt; daß unſer Aufenthalt in derſelben zu kurz iſt, um auch nur von Allem darin auf das allerflüchtigſte zu genieſſen. — Siehe, ich zähle ſiebenzig Jahre; und es nennen mich die Menſchen einen Greis, und erinnern mich mit dieſem Worte an den baldigen Abſchied von ihnen; aber mein Geiſt iſt noch ungebildet, mein Durſt noch nicht geloſcht; ich lerne täglich und bin ein Schüler in meinem ſiebenzigſten Lebensjahre. Du zählſt deren kaum zwanzig und einige!

„Die Begierde zum Lernen und Wiſſen kann hienieden im Ueberfluſſe ſchwelgen, und wir werden den uns gereichten Vorrath nie erſchöpfen. Was du aber Wißbegierde nennſt, würde ich Neugierde heißen, und Neugierde iſt Krankheit. Sie will nicht genieſſen, ſondern nippen; nicht erforſchen, ſondern überflattern vom Unbekannten zum Unbekannten. Die Neugierde hat nimmer genug, ſo wie dem Engbrüſtigen das ganze Himmelsgewölbe nicht Luft genug trägt. Sie iſt moraliſche Engbrüſtigkeit.

„Du haſt dich nun in ein gebrechliches Fahrzeug geworfen, biſt umhergeſchifft, das unbekannte Land zu entdecken. Was haſt du gefunden? Was weißt du nun mehr, als du wußteſt, ehe du vom Ufer abſtießeſt? Wollteſt du Entdeckungen machen

über die wahre Geisterheimath; über die Welt, von der uns die Todesstunde trennt? O, mein Lieber, du wolltest die Zaubereien der Musik empfinden ohne ein Gehör dazu, und einen Blick ins Elysium werfen ohne Augen.

„Kehre denn heim nach deinen fruchtlosen Versuchen; — fruchtlos, nicht weil wirklich ausser der Lebensinsel kein anderes Land vorhanden ist, sondern weil dein Nachen zu zerbrechlich war. Oder willst du, Blinder, die Farbenpracht des Frühlings wegläugnen, weil dir das Gesicht mangelt?

„Kehre heim. Nimm die göttliche Arznei, wie sie dir mein Wahlspruch vorschreibt: Glauben, Liebe, Hoffnung und Geduld."

„Was sollen wir aber glauben?" fragten unserer einige zu gleicher Zeit.

Harmonius lächelte und sah uns eine Weile schweigend an. Dann begann er wieder: „Wie ihr doch so kindlich fragt! Oder wollet ihr mich versuchen? — Glaubet, was euch die Vernunft gebeut, und das Herz euch räth. Kein Glaube läßt sich vorschreiben, oder einimpfen. Ein anderes ist's mit Vernunftgrundsätzen, welche nur gesprochen werden dürfen, um von Jedermann gebilligt und aufgenommen zu sein. Denn das Gesetz der Vernunft ist sich in allen Menschen gleich. Aber ein anderes ist es um den Glauben. Er wird nicht

ertheilt und nicht angenommen. Er ist eine geistige Blume, entsprossen aus der Lage, Nahrung, Stärke, Schwäche und dem Bedürfnisse des Gemüths. Daher ist er bei allen Menschen verschieden. Derjenige eines Kamtschadalen würde mir so wenig angemessen sein, als ihm der meine. Der Glaube ist eine Blüthe der Seele; an der Blüthe erkennst du den Baum. Zerstöre die Blüthe nicht mit roher Hand, wenn sie dir an einem andern mißfällt, denn du läufst Gefahr, den ganzen Baum verwaiset und fruchtlos zu machen. Willst du aber Gutes thun, so veredle den Stamm; gib ihm bessern Boden, feinere Nahrung. Veredle die Seele, so wird sie ihren Glauben selbst veredeln.

„Ich aber", fuhr Harmonius fort, und hob seine Hände empor durch die Mondstrahlen und und Blüthen, „ich aber glaube an Dich, Ewiger, Unbekannter, Namenloser! Ich glaube an die heilige Welt der Geister, worin Vergeltung und Seligkeit herrschen; ich glaube eine Unvergänglichkeit unserer Liebe in allen Hüllen!"

Als Harmonius die letzten Worte gesprochen hatte, verließ sein Blick den Himmel und sank auf das Marmorbild vor der Laube.

4.

„O Harmonius, wie froh bin ich, deines Glaubens zu sein!“ rief ich aus; „Doch den Sinn deiner letzten Worte hab' ich nicht deutlich verstanden. Ich bitte dich, mir diesen, wenn du willst, klarer zu machen.“

„Und wenn ich es thäte,“ sagte er, „würde ich mit meinem Glauben nicht wie ein Träumer vor euch stehen? Mein Glaube aber ist die Frucht meines Lebens, wie er es bei allen Sterblichen ist. Und wie mein Leben nicht das eure ist, so kann mein Glaube nicht der eure sein. Aber wenn Ihr tiefere Blicke in das Wesen eures Selbst und des göttlichen Alls der Dinge senket, wird euch mein Glaube von selbst werden, wie ihn die Alten schon, wie ihn Inder und Griechen hatten, wie ihn Pythagoras und Plato liebten.

„Doch eh' ich Pythagoras und Plato kannte, war, was diese Göttlichen geglaubt, schon aus meinem eigenen Leben hervorgeblüht. Darum muß ich einige einzelne Fäden aus dem Gewebe meiner Schicksale ziehen. Ich will euch, wenn ihr nicht müde werdet, mich zu hören, ein paar Worte aus meinem Leben erzählen.

„Ich kann in meiner Erinnerung noch weit zurücksehen durch die vollendete siebenzigjährige Lebensbahn. Doch in der äussersten Ferne fangen

die Gegenstände an, wie ein Nebel, abzubleichen und ungewiß zu werden. Ich erkenne noch in zweifelhaften Formen die ehrwürdige Gestalt meines Vaters. Meine Mutter erblickte ich gar nicht. Sie starb ein Jahr nach meiner Geburt. Jener sechs Jahre später. Ich ward eine Waise und fremden Händen übergeben.

„Waise zu sein war mir ein hartes Loos; doch damals nur hart, weil ich nicht meinen Gespielen gleich war. Ich hatte keinen Vater, der mich lehrte, keine Mutter, die mich an ihr Mutterherz zog. Dies Entbehren machte mein Herz unaufhörlich wund. Ich weinte still vor mir; ich verlor mich mit unaussprechlicher Lust in den Paradiesen meiner kleinen Vorwelt; zur Zärtlichkeit bildete sich jedes Gefühl in mir.

„Von Allem, was ich kannte, liebte mich nichts. Man haßte mich auch nicht. Ich war einsam. Man hieß mich einen Träumer; meinen Gespielen galt ich einerlei. — Im Sommer wünscht' ich den Winter, weil seine Einöde mir tröstend schien; im Winter rief ich den Frühling, um meine Gespielen zu finden.

„Als ich zwölf Jahre alt war, gerade am Morgen meines Geburtstages, lag ich unter dem hohen Birnbaum im väterlichen Garten; ich schlummerte halb. Ich quälte abermals mein Herz mit wehmüthigen Träumereien. Thränen drängten sich

durch meine geschlossenen Augen. Ich sah auf, und sah durch die Thränen und durch die grüne Wildniß der Zweige in den Himmel. „Ich bin in der ganzen Welt allein. Mich kennt Niemand!“ seufzt' ich: „Niemand mag mich lieben. Und ich bin doch nicht böse. Ist denn nichts mit mir verwandt? Hat mich noch nichts geliebt?“

„Da schloß ich die Augen. Erkältet flossen meine Thränen über die heißen Wangen. Ich sehnte mich zu sterben.

„In dem Augenblick, fühlt' ich, setzte sich ein kleiner Vogel auf mein Kinn und rückte mit dem Schnabel tändelnd mir an den Lippen. Ich erschrack, und als ich die Augen öffnete, flog das Thierchen davon.

„Ich richtete mich auf. Der Vogel saß im Baume über mir. Es war, als betrachte er mich aufmerksam.

„O was hätte ich hingegeben, ihn zu besitzen! Ich lockte, kirrte, aber umsonst. Er flog nicht davon, er kam auch nicht näher. Ich suchte aus meinen Taschen alle Brosamen und streute sie ihm. Da flog er schüchtern hernieder, naschte einige, und sah mich dabei an, als wollt' er danken. Aber bei meiner leisesten Bewegung entfloh er.

„O Vögelchen, liebes Vögelchen,“ rief ich, und streckte weinend meine Arme zum Baum em-

vor, in welchen es geflüchtet war, „ich bin nicht grausam; ich will dich ja lieben und füttern, und Niemand soll dir Leides thun.“

„So rief ich, wiewohl ich wußte, daß das kleine Geschöpf mein Bitten nicht verstand. Doch als hätte es mich verstanden, so sah es auf mich, hüpfte von einem Zweige zum andern — sah mich an — flog vom Baum herab — zu mir — auf meinen Arm.

„Wie soll ich mein Entzücken schildern! Es ist unmöglich. Die Freuden des Menschen sind immer größer, als seine Schmerzen. Denn unter jenen vergißt er sich selbst; bei diesen aber behält er noch Selbstheit genug, sich zu bemitleiden, oder zu bewundern. Daher haben wir für unsere Freuden ein so kurzes Gedächtniß, für unsere Leiden aber ein so langes.

„Allen Hausgenossen zeigt' ich meinen schönen Fang; — ich konnt' es nicht Fang nennen. Das Thierchen hatte sich mir ja selbst ergeben. Ich trug's auf meine Kammer. Da küßt' ich's tausendmal. Da füttert' ich's; da ließ ich's frei umherflattern.

„Ich war, wie im Himmel. Fleißiger ward ich in der Schule; artiger im Hause; lächelnder unter meinen Gespielen. Jeder kam; Jeder bewunderte meinen Vogel und seine Furchtlosigkeit, seine Liebe zu mir und seine Treue.

„Jeden Morgen erweckte mich der kleine Freund mit seinem Gesang. Dann stand ich auf, dann flog er zu mir; dann nahm er seine Futterkörner aus meiner Hand. Ich setzte mich zu meiner Schularbeit, er hüpfte gesellschaftlich auf meinen Tisch, auf meine Schultern und im Zimmer umher. Selbst bei offenen Fenstern blieb mir der kleine Liebling treu. Er flog zuweilen hinaus, und kehrte zwitschernd wieder.

„Lachelt nicht, daß ich mit so vielem Vergnügen von dieser Kleinigkeit erzähle. Zu den schönsten Träumen meines siebenzigsten Jahres gehört es, wenn der Schlafgott mir gefällig jene Szenen aus den Kinderjahren zurückspiegelt.

„Das Thierchen starb mir, nach anderthalbjähriger Treue und Freundschaft. Schon einige Tage vor seinem Tode verlor es Lust und Munterkeit. Es flatterte nicht mehr umher, sondern saß trauernd an seiner Stelle, und am liebsten auf meiner Schulter. Zuletzt ward es so schwach, daß es auch diese nicht mehr erreichen konnte. Ich hielt es in meiner Hand; ich trug es in meinem Busen. Wenn ich weinte, und es liebkosend vor mir hielt, sah es mich an, als fühlte es die Nähe des Abschieds; als wollt' es mir für meine Liebe und für meine Thränen danken. Dann verbarg es wieder sein kleines Haupt unter seinem Flügel, wie zum Schlafen.

„Am letzten Abend trug ich es in seinen Winkel, zu seinen frisch gebrochenen Zweigen. Ich weinte laut; ich küßte es tausendmal.

„Ich flieg ins Bett und kehrte immer wieder zurück, um es noch einmal zu sehen. Und so oft ich kam, hüpft' es vom niedern Zweig an den Boden und, so schwach es war, doch mir entgegen; als wüßt' es um die nahe Trennung; als wollt' es auch mich noch zum letztenmale liebkosen, zum letztenmale sehen und danken. — Spät schlief ich endlich ein, unter Thränen.

„Am Morgen lag es gestorben am Boden. Vor meinem Bette lag es; es hatte in der Nacht sein Plätzchen verlassen, und war zu mir gekommen, um bei mir zu sterben.

„O, du holdes, treues Thierchen, du stummer Engel meiner Kindheit! warum mußtest du so früh scheiden?"

„Erspart mir das Gemälde meines Kummers um den Vogel. Ich begrub ihn schluchzend unter demselben Birnbaum im Garten, wo ich ihn zuerst gefunden hätte. So begrub ich meinen schönen anderthalbjährigen Traum, alle meine Kinderfreuden!"

5.

Nach einigem Schweigen nahm Harmonius wieder das Wort: „Wer da recht liebt, der liebt

mit Treue. Treue iſt Fortſetzung der Liebe. Wer ohne Treue liebt, geht einſam durch die Welt, und macht nur vorüberfliegende Reiſebekanntſchaften."

„Meineſt du, Harmonius," fragte der, ſo dem Greiſe zur Seite ſaß, „meineſt du, daß wir auch im Tode unſere Treue retten? — daß wir auch nach der Auflöſung unſers Leibes noch die Geliebten lieben? Was hülfe uns auch dieſe Liebe für ein paar irdiſche Minuten? Das todte Bewußtloſe im Stein wäre eine beneidenswerthere Gabe der Natur, als die Flamme der Liebe in uns, ohne Ewigkeit derſelben."

„Deine Frage", erwiederte der Ehrwürdige, „ſtreift in ein Land, bis zu welchem unſer Blick nicht reicht. Aber ich könnte zurückfragen: meinſt du, daß wir auf Erden zum erſtenmale leben? zum erſtenmale lieben?"

„Wo hätten wir ſchon gelebt, wo und wen geliebt? — Was half mir Leben und Liebe, die für mich nicht mehr ſind? — Wozu der ſchönſte Traum einer Sommernacht, den ich vergeſſen habe, wenn die Augen aufgehen?" So redete ich.

Harmonius drückte mir die Hand. „Nicht doch, du Lieber," ſprach er: „ſo ſollen wir nicht fragen. Dieſelbe Frage könnten wir noch tauſendmal und auf tauſend andere uns umgebende Dinge anwenden, deren Zweck uns verborgen liegt. Ich

aber weiß und glaube, einſt wird uns das groſſe Dunkele Licht werden, denn wir ſind aus Gott und daher göttlichen Weſens. Aber Gott iſt das Licht in ſich ſelber. Wir ſelbſt ſind nicht Gott, aber wir ſind Gottes; ſind daher ewig, wie er ſelbſt, wie Alles, denn es iſt nur Eins, und dies Eins iſt Gott und nichts iſt auſſer ihm, alſo Alles iſt in ihm, und zu ihm gehörend. Könnte etwas auſſer Gott möglich ſein: ſo wären zwei Götter, zwei Urweſen, zwei Unerſchaffene, die ſich einander begrenzen. Gott aber kann nichts Begrenztes, nichts Endliches ſein, ſonſt wär' er nicht Gott."

— Aber, Harmonius, rief ich beſtürzt: Alles iſt Gott? Wie ſprichſt du? Die Natur, die Welt, der Staub, Alles ſei Gott!

„Lieber Freund," antwortete der Greis, nicht die Natur, nicht die Welt, nicht der Staub iſt Gott, ſondern Alles. Kennſt du aber das unendliche Alles, von dem du nur bis zum blaſſen Licht der Nebelgeſtirne, für deren Entfernungen von uns dem Menſchen Zahl und Maas fehlt, den unendlich kleinſten Theil kennſt? Nicht eins der Millionen Blutkügelchen in deinen Adern iſt der Menſch, ſondern dein Ganzes iſt der Menſch."

— Du ſagſt, Harmonius, es könne auſſer

Gott nichts sein, das ihn zum Endlichen begrenze. Also ist das Endliche in Gott?

„Und wo denn irgend sonst, wenn es Unmöglichkeit ist, daß das Endliche ausser ihm sein und ihn folglich begrenzen konnte? Sind die Gedanken deines immerdar fortdauernden Geistes nicht ebenfalls in dir? sind sie nicht auch wandelbar und endlich? Bist du wegen ihrer Wandelbarkeit minder dauernd und bleibend und endlos? Nein, mein Lieber. So Alles in Gott, auch das sogenannte Endliche. Aber irre dich nicht! das Endliche ist nicht Gott selbst; und dein kommender und verschwindender Gedanke, deine wechselnden Vorstellungen sind wohl zu dir gehörend, und sind in dir; aber sie selbst sind keineswegs dein Geist, dein Ganzes."

— Und du mögtest also, Harmonius, nicht Natur und Welt unterscheiden von Gott? nicht das Erschaffene unterscheiden vom Unerschaffenen, das Geschöpf vom Schöpfer, das Endliche vom Unendlichen, die Materie vom Geistigen?

„Warum sollt' ich das nicht?" antwortete der Greis: „Ich thue es, um menschlich zu unterscheiden, um menschlich die arme Menschensprache zu sprechen. Aber was ist denn Materie, was denn Geist? Es ist Alles Geist, Alles ist Kraft. Materie oder Stoff nennen wir ja nur Wirkungen derjenigen verborgenen Kräfte auf uns,

die sich mit unserm Geist vermittelst der Sinne in Verbindung setzen. Die von den Sinnen wahrnehmbaren Aeusserungen jener Kräfte, nichts anderes, heißen wir Stoff und Materie, ohne zu begreifen, was und wie die wirksamen Kräfte sind, oder was die Wirkungen sein und wie sie geschehen mögen. Das sind kindliche, menschliche Bezeichnungen, leere Wörter. — Was ist denn endlich und unendlich? Es sind arme Wörter und Zeichen; und nichts mehr. Denn Alles ist unendlich; nur den Wechsel der Thätigkeit des Unendlichen, diesen Wechsel heißen wir endlich, der doch wieder selbst etwas Unendliches ist. Wir haben die unbehilflichen Hilfswörter zeitlich, vergänglich, sterblich, endlich und dergleichen mehr nur vom Wechsel der Thätigkeit in jenen Kräften entlehnt, die durch Auge, Ohr, Gefühl u. s. w. mit unserer ewigen Kraft, dem Geiste, in Verbindung stehen. Allein die Kräfte an sich selbst wirken ja ewig und ewig fort und sind nicht sterblich. — Was ist denn erschaffen und unerschaffen? Es sind bloße Wörter, und nichts anderes, die der kindliche Mensch von den Werken seiner Hände entlehnt hat. Er bildet sich ein, er könne schaffen, wenn er auf die ewig vorhandenen Kräfte einwirkt; wenn er das, was schon da ist, nur zu einem andern Zweck, anders zusammensetzt. Er hat darum nichts geschaffen,

sondern was da ist, zu einem Hause, oder Buch, oder Werkzeug verbunden, oder geschrieben. Es ist Alles unerschaffen, weil Alles in Gott und Gott unerschaffen, das heißt ewig ist."

Harmonius schwieg. Aber wir alle schwiegen. Die Rede des Greises klang uns wunderbar und fremd an. Wir trugen hundert Fragen auf den Lippen, wagten jedoch nicht, ihn zu unterbrechen.

„Ihr schweiget und erstaunet," fuhr er nach einiger Zeit fort, „daß ich nur den Wechsel der Thätigkeit von den Kräften, nicht die Kräfte selbst, endlich, sterblich, vergänglich nenne? Darf Eure Vernunft mir nicht beistimmen? oder findet Ihr es edler und angemessener dem höchsten, heiligen, lebendigen Gott, daß er mit seinem Thun und Leben dem armen Menschen gleich gestellt wird? daß auch er zusammensetzen und schaffen müsse, wie wir? — Oder findet Ihr mit Eurer Vernunft begreiflich, daß er etwas, das an sich im Reich des Nichts ist, zum Sein bringe? Es ist dem menschlichen Verstande schlechterdings undenkbar, weil es sinnlos und sich selbst widersprechend ist, daß das Nichtsein ein Sein werde; so wie es unvorstellbar ist, daß ein Sein zum Nichtsein werde. Wollt Ihr denn, was für Euch Unsinn ist, zur Allmacht Gottes machen? Wisset Ihr nicht, daß eben die unabänderliche Ueberzeugung: aus Nichts kann nicht Etwas, aus Etwas

kann kein Nichts entstehen, — daß eben daraus die nothwendige Erkenntniß und Vorstellung des Ewigen, des Unendlichen wird? — daß, wenn möglich wäre, es könne das, was vorhanden ist, je enden, das heißt Nichts werden, auch möglich wäre, daß Gott ende, aufhöre, Nichts werde? Daß aber, weil dies unmöglich und sinnlos ist, nur die Ewigkeit Gottes und alles dessen, was ist, möglich, wirklich und nothwendig ist?"

„Wohin willst du uns endlich mit diesen Gedanken führen, Harmonius?" fragte einer der Unsrigen.

„Dahin zurück," erwiederte der ehrwürdige Alte, „wo wir das Gespräch anfingen, nämlich, daß unsere Seelen und Geister ewige, unerschaffene Wesen in Gott sind, weil er selbst Alles ist; daß unser Geist und unsere Seele nicht erst entsprangen aus dem, was vorher nicht war, sondern schon waren, ehe sie sich mit der Lebenskraft und mit den übrigen sinnlich wahrnehmbarem Stoffen, die wir Leib nennen, verbunden hatten in der sogenannten Geburtsstunde des Menschen.

„Wir waren, sind und werden sein.

„Ihr fraget: wo? wie? als was? Freunde, wir sind nicht Gott selbst, sondern Gottes. Es genüge uns; das ist unsere Seligkeit, das die Beruhigung zur Ewigkeit. Wer das All und das Höchste, und das Leben und Weben der ewigen

Haushaltung durchblicken will, der will die Gottheit durchschauen, will selbst Gott sein."

„Aber", sagte ich, „es liegt mir darin, ich weiß nicht, was Trostloses. Denn war ich von jeher und kann ich nie enden, so ist mein ewiges Sein nicht von höherm Werth, als das endlichste, kürzeste, weil ich von dem Gewesenen so wenig weiß, als vom Künftigen."

„Freund," versetzte Harmonius, „wir erkennen das Ewige und Gottliche, so lange wir Menschen sind, nur trübe durch einen Schleier, der unsern Geist umhüllt, und dieser Schleier heißt und ist Raum und Zeit. Ist uns dieser Schleier einst entnommen, dann liegt die Ewigkeit, also ohne Zeit und Raum, als Eins und All vor uns. Ich aber trage einen hohen Trost in mir, ein Bewußtsein, daß ich Geist fähig bin höherer Verbindung, höherer Macht, fähig bin der Vervollkommnung. Ich nehme viele Kräfte im Unendlichen wahr, die ewig sind und waren, was sie sind. Die einen wirken Gestalten der Steine, Metalle, Lichter und anderer Stoffe; die andern Leben und Gestalten der Pflanzen; die andern Formen und Seelen der Thiere. Und jene Stoffe, jene Pflanzen, jene Thiere sind noch, was sie, nach dem Gedächtniß der Geschichte, vor vielen Jahrtausenden waren. Aber das Menschengeschlecht, aber die Welt unserer Geister ist nicht dasselbe

geblieben. Da iſt unbegreifliche Entfaltung, Fortſchreitung herrſchend, von Erkenntniß zur Erkenntniß, vom Menſchlichern zum Göttlichern. — Und wie ich, nicht nur das menſchliche Geſchlecht, ſondern mich ſelbſt immer und immer vollendeter werden ſehe: ſo iſt ein Zwang in mir, daß ich glaube und glauben muß, ich bin ſchon früher, aber unvollkommener, geweſen; ich werde künftig, aber vollkommener, ſein, je nachdem ich meine Richtung nehme zur Verbindung mit tiefern oder höhern Naturen im göttlichen All."

„Kann denn Höheres und und Niederers, Edleres und Unedleres in Gott ſein?" unterbrach den Greis mein Nachbar.

„Allerdings nicht!" antwortete Harmonius: „Aber was verlangſt du von mir, der ich doch mit menſchlicher Zunge menſchliche Wörter ſprechen muß? — Der Menſch iſt durchaus ein edles Weſen; edel iſt ſein Leib, ſeine Seele, ſein Geiſt; wunderbar iſt derſelben Zuſammenwirken und Einheit. Und doch nennen wir einen Theil edler, als den andern; den Geiſt höher, als den Leib; das Haupt köſtlicher, als ein anderes Glied. Bei dem Allen aber iſt es Alles, was erſt das Weſen des Menſchen ausmacht. Und ſo iſt Alles, was Gottes Weſen in ſich begreift."

„Was verſtandeſt du aber unter der Richtung, die der Geiſt zu tiefern oder höhern Naturen im

göttlichen All nehmen könne?“ fragte hier ein Anderer.

„Die Kräfte der Dinge, die Wesen des Universums durchdringen sich, scheiden sich, einen sich nach ewigen Gesetzen. Die Naturgesetze aber sind, menschlich zu reden, Gedanken Gottes, in denen Alles lebt, das heißt, Er ist. Die Richtung des Geistes nach tiefern Wesen und Einung mit ihnen, die Niederneigung des Geistes zur thierischen Natur, zur Sinnen- oder Gefühlswollust, erniedrigt ihn; sein Aufstreben zum heiligen, weisen, göttlichen, liebenden Sein erhöht ihn. Er scheidet von den untern Naturen, verklärt sich in höhern und vermählt sich ihnen. Das wird Tugend in der menschlichen Sprache geheißen; jenes Sünde und Abfall vom Göttlichen.

„Ich, dessen Wesen ewig war in Gott, sollt' ich ewig also gewesen sein, und unverändert und unveredelt in meiner Selbstheit, wie ich heute bin? Ich, der ich seit meiner Kindheit schon nicht unverändert, nicht unveredelt blieb? — Nein, nein, schon die Erfahrung, deren ich auf jetziger Daseinsstufe fähig bin, deutet mir es: ich stand einst tiefer, ich war einst unvollkommener; ich stehe höher; ich wandle jetzt schon in einem Himmel. Ich, ewig in Gott, habe gelebt, vereint mit tiefern Wesenheiten; ich lebe vereint mit erhabenern; ich werde es sein mit noch unendlich höhern.

Mir, ewig Gottes, bleibt Gott und meine Verherrlichung in ihm. Was ich habe, ist sein, denn ich bin seiner; mir ist in ihm nichts verlierbar, denn er ist unverlierbar. Ich habe gelebt, eh' in dieser Menschengestalt, die jetzt verbleicht. Ich habe gelebt und geliebt, und werde leben und lieben, was ich geliebt habe.

„Denn der lebendige Gott ist die ewige Liebe in sich selber, und meine Liebe nur der Strahl und Durchglanz der seinigen durch mich. Die Liebe ist aber die Verwandtschaft des Göttlichen in sich, das Einssein dessen, was eins in ihm ist. Es ist, wie in den untern Kräften des Universums eine Freundschaft und Anziehung der unter sich verwandten, so unter höhern Naturen des Universums eine geistige Wahlverwandtschaft, ein Durchdrungensein verschiedener Wesen von gleichsam dem gleichen Gottesstrahl der ewigen Liebe. Ich habe gelebt und geliebt. Und was ich lebte und liebte, wird mir bleiben; denn nichts ist verlierbar in Gott."

„Du redest tröstend und erbaben, o Harmonius," sprach ich: „wenn aber keine Erinnerung dort uns die Vergangenheit zurückspiegelt — dann haben wir auf ewig die Geliebten verloren, die wir sterben sahen! — Wie schmerzlich ist uns der Gedanke!"

Harmonius schwieg. Sein Auge erhob sich zu

dem Bilde seiner Gattin. Wie eine Geistergestalt in unsern Kinderträumen, strahlte das Marmorbild im Mondenglanz.

„Den Staub liebst du nicht wieder," sprach Harmonius: „hast du den Staub geliebt, so ist dein Sehnen hoffnungslos. Liebst du den Geist? — Ei, Lieber! er lebt mit dir ja noch im großen Hause Gottes, ist Burger auch von unserer Geisterwelt.

„Doch täuschen wir uns oft. Wir heften unsere Liebe oft mehr an das Aeussere, als an das Innere. Wir wünschen mehr den Leib, als den Geist. Und es ist so verzeihlich — so menschlich. Aber es gilt das Menschliche nicht in der Geisterwelt. Dort gibt es keine Väter, Mütter, Schwestern, Weiber — wir sind nur gleiche Wesen da, und Gottes Kinder, und Brüder.

„Die Geisterwelt mit ihren Verhältnissen, Kräften und Gesetzen ist uns verhüllt. Wir Menschen kennen nur die Menschenwelt. Doch auch schon hier webt uns durch die Dunkelheit schon manche Ahnung an — das Einzige! Wir dürfen es nicht verwerfen. Es kündet sich in unsern Naturen manches Unerklärliche: es ist Verwegenheit, es enträthseln, doch auch Verwegenheit, es, als Aberglauben, verachten zu wollen. Wir sind der Geisternatur zu wenig kundig, und müssen hier Räthsel dulden, wie in der Körperwelt.

„So wie sich in der sichtbaren Natur gleichgeschaffene Wesen gern zusammengesellen, und selbst leblose Dinge unwillkührlich aneinanderziehen, daß nur Gewalt sie scheidet, so ist Aehnliches im Geisterreich. Es ist mehr als Mährchen, daß Kinder, die ihre Aeltern nie gekannt, beim ersten Anblick derselben, ohne zu wissen, wer sie seien, von sonderbaren Empfindungen bewegt und zu ihnen hingezogen wurden. Es ist mehr als Mährchen, daß getrennte Freunde, da einer nicht vom Zustand des andern wußte, sympathetisch litten. Ich kenne keinen Grund, der mich zu glauben verhindert, daß der Magnet, der hier Seelen so wunderbar an Seelen zieht, nicht unter andern Verwandlungen ferner wirken werde. So hoff ich einst in einer andern Welt, in einem andern Leben wieder mit denen verbunden zu werden, die ich in diesem Leben liebte. Mir ist es gleich, in welcher Verwandlung ich sie wiederfinde. Genug, wir gehören zu einander; wir sind Verwandte für die Ewigkeit; und unsere Liebe dauert unvergänglich in allen Hüllen.

„Erlaubet mir," fuhr Harmonius fort, „euch jene Geschichte fortzusetzen, die ich beim Tode des kleinen Vogels abbrach. Diese Geschichte wird nicht bedeutender scheinen, als die vorige war, doch kann sie euch sagen, was mich zu einem Glauben führte, der einen schönen Strahl durch mein

ganzes Leben und durch alle Finsterniſſe desſelben wirft.“

6.

Wir bewieſen ihm unſere lebhafteſte Aufmerkſamkeit. — Er bemerkte es lächelnd, und ſagte: „Möge ſich eure Wißbegier nicht zuletzt durch Langeweile bezahlt finden; denn die Geſchichte iſt an ſich unergeblich, aber mir blieb ſie bedeutſam.

„Lange konnte ich den Vogel nicht vergeſſen. Und, lächelt immerhin, ich glaubte noch lange, ihn in jedem ähnlichen wiederzufinden.

„Ein Abentheuer mit einem Hündchen brachte den Verluſt von neuem in Anregung. Ich war eines Abends vom Spaziergang auf dem Donkelde ermüdet, und ſetzte mich auf eine der Bänke unter den breiten Kaſtanienbäumen, um die Luſtwandelnden vor mir auf und nieder wallen zu ſehen.

„Ohne daß ichs bemerkte, hatte ſich ein junger Hund mir genähert. Er ſtreifte leiſe an meinen Füßen hin, als ſchmeichelte er; ich achtete nicht darauf. Endlich ward er ſo vertraulich, daß er ſich aufrichtete, und mir ſeine Pfoten auf die Knie legte. Ich ſah das Thier mit einiger Verwunderung an. Er ſchien mit ſeinen Augen zu mir zu ſprechen, und wedelte freundlich mit dem Schwanze.

Bald fühlte ich die lebhafteste Zuneigung für das Hündchen. Ich liebkoſete es. Es war ſchön: hatte ſeidenweiches kaſtanienbraunes Haar; Bruſt und Pfoten ſchneeweiß; herabhängende, lappichte Ohren.

„Indem wir einander ſchmeichelten, ſtand ein Fremder in Reiſekleidern und rief mit einigem Unwillen: Mylon! Der Hund ſchien zu erſchrecken, ließ von mir ab, ging demüthig zu ſeinem Herrn, und von ihm wieder ſchüchtern und langſam zu mir.

„„Wie kömmts,“ ſagte der Fremde in franzöſiſcher Sprache zu mir, „daß der Hund Sie kennt? Haben wir einander ſchon irgendwo auf Reiſen getroffen?“

„„Schwerlich, antwortete ich; „ich habe Ihren Hund nie geſehen, und bis jetzt war ich nie auf Reiſen.“

„„Das wundert mich,“ entgegnete der Fremde: „ich ſehe zum erſtenmale, daß dies Thier einem Unbekannten Schmeicheleien gibt.“

„Er rief ihn an ſich, und ging davon. Ich folgte ihm unwillkührlich. Mylon ſprang noch einigemal zu mir zurück, bellte mich freundlich an, und lief in großen Kreiſen um ſeinen Herrn und mich herum.

„Ein paar Bekannte traten mir in den Weg. Wir verloren uns im Geſpräch. Mylon und ſein Herr entfernten ſich immer mehr. Spät Abends kam ich heim.

„Ein sonderbarer Traum folgte in der Nacht. Mir wars, als wandle ich im Garten meines Vaters; mein Vater aber war mir zur Seite. — Ich erzählte ihm von meinem Vogel. Er hörte mir lächelnd zu, zeigte dann auf das durchsichtige Spalier, welches den Garten vom Hofraum trennt, und sprach: „dort ist dein geliebter Vogel.“ Ich sah dahin und erblickte hinter dem Spalier den braunen Mylon, der den Eingang des Gartens zu suchen schien. — Ich eilte dahin; öffnete die Thür; — Mylon sprang mir entgegen; unter wechselseitigen Liebtosungen erwachte ich.

„Der Traum war mir noch im Erwachen lebhaft gegenwärtig. Der Traum schien mir die Freundlichkeit des Hündchens enträthselt zu haben. Ich wagte es zu glauben, selbst auf Gefahr hin, mich zu täuschen, daß die Seele meines Vogels nach mancherlei Wanderungen jetzt Mylons schönen Leib belebe, und die alte Neigung wieder für mich empfände. Ich fand die Täuschung zu schön, um sie verlieren zu wollen.

„Ich war im Begriff, mein Schlafgemach zu verlassen; ging zur Thür; ich öffnete sie, und Mylon sprang mir entgegen. Ich sah ihn eine Weile voller Verwunderung an. Er hatte seinen Herrn verlassen, sich in unser Haus geschlichen und wahrscheinlich die Nacht vor meiner Kammerthür zugebracht.

„Gerührt hob ich das Thier auf; ich drückte es an meine Brust; ich weinte Freudenthränen. Alles, was mir noch vor einer Minute als Täuschung erschienen war, verschwand. Mein Vogel und Mylon waren jetzt eins. Kein Zweifel wagte sich gegen den reizenden Gedanken. Alles trug vielmehr bei, diesen zu bestätigen.

„Mylon verließ mich nicht mehr. Seinen Herrn sahen ich und er nicht wieder. Meine Freude will ich euch nicht schildern. Nur einen sonderbaren Zug noch muß ich anführen, nennet ihn Zufall.

„Am ersten Abend bereitete ich meinem Mylon ein weiches Lager neben meinem Bette. Da glaubte ich ihn am folgenden Morgen wieder zu finden, aber ich fand ihn nicht. Er lag auf hartem Boden, und zwar in eben dem Winkel, wo einst auf seinen Zweigen mein Vogel seinen gewöhnlichen Aufort gehabt hatte. Sei es Zufall, oder Gewohnheit Mylons, sich in solchen Winkeln lieber zu betten, als im Freien — es bestätigte damals die Idee von neuem, welche ihr vielleicht Schwärmerei nennen werdet.

„O wie glücklich wurde ich durch diesen neuen Freund! — er lernte meine Sprache, meine Wünsche versehen. Er war so gehorsam, so treu; in alle meine kleinen Launen ergeben. — Ich fühlte die Unmöglichkeit, solche ganz sich dahin gebende Liebe und alle ihre tausend Opfer

vergelten zu können, die derjenige oft kaum kennt, der sie empfängt!

„Ich verließ meine Vaterstadt, besuchte mehrere Jahre lang einige hohe Schulen, um mich in den Wissenschaften zu vollenden. Mein treuer Gefährte begleitete mich überall. Auch durch Deutschland und Italien machte er mit mir die Reise, und theilte überall mit mir Wohl und Weh.

„Nach Italien, ich gestehe es, zogen mich nicht so sehr die gerühmten Naturschönheiten dieses Landes, oder die Kunstsälen von Florenz, oder die Ruinen Roms, als vielmehr andere Umstände. Zu Colorno, unweit Parma wohnte seit vielen Jahren der Bruder meines verstorbenen Vaters mit seiner Familie. Er hatte zu Livorno in Handelsgeschäften sein Vermögen beträchtlich vergrößert, und sich nachmals, zur Pflege seines Alters, mit seinen Kindern auf ein schönes Landgut bei Colorno begeben. Seit dem Tode meines Vaters war aller freundschaftliche Briefwechsel zwischen ihm und uns aufgehoben. Ich war neugierig, diesen Mann, den Bruder dessen zu sehen, der mir von allen Sterblichen der theuerste war, und mit welchem er einen hohen Grad äusserer Aehnlichkeit besitzen sollte. — Ich hoffte durch die Züge des Oheims mir die des väterlichen Antlitzes zu vergegenwärtigen, und das Bild des Vaters, welches mir mangelte, entwerfen zu können.

„Aber schon in Parma erfuhr ich, daß er nicht mehr unter den Lebendigen sei. Er war eines schrecklichen Todes, unter den Dolchen der Mörder, gestorben.

„Auch seine Kinder, meine Vettern, hatten das Gut bei Colorno seitdem verlassen, verkauft und in andern Gegenden ihre Wohnung gewählt. Sie schienen den Boden gestohen zu haben, von dem das Blut ihres unglückseligen Vaters zum Himmel schrie. So viel ich mühsam erfahren konnte, waren Mönche und Priester die erbittertsten Feinde meines Oheims gewesen.

„Ich begab mich selbst nach Colorno, und von da zu dem Gute, welches ehemals das seinige gewesen. Mitten unter Weinhügeln und üppigen Reisfeldern lag das einfache Schloß, zu welchem von allen Seiten lange Schattengänge der schönsten Fruchtbäume leiteten.

„Mein Oheim schien den wohlthätigen Lehrsatz der Zend-Aresta geehrt zu haben, wo Zoroaster der Perser ausspricht: „Wer die Erde baut mit Sorg' und Emsigkeit, hat höheres Verdienst vor Gott, als wer zehntausend Sprüche des Gebetes täglich wiederholt!" — Aber dies rettete sein frommes Leben nicht. Möchte sein Blut das letzte gewesen sein, so um der Religion willen durch Priesterwuth floß! — Ein einziger falscher Grundsatz führt auf immer vom Weg der Wahrheit ab, und führt

zum ewigen Kriege mit Menschheit und Natur. — Die einzige Lehre: daß nur ein Glaube unter allen Glauben allein der wahre, seligmachende sei! — hat die Länder der vier alten Welttheile mit mehr Menschenblut gefärbt und zu entsetzlichern Verbrechen durch Scheinrecht bevollmächtigt, als alle übrige Irrlehre des gesammten Heidenthums.

„Unter den nahen Ruinen einer alten Abtei, sagte man mir, sei mein Oheim ermordet; da gehe noch allnächtlich sein Schatten umher, auffallend kenntlich.

„Ich verlachte die Sage. Da man sie mir aber von allen Seiten mit dem größten Ernst wiederholte und bestätigte, beschloß ich in einer Anwandlung prahlerischen Uebermuths, wie sie ein neunzehnjähriger Jüngling zuweilen wohl hat, die Sache zu untersuchen.

„Eines Abends ging ich, wohlbewaffnet, in Gesellschaft meines Dieners Matthias und meines Pylon dahin. Ein Bauer brachte uns bis zum Ausgang eines öustern Gehölzes, wo wir die Trümmer des Klosters hinter niedern Gebüschen, vom Monde beleuchtet, emporsteigen sahen.

„Langsam gingen wir den Ruinen entgegen; bald verschwanden sie, bald traten sie wieder aus den Gebüschen hervor. Ein unwillkührlicher Schauer überlief mich in der Einöde. Der Mond hing bleich aus den Wolken. Der Wind durch-

schauerte von Zeit zu Zeit das finstere Laub der über uns schwebenden Bäume.

„Wie kleinlich ist der Mensch, wenn sein Gemüth von jener abergläubigen Furcht übermannt wird, welche ihm durch verkehrten Jugendunterricht eingeimpft worden ist! Alltäglicher Gang der Erziehung, die uns zwingt, im Alter mehr Jahre daran zu verwenden, um den Unsinn zu verlernen, als wir nöthig hatten, ihn in der Kindheit zu erlernen.

„Es verging ohne Ereigniß die Mitternacht; schon zeichnete ein falber Schein den Umriß der Hügel am östlichen Himmel. Mein Blut wurde kühler. Ich verlachte mein abergläubiges Schrecken, und bedauerte ohne Abenteuer geblieben zu sein.

„In demselben Augenblick rauschte es hinter mir durch den Schutt. Ich fuhr zusammen; — ich sah zurück und erblickte in der Dämmerung eine Menschengestalt sich langsam an den Mauern hinbewegen. Ich sprang auf und rief mit bebender Stimme die Gestalt an. — Im gleichen Augenblick stürzte donnernd ein beträchtlicher Theil der Mauer zusammen, an welcher ich die Gestalt wahrgenommen hatte.

„Meine Sinne entschwanden. Ich sank zusammen in eine tiefe Ohnmacht, die sich zuletzt mit dem süßen Schlummer verbunden haben muß, denn

ich erwachte erst spät, nach Sonnenaufgang, durch das überlaute Gebell meines treuen Hundes.

„Indem ich die Augen öffnete, sah ich zwei Kerls zwischen den Ruinen. Sie rannten im Sprung gegen mich. Sie waren in kurze Mäntel gewickelt; einer von ihnen mit einem Stilet, der andere mit einem kurzen Degen bewaffnet. Mylon wehrte ihnen das Andringen. Erbittert über den Hund fielen beide zugleich mörderisch über ihn her; ich hatte Zeit gewonnen, mich aufzuraffen, eine meiner Pistolen zu ziehen und abzubrennen. Fast zur selben Zeit fiel ein anderer Schuß gegen die Elenden von der entgegengesetzten Seite.

„Matthias war's, der mir zu Hilfe kam. Er, wie er mir nachher erzählte, hatte beim nächtlichen Einsturz der Mauer die Flucht gegen den Wald genommen; endlich beim vollen Tagesanbruch den Ausgang des Waldes gegen die Abtei wieder entdeckt, und nun sich hieher begeben, um zu erfahren, was aus mir geworden sei.

„Die Räuber entflohen. Wir verfolgten sie nicht. Mylon, welcher mir das Leben gerettet hatte, der treue, freundliche Mylon, wimmerte schmerzlich, und schleppte seinen blutigen Leib zu mir. Er war von den Mördern zweifach durchbohrt. Weinend hob ich ihn auf, trug ihn auf weiches Gras, und verhielt seine Wunden, inzwischen Matthias

aus einem nahen Bache Waſſer herbeiholte, die Wunden zu waſchen.

„Sein Wimmern ward leiſer. Er leckte meine Hand und ſah mich unverwandt an, als kenne er den langen Abſchied von mir. In dieſen herben Augenblicken erneuerte ſich die ganze Vergangenheit; die Todesſtunde meines Vogels; Mylons erſtes Schmeicheln auf dem Spaziergange im Tomfelde meiner Vaterſtadt; — die Flucht von ſeinem Herrn zu mir; ſein und des Vogels Lieblingswinkel in meiner Kammer. — Hier lag er nun, um für mich zu ſterben, ſeine treue Liebe mit dem Leben aushauchend.

„Mein Schmerz wurde heftiger. Weinend rief ich wiederholt den Namen; Mylon hörte meine Stimme; er öffnete noch einmal ſeine Augen, machte noch einmal die Bewegung, meine Hand zu lecken. Er verſchied.

„Ich grub ihm unter Thränen ein Grab.

„‚Ruh' ſanft, du theurer Staub!' rief ich: ‚ruh' ſanft!' — O Mylon, wir finden uns wieder; du hatteſt eine Seele; ſie kann nicht vernichtet ſein!

7.

„Hier habt ihr nun einen neuen Beitrag von dem, was mich zuerſt hinleitete, an eine Wande-

rung der Seelen zu glauben. Als Anhang dazu liefere ich euch noch die Geſchichte von der Bekanntſchaft, welche ich achtzehn Jahre ſpäter mit meiner Gemahlin machte.

„Ich ſehe es ein, wie befremdend euch mein Gedankengang ſein muß. — Ihr, unvertraut mit tauſend Nebenideen, welche aus dem Grunde der Seele mit jedem Gedanken zugleich in mir aufſproſſen, unvertraut mit der ganzen Verkettung meiner Vorſtellungen, werdet vielleicht dieſen Glauben eine ſeltſame Schwärmerei nennen.“

„Nein, Harmonius,“ rief mein Nachbar; „dein Glaube iſt auch der meine. Längſt lagen in meinem Gemüthe ſeine Keime verſchloſſen: ſie erwachen unter der milden Wärme deines Vortrags. — Ich begreife dich ganz. Die Geiſter geben in ihrer Welt ihren eigenen Gang. Sie geſellen ſich zu den Körpern nach unbekannten Geſetzen, und löſen ſich wieder von ihnen ab. Geſchaffen von Ewigkeit her, reifen ſie für die Ewigkeit. Hier iſt unendliches Fortſtreben, jeder Tod nur Verwandlung des Schauplatzes. Unverwandt mit dem Irdiſchen ſollen ſie nicht an dieſem kleben, ſondern nach dem Geiſtigen trachten. Ich bin unſterblich; das Univerſum hat keine irdiſche Grenzen für mich; früher oder ſpäter darf ich hoffen, Zeuge erhabenerer Szenen zu ſein.

„O Harmonius, ich fühl' es, es gibt keinen

Katechismus-Himmel, keine Katechismus-Hölle! — Ein unendliches Geistergetümmel, emporsteigend zum Urquell des Guten und Seligen! — Harmonius, einst zweifelte auch ich mit kindischem Kleinmuth. Seitdem ich aber aufgehört habe den Schulweisen zu horchen, seitdem ich die Natur frage, ist mir die ganze Welt göttlicher geworden.

„Ja, ihr ewigen Flammenblumen, im unermeßlichen Himmelsgrund droben, ihr seid vergebens nicht dahin gepflanzt! Euch sehen Hund und Affe, Adler, Wurm und Fisch, doch keiner kennt euch, keiner weiß, daß ihr Erden und Sonnen seid im Unendlichen schwimmend. Der Mensch weiß es. Ach, vielleicht, früher oder später, ist einer von euch mein Wohnplatz; und inzwischen noch auf Erden treue Freunde am Grabe des Entschlummerten weinen, fühl' ich dort schon die unbekannten Reize eines andern Lebens!

„Dort samml' ich neue Brüder, neue Schwestern! — Der Tod entführt sie mir, der Tod entführt mich ihnen; ein ewiger und ewig-schöner Wechsel! — Und unter allen Geistern auch vielleicht für mich ein theurer Geist, ein Zwilling, Brudergeist!"

Er schwieg. Wir waren wunderbar gerührt. Reden konnte keiner. In einem milden Strome von Empfindungen versanken die Seelen. Der

Mond floß durch ein Goldmeer von Gewölken hin; sein Schimmer sank über die blühenden Gebüsche, bald strahlender, bald matter. Zwischen den verworrenen Zweigen der Kastanien und Pappeln blitzten hin und her die Sterne, vom Laube spielend bald bedeckt und bald enthüllt. Die ganze Landschaft schien ätherischer, in feinen Duftgebilden aufgelöst, um uns zu schweben. So sahen der Vorwelt Dichter ihr Elysium.

8.

„Lieben Freunde," sagte Harmonius endlich, „ich liebe zwar diese Ausschwünge eurer Einbildungskraft unter den Begleitungen heiliger Gefühle. Indessen ist hier etwas mehr vorhanden, als Gewebe der Phantasie aus Regenbogen-Schimmern. Es ist hier ein tiefer Ernst der Natur und Vernunft. Ich möchte euch zurückrufen zu diesem.

„Mein begeisterter Nachbar hatte allerdings wohl Recht, da er uns sagte: Wenn man die Natur selbst fragt, lernen wir einen schönern, als den dürftigen Katechismushimmel kennen. Ich habe die Natur, das Wort Gottes, gelesen: sie ist das Buch der unendlichen Weisheit und Liebe.

„Das Leben des Universums ist die Regsamkeit der ewigthätigen Kräfte und Wesen derselben, ihr ewiges Zusammen- und Auseinanderstreben

Alle wirken neben und durch und in einander. Es kann deren keine vergehen; nur ihre Verbindungen und Wirkungen wechseln, wie die Vorstellungen im menschlichen Geist. Ewig war die elektrische Kraft, welche im Krampfisch, wie in der Donnerwolke, wohnt, und alle irdische Stoffe erfüllt; aber nicht immer erscheint sie uns empfindbar, sondern erst wenn sie sich mit denjenigen Urkräften vermählt, welche durch ihr Einwirken auf unsere Sinne, oder vielmehr auf die Seele, Gefühle und Vorstellungen erweckt. In demselben Verhältniß ist die bildende Kraft vorhanden und wirksam, welche in Felsenhöhlen den wunderbaren Krystall, in den Pflanzen die Fasern und Saftgefäße und Zellen schafft. Eben so die Lebenskraft, welche in Moosen, Algen, Eichen und Palmen, im Kerbthier wie im Adler, im Wurm wie im Löwen das Geheimniß des Keimens, Wachsens und gesellschaftsweisen Fortpflanzens darstellt.

„Wenn die Pflanze welkt und dürrt und in Staub zerfällt, meint ihr, die aus ihr gewichene Lebenskraft sei eben so vergangen, wie die Form der Stoffe, aus denen sie einst ihre Hülle, ihren Leib, nämlich die Welt der Pflanze zusammengebildet hatte? Meint ihr, für jede neu aus dem Boden sprießende Blume müsse eine neue, nie vorher gewesene Lebenskraft aus dem, was Nichts ist, entstehen und werden? Nein, was ist, das

war und wird immerdar sein. Die Lebenskraft der verdorrten Pflanze ist nur in die allgemein verbreitete Masse der Lebenskraft zurückgetreten; gleichwie die elektrische, die euch den zuckenden Blitz zeigte, in die allgemeine Masse der Elektrizität; oder wie die irdischen Pflanzentheile in die allgemeine Masse des auf der Oberfläche des Erdballs verbreiteten organischen Stoffes.

„Es bleiben die organischen Stoffe, oder vielmehr, die sie wirkenden Kräfte, immerdar; und immerdar auch jene Kräfte, die sich, um den Sinnen zu erscheinen, mit dem organischen Stoff verbinden. Die Lebenskraft wechselt nur ihr Gewand, in welchem sie uns erscheint.

„Höher, unendlich höher, als jene niedern Kräfte, stehen im Heiligthum Gottes, im Innern des grenzenlosen Alls, die Seelen und die sich bewußten Geister. Auch sie gewiß verschwinden nicht in das undenkbare Nichts mit der Form ihrer irdischen Einbildung. Sie vermählen sich nur andern Kräften und treten in andern Hüllen neu erscheinend hervor. Was gelebt hat auf Erden, das lebt noch; und der Stoff, in welchem die ersten Pflanzen, Thiere und Menschen des Erdballs bestanden, ist noch derselbe, aus welchen die Körper der Pflanzen, Thiere und Menschen bestehen, die heut sind. Warum soll ich am Wan-

deln und Sichverwandeln der Geister, Seelen und Kräfte zweifeln, da die Natur mir dasselbe zeigt?

„Es ist darum keineswegs behauptet, daß die Geister in ihren Verwandlungen allein an den kleinen Weltkörper gebunden sind, welchen wir unsern Erdball nennen. Warum sollten die erhabenern Wesen nicht Bewanderer anderer Welten sein können, da wir andere, viel niedrigere Kräfte mit unbegreiflicher Schnelligkeit von einem Stern zum andern versetzt und wirksam wahrnehmen? Es ist eine innige wundervolle Gemeinschaft zwischen den im Universum verbreiteten Myriaden der Welten. Die Schwerkraft ketter sie zu glänzenden Kränzen zusammen und der Lichtstrahl bildet goldne Brücken von Weltkörper zu Weltkörper in den unermeßlichsten Räumen.

„Der Seelenwanderungsglaube des hohen Alterthums, welcher der Unwissenheit späterer Zeiten Thorheit schien, wird sich wieder den alten Adel aus der Naturkunde zurücknehmen. Und wär' es in euern Gedanken ein Wahn, daß ich auf Erden schon in verschiedenen Hüllen einer und derselben geliebten Seele begegnet bin: so nennt es immerhin Wahn, was ein unerklärliches Gefühl in mir, was eine innere Stimme mir Gewißheit nennt. Ich kenne drei Wesen, mit welchen ich während meines siebenzigjährigen Lebens auf eine wundersame, unwillkührliche Weise zusammengezogen

ward, wie mit keinem andern Wesen. In allen dreien war dieselbe Zartlichkeit, dieselbe Treue. Das dritte dieser Wesen war meine Gattin.

„Unweit einem Dorfe erblickt' ich eines Tages, da ich von einer Geschäftsreise heimkehrte, an der Landstraße eine Bettlerin, die von einem Vorübergehenden mit den Worten zurückgewiesen ward: „Geh arbeiten, du bist jung und solltest dich des Bettelns schämen!"

„Als ich näher trat, setzte er unbefangen seinen Weg fort.

„Unwillkührlich blieb ich stehen. Ich fühlte plötzlich mein Herz so beengt, als meine Vorstellungen und Empfindungen so in Eins aufgelöset, daß ich mich selbst nicht kannte. Die rührendste Schönheit schwebte vor mir im Stande der größten Niedrigkeit.

„Auch sie schien bestürzt. Eine glühende Röthe überflog, wie Wiederschein brennenden Morgengewolks, ihr Angesicht. Dann ward sie blaß, schien sich ermannen und entfliehen zu wollen, wankte seitwärts, fühlte den Verlust ihrer Kräfte, und hielt sich bebend an einem nahestehenden Baum. — Ich ging ihr nach.

„„Dir ist nicht wohl, mein Kind!" sprach ich. Und mich dünkte, sie schon längst gekannt zu haben.

„Sie antwortete nicht, wiewohl ihre Lippen sich öffneten, Antwort zu geben. Sie sah mich mit ihrem Unschuldsblick lange und unverwandt an, als wolle sie in meiner Seele lesen. Dann drehte sie sich plötzlich ab und ging davon.

„Unbeweglich blieb ich auf meiner Stätte. Zehn Schritte von mir lehnte sie sich wieder an eine hohe Eiche, und sah zurück nach mir. Sie weinte, und schien mit Gewalt ihre Thränen unterdrücken zu wollen.

„Ich näherte mich ihr. „Was fehlt dir, mein Kind?“ fragte ich: „Bist du unglücklich?“

„Sie antwortete nicht. Der Schmerz überwältigte sie. Sie schluchzte laut, starrte mich mit thränenvollen Augen an, wollte fliehen, wankte wie erschöpft, und sank gegen mich hin. Ich fing sie in meinem Arm auf. Ihr Auge war geschlossen, ihr Gesicht mit schrecklicher Blässe übergossen. Ich zitterte, sie an meiner Brust sterben zu sehen.

„Bebend legt' ich sie nieder in die hohen Kräuter, lief zurück zu einem lebendigen Quell, der unter dem Felsen hervor über den Weg floß; schöpfte in meinen Hut das kühle Wasser, und kehrte zurück.

„Das Mädchen war erwacht. Sie hörte meinen Fußtritt, und richtete sich langsam auf, mit Anstrengung aller Kräfte.

„Eine blasse Röthe färbte ihre Wangen wieder. Sie lächelte mich dankbar an.

„„Du bist sehr krank!“ sprach ich.

„Sie lächelte, und antwortete mit einer weichen zitternden Stimme: „Gewiß nicht!“

„Ich zog meine Geldbörse hervor, und statt ihr Münze zu suchen, gab ich ihr die ganze Summe. Ich glaubte noch zu wenig gegeben zu haben.

„Das Mädchen erröthete, gab das Geld zurück und sprach: „Ich verlange nichts.“

„„So will ich dich wenigstens zu deiner Wohnung begleiten, denn du bist schwach!“

„„Sie ist nicht weit von hier!“ sagte sie.

„„Hast du deine Aeltern dort?“ fragte ich.

„„O nein. Meine Aeltern sind gestorben. Ich bin eine Waise. Es sind weitläuftige Verwandte, arme, gute Leute, die sich meiner erbarmt haben. Ausser dem Obdach der Hütte können sie mir aber nichts geben. Ich hüte die Gänse, oder trage Milch.“

„„Warum gehst du in keinen Dienst?“

„„Ich kann nicht. Der alte Mann in unserer Hütte wäre ohne Pflege. Er ist krank.“

„„Und wie alt bist du?“ fragt' ich.

„„Siebenzehn Jahre!“

„Unter solchen Gesprächen kamen wir zu des Mädchens Wohnung; — eine baufällige Hütte, von Epheu, der sie umrankte, gleichsam zusammen-

gehalten und an eine röthliche schroffe Felswand gebunden. — Von innen überall Spuren der bittersten Armuth, und doch dabei sehr reinlich. Eine Frau wusch an einem lebendigen Brunnen, von einem hochbuschigen Hollundergesträuch beschattet. Ein Greis lag stöhnend an der Thür im Innern auf Laubsäcken.

„Wir setzten uns auf ein hölzernes Bänkchen unweit der Hütte; vor uns öffnete sich hier durch Weiden und Erlen eine lächelnde Aussicht über den Fluß gegen das jenseitige Ufer.

„„Darf ich Euch frische Milch anbieten und schwarzes Brod zum Frühstück?“ fragte das Mädchen.

„Ich nickte gefällig. Die Freude strahlte von ihren Wangen; sie lief, sie flog davon.

„Während ihrer Abwesenheit hielt ich mit der Frau ein Gespräch über ihre Pflegetochter. Das Weib sprach mit Rührung von derselben, und stimmte in ihren Berichten mit dem überein, was ich von dem Mädchen selbst erfahren hatte. — Doch auch den Namen derselben erfuhr ich noch; Cecilia hieß das arme Kind.

„Nach einer Weile erschien Cecilia. In sauberm hölzernem Geschirr setzte sie Milch und Brod vor.

„„Cecilie,“ sagte ich, „du jammerst mich. Du bist unglücklich.“

„Sie ward roth. Ihr seelenvolles Auge schimmerte wieder von einer Thräne.

„„Willst du immer Bettlerin bleiben?“ fuhr ich fort.

„„Die Armuth hat mich nicht unglücklich gemacht!“ seufzte sie.

„„Ich möchte Alles für dich thun!“ sagte ich wieder nach einer Pause: „Ich will dich neu kleiden; ich gebe dir Reisegeld, und du reisest voraus in meine Vaterstadt. — Deine Pflegeältern sollen von mir versorgt werden, daß sie nicht darben.“

„Die Pflegemutter hatte meine Rede gehört. Cecilie sah mit tiefer Unruhe vor sich nieder. Die Frau eilte herbei, und erschöpfte alle Beredsamkeit, Cecilien zu bewegen, solch ein Glück nicht auszuschlagen. Cecilie, ihrer Pflegerin gehorsam, willigte ein. Ich gab dem Weibe Geld, und schickte sie ins Dorf, für Cecilien bessere Kleider zusammenzukaufen.

„Ich blieb allein. Nach einiger Zeit hörte ich stilles Gewimmer. Ich erkannte die Stimme Cecilliens; sie sprach mit gedämpfter, halbleiser Stimme in der Hütte.

„Ich flog dahin. Eine halboffene Thür ließ mich das arme Mädchen in einer Kammer sehen. Es hatte mir den Rücken gewandt. Mit hoch gen Himmel gehobenen, zusammengefalteten Händen

ſtand Cecilie da, und weinte, ſchluchzte, und ließ zuweilen einzelne Worte hören:

„„Du haſt meine Thränen geſehen!“ ſprach ſie, überwältigt von ihren Gefühlen: „Du haſt meine Seufzer gezählt! — O mein Gott, o mein Gott, wie hab' ich's verdient, daß du mich ſo glücklich machſt!“

„Das Gebet, ſo es vom gepreßten Herzen aufſteigt, iſt gleich der Thräne. Es nimmt den Leiden alle Dornen ab, und den Freuden ihren giftigen Rauſch.

„Ich ſetzte mich wieder auf das hölzerne Bänkchen. Mit verweinten Augen trat nach einigen Augenblicken Cecilie heran. Unbeweglich ſah ſie mich an; unbeweglich ich ſie.

„„Warum weinſt du, liebe Cecilie?“ fragt' ich.

„Entfeſſelt ſtürzte nun ein Thränenſtrom über ihre Wangen. Sie warf ſich vor mir auf die Knie; ſie ergriff meine Hand, drückte ſie an ihren Mund und rief: „Ach, mein Glück iſt allzugroß! Wie konnt' ich ſo viel hoffen! — Ich will Eure treuſte Magd ſein; ich will Euch nie verlaſſen; ich will gern für Euch ſterben!“

„Damit ich euch nicht länger aufhalte mit meinem Feſt in der Bettlerhütte: ich brachte Cecilien in eine benachbarte Stadt zu einer meiner Bekannten, welche Vorſteherin einer weiblichen Erziehungsanſtalt war. Sie blieb anderthalb Jahre

in dieser Anstalt. Dann ward die demuthreiche Heilige meine Gemahlin.

„Wichtiger in dieser Geschichte sind einige andere Umstände, sowohl im Betreff meiner, als Ceciliens. Es steht bei euch, diese Umstände Träumereien oder Spiele des sogenannten Zufalls zu heißen. Mir tragen sie etwas Bedeutsameres in sich.

„Dahin gehört das sonderbare Gefühl, von dem ich beim ersten Anblick der Bettlerin ergriffen war. Dies Hingerissenwerden meines ganzen Lebens zu der Unglücklichen mag vielleicht nichts Auffallendes haben. Denn der Beispiele sind viel, daß Personen, die sich nie gesehen hatten, beim ersten Blick von einer plötzlichen, gegenseitigen, leidenschaftlichen Neigung entzündet worden sind. Indessen gehören dergleichen Erscheinungen immer noch zu den Räthseln unsers Innern, die nicht gelöset worden sind. Woher dies plötzliche, unwillkührliche Entflammtwerden des Menschen für eine Person, bei deren Anblick tausend Andere gleichgültig bleiben?

„Es ist nicht wohl die Zaubermacht der Schönheit überhaupt, welche das Wunder hervorbringt; denn wir wissen, daß man häufig im Leben das als Schönheit erkennt, wovon man sich nie leidenschaftlich angezogen fühlt; und daß zuweilen Herzen für eine Gestalt entbrennen, die sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Formen dem nähert, was

nach dem allgemeinen Urtheil häßlich iſt. — In aller Zuneigung oder Liebe herrſcht, wie in der Ueberzeugung von der Wahrheit, keine Willkühr, ſondern Naturzwang, Nothwendigkeit. Daß die erſten angenehmen Eindrücke irgend einer Menſchengeſtalt auf das zarte Gemüth der frühеſten Kindheit unauslöſchlich bleiben, und noch im ſpätern Alter das Urtheil über Schönheit und die Empfindung des Wohlgefallens an dieſer oder jener Geſtalt leiten, iſt eben ſo unerwieſen durch Erfahrung, als lächerlich für den geſunden Verſtand.

„Jene in unſerer Zuneigung oder Abneigung herrſchende Nothwendigkeit ſcheint mir in Eigenthümlichkeit der Seelen-Natur zu liegen, die, an ſich ſelbſt ohne Willkühr, dem Naturgeſetz unterworfen iſt, wie Alles. Nur der Geiſt des Menſchen hat freien Willen, nicht die Seele, die ſeine nächſte Hülle, ſein empfindendes Organ iſt. Nur jener hat Bewußtſein; die Seele kennt nur Empfindungen und Inſtinkte. Im Geiſte wohnt Sehnſucht nach Vollkommenheit, in der Seele wohnt die Liebe.

„Ich war beim erſten Zuſammentreffen mit Cecilien meiner Neigungen nicht mehr mächtig, ſondern unwillkührlich zu ihr hingezogen. Weder ihre Armuth, noch ihre Schönheit hatten mich gerührt, ſondern ihr und mein Sein waren eins, als wären wir einerlei Weſen von jeher geweſen,

wie das Leben eines Säuglings und der Mutter lange nur eins sind, bis sie durch Naturzwang auseinandertreten müssen. Freunde, auf dem vielbeschifften Ozean der Wissenschaft ist schon mehr als eine neue Welt entdeckt; aber vom Gebiet der Seelenkunde kennen wir kaum die Küsten und einen tauglichen Landungsplatz, von welchem aus wir in das Innere zur Ansicht der Wunder und Geheimnisse alles Lebens dringen könnten.

„Weit überraschender war mir, was ich nachmals aus Ceciliens Erzählungen vernahm. Sie behauptete, ehe sie mich gekannt, eine Gestalt, wie die meinige, zuweilen schon im Traum, und schon in den ersten Träumen ihrer Kindheit gesehen zu haben. Sie habe sich an das Erscheinen dieser Gestalt unter allerlei Umgebungen, wie der Traumgott sie uns vorzaubert, so sehr gewöhnt, daß ihr Gedächtniß dieselbe auch beim Wachen festhielt. Nur selten, nicht einmal alle Jahre, wäre ihr mein Bild im Schlafe vorgekommen; dann aber von ihr mit der gleichen Sehnsucht und Liebe begegnet worden. Sie nannte die Empfindung, welche sie dabei hatte, auf mir selbst unverständliche Weise, eine unbeschreibliche Beklemmung, ein sonderbares schmerzlich-angenehmes Zusammengezogenwerden der Brust, und zwar der hohern Gegend derselben, zwischen beiden Achseln. Sie behauptete, nach einem der Träume, dies Gefühl

einige Tage lang, doch immer schwächer werdend, behalten zu haben.

„Als Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, da sie einst im Walde Erdbeeren sammelte, ward sie, ohne vorhergegangenen Traum, von der nämlichen Beklemmung befallen, und diese brachte ihr eben so schnell das Traumbild in Erinnerung. Bald hörte sie Hufschlag eines Rosses auf der durch den Wald führenden Landstraße. Sie richtete ihren Blick auf den Reiter. Ich selbst war es, der auf einer Geschäftsreise durch diese Gegend kam. Doch erinnere ich mich nicht, die Erdbeersucherin gesehen zu haben. Cecilie hingegen, wie ich aus ihrer Erzählung weiß, war bei meinem Anblick wie gelähmt. Sie umklammerte einen Baumstamm, um nicht zur Erde zu sinken. Sie zweifelte, ob sie im Träumen oder Wachen sei. Und als ich längst vorüber sein mochte, rannte sie auf der Landstraße den Spuren meines Pferdes nach, um mich nur noch einmal, nur aus der Ferne zu erblicken. Ihre Anstrengung war fruchtlos geblieben.

„Erklärt euch daraus den seltsamen Zustand, in welchen sie geriet, als ich sie, wie ich euch schon erzählt habe, unweit ihrem Dorfe Almosen heischend fand. Sie zweifelte damals nicht am wirklichen Leben der Gestalt aus ihren Träumen;

aber hatte die Hoffnung verloren, ihr wieder in der Wirklichkeit zu begegnen.

„Genug davon, lieben Freunde. Ich habe euch die Erklärung gegeben, welche ihr über meine Worte: „Unvergänglichkeit der Liebe in allen Hüllen" verlangt habet.

„Moget ihr immerhin in dem Geschichtlichen, welches ich euch mittheilte, Spiele des Ungefährs oder Mitwirkungen einer täuschenden Einbildungskraft vermuthen; moget ihr immerhin zu dem, was mir darin wunderbaft schien, einen andern Schlüssel finden. Ich geb' euch das Alles preis. Aber das Hohere meiner Glaubensüberzeugungen läßt sich nicht erschüttern, geschweige entwurzeln. Ihr kennet den Einklang der Erfahrung und Vernunft, der Vergangenheit und Zukunft der Zeit und Ewigkeit nicht vor mir zerstoren.

„Der Mensch, hingestellt zwischen dem allewigen Nichts und der allewigen Wirklichkeit kann weder die Moglichkeit des einen, noch des andern begreifen. Oder wer ergründet, warum nicht eben so gut ein All-Nichts, als ein All-Sein ist? Aber ich bin mich meiner und des wirklichen Alls bewußt. Es ist. Und weil es ist, darum ist unmöglich Nichtsein oder Verschwinden dessen, was ist; darum ist ewig, was ist, die Kraft im Staub-Atom, wie die Kraft, welche im Plato dachte. Alles ist Kraft, alles Geist, alles wirkend. Das

iſt das unendliche Reich der Natur; die Welt aber nur Wirkung derſelben auf den Geiſt und die Seele. Das Spiel der Wirkungen iſt wandelbaft; das Ewigthätige unwandelbar. Die Welt kann vergehen, die Natur nicht.

„Nicht die Weſen an ſich, nur ihre Verhältniſſe unter ſich ändern. Geiſt und Seele treten nach göttlichen Ordnungen in andere Verbindungen. Die Stärke oder Schwäche des heiligen Willens, welchen der ſich bewußte Geiſt hat, entſcheidet naturnothwendig über das Steigen und Sinken ſeines Selbſt. Das iſt ſein Himmel, das ſeine Hölle. Es iſt ein unendliches Fortſchreiten der Geiſter zur Vollendung ins Unendliche, wie ſich die Sonnenſyſteme mit ihren Welten durch das Reich des nirgends umuferten Alls treiben. Ewige Thätigkeit! Neue Verbindung, eingegangen von den Geiſtern und Seelen mit neuen Kräften, die ihnen dienſtbare Werkzeuge zur Berührung mit dem All der Dinge werden, das iſt Seelenwanderung. Eine andere Art des Fortdauerns und Fortwirkens iſt uns nicht gedenkbar. Ob auf dem Erdſtern, ob auf einem andern, wird gleichgültig; denn immer ſind wir in Gott. Wir ſehen hier nur ſeine Herrlichkeit in einem dunkeln Spiegel; doch heller ſieht ſie unter uns ein Geiſt, als der andere.

„Das, was wir in tief unter uns liegenden,

ſich ihrer unbewußt ſcheinenden Kräften Anziehung und Wahlverwandtſchaft nennen, und die Liebe höherer Weſen unter ſich, iſt gleich ewig, iſt aus Gott. Denn Gott iſt Liebe. Und dieſe Liebe tragen verwandte Seelen unvergänglich durch alle Hüllen.“

10.

So ſprach Harmonius. Aber es ſind nicht ſeine Worte, die ich gebe, ſondern nur Andeutungen ſeiner Gedankenkette. Wir Alle fanden das wunderbar in derſelben verflochten, daß wir uns weder durch Widerſpruch von ihr loſen, noch wegen ihrer Fremdartigkeit ganz mit ihr zuſammenſchlieſſen konnten.

Was Harmonius von ſeinen Lieblingen auf Erden geſprochen, ſchien uns nicht ſeltſamer, als was vom Pythagoras erzählt worden iſt. Ueber das Weſentliche dieſer eigenthümlichen Naturanſicht mag' ich kein Urtheil. Merkwürdig bleibt mir aber, daß ein ſo erhabener Geiſt, wie der des Harmonius, endlich zu derſelben zurückkehrte, welche ſchon in den Geheimlehren der Urvölker, der Juden und Aegypter, in den pythagoriſchen und platoniſchen Ideen und in den pindariſchen Geſängen waltete.

Für den Denker iſt die Darſtellung der eigen-

thümlichen Art eines denkenden Geiſtes nicht minder anziehend, als die Schilderung irgend eines auffallenden menſchlichen Karakters im äuſſern Leben. Darum habe ich geglaubt, nicht etwas ganz Unverdienſtliches zu thun, wenn ich von den Geſprächen des liebenswürdigen Greiſes Harmonius das Bedeutendere ausshobe.

Der todte Gast.

Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er heißt Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzialhauptstadt als überzähliger und unbesoldeter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges geblasen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildetern Zeitalters würdigern Verhältnissen. — Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung auch seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Herrn Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher Mündigkeit hatte, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen

wohlthut, seinem Vormund um Erlaubniß, den Zug für's Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt oder vielmehr im Städtchen Herbesheim an der Aa, der ihn, wenn man so sagen will, erzogen hatte (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im Hause gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgenden Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug fürs Vaterland einzustellen und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig sein. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w."

Die in ein Papier gewickelten fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Briefe in seltsamem, doch gar nicht unangenehmem Widerspruch. Waldrich hätte ihn sich noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden

gefallene Papier gerathen, worin das Geld eingeschlagen gewesen. Er nahm es. Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dies wünscht Ihre ehemalige Gespielin Friederike.“

Diese Gespielin Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefversiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparhafen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen sein konnte), nannte es sogar seine deutsche Thusnelde, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Inkognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrichs Hermannsthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, son-

dern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als hinter den Aktenschanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit, und kehrte endlich, nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag und Sing und Sang in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehrern Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden zur Belohnung bald vorzugsweise irgend eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntnisse sehr geachtet. Allein mit der Anstellung ging es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, zu Hause zu bleiben und den Zusammenhang zu behalten; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte von bürgerlichen Aeltern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Bantes, sein gewesener Vormund, langst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausge-

händigt hatte, und dieſes längſt zu allen Heiden ausgewandert war. Er trieb ſich alſo in der Beſatzung umher, machte in den Wachtſtuben Gedichte und auf den Paraden philoſophiſche Betrachtungen. Dies gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die Truppen verlegt wurden. Da traf es ſich ganz unerwartet, daß ſeine Kompagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Beſatzung zu gehen.

An der Spitze ſeiner Kompagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Kommandirender in ſein Vaterſtädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei ſchwarzen hochgeſpitzten Kirchthürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms! Vor dem Rathhauſe ſchwieg die Trommel. Ein paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Kommandirende, verſteht ſich, ward ins vornehmſte, das iſt, ins reichſte Haus der Stadt einquartiert, alſo zu Herrn Bantes. Angenehmeres hätte ihm der geſammte löbliche Stadtrath nicht erweiſen können.

Die Kompagnie ſchied gar vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsſtunde, und die ehrſame Bürgerſchaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte ſich auf den Empfang der neuen Gäſte vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von ſeiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz

unkenntlich geworden sein müsse, denn sie behandelten ihn gar fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Bantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Kommandant," sagte Herr Bantes, „dieses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahr; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause."

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Inkognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passendern Gelegenheit aufzuheben, um dann die Ueberraschung zu vermehren. Sobald er die Kleider geändert hatte, ward er zu Tische gerufen.

Er fand da, ausser Herrn Bantes und dessen Frau Gemahlin und einigen alten Schreibern und Fabrikaufsehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. Man setzte sich. Man sprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarsch der Kompagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerschaft, daß die bisherige Garnison, mit der man ungemein zufrieden gewesen wäre, in eine andere Stadt verlegt worden sei.

„Ich hoffe indeß," sagte Waldrich, „Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzufriedener sein. Lassen Sie uns nur heimisch werden bei Ihnen."

Um nun heimisch zu werden, war es natürlich, daß der Kommandant, der sich schon gewundert hatte, daß seine Jugendgespielin Friederike im Hause fehle, der er immer die fünfzehn Louisd'or schuldig geblieben war — daß er, sag' ich, seine Wirthe fragte, ob sie keine Kinder hätten.

„Eine Tochter!" antwortete Frau Bantes, und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches bescheiden die Augen zum Teller niedersenkte.

Waldrichs Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Wesen ist das kleine Nickchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei sich, wie er jetzt die Bescheidene aufmerksamer ansah. Er sagte den Aeltern etwas Verbindliches, so gut er es in der ersten Bestürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: „Noch einen Löffel Sauce und dergleichen, zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Kommandant!"

Frau Bantes sprach von einem Sohne, der ihr schon als Kind früh verstorben war, und noch immer sprach sie mit bewegtem Mutterherzen.

„Laß gut sein, Mama!“ rief der Papa. „Wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg.“

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen bescheiden auf den Teller niederzusenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als seine eigene Wenigkeit.

„Aber wissen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich solch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn sich vorstellen?“ sagte Friederike — Die Frage erwärmte den Kommandanten durchdringender, als das Glas alten Burgunders, welches er eben angesetzt hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch Spur ehemaliger Jugendfreundschaft, die nicht ganz vergessen zu sein schien. Eine solche interessante Frage, die über so interessante Lippen floß, und zwar mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigseim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu versüßen, welche Herr Bantes jetzt in vollem Maase spendete.

Denn dieser erzählte, um sein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaste, als wenn der nun Schiedsrichter sein sollte, dessen eigene Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. „Hätte der Bursch“, so schloß die Historie nutzanwendend, „auf der Universität

etwas Rechtschaffenes gelernt, so wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen. Wäre er nicht Soldat geworden, so säße er jetzt irgendwo als Gerichtsrath, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen; hätte sein gutes Brod und Auskommen."

„Ich weiß nicht," entgegnete die Tochter, „ob er auf der Universität fleißig gewesen; aber ich weiß, daß er wenigstens mit gutem Herzen ging, sich für eine heilige Sache zu opfern."

„Komm mir doch nicht immer mit deiner heiligen Sache und dergleichen!" rief Herr Bantes: „Wo sitzt denn das heilige Zeug, frage ich, wo? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber das heilige Reich ist trotz dem zum Kukuk und zum Küster gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch zugefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn wir heilige Deutsche darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder flau. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder, machen wie sie es wollen, verstehen den Handel nicht, lassen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein Ach und kein O. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser

verſteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Excellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — haſt du nicht geſehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgeſetzt, abgefetzt, inquirirt, abgeſchmiert, iſt ein demagogiſcher Umtreiber und dergleichen. Ich ſage dir, ſchweig, Mädel, davon verſtehſt du nichts. Du mußt nicht weiter über deine Theekanne ſehen, als in die Taſſe; dann ſchütteſt du nicht nebenbei."

Waldrich merkte aus dieſer Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen ſeinen Eigenheiten nicht böſe werden konnte. Da nun in dieſem Streite zwiſchen Vater und Tochter ein ſchiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Kommandant ſo klug und gefällig, erſt dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward ſeinem Verſtande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er ſich doch auch ſelbſt nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch ſeiner Fürſprecherin Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem ſich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

„Merke ſchon!" rief der Alte: „Der Herr

Kommandant iſt pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht's ſich bequem; ſchneidet den Apfel in zwei Hälften und gibt Jedem einen Biſſen, ſagt: wohl bekomm's!"

„Nein, Herr Bantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrſcheinlich wie mehrere Tauſend anderer deutſcher Männer, und wie zum Beiſpiel ich ſelbſt. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutſchlands mit, und ließ Alles im Stich. Unſere Armeen, Sie wiſſen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufſtehen und ſich ſelbſt helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, ſondern zuſchlagen, Gut und Blut daran ſetzen und die Ehre der Nation, den Thron unſerer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unſere beſſer geſinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern und das verlorne Paradies durch ein Taſchenſpielerſtückchen ſogleich wieder verjüngen. Ich wenigſtens bereue meinen Schritt noch nicht."

„Allen Reſpekt," ſagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: „allen Reſpekt, Herr Kommandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen ſind in dieſer Welt immer das Beſte von den Regeln. Dünkt mich übrigens ſpaßhaft oder ernſthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kauf-

leute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Geld herzeben müßen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seiden und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengebauen sind, selbst aufstehen und das Rad wieder ins Geleise bringen müßen und dergleichen."

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittagsmahl vertraulicher unter einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton, denn er war ein Mann, und sehte einen Werth darauf, es zu sein, der kein Blatt vor's Maul nahm, wie er sich gern auszudrucken pflegte. Dem Kommandanten war sein Inkognito zuweilen ganz behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrichs Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichern verglichen und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur

beſtätigen. Dennoch ſagte ſie weder den Andern noch ihm ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte ſie immer zu thun. Keine Frau hatte ſo wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als ſie. Alles ließ ſie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; ſie hörte, verglich und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte ſie immer mehr, als die Uebrigen im Hauſe, und leitete unvermerkt alle Geſchäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; ſelbſt der lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigſten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meiſten. Daß ſich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte ſchweigend davon den Grund erforſchen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, ſondern ſuchte nur einen Anlaß, die Familie mit ſeinem Namen zu überraſchen. Als er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Friedriken. Sie kam eben von einem Beſuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein," ſagte er, „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz ſagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten."

— Sie kennen ihn, Herr Kommandant?

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht ſo oft, als Sie es verdienten."

— Er iſt in unſerm Hauſe erzogen worden. Ein wenig undankbar iſt er aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Beſuch, zu uns kam. Beträgt er ſich gut, iſt er geſchätzt?

„Man hat nicht über ihn zu klagen; Keiner hat ſo ſehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein.“

— Dann muß er ein guter Menſch ſein, denn ich habe nichts gegen ihn.

„Aber er iſt ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner.“

— Er iſt mir nichts ſchuldig.

„Aber er ſprach von einem Reiſegelde, das er damals zu ſeiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und ſein Vormund ihm verweigert hatte.“

— Ich habe es ihm ja gegeben, nicht geliehen.

„Iſt er darum Ihnen weniger ſchuldig, Thusnelde?“

Friederike ſah den Kommandanten bei dieſem Namen ſtarr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und ſie erröthete, da ſie ihn erkannte.

— Es iſt nicht möglich! rief ſie freudig überraſcht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch ſo nennen darf — ach, das ſchöne Du darf ich nicht mehr ſagen — der Schuldner, der Sünder ſteht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte

er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen." — Er nahm ihre Hand und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: „Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Kommandant heißt?"

Das blasse Antlitz der Frau Bantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie sagte sanftlächelnd: „Georg Waldrich."

„Wie, Mamachen, Sie wußten es und verschwiegen es?" sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegsmann im Heerkleide mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig," sagte sie: „er ist es! Wo ich auch nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Zitronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?"

„Ach, was weiß ich nicht noch Alles!" sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, und bat auch bei ihr um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu sein. Er behauptete, es sei eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch

weniger Leichtsinn und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüthe widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

„Ungefähr wohl dasselbe,“ erwiederte leise die Mutter, „was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehnen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Mutter und Vater, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns sein konnten.“

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerin; „Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That wohler in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe; und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegesohns wieder.“

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht ant-

worten, denn Herr Bantes trat raſch herein und ſogleich zum Theetiſch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gaſt ſei, ſtutzte er, ſtreckte dann plötzlich die Hand gegen den Kommandanten und ſagte: „Sein Sie mir ſehr willkommen, Herr Waldrich. Waren ein Knirps, und ſind mir ganz aus den Augen gewachſen, Herr Waldrich. Ja, nun heißt es nicht mehr Georg, ſondern Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?“

— Nein.

„Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?“

— Daß ich mit meiner Kompagnie eine feindliche Schanze nahm und gegen drei, vier Stürme ſie behauptete.

„Wie viel Mann koſtete das?“

— Zwölf Todte, ſiebenzehn Verwundete.

„Alſo neunundzwanzig Menſchenkinder für eine Achtelselle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürſt verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns; trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie ſtehen die Finanzen?“

Waldrich zuckte lächelnd die Achſel: „Wir zogen aber auch nicht der Beute willen ins Feld,

sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht die Beute der Franzosen bleibe."

— Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Kapitälchen, sicher und solid angelegt?

Waldrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: „Ich bin sicher, es geht mir nicht wieder verloren."

Der todte Gast.

Kaum war im Städtchen laut geworden, wer der Kommandant sei, sammelten sich alle Bekannte wieder zu ihm. Waldrich ward in alle Gesellschaften der besten Häuser gezogen, und er in allen der beste Gesellschafter, geistvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den Gelehrten gelehrt, mit den Kunstfreunden Künstler; er zeichnete gut, spielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebst, und die Frauen und Töchter gaben zu, er sei ein schöner, flüchtiger, aber eben darum äusserst gefährlicher junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, wußte eigentlich keine der Schönen bei sich ins Klare zu bringen, ob er durch sein bescheidenes Wesen die Gefahr vermindere oder vergrössere.

Indessen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen sehr darum

zu thun, weder Eroberung zu machen, noch ſich erobern zu laſſen. Jede vielmehr verwahrte ihr Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Urſache dieſer Enthaltſamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt, oder die handſchriftlichen Chroniken der Stadt kennt, ſchwerlich errathen, wer ſie nur aber kennen lernen wird, ſchwerlich glauben; und doch iſt ſie unlaugbar wahr, je unwahrſcheinlicher ſie iſt.

Es war nämlich dies Jahr die hundertjährige Jubel- oder Jammerfeier des ſogenannten todten Gaſtes, der beſonders allen Bräuten in der Stadt ein böſer Geſell zu ſein ſchien. Niemand wußte genau, welch ein Bewandtniß es mit dieſem Gaſte habe. Aber man erzählte ſich, es ſei ein Geſpenſt, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wiederkomme, vom erſten Advent bis zum letzten Advent darin hauſe, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Geſicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man ſie, das Antlitz im Rücken klebend, todt im Bette. Was dies Geſpenſt aber noch von allen Geſpenſtern in der Welt auszeichnet, iſt, daß es nicht etwa nur in der geiſtlichen Geiſterſtunde, Nachts zwiſchen eilf und zwölf Uhr, ſein Weſen treibt, ſondern es ſoll am heitern, lichten Tage in wahrer Menſchengeſtalt auftreten, ganz modiſch wie andere Erdenſohne gekleidet,

det einhergehen, überall hinkommen und sich einführen. Dieser Gast soll Geld vollauf haben, und, was das Aergste ist, wenn er keine Braut eines Andern findet, selbst die Gestalt eines Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen bethören, bloß um diesen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umdrehen zu können.

Niemand konnte angeben, woher diese Sage entstanden sei. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man noch die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventszeit im Jahr 1720 plötzlich abgestorben waren. Als Glosse liefet man daneben die Worte: „Mit dem Angesicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig sein." — Wenn nun auch diese Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatsache war, so bewies sie doch wenigstens, daß die Sage schon älter als hundert Jahre gelebt habe, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet sein müsse, weil sich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher sind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunst im spanischen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch sei, Jedem war die Sage bekannt; Jeder behauptete, sie sei ein lächerliches Gespenster- und Ammenmährchen, und fast Jeder

dachte doch mit, ich möchte sagen, neugieriger Aengstlichkeit an die bevorstehende Adventszeit, um zu erfahren, was an der Sache sei. Denn, meinten bei sich im Stillen selbst die aufgeklärteßen Köpfe, es gibt ja, laut Hamlets Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwischen Erde und Himmel, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. — Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger besuchsweise kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu lesen, äußerte sich auch etwas zweideutig, obwohl er sonst ein sehr verständiger Herr war. Entweder sagte er: „Es will mich wundern, ob . . aber ich glaube es doch nicht.“ — Oder: „Gott verhüte, daß ich so etwas ins Kirchenbuch eintragen müße!“

Am ungläubigßen waren die jüngern Herren. Sie machten sich bei jeder Gelegenheit darüber tapfer lustig. Die Jungfrauen stellten sich zwar auch stark, aber sie stellten sich auch nur so. Heimlich dachte gewiß jede: „Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um eure Köpfe, sondern, und das ist abscheulich, nur um unsere!“

Die Wirkung dieser Sage und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand beßer, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebschaft, irgend eine Brautschaft in der Stadt war — Alles tummelte sich, die Hochzeit noch vor dem

ersten Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung sein konnte, ward Liebschaft und Brautschaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man sich erklären, was die schönen Herbersheimerinnen unter Gefahr verstanden, wenn sie den Kommandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchstäblichen Verstande um's Köpfchen und vor dem Besuche des todten Gastes bange. Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen stillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventszeit nicht im mindesten zu lieben, und käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzusehen, als jeden Andern.

Häusliches Glück.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob die schöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geschworen haben mochte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch so viel ist gewiß, sie sah Waldrichen nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn sie war huldreich Jedem.

Der Kommandant lebte im Bantesschen Hause einen wahrhaften Paradiesesommer. Er stand da wieder wie der Sohn in der Familie. Die alten

Verhältniſſe ſeiner Kindheit, nur etwas behaglicher, ſtellten ſich unvermerkt ſo ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abkanzelte (ſo nannte es Herr Bantes, wenn er ſeinem Verdruß oder ſeiner übeln Laune in Sittenſprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Kommandant einen Schritt aus dem Hauſe that, zuvor ſeinen Anzug muſterte, für ſeine Kleider und Wäſche ſorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie ſonſt: ſogar Rechnung über ſein Taſchengeld hielt, und ihm, wenn er ſich ſchon anfangs ſträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze verſah. Waldrich kommandirte nicht nur in der Stadt, ſondern auch im Hauſe; gab zu allen Angelegenheiten ſein Wort, und half entſcheiden, wo man ſtritt. Auch zwiſchen Friderikn und ihm, wie ſie ſich allmälig zu einander gewöhnt und gleichſam vergeſſen hatten, daß ſie groß geworden waren, erneuete ſich ganz unabſichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht ſelten mit einander, und zwiſchen dem höflichern Sie ſprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, ſondern das mürriſche Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte und junge Mädchen, wie es so zu geschehen pflegt, ihre frauen- und mädchenhaften Anmerkungen über Waldrichs Verhältnisse. Denn die Herbesheimerinnen hatten ein Vorurtheil, das sonst in andern Städten dem weiblichen Geschlechte gar nicht eigen ist: daß nämlich ein junger Mann von achtundzwanzig, und ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren schlechterdings keine vier Wochen mit einander unter einem Dache wohnen könnten, ohne zuletzt, wenn sie einander sähen, Herzklopfen zu haben. Unter dem Dache des Herrn Bantes war aber so wenig vom Herzklopfen die Rede, daß man Tage lang beisammen oder getrennt sein konnte, ohne zu empfinden, wo das Herz sei. Dies war auch so auffallend, daß sich selbst die Herbesheimerinnen zuletzt überzeugten, hier gelte statt der Regel die Ausnahme; denn kein Blick, kein Mienenzug, keine Bewegung, keine eigene Betonung der Stimme, und was die Liebe sonst für Buchstaben in ihrem Alphabet haben mag, verrieth etwas Anderes, als einen reinen geschwisterlichen Stand der Dinge aus der Knaben- und Kleinen-Mädchen-Zeit.

Am frühsten würde der Feinblick der Frau Bantes allfälligen Herzensumfug erlauscht haben — Frauen haben dafür einen eigenen Sinn, der den Männern fehlt —, aber sie erlauerte nichts.

und blieb beruhigt. Herr Bantes dachte an solche Möglichkeiten gar nicht. Er selbst hatte in seinem Leben von dem, was man Liebe nennt, keine Vorstellung gehabt, und würde eben so leicht gefürchtet haben, seine Tochter könne einmal wahnsinnig werden, als sie könne einmal irgend einen jungen Mann um seines Selbstes willen leidenschaftlich lieben. Er wußte, daß Frau Bantes schon seine Braut gewesen, ehe sie ihn nur von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Und er war Bräutigam geworden und hatte dem Vater sein Jawort gegeben, sobald er wußte, seine Zukünftige sei ein braves Mädchen, Tochter eines soliden Hauses, bringe dreißigtausend Thaler mit und habe noch weit mehr durch Erbschaft zu erwarten.

Dies Verfahren in Ehestands- und Verlobungsgeschäften, von dem ihm seine Erfahrung den unläugbarsten Beweis der Güte gegeben — denn er war einer der glücklichsten Ehemänner und Hausväter —, schien ihm daher das vernünftigste. Er hätte seine Tochter längst vermählen können; an Freiern fehlte es nie. Allein theils mochte er sich nicht gern von dem Mädchen trennen, denn er hing mehr an ihr, als er sich bewußt war; theils gab es bei den Abrechnungen mit den Freiern oder Werbern Anstößigkeiten. Er behauptete, die Welt bestehe lediglich durch das Gleichgewicht ihrer Bestandtheile, sonst wäre sie

ſchon vor Jahrtauſenden zuſammengefallen, und eben darum ſtellte er das Gleichgewicht des gegenſeitigen Vermogens als weſentlichen Grundſatz einer ehelichen Verbindung auf. Sowohl Frau Bantes, als Friederike, hatten dies bisher vollkommen billig gefunden.

Nun aber war Friederike bald volle zwanzig Jahre alt. Der Alte bedachte, daß er ſeine Gattin bekommen, da ſie noch weit jünger geweſen, und er dachte ernſter an die Verheirathung ſeiner Tochter. Frau Bantes hatte eingeſtimmt, und Friederike es ebenfalls ganz billig gefunden. Denn die Zahl Zwanzig hat für ein junges Mädchen einen unausſtehlich breiten, harten Ton. Eine junge zwanzigjährige Frau — der Ausdruck läßt ſich hören; es iſt etwas Zartes darin. Hören ein junges zwanzigjähriges Mädchen — man kann dies kaum ſagen, ohne in Gedanken zu fragen: „Wie lange will denn das jung bleiben?“ Herr Bantes fühlte dies ſehr gut, und traf darnach ſeine Anſtalten.

Der Geburtstag.

Im Hauſe des Herrn Bantes pflegten viele Familienfeſte gefeiert zu werden, und zwar nur von und in der Familie. Bloß am Hochzeittagsfeſte des Herrn und der Frau wurden auch

Fremde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrikaufseher und Kassierer, welche die Ehre genossen, am Tische des Herrn Bantes zu speisen, waren der Familie zugezählt, und ihre Geburtsfeste wurden förmlich begangen. Kein Wunder also, daß das Jahresfest unsers Oberlieutenants stattlich gefeiert werden mußte.

An einem solchen Tage durfte, so war's Gesetz, keine Seele im Hause dem Gefeierten eine böse Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abschlagen. Jeder mußte ihm ein Geschenk bringen, es mochte groß oder klein sein. An diesem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher und ausgewählter; nur an diesem Tage speisete man von Silber, brannten des Abends silberne Kerzenstöcke, und der Gefeierte saß am Tische auf der Ehrenstelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Platze des Hausvaters. Die Geschenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man sich zum Mittagsessen niedersetzte; dem Gefeierten allein wurden Gesundheiten mit gefüllten Gläsern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anwesenden Umarmung und Kuß. — Herr Bantes hatt die lobliche Sitte noch aus dem älterlichen Hause herübergeerbt und beibehalten.

Das alles ging nun auch an Waldrichs Geburtstage in altbestandener, ihm wohlbekannter Ordnung vor sich. Wie er ins Speisezimmer trat,

waren die sämmtlichen Tischgenossen schon versammelt. Herr Bantes kam ihm mit seinem Glückwunsche entgegen, und überreichte ihm ein Blättchen in Seidenpapier eingeschlagen. Es war ein schöner Wechsel, von Herrn Bantes auf sich selbst ausgestellt, a vista zahlbar. Frau Bantes folgte. Sie trug ihm eine äusserst feine, vollständige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nahte Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Dutzend feinen, von ihrer eigenen Hand gestickten Halstüchern lag ein Brief mit großem Siegel des Regiments und der Adresse: An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier stutzte der Oberlieutenant, als er aufbrach und ein Hauptmannspatent für sich erblickte. Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber sie so bald nicht zu erleben gehofft. Er war Hauptmann seiner Kompagnie geblieben, sein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

„Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann," sagte Friederike mit ihrem ihr eigenen anmuthigen Lächeln, „gelt, Sie werden mir doch nicht böse? Ich will nur bekennen, der Brief kam schon vor acht Tagen während Ihrer Abwesenheit an, und ich unterschlug ihn, um ihn für heute aufzusparen. Gestraft genug bin ich schon durch meine achttägige Todesangst, Sie möchten die Ernennung

noch von wo anders her erfahren, und dann diesen Brief vermissen."

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Bestürzung kaum ein Wort hervorbringen und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünsche und Angebinde brachten.

„Hauptsache ist," rief Vater Bantes fröhlich, „daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und seiner Kompagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch so eine Gattung Todesangst und dergleichen im Leibe, der Georg müsse fort. He, Herr Buchhalter, marsch, in den Keller. Marsch, sag' ich, zu Numero Neun, zum alten Neckar. Auf der Stelle den Herren Offizieren der Kompagnie ein Dutzend Flaschen, jedem Unteroffizier, Feldweibel, Korporal und Admiral eine Flasche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden. Und der Herr Oberlieutenant wäre ihr Hauptmann. Sollen eins auf seine Gesundheit trinken, aber ihm heut mit Komplimenten und dergleichen vom Halse bleiben. Morgen so viel sie wollen, nach Herzensluß!" — Der Buchhalter gehorchte.

Man sah bei Tische offenbar, wie lieb dem Herrn Bantes sein ehemaliger Mündel war. Er sprudelte von ausgelassener Fröhlichkeit in einer Menge drolliger Einfälle. So hatte ihn Wald-

rich nie geſehen, und er ward recht gerührt dadurch.

„Nun, mein Haupt- und Kapitalmännchen,“ rief ihm über Tiſche der muntere Greis zu, „ich meinte, weiß Gott, der Wechſel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reiſepfenning gut ſein müſſen. Dazu war er auch beſtimmt. Nun ärgert's mich, daß ich ſo kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Beſſeres geben ſollen. Vergeſſen Sie nicht das Hausgeſetz. Sie können eine Bitte thun, ich muß ſie gewähren. Alſo, ohne Umſtände heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe es, und müßte es ſelbſt meine neue, ſchöne weiße Perrüke ſein und dergleichen.“

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. „Ich habe nichts mehr zu bitten.“

„Ei, geſchwind beſonnen! Der Augenblick kommt vielleicht über's Jahr nicht wieder!“ rief der Alte.

„So erlauben Sie mir', Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben.“

„Je, du Herzensjunge, das haſt du wohlfeil!“ rief Herr Bantes. Beide ſprangen zugleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals, und Beide ließen erſt mit bewegterm Herzen von einander los. Es entſtand eine tiefe Stille. Die Rührung Beider hatte ſich über Friederike, ihre

Mutter und alle Tischgenossen verbreitet; daß Herr Bantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erscheinung.

Herr Bantes sammelte sich aber schneller, als die Andern, machte sein ernstes Gesicht und brach das Schweigen. „Nun genug mit den Possen da! Lasset uns wieder etwas Vernünftiges reden.“ — Er hob sein Glas und befahl zu füllen. Dann stieß er mit Waldrich an, und sprach: „Wo ein Mann ist, muß auch eine Männin sein, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann ist, darf noch weniger die Frau Hauptmännin fehlen! Also sie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!“

Waldrich konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Sie möge fromm, gut und häuslich sein!“ sagte Frau Bantes, indem sie mit dem Glase anstieß.

„Mama, wie Sie!“ antwortete der Hauptmann.

„Und die Liebenswürdigste unterm Monde!“ sagte Friederike anklingend.

„Fräulein, wie Sie!“ antwortete er dankend. Friederike schüttelte den Kopf, und drohte halb böse, halb schalkhaft lächelnd mit dem Finger zu ihm herüber: „Man muß sich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen lassen, das zu andern Zeiten mit ... (sie machte mit der Hand ein

Leichen, wie man unartigen Kindern Strafe gibt) vergolten wird!"

Buchhalter, Kassierer, Fabrikaufseher und Schreiber machten bei dieser sonderbaren Tischszene ihre unschuldigen Bemerkungen. Erst das kecke Anerbieten, welches Herr Bantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich so übel verstand —; dann die ausgebrachte Gesundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmännin — wahrlich, der Günstling des Glücks mußte blind sein, daß er nicht begriff, was ihm Papa Bantes begreiflich machen wollte.

„Und ich glaube doch," sagte der Fabrikaufseher leise zum Kassierer, als man vom Tische aufstand, „die Sache ist heut richtig gemacht. Was meinst du? Es gibt ein Paar."

Der Kassierer erwiederte eben so leise: „Mir graut's. Ich denke an den todten Gast. Ich kann nicht anders."

Die Formalität des Geburtstagskusses begann. Man ging rings um den Tisch, sich, gesegnete Mahlzeit wünschend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten sie sich einander und gaben sie einander den Kuß. Aber indem sie ihn gegeben hatten, sahen sie einander auf sonderbare Weise in die Augen, wie

Personen, die sich ganz unerwartet als alte Freunde erkannt hätten. Beide schwiegen, — sahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, — neigten sich noch einmal mit den Lippen zusammen und wiederholten den Kuß, als wenn der erste gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes senkte bescheiden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Waldrich ließ sich nach diesem vom Kassierer und Buchhalter u. s. w. küssen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr, sondern ließ den ersten jedesmal gelten. In der That aber sah er aus, als hätte er den Athem verloren, als wäre ihm die breite Brust zu eng geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenster hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerstreute sich bald. Die Heiterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaisen standen draussen angespannt, und man fuhr auf's Land, den lieblichen Herbstnachmittag im Grünen zuzubringen.

Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder beim Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Ge-

schäfte abzuthun. Er hatte Erlaubniß empfangen, seinen General zu besuchen. Er hatte mit seinem Vorgänger mancherlei in Sachen der Kompagnie zu verrechnen. Das machte eine Abwesenheit von einigen Wochen nöthig. Er reisete vom Hause Bantes ab, wie aus einem Vaterhause: man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünschen, wie Einen, dessen man sicher ist, ohne Trauer oder Wehmuth um solch eine Trennung. Waldrich und Friederike schieden eben so, wie sonst, wenn sie etwa in eine Gesellschaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte sie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeste fehlen müsse am zehnten November. Auch ich hatte das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reise einige Tage bei mir zu sehen. Er freute sich seiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten seines Generals schliessen konnte, daß er mit der Kompagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das sagte er auch ganz unbefangen im Hause Bantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müssen. „Doch," setzte der Alte hinzu, „lassen wir uns kein graues Haar darum wachsen. Spät oder früh schickt uns Alle der droben in andere Besatzung. Hier auf dem Erdhäufchen sitzen wir einander, ob in dieser oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzunahe. Die verdamm-

ten Engländer und dergleichen ſitzen meiner Fabrik, zum Beiſpiel, gerade auf dem Nacken."

Es verſteht ſich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen. Waldrich hatte ihr aus der Reſidenz eine neue Harfe, ein zierliches Meiſterwerk, und ausgeſuchte Muſikalien mitgebracht. Beides überreichte er ihr, als die Reihe an ihn kam. Ein breites roſenfarbenes Seidenband flatterte um das glänzende Saitenſpiel.

Vater Bantes war hochſelig. Er ging ſtillvergnügt und raſch umher im Speiſeſaal, und rieb ſich ſo heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Bantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, ſich nicht enthalten konnte, dem Kommandanten leiſe zuzuflüſtern: „Der Papa hat für uns noch eine artige Ueberraſchung im Hintergrunde."

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man ſetzte ſich, nach vollendeten Glückwünſchen und Angebinden, zum Tiſche. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette vom Teller hob, fand ſie auf dieſem ein koſtbares Halsband von orientaliſchen Perlen, einen prächtigen Brillantring und einen an ſie gerichteten Brief. Das Fräulein erſtaunte freudig, und hob die glänzende Schnur und den blitzenden Ring mit mädchenhaftem Wohlgefallen. Herr Bantes ſah ſie mit freudefunkelnden Augen an, und weidete ſich an ihrer und aller An-

wesenden Ueberraschung. Ring und Perlenband gingen darauf an der Tafel umher auf dem Teller, daß Jeder die Pracht bequemer schauen könne. Friederike hatte inzwischen den Brief erbrochen und las ihn. Ihre Gesichtszüge verriethen noch mehr Erstaunen, als sie schon vorher bei den Geschenken geäussert hatte. Herr Bantes schwamm in Seligkeit. Die Mama studierte mit einer ängstlichen Neugier die gespannten Gesichtszüge der Tochter.

Friederike schwieg lange, indem sie sinnig das Blatt betrachtete. Endlich legte sie es nieder.

„Laß auch den Brief herumgeben!“ rief der entzückte Vater. Sie gab den Brief verlegen und stumm an die neben ihr sitzende Mutter.

„Nun, Nielchen,“ rief der Alte, „hat dir die Ueberraschung den Athem gestohlen? Gelt, der Papa weiß es anzustellen?“

„Wer ist der Herr von Hahn?“ fragte Friederike mit dunkler Miene.

„Wer anders denn, als der Sohn meines alten ehemaligen Associé Hahn, des berühmten Banquiers? Könntest du für dich einen Andern erwarten? Der Alte hat bessere Geschäfte gemacht, als ich hier mit meiner Fabrik. Nun setzt er sich in Ruhe. Sein Sohn, der junge Hahn, übernimmt die ganze Sache des Alten, und du wirst die Henne des jungen Hahn.“

Frau Bantes gab, indem sie mit dem sich sanft hin und her bewegenden Kopfe eine stille Mißbilligung äusserte, den Brief an den Kommandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeste, mein schönes Fräulein, drängt sich, leider diesmal im Geiste nur, weil der Arzt bei rauher Witterung die Reise untersagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ich, daß ich sagen muß, Unbekannter! daß ich nicht statt dieser Zeilen selbst nach Herbesheim fliegen und dort um Ihre Hand flehen, und das, was unsere guten Väter in der Herzlichkeit ihrer Jugendfreundschaft wegen unserer Verbindung beschlossen haben, und was meine Sehnsucht so ungeduldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der ersten mildern Witterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich segne mein Schicksal. Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einst unser vereintes Schicksal segnen sollen. Nur um die Hand darf ich flehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieses kann sich nur frei hingeben. Aber lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zeile von Ihrer Hand mich machen, — wie die mich wunderreicher, als die Kunst meines Arztes, heilen und stärken würde — Sie liessen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in

Verehrung und Liebe, nennen darf Ihren Verlobten, Eduard v. Hahn."

Der Kommandant sah starr und ernst auf den Brief. Er hatte gar nicht das Ansehen eines Lesenden, sondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber sagen, eines Träumenden. Inzwischen wollte Vater Bantes durchaus, Friederike solle ihre mädchenhafte Ziererei abthun und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß sie sich freue.

„Aber, Papa, wie kann ich das? Ich habe diesen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht gesehen."

— Närrchen, ich verstehe dich, natürlich. Aber ich kann dir darüber Trost und Frieden geben. Er ist ein feiner, schlanker, großer Jüngling, ein hübsches Milchgesicht. Etwas schwächlich war er schon damals; das ist vermuthlich vom plötzlichen Wachsen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geschossen.

„Wann sahen Sie ihn denn, Papa?"

— Als ich das letztemal in der Residenz war. Laß sehen, es mögen zehn, zwölf Jahre sein. Ich brachte dir damals die schöne Puppe mit, wie hieß sie doch? Sie war fast so groß, wie du. Die Babette, Rosette, Lisette oder dergleichen. Nun weißt du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein rechtes Milchgesicht, sag' ich dir. Du sollst ihn nur sehen,

„Papa, ich hätte erst ihn lieber gesehen, als seinen Brief mit solchem Antrag gelesen.“

— Ein dummer Streich ist's, daß er, wie n t Alten es abgemacht hatten, nicht selbst zu deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich selbst. Nun, Mama, und du? Gelt, du hast die Aeuglein aufgerissen? Das Geheimniß brannte mir fast die Seele ab. Hätt's dir gern gleich anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne euch Frauen. Da wäre das Geheimniß schon vor dem Geburtstage verrathen worden und alle Ueberraschung in die Brüche gegangen.

Frau Bantes erwiederte etwas ernsthaft: „Du hast wohl gethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es ist nun geschehen. Segne der Himmel dein Werk.“

— Aber, Mama, ich sage, die Wahl! Für seinen Adel zwar geb' ich keinen rothen Kreuzer. Doch, solch ein Mädel nimmt's eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getitelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh, Mama, wir Fabrikanten sind am Ende mit unserm Plunder nur gemeiner Plunder. Aber ein Banquier ist in der Handelswelt allezeit ein Superlativus und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger und winkt nach Wien, flugs ist da am Hofe Alles in Bewegung und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nickt er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt sich Alles

bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer und dergleichen nichts anhaben. Daven, Mama, sprech' ich. Was sagst du dazu?

„Ich finde die Wahl, eben wie du sie machen konntest, vortrefflich!" sagte Frau Bantes ernst, und senkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike sah düster seitwärts nach ihrer Mutter und seufzte: „Mama, auch Sie?"

Der Kommandant stierte noch immer den Brief an, während man so fort sprach. „Donner, Hauptmännchen, können Sie sich nicht satt lesen? Ihre Suppe wird kalt!" rief Herr Bantes.

Waldrich erwachte, sah noch einmal das Papier an, und warf es hastig vor sich hin, als läge Pestgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte sich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er schob anfangs Alles auf die jähe Ueberraschung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwischen ließ er nicht ab, und trieb seine Scherze weiter, wie sie ein frohsinniger alter Herr bei solchen Anlässen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Kassierer und Inspektor lächelten freundlichen Beifall.

Verdrießlich sagte er endlich zu Friederike: „Mädchen, rede mir endlich einmal frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen Augen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur

dem Papa. Uebrigens wirst du schon anders pfeifen, Vogelchen, wenn der junge Hahn kommt."

„Es kann sein, lieber Papa!" erwiederte Friederike: „Wie sollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Absicht im Mindesten bezweifeln? Diese Erklärung beruhige Sie."

„Nun, das ist aller Ehren werth, Riekchen. So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's selbst gestanden, sie habe zu ihrer Zeit auch so gedacht. Also, die Gläser gefüllt! Die Braut soll leben, und der Bräutigam daneben!"

Der Papa stieß mit seiner Tochter an. Die Andern folgten. Die frohe Laune schien zurückzukehren.

„Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß!" fuhr Herr Bantes wieder fort: „Ein schöner, hübscher Mann, sag' ich dir. Sehr gefällig, sehr gesellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als sein Vater. Ich wette, du kommst nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal gesehen hast. Ich wette, du fällst dem Papa um den Hals und dankest ihm."

„Es ist möglich, Papa. Wenn's dann so ist, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn gesehen, bitt' ich — und Sie wissen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! —

und so bitte ich, kein Wort mehr von ihm, bis ich diesen Unbekannten gesehen habe."

Herr Bantes runzelte die Stirn und sagte endlich: „Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indeß sie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht solche Bitten."

„Schatz," sagte Frau Bantes zu ihrem Manne, „keine Vorwürfe für Friederike. Du mußt nicht vergessen, daß ihr Geburtsfest ist; es darf sie Niemand kränken."

„Hast Recht, Mama!" erwiederte der Alte: „Er kommt gewiß bald. Der Neumond ist nahe; dann ändert das Wetter."

Damit nahm die Unterhaltung, freilich Anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und sie ging endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Frostiges zurück. Frau Bantes schien es zu bemerken, und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfters das Glas. Friederike sah einigemal mit starrem, forschendem Auge auf ihn hinüber. Und wenn sich Beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrichs Auge lag etwas, wie ein stummer Vorwurf, und in Friederikens Gemuth ward

es, als vernähme sie von diesem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders, unterhielten sich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe seiner guten und muthwilligen Laune. Es traf sich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tisch ging, um der schönen Königin des Festes den gesetzlichen Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

„Höre, Rickchen," sagte der muthwillige Vater, „denke dir jetzt, unser Georg da sei nun ein gewisser Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensstrafe nicht nennen darf, bis er hier ist. Denke dir das, dann wird der Kuß anders als ein gemeiner werden; versuch's nur, du Närrchen."

Waldrich und Friederike standen vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernst, fast wehmuthig anschauend, neigten sie zum Kusse gegen einander. Der Alte sprang mit einer komischen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu sehen. Er ward gegeben. Beide, indem sie sich zurückzogen, schlossen ihre Hände fester zusammen. Waldrich erblaßte, Friederikens Augen verdunkelten von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zusammen. Nach diesem Kusse schienen Beide von einander gehen zu wollen. Rasch noch einmal flogen Beider Lippen zusam-

men. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenſter und zeichnete gedankenlos mit dem Finger im angelaufenen Glaſe desſelben.

Der Alte ſah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens ſteif und wie verſteinert ſtand. „Was, zum Kukuk, iſt denn los? Was hat denn das Mädchen?“ rief er: „Was iſt ihm begegnet?“

Frau Bantes ſenkte ihre Augen ſchweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; ſie wußte, was Friederiken begegnet war, und ſagte zum Herrn Bantes: „Papa, ſchone jetzt des Mädchens. Laß es erſt ausweinen.

„Aber, aber, aber...“ rief der Alte haſtig, und lief zu Friederiken: „Was haſt du, Kind? Was weinſt du?“

Sie weinte, und erwiederte, ſie wiſſe es ſelbſt nicht.

„Ah, Flauſen und dergleichen!“ rief der Vater: „Dir iſt etwas geſchehen. Biſt du gekränkt worden? Hat etwa die Mama....“

— Nein.

„Oder der Hauptmann dir etwas geſagt?“

— Nein.

„Donner, doch ich nicht? — Was? Rede doch, ich? Wegen des Spaſſes? Darum weinſt du?“

Frau Bantes zog ihn ſanft an der Hand von Friederiken zurück und ſagte: „Papa, du haſt

dein Wort gebrochen, und sie gekränkt. Du hast ihre Bitte verletzt, und wieder, du weißt es wohl ...."

„An den Jemand erinnert? — Hast Recht, ich hätte es nicht thun sollen. Laß gut sein, Rickchen; es geschieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle so hoch auf?"

Friederike beruhigte sich. Frau Bantes führte sie zur Harfe. Waldrich mußte stimmen. Die Flöte ward geholt. Man versuchte die neuen Notenstücke. Friederike spielte die Harfe unter Waldrichs Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein schöner, genußvoller Abend.

Berathungen.

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Silbe mehr geschah Erwähnung von dem gewissen Jemand. Eitles Treiben. Desto mehr dachte nun Jeder im Hause an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Quecksilber steigen zu machen, und für reisende, kränkliche Leute schönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Quecksilber fallen zu machen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, schielten

auch öfter als sonst nach der weissagenden Röhre Torricelli's.

„Das Wetter bessert offenbar!“ sagte eines Tages Herr Bantes, da er sich mit der Mama allein im Zimmer befand: „Die Wolken zertheilen sich. Ich denke, er ist schon unterwegs.“

— Das verhüte Gott, Papa. Mir schiene überhaupt gerathener, du würdest Herrn von Hahn schreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geschwätz glauben mag, so kann man sich doch nicht erwehren, ängstlich zu sein.

„Ei, ei, Mama! denkst du an den todten Gast? Possen! Schäme dich.“

— Ich geb' es zu, lieber Mann, es ist Thorheit. Allein, es dürfte unserm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wolle, man würde immer .... ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Nielchen nur unpäßlich würde, das Uebel verschlimmern. Und wenn ich auch nicht an Gespenster glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch Beide nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Mensch ist nun so. Verschiebe die förmliche Verlobung bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, sich einander zu sehen, Verlobung und Hochzeit zu

machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was schadet ein Verzug von wenigen Wochen?

„Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narrheiten zu. Eben deswegen gerade, weil der Pöbel sein Lariſari mit dem todten Gaſte hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung ſein. Man muß ein Beiſpiel geben. Es iſt für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todten Gaſt bekümmern; daß wir unſere Tochter verloben, allem Geſchwätze zum Trotz; daß Nickchen den Kopf behält, und ihr Keiner den Hals umdreht: ſo iſt dem tollen Aberglauben der Hals umgedreht auf immer. Den Leuten blos predigen; ſeid einmal geſcheut! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; ſondern hübſch voran, Herr Pfarrer, voran!“

— Geſetzt aber, Papa, dein Kind iſt dir doch auch lieb, geſetzt nun.... ſiehſt du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglücks begegnet ſein, ſei es geweſen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menſchen, die ſich über die uralte Sage hinwegſetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böſe, verrufene Adventszeit dieſes hundertſten Jahres legſt, und, was Gott verhüte! es geſchähe dann, daß....

„Halt! du willſt doch nicht ſagen, Friederikens

Gesicht im Nacken? Ich mag den Teufelseinfall nur nicht denken. Bleib mir damit vom Leibe, sag' ich."

— Nein. Aber, zum Beispiel, Herr von Hahn käme in diesen berüchtigten Tagen, bei diesem winterlichen Wetter zu uns, — denke nur, kränklich ist er, wie er schreibt. Es könnte doch die Witterung auf weiter Reise, bei schlechten Wegen sein Uebel verschlimmern .... Gesetzt, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todten Gast; es graut mir, es auszusprechen! Und dann die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieses Jahres, — durch deinen Eigensinn diesen Aberglauben bestätigt... Freund, bedenk' es doch wohl.

Herr Bantes schien nachdenkend zu werden, und brummte endlich: „Mama, ich begreife nicht, wie du immer auf Einfälle geräthst, die sonst in keines Menschen Gehirn kommen. Wie machst du's auch? Konntest Poet werden und dergleichen. Spür's übrigens euch allen an, daß ihr vom Possenz der Herbesheimer Adventstage lebendig besessen seid. Alle seid ihr's; du, Friederike, sogar der Hauptmann, der doch Soldat sein will, der Kassierer, Buchhalter, Inspektor, Alle, sag' ich! Aber Keiner will es Wort haben. Pfui!"

— Wenn es wäre, woran ich aber doch fast zweifle, so ist es Pflicht des klugen Hausvaters,

glimpflich eines Vorurtheils zu ſchonen, das eben Keinem ſchadet.

„Alle Narrheit ſchadet. Darum keine Schonung; Krieg, offener Krieg! Seit Friederikens Geburtstag geht und ſteht hier im Hauſe Jeder ſo verblüfft, als wäre das jüngſte Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Mährchen vom todten Gaſte erfunden. Es bleibt, wie geſagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich!“

So ſagte Herr Bantes, und lief aus dem Zimmer.

Inzwiſchen blieb es doch bei ihm nicht ſo ganz beim Alten. Das Geſpräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelaſſen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen beſſer ſein könne, die förmliche Verlobung auf Weihnacht hinauszuſtellen. Er liebte ſeine Tochter zu ſehr, und dieſe Liebe brachte ihn auf allerlei Beſorgniß, der Teufel könne doch auf irgend eine Art ſein Spiel treiben, und dann würde man es dem todten Gaſte zuſchreiben. Je näher der erſte Advent rückte, je unheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider ſeinen Willen. Er wünſchte, ſein zukünftiger Schwiegerſohn möchte einſtweilen noch ausbleiben. Es jagte ihm ein Schrecken ein, als ſich das Wetter völlig aufklärte und der volle, warme

Sonnenschein über die Welt floß, als wolle der Spätherbst noch einen schönen Nachsommer zum Geschenk bringen. Er ging nun eben so fleißig zum Barometer und klopfte, das Quecksilber wieder fallen zu machen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wiederbekommen hatten, der Kommandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenossen den ehemaligen Ton wiederfanden. Nur er konnte ihn nicht sogleich wiederfinden.

Gutes Wetter.

Frau Bantes hatte wohl bemerkt, daß Riekchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtkommandant in diesem Herzen, mehr als es sein sollte, Kommandant geworden war. Nicht um den Kommandanten, so lieb er ihr auch war, zu begünstigen, sondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete sie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verspäten. Sie wünschte, die jungen Leute sollten sich erst kennen lernen, Friederike sollte sich erst an ihr bestimmtes Schicksal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch

erſt näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch ſein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die ſorgliche Mutter dem Herrn Bantes, obwohl er ihr das auch für ſie hochwichtige Verfügen über die Hand ihrer Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in ſeiner Wahl widerſprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Bantes zu gut; Widerſpruch würde ihn noch erpichter auf ſeine Sache gemacht haben. Darum ſpann ſie jenes Geſpräch mit ihm an und ſchob ſie ihm den Dorn ins Gewiſſen, und freute ſich, als ſie wahrnahm, es ſei nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte ſie auch, ſchon am Geburtstage ſelbſt, an eine Freundin in der Reſidenz um Erkundigungen über den ſittlichen Werth des Herrn von Hahn geſchrieben. Die Antwort traf an demſelben Tage ein, als das ſchöne Wetter dem Herrn Bantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundin als einer der rechtſchaffenſten Männer geſchildert, der Jedermanns Achtung und bisher auch Jedermanns Bedauern genoſſen hätte, nicht nur, weil er immer ſehr kränklich, ſondern bisher auch in faſt ſklaviſcher Abhängigkeit von ſeinem alten, mürriſchen, wunderlichen und geizigen Vater geweſen wäre. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die ſämmtlichen Geſchäfte des Alten übernommen. Der Alte zöge ſich nun auf ein ende-

gut zurück, weil er schon die Altersschwächen zu sehr fühle, schwer höre und selbst durch die Brille nicht mehr gut sehe.

Diese angenehmen Nachrichten machten der Frau Bantes gutes Wetter.

Ein anderer Umstand brachte das gute Wetter für Friederiken und den Kommandanten an demselben Tage.

Waldrich war nämlich aus Auftrag der Frau Bantes in Riekchens Zimmer getreten. Sie saß am Fenster, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die sie vor sich hatte.

„Fräulein, die Mama wünscht zu wissen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim schönen Wetter eine Fahrt ins Freie zu machen?"

Riekchen antwortete nicht, sondern drehte das Gesicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenster.

„Ihro Gnaden sind ungehalten?" fragte Waldrich, der da glaubte, sie wollte mit ihm Scherz treiben: „Hab' ich zum Frühstück nicht, auch wider Neigung, eine Tasse Chokolade mehr getrunken, bloß weil Ihro Gnaden befahlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade zum Essen gekommen? Hab' ich bei Tische nicht zu Allem mein ehrerbietiges Ja gesagt?"

Es erfolgte keine Antwort. Er stand eine

Weile schweigend da, ging dann zur Thür, als wolle er fort, kehrte dann wieder um und sagte ungeduldig: „Kommen Sie, Riekchen, das Wetter ist herrlich.“

Darauf ertönte ein dumpfes Nein. Er erschrack bei dem Tone, denn dieser verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen sei.

„Was fehlt Ihnen?“ sagte er ängstlich, und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe, und zwang sie, aufzusehen.

— Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heut ankommen? Hat sie etwas gesagt? — fragte Friederike hastig, und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrichs Blick verdunkelte sich. Halb unwillig sagte er: „O Friederike, es ist nicht recht von dir, daß du so fragst. Glaubst du, ich möchte dich noch einladen, wenn ich so etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre.“

— Wie davon?

„In eine andere Garnison. Ich habe dem General schon an deinem Geburtstage geschrieben und gebeten, und noch keine Antwort.“

Riekchen sah ihn verdrießlich an, stand auf und sagte: Georg, nimm mirs nicht übel, das war einmal wieder einfältig von dir.

„Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben.“

— Waldrich, iſt das Ihr Ernſt? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böſe werde.

„Und Sie wollen meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitgaſt zu ſein.“

— Sie ſollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen geſagt, daß ich mein Jawort ſchon gegeben?

„Sie dürfen es nicht verweigern.“

— Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben! — ſchluckzte das Fräulein, und verhüllte ihr Geſicht. Auch Waldrich ward von ſeinem geheimen Schmerz übermannt. Dies war das erſtemal, daß Beide unter ſich dieſen Gegenſtand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als Beide zum erſtenmal von der Gewißheit oder Möglichkeit erſchreckt wurden, ſich in Zukunft nicht mehr ſein zu können, was ſie bisher in unbefangener Fortſetzung jugendlicher Zuſammengewöhnung geweſen waren, hatten ſie zum erſtenmal in ſich erkannt, mit welcher Liebe ſie an einander hingen. Beide betrachteten ſich, ſeit jenen verrätheriſchen drei Feſttagsküſſen, mit ganz andern Augen. Beide verſtanden ſich; wußten, daß ſie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu ſagen. In Beiden war plötzlich das ruhige

alles verſchönernde Licht der Freundſchaft zur Flamme geworden. Beide wollten dieſe vor einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derſelben.

Nach einer Weile trat Waldrich wieder zu ihr und ſagte in treuherzigem Tone: „Riekchen, dürfen wir mit einander noch bleiben, wie es bisher war?“

— Waldrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?

„Können? ich? Das iſt unmöglich. Ach, ich wußte ſelbſt nicht, Riekchen, was mein Glück geweſen. Nun ich dich verliere, weiß ich erſt, daß ich verloren bin.“

— Verlieren, Georg! Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es iſt ein entſetzliches Wort, das! Nenn' es nicht wieder.

„Aber wenn er kommt?“

— Dann wird Gott ſorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntauſendmal lieber verlob' ich mich dem todten Galle. Aber du ſagſt das weder dem Papa noch der Mama. Ich will es ihnen ſagen, wann es Zeit iſt. Nimm auf dies Wort meine Hand und ſei ruhig für mich.

Er nahm die Hand und bedeckte ſie mit heißen Küſſen. „Es iſt ein Lebenswort, Fräulein!“ ſagte Waldrich: „Ich durfte es kaum erwarten.

Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben."

— Und sind Sie nun wieder froh und glücklich?

„Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!" rief er.

„Fort," rief Friederike, „die Mama wird dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit euch." — Sie stieß ihn zurück und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür gab sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Bantes Friederikens Entschluß. Sich selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Seligkeit und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Bantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen von blonden Locken umringelt auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoos.

„Was sinnest du? oder betest du?" fragte die Mama.

— Ich habe mit Gott gesprochen.

„Ist dir wohl?"

— Wie einem Engel bei Gott.

„Dein Ernst, Riekchen? Du scheinst geweint zu haben?"

— Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun

glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.

Sie nahm den Hut und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenrothe Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geschlungen hatte. Sie nahm es und band es um ihren Leib als Schleife.

Frau Bantes schwieg; aber sie beschloß, dem Kommandanten nie wieder einen Auftrag an das Mädchen zu geben.

Die Sage vom todten Gaste.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herdesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Soirée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu sein pflegt, die zwischen Mediren und Langeweilehaben keinen Mittelweg durch ein anderes erheiterndes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend beim Herrn Bantes war aber weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erstemal. Man hatte sich einander gar viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der todte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventszeit nicht verschmäht haben würde; mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die ältern Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom todten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen sein möge. Die jungen Herren waren alle ohne Ausnahme ungläubig. Einige wünschten, der todte Gast möchte kommen und ihren Heldenmuth versuchen. Ein paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauenzimmer stimmten ein, und es gab manche Neckerei, manches Wihspiel und muthwilliges Gelächter.

„Aber," rief Herr Bantes mit drolligem Zürnen, „was ist das für Wirthschaft? Wohin ich den Kopf stecke: todter Gast, links und rechts

Univ. Bibl. München

Iſt das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäſte? Fort damit, ſag' ich. Lebendigere Unterhaltung! Keine Winkelplaudereien, kein Geflüſter von den Todten!"

„Der Meinung bin ich auch!" ſagte der Kreisſteuereinnehmer: „Lieber das gemeinſte Pfänderſpiel! Wenn Herbesheim von den lebendigen Gäſten ſo wenig zu fürchten hätte, als vom hundertjährigen Beſuche des todten Gaſtes, ſo würden wir ſicher ſein, daß unſern jungen Schönen nie das Köpfchen verdreht würde."

„Ich möchte eigentlich nur wiſſen, wie das alberne Hutzorchen in die Welt hineingekommen wäre!" ſprach ein junger Rathsherr: „Es iſt auch ſo dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umſtand davon bekannt, daß ſich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade ſchaffen ließe, damit es doch zu etwas taugte."

„Umgekehrt," entgegnete Waldrich, „die Sage vom todten Gaſte, wie man ſie ehemals kannte, und wie ich ſie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, iſt zu lang und für unſere heutigen Tage zu langweilig; darum hat man ſie vergeſſen, und recht daran gethan."

„Wie, wiſſen Sie die Geſchichte noch?" fragten ſchnell Mehrere.

„Ich erinnere mich ihrer noch dunkel!“ erwiederte Waldrich.

„O, Sie müssen uns erzählen:“ riefen die Mädchen, und drängten sich zu ihm! „Bitte, bitte, Sie müssen uns erzählen!“

Da half kein Widerstand, kein Entschuldigen. Zu den Frauenzimmern traten die Herren und baten. Man rückte die Stühle zusammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte sich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er sie vom alten Jäger empfangen hatte. Er schmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geschichte so gut aus, als er es sogleich aus dem Stegreife konnte.

Es sind nun wirklich, fing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen, und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf sein Haupt gesetzt hatte. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag ward geliefert. Der Kurfürst verlor die Schlacht und die Krone. Wetterschnell flog die Botschaft von Mund zu Mund durch Deutschland. Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrich, der seinen Thron

nur wenige Monate beſeſſen hatte, und den man deswegen nur den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen ſei.

Das wußten auch unſere lieben Vorfahren in Herdesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals ſchon eben ſo gern von Stadt- und Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel; ſie waren aber damals, ich darf nicht ſagen religiöſer, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war alſo ungefähr eben ſo ausgelaſſen, ja weit ſtürmiſcher, als bei uns vor einigen Jahren über Niederlage und Flucht des Kaiſers Napoleon.

Drei bildſchöne Jungfrauen ſaßen einſt, vom Winterkönige plaudernd, beiſammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen, und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen beſondern für ſich, weil ſie ſonſt nicht Freundinnen geweſen wären. Die eine hieß Veronika, die andere Franziska, die dritte Jakobea.

„Man ſollte den König der Ketzer nicht aus Deutſchland entwiſchen laſſen!“ ſagte Veronika: „So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben, und nicht ruhen, Verderben auszuſpeien.“

„Ja,“ rief Franziska, „wer den todtſchlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiſer, vom Kur-

fürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und dem Papste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen."

„Ich wollte," fiel Jakobea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn."

„Es ist die Frage," sagte Veronika, „ob dich dein Liebster zur Gräfin machen möchte; denn er hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre dir vor der Nase weg erobert."

„Macht euch Beide nur nicht so breit!" sagte Franziska: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freut euch auf die Grafschaft nicht zu sehr."

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schoß in Strömen auf die Gasse von allen Dächern und

Rinnen. Der Sturmwind ſauſete und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuſer und Fenſter.

„Daß ſich's Gott erbarme!“ rief Jakobea: „Wer bei ſolchem Wetter noch unterwegs iſt, der reiſet gewiß nicht aus Luſt.“

„Den treibt die wilde Noth!“ ſagte Veronika.

„Oder das böſe Gewiſſen!“ ſetzte Franziska hinzu.

Gegenüber vor dem Wirthshauſe zum Lindwurm hielten dreizehn Herren zu Pferde ſtill und ſtiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Roſſen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren ins Wirthshaus geführt. Trotz dem Regen lief Volk in der Gaſſe zuſammen, die fremden Reiter und Pferde zu ſehen. Das ſchönſte Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein ſchneeweißer Schimmel mit prächtigem Geſchirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, wie ſie ſich von den Fenſtern abwandten, im erſten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anſtarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. „Wiſſet ihr ſchon,“ rief der eine, „der nächtige Winterkönig iſt in unſern Stadtmauern.“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zwette.

„Die Angſt liegt dem langen, hagern Weißrock im Angeſicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauder übergoß die Mädchen. Sie ſtarrten ſich wieder mit großen, forſchenden Augen an. Es war, als redeten ſie mit den ſtarren Blicken zuſammen, als verſtänden ſie einander. Plötzlich reichten ſie einander die Hände und ſagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“ Dann lieſſen ſie die Hände los, und jede drehte ſich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronika ſprach zu dem übrigen: „Läßt mein Liebſter den Winterkönig lebendig aus unſern Stadtmauern ziehen, ſo will ich lieber des Winterkönigs Mehe, als meines Liebſten ehelich Gemahl ſein. So wahr mir Gott helfe mit ſeinen Heiligen.“

Franziska ſprach zu dem übrigen: „Läßt mein Liebſter den Winterkönig dieſe Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebſten küſſen, und mein Liebſter ſoll ewig die Hochzeit umſonſt erwarten. So wahr mir Gott mit ſeinen Heiligen helfe.“

Jakobea ſprach zu dem übrigen: „Der Schlüſſel zu meinem Brautkämmerlein iſt nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebſte mein

nicht purpurroth sein Kriegesschwert vom Blute des Winterkönigs."

Die drei Bräutigame erschracken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals, vor sich sieben und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben, jeder der Erste sein, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wiedersehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend zusammensaßen und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald ins Werthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig den Fremden nach, und wer der König sein möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt im Blute schwimmend auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sei; doch verschwörte der

Wirth, der König sei es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todte Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholischen Christen, sondern, als ein vermuthlicher Ketzer, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen nicht. Sie schickten nach ihnen wohl aus in alle Gassen und Häuser: aber es hatte sie Niemand mehr, seit der Mitternachtsstunde, gesehen. Selbst der Wirth und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht, und bereuten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jakobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verflossen, der dritte fast verflossen. Noch wußten die Bräute, noch die

bekummerten Aeltern nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jakobea's Thür gepocht, und es trat ein fremder vornehmer Mann herein und fragte nach dem Mägdlein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jünglinge empfangen und zu bestellen versprochen hatte. O wie freudig erschrack Jakobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen und den Fremden besser zu sehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehten Hut, schwarzem Wamms mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blicks, blaß und erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich, und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten

getroffen; drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste dich, wie ich mich. Da send' ich dir den Ring zurück." Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jakobea solches vorlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holdselige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer solcher Verzweiflung mache, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannissegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet Eure schönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenrothen Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen."

Aber Jakobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte sich endlich und bat um Erlaubniß, die schöne Leidende am folgenden Tage noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit Jakobea allein war, sprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seid mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine

von Schlafloſigkeit blaſſen Wangen wieder Röthe gewinnen."

„Wie kann ich lächeln?" ſagte Jakobea: „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring geſandt, das Herz umgewandt?"

Der Graf nahm den Ring und warf ihn hinaus zum Fenſter: „Weg mit dem Ring!" rief er: „Wie gern erſetzt' ich ihn mit einem ſchönern!" und er legte den prächtigſten von ſeinen Fingern vor ihr auf den Tiſch: „wie gern mit allen dieſen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrſchaft!"

Jakobea erröthete. Sie ſchob den prächtigen Ring zurück. „Seid nicht ſo grauſam," ſprach der Graf: „denn nun ich Euch einmal geſehen, kann ich Euch nimmer vergeſſen. Hat Euch Euer Liebſter verſchmäht, verſchmaht ihn wieder. Das iſt ſüße Rache. Mein Herz und meine Grafſchaft liegen zu Euern Füßen."

Zwar Jakobea mochte nicht davon hören: aber doch fand ſie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treuloſe müſſe vergeſſen ſein. Sie ſprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete ſehr beſcheiden und einnehmend; nur war er nicht ſo ſchön, wie der verlorene Bräutigam, ſein Geſicht auch gar zu bleich und erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles ſeine Zeit hat, ſo

hörte auch Jakobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruchbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jakobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronika und Franziska hörten, eilten sie zu ihrer Freundin und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen Beiden gewußt habe, und baten danach zu forschen.

Solches that auch Jakobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronika und Franziska theilen zu müssen. So hat mir doch die That des Ungetreuen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Aeltern das Juwel, welches der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von seinen weitläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Aeltern

erſtaunten ſehr, und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wiederkam und die Aeltern gezemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsſchmuck verehren zu dürfen, und wie er aus koſtbarem Kaſtlein ein Diamantenkreuz an ſiebenfacher Perlenſchnur zog, bekamen ſie den Glauben. Da beredeten ſich Vater und Mutter, und ſprachen: „Der Eidam ſieht uns wohl an. Den müſen wir haben!“

Nun redeten ſie ihrer Tochter viel zu, lieſſen ſie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Leckerbiſſen und edeln Weinen, oft noch ſpät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Aeltern erfreuten ſich ſeiner ſchönen Geſchenke. Jakobea freute ſich im Geiſte, als Gräfin von Grähern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungeſtum des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieſer aber war doch ein böſer Vogel. Denn als er zu Veronika kam, fand er ſie noch ſchöner, als die ſchöne Jakobea; und wie er endlich gar die blondlockige Franziska ſah, däuchteten ihm die zwei Andern faſt häßlich. Er ſagte aber der blondlockigen Franziska und der rabenlockigen Veronika, einer jeden insbeſondere, von ihren Lieben faſt die gleiche Geſchichte. Er habe unterwegs die drei Junggeſellen in einer Herberge gefunden, mit zwei

jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jakobea den Brief geschrieben und ihn gebeten, solchen mitzunehmen. Die andern hätten aber gespottet und gesagt: Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so saget ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser als ihnen an den Finger passe.

Schon bei Veronika behauptete der Graf, der Ring passe ihm vortrefflich; aber bei Franziska fand er, der Ring wäre wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar beredt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thräne verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen und an der Seite einer leichtfertigen Buhlin Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jakobea, und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke, Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein erdgraues Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegenseitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiederte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar betheuerte er jeder, bei allem was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern fände, aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit willen, noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betrossen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringewechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen

Palaſte koſen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kuſſe verſiegelt. Aber im Küſſen ſagte jede: „Liebſter Graf, wie ſeid Ihr doch ſo gar bleich? Leget das ſchwarze Gewand ab, es macht euch noch bläſſer.“ Dann antwortete er immer: „Ich trage ſchwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeittage erſcheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebſte, deine Wange.“

Alſo hielt der Graf Verlobung mit jeder, das geſchah am gleichen Tage. Dann ſchlich er im Finſtern zu jeder ins Schlafkämmerlein. Das geſchah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange ſchliefen, gingen die Aeltern, ſie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Geſicht im Nacken.

Jetztergeſchrei fuhr aus den drei Häuſern über die Gaſſen. Alles Volk rannte erſchrocken zuſammen. Mord! Mord! ward geſchrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Grabern fiel, ſammelten ſich die Menſchen vor dem Wirthshauſe zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Harſchiere drangen hinein. Da wehklagte im Hauſe der Wirth, ſein Gaſt ſei verſchwunden mit all ſeinen Knechten, und Niemand habe ſie geſehen fortwandern. Alles Gepäck, deſſen ſo viel geweſen, ſei davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus

dem wohlverſchloſſenen Stalle ſeien die vielen prächtigen Roſſe entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erſchrack alle Welt, und Jeder ſchlug ein Kreuz und ſegnete ſich, wer an den Häuſern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Trinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geſchenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf ſchon gegeben, die Perlenſchnüre, Steinringe und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in ſchwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergeſetzt worden waren, und das Gebet verrichtet werden ſollte, ſah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinwegzehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachſah, wunderte ſich Jeder, wie er, obgleich er vorher ſchwarz gekleidet geweſen, allmälig ganz weiß ward. Und es erſchienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte ſichtbarlich über die Schöſſe des Wammſes herunter. Und der lange bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jeſus Maria!“ ſchrie der Wirth vom Lind-

wurm: „das ist der todte Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen.“

Entsetzen ergriff die auf dem Kirchhof waren, und Alle liefen mit Grausen davon, und die Hacken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich diese Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stemmeisen und Hammer, und ein anderer mußte den Herrn Pfarrer und Kapellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Todtenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben.

Hier machte Waldrich eine Pause. Es war Todtenstille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel und warfen falbes Halblicht auf den Kreis der Horchenden. Die Männer saßen und standen

ernsthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten sich unvermerkt paarweise enger an einander gedrängt, und die betagtern Frauen horchten noch, da Waldrich schon lange geschwiegen, mit gefalteten Händen und verlängerten Gesichtszügen.

„Vor allen Dingen putzt die Lichter!“ rief Herr Bantes: „Und redet wieder, daß man warme Menschenstimmen höre, sonst lauf' ich davon. Das Teufelszeug könnte einem Grauen machen.“

Das war Jedem aus der Seele gesprochen. Man lief zu den Kerzen. Man stand auf. Man bot Erfrischungen umher. Man gefiel sich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen, und sich mit der Furchtsamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben und Keiner gestehen wollte. Man nannte die Sage vom todten Gaste das tollste Mährchen, was je eine Ammenphantasie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radclif oder ein Lord Byron darum wüßten, die Welt noch ein Meisterstück des Schauerlichen zu erwarten habe.

Sobald aber der Stadtkommandant vom Reden und die Gesellschaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geschichte von der andern Erscheinung des todten Gastes, begonnen. Man setzte sich im Halbkreise um den Erzähler, ohne seine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren

wolle. Mit furchtsamer Neugier richteten sich Aller Augen auf ihn, als er endlich seinen Platz einnahm. Gruppenweise rückten gleich Anfangs die Mädchen ihre Stühle enger zusammen; eben so die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

Das heutige Beckersche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wißen, einer freiherrlichen Familie von Noren — erzählte Waldrich —, die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es vor ungefähr zwanzig Jahren in den Kriegsunruhen an den verstorbenen Herrn Hofrath Becker kaufsweise kam. Der letzte Baron, welcher dieses Gut, zu dem noch ein großer Theil unserer Stadtwaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwender. Er zog freilich nur hieher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine ökonomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohnten Lustbarkeiten in verjüngtem Maasstabe. Noch jetzt sehen wir zu die Spuren der alten Grösse und Pracht an den weitläuftigen Ruinen des ehemaligen Schloßes und der Nebengebäude, die schon vor sechzig Jahren ein Raub der Flammen geworden sind, und an deren Seite sich jetzt

das schöne, bürgerlich-bescheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letztemal zu seinem Edelsitze kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfangs, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Kardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Roren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Palaste neben einer kleinen Stadt so angenehm, als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Goldsummen, wechselten mit Lustreisen, mit Aufführung kleiner französischer Schauspiele u. s. w. unablässig ab. Graf Altenkreuz, ein junger reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrheine, machte in dieser frohen Bande den Frem-

denmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare Kunst gelernt, die Tage im möglichsten Wechsel der Lustbarkeiten zu vertreiben. Nichts kam darin seinem erfinderischen Witze gleich. Der Baron von Roren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht, und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermuthlich wohl auch deswegen, weil Altenkreuz gern und hoch spielte, aber nicht immer glücklich. So war von ihm, zur Herstellung zerrütteter Finanzen, mancher schöne Beitrag zu hoffen.

Eben dieser junge Wüstling war es auch, der, wie die Wintertage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müsse einmal Maskenbälle geben, und zwar also, daß sich Jeder seine Schöne dazu aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, wählen konne. Denn in der That fehlte es den Gesellschaften und Festen der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baronesse Roren und einige ihrer Freundinnen verloren sich zu sehr in der zahlreichen Menge der Herren. „Wozu denn, wo man Freuden sucht, nach dem Stammbaum schauen?“ sagte Altenkreuz: „Die Schonheit ist jedem Stande,“ selbst den Konigen, ebenburtig, und unter den

Grisetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verschmäht."

Alles klatschte Beifall, wenn schon die Fräulein ein wenig die Nase rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung gesetzt, sogar aus andern Städten verschrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geschmack vor Allen sich auszeichnen, und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzosen überglänzen. Er suchte sich in Herdesheim den geschicktesten Schneider und das hübscheste Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beisammen. Meister Vogel war der beste Schneider, welcher sogleich die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüthe ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur wenig im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verdorben wurde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein Paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmessen, weil

der Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelsitze, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens schlanke Gestalt habe. Dabei war er sehr freigebig; blos die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewähltesten Geschenke bekam, verstand sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt sogar von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaftlichkeit vorauszusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und noch überdies schon mit einem Gesellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Verdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus. Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister," sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollet, könnet mir aus der Noth helfen, und ich will es Euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiset,

als wenn Ihr mir das ganze Jahr durch Ballkleider nähtet."

„Ich bin Ew. Gnaden allzeit gehorsamer Diener!" versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister," sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden; aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister, ich muß Euch schlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Anzüge auf den Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten."

Der Schneider stutzte Anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette soll es nicht bereuen," fuhr Altenkreuz fort: „die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nothig sein mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden anschaffen."

„Ew. Gnaden sind allzugütig!" rief Meister Vogel: „Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne

Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt vortreflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngiessers, gesehen haben. Ich bin starr und steif geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Ew Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herschicken. Tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen."

„Aber, Meister," versetzte Altenkreuz, „Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr Unrecht hätte. Ihr müsset ihm ein gutes Wort geben."

„Oh!" rief Meister Vogel: „der Lümmel darf mir nicht mucksen."

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend ins Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Er sagte ihr seine Wünsche, seine Verlegenheiten, und daß er sie bäte, auf seine Kosten Alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie erröthete von neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles sein, und als er ihr ein Paar der prächtigsten Ohringe überreichte.

Das war für ein schwaches, eitles Mädchen fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke den Glanz des Festes, sich dar-

in glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zum Fuße den ersten Fräulein gleich gekleidet ... aber sie blieb verlegen, und stammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankbar anzunehmen, schloß er sie entzückt in die Arme und sagte: „Henriette, was soll ich's dir läugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon ersehen, als dein Vater dir den Maskenanzug auf deinem schönen Leibe maß. Nur zur Tänzerin wählte ich dich damals. Ach, Henriette, ich möchte dich zu mehr wählen; denn ich bete dich an. Du bist nicht so wunderlieblich geschaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergesellen zu sein. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst du mich, willst du mich verstehen?"

Sie antwortete nichts, zog sich aus seinem Arm, und versprach nun, seine Tänzerin zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meister nur ins Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dies zur Bestreitung der Auslagen." Und

er drückte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand und ging.

Jetzt aber gab es erst stürmische Auftritte im Hause des Schneiders; denn Christian, der Gesell, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sei. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut, aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja, sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich so höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und du gehst nicht zum Ball!“ dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!“

worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll gehen, dir zum Trotz, ich befehl' es.“ — Tanzschuhe, Seidenstrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. s. w., Alles auf's Kostbarste, ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat vollkommen reisefertig herein und sprach: „Gehst du, so geh' ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe dich, wenn du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Korallenschnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten der Ringe noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht werth, daß ich so viel um dich weine; du bist nicht werth, daß ich dich so lieb habe. Denn nun sehe ich deutlich, daß du mir so viel Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist.“

„Meinethalben!“ sagte Christian: „So geh'! Du brichst ein treues Herz.“ Er warf ihr den von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Putzes machten sie bald des davongelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, sie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Henriette!“ sagte er im Wagen: „du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttin. Du bist für solchen Putz und nicht für deinen niedrigen Stand geboren!“

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Henriette erschienen diesen Abend schwarz, in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an sich; denn sie übertrafen selbst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baronin von Roren, die sich durch die bunten Reihen, als Perser und Perserin, bewegten.

„Der Schwarze ist kein Anderer, als der

Graf!“ sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: „Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leibfarbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugieriger bin ich, wer seine Tänzerin sei. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs und tanzt allerliebst.“

„Ich wette,“ sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen, ungelenken Haltung an.“

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden, fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz bei der jungen Baronin. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarin spendete, eben so viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe,“ sagte der Vicomte zum Grafen, „Ich kapere Ihnen Ihre Tänzerin, und wenn Sie mir darüber todtfeind würden.“

„Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte,“ erwiederte Altenkreuz: „ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baronesse.“

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzulebhaft gemacht hatten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand, und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Kostüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerin sei, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königin dieses Festes, Ihrer Braut.“

„Titularkönigin! Titularkönigin! Ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke, wegen der Nähe der Baronin, zu verstehen, daß er sich mäßigen solle: redete zuletzt entschlossener, und gebot dem Vicomte, seine Beleidigung weiter, wegen der Baronin, die sich zornig entfernte, auszustoßen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug sich immer unanständi-

ger. Die Gäste traten zusammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgezehrter Wüstling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen!“ — da konnte sich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

„Vicomte!“ rief er: „Wüstling? Ich? Wer sagt das?“

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!“ lachte höhnisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte,“ sagte der Graf, „so geben Sie morgen Rechenschaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dies Haus verlassen müssen. Sie sind ein Geck.“

Baron von Noren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend angetroffen und von ihr die Ungezogenheiten des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Er hörte noch die letzten Reden des Grafen. Alle Anwesenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft: Elender; haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie *diesen Augenblick*, nicht erst *morgen*, Genugthuung.“ — Damit verließen

Beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reiheten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen, und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich gegen den Baron wandte und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baronesse und meine eigene an diesem Nichtswürdigen rache!"

Der Vicomte rief wuthend: „Nun denn, du Aschengesicht, zieh! Und damit zog er den Degen, schleuderte die Scheide weg und fiel den Grafen an. Dieser vertheidigte sich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geschleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandspiegel flog, der in tausend Stucken zersplitterte.

„Erbärmlicher Mensch!" rief der Graf: „Dein Leben ist in meiner Macht. Ich mochte mich nicht mit deinem verächtlichen Blute besudeln. Fort aus dieser Atmosphäre, und erscheine mir nicht wieder." Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rucken, und warf ihn mit Riesenstarke zur Thur hinaus.

Noch in derselben Nacht verließ der Vicomte de Vivienne mit seinen Leuten das Schloß.

Wie schwer gekränkt auch die junge Baronin durch die Unanständigkeiten des Vicomte gewesen, hatte sie doch in der Ehre, daß man ihretwillen die Degen gezogen, volle Entschädigung gefunden. Zwar hatte sie den Vicomte eigentlich nie geliebt; aber jetzt haßte sie ihn: — hingegen der Graf, der ihr vorher nicht hübsch genug gewesen, schien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß sich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Ist es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbstliebe der Eitelkeit ist ja auch eine Liebe.

Wie sie alles Vorgefallene von ihrem Vater erfahren hatte, suchte sie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen, Aengstlichkeit auf. Sie wußte sehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war.

„Aber," rief sie, „bester Graf, was haben Sie begonnen? Sie sind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie Sie mich erschreckt haben!"

— Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie stolz würde ich sein! Fürchten Sie nichts; mich verwundet solch ein Geck, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, so haben Sie es immerhin; denn verwundet bin ich

doch, an gefährlicher Stelle, — in diesem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden."

„Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Wundenschmerz angesehen."

— Ich schwieg und litt, und wollte gern eins der vielen Opfer Ihrer Reize sein. Ich schwieg, und war glücklich, Sie mit Hintansetzung meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde schweigen, und werde einst mit Freuden für Sie sterben.

„Schweigen Sie!" sagte die Baronin lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz."

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren- und Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baronin, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühende Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudetrunkener war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem

Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte, und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdorrelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette," seufzte er, „wirst du mich nie ein wenig lieben? Du hattest heute ein frohes Abend; willst du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfin von Altenkreuz ist dein ganzes Leben ein fröhlicher Festtag."

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tags fehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden beider Tänzerinnen zu erkundigen und bei Beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke; beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider wie der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Gräfen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altenkreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziel zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Roren um deſſen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm Beide das Jawort, wie er es endlich auch ſchon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergſte war, dieſer unerſättliche Verführer hatte daſſelbe Spiel noch im Hauſe eines Beamten in der Stadt getrieben, durch ſeine Künſte die Tochter des Hauſes von ihrem Geliebten getrennt und dann deſſen Stelle eingenommen. Formlich ward die Verlobung mit Allen abgeſchloſſen.

Der Baron feierte den Verlobungstag ſeiner Tochter mit Gaſtmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubniß von ſeiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erſt Abends zum Tanze, abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wütheten. Sogar Blitz und Donner fanden ſich mit Hagelſchauern ein. Von den Dächern raſſelten die Ziegel; viele Bäume ſtürzten gebrochen. Deſſen ward man jedoch im Tanzſaale nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag, und Liebe, Wein und Spiel herrſchten ungeſtört unter den Schrecken der empörten Auſſenwelt.

Die junge Baronin und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baronin, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums sein, und sie ließ mehrere empfindlich fühlen, daß sie, als Braut des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr Ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge Baronin, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Korridor, der Graf folgte ihr ins Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben

bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen und begleitete sie bis zum Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens sträubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgendes Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Polizeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren, ebenfalls in der Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch beruhigte ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Altenkreuz dachte — an ihn, den großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, an die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar

aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geschwätz nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzstärkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madera, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränken nachsuchend, Eins ums Andere Alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Er ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge verhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bett der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er davon zum Arzte, und meldete ihm den jähen Tod

seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche und schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte, meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr möge die Ursache des schnellen Todes sein. Er heukte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammenliefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häusern vom Unglück der beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Noren mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkaltung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört: allein wer hatte das glauben mogen? Jeder war überzeugt, die junge Baronin habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden in ein Trauerhaus verwandelt; der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und

Goldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen, die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baronin verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehrern Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kissen und Kasten, Dienern, Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden an einem und demselben Tage die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinem schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum wenige Schritte war er entfernt, sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uralt-modischer, sonderbarer Tracht, schneeweiß, mit weißer Feder auf dem Hut, und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle rothe Flecken und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und

die weißen Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger, und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nachsahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Kasten in die Grüfte und schütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenschauer mit Sturm fuhren herein ins Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sauste ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Roren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie Einer wieder hieher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward.

Gegenseitige Erklärungen.

So schloß Waldreich seine Erzählung. Es war sichtbar, daß die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen, diesmal weniger von der Erzählung ergriffen, ihre Plätze verließen, als das erstemal, und sich mit ungezwungener Munterkeit unter einander mischten. Indessen schien der zweite Theil

der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu ſein; denn man unterhielt ſich den ganzen Abend davon, und Einige gar ernſthaft über die Möglichkeit ſolchen Spuks. Am keckſten ſchon ſpottete der alte Herr Bantes über das Märchen. Sein Witz und Spott aber wirkte bei den Wenigſten; denn man kannte ihn ſchon als eine harte Freigeiſt, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturaliſten, Deiſten, Atheiſten und Socinianern Rede geweſen war.

Wie mächtig die Erzählung Walerichs allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward ſchon daraus klar, daß ſie ſich in den folgenden Tagen durch die ganze Stadt wiedererzählte, und, natürlich, mit mancherlei Zuſätzen reich ausgeſtattet, herumgeboten ward. Zu einer andern Zeit hätte ſie kaum hingereicht, den Abend einer kurzweiligen Wintergeſellſchaft auszufüllen. Heut aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todten Gaſtes an der Tagesordnung war, beſchäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigſten oder Gleichgültigſten, was für eine Bewandtniß es mit dem todten Gaſte habe.

Waldrich ſelbſt erfuhr erſt ſpäter, welches unbeabſichtigte Schickſal ſeine Geſchichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geſchäften ſeines Regiments auf einige Wochen verlaſſen. Das

hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das sich früh einzustellen drohte, sondern auch Friederikens, oder vielmehr seiner selbst willen. Denn nun erst, da seiner Liebe Gefahr drohte, war diese zur Leidenschaft geworden. Er zweifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weise in den kaufmännisch berechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen; aber — doch ängstigten ihn Gedanken von hunderttausend Möglichkeiten. Und hätten sie ihn nicht geängstet, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Wesen sich ihm in der Gluth seiner Leidenschaft vergöttert hatte, unerträglich gewesen sein. — Allein der Befehl war da, und der soldatische Gehorsam konnte nichts einwenden.

„Friederike," sagte er am Abend vor seiner Abreise, da er zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beisammen war, „Friederike, nie, nie bin ich mit so schwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als diesmal. Und ist es gleich nur für wenige Wochen, ist es doch, als wäre es für ewig. Es steht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das sich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre leichter, wenn ich bestimmt wüßte, es ginge in den Tod."

Friederike erschrack über seine Worte. Sie er-

griff seine Hand und sagte: „Macht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abwesenheit eintreffe? Oder ist dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? — Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, sondern für dich, für deine Gesundheit, für dein Leben bei dieser ungesunden Jahrszeit. Denn ich gestehe dir, auch mir war noch bei keiner unserer Trennungen so übel zu Muth, wie diesmal. Ich weiß nicht zu sagen, warum; aber ich zittere, du kommest gar nicht wieder."

Beide fuhren fort, sich ihre Bangigkeiten und Besorgnisse auszusprechen, — und was sie nicht öffentlich durften, thaten sie jetzt: sie sagten sich unter Umarmungen, Thränen und Küssen ihr Lebewohl. Beide mit dem schweren Gefühl, es sei das letzte. Da trat eine Magd herein mit dem brennenden Licht. Waldrich eilte fort und aus dem Hause, um seine Thränen zu verbergen und seinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer und schützte Kopfweh vor, um sich ins Bett legen und den ganzen Abend ungestört sein zu können.

In der Nacht reisete der Hauptmann ab. Herr Bantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punsch mit ihm zu trinken. Aber der Punsch erheiterte das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er sich gleich in Gegenwart des

Herrn Bantes Gewalt that, fröhlich zu scheinen. Frau Bantes bemerkte es wohl. Und als sie folgendes Morgens zu Friederiken ans Bett trat und fragte: „Wie hast du geschlafen? Ist dir besser?“ sah sie wohl, daß das arme Mädchen blaß war und rothgeweinte Augen hatte.

„Kind,“ sprach sie, „ich merke, du bist krank. Warum verhehlst du der Mutter dein Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn sonst, oder liebst du mich weniger, seit Waldrich deine Liebe ist? — Warum wirst du roth? Erröthest du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebst, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie sonst, klar vor mir, wie vor Gott, stehst, das ist zu tadeln.“

Friederike richtete sich auf, breitete ihre Arme aus und drückte laut weinend die Mutter an sich: „Ja, ich lieb' ihn. Ja, ich bin ihm zugesagt. Sie wissen es. Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu schweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verschweigen, um sie nicht zu früh mit in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber so spät als möglich, geschehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt sterbe, als seinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich, und schwieg.“

— Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vor-

würfe zu machen. Ich verzeihe deinem Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das ich dir noch nie verläugnet hat. Also davon still! Und was deine und Waldrichs gegenseitige Neigung betrift, hatte ich sie längst befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet Beide nichts ändern. Doch sei ruhig. Hoffe! bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er ist deiner werth, ob er gleich nicht hat und ist, was der Vater dir bestimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr Beide mit einander steht."

„Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!"

— Ja, Friederike, jetzt. Es wäre besser gewesen, schon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin seine Frau. Als solche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erste Geheimniß, welches Mann oder Weib in der sonst glücklichsten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erscheinen vieles Bösen, und macht selbst das Fehlerhafte minder schuldvoll.

„Aber was soll ich thun?" sagte Friederike.

— Du? was du? Weißt du's nicht? Wende

dich im ſtillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnenſtäubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirſt beſonnener, edler denken und thun. Und dann wirſt du nie Uebles thun. Und thuſt du das Rechte und ſagſt du das Rechte, glaube mir, ſo wird's nicht unrecht gehen.

So ſprach ihr Frau Bantes zu, und verließ ſie, um ſich zu ihrem Manne ans Frühſtück zu ſetzen.

„Was fehlt dem Mädchen?“ fragte er.

— Vertrauen zu dir und mir, aus allzugroßer Liebe zu ihren Aeltern.

„Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du haſt wieder etwas im Hintergrunde. Geſtern hatte ſie Kopfweh und heute kein Vertrauen.“

— Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird ſie krank.

„Poſſen und dergleichen!“

— Sie fürchtet, du werdeſt ihr den Herrn von Hahn aufzwingen wollen, auch wenn ſie ihn nicht will.

„Sie hat ihn ja noch nicht geſehen.“

— Sie möchte ihn lieber nicht ſehen. Ihr Herz hat ſchon entſchieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hätteſt es längſt bemerken können.

„Halt!“ rief Herr Bantes, und ſetzte die Kaf-

feetaſſe nieder; beſann ſich, hob die Taſſe wieder auf und ſagte: „Was weiter?“

— Was weiter? Daß du behutſam gehen, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willſt ohne Noth. Es iſt möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn ſie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden ſoll, nach und nach recht angenehm findet. Es iſt möglich, daß der Kommandant in eine andere Garniſon verlegt wird, daß Trennung und Zeit die erſte Leidenſchaft ſchwächt, ... dann —

„Richtig: das iſt auch mein ganzer Sinn. Ich ſchreibe ſeinem General. Er muß in andere Garniſon. Zum Kukuk und Kuſter, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmannin werden wollen? Ich ſchreibe mit nächſtem Poſttag. Das ſind mir Teufelsſtreiche!“

Jetzt hatte Frau Bantes angebahnt. Es gab freilich ſehr lebhafte Unterredung; Vater Bantes ſtürmte nach ſeiner Art ein wenig, und ſprach ſeinen Willen entſchieden genug aus; doch gab er zu, man müſſe behutſam gehen, keinem Strom einen Damm entgegenbauen und keiner Leidenſchaft Gewaltgebote geben; Waldrich müſſe mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Neigung nicht offen widerſprochen werden, damit ſie ſich beruhige, und ſo müſſe dem Ziel unvermerkt zugeſteuert ſein.

„Bei dem allem bleibt's ein dummer Streich!“

sagte Herr Bantes ärgerlich. Das sagte er auch, als er sich mit Friederiken unter vier Augen verständigt hatte. „Siehst du," sprach er zu ihr, „du bist ein vernünftiges Mädchen, und solltest dich da nicht, wie ein anderes Gänschen, verplempern. Aber, wie gesagt, ich habe nichts dagegen; meinethalben liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du bist zu jung. Nichts überhaspelt! Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder sein Gutes. Denke dann, was sich für dich schickt. Lerne den Herrn von Hahn kennen. Taugt er nicht für dich, dann marsch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts."

So ward der innere Friede der Familie wieder hergestellt, und durch weise Leitung der Frau Bantes ein drohendes Ungewitter in einen stillen, trüben Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, so gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es so weit gediehen sei, und erwartete von der Zukunft vertrauensvoll das noch Bessere. Mit Zuversicht erwartete auch Herr Bantes das Bessere. Er freute sich, daß Friederike ihren bisherigen Frohsinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umschloß, hoffte wenig, fürchtete wenig,

ſie überließ die Entſcheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten ſchätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch weſſen Hand es gegeben werden könne.

Die Ueberraſchung.

„Ach, der arme Waldrich!“ ſagte Friederike am Sonntage, da ſie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war, und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenſter ſaß, und auf die öden Straßen hinabſah, die von Regenſtrömen rauſchten: „Wenn er nur jetzt nicht unterwegs iſt! Es war bisher das ſchönſte Wetter zur Reiſe geweſen, und nun er fort iſt, muß auch das übelſte eintreffen.“

— Ein Soldat ſoll Alles tragen können! antwortete Frau Bantes: und willſt du eines Soldaten Frau werden, ſo gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem Könige mehr als dir, der Ehre mehr als der Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hauſe gehört, und daß wenn andern Männern nur ein Tod nachlauſcht, dem Soldaten hundert Tode auflauren. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden.

„Aber sehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie schwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwischen dem Regen große Hagelsteine!“

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem sie anfangs nicht wußte, ob sie ihn mittheilen sollte. Endlich sagte sie: „Friederike, weißt du's? Heut ist der erste Adventssonntag, wo die Regierung des todten Gastes beginnen soll. Der wüste Prinz meldet sich, scheint's, immer mit Sturm an.“

„Ich wette, Mama, der Regensturz macht unsern Herdesheimern himmelangst. Die verriegeln vielleicht schon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Gesicht nicht eindringe.“

In diesem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas sonderbaren Gelächter in die Stube; sonderbar war es, weil man nicht wußte, ob es ein willkührliches oder unwillkührliches Lachen war.

„Tolles Zeug und dergleichen!“ rief Herr Bantes: „Geh in die Küche, Mama, und bringe die Mädel in Ordnung, sonst werfen sie dir den Braten in die Suppe, die Suppe ins Gemüse, das Gemüse in die Milchcreme.“

„Was gibt's denn?“ fragte Frau Bantes verwundert.

„Wisset Ihr nichts? Die ganze Stadt sagt,

der todte Gast sei angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mir da athemlos und pudelnaß von der Gasse in die Zahlstube gesprungen, und erzählen, was ihnen an zehn Orten schon erzählt worden ist. Mag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Küchenthür vorbei; die Mägde drinnen lärmen. Ich strecke den Kopf hinein, zu sehen, was es gibt; schreien die dummen Dinger beim Anblick meiner schwarzen Perücke laut auf und nennen die Närrinnen seitwärts, meinen, ich sei der todte Gast. Seid ihr Alle unklug? rief ich. — Ach Gott! schreit die Käthe: ich will's nicht läugnen, Herr Vantes, ich bin abscheulich erschrocken. Mir zittern die Knie. Und ich brauchte mich eigentlich gar nicht zu schämen, daß ich mich mit dem Schornsteinfeger Max eingelassen und versprochen habe. Aber nun es so kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht gesehen. — So schrie die Käthe, und wie sie sich die Angsttränen abtrocknen will, läßt sie die Pfanne mit den aufgeschlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Susanne sitzt hinter dem Feuerherd und weint hinter ihrer Schürze. Die alte unschuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren sogar sieht ganz verstört drein, und schneidet sich richtig mit dem Küchenmesser in die Finger, da sie es abwischen will."

ten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unsinn und Knechterei und Schlächterei lobpreiset, den behangen sie mit Orden, Titeln und Tressen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erster Advent, Winterwetter — sieh da, kriechen die Narren in die Winkel und kreuzigen und segnen sich, meinen, der todte Gaß mache den Sonntagsregen und dergleichen."

Frau Jantes lächelte sanft und sprach: „Papa, nicht so eifrig, nicht so böse! die Sache verdient's nicht."

— Verdient's nicht? He, du sollst hast wurmstichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unsinn in Schutz! Ich will, wenn ich sterbe, zehntausend Gulden Legat aussetzen, blos zur Besoldung eines Lehrers an der Schule, der gesunde Vernunft lehren soll. Wer solche wahnsinnige Einbildungen von Gespenstern, Teufeln, Todten-Erscheinungen und todten Gästen dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sklavenloch werde, worin die eine Hälfte des Volks leibeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß.

„Aber, aber, Papa, wohin verirrst du dich?"

— Verflucht sei der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu, das ist den

Engländern recht. Je dummer die Völker, je leichter saugen sie uns aus. Es wird nicht eher besser, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiserner Ruthe kommt, und Schule hält mit den Narren.

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernste so zu donnern, während er hastig die Stube auf und abging und von Zeit zu Zeit mitten im Laufe stehen blieb, trat leise der Buchhalter herein.

„Es ist doch richtig, Herr Bantes."

— Was ist richtig?

„Er ist wirklich angelangt. Er logirt im schwarzen Kreuz."

— Wer logirt im schwarzen Kreuz?

„Der todte Gast."

— Narrheit! Müssen Sie, als ein verständiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber sagen?

„Aber meine Augen sind keine alte Weiber. Ich ging aus Neugier ins schwarze Kreuz; der Herr Gerichtsschreiber war, so zu sagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwasser, so zu sagen, nur zum Vorwand. Da saß er."

— Was?

„Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth scheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur Thure hinaus ging, wandte er dem Herrn Ge-

rechtsschreiber seitwärts das Gesicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wollte er, so zu sagen, andeuten, der da sitzt, bringt nichts Gutes."

— Sarikari!

„Der Zolleinnehmer, der ihn schon am Thor erkannte, hat sich auf der Stelle zum Herrn Polizeilieutenant gemacht. Der Zolleinnehmer hat es uns gesagt, als wir wieder aus dem schwarzen Kreuz kamen."

— Der Zolleinnehmer ist ein abergläubiger Narr; schämen sollte er sich in die Seele hinein!

„Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todte Gast ist, so ist's sein Zwillingsbruder. Ein erdgrauer Gesicht. Vom Kopf bis zum Fuß rabenschwarz. Eine Gestalt, vier, fünf Ellen lang. Eine dreifache goldene Kette über die Brust zur Sackuhr. An allen Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapost."

Herr Bantes sah den Buchhalter lange mit starrem Blick an, worin Unglauben und Befremden zu kämpfen schienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: „Treibt denn der Teufel seinen Spaß mit uns, daß der gerade am ersten Adventssonntage einpassiren muß?"

„Und gerade wie die Kirche aus war," sagte der Buchhalter, „gerade wie die Leute über die

Gaſſe liefen und Wind und Regen, ſo zu ſagen, am allerſchrecklichſten ſtürmten."

„Wie heißt denn der Fremde?" fragte Herr Bantes.

„Mir nicht bekannt," antwortete der Buchhalter: „der aber gibt ſich am Ende Namen, wie er will. Bald iſt er ein Herr von Grabern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es iſt mir, ſo zu ſagen, bedenklich, daß er geradezu ins ſchwarze Kreuz einkehrt. Der Name ſcheint ihn gezogen zu haben."

Herr Bantes ſchwieg eine Zeit lang ganz ernſthaft und nachdenkend, fuhr ſich endlich mit der Hand raſch über das Geſicht und ſagte: „Iſt nichts, als Zufall, ſonderbarer Spaß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todten Gaſt und dergleichen. Poſſen! Aber ein eigener Zufall iſt es, ein toller Streich! Gerade am Adventsſonntag, im ſchrecklichſten Wetter, lang, ſchwarz, erdgrau, die Fingerringe, die Equipage — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Mährchen vom todten Gaſte, ſahen einen Fremden; hatte ſchwarze Kleider; flugs ſpielt Ihnen die gottloſe Einbildungskraft einen Hexenſtreich und und ſetzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu."

Dabei blieb es. Herr Bantes ließ sich auf keine andern Gedanken bringen.

Die Erscheinung.

Der todte Gast war nun das Gespräch über Tische bei der Mahlzeit. Man freute sich, bald mehr über ihn zu vernehmen, und gewisse Auskunft über den Fremden in der heutigen Winter-Abendgesellschaft beim Bürgermeister zu erhalten, und wenn nicht aus offiziellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeisterin, welche, ohne Hilfe geheimer Polizei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren sogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienstes zu ihr. Herr Bantes versprach, sobald es dunkel werden wolle, nachzukommen; er hatte noch einige Geschäfte mit Leuten aus seiner Fabrik abzutun, die er gewöhnlich an Sonntags-Nachmittagen zu sich kommen ließ.

Er war eben im Begriff, den Letzten dieser Leute abzufertigen und sich auf den Weg zur Wintergesellschaft zu machen, als plötzlich ein durchschneidender weiblicher Schrei geschah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erschracken heftig. Es war tiefe Stille.

„Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet ist!“ sagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieser ging, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verstörter Miene zurück, und konnte kaum halblaut mit bebender Stimme sprechen: „Es verlangt Sie Jemand zu sehen.“

„Nur herein!“ sagte Herr Bantes ärgerlich. Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langsam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in schwarzen Kleidern; das Gesicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, schwarze Seidentuch um den Hals ward die Blässe noch gehoben und recht todtenhaft. Die saubere Kleidung, die äußerst feine Wäsche, deren Säumesplatz unter der schwarzen Seidenweste hervorsah, die reichen Ringe, welche von den Fingern blitzten, der Anstand in allem Aeussern verrieth den Fremden als einen Mann von hohem Stande.

Herr Bantes starrte den Unbekannten an. Er sah den ersten Gast vor seinen Augen; faßte sich aber, so gut er konnte, und sagte, indem er sich mit etwas erheuchelter Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: „Paul, du bleibst hier! Ich habe dir nachher noch etwas zu sagen.“

„Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ sagte der Fremde

leise und langsam: „Ich würde meine Aufwartung schon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reise nöthig gehabt, und Furcht gehabt, Sie und die Ihrigen sogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu belästigen."

„Viel Ehre, viel Ehre!" erwiederte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. Aber..." Es überfiel ihn ein unwillkührliches Grausen. Er traute seinen Augen kaum. Er rückte dem Fremden einen Stuhl hin, und wünschte ihn hundert Meilen weit von sich.

Der Fremde verneigte sich langsam, nahm Platz und sprach: „Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?"

Es ward dem Herrn Bantes, als sträubten sich unter seiner Perüke alle Haare bergan. Er schüttelte höflich und ängstlich den Kopf, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes!" sprach der todte Gaß mit hohler Stimme, und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erstarrte.

„Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund?" fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftasche auf, und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung, und die Bitte, dem Ueberbringer

Alles zur Eroberung des Herzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers; doch schien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Bantes las lange, und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerspruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkührlichen Grauen, nicht glauben, daß er den berüchtigten todten Gast vor sich habe; aber eben so wenig wollte er und konnte er sich überzeugen, daß der Sohn seines Freundes eben genau in Wesen und Gestalt der aus Sagen vielbekannten Gestalt des entsetzlichen Gastes gliche. Hier war weder Gaukelei der Einbildungskraft noch des Zufalls gedenkbar. Er sprang geschwind auf, bat um Verzeihung, er müsse seine Brille suchen, die Augen wären ihm etwas dunkel, und entfernte sich, um nur in dieser Verlegenheit zur Besonnenheit zu kommen. Wie Herr Bantes ins Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schlosse der Stubenthür. Der todte Gast wandte langsam sein blasses Antlitz gegen diesen, und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus, und kam nicht wieder, bis er Herrn Bantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Bantes hatte wirklich in der Eile über-

legt, und in der Eile einen verzweifelten Entſchluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gaſt er vor ſich habe, wollte er wenigſtens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demſelben nicht ganz ohne Herzklopfen näher, und ſagte mit Achſelzucken und Bedauern: „Hören Sie, mein werthester Herr von Hahn, ich hege für Ihre Person alle Hochachtung. Indeſſen haben ſich hier Dinge ereignet, äuſſerſt fatale Dinge, die ich nicht vorauszuſehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwieſen, früher zu kommen! Seitdem hat ſich zwiſchen meiner Tochter und dem Kommandanten der hieſigen Beſatzung ein Liebeshandel entſponnen — Verlobung und dergleichen —; das vernahm ich erſt vor wenigen Tagen. Der Hauptmann iſt mein Pflegeſohn; er war einſt mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja ſagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeit zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu bemühen. Es ſchmerzt mich ſehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!“

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entſetzen aus. Der ihm gegenüberſitzende Gaſt hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig zugehört, ſondern die Miene desſelben, vorher ſtill und duſter,

heiterte sich sogar bei dem Worte „Liebeshandel“ — „Verlobung“ sichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern schon Hand und Herz verschenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Gesicht, als hätte es sich verrathen, schnell wieder den vorigen Ernst, wie mit sich selbst unzufrieden, herzustellen suchte.

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht!“ sagte der Herr von Hahn: „weder meines Vaters noch meinetwillen nicht!“

Herr Bantes dachte bei sich: „Ich verstehe dich schon!“ Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten schrecklichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

„Ich sollte Sie“, sprach er, „freilich nicht im Wirthshause lassen, und Sie bitten, bei mir im Hause vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geschichte mit dem Kommandanten und meiner Tochter und dergleichen — Sie begreifen, wie es da geht — einen zweiten Bräutigam in Abwesenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer so kleinen Stadt schwatzen gleich mehr, als Sie wissen. Auch hat meine Tochter ....“

„Ich bitte, keine Entschuldigung!“ sagte der Sohn des Banquiers: „Ich bin im Gasthofe nicht

übel. Ich verſtehe Sie. Wenn Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Bantes meine Aufwartung machen zu dürfen."

— Aber, Sie ....

„Denn in Herbesheim geweſen zu ſein, und die Braut, die mir beſtimmt war, nicht geſehen zu haben, ich konnte es nicht bei mir ſelbſt verantworten."

— Allerdings, Sie ſind ....

„Ich ſollte den Herrn Kommandanten beneiden. Alles, was man mir von der ſeltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins ...."

— Sie ſind zu gütig.

„Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu ſein, und der Sohn eines Mannes geheißen zu haben, von dem mein Vater nie ohne zärtliche Rührung reden kann."

— Gehorſamer Diener.

„Darf ich bitten, dem Fräulein wenigſtens vorgeſtellt zu werden?"

— Thut mir leid, ſehr leid. Sie iſt mit meiner Frau für dieſen Abend in großer Geſellſchaft, und — es iſt Geſetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Alſo ..!.

„In der That liegt mir für dieſen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet; noch

weniger, sie in großer Gesellschaft zu sehen, wo man mehr oder minder beengt und beschränkt ist. Gern sähe ich sie in ihrem häuslichen Wesen."

Herr Bantes machte eine stumme Verbeugung.

„Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigst? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich sagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was ...."

Herr Bantes erschrack. Er dachte bei sich: „Da haben wir's, der marschirt in gerader Linie auf sein Ziel los!" — Er räusperte sich. Der Fremde schwieg nun, und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dies nicht geschah, fuhr jener fort: „Ich hoffe, durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Ansichten zu leiten, und vielleicht, indem ich sie über Verschiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung zuzusichern, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umständen nicht ganz gleichgültig bleibt."

Herr Bantes versuchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, um dies wahrscheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter-vier-Augen abzulehnen. Er sprach in der Angst viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der rothe Gast aber verstand ihn gar nicht, oder schien ihn nicht verstehen zu wollen, und ward immer zudringlicher. Desto peinlicher ward die Stellung des Herrn Bantes, der sein schönes Kind schon

von jener Scheingeſtalt und ihren verruchten Künſten umgarnt und mit umgedrehtem Köpfchen ſah.

Ueber dieſe Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Da der Gaſt ſich ſchlechterdings nicht entfernen wollte, ſtand Herr Bantes jählings auf, und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlaſſen müſſe, weil unaufſchiebbare Geſchäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abſchied. Der Gaſt, etwas finſter, empfahl ſich, bat aber um Erlaubniß, wieder zu kommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergeſellſchaft zum Bürgermeiſter, war aber auffallend ſtill und nachdenkend. Man ſprach von nichts, als vom todten Gaſte. Man wollte wiſſen, er führe eine ganze ſchwere Kiſte voller Gold bei ſich; er kenne ſchon alle Bräute von Herbesheim; er ſei ein ſehr angenehmer Mann, doch ſpüre man ihm etwas Verweſungsgeruch an. Alles, was hier geredet wurde, ſtimmte meiſtens nur zu ſehr mit dem überein, was Herr Bantes an ihm, der vor ihm die Geſtalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Bantes mit ſeiner Frau und Tochter wieder zu Hauſe war, erzählte er von dem Beſuche des todten Gaſtes, und wie er ihn hoffentlich ein- für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erſtaunten beide Frauenzimmer, oder viel-

mehr sie erschracken; dann lächelten Beide verwundert sich an, als sie den Namen des Bräutigams aus der Residenz hörten; zuletzt lachten sie hell auf, als sie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Kommandanten erklärt.

„O Papa, süßer Papa!“ rief Friederike, und fiel ihm um den Hals: „Ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.“

„Sum Kukuk und Küster!“ schrie der Alte: „Ich werde doch wohl Wort halten müssen.“

„Auch dann, liebster Papa, wenn der todte Gaß zuletzt wirklich der Herr von Hahn wäre?“

„Meinst du, ich habe keine Augen? Er ist es nicht. Eine Scheingestalt ist's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, sich in die Figur des todten Gasses zu vermummen, von dessen Geschichte er wahrscheinlich in seinem Leben nichts gehört hat!“

Den Frauenzimmern war die Geschichte freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten sie lieber glauben, der Papa habe mit seiner regen Phantasie etwas hinzugefügt, oder der Zufall diesmal drolligen Scherz getrieben, als daß sie an der Persönlichkeit des angekommenen Herrn von Hahn gezweifelt hätten. Gerade diese Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, sich durchaus keines Bes-

sern bereden zu lassen, ängstigte den Herrn Bantes nur noch mehr.

„So muß es kommen, gerade so!“ rief Herr Bantes ärgerlich und zaghaft: „So hat er euch Beide schon halb in seinen Krallen, hat euch schon beraubt! Ich bin doch wahrhaftig sonst nicht abergläubig, und auch diesmal kein altes, wundersüchtiges Weib; aber was mir begegnet ist, das ist mir begegnet. Es ist ein höllischer Spuk, der mich verrückt machen konnte. Die Vernunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles sein, das die Vernunft nicht begreift. Und sollte ich euch in den Keller sperren, ich sperre euch ein, nur daß ihr mir Beide nichts mit dem Teufelsgespenst zu schaffen habt!“

„Schonster Papa!“ rief Friederike: „Ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todte Gast Herr von Hahn sein, oder nicht: ich schwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrichen nie vergessen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn oder der todte Gast um mich werben.“

„Wahrhaftig, lieber gab' ich dich dem ärmsten Bettler auf der Gasse — ist's doch ein lebendiger Mensch! — als dem Gespenst, dem Satan.“

Friederike schlief unter schönen Träumen die Nacht, Herr Bantes äusserst unruhig. Die schwarze, bleiche Figur, deren Mondgesicht durch das schwarze Kopfhaar und den starken schwarzen Backenbart ihm so furchterlich hervorblickte, schwebte ihm auch vor verschlossenen Augen sichtbar. Friederike hegte hingegen für den gespensterhaften Unbekannten recht dankbare Gesinnungen, daß er ihren Vater so schleunig bekehrt und dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, sobald Herr Bantes mit den Seinigen gefrühstuckt hatte, begab er sich zum Amtsbürgermeister — dies war das Ergebniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat diesen, gegen den Unbekannten Polizeimaasregeln zu versuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was sich gestern, ehe er in die Abendgesellschaft gekommen, in seinem Hause zugetragen habe, und wie seine Frau und Tochter schon halb und halb in ihren Sinnen benebelt wären; daß sie den todten Gast für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten, ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu spielen, nicht dazu das Aeussere des bekannten Gespenstes wählen wurde, und, wenn er sie aus Narrheit oder Spaß hätte wählen wollen, sie gewiß nicht gekannt haben wurde.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf bedenklich. Er wußte nicht, was er zu der Sache sagen sollte; versicherte aber, er wollte ernste Untersuchung anstellen, denn die ganze Stadt sei von dieser unangenehmen Erscheinung beunruhigt.

Wie Herr Bantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Polizeilieutenant und andern Freunden hatte er sich berathen) nach Hause ging, sah er von ungefähr seitwärts durch ein Fenster in's Erdgeschoß seines Hauses. Das Fenster gehörte zu einem schön geschmückten Zimmer, welches sonst der Kommandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Bantes glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah den wüsten, todten Gast da im tiefen, ja es schien, im leidenschaftlichen Gespräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu, und schien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küssend an seine Lippen drückte.

Jetzt schwankte Alles vor den Augen des Greises, oder vielmehr er schwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Kommandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hause zu jagen; dann besann er sich, daß dies üble Folgen für ihn oder Friederiken haben konnte. Er erinnerte sich des Duells zwischen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte vor hundert Jahren.

Er eilte todtenbleich ins Zimmer seiner Gemahlin, die vor seinem Anblick erschrack.

Als sie die Ursache seines Zustandes erfahren hatte, suchte sie ihn zu beruhigen; versicherte, das vermeinte Gespenst sei in der That der erwartete Bräutigam, ein liebenswürdiger, bescheidener Mann, mit dem sie und Friederike sich lange unterhalten habe.

„Ich glaub's schon, Mama, der ist mit dir in deinen Jahren ganz bescheiden. Aber geh' hin und sieh, wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen ist. Sie küssen sich."

— Das ist nicht möglich, Papa!

„Da, da, diese Augen strafe du nicht Lügen. Er hat sie; sie ist verloren! Warum sind die allein? Die ist auch schon der Verstand verzittert! sonst würdest du sie Beide nicht allein gelassen haben."

— Lieber Papa, er bat um Erlaubniß, sich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch deine Einbildung fahren! Wie ist es möglich, daß du, eben du, aufgeklärter, Alles verspottender Mann, deinen Glauben so bethören lassen kannst, und plötzlich der abergläubigste aller Menschen wirst?

„Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorsichtig, behutsam und dergleichen gegen dies Teufelshandwerk! — Sei es, was es immer wolle, man

soll sich auf keine Weise prellen lassen. Das Mädchen ist mir zu theuer. Ich befehle ein- und für allemal, ihr sollt mit euerm sogenannten Herrn von Hahn allen Umgang abbrechen."

— Aber was wird sein Vater sagen?

„Oh, der Alte wird nichts sagen. Und wie sollte er? Und in Gottes Namen, sag' er, was er wolle. Geh, ich bitte dich, schicke den Verführer fort!"

Frau Bantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf seine Schulter, und sprach leise mit bittendem Tone: „Lieber Mann, bedenke, was du aus eitler Furcht thust! Wegen eines blassen Gesichts, und eines schwarzen Kleides wegen, ist ja ein Fremder noch kein Gespenst. Wenn du aber beschließt und darauf beharrst, und es zu deiner Ruhe beiträgt, so werde ich dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn schon zum Mittagessen eingeladen."

„Da konnte einen ja der Schlag rühren!" schrie Herr Bantes: „Nun gar zum Mittagessen! Der muß einen Zauberdunst und dergleichen in seinen Odem haben, daß er euch bebert, wie die afrikanische Schlange die kleinen Vögel, die sich ihrem offenen Rachen gern oder ungern nähern müssen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!"

In dem Augenblicke trat sehr heiter Friederike herein. — „Wo ist der Herr von Hahn?“ fragte die Mutter mißmuthig.

„Nur auf einen Augenblick in seine Wohnung. Er kommt sogleich zurück. Es ist wahrlich ein guter, edler Mensch!“

„Da haben wir's!“ rief Herr Bantes: „In einer Viertelstunde Gespräches hat sie es schon weg, daß er ein guter, edler Mensch ist. Wie? du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! Wenn er — — kurz weg! Ich will nichts davon wissen. Laß ihm absagen. Laß ihm eine Lüge sagen, eine ehrliche Nothlüge, ich sei krank geworden; wir bedauerten sehr: könnten ihn heut nicht bei Tische sehen, und dergleichen.“

Friederike erschrack über die Heftigkeit ihres Vaters. „Hören Sie mich doch, Papa; Sie sollen Alles wissen, was er mir gesagt hat. Es ist gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden.....“

„Halt!“ rief Herr Bantes: „Ich will nichts hören; habe schon zu viel gehört. Sieh, Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Nenn' es Wunderlichkeit, nenn' es, wie du willst; höre mich an. Gleicht der todte Gast dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todten Gaste, so ist das alles ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannst du deinen edeln, vortrefflichen, gu-

ten Menſchen und dergleichen bewegen, daß er Herdesheim noch heute verläßt, auf immer verläßt: ſo geb' ich dir mein Ehrenwort, ſollſt den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch ankäme. Ich verſpreche dir, auf der Stelle an ſeinen Vater zu ſchreiben, alles mit ihm Abgekartete ganz ehrenhaft rückgängig zu machen, ſobald ich weiß, der Schwarze iſt fort. Da, nimm meine Hand darauf. Nun ſage mir, kannſt du ihn bewegen, einzupacken und ſich aus dem Staub davon zu machen?

„Wohl!“ rief Friederike freudeglühend: „denn ſehen Sie —“

„Er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu ſprechen, unter vier Augen.“

„Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein paar Zeilen. Nicht zum Eſſen! Fort mit ihm!“

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zuviel Werth. Sie ſchrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier: entſchuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl widerrufen zu müſſen; bat ihn ſogar, wenn er einige Achtung oder Freundſchaft für ſie habe, die Stadt ſo bald als möglich zu verlaſſen, denn von ſeiner Entfernung hänge ihr Glück und der Frieden

ihres Hauses ab. Sie verhieß ihm, mit nächster Post in einem Briefe die sonderbaren Ursachen dieser sonderbaren, unartigen, aber höchst dringenden Bitte zu entwickeln.

Unterhaltungen mit dem todten Gaste.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief ins Wirthshaus und fragte dem Banquier von Hahn nach. Der Kerl war gern gegangen; er hoffte, den vielbesprochenen todten Gast bei dieser Gelegenheit etwas aus der Ferne zu sehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihm angewiesen hatte, fuhr er plötzlich zusammen, als er den langen, schwarzen, blassen Herrn gegen sich zuschreiten sah und fragen hörte mit hohler Stimme: was willst du? Die Gestalt schien ihm jetzt noch weit schwärzer, länger und bleicher zu sein, als er sich gedacht hatte.

„Halten zu Gnaden," sagte der Erschrockene mit einem Gesichte, worin sichtbar die Todesangst lag, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern zum Herrn Banquier von Hahn."

— Der bin ich.

„Sie selbst?" sagte der arme Mensch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten seine Fußsohlen fester am Boden: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich wieder gehen."

— Ich halte dich nicht. Wer hat dich geſchickt?

„Fräulei Bantes.“

— Weswegen?

„Dieſen Brief ſollen Sie.....“ Mit dieſen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demſelben den Brief vor die Füße, und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier ſagte halblaut für ſich: „Sind die Leute hier zu Lande alleſammt närriſch?“ Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirn, nickte mit dem Kopfe und ging pfeifend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leiſe an die Thür gepocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

„Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Wirth; iſt das Eſſen fertig?“ ſagte der ſchwarze Herr.

— Das Eſſen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu ſchlecht ſein.

„Nichts weniger, als das. Es iſt gut gekocht. Ich freilich eſſe nie viel, aber das ſoll keinen Vorwurf gelten.“

— Man ſpeiſet im goldenen Engel beſſer.

„Ich mag nichts vom Engel, ich bleibe beim

Kreuz. Sie sind bescheidener, als ich je einen Wirth gesehen habe. Lassen Sie bald decken."

Der Kreuzwirth zieh die Mütze in den Händen herum, und schien verlegen, wie er noch etwas anbringen sollte, das ihm auf dem Herzen lag. Der Schwarze bemerkte es anfangs nicht, sondern ging, vertieft in Gedanken, her und hin. So oft er aber dem Wirthe zu nahe kam, mich dieser sorgfältig auf vier Schritte aus.

„Wollen Sie noch etwas, Herr Wirth?" fragte der Bananier endlich.

— He ja! Ew. Gnaden wollen es doch aber ja nicht übel deuten.

„Nicht im Geringsten. Frisch heraus mit der Sprache!" rief der todte Gast, und streckte den Arm aus, um dem Wirth freundlich auf die Schulter zu klopfen. Dieser aber verstand die Bewegung unrecht, und vermuthete das Aergste. Er mochte sich wohl gar einbilden, der Gast wolle an seinem Kopfe und Genicke den Versuch machen, den derselbe vor hundert und zweihundert Jahren schon an manchem Mädchen gemacht hatte. Drum duckte sich der bedroht Glaubende wetterschnell mit ganzem Leibe nieder, drehte sich um, nahm einen Satz, und war mit einem einzigen Sprunge zur Thür hinaus.

Herr von Hahn konnte sich, wie ärgerlich ihm dies Betragen auch vorkommen mußte, doch des

Lächelns nicht erwehren. Er hatte dieselbe wunderliche Schüchternheit an allen Hausgenossen bemerkt: sie war ihm besonders erst seit dem heutigen Morgen aufgefallen. „Hält man mich denn“, sprach er bei sich selbst, „für den zweiten Doktor Faust?“

Es ward abermals an die Thür gepocht, diese nur halb und leise geöffnet, und ein martialischer Kopf mit einer Römernase und dem kraftigsten Schnurrbarte schob sich mit der Frage herein: „Bin ich hier recht? Beim Herrn von Hahn?“

— Allerdings.

Ein großer baumstarker Mann in Polizei-Livrée kam nun hinter der Thür hervor ins Zimmer: „Der Herr Amtsbürgermeister läßt Ihro Gnaden bitten, sich auf einige Augenblicke zu ihm zu verfügen.“

— Verfügen? Das klingt etwas polizeimäßig. Wo wohnt er?

Am Ende der Straße, gnädiger Herr, im großen Eckhause mit dem Balkon. Ich werde die Ehre haben, Sie hinzuführen.“

— Nun, das wäre eben nicht nöthig, guter Freund. Ich liebe weder militärische noch polizeiliche Eskorten.

„Der Herr Amtsbürgermeister hat es so befohlen.“

— Gut, und Ihr gehorcht unbedingt. Nicht so, Ihr seid Soldat gewesen?

„Beim dritten Husarenregiment."

— Aus welchem Treffen habt Ihr die schöne Narbe da auf der Stirn?

„Hm, gnädiger Herr, aus einem Treffen mit Kameraden um ein hubsches Mädchen."

— Da wird Eure Frau die Narbe nicht gern sehen, falls sie nicht selbst das hubsche Mädchen war.

„Ich habe keine Frau."

— Nun, gleichviel, also ein Liebchen. Denn wer solche Ehrennarbe für das schöne Geschlecht zur Schau trägt, der bleibt nicht unempfindlich. Aber nicht so? Eure Auserwahlte wird jetzt, wenn sie nun Alles weiß, etwas widerspenstig sein?

Der Schnurrbart runzelte die Stirn. Den Frager belustigte, in den Mienen des Helden eine Art Bestätigung seiner Vermuthung zu lesen, und er fuhr daher fort: Ihr müßt nur nicht den Muth verlieren. Gerade mit Eurer Narbe bringt Ihr Eurer Geliebten den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen schwarzen Augen, ja für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wagen würdet.

Der Polizeidiener verfärbte sich und riß die Augen weit auf. „Ihro Gnaden," stammelte er, „kennen Sie das Mädchen schon?"

— Warum nicht? Iſt's doch geradezu das niedlichſte Kind in der ganzen Stadt! verſetzte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges dreiſtes Forſchen die Liebeshändel der Polizei ſo ſchnell zu errathen. Den Polizeidienern aber hielten die Frauen gar nicht; beſonders däuchte ihm das ſchalkhafte Lächeln des bleichen, todtenhaften Antlitzes etwas Gräßliches, Hölliſch-Boshaftes zu haben.

„Ihro Gnaden kennen ſie ſchon? Wie iſt das möglich? Seit geſtern erſt ſind Sie in der Stadt? Ich habe die Hausthür der Putzmacherin mit keinem Auge verlaſſen, und war ich nicht da, hatte ein Anderer Acht. Sichtbarer Weiſe kamen Sie nicht ins Haus."

— Guter Freund, ein artiges Mädchen iſt leicht zu kennen, und die Häuſer haben auch Hinterthüren.

Der Schnurrbart ſtand mit verblüfftem Geſichte da, weil er ſich in der That einer Hinterthür erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Polizeimanns immer muthwilliger, und legte es darauf an, ihn ein wenig eiferſüchtig zu machen. „Alſo ſie ſpielt nun," ſagte er, „die Sprode gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht' ich's doch: Die Narbe!"

— Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe Nichts für ungut, Sie ſelbſt!

„Was, ich? Laßt Euch das nicht von mir träumen. Pfui, Ihr seid doch nicht schon eifersüchtig? Machen wir Beide einen Bund mit einander, versteht mich wohl . . . .“

— Ich verstehe nur zu gut. Daraus wird diesmal nichts! Gott bewahre mich!

„Ihr führet mich der Eurer jungen Putzmacherin ein, und ich versöhne sie mit Eurer Narbe.“

Der Polizeidiente machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trockener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeister zu folgen.

„Ich werde kommen; aber Eure Begleitung durch die Stadt verbitt' ich mir.“

— Ich habe Befehl so.

„Und ich befehle das Gegentheil. Also geht und meldet's dem Herrn Bürgermeister. Macht Ihr die geringsten Umstände, so zählet keinen Augenblick mehr auf Euer Mädchen!“

— Herr, um Gotteswillen! sagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung: Ich gehorche. Aber lassen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unschuldige Blut am Leben!

„Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe fressen?“

— Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verschonen das arme Kind; dann will ich für Sie

thun, was Sie befehlen, und ſollten Sie meinen eigenen Tod begehren.

„Seid ruhig. Ich geb' Euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu laſſen. Aber ſagt mir, wie ſpringt Eure Furcht gleich zum ärgſten Stück über? Wer in aller Welt will denn einem ſchönen Kinde gleich ans Leben?"

— Sie haben ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Katherle das Genick umzudrehen? Ich gehe, und laſſe Sie allein geben. Auch die Hölle muß Wort halten.

Mit dieſen Worten war der arme Menſch zur Thür hinaus. Er hörte hinter ſich den todten Gaſt laut lachen. Das Lachen drang ihm ſchneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie ein Hohngelächter des Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeiſter und erzählte zum Erſtaunen deſſelben ſeine ganze Geſchichte.

Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Hut und Stock, und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangſt des Polizeibedienten lächeln, deſſen Eiferſucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt ſei, wo man

jeden Fremden wie ein Wunderthier angaffte und mit Bezaffenwerden und Wiederzaffen im Jahre ein Dutzend Hüte auf dem Kopfe verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wich man ihm höflich aus mit tiefer Verbeugung. Schon von weitem zogen die ihm Begegnenden Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts und links in den Häusern, wo er vorüberkam, sah er hinter den ungeöffneten Fenstern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasscheiben nach ihm schauend.

Das Aergste aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Eckhause mit dem Balkon näher kam. Unweit dem Hause befand sich auf dem Platze ein Brunnen, der aus sieben Röhren sein Wasser in ein weites Steinbecken goß. Um den Brunnen stand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern emsig plaudernd. Einige schabten Fische, andere wuschen Salat, andere setzten ihren leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen ihn schon gefüllt auf dem Kopfe. Herr von Hahn, wegen der Wohnung des Bürgermeisters sicherer zu sein, trat seitwärts, um eine dieser geschäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete, und Alle jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf heiliger Himmel! welch ein Zetergeschrei, welch eine Verwirrung! Alle prallten mit

Entſetzen aus einander. Die Eine ließ die Fiſche in das Waſſerbecken fahren, die Andere ſchüttete den gewaſchenen Salat auf den Erdboden, der Dritten ſtürzte der Waſſereimer vom Kopfe, daß ſie wie eine Gebadete troff. Alle rannten bleich und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte ſich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenpfeiler, als wollte ſie ihn umſtürzen, ſchlug mit der dürren Hand vor ſich Kreuze über Kreuze, ſperrte die Lippen von einander und ſtierte ihn mit Augen der Verzweiflung auf eine flehende Weiſe an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporſtieg. So ſieht man eine vom Hund angebellte Katze, den krummen Rücken ganz in ſich hineingezogen, das Haar geſträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Bellenden folgen.

Verdrießlich über die närriſchen Leute wandte Herr von Hahn ſich ab und ging geradezu in das Haus mit dem Balkon. Er war am rechten Orte. Der Burgermeiſter, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn ſehr artig oben an der Treppe und führte ihn ins Zimmer.

„Sie haben mich zu ſich rufen laſſen," ſagte Herr von Hahn, „und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthſel löſen zu können. Ich bin erſt ſeit geſtern in dieſer Stadt,

und gestehe, hier habe ich schon mehr Abentheuer erlebt, als sonst auf allen Reisen."

— Ich glaub' es! — sagte lächelnd der Bürgermeister: Ich habe davon gehört, und einigemal sogar das Unglaubliche. Sie sind der Herr von Hahn, Sohn des Banquiers aus der Hauptstadt; haben Verbindungen mit dem hiesigen Hause Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes . . . ."

„Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeister?" Herr von Hahn zog bei diesen Worten einige Papiere aus der Brieftasche. Der Bürgermeister lehnte es nicht ab, sie flüchtig zu durchsehen, gab sie aber mit den verbindlichsten Aeußerungen seiner Zufriedenheit gleich zurück.

„Ich habe Ihnen nun Alles gesagt und beurkundet, Herr Bürgermeister, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltsamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht so gar weit von der übrigen Welt getrennt; es werden doch zuweilen auch Fremde hieher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich . . . ."

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Hahn. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.

„Ich stehe zu Befehl."

— Zählen Sie einstweilen meine Fragen nur

auch zu den Seltsamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufstießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe sehen. Kleiden Sie sich gewöhnlich schwarz?

„Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten."

— Waren Sie schon in Herbesheim?

„Nie."

— Haben Sie früher schon Bekanntschaft mit Personen aus dieser Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geschichten dieser Stadt, nämlich von alten Geschichten, Mährchen, Volkssagen der Herbesheimer gelesen oder gehört?

„Ich kannte persönlich Niemanden von Herbesheim, und wußte von dieser Stadt nichts, als daß hier das Haus Bantes sei, und daß Fräulein Bantes ein äußerst liebenswürdiges Frauenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen bestätigen will."

— Haben Sie vielleicht nie ein Geschichtchen vom todten Gaste der Herbesheimer gelesen, oder davon gehört?

„Ich wiederhole es, die Historie von Herbesheim, zumal die alte — ich muß es zu meiner Schande sagen, Herr Bürgermeister —, ist mir so fremd, wie die Historie des Königreichs Siam und Pegu."

— Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abentheuer bei uns, die ich mehr vermuthe als kenne,

ſtammen in gerader Linie aus unſern hieſigen alten Geſchichten her.

„Wie komme ich mit Ihren alten Geſchichten zuſammen? Dergleichen iſt mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch.“

Der Bürgermeiſter lächelte und erwiederte: „Man hält Sie für den todten Gaß, für ein Geſpenſt aus unſern Volksmährchen; und wie ſpaßhaft mir auch die lächerliche Einbildung unſerer Spießbürger iſt, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — ſelbſt meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unſerer Herbesheimer Schreckenhiſtorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgeſetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen alltäglichen Scherz fortſetzen wollen, und wiſſen durchaus nichts von der Geſchichte des todten Gaßes, will ich ſie Ihnen ſo erzählen, wie ich ſie mir habe von Mehrern erzählen laſſen.“

Herr von Hahn gab die lebhafteſten Aeußerungen ſeiner Neugier. Der Bürgermeiſter ſagte: „Es iſt wohl das erſtemal, daß man ein Ammenmährchen ganz offiziel vorträgt.“ Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaße an.

„Jetzt erklär' ich mir Alles!“ ſagte lachend Herr von Hahn, als die Geſchichte beendet war: „Den ſchönen Herbesheimerinnen iſt um ihre Hälſe bange.“

— Scherz beiseite, Herr von Hahn, mir ist noch mancherley dunkel. Ich glaube zwar auch an die buntesten Spiele des Zufalls; aber hier spielt dieser launenhafte Schicksalsgott fast zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie fassen sollte.

„Wie, Herr Bürgermeister, Sie sind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbesheim nur alle hundert Jahre besucht, um arme Täubchen zu schlachten?"

— Das wohl nicht. Aber etwas von dem Gespenstermährchen konnten Sie doch zufällig gehört, und Ihre Gestalt benutzt haben, um sich an dem Schrecken unserer leichtgläubigen Schönen zu belustigen. Warum, zum Beispiel, wählten Sie eben den ersten Adventssonntag zu Ihrer Ankunft, und eben den Augenblick des ärgsten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?

„Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, er ist auffallend, dieser Zufall; er überrascht mich selbst. Indessen darf ich Sie versichern, daß ich im Kalender so unbelesen bin, daß ich eben jetzt erst das Vergnügen habe, zu erfahren, ich sey am ersten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide betheuern, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht beschützt hatte; umgekehrt, ich

hätte ihn gern abbestellt, weil das Wetter mir sehr übel zuschlug."

— Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff, welchen Sie diesen Morgen so schalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unserm Gasse und seinem berühmten Griff?

Herr von Hahn lachte hell auf: „Aha, darum duckte sich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unschuldige Handbewegung — ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig."

— Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wiesel?

„Manche Wiesel, Herr Bürgermeister, aber keine Jungfer dieses schönen Namens."

— Man will doch behaupten, Sie wären mit ihr, und sogar bis auf die Hinterthür, bekannt.

„Hinterthür der Jungfer Wiesel? O, nun versteh' ich. An der Hinterthür erkenn' ich jetzt die Abgottin Ihres Polizeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieses Menschen erst klar."

— Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Polizei von Herbesheim der besten von Paris aus den Zeiten der

Spionenmeister Fouché und Savary nichts nachgibt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige sehr natürlich erklären kann, ohne Sie in Verdacht zu haben, unser frommes Völkchen hier durch absichtliches Spielen der Todten-Gast-Rolle ängstigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie diese Rolle wirklich nicht spielen konnten oder wollten, sagen Sie mir denn — und diese Frage richte ich weniger aus mir selbst, als für Niemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bankes, welches Sie vorher nicht kannten, diesen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer Viertelstunde so zärtlings, so innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich sagen soll.....

„Also auch das schon haben Sie erfahren?“ sagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhafte Gesicht verbreitete sich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeisters nicht entging.

— Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung! setzte der Bürgermeister hinzu: Sie wissen ja, Polizeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiskrete Fragen zu thun. Und bekannt ist Ihnen, daß der todte Gast ganz besonders im Rufe steht, Frauenzimmer wetterschnell zu bezaubern; eine Kunst, die ich Ihnen

übrigens gern zutraue, ohne Sie für todt zu halten.

Herr von Hahn schwieg ein Weilchen; endlich sagte er: „Herr Bürgermeister, ich fange bald an, mich vor Ihnen mehr zu fürchten, als sich Ihre ganze löbliche Bürgerschaft vor meinem schwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müssen die Wände ausplaudern können; denn ich war diesen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Bantes nur eine kurze Zeit allein, wenn sie mit dem Worte Vertrautwerden darauf anspielen. Erlauben Sie mir aber, eben über diesen Punkt zu schweigen. Entweder Ihre Wände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn; oder nicht: dann geziemt es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Bantes es nicht mit eigener Hand thun will."

Der Bürgermeister zeigte mit einer sanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, sondern wandte das Gespräch: Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?

„Ich reise schon morgen wieder ab. Meine Geschäfte sind hier beendigt, und wahrhaftig, es ist doch auch gar zu unlustig, den Poltergeist spielen zu müssen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt sein mußte, dem tod-

ten Gaſſe Ihrer hundertjährigen Stadtſage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu ſein."

Dieſe Erklärung der plötzlichen Abreiſe kam dem Burgermeiſter ſehr gelegen. Er verlor alſo darüber kein Wort mehr, und unterhielt ſich über andere Dinge mit ſeinem Inquiſiten. Dieſer empfahl ſich endlich.

Der Burgermeiſter fand die Sache ſonderbar. Denn für ein ungefähres Zuſammentreffen der Umſtände, die den angeblichen Herrn von Hahn zum todten Gaſte ſtempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte ſich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Ausſagen des Fremden zu zweifeln. Dies erwog der Burgermeiſter her und hin, indem er zum offenen Fenſter hinaus auf die Straße ſah. Er war, gleich nachdem ſein Beſuch aus dem Zimmer verſchwunden, an dies Fenſter getreten, um zu ſeiner Beluſtigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gaſſe den todten Gaſt betrachten würden. Allein zu ſeiner großen Verwunderung verließ dieſer das Haus nicht. Er wartete noch lange; es verging faſt eine Viertelſtunde, und er wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam und ward vom Burgermeiſter befragt. Der Bediente ſchwor, ſeit einer Stunde unter dem Balkon vor der Hausthür geſtanden,

aber keinen Herrn in schwarzer Kleidung gesehen zu haben.

Der Bediente ward entlassen. „Das sieht mir doch etwas gespenstisch aus!“ brummte der Bürgermeister verlegen lächelnd vor sich hin, und lag wieder im Fenster. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen sitze todtenblaß und weinend in der Küche, und erzähle, der todte Gast sei beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeisters. Das Fräulein thue mit der schrecklichen Gestalt sehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht, und dazu etwas leise mit dem Fräulein gesprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles gesehen, aber nichts verstanden; es wäre auch vom Fräulein sogleich aus dem Zimmer fortgeschickt worden.

Der Bürgermeister lachte zuerst; dann verging ihm bei den Armbändern, bei dem Leisemiteinanderreden, bei dem Fortschicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß den Bedienten ärgerlich sich fortmachen. „Armbänder? Flüstern mit meinem Minchen? Woher kennt er sie? Jesus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne so schnell vertraut? Wahrhaftig, der legt's darauf an, den todten Gast zu machen.“ So sprach er bei sich. Bald lief er zur Stuben-

thür, öffnete und wollte hinaus, um seine Tochter und den Fremden zu überraschen: bald schämte er sich seines keimenden Aberglaubens, und legte er seiner Aengstlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelstunde. Endlich ward ihm die Zeit zu lang. Er ging zu seiner Tochter, deren Zimmer nicht weit vom seinigen entfernt war. Sie saß am Fenster allein und betrachtete die köstlichen Armbänder.

„Was hast du da, Minchen?" fragte er mit ungewisser Stimme.

Minchen antwortete ganz unbefangen: „Ein Geschenk des Herrn von Hahn für Riekchen Bantes. Er reiset morgen früh ab, und hat seine Gründe, selbst nicht mehr in das Haus des Herrn Bantes zu gehen. Er ist mir unbegreiflich. Bräutigam, und schon wieder davon reisen! Nun soll ich's ihr geben."

— Und woher kennst du ihn, oder er dich?

„Als ich diesen Morgen bei Riekchen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntschaft. Es durchschauerte mich, als ich ihn zum erstenmal sah. Der leibhafte todte Gast! Aber er ist ein sehr guter Mensch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte sogleich sein Gesuch an."

Minchen erzählte dies so unbefangen, daß

dem Bürgermeister, bis auf Nebensachen, Alles klar ward. Doch folgendes Morgens mußte der Polizeidiener sogleich nachspuren, ob der Fremde wirklich, seinem Worte gemäß, abgereiset sei.

Neues Schrecken.

Der Bürgermeister, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatte eine etwas schlaflose Nacht gehabt. In der Nacht aber beim Monden- oder Sternenschein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Gestaltung der äussern Welt ein anderes Ansehen, sondern auch die innere Welt des Menschen. Man ist religiöser, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltsames, Abentheuerliches und Wunderhaftis geneigter, was auch die altkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft ist die Tagessonne des Gemüthes, Alles wird hell und klar durch ihren Schein; der Glaube des Gefühls und der Phantaße ist der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in dessen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Helldunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeister nun die ganze Geschichte, mit der sich die Stadt von todten Gaste trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erschien, seine Gestalt, sein bleiches Gesicht, seine Kleider-

tracht, seine verschwenderischen Geschenke, sein schnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch München war auf dem Sprunge, versprochen zu werden; und das Geschichtchen von der Jungfer Wiesel hatte in der That etwas Verdächtiges — so mußte das alles wenigstens auffallen. Jungfer Wiesel hatte dem Polizeidiener wirklich noch am Abend gestanden, der schwarze Gaß sei bei ihr im Putzladen gewesen, habe eine Kleinigkeit gekauft: doch erst wenige Stunden vor Ankunft des Polizeidieners, in der Abenddämmerung, sei er erschienen, und nie vorher; noch weniger wollte sie von der berüchtigten Hintertür etwas wissen. Dies hatte der Bürgermeister von seinem Polizeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei sonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den schwarzen langen Herrn unmöglich halten; dazu sah er zu ernsthaft aus. Auch waren seine Geschenke viel zu kostbar gewesen, als daß er bloß einen Scherz mit den lieben Herdesheimern getrieben haben sollte. Herr Bantes, sonst ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte dem Bürgermeister so viel Seltsames erzählt und geklagt, daß dieser allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in seinem Kopf umherwarf.

Ehe noch der Polizeidiener zum Kreuz kam,

erzählten ihm schon die Leute auf der Straße, daß der todte Gast und sein Diener Knall und Fall verschwunden wären, man wisse nicht, wohin. Er hätte weder Wagen noch Pferde, noch Extrapost genommen, wäre zu keinem Stadtthore hinaus, und doch nirgends zu finden. Dies bestätigte auch die Aussage des Kreuzwirthes, der den Polizeimann in das Zimmer führte, wo der angebliche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der besten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten standen unangetastet, die Stühle an ihrem Ort; kein Koffer, kein Kleid, kein Bändchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlassenes, keine Spur! Nur auf dem Tische lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte.

„Nehme das Teufelsgeld, wer will!“ sagte der Kreuzwirth: „Man weiß ja, dabei ist kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu stinkendem Unflat. Ich will es den Armen im Stadtspital schenken, aber ich mag es einmal nicht.“ Er übergab die harten Thaler dem Polizeidiener, der sie dem Spitalsverwalter bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verschwinden des todten Gastes war mit allen Nebenumständen sogleich durch ganz Herdesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da sie kaum das Bett

verlaſſen hatten, vernahmen es von ihren Mägden, bald auch von dem Buchhalter und Kaſſierer.

„Wunderbar!“ ſagte Herr Bantes zu ſeiner Frau: „Nun, was ſagſt du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort iſt. Du wirſt doch glauben, daß es da nicht ganz mit rechten Dingen zuging? Ich ſage dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an ſo tolle Mährchen, an ſolchen Unſinn und dergleichen glauben ſollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge geweſen wäre!“

Frau Bantes brachte gegen die Ausſagen der Mägde und des Buchhalters einige beſcheidene Zweifel vor. Man ſchickte den Kaſſierer zum Kreuzwirth; aber auch dieſer kam bald mit der vollen Beſtätigung zurück. Frau Bantes lächelte befremdet zu dem allem, und wußte nichts mehr zu erwiedern. Sie meinte nur, das müſe ſich noch anders aufklären, denn ihren geſunden Verſtand wolle ſie doch nicht bei dieſer Geſchichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Bantes mit wahrhaftem Todesſchrecken auf, und er ward ſo blaß, daß Frau Bantes für ihn zu zittern anfing. Lange konnte oder wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, unzeitigen

Stimme: „Mutter, iſt das Eine wahr, ſo könnte auch das Andere wahr ſein.

— Was denn, um Gotteswillen?

„Glaubſt du, Friederike ſchlafe noch? Wir ſind doch ſchon lange wach geweſen in unſern Betten, haſt du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringſten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört?“

— Rede doch, Papa, du wirſt doch nicht argwohnen, das Kind ſei....

„Aber wenn das Eine wahr iſt, kann auch das Andere — es wäre doch entſetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzuſehen.“

— Wie denn? Glaubſt du, ſie ſei....

„Nun ja, den Kopf im Nacken!“

Mit dieſen Worten ſprang der Alte, von den ſchwerſten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafkabinet. Aengſtlich tripelte Frau Bantes ihm nach. Er legte ſeine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnet: dieſe leiſe; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er ſich lange nicht, zum Bett hinzublicken. „Sieh du hin, Mama!“ ſprach er, und war in ängſtlicher Beklemmung.

„Sie ſchläft ja ſanft,“ ſagte Frau Bantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Geſicht mit dem vom Morgenſchlummer geſchloſſenen Augen noch an der

gehörigen Stelle. „Aber lebt sie?“ fragte Herr Bantes, und hielt mißtrauisch das Steigen und Fallen der athmenden Brust seines Kindes für eine Täuschung der Augen. Erst wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als sie, davon erwachend, ihre Augen aufschlug, und ihr Erstes nun ein freundliches, doch verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Besuch, und erzählte ihr das geheimnißvolle Verschwinden des Herrn von Hahn und die daraus entstandene neue Angst des Papa. Und allesammt waren sie nun zufrieden und fröhlich.

Ende gut, Alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden sie, da allesammt an demselben Tage des Abends beim Nachtessen saßen, und ein Wagen rasch durch die Straße rollte und plötzlich vor dem Hause hielt. Friederike, horchend, sprang auf und rief: „Waldrich!“ — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Bantes schloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in seine Arme. — Da hatte man sich nun tausend Dinge zu fragen und zu antworten und wieder zu fragen. Vater Bantes machte endlich dem Lärmen ein Ende, und

pflanzte den Kommandanten auf den gewohnten Platz zu sich an den Tisch. Da aber ging das lebhafte, freudige Geschwätz von neuem an. „Und denken Sie nur," rief Herr Bantes, „denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gast und dergleichen leibhaftig in Herbesheim, leibhaftig im Hause hier gehabt. Was sagen Sie dazu? Ja, was sagen Sie dazu, er hatte schon wieder seine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden aufgesucht; da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeisters Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wiesel bei der Putzmacherin. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und dergleichen."

Der Kommandant lachte hell auf und sagte: „Ich aber habe mit ihm heut im Posthause zu Odernberg zu Mittag gespeiset. Sie werden doch den Herrn von Hahn meinen, denk' ich, und keinen Andern?"

Herr Bantes lächelte ärgerlich: „Herr von Hahn hin, Herr von Hahn her! Sei er gewesen, wer er wolle, er war der todte Gast, wie er leibt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, so oft ich meinen Schwiegersohn erblicken würde. Ist es der Sohn

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.

3-598-53279-2
FN. 14349/027

meines Freundes wirklich gewesen, desto schlimmer für ihn, denn er sah bestimmt aus, wie Sie den todten Gast beschrieben haben."

„Ah!" rief der Hauptmann: „daran ist er sehr unschuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todten Gaste in der Wintergesellschaft erzählen mußte, und sein Aeußeres beschreiben sollte, fand ich in der Eile zu meiner Figur kein Original, als eben unsern Herrn von Hahn. Der gerade fiel mir ein, weil er mir eben damals doppelt zuwider war. Als ich mit meiner Kompagnie nach Herbesheim verlegt und auf dem Marsch bisher nur wenige Meilen von der Residenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Abstecher dahin. An der Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gästen, die da zu Mittag speiseten, die über Gebühr lange Gestalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterbliche hinwegragte, zugleich sein schwarzes Haar, sein erdfahles Gesicht, und die schwarze Kleidung dazu, die er als Trauer um eine reiche Tante trug, die er beerbte. Ich vernahm, er sei der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals sehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Gestalt nicht vergessen; und noch weniger vergessen konnte ich sie, da er mir aufhörte gleichgültig zu sein, weil er — Sie erlau-

den mir doch, es zu sagen? — weil er um Fräulein Friederiken warb."

„Donner!" rief Herr Bantes lachend aus und rieb sich und klopfte sich die Stirn: „Phantasiereich eines Nebenbuhlers! Weiter nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, selbst dem allwissenden, klugen Bürgermeister und seiner Polizei nicht! Hätte ich nicht, sobald ich den Herrn von Hahn sah, gleich darauf fallen sollen, daß der schelmische Kommandant ihn wahrscheinlich gekannt und aus ihm den todten Gaß geschnitzelt habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis ins graue Haar. — Aber, Herr Kommandant, Sie sind an fatalen Geschichten Schuld. Der junge Hahn wird entsetzlich aufgebracht sein; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kaspar heißen und dergleichen."

— Nichts weniger, Papa, als das! — sagte Waldrich: Vielmehr, er ist sehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schicksals zufrieden. Freundlich empfiehlt er sich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederiken. Er und ich sind heute wirkliche Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimnisse der Herzen gebeichtet. Anfangs, da wir Beide allein bei Tische saßen und unsere Suppe verzehrten, ging es unter uns etwas trocken zu. Er war finster

und still, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finster und still, eben weil ich ihn kannte, und glaubte, er sei auf der Brautigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tische wechselten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme und heimreise. Da brannte mich eine verzeihliche Neugier, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nun nicht läugnen, ich sei in Herbesheim wohlbekannt, sei der Stadtkommandant. „Aha!“ rief er lachend, und reichte mir über den Tisch die Hand: „Mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für sein Glück noch dankbar sein muß!“ — Da war die Bekanntschaft gemacht, und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete, Fräulein Friederike selbst habe ihm erklärt, sie sei schon mit mir versprochen, und habe ihn gebeten, sie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hinwegen habe dem Fräulein die Hand geküßt und gesagt: er habe zwar unbedingt dem Willen seines alten Vaters gehorchen müssen, nach Herbesheim reisen, um das Fräulein werben müssen; doch sei es ihm damit nur halber Ernst und in ihm sogar Hoffnung gewesen, Alles durch sein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe schon in der Residenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Professors, der aber außer seinen Geistesschätzen wenig irdische besitze, was dem alten

Banquier Hahn ein Aergerniß und Gräuel wäre. Der alte Herr hätte ihm also, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Professormädchen untersagt; der junge Herr habe seiner Geliebten Treue gelobt, und sei fest entschlossen, sie nach dem Tode seines Vaters dennoch zu heirathen.

„Was?“ rief Herr Bantes erstaunt: „Und du, Friederike, hast das alles von ihm selbst gewußt? — Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich Alle zum Besten. Warum hast du mir davon keine Silbe, keinen Buchstaben gesagt?“

Friederike küßte die Hand ihres Vaters, und sagte: „Besinnen Sie sich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wissen Sie wohl, als ich so froh von meiner Unterhaltung mit Herrn Hahn zu Ihnen kam, und Ihnen sein Lob verkündigte, und Ihnen Alles kaarklein erzählen wollte, wie böse Sie geworden sind? Wissen Sie, wie Sie mir zu reden verboten, und mir zur Belohnung meines stummen Gehorsams versprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechseln? Wissen Sie noch?“

— So? Hab' ich das gethan?— Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorsam, wenn man sich damit ein Vortheilchen machen will!

„Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten

Sie nicht die liebe Mama und mich in den Keller sperren zu wollen, wenn ....“

— Ganz gut, du Plappermaul! Rücke mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch mit dem jungen Hahn, weißt du's, ohne mein Vorwissen geplappert hast, konntest du ihm nicht gleich damals sagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen war? Er wäre gewiß im Stande gewesen, uns sogleich anders zu belehren. Wenigstens hättest du ihm einen anständigen Grund und dergleichen sagen sollen, warum wir uns so und nicht anders gegen ihn betrügen!

„Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen sei kein Kämmerchen mehr zu vermiethen, freute er sich und erzählte mir das gleiche Geschichtchen von seinem Herzen. Ein anständigerer Grund zur Trennung ließ sich nicht finden. Sie wissen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Essen eingeladen, allein ....“

— Schweig! Kommandantchen, weiter erzählt! Er war also gar nicht sonnig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubte er nicht, wir wären sammt und sonders am Adventstag Narren geworden und dergleichen?

Waldrich antwortete: „Ungefähr so etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen

sein, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtsamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeister die Sage vom todten Gaste, und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweise, ihn für einen Hofkavalier des vor zweihundert Jahren hochselig verstorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er belustigte sich an dem Aergerniß und Schrecken weidlich, das er mit seiner Person unschuldigerweise verursacht hatte."

— Und woran Sie mit Ihrer gottlosen Erzählung — rief Friederike — allein Schuld sind, Herr Kommandant; daß Sie's nur nicht vergessen! Wer wußte denn vor dem ersten Wintergesellschaftsabend, wie der todte Gast ausgesehen habe? Am folgenden Tage sagten sich's schon alle Kinder auf der Gasse wieder.

„Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, sobald mir nach einem viertelstündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wiederkam. Daß mir närrischer Weise eben seine Figur bei der Erzählung vorgeschwebt hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einsturz des Himmels, als eine solche Wirkung meiner unschuldigen Geschichte träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskräften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herdesheimer noch mehr zu ängstigen

und in ihrem frommen Glauben zu befestigen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Polizeidiener zu plagen, habe er dessen Braut bei einer Putzmacherin besucht; um seinen erschrockenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erstaunen zu setzen, habe er vorgegeben, früh ins Bette gehen und am andern Tage abreisen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch seinen Bedienten den Reisekoffer zum Thor hinaustragen lassen, den Spaziergang bis zum nächsten Dorfe zu Fuße bei Mondschein gemacht und dort bis zur nächsten Poststation Fuhre genommen, nachdem er ausgeschlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menschen das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter über Vulkans Geschäftigkeit im Olymp so treu nachgelacht, als wir Beide in unserm Gelächter über die Geschäftigkeit der Herbesheimer mit dem todten Gaße. Bei einer Flasche Champagner schlossen wir zwei versöhnten Nebenbuhler unsern Freundschaftsbund, und schieden später von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe gesessen waren."

Vater Bantes schien, trotz dem er zu Waldrichs fernern Erzählungen lächelte, mit sich selbst im Kriege zu sein. Verdruß und Frohsinn waren in seinen Mienen wunderlich vermischt zu sehen. Friederike schmeichelte ihm zärtlicher, denn sie sah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die

Falten von der Stirn weg, so oft sie sich zeigen wollten.

„Kinder," sagte Herr Bantes, „da seht Ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der Aberglaube hinter sich zieht. Und sogar ich alter Philosoph habe noch die Schellenkappe aufsetzen und mittraben müssen. Möchte mich gern schämen, aber sind' es doch auch lächerlich, sich seiner armen menschlichen Natur geradewegs zu schämen. Also bleibt's dabei, dünke sich Keiner hoch, fest, stark auf den Füßen, sondern sehe sich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punsch machen, damit wir froh werden mit unserm Kommandanten. Ich sage Wir, das soll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, hast einen vollständigen Sieg der Aufklärung davon getragen, und bist froh; und dir, Friederike, sieht man es auch wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert bist, denn du hast einen vollständigen Sieg für deine Liebe davon getragen."

Die Mama reichte dem Kommandanten mit gütigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und sagte: „Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verstanden?"

„Nein," sagte der Kommandant verlegen und errötherd' „Aber ich mochte beinahe verwegen genug werden, es zu verstehen."

— Mama, laß eine Bowle Punsch anrichten; laß alles Geschwätz und dergleichen beiseite. Wir müssen uns die verwünschte Geschichte aus dem Gedächtnisse mit Punsch wegbeizen. — Auch der Stärkste und Muthigste, der schon mehr als ein Dutzend Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, hat einmal seine Reißaus-Minute; auch der Weltumsegler, der sich in den fremdesten Landen und Meeren nicht verirrte, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch die andächtigste, reinste Himmelsbraut im Kloster hat einmal einen Augenblick, wie jede Evenstochter; auch der gescheideste Mann unterm Monde hat einmal seinen Tag, wo Hans Ballhorn verständiger ist, als er.

„Fangen Sie doch an, Papa," sagte Friederike schmeichelnd, „und reden Sie von etwas Anderm! Zum Beispiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an."

— Apropos, Kommandantchen, fuhr Herr Bantes fort, wissen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todten Gast vom Halse zu schaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich so mir nichts, dir nichts in Ihrer Abwesenheit über Sie disponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir so etwas herausnehmen zu dürfen. Da, Friederike, nimm hin. Seid glücklich zusammen.

Beide sprangen auf und fielen ihm um den Hals.

— Halt! rief er: Waldrich, aber fort mit der Uniform!

„Sie muß fort!“ sagte der Kommandant mit Freudenthränen in den Augen.

— Und Abschied genommen vom Militär! Denn Friederike wohnt bei ihren Aeltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht sie Ihnen geschenkt. Also .....

„Morgen fordere ich den Abschied, Papa!“

— Kinder! rief Vater Bantes, indem er sich unter den Umarmungen der jungen Leute Luft machte: Eure Freude hat etwas Würgendes an sich; Mama, bringe den Punsch!

Das
Abentheuer der Neujahrsnacht.

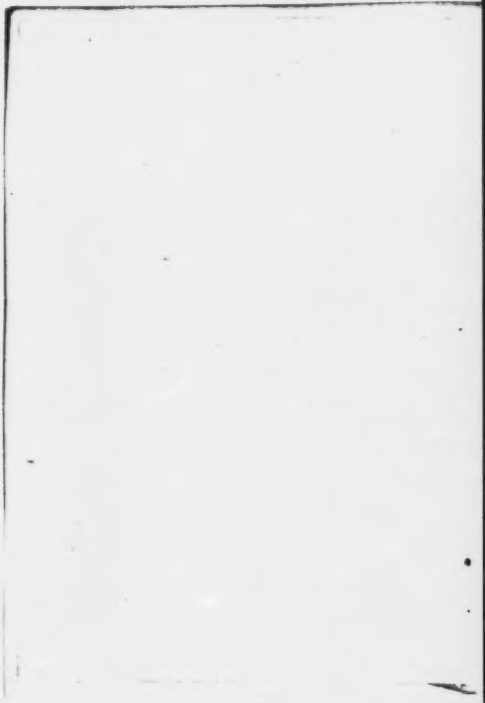

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvester-Abend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straße der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar sehr große, kalte Flocken die Nase beglaßerten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagt. zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich lass' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens war ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm sei-

nen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm blos seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem Andern, der eben solch ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater," sagte Philipp, und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich diese Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen."

„Du bist brav!" sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen sei es doch Neujahr," fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich

thun. Mütterchen, daß vielleicht keinen Braten in der Küche ....“

„Das eben nicht,“ sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp! Wir können morgen hoch leben. Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben.“

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß ihr es gesund und fröhlich durchlebet. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen.“

Frau Katze hatte Thränen in den Augen, und küßte ihm blos die Hand. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Aeltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz

fromm und gut zu bewahren. Das ſteht in deiner Macht. Dann biſt du reich genug. Dann haſt du deinen Himmel im Gewiſſen."

So ſprach der alte Gottlieb, ging und ſchrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und ſagte: „Was du mich als Kind gekoſtet, haſt du beinahe ſchon alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Erſparniſſen ſchon dreihundert und ſiebenzehn Gulden empfangen und genoſſen."

„Dreihundert und ſiebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erſtaunen. Dann wandte ſie ſich mitleidig zu Philipp und ſagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerſt mich. Ja, recht ſehr jammerſt du mich. Hätteſt du die Summe für dich ſparen und zurücklegen können, ſo würdeſt du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Roſe heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröſte dich. Wir ſind alt; du wirſt uns nicht mehr ſo lange unterſtützen müſſen."

„Mutter," ſagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redeſt du? Roſchen iſt mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Roſchen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieſer Welt keine Aeltern mehr haben, als euch, aber wenn es ſein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich ſchon unter zehn-

tausend Röschen kein anderes als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur", sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schenes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß sehr gut.

Auch haben wir verabredet, uns heut um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvester-Abend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht, und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmuthig ab am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zartliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts auf-

geschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich!" rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören, aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein lustiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt." — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich bald zu Tode wundern."

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum

zweiten-, zum dritten- und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermutlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breiträmpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommst du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein nüchteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Haupt-

pforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!“ rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!“

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve umsetzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch auf's Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben.“

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?“ rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorien-

kirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist ein Teufelsspaß für mich."

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen gestiegen war. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?"

„Gnädigster Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —"

„Was? Königliche Hoheit?" sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Also spielen?“ fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!“ erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!“ rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?“ fragte dieser, und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian.“

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun,“ dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße.“ — Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück.“

„Ich bin der Kammerherr Pilzow.“

„Gut. Geben Sie voran; ich folge Ihnen.“

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm lehend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Wachskerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er seiner Lebtage nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?“ flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine da stand.

„Laſſen Sie mich nur erſt aufthauen!“ entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt.“

„Aber ein Glas warmen Punſch?“ ſagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pſeudo-Prinz ließ ſich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punſch war gut, und bald ergoß ſich ſein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie ſteht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?“ fragte er den Kammerherrn, als ſie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine ſeufzte und zuckte die Achſeln: „Für mich iſt Spiel und Tanz vorbei, das Lachen iſt vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte ... die Gräfin Bonau ... ich glaubte, ſie liebe mich ... denken Sie ſich meine Verzweiflung ... unſere Häuſer waren einig ... plötzlich bricht ſie gänzlich mit mir ab.“

„Ei, das iſt das Erſte, was ich höre!“ rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wiſſen nicht? Die ganze Reſidenz ſpricht davon!“ ſeufzte der Kammerherr: „Schon ſeit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe ſchickte ſie mir unerbrochen zurück. Sie iſt eine geſchworne Feindin der Baroneſſe Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit dieſer zu meiden. Denken Sie ſich mein Un-

glück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdpartie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort ... sie erfuhr Alles ... sie verkannte mein Herz."

„Wohlan, Bramin, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?"

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr ..."

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich zu ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Roschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin .." stammelte er und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmerischen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz," sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig."

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter."

„Deſto beſſer, ſo darf ich Sie nicht fliehen, Prinz.“

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in dieſem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?“

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grauſamkeiten .. Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlaſſen ſteht.“

Die ſchöne Karmeliterin ſchlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wiſſen Sie auch, ſchöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geſchichte ſo unſchuldig iſt, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ ſagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was ſagten Sie mir nicht erſt vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie ſelbſt ſagen es ja. Nun ſchwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen ſeinen Willen dahin, mußte beſtändig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal ſein .. “

„Der ihm verhaßten!“ lächelte ſpöttiſch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baroneſſe faſt alle Grenzen des Anſtandes verletzt, hat ſich durch ſein

Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!"

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so."

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen; aber wohl er Ihnen."

„Still!" bisperte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier." — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an, und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?“ — Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!“ und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals an's Fenster.

„Was steht zu Befehl?“ fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie,“ sagte der Mameluk mit gedämpfter, aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?“

„Was geht mich das Rosenmädchen an?“

„Aber mich desto mehr!“ entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe.“

„Von Herzen gern!“ antwortete Philipp trokken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?“

„Oh! Prinz! Prinz!“ rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeussersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt.

Hier, da — sehen Sie — hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren."

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie, Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen."

„Hm!" brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich bekümmere mich um Ihre Gemahlin wenig."

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall-Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt.

„Herr Marschall," versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben."

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?

„Vollkommen."

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?"

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß

es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in die Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarzbeflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt Ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?“

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?“

„Warum sind Sie so ungehorsam, und änderten die Maske nicht?“ sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm in's Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?“

„Die Leute“, verſetzte Philipp, „ſind doch ungewiß, und irren ſich in mir.“

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie ſich nicht auf der Stelle anders, ſo verlaſſe ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben.“

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das ſchöne Roſenmädchen. Sind die Roſen ſo ſchnell verblüht?“

„Was iſt nicht vergänglich? Beſonders Männertreue! Ich ſah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon ſchlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen.“

„Hm!“ verſetzte Philipp trocken: „Klagen Sie mich nicht an, ſonſt klag' ich Sie auch an.“

„Zum Beiſpiel, ſchöner Schmetterling?“

„Es gibt, zum Beiſpiel, doch keinen treuern Mann, als den Marſchall.“

„Das iſt er wohl. Und ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unſer Verhältniß ausgeſpürt.“

„Seit der letzten Redoute am Hofe, ſchöne Wittwe.“

„Wo Sie zu ausgelaſſen und unvorſichtig waren, ſchöner Schmetterling.“

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen.“

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie“, fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner.“

„Prinz!“ rief die bestürzte Marschallin: „Ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen?“

„Sehen Sie,“ sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht.“

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!“ sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein,“ erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der

Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt."

„Wie?" rief die Wittwe erschrocken: „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblicke mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!" sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder." — Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter, mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht.

Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden, und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der Welt nichts leichter, als ein Prinz sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein."

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte Ihre

Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank iſt ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marſchall ſchnell davon wollte: „Was ſoll ich mit dem Papier?"

Der Marſchall antwortete: „Es iſt meine Spielſchuld von voriger Woche, die ich faſt vergeſſen hatte, und jetzt bei der Abreiſe nicht vergeſſen möchte. Ich habe den Wechſel auf Ihre königliche Hoheit endoſſirt." Damit verſchwand der Marſchall.

5.

Philipp ſchielte in das Blatt, las da etwas von fünftauſend Gulden, ſteckte das Papier zu ſich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wiſperte ihm Jemand ins Ohr: „Königliche Hoheit, wir ſind Beide verrathen. Ich erſchieſſe mich." — Philipp ſah ſich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

— Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelaſſen.

„Ich bin der Oberſt Kalt!" antwortete flüſternd der Neger: „Die unſelige Marſchallin hat dem Herzog Hermann geplaudert, und dieſer ſpeit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich."

— Meinethalben! verſetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!" ſeufzte der

Neger ängstlich: „Vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber.“

— Davon haben Sie keinen Nutzen! sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht.“

— Behüte Gott! sagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir.“

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tische Erfrischungen, nebst feinen Weinen, und ließ sich's schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte bleiben kann!“ sagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den

Geisterbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer Liß retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht."

— Desto besser! erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem: So schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon.

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei besachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geiß war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig austlopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

— Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut! sagte Philipp, und nahm mit großer Eßlust ein frisches Stück Torte. Und überhaupt, setzte er hinzu, muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß Sie für einen Oberst sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschiessen, erkaufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus Ihrem Ge-

schwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Der Kammerjunker des Herzogs — er iſt mein alter Freund —, vertraute mir dieſen Augenblick, die Marſchallin ſei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm geſagt: die Komödie im Hauſe des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian geſtiftet, der Ihnen ſeine Schweſter nicht gönnte. Die Hexe, die Sie ſahen, war ich ſelbſt, als Abgeordnete der Prinzeſſin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu ſein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze heben ſollten, ſo wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzeſſin, als Mätreſſe zu ſich nehmen und adeln laſſen wollten. Und der Geiſt, der Sie abprügelte, war Oberſt Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie ſich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens. — So hat die Marſchallin dem Herzog geſagt, und iſt verſchwunden.“

Philipp ſchüttelte den Kopf und brummte: „Das ſind mir auch ſaubere Geſchichten! Solcher Streiche ſchämt man ſich ja im gemeinſten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!“

„Nein,“ rief der Oberſt, „Raſenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marſchallin. Das Weib muß eine Furie ſein. — Gnädigſter Herr, retten Sie mich.“

— Wo iſt denn der Herzog? fragte Philipp.

„Der Kammerjunker ſagte, er ſei ſchnell aufgeſtanden und habe blos gerufen: Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unſere Hiſtorie nach ſeiner Art malt.“

— Iſt denn der König hier?

„Allerdings. Er ſpielt im Nebenzimmer mit dem Erzbiſchof und dem Polizeiminiſter d'Hombre.“

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit,“ ſagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht ſein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim erſten böſen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten.“ — Mit dieſen Worten verſchwand der Neger.

6.

„Es iſt hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirſt, Philipp!“ dachte Philipp bei ſich ſelber: „Du verwickelſt dich und deinen Subſtitut in gott-

lose Händel, aus denen dich und ihn weder seine noch deine Klugheit rettet. — Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, diese Götter führen ein Leben, wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einsam, mein Prinz?" flüsterte hinter ihm eine Stimme: „Ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juweelen. — Was wollen Sie? fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!" antwortete der Knappe: „Es ist dringend, das Resultat Ihnen vielleicht lieb."

— Wer sind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" versetzte der Knappe, und lupfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen,

das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine neue Larve zu sein schien.

— Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich."

— Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! versetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?" fragte der Bergknappe.

— So viel Sie wollen.

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?"

— Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

„So wenig, als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern."

— Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich ..."

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder in's Geleis zu bringen, wenn ..."

— Was denn, wenn?

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifenfeck, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifenfeck verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich

nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren."

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: — Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König sogleich von selbst an eine Kornsperre denken, und die Getreideausfuhr mit schweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist sinkend."

— Schöne Aussichten! sagte Philipp: Wie lange, glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit."

— So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen."

— Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?"

— Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs

Eigenthum. Völker sind nur in so fern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuen; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?"

— Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten von hunderttausend und mehr armen Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dirs Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —"

— Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten."

— Sie sind sehr gütig.

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?"

— Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Mor-

gen laſſe ich den Levi berufen, ſchlieſſe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die beſagten Quittungen zu überreichen, nebſt Anweiſung auf fünfzigtauſend Gulden."

— Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? Denn ohne im Miniſterium zu ſtehen, konnte ich dem Abraham Levi unmöglich —"

— Ich wollte, Sie und Ihr Miniſterium und Ihr Abraham Levi ſäßen alle Drei auf dem Blocksberg. Das ſag' ich Ihnen, entſteht eine Kornſperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgeſpeicherte Getreide ſogleich um den Ankaufspreis: ſo gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie ſammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlaſſen Sie ſich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte ſich um, ging in den Tanzſaal und ließ den Finanzminiſter ganz verſteinert hingepflanzt ſtehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren ſoll?" flüſterte ihm eine

Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländischer Kaufmann mit einer Stutzperüke, der die Worte an ihn richtete.

— Ich fahre nicht.

„Es ist bald zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie.. Sie hat lange Weile."

— So mag sie sich etwas singen.

„Wie, Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten? — Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten-Uhr schickten, that seine Wunder. Die stolze Sprode ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einemmal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht."

— Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hatten Sie andere Engagements?"

— Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Grafin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen: wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich

könnte sie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Kopfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?"

— Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?"

— Hat sie mich zwei Monate seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für sich seufzen. Ich gehe nicht.

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts."

— Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnadigster Herr?"

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. So darf ich die Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

— Von wem?

„Von der listigen Overistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen mussen."

„Mit einem Juden?“

— Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi.

„Iſt der Schelm denn überall?“

— Sie wiſſen alſo noch nicht? Ich ſage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwiſchen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid.

„Mir nicht.“

— Die Metze verdiente den Staupbeſen.

„Es wird Mancher nicht nach Verdienſt gewürdigt.“

— Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beiſpiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menſchen kennen das himmliſche Geſchöpf. Puh, was iſt die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen, ſchlank und ſchmank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben ſah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt dieſe Venus? Es iſt eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf dieſe müſſen wir Jagd machen.

„Alſo ein Bürgermädchen?“

— Freilich nur eine Griſette, aber — nein,

Sie müſſen ſie ſehen, und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preiſen! Was Sie ſich je in den ſchönſten Träumen Entzückendes träumen konnten, iſt da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebſte, zarteſte, unentweihteſte Unſchuld! — Man ſieht ſie aber ſelten. Sie weicht ſelten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsſpaziergang, den ſie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich ſchon ausgeſpürt, daß ein junger hübſcher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann ſie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel iſt, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter iſt Wittwe eines an der Auszehrung geſtorbenen Leinwebers.

„Wie heißt die Mutter?“

— Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, ſchön wie eine Roſe, heißt, was ſie in der That iſt, Röschen.

Dem guten Philipp wurde es bei dieſem Namen kalt und warm. Er hätte die beſte Luſt gehabt, dem Erzähler die geballte Fauſt auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?“ rief Philipp.

„Gelt!“ ſagte der Holländer: „Ich habe ſchon gut gekundſchaftet. Sie müſſen das niedliche Ding erſt ſehen. Oder wie, mein Prinz, ſollte Ihr Scharfblick ſchon die köſtliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie ſie wirklich?“

„Ich kenne ſie allerdings.“

— Deſto beſſer. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die ſoll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie ſpielen den Menſchenfreund. Die Armuth der Wittwe iſt Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden ſehen. Sie erkundigen ſich theilnehmend nach den Umſtänden der guten Frau, laſſen ein Geſchenk zurück, wiederholen die Beſuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Roschen bekannter. Das Andere gibt ſich. Der Gärtner-Lümmel iſt bald beſeitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand druckt.

Philipp wußte vor Grimm nicht, was ſagen. „Der Donner ſoll drein ſchlagen, wenn — —“ rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umſtände macht? unterbrach ihn der Holländer: O dafür laſſen Sie mich ſorgen. Königliche Hoheit bekomm' ich durch ihr Fürwort den Kammerherrenſchlüſſel, ſo gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner ſtecke ich unter die Soldaten und ſchicke ihn zur Armee. Da kann er ſich für das Vaterland ſchlagen. Unterdeſſen ſind Sie Meiſter im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit herzlicher Steifheit dem Burſchen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht ſein, dem Mädchen die Vorurtheile

aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen.

„Ich breche Ihnen den Hals dafür."

— Allzugütig. Nur Ihre Verwendung beim König und der Kammerherrnschlüssel . . .

„Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . ."

— O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen.

„Kein Wort mehr davon!" rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr."

„Nein, Thaten!" fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rucken Sie vor. Sie sind gewohnt, zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!"

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen —“

— Um Gotteswillen, gnädigster Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

„Wenn Sie sich unterstehen,“ fuhr Philipp fort, „und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.“

„Gut, gut!“ seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Geruhen Sie nur, mich loszulassen.“

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich.“

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit,“ sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint.“

„Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen.“

— Und werden wieder geliebt?

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich.“

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den

Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. — Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weg-

geſchlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?"

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!" ſagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig ſein?"

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu ſagen. Du ſollſt morgen Abend bei uns eſſen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommſt du auch?"

„Alle Abend, alle Abend!" rief Julian: „und ſo lange du willſt. Ich wollte, du könnteſt beſtändig bei mir ſein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!"

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlſt doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überraſcht."

Sie wollte gehen. Julian aber zog ſie zurück und in ſeinen Arm. „Willſt du mich ſo kalt von dir ſcheiden laſſen?" fragte er und drückte ſeinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit ſagen. Denn Philipp war immer ſo beſcheiden und zärtlich geweſen, daß er höchſtens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchſten Liebe und

des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!“

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ seufzte Röschen, „es ist doch aber nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?“

„Ja,“ versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes.“

„Haben? Wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst.“

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken.“

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst.“

„Philipp, daß du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt.“

„War's was Schönes?“

„Du habeſt in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir Beide Jubel. Du hatteſt dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein ſchönerer Garten iſt in und auſſer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinſten Gemüſes, und die Bäume hingen ſchwer von Obſt. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, haſt du etwa in die Lotterie geſetzt? Haſt du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir, du ſchönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geſchähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?"

„Wenn du auch nur ſo glücklich wärſt, tauſend Gulden zu gewinnen. Dann könnteſt du ſchon einen artigen Garten kaufen."

„Tauſend Gulden? Und wenn es mehr wäre?"

„O Philipp, was ſagſt du? Iſt's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du haſt geſetzt, du haſt gewonnen. Geſteh' es nur."

„So viel du willſt."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tauſend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küſſen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte,

edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es schon; und macht's dir Freude, so geb' ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?“

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ sagte er, und legte sie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst.“

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichtes fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flusterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!“ und sprang da-

von, die Treppe hinauf. Der Prinz ſtand wieder im Finſtern. Er ging zum Hauſe hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenſter. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich ſehr unzeitig geſchehen. Zwar die Geldbörſe gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Geſicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht geſehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob ſie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernſt machen würde, wenn er ihr in ſeiner wahren Geſtalt erſchiene. Inzwiſchen vertröſtete er ſich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewieſen. Julian verſtand bald, daß er ſein glückliches Abentheuer nur dieſem, doch ohne deſſen Willen, zu danken hatte.

Sei es, daß der Geiſt des Weins durch die wachſende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuſchung in ſeiner Wirkung geſteigert ward: der Muthwille des fürſtlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straſſenecke ſtehen, und rief mit ſolcher Kraft in's Horn, daß alle Frauen-

zimmer mit lautem Schrei zurück prangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unſrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbſt unſ're Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr in Eheraun.
Die Waare putzt ſich, wie ſie kann,
Und bringt ſich doch nicht an den Mann.

„Das iſt doch unverſchämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen: „Uns mit Waaren zu vergleichen!“. Von den anweſenden Männern aber lachten viele aus vollem Halſe: „Da capo!“ ſchrieen einige luſtige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ ſchrieen Andere. „Was unterſtehſt du dich, Kerl, unſere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?“ ſchnob ein junger Lieutenant, der ein hübſches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter ſingt lauter Gottes, die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller. „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, beſtätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennſt du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt ſich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern umherzuſchwärmen? Morgen ſag' ich's deiner

Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Muller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaf-

ten, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet."

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren, und sagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!"

„Was, bürgerliches Pack?" rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Liederlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt."

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksbursche sammelten sich. Buben machten Schneebälle und liessen davon in den dichtesten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere

Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satirischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „Sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch Mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Dankt, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der

Fenster getreten war: „Wer iſt denn der niederträchtige Menſch, der ſich dergleichen erfrecht?“

„Frau Excellenz!“ antwortete Julian mit verſtellter Stimme, indem er den jüdiſchen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofiude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch ſchon.“

„Wei mir!“ ſchrie eine Stimme oben am Fenſter: „Ehrvergeſſener Kerl, wie willſt du ſein Abraham Levi? Bin ich nicht ſelber Abraham Levi? Du biſt ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Miniſterin: „Laßt den Menſchen arretiren!“

Bei dieſen Worten verlieſſen alle Gäſte in groſſer Behendigkeit die Fenſter. Aber auch der Prinz blieb nicht ſtehen, ſondern nahm im Doppelſchritt den Weg durch einige kleine Quergaſſen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzſekretären, ſtürzte aus dem Palaſte hervor und jagte umher, den Läſterer zu ſuchen. Plötzlich riefen Einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten ſie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in groſſer Unſchuld auf dem Wege ſeines Berufs dahintrabte. Er ward umringt, übermannt

und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfälle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat."

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung seines ihm anvertrauten Amtes gestört hätten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein unauslöschliches Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hätten, rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus in's Gewehr!"

Die Soldaten ſprangen davon. Die Finanz-Sekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu beſtürmen. Indem trat der Feldmarſchall in die Wachſtube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Laſſen Sie mir den Kerl da krumm ſchlieſſen!“ rief der Feldmarſchall, und zeigte mit der Hand hinter ſich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?“ rief der wachthabende Hauptmann ganz erſtaunt aus.

„Ich will dem Böſewicht morgen ſeine infamen Verſe bezahlen!“ ſchrie der Feldmarſchall.

„Ihre Excellenz,“ verſetzte der neugeſinnte Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verſe gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!“

„Schweig, Schurke!“ brüllte mit entſetzlicher Stimme der Feldmarſchall: „Du ſollſt mir auf die Feſtung oder an den Galgen. Und widerſprichſt du mit einem Muck noch, ſo haue ich dich auf der Stelle in Krautſtücken!“

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marſchall in aller Ehrerbietigkeit: es müſſe eine wirkliche Nachtwächterverſchwörung in der Stadt

sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren,“ sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?“

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf ihrem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das machte des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahst?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere: „Du nicht gelaufen? Warst du nicht auſſer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken auſſer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

„Schlieſſen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen haben, des Inhalts: der Minister wäre nirgends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlupfte überall glücklich, und

ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt strecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche; daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muth.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten

und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Hermann sucht Sie allenthalben!“ — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie Beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzutun. Ich suchte Sie schon lange.“

— Nur geschwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften

hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen."

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten."

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie mit sich Geisterkomödien spielen liessen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König."

— Ihre Durchlaucht .... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwischen und davon springen zu können. Der Herzog hingegen merkte die

Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zur Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!“ antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet.“

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Karakter des Prinzen wieder annehme: So kommen Sie; ich bin bereit. Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten ....

„Possen! Lariſari!“ erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen.“

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernſt zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, und das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie Beide in den Wagen sitzen und der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen oder Säbeln abzuthun. Das war nun

dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er ſtellte dem Herzog alle böſen Folgen dieſes Schrittes vor. Jener aber in ſeinem Grimme ließ ſich durch nichts in ſeinem Verlangen abwendig machen; verſicherte, er habe ſchon Fürſorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geſchäfts noch in der Nacht abreiſen.

„Wenn Sie nicht“, fuhr der Herzog fort, „der feigſte Menſch in Ihrem Lande ſind, ſo folgen Sie mir zum Wagen, Prinz.“

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der ſich zum Aeuſerſten getrieben ſah.

„Sie ſind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht.“

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog ſein Geſicht und ſprach: „Nun? Bin ich der Prinz?“

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Geſicht erblickte, prallte zurück und ſtand wie verſteinert. Seine geheimſte Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte ſeine Beſtürzung und Verlegenheit. Ehe er ſich noch aus dieſer ſammeln konnte, hatte Philipp ſchon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald ſich Philipp im Freien befand, nahm er blitzſchnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte

jenen in diesen, und so, beides unter dem Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte sein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!“ sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide.“

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?“

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war?

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du so entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mäd-

chen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh, ich wollte lieber, du wärest ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen, sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel, fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Das? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte gesetzt und gehofft, es könnte eine Terne für

uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, also doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, hast du dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tische heimlich in die schöne Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Ja, recht unbändig bist du gewesen. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich recht satt weinen vor Freuden.“

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht und gesagt, es sei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben.“

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah

ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

„Ausser vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns in's Haus hineinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du da für ein Bündelchen? Mein Himmel, das sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp, wo bist du gewesen?"

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da Beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße

Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf einem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strengste Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren, und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum. Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte sie, ob er keine Abentheuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für

wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihm sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken hier bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrockenen Röschen über ihr Abentheuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es iſt nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat er die doch gegolten!“ sagte Röschen

leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen," sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen."

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!" — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Operntänzerin Rolina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger, als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren

der Maskenbälle und ollen Abentheuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden, und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblick durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!"

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!" warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich in den Schnee, band die Larve um den Mantel um, und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel, und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad," sagte der Prinz, „aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir."

„Den habe ich!“ antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art.“

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!“ rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädigster Herr, wir haben noch Eins abzuthun!“

„Flieh, sag' ich dir, Nachtwächter! Flieh, man stellt dir nach.“

„Ich habe keine Ursache, zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —“

„Die behalte. Lauf, was du kannst!“

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen.“

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?“

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er Ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter.“

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?“

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe.“

„Nachtwächter, du bist vom hellen Teufel besessen!“

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen.“

„Du den Minister?“

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt.“

„Wer von uns Beiden ist ein Narr?“

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt.“

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?“

„Noch Eins. Der Herzog Hermann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen.“

„Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?“

„Er selber. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm.“

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —“

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe beim Gaukelspiel gesessen.“

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!“ Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrack, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Wer bist du denn?“ fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!“ antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!“ riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!“ — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du sollest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren.“

„Das wird ſich hintennach ergeben!“ verſetzte einer der Handfeſten: Einsweilen wird er mit uns kommen.“

„Wohin?“ fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienſt; ich bin der Nachtwächter.“

„Das haben wir ſchon gehört, und eben deswegen kommt Ihr mit uns.“

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!“ ſagte Julian, und ſuchte in allen Taſchen nach Geld. Da er nichts fand, fiülerte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börſe zu geben. Die Handfeſten aber riſſen Beide auseinander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske iſt verdächtig und muß mit uns!“

„Die nicht!“ ſagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeſchäften zu nehmen, ſo führt mich, wohin es euch beliebt. Dieſen Herrn aber laßt gehen.“

„Das iſt nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten ſollen!“ verſetzte einer der Polizeidiener: „Marſch, Alles mit uns!“

„Auch das Frauenzimmer?“ fragte Philipp: „Ich will nicht hoffen.“

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für ſie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Geſichtchen müſſen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt.“

„Es iſt die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!“ ſagte Philipp, und ärgerte ſich nicht wenig, als die Kerls alle das Geſicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh heim, Röschen!“ ſagte Philipp: „Geh heim, fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewiſſen.“

Röschen aber ſchluchzte laut, daß es ſelbſt den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte dieſen Umſtand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfeſten einer war noch ein beſſerer Springer, ſtand mit einem Satz vor ihm und ſagte: „Hollah! Der Herr hat ein ſchlechtes Gewiſſen; er muß mit uns. Vorwärts, marſch!“

„Wohin?“ fragte der Prinz.

„Direkte und ſchnurgraden Wegs zu Seiner Exzellenz dem Herrn Polizeiminiſter.“

„Hört, Leute,“ ſagte der Prinz ſehr ernſt, doch leutſelig — denn ihm war in dieſer Geſchichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben ſein Nachtwächterſtückchen nicht verrathen wiſſen wollte: „Hört, Leute, ich bin dieſen Augenblick nur ſehr zufällig zu dieſem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu ſchaffen. Ich bin vom Hofe. Unterſteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch

zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen, und morgen bei Waſſer und Brod im Thurm ſitzen."

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!" rief Philipp: „Verlaſſet euch auf mein Wort, es iſt ein großer Herr, der euch euern Dienſt garſtig verſalzen kann. Es iſt —"

„Schweig!" rief Julian: „Es ſoll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn du allenfalls errathen hätteſt, wer ich ſei. Hörſt du, Niemand! Niemand, ſage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörſt du?"

„Wir thun unſere Schuldigkeit!" entgegnete ein Polizeidiener: „und dafür ſetzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske ſelbſt widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen ſchon und fürchten ſolche Drohungen nicht. Vorwärts, marſch!"

„Leute, nehmt Vernunft an!" rief Philipp: „Es iſt ein ſehr angeſehener Herr am Hofe."

„Und wenn's der König ſelber wäre, müßte er mit uns; das iſt unſere Pflicht; er iſt verdächtig!" gab Einer zur Antwort.

„Ei ja," rief ein Anderer, „große Herren vom Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu ziſcheln."

Während man noch des Prinzen wegen hin und her ſtritt, kam ein Wagen, achtſpännig,

mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!“ rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und sagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?“

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Hermann.

„Antworten Sie mir!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibedienten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz-

und Quergaſſen entſprungen; hier nun bei der Kirche hätten ſie ihn im vertraulichen Geſpräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger ſchien, als der Nachtwächter. Die Maske habe ſich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das ſei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Menſch iſt nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog: „Darauf könnet ihr ſicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat ſich unerlaubter Weiſe auf den Ball eingeſchlichen und Jeden glauben gemacht, er ſei Prinz Julian. Er hat ſich mir endlich entlarven müſſen, da er auch mich betrogen, und mir entwiſchte. Es iſt ein unbekannter Menſch, ein Abentheurer. Ich habe es dem Oberhofmeiſter, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr Leute, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit dieſen Worten drehte ſich der Herzog um, ſtieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz ſah ſich verloren. Den Polizeidienern ſein Geſicht zu zeigen, hielt er für unſchicklich; durch dieſe wären ſeine Genieſtreiche allzuſtadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeiſter oder dem

Polizeiminiſter die Larve abzog. Alſo rief er entſchloſſen: „Meinethalben! Kommt!“

Sie gingen. Röschen ſah ihnen weinend nach.

11.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn ſo verworren und bunt es in dieſer Nacht zuging, war's ihm in ſeinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte eigentlich ſich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauſcht, und dann, wider ſeinen Willen, deſſen Rolle auf dem Ball geſpielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel geſpielt haben mochte — denn warum mußte er ſich als Nachtwächter verhaften laſſen? — hoffte er bei dieſem Gnade zu finden.

Beim Palaſte des Oberhofmeiſters ſchlug dem armen Philipp das Herz ſtärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz ſprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeſchickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf, und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ ſagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und

sagte: „Kommet mit mir. Der König will Euch sehen.“

Philipp war fast ausser sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der alte König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeit lang und, wie es schien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau,“ sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast.“

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Greises wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einigemal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein Paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es soll dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem

Menſchen, was du in dieſer Nacht getrieben und erfahren haſt. Das befehle ich dir. Nun geh!"

Philipp fiel dem Könige zu Füßen und küßte deſſen Hand, indem er einige Worte des Dankes ſtammelte. Als er wieder aufſtand, um fortzugehen, ſagte Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigſt, daß Ihre Majeſtät dem jungen Menſchen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm dieſe Nacht verurſachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte ſich.

„Prinz!" ſagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: „Ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit ſagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Poſſen Verzeihung widerfahren laſſen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal ſolch ein Pagenſtreich, und ich werde unerbittlich ſein. Nichts wird Sie dann entſchuldigen. Die Geſchichte mit Herzog Hermann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was Sie über den Polizei- und Finanzminiſter ſagten, erwarte ich ebenfalls Beweiſe. Gehen Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der ſeinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Pallast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre, Philipp, du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; ſie ſaß mit ihrer Mutter am Tiſche und weinte. Er warf die volle Börſe auf den Tiſch und ſagte odemlos: „Röschen, das iſt deine Ausſteuer! und hier fünftauſend Gulden, die ſind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartſchaft auf des Vaters Dienſt, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Mutter, und Ihr und Röschen müſſet mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müſſen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen guten Leuten ein ſolch gutes Neujahr!“

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wiſſen nöthig war, erzählt hatte, ſtand ſie ſchluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an ſein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wiſſen das alles auch dein Vater und deine Mutter ſchon?“ und da es Philipp verneinte, rief ſie: „Röschen, mache

Feuer an, thue Waſſer über, koche einen guten Kaffee für unſerer Fünf!“ nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte ſich hinein und ging zum Hauſe hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Waſſer. Sie ſtanden noch in feſter Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten ſegnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte ſie Kaffee, mußte ihn ſelber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienſt einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen ſeine Frau ward, daß Beide mit ihren Alten nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abentheuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminiſter Bodenlos. Man hat auch ſeitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Genieſtreiche gemacht habe.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Neunzehnter Theil.

Die Gründung von Maryland.
Jonathan Frock.
Die weiblichen Stufenjahre.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Die Gründung von Maryland.

(Aus den Baltimoreschen Familien-Papieren.)

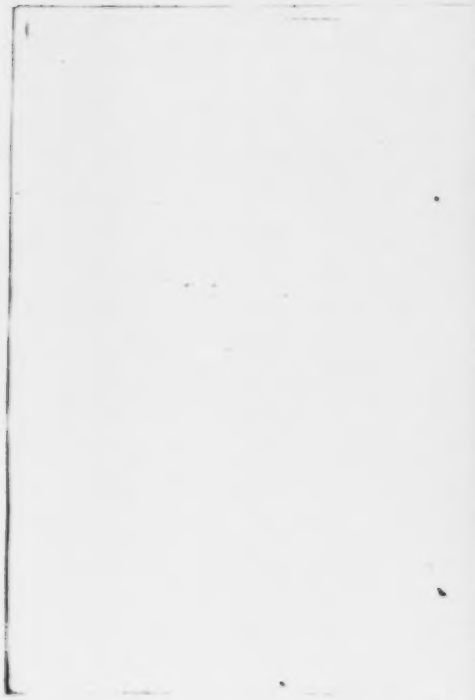

1.

Master Athlon an Cecilus Calvert Esq. in Neapel.

London, 1632.

Erschrecken Sie nicht, statt von der Hand Sr. Herrlichkeit, einen Brief von mir zu empfangen. Ihr Herr Vater ist seit einigen Wochen kränklich. Weder den Aerzten noch uns Andern scheinen seine Umstände irgend gefährlich. Nur er selbst gefällt sich, zu glauben, es könne gefährlich werden.

Als ich diesen Morgen die Ehre hatte, von Sr. Herrlichkeit gerufen zu werden, befahl er mir, Ihnen zu melden, er verlange Ihre baldige Rückkunft nach London, wie leid es ihm auch thue, Sie in Ihren Genüssen zu stören. Ihre Briefe aus Sizilien und dem übrigen Neapel machten ihm immer die unaussprechlichste Freude. Wo möglich noch größeres Vergnügen aber gab ihm ein Brief, den ihm unlängst Lady Sidney mittheilte, und welchen sie von einem Ihrer Bekannten aus Neapel erhalten hatte. Eine Stelle dieses Briefes betraf Sie. Se. Herrlichkeit gab mir den ausdrücklichen Auftrag, diese Stelle ab-

zuſchreiben, um Ihnen damit ſeine ganze Zufriedenheit auszudrücken.

Hier folgt die Stelle:

„Sie fragen mich um Cecil Calvert, den Sohn des Lord Georg Baltimore? Ob ich ihn kenne? Ja wohl, Mylady, kenne ich ihn. Und würden Sie mich auch nicht gefragt haben, hätte ich Ihnen doch von ihm erzählt. Er hat mich ſehr angezogen, ſo wie ſein Freund Harry Otham. Beide ſind gleich liebenswürdige Sonderlinge; Beide gleich ſchöne Männer; Beide haben beinahe einerlei Tugenden und Fehler. Es iſt Schade, daß man Beider ſo ſelten habhaft werden kann. Sie ſchwärmen faſt beſtändig umher auf Reiſen. Ihre Reiſen machen ſie größtentheils zu Fuß. An Muth, körperlicher Stärke, oder in Leichtigkeit, alle Mühſeligkeiten zu ertragen, thut es ihnen nicht leicht Einer zuvor. Die haben ſchon manche Nacht unter freiem Himmel geſchlafen. Denken Sie ſich, Mylady, nicht nur den Veſuv und Aetna haben ſie beſtiegen, ſondern vorigen Winter waren ſie Beide ſogar nach Afrika hinüber, um die Ruinen von Karthago zu ſuchen. Es war wohl ein närriſcher Einfall; aber ſie haben nun einmal einen Stich von Gelehrſamkeit.

„Ich zweifle nicht, Cecil Calvert werde einſt bei uns eine glänzende politiſche Rolle ſpielen. Er hat alle Anlagen dazu, und übertrifft vielleicht

ſeinen Vater, den ich doch als Staatsmann zu unſern erſten rechne, und der als Staatsſekretär das Wunder vollbrachte, die Achtung aller Parteien ohne Ausnahme zu feſſeln.

„Der junge Mann wird hier allgemein geſchätzt. Seine Kenntniſſe, ſein Zartgefühl für die Werke der Kunſt, ſeine ſeltene Gabe der Unterhaltung im Umgang, wo er Allem, auch dem Bedeutungsloſeſten, ſinnreiche Wendung zu geben weiß, edler Abſcheu gegen Schlechtigkeit jeder Art, ſelbſt gegen jene Leichtfertigkeiten, welche bei einem jungen Mann ſeines Alters, ſeines Reichthums oft als Tugenden gelten, machen ihn, wohin er kommt, und ohne daß er's will und ſucht, zum Ausgezeichneten in allen Geſellſchaften. Die Weiber ſehen ihn nicht ohne Bewunderung; die Männer mit demjenigen Vergnügen, mit welchem man irgend ein Ideal ſieht, dem man ſich gern nachbildet. Er, wie Sir Harry Otham, könnten wohl manche angenehme Verbindung haben, wenn ſie wollten. Aber die reizendſte Italienerin verzweifelt, in dieſem nordiſchen Eiſe Feuer anzuzünden

„Sie werden denken, Mylady, ich ſei verliebt in ihn. Nein, ich ſehe auch ſeine Fehler. Er iſt zuweilen unartig, ungeſellig und trocken. Er hat keinen Geſchmack an gewiſſen Unterhaltungen, die man nun doch im geſelligen Leben mitmachen und gut

heißen muß. Er hat manchmal den Ton eines Reformators. Er iſt in ſeinem Aeußern zu einfach, man könnte ſagen, etwas vernachläſſigt, wiewohl ich recht gut weiß, und wahrſcheinlich weiß er's auch, daß eben dieſe Sorgloſigkeit um den Schmuck ſeinen Werth oder die Gefälligkeit ſeiner Geſtalt zu vermehren ſcheint." — —

Dies iſt die Stelle, welche Ihrem Herrn Vater ſo viel Vergnügen gemacht hat. Er läßt Ihnen ſagen, Sie ſollen nicht zu ſtolz darauf werden.

Damit habe ich meinen Auftrag erfüllt. Sie werden alſo wohl thun, in Gemäßheit des Willens Sr. Herrlichkeit, ſobald als möglich Neapel zu verlaſſen, oder wo Sie irgend dieſer Brief antreffen mag. Beſchleunigen Sie Ihre Reiſe

Ich füge dieſe Zeilen noch hinzu, nachdem ich ſo eben den Doktor Horbeth geſprochen habe. Ich fragte ihn ernſt, ob er die Krankheit ſeiner Herrlichkeit, die ein ſchleichendes Fieber zu ſein ſcheint, für gefährlich halte? Er antwortete: ſie iſt's noch nicht, kann es aber nach Bewandtniß der Umſtände werden. Wenn ein Doktor ſo ſpricht, weiß man ſchon, woran man iſt. Mir ſelbſt wird etwas bange. — Kommen Sie eiligſt.

2.

Cecilius Calvert an Harry Otham.

Paris, 1632.

Lebe wohl, mein Harry, du athmeſt noch den ewigen Frühling Italiens; ich ſpüre ſchon die rauhe Herbſtluft des Norden. Dich erwarten die Wunder der unvergänglichen Roma, dich die Geiſter aller Heroen des Alterthums unter den Trümmern ihrer Schöpfungen; mich ein zärtlicher, ach! vielleicht ſterbender Vater, und tauſend widerliche Verhältniſſe in Stadt und Land und bei Hof.

Meine Reiſe längs der tyrrheniſchen Küſte bis Genua war glücklich und raſch. Ein freundlicher Wind ſchwellte beſtändig die Segel. Ueber Nizza kam ich ohne Unfall nach Paris. Ich ruhte nur zweimal unterwegs: ſonſt fuhr ich Tag und Nacht. Daher konnte ich dir nicht ſo früh ſchreiben, als du verlangteſt. Auch dieſe Zeilen ſchreibe ich nur im Flug; denn in einer Stunde reiſe ich ab. Aus London melde ich dir mehr.

Gern oder ungern werde ich nun in die Geſchäfte treten müſſen. Meine Flitterjahre ſind zu Ende. Ich kenne die Abſichten meines Vaters. Ich fürchte die Arbeiten nicht; aber fürchte, unnütz zu ſein. Mir wäre am wohlſten in einer ſchönen Einſamkeit bei dir, gleichviel wo. Ich

taugt gewiß zu dem heutigen Menschengeschlecht nicht; nicht zu den Fadheiten, in denen man sich reizend findet; nicht zu den artigen Heucheleien, mit denen man beständig Karneval spielt, nur keinen von lustiger Art; nicht zu dem selbstsüchtigen Verkehr, in welchem Jeder sein eigener Abgott ist, sich im Stillen anbetet und nach Anbetung von Andern schmachtet; nicht zu den leidenschaftlichen Umtrieben für falsche Grundsätze, für abergläubige Hirngespinnste in Politik, wie in Religion.

Gewiß, Harro, wir sind um ein Jahrhundert, oder mehr, zu früh geboren. Wenn wir Beide unser Innerstes aussprechen wollten, man würde uns ohne Gnade für reif zum Narrenhause halten. Und doch, bei Gott! wollen wir nichts anderes, als was die gesunde Vernunft, als was die Edelsten der Alten wollten.

Ich nahm von Lyon hierher ein Parlamentsglied in meinem Wagen mit. Es war uns Beiden um Gesellschaft auf der Reise zu thun. Wir zankten von Lyon bis Paris. — „Aber können Sie läugnen," sagte ich zu ihm, „daß meine Behauptungen gerecht, tugendhaft, vernünftig sind?" — „Gar nicht," antwortete er, „Sie haben an sich recht, wahr und vernünftig gesprochen; aber das paßt für unsere bürgerlichen Verhältnisse durchaus nicht. Ich gebe Ihnen zu, es sollte so sein; aber

weil es nicht so iſt, wird Ihr Recht unrecht, Ihre Wahrheit falſch, Ihre Tugend ſtaatenzerſtörend, Ihre geſunde Vernunft verdammenswürdig, weil ſie alle beſtehende Ordnung auflöſen will."

Was ſagſt du zu dem eingeſleiſchten Unſinn? Ich ſah den Parlamentsherrn an, ob unter ſeiner Perüke nicht ein Spaßvogel ſäße. Er war aber erſtaunlich ernſthaft. Alſo weil die Welt in ihrer verkehrten Erziehung, in ihren verkehrten Religionsbegriffen, in ihren verkehrten Staatseinrichtungen Alles unnatürlich auffaſſet, muß das Schändliche gut, und die Weisheit aller Zeiten tollhäuſleriſch heißen.

Der alte Parlamentsherr war von einer uralten berühmten adelichen Familie. Ich gab mir nicht die Mühe, ſeinen Namen zu behalten. Daß ein Edelmann von göttlichen Rechts wegen Bürgern und Bauern auf den Nacken zu treten habe, daran zweifelte er gar nicht. Höre nur ſeinen Einfall, als ich ihm ſagte, der Adel ſei eine unnatürliche Stiftung, die man vor tauſend Jahren nicht gekannt habe. Er erwiederte: Die Menſchheit hat ſich veredelt, und wird ſich immer dem göttlichen Ebenbilde mehr nähern, daß die Erde zuletzt Abbild des Himmels wird. Im Himmel ein Gott, dann Erzengel, dann Engel, dann Heilige, dann fromme Seelen. Auf Erden ein König, dann Prinzen von Geblüt, dann hoher Adel, dann

niederer Adel, dann Bürger, Bauern und anderes Pack. — Welche Verſchrobenheit und Verruchtheit im gleichen Augenblick, den Himmel ſich gut ariſtokratiſch nach hieſiger Rangordnung zu ſchnörkeln!

Siehe, ich gebe Wetten ein, wenn ein Edelmann aus alter Familie geſunden Menſchenverſtand hat, iſt er ein uneheliches Kind. Denn gleichwie körperliche Krankheiten von den Vätern auf die Kinder geben: ſo erben auch Geiſtesverzerrungen und Gemüthsgebrechen fort.

Mein Wagen iſt ſchon angeſpannt. Harry, ſchreibe mir bald. Aus London ſchreibe ich dir einen zwölf Bogen langen Brief. Mir iſt nicht mehr wohl, als bei dir. Harry, ich möchte weinen, wie ein Kind.

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem!

Ich kann den göttlichen Horaz bald auswendig. Ich küſſe dich im Geiſt; o, warum kann ich's nicht mit den irdiſchen Lippen! Harry, ich habe dich zu lieb. Es iſt gut, daß wir geſchieden werden, damit wir uns nicht verwöhnen. Frei von Luſt und Schmerz nicht, aber erhaben ſollen wir über beide ſein. Ich wäre zuletzt doch nur Sklave meiner Liebe für dich geworden. Ich freue mich,

von dir getrennt zu ſein. Lebe wohl, o du mein Schutzengel!

3.

Der Schiffbruch.

In einer Fiſcherhütte an der Küſte, unweit Lewes, am 4. Oktober 1632 Morgens.

Mit gelber Tinte, auf grauem Papier, dicker Feder, am wackelnden Tiſch, in ſchlechter baufälliger Hütte eines Fiſchers ſchreibe ich dir, Harry. Wenn du mich ſäheſt, Harry, du würdeſt lachen. Ich bin halbnackend, baarfuß, habe ein grobes Hemd des alten Fiſchers, meines Wirthes, an, und dazu ſein Wamms. Zeit zum Schreiben ward mir im Ueberfluß. Jetzt iſt's Morgen. Schwerlich kann ich heut hier weg. Der Tag iſt lang.

Schiffbruch habe ich gelitten und Abentheuer ſeltener Art erlebt. Laß dir's recht umſtändlich erzählen. Ich bin heiter, ſelig bin ich wie ein Gott. Weißt du, Harry, wie oft ich mich ſchon in Noth und Gefahr wünſchte? — Ich danke Gott wahrhaftig herzlicher für das Unglück, das er mir ſendete, als für alles Glück. Jenes hebt gen Himmel, dieſes zieht zur Erde.

In Calais hörte ich, es ſeien mehrere Engländerinnen auf dem Boot, um mit über den Kanal

zu ſehen. Ich liebe keine Empfindeleien, die in ſolchen Fällen den Frauenzimmern eigen zu ſein pflegen. Jede will die Schüchternſte ſcheinen, um das meiſte Intereſſe zu erregen; noch unausſtehlicher ſind auf einer kleinen Seefahrt die Heroinen. — Alſo mußte mir der Hauptmann ein kleines Gemach geben, wo ich einzig mit einem Buch ſein konnte.

Wir waren noch keine zwei Stunden aus dem Hafen, als das Paketboot von plötzlichen Windſtößen überfallen wurde. Von Augenblick zu Augenblick wuchs der Sturm. Das Meer ging hohl, und bald in ſolche Empörung über, daß man hätte glauben ſollen, die Tiefen des Ozeans würden von einem langen Erdbeben in gewaltigen Schwingungen geworfen. Man hat mir verſichert, die älteſten Leute erinnerten ſich ſolches Aufruhrs der Natur nicht, wie an dieſem Tag im Kanal.

Ich ſpürte es wohl, wollte mich aber nicht ſtören laſſen, nicht einmal von Neugier anfechten laſſen, hinaus zu ſehen. Ich verſuchte eine metriſche Ueberſetzung der Ode: O navis, referent in mare te novi fluctus? die dir wohl beſſer zu leſen angeſtanden wäre, als mir. Ich aber deutete ſie allegoriſch auf meine Zukunft. — Zähllings ward das Schiff ſo hart auf die Seite geſchleudert, daß Tiſch und Stuhl und ich ſelbſt vom Seſſel auf den Boden umgeſtürzt lagen. In demſelben Augen-

blick erhob ſich fürchterlicher Schrei der Matroſen. Das kündete Unglück an. Ich glaubte, der Wind habe das Schiff zurück zu den franzöſiſchen Küſten und an einen Felſen getrieben. Bald fühlte ich aber, daß das Schiff ſeine rechte Lage wieder annahm, und auf den Wogen weiter tanzte.

Ich trat aus meinem Kämmerchen hervor. Harry, du fehltest. Ein unbeſchreibliches Schauſpiel. Die Küſte von Frankreich war verſchwunden. Am Horizont vor uns leuchtete matt das weiße Geſtade von England. Der Himmel wehte düſter, wie ein graues Tuch. Der Wind raſete, aber kein Tropfen des Regens fiel. Ein Maſt lag gebrochen. Die Wellen wandelten wie glänzende Berge, und donnerten zerſchäumend. Einige Matroſen ſchrien und fluchten, andere ſtanden wie ſtumme Todesbilder. In der Mitte des Fahrzeuges erblickte ich einen Greis in ſchwarzen Kleidern, mit ſchneeweißen Haaren, die der Sturm zerriß, eine hohe, majeſtätiſche Geſtalt. Mit der einen Hand hielt er ſich an einem Schiffsſeil, die andere hatte er auf das Haupt eines jungen Mädchens gelegt, welches auf den Knien neben ihm halb ohnmächtig hingeſunken war, und ſeine Beine umklammerte. Sein Blick war ruhig gegen den Himmel gewandt, und mit langſamer aber ſtarker Stimme hub er plötzlich an: „Siehe, der Tag, ſiehe, er kommt daher, er bricht an!

Alle Hände werden dahinſinken, und aller Knie werden ſo ungewiß ſtehen, wie Waſſer. Und werden Säcke um ſich gürten, und mit Furcht überſchüttet ſein, und Aller Angeſicht jämmerlich ſehen, und Aller Häupter werden kahl ſein. Sie werden ihr Silber hinaus auf die Gaſſen werfen, und ihr Gold als einen Unflath achten, denn ihr Silber und Gold wird ſie nicht erretten am Tage des Zorns des Herrn!"

Ich ſchauderte bei dieſen Worten des Ezechiel. Der Alte ſelbſt ſchien mir einer der ehrwürdigen Propheten zu ſein. Seine Furchtloſigkeit und dazu ſeine Rede waren entweder etwas Uebermenſchliches oder Wahnſinn. Indem überrannte mich faſt ein Matroſe. „Wo iſt der Kapitän, wo der Steuermann?" fragte ich, da ich Keinen von Beiden ſah. — „Ueber Bord. Eine Welle ſchlug über. Das Steuer iſt gebrochen. Fünf Mann ſind verloren."

Jetzt erſt ward mir unſere Gefahr hell. Ich ſah noch einmal auf die Verwirrung im Schiffe, ſprang über zum Steuerruder, fand es noch ganz unverſehrt, bemächtigte mich deſſelben, und gab dem Schiffe in ſeinem Fluge feſtere Richtung. Der Wind trieb gegen die engliſchen Küſten. Ich hatte Rieſenarbeit und Rieſenkraft. Viermal, fünfmal überſchlug mich eine Welle. Ich bekümmerte mich

nicht um Alles, was vorging. Mein Auge hing an der Küſte und am Wogen des Meers.

Als wir nicht mehr weit vom Geſtade waren, ſprangen einige Matroſen, die mich nun erſt am Ruder ſahen, herauf, und befahlen mir abzulenken, daß das Fahrzeug nicht an die Felſen zerſchelle. Die Kerls glichen Raſenden. Ich wies ſie gebieteriſch zurück, und befahl ihnen, Alles bereit zu halten, ſich und was Lebendiges auf dem Paketboot wäre, zu retten, wenn das Boot in Stücken gehe. Sie wollten ſich meiner bemächtigen. Ich ergriff einen neben mir liegenden Holzpflock, hielt ihn, wie eine Piſtole, gegen ſie, und ſchrie: Flieht, oder ich drücke ab, und ſchieſſe den erſten von euch Rebellen nieder! — Die Kerls erſchracken. Sie zogen ſich fluchend und eilfertig zurück. War mein toller Einfall oder die blinde Furcht der armen Teufel lächerlicher?

So lenkte ich gegen die tobende Brandung, nur bemüht, einem Felſen auszuweichen, und auf ein flaches, ſandiges Ufer zu treiben. Zetergeſchrei heulte durch den Sturm. Alles ſtürzte zuſammen. Die Wellen fuhren über den Wrak. Wir ſaßen feſt. Ich ſprang auf, die Matroſen waren am Lande; Alles eilte über Bord. Nur das junge Frauenzimmer, welches ich vorher zu des Propheten Füßen geſehen, lag wimmernd am Bo-

den. Ich trug es aus dem Schiff auf den Sand zu einer gefahrlosen Stelle. Die Matrosen waren sehr thatig, das Boot durch Seile und Anker am Ufer zu befestigen. Ich ermunterte andere, mir ins Fahrzeug zu folgen, um, was noch darin sei, in Sicherheit zu bringen. Wirklich fand man sogar in der Kajüte noch zwei altliche Frauenzimmer, halbtodt im Waser schwimmend. Man schleppte sie ans Land, hoch ans Ufer, wo sie vor den nachfahrenden Wellen geborgen waren. Ich gebot meinen Bedienten, umherzusuchen, ob wir in der Nähe eines Dorfes wären, und diese Frauenzimmer sogleich hinzutragen, während wir Andern noch die Pakete und Waaren zu retten suchten. Dies geschah nicht ohne Lebensgefahr. Denn Sturm und Wogen wütheten ohne Unterlaß fort. Einen Matrosen riß die überschlagende Welle davon. Man suchte ihn vergebens.

In diesem Augenblick fühlte ich meine Knie gehalten. Das junge Mädchen, welches ich aus dem Schiffe getragen hatte, und welches mit den davongeschleppten Frauenzimmern gegangen war, lag athemlos und in bleicher Angst vor mir. Es wollte reden. Die Lippen zuckten nur. Die Augen starrten mich an. Ich versuchte, die Unglückliche aufzuheben. Sie sank immer wieder zusammen. Es war ein wunderbarer, schauerlicher Anblick. Sie glich einem Marmorbilde. Aber ihr

Busen flog ungestüm, und ihr langes Haupthaar floß im Sturm, wie ein schwarzer Nebel. Ich redete sie vielmals an, ohne Antwort zu erhalten.

Endlich schien sie alle Kräfte in sich zu versammeln, und mit großer Anstrengung brachte sie die Worte hervor, indem sie aufs Schiff zeigte: „Mein Großvater! mein Großvater!“

Ich erinnerte mich in dem Augenblicke des Greises wieder, und daß ich ihn nirgends am Lande gesehen. Ich rief den Matrosen. Keiner wollte gehen; keiner mir ins Fahrzeug folgen. Ich schrie umsonst, es sei noch ein Mensch im Schiffe. Aber da ich Geld bot, willigte ein junger Bursche ein, mit mir zu gehen. Wir kamen glücklich ins Boot. Wir suchten lange umsonst. Ich erblickte endlich unter einigen leeren Fässern einen Theil des schwarzen Gewandes im Wasser schwimmend. Der Alte lag mit geschlossenen Augen, einem Todten ähnlich, aufrecht sitzend an der Schiffswand; den Unterheil seines Leibes im Wasser. Wir zogen ihn hervor. Glücklich ward er auf den Sand gebracht. Da schlug er die Augen auf. In demselben Augenblick ergoß sich heftiger Regen über uns. Dieser schien die Kraft des Alten zu erfrischen. Auf seine Enkelin und mich gelehnt ging er landeinwärts mit uns. Das Schiffsvolk floh unter die Felsen.

Einer meiner zurückkommenden Bedienten mel-

dete die Nähe einiger Fischerwohnungen, und führte uns in eine derselben. Die Nächste war schon von den Frauenzimmern und einigen unserer geflüchteten Unglücksgefährten angefüllt. Vom Meerwasser und Regen triefend und durchkältet traten wir ein. Der Eigenthümer der Hütte, sein Weib und einige Kinder umringten uns mitleidig. Am vernünftigsten war der Einfall der Frau, daß sie sogleich Betten in einer Nebenkammer bereitete; in eins derselben ward der Greis gelegt, ins andere dessen Enkelin. Beide wurden mit reinlicher, wenn gleich rauher Wäsche versorgt, und unterdessen deren durchnäßte Kleider ans Feuer zum Trocknen gehangen. Dann kam die Reihe auch an mich. Ich empfing ein Strohlager in der der warmen Wohnstube, eine grobe Wollendecke, ein Hemd des Mannes. Man brachte warme Suppen an unser Lager. Ich fühlte mich bald erquickt, doch ungeheuer ermüdet. Wirklich schlief ich, trotz des Lärmens der Kinder und des Hin- und Herrennens im Hause und des Sturmes draussen, der die mürbe Hütte wegzublasen drohte, so fest ein, ungeachtet es erst Nachmittag war, daß ich nie süßer geschlafen habe im Leben. Achtzehn Stunden habe ich geschlafen, und es war schon hoher Tag wieder, als ich erwachte.

Unser ehrlicher Philemon theilte mir von seiner Fischertracht mit; seine Baucis bediente den

Greis und deſſen Enkelin in der Kammer. Ich erfuhr, daß dieſe Beiden noch den Abend vorher heftiges Fieber gehabt, und erſt gegen Morgen den Schlaf gefunden hätten. Draußen regnete es unaufhörlich; der Wind hatte ſich gemäßigt. Meine Bedienten kamen; mit ihnen zwei Leute des Greiſes. Sie hatten in einer andern Hütte Herberge gefunden. Ich vernahm nun, der Alte mit dem Prophetengeſicht ſei, was auch ſchon ſeine Sprache verrieth, ein Schotte, Namens Dun-Oſallin, und einer der reichſten Güterbeſitzer Schottlands; Miß Mary, ſeine Enkelin, ſeine einzige Erbin; er ſelbſt der Letzte ſeines Stammes.

Ich ſandte meine Leute in den Burgflecken Lewes, er iſt nur zwölf Meilen von hier, um Wein und Lebensmittel für unſere Schiffbrüchigen mit Eile herbeizuſchaffen; desgleichen eine Miethkutſche. — Die Fiſcher holten die Waaren vom Meeresufer; beſonders die Gepäcke der verunglückten Reiſenden.

Während dies Alles geſchieht, und meine Schotten noch ruhig ſchlafen, ſchreibe ich dir. Nun aber gehe ich ans Morgeneſſen. Vor mir dampft aus irdener Schüſſel eine brodreiche ſchwarze Spartanerſuppe.

Alles geht über Erwartung gut. Ausgenommen das Uebelbefinden eines der beiden ältlichen Frauenzimmer (beide sind Gesellschafterinnen oder Kammerfrauen der Miß Mary,) hat das garstige Abentheuer der Gesundheit keines Einzigen geschadet. Selbst Sir Ofallin, ungeachtet seines hohen Alters, ist frisch auf. Speisen und Weine kommen aus dem Burgflecken im Ueberfluß, ein ganzer Wagen vollgepackt. Nur unser Kleiderzeug in den Kisten war vom Meerwasser und vom Regen, in welchem Alles die ganze Nacht gelegen war, durchfeuchtet. Wir behalfen uns indessen mit dem Gewand, das wir beim Schiffbruch getragen hatten, und hinlänglich getrocknet war. Bloß Miß Mary genoß dieses Vortheils nicht. Durch Unvorsichtigkeit war beim Trocknen der beträchtlichste Theil ihrer Kleidung verbrannt, und sie mußte, bis ihr Reisegeräcke vom Strand gebracht, geöffnet, ausgesucht und das Nothwendigste zum Trocknen aufgehängt und wirklich wieder tragbar war, in der bäuerlichen Sonntagstracht unserer Wirthin erscheinen. Sie machte ein äußerst seltsames Bild. Denke dir, Harry, eine zarte Hebe von sechszehn Lenzen, eben erst zur Jungfrau aufgeblüht, in die europäische, eckige Kleidung einer ehrbaren Fischersfrau verstekt; die feine, durchsichtige Haut vom groben Tuch berührt; eine reine,

klare Lilie in rauhe Schilfmatten gewickelt, aus der sie blendend hervorragt.

Die junge Schottin blühte und glühte aber wie eine Rose, die sich nach Gewitterregen aufgeschlossen hat. Sie wußte mir viel Verbindliches für meine Heldenthaten am Meerufer zu sagen, und behauptete sehr artig, sie und der Großvater wären mir das Leben schuldig. Ich sagte ihr vergebens, daß jeder Matrose, statt meiner, das Heldenstückchen hätte vollbringen können. Sie ist unaufhörlich mit ihrem Großvater beschäftigt; das Entzücken strahlt in ihren Blicken, so oft sie ihn ansieht. „Ich hielt dich ja schon für verloren," sagte sie wohl zwanzigmal den Tag über zu ihm, „und dann wäre ich auch nicht mehr."

Sir Ofallin ist eine herrliche, große Gestalt, mit breiter Brust, starker Stimme, ungeachtet des hohen Alters sehr kräftig und rüstig. Seine schlichten, weißen Haupthaare und die weißen Augenbraunen geben ihm patriarchalisches Ansehen. Die Züge seines Gesichtes sind sehr fein, sehr edel und ernst. Er spricht fast beständig biblisch. Er ist ein eifriger Presbyterianer. Aber seine fromme Schwärmerei steht ihm wohl.

Als er aus seiner Kammer trat in unsere Stube, traf es sich, daß der Fischer eben zunächst der Thür stand. Die Fischerin sagte: dies ist mein Mann. Dun-Ofallin wandte sich langsam zu

ihm, der ehrerbietig die Kappe vor dem hohen Greis abzog. Dann legte der Alte die Hand auf des Fischers Stirn und sagte: „Das Haus der Gottlosen wird vertilget; aber die Hütte der Frommen wird grünen. Der Herr segne dich und behüte dich.“ — Es war rührend zu sehen, wie der Fischer voll Ehrfurcht niederkniete, um den Segen des Alten zu empfangen, der sich dann von ihm wandte, auf mich zuging, mir die Hand entgegenstreckte und sagte: „Die Säulen des Himmels zittern und entsetzen sich vor seinem Schelten. Vor seiner Kraft wird das Meer plötzlich ungestüm, und vor seinem Geist erhebet sich die Höhe des Meeres. Siehe, also gehet sein Thun; aber davon haben wir ein geringes Wörtlein vernommen. Wer wird den Donner seiner Macht verstehen? Thu aber daß meine Klage verwandelt in einen Reigen, und mich mit Freuden umgürtet.“ Nach diesen Worten küßte er mir die Stirn. Ich wußte nicht, wie mir ward.

Sir Ofallin ist übrigens ein geselliger, angenehmer, welterfahrner und kenntnißreicher Mann. Die presbyterianische Prophetensprache stimmt mit dem Ernst, der ihn auch bei heitern Gesprächen nicht verläßt, und mit den strengen Grundsätzen seiner Frömmigkeit, die sich in allen seinen Worten und Werken offenbaren, sehr wohl zusammen. Irdische Geschäfte und was das Häusliche oder

die Bedürfniſſe ſeiner Perſon betrift, thut er immer mit den wenigſten Worten, mit kurzen Befehlen, oft mit bloßen Winken ab. Hingegen ſobald von Geſchichten des Alterthums, von Staatsverhältniſſen, von kirchlichen Sachen, von fremden Ländern, von berühmten Perſonen Rede iſt, weiß Niemand ſo viel zu ſagen, als er. Ich erfuhr auch, daß er ſchon in Aſien geweſen ſei. Und unerſchöpflich war er an mancherlei und merkwürdigen Erinnerungen von daher.

Ueberhaupt ich lebte in der Fiſcherhütte einen der intereſſanteſten Tage, abgeſondert von der übrigen Welt, beſchränkt auf die beiden äuſſerſt ſonderbaren Geſtalten aus Schottland. Miß Mary iſt wahrhaft ſchon; die entſtellende Tracht der Fiſcherin macht eben erſt ihre Zartheit und den Adel ihres Gliederbaues auffallender und abſtechender. Ja, es iſt etwas Bezauberndes in ihrem feinen, gutmüthigen Lächeln; etwas Einnehmendes im Klang, im eigenthümlichen Ausdruck ihrer Stimme, und in ihren Urtheilen etwas Großes, Gedachtes.

Sir Oſallin lud mich ein, ihn in London zu beſuchen, wo er den Winter bleiben will. Den Sommer iſt er gewohnt, in Schottland auf ſeinen Gütern zuzubringen. Als ich ihm den Namen meines Vaters ſagte, reichte er mir freundlich die Hand, und ſagte: „Ein Mann im Lande Uz, ſchlecht und recht, gottesfürchtig und meidet das

Böſe.“ Er kennt meinen Vater nur dem Namen nach, aber ſchätzt ihn ſehr.

Die Nacht übereilte uns zu früh. Ich will dir, ſobald ich in London Ruhe habe, noch das Weſentlichſte aus den Unterhaltungen in dieſem armen Fiſcherhauſe aufzeichnen. Nie habe ich ein merkwürdigeres und anziehenderes Paar gefunden, als den Greis und ſeine geiſt- und ſeelenreiche Enkelin. Morgen trennen wir uns.

Gute Nacht, mein Harry. Wärſt du doch bei mir!

4.

Der Tod.

London, den 21. Oktober 1632.

Er hat ausgelebt. Mein guter Vater war der erſte der Menſchen, den ich ſterben ſah. Sein Tod brach mir Augenblicke lang das Herz; dann verklärte er mich. Nun weiß ich, was das Leben iſt.

Ich war meiner ſo viel mächtig, die Einſamkeit zu fliehen, mich zu zerſtreuen, um beim Bewußtſein zu bleiben. Das muß man in ſolchen Tagen thun; denn wie ſtark auch der Geiſt iſt, der Leib hält's mit ihm nicht aus, und unterliegt. Ich fühle mich wie zermalmt in den Gebeinen, und wundere mich über meine Schwäche. Morgen thue ich eine Reiſe nach Irland und auf meine

Güter. Der Tod hat etwas Göttliches, Harry. Ich meine, ich sei ein Anderer geworden. Meine Seele hing bisher bloß mit dem Staube zusammen; nun auch mit dem Himmel ist sie eins. Glaubst du, ich leide? Ich bin glücklicher als je. Der Geist hat keine Thränen. Es ist Seligkeit im Ernst und Schauern, wenn Gott zum Menschen spricht.

Nur diese einfache Nachricht wollte ich dir vor meiner Abreise geben. Menge dich nicht in den gemeinen Troß der Menschen, die aus Freude und Leid und den allerheiligsten Dingen des Lebens spießbürgerlich-altern und albern-höflich Komplimentenloß machen, und mit derselben Herzlosigkeit gratuliren oder kondoliren, wie sie gedanken- und herzlos zu Gott zu beten gewohnt sind.

Tröste mich nicht; denn ich bin glückselig, wenn ich auch Thränen auf den Wangen habe. Freue dich mit Schrecken auf den Tag, da dir dein Allerliebstes hinwegsterben muß; denn da wirst du Gott, und das Leben, die Bibel und die Natur, die Stimme des Alterthums und deiner Brust, wie eine neue Offenbarung, vernehmen. Selbst die Worte in diesen Zeilen wirst du erst dann verstehen. Lebe wohl, mein Freund.

5.

Das Privilegium.

London, den 7. Dezember 1632.

Der Ausflug that mir wohl. Auch dem geistigsten, größten Menschen kleben die irdischen Hefen an. Weinte nicht selbst der Gottmensch? Der Jüngling, der Mann, der Greis sind darin nicht vom Kinde verschieden. Sie sind so schwer von dem Gewohnten, Irdischangenehmen zu entwohnen, als der Säugling von der Mutterbrust. Zerstreuung ist das wohlthätigste Mittel. Ich empfehle sie dir in ähnlichen schmerzvollen Herzverhältnissen.

Nun will ich dir erzählen, Harry, wie ich den Urheber meines Lebens aus dem Leben scheiden sah.

Als ich in London ankam, hatte er schon seit drei Wochen das Krankenbett bewohnt. Die Freude des Wiedersehens belebte ihn von Neuem. Alle versicherten, seine Krankheit wäre nicht gefährlich. Alle Aerzte versicherten es. Er glaubte es selbst. Ich glaubte es auch.

„Man muß aber auf ein Menschenleben nicht zu viel bauen!“ sagte mein Vater. „Trotz der Ehrenworte unserer Doktoren könnte ich einmal unversehens über Nacht von hinnen fahren. Und

wenn ſie ſich ſchon hintennach darüber ärgerten, oder aus ihren dicken Büchern des Breiten beweiſen, wie das gegen ihren Willen ſo und nicht anders hätte kommen müſſen: würden wir nichts davon haben. Darum beſſer, das Haus zur rechten Zeit beſtellt. Du wirſt Alles in beſter Ordnung nach meinem Tode finden, Cecil, und mehr, als du erwarteſt. Ich habe ſogar dafür geſorgt, mein Sohn, daß du einen ruhigen Winkel auf Erden finden könnteſt, wenn dich das gährende Vaterland ausſtoßt, oder du dich einmal freiwillig verbannen willſt."

Dieſe Worte waren mir dunkel. Er befahl mir, einen der Schränke zu öffnen, und eine Schrift, die er bezeichnete, zu bringen. Es war eine königliche Urkunde, erſt vor Kurzem ausgeſtellt in aller Form, wodurch dem Lord Baltimore und ſeinen Erben in Amerika der Beſitz des unbewohnten, doch äuſſerſt fruchtbaren Landes im Norden des Potowmakfluſſes mit dem wichtigen Privilegium zugeſichert ward, Zivil- und Kriminalgeſetze zu geben, Taxen zu erheben und Stellen zu vergeben. Se. Majeſtät, zu dieſer Schenkung aus Liebe zur Verbreitung der chriſtlichen Religion bewogen, hat ſogar, für ſich und die Erben ſeiner Krone, angelobt, dieſen neuen Ländern zu keinen Zeiten irgend eine Taxe auflegen zu laſſen.

Mein Vater ſah lächelnd mein zweifleriſches

Lächeln, mit dem ich die Urkunde des uns geſchenkten Königreichs betrachtete.

„Cecil," ſagte er, „ich will wünſchen, daß du nie in den Zwang geſetzt werdeſt, von dieſem Privilegium Gebrauch zu machen. Aber ich ſehe, es kommen ſtürmiſche Tage über die Welt, und was in Frankreich und Deutſchland gährt, und dort Alles mit Bürgerblut färbt, wird früh oder ſpät auch über England kommen. Sind wir Katholiken, die wir nicht feig genug ſind, den alten Glauben unſerer Väter fahren zu laſſen, ſind wir nicht ſchon jetzt in unſerm eigenen Vaterlande verſpottet, verdrängt, verſtoßen, verfolgt? Die Mehrheit der Nation iſt vom neuen Glauben begeiſtert; der König ſelbſt auf dem Thron nicht mehr ſicher. Es kommt zum blutigen Bruch zwiſchen den Meinungsparteien, glaube mir; und wir Katholiken werden in dieſem Kampfe unterliegen; denn wir fechten mit allzu ungleichen Kräften und Waffen. Schon jetzt ſind wir an Zahl die Schwächern in England und Schottland. Auf Seiten unſerer Gegenpartei ſtehen die beſſern Köpfe. Sie hat den Eifer aller jungen entſtehenden Geſellſchaften; wir haben die Schlaffheit derer, die im Schatten ihrer Lorbeern ruhen. Jene Partei prediget Freiheit der Meinungen; die unſerige Gehorſam und Glauben. Jene lehnt ſich auf das ewige Recht der Geiſter; wir ſprechen von

altehrwürdigen Uebungen, von Rechtsamen, die unserer Kirche gehören, und in alten Zeiten wohl erworben sind. Ich fürchte, wir unterliegen. Nein, ich sollte nicht sagen, daß ich fürchte. Denn wenn wir unterliegen, ist es der Beschluß der Vorsehung. Die Welt soll ein neues Kleid anziehen. Es ist eine große, geistige Verwandlung. In vielen Dingen haben die Protestanten Recht; aber in vielen Unrecht. Inzwischen, daß der größere Theil Deutschlands, Preussens, Polens, Böhmens, Schwedens, Dänemarks und selbst unseres Vaterlandes sich der Reformation so jählings zugewandt hat, ist ein bedeutungsvolles Zeichen."

So sprach mein Vater. Es kann dir, Harry, nicht anders, als wichtig sein, wie dieser tiefblickende, erfahrene, vielseitig durch Schicksal und Schule gebildete Staatsmann die gegenwärtigen allgemeinen Bewegungen der Welt ansieht. Darum will ich dir noch eine seiner Aeusserungen mittheilen.

„Die heutigen, durch Meinungsstreit entstandenen Uebel und Verwirrungen, die zum rohen, mörderischen Fanatismus gesteigert sind, müssen allerdings als eine Folge der wissenschaftlichen Fortschritte Europa's und der dadurch bewirkten größern Aufklärung der Nationen betrachtet werden. Es mußte dazu kommen, sobald die Völ-

ler zum Selbſtdenken gelangten. Aber die der höhern Bildung entſprechenden Verbeſſerungen hätten ohne Gräuel zu Stande kommen können. Daß dieſe eintraten, daran ſind Kurzſichtigkeit, ſtolzer Eigenſinn und Ueberſchätzung eigener Weisheit von Seiten unſerer Geiſtlichkeit, beſonders des römiſchen Hofes, und unſerer Miniſter und Fürſten allein Schuld. Sie kannten den Geiſtesſtand und das Bedürfniß der Unterthanen nicht. Sie träumten, das menſchliche Geſchlecht wie ein Erbgut bewirthſchaften zu können; nur Befehle geben, nur drohen zu müſſen, um Alles ins alte Geleiſe zurückzuſchrecken. Sie irrten in der Anſicht der Volker. Dieſe hatten aufgehört, Maſchinen zu ſein. Unſere Großen kannten die Gewalt der Meinungen nicht. Sie beförderten wider ihren Willen den Sieg durch die Mittel, die den Untergang derſelben bewirken ſollten. Sie handelten ſo kurzſichtig, ſo unbeſonnen und zeitlos, wie die Fürſten zur Zeit des erſten Chriſtenthums, als ſie dieſes ausrotten wollten. Darum ward ihnen das gleiche Schickſal. Ich habe immer zu milden Maasregeln gerathen. Nichts bleibt unterm Monde ewig einerlei. Es entwickelt ſich Alles zum Beſſern und Höhern; aber wozu, wohin? Das ahnet kein Sterblicher. Biſchöfe, Fürſten und Miniſter ſind einzelne, ohnmächtige Perſonen, wenn die Volker nicht mehr mit ihnen,

oder ſie nicht mehr mit den Volkern gehen wollen. Kein Hof iſt ſtark, er halte es denn iederzeit mit der Mehrheit des Volkes. Guſtav Adolf, der ſchwediſche König, hat mehr Verſtand, als die meiſten der übrigen Staatsmänner. Er kennt ſeine Zeit. Dieſer kleine Fürſt iſt auf dem Weg, Herr und Kaiſer von Deutſchland zu werden. Unſer König hat die Liebe der Nation verloren, weil er mit Frankreich Frieden ſchloß, ohne das Schickſal der dortigen Proteſtanten zu ſichern, und mit Spanien, ohne ſich um das Loos ſeines eigenen Schwagers, des Pfalzgrafen, zu bekümmern. Der König meinte es gut; aber er iſt in den Händen des leidenſchaftlichen Erzbiſchofs Laud. Seine verſchwenderiſche Hofpracht, ſeine willkührlichen Auflagen, ſein Sträuben gegen Zuſammenrufung des Parlaments bringen ihn und den Thron in die ſchrecklichſte Gefahr. Denke an meine Worte, Cecil! — Die gleichen Urſachen haben in der Welt noch immer die gleichen Folgen gehabt. So lange ich um den König ſein durfte, habe ich ernſt, aber vergeblich gewarnt.“

„Durch die Fehlgriffe unſerer Staatsmänner“, fuhr Lord Baltimore fort, wird Europa ein Raub blutiger Verwirrungen, und wird das öde Amerika bevölkert. Ich habe die beſten Berichte vom Aufblühen unſerer dortigen Kolonien.

Während der Regierung des vorigen Königs sind viele Tausend Menschen aus England, Schottland, Irland, Frankreich und Deutschland dahin ausgewandert. Die Auswanderungen dauern fort. Es sind gegenwärtig zahllose Menschen im Begriff, in die neue Welt überzuschiffen, die des fanatischen Glaubenshasses und der Verfassungen müde sind. Ich habe wegen meiner Treue am Bekenntniß der katholischen Kirche viel leiden müssen. Sollte ich genesen, so verlasse ich mit dir England, und suche mit jenseits des Weltmeers am Potowmak eine Freistätte. Darauf richte dich ein. Dies Privilegium, aus der Hand unsers Königs, sichert unserer schwerverfolgten Familie Leben, Ehre und Eigenthum, die in Europa jeden Tag gefährdeter sind."

6.

Der Abschied.

Ihm ward die ersehnte Freistätte nicht am Ufer des Potawmak, sondern in jenen Gefilden des unendlichen Weltalls, wo wir sie Alle einst finden.

Seine Schwäche nahm zwar sichtbar zu: aber die Aerzte hatten dieselbe, als Vorzeichen des beginnenden Genesens, vorausverkündet. Wie ich ihn eines Morgens besuchte, fand ich ihn zu mei-

nem Erſtaunen auſſer dem Bette in ſeinen gewöhnlichen Morgenkleidern. Gelehnt auf zwei Bediente war er zum Fenſter gegangen. Er ließ ſich zum Lehnſeſſel zurückführen. Ich war voller Entzücken über dieſes ſeltene Wohlbefinden. Er lächelte gutmüthig zu meiner Freude, und ſagte, als wir mit einander allein waren: „Uebermorgen, Cecil, wirſt du anders reden. Hoffe von meinem Leben nichts. Es iſt gebrochen. Ich weiß es, daß ich nun meiner Auflöſung nahe bin. Mein Gefühl ſagt's."

„Wie können Sie das wiſſen?" erwiderte ich: „Ihr Gefühl kann täuſchen, und täuſcht Sie."

Er ſchüttelte den Kopf. Er ſchien eine Weile über ſich ſelbſt nachzudenken; lächelte, und ſagte: „Nein, mein Sohn, es täuſcht nicht. Es iſt kein körperliches Gefühl, ſondern ein beſtimmtes Ueberzeugtſeyn, ohne daß ich ſagen kann, wie ich zu demſelben komme. Es iſt mir mein innerer Zuſtand klar, und doch kann ich nicht ſagen, wie. Ich bin ſchon dieſen Augenblick im Anfang des Sterbens, und habe ein deutlicheres Bewußtſein meiner ſelbſt, als ſonſt. Nie im Leben iſt mir alles Vergangene, nie die Gegenwart heller geweſen. Es iſt dabei eine ruhige, ich möchte ſagen, angenehme Empfindung. Nun weiß ich das, was mir oft unbegreiflich geweſen, aus Erfah-

rung, daß Sterbende genau ihre Auflösungsſtunde vorauserkennen. Die Körperbande fallen eine um die andere ab; die Seele wird freier. Sie iſt größer und wunderbarer, als ich ehemals wußte."

Wie Lord Baltimore ſo ſprach, glaubte ich ſchon ein Weſen aus andern Welten zu hören. Ich ſank weinend zu ſeinen Füßen. Er legte die Hände auf mein Haupt, und ſegnete mich. „Bleibe dir ſelbſt treu, Cecil!" ſagte er. „Handle nach Ueberzeugungen, nach Pflicht und Recht, nicht nach gemeinen Begriffen von Ehre. Wer göttlich zu leben verſteht, iſt ſchon halb geſtorben, und hat in Wahrheit ſchon den Tod beſiegt. Um Gold, Ehrenſtellen, Ruhm, Macht und andere Kleinlichkeiten, die die Leidenſchaft gemeiner Sterblichen ſchmeicheln, hat er weder Kummer noch Freude. Das Wohlthätige, Gerechte und Wahre ſind zuſammen das höchſte Gut. Lebe wohl, mein Freund. Gott iſt mit dir, wenn du mit ihm biſt. Lebe wohl, mein Sohn; es iſt für einen Augenblick; wir bleiben dennoch ungetrennt. Lebe wohl, Cecil; nun gehe. Störe mich mit keiner Frage mehr. Ich lege mich, um nie wieder vom Bett aufzuſtehen. Ich will mit mir allein ſein, und mein Abſcheiden aus dem Leibe belauſchen. Keine Arznei mehr. Man ſoll mir nur geben, was ich ſelbſt verlange."

Ich küſte ſeine väterlichen Hände. Ich mußte aufſtehen, und ihn verlaſſen. Das war ſein Abſchied. In der That redete er mit Niemandem mehr, ausgenommen, wenn er etwas begehrte. — Am dritten Tag des Abends nach jenem Abſchied ward ich, auf ſeinen Befehl, gerufen. Ich ſtand vor ſeinem Bett. Er ſchien mich wohl zu kennen. „Siehe mich!“ ſagte er einigemal, als wollte er mir zeigen, wie ſüß das Sterben ſei. — Dann ſprach er nach langer Pauſe wieder: „Bald, bald!“ Was er meinte, war nicht zu beſtimmen. Weil er aber den Vorſatz hatte, ſich im Tode ſelbſt zu belauſchen und zu beharchen, vermuthete ich, er fühle, es ſei bald vollendet. Er lächelte nachher ſanft, und ſagte mit leiſer Stimme: „Alſo das iſt das Sterben? ſonſt nichts?“ Er ſchien noch mehr zu ſagen. Ich lehnte mich über ihn. Er ſchlug die Augen auf, und ſagte ganz leiſe: „Stille, ſtille!“ Und in derſelben Minute gab er den Geiſt auf.

Ich habe dir dieſe ſcheinbar geringen Umſtände erzählt, Harry; ſie ſcheinen mir von hoher Wichtigkeit zu ſein. Wer kann ſich des neugierigen Vorwitzes gar erwehren, zu wiſſen, wie es der Seele iſt, wenn ihr an den Schwellen der Ewigkeit das alte Kleid abfällt?

Daß Lord Baltimore die Zeit ſeiner Auflöſung mehrere Tage voraus wahrnahm, iſt auf-

fallend. Und man weiß Aehnliches auch von vielen Andern, die verstorben sind. Es scheint, die Seele, wenn sie sich von den Sinnwerkzeugen des Körpers allmälig zurückzieht, konzentrirt ihre wunderbare Macht nur freier, gehört sich mehr selbst an, als sonst, da sie mit dem Leben des Leibes verbunden, von ihm befangen und gehemmt war, und auf die Sinne sich, um gehen zu können, wie auf Krücken, lehnen mußte.

Ich möchte das Sterben der Menschen ein Insichzurückkehren der Seele zu ihrer Einheit und Selbstheit nennen; und im Gegensatz das Geborenwerden eine wahrhafte Auflösung der Seele in mancherlei andere Naturkräfte nennen, mit denen sie aufs allerinnigste verschmolzen wird, um, vermittelst derselben, thätig auf einen Theil der Welt zu wirken. Im unentwickelten Kinde ist sie noch ganz versunken in die Tiefe und vorherrschende Macht der irdischen Kräfte, und von ihnen verschlungen. Je mehr sich die Lebenswerkzeuge entfalten, je selbstthätiger wird sie; und sie wird gegen die Außenwelt, mit dem Absterben der Werkzeuge, zwar am ohnmächtigsten, als wird dann ihrer wieder am selbstmächtigsten.

Wenn im hohen Alter manche Greise kindisch werden, ist ihre Seele darum nicht kleiner geworden, sondern sie sind, die sie sonst waren, nur verstehen wir sie nicht mehr. Die Seele ist

nicht mehr der abgestorbenen Nerven mächtig, durch welche sie sich in ihrem Glanz gegen die Aussenwelt offenbaren konnte. Die niedrigsten der Lebenskräfte, welche beim Kinde sich zuerst laut machen, bleiben wieder auch am letzten die wirksamern. Die ganz gemeine, irdische Pflanzenkraft verharret ja noch in Leichnamen, denen Haupthaar und Bart noch im Grabe wachsen. — Bei sogenannten wahnsinnigen Menschen ists nie bei kindisch scheinenden Alten. Wir verstehen sie nur nicht, weil ihre Seele in den Werkzeugen, durch welche sie sich der Aussenwelt kund zu thun hat, Zerstörung und Verwirrung findet. So thut sie sich zerstört und verwirrt kund, während sie sehr folgerecht und vernünftig in sich selbst ist. Sie gleicht einem vortrefflichen Harfenspieler, welcher, wenn er auf einer Harfe, deren Saiten verstimmt sind, das herrlichste Tonstück spielt, uns doch nur Unsinn hören läßt. Wir erkennen in seinem Spiele dann und wann Sinn für uns, wenn er mit den Fingern eben weniger verstimmte Saiten berührt. Daher kommt, daß Wahnsinnige in vielen Dingen sehr vernünftig urtheilen, während sie irre reden, sobald sie sich auf ihren falsch tönenden Gemüthssaiten laut machen.

Und so, nimm's mir nicht übel, Harry, sind mehr oder minder wohl die meisten Menschen, mit Ausnahme der Weisesten und der Naturmen-

schen, wahnsinnig in den barbarischen oder zivilisirten Ländern. Ihrer Seele feineres Werkzeug ist mehr oder minder, bald durch körperliche Ausschweifungen und Unmäßigkeiten, bald durch Leidenschaften, bald durch anhaltende Verwöhnungen, bald durch Erziehung hie und da verstimmt. Sind im Grunde nicht alle Vorurtheile, alle Grundsätze der Leidenschaftlichkeit oder der bloßen Unwissenheit ein Wahnsinn, wenn man sich nach ihnen der Aussenwelt thätig offenbart? — Gibt es nicht Menschen, die den Diebstahl schändlich heißen, und doch sich nicht überwinden können, zu stehlen? Gibt es nicht vernünftige Menschen, die die Wollust an sich verabscheuen, und sich ihr dennoch überlassen, und unvernünftig handeln? Sie sind in den Augenblicken vom Wahnsinn befallen, wie von einem Rausch, und verfluchen hintennach ihre That, wie sie sie vorher verfluchten.

Auch die heutigen Religionskriege in Deutschland und Frankreich, und die Verfolgungen bei uns sind Wahnsinn. Die Menschen handeln schnurstracks aller Vernunft, aller Lehre Christi entgegen, und bilden sich ein, recht vernünftig, recht christlich zu sein. Allerdings sind sie in ihrem Innern folgerecht; aber wie sie sich offenbaren, ist's Widerspruch und Unsinn. Ich verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.

Et mihi dulces
Ignoscent, si quid peccaro stultus, amici;
Inque vicem illorum patiar delicta libenter,

ſagt der holde Freund Horaz.

Und ſo verzeihe du mir, daß ich, nach meiner leiden Gewohnheit im Schreiben und Plaudern, mich zu Dingen verirre, von denen ich mir gar nicht vornahm, mit dir zu reden; gleichwie ich hinwieder dir verzeihe, daß du mich ſeit vier Wochen ganz ohne Nachricht gelaſſen haſt. Biſt du noch in Neapel, mein Harro, oder in Rom? Rede! male mir dein Zimmer, deine Ausſicht vom Fenſter aus, deine neuen Bekannten, damit ich durch dich ſehe, was du ſieheſt, und ganz in dir leben könne.

7.

Der Neujahrsbeſuch.

London, im Jänner 1633.

Ich ſaß am zweiten Tage des neuen Jahres im Zimmer einſam. Da ward mir ein Fremder gemeldet. Die Thür öffnete ſich. Der Prophet Ezechiel trat herein. Dieſe Erſcheinung machte einen wunderbaren Eindruck auf mich. Ich hatte ſeiner nicht ein einziges Mal wieder gedacht, ſeit ich in London war. Meines Vaters Krankheit und Tod, dann eine Laſt mannigfaltiger Ge-

schäfte hatten mir den Gedanken an alles Vergangene, nur nicht an dich, mein Harry, geraubt.

Das erste Wort des Greises war: „Mylord, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen; der Name des Herrn sei gelobet! Hältst du noch fest an deiner Frömmigkeit? Ja. Segne Gott und stirb.“ — Ich umarmte ihn. Er fuhr fort, mit oft seltsamer, oft treffender Einmischung biblischer Redensarten vom Tode meines Vaters zu reden. Der Mann hat mitunter große Ideen. Er wollte mich nicht trösten; er wollte mich erheben. Wir verloren uns in sinnreiche Gespräche über das irdische und ewige Sein.

Sein Besuch war eine bloße Handlung der Dankbarkeit. „Sie haben“, sagte er, „Ihr Leben für das meine gewagt. Der Herr wird vergelten. Ich bin zu arm. Aber auch ich, auch Maria, würden das Leben für Sie wagen und opfern. Wir können Ihnen nicht die geringste Freude für Ihre That bieten. Gott gab Ihnen, wessen Sie bedürfen, und das Beste: ein Herz voller Güte dazu. Möge er auch Ihre Augen erleuchten, daß Sie den wahren Weg des Lebens erkennen, und aus der Finsterniß des alten Irrthums in das Morgenlicht des reinen Glaubens treten.“

„Sir Osallin,“ sprach ich, „meinen Sie nicht, ich könne in meiner Kirche so gerecht sein vor Gott, als Sie in der Ihrigen?“

„Wie mag der Menſch gerecht ſein vor ihm?“ antwortete er. „Siehe, der Mond ſcheint noch nicht rein, und die Sterne ſind noch nicht rein vor ſeinen Augen: wie viel weniger ein Menſch, die Made, und ein Menſchenkind, der Wurm?“

So leitete er das Geſpräch auf einen Gegenſtand, der ihm ſehr am Herzen zu liegen ſchien, nämlich auf den Verſuch, mich zu bekehren, und wie er es nannte, mich von der Abgötterei des Papſtthumes in die Zionshallen der Presbyterianer zu leiten. Es war vergebens, daß ich dieſer Art der Unterhaltung andere Wendung zu geben trachtete. Immer kehrte er dahin zurück. Nur die Herzlichkeit, mit der er ſprach, und die Liebe, welche zu mir hervorleuchtete, verſöhnten mich mit den Zumuthungen. Er ſagte auch, daß ſowohl er, als Maria, ohne Unterlaß Tag und Nacht für die Rettung meiner Seele zum Herrn flehen. Wer konnte ſo vieler Gutmüthigkeit zürnen?

Beim Abſchied verſprach ich, ihn zu beſuchen. Er drückte mir die Hand, und ſagte: „Höre das Geſetz von ſeinem Munde, und faſſe ſeine Rede in dein Herz. Wirſt du dich bekehren zu dem Allmächtigen, ſo wirſt du für Erde Gold geben, und für Felſen goldene Bäche, und der Allmächtige wird dein Gold ſein, und Silber wird dir zugehäuft werden.“

Mit dieſen Worten verließ er mich.

Es iſt mir immer unbehaglich in Geſellſchaft ſolcher wunderlichen Menſchen, mit denen man nicht reden kann, ohne in ihre Schwärmerei einzugehen, oder ſie zu beleidigen und Gegner zu werden. Aber mit dieſem Ezechiel läßt ſich's leben. Kein Widerſpruch kränkt ihn, er wird dadurch vielmehr nur milder, zärtlicher, gütiger, duldſamer. Seine Miene iſt ehrwürdig, und doch unbeſchreiblich einnehmend; ſeine Stimme hat etwas Feierliches, und doch zum Herzen Gehendes. Er hat Geberde und Majeſtät eines altteſtamentlichen Weiſſagers, und das leutſelige Weſen eines Johannes, des Jeſusjüngers.

Schon den folgenden Tag, welchen ich der Abbezahlung läſtiger Höflichkeiten geweiht hatte, ſtattete ich auch ihm den ſchuldigen Gegenbeſuch ab. Er war abweſend. Ich ließ mich bei Miß Maria melden. Sie empfing mich.

Durch eine Reihe heller, nicht reich aber auſſerſt geſchmackvoll möblirter Zimmer ward ich zu ihrem Kabinet geführt. Sie trat mir aus demſelben entgegen. Ich erkannte ſie kaum wieder. Sie war mir bloß in der Fiſcherintracht im Gedächtniß. — Eine zartere, edlere Geſtalt habe ich in meinem Leben nicht erblickt. Ihr feines Geſicht war durch das Erröthen der Ueberraſchung wunderbar verklärt. Eine lebendige, Rafaeliſche Cecilia. Ich ward faſt verlegen, ihr

zu nahen. Sie aber mit leichter Unbefangenheit führte mich zum Kaminfeuer, und knüpfte ein Gespräch an, welches mich durch die feinsten Bemerkungen überraschte, bald durch Spuren mannigfaltiger Kenntnisse, wie man dergleichen selten bei unsern Britinnen findet, anzog, bald durch rührende Züge wahrhaft kindlicher Unwissenheit oder Unschuld, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, bald durch eigenthümliche Vorstellungen, an denen sie, bei meinen Widersprüchen, ich möchte sagen, eigensinnig festhielt. — Genug, sie ist durchaus keine unserer gewöhnlichen Schönen, weder dem Aeussern noch Innern nach. Man könnte sagen, sie wäre bezaubernd, wenn das Wort, das abgenutzte, auch nur den Umriß dessen bezeichnete, was sie wäre. Ich würde sie, bei aller ihrer Offenheit, eine geheimnißreiche Jungfrau nennen. Denn was sie redet, wie freundlich, wie harmlos sie es hinspricht, läßt etwas Fremdartiges in ihrem Geiste ahnen, gibt Empfindungen, wie ein Sonnenstrahl, der theilweise eine unbekannte, reizende Landschaft, von Nebeln umflort, enthüllt und versteckt. Man wird immer mehr angezogen, sie auszuforschen, ich weiß nicht, ob aus Neugier oder Verwunderung.

Ich werde dir wohl mehr von ihr melden. Denn Sir Ofallin, der bald nach ihr kam, hat mich eingeladen, so oft ich wolle, ihn zu beſu-

chen. Ja, er bat mich darum. Ich merke wohl, sein Bekehrungseifer ist im Spiel. Die Schwäche muß man dem ehrwürdigen Alten verzeihen. „Sie führten mich", sagte er, „noch auf ein paar Jahre ins irdische Leben zurück; möchte mir's der Herr verleihen, Sie dafür dem ewigen Leben zuführen zu dürfen."

Indem er gegen das Fenster trat, zog er ein rothes Tuch von einem an die Wand gelehnten großen Bilderrahmen. Maria zuckte, als wollte sie wehren, und wandte schnell das Gesicht von mir, wie wenn sie ein Erröthen empfände, das ich dennoch wahrgenommen hatte.

Es war ein Bild von ihrer Hand gezeichnet, noch unvollendet; die wüste Gegend am Meer, wo ich meine Gestalt, über den halbtodt im Sand liegenden Osallin gebeugt, wohl erkannte; Maria daneben auf den Knien mit ringenden Händen gen Himmel blickend. Eine reizende Gestalt; ihr edles Gesicht gut getroffen. Was muß doch das Mädchen wohl empfinden, wenn es so viel Schönheiten zeichnen muß? Aber dennoch keine Spur von Eitelkeit an ihr. Wie? konnte sie die so verbergen? Auch Osallin's Züge sind, ungeachtet er ohnmächtig daliegt, sprechend. Sie sagte aber, sie habe des Großvaters Antlitz gezeichnet, als er, nach seiner Gewohnheit, das Nachmittagsschläfchen gehalten. Der Sturm in den fliegen-

den Gewändern, Haaren, einzelnen Grasbalmen, Wolken, iſt glücklich. Eine Geiſtergeſtalt, mehr Licht und Luft, als Körper, verſchwimmend im Helldunkel der Luft, ſchwebend über der Figur, welche die meinige ſein ſoll, deren Haupt mit einer Hand berührend, mit der andern aufwärts deutend, macht das Ganze etwas wunderſam.

Ich zeigte fragend auf dieſe Himmelserſcheinung.

„Unſer Schutzgeiſt!“ ſagte Miß Mary.

„Siehe, er hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich behüten auf allen deinen Wegen!“ ſprach Ofallin mit der majeſtätiſch gehobenen Prophetenſtimme.

Ich bemerkte, daß die überirdiſchen Weſen, in Kunſtwerken dargeſtellt, mir noch nie recht gefallen hätten. „Sie ſtören“, ſagte ich, „die Täuſchung, weil ſie dem Verſtand und der Erfahrung nicht zuſagen; und befriedigen die Phantaſie nicht, auf deren Geheiß ſie daſtehen, weil ſie, als ätheriſche Geſchöpfe, zu irdiſch erſcheinen. Miß Mary allein war der rechte Schutzengel; er machte den Fremdling aus den Wolken entbehrlich.“

„Wie, Mylord?“ lispelte ſie, und ſah mich mit einem durchdringenden, ſonderbaren Blick an.

Ich verſuchte, mich deutlicher zu machen. Ich nahm alle Erinnerungen aus Frankreich und Italien zuſammen, um meinen Satz darzuthun, und

bewies das Schwierige der Darſtellung überirdiſcher Dinge aus den beſten Chriſusbildern, die uns nie genugthun.

Sie ſchwieg zu Allem; nur den Ausdruck „Fantaſiegeſchöpfe“ wollte ſie ſchlechterdings von Schutzgeiſtern nicht gelten laſſen. „Mit gleichem Recht können Sie Alles auf dieſem Bild Fantaſiegeſchöpf heißen!“ ſagte ſie.

„Wir aber ſind wirklich vorhandene Gegenſtände. Uns können wir mit den Sinnen faſſen. Wie wiſſen wir aber von Schutzgeiſtern, die wir nie ſahen?“ ſprach ich.

„Wie wiſſen wir Gott, den wir nie ſahen?“ entgegnete ſie. Sir Offallin ſchlug ernſt die Augen gen Himmel auf.

Ich antwortete: „Offenbarung und Natur zeugen von ihm.“

„Offenbarung und Natur, zeugen ſie von den Geiſtern weniger?“ fragte Miß Maria. „Haben Sie, Mylord, nicht feſte Ueberzeugung, daß Ihnen, wie andern Sterblichen, ein geiſtiges Weſen inwohne, wenn Sie auch ſchon den Geiſt nicht mit Auge und Hand berührten?“

Ich bemerkte ihr, daß ſich die menſchlichen Geiſter durch Bewußtſein klar würden, und ſich einander, vermittelſt der Sinnenwelt und des eigenen Körpers, wie durch Werkzeuge, Kunde gäben. „Aber können wir das auch von Schutz-

geisterern behaupten? Wo sprechen Offenbarung, Natur und Vernunft von diesen?"

Da unterbrach mich Sir Osallin mit einer ganzen Reihe biblischer Stellen, die mir, was die Offenbarung betraf, demüthiges Schweigen geboten. Meine Niederlage zu vollenden, schloß sich die schöne Enkelin an ihn, und that eine verfängliche Frage nach der andern an mich. Z. B.: „Ob ich denn glaube, daß Gott ausser dem Menschengeist keine höhere Wesen zwischen sich und den Sterblichen geschaffen habe? Ob ich glaube, daß die unendliche Kette der Natur zwischen dem allerhöchsten Wesen und dem Tiefsten plötzlich beim Menschen unterbrochen, und kein allmähliges Emporstufen vom Menschen zum Thron der Vollkommenheit sei? Ob dies der Vernunft wahrscheinlich sein könne?"

Allerdings konnte ich über die Metaphysik der begeisterten Jungfrau erstaunen. Ich mußte ihr die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ihrer Geisterordnungen einräumen; nur wollte ich nicht ganz schimpflich meine Niederlage vollenden lassen, und setzte hinzu: „Wenn diese Wesen vorhanden sein mögen, wissen wir doch nichts von ihnen. Unsere Schutzgeister sind überdies nie so gefällig, zur rechten Zeit thätig zu werden. Würden sie aber thätig, dann möchte ich von der Freiheit des

menſchlichen Willens nicht viel Rühmens machen. Haben ſie nicht unmittelbar auf den menſchlichen Willen und deſſen Richtung Einfluß, ſondern nur zu unſerm Beſten auf die uns umgebenden Umſtände, ſo ſehe ich nicht ein, warum Gott beſtändig Wunder thun müſſe, uns zu warnen, zu leiten, zu ſtrafen?"

„Warum?" ſagte Miß Mary. „Ich denke darum, weil für uns Menſchen Alles Wunder iſt, was Gott thut. Oder begreifen wir's? Warnet, leitet, ſtrafet er nicht durch Naturerſcheinungen, Aeltern, Lehrer, Bekannte und Unbekannte? Warum denn nicht durch höhere uns befreundete Weſen? Iſt das Thun von dieſen wunderbarer, als das Thun der Naturerſcheinungen, Aeltern, Bekannten und Unbekannten? Ich glaube kaum."—

Das ungefähr ſagte ſie; doch begriff ich ſie nicht recht. Darum war mir's ſchwer, Widerlegung oder Antwort zu finden. Ich begnügte mich mit einer Querfrage, die mir plötzlich einfiel, und womit ich, ohne anders, zu entrinnen dachte: „Haben Sie ſchon Offenbarungen Ihres Schutzgeiſtes gehabt?"

Mit dem ehrlichſten Geſicht von der Welt ſagte ſie: „Manchmal ſchon, wie ich glaube."

Ich ſah ſie bei dieſen Worten vermuthlich etwas verblüfft an; denn ſie ſetzte haſtig hinzu;

„Mylord, verſtehen Sie mich wohl; ich glaube es! War's nicht ein fremder Geiſt, der auf den meinigen einwirkte: ſo müßte mein eigener ein höherer ſein, als ich weiß. Daran zweifle ich, weil ich doch nicht anders bin, als Andere, und Andere ſolche höhere Kräfte nicht haben.“

Ich wußte noch immer nicht, was ich aus ihren Reden machen ſollte. Daher, um ſie zu nöthigen, mir klarer zu werden, ſagte ich bloß: „Zum Beiſpiel, liebe Miß?“

Da erhob ihr Großvater wieder die Stimme, und ſprach: „Zum Beiſpiel, Mary hat Sie gekannt, ehe wir Sie geſehen hatten, Mylord. Auf der Reiſe nach Calais, als wir in Amiens des Mittags verweilten, ſaß Mary allein im Wirthshaus am Fenſter. Da ich wieder in's Zimmer trat, eilte ſie mir ängſtlich entgegen, und ſagte: Wir gehen einer großen Gefahr entgegen. Aber Gott iſt mit uns. Wir ſollen uns nicht fürchten. Wir liegen am Strand des Meeres. Gott ſendet ſeinen Engel. Er erweckt einen Helfer, und der iſt ein junger Mann, und ſo weiter. So ſagte Mary, und beſchrieb, Mylord, Ihre Geſtalt, Ihr Alter, ſogar die Farbe Ihres Haares. Als ich Sie nachher erblickte, Mylord, in der Fiſcherhütte, waren Sie derſelbe, den mir Mary zu Amiens geſchildert hatte.“

Als Dun-Ossin so redete, wagte ich's nicht, zu widersprechen. Ich gestand, daß so etwas über den Horizont meiner Erfahrungen und Kenntnisse hinaustrete, und empfahl mich der Huld von Maria's freundlichem Schutzgeist. „Mir," setzte ich lächelnd hinzu, „ist solch ein Glück noch nicht zu Theil geworden. Aber ich glaube wohl, schöne Miß, Engel spielen gern mit Engeln, darum haben sie mit mir nichts gemein."

Diese Antwort erregte in ihr leises Mißfallen. Sie brach plötzlich ab, und lenkte das Gespräch mit der ihr eigenthümlichen Besonnenheit auf andere Sachen.

Recht mit Absicht habe ich dir, Harry, dies umständlich erzählt. Was denkst du eigentlich dazu? Nie, sage ich dir, habe ich ein so junges Mädchen von so gereiftem Verstand, von so vieler Umsicht, so großer Geistesgewandtheit, und so seltsamen Einbildungen gesehen. Aber du müßtest sie sehen, sie selbst hören, um mein Erstaunen zu theilen. Nie werde ich diesen Neujahrsbesuch vergessen; doch die geschehene Einladung will ich benutzen, und den greisen Propheten und die schöne Geisterseherin näher kennen lernen.

8.

Die Audienz beim Erzbischof.

London, im Februar 1613.

Heil dir, glücklicher Harry, du wohnest, wie der Seligen einer, in dem Paradiese, welches die Natur mit eigenen Händen baute, und kennst keine Welt, als die du dir selbst durch die Fülle deines Geistes schaffen willst. Ich aber bin, o daß ich das sagen muß! seit ich wieder in meinem Vaterlande wohne, wie Einer, der in Verbannung lebt. Ueberall fremde Menschen, denen ich zuwider bin, und die mir, wenn es länger dauert, unerträglich werden. Ich bin, wiewohl ich kein Verbrechen auf mir habe, bloß des Kirchenglaubens willen, den ich von meinen Vorfahren erbte, gleich einem Geächteten. Die Presbyterianer, wie die Episkopalen, behandeln mich wie Einen, der mit Himmel und Erde im Widerspruch, Gott und Vaterland zugleich verrathen muß. Meine Treue am Glauben der alten Kirche wird mir von allen Fanatikern Fanatismus geheißen. Ich will gern zugeben, Harry, daß in unserer katholischen Kirche mancherlei Mißbrauch eingeschlichen sei von alten, wüsten Zeiten her. Am tadelnswürdigsten ist die zudringliche Einmischung des römischen Hofes in weltliche Angelegenheiten der Staaten und einzelner Familien. Die Zeiten des Priesterregiments

bei vernünftig und mündig gewordenen Nationen sind vorbei, und sollen vorbei sein. Was geht es meinen innern Glauben an, ob der römische Stuhl mehr oder weniger Geldeinnahmen und Indulgenzen und Weihen und Dispensationen habe? Diese heiligen Finanzspekulationen, diese frommen Geldschmiedereien gehören nicht zum Christenthum. Aber was finde ich bei den Episkopalen der Protestanten? Ist es nicht der nämliche Priesterstolz, die nämliche pfäffische Bosheit und Herrschsucht? Was finde ich bei den wilden Schwärmereien der Presbyterianer, an zahllosen andern Sekten, die aus dem verwesenden Leichnam des alten Kirchenthums hervorgehen? Ich würde heute die Kirche ändern, wenn ich einen höhern Glauben anträfe. Aber übertreten heuchlerisch, aus Moderon, Politik, Menschenfurcht, Ehrgeiz — — keine Gewalt der Erde soll mich zwingen, mich mir selbst verächtlich zu machen.

Ich, wie alle Katholiken meines Standes, sind ohne Hoffnung, unserm Vaterlande dienen und nützen zu können. Wir sind verdrängt, gehaßt, wie Bastarde. Niemand steht uns gut dafür, daß wir nicht im ersten Pöbelaufruhr ermordet werden. Das schwankende Betragen des Hofes, der nur in Erweiterung oder Befestigung seines Despotismus nicht schwankt, verschlimmert die Sache der vielverdächtigten und vielverfolgten Katholiken. Wir

mögen sein oder thun, wie wir wollen, Alles verschlimmert unsere Sache. Wer da schweigt und gelassen duldet, wer ohne Vermögen, ohne Namen, ohne ausgezeichnete Gaben in unbemerkter Stille zu leben hofft, wird mit Füßen getreten. Wer durch Talent, Reichthum und Geburt die Augen auf sich zieht, wird nur um so heftiger verabscheuet und mit Drohungen umringt.

Das Leben ekelt mich täglich mehr an. Die Menschen treiben sich, wie im tollen Wahnsinn, durcheinander, wo jeder dem Abgott seiner Leidenschaft nachrennt, unbekümmert um den andern. Man versteht sich nicht mehr. Die Bande der gesetzlichen Ordnung lösen sich. Der König wird dem Volk verächtlich; der Hof verachtet und fürchtet das Volk. Es ist ungeheuere politische Verwirrung. Sie wird sich in Aufrühren und Revolutionen schliessen.

Der König bleibt seiner Erklärung treu: er will künftig ohne Parlament, aus eigener Kraft, regieren. Das Volk, ohne welches er Null wäre, soll Null sein. England will Er sein! Das Volk wird arm. Der Hof fährt fort in üppigem Glanz, die Kraft der Nation zu verschwenden. Seine Pracht und die tausend Bedürfnisse seines Aufwandes zu bestreiten, macht er willkührliche Auflagen, erzwingt er Darleihen, bereichert er sich mit Strafgeldern, welche die heillose Sternkammer

diktirt. Daß vor fünf Jahren die Hand eines fanatischen Meuchelmörders den schändlichen Herzog von Buckingham niederriß, blieb für den Hof, für seinen Adel, für den ganzen Troß der Tirannendiener fruchtlose Warnung. Die Elenden verlassen sich auf ihr Kriegsvolk, auf ihr Geld. „Wir wissen, was wir wollen," sagte mir eines Tages solch ein Höfling stolz in's Gesicht; „der Pöbel aber weiß es nicht, und zerfleischt sich unter einander selbst. Wir haben Schießkammern und Zeughäuser genug, um den Pöbel nicht zu fürchten. Am mindesten gefährlich sind die einzelnen Schreier. Die bringt man schnell zum Schweigen, wenn sie sich ferner zu laut machen mit ihrem Geschrei von Freiheit und Volksrechten. Wollen sie im Gefängniß nicht besonnen werden, macht man die Freiheitsritter um eine Spanne kürzer, und stellt heilsame Warnexempel auf."

Was soll ich zu solchen Grundsätzen sagen? Sind das die Grundsätze, mit welchen man ein Volk beglücken, ein Reich groß, einen Thron fester machen kann? Ist denn die ganze Weltgeschichte ohne Lehre geblieben? Ist denn der Muttermitz ganz aus dem Lande verloren gegangen? Man bekümmert sich um die wahren Bedürfnisse der Nation nicht, weil man sie nicht kennt; und man kennt sie nicht, weil man sie nicht kennen will. Der schwache König weiß nicht, was vor-

geht! Er beurtheilt die Nation nach den Urtheilen der Höflinge, die ihn umringen. Er hört nur den Wiederhall dessen, was er in seiner Selbstverblendung spricht. Die Stimmen der Nation werden unterdrückt. Jede freie Schrift empfängt den Schmachtitel eines Aufrührlibells. Die Sternkammer erröthet nicht, zu den verhaßtesten und und unter allen Nationen verabscheutesten Maasregeln Zuflucht zu nehmen. Man stellt Spione und Horcher an, nicht nur heimliche, sondern öffentliche, mit Besoldungen und ehrlichen Amtstiteln. Man erbricht Briefe, läßt Hausuntersuchungen veranstalten; entweiht die Geheimnisse der bürgerlichen Familien mit unverschämter Frechheit; man schleppt, bloß aus Verdacht, auf Angeben hin, ehrbare Leute in die Staatsgefängnisse, hält sie da Wochen, Monden, Jahre zurück; wenn man durchaus keine Schuld auf sie finden kann, läßt man sie wieder frei, und hat dann die Stirn, noch die Milde, die Gerechtigkeitsliebe der Regierung zu preisen. Welch eine höllische Gerechtigkeitspflege das, erst Unschuldige lange im Verhaft umherzuschleppen, und dann sich zu rühmen, sie nicht bestraft zu haben, weil man sie nicht bestrafen konnte! —

Sieh, Harry, so weit ist's bei uns in England gekommen. Der Ausgang der Dinge läßt sich versehen. Es werden die dem Hofe verhaßten

Grundsätze, eben weil sie verfolgt sind, desto eifriger, heimlicher verbreitet, desto begieriger von allem Pöbel verschlungen, Wahres und Falsches durcheinander. Der Brand frißt im Stillen um sich, bis die Flamme bei einem Anlaß und in einer Zeit aufschlägt, wo man sie allerwenigsten erwarten wird.

Dies, lieber Harry, nimm, als Einleitung zum Folgenden, was ich dir schreiben werde, aber ich selbst noch nicht weiß. Mehrere Vaterlandsmänner, und, aus unbegreiflichen Ursachen, die am meisten Leidenden, nämlich Katholiken, haben sich vereinigt, auf irgend eine Weise Schritte zu thun, das Loos ihrer Glaubens- und Elendsgenossen zu verbessern oder zu erleichtern, wenn es möglich ist. Sie haben viele Berathungen darüber gepflogen. Durch Baronet Kilbenny wurde ich in die Versammlung eingeladen. Einige äusserten ausschweifende Meinungen. Die große Mehrheit wollte auf gesetzlich erlaubten Wegen vorschreiten; verlangte nur durch Vorstellungen und Bitten bei Hof zu wirken. Andere schienen an Allem zu verzweifeln. Denn sie sahen die bisher versuchten Vorstellungen fruchtlos, und von der andern Seite Maasregeln der Gewalt gegen die augenblickliche Uebermacht des Hofes als vergeblich an; auch dann als vergeblich, wenn der Hof, beim endlichen Aufstehen der Nation, die

Uebermacht verloren hätte, weil alle Katholiken nur der Schwärmerwuth der Episkopalen und Presbyterianer preisgegeben sein würden.

Am Ende bin ich beauftragt worden, durch persönliche Unterhaltung mit dem Erzbischof Laud den letzten Versuch zu machen, und diesem über die Angelegenheiten unserer Kirche und deren Bekenner Licht zu geben.

Nun ist's geschehen!

Der Erzbischof ließ mich vor. Er hatte mir auf gestern Nachmittag die Audienz bestimmt. Er ist ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist und vieler Gewandtheit. Er hat ein gefälliges Wesen; sein Aeußeres verkündet einen denkenden, kaltprüfenden Geschäftsmann. Dieser zweiundsechszigjährige Staatsruderer brennt für seine Lieblingsideen noch mit Jünglingsfeuer; aber zugleich hängt er mit zäher Hartnäckigkeit eines Greises, und ohne alle weitere Rücksicht, fest an dem, was er will. Er ist einer von den Menschen, die, weil sie obenan stehen, glauben, sie verstehen Alles am besten; die den Widerspruch für Rebellion halten und am zufriedensten sein würden, wenn die gesammte Menschheit zum Marionettenkram ihrer Hand würde. Dann, bilden sie sich ein, könnten sie die Arbeit unsers Herrgotts vollenden und die beste der Welten schaffen.

Er begann, mir über meinen verstorbenen Vater, über meine Familie, über mich selbst, viel Verbindliches zu sagen. Ich mußte ihm über die italienischen Höfe Manches erzählen; dann, bei seiner Frage, wie ich nach meiner Rückkehr England gefunden habe, sagte ich so schonend als möglich, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthalts erfahren hätte. Ich sagte ihm, man überschreite auf allen Seiten und bei allen Parteien in leidenschaftlicher Erbitterung das gerechte Maas. Es könne so unmöglich auf gute Weise enden.

„Sie haben Recht," sagte der Erzbischof, „Sie haben vollkommen Recht. All unser Unglück ist Wirkung des Parteigeistes. Wir müssen uns um den Thron des Königs zusammenschließen, alle Ehrenmänner und dem tollen Parteiwirrwarr ein rasches Ende machen. Ich denke, der Augenblick ist nicht mehr weit, und der Sieg der guten Sache befestigt."

„Das gebe der Himmel!" rief ich; „aber nie schien mir dieser Sieg schwieriger, denn jetzt."

„Seien Sie ohne Kummer, Mylord. Es ist Alles wohl eingeleitet. Sie wissen ohne Zweifel, der König geht zu seinem Krönungsfest in wenigen Monaten nach Schottland. Verschiedene Häupter der Presbyterianer sehen ihren Irrthum und die Sündlichkeit ihres Widerstandes ein. Die andern werden folgen, oder müssen, wenn sie nicht wol-

len. Die presbyterianische Kirche wird mit der bischöflichen vereint, und somit die Suprematie des Throns in geistlichen Angelegenheiten über beide Königreiche anerkannt. Dann ist Friede."

„Aber die Spaltung könnte wohl auch fürchterlicher werden."

„Ich weiß, Mylord, was Sie sagen wollen. Sie halten seit einiger Zeit mit Dun-Osallin, dem alten, fanatischen Narren, vielen Umgang. Ich wollte, Sie mieden ihn. Er schadet Ihrem Namen und Kredit. Er ist ein Wahnwitziger. Ich schone seiner, weil er in Schottland Anhang hat. Ist der König einmal in Schottland, dann wird dem Meuter auf andere Weise gesprochen werden. Ich rathe Ihnen, meiden Sie den Schwärmer, der bald zum Kinderspott wird."

„Und wir Katholiken? Was soll aus uns werden?"

„Mylord, die Katholiken werden das werden, was sie sein wollen."

„Wir wollen ruhige, treue Unterthanen sein, und flehen nur um die Gnade, daß man uns bei unserer Treue ruhig lasse; uns in unsern hergebrachten Rechten nicht beeinträchtige; nicht Papisten und Vaterlandsfeinde zu gleichbedeutenden Namen mache."

„Die Katholiken, Mylord, — Sie wissen es, so gut als ich — können dem Hofe nicht gefallen,

und sind der Nation verhaßt. Was wollen Sie, daß man für sie thun soll, wenn Hof und Volk einstimmig wider sie sind? Der Theil muß endlich dem Ganzen weichen. Es ist bei uns weniger Streit um Glauben und Kultus, als um den Einfluß der römischen Kurie. Letztern können wir in Britannien nicht länger dulden. Es soll uns kein Fremdling, der am andern Ende Europens wohnt, Vorschriften geben, und im Namen Christi brandschatzen. Es darf im Staat, wenn er wohlgeordnet sein will, kein Theil des Volk einen eigenen Staat machen. Das aber ist das Streben des katholischen Klerus. Er will unabhängig vom Landesherrn, will Meister sein, will wider den König eine Gegenmacht bilden. Darum hängt er dem Papst an. Das darf nicht sein. Wir wollen und müssen ein Volk sein, unter einerlei Gesetz, mit einerlei Interesse, mit einem König."

„Ich aber sollte glauben, dies könne Alles auch bei verschiedenen religiosen Ueberzeugungen bestehen, und zwar bei uns, wie ehemals und zum Theil auch jetzt, in andern Ländern. Gesetzt nun, die Katholiken können und wollen ihre Ueberzeugungen nicht ändern?"

„Mylord, dann müssen sie sich gefallen lassen, was die öffentliche Meinung, das heißt der Staat, gegen sie verhängt.. Sie wissen, wie es den Protestanten, als Minderheit, in Frankreich geht."

„Verhüte Gott, daß es bei uns zum Bürgerkriege komme, und der wäre doch unvermeidlich.“

„Hoffentlich wird es dazu nicht kommen; und wäre es, nun dann ließe sich sein Ausgang berechnen. Doch, wie gesagt, Mylord, dahin kommt's bei uns nicht. — Mylord, — da wir von der Sache reden, — ich habe schon mehrmals an Sie gedacht, Sie sind ein helldenkender Mann; Sie gelten bei Ihren Glaubensgenossen viel; die Irrländer sehen auf Sie; — Sie könnten dem König und der Ruhe des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten.“

„Ew. Gnaden, wenn ich das könnte, wäre mir mein Leben feil. Befehlen Sie.“

Der Erzbischof nahm einen freundlichvertraulichen Ton an, und führte mich zum Kaminfeuer. Wir setzten uns, und nun fing er lange Rede über den Unterschied der Episkopalen und der päpstlichen Kirche an; zeigte ihre Uebereinstimmung in den wesentlichsten Dingen; stellte die abweichenden Lehren der Katholiken als Mißbräuche und Irrthümer dar; sprach darauf von meiner Pflicht, für König und Ruhe des Staates Alles zu opfern, und, wenn ich's wollte, welche glänzende Aussichten mir geöffnet werden würden. Er endete damit, mir vorzuschlagen, zur englischen bischöflichen Kirche überzutreten, und meine Freunde zur Nachfolge zu bewegen. Ich erwartete diesen Ausgang seiner Rede.

Du kannst dir denken, Harry, was ich ihm ungefähr antwortete. Ich verachte den Heuchler. Wer wider seine Ueberzeugung in eine andere Kirche übertritt, und eine Art des Glaubens bekennt, welche nicht in seiner Brust wohnt, ist ein Niederträchtiger; so wie der nicht minder ein Heuchler ist, welcher in der Kirche seiner Vorfahren bleibt, deren Glaubenssätze seiner Ueberzeugung widersprechen, und nicht in diejenige Kirche frei hineintritt, mit deren Lehren er eines Sinnes ist. — Und könnte ich Heuchler genug sein, in eine der protestantischen Sekten überzugehen, so würde mein Uebertritt nur mir verdiente Schmach zuziehen, keine Nachfolge erwecken, und die Kirchenpartei entehren, zu der ich träte.

Der Erzbischof wandte seine ganze Ueberredungskunst an, mich zu erschüttern. Er erreichte seinen Zweck so schlecht, daß er zuletzt sichtbar empfindlich ward, und meine Festigkeit nur wie eigensinnigen Trotz ansah, mit dem ich ihn ärgern wollte.

Er brach das Gespräch jählings ab, stand auf, und machte Miene, Geschäfte zu haben. Nun aber war's an mir, ihn noch um Gehör zu bitten. Er gab sich etwas lau dazu her. Ich fing an, ihm die bedenkliche Lage des Reiches vorzustellen. Ich zeigte ihm, daß England durch bürgerliche und religiöse Parteien zerrissen sei; daß, wenn der

König nicht König aller Parteien wäre, sondern nur König einer Partei, die andern ihn bloß als Haupt ihrer Feinde ansehen würden. Gefährlich sei es immer, wenn ein Fürst mit seinem Volk zerfallen wäre; aber auch, wenn er in dem Prozeß die Oberhand behielte, bleibe der Prozeß selbst ein Flecken seiner Regierung und seines Lebens. Ich bewies ferner: daß, wenn der König glaube, durch die große Zahl der Bekenner aus der bischöflichen Kirche, die er begünstige, stark genug zu sein, er doch auf diese Stärke nicht viel zählen dürfe, weil die Bekenner der bischöflichen Kirche wieder politisch getrennt wären, und die Mehrheit derselben mit den übrigen Kirchenparteien den Kummer und Verdruß über Unterdrückung der Volksrechte, über Vernichtung des Parlaments, über das eingeführte Spionensyßem über die durch die Sternkammer veranßalteten Verhaftungen, über die Erbrechung der Briefe, über die Hausdurchsuchungen, über die Vernichtung der Dank- und Preßfreiheit, so der Redefreiheit, über die willkührlichen Auflagen, und dergleichen theilten. Ich ßellte ihm vor, daß die Unzufriedenheit dadurch, daß man mit Befehlen und Verhaftungen Alles zum Schweigen brächte, nicht geßillt, sondern vermehrt, ßummer aber ruiger gemacht würde; daß es der Hof früh oder ßät bereuen könnte, das Herz der Nation durch

harte, ja zweckwidrige Maasregeln unversöhnlich erbittert zu haben. Die Nation fordere in kirchlichen Dingen nur Duldung. Möge die Mehrheit des Volks in England bischöflich sein; aber man hindere die in Schottland nicht, Presbyterianer, die in Irland nicht, Katholiken zu bleiben. Die Nation fordere in politischer Hinsicht gesetzliche Ordnung, weil in dieser allein nur wahre Freiheit wohne; ausser derselben nur Anarchie des Volks, oder Despotismus des Hofes statt finde. Gesetzliche Ordnung aber bestehe nicht, so lange der Hof seine Befehle statt der Gesetze gäbe, und die Willkühr Eines, oder einiger Personen den Willen einer ganzen Nation bände, die dadurch zur Knechtschaft entehrt würde.

Ich wollte darauf von den Katholiken, ihren bescheidenen Wünschen reden, — aber Lord unterbrach mich schnell; ward heftiger, als ich von einem so klugen Staatsmann erwartete, und fragte zuletzt kurz: „Mylord, reden Sie in Ihrem Namen, oder aus Auftrag der Katholiken?“ Ich antwortete: „Nur in meinem Namen; aber was ich sage, ist Gedanke und Wunsch aller meiner Glaubensgenossen.“

„Das Letztere müssen Sie erst beweisen können!“ sagte er, und eine zornige Röthe überflog sein Gesicht. „Ihre übrigen Bemerkungen, die Sie mir vorenthalten, erlauben Sie, daß ich ebenfalls

offen rede, sind zum Theil einseitig, zum Theil falsch, weil Sie die Lage der Dinge miskennen; zum Theil, nehmen Sie mir's nicht übel, besonders was Ihre prophetischen Drohungen gegen den König betrifft, aufs gelindeste gesagt, unbescheiden."

Bei diesen Worten ging er rasch von mir, und klingelte seinen Leuten im Vorzimmer. Ich verstand, daß er mich entfernen wollte, und verabschiedete mich.

Harry, ich sehe Unglück vor. Die Nachricht von meiner Unterredung mit Laud hat meine katholischen Freunde in die unbeschreiblichste Bestürzung und Verzweiflung gebracht. Ich beruhigte sie einstweilen damit, daß ich eine unmittelbare Audienz beim König selbst suchen wolle. Sie haben aber wenig Glauben an das Gelingen dieses Schrittes. Ich selbst nicht.

Es mag noch einige Jahre geben; aber lange kann ein so widernatürlicher Zustand nicht dauern. Er ist widernatürlich, weil der König seinen Unterthanen einen Zustand aufdringen will, welcher durchaus mit den Bedürfnissen und Ansichten der Nation nicht vereinbar und übereinstimmend ist. Er zerstört die Natur der Dinge, und will eine andere geltend machen. Der König ist von seinen Umgebungen übel berichtet; aber diese selbst kön-

nen unmöglich von der Lage des Volkes Klarheit der Vorstellungen haben. Denn, weil sie Allen Schweigen gebieten, ausser den Maulfreunden ihrer Partei, hören sie nichts mehr. Nun halten sie das Schweigen für Beruhigung oder Zufriedenheit der Masse; halten, was nach ihren Begriffen das Beste iß, für Ueberzeugung und Willen des achtbarern Theils der Nation; nennen hingegen Alles, was ihren Maasregeln widerspricht, Rebellionssucht, Meuterei, Volksaufwieglerei, und gehen in Selbstverblendung so weit, daß sie sich für untrüglich achten, und gar nicht begreifen, wie eine und dieselbe Sache, von oben herab gesehen, ganz anders daßeht, als wie, wenn sie von unten hinauf betrachtet wird.

Oder glaubß du, Gährungen, wie diese, können ohne furchtbare Ausbrüche bestehen? Hier iß's um Meinungssachen, Geistesangelegenheiten, Ueberzeugungen zu thun. Den Hunger und Durß des Leibes kann man mit Nahrung stillen, oder seinen Trotz mit Ketten und Kerkern bändigen; nicht also den Hunger und Trotz der Geister. Nicht die Gewalt beherrscht den Gedanken, sondern der Gedanke beherrscht die Gewalt, und die verzweifelnde Seele bietet zuletzt den Leib an Todesgefahren feil, um ihre höhere Sache zu retten. Das Vorgefühl des mit unbesonnener Staatsklugheit, oder vielmehr Staatsthorheit, herbeigezogenen Un-

glücks meines Vaterlandes quält mich oft peinlich. Die heute zu früh triumphiren, werden einst zu spät darüber weinen. *) Wie die Sonne am Himmel, hat das Schicksal des Sterblichen, des Volks, des Menschengeschlechts seinen bestimmten Gang unter unabänderlichen Gesetzen der ewigen Weltordnung.

Harry, ich finde, daß das grosse Verderben der Staaten seine Urquelle in der heutigen Ver-

*) Es ist bekannt, welchen Ausgang diese Händel hatten. Die Unruhen siegen. Karl I, vom Bischof Laud verleitet, versuchte erst durch Unterhandlungen, dann mit Gewalt die englische und schottische Kirche zu vereinigen. Darüber kam es in Schottland im Jahre 1637 zum Aufstand. Der Lärmen in der Domkirche zu Edinburg vergrößerte sich bald zur Gesetzlosigkeit und Empörung in Schottland und England. Die Hefen des Pobels schwammen, wie immer, in der allgemeinen Umwälzung obenauf; die Guten gingen unter, oder wurden nicht gehört. Schuldige und Unschuldige fielen durchs Schwert, oder durch das Beil des Nachrichters. Auch Bischof Laud mußte auf dem Schaffot sterben; selbst König Karl ward zum Tode verurtheilt, und am 30 Jänner 1649 enthauptet. Er war von Natur ein gutmüthiger Mann, aber schwach, von falschen Rathgebern geleitet. Er zeigte sich erst in Seelengröße, als ihn nichts mehr vom Untergang retten konnte.

ziehung der Jugend hat, folglich in der Geistesblindheit und heillosen Befangenheit der Alten. Alle Gesetzgebungen sind eitel, wenn die, für welche sie aufgestellt sind, moralisch untauglich bleiben, sie zu begreifen und auszuüben. Die Solonen, Lykurge und Numa's der Vorwelt und unserer Tage begehen daher den ewigen Rechnungsfehler, daß sie Strafgesetze für Verbrechen erfinden, statt durch weise Stiftungen die Verbrechen selbst zu mindern. Sie arbeiten also mehr dem Henker und Kerkermeister in die Hand, als daß sie Zufriedenheit der Völker vermehren. Das ist das Unglück.

Denke dir ein Land, in welchem die Tugendhaftesten und Weisesten des Volkes ausgesucht würden, um die Vornehmsten des Volkes — nämlich Lehrer der Jugend, zu werden, und dafür königlich und mit Ehren belohnt würden; wo man Abscheu gegen bloß viehische Sinnenschwelgerei früh empfinden und üben ließe, und Lebensverachtung lehrte für die höchsten Güter des Lebens: Wahrheit, Recht und Freiheit durch Gesetz. Da würde zuerst jeder Ehrsüchtige, Gewaltthätige, Geldhungrige wie ein Wahnsinniger zu behandeln sein, und jeder Trunkenbold und jeder Wollüstling wie ein Vieh angesehen werden. — Nun aber gilt das Heilige am wenigsten; Sinnenschwelgerei, Ehre, Gewalt, Gold, wie bei allen Wilden und Barbaren, das Höchste. Alles ist verkehrt, und

daher ſelbſt das Himmliſche in den Koth niedergezogen. — Und wehe dem, der das wagt laut auszuſprechen.

9.

Die Bekehrungsverſuche.

London, am 3. März 1833.

Ich war in dieſer Zeit oft bei Dun-Ofallin und ſeiner ſchönen Enkelin. Nirgends in London konnte ich das wüſte Zeitalter und mich ſelbſt ſo ganz vergeſſen, als dort. Das Mädchen — du ſpöttelſt in deinem letzten Brief über mein Herz — nun ja, es hat Eindruck auf mich gemacht; aber Liebe und Verliebtheit iſt da nichts zu nennen. Da iſt keine Leidenſchaft, welcher alles Andere unterliegen müßte. Ich würde die Geſellſchaft dieſer presbyterianiſchen Familie ungern vermiſſen; aber ſie zu entbehren, wäre ohne Störung meines Glückes möglich.

Gern behorche ich mein Inneres über dieſen Punkt. Es iſt das erſtemal im Leben, daß ein Mädchen durch Geiſt, Schönheit und Anmuth des reinſten Gemüthes mein Wohlgefallen in ſolcher Stärke an ſich zieht. Bin ich aber in Mary's Geſellſchaft, iſt's auch nur dies ſtille Wohlgefallen, welches mich belebt; nichts anderes. Ich bin ruhig, gelaſſen, in meiner Alltagslaune. Ich gehe eben

so zufrieden, als ich zufrieden gekommen bin. Unsere Unterhaltungen haben nichts, das auf irgend eine Leidenschaft hindeuten könnte, wiewohl ich zugebe, daß dies Mädchen fähig wäre, Leidenschaften zu entflammen.

Inzwischen bemerkte ich an mir bald, daß ich in meinen Zimmern, wenn ich einsam war, oft größere Sehnsucht nach jener Gesellschaft hatte, als der Genuß groß war, diese Sehnsucht zu stillen. Ich bemerkte, daß ich, war ich nicht bei Marien, sie mir unendlich schöner dachte, als ich sie, sobald ich zu ihr kam, in der Wirklichkeit erblickte. Vielmals ertappte ich mich auf schwärmerischen Träumereien, und ward überzeugt, daß nur die Einbildungskraft, nicht die Wirklichkeit es ist, wodurch Leidenschaften entzündet werden. Um von diesen frei zu bleiben, ist's am kürzesten, die gefährlichen Gaukelspiele der Phantasie zu meiden. Das that ich; und ich ließ mich nie selbst einsam. Ich gewöhnte, ich zwang mich, Marien als gleichgültige Person zu betrachten; besuchte andere Gesellschaften häufiger; blieb nie geschäftlos, und ging zu sehr ungleichen Zeiten zu Ofallin. So blieb ich, bei allen Reizen Mary's, eigener Herr. — Folge meinen Fußstapfen, Harry, wenn dir eine Mary begegnet.

Ofallin sieht wenig Gesellschaft; noch seltener fand ich fremde Frauenzimmer in der Gesell-

ſchaft ſeiner Enkelin. Sie verlaſſen das Haus nur, um in London Merkwürdigkeiten oder die Kirche zu beſuchen. Mary lernt die Harfe bei einem jungen Italiener, Namens Fracaſtelli. Er gehört gewiſſermaßen zum Hauſe. Er iſt eine Eroberung des frommen Oſallin, der ihn von der katholiſchen Kirche abtrünnig und zu der presbyterianiſchen bekehrt hat. Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Beinahe argwohne ich, die reizende Enkelin hat mehr Theil an der vermeinten Bekehrung gehabt, als der ehrwürdige Alte. Der junge Menſch kann ſich nicht verhehlen. Er iſt Gluth und Seele, wenn er unterrichtet, wenn er zu Mary ſpricht, wenn ſie ihn anlächelt. Er hat das Weſen, wie Einer, der ſich ſelbſt nicht mehr angehört. Er iſt ein Anderer, wenn man ihn allein ſpricht, und außer Mariens Nähe eine todte, erloſchene Kohle. Mary benimmt ſich mit ihm, wenigſtens in Geſellſchaft, ſo gütig, wie mit mir und jedem Andern. Zuweilen zwar ſ[illegible]ien mir's, als ſchliche ſich in ihr Betragen etwas Zärtlicheres gegen ihn ein; zuweilen aber, als wäre ſie gegen ihn wieder etwas kühler, denn gewöhnlich. Ich weiß nicht, wie die jungen Leute mit einander ſtehen. Doch läßt ſich ſehr gut Alles aus ihrem längern und vertrautern Umgang erklären. Auch geht mich die Sache wenig an.

Der Alte läßt mit ſeinen Bekehrungsverſuchen

noch nicht von mir ab. Sogar Mary mischte sich in das Geschäft, vermuthlich von ihrem Stiefvater dazu ermahnt. Mit ihr aber hatte ich leichteres Spiel. Die Religion des Herzens geht ihr über die Religion des Kopfes; und so konnte ich ihr in voller Wahrheit sagen: „Miß, wir sind eines Gottes und eines Glaubens. Oder meinen Sie im Ernst, ich würde als Presbyterianer frömmer und besser sein, denn als Katholik?“

Sie antwortete mir mit fester Stimme: „Nein, Mylord.“

„Oder meinen Sie, Miß Osallin, Ihre katholischen Vorältern seien dem höchsten Wesen minder lieb gewesen, als ihm heute die Presbyterianer sind?“

Sie antwortete noch einmal eben so fest ihr Nein.

„Nun denn, so will ich Ihnen mein offenes Bekenntniß ablegen,“ setzte ich hinzu. „Ich finde in der katholischen Kirche selbst viel Irriges, Unkaugliches; das Beste darin ist das Göttliche, nicht das aus spätern Zeiten zugefügte Menschenwerk und Geträume. Eben dies Göttliche erkenne ich in den Kirchen und Leben der Presbyterianer, Puritaner, Episkopalen, und wie sie alle heißen; aber auch eben jenes hinzugewachsene häßliche Menschenwerk, welches mir mißfällt. Ich konnte also nicht die Religion, sondern nur die Kirche tauschen; das

heißt, eine mängelvolle Einrichtung und Nebenmeinung mit der andern. Iſt das der Mühe werth? Könnten Sie mich höher achten, wenn ich, ohne Ueberzeugung vom Beſſern, mich zu Ihrem Kirchenbrauch hinwenden würde?"

Sie ſtand eine Weile mit geſenkten Blicken ſinnig da. Dann ſchlug ſie die Augen auf, ſah mich mit einem Blick an, der mich durchdrang, faltete die Hände mit Inbrunſt, wie eine Bittende, und ſagte: „Ach Gott, wenn es möglich wäre, wenn es ſein dürfte!" Sie ſagte das mit einer Stimme und Geberde, helles Roth überſtrömte dabei ihre Wangen — ſie hätte einen Türken zum Proſelyten machen können. Dann drehte ſie ſich mit einer ihr ungewöhnlichen Heftigkeit von mir weg; ſah durchs Fenſter auf die Gaſſe, und ließ mich wegen der Antwort in Verlegenheit. — Ruhiger wandte ſie ſich dann wieder zu mir, und ſagte: „Mylord, iſt dies Ihr unwandelbarer Sinn?" — Und als ſie meine Bejahung hörte, ſprach ſie: „Wohl, Mylord, ich ehre Ihre Denkart. Ich will Sie nicht weiter plagen. Ueber dieſen Gegenſtand ſprechen wir nie wieder."

Deſto öfter hebt der Alte davon an. Als ich ihm aber eines Tages vom Antrag des Erzbiſchofs Laud ſagte, mich von der katholiſchen Kirche zu der biſchöflichen zu wenden, gerieth er in heiligen Zorn. „Vom Fegefeuer zur Hölle!" rief er.

„Mylord, lieber möchte ich Sie als Katholik sterben sehen, damit Sie nicht vom Irrthum in Heuchelei stürzen. Diese Episkopalen sind aus der Blindheit zur Verblendung gelangt, und von der Erstarrung zur Verstocktheit. Sie liegen in der Hölle, wie Schafe; der Tod benaget sie. Ihr Thun ist eitel Thorheit. Aber die Frommen werden gar bald über sie herrschen, und ihr Trotz muß vergehen; in der Hölle müssen sie bleiben.“

Dieser Zorn des frommen Greises gegen die Episkopalen hat gute Folgen für mich. So oft er von Bekehrung spricht, lasse ich nun die Episkopalen dazwischen treten.

10.

Die Audienz beim König.

London, am 2½ Mai 1631.

Du hast Ursache, unzufrieden mit mir zu sein. Ich verdiene deine Vorwürfe, mein Harry. Ich hätte dir wenigstens mit wenigen Zeilen ein Zeichen meines Lebens geben können. Ich unterließ es, weil ich's von Tag zu Tag verschob. Aber nun sollst du, statt des Briefes, ein ganzes Buch von meinen Abenteuern erhalten. Ein Strom von seltsamen Schicksalen fluthete mich aus dem Geleise meiner üblichen Lebensart hinweg. Ich will dir Eins um's Andere erzählen.

Am 6. März ward ich beim König zur Privataudienz gelaſſen. Ich hatte mit Ungeduld darum gebeten; noch ungeduldiger erwarteten meine Freunde den Ausgang derſelben. Das Loos der Katholiken ſollte dort gezogen werden.

Der Empfang beim König war kalt und verkündete Ungewitter. Der Monarch, ſonſt äuſſerſt liebenswürdig, war diesmals wortarm, trocken, und hatte in ſeinem Thun und Laſſen Gezwungenes. Ich bemerkte es; ließ mich aber nicht ſchrecken. Er befragte mich erſt um meine Reiſen. Doch in ſeiner Miene, in ſeinem Tone fand ich vollen Widerſpruch mit ſeinen Worten. Er fragte um Dinge, die ihm äuſſerſt gleichgültig waren. Auch unterbrach er mich bald, und fing von meinem Vater an. Er lobte die Tugenden deſſelben auf eine Weiſe, als wollte er damit nur ausdrücken, was er an mir vermiſſe. Ich betheuerte meine innigſte Anhänglichkeit.

„Geben Sie ſich keine Mühe," ſagte der König mit etwas verdrießlichem Blick; „es iſt mir nicht unbekannt, wie Sie von mir denken."

Als ich meine unwandelbare Ehrfurcht betheuern wollte, unterbrach er mich abermals, und verlangte mit wenigen Worten die Urſache zu wiſſen, die mich zu ihm führe. — Ich ſprach darauf mit aller Ehrerbietung, und Umſicht, aber auch mit aller Kraft und Lebendigkeit, welche das Gefühl des

Rechts gewährt, von der verzweiflungsvollen Lage seiner katholischen Unterthanen.

Er ließ mich ausreden, hörte mich aufmerksam an, und sagte dann nach kurzem Stillschweigen des Nachdenkens folgende wichtige Worte: „Lord Baltimore, Sie denken als Unterthan; ich denke als König. Ich werde als König handeln; vergessen Sie nie, als Unterthan zu handeln. Ich will in meinen Reichen Frieden, Eintracht, Ruhe; ohnedem kein Glück. Um Religionskriege zu verhüten, muß ich strenge Maasregeln nehmen. Sie thun mir leid, Ihres Vaters wegen. Was Sie für die Katholiken begehren, kann ich Ihnen nicht gewähren. Ich bin Ihnen keine Rechenschaft darüber, sondern sie nur dem Himmel schuldig. So wenig kann ich für Sie thun, daß ich bei dem gegenwärtigen Parteihaß, beim Zorn der Volksmenge gegen die Katholiken, Ihnen kaum persönliche Sicherheit versprechen kann. Dahin, leider! ist es durch die Widerspenstigkeit der Katholiken und Presbyterianer gekommen. Sie haben sich, Mylord, durch Unvorsichtigkeit geschadet. Ich kenne das katholische Komplott, in welches man Sie hineingezogen hat. Laßen Sie sich zu keinen Unbesonnenheiten hinreißen. Sie sind bei der Sternkammer beklagt. Man hat ein Auge auf Sie. Aus Achtung für Ihren Vater, und Ihres eigenen Friedens willen, gebe ich Ihnen den Rath, ent-

fernen Sie ſich auf einige Jahre aus England. Ihre Verhältniſſe geſtatten nicht, eine untergeordnete Rolle zu ſpielen, oder müßiger Zuſchauer zu bleiben. Entfernen Sie ſich auf einige Zeit. Neutral können Sie nicht ſein, wenn Sie in England wohnen. Sie haben Todfeinde. Es ſollte mich ſchmerzen, Sie durch Gewalt der Umſtände oder durch demokratiſche Grundſätze, früh oder ſpät, unter den Gegnern meiner Verfügungen zu erblicken. Was ich thue, iſt für Englands Glück. Aber es kann einige Stürme geben; ich fürchte die nicht. Die werden mein Werk vollenden helfen."

Ich bat um Erlaubniß, einige Worte vor Seiner Majeſtät zu meiner und der Katholiken Rechtfertigung ausſprechen zu dürfen. Er ertheilte ſie. Ich entdeckte ihm mein Verhältniß zu den Katholiken; das Verhältniß meiner Freunde, deren Zuſammentritt man als Komplot denunzirt zu haben ſchien; ſprach von der gährungsvollen Stimmung der Nation, und von Allem, was ich ſchon dem Erzbiſchof Laud geſagt hatte, um den König zum Nachdenken über die gefährliche Lage des Reiches und zu mildern Geſinnungen zu bringen. Dann, nachdem ich lange geredet, ſchwieg ich.

„Haben Sie Alles geſagt, was Sie ſagen wollten?" fragte er ruhig. Ich bejahte es. „Gut!" entgegnete der König: „So bereiten Sie ſich,

England zu verlaſſen. Es thut mir leid um Sie. Ich rathe Ihnen, wie ich meinem beſten Freunde unter ſolchen Umſtänden rathen würde. Wenn Sie zu mir kommen, Abſchied zu nehmen, werde ich Sie gern empfangen."

Damit entließ mich der König.

In der That, Harry, die ſonderbaren Aeuſſerungen des Königs und ſein dringender Rath, England wieder zu verlaſſen, erfüllten mich mit Unwillen. Tauſend Gedanken verwirrten ſich in mir. Ich weiß noch jetzt nicht, wie ich aus dem Schloß, wie ich in den Wagen kam.

Abends erſchienen, laut Verabredung, meine Freunde bei mir. Ich trug ihnen meine Reden und des Königs Antworten vor. Es war Todesſtille. Niemand veränderte die Miene. Als ſie die wiederholte, dringende Mahnung des Königs hörten, ich ſollte England auf einige Jahre meiden, ſchien der Ernſt Einiger in Erſtaunen, der Andern in Hohn überzugehen. — Nachdem ich geendet hatte, ſprang Oberſt James-Dikinſon auf — du kennſt den Brauskopf? — und ſchrie: „Er iſt verloren, der König!" — Ganz ſeltſam wiederhallte es aus dem Munde der meiſten Andern im vollen Mißverſtändniß deſſen, was Dikinſon geſagt hatte: „Wir Katholiken ſind verloren. Uns hilft nichts mehr. Es kommt zum Bürgerkrieg. Wir unterliegen!"

Nachdem der erſte Lärmen geſtillt war, trat man in Berathung. Du kannſt leicht denken, wie verſchieden die Meinungen fielen. Alle dieſe Meinungen aber waren am Ende doch nur Wirkungen der erſten verzweiflungsvollen Beſtürzung. Einige, ganz entmuthet, wollten in der Zurückgezogenheit von allen Geſchäften ihr Schickſal abwarten: Andere Hab' und Gut verkaufen, und ſich auf dem feſten Lande niederlaſſen; die Meiſten aber ſich in ihre Heimathen begeben, des Königs Aeuſſerungen kund thun, Bewaffnungen in aller Stille veranſtalten, und mit dem Schwert verſuchen, Freiheiten und Rechte ihres Volkes gegen Willkühren des Hofes zu behaupten. Ich redete nicht. Als man meine Geſinnung vernehmen wollte, rieth ich, im erſten Aufbrauſen keinen Entſchluß zu faſſen, der zu verderblichen Uebereilungen führen würde.

Wirklich hatte ich ſelbſt keinen Entſchluß. Die Sache war zu wichtig. Es handelte ſich um Ehre, Freiheit und Religion, um unſer Eigenthum und Leben. Die Mehrheit ſtimmte mir bei. Wir ſchieden von einander mit dem Beſchluß, uns in vierzehn Tagen insgeſammt wieder zu ſehen.

11.

Der Traum.

Lange ſchwankte ich ungewiß über die Wahl meines Looſes. Folgenden Tages empfing ich Beſuche von den edelſten Männern, die in der Nähe des Königs leben. Auch Lord Juxon, der Schatzmeiſter, kam. Von Allen vernahm ich, daß der König, aus Huld zu mir, meine Entfernung verlange, weil er vorausſehe, ich würde in verderbliche Unternehmungen verwickelt werden. „Sie können nicht in England, nicht in Irland bleiben," ſagte der redliche Juxon, „ohne von den Katholiken früh oder ſpät zu einer Art Parteihaupt gehoben, mit dem Hof in Widerſpruch geſetzt, und entweder das Schlachtopfer der Epiſkopalen oder der argwöhniſchen Katholiken, oder des Hofes ſelbſt zu werden. Alſo verbannen Sie ſich freiwillig auf eine Reihe von Jahren aus Ihrem Vaterlande. Es iſt für die öffentliche Ruhe, und für Sie ſelbſt nützlich."

Ich erkannte aus dem Allen, man hielt mich für mächtiger, als ich war, oder ſein wollte. Der Hof fürchtete in mir eine Hauptſtütze der Katholiken gegen ſeine Anſchläge. Sollte ich in einer ſolchen Zeit Glaubensgenoſſen und Vaterland in der gefährlichſten Lage verlaſſen, nur auf meine Sicherheit bedacht ſein? Mein Stolz kränkte

ſch. — Aber dem Hofe verdächtig, den Epiſkopalen verhaßt, von Allen beobachtet: was konnte ich hoffen, für die Katholiken zu leiſten? Sollte ich endlich je meine Hand zum Blutvergieſſen in Bürgerkriegen leihen? Nimmermehr. Der König dringt darauf, daß ich mich entferne. Sein Rath iſt ein höflicher Befehl. Mein Ungehorſam wird ſeinen Argwohn verdoppeln: ſeinen Unwillen gegen mich lenken. Wie leicht wird es gewiſſenloſen Menſchen, die ihm dienen, mich zum Verbrecher zu ſtempeln? — Des tugendhaften Juxens Warnungen kamen mir nicht umſonſt.

Einige Tage verfloſſen in dieſen Ueberlegungen. Ich ſprach mit vielen meiner Freunde. Ich dachte viel an dich, und daß ich zu dir wollte, und mit dir, du mein Einziger, in Italien leben, wie in den vorigen Jahren. Aber dann vernichtete der Gedanke an mein Vaterland, und beſonders an viele Katholiſche vom Adel, die ich ſchätze, deren Loos zu theilen ich entſchloſſen bin, denen ich Treue und Standhaftigkeit zugeſagt habe, die auf meinen Rath hören, alle andere Plane.

Da trat eines Morgens Sir Ofallin zu mir ins Zimmer. Wir hatten uns ſchon ſeit einer Woche nicht geſehen. Er reichte mir die Hand, und ſprach in ſeinem Prophetenton: „Fliehe, denn der Löwe brüllet, wer ſollte ſich nicht fürchten? Aber wehe dem, der die Stadt mit Blut

bauet, und zurichtet die Stadt mit Unrecht!“ Schon aus diesem Eingang des frommen Mannes bemerkte ich, daß das Gerücht vom Willen des Königs wegen meiner Entfernung zu seinen Ohren gekommen sei. In der That wußte er ziemlich genau alle Umstände. Er hat Freunde am Hofe. Er scheint seinen Aufenthalt in London nicht umsonst genommen zu haben. Auch von des Königs Reise nach Schottland wußte er schon. „Aber,“ setzte er hinzu, „der König geht mit eiteln Absichten und mit Gedanken, welche zu Schanden werden müssen. Darum spricht der Herr also: Wie man Silber, Erz, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen, daß man ein Feuer darunter anblase, und zerschmelze es: so will ich auch seine Anschläge in meinem Zorn und Grimm zusammenthun, einlegen und schmelzen.“

Als er sich endlich in der gewöhnlichen Sprache der Menschenkinder näher erklärte, vernahm ich mehr, als ich selbst wußte; daß König Karl besonders deswegen nach Schottland reisen wolle, um die Presbyterianer schlechterdings mit den Episkopalen zu vereinigen, und zwar ihr ganzes Kirchenwesen zu vernichten. „Das gibt Unglück!“ rief der Alte. „Die schottische Kirche soll eher zerstört werden, als entweiht sein; und ihre Kinder werden eher auf dem Schutte sterben, denn daß sie sollten ihr Heiligthum irdischen Macht-

habern überantworten. Darum, Mylord, gehorchen Sie dem König, ſchütteln Sie den Staub von Ihren Schuhen, und wenden Sie dem nahen Gräuel den Rücken. Es kann ja wohl ſein, daß ich alter Mann, wenn ich meines Vaterlandes Knechtſchaft vollendet ſehe, mich aufmache, und Ihnen nachfolge in die Einſamkeit der Gärten jenſeits des Weltmeers, wo die Indianer zu Ihren Füßen ſitzen. Da will ich dann den Heiden predigen, und ihnen den Herrn verkündigen; denn hier wird ein neues Ninive erbaut und ein neues Babel."

„Wie meinen Sie das, Sir Oſallin?" ſprach ich. „Wer ſagte Ihnen, daß ich zu den Indianern über das Weltmeer wolle? Ich habe wirklich noch keinen feſten Entſchluß genommen. Wahrſcheinlich, wenn ich England meiden muß, begebe ich mich zu meinem Freund Otham wieder nach Italien, und warte den Ausgang der Unruhen, und die Zeit ab, da ich mit Sicherheit hier wohnen kann."

„Das werden Sie nicht. Meine Mary hatte im Traum ein Geſicht. Und ſie ſah die Schiffe, auf welchen Sie mit hundert Rittern in das fremde Land kamen, wo Sie unter einem hohen Baum ſaßen, und die Wilden Speiſe zu Ihnen brachten, und auf Ihre Worte horchten. Die Andern aber fälleten Bäume, und ſchlugen Hütten

auf am Ufer des großen Flusses, der dort ins Meer sich ergießt."

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren; aber doch überraschte mich der Gedanke mit unbeschreiblicher Gewalt. Ich dachte nämlich an die Schenkung, welche der König meinem Vater in Amerika gemacht hatte, und gedachte dazu der Worte meines sterbenden Vaters. Wie, wenn ich dort allen Müden, Geplagten und Verfolgten, Allen, die früh oder spät ihres Glaubens willen aus dem Lande zu gehen Lust haben, sichere Zufluchtsstätte bereitete? Dieser Gedanke stand plötzlich in mir voller Klarheit. Es ward mir, als sei dies die edelste Aufgabe meines Lebens; als sei Marie der Engel, durch welchen sie mir der Himmel offenbaren wollte.

Ich erwiederte dem Alten, daß der Traum Mariens in der That keinen ganz ungemäßen Rath zu geben schiene; und erzählte von meinen Besitzungen im Norden des Potowmakflusses, wovon Dun-Ofallin nichts wußte. „Wohl, Mylord," sagte er, „dort werden Sie Hütten bauen. Gott sei mit Ihnen. Vertrauen Sie auf den Herrn. Er wird Sie führen an seiner rechten Hand."

12.

Die Annäherung.

Denselben Tag gegen Abend besuchte ich Ossalins Haus. Er hatte mir gesagt, seine Evelin wäre unpäßlich. Ich fand sie in ihrem Zimmer allein. Sie sah blaß, und ihre Augen schienen verweint. Sie empfing mich mit gewohnter Güte. Es schwebte etwas Unnennbarschönes über ihr schwermüthiges Lächeln, mit dem sie mich grüßte.

Nie um das Wort verlegen, wußte sie sogleich hundert Kleinigkeiten zu erzählen. Aber was wird nicht durch den Zauber ihrer Ansichten, durch die eigenthümliche Art, in der sie Alles nimmt, was sie berührt, wichtig? Sie hatte mich längst schon in den Kreis ihrer Häuslichkeiten hineingezogen, daß ihr Vogel, ihre Blumen am Fenster, ihre Bilder, ihre Lesereien, die kleinen Angelegenheiten ihrer Bekannten hohe Bedeutung für mich gewonnen hatten. Du bist so glücklich, Harry, eine Schwester zu haben. Ich aber sah die Frauen bisher nur immer im äußerlichen Festkleide. Diese Miß Ossalin ist das erste Frauenzimmer, dem ich mich in ihrem Heimathlichen nähern darf. Welch eine Verschiedenheit, Welt und Leben eines Mädchens, und eines Mannes Leben und Welt! — Man vergißt herzlich

gern die großen Gegenstände der Wissenschaften, der Nationen, der eigenen Verhältnisse neben den liebenswürdigen Kleinigkeiten eines Hauswesens, wo der Genius eines sinnvollen Weibes waltet.

„Sie aber scheinen nicht froh zu sein, Miß Osallin?“ sagte ich, und unterbrach ihre Erzählungen. „Ihre Augen haben noch eine Trübheit, wie nach Thränen. Wenn ich unbescheiden bin mit meiner vertraulichen Frage, so halten Sie es der ängstlichen Aufmerksamkeit auf Alles, was Sie angeht, zu gut.“

Sie antwortete lächelnd: „Wenn wir Mädchen einmal weinen, will es eben so viel und so wenig sagen, als wenn Männer toben. Es liegt in der Natur, daß sich jeder Theil auf seine Art das Herz erleichtert. Schmerz will sein Recht haben. Und man kann nachher wieder über sich selbst lachen, wenn man seinen Verdruß auf eine oder die andere Art ausgeweint oder ausgegürnt hat.“

„Wer möchte so böse sein,“ sagte ich, „Ihnen Verdruß zu machen?“

Lächelnd und doch mit gutmüthigem Bedauern sah sie mir in die Augen, und sagte: „Vielleicht Sie selbst, oder vielmehr — — —“

„Wie? ich selbst, Miß!“ rief ich, indem ich ihre Hand ergriff, und zu meinen Lippen führte.

In dem Augenblick ging die Thür auf. Fra-

caſtelli trat, mit einer Zither unter dem Arm, herein. Sein Geſicht war aſchfarben. Der junge Menſch ſchien beſtürzt; wandte ſich ſchnell; ging zurück, und ſchloß die Thür.

„Treten Sie nur herein, Fracaſtelli!“ rief ihm Miß Ofallin nach. Er aber war ſchon verſchwunden.

„Und ich trüge die Schuld von Ihrem Verdruß, Miß Ofallin?“ fragte ich.

„Wenn Sie nicht, doch Ihr und ganz Englands Schickſal!“ ſagte ſie. „Wer kann denn gegen ſo viel geſtörtes Lebensglück gleichgültig bleiben? Was will aus England, aus Schottland, aus meinem Großvater, aus Ihnen, aus Allem werden? Ein wenig Rechtlichkeit, ein wenig Duldung Aller gegen Alle, und man könnte, in dieſer Welt, des Lebens froh ſein! Sehen Sie, das machte mir den Kummer, den ich ſchon jetzt nicht mehr habe, nun er ausgeweint iſt. Jetzt erlaube ich Ihnen, mich dafür ein wenig auszuſpotten.“

„Nimmermehr!“ rief ich: „vielmehr Sie bewundern, und mich ausſpotten muß ich. Denn ich habe eben dieſen Kummer noch nicht überwunden.“

„So erlaube ich Ihnen, recht von Herzen ihn auszutoben. Haben Sie das gethan, ſo werden Sie wieder Alles von der beſſern Seite ſehen,

nicht weil die Welt eine bessere Seite bekommt, sondern weil Sie auf einen andern Standpunkt übertreten, auf den bessern, wohin Sie der Verdruß jetzt nicht kommen läßt. Auf mein Wort, toben Sie nur ein wenig, Mylord."

„Was gewönne ich dabei? was die gute Sache? Wenn schon die Seele über das, was Edles untergehen muß, trauert, ist's doch besser, die menschliche Ohnmacht in sich anzuerkennen, dem Schicksal sich nicht kämpfend entgegenzuwerfen, sondern mit Gelassenheit, was es bringt, zu nehmen, und dafür geben, was man soll, oder was man kann. Das ist mein Grundsatz."

„Ei, Mylord! so sind Sie schon da, wohin ich Sie wünschte. So habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich hätte es wohl wissen sollen. Denn mein guter Großvater selbst erzählte mir, mit wie vieler Ergebung in Ihr Verhängniß Sie vom Willen des Königs, wegen Ihrer Entfernung aus England, gesprochen haben. — Und Sie gehen über Meer? nach Amerika?"

Die Frage, jetzt von den Lippen Mariens gethan, sagte mir einen kleinen Schauer ab. Bisher konnte ich mit einem gewissen Leichtsinn an eine Reise über den Ozean denken, oder vielmehr, ich hatte nie recht ernsthaft daran gedacht. Nun aber sah ich in dieser Fahrt eine Trennung von dem Umgang mit der Liebenswürdigsten ihres

Geſchlechts. Es ward mir zu Muthe, als ſei ich da, Abſchied zu nehmen, als ſähe ich die Engelsgeſtalt zum letzten Male.

Antworten konnte ich nicht. Ich zuckte die Achſeln. Es lag mir auf den Lippen, ihr zu ſagen, es wäre mir leicht, in den entfernteſten Winkel des entfernteſten Welttheils zu gehen, wenn ich hoffen könnte, nur ihr dort zu begegnen. Ich erröthete, aber gewiß nur vor mir ſelbſt. Das wollte ich, das ſollte ich ihr nicht ſagen. Es überraſchte mich, ſolche Gefühle, ſolche Wünſche in mir laut werden zu laſſen. Ich beſeitigte ſie, als wenn es unbeſonnene Redensarten wären; und, ich geſtehe es dir, Harry, ſie waren es doch nicht.

Marie bemerkte meine Verlegenheit. Sie ſah mich mit unbefangener Ruhe an, und ſchien in meinem Innern zu leſen; aber wie ihr Blick dem meinigen begegnete, ſchien meine Verlegenheit ihre eigene zu werden.

Während wir ſchweigend vor einander ſtanden, trat ihr Großvater herein. Das Geſpräch ward willkommen abgebrochen, und lief in behaglicher Wendung über die Tagesgeſchichten hin.

13.

Der Meuchelmord.

Nie im Leben ward ich so vielseitig bewegt. Der Wille des Königs, der Gedanke an Amerika, das Loos meiner Freunde, das Schicksal der Katholiken, und dazu, was ich selbst nicht recht eingestehen wollte, meine allzugroße Freundschaft für Miß Ofallin, — das Alles machte mir beinahe schlummerlose Nächte. Ich konnte keinen festen Entschluß fassen. Bald nahm ich mir vor, in England zu bleiben, und das Aeusserste zu erwarten, durch unbescholtenen Wandel dem Argwohn des Hofes und den Fanatismus der Episkopalen zu entwaffnen; bald, nach Frankreich zu gehen, um in der Nähe des Vaterlands zu bleiben, — ich bekenne, daß auch der Gedanke an die Möglichkeit, die schöne Ofallin zu sehen, darauf Einfluß hatte; — bald, mit dir in Italien vereint zu leben; bald, nach den Ufern des Potawmak mit katholischen Freunden auszuwandern, und dort eine den Stürmen Europa's entlegene Niederlassung unter weisen Gesetzen zu gründen. Ich wußte nicht, was ich wollte.

Allerdings, Harry, das räume ich ein, hätte ich Miß Mary nicht gekannt, die Entscheidung wäre leichter gewesen. Ich liebe sie. — — — In ruhigern Tagen würde ich kein Bedenken getragen haben, ihr diese Empfindung zu bekennen.

Ich würde um ihre Hand geworben haben. Jetzt mußte mein Gedanke auf andere Dinge gerichtet sein. Es war Pflicht, mich selbst zu befreiten. Es war an mir, Mann zu bleiben, unabhängig von jeder Leidenschaft, und einer höhern Sache anzugehören, mit der das Wohl von tausend Andern verknüpft ist.

Der Tag kam, daß sich die Edelleute bei mir versammeln sollten, und noch wußte ich nicht, welchen Vorschlag thun? — Ein wüster Vorfall entschied.

Den Tag vor der Versammlung brachte mir einer meiner Diener einen Brief, den, während ich in Geschäften ausgegangen war, ein Bote gebracht hatte. Ich erbrach ihn. Es war eine weibliche Handschrift. Ich hätte schwören wollen, Miß Osallin habe die Zeilen geschrieben. Diese lauteten folgendermaßen:

„Mylord! verlaßen Sie heute und in den nächsten Tagen Ihre Wohnung nicht. Es steht Ihnen ein Unglück bevor. Ihr Leben ist in Gefahr."

Ich rieth lange an dem Räthsel. Es ward mir immer wahrscheinlicher, Miß Osallin sei die Verfasserin. Eben den Abend hatte ich beschlossen, sie zu besuchen, nach meiner Gewohnheit. Aber unbegreiflich war mir, wie sie von einer mir drohenden Gefahr unterrichtet sein konnte. Vielleicht durch ihren Großvater, der mich schon oft vor

dem Pöbel der Episkopalen gewarnt hatte. Warum sprach sie nicht deutlicher? Warum war Dun-Ofallin, bei seiner Freundschaft für mich, nicht selbst gekommen? — Es war schon spät am Tage. Ich beschloß, mich sogleich über die Sache aufzuklären, warf den Mantel um, und begab mich zu Ofallins Wohnung. Hier vernahm ich, er sei verreiset; auch seine Enkelin abwesend. Mißmuthig eilte ich zurück. In der Nähe meines Hauses fühlte ich mich jählings von hinten durchstochen. Ich wandte mich. Es gingen in der Dunkelheit mehrere Menschen auf der Straße. Ich schrie: Mörder! Man kam zu mir. Ich sagte, was geschehen sei. Plötzlich ward ich von einer großen Menschenmenge umgeben. Man führte mich in mein Haus. Vom Thäter wurde nichts erfahren. Der Wundarzt beruhigte mich. Ein Messerstich war mir unter der linken Achsel, an den Rippen streifend, durch's Fleisch gegangen.

Die Sache machte Aufsehen. Ganz London bezeugte mir Theilnahme; selbst der Hof. Mein Haus war den folgenden und alle folgende Tage von Nachfragenden bestürmt. Ich empfing mehr Besuche, als ich wünschte. In öffentlichen Blättern ward geradezu von einem Komplot gegen mich geredet. Einige schienen, indem sie die Gräuelthat ehrbar zu verabscheuen Miene machten, nicht ganz unzufrieden zu sein. In solchen

Flugblättern ward von Umtrieben und Vermeſſenheit der Katholiken in England gefaſelt, und dann hinzugeſetzt (als ſolle es ein Wink ſein), daß das britiſche Volk ſich zuletzt in ſeinen Rechten gegen die ewigen Unterdrücker, auf welche Art es ſein möge, Schutz ſchaffen müſſe. — Dahin alſo iſt es bei uns gekommen, daß man nicht nur in der Schwärmerwuth Meuchelmördereien thut, ſondern ſogar mit kaltem Blut billigen kann! O mein unglückliches, geſchändetes Vaterland!

Doch ich breche ab. Die Wunde hat mich nie ſo geſchmerzt, als die ruchloſe, herz- und geiſtverderbende Geſinnung der gegenwärtigen Menſchheit. Ich mag nicht mehr in England leben. Mein Entſchluß ſteht feſt, auszuwandern nach Amerika, und mir und hundert Unglücklichen ein neues Vaterland zu bauen, wohin die raſende Philoſophie oder die blutdürſtige Religions- und Freiheitsliebe unſerer Zeit ihren tückiſchheroiſchen Frevelſinn noch nicht getragen hat.

Du wirſt mir's wohl glauben, Harry, daß ich mich am Tage nach meiner Verwundung mitten im Schmerz ſelig fühlte, als ich, nach kurzem Schlummer erwachend, folgendes Briefchen fand:

„Warum, Mylord, verſchmähten Sie meine Warnung? Oder empfingen Sie den Zettel nicht,

welchen ich gestern schrieb? Der Dolchstich, der Sie traf, hat auch mich bluten gemacht. Gott, dem Erbarmer, sei Dank, daß die Wunde, zwar nahe Ihrem Herzen, ohne Gefahr ist. Auf den Knien flehe ich zu ihm für Ihre Genesung. Mein Großvater kommt heute nach London zurück. Mylord, schonen Sie sich. Ich schreibe unter tausend Thränen. London sinkt mich an, wie ein Mordergrube. Dem Wahnsinn ist nichts Heiliges mehr in der Welt. Ich wäre ruhiger, wüßte ich Sie nur erst fern von England. Aber sie sind ja überall in Gottes Hand. Vertrauen Sie der Vorsehung. Ich will vertrauen. Ich bete ohne Unterlaß für Sie."

Die Handschrift war mit der des vorigen Tages gleich, und nun klar, daß es Zeilen von der Hand der schönen Mary waren.

Ihre Theilnahme erquickte mich tief. Ich legte beide Briefe unter mein Hauptkissen; hielt meine Hand auf das Papier. So war mir wohl. Ein wirkliches Kind ward ich in meinem Wundfieber. Harry, eben dies Fieber, die Einsamkeit, das Unbeschäftigtsein, das ungestörte Träumen von der Unvergleichlichen brachte meinem Herzen mehr Gefahr, als das Messer des Mörders.

Der greise Osullin war am zweiten Tage nach London gekommen. Ich schlief, als er kam, hatte aber befohlen, ihn hereinzulassen. Da ich

erwachte, sah ich ihn knieend auf einem Fußschemel vor meinem Bette. Er hatte seine Hände sanft auf meiner Brust liegend. Sein Auge war gen Himmel gerichtet. Eine Thräne hing auf seinen Wangen. Seine Lippen beteten leise. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welchen Eindruck diese heilige, ehrwürdige Erscheinung auf mich machte. Es war ein betender Moses.

Als er mein Erwachen bemerkte, sammelte er sich, stand auf und sagte mit leiser, weicher Stimme: „Er hat uns zerrissen, es wird uns auch heilen. Der uns hat geschlagen, er wird uns auch heilen!“

Von ihm nun erfuhr ich, daß Marn in der Nacht vor dem versuchten Meuchelmord mich blutend im Traum gesehen habe, wie ich, von vielen Menschen umringt, weggeschleppt worden sei. Darum habe sie mich gewarnt. — Was denkst du dazu, Harry? Das mahnt an Calpurnia's Traum vom Cäsar. Es ist etwas Wunderbares in diesem Mädchen.

Dun-Ofallin mahnte mich dringend, England auf einige Zeit zu verlassen, sobald ich hergestellt sein würde. Er zweifelte selbst nicht, daß Glaubenshaß eines Episkopalen nach meinem Leben getrachtet habe.

11.

Die Verſammlung der katholiſchen Edelleute.

Sobald ich das Bett verlaſſen konnte, war ich nur mit Anordnung meiner häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt. Nicht, als ob der Entſchluß, Europa zu verlaſſen, ſchon unerſchütterlich geſtanden wäre, ſondern um durch beſſern Ueberblick meines Geſammtvermögens, und deſſen, was ich beim Wagſtück eines auſſerordentlichen Unternehmens allenfalls gewinne, oder einzubüßen hätte, zur Erkenntniß zu gelangen, ob ein Zug nach Amerika zu meinen Planen gehören dürfe. Als ich aber überzeugt ward, daß zur Ausrüſtung der Schiffe, zur Ueberfahrt, zur Herbeiſchaffung der Lebensmittel in den zwei erſten Jahren für einige hundert Perſonen, ſelbſt wenn alle auf meine Koſten leben müſſen, noch nicht volle drei Viertheile meines Vermögens erforderlich wären; daß, wenn auch der Entwurf einer groſſen Niederlaſſung in einer der fruchtbarſten und bequem gelegenſten Gegenden der neuen Welt aus unvorherſehbaren Urſachen mißlingen ſollte, ich dennoch mehr, als nöthig, um ſtandesmäßig in Altengland zu leben, von meinen Beſitzthümern behielte: war der Gedanke ſelbſt nicht ganz zu verwerfen.

Mein Vater, wahrſcheinlich mehr aus Neu-

gier, als zu andern Zwecken, hatte über jenes ihm erblich durch des Königs Huld verliehene, unbekannte Land Erkundigungen einziehen laſſen. Er hatte nicht nur Berichte mehrerer Schiffahrer und Handelsleute über die Natur des Bodens und Himmelsſtrichs geſammelt, ſondern auf eigene Koſten durch einſichtsvolle Männer ein Jahr lang das Land unterſuchen laſſen. Ich fand dies in ſeinen Papieren, mit Bemerkungen ſeiner Hand. Er hatte mit ſo ungemeiner Sorgfalt jede Einzelnheit zum Gegenſtand beſonderer Forſchungen gemacht, daß mir zuweilen ſchien, als hätt' er ſelber ernſtere Plane gehabt.

Die Verſammlung der katholiſchen Edelleute, durch den Mordanſchlag gegen meine Perſon lange verzögert, ward endlich in meiner Wohnung gehalten. Schon früher hatt' ich einzelnen von ihnen, die mich beſuchten, erklärt, daß ich in keinem Fall, auch wenn alle andern in England bleiben wollten, hier bleiben könne und möge; daß ich entweder meinen Aufenthalt in Italien nehmen, oder mehrjährige Reiſen durch Europa machen, oder auf eine Niederlaſſung am Potommak denken werde, wo mir das Land erblich gehöre. — Daher waren die allfälligen Entwürfe oder Vorſchläge, die ich machen konnte, keinem in der Verſammlung mehr unbekannt.

Demungeachtet verlangte man von mir, ich

ſolle zuerſt reden. Ich ſagte ihnen: Nur zwei Fälle konnten ſtatt finden. Entweder wurde man in England bleiben und hier fur ſich und das Vaterland das Letzte wagen. In dieſem Fall konne ich nicht mitſprechen, weil ich zur Auswanderung entſchloſſen ſei. Oder man ſei zur Auswanderung entſchloſſen, wie ich. Dann komme es darauf an, ob jeder einzeln eigenen Planen folgen, oder auch in der Fremde ein Beiſammenbleiben Aller wolle. Beiden ſtimme ich zu, und im letzten Fall bot' ich meine Beſitzungen in Amerika allen verfolgten Katholiken des Vaterlandes zur Zufluchtsſtätte. Ich las die königliche Schenkungsurkunde ab, und legte die Papiere meines Vaters in Betreff des Potommaklandes vor.

Die Sache war ſchon ziemlich reif geworden, ehe man noch zur Verſammlung gekommen war. Einſtimmig äuſerte ſich Alles fur eine Niederlaſſung in Amerika, nur forderte man mich auf, zu erklären, unter welchen Bedingungen ich die Freiſtatte aufſchlieſſe? Obgleich auf dieſe Frage nicht vorbereitet, glaubt' ich doch die allgemeinen Grundſätze ausſprechen zu durfen, unter welchen ich meine amerikaniſchen Beſitzungen zur Gründung einer neuen Kolonie anbote. Das Land, ſagte ich, bleibt mein und meiner Erben Eigenthum. Ich geſtatte jedem, ſich nach Gefallen Guter auszuwählen, und ich verkaufe ſie jedem nach gemach-

ter Schatzung ihres jetzigen geringen Werths, oder gebe sie gegen Grundzins vom jedesmaligen Ertrag in Lehen. Ich behalte mir das Recht vor, erster Gouverneur der Kolonie zu sein. Jeder, weß Landes, weß Glaubens er sein mag, soll das Recht der Niederlassung daselbst erhalten. Auflagen sollen nur mit Bewilligung Aller gemacht werden können. Ist die Kolonie zahlreich genug, mag sie sich selbst eine zweckmäßige Staatsverfassung geben, doch soll diese ewig auf den von mir ausgesprochenen Grundsätzen beruhen: daß alle Bürger gleiche Rechte haben; daß keine Stelle erblich gemacht werden konne, selbst die des Gouverneurs nicht in meiner Familie; daß jeder christliche Glaube ungestörte Freiheit genieße; daß niemand gesetzlich verfolgt werden könne, der nicht erwiesen ein Gesetz verletzt habe. — Zu diesem allem fügte ich noch, daß ich, aus Liebe zu meinen Schicksalsgefährten, ohne Eigennutz die ersten Vorschüsse denen machen werde, welche nicht im Stande seien, die Kosten der Ueberfahrt und der nothigsten Anschaffungen zu bestreiten.

Als ich ausgeredet hatte, standen Alle von ihren Sitzen auf, mir zu danken. Zufriedenheit offenbarte sich in sämmtlichen Gesichtern. Jeder gestand seine Erwartungen übertroffen. Sämmtliche Anwesende erklärten sich entschlossen, die Niederlassung mit mir zu gründen. Es waren ihrer

dreiunddreißig Katholiſche vom Adel; mehrere von beträchtlichem Vermögen und Anſehen darunter. Sie verlangten meine Grundſätze und Bedingungen ſchriftlich, als förmliche Urkunde, in mehrern gleichlautenden Abſchriften; ſie wären insgeſammt bereit, zu unterſchreiben.

Auch der geiſtvolle Harford war in dieſer Verſammlung. Du kennſt den Herrlichen, Harry, der uns in Mailand durch Einſichten und edle Geſinnungen ſo innig an ſich zog. Er iſt ſchon ſeit einem Jahre wieder in England, und einer der Thätigſten für die Rechte der Katholiken und die Freiheit des Landes geweſen. Seine Reden in unſerer Verſammlung verbreiteten Begeiſterung in allen Gemüthern. Ich ſelbſt, nun ich die Entſchiedenheit, die Freude Aller ſah, ward davon ergriffen. Ich denke mit Luſt an das Vaterland jenſeits des Ozeans; Harry, ich denke mit Luſt daran, denn ich hoffe heimlich auf dich. Was kann dich bei deiner freien Denkart an Europa feſſeln?

„Die Weltgeſchichte", ſagte Harford unter andern, „iſt die Lebensgeſchichte der Menſchheit, und hat von Zeit zu Zeit, wie der Lauf des Lebens von einzelnen Sterblichen, Lichtpartien, in denen ſich die göttliche Vorſehung heller offenbart. Darum mußte die neue Welt erſt vor zweihundert Jahren entdeckt werden, nicht früher, nicht ſpäter, bis das menſchliche Geſchlecht in Europa den

Grad der Zivilisation erreicht hatte, der es mit sich selbst in Zwietracht und Gährung brachte. Als Indien, Aegypten und Persien überall geworden, war Griechenland schon da, Freistätte der Musen zu werden; als die Osmanen Griechenland zur asiatischen Barbarei weihten, wurden die letzten Funken vom Altar menschlicher Wissenschaft in das Haus der florentinischen Mediceer getragen. Daran entzündete sich der ganze Occident herrlich. Nun, da der europäische Orient in Sklaventhum und Nacht liegt, und der Occident bald eine Sonne untergehen sieht, wird die hier untergehende die neuaufgehende in Amerika. Das seh' ich vor, wie heut Krieg unsern ganzen Welttheil erschüttert, wird ihn das Kriegsfieber noch Jahrhunderte nicht verlassen. Die Spreu muß sich vom Korn scheiden.

„Amerika oder Europa! — welcher Mann von Kraft und Lebenslust mag in der Wahl zwischen beiden schwanken? — Hier Zeuge sein des schweren Todeskampfs alter Formen, alter Ideen, alter Reiche; dort Stifter sein neuer Ordnungen, neuer Staaten. Hier die Zerrüttungen, die Religionskriege, die Bürgerkriege, die Revolutionen an Höfen und in Völkern; dort der Friede, der Pflug, die Wissenschaft, die Anlagen neuer Städte und Gesetze. Hier unterm weltlichen und geistlichen Despotismus, Knechtschaft des Glaubens, Knechtschaft des Gedankens, Knechtschaft des Her-

zens, Ueberhandnehmen orientalischer Tirannei, orientalischen Kasten- und Ständewesens, orientalischer Geistessklaverei, orientalischer Kriegs- und Verwüstungslust, orientalischer Uepigkeit der Horde, orientalischer Armuth des großen Haufens; dort der Mensch in sein ewiges Recht eingesetzt, frei in Glauben und Meinung, ohne Herrn und ohne Knecht, so reich, als ihn sein Fleiß, so groß, als ihn sein Werth macht; Eroberer mit dem Spaten, Verbreiter göttlicher Gedanken unter Wilden, während in Europa die vornehmen Wilden die göttlichen Gedanken mit Kerkern und Verbannungen strafen. Hier das mühselige, blutige, eitle Streben, die Mißordnungen, die Vorurtheile, die Ketten, die Folterm und andere Erbstücke einer rohen Vorzeit abzuthun und den gesunden Menschenverstand gegen Unnatur in sein Recht einzusetzen: dort die schlichte Vernunft und Natur oben an, in ungehemmter Freiheit, von keinen Höfen, Ministern, Sternkammern, Priestern, Censuren, Inquisitionen bedrängt, das Bessere bauend. — Wer mag da schwanken in der Wahl? Fort nach Amerika! Ich habe drei Söhne; ich will ihnen ein Vaterland geben, hier haben sie nur ein weites Gefängniß. Ich will sie zu Bürgern mit königlichen Rechtsamen machen auf ihren Gütern; hier sind sie nur Knechte mit Titeln, und haben keinen

Vortheil höherer Art, als das Vorrecht, ihre Feſſel mit einem breiten Ordensband zu verdecken."

Es war allgemeiner Jubel. Alle Noth ſchien beſiegt. Jeder wünſchte nur, der Tag der Abreiſe wäre ſchon morgen. Auf mein gegebenes Wort bauend, erklärte jeder, er wolle ſein Hausweſen beſtellen, Koloniſten werden, die Nothwendigkeiten zur Niederlaſſung beſorgen. Mancherlei Abreden wurden getroffen.

Acht Tage nachher legte ich den Freunden, die ſich wieder bei mir verſammelten, ſchriftlich die Bedingungen vor, die ich mündlich eröffnet hatte. Ich hatte mehrere Abſchriften ausfertigen laſſen; meiner Unterſchrift folgten die Unterſchriften aller dreiunddreißig. Die Sache war inzwiſchen ruchbar geworden. Mehrere mir unbekannte Edelleute hatten mich beſucht, oder mir geſchrieben, um Zutritt in die neue Niederlaſſung zu erhalten. Die Anweſenden alle hatten ähnliche Anzeigen, jeder aus ſeiner Bekanntſchaft, zu machen. Wir rechneten zuſammen; es waren in dieſen acht Tagen nicht weniger als hundert und dreiundzwanzig Katholiſche von Adel, welche ſich mit uns nach Amerika einſchiffen zu wollen erklärt hatten. Du kannſt daraus ermeſſen, Harry, wie traurig es in England ausſieht.

Nun wurde mit Ernſt zur Ausführung des großen Vorhabens geſchritten. Man vertheilte

Geschäfte; schuf Aemter; besetzte sie durch geheime Wahl. Der vielerfahrne Kapitän Marble empfing die Leitung des Seewesens, Auftrag zum Ankauf eines Schiffes für die Kolonie mit allem Zubehör, und Miethung eines oder zweier andern zur Ueberfahrt, Besorgung des Schiffspersonals und Oberbefehl. — Bladen ward unser Schatzmeister; ihm ordnete man zur Rechnungsführung zwei andere Männer von Sachkenntniß bei. — Oberst Dikinson empfing das Kriegswesen und damit Auftrag, alle zur Vertheidigung der neuen Kolonie erforderlichen Anschaffungen zu ordnen. — Harford erhielt Aufsicht und Controlleführung über das Personal gesammter Auswanderer, die sich melden würden, oder deren man nöthig haben dürfte, besonders den Auftrag auf Anwerbung tüchtiger Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Schneider, Schuster, Schmiede und anderer Handwerker Bedacht zu nehmen. — Belfast ward Proviantmeister; und Elkton übernahm es, für Vollständigkeit aller übrigen Bedürfnisse einer neuen Kolonie Sorge zu tragen, damit sie auf keine Weise in Verlegenheit gerathe. So wie dem Schatzmeister Bladen wurden allen diesen mehrere von den Anwesenden als Räthe und Gehilfen beigeordnet, daß keiner ohne Geschäfte für die gemeine Sache blieb. So war der Kolonialrath schon aus uns gebildet; die Leitung des Ganzen in allgemeiner Uebersicht

gehörte mir an, doch wurden mir die sechs genannten Geschäftsvorsteher zugeordnet, und wir machten mit einander den Kolonialrath aus. Zum Vize-Gouverneur ernannte man einstimmig den edeln Harford, im Fall ich durch Krankheit oder Abwesenheit von den Arbeiten zurückgehalten würde. — Die nothwendigen Fonds zur Bestreitung des Unternehmens setzte man in eben dieser Versammlung fest. Sie wurden dem Gouvernementsrath angewiesen. Einstimmig beschloß man zugleich, die Abreise nach Amerika aus allen Kräften zu betreiben, um die neue Welt noch in der bessern Jahrszeit zu betreten, mit Bequemlichkeit die ersten Einrichtungen zum Winteraufenthalt veranstalten und die ersten Aufbrüche des Bodens für Winter- und Frühlingssaaten machen zu können.

15.

Die Ringe.

Dun-Ofallin und die liebenswürdige Mary sind abgereist! Sie sind nach Schottland, auf ihr Gut in der Nähe des Städtchens Berwik. — Ach, Harry!

Mit ihrer Abreise ist mir Alles unaussprechlich ausgestorben, daß ich in den Wäldern am Potowmak nicht einsamer sein kann.

Mary liebt mich. Und ich, Harry? — —

Kannſt du zweifeln? Wie viel ſie mir iſt, wie ich nichts ohne ſie bin, empfind' ich nun erſt nach der Trennung. Ich bin nicht unglücklicher, als vorher; aber ich fühle es, von ihr geſchieden, werde ich nie vollglücklich ſein.

In vierzehn Tagen eile ich ihr nach. Ich habe es ihr, ich habe es ihrem Großvater verſprochen. Der König geht auch dahin. Ich kann den Augenblick, dieſe ſchöne Heilige wiederzuſehen, kaum erwarten. Zum Glück bin ich in einem Meer von Geſchäften verloren. Die mächtige Zerſtreuung erhebt mich. Faſt ſchäme ich mich meiner Schwäche.

Ich werde nach Schottland fliegen. Ich werde um ihre Hand anhalten. Dun-Oſallin liebt mich. Er und ſie haben mir ja tauſendmal die Verſicherung wiederholt, dem Retter ihres Lebens wollten ſie das Schwerſte ſchuldig ſein, und jedes Opfer für ſein Glück leicht finden. Wahrlich, Harry, mein Glück ſteht auf dem Spiel. Sie werden mich nicht unglücklich machen. Aber nun meine Auswanderung, und daneben des Greiſes hohes Alter! Kann ich ihm anſinnen, mich und die Enkelin nach Amerika zu begleiten? Kann ich wollen, hoffen, daß ſie von einander ſcheiden? — Mein Herz iſt zwiſchen Furcht und Hoffnung; fühlt bald Ahnungen der Seligkeit, bald der Verzweiflung.

Beim Abſcheide weinte ſie unverhohlen und bitterlich. Sie ward ihres Schmerzes nicht Mei-

sterin, so sehr sie es auch zu werden bemüht war. Mir zitterten die Thränen im Auge. Dun-Ofallin stand düster seitwärts und sprach: „Alle Herrlichkeit des Menschen und des Lebens ist gleich des Grases Blumen; das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.“

Zehnmal sagte ich das Lebewohl, und zehnmal blieb ich, und setzte mich wieder zu den trefflichen Menschen nieder, um von Zukunft, vom Wiedersehen in Schottland, vom Briefwechsel zwischen ihnen in Schottland und mir in Amerika zu reden.

Als ich endlich mit Ernst aufbrach, den Greis umarmt hatte, sagte ich auch Marien das letzte Wort. Ich brachte es kaum hervor. Ich nahm ihre Hand und drückte sie an meine Lippen. Da fiel einer der Ringe zufällig von ihren Fingern. Er streifte sich in meine geschlossene Hand ab. Ich wußte nicht, ob sie es bemerkt hatte. Ich steckte ihn an meinen Finger, und dagegen an den ihrigen den kleinsten der meinigen, welchen schon meine Mutter getragen. Sie selbst befestigte ihn sich jetzt, ohne Zweifel im Glauben, es sei der ihrige.

Ich nehme diesen Wechsel der Ringe für ein günstiges Vorzeichen. Darf ich nicht, Harry? Mary's Schmerz, Mary's Bitten, bald nach Schottland zu kommen, ihr krampfhafter Händedruck beim Scheiden, ihr Blick, ihr ganzes Wesen bekannte mir, wie werth ich ihr sei. — Verwünscht sei

meine Schüchternheit! Wenn ich ihr werth genug wäre, daß sie Muth hätte, ihr Loos an das meinige zu knüpfen, warum schwieg ich so lange? Warum erklärte ich mich nicht? Warum sagte ich nicht ihr, nicht ihrem Großvater, daß sie das Glück meines Lebens, als Gemahlin, vollenden könne?

16.

Rüstungen zur Abreise.

Deine Briefe sind angekommen; die ältern zugleich mit den neuesten auf zwei verschiedenen Schiffen. Wohlbehalten auch die Kisten mit den Naturseltenheiten. Heil dir, du harmloser Engel!

Wie, Harry, du willst nach Griechenland? Welch ein Gedanke! Was suchst du dort? Die Lust der Selbsttäuschungen? Da hörst du nicht mehr die Rhapsodien Homers, die Donnerworte des Demosthenes, und siehst du den großen Phocion nicht mehr wandeln. Schutt und Stein, mehr findest du nicht. — Harry, folge mir in die neue Welt. Baue mit mir ein neues Athen, Korinth oder Sparta. Der Potowmak wälzt seine jugendlichen Wellen im Glanz der aufsteigenden Sonne; schon seit Jahrtausenden schleicht der Eurotas in unrühmlicher Dunkelheit. Die herrliche Vorwelt lebt nicht mehr in irdischen Gestalten; nur verklärt noch glänzt sie im Gedächtniß der Menschheit.

Indien, Perſien, Aegypten, Griechenland, Rom nehmen wir mit uns in die Gefilde, die Columbus fand. Laſſen wir fortan Europa ſeinen Prieſtern, Königen, Edelleuten und Knechten. Das Edelſte was der menſchliche Geiſt über die Bildung des geſellſchaftlichen Lebens je gedacht, die Reſultate der Staatsweisheit, aus tauſendjährigen Welterfahrungen, wollen wir dort, ungehindert von altfränkiſchen, ererbten Ueberbleibſeln, ins Leben hineinſtellen.

Unſer Gouvernementsrath iſt täglich verſammelt; Arbeit vollauf. Alles geht mit unerwarteter Schnelligkeit vor ſich, vom Glück begünſtigt, und von der ſtrengſten Ordnung gezügelt. Denke dir, die Zahl der eingeſchriebenen Auswanderer von verſchiedenen Religionen ſteigt gegen tauſend. Wir müſſen Einhalt thun, und die Bedingungen erſchweren. Unter jenen ſind beinahe zweihundert Edelleute von Stand und Vermögen. Ein gutes Schiff iſt angekauft, mit allen Nothwendigkeiten verſehen. Zwei andere Schiffe ſind zur Ueberfahrt gemiethet; jede Stunde ſegelfertig. Wirklich gehen die beiden letztern ſchon künftige Woche mit Arbeitsleuten und Vorräthen aller Gattung ab. Sir Harford und Oberſt Dikinſon führen den Zug an, werden die erſten Arbeiten am Potowmak leiten, die Lage des Landes unterſuchen, und bei meiner Ankunft den Platz zu den erſten Niederlaſ-

sungen vorschlagen. Es werden noch Viele auf eigene Kosten folgen, die sich nicht so ploylich frei machen können. Wir haben die Beschreibung der Gegend und die Vortheile, Rechte und Pflichten Aller, die sich in der neuen Niederlassung mit uns anbauen mochten, im Druck herausgegeben.

Weißt du, wie ich mein weitläufiges Land am Potowmak nenne? — Lächle nur. Ich habe ihm den Namen der edeln und schönen Mary gegeben. Nun schwebt dieser Name auf vielen tausend Zungen. Künftige Weltalter werden ihn nennen. Es durchschauert mich, so oft ich von Maryland reden höre.

Sie weiß es, daß ich ihr zu Ehren das neue Land genannt. Ich schrieb es ihr selbst; ich sandte ihr die Druckschrift; ich gestand ihr meine Liebe, meine höchsten Wünsche; ich erklärte ihr den Ringwechsel. In vier oder fünf Tagen reise ich nach Schottland; mein besseres oder schlimmeres Loos muß sich entscheiden. Aber die Menge der Geschäfte hielt mich länger ab, als ich wollte und versprochen hatte, Dun-Osallins Einsamkeit zu besuchen. Kaum kann ich an die Anordnungen meines eigenen Hauswesens denken. Ich darf mich aber vollkommen der Thätigkeit meines redlichen Sheron vertrauen, der schon auf unsern Reisen vielmals der Schutzgott war, wenn wir zwei Springinsfelde über alles Himmlische des Irdischen vergessen

hatten. Ich habe dem guten Sheron die Verwaltung meiner sämmtlichen Angelegenheiten übergeben, wenn ich Europa verlasse. Ihm übersende deine Briefe für mich. Von ihm empfängst du auch Nachrichten von mir und meinen Mitabentheurern.

Ich schliesse diesen langen Brief, mein Harry, um ihn nicht länger zu versäumen. Ehe ich Alt-Englands Küsten verlasse, sende ich dir noch einige Zeilen, um dir mein Schicksal in Dun-Osallins Hause, und den Tag meiner Abfahrt zu melden. Schwerlich kann ich früher als im Sommer, vielleicht im Herbst erst, nach Maryland gehen. Ich habe es meinen Gefährten schon erklärt. Sie reisen mit unserm Schiffe voraus. Ich werde ihnen der Letzte folgen. Doch Alles hängt von dem Willen der holden Schottin ab.

Lebe wohl, du Geliebter. Ich beschwöre dich, laß Griechenland fahren; folge mir nach, theile mein Schicksal mit mir.

17.

Der Brief.

Schon war dieser Brief geschlossen und versiegelt. Ich reisse ihn wieder auf. Harry, du mußt noch wissen, daß dein Cecil glücklich ist. Ich habe

von Miß Mary eine schriftliche Antwort. Ich schreibe sie dir auf diesem Blättchen ab. — Urtheile selbst, ob ich mich selig zu preisen habe.

Hier ihr ganzer Brief:

„Mylord!

„Gott weiß allein, welchen Kampf der Seele mir's gekostet hat, Ihnen zu antworten. Aber ich will antworten; Alles verpflichtet mich dazu; Alles, redlich gegen Sie zu sein, was auch daraus erfolgen möge. Sie sollen durch das Innerste meines Herzens sehen, wie Gott sieht. Ich betrachte Sie wie einen sterbenden Freund, dem man sich ohne Gefahr entdecken darf. Er nimmt die Geheimnisse mit sich in das ewige Schweigen, die wir ihm vielleicht sonst nie offenbart hätten. Und sind Sie denn nicht ein sterbender Freund? Der unermeßliche Ozean tritt zwischen uns und Sie, wie ein breites Grab; und in einer unbekannten Welt werden Sie wandeln, wenn auch noch unter den Sternen, doch für uns nicht anders, als über den Sternen.

„Sie haben Ihr Land nach mir nennen wollen. Vielleicht glaubten Sie mir Freude zu machen. Ich danke Ihrer Freundschaft. Aber der Name hat meinen Schmerz vergrößert. Ach, Mylord, wie stolz ich auf Ihre Huld sein könnte, wie glück-

lich diese unverdiente Huld mich machen könnte oder sollte, — ich bins nicht. Ich wäre ruhiger, wenn ich Ihnen gleichgültiger wäre. Ich bin stärker, meinen eigenen Kummer zu tragen, als den eines Andern. Darum werde ich erliegen. Doch Gott wird mir tragen helfen.

„Den Ring Ihrer Mutter erkannte ich erst am folgenden Morgen. Ich erkannte ihn sogleich als solchen; wissen Sie nicht, daß Sie mir ihn einst zeigten, da Sie mir mit so vieler Bewegung von Ihren Kinderzeiten und von der Verstorbenen erzählten? Aber wie er an meine Hand gekommen, wußte ich nicht. Ich behalte ihn, Mylord, als Ihr Geschenk. Er wird mein edelstes Kleinod seyn, ein heiliges Andenken; er soll mir ins Grab gegeben werden. Ich werde den Ring keines andern Mannes tragen.

„Wir haben die Ringe getauscht. Kann Ihnen das arme Wort nur eine kleine Freude machen, so sei es ausgesprochen. Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte. Ich weiß, dies zu sein in der That, bin ich nicht würdig. Sie verdienen eine Edlere. Aber es ist dies Wort nichts Verpflichtendes für Sie. Wählen Sie sich die Würdigere. Ich dagegen darf mich im Gedanken dem Würdigsten anverloben; aber auch nur im Gedanken! Sie haben sich von Empfindungen hin-

reiſſen laſſen, die ſehr natürlich ſind, wenn ein plötzliches Unterbrechen gewohnten Umgangs eintritt. Man glaubt dann wirklich oft, daß uns die Perſonen, von denen wir getrennt wurden, weit theurer ſind, als ſie es wirklich waren. Laſſen Sie Wochen oder Monate darüber hinfliegen, und Sie werden ſich eines Andern beſinnen müſſen. Sie werden mir Dank wiſſen und meine Redlichkeit achten. Ich weiß am beſten, daß ich einem Manne, wie Ihnen, keine Liebe, wie Sie es nennen, einzuflößen fähig bin.

„Ich ſehne mich, Sie bei uns zu ſehen. Mein Großvater ſpricht täglich von Ihnen. Er betet täglich für Sie. Ich möchte Sie bitten, uns bald die Ehre Ihres Beſuchs zu gewähren. O Mylord, und doch zittre ich vor dieſem Beſuch. Mich drückt eine unausſprechliche Angſt. — Aber kommen Sie. Ich will Sie noch einmal ſehen, und wenn ich in Ihnen meinen Tod ſehen ſollte. — Nur den Tod? Das wäre ja das Schlimmſte nicht.

„Ihren Brief habe ich meinem theuern Großvater vorgelegt. Er fragte mich um Manches. Ich habe mich ihm nicht verhehlt. Er hat mir aufgetragen, Ihnen ſeine Ungeduld zu ſagen, mit der er Sie erwartet. Er muß und will Sie ſprechen. Sollten Sie ſich nicht über ſich ſelbſt irren, Mylord, ſo haben Sie meine Hand von ihm zu

fordern. Ihm leiſte ich unbedingten Gehorſam. Ich habe keinen eigenen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihre ergebenſte u. ſ. w.
Mary."

18.

Der Beſuch in Schottland.

Newhouſe bei North-Berwik,
den 17. Mai 1633.

Ich wohne nun mit ihr unter einem Dache. Ich benutze die einſame Morgenſtunde, Harry, mich mit dir zu unterhalten. Mein Glück verdoppelt ſich, indem ich es dir, Vertrauter meiner Seele, offenbaren darf.

Seit geſtern bin ich hier. Ich verließ Wagen und Bediente in North-Berwik, um zu Fuß nach Dun-Oſallins Landhaus zu gehen, und mir und ihnen das Feſt der Ueberraſchung zu geben. Von Berwik iſt Dun-Oſallins Beſitzung nicht weiter, als vier (engliſche) Meilen, nahe am Meer, in einem Park auf der Höhe. Der Abend war einladend genug, den Luſtgang zu machen; und, ich geſtehe dir's, Harry, wie eilig ich von London hinweg hieher flog, — Alles ging meiner Sehnſucht zu träge: eben ſo ſehr fürchtete ich nun, allzufrüh nach Newhouſe zu kommen, ehe ich mich

vollkommen gefaßt hatte. Denn meine Faſſung hatte ich etwas verloren, da ich mich der Herrlichen nahe wußte. Ich wollte mich auf dem Gange etwas ſammeln. Du glaubſt nicht, wie reinigend mir iſt, ſo oft ich nach einer längern oder kurzern Trennung Perſonen wiederſehen ſoll, mit denen ich dem Geiſte nach vollkommen vertraut bin, mit denen ich mich im Gedanken viel beſchäftige, und mit denen ich doch auf dem Fuß der großen Welt in einer von der allgemeinen Sitte vorgezeichneten Art leben muß. Ich fürchte immer, durch meine Natürlichkeit, durch Ungeſtüm meiner Empfindungen die Geſetze der feinen Lebensart zu beleidigen und unangenehm zu werden.

Unterwegs bereute ich ſchon, daß ich mich nicht lieber hatte anmelden laſſen. Ich ging langſamer. Ich ſetzte mich unter die alten Eichen am Meerufer, meine Leute zu erwarten, denen ich befohlen hatte, in einer Stunde nachzukommen. Dann quälte mich wieder die Sehnſucht. Jeder Augenblick, ihr ſo nahe, ſie doch nicht zu ſehen, ſchien mir Verſchwendung. Ich ging wieder. Kindiſche Furcht oder Blödigkeit, oder wie ich's nennen ſoll, hielt mich wieder, und ſo kam ich nach und nach durch die grünen üppigen Auen gegen die umbüſchten Höhen. Lothian gehört zu den reizendſten und fruchtbarſten Landſchaften, wie ich ſie nie in Schottland vermuthet hatte.

Ich ſchlug einen Fußweg ein, der durch den Park führte, und ſich in vielerlei Krümmungen durch das Wäldchen zog. Die überhellen Blüthen der Geſträuche ſchimmerten in kühler Dämmerung der hundertjährigen Eichen, Ahornen und Linden, wie Geſtirne. Vor mir ſah ich's lichter werden. Es war mitten im Park, dick umbüſcht, ein freier, kreisförmiger Platz. Von einem bemooſeten Felſen mir gegenüber rieſelte ein kleines Bach, vom Grün des Mooſes und der ſchwebenden Rankengewächſe umſpielt. Der Weg ging an ihm vorbei, um ſich wieder in den Park zu verlieren. Harry, denke dir Entzücken und Erſchrecken: da trat Miß Mary gotterhaft aus dem Wald, auf demſelben Wege, den ich eben einſchlagen wollte.

Wir erſchracken beide gleich ſehr. Ich ſank zu ihren Füßen, ihre Hand küſſend.

„Mylord,“ ſtammelte ſie, „vergrößern Sie meine Beſtürzung nicht durch eine Stellung, die Ihnen nicht gebührt.“ Sie hob mich auf. Nie ſah ich ſie ſo verlegen, ſo auſſer Faſſung. Sie zitterte. Sie mußte ſich auf ein Bänkchen, nahe am Felſen, niederlaſſen. Ich ſetzte mich ihr zur Seite, und ſagte: „So ſpielt das Schickſal mit den Menſchenkindern. Ich wollte die Ueberraſchung meiden, meinen Wagen vorangehen laſſen; dann ſelbſt folgen; nun bin ich nicht minder als Sie

ſelbſt überraſcht. Aber ich danke der Gunſt des Schickſals, Miß. Ich nehme den angenehmen Zufall für bedeutſames Vorzeichen."

Sie ſchlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

Ich ſah den Ring meiner Mutter an ihrem Finger glänzen. Dieſer Anblick that mir tief im Herzen wohl. Sie ſchien mir in dieſem Augenblick eine Blutsverwandte. Ich ſagte es ihr. Sie lächelte anmuthig und erwiederte: „Gold pflegt ſonſt wohl Verwandte zu machen in der Welt. Aber es bleiben doch nur Goldverwandte."

„Sie haben Recht, Miß; ich bin Ihnen indeſſen, das fühle ich, verwandt, wenn ſchon nicht durch Gold und Blut. Wollte Gott, ich dürfte das auch von Ihren Lippen hören."

„Mylord, warum nicht? Sie haben es ſchon oft gehört. Ich bin Ihnen durch ewige Dankbarkeit und Freundſchaft verwandt."

„Nichts von Dankbarkeit, Miß! Warum quälen Sie mich doch ſo gern mit Erinnerungen an etwas, das mir in Ihren Augen nur geringen Werth geben kann? Der roheſte Matroſe würde das Verdienſt um Sie gehabt haben können. Der Menſch will ja nicht durch das gelten, was er leiſtet, ſondern durch das, was er iſt."

„Aber, Mylord, man erkennt, was er iſt, durch das, was er vermag."

„So ſehen Sie mich in den Fall, Ihnen zu beweiſen, was ich vermag. Sehen Sie mich in den Fall, Ihnen Alles zu opfern, was ich Theures habe, mich ſelbſt."

„Wozu das? Es würde meine Achtung für Sie nicht erhöhen, Mylord. Ich halte Sie jeder großen Handlung fähig. Ich würde den Glauben an die Menſchheit verlieren, wenn Sie unter Ihrer Würde handeln könnten. Und dieſe Ueberzeugung gehört ſelbſt zu meinem Glück, auch — wenn ich's ſagen ſoll — zu meinem Unglück, zu meinem Schmerz und zu meinem Troſt."

„Ich verſtehe Sie nicht, Miß Mary."

„Vielleicht lehrt Sie es die Zukunft verſtehen."

„Miß Mary, Sie wiſſen, warum ich nach Schottland komme," ſagte ich nach einem langen Stillſchweigen, indem ich erwartet hatte, ſie würde ſich deutlicher erklären. Ich ſchloß ihre Hand in die meinige.

„Sie wollen Abſchied von uns nehmen, Mylord."

„Nein, Miß, ich komme mit dem Wunſch, nie von Ihnen Abſchied nehmen zu dürfen. Die Erfüllung dieſes Wunſches iſt mein höchſtes Glück. Sie können es gewähren. Mein Leben iſt nur durch S i e in ſich vollendet. Getrennt von Ihnen wird es ein halbes, zerriſſenes Leben."

Sie ward roth, antwortete nicht, und ſah vor

ſich nieder. In der Schönheit ihrer zarten Züge bewegte ſich ein Wiederſchein von, ich weiß nicht welchen Gefühlen ihres Innerſten.

„Mylord,“ ſagte ſie endlich unruhig, „könnten wir dieſe Unterredung abbrechen!“

Ich erſchrack und ahnete Böſes. „Abbrechen?“ ſagte ich, und es ward mir ſchwer, das Wort hervorzuſtammeln: „Und doch eben dieſe Unterredung entſcheidet über Leben und Sterben meiner geſammten Hoffnungen. Dieſer Unterredung willen kam ich nach Schottland. Aber — es iſt geſchehen. Ich gehorche. Sie iſt ſchon abgebrochen.“

Univ.-Bibl. München

„Ich glaube, es ſei beſſer!“ ſetzte ſie hinzu.

Ich konnte nicht antworten, ließ ihre Hand fallen, ſtand auf, ging unentſchloſſen durch den Kreis, überlegte und beſchloß auf der Stelle nach London zurückzukehren. Denn in der Nähe dieſes Weſens mochte ich nicht in Augenblicken länger athmen, die nur meine Leidenſchaft vergrößern konnten, und mich andern Pflichten unfähig gemacht haben würden. Ich kehrte zu ihr zurück. Sie ſaß noch in unveränderter Stellung auf dem Bänkchen, einer Träumenden ähnlich.

„Miß,“ ſagte ich zu ihr mit aller Selbſtbeherrſchung, die mir möglich war; „ich kenne mein Urtheil. Es iſt mir wohlthätiger, mich, ſobald ich kann, von hier zu entfernen. Ich

bitte um die Güte, mich zu Ihrem Großvater zu führen. Ich will dem ehrwürdigen Greise mein Lebewohl sagen."

„Was denn?" rief sie erschrocken und sprang auf: „Sie wollen nicht bei uns bleiben?"

„Wenn Sie fühlten, was ich leide, würden Sie sich grausam nennen, mich zum Bleiben aufzufordern. Ich ehre Ihren Willen, aber tragen Sie mit meiner Schwäche einige Nachsicht. Höflichkeit wäre in solcher Lage Versündigung an den menschlichsten Gefühlen. Daß ich gleichgültiger bin, als ich's zu sein wünschte und sogar fürchtete —"

„Wie, Mylord?" unterbrach sie mich, und ihre Augen standen unter Thränen: „Was denken Sie? Habe ich Ihnen je heucheln dürfen? Sie gleichgültig? Warum wollen Sie ungerecht sein? Gott weiß, wie viel ich leide, wenn Sie sich von uns trennen. Aber verlassen Sie mich nicht, indem Sie mich verkennen."

Die Heftigkeit, mit der sie die Worte sprach, erschütterte mich. „Miß Mary," sagte ich, „Sie setzen mich in neue Verwirrung. Ich glaubte vorhin zu verstehen, Sie weisen mein Herz zurück, indem ich um das Ihrige vergebens bitte. Ich habe mich nur der Macht meines Schicksals zu unterwerfen. Mein Wunsch ist, Ihnen ewig verbunden zu sein; mein Loos, mich ewig von

Ihnen zu trennen. Ihre Worte, Ihre eigenen Worte, Miß: „Halten Sie mich immerhin für Ihre Verlobte“ — oder, wie? hätten Sie den Brief nicht geschrieben? (Ich zog ihn hervor.) Ihre Worte gaben mir den Muth.“

„Ich schrieb den Brief,“ sagte sie still weinend, „und bereue ihn nicht. Vor meinem Gott, meinem Großvater und Ihnen habe ich kein Geheimniß. Und wär' ich Ihrer Freundschaft nicht würdig: Sie, wie kein Anderer, sind der meinigen würdig.“

„Miß!“ rief ich entzückt: „ich darf hoffen? ich darf dies schöne Herz, diese Hand die meinigen nennen?“

„Mylord, über das Herz hat mein Schicksal entschieden. Aber meine Hand fordern Sie vom Großvater, der allein zu verfügen das Recht hat.“

So sprach sie, und stand, ich möchte sagen, in demuthsvoller Hoheit vor mir, den Blick zur Erde gesenkt, und die gefaltenen Hände niederhangend. Ich betrachtete sie lange schweigend. Sie redete nicht weiter, und glich einer, die vom entscheidenden Wort, das sie gesprochen, ihr Loos erwarte. Ich schlug, mir selbst unbewußt, meine Arme um das heilige Mädchen, und zog es an mein hochschlagendes Herz. Ich weiß nicht, was ich sagte und stammelte. Meine Lippen berührten ihre erröthenden Wangen.

„Wer kann uns nun trennen?“ rief ich, wie einer der Seligen groß.

Sie lächelte zärtlich zu mir empor, und ſagte: „Die Seelen Niemand.“

Miß Mary mahnte mich, mit ihr ins Schloß zurückzugehen. Sie war wieder die blühende Heiterkeit, wie ich ſie ſonſt zu ſehen gewohnt geweſen; aber ſie, aber Alles, was mich umgab, ſchwamm in wunderbarer Verherrlichung vor meinen Sinnen. Ich trat in das einfache, doch geſchmackvolle Landhaus Dun-Oſſalins. Der Greis kam mir entgegen mit freundlicher Umarmung. Was ſoll ich dir, Harry, vom reizendſten Abend ſagen, den ich je erlebt habe? — Von Oſſalins freundlich-frommen und weiſen Unterhaltungen, die nur im heiligen Zorn zum Sturm werden, wenn er an des Hofes Mißgriffe, des Königs gewaltſames Verfahren und der Religionsparteien Hader erinnert wird? — Was von Miß Mary's ſeelenvollen Geſprächen? — Als Oſſalin ſich ſchon zur nächtlichen Ruhe begeben hatte, ſaßen Mary und ich noch am lauen Abend vor dem Hauſe, im Mondſchein, im Anblick des Meeres, beim Klange der Harfe. Jede Saite ſprach Worte! — aber ihre Stimme dann!

Wundere dich nicht, wenn ich Dichter werde. — Schon denk' ich mir die ſternenvollen Nächte

des Meeres, wie wir unter Mary's Harfentönen gen Maryland ſchweben.

19.

Die Entſcheidung.

London, den 30. Mai 1633.

Ich beende meinen Brief hier, meinen letzten an dich aus Europa. In wenigen Tagen, theurer Harry, reiſe ich ab. Vielleicht nie erblicke ich die Küſten des alten Vaterlandes wieder. Aber das Vaterland iſt auch nur noch ein Grab der Freuden. Ich verlaſſe es ruhig. Ich habe ein neues Leben nöthig.

Jetzt erſt verſtehe ich Mary's Reden, die mir ſo oft räthſelhaft geweſen ſind. Oſallin gab mir den Schlüſſel.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Newhouſe, da ich mit Dun-Oſallin einſam durch die Schatten des Parks ging, eröffnete ich ihm mein Herz. Ich ſagte ihm, wie ich Mary liebe, wie ich von ihr geliebt werde. Ich bat ihn um Mary's Hand.

Oſallin ſchloß mich mit Bewegung ſeines ganzen Gemüths an ſeine Bruſt. Er hatte die Augen voller Thränen. Er konnte lange nicht reden. „Ich muß mich erſt faſſen," ſagte er, „ruhen wir einen Augenblick." Wir ſetzten uns

auf eine Bank am Wege unter einem breiten Ahorn.

Nach einer Weile sagte der Greis, indem er mit Wärme meine Hand ergriff: „Mylord, ich weiß Alles. Sie lieben meine Enkelin; aber Sie werden von ihr noch zärtlicher wiedergeliebt. Und Sie verdienen es. Ich kann meinem Kinde in allen drei Königreichen keinen Mann wählen, der desselben würdiger wäre, als Sie es sind, Mylord. Der Herr segne Sie. Ich bin Ihnen Großes schuldig. Könnte ich Sie vom Blutgerüst loskaufen, ich trüge mein Leben fröhlich für Sie auf's Blutgerüst. Wären zu Ihrem Wohl meine Besitzungen alle erforderlich, ich würde den Stab ergreifen, von hinnen wandern, Ihnen Hab und Gut ohne Anders überlassen. Alles; nur eine Seele kann ich nicht veräussern, die mir Gott vertraut hat, und welche der Richter der Todten von mir fordern wird an jenem Tage. Mary ist in den reinen Grundsätzen der evangelischen Lehre auferzogen, Mylord; und Sie sind Feind dieser Lehre, Anhänger des römischen Papstes, Katholik! — Mylord, Mary ist Ihr Eigenthum, sobald Sie aufhören, dem Papste zu gehören. Sie kann es sonst nie werden; ich möchte in hohem Alter mich nicht der Sünde gegen den heiligen Geist, nicht des Aergernisses schuldig machen, welches ich allen Rechtgläubigen geben würde."

Diese Worte stürzten mich plötzlich aus dem Himmel. Lange konnte ich nichts erwiedern. Endlich versuchte ich mit aller Beredsamkeit, deren verzweifelte Liebe fähig ist, den hartnäckigen Sinn des Greises zu beugen. Ich stellte ihm vor, daß er, daß Maria mich verachten müßten, wenn ich nicht aus innigster Ueberzeugung, sondern um eines irdischen Gutes, selbst des höchsten aller irdischen Güter willen, meinen Glauben tauschen könnte; daß, wenn ich Heuchelei triebe, ich mich verachten müßte; daß ich, bei meiner Ehrfurcht für jedes christliche Glaubensbekenntniß, Marien nie in ihren Ueberzeugungen stören, selbst die Erziehung der Kinder im Glauben der Presbyterianer gestatten würde; daß ich nicht denken könne, dieser Glaube verbiete die Ehe mit Christen anderer Kirchen, und wolle, statt Glück in der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, Zwietracht und Elend gründen, und eben hier Mariens und mein lebenslängliches Leiden stiften.

Ich sprach lange, ich sprach warm und überzeugend. Der Alte fühlte sich erschüttert. Ich benutzte den Augenblick seiner Rührung, da er schwieg und nichts zu erwiedern wußte, und bat ihn, wenigstens seiner Enkelin die Freiheit zu geben, daß sie selbst entscheiden könne. Wolle sie nicht in die Ehe willigen, ohne daß ich mich vom Glauben meiner Väter losgeschworen haben

würde, ſo verſprach ich von allen Wünſchen abzuſtehen.

Dun-Oſallin beſann ſich einen Augenblick und erwiederte dann: „Ich gebe Marien die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen. Willigt ſie in Ihre Wünſche, Mylord, ſo mag es geſchehen. Dann werde ich Schottland verlaſſen, und ſie Ihnen ſelbſt nach Amerika zuführen. Ja, erlauben es die Geſchäfte meines Hauſes, welche zuvor beſtellt ſein müſſen, und können Sie Ihre Abfahrt um einige Zeit verſchieben: ſo begleite ich Sie mit Marien über den Ozean. Gleichviel, wo meine Aſche ruhe. Ich bin überall in der Hand Gottes. Ihnen bin ich Alles ſchuldig; Ihnen das ſchwerſte Opfer. Nun habe ich's gebracht. Ich bringe es, und bricht mir auch das Herz. Mary ſoll frei über ihre Hand, über Sie und mich entſcheiden. Nun dann, wie der Herr will."

Er ſtand auf. Wir gingen in's Haus zurück. Mary ward berufen. Dun-Oſallin, ſeine Enkelin und ich ſtanden allein. Der Greis theilte der Hocherröthenden treu den Inhalt unſers Geſprächs, dann meinen Antrag, dann ſeine Entſchließung mit. „Du biſt frei, Mary, über deine Hand zu entſcheiden. Ich ſchweige. Was du willſt, ſoll mein Wille ſein; zu Allem bin ich ergeben. Ich verlange nicht plötzliche Erklärung von dir. Gehe

in dein Kämmerlein. Trage im frommen Gebet deine Sache dem Herrn vor. Erwarte, was dir Gottes Geiſt eingibt. Danach handle; nicht nach irdiſchem Wiſſen. Deine Erleuchtung komme von oben. Die Sonne des Tages nicht ſoll dir ſcheinen, und der Glanz des Mondes ſoll dir nicht leuchten: ſondern der Herr muß dein ewiges Licht ſein, und Gott ſoll dein Preis ſein. Dann wird deine Sonne nicht mehr untergehen, und dein Mond nicht den Schein verlieren. Denn der Herr muß dein ewiges Licht ſein, und die Tage deines Leidens ſollen ein Ende haben."

Miß Mary ſtand mit geſenkten Augen und gefalteten Händen. Als der Greis ſchwieg, ſagte ſie nach kurzer Stille: „Ich bedarf keiner Bedenkzeit. In gemeinen Lebensdingen, wo menſchlicher Witz Vortheile und Nachtheile abwägen ſoll, mag gut ſein, Friſt zu haben. Wo es Pflichten angeht, iſt nur der Schwächling im Zweifel. Das Gewiſſen entſcheidet ſchneller und beſtimmter, als alle Klugheit. Ich hatte längſt um Erleuchtung gebeten von oben."

Dann ſchwieg ſie, warf einen Blick voll unausſprechlicher Holdſeligkeit auf mich, trat zu mir, ergriff meine Hand, und ſagte: „Dieſem Manne hier, theurer Großvater, ſind du und ich Alles ſchuldig. Dadurch gehöre ich ihm. Und wären wir ihm nichts ſchuldig, auch dann würde ich ihm

gehören, nicht weil ich wollte, ſondern weil ich nicht anders könnte. Ich bin ſeine Anverlobte. Du weißt es. Auch Mylord weiß es. Ich würde, ich könnte nie eines Andern ſein. Weil er mich gefordert, betrachte ich mich als ſeine Braut. Hätte er mich nie gefordert, er wäre dennoch der Auserwählte meiner Seele, dieſe Wahl aber ewig das Geheimniß meiner Bruſt geblieben."

Sie ſchwieg. Sie verbarg ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch und trocknete ihre ſchönen Augen. Ich ſtand mit pochendem Herzen da. Dun-Ofalin ſchlug mit ernſtem Blick die Hände gefaltet zuſammen und ſprach leiſe vor ſich: „Was Gott zuſammengefügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden." Es ging über ſeine Seele, über ſein Antlitz eine Wolke.

Mary fuhr fort: „Mylord gehört nicht zu unſerer Kirche. In einer andern geboren, ſind deren Grundſätze ſeine Gewohnheit oder Ueberzeugung. Aber er faltet die Hände zu demſelben Gott der Barmherzigkeit, wie ich; er beuget ſeine Knie vor demſelben Jeſus, wie ich; er erwartet mit mir einerlei Auferſtehung, einerlei Gericht, einerlei Erlöſung, einerlei Ewigkeit. Die Verſchiedenheit unſerer Glaubensarten, Meinungen und Erkenntniſſe kann nicht unſere Liebe zerſtören. Wie könnte die Mutter denn ihr Kind länger lieben, da der innere Glaube, die Erkenntniß und

Meinung von heiligen Dingen, nothwendig andere sind in der Mutter, als in dem Kinde? Also darf ich, soll ich meine Hand dem Lord Baltimore nicht verweigern, wenn diese Hand auch nur den kleinsten Stein zum Gebäude seines Glücks tragen kann."

Bei diesen Worten schluchzte Miß Mary laut. Sie war ihres Schmerzes, ihrer Thränen nicht länger mächtig. Sie sank auf einen Sessel, und verhüllte ihr Gesicht. Der Greis stand finster an einen der Marmorpfeiler des Saals gelehnt. Von meinem eigenen Zustande kann ich keine Rechenschaft geben, so drängten sich in mir Bewunderung, Trauer, Freude, Mitleid, Hoffnung und Furcht.

Plötzlich stand Miß Mary auf, ernst, mit großer Fassung. Sie reichte mir die Hand, und sagte: „Leben Sie wohl, Mylord. Sie haben die Stimme meines Innersten vernommen. Nun wissen Sie, daß ich, was mich betrifft, keines Andern sein will, als Ihnen. Dies sei Ihnen und mir genug. Ich aber gehöre mir nicht. Ich gehöre diesem mir über Alles theuern Greise. Ihm bin ich ältere Verpflichtungen schuldig. Auch diese sind heilig. Er kann mich großmüthig loszählen von diesen Verpflichtungen; aber ich mich nicht. Unsere Vermählung widerspricht nicht seinen Wünschen für unser Glück, nein, seinem Gewissen. Darum will er mir Freiheit geben, über mich zu verfügen, damit sein Gewissen unbeschwert bleibe.

Aber er kann mir nicht die Freiheit geben, ſein Herz zu brechen. Es würde ihm gebrochen werden, wenn er ſich in mir einen Augenblick getäuſcht fände. Mylord, beweiſen Sie ihm und mir, daß Ihnen Ihr Glaube Muth und Größe gibt, mit Ruhe auch das Schwerſte zu tragen; ſo wie mein Glaube mir Kraft verliehen hat, den größten Kampf zu beſtehen, welchen ich gekämpft. Daran ſollen wir erkennen, daß er göttlicher Natur ſei. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich."

Dun-Oſallin erhob ſich. Zwar den großen Sinn ſeiner Enkelin preiſend, ſuchte er ihr einzureden, daß ſie nicht auf den Greis achten ſolle; daß das Wohl zweier Menſchen die Zufriedenheit eines einzigen aufwiegen müſſe. Sie widerſprach mit abgebrochenen Worten. Ich endete den edelmüthigen Streit des Greiſes und der Enkelin, indem ich Mary's Hand küßte und ihr ſagte: „Miß, ich liebe Sie, ich bete Sie an. Werden Sie Zeuge, daß ich Ihrer würdig bin." Damit verließ ich das Zimmer und eilte ins Freie, befahl einzupacken, anzuſpannen, und kehrte zurück, um Abſchied zu nehmen.

Oſallin und Mary weinten. Oſallin ſegnete mich. Er führte die Enkelin in meine Arme. Sie mußte mir den Kuß der Verlobung geben. „Mylord," ſagte der Alte, „welche Wahl ich treffen mag, ſie iſt mein Schmerz. Mylord, ich

konnte Mary zu keinem andern Gedanken bewegen. Aber betrachten Sie sie als Ihre ewige Braut!"

Genug, Harry, wir schieden. Ich kam nach London zurück. Schon habe ich mich am Hofe beurlaubt. Der König entließ mich gnädig. Alles zur Abreise ist bereit. Vor einigen Wochen schon sind die Schiffe mit Arbeitern und Vorräthen abgesegelt. Es ist jetzt die Einschiffung der übrigen Edelleute mit mir beschlossen.

Ade, Harry! Ade, Vaterland!

Ich wünschte oft, einmal unglücklich zu werden, um mich kennen zu lernen. Bin ich noch nicht unglücklich? Geliebt bin ich, und verworfen. Alle Erwartungen sind zerrissen. Meine erste und letzte Liebe! Ich, kein Verbrecher, muß das Vaterland meiden, in die Einöden über das Weltmeer ziehen. — Harry, bin ich noch nicht unglücklich? Ich muß dich verlassen, du mein Einziger! Beklagst du mich? — Nein, Harry, ich bin ruhig. Es ist etwas in mir, das heiter ist, und über dem Schutt aller Hoffnungen grün blüht. Ich bin glücklich. Harry, folge mir über das Meer!

20.

Die neue Welt.

Baltimore in Maryland, den 3. Okt. 1633.

Empfange, o theurer Harry, die ersten Grüße aus der neuen Welt, in der ich schon einheimisch

geworden bin. Europa iſt vergeſſen, nur du nicht, o meine mir verbrüderte Seele, und — noch eine!

Die Fahrt über das Weltmeer konnte nicht glücklicher ſein, als ſie war. In ſolcher Geſellſchaft floh die Langeweile, die gewöhnlich Seereiſen beſchwerlich macht. Wir lebten der Zukunft, und ergötzten uns an Entwürfen großer Art und rieſenhaften Idealen von unſern Schöpfungen.

Wir fuhren in die Cheſapeakbai ein, und ſuchten den Hafen, welchen die Papiere meines Vaters als einen der vortrefflichſten in der Welt gerühmt hatten. In der That gelangten wir in einen ſolchen, aber er zeigte uns bald eine neue Oeffnung, die kaum einen Büchſenſchuß groß iſt, und durch welche wir in einen zweiten, innern, vor allen Stürmen geborgenen gelangten, deſſen von Gebüſchen und Wieſen maleriſch umgebenes flaches Ufer rings ein weites Waſſerbecken umſpannt. Hier hätten über tauſend Schiffe bequemen Raum.

Bei der Fahrt durch die Oeffnung donnerten uns Kanonengrüße freundlich an. Wir ſahen Hütten am Ufer, Menſchen, Rauch und Freudenfeuer. Es war ein prachtvoller Sommermorgen. Das Geſchütz unſers Schiffes erwiederte den Gruß. O welch ein Augenblick, als ich nun unter dem fortwährenden Schall der Kanonen ausſtieg, als ich unſere Auswanderer alleſammt erblickte, fried-

lich mit nackten Urbewohnern des Landes vermiſcht; als man mich frohlockend mit dem Geſchrei: Freiheit! Freiheit! empfing, und mit Vivat, während vom Schiffe: Vivat und Freiheit! zurückgejauchzt ward.

Harford und Elkton kamen mir entgegen. Wir umarmten uns mit Thränen der Luſt. Ich wartete die Ausſchiffung unſerer Mannſchaft ab. Es war ein Schauſpiel einzig in ſeiner Art, dies Gewühl der Ankömmlinge, ergriffen von den verſchiedenſten Empfindungen in der neuen, fremden Heimath, wo ſie den Reſt ihres Lebens verathmen, einſt ihre Aſche ruhen laſſen wollten. Dann führte man mich in ein hölzernes Haus, welches ſie als das erſte für mich aufgerichtet hatten. Ich habe acht Zimmer; alle bequem und mit meinem Hausgeräth wohl beſetzt. Daran ſtößt für die Verſammlungen des Kolonialrathes ein geräumiger Saal. Ich überſehe aus dem Fenſter den großen Waſſerſpiegel des Hafens, die langen Reihen von Zelten, Erdhütten, Magazinen und kleinen, aus Holz gezimmerten Häuſern; das regſame Leben der Koloniſten, vergrößert durch die ab- und zugehenden gutmüthigen Indianer mit ihren Weibern und Kindern. Dieſe ſind ſehr zutraulich. Harford hatte ihre Freundſchaft ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft gewonnen; in förmlichen Verträgen mit den Häuptern der Stämme das Recht zur Nie-

derlaſſung und zum Anbau in der ganzen Gegend am Potowmak und hier am Strom Patapsco erkauft; ihnen reiche Geſchenke gemacht, und Bündniſſe mit ihnen, wie mit andern entfernten Stämmen, geſchloſſen.

Dieſe freundlichen Naturmenſchen, welche wir Europäer Wilde nennen, weil ſie frei und nicht Sklaven ſind; die wir dumm heißen, weil ſie ehrlich, wahrhaft und treu ſind; die wir als rohe Halbmenſchen betrachten, weil ſie unſere Laſter nicht kennen; die wir Heiden heißen, weil ſie einander nicht der Religion willen kerkern, foltern, auf Scheiterhaufen verbrennen, oder von Haus und Hof treiben, ſondern mit Demuth und Ehrfurcht vor dem unſichtbaren großen Geiſt beten, — dieſe ſind unſere hilfreichen Nachbarn. Sie führen uns in ihre Wälder, nun die unſerigen; lehren uns die Eigenſchaften der Holzarten, der Geſträuche, Kräuter und Thiere; ſie haben unſere Weiber in der Kunſt unterwieſen, Brod aus Mais zu backen; ſie ſind unſere Jäger, und verſorgen uns mit ſchmackhaftem Wilde aller Art. Genug, wir wären ohne den gefälligen Beiſtand dieſer Indianer mit unſern Arbeiten zur Niederlaſſung noch nicht den vierten Theil ſo weit, als wir wirklich ſind.

Für die Aernten des künftigen Jahres ſind die Felder gewählt, ausgemeſſen, vertheilt, aufgebro-

chen, beſtellt. Wirklich iſt der künftige Hauptort der marylandiſchen Kolonien von Elkton und Harford ausgeſteckt; und die Baumaterialien werden fort und fort herbeigeführt und vorbereitet. Alles iſt Thätigkeit. Man hört das Hämmern der Schmiede; das Schlagen der Zimmerleute; links und rechts in mäßigen Fernen ſteigt Rauch der Kalköfen empor; von Zeit zu Zeit dröhnt der Donner geſprengter Felſen.

Baltimore, ſo will man mir zur Ehre den erſten Sitz unſerer Niederlaſſung nennen, wird nach Elktons Entwurf ſehr regelmäßig aufgeführt werden, mit ſchnurgraden Straßen, die ſich einander in rechten Winkeln durchſchneiden. Es iſt im Plan auf die Zukunft und das Wachsthum der Kolonie Bedacht genommen. Dem Hafen zunächſt ſollen die Schiffswerften, die Waarenmagazine ſtehen, und ſo ſich um den Hafen im Halbkreis die Gebäude der neuen Stadt legen, mit geräumigen, heitern Gaſſen und großen öffentlichen Plätzen. Die Hauptſtraße, welche die künftige Form der ganzen Stadt beſtimmt, ſoll eine Breite von neunzig bis hundert Schuh erhalten. Die Stadt lehnt ſich an das ſüdliche Ufer des Patapsco, der hier ſeine Wellen ins Meer gießt.

Der Sommer iſt ſehr heiß, heißer als der portugieſiſche, doch die Seewinde kühlen die Luft, und das Land iſt quellenreich. Reizend hingegen iſt

die herbstliche Jahreszeit; wie schön müssen hier die Frühlinge blühen! Schon habe ich, begleitet von Freunden und Häuptern der indianischen Stämme, wochenlang die benachbarten Landschaften durchstreichen. Ich habe in den Hütten der Indianer frohe Tage genossen, und ihren Edelsinn, ihre Einfalt, ihre Kunst bewundert.

21.

Die ersten Fortschritte der Kolonie.

Ja, Harry, ich empfinde in diesen weiten, schönen Einsamkeiten Marylands ein nie gekanntes Glück, eine Harmlosigkeit, eine Seelenruhe, von der ich in Europa nur schwache Ahnungen hatte, wenn ich mit dir Tage lang in wenig besuchten Thälern, oder auf Gebirgen umherirrte, und wir an einem Gießbach unser Mittagsmahl, oder unter einem Baum unser Nachtlager nahmen.

Ich fühle mich gestärkt, erfrischt, rein, wie aus erquickendem Bade gestiegen. Ich bin der Natur wiedergegeben. Ich begreife, warum der Indianer unsre europäische Kultur verschmäht und Freiheit vorzieht.

Wir rüsten uns nun auf den Winter. Er soll nach Aussage der Indianer streng sein. Wir bauen Keller und Erdhütten. Auch ein geräumiges hölzernes Haus ist zur Kirche geweiht. Die meisten Ansiedler sind katholischer Religion, doch

einige Familien gehören zur presbyterianischen und bischöflichen Kirche. Die Ankunft einiger Kaufleute aus Virginien, wo unsere Niederlassung bekannt ist, — sie sind unsre nächsten Nachbarn an der Chesapeakbay, — war uns erwünscht, durch Handel mancherlei Bedürfnisse zu befriedigen. Denn, wie sorgsam auch Elkton in England gewesen, uns mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen, bemerken wir doch an Ort und Stelle erst, was wir nöthig haben. Eben diese Kaufleute führten bittere Klagen über die Einschränkungen, welche England ihrem Handel machen wolle; über die ausschließlichen Privilegien einzelner Häuser; über Mangel der Ordnung in der Kolonie, die, obgleich schon älter, als die unsrige, nur noch im Werden sei. Als sie die Freiheiten unserer Kolonie, und die Grundsätze vernahmen, auf welchen Marylands Wohlstand und Glück beruhen sollte, priesen sie uns selig, weissagten uns schnelles Aufblühen und baten um Erlaubniß, sich mit andern Unzufriedenen aus Virginien bei uns ansiedeln zu können. Aber die meisten derselben sind protestantischer Religion, so wie bei uns die meisten katholischen Glaubens sind.

Dies veranlaßte mich, an einem Sonntage die Bürger unserer Niederlassung versammeln zu lassen. Zwar kannten alle schon die von mir vorgezeichneten Bedingungen, unter welchen ich die Auf-

nahme von Koloniſten in Maryland geſtattet habe; aber ich wollte, das Volk ſelbſt ſollte den Werth der Bedingungen anerkennen; ſeinen Willen ausſprechen; folglich vollkommene Religionsfreiheit den Chriſten aller Glaubensbekenntniſſe geſtatten, ſo daß keine Kirche irgend Vorrecht zu genieſſen habe, und jeder Bürger von Maryland dem andern in bürgerlichen Rechten gleich ſtehe. Ich wollte, es ſolle von Allen, als freie eigene Ueberzeugung, ausgeſprochen werden, daß hier der Prieſter jeder Glaubenspartei nur Staatsbeamter, oder Beamter der Gemeinde ſei, kein Glied eines unſichtbaren, vom Vaterlande getrennten, unter dem Namen Kirche beſonders beſtehenden Staates. Ich wollte, es ſollte ausgeſprochen werden, daß hier das europäiſche Geſetz vom Unterſchied edeln und unedeln Geblüts, der Unſinn des Vorzuges durch Zufall der Geburt, auf ewig vernichtet werde, und der Menſch nur das gelte, was er durch Herz und Geiſt werth iſt, nicht wozu ihn Adelsbrief, ein Stammbaum, ein Ordensband ſtempelt. Ich wollte, es ſollte ausgeſprochen werden, als Grundſatz einer künftigen Staatsverfaſſung von Maryland: daß das ganze Volk auf die Geſetzgebung Einfluß habe durch ſelbſtgewählte Stellvertretung in einem Oberhauſe und Unterhauſe, damit die Sache beſtehe, auch wenn ich früher mit Tode abgehen würde, ehe die Kolonie in Bluthe ſteht.

den Stuhl Petri zu Rom. Aber der wahre Katholik unterſcheidet das Oberhaupt der Kirche und deſſen Befugniß zur Erhaltung der Einheit des Glaubens von der weltlichen Herrſchaft des römiſchen Hofes. Der heilige Vater verdient als Biſchof der Kirche Ehrfurcht und Gehorſam, aber in weltlichen Dingen hat er nicht weiter, als bis an die Grenzen ſeines italieniſchen Landes, zu befehlen. Daher kann der katholiſche Prieſter allerdings guter Bürger des Vaterlandes, unabhängig von fremden Machtſprüchen ſein.“

Die ganze Gemeinde ſtimmte bei. Die virginiſchen Kaufleute waren entzückt. Sie ſagten mir mit Zuverſicht eine große Einwanderung der Ihrigen zu. *) — —

III.

Die Nemeſis.

Baltimore, Mai 1634.

Ich habe mit einem Schiffe, welches uns Waaren aus England brachte, die noch zurückgeblieben waren, Nachrichten von daher; auch Briefe von dir, mein Herr. Wie entzückten mich die Hoffnungen, welche du mir gibſt, vielleicht dieſes Jahr

*) Von hier an iſt Lord Baltimore's Briefwechſel ſehr unvollſtändig. Es finden ſich nur wenige ſeiner Schreiben vor.

noch Bürger von Marysland zu werden. Aber wenn du den Plan ausführen willſt, Konſtantinopel und Griechenland zu ſehen, verzweifle ich an deinem baldigen Ankommen bei uns.

Sheton, mein Verwalter, meldet mir auch, wie ganz unvermuthet der Böſewicht entdeckt worden iſt, welcher mir einſt mörderiſch nach dem Leben trachtete. Es war nicht politiſcher oder religiöſer Wahnſinn, der den Dolch gegen mich ſchliff, ſondern, du wirſt erſtaunen, verliebte Eiferſucht. Ein gewiſſer Fracaſtelli, im Hauſe Dun-Oſallins, der die ſchöne Miß Mary mit Leidenſchaft liebte, ihretwillen und ſich bei Dun-Oſallin einzuſchmeicheln und wichtig zu machen, von der katholiſchen Kirche zu den Presbyterianern übergegangen war, lebte ſeitdem in der Nähe Mariens, als ihr Lehrer auf der Harfe und als Dun-Oſallins Geheimſchreiber. Er verbarg der Tugendhaften ſeine Leidenſchaft, ſo lange er keine Ausſicht hatte, ihr ſolche für ſich einzuflößen. Ihm war Mariens Neigung zu mir nicht entgangen, darum beſchloß er, mich aus der Welt zu ſchaffen. Aber ſtatt meiner ward bald ein Anderer der Gegenſtand ſeines Haſſes. Sir Lindley, ein junger reicher Edelmann, naher Verwandter des Lord Douglas, eifriges Haupt der Presbyterianer, Grenznachbar von Dun-Oſallins Beſitzungen, erſetzte nach meiner Abreiſe meine Stelle in Dun-Oſallins Hauſe.

Es ſcheint, er ward gern geſehen. Es ſcheint, Dun-Oſſalins Wunſch ſelbſt ſei geweſen, ihn mit ſeiner Enkelin zu vermählen. Es ſcheint, die fromme Mary habe im Gehorſam und in unbedingter Liebe gegen den Großvater zuletzt ſelbſt das in meiner Gegenwart gegebene Wort vergeſſen wollen, meine ewige Braut zu bleiben. Genug, Fracaſtelli fand Urſache zu neuer Eiferſucht. Er überfiel auf einer Reiſe im Walde den jungen Lindley meuchelmörderiſch. Dieſer vertheidigte ſich. Beide wurden todtlich verwundet vom Platz getragen. Fracaſtelli geſtand vor den Gerichten die Urſache ſeines Verbrechens, und ſterbend auch das an mir verübte.

Von Miß Mary habe ich, ſeitdem ich England verließ, keine weitere Nachrichten. Ich aber habe mich überwunden. Meine Liebe iſt unſterblich, wie meine Seele. Doch vergeſſen habe ich eitle Träumereien und Wünſche. Wollte Gott, auch die edle Mary dächte ſo. Möge die Tugendhafte glücklich ſein. Wäre ſie glücklich, ich würde ohne Schmerz hören, daß ſie die Gemahlin eines Andern geworden.

Kommſt du im Herbſt zu uns, wirſt du eine Stadt erblicken, wo noch vor einem Jahre Einöde war. Ununterbrochen ward den ganzen Winter hindurch gearbeitet. Schon ſieht man ganze Stra-

ßen aufgeführt, doch meiſtens bloße Gerippe von Gebäuden, der Zimmerleute Werk. Mit unglaublicher Ungeduld, ſelbſt nicht durch die rauhe Jahreszeit gelähmt, ſchreitet Alles, vom Größten zum Kleinſten ans Werk. Künftigen Winter ſchon bewohnen wir die neuen Gebäude.

Der Frühling hat hier eine Pracht, wie der neapolitaniſche kaum kennt. Ueber Alles hoffnungsvoll ſtehen unſere Felder. — Aber was mehr, denn dies Alles, mich erquickt, iſt Eintracht, Freundſchaft aller unſerer Koloniſten unter einander, und fortdauernde Dienſtgefälligkeit der guten Indianer. Wir und dieſe ſind nur zwei verſchiedene, aber engbefreundete Familien.

Meine Tage ſind mehr Genuß, als Arbeit. Der erſte Winter in Amerika verſtrich ſchnell. Es fehlte uns, neben der Menge der Geſchäfte, nicht an Vergnügungen. Bei mir war faſt jeden Abend Geſellſchaft. Meine Freunde, ihre Gemahlinnen und Töchter, unter denen einige ſehr liebenswürdige ſind, betrachtete ich als Hausgenoſſen. Muſik, Geſang, Vorleſungen, Tänze, geſellige Spiele aller Art verſchönerten die Abende und Feſttage. Wir leben mit unſern Handwerkern und Ackerleuten auf dem vertraulichſten Fuß. Unſer Umgang veredelt ihre Sitten, oder verhütet das Verwildern derſelben. Wir machten abwechſelnd Beſuche bei ihnen; ſetzten uns unter dem Dach ihrer Erd-

hütten, die ſie ſehr artig und ſauber eingerichtet haben, in den Kreis ihrer Familie; erforſchten ihre Bedürfniſſe, und trachteten, den dringendſten abzuhelfen. Frauen und Töchter unſerer Edelleute haben ſich vereint, die allgemeinen Krankenpflegerinnen der Kolonie zu ſein. Man ſieht ſie beſchäftigt, das Hausweſen der Koloniſten zu verbeſſern. Wir haben einige gute Aerzte; aber was noch beſſer iſt, wenige Kranke. Das Klima iſt ſehr geſund.

Der erſte Zug virginiſcher Einwanderer iſt wirklich angelangt, mehrere hundert Menſchen. Meiſtens ſind es Deutſche. Aus England werden uns neue Schaaren angekündigt; eben ſo aus Holland. Unſere Arbeiten vermehren ſich. Wir haben von den Indianern neue weitläufige Landſchaften durch Kaufverträge gewonnen. Es wird an Gründung von zwei neuen Ortſchaften gedacht. Der Kolonialrath hieß die dazu von Elkton entworfenen Plane gut.

Welch ein Zauber liegt in dem ſüßen Gefühl der Freiheit! Es gehört für mich zu den Unbegreiflichkeiten, daß die Könige Europens ſich ſcheuen, ihren Unterthanen dies Hochgefühl zu gewähren, durch welches ihre Thronen die ſtärkſten, ihre Staaten die blühendſten werden müßten. Denn der Menſch, welcher, ſtatt Befehlen,

selbstgegebenen Gesetzen gehorcht, gehorcht freudiger. Wer sein Feld baut, ohne Sorge, daß, vom Luxus der Höfe, von der Finanzkunst der Plusmacher, ihm ein großer Theil von den Früchten entrissen wird, gibt freudiger, sobald er überzeugt ist, er gibt für das Vaterland. Wer da weiß, er gelte durch nichts, als durch seine Tugend, wird tugendhafter. — Harro, ich beneide keinem Monarchen der alten Welt die Krone. Ich bin König eines freien Volks; bin nur der reichste Eigenthümer, ausserdem der erste Diener Aller, und der ärmste Taglöhner hat vor dem Gesetz gleiches Recht, wie ich. Und wollten meine Mitbürger heute meine Unterthanen werden, ich möchte nicht ihr Herr sein.

Aber bei euch in der alten Welt ists anders. Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog, und die Barbarei über das weiland erleuchtete Asien ihre Nacht verbreitete, und schon Griechenland, den Pontus bedeckt und Aegypten: so wandert auch die Freiheit westwärts, und orientalischer Despotismus rückt aus Asien über Konstantinopel gegen Europa. Wer kann es sagen, wie asiatisch dies Europa in einigen Jahrhunderten werden wird, inzwischen Amerika im Licht der Freiheit, Wissenschaft und Kunst strahlender geworden sein wird?

22.

Die Familie des Kapitäns.

Baltimore, September 1635.

Das alſo war's, mein glücklicher Harry, was dich Jahre lang an Italien feſtband? Aber nun, Heil dir, du biſt von Hymen für deine ausdauernde Liebe gekrönt! Die ſchöne Franziska iſt die Deinige. Mit Freudenthränen las ich die Zeilen, welche deine Gemahlin für mich den deinigen beigeſchloſſen hat. Aber ich übe Vergeltung, ſo ſchön und gut ich kann. Auch meinen Brief begleitet ein Briefchen von weiblicher Hand an dich und deine Franziska.

Ja, Harry, ich bin vermählt. Ich darf dir nicht erſt ſagen, daß ich glücklich bin.

Im April dieſes Jahres kam die Fregatte Reyenthe im Hafen von Baltimore an. Kapitän Morland brachte uns einige Familien aus Irland, und Waaren und Briefe aus England. In der Geſellſchaft des Kapitäns waren, wie ich vernahm, einige vornehme Frauenzimmer, und ich erfuhr von ihm, es ſeien ſeine Gemahlin, ſeine beiden Töchter und ſein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, welche ihn auf der Fahrt nach Weſtindien begleitet hatten. Da Sir Marble, der Aufſeher unſers Seeweſens, Morlands alter Freund iſt, zog Morland mit ſeiner Familie zu

Marble, der in der Stadt eins der schönsten Häuser besitzt.

Ich machte den Frauenzimmern sogleich folgenden Tages nach ihrer Ankunft Besuch. Die Damen hatten die Seereise mit seltenem Glück überstanden; nur der junge Morland war unpäßlich und mußte das Bett hüten. Miß Cöleſtine, die jüngſte von Morlands Töchtern, blendete mich faſt durch ihre ſeltene Schönheit; noch mehr durch ihren Geiſt. Wir wurden auch bald mit einander vertrauter. Marble gab uns ein prächtiges Gaſtmahl. Ich lud ihn und die liebenswürdigen Fremden auf den folgenden Tag zu mir ein. Abends beim Abſchiede ſagte Miß Cöleſtine: „Mylord, vorausgeſetzt, daß unſere Koffer vom Schiff bis dahin hergebracht ſind, werde ich Ihnen morgen eine Freude machen. Man hat mir in London Briefe für Sie zugeſtellt.“

Am andern Tage kam die Geſellſchaft zu mir in das Gouvernementshaus. Miß Cöleſtine wünſchte die Einrichtungen des Gebäudes zu ſehen. Ich führte ſie mit Vergnügen durch alle Zimmer. Ich ſtand eben mit ihr allein am Fenſter meines Bibliothekzimmers, und zeigte ihr die reizende Ausſicht über das Meer und die Umgegenden, als ſie ſagte: „Mylord, damit ich's nicht vergeſſe!“ Bei dieſen Worten erröthete ſie, zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir mit zitternder Hand. Ich

konnte mir durchaus die Gemüthsbewegung nicht erklären, von der ich ſie ergriffen ſah. „Leſen Sie, Mylord!“ ſagte ſie mit leiſer Stimme.

Ich erbrach den Brief. Harry, denke dir mein Erſtaunen! es war der erſte Brief von Miß Mary, den ich ſeit meiner Entfernung von England empfing. Mit jeder Gelegenheit nach Europa hatte ich ihr und ihrem Großvater geſchrieben; nie Antwort empfangen. Als ich Mariens Handſchrift und Unterſchrift erkannte, ſchwanden mir faſt die Sinne. Ich warf mich auf einen Stuhl. Ich las und las den Brief zehnmal. Sie meldete mir den Tod ihres Großvaters; die Veränderungen in ihrem Hauſe, und wie ſie London zum bleibenden Aufenthalt gewählt habe. Ihre ganze große, fromme, reine Seele athmete mich mit dem Ausdruck der zarteſten Liebe aus dieſen Zeilen an. Ich drückte das Blatt an meine Lippen; ich brach in Thränen aus; ich ſprang auf; ich durchlief einigemal den Saal; ich hatte Miß Cöleſtinens Gegenwart durchaus vergeſſen.

Wie ich Cöleſtinen wieder erblickte, ſah ich ihr ſtilles Weinen. Ich erſchrack. Ich bat ſie um die Urſache ihrer Thränen; ich entſchuldigte den ſeltſamen Ungeſtüm meines Betragens; ich ſagte ihr, von wem der Brief ſei, und ſagte ihr Alles. „Und ich weiß ja Alles!“ erwiederte ſie: „Miß Mary ſelbſt hat mir Alles offenbart. Ich habe

die Ehre, eine der beſten Freundinnen dieſer Vortrefflichen zu ſein."

Nun, Harry, dieſe Worte! Ich ſtand in Flammen. Nachrichten von Marien! Ihre eigene Freundin konnte mir von ihr erzählen! Alles, Alles, hunderttauſend Kleinigkeiten mußte ſie mir berichten und wiederholen. Ich aber ward des Fragens und Hörens nicht ſatt. Auch vom Tauſch der Ringe ſogar wußte Coleſtine, und ich zeigte ihr an meinem Finger Mary's Ring. „O, wenn mich Miß Mary liebt," ſeufzte ich, „warum begleitete ſie nicht ihre ſchöne Freundin über das Meer?"

„Warum fordert Mylord Baltimore von einer Geliebten mehr, als er der Geliebten ſelbſt leiſtet?" erwiederte Miß Coleſtine.

„Aber glauben Sie, daß Miß Mary, jetzt durch den Tod ihres Großvaters vollkommen frei, mir, wenn ich ſie in London überraſche, über das Meer in dieſe Kolonie folgen wird? Können Sie mir auch nur die leiſeſte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs machen?" rief ich.

„Ich glaube faſt," ſagte Miß Morland, „ich ſollte es können."

„So begleite ich Sie nach Europa zurück!"

Der Entſchluß ſtand nun unerſchütterlich feſt, und ich erklärte ihn ſchon über Tafel dem Kapitän Morland, wie meinen anweſenden Freunden

laut, ohne jedoch die wahre Urſache zu enthüllen. Es gab darüber mancherlei Geſpräch. Marble, Harford, Dikinſon und die Andern ſchienen beſtürzt und unzufrieden. Doch hofften ſie, es ſei dies nur Laune eines flüchtigen Heimwehs. Sie irrten ſich. Und hätte ich zur Stunde mit Morland abſegeln können, ich hätte mich eingeſchifft.

Miß Coleſtine entfernte ſich nach dem Eſſen, um ihren kranken Bruder zu beſuchen. Auf mein dringendes Bitten erlaubte ſie mir, ſie zu begleiten. Jeder Augenblick, den ich nicht mit ihr ſein, mit ihr von Dun-Oſſians Enkelin verplaudern konnte, war mir Raub an meiner Seligkeit. Als wir in Marble's Haus angekommen waren, vernahmen wir mit Erſtaunen, daß der kranke Jüngling, begleitet von einem Bedienten, ausgegangen ſei. Coleſtine war ungehalten über ihren Bruder. Doch wir hatten noch keine Viertelſtunde gewartet, ſo ſahen wir ihn über die Straße zurückkommen. Coleſtine verließ mich, und eilte ihm entgegen. Es währte lange, ehe ſie wieder erſchien. Endlich trat ſie herein, und an ihrer Hand der junge Menſch, welcher ihr, wie es ſchien, nur halbgezwungen folgte. Indem er ſich mir langſam mit einer Verbeugung nahte, bemerkte ich, wie ſeine blaſſe Farbe plötzlich in ein brennendes Roth überging. Ich erinnerte mich, dieſen jungen Menſchen ſchon irgendwo geſehen zu haben.

Ich heftete meine Augen ſchärfer auf ihn. Es gingen wunderliche Ahnungen in meiner Seele auf. Ich wußte nicht, wie mir geſchah.

„Mein Gott!“ rief ich, und ſah betroffen Cöleſtinen an.

„Ja,“ rief Cöleſtine, „ſie iſt es!“

Mary lag weinend an meiner Bruſt.

Ja, Mary war es. Gekommen war ſie nach Maryland, ſchüchtern, faſt mißtrauiſch, zweifelnd. Daher ihre Verborgenheit. Miß Cöleſtine und deren Schweſter waren ihre Geſellſchafterinnen, die ſie zur Begleitung mitgenommen hatte, und die Gemahlin des Kapitän Morland ſelbſt hatte, dieſer Frauenzimmer willen, als alte Freundin vom Hauſe Oſallin, die Reiſe mitgemacht.

Nichts, Harry, nichts hier von dem Rauſch meiner Seligkeit! — Von dieſem Tage an zähle ich die Tage meines ſchönern Lebens. Mary, die Göttliche, iſt mir anvermählt und von der ganzen Kolonie angebetet. — Aber auch die ſchöne Cöleſtine iſt vermählt, und zwar mit unſerm Harford. Die Beiden fühlten ſich ſchon in den erſten Tagen der Bekanntſchaft magnetiſch an einander gezogen.

Nun fehlſt du nur noch, und deine Franziska, um unſern Himmel zu vollenden. Eile zu uns in die Heimath der Freiheit!

Jonathan Frock.

In der ganzen Hauptſtadt des Königreichs, und vielleicht im ganzen Königreiche, war eine geraume Zeit lang kein geprieſenerer Mann, als der auch durch einige Schriften dem Auslande ſchätzbar gewordene Ober-Kriminalrath von Schwarz. Das Glück ſchien ſich an ihm mit Gunſtbezeugungen erſchöpfen zu wollen. Er war der Sohn eines armen Leinwebers; hatte mit Hilfe einiger Stipendien, die ihm als einem Jüngling von trefflichen Anlagen gegeben worden waren, die hohe Schule beſuchen können, und die Rechtswiſſenſchaft gelernt. Faſt ohne einen Heller Geld war er in die Hauptſtadt gekommen, um als Sachwalter ſein Brod zu verdienen; übernahm da ſogleich einen ſchwierigen Rechtshandel, den man ſchon verloren gegeben; ſiegte über ſeine Partei vor den Gerichtshöfen; erwarb ſich Ruf, und ward binnen Jahr und Tag einer der beliebteſten und beſchäftigtſten Anwälde. Durch Uebung und fortgeſetzten Fleiß gewann er in der That einen ſeltenen Grad der Vollkommenheit ſeines Berufs. Er ward überall vorgezogen; mit Belohnungen, Geſchenken, Ehrenbezeugungen und Schmeiche-

leien überhäuft; in die Kreise der angesehensten Männer eingeführt; in den besten Häusern vertrauter Freund. Er heirathete eins der schönsten und reichsten Mädchen in der Hauptstadt; ward von den Ministern angestellt, von Amt zu Amt befördert, vom König geadelt; empfing einen königlichen Orden; bald auch, wegen geleisteter Dienste, den Orden eines ausländischen Hofes mit reichem Jahrgehalt, und verschiedene Male ging die Rede, er werde Minister werden. Kurz, es ging nur Eine Stimme, der Ober-Kriminalrath von Schwarz sei der glücklichste Mann. Er hatte die glänzendsten Aussichten, ein großes Vermögen, bewundernswürdige Geisteseigenschaften, die liebenswürdigste Frau, schöne Kinder; mehr noch, als dies Alles, man kam auch darin überein, daß Niemand so viel Glückes werth sei, als er. Herr von Schwarz war als zärtlicher Gatte und Vater, als unermüdeter Arbeiter, als treuer Freund, als der angenehmste Gesellschafter, als der feinste und gefälligste Mann im Umgang bekannt.

Man soll sich aber nie vom Schein blenden lassen. Herr von Schwarz war in der That ein sehr unglücklicher Mann, und was noch mehr ist, keines Glückes würdig. Nicht seine Geschicklichkeit, nicht sein Fleiß, nicht seine Gabe, sich liebenswürdig zu machen, stand zu bezweifeln;

wohl der Werth ſeines Herzens. Er gehörte zu den Leuten, die durchaus nichts ſind, als klug und fein, und damit ihre geheimſten Wünſche erreichen zu können glauben. Geld, Ehre und Vergnügen, das war die Dreieinigkeit, für die er Alles that und opferte. Gewiſſen und innere Religioſität zu haben, war er viel zu aufgeklärt; ſich vertrauensvoll in Gefühlen der Freundſchaft einem Herzen anzuſchlieſſen, war er viel zu guter Menſchenkenner. Er traute Keinem, weil er ſich ſelber kannte, und die für Schwachköpfe hielt, welche nicht waren, wie er. Er liebte ſich blos aus natürlichem Triebe; jeden Andern aber, der wie er geweſen wäre, würde er gefürchtet haben. Er führte in ſeinem Hauſe unglückliches Leben. Von Ehrgeiz, Neid oder Rachſucht gequält, die er öffentlich mit lächelnder Miene zu verbergen wußte, überließ er ſich zu Hauſe den Launen und Eingebungen ſeines Verdruſſes. Er ward da Deſpot. Seiner Frau begegnete er oft verächtlicher, als ſeiner geringſten Magd. Seine Söhne, zwei hoffnungsvolle Knaben, zitterten vor ihm, wie Sklaven. Doch zuweilen zeigte er ſich wieder unmäßig gütig gegen ſie. Um ihre Erziehung mochte er ſich nicht bekümmern. Er hatte wichtigere Geſchäfte. Vom Elend ſeines Hauswesens wußte aber kein Menſch, als wer Genoſſe desſelben war. Und wenn durch Geſchwätz des Ge-

ſindes davon ruchbar ward, glaubte Niemand daran; aber man fand es ſehr verzeihlich, daß ein Mann von ſeinen Geſchäften Launen haben könne; oder man ſchob alle Schuld auf die Frau. Es fehlte ihr die nöthige Bildung, ſie war keine Haushälterin, ſie war ein Gänschen, und was man ſonſt zu ſagen beliebte. Genug, Herr von Schwarz hatte immer Recht, und Jedermann Unrecht neben ihm. Doch ward ſein häusliches Trübſal eigentlich von Wenigen bemerkt. Denn kam Jemand zu ihm, war im Hauſe Alles ein Herz und eine Seele; er der aufmerkſamſte, gefälligſte Gatte, der gütigſte Vater, und wieder gegen ihn Alles von Liebe und Traulichkeit voll. Niemand dachte daran, daß das nur eingeführter guter Ton ſei. Man mußte ſeine Glückſeligkeit bewundern.

Unter den Hausgenoſſen des Herrn von Schwarz befand ſich ſeit zwei Jahren auch ein junger Mann, Namens Jonathan Frock. Er ſpielte die Rolle eines Lehrers oder Erziehers bei den Kindern, war aber ſo gut Sklave, wie alle Uebrigen im Hauſe des Oberkriminalraths. Herr von Schwarz, der eine eigene Gabe hatte, Jeden auf eigenthümliche Art zu quälen — denn nicht Jeden plagte er auf dieſelbe Art — behandelte ihn zuweilen vor den Augen ſeiner Zöglinge wie einen

Schulbuben, zwar nicht mit Plumpheit, aber mit allerhand Zurechtweiſungen, die das Gröbſte ſein mochten, was ſich mit Worten ſagen ließ. Wenn Herr von Schwarz ſeine Frau fühlen ließ, ſie verſtehe nicht Frau zu ſein; gelte weniger, als eine Küchenmagd; beſitze keinen Gran Witz und Verſtand: ſo ſagte er dagegen dem Hauslehrer, er ſei ein linkiſcher, unwiſſender Menſch, der nicht wiſſe, wie ſich geberden; der von der Welt ſchiefe Begriffe habe; der nie ſein Glück machen werde; der von Erziehung der Kinder keine Ahnung habe. Genug, Herr von Schwarz nahm immer den Ton eines Erziehers vom Erzieher ſeiner Kinder an, und kränkte den armen Frock bitterlich.

Frock aber, zu ſchüchtern oder zu gut, ſchwieg. Auch ließ er ſich's gefallen, wenn ihm der Herr Ober-Kriminalrath wöchentlich ein paarmal wiederholte, er betrachte ihn nur als Aufſeher der Kinder, nicht als ihren Lehrer und Bildner. Und wagte es Frock je einmal, den Mund zu ſeiner Vertheidigung zu öffnen, konnte er ſich darauf verlaſſen, daß Herr von Schwarz voll vornehmer Mitleidigkeit die Achſeln zuckte, oder ihm den Rücken mit den Worten zuwandte: „An Ihnen iſt Hopfen und Malz verloren.“

Bei dem allem war doch nicht zu läugnen:

seit Frock im Hause lebte, hatten sich Schwarzens Kinder, welche vorher die wildesten und boshaftesten Buben waren, und ihre eigene Mutter in den grobsten Ausdrucken beschimpften, sehr gebessert. Sie hatten auch gegen die Mutter Gehorsam und Ehrfurcht gelernt, zuletzt sogar sich ihr mit Hochachtung und Liebe zugewandt, und aufgehört, wenn der Vater ihre Unarten gegen die klagende Mutter in Schutz nahm, Mißbrauch davon zu machen. Sie zeigten sich überall gesitteter, lernbegieriger, minder tückisch gegen Gespielen; hingen besonders mit unbeschreiblicher Zuneigung an Herrn Frock, der sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, deutscher Sprache, Geschichte, Erdbeschreibung und andern Dingen unterrichtete, von denen Herr von Schwarz wenig ahnete.

Als dieser einmal seine Söhne auf einer Reise mit sich genommen, und sie Nachts mit ihm im gleichen Zimmer des Wirthshauses schlafen mußten, sah er mit Erstaunen, daß die Kinder, nachdem sie sich entkleidet hatten, auf den Fußboden niederknieten. — „Was spielt ihr da für Komödie?“ rief er. Sie antworteten nicht; falteten die Hände, hoben die Augen gen Himmel und beteten. Erst der älteste von den Knaben, halblaut; dann schwieg er, und der jüngere fing an. Was sie sagten, war nichts Auswendiggelerntes;

denn es bezog ſich auf Dinge des vergangenen Tages. In das Gebet waren Vater und Mutter, Frock und einige Spielgefährten eingeſchloſſen.

Herr von Schwarz verlor kein Wort darüber. Die Sache kam ihm aber doch lächerlich vor. „Ich glaube,“ ſagte er bei Hauſe nachher zum Herrn Frock, „ich glaube bei meiner Ehre, Sie ſind am Ende Herrnhuter, und richten die Jungen zur Kopfhängerei ab. Wozu ſoll das Knien der Kinder Abends im Hemd? wozu das Beten? Die Jungen verſtehen noch nichts von Religion. Ich wünſchte, ſie würden auch durchaus davon nichts hören, bis ſie zu reiferm Verſtande kommen. Dann werden ſie unbefangener und richtiger über dergleichen Dinge urtheilen können. Ich halte nichts von einer gelernten Religion. Die Religion muß ſich im Menſchen ſelbſt aus ſeinem Innerſten entfalten. Was man auch Kindern von dergleichen Gegenſtänden ſagt, ſie begreifen's nicht; es wird Vorurtheil, ſchädliche Gewohnheit an Vorſtellungen, von denen nachmals auch bei reiferer Einſicht ſchweres Losreiſſen iſt. Sind Sie denn etwa Herrnhuter?“

„Nein, das bin ich nicht!“ erwiederte Frock.

„Was haben Sie für eine Religion? Sind Sie katholiſch oder lutheriſch oder reformirt?“

Frock ward feuerroth und ſchwieg mit ſchüchterner Verlegenheit.

„Reden Sie doch. Denn ich muß und will das wiſſen. Es darf mir nicht gleichgültig ſein, mit welcher Art Vorurtheilen meine Kinder zuerſt bekannt werden. Jede Kirche hat ihre Vorurtheile. Ich wollte, Sie könnten tanzen, Sie hätten mehr Anſtand, mehr Aeuſſerliches. Das würde meinen Söhnen beſſern Nutzen bringen, als in dieſem zarten Alter religioſes Geſchwäz. Dafür haben Kinder weder Verſtand noch Bedürfniß"

„Erlauben Sie gütigſt, Herr Ober-Kriminalrath," ſagte Frock, „ich halte dafür, das Bedürfniß werde von Kindern tiefer empfunden, als Sie vielleicht glauben. Unter allem, was ein unverdorbenes, wißbegieriges Kind zu wiſſen begehrt, fragt es gewiß am theilnehmendſten nach dem Ueberirdiſchen, nach dem Entſtehen der Dinge, nach dem Schickſal des Geiſtes jenſeits des Grabes, nach Gott und wo und wie er ſei? Solche Fragen bezeugen das Bedürfniß des Kindes, und des in ihm wohnenden Gottesfunkens. Die erſte Annäherung des kindlichen Herzens an die unſichtbare Welt gibt ihm das Gefühl ſeiner Menſchenwürde und Kraft und Liebe zur Tugend, ohne welche der Menſch doch immer eine vielleicht liebenswürdige, aber gefährliche Beſtie bleibt."

„Ganz richtig, Herr Frock; nur daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, aus völlig unrichtigen

Säzen abſegeln. Wer, in aller Welt, hat Ihnen denn weisgemacht, daß Kinder voller Sehnſucht nach dem Unächtbaren und Ueberirdiſchen ſind, weil ſie gern um Dinge fragen, die ſie nicht begreifen können? Wiſſen Sie denn nicht, daß Kinder am liebſten von Geſpenſtern, Räubern, Feen, Taſchenſpielerſtückchen und allem hören, was ihnen wunderbar und unerklärlich iſt? Darum fragen ſie auch wohl eben ſo gern nach Himmel und Hölle, nach Gott und Engeln. Und was Sie ihnen davon ſagen, es ſei wahr oder nicht, glauben ſie treuherzig und um ſo lieber, je auſſerordentlicher das iſt, was ſie hören. Merken Sie ſich das, lieber Freund, wenn Sie anders bei der in Ihnen ſchon zur Verknörpelung gediehenen Maſſe von Einbildungen ſich noch eine einfache Wahrheit merken können: je unwiſſender ein Menſch, je geneigter iſt er zum Glauben an das Wunderbare und Ueberirdiſche!"

„Darf ich, Herr Oberkriminalrath, darüber meine Meinung äuſſern?"

„Wie Sie wollen; ich bin ſchon darauf gefaßt, etwas ſehr Geſcheutes zu hören."

„Ich will nicht widerſprechen: je unwiſſender der Menſch, je geneigter iſt er zum Glauben an das Wundervolle und Höhere. Woher aber dieſer Hang, der ihn vom Kleinſten und Gewöhnlichſten zum Höchſten leitet? Dieſer Trieb liegt tief in

der Menſchennatur, iſt unſtreitbar Wirkung und Sache ſeines Schöpfers. Wie jede Lichtflamme nie erdwärts, ſondern immer zum Himmel lodert, von wannen doch das größte Licht ſtrömt: ſo trägt jeder Geiſt in ſeinem Selbſtgefühl, daß er mehr, als alles Irdiſche ſei, zum höchſten Geiſt aufſtrebend. Er kann in Weg und Mitteln irren; aber ſein Hang zum Höhern und Unvergänglichen iſt Natur. Gewinnt er mit der Zeit mehr Bildung: ſo wird er künſtlicher, und das Künſtliche erſtickt oft ſein natürliches Weſen. Er ſieht bei mannigfaltigern Erfahrungen, daß er vormals in Weg und Mitteln irrte, und wird mißtrauiſch gegen den Naturtrieb ſelbſt, der ihn zum Glauben an das Ewige und Höchſte zog. Er hält es für weiſer, ſich ganz dem Irdiſchen anzuſchlieſſen; will ſich Alles natürlich erklären und natürlich machen, das heißt, Alles in den Kreis der Gemeinheit und Vergänglichkeit einbannen; glaubt nun Alles zu verſtehen und recht natürlich zu ſein, indem er am wenigſten verſteht, am unnatürlichſten iſt, und ſelbſt die Geſetze der Natur in ſeinem Innern beſtreitet. Daß er aber natürlich ſei, empfindet er, weil er in ſich ſelber unglücklicher wird. Alle Unzufriedenheit des Menſchen iſt Frucht ſeiner Unnatürlichkeit, ſeines Widerſpruchs mit ſich ſelbſt, weil er will, was er nicht ſoll. Erfahrung macht ihn endlich weiſer. Und je mehr er lernt, je mehr

ſieht er, daß er auch den wunderbaren Bau des Grashalms nicht begreifen kann, daß auch das Sonnenſtäubchen auf Gott hindeutet. Je mehr er in Erkenntniß wächſt, je überzeugter wird er, daß er wenig weiß. Der Halbweiſe weiß das meiſte, der Weiſeſte faſt nichts. Dieſer nähert ſich, aber freilich auf anderm Wege, noch einmal der Natürlichkeit des kindlichen Gemüthes und ſeine Wahrnehmung von Beſchränktheit des Wiſſens zieht ihn wieder an den Glauben des Unſichtbaren, des Ewigen zurück."

„Guter Freund," ſagte Herr von Schwarz, „ich kenne Ihre Leier ſchon, und erwiedere darauf nichts, als daß Sie viel Wahres und Halbwahres, mit einem ſtarken Anſatz zur Mystik, den Sie haben, toll genug durch einander mengen. Sie haben vermuthlich etwas in einem Buche geleſen, und nicht recht verſtanden, und kramen das etwas verkehrt aus. Sie halten Ihre Einbildungskraft für Tiefe des Urtheils, und machen damit beſtändig einen Mißgriff."

„Ich bitte, Herr Oberkriminalrath, mir wenigſtens zu zeigen, wo mich in dem Geſagten die Einbildungskraft täuſchte, oder wo ich etwas Geleſenes falſch verſtand."

„Junger Mann, Sie ſprechen vom Leben, als wenn Sie Alles, was das Leben in ſeinem Umfang beſitzt, ſchon geſchöpft hätten. Junger Mann,

wenn Sie vom Kinde und von Unwiſſenheit reden, mögen Sie aus Erfahrung ſprechen; aber wer von der Weisheit der Sterblichen reden will, gehört entweder ſelbſt zu ihrem Rang, oder er hat ſo etwas aus Büchern genommen. Sprechen Sie nun aus Büchern, oder als Weiſeſter aus Erfahrung vom Kreisgang des menſchlichen Geiſtes? Doch wozu verderb' ich mit Ihnen die Zeit! Hauptſache bleibt: verſchonen Sie meine Söhne mit Ihrem Krimskrams; Sie leiſten mir einen Gefallen. Und dann, ich muß noch einmal fragen: zu welcher Religion geboren Sie eigentlich?"

Frock erröthete wieder und ſagte nichts.

„Ich bin gewohnt, eine Antwort zu hören, wenn ich frage!" rief Herr von Schwarz mit dem ihm eigenen Gebieterton.

„Herr Oberkriminalrath," ſagte Frock endlich, „ich kann es nicht länger verſchweigen. Sie verſtehen, wie Keiner, die Kunſt als Meiſter, den Menſchen in ſich ſelber zu vernichten, indem Sie ihm allen Glauben an eigenen Werth tödten. Ich würde Ihr Haus längſt verlaſſen haben, trüge ich nicht alles Schmerzliche gern aus Liebe zu Ihren Söhnen, die mir ans Herz gewachſen ſind. Ich will glauben, daß ich in Ihren Augen zu wenig Verdienſt habe, um etwas zu gelten; aber ſein Sie ſo großmüthig, mir mindeſtens mein Vertrauen auf mich ſelbſt zu laſſen."

„Sehen Sie, Frock, das sind nun wieder Ihre gewöhnlichen Sprünge. Möchte ich mich bemühen, Sie zu Verstand zu bringen, zu richtigerer Ansicht der Dinge: so ist's gefehlt. Meinethalben, wenn Sie aus dem Hause gehen wollen, ich sperre Sie nicht ein. Meine Knaben sind ohnedem Ihrem Unterricht entwachsen. Die Jungen sollen Sprachen, Lateinisch, Griechisch lernen; Sie verstehen nichts davon. Ihnen gehen alle gründliche Kenntnisse ab. Thun Sie also, was Sie wollen. Aber denken Sie an mich: wohin Sie in der Welt kommen, Sie werden allenthalben zu kurz kommen. Einbildung von sich, völlige Unbeholfenheit in den einfachsten Lebensverhältnissen wird Sie ins Elend führen. Wo haben Sie auch nur einen einzigen Menschen, der Sie auszeichnet oder schätzt? Müssen Sie nicht mitten in der Hauptstadt wie ein Einsiedler leben? — Meinethalben, thun Sie, was Sie wollen!"

Damit wandte sich Herr von Schwarz ab, und Frock ging traurig zu seinen Zöglingen.

Dergleichen Unterhaltungen waren keine Seltenheit zwischen beiden Leuten. Frock verließ das Haus darum doch nicht. Wirklich hing er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an den Knaben, die er erzog. Gewöhnlich zog er sich nach den Gesprächen mit ihrem Vater, heftiger, auch wohl mit

naſſen Augen an ſein Herz, und ſagte: Ihr ſeid ja die Einzigen, die mich verſtehen und werth halten! Verlier' ich euch, verlier' ich Alles.

Frock war aber auch, hatte er das Haus verlaſſen, ohne alle Ausſicht. Vermuthlich wußte das der Kriminalrath ſehr gut, ſo wie er auch nicht vergaß, daß Frock in dürftigen Umſtänden zu ihm gekommen war. Weil Schwarz eben einen Hauslehrer bei ſeinen Kindern, oder vielmehr einen Aufſeher bei ihnen brauchen konnte, hatte er ihn faſt nur um Obdach und Beköſtigung aufgenommen. Ueber Gehalt und Lohn war nichts bedungen. Was Schwarz gab, ward immer wie Geſchenk und Gnade angeſehen, und reichte kaum zu anſtändiger Bekleidung der Perſon hin. Aber gerade dies war dem Ober-Kriminalrath recht. Es ſollte in ſeinem Hauſe Alles und Jedes in Abhängigkeit von ſeiner jeweiligen Laune ſtehen.

Jonathan Frock lebte daher ſehr eingezogen und ſtill. Geſellſchaft ſah er ſelten. Er war nirgends heiterer, offener, herzlicher, als bei ſeinen zwei kleinen Freunden, die er bildete; ſonſt zurückhaltend und ſchüchtern. Wenn man ihn nur ein wenig zutraulich machte, verklärte ſich ſein ganzes Weſen. Er war lebhafter, offener, beredſamer; ſeine Augen blitzten von einem innern Feuer. Eine gewiſſe Gutmüthigkeit nahm für ihn ein. Das Alles verſchwand und erloſch aber eben

ſo ſchnell, als man ihn ſuchen ließ, er ſei fremd und am unrechten Orte. Im Schwarziſchen Hauſe war ihm ein verſchloſſenes Weſen beinahe zur andern Natur geworden. Frau von Schwarz ſah ihn ſo wenig, als ihr Mann hervor. Sie war in gleichem Verhältniß ſtolz und abſtoßend gegen ihr Hausgeſinde — und dazu rechnete ſie auch den Aufſeher ihrer Kinder —, als ihr Mann ſich alle mögliche Mühe gab, ſie vor dem Geſinde zu demüthigen. Durch hohen Ton glaubte ſie den Leuten diejenige Ehrfurcht wieder einzuflößen, welche ihr des Ehedern unartiges Betragen geraubt hatte. So blieb zwiſchen ihr und dem Hauslehrer eine noch größere Kluft, als zwiſchen demſelben und dem Herrn von Schwarz.

Es war Frock übrigens ein nicht übler Mann, ſeinem Aeußern nach; zwar nicht ſchön, aber wohlgewachſen. Er hatte ein offenes, angenehmes, aber blaſſes Geſicht, das durch ein pechſchwarzes krauſes Haupthaar noch bläſſer ward; zarte, weiße Hände, um die ihn manches Mädchen beneiden konnte; eine weiche, ſeelenvolle Stimme und viel Bedeutſamkeit in ſeinen Geberden, wenn er lebhafter redete. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt ſein. Dabei war er in ſeinem Aeußern, ſo einfach er auch gekleidet ſein mochte, ungemein ſauber. Aus allen ſeinen Reden leuchtete religiöſer Sinn. Doch ging er ſelten zur Kirche, oder nie.

Oft, wenn er recht heiter zu ſein ſchien, und ſein Auge lachte, und er ſich der Freude ganz hingeben zu wollen Neigung wies, konnte er plötzlich verſtummen. Man ſah, daß etwas Trauriges in ihm vorging. Zu manchen Zeiten konnte er bei gleichgültigen Geſprächen in Verlegenheit gerathen, und ohne Veranlaſſung erröthen. Immer ein Beweis, daß er reizbar, oder, wofür auch die Blaſe ſeines Geſichts ſprach, von unächterer Geſundheit war. Herr von Schwarz aber, mit ſeinem Kriminalrichterblick, ahnete aus dergleichen Verwandlungen Böſeres. Er hatte es verſchiedenemale darauf angelegt, ihn auszuforſchen. Doch kam er damit nicht weiter, als daß er erfuhr, Trock ſei aus dem Elſaß gebürtig; von armen Aeltern; eine Zeit lang unter den franzöſiſchen Fahnen als gemeiner Soldat geſtanden; in der Schweiz, in Italien, in Aegypten geweſen; am Schenkel durch eine Kugel verwundet, des Kriegslebens ſatt geworden; endlich, und vermuthlich ohne Urlaub, davon gelaufen.

Weil ſich Trock übrigens im Hauſe untadelhaft und friedlich aufführte, ließ es der Ober-Kriminalrath dabei bewenden. Er hielt ihn ohnedem für einen ganz unbedeutenden Menſchen, und glaubte nichts weniger, als daß derſelbe je einen bedeutenden Einfluß auf ſein Schickſal haben würde.

Wenige Wochen nach jener Unterredung ereignete ſich ein Vorfall, der den Bruder Wunderlich, wie Herr von Schwarz ſeinen Knaben-Aufſeher nannte, plötzlich aus dem Hauſe entfernte.

Dieſer unterrichtete eines Tages die Kinder in der Geſchichte, und redete eben mit der ihm eigenen Wärme von der muhamedaniſchen Religion, von dem Vortreflichen, was der Koran der Türken enthalte, von den Tugenden, welche bei Bekennern des Propheten von Mekka oft häufiger, als unter Chriſten, gefunden würden. Herr von Schwarz kam dazu, hörte dies eine Weile lächelnd, aber bitterlächelnd an, denn er war übelgeſtimmt. Er hatte zufällig erfahren, daß man ſich am Hofe über eine von ihm eingegebene Schrift über Reform des Juſtizweſens ein wenig luſtig gemacht habe. So brach er die Gelegenheit vom Zaun, und ließ ſeinen Unmuth in ärgerlichem Spott gegen den blaſſen, duldſamen Verkünder des arabiſchen Propheten aus. Dieſer ſchwieg und ſtierte trübſinnig vor ſich hin. Die beiden Knaben hörten nicht auf den Vater, ſondern ſahen traurig ihrem Lehrer nach den Augen, als wollten ſie ihn tröſten; und legten ihre Hände auf ſeine Achſeln, als wollten ſie ſagen: Beruhige dich, wir gehören dir doch an.

Den Auftritt unterbrach das Erſcheinen des

Majors von Tulpen, eines verabſchiedeten königlichen Offiziers, der von Zeit zu Zeit in das Haus zu kommen pflegte. Dieſer war mit der Frau von Schwarz verwandt, und glaubte mit dem Oberkriminalrath guter Freund zu ſein. Er hatte demſelben in frühern Tagen weſentliche Dienſte geleiſtet, als der Major noch nicht verabſchiedet, und Herr von Schwarz noch ein wenig bekannter Mann war. Damals hatte Schwarz mehr denn anderthalb Jahre unentgeldlich beim Major gelebt, der ihm auch durch Empfehlungen den Weg zu ſeiner nachmaligen glänzenden Laufbahn geöffnet hatte. Herr von Tulpen war ein ganz wackerer, aber etwas haſtiger Mann, der viel von ſeinen mitgemachten Feldzügen zu erzählen wußte, auch gern erzählte, nur daß es ihm an Zahlen- und Namensgedächtniß fehlte.

Diesmal brachte ihn wirklich der Abgang ſeines Zahlenſinns zum Herrn von Schwarz.

„Ich bin in einer verdammten Verlegenheit, Herr Gevatter Oberkriminalrath!“ rief er: „Sie müſſen mir einen Liebesdienſt thun.“

„Von Herzen gern, mein Beſter!“ ſagte Herr von Schwarz: „Ich höre hier mit Vergnügen dem Unterricht meiner Kinder zu, und das Lob der türkiſchen Religion von den Lippen der Unmündigen. Wir wollen uns von den Muſelmännern nicht in den Tugenden der Freundſchaft, Groß-

muth und Dankbarkeit oder Barmherzigkeit übertreffen laſſen."

„Deſto beſſer! So treff ich's gut!" rief Herr von Tulpen: „Denn ich muß Geld haben, und ſollte ich's ſtehlen. Kommen Sie; nur ein paar Wortchen im Vertrauen."

Das Wort Geld ſtimmte den Herren von Schwarz doch etwas um. Er war gar nicht gewohnt, daß ihn der Major um Gefälligkeiten bat, noch weniger um Geld. Er hoffte daher eine allfällige Bitte um Geld deſto leichter beim Major zu unterdrücken, wenn er es nicht zu einer Unterredung unter vier Augen kommen ließ.

„Sprechen Sie nur ganz frei," ſagte er, „ich habe vor meinen Kindern und ihrem Lehrer nie ein Geheimniß. Nur heraus mit Ihrem Geſchäft."

„Zum Kukuk, das iſt ganz gut!" ſagte der Major verlegen: „Aber ich möchte doch meine verdammte Lage nicht Jedem offenbaren."

Eben das wollte Schwarz, und darum blieb er, trotz allem Bitten und Fluchen des Majors, deſſen Aengſtlichkeit in allen Mienen zitterte. Und was dieſer ſagen machte, Schwarz drehte es immer mit vieler Laune in Spaß um. Der Major lief einigemal auf und ab (Schwarz hoffte, er werde aus der Stube laufen), blieb dann ſtehen, ſchwenkte den etwas abgegriffenen Kriegerhut dreimal im Ring herum und ſagte: „Sehen Sie, muß mich

der Kobold reiten — mach' ich den dummen Streich — wie ich nun ſo bin — laſſe mich von dem Kaufmann — Kaufmann Dings da — ei, Sie wiſſen ja, mein Nachbar iſt's, der Bankerot machte und davongegangen iſt — kurz und gut, laſſe mich vor Jahr und Tag von ihm breit ſchlagen, Bürge zu werden um tauſend Gulden, ich, der ich keine tauſend Gulden im Vermögen habe — ſoll nun zahlen — tauſend Gulden zahlen — bedenken Sie, ich, der keine tauſend Groſchen hat."

„Das iſt allerdings ſchlimm!" erwiederte Herr von Schwarz ungemein ernſthaft und höflich. „Sind Sie einziger Bürge?"

„Einziger! denken Sie, und wie in dem verdammten Wiſch ſteht, mit geſammtem Habe und Vermögen, jetzigem und künftigem. Hab's nun wohl vor Gericht deutlich erklärt, ganz deutlich, hätte keine tauſend Groſchen; ſagt' es auch dem Finanzrath Dings da, dem ich die tauſend Gulden zahlen ſoll. Man zuckte die Achſeln, und ich zuckte ſie auch. Und ſo gingen wir aus einander. Nun meinte ich, es ſei vor der Hand, leider zum Schaden des Finanzraths, abgethan. Sieh da, ward' ich auf das Kapital von meiner Penſion, warte drei, vier Wochen. Will nichts kommen. Kein Groſchen im Hauſe; die letzte Kartoffel verkocht; drei Wochen keinen Bäcker bezahlt; der Fleiſcher ſchickt ein Conto. Ich muß gelebt haben. Meine

beiden Mädchen haben auch Fleiſch und Blut. Ich laufe in die Kriegskanzlei; denke, ſie haben's vergeſſen. Zuckt der Kriegsrath Dings da die Achſeln, und ſagt: Thut mir leid, Finanzrath Dings da hat auf Ihre Penſion durch die Gerichte Beſchlag legen und ſie beziehen laſſen. Das wiſſen Sie ja. Hol' ihn der Geier, ſag' ich, ich weiß nichts davon. Laufe zum Finanzrath Dings da. Der zuckt die Achſeln und ſagt: Das Gericht hat Sie für den Kaufmann Dings da, als ſeinen Bürgen, zum Zahlen verurtheilt. Sie wiſſen's ja. Hol' der Geier das Gericht, ich weiß nichts davon. Wovon ſoll ich leben mit meinen beiden Töchtern? Komme mit dem Majortitel und halber Hauptmannsgage kaum ohne Hungerleiderei durch. Biete aber doch dem Finanzrath Dings da vierteljährlich fünf Thaler an; will ſo, will's Gott, ehrlich abzahlen nach und nach, wenn auch langſam. Er zuckt die Achſeln. Hol' der Geier die Achſelzucker. Nun komm' ich zu Ihnen."

Der Oberkriminalrath nahm ſich wohl in Acht, die Achſel zu zucken, ſagte aber doch: „Allerdings, das ſieht ſchlimm. Sie haben gefehlt, daß Sie die Bürgſchaft ſo leichtſinnig übernahmen. Hier läßt ſich nichts mehr ändern, auch nicht gegen den Spruch des Gerichts reluriren."

„Will auch das Gericht nicht kuriren: aber,

Scharfrichter Oberkriminalrath, kuriren Sie mich von meiner Herzensnoth. Habe sonst und kenne sonst Keinen, als Sie. Darum komm' ich zu Ihnen. Schießen Sie mir die tausend Gulden vor. Wissen Sie was? Jährlich zahl' ich Ihnen fünfzig Gulden zurück. Ich will von Ihnen nichts geschenkt. In so und so viel Jahren haben Sie Alles wieder."

„So und so viel heißt hier aber zwanzig!" sagte Herr von Schwarz, und senkte den Kopf bedächtlich vor sich auf die Seite nieder.

„Nun ja, zwanzig!"

„Gut! Aber, mein Bester," fuhr der Kriminalrath fort, und that drei leise Schritte rückwärts, „wenn man nur immer bei Kasse wäre. Zum Beispiel, ich bin jetzt ohne Baarschaft."

„Ihnen leiht Jeder."

„Ich habe meine Schulden. Sie wissen das nicht. Ich wäre diesmal außer Stande, Ihnen zu helfen."

„Außer Stande?" lallte halb ohnmächtig der Herr von Tulpen, und konnte lange kein Wort mehr vorbringen: „Oder sagen Sie deutsch heraus: Sie wollen nur nicht."

„Am Willen, bester Major, fehlt's nicht: aber das Können!"

„So möchte ich mir noch für einen Groschen Pulver kaufen, und mir die Kugel durch den

Kopf ſchieſſen. Dann müſſen Sie meine kleine Leonore erhalten; Sie ſind ja ihr Taufpathe!“

Der Kriminalrath zuckte ſtatt aller Antwort die Achſeln. Der Major gerieth in wahre Todesangſt, und flehte aufs Rührendſte. Feſt, höflich, doch herzlich, lehnte Herr von Schwarz Alles ab. Zum Glück meldete ihm ein Bedienter einen fremden Herrn an. Er verneigte ſich und ging.

„Sie wollen alſo nicht?“ ſchrie ihm der alte Major nach.

„Kann nicht!“ ſagte der Kriminalrath kalt unter der Thür, und verſchwand.

Dem Major brachen die Knie. Er ſetzte ſich oder ſank vielmehr auf einen nahen Seſſel; blieb lange unbeweglich, zerdrückte endlich ſeinen alten Hut mit Ingrimm, und rief wie ein Verzweifelnder, das Auge gen Himmel wälzend, mit ſchauerlicher Stimme: „Soll ich denn mit meinen Kindern verhungern?“

Frock hätte ſich mit ſeinen Zöglingen längſt ſchon gern entfernt gehabt. Er war aufgeſtanden. Immer hatte er den Major mitleidsvoll betrachtet. Jetzt trat er ſchüchtern zu ihm, und ſagte ehrerbietig und leiſe: „Warten Sie nur noch einen Augenblick!“

„Hol' Euch der Geier!“ fuhr ihn der Major donnernd und mit glühendem Geſichte an.

„Warten Sie doch nur einen Augenblick!“ wiederholte Frock mit einer bittenden Geberde, und ging eilig davon. Nach wenigen Minuten kam er wieder, trat auf den Zehen zum Major, und hielt ihm mit der Hand eine Schnupftabaksdose hin. Der Herr von Tulpen achtete auf ihn nicht, und saß in sich vertieft da.

„Nehmen Sie!“ sagte Frock.

„Fort!“ schrie der Major, und zuckte mit dem Stock in der Hand: „Bin ich Sein Narr? Ich schnupfe nicht.“

„Die Dose ist mehr als tausend Gulden werth. Ich gebe sie Ihnen. Nehmen Sie sie nur, Herr Major.“

Der Major sah die Dose seitwärts verdrießlich an, riß aber doch die Augen auf, als er sie wunderbar strahlen sah, und die beiden neugierig hinzudrängenden Knaben einmal über das andere ihr: Oh! oh! riefen. Es war eine kostbar gearbeitete goldene Dose mit Schmelzwerk, in einem Viereck von großen Diamanten leuchtend.

Herr von Tulpen sah bald die Dose, bald den Geber an. „Was soll denn das?“ fragte er.

„Nehmen Sie, Herr Major: Damit können Sie Ihre Schuld bezahlen. Ich gehe mit Ihnen zum Juwelier; er soll sie schätzen. Kommen Sie.“

„Herr,“ rief der Major mit sanfterer Stimme und stand auf, „wer sind Sie?“

„Ich heiße Jonathan Frock.“

„Jonathan Frock? — Und das Ding da, glauben Sie, sei tausend Gulden werth?“

„Unter Brüdern mehr!“ erwiederte Frock: „Kommen Sie.“

„Und Sie wollen meine Schuld damit tilgen?“

„Gewiß und gern.“

„Aber wer sind Sie?“

„Ich bin Jonathan Frock, Lehrer bei diesen Kindern.“

Da ward der Alte stumm. Er sah den jungen Mann lange an, bis er nichts mehr sehen konnte; das Wasser trat ihm in die Augen. Dann schlug er die Arme um den Jüngling, und sagte leise mit schmerzlich gebrochener Stimme: „Nun denn, Jonathan, so laß mich dein David sein!“ — Frock beruhigte ihn, nahm ihn und führte ihn zum Juwelier. Dieser schätzte die Dose auf zwölfhundert Gulden; und da man sie ihm zum Verkauf bot, nahm er sie endlich auch um den Preis an, wiewohl er tausendmal betheuerte, sich in der Schätzung übereilt zu haben.

Beide gingen zum Gläubiger des Majors. Die Schuld ward abgethan, dem Major der Vierteljahrgehalt zurückgestellt, bei der Kriegsrechenkammer Alles berichtigt.

Unterdessen hatte der Ober-Kriminalrath von seinen Kindern die ganze Begebenheit erfahren.

„Eine goldene Dose mit Brillanten!“ rief er zehn- und zwanzigmal: „Wie kommt der Schlukker zu einer goldenen Dose?“ — Die Antwort hatte er eben so schnell gefunden, als die Frage. „Gestohlen!“ dachte er, ließ einen Schlosser rufen und Frocks kleinen Reisekoffer eröffnen. Er untersuchte selbst, ob noch Kostbarkeiten darin verborgen wären, und fand ausser einigen beschmuzten Schriften, einiger Wäsche und Kleidern, nichts.

Er hatte die Arbeit eben vollendet, als Frock mit gewöhnlicher bescheidener Art in die Stube trat, und sich ehrerbietig verneigte. Wie aber seine Augen auf den erbrochenen Koffer fielen, verwandelte sich plözlich seine Miene; vom Erstaunen ging er zum Ernst, vom Ernst zum Zorn über. Er packte mit gewaltiger Faust den Oberkriminalrath an der Brust, schüttelte ihn dreimal her und hin, und warf ihn dann gegen die Wand.

„Wessen haben Sie sich angemaßt? Halten Sie mich für einen Dieb?“ rief Frock mit erschütternder, löwenhafter Stimme: „Wer gab Ihnen Macht und Fug, fremdes Eigenthum zu durchstören und heimlich Schlosser zu brechen? Bin ich verdächtig, gibt's keine Gerichte? Kennen Sie die Gesetze?“

Der Kriminalrath fiel bei dieser äusserst unerwarteten Haupt- und Staatsaktion ein wenig

aus der gewöhnlichen Faſſung. Er geſtand nachmals ſelbſt, er habe hier zum erſtenmal in ſeinem Leben die Geiſtesgegenwart verloren. Zu verargen war ihm das eben nicht. Denn ungerechnet, daß er über einer verbotenen That ertappt worden war, lag in Frocks Verwandlung etwas wahrhaft Erſchreckliches und Unbegreifliches. Dieſer ſonſt unterthänige und ſchüchterne Menſch hatte den Muth, einen Oberkriminalrath zu ſchütteln: er, ſonſt wie ein Lamm, war ſchrecklich mit ſeinem Flammenblick und Ernſt; ſeine donnernde Sprache ſchien ihm eben ſo wenig zu gehören, als die Rieſenkraft des Arms.

Frock wies dem Herrn von Schwarz mit gebietendem Zeigefinger die Thür, und dieſer, bleich und odemlos eine Entſchuldigung ſtammelnd, verließ behend das Stübchen; hatte aber kaum mit dem Fuß das feindliche Gebiet verlaſſen, als er ſich mit kriminalrichterlicher Majeſtät wieder umwandte und zurückrief: „Herr Frock, Sie verlaſſen auf der Stelle mein Haus!“

Ohne Zweifel war Frock gleicher Meinung; denn er hatte ſchon aus dem Fenſter einen Kerl von der Gaſſe heraufgewinkt, der ihm den Koffer tragen ſollte, welchen er, nach Durchmuſterung der darin befindlichen Papiere und Fullung mit einigen Kleidern und Büchern, ſogleich verſchloß. Er ſuchte ſeine beiden Zöglinge auf, drückte ſie

mit ſtummer Liebe weinend an ſeine Bruſt, und verließ das Schwerzſche Haus auf ewig.

Sehr zeitig kam folgenden Morgens der Herr Major von Tulpen. Er fand die Frau von Schwarz allein; ihr Mann war in Geſchäften ausgefahren. „Deſto beſſer, gnädige Frau!“ ſagte der Major; „denn ich ſuche ihn auch nicht, und werd' ihn in dieſer Welt ſchwerlich wieder ſuchen. Hat mich in meiner Todesangſt verlaſſen, darum wird mich auch die Todesangſt nicht wieder zu ihm treiben mögen. Aber wo iſt mein Jonathan?“

„Ihr Jonathan, Herr Major? Ich kenne ihn nicht.“

„Was, meinen Jonathan nicht? — Er heißt eigentlich — nun doch — Jonathan Pirouf oder Krouf — Sie kennen ja den Dings da! Er iſt Ihr Hauslehrer.“

„Ach, den Frock. Er iſt nicht mehr bei uns. Mein Mann jagte ihn geſtern aus dem Hauſe.“

„Aus dem Hauſe? Was? weil er großmüthiger als Ihr Mann war? Was, aus dem Hauſe? — Ich bin ein armer penſionirter Kriegsknecht, habe nicht mehr als ſo und ſo viel Quartalgeld, aber den Jonathan Dings da will ich zu mir nehmen lebenslang und ihn todtfüttern.“

„Nehmen Sie ſich in Acht. Er iſt ein ſchlechter Menſch. Gutes Gewiſſen hat er nicht, das

haben wir längſt bemerkt. Sie könnten ſich einen ſchlimmen Geſellen ins Haus ſehen.“

„Einen ſchlimmen Geſellen?“ rief der Major, ward feuerroth, und ſeine Augen funkelten Zorn über das Wort: „Hol' euch der — nun, ich will nichts geſagt haben. Gnädige Frau, aber ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten.“

„Sie verſtehen mich wohl falſch, Herr Major, ich ſpreche nicht von Ihnen.“

„Aber von dem Jonathan Kropf. Sagen Sie mir kurz heraus, wo iſt er?“

„Schon ſeit geſtern fort.“

„Aber wohin?“

„Das wiſſen wir nicht, und kümmert uns nicht.“

„Aber mich. Adieu! — Nein, ſchreiben Sie mir doch ſeinen verteufelten Namen auf. Zopf heißt er? Schreiben Sie ihn nur auf ein Zettelchen. Ich will von Gaſſe zu Gaſſe laufen. Ich werd' ihn ſchon finden.“

„Falls er ſich nicht aus dem Staube auf und davon gemacht hat. In der Stadt wird er ſchwerlich bleiben!“ ſagte Frau von Schwarz, und gab ihm Frocks Namen auf einem Blatt.

Lächelnd ſteckte Herr von Tulpen das Papier ein, ſagte: „Iſt Ihr Mann denn der König oder Gouverneur?“ ſchlug bedeutſam und ſtark an ſei-

nen Degen, machte eine stumme Verbeugung und ging.

Er ging, wie er gesagt hatte, von Gasse zu Gasse durch die weitläufige Königsstadt; kam matt und müde heim; aß mit seinen Kindern; setzte Nachmittags die Reise fort; fragte unterwegs alle Bekannte, die ihm begegneten; lief so von einem Tag zum andern Tag; und gab endlich nach wochenlangen vergeblichen Kreuzzügen die Hoffnung auf, den theuern Helfer in der Noth noch in der Stadt zu finden.

Und doch hatte sich Frock aus derselben nicht entfernt, sondern nur eine Nacht im ersten besten Wirthshaus zugebracht, dann folgendes Tages bei einer alten Wittfrau ein Stübchen gemiethet, und durch Intelligenzblätter dem Publikum seine Dienste angeboten, daß nämlich an der Marktgasse im Hause No. 1771, im ersten Stock, zu jeder Stunde des Tages, wer Schriften deutsch oder lateinisch schön kopiren, oder aus dem Deutschen ins Französische und umgekehrt übersetzen, Aufsätze und Briefe aller Art verfertigen lassen wollte, schnelle, billige und verschwiegene Bedienung finden würde.

Frock hatte sich also einen Erwerbszweig geschaffen, der ihn vor dem Hungertod bewahren sollte. Doch unterließ er auch nicht, fleißig in den In-

telligenzblättern nachzulesen, wo man einen Hauslehrer suchte. Er war mit dem Letztern minder glücklich. Hingegen fand sich bald Kundschaft für sein Hilfs-, Schreib- und Kopir-Bureau, besonders, als er diesen Titel mit großen, doch zierlichen Buchstaben auf Folio-Royal vor dem Hause der Wittfrau ausgehängt hatte. Gelehrte brachten ihm ihre unleserlichen Manuskripte, um sie für die Druckereien abschreiben zu lassen. Dienstmägden und Handwerksburschen mußte er Briefe an hartherzige Verwandte oder treulose Geliebten machen. Andere verlangten Uebersetzungen. Genug, es gab mancherlei Verdienst; und war er auch gering, blieb er doch zureichend, ihm die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu befriedigen. Er gebrauchte wenig. Nach einigen Monaten mehrte sich seine Arbeit, als seine Geschicklichkeit und Billigkeit bekannter ward; besonders war sein Gedächtniß bewundernswürdig, das vorzüglich denen zu statten kam, die durch ihn Briefe schreiben liessen, und nachher meistens Inhalt und Datum vergessen hatten. Er hielt aber auch musterhafte Ordnung; denn von Allem, was er arbeitete, trug er Tag der Abfassung, Namen der Personen und wesentlichen Inhalt in ein eigenes dafür bestimmtes Buch ein. Sein Geschäft, so mühsam es auch sein mochte — oft mußte er Nächte zu Hilfe nehmen —, war bei dem allen nicht ohne Unterhal-

tung. Er erfuhr da manches Geheimniß liebender Herzen, die Lebensangelegenheiten mancher ihm unbekannten Familie, und erweiterte damit seine Menschenkenntniß.

Er aeßel sich in dieser Unabhängigkeit. Ihm war, als er aus dem Schwarzischen Hause gegangen, als ginge er aus der algierischen Sklaverei in die selige Freiheit. Blos der Verlust seiner geliebten Zöglinge kränkte ihn lange. Doch überwand er den Schmerz, und den noch größern, daß er nun keine Seele hatte, an der er hing, und die er die seine nennen konnte. Es machte ihm eines Tages recht peinliche Empfindung, als ein ihm fremder Mensch eintrat, und eine mehrere Bogen lange politische Abhandlung auf der Stelle abgeschrieben zu haben wünschte. Er erkannte nämlich in der Schrift, die er kopirte, die Handschrift des Oberkriminalraths von Schwarz. Der Ueberbringer derselben erklärte zugleich, er werde die Vollendung der Abschrift abwarten; schön solle sie nicht, sondern geschwind und flüchtig geschrieben sein. Er vollbrachte die Arbeit mit Ekel. Immer war ihm, bei jedem Blick auf die Abschrift, als sähe er die verhaßte Gestalt seines ehemaligen Zwingherrn vor sich.

Gesellschaft besuchte er äusserst selten; theils mangelte ihm dazu Zeit, theils und mehr noch Geld. Der Gesundheit wegen machte er wohl

Luftgänge, friſche Luft zu ſchöpfen. Oefter aber noch beſuchte er die Nachbarſchaften nahe und fern blos mit den Augen. Er hatte ein gutes Dollondſches Fernrohr, mit welchem er die Umgegenden muſterte. Sein Zimmer ging hinten hinaus über eine Reihe Gärten. Im Hintergrunde ſah man die äuſſerſten Gebäude einer Vorſtadt, meiſtens armſelige, kleine Häuſer, die an's offene Feld ſtießen.

Dies unſchuldige Vergnügen ward dem genügſamen Einſiedler zuletzt wahrhaftes Bedürfniß. Es kann kein Aſtronom des Nachts mit dem Teleſkop die Räume des geſtirnten Himmels ämſiger und genauer durchſpähen, um einen den bloßen Augen unſichtbaren Kometen, oder einen neuen Planeten, oder die Gebirge der glänzenden Venus zu erforſchen, als Frock alle Tage die Gegenſtände ſeines Geſichtskreiſes Stück für Stück muſterte. Endlich trat er mit dem Fernrohr ſogar regelmäßig zu beſtimmten Stunden an das Fenſter, er mochte auch noch ſo viele und dringende Arbeiten auf ſeinem Tiſche liegen ſehen. Und kamen von ſeinen Kunden: er ließ ſich nicht ſtören; ſie mußten warten.

Wie man nachher erfahren hat, gab es dazu triſtige Gründe. Er hatte die Entdeckung zwar keines Sterns, aber doch einer Venus gemacht. Er beobachtete nämlich eins von den Häuſern im entfernten Raum der Vorſtadt. Das Haus war

klein, aber artig: ihm nur von der Hinterſeite ſichtbar, wo im Hof ein Brunnen ſtand. Zu dieſem Brunnen kam im Sommer gewöhnlich um ſechs, im Winter um acht Uhr Morgens ein ſchön gewachſenes ſäuberliches Mädchen, und füllte einen Eimer mit dem Waſſer, trug ihn ins Haus, und wiederholte das Geſchäft einigemale. Zuweilen geſchah dies auch um ein Uhr. Die Beſchäftigungen des Mädchens beim Brunnen waren ſehr abwechſelnd. Zum Beiſpiel, es wuſch Kraut oder Salat, manchmal ſogar Geſicht und Hals des Morgens. Und was die Jungfrau — denn dafür hielt ſie der Fernſeher — auch irgend verrichten mochte, Alles geſchah mit einer ungekünſtelten Anmuth, die den Beobachter für ſie eingenommen haben würde, auch wenn ihr Geſichtchen weniger ſchön geweſen wäre. Daß die Waſſerträgerin aber ſchön ſei, hätte ſich der Aſtronom ſchwerlich ausreden laſſen. Ihr dickes, goldenes Haarthaar, welches gewöhnlich unter einer feinen, ſchneeweißen Haube lockig hervorquoll, ihre mildrothen Wangen, die ſchöne Zeichnung der Naſe und des kleinen Mundes ſprachen allerdings für ſeine Behauptung. Er glaubte ihr aber ſogar genau in die blauen Augen ſehen und durch die Augen ins heimliche Herz blicken zu können. Nun muß Jedermann geſtehen, daß er darin etwas zu ſtarkgläubig war. Wer hätte auch je mit Hilfe eines

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14350/028

Fernrohrs Entdeckungen in einem Mädchenherzen gemacht?

Frock aber ließ sich von seiner Meinung nicht abwendig machen. Seiner astronomischen Theorie zufolge war das Mädchen eine fleißige häusliche Bürgerstochter, und keine gemeine Dienstmagd; sittsam, unschuldig, ernsthaft und sinnig. Nur ein einzigesmal unter zweihundert vierundsechszig sorgfältigen Beobachtungen glaubte er sie singen gehört zu haben, nämlich durch das Fernrohr. Ihre Stimme mußte wohl in der ungeheuern Entfernung verschwinden.

Anfangs hielt er sie für eine Wäscherin, denn er sah sie ausser dem Wassertragen allwochentlich mit Aufhängen und Trocknen der Wäsche im Haushofe bemüht. Zuweilen hätte er ihr gern geholfen, wenn ein Stück vom Seil fiel, das zwischen drei Bäumen ausgespannt war. Doch ließ er von seiner Hypothese ab, da er nach langen Erfahrungen eine regelmäßige Wiederkehr jedes Stückchens der schon gesehenen Wäsche bemerkte. Sie gehörte also einer und derselben Familie an. Der Cyclus, oder die periodische Wiederkunft der Schnupftücher, Hemden, Betttücher und so weiter vollendete sich gewöhnlich in acht bis zehn Wochen. In der Familie, die zur Wäsche gehörte, mußten zwei erwachsene Frauenzimmer, ein Kind, ein Mannsperson sein. Aus dem Rauch, der von Zeit zu

Zeit aus einem Nebengebäude hervorflieg, noch mehr aus den zuweilen von einer Dachöffnung des Hauses selbst niederwehenden blauen Linnen- oder Baumwollentüchern, die da ebenfalls zum Trocknen hingen, ließ sich muthmaßen, der Vater sei ein Färber. Die Konjektur stieg zur moralischen Gewißheit, als eines Tages ein ältlicher Mann mit aufgestreiften Hemdärmeln und ganz blauen Händen neben der schönen Wasserträgerin am Brunnen stand. Sie lächelte ihn sehr vertraulich und freundlich an. Dieser Anblick, nämlich des Lächelns, nicht der blauen Hände, entzückte unsern Astronomen so innig, daß er auf seinem Observatorium nicht nur freudig mitlächelte, sondern auch den ganzen Tag lächeln mußte.

Ach, wie wenig ist doch vonnöthen, einen Menschen glücklich zu machen!

So verstrichen dem armen Frock Jahr und Tag. Was soll ich von seinem einfachen, arbeits- und freudenreichen Leben erzählen? Jeder Tag wiederholte die gleiche Geschichte. Er war zufrieden. Er liebte. Er hatte wieder ein Wesen in der Welt, an das er gelettet war. — Nur Eins gehörte dabei zu den unbegreiflichen Dingen, daß er nämlich aus einem sonderbaren Eigensinn sich nie die Mühe gab, die schöne Färberin einmal in der Nähe zu bewundern, oder wohl gar ihre

Aufmerksamkeit auf sich zu leiten. Denn daß sie durch das Fernrohr alltäglich mit Entzücken betrachtet und geliebt würde, konnte ihr im Traume nicht beifallen; viel weniger noch wäre sie auf den Gedanken gerathen, auch ihrerseits ein Teleskop zur Hand zu nehmen, um sich mit bewaffneten Augen den Mann auf dem Observatorium zu suchen. — Er blieb also ewig von ihr unerkannt. Und, es ist kein Zweifel, er wollte es [illegible]. Jonathan Frock war ein Mann von eigenen Grundsätzen. Vielleicht hatte er auch schon die Erfahrung gemacht, daß gewisse Schönheiten nur in einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen, um liebenswürdig zu bleiben. Und manches, das, in der Ferne gesehen, wünschenswerth scheint, hört auf in der Nähe unser Glück zu machen.

Selbst aber das mäßige Glück, dessen er jetzt genoß, blieb ihm nicht lange.

Eines Abends ward noch spät angepocht. Er stand auf, kleidete sich an und öffnete einer fremden, höflichen Stimme die Thür, weil sie es dringend verlangte. Es trat ein Herr im grauen Ueberrock herein, einen Degen an der Seite. Hinter ihm standen Soldaten im Gewehr.

„Sind Sie Herr Jonathan Frock?“ war die Frage.

„Allerdings!“ antwortete derselbe sehr verwundert.

„Es thut mir leid, Ihnen ankündigen zu müssen, daß Sie auf Befehl des königlichen geheimen Obervolizeidepartemens verhaftet werden, und mir nach Auslieferung Ihrer sämmtlichen Effekten, folgen müssen, wohin ich Sie führen soll.“

Frock glaubte nicht wohl gehört zu haben. Er war in seiner Einsamkeit sich keiner andern Sünde bewußt, als daß er die schöne Färberin zu leidenschaftlich mit dem Fernrohr verfolgt hatte. Inzwischen galt hier kein Säumen oder Widerstreben. Zwei handfeste Polizeiadenten traten herein, halfen einpacken und Alles versiegeln. Frock, ohne Verlegenheit und überzeugt, es walte Irrthum über seine Person, kleidete sich anständiger, und steckte, mit Erlaubniß des Gewalthabers, seinen geringen Geldvorrath und den Dollond zu sich. Wozu eben den letztern, läßt sich schwer errathen. Vielleicht hoffte er auf einen Gefängnißthurm zu gerathen, weite Aussicht zu finden und mit Hilfe des Fernrohrs sein Herzespiel, seine Gesellschafterin mit goldenen Locken.

Er ging in der Nacht zwischen den Begleitern zum Bestimmungsort. Es war ein weitläuftiges, hohes Gebäude, mit Zwischenhöfen, Kreuz- und Quergängen. Eine dicke, schwer verriegelte Thür ward aufgethan. Man führte ihn in ein kleines

Gemach, angefüllt mit einem Bett, aus einer Matratze und Decke bestehend, einem Tischchen und einem hölzernen Schemel. Man wünschte ihm angenehme Ruhe, schloß und riegelte die Thür zu, und ließ ihn im Dunkeln allein. Die Ruhe war nicht angenehm, doch blieb sie nicht aus. Er schlief gegen Morgen, nach manchen sorglichen Betrachtungen, ein, aber dann desto fester und süßer. Man weckte ihn erst spät, und brachte ihm das Frühstück, eine schmackhafte, kräftige Suppe. Er war bisher nur gewohnt, ein frugales Morgenessen von Wasser und Brod zu halten. Das neue Wohnzimmer gefiel ihm auch, wegen der großen Reinlichkeit; aber desto schlechter die Aussicht durch das vergitterte Fenster in einen kahlen, öden, von klosterähnlichen Gebäuden umfangenen Hofraum. Weg war nun Vorstadt, Färberhaus und Wasserträgerin. Er hätte weinen mogen. Doch beruhigte ihn sein Gewissen. Er zweifelte nicht, das Mißverständniß bald zu lösen, welches ihn in diese Einsamkeit geführt haben konnte. Mittags erschien ein nahrhaftes Gericht, Brod, Fleisch, Gemuse; dazu frisches Wasser im Ueberfluß, den Durst zu löschen. So gut hatte er lange nicht gelebt. Und die Aussicht und die Langeweile abgerechnet, lebte er köstlicher als königlicher Gefangener, denn vormals auf seinem Bureau.

Nachmittags ward er zum Verhor geführt. Er

stand vor einem schwarzbehangenen Tisch, an welchem einige gestrenge Herren der Oberpolizei saßen. Nachdem er um Herkunft, Namen, Alter, Wohnung, Gewerbe und dergleichen befragt war, legte man ihm eine kleine Druckschrift vor, und fragte ihn: ob er Verfaßer derselben sei? — Er las sie. Der Inhalt schien ihm nicht unbekannt zu sein; doch konnte er sogleich und mit Zuverlässigkeit antworten: er sei der Verfaßer nicht, denn in seinem Leben habe er von sich noch nichts drucken lassen. Man redete ihm ernstlich zu, der Wahrheit die Ehre zu geben. Er beharrte bei seiner Aussage.

Nun zog der Vorsteher einige beschriebene Bogen hervor, reichte sie dem Inquisiten, und fragte: „Kennen Sie diese Handschrift?“ — Frey erkannte sie sogleich. Es war die seinige. Es war dieselbe Abschrift, welche er einst von einer politischen Abhandlung des Oberkriminalraths von Schwarz hatte verfertigen müssen. — Ohne sich zu bedenken, gestand er, es sei seine Handschrift; er habe den Aufsatz nicht selbst verfaßt, noch weniger ihn drucken lassen, sondern für Geld abgeschrieben, wie es sein Gewerbe mit sich gebracht habe. Auf die Frage: wer die Urschrift ihm zur Kopie gegeben? erwiederte er: ein Unbekannter, dessen Gestalt und Kleidung er wohl noch ungefähr bezeichnen könne, dessen Namen er aber nie gehört.

Die Verhörrichter schüttelten den Kopf. Frock hatte schon auf der Zunge, zu beichten, daß er die Urschrift für eine Arbeit des Herrn von Schwarz gehalten habe. Dadurch konnte er vielleicht mit einemmale aller Verantwortlichkeit entbunden werden. Auch hatte er keine Ursache, seines ehemaligen Quälers zu schonen. Aber er gedachte in diesem Augenblick der geliebten Zöglinge, die ihm noch immer theuer waren. Und er fühlte edel genug, sie nicht unglücklich machen zu wollen, indem er ihren, wahrscheinlich durch jene Abhandlung sehr fehlbaren, Vater verriethe. Er verstummte also, und ward in sein Gefängniß zurückgeführt.

Er ging noch einmal zum Verhör und wieder zurück. Die Polizei schien immer größern Verdacht auf ihn zu wälzen, daß er selber der Verfasser, oder doch mit demselben wohlbekannt sei. Denn unter hundert ihm vorgelegten Fragen hatte er einige vielleicht zu leichtsinnig beantwortet, und sich dadurch in scheinbaren Widerspruch mit sich selbst gesetzt.

Schon drei Wochen war er im Gefängniß gewesen, als abermals Wachen erschienen, nicht um ihn zum Verhör zu führen, sondern in ein anderes Gefängniß, und zwar in einen eigentlichen Kerker. Das behagte ihm da auf bloßem Stroh, bei Wasser und Brod, in ewiger Dämmerung, schlecht. Und doch schwor er in seinem Herzen, den Oberkrimi-

nalrath nicht unglücklich zu machen. Denn, dachte er, bleib' ich bei meinen Aussagen, was will man mir an? Hofft man mich vielleicht durch Stroh und magere Kost zu einem offenern Geständniß zu zwingen? Die Herren irren. Ich halte es aus. Zuletzt müssen sie mich wohl krank und frei lassen, und ich habe meinen geliebten Zöglingen Angst und bittere Thränen erspart.

Schon den andern Tag ward er aus dem Kerker wieder in ein angenehmes, heiteres, wohlgeziertes Zimmer versetzt; nur Gitterfenster, Schloß und Riegel der dicken Thür und die Schildwache davor liessen ihn bemerken, daß er noch verhaftet sei. Seine Speisen waren ausgesuchter, er empfing Wein dazu. Es stand ihm frei, sich Schreibgeräthe und Bücher zur Unterhaltung kommen zu lassen. Man sagte ihm, das alles geschehe auf Verwendung einer hohen Person, die an seinem Schicksal lebhaften Antheil nehme. Der gute Frock war mit dieser Theilnahme gar nicht unzufrieden, meinte aber doch, es geschähe ihm damit zu viel Ehre.

Wichtiger ward ihm, da er vor eine Kommission des Kriminalgerichts geführt ward, unter seinen Richtern auch den Herrn von Schwarz zu erblicken. Vermuthlich glaubte dieser, nachdem er Frocks Betragen vor der Polizei erfahren, es habe

derſelbe ſeine Handſchrift entweder nicht erkannt, oder vergeſſen. Mit ſchadenfrohem Blicke beobachtete Herr von Schwarz den eintretenden Inquiſiten; und eben Schwarz ſchien durch ſeine Zwiſchenfragen Frocks Schuld anſchaulicher machen zu wollen.

Der Verklagte bemerkte mit Unwillen die Frechheit des Mannes. Lange bekämpfte er ſeinen Zorn. Aber endlich, da Herr von Schwarz auch ein verdächtigendes Wort von der goldenen Tabaksdoſe hinwarf, blieb Frock ſeiner ſelbſt nicht länger Meiſter. „Aus Schonung gegen meine ehemaligen Zöglinge, Ihre beiden Söhne, ſchwieg ich bis jetzt,“ ſagte er zum Oberkriminalrath, „aber die Art Ihres Verfahrens zwingt mich, laut zu werden und das zu ſagen, worüber bis jetzt keine beſtimmte Frage an mich geſchah. Es iſt wahr, ich bin nicht Verfaſſer jener Abhandlung, die für den allerhöchſten Hof Beleidigungen enthalten, vielleicht Geheimniſſe des Staats zum Nachtheil deſſelben verrathen haben können. Es iſt wahr, ich kenne auch den Verfaſſer nicht, noch den, welcher ſie mir zur ſchleunigen Abſchrift brachte. Aber ich kannte und kenne die Handſchrift deſſen, der das Original ſchrieb, welches mir zu kopiren gegeben ward. Es iſt die Handſchrift des Herrn Oberkriminalraths von Schwarz geweſen.“

Schwarz lächelte höhniſch, aber konnte doch

nicht eine gewisse Bestürzung verheimlichen. Seinen Amtsgenossen entging es nicht. Inzwischen bemerkte der Präsident dem Angeklagten, der nun die Rolle des Anklägers spielte, daß er eine Beschuldigung wage, die schwer zu beweisen sei.

„Es ist möglich," erwiederte Frock, „daß das Original vernichtet worden ist, sobald man meine Kopie besaß. Aber daß ich die Handschrift des Herrn von Schwarz sehr gut erkannte, bezeugt mein Gedächtnißbuch, welches ich über meine Geschäfte führte, und das unter meinen übrigen Papieren bei der geheimen Polizei liegt. Ich erinnere mich, daß ich zu der Tagesbemerkung, eine Abhandlung ohne Titel kopirt zu haben, am Rande die Buchstaben setzte: Handschr. v. O. K. R. v. S., das heißt, Handschrift vom Oberkriminalrath von Schwarz."

Auf einen Wink des Präsidenten brachte der Gerichtsdiener eine Kiste herbei. Es waren Frocks Papiere. Er fand das Büchlein, suchte das Datum, fand die Stelle, welche der geheimen Polizei entgangen zu sein schien, und legte sie den Richtern vor. Es verhielt sich, wie er gesagt hatte. Frock ward darauf sogleich wieder in seinen Verhaft zurückgeführt.

Schon den folgenden Morgen ward ihm seine nahe Befreiung und zugleich die Verhaftung des Herrn von Schwarz verkündigt. Denn durch die

geheime Oberpolizei war auch der Mensch, welcher die Abhandlung bei Frock zur Abschrift gebracht, nach den von ihm gegebenen Beschreibungen, in einer entlegenen Stadt entdeckt und eingebracht worden. Die Aussagen dieses Menschen stimmten mit denen des schuldlosen Frock überein. Beide wurden zum Ueberfluß noch gegen einander gestellt, sich zu erkennen.

An demselben Tage, da dies geschah, hatte Frock noch eine andere Ueberraschung. Er empfing Besuch vom Major von Tulpen, den ein Unbekannter begleitete. Der alte Major war vor Freuden ausser sich, ihn wiederzusehen. Er drückte ihn mit Rührung an sein Herz.

„Hat doch Alles sein Gutes!“ sagte der Major: „Hätte man Sie nicht gefangen gesetzt, wir hätten Sie in Ewigkeit nicht gefunden. Aber Ihr Prozeß machte Aufsehen, und so erfuhren wir Ihren Aufenthalt.“

„Mich kennen Sie wohl nicht mehr?“ fragte der Begleiter des Majors.

Frock betrachtete ihn lange, verbeugte sich dann ehrerbietig und sagte: „Ew. Durchlaucht erweisen mir unverdiente Ehre.“

„Nicht so unverdiente Ehre. Hätten Sie mich, da Sie mich beim Scharmützel in den Niederlanden gefangen nahmen, nicht so heldenmüthig gegen Ihre Kameraden in Schutz genommen, ich wäre

ja längst im Reiche der Todten. Sie retteten mein Leben, und empfingen den Hieb da für mich von dem tollen Chasseur über die Stirn, der mich durchaus niederhauen wollte."

„Aber wie konnte Ew. Durchlaucht meinen Namen wissen, den ich Ihnen nie gesagt?"

„Den erfuhr ich vom Major, und den Major lernte ich durch den Juwelier kennen, dem Sie die goldene Dose verkauft hatten, die ich Ihnen auf dem Schlachtfelde zur Erinnerung schenkte. Ich wollte während meines Aufenthalts hier ganz andere Dinge beim Juwelier kaufen; das Erstaunen war nicht gering, meine Dose zu finden. Sie haben sie zu so edelm Zweck verkauft, daß ich sie Ihnen schlechterdings zurückstellen muß, um damit Ihre Tugend zu ehren." — Der Fürst legte die Dose auf Frocks Tisch. Dieser vernahm nun auch, daß er vom Gericht freigesprochen sei.

„Jetzt, Freund Jonathan Schopf," rief der Major, „müssen wir uns öfter sehen. Hier auf der Karte haben Sie den Namen meiner Wohnung. Sie müssen mich besuchen, sobald Sie frei sind. Ich hielt Sie schon für mich auf ewig verloren. Hol' der Geier den Kriminalrath Dings da; der sitzt nun statt Ihrer. Das kommt vom Herzen am unrechten Fleck. Er wollte dem Justizminister einen bösen Streich spielen, und schlug sich selber ins Gesicht. Geschieht ihm Recht!"

Frock war durch diesen Besuch sehr erquickt. Er gewann wieder Vertrauen zur Menschheit, und hielt die überstandenen Schrecken und Leiden der Gefangenschaft für einen nichtigen Preis, um den er die Freude dieses Tages erkauft hatte.

Schon am folgenden Morgen ward er in aller Form, mit feierlicher Ehren- und Unschuldserklärung, seines Verhaftes entlassen. Dabei empfing er eine ihm vom Gericht zugesprochene reichliche Summe, theils als Entschädigung für das Erlittene, theils als Ersatz für das während seiner Gefangenschaft an häuslichem Erwerb Versäumte. Lange war der gute Frock nicht so reich gewesen. Denn auch die Dose des Fürsten, der selbigen Tages wieder von der Residenz abreisete, war mit Goldstücken angefüllt.

Und als Frock sein Stübchen bei der alten Wittwe wieder betrat, hätte er weinen mögen vor Freuden, und Tisch und Stühle wie alte, wiedergefundene Freunde umarmen und küssen mögen. Aber den ersten Gang machte er doch mit dem Fernrohr zum Fenster hinten hinaus. Er grüßte die drei Bäume mit den Seilen, woran wieder das weiße Linnen wehte, wie Wimpel und Fahnen, ihm zur Liebe ausgehängt, und ihn zu begrüßen. Aber die artige Blaufärberin mit Bereni-

cens goldenem Lockenwuchs kam leider nicht grüßend hervor.

Ein wunderlicher Mensch war Frock bei dem allen. Er hatte ein Herz voll Tugend, folglich aller Seligkeit der zartesten Freundschaft fähig. Und doch blieb er von den Menschen zurückgezogen, und zog ihnen Fernsichten, Waschseile, Stühle und Tische vor. Er mochte seine Gründe haben, die man schweigend ehren muß. Die Zuneigung und Dankbarkeit, welche ihm der Fürst bezeugte, hatte ihn sehr gerührt; und doch fiel ihm nicht bei, dem Fürsten um eines Strohhalms Breite näher zu treten. Der Fürst hatte ihn sogar zu sich eingeladen, ihm von einer Stelle an der Schulanstalt seines Fürstenthums gesprochen: und Frock, der ohne Versorgung war, verneigte sich doch nur stumm und ablehnend dabei. Der alte Major von Tulpen hatte ihn gewiß recht herzlich um nähere Bekanntschaft und Umgang gebeten; aber wer nicht kam, war Frock. Und doch war er nichts weniger, als menschenscheu; und übergroße Geschäfte fesselten ihn auch nicht ans Zimmer: denn obwohl er sogleich sein Aushängeschild wieder an das Haus der Wittwe befestigte, kam doch in den ersten Tagen seiner Befreiung Niemand, seine Schreiberdienste in Anspruch zu nehmen.

Endlich erschien eines Abends der Major selbst und sagte: „Könnte wohl bis zum jüngsten Tage

warten, Jonathan Rok oder Tarrok, ehe du zu mir kämeſt. Drum fort, mit mir, daß du mein Haus finden lerneſt. Es iſt heut mein ſo und ſo vielter Geburtstag. Habe den Keller voller Burgunder und Pontak und Champagner, mit dem mich der Fürſt von Dings da bereichert hat, blos für den Gang mit ihm zum Juwelier und zu dir, und für die Geſchichte von der Doſe, die ich oft genug ſchon ganz unentgeldlich erzählt habe."

Frock widerſtand nicht. Sie ſetzten ſich in eine Lohnkutſche, weil es ſchon dunkel war, und fuhren ab. Der Major war ungemein aufgeweckt und geſprächig, wie immer; als ſie aber beinahe an Ort und Stelle waren, hob er an zu veſten und zu fluchen. „Dummer Streich!" rief er: „Fahren vor dem Regiſtrator Dings da vorbei, und hab' ihm doch geſagt, ich werd' ihn zum Abendeſſen abholen. Der iſt ein kreuzbraver junger Mann; wirſt dich freuen, Jonathan, ihn kennen zu lernen. Nun, ich ſetze dich bei meinem Hauſe ab, und fahre wieder zurück und hole ihn."

Der Wagen mußte halten, Frock abſteigen, ins Haus gehen. „Rechter Hand ins Zimmer!" rief der Major, und fuhr zurück.

Frock tappte im Dunkeln der Hausflur; fand die Thür; pochte an; ward hereingerufen; ſah den gedeckten Tiſch; helle Kerzen brannten — und in dem Augenblick ward es ihm faſt dunkel vor den

Augen. Denn die berühmte Blaufärberin ſtand lebendig vor ihm da mit ihrem goldenen Haarwuchs, und empfing ihn ſehr gutig.

„Ich bin ohne Zweifel verirrt,“ ſtammelte er, „denn ich wollte zum Herrn Major von Tulpen, den ich hier erwarten ſoll.“

„Sie ſind am rechten Ort; mein Vater kann nicht mehr lange ausbleiben, wenn Sie ſich ein Weilchen gedulden wollen!“ ſagte ſie, und bot einen Stuhl. Ein junges Mädchen von zehn Jahren trat vor, betrachtete einen Augenblick lang den Fremdling, und ſagte zu ihm ſchüchtern und mit angenehmem Anlächeln: „Nicht wahr, Sie ſind der Herr, der für den Vater eine goldene Doſe weggegeben hat?“

„Nicht weggeben; ich habe ſie wieder!“ ſagte Frock, der ſich von der erſten Beſtürzung nicht erholen konnte. Aber ſeine Beſtürzung ward noch größer, als die Goldgelockte ihm ganz nahe trat, ihre ſchöne Hand ſanft drückend auf ſeinen Arm legte, und ſagte: „Ach, wie viel ſind wir Ihnen alle ſchuldig! Die Doſe muß Ihnen ein rechtes Heiligthum werden, da Sie Ihnen nun das Denkmal von zween Menſchen geworden iſt, die Sie retteten.“

„Sind Sie im Gefängniß ſo blaß geworden?“ fragte ihn die Kleine, und ſah ihn mit recht mit-

leidigen Augen an: „Ich habe einmal recht für Sie gebetet, und es hat gewiß geholfen.“

Frock sah wohl, er sei hier schon bekannter, als er glauben konnte; und um das Gespräch von der Dankbarkeit zu ändern, erzählte er von der Anmuth seines Gefängnißlebens. Das fanden die beiden Schwestern sonderbar, daß er den Verlust seiner Freiheit so ruhig ertragen und sogar im Verhaft viel Angenehmes gefunden habe. „Ich würde mich in einem Gefängniß gleich todt weinen, wenn ich, von Josephinen und dem Vater weg, da allein wohnen müßte.“

„Das glaub' ich, Fräulein,“ sagte Frock; „aber wenn man um keine Josephine und keinen Vater zu weinen hat, so ist einem, mit reinem Herzen, überall wohl. Einem Menschen, der sich im Nothfall genug sein kann, ist alles Aeussere nur Bühnenverwandlung, und das engste Stübchen eine große Welt. Wer sich selber nicht genug ist, und Zufriedenheit von Umgebungen erwarten muß, lebt im freiesten Raum des Weltalls eingekerkert.“

„Aber doch auch so den ganzen, lieben Tag allein sein!“ versetzte seufzend die Kleine.

„Wissen Sie denn, ob ich allein war? War nicht meine ganze Vergangenheit bei mir? War nicht der bei mir, der mehr ist, als aller menschliche Umgang? — Wissen Sie, wer? Gott.“

Das Gespräch ward ernst, darum nicht min-

der anziehend. Josephine hörte, über eine Stuhllehne gebogen, schweigend zu. Ihre kleine Schwester Leonore hatte immer hundert Fragen und hundert Einwendungen.

Darüber trat der Major herein, mit ihm ein junger, bildschöner Mann, der Regiſtrator Burkhardt. Dieſer ſchien in der Familie ſchon ganz einheimiſch; ſo vertraut that er mit den Frauenzimmern. Frock war auf gutem Wege geweſen, bekannt zu werden; aber je unbefangener Burkhardt in dieſem Kreiſe auftrat, je fremder fühlte ſich Frock; er wußte ſelbſt nicht, wie es zuging. Der Major ſtellte ihm den kreuzbraven Regiſtrator vor. Das Geſpräch ward allgemeiner, Frock zurückhaltender. Die Töchter des Majors entfernten ſich und trugen die einfachen Gerichte zum Abendeſſen auf. Man ſetzte ſich. Der Regiſtrator kam an Joſephinens Seite, Frock beiden gegenüber neben die gern plaudernde kleine Leonore. Der Regiſtrator hatte für ſeine Nachbarin unendlich viel Aufmerkſamkeiten; Frock gerieth bald mit Händen, bald mit Füßen in Verlegenheit, und zuweilen ſogar mit den Augen. Die goldlockige Joſephine war in der That, wie ſie hinter dem Licht der Kerze ſaß, und wenn ſie ſich zufällig mit dem edeln Geſicht aus dem Strahlenkreis vorbog, überraſchend ſchön. Die Ueberraſchungen waren nämlich auf Seiten Frocks; denn weder der Major

noch Leonore achteten sonderlich darauf; eher vielleicht der kreuzbrave Regisstrator. Zum Glück stieß Herr von Tulpen fleißig mit den Burgundergläsern an; dann kam hintennach der brausende Champagner. Das hob unsern blassen Philosophen in diejenige harmlose Laune, welche alle Uebrigen hatten. Nun wurde er sogar gesprächig und liebenswürdig. Besonders beschäftigte sich die lebhafte Plauderin Leonore voll Wohlgefallens mit ihm. Sie hörte ihm gern zu, wenn er erzählte; und da er bemerkte, daß sie im Kopfrechnen nicht zurecht kam, lehrte er sie dazu kleine Kunstgriffe. Das gab dem Kinde Anlaß, ihn ohne weitere Umstände zu bitten, ihr Lehrmeister zu werden. Sie versprach ihm den Verlust seiner ehemaligen Zöglinge in dem Schwarzischen Hause, von denen er mit vieler Wärme geredet hatte, durch Dankbarkeit vollkommen zu ersetzen. „Denn", sagte sie, „das waren doch nur Knaben, und die vergessen einen den Augenblick, und sind viel zu wild und flüchtig." Frock ließ sich zu dem Versprechen hinreissen, ihr in der Woche Mittwochs und Sonnabends ein paar Stunden zu widmen. Der Major drückte ihm väterlich dankbar die Hand. „Geschieht mir", sagte er, „bei dem Mädchen da ein recht wichtiger Dienst. Hab's nicht, sonst hätt' ich's gern schon in die Frauleinschule geschickt.

Dem Windbeutel thut's noth, still sitzen zu lernen."

Frock wußte nicht, welche Noth er sich aufgebürdet hatte. Aber schon den andern Tag bereute er es, wie nicht weniger das gegebene Versprechen, in der Alvenschen Familie den folgenden Tag zu Mittag zu speisen. Es war eben ein Sonntag.

Er hatte, weil er spät nach Hause gekommen war, lange geschlafen. Das Läuten der Glocken, die von allen Kirchthürmen nahe und fern zum Gottesdienst riefen, weckte ihn. Er besann sich des gestrigen Tages beim Ankleiden. Sein erster Gang war natürlich zum Fernrohr und Fenster. Aber als er das Rohr zum Auge heben wollte, legte er es geschwind nieder, schloß das Fenster, sah den ganzen Morgen nicht wieder hinaus, und ging singend und pfeifend im Stübchen auf und ab. Gegen Mittag schrieb er dem Major ein Briefchen, meldete ihm, er könne heut unmöglich kommen, ihm sei nicht ganz wohl; siegelte zu, und besann sich nun, daß er keinen Boten zum Versenden habe, und am Ende wohl den Botendienst selber verrichten müsse. Zudem war es spät und gegen alle Höflichkeit, auf sich warten zu lassen. Er zerriß den Brief und ging,

und bereute bei jedem Schritt, den er that, die, welche er schon gethan hatte.

Er ward mit eben der Güte und liebenswürdigen Unbefangenheit aufgenommen, als es den Tag vorher geschehen war; und er selbst fühlte sich bei diesen guten Menschen behaglicher, als das erstemal. Sie zeigten sich alle, so schien es ihm, in einer feierlichern Stimmung, die kleine Leonore nicht ausgenommen. Die lieben Leute waren erst aus der Kirche gekommen, und die Andacht des Gottesdienstes hinterließ in ihren Seelen einen schönen Ernst, der ihre gewohnte Freundlichkeit milderte, ich möchte sagen, adelte.

„Sind Sie auch in der Kirche gewesen?“ fragte ihn Leonore.

„Heute nicht!“ antwortete Frock ernst.

„Komm' ich Sonntags nicht zur Kirche,“ fuhr Leonore fort, „so ist mir's nicht wie Sonntag, und die ganze Woche wird mir gemein und schlecht. Der Sonntag ist gewiß unter allen Tagen, wie die Sonne, welche den übrigen Tagen Licht gibt. Ich kann es wohl begreifen, wie Menschen endlich zu groben Verbrechen übergehen, wenn sie keinen Sonntag haben.“

„Glauben Sie nicht, liebe Leonore, daß es auch gute Menschen ohne Sonntag gebe?“

„O wohl mag es geben. Aber dann ist ihr Dasein doch nur ganz gemein, und für sie selbst

nicht erquickend. Sie werden gut sein aus Verstand, aber es kommt nicht aus dem Schönsten hervor."

„Was nennen Sie denn das Schönste?"

„Ei, das Schönste ist das Schönste. Sie wissen's besser, als ich. Sagen kann ich's nicht. Es ist das Schönste, wenn ich in der Kirche höre und bete, und dann mit dem Himmel eins werde, und ich von dem, was in und ausser der Kirche ist, denke: das vergeht! Und ich doch daneben weiß, das Beste bleibt in unvergänglich-großer Herrlichkeit, und alle meine geliebten Todten leben mit mir, und meine Mutter und mein Großvater, und viele Helden, von denen mein Vater erzählt, und Jesus Christus und viele heilige Seelen leben seliger, als ich, und leben noch mit mir, und lieben mich, wie ich sie. Das ist das Schönste. Dann höre ich das Flüstern der betenden Herzen und den heiligen Orgelklang und die Stimme des Predigers, und höre es auch nicht; und doch spricht Alles in mich hinein, und ich verstehe es und vernehme doch nichts."

Frock lächelte. Er hing mit seinen Blicken am Mienenspiel Leonorens, die wie aus Entzückungen redete. Dann bog er sich herab über das Mädchen, welches ihn ansah, als erwarte es seine Antwort, und küßte die helle Stirn des Kindes, ohne eine Silbe zu sagen.

„Das Mädchen schwatzt wie ein Staar,“ rief der Major, „aber es schwatzt mir oft Sachen aus dem Herzen heraus, wie ich sie habe, und wie ich sie nun und nimmermehr auf die Zunge zu bringen wüßte.“

Nach dem Essen ward ein Spaziergang vorgeschlagen. Man ging in das sogenannte Lilienthal, ein benachbartes Wäldchen, eine Viertelstunde von den äussersten Häusern der Vorstadt. Im Innern des Wäldchens lag zwischen Wiesen und Garten ein Gasthaus, wo sich die Bewohner der Hauptstadt zu vergnügen pflegten. Frock führte beide Schwestern am Arm. Der Major ging plaudernd nebenher. Josephine verrieth in ihren Gesprächen eben so viel Geist und Gefühl, als sie schön war.

„Es ist doch ein prächtiger Tag!“ rief Leonore, und hüpfte vor Freuden: „Ich bin ganz gewiß im Himmel, ich bin im Himmel! Und wären Sie in der Kirche gewesen, Herr Frock, so würden Sie nun auch im Himmel sein.“

„Aber wenn ich Ihnen sage, meine fromme Leonore, ich bin wirklich diesen Augenblick im Himmel!“

„Nein, Sie gehen nur spazieren. Aber ich bin im Himmel. Sehen Sie, alle Blumen haben brennendere Farben und sehen still und himmlisch aus; und das Laub an den Bäumen ist durchsich-

tig, wie wenn es grüne Flammen wären, und der Himmel hat ein anderes Kleid und die Sonne einen andern Schein. Alles hat eigene Weise und Stellung, und Alles sagt etwas Festliches an; aber ich begreife es nur nicht ganz. Doch ich werde es gewiß einmal verstehen lernen."

Frock war im Himmel, trotz dem, daß es Leonore wegläugnen wollte. Die ganze Welt prangte ihm am Arme Josephinens anders. Er hörte Leonore gern plaudern, um schweigen zu können. Denn das Reden war ihm lästig, weil er von Empfindungen bedrängt wurde, die er sich nicht klar machen konnte.

In Lilienthal fanden sich Bekannte des Majors, Bekannte von Josephinen und Leonoren; man trat zusammen, man ging mit einander. Frock, als fremd, zog sich zurück. Er stellte sich Pflanzen suchend, und ging ins Gebüsch und kam nicht wieder.

Der Major vermißte ihn nach einer Stunde zuerst. Man erwartete ihn, und unterhielt sich mit Andern. Als es aber Zeit war, aufzubrechen und an die Heimkehr zu denken, und Frock noch immer ausblieb, sprang Leonore fort, ihn im Wäldchen zu suchen. Der Major suchte, und nahm in gleicher Absicht einen andern Weg. Josephine erinnerte sich, in welcher Richtung Frock gegen die Gebüsche gegangen war, und folgte

derselben. Wirklich fand sie ihn seitwärts unter einer Eiche im Grase liegend, das Gesicht in die gefaltenen Hände gelegt, auf dem Erdboden. Sie glaubte, er sei entschlafen, und nannte seinen Namen leise. Er fuhr plötzlich mit verstörter, todtenbleicher Miene auf; starrte sie einen Augenblick an; zwang sich zu einem höflichen Lächeln; bat um Verzeihung, die Gesellschaft verlassen zu haben, und wunderte sich, als er hörte, daß es Zeit sei, sich auf den Heimweg zu machen. Er begleitete sie, aber stumm und verlegen.

„Ihr Aussehen ist sehr übel," sagte Josephine, „vielleicht ist Ihnen nicht wohl."

„Mir war es nicht!" sagte er: „Aber ich fühle mich gestärkter."

Die Andern kamen und erschracken bei Frocks Anblick. „Was hat's gegeben, Freund Jonathan?" fragte Herr von Tulpen mit weicher Stimme: „Du hast dir rothe Augen geweint, und noch jetzt sehen sie gläsern hell aus."

Frock lächelte, wischte sich mit flacher Hand über das Gesicht, und sagte: „Es kommen mir zuweilen Einfälle." Niemand drang weiter in ihn.

Auch drang Niemand in ihn, wenn er in folgenden Tagen zuweilen in der Mitte des Gesprächs verstummte, oder in der allgemeinen Heiterkeit düster ward, oder bei gleichgültigen Worten erröthete. Jedermann ehrte sein Geheimniß.

Es dauerte lange, ehe selbst in der Tulpenschen Familie das Gespräch dann darauf gebracht ward, wenn er abwesend war.

Regelmäßig kam Frock Mittwochs und Sonnabends, Leonoren zu unterrichten. Er ließ es nicht blos beim Rechnen. Er erzählte die Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte; er erklärte vielerlei Erscheinungen der Natur. Er sprach sehr gut, klar und bestimmt; nie aber mit höherer Wärme, als wenn er vom Sinnlichen einen Uebergang zum Uebersinnlichen machte und sich in religiöse Gedanken verlor. Das geschah oft. Es schien ihm Bedürfniß zu sein. Josephine richtete es immer ein, daß ihre Arbeiten außer dem Hause vollendet waren, wenn Frock kam. Dann setzte sie sich gern horchend und strickend ans Fenster in ihren Winkel. Frock, welcher ihr Anfangs wegen dessen, was er für ihren Vater gethan, als ein achtungswürdiger Mann erschienen war, machte bald durch die Anmuth seines Umgangs und die Erhabenheit seiner Gesinnungen die kleinen Widerlichkeiten vergessen, die ihr an ihm entgegen gewesen waren, z. B. das bleiche Antlitz und dazu das krause, rabenschwarze Haar. Sie empfand wirklich etwas Freundschaftliches für ihn, und herzliches Mitleiden, wenn er ohne äussern Anlaß traurig, oder ernst, oder still ward.

„Er verschließt einen großen Schmerz in sei-

ner Brust!“ sagte Josephine oft zu Leonoren, die ihn gern gefragt hätte: „Sei bescheiden gegen sein Geheimniß. Im Schwarzischen Hause hielt man ihn wegen seines Betragens für einen reuigen Verbrecher; ich glaube, seine Traurigkeit hat einen hochedeln Grund.“

Herr von Tulpen und seine Töchter lebten einfach und eingeschränkt in dem kleinen Hause der Vorstadt. Sie wohnten auch da nur zur Miethe. Josephine, von ihrer jüngern Schwester unterstützt, besorgte die kleine Wirthschaft, und machte in der That aus Nichts Etwas. Sie war des Hauses Köchin, Gärtnerin, Wäscherin, Schneiderin — Alles in Allem. Der Major, ihr Vater, hatte wenig Bedürfnisse; aber mit dem Gelde wußte er doch nicht umzugehen. Daher überließ er Josephinen seine dürftige Einnahme, und damit wußte sie Alles zu bestreiten. Sie verstand das Haushalten, als Meisterin. Es fehlte Ueberfluß, aber auch Mangel. Es war im Hause nichts weniger, als Pracht; aber es herrschte Zierlichkeit, Auswahl und Sauberkeit, die mehr als Pracht waren. Sie kleidete sich mit ihrer Schwester ungemein schlicht; aber sie verstand sich auf das, was ihr in Farbe, Schnitt und Art des Gewandes und Schmucks wohlstand. Daher hielt man wohl den Major für reicher, als er war.

Josephine hatte in der Stadt viele Bewunderer, unter dem Adel viele Anbeter. Sie war eine frische aufblühende Lilie, voll Hoheit und Demuth; und hatte in einem Alter von achtzehn Jahren mit den Tugenden einer jungen Hausmutter die Feinheit einer Frau von Welt, und jene Unschuld, die nur dem kindlichen Alter in aller Reinheit eigen iſt. Daß ſie früh für das Haus ſorgen lernen mußte und darin Alles leitete, hatte ihr eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit gegeben, welche ſich in ihrem Weſen nicht verläugnen ließ, und Jedem, der ihr nahe kam, unwillkührliche Ehrfurcht einflößte. Schon einmal hatte ein junger Graf aus einem der angeſehenſten Geſchlechter des Königreichs um ihre Hand geworben. Seitdem war der Regiſtrator Burkhardt Freund ihres Vaters geworden und oft in das Haus gekommen. Er liebte Joſephine mit Leidenſchaft, aber hütete ſich wohl, ihr davon eine leichte Ahnung zu erwecken. Sie behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die ihm ſagte, daß man ihn ſchätze, ohne ihm den unbedeutendſten Schritt einer weitern Annäherung zu erlauben.

Burkhardt und Frock ſahen ſich in dieſem Hauſe oft. Jener, vielleicht nicht ohne Eitelkeit, — und in der That war er einer der ſchönſten Männer — duldete ſeine Zuſammenſtellung mit dem beſcheidenen, ſchüchternen Frock gern,

der auch nach einem halben Jahre und länger noch immer so zurückhaltend und fremd blieb, als er den ersten Tag gewesen. Aber es schien gar nicht, als wenn Frock in der Nähe des schönen Burkhardt verlöre. Josephine behandelte ihn mit derselben Gutigkeit, wie den Andern; ja man hätte sagen sollen, mit einer hohern Zartheit, wie Mitleiden gegen einen Leidenden einzuflößen pflegt. Auch machte Leonore ihrer Schwester eine die Bemerkung: Burkhardt ist schön; Frock mit seinem Mondscheingesicht gar nicht; aber sieh, Josephine, wenn Frock spricht, dann sehe ich etwas Schöneres in seinen Zügen, als Burkhardt hat. Es ist etwas Wunderliebliches in Frocks Augen, in seinem Lächeln, in seinem Ernst; ich kann's dir nicht sagen. Burkhardts Schönheit ist mir, wie prächtige Levantine, aber undurchsichtig; Frocks Wesen wie dünne Gaze, durch welche etwas Herrliches strahlt, das ich liebe und nicht entrathseln kann.

Burkhardt ward ein halbes Jahr später zum Kanzleirath ernannt mit beträchtlichem Gehalt. Die freudige Theilnahme in der Tulpenschen Familie war groß; noch größer, als er eines Tages der Familie die Botschaft brachte, es sei ihm gelungen, durch seine Empfehlungen und seinen Einfluß dem guten Frock die Mehrheit der Stimmen und selbst den Beifall des Ministeriums für

die Registratorstelle zu verschaffen. Frock konnte nun, lebenslänglich versorgt, heiterer leben. Er habe sich nur dem Minister und den übrigen Räthen vorzustellen, die ihn, nach den von Burkhardt vorgelegten Beweisen, für den Mann hielten, welcher durch Kenntniß, Talent und Redlichkeit der Stelle am würdigsten sei. Zum Glück fanden sich diesmal dazu alle andere Bewerber etwas schlechter, als schlecht. Der alte Major war bis zu Thränen von der Freude gerühret, seinen Jonathan versorgt und beamtet zu wissen. Er fiel dem Kanzleirath um den Hals und rief: „Dank Ihnen, braver Freund! Wäre ich Gouverneur von der Hauptstadt geworden, es hätte mich nicht so groß gefreut.“ Man sah es den beiden Fräulein an, daß auch sie in der Fülle des Vergnügens dem Kanzleirath hätten an die Brust fliegen mögen.

Es war gerade an einem Mittwoch, und Burkhardt wußte wohl, daß Frock kommen würde. Man berathschlagte noch, wie man ihn auf die angenehmste Weise überraschen könnte mit der Nachricht, als er eben zu Leonorens Unterricht hereintrat. Nun umringten ihn Alle fröhlich; Jeder verkündete ihm das Evangelium; Jeder wünschte Glück. Man las in seinen Zügen angenehme Bestürzung. Dann dankte er dem Kanzleirath für seine Güte, den Andern für ihre Theilnahme, und

mitten aus der Heiterkeit, die von seinem Antlitz leuchtete, ging er in schwermüthigen Ernst über. Er erklärte, die Stelle, wegen Mangels dazu nöthiger Kenntnisse und Fähigkeit, nicht annehmen zu können. Von allen Seiten widerlegt, sagte er: daß er zu solchem Amt keine innere Neigung fühlte. Man machte ihm auch hier so gründliche Einwendungen mit Berücksichtigung seines unsichern Broderwerbs, daß ihm zuletzt nichts übrig blieb, als mit einem Achselzucken zu bedeuten: er dürfe sich um das Amt nicht bewerben; höhere Ursachen, die er nicht angeben könne, versagten ihm das.

Nun ward trauriges Schweigen; es fragte keiner weiter. Frock nahm, als wäre nichts geschehen, Leonorens Unterricht vor. Der Kanzleirath empfahl sich. Der Maior warf sich, seine Pfeife rauchend, in den Sorgenstuhl, und Josephine nahm ihren Sitz am Fenster ein, nähend und horchend.

Auch in der Folge sprach Niemand weiter davon. Aber seit dem Tage schlossen sich Alle enger an den räthselhaften Dulder, der ohne Vermögen und Auskommen ein einträgliches Amt verschmähte, und sich das Leben mit Geschäften fristete, von denen er selbst oft sagte, sie wären ihm langweiliger und mühseliger, als Holzspalten. Man schien durch herzlichere Theilnahme das geheimnißvolle Schicksal vergüten zu wollen, das ihn quälte.

Selbst Josephine, sonst zurückhaltend, nahte sich ihm schwesterlicher. Er aber blieb unabänderlich derselbe; gegen das schöne Fräulein so fremd und gut, wie gegen den Major. Nach Jahr und Tag war er, wie den ersten Tag.

Nicht so blieb das Verhältniß gegen Burkhardt. Dieser hatte Gelegenheit genug, aus tausend Kleinigkeiten wahrzunehmen, daß Alle dem stillen Frack mehr, als ihm, zugethan waren. Nun durch seinen Stand, reichern Gehalt und Rang wohl zu kühnern Hoffnungen berechtigt, und vertraut mit der Dürftigkeit des Majors, hatte er den Entschluß, um Josephinens Hand zu werben. Dem Major offenbarte er sich zuerst, und dieser hörte ihn mit Vergnügen an. „Ganz gut! Mein Ehrenwort haben Sie; wenn das Mädchen Sie will, geb' ich es Ihnen. Sie sind ein kreuzbraver Mann; das sag' ich allemal. Aber fangen Sie es mit Josephinen geschickt an. Sie hat ihre Eigenheiten. Gewinnen Sie ihr Herz, dann haben Sie Alles. Aber ein Antrag voran, das hieße Alles verderben. Ich werde ihr kein Wörtchen von dem sagen, was Sie mir vertrauten."

Burkhardt wagte nun, sich dem Fräulein mit größern Aufmerksamkeiten zu nähern. Josephine aber schien schon seit geraumer Zeit kälter gegen ihn über zu stehen, als sonst. Das war unverkennbar. Ein Grund ließ sich davon nicht einsehen. Burk-

hardt klagte es dem Major. Dieser war einen Augenblick verlegen, nahm ihn bei der Hand, führte ihn — denn das Gespräch ward im Gärtchen hinterm Hause gehalten — in das Zimmer zu seiner Tochter, und sagte: „Höre, Josephine, ich habe dem Kanzleirath kein Wort gesagt, aber sag' du's ihm. Hat er's gethan, nun, so hat er's doch nicht übel gemeint; deswegen müßt ihr nichts wider einander haben. Führ' ihn vor die Kommode, und damit hat das Ding ein Ende."

Das Fräulein ward feuerroth, und schien mit dem Befehl des Vaters nicht zufrieden zu sein. Aber sie gehorchte. Sie ging mit dem Kanzleirath in ein Nebenkäbchen, schloß eine Kommode auf und sagte, indem sie auf einige Stücke feiner Leinwand, auf einige Stücke Indienne und Satin, und auf einen Brief zeigte, welcher die Aufschrift an den Major und den Beisatz: beschwert mit dreißig Louisd'or, hatte: „Ich muß Sie bitten, diese Geschenke, welche Sie uns bald am Geburtstage meines Vaters, bald an Leonorens, bald an meinem Geburtstage durch die Post schickten, wieder anzunehmen. Ich ehre das Zartgefühl, mit dem Sie sich als Geber verbargen, und die Freundschaft, welche Sie zu so kostbaren Geschenken verleitete. Wir aber dürfen sie nicht behalten, weil wir dergleichen nicht erwiedern können."

Burkhardt sah mit Erstaunen den Schatz der

Kommode an, als er Josephinens Worte hörte. „Ich bezeuge Ihnen, mein theures Fräulein," sagte er endlich, „als redlicher Mann, daß ich Sie gar nicht verstehe. Ich habe an dem allen keinen Theil gehabt. Sie werfen falschen Verdacht auf mich."

„Herr Kanzleirath," erwiederte Josephine, und betrachtete ihn mit ernsten, etwas feuchten Blikken und hochgerötheten Wangen: „ich kann Sie als unsern Freund, aber nicht als unsern Wohlthäter sehen. Ich beschwöre Sie, wollen Sie das alte Verhältniß herstellen, so nehmen Sie die Sachen zurück. Alles liegt hier unberührt, und wird nie von uns berührt werden. Kein Anderer hat es uns gesandt, als Sie. Nur Sie konnten es, und nur Sie wußten die Tage und auch wohl die Augenblicke, wenn mein Vater in einiger Geldverlegenheit sein konnte."

Auf dies alles wiederholte Burkhardt seine erste Aussage, und mit so vielem Ernst, daß Josephine beinahe irre ward. Doch fühlte sie wohl, er konnte jetzt kaum anders reden. Sie gingen zurück. Das Betragen des Fräuleins änderte nicht.

Josephine hatte lange umhergerathen, von wem die Geschenke kommen mochten. Wäre es der Kanzleirath nicht, so hätte es wohl der verliebte Graf sein können, der sich vielleicht wieder einschmeicheln wollte. Frock war ihr nicht ver-

dächtig gewesen. Nun aber Burkhardt sich ernstlich von aller Schuld rein wusch, stieg doch der Argwohn bei ihr auf, daß Frock vielleicht der Geber sein möge. Sie beobachtete ihn mit schärferm Blick, und eines Tages, als er Leonorens Unterricht beendet hatte, mußte er Josephinen ins Nebenstübchen folgen.

Sie zog die Schublade der Kommode hervor, zeigte auf die darin liegenden Sachen und sagte: „Herr Frock, seit vielen Monaten kommen meinem Vater Geschenke zu von Zeit zu Zeit für ihn oder uns Mädchen, wir wissen nicht, von wem. Sie bleiben unberührt. Ich hatte den Kanzleirath im Verdacht. Er läugnet. Mir sollte es leid thun, wenn ich den trefflichen Mann unverdient kränkte. Helfen Sie mir auf die Spur, wer dies sandte und sich zu unserm Wohlthäter aufdringen will?“

Frock stand erröthend mit gesenkten Augen neben ihr. „Sie reden etwas hart, liebes Fräulein. Wissen Sie denn auch, ob der, welcher diese Dinge schickte, Wohlthäter oder Abzahler einer Schuld sein will? Ist er ein Schuldner, so sehe ich nicht ein, warum Sie die Zahlung anzunehmen weigern? Gegen Wohlthaten und Almosen haben Sie das Recht, stolz zu sein.“

„Lieber Frock,“ sagte Josephine, und betrach-

tete ihn mit durchdringendem Blick: „sind Sie es selbst gewesen? Reden Sie redlich.“

„Verdammen Sie mich, Fräulein. Ja, ich bin es gewesen. Ich habe gefehlt, daß ich es so linkisch anfing, und Sie mit Kleinigkeiten in Verlegenheit setzte, um mir Verlegenheiten zu ersparen. Wollen Sie nun das Alles wieder zurückgeben?“ fragte er mit weicher, bittender Stimme.

„Nein, nun behalt' ich Alles, Alles!“ sagte Josephine, und Thränen fielen aus ihren Augen, mit denen sie ihn anlächelte, während sie mit beiden Händen seinen Arm dankbar und sanft drückte: „Ihnen kann es nicht einfallen, unser Wohlthäter sein zu wollen. Sie sind unser Freund. Aber nicht so: Sie versprechen mir, uns keine ähnlichen Geschenke mehr zu machen? Sie sind ein Verschwender!“

Als beide zurück ins Zimmer kamen, sah Leonore erschrocken die weinenden Augen ihrer Schwester. Im gleichen Augenblick trat auch der Major herein. „Was gibt's?“ fragte dieser verwundert. Josephine umarmte ihren Vater, und sagte: „Bedanken wir uns bei dem guten Frock: er hat uns mit den Kostbarkeiten in der Kommode beschenkt. Dem Freund zu Ehren wollen wir uns nun damit kleiden.“

„O lieber, lieber Herr Frock!“ sagte entzückt

Leonore, und legte sich schmeichelnd an ihn: „Aber die Indienne zu meinem Geburtstage war auch gar zu schön!“

Mit dieser Aufklärung war in der That das alte Verhältniß zwischen Burkhardt und dem Fräulein wieder hergestellt. Ja, Josephine war weit gefälliger gegen ihn, als vormals, wie wenn sie ein Unrecht an ihm gut zu machen hätte. So glücklich aber Burkhardt sich bei dieser Veränderung fühlte, blieb ihm doch unbegreiflich, daß die Frauenzimmer ohne Widerwillen, was sie von ihm nicht angenommen haben würden, dem ärmern Frock nicht ausgeschlagen hatten. Sie verarbeiteten das Linnen mit sichtbarem Vergnügen, und bereiteten sich neue Kleider, bei deren Verfertigung Frocks Name unaufhörlich genannt wurde. Burkhardt sagte einst zu Josephinen: „Sie nahmen von Herrn Frock die Geschenke; von mir hätten Sie sie verschmäht. Ich wage es kaum, Ihnen etwas anzubieten, aus Furcht, Sie zu beleidigen. Aber doch könnte es mir weh thun, daß Sie mich zurücksetzen.“

„Nicht doch, lieber Herr Kanzleirath. Ich schätze Sie so sehr, wie den guten Frock. Bieten Sie mir nun nur etwas an; ich will es nicht ausschlagen, das sollen Sie sehen. Aber zuviel darf

es nicht sein. Zum Beispiel die Nelke da, die Sie im Knopfloch tragen."

„Darf ich Ihnen nichts Besseres anbieten, liebenswürdiges Fräulein?"

„Aber nicht zuviel."

Er lehnte sich zu ihr und flüsterte: „Was ich habe und bin, nehmen Sie Alles und mich selbst."

Josephine zog sich erröthend zurück und sagte: „Herr Kanzleirath, das ist zuviel!"

Er sprach offener, dringender. Der Major kam wie gerufen dazu, und gab auch sein Wort drein. Josephine im Gedränge sprach mit etwas feierlicher Stimme: „Ich finde mich durch Ihre Freundschaft geehrt, Herr Kanzleirath; aber ich bitte Sie, von allem Andern zu schweigen. Es würde unsere Zufriedenheit stören. Wir wollen thun, als wäre nichts gesprochen worden."

Josephine freilich konnte wohl so thun, aber nicht der betrübte Kanzleirath. Er mied von dem Tage an das Haus, in welchem er die schönsten Hoffnungen seines Lebens verloren hatte. Nach einem Vierteljahr hörte man, er habe sich vermählt. Der Major sagte mit unzufriedenem Blick auf Josephine: „Das that der arme Schelm aus Verzweiflung."

Obwohl Frock nun der einzige Hausfreund war, kam er darum weder öfter, als Sonnabends und Mittwochs regelmäßig, oder wenn er allenfalls

eingeladen war; noch änderte sich sein Wesen, das jede engere Vertraulichkeit zu fliehen schien. Nur mit Leonoren, seiner Schülerin, war er ungebundener; aber Leonore hing auch mit aller Zärtlichkeit und vergötternden Leidenschaftlichkeit an ihm, deren ein zwölfjähriges Mädchen fähig war, das sich selbst noch nicht verstand. Für ihn erzog sie Blumen; für ihn sann sie auf kleine Ueberraschungen; ihm sah sie mit Ungeduld entgegen, wenn er um eine halbe Viertelstunde zu spät kam; von ihm hatte sie Träume. Die Mittwoche und Sonnabende waren ihr Festtage.

„Sehen Sie, Herr Frock, lieber Herr Frock!“ sagte sie eines Tages: „Sie sind recht gut. Aber Josephine sagt doch, Sie wären nicht glücklich. Und Sie sind es auch nicht. Sagen Sie, was fehlt Ihnen?“

„Ich bin glücklicher, als ich zu sein verdiene.“

„Ist das auch wahr?“

„Gewiß, Fräulein.“

„Sehen Sie mir auch recht in die Augen, Herr Frock! — Ach, da ist doch so etwas Trübes! Nun sein Sie mir ganz still. Ich will Sie etwas recht Ernsthaftes fragen. Warum gehen Sie gar nicht in die Kirche?“

„Wie hängt das mit dem Glück zusammen?“ fragte Frock mit seltsamer Bestürzung.

„Das fragen Sie? Haben Sie mir nicht selbst

gesagt, mehr als einmal: ohne Religion sei kein Glück? Wer mit Gott und in Gott sei, der könne nicht unglücklich werden?"

„Aber, Fräulein, die Kirche ist nicht die Religion, und Gott wohnt ja allenthalben."

Leonore dachte nach, schütteltе den Kopf und erwiederte: „Sie wissen immer etwas, wogegen ich nichts einwenden kann; und ich fühle doch, Sie haben diesmal wohl Unrecht. Sie könnten ein recht heiliger Mensch werden, wenn Sie in die Kirche gingen."

„War Christus nicht heiliger, als wir, Fräulein? Sagen Sie mir aber, ging er in die katholische, oder lutherische, oder reformirte Kirche? Wenn Sie mir bestimmt sagen, wohin er ging, so will ich ihm dahin folgen."

Leonore wußte nicht, was sie antworten sollte. „Er war nicht katholisch," sagte sie, „reformirt auch nicht, lutherisch auch nicht. — Was sind Sie denn aber? Wie, sind Sie nicht von unserer katholischen Kirche? Sind Sie vielleicht", setzte Leonore schüchtern hinzu, „wohl gar lutherisch? O nein, das sind Sie nicht. Sagen Sie nein."

„Würde ich weniger Werth in Ihren Augen haben," erwiederte Frock, „wenn ich nicht zu Ihrer Kirche gehörte?"

„Ach, das ist traurig!" seufzte Leonore,

und schluchzte bitterlich. Frock konnte sie kaum beruhigen.

Als er das folgende Mal wiederkam, sah ihn Leonore ernsthafter an, als gewöhnlich. Er bemerkte in ihr sonderbare Aengstlichkeit mit Mitleiden vermischt. Er zog ein Buch hervor, gab es ihr und sagte: „Dies wird Sie vielleicht am besten belehren und beruhigen."

„O wenn das je möglich wäre!" sagte Leonore mit Heftigkeit.

Sie nahm das Buch. Es war Lessings Nathan der Weise.

Sei es, daß dies vortreffliche Buch, oder natürlich leichter Sinn, Leonorens Gewissensorge besänftigte. Sie söhnte sich mit dem Gedanken wieder aus, daß Frock ein Ketzer sei. Heimlich aber machte sie doch Anschläge, ihn zu bekehren. Das hoffte sie am besten zu erreichen, wenn sie ihn bereden würde, mit ihr Sonntags oder auch wohl während der Woche einmal in die Messe zu gehen.

Inzwischen traf ein ganz unerwartetes Ereigniß ein, welches alle Bekehrungsplane zerriß. Der Major trat eines Morgens odemlos in Frocks Stube, umarmte ihn, und sagte: „Nun, Freund Jonathan, nun kann dir dein David Alles wieder erstatten, nun deine Liebe vergelten. Denk' auch!

Sieh hier den Brief! Der kommt vom Stadtrath da, in — nun kurz Dings da, gleichviel! Mein Vetter, der alte Generallieutenant — ei du weißt ja, der Dings da, ich habe dir erzählt, wie er bei Dings da blessirt ist — nun, er ist gestorben, hat keine Erben, bin von Rechts wegen und durch seinen letzten Willen einziger Erbe aller seiner Güter. Gott habe den Vetter Dings da selig! Aber wir waren immer gute Freunde. Bin ein reicher Mann. Lies auch! Schreiben, ich solle kommen, oder statt meiner einen schicken, einen — nun, versteht's ja besser, als ich, so einen Dings da, der die Sache in Richtigkeit bringe. Hol's der Geier, es sind da Weiber und Advokaten, welche Einspruch thun. Wenn's nur nicht schief geht, und mir die Freude wieder zu Wasser wird. Verstehe nichts von Juristerei; bin alt; im rauhen Winterwetter jetzt möchte ich auch nicht reisen."

Frock las den Brief. Die Sache war, wie sie Herr von Tulpen gesagt hatte, die Erbschaft bedeutend, aber sowohl das Testament als das Näherrecht zum Erbe durch eine Seitenlinie von den Verwandten des Verstorbenen angefochten, die sogar seinen Namen führten. Frock versprach dem Major, er selbst wolle dahin reisen und die Sache ins Reine bringen. „Bis zum Frühjahr ist's hoffentlich abgethan; dann könnten Sie mit

den ersten schönen Tagen Ihre Güter beziehen!“ sagte Frock, packte seine Bücher ein, und fing sogleich mit dem Major das Verhör über dessen Verwandtschaft mit dem Verstorbenen an.

Inzwischen, ehe alle zur Entscheidung des Streits nöthige Papiere zusammengebracht waren, verstrichen einige Wochen. Frock war in dieser Zeit, da er seine bisherigen Bureaugeschäfte aufgab, fast alle Tage im Hause des Majors. Welche Plane wurden da gemacht, welche Träume! — Leonore und Josephine malten sich den Himmel in die Zukunft; die Farben, die im Regenbogen lodern, waren ihnen viel zu matt. Und Frock, das sehlten beide so gut wie ihr Vater als natürlich voraus, Frock stand in allen Planen, in allen Träumen. Wie konnte der Mann fehlen, der nur allein nicht wußte, daß er zum Glück der Uebrigen unentbehrlich geworden?

Selbst Josephine, diese feinberechnende Kennerin ihres Wirkungs- und Lebenskreises, von deren Beifall am Ende doch Alles abhing, und die von Allen angebetet ward, selbst Josephine verhehlte ihrem Vater gar nicht, daß auch Frock nothwendig die Hauptstadt aufgeben und mit ihnen ins gelobte Land ziehen müsse. Ohnedem wären wir — das war ihr Ausdruck — ohne Segen! — „Du hast das rechte Wort getroffen!“ rief Leonore: „Haben Sie es gehört, lieber Vater?

Ohne Segen!“ Der Major brummte: „Versteht sich!“

„Aber,“ sagte Josephine, und stieg von ihrem Fensterritt, und umschlos mit beiden Armen den alten Mayor, „aber, Vater, wird er sich auch dazu entschliessen? Er hat nie ein Wort dazu gesagt, so oft mir ihm auch in unsern Entwürfen Hauptrollen gaben. Lieber Vater, Frock ist ein sehr eigener Mann. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von ihm das Versprechen geben, uns zu begleiten.“

Herr von Tulpen wunderte sich ein wenig über die Heftigkeit Josephinens. „Mir ist bange!“ sagte sie.

Sobald Frock kam, war des Majors erstes Wort: „Freund Jonathan, meine Mädchen wollen mir Schrecken machen, als könntest du tolle Streiche treiben, und uns verlassen, wenn wir nach Dings da reisen. Es ist keine Rede davon, gelt? Du machst dir aus dem Leben in der Hauptstadt nichts, und ziehst mit uns auf die Güter, und bleibst bis ans Ende der Tage. — Suche du dir, als Quartiermacher, deine Wohnung, deinen Garten, Alles selbst und voraus aus. Wir Andern nehmen vorlieb mit dem, was du uns anweisest.“

Frock beugte sich dankend. Er verfärbte sich. Man sah, es ging in ihm etwas Schmerzliches vor.

Leonore sprang mit lautem Schrei und aus-

gebreiteten Armen gegen ihn, drückte sich fest an ihn und rief: „O lieber Herr Frock, nicht dies Gesicht, nicht dies Gesicht! Es ist ein Todesengelsgesicht, ich kenn' es schon."

Josephine hatte ihn auch gesehen, und setzte sich erblassend nieder. Sie zitterte. Von Zeit zu Zeit schlug sie die Augen gegen Frock auf.

„Reden Sie doch!" rief Leonore: „Sie bleiben bei uns, unzertrennlich! Sagen Sie um Gotteswillen Ja!"

Frock legte beide Hände aufs Herz, und mit einem Blick, mit dem er voraus um Verzeihung flehte, sprach er: „Das kann ich nicht!"

„He!" schrie der Major erschrocken: „Bin ich nicht dein David? Und du willst mich verlassen Jonathan? Scherze doch nicht mit uns; du siehst, wie jämmerlich solch ein Scherz uns zurichtet Hand her, Kamerad; was ich habe, ist dein. Aber auch du sollst mir angehören ewiglich. Hand her Kamerad, du wirst dein Leben bei uns auf den Gütern zubringen."

„Ich kann nicht!" antwortete Frock halblaut aber mit dem ihm eigenthümlichen Ton der Entscheidung.

„Kannst nicht, Jonathan? Was hindert dich Bist ja frei, wie der Vogel in der Luft. Kann nicht? Possen das! Was hält dich in der Hauptstadt zurück? Sind wir nicht deine einzigen Freunde?

„Die einzigen.“

„Oder, he, saz's heraus: hat den jungen Herrn ein schönes Kind gefesselt? Spaß! wir fesseln das Dings da, und nehmen es mit uns. Nur heraus mit der Sprache. Eine Geliebte?“

„Keine.“

„Nun, was ist dir an der Hauptstadt gelegen?“

„Nichts.“

„Und willst nicht bei uns bleiben und wohnen im gelobten Land, nachdem du unser guter Engel in den Jahren des Jammers gewesen?“

„Ich kann nicht.“

„Warum aber nicht? Es muß doch ein Hinderniß sein. Das Hinderniß wird sich heben lassen! Weißt du, als sie bei Dings da meinten, es sei unmöglich, die Redoute zu nehmen? Setzte ich nicht mit meinen Grenadieren an, und nahm sie? Kostete freilich zehn oder so und so viel prächtige Kerls.“

„Ich werde Alles für Sie thun; ich könnte sterben für Sie. Aber thun Sie auch etwas für mich. Lassen Sie mich frei ziehen, wohin ich will, sobald ich Ihre Erdschaftsangelegenheit berichtigt habe. Und — reden wir doch nie wieder davon. Sie wissen nicht, wie Sie mir das Herz zerreissen. Ist Ihnen mein Leben, meine Gesundheit lieb, reden Sie nie wieder davon.“

„So fahre wohl, gelobtes Land!“ schluchzte

Leonore: „Vater, wir wollen dann hier in der Stadt bleiben.“

„Mir recht!“ sagte finster der Major.

„Dann — dann,“ stammelte Frock, „dann — ich werde in jedem Fall die Stadt verlassen. Heilige Pflichten rufen mich anderswo hin.“

Er war so bewegt, als er die letzten Worte sprach, daß er sie kaum vollenden konnte. Er beurlaubte sich, und versprach nach einem kurzen Spaziergang wieder zu kommen.

Und wie er wieder kam, fand er sie Alle noch auf denselben Plätzen, wie er sie verlassen hatte. Der Major saß düster in seinem Sorgenstuhl; Leonore in einem Winkel mit verweinten Augen; Josephine ohne Thränen, aber wie versteinert. Es war in ihren Zügen etwas, das sich nicht beschreiben läßt; etwas Todtes, Starres, bei aller Schönheit Grauenvolles. Leonore und ihr Vater sprangen auf, ihn schmeichelnd zu bewillkommen. „Hast dich eines Bessern besonnen, Jonathan, nicht wahr?“ sagte der Major. Aber Josephine regte sich nicht.

„Sprechen wir von heitern Dingen!“ sagte Frock. Aber die Versuche waren vergebens. Frock machte sich an die Papiere, und schrieb bis es dunkel ward. Die Andern saßen stumm umher. Leonore weinte und nähete. Josephine starrte, ihr schönes Haupt auf die Hand gestützt, unbeweg-

ich durch die Fensterscheiben hinaus, ohne auf die Vorbeiwandelnden zu sehen.

„Bleibt mir mit euern Kindereien vom Halse!“ rief folgendes Tages der Major, als er zu seinem Freunde Jonathan ins Zimmer trat, und ihn auf dem Bette liegend, krankhaft bleich, mit geschwollenen Augen fand. Frock war im Tulpenschen Hause zum Mittagessen erwartet gewesen, und nicht gekommen.

„Wie spät ist's?“ fragte Frock, und sprang auf. Vor seinem Bette stand ein Tisch mit kalt gewordenem Punsch, daneben eine Flasche Madera. Vom letztern trank er sogleich hastig ein großes Glas voll, und reichte dem Major die Hand.

„Drei Uhr vorbei!“ sagte Herr von Tulpen.

„Drei Uhr? So habe ich einen sieben Stunden langen todtenartigen Schlaf gethan diesen Morgen. Desto besser. Ich habe Alles die Nacht zu Ende gebracht. Ich kann in folgender Nacht abreisen auf Ihre Güter. Ich zahle meiner alten Wirthin, und bleibe den Abend bei Ihnen, lasse die Post dahin kommen und steige dort ein. — Mir ist nicht mehr wohl hier. Meine Gesundheit fordert eine wilde Bewegung und Zerstreuung, sonst reibt's mich auf.

„Hast du Gesellschaft gehabt?“ fragte der Major, und zeigte auf den Punsch und Wein.

„Ich habe die Nacht gearbeitet, und ...“

„Den Geiſt ermuntern wollen.“

„Mein Geiſt bedarf keines Sporns. Aber was den Geiſt nied rzieht, das elende Fleiſch und Blut mußte ich beſtechen, daß es folge.“

„Kamerad, du ſiehſt erbarmlich aus. Wir ſind Männer. Kamerad, rede mir frei vor Gott, was treibſt du, oder was treibt dich? Ich will ſchweigen, wie ein Todter, aber rede. Warum biſt du nicht, wie andere Menſchenkinder ſind? Warum ſchlugſt du des Dings da, des Fürſten Anerbietungen im Gefängniß aus, da er dir in ſeinem Lande ein ehrenhaftes Amt geben wollte? Warum zogſt du freiwillige Niedrigkeit und Armuth vor? Warum lehnteſt du Burkhardts Regiſtratorſtelle ab? Warum liebſt du uns und ſtellſt dich gegen uns Alle kälter und fremder, als du biſt? Warum thuſt du Verzicht auf die Freuden der Freundſchaft, offenbar wider deines Herzens Willen, das für Freundſchaft ſo empfänglich iſt? Warum fliehſt du gute Menſchen, die dich ſuchen, die ihr Leben für dich in die Schanze ſchlagen würden? Warum biſt du veränderlich, wie die Sonne an einem Aprilitage, daß dir's mitten in aller Luſt über das leuchtende Antlitz wie finſtere Wolken zieht? — Weiche mir nicht aus! Sieh, Jonathan, es geht nicht gut mit mir und dir, wenn du nicht redeſt. Warum willſt du weder auf meinen künftigen Gutern, noch

hier mit uns bleiben? Wir bedürfen dein. Wir beſchwören dich um dies, was uns mehr als Reichthum gilt. Du ſonſt ſo Weichherziger, warum biſt du hartherzig?"

Frock füllte ſein Glas zum andernmal, und ſtürzte den Wein hinunter.

„Ich glaube, du möchteſt dich berauſchen? Nichts da! Reden wir ganz ehrlich und nüchtern zuſammen. Jonathan, rede! Wir ſind allein. Haſt du ein Verbrechen begangen? Rede, denn ich ſchwöre dir, du haſt es unwillkührlich gethan, und nur ſchon zu lange dafür gebüßt. Du wirſt in meiner Liebe nichts verlieren. Und hätteſt du mir Vater und Mutter erſchlagen, ich könnte dir's verzeihen."

„Ich bin kein Verbrecher!" ſagte Frock mit ſtolzem Kopfſchütteln.

„Nun, hol's der Geier, ſo biſt du ein Narr. Welcher Teufel plagt dich denn? Kannſt du denn das Räthſel ſelbſt nicht löſen?"

„Wenn ich wollte, mit zwei Silben, Herr Major. Ich hab' es beſchloſſen, Sie ſollen es erfahren."

„Wann?"

„Heute noch, ehe ich auf Ihre Güter reiſe."

„Und wann ich die zwei Silben weiß, und dir dann antworte: Jonathan, das ſind Poſſen!"

„Das werden Sie nicht."

„Hol's der Geier, ich werd' es! Und wenn ich aller deiner Noth ein Ende mache?"

„Das können Sie nicht."

„Aber ich sage — höre, bringe mich nicht in Wuth! — ich sage, ich will es können. Und wenn ich's kann, bleibst du dann mit uns?"

„Ja!"

„Ja? — Hand her!"

Frock gab die Hand. Der Major schloß ihn küssend in die Arme, als wäre Alles überwunden.

„Also, Wort gehalten! Heute noch sagst du mir das fatale Geheimniß, dessen du dich nicht zu schämen hast?"

„Diesen Abend, ehe ich von Ihnen abscheide und in den Wagen steige, Herr Major. Aber sorgen Sie, Herr Major, daß der Abschied fröhlich, wenigstens ruhig werde. Lassen Sie uns punschen, alles Grams vergessen! Es kann zuweilen Pflicht sein, sich zu betäuben. Ich möchte in einem Rausch von Ihnen scheiden. War doch mein ganzes Leben bei Ihnen ein Rausch."

Der Major versprach, für einen heitern Abend zu sorgen. „Wir werden zufriedener von einander scheiden, als du meinst!" sagte er und ging, um sogleich Anstalten zu treffen.

Frock packte ein. Da er Alles vollbracht hatte, sah er noch das Fernrohr liegen. Die Thränen traten ihm in die Augen. „Nun ja," seufzte er, „komm nur her, und gib mir zum letztenmal mein Glück!" — Er trat ans Fenster; er sah hinaus. Er sah Josephinen wirklich. Sie stand an einen der drei Bäume gelehnt, ihr schönes Gesicht in ein weißes Schnupftuch gehüllt. Er sah es an ihren Bewegungen, sie schluchzte weinend. Nach einer Weile trocknete sie schnell mit dem Tuche Augen und Wangen. O wie schön sie war, als sie, wie in einem Gebet, die blauen Augen gegen den blauen Himmel richtete! — Sie ging ins Haus.

„Gute Nacht! auf ewig gute Nacht, Josephine!" rief Frock, und warf sich in Schmerz aufgelöset über das Bett. Er liebte Josephine mit aller Leidenschaft, deren ein zartfühlendes Herz fähig war, und fühlte alles Schreckliche, auf das hochste Glück seines Lebens verzichten zu müssen. Er hatte nun zwei Jahre lang in ihrem Umgang oder vielmehr in ihrer Anbetung gelebt; zwei Jahre lang mit sich selber gekämpft, und gefunden, daß seine Leidenschaft unüberwindbar sei. Darum war ihm die Reise, die Zerstreuung willkommen. Da hoffte er sich zu heilen. Nach Jahren und Tagen erst wollte er, oder nie, das Fräulein wiedersehen. Frock dachte und handelte, wie ein Mann denken und handeln soll, welcher nicht Raub seiner Lei-

denſchaften ſein will. Auch hatte er, ſo oft er das Tulpenſche Haus binnen zwei Jahren betreten, mit bewundernswürdiger Kunſt und Kraft die Gluth ſeines Gemüths unter einer äuſſern kalten Höflichkeit verborgen gehalten. Gegen Jeden war er geſprächiger und traulicher geweſen, als gegen Joſephine. Sie ſollte von ſeiner Leidenſchaft nichts ahnen; noch viel weniger kam ihm zu Sinn, eine ähnliche in ihr zu erwecken. Und hätte er's glauben können, daß Joſephine einer Gegenliebe fähig geweſen wäre, er würde dies Haus, die Stadt, das Reich ſchon früher geflohen haben. Er wollte allein unglücklich ſein.

Zuweilen zwar ward ihm verdächtig, wenn er von ungefähr ſah, wie ihr Auge feſt und dunkel auf ihn hinblickte, und ſie ſich dann ſchnell, manchmal unruhig wegwandte; zuweilen, wie ſie mit ſeltſamer Heftigkeit that oder ſprach, nicht gegen ihn, ſondern gegen die Andern, wenn es ihn anging; zuweilen, wie ſie, was ihm gefiel, am liebſten that. Es athmete in ihrem Weſen etwas, das ihn wie Lieb' um Liebe anſprach; aber immer war ſie dabei doch gegen ihn ernſter, verſchloſſener, beſonnener, feierlicher, als gegen alle Uebrigen. Weder er hatte jemals ihr, noch ſie ihm, ein ſchmeichelndes Wort geäuſſert. Sie ſtanden wie fremde Menſchen gegen einander, die ſich nur in Formen allgemeiner Artigkeit begegneten.

Er ermannte ſich, leerte das dritte Glas Madera, legte Reiſekleider an, beſtellte die Poſt, wohin ſein Koffer gebracht ward, und ging ins Tulpenſche Haus.

Es war ihm nicht wohl, als er Joſephinen allein im Zimmer fand. Sie war blaß. Er erkundigte ſich nach dem Vater und der Schweſter. Die letztere war des Punſches wegen aufgegangen, der Major ſeit einer Stunde abweſend. Er warf ſeinen Mantel ab und that viele gleichgültige Fragen, die mit halben Worten beantwortet wurden. Sie ſaß am Fenſter, ſtrickend, vor ſich niederſchauend. Er ſtand am Ofen, ſie betrachtend. So ſchön war ſie noch nie geweſen, oder ihm nie vorgekommen, als in dieſem Augenblick.

Nach einem Schweigen von mehrern Minuten ſtand ſie auf, ſah ihn an und ging langſam auf ihn zu. „Frock!“ ſprach ſie mit ihrer gewöhnlichen Kälte, und ihm feſt ins Auge blickend: „Sie reiſen alſo heute ab, wie mir der Vater geſagt hat? — Ich habe Ihnen eine Frage zu thun. Antworten Sie mir offen. Sie haben Ihr Wort gegeben, nicht wieder zu uns zu kommen. Ich will die Urſache davon nicht wiſſen, wenn es eine andere iſt, als die ich das Recht habe zu vermuthen. Aber antworten Sie mir wahrhaft, wenn ich die Urſache angebe, und — Ihren Irrthum

vernichte. Ich fühle es, ich bin die Urheberin alles Uebels. Es reut mich.“

Frock ward feuerroth, und sein Herz schlug so gewaltig, daß er kaum erwiedern konnte: „Fräulein, was sagen Sie auch! Wie können Sie so denken?“

„Desto besser,“ sagte Josephine, „wenn ich mich getäuscht haben sollte. Es wird viel zu meiner künftigen Zufriedenheit beitragen. Antworten Sie mir wahrhaft. Wir sind allein. Aber Gott ist unser Zeuge. Wollen Sie?“

Frock zitterte. Er antwortete: „ich will!“ hatte aber kaum den Muth, der Jungfrau ins Auge zu blicken, die feierlich und wunderschön vor ihm stand.

„So bekennen Sie denn: Sie stürzen meinen Vater und meine Schwester in Schmerz und Thränen; Sie wollen sich auf immer von ihnen trennen, von denen Sie so sehr geliebt werden, und gegen die Sie selber die innigste Freundschaft nicht verläugnen können — Sie wollen fort von uns auf immer, und das nur meinetwillen!“

Er schwieg, von seinem Bewußtsein geschlagen, von seinen Gefühlen überwältigt. Er konnte sich nicht fassen.

„Ihr Schweigen ist Bestätigung!“ sagte Josephine: „Ich fürchtete es zuweilen; Leonore er-

rieth es. Aber ich bezeuge Ihnen, lieber Frock, daß es, der Allwissende weiß es, nie in meiner Absicht war, Sie zu beleidigen und zu kränken. Mein Betragen gegen Sie mochte tadelnswerth sein. Ich war gegen Sie nicht, wie mein Vater, wie meine Schwester waren, wie ich hätte sein sollen; aber, der Allwissende weiß es, kränken wollte ich Sie nicht. Sie sind mir werth, recht werth. O glauben Sie doch das. Hätte ich denn sonst Ihre Geschenke annehmen können, die ich dem Kanzleirath ausgeschlagen haben würde? Ich habe Sie gewiß nicht beleidigen wollen. Ich war anders gegen Sie, als gegen Andere. Aber dem Himmel ist's bekannt, ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie mir, und deuten Sie mein bisheriges Benehmen gegen Sie nicht unrecht. Sie sind im Irrthum, wenn Sie glauben, daß ich etwas wider Sie habe, oder jemals gehabt hätte. Sie sind mir werth, wenn ich es Ihnen auch nicht äusserte und äussern konnte, wie der Vater und Leonore. — Nicht so? Sie verzeihen mir? Sie zürnen mir nicht?"

Ganz bestürzt und von seinen Empfindungen übermannt, rief Frock, indem er Josephinens Hand ergriff: „Was denken Sie, Fräulein? Sie mich beleidigt? Wie konnten Sie so etwas glauben? — Fräulein, o nein! nein! In Ihrer Nähe athmen zu können, war ja mein einziges, mein

höchſtes Glück. Ja, Fräulein, der Gedanke an Sie wird immer mein ſchönſter Gedanke bleiben!"

Er drückte ihre Hand an ſein Herz, ließ ſie dann fahren, ſank in ſich zuſammen und ſtammelte: „Segnen Sie mich, dann laſſen Sie den Unglücklichen ziehen!"

„Bin ich Ihnen," fragte ſie forſchend und mit langſamer Rede, „bin ich Ihnen ſo viel werth, als mein Vater und Leonore?"

Er ſank zu ihren Füßen nieder, legte ſeine Lippen an ihre Hand und ſagte: „Mehr!"

„Was thun Sie, Frock!" rief Joſephine, und richtete ihn, der nicht wußte, was er that, in unausſprechlicher Beſtürzung auf. Ihre Hände lagen in den ſeinigen, und ſie zog ſie nicht zurück.

„Das Mißverſtändniß", ſagte ſie bebend, „iſt gehoben. Ich darf dem Vater und Leonoren nun ſagen, daß Sie ſich nicht von uns trennen wollen."

„Fräulein!" rief Frock: „nur Sie, in dieſer Welt Niemand als Sie, können über mich gebieten, was ich ſoll. Ich werde Ihnen gehorchen, wie keinem Andern. Aber fordern Sie nicht, daß ich bleibe. Sie fordern meinen frühern Tod."

Da ſtürzten die Thränen hell aus Joſephinens Augen und über ihre Wangen; aber ſie änderte keinen Zug ihrer Mienen, ſondern ſagte mit einer erſchreckenden Kälte, wenn man dieſe gelaſſene Stimme, dieſe ruhigen Geberden unter dem Thrä-

nenstrom so nennen darf: „Und trennen Sie sich auf immer von uns, so stören Sie das Lebensglück und die Freude Leonorens und des Vaters, und mich — todten Sie.“ — Mit den letzten Worten, die sie erst nach einigem Zögern vorließ, sank sie laut schluchzend mit ungebändigtem Schmerz hin.

Frock, seiner selbst nicht mächtig, umschlang die Halbohnmächtige. Wie in einem Traum umschlang er sie. Er bog sich über ihr Gesicht, heftete seine Lippen auf die ihrigen. Vergessen war Vergangenheit und Zukunft. Seelen, die sich längst geliebt, rannen in einem Hauch zusammen. Ihr Seufzer sagte, was er allen Engeln des Himmels nicht geglaubt haben würde, wenn sie es ihm bezeugt hätten.

Und als sich Josephine mit stolzem Schämen und doch trunken zurückzog, stand er an allem, was geschehen war, zweifelnd da, und näherte sich schweigend noch einmal dem Fräulein, zog Josephinen noch einmal an sich. Und sie sprach: „Sie haben mir also gewiß nie gezürnt?“

„Ehe Sie mich kannten, liebte ich Sie schon mehr, als mein Leben!“ rief der Entzückte.

In diesem Augenblick hörte man den Major mit Leonoren nahen. Josephine eilte ihnen entgegen, umarmte Beide und rief mit entflammtem,

begeiſtertem Geſichte: „Es iſt nun Alles gut, Alles!“

„Gottlob!“ ſchrie der Major, und drückte dem berauſchten Frock herzlich ſchüttelnd die Hand: „Der Teufel komme euch Leuten auf die Sprünge. Es hätte Unglück gegeben, wäre nicht die Kleine hier auf den klugen Einfall gekommen.“ Er zeigte auf Leonoren.

Leonore tanzte vor Freuden. Sie ſprang zu Frock und ſagte: „Sie ſind alſo rein ausgeſöhnt. Es iſt wahr, Joſephine iſt immer ſonderbar mit Ihnen umgegangen. Aber ſie hat Sie doch lieb gehabt, ich weiß das gewiß, ſehr lieb. O wie froh bin ich! — Kommen Sie, ich muß Ihnen dafür einen Kuß geben. Ich taumle, ehe ich Punſch getrunken habe.“ Und damit hing ſie wie eine Klette feſt am Halſe des betäubten Jünglings, und küßte ihn mit heißer Innigkeit.

Da ward der Tiſch gedeckt, die Lichter wurden angezündet, kalte Speiſen aufgetragen, Wein dazu; Leonore und Frock mußten den Punſch anrichten. Es ging froh durcheinander, und doch ſprach man wenig Zuſammenhängendes. Frock ſtand träumend, und preßte Zitronen. Joſephine ſchwebte, ſich ſelbſt nicht fühlend, ab und zu; ihre Augen glänzten, auf den Einzigen hingewandt, der das Dunkel ihres Gemüths erhellt hatte. Leonore ſang, ſchlug Zucker, tanzte herum, lachte

und rief einmal ums andere: „Ich bin wie närrisch!“ Der alte Major rauchte seine Pfeife, ging auf und ab, stimmte zuweilen in Leonorens Gesang, und fluchte wieder dazwischen auf drollige Weise gegen seinen Jonathan.

Man setzte sich in bunter Reihe. Leonore füllte die Punschgläser. Man mußte auf ewige Freundschaft anstoßen. Frock glühte. Er trank ein Glas ums andere. Er schien sich betäuben, sich selbst vergessen, oder sein Glück in vollen Zügen geniessen zu wollen. Oft sank er in seinen Ernst zurück unwillkührlich. Kaum bemerkte aber dies Leonore, hob sie drohend den Finger gegen ihn auf und sagte: „Schon wieder?“ Dann wischte er sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Sie haben Recht! Es muß Alles vergessen sein, jetzt Alles! Das Böse kommt von selbst in seiner Stunde.“ Er überließ sich seiner Seligkeit.

Als das einfache Nachtessen beendet war, und der Geist des Punsches die Freude Aller höher stimmte, und das Gespräch fröhlich durch einander tönte, zog der Major die Taschenuhr und sah nach der Zeit. Frock, es bemerkend, erschrack und fiel in vorige Finsterniß und Nüchternheit zurück. Josephine schüttelte den Kopf gegen ihn, legte ihre Hand sanft auf die seinige und sagte: „Immer noch der Alte?“

Die Berührung ihrer Hand trieb ihm alles

Blut wieder froher durch die Pulse. „Ich dachte nur an die Abreise!“ sagte er.

„Die Abreise!“ rief Leonore unwillig. „Frage: liesse sich die Abreise nicht auf ein paar Wochen verschieben?“

Josephine fügte ihrer einen Hand nun auch die zweite zu, und lispelte lächelnd bittend: „Wohl, Frock, Besser, wohl, ein paar Tage!“

„Kinder!“ rief der Major dazwischen: „Jonathan hat kein Quartier mehr in der Stadt, und Alles eingepackt. Fort muß er nun. Laßt ihn nur gehen. Er sitzt im Postwagen so bequem, als im Wirthshaus. Was sein muß, das muß sein. Fort mit ihm. Jetzt entlass' ich ihn gern, nun er uns bleibt. In wenigen Wochen holt er uns ab ins gelobte Land.“

Das Wort „gelobtes Land“ war genug, Alle zu begeistern. Die alten Entwürfe der künftigen Einrichtungen wurden wieder lachendes Muthes gemustert und verschönert. Der Major redete von den Tagen seines Alters mit rührendem Entzücken. Er lebte nur für seine Töchter, und bisher hatte er für sie nur die düstersten Aussichten gehabt.

„Bin nun geborgen, kann meine Augen einst sorgenfrei schliessen; werdet wenigstens nicht mit dem Mangel ringen müssen!“ sagte er. „Aber

Eins, ihr Mädchen, fehlt noch. Das vergesset mir nicht zu geben, ehe ich abfahre. Ein Paar Schwiegersöhne, die mir wohlgefallen und meine rechten Söhne werden."

„Bleiben Sie doch ohne Kummer für mich, Väterchen," sagte Leonore lachend, „mit mir sollen Sie zufrieden sein. Und Josephine da? Sehen Sie doch, wie die Beiden Hand in Hand, Aug' in Auge wurzeln? Haben Sie in Ihrem Leben schon dergleichen erlebt und gesehen, Väterchen? Machen Sie Ihren Jonathan zum Sohne; wie froh wäre ich mit solchem Bruder!"

Josephine zog erröthend die Hand aus der Hand des Nachbars, und sagte erschrocken: „Ich glaube wahrlich, Mädchen, du hast einen Rausch, einen argen!"

„Jonathan, Jonathan!" rief der Major, und drohte scherzend und bedeutungsvoll über den Tisch hinüber: „Ich merke Unrath! Was treibst du für Händespiel mit Josephinen, die du dich seit zwei Jahren kaum recht anzusehen getrautest? Komm einmal her; hieher zu mir! Es fällt mir etwas bei."

Frock stand auf und ging zum Major. „Sei ehrlicher, Jonathan," sprach dieser zu jenem, „sei ehrlicher jetzt, als du diesen Nachmittag gegen mich warst. Du liebst Josephinen?"

Es nahm Frock die Hand des Majors und preßte sie schweigend an seine Brust. Josephine

erhob ſich in ſchöner Verwirrung, ſah rechts und links, und wollte davon.

„Halt, Mädchen, du bleibſt!“ ſagte ihr Vater: „denn du ſollſt Rede ſtehen zu dem, was du mir dieſen Vormittag geſprochen haſt. Bleib. Es ſoll Alles ins Reine. Dann weißt du, woran du biſt. Ich mag das Hangende und Schwebende nicht. — Und du, Jonathan, thu den Mund auf und rede. Verdammt ſei dieſe Schüchternheit, die uns um ein Haar Alle ins Unglück gebracht hätte. Du liebſt Joſephinen! Iſt nicht das dein Elend, das du nicht haſt bekennen wollen, und das dich von uns zu treiben drohte?“

„Es iſt mein Unglück!“ ſagte Frock, die Blicke düſter auf die Seite gewendet: „Ich liebe ſie. Wie hätte ich anders können? Das iſt mein Elend!“

„Hol's der Geier, Jonathan, ſprich endlich andere Sprache. Elend! Nun ja, haſt geglaubt, du ſeieſt arm, ich würde ſie die nicht geben. Biſt du nicht reicher, als ich? — Haſt geglaubt, du ſeieſt ein Bürgerlicher, dürfeſt das Auge nicht zum Fräulein von Tulpen erheben. Wetter, biſt du nicht adelichern Herzens, denn ich? Hab' ich auch nur einmal ſo edel gethan, wie du ſchon vielmals? Haſt gemeint, ſie verachte dich. Links gemeint, junger Herr. Dieſen Morgen hab' ich's mit Schrecken und Freuden erfahren, was du ihr

biſt. Hab' dir's ja den Nachmittag auf die Zunge gelegt, daß du ſie von mir fordern ſollteſt. Aufdringen konnte ich dir doch mein Kind nicht! — He! iſt's nun noch Elend?"

Wie vorher ſtarrte Frock vor ſich hin. Indem rollte ein Wagen draußen. Des Poſtknechts Horn blies vor der Thür.

„Kannſt warten draußen!" rief der Major, ſtand auf und umarmte Jonathan und Joſephinen: „So muß es ſein, ehe du wegfährſt. Gott ſegne euch. Nimm ſie Jonathan, ſie iſt deine Braut; du biſt mein Sohn."

Sträubend lehnte ſich mit ſchnellfliegendem Odem Frock zurück.

„Was," lallte erſchrocken der Major, „was iſt denn?"

Joſephine ſah mit Entſetzen auf Frock hinüber.

„Liebſt du ſie nicht?" fragte der Major heftig.

„Ich darf nicht!" antwortete Frock.

„Darfſt nicht? Wer verbietet es?"

„Sie werden, Sie können mir Joſephine nicht geben; Joſephine kann mich nicht lieben. — Ich bin kein Verbrecher. Aber — ich bin — —" Frock zog bei dieſen Worten ein verſiegeltes Papier aus der Taſche und warf es auf den Tiſch. Joſephine ward todtenblaß. Leonore ſchrie laut auf vor Angſt, weil ſie von Allem nichts begriff.

„Still doch!" ſchrie der Major: „Was Teu-

fels iſt denn los? Jonathan, heraus, warum weigerſt du dich, mein Sohn zu ſein?"

„Herr Major," ſagte Frock mit einemmale ſehr ernſt und feſt, „ich bete Joſephinen an. Nie hab' ich ein anderes Mädchen geliebt. An mir nicht liegt die Schuld, daß ich des Glücks nicht theilhaftig werde, das mir Ihr Edelmuth zudenkt; auch gewiß nicht am Schickſal."

„Hol' der Geier die Vorreden!" unterbrach ihn der Major: „Heraus, woran liegt's denn?"

„An Ihren Vorurtheilen, Herr Major."

„Was Geier, Vorurtheile?"

„Ich bin kein Chriſt!"

„Jeſus Maria!" ſchrie Leonore.

„Ich bin in der moſaiſchen Religion geboren; ich bin, mit zwei Silben, ein Jude."

„Ein Jude!" ſtotterte der Major verblüfft, und ließ die Arme niederſinken. Leonore ſprang mit durchdringendem Schrei zu Joſephinen, die ohnmächtig neben einem Seſſel niederſank. Frock ſagte: „Leſen Sie das verſiegelte Blatt! Lebt wohl, ihr Herrlichen! Lebe wohl, du mein Himmel!"

Er nahm Mantel und Hut, und ſtürzte zur Thür hinaus. Der Poſtknecht ſtieß ins Horn. Der Wagen rollte davon.

Der Inhalt des versiegelten Blattes, welcher als Fortsetzung oder Nachklang seiner Rede angesehen werden mußte, war wörtlich folgender:

„Ich bin ein Jude. Und mit diesem Geständniß, o ihr meine Geliebten, empfangt ihr die Auflösung zum Räthsel meines Betragens. — Welches Mädchen unter allen Christinnen würde mich beglücken wollen? Welche weltliche oder geistliche Behörde eurer Länder würde mich in öffentlichen Aemtern, oder auch nur in den Schulen der Christenkinder lehrend, dulden? — Ich bin ein Jude, das heißt, ohne etwas verbrochen zu haben, schweigend geächtet, weil ich von einem Volke abstamme, welches durch das Vorurtheil der Jahrtausende bei Christen, Türken und Heiden geächtet und verachtet, und durch die ewige Verachtung erdrückt, leider oft verachtungswürdig geworden ist.

„Ich bin von armen Aeltern im Elsaß, die gleich tausend andern ihrer Glaubensgenossen durch das Vorurtheil der Welt zum Handel, Wucher und Christenbetrug gezwungen wurden, um ihr Leben zu fristen. Meine Knabenjahre fielen in die ersten Zeiten der französischen Staatsumwälzung, da auch die Bekenner der mosaischen Religion zum erstenmal das Recht empfingen, unter Menschen Menschen in vollem Recht, und in einem großen

Staate Bürger zu ſein, und nicht ausgebannte, nur großmüthig geduldete, fremdartige Geſchöpfe.

„In den Wirbeln der bürgerlichen Stürme ward ich als Trommelſchläger, da ich noch lange nicht das mündige Alter erreicht hatte, von meiner Heimath hinweggeriſſen. Ich ſah die betagten Aeltern nie wieder. Aber meine Jugend, meine unbeſonnene Herzhaftigkeit, mein natürlicher Verſtand erwarben mir Freunde. Ich ward Bedienter eines Oberſten, der nachmals unter den franzöſiſchen Feldherren einen ehrenvollen Namen erwarb, und mich ſo lieb gewann, daß er meine Verwilderung in den Feldlagern bedauerte. Er ließ auf ſeine Koſten in den Schulen einer franzöſiſchen Grenzſtadt meine Lernbegier befriedigen. Da empfing ich eine Bildung des Geiſtes und Herzens, welche zu meiner künftigen Stellung in der Welt auſſer allem Verhältniß war.

„Meine wiſſenſchaftliche Erziehung blieb unvollendet. Hätte ich mich der Arzneikunde widmen dürfen, würde ich vielleicht in irgend einer großen Stadt ein ehrenhaftes Daſein haben führen können. Der Feldherr aber, mein Gönner, rief mich wieder zu ſich und machte mich zu ſeinem Geheimſchreiber. Ich blieb bei ihm, bis ihn die tödtliche Kugel traf. Ohne Beruf, ohne Ausſicht, wählte ich das Kriegshandwerk, trieb mich lange bei den

Heeren umher und auf den Schlachtfeldern, und bereicherte mich im Anblick so vieler Erbarmlichkeiten der Völker und ihrer Großen, und der auf Erden allein waltenden Leidenschaften und Vorurtheile, mit einer trostlosen Weisheit. Ich that überall wie ich sollte, um mir wenigstens das Bewußtsein meines innern Werthes zu retten, und leistete Verzicht auf äussere Anerkennung desselben. Das Leben Jesus des Christs hat auf mein Inneres und dessen Veredelung am meisten gewirkt. Zwischen Himmel und Erden ist nie ein Größerer erschienen, als er, weder an Weisheit, noch Tugend, noch Muth. Jeder große Mann ist für sein Jahrhundert, höchstens für sein Jahrtausend groß unter gegebenen Verhältnissen. Jesus aber hat eine selbstständige Größe, die von keinen Verhältnissen bedingt und auf keine Jahrtausende beschränkt ist. Doch würde er heut erst unter den Christen erscheinen, sie würden ihn heute noch ans Kreuz schlagen, wie ehemals geschah.

„Ich machte es zur Aufgabe meines Lebens, zu werden wie Jesus: für das Innere das Aeussere, für das Ewige das Nichtige, für die Ziele des Geistes die körperlichen, häuslichen und bürgerlichen Annehmlichkeiten zu opfern. Ich bin ihm an Muth und Kraft nachgestanden.

„Mich ekelte das Kriegsleben an. Meinen ein-

zigen Freund unter den Menſchen, einen hoffnungsvollen Jüngling von Nancy, tödete eine Stückkugel an meiner Seite. Ich hatte mit meinen übrigen Kriegsgefährten im wüſten Leben viel Händel. Die Hauptleute waren ungerecht gegen mich. Ich lief zum Feind über, zog bürgerliche Kleider an, und ernährte mich vom Unterricht, den ich in Sprachen und andern Dingen gab.

„Meines Bleibens war nirgends lange. Es fehlte mir nicht an Freunden und Freundinnen. Aber ſie waren Chriſten und Chriſtinnen. Hätten ſie erfahren, ich ſei nur ein Jude: ſchwerlich würden auch die Aufgeklärteſten unter ihnen einem heimlichen, ſonderbaren Ekel widerſtanden haben, welcher ſich ihrer unwillkührlich bemeiſtert hätte. Daher hütete ich mich allezeit, Verbindungen einzugehen, um bei künftiger Trennung weniger leiden zu müſſen. Ich fürchtete die Freundſchaft, weil ſie für mich nur Schmerzen bringen konnte.

„Auf feſte Niederlaſſung, Anſtellung und Verbürgerung in einer chriſtlichen Stadt mußte ich, mit dem erſten Schritt, den ich in die Stadt that, Verzicht leiſten. Vieler Orten wäre ich, als Jude, keinen Tag lang geduldet worden; anderer Orten hätte man mir höchſtens Duldung, aber keine Niederlaſſung, kein bürgerliches Recht geſtattet. In jeder ſolchen Handlung wäre immer nothwendig

gewesen, einen Auszug aus den Taufregistern vorzuzeigen. Ich war nie getauft. Was sollte ich sagen?

„Peinigend griff das religiöse Verhältniß in die kleinsten Umstände meines Lebens und Webens ein. Läuteten die Glocken, zogen die Christen wie eine einzige Familie in ihre Tempel zum Gottesdienst, mußte ich meinen Gottesdienst einsam begehen in meinem Kämmerlein. Ich gehörte nicht zur großen Familie. Viele setzten an mir aus, daß ich nicht zur Kirche ging; Andere hielten mich für einen Aufgeklärten ihresgleichen, der ohne Religion lebe. Ich mochte weder das Eine, weil es Täuscherei war, noch das Andere, weil ich mich der Gesellschaft schämte. Immer war ich gedrängt, und mit meinen bessern Gefühlen wie mit den bürgerlichen Umgebungen im Zerwürfniß.

„Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, wieder umzukehren und Jude in einer jüdischen Gemeinde zu sein, um meinem Volke ein Lehrer des Bessern zu werden, und es aus der geistigen Knechtschaft zur menschlichen Würde zu erheben. Aber dann bedachte ich, daß ich aller dazu nöthigen Mittel entbehre. Ich hatte das Judendeutsch vergessen, mußte nichts mehr oder nur wenig von den üblichen Gebräuchen und Talmudischen Vorschriften und Lehren. Ich sah die Unmöglichkeit ein, mit bloßen Vernunftgründen

den vieltausendjährigen Roß heiliggewordener Vorurtheile wegzufegen, und die Hartnäckigkeit roher, armer, geistig verkrüppelter Menschen zu besiegen, die, was sie sind, durch die barbarischen Ordnungen christlicher Gesetzgeber geworden sind. Die Rabbinen wurden mich verflucht, die Juden mich verstoßen und gesteiniget haben. Unter Christen und Mahomedanern sind entstanden und entstehen noch neue Glaubensparteien. Bessere Einsichten, Wirkungen des Himmelsstriches, eigenes Forschen kann dazu helfen. Aber man wird unter den Juden von keinen neuen Sekten und Glaubenstrennungen hören. Die gebildetern Juden sind nur, was die Aufgeklärten unter den Christen.

„Unaufgenommen von meinen Glaubensgenossen, und gedrängt von meiner Sehnsucht, unter europäischen Menschen Recht als Mensch zu genießen, hatte ich, bei meiner Hochachtung für Jesus, ein Christ werden und mich taufen lassen können. Doch ungerechnet, daß ich mich nie überwinden kann, in einer Aufsehen erregenden Feierlichkeit zu prangen, wäre ich mit meinem Taufschein überall nicht als alter Christ von christlichen Aeltern, sondern als getaufter und bekehrter Jude erschienen. Es sträubt sich in mir alles gegen solchen Namen. Lieber will ich Israelit sein und bleiben. Ich habe mich wahrlich dieses Namens

nicht zu schämen. Moses war ein Größerer, als die ganze Kette der Päpste, als Luther und Calvin und Zwingli waren. Wohl selten ließ sich ein Jude aus Drang besserer Ueberzeugung, weit häufiger wegen gemeiner Vortheile, bei den Christen taufen. Mit Recht haftet daher auf getauften Juden Vorwurf und Verdacht. Ein muthiger Bekenner ist mehr werth, als jeder Renegat und Mamelak.

„Stärker noch, als alle diese Rücksichten, stieß mich ein anderer Umstand zurück, in eine der christlichen Kirchen überzutreten. Es war dies mein Zweifel, ob ich mit meinen innern Ueberzeugungen einer und derselben ganz angehören könne? Wenn Christus noch einmal erschiene, würde er wohl Katholik, oder Lutheraner, oder Calvinist werden wollen? Eine Kirchenpartei der Christen tadelt die andere. Jede vertheidigt sich gegen die andere. Dies ist aber weniger Frucht tiefer Ueberzeugung, als der Gewohnheit des mit der Muttermilch eingesogenen Glaubens. Wie viel gibt es der Starken, welche darin überwinden können?

„Wäre ich lutherisch geworden, hätten mich Reformirte oder Katholiken bekehren wollen; wäre ich katholisch geworden, hätten mich Lutheraner und Calvinisten im Irrthum gesehen. Jede Kirche beweiset ihre Lehrsätze Wahrheit aus demselben Buche und mit denselben Stellen, aus welchen

ihr die andern den Irrthum darthun. Ein Beweis, daß ſie alleſammt Einbildung und Menſchenmeinung für Göttliches halten. Was Chriſtus ſelber gegeben, darin ſind ſie alle ziemlich einträchtig. Chriſtus gab aber Geiſt; todte Buchſtaben legten ſeine Nachfolger hinzu. Nicht über jenen, nur über dieſe iſt der Streit. Was kümmert mich der Buchſtabe? die Auslegung von Dingen, die für meines Geiſtes Erhebung ohne Frucht ſind? die Annahme von Sätzen, welche im Unbegreiflichen liegen? die Beobachtung von Feierlichkeiten, welche willkührlich ſind und nach den Stufen der Einſicht, auf denen die Völker ſtehen, oder nach den Himmelsſtrichen, unter denen ſie wohnen, nothwendig ändern?

„Chriſtus iſt ein Lehrer in göttlichen Dingen; kein Moſes, kein ſpäterer Prophet, kein Rabbi, kein Papſt iſt höher. Ich glaube, wie er; ich will leben, wie er. Ich bin ſein Nachfolger. Ich bin ſein Jünger. In dieſem Sinne bin ich Chriſt, und werde es bleiben; aber ich bin kein Katholik, oder Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſt, Mennonit, Grieche, Herrnhuter, Schwenkfelder, Socinianer, Wiedertäufer, mähriſcher Bruder, oder wie ihr Chriſten euch nennen und taufen laſſet. Aber Chriſtus war das alles auch nicht. Er war, ſeinem äuſſern Bekenntniß nach, ein Jude. Der bin ich auch. Chriſtus ſtand unendlich höher, als

Moses; und ich stehe höher als Moses, durch Christum. Daher hat das mosaische Gesetz den Werth für mich verloren, wie es ihn schon an sich selbst in den jetzigen Staaten- und Volksverhältnissen und Klimaten verloren hat, und in seinem Bestand ein Widerspruch mit der Zeit ist.

„Dies, ihr Geliebten, ist mein Glaubensbekenntniß. Ich kann nicht zu eurer Kirche übertreten und ein getaufter, noch weniger ein bekehrter Jude werden. Keiner eurer Mönche und Weltpriester, Prediger und Predikanten, Bischöfe oder Generalsuperintendenten kann mich bekehren. Ich gehöre weder zur griechisch- noch römisch-katholischen, weder zur anglikanischen noch evangelisch-lutherischen oder reformirten Kirche, oder einer sogenannten Brudergemeinde. Ich bin schlechterdings nichts, als ein Schüler dessen, dessen Schüler ihr alle seid, ihr möget das Athanasische oder Augsburgische Glaubensbekenntniß auswendig gelernt haben. Ich bin aber kein Schüler eurer Päpste, eurer Luther, eurer Zwingli, weil ich mir einbilde, so viel von dem zu wissen, was zur Herrlichkeit des Ewiglebens und Gottähnlichwerdens gehört, als sie.

„Nun richtet mich, o ihr meine Geliebten. Verdammen könnet ihr mich nicht, ohne euch selbst zu verdammen.

„Ausgestoßen von dem Volk, von welchem

herſtamme; ausgeſtoßen durch meine Herkunft von den Chriſten, bin ich unter Juden und Chriſten ein Fremdling. Ich gehöre in keinen häuslichen und bürgerlichen Kreis jetziger Menſchen. Ich bin religiös, aber die Religionen der Menſchen verfolgen mich, wohin ich trete. Ich zittere, mich den Gefühlen der Freundſchaft und Liebe zu überlaſſen, da ich vorausſehe, daß jeder meiner Freunde ſich ſchämen wird, mit einem Juden Vertraulichkeiten zu haben. Und konnte mich je ein Mädchen lieben: welches möchte eines Juden Frau werden? Ich erhalte mich unter den Menſchen, indem ich mich vor ihnen verberge; und muß ihre Zuneigung meiden, weil ich ſie nicht täuſchen mag. Ich bleibe ohne Heimath, ohne Brod, ohne Liebe, weil das Vorurtheil der Welt mir entgegentritt und die Pforten der Freude verſchließt.

Ich werde Joſephinen bis zum letzten meiner Seufzer lieben, und beklagen. Beklagen, denn ich bin unſchuldig an ihrem Leiden. Ich mied es, ihr die leiſeſte Theilnahme oder Neigung einzuflößen. Hab' ich gefehlt, ſo hab' ich nur gegen mich ſelbſt gefehlt, daß ich ſchwach genug war, mich nicht früher von ihrer Nähe, von der theuern Leonore, von dem wahrhaft ehrwürdigen Vater loszureißen. Wer iſt neben Joſephinen ſtark genug, oder bewährt ſeine Grundſätze treu neben

dem Zauber ihres Wesens? Ich büße meine Schuld schwer genug. Ich war einen Augenblick glücklich, und bin dafür mein volles Leben hin unglücklich. Ich liebe, aber mit einem zerrissenen, blutenden Herzen. Lebet wohl!

Jonathan Frock."

Er fuhr in einem wahren Fieber die winterliche Nacht hindurch, und ohne Rast den folgenden Tag von Post zu Post, und die zweite Nacht und den zweiten Tag, und so ohne Verweilen, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, wo er die Geschäfte des Majors beendigen sollte. Er schien es darauf angelegt zu haben, seiner nicht zu schonen, sondern sich zerstören zu wollen. Aber er bewirkte mit diesen Anstrengungen und zerstreuenden Ermudungen ganz etwas Anderes. Die Ungemächlichkeiten und Bedürfnisse der Gegenwart nahmen ihn zu sehr in Anspruch, als daß er sich den Erinnerungen an Vergangenes hätte ungebunden hingeben können. Er hatte durch diese Betäubung den ersten Schmerz weniger empfunden, und nach einer Reihe von Tagen nur noch stillwehmüthiges Nachgefühl übrig behalten.

Mit um so mehr Fassung, Würde und Nach-

druck konnte er ſich den Angelegenheiten des Herrn von Tulpen widmen. Er beſuchte die Anſprecher der Erbſchaft; er beſuchte die obrigkeitlichen Perſonen. Das Recht des Majors war allzugegründet, als daß es nicht mit leichter Mühe hätte ſiegend dargethan werden können; aber nicht entſchieden genug, um nicht wenigſtens Stoff zu einem koſtſpieligen, langwierigen Prozeß geben zu können, welchen Richter, Amtsleute, Schreiber und Advokaten mit noch größerer Begierde wünſchten, als die erbluſtigen Nebenbuhler des Majors.

Jonathan ſtellte dieſe — ſowohl ſeine Gutmüthigkeit als Beredſamkeit gewannen ihr Herz — mit Abtretung einer nahe bei dortiger Hauptſtadt befindlichen Meierei zufrieden, die von den übrigen Gütern getrennt war. Doch dazu mußte er noch die ſchriftliche Einwilligung des Majors beſitzen.

Er hatte dieſem von Woche zu Woche über den Gang der Unterhandlungen briefliche Nachricht gegeben. Länger, als fünf Tage, war kein Brief unterwegs. Aber es verſtrichen ſechs und ſieben Wochen, ohne daß vom Major Antwort kam. Das verurſachte dem guten Frock todtliche Angſt. Tauſend Vorſtellungen quälten ihn über das Schickſal der liebenswürdigen Familie, nach jenem letzten ſchönen und ſchrecklichen Abend. Er

hielt es nicht länger aus, und beschloß, würde auch auf den Brief wegen Abtretung der Meierei nach vierzehn Tagen keine Antwort erfolgen, umzukehren nach der königlichen Stadt, mochte erfolgen, was da wolle.

Er war schon zur Abreise fertig, als der Brief des Majors endlich eintraf. Zitternd und mit Thränen im Auge erbrach er das Siegel, und küßte er die Schriftzüge von der ihm theuern, ehrwürdigen Hand gezeichnet. Das Schreiben war folgendes:

„Lieber Jonathan, wir sind gottlob alle gesund. Auch meine Josephine ist wieder hergestellt. Ich danke dir für deine großen Bemühungen. Ich habe die Schrift unterschrieben wegen der Meierei, und sende dir sie zurück. Nun ist die Erbschaftsgeschichte zu Ende. Schreibe dem Verwalter auf den Gütern, er solle Alles in Ordnung halten. Ich werde zu Ende Monats oder Anfangs des künftigen dort eintreffen mit meiner Tochter Leonore. Josephine befindet sich wohl. Sie will in ein Kloster gehen. Ich weiß nicht, was das Mädchen da will. Sie hat die Grille und beharrt darauf, ich und ihre Schwester sollen sie begleiten, und das verlangt sie auch von dir. Am 25. hujus treffen wir also zu Arrieden ein, und erwarten dich da mit einander im Wirths-

haus. Fehle nicht, oder du bringst der armen Josephine den Tod. Es ist ihr ausdrücklicher Wille, du sollest noch dabei sein. Und wenn wir vom Kloster wieder abreisen, geb' ich dir mein Ehrenwort, will ich dich nicht länger halten, wenn du uns verlassen willst. Aber kannst du bei mir bleiben, Jonathan, so wirst du meiner alten Tagen Freude sein. Es ist ein dummer Streich, was geschehen ist. Also am 25. hujus in Arzfelden fehle nicht. Ich habe dir ohnedem noch etwas Wichtiges wegen der Erbschaft anzuvertrauen. Ich bleibe dein Freund und David.

Der Major von Tulpen."

Unten am Brief und auf der folgenden Seite hatte Leonore nachstehende Zeilen beigefügt:

„Ach, lieber Herr Frock, Sie haben uns eine erschreckliche Nacht verursacht! Ich möchte dergleichen nie wieder erleben. Aber Josephine ist jetzt wieder recht wohl. Möchten Sie durch Ihre Religion so ruhig, so gefaßt sein, als es meine Josephine jetzt ist. Daran läßt sich der Werth der Religion erkennen. Josephine hat nur den einzigen Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Fehlen Sie also um Gotteswillen nicht, wenn Ihnen auch nur das Geringste an unserer Freundschaft und Achtung je gelegen war.

Ich hätte Ihnen noch viel, o viel zu sagen; allein ich darf nicht. Das sollen Sie alles in Arzfelden erfahren. Ihre treue Freundin

Eleonore von Tulpen."

Dieser Brief kam so spät an, daß, um den bestimmten Tag in Arzfelden einzutreffen, kein Säumens war. Frock, mit der Abtretungsurkunde in der Hand, erhielt die Verzichtleistung der gesammten Ansprecher auf die streitige Erbschaft, und die obrigkeitliche Bevollmächtigung für den Herrn von Tulpen, in den Besitz der Güter einzutreten. Damit versehen eilte er zu dem für die letzte Zusammenkunft bestimmten Ort.

Diese Reise war ihm trauriger noch, als jene, da er die geliebte Familie verließ. Er kannte nun zum Theil Josephinens Leiden und die betrübte Wirkung derselben in ihrem Entschluß, der Welt zu entsagen. Er sah einen noch schmerzlichern Abschied, als den ersten, vor. Doch das alles hinderte ihn nicht, Josephinens Verlangen zu vollstrecken. Und hätte er das Leben darüber einbüßen können: desto besser.

Der Abend dämmerte schon, als er vor dem Wirthshause zu Arzfelden an dem bestimmten Tage anlangte. Er hörte, der Major sei schon

am Morgen mit seiner Familie angekommen, und habe sich zum Pfarrer beim Marienkloster mit den Seinigen begeben. Dort erwarte er den Herrn Frock. Die Ankunft desselben mußte dem Major aber auf der Stelle durch einen Eilboten gemeldet werden; die durch den Boten zurückkommende Antwort sollte entscheiden, ob Frock noch diesen Abend ins Kloster hinüber müsse, oder ob der Major ihn zu Arxfelden besuchen würde.

Es verging über dies Hin- und Hersenden mehr denn eine volle Stunde. Frock hatte beinahe Fieberfrost. Der Bote erschien und die Einladung, sogleich nach St. Marien zu kommen.

Frock stieg in den Wagen. Wie schlug sein Herz, als er im ungewissen Lichte des Mondscheins die weitläuftigen Mauern und Gebäude und die Thürme des Klosters erblickte; als er durch einen langen Schattengang von alten hohen Ulmen und Linden hinfuhr, und dann der Wagen vor einem Hause, das zum Kloster gehörte, still hielt! — Er stieg ab. In dem Augenblick läutete die Glocke des Kirchthurms. Es war ein dumpfer, schaurigter Klang; der Major trat aus dem Haus. Eine Magd zündete mit dem Licht, ein Knecht mit der Laterne. Der Major umarmte tiefgerührt seinen Jonathan. Dieser konnte vor Traurigkeit nicht reden.

„Nicht wahr,“ sagte der Major, „meine Josephine ist dir noch lieb, mein Jonathan?“

Frock konnte nicht antworten. Er drückte stumm die Hand des Alten.

„Geh du voran,“ sagte der Major zum Laternenträger, „und zünde. Gib mir den Arm, Jonathan. Sei meines Alters Stütze. Wir gehen jetzt zu ihr.“

Sie gingen mit einander durch den öden Klosterhof, dann durch die stillen, kalten Kreuzgänge. Der Knecht öffnete die Kirchthür. Der Pfarrer stand, matt beleuchtet vom Licht der ewigen Lampe und einigen Kerzen, am Altar betend. In der Kirche beteten einige Bauern und Bäuerinnen. Indem der Major auf Frocks Arm gelehnt durch die Kirche schritt, kam ihnen Josephine auf Leonorens Arm geküßt entgegen, mit gesenktem Haupte. Sie reichte dem zitternden Frock eine bebende Hand. Sie standen vor dem Pfarrer, der lauter die Stimme des Gebets erhob und an ihnen die Trauung vollzog. Frock wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte beinahe die Besinnung verloren.

Nach vollendeter Feierlichkeit ging es denselben Weg zurück aus der Kirche, nur mit dem Unterschiede, daß statt des Majors die anver-

mählte Tochter desſelben ging. Aber wie ſie in den Kreuzgang traten, ſank Frock, von dem, was geſchehen war, überwältigt, zu Joſephinens Füßen nieder, laut ſchluchzend, mit aufgehobenen Händen. Alle weinten. Solche Freudenthränen waren wohl in dieſem Kloſter, ſeit der Stiftung desſelben, nicht geweint worden.

Joſephine zog den Geliebten an ihre Bruſt empor und flüſterte: Du biſt mein! — In den drei Worten ging dem Dulder Jonathan ſeliges Leben auf. Er fühlte ſich zugleich von den Armen des Majors und Leonorens inbrünſtig umfangen. Der greiſe Pfarrer ſtand neben ihnen, ohne daß ſie ihn bemerkten. Er war ein alter Jugendfreund des Herrn von Tulpen, und hatte gern zu dieſem Feſt geholfen. Auch begleitete er ſie zum Wirthshauſe in die Stadt zurück, wo das Hochzeitmahl ſchon bereit ſtand. Denn Alles hatte der Major ſo ſelbſt angeordnet und gewollt.

„Und hörſt du,“ ſagte er zu dem entzückten Eidam, „meinſt du, Halb-Chriſt, du denkeſt chriſtlicher als wir, die wir in Wahrheit wiſſen, daß Gott nicht die Perſon anſieht, ſondern daß in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm iſt? Nicht alle, die da Herr, Herr! ſagen und ſingen, ſondern die den Willen thun

des Vaters im Himmel, die sind Jesu Jünger. An unsern Früchten sollen wir erkannt werden. Weißt du es? Wir haben dich auch daran erkannt!"

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein lieber Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Waldern, die innigste Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verliessen, schworen sie sich beim Glase Punsch in der Trennungsnacht mit weinenden Augen Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue von jungen Männern beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kömmt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man wird reifer in Jahren; man tritt in tausend andere Verhältnisse; man sieht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmereien zurück; man vergißt sich. Die Zeiten ändern und die Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Waldern war's anders. Die hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruder-

zärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagereisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirthen lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Waldern war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammer-Direktor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für an Bequemlichkeiten gewöhnte Gäste nicht überflüssigen Raum; vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirrwarr der Residenz, als der Kämmerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kubfälle eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von zehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete, und der Vater sagte: „Gustav, du sollst

diesmal mit mir in die Reſidenz. Mein Bruder Waldern hat es ſchon lange gewünſcht, dich zu ſehen."

Wer war froher als ich! Die Mama reiſete diesmal auch mit. Wir freuten uns alle ein Vierteljahr voraus auf die Reiſe. Ich war das einzige lebende Kind meiner Aeltern; ſie vergnügten ſich an meinen kindiſchen Erwartungen von den Wundern der Reſidenz.

In der That, ich hatte genug zu ſehen und zu hören in der Reſidenz. Da erſchien mir ein wahres Leben im Feenmährchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchſt angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, ſo alt als ich, Namens Auguſtine, die ſchien mir noch viel angenehmer zu ſein, als er. Sie ſprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild, und ihre erſte Frage an mich war: „Guſtav, haſt du meine neue Puppe ſchon geſehen?" Damit nahm ſie mich beim Aermel und ich mußte die Puppe bewundern, deren prächtige Kleider, davon ſie, um alle Tage zu wechſeln, wohl ein Dutzend haben mochte, das Bett der Puppe und deren Tiſch und Stühle. Auguſtine ließ aber ſchon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derſelben ein. Und ich muß geſtehen, Auguſtine war auch meine Puppe.

Sie fand meine gelben lockigen Haare allerliebst, meine blauen Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen: und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter," sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater, „wir haben beide hübsche Kinder!" — Bei dem Worte sah ich nach Auguſtinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich ihre dunkelbraunen Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!" rief Auguſtine dazwischen mit einem wunderlich sauersüßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne goldige Haare und die blauen Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht artig lassen."

„Alter!" fuhr der Kammerdirektor fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Auguſtinens unterbrechen zu lassen: „Unsere Freundschaft muß noch auf unsere Kinder und Kindeskinder forterben.

Aus den beiden ſoll's ein Paar geben. Man ſieht's, die ſind für einander beſtimmt."

Mein Vater nickte lächelnd und hob ſein Weinglas. Die Aeltern ſtießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit der Erbſchaft hatte ſagen wollen. Aber Auguſtine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen," rief ſie, „Sie meinen, Guſtav ſolle mein Mann werden? O das iſt charmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Guſtav, du freuſt dich auch?"

Es gab am Tiſch ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag ſpielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit ſein; vor der Hochzeit ſchlechterdings die Trauung. Im Garten die von Weinreben überrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien ſtanden, die damals noch in Deutſchland zu den Seltenheiten gehörten, war die Kirche; eine grün angeſtrichene hölzerne Gartenbank der Altar; ein Vetter Auguſtinens, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Prieſter. Auguſtine hatte alles eingerichtet, zwei bleierne Ringe mit rothen und grünen Glasſteinchen verziert, gekauft, die mußten vor dem Altare gewechſelt werden; und damit ſie wegen ihrer Größe nicht von unſern

kleinen Fingern fielen, wurden ſie mit Bändchen unterhalb umwickelt.

„Du ſollteſt mir nun auch einen Kuß geben!“ ſagte Auguſtine: „du biſt mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam!“ Und damit ſtreckte ſie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich ſchämte um des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Uebung wegen; Auguſtine zahlte aber drei für eins. Dann gings zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tiſch und Stühle bereit ſtanden; Roſinen, Mandeln, Zuckerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Auguſtinens Puppe zierlich aufgetragen durch die Braut ſelbſt. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute ſchon ein Kind, nämlich die Puppe. Auguſtine war ganz närriſch vor Freuden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich thats gar ehrbar, wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beſte von der Hochzeit vergeſſen, der Tanz. Das Kind in der Wiege mochte ſchreien. Wir tanzten; der Vetter war Muſikant.

Doch wozu hier alle die kindiſchen Tändeleien erzählen? Genug, drei Wochen flogen mir in der Reſidenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abſchied ging, gab es Jammer und Weh zwiſchen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, ſchreiend, und

baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Aeltern lächelten, tröſteten, und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder beſuchen ſollten.

Wir reiſeten nun eben nicht ſo bald wieder zur Reſidenz, als ichs wünſchte. Daheim war alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Auguſtinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das ſtille Vaterhaus und an das ſtille Dorf und an die ſtillen Wälder gewöhnte — das kam bald —, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Drum war mir's gar lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt an die Schule; ich ward ſeinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor der Schule, einem alten, biedern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Koſt gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreiſete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäſche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Auguſtinens zwiſchen ein Paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorſichtig erſt in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das

gelehrte Leben nicht recht; aber bald deſto beſſer das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun gings rüſtig an das Multiplizieren, Dividieren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Da meine Erziehungsſtadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhauſe. Das war allemal ein hohes Feſt für mich, wenn ich auch nur einen Tag lang da ſein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unausſprechlich froh war ich, ſo oft ich zur Bühne meiner erſten Kindheitsſpiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb wie einen zweiten Vater. Er ſchien mir mit ſeiner Gelehrſamkeit ein höheres Weſen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebſten unter den hohen Geiſtern des Alterthums und mit ſeinen jungen Zöglingen. Denn, ſagte er, dort ſehe ich das Vollendetere, und ihr traget den Keim der Vollendung in euerm Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuſchen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligſte des weiſen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius;

dann über alle Plutarch! — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leibeigenschaftskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut anſieht. Ich las, ich überſetzte, ich dichtete — ich war ſelig, wie es jeder Jüngling durch die Wiſſenſchaften wird.

Aus den Reiſen in die Reſidenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater ſie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortſetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergeſſen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielſachen in eine Schachtel auf die Seite gethan hätte, wo er Jahre lang unberührt lag. In den Schulferien macht' ich bald in Geſellſchaft einiger lieben Mitſchüler Aufenthalt in meinem älterlichen Hauſe, bald Reiſen mit ihnen zu den übrigen.

So vergingen die Jahre. Im ſiebenzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Univerſität reif, und mein Vater ſchickte mich dahin. Es war ein bitterer Abſchied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geiſtes den Grund meiner ganzen innern Glückſeligkeit gelegt hatte; noch ungerner das

nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Nun erst ward mir alles, was ich da als Kind gehabt und geliebt, werther. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze: und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinens bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein paar petrarkische Sonnette anwenden ließen; aber das geschah doch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Paar Augen, die mir oft blitzend, oft schmachtend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforstrath sehen wollte,

sehnte ich mich immer nach etwas anderm. Ich wußte wohl, was es war, und fand es doch nicht. Ich machte zuweilen den Versuch, mich mit aller Gewalt bald in diese, bald in jene Schönheit zu verlieben; aber die Flamme meines Herzens brannte selten vierzehn Tage lang.

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte; und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte er für mich schon um eine Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich als Referendar in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Aeltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich solle mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl

auch an Auguſten, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien ſchämte. Indeſſen wird ſie wohl ziemlich aufgewachſen ſein, dachte ich, und vielleicht iſt ſie doch hübſch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unſere Aeltern vielleicht aus der Kinderei Ernſt machen und uns zuſammenkuppeln möchten. Denn umſonſt ſchien mir nicht das Zuſammentreffen bei Waldern veranſtaltet zu ſein. Ich ſchwor: daraus ſoll nichts werden.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldernſchen Hauſe mich nach den erſten herzlichen Umarmungen recht umſah im Zimmer, ſtand da noch jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, ſchon wie eine Hebe, mit ſchwarzen, hellen Blicken, in die ich ſo wenig als in die Mittagsſonne ſehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu werden. Ach, ich war ſchon blind! Ich bemerkte nur noch, daß ſich die ſchöne Geſtalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiederte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Es war mir alles Hexerei. Ich wünſchte mich tauſend Meilen weit von dieſer Stelle, um mich nur ruhig beſinnen zu können, ob ich auch würdig genug ſei, vor dieſer holden Ueberirdiſchen zu leben; und doch hätte ich lieber ſterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Um-

armungen und Fragen meiner Aeltern und ihrer Freunde aus meiner Noth. Ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Herrn Waldern zu der reizenden Unbekannten sagen: Auguſtine, iſt das Nachteſſen bereit? — O weh, dacht ich, iſt das also Auguſtine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Ueberirdiſche einmal vorzeiten meine kleine Frau geweſen ſei; ein ſolcher Gedanke ſtand wie eine Gotteslästerung vor mir.

Es ging alſo zum Nachteſſen. Herr Waldern nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Waldern; mir blieb Auguſtine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; ſie hätte mir wohl den übrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden ſind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ ſagte ſie.

„Und ich, und ich“ — ſtammelte ich, „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das ſagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernſte, was ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Ei, warum wünſchen Sie das?“ fragte ſie, wie erſtaunt.

„Damals war ich noch ſo glücklich, o ſo glück-

lich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann." Das flüsterte ich ihr wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre rechte an meinen Arm. Auguſtine blieb mir die Antwort ſchuldig. Vermutlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich ſchämte mich vor mir ſelber.

Indeſſen war man beim Nachteſſen lebhaft und luſtig. Ich gewöhnte mich an den Anblick Auguſtinens. Ich konnte ihr ſogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Eſſen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen: und je länger ich ſie anſah, je ſchöner ward ſie. Den andern Tag ward ſie noch ſchöner, und den dritten Tag noch ſchöner. Es war offenbar Hexerei. Nun fühlte ich, was Liebe ſei. Ich bereute den Schwur, welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Poſtwagen gethan hatte, und beſchloß ohne Bedenken einmal meineidig zu werden.

Am Abend des dritten Tages traf ſich's, ich weiß nicht wie, daß wir beiden allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längſt ſchon etwas ſagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben: ich kannte ſie noch wohl. „O wie groß und doch die beiden jungen Akazien geworden!" rief ich. „Nun ſchlingen ſie ſchon ihre Zweige in einander!"

„Erinnern Sie ſich dieſer Blume noch?“ fragte Auguſtine ſchüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergeſſen?“ erwiederte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieſer Laube, ohne an den kleinen Guſtav zu denken, der beim Abſchied von Ihnen ſo viele Thränen vergoß!“

„Wiſſen Sie das?“ fragte ſie mit leiſer, faſt ſterbender Stimme.

Wir traten in die Rebenlaube; ſie war vom Schatten der Akazien umdämmert. Ich ſah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich ſah Auguſtinen ſchweigend an. Ach, wie anders alles nun! Sie ſenkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche.“

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles.“

„Wirklich Alles?“ fragte ich: „o Auguſtine, Alles?“

„O Guſtav!“ ſtammelte ſie.

Und nun fragten und ſtammelten wir nichts mehr; denn unſere Lippen glühten zuſammen. Sie war eine Gottheit, aber ich ein ſeliger Engel. Und als wir wieder genaſen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Auguſtine und Guſtav; und doch war alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennſt

du ihn noch, Auguſtine?“ Als ſie ihn erblickte, verklärte ſich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er iſt's!“ ſagte ſie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigſtem Wohlgefallen; dann breitete ſie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Bruſt, weinte laut und ſagte: „Guſtav, o du biſt beſſer, als ich!“ Nachdem ſie ruhiger geworden, nahm ſie ihren goldenen Ring vom Finger, ſteckte ihn an meine Hand, und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!“ ſagte ſie: „Ich bin die Deinige ewig; biſt du ganz mein, Guſtav?“

Es verſteht ſich, was ein zwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir ſchworen bei Sonne, Mond und Sterne, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesſeits und jenſeits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu ſoll ich dies alles umſtändlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende in ihrem heiligen Rauſche ſchwärmen; wie ſie ſich in allen Kleinigkeiten bedeutungsvoller werden, und ihre Gefühle, in denen ſie ſich ſelbſt genug ſind, die Räthſel des ganzen Weltalls löſen. Die Liebe ſtellte das von Adam und Eva verlorne Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verfloſſen uns in Unſchuld und Seligkeit, wie ein Sommernachtstraum voll Entzücken. Da ward von der Abreiſe geſprochen. Lieber Himmel, mir war's, als ſei ich erſt angekommen.

Ich wunderte mich nur über die Unbefangenheit unserer Aeltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magneten anzogen; unsere Gespräche, voll heiliger Mystik — Alles verrieth ja deutlich genug, daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Waldern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinder vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!“

Mit Augustinen hatte ich nie den Muth, von förmlicher Anwerbung bei ihren Aeltern, von Eheversprechungen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzien der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Aeltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beiden Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Nelaube, um uns noch einmal allein zu sprechen

und alle unſere Empfindungen zu geſtehen. Unter Thränen und Gelübden ward der heilige Bund erneuert. Die Rebenlaube verwandelte ſich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unſere Knie verzweiflungsvoll, ſtreckten betend unſere Hände gen Himmel und thaten feierliche Zuſagen. Ich verſprach Auguſtinen, daß ich in der Heimath ſogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Reſidenz zurückkommen und bei ihren Aeltern um ihre Hand anhalten wollte. Auguſtine ward, als ich ſie meine Braut, mein baldiges Weib hieß, blutroth. O wie ſchön war ſie! Schamhaft verbarg ſie ihr reizendes Antlitz an meiner Bruſt, und ſtammelte nur: „Einziger Guſtav!“

So ſchieden wir, und noch geſetzter, ehrbarer, als ich ſelbſt erwartete.

Kaum war ich mit meinen Aeltern in unſer Dorf angekommen, ſo benutzte ich die erſte Gelegenheit, mit dem Vater unter vier Augen zu reden und ihm alle meine Wünſche und ſeligen Ausſichten zu offenbaren. Er ſowohl als die Mutter hatten mich unterwegs, wenn ich in Träumereien verſtummte, mit Auguſtinens Eroberung geneckt. Das gab mir denn Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtſchaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelaſſen

und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Auguſtinens ewige Liebe und unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind,“ ſprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer Beider Empfindungen. Es iſt mir lieb, daß du liebſt und Auguſtinen liebſt. Der Gedanke an ſie wird dich vor manchem unedlern Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in dieſem Augenblicke nichts zu übereilen. Du biſt noch jung, kaum einundzwanzig; haſt noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Auguſtine iſt zwar reich; aber du wirſt doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Koſt gehen wollen? Nichts Ehrloſeres für einen Mann, als ſich vom Vermögen ſeiner Frau abhängig zu machen und ihr ſein Glück zu danken. Der Mann ſoll Mann ſein, und durch ſein Gut und Arbeiten Weib und Kind ernähren. Ich ſelbſt als Oberförſter habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Vermögen geben oder hinterlaſſen. Du mußt es dir erſt erwerben, wie ich mir das meinige erwarb. Und ſieh, dieſer Umſtand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Waldern dir einſweilen Auguſtinens Hand verweigern möchte. Auguſtine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, iſt an gewiſſe Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden ſind. Du

dir nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art kommt zu dem allen. Euer Beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glücklichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest unglücklich sein, eine alte Frau zu haben, wenn du in der Fülle deiner männlichen Kraft ständest. Zwischen Weib und Mann von gleichem Alter ist immer ein Unterschied von zehn Jahren."

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!" sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Vaters willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!" rief sie weinend, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich

als Referendar glänzen ſollte, kam ein Brief von Waldern an meinen Vater. Herr Waldern ſchrieb eitel Klage und Jammer um Auguſtinen, die nach meiner Abreiſe unroſtlich geweſen wäre und ſogar in Fiebern das Bett habe hüten müſſen. Jetzt ſei ſie beruhigter. Er aber beſchwöre mich, doch jetzt, wo ich ohne eine Anſtellung ſei, in der ich, ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernſthafte Verbindung mit ſeiner Tochter denken könne, nicht die Reſidenz ſogleich wieder zu beſuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreiſſen und Auguſtinens Geſundheit zerſtören. Er aber wiederhole mir, was er auch ſchon ſeiner Tochter zugeſagt habe, daß er keineswegs gegen unſere Verbindung ſein wolle, wenn ich in einem anſtändigen Amt wäre, an welchem es mir in wenigen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Erſatz der Trennung, mit Auguſtinen Briefwechſel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs auſſer aller Faſſung. Ich raſete und wüthete, bis ich aus Ermattung — ruhig ward. Nun fand ich ſelbſt, Waldern habe ſehr vernünftig geſchrieben, und mir ſogar mehr zugeſagt, als ich nach den erſten Aeuſſerungen meiner Aeltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir ſogar einen Triumph über meinen Vater. Ich ſegnete Waldern. Ich beſchloß

mkunlich zu sein, und mir Auguſtinens Hand durch Verdienſte zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benutzt. Ich ſchrieb Auguſtinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Waldern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Waldern war ein ſchlauer, weltkluger Mann. Er kannte das menſchliche Herz, und wollte dem ungeſtumen Strom jugendlicher Neigungen keine Dämme entgegen bauen. Der Strom wäre nur ſtürmender, gewaltiger, zerſtörender geworden. Jetzt ergoß ſich derſelbe ruhiger.

Ich reiſete alſo nicht zur Reſidenz, ſondern hin, wo ich, als Referendar, meine Laufbahn zur Würde eines Oberforſtraths beginnen wollte. Der Abſchied von den theuern Aeltern, die Zerſtreuungen der Reiſe, die erſten Einrichtungen und Geſchäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelaſſenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenſte Mann in meinem Geſchäftskreiſe zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntniſſe. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erſt den annum omnicum erreichen. O wie ſehnte ich mich nach dem fünfundzwanzigſten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn man nicht ſtirbt! Aber auch viel Bitteres. Meine gute Mutter ſtarb in dieſer Zeit; dann wenige Monate nachher auch mein Vater. Doch hatte mein Vater noch die Freude, mich vor ſeinem Tode als Beiſitzer in einem Provinzialkollegium mit Rathstitel zu ſehen und ausgeſteuert mit einem kleinen Gehalt. Alſo ſchon ein großer Schritt näher zum Gipfel meiner Wünſche, zu Auguſtinens Hand.

Der Briefwechſel mit meiner Geliebten ging inzwiſchen ſeinen guten Gang. Freilich im erſten Jahre ſchrieben wir uns nie einen Brief, der nicht volle drei Bogen ſtark war; im zweiten ließen wir es bei anderthalb, im dritten bei einem Bogen bewenden. Die Zeit thut doch Wunder. Aber darum erloſch die treue Liebe nicht. Auguſtine hatte in der Zeit ſchon mehrere junge Herren, die um ſie angehalten hatten, abgewieſen. Meine Briefe waren faſt immer volles Klagen, daß ich noch nicht auf dem Platz wäre, wo ich um ſie werben dürfte. Ich konnte mich von meiner Aſſeſſorbeſoldung kaum kleiden und mit Licht und Holz verſehen. Das geringe Erbtheil meiner Aeltern ward dabei mit aufgezehrt. Sie hingegen meldete mir dann, wie ihre Aeltern immer dringender bei jedem Heirathsantrage würden, weil ſie bald in einem gewiſſen Alter ſei, wo man nicht mehr drin-

gend um sie werben werde, und eine alte Jungfer heißen müsse.

Ich fühlte, die Aeltern hatten Recht; und einverstanden mit Augustinen vergaß ich die frühern Vorsätze, und hielt schriftlich um Augustinen bei Herrn Waldern an, ob ich gleich noch nicht eine Frau ernähren könne; aber ich tröstete mit den besten Aussichten. Waldern wollte der Trost nicht sehr einleuchten. Er schlug mir Augustinen abermals „einsweilen" ab, und gab mir zugleich zu verstehen, wie ich mit diesem unnützen Hinkalten seine Tochter unglücklich mache, da sie nun fast in der Mitte der Zwanziger Jahre den Dreißigern mit starkem Schritt entgegen wandere.

Als ich den Brief erhielt, kratzte ich mich verdrießlich hinter den Ohren. „Der Mann hat Recht, vollkommen Recht!" sagte ich, und war sogar großmüthig genug, dies selbst Augustinen zu bekennen; ja ich schrieb ihr, da ich noch immer nicht mit Gewißheit den Augenblick sähe, in welchem ich mit Würde ihre Hand fordern könne, sie solle sich nicht meinetwillen in ihren schönsten Jahren aufopfern. Ich würde sie nicht minder lieben, auch wenn sie eines Andern Gattin wäre, und mein Glück würde erhöhter sein, wenn ich nur sie glücklicher wüßte.

Das gab nun wieder Stoff zu einem Briefwechsel, der beinahe ein Jahr lang den gleichen

Gegenſtand von allen Seiten beauzenſcheinte. Wir wollten uns gegenſeitig in Liebe und Großmuth übertreffen. Aber zuletzt behielt ich doch den Sieg, oder vielmehr die Zeit behielt ihn, die Wunderthäterin. Denn Auguſtine war ſchon ſechsundzwanzig Jahre alt; — eine fatale Jahrszahl für Jungfrauen, welche die Schaar der eilftauſend Jungfrauen im Himmel nicht vermehren wollen.

Genug, ganz unvermuthet erhielt ich einen Brief aus der Reſidenz von unbekannter Hand. Ein Juſtizrath von Winter dankte mir auf die zärtlichſte und rührendſte Weiſe für meine Großmuth, denn Auguſtine ſei nun ſeine ihm anvermählte Gattin; dazu bat er gar gütig um meine Freundſchaft, und Auguſtine ſetzte nur einige artige Zeilen unter den Brief ihres lieben Eheherrn, wie ſie ihn nannte.

Ich war, als ich das las, wie aus den Wolken gefallen. Ich verwunſchte meine unzeitige Großmuth und fluchte Auguſtinens Treuloſigkeit. Aber was war zu thun? Auguſtine war ſechsundzwanzig Jahre. Sie hatte doch nicht ganz Unrecht. Trotz dem war ich voll bittern Verdruſſes gegen ſie, der noch mehr wuchs, als ein Jahr nachher ihr Vater ſtarb, durch deſſen Tod ſie freie Gewalt über ihre Hand und ihr Vermögen bekam. Hätte ſie doch nur noch ein Jahr lang gewartet! Nun war Alles zu ſpät. Ich ſchrieb ihr keine Zeile

mehr. Sie mir aber auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Auguſtinens Untreue, theils um mich zu zerſtreuen, ſah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da ſchöne Roſen. Gern hätte ich auch wohl dieſe und jene gepflückt; aber das leidige Geld! Ich ſpielte zum Zeitvertreib nur kleine Romane. Es hätte aus einem derſelben Ernſt werden können, wäre ich nicht in eine andere Stadt auf einen andern Poſten gekommen.

Nun wollte das Glück mir wohl. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsminiſterium Achtung; ich wurde zu verſchiedenen wichtigen Geſchäften gebraucht, und das Gelingen derſelben bewirkte mir, da ich mein dreißigſtes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präſident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gedient hatte. Ich hatte, neben der Ehre, reichliche Beſoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angeſehenſten Familien zogen mich in ihre Kreiſe, wenn dieſelben durch erwachſene Töchter verſchönt waren. Das Schreiben des Juſtizminiſters, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, ſobald es meine Geſchäfte geſtatten würden, in die Reſidenz zu kommen, wo ich über Verſchiedenes münd-

liche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majeſtät dem König vorgeſtellt werden ſollte.

Der Gedanke an die Reſidenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, obſchon ich Auguſtinen, oder beſſer zu ſagen die Frau Juſtizräthin, ziemlich vergeſſen zu haben glaubte. Soviel ich durch Reiſende erfahren hatte, war ihr „Eheherr" ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man ſich in der Reſidenz ausdrückte, auf dem „Hof-Fuß"; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Geſellſchaften des Adels, in Pikeniks, Kränzchen, Aſſembleen, Redouten, Konzerten u. ſ. w. Die alte Einfalt des bürgerlichen Waldernſchen Hauſes war verſchwunden. Es verdroß mich immer, wenn ich ſo etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme, überirdiſche Auguſtine ſo zu denken. Zuweilen dachte ich doch aber auch: Gottlob, daß die nicht deine Frau geworden iſt.

Ein zweites Schreiben des Juſtizminiſters beſchleunigte meine Reiſe zur Reſidenz, die ich nun ſeit zehn Jahren nicht geſehen hatte. Ich ward von meinen Obern und ſelbſt von meinem Monarchen mit der ſchmeichelhafteſten Güte aufgenommen. Ich war ſchon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Auguſtinen zu beſuchen. Vorgenommen aber hatte

ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebst, Herr Präsident! So muß also Ihre ehemalige Freundin erst aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen sind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, diesen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter."

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber doch gefiel mir der Ton nicht, in dem sie mich einlud. Ich hatte mir das erste Begrüßen ganz anders vorgestellt; denn es überlief mich immer eine sonderbare Aengstlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt sie doch endlich besuchen!" — Die zehnjährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schicksalen in diesem Zeitraum, die alte Liebschaft und seitdem die vielerlei Veränderungen zwischen uns beiden — das alles erfüllte mich mit sonderbaren und, ich darf es wohl sagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der ersten Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten bange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen setzte ich mich Abends in die Kutsche und flog vor dem ehemaligen Waldernischen, nunmehr von Winterschen

Hauſe ab. Ueber der Hauspforte ſah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauſes war alles ſo neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei ſchnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livree mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Geſellſchaft angefüllt.

Die Frau vom Hauſe, die gnädige Frau, empfing mich ſtandesmäßig beim Eintritt an der Schwelle. Es war Auguſtine. Ja, ſie war's, und doch war ſie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die friſche Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber doch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein paar Worte ſtottern, ſo betroffen, ſo verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Erröthen ſagten mir von einer ſchnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein ſie war ſo bald ihrer Meiſterin, ſo gewandt, daß ſie mich auf die gefälligſte Weiſe von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit ſcherzhaften Vorwürfen ſtrafte, wie ich alte Bekannte ſo lange verſäumen könne, und nun bei der Hand in die Verſammlung führte, um mich derſelben als einen guten Freund vorzuſtellen, den ſie ſeit zehn Jahren nicht geſehen.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hause mußte die Ehre des Hauses machen. Sie war und sprach mit Allen gleich gütig, gleich scherzend, gleich liebenswürdig. Als sie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erstes: „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präsident, Sie in der Residenz bei uns zu haben?“ Ihr Zweites: „Vortrefflich! Allerliebst! So sage ich Ihnen ein- für allemal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere servente.“ Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzustellen. „Mon Dieu,“ rief sie, „weiß ich auch, wo der herumschwärmt? Ich vermuthe, er ist mit dem Oberjäger auf einer Landpartie aus. A propos — setzte sie dann hinzu — sind Sie schon verheirathet?“

Der Abend verstrich; es war nicht möglich, zu einer vertrauten Unterhaltung mit Augustinen zu kommen. Man tanzte; man speisete. Witz und Muthwille herrschten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Augustinens Gemahl zu sehen. Der geheime Justizrath war ein Mann in den Fünfzigern, sehr fein, sehr höflich, abgeschliffen; aber kränklichen Ansehens, ausgemergelt und hager. „Nicht so, mein schöner Herr!“ sagte Augustine einmal im

Vorbeigehen zu mir: „Sie ſtehen wohl recht ſtolz neben mein Windſpiel von Gemahl, um mich und meinen Geſchmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich verſichere Sie doch auf Ehre, er iſt bei dem allem eine recht gute Haut.“

Mir wollte der Ton in dem Hauſe durchaus nicht behagen; und gewiß nur Auguſtine mußte es ſein, um mich zu bewegen, an allen ihren Parthien, ſo viel ich Geſchäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich ſie ſo liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Witz feſſelten mich eben ſo oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abtrieben. Ich fühlte ſogar, ſie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, trotz ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Weltton.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?“ ſagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal ohne nahe Zeugen mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein ſaß.

„Was nennen Sie Glück?“ entgegnete ſie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte ſie mit Herzlichkeit und ſagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten. Sind Sie glücklich?“

„Zweifeln Sie, Herr Präſident?“

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden.“

„Wahr reden? Wie, Präsidentchen, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück." Ich druckte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgendes Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß, wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solidern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altvaterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so geliebt habe, wie mich; und — setzte sie mit

einem ſchelmiſchen Lächeln hinzu — alte Liebe roſtet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte ſie, ich hätte wohl beſſer zum Liebhaber, als zum Ehemann getaugt.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber ſie erwiederte mir alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zofen und kündigte an, das Frühſtück ſei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohl bekannten Garten.

Aber den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verſchwunden; ſtatt deſſen drängten ſich Gruppen von ausländiſchen Geſträuchen und Bäumen in ſogenanntem engliſchen Geſchmack zwiſchen grünen Raſenplätzen. Einzelne Wege ſchlängelten ſich da hindurch. Die Rebenlaube hatte ſich in einen verſchloſſenen chineſiſchen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Akazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das niedlichſte Boudoir von der Welt. Statt der grünen holzernen Bank bot uns ein weichgepolſterter Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japaniſchen Tiſchchen an, mit Kaffee, Chokolade und Leckereien beſetzt.

„O die ſchöne, heilige Rebenlaube, unſere Kirche, unſer Altar, unſere kindliche Seligkeit — o wohin iſt das alles!“ ſeufzte ich, und ſah Augu-

stinen mit einem Blick an, der vermuthlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Nebenlaube ab?“ rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Rock von damals am Leibe trage?“

„Aber, Auguſtine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle gibt mir das Recht dazu — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier Ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig.“

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühstück, den wohlbekannten bleiernen Ring!“ sagte Auguſtine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen neben den Juweelen wie ein Juweel auf.“

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bitterſüßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küssen. Auguſtine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Guſtav, bist du noch immer der ungestüme Schwärmer?

Deine Nähe iſt mir nicht gut.“ Sie wollte aufſtehen, beugte ſich aber wieder zu mir nieder, ſchloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem ſie ſeufzte: „Wohl, Guſtav, mit dir wäre ich doch glücklicher geweſen.“— Auguſtinens Kuß, ihre Rührung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Beſonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir ſo viel Thränen gekoſtet hatte, feſt an mein nur allzutreues Herz.

Nachdem wir gefrühſtückt hatten, drängte ſie mich lächelnd zum chineſiſchen Tempelchen hinaus, indem ſie, mit dem Finger drohend, ſagte: „Herr Präſident, Herr Präſident! Ihnen iſt wahrhaftig nicht gut beichten.“

Sie ſcherzte und beſtimmte mir die Stunde, da ich ſie zum heutigen Ball abholen ſollte.

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Reſidenz zubrachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Auguſtinen allein zu ſein; vielleicht weil ich ſelbſt die Gelegenheit mied. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chineſiſchen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für ſie in meiner Bruſt erloſchen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß ſie mir gefährlich werden könne. Endlich war die Zeit meiner Abreiſe da. O welch ein anderer Abſchied, als vor zwanzig oder vor

zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Redoute, die ich, um folgendes Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch mit einander gewalzt, und uns viel Artiges zugeflüstert. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein „Adieu, mon ami!“ nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der sogenannten großen Welt entflohen zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich in meiner Reisechaise durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft; denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert alles die allgewaltige Zeit! — — Meine Reise — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abentheuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor dem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischenfutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin zanken. Der Wirth und ein grober, halbbetrunkener Miethskutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Händel

mit einander. Ein junges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, im Reiſegewand, ſaß weinend auf einer Bank am Tiſch. Der Lärm war entſtanden, weil der Kutſcher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin ſie behauptete, daß er gedungen worden ſei, ſondern mit aller Gewalt nach einer ſeitwärts von der Hauptſtraße gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrſchaften beſtellt ſei, die ihn auf heut erwarten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich Anfangs beim Akkord erklärt. Der Wirth hatte ſich der jungen, ſchüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, ſie ſei die Tochter eines Dorfpfarrers eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nun nach einigem Zaudern — ich ſagte ihr, wohin ich wolle und wer ich ſei — mein Erbieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinſte Engelsunſchuld in allen Mienen. Ich hatte in meinem Leben noch ſolch ein holdes Blondköpfchen mit ſo frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen nicht geſehen. Ich erfuhr, ſie heiße daheim Adele; ihr Bruder habe ſie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo ſie den

Bürgermeiſter, ihres Vaters Bruder, beſucht hatte. Ohne Zweifel war nun dort bei Beſtellung des fremden Lohnkutſchers wegen des Zurückfahrens ein Mißverſtändniß vorgefallen, dem ich einen höchſt angenehmen Tag danke. Denn Adele, bei aller Gutmütigkeit, ſchien viel Naturwitz zu haben. Doch war ſie mir unterwegs viel zu ſchüchtern. Erſt als ich ſie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umſchlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater ſein mögen — erſt da bekam ſie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger da verweilen zu können, ſo dankbar mich der ehrwürdige Pfarrer auch darum bat. Ich verſprach indeſſen den Beſuch zu erneuern, woraus aber ſo bald nichts ward. Ich vergaß es zwiſchen Geſchäften und Zerſtreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, ſah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im einunddreißigſten Jahre werden dem unvermählten Manne die Frauenzimmer von höchſter Bedeutſamkeit, man zittert vor der Jahreszahl immer ſtärker — als eine Tänzerin ſah ich, die unſtreitig von den anweſenden Schönheiten wohl die Königin heißen konnte — eine reine glühende Roſe in halber Entfaltung und gleichſam vor ihrer Schönheit

erröthend. Die jungen Herrn flatterten aber auch wie Schmetterlinge um ſie. Es ward mir ganz warm ums Herz, wenn die Augen der ſchönen Sylfide ſich zuweilen gegen mich richteten, und das geſchah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun ward mir's, als hätte ich dieſe reizende Geſtalt auch ſchon einmal in Geſellſchaft geſehen, vermuthlich in der Reſidenz bei Auguſtinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer ſie ſei? O Himmel, es war Adele! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reiſekulle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie ſie vom letzten Tanz zu ruhen ging, geſellte ich einunddreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und ſie war ſo gütig, den Reiſegefährten zu unterſcheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Geſundheit, beklagte, daß mich Geſchäfte bisher abgehalten, ihn zu beſuchen — eine Lüge freilich; aber vor dieſem Engel mußte ich mich doch rein waſchen — und verhieß baldigen Beſuch. Mit freundlicher Unbefangenheit verſicherte ſie, ein Beſuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball machte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präſident des Kriminalgerichts ward wieder zum Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht ſchlafen. Ich ſah nichts als Himmelsglanz, tanzende Engel und Adelen dazwiſchen

ſchweben. Ich wunderte mich nur, daß ein ſo ſchönes, ſo frommes, ſo liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, iſt ſo brav, als ſie ſchön, aber leider hat er kein großes Vermögen! O der Thoren! — Ich war ſchon nach einigen Tagen zum Beſuch in der Pfarrei; wiederholte den Beſuch von Woche zu Woche; bald galt ich als Hausfreund. Adele konnte mir ſogar ſchon ordentlich Vorwürfe machen, wenn ich einmal am beſtimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr ſogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr vielleicht lieber, wenn ich nicht ſo oft käme. Wir zankten uns ſchon zuweilen, um uns zu verſöhnen; und einmal in der Verſöhnung gab ich ihr einen Kuß, ohne daß ſie deswegen den Zank erneuerte. Sie ward ſtumm und ihre Wangen glühten im höchſten Rothe. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achſeln und ſagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit ſich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran als eine Tonne Goldes. Flit den erſten Frühlingsblumen wand ich meiner Rein den Hochzeitkranz; der Vater ſelbſt ſegnete vor dem Altar ſeiner Dorfkirche unſer eheliches Bündniß ein. Nun erſt, an der Seite meines herrlichen Weibchens, war ich der Glücklichſte von den Glücklichen.

Bald ſahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Adelen immer enger vereinten. Adele ward von Tage zu Tage liebenswürdiger; eine junge Mutter iſt gewiß liebenswürdiger, als das reizendſte Mädchen. Adelens reine Seele machte mich ſelbſt edler, als ich vorher geweſen. Man iſt nur dann ganz glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu ſein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Erſparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Adelens ſo weit gekommen, daß ich fühlte, der Verluſt alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Adelens und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erſt fand ich, daß mein ſeliger Vater, da er mich von Auguſtinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hatte in allem, auch in Rückſicht der Jahreszahlenverhältniſſe des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigſtes und Adele ihr dreißigſtes Jahr antrat, da wir ſchon ſechs- und achtjährige Kinder um uns hertanzen ſahen, war Adele noch eine hübſche junge Frau, die wohl noch hätte Eroberungen machen können. Auguſtine hingegen war nun ſchon matronenhaft.

Ich hörte von dieſer nur ſelten etwas. An Briefwechſel war unter uns nicht zu denken. Reiſende verſicherten mich, ſie ſei ſehr verblüht, habe

aber noch immer einen Hof von jungen Herren um ſich, und beſonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von andern erfuhr ich, ihr Mann ſei geſtorben; die Dichter, welche ihren Hofſtaat bilden, ſeien von der neueſten Gattung, wunderliche Schwärmer und Myſtiker, proteſtantiſche Katholiken, und Auguſtine ſelbſt habe ſtark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggedichte ſtänden in den neueſten Muſenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Miniſterium wieder einen Befehl bekam, mich perſönlich in der Reſidenz einzufinden um in einer Fürſtenſache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Auguſtinen einen langen Brief und einen ganzen Stoß Proceßakten. Sie war wegen Erbſchaft mit weitläufigen Verwandten ihres verſtorbenen Mannes in Hader, und begehrte von mir aus alter Freundſchaft Rath und Beiſtand. Ich packte die Akten in meinen Reiſewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

Ich war vierzig, Auguſtine auch. Sie konnte mir alſo jetzt wohl nicht mehr ſo gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Rebenlaube. Diesmal ging ich auch am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Reſidenz ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hauſe. Ich hatte mich

vorher melden laſſen, um auch zu wiſſen, ob ſie bei ſich anzutreffen ſei. Denn man hatte mich in der Reſidenz verſichert, daß ſie ſelten daheim ſei, meiſtens von den Modevoeten umringt, um romantiſchen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frommeln, zu ſchwärmen; oder aber — mit adelichen Herren und Damen am Spieltiſch, denn das Spiel ſei ihre Leidenſchaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr geſehen hätte, wären von ihr abgefallen, denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie ſei in der ganzen Reſidenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneuigkeiten wiſſen wolle, müſſe man nur Frau von Winter beſuchen. Das hatte ich ſelbſt von zwei ehemaligen Freundinnen Auguſtinens ſagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr geſehen. Hm! dachte ich, aber dieſe guten Freundinnen ſind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verleumden, oder, wie man's in der Reſidenz hieß, zum Mediſiren einen kleinen Anſatz.

Da ich — es war ein ſchöner Sommerabend — in Auguſtinens Haus trat, ſagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Geſellſchaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Auguſtine Stoff zu

haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?“ fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen.“

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischen zwei Partien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelkt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adele zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie, mich begrüßend, dringend nur um einen Augenblick bat, die Partie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Gerechter Himmel!“ rief sie, „womit tödten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind.“ Sie spielte fort. Es war Pharao.

Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften der Spieler sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, den fieren Augen, den krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

„Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!“ sagte er. „Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant“ — er zeigte seinen blitzenden Fingerring —; „ich verspiele ihn in einer Lotterie; setzen Sie ihm alle Ihre Ringe dagegen.“ Begierig und rachelustig sahen Alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag an. Frau von Winter sagte: „Beim Spiel genieren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber“ — Sie sah mich an — „apropos, Freundchen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?“ Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: „Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!“

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: „Desto besser!“ warf ihn in die Spielschale zu den andern und beobachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich

ihn unter Thränen einſt empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzeſt du alles um!

Man ging zum Nachteſſen. Die wenigſten Gäſte waren guter Laune. Auguſtine zwang ſich, heiter zu ſcheinen; das gab aber ihren älterlichen Mienen etwas Widerlichverzerrtes. Man ſprach den Weinflaſchen zu, um ſich vermuthlich eine höhere Stimmung zu ſchaffen; man ward nicht heiterer, aber geſchwätziger. Die Neuigkeiten der Reſidenz wurden gemuſtert; die Bekannten und ihre heimlichen Geſchichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Witz, aber an Menſchenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Auguſtine am reichſten an boshaften Einfällen. Sie trug ſogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäſte zu perſifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Ueberirdiſche im vierzigſten Jahre ganz das Gegenbild von ſich ſelbſt ſein würde? — Ich empfand Langeweile und Ekel. Da man ſich ſogleich nach dem Eſſen wieder an die Spieltiſche machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir recht weh, in die Reſidenz gekommen zu ſein, oder vielmehr, Auguſtinen ſo entartet erblickt zu haben. Ich beſuchte ſie zwar noch einigemale in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr als das erſtemal von ihr erbaut zu werden. Trotz der Falten ihres Geſichts wollte

ſie doch nicht alt ſein; ſie hatte ſich Roth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie ſchien dann und wann unſere ehemaligen zärtlichen Verhältniſſe aufwärmen zu wollen; ſie ward mir ekelhaft. Als ich von ungefähr einmal ein Wort von ihrem vierzigſten Jahr fallen ließ, ſah ſie mich mit fremden Augen an. „Ich glaube, Sie träumen, Herr Präſident!“ ſagte ſie. „Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich ſpielte noch mit der Puppe; ich erinnere mich deſſen ſehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, ſondern an weit ernſthaftere Dinge. Alſo bin ich beſtimmt jetzt fünfunddreißig. Und unter uns geſagt, es iſt möglich, daß ich mich noch einmal vermähle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unſerer erſten Dichter, um meine Hand. Alle ſeine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle ſeine heiligen Legenden athmen das ſüße Feuer reiner Inbrunſt für mich.“

Ich wünſchte beſcheiden zum „ſüßen Feuer reiner Inbrunſt“ Glück, und war froh, als ich zum Thore der Reſidenz hinaus wieder meiner Adele und ihren Kindern entgegen fuhr.

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Zerſtörungen der Zeit in bekannten Ge-

lichtern aus den Jugendtagen steht. Ich war mir in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Adele lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk aus der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimathlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist eine ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre mancher von uns voran in die bessern und dauernden und höhern Verhältnisse der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wunschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gut der Erde wollen sie umfassen. Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem

Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger; die Erde hat für den Geiſt zu wenig; er breitet ſeinen Arm ins Weltall aus, er fordert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Adelens herrlicher Vater auf dem Sterbebette ſagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorangegangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns ſelbſt heiligten. Adele und ich lebten ein höheres Leben, ſeit zwiſchen uns und der Ewigkeit kein Unterſchied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie hienieden.

Die ſchönſten aller Freuden gewährten uns unſere Kinder. Meinen älteſten Sohn begleitete ich ſelbſt auf die Univerſität, und es war für mich und Adelen die angenehmſte Ueberraſchung, als an meinem fünfzigſten Geburtstag an mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Poſten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn dieſe Stelle verpflichtete mich, in der Reſidenz zu wohnen; und von da bis zu der Stadt, wo mein Sohn den Wiſſenſchaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereiſe. Wir waren alſo beiſammen, ſo oft es uns eben wohl gefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterſtadt; aber die Reſidenz, von der ſie oft gehört hatte, hatte doch auch Reiz, und noch mehr für

ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgebornen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das wunderschöne Blondköpfchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte nur mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adelens Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keiner Schminke vonnöthen, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebschaft kennen zu lernen.

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte: denn ich fand dazu wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äusserst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenderin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, da sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger als in der Messe; denn sie sei vor mehrern Jahren, von

Modepoeten begeiſtert, auf den Einfall gekommen, ſich in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche zu werfen, und katholiſch zu werden.

Als ich ſie nun das erſtemal beſuchte, traf ſich's, daß ich ſie wieder im Garten aufſuchen mußte. Schon im Hausgang ſah ich einige Heiligenbilder an den beſtaubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucherten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitsmahl genoſſen und Auguſtinens Puppe gewiegt. Die Akazien waren niedergehauen, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chineſiſche Tempel hatte äuſſerlich allen Flittervrunk verloren; er war mit ehrlichen deutſchen Ziegeln bedeckt; kleine zugeſpitzte gothiſche Fenſter von buntem Glaſe, wie Kirchenfenſter, ſo wie ein Kreuz an der Dachſpitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnlich.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, ſah ich Altar und Kruzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau Winter, ſehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgeſtanden, kam mir entgegen, den Roſenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich ſtand ſtill vor ihr. Sie erkannte mich, und ſchien erfreut. Ich konnte mein wehmuthiges Gefühl nicht übermannen, und blieb ſtehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit naſſen Augen in

die Kapelle hinein. „O Auguſtine!“ rief ich, „als hier noch die leichte Rebenlaube ſtand, wo wir, in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauſchten, — als wir dann hier zehn Jahre ſpäter, Jüngling und Jungfrau, die erſten Küſſe unſchuldiger Liebe wechſelten und dem Himmel Gelübde brachten — —“

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!“ unterbrach ſie mich.

„Ach, Auguſtine, es war nicht mehr ſo gut, da ſich die Rebenlaube zum üppigen Boudoir im chineſiſchen Tempel verwandelt hatte; noch ſchlimmer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das ſchöne Denkmal, an einem Pharaotiſche verſpielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!“

„Mein Herr,“ ſprach Frau von Winter, „man geneſet endlich vom Rauſch der Welt und ihrer eiteln Luſt. Sie verwunden mein Herz mit ſolchen Erinnerungen. Sind Sie gekommen, mich zu verhöhnen? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb iſt, folgen Sie meinem Beiſpiel; lernen Sie der falſchen Welt entſagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an.“

Wie ich zu Hauſe kam, ſagte ich zu Adelen: „Mein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne ſie nicht mehr. Sie iſt Beſchwerer geworden. O allmächtige Zeit!“

Heinrich Zſchokke's

ausgewählte Schriften.

Zwanzigſter Theil.

Diocletian in Salona.
Nachwirkungen, oder wer regiert denn?
Der Feldweibel.
Die Nacht in Bregwezmeiſſl.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek
München

Diocletian in Salona.

Ein Bruchstück.

Timolaus der Syrer an Agathias zu Meſſana.

Empfange hiemit, theurer Agathias, die geringe Gabe, welche ich dir verhieß. Bald nachdem mir Chryſaores, in vertrauten Unterhaltungen, die Geſchichte ſeines Schiffbruchs und ſeiner Liebe, ſo wie den Inhalt ſeiner Geſpräche mit dem Kaiſer Diocletian Jovius mitgetheilt hatte, ſchrieb ich alles ſorgfältig aus der Erinnerung nieder. Benutze davon zur Geſchichte unſers großen Lehrers, was dir ſeiner am würdigſten ſcheinen mag. Dir iſt die Gabe verliehen, das Schöne und Gute gut und ſchön darzuſtellen. Und gleichwie Chryſaores an ächter Weisheit ſeinen Lehrer Porphyrius, den Tyrier, übertraf, ſo wirſt du, Agathias, als Lebensbeſchreiber, an Wahrheitsliebe und Reiz der Erzählung, den Jamblichus übertreffen.

Zwar hat auch Claudius Euſthenius, im erſten Buch ſeiner Geſchichte, der Verbannung des Chryſaores in Salona und der Hochachtung des Dioclerian für ihn Erwähnung gethan; aber die nähern Umſtände ſind ihm dennoch, ſo wie die Unterredungen des Kaiſers mit dem Weiſen, unbemerkt geblieben. Denn hätte er ſie gekannt, er würde viele denkwürdige Worte ſeines Herrn nicht unterlaſſen haben, aufzuzeichnen, da es ihm doch darum zu thun war, deſſen Lobredner zu ſein; auch würde er die Urſachen des Grams, in welchem ſich die

Fürstin Valeria, die Tochter Diocletians, verehrte, nicht verschwiegen haben.

Wahrlich, theurer Agathias, wolltest du die rohen Stoffe, welche ich dir sende, reiben und ordnen, es würde Chrysanres der Peloponeſier durch dich heut der Lehrer der Könige und der Großen werden.

1.

Die Bildſäule der Charis.

So lange unſer Lehrer, der Peloponeſier Chryſanres, zu Rom lebte, beſuchte er nur das Haus des weiſen Porphyrius, von dem er in der Weltweisheit und Beredſamkeit Unterricht empfing; und zu ſeiner Erholung nur die Villa des gelehrten und reichen Nepotianus. Denn, wie er zu ſagen pflegte, im Hauſe des alten Porphyrius wurden ſeinem Geiſte und in der nepotianiſchen Villa ſeiner Seele köſtliche Gaſtmahle gegeben.

Es befand ſich nämlich im Palaſte des Nepotianus, unter andern Herrlichkeiten der Kunſt, eine Bildſäule der Charis, die an Schönheit alles übertraf, was man je geſehen und was ſelbſt die größten unter den alten griechiſchen Meiſtern je hervorgebracht hatten. Die Schönheit lag aber weder allein im zarten Ebenmaas aller Theile, oder in der Zartheit, Wahrheit und Lebendigkeit

der Formen, sondern in einer gewissen unaussprechlichen Anmuth des weiblichen Antlitzes und der ganzen Gestalt. Der Marmor schien nicht nur zu athmen, sondern süße Worte zu hauchen und nur der durchsichtige Schleier einer unendlich schonen Seele zu sein, die dahinter schwebte. „Hätte mich", sprach Chrysaores, „die cyprische Gottin, wie einst den flehenden Pygmalion, erhoren und diese Bildsäule beleben wollen, ich würde mich wohl gehütet haben, sie um diese Gunst anzurufen. Denn ich mußte fürchten, der Weisheit treulos zu werden und wie bezaubert im heillosen Wahnsinn unterzugehen, und der ewige Rausch der Seele hätte mir den Geist vergiftet."

Er schied, als er nachmals Rom verließ, beinahe mit gleicher Traurigkeit von der Bildsäule, wie von seinem Lehrer Porphyrius. Denn an beide war er durch Gewohnheit des Umgangs und, mogt' ich hinzusetzen, durch Dankbarkeit gebunden gewesen. Er begab sich aber zu jener Zeit nach Griechenland, um die dortigen Weltweisen zu besuchen, und dann von da nach Alexandrien in Aegypten überzugehen. Es war im dreißigsten Jahre seines Alters.

Allein schon den zweiten Tag nach seiner Abfahrt von Italien erhob sich ein großer Sturm auf dem Meere, dessen Gewalt mit jedem Augenblick zu wachsen schien. Die Seeleute arbeiteten

lange, um des Fahrzeuges Meister zu bleiben, mit angestrengten Kräften. Endlich blieb ihnen nichts übrig, als sich der unüberwindlichen Macht der Elemente zu unterwerfen. Die Meisten, selbst der Hauptmann des Schiffes, zeigten in ihren Geberden den Ausdruck der innigsten Verzweiflung, auf die verschiedenste Weise. Die Einen heulten durch das Gebrüll der Wellen zum stürmischen Himmel, als wollten sie mit ihrem Geschrei dessen Barmherzigkeit erwecken. Die Andern wütheten und stießen entsetzliche Flüche aus und schlugen mit ihren Fäusten bald sich, bald die Wände des Schiffes, Wahnsinnigen gleich. Noch Andere saßen unbeweglich und bleich, wie Leichname, schon durch die Furcht entseelt, ehe der Ozean sie verschlang. Nur zwei Schiffer, und zwar von den niedrigsten, blieben ohne alle Zeichen der Angst, und halfen mit großer Besonnenheit, wo sie noch nützen konnten. Als jedoch die Finsternis der Nacht jedes Bemühen eitel machte, suchten sie einen Winkel, und hier begannen sie von Zeit zu Zeit einen Gesang zum Lobe des höchsten Gottes. Daraus erkannte Chrysostomos, daß diese Männer Christen waren, und er stimmte in ihren Gesang mit Freudigkeit ein und ermunterte sie zur Zuversicht.

Der Hauptmann des Schiffes, als er den Chrysostomos und die beiden christlichen Männer

hörte, erzürnte sich heftig, und schalt sie und gebot ihnen zu schweigen. „Denn“, sagte er, „euer Frevelmuth spottet der Götter und beut ihrer Gewalt Hohn. Vielleicht kommt uns das Unglück nur euretwillen, denn ich gewahre, daß ihr Christen seid!“ Dann rief er sogar seinen übrigen Schiffleuten zu: man müsse die Mächte des Himmels und des Abgrundes durch ein Opfer versöhnen und die Christen aus dem Schiffe in's empörte Meer stürzen. Vielleicht wäre sein Befehl auf der Stelle vollzogen; aber eine Welle, die in demselben Augenblicke über das Fahrzeug fuhr, schlug ihn zu Boden, daß er verstummte.

Chrysaores sprach: „Was ist's nun mehr? Liegt nicht überall das Grab unter uns? Die Mutterarme schaukelten den Säugling über der Gruft des Todes, und uns die Sturmwinde auf diesen Brettern über der allesverschlingenden Tiefe. Den, der da weiß, daß er ewig lebe, kann der Verlust des Leichnams nicht mehr betrüben, als einen Wanderer der Verlust seines Mantels. Klein ist die Erde, ein Tropfen ist das Meer, aber unendlich ist das Vaterhaus, welches uns Jesus gewesen. Darum wollen wir freudig athmen, so oder so. Der Allgegenwärtige ist uns im Säuseln der Frühlingsluft nicht näher, als im zermalmenden Brausen der Ungewitter und Wogen.“

Bei Tagesanbruch ward die Wuth des Ozeans,

wenn auch nicht größer, doch sichtbarer. Das Licht schien nur gekommen zu sein, die Gräßlichkeit der Todesarten zu beleuchten, welche die Nacht mitleidsvoll hatte verbergen wollen. Unaufhaltsam riß der Wind das lecke Schiff den Felsen des illyrischen Ufers entgegen. Schon sah man sich hin und wieder von den schwarzglänzenden Klippen umringt, welche bald unter den Wellen verloren gingen, bald wie Ungeheuer der Tiefe ihre starren Nacken aus dem weißen Schaum der Gewässer hervorstreckten. Da stieg die Verzweiflung, als es Mittag ward und der Felsen umher mehr wurden. Jede Welle schien den Tod zu tragen. Der Schiffshauptmann schrie dem Volke zu: „Stürzet die Christen in die Fluth, auf daß wir ihretwillen nicht alle verderben müssen!"

Bei diesen Worten ward Chrysostores vom Hauptmann und einigen Ruderknechten ergriffen und über Bord geworfen. Der dem Tode Geweihte fühlte nur noch das kalte Anbringen des Wassers; nichts sonst. Der gefällige Tod betrachtete ihn als seine Beute, und ließ ihn durch die Vorhallen des bewußtlosen Schlafes zu sich kommen.

Doch unter heftigen Schmerzen erwachte Chrysostores noch einmal. Wie er die Augen aufschlug, und sie sich nach und nach entrübten, daß die verworrenen dunkeln Gestalten, wie aus Nebeln,

bestimmter hervorgingen, erkannte er sehr deutlich die Charis aus der neapolitanischen Villa, und wie sich die schöne Gestalt beseelt über ihn hinbeugte, dann wieder verschwand. Er lebte noch, aber nur im Zustande des Traums, in jenem Zwielicht, worin sich die Heitere des Erkennens mit der gefühllosen Finsterniß vereinigt. Er ging noch einmal ganz in diese zurück. Gleichwie sein Schiff vorher bald in der Wogentiefe, bald in der Wellenhöhe schwebte, auf und nieder: so seine Seele in der schwankenden Ebbe und Flut des Lebens, welches bald in das Innerste zusammenging, bald sich wieder für Augenblicke bis in die äussern Sinne verbreitete.

6.

Die Insel des Dural und der Jaunia.

In einem der Augenblicke, da seine Seele wieder mit der Welt ausser ihr in Berührung trat, bemerkte er, daß er sich nicht mehr in der Nähe des Meeres und unter freiem Himmel befand, sondern in einem schmucklosen doch saubern Gemach, auf weichem Lager hingestreckt. Neben ihm stand ein Mann nebst zwo jungen Frauen. Als er aber die jüngste derselben näher betrachtete, war es die lebendig gewordene neapolitanische

Charis. Doch erregte ihm dieser Anblick weder Verwunderung noch Neugier, noch auch nur jene angenehme Empfindung, die er zu Rom beim Anschauen des schönen Steingebildes zu haben pflegte. So ganz losgebunden war sein Geist schon von allem Reiz irdischer Dinge. Er betrachtete das Wunderbare mit derjenigen Ruhe und Unempfindlichkeit, wie man zuweilen in Träumen den Gestalten längstverstorbener Personen ohne Erstaunen begegnet.

Erst am folgenden Tage, nachdem er aus einem langen und tiefen Schlafe erwachte, ward er mit der ihn umgebenden Welt wieder vertrauter, und er antwortete, obwohl er sich äußerst schwach fühlte, auf die Fragen seines mitleidigen Wirthes. Er vernahm nun, daß dieser, ein Fischer, Namens Duras, ihn am Meere halbentseelt und blutig gefunden und in seine Hütte getragen habe. Chrysaores empfand Schmerzen an seinem verbundenen Haupte, und hörte, daß er an demselben zwei tiefe Wunden habe, aus welchen sich sein Leben, wäre nicht baldige Hilfe erschienen, unfehlbar verblutet haben würde. Die eine seiner Verpflegerinnen war des Fischers Weib, welches Fannia hieß, und gewöhnlich von zwei jungen Kindern begleitet war, von denen es das eine noch säugte. Die andere junge Frau aber, welche der Charis glich, nannte Niemand. Auch

erſchien dieſe weder jetzt, noch in den nächſtfolgenden Tagen wieder.

Dieſer Fiſcher lebte mit Weib und Kindern ein hochſtglückſeliges Leben in der Einſamkeit einer Inſel von geringem Umfang. Die ganze Inſel war ein einziger Felſen, der, mit Geſträuchen und Bäumen bewachſen, nahe an der dalmatiſchen Küſte, unweit Salona, aus dem Meere hervorſteigt. Sie iſt mit vielen Klippen umgeben, und hat nur ſo viel Raum, daß ſich die Hütte des Duras an einen bebüſchten Felſen lehnen und der übrige Theil Platz zu einem Gemüſegarten, und zu einer Wieſe für wenige Ziegen und Schafe bieten konnte.

Ungeachtet der Niedrigkeit ſeines Standes hatte Duras in ſeinem Betragen viel Sanftes und Gefälliges, und ungeachtet ſeiner Dürftigkeit ſchien es ihm an Nichts zu fehlen, was zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehört. Obwohl Duras und Fannia mit grober Koſt vorlieb nahmen, trugen ſie doch dem kranken Ehrnfaores, ſobald er Neigung zum Eſſen zeigte, feine und ſchmackhafte Speiſen auf und ſogar einen köſtlichen Wein, um ihn durch die Kraft deſſelben zu ſtärken. Des verwunderte ſich Ehrnfaores billig, und ihn ſchmerzte, den Aufwand ſeines Gaſtfreundes nicht ſogleich vergelten zu können, denn er hatte vom Schiffe, außer ſeinen wenigen Klei-

dern, nichts gerettet. Darum, sobald er es vermogte, schrieb er nach Rom, und meldete sein Schicksal und verlangte Beistand an Geld, welcher ihm auch, noch ehe er die Insel des Duras und der Fannia verließ, in vollem Maase durch seine reichen und freigebigen römischen Freunde zu Theil ward. Von dem Schiffe, aus welchem man ihn und die beiden Andern geworfen hatte, ist nie wieder gehört worden. Ohne Zweifel war es vom Meere verschlungen worden.

Der Fischer und seine junge Frau, wie sehr sie es auch verheimlichen wollten, waren stille Bekenner Christi und keine Heiden. Dies bemerkte Chrysaores aus vielerlei Umständen und Reden, durch welche sich besonders Fannia verrieth, wenn sie mit ihren Kindern allein war, und glaubte, daß der Kranke im Schlafe liege. Um seine Gastfreunde aller Furcht und alles Zwanges zu entbinden, hub er eines Tages selbst an, von gottlichen Dingen zu reden und die unendliche Liebe des ewigen Vaters mit den Worten Jesu zu preisen. Als die Fischerfamilie solches hörte, ward ihre Freude groß und ihre Theilnahme an seinem Schicksale noch zärtlicher. Er betete oft mit ihnen gemeinsam.

Er mogte ungefähr fünf Tage in dieser glücklichen Hütte gewohnt haben, da trat eines Abends mit Fannia eine Fremde in das Gemach. Es war

der lebendig gewordene Marmor der nepotianiſchen Villa. Jetzt zum erſtenmal übermannte ihn das Erſtaunen über das Unerklärliche. Denn er hatte bisher, was er am erſten und zweiten Tage geſehen, für ein Gaukelſpiel ſeiner Einbildungskraft gehalten, wie dergleichen in hitzigen Krankheiten nicht ſelten iſt, auch ſeinen Gaſtfreunden davon nicht reden mögen. Nun aber, da die Charis ihn in mitleidsvollen Tönen anredete, hemmte die Ueberraſchung ſeine Sprache, daß er nicht antworten konnte, ja bei ſeiner großen Schwäche ſank er ohnmächtig und bewußtlos zurück.

Nachdem er wieder geneſen war und zu ſeiner Stärkung einige Tropfen Weines verlangte, nahm die Charis die Schaale Weins ſelbſt aus Fannia's Händen, kniete vor dem Lager des Kranken nieder und hielt ihm den Wein an die Lippen, denn er war zu ſchwach, das Trinkgefäß zu nehmen. Es entging ihm nicht, daß dieſe fremde, holdſelige Geſtalt, obgleich einfach, doch köſtlicher gekleidet war, als Fannia; und ſowohl die Feinheit ihrer Geſichtszüge, als die Zartheit ihrer Hände verkündeten, daß ſie der Familie des Fiſchers auf keine Weiſe angehöre. Daher, indem er ihr dankte, ſprach er: „Ich weiß nicht, wodurch ich armer Schiffbrüchiger würdig bin, von dir bedient zu werden.“ — Sie aber erwiederte errothend: „Sollt' ich einſt ꝛc den Vorwurf hören: ich bin krank ge-

wesen, und ihr habt mich nicht besucht? Was ihr einem der Geringsten thut, das habt ihr mir gethan."

Aus diesen Worten erkannte Chrysaores, daß die Charis eine Christin sei, und er segnete sie. Und im folgenden Gespräch verbarg er ihr nicht länger, warum ihr Erscheinen ihm so große Bestürzung verursacht habe. Wie aber von der marmornen Göttergestalt im Landhause des Nepotianus Rede ward, gerieth die Horchende in sichtbare Verlegenheit. Mit gesenkten Blicken und glühenden Wangen wandte sie sich ab, wie in tiefer Beschämung, entweder wegen Aehnlichkeit ihrer Person mit einer heidnischen Gottheit, oder wegen des Lobes ihrer Schönheit. So deutete Chrysaores auch die reizende Blödigkeit der Charis, und schwieg alsbald und redete von andern Dingen. Sie aber schien nachdenkend geworden, sprach nur Weniges und begab sich bald von hinnen.

Erst nach ihrer Entfernung bereuete Chrysaores seine Unvorsichtigkeit und empfand er unbeschreibliche Sehnsucht, die Wunderbare wieder zu erblicken. Als die Fischerin Fannia zurückkam, welche ihre Freundin bis zum Ufer des Meeres begleitet hatte, wo Duras diese in seinen Nachen aufzunehmen und an das feste Land hinüber zu fahren pflegte, fragte Chrysaores nach dem Namen und Wohnort der Fremden. Fannia antwortete

mit ſtockender Stimme und Betroffenheit, worüber Chryſaores billig erſtaunte. Sie ſprach: „Meine Freundin hat mir unterſagt, dir, als einem ihr unbekannten Manne, ihren Namen zu nennen, weil ſie Urſach hat, auch den Zufall zu meiden, der ſie, und daß ſie Chriſtin ſei, verrathen könnte. Heiße ſie alſo immerhin Charis, wie du ſie bisher zu heißen pflegteſt; wir verſtehen uns dann ſchon. Auch hat ſie mir geboten, dir zu ſagen, daß, wenn du nach deiner Geneſung je an das feſte Land gehen und ſie irgendwo erblicken würdeſt, mit keiner Geberde und keinem Worte zu verrathen, daß du ſie kenneſt, um ſie nicht unglücklich zu machen. Denn ihr Vater, ein ruhiger Privatmann in Salona, aber ein Mann von ſtrenger Denkart und geſchworener Feind des chriſtlichen Glaubens, würde es ihr hart entgelten laſſen, mit dir Bekanntſchaft gepflogen zu haben; ja er würde ihr gewiß die Erlaubniß verſagen, jemals wieder dieſe Inſel zu beſuchen, oder vielmehr, er würde uns von dem kleinen Eilande vertreiben und uns ins Elend ſtoßen. Denn das Eiland iſt ſein Eigenthum, und wir genieſſen daſſelbe unbeſchränkt durch die Güte ſeiner frommen Tochter.“

Von dieſer Zeit an hütete ſich Chryſaores wohl, weiter nach dem Namen der Charis zu forſchen. Seinen Gedanken konnte er jedoch nicht

wehren, oft bei derselben zu sein. Die Wunden seines Hauptes und die heftig wiederkehrenden Fieber hielten ihn mehrere Wochen lang im Zimmer zurück. Unterdessen empfing er Briefe von den Freunden in Rom, und des Reisegeldes und zu seiner Pflege und Ausrüstung mehr, als er bedurfte. Von Salona ließ er sich mit anständigen Kleidern versorgen.

Als er so weit genesen war, daß er an einem schönen Morgen zum erstenmal die Hütte verlassen und auf der Insel umhergehen konnte, begegnete ihm Fannia mit den Kindern. Fannia erschrack, denn sie hatte ihn nie ausser der Wohnung gesehen und erkannte ihn zuerst in den neuen Gewändern nicht. Als sie sah, es wäre Chrysostomes, rief sie: „Hochgelobt sei der Allbarmherzige und Gnadenreiche, der dir geholfen! Fürwahr, ich glaubte, du seiest ein Fremdling. Ich kannte dich nicht mehr, und hätte nie geglaubt, daß du ein so schöner Mann wärest." — Nun ging auch das Kind, welches sie an der Hand führte, wieder vertraulich zu ihm. Denn man hatte ihn bisher nur mit verbundenem Haupt und im Bette gesehen.

Chrysostomes aber genoß der heitern Luft und des frischen Lebens unter dem freien Himmel mit Wollust. Er breitete seine Arme weit aus, als hätt' er Himmel und Meer umarmen mögen, wie lange vermißte Freunde. Er hat mir oft von dem

unaussprechlichen Entzücken dieser Augenblicke geredet, und wie sich seine Augen nicht am durchsichtigen Grün des Laubes und der Kräuter, oder am glänzenden Wogenspiel des Meeres hätten ersättigen können. Vor ihm hing, jenseits der Wellen, das dalmatische Gestade, gleich einem großen unbeweglichen Bilde, mit zerstreuten Häusern am Ufer. Da sah er die Thürme und Paläste der reichen Stadt Salona nah' am Gestade, durch eine von Säulen und Schwibbogen getragene Wasserleitung an die kaiserlichen Prachtgebäude Diocletians geknüpft, die eher einer zweiten Stadt, als einem ländlichen Aufenthalt glichen.

Indem er noch die weit über das Meer schimmernden Häuser und Lustorter betrachtete, wo damals ein großer Fürst, den man den Vater der Kaiser hieß, nach freiwillig niedergelegter Weltherrschaft, der ländlichen Ruhe im weitvorgerückten Alter genoß: unterbrach ihn in seinen Betrachtungen über Diocletians ehemalige Größe und dessen Rückkehr in die Dunkelheit des Privatlebens, der Anblick eines Bootes. Dieses tanzte, überdeckt gegen die brennenden Sonnenstrahlen, vom Gestade her über die Wellen der Insel zu. Chrysaores erkannte im Schiffer bald seinen Gastfreund Duras. Als derselbe gelandet hatte, trat unter dem Verdecke die Charis hervor.

Sie erschrack, als sie des Chrysaores ansichtig

ward, nicht minder wohl er selbst. Doch als sie ihn erkannte, neigte sie sich freundlicher gegen ihn, und er führte sie zur Hütte in den Schatten der schützenden Weinreben und Oelbäume. Da nun ward das Genesungsfest des gemeinschaftlichen Freundes gefeiert. Chrysaores sprach von seinen frühern Begebenheiten, von seinen Reisen und Schicksalen, und wie er, gerührt durch die Tugend und Standhaftigkeit der christlichen Bekenner, schon früh, als Jüngling, den Glauben Jesu ergriffen und ihn durch Umgang mit christlichen Lehrern und durch das Lesen ihrer Schriften in sich befestigt habe. Auch wie ihm zu Tyrus der gelehrte Syrer Ohnes das ganze Leben Jesu aus einem Buche, genannt Evangelium der Nazaräer, erklärt habe, wodurch er zur lebendigsten Ueberzeugung in den Sachen unsers heiligen Glaubens gelangt sei.

Die Fischerfamilie und die Charis hörten ihn mit großer Andacht. Du hast ihn gekannt und die eigenthümliche Anmuth seines Vortrags, mit welcher er alle Gemüther an sich zu fesseln wußte.

Seit diesem Tage erschien die Charis öfter auf der Insel, um den Weltweisen zu hören. Der Geist der Salonitanerin war eben so kenntnißvoll und gebildet, als ihre äussere Gestalt ein Abbild vollendeter Schönheit. Sie richtete viele Fragen an ihn, welche theils den christlichen Glau-

den und widersprechende Meinungen über die Person des gekreuzigten Gottgesandten, theils die Natur und Fortdauer des menschlichen Geistes, theils das Verhältniß der Welt zum Schöpfer des Weltalls betrafen. Sie war geraume Zeit von einem Schüler des Amelius unterrichtet worden und vermengte vielfach die philosophischen Phantasien Plato's mit der erhabenen Einfalt dessen, was Christus in den Umgebungen Jerusalems gelehrt hatte.

Indessen waren, wie sich Chrysaores nicht verbergen konnte, die fast täglichen Unterhaltungen mit der schönen Wißbegierigen seiner Gemüthsruhe keineswegs wohlthuend. Er fühlte die volle Wiederkehr seiner Gesundheit, aber zugleich das Erkranken seines Herzens. Darum beschloß er, ehe seine Vernunft gänzlich der süßen Leidenschaft unterthänig ward, die Insel und die Charis zu verlassen und seine Reise nach Griechenland fortzusetzen.

Als Duras und Fannia seinen Entschluß hörten, baten sie ihn so herzlich und rührend, die Abreise noch um einige Wochen zu verschieben, und die Charis, mit Thränen in den Augen, flehte so wehmüthig, weniger noch mit Worten, als Geberden: daß er nicht widerstehen konnte. Die zugegebenen Wochen verflogen aber auf dieser stillen Zauberinsel, wie Chrysaores sie immer zu nennen

pflegte, schneller, als die ersten. Er fühlte, daß längeres Bleiben sein Unglück vergrößern würde.

In einem Gespräche mit der Charis kündigte er dieser seinen unwandelbaren Entschluß an, folgendes Tages abzureisen. — Sie erblaßte bei diesen Worten, daß sie ward, wie der Marmor ihres Ebenbildes im Landhause des Nerotianus.

„Ich begreife," sprach sie, „daß der Aufenthalt in dieser Einsamkeit und dieser einformige Umgang mit uns dir nicht zusagen können."

„Oder allzusehr, und dann um so schlimmer für mich!" entgegnete Chrysaores.

„Ja," sagte Charis, „du mußt von hinnen. Gott sei mit dir, tugendhafter Chrysaores. Dein Andenken wird auf dieser Insel noch oft gefeiert werden und mir heilig bleiben."

Sie sprach die letzten Worte, denn Wehmuth wollte sie hemmen, mit großer Anstrengung.

Wirklich nahm Chrysaores am folgenden Morgen von Duras und Fannia und den Kindern Abschied. Seine Dankbarkeit und ihre gutherzige Liebe wetteiferten auf rührende Weise. Duras führte ihn an das dalmatische Ufer hinüber, wo er sich in die Stadt begab, um das Nothwendige zur Fortsetzung der Reise zu veranstalten.

3.

Die Gärten des Kaisers.

In denselben Tagen war zu Salona ein Fahrzeug von Korinth angekommen, welches dahin nach acht oder neun Wochen zurückkehren wollte. Obgleich dies eine lange Frist war, zog Chrysaores doch vor, die Zeit der Abfahrt desselben geduldig zu erwarten, statt eine Reise zu Lande nach irgend einem Meerhafen zu machen, um dort eine ungewisse Gelegenheit nach Griechenland zu finden. Ohnedem kannte er den Hauptmann des Schiffes persönlich aus einer frühern Zeit, und als rechtschaffenen Mann, der dem Christenthum zugethan war. Er nannte sich Philo.

An schönen Abenden oder Morgen machte Chrysaores, während dieser unfreiwilligen Verzögerung, Ausgänge durch die fruchtbaren Umgegenden Salona's, bald zum muschelreichen Meeresbusen und zur Bucht, voll immerwährenden Lebens von Fischerbooten und Fahrzeugen ankommender oder abfahrender Reisenden, bald zu den schattigen, wilden Gebirgen, die ihre kahlen Scheitel hoch über die Stadt erheben. Endlich auch, in einer kühlen Tagesfrühe, näherte er sich dem prächtigen Palast und den Gärten Diocletians, des Kaisers, wenige Stunden Weges von Salona entlegen.

Hier wohnete schon seit einigen Jahren der

ausserordentliche Mann, welcher sich, der Sohn eines Freigelassenen, zum Throne der Cäsaren emporgeschwungen, glanzvolle einundzwanzigjährige Herrschaft über die Welt geführt, dann, nachdem er der Urheber eines neuen Reichs und die Bewunderung des Zeitalters geworden, freiwillig in den Ebenen Nikomediens den kaiserlichen Purpur abgelegt, und dem Geräusch der Feldlager und dem Glanz des Thrones die stille Einsamkeit des dalmatischen Landgutes vorgezogen hatte. Keiner der Weltherren vor ihm hatte ein so großes Beispiel der Selbstbesiegung gegeben; wenige werden in künftigen Jahrhunden den Muth haben, ihm zu folgen. Seine alten Legionen hörten nicht auf, ihn zu vergöttern; die Cäsaren nicht, ihn mit ihrer Ehrfurcht zu umringen; und die erstaunten Völker nicht, ihn als ein wunderbares Räthsel mit abergläubiger Aufmerksamkeit zu betrachten.

Weil sowohl den Fremdlingen, als den Einwohnern von Salona verboten war, sich dem Landsitze des Kaisers ohne besondere Erlaubniß zu nähern, blieb Chrysasres unweit der Gärten auf einer Anhöhe, von wo er im Schatten alter Steineichen den Palast und die ganze Gegend überschauen mochte.

Er bewunderte mit Recht den Geschmack des ehemaligen Herrn der Welt, welcher den reizendsten Punkt seines unermeßlichen Reiches in Europa,

Asien und Afrika zum Ruheplatz auslesen konnte, und in die dalmatische Heimath seiner Mutter, zu den anmuthigen Spielräumen seiner längstverschwundenen Jugendtage zurückkehrte. Die Unschuld, Genügsamkeit und Stille der kindlichen Welt hat für die unter langen Stürmen gereifte Weisheit des höhern Alters anziehenden heiligen Zauber. Denn zwischen jener Unschuld und dieser theuer erkauften Weisheit dehnt sich die heiße Wüste des Lebens mit ihren Leidenschaften und schmerzlichen Verirrungen, da wir nichts erringen, als Ermüdung und Reue, indem wir, gleich Wahnsinnigen, den wesenlosen Gaukeleien des Ehrgeizes, der Wollust und des Golddurstes nachrennen.

Chrysaores war ungewiß, wohin er sein Auge wandte, welcher Aussicht er den Vorzug geben müsse? Gegen Mitternacht und Morgen heben sich dort, jenseits der Stadt Salona am Meer, in starren, finstern Gestalten und wunderbaren Auszackungen die hohen Gebirge zu den Wolken. Sie zeigen keine Nähe, keine Ferne, sondern scheinen, wie wildes Gebilde des Pinsels, auf den blendend blauen Himmelsgrund hingemalt zu schweben. Aber gegen Mittag und Abend falten die fruchtbaren Ebenen der Küste ihren Reichthum auseinander, Landgüter, Dörfer, Weinberge und wie durch Kunst geschaffene Lustwäldchen. Der Thau des

Morgens erfrischt das ewige Grün, und die Kühle des Seewindes mäßiget die Gluth der Sommermonde. Der Anblick des Meers ermüdet hier nicht durch das Einerlei seiner endlosen Fläche: sondern von zahllosen umbüschten Inseln, malerisch in die Wellen gepflanzt, überall verschönt, gleicht es einem großen See, der die Majestät seiner Größe durch Anmuth des Einzelnen mildert.

Zwischen allen diesen Umgebungen erhebt sich die Pracht des kaiserlichen Palastes. Es scheint nicht der Landschaft willen dahin gebaut, sondern diese erst für ihn, wie ein ungeheurer Garten, eigends geschaffen worden zu sein. Mit seinen großen und zahlreichen Gebäuden bedeckt er den Raum einer kleinen Stadt. Es ist ein weitläuftiges Geviert, jede der äussern Seiten sechs- bis siebenhundert Schuh lang. Vier breite Straßen durchschneiden in rechten Winkeln das Ganze voll Ebenmaases. Man zählet da viele Tempel der Götter; und sechszehn Thürme strahlen mit ihrem Golde über die Ebene. Die starken Mauern sind aus gehauenem Marmor der Steinbrüche von Tragurium; viele der hohen Säulen sind aus buntem Granit gemeißelt und blendend geschliffen. Ein breiter, fünfhundert Schuh langer Säulengang gewährt schattige Kühle und lachenden Blick in die Uferlandschaften.

Als Chrysaores von der Anhöhe herab einen

Fußweg gegen die Diocletianischen Gärten wählte, begegnete er einem betagten Manne, aus dessen einfacher aber zierlicher Kleidung er urtheilte, daß derselbe einer von des Kaisers Dienern sei. Nachdem sich beide begrüßt, und Chrysaores die Frage, wer und was Landes er wäre, welches die Ursache seines Aufenthaltes zu Salona, und seines Lustwandelns in dieser Nähe des Palastes sei, beantwortet hatte, erbot sich der Alte, ihn in dem Palaste des Diocletians umher zu führen, weil er ein Aufseher der kaiserlichen Gärten sei.

Sie gingen also mit einander zu den großen Gebäuden und durch die prachtvolle Hauptpforte, wie ganz Rom keine herrlichere hat, in das Innere. Chrysaores, nach seiner Gewohnheit, behielt unter allen Wundern der Baukunst seine natürliche Gelassenheit, doch belobte er, als Kenner, und mit Gefälligkeit, die Zierlichkeit des Atrium, die Tempel, die Bäder, die ägyptischen, cyzicenischen und korinthischen Hallen.

„Dein Beifall scheint mir etwas kalt," sagte der Alte; „hundert Andere, selbst die Cäsaren, welche vor dir hierher kamen, geriethen beim Anblick dieser Meisterwerke des Meissels und Pinsels in Entzücken."

„Ich ehre die menschliche Kunst und bewundere ihre Werke," antwortete Chrysaores, „wiewohl sie der göttlichen Kunst der bildenden Natur

unendlich nachstehen. Ich würde noch größeres Gefallen an diesen Arbeiten hegen, wenn mir nicht beständig ein finsterer Gedanke den Genuß trübte, nämlich daß diese Kunstwerke alle doch nicht Werke der harmlosen Liebe des Schönen, sondern nur Schöpfungen menschlicher Hoffart und Fußgestelle eines eiteln Stolzes sind. Die Natur selbst würde minder schön und bewundernswürdig sein, wenn ihr Wesen nicht die absichtslose Unschuld und ein reines Selbstgefallen an ihrer Heiligkeit und Vollkommenheit wäre."

Der Alte schien den Weisen nicht zu verstehen und betrachtete ihn mit einer Art Befremdung; doch führte er ihn weiter.

Als sie um die Ecke eines Tempels traten, erblickten sie unter den hohen Wölbungen eines Säulenganges seitwärts einen Zug vornehm gekleideter Matronen und Jungfrauen neben sich vorbeiwandeln. Sämmtliche waren in Würde und Schönheit mit einander wetteifernd; aber an ihrer Spitze die Vornehmste, welche die Gebieterin der Uebrigen zu sein schien, übertraf an Adel und Reiz der Gestalt und Bewegung Alle. Wie der Zug näher kam, erschrack Chrysaores und verlor beinahe das Bewußtsein; denn er erblickte die Charis, welche er auf der Insel des Duras gefunden hatte. Und diese wandelte an der Spitze aller Jungfrauen. Die Charis schien auch ihn wieder zu erkennen,

denn eine schöne Röthe überflog ihr Antlitz, vor welchem sie alsbald den golddurchwirkten Schleier vom Haupte niederzog.

Der Alte und Chrysaores verbeugten sich tief vor dem erlauchten Zuge, der vorüberging und bald verschwand. Dann erfuhr der fragende Grieche vom Aufseher der Gärten, daß jene junge Schöne die aus dem Bade gekommene Fürstin Valeria, des Kaisers Tochter, gewesen sei. — Der edle Schüler des Porphyrius verbarg bei diesen Worten seine Bestürzung, und um sich selbst zu zerstreuen und die gefährliche Erscheinung zu vergessen, erkundigte er sich ämsiger nach allen Merkwürdigkeiten, die ihm gewiesen wurden. Nachdem er aber Alles gesehen, und sich dankend von dem gefälligen Greise beurlauben wollte, sprach dieser zu ihm: „Pelloponesier, was scheint dir unter Allem, was du gesehen, das Merkwürdigste in diesen Palästen?"

„Das, was ich nicht sah," antwortete der Weise, „nämlich Diocletian, der Imperator."

„Begehrst du es, so kann ich dir auch ihn zeigen!" entgegnete der Aufseher der Gärten.

„Ich danke dir für dein unbelohndares Wohlwollen," sagte Chrysaores, „allein um den Kaiser zu sehen, würd' ich keinen Fuß zum Schritt aufheben. Denn was liegt mir daran, seine Greisengestalt und das köstliche Gewand zu schauen, in das er sie verhüllt? Alles das ist nicht Er. Ich

müßte im Umgang seinen Geist erblicken. Den zeigst du mir nicht, wie du mir jene Bildsäulen und Wandgemälde zeigen konntest."

Aber hastig fiel ihm der Aufseher ins Wort und rief: „Doch eins hab' ich dir zu zeigen vergessen, vielleicht von Allem das Sehenswürdigste und wo der Kaiser am liebsten zu verweilen pflegt. Es ist die große Säulenhalle dort an der Mittagsseite, mit der Aussicht zum Meere. Folge mir; in diesem Augenblick ist Diocletian nicht dort."

So gingen sie und traten in die ungeheure Säulenhalle, ihrer ganzen Länge nach mit allen Schönheiten der Bildhauerkunst und Malerei auf der einen, und mit den lieblichsten und mannigfaltigsten Aussichten in die Landschaft auf der andern Seite bereichert. Längs den Wänden sah man hin und wieder köstliche Ruhebänke, bunte, morgenländische Teppiche und einige Tische, besetzt mit goldnem und silbernem Geschirr, worin Erquickungen bereit standen, wie man sie des Morgens zu nehmen pflegt. Einige Herren und große Hofbeamte wandelten in der Halle, die Frische des Tages zu genießen.

Als sich Chrysaores und sein Begleiter diesen näherten, kamen sie, verneigten sich in großer Ehrerbietigkeit und erwiesen dem Alten an der Seite des Peloponesers kaiserliche Ehrenbezeugungen. Nun erkannte Chrysaores, wer sein Führer

gewesen sei, und er beugte das Knie vor dem erlauchten Greise. Denn es war Diocletian selbst.

Der Kaiser aber nahm traulich die Hand des Chrysaores, führte ihn zu einem der Ruheplätze, setzte sich zu ihm und sprach: „Nicht du hast abzubitten, sondern ich, denn ich hatte dich getäuscht. Sei unbefangen, wie du es bisher gewesen. Ich bin kein Kaiser, sondern ein zufriedener Landmann, der seinen eigenen Kohl baut und zuweilen über seine Vergangenheit, wie über einen Traum, lacht."

4.

Der Mann auf dem Thron.

Während die kaiserlichen Diener Erfrischungen darboten, genas Chrysaores von seiner ersten Ueberraschung und er nahm ganz wieder jene liebenswürdige Eigenthümlichkeit an, in der er alle Gemüther an sich zog, ohne zu wissen, welche Macht er habe. Sonder Zweifel hatte diese wunderbare Verbindung von Hoheit und Zärtlichkeit, in seinem Gemüth von wohlwollender Hinneigung zu jedem Sterblichen und natürlicher Erhabenheit über die gewöhnlichen Bestrebungen der Menschen auch den Imperator geübet.

„In der That, Chrysaores," sagte Diocletian, „dein Name ist mir nicht ganz fremd gebie-

ben. Ich hörte ihn mehrmals. Er iſt älter oder ehrwürdiger, als deine Geſtalt. Ich wundere mich billig, in einem ſo jugendlichen Manne den berühmten und geſetzten Preiſer der Weisheit zu ſehen."

„Vater der Cäſaren," erwiederte Chersaures, „laß dichs nicht wundern, wenn du das Natürlichſte von der Welt ſiehſt. Weder das Kind noch der Greis bedarf ſo ſehr der Weisheit, als der Mann in der Fülle ſeines Lebens, um ſich ſelbſt zu retten. Der Jüngling erbt dieſe Waffe von der Unſchuld des kindlichen Alters. Er, noch nicht von den Schlechtigkeiten und Vorurtheilen der Welt, die er erſt kennen lernen ſoll, berauſchen und vergiftet, darf nur den Sinn für das Gute und Schöne feſthalten. Das iſt die Urkunde von der Verworfenheit und Verkehrtheit des Zeitalters, daß man den geſunden Menſchenverſtand für Uebernatürliches, zuweilen für Gefährliches hält, und die ſchlichte Stärke eines tugendhaften Gemüths wie Schwärmerei des Wahnwitzs, oder Albernheit würdigt. Auch du biſt ein Weiſer, Vater der Cäſaren, und bewundernswürdiger, als viele, die ich ſah. Aber du mußteſt deine Heimkehr zur Wahrheit und Natur theurer bezahlen, als ich."

Diocletian lächelte und ſagte: „Ich zahlte jedoch nicht alles mit eigenem Gelde. Das grauköpfige Alter ſchoß mir gute Summen dazu bei."

„Wie jedem; aber nicht jeder erkauft damit, Cäsar, was du!“ versetzte der griechische Weise: „Mir mußte es unendlich leichter sein, natürlich zu bleiben, als dir, es wieder zu werden. Du spieltest mit eigenen und fremden Leidenschaften großes Spiel, und gingst plötzlich in die Stille einer Unschuldswelt zurück. Einst in ungeheurer Vielthätigkeit, als Allgebieter, die Loose der Völker prüfend, die Schicksale der Welttheile ordnend, konntest du plötzlich der Ruhe und Einförmigkeit ländlicher Beschäftigungen angehören; das Leben an Höfen, auf Reisen, in Feldlagern mit dieser Einsamkeit vertauschen, und den Umgang mit Königen, Feldherren und Gesandten auf den Umgang mit dir selbst beschränken. Wahrlich, das that noch kein Alleinherrscher, oder nicht freiwillig, wie du, und Tausende von den Großen, die nach dir leben, werden dir den Ruhm dieser Gemüthsstärke nicht streitig machen.“

Der Kaiser lächelte und sagte: „Du bist, scheint es, gleich gewandt in der Sprache des Hofes, als der Schule.“

„Allerdings hättest du Ursache,“ entgegnete Chrysares, „mich, als Schmeichler, zu tadeln, wenn ich nicht eins noch hinzufügen würde. Viele Menschen können aus Verdruß oder Begeisterung

„zu handeln, ohne groß zu sein und bleiben; und mancher kann noch, wie du, das Diadem freiwillig ablegen, aber hintennach die Reue nicht verbeißen. Daß dich aber die Reue noch nicht beschlich, hat die Welt aus der Antwort erfahren, welche du den Gesandten des Cäsar Maximian gabst, als er dich aufforderte, den kaiserlichen Purpur wieder anzuthun" *).

Der Kaiser antwortete: „Maximian ist ein unruhiges Kind in grauen Haaren, und auch im Privatstande noch Fürst geblieben, wie vorher: das heißt, ein Taub-Blinder, der aller Sinne verlaubt, nur das Gefühl für Purpur behalten hat."

„Wie, Vater der Cäsaren," rief der Pellovneuer aus, „vergleichst du die Herren der Völker, welche man sonst die Allsehenden, Allhörenden, Allwissenden, Allmächtigen nennt, mit den Unglücklichen, welchen die Natur Gehör und Gesicht versaate?"

Der Cäsar Diocletian erwiederte: „Wen in ihrer Nähe die Götter auf die Höhe des Thrones

*) Nach dem Aurelius Victor antwortete er: „Könnte ich dem Maximian die Kohlkerle zeigen, die ich mit eigener Hand erzöge, er würde mir nicht zumuthen, diese einfache Ruhe mit den Stürmen des Ehrgeizes zu vertauschen."

erheben, der ſieht die Erde zu ſeinen Füßen nicht mehr und höret nicht mehr der Völker Geſchrei; denn er ſchwebet in den Wolken des Himmels. Er ſieht nur noch hinab mit den erkauften Augen ſeiner Vertrauten, höret nur noch mit den erkauften Ohren ſeiner Räthe und Feldherrn, und handelt nur noch durch ihre Hände, aber weiß nichts von allem, was er thut. Getrennt vom Volke, kennt er es nur durch gemiethete Sinne, und die Wahrheit bleibt ihm verborgen. Wenn ſich die Räthe und Vertrauten vereinigen, aus Eigennutz, oder aus Vorurtheil, um ihre Fürſten zu täuſchen, oder wenn ſie ſelber betrogen ſind, ſo wird er bei der größten Weisheit allezeit handeln, und mit dem wohlwollendſten Herzen ungerecht. Er verleiht die wichtigſten Aemter an die Bosheit oder Unfähigkeit und ſtößt die Verdienſtvollen und Tugendhafteſten ſeines Volks zurück. Er weiß es nicht, denn er höret und ſiehet nicht, weil er taubblind iſt und nicht anders ſein kann."

Chryſaores ſagte darauf: „Daß man anders ſein könne, haſt du bewieſen."

„Willſt du meiner ſpotten, Pelloponeſier?" rief der Imperator unwillig: „Siehſt du nicht die Verwirrungen der heutigen Welt, das Gahren und Treiben der Völker? Ich meinte, ſo lang' ich auf dem Throne ſaß, ich könne das Alles mit leichter Hand meiſtern; man ſagte mir, die

Welt unter meinem Zepter wohne zufrieden und glücklich und in seltener Ordnung; nur einige Schwärmer, einige Unruhgeiſter treiben Spuck, dieß es. Und als ich aus den Wolken niederge-ſtiegen war unter die Menſchen, wie ſah ich da alles anders! Selbſt verfluchen hört' ich viele mei-ner Thaten, auf die ich am ſtolzeſten geweſen."

„Wenn du, mein Herr und Kaiſer, ſo von dir urtheileſt," ſagte Chryſaores, „wie ſollen die-jenigen von ſich urtheilen, welche dir nicht an Hoheit des Geiſtes gleich ſtehen?"

„Entweder werden ſie überall nichts urtheilen," antwortete Diocletian, „oder nach den ſchmeichleriſchen Reden ihrer Höflinge das Beſte von ſich. Ehe ich den Purpur anlegte, ſah ich die Fehler derer, die ihn trugen; darum hofft' ich ſie zu meiden. Gemeine Geiſter auf dem Throne, die nicht ſchlafen, ſondern ſelbſtthätig herrſchen mögen, werden gegen ihre Räthe und Vertrauten entweder allzuunmäßiges Ver-trauen oder zu großes Mißtrauen hegen. In beiden Fällen verrathen ſie, neben kindiſcher Eitelkeit, das heimliche Gefühl ihrer Schwäche. Denn die, welche ſich, ihren Ruhm und ihr Reich blindlings Andern überlaſſen, glauben un-übertrefflich gut gewählt zu haben und verzichten in unmäßiger Beſcheidenheit auf den eigenen Verſtand. Sie bleiben in grauen Haaren unmün-

dige Kinder und gehören in die Schule, nicht an die Spitze der großen Reiche. Ihre Alleinherrschaft wird eine zerrüttende Vielherrschaft der Ehrgeizigen und Habsüchtigen, mit denen sie sich umringen, oder der Buhlerinnen, Lieblinge und Verschnittenen, die ihrem Leibe, aber nicht ihren Völkern dienen."

Chrysaores sprach: „Nie wird die Geschichte dir, wenigstens nicht diesen Vorwurf machen."

„Ich hoff' es, auch nicht den des zu großen Mißtrauens in Kenntniß und Willen Anderer!" fuhr der Imperator fort: „Denn von jeher verabscheute ich diejenigen Fürsten, welche den Glauben an die Redlichkeit der Welt verloren haben, oder sich erleuchteter dünken, denn die Weisesten ihrer Unterthanen. Solche haben fast jederzeit ein boshaftes Gemüth, in dessen finstern Spiegel die Bilder der Welt verdüstert fallen: oder sie sind voll Eigensinnes und Hochmuthes, der das Bessere neben sich haßt und in raillofer Gerechtigkeit Tugend und Einsicht neben sich entbehrlich machen will, damit keiner zu träumen wage, neben ihnen Etwas zu sein. Sie dulden, ohne oft Tirannen zu sein, alle Foltern der Furcht, welche Tirannen empfinden; sehen überall Verschwörungen und Schleichwege; behandeln das Wichtigste, wie das Unwichtigste selbst; thun nichts, weil sie Alles selbst verrichten wollen,

und das Kleinste und Größte mit gleicher Sorgfalt behandeln, sie mögen sich eigenhändig den Bart scheeren, oder eine Stadt schleifen lassen."

„Du schilderst die Alltagsfürsten," sagte Chrysaores, „aber du gehörtest ihrem verachteten Haufen nicht an. In dir liegt höhere Kraft. Du wußtest dich zu beherrschen und kanntest die zarte Linie zwischen dem Zuviel und Zuwenig des Vertrauens, weil du mit seltener Menschenkenntniß ausgestattet warst. Und dennoch hattest du zur Unzufriedenheit mit dir Ursach?"

Diocletian sprach: „Der Mann auf dem Throne soll mehr sein, als ein Bürger; darum genügen für ihn die häuslichen und bürgerlichen Tugenden allein nicht. Wer sich selber zu beherrschen weiß, der versteht darum noch kein Reich zu beherrschen. Nicht vergebens wird das Letztere die schwerste Kunst geheißen. Wohl ist sie schwer, denn ich habe gefunden, in ihr vollendet zu sein, übersteigt die menschlichen Kräfte. Ich habe die besten Schulen durchlaufen und blieb dennoch Lehrling bis jetzt."

„Erlaubst du mir zu wissen, welche Schulen du für die besten eines künftigen Länderbeherrschers hältst?" fragte der Weise.

„Ohne Widerspruch das Heer und den Krieg!" antwortete der Kaiser: „Hier lernt der einfältige Gebieter erst den Umfang des möglichen Gehorsams,

dann den Umfang des Befehlens; er gewohnt das Auge an feſte Ordnungen, das Herz in ploylichen Gefahren zur Unerſchrockenheit, den Geiſt zur Aufmerkſamkeit auf Alles und zur nieſchlummernden Thätigkeit. Er unterſcheidet das Ganze von den Theilen und loſet die Hauptheile wieder in ihre Unterabtheilungen auf und vereinnoſt ſie wieder. Freunde, Feinde, Mutzige, Feige, Ehrliche und Verſchmitzte umringen ihn und begegnen ihm. Er lernt ſie auf den erſten Blick kennen und bei der erſten Gelegenheit an den Plaz ſtellen, der ihnen gebührt. Der Staat iſt wie das Heer: und in ihm, wie in dieſem, das Beſondere dem Allgemeinen untergeordnet. Wer eine Macht von einigen hunderttauſend Streitern wohl zu verwalten und zu führen weiß, dem wird nicht zu ſchwer, einem großen Reiche vorzuſtehen. Im Unterhandeln mit feindlichen Feldherren lernt man mit fremden Mächten vorſichtig verkehren."

Chryſaores ſagte: „Der Staat iſt allerdings einem Heere nicht unähnlich; aber das Heer ſelbſt iſt doch nur Theil des Staates, hat auch nicht den Zweck des Staates, ſo wenig das Schwert, welches der Menſch trägt, der Zweck des menſchlichen Daſeins, ſondern nur eins ſeiner vielen Mittel iſt."

„Darum iſt es leichter, ein Heer, als ein

Reich beherrschen!“ entgegnete der Imperator: „Aber ich sprach von der Schule, nicht von der Welt, in der die Regeln angewandt werden. Auch im Staat muß Ordnung und Eintheilung, muß stufenweiser Befehl und Gehorsam bestehen. Das römische Reich, über drei Welttheile verbreitet, ist freilich zu groß, um von einem einzigen Manne wohl beherrscht zu sein. Ich nahm Mitkaiser an, und vertheilte die Macht; trennte die bürgerliche und kriegerische Verwaltung in allen einzelnen Zweigen; gab allem Einzelnen wieder besondere Aufseher, und vervielfältigte die Aemter. Das Räderwerk griff fein in einander: es ging langsamer, aber sicherer. Nie war die römische Welt so stark in sich selbst gebunden und geordnet; nie hatte einer meiner Vorfahren auf dem Thron die ganze Verkettung der Reiche und Provinzen so in seiner Gewalt, als ich. Das ungeheure Werkzeug meines Willens war vollendet, und mein Wille war gut. Ich wollte das Glück der Welt, Frieden, Wohlstand meiner Unterthanen. Ich glaubte das goldene Zeitalter der Dichter wiederzubringen. Man sagte mir, es sei vorhanden. Was fand ich? Aufruhr, Verzweiflung, Unzufriedenheit aller Orten. — Warum? Ich saß auf dem Throne als ein Taub-Blinder.“

„Also lag der Staat, dein Werkzeug, nicht

in deiner Hand?“ fragte Chryſaores: „Wer konnt' es dir entreiſſen?“

„Meine Stellung, meine Höhe!“ antwortete Diocletian: „Ich ſah meine Völker nicht, ſondern nur vier und fünf meiner Räthe; jeder derſelben ſah nicht meine Völker, ſondern ſeine untergeordneten Verwalter; dieſe ſahen meine Völker nicht, ſondern ihre perſönlichen Feinde und Freunde, ihre Vorurtheile, ihren Gewinn und Verluſt, ihre Gelichter, ihre Günſtlinge. Ich hatte die weiſeſten Männer zu oberſten Beamten des Reichs geſetzt; aber von den unterſten Beamten, die das Volk unmittelbar berühren, empfingen ſie ihre Belehrungen über deſſelben Bedürfniß und Zuſtand. Eben dieſe niedrigſten Beamten ſind nothwendigerweiſe auch allezeit die unwiſſendſten, eigennützigſten und kriechendſten. — In weſſen Hand lag der Staat und das Glück meiner Völker? Mit weſſen Augen ſah ich, mit weſſen Ohren hört' ich? Wer unterrichtete mich? — Lerne daraus, Chryſaores, der du vieles weißt, daß die ſinnreichſte Zuſammenordnung der Gewalten des Staats, daß der vortrefflichſte Wille eines thätigen Fürſten und die größte Weisheit und Tugend ſeiner Rathgeber nicht hinreichend ſind, ein Reich wohl zu beherrſchen, das heißt, die

große Mehrheit der Unterthanen zu beglücken."

Chrysasores verbeugte sich und sprach: „Ich vernehme deine aus traurigen Erfahrungen geschöpfte Lehre mit der ihr gebührenden Ehrfurcht. Doch hat es einst glückselige Zeitalter, frohe und blühende Völker unter weisen Herrschern gegeben, die vielleicht dir nicht an Geistesgröße glichen. Sollten wir die Weltgeschichte gänzlich Lügen strafen?"

Der Kaiser entgegnete: „Oft bringen die Zeiten freiwillig das Glück ohne Mühe, welches mit vergeblichen Anstrengungen der Mensch suchte. Dem Feldherrn schreibt man nicht selten den Gewinn einer Schlacht zu, während der Zufall den Sieg entschieden hatte. Oder glaubst du im Ernst, Chrysasores, daß die Weisheit eines Fürsten zur Beglückung der Unterthanen hinreichend sei? — Lehre mich das Geheimniß kennen, auf dem Throne bestimmt zu sehen, deutlich zu hören, und Wahrheit zu erkennen, und ich will die danken, obwohl ich das Geheimniß nicht mehr benutzen kann."

„Imperator," sagte der Weltweise, „deiner Weisheit hat zu diesem Räthsel nie der Schlüssel gefehlt, sondern vielleicht nur die Neigung, ihn am Räthsel zu versuchen. Denn wenn du irgend einen Menschen fändest, dessen kum-

mervolle Gestalt dich reizt ihm zu helfen, würdest du ihm, ohne die Ursache seines Kummers zu kennen, wohl Arznei bringen, oder ihm lieber Geld geben? würdest du ihm in der Meinung, er sei vom Wandern müde, dein Pferd anbieten, oder ihm, weil du glaubtest, er traure über den Tod seines Sohnes, Trostworte sagen? Was würdest du?"

„Ich würde ihn fragen um die Ursach seines Leidens!" antwortete Diocletian: „Der Arzt heilt den Kranken nicht, bevor er aus dessen Munde die Art und den Sitz seiner Schmerzen vernommen."

„Der Kranke, o Cäsar," sprach Chrysaores, „ist das Volk; der Fürst ist der Arzt. Dieser Arzt kann den Kranken nicht heilen, weil er ihn nicht selbst befragt, ja nicht einmal durch seine Diener fragen läßt, sondern auf das bloße Gutachten und Meinen von diesen sich verlassend, Arzneien verordnet."

„Die Vergleichung ist übel gewählt!" entgegnete der Kaiser: „Das Volk hat keine Stimme. Und hätt' es die Stimme, es würde unfähig sein, den Sitz seines Leidens zu beschreiben, oder zu sagen, was ihm Linderung schaffen könnte."

„Das Volk hat keine Stimme," erwiederte Chrysaores, „wo ihm Schweigen geboten und nur den Dienern des Fürsten zu reden erlaubt

iſt. Hätt' es die Erlaubniß zur Sprache empfangen, es würde mit Weisheit reden. Denn woher wählt der Herr des Reichs Feldherren und Rathgeber, als ebenfalls aus der Mitte des Volks? Wahrlich der Herr des Reichs kennt nur wenige Einzelne, welche ihm der Zufall näher führt, und tausend Andere nicht, welche, wohl im Beſitz weit größerer Gaben, in dunkler Ferne ſtehen bleiben. Sie würden für ſich ſelbſt nicht unweiſer reden, als für die Sache des Herrn. — Wer einen einzelnen Menſchen beglücken will, muß ihn fragen. Wer ein Volk beglücken will, ſoll es hören. Diejenigen, welche du, o Vater der Cäſaren, Taubblinde auf den Thronen heißeſt, würden ſehen und hören und Wahrheit erkennen, wenn ſie nicht, durch eine endloſe Reihe der Diener, vom Volke geſchieden ſtänden, ſondern dieſes ſelbſt reden lieſſen und ſie es ſelber anhörten."

„Jedermann hatte freien Zutritt zu mir. Ich hörte auch den Geringſten!" ſagte Diocletian.

„Deine Menſchlichkeit iſt weltbekannt und geprieſen, o Cäſar," ſagte der Pellovoneſier, „aber die Einzelnen, welche ſich deiner geheiligten Perſon näherten, ſprachen nicht vom Leiden des Volks, ſondern ihrer eigenen Noth. Würdeſt du jeder Provinz deines unermeßlichen Reiches geſtattet haben, die Weiſeſten und

Edelſten ihrer Bürger als ihre Sprecher in einem Senat zu verſammeln: dann hätte der Mund der Senate Noth, Bedürfniß und Zuſtand der Provinzen offenbart; dann hätte dir die vereinte Einſicht der Klügſten Mittel zur Hilfe angedeutet, Mittel, die auch dem Weiſeſten der Sterblichen verborgen bleiben, weil er nicht die Kenntniß aller Oertlichkeiten, Gebräuche und Vorurtheile der Länder und ihrer Bewohner beſitzt. Wem iſt gegeben, Alles zu durchſchauen und zu wiſſen? Durch die Senate der Völker wäre die Einſicht und Weisheit der Menſchheit, o Cäſar, deine Einſicht und Weisheit geworden; bisher aber war dein Regentenwiſſen nur das, was dir die beſchränkte Anſicht weniger Höflinge und Räthe zu erkennen geſtattete. Dann hättest du nicht nur vernommen, was deine Vertrauten und Räthe über Beſchaffenheit, Kräfte und Treue deiner Unterthanen urtheilten: ſondern du hättest Gegenrechnung über Beſchaffenheit, Werth und Treue der von dir angeſtellten Amtleute, Richter und Statthalter empfangen. O Cäſar, unter Myriaden von denjenigen, welche deinem Zepter unterworfen waren, hat dich oft nicht ein einziger Menſch ſelber geſehen; darum hat jeder dich nach den Beamten beurtheilt, welche du in die Provinzen ſchickteſt, als wäre jeder Stellvertreter des

Fürsten dessen Ebenbild. Wenn je dich Provinzen grausam hießen, oder geldgierig, oder verschwenderisch, oder geizig, oder geistesarm, so geschah es, nicht weil du es warst, sondern weil du dich also im Spiegel deiner Stellvertreter, ohne es zu wissen, den Völkern gezeigt hast. Du aber kanntest die Tausende deiner Amtleute nicht, hattest sie nicht einmal selbst erwählt!"

Der Kaiser schien dem Weltweisen Beifall zu geben durch seine Geberden, doch sagte er: „Mit Cäsar Augustus endete das Unwesen der alten Republik, durch Tugenden verschwunden waren. Die römische Welt war eines Alleinherrn bedürftig und sie empfing ihn. Seitdem lag es in der Staatsklugheit der Kaiser, nie wieder das Volk in Senaten neben sich aufwachsen zu lassen, damit Reich und Thron unerschüttert blieben."

Maximores erwiederte: „Nie hat ein Senat Thron und Reich erschüttert, weder vor noch nach Augustus. Aber die prätorischen Cohorten, die Legionen und ihre Befehlshaber erschütterten Thron und Reich, oder am Hofe der Cäsaren die Selbstsucht der Höflinge und Lieblinge, die Laster eines Perennius, Plautianus, Sejanus. Errothete doch wenigstens der Senat noch, wie gesunken er auch schon in den Tagen des Cäsar Commodus war,

als die Kriegsknechte den Thron der Welt an den Meiſtbietenden verkauften und ihn dem feigen Julianus verhandelten! Die Kriegsknechte erröthoten vor ſolcher Schmach nicht; der Senat aber erröthete noch!"

„Wie?" rief Diocletian: „Möchteſt du das Ungeheuer der Vielherrſchaft wieder in die Welt zurückkehren laſſen?"

„Nein, ſchon der weiſe Homer ſprach: Einer ſei Herr! und alle Völker rufen es ihm aus Herzensgrunde nach, weil ſie lieber Ruhe, als Unruhe, lieber friedlichen Genuß ihres Eigenthums, als Unſicherheit wollen!" antwortete Chryſaores: „Einer ſei Herr! Aber der Beſte ſei es und der Weiſeſte. Der Weiſeſte aber iſt, welcher das Licht der ganzen Nation in ſich trägt. Dies können Einzelne nicht verleihen; die ganze Nation gibt es aus ſich. Einer ſei Herr! Der iſt's, welcher vom Thron herab ſein Volk mit eigenem Ohr hören, mit eigenem Auge ſehen kann; dann nur iſt er eigenen Willens und eigener Hand. Wer mit gedüngenen Ohren hört, mit bezahlten Augen ſieht, folget nicht eigenem, ſondern fremdem Sinn. Er iſt nur Willensvollſtrecker ſeiner Diener. Er trägt den Purpur, und die Knechte haben des Fürſten Zepter und Schwert. Sie ſind die Vielherren! — Ihnen gehorcht der Fürſt und das Land. Der Fürſt iſt nur der

Glanz ihrer Macht. Und will er aus sich selbst handeln, handelt er falsch, weil er nicht zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen kann."

„Sei billig, Chrysaores," sagte Diocletian, „und glaube, daß auch unter den Räthen der Kaiser tugendhafte und uneigennützige Männer stehen, welche ihren Herrn lieben und ihm gern Wahrheit offenbaren."

„Allerdings," antwortete Chrysaores: „doch auch der Tugendhafteste kann die Wahrheit nicht geben, wenn er sie selber nicht sieht. Und der Nächste am Thron sieht das Volk so wenig mit eigenem Auge, als der auf dem Thron sitzt. Er berichtet, wie die bezahlten Unterbeamten berichten. Uebrigens, mein Herr und Kaiser, liebt niemand den Fürsten wahrhaft, der nicht das Volk liebt; denn das Volk ist der Leib des Fürsten und der Fürst die Seele des Volks. Was ist eine Seele ohne ihren Leib und ein Fürst ohne sein Volk? — Du kennest die Menschen, o Cäsar, wie Wenige sie kennen, und weißt es, daß jeder sich selbst vor allen andern lieb hat. So liebt denn auch das Volk den Kaiser nur des Volkes selbst, nicht des Kaisers willen, und wünscht ihn des Volkes willen weise, wohlunterrichtet und mächtig und unabhängig, weil ein unweiser, übelberathener, schwacher und fremder Leitung unterworfener Fürst kein Volk glücklich

machen kann, auch wenn er es wünscht zu können. Eben so lieben auch die Höflinge und hohen Staatsbeamten den Fürsten nicht seiner, sondern ihrer selbst willen. Weil sie Reichthümer sammeln, alleingewaltig schalten und die Luft der höchsten Würden und Ehren ungestört schmecken wollen, sehen sie mit Furcht, wenn der Fürst besser gelehrt, als sie ist, und er nach eigener Einsicht unabhängig regiert. Darum drängen sie sich zwischen den Thron und das Volk, daß der Fürst nicht selber sehe und höre; ihr Vortheil ist es, dem Landesbeherrscher das Volk verdächtig zu machen, als unruhig, roh, Meuterei und Aufstand liebend. Darum werden sie zu aller Zeit ihrem Gebieter Entfernung vom Volke empfehlen und die Errichtung der Senate in den Provinzen als Schwächung kaiserlicher Machtvollkommenheit schildern. Denn sie wissen gar wohl, daß das Zutrauen des Volks und die bessere Belehrung keineswegs die Macht und die Einsicht des Herrschers verkleinere, sondern vergrößere. Nicht das aber, sondern Vergrößerung ihrer eigenen Macht wollen sie gern. Auch haben sie, wegen ihrer eigenen Handlungen, wenn dieselben tadelhaft wären, weniger Furcht vor den zwei Augen des Fürsten, als vor den hunderttausenden der Nation, denen nichts zu ver-

bergen iſt. Darum heißen ſie das Volk verſtummen, auf daß ſie allein reden dürfen; und wie das Volk, aus Liebe zu ſich ſelbſt, den Fürſten einſichtsvoll und unterrichtet wünſcht, ſo wünſcht der Höfling, aus Liebe zu ſich ſelbſt, das Gegentheil."

Als Chryſaores endete, ſtand der Kaiſer plötzlich auf und that einige Schritte durch die Halle und ſchien finſter und gedankenvoll zu werden. Der Weiſe trat zu ihm und ſprach: „Mein Herr und Kaiſer, ſollt' ich deine Ungnade verſchuldet haben? Da du ſelbſt von Taubblinden auf dem Throne redeteſt und mich um das Geheimniß fragteſt, wie man im Purpur die Wahrheit ſehen und hören, und wie, in Wahrheit, Glück und Unglück der Unterthanen erkennen möge, müßte meine Antwort dieſe ſein: der Fürſt gebe ſeinem Volke eine geſetzliche Zunge und höre es mit eigenem Ohr, obwohl die Großen neben ihm es nicht wollen."

Diocletian lächelte huldreich und erwiederte: „Du haſt als Weiſer geſprochen, nicht als Fürſt. Mit Recht aber iſt ein Fürſt eiferſüchtig auf ſeine Macht. Lehre mich nun ein zweites Geheimniß kennen, ohne welches die Offenbarung des erſten nichts fruchtet. Wenn ein Volk reden kann, wird es auch handeln wollen; wenn es Rath ertheilen darf, dieſen aber verworfen ſieht, wird es erbittert ihn endlich erzwingen wollen.

Es wird beginnen, erst sich selber Gesetze zu geben, und damit enden, dem Fürsten Gesetze zu machen. Wie stellst du die Alleinherrschaft des Einzigen den Völkern gegenüber sicher?"

Ihm entgegnete Chrysaores: „Dadurch, daß sie ihnen nie gegenüber steht; oder auch dadurch, daß der Fürst einzeln stärker bleibe, als jeder einzelne Theil seines Reichs ist."

„Du mußt deutlicher sein!" bemerkte Diocletian dem Weisen. Dieser sagte darauf: „In kleinen Staaten, wie vordem Athen, Theben, Sparta, auch Rom, gewesen sind, ehe dieses seine Herrschaft über ganz Italien und über die Alpen hinauf verbreitete, ist es möglich, daß das gesammte Volk, als ein freies Gemeinwesen, in einem einzigen Senate dargestellt erscheine. Denn da ist einerlei Sitte, Sprache und Himmel, auch einerlei Bedürfniß gemein. In einem solchen Staate ist die Herrschaft nur geborgen, so lange der Thron nicht dem Volke gegenüber, sondern in dessen Mitte steht. Wo solches ist, muß das Volk im Fürsten, der Fürst im Volke leben, und der Fürst wird dann mit geringen Machtmitteln großen Reichen furchtbar sein. — Aber in einem Weltreich, Cäsar, wie das römische, welches vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules und von der lybischen Wüste bis zum ewig gefrornen Meere reicht, kann kein gemeinsames Bedürfniß, kein

gemeinsamer Wille, kein Gesetz statt finden, welches überall wohlthätig wäre. Denn da ist mancherlei Volk, Sitte, Gemüthsart, Himmelsstrich und Sprache. Was dem Aethiopen gerecht schiene, würde dem Britannier grausam dünken; und was den Parther erhöhe, würde den Gallier erdrücken. Eine kleine Haushaltung ist besser zu führen, als eine große; ein mäßiges Gemeinwesen vollkommener einzurichten, als ein weitläuftiges. Darum laß jeder Völkerschaft, jeder Provinz ihr eigenes Hauswesen, ihren eigenen Senat, ihr eigenes Wort an den Fürsten. Alle unter einander unabhängig und ohne Gemeinschaft, finden dann im Thron ihren verbindenden Mittelpunkt; alle einzeln hilfsbedürftig, finden dann in der Macht dessen, der über die Gesammtheit herrschet, Möglichkeit der Hilfe oder des Schutzes. Keine einzelne Provinz wird je sich stark genug dünken, dem Gebieter aller andern das Gesetz zu machen, und die tollkühne Meuterei der einen wird von der Erhabenheit und Treue der andern oder ihrem Neid verrathen oder gedämpft werden."

Der Kaiser sprach: „Wäre Chrysaores früher gekommen, hätte Diocletian seiner Mitkaiser entbehren können."

Sie setzten beide die Unterredung noch lange fort. Der Imperator erzählte von der Denkart des Maximian, und der beiden Cäsaren Konstan-

tius und Licinus. Auch wollte er dem Weltweisen nicht die Rückkehr nach Salona gestatten, sondern so großes Gefallen fand er an dessen Gesprächen, daß er ihn bat, in seinem Palaste zu bleiben, wo er ihm die prachtvollsten Zimmer anwies, und ihn zu seiner Tafel einlud.

5.

Valeria.

Er stellte den Chrysaores den Vornehmsten seines Hofes, den Männern und Frauen, vor, und sagte: „Nachdem ich die Welt viele Jahre beherrscht habe, lern' ich von diesem Manne die Kunst des Herrschens.“ — Besonders empfahl er seiner Tochter Valeria den Umgang des Weltweisen, daß sie aus der Weisheit seines Unterrichts Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens schöpfe.

Anfangs schien die schöne Fürstin den Umgang des Weisen eher meiden, als suchen zu wollen. Drei Tage lang wich sie ihm aus, bis der Zufall sie ihm entgegen führte, als er aus den Schatten des hohen Cypressenhaines hervortrat, da er der kühlen Abendluft im Freien genoß.

Beide, als sie sich erblickten, schienen Bedenken zu tragen, einander zu nahen. Aber die Fürstin zuerst setzte ihre Schritte fort und sprach:

„Warum wollen wir uns länger lieben, Chryſaores? Muß ich nicht glauben, der Himmel ſelbſt führe uns überall zuſammen?“

„Deinen Scherz, edle Fürſtin,“ ſagte er, „wär' ich nur allzugeneigt zu einem Ernſt zu machen, wüßt' ich nicht, daß der Menſch, gern ſich ſelbſt betrügend, immer den Zug ſeines Herzens zum Zug der Vorſehung machen mochte.“

„Da dich mein Vater ehrt, ſagte ſie, „warum ſollt' ich, ſeine Tochter, mir Gewalt thun, deiner Freundſchaft und deines Umgangs zu genieſſen, ſo lange es erlaubt iſt?“

Chryſaores ſenkte den Blick zur Erde und ſprach: „Warum? — o Fürſtin, aus freundlichem Mitleiden! Denn was bin ich und werd' ich, wenn du, ohne deinen Willen, mich mir ſelber entreiſſeſt? Jeder Ton deines Mundes, jeder Blick deiner Augen ſtürzt meine Seele in einen ſüßen Rauſch, worin das Bewußtſein erſtirbt. Du weißt es, wie deine Bildſäule in der Villa des Aegyptianus mich Unglückſeligen verblenden konnte. Du aber weißt es nicht, daß ſchon auf der Inſel des Duras Pflicht und Leidenſchaft ihren ſchweren Kampf in mir kämpften. Soll ich der Verbreitung der Wahrheit und des göttlichen Lichts auf Erden angehören, muß ich jeder Verbindung entſagen, die mich an eine Erdſcholle heftet. Darum floh ich von der Inſel des Duras, eh' ich zu dei-

nen Füßen um deine Liebe bat. Und die, zu der ich damals noch glaubte, aufſchauen zu dürfen, ſteht jetzt vor mir da, als die erlauchte Tochter eines Kaiſers und als eines Kaiſers Gattin."

Es ſchwieg Chryſaores, ohne aufzuſehen. Aber auch Valeria blieb ſtumm vor ihm. Und als er nach langer Stille, da die Furchtin kein Wort erwiederte, die Augen zu ihr aufſchlug, ſah er Thränen auf ihrer Wange und ihren Blick innig zur Erde geneigt. Ein unendlicher Liebreiz umfloß ihre Glieder. So hatte er ſie noch nie gefunden. Indem der Hauch des Abends ihren goldburchwirkten Schleier bewegte, der wie eine Sternenwolke ihren Leib umſchwamm, und ein Strahl der Sonne ſich durch die Zweige der Cypreſſen über ſie ergoß, ward ihm, als ſähe er eine Verklärte.

„Es iſt zu viel!" ſeufzte er und ein Schauer ging durch ſeine Glieder und gern hätt' er ſich entfernt.

„Verlaß mich nicht!" ſagte Valeria: „Verlaß mich nicht! Ich habe mein Herz vor Gott geprüft und mich rein von Vorwürfen gefunden. Welche Verwandlungen in mir vorgegangen ſind, ſeit ich dich auf der Inſel des Duras gefunden, begreif' ich nicht; aber ich bin an denſelben unſchuldig. Seitdem iſt jeder meiner Gedanken ein Gedanke von dir, und jeder meiner Odemzüge ein

Seufzer für dein Wohl. Noch iſt mir kein Sterblicher erſchienen, wie du. Es iſt auch kaum, als wenn du der Sterblichen einer wäreſt. Es iſt nichts Sündliches, ſondern etwas Heiliges in den Empfindungen, die jetzt mein Leben ſind. Darum bekenn ich ſie. Ich weiß, daß ich, von dir einſt getrennt, auslöſchen muß, wie das Licht, dem man die Nahrung genommen. Ich fürchte den Tod nicht mehr, denn nun hab' ich dich geſehen und gelebt. Meine Liebe, Chryſaores, iſt das Werk meines Gottes. Der fürſtliche Glanz, der mich umgibt, iſt das Werk menſchlicher Eitelkeit. Die Wahl iſt nicht ſchwer."

Chryſaores ſagte: „Fürſtin, du gibſt mir das Entzücken und die Berauſchung mit ſeligem Hauch deines Mundes. Zum Gefühle meiner Seligkeit erſchrecke ich vor mir ſelber, denn ich bin Verbrecher an der menſchlichen Ordnung durch meine Liebe."

„Es gibt, glaub' ich," ſagte Valeria, „über aller menſchlichen Ordnung eine göttliche. Und in dieſer will meine Seele wohnen. Gott und die Natur ſind den Erfindungen des menſchlichen Stolzes, den Vorurteilen der Völker, den wandelbaren Einrichtungen ihrer geſellſchaftlichen Zuſtände fremd. Die bürgerliche Welt kann eine That Verbrechen heißen, weil ſie gegen ihre Stiftungen

anſtrebt, und vor Gott ſteht dieſe That ſündlos, weil ſie dem ewigen Geſetz der Natur gehorcht iſt."

„Ach, meine Fürſtin, verzeih es," rief Chryſaores, „ich muß dem verführeriſchen Scharfſinn unſerer Leidenſchaft widerreden, ſo lange ichs vermag. Denn es gibt nicht zweierlei Sittenlehre, nicht zweierlei Tugend, die eine für die Welt, die andere für Gott. Unter welchem Volk auf Erden wir ſtehen, ſind wir der Ruhe und Glückſeligkeit deſſelben unſere Ehrfurcht und das Opfer unſerer Neigungen ſchuldig: denn die Glückſeligkeit Aller gilt mehr, als Befriedigung unſerer Eigenliebe. Aber die Glückſeligkeit eines Volkes hängt an ſeinen Begriffen, wie mangelhaft dieſe auch ſein mögen, und an den Ordnungen, die es ſich geſetzt hat, um alle Begierden zu begrenzen, welche dem Gemeinwohl verderblich werden. Wenn ſchon zum Beiſpiel die Natur nicht Vielweiberei zum Verbrechen ſtempelt, wird ſie doch zum Verbrechen und zur Sünde wider Gott in dem Lande, wo bürgerliche Ordnung ſie unterſagt. Denn Sünde iſt's, wenn der Menſch ſeine ſelbſtſüchtige Begier nicht bindet, um die Vorſtellungen der Landesgenoſſen von dem, was recht, tugendhaft und ehrbar iſt, zu ſchonen. Dieſe Vorſtellungen ſind die Grundlagen aller öffentlichen Glückſeligkeit, Ordnung und Sicherheit eines Volks. Es gibt nur e i n e Tugend, ſie betrete die Pfade der

Natur oder der bürgerlichen Welt. Sie hat immer denſelben Sinn, wenn ſchon nicht dieſelbe äuſſere Geſtaltung."

„So ſage mir, Chryſaores, o ſag' es mir, bin ich Verbrecherin?" rief die Fürſtin lebhaft: „Was kann dies Herz dafür, daß es für dich ſchlägt, wie nie für einen der Sterblichen? Ich habe es ihm nicht geheißen, ich kann es davon nicht entwöhnen. Und was haſt du verbrochen, daß ſich deine tugendhafte Seele feſt an die meinige hängt? War dein Gefühl, deine Kunſt oder dein Werk? Gleichwie du den unempfindlichen Marmor geliebt haſt, welchen Timolaos, der Bildhauer, meiner Geſtalt nachgebildet hat: ſo will ich dich lieben in Unſchuld, ohne Hoffnung und Furcht. Chryſaores, ſo liebe auch du die kaiſerliche Tochter, ohne Hoffnung, ohne Furcht."

Der Weiſe antwortete: „Das reine Wohlgefallen am Schönen und Guten iſt die Urkunde des himmliſchen Urſprungs unſerer Geiſter; aber nichts Irdiſches darf die Urkunde beflecken. Vom leiſeſten Hauch der Leidenſchaft wird ſie unleſerlich. Ach, Valeria, du biſt einer Heiligen gleich, an welcher die Sinnenwelt keine Macht mehr hat. Aber mir iſt das reine, ruhige Wohlgefallen ſchon in einer ſtürmiſchen Sehnſucht zu Grunde gegangen. Du biſt allein ſchon mein Gedanke, mein Gefühl, meine Vergangenheit, meine Zukunft

geworden. Ich bin nicht mehr ich, ſondern in deinem Leben aufgelöſet. Ich weiß nicht, was ich will; aber ich erkranke ohne dich, und bei dir ring' ich zwiſchen Sein und Nichtſein. Soll ich mich ſelbſt retten, muß ich dich fliehen."

„Nein, Chryſaores," ſagte Valeria und legte ihre Hand auf die ſeinige, „du biſt edler, als du meinſt, und ſtärker, als du denkſt. Fliehe nicht. Deine Liebe werde die Prüfung und Uebung eines tugendvollen Muthes. Was iſt denn die Weisheit, wenn ſie nicht eine Gotteskraft iſt zur Ueberwindung ſeines Selbſtes? Der iſt in der Schlacht der Tapfere, welcher dem Tod unerſchrocken ins Antlitz blickt, nicht der die Gefahr flieht. Weiſer Chryſaores, fliehe nicht."

Ihr antwortete Chryſaores: „Man iſt nicht mehr weiſe, wenn man trunken iſt. Aber ich bin ein Trunkener worden durch deinen Zauber. Nüchtern zu werden, muß man nicht einen Rauſch durch den zweiten ertränken wollen; und eine Leidenſchaft zu übermannen, muß man ſie nicht ſättigen, ſondern ihr die Nahrung entziehen, daß ſie ſterbe. Wer ſich für ſtark genug hält, der Gefahr zu ſpotten, iſt ſchon in der Gefahr; und wer ſich erlaubt, mit der Sünde zu ſpielen, iſt ſchon an ſie verſpielt. Du mahneſt mich zur Selbſtüberwindung, Fürſtin! Mich ſelbſt überwinden, heißt deinen Anblick fliehen; denn bei dir zu ſein iſt

mein Sehnen. Den gefährlichen Wunsch des Herzens erfüllen, heißt nicht ihn besiegen, sondern ihm unterliegen."

Traurig blickte Valeria ihrem Freunde ins Antlitz und sprach: „So sieh! Einst sagte ich auf der Insel: so sieh, es ist besser. Nun sprech' ich: siehe oder bleibe, es ist nie besser. Nenne mir den Tag, an dem du uns verlassen willst; dann weiß ich, wann mein Sterben anfängt. Nein, nenne ihn nicht. Gott hat uns barmherzig die Zukunft verhüllt. Ueberrasche mich unverhofft, wie der Tod. Es ist gut, daß ich nichts weiß: so schmeichelt sich meine Hoffnung von einem Tage zum andern, und ich schmecke die Lust der Gegenwart in klarer Schöne. Ich fürchte nun schon dein Scheiden nicht mehr, denn ich fürchte den Tod nicht. Oder meinest du, Sterben sei ein Schweres?"

Wehmüthig drückte Chrysostomes die Hand der Fürstin an seine Brust und sprach: „Es ist dem Geiste nichts Schweres zu tragen, als die Sünde. O du Verlobte des Heilandes, der für dich starb, du trägst das Leben leicht, denn es ist rein. Wie soll das Sterben dir schwer sein, wenn du das Leben abwirfst? Aber, Valeria, es ist Schmerz und Gram verlieren, weil uns die heilige Pflicht scheidet, das ist ein schweres Sterben, denn es ist sündig. Willst du Selbstmörderin sein?"

„Selbſtmörderin!“ ſchrie Valeria: „Was redeſt du, Chryſaores?“

Er erwiederte: „Ob das Gift des Schierlingkrautes, oder das Gift des eigenſinnigen Grames unſer Leben endet, ohne daß wir es wehren, welch ein Unterſchied iſts? Kämpfe, fromme Chriſtin, überwinde! Sei du ſelbſt wieder Herrin, nicht dein Gefühl und dein Schmerz!“

Da warf ſie ſich weinend an die Bruſt des Chryſaores und ſagte: „Zerfleiſche mich und ſage, ich ſoll nicht bluten; tödte mich und ſage, ich ſoll nicht ſterben; fliehe, und ſag', ich ſoll athmen und lächeln. Hab' ich mir die Liebe nicht gegeben, wie ſoll ich ſie mir ausreiſſen? Der Schmerz kommt ungerufen, wie die Freude, durch das Thor des Herzens, und der Geiſt kann es nicht wehren, daß ſie kommen und in das Haus einkehren, das er bewohnt. O daß ich kalt wäre, wie der gefühllose Marmor meines Bildes! Iſt es Sünde, wenn die Liebe mich belebt, iſt es Sünde, wenn die Liebe mich tödtet: wie ſoll ich meine Seele retten, da ich entweder leben oder ſterben muß?“

„Lebe, liebe! aber beherrſche Leben und Liebe, o Valeria!“ rief Chriſaores bewegt: „Dahin ſollen wir ringen. Darum will ich kämpfen; das wird mir gelingen. Fühlt ſich der Geiſt von den Freuden und Schmerzen des Lebens ergriffen, es ſei! — überwältigen laſſen ſoll er ſich

nicht. Er hat gegen die Macht des Irdiſchen eine Zauberwaffe, die jeden Angriff vereitelt, ſeine Herrſchaft feſthält und den Sieg dann noch rettet, wenn er nahe daran iſt, entriſſen zu werden."

„Nenne mir, du Starker, nenne mir die Wunderwaffe!" rief Valeria: „denn es iſt noth, daß ich die Hand auch nach dem ſchwimmenden Halm ſtrecke, damit die Fluth mich nicht verſchlinge."

„Zerſtreuung! ohne Zaudern, Zerſtreuung!" ſagte Chryſaores und führte plötzlich die Fürſtin aus dem Schatten der Cypreſſen in die freie Heitere, in den Anblick des väterlichen Palaſtes, in die Nähe des goldnen Thores, wo die geſchäftigen Menſchen aus- und einwandelten.

Die überraſchte Fürſtin ermannte ſich, drückte den Schleier auf ihre Augen und lächelte dankbar den Weiſen an.

„Wahrlich," ſprach ſie, „du biſt ein Weiſer! Du nennſt und reichſt die rechte Arznei."

6.

Die Verfolgungen der Chriſten.

Es hat mir Chryſaores bekannt, daß er ſelber glaube, dieſer Arznei mehr bedürftig geweſen zu ſein, als die kaiſerliche Tochter. Denn ein ſo kindlichreiner, frommer und edler Geiſt,

wie Valeriens, würde auch in der häßlichſten Hülle entzückt haben, ſo wie hinwieder die Anmuth ihrer Geſtalt, das Ebenmaas ihrer Glieder, die Zartheit und Lieblichkeit ihrer Geſichtszüge auch aus dem gemüloſen Marmor Gluth in die männliche Bruſt zu ſenden vermogend war. Nicht unwillkommen ſei ihm daher, beim Eintritt in den Palaſt, geweſen, einem der Diener Diocletians zu begegnen, der ihn zu ſeinem erhabenen Gebieter einlud. Denn Diocletian pflegte die Stunde des Sonnenuntergangs und der erſten Dämmerung gern in der groſen Säulenhalle unter erheiternden Geſprächen hinzubringen, wenn er aus dem Bade geſtiegen war und die kühle Meerluft des Abends genieſſen wollte.

„Glaubſt du nicht auch,“ ſagte er zu dem Weltweiſen, „daß, wie jeder Tag ſeinen Morgen und Abend, ja wie ſolchen Morgen und Abend die ganze Natur des Jahrs mit dem Frühling und Herbſt, und wie ihn jeder Menſch mit der Kindheit und dem Alter hat — glaubſt du nicht auch, daß die geſammte Menſchheit einen gleichen Wechſel ihrer Tageszeit empfinde, einen Morgen und einen Abend habe? Der Gedanke hat mich ſchon oft beſchäftigt. Ich weiß nicht, ob er eine Frucht meines hinfälligen Alters, oder meiner reifern Betrachtung der Dinge iſt? Denn das heutige Geſchlecht der Sterblichen ſcheint mir

immer tiefer in Schlechtigkeit zu versinken, an Tugenden immer ärmer zu werden: wenn auch nicht weniger unterrichtet, als in vorigen Zeitaltern, doch immer kraftloser zu werden an Hervorbringung groſser Gedanken und Thaten. Du selbſt wirſt bekennen müſſen, daſs sich diese Altersschwäche des menschlichen Geschlechts in allen Künſten und Wiſſenschaften kund thut. Nirgends eigene Erfindung, nirgends eigenthümliche Schöpfung; allenthalben nur Nachbeterei der Alten, oder ödes Geschwätz. Warum bringt die Natur nicht Redner, Dichter, oder Geschichtschreiber, oder Maler, Baumeiſter, Bildhauer und andere Meiſter mehr hervor, wie in frühern Zeiten? Sieh an, unsere Tage! Welch ein unruhiges Treiben, Irren und Schwanken ohne Kraft! Welch ein mattes, weinerliches Wesen in der herrschendwerdenden Denkart der Menschen! Welch ein allgemeines Gähren in den Völkern ohne Sinn und Zweck! Es iſt eine Gährung, die der Fäulniſs vorangeht. Die Hefen heben sich vom Boden nach oben, und drücken das Hohe in die Tiefe. Ich glaube, Freund, es will in der Menschheit wieder Abend werden."

„Vielleicht auch Morgen!" sagte Chrysaores: „Denn wenn ich die Lehren Jahrhunderte vergleiche mit den frühern, erblicke ich nichts, als die Nacht um mich her. Vielleicht wird ſie

noch finſterer werden. Aber ſo muß es kommen. Doch eins weiß ich, mein Herr und Kaiſer, die Sonne rüſtet ſich zum Aufgang. Das Gähren der Völker iſt nicht das Gähren der Fäulniß, ſondern der Verjüngung. Der trübe Moſt will ſich zum hellen Weine läutern. Aller Tod iſt Vater jungen Lebens."

„Ohne Bild geſprochen, Chryſaores!" rief Dioeletian: „Du erkenneſt alſo auch, es iſt heutiges Tages nicht mehr, wie ſonſt. Das Leben der Welt iſt nicht mehr ſo frod und friſch, wie ehemals, ſondern ernſt und düſter und verworren; man weiß nicht, wo hinaus es damit will? Die alten Ordnungen brechen immer mehr zuſammen, und was neu aufkömmt, iſt nicht haltbar, oft ganz unſinnig. Die Menſchen ſcheiden ſich und parteien und haſſen ſich und führen heimlichen Gedankenkrieg um Einbildungen und Träume. Es iſt ein peinliches, unſeliges Thun. Und doch konnt' ichs mit aller meiner Macht nicht ändern. Sprich, von wannen ſtammt dieſer Unfug?"

„Aus dem Tode der öffentlichen Freiheit!" antwortete Chryſaores: „Denn die Barbaren, welche nie der Freiheit genieſſen, haben nie bewundernswürdige Gedanken und Thaten hervorgebracht; wohl aber die Griechen, ſo lange ſie ſich in Freiheit entfalten konnten, bis ſie nach

Alexander in Knechtſchaft ſanken. So auch Rom, welches in Treu und Weisheit rangte, ſo lange es frei war. Als es die alte Tugend mit der Wolluſt der beſiegten Barbaren vertauſchte, ging die Freiheit unter. Da kamen die Gewaltherren, da die Cäſaren. Sie ließen wohl dem Volke Alles, um auf dem Felde ſich beſchäftigen, in den Werkſtätten arbeiten, in Spielen und Ueppigkeiten ſinnliches Gelüſt ſtillen zu können. Aber verboten ward das Gelüſt des Geiſtes nach höhern Dingen, nach dem Recht, Menſch zu ſein, wie Cäſar ſelbſt iſt."

Diocletian ſchüttelte bei dieſer Rede das graue Haupt mit ungläubigem Lächeln. Als der Pelloneſier ſolches bemerkte, ſprach er: „Wie, mein Herr und Kaiſer, du zweifelſt? Warum dann blühten Griechenland und Rom, ehe ſie in Knechtſchaft fielen, und nachher nie wieder? Weil in freien Verhältniſſen jeglicher Menſch gilt, was er werth iſt, weil er ſeine ewige, allen Menſchen gleiche Würde fühlt; weil er ſich ungehemmt zu dem entfaltet, was er nach ſeiner Natur werden kann, und alſo in Gedanken und Werk zum Großen und Göttlichen aufſtrebt, weil ſolches der Trieb jedes Gemüths iſt. — Wenn aber die Tirannei aufkommt, welche die Freiheit Anderer haſſet, um als Tirannei zu beſtehen: dann will ſie, was der Menſch Hohes und Göttliches hat,

für ſich behalten, nämlich die Freiheit, und der übrigen Welt weiſet ſie Bedürfniß und Wohlſein des thieriſchen, niedrigen Lebens an. Sie iſt die Gottheit, das übrige Menſchengeſchlecht Staub; der Thron iſt die Hauptſache, alles Uebrige Werkzeug zu deſſen Verherrlichung; der Staat iſt Zweck, und das Volk das dazu geborne Mittel. Wenn aber die Menſchen nichts mehr gelten nach dem Werth, welchen ihnen die Natur gegeben, ſondern nach dem, welchen ſie für den Thron haben; wenn ſie für kein Vaterland mehr, ſondern für ein Handwerk, ein Ackerfeld oder ein Amt die Herrlichkeit ihrer Gaben entfalten: dann müſſen die Künſte der gemeinen Lebensbequemlichkeit emporſteigen, aber die göttlichſten werden ſinken. Dann werden Pinſel und Meiſſel nach Lohn gehen, nicht nach dem Ewigſchönen, und nicht mehr dem Urſchönen, ſondern dem Gelde gehorchen. Dann kriechen die Wiſſenſchaften vergötternd um den Stuhl der Tirannei, und nicht derjenige umarmt ſie, den der Genius ruft und weiht, ſondern der, welcher Brod ſucht, oder welcher, durch ſeinen Standpunkt näher oder ferner dem Throne, die Weihe empfangen zu haben wähnt. So verderben die Wiſſenſchaften zu Maulwerken, ſo die göttlichen Künſte zu Handwerken, dieſe heiligen Quellen des Guten und Schönen! Das beſſere Leben erſtirbt und er-

ſtickt im Schlamm gemeiner Sorgen um leibliche Luſt. Man ahnet nicht mehr, wie etwas gut ſein könne um ſeines Selbſts willen. Das Gute und das Schöne, das Wahre und Gerechte, der Muth und die Tugend gefallen nur, in ſo fern ſie noch wozu nützen. Und wozu? Zur Geldmacherei, zum Kitzel der Eitelkeit, zur Vermannichfaltigung des Wohllebens! Aber wie ſollte der Menſch auch, was irgend Göttliches lebt, um des Göttlichen willen lieben können, wenn er ſelber den Zweck ſeines Lebens eingebüßt hat, und nicht mehr ſeines Selbſts willen da iſt, ſondern für den Thron des Gewaltherrn, oder für die Erdſcholle, den Wohlluſt, den Ambos oder die Schreibſtube geboren iſt!"

Hier unterbrach Diocletian den Redenden und ſprach: „Möchteſt du das Nützliche aus der Welt verbannen?"

„Keineswegs, o Herr!" erwiederte Chryſanes: „denn wir ſind ſinnlicher Natur und bedürfen desſelben. Die Thiere ſuchen auch nach dem, was ihnen nützt, und ſind gleichgültig gegen das, was ihnen nicht hilft, Hunger oder Wolluſt zu ſtillen. Sie haben, gleich jenen Menſchen, die der göttlichen Freiheit entbehren, keine Ahnung von Liebe des Schönen, des Wahren und Guten, und von der Verachtung aller irdiſchen Güter für dieſe himmliſchen Dinge. Nur was ihnen wozu

nützt, hat Werth für sie. — Aber der Mensch soll nicht Thier bleiben. Wir sind göttlicher Natur! Aber diese ist es, welche von der Tirannei gehaßt wird. Denn die Tirannei will allein Gottheit heißen; sie allein herrschen; für sich die Völker geschaffen sehen; — nichts Aehnliches neben sich dulden, nichts Höheres über sich."

„Ich weiß nicht," sagte der Kaiser, „ob ich dich begreife? Was würde ein Staat werden, in welchem das Nützliche, z. B. Gewerbe, Kunst und Handel, aufhörten, das Wichtigste zu sein?"

„Er würde", sagte der Weltweise, „ein neues Rom, ein neues Griechenland werden. Die Liebe des Vaterlandes, die Liebe der Tugend und das bessere Gefühl des Daseins würden dann das Wichtigste werden. Nicht aufhören sollen und werden die nützlichen Beschäftigungen der Völker, aber nie das Wichtigste derselben sein. Wo sie das Wichtigste sind, wie heutiges Tages unter uns, da verlieren die Völker ihr Edelstes, und werden zugleich ärmer, als zuvor. Denn im ewigen Erschöpfen ihrer Kraft, um gemeine Lebensbedürfnisse zu stillen, vermehren sie das Bedürfniß. Doch nur der ist reich, der mehr hat, als er bedarf; oder besser, der ists, welcher weniger bedarf, als er hat. Daher Völker, welche weniger bedürfen und mit Wenigem genügsam sind, sich auch zur Erkenntniß und Genießung des Edlern

aufrichten können, weil ſie dafür Zeit erübrigen. Im hohen Alterthum, da das Bedürfniß der Sterblichen noch höchſt einfach war, ſtanden ſie der Gottheit näher und wußten ſie von göttlichen Dingen mehr, als von den Geheimniſſen der Kochkunſt zu ſagen, oder von neuen Stoffen und Formen der Kleider, worin wir ſie übertreffen."

„Du wirſt mir immer dunkler, Chryſaores!" rief Diocletian: „Möchteſt du uns wieder zurückſchicken in die halbnackte Urwelt, da man ſich in rohe Thierfelle wickelte und rohe Wurzeln aß?"

„Das nicht; aber zurückführen möcht' ich die Menſchheit wieder zum Wahren und Natürlichen!" antwortete Chryſaores: „Zurück zur Verachtung des Entbehrlichen und Wiederliebgewinnung des Unentbehrlichen, nämlich des Göttlichen. Seit die Menſchheit von dieſem abfiel, oder, was daſſelbe iſt, von der Natur, ward alles verkünſtelt, und die Tirannei vollendete das Wiederbringen der Barbarei."

„Es muß doch Einer herrſchen?"

— Das Geſetz!

„Und wer ſoll es geben?"

— Das Volk, welches darnach leben ſoll, durch ſeine Redlichſten und Einſichtsvollſten, die es kennt.

„Wie? und was ſollen die Cäſaren auf dem Thron?"

— Die Heiligkeit des Geſetzes bewachen und die Wirkungen deſſelben befördern!

„Ha!“ rief Diocletian: „Luftgeſpinnſte aus der Schule, die nicht in die Wirklichkeit gehören!“

Ehrysaores lächelte und verſetzte: „In der That, Cäſar, das beſſere Leben der alten Welt wohnt nur noch in den Werken des Alterthums, und dieſe werden nur noch in den Schulen bewahrt. Aber aus den Schulen wird das Beſſere wieder in die Wirklichkeit zurücktreten, worin es einſt geſtanden iſt, ſobald ein Fürſt auf den Thron ſteigt, welcher den Unterthanen geſtattet, Menſchen zu ſein. Und die Zeit, in der wir leben, bereitet Auferſtehungen vor.“

Der Kaiſer machte eine verneinende Bewegung ſeines Hauptes und ſagte: „Nicht die, welche du erwarteſt. Ja, die Zeit bereitet große Dinge vor, nicht Auferſtehungen, ſondern Gräber. — Ich ſehe es, den Untergang des Throns, die Zerſplitterung des Reichs! Es iſt ein ſtiller Wahnſinn in den Völkern, welcher von Jahr zu Jahr gemeiner wird, und die Verwüſtung aller Aemter, aller Ordnungen der bürgerlichen Welt droht. Du weißt es, Ehrysaores, welchen Wahnſinn ich meine. Es iſt der aus Judäa gekommene, von einer jüdiſchen Partei verbreitete Aberglaube. Ich ſollte ihn vielmehr Unglauben nennen, weil er aller Ehrfurcht vor den ewigen Göttern entſagt hat,

und mit frevelvollem Undank ihnen die gebührenden Opfer entzieht."

„Du sprichst von dem Glauben der Christen, Imperator?" fragte der Weltweise.

„Allerdings, wenn Unglaube oder Aberglaube auch Glaube genannt werden darf!" antwortete der Kaiser: „Worin nun, sage mir, liegt der Zauber, welchen die Meinung jener Schwärmer auf die Welt hat? Sie wuchert mit unbegreiflicher Schnelligkeit umher von Volk zu Volk. Ihre Hartnäckigkeit vereitelte die dagegen aufgebotene Strenge meiner Vorfahren und meiner eigenen Macht."

„Vater der Cäsaren," sprach Chrysaores, „du hast mir geboten, mit freimüthigster Offenheit vor dir zu reden. Ich will dir meine Ansicht dieses merkwürdigen Strebens und Gährens im Geist der Völker nicht verhehlen. In der Lehre der Christen muß nothwendig mehr, als Schwärmerei oder Unsinn, enthalten sein; denn ich bemerke, daß nicht nur das gemeine Volk, sondern auch die Vornehmern, nicht nur Unwissende, sondern auch Gelehrte, nicht nur Jünglinge, sondern auch besonnene Greise sich zur Lehre der Christen mit Ueberzeugung bekennen. Sie thun nichts Unanständiges, nichts Lasterhaftes, vielmehr befleissen sie sich eines stillen, redlichen Wandels.

Das kann unmöglich Frucht einer Thorheit sein: man möchte sonst irre an der Weisheit werden. Wohl verlassen sie die alten Tempel und Altäre der Götter, weil sie an einen einzigen, unsichtbaren, allwaltenden Gott glauben. Und Cäsar, bist du nicht selbst überzeugt, daß die Bildsäulen unserer Götter Bildsäulen sind und keine Götter? daß sie nur auf die höhere, verborgene Gottheit hinaufdeuten? Dies ist eine Wahrheit, welche schon längst in den Schulen der Weisen, wenn auch nur mit großer Vorsicht, gelehrt ward; eine Wahrheit, die heimlich jeder anerkennt, welcher sich in seinem Wissen vom rohen Pobel unterscheidet. Und diese Wahrheit dringt durch das Christenthum in die Volker und wird täglich herrschender."

„Eben das ist das Schädliche; das ists, was die Ruhe der Welt, was die gesammten, bisher bestandenen Ordnungen der Dinge mit Umsturz bedroht!" sagte Diocletian: „Nicht alle Wahrheiten sind gut, unter das Volk verbreitet zu werden. Wohin soll es kommen, wenn die Altäre zerfallen, und die Furcht vor den Göttern verschwindet? Was soll noch jene rohe Menge im Zaum halten, die kaum aus Scheu vor den sichtbaren Göttern recht thut, geschweige vor unsichtbaren? — Gestatten die Cäsaren die ungestörte Verbreitung solcher Grundsätze, so werden sie zu-

leht ſelbſt, wie die bisherigen Götter, vom Thron geſtoßen werden."

„Du geſtandeſt aber dieſen Grundſätzen Wahrheit zu, die ſich nicht läugnen laſſe!" bemerkte Chryſaores.

Dioletian erwiederte: „Freund, vieles iſt in der Schule unſchädlich, was auf den Gaſſen Anſtoß bringt; vieles an und für ſich richtig, was ins gemeine Leben nicht hineintaugt, ſondern Verwirrung ſtiftet. Jene Wahrheit, wenn ſie auch an ſich Wahrheit iſt, iſt eine von denen, welche alle Bande der Ordnung auflöſet und die beſtehende Verfaſſung des Reichs in den Grundtiefen zerſtört. Darum muß ſie mit allen Mitteln, die in der Gewalt der Cäſaren liegen, unterdrückt werden."

Chryſaores fragte darauf: „Wenn deine geheiligte Perſon, o Cäſar, ein Mitglied des gemeinen Volks wäre, und ein obrigkeitlicher Befehl jene Wahrheit Betrug hieße, — würde ſie darum in dir aufhören können, Wahrheit zu ſein? Und wenn man dich mit Todesſtrafe bedrohte, deine Ueberzeugungen abzulegen, würdeſt du ſie ablegen und dich vom Gegentheil überzeugt halten können? — Siehe, o Cäſar, ſo iſts im Volk. Gefängniſſe, Verbannungen, Verſtoßung von Würden und Aemtern, ſelbſt Hinrichtungen ſind eitel, um herrſchend werdende Ueber-

zeugungen auszurotten. Gegen die geiſtige Allmacht hilft nicht die Gewalt des Eiſens, nicht des Goldes; — jene ſiegt, denn ſie iſt göttlicher Abkunft."

„Aber wenn nun unter ſolchen Grundſätzen und Lehren der Geiſt der Völker den beſtehenden Ordnungen des Staats fremd wird?" ſagte der Imperator.

Chryſaores antwortete: „So werden dieſe Ordnungen auch der Welt fremd, und ſie werden, als nicht mehr zum Leben der Welt gehörend, ohne alle Gewalt, durch ihre eigene Morſchheit, zuſammenbrechen. Die Ueberzeugungen des menſchlichen Geſchlechts ſind das Leben und Geſetz desſelben; alle bürgerlichen ſichtbaren Stiftungen empfangen von dieſen Ueberzeugungen das Zeichen des Werthes oder Unwerthes, Leben oder Tod. Der Fürſt, welcher gegen die Ueberzeugungen des Zeitalters kämpft, ſteht als Fremdling darin. Seine Vernunft iſt nicht mehr die Vernunft des menſchlichen Geſchlechts. Er wird als ein Boshafter verhaßt, oder als ein Thor verſpottet werden."

„Und wozu ſoll dies führen?" rief Diocletian.

„Der Fürſt hat größere Gewalt," erwiederte Chryſoares, „als der Unterthan; aber das menſchliche Geſchlecht hat größere Gewalt, als der Fürſt. Wenn die Grundſätze, welche heut geächtet und

verfolgt, im Dunkeln verbreitet, so allgemein worden sind, daß sie sich nicht mehr verbergen lassen: dann wird ein kluger Fürst kommen und sie heilig erklären, und mächtiger durch sie werden, als alle seines Gleichen *). Wir meinen, die Welt müsse untergehen, wenn das nicht mehr ist, was bisher bestand. Aber sie wird nur ein Winterkleid abstreifen und den frischen Frühlingsschmuck anthun." — —

Der Cäsar schwieg einige Augenblicke nachdenkend und sprach dann: „Es scheint also, Chrysaores, du habest die strengen Maasregeln mißbilligt, mit denen ich den überhandnehmenden Unfug unterdrücken wollte, welcher durch die freien oder frechen Gesinnungen der Menschen im Reich verbreitet zu werden drohte? Du hältst also die Meinungsgrillen der Christen für mehr, als Schwärmerei und Schwindelei? Ich konnte nie, und kann jetzt noch nicht, diese im Finstern schleichenden Rotten achten, welche die Ruhe der Völker stören, obwohl mehrere einsichtsvolle, auch zum Theil rechtschaffene Männer zu ihnen gehören. Eben diese aber sind die Gefährlichsten, und

*) Dieß geschah in der That, und zwar noch ein Jahr vor Diocletians Tode, durch Constantin den Großen, der eben damit das Reich und den Beinamen des Großen gewann.

eben sie ließ ich durch meine Befehlshaber und Gerichte in den Provinzen am strengsten verfolgen. Rede offen, was würdest du gethan haben an meiner Stelle, auf dem Throne?"

„Vater der Cäsaren," rief Chrysaores, „wer unter den Sterblichen könnte eine Frage, wie diese, beantworten? Der Fürst ist ein Gewaltiger, aber der Gewaltigste bleibt das Werkzeug einer höhern, unsichtbaren und weisen Weltlenkung. Du hast nicht deinen, sondern den Zweck der höhern Weltlenkung durch Verfolgung der Christen befördert. Du hast Meinungen bestraft, nicht widerlegt, darum leben sie fort. Du hast Ueberzeugungen verfolgt, und sie durch Geräusch auch denen bekannt gemacht, welche sie noch nicht kannten. Du hast das Christenthum, wider deinen Willen, verbreitet, das du auszurotten gedachtest, und unter allen Völkern jenen Grundsätzen und Ueberzeugungen Lebendigkeit gegeben und Stärke, die du zu lähmen oder zu tödten glaubtest."

Der Cäsar nickte ernst mit dem grauen Haupte eine Art Beifalls und sagte: „Ich weiß, daß ich allein leider zu schwach gegen das Verderbniß dieses heillosen Zeitalters stritt."

„Die Völker der Erde werden nun aber behaupten und künftigen Jahrhunderten sagen," erwiederte Chrysaores, „daß du nicht wider,

sondern für das Verderbniß des Zeitalters gestritten habest. Denn du habest für das gestritten, was nicht mehr zum Sinn und Heil der Völker passend, folglich verdorben und unhaltbar geworden; und habest dich aufgelehnt gegen das Bedürfniß des menschlichen Geschlechts, welches sich laut verkundet."

„Und was denn wäre dies sogenannte Bedürfniß des menschlichen Geschlechts?" fragte der kaiserliche Greis mit einem etwas spottischen Lächeln.

„Menschen zu sein!" antwortete der Weltweise. — — — —

Rückwirkungen,

oder:

Wer regiert denn?

1.

Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Bureau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entfiellt und düster in den Lehnsessel warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen hatte, stand bei diesen Worten wie vom Blitze gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdienen konnte, hatte er damals geholfen die kleinen Haushaltungsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her,

war so gutig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiederte der Buchhalter, und warf seine Brieftasche auf den Tisch vor sich hin: „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft als letztes Vermächtniß geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war außer sich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort wieder und sagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's sagen. Weh dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir. Aber es ist

vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigſtens du an meine Unſchuld glaubeſt, wenn ſonſt keine Seele. Aber ſei verſchwiegen wie das Grab. Und willſt du es wagen, dich zu verderben, ſo rede erſt dann, wenn ich verloren bin."

Colas verſprach Alles, was ſein Pflegevater verlangte. Darauf ſagte Herr Harmes: „Es iſt in den Kaſſen der Marine ein Deficit von mehr denn einer halben Million. Die Sache iſt ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat ſich durch ungeheure Verſchwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's verſundigt habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt. Er bot mir vierzig-, er bot mir ſechszigtauſend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, ſtatt ſeiner, ſchuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre, und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre ſeiner angeſehenen Verwandtſchaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir ſei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu ſchreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntauſend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er ſprang wie ein Raſen-

der auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äussern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich forderte Ihnen die Kontrollen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen. Wählen Sie. Nun spielen wir Leben um Leben!" — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte nicht, wie mir raten und helfen. Ich vergoß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur sagen können, ich habe mich ihm schuldig gestanden als Kassenbetrüger, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herrn nicht fähig!"

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!" schrie Colas: „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hilfe."

„Willst du ein Kind des Todes sein?" rief Herr Larmes: „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte

mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entſcheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als ſei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeſchrieben ihm bringen, und mit Extrapoſt flüchten, oder ich bin um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlaſſen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns auspaſſen. Spione ſind in dieſem Hauſe. Es geht um dein und mein Leben. Der Raſende wagt Alles."

„Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?" fragte Colas ängſtlich.

„Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unſchuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich ſchweige und harre getroſt. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Juſtiz wenigſtens gegen Meuchelmord geſichert ſein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unſchuld nicht. Bis dahin ſchweige! Ich gebe dir meine Baarſchaft. Werde ich unſchuldig verurtheilt, ſiegt der Böſewicht durch das Anſehen ſeiner mächtigen Verwandtſchaft: gut, ſo bleibe ehrlich und ſorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen."

Beide ſprachen noch lange über dieſen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem feſten Muth des reinen Bewußtſeins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, lieben-

den Sohnes. Herr Larmes gewann in diesem Gespräche nach und nach Ruhe und Besonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er seinen Pflegesohn tröstete, ward selbst getröstet. Er hieß diesen auf sein Zimmer gehen, arbeiten und sich zerstreuen, wie er könne. Colas gehorchte schweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der sich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte seine Papiere in Ordnung.

2.

Pauline.

Colas Roser ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Oron, der hier mit seiner Gemahlin eins der glänzendsten Häuser von Paris machte. Man sagte sogar davon, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund, in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als deren liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen,

bekümmerte ſich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielverſuchte Prinz zuflüſtern mochte. Sie, in friſchester Lebensblüthe, hatte deſto hellere Augen für ihren ſchönen ſiebenundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beſtändig mit ihm wichtige Geſchäfte abzuthun. Er ſchrieb für ſie oder für die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Muſikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er ſich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm ein angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Geſellſchaft des anmuthigen Mädchens ſein ſollen? Doch die ſtille Gluth ihres Blickes verſtand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelaſſenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenſchaft ſei.

Pauline ſtand am Fenſter gegen den Hof, als Colas blaß und händeringend über denſelben hinging. Sie erſchrack, wie ſie ihren Liebling in ſeinem ſtummen Schmerze verloren ſah. „Bſt! bſt!“ flüſterte ſie gegen ihn. Er hörte nichts. „Colas!“ rief ſie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufſah. Er gehorchte ſeufzend.

„Was haben Sie, Colas? Um Gotteswillen, was iſt Ihnen begegnet?“ rief ſie, als er in ihr

Zimmer trat und ſie bemerkte, daß er geweint habe. Er ſchwieg und ſeufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Iſt ein Unglück geſchehen? Ich zittere an allen Gliedern. Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entſetzlichſte wäre. Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir's.“ Er ſchwieg und ſeufzte.

Jetzt ſtieg Paulinens Angſt auf's höchſte. „Wie, Colas,“ rief ſie, „Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Laſſen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!“

Colas zuckte die Achſeln und ſagte: „Fräulein Pauline, laſſen Sie mich ſchweigen. Ich darf nichts ſagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlaſſe morgen dieſes Haus, vielleicht Paris.“

Pauline ward bei dieſer Ankündigung ſterbensbleich. Sie ſetzte ſich kraftlos nieder, ſtarrte ihren Freund an, ergriff deſſen Hand, als wolle ſie ihn feſthalten, daß er nicht von ihr ſcheide, und ſtammelte: „Colas, warum?“

Er ſchwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte ſie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. „Bin ich“, ſagte ſie, „bin ich Ihnen ſo wenig werth, daß Sie mir nicht einmal ſagen mögen, warum Sie Paris verlaſſen

wollen? Colas, wenn Sie so dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen hassen, wenn — ich's könnte. Nein, ich könnt' es nicht, Colas. Geben Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Geben Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Geben Sie!" rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Wie Colas die schöne Weinende ansah, verging sein ganzes Inneres in Schmerz. „Ach, schöne Pauline," sagte er, „es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, wie theuer Sie mir wären .... Wenn Sie wüßten, was ich ...."

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: „O du Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich' er dir, ich wäre längst im Grabe."

„Und hätte ich eine Schwester," versetzte er traurig, „und sie gliche Ihnen — ja, dann wäre mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber ..."

„Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Colas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie sich, ich sei die Schwester.

Hier die Schweſterhand!“ Sie ſtand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und ſah der ſchönen Schweſter verlegen in die Augen, die ſo zärtlich um ſein Geheimniß flehten. — „Was koſtet es, dieſen ſtummen Mund zu entſiegeln!“ ſagte ſie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachläſſig auf ſeine Schulter ſinken. Man weiß nicht, wie es geſchah, daß Bruder und Schweſter Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte ſich wie verwandelt. Er ſah im Fräulein de Pons wirklich ſeine Schweſter. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verſchwiegenheit, Alles an, was er vor einer halben Stunde erſt von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erſchrocken ſie auch beim Anhören dieſer Nachrichten war, fühlte ſich doch dabei ſelig wie eine Verklärte an den Pforten des Himmels. Sie liebte, und wähnte, der Liebe ſei nichts unmöglich.

„Beruhige dich, guter Colas!“ ſagte ſie: „du darfſt, du ſollſt mich nicht verlaſſen. Es werden ſich Mittel erſinnen laſſen, deinen Pflegevater zu retten!“

„Aber,“ ſeufzte Colas ängſtlich, „ohne etwas zu verrathen!“

„Wenn mir nur gleich etwas beifiele!“ rief ſie und rieb ſich die Stirn: „Geh, Colas, geh! Laß mich allein. Ich will nachſinnen. Es muß etwas geſchehen.“

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück: „Schweſter Pauline, verräthſt du mich, werde ich in meinem Leben kein Bruder einer Schweſter mehr!“

3.

Prinz Soubiſe.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubiſe vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der ſchweſterlichen Unterredung ihr Geſicht. Der Prinz, welcher ſie nie reizender geſehen zu haben glaubte — und in der That, wie konnte ſie anders im Glanze der erſten Liebe erſcheinen? — verlor faſt die Sprache beim Anblick des in Entzückungen ſchwebenden Engels.

„Mein Gott, wie ſchön Sie ſind!“ ſagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit ſeiner Gemahlin und Tochter ausgefahren ſei.

„Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!“ sagte er.

Pauline, seiner Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hilfe geschafft werden könnte. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksal entgegenging. Allein der Muth entsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen fremdes Leiden erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der sich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Minister, der sich sogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigster Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich bitte Sie inständig, lassen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernstem reden.“

„Wie, schöne Pauline,“ rief der Prinz,

„halten Sie denn in vollem Ernſte die Liebe für Scherz?“

— Wenigſtens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz iſt, ſo iſt Alles, was Himmel und Erde Heiliges und Schönes haben, Scherz, und es iſt nichts Ernſtes und nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, ſo iſt Ihre göttliche Geſtalt, ſo iſt Ihr Blick, aus dem die herrlichſte Seele ſtrahlt, ſo iſt all der verführeriſche Zauber, der Sie umſchwebt, Täuſchung und Lüge.“

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr ſieht, als es ſieht.

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber ſchon für meine Ruhe.“

— Ich bitte Sie, Prinz, ſo darf ich Sie nicht länger anhören. Warum ſagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Laſſen Sie uns denn von etwas Beſſerm plaudern. — Oder weil Sie mir beweiſen wollen, daß Sie der geiſtvollſte, artigſte, gewandteſte Mann ſind? Ich weiß es ſchon, ſo gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben ſoll, was Sie mir Verbindliches ſagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht ſo übel von mir denken!

„Welche Sophiſtin Sie ſind! Ja, wenn Sie

jemals an eine Wahrheit glaubten, ſo glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie ſelbſt einflößten; ſo glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut..."

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von Blutgeſchichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anſpruch...

„Auf Alles, Alles!" ſchrie der Prinz Soubiſe, und nun folgte eine Reihe von Betheurungen und Schwärmereien, mit deren Herzählung wir unſere Leſer nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den beſten Nutzen davon. Sie trat mit einer beſcheidenen Bitte vor, die der Prinz ſchon als erfüllt erklärte, ehe er ſie nur gehört hatte. Nun erzählte ſie ihm im tiefſten Vertrauen die Unglücksgeſchichte des alten Buchhalters, die ſie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den ſie die lebendigſte Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohnte. „Sie, Prinz," fuhr ſie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer ſtillen Tugenden erweitern. Sie können die Unſchuld retten; Keiner, wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis..."

„O ſtill vom Kardinal!" rief der Prinz:

„Ich traue ihm nicht. Er iſt der Gönner des verſchwenderiſchen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von deſſen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber...“ Der Prinz ſchwieg, ſann, rieb ſich die Stirn, ward plötzlich hell und ſagte: „Mein Fräulein, ich verlaſſe Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eiferſüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienſt in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr ſchöner, menſchenfreundlicher Wunſch erfüllt iſt.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

4.

Frau von Pompadour.

Er ſchwang ſich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er ſich in den Tuilerien ſogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwigs XV. allerchriſtlichſten Majeſtät galt. Sie war die unbeſchränkte Gebieterin ſeines Herzens, ſeines Willens und ſeines Reiches. Zwar die Blüthenzeit hatte für ſie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre

zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum nichts eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geistes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Fesseln. Nichts vermogte wider sie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptministers, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich ist es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbstgefühl, durch ein solches königliches „Nebenkind" beherrscht zu werden. Aber man muß nicht vergessen, daß die Franzosen damals nur noch Verse machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und schön hielten, sobald es der König dafür hielt. Frankreich lag also in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchristlichsten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anspruch auf Eifersucht wagen durfte, zum Beispiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder so ein Hauptminister, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerspruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichsten Herren des Hofes standen auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire selbst wußte sich recht viel damit, daß sie ihn

huldvoll angeblickt hatte. Aber nächſt dem Könige blickte ſie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubiſe.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geſchaffen, witzig, ſinnreich, verführeriſch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte ſich doch nicht erwehren, ihn lieber zu ſehen, ihn lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebſten zu glauben, daß er ſie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes ſonſt. Der Prinz war einer von den ſtarken Geiſtern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenſchaft in ſich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, ſeinen ſtillen Kampf zwiſchen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören ſollte. Sie empfand für den Prinzen, was ſie nicht empfinden mochte, und eben weil ſie es nicht mochte, hing ſie um ſo inniger an ihm. Doch hütete ſich die feine Frau von Welt wohl, das von ſich ahnen zu laſſen, deſſen ſie ſich ſelbſt ſchämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traum ein.

Aber der Prinz wußte, was er wußte, spielte seine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergessen, Schmetterling?“ fragte sie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erst kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquise, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich selbst zu vergessen. Wie kann man auch anders?“ sagte Soubise, und drückte ihre schone Hand an seine Lippen: „Mich selbst, so wahr ich lebe!“

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen.“

„Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, nur ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie die reinste Wahrheit. Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden.“

„O, lyrische Sprünge!“ rief Frau von Pompadour! „Sie haben Talent zum Odendichter, Prinz.“

„Und wer hat es nicht, wenn er das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?“

„Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz.“

„Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein iſt in dem Ihrigen aufgelöſet. Was wider Sie iſt, das iſt wider mich. Und ich ...“

„Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Proſa; ich haſſe das froſtige Feuer der Odendichter.“

„Wohlan, trockene Proſa! — Wiſſen Sie, in welcher Geſellſchaft man zuerſt das Gaſſenliedchen ſpendete und ſang, worin platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?“

„Sie meinen die Albernheit, die man gegen mich auszumünzen ſich die Freude machte? In welcher Geſellſchaft? Vielleicht bei unſerm poetiſchen Kardinal? Hab' ich's errathen?“

„Halb! Bei ſeinem Schützling, dem unflätigen de Gatry. Der Elende wird jetzt von allen ſeinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er iſt nahe daran, das Opfer ſeiner Schandlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen.“

„Wie? Was ſagen Sie mir da?“ rief die Marquiſe erſtaunt.

„Es zeigen ſich in den Kaſſen des Seeweſens, die er zu verwalten hat, ungeheure Deficits. Man ſpricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergeſſen hatte, Ihnen vor einer Stunde zu ſagen. Ich hatte alſo Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht.“

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?“

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umständen kannte, schmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geschichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er schilderte die Schelmerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes so lebhaft, das Leiden des armen, schuhlosen Greises so rührend, daß die reizbare Marquise in Thränen zerfloß.

„Nein,“ rief sie, „das darf nicht sein; dieser unschuldige, ehrliche Mann soll nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Sie wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß sich Alles so verhält, wie Sie mir sagen?“

„Ich stehe für jedes Wort, das ich sagte.“

„So gestatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abscheulichkeiten, wie de Gatry brütet, sollen Frankreichs Boden nicht besudeln. Der König denkt zu groß!“

„Und sein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich diesem Engel die Hand küsse, um mich selbst ein wenig zu heiligen.“

Der Prinz entfernte sich. Die Marquise ließ sich dem König melden.

5.

Der König.

„Ich habe Sie schon lange erwartet, meine liebe Marquise!“ sagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt, Ew. Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

„Ja, aber der Mensch hat mich mit seinen Geschichten auf's grausamste gelangeweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurzweg an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Ist Ihnen nicht wohl?“

— Bei meinem König ist mir immer wohl.

„Gute Marquise! — Sehen Sie sich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich diese verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?“

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende

in Ton und Geberde: „iſt's nur das, und ſonſt nichts? Was geht das uns an? Laſſen Sie doch die Gerichte dafür ſorgen; die werden ſchon ſtrafen. Jetzt hören Sie dagegen mein Geſchichtchen vom ſpaßhaften Handel des Fräuleins von Autun."

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters ſchriftliche Erklärung in Händen, und iſt dieſer geflüchtet, ſo wird dieſer verdammte, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majeſtät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen."

— Er iſt Gatry's beſonderer Gönner, wie man mir geſagt hat.

„Oder den Polizeiminiſter. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter ſchicken, um von dieſem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht iſt."

— Vortrefflich, Sire; ich muß wieder eben ſo ſehr Ihren Scharfſinn bewundern, als Ihr wohlwollendes Herz verehren. Darin dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei Gatry's eigene Handſchrift erhaſchen kann, die der Buchhalter in Händen hat, um ſie abzuſchreiben, Gatry in ſeinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen iſt.

„Natürlich! Sie sind ein Kind, Marquise, daß Sie über den einfachsten Gang der Dinge erstaunen. So etwas macht sich leicht ab. Ich lasse den Minister oder — ich besinne mich, der Polizeichef ist noch in der Nähe!“

Der König läutete. Ein Kammerdiener erschien. Der König beschied den Polizeichef ins blaue Kabinet, wohin er sich sogleich selbst begab.

„Sie aber“, sagte er beim Fortgehen zur Marquise, „bleiben inzwischen hier. Wir müssen eins über das Fräulein von Autun lachen.“

6.

Die Wirkung.

Es war schon spät Abends. Der Buchhalter Larmes saß düster in seinem Zimmer am Schreibtische und zeichnete Verschiedenes auf. Colas stand daneben.

„Recht, mein Sohn,“ sagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles ist abgethan. Es geschehe, was da wolle, ich werde mich nie, weder schriftlich noch mündlich, zu dem Kassenbetrug bekennen. Ich stehe in Gottes Hand. Es ist eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtsein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und

der ganzen Hölle ins Angesicht spotten. Und würde ich auf die Galeere geschickt, ich wollte lächelnd gehen."

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man sah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte sie öffnete, mehrere Bewaffnete stehen.

Der Beamte entschuldigte seinen Besuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieser bekannte sich erblassend und mit zitternder Stimme zu seinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberschauer, und konnte sich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten diesen Morgen", sagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?"

Der Buchhalter verneigte sich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorstammeln.

„Sind Sie im Besitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abschreiben gab?"

Der Buchhalter erstaunte über die Allwissenheit der Polizei, und sah den Beamten mit starrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligst antworten?" fuhr der Beamte ernster fort.

Der Buchhalter verneigte sich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel

haben, werden Sie ihn mir ohne Weigern übergeben."

Der Buchhalter schwankte zu einem Nebentischchen, zog den Zettel aus einer Brieftasche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es erwartet Sie draußen ein Wagen."

„Wohin?" schrie Colas verzweifelnd: „Er ist unschuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles sagen."

Der Beamte sah den Jüngling verwundert an und sagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen Andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indessen kann ich Ihren Wunsch befriedigen. Sie, Herr Larmes, scheinen unruhig zu sein. Fassen Sie sich."

„Lassen Sie den jungen Menschen hier zurück," sagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit sagen ohne ihn. Es ist seine Freundschaft zu mir, die ihn zu der unbesonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen."

Der Polizeibeamte sagte: „Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie wer-

den ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu ſehen. Auch er iſt in dieſem Augenblick verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!"

„Herr von Gatry verhaftet?" ſagte der Buchhalter mit halbfroher Beſtürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört?" ſchrie Colas freudig: „Gatry iſt verhaftet. Sie ſind gerettet. Nun merk' ich, ſeh' ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, kommen Sie! Oh!" fuhr der entzückte Jüngling fort und ſtreckte beide Hände gen Himmel: „O du unvergleichliche, köſtliche, himmliſche...." bald hätte er geſagt Pauline. Aber er beſann ſich doch.

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, ſtieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Miniſter des Seewesens war beim Polizeiminiſter. Der Buchhalter faßte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth ſelbſt beim kühnen Wegläugnen im Verhör ſein böſes Gewiſſen. Als ihm aber ſeine Handſchrift vorgewieſen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Beſinnung und bat um Schonung ſeiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denſelben Abend wieder zurückgelaſſen. Colas ſchlich noch denſelben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet

ſah, und ſchloß die ſchöne Schweſter, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm ſtand, um einen Ball zu beſuchen, an ſein frohes, dankbares Herz. Noch denſelben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem begeiſterten Prinzen Soubiſe mit zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und äußerte: „Sie haben eine himmliſche That vollbracht!“ Noch denſelben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquiſe von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie ſind mehr als ein Engel!“ Noch denſelben Abend geſtand Ludwig XV im Arm der Geliebten: er ſei von ihr noch nie ſchöner belohnt worden, als der einfältigen, närriſchen Geſchichte wegen.

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kaſſen und Rechnungsbücher des Seewesens wurden unterſucht. Man entdeckte größern Verluſt, als man vermuthete. Es entſpann ſich aus einer Unterſuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatry hatte ſich während deſſen wieder erholt und erneuerte die Betheurungen ſeiner Unſchuld. Es ward ein

langweiliger Rechtshandel, deſſen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten ſeine Geſundheit tief erſchüttert. Colas war untröſtlich über den Verluſt ſeines väterlichen Freundes. Zwar ward er der Erbe von deſſen mäßigem Vermögen; allein dies erquickte ihn wenig. Gern wäre er Bettler geworden, wenn er mit ſeiner Selbſtaufopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage ward nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbſchaft allein konnte er unmöglich anſtändig leben. — „Ei," ſagte Pauline, „willſt du denn nicht an die Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seeweſen werden?"

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie ſoll ich meine Gedanken ſo weit erheben? Buchhalter des Seeweſens! — Es iſt wahr, ich habe unter der Aufſicht des Herrn Larmes oft, beſonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, ſeine ſämmtlichen Geſchäfte gethan; er hatte bloß zu unterſchreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Miniſterium des Seeweſens! Herr Larmes ſchlug mich ſchon dreimal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärſtelle vor. Nein, ſo weit ſchwindle ich nicht hinauf."

„O die liebe Beſcheidenheit, wie ſie dir ſo

schön läßt!“ sagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit stillem Wohlgefallen: „Du gibst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Rang stehe, als dein Marine-Buchhalter?“

„Fräulein, Sie scherzen.“

„Nun, und deine Gedanken schwindeln doch selbst zu mir herauf?“

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline.“

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gattys Ruchlosigkeit ward?“

„Kein Wort, reizende Pauline.“

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verstoßen ohne alle Protektion dastehet, nämlich einen Adoptivsohn, Nikolaus Roser. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte.“

„Ich erinnere mich.“

„Nun, dieser Roßer war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schicksal seines Sohnes aus dem Leben ging. Sie sagten mir einst selbst, der alte Larmes müsse für sein erlittenes Ungemach reichlich entschädigt werden. Wie wollen Sie ihn entschädigen lassen? Er ist nicht mehr. Gönnen Sie seinem Adoptivsohn Ihren Schutz. Dieser Erbe von der Redlichkeit seines Vaters verdient dessen erledigte Stelle beim Seewesen. Aber er steht einsam, kein Mund spricht für ihn."

„Wie? Kein Mund für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von so schönen Lippen für ihn sprechen?" äußerte der Prinz: „Wie selig wär' ich, wenn diese Lippen nur mir so mitleidig einst ein Wort des Erbarmens sagten! Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Ihr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters."

„Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erst recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen lassen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt."

„O!" rief der Prinz: „Es ist genug! Daß doch jetzt hundert überflüssige Augen auf uns sehen müssen! Wie gern sagte ich Ihnen auf meinen

Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?“

Pauline nannte den Namen Nikolaus Roſier; der Prinz ſchrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er ſich ſeiner, als er nachher bei der Marquiſe von Pompadour im vertraulichen Geſpräche ſaß, die Marquiſe ſelbſt von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit ſeines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht geweſen wäre.

„Nahe?“ antwortete der Prinz: „Nein, ſagen Sie lieber in den Tod, meine Gnädige. Angſt und Schrecken haben den ſchwachen Greis getödtet. Er ſteht verklärt vor Gott, und nennt dort dankbar unter Engeln ihn Namen des irdiſchen Engels, der ihn vom Untergang rettete.“

Die Marquiſe erſchrack und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und ſtimmte ſich ſelbſt in eine ſtille Trauer hinüber, indem er vom unverſchuldeten Lebensloſe mancher edeln Menſchen ſprach. „Er hat ausgelitten!“ fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in ſeinem Auge zitterte: „Ihm iſt nichts mehr zu vergelten und zu erſetzen.“

Die Frau von Pompadour ſah im Auge des Prinzen die Thräne. Dieſer Anblick machte ſie noch

weicher. „Aber hat er Familie hinterlaßen?“ fragte ſie: „Ich weiß, der König iſt gut.“

Der Prinz ſprach von der erledigten Buchhalterſtelle, von den ausgezeichneten Kenntniſſen des Adoptivſohns Nikolas Roſier, und mit einer wahren Begeiſterung von deſſen ſtrenger Rechtſchaffenheit. Er trocknete ſich die Augen. Dann fuhr er fort: „Und dieſer brave Mann muß darben, weil er ohne Protektion daſteht. Er iſt nur der Erbe von den Tugenden und der Armuth ſeines Pflegevaters!“

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und ſagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menſchen. Schämen Sie ſich Ihres naſſen Auges nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie dieſen Kuß. Der Roſier muß ſeines Vaters Stelle haben.“

Als die Marquiſe dem Könige davon anfing, ſagte dieſer: „In der That hat mir der Marineminiſter da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich ſoll ſie unterſchreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei iſt, von dem Sie mir ſagen.“ — Die Marquiſe gehorchte, und fand

unter den Ernennungen zur Buchhalterſtelle beim Seeweſen den Namen Meuron.

„Nun, ſo laſſen wir's dabei. Der Miniſter muß ihn kennen. Er weiß das beſſer, als wir. Miſchen wir uns doch in das Zeug nicht.“

„Sire,“ antwortete die Marquiſe, „aber eben die Einmiſchung Ew. Majeſtät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freuden und Beifall erfüllt. Ew. Majeſtät hat den ſtolzen Verbrecher entlarvt, die Unſchuld gerettet. Der letzte Gedanke des ſterbenden Greiſes waren Sie, Sire, denn Sie hatten ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel.“

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt,“ rief er, „daß Sie mit der überirdiſchen Welt Korreſpondenz pflegen; wie konnten Sie ſonſt wiſſen, was die Buchhalters-Seele da mit hinübergeſchleppt hat? Meinen Namen alſo? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl alſo aus Gegenhöflichkeit den Namen ſeines Pflegeſohns ins Bureau des Seeweſens ſchicken.“ Er ſtrich den Namen Meuron durch und ſetzte Nikolaus Roſer.

„O wie Sie ſo böſe ſind, Sire, und doch ſo gut!“ ſagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geſchrieben hatte.

8.

Die Ohrfeige.

Colas war vor Erſtaunen auſſer ſich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte ſich ſogleich auf, ſeinem Miniſter und den übrigen obern Beamten im Miniſterium die ehrfurchtvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich ſchlug Sie dem Könige gern vor,“ ſagte der Miniſter, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wiſſen.“

„Mein Verdienſt bei Ihrer Ernennung iſt gering,“ ſagte der Kanzler des Miniſterial-Bureau: „doch geſteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte als redlicher Mann keinen Andern, als Sie, dem Miniſter empfehlen.“

So bemerkte Colas bei ſeinen Beſuchen, daß, wie dieſe beiden, alle übrigen höhern Angeſtellten ohne ſein Vorwiſſen auf die edelmüthigſte Weiſe für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, ſagte ſie lachend: „Du biſt ein Närrchen, Colas. Die Hauptperſon haſt du vergeſſen. Bitte morgen den Prinzen Soubiſe um Audienz und küſſe ihm die Hand. Vergiß mir's nicht.“

„Und nicht der Prinz Soubiſe iſt die Haupt-

person," sagte Colas, „sondern meine bescheidene, schöne Schwester, der ich die Hand tausendmal lieber küsse." — Indessen Colas war klug genug, sie auch dem Prinzen am andern Tage zu küssen; und der Prinz, welcher in Colas einen schönen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marinewesens gehorchte, und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben sie sich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um so lieber, da sie sie nicht nur einem erkenntlichen, sondern auch einem hübschen jungen Manne erwiesen hatte.

Herr Roßer, der im Geschäftskreise der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller seiner Obern und selbst des Ministers, nicht eigentlich weil man mit seiner Geschäftsführung zufrieden war, sondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, die Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünstigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müsse bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn folglich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit seinem Glücke wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen sein Schicksal zwischen ihm und dem König Lud-

wig XV angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Bescheidenheit. Er hatte Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anspruch zu machen, und hatte jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung seiner eigenthümlichen Weisheit und Tugend, sondern eines glücklichen mit Leichtsinn gemischten Phlegma's im Gemüth. Man zog ihn in alle Gesellschaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariserin warf ihre Zaubernetze über ihn, die aber sein Leichtsinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch selbst für die verführerisch-schöne Pauline nicht mehr, als eine ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwischen ihm und ihr war mehr das Werk der Gewohnheit, als einer Leidenschaft, die sonst wohl ein Lebensalter, wie das seinige, zu begleiten pflegt.

Pauline fühlte zarter und tiefer. Sie liebte mit aller Innigkeit. Und wie unzufrieden sie vielleicht oft mit seiner Ehrerbietung sein mochte, dankte sie ihm doch im Herzen oft, wenn sie besonnener war, für seine brüderliche Nachläßigkeit. Darum war sie nichtsdestoweniger fest überzeugt, daß sie von ihm mit aller Leidenschaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Denn Colas erzählte ihr selbst von allen seinen weiblichen Be-

kanntschaften und von manchen eiteln Bemühungen der Schönen. Wie konnte er sich besser als ihr Vielgetreuer beurkunden? Doch setzte sie an ihm aus, daß er anfange, den Zerstreuungen zuviel Zeit zu gönnen, und daß sie ihn weniger sähe.

„Beinahe reut es mich," sagte sie schmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Besser, ich hätte dich als Notenschreiber behalten. Du wärest mehr daheim geblieben, und ich hätte dich sprechen können, so oft ich wollte."

Er versprach Besserung und hielt Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider seinen Willen war.

Als er eines Abends sich nach dem Schauspiel mit einigen Freunden in Dronets Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebureau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie ein Engel mit Herrn Browne, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des eben verstorbenen britischen Gesandten in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Colas bewunderte sie, und er fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorüberschweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und nachher

auch im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen Blick zu ihm herüber zu senden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenspiel, und es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Britte sie zum Ausruhen nach einem Sofa begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finster an der Seite, verfolgte mit seinen Augen das Paar. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an jenem Herrn einen Raub begangen," sagte Colas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht wie das Ungewitter."

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Roser, daß Sie mich von der langweiligen Plage frei machten!" antwortete das Mädchen: „Es ist genug, daß ich den Menschen fast täglich seit zwei Monaten im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt wie die Sünde, und schleicht mir nach wie mein Schatten."

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin los, die es auf Eroberung seines

Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich, um sich zu erfrischen, in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der schönsten Gesellschaftslauben ließ er sich Punsch bringen, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er sich an einen der Tische setzte, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Julettens Platz bekam: neben ihm saß einer seiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bonnaye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Sachen, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusammengesetzt war, über dieselben Gegenstände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen war. Wie in den Kabineten der Mächte machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe; die Franzosen den Briten, daß sie den ganzen ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Akadien ansprechen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu stören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem

Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Göttin entführt hatte. Er donnerte nun viel ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der ehrliche Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Derbheit der Britten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Punsch oder Wein behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender ward der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Britte zur Betheurung seiner Sarkasmen gegen die französische Staatsklugheit ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzosen schlich sich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal Sir Browne's politischer Geist habe zuviel Weingeist. Auch die übrigen Engländer spürten es ihrem Landsmanne an, und bemüheten sich, ihn zu besänftigen. Dieser aber ward nur deßo erbitterter. „Es ist wahr," rief er den Franzosen zu, „das Kabinet von St. James, wie Ihr saget, versteht

seinen Vortheil schlecht. Ich muß Euch recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den Lord Aldemarle, sondern ein Londner Freudenmädchen herschicken sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgelichte Pompadour."

Als Colas den hier entweihten Namen seiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch vorlehnend, halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf franzosischem Boden sind!"

Univ. Bibl. München

Sir Browne schnellte dem Buchhalter, statt aller Antwort, einen gewaltigen Nasenstuber zu, und machte die Bemerkung: „Was steckt mir der junge Naseweis da die Nase entgegen, und läßt sich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?"

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Gesellschaft zuwandte, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gelende Ohrfeige zurückgab. Sir Browne stürzte bei dem Schlage, wie eine vom Sturm geworfene Eiche, seitwärts mit dem Kopf gegen seinen Nachbar, der eben ein volles warmes Punschglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über das Ungewittergesicht aus, also, daß dieses

nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuern Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf; eben so die Franzosen. Sir Browne zog den Degen, Colas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Colas schon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Eben so schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausschweifungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzt. Dieser erklärte die Wunde unbedeutend, weil sie nur durch's dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem treuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in seine Wohnung.

9.

Krieg gegen England.

Herr de Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg erklärt sein.“ — Dieser Einfall war wirklicher Balsam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entschluß war genommen. Er drückte die Hand seines Freundes mit Zuversicht und sagte: „Beruhigen Sie sich. Ehe vierzehn Tage durch's Land gehen, müssen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt sein.“ Herr de Bonnaye lächelte still, denn er gedachte der Macht des Punsches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgenden Tages Zimmer und Bett hüten auf Befehl seines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von seinem Unglück, ehe sie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von

ſeiner Begebenheit voll. Er irrte ſich. Niemand ſprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzoſen am Punſchtiſche, noch dieſe ſich unter einander ſelbſt gekannt, weil ſie nur vom Zuge des Ungefährs zuſammengewebt worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Heiden- und Staatsaktionen beim vollen Glaſe.

Aber nicht ſo betrachtete es die liebende Pauline, als ſie die Zeilen ihres Freundes geleſen hatte. Mit Seelenangſt für das gefährdete Leben durchbrachte ſie den langen Tag. Abends löſete ſie ſich durch ein vorgeſchütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Geſellſchaft begleiten zu müſſen, und ſchlich durch den Corridor am innern Hofe des Pallaſtes zu den Zimmern des Herrn Roſier.

Im Erröthen der Unſchuld und Liebe trat ſie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, der Diener des Colas, ein Erbſtück aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Herrn Larmes, entfernte ſich beſcheiden und klug, um Schildwacht zu ſtehen.

„Was iſt Ihnen?“ liſpelte Pauline ängſtlich ihrem Freunde zu, der ſeine Hand nach der ihrigen ausſtreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht unterſagt? Wann geſchah

es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?"

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er dazu auch haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Elende!" rief sie: „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er mußte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Aldemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen."

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!" sagte Colas: „Begegne ich dem Sir Browne, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr, bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Holzchen von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an."

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?"

rief Pauline ängſtlich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, konnte ich dich dann überleben? Und brächteſt du ihn um: würdeſt du nicht Frankreich und mich auf ewig verlaſſen müſſen?“

„Er und ich können nicht in Paris beiſammen leben!“ verſetzte Colas: „Es iſt am beſten, man jagt alle Engländer fort. Man ſpricht davon, unſer Hof ſchwanke zwiſchen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis iſt für den Frieden; auch Prinz Soubiſe. Rede mit dieſem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geſchieht es nicht, ſo ſehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen ſtimmen. Er hat bedeutenden Einfluß.“

Colas und Pauline waren eben ſo ſchnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgeſprochen war. Beide freuten ſich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergoſſene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald ſich Pauline in einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubiſe eröffnen konnte, geſchah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlaubeit. „Sie wiſſen, mein Prinz,“ ſagte ſie, „die Unglücksgeſchichte des Sachwalters Roſſerder das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu

thum, dankbar und auf ruhmliche Weise mit seinem Blute bezahlt hat."

„Mit seinem Blute?" entgegnete der Prinz: „Kein Wort weiß ich."

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung ward der schönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebensache verschwinden; auch nicht des Nasenstübers, der allzu unpoetisch dastand, wo der Buchhalter Roßer als Held erscheinen sollte. Dagegen ward auf feine Weise dem Prinzen zu verstehen gegeben, daß die Engländer sich vorzüglich gegen den Prinzen ausgelassen und dadurch des Herrn Roßers ganzes Herz empört habe. Wie? das ließ man den Prinzen aus den Worten des Sir Bronne oder die Marquise von Pompadour blos ahnen. Soubise, als er Alles vernommen, verlangte mehr zu wissen, besonders was die Engländer Beleidigendes wider ihn gesprochen hätten. Fräulein de Pons spielte die Verlegene, als trüge sie Scheu, das Unanständige zu wiederholen. Je hartnäckiger sie sich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abscheulicher malte ihm seine Einbildungskraft in einer schwarzen Reihe von Moglichkeiten den erlittenen Schimpf.

„Und solchen Menschen schließen Sie sich an, Prinz?" fuhr da[illegible]räulein fort: „Was soll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigsten für den Frieden mit einer Nation sind, die sich

ein Feſt daraus macht, Frankreich zu verſpotten vor der ganzen Welt, und ſelbſt auf franzöſiſchem Boden den liebenswürdigſten aller franzöſiſchen Prinzen der Verachtung preis zu geben."

Die Sache machte ſo tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürſten, daß er darüber ſogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er ſonſt nie unter vier Augen gegen das Fräulein verſäumte. „Aber von wem wiſſen Sie dieſe Umſtände alle ſo genau?" fragte er. — „Die ganze Stadt kennt ſie und erzählt ſie ſich!" antwortete das Fräulein: „Aber Ihnen, mein Prinz, wahrſcheinlich am letzten. Der Grund iſt begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn die keine Gnade findet, meiner Eiferſucht für die Unbefleckt-heit Ihres Ruhmes."

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit ſeinen Küſſen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg geweſen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wollte, um einen Ober-befehl zu erhalten. Er wollte ſich näher über den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er ſich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ dieſen, als den gültigſten Zeugen, zu ſich rufen, und befahl ihm, mit der ſchonungsloſeſten Offenheit zu berichten.

De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umſtände mehr, aber nichts von dem, was ihn ſelbſt unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achſeln, entſchuldigte ſich mit Unwiſſenheit, aber war aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchſchimmern zu laſſen, der Prinz möge noch giftiger als die Königsgeliebte angegriffen worden ſein. Der Prinz machte ſogleich dem Herzog von Richelieu einen Beſuch.

„Ich habe", ſagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkſchrift über die Anforderungen Englands geleſen. Sie haben mich überwunden, wie Sie die Engländer überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britiſche Geſandtſchaft heimſchicken und das Kriegsmanifeſt hinter ihnen her."

Der Herzog von Richelieu erſtaunte über die Sinnesänderung ſeines Gegners. Er umarmte ihn. Die Verſöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre fernern Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König anzuſtimmen. Der Prinz verhieß, ſich des Einfluſſes der Frau von Pompadour zu verſichern.

Das ward ihm nicht ſchwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, ſtatt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris ſchicken ſollen!" ſchlug durch. Aber der Zuruf: „Wir haben deren tauſend, die ſchöner

ſind, als die abgeliebte Pompadour!“ rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquiſe und Todeshaß in ihre Bruſt.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angeſehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquiſe abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Trouetſchen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeſchrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die engliſche Geſandtſchaft ihre Päſſe zur Rückreiſe über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

10.

Das Adelsdiplom.

Das Fräulein de Pons empfing die erſte Botſchaft des wichtigen Ereigniſſes aus dem Munde des Prinzen. In ihrem Entzücken hatte ſie an den Hals des Fürſten fliegen mögen. Er ſah dies Entzücken. Er las in demſelben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn ſchlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Steg zu benutzen, welchen die Einſamkeit begünſtigte. Er drückte die blühende Geſtalt an ſeine Bruſt und raubte ihren Lippen den erſten Kuß. Pauline er-

röthete, ward ernſt und wies den Ungeſtümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts deſto minder hielt er ſich ſeines nahen Triumphes verſichert, und er verließ die ſchöne Spröde mit nur entzündeterem Gemüth.

Deſto ungeduldiger erwartete ſie die Abendſtunde, um ihrem Freunde mit der Nachricht vom Kriege Ueberraſchung zu gewähren. Unglücklicherweiſe hatte Graf Oxon Geſellſchaft, in der ſie nicht fehlen durfte. Sie ſandte an Colas einige Zeilen mit der Botſchaft, und bat ihn, ſie, wenn auch ſpät, zu erwarten.

Colas war ſchon halb geheilt und ſeit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erſchien, hatte er die Anzeige von der Abreiſe der engliſchen Geſandtſchaft ſchon auf weit überraſchendere Weiſe vernommen. Ein Angeſtellter von dieſer Geſandtſchaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgendes Inhalts gebracht: „Mein Herr, erſt im Augenblick unſerer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen des Mannes, den ich im Druetſchen Garten auf die unwürdigſte Weiſe mißhandelte. Ich handelte im Rauſche; Sie waren unſchuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich ſcheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir, zu glauben, daß Sie mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die

franzöſiſch-oſtindiſche Kompagnie, welche jährlich zehntauſend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. S. T. Brown, Esq.“

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Brite behielt nur dieſe, und ſchickte ihm die Papiere wieder.

Es war faſt Mitternacht, als Pauline durch den Corridor ſchlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten ſich Beide nicht alles zu ſagen! Er führte ſie in ſein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechſel. Sie erſtaunte und ward von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies vorausſehen können,“ ſagte ſie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlaſſen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben ſo leidenſchaftlich in ſeiner Großmuth, als in ſeiner Eiferſucht, und beide Male mit Unrecht. Du biſt nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?“

„Nichts!“ ſagte Colas, und ſchloß Paulinen an ſeine Bruſt: „Hab' ich doch da Alles!“

„Wird es dir auch bleiben dürfen?“

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schweſter ſcheiden? Wohl, Pauline, Eins fehlt

mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich . . . .“

Er zitterte, mehr zu ſagen, aus Furcht, durch die Vermeſſenheit ſeiner Wünſche zu beleidigen, die Pauline auch aus ſeinem Schweigen verſtand. Sie lehnte mit verſchämter Liebe ihre Wange an die ſeine und flüſterte: „Du haſt Recht, das Adelsdiplom iſt dir nothwendig. Wir müſſen es verlangen.“

In Folge dieſes Beſchluſſes empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubiſe bei erſter Gelegenheit die nöthigen Weiſungen, als er zu Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen bebte. Denn ſie hatte nach jenem geraubten Kuſſe gar ernſte Miene gegen ihn angenommen, und er fürchtete in ganzem Ernſte, ſie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigſtens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht haſſen!“ rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu haſſen!“ entgegnete ſie: „Wie dürft' ich dies wagen wider Sie?“

„Sie ſind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, ſchöne Pauline!“ fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie konnen Sie mir alle Freundſchaft eines armſeligen Kuſſes willen entziehen? Warum ſind Sie ſo ſchön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derſelben

Sie wiſſen es, Sie müſſen es wiſſen, ich bete Sie an."

„Erlauben Sie, gnädigſter Herr," erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienterweiſe würdigen, nur in ihrem wahren Werth annehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir ſelbſt gegen dieſen Edelſinn einen kleinen Verdacht eingeflößt."

„Ich? Um des Himmels willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?"

„Das kann ich nicht ſagen, Prinz; aber wohl, daß Sie voll gekränkter Ehrliebe thätig zur Wegſchickung der rohen Engländer wirkten, ohne des Mannes zu gedenken, der ſein Blut für Ihre beleidigte Ehre vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, dieſen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs ſprechen, ihm vielleicht für ſeine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente... Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergeſſen."

„Den Buchhalter Roſier? Meinen Sie den?"

„Ich meine den Mann, der, als Ihr Name entheiligt werden ſollte, als alle anweſenden Franzoſen verſtummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem ſtolzen Briten aufzunch-

men: den Mann, der vermuthlich jetzt noch an seinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing."

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!" rief der Prinz, der sich getroffen fühlte: „Wissen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, so würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim Könige gethan; so würden Sie erfahren haben, daß es wirklich schon nicht nur um Erhöhung in den Adelstand, sondern um das Ludwigskreuz für Herrn Rosier zu thun ist; daß vielleicht die Ausfertigung schon erfolgt ist."

Fräulein de Pons, überrascht vom Prinzen, trat angenehm überrascht einen Schritt näher: „Also hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann ist's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen."

Die Versöhnung knüpfte sich, wie Versöhnungen dieser Art gewöhnlich: die Herzen traten einander näher, als sie vorher je gewesen. Soubise ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Versöhnungsstunde mit einer Lüge erkauft hatte. Nie war ihm in Sinn gestiegen, sich Rosiers anzunehmen. Und wenn hundert Rosiers für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte sich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von so erlauchter Abkunft

Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber einen freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquiſe von Pompadour leichtes Spiel, ſie zu überreden, daß der ſchöne junge Mann, der ſich für ihre Ehre ſo ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es verſteht ſich, daß Roſiers Verdienſt glänzender dargeſtellt ward, als es in der That war. Was liegt an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in ſolchen Fällen?

Siehe da! Es erſchien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltapfere Buchhalter, mit ſeinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen Majeſtät verwandelte ſich ſeine Geburt in eine edle, und vergoldete ſich ſeine armſelige Wiege. Friſchgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldſtücke konnte man ihn in einer Viertelſtunde alt machen, dem älteſten gleich. Ein bezaldiſcher Tauſendkünſtler ließ ſogleich aus der Namensverwandtſchaft Roſiers mit Roſni eine unmittelbare Verwandtſchaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Roſni, Heinrichs IV berühmtem Freunde, hervorgehen; und ein Stammbaum, deſ-

ſen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Räberin auf.

„Was fehlt dir noch?“ ſagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott ſei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den beſten Vortheil haben würden. Wir müſſen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik.“

11.

Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armſeliger Abſchreiber des Herrn Larmes aus ſeiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgeſtiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erſtaunen. Nicht daß dergleichen Erſcheinungen eigentlich ſelten und unerhört geweſen wären; — o nein, man ſah täglich unbekannte Geſtalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Perſonen unter dem Federzug eines Miniſters ins alte Nichts verſchwinden. Die Menſchen ſpielten im Sonnenglanze der königlichen

Willkühr wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern stürzten mit versengten Fittigen nieder. Es waren damals noch die schönen Zeiten, die leider mit dem unseligen Vernünftigwerden der Nationen verschwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der sultanische Hof am schwarzen Meere oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführerisches Bild darstellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweise das Verdienst um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienste gefährlich werden, und die blödesten Köpfe, die leersten Herzen noch Glück machen konnten, wenn sie sich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel irgend eine Protektion zu verschaffen wußten.

Eben das war es, was bei den Riesenschritten des Herrn von Roßer auf der Glücksbahn gerechtes Erstaunen weckte; man sah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man sah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man sah ihn nicht einmal unter den Anbeterschwärmen irgend einer am Hofe gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterlose Fräulein von Pons dachte Niemand, welches selbst nur eine sehr untergeordnete Rolle im Hause des Grafen von Oron spielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal entging nach langem Umherhorchen nicht, daß ſich der Prinz Soubiſe mit beſonderer Theilnahme des Marine-Buchhalters angenommen habe. Obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieſer Theilnahme bewegen könne, da man den Herrn von Roſier in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend einen Werth für denſelben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was ſeinem eigenen Vortheil früh oder ſpät zuſagen konnte, warf daher ſeinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und ſuchte ihn an ſich zu ziehen.

Colas ward eines Tages zum Kardinal berufen. Dieſer empfing ihn mit ſeiner ihm eigenen Artigkeit, und ſagte: „Herr von Roſier, ſchon längſt war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie ſind zu einer höhern Laufbahn von der Natur beſtimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schickſals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatiſchen Fache, als Angeſtellter in meinem Miniſterium, arbeiten.“

Allerdings war Colas angenehm überraſcht. Es fehlte nicht an Verſicherungen der Dankbarkeit und unbedingteſten Ergebenheit. Im Herzen aber

dachte er an Pauline, und daß ſie die Urheberin ſeiner neuen Erhebung ſei.

„Mit nichten!“ erwiederte dieſe: „Dergleichen macht ſich von ſelbſt. So lange du nichts warſt, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt biſt du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es ſoll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Miniſter, Graf und Herzog wirſt. Du haſt Anlagen zu Allem, ſo gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Verſemacher und froh geweſen war, eine Penſion von fünfzehnhundert Livres zu genieſſen.“

Das Beſte von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freiern Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den königlichen Rath in ſeine Geſellſchaft, — Pauline wußte dies gar gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenoſſe, den man in ſeinen Hinterzimmern kaum beobachtet hatte, nahm in demſelben Palaſte einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch unmittelbarer Nachbar von Paulinens beſcheidenen Zimmern. Graf Oron hätte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu ſehen. Aber Colas und Pauline hüteten ſich wohl, einſtweilen öffentlich als das zu erſcheinen, was ſie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürch-

tete Eiferſucht des Prinzen Soubiſe, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Colas ſei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Colas begnügte ſich mit ſeinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu ſein, konnte dieſes Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältniſſe. Er lernte es bald aus, daß die Kunſt der Diplomatie ſo ſchwierig nicht ſei. Die mangelnden Kenntniſſe konnte man ohne Mühe durch einen geſchickten bürgerlichen Sekretär um Geld haben. Ein anmuthiger Geſellſchafter ſein, eine feine Intrigue durchſpielen, ſich in Jedermanns Laune einſchmiegen, Leidenſchaften wecken und nähren, aber ſelbſt keine äußern, überall horchen, überall ſehen, und doch überall wie taub und blind daſtehen — das lernte ſich bald. Colas dachte: „Wie man ſich doch irrt, wenn man im Staube drunten ſteht und zu den Göttern der Erde hinaufſchaut! Wahrhaftig, jeder luſtige Perükenmacher hat ſo viel Talent zur Diplomatik, als eine hübſche Wäſcherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrſcherin eines großen Reiches zu ſein!“ Aber er dachte das nur, und war ſchon zu guter Diplomatiker, um die Geheimniſſe der Schule auszuplaudern.

Mit demſelben treuen Eifer, wie bisher im

Bureau des Seewesens, lag er nun der Erfüllung seiner neuen Amtsgeschäfte ob, auch der schwierigsten und ermüdendsten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatischen Gastmähler und Besuche gehörten. Er fehlte bei keinem Essen, bei keinem Ball, bei keiner Lustpartie. Die Anmuth seiner Gestalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war also vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältnisse des Prinzen Soubise mit dem Hause des Grafen von Oron geschah, daß auch die Familie dieses Grafen, und daß, nebst der Tochter desselben, auch deren Freundin und Gespielin Pauline, häufig in die Gesellschaftskreise auswärtiger Gesandten gezogen wurde. Colas und Pauline sahen sich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an diesen beiden diplomatischen Personen, was sie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann Alles wieder verhandelt, was sie Beide gethan, gesprochen, gehört und gesehen hatten.

„Und du, reizende Pauline," sagte Colas, indem er die geliebte Gestalt an sein Herz drückte, „du bleibst doch die Königin aller Schönheiten, die dort in wunderbarer, mannigfaltiger Pracht glänzen."

„Aber, Colas," entgegnete Pauline, „daß du gestern die junge Gräfin von Staremberg be-

obachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und ſie iſt doch eigentlich nicht ſo wunderſchön."

„Es iſt wahr," ſagte Colas, „ſie fiel mir beinah' neben dir auf."

„Fiel ſie dir auf?" verſetzte Pauline haſtig: „Aber haſt du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberſchleier iſt's, das Vollendetſte, was ich in dieſer Art je geſehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen ſolchen Schleier . . ."

Colas lächelte und ſagte: „Er wird doch nicht der einzige in der Welt ſein? — Ich frage den öſterreichiſchen Geſandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten."

„Ach, du gutes Kind," ſeufzte Pauline, „du verſtehſt dich auf den Werth dieſes Schleiers ſchlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte ſie, er ſei ein Geſchenk der Kaiſerin-Königin. Nur drei ſolcher Schleier hat die Welt. Die Kaiſerin ſelbſt trägt den zweiten. Der dritte iſt wahrſcheinlich nicht für mich beſtimmt."

„Wer weiß?" ſagte Colas: „Es kommt auf den Verſuch an. Sind wir Beide nicht allmächtig?"

„Colas!" rief Pauline entzückt, und ſchlang

ihre Arme mit Begeiſterung um ſeinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in dieſem Schleier wird Pauline ohne Widerſtreben Frau von Roſier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längſt nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der geſährlichen Nähe einer ſo ſchönen Schweſter unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchſtes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu ſchenken. Das adeliche Geblüt verläugnet ſich ſelbſt nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlichen Geliebten gegenüber.

12.

Die Allianz mit Oeſterreich.

Der Graf von Staremberg, als Geſandter der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia, hatte bisher ſein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den franzöſiſchen Hof zu einer Allianz mit Oeſterreich gegen Preuſſen zu bewegen. Schon hatte der Fürſt von Kaunitz, als auſſerordentlicher Geſandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friedrich der Große von Preuſſen ſelbſt, welcher ſich mit den Engländern, den Erb-

feinden Frankreichs, in Bündniß eingelassen hatte. Dem ungeachtet verabscheute der Kardinal Bernis, so wie die Marquise von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oesterreich, gegen Preussen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten ins Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hofe zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, da die Erscheinung des Herrn von Roßer ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing den Herrn von Roßer auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Gesandte horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermeßlichem Werth und

ſtamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin geſagt, habe ſeine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in den Händen der Kaiſerin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieſer Schleier eine ihm theure Perſon bezaubert habe, und daß er ſeines höchſten Glückes gewiß ſei, konnte er ihr einen ſolchen Schleier bieten.

„Beſter Freund,“ rief der Graf, „ſo ſind wir Beide zu beklagen. Denn es iſt Ihnen ſo unmöglich, einen dieſer kaiſerlichen Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unſerm Hofe zu bewegen.“

„Man muß nie verzagen, Herr Graf!“ ſagte Colas und verſtand ſogleich den Preis, um welchen der brabandiſche Schmuck feil ſei: „Wie vieles iſt in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Geſandte ſtutzte bei dieſen Worten. „Freund,“ rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem ſich der ganze Hof einſtimmig dagegen ausgeſprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquiſe von Pompadour mir mit aller Beſtimmtheit das Gegentheil erklärt haben?“

Colas ſann einen Augenblick und überflog im Geiſte Alles, was ihm ſchon möglich geworden war. Dies gab ihm Muth. „Verzweifeln Sie nicht,

so schwer es auch sein mag!“ sagte er zum Gesandten.

„Freund,“ rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge: gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigsten der Wünsche meiner Kaiserin erfüllen, wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen.“

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man trat nun tiefer in das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Kabinet seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!“

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traume zum Gott gemacht habe, daß sie im Traume noch unendlich liebenswürdiger gewe-

sen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!“ rief Pauline lächelnd und verlegen: „Fast muß ich fürchten, eine schadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Wesen. Nun ja, denken Sie, auch ich sah Sie im Traume. Ja, auch ich sah Sie da im Glanze größerer Liebenswürdigkeit; ich sah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich stand unter den Millionen der Zuschauer, die Ihnen zujauchzten. Ich stand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergessen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte sich mir. Ich war meiner selbst nicht mehr mächtig, und...“

Der Prinz riß die schöne Erzählerin mit aller Heftigkeit seiner glühenden Leidenschaft an seine Brust. Sie aber drängte ihn ernst zurück. „Nicht also, Prinz!“ sagte sie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergessen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume sind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich je schwach sein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden sein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie sind, ich hielt es für

Pflicht — ſo gute Franzöſin bin ich —, den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu ſchmücken, wenn er ihn in der Glorie ſeines Ruhms noch anzunehmen würdigte."

„O, Sie ſind ein boshaftes, grauſames Mädchen!" rief Soubiſe: „Eine Erzſchwärmerin ſind Sie, oder die ſchlaueſte Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit."

„Der Unmöglichkeit?" fragte Pauline verwundert: „Haben wir nicht den Krieg mit England?"

„Wenn auch!" antwortete der Prinz: „Aber Sie wiſſen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nur zu Lande an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal ſchlagen, ich ſelbſt wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!"

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?" verſetzte Pauline: „Greifen Sie die Engländer in Deutſchland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dieſes geſchont?"

„Fräulein," erwiederte Soubiſe lächelnd, „Sie ſind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich iſt Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14351/029

mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist."

„Von wem?" fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preussen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Wunsch von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, wie Paris von Ihnen denkt!"

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren süßen Lippen."

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehr-

geiz geweckt. Ihn auf die Lorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Etrees eifersüchtig zu machen, war der Schlauen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß genommen, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten, als ihn das Fräulein de Pons in einer spätern Unterredung vollkommen entschied.

Er, mit aller seiner Gewandtheit, machte sich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle seine Gewandtheit blieb fruchtlos, diese Königsgeliebte für Oesterreich zu stimmen. Umsonst setzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um sie gegen den König von Preussen zu erbittern. — „Ich liebe diesen poetischen König gar nicht," sagte sie, „und weiß sehr wohl, daß ich in seinen Augen wenig gelte. Aber ich habe eben so wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Also wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unsers Königs wiegt beide auf."

Der Prinz suchte vergebens, ihr gefälligere Vorstellungen von der Kaiserin Maria Theresia beizubringen, und versicherte umsonst, daß diese Monarchin in vertrauten Kreisen mit der lebendigsten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein," sagte die Marquise lachend, „Sie sind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen

Starembergs ſchöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigſtens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiſerin ſelbſt ſchreibt."

Prinz Soubiſe verbarg ſeinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquiſe noch bei weitem nicht der Unüberwindliche ſei. Alle Hoffnung wäre ihm geſchwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeuſſerung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeſchoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquiſe ins Spiel zu ziehen!" ſagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiſerin bewegen, der Marquiſe einen freundlichen Brief zu ſchreiben. Das koſtet der Kaiſerin nichts. An dem Tage, da Staremberg dieſen Brief überreichen wird, iſt die Allianz ſo gut wie abgeſchloſſen. Aber wie dies dem öſterreichiſchen Geſandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!"

„Ueberlaſſen Sie mir die Sorgen!" ſagte Pauline: „Einem Mädchen verzeiht man ſolchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich nicht für einen Prinzen wagen! wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der erſten Feldherren Europens zu ſehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen.... ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin."

Soubiſe lag ewige Treue ſchwörend zu den

Füßen der ſchlauen Pauline, die unerſchöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für ſeinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geiſtes.

Nun ward ſogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen beſprach ſich mit dem Grafen Staremberg. Staremberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Sobiſe auf den Brief der Kaiſerin Maria Thereſia an die Marquiſe.

Eines Abends, als bei der Marquiſe Geſellſchaft war, erſchien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und ſagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müſſen.“

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln ſagen?“ erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genieſſen, Prinz,“ antwortete ſie, „wird mich die Freude doch tröſten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelſten Wünſche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächſtens den Marſchallsſtab und den Oberbefehl eines ſeines Heere geben.“

Soubise's Antlitz glänzte im stummen Entzücken. „Aber wie ist das möglich?“ rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gestehe es, sie ist weitaus die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie sollten nur die liebenswürdigen Zeilen lesen, mit denen sie mich beehrte.“

„Die Kaiserin schrieb Ihnen?“

„Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr.“

Spät noch desselben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leisem Finger gepocht, als das Fräulein eben die Gesellschaft der Familie Oron verlassen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollsten aller Schleier über sie aus. Sie stand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchsten Wunsches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und sank in den Arm des begeisterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen ward die Allianz des französischen Hofes mit Oesterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hatte sich vergebens mit aller Beredsamkeit dagegen gesträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquise von Pompadour, wie der Hof so plötzlich umgestimmt worden wären. Aber er mußte den

Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht sein ganzes Ansehen, vielleicht sein Ministerium einbüßen wollte. Er verwünschte im Herzen den Herzog von Choiseul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündnisses hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüsternheit eines artigen Mädchens nach einem schönen Schleier alle Kunst der Diplomaten vereitelt, und daß einer der subalternen Angestellten in seinem Ministerium die Angelegenheiten großer Höfe entschieden habe.

13.

Sehnsucht nach Einsamkeit.

„Die verwünschte Allianz macht mich krank!“ sagte der Kardinal, als Roßer kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten Denkschrift in das Kabinet des Ministers trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht gestimmt, sie lesen zu lassen, noch sie selbst zu lesen, weder zu hören noch zu sehen. Es ist ein ärgerliches, unsinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philosoph werden.“

„In der That wünsche ich für die Gesundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philosophie, die doch für Alles Arznei haben soll, eine Dosis Gleichgültigkeit oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!“ sagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zuviel Schmach und Unglück für Frankreich vorausſähe!“ antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuſchreiben, weil die politiſche Mißgeburt unter meinem Namen erſchienen und nach mir getauft iſt.“

„Ach, gnädigſter Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieſes alltägliche Schickſal!“ ſagte Colas in einem komiſch-mitleidigen Tone.

„Wenn ich wenigſtens nur den wahren Vater dieſes diplomatiſchen Wechſelbalgs zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Roſier.“

„Gnädigſter Herr, ſchlägt wider Erwarten der Wechſelbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird ſich mehr als ein Vater zu ihm bekennen. Sie wiſſen ja, daß manche Stadt, die ſich Anfangs ihres Sohnes ſchämte und ihn verſtieß, hintennach dem großen Manne Ehrenſäulen errichtete. Und, gnädigſter Herr, wer iſt denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognoſtikon ſtellen könnte? Erwarten wir ſchweigend den Ausgang der Dinge.“

Der Kardinal lächelte und ſagte: „Wahrhaftig, Sie ſind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen ſo altklugen Troſter vermuthet. Sie

haben Recht. Wir müssen zum elenden Spiel die Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn in vollem Ernste, Herr von Roßer, daß diese Verbindung mit unserm Erbfeind und erblichen Nebenbuhler gegen unsern uns von der Natur selbst gegebenen Bundesgenossen jemals ein kluger Streich genannt werden könne, selbst wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden sollte?"

„Gnädigster Herr, unterm Monde ist nur das Unglück albern, aber das Glück heißt immer klug."

„Freundchen," rief der Kardinal, „so der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verständige Leute werden sagen: es war ein alberner Streich, und nicht das Verdienst des Streichmachers, wenn es glückte. So wird die Geschichte einst von mir reden und dieser Allianz."

„O, gnädigster Herr, grämen Sie sich nicht über das Urtheil der Geschichtschreiber. Diese Leute messen Alles nach dem Erfolg. Darum preisen sie Brutus, Cäsar und Alexander, und fluchen sie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verständigern werden höchstens sagen: der Kardinal Bernis spielte Hazardspiele, aber war glücklich. Die noch Feinern werden sagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal

war einer der größten Geister, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zusammenhang sah, als ihr in euern Studierwinkeln. Was euch Wagstück scheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß seines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

„Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold ist. Aber, lieber Rosier, ich fürchte, die Disteln tragen keine Trauben."

„Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde der Diplomatik zu stehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geschehen kann, beruhigen."

„Die sollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen."

„Die eine ist: Wir müssen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unserm Kabinete die Welt regieren; sondern die Welt regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh putzt, geht ein unsichtbares Band, das Alles ohne unser Wollen und Wissen zusammenhängt. Die Weltbegebenheiten sind nur Früchte von unsichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der gesellschaftlichen Verkettung, und alle unsere Klugheit wird daran zu Schan-

den. — Die andere iſt: Der Himmel iſt auch in der Politik der beſte Vormund der Dummen. Denn ich habe geſehen, daß ſich auch die trefflichſten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigſten Menſchen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geſchäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfich des Knaben das Rad herumhaſpelt. Von der andern Seite ſah ich ſchon die verkehrteſten Maasregeln der Schwachköpfe von erſtaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfenen Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen."

„Sie haben Recht, Roſier!" ſagte der Kardinal: „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fatalismus iſt die Philoſophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung, in Ihrem Schickſalsglauben Philoſoph zu werden. Indeſſen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüſte Geſchäft wird mir ſchwer zu verdauen. Ich ſehne mich nach Einſamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen auf's Land und mich zerſtreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Geſellſchaft zu leiſten, Herr von Roſier. Wir werden in der ſchönen Einſamkeit der Wald- und Felſenwildniſſe mit einander ungeſtört philoſophiren können. Es thut mir wohl, einmal aus dem Stürmen und Treiben des Hoflebens zu ent-

kommen und in der freien Frühlingsnatur frische Luft zu schöpfen. Also, Sie begleiten mich. Ende dieser Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau."

Colas verbeugte sich und fühlte sich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzusehr geschmeichelt, als daß er sein Vergnügen über diese Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht so viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht sechs Wochen, vielleicht zwei Monate sollen wir uns trennen?" rief sie: „Das ist ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die stillen Gärten von Fontainebleau streifen könnte. Wie glücklich wären wir Beide da, wo wir einander ungestört angehören könnten!"

„Ja," sagte Colas, „wir wollten uns da ein Arkadien schaffen. Aber besitzt nicht Graf Oron bei Fontainebleau die große Meierei und ein schönes Herrschaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu genießen."

„Ein goldener Einfall!" jauchzte Pauline, und sie machte sich sogleich an die junge Grafin, und malte ihr den Reiz des idyllischen Lebens mit den glühendsten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverstanden.

„Ach,“ sagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich sehne mich nach Einsamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluft schöpfen. Noch nie war ich in unserer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof ist in Paris. Wir könnten die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungestört genießen.“

Der alte Graf, welcher gern die Wünsche seiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Die Lustpartie ward beschlossen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubise davon, als Freund des Hauses. Er berechnete auf der Stelle, daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Rosenlauben ihn das schönste Glück erwarte. Er beschloß sogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, sie dort durch seine Gegenwart zu überraschen.

„Ich sehne mich unendlich nach Einsamkeit!“ sagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreise und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten stürze. Noch einmal möchte ich mich der schönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern mich auf den Feldzug vorbereiten. Wurde mir der

König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau gestatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquise, und durch Ihre Güte bin ich glücklich."

Die Marquise verhieß ihm Gewährung des Wunsches vom Könige, und in der That erhielt er sie bald. Wie inzwischen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei sich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günstling in kurzer Zeit Frankreich werde verlassen müssen, that es ihr weh, seine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sire," sagte sie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnsucht nach Einsamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majestät bedürfen der Zerstreuung. Wir hatten schon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt ins Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai's in Fontainebleau verständelten?"

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen!" sagte er: „Treffen Sie Anstalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber."

14.

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Colas in philoſophiſcher Muße verlebt, und ſein Glück geprieſen und in einigen niedlichen Verſen verewigt, die wir noch heute in ſeinen Werken leſen: ſiehe, da belebte ſich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die ſchöne Nachbarſchaft freut mich!“ ſagte der Kardinal zu Colas: „Die jungen Damen ſind liebenswürdig. Wir ſtatten ihnen ländliche Beſuche ab. So werden wir in unſerer kloſterlichen Einſamkeit Abwechſelung haben.“

Einen Tag ſpäter erſchien Prinz Soubiſe und nahm mit zahlreichem Gefolge einen der Flügel des Schloſſes ein.

„Es ſcheint, wir bleiben nicht ſo ganz für uns!“ ſagte Colas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieſer: „Doch iſt es mir faſt nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieſer todten Welt zu erblicken. Ich geſtehe, es iſt mir in der ſtillen Palaſt-Wüſte etwas unheimlich. Jeder Fußtritt ſchallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, ſie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß ſeine Luſt in einer engen Hütte ſuchen.“

Zwei Tage ſpäter erſchienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutſchen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeiſtern, Lakaien, Zeremonienmeiſtern, Sekretären, Kellermeiſtern, Kammerherren, Geiſtlichen, Schauſpielern, Jägern, Hofſchneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäſcherinnen, Feuerwerkern, Perrükenmachern, Paſtetenbäckern und Freudenmeiſtern (maîtres de plaisir) in die Höfe der weitläuftigen Paläſte ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Geſtalten aller Art. Es war ein Rufen und Lärmen, Hämmern und Klopfen, daß alle Nervenſchwache Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kaſernen und Wachten. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligſt Bäckereien und Metzgereien einquartiert und in Thätigkeit geſetzt.

„Heiliger Himmel!“ ſchrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen Sie mir doch das Spektakel an! Ich Unglückſeliger, welcher böſe Geiſt mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem

Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!“ Einige Stunden später fuhr die Marquise von Pompadour an, gefolgt von sieben-zehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!“ jammerte der Kardinal, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfalls verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlössern und fünf Höfen zusammengeflickt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich noch vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Trosse der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können.“

„Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!“ erwiederte Colas: „Indessen stehen wir vielleicht bald wieder einsam.“

„Mit nichten, Herr von Rosier. Umgekehrt,

der König findet es hier allerliebst, die Marquise bezaubernd, der ganze Hof göttlich."

„Indessen freut es mich, Ew. Eminenz wenigstens den Trost bringen zu können, daß man stark davon spricht, der Hof werde sich von hier nach Marly begeben."

„Mein Gott, lieber Rosier, daran ist nicht mehr zu denken. Der König sagte gestern Abends noch beim Feuerwerk: Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen auf dem Lande. Ich habe fast Lust, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben."

Colas tröstete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei schlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubise auf den Gedanken gerathen sei, nach Fontainebleau zu kommen.

„Hm!" dachte Colas: „Mir wird es klar. Ich zog Pauline, Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquise, die Marquise den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachschleppe." — Die Vorstellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er selbst sehr bescheiden an die Richtigkeit. „Es käme aber", dachte er, „doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen."

„Und warum so nachdenkend und einsilbig?“ fragte Pauline ihren Begleiter, mit dem sie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der schönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn Raths gemacht? Es ist gefährlich, mit so vielen Schonheiten unter einem Dache zu wohnen.“

„Nichts weniger, als das, böse Pauline; seit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons unter einem Dache wohne, bin ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe.“

„So gestehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?“

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Oronschen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Getäusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück.“

„Du sprichst aus meiner Seele, Colas. Ich kam unserer Beider willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe

morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris, und — werde bei dir gesund.“

Die Sache ward abgekartet. Colas besuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. „Wenn mir Ew. Eminenz“, sagte er, „das Vertrauen schenken, will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen.“

„Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!“

„Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen.“

Der Kardinal lachte: „Ich verstehe Sie, Freund. Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reisen Sie, denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich habe der Gesellschaft zuviel. Reisen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir. Reisen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notredame zu besteigen

und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist."

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reisete ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden jungen Damen nach Paris führen, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht errathen konnte. Er glaubte aber in keinem Falle irre zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, das Fräulein de Pons habe sich durch die Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könne.

Kaum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour: „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll

Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Etrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stocken alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe."

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise, den Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbureau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung von Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen beurkundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien

zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen."

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Se. Majestät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, sondern eine Austernpastete, die dem Könige übel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!" brummte er bei sich: „Ich glaube, mein Windmacher Rosier steht wirklich auf dem Thurm von Notredame und bläst."

Wie aber sich das Gerücht verbreitete, der König könne die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden; die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten; der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und bis auf den letzten Küchenjungen verstob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in

Todesstille dalag — rief der Kardinal auſſer ſich: „Was iſt das? Zufall? Oder hat der Windmacher Roſer einen Bund mit dem böſen Geiſte?“

15.

Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreiſe des Prinzen Soubiſe zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger geweſen war, als er ſelbſt geglaubt hatte. Erſt die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu ſpät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu ſein, als ihm kein Vortheil mehr aus ſeiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichten Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigſten zufrieden zu ſein, ſah er ſich in einer Lage und in einem Wohlſtand, wie er nie für ſeine Perſon erwartet hatte. Seine diplomatiſche Stellung, ſein Anſehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wiſſen wie, bei den Geſandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geſchenke ein. Die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, da er ſich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung ſeines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in ſeiner Kaſſe Erſparungen

auf Erſparungen. Er benutzte dieſe und eine vortreffliche Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, deſſen Ertrag ſchon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu ſchaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er ſeine politiſche Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauſcht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigenſinnig dagegen geweſen. Sie liebte ihn, ſie erfüllte jeden ſeiner Wünſche, nur den einzigen nicht, ſich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas,“ ſagte ſie, „und ich hoffe, du kannſt es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz eigenen Werth, Mädchen zu ſein und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, ſich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wiſſen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Feſttage. Als Frau verlöre ich davon ſchon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erſcheint das allen Mädchen ſchreckliche Zwanziger-Jahr. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber ſterben, als eine Jungfrau von zwanzig Jahren heißen. Aber eine junge Frau von zwanzig Jahren hat wieder friſchen Zauber eben durch ihre Fräulichkeit.“

Colas gab ſich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geſchwinder, als ihr neunzehntes Jahr. Da ward der diplomatiſche Brautſchleier

hervorgenommen, und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Roßer.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preussen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preussen und Sie allein, die mich beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte! Ich verwünsche die Preussen, und liebe Pauline. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch."

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nikolaus de Roßer überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Ver-

schulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt: aber als es Ernst ward, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon zwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer als eine Reichsarmee. So sind es denn Roßer und die zwanzig Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns Beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nicht desto minder geschätzt in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern."

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!" sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte: „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich

und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen."

— „Gnädigster Herr," erwiederte Colas, „einem welterfahrnen weisen Mann, wie Sie, sollte zuletzt das Urtheil Frankreichs und Europens sehr gleichgültig sein können, da Sie selbst wissen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menschen über die Begebenheiten und deren Ursachen ist."

„Aber ich bin Minister, ich habe das unselige Bündniß unterhandeln und unterschreiben müssen. Es ist mein Name, mit dem gespielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht sagen: wer hat es denn in Frankreich gethan, wer regiert denn, wenn der Minister, der Kardinal Bernis, nicht regiert?"

— „Nein, gnädigster Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verständige Leute, um dergleichen sagen zu können. Ja, Sie sind so gewiß Minister, als der allerchristlichste König wirklich König ist. Aber Sie kennen meine Ansichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrscht, noch daß Sie regieren."

„Was wollen Sie damit sagen? Wer herrscht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?"

— „Verzeihen Sie. Die Marquise ist so unschuldig, als Sie und der König."

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie spannen meine Neugier. Reden Sie!“

— „Ich kann's nicht wissen. Vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Koryfäen, Frauen der königlichen Staatsräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder K[illegible]innen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heut Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und zwischen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.“

„Sie wären im Stande, mir mein Ministerium zu verleiden. Sie halten, glaub' ich, Frankreich für keine Monarchie, sondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verständlicher.“

— „Ich kann nicht deutlicher sein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Entscheidenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen

wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorfließt, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind."

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen."

— „Keineswegs. Ich befinde mich in unserer königlichen Anarchie sehr wohl, und bin bescheiden genug, zu glauben, daß ich in einer Gesetzesmonarchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen. Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelputzer, wechselseitig gestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe."

„Kleine Ursachen großer Wirkungen! Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden, was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst, mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Räthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig, offenbar genauer, als die besten Köpfe einzeln im Volke."

— „Erlauben mir Ew. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV auf dem Throne säße, würde nicht er, sondern jeder armselige Schreiber, jeder von den geringsten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen. Es wäre auch nicht anders möglich. Denn der König ist nicht allwissend, er folgt den Angaben und Ansichten des Raths der Depeschen. Die Minister, Kanzler, Staatssekretäre und Generalkontrolleurs in diesem Lande sind nicht allwissend, sondern folgen den Ansichten und Berichten der Gouverneurs in den Provinzen. Die Gouverneurs schöpfen ihre Ansichten und Berichte aus den An-

gaben der Kommandanten und andern obern Beamten ihrer Provinz. Diese Beamten lernen ihre Welt aus den Berichten der Stadtmagistrate und untern Amtleute kennen. Diese hinwieder verlassen sich auf die Anzeigen, die ihnen von einzelnen ihrer Amtsgenossen und Untergeordneten gemacht wurden. Zuletzt sind es also gemeine Schreiber, kleine Stadt- und Dorfdespoten, Angestellte ohne Kenntniß, oft ohne guten Willen, die zu allen Verhandlungen im Staatsrathe den Urstoff liefern; und aus der Menge verworrener Ansichten dieser Subalternen, die in jeder neuen obern Behörde neue Farben empfangen, bilden die Staatssekretäre ihre Anträge. Kennt der König also den Zustand seines Reiches anders, als aus Berichten oft gerade der unwissendsten Unterthanen?"

Der Kardinal und Colas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gesprächs, wie sie Colas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer

mehr gewann, deſſen gewöhnlicher Geſellſchafter wurde und von ihm zu Geſchäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne beſondere Geiſtesgaben zu verlangen. Es verbreitete ſich ein wahrer Goldregen über Herrn Roſiers Schreibtiſch und Paulinens Schmucktiſch, goldene Brillantringe, Uhren, Doſen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatiſcher Gnadengram.

Colas fühlte ſich dem Kardinal ſehr verpflichtet. „Ich habe meine guten Gründe, lieber Roſier," ſagte der Miniſter lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe koſten, mit keiner Gefahr verbunden ſind und am meiſten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeſchäften. Ich möchte Sie im Voraus entſchädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen ſollte."

„Sie mich unglücklich machen, gnädigſter Herr?" fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem ſchlichten, geſunden Menſchenverſtande wundern ſich? Wiſſen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unſicherm Boden ich in unſerer königlichen Anarchie ſtehe? Heute bin ich Miniſter; wiſſen Sie, was ich morgen ſein werde? Wahrhaftig, Freund, ich ſelbſt weiß das ſo wenig, als am türkiſchen Hofe der Großweſſier oder Kaimakan von ſich zu ſagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vier-

undzwanzig Stunden in den Geschäften oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann sind. Es ist meine Pflicht, freundschaftlich für Sie zu sorgen. Fall' ich, so fallen auch Sie, und der neue Günstling wird alle Stellen mit seinen Geschöpfen besetzen."

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über die Zukunft beruhigen, kannte aber diese Hofwelt zu gut, um an seine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und sagte: „Colas, heute benat man sich vor dir; daran ist wenig gelegen. Fällst du einst, weil der Kardinal fällt, so gibt dir der Höflings- und Beamtenpöbel Fußtritte. Daran ist mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlassung. Der Kardinal hat Ahnungen, die sich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er scheint dir Winke geben zu wollen. Benutze sie. So bewahrst du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unsern Gütern, oder genießen den Winter zu Paris, wenn wir des ländlichen Stillebens müde sind; was verlangen wir mehr?"

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit so reizend zu schildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens so verführerisch, daß Colas keinen Augenblick widerstand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Roſier nach einigen Monaten ſeine Entlaſſung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo Nichts von Geſetzen, Alles vom Wohlgefallen des Gebieters und ſeiner Lieblinge abhängt, wird die Selbſtſucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland iſt, macht man ſich's in ſeinen vier Pfählen!“ ſagte der Miniſter: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landſitz, ein junges, ſchönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener ſein, wenn Sie Herr ſein können? Warum wollen Sie nicht in der geſunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Luſt des Lebens ungeſtört genieſſen?“

Die gnadenvollſte Entlaſſung des königlichen Rathes erſchien, und war, wegen treu geleiſteter wichtiger Dienſte deſſelben, mit einem mäßigen, doch anſtändigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Colas nicht einmal gezählt hatte. Er ſchlug ihn nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr ſchönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landſchaft, in reizenden Umgebungen, zwiſchen freundlichen Nachbarn, vergaßen ſie das Irren und Wirren der Hauptſtadt ſchnell. Colas, verliebter in ſeine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline geweſen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten

Beide im Paradiese des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, so verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis seine Entlassung beim Konige erbeten und empfangen hatte. Choiseul trat an seine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wiegend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens saßen, wurden sie nicht wenig überrascht, als plötzlich die Gestalt des Kardinals vor ihnen stand. Er war es selbst. Seine Equipagen hielten vor dem äussern Hofe des Schlosses. Er hatte sich, um zu überraschen, den Weg zur Gutsherrschaft zeigen lassen.

„Ihr Glücklichen!“ rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu stören. Aber sehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels.“ Er umarmte seinen Freund Roser und küßte der schönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder,“ sagte er, „wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Musen trösten, so gut ich mag.“

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädiger Herr?“ riefen Pauline und Colas erstaunt.

„Das ist für keinen Philosophen, wie Roßer, Ursache zum Erstaunen!“ entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einst im Gespräche auf meine Frage: Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie sagten: Vielleicht Kesselflicker, Savoyarden, Wäschermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernst erfahren. Sie wissen, wie der Herzog von Choiseul sich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübsches Mädchen, Choiseuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majestät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu spielen, war nicht spröde, und die Liebschaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er stellte sich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog spürte, des Königs flüchtige Neigung wende sich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erste, welcher Lärmen schlug und seine Verwandte vom Hofe und von Paris entfernte. Der König wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefsten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Person, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erst dann entfernt, als es die Marquise verlangte. Er spielte seine Umtriebe meisterhaft, und dafür ward er so reich

Gesandter am Wiener Hofe. Einen so ergebenen Mann hatte die Marquise aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, sobald ich meine Entlassung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückseligen Bündnisses mit Oesterreich und des Krieges mit Preussen länger tragen konnte, ward Choiseul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind sein, zu rechter Zeit sehend werden — das brachte den Herzog von Choiseul an die Spitze Frankreichs."

„Aber", rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?"

„Eine Kleinigkeit!" erwiederte der Kardinal: „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen."

„Ew. Eminenz scherzen!" sagten Colas und Pauline.

„Mit nichten. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle saß ein ganz gemeines Marketendermädchen, als die Urheberin meines Schicksals. Einer meiner Stallknechte, der dieses Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienste gejagt, weil sich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutscher überwiesen worden war, mich betrogen und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochschwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnasigen

Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grausamkeit klagend, zu ihrem besondern Beschützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Gardelieutenant lief zur Gemahlin des Generalkontrolleurs. Diese bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich schlug seine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es seinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquise von Pompadour. Das Kammermädchen sagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquise, und die Marquise, der Himmel weiß was, dem Könige. Kurz, ich erhielt ein allergnädigstes Handschreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch so bald als möglich, vertauschen könne, weil, wie ich zu deutlich bewiese, die Maasregeln Sr. Majestät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Also bin ich auf dem geraden Wege nach Rom."

Der Kardinal reisete nach zwei Tagen ab. Colas und Pauline priesen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem verbannten Freunde in Briefwechsel, der erst nach dem Tode der Marquise, etwa im sechsten Jahre seiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete sich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. Denn, lehrte er, „wer regiert denn?"

Der Feldweibel.

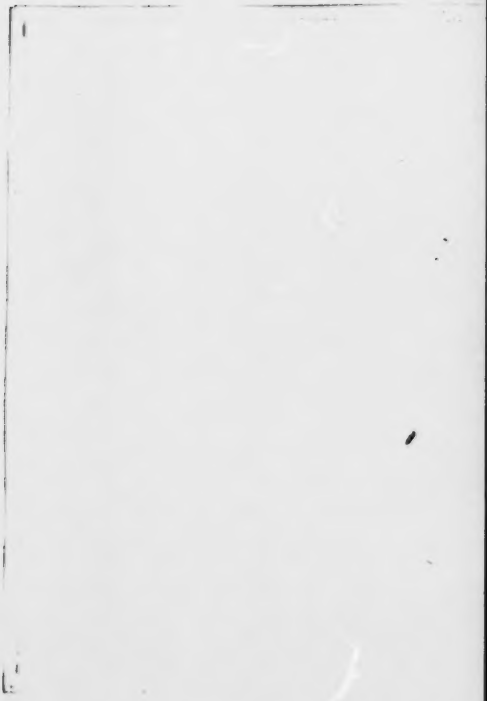

1.

Und überall, an überall
Auf Wegen und auf Stegen
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.

Bürgers Lenore.

Der Zweite in der Reihe von den preußischen Königen, Friedrich Wilhelm I, war von Potsdam nach Magdeburg gekommen, um im Vorbeigehen auch die neuen Schanzen, Bollwerke und Wälle zu besichtigen, deren Anlage er befohlen hatte. Als den Tag nach seiner Ankunft ruchbar ward, er werde, von der gesammten, glänzenden Feldherrnschaft begleitet, zu Pferde von der Neustadt in die Altstadt hereinkommen und den Zug durch die ganze Länge der Stadt zum Schlosse oder sogenannten Prinzenhause am Domplatze machen, war bald nach der Mittagsstunde Alles, ihn zu sehen, in Bewegung, was irgend Werkstätte, Laden, Schreibstube, Putzzimmer, Küche, Keller u. s. w. verlassen konnte. Denn einen König, und dazu noch ihren eigenen König, mit leiblichen Augen zu sehen oder wiederzusehen,

war für die Magdeburger kein geringes Fest. Jeder bildete sich auf diese Ehre nicht wenig ein, und ward noch Jahr und Tag nachher um einen Zoll größer, wenn er davon sprechen oder wohl gar Nebenumstände erzählen konnte, die er beim Anblick des Königs wahrgenommen; zum Beispiel, wie derselbe nachdenkend gewesen sei, oder mit wem er eben gesprochen, oder wie er ausgespuckt, oder wie er beim Grüßen den Hut angegriffen habe. Damals galt ein Monarch noch für ein Wesen höherer Natur, wie ein Erbstatthalter des ewigen Schicksals, wie eine Nationalgottheit in wirklicher Menschengestalt. Noch wagte Niemand, die Göttlichkeit eines gekrönten Hauptes zu bezweifeln, als etwa der Kammerdiener, Edelknabe, Leibhusar, Hofmedikus, oder wer sonst mit den menschlichen Schwachheiten der Potentaten in unmittelbare Berührung gerathen war.

Wie Bäche und Nebenflüsse ihre unruhigen Wellen in das weite Wogengebrause eines Hauptstroms ergießen, so spien jetzt die engen, zahlreichen Seitengassen ihre Bevölkerung, bald zu einzelnen Schwärmen, bald zu langen Zügen, in die belebte Hauptstraße der Stadt, der breite Weg genannt. Diese Straße, von unregelmäßiger Bauart und ungleicher Breite, mit alten und neuen, hohen und niedrigen Gebäuden und Kirchen besetzt, erstreckt sich in einigen Krümmungen über

eine Viertelſtunde lang von einem Thor zum andern. Ueberall ſah man die Fenſter durch ſämmtliche Stockwerke mit neugierigen Zuſchauern erfüllt, denen das Menſchengewimmel drunten einen nicht minder ergötzlichen Anblick gewährte, als ſie ſelber hinwieder dieſem einen reichen Stoff zur Verwunderung oder zu ſcherzhaften Bemerkungen oder neugierigen Forſchungen boten.

Je näher der Augenblick trat, da der König erſcheinen ſollte, je mehr verminderte ſich das anfangs rege Durcheinanderirren der Menſchenmenge. Das unförmliche Gewirre trennte ſich zu beiden Seiten des breiten Weges, und das Vielbewegliche erſtarrte zu einzelnen feſten Volkshaufen, oder Gruppen, je nachdem man ſich, durch Zufall mit Freunden oder Fremden zuſammengeſellt, auf einem vortheilhaften Platze befand.

In einem dieſer Haufen, der ſich Kopf über Kopf amphitheatraliſch auf den liegenden und ſtehenden, behauenen und unbehauenen Sandſteinplatten, auf Geſtellen, Brettergerüſten und bretternem Obdache der Steinmetzen vor der St. Katharinenkirche emporgeſchichtet hatte, herrſchte ganz beſondere Lebhaftigkeit. Denn ein beträchtlicher Theil der lieben Schuljugend hatte ſich hier der Anhöhen bemächtigt, und trieb da, zur erlaubten Gemüthsergetzung, ihr Kurzweil; ließ

bald den Einen bald den Andern, der sich sicher wähnte, vom Steingefell hinab in den dicken Volkshaufen, oder sie glitt in Masse, schreiend und prasselnd, von der schlüpfrigen Bretterdecke der Steinhütte zur Erde nieder, wie beim Thauwetter im Winter die Schneelagen eines schroffen Hausdaches.

„Alle Wetter!“ schrie im Haufen ein schnurrbärtiger Invalide, indem er den knotigen Krückenstock schwang, der zu seinem holzernen Bein die Stelle eines dritten oder Hilf-Fußes vertrat: „Führet die Teufelsbrut dahinten nicht ein Wesen, als stürzten uns die zwei schwarzen Thürme der Katharinenkirche über den Kopf zusammen? Haltet euch still, ihr Speckhusaren, oder ich hau' euch zusammen, daß die Stücke davon fliegen!“

Die Buben verlängerten alle voll edler Wißbegier die Hälse, den Schlund zu erblicken, aus welchem die furchtbare Stimme hervordonnerte. Einige hatten gute Luß, zu kichern und den ungebetenen Zuchtmeister zu necken nach ihrer Weise: aber den meisten verging doch die Begierde beim Anblick des gewaltigen Knotenstocks und des erschrecklichen Bärengesichts. Das war ein Kopf, zwischen zwei breiten Schultern, der auch handfestere Gegner erschrecken konnte. Ein starknochiges, braunes Gesicht, mit großer spitzer Habichtsnase, wandte sich in drohendem Stolze bald recht

bald links. Ein grauschwarzer Schnurrbart hing über und seitwärts dem Munde, und zwei schwarze Augen blitzten fürchterlich hinter überhangenden eisgrauen Augenbraunen hervor, wie die stechenden Sonnenstrahlen zwischen perlfarbenen Gewitterwolken.

Aber aus den Augen, aus dem Sinn. Kaum hatte der Invalide sein Schreckensantlitz wieder von der leichtfertigen Jugend weggewandt, um einem ihm wohlbekannten alten reichen Herrn zu winken, der von der Schrotdorfer Gasse daher über den breiten Weg mit feierlichen Schritten kam, huben die Jungen hinter ihm das Spiel von neuem an. Erst sangen einige der muthigsten das lustige Wort „Speckhusar" mit leiser Stimme, dann mehrere, dann alle, und immer lauter, zuletzt recht taktrichtig mit kräftigstem Geschrei.

„Daß euch alle Donner, Wetter und Hagel in die Schelmenrachen fahren!" brüllte plötzlich der Invalide, schnell umgeschwenkt mit emporfliegendem Knotenstabe. Und jählings stob die Schaar der Buben von Steinen, Gesellen und Brettern weit aus einander nach allen Weltgegenden, wie ein Schwarm Spatzen im Herbst, wenn ein Schuß unter sie fällt. Der Invalide stutzte aber einen leisen Druck auf seine Pelzkappe von hinten her. Es war der alte reiche Herr, der wegen seiner ausserordentlichen Länge, wie die

Tanne über dem Unterholze, zwischen allen zufälligen Nachbarn und Nachbarinnen hervorragte, und seinen Arm über die Köpfe der Umgebung zum Invaliden gestreckt hielt.

„Was machst du für Händel, Krabb?“ sagte der lange, reiche Herr: „Laß den Kindern ihre Lust; sie treibens dir nur ärger.“

„Mordio!“ brummte der Invalide, und zog ehrerbietig grüßend die alte Pelzkappe: „Wenn man das Satansgeschmeiß nicht in Ordnung hält, könnte es sogar in Gegenwart von königlicher Majestät Unfug begehen und Schimpf und Schande über die gute Stadt Magdeburg bringen. Das ist kein Spaß, wenn man es mit großen Monarchen zu thun hat. Bleiben Sie nur da stehen, Herr Wilmson; Sie haben einen guten Platz da, den König zu sehen. Alle Wetter, die Ehre hat man nicht alle Tage.“

„Still, still!“ riefen andere Stimmen: „Der König ist gewiß schon beim Krokentor. Seht, schon ein Husar! Das Volk entblößt schon dahinten die Köpfe. Hut ab! Hut ab!“

Der Invalide Krabb, der sich in die vorderste Reihe gedrängt hatte, zog die Pelzkappe ab, und Herr Wilmson neben ihm den feinen dreieckigen Hut, dessen Vorderspitze einen langen vorstehenden Schnabel bildete. Links und rechts entstand Todtenstille im Volke.

„Sehen Sie, Herr Wilmſon," ſagte der Invalide mit leiſer Stimme, „wie prächtig! Ja, das iſt der König, der Vorderſte da mit dem großen Stern auf dem blauen Rocke und dem ſpaniſchen Rohr. Kreuz-Wetter, der kann Schläge austheilen! Ich hab's einmal bei Bollin geſehen. Der beſte Korporal führt nicht ſolchen Stock."

„Und wer iſt der alte General, der neben dem König, doch etwas zurückbleibend, reitet?" fragte Herr Wilmſon: „Kennſt du ihn, Krabb?"

„In drei Teufels Namen, ob ich ihn kenne? Mein Rücken erinnert ſich noch am jüngſten Tage ſeiner, wie er mir — ich war kaum ſechs Wochen beim Regiment — eins mit flacher Klinge über die Schulterblätter zog, weil mein Haarzopf nicht die ordonnanzmäßige Länge hatte. Das iſt der alte Deſſauer! Der iſt hieb-, ſtich- und kugelfeſt. Sie hätten ihn ſehen ſollen, Anno vier, bei Hochſtädt, wo wir den Marſchall Tallard fingen und die Franzoſen peitſchten. Dreitauſend Schock Millionen Granaten! Anfangs ging's uns etwas ſchief. Da ließ er ſeinen Deſſauer Marſch aufſpielen, und vorwärts ging's wieder, hinein in den dichſten Kugelregen. Still, jetzt kommen ſie! Muckſe Keiner!"

Es ward tiefe, ehrfurchtsvolle Stille weit umher. Der König ritt langſam daher im Geſpräch mit ſeinem berühmten Generalfeldmarſchall, dem

Fürsten Leopold von Dessau; hinter ihnen die übrigen Generale und Offiziere. Plötzlich schien der König sein Pferd einen Augenblick anhalten zu wollen, indem er einen langen Blick auf den Herrn Wilmson warf und zum Fürsten von Dessau sprach. Der König ritt weiter und sah sich noch einmal um. Der Fürst war zurückgeblieben, bis der Kommandant von Magdeburg in seine Nähe kam. Beide redeten zusammen wenige Worte, mit dem Gesichte nach der Seite gewandt, wo der Invalide und Wilmson standen. Dann ritt der Generalfeldmarschall in kurzem Trabe dem Könige nach.

Als sie kaum vorüber waren, sagte Herr Wilmson zum Invaliden: „Kradd, ich wette Zehn gegen Eins, der König kennt dich und deinen Stockfaß noch, und der alte Dessauer dazu. Sie sprachen gewiß von dir. Hast du's nicht bemerkt? Das kann für dich ein glücklicher Tag werden!"

„Richtig, Herr Wilmson. Fast sind mir die Sinne geschwunden. Aber doch hätte ich schworen wollen, der König hätte mehr Sie, Herr Wilmson, als meine Wenigkeit ins Auge genommen. Der alte Dessauer aber, denk' ich, muß mich, mein Seel, noch kennen; denn ich war's, der bei Hochstädt einen baierischen Offizier niederstieß, der eine unserer Fahnen erobert hatte; ich reichte sie dem Fürsten, als er es sah, was ich gethan,

und er riß ſie mir aus der Fauſt, und, kol' mich, ſtraf' mich! als er die Fahne auf dem Pferde hatte, Herr Wilmſon . . ."

Jetzt erſt bemerkte der Invalide, daß ihm, im Gedränge der dem königlichen Zuge nachſchwärmenden Leute, Herr Wilmſon von der Seite gekommen ſei und er ſeine Geſchichte wildfremden Menſchen erzählte, die neben ihm gingen. Er ließ einen derben Fluch aus, ſah nach allen Richtungen umher, ſeinen Mann wieder zu finden. Weil er aber die Hoffnung aufgab, machte er rechtsum und ſteuerte ſtromaufwärts durch das Menſchengewühl.

Haſtig ergriff ihn ein ſchöner junger Mann, von hoher Geſtalt, beim Arm. Es war der Sohn des Herrn Wilmſon, der ihm entgegentrat und ebenfalls einen in der Menſchenmenge Verlorenen zu ſuchen ſchien.

„Donner, Sie ſind es, Fritz?" rief der Alte: „Haben Sie den König gut geſehen? Bei uns hätten Sie ſein ſollen. Ich kann Ihnen eine ganze Tafelsgeſchichte erzählen . . ."

„Ich habe nicht Zeit, Krabb, dich hier anzuhören!" ſagte der junge Wilmſon: „Nur geſchwind das Eine: begegnete dir nicht, erblickteſt du nicht

ein junges, schwarzgekleidetes Frauenzimmer, in tiefer Trauer?"

„Schatz," entgegnete der alte Schnurrbart, „wenn man den König und den alten Dessauer vor sich hat, fragt man den Kukuk nach jungen, traurigen Frauenzimmern. Kommen Sie, Fritzchen, ich muß Ihnen eine Teufelsgeschichte erzählen. Ihr Vater und ich gerathen darüber in Hader und Streit, verlassen Sie sich darauf. Es ist die Frage, ob des Königs Majestät ihn oder mich angesehen, ob der alte Dessauer von ihm oder von mir mit dem Herrn Kommandanten gesprochen hat? So wahr ich lebe, ich glaube bald selbst, daß es mir galt. Der König konnte bei meiner Uniform und meinem Stelzfuße nicht blind vorbereiten, und der Feldmarschall weiß wohl, wie ich bei Stralsund um mein gutes Bein kam. Sehen Sie, ich hatte Beine, stark und voll, wie die Übrigen, Fritz, ..." Dabei machte der Erzähler eine Bewegung, um auf die Füße des jungen Wilmson zu zeigen: bemerkte aber, daß dieser neben ihm verschwunden war, und die Leute, welche noch einzeln an ihm vorbeizingen, die Mienen zum Lachen verzogen, wenn sie ihn so laut mit sich selber reden hörten.

2.

Und frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen.

Bürgers Lenore.

Der junge Wilmſon war in der That ſchon längſt davongegangen, um die verlorene ſchöne Trauergeſtalt wieder zu finden, die ihm wichtiger als der König und der alte Deſſauer geworden zu ſein ſchien.

Er hatte nämlich anfangs unter den zahlreichen Zuſchauern ſeinen Stand weiter aufwärts unfern dem ſogenannten Krokenthor gehabt, wo er ſich die Langeweile des Wartens damit vertrieb, die nächſt umſtehenden Perſonen zu muſtern, in der Hoffnung, einen Bekannten zu entdecken. Als er dann auch hinter ſich geſehen, erblickte er ein zartes, niedliches Mädchen, vom Haupte zu den Füßen trauerhaft in ſchwarzen Boy gekleidet, mit einem ſchwarzen, zurückgeſchlagenen Flor über dem Kopfe, die feine weiße Stirn zum Theil mit einer dicht anliegenden, gegen die Mitte zwiſchen beiden Augenbraunen zugeſpitzten Schneppe von ſchwarzem Krepp, nach damaliger Trauertracht, bedeckt.

Er trat ſogleich ſeitwärts und verbeugte ſich anmuthig gegen die junge Schönheit, der er bisher durch ſeine Stellung die Ausſicht genommen

hatte. Durch einen beredsamen Blick und ein Deuten seiner Hand lud er sie ein, seinen Platz zu nehmen. Sie verneigte sich still und ernst, trat einen kleinen Schritt vor, und er eben so bald gar höflich hinter sie. Nun erst wandte sie das Köpfchen nach ihm um, sah mit blauen, seelenvollen Augen zu ihm hin, stammelte eine kleine Entschuldigung und dankte ihm in einem sanften Lächeln, wie er es noch nie so wunderfreundlich in seinem Leben gesehen zu haben glaubte.

Der junge Mensch wünschte sich im Herzen Glück, einer so holdseligen Jungfrau den kleinen Dienst geleistet zu haben, der ihm nichts kostete. Denn er konnte bequem über sie hinweg sehen. Statt aber hinweg zu sehen über das Köpfchen, betrachtete er von hinten erst die niedliche Form desselben; dann den feinen, hellen, etwas vorgebogenen Nacken, der durch das Finstere des Trauergewandes noch blendender war. Die Fülle und der Glanz des blonden Haupthaars, in der Vernachtung des Kreppflores, entging ihm nicht. Wie gesponnenes, zartes Gold, kräuselten sich einige Löckchen in der Grube des Nackens, und einige längere schmiegten sich seitwärts an den weich- und schlankgerundeten Hals hinab. Dann maß sein Blick ungestört das schöne Verhältniß der beiden Achseln, die sich wild anschwellend vom Halse allmälig abwärts senkten; dann den schma-

len, etwas einwärts gebogenen Rücken und den ſchlanken Leib, welchen er gern glaubte mit ſeinen Händen umfaſſen zu können, wenn es erlaubt geweſen wäre.

Er betrachtete dieſe Umriſſe und Formen mit ſo großer Aufmerkſamkeit, daß er, als Alles links und rechts rief: Hut ab! Hut ab! zwar den Hut abzog, ohne aber ſich deutlich bewußt zu werden, warum? Vielmehr, da ſich eben das Köpfchen in dem Augenblick mehr vorneigte, ward noch ein Zollbreit des ſchönen Nackens ſichtbarer, der bisher hinter dem Mieder verborgen geweſen. Seine Augen waren wie geblendet. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm beim Beſchauen dieſes ſchönen Mädchen-Nackens zu Muthe ward.

„Haben Sie ihn auch recht geſehen?“ frazte die Schöne, indem ſie ſich zu ihm umwandte, und mit einem kindlichen Unſchuldslächeln zu ihm emporblickte.

Der junge Wilmſon erſchrack von Herzen, und ward feuerroth, denn er glaubte anfangs, ſie rede von ihrem Nacken, und wollte ſein etwas ſpotten. Aber das allgemein um ihn laut werdende Getoſe erinnerte ihn daran, daß der König ſchon vorüber ſei. Er ward noch einmal roth, und Verwirrung zwar in ſeinen Geberden, aber Entzücken noch in ſeinen Augen, ſagte er: „Wenn Sie nur bequem geſehen haben!“

„Oh,“ rief sie, „es ist nicht das erstemal, daß ich den König und die ganze königliche Familie sah. Aber ich danke Ihnen dennoch für Ihre Gefälligkeit.“

Sie wollte sich mit einer Verneigung von ihm entfernen, als er bemerkte, das Gedränge und der Ungestüm des rohen Volkes werde zu heftig; sie würde seines Armes und Schutzes für den Augenblick bedürfen. Er bot ihr den Arm. Leise, wie eine Feder, legte sie den übrigen auf denselben, nachdem sie zuvor ihr weißes Schnupftuch, worin etwas eingewickelt zu sein schien, in die rechte Hand genommen hatte. So gingen beide im wallenden Menschenstrome eine Zeit lang schweigend fort. Der junge Wilmson in stiller Seligkeit an der Seite des schönen Mädchens bildete sich fast ein, der gütige Himmel habe das ganze Fest ihm zu Ehren veranstaltet. Er drückte den Arm der kleinen Begleiterin sanft an sich, um ihn nur zu fühlen.

„Aber,“ sagte sie, „ich wohne weit von hier, unfern dem Sudenburger Thore. Ich darf Sie nicht bemühen.“

„Fürchten Sie nicht die Mühe, die Sie mir verursachen, denn ich fühle mich eben durch die Mühe für die Mühe belohnt. Doch ehr' ich Ihren Willen, sobald Sie meine Begleitung ablehnen mochten, und verlasse Sie. Ich will entbehren

lernen. Man darf nicht immer glücklich ſein. Sie ſind's ja auch nicht."

„Nein, gewiß nicht!" flüſterte ſie ernſt. Dann wandte ſie das kindlich-helle Antlitz zu ihm, und ſagte nach einer Weile mit dem ſüßen Lächeln, das ſtets, ſo oft ſie redete, in ihren Augen ſchwamm: „Doch habe ich die Ehre nicht, Sie zu kennen. Woher wiſſen Sie von mir und meinen Verhältniſſen, und daß ich nicht glücklich bin?"

„Wenn mir Ihr Trauerkleid es nicht verrathen hätte, würde mir's doch Ihre . . ."

„Ach, ich trage Leid um meine Mutter!" ſeufzte ſie, und mit leiſerer, zitternder Stimme, „um meine gute Mutter! Den Schmerz kennen Sie vielleicht nicht."

„Ich werde ihn nie kennen, denn die Mutter ſtarb mir, ehe ich ſie ſelbſt kannte. Aber mit doppelter Inbrunſt liebe ich dafür einen Vater . . ."

„O, Sie ſind glücklich! Schon als Kind verlor ich den Vater. Ich bin eine Waiſe und ſtehe recht allein unter'm Himmel."

Der ſchmerzliche Ton in dieſen Worten drang tief durch ſein Herz, und klang in allen ſeinen Nerven wieder. Mag immerhin die Schönheit mit ihrer Siegesmacht das bewundernde Wohlgefallen feſſeln, oder die geheime Kraft der Anmuth ein Herz voller Liebe entzünden: ſchneller wirkt der heilige Schmerz des Mitleidens und gewalti-

ger, als jene. Denn er zieht das wohlwollende Gemüth auch dem zu, was an sich nicht, als etwas Gefälliges, das Urtheil der Augen bestechen kann, und söhnet sogar mit dem Feinde aus. Der Jüngling fühlte in diesem Augenblick sein ganzes Wesen vom süßen Weh des Mitleids durchschauert. Wie gern hätte er ein tröstendes Wort gewagt: wie gern eine Frage mehr gethan, um die Lebensverhältnisse seiner liebenswürdigen Begleiterin besser durchblicken und eine helfende Hand bieten zu können! Aber seiner eilfertigen Gutmüthigkeit widersprach das Zartgefühl und die Furcht, durch Zudringlichkeit nur Wunden aufzureißen.

Indem er noch mit sich selber kämpfte, that das Mädchen neben ihm einen heftigen Schrei und ließ seinen Arm jählings fahren.

„O mein Gott!“ rief die Erschrockene mit Thränen im starren Auge: „Nun ist mein Unglück vollendet!“ Und sie warf bei den Worten ihre ängstlichen Blicke suchend umher und mühte sich vergebens, im drängenden Menschengewühl still zu stehen.

„Was ist Ihnen geschehen?“ fragte der junge Wilmson hastig.

„Es hat mir jemand im Gedränge das Schnupftuch aus der Hand gerissen, worin ein Pfeifenkopf gewickelt war.“

Der Jüngling rief: „Gehen Sie langsam vor-

wärts. Ich finde Sie wieder. Ich eile dem Diebe nach.“ Er verließ sie mit diesen Worten und stürzte sich gegen die rechte Seite des Menschenzuges, mit den Ellbogen durch die Haufen rudernd. Denn er hatte beim ersten Schrei des Mädchens einen Menschen wahrgenommen, der durch eine Lücke der wandernden Volkreihen mit großer Eil verschwunden war, einen zeisiggrünen Rock trug und an der Hutspange einen glänzenden Knopf.

Kaum war Wilmson auf der andern Seite des breiten Weges, wo die Menschenmassen lichter und durchsichtiger waren, entdeckte er wirklich den Zeisig in einiger Entfernung rückwärts, und erkannte in ihm um so sicherer den Räuber des Schnupftuches, weil dieser stillstehend dasselbe eben, nebst dem Inhalt, betrachtete; dann, als er, sich umsehend, Wilmson erblickte, spornstreichs davon lief und seitwärts in eine Nebengasse absprang. Wilmson setzte ihm auf den Fersen nach, und verfolgte ihn durch die ganze Länge der Seitengasse. Der Zeisig hatte einen guten Vorsprung; dennoch blieb er mit einem Male stehen, wandte sich und erwartete seinen Verfolger festen Fußes.

„Was wollen Sie von mir? Warum laufen Sie mir nach?“ fragte er, keuchend, nach Athem schnappend, als Wilmson herankam. — Wilmson hatte, sobald er sah, der Räuber erwarte ihn,

langsamere Schritte genommen. Denn dieser Mensch schien nichts weniger, als räuberartiger Natur zu sein. Es war ein wohlgekleideter junger Mann, von feinem Ansehen. Doch trug er das weiße Schnupftuch in der Hand, welches er während der Flucht vergebens bemüht gewesen war, in die Tasche seines Kleides zu bringen. Man sah, das Tuch verhüllte etwas anderes, als sich selbst.

„Wahrhaftig," sagte Wilmson, „wenn Ihre Flucht und das Tuch Sie nicht verriethen, sollte man in Ihren Kleidern keinen Spitzbuben vermuthen." Mit diesen Worten riß er dem jungen Manne den Raub gewaltsam aus der Hand.

„Unverschämter Kerl!" schrie dieser ihn wüthend an, und machte eine Bewegung, die erlittene Beschimpfung zu rächen. Wilmson aber versetzte eben so rasch seinem Gegner mit geballter Faust einen dermaßen kräftigen Schlag ins zornige Antlitz, daß dies sogleich vom Blut aus Mund und Nase gefärbt ward, und der Getroffene seitwärts taumelnd Haltung und Gleichgewicht verlor und zur Erde stürzte.

Ohne sich um den Gezüchtigten ferner zu bekümmern, eilte der Sieger mit seiner Beute wieder aus der Nebengasse zum breiten Wege zurück, wo die Schwärme der neugierigen Gaffer und Lustwandler sich schon in die Ferne, an der St. Katha-

rinenkirche vorüber, gezogen hatten. Bald erreichte er ſie, und durchkreuzte ſie nach allen Richtungen, um die ſchöne Eigenthümerin des wiedereroberten Tuches zu erſpähen. Während ſeiner Kreuzzüge war er auch gegen den alten Krabb angerannt, der ihm von der verſchwundenen Traurigen keine Kunde zu geben wußte. Er ſetzte ſeinen Lauf raſtlos fort, muſterte bald von der einen bald von der andern Seite die ſich vorbewegenden Haufen, bald durchſchnitt er ſie in die Quere. Ueberall, wo er einen Bekannten fand, fragte er nach dem Mädchen in Trauer, ohne Kunde zu erhalten. So gelangte er, durch die ganze Länge der Stadt, bis zum Domplatze, wo der König mit ſeinem Gefolge vor dem Prinzenhauſe abſtieg. Seine Angſt und Ungeduld wuchs mit jeder verlornen Sekunde. Und hätten alle Majeſtäten des Erdballs einen Kongreß auf dem Magdeburger Domplatze gehalten, er hätte ſie ſo wenig, als einen Kongreß tanzender Mücken am Sommerabend, beachtet. Er durchlief den weiten Raum vor der großen Domkirche, und noch irrer liefen ſeine Blicke durch die Tauſende der unter einander wandelnden Geſtalten. Wie den nächtlichen Wanderer das Irrlicht im Walde, lockte ihn jeder ſchwarze Punkt zu einem andern Wege. Aber der Punkt verwandelte ſich zuletzt immer bald

in einen Rathsherrn, bald in ein Bauernweib, bald in einen ehrwürdigen Pastor, bald in die schwarze Schürze einer Dienstmagd.

Endlich zerfloß die vom geendeten Schauspiel gesättigte Menschenmenge, und der Domplatz ward in kurzer Zeit öde. Der junge Wilmsen machte noch einmal den ganzen langen Weg vom Sudenburger- zum Krökentor. Keine menschliche Gestalt, kein Fenster sogar, blieb unbeachtet von ihm. Die schöne Trauernde zeigte sich nicht, obwohl er, um ihre Aufmerksamkeit aus irgend einem Hause auf sich zu ziehen, ihr schneeweißes Tuch als Wahrzeichen in seiner Hand flattern ließ.

3.

Bei Falk und Fuchs ist nichts geheur,
Gebrannte Kinder scheu'n das Feuer.

Aus einer Bilderfibel.

Erst, als er sich müde und hoffnungslos nach dem väterlichen Hause zurückbegab, faltete er das Tuch aus einander, um den Inhalt zu betrachten, weniger aus Neugier, als mit dem Wunsch, eine Spur zu entdecken, die ihn zu der Eigenthümerin leiten könnte. Allein in einem der Zwickel des feinen Tuchs fand er nur die Buchstaben C. v. St. eingenäht, die ihm wenig sagten, und auf dem silbernen Deckel eines neuen, ungewöhnlich großen,

ſehr koſtbaren Meerſchaumpfeifenkopfs, der in das Tuch eingeſchlagen war, las er die in einander zierlich verſchlungenen Buchſtaben H. B. v. G.

Seine Verlegenheit wegen dieſes fremden Gutes ward um ſo größer, weil er am folgenden Tage Magdeburg auf geraume Zeit verlaſſen ſollte, um die verwittwete Schweſter ſeines Vaters nach der Schweiz zu begleiten, wo ſie beträchtliche Güter hatte. Sie war nur nach Magdeburg gekommen, ihren Bruder im Leben noch einmal zu ſehen, und hatte einige Monate bei ihm gewohnt, in der Hoffnung, ſie werde ihn bereden, ſeine Handlungsgeſchäfte aufzugeben und ihr in die Schweiz zu folgen: denn ſie liebte ihn ſehr.

Wie gewohnt, brachte man im Hauſe des Herrn Wilmſon, bei ſchönem Sommerwetter, die letzten Stunden des Tages in einem Gärtchen am Hauſe zu, worin er zwiſchen den Blumenbeeten eine geſchmackvolle Luſthütte hatte bauen laſſen. Hieher begab ſich Herr Wilmſon nach dem Abendeſſen mit der Frau von Moos, ſeiner Schweſter, und ſeinem Sohn Fritz. Bisher war nur von der bevorſtehenden Reiſe geſprochen worden, und von dem Abſchiedsſchmauſe des folgenden Tages, zu welchem Herr Wilmſon ſeine Freunde und deren Familien eingeladen hatte, in denen ſeine Schweſter mit Liebe aufgenommen war.

Nun aber trat der alte Invalide Krabb, wie

er Abends pflegte, in das Gärtchen, um seine Abendpfeife in freier Luft zu schmauchen. Er wohnte bei Herrn Wilmson, der ihn zu lebenslänglicher Verpflegung zu sich genommen, denn Krabb hatte ihm im schwedischen Kriege, nicht ohne die größte Lebensgefahr, den wichtigsten Theil seines Vermögens gegen die Zuchtlosigkeit der Soldaten bei Swinemünde gerettet, nämlich große Niederlagen von fremden Weinen.

Krabb setzte das kurze Pfeifchen vom Munde ab, lüpfte grüßend die Pelzkappe und bob dann mit triumphirendem Tone an: „Sie thun mir in der Seele leid, Frau von Moos! Sie sind meiner Treu in Magdeburg gewesen, und haben den glorreichen König von Preussen nicht gesehen. Ja, Frau von Moos, mir ward, wie der König so prächtig daher ritt, und weit umher die ganze Welt vor der Majestät des Einzigen verstummte und sich beugte, mir ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber daher. Gelt, Fritzchen, gelt, das war ein Anblick!"

Der junge Wilmson erröthete etwas verlegen, und wußte nicht, was antworten; denn er konnte doch nicht sagen, daß ihn der schöne Nacken eines Mädchens hatte vergessen lassen, nach einem König zu schauen.

Frau von Moos dagegen, die selten Antwort schuldig blieb, erwiederte: „Laßt's Euch meinet-

willen nicht leid ſein, Krabb. Ich ſchähe nicht Pracht und Glanz und Herrlichkeit an den Großen dieſer Erde, ſondern nur wenn ſie mit hoher Weisheit ſtrenge Gerechtigkeit und jede Tugend ausüben."

Krabb ſtand bei dieſen Worten etwas verblüfft und ſagte, ſo höflich er konnte: „Ja, das klingt nun wohl, wie wahr, aber wahrhaftig, ein König iſt doch kein Menſch wie unſer eins, ſondern ..."

„Ein heiliger Engel?" fiel Frau von Moos ein.

„Nein doch, ſondern ich wollte ſagen, ein leibhafter und ſichtbarer Statthalter Gottes auf Erden."

„Das iſt Läſterung! Gott iſt allgegenwärtig, darum bedarf er nirgends eines Statthalters."

„Aber er iſt König von Gottes Gnaden."

„Und Ihr ſeid eben ſo gewiß Invalide von Gottes Gnaden, der ohne Gottes Gnade bei des Königs Gnade verhungert ſein würde, nachdem Ihr Euch in ſeinem Dienſt zum Krüppel ſchieſſen laſſet."

„Nun, wer weiß, Frau von Moos, ob's den König nicht reut, daß er mich ſo lange vergaß. Es iſt noch nicht ausgemacht, ob er ſeine gnädigen Blicke auf Herrn Wilmſon oder auf meinen Stelzfuß warf. Laſſen Sie ſich die Teufelsgeſchichte erzählen." — Und nun erzählte Krabb vom Könige,

vom kugelfesten alten Dessauer und vom Kommandanten.

„Ist's wahr, Bruder, was der Alte da erzählt?“ fragte die Frau von Moos mit ängstlicher Stimme.

„Vollkommen!“ erwiederte Herr Wilmson. „Doch macht Krabb des Wesens zuviel daraus. Ich bin überzeugt, wir beschäftigten die Aufmerksamkeit dieses Monarchen sehr flüchtig. Die Sache ist ohne Bedeutung.“

„Gebe es der Himmel!“ rief die Frau von Moos: „Aber ohne Liebe für strenge Gerechtigkeit und Wahrheit und Tugend ist schon jede Bewegung des Mächtigen, der über Wohl und Wehe von Millionen entscheidet, bedeutsam; nicht selten ist schon manches unschuldige Leben, Eigenthum und Ehre geopfert worden, wie ich selbst die schmerzlichste Erfahrung machen mußte; o, nur die Erinnerung daran erfüllt mich mit Schrecken.“

„Mühmchen,“ sagte der junge Wilmson, „Sie urtheilen etwas zu strenge. Könige unserer Zeit sind keine Barbaren, wie vor Alters. Sie sind Christen und gebildet genug, um Zufriedenheit im Glück ihrer Unterthanen, wie Väter im Glück ihrer Kinder, zu finden.“

Frau von Moos lächelte schmerzlich: „Könige sind sie. Ich habe die Erfahrung, die blutige, gemacht! Ein Wink, und mein schuldloser Gatte

ward hingeopfert! — Väter wollten, konnten ſie ſein? Aber ein Vater hat über ſich das Geſetz Gottes, die bürgerliche Obrigkeit, und mehr als Alles, ihn binden die Bande der Natur an ſeine Kinder..... Fritz, in dem Jahre, da du geboren wurdeſt, ließ ein König meinen unglücklichen Mann ergreifen, fortſchleppen und im Kerker ſterben, oder hinrichten. Und mein Mann war ſchuldlos. Der König ſelbſt verhörte ihn, der König in Perſon verdammte ihn, und doch war dein Oheim ſchuldlos. Es war bloße Uebereilung, bloße Verwechſelung der Namen und Perſonen, die das Unglück brachte. Man erfuhr den Irrthum zu ſpät, und der Statthalter göttlicher Gerechtigkeit und Allmacht konnte die erwürgte Unſchuld nicht wieder ins Leben zurückrufen. Nun denn, und dieſer König, der mir das Glück meines Lebens vernichtete, iſt ein noch heut viel bewunderter Held. Soll ich ihn preiſen? O verzeiht es mir, wenn ich vor den Gewaltigen auf Erden zittere! Mag vielleicht mein gerechter Schmerz und Argwohn guten Fürſten Unrecht thun — verzeih' mir's Gott! Ich fürchte den, der ungebunden und gewaltig iſt."

„Mühmchen, Sie reden vom Schwedenkönig Karl dem Zwölften. Wir aber freuen uns des wackern Friedrich Wilhelm. Er mag ſeine Fehler haben, er mag..."

„O mein Kind, es muß Niemand auf Erden ungebundenen Willen und ungebundene Macht haben, oder er besitze zugleich die göttliche Heiligkeit. Denke dir eine Gottheit mit Launen und Leidenschaften, und du hast . . .“

„Alle Teufel!“ schrie der Invalide: „Das wird mir fast kraus. Laßt mir meinen König in Ehren! Er meint's gut, immer gut, beleidigt kein Kind, und ist ein Soldat dazu, wie Keiner in der Welt. Haben Sie denn, Frau von Moos, in Ihrem Lande keinen Herrn?“

„Nein, ausser Gott, keinen.“

„Das ist etwas kurios. Den haben wir hier bei uns auch. Aber der Herrgott kommt doch bei Ihnen nicht in Person auf den Berg Sinai, wie vor Zeiten, und gibt Gesetze.“

„Nein, die Bürger vereinigen sich zu dem, was bei ihnen gelten soll, und wählen Obrigkeiten, die darüber wachen, daß Alles darnach geht.“

„Zum Kukuk, das muß mir Hottentottenwirthschaft sein.“

„Keineswegs. Alles geht in der Ordnung.“

„Also starke Garnisonen, die das Volk in Zucht halten?“

„Gar keine Soldaten. Man schickt einen Weibel mit Mantel und Stab, und Alles gehorcht.“

„Wunderlich, aber mir gefällt's nicht. Ein Land ohne Soldaten ist wie eine Stadt ohne Häu-

ſer, wie ein Wald ohne Bäume. Das verſtand unſer König beſſer. Er jagte die hundert Kammerherren ſeines Vaters zum Henker und ſparte ſich den Biſſen vom Munde ab, und füttert dafür jetzt eine Armee von fünfzigtauſend Mann, die prächtigſte auf Gottes weitem Erdboden. — Und wie nun geht's, Frau von Moos, mit Dero Erlaubniß, wenn der Krieg ausbricht, und die feindlichen Heerſchaaren gegen Ihr kurioſes Land ziehen, mit Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Freipartie, mit Schiffbrücken, Kanonen, Haubizen und Bombenkeſſeln? — Schickt man dann etwa dem Feind einen Weibel mit Mantel und Stab entgegen?"

„Guter Kraft, um Haus und Hof, Weib und Kind, Gut und Ehre zu beſchützen, iſt bei uns Alles Soldat, was Gewehr tragen kann, und ſchlägt tapferer drein, als der Miethling, wie Ihr das leicht begreifen mögt; kommen fünfzigtauſend Feinde, rücken ihnen hunderttauſend Landesvertheidiger entgegen. So macht man's dort."

„Nun denn, meinethalben. Nichts für ungut. Die Leute bei Ihnen dort ſind doch nur Halbwilde, merk' ich. Ich danke Gott, daß er mich zum preuſſiſchen Unterthan machte. Hier haben wir doch alle Sonntage Parade auf dem neuen Markt. Blitz und Wetter, hier iſt Ordnung! Wir hier lachten uns die Seele aus dem Leibe,

wenn ein Mantel und ein Stab und ein Weibel käme.“

Frau von Moos, ein wenig empfindlich, wollte eben entgegnen, und Herr Wilmson sein Wort dazwischen reden, um den kleinen Streit zu schlichten, als einer von den Dienstboten des Hauses die Gartenthür öffnete und einen Offizier hereintreten ließ.

Man stand bei dieser Erscheinung sogleich ehrerbietig auf; der Invalide mit seitwärts angezogen Armen, steif wie eine Drahtpuppe. Vater Wilmson trat dem Ankömmling, der vornehm und nachlässig mit dem Kopfe nickte, höflich und mit entblößtem Haupte entgegen.

„Sind Sie der Kaufmann Wilmson?“ fragte der Offizier.

— Zu Dero Befehl.

„Sie haben Kinder?“

— Einen Sohn, der die Ehre hat, vor Ihnen zu stehen.

„Wie alt sind Sie?“

— Neunundfünfzig.

„Und der junge Bursche da?“

— Zwanzig oder einundzwanzig.“

„Der Herr Kommandant wünscht Beide zu sprechen. Er befiehlt Ihnen, sich mit Ihrem Sohne morgen Vormittags, Schlag neun Uhr, im Kommandantenhause einzufinden.“

— Ich werde gehorchen. Darf ich fragen, aus welcher Urſache mich der Herr Kommandant...

„Weiß ich nicht, hat auch Keiner darnach zu fragen. Alſo gute Nacht; und Schlag neun Uhr Morgens!“

Damit entfernte ſich der Offizier und ging pfeifend und trällernd durch den Garten davon; Vater Wilmſon ihm mit entblößtem Haupte nach, das Geleit zu geben. Der Offizier beachtete es nicht und ſchlug die Gartenthür zu.

„Juchhe!“ rief Krabb entzückt, und ſchnalzte ſich mit den Fingern beider Hände über dem Kopf: „Hab' ich's nicht geſagt? Der König ſah ſich nicht vergebens um und gab dem Fürſten von Deſſau Ordre. Frohe Botſchaft! Große Ehre!“

„Woraus vermuthet Ihr das? Ich fürchte, es ſtehen böſe Dinge bevor!“ ſagte Frau von Moos und ſetzte ſich zitternd auf das Bänkchen nieder.

„Pah! böſe Dinge! Der Offizier wäre dann doch nicht ſo ungemein höflich geweſen.“

„Höflich?“ rief Frau von Moos mit Unwillen: „Kann man einen gröbern Tölpel malen? Ließ meinen Bruder mit entblößtem Haupte im grauen Haare vor ſich ſtehen, und rückte nicht einmal den Filz vom Kopfe, nicht einmal in Gegenwart eines Frauenzimmers.“

„Ei, Frau von Moos, einem Offizier liegt das Befehlshaberiſche in allen Gliedern. Das muß

ihm wie angeschaffen sein. Aber er war sehr freundlich, sehr höflich, — solch ein Herr ist von Adel, müssen Sie wissen! — und denken Sie doch, er sprach mit unserm Herrn Wilmson wie Seinesgleichen, nannte ihn sogar Sie! Denken Sie doch, einen Bürgerlichen nannte er Sie! Wetter, das hat doch etwas auf sich! Geben Sie Acht, das Alles rührt vom König her. Morgen kommt Glück und Ehre über dieses Haus. Sie dürfen morgen noch nicht abreisen!"

„Ach, lieber Bruder," sagte Frau von Moos zum alten Herrn Wilmson, „ich wünschte, statt erst morgen Mittag vom bessern Abschiedsmahle hinweg zu reisen, schon heute davon zu gehen und dich mit mir zu nehmen. O Bruder, ist es dir möglich, fliehe mit mir, da es noch Zeit ist, diese Nacht noch. Es ist nicht gut in der Nähe der Löwen wehrlos leben!"

Herr Wilmson schüttelte lächelnd den Kopf und sagte beruhigend zu ihr: „Juliane, was auch der Kommandant oder der König von mir wolle, es wird nichts Ehrloses und nichts Ungerechtes sein. Ich bin mir keiner Schuld bewußt. Wäre ich schuldig, oder nur verdächtig, so würde mir keine Einladung zum Kommandanten geworden sein, sondern ich wäre verhaftet worden. Ich glaube aber auch nicht an die Ehre und das Glück, welches Krabb meinem Hause weissagt. Ich bin

mir keiner beſondern Verdienſte bewußt, die ich um den Staat hätte, und wohl noch weniger hat ſie Fritz. Das Auſſerordentliche, was die Zukunft für uns hat, bringt ſie uns immer unvermuthet; aber was wir im Voraus von ihr fürchten oder hoffen, iſt nie ſo groß, als wir erwarteten."

„Gebe Gott," ſeufzte Frau von Moos, „daß du nicht das Unvermuthete empfängſt. Ich fürchte mich nicht vor den Menſchen, aber vor denen, die weniger als Menſchen ſind, oder mehr als Menſchen ſein wollen."

Vater Wilmſon ſtrich der Schweſter lächelnd mit der Hand über das Geſicht. „Weg mir den Sorgen!" ſagte er: „Du biſt noch immer, wie vor zwanzig Jahren, die kummervolle Juliane! Laßt uns ins Haus treten, es wird kühl. Wir nehmen noch ein Schlaftrünkchen. Fritz, fort in den Keller; eine Flaſche Malvaſier!"

4.

Als er das hörte, rief er aus
Mit bitterlichen Zähren:
Mein Beiſpiel mag die ganze Welt
Bedacht und Klugheit lehren.
Alte Ballade von Eſchenburg.

Des andern Morgens war Alles im Wilmſonſchen Hauſe früh in Bewegung, um die Vor-

bereitungen zum Abschiedsfeste zu machen, welches Herr Wilmson seiner Schwester gab. Dieser Ehrenmann, sonst schlicht und recht in allen Dingen, pflegte in seiner Haushaltung Sparsamkeit zu üben, welche fast an Knauserei grenzte. Aber bei ausserordentlichen Anlässen wußte er seines Aufwandes fast kein Maas und Ziel. Da wurden die köstlichsten Leckerbissen um jeden Preis herbeigeschafft; die theuersten Weine flossen in Strömen; die stets geschlossenen Prachtzimmer seines Hauses wurden geöffnet, und statt des blinden Zinns auf den Tischen glänzten silberne Teller und Schüsseln, und den Boden bedeckten morgenländische Teppiche. Bei fünfzig Personen seiner Bekanntschaft waren heute zum Abschiedsschmause eingeladen. Zwei Musikchöre sollten abwechselnd in entfernten Nebenzimmern, während des Gastmahls, das Ohr der Gäste ergötzen. Ringsum an den Wänden prangten und dufteten in geschmackvollen Porzellanvasen malerisch geordnete Blumen. Er selbst ging von Zimmer zu Zimmer umher, nachzuschauen, ob sein Wille gehörig vollzogen werde. Es war ihm nichts zu prächtig, nichts zu theuer. Während des Essens sollten sich seine Schwester und sein Fritz still entfernen und verschwinden, ohne Lebewohl. So wollte er's. „Denn großem Schmerz", sagte er, „hilft große Zerstreuung am besten ab. Das Ge-

müth wird im Gleichgewicht erhalten. Ich kenne mich, ich bin zu weich; darum thu' ich Fürsorge. Ich halte es mit Till Eulenspiegel: ernsten Sinn, wenn Alles glückt, leichten Sinn, wenn's übel geht."

Als Frau von Moos bei ihm erschien zum Frühstück, konnte sie sich nicht erwehren, ihm weinend um den Hals zu fallen. „Bruder, ich jammere nicht wegen unserer Trennung," sagte sie, „aber die Einladung zum Kommandanten, — glaube mir's, es steht dir und uns Allen Unheil bevor."

Er lachte.

„Ich hatte einen fürchterlichen Traum diese Nacht. Ich sah meinen verstorbenen Mann. Ich wunderte mich, ihn noch lebend zu sehen. Man stirbt nicht, sagte er, wenn man von der Erde geht. Bis du zu mir kommst, besuch' ich dich zuweilen, wie ich schon oft gethan habe. Jetzt begleite mich in meine Wohnung. — Wo wohnst du? fragte ich. Er zeigte auf eine uralte Kirche. Wir traten hinein. Wir gingen mit schallenden Schritten durch ein Todtengewölbe. Links und rechts Reihen von Särgen. Er legte sich in einen leeren Sarg. Der dort, sagte er und zeigte auf einen andern leeren, ist für dich, wenn du kommst. Die dort schlafen gut: fuhr er fort und zeigte zu seiner Rechten. Ich blickte hin und erblickte

dich, Anton, in dem einen, und Fritz in dem andern Sarg. Mich überlief ein Schauer. — Hätteſt du ſie nur gewarnt, ſie wären noch nicht hier! ſagte mein Mann. — Ich habe ſie ja gewarnt! ſagte ich, und Thränen verdunkelten meinen Blick, ſo daß ich die Särge nicht ſah, ſondern es floß ein milchweißer Glanz darüber. Und Alles löſete ſich in dem Schimmer auf, der von oben her aus unendlichen Fernen ſtrahlte; und ich fühlte mich in einer wunderbaren Luft ſelbſt nicht mehr, denn ich ruhte und ſchwebte ſelber wie ein Glanz im Glanze. Das kommt daher, ſagte, doch nicht mit menſchlicher Stimme, ein heller Strahl, der mich durchdrang — aber es war das Weſen meines Gatten — das kommt daher, weil du bei mir biſt. Und dein geweſener Bruder Anton und ſein geweſener Sohn Fritz ſind auch da. — Wie, rief ich, Alles geſtorben? — Darüber erwachte ich; aber ich hörte mich wachend noch das Wort geſtorben rufen, und es war finſter um mich, und es hallte meine Stimme von den Wänden zurück, daß es mich mit Entſetzen durchſchauderte. Indem ſchlug die Thurmuhr der St. Johanniskirche Mitternacht. Ich lag im kalten Angſtſchweiße. Erſt gegen Morgen entſchlummerte ich."

Herr Wilmſon ſagte: „So geht's, wenn man wohlgemeinten Rath verachtet. Warnte ich dich

nicht geſtern Abend, nichts von den Neunaugen zu eſſen? Sie machen mir jedesmal Unverdaulichkeit und unruhigen Schlaf. Und dergleichen Träume konnen einem ganze Tage die widerlichſte Farbe geben.“

Da brachte Fritz einen Brief, den eine fremde Dienſtmagd ihm für ſeinen Vater gegeben. Herr Wilmſon offnete und fand keine Unterſchrift, ſondern nur die wenigen Zeilen: „Ein guter Freund ermahnt Herrn Wilmſon, nach Empfang dieſes ins Bett zu gehen und für einige Tage todtkrank zu werden oder zu ſcheinen. Erwähnter guter Freund weiß aus ſicherm Munde, daß Herr Wilmſon dem Könige allzugut gefallen hat. Sapienti sat.“

Anfangs ſtutzte Herr Wilmſon beim Leſen dieſer räthſelhaften Zeilen; die Handſchrift war ihm unbekannt. Dann ſah er lächelnd, mit argwöhniſcher Schalkheit, ſeine Schweſter an, zerdrückte das Papier in ſeiner Hand und ſteckte es ein.

Nun erzählte Fritz von ſeinem geſtrigen Abentheuer, von der Schönen im Trauerkleide, ihrem geraubten Schnupftuche und Meerſchaumkopf und dem Zeiſig mit dem glänzenden Hutknopfe. Herrn Wilmſon war das Geſchichtchen willkommen. Es diente zur Zerſtreuung ſeiner Schweſter, die das Tuch und den Meerſchaumkopf auf allen Seiten betrachtete und Namen und Stand der beraubten

Schonen entziffern wollte. Ihre weibliche Neugier war um so mehr gereizt, da Fritz mit einer seltenen Bezeichnung, die ihm, wenn er von Frauenzimmern sprach, nicht eigen war, über die Liebenswürdigkeit der unbekannten Blendine sprach.

„Ich hab' es nicht für möglich gehalten," rief er, „daß so wunderbarer Reiz, wie wir ihn nur überirdischen Wesen in unserer Einbildungskraft verleihen, in menschlicher Gestalt wirklich erscheinen konne. Ihr Gehen war Schweben; ihr Bewegen unaussprechliches Einschmeicheln, ich mochte sagen, Musik der Augen; ihre Stimme nicht Ton, den das Ohr vernimmt, sondern süßer Klang, der durch unser Inneres, wie aus Träumen, zittert; ihr Antlitz das Antlitz eines kindlichen, in Andacht und Entzücken schwebenden Seraphs; ihr Blick ein gütiges, demüthiges Lächeln voll überirdischen Lichtes."

„Mit einem Wort", unterbrach ihn Vater Wilmson lachend, „ein himmlisches Luftbild von Sonnengold und Abendroth."

„Fast hört' ich's glauben mögen!" antwortete Fritz ganz ernsthaft: „Denn sehen Sie, in ihrem Gesichte war eine gewisse Klarheit, ein gewisses Durchsichtiges, ein . . . es läßt sich nicht mit Worten deuten, nicht mit Farben wiederspiegeln. Ich werde dieses Gesicht, diese Gestalt, diesen

Zauber, ſo lange ich ein Gedächtniß habe, nie vergeſſen."

Frau von Moos, die ſchon ein Plänchen für Fritz entworfen hatte — auf ihrem Landgute am Bodenſee wohnte eine weite Verwandtin ihres verſtorbenen Mannes, ein junges Mädchen, das ihr lieb war —, machte ſauerſüße Miene und ſagte: „Fritz, deine künftige Frau wird auf keinen Fall mit deinem Gedächtniſſe zufrieden ſein."

„Iſt dein Seraph nicht ſchon wieder in den Wolkenhimmel zurück," ſagte der Vater, „ſo muß er dir und mir noch einmal erſcheinen. Ich laſſe Tuch und Meerſchaumpfeifenkopf ausrufen, austrommeln, in die Zeitungen ſetzen, in die Berliner- in die Hamburger; laſſe Zettel an die Straßenecken kleben, ſogar an die Kirchenthüren."

Unter dieſen Geſprächen, die mannigfaltig wechſelten und von Zeit zu Zeit durch das Geſinde unterbrochen wurde, welches mit Fragen wegen den Anordnungen zum Feſte kam, ward es neun Uhr. Herr Wilmſon und ſein Sohn machten ſich auf, um dem Kommandanten den verlangten Beſuch abzuſtatten. Sie gingen ſchweigend neben einander durch die Straßen, jeder eigenen Gedanken nachhängend. Derſelbe Offizier, welcher geſtern den Befehl überbracht hatte, ſtand vor der Thür des Kommandantenhauſes. Er führte die Ankömmlinge eine breite Treppe hinauf in einen

geräumigen und prachtvollen Saal. Vor der Saalpforte ſtanden zwei Grenadiere mit zugeſpitzten Mützen und ſchwarzgewichſtem Knebelbart. Im Saale gingen Offiziere von verſchiedenen Regimentern auf und ab, ohne die Hereintretenden, welche ſich ſchüchtern und ehrfurchtvoll verneigten, eines Blickes zu würdigen.

Nach einer Weile trat aus entgegengeſetzter Thür ein Gardeoffizier und rief in den Saal hinein: „Ob der Kaufmann da iſt, und ſein Sohn?“ — Herr Wilmſon und Fritz ſtellten ſich dem Rufenden ſogleich dar. „Nur mir nach!“ rief der Gardeoffizier, und ſie folgten ihm in ein anſtoßendes kleines Zimmer. „Hier wartet, bis Ihr gerufen werdet!“ ſagte er, entfernte ſich durch eine andere Thür, kam nach einer Minute zurück und rief: „Er da, der Alte, geht zuerſt hinein. Der Junge wartet noch.“ Damit führte er Herrn Wilmſon in das Zimmer, wo er vermuthlich erſt gemeldet hatte.

Fritz vergaß in dieſem Augenblick ſeiner ſchönen Unbekannten, und hing neugierigen Fragen nach, warum er mit ſeinem Vater hierher beſchieden ſei. Ein Kammerdiener oder dergleichen, deſſen Rocknähte und Rocktaſchen alle mit breiten Goldtreſſen bedeckt waren, daß man zwiſchen der Treſſenmenge kaum das Tuch des Kleides erblickte, ſtand, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, am

Fenſter, und trommelte leiſe einen Marſch mit den Fingern auf die Scheiben. Als ſich dieſer nach einer Weile gähnend umdrehte, fuhr er zurück und murmelte durch die Zähne: „Ei verteufelt! Iſt Er's?“

Der junge Wilmſon war nicht minder betroffen. Denn er erblickte in dem Murmelnden den wohlbekannten Zeiſig von geſtern, deſſen dickgeſchwollene Naſe noch ein untrügliches Denkmal von Fritzens zu Tage gelegter Manneskraft geblieben. Der Zeiſig maß ihn mit giftigen und ſtolzen Blicken vom Wirbel bis zur Sohle, trat endlich vor ihn, ſtierte ihm feſt in die Augen und ſagte halbleiſe zwiſchen den Zähnen: „Iſt Er nicht der Schlingel, der ſich geſtern unterſtand . . .“

Fritz trat zurück mit funkelndem Blicke und ſagte: „Herr, ich bitte, keine Pöbelhaftigkeit, oder ich färbe Sie noch einmal roth, trotz dem Treſſenrocke!“

Der Zeiſig zog ſich ein wenig zurück und lächelte ihn höhniſch an. Der junge Wilmſon wandte ihm den Rücken und ging zum Fenſter. In dem Augenblick fuhr ein Reiſewagen durch, auf der Straße unten; mehrere Frauenzimmer ſaßen darin beiſammen. Eins derſelben ſah mit dem Geſicht gegen das Haus herauf. O Himmel, es war die Schöne in der Trauer! — Fritz riß haſtig das Fenſter auf, ihr nachzuſehen. Sie lehnte ſich

aus dem Kutſchenſchlag und ſchien unverwandt nach ihm zu blicken, bis der Wagen um eine Ecke bog. „Himmel!“ ſeufzte Fritz: „Sie iſt's! Und ich muß hier ſein!“ — Raſch zu ſeinem Feinde gewandt ſagte er: „Eben fährt die junge Dame fort!“

„Welche Dame?“ murrte der Kammerdiener.

„Die Sie geſtern beraubten im Gedränge.“

„Einfaltspinſel, ich berauben? Einen Scherz trieb ich, und nichts weiter. Sie kennt mich wohl. Aber der Pfeifenkopf . . .“

Fritz trat einen Schritt näher, vergaß allen Zorn und faßte ihn bei der Hand: „Wie, mein Herr, alſo Sie kennen Sie?“

„Allerdings. Aber bleib' Er mir vom Leibe und thue Er nicht ſo gemein mit mir. Und der Pfeifenkopf?“

Der junge Wilmſon hätte jetzt um Alles in der Welt gern Frieden und Freundſchaft mit ſeinem Gegner geſchloſſen. Er war im Begriff, das unglückliche Mißverſtändniß von geſtern zu bereuen und wegen des Handels um Verzeihung zu bitten. Da ging die Thüre auf, und ſein Vater kam zurück.

„Ich will nicht auf dich warten,“ flüſterte Wilmſon ſeinem Sohne im Vorbeigehen zu, „ich bin zu Hauſe nöthig. Komm mir bald nach, ſobald du abgefertigt biſt.“

„Warum ſind wir vorberufen?“ fragte Fritz.

„Still, Fritz, der König ſelbſt iſt im Zimmer!“ erwiederte Herr Wilmſon: „Ich weiß noch nicht, was ich eigentlich hier ſollte. Der König that gleichgültige Fragen nach meinem Alter, nach meinen Vermögensumſtänden, nach dir, und ob du geſchickt ſeieſt. Dann ließ er mich wieder gehen und verſicherte ſehr gnädig, er werde für dich gut ſorgen, wenn du ihm gefalleſt. Betrage dich muthig und anſtändig. Der König iſt bei guter Laune. Nimm aber keine Anerbietungen an, wie vortheilhaft ſie auch ſein mögen, falls dir dergleichen gemacht werden. Erbitte Bedenkzeit. Wir wollen Rückſprache mit einander halten. Lebe wohl indeſſen!“

Mit dieſen Worten entfernte ſich Herr Wilmſon. Fritz, wie hochwichtig ihm zu jeder andern Zeit geweſen ſein würde, in die Nähe eines Monarchen zu treten, empfand jetzt weder Neugier, noch Furcht, noch Anwandlungen von Ehrgeiz. Alle ſeine Gedanken waren von der Erklärung des hochmüthig-groben Kammerdieners verſchlungen, daß er die trauernde Unbekannte wohl kenne. Ja, dieſer Menſch, der zu jeder andern Zeit kaum ſeine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen hätte, und den er wegen ſeiner beleidigenden Frechheit wohl abermals ohne Umſtände zur Rechenſchaft gezwungen haben würde, verwandelte ſich durch jene Er-

klärung für ihn in einen Mann von Würde, von Bedeutsamkeit; und ein Abglanz von der Herrlichkeit der Unbekannten schien ihn zu umstrahlen.

Er war im Begriff, sich noch einmal dem Kammerdiener zu nähern, als die Thür geöffnet ward. Der Gardeoffizier trat unter derselben vor und winkte dem jungen Wilmson schweigend mit dem Finger.

Der Jüngling trat hinein und verbeugte sich mit tiefster Ehrfurcht nach allen Seiten, ob er gleich Niemanden recht deutlich vor sich sah. Es war Alles Wolke und Nebel. Nicht seine Furchtsamkeit vor der Anwesenheit des Monarchen, nicht der Glanz von dessen Majestät hinderte ihn am Sehen, sondern ungeheurer Tabaksdampf. Das kleine Gemach war mit Generalen angefüllt, die insgesammt ihr Pfeifchen rauchten. Alle standen schweigend umher mit entblößtem Haupte, nur einer derselben saß, den Hut auf dem Kopfe, an einem Tischchen. Der junge Wilmson erkannte in ihm, als vor dem Gesichte desselben eine blauliche Wolke zerrann, den König.

Dieser betrachtete eine Weile den Jüngling mit sichtbaren Zeichen des Wohlgefallens, nickte dann einem der Zunächststehenden zu und sagte: „Nicht mehr als einundzwanzig? Der ist noch nicht fertig. Er hat wohl noch vier Jahre vor sich. Aus

dem Burſchen gibt's etwas Rechtes, vielleicht noch einen Flügelmann der Leibkompagnie."

Dann wandte er ſich an den Jüngling: „Sage mir, Burſch, was hätteſt du Luſt zu werden?"

— Mein Vater beſtimmt mich zum Nachfolger in ſeiner Handlung; meine Neigung ſind, neben der Landwirthſchaft, die Wiſſenſchaften.

„Wiſſenſchaften? Was verſtehſt du darunter? Griechiſch, Lateiniſch, Hebräiſch, Chaldäiſch?"

— Ich leſe die alten Griechen und Römer gern, habe dabei Geſchichte und Mathematik getrieben, und liebe auch die franzöſiſche und italieniſche Literatur.

„Pfui Teufel! Aus dir muß es keinen Federfuchs geben. Fort damit! Daß du gut ſchreiben, leſen und rechnen kannſt, freut mich. Ich will dich avanciren."

— Ihre Majeſtät wollen geruhen ...

„Ich nehme dich unter meine Garde nach Potsdam. Verſtehſt du? Soldat mußt du werden, wenn aus dir ein ganzer Kerl werden ſoll. Du wirſt nicht der Kleinſte bleiben, haſt vollkommen den Anſatz von ſechs Schuh und darüber."

— Ihre Majeſtät ...

„Wenn du dich rechtſchaffen aufführſt, ſollſt du nicht ſechs Wochen lang Gemeiner bleiben. Ich brauche in meiner Garde geſchickte Leute. Haſt du eine Braut?"

— Ihre Majestät! . . . stammelte Wilmson, und ward feuerroth.

„Seht mir doch, der Milchbart wird da krebsroth! Nun, hat nichts zu sagen. Ohne meine Spezialerlaubniß darfst du keine Frau nehmen; ich will dir schon ein Mädchen geben. Also wir sind mit einander im Reinen. Haß du den Soldatenstand lieb?"

— Nein, Ihre Majestät, ich will frei bleiben.

„Schock Millionen Teufel, was unterstehst du dich?"

— Ich habe nicht die Ehre, einer Ihrer gebornen Unterthanen zu sein.

„Einerlei!"

— Ich bin Bürger in den vereinigten Niederlanden.

„Gleichviel."

— Ich werde in mein Vaterland zurückgehen.

„Das wirst du unterwegs lassen."

— Ich rufe den Schutz meiner hochmögenden Herren der Generalstaaten an.

„Halt's Maul, oder ich lasse dir, statt des Handgeldes, zwanzig auf dem F aufzählen."

— Die Gerechtigkeitsliebe Ihrer Majestät wird nicht gestatten, daß man einen freien Mann wider seinen Willen . . .

„Du kennst jetzt meinen Willen, und ich will keine freie, sondern treue Leute. Darnach

haſt du dich zu richten. Fort, nach Potsdam. Man ſoll dir gutes Handgeld geben."

— Erlauben Ihre Majeſtät allergnädigſt, ich begehre kein Handgeld, ich werde keins annehmen. Ich habe einen Vater. Er iſt mehr als vermögend, er iſt reich. Er wird ſich zu jeder Summe verſtehen, mich loszukaufen, wenn ...

„Ich verlange kein Geld. Du biſt Soldat; damit holla!"

— Ich verwahre feierlich meine Rechte als Menſch gegen jede Gewaltthat. Ich werde lieber ſterben, als den Fahneneid ſchwören.

„Himmel-Tauſend-Sapperment!" ſchrie der König, ſprang auf und ſchwang den Stock gegen den jungen Wilmſon. Dieſer, ſtolz und beſcheiden, ſah den Monarchen mit einem feſten Blicke an, ohne die geringſte Furcht blicken zu laſſen.

Der König ließ den Stock wieder langſam ſinken, warf einen zornigen Blick auf den Jüngling, und ſagte mit furchtbarer Stimme: „Du nicht den Fahneneid ſchwören, Wurm du? Du haſt haſt keine Wahl mehr, merke dir's, als zwiſchen der Garde oder dem Galgen."

— Ihre Majeſtät, ich wähle lieber den letzten! ſagte Wilmſon ruhig.

Der König hob wieder im Zorn den Stock, wandte ſich dann aber raſch um und ſagte zum Kommandanten: „Laß Er mir den verdammten

Schurken da auf der Stelle in die Kaserne bringen, oder in die Wacht. Morgen geht er mit dem übrigen Transport ab. Und macht der Kerl die geringsten Umstände, so lasse Er ihn krumm schliessen, oder in den Bock spannen. Marsch!“ — Der König wies mit Hand und Stock gegen die Thür. Der Kommandant faßte den jungen Wilmson hart beim Arm und stieß ihn zum Zimmer hinaus, wo der Zeisig hämisch lachend das Gesicht verzog, als er seinen verhaßten Ueberwinder stolpernd aus des Königs Zimmer hervorschiessen sah.

Angekommen im Saale übergab der Kommandant den trotzigen Rekruten an zwei Offiziere, ihn sogleich zum Depot zu führen, mit Befehl, ihn auf der Stelle krumm zu schliessen, bei Wasser und Brod, sobald er sich im mindesten ungeberdig anstelle.

„Ihre Excellenz“, sagte Wilmson, „wollen mir doch wenigstens erlauben, daß ich meinen Vater noch einmal sehe und von ihm Abschied nehme?“

„Wozu das? Ist ganz unnöthig.“

„Aber ich flehe darum, als die einzige Gnade, die Sie oder Seine Majestät mir noch erweisen können.“

Der Kommandant schwieg einen Augenblick unentschlossen, ging dann in das Zimmer zurück, von woher er gekommen war, und kehrte nach einer

Weile mit den Worten zurück: „Man wird's deinem Vater melden, wenn er dich noch ſprechen will. Du gehſt jetzt zum Depot.“

„Aber Ihre Excellenz wollen geſtatten, daß ich mich in meine Wohnung begebe; denn ich bin durchaus nicht in Kleidern, die zur Reiſe geeignet ſind.“

„Packe dich zum Depot!“ rief der Kommandant unwillig: „Das Andere mache mit deinem Vater ab! Ich ſchicke zu ihm.“

Der Kommandant verließ ihn. Die Offiziere nahmen den Garderekruten zwiſchen ſich und führten ihn ab. Auf der Straße folgte ihnen ein Korporal mit kurzem ſpaniſchem Rohr.

4.

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh.
Volkslied.

Der Jüngling, welcher durch einen einzigen Machtſpruch Vater und Vaterhaus, Beruf, alle bisherigen angenehmen Verhältniſſe, alle frohen Ausſichten in die Zukunft verloren hatte, um nun mitlebens unter den Heſen des Volkes zu dienen, ging zwiſchen ſeinen Wächtern in finſterer Wuth durch die Gaſſen der Stadt.

„Sei Er nicht ſo verzweifelt und traurig!“

sagte einer von den ihn begleitenden Offizieren, der Mitleiden für den schönen jungen Mann zu fühlen schien.

„Ich bin nichts weniger als traurig!“ antwortete Wilmsen kurz, und knirschte mit den Zähnen.

„So ist's recht. Kein Soldat hat es besser, als in der Garde. Es wird Ihm in Potsdam schon gefallen; nur Geduld! Sei Er lustig und guter Dinge.“

„Wenn man Alles, Alles, Alles, was Gegenwart und Zukunft boten, zerschmettert sieht!“

„Denk' Er, ein Erdbeben habe Ihm das verschlungen.“

„Dann wäre ich traurig.“

„Warum dann?“

„Wer kann wider blinde Naturnothwendigkeit? Aber daß man mich aus meinem Hause, aus den Armen meines Vaters wegreissen, zum Sklaven machen darf — — Himmel und Hölle! das ist . . .“

Der Offizier verstand ihn nicht.

Angekommen im Wachthause, ward der Rekrut dem dortigen Offizier übergeben und zu andern jungen Burschen geführt, die in einer schwarzgeräucherten Stube an langen hölzernen Tischen saßen, Bier tranken, aßen, sangen und stinkenden Tabak schmauchten. Sie wollten den Neu-

ankommenden in ihren luſtigen Kreis ziehen. Er warf ſich ſchweigend, mit verſchränkten Armen in einen Winkelſitz. Sie tranken ihm zu. Er wies ſie zurück. Sie machten ſich über das arme Muttersöhnchen luſtig, wie ſie ihn nannten. Er antwortete nicht. Er brütete über Plane der Rache von fürchterlicher Art. Seines entehrten, zertretenen Lebens achtete er nicht mehr. Er beſchloß zu ſterben und den Tod zu ſuchen, um der Welt das Beiſpiel zu geben, daß Macht und Gewalt nichts über den Willen des Entſchloſſenen vermögen, der nicht in Feſſeln der Sklaverei leben mag.

Die lärmende Geſellſchaft um ihn her war eben hinausgegangen, friſche Luft zu ſchöpfen, als ſich die Thür öffnete. Der wachthabende Offizier und Herr Wilmſon traten ein. Als Frith ſeinen Vater erblickte, ſprang er auf, warf ſich an deſſen Bruſt und ſchluchzte ſo laut, ſo heftig, daß es ſelbſt den Offizier zu rühren ſchien. Dieſer mochte nicht länger Augenzeuge des Abſchiedes ſein, und entfernte ſich ſchnell.

Herr Wilmſon ſprach kein Wort. Er ließ den Schmerz ſeines Sohnes austoben. Erſt als ſich dieſer erſchöpft auf eine der holzernen Bänke niederſetzte, trat Herr Wilmſon zu ihm und ſagte, indem er Friths Hand nahm: „Du meinſt, wie ein Knabe. Ich erwartete in dir einen Mann zu ſehen, der feſt jedes Schickſal tragen könne. Was

iſt's denn mehr? Du biſt Gefangener, biſt Soldat. Aber bleib nur in dir ſtark und frei und gerecht, dann iſt nichts verloren. Sei ruhig! Es iſt noch nicht Alles verloren, wenn du dich nicht ſelbſt aufgibſt."

— Wie, Sie haben noch Hoffnung, mich frei zu ſehen?"

„Allerdings."

— Sie können mich alſo wieder loskaufen? — rief Fritz, trocknete die Augen und ſprang freudig auf.

„Nein. Ich habe das Aeuſſerſte für dich verſucht. Man hat mich abgewieſen. Der König beſteht darauf, dich in der Garde zu haben. — Nun denn, du gehſt alſo nach Potsdam. Du ergibſt dich in dein Schickſal."

— Und das können Sie, lieber Vater, ſo kalt ausſprechen?

„Du ergibſt dich in dein Schickſal. Ich werde dir Reiſekleider ſenden. Hier haſt du Geld, wenn du deſſen bedarfſt. Du gehſt nach Potsdam; du unterwirfſt dich Allem, was dir geboten wird; du ſollſt dir Jedermanns Vertrauen erwerben. Ich verlange das von dir."

— Ich laufe davon, und ſteht gleich Galgenſtrafe darauf.

„Nimmermehr! Du bleibſt, bis ich dich rufe. Deine Unbeſonnenheit würde dich und mich ver-

derben. Wir haben hier kein ſchützendes Geſetz. Wage es nicht, Argwohn oder Zorn zu erwecken; erſt dann würden wir verloren ſein. Ich will ſorgen. Ueberlaß Gott und mir Alles. Ich werde dich retten. Nur du übereile nichts."

— Und wie lange muß ich Sklavendienſte thun?

„Bis ich ſelbſt frei bin, bis mein Vermögen in Papier verwandelt und auſſer Landes iſt. Dann wollen wir handeln. Sei ohne Kummer. Gehe deinem Verhängniſſe heiter entgegen."

— Aber ſoll ich den Eid der Treue ſchwören?

„Kannſt du den Zwang hindern? Erzwungener Vertrag iſt kein Vertrag. Gott und Vernunft ſagen dich vom erpreßten Eide los. Sollten ſolche Eide wider die ewigen Rechte gelten, ſo könnte man uns auch ſchwören laſſen, vernunftloſe Thiere zu werden.

— Ich gehorche Ihnen, Vater.

„Du thuſt wohl daran. Wer nichts zu bereuen hat, hat an nichts zu verzweifeln. Der König wollte mir heute ein feſtliches Gaſtmahl vereiteln; mehr iſt's nicht. Meine Schweſter . . ."

— Ach, weiß ſie mein trauriges Loos?

„Sie weiß Alles. Ich ſelbſt kündigte ihr es an. Ich ſagte ihr nur: Schweſter, dein Wunſch wird nun erfüllt. Ich verlaſſe Magdeburg und

ziehe mit Fritz zu dir hinaus in die Freiheit, sobald ich mich hier von allen Banden losgerissen habe. Sie war vor Freuden ausser sich. Ich erzählte ihr, was mit dir geschehen sei. Sie dachte an ihren unglücklichen Gatten, und warf ein bitteres, fürchterliches Wort über die Gewaltigen dieser Welt hin. Dann aber sagte sie: Ich danke diesmal dem Könige. Er macht mir den Abend meines Lebens schön, ohne es zu wollen. Laß anspannen; mir brennt dieser Boden unter den Sohlen."

Die Ruhe, mit welcher Herr Wilmson zu seinem Sohne sprach, wirkte besser auf des Jünglings Gemüth, als jeder Trostspruch. Er betrachtete die überraschende Begebenheit der letzten Stunden wie ein Abenteuer, die Reise nach Potsdam mit den übrigen Rekruten wie eine Lustpartie, und seinen Eintritt in die Garde wie eine Maskerade. Er schied heiter von seinem Vater, und erinnerte diesen nur noch, ihm mit andern Sachen auch das weiße Tuch und den Meerschaumkopf nachzusenden.

Folgendes Morgens, mit Sonnenaufgang, wanderte der Rekrutentransport zum Thor hinaus über die Elbbrücke. Fritz, um nicht die Augen der Menschen zu sehr auf sich zu ziehen, hatte die zierlichen Kleider, in denen er vor dem Könige erschienen war, mit den abgetragensten Reiseklei-

dern vertauſcht. Er wanderte niedergeſchlagen vor ſich hin. Am Ende der Strombrücke hörte er ſich rufen. „Alle Wetter und Hagel, Fritzchen, wer hätte uns geſtern früh erzählt, daß der Blitz ſo ſchnell in den Pulverthurm fahren und Alles ſprengen würde! Aber das ſag' ich Ihnen, der König und der alte Deſſauer meinten es verdammt gut mit Ihnen. Nur Sie ſind an Allem Schuld. Sie ganz allein! Warum ſind Sie ſo ſchön und lang aufgeſchoſſen, daß Sie Kopfslänge über Alles wegſehen? Warum machten Sie ſich nicht klein, oder krumm, oder lahm? Sie kennen die Grille unſers braven Königs!"

Es war der Invalide Krabb, der dem jungen Wilmſon die Hand reichte, und ihn noch eine Strecke begleiten wollte. Fritz drückte den Alten heftig an ſeine Bruſt. Er konnte vor Wehmuth nicht ſprechen. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

„Kreuzbataillon!" ſchrie Krabb, und wollte mannhaft ſcheinen, den Schmerz verbeiſſen, der ihm die Bruſt zuſammenzog, und die Thränen wegſchütteln, die ihm in den grauen Schnurrbart fielen: „Was iſt denn das? Ich glaube gar, Sie flennen wie ein altes Weib, Fritz. Schämen Sie ſich, Herr. Hol's der Teufel, ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun. Ein Soldat muß nicht heulen. Was ſoll das?"

Krabb wollte noch mehr zu Frihens Ermuthi-

gung sagen, aber seine Stimme brach. Er brachte kein Wort mehr über die bebenden Lippen, drückte dem jungen Wilmson die Hand und ging weinend und fluchend über die Brücke zurück in die Stadt, indem er zwischenein für sich sang:

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!

Sobald der junge Wilmson die Thürme von Magdeburg hinter sich aus den Augen verloren hatte, beruhigte sich sein Inneres. Er sah in die Zukunft hinaus, sah im fernen Hintergrunde seine Erlösung, seine Flucht, die freien, schönen Ufer des Bodensees und das Landgut der Schwester seines Vaters. Zwar das rechtlose, gewaltthätige Verfahren, durch welches er binnen vierundzwanzig Stunden aus der Mitte aller seiner Freuden und seiner Freunde hinweg in einen Haufen roher oder liederlicher oder unglücklicher Menschen geworfen war, emporte noch von Zeit zu Zeit seine Galle: aber er zerstreute sich, wie er konnte, und zum ersten Mal fühlte er die Weisheit und ihr Glück in Ausübung der Lebensregel seines Vaters: Sei dein eigener Meister, und du bist Meister der Welt.

5.

Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Die Rekruten machten nur kleine Tagreiſen. Nachdem ſie in Potsdam eingezogen und gemuſtert waren, wurden ſie verſchiedenen Regimentern einverleibt. Wilmſon kam unter die Garde zu Fuß. Er fügte ſich geduldig in Alles; erlernte die puppenhafte Stellung, die Handgriffe mit dem Gewehr, Links- und Rechtsſchwenken ſchnell; ward in die blanke Uniform eingekleidet und verſah bald den Dienſt gleich Andern. Wie wenig er ſich auch Mühe darum gab, gewann er in kurzer Zeit die Aufmerkſamkeit und Gunſt der Hauptleute. Er war ohne Widerrede der ſchönſte Mann im ganzen Regimente, wenn auch nicht der längſte. Sein Ton, ſein Anſtand, ſeine feinen Sitten verriethen bald, daß er aus gutem Hauſe ſei. Man unterſchied ihn von den Andern. Seine mannigfachen Kenntniſſe blieben nicht unbemerkt. Die Hauptleute benuzten ihn. Er mußte bei vielen Schreibereien und Rechnungen helfen. Er trug unter der groben Soldatenuniform das feinſte Linnen. Er machte große Ausgaben, bald ſeinen Kameraden einen frohen Tag zu ſchaffen, bald Nothleidenden Troſt zu bringen, denen mit Geld zu helfen war. Dies Alles erwarb ihm eine Achtung unter den

Obern, wie sie sonst dem Soldaten nicht zu Theil wird. Er empfing sogar Erlaubniß, ein eigenes Zimmer zu bewohnen; und damit war unter diesen Verhältnissen sein höchster Wunsch gewährt. Er richtete sich niedlich, aber einfach ein. Man wußte wohl, er sei wider seinen Willen und auf des Königs unmittelbaren Befehl unter die Soldaten gebracht. Viele Andere beim Regiment waren auf ähnliche Weise dahin gerathen. Aber Keiner schien mit seinem neuen Stande schneller versöhnt zu sein. Er selbst äußerte bei jeder Gelegenheit Zufriedenheit, und erklärte, daß er entschlossen wäre, lebenslänglich Soldat zu bleiben, und wenn sein Vater für den Loskauf Tonnen Goldes böte.

Dies alles aber war nur List. Er erreichte durch sie seinen Zweck, Vertrauen zu gewinnen. Man gestattete ihm vorzugsweise große Freiheiten. Selten machte er von ihnen Gebrauch, Mißbrauch nie. Der Oberst des Regiments nannte ihn nicht nur seinen Sohn, sondern behandelte ihn mit einer Freundlichkeit und Achtung, deren sich selbst wenige Offiziere zu rühmen hatten. Wilmson mußte oft bei ihm im Hause sein und Schreiberdienste verrichten; zwar nicht an seiner Tafel, doch aber mit seinen Hausleuten speisen. Durch die Gunst des Obersten rückte Wilmson, besonders da sich der König selber eines Tages nach ihm erkun-

digt hatte und seine Beförderung wünschte, schon im ersten Vierteljahr zum Feldweibel.

Indessen unterhielt er mit seinem Vater fleißigen Briefwechsel, aus welchem er immer hellere Hoffnungen seiner nahen Erlösung hervorschimmern sah. Vater Wilmson in Magdeburg verkaufte fort und fort seine gesammten Waarenvorräthe; und konnte es nicht ohne Nachtheil geschehen, ließ er sie in Niederlagen ausserhalb der preussischen Grenzen bringen. Er zog nach und nach alle ausstehende Gelder ein, zuweilen nicht ohne baaren Verlust, unter dem Vorwand, daß er durch auswärtige Bankerote in seinen Vermögensumständen zurückgekommen sei. Man hielt ihn zwar für den ehrlichsten Mann von der Welt; aber sein kaufmännischer Kredit ging dabei unter. Und eben das wollte er, um zuletzt auch noch sein Letztes, seine liegenden Besitzungen in Magdeburg, ohne andern Verdacht zu erregen, in Geld umwandeln zu können.

Als ihm dies gelungen war, schrieb er seinem Sohn: „In vierzehn Tagen verlasse ich Magdeburg und eile zum Bodensee. Man glaubt hier, ich begebe mich in die Niederlande zurück. Dort erwarte ich dich bei meiner Schwester; ich erwarte dich unter Seelenangst. Denn du hast ein schweres Werk vor dir. Triff deine Anstalten zur Flucht mit Vorsicht. An Geld fehlt es dir nicht, und

verlangst du noch mehr, so send' ich dir auf der Stelle. Heute reist, weil du es wünschest, Krabb zu dir, um beim Befreiungswerke dein Gehilfe zu sein. Der alte Mann ist närrisch vor Freuden. Du bringst ihn mit dir zum Bodensee. Er soll und will seine alten Tage bei mir beschließen. Damit weniger auf dich und ihn Argwohn falle, und ihr beide in einem Einverständnisse desto freier handeln könnet, vermeidet, öffentlich beisammen zu erscheinen. Ich habe ihn genugsam mit Geld versorgt."

Der Feldwebel zu Potsdam hatte wirklich schon die Entwürfe zur Flucht vollkommen ins Reine gebracht. Aber zu ihrer sichern Vollziehung war er eines treuen, vertrauten Mannes bedürftig, den er in Potsdam nicht finden konnte. Darum verlangte er den treuen Krabb zu sich. Diesen wollte er, als reichen Kaufmann gekleidet, nach Berlin senden, von dort mit Extrapost nach Potsdam kommen, dann sich von ihm aufnehmen lassen in den Wagen und so über die preußische Grenze nach Sachsen fliegen.

Krabb kam wirklich an. Der Alte weinte Freudenthränen, als er in der Dämmerung eines Abends zum jungen Wilmson ins Zimmer trat. Fritz erdrückte den treuen Hausfreund fast an seiner Brust, und weihte ihn in seine Plane ein.

„Holla!" rief der Invalide: „Geht mir jetzt

das Licht auf, warum mir der alte Herr zu Magdeburg einen ganzen Reisekaßen voll feiner Wäsch und Kleider machen und einpacken ließ. Fritzchen, hol' mich, straf' mich, ich sehe darin aus wie ein geheimer Rath oder Bürgermeister, und meyle ich mir erst den Bart weg, soll mich der Teufel selbst nicht erkennen."

Alle Abreden wurden nun genommen. Krabb sollte im Wirthshause wohnen bleiben. Man wollte nie öffentlich zusammentreffen, und von Magdeburg den letzten Brief des Herrn Wilmsen erwarten, worin derselbe seine Abreise melden würde; dann alsbald zum Werk schreiten.

Der Brief kam endlich an. Auch Krabb hatte einen, fast gleichen Inhalts, von Herrn Wilmsen empfangen. Mit diesem in der Hand lief er voller Entzücken, sobald es am Abend dunkel geworden, zum Feldweibel. Dieser aber, der, den Kopf auf den Arm gestürzt, in schwermüthiger Stellung am Tische saß, schien das Entzücken des Invaliden gar nicht mit ihm theilen zu wollen, antwortete auf Alles sehr kurz und trocken, oft gar nicht.

Der Invalide stand etwas verblüfft vor seinem jungen Herrn und gaffte ihn mit großen Augen an. „Sind Sie krank geworden?"

— Nein, Krabb.

„Ist etwas vorgefallen?"

— Nichts.

„Nun, so stehen mir alle meine fünf Sünden still, wenn ich das begreife. Ich dachte, Sie wären vor Freuden in allen Lüften, und sitzen nun da, wie ein Delinquent, verzeih mir's Gott, auf dem Armensünderstuhl. Muß ich nicht morgen nach Berlin, den Reisewagen kaufen, anspannen lassen?"

— Krabb, mit der ganzen Sache hat's noch keine Eile.

„Keine Eile? Warum nicht?"

— Ich weiß nicht.

„Ei, so schlag doch das Wetter drein. Weiß nicht! Wie soll ich's denn wissen? Der alte Herr ist ja schon fort ins Reich."

— Ich bleibe einstweilen noch hier. Laß mich in Ruhe.

Mit diesen Worten stand Fritz auf, that einen tiefen Seufzer, ging mit großen Schritten einigemale durch's Zimmer, hielt dann plötzlich vor dem Invaliden still und legte seine Hände auf dessen Schultern, während er einen Blick voll innerer Seligkeit, die sich in seinem ganzen Antlitze offenbarte, in die Höhe richtete. Krabb schwieg wie ein Mäuschen, und sperrte Mund und Ohren auf; sein ganzes Gesicht ward Ohr, und horchte der Erzählung, die da kommen sollte. Statt dessen runzelte Fritz plötzlich die Stirn, wandte sich ab

und ging langsam mit gesenktem Kopfe und verschränkten Armen schweigend ans Fenster.

„Tröste mich Gott, Fritzchen, aber das Ding ist mit Ihnen nicht richtig!“ sagte der Invalide verlegen.

„Eben darum!“ rief der junge Mensch rasch und ärgerlich: „Eben darum schweig. Ein- für allemal, ich bleibe; ich will nicht fort; ich kann nicht fort. Laß mich in Ruhe. Morgen, übermorgen, und wenn's in einem Vierteljahr oder in einem Jahre wäre, kann ich dir mehr sagen. Die Sachen stehen jetzt anders.“

„Das sind mir schöne Geschichten!“ brummte der Alte: „Komme in Haft und Fast; will, Gott verzeihe mir die schwere Sünde, Kopf und Hals daran wagen, einem Deserteur beim Austreiben zu helfen und den König zu betrügen; setze mich dem Galgen aus — denn da wird's heißen: mitgefangen, mitgehangen! — und nun ist's mit Allem nichts; soll hier ein Vierteljahr oder ein Jahr auf der Bärenhaut liegen. Alle Hagel, ich lasse mich hängen, aber das thu' ich nicht!“

Der junge Wilmson hörte nicht auf ihn; und als es der Invalide zu arg trieb, sagte Wilmson: „Freund Krabb, laß mir Ruhe. Ich bin in einer unseligen Lage; ich kann nicht fort; bin festgebannt; will nicht davon, darf nicht davon; und wenn mich der König über die Grenze bringen

ließe, würde ich heimlich wieder umkehren. Nun geh. Du sollst ja, vielleicht schon in einigen Tagen, Alles erfahren. Nun geh!“ Mit diesen Worten schob er den Alten zur Thür. Krabb schüttelte den Kopf und ging still fluchend in sein Wirthshaus.

6.

Ach, Irkwin, soll ich dich verlan,
Das wäre sere miserau,
An mahrhaft Mann ist miseret.
Altdeutsches Lied.

Daß Fritz Wilmson seinen Sinn so plötzlich geändert hatte, und nun Potsdam, seinen Kerker, nicht verlassen wollte, hatte gute Gründe.

Er war am vorigen Tage auf der Wacht beim Schlosse gewesen, und erst Mittags, nach Gewohnheit, abgelöset worden. Wie er des Morgens, um sich im Frühthau der Sonne zu erquicken, auf dem Platze zwischen den Bildsäulen umherging, bemerkte er ein junges, in halbe Trauer gekleidetes Mädchen, welches in Verlegenheit längs den Häusern hinging, sich links und rechts umsah, und endlich in geradester Richtung auf ihn selbst zukam. Seit ihm die trauernde Schönheit in Magdeburg erschienen war, konnte er keine weibliche Gestalt in schwarzen Kleidern gleich-

gültig betrachten. Inzwiſchen verrieth ſchon die Tracht und der gefüllte Handkorb am Arm der Kommenden, daß dieſe nur eine Dienſtmagd war.

Wie ſie aber näher trat, vor ihm ſtehen blieb und ſchüchtern fragte: „In dieſer Gegend ſoll eine Frau Majorin Malzahn wohnen. Konnen Sie mich nicht zurecht weiſen? Ich bin noch allzufremd in Potsdam, kaum drei Tage hier!“ — und als er die ſuße Flotenſtimme wieder horte, die einſt ſagte: ich bin eine Waiſe, und ſtehe recht allein unter dem Himmel! und ſie ihm, wie damals, in allen Nerven wiederklang; als er abermals das kindlich helle Antlitz ſah, und das freundliche, demüthige Lächeln der Augen, die er nie vergeſſen hatte, — da umflirrte es ihn blendend, wie Wetterleuchten.

„Wie iſt mir denn?“ ſagte er mit ungewiſſer Stimme: „Haben Sie in Magdeburg eine Verwandtin, die Ihnen ähnlich iſt, eine Schweſter... oder ſah ich Sie ſelbſt dort, aber — in anderer Tracht ... oder ...“

Sie richtete nun erſt ihren geſenkten Blick zu ihm auf und trat erröthend einen kleinen Schritt zurück. „Mein Gott!“ ſtammelte ſie: „Trügen Sie nicht den Soldatenrock, ich würde glauben ... Sie waren alſo in Magdeburg? Wären Sie vielleicht ... aber, das iſt doch unmoglich!“

Er ward noch verwirrter.

„Ja,“ sagte er traurig, „ich bin von Magdeburg, bin der Sohn des Kaufmanns Wilmson, und wider meinen Willen, auf Befehl des Königs, unter die Soldaten gebracht; bin schon seit einem halben Jahre hier, und der schönste Tag meines Lebens, den ich in Magdeburg gehabt, ward mir zugleich der schrecklichste. Sind Sie es? Habe ich Sie vielleicht selbst beim Einzuge des Königs gesehen?“

„Ach!“ seufzte sie und senkte ihre Augen zur Erde, „der Tag entschied auch mein Schicksal. Ich erinnere mich Ihrer sehr wohl, Herr Wilmson; und was man mir Böses von Ihnen gesagt hat, nie habe ich's geglaubt.“

„Wer konnte Ihnen aber Böses von mir sagen?“

„Herr Kiek, Sie kennen ihn ja wohl, der Kammerdiener des Herrn Geheimenraths von Gundling. Er behauptete, Sie wären ein Beutelschneider und hätten ihm den Pfeifenkopf und das Tuch geraubt. Ich versichere Sie, nie habe ich dem schlechten Menschen das geglaubt.“

„Ist's möglich? Also wären Sie dasselbe Frauenzimmer, das ich . . . hätte ich Sie nur wiedergefunden! — Ich verwahre seitdem Tuch und Meerschaumkopf, wie Heiligthümer, für Sie.

Aber Ihr Name war mir unbekannt. Im Tuche ſtanden nur die Buchſtaben C. v. St.

„Clementine Stern!“ liſpelte ſie halblaut.

„Clementine Stern?“ liſpelte er leiſe nach: „Alſo müßte es lauten: Clementine von Stern?“ Und indem er dieſe nachträgliche Frage that, fiel unwillkührlich ſein Blick auf den ſchweren Handkorb an ihrem weißen Arm, auf die bunte Schürze von grobem Leinen, auf das kleine, ſchwarze Halstuch und die weiße Haube mit ſchwarzem Bande, wie ſie von weiblichen Dienſtboten damals getragen zu werden pflegten, die ſich etwas ſtädtiſch kleideten.

Clementine ſchien den Lauf ſeiner Augen beſſer zu verſtehen, als er ſich deſſen eben bewußt war. Sie ward blutroth und ſagte: „Es könnte wohl ſo lauten; aber meine Familie hat das Von längſt fallen laſſen, und nur ihren Unglücksſtern behalten. Seit mein ſeliger Vater als Subkonrektor geſtorben, und meine ſelige Mutter nach Berlin gegangen war, in der Hoffnung, einige Unterſtützung durch einen weitläufigen, aber reichen Verwandten zu erhalten, nämlich durch den Herrn Geheimenrath von Gundling, vollendete ſich unſere Noth. Meine arme Mutter ſtarb, und ich war dahin gebracht, die beſſern Kleider abzulegen, um mein Brod, als Magd, zu verdienen.“ Indem ſie das ſagte, perlten einige helle Thrä-

nen über ihre rothen Wangen: „Legen Sie meine Traurigkeit nicht falsch aus, Herr Wilmson: ich schäme mich meines niedrigen, doch ehrlichen Standes gar nicht. Ich dachte vorhin nur an den Schmerz meiner Mutter, den sie gefühlt haben würde, wenn sie meine Zukunft hätte ahnen können."

„O liebes Fräulein, wenn ich . . ."

„Nennen Sie mich ja nicht Fräulein!" rief sie und sah ihn mit Aengstlichkeit und Verwunderung an. Als sie aber seine Augen von Thränen verdunkelt erblickte, setzte sie mitleidig hinzu: Auch Sie also sind nicht mehr glücklich?"

„Wie könnten Sie mich für glücklich halten, wenn ich Sie weinen sehe, liebe Clementine? Wie stelle ich Ihnen den Meerschaumkopf zu, den ich von Ihnen in Händen habe?"

„O!" rief Clementine, und ihre Wangen färbten sich höher: „Lassen Sie mich den nicht wiedersehen. Er ist nun bezahlt. Er hat mein Unglück vollendet, oder vielmehr, er war das Werkzeug des schändlichen Kiel, des Kammerdieners, zu meinem Verderben."

Sie erzählte die Geschichte des Kopfs nun mit der ihr eigenen Anmuth. Der Eigenthümer dieses Prachtwerks war der Geheimerath von Gundling, welcher sich auf den Besitz des köstlichen Schaustücks nicht wenig einbildete. Er

hatte ihn um eine beträchtliche Summe in Magdeburg, wohin er den König begleitet hatte, angekauft, und daselbst seinen Namenszug von einem der Goldschmiede auf den Silberdeckel graben lassen. Clementine, welche zu gleicher Zeit mit einer dem Geheimenrath verwandten Familie nach Magdeburg gekommen war, in der sie einsweilen nach dem Tode ihrer Mutter aus Mitleiden aufgenommen worden, mußte an jenem Unglückstage das Prachtstück vom Goldschmied zurückholen. Wir wissen, wie sie es verlor. Der bekannte Zeiß, ein Wüstling, hatte längst Absichten auf das arme Mädchen gehabt, welches er durch den Raub ein wenig necken, oder kirrer machen wollte. Er hielt den Unbekannten, mit welchem sie im Menschengewühl so traulich plaudernd Arm in Arm ging, für seinen beglücktern Nebenbuhler. Die Wuth des jungen Wilmson, ihm den Raub wieder zu entreissen, bestätigte Kiek's Verdacht. Dies und seine Niederlage unter Wilmsons Fäusten erfüllte ihn mit Rachsucht. Er erfuhr erst nach der Rückkunft in Berlin, daß der Pfeifenkopf nicht wieder zurückgestellt worden sei. Der Geheimerath Gundling, ohnehin ein Mann von verschrobener Gemüthsart, bekanntlich des Königs Hofnarr dabei, gerieth über den Verlust fast in Raserei. Sein Kammerdiener Kiek

wollte von Clementinens Angst Vortheil ziehen, versprach den Geheimenrath zu beruhigen, und den Preis des Kopfes zu bezahlen, wenn die spröde Schöne ein wenig milder werden wolle. Da sie ihn aber stolz zurückwies, erzählte er dem Geheimenrath von dem Vorfall in Magdeburg, nur mit Entstellungen. Er habe gehört, wie Clementine von einem ihrer Liebhaber um den Kopf gebeten worden sei, wie sie ihm endlich das Geschenk gegeben. Kiek habe dem Kerl den Meerschaumkopf aus den Händen gerissen, wäre aber sogleich von demselben und mehrern von dessen Kameraden verfolgt, beraubt und mißhandelt worden; denn mit dem Einzigen allein würde er's wohl noch aufgenommen haben. Ohne Zweifel wäre der Räuber des Meerschaumkopfes aus Berlin; denn in einer fremden Stadt, wie Magdeburg, könne Mamsell Stern unmöglich sogleich einen Liebhaber gefunden haben, gegen welchen sie so große Freigebigkeit geäussert hätte.

Weil Clementinens Bericht mit dem Vorfalle im Magdeburg ziemlich mit der Lüge des Kammerdieners übereinstimmte, diente ihr Wort zur Bestätigung von dessen Lüge. Daß sie den jungen Menschen, mit dem sie vertraulich gegangen war, nicht gekannt, noch weniger in ihm einen Liebhaber gehabt hätte, glaubte ihr Niemand. Sie mußte vollen Schadenersatz leisten und aus dem

Hauſe; ja es für Gnade halten, daß man ſie nicht ins Zuchthaus ſchickte. Nun Clementine in voller Verlaſſenheit und Armuth war, erbot ſich der Zeiſig zu ihrem Beſchützer und Verſorger. Er zweifelte nicht, daß die Noth, in welche er ſie geſtürzt, ihre Widerſpenſtigkeit beſiegen müſſe. Er irrte ſich. Und als ſie nach vergeblichen Bemühungen, in irgend ein Haus von Berlin als Kammerjungfer aufgenommen zu werden, keine Hoffnung vor ſich ſah, begab ſie ſich nach Potsdam, um als Haus- und Stubenmädchen ein ehrliches Daſein zu friſten.

Der junge Wilmſon hörte die Erzählung der Unglücklichen mit Schmerz. „Läuft mir der Böſewicht irgendwo über den Weg,“ rief er mit naſſen und funkelnden Augen, „ich jage ihm, und wäre es im königlichen Vorzimmer, den Pallaſch durch's Herz. Nun begreife ich, daß der ruchloſe Bube, der mich doch im Vorzimmer des Königs ſah, der doch wußte, daß ich als Soldat fortgeſchleppt wurde, mich Niemandem nannte, daß er mich nicht als Dieb verklagte. Er mußte fürchten, Ihre Unſchuld und ſeine Niederträchtigkeit und Unwahrheit komme zugleich an den Tag. — Ach, liebe Clementine, wie viel haben Sie meinetwillen gelitten! Denn Alles wäre vielleicht nicht geſchehen, wenn ich Sie im Menſchengedränge nicht begleitet hätte! Ich muß Ihnen Vieles ver-

güten. Und ich will es. Ich kann es. O mein Gott, wie viel haben Sie gelitten! Wie viel leiden Sie noch!"

„Nein, Herr Wilmson, ich leide nichts mehr. Ich habe eine gütige Herrschaft gefunden."

„Ach, die gütigste Herrschaft ist eine Herrschaft! Sie sollten frei sein. O, meine Liebe, ich bin freilich jetzt noch Soldat, — aber mein Vater ist reich, ich bin reich, — haben Sie Vertrauen zu mir. Ich bin gewiß nicht von dem Schlage, wie der elende Kammerdiener; — ich biete Ihnen . . ."

„Für alle Anerbietungen danke ich Ihnen, Herr Wilmson. Sie sind sehr gütig. Aber ich bin nur frei, so lange ich Niemandem Verpflichtungen schuldig bin. Und daß ich Sie nicht für einen Mann halten solle, wie jenen elenden Menschen, — o, das hätten Sie nicht nöthig gehabt, zu bitten. Er ist mein bösester Feind. Ich kenne ihn."

„O, daß Sie mich auch kennen würden! Vielleicht . . ."

„Wacht heraus!" schrie die Schildwacht. Ein General ritt über den Platz. Die Soldaten eilten aus der Wachtstube hervor. Der Feldweibel verbeugte sich flüchtig gegen das artige Kammermädchen und sprang zu seinen Leuten in Reih' und Glied. Als der General vorbeigeritten

war, hatte sich die schöne Clementine vom Platze verloren.

Träumend ging der Feldweibel auf und ab. Die unerwartete Erscheinung hatte sein Inneres verwandelt. Er wiederholte sich ihre Worte und Erzählungen. Die Bewegungen ihres Gemüths, während des Plauderns, hatten sie noch schöner gemacht, als er sie in Magdeburg gefunden. Sie glich einer göttlichen Hebe, verkleidet in unwürdige Tracht. Er trat wieder auf dieselbe Stelle, wo sie vor ihm gestanden war. Er trat auf die Stelle, die sie durch die Berührung geheiligt hatte. Ein Schauer drang von dem geweihten Boden durch seine Ferfen empor. Potsdam, welches ihm bisher wie ein Kerker erschienen war, hatte sich in ein weites Paradies, und der Befehl des Königs, der ihn zum Soldaten gemacht hatte, in eine göttliche Fügung verwandelt. Er segnete den Monarchen, er segnete sein Loos. Er dachte nicht mehr daran, Potsdam zu verlassen. Auch die Hölle würde ihm in Clementinens Nähe reizend geworden sein.

Sobald er von der Wacht abgelöset worden war, durchstrich er alle Gegenden der Stadt, Neustadt, Friedrichsstadt und Bodengraft. Das Unglück aber hatte gewollt, daß er nicht nach der Wohnung des Mädchens gefragt hatte. Er suchte

bis zur dunkeln Nacht, und fand sie nirgends wieder. Doch war er überglücklich. So fand ihn Krabb am Abend desselben Tages.

7.

Lenardo sah her, Blondine sah hin;
Sie trugen im Herzen wohl liebenden Sinn.
Ballade von Bürger.

Man wird nicht daran zweifeln, daß der junge Feldweibel auch folgendes Morgens seine Nachforschungen fortgesetzt habe. Die Residenz Potsdam ist nichts weniger als von ausserordentlicher Größe, und noch weniger von ausserordentlicher Volksmenge. Man weiß aber aus allen Romanen, daß Liebende, die sich suchen, einander finden, und müßten sie auch Welttheile durchkreuzen. Daher ist es nichts Erstaunliches, daß Fritz Wilmson, nachdem er seine Entdeckungsreisen kaum drei Stunden lang fortgesetzt hatte, sein Ziel erreichte. Im mittlern Stockwerk eines großen Hauses stand Clementine am Fenster, und zwar etwas vorgeneigt, als suche sie auch ihn zu erkennen. Ihm ward, als schlügen Flammen über ihm zusammen. Sobald er aber näher kam, um sein Haupt vor der Angebeteten in ehrfurchtsvollem Gruße zu entblößen, schien sie ihn nicht mehr zu bemerken, sondern trat zurück, schloß nicht nur

das Fenſter, ſondern zog ſogar die weißen Umhänge vor.

Das überfiel ihn mit Froſt und Kälte, wie wenn ſich Schneewolken plötzlich über eine blühende Frühlingswelt ausleeren. Er kehrte finſter in ſeine Zelle heim, kämpfte lange mit ſich, und ward endlich Sieger. Er ſchämte ſich ſeiner Leidenſchaft für eine Unbekannte, die ſein reines Wohlwollen verſchmähte, und beſchloß, mit Ernſt an ſeine Flucht zu denken. Er ſprach mit Krabb. Tag und Stunde wurden verabredet. Krabb ſollte nach Berlin, einen Reiſewagen kaufen, als vornehmer Kaufmann mit Poſtpferden durch Potsdam eilen, und ihn, als Bedienten gekleidet, zur nächtlichen Stunde vor dem Thore aufnehmen und entführen.

Krabb kam folgendes Tages zu Wilmſon, um vorläufigen Abſchied zu nehmen. Krabb trat frohes Muthes ins Zimmer, während ſein junger Herr im Fenſter lag und in die ſtille Straße hinabſah. Krabb grüßte und lärmte vergebens. Der Feldweibel ſah ſich nicht um. Denn die Straße daher kam Clementine; ſie bemerkte ihn droben am Fenſter, erkannte ihn, lächelte mit verſchämter Freundlichkeit einen Augenblick empor, grüßte ſogar, ging vorüber, und ſchon ziemlich entfernt, wandte ſie noch einmal das Köpfchen und blickte nach ihm. Fritz war auſſer ſich. Aller

Schnee schmolz, und der warme Frühling mit den gebeugten aber unzerknickten Blüthen ging wieder in ihm auf.

Als Krabb endlich Gewalt brauchte, um seine Gegenwart bemerkbar zu machen, drehte sich der junge Herr zu ihm mit glühenden Wangen und flammenden Blicken. Lange verstand er nicht, was Krabb wollte, und zuletzt gab er den einfachen Bescheid: „Wir bleiben. Ich reise nicht. Ich werde Potsdam nicht verlassen; und wenn ich wüßte, daß die Stadt in wenigen Stunden von einem Erdbeben verschlungen würde, ich ließe mich mit verschlingen.“

Der Invalide glich nun selber einem Erdbeben, das Alles zu zerschmettern Miene macht. Er fluchte und tobte, gleich einem Besessenen im Zimmer umher, während Fritz im Fenster lag, in die Straße niedersah und die Steine suchte, welche Clementinens Füße berührt und geheiligt haben konnten. Es blieb dabei. Krabb reisete nicht.

Wilmson erneuerte nun seine Entdeckungsreisen vor dem wohlbekannten Hause, ohne glücklich zu sein. Die Fenster waren geschlossen. Besser gelangs ihm in der Garnisonkirche. Er erblickte die Schöne, aber sie bemerkte ihn nicht in ihrer sonntäglichen Andacht. Er folgte ihr auf dem Fuß, als sie mit einem ältlichen Frauenzimmer aus der Kirche ging; er grüßte. Sie erröthete,

aber dankte ihm nicht einmal, sondern wandte sich gleichgültig zu der alten Begleiterin. Er fand sie denselben Tag wieder auf einem öffentlichen Spaziergang, faßte Muth und trat mit höflichem Verneigen an ihre Seite. „O, wie glücklich bin ich endlich . . .“ stammelte er. Aber ihr Gesicht, plötzlich finster und mit dem Ausdruck der Verwunderung über eine Frechheit ohne Gleichen, endete schnell sein Entzücken. „Was wollen Sie von mir?“ sagte sie: „Ich kenne Sie nicht! Was haben Sie mit mir zu schaffen? Sie haben sich ohne Zweifel zur unrechten Person verirrt.“ Damit wandte sie sich stolz von ihm weg und einigen jungen Frauenzimmern ihrer Bekanntschaft zu, die in der Nähe wandelten.

Der arme Feldwebel stand eine Weile steif und gerade da, wie wenn ihn sein Oberst musterte. Dann schwenkte er plötzlich und marschirte im Doppelschritt davon, über Clementine und alle Weiber unter allen Himmelsstrichen fluchend. „Sie hat dich zum Narren, scheint's. Sie ist nur Kokette. Himmel und Hölle, welchen Ton nahm sie an! Wie, sie kenne mich nicht? Ich habe mich an die unrechte Person verirrt? Wie, ist sie denn doppelt in Potsdam vorhanden?“ — In diesem Selbstgespräch rannte er durch die Gassen, suchte den alten Krabb auf und befahl ihm, ohne Verzug nach Berlin zu gehen, den Reisewagen zu kaufen

und zur Flucht alle Veranstaltungen zu treffen. Krabb, hochzufrieden, daß sein junger Herr den gesunden Menschenverstand wiedergefunden, ließ sich den Befehl nicht zweimal geben, sondern miethete auf der Stelle den Wagen, und fuhr in der gleichen Stunde zum Thore hinaus.

Der Feldweibel wünschte sich zur Festigkeit und Schnelligkeit seines Entschlusses Glück. Er fühlte wohl, daß er in Potsdam nicht glücklich sein könne; daß er, seiner Ruhe willen, eine Stadt verlassen müsse, welche neben ihm ein Wesen beherberge, das er nicht genug hassen und nicht genug lieben konnte. Doch ehe die Nacht kam, stand es schon wieder mit der Festigkeit seines Entschlusses mißlich, und die eilfertige Abreise des Invaliden hätte er gern widerrufen.

Denn als er, da es dunkel geworden, sein Zimmer verließ, um seinen Verdruß zu zerstreuen, und über den einsamen Schloßplatz ging, mit dem Vorsatz, irgendwo in lustiger Gesellschaft eine Flasche Weins zu leeren, lispelte eine süße, schüchterne Stimme: „Guten Abend, Herr Wilmson.“ Es war ein Mädchen, das ihm zufälliz mit hellbrennender Laterne auf dem Schloßplatz begegnete. Er erkannte Clementinen. Er wäre kalt grüßend vorübergegangen, hätte sie zu ihrem „guten Abend“ nicht noch hinzugesetzt: „Sie werden mir wegen meiner heutigen Unart zürnen. Thun Sie es doch

nicht. Ich war leider gezwungen. Gott weiß es, ich habe seitdem keinen Frieden im Herzen, seit ich so undankbar schien und Ihnen so wehe gethan."

Natürlich, nach einer solchen Erklärung konnte man nicht scheiden. Der Feldwebel erachtete es der Gerechtigkeit gemäß, Niemanden ungehört zu verdammen. Er blieb bleiben. Clementine, die vielleicht auch gern stehen blieb, hielt es der klugen Vorsicht angemessen, sich für allfällig Vorübergehende in die Dunkelheit der Nacht einzuschleiern, und blies die Laterne aus. Der junge Wilmson hatte in diesem Augenblick Besonnenheit genug, sich zu erinnern, daß Clementinens an Licht gewohnte Augen, nun plötzlicher Finsterniß hingegeben, weder Weg noch Steg erkennen würden. Er bot ihr daher, wie in Magdeburg, als Führer den Arm, und führte sie, ohne zu fragen und zu wissen, wohin?

Nun erfuhr er von der Flüsternden, die ihm ihr Leid klagte, die Ursache ihres bisherigen räthselhaften Betragens. Nämlich der vielbekannte Kiek, welcher sich eben jetzt mit dem Geheimenrath Gundling zu Potsdam befand, war auch im Hause von Clementinens Herrschaft wohlbekannt; hatte auch hier das arme Mädchen mit Zudringlichkeiten verfolgt und dann verleumdet, es habe sich mit einem schlechten Kerl unter den Soldaten der Garde eingelassen. Man müsse das Mädchen

wohl unter den Augen behalten. Folge davon war geweſen, daß Clementinens gegenwärtige Gebieterin, eine äuſſerſt gottesfürchtige, andächtige Frau, dem armen Mädchen erſt die Sünde des Schielens nach Soldaten ernſtlich vorhielt, Clementinens Selbſtvertheidigung gar nicht anhörte, ſondern kurz und bündig erklärte, „ſie werde die Mamſell ohne Barmherzigkeit auf die Straße hinauswerfen laſſen, ſobald man das leiſeſte Einverſtändniß mit einem Soldaten ausſpüren könne.“

Clementine weinte bitterlich bei der Erzählung ihres Unglücks; aber ſie vergaß bald ihres eigenen, als der junge Wilmſon an die Erzählung des ſeinigen, an die Schilderung ſeines ehemaligen glücklichen Verhältniſſes, und ſeiner jetzigen Niedrigkeit und Abhängigkeit gerieth.

„Mein Gott!“ rief ſie, „in Ihrer Stelle lief' ich davon. An Geld und Mitteln dazu fehlt es Ihnen ja nicht. Die ſächſiſche Grenze iſt ja nicht ſo fern. Ihr Vater und ſein Vermögen ſind ja ſchon in Sicherheit. Sie ſtellen ihn keiner Gefahr mehr aus durch Ihre Deſertion. Warum ſäumen Sie noch einen Augenblick?“

„Warum? Unglückliche Clementine, Ihretwillen!“

„Wie? meinetwillen? Was ſagen Sie? Wie könnte ich ein Hinderniß an Ihrem Glück ſein?

Wir ſtehen ja doch nur in ſehr entfernter Berührung mit einander."

„Eben darum. Sie dürfen mir nicht fern bleiben, wenn ich glücklich leben ſoll. Ich kann Potsdam nicht verlaſſen, ſo lange Sie hier athmen. Ich werde hier bleiben. Ich will, daß Sie mich näher kennen lernen, daß ich Ihr Vertrauen gewinne, daß Sie mir, wie eine Schweſter Ihrem Bruder, glauben; und nur erſt, wenn Sie dieſe Stadt, dieſe Gegenden verlaſſen wollen, wo Sie an keine Seele gebunden ſind, wenn Sie zu meinem Vater und zu meiner Muhme Zuflucht nehmen wollen, erſt dann fliehe ich."

„Ach, Herr Wilmſon, was ſagen Sie . . ." liſpelte ſie erſchrocken und ungewiß, was ſie antworten ſollte.

„Machen Sie ſich vorläufig von Ihrer Herrſchaft frei, theure Clementine. Sie dürfen keine Magd ſein. Sie ſollen ſelbſt ein Mädchen zu Ihrer Bedienung halten. Ich habe Geld zu meiner Verfügung. Nehmen Sie davon an, ſo viel Sie zu bedürfen glauben."

„Das werde ich nimmermehr, Herr Wilmſon!"

„Hegen Sie ſo viel Mißtrauen?"

„Keines, Herr Wilmſon. Ich habe Ihnen ja in der Erzählung meiner Verhältniſſe das größte Vertrauen bewieſen. Können Sie mehr verlangen?"

„Allerdings mehr, wenn Sie nur einen Blick in mein reines, redliches Herz gethan hätten. Doch, wie Sie wollen. Ich werde ſchweigen und Ihren Willen ehren. Vielleicht haben Sie irgend einen Freund, irgend eine Freundin ...“

„Ach Gott, Niemanden.“

„So laſſen Sie denn doch mich, bis Sie einen Würdigern finden, den Namen Ihres Freundes tragen. Ich verdiene ihn, weil ich nichts will, als Ihr Glück, und weil ich nur in dem Ihrigen das meinige finde.“

„Herr Wilmſon, ich bin Ihrer Güte ſehr dankbar; glauben Sie mir's. Um mich Ihrer Achtung würdig zu erhalten, erlauben Sie mir, nichts von Ihnen anzunehmen. Machen Sie, wenn ich mein Vertrauen zu Ihnen bewahren ſoll, keine Anträge mehr. Ich kann arbeiten, und Arbeitſamkeit und Redlichkeit werden mich emporhalten.“

„Theure Clementine, Sie verkennen mich. Sie ſtellen mich vielleicht in Reih' und Glied zu dem elenden Kammerdiener Kiek ...“

„Pfui! daß Sie mir das ſagen können!“ rief ſie mit einiger Heftigkeit und drückte dabei ſeinen Arm unwillkührlich feſter an ſich, als wollte ſie ihm vom Gegentheil Verſicherung geben.

Nun ging Wilmſon ſchweigend neben ihr hin. Sie redete ihn einigemal vergebens an. Seine

Stille beunruhigte ſie. Als er ſelbſt auf die Frage nicht antwortete: „Zürnen Sie mir, Herr Wilmſon?“ gerieth ſie in Verlegenheit. Lange ſchwieg ſie, und immer verlegener und gekränkter. Endlich zog ſie ihren Arm aus dem ſeinigen und flüſterte leiſe: „Gute Nacht, Herr Wilmſon.“

Sie fühlte ihre Hand ergriffen, an ſeine Lippen gedruckt, und von einer warmen Thräne ſeiner Augen benäut.

„Was machen Sie, lieber Herr Wilmſon?“ ſagte ſie zitternd.

„Gute Nacht, liebe Clementine!“ antwortete er: „Ich bin durch Sie recht unglücklich. Sie wiſſen es nicht.“

„Unglücklich? Nein, Herr Wilmſon, das ſollen Sie nicht ſein!“ rief ſie bewegt und hielt ſeine Hand feſt.

„Wenn ich es nicht ſein ſoll, Clementine, ſo verſprechen Sie wenigſtens, daß ich Ihre Zuflucht werden ſoll, ſobald Sie in irgend eine Verlegenheit gerathen.“

„Ich verſpreche es. Aber mehr als dies Verſprechen fordern Sie nicht. Gute Nacht, lieber Freund.“

Damit war ſie in der Finſterniß verſchwunden. Er wollte ihr nach. Er wagte es nicht. Er blieb noch eine Weile auf dieſer Stätte. Er wiederholte ihre Worte und ahnete ſein höchſtes

Glück in denſelben, und noch mehr im ſeelenvollen Klange der Stimme, womit die Worte geſprochen worden waren.

Noch eine Stunde lang ſchwärmte er in den Straßen von Potsdam umher. Seine Augen flammten, ſeine Wangen brannten. Seine Bruſt war voller Jünglingsſeligkeit. Er dachte nicht mehr an Abreiſe oder Flucht, ſondern an den Augenblick, da er die kleine Wunderliebliche wiederfinden könnte. Er ſchwor ſich's: er ſei das glücklichſte Weſen, und könne nie wieder unglücklich werden.

8.

Unverhofft
Kommt oft.

Was den letzten Punkt betrifft, irrte er ſich, wie ſich voreilige Jünglinge oft zu irren pflegen. Hätte er ein wenig Lebenserfahrung mehr gehabt, würde er eher vermuthet haben, daß nach dem glücklichſten der Tage, die er in Potsdam erlebt, vielleicht ein eben ſo unglücklicher nahe ſtehe. Wirklich ſchwebte am andern Morgen, als er noch mit froher Seele in ſeinem Zimmer, unter den ſchönen Erinnerungen des geſtrigen Abends, umherranzte, die unerwarteſte Gefahr über ſeinem Haupte.

Der König nämlich machte an dieſem Morgen,

in Begleitung einiger ſeiner Generale, einen Luſtritt in's Freie. Sie waren noch nicht weit vom Thore, als ſie den Weg daher ein ſtädtiſch gekleidetes Mädchen kommen ſahen, welches wegen ſeiner ungewöhnlichen Größe Allen auffiel.

„Woher die junge Rieſin?“ fragte der König ſeine Begleiter.

„Ich erinnere mich,“ ſagte einer derſelben, „dieſe lange Schönheit ſchon öfters in Potsdam geſehen zu haben. Sie iſt Dienſtmagd im Hauſe eines Kriegsraths ... eines, ich habe den Namen vergeſſen ... genug, ſie iſt Flügelmannin aller Potsdamer Schönen.“

„Meiner Treu!“ rief der König: „Wenn ſie einen Mann, ihrer würdig, das heißt, keinen Kleinern heirathete, als ſie ſelber iſt, könnte ſie die Stammmutter eines neuen Gigantengeſchlechts werden.“

„Aber,“ verſetzte Einer des Gefolges, „der Teufel plagt eben die Leute, daß ſie gerade das, was ſie ſelber nicht ſind und haben, an Andern am meiſten lieben. Ich wette, das große Stück Schönheit hat ſich ſchon in irgend ein Zwergleim verliebt.“

„Hm! das läßt ſich verhüten!“ ſagte der König. „Das geht nicht! Die Weibsperſon verdient ein gutes Loos. Ich will einen Lubſchen,

jungen Kerl damit glücklich machen, bei dem ich ohnehin noch Manches gut zu machen habe. Der Bursche soll mit mir zufrieden werden. Ich meine den Feldweibel Wilmson von Magdeburg."

Während dieses Gesprächs war das Mädchen ganz herangekommen. Die Größe desselben war wirklich auffallend, weniger seine übrige Schönheit. Der König hielt das Pferd an und sagte zu dem Mädchen, das ihn zu erkennen schien: „Mein Kind, geht Sie in die Stadt?"

Das Mädchen antwortete erschrocken ein unverständliches Ja und ward blutroth.

„Will Sie mir den Gefallen thun, und sogleich einen Zettel an den Kommandanten überbringen? Es soll Ihr ein gutes Trinkgeld dafür werden."

Das Mädchen versprach es. Der König verlangte Papier. Einer aus dem Gefolge überreichte eine große Brieftasche mit Papier und Reißblei. Der König schrieb zu Pferde einige Zeilen, faltete dann das Blatt, zeichnete die Adresse darauf, und schloß den Zettel mit einem Stückchen Mundlack, dem er, so gut es ging, sein Petschaft aufdrückte.

„Sie überbringt dies also auf der Stelle dem Herrn Kommandanten. Sie weiß doch, wo er wohnt?" sagte der König, und indem er ihr erst den Brief, dann einige Goldstücke in die Hand

legte, fügte er hinzu: „Und hier etwas zum Botenlohn. — Wie ſteht's? Hat Sie ſchon einen Mann?“

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Aber doch ſchon einen Schatz?“

Sie ſchüttelte abermals den Kopf und wurde feuerroth.

„Nun, nun, ich verſtehe!“ ſagte der König. „Gebe ſie. Der Kommandant muß auf der Stelle dieſen Brief haben. Schweige Sie und gebe Sie ihm das Papier ja ſelbſt! Hört Sie?“

Das Mädchen nickte ehrerbietig. Der König ritt fort. Die Generale lachten ſtill. Sie errieth den Inhalt des Briefes.

Kaum eine halbe Stunde nach dieſer Begebenheit trat eine Ordonnanz zum Feldwebel Wilmſon und holte denſelben in das Haus des Kommandanten. Er ward, ſobald er gemeldet war, in ein großes Zimmer geführt, worin er, außer dem Kommandanten, noch den Oberſt ſeines Garderegiments und den Feldprediger fand. Alle drei lachten. Dies Lachen bildete einen widerlichen Gegenſatz zum Winſeln und Schluchzen, welches ſich aus einem benachbarten Zimmer vernehmen ließ und von einer weiblichen Perſon herzurühren ſchien.

„Wilmſon,“ ſagte der Oberſt, „ich habe dir angenehme Nachricht anzukündigen. Alle deine

Kameraden werden dich beneiden, weil der König dich so ungemein begünstigt."

Der Feldwebel erschrack freudig. Er erwartete nichts Geringeres, als der König habe ihm Abschied und Freiheit bewilligt. Er vergaß darüber seine ehrerbietige, soldatische Haltung, und fuhr mit den Händen zusammen, die er stumm und erwartungsvoll faltete.

„Kann Er's errathen?" fragte der Kommandant lächelnd: „Hat Er einen Wunsch?"

„Meine Freiheit, meinen Abschied!" versetzte der Feldwebel.

„Possen!" schrie der Oberst: „Es ist etwas Besseres, als das. Was macht du dir aus dem Abschied? Man weiß ja, du bist jetzt gern Soldat. Denke dir also etwas Besseres! Nun, es ist umsonst. Das fällt dir nicht im Traume ein. Denke, der König hat dir ein Mädchen ausgesucht."

Der Feldwebel riß die Augen weit auf, und konnte vor Erstaunen nichts sagen, als: „Ein Mädchen? Was soll ich mit dem?"

Alle schlugen lautes Gelächter auf. „Narr du!" schrie der Oberst: „Was anders, als eine Frau daraus machen?"

Wamson schüttelte stolz den Kopf.

„Bei meiner Ehre," sagte der Kommandant, „es ist das schönste Kind von der Welt; Potsdam

und Berlin weisen keine größere Schönheit auf. Ich sage Ihm, Feldweibel, es ist auf Ehre eine Schönheit, eine große!"

„Aber ich verheirathe mich nicht, und wäre es die größte!" entgegnete der Feldweibel.

Der Kommandant antwortete trocken: „Darum wird man Ihn nicht fragen. Es ist des Königs Specialbefehl. Das Mädchen ist im Nebenzimmer und heult: hat wahrscheinlich schon etwas Liebes. Hier steht der Feldprediger. Die Trauung geschieht auf der Stelle. Damit Punktum."

„Aber wie kann der König," rief Wilmson mit innerm Grimme, „wie kann der König ..."

„Das geht Ihn und uns nichts an. Hier der eigenhändige Befehl Sr. Majestät. Er lautet dahin, ich solle ohne Verzug den Feldweibel Wilmson mit der Ueberbringerin des königlichen Handschreibens in Gegenwart des Herrn Obersten kopuliren lassen, und auf keine Einwendungen hören. — Also still! Ich nehme nicht Wenn's und Aber's an, weder von Ihm noch von dem Mädchen."

„Nie gebe ich Hand und Herz auf Befehl des Königs. Der König kann das nicht durch Befehl erzwingen!" rief Wilmson.

Der Kommandant machte ein ernsteres Gesicht und sagte: „Hand und Herz soll Er behalten, aber das Mädchen nehmen. Nur nicht weiter gemuckst, oder ..."

„Es iſt wider menſchliches und göttliches Recht!“ rief Wilmſon.

„Geht den Soldaten nichts an!“ entgegnete der Kommandant.

„Herr Kommandant, Herr Oberſt, zwingen Sie mich nicht, um Gotteswillen nicht!“ ſchrie Wilmſon empört: „Sie machen zwei Menſchen unglücklich. So wahr Sie mich zwingen, ſo wahrhaftig erleben Sie, ehe der Tag vergeht, ein ſchreckliches Schauſpiel! Aus der Braut wird eine Wittwe, aus der Hochzeit ein Begräbniß. Ich werde frei bleiben, trotz Ihrer und Ihres Königs Gewalt, ſobald ich frei ſein will.“

Der Oberſt trat zu ihm, traulich, beruhigend, ihm auf die Achſel klopfend und ſagte: „Närrchen, der Befehl des Königs muß vollzogen werden. Gehorche. Es wird dich nicht gereuen. Du empfängſt gemiß zur Ausſteuer mit dem Mädchen zugleich ein köſtliches Hochzeitgeſchenk. Folge mir diesmal! Das Mädchen iſt hübſch, und das Unglück, es zur Frau machen zu müſſen, nicht groß. Man gewöhnt ſich zuletzt an nichts leichter, als an ein ſo hübſches Unglück.“

Da trat Wilmſon einen Schritt vor, und ſagte ſtolz und kalt: „Der König kann mir nichts mehr ſchenken, nachdem er mir mehr geraubt hat, als er aus ſeinem Reichthum irgend einem Sterblichen zu geben vermag. Er hat mich aus

dem Schoos meiner glücklichen Familie, aus dem Arm meines theuern Vaters gerissen. Er hat meine persönliche und bürgerliche Freiheit vernichtet, und mich zu einer Gliederpuppe erniedrigt, der ich vorher Mensch war. Diesen Augenblick läßt er mir durch Sie ankündigen, daß ich noch elender werden müsse, als ich schon durch ihn war. Er soll sich in der Berechnung seiner Gewalt irren. Wer den Tod nicht fürchtet, hat nichts zu fürchten. Ich erkläre Ihnen hiermit, ich gehorche nicht. Und gebrauchen Sie Zwang: so kömmt mein Blut über Sie. Dies iß mein fester Entschluß, das mein Schwur. Bedenken Sie, was Sie thun wollen."

„Schnickschnack!" rief der Kommandant ärgerlich: „Halt Er das Maul und gehorch' Er seinem Monarchen, der's mit Ihm gut meint. Ich will keine Zeit mit Ihm länger verlieren." Damit ging der Kommandant zur Thür und winkte hinaus. Zwei Unteroffiziere von der Garde traten herein. Der Kommandant flüsterte ihnen einige Worte in's Ohr. Sie blieben an der Thür, wie Bildsäulen, stehen.

Der Oberst, die Hände auf den Rücken zusammengefaltet, ging unruhig im Zimmer auf und ab, und warf von Zeit zu Zeit einen Blick voller Mitleiden und Besorgniß seitwärts auf den unglücklichen Wilmson, der ihm lieb war. Er zog

den Kommandanten an's Fenſter und redete leiſe mit ihm. Die Antworten des Letztern verriethen ſich aus ſeinem Achſelzucken. Während der Stille im Zimmer hörte man nebenan das Gewinſel und dumpfe Schluchzen deutlicher; von Zeit zu Zeit mehrere weibliche Stimmen durch einander reden.

„Das Ding muß auf Ehre ein Ende nehmen!“ ſagte der Kommandant: „Es iſt Königs Wille. Herr Feldprediger, machen Sie ſich fertig.“

Mit dieſen Worten begab er ſich zum Nebengemach. Er ließ die Thür offen. Eins der Frauenzimmer ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und ſank halbohnmächtig zu ſeinen Füßen auf die Knie. Der Oberſt wandte erſchüttert den Blick von dem Schauſpiel ab. Wilmſon ſtand düſter da, den Blick zur Erde geheftet, ſah nicht auf und wälzte einen gräßlichen Entſchluß in ſeiner Seele.

Der Feldprediger trat vor. Wilmſon ſah und hörte nichts von Allem, was um ihn her vorging. Der Oberſt trat zu ihm und ſchob ihn vor den Feldprediger hin, indem er ſchmeichelnd ſagte: „Geh, geh, mein guter Burſch. Sei brav!“

Jetzt erſt bemerkte Wilmſon den Feldprediger mit aufgeſchlagener Andacht vor ſich, und neben ſich die, welche ſeine Braut ſein ſollte, von zwei Weibern gehalten und unterſtützt, ſchluchzend, weinend, das Geſicht in ihr Schnupftuch gedruckt.

Sie that einen tiefen Seufzer, und indem ſie das naſſe Tuch vom Geſicht nahm und unwillkührlich ſeitwärts auf Wilmſon blickte, erkannte dieſer in ihr Clementine. Er war ſo verwirrt, daß er ſich ſelber nicht glaubte und ganz regungslos blieb. Clementine erſtarrte im erſten Augenblick. Eine dunkle Rothe flog plötzlich über ihr blaſſes, verweintes Antlitz; dann ward ſie einer Leiche ähnlich bleich. Sie ſank mit einem Seufzer kraftlos zuſammen.

„Ihr habt die Unglückliche gemordet!“ ſchrie Wilmſon: „So mordet mich denn auch.“ Er umfaßte die Ohnmächtige und trug ſie zu einem Seſſel. Sie erholte ſich bald unter den Hilfsleiſtungen der beiden Weiber. Kaum ſchlug ſie die Augen auf, rief der Kommandant: „Sie lebt noch! Vorwärts, Herr Feldprediger, und friſch weg kopulirt. Machen Sie es kurz und bündig, ehe das Ding da den Geiſt aufgibt. Feldweibel, ſtell' Er ſich neben den Stuhl. Seine Braut mag ſitzen bleiben. Nun darauf los, Feldprediger.“

Der Feldprediger gehorchte. Wilmſon ſtand gedankenlos da, ſein Auge auf Clementine niedergeſenkt, die in Ohnmachten verloren, von Zeit zu Zeit, wie eine Sterbende, die Augen aufſchlug und wieder ſchloß. Man fragte den Bräutigam und die Braut um kein Jawort; man ließ ſie keine Ringe wechſeln, ſondern ſteckte ihnen ſolche an

die Finger, ſo gut es ging. Die Zeremonie war vorüber.

Der Kommandant trocknete ſich den Schweiß von der Stirn und ließ eine Miethkutſche holen. „Wenn mir das Ding nur nicht im Hauſe ſtirbt!“ ſchrie er: „Auf Ehre, das war ein hölliſches Stück Arbeit. Zehntauſendmal lieber in ein Bataillon Quarré eingebrochen!“

Der Oberſt zog den Feldweibel zu ſich, der noch immer ſtarr und ſtumm da ſtand, und ſich das Unglaubliche nicht entwirren konnte. „Mein Sohn,“ ſagte der Oberſt, „beruhige dich. Das Unglück iſt nun einmal geſchehen. Du kannſt es nicht ändern. Laß deine raſenden Gedanken fahren; das taugt nur für feige Memmen. Du ſiehſt da das arme Mädchen, es iſt deine Braut, dein Weib. Es jammert mich. Behandle es ſchonend. Ihr Leben hängt an einem Spinnefaden. Ein rauhes Wort von dir zerreißt ihn. Sei menſchlich und beherrſche deinen Unwillen. Das gute Kind iſt an deinem Unglück ohne Schuld. Gib mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du nicht in der erſten Betäubung und Leidenſchaft handeln willſt. Es ſoll dich nicht gereuen. Ich will mich deiner väterlich annehmen. Gib mir die Hand darauf, dich keiner Verzweiflung zu überlaſſen, ſondern die Stunden ruhiger Ueberlegung zu erwarten.“

Wilmſon gab dem gütigen und beſorgten Manne ſchweigend die Hand, ohne von Allem, was er ſah und hörte, das Mindeſte zu begreifen. Eine ſolche Höllen- und Himmelfahrt binnen einer halben Stunde wäre aber auch wohl vermögend, dem Verſtand des Beſonnenſten Schwindel zu verurſachen.

Ein Miethwagen fuhr vor. Der Kommandant winkte den Weibern: „Fort mit ihr, fort!“ Man führte oder trug Clementine in den Wagen. Wilmſon blieb träumend, wie er war, am Fenſter, bis ihn der Oberſt weckte. Vorwärts, mein Sohn!“ ſagte er zum Feldweibel mit Herzlichkeit: „Du haſt mir die Hand gegeben, würdig zu handeln. Ich zähle auf dich und dein Ehrenwort. Geh, in den Wagen; führe das arme Mädchen in deine Wohnung ein, und vermehre die Verzweiflung der Unglücklichen nicht durch Grauſamkeit und Härte. Es wäre unmännlich, dieſe Verloſſene ärger zu quälen, als ſie ſchon von ihrem Schickſal gequält iſt. Geh, Freund, beruhige ſie und dich ſelbſt, ſo gut du es in deiner Lage vermagſt, durch freundliches Geſpräch. Geh!“

Wilmſon ging. Er ſtieg in die Kutſche, wo Clementine ſich matt und ängſtlich in einen Winkel geſchmiegt hatte. Er ſetzte ſich zu ihr. Der Wagen rollte fort.

„Aber iſt das Alles wahr? Iſt das Alles Wirk-

lichkeit?“ sagte er mit einem Blick, in welchem das Entzücken funkelte, indem er Clementinens Hand an seine Brust drückte: „O theure Clementine, wenn ich nur träumen sollte, wecken Sie mich nicht. Wennn ich nur wahnsinnig wäre, so lassen Sie mich nicht heilen.“

Clementine drückte schwach seine Hand und lächelte ihn schweigend an, und schüttelte das schöne Köpfchen. Noch hing auf ihrer blaßgerötheten Wange eine Thräne.

Der Wagen hielt. Wilmson hob die Anvermählte heraus und führte sie in das Haus, worin er wohnte.

9.

Wenn wir schon im Erdenleben
Liebe nehmen, Liebe geben,
Welt, so bist du uns gewiß
Paradies.

Als das Pärchen bis zur Treppe gekommen war und Clementine hinaufsteigen sollte, weigerte sie sich verlegen. „Wohin soll ich? Herr Wilmson, wohin führen Sie mich?“

„Wohin anders, als in meine Wohnung, theure Clemente? Wir sind vermählt mit einander, ohne unsere Einwilligung. Ich gehöre Ihnen, Sie gehören mir. Ich weiß nicht, wie die Sache

gekommen; weiß nicht, wer dem Könige das heiligſte und ſchönſte Geheimniß meines Herzens verrathen konnte. Ich bin an Allem unſchuldig. Unſer Loos aber iſt unwiderruflich entſchieden."

Er führte die Zaudernde, welche jeden Augenblick ſtill ſtand, die Treppen hinauf, öffnete ſein Zimmer und ließ ſie eintreten.

Sie ſtand fremd, ſchüchtern und verſchämt in der Mitte eines geräumigen, artig ausgeſchmückten Zimmers, wie es nicht leicht bei einem Feldweibel erwartet wird. Bücher und Schriften, kleinere Kleidungsſtücke, Blumen und Muſiknoten lagen auf Stühlen und Tiſchen in etwas jungeſellenhafter Ordnung umher; Zeichnungen auf dem Erdboden, Schuhe neben einer Weinflaſche im Fenſtergeſims.

„Ach, Clementine, als ich vor wenigen Viertelſtunden dieſe Stube verließ, konnt' ich nicht glauben, ſolchen Gaſt zu empfangen."

„Herr Wilmſon, haben Sie in der That nichts voraus gewußt von Allem, was geſchehen iſt? Haben Sie nichts Ihrem Oberſt, oder vielleicht dem König ſelbſt, ... ach, Herr Wilmſon, geſtehen Sie es nur, ich bin nicht der Gegenſtand geweſen, um welchen Sie ſo gewaltthätig werben ließen."

„Sie haben Recht, theure Clementine Ich hätte es nie gewagt. Ich bin durchaus ſchuldlos

an der Begebenheit. Ich habe Sie nie vom Könige begehrt.“

„So sind Sie unglücklich, wie ich's bin, Herr Wilmson. Sie haben das Kammermädchen des Kriegsrathes Bär verlangt. Die Unglückliche wußte nicht, was der Brief enthielt, den sie mir gab.“

„Ich habe weder die Ehre, den Kriegsrath noch sein Kammermädchen zu kennen. Ich ward zum Kommandanten beschieden, erfuhr dort erst den Willen des Königs, der mir ein Mädchen zur Frau bestimmte, das ich nicht kannte. Ich drohte mit Selbstmord, wenn man mich zwingen würde. O theure Clementine, konnte ich denn glauben, daß Sie mir bestimmt waren? Niemand nannte Sie mir.“

Nun erzählte er umständlich die seltsame Geschichte der letzten Stunde. Clementine hörte sie mit Verwunderung. Nun erzählte auch sie, auf welche Weise sie in das Haus des Kommandanten gekommen sei. Sie war nämlich in Geschäften ihrer Herrschaft ausgegangen und dem obenerwähnten langen Kammermädchen begegnet, mit dem sie seit einiger Zeit nachbarliche Bekanntschaft gemacht hatte. Sei es, daß das Mädchen Eile, oder sonst einen Grund hatte, nicht in des Kommandanten Haus zu gehen, sie bat Clementine, den Brief, der ihr von einem Offizier, einem

General, oder wer er gewesen sein möge, gegeben worden war, an die Behörde zu bestellen. Clementine leistete ihr die Gefälligkeit, gab den Brief an eine Ordonnanz ab und hatte sich schon entfernt, als sie schnell zurückgerufen wurde. Der Kommandant erklärte, es sei des Königs Wille, sie müsse sich auf der Stelle mit einem jungen, hübschen Burschen von der Garde kopuliren lassen. Sie mußte ihren Namen angeben. Clementine behauptete vergebens, es sei Irrthum. Man hielt sie mit Gewalt fest, da sie die Ueberbringerin des königlichen Befehls gewesen; und der König schreibe ausdrücklich von der Ueberbringerin. Sie erklärte vergebens, daß sie den Brief von einem andern Mädchen übernommen habe; der König werde dieses gemeint haben. Man lachte dazu. Der Oberst und der Feldprediger wurden berufen. Clementine gerieth vor Angst und Schrecken in verzweiflungsvolle Sinnloßigkeit, von der sie erst beim Anblick Wilmsons genesen sei.

Clementinens Erzählung, statt in Wilmsons Gedanken das Räthsel zu lösen, verwirrte ihn nur noch mehr.

„Also nicht Sie waren mir bestimmt? Und Sie sind mir gegen des Königs Willen zu Theil geworden?“ rief er und konnte sich des Lachens nicht erwehren: „Uebler hat sich noch kein König

verrechnet, und glücklicher hat noch kein Quiproquo gemacht.“

„Aber,“ sagte Clementine und sah sich ängstlich um, „was soll daraus werden? Das kann doch nicht gelten. Ich kann doch nicht . . . ich werde nicht . . .“

„Clementine, Sie sind mir angetraut. Wir sind unauflöslich verbunden. Der höchste aller meiner Wünsche, meine Sehnsucht ist erfüllt, und die unerhörteste Gewaltthat hat mir aufgedrungen, was ich nur von Ihrem Herzen, als freies Geschenk, als Belohnung meiner reinen und treuen Liebe mit Schüchternheit hoffte. Ja, ich habe Sie geliebt, mit Leidenschaft, seit dem ersten Tage in Magdeburg. Sie waren und blieben mein einziger Gedanke. Sehen Sie doch da und da auf Büchern und Fetteln Ihren Namenszug: lesen Sie da in der Fensterscheibe das Wort Clementine, mit dem Diamant eingeschnitten! Ach, kennten Sie in meinem Herzen lesen!“

Clementine sah erröthend auf den Jüngling, dann verloren umher nach der Thür. „Ich kann ja doch unmöglich . . . bei Ihnen bleiben!“ sagte sie in holdseliger Verwirrung und Bangigkeit.

„Wie?“ rief Wilkinson: „wollten Sie mich verlassen? Was der Himmel wunderbar genug gefügt hat, vernichten? Ganz Potsdam weiß jetzt die wunderliche, ich möchte sagen, die tolle Gege-

benheit, weiß, Sie sind meine Braut, meine Anvermählte, mein Weib ... o Clementine, welch ein Himmel liegt für mich in diesem Worte! — Wohin wollen Sie? Wer würde Sie aufnehmen? Ach, ich glaubte nicht, daß ich Ihnen so gleichgültig wäre; und doch nannten Sie mich gestern noch Ihren Freund. Haben Sie denn kein Vertrauen, keinen Glauben an mein Herz?"

Sie sah ihm mit einem zärtlichen Blick, und dem nur ihr eigenthümlichen Engellächeln, in die Augen, reichte ihm die Hand und sagte halblaut mit zitternder Stimme: „Ich glaube ja an Ihr Herz, aber nicht an mein unglaubliches Glück. — O Sie wissen es wohl, wie ... ach, ich sollt' es nicht sagen ... ich bin eine Verlassene. Sie waren mein einziger Freund auf Erden. Und wollten Sie es auch nicht sein, ich müßte — dennoch Ihre Freundin bleiben. Ich habe Sie immer — —" das Wort erstarb auf ihren Lippen. Sie schlug in tiefem Erröthen die Blicke nieder.

Wilmson entzückt umschlang die Verschämte mit seinen Armen und drückte sie an sein Herz und sagte: „Was denn immer? ..."

„Geliebt!" flüsterte sie kaum hörbar, und sah mit Augen voller Thränen zu ihm empor. Da drückte er den ersten Kuß des Bräutigams, des Gatten auf nie entweihte jungfräuliche Lippen,

und fühlte den leisen, schüchternen und immer innigern Gegenkuß.

Nun half sie ihm traulich das Zimmer ordnen und das Nebenzimmer. Wilmson besorgte durch den Aufwärter des Hauses ein stattliches Hochzeitmahl, das unter vier Augen genossen wurde; ließ von Clementinens ehemaliger Herrschaft, die schon vom Schicksal ihres Stubenmädchens unterrichtet war, Clementinens kleine Habe in seine Wohnung bringen, und alle seine Bekannte abweisen, welche, unter dem Vorwand des Bedauerns oder Glückwünschens, von der Neugier herbeigezogen wurden.

Der Tag verschwand. Die Glücklichen lebten ihn ganz nur sich. Wie viel hatten sie einander zu erzählen! Die Zukunft lag wie ein schönes, unübersehbares Eden vor ihnen. Ein einziger Gedanke allein noch machte sie Beide zittern, der Gedanke an den König und daß er in seiner furchtbaren Willensstärke vielleicht eben so gewaltthätig ihre Ehe zerreissen könnte, als er sie geknüpft hatte.

„Als ich deine Gestalt, du Geliebter, in dem schrecklichsten Augenblick meines Lebens neben mir, wie in einem Traum oder Nebel erkannte, ward es in mir wieder stiller!“ sagte Clementine: „Ohne dies wäre mein Tod unvermeidlich geworden. Und er ist unvermeidlich, wenn mich ein königlicher Machtspruch wieder von dir reißt; du bist mein

Leben. Die Ewigkeit hält immer tausend Pforten offen.“

„Zittere nicht, Clementine. Der König ist gut. Er kann und wird das nicht wollen. Wenn aber dennoch ... wir entfliehen. Jeden Tag, jede Stunde erwart' ich den alten Krabb, jeden Augenblick bin ich zur Flucht fertig. In meiner Brieftasche trage ich ansehnliche Summen. Und mißlange Alles — du hast Recht, die tausend Pforten stehen offen.“

Indem die Liebenden in die dunkle Abenddämmerung hinein plauderten und koseten, ward an die Thür gepocht. Wilmson trat hinaus. Ein Ordonnanzoffizier stand vor ihm, und brachte den königlichen Befehl: Wilmson solle mit dem ihm heut angetrauten Mädchen sogleich auf dem Schlosse erscheinen. Beide hörten mit Schaudern den Befehl. Der Offizier ließ ihnen keinen Augenblick. Clementine warf den Seidenmantel, das letzte Ueberbleibsel ihres ehemaligen Standes, um sich, und Wilmson führte sie schweigend an seinem Arme dem Boten des Königs nach. Erst unterwegs bemerkte der Feldweibel, daß er, wie er zu Hause pflegte, in seinen bürgerlichen Kleidern geblieben. So konne er vor dem Konige nicht erscheinen. Der Ordonnanzoffizier aber hatte Eile, und gebot, ihm zu folgen.

10.

Der Stachel der Furie, der Schrecken des Aufstandes verbunden mit Donnergalopschlag des Hufs.

Sie wurden in ihrem Zuge zum ziemlich entfernten Schlosse auf eine sehr unerwartete Weise unterbrochen. Kaum hundert Schritte mochten sie gegangen sein, als ihnen fluchend und brummend mit grosser Hast ein Stelzfuß entgegenkam. Wilmson erkannte sogleich den getreuen Krabb, und streckte ihm durch die Dunkelheit die Hand entgegen. Er war's. Wilmson gebot ihm Schweigen und deutete auf den Offizier. „Ist Alles bereit? Wo sind Wagen und Pferde?“ flüsterte er ihm zu.

„Kreuz-Bataillon, draussen an der Havelbrücke!“ murrte der Alte, und noch ein paar Flüche dazu.

„Geh, und erwarte mich!“

Mehr sprachen sie nicht. Clementine zitterte an allen Gliedern. Wilmson tröstete sie, aber verrieth durch seine eigene Bewegung und den ungewissen Ton seiner Stimme, in welche Unruhe das Zusammentreffen aller dieser Umstände ihn gestürzt hatte.

Sie kamen zum Schlosse. Es herrschte Todesstille darin. Von Zeit zu Zeit hörte man aus entfernten Zimmern eine harte Stimme donnern. Es war die Stimme des Königs.

In einem Saale, wo sonst die königlichen Bedienten sich aufzuhalten pflegten, befand sich der Gardesobers. Als er Wilmson gewahr ward, trat er ihm näher und sagte: „Du bist brav, mein Sohn. Dein Schicksal ist aber nicht mehr zu ändern. Der König ist gegen den Kommandanten ergrimmt. Dir war ein sehr großes, langes Mädchen zur Frau bestimmt, dem der König diesen Morgen auf einem Spazierritte begegnete. Es ist Verwechselung geschehen. Der König selbst bedauert dich. Es ist verdammter Handel. Aber was willst du hier in bürgerlicher Kleidung? Der König will dich sehen."

Wilmson entschuldigte sich mit der Eile und dem Befehl des Ordonnanzoffiziers. Der Oberst ließ sogleich den Feldweibel der Schloßwache erscheinen, und Wilmson mußte aus den Kleidern desselben seine Toilette machen. Dies kaum vollbracht, ward er mit Clementinen in das hellerleuchtete Gemach des Königs geführt.

Als das Paar eintrat, blieb der König finster sehen, und runzelte verdrießlich die Stirn, indem er seine Blicke auf Clementinen heftete. Sie schien einer Ohnmacht nahe. In Wilmsons Zügen malten sich Furcht, Schmerz und verzweiflungsvoller Trotz. Der bleiche Schein der Kerzen entstellte die sonst schönen und edeln Züge beider Gesichter noch mehr.

„Hast du dem Kommandanten nicht gesagt, daß du die Unrechte wärest, daß dir eine andere Weibsperson meinen Brief gegeben?“ fuhr der König das bebende Mädchen mit rauhem Tone an.

„Ihro Majestät, hundertmal sagt' ich's!“ antwortete Clementine, indem sie ihre letzte Kraft zusammenraffte, mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme: „Aber man hörte mich nicht an.“

„Ew. Majestät hatten mir ausdrücklich verboten, irgend eine Einwendung anzuhören!“ sagte der Kommandant, welcher sehr bestürzt und düster seitwärts stand.

„Schweig' Er den Augenblick!“ donnerte ihn der König an: „Er rede, wenn Er gefragt wird! Augen hätte Er haben sollen, gesunde Augen. Konnt' Er sich denn einbilden, daß ich solchem Kerl von meiner Garde den Zwerg von Mädchen, solch ein schwächliches, zerbrechliches Ding, wie das da, zur Frau geben würde? Nimmermehr.“

Der König ging mit raschen, großen Schritten nachdenkend durch's Zimmer; dann plötzlich gegen Wilmson. „Thuß mir leid, armer Teufel!“ sagte er zu ihm mit sichtbarer Gutmüthigkeit: „Wollen sehen, wie sich's ändern läßt! Ich hab's wohl mit dir gemeint, und dich nun durch den kleinen Knorpel da unglücklich gemacht. Ergib dich in dein Schicksal, und spiele keinen gottlosen Streich. Du hast gedroht, Hand an dich legen

zu wollen. Unterſteh' dich's nicht! Pfui, ein Kerl, wie du, Selbſtmörder! Haſt du keine Religion und willſt ewig verdammt ſein? Unterſteh' dich's nicht, oder ich laſſe dich unter den Galgen begraben und ... Höre, ich will's dir wieder gut machen. Bitte dir eine Gnade aus. Ich will dir Alles gewähren; aber von dem kleinen Geſchöpf da kann ich dich nicht wieder losmachen. Das iſt gegen Gottes Geſetz. Sonſt bitte, was du willſt, und ich gewähre es dir gern. Was wünſcheſt du? Was könnte dich zufrieden ſtellen?"

Wilmſon beſann ſich nicht lange: „Ew. Majeſtät, die Freiheit, mein Abſchied aus dem Dienſt."

Man ſah, dieſe Bitte hatte der König nicht erwartet. Er trat einen Schritt zurück mit unzufriedenem Geſicht. Nach einer Weile ſagte er lächelnd: „Hat mich der Blitzburſche gefangen! Aber ich habe dir Vieles gut zu machen. Ich halte dir Wort. Du biſt frei. Geh! Doch morgen begib dich zu deinem Oberſten. Vielleicht änderſt du über Nacht den Sinn. Er wird dir noch Vorſchläge thun in meinem Namen. Geh' und verſöhne dich mit deinem Schickſal, das ich dir wider meinen Willen gegeben habe."

Die Thüren öffneten ſich. Wilmſon und Clementine, entzückt von der Gnade des gutmüthigen Monarchen, entfernten ſich. O, um wie viel lieber

wären sie dankbar zu seinen Füßen auf die Knie gesunken! Rasch wechselte Wilmson seine bürgerlichen Kleider wieder gegen den abgelegten Soldatenrock ein. Er war frei. Der Gedanke machte ihn trunken. Als er mit Clementinen hinaustrat in die Nacht auf die Straße, schloß er die Geliebte an seine Brust und rief: „Ich bin frei! frei! Ich sehe meinen Vater wieder!“ Dann gingen sie, innig an einander gepreßt, langsam hinaus, um den alten Krabb aufzusuchen, der ihrer draußen harrte, und ihn zum Zeugen ihres Glücks zu machen, statt seine Fluchtanstalten zu benutzen.

So wandelten sie dahin. Wie finster der bewölkte Himmel über sie hing, — ihnen strahlte Alles in wunderbarer Herrlichkeit. Das roth: Licht, welches hier und da durch die Nacht von einem erleuchteten, einsamen Fenster schimmerte, war ihnen Morgenröthe des ewigen Festtages.

„O, ich bin so selig,“ sagte Clementine, „o, ich bin allzuglücklich. Ich kann nicht glauben, daß Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich fürchte mitten in meiner Ueberzeugung, und habe Angst mitten in meiner Freude, es komme neues Unglück und zertrümmere unser Paradies!“

Sie sagte es; und in der That schien ihnen ein Unglück nachzukommen. Sie hörten hinter sich die raschen Fußtritte eines Menschen, bald näher seinen fliegenden Odem. Er nahm, da er

ihrer in der Finſterniß gewahr ward, die Richtung gegen ſie. Wilmſon, als er dies bemerkte, blieb ſtehen. Er erkannte den Mann nicht, der nur einen Augenblick verweilte, und mit kurzathmiger, haſtiger, ängſtlicher Stimme ſagte: „Um Gotteswillen, machen Sie ſich fort! fort! Sie werden arretirt! Eilen Sie davon, ſo ſchnell Sie können!“ — Damit rannte der Menſch hinweg. Wilmſon ſtand beſtürzt; neben Clementinen und ſagte: „Was iſt das? Hat der König den Sinn geändert? Bereut er, mein Glück gemacht zu haben? Hat er vielleicht erfahren, daß er mir wider ſeinen Willen Dich gab, du höchſtes Ziel meiner Wünſche. Laß uns eilen! Die Warnung kommt von meinem guten Oberſten!“

„Meine Glieder aber ſind vom Schrecken wie gebrochen!“ ſeufzte Clementine: „Meine Ahnung, o meine Ahnung! Ich kann nicht weiter. Laß mich Odem ſchöpfen.“

Sie ſank mit dieſen Worten kraftlos. Er hielt ſie im Fallen. Er hob ſie auf ſeinen Arm und trug ſie ſchnellen Schrittes fort. Nicht lange war er gegangen, bemerkte er in der Finſterniß unter den Bäumen einen wartenden Wagen. Er näherte ſich demſelben. Ein breitſchultriger Mann ſaß auf dem Kutſchenbock; ein Anderer riß den Kutſchenſchlag auf und rief mit gedämpfter Stimme: „Geſchwind hinein! geſchwind! wir dürfen

keinen Augenblick verlieren." Man hob die entkräftete Clementine in den Reisewagen; schnell folgte Wilmson. Der Diener sprang auf den Kutschensitz. Im wilden Galopp gings davon.

Clementine schien in einer Ohnmacht zu liegen. Wilmson gerieth in Angst. Er wollte halten lassen, in der Hoffnung, frisches Wasser in der Nähe zu finden. Er lehnte sich zum Kutschenschlag hinaus und rief: „Krabb, Krabb!"

„Teufel, was soll das, Herr Wilmson, sind Sie toll und besessen?" erwiederte die Stimme des barschen Invaliden durch die Finsterniß und der Wagen flog unaufhaltsam weiter. Zum Glück erholte sich Clementine. Sie that einen tiefen Seufzer. Sie hob an zu sprechen und fragte: „Wo sind wir?"

Es gelang ihm, liebkosend die Furchtsame zu beruhigen. Was ihn selber aber am meisten beruhigte, war eine Flasche Malaga und einige Eßwaare, die er beim Suchen und Umhertappen in den Wagentaschen fand. Der edle bittersüße Feuertrank aus den hesperischen Gärten stellte Clementinens Kräfte gleich her, und erquickte auch ihn, daß er zur frohen Laune zurückkehrte. Welch eine himmlische Nacht, wenn schon kein Stern herniederfunkelte! Sein junges Weib an der Brust, schien es, als werd' er in einem Wolkenwagen durch die Lüfte getragen.

Bald aber hatten die Glücklichen neue Urſache zur Unruhe. Man hörte in einiger Entfernung hinten Pferdegetrappel, Menſchenſtimmen. Offenbar wurden ſie von Nachſetzenden verfolgt. Es ſcholl deutlich aus der Ferne das ſchreckliche: „Halt! halt!“ und die auf dem Bocke vorn riefen: „Vorwärts!“ Die Peitſche pfiff; die Pferde ſprengten mit dem Wagen über Stock und Stein, bis ſich hinterwärts jede Spur der Verfolgenden verlor.

So ging es durch Dorf und Wald und Feld; bald ſchneller, bald langſamer, bis der Weg durch tiefen Flugſand führte. Es mochte Mitternacht ſchon vorüber ſein. Man ließ die erſchöpften Roſſe ſich im Schritt erholen. Aber nicht lange, ſo hörte man wieder hinterwärts Roſſe wiehern. „Vorwärts!“ ſchrien die vorn auf dem Bocke; die Peitſche pfiff. Raſch flog der Wagen über den Sand hin. „Halt! halt!“ ſchrien ſchon ziemlich nahe die Verfolger. Es fielen einige Schüſſe. Eine Kugel ſchlug durch den Wagen. Clementine bebte in Todesangſt an Wilmſons Bruſt.

Auch diesmal noch rettete die Kraft der vortrefflichen Roſſe. Die Nachſetzenden blieben weit im Sande zurück. Nur wenige Minuten hielt der Wagen vor einem einſamen Hof an. Es ſtand Vorſpann bereit. Der wackere Krabb hatte meiſterhaft geſorgt. Mit friſchen Roſſen ging's im Trab weiter. Nach und nach verlor ſich die Furcht

der Flüchtlinge wieder. Clementine ſank übermüde an die Bruſt ihres Freundes und entſchlummerte. Der Wagen zog weich durch den ſandigen Weg hin. Die Stille und Einförmigkeit der Bewegung lockte auch in Wilmſons Augen erquickenden Schlaf, gegen deſſen Gewalt er ſich vergebens ſträubte.

Beide erwachten erſt, als ſchon das Tageslicht begann, und durch die aufgezogenen Kutſchenfenſter ſchimmerte. Sie fühlten, der Wagen halte. Sie hörten draußen heftigen Wortwechſel. Der alte Krabb ließ ſich mit ſeiner Donnerſtimme in läſterlichen Schwüren und Flüchen vernehmen.

Wilmſon vermuthete Gefahr. Er öffnete das Fenſterlein der Kutſche und ward Zeuge eines wunderlichen Schauſpiels. Da ſtand der treue Invalide und fuchtelte mit bloßem Säbel einen jungen, wohlgekleideten Mann, der, genauer betrachtet, kein Anderer als der bekannte Herr Kiek war, im zeiſiggrünen Rock.

„Du verdammter Schuft, du Leute-Ertführer, ſollte ich dir nicht meine Klinge im Leibe umdreh'n?“ ſchrie Krabb, und fuhr immer fort, den Rücken des Zeiſigs zu bläuen: „Habe ich dir nicht gerufen, ſtill zu halten?“

„Herr!“ ſchrie Kiek, heulend und mit gefalteten Händen: „Sie haben hier kein Recht mehr.

Wir ſind nicht mehr auf preuſſiſchem Gebiet und Boden!“

„Ich wollte, mein Piſtol hätte dir ſchon auf preuſſiſchem Boden den Pavianskopf mit Blei gefüttert!“ ſchrie Krabb und fuhr in ſeiner Korporals-Arbeit unverdroſſen fort.

„Halt!“ rief Wilmſon zum Wagen hinaus: „Biſt du raſend, Krabb? Was hat der Menſch dir gethan?“

„Was? Alle Wetter, entführt hat er Sie mir. Wer weiß denn, was der Judas mit Ihnen vorhatte?“ ſagte Krabb und ließ ſeinen Arm ruhen um Odem zu ſammeln.

Kiek, froh, dem grimmigen Schnurrbart zu entgehen, ſtand ganz verblüfft, als er Wilmſons Kopf aus dem Wagenſchlag hervorſchauen ſah. „Mein Gott und Herr!“ ſchrie er voller Entſetzen: „Wie kommt denn Er da in den Wagen meiner Herrſchaft?“

Mehr konnte er nicht ſagen, denn Krabbs flache Klinge fiel ihm ſchon wieder auf den Rücken. „Ich will den Schubjak Moros lehren. Was? Er nennſt du meinen jungen Herrn?“ ſchrie der Invalide.

Wilmſon ſprang aus dem Wagen und ſtiftete Frieden. Nach vielen Fragen, Hin- und Herreden loſete ſich das Räthſel, aber zu Kieks unausſprechlicher Beſtürzung. Es ergab ſich, Kief habe,

als Helfershelfer im verbotenen Liebeshandel eines jungen Herrn von Stande, der mit seinem Liebchen entwischen wollte, Hand geboten und in den Reisewagen das unrechte Pärchen gepackt. Krabb hingegen, der auf Wilmson gewartet hatte, hörte, als Kicks Wagen an ihm vorüberſprengte, Wilmſons Stimme rufen, da dieſer halten laſſen wollte, um für die ohnmächtige Clementine Waſſer zu haben. Der gute Schnurrbart glaubte, ſein junger Herr ſei arretirt, werde auf eine Feſtung gebracht, und wollte das Leben daran ſetzen, ihn zu befreien. So war er mit ſeinem wohlbezahlten Kutſcher der nächtliche Verfolger geweſen, der Allen Furcht gemacht hatte.

Der arme Zeiſig gerieth in wahre Verzweiflung, als er nun ſeine Lage erkannte. „O, meine Herrſchaft! o, der junge Baron! was iſt nun aus ihnen geworden! Weh mir, was ſoll ich thun? Was wird aus mir?

„Ein Schwengel am Galgen!“ rief der Invalide.

Aber Herr Kick konnte nichts entgegnen; denn neues Erſtaunen lähmte ihm die Zunge. Er ſtand wie verſteinert, als Wilmſon ein junges Mädchen aus dem Wagen hob, das die Arme um Wilmſons Nacken ſchlug, und beim Wenden des Geſichts Clementinen erkennen ließ. Er ſtand da, wie ein wahres Märterbild, mit dem wechſelnden Ausdruck

aller Leiden und Leidenſchaften. Bald blickte er furchtſam und ſcheu hinter ſich nach Krabbs bloßem Säbel, bald mit allem Grimm der Eiferſucht auf das glückliche Pärchen, welches Arm in Arm dem Wirthshauſe zuging, vor dem die Wagen der Verfolgten und der Verfolger Halt gemacht hatten; bald fluchte und brüllte er, wie ein Wahnſinniger, wenn er die leere Kutſche betrachtete, in der er ſtatt ſeine neue Herrſchaft, die er in Potsdam jedem Schickſal preis gegeben, die zwei Perſonen entführt hatte, welche ihm unterm blauen Himmel die verhaßteſten geworden waren.

Wilmſon, dem nun auch deutlich ward, daß die Mahnung zur eiligſten Flucht, die er und Clementine auf der Straße, da ſie vom Schloße gekommen waren, von dem Unbekannten empfangen hatten, und eben deſſelben Warnung vor Arreſtation ganz andern Perſonen gegolten, ſchickte ſogleich durch Eilboten einen Brief an ſeinen Gonner, den Garde-Oberſten. Er berichtete dieſem das nächtliche Abentheuer und ſeine Entführung durch den ehemaligen Kammerdiener des Geheimenrathes Gundling. Er erklärte, nach Potsdam zurückkehren zu wollen, wenn man dort ſeine Entführung nicht als Deſertion auslegen würde.

Erſt nach drei Tagen kehrte der Bote zurück. Der Oberſt ſandte in freundlichen Ausdrücken ſeinem geweſenen Feldweibel den ehrenvollen Ab-

schied vom Regiment und die Versicherung, der gute König habe herzlich über die Entführung gelacht, durch welche in einer der angesehensten Familien zum Glück großes Unglück verhütet worden wäre.

Wilmson mit seiner jungen Frau und dem treuen Krabb fuhren gemächlich durch Deutschland den Ufern des Bodensees zu, wo die Glücklichen mit Sehnsucht erwartet, mit Freudenthränen empfangen wurden.

Die Nacht in Brezwezmeisl.

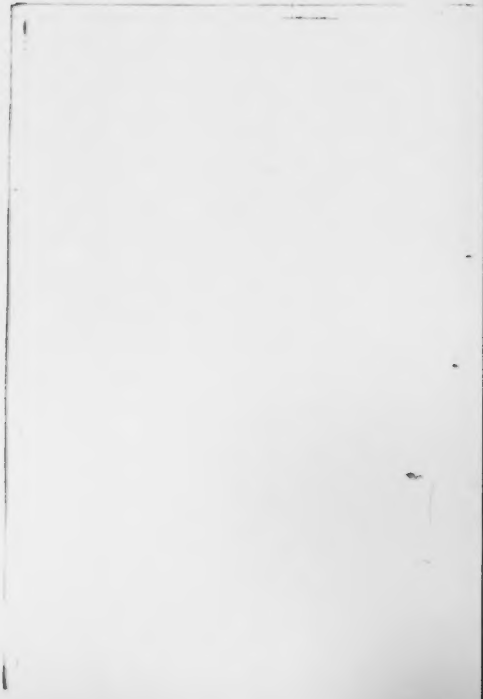

Fahrt nach Brezwezmeisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's u. die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt; ich war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß aller Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Grotius, Puffendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwischen nur zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreussens ausersehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß schon im Amte, während wir mit dem andern noch im akademischen Hörsaale stehen, heißt ein seltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreussens und dem Falle Kosziusko's. Man macht es zwar dem hochseligen König — wir andern Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefselig; man sagt, im Tode sind

wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — Also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer himmelschreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne seine Ungerechtigkeit wären tausend preußische Musensohne ohne Anstellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Häring ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit einbüßt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld; und so reisete ich meiner glanzenden Bestimmung nach Neu-Ostpreußen entgegen, einem Lande, von dem die heutigen Geographien nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser hier mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Was könnte ich davon auch melden? Flaches Land, flache Men-

ſchen, grobe Poſtwagen, grobe Poſtbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei jedermann auf ſeinem Miſthaufen ſtolz, wie ein Perſerſchach auf ſeinem Thron. Es iſt einer der vortrefflichſten Gedanken der Natur, daß ſie jedem ihrer Weſen ein eigenes Element anwies, worin es ſich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fiſch verſchmachtet in der Luft, der polniſche Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Alſo kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brezwezmeisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuſer rußig, ſchwarz, die Straßen ungepflaſtert, kothig, die Menſchen nicht ſäuberlicher waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in ſeiner Art ſo freundlich ausſehen, wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller eben von Kennern beklatſcht werden.

Ich hatte mir das Brezwezmeisl, meinen Berufsort, viel ſchrecklicher vorgeſtellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher, als es in der Ferne zu ſein ſchien. Der Name des Orts, als ich ihn zum erſtenmal ausſprechen wollte, hatte mir faſt einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt ſelbſt ſtammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unſere Vorſtellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böſe in der Welt weniger

in den Dingen selbst, als in unsern Vorstellungen von ihnen liegt, ist eine Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreußischen Bühne meiner Jurisprudenz mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich in meinem ganzen Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt von mir wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs schon ein paarmal todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen war'n, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr als Fremdling und Gast auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftveränderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brezwezmeisl vom Postwagen hinab zum erstenmal erblickte — es schien in der

Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein; aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Palästen dem, der in den Wolken schifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn; vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreussen verwandelten Polaken als einen Söldner ihrer Unterdrücker bei einem Aufruhr niederzumachen Lust hatten. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brezwezmeisl als Oberfeuereinnehmer, aber auch erst seit kurzem, angestellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als ein Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brezwezmeisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt: gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich auf

dem Brette aus den Wellen an die wüſte Inſel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erſcheinen wollen, mache ich mir ſie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geiſtes; es iſt ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend ſein kann. So nahm ich mir vor, auf die erſte Perſon Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich ſetzte feſt, ein junges Mädchen ſollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verſchiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich ſchon das Thor vor mir ſah, aus welchem eine, wie es ſchien, ſehr wohl gebaute, junge, ſchöne Brezwezmeiſterin hervortrat. Vortreflich! Ich hätte mit meinen von dem preuſſiſchen Poſtwagen zerſtoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polniſche Huldgöttin anbeten mögen. Ich faßte ſie ſcharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wünſchte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzſichtig — vom letzten Sonnenſtäubchen rein.

Wie wir aber einander näher kamen, bemerkte ich bald, die Venus von Brezwezmeiſl ſei etwas häßlicher Natur; zwar ſchlank, aber ſchlank wie

eine Schwindsüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Brust. Auch das Gesicht war platt, nämlich ohne Nase, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen sein mochte. Ich hätte geschworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht seltsamerweise zwischen den Zähnen ein Stück Fleisch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotische Polin strecke vor mir zum Zeichen des Abscheus die Zunge heraus. Ich zog geschwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich so unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte so unmäßig, daß sie fast am Husten erstickte.

Unter diesen Umständen kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Posthause. Der preussische Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotischen Gassenbuben, mit frischen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Thieres waren ganz unter Unflat begraben, entweder weil das vielgepriesene Raubthier mit den Klauen eben so viel, als mit dem Schnabel zu sündigen pflegt; oder weil die Polen zu verstehen geben wollten, Preussen habe am Neuostpreussischen so viel erwischt, als der gemalte Adler zwischen den Pfoten trage.

Die alte Staroſtei.

Ich fragte den Herrn Poſtmeiſter ſehr höflich nach der Wohnung des Herrn Oberſteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann ſchien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er ſich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, ſchloß ich nur aus ſeiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Poſtgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als in einem der wohleingerichtetſten Poſtbureau ſei. Auf meine ſechste Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum ſiebentenmal daſſelbe, und zwar mit der verbindlichſten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Staroſtei!“ ſchnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligſt ſagen, wo ich die alte Staroſtei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Poſtmeiſter, der zum Antworten keine Zeit hatte, ſah, die Pfeife rauchend, zum Fenſter heraus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angeborenen Höflichkeit war ich doch im Herzen tief ergrimmt über dieſe unanſtändige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktaſche drohend die Fauſt und dachte: „Nur Geduld, Herr Poſt-

meiſter, fällt Er einmal der Juſtiz in die Klauen, deren wohldeſtallter königlicher Kommiſſär ich zu ſein die Ehre habe, ich werde Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichſte Weiſe einpfeffern. Der Herr Poſthalter ſollen zeitlebens an mich denken."

Peter, ein zerlumpter Pole, der mich führte, verſtand und ſprach das Deutſche nur höchſt mühſam. Meine Unterredung war ſo verworren und ſchauderhaft, daß ich ſie in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Der Kerl ſah dazu ganz abſcheulich drein mit ſeinem gelben, ſoißnaſigen Geſicht und dem ſchwarzen ſtruppigen Haar, ungefähr wie es unſere nord- und ſuddeutſchen Zierbengel zu tragen pfleaten, wenn ſie ſchön thun wollten. Statt des Titusko pfes zeigten ſie uns gewöhnlich die Nachbildung eines ſtruppigen Weichſelzopfes.

„Lieber Freund," ſprach ich nach einer Weile, da wir langſam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl ſagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?"

— Die alte Staroſtei!" antwortete Peter.

„Ganz recht, beſter Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?"

— Die alte Staroſtei.

„Gut. Was ſoll ich aber in Seiner alten Staroſtei?"

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kömmt mir nicht in den Sinn.“

— Maufetodt, ſterben!

„Warum?“

— Preuſſe! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuſſe.“

— Weiß gut.

„Warum denn ſterben?“

— So und ſo und ſo! — Der Kerl ſtieß, als hätte er einen Dolch in der Fauſt. Dann zeigte er auf ſein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht ſein, er ſah mir ziemlich verſtändig aus, und Wahnſinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Poſt.

„Wir verſtehen uns vielleicht nicht, ſcharmanter Freund!“ fing ich endlich wieder an. „Was will Er mit dem Sterben ſagen?“

— Todt machen. Dabei ſah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt? Warum? Wann?“

— Wenn Nacht iſt!

„Nacht? Die nächſte Nacht? Er iſt nicht wohl bei Troſt!“

— Gar wohl Polak, aber Preuſſe nicht.

Ich ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Offenbar verſtanden wir beide einander nicht. Und doch

lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutſchen, oder was daſſelbe ſagen wollte, gegen die Preuſſen, war mir bekannt. Es hatte ſchon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tolpel durch ſeinen Uebermuth eine allen Preuſſen bevorſtehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend. Ich beſchloß doch, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Geſpräch mitzutheilen, und war recht froh, als wir endlich vor die ſogenannte alte Staroſtei ankamen. Es war ein altes, hohes, ſteinernes Haus in einer ſtillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hauſe vorübergingen, ſcheue, verſtohlene Blicke auf das grauſchwarze Gebäude warfen. Eben ſo machte es mein Führer. Der ſagte nun kein Wort mehr, ſondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthüre, und ſchob ſich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brezwezmeisl nicht gar einladend und anmuthig geweſen. Die erſten Perſonen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe neuoſtpreuſſiſche Poſtmeiſter und der kauderwelſche verpreuſſete Polak hatten mir alle Luſt und Liebe ſowohl zu meinem neuen Aufent-

haltsort, als zu meinem Aufkommissariat geraubt. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menschen zu kommen, der wenigstens mit mir schon einmal die gleiche Luft gesogen. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des besten Rufes genossen bei uns zu Lande; allein was ändert sich nicht im Menschen mit dem Wechsel der Umstände? Ist die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angst zum Riesen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsspinner. Und gesetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für seinen König Alles, nur für sich selbst keine bessern Grundsätze eingenommen gehabt: noch besser immer ein gutmüthiger Zecher, als das schwindsüchtige Gerippe mit der Zunge; besser ein leichtsinniger Spieler, als ein raffinirt-grober Postmeister; besser einen tapfern Raufer und Schläger zur Gesellschaft, als mißvergnügte Polaken. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienst, denn — unter uns gesagt — mein sanfter, bescheidener, schüchterner Karakter, den Mama oft so hoch gepriesen, konnte mir unter den Polen beim ersten Aufstand zum schmählichsten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden

konnen. Es iſt nicht alles zu allen Zeiten daſſelbe, ungeachtet es daſſelbe geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die ſogenannte alte Staroſtei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten, lieben Freund Burkhardt finden. Das Haus war groß. Das Kreiſchen der verroſteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzuſehen, wer da ſei. Ich ſtieg die breiten Steintreppen hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Menſch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte ſtärker. Alles ſtumm. Mein Klopfen weckte den Wiederhall im zweiten und dritten Stock des Hauſes. Ich ward ungeduldig. Ich ſehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu ſinken, ihn in meine Arme zu ſchlieſſen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und ſah mitten im Zimmer einen Sarg. Der darin lag, der Todte, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen ſehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leiſe als möglich wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarge ſei kein anderer, denn der Ober-Steuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun ſelbſt der

Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernst und feierlich, daß ich mich kaum unterstand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene stand eine Fremdheit gegen das menschliche Leben, als hätte er nie mit demselben zu schaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenseits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen, und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben.

Betroffen schlich ich aus der Todtenstube weg, in den finstern, einsamen Hausgang. Jetzt erst überfiel mich das Grausen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam so lange ins Antlitz zu schauen. Zu gleicher Zeit erschrack ich vor meiner eigenen Verlegenheit, in der ich nun lebte. Denn da stand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterstadt, vom mütterlichen Hause, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Justizkommissär sein sollte, um sie zu entsiegeln. Mein einziger Bekannter und Herzensfreund hatte sich im vollen Sinn des Worts aus dem Staube gemacht, selbst aus dem Staube seines Leibes, und mich ohne Rath und Trost mir selber überlassen. Die Frage war: wo-

hin soll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung bestellt?

Indem schrieen die rostigen Thürangeln der Hausporte so durchdringend, daß mir der Klang fast alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree sprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an und wendete mir endlich das Wort zu. Mir zitterten die Knice. Ich ließ den Kerl nach Herzenslust reden; aber der Schreck hatte mir für die ersten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache schon vorher nicht gehabt, die dieser Bursche redete, denn es war die polnische.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor sich stehen sah, und sich nun ins Deutsche übersetzte, welches er so geläufig wie ein Berliner sprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abentheuer seit meinem Einzug in die verwünschte Stadt, an deren Namen ich noch immer erstickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umständen, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; sei des seligen Herrn Oberſteuereinnehmers Polmetsch und treuester Diener gewesen bis gestern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Oberſteuereinnehmer aus dieser

Heitlichkeit in ein beſſeres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen geweſen, der lieber bei ſeinem Einnehmerpoſten geblieben wäre. Allein da er ſich geſtern mit einigen polniſchen Edelleuten ins Spiel eingelaſſen, und beim Glaſe Weins in ihm der preußiſche Stolz und in den Polen der ſarmatiſche Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechſel geſetzt, worauf einer der Sarmaten dem ſeligen Herrn drei bis vier Meſſerſtiche ins Herz gegeben, ungeachtet ſchon einer derſelben zum Tod hinreichend geweſen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuoſtpreußiſchen Juſtiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht ſich, man wiſſe nicht wohin, entfernt. Der Wohlſelige habe noch kurz vor ſeinem Hintritt in die beſſere Welt für den erwarteten Juſtizkommiſſär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, ſogar eine wohlerfahrne deutſche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienſt eintreten könne, ſo daß ich wohl verſorgt ſei. Beiläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geſchworene Feinde der Preuſſen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müſſe, wie diejenigen geweſen, welche mir die ſtumme Beredſamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte

zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Oberfeuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderseitiges Mißverständniß entstanden sein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdestoweniger gerathen haben, vorsichtig zu sein, weil die Polaken in einer wahrhaften Lilien Wuth wären. Er selber, der Lebrecht, sei fest entschlossen, sich sogleich nach Beerdigung seines unglücklichen Herrn aus dieser Stadt zu entfernen.

Nach diesem Bericht führte er mich die breite steinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweisen. Durch eine Reihe großer, hoher, oder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin stand ein aufgeschlagenes Bett, von gelben damastenen alten Umhängen beschattet; ein alter Tisch mit halbvergoldeten Füßen; ein halb Dutzend staubiger Sessel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die schönsten Geschichten des alten Testaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweise daschwebten. König Salomo auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüsternen Greisen in Susannens Bade waren die verbrecherischen Hände abgefault.

Es war mir durchaus in dieser Einöde nicht gemüthlich. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt erwählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete, schwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrscheinlich auch die wohlerfahrene Köchin mir die Nacht Gesellschaft leisten würden. Lebrecht zündete bedend zwei Kerzen an, die auf dem goldfußigen Tisch bereit standen; schon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er sich, um mir kalte Küche zum Nachteßen, Wein und andere Bedürfnisse herbeizuschaffen, meinen Koffer vom Posthause holen zu lassen und der wohlerfahrnen Köchin von meiner Ankunft und ihren Tüchten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachteßen desgleichen. Lebrecht aber, sobald er sein aufgezehrtes Geld von mir empfangen, wünscht mir gute Nacht und ging.

Ich verstand ihn erst, als er verschwunden war, so schnell machte sich der Kerl, nach eingestrichener Zahlung, davon. Ich sprang erschrocken auf, ihm nachzueilen, ihn zu bitten, mich nicht zu verlassen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menschen zum Zeugen meiner Furchtsamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer seines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich

die Angeln der Hausporte kreischen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenster, und sah den Burschen über die Gasse fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finstern verschwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Starostei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Gespenster; des Nachts aber fürchte ich sie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht, was möglich ist.

Die Todtenstille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupte — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verstimmen. Ich mochte nicht essen, ungeachtet mich hungerte; ich mochte nicht schlafen, so ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenster, um zu versuchen, ob ich im Nothfall auf diesem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hause und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die alte Hausporte erreichte. Allein starke Eisenstäbe versammelten den Ausweg.

In dem Augenblick ward alles in der Starostei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen,

Tritte nahe und ferne schallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche versteht man immer am schnellsten. Eine innere Stimme warnte mich und sprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hat die Mordanschläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberschauer ergoß sich durch meine Nerven. Ich sah die Blutdürstigen, wie sie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte sie näher und näher kommen. Ich hörte sie schon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüsterten leiser. Ich sprang auf, verriegelte die Thür, und in eben dem Augenblick versuchte man diese Thüre von aussen zu eröffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräusch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüsternden bemerkte ich, daß es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Justizkommissariat so viel polnische Wörter gelernt, daß ich ungefähr auch verstand, man spreche von Blut, Tod und Preussen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von aussen der Versuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen; aber es schien, als fürchte man Geräusch zu machen. Ich hörte die Menschen sich wieder entfernen, oder vielmehr davon schleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben oder nur auf mein Geld abgesehen hatten; sei es, daß sie ihre Anschläge ohne Lärmen ausführen, oder den Versuch auf andere Weise erneuern wollten: ich beschloß sogleich mein Licht zu löschen, damit sie es nicht von der Straße erblicken und mich daran entdecken möchten. Wer stand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durch's Fenster schoß?

Die Nacht ist keines Menschen Freundin; darum ist der Mensch ein geborner Feind der Finsterniß, und selbst Kinder, die noch nie von Geistererscheinungen und Gespenstern gehört haben, scheuen sich im Dunkeln vor etwas, das sie nicht kennen. Kaum saß ich im Finstern da, die fernern Schicksale dieser Nacht einsam erwartend, so stiegen vor meiner erschrockenen Einbildung die abscheulichsten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, die man sehen kann, sind nicht halb so entsetzlich, als die, denen man sich blindlings hinliefern muß, ohne sie zu kennen. Umsonst suchte ich mich zu zerstreuen; umsonst beschloß ich, mich auf das Bette zu werfen und den Schlaf zu suchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und saß ich im Zimmer, erschreckte mich von Zeit zu Zeit ein Knistern, wie von einem lebendigen Wesen in meiner Nähe. Am meisten spielte vor mir die

Gestalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, steifen Gesichtszüge wurden mir so grauenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien gewesen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geisterstunde schlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erschütterte mich durch das Innerste. Zwar schalt ich mich selbst einen abergläubigen Narren, einen furchtsamen Hasen; aber mein Schelten besserte mich nicht. Endlich, sei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn diesen qualvollen Zustand konnte ich nicht länger ertragen, sprang ich auf, tappte durch die Finsterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte sie auf, und war entschlossen, sollte es auch mein Leben kosten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwache hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesangst.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Oberfeuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes,

die das erstemal von einem Baartuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Phantasie: ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tonte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschlagen, da schwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarg ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obereinnehmer sei vom Tode erwacht; denn es war wie Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saals stehen, sich an den Pfosten halten, langsam in den Saal hereinschwanken oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und gesehen hätte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lazerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich

mit dem Leben davon kam. Denn mein Schrecken war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle ist Kleinigkeit gegen einen Zustand wie diesen. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andernmal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun. Denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit mei-

ner Ankunft in Brezwezmeisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menschenschritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel", dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen." — So geschah auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwanken spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Ver-

storbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich aufsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaas des spanischen Rohrs so viel Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu stehen. Diese altpolnische oder neuoßpreußische Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ sich nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken hingestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden als Wacht beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschlafen, von meinem Geräusch in der Nacht erweckt, instinktmäßig zu meinem Bette gekommen war und da seinen Branntweinrausch verschlafen hatte.

Mich hatte die gottlose Geschichte so arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geschichte der einzigen schrecklichen Nacht sieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank sei der polnischen Insurrektion! Ich bin nicht mehr Justizkommissär von Brezwezmeisl — darf ich an das neuostpreußische Abentheuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es ist nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Einundzwanzigster Theil.

Ein Narr des neunzehnten Jahrhunderts.
Die Herrnhuterfamilie.
Die Walpurgisnacht.
Der Fürstenblick.
Der Abend vor der Hochzeit.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

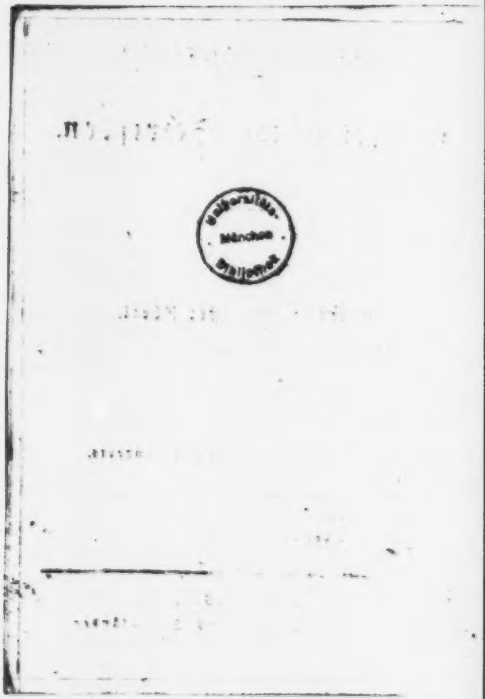

Ein
Narr des neunzehnten Jahrhunderts.

Vorläufige Nachrichten.

Auf meiner letzten Reise im Norden unsers Vaterlandes ließ ich mich einen kleinen Umweg nicht gereuen, um meiner Lieblinge einen aus dem goldenen Zeitalter des Lebens einmal wieder zu sehen. Man erlaube mir indessen nur, in der folgenden Erzählung Namen von Gegenden, Ortschaften und Personen zu verschweigen oder zu verstellen. Die Geschichte ist darum nicht weniger wahr, wie unwahrscheinlich sie auch Vielen vorkommen mag.

Jener Liebling also war der Freiherr Olivier von Flyeln, mit dem ich auf der Göttingischen Hochschule zugleich den Wissenschaften angehört hatte. Er war damals einer der schönsten Jünglinge und zugleich einer der geistreichsten jungen Männer gewesen. Die Liebe der alten römischen und griechischen Schriftsteller hatte uns beide zusammengeführt und verbunden. Ich nannte ihn nur meinen Achilles, er mich seinen Patroklus. Aber er hätte in der That jedem Künstler zum Urbild eines Achilles dienen können. In Gestalt und edler Haltung einem jungen Halbgott ähnlich, Trotz und Güte im dunkeln Feuer

seines Blicks, gelenkt und gewandt wie keiner, der kühnste Schwimmer, der schnellfüßigste Renner, der wildeste Reiter, der anmuthigste Tänzer, hatte er dabei das edelmüthigste und furchtloseste Herz. Sein Edelmuth verwickelte ihn eben in mancherlei unangenehme Händel, weil er sich oft ganz ungerufen überall der Unterdrückten annahm. Er mußte sich daher mehrmals mit Andern schlagen; er scheute die besten Fechter nicht; ging in den Zweikampf wie zu einer Lustpartie; ward dabei niemals verwundet, als wäre er am ganzen Leibe gefeiet, ließ aber Keinen ungezeichnet von sich.

Seit unserer Trennung hatten wir uns mehrmals geschrieben; aber wie es denn so geht, wenn man in den Wogen des Lebens auseinander kömmt, wir vergaßen zwar uns nie, aber zuletzt doch den Briefwechsel. Ich wußte endlich von ihm nur, daß er Hauptmann beim *** Infanterieregiment gewesen war. Jetzt mogt' er etwa fünfunddreißig Jahr alt, und im Rang vorgerückt sein. Sehr zufällig erfuhr ich auf der Reise den Standort seines Regiments, und das verleitete mich, wie gesagt, zu dem Umweg.

Der Postknecht fuhr mit mir in die Straßen der alten, weitläufigen, reichen Handelsstadt ein, und hielt vor dem angesehensten Gasthof. Sobald ich vom Aufwärter mein Zimmer angewiesen erhalten hatte, fragt' ich ihn, ob beim Regiment

in hieſiger Beſatzung nicht ein Freiherr von Flyeln ſei?

„Sie meinen den Major?“ fragte der Aufwärter.

„Major kann er wohl ſein. Wohnt er weit von hier? Trift man ihn um dieſe Zeit an? Es iſt ſchon ſpät; aber ich wünſche, daß mich Jemand zu ihm führe.“

„Verzeihen Sie, der Herr iſt nicht mehr beim Regiment, ſchon lange nicht mehr. Er hat den Abſchied genommen oder nehmen müſſen.“

„Müſſen? Warum das?“

„Er hat allerlei Geſchichten getrieben, wunderliches Zeug; ich weiß ſelbſt nicht was? Er iſt zuletzt nicht recht im Kopf geweſen; übergeſchnappt, verrückt geworden. Man ſagt, er habe ſich um den Verſtand ſtudiert.“

Dieſe Botſchaft erſchreckte mich ſo, daß ich die Faſſung und die Frage verlor.

„Und wie denn?“ ſtammelte ich endlich, um doch etwas zu fragen und Genaueres zu vernehmen.

„Verzeihen Sie“, ſagte der dienſtfertige Aufwärter: „was ich weiß, hab' ich nur von Hörenſagen, denn er iſt früher weggeſchickt, als ich hier ins Haus kam. Man erzählt aber noch viel von ihm. Zum Beiſpiel hat er mancherlei Händel mit den Offizieren gehabt, und jeden Du ge-

heißen, sogar den General, jeden, er mogte sein wer er wollte. Als er eine reiche Erbschaft von seinem Oheim gemacht hatte, bildete er sich ein, er sei bettelarm geworden, könne seine Schulden nicht zahlen, und verkaufte, was er um und an sich hatte. Er soll auch viele gotteslästerliche Reden in seinem Wahnsinn ausgestoßen haben. Das Lustigste aber ist, daß er seiner Familie zum Trotz ein unehrliches Mädchen, ein Hurkind geheirathet hat. Auch sein Anzug soll zuletzt gar toll gewesen sein, gar hanswurstmäßig, so daß ihm alle Gassenbuben nachliefen. Man hat ihn in der ganzen Stadt sehr bedauert, denn er war vorher allgemein geliebt, und muß, so lange er noch den Verstand hatte, ein vortrefflicher Herr gewesen sein."

„Und wo befindet er sich jetzt?"

„Ich kann es nicht sagen. Er hat die Stadt verlassen. Man hört und sieht nichts mehr von ihm. Vermuthlich hat ihn seine Familie irgendwo untergebracht, um ihn heilen zu lassen."

Mehr wußte der Aufwärter nicht zu berichten. Ich ließ ihn gehen. Ich hatte nur schon zu viel gehört. Ich warf mich schaudernd in einen Sessel. Ich dachte mir noch die edle Heldengestalt des geistvollen Jünglings, von dessen Zukunft ich so hohe Erwartungen gehegt hatte; der sowohl durch seinen Stand, als durch seine großen Familien-

verbindungen Anſprüche auf die erſten Stellen im Heer oder im Staat hätte machen können; der durch ſeine Kenntniſſe, durch ſeine ſeltenen Geiſtesgaben zu allem Großen berufen zu ſein geſchienen hatte, — und der nun war einer der Unglücklichen, vor deren Anblick die Menſchheit ſtill und wehmüthig ſchaudern muß! Hätt' ihn doch der Engel ſeines Lebens lieber aus der Welt hinweggerückt, als ihn zum traurigen Schauſpiel, als klägliches Zerrbild, ſtehen gelaſſen!

Wie gern ich den guten Olivier geſehen hätte, war mir's nun doch lieb, ihn nicht mehr in der Stadt zu finden. Ach, er wäre ja doch nicht mehr Olivier, nicht mehr mein herrlicher Achilles geweſen, ſondern nur ein kläglicher unkenntlicher Torſo! Ich wollte ihn nicht ſehen, auch wenn es mir leicht geweſen wäre, ihn zu finden. Dann hätt' ich meinen Göttingiſchen Achilles im Gedächtniß auswechſeln müſſen mit der Geſtalt eines Wahnſinnigen; das hätte mir eine der liebſten und anmuthigſten Erinnerungen geraubt. Ich wollte ihn aus demſelben Grunde nicht wiederſehen, wie ich keinen meiner liebſten Freunde im Sarge ſehen mag, weil ich nur die Geſtalt des Lebendigen im Gedanken bewahren will; oder wie ich's meide, Zimmer, die ich vor Zeiten bewohnte, die nun von Andern bewohnt werden, die nun ganz anders eingerichtet ſind, wieder zu be-

ſuchen. Das Ehemals und Jetzt verwirrt ſich immer in meinen Vorſtellungen auf eine unausſtehlich-peinliche Weiſe.

Ich war noch in allerlei Betrachtungen über die Natur des menſchlichen Weſens verloren, und wie derſelbe Geiſt, welcher die Räume des Weltalls mißt, das Höchſte ahnet — durch Druck oder Verletzung eines unſichtbaren Theils ſeines Nervengewebes plötzlich zum widerlich verſtimmten Saitenſpiel werden muß, ſich ſelbſt und der übrigen Welt ein unverſtändlicher Fremdling: da trat der Aufwärter herein und rief mich zum Nachteſſen.

Die Wirthstafel im hellerleuchteten Speiſeſaal war von vielen Gäſten beſetzt. Es traf ſich, daß mir ein Platz in der Nachbarſchaft einiger Offiziere der hieſigen Stadtbeſatzung angewieſen ward. Natürlich leitete ich das Geſpräch, ſobald es einmal unter uns angeknüpft war, auf meinen Freund Oliwier. Ich gab von ihm die genaueſten Einzelheiten an, ſo viel ich deren wußte, um jede Verwechſelung der Perſonen zu verhüten. Denn es war ja möglich, und ich glaubte die Möglichkeit, daß der wahnſinnige Freiherr von Elveln ein ganz anderer, als mein Achilles von Göttingen ſein konnte. Allein alles, was ich ſagte, alles, was ich dagegen hörte, beſtätigte nur zu ſehr, daß hier keine Verwechſelung ſtatt finde.

„Es iſt jammerſchade um den Baron!“ ſagte einer der Offiziere, „Jedermann hatte ihn gern. Er war einer der Brauſten beim Regiment, ein verwegener Teufel. Das ſahen wir beim letzten Feldzug in Frankreich. Was keiner von uns wagte, das that er ſpielend, lachend. Aber ihm glückte auch Alles. Denkt nur an die Batterie bei Belle-Alliance! Wir hatten ſie verloren. Der General riß ſich die Haare aus dem Kopf. Floeln rief: Wir müſſen ſie wieder nehmen, ſonſt iſt alles dahin! Drei Angriffe hatten wir vergebens gethan. Da geht Floeln mit ſeiner Kompagnie noch einmal vor, nimmt's mit einem ganzen Bataillon Garden auf, und bei Gott, ſchlägt in gräßlicher Metzelei durch, nimmt die Batterie!“

„Aber es koſtete auch die halbe Kompagnie!“ rief ein alter Hauptmann neben mir: „Ich war Augenzeuge. Er kam, wie gewöhnlich, ohne Schramme davon. Ungeheures Glück hatte der Menſch. Der gemeine Soldat läßt ſich's auch jetzt noch nicht ausreden, der Baron habe ſich hieb-, ſtich- und kugelfeſt machen können.“

Ich hörte mit wahrer Wolluſt dem lobreichen Geſpräch über den guten Olivier zu. Ich erkannte ihn wieder an allen ſeinen Tugenden. Man pries beſonders ſeine wohlthätigen Handlungen. Er war der Gründer und Verbeſſerer einer Schule für Soldatenkinder, und hatte dafür großen Auf-

wand gemacht. Er hatte im Stillen viel Gutes gewirkt: immerdar ein einfaches eingezogenes Leben geführt, nie zu dem Muthwillen, nie zu den Ausschweifungen sich gemigt, zu welcher Jugend, Schönheit, Kraftfülle und Reichthum so leicht verlocken. Ja, die Offiziere gestanden mir, daß der Freiherr bedeutenden Einfluß auf Veredlung des Tons unter dem Offizierkorps, auf die ernstern Sitten desselben und auf dessen wissenschaftlichere Bildung gehabt. Er selbst habe Vorlesungen über verschiedene, dem Krieger nützliche Sachen gehalten, bis es ihm untersagt worden sei.

„Und warum untersagt?“ fragt' ich verwundert.

„Eben in diesen Vorlesungen“, antwortete mir einer meiner Tischnachbarn, „offenbarten sich die ersten Symen seiner beginnenden Geisteszerrüttung. Kein Jakobiner im Pariser Nationalkonvent hat jemals rasender gegen alle unsere monarchischen Einrichtungen gewüthet, und gegen die verschiedenen europäischen Höfe und ihre Politik, als er zuweilen that. Er sagte geradezu, die Völker selber würden früh oder spät sich helfen, sich und den Königen; denn die Minister aus Selbstsucht und Herrscherstolz, wollten die Menschheit verkrüppeln, und hielten den besten Willen der Fürsten vom Guten zurück. Er meinte auch, die Revolution werde unvermeidlich von

Volk zu Volk übergehen, und werde binnen einem halben Jahrhundert die ganze politiſche Geſtalt Europa's verändern. Genug, die Vorleſungen wurden ihm unterſagt, und billig und mit Recht. Eben ſo toll deklamirte er zuweilen auch gegen den Adel und deſſen Vorrechte. Wenn man ihn dann erinnerte, daß er ja ſelbſt Baron wäre, antwortete er: „Ihr habt die Thorheit, mich ſo zu nennen; ich bin ein vernünftiger Menſch und von Geburt gerade ſo viel, wie unſer Profos.“

„Das waren aber doch nur erſt Vorſpuren ſeiner Geiſteszerrüttung!“ rief ein junger Lieutenant, „allein der erſte Akt ſeiner Narrheit war, als er den Oberſtlieutenant Baron von Berken anfiel, mit Maulſchellen bewirthete und die Treppe hinunterwarf, nachher aber die Herausforderung nicht anzunehmen wagte, und bei der Gelegenheit das ganze Offizierkorps beleidigte.“

„Er war doch ſonſt ein guter Fechter, der eben die blanke Klinge nicht fürchtete!“ ſagte ich.

„Wir kannten ihn bis dahin auch als ſolchen. Aber wie geſagt, ſeine ganze Natur änderte. Als er auf den Platz kam, wo er ſich ſchlagen ſollte, erſchien er ohne Degen, blos mit einer Ruthe in der Hand, und ſagte in unſer aller Gegenwart zum Oberſtlieutenant mit lachendem Munde: du elender verächtlicher Bock, wenn ich dich wirklich mit dem Degen zerfechte, würdeſt du darum mehr

werth seine? Und als der Oberstlieutenant seinen Zorn nicht mehr mäßigen konnte und den Degen zog, entblößte der Major kaltblütig seine eigene Brust, hielt sie ihm hin und sagte: Hast du Lust, Meuchelmörder zu werden: so stoß zu! — Wir wollten uns hineinmischen in den Wortwechsel, ihn zwingen, sich mit dem Oberstlieutenant zu schlagen, wie Pflicht und Ehre geboten. — Da nannte er uns allesammt Narren, die mit ihren Grundsätzen von Ehre ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehörten. Nun konnten wir bald merken, daß es nicht mehr ganz richtig bei ihm im Oberstübchen wäre. Einige unter uns schimpften ihn. Daraus machte er nichts, sondern lachte. Wir begaben uns zum General, wir erzählten demselben offenherzig den ganzen Vorfall. Der General ward sehr verdrießlich, um so mehr, da er an demselben Tage erst für den Major den Orden vom Hofe erhalten hatte. Er bat uns, ruhig zu sein; er wolle alles vermitteln; der Major müsse Genugthuung geben. Folgendes Morgens bei der Parade überreichte der General, laut Vorschrift, mit einer angemessenen Rede dem Major den Orden. Der Major nahm ihn nicht an, sondern antwortete in den ehrerbietigsten Worten die unehrerbietigsten Dinge, des Inhalts: Er habe für das Vaterland, und nicht für ein Stückchen Band gegen Napoleon gefoch-

ten. Habe er einiges Lob verdient, ſo wolle er's nicht vor Aller Augen an der Bruſt umher zur Schau tragen. Der General war auſſer ſich vor Schrecken. Keine Bitten, keine Drohungen konnten den Major bewegen, das königliche Gnadenzeichen anzunehmen. — Nun traten die Offiziere vor, und machten die Erklärung, ſie könnten nicht mehr mit dem Major dienen, wenn er nicht Satisfaktion gäbe. — Die Sache kam zur Unterſuchung; der Major in Verhaft, vom Hofe die Entlaſſung des Majors. Nun brach die volle Narrheit erſt bei ihm aus. Er ließ ſich den Bart, wie ein Jude, wachſen; trug lächerliche Kleider; heirathete ſeinen Verwandten zum Trotz ein ganz gemeines, übrigens hübſches Mädchen, ein Findelkind, wegen deſſen er ſchon mit dem Oberlieutenant Händel gehabt hatte; hielt ſich eine geraume Zeitlang für blutarm, und beging ſo vielerlei Thorheiten, daß er endlich auf königlichen Befehl unter Aufſicht geſetzt und nach ſeinen Gütern verwieſen wurde."

„Wo lebt er jetzt?" fragte ich.

„Auf ſeinen Gütern noch, zu Flyeln, im Schloſſe ſeines verſtorbenen Oheims; ungefähr zehn Meilen mögen es von hier ſein. Ein Jahr lang durfte niemand ohne Erlaubniß zu ihm, ſogar die Verwaltung ſeines Vermögens ward ihm entzogen. Sie iſt ihm jetzt wieder überlaſſen, doch

muß er jährlich darüber Rechnung stellen; auch darf er sich keinen Schritt über die Grenzen seiner Gerichtsherrlichkeit entfernen. Er dagegen hat die ganze Welt feierlich in Bann gethan, und läßt weder Verwandte noch Bekannte, noch Freunde zu sich. Man hat jetzt schon seit Jahr und Tag nichts mehr von ihm vernommen."

Der Besuch.

Aus allen Erzählungen der Offiziere leuchtete hervor, daß der unglückliche Olivier, nach Verlust seines Verstandes, doch immer ein gutmüthiger Narr geblieben sei, und daß wahrscheinlich das deutschthümelnde Wesen, welches vor einigen Jahren Modesucht geworden, ihn etwas über Gebühr ergriffen, oder seinem Wahnsinn wenigstens die Farbe gegeben habe.

Alles das hatte mich sehr erschüttert. Ich konnte lange des Nachts den Schlaf nicht finden. Als ich am andern Morgen erwachte, war es schon spät; aber ich fühlte mich sehr erquickt und gestärkt. Die Welt erschien mir in viel heiterem Licht, als den Abend zuvor, und ich beschloß, meinen bedauernswürdigen Freund in seinem Verbannungsorte zu besuchen.

Nachdem ich noch flüchtig die Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigt hatte, warf ich mich

in den Wagen, fuhr bis in die Nacht und folgenden Tages nach Flyeln, in der Nachbarschaft eines Seestädtchens. Das Dorf Flyeln liegt noch zwei Meilen hinter dieser Stadt. Der Postmeister, als er hörte, wohin ich wollte, lächelte und meinte, ich werde wohl eine vergebliche Reise machen. Der Baron lasse sich nicht vor Fremden sehen. Auch erfuhr ich von ihm, daß sich sein Gemüthszustand nicht gebessert habe, sondern der gute Mensch von der festen Vorstellung behaftet sei, die ganze Welt wäre seit Jahrhunderten närrisch geworden, und die Heilung müsse von Flyeln ausgehen. In diesem Prozeß, da die Welt ihn, und er die Welt für närrisch halte, sondere er sich von allen Menschen ab. Seine Bauern, deren Grundherr er ist, befinden sich übrigens sehr wohl dabei, denn er thut viel für sie. Aber dafür müssen sie seinen Grillen in allen Kleinigkeiten gehorchen, Schifferhosen und lange Jacken mit runden Hüten tragen, sich den Bart lang wachsen lassen, und alle Leute, wenigstens auf Flyelnschem Grund und Boden, sogar ihren Oberherrn duzen. Abgerechnet diese seine Sparre, wäre er der vernünftigste Mann von der Welt.

Ungeachtet der Warnung des Postmeisters machte ich doch den Versuch, und fuhr hinauf nach Flyeln. Was lag mir doch jetzt daran, zwei

Meilen vergeblich zu fahren, nachdem ich, Oliviers willen, mich so weit vorgeabentheuert hatte? Und ich hatte keine Ursache zur Furcht, von ihm abgewiesen zu werden, weil er nicht auch am Gedächtniß gelitten. Es war freilich ein erbärmlicher, selten befahrner Weg, der bald durch tiefen Sand, bald durch aufgetretene Bäche und verfumpften Boden, bald durch Kiefergestrüpp fortzog, und meinem Wagen ein zaarmal den Umsturz drohte. Eine Stunde von Fiveln aber erhob sich das Land, und eine schöne breite Fahrstraße, auf beiden Seiten mit Obstbäumen bepflanzt, verkündete die Nähe eines reichen Gutsbesitzers. Die Felder standen in der weiten Ebene trefflich angebaut; rechts dehnte sich in der Ferne ein hoher Eichenforst mit dunkelm Grün, wie ein ungeheurer Kranz; links das unendliche Meer, ein wallender weiter Spiegel, der mit den glänzenden Wolken am Rand des Gesichtskreises zusammenrann. Fiveln, das Dorf, zeigte sich zwischen Fruchtbäumen, Weiden und Pappeln vor mir; seitwärts erhob sich ein großes, alterthümliches Gebäude, das Schloß, wie aus einem Wald von wilden Kastanien hervorsteigend. Abwärts, dem Meere näher, lag das Dorf Niederfiveln, ebenfalls zu Oliviers Herrschaft gehörig, malerisch an schroffe Felsen gelehnt, die zuletzt, als umbüschte Klippen, wie kleine In-

seln weit ins Meer hinaus gingen. Einige Fischerboote, mit Segeln, schwärmten um die Gestade; auf der Höhe des Meers erblickte man ein reisendes Schiff; die weißen Möven flatterten schaarenweis in den Lüften.

Je näher ich dem Dorf und dem Schlosse kam, je malerischer und freundlicher ward mir die Umgebung. Es lag in ihr der eigenthümliche Reiz jeder Seegegend, welcher aus der Paarung des Ländlich-Anmuthigen mit der Majestät des unübersehbaren Oceans, des Geborgenen und Friedlichen einfacher Hütten mit dem weiten stürmischen Leben des grausamen Elementes erwächst. In jedem Fall ist der Verbannungsort meines Freundes reizend genug, daß man dafür ohne Gram die Freiheit, in lärmerischen Städten zu wohnen, aufopfern kann.

Sowohl auf den Feldern, als in einigen Gärten sah ich schon die angekündeten „Flyeler Bärte." Auch der Wirth, vor dessen Schenke ich still hielt und abstieg, war reichlich geschmückt mit Haarwuchs um Kinn und Mund. Er erwiederte meinen Gruß freundlich, und schien dabei doch über meine Ankunft verwundert. „Willst du etwa den Gutsherrn besuchen?" Fragte er mich ganz höflich. Ich ließ das etwas auffallende Du lächelnd durchgehen und bejahte es. „So bitt' ich um deinen Namen, Stand und Wohn-

ert. Das muß dem Herrn Olivier gemeldet werden. Er nimmt ungern Reisende an."

„Aber mich nimmt er gewiß an. Laß Er Seinem Herrn nur melden, es wünsche ihn einer seiner ältesten und besten Freunde im Vorbeireisen auf ein paar Stunden zu sehen. Mehr lasse Er ihm nicht sagen."

„Wie du willst," erwiederte der Wirth, „aber ich kann dir die abschlägige Antwort voraussagen."

Während der Wirth einen Boten suchte, ging ich langsam durch's Dorf in geradester Richtung gegen das Schloß, zu dem mich ein Fußweg hinzuleiten schien, der zwischen Häusern und Baumgärten lief. Er führte mich aber irre zu einem Gebäude, das ich für ein Waschhaus hielt. Seitwärts, jenseits einer Wiese, floß ein ziemlich breiter Bach, hinter welchem sich die hohen dunkeln Wildkastanien des alterthümlichen Stammhauses der Freiherren von Fivein schattig erhoben. Ich beschloß das Wagstück, mich bei Olivier unangemeldet einzuführen. Ich hatte dem Wirth absichtlich meinen Namen verschwiegen, um, wenn mich Olivier vor sich ließe, zu sehen, ob er mich erkennen würde? Ich ging über die Wiese, fand nach langem Suchen weiter abwärts über den Bach Steg und Weg, die mich zwischen Buschwerke gegen die Wildkastanien zurückführten.

Diese beschatteten einen geräumigen, mit grünen Rasen bedeckten runden Platz neben dem Schlosse. Ringsum zog sich im Innern ein breiter mit Sand bedeckter Weg, links und rechts standen artige Ruhbänke unter den breiten Zweigen der Bäume, und auf einer der Bänke saß, ich war nicht wenig überrascht, Olivier. Er las in einem Buche. Zu seinen Füßen spielte ein dreijähriges Kind im Grase. Neben ihm saß ein bildschönes Frauenzimmer, mit einem Säugling an der Brust. Die Gruppe hatte etwas Wunderbarliches. Ich stand still, halb noch vom Gesträuch verdeckt. Keiner sah nach mir auf. Meine Augen hingen nur an dem guten Olivier. Selbst der schwarze Bart, der sich ihm um Kinn und Lippen kräuselte, und durch den Backenbart mit den finstern Locken seines Hauptes zusammenhing, stand ihm schön. Seine übrige Tracht hatte etwas Eigenes und doch nicht gar Befremdendes. Auf dem Kopfe trug er eine Art Barret mit Vorschirm gegen die Sonne; die Brust offen, mit weit übergelegtem Hemdkragen; eine grüne weite Jacke, vorn übereinander geknöpft, mit bis gegen das Knie reichenden vorn ganz zusammengehenden Schößen; weite weiße Matrosenhosen; Halbstiefeln. Es war ungefähr dieselbe Tracht, welche ich an den Bauern gesehen hatte, nur die seinige war feiner und edler. Seine Miene war ruhig und nach-

denkend. Auch als Mann, der den Vierzigern entgegen ging, war er noch schön zu heißen. Sein Bart gab ihm ein heldenartiges Wesen und Ansehen. Es kam mir vor, als sähe ich eine herrliche Gestalt aus dem Mittelalter.

Indem trat der Bote meines Schenkwirthes vom Schlosse her in den Kreis der Bäume. Der junge Bursch zog den kleinen Rundsitz ab, und sagte: „Herr, es wünscht dich ein Fremder auf der Durchreise zu sprechen. Er sagt, er sei einer deiner ältesten und besten Freunde."

Olivier sah auf und fragte: „Durchreise? Ist er zu Fuß?"

„Nein, er kam mit der Post."

„Wie heißt er? Woher ist er?"

„Das will er nicht sagen."

„Er soll mich ruhig lassen. Ich will ihn nicht sehen!" rief Olivier, und machte dem Jüngling eine Bewegung mit der Hand, sich fortzubegeben.

„Aber Du mußt mich doch sehen, Olivier!" sagte ich, und trat hervor und verneigte mich mit einer Entschuldigung gegen das Frauenzimmer. Er, ohne sich zu bewegen, ohne meinen Gruß zu erwiedern, drehte verdrießlich den Kopf nach mir, musterte mich eine Weile mit scharfem Blick, ward ernster, legte das Buch weg, trat näher gegen mich vor, und sagte: „Mit wem habe ich zu sprechen?"

„Wie, Achilles erkennt seinen Patroklus nicht mehr?“ entgegnete ich ihm.

„O Popoi!“ fuhr er hocherstaunt auf, indem er die Arme auseinander breitete: „Sei willkommen, mein edler Patroklus im französischen Frack und gepuderten Haar!“ — Damit lag er an meiner Brust. Trotz seiner sarkastischen Anrede wurden er und ich bewegt und zu Thränen weich. In dieser Umarmung verschwand ein Gedächtniß von zwanzig Jahren. Wir athmeten wieder wie an den Ufern der Leine, wie zu Bovenden, Nörten und auf den Schloßtrümmern von Gleichen.

Darauf führte er mich mit freudeleuchtenden Augen zu der reizenden, jungen Mutter, die verschämt erröthete, und sagte zu ihr: „Sieh, dies iſt Norbert, du kennſt ihn ja aus mancher meiner Erzählungen!“ — und zu mir: „Das iſt mein liebes Weib.“

Sie lächelte mich mit einem wahrhaften Engelslächeln unter ihren goldigen Locken an, und sagte mit einer Miene und einer Stimme, in der noch unendlich mehr Güte lag, als in ihrem Worte: „Edler Freund meines Oliviers, sei mir recht sehr willkommen. Ich habe mir lange schon das Vergnügen deiner persönlichen Bekanntschaft gewünscht.“

Ich wollte etwas Verbindliches erwiedern, aber ich gestehe, das überraschende traute Du,

welches mir Unbekannten von so lieblichen Lippen und so unbefangen hingesprochen, entgegenklang, brachte mich einen Augenblick lang aus aller Fassung.

„Meine Gnädige," stammelte ich endlich: „ich habe mit dem Umweg von mehr denn zwanzig Meilen das Glück nicht zu theuer erkauft, Sie und Ihren Herrn Gemahl, meinen ältesten Freund — — —"

„Holla, Norbert!" unterbrach mich Olivier lachend: „Nur gleich beim Anfang ein vorläufiges Wort, eine Bitte: nenne meine Frau, wie du deinen Gott nennest, einfach Du. Störe die schlichten Sitten von Flyeln nicht mit den Schnörkeln deutscher Zeremonien- und Komplimentenmeister; das gäbe unleidlichen Mißklang in unsern Ohren. Bilde dir jetzt ein, du seiest von Deutschland und Europa zweitausend Jahre oder zweitausend Meilen weit geschieden, und lebest wieder in einer ganz natürlichen Welt, etwa, wenn du willst, im Zeitalter des vielweisen Odysseus."

„Also, Olivier," sagte ich, „und du begreifst es, mit einer so liebenswürdigen Frau Du und Du zu sein, läßt man sich nicht zweimal bitten: also Frau Baronin, Du — — —"

„Noch einmal halt!" rief Olivier lautlachend dazwischen: „Deine Baronin steht zum Du, wie dein französischer Frack und der rasirte

Bart zum Patroklusnamen. Meine Bauern sind nicht mehr Leibeigene, sondern Freiherren; ich und meine Frau sind aber nicht mehr und nicht minder Baronen, als es meine Bauern sind. Nenne meine Amalia, wie sie hier jeder nennt, Mutter — der edelste Name des Weibes —, oder Frau."

„Es scheint," versetzte ich, „ihr lieben Leute habt hier mitten im Königreich eine neue Republik gegründet und allen Adel abgeschafft."

„Richtig, allen, bis auf den Adel der Gesinnungen!" antwortete Olivier. „Und daraus siehst du, wir sind hier zu Lande noch unendlich aristokratischer, als Ihr in Euerm Deutschland. Denn bei Euch dort trägt der Gemüthsadel wahrhaftig wenig ein, und der Geburtsadel sinkt auch in den Koth, wohin er auch von rechtswegen gehört."

„Um Verzeihung, du bist etwas jakobinisch gelaunt!" entgegnete ich. „Wer sagt dir, daß der Geburtsadel bei uns in der öffentlichen Meinung fällt?"

„O Popoi!" rief er: „muß ich denn dich noch belehren! Ich kannte vor Jahren noch einen armen, lumpigen Juden, den eure frommen Christen lieber ungeboren als geboren gesehen hätten. Er schacherte sich aber so viel zusammen, daß er bald Briefe von der Post mit dem Prädikat Edel-

geboren erhielt. Nach einigen Jahren war er ein reicher Mann; und die höflichen Deutſchen begriffen ſogleich, daß der Kerl von äuſſerſt guter Geburt ſein müſſe. Alles ſchrieb ihm von da an ſogleich als einen Wohlgebornen Herrn Banquier. Der Banquier half aber mit ſeinen Dukaten Finanzminiſtern und völkerbeglückenden Kriegsminiſtern aus der Geldklemme. Auf der Stelle ward der nützliche Millionär ein hochwohlgeborner Herr Baron von und zu. — Dieſe Aufklärung der Deutſchen, dieſer Spott mit dem Adelweſen führt in wenigen Jahrzehnden weiter als du glaubſt. Ich hoffe aber, iſt der Geburtsadel bei Euch null, wird der Gemüthsadel ſich wieder gültig machen."

So ſprach er. Da ich wohl wußte, woran ich mit dem guten Olivier war, nahm ich ſeine Ausfälle leicht und ſcherzend auf. Ich hätte aber, wie Polonius von Hamlet, auch von ihm ſagen können: es iſt doch Methode in ſeiner Narrheit! Und wirklich war mir lieb, ihn ſo ruhig, ſo heiter zu finden. Es war mir vor meiner Ankunft nicht ganz geheuer geweſen, mich ein paar Stunden lang mit einem geiſteszerrütteten Freunde unterhalten zu müſſen. Jetzt ließ ich mir's ſchon gefallen, da alle Furcht von mir gewichen, ein paar Tage bei ihm im Schloſſe Gaſt zu ſein.

Die Baronin, um ihren Säugling in Ruhe

zu bringen und mein Zimmer zu ordnen, verließ uns mit den Kindern. Olivier führte mich durch seinen Garten, deſſen Beete mit den ſchönſten Blumen gefüllt waren. Um einen Springbrunnen fanden auf hohen Sockeln von ſchwarzem Geſtein weiße marmorne Bruſtbilder mit goldenen Unterſchriften. Ich las da: Sokrates, Cincinnatus, Columbus, Luther, Bartholomeo des las Caſas, Rouſſeau, Franklin, Peter der Große.

„Ich ſehe, du liebſt noch gute Geſellſchaft!“ ſagte ich: „Kann man unter den Lebendigen Liebenswürdigere finden, als dein niedliches Weib mit den beiden Amoretten, und unter den Todten Ehrwürdigere, als dieſe da?“

„Haſt du an meinem guten Geſchmack gezweifelt?“ antwortete Olivier.

„Das eben nicht; aber, Olivier, du ziehſt dich doch, höre ich, von aller Welt ſonſt zurück!“ verſetzt' ich.

„Eben weil ich nur gute Geſellſchaft liebe, die nirgends weniger in Europa daheim iſt, als in der ſogenannten Geſellſchaft von gutem Ton.“

„Doch wirſt du zugeben, lieber Olivier, daß auch auſſer Flyeln noch gute Geſellſchaft möglich ſei.“

„Allerdings, Norbert, nur mögte ich keine Jahre und Geldſummen verſchwenden, um ſie zu

ſuchen. Laß uns davon abbrechen. Ihr Europäer ſeid von der heiligen Einfalt der Natur, wie im Wichtigſten, ſo im Geringſten, ſo ungeheuer abgewichen, ſeit Jahrtauſenden zu ſolchen verkünſtelten Thieren verartet, daß euch die Unnatur zur vollen Natur geworden iſt, und ihr einen ſchlichten Menſchen gar nicht mehr verſteht. Ihr ſeid Zerrbilder des menſchlichen Geſchlechts geworden, von auſſen und von innen, daß einem geſunden Weſen mitten unter euch grauen muß. Nein, du ehrlicher Norbert, brechen wir davon ab. Du würdeſt mich gar nicht verſtehen, wenn ich redete. Ich ſchätze dich, ich liebe dich, ich bedaure dich."

„Bedauern? Warum das?"

„Weil du unter Narren lebſt, und wider dein Wiſſen mit Narr ſein mußt."

Bei dieſen Worten Oliviers merkte ich, daß er zu ſeiner fixen Idee überging. Es ward mir ſehr unheimlich bei ihm. Ich wollte ihn auf andere Gegenſtände leiten, ſah ängſtlich umher, und fing an, da mir eben ſein Bart wieder auffiel, ſeinen Bart zu loben, und wie der ihm ſo wohl ſtehe. „Seit wann läßt du ihn wachſen?" fragte ich.

„Seit ich zur Vernunft zurückkehrte, und den Muth hatte, vernünftig zu ſein. — Gefällt er dir alſo wirklich, Norbert? Warum trägſt du ihn nicht auch?"

Ich zuckte die Achseln und sagte: „Wenn's allgemeine Sitte wäre, ich trüge ihn mit Freuden.“

„Da haben wir's! Weil also die Narrheit Sitte ist, die Natur mit dem Barbiermesser auch am Kinn des Mannes mit Stumpf und Stiel auszurotten, daß du nicht einmal den Muth, auch nur in dieser Kleinigkeit vernünftig zu sein. Diesen Schmuck des Mannes gab Mutter Natur so wenig vergebens, als die Locken des Hauptes. Aber der Mensch in seinem Wahnsinn bildete sich ein, weiser als der Schöpfer zu sein, und schmierte sich Seife ums Kinn, und glättete es mit dem Messer. So lange die Nationen nicht ganz von der Natur abgefallen waren, behielten sie noch den Bart bei. Trotz dem, daß ihn noch Christus und die Apostel trugen, erklärte ihn erst Papst Gregor VII in den Bann. Und doch behielten ihn die Geistlichen am längsten bei, wie heut noch die Kapuziner. Aber als alte Gecken begannen, sich ihres grauen Haars zu schämen, fingen sie an, es am Kinn zu vertilgen und auf dem Kopf unter Perüken zu verstecken. Weil man sich gegenseitig in Allem zu belügen gewohnt war, suchte man sich auch um das Alter zu belügen. Greise hüpften mit blonden Haupthaaren und glattem Kinn, wie weibische Jünglinge, und das machte auch ihre Gemüthsart weibischer. Und alle andern folgten, weil sie zur Wahrheit keinen Muth hatten. Stelle

mir neben die Heldengestalt eines Achilles, Alexander oder Julius Cäsar einen unserer heutigen Generalfeldmarschall-Lieutenants in ihrer geschmacklosen Uniform, einen unserer Elegants mit dickem Halstuch und Zierbengel im Tanzmeister-Schritt neben einen Antinous; dich, Herr Geheimerath von Norbert, neben einen Senator des alten Griechenlands oder Roms, muß man da nicht über unsere Karrikaturen aus vollem Halse lachen?" —

„Du hast Recht, Olivier!" sagte ich verlegen, „und wer wird läugnen, daß die altrömische oder griechische Tracht edler, als die unsrige sei? Allein bei uns im Norden, wir Europäer, immer der fest anschliessenden Kleider gewohnt und bedürftig, würden uns bei dem malerischen Faltenwurf der Orientaler und Südländer etwas unbehaglich fühlen."

„Sieh mich an, Norbert!" sagte Olivier lächelnd, stellte sich vor mich hin, drückte das Baret auf seinem Kopf ein wenig seitwärts, stämmte keck die linke Hand auf seine Hüfte und sagte: „Ich, Nordländer, in meiner anschliessenden, bequemen und einfachen Tracht, würd' ich neben einem altrömischen Bürger so gar übel stehen? Warum gefällt uns noch immer die spanische, italienische und deutsche Tracht des Mittelalters? Weil sie, obwohl nordische, schön ist. Ein österreichischer Reiter im Helm, selbst der Husar, wür-

den deut noch dem Blick Julius Cäsars gefallen. Warum, ihr andern steifen Herrn, folget ihr nicht dem Bessern nach, wie unsere Frauenzimmer schon begonnen haben, seit sie die Schleppen und gepuderten Toupés ablegten? Würdet ihr euch einmal schämen, von aussen Karrikaturen zu sein, vielleicht würdet ihr dann auch von Innen aufs Natürlichere kommen. Es liegt etwas Wahres in dem Sprüchwort: Kleider machen Leute. Und ich sage dir, Norbert, meine Amalia hat mich hübscher gefunden, seit ich den Bartwuchs nur leicht mit der Scheere mir stutzte, aber nicht vertilgte; ja, ich glaube, es ist seitdem in ihrer Zuneigung etwas Inbrünstigeres erregt, seit sie ihre Wange nicht mehr an ein glattes Weibergesicht, sondern an das männliche lehnt. Denn das Weib will den männlichen Mann!"

Indem Olivier so sprach, war er ganz Feuer. Er stand in der That da vor mir, wie ein kräftiges Heldengebilde aus frühern Jahrhunderten, wie aus einem alten Gemälde lebendig hervorgegangen, wie einer aus einer edlern Welt, die nicht mehr unsere Welt ist, und die wir nur bewundern, aber nicht wieder herstellen können.

„Wahrhaftig, du könntest mich", sagte ich zu ihm, „zum ehrlichen Bart bekehren, und ich gewönne dabei noch, daß ich allwöchentlich dreimal der Folter des Bartscheerers entginge."

„Freund,“ rief Olivier lachend, „dabei könnte es nicht bleiben! Der Bart zieht viel anderes nach ſich. Denke dir deine noble Figur im krauſen Bart, und dazu den dreieckten Schnabelhut auf dem Kopf, wie ein Jude; das gepuderte Haupt mit dem Rattenſchwänzlein im Nacken; und den franzöſiſchen Frack mit lächerlichen Rockſchößen, die dir hinten wie ein Bachſtelzen- oder Schwalbenſchwanz ſtehn. Fort mit den Narrheiten! Kleide dich beſcheiden, ſchamhaft, warm, bequem, aber geſchmackvoll, daß es auch dem Auge wohl thut, und die erhabene Menſchengeſtalt nicht verzerre. Alles Zweckloſe verbanne! Eben das Zweckloſe iſt das Unvernünftige, eben das Unvernünftige iſt das Unnatürliche!“

Als wir noch über dieſen Gegenſtand unſern Wortwechſel fortſetzten, ließ uns die Baronin durch einen Diener zum Mittagseſſen rufen. Ich ging neben Olivier ſchweigend hin, und hatte den Kopf voller Gedanken, die ich leider nicht ausſprechen durfte. Es war mir ganz wunderlich zu Muth und ich mußte den Baron ein paarmal ſeitwärts anſehen. In meinem Leben war mirs nicht vorgekommen, einen Narren ſo philoſophiren zu hören. Ich war auch gar nicht im Stande geweſen, ſeinen Bemerkungen über die europäiſche Kleidertracht gründliche Einwendungen entgegenzuſtellen. Was er ſagte, ſchien mir richtig und wahr. Hier

ließ ſich mit Recht anwenden: Kinder und Narren reden die Wahrheit.

Das Gaſtmahl.

Bei Oliviers Vorliebe zu den alten Römern und den homeriſchen Griechen ward ich auf dem Hingang zum Schloſſe ein wenig um den Ausgang des Gaſtmahls bekümmert. Denn von ſeinem Barett, Bart und übrigen Anzug zu ſchlieſſen, konnte ich nichts anderes, als eine für mich höchſt unbequeme Haltung am Tiſche erwarten, daß ich entweder altrömiſch auf Polſtern der Länge nach hingelagert, oder wohl gar ſchneidermäßig, auf gut orientaliſch, die Beine kreuzweis untereinander geſchlagen, die Suppe zu mir nehmen müſſe.

Die liebenswürdige Baronin kam uns entgegen, und führte uns ins Speiſezimmer. Meine Sorge ward ſogleich durch den Anblick europäiſcher Tiſche und Stühle gehoben. Es waren zwölf Gedecke auf dem runden Tiſche. Die Gäſte fanden ſich auch bald ein; es waren Mägde, Knechte, Schreiber des Barons. Ein artiges junges Stubenmädchen blieb ohne Stuhl und bediente, als Hebe, beim patriarchaliſchen Mahle. Der Baron verrichtete, ehe wir uns ſetzten, ein kurzes Gebet. Dann gings zur kräftigen Suppe. Die Speiſen

waren vortrefflich zubereitet, doch einfach. Ich bemerkte nur, daß auſſer dem Wein alle Gerichte aus Erzeugniſſen des eigenen Bodens und benachbarten Meeres beſtanden; daß auch ſogar alle fremde Gewürze fehlten, ſelbſt der Pfeffer, deren Stelle Salz, Kümmel, Fenchel u. ſ. w. einnehmen mußten.

Die Unterhaltung war heiter und allgemein; ſie betraf meiſtens ländliche Geſchäfte oder Ereigniſſe der Umgebungen von Flyeln. Die Leute betrugen ſich in Gegenwart ihrer Herrſchaft weder blöde noch unbeſcheiden, ſondern mit vielem Anſtand. Ich kam mit unter dieſen hübſchen, bärtigen Männern in ihrer ſchlichten Tracht, mit ihrem brüderlichen und doch ehrerbietigen Du, — ich möchte faſt ſagen etwas albern, oder lächerlich vor, und ſaß da mit meinem Puderkopf, ſteifem Zöpfchen, Frack und geglättetem Kinn mitten in Europa, wie in einem fremden Welttheil. Es war mir recht wohlthuend, daß, ſo ſehr ich auch von Allen abſtach, und ſo häufig mir auch zwiſchen dem Du, beſonders wenn ich damit die reizende Baronin anreden ſollte, ein Sie durchſchlüpfte, doch niemand zum Lachen gereizt ward.

Nach einer halben Stunde ließ uns die Dienerſchaft allein; wir drei andern aber pflogen des Mahles und wurden beim alten goldenen Rheinwein traulicher im Geſpräch.

„Ich ſah dirs wohl an,“ ſagte die Baronin lächelnd zu mir, indem ſie einige Leckereien von Backwerk aufſtellte, „du vermiſſeſt in Flyeln die Hamburger oder Berliner Küche.“

„Und ich ſeh es meiner liebenswürdigen Freundin an,“ verſetzte ich, „daß ich der Küche von Flyeln noch das gebührende Lob ſchuld'g geblieben bin, das ich ſelbſt auf Unkoſten der Berliner und Hamburger Küche zollen kann, ohne eine Schmeichelei erborgen zu müſſen. Nein, ich bekenne dir, zum erſtenmal in meinem Leben lernte ich bewundern, welch eine leckere Koſt unſer heimathlicher Boden auftiſchen kann, und wie leicht wir ſogar der geſammten Molukken entbehren können!“

„Setze hinzu, Freund Norbert,“ ſagte Olivier, „und mit den Molukken auch die fremden Reize unſerer Nerven und die fremden Laſter, die ſich aus den überreizten oder abgereizten Nerven im krampfhaften Leib entwickeln. Ohne geſundes Fleiſch und Blut kein geſunder Sinn und Muth! Die meiſten Europäer ſind heut zu Tage Selbſtmörder, Leibes- und Seelenmörder zugleich, vermittelſt ihrer Kochkünſte. Was eure Rouſſeau's und Peſtalozzi's gut machen wollen, tödtet ihr wieder mit Kaffee, Thee, Pfeffer, Muskatnüſſen, Zimmet. Lebet einfach, lebet natürlich, und ihr könnet zwei Drittel eurer Predigten, Moralbücher, Zuchthäuſer und Apotheken erſparen.“

„Ich geb' es zu," sagte ich, „und man wußte das schon längst; allein ...."

„Nun denn!" rief er: „eben darin besteht die bis jetzt heillose Narrheit der Europäer. Sie wissen das Bessere und meiden es; sie verabscheuen das Schlechtere und suchen es. Sie vergiften ihre Speisen und Getränke mit theuern Giften und halten Doktoren und Apotheker, sich wieder erholen zu können, um die Vergiftung zu erneuern. Sie befördern die vorschnelle Reife der Knaben und Mädchen, und jammern hintennach erschrocken über deren verwilderte Triebe. Sie ermuntern durch Gesetze und Belohnungen, ohne es zu wollen, das Sittenverderben, und strafen es hintennach mit Galgen und Schwert. Sind sie nicht allesammt den Irrenhäuslern gleich?"

„Aber, lieber Olivier, das war doch wohl von jeher so?"

„Ja, Norbert, von jeher, das heißt, so bald und so oft die Menschen sich einen Schritt weiter von der Natur entfernten zur Barbarei herüber. Wir aber, durch den Schaden der Väter endlich gewarnt, sollten nicht nur wissenreicher, als sie, sondern auch weiser sein. Wozu sonst unser Wissen? Denjenigen achte ich für den Vernünftigsten, welcher mit der Unschuld und Lebensreinheit der Naturkinder die mannigfaltige Kenntniß

und Geiſtesbildung der Neuern vereinen kann. Gibſt du dies zu, Norbert?“

„Wie ſollt' ich nicht?“

„Wie, du gibſt es zu? und machſt in deinem Hauſe und in deinem Innern nicht den Anfang des Beſſern?“

„Es könnte doch unter gewiſſen Umſtänden möglich werden. Indeſſen bekenne ich dir, Olivier, wir Kunſtmenſchen ſo gut, wie je die einfachſten Naturmenſchen, hangen in den ſchwer zerbrechlichen Banden der Gewohnheit. Unſer gekünſteltes Sein iſt an ſich ſelbſt ſchon wieder eine Art Natur geworden, die wir nicht ungeſtraft plötzlich ablegen können.“

„Vormals dacht' ich gleich dir, Norbert. Ich habe mich des Gegentheils aus Erfahrung überzeugt. Es gehörte nur ein einziger ſchwerer Augenblick dazu, ein ſtarkes Herz, den erſten Kampf zu beſtehen mit der Raſerei der Welt, um zur Glückſeligkeit und Ruhe durchzubrechen. Ich ſchwankte lange, aber ich kämpfte lange vergebens. Ein bloßer Zufall entſchied, und der entſchied mein Glück, und das Glück meiner ſämmtlichen Angehörigen.“

„Und dieſer Zufall? Erzähle mir auch den!“ ſagt' ich, denn ich war begierig, das kennen zu lernen, was unmittelbar auf Gemüth und Verſtand meines Freundes ſo mächtig hingewirkt hatte,

ihn zu den seltsamsten Grillen und zu der schwärmerhaftesten Lebens- und Handlungsweise überzureden.

Er stand auf und verließ uns.

„Nicht so, lieber Norbert,“ sagte die Baronin, indem sie mich eine Weile schweigend anblickte, und es lag in dem zärtlichen Lächeln ihres Auges eine tiefe Frage an mein Herz: „Du fühlst Mitleiden mit meinem Manne?“

„Nur mit den Unglücklichen, nicht mit den Glücklichen, sollen wir Mitleiden haben!“ versetzte ich ausweichend.

„Vielleicht weißt du's, er ist verabscheut von seinen Verwandten, verachtet von seinen ehemaligen Bekannten, und wird von aller Welt als ein Verrückter behandelt.“

„Liebenswürdige Freundin, vielleicht einiges abgerechnet, was mir wohl Uebertreibung scheint, die mit kluger Umsicht zu meiden wären, um nicht anstößig zu werden, — dies abgerechnet, bekenne ich, fand ich bisher an Olivier nichts, was des Abscheues oder der Verachtung werth wäre. Doch ich kenne ihn noch viel zu wenig.“

„Lieber Freund,“ fuhr sie fort, „und gilt dir die Stimme der öffentlichen Meinung nichts?“

„Wenigstens noch über meinen Olivier nichts,“ erwiederte ich, „denn ich weiß gar wohl, daß die öffentliche Meinung Jerusalems einst zur Kreuzi-

gung der Unſchuld rief; daß die öffentliche Meinung Völkerverwüſter groß nannte; daß ſie Weiſe für Wahnſinnige hielt, und Prieſter der Thorheit und Ueppigkeit mit dem Beinamen der Göttlichen ſchmückte."

„Ich freue mich!" ſagte die Baronin mit einiger Lebhaftigkeit: „du wirſt meinen Olivier liebgewinnen; du biſt ein edler Mann, ſeiner Freundſchaft würdig. Glaube mir, Olivier iſt ein Engel, und man ſtößt ihn von der menſchlichen Geſellſchaft aus, wie einen Verbrecher oder Tollhäusler."

Als wir noch ſo mit einander redeten, trat Olivier wieder zu uns herein. Er hielt in der Hand ein kleines Buch. Mit dem warf er ſich in ſeinen Seſſel und ſprach: „Sieh hier des Zufalls, oder der himmliſchen Vorſehung Werkzeug zu meiner Geneſung von der Schwäche und zum Erwachen vom Wahnſinn. Es iſt ein unbedeutendes Buch, der Verfaſſer ungenannt und unbekannt; er ſagt viel Gemeines und Alltägliches, aber er hat zwiſchenein ganz unerwartete Lichtblicke. Selbſt der Titel „Träumereien eines Menſchenfreundes" verſpricht nicht viel. Ich fand es eines Tages, da ich noch in Garniſon lag, auf dem Tiſche eines Bekannten, und ſteckte es zu mir, um allenfalls etwas leſen zu können, da ich mich im freien Grünen vor den Stadtthoren ein wenig ergehen wollte.

Als ich draussen im breiten Schatten eines Ahorns lag und über mancherlei Verkehrtheiten des Lebens ärgerlich war, wie ich sie aus den neuesten Zeitungen wieder kennen gelernt hatte, schlug ich mein Buch auf und es fiel mir ein Abschnitt mit der Aufschrift in die Hände: **Fragment aus der Reisebeschreibung des jüngern Pytheas nach Thule.**"

„Laß hören," sagte ich, „was der alte Grieche aus Messilia von unserm Norden zu erzählen weiß. Er soll Zeitgenosse des Aristoteles gewesen sein."

Er las:

Fragmente aus der Reisebeschreibung des jüngern Pytheas nach Thule. (Aus dem Griechischen.)

— — — Ich rede aber die Wahrheit, o Freunde, wenn schon sie euch unglaubhaft scheinen wird. Doch bedenket, daß in jenen rauhen Gegenden des Nordens die Natur selbst den Menschen durch ihre unfreundliche Härte von sich zurückdrängt, und durch ihre Versagungen zwingt, mancherlei Erfindungen zu machen, um das Leben erträglicher zu stellen. Denn dessen bedürfen wir in unserm Vaterlande nicht, wo die Natur gütiger gegen die Sterblichen ist, und wir Winters und Sommers im Freien wohnen, und was zur Fristung und Anmuth des Daseins nöthig ist, ohne Mühe ge-

sinnen. Jene aber, die in Strenge eines halbjährigen Winters seufzen, müssen darauf sinnen, wie sie in ihren geheizten Häusern einen künstlichen Sommer erschaffen. Und weil sie von der Natur zurückgestoßen und in sich selbst hineingebannt sind, werden sie mehr, denn wir, zur Beschäftigung des Geistes mit eiteln Träumen, schönen Entwürfen, die sie nie ausführen, und zur Erforschung alles Wissenswerthen hingetrieben. Daher sind sie kenntnißreich und in allerlei Dingen vielwissend, die weder zur Weisheit noch Glückseligkeit nützen, und schreiben sie große Bücher von den nichtswürdigsten Sachen, die bei uns weder geachtet, noch kaum dem Namen nach bekannt sind. Ja sie haben dafür besondere Schulen und Lehrstühle errichtet. — —

— Aber die Witterung ist auf jener mitternächtlichen Seite der Welt also beschaffen, daß Wärme und Frost, Tage und Nächte von einem Aeussersten zum andern Aeussersten übergehen, daß kaum ein angenehmer Mittelstand eintritt, welcher dem Geiste und dem Leibe zuträglich ist. Denn in ihren Sommern leiden sie eben so große Hitze, als in ihren Wintern von oft todtlicher Kälte; eine Hälfte des Jahres haben ihre Tage fast eine Länge von achtzehn Stunden und in der andern Hälfte kaum die Länge von sechs Stunden. Eben so unstät und ausschweifend ist auch daselbst das

Gemüth der Menschen, und veränderlich wie ihre Witterung. Festigkeit der Denkart und des Willens gebricht fast allen. Sie haben von Jahr zu Jahr neue Kleidertrachten, neue Dichtungsarten und neue Weltweisheiten. Diejenigen, welche gestern die Tirannei stürzten, begeben sich, nachdem sie das Glück der Freiheit mit dem Munde priesen und mit dem Leben mißbrauchten, morgen freiwillig in die Knechtschaft zurück. — —

— Also ist bei jenen Barbaren die größte Ungleichheit in allen Dingen. Ein Theil des Volks, aus wenigen Familien bestehend, besitzet jede Bequemlichkeit und den größten Reichthum, und schwelget im Uebermaße; aber weit aus die Mehrheit ist arm und von der Gunst der Reichen in großer Abhängigkeit. Eben so sind zwar Einzelne im Besitz aller Schätze des Wissens, aber die Menge des Volks wohnt in der unglaublichsten Finsternis der Unwissenheit. Sowohl Fürsten als Priester finden solche Unwissenheit für ihr eigenes Ansehen zuträglich und halten den Pöbel in derselben fest, welcher dazu ohnehin durch seine Armuth und Trägheit geneigt ist. Daher liebt der Pöbel bei jenen Völkern die gewohnte Weise seiner Vorfahren in allen Gebräuchen, Einrichtungen und übrigen Dingen, welche der Geist betreffen, und ist nur in Sachen körperlichen Genusses zur Veränderlichkeit geneigt. Doch pflich-

tet er jeder Neuerung bei, ſie möge gerecht oder ungerecht ſein, wenn ſie ihm Geld und häuslichen Gewinn bringt. Denn Geld und hitziges Getränk geht bei jenen Barbaren über Gewohnheit, Ehre und Gottesfurcht.

Bei den Völkern in Thule iſt die Freiheit unbekannt, und welche ſie vor Zeiten beſeſſen haben mögen, die iſt ihnen nach und nach durch Gewalt oder Schlauheit der Großen genommen worden. Sie werden von Königen beherrſcht, welche vorgeben, ſie ſeien Söhne der Götter, und die Könige und ihre Satrapen werden eben ſo oft von Beiſchläferinnen oder Lieblingen beherrſcht, als von ihren Rathgebern. Das Volk iſt in erbliche Kaſten getheilt, wie bei Indern und Aegyptern. Zur erſten Kaſte gehören die Könige ſelbſt und ihre Kinder. Zur zweiten gehören die Großen, deren Kinder beim Kriegsheer und im Staat, auch beim Altar der Gottheiten die vornehmſten Aemter verwalten, ohne Rückſicht auf ihre Würdigkeit. Denn was unglaublich für uns iſt, das iſt bei jenen Barbaren ein Herkommen, daß die Kaſte oder die Geburt höher geachtet wird, als alles andere Verdienſt. In der dritten Kaſte leben die geringen Beamten, die Handwerker, Kaufleute, gemeinen Krieger, die Hirten und Ackerleute, desgleichen die Künſtler, Gelehrte und gemeinen Prieſter. In der vierten Kaſte ſind die Leibeigenen

oder Sklaven, welche man wie anderes Hausvieh verkaufen und verschenken kann. Bei einigen Völkerschaften, die ihre erste Rohheit schon zum Theil abgelegt haben, fehlt jedoch schon die vierte und letzte von den Kasten; eben so findet man einzelne Völkerschaften, wo gute Fürsten, welche die Gewaltthätigkeit ihrer Großen erkannten, keine Gesetze mehr geben, als mit Einstimmung eines Senates, aus den verschiedenen Kasten des Volks gewählt.

Die Könige in den Ländern von Thule leben untereinander in fast immerwährender Feindschaft und Beargwohnung. Die Schwächern sind nur sicher durch den gegenseitigen Neid der Stärkern. Wo aber die Stärkern solche Eifersucht unter sich verlieren, fallen sie die schwächern Staaten, unter schlechtersonnenen Vorwänden, mit Krieg an, und vertheilen sie unter sich. Dafür lassen sie sich den Titel der Gerechten, der Väter des Vaterlandes, oder der Helden beilegen, wie denn dergleichen eitle Beinamen überall und von jeher bei den Barbaren beliebt gewesen sind. So oft aber die untere Kaste in irgend einem Lande, Gebrauch machend von ihren bessern Einsichten, sich gegen die unmäßigen Vorzüge der obern Kasten auflehnet, setzen alle Fürsten und höhere Kasten der übrigen Reiche ihre besondern Streitigkeiten beiseite, und vereinigen sich zur Herstellung der vorigen Ordnung

auf fremden Boden, oft auf eine sehr unnützige Weise. Ein solcher Krieg wird bei den Barbaren immer als ein heiliger angesehen, weil sie glauben, daß die Könige und die Rangordnung der Kasten von den Göttern selbst eingesetzt worden seien.

Unter allen öffentlichen Ausgaben ist diejenige zur Unterhaltung der Pracht an den Höfen die größeste, und nächst dieser ist die Ausgabe für das Heer, selbst in Friedenszeiten, die wichtigste. Für den Unterricht des Volks, für den Landbau und alles, was die Glückseligkeit der Menschen befördert, wird das Wenigste gegeben. In den meisten Ländern von Indie, wo die gewerbtreibende Kaste die zahlreichsten Pflichten und die wenigsten Rechte hat, muß diese durch Abgaben fast allgemein den Aufwand und die Bedürfnisse des gemeinen Wesens befriedigen.

Was die Religion dieser Barbaren betrift, behaupten sie alle, von einer und derselben zu sein, und alle rühmen sich eines und desselben Urhebers ihrer Lehre. Allein die Arten ihres Gottesdienstes sind mannigfaltig verschieden, so wie die Meinungen über die Person ihres Religionsstifters. Deswillen feinden sich die Parteien mit großer Erbitterung an, und verfolgen und verachten sich. Im Ganzen findet man bei allen Parteien vielen Aberglauben, den aber die Priester selbst befördern.

Vom höchsten Wesen haben sie unwürdige Vorstellungen, denn sie eignen ihm sogar menschliche Leidenschaften zu. Und wenn die Könige ihre Völker gegen einander in den Krieg führen, wird auf beiden Seiten den Priestern geheißen, das höchste Wesen anzurufen, die Gegner zu verderben. Nach erfochtenem Siege danken sie dem höchsten Wesen für das ihren Feinden gestiftete Verderben.

Ihre meisten Geschichtbücher verdienen kaum gelesen zu werden; denn dieselben enthalten gewöhnlich keine Nachrichten von den Nationen, sondern nur von ihren Königen und deren Heirathen, Erbfolgen, Kriegen und Gewaltthaten. Die Namen der nützlichsten Erfinder und Wohlthäter werden kaum berührt, aber die Namen der verwüstenden Feldherrn stehen überall voran, gleichsam als wenn sie die wahrhaften Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes wären. Auch sind die Geschichten dieser Völker, wegen ihrer von den unsrigen abweichenden Sitten, schwer zu verstehen. Denn bei ihnen ist weder zu allen Zeiten, noch auch zu einer und derselben Zeit, in allen Ständen einerlei Begriff von Ehre oder Tugend zu finden. In den höhern Kasten kann Unzucht, Ehebruch, Verschwendung, Spielwuth, Mißbrauch der Gewalt löblich genannt werden, oder als anmuthige Schwäche erscheinen, was in den untern Kasten als Laster oder Verbrechen mit Tod und Kerker

bestraft wird. Wider Betrug und Diebstahl hat das Gesetz für die untern Kasten die härtesten Bußen angeordnet; wenn aber ein Großer mit anständiger Feinheit das Land betrügt, und sich auf Kosten seines Fürsten bereichert, wird er sehr häufig in Ehren erhöhet oder mit Gnadengehalten entlassen. Gleichwie in Tugenden und Lastern, ist es auch in der Ehre gehalten. Die Mitglieder der obern Kasten bedürfen keiner andern Ehre, als ihrer Geburt, um alle Vorzüge zu verdienen; die Wenigsten in den untern Kasten können nur selten durch Tugenden dem Ansehen jener Günstlinge des Zufalls gleichkommen. Die Ehre aber, welche durch Zufall der Geburt entsteht, kann eben so zufällig durch ein bloßes Schimpfwort vernichtet werden. Noch seltsamer ist die Art ihrer Wiederherstellung. Der, welcher mit einem Wort die Ehre verletzt hat, und der, welchem sie verletzt worden ist, begegnen sich nach vorgeschriebenen Ordnungen wie Rasende mit Waffen, und suchen einander zu verwunden. Sobald nun eine Wunde oder der Tod beigebracht worden ist, gleichviel, welchem von beiden, glauben sie aufrichtig, die Ehre sei wieder hergestellt.

Uebrigens haben die Barbaren mit einander gemein, daß sie insgesammt auf Gewinn erpicht sind, und dafür ihr Leben, wie ihre Tugend, wagen. Es gehört zu den Seltenheiten, welche

Erstaunen oder Gelächter erregen, wenn einer dem andern unentgeldlich arbeitet, oder sein Hab und Gut dem Wohl des gemeinen Wesens aufopfert. — Sie reden übrigens viel von edeln Gesinnungen und großmüthigen Handlungen; doch sieht man dieselben nur auf den Schaubühnen öffentlich und unbespottet erscheinen. Die Einwohner von Thule gleichen aber fast alle den Schauspielern, und sie haben in der Kunst, etwas anderes vorzustellen, als sie sind, große Fertigkeit. Keiner von ihnen spricht leicht gegen andere wie er denkt. Daher nennen sie Menschenkenntniß die schwerste Kunst, und Lebensklugheit die höchste Weisheit.

Inzwischen können sie sich doch nicht so sehr verbergen, daß man nicht ihre Schalkheit oder ihre Unbehilflichkeit erkennen sollte. Denn weil sie mit der menschlichen Vernunft im beständigen Widerspruch leben, anders lehren und anders handeln, anders empfinden und anders reden, und zu ihren Zwecken oft die widersinnigsten Mittel wählen: wird ihre Rohheit offenbar. Um zum Ackerbau zu ermuntern, belasten sie den Landmann mit den schwersten Abgaben und der größten Geringschätzung; um den Verkehr und Handel zu reizen, errichten sie zahlreiche Zollstätten und Waarenverbote; um fehlbare Menschen zu strafen und zu verbessern, sperren sie dieselben in öffentliche Zwanghäuser zusammen, wo sich die Verdorbenen

gegenſeitig mit ihren Laſtern noch mehr vergiften, und von wo ſie als vollendete Verbrecher wieder in die Geſellſchaft der Menſchen zurückkehren; um ihres geſunden Leibes zu pflegen, verkehren ſie die Ordnung des Lebens: einige wachen in der Nacht und ſchlafen am Tage; andere zerſtören die Säfte ihres Leibes mit hitzigen Getränken und Gewürzen, die ſie um große Summen aus Indien erkaufen, alſo daß kaum eine arme Haushaltung zu finden iſt, welche ſich mit der Frucht ihres Feldes oder ihrer Heerde begnügt, ohne nicht Getränke aus Arabien oder Gewürze aus Indien und Fiſche aus entfernten Meeren hinzuzuthun.

— — — — —

Die Wirkung der Fragmente des jüngern Pythias.

Hier endete Olivier die Vorleſung. Er ſah mich mit fragenden Blicken an.

Lächelnd ſagte ich: „Man muß geſtehen, der Ton darin iſt gut gehalten. Ungefähr ſo würde einer der alten griechiſchen Weiſen von den barbariſchen Nationen Aſiens ſeiner Zeit geſprochen haben, wenn er ſie beſucht hätte. Recht brav! Selbſt der edeln Steifheit der Schreibart merkt man an, daß dieſe Fragmente nur Ueberſetzung

sind. Indessen glaube ich doch nicht an ihre Aechtheit. Wir haben nichts von Pythias, meines Wissens, als ..."

Es unterbrach mich Olivier mit unmäßigem Gelächter, und rief: „O du armer Norbert, du Kind des achtzehnten Jahrhunderts, der du immer nur an der Oberfläche und Schale der Dinge herumtastest und den Kern darüber vergissest, der du immer mit dem Schein zu schaffen hast, und nicht in das Wesen dringest, siehst du und hörst du denn nicht, daß du selbst ein Bürger von Thule bist? — Was? Asien? Nein, so würde ein Weiser der griechischen Vorwelt von euch Europäern geredet haben, wenn er Euch zu seiner Zeit hätte besuchen können!"

„Du hast Recht, Olivier; du liessest mich nur nicht zu Ende kommen. Ich wollte noch hinzusetzen, es sind die Fragmente eine Art lettres persannes. Die Rede ist von uns. Die treffende Wahrheit ist unverkennbar."

„Ich verstehe dich nur halb, dich Kunstmenschen. Nicht so, du beurtheilst die Kunst des Verfassers, ob er die Wahrheit getroffen habe? Oder meinst du, die Wahrheit habe dich getroffen?"

„Beides! Doch auf dich, lieber Olivier, machte sie schmerzlichere Eindrücke, wie du vorhin

erzählteſt; du lagſt mit dieſem Buche im Schatten eines Ahorns. Erzähle weiter.“

„Gut, da log ich. Wie ich die Fragmente geleſen hatte, warf ich das Buch von mir, ſank mit dem Haupte ins Gras zurück, ſtarrte über mir in die dunkle Bläue des ewigen Himmels hinaus, hinaus in die Tiefen des nirgends umfaſſenden Weltalls, und dachte Gott den Alleserfüllenden, Alles mit Liebe und Herrlichkeit Durchdringenden; und dachte an die Ewigkeit meines Daſeins in dieſer Unendlichkeit, und verſank in dem Augenblick dieſer erhabenen Vorſtellungen viele Worte Chriſti beſſer, des Wiederoffenbarers der göttlichen Verhältniſſe unſerer Geiſter: In unſers Vaters Haus ſind viele Wohnungen. Wenn ihr nicht werdet wie die unſchuldigen, natürlichen Kindlein. Wer mein Jünger ſein will, der verläugne die Thorheiten der heutigen Welt, und nehme mein Kreuz muthig auf ſich. — Und ich ſah die Göttlichkeit Chriſti nie heller als damals. Ich dachte an die Erwartungen des Menſchengeſchlechts, wie daſſelbe von Jahrtauſend zu Jahrtauſend aus der Wahrheit, Einfalt und Seligkeit der Natur immer weiter abgeirrt war zum thieriſchen, verkünſtelten, wahnſinnigen, ſchmerzensvollen Leben. Ich flog in meinen Gedanken zurück in die Urwelt, zu den erſten Völkern, zu den einfachen Denkweiſen der hohen Alten. Ich ſeufzte, ich fühlte

Thränen in meinen Augen. Ich ward in meinen Gedanken wieder ein einfaches Gotteskind. Warum kann ich nicht wahr fühlen, wahr denken, wahr reden, wahr handeln wie Jesus Christus? Kann ich nicht die Fesseln des Gewohnten abstreifen? Was hindert mich, als dumme Scheu, unter Wahnsinnigen, unter verkehrten Barbaren ein Vernünftiger, ein Gottesmensch zu sein? So sprach ich. In meiner Einbildung war ich's nun schon. Ich schloß die Augen. Ich empfand eine unaussprechliche Seligkeit, von der in ihrer Verthierung sich quälenden Welt, mit Gott, der Natur, dem Weltall, der Ewigkeit, wieder versöhnt und eins zu sein. So lag ich lange; denn als ich die Augen öffnete, war die Sonne verschwunden und das Abendroth umschwamm und verklärte Alles. Ich wähnte schon in einer andern Welt zu athmen."

„Ich kenne diese heiligen Zustände!" sagte die Baronin.

„Da ich mich erhob, um in die Stadt zurückzukehren," fuhr Olivier fort, „und meine Uniform an mir erblickte, durchzuckte es mich wie ein Blitz. Ekelhaft lag die Welt mit allen ihren Thorheiten, mit allen ihren Widersinnigkeiten vor mir da; nie heller sah ich den gräßlichen Abfall der Menschheit von dem Ewigen, Wahren und Heiligen, als in jenem Augenblick. Ich erkannte,

daß Sokrates, lebte er heut, noch einmal den Giftbecher trinken müßte; daß Chriſtus, lehrte er heut in unſern Städten, in jeder Stadt ſein Jeruſalem wieder finden, und von den chriſtlichen Sekten einſtimmig zum Kreuz geführt, von den Fürſten als ein Feind der alten guten Ordnung, als ein Volksverführer, als ein Schwärmer verurtheilt werden müßte. — Ich ſchauderte. Da fragte ich mich im Gehen mit lauter Stimme: „Haſt du Muth?“ — Der feſte Wille durchdrang mich. Ich antwortete mit lauter Stimme: „Ich habe Muth. Es ſoll ſein. Ich will vernünftig werden, erfolge daraus, was wolle.“

„Am andern Morgen — ich hatte einen erquikkenden Schlaf gethan und faſt alles, was ich den Abend vorher gedacht, vergeſſen — fiel mir dies Buch wieder in die Augen. Ich erinnerte mich meines Entſchluſſes wieder. Nun erkannte ich das Gefährliche meines Wagſtücks. Ich ward wirklich ſchwankend. Und doch mußte ich die Wahrheit meiner geſtrigen Ueberzeugungen anerkennen. Wer mein Jünger ſein will, ſoll alles verläugnen. Ich durchdachte alle meine häuslichen und öffentlichen Verhältniſſe. Ich kam mir vor, wie der reiche Jüngling im Evangelium, der traurig von Chriſto ſchied. Da fragte ich mich wieder: „Haſt du Muth?“ — Und mit lauter Stimme antwortete ich: „den will ich haben.“ — Und ſo beſchloß ich von

Stund an vernünftig zu handeln, im Kleinſten wie im Wichtigſten. Nur den erſten Schritt gethan und den Hohn der Menſchen nicht geachtet, wird jeder folgende Schritt leicht."

„Ich zittere für dich, du edler Schwärmer!" rief ich und drückte ihm die Hand: „Nicht ſo, du erzählſt mir doch den Ausgang deines Wagſtücks?"

„Warum nicht? Aber ſo etwas muß im Freien geſchehen, unterm Himmel, unter den Bäumen, im Anblick des weiten Meeres!" ſagte Olivier: „Denn, lieber Norbert, in der Stube, zwiſchen den Wänden und Mauern ſieht manches vernünftig aus, was in der freien Natur, wo ſich die Seele gleichſam in das große, reine All auflöſet, gar hirngeſpenſtiſch und träumeriſch erſcheint. Und umgekehrt findet man draußen in den Umgebungen der Gottesſchöpfung, wo das Ewige und Wahre bleibend ſteht, daß Manches vollkommen richtig ſei, was inner den Wänden einer Wohnſtube voller häuslichen Rückſichten, oder inner den Wänden eines philoſophiſchen Lehrſaales, eines Audienzzimmers, eines Ballſaals, eines prunkvollen Geſellſchaftszimmers, wie überſpanntes Weſen, wie Albernheit, wie Schwärmerei oder Verrücktheit erſcheint. Alſo komm ins Freie!"

Er nahm mich beim Arm. Die Baronin ging zu ihren Kindern. Olivier führte mich durch den Garten auf einen Hügel, wo wir im Schatten

Major war ich schon; bei der nächsten Beförderung sollte ich Oberstlieutenant werden. In einem Paar Jahren konnte mir das Regiment nicht fehlen.

So standen die Sachen zu jener Zeit. Ich fand nun freilich, nach meiner Genesung zur Vernunft, daß die Sachen sehr widerlich standen. Es ward mir unheimlich, daß ich freier Mann mein Dasein durch meine Verwandten an ein Mädchen wegen Geldes, Herkunft und Protektionen hatte verkuppeln lassen, ohne zu wissen, ob das Mädchen mit seinen Eigenheiten, Ansichten, Fehlern und Neigungen zu mir gehören könne. Die Baronesse war allerdings hübsch und gut, allein nicht um ein Haar anders, wie Frauenzimmer von eben solcher Erziehung sind und sein können; gutmüthig von Natur, aber durch Verkünstelung eitel, lebenslustig, leichtsinnig, stolz auf Verwandtschaft, auf Rang, auf Schönheit, witzig, und witzig auf Unkosten des Heiligsten in der Welt; in allem mehr französisch, als deutsch. Ob sie mich wirklich ein wenig liebe, wußte ich nicht; daß ich für sie nicht mehr, als für jedes andere gebildete und hübsche Frauenzimmer fühlte, das wußte ich.

Ein Brief durch Eilboten forderte mich zu meinem kränklichen Oheim. Ich erhielt Urlaub vom General; schied von meiner Verlobten und ihren Aeltern und reisete zum Oheim. Als ich

ankam, war er ſchon geſtorben und begraben. Ein alter Verwalter übergab mir die Schlüſſel zu den Schränken, und das Teſtament. Ich entrichtete die wenigen kleinen Legate an die Dienerſchaft, zog den Verwalter in mein Geheimniß, und erklärte mich ganz arm, alles Vermögen meines Oheims unermeßlich verſchuldet.

So kehrte ich in meine Garniſon zurück und machte mein Mährchen bekannt. Es war mir nur darum zu thun, die Denkart meiner Verlobten zu prüfen, und ob ſie Muth genug haben werde, an meiner Seite der Welt zu entſagen und zu werden, wie ich? — Um die Sache noch auffallender zu machen, verkaufte ich alles, was ich entbehren konnte, um meine Schulden in der Stadt zu bezahlen, denn ich hatte deren in der That, alte und neue, eine ziemliche Menge. Meine Kameraden lachten mich aus, und beſonders wenn ich vorgab, es ſei mir darum zu thun, wenigſtens ein ehrlicher Mann zu bleiben. Selbſt der Kammerpräſident und ſeine Gemahlin riethen mir's ab: ich müſſe keinen Eclat machen, ich blamire mich und ihr Haus, ich gäbe mir und ihnen ein Ridicule u. ſ. w.

Ich blieb bei meinem Sinn: Redlichkeit gehe über Glanz, und Armuth ſei keine Schande. Wer viel entbehren könne, ſei reich. — Dieſe Redensarten, wie man es nannte, gefielen am

allerwenigsten der Baronesse. Ihre Aeltern gaben mir zu verstehen, ihr Kind sei an gewisse Aisances gewöhnt, sie selbst wären nicht reich genug, schon während ihres Lebens mir und der Tochter ein anständiges Sort zu machen. Kurz, nach wenigen Tagen traute man ganz unumwunden meinem eigenen Zartgefühl zu, daß ich die Verbindung freiwillig aufgeben werde. Ich nahm gar keinen Anstand, es zu thun, und zu erklären, ich fände es billig, weil hier keine Wahl tugendhafter oder liebender Herzen, sondern nur eine Uebereinkunft und gegenseitige Geldabrechnung der Verwandten statt gefunden habe.

Meine vorgebliche Armuth hatte aber noch ganz andere Wirkungen guter Art; nämlich meine alten Freunde und lustigen Brüder suchten mich weniger auf. Doch that mir's wohl, daß mich einige ihrer Hochachtung noch immer werth hielten. Doch waren's in der That nur einige wenige. Die meisten wurden immer kälter und bei mir seltener. Also mit dem Gelde hatte ich für sie das höhere Interesse verloren. Desto besser! dachte ich: und desto wahrer darfst du jetzt reden und sein.

Ich hatte aber, und das war voraus zu sehen, mit der Wahrheit so wenig Glück, wie jeder Andere vor mir. Seit einigen Wintern pflegte ich dem Offizierkorps Vorlesungen über wissenschaft-

liche Gegenstände zu halten. Ich war noch jetzt daran, sprach nun aber frei mein Inneres aus. Als ich aber mit folgenden Sätzen hervortrat: Jeder Krieg, der nicht für Unabhängigkeit und Sicherheit des Vaterlandes gegen fremde Unterdrücker geführt werde, sondern für persönliche Launen des Fürsten, Intriguen der Minister, Ehrgeiz der Höfe, um zu erobern, um sich in die Angelegenheiten anderer Völker zu mengen, um eine bloße Rache zu üben, sei ungerecht; stehende Heere seien die Plage der Länder, der Ruin der Finanzen, die Kerkerknechte des Despotismus, wo der Fürst Despot sein wolle; — der Soldat sei Bürger; — der Erb- und Briefadel heut Unsinn, der nur unter den Wilden und alten Barbaren noch eine Art Sinn gehabt habe; — ich hoffe noch die Zeit zu erleben, daß alle Könige Europens durch ein Konkordat sich über Aufhebung der ungeheuern Zahl stehender Heere verständigen, und hinwieder alle waffenfähige Bürger zu Soldaten machen werden; — Duellanten gehören ins Irren- oder Zuchthaus, — als ich mit diesen oder ähnlichen Sätzen hervortrat und ihre Richtigkeit erwies, an welcher der gesunde Menschenverstand nicht zweifeln könne, wurden mir die Vorlesungen verboten, und der General gab mir einen derben Verweis. Ich widersprach, und bekam Arrest.

Das alles that mir nicht weh; denn ich hatte es erwartet. Doch überall that ich meine Pflicht. Seit der Ungnade, in die ich beim General gefallen war, fingen auch die bessern Offiziere an, sich von mir zurückzuziehen. Man lachte und spöttelte viel über mich. Einige der witzigsten hielten mich für verrückt und meinten, das sei die Folge des Schreckens, den ich bei meiner vereitelten Hoffnung auf die große Erbschaft gehabt haben sollte. Bald war ich so verlassen, daß selbst mein bisheriger Bedienter nicht mehr bei mir bleiben wollte, weil ich mich und ihn mit zu karger Kost nährte, den Kaffee abschaffte, selten Wein nahm, und ihm statt der bisherigen reichen Livree eine einfache bequeme Tracht machen lassen wollte, ungefähr wie die, in der du mich jetzt siehst.

Dagegen erhielt ich zu derselben Zeit einen Brief, der mir für Alles Ersatz bot. Ich hatte nämlich vor Jahren ein armes Bettelmädchen weinend vor der Scheuer eines Bauernhauses gefunden. In der Scheuer lag auf Heu die Mutter des Mädchens sterbend, in Lumpen. Ich erfuhr von dem sterbenden Weibe, das selbst noch sehr jung war, es sei aus dem südlichen Deutschland, von armen aber rechtschaffenen Aeltern, in den Dienst von einer reichen Herrschaft getreten, dort vom Sohn des Hauses verführt, dann mit einem

Stück Geld aus dem Hause gewiesen worden, habe nach ihrer Entbindung Dienste gesucht, aber wegen des Kindes nirgends langen Unterhalt gefunden, sei immer umhergestrichen, habe zuletzt nur von Almosen gelebt, und könne nun für ihre Tochter nichts als beten. — Ich lief in das Bauernhaus, um ihr Erfrischungen zu kaufen, denn der Bauer hatte ihr kaum den Ruheplatz in der Scheuer gestatten wollen. Als ich zurückkam zu ihr, lag sie schon entseelt auf dem Heu, und das Mädchen jammernd über dem Leichnam der Mutter. Ich tröstete die Kleine, so gut ich konnte; bestritt die Begräbnißkosten der Verstorbenen, und schickte das verwaiſete Mädchen, welches nicht einmal den Geschlechtsnamen seiner Mutter kannte, besser gekleidet in eine weibliche Erziehungsanstalt nach Rastrow. Es hieß Amalia, ich gab ihm zum Almosen noch den Beinamen Scheuer, nach dem Fundort.

Nun eben, da Alles von mir wich, erhielt ich aus der Anstalt Rastrow von dieser Amalia Scheuer einen Brief, der noch jetzt zu meinen Kleinodien gehört. Du sollst ihn lesen. Er rührte mich damals zu Thränen. Der Inhalt davon war ungefähr: Sie habe mein Unglück vernommen, und glaube nun ihrem Vater, so pflegte sie mich zu nennen, nicht länger zur Last sein zu müssen. Sie werde suchen, als Erzieherin in einem guten

Hause, oder durch Stickerei, Putzmachen, Unterrichten im Klavierspiel, oder auf irgend eine Art ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Ich möge für sie unbekümmert sein; nun sei die Reihe an ihr, Kummer für mich zu haben. Du mußt den Brief selbst lesen mit den schönen Ausdrücken von Dankbarkeit. Er ist die Abspiegelung der frömmsten, reinsten Seele. Sie bat nun noch um Erlaubniß, ein einzigesmal ihren Wohlthäter zu sehen, dessen Bild ihr nur noch dunkel im Gedächtniß schwebe seit dem Todestag ihrer Mutter. — Ich schrieb ihr zurück, lobte ihre Gesinnungen, aber versicherte, sie habe nicht Ursache, sich zu übereilen; ich würde für sie sorgen, bis sie einen angemessenen Platz habe.

Eines Tages, da ich von der Wachtparade zurückgekommen war, ward an die Thüre meines Zimmers gepocht. Ein unbekanntes Frauenzimmer trat herein, ein zartes, liebliches Gesicht, Lilien und Pfirschblüthen mischten die Farben im Strauße nie schöner, als auf diesem Antlitz unter den goldenen Magdalenenlocken. Sie fragte mit Erröthen und zitternder Stimme nach mir; dann sel sie in Thränen zerfliessend vor mir nieder, umarmte meine Knie, und da ich erstaunt sie aufrichten wollte, bedeckte sie meine Hand mit ihren Küssen. Was ich ahnete, bestätigte endlich ihr Ruf: „O mein Vater! o mein Vater! o mein

Schutzgeist!" Ich beschwor sie, aufzustehen. Sie bat mich, sie nur noch einen Augenblick in dieser längst ersehnten Stellung zu lassen, und sagte: „Ach, ich bin so selig, daß mein Herz bricht! Könnt' ich nun doch zu diesen Füßen sterben!"

Es währte lange, ehe sie sich erholte und aufstand. Dann schloß ich sie an mein Herz, und drückte einen Kuß auf ihre helle Stirn, und befahl ihr, mich als ihren Vater zu betrachten und Du zu heißen. Sie gehorchte. Aber mir hatte der väterliche Kuß fast die Sinne verwirrt. Ich schwindelte in der Nähe dieser Schönheit. Sie war in einem Gasthof abgetreten. Dort ließ ich sie einige Tage; aber diese Tage waren genug, über mein ganzes Wesen zu entscheiden. Als Amalia in ihre Anstalt zurückreisen wollte, gab ich ihr den Rath, in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt zu bleiben, und Stickereien um Geld anzufangen. Es war mir zu schwer, mich von ihr zu trennen. Aber ihr schon verrathen, daß ich noch reich sei, wollte ich auch nicht. Ich mußte sie noch mehr prüfen. Ich miethete ihr einige Zimmer; nahm eine Magd in ihren Dienst, versorgte sie mit Flügel, Harfe, Büchern, nach wenigen Tagen auch mit Aufträgen zu Stickereiarbeiten, die ich freilich alle auf eigene Kosten machen ließ, aber vorgab, sie kämen von fremder Hand. Ich besuchte sie wöchentlich nur ein- oder

zweimal, um alles Aufsehen und jede üble Deutung zu meiden.

Jeder Besuch war mir ein Fest. Du kannst dir's denken, wie süß es mich durchdrang, zu wissen, es lebe unterm Monde ein Wesen, das mir alles schuldig sei, das keinem zugehöre in der Welt, als mir, das von meiner Fürsorge alles erwarte; und dies Wesen sei von allem, was die Natur mir jemals Schönes, Frommes, Edles gewiesen, das Auserlesenste. — Amaliens Schönheit und demüthiger Stand waren bald in der Stadt kein Geheimniß. Sie zog bald alle Blicke auf sich. Man sprach mir davon, und ich verhehlte nicht, daß ich ihr Pflegevater sei, und sie ein armes Kind von unehelicher Geburt. Man brachte ihr bald Arbeiten über Arbeiten, denn ich hatte ihr untersagt, je in ein fremdes Haus zu gehen. Die vornehmen Frauenzimmer kamen also zu ihr, weniger der Stickereien wegen, als um die vielgepriesene Anmuth des Mädchens in der Nähe zu sehen.

Eines Tages, da ich Amalien besuchte, hörte ich, indem ich vor der Thür ihres Zimmers stand, daß sie mit einem Mann in heftigem Wortwechsel war. Ich erkannte die Stimme meines Oberstlieutenants. Als ich die Thüre öffnete, wollte er ihr einen Kuß rauben. Ich warf ihm sein unanständiges Betragen vor, und da er Umstände

machte, flog er unter meinen Händen zur Thür hinaus, die Treppe hinab. Er glaubte, der Ehrlose, ich habe seine Ehre beschädigt, und forderte mich zum Duell. Ich wies ihn mit seiner Narrheit ab. Das Korps der Offiziere drohte, nicht mehr neben mir dienen zu wollen, weil ich ein Feiger wäre. Das war ich nicht, ging auf den bestimmten Kampfplatz wehrlos, und sagte dem Narren, wenn er Lust habe zum Meuchelmord, so gebe ich ihm die Erlaubniß dazu. Jetzt schimpften er und die Offiziere pöbelhaft. Sie glaubten, nach ihren barbarischen Vorstellungen, damit sei meine Ehre tödtlich verwundet, wenn sie sich selbst durch Brutalität und Pöbelei entehrten. Ich fragte sie dagegen, ob Gassenbuben, die einen achtbaren Mann auf der Straße mit Koth bewürfen, dadurch achtbar, hinwieder der achtbare Mann dadurch ein Gassenbube würde?

Am andern Morgen bei der Parade übergab mir ganz unerwartet mit zierlicher Rede der General den vom Hofe mir ertheilten Orden. Dieser war noch eine Spätfrucht meiner ehemaligen Verbindungen mit der Baronesse von Moosen, und das Werk ihres Oheims des Kriegsministers. Ich konnte das Bändlein, nach meinen Begriffen von Verdiensten, gar nicht annehmen. Und hätte ich wirklich ein Verdienst um den Staat gehabt,

würde ich mich geschämt haben, die Belohnung desselben alle Tage prahlerisch mit mir umherzuschleppen, als wollt' ich sagen: sieh, der bin ich! — Meine standhafte Weigerung, das Läppchen Seidenband mit dem Sternlein anzunehmen, war in den Jahrbüchern der Monarchie unerhört. Meine Aeusserung: Pflicht und Tugend lassen sich nicht belohnen, sondern nur anerkennen; aber auch nicht anerkannt, thue der Biedermann seine Pflicht; am wenigsten lasse er sich zwingen, vor andern Leuten mit dem, was er geleistet, groß zu thun. — Diese Aeusserung galt für Jakobinerei und Unsinn. Der General ward wüthend. Nun traten die Offiziere wegen ihrer, wie sie meinten, schadhaft gewordenen Ehre, gegen mich auf. Ich bekam Verhaft, und nach wenigen Wochen meinen Abschied vom Regiment.

Deß war ich wohl zufrieden. Jetzt kleidete ich mich bürgerlich, wie ich wollte; eben nicht nach der herrschenden welschen Mode, aber bescheiden, bequem, naturgemäßer, wie du uns hier alle in Flyeln siehst. Die Leute sperrten die Augen auf und hielten mich geradezu für verrückt: und das um so mehr, als sie jetzt erfuhren, ich sei nichts weniger, als arm, sondern einer der begütertsten Männer des Landes. Nur Amalia wußte, warum ich so handle. Ich hatte sie mit meinen An-

sichten der heutigen Welt vertraut gemacht und mit meinen Grundsätzen. Sie selbst ein Naturkind, einfach und gemüthvoll, billigte meinen Sinn und lebte ganz in demselben. Freilich auf Malchens Urtheile konnte ich nicht stolz sein, denn es waren nur meine eigenen. Sie dachte, sie empfand nichts, als was ich; ihr Wesen war aufgelöset in dem meinigen. Ihre ehrfurchtsvolle, schwärmerische Liebe war ohne ihr Wissen in die reinste, schamvollste und innigste der Jungfrau übergegangen, und ich freilich war wohl für die Vaterrolle noch etwas zu jung.

Als ich eines Tages ihr davon sprach, daß ich auf meine Güter zurückzugehen denke, bat sie, mir folgen zu dürfen; sie wäre glücklich, mir dort nur als Magd dienen zu dürfen. Und da ich stockend sagte, ich gedenke mich zu vermählen, senkte sie mit gefaltenen Händen ihr Haupt, und eine große Thräne fiel aus ihren Augen und sie sprach: „Desto besser, deine Gemahlin wird keine getreuere Dienerin finden, als mich.“ — Aber, sagte ich, meine Gemahlin denkt schon jetzt nicht so vortheilhaft von dir, als du verdienest. — „Was habe ich bei ihr schon verschuldet?“ antwortete sie mir mit aufgehobenem Antlitz und allem Stolz der Unschuld. „Zeige mir deine Braut, ich werde um ihre Huld und Achtung werben.“ —

Ich führte Malchen vor den großen Spiegel des Zimmers, zeigte hinein und sagte stammelnd: da siehst du sie. — Sie machte bei diesen Worten eine Bewegung des Schreckens, sah mich erblassend mit ihren großen blauen Augen an, worin eine Frage erstarb, sagte zitternd: „mir ist nicht wohl!“ und sank todtenhaft nieder. Ich rief der Magd. Ich war vom Entsetzen ausser mir.

Als Amalia genas und sich nach dem Schlummer der Ohnmacht ihre Wangen wieder färbten, und sie die Augen aufschlug, war ihr Erstes ein sanftes Lächeln gegen mich, dann Verwunderung über meinen und der beschäftigten Magd Kummer. Erst nach und nach kehrten ihre Erinnerungen zurück. Sie glaubte geschlafen zu haben. Ich wagte kaum von dem Vorgefallenen zu reden. Als wir aber wieder allein waren, — die Magd mußte mir Wein holen, ich war der Stärkung bedürftiger als Amalia, — sagte ich: „Amalia, warum erschrackst du vor dem Spiegel? Warum darfst du nicht meine Braut sein? Rede offen, ich bin gefaßt Alles zu hören.“ — Sie erröthete, war lange stumm, den Blick am Boden. — „Warum darfst du nicht?“ fragte ich noch einmal. Da seufzte sie und sah zum Himmel: „Dürfen? o Gott, dürfen! Was darf ich noch anders, als was du willst? Kann ich denn selig sein, kann ich denn athmen,

ohne dich? Ob deine Magd, ob deine Braut, alles eins, denn ich habe nur Eine Liebe für dich."

Während ich in den Vorhallen des Himmels lebte, war die ganze Stadt vor Erstaunen ausser sich; waren meine Verwandten väterlicher und mütterlicher Seits in Entsetzen und Verzweiflung, als ich meine nahe Vermählung mit Amalien ankündete. Ein Freiherr, aus altadelichem Geschlecht, dessen Altvordern im Dienst der Könige die höchsten Würden bekleidet hatten, ein turnier- und fürstfähiger Baron des Landes, mit den ersten Familien des Landes blutsverwandt, geht die heilloseste Mesalliance ein, nicht einmal mit einer Briefadelichen, nicht einmal mit einer vornehmen Bürgerlichen, nicht einmal mit einer ehrlichen Handwerkerstochter, nein, mit einem Bettelmädchen von unehelicher Abkunft! — Man schrieb mir Drohbriefe aus meiner ganzen Verwandtschaft, man werde sich meiner öffentlich schämen, mich von künftigen Erbschaftsfällen ausstoßen, mich durch Verwendungen beim allerhöchsten Ort zu zwingen wissen. Es kam alles zu spät, denn nach vierzehn Tagen schon war mir Amalia förmlich vor dem Altar angetraut worden.

Was soll ich dir von den Thorheiten erzählen, welche die Menschen, behaftet mit ihren Vorurtheilen, beginnen, als ichs darauf anlegte, als

ehrlicher, natürlicher Mensch zu leben, streng, der Wahrheit gemäß, mit Verbannung aller Schnorkeleien, aller Tanzmeisterhöflichkeiten, aller Ausländereien, aller sogenannten Konvenienzen, ohne jedoch deswegen ein würdiges und anständiges Betragen aus den Augen zu setzen. Mein einfaches Du, mit dem ich jeden anredete und von jedem angeredet zu werden hat, schreckte sogleich alles von mir weg, als wäre ich mit Pestbeulen bedeckt. Mein Bart wurde zum Gespötte; mein freundliches Grußerwiedern ohne spießbürgerliches Hutabziehen auf den Gassen zur ungeheuern Grobheit. Ich ließ mich nicht irre machen. Einmal mußte Bahn gebrochen werden. Ich wollte sehen, ob es im neunzehnten Jahrhundert erlaubt sei, in einer europäischen Stadt mit Wegwerfung aller Ueberbleibsel aus den Zeiten des roh-n Alterthums, aller verschrobenen Begriffe über Ehre, Sittlichkeit, Recht, Anständigkeit, aller Lächerlichkeiten von Titulaturen und Komplimenten, die nichts sagen, zu leben? Weit entfernt, jemanden durch irgend eine Unart zu kränken, jemanden wegen seines Vorurtheils, seines Wahns, seiner moralischen Verzerrung Vorwürfe zu machen, ward ich gefälliger gegen jeden. Ich suchte die Menschen, von welchen ich in meinem Wesen äusserlich so sehr verschieden war, wie ich es längst schon in

meinem Innern gewesen, durch Güte, durch Wohlthun mit mir zu versöhnen. Es war alles fruchtlos.

Ich begab mich auf meine Güter hierher nach Floeln. Ich fand mein Vergnügen daran, mit meinen Angehörigen bekannt und vertraut zu werden. Sie waren damals Halbwilde; sie waren Leibeigene. Sie krochen vor mir, ihrem Erbherrn, sklavisch. Keiner konnte lesen und schreiben. Sie waren träg und unsittlich. Faullenzen, Saufen, Raufen war ihr Himmel. Der dümmste Aberglaube war ihre Religion, und todte, abgöttische Werkheiligkeit war ihre Religiosität, und Betrug und Lug ihre Klugheit. Ich beschloß, aus diesem Vieh Menschen zu machen. Ich ließ die Gefängnisse verbessern, und ein großes Schulhaus bauen; ich und Amalia besuchten alle Hütten; es waren ärmliche, kothige Ställe. Ich gebot, bei schwerer Strafe, die strengste Reinlichkeit. Wer nicht gehorchte, kam in den Kerker, den Gehorsamen beschenkte ich zur Aufmunterung mit Tischen, Spiegeln, Sesseln und anderm Hausgeräth. Bald war alles in den Häusern wohlgeordnet und sauber. Ich verbot Kartenspiel, Branntewein, Kaffe, Rauferei, Fluchen und Schwören u. s. w. Wer fehlte, ward herbe gezüchtigt; wer gehorchte und einen Monat lang nie Ursach zum Tadel gab, dem entließ ich Frohndienste. Ich gab dem alten Pfar-

rer ein Gnadengehalt, wählte einen jungen, gelehrten, trefflichen Geistlichen, der ganz in meine Ideen eintrat, an die Stelle des vorigen; ernannte einen im wechselseitigen Unterricht geübten, in der Schweiz bei Pestalozzi erzogenen, Jüngling zum Schulmeister mit gutem Gehalt, und vollendete mit diesen beiden Gehilfen die Reformation. Ich selbst hielt wöchentlich zweimal Schule, aber mit den erwachsenen Jünglingen und jungen Männern; der Pfarrer mit den ältern Männern und Greisen: Amalia mit den Jungfrauen; des Pfarrers Frau mit den Müttern. Ich liess alle Kinder neu kleiden auf meine Kosten, so wie du sie noch jetzt siehst. Auf unsere Kosten änderte Amalia die ungestalte Tracht der Jungfrauen.

Die Schule und das Gefängniß wirkten; noch mehr aber der Eigennutz. Sich bei mir einzuschmeicheln, liessen die jungen Männer den Bart wachsen. Ich verbot das den Leibeigenen; nur den Freien war erlaubt, den Bart zu tragen. Sklaven mußten geschoren gehen. Ich that die Pforte zur Freiheit auf. Wer seine Felder nach meiner Vorschrift am besten baute, erhielt dieselben Ende Jahrs, gegen geringen doch loskäuflichen Bodenzins, zum Eigenthum und Befreiung vom Frohndienst. Wer im zweiten Jahr der Sparsamste, Fleißigste, Verständigste war, empfing seine Frei-

heit, sein Haus eigen, einen Vorschuß an Geld, ein Ehrenkleid, nach meiner Tracht gemodelt, durfte den Bart wachsen lassen. Schon am Ende des ersten Jahrs hatte ich Anlaß und Recht, ja sogar Verpflichtung, mehrere ausgezeichnete Familien frei zu sprechen; sie gehörten schon vor meiner Ankunft zu den bessern. Dies erweckte bei Vielen Neid, bei Allen Anstrengung zur Nacheiferung, um so mehr, da ich von den Freien im Gericht an Gerichtstagen zu mir sitzen und sie über die Fehlbaren mitrichten ließ. Die Beisitzer des Gerichts wurden aus der Mitte der Freien von ihnen selbst erwählt.

Während ich mich hier um die übrige Welt wenig bekümmerte, bekümmerte sich diese desto mehr um mich. Ganz unerwartet erschien auf ministeriellen Befehl, den meine Verwandte bewirkt hatten, eine ausserordentliche Kommission, meine Gesundheits- und Vermögensumstände zu untersuchen. Man hatte mich für wahnsinnig ausgeschrien und als verschwende ich mein gesammtes Vermögen auf die tollste Art. Die Herren der Kommission thaten sich ein paar Monate lang gütlich. Ich weiß nicht, welchen Bericht sie abgestattet haben, aber vermuthlich, weil ich vergaß ihnen Gold in die Hand zu drücken, den unvortheilhaftesten. Denn ohne Rücksicht auf meine Beschwerden und

Protestationen ward ich wie ein Blödsinniger behandelt, und auf meine Güter eingebannt. Es ward mir ein Administrator meines Vermögens zugesandt, der zugleich mein Betragen beobachten, und jeden Besuch von Fremden von mir abhalten mußte. Zum Glück war der Administrator ein sehr rechtschaffener und nicht unverständiger Mann; darum wurden wir bald einig und Freunde. Als er meine Rechnungen durchsehen hatte, erstaunte der gute Mann über die Strenge der Oekonomie, und begriff, daß ich durch diese und durch das allmälige Auflösen der Leibeigenschaft und der Frohndienste eher gewönne, als verlöre. Aus langer Weile half er mir selbst bei den Vermenschlichungsversuchen meiner Sklaven. Er hatte dabei noch einige gute Einfälle, wie z. B., daß die Freigelassenen fünf Jahre lang Rechnung von ihren Ausgaben und Einnahmen vor Gericht ablegen mußten, um versichert zu sein, daß sie sich nicht verschlimmerten und heimlich nachfragen würden. Der gute Mann ward zuletzt ganz begeistert von unserer Fixeler Wirthschaft, denn er sah, wie von den wohlberechneten Schritten selten einer ganz vergebens gethan war. Schon im zweiten Jahr meines Hierseins zeichneten sich die Landleute in unsern Ortschaften vor allen der ganzen Gegend durch Häuslichkeit und Kenntniß und Ehr-

barkeit aus. Man hieß sie anderwärts nur Herrnhuter, und in den benachbarten Dörfern glaubt man noch heutiges Tages, die Flyeler hätten eine andere Religion angenommen.

Der Administrator und Vormund fand meine Ansicht der Welt in den Hauptsachen vollkommen richtig. Er wünschte sogar, daß man allgemein Vereinfachung und größere Wahrhaftigkeit in Sitte, Wandel und Leben zurückkommen mögte. Nur der Bart war ihm zuwider; seinen steifen Zopf im Nacken und den Puder im Haar vertheidigte er auf Tod und Leben; auch das Du war ihm anstößig, und er konnte es gegen Amalien und mich, trotz aller Anstrengung, nicht über die Lippen hervordrängen. Inzwischen hatte sein Bericht über mich, nach dem ersten Jahr seiner Administration, und nachdem er über die Gesammtverwaltung meines Vermögens an die Regierung die befriedigendsten Aufschlüsse gegeben hatte, die gute Folge, daß ich wieder in die Selbstadministration eingesetzt wurde, doch aber mit einstweiliger Verpflichtung, jährlich davon Rechenschaft abzulegen. Das war das Werk meiner Verwandten. Denn sie ließen sich nicht ausreden, ich habe einen guten Theil meines Verstandes verloren, obgleich mich mein bisheriger Vormund nur für einen wunderlichen Sonderling hatte geltend machen wollen.

Eben deswegen, und damit ich durch meine neuerungssüchtigen Irreden, nämlich durch mein unverholenes Aussprechen dessen, was Natur und gesunder Menschenverstand gutheißen, kein Aergerniß gebe, ward mir verboten, mich ohne besondere höchste Erlaubniß über die Grenzen meiner Güter hinauszubegeben, das heißt, das große europäische Narrenhospital nicht zu besuchen, sondern es blos aus den Zeitungen kennen zu lernen. Dabei konnte ich nur gewinnen.

Es sind nun beinahe fünf Jahre, daß ich hier in meiner glückseligen Einsamkeit wohne. Gehe hinaus, betrachte meine Felder und die Felder unserer Bauern, und unsere Waldungen, unsere Heerden und Wohnungen! Du wirst einen aufblühenden, vorher hier ungekannten Wohlstand erblicken. Alle meine Leibeigenen sind frei. Ein einziger Trunkenbold und ein anderer träger, roher Kerl schienen unverbesserlich. Der Trunkenbold starb. Den andern bekehrten weder Hoffnungen noch Strafen. Als aber alle Flyeier den Bart trugen, und er und der Pfarrer nur allein glattkinnig gingen, machte das auf den Kerl eine wunderbare Wirkung. Denn auch der Pfarrer wagte es endlich, den Bart stehen zu lassen. So blieb der Leibeigene allein der Geschorene. Das konnte er nicht ertragen. Er besserte sich, um unter ehrlichen Leuten zu sein.

Dem guten Pfarrer kostete sein Bart beim Konsistorium vielen Verdruß. Umsonst bewies er, daß der Bart nicht für und wider den wahren Glauben sei; umsonst berief er sich auf die heiligen Männer des alten und neuen Bundes; umsonst zeigte er, daß er, indem er sich seiner Gemeinde in allem gleich mache, am besten wirken könne; daß er eben dadurch wirklich einen für unverbesserlich gehaltenen Menschen im bisherigen Lebenswandel geändert habe. Der Bart gab zu vielen Konsistorialverhandlungen Anlaß. Erst, nachdem mein Pfarrer ärztliche Zeugnisse beibrachte, daß er, sonst immer vom Zahnweh leidend, nur durch den Bart gegen diese Noth geschützt sei, ward ihm derselbe, seiner Gesundheit willen, doch unter Beschränkungen, gestattet.

Ich bestelle jetzt nicht nur mit meinen freien Leuten das Dorfgericht, sondern habe ihnen auch das Recht ertheilt, sich unmittelbare Vorsteher zu ihrer Gemeindsverwaltung zu wählen. Ihr Ehrgefühl ist geweckt; sie fühlen ihre Menschenwürde. Von Zeit zu Zeit speisen ausgezeichnet wackere Leute an meinem Tische mit ihren Frauen. Ich bin ihres Gleichen. Die Gleichförmigkeit der Kleidertracht stellt eine gewisse Vertraulichkeit her, ohne die Ehrfurcht zu schwächen. Vor alten Leuten müssen die Kinder aufstehen und das Haupt

entbleßen; aber keiner entbleßt vor seines Gleichen das Haupt. Jede erwiesene boshafte Lüge gehört bei uns zu den Verbrechen, wie der Diebstahl. Die Leute, nun sie sich selbst richten, sind strenger, als ich es ehemals war. Ich muß ihre Urtheile oft mildern. Unsere Schulen sind brav. Die fähigern Knaben lernen auch Geschichte der Welt, Kenntniß der Erde und ihrer Länder und Völker, Feldmeßkunst und etwas vom Bauwesen. In der Kirche haben wir schönen vierstimmigen Gesang und Andacht.

Doch, lieber Norbert, besser, du bleibst einige Tage bei uns, und siehst selber; kannst du, so verweile einige Wochen.

Das Gespräch auf der Höhe von Fivein.

So erzählte Olivier.

Ich berge es nicht, alles, was er mir gesagt hatte, alles, was ich in Fivein gesehen hatte, machte großen Eindruck auf mich. Ich bewunderte seinen Starkmuth, seinen wohlthätigen Schöpfergeist und bemitleidete sein Loos, in solchem Grade verkannt zu werden, als er es war.

Es gehörte gar nicht die Ueberredungsgabe meines Freundes, gar nicht die zauberische Schmeichelei in den Bitten der schönen Baronin dazu,

um mich zur Verlängerung meines Aufenthalts in dieser herrlichen Oase zu bewegen. Ja, ich muß dies Fleckchen eine Oase nennen, eine blühende Insel in den Wüsten der umliegenden Gegenden. Denn hier, sobald man diesen Boden betritt, wenn man aus den theils sandigen, theils versumpften Landschaften der Umgebung, aus den wenigen verwilderten Kiefernwäldern, aus den ärmlichen, kothigen, unordentlichen Dörfern voller Baracken und verwahrloseter Menschen tritt, wird der Boden plötzlich grüner, der Mensch plötzlich menschlicher. Auch hier waren Baracken gewesen, und sie sind saubere Hütten geworden, in denen ich mit Vergnügen am Arm der Baronin Besuche machte; auch hier waren Moräste gewesen; man erkennt sie nur noch an den langen Gräben und unterirdischen, mit Steinen gefüllten, mit Erde überdeckten Wasserabzügen; auch hier waren Sklaven gewesen, die vor dem Oberherrn und noch mehr vor seinen Beamten zitterten und hinterrücks beide zu betrügen gewohnt waren, jetzt aber haben sie die aufrechte, kecke Stellung freier Menschen, sie sehen im Baron ihres Gleichen — aber mit welcher kindlichen Ehrfurcht und Liebe umringen sie jetzt ihn und die Seinigen! — Diese Umschaffungen im Zeitraum eines halben Jahrzehends wären einem Wunder ähnlich, wenn man nicht wüßte, wie

klug und fest Olivier dabei zu Werke ging, wie er nur sehr langsam aus der Rolle des gebieterischen Leibherrn zu der des Lehrers, dann des Vaters überging; wie er seine Bauern, hinter welche er die Furcht der Strafen als Treiber stellte, vorwärts lockte und kirrte durch ihren groben Eigennuß; wie er nie auf ihre Erkenntlichkeit, nie auf ihren öden Verstand, nie auf ihr sittliches oder religiöses Gefühl rechnete, sondern sie Anfangs mehr blos abrichtete, als unterrichtete, und dann auf die Stärke mehrjähriger, gewohnter Einübung zum Bessern hoffte und auf die nachwachsende Jugend. Daher übernahmen er und die Baronin, der Pfarrer und Schullehrer die Unterweisung Aller; daher kam es auch, daß die Beisitzer des Gerichts, daß die Vorsteher der Gemeinden meistens junge Leute von funfundzwanzig bis dreißig Jahren waren, wenigstens erblickte ich keinen der alten Bauern unter ihnen.

Doch alles das gehört hierher nicht. Ich will ja nur das Loos meines Freundes erzählen, nicht die Art und Weise, wie er seine Untergebenen entwilderte oder seine unwirthbaren Schollen blühend machte.

Als mir Olivier seine Haushaltungsbücher vorwies und unwiderleglich zeigte, daß er, weit entfernt bei den vorgenommenen Aenderungen an

Einkünften zu verlieren, mehr gewönne, als sein verstorbener Oheim und jeder seiner Vorfahren bezogen hatte, warf er lächelnd das Wort hin: „Nun siehst du, Norbert, wo die Narrheit zu Hause ist, ob in Flyeln oder in der königlichen Residenz? Weil ich gewinne, werde ich als Verschwender behandelt, und muß jährlich fremden Menschen, die man mir zur Untersuchung meiner Rechnungen schickt, Blicke in das Innerste meines Hauswesens erlauben."

— Warum beklagst du dich nicht darüber? Es ist Ungerechtigkeit, es ist Gewaltthat.

„Meine Beschwerden würden eitel sein. Kein Gericht, sondern kurzweg ein Kabinetsbefehl, vom Ministerium ausgegangen, verdammte mich zu diesem Verhältniß. Die Sache ist nicht leicht abzustellen. Denn das Ministerium wird keinen Rückschritt thun wollen, weil es sich durch solchen selber fehlbar erklären müßte. Die jährlich kommende Untersuchungskommission wird dazu nicht rathen, weil sie sonst das Vergnügen einer Lustreise und den Gewinn von Taggeldern, auf meine Kosten gezahlt, verlore. Daß man mich hier auf das Gut meiner Vorfahren wie einen Gefangenen eingebannt, ist noch das Erträglichste. — Jetzt, Norbert, ehrlich, wie denkst du von Allem?"

— Ich gestehe dir, Olivier, ich kam mit Vor-

urtheil und Trauer zu dir; ich werde dich mit den angenehmsten Erinnerungen verlaſſen. Man hat dich überall für einen Wahnſinnigen ausgegeben. Der biſt du nicht, ſondern ich ſtimme deinem ehemaligen Adminiſtrator bei: du biſt nur ein edler, wunderlicher Sonderling.

„Sonderling? Nun ja, es iſt der rechte Name für diejenigen, welche ſich von dem Schlendrian und Unweſen des Zeitalters abſondern. Diogenes von Sinope galt auch für einen Thoren; Cato, der Cenſor bei den Römern, für einen Pedanten; Colomb ward auf den Straßen Madrids als Narr betrachtet; Olavides der Inquiſition übergeben; Rouſſeau von den Bernern aus ſeinem Aſyl verſtoßen, ſo wie Peſtalozzi Anfangs von vielen ſeiner Landsleute zu den Halbnarren gezählt ward, weil er mit Bettlern und räudigen Kindern lieber, als mit der gepuderten Haarbeutelwelt umging. Und daß ihr mich einen Sonderling heißet, mich, der ich doch nur mein von Gott empfangenes Recht, vernünftig und naturgemäß zu denken, zu ſprechen und zu handeln, nichts anderes, gültig mache, — iſt das nicht ein herber Vorwurf gegen euch ſelbſt?“

— Nein, Olivier, kein Vorwurf, weder gegen die Welt, noch gegen dich. Niemand wehrt dir, vernünftig und natürlich zu denken und zu han-

deln; aber schone auch du die Rechte Anderer, nach ihren gegenwärtigen Begriffen, Gewohnheiten und selbst nach ihren Vorurtheilen zu denken, zu sprechen, zu handeln, bis sie oder ihre Kinder einst weiser sind. Nicht alle Menschen können Philosophen sein.

„Habe ich ihrer nicht geschont? habe ich sie angegriffen?„

— Allerdings, Freund, wenn du mir es zu sagen erlaubst. Indem du deine Sitten den allgemeinen Sitten zu grell gegenüberstelltest, brachst du den Frieden mit denen, unter welchen du lebtest, und wirktest du die Hälfte des Guten, was du wirken konntest, ja nicht einmal die Hälfte. Christus nahm Judäa's Sitte an, ließ sich herab sogar zu Judäa's Vorurtheilen, um mächtiger zu wirken. Was liegt am Ende an einer lächerlichen Mode, was daran, ob man den steifen Zopf oder das abgeschnittene Haar, den Bart oder das glatte Kinn trägt? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen, des Vous im Französischen. Nun ja, ich gebe zu, es sei thöricht, eine Person in der mehrern Zahl anzureden. Aber was schadet diese Uebung zuletzt? Redeten nicht auch Griechen und Römer von sich in der mehrern Zahl? Du kennst die Bedeutung des Sie im Deutschen und des Du. Warst du nun nicht angreifender Theil, wenn

du dich über die herrschenden unschuldigen Uebungen wegsetzest, und ohne Unterschied gegen die bisherigen Begriffe vom Anständigen, das Du jedem aufdrangst? Wer sich der Welt gegenüber stellt, dem steht sie gegenüber. Konntest du dich darüber wundern?

„Ich wundere mich keineswegs, weil ich das erwartete. Führe mir nicht das Beispiel von Christus an, nach Weise derer, die alle ihre Trägheit und Schalkheit mit frommer Miene hinter verdrehten Schriftstellern der Bibel verstecken. Der Göttliche hatte mit seinen Zeitgenossen Höheres abzuthun, als ich, darum schwieg er zu den minbern Thorheiten; ich aber habe es mit diesen allein zu thun, und will wenigstens mich nicht zwingen lassen, Barbareien zu loben, zu entschuldigen, oder gar mitzumachen. So viel Recht wird dem Menschen auf Erden doch wohl noch unter Menschen gestattet sein, daß er Gebrauch von seinem schlichten Verstande mache?

— Freund, wie mir es scheint, hat man dir dies Recht nicht streitig machen wollen; wohl aber das Recht, durch unbehutsame Mittheilung deiner Ueberzeugungen, zumal wenn sie im offenen Streit mit noch bestehenden Ordnungen sind, gefährliche Verwirrungen zu veranlassen. Du selbst hast anfangs in Zirkeln bei deinen Leibeignen den gestren-

„en Grundherrn gespielt, daß sie nur nach und nach, je nachdem sie vorbereitet waren, zur Freiheit eingeführt, nicht zählings. Du wußtest wohl, daß es verderbenvoll sein würde, Kindern in die ungeübte Hand ein Messer zu legen, das in geübten Händen das nutzbarste Werkzeug ist. Was würdest du gesagt haben, wenn einer deiner Leibeigenen plötzlich seinen Genossen die Sprache der Wahrheit von den ewigen Grundrechten der Menschheit, von der Barbarei und Nutzlosigkeit des Feudalwesens, von der natürlichen Gleichheit der Menschen geführt hätte? Würde dieser Reformator nicht alle deine edeln Entwürfe zerrissen haben? —

„Allerdings, Norbert. Aber ich hoffe, das Beispiel geht mich und mein Thun an. Ich habe nie gegen bestehende Ordnungen geredet, auch wenn sie schlecht waren, sondern ich gab Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ich redete nur gegen bestehende Mißbräuche und Vorurtheile, die nicht einmal durch bürgerliche oder Staatsverträge geheiligt sind. Gegen Euer Undeutsch, gegen Eure Masteraden und heuchlerischen Komplimente, gegen Euern naturwidrigen Luxus, gegen Eure weibischen, hölzernen Verunstaltungen durch die welschen Moden, gegen Eure Begriffe von Ehre und Schande, von Ver-

dienſt und Belohnung habe ich geredet, und nur vertheidigungsweiſe für meine Perſon, wenn ihr Europäer mich nöthigen wollter, meine Rückkehr zur Vernunft zu verdammen, und mich zwingen wollter, Eurer Verkehrtheit zu gefallen, von der Natur wieder abtrünnig zu werden."

— Aber, Freund Olivier, deine Urtheile über ſtehende Heere, über den Geburtsadel, über die unterdrückten Rechte der Nationen, über . . .

„O Popot, Freund Norbert! dieſe Sätze ſind gottlob in Europa, als todte Wahrheiten, allgemein anerkannt. Man nennt ſie in Theſi und in Theorien richtig, in Praxi irrig, und zwar aus triftigen Gründen. Ich habe nichts dagegen. Ich ſelbſt, wäre ich Fürſt oder Miniſter, würde mich wohl hüten, ehe ich ein philoſophiſches Volk hätte, Plato's Republik zu organiſiren. Allein ich habe dieſe Sätze unter Freunden, unter meines Gleichen ausgeſprochen, nicht ſie dem Pöbel, zur Empörung, gepredigt. Ich that, was heute Millionen in Schrift und mündlichem Wort thun. Ihr müßtet der halben Bevölkerung Europens den Kopf abſchlagen, wenn Ihr nicht wollter, daß ſolche Sachen gedacht und geſprochen würden. Eben daß man ſie denkt und ſpricht, dadurch allein dringen ſie auch in die andere Hälfte über. Und iſt einmal die Mehrheit der Menſchen des Beſſern

überzeugt, dann macht ſich alles leicht von ſelbſt, ohne Revolutionen und Blutbäder, durch den natürlichen Gang in verbeſſerter Geſetzgebung. Wahrlich, nicht deswegen hielt man mich für wahnſinnig, lieber Norbert, nicht deswegen bannte man mich von der übrigen Welt aus. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich Baron gegen die Ungerechtigkeit, Barbarei, Thorheit und Schädlichkeit deklamirt haben würde, welche mit dem Inſtitut des bevorrechteten Erbadels verbunden ſind; Niemand hätte etwas dagegen gehabt, wenn ich bei meinen Deklamationen eine Gräfin oder Baronin geheirathet haben würde. Es treiben's viele ſo. Aber daß ich folgerecht handelte, obgleich Niemand damit beſchädigt wurde, daß ich die Liebe eines ſchönen und tugendhaften Mädchens dem Vorurtheil meiner adrenkolzen Sippſchaft vorzog, daß ich Baron ein von der Landſtraße weggenommenes Bettelkind, ja ein uneheliches Kind zur Gemahlin wählte — das war ein Verbrechen. Norbert, ſeh' Malchen noch einmal an, — dann tritt vor meinen pergamentenen Stammbaum — und dann verdamme mich!"

— Mit ſolchen Dokumenten für dein Recht, lieber Oliver, biſt du freilich ein furchtbarer Advokat. Ich denke aber, der Adel hätte dir am Ende dieſe Sünde gegen ſeinen Stand wohl hin-

geben lassen, und dich allenfalls als eine Ausnahme von der Regel betrachtet. — Du weißt, man denkt heutiges Tages in solchen Dingen schon viel duldsamer; der Adel ist nicht mehr wie ...

„Das glaubst du? O mein Freund, betrüge dich nicht über unsere Kaste, in der nicht nur die Physiognomien, und nicht nur die Vorrechte, sondern auch die Begriffe und Vorurtheile erblich und durch die Vererbung in so vielen Generationen unausrottbar geworden sind. Der Adel hat die eigentlich fixe Idee, von Geburt aus, bessern Teiges zu sein, als die übrige Menschheit. Und wenn er schon der Gewalt der Revolutionen unterliegen muß: seine fixe Idee bleibt oben an. Sahst du nicht den ausgewanderten Adel Frankreichs im Elend? Seinen Dünkel verlor er nicht, auch da er seine eigenen Schuhe flicken und seine Hemden selbst waschen mußte. Siehe die jungen im Elend gebornen oder erzogenen französischen Edelleute jetzt in Frankreich wieder. Was treiben sie? Statt mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu sein, klagen sie, weil sie mit Leuten von bürgerlicher Abkunft so viele, in alle Rechte theilen sollen. Dafür arbeiten sie wider die Charte, bis keine Charte mehr ist, und eine neue Revolution sie abermals ausstößt."

— Hier, mein lieber Advokat, lässest du dich

auf einer Schwäche ertappen, die ich zu benutzen viel zu großmüthig bin. Was beweisen Menschen jenes Landes für oder wider Menschen unseres Landes? Wer würde aus den Begriffen der indianischen Häuptlinge mit ihren knöchernen Nasenringen eine Anklage gegen unsern hiesigen Adel machen wollen? — Lassen wir das. Aber versteh' mich wohl. Ich möchte dich mit der übrigen Welt aussöhnen. Ein kleines Opfer von dir, eine geringe Nachgiebigkeit in unbedeutenden Aeußerlichkeiten: und, glaube es mir, man wird dir alle deine Meinungen, selbst deine Paradoxien verzeihen. Und wir sind schuldig, Opfer zu bringen. Nur dadurch erkaufen wir Vertrauen. Und nur im Besitz des öffentlichen Vertrauens können wir öffentlich wirken. —

„Du verlangst ein kleines Opfer von mir, Norbert. Ich kenne es schon. Du forderst, als Kleinigkeit, nichts weniger, denn mich selbst mit allen meinen Ueberzeugungen, Grundsätzen und daraus hervorgehenden Pflichten zu opfern. Aber wenn ich nun meine Ueberzeugungen und Grundsätze aufgeopfert habe, das heißt, mein ganzes Wesen: was tauge ich dann noch in der Welt? Womit soll ich dann Gutes wirken?"

— Noch mit vielem! Siehe andere weise Männer, sie pfiffen, ohne mit der Welt zu zer-

fallen, unsägliches Gute. Warum könntest du es nicht? Was kannst du, selbst durch dein bloßes Beispiel, und du allein stehend, wirken, wenn dich, wie jetzt geschieht, alle deine Umgebungen verkennen und glauben, du habest am Verstande Schaden genommen? —

„Die Frage verdient eine Antwort, denn sie ist von allen deinen Fragen die wichtigste. Zuerst denke meines Befugnisses als Mensch, daß ich, wenigstens in meinem Hause, auf meinem Boden, gemäß meinen bessern Ueberzeugungen, essen, trinken, mich kleiden, reden und handeln dürfe, wenn ich damit nur keine fremden Rechte verletze. Da ich nun die Albernheiten und Abgeschmacktheiten, Künsteleien, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen der jetzigen europäischen Menschheit, wie sie sich eben aus dem Schlamm alter Barbarei hervorwindet, lächerlich, schädlich, unnatürlich, verächtlich finde, soll ich, mit aller Neigung und allem Beruf und aller Pflicht zum Wahren und Gerechten keinen Gebrauch von jenem Befugniß machen? selbst nicht auf die Gefahr hin, daß ich von unsern Barbaren, den Kunst- und Gewohnheitsthieren, die es nun nicht besser verstehen, ausgelacht werde? Soll der Weltumsegler, wenn die Wilden Indiens ihm Menschenfleisch zum Schmause vorsetzen, sein Grausen überwinden,

die scheußliche Sitte mitmachen, damit ihn die Indianer nicht auslachen? — So viel, Norbert, über das, was meine Person unmittelbar und allein berührt."

Hier schwieg Olivier einen Augenblick, als wolle er allfällige Antworten abwarten, fuhr aber bald fort: „Uebrigens, o Norbert, erinnere dich des Bruchstückes aus der Reise des Pytheas, und deines eigenen Geständnisses von der getroffenen und treffenden Wahrheit. Du selbst gibst zu, daß sich die menschliche Gesellschaft unseres Welttheils weit von den Gesetzen der Natur hinweg verloren hat. Ihr alle gestehet, daß wir eben darum unendlich viel zu leiden haben; denn die Verletzungen der ewigen Gesetze Gottes führen ihre Strafen gegen die Frevler in sich selbst mit. Keiner von Euch läugnet, daß Euer gesammter bürgerlicher und häuslicher Zustand, daß Eure Verfassungen, Sitten und Lebensweisen nur höchstens ein folgerechtes Verfehlen im Naturwidrigen sind. Aber wer von Euch hat den Heldenmuth der Vernunft, zu den einfachen ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren? An diesem Heldenmuth fehlt es! Wohlan, mir ist er nicht fremd. Es ist gut, daß Einer und Einzelne, unbekümmert um Wahn und Gelächter des großen Haufens, das Beispiel des Guten und Rechten im Leben hinstellen. Es

iſt gut, daß Einzelne aufſtehen, die nicht mit dem herrſchenden Wahnſinn des Zeitalters kapituliren und Accommodements treffen, um mich Eurer Sprache zu bedienen, ſondere ihm offene Fehde machen. Denn das bloße Lehren von Kanzeln, Kathedern und Schaubühnen, durch bloße Philoſopheme, durch Lobreden auf Natürlichkeit und Wahrheit wirds nicht gethan. Ihr redet, philoſophirt und ſchreibet immerdar, und die Lehrer bleiben ſelbſt immerdar wie ſie ſind, und die Schüler werden nicht anders. — Darum iſt's gut, daß Einzelne die Urbilder des Beſſern in der Wirklichkeit des Lebens hinausführen. Allerdings wird man ſie Anfangs für Unſinnige halten, und bemitleiden und beſpöttlen. Nach und nach gewöhnt ſich das Auge der Zeitgenoſſen aber an die fremdartigen Erſcheinungen. Endlich wird geſagt werden: Aber der Mann hat doch in vielen Dingen ſo unrecht nicht. Zuletzt wagen es die Kühnſten, ſchüchtern in einzelnen Dingen nachzufolgen. — Und, Norbert, wer die Menſchheit, oder auch einen kleinen Theil der Menſchheit nur um einen Schritt wieder zur Natur zurückgeführt hat, der hat für die Flüchtigkeit des Lebens genug gethan. — Und ſo, lieber Freund, laß mich gewähren! Viele pflegen den, der Recht thut, nur deswegen zu tadeln, weil es ſie verdrießt, daß eben er, und nicht ſie

ſelbſt den Muth haben, das Rechte zu thun. — Weil ich ohne Luxus und ohne Verbannung des Fremdartigen trinke und ſpeiſe, weil ich mich bequemer und dem Auge gefälliger kleide, weil ich dem männlichen Bart ſeine Ehre widerfahren laſſe, weil ich den Vorrechten und Vorurtheilen meiner Kaſte entſage, und nicht mehr, als ich werth bin, gelten will, weil ich mich durch Vermählung mit einem Mädchen von niedriger und unehelicher Abkunft nicht zu beflecken glaube, weil ich keine Ehre durch einen Zweikampf herſtellen, und kein Zeichen meiner wirklichen oder geheuchelten Verdienſte auf der Bruſt zur Schau tragen mag, weil ich Leibeigene zu meinen freien Mitmenſchen und Freunden mache, weil ich die Lüge verachte, die Wahrheit ohne Furcht bekenne: darum werde werde ich noch im neunzehnten Jahrhundert als der Narr behandelt, ungeachtet ich der Vernunft gemäß lebe, nicht gegen beſtehende Verfaſſungen und Geſetze mich verging, Niemandem Leids zufügte, Manchem Gutes erwies, nie das wahrhaft Sittliche und Anſtändige verletzte. — Hier, Norbert, haſt du meine Antwort auf deine Frage. Nun laſſe uns davon abbrechen."

Wir brachen ab. Ich umarmte den edlen Sonderling, und ſagte ihm nur lächelnd: „Wir haben ein altes Sprüchwort: Allzuſcharf macht ſchartig."

Nach einigen Tagen verließ ich ihn. Die Erinnerungen an Flyeln werden zu den angenehmsten meines Lebens gehören. Ich will auch nicht bergen, daß, wenn die ganze Welt in den Wahnsinn meines Oliviers verfallen wollte, ich mit Freuden einer der ersten Wahnsinnigen werden würde. Wir haben seitdem unsern Briefwechsel wieder hergestellt, und ich habe ein Gelübde gethan, von Zeit zu Zeit in das glückselige Flyeln zu wallfahrten.

Die Herrnhuter Familie.

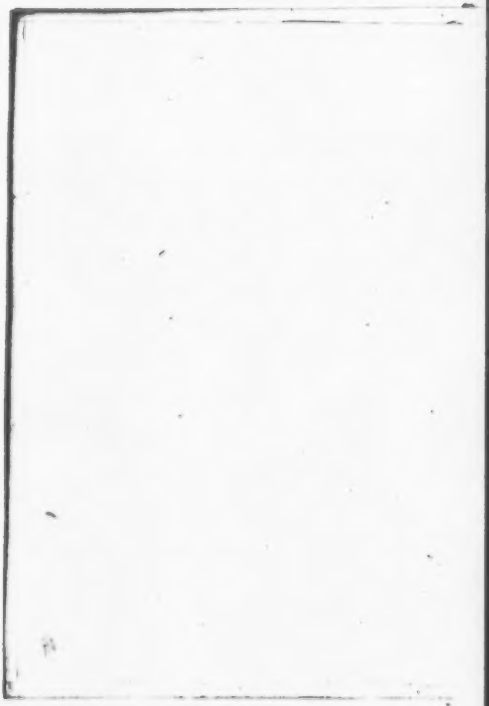

Menſchliche Urtheile.

In einer Provinzial-Hauptſtadt — näher darf ich ſie nicht bezeichnen — lebte ſeit ſieben Jahren Herr Daniel Selber mit ſeiner Familie. Er und die Seinigen, das wußte Jedermann, waren Herrnhuter. Er beſchäftigte ſich wenig mit der Stadt, daher die Stadt ſich deſto mehr mit ihm. Wie konnte es anders ſein? In Meinungen, Sitten und Leben unterſchied er ſich von allen übrigen Einwohnern zu ſehr, und die Stadt, ob ſie gleich neben ſtarker Garniſon und zahlreichem Adel, Konzerte, Bälle, Schauſpiele, Caſino's, Freimaurerlogen und andern Zubehör großer Städte hatte, war doch nicht ſo groß, daß ſich nicht die meiſten Bewohner hätten unter einander kennen ſollen, wenn ſie dazu Luſt hatten.

Herr Daniel Selber hatte ſich alſo hier ſeit ſieben Jahren niedergelaſſen, nicht eigentlich in der Stadt, ſondern nahe vor der Stadt. Da beſaß er ein artiges Landhaus, ſehr angenehm gelegen, und weil er mehrere Morgen Wieſen dazu gekauft hatte, glich es einem kleinen Landgute. Er nannte es gewöhnlich ſein Bethanien;

und weil, ich weiß nicht wie, sein Einfall mit dem Namen in der Stadt bekannt wurde, nannte es endlich Jedermann auch so, Anfangs mit witzigen Nebenbemerkungen, zuletzt auch ohne dergleichen. Man wußte von ihm, daß er ehemals Tuchhändler gewesen. Jetzt ein Mann nahe bei den Sechszigern, schien er der Ruhe zu pflegen.

Er mochte wohlhabend sein, vielleicht mehr als wohlhabend; aber weder er noch die Seinigen verriethen davon viel. Alle Einrichtungen in seinem Hause, auf seinem Gütchen waren geschmackvoll, ohne Prunk, höchst einfach, kostbar gar nicht. Eine aufs Aeusserste getriebene Reinlichkeit ersetzte die Stelle der Pracht. Frau Martha, seine Gemahlin, und Maria, seine Tochter, gingen so schlicht gekleidet, daß die meisten Dienstmägde in der Stadt mehr Aufwand trieben; und doch gestand Jeder, daß die beiden Frauenzimmer von Bethanien immer so ausgewählt vortheilhaft gekleidet wären, und durch die Sauberkeit all ihres Gewandes so geschmückt, als wenn sie die Kunst des Putztisches besser, denn die reichsten Frauen und Töchter der Stadt verständen. Immer gingen sie weiß oder grau; die Mutter trug immer ihre Bänder von blauer, die Tochter immer von rosenrother Farbe. Darin sah man nie einen Wechsel.

Eben so erschien Herr Selder immer in einem

aſchgrauen Kleide vom allerfeinſten Tuch; nie ein Stäubchen daran; alles ungemein reinlich, zierlich vom Kopf bis zur Ferſe. Wie man ihn vor ſieben Jahren zum erſtenmal geſehen hatte, ſo ſah man ihn noch in allen Kleinigkeiten unverändert nach ſieben Jahren. Er und ſeine Kleider ſchienen faſt gar nicht zu altern. Er ſtand im Verdacht des Geizes.

Denn die ſtrenge Ordnung und Sparlichkeit in den Kleidern galt zu Bethanien in allen übrigen Dingen. Martha und Maria beſorgten das Meiſte der Wirthſchaft ſelbſt. Sie hatten dazu einen alten Hausknecht. Aber eine Magd hielt es nie lange bei ihnen aus. Den Grund davon konnte man ſelten recht erfahren. Die Mägde waren jedesmal froh, wenn ſie aus Bethanien erlöſet waren. Keine klagte über ſchlechten Lohn, er war anſtändig; oder über harte Behandlung, ſie war vielmehr liebreich und, und wie es Viele nannten, ſogar ſüßlich; oder über ſchlechte Koſt, man führte einen guten Tiſch; — aber doch war das Leben in Bethanien allen unerträglich; Herr Selder ein wunderlicher, närriſcher Kauz, der oft nicht wußte, was er wollte; Frau Martha an beiden Augen blind, dazu eine ewige Beiſchweſter; Maria ein gutes Gänschen, aber ſehr eigen in ihrem ganzen Weſen. Ungeachtet auf Mägdegeſchwätz nicht viel zu bauen iſt, konnte

doch die übereinſtimmende Ausſage Aller nicht ganz und gar verworfen werden. Und daß die Mägde jedes halbe Jahr den Dienſt änderten, ſprach nicht vortheilhaft für die Heiligkeit der Familie zu Bethanien.

Auf den Schein der Heiligkeit hielt ſie offenbar ſehr. Nirgends nahm ſie an den Vergnügungen der Weltkinder, auch an den unſchuldigſten keinen Theil; man ſah ſie in keinem Konzert — doch behauptete man, Maria ſpiele das Fortepiano trefflich und habe eine angenehme Stimme. Nur in der Charwoche, wenn im Konzert etwa ein Tod Jeſu, ein Meſſias gegeben ward, zeigten ſich dabei Vater und Tochter. In der Kirche fehlten ſie ſelten, zum Genuß des Nachtmahls nie. Der Vormittagsprediger, ein alter, rechtgläubiger, eifriger Mann, der nichts als Glauben und Glauben predigte, machte ſich oft mit dieſer Herrnhuterfamilie zu ſchaffen; ſprach von Sektirern, Heuchlern, Phariſäern, Anabaptiſten und dergleichen; zeigte oft im heiligen Zorn beinahe mit Fingern auf Herrn Selber. Der aber ſaß ſo unbefangen, andachtsvoll da, als wenn er nicht wüßte, von wem die Rede wäre. Der Nachmittagsprediger, ein philoſophiſcher Moralprediger, machte es nicht viel beſſer; eiferte gegen Kopfhängerei, Andächtelei, Schwärmerei, äuſſerliche Frömmelei, gegen die Gefahren der Abſonde-

ungssucht und dergleichen. Die ganze Gemeinde hielte nach Herrn Selber hinüber. Aber kein Mensch in der Kirche schien solche Predigten mit größerer Erbauung anzuhören, als gerade er.

Die gesammte Stadt wußte zuletzt sehr gut, wie sie mit dem frommen Herrn und seiner Herrnhuterei daran war. Ein stilles, heiliges, züchtiges Wesen von aussen, der liebe Heiland das dritte Wort; aber dahinter Knickerei, Selbstsucht, Lieblosigkeit. Hinter der frommen Demuth ein frommer Hochmuth gegen die Weltkinder; bei aller süßen Leutseligkeit von aussen, ein in sich verschlossenes, untheilnehmendes Wesen von innen. — Umgang hatte aus der Stadt eigentlich Niemand mit den Leuten; doch waren sie gar nicht menschenscheu. Man sah sie oft auf Spaziergängen, oder wohin sie sonst Geschäfte halber mußten. Aber bei aller Höflichkeit liessen sie doch Jeden fühlen, daß sie nähere Bekanntschaft meiden möchten. Nur von Zeit zu Zeit wohnten Fremde bei ihnen; allein es verstebt sich von selbst, es waren „Brüder im Herrn", oder „Schwestern im Herrn."

Recht aufrichtiges Mitleiden hatte man mit Marien, die zur vollendetsten Herrnhuterin erzogen und damit der Welt vollkommen geraubt ward. Sie war ein sehr hübsches, ja, was die Sache noch viel schlimmer machte, ein schönes

Mädchen — sie war, und wenn man's auch hier und da nicht Wort haben wollte, offenbar das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, Einige behaupteten sogar, in der ganzen Welt. Es war in ihrer einfachen Art sich zu kleiden, in ihren sittigen Geberden, in der bescheidenen Anmuth ihrer Bewegungen, in ihrem ganzen kunstlosen Sein etwas unaussprechlich Verführerisches. Niemand, auch nur bei einiger Menschenkenntniß, zweifelte einen Augenblick daran, daß, wäre es Herrn Daniel Selber mit seiner Herrnhuterei und der Besserung der sündigen Welt wahrer Ernst und nicht bloße Heuchelei gewesen, er alle Einwohner der Stadt, wenigstens die männliche Hälfte, in wenigen Wochen zu „Brüdern im Herrn" und wahren „Heilandskindern" hätte verwandeln können, trotz dem Eifer des orthodoxen Vormittags- und des moralphilosophischen Nachmittagspredigers.

Marie mochte etwa siebenzehn Jahre haben. Denn als sie mit ihren Aeltern in Bethanien einzog, sprang sie noch zuweilen sehr unherrnhuterisch durch die Wiesen; mehr als zehn Jahre hatte sie damals gewiß nicht. Jetzt sprang sie nicht mehr, ungeachtet man ihren niedlichen Füßen wohl ansah, sie wären recht zum Tanzen geboren. Außer der Mutter hatte sie keinen andern weiblichen Umgang, als ein Mädchen, Na-

mens Suſanne, ein paar Jahre älter als ſie, ſittig und fromm wie ſie, gekleidet wie ſie, auch mit roſenfarbenem Band wie ſie, aber nicht ſo ſchön, wie ſie, doch hübſch genug. Herr Selber verſicherte zwar, Suſanna ſei eine in ihrer früheſten Kindheit von ihm aufgenommene arme Waiſe. Aber in der Stadt wußte man ſehr gut, daß ſie ihn nicht umſonſt Vater nannte und Marie Schweſter. Man verkannte die Aehnlichkeit ihrer Geſichtszüge mit den Selberſchen nicht. Und die Heiligen haben auch ihre ſchwachen Stunden. Der fromme Sonderling konnte ſich durchaus nicht rein brennen.

Die Hausverſchönerung.

Zu ſeinen frommen Eigenheiten gehörte, daß er in der Stadt nie bei Handwerkern arbeiten ließ, die den meiſten Ruf hatten, ſondern bei ſolchen, welche die wenigſte Kundſchaft beſaßen oder in Noth waren. Denen bezahlte er denn auch ohne Knauſerei. Im Frühjahr 1796 ließ er ſein Landhaus zu Bethanien, welches trotz aller Sauberkeit etwas morſch geworden ſein mochte, von unten bis oben ausbeſſern. Die ganze Stadt wunderte ſich über den plötzlichen Aufwand des Mannes. Eine Magd aber, die freiwillig aus

dem Dienſt lief, ohne das Ende ihrer Zeit abzuwarten, löſete das Räthſel. Die ſchöne Marie war beſtimmt, die Braut eines Mitgliedes der Brüdergemeine zu B— zu werden. Dieſer Bruder war der Sohn eines reichen Kauzes, der lange Zeit zu Surinam Handel getrieben; er hieß Joſeph Wermuth. Die Nachricht war in der That zugleich bitterer Wermuth für alle junge Herren in der Stadt, von denen einige ſchon auf dem Sprunge ſtanden, der Eitelkeit der Welt zu entſagen und Herrnhuter zu werden, um in Geſellſchaft der ſchönen Schweſter zu beten. Daraus ward nun nichts.

Trotz ihrer Betrübniß verſchönerte Herr Daniel Selber ſein Bethanien auf alle Weiſe. Für ſein baares Geld freilich bekam er Arbeiter genug; aber Niemand arbeitete gern bei ihm, denn er machte den Leuten wunderliche Zumuthungen aller Art, deren man nicht gewohnt war.

Ein Beiſpiel erläutert die Sache am beſten. Er wollte in einigen Zimmern neue Fußböden legen laſſen. Dafür wandte er ſich an einen Schreinermeiſter, der keinen andern Vorzug hatte, als daß er von ſeinem Handwerk wenig verſtand, und daher nie mit Arbeit überladen war. Meiſter Leonhard kam zu ihm, beſichtigte und maß die Zimmer. Alle Böden ſollten eingelegte Arbeit von Nußbaum- und Weißtannenholz werden. Die

Zeichnung dazu hatte Herr Selber mit eigener Hand entworfen.

Nach einigen Tagen kam Meiſter Leonhard mit dem Koſtenanſchlag.

„Ich finde es ſehr billig, Meiſter,“ ſagte Herr Daniel: „hat Er ſich auch nicht zu Seinem Schaden verrechnet?“

„Ich glaube doch nicht. Aber...“

„Gut, Meiſter, die Arbeit ſoll Er haben. Allein, Er nimmt mir's nicht übel, ich habe ſchon die Erfahrung an Ihm gemacht, Er arbeitet ſchlecht. Nichts fugt und paßt bei Ihm gehörig.“

Der Meiſter verzog die Miene, und wollte auf das Unangenehme etwas Unangenehmes erwiedern. Aber Herr Selber ließ ihn nicht zu Wort kommen. „Stelle Er einen oder zwei gute Geſellen an. Nur gute Arbeit! Ich will Ihm gern etwas mehr zahlen, als Er begehrt.“

„Herr Selber, nichts für ungut, Ihr Geld verdiene ich recht gern; aber wenn Sie glauben, daß ich in meiner Sache nicht Verſtand und Geſchick...“

„Nicht doch, lieber Meiſter; nehme Er Aufrichtigkeit nicht hart auf. Alſo, Er hat Geſellen?“

„Ja, einen; ſeit vorgeſtern. Blos für dieſe Arbeit habe ich ihn angenommen.“

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHOKKE,J.A.D. FN. 14352/030

„Das iſt ſchlimm, Meiſter Leonhard. Ich wollte, Er hätte ihn erſt zur Probe genommen. Denn ſieht Er, der Menſch ſoll Alles hier im Hauſe unter meinen Augen arbeiten. Nun iſt die Frage, ob er ſeine Sache aus dem Grund verſteht?“

„Das glaub' ich, Herr; der oder keiner verſteht's. Der iſt durch die ganze Welt gereiſet; kann zeichnen, wie ein Maler; rechnet, wie ein Schulmeiſter. Er heißt nur Salomon Weiſe; aber der Kerl könnte wohl der weiſe Salomon unter allen Schreinergeſellen heißen.“

„Vortrefflich, lieber Meiſter. Aber damit iſt nicht Alles gethan. Wer bei mir arbeitet, muß einen ſtillen, ehrbaren Wandel führen; nicht fluchen, ſchwören und unnützes Geſchwätz treiben. Ich wollte, Er hätte Seinen Salomon Weiſe nur auf die Probe genommen. Hör' er mich mit Geduld an, lieber Meiſter. Fürnen iſt unchriſtlich!“

Meiſter Leonhard zerriß beinahe vor Zorn ſeine Mütze, die er zwiſchen den Händen hielt. „Herr, ich bin der Meiſter, und muß wiſſen, wer mein Geſell iſt, und ob er mir taugt!“

„Gut, lieber Meiſter; da ich aber für das, was ich fordere, bezahlen will, ſo thut Er mir ſchon die Gefälligkeit, und achtet auch ein wenig auf meine Wünſche. Ich mache mit Ihm folgenden Akkord. Er ſchickt mir Seinen Geſellen, Ge-

fällt er mir: gut. Wo nicht: ſo zahle ich den Lohn für ſo viel Zeit aus, als er zu fordern hat, und man läßt ihn ziehen. Wir ſuchen uns einen andern, der mir anſtändiger iſt.“

Meiſter Leonhard machte ein ärgerliches Geſicht, ſagte kurzweg: er wolle ſich darüber noch beſinnen, und ging davon. Sein ganzer Stolz war durch die ſeltſamen Bedingungen aufs Tiefſte gekränkt. — „Lieber Waſſer und Brod daheim,“ brummte er, indem er durch die hohe Pappelallee des Gartens hinging, „als bei ſolchem Heilandsbruder Braten verdienen. Der bringt neue Moden auf, und will uns Meiſtern die Geſellen verdingen und anſtellen. Was? Und bei mir fuge und paſſe nichts? Was verſteht er darunter? Habe ich trockenes Holz, arbeit' ich trotz dem Beſten! Das muß mir der alte Narr nicht ſagen.“

So zankte Meiſter Leonhard, bis er zu Hauſe kam. Da ſchimpfte er auf die Sektirer und Herrnhuter ärger noch, als der orthodoxe Vormittagsprediger; ging aber nie mit der Sprache hervor, warum er eigentlich ſo aufgebracht ſei? Inzwiſchen wollte er doch auch den guten Verdienſt im Selberſchen Hauſe nicht verlieren, ließ Fünf gerade ſein, und befahl ſeinem Geſellen, in das Herrnhuterhaus zu gehen. Alles Werkgeſchirr und Holz ward hingeführt.

Man ſieht ſchon aus dieſem Beiſpiel, warum

Herr Daniel Selber wenig Freunde, selbst bei den Handwerksleuten, hatte. Die Einen ärgerten sich über ihn, weil er nicht bei ihnen arbeiten ließ; die Andern, weil sie bei ihm arbeiten mußten.

Herrnhutischer Geist.

Darin hatte Meister Leonhard Recht, sein Gesell Salomon Weise hätte verdient, der weise Salomon zu heißen. Denn binnen acht Tagen hatte er Herrn Selbers volle Gunst erobert, insofern ein solches Weltkind der Gunst eines solchen Heiligen fähig war. Unverdrossen arbeitete der junge Mensch vom Morgen bis zum Abend; bewies viel Geschicklichkeit, und schwor nicht, fluchte nicht, trieb kein unnützes Geschwätz, sondern — redete fast kein Wort, ausgenommen wenn er gefragt ward. Er schien sogar recht geflissentlich zu meiden, mit Herrn Selber ins Gespräch zu kommen. Hatte er Feierabend, so pflegte er noch — dazu hatte er sich Erlaubniß gebeten — in der schönen großen Gartenanlage zu lustwandeln zwischen den blühenden ausländischen Bäumen und Gesträuchen. Sorgfältig wich er selbst da aus, Jemand zu begegnen. Er schien ein stiller, sehr in sich verschlossener Jüngling zu sein, und gute Erziehung genossen zu haben. Immer betrug er sich mit vielem Anstand und einnehmender Be-

ſcheidenheit. Auch ſein Aeuſſeres ſprach vortheilhaft für ihn; es war in der Haltung ſeiner ſchlanken Geſtalt etwas Edles, in ſeinem Mienenſpiel etwas Seelenvolles. Das lichtbraune Haar, wie es ſich wild um ſeinen Kopf kräuſelte, ſtand ihm recht gut an, und in ſeinen lebhaften, glänzenden Augen lag etwas ſo wunderbar Sicheres, Klares, Durchdringendes, daß man ihm nicht, ohne eine Art Ehrfurcht zu fühlen, hinein ſah. Er mochte ein Alter von fünfundzwanzig Jahren haben.

Herr Selber bewies ihm bei vielen Gelegenheiten Wohlwollen. Der Schreinergeſell erwiederte immer mit kalter Höflichkeit, und ward, durch alle Aeuſſerungen der Güte gegen ihn, nicht zuthunlicher. Herr Selber ſtand oft Stunden lang bei ihm an der Hobelbank, und ſah ſeiner Arbeit zu; aber es koſtete Mühe, dem Burſchen mehr als ein trockenes Ja oder Nein abzugewinnen. Gerade das war's, was Herrn Selber anzog und für den jungen Menſchen gewann, den irgend ein Kummer zu drücken ſchien — vielleicht Geldnoth.

Eines Abends, da Herr Selber durch die Irrgänge des Gartens luſtwandelte, fand er den einſamen Salomon unweit des Wohnhauſes, im Gebüſch auf einem Ruhebänkchen; in der einen Hand ein halboffenes Buch, in der andern ein

Schnupftuch, mit dem er sich die Augen trocknete. Die Töne des Fortepiano's klangen von oben herab durch ein offenes Fenster in die Stille des Gartens.

„Warum so traurig, mein Freund?“ fragte Herr Selber den Schreiner, welcher die Thränen und das Buch zu spät verbergen wollte. „Er ist wohl nicht ganz glücklich?“

„Wer sagt Ihnen das?“ erwiederte Salomon finster und mit verdrießlichem Tone. „Ich bin sehr glücklich, und eben jetzt am meisten.“ Er sagte das auf eine Art, die zu fühlen gab, wie unangenehm ihm die Störung sei.

„Glücklich? Aber Seine nassen Augen, mein Freund, scheinen etwas Anderes zu sagen. Hat vielleicht das Buch —“

— Ganz und gar nicht.

„Darf ich's sehen?“

— Warum nicht? Ich fand es im Hause meines Meisters, und nahm es für die Langeweile. Es ist Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi. Ich kannte es längst schon dem Namen nach.

„Möge der Herr das heilige Wort an Seiner Seele segnen! Lieber Freund, Herz gegen Herz! Bewegte nicht in diesem Augenblicke etwas Göttliches Sein Gemüth?“

— Warum sollte ich's Ihnen verhehlen? Ja.

Ich war in den Himmeln Gottes. Aber nicht durch dies Buch ward ich erhoben, ſondern durch die Heiligkeit des Abends, die mich umgibt, und durch die Saitenklänge, die mir ſo wohl thun. Muſik iſt immer ein Seelenwein. Sie berauſcht mich. Ich gedachte meiner längſt verſtorbenen Mutter, und es überwältigte mich Sehnſucht nach meinem entfernten Vater. Ich freute mich meines Lebens und meines Todes, meiner Auflöſung in Gott und des Einswerdens mit ihm und allen meinen Geliebten. Sie ſehen, ich ſpreche noch im Rauſch. Sie verſtehen mich doch nicht.

„Wohl verſtehe ich Ihn. Doch möchte ich eine Frage thun. Von welcher Religion iſt Er, mein Freund?“

— Ich gehöre zum evang:liſchen Glaubensbekenntniß; und das iſt nicht meine Religion, ſondern das äuſerliche Kleid meines innern Glaubens.

„Und, mein Freund, dieſer innere Glaube?“

— Das iſt das Unausſprechliche, wodurch ich eins bin mit der Gottheit und allem was göttlich iſt. Könnte ich's ganz ausſprechen, ſo wäre es nicht mehr mein Inneres, ſondern nur wieder ein Kleid des Innern. Die innere Religion, Herr Selber, iſt die Gemeinſchaft meines Ichs mit Gott, iſt das Athemholen meiner Seele. Ich kann Ihnen wohl meinen Leib, den Schleier des Gei-

ſtes, zeigen, aber nicht mich ſelbſt. So ſehen wir auch Gott nicht, ſondern nur ſein Gewand, das Herrliche, worin er vor uns ſchwebt, worin wir ihn erfaſſen. Aber brechen wir davon ab.

„Nein, mein Freund!“ rief Herr Selber gerührt und erſtaunt, ſetzte ſich zu dem Schreiner auf die Bank und ergriff mit Herzlichkeit deſſen Hand. „Warum aufhören, da wir vom Beſten anfangen? Sprechen wir nicht vom Höchſten und Schönſten, was die Menſchheit hat? Ich weiß Sein Wort, Sein offenes Vertrauen zu würdigen. Brech' Er nicht ab. Reden wir noch vom Herrn. Er ſagte mir etwas Dunkles. Was ſoll das Gewand Gottes ſein, worin wir ihn erfaſſen?“

— Herr, wir ſehen Gott, wie wir Menſchen ſehen; er iſt unſern Augen und Ohren offenbar, wie ein Menſch dem andern. Unſer Gott iſt ein lebendiger, ſichtbarer Gott, wie ein lebendiger Menſch dem andern erſcheint. Aber der innere unſichtbare Menſch wird nicht mit den Sinnen erkannt, ſondern nur ſeine Hülle, der Leib; und der unſichtbare Gott ſchwebt hinter ſeiner Hülle, in der er ſich uns kund thut, das iſt die Natur. Die iſt ſein Leib. Aber ſpreche ich mit dem Menſchen, ſo iſt's meine Seele, die zur Seele redet; ich rede nicht zum Leibe, ſo wenig als zu einem Felſen. Denn aller Leib an ſich iſt todt. Eben

so rede ich nicht zur Natur, sondern zum Unsichtbaren, zum Allerheiligsten dahinter.

„Mein Bruder!“ rief Herr Selber: „Ja, du bist's! — Aber sage mir: ist dir der gar nichts, der uns die Majestät Gottes und unserer eigenen unsterblichen Seele geoffenbaret hat? Warum schweigst du von Jesu?“

— Ich rede ja immerdar von ihm, indem ich durch ihn und mit ihm rede. Meine Ansichten, habe ich sie nicht von ihm? — Ich gedenke sein mit heiliger Ehrfurcht. Doch nenne ich den König lieber, als den Gesandten; den, zu dem ich durch ihn geführt ward, lieber als den Mittler.

„Aber, lieber Bruder, sind wir nicht Alles durch ihn?“

— Alles durch Gott.

„War Gott nicht in ihm geoffenbart?“

— Wie in Allem.

„Ist er nicht unser Haupt?“

— Gott, der auch Christi Haupt ist, den Christus auch Vater nennt.

„Sind Vater und Sohn nicht eins?“

— Allerdings. Darum bin ich auch eins mit Gott.

„O mein Vater! Du schwebst mit deinem Geist auf einer unnatürlichen Höhe, in der du dich nicht immerdar mit gleicher Kraft erhalten kannst.“

— Jedem Vogel wächst sein Fittig. Er fliegt nicht weiter, als ihm wohl ist.

„Ich dachte einst auch, wie du. Meine Sehnsucht zum Höchsten riß mich über mich selbst hinaus. Aber ich fühlte, daß ich unnatürlich und mir selbst zum Widerspruch ward."

— So lange wir in der Wahrheit sind, begegnet uns kein Widerspruch in ihr.

„Mein Bruder, es gibt zweierlei Wahrheit, die der Erkenntniß und die des Seins. Die Wahrheit der Erkenntniß ist die philosophische; die des Seins die christliche. Erkenntniß aber ist nur ein Theil des Seins und Lebens; philosophische Weisheit nur ein Theil der Jesusweisheit. Christliche Wahrheit aber umfängt und durchdringt das ganze Sein, ist das wahre Dasein selbst. — — Der Mensch hienieden ist nicht blos ein Anschauendes, ein Erkennendes; er ist ein vielartiges Leben; das Zentrum seines Lebens das Gemüth. Da hervor, da zusammen gehen seine Kräfte insgesammt, wie Strahlen einer geistigen Sonne: die Erkenntniß und der Wille, die Empfindung und Erinnerung, der Gedanke und die Lust. — Wahrheit ist in jedem Einzelnen von diesen, aber das Leben ist in Aller Gesammtheit. Die Wahrheit ist eine Frucht des Lebens; aber das Leben ist Wurzel, Stamm und Verzweigung selbst von Allem. — Du, mein

Bruder, daß freilich die Wahrheit, aber auch nur sie allein; darum bist du in einer unnatürlichen Stellung, weil du nur in einem Theile von dir da bist. Auch ich war einst wie du, bis Jesus mein Arzt und Heiland ward. Da sank ich in seine Arme, kraftlos und nun in ihm genesend und selig. Ich hatte vorher, wie du, die Wahrheit der Erkenntniß, und war in allem meinem Uebrigen todt. Nun aber genas ich in Christo zu meinem ganzen, vollen Leben; nun kamen Erkenntniß und Wille, Empfindung und Erinnerung, die schöpferische Einbildungskraft und die bewahrende Gedächtnißkraft, nun das Erste und Letzte, das Hochste und Tiefste in mir zu Wohllaut und Einklang. Vorher dachte ich, philosophirte ich, wie du; nun lebte ich. Vorher hatte ich die Wahrheit der Erkenntniß, nun die Religion. — — Hast du vorhin nicht selbst gesagt, die innere Religion sei das Athemholen der Seele? Siehe, das ist sie. Nun ist Christus mein Leben; nicht blos durch die Offenbarungen, die er meiner Erkenntniß mittheilte; nicht blos durch die Heiligkeit der Lehre, die er meinem Willen gab; nicht blos durch die Seligkeit, die er mit den Ahnungen eines Künftigen meinem Gefühl mittheilte — nein, Bruder, dadurch, daß er mir in Allem Alles verlieh; daß er mich, der nur in einzel-

nen Theilen meines Selbſtes lebte, vom Tod erweckte und zum vollen Leben in meinem Geſammtweſen brachte; daß er mich mit ſich und der Gottheit gleichſam in Eins auflöſete und verſchmolz. Nun ward mir erſt Licht über ſeine Worte, und über mich ſelbſt. Vorher verſtand ich ſie nur mit einem Theile meines Ichs, mit dem Verſtande allein; nun verſtand ich ſie in meiner ganzen Natur; nun fand ich einen ſichtbaren Uebergang der Welt in das Reich Gottes. Und je mehr ich in dieſem Leben aufſtehe, je heller und ſchöner wird mir das All. Nur das Einzelnleben in einer einzigen Kraft unſers Ichs bringt Widerſpruch hervor und iſt Krankheit, Tod, Sünde. So, wer nur vorzüglich in der Sinnlichkeit ſein Heil ſucht; ſo, wer ſeine Ruhe nur in Erkenntniß und im Wiſſen allein ſucht. Aber durch Jeſum verſchmelzen Erde und Himmel, Zeit und Ewigkeit, Leib und Geiſt in ein unzertrennliches Eins; und alles iſt mit und durch einander da, nicht wider einander. Das Geiſtige verklärt mein Irdiſches; das Irdiſche iſt die goldene Schaale der geiſtigen Perle. Indem alle Widerſprüche in mir aufhören, hören in mir alle Pflichten auf. Es gibt dann kein Sollen mehr in mir, ſondern nur ein ſeliges Wollen. Wer in Jeſu lebt, hat keine Pflicht mehr, ſondern nur Liebe, durch

die er Alles iſt und zu Allem mächtig. Ach, mein Bruder, wären wir da! Da iſt Vollendung der Menſchheit!“

Herr Selber ſprach mit großer Bewegtheit. Sein Angeſicht ſchien von einem Lichte zu glänzen. Er lächelte ſanft auf Salomon, und ſtand auf. „Mein Bruder, ich weiß nicht, ob du mich verſtanden haſt, doch nicht blos mit dem Verſtande. Möge der Geiſt des Herrn dich durchdringen. Ich will ihn darum anflehen. Ich küſſe dich mit dem Kuſſe des Friedens.“ Er küßte ihn auf die Stirn und begab ſich hinweg. Es ward ſchon dunkel. Die Sterne zitterten in der von überhangenden Zweigen finſtern Laube. Von oben her tönten Silberklänge der Saiten durch die Gebüſche, wie Töne des Himmels. Salomon war in einer der heiligſten Stimmungen. Er ging tiefer in die Irrgänge von Bethanien. Wo es am dunkelſten war, kniete er hin, legte ſein Antlitz betend in das kühle, bethaute Gras. In den Abenthau floſſen ſeine Thränen.

Fortſetzung des Geſprächs.

Als Salomon folgendes Morgens zur Arbeit nach Bethanien ging, und die hohen italieniſchen Pappeln in der Ferne ſah, die wie eine grüne Mauer den Garten und das Landhaus von der

übrigen Welt trennten, näherte er sich mit ganz andern Empfindungen, denn ehemals. Das gestrige Gespräch hatte ihm großes Nachdenken verursacht; er hatte sich die Hauptsätze von Selbers Reden noch den gleichen Abend aufgeschrieben; er hatte sie am Morgen beim Erwachen wieder gelesen. Es lag darin etwas, das ihm vorher nie in die Seele gekommen. Je öfter und besonnener er las, je deutlicher ward ihm der große Sinn. Da war keine Schwärmerei, kein mystisches Träumen und Empfindeln, sondern etwas Ueberzeugendes und Rührendes. Es war eine Auslegung der Schrift, eine Darstellung vom Mangel aller menschlichen Schulweisheit, wie sie ihm nie begegnet war. Ihm fielen manche Worte Jesu und seiner Jünger ein, die ihm nun in vollem und herrlichstem Lichte da standen, während er sie sonst wie halbe Räthsel betrachtete, unverständlich durch ihr Alterthum. — Religion war ihm von jeher ein heiliges Gut gewesen; nun war ihm, als hätte er jetzt erst begriffen, was Religion sei; als hätte er bisher nur den Namen, höchstens ein Bruchstück davon gehabt.

Bei dem allen konnte er sich nicht eines gewissen Mißtrauens gegen sich selbst erwehren, weil er vorher immer mit Vorurtheilen gegen die Herrnhuter erfüllt war. Er wußte, daß Herr Daniel Selber zu dieser Sekte gehörte, und wußte, wie

unvortheilhaft im Ganzen die Stadt über den Mann urtheilte. Daher war gekommen, daß er, voll natürlichen Ekels gegen alles Andächteln, Frömmeln und Heucheln, ſich niemals mit Herrn Selber ins Geſpräch hatte verflechten laſſen wollen. Nun aber erſchien ihm dieſer Mann ganz anders. Er erblickte in ihm einen Menſchen voll tiefer Religioſität, dem, wie er nun einmal war, bei gewöhnlichen Menſchen nicht wohl ſein konnte. Er verzieh ihm die herrnhutiſche Abſonderungsſucht, und dachte: wohl dem, der ſich ganz ſelbſt leben kann.

Wie Salomon durch die hohe Gartenthür in die ſaubern breiten Wege zwiſchen den grünen Raſenbeeten und blühenden Baumgruppen in Bethanien eintrat, ward ihm, als träte er in das Heiligthum eines einſiedleriſchen Weiſen, der von der Welt nicht verſtanden wird, und ihr daher gern aus dem Wege geht. Zwar ſchon immer heimelten ihn dieſe ſtillen Schattengänge, dieſe freundlichen Ordnungen, dieſe Sauberkeit und anmuthige Einfalt der Dinge an, die zu Bethanien gehörten. Aber doch hatte er bis dahin nichts anderes darin erblickt, als eine den Herrnhutern eigenthümliche Weiſe, einen äuſſerlichen, gefälligen Schein, ein demüthiges Prunken mit Einfachheit, eine Vorſpiegelung innerer Reinigung durch äuſſerliche Reinlichkeit. Jetzt glaubte er auch dies zu-

fältige Außenwesen besser zu verstehen, und ehrte es als die Wirkung eines Geistes, der die Harmonie seines Innern über Alles verbreitet, was zu ihm gehört.

Er ging in die Werkstätte zur Hobelbank. Er sah Herrn Selber den ganzen Tag nicht. Salomon sehnte sich jetzt, dem merkwürdigen Mann näher zu werden.

Als er in der Feierstunde fortging, suchte er doch noch den Platz des gestrigen Abends auf. Der war ihm lieb geworden. Des Fortepiano's Saiten klangen wieder leise durch die Bäume nieder, und auf dem Bänkchen, zu dem er wollte, saß schon Herr Selber.

Dieser stand mit freundlichem Lächeln auf, reichte ihm zum Gruße die Hand und sagte: „Es hätte mir leid gethan, wenn ich dich vergebens erwartet haben würde, mein Bruder. Ich hätte glauben müssen, was wir gestern sprachen, habe dich leer und kalt gelassen.“

— Nein, erwiederte Salomon: vielmehr, den ganzen Tag hatte ich Sehnsucht, Ihnen für den gestrigen Abend zu danken. Sie haben mich mir selbst deutlicher gemacht. Doch fürchte ich, es wird schwer sein, Ihre Ansicht der Religion in das Wirkliche überzupflanzen. Es wird schwer sein, den Einklang alles Irdischen und Geistigen in sich herzustellen. Der Eine bleibt mehr im Er-

kennen, der Andere mehr im Gefühl behangen; hier hat die Sinnlichkeit das Uebergewicht, dort die nach Vollendung ſtrebende, weltverachtende Seele.

„Du willſt ſagen, mein Bruder,“ erwiederte Herr Selber, „es ſei ſchwer von einer Krankheit zu geneſen. Fürchte dich nicht. Wir vermögen Alles durch Jeſum. Er gibt uns die unſer ganzes Weſen durchdringende Arzenei; und hat ſie uns ganz durchdrungen, dann ſind wir geheilt. Dies iſt aber die Liebe, in der er geſtorben iſt für uns. Darum liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt, Gott über alles. Du ſollſt aber Gott lieben nicht blos in deinen Gefühlen, auch nicht blos in deinen ehrfurchtsvollen Erkenntniſſen, ſondern von ganzem Herzen, von ganzem Gemüthe, in allen deinen Kräften. Lerne lieben, leben in Liebe, leiden in Liebe, aufopfern in Liebe, ſterben in Liebe. Siehe, dann biſt du im Seelenumgange mit dem Heilande, dann in ſeiner Nähe. Es iſt wahr, du kannſt auch Gutes thun ohne Religion, aus blos tugendhaften Grundſätzen; aber die Stürme der Sinnlichkeit ſtürzen die feſteſten Grundſätze der Vernunft. Haſt du es nie erfahren? Zwar du kannſt gut ſein durch natürliches Temperament, durch dein weichgeſchaffenes Herz; aber eben dieſes kann oft von Trugſchlüſſen des Verſtandes geblendet werden. Haſt du es nie erfah-

ren? Du mußt lieben und gut sein durch dein ganzes Wesen, weil du nicht anders kannst, weil du eins bist mit Gott. Irren kannst du auch dann noch, aber böse sein nicht mehr. — Willst du aber diese Jesusliebe, diese Arzenei: so verläugne die Welt und nimm dein Kreuz auf dich, folge ihm nach. Weißt du aber, wie man der Welt entsagt und sich von ihr losreißt? — Es geschieht darin, daß man nicht ihr, sondern sich selber gehört. Man gehört aber sich selber, wenn man durchaus wahr ist, und nicht besser, nicht schlechter scheinen will, der Welt zu gefallen, als man wirklich ist. Fürchte Gott und scheue Niemanden. Sei wahrhaft in Wort und That, dann bist du nicht mehr von der Welt verschlungen und beherrscht, dann bist du du selbst. Dann hörst du auf, glänzen zu wollen und Flittern zu borgen, die dir nicht gehören; dann wirst du wandeln in Einfalt und Demuth, verkannt von den Leuten und doch ohne Furcht vor Menschen. Zwar immer werden wir bei allem Ringen und Streben unsere Unvollkommenheit empfinden; immer werden sich die alten Schmerzen und Lüsternheiten unserer Krankheit wieder regen: aber wir kennen unsern Arzt und sein Erbarmen: es thut uns wohl, bei allem Gefühl unserer Elendigkeit, auf seine Liebe hoffen zu dürfen. Gerade unsere Schmerzen machen uns den Heiland und Arzt

Univ. Bibl. München

werthvoller; es iſt ſelbſt im Wahrnehmen unſerer Armenſünderſchaft etwas Seliges.“

Salomon drückte mit Herzlichkeit die Hand des frommen Daniel und ſprach: Bis hieher hörte ich Sie mit Vergnügen an. Aber, verzeihen Sie meiner Freimüthigkeit, jetzt miſcht ſich in die Erhabenheit Ihrer Vorſtellungen doch etwas von herrnhuteriſchem Sauerteig. Das Süßliche, Spielende, Bildliche verdrängt das Reine, Klare, Hohe, und gibt uns Schattenwerk, ſtatt des Weſens. Ich glaube, Sie, Herr Selber, bedürfen deſſen nicht; ich kann ihm keinen Geſchmack abgewinnen. Aber vielleicht iſt Ihnen das Bildliche bedeutungsvoller durch daran hängende Nebenvorſtellungen, die ich noch nicht daran knüpfen lernte; vielleicht übt auch nur Gewohnheit und Umgang mit Ihrer religiöſen Brüderſchaft ein Recht an Ihnen aus; immer aber leitet das Spielen mit Bildern zu weit ſeitwärts ab in das Feld unfruchtbarer Phantaſie und Empfindelei. Es ſtört den Einklang der geſammten Gemüthskräfte, den Sie ſelbſt wollen, und die prüfende, ruhige Vernunft ſteht wie eine verſtoßene Weiſe dabei.

Der fromme Mann ſchwieg, und ſah lange vor ſich hin. Endlich ſprach er kaum hörbar leiſe: „Es iſt wohl möglich!“

Salomon fürchtete ſehr, ihn beleidigt zu ha-

den; er setzte im Allgemeinen zum Lobe der herrnhutischen Verbrüderungen einige Worte hinzu.

„Nein, mein Freund,“ sagte Herr Selber, „du hast mich nicht beleidigt, weil du sprachst, was in dir wahr ist. Ob du in der That vortheilhaft von dem herrnhutischen Leben denkst, weiß ich nicht; daß du aber keine andere als diese Lebensweise ergreifen könnest, wenn du von dem, was ich bisher und gestern gesprochen, ergriffen und wahrhaft überzeugt bist, daran zweifle ich kaum.“

— Führten Jesus auf Erden und seine ersten Jünger dies Leben? Sonderten sie sich von der Welt ab?

„Ja, weil ihr ganzes Inneres anders als die Welt war. Daher wurden sie von der Welt nicht erkannt, sondern verfolgt.“

— Ihr Gedanke freilich war nicht der Gedanke der Welt. Aber sie stifteten darum nicht eigene Gebräuche und Feste; sie blieben darum nicht unter sich, und von Andern abgeschieden. Jesus ging zu den Zöllnern und Sündern am liebsten; und die Apostel trennten sich, um in alle Welt zu wandern und die Völker zu belehren.

„Ich gebe dir Beifall, mein Bruder. Nach Jesu Tod aber wohnten die Jünger beisammen. Dann reiseten sie von einander, um neue Gemein-

den verbrüderter Christen zu stiften. So entstand die erste Kirche im Urchristenthum."

— Aber, Herr Selber, bald ging die Religion in der Kirche unter, und das innere Leben, der Glaube ward von den äussern Gebräuchen verrätherisch erdrückt.

„Nicht alle erkrankten, die den Namen Christi führten. Immer regte sich die heilige Sehnsucht nach dem Höchsten und Wahrsten, und Jesus ward wieder lebendig in vielen Todten. So entstanden neue Kirchen, neue Gemeinden. So auch unsere Brüdergemeinde. Viele Heerden und ein Hirt Aller; viele Laufbahnen, ein Ziel."

— Ich bin ein Christ, Herr Selber; aber mir thut weh, Bekenner einer Kirche sein zu müssen. Und wenn ich öffentlicher Zucht willen die Kirche noch liebe, thut mir weh, in der Kirche wieder ein Kirchlein, in der Glaubenspartei wieder die Sekte zu sehen. Könnten Sie nicht Bekenner Jesu sein, ohne Herrnhuter zu heißen? Was hat mit dem Glauben an den Sohn Gottes eure äusserliche Absonderung, eure halbklösterliche Gemeinordnung zu schaffen? Ach, Herr Selber, wandelten heut Christus und die Apostel durch die Länder der Christen, in welcher Kirche oder in welchem Glaubensbekenntniß würden sich die Heiligen wieder erkennen? Zu welchem würde der Herr mit besonderer Vorliebe sprechen: ihr seid

meine Auserwählten! Petrus, der Jünger, würde er nicht noch einmal sagen: in den katholischen und lutherischen Tempeln, in den nackten Kirchen der Reformirten, in den Erbauungssälen der Brüdergemeinden — überall, in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist Gott angenehm!

Leise antwortete der fromme Mann: „Ich glaube, so würde er.“ Nach einigem Bedenken sagte er zu Salomon: „Die Form ist hinfällig; der Glaube ewig. Aber das Irdische ist die Krücke des Geistigen, so lange dieses einer Krücke bedarf. Wie der Mensch, so ist sein Alles, auch sein Religiöses, aus Sterblichem und Unsterblichem zusammengebaut. Der schaffende Geist wirkt von innen nach aussen, und verwandelt die Welt, so weit er mag, sich selber zum Ebenbild. Da entsteht die Form von selbst, wie die wunderbare Korallenverzweigung um die darin lebende Kraft der Thierpflanze. Die ganze Natur ist die Form, in welcher sich der Geist Gottes ausspricht.“

Salomon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Nun denn,“ fuhr Herr Selber fort, „so gestattet dem Geiste jeder Glaubensgemeinde ihre Kirche, und tadelt den evangelischen Brüdern nicht, daß sie Menschen sind und des Menschlichen bedürfen, wie ihr Andern, zu ihrer Erbauung und Erhebung. Die Erfahrung lehrt es uns täglich,

daß die Form auch wohlthuend auf den Geist zurückwirke; daß, wenn das Höhere in uns erschlafen will, das Niedere, das Sinnliche, das Irdische seine beste Stütze wird. Das stille Bündniß frommer Seelen mit dem Heiland des Lebens ist's, was uns eigentlich zur Gemeinde Jesu macht; nicht unser Betsaal, nicht die stille Andachtsfeier, nicht das Brüder- und Schwesternhaus, nicht unsere Begehung des Liebesmahls, nicht der Schmuck unsers Todtengartens, nicht die äussere Ehrbarkeit und Einfalt des häuslichen Wandels, nicht der Bruder- und Schwestername, mit welchem wir einander grüßen, nicht der Bruder- und Schwesterkuß, mit welchem wir den Neuankommenden feierlich in unsere Gemeinschaft aufnehmen."

Salomon nickte abermals stillen Beifall.

„Aber läugnen wir denn auch nicht, der Geist bedarf der irdischen Hilfsmittel zur Erfrischung eines ermattenden Willens, zur Belebung ersterbender Gefühle, zur Erhebung des ganzen sinkenden Gemüths. Raube der Lilie nicht die Erde, worin sie wurzelt, damit sie ihre klare Blume heben und aufschliessen könne! — Läugnen wir nicht, daß wir zum Schutz unsers innern Heiligthums ein starkes Bollwerk gegen den zerstörenden Sturm der Welt draussen nöthig haben. So mahnt die zärtliche Benennung, in der wir uns als Brü-

der und Schweſtern empfangen, an die ewige Liebe, welche alle Seelen unter ſich und mit dem Herrn vereinen ſoll. So mahnt die ſtille Würde und Ruhe, welche unſerm Betragen vorgeſchrieben iſt, an die ewige Sabbathsſtille unſers Herzens, und wehret ſelbſt den Ausbrüchen der Leidenſchaften und damit ihrem Wachsthum ab. So mahnet äuſſere Einfalt und Reinlichkeit auf die innere Reinheit des Gemüths und deſſen Adel, welchen wir nicht beflecken dürfen. Ein veredelter Geiſt veredelt ſeine Sinne und alle irdiſche Umgebung. Er ſcheut die Hoffart des Glanzes, aber liebt die gefälligen, ihm entſprechenden Formen, den lieblichen Anſtand, die Bedeutſamkeit ſeiner Schöpfungen. Er macht, was an ſich Staub iſt, göttlicher, weil er Alles zum Sinnbild ſeiner ſelbſt macht.“

Salomon rief: O wäre dieſer Geiſt in Allen, die zur Brüderunität gehören! Iſt er's?

„Ich zweifle faſt daran!“ antwortete Herr Selber. „Aber iſt auch mein Gedanke vielleicht nur der Gedanke Einiger, iſt doch, was in meinem Gemüth liegt, das Leben und Eigenthum der Meiſten. Und die da krank ſind: in unſerer Ordnung und Zucht finden ſie das beſte Krankenbett, die ſichere Arznei. Viel liegt am Erdreich, ob die Pflanze gedeihe; viel an der Erziehung, was der Menſch werde.“

— So ist denn die Brüdergemeinde eigentlich als ein religiöses Krankenhaus zu betrachten! sagte Salomon: und die äussere Zucht und die äussere Sittsamkeit der Geberden nur wie ein Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten zu betrachten?

„Lieber Salomon, kannst du von irgend einer Kirche und ihren Einrichtungen etwas Schöneres sagen? Ich glaube gern, auch unter uns mögen sein, die von aussen Reinlichkeit ohne innere Reinheit haben. Doch verdamme nicht um Einiger willen Alle. Diese Stellung, welche wir gegen die Welt annehmen, und daß wir mehr im Gemüth leben, als im Getümmel, mehr in der Nähe des Heilandes, als in den wilden Lustbarkeiten, die der Sinnlichkeit gar leicht ein Uebergewicht gegen den Geist geben; daß wir den Muth haben, unter den Stolzen bescheiden, unter den Ueppigen sittsam, unter den Gleisnern wahrhaft, unter den Spöttern Jesusbekenner, unter den Verfolgern liebend zu sein; daß wir die Redlichkeit haben, von denen, mit welchen wir in engerer Berührung stehen, zu fordern, sie sollen das Heilige heilig lassen — dies alles entfremdet die Welt von uns, und uns von der Welt; macht uns zum Gegenstand ihres Spottes oder Hasses. Wir gewinnen aber dabei. Denn je mehr wir verlannt

werden, je inbrünstiger wird unsere Sehnsucht zum Heiland, je flammender unser inneres Leben in Gott."

Das Gespräch der Beiden dauerte bis in die Dunkelheit der Nacht. Die Seelen beider Männer wurden immer enger und enger an einander gezogen. Selbers hoher, heiliger Sinn entzückte den gefühlvollen Salomon; und Selber wieder bewunderte an diesem den hellen, richtigen Blick, die für einen Handwerksburschen ungewöhnliche Bildung und Kenntniß, seinen Ausdruck, seine Kraft und Selbstständigkeit, neben so feinem Anstand in Allem, was er sprach und that.

Kalte Trennung.

Mit jedem Tage ging Salomon freudiger zu seiner Arbeit nach Bethanien. Mit der steigenden Hochachtung für Herrn Selber verschönerte sich alles, was er da sah und hörte. Zwar sein Arbeitszimmer war abgelegen, in einem Flügel des Landhauses; ausser dem alten Knecht und einer Magd, die ihm das Essen und Trinken zubrachten, kam den Tag über Niemand zu ihm, wenn nicht Herr Selber. Durch's Fenster sah er zuweilen die beiden jungen Frauenzimmer, wenn sie im Garten schwesterlich zwischen den Gebüschen wandelten, oder ihre blinde Mutter begleiteten und führten.

Herr Selber ward gegen seinen neuen Hausgenossen mit jedem Tage herzlicher. Er bat ihn endlich, da sie eines Abends wieder auf dem Bänkchen beisammen saßen, ihn auch des Sonntags zu besuchen; und gerade der folgende Tag war ein Sonntag. Er lud ihn ein, bei ihm und im Kreise seiner Familie zu essen. „Meine Töchter, wie meine Frau, wünschen dich kennen zu lernen, mein Bruder. Ich habe ihnen viel von dir und unsern Unterhaltungen erzählt.“ Salomon dankte für so viel Güte, aber lehnte die Einladung ab, war auch durch kein Zureden zu bewegen. Herr Selber konnte nicht begreifen, warum Salomon die wohlgemeinte Bitte um solche Kleinigkeit so beharrlich versagte. Doch drang er nicht weiter in ihn; mochte sich aber kaum der Vermuthung erwehren, Salomon habe eine geheime und tiefe Abneigung gegen nähere Verbindungen mit einer Familie, die sich streng in allen Formen des herrnhutischen Wesens bewege. Zu diesem Verdacht gab Salomon selbst Anlaß, als er im weitern Gespräch sich darüber mit einiger Härte äußerte.

Es war nämlich Herr Selber der Meinung, daß, je bestimmter eine kirchliche Form sei, je bestimmter und reiner bleibe darin der lebendige Geist derselben in seiner ersten Einfalt und Kraft. Je mehr Freiheit, je mehr Entartung und Verwilderung, je mehr Zwietracht und Vergänglich-

heit: „In jeder Kleinigkeit des häuslichen Lebens,“ sagte er, „in jeder Geberde, in jedem Wort, wäre es möglich, in jedem Gedanken, muß sich das Heilige mit dem Irdischen vermählen, muß unsere Andacht leben. Alles, alles muß ein Zeuge werden unserer Liebe zum Heilande, ein Zeichen unserer Jüngerschaft, ein Beweis unsers Strebens nach der Jesusähnlichkeit. Es spotte doch immerhin die Welt, daß der Heiland unser Eins und Alles ist; daß wir in ihm den unmittelbaren Vorsteher unserer Gemeinde erkennen; daß wir ihn gern und ohne falsche Scham nennen; daß wir unser ganzes Gemüth ihm durch die trautesten Benennungen immer enger befreunden. Wir aber fühlen: so und nicht anders kann es sein, wenn unser inneres höheres Leben fröhlich gedeihen soll. In der unaufhörlichen Nähe des göttlichen Freundes erröthet die Seele bei jeder Befleckung von einem unreinen Gedanken.“

Da nahm Salomon Herrn Selbers Hand, und drückte dieselbe mit frommer Innigkeit an sein Herz, und sprach: „Ich liebe, ich verehre Sie, mein theurer, ehrwürdiger Freund. Wenige Menschen haben mir durch ihren tugendhaften, schönen Sinn so große Hochachtung eingeflößt, wie Sie. Nennen Sie mich getrost Bruder, denn ich bin's im Geiste. Es ist in mir nichts anders, als in Ihnen. Ich bin nicht, ich war nie wider

die Zinzendorfsche Lehre; nie gegen das Wesen der evangelischen Verbrüderung. Aber eben ihre Form widerstreht mir, weil sie verderblich ist und wider Christi Geist und Gottes Stiftungen."

Herr Selber sah ernst zu dem Jüngling auf. „Ich war," fuhr dieser fort, — „ich war zu Neuwied im Betsaale, ich weinte Thränen der Rührung unter dem sanften Gesange der Gemeinde; ich ward entzückt durch des Vorstehers milde Rede an das Herz seiner Brüder und Schwestern. Ich empfand die Nähe Gottes in den Tempeln der römisch-katholischen Kirche, und verließ keine Messe ohne tiefbewegtes Gemüth. Ich kniete fast täglich zu Smyrna in den Moscheen der Rechtgläubigen mit Inbrunst des Gebets. In den Synagogen der Israeliten umgab mich das ganze Heiligthum der alten Welt, da Gott sich den Vätern durch Moses offenbarte. Ueberall, wohin ich auf meiner Wanderschaft kam, war mir der Tempel das Anziehendste. Wo Betende vor Gottes Angesicht lagen, sah ich meine Brüder, und ich betete mit ihnen zum gemeinschaftlichen Allvater. So betete Christus in den Synagogen, so lehrte Paulus am Altar zu Athen. Die Sprache, die Kleidung, das Zeremoniel, die Kirchenordnung der Leute war Nebensache, Menschliches, Hülse. Was Gott duldet, soll der Mensch ehren.

„Es iſt heilſam und geziemend, daß der Leib ſein Gewand habe und der Glaube ſeine Kirche. Aber die wahre Kirche der Gotteskinder iſt eine unſichtbare, alle Kapellen, Kirchlein, Moſcheen, Synagogen und Dome der Völkerſchaften und Religionsparteien umfangend. Dasjenige Kleid iſt dem Leibe aber das beſte, welches ihn in Entwickelung ſeiner Kraftanſtrengungen am wenigſten beengt und drückt; und diejenige Kirche iſt dem Geiſte die angemeſſenſte, welche ſeine Freiheit am wenigſten lähmt. In unendlicher Mannigfaltigkeit, wie die Pflanzen, wie die Thiere auf Erden, wie die Sterne am Himmel, ſtehen die Geiſter vor Gott. Nicht Einer kann, will und ſoll ſein, was der Andere. Gott will es nicht, darum ſtattete uns Alle aus mit verſchiedenen Gaben und Kräften; nun komme der ſterbliche Sektenſtifter nicht, und gebe allen einerlei Maas und einerlei Ziel, und ſage, zu Gott führe der Weg nur durch einerlei Kirchenpforte. Wer von den Sterblichen darf ſich unterfangen, den Geiſtern zuzumeſſen, wie viel Licht, wie viel Wahrheit ihnen tauge, oder die Bedingungen ſtellen, unter welchen ſich die Kraft des Gemüthes am edelſten äuſſere? Je reinere, freiere Luft, je geſunder das Athmen; je mehr Freiheit in der Kirche, je wahrer und eigenthümlicher und unverkrüppelter der Glaube. Darum hat Chriſtus

keine Kirche, keine Glaubenspartei, keine Sekte gestiftet, sondern ein allumfassendes Gottesreich; darin war für Juden und Heiden Platz und für allerlei Sekten.

„Wem die Formen der Brüdergemeinden wohlthun, der verbleibe in denselben. Aber keine Form ist dem Geiste gemäßer, als die er aus sich selbst hervor erst um sich her schafft. Haben Sie das nicht selbst gesagt, mein Freund? Nun aber, sind die Geister verschieden, so gönnet ihnen, sich in ihren eigenthümlichen Formen zu bewegen. So that Christus. Aber so thaten nie die Sektenstifter, keinen ausgenommen. Es war ihnen nicht daran allein gelegen, daß sie den Glauben hatten, sondern auch die Farbe und das Schild der Partei. Nicht der Glaube Christi, aber die Farben der Parteien brachten den Wahnsinn sogenannter Religionskriege in die Welt.

„Eben das in alle Kleinigkeiten des äußerlichen Thuns und Lassens eingreifende Formenwesen der Herrnhuterschaft beuget den Geist und zwänget das Leben des Glaubens, und thut der Natur Gewalt, daß sie verkrüppeln muß, und täuschet euch, daß ihr bei gleichen Formen und Liebesworten gleichen Glauben, gleiche Liebe voraussetzet. Ein feuriger, kräftiger Jünglingsmuth in die Fesseln äußerlicher Demuth und Ruhe eingeschlagen, ein hellverständiger Kopf, dem ihr die

bildlichen Ausdrücke, die kindlichen Tändeleien und spielenden Benennungen gebet, muß darin verderben, oder Heuchler werden, oder von der Gemeinde verstoßen zu werden Gefahr laufen.

„Ach, mein theurer Freund, erlauben Sie mir Freimüthigkeit. Christus ist der Vater von unser beider Glauben, nicht der Stifter von unsern äussern Bekenntnißformeln. Ich verehre in Ihnen den Christen, verehre in Ihnen den Herrnhuter; aber ich ziehe vor, Christ zu sein von aussen und innen, und anderes nichts. Wie er war, der mir mehr ist, als alle Welt, so will ich werden. — Hätte Christus ein bindenderes äusseres Schein- und Formenwerk nöthig erachtet, o mein Lieber, können Sie zweifeln, daß er es nicht erfunden haben würde, so gut als Rom und Luther, Wilhelm Penn und Zinzendorf?"

Herr Selber schwieg lange. Nach einer Weile stand er auf und sagte: die Nachtluft wird mir zu kühl. Er verabschiedete sich freundlich von Salomon und ging fort.

Der alte Rock.

Herr Selber fühlte sich durch Salomons Worte überrascht. Solche Kunde und Sprache hatte er in keinem Schreinergesellen erwartet.

Aber er fühlte sich auch gekränkt, weil er ungern sah, daß das schöne, heimliche Wesen der herrnhutischen Gemeinden verachtet werde. Gern hätte er geglaubt, es könne nur ein rohes Gemüth, ein von Weltlust trunkener Sinn die zarte, äussere Form, die ihm so wohl that, feindselig angreifen; aber eben Salomon hatte immerdar das religiöseste Zartgefühl blicken lassen. Gern hätte er dem Jüngling seinen Irrthum gezeigt; aber da fiel er unter der Macht der Wahrheit, die der Vielbewanderte ausgesprochen. Er war in und an sich irre geworden. Manches, was Salomon gesagt, hatte er schon selbst zuweilen gefühlt und gedacht; neben dem vielen Schönen im Wesen der evangelischen Brüderschaft hatte ihm viel Kleinliches, Kindisches, allzusehr das Höchste in die gemeine Sinnlichkeit Niederziehende, widerstrebt. Doch nahm er gern, mit frommem Dulderſinn, Geschmack und Vernunft gefangen unter den Gehorsam des Glaubens; legte gern dem Spielenden einen edlern Sinn unter, und hing daran mit wahrer kindlicher Einfalt. Er selbst wußte sehr gut, daß ein großer Theil der Brüder und Schwestern an den Formen und am anmuthigen Aussenwesen hingen, mehr als an dem innern Heiligthum; daß sie der Sektengeist unduldsam machte und im weltlichen Leben zur bürgerlichen Partei, wo man dem am liebsten

in seinen Zwecken beförderlich war, der zur Gemeinde gehörte; daß Eigennutz, Lieblosigkeit, vermummter Stolz, und kleinliche, boshafte Intrigue oft unter dem Deckmantel der Frömmigkeit, Liebe und Einfalt wandelten. Daher war er auch niemals wirkliches Mitglied einer Brüdergemeinde geworden, wiewohl er gern die benachbarte in ihren Versammlungen besuchte, jährlich wenigstens einmal, und zu den Brüdern hielt, und durch Rath und That den alten, schönen Sinn der Stiftung aufrecht zu heben strebte.

Jetzt war er verstimmt; er war's den ganzen Abend. Und doch reute ihn bald, sich so kalt von seinem Freunde getrennt zu haben. Am folgenden Morgen, da der erste unangenehme Eindruck verschlafen war, beschloß er sein Unrecht wieder gut zu machen. Er ging Nachmittags zu Meister Leonhard, um Salomon aufzusuchen und bei ihm Abbitte zu thun.

Er fand ihn nicht zu Hause. Meister Leonhard sagte: „Der läuft alle Sonntage davon, in Bergen und Feldern herum, sucht sich Kräuter und Blumen, und geht in keinen Gottesdienst. Aber sonst bin ich gar wohl zufrieden mit ihm. Reden kann er wie ein Buch, und arbeiten, wie kein Meister in der Stadt. Wenn er nur mehr auf sich selbst hielte. Aber da geht er mit seinem geflickten, abgeschabenen Rock, daß er sich vor

keinem Menschen ordentlich sehen lassen darf. Ich glaube, er besucht blos darum die Kirche nicht, weil er kein gutes Kleid hat."

„Er verdient doch aber ein schönes Geld bei Ihm?" sagte Herr Selber. „Wo läßt er das Geld? Ist er mitunter gern ein lustiger Bruder?"

„Ganz und gar nicht, Herr Selber, aber ein schlechter Haushalter. Er hat nichts mitgebracht, und nimmt nichts mit. Seinen ganzen Verdienst bei mir hat der Narr an die Wittwe des Schuhmachers Meyer gegeben, die neben uns an wohnt. Da hört er, die Frau habe mit ihren Kindern oft keinen Bissen Brod im Hause, seit sie krank ist; läuft er hin, und gibt ihr Alles. Ich wußte nichts davon. Kömmt vorgestern die Meyerin mit einem Arzneiglase zu mir, und sucht den Weise, und will fragen, ob sie von der Mixtur noch einmal soll machen lassen. Ich denke, die Frau sei nicht gescheut. Sie aber erzählt mir haarklein, wie der Weise ihren Kindern zu allerlei Lebensmitteln das Geld, und ihr selbst Medizin gegeben habe, davon sie gesund worden sei; und sagt, der sei ein besserer Doktor, als der Stadtarmenarzt, dessen Pillen und Mixturen bei ihr nichts angeschlagen hätten; und gewiß, es wäre ein wahrhaftiger Engel, den ihr der Herrgott in der Noth gesendet habe. Ich denke, ich sei nicht recht im Kopf oder höre nicht wohl. Aber die Meyerin

heult mir die Ohren voll, und schwört, mein Gesell sei ein Doktor und ein wahrer Engel; für den laufe sie durch's Feuer und bete für ihn alle Tage mit ihren Kindern auf den Knien."

„Hm!" sagte Herr Selber, und es zitterte sein Herz von Wehmuth und Bewunderung: „Wenn dem so wäre, so —"

„Ei, hat er's doch selbst nicht wegläugnen können, als ich's ihm vorhielt, da er von der Arbeit heimkam. Ich sagte: Hör' Er, Seine christliche Mildthätigkeit ist bei der Meyerin zwar nicht am unrechten Ort: aber sorge Er lieber erst für sich, und lasse Er sich einen honetten Ueberrock machen. Das wäre gescheuter. — Aber der Weise ist ein stolzer Monsieur. Wissen Sie, was er sagte? Meister, ist meine Hand für Ihn geschickt genug und fleißig, so bekümmere Er sich nicht weiter um meinen Rock. — Aber Himmelelement, da kam meine Frau über ihn; die hat eine Zunge, die läuft wie's Spinnrädchen, und hielt eine Rede, ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. Das hat denn doch gewirkt."

„Wie so?"

„Gestern Abend, wie ich ihm den Wochenlohn auszahle, verlangt er noch Vorschuß dazu; er wolle sich einen neuen Rock machen lassen. Nun, das habe ich ihm auf der Stelle gegeben. Denn an

dem Bnrschen ist mir gelegen. Sie sind doch zufrieden mit ihm?"

Herr Selber vermuthete sogleich, Salomon habe sich des alten Rocks wegen geweigert, bei ihm zum Mittagessen zu erscheinen. Er verließ den Meister Leonhard, mit dem er verschiedenes über die von Salomon gelieferten Arbeiten gesprochen, und ging sogleich zu der Wittwe Meyer. Hier vernahm er alles wieder, was er schon gehört hatte, aber umständlicher, rührender. Herr Selber ward auf's Tiefste bewegt. Er gab der Frau eine Unterstützung an Geld; versprach, für sie ferner zu sorgen, und bat sie, ihrem edeln Wohlthäter nicht zu verrathen, daß auch er bei ihr gewesen.

„Wahrlich, er ist ein besserer Mensch als ich!" seufzte Herr Selber, da er aus dem Hause der Wittwe trat mit nassen Augen. „Er selbst arm, entbehrt für noch Aermere; trägt lieber den alten Rock, und meidet die Gesellschaften, weil er sich in ihnen nicht anständig zeigen kann: aber in den Hütten der Nothleidenden ist er ein reicher Helfer, und thut fürstlich!"

Noch in der ganzen Wärme der ersten Begeisterung erzählte Herr Selber den Seinigen zu Bethanien, was er von dem wunderbaren Jüngling erfahren; dann auch von seinem gestrigen Gespräch mit ihm. Seine Rührung theilte sich der ganzen

frommen Familie mit „Ich will mit der armen Wittwe für ihn beten!“ sagte Frau Martha. „Er ist ein wahrer Jünger des Heilandes, arm, verkannt, und doch durch seinen Schatz im Herzen reicher, als ein Fürst!“

Maria und Susanna horchten schweigend mit heiligem Entzücken. Ihnen war, als vernähmen sie von der Wiedererscheinung der ersten Jünger des Herrn.

Die Blinde.

Indem sie mit einander redeten — sie saßen unter einer Jasminlaube im Garten —, trat Salomon daher. Herr Selder ging ihm mit freundlicher Miene entgegen. „Sie haben mich aufgesucht, wie mir mein Meister gesagt,“ sprach Salomon; „darum komme ich, Ihre Befehle zu erfahren.“

„Nur sehen, nur sprechen wollte ich Sie, und auch — auch Abbitte thun, daß ich Sie gestern so schnell verließ, damit Sie nicht glauben möchten, ich zürnte Ihnen.“ Dann führte er ihn zu der Jasminlaube, wo die Familie beisammen saß.

Es war ein schönes Bild, die drei Frauen da im milden Grün, unter Blumen — in weißen Gewändern; einfach, sittig, demüthig — die

blinde Mutter zwischen den aufblühenden beiden Töchtern. Salomon erschrack, als sähe er drei Engel da schweben. Und in der That, die Jungfrauen mochten etwas Engelhaftes haben; zumal Maria, in ihrer feinen, schlanken Liliengestalt, in ihrer zarten, anmuthigen Haltung, wo jede Bewegung eine neue Lieblichkeit gab; dazu gerechnet das schöne Haupt, von goldenen Locken umglänzt, und der seelenvolle, innige Blick der dunkeln, blauen Augen. Salomon stand in bitterer Verlegenheit vor ihnen da, in stummer Verbeugung. Der fromme Daniel aber, noch in der ersten Begeisterung, die er aus dem Hause der Wittwe mitgebracht hatte, vermehrte die Verlegenheit Salomons, da er denselben in seine Arme schloß und sprach: „Seht hier den stillen Heilandsjünger, der ohne Eigenthum ist, und nur für fremdes Heil arbeitet. Wie ehrwürdig ist dieser alte Rock! Aber denkt nur an die Segenstränen der Wittwe Meyer, und er wird euch schöner als königlicher Schmuck dünken.“

Wirklich mochten die Jungfrauen den alten Rock ganz artig finden, so kahl und kahl derselbe auch war; denn sie sahen mit verschämter Freundlichkeit gern auf den edlen Jüngling, dessen glänzende Augen sich kaum zu ihnen zu erheben wagten. Und so staubig und unmodig auch seine Stiefel, so zerstört und entschwärzt auch sein alter Rund-

hut sein mochte — es stand ihm doch alles gar nicht übel an, und es war, als müßte es so sein. Verrieth doch seine feine, weiße Wäsche, daß er Reinlichkeit und Zierlichkeit im Aeussern liebte; und hätte er Geld gehabt oder nicht für ärmere Leute sorgen wollen, wer konnte zweifeln, daß er sich nicht sehr geschmackvoll gekleidet haben würde?

„Setzen Sie sich zu uns!“ sagte die blinde Mutter, und winkte freundlich nach der Gegend, von wannen ihr Salomons wohltönende männliche Stimme klang. Es war aber nur noch ein einziges leeres Plätzchen übrig, dicht neben Marien. Ihm ward bange, theils wegen solcher Nähe, theils wegen seines unhochzeitlichen, überstaubten Kleides neben der herrnhutischen Sauberkeit. Er entschuldigte sich aber vergebens. Herr Selder wiederholte die Einladung, und schweigend that dasselbe Maria, indem sie ihrer Mutter näher rückte, seinen Platz zu vergrößern.

Er nahm von dem ihm überlassenen Raum den möglich kleinsten Theil; wiederholte, mit Scherzen über sein ungastliches Gewand, alles, was er schon zu seiner Entschuldigung gesagt hatte; und so verlegen, sogar finster er anfangs eingetreten war, kehrte bald seine ruhige, höfliche Heiterkeit zurück.

Beinahe noch anziehender als die Schönheit seiner Nachbarin Maria, die immer mit Laun

hörbarer Stimme und mit schüchternem Erröthen zu ihm redete, schien ihm Martha's Blindheit zu sein.

„Beinahe sollte ich glauben, mein Bruder," sagte Herr Selber, „du habest ärztliche Kenntnisse."

„Unbedeutende," erwiederte Saloman, „doch habe ich dadurch mir und Andern oft nützliche Dienste leisten können. Auf Reisen ist auch das Geringste brauchbar."

Martha fand in allem, was er sagte, viel Evangelisches. Auch der Herr und seine Jünger hätten die Heilkunst getrieben, und es sei schön, auch darin ihnen gleich zu werden. Und weil er ihre Augen zu sehen wünschte, trat sie gefällig am Arm ihrer Töchter aus der halbdunkeln Laube in das Helle. Salomon sah ihr lange und scharf in die verfinsterten Augen, und sagte endlich, indem Alle zu ihren Sitzen zurückkehrten: „Wünschen Sie wieder sehend zu werden?"

„Wie der Herr will!" antwortete Frau Martha: „Als ich vor neun Jahren meines Gesichts beraubt ward — es war die Folge einer andern Krankheit, — betrübte es mich sehr, und mehr, als es wohl hätte sein sollen. Doch bald hörte ich auf zu klagen. Der liebe Heiland öffnete mir die Augen des Geistes."

Herr Jesu, was haben wir je gehabt?
Mit eignen Gaben wardst du begabt.
Hier hast du uns. Willst du was Bessers, so eile,
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile.

So sprach ich, und freute mich des innern Sehens, und beweinte meine vorige Blindheit, da ich noch mit leiblichen Augen lebend war. Unsere Sinne sind die Wurzeln der Seele, die sie in das Irdische treibet; mit Glauben, Hoffnung und Liebe ranket sie in das Allerheiligste und Ueberirdische ein. Wie jene erschwachen und erkranken, wachsen und gesunden die Ranken in das Himmlische über. Je heller aber draussen, je dunkler innen. Was ich an der Welt und ihrem Anschauen verlor, habe ich im vertrautern, jüngerhaften Umgang der Seele mit dem lieben Heiland wieder gefunden. So ist die Finsterniß in meinem Innern zum Licht, und die Nacht meiner Augen zur Tageshelle meines Geistes geworden."

Salomon sagte: „Ein frommes, weises Gemüth findet in allem, was Gott sendet, sein Glück. Doch der Schöpfer stattete uns mit allen Sinnen aus, um ihn in diesem Leben aus seinen Wundern zu erkennen. Eine Krankheit ist nie Gesundheit. Würde das Wiedererblicken Ihrer Töchter, Ihres Gatten Sie nicht freuen?"

„Ach!" rief Martha: „ob ich mich freuen würde!" Sie bob langsam ihre gefalteten Hände

zum Himmel, und richtete ihr Angesicht aufwärts, als könnte sie sehen. Dann sank sie mit einem leisen Seufzer in sich zusammen, ihre geschlossenen Hände in den Schoos gestreckt, ihr Haupt auf die Brust geneigt. „Wie der Herr will!“ lispelte sie.

In Marianens und Susannens Augen funkelten Thränen. Beide nahmen die Hände der Blinden und küßten dieselben mit Inbrunst.

„Glaubst du, mein Bruder, es könne ihren Augen das Licht wiedergegeben werden?“ fragte Selber.

„Ich bezweifle es kaum!“ antwortete Salomon, und nach einigem Bedenken setzte er hinzu: „Will sich Ihre Gemahlin mir vertrauen, werde ich sie heilen.“

„Sehe hinzu, lieber Bruder, mit Gottes Beistand!“ sagte der fromme Daniel.

„Was kann man ohne oder wider Gott?“ entgegnete Salomon, und runzelte wieder die Stirn. „Ich weiß, daß ich nichts vermag ohne ihn. Aber mir ist's wie Entweihung, wenn ich zu jeder Kleinigkeit seinen Namen nenne. Habe ich einen Odemzug ohne ihn?“

„Zürne nicht, Lieber. Da ist unser Sinn verschieden, ich weiß es; die Herzen selbst sind in Einklang!“ sagte Herr Selber. „Aber traust du Dir Kunst zu, meiner Frau den Staar zu stechen?“

„Ich habe es mehrmals versucht, nie unglücklich; das letztemal in Jerusalem.“

„In Jerusalem?“ riefen Alle. „Sie waren auf den heiligen Stätten, wo der Heiland in seiner Menschheit auf Erden wandelte, liebte, duldete, starb?“

Er erzählte von seiner Reise in den Morgenländern; beschrieb, was er im gelobten Lande gesehen, und erfüllte Alle mit ehrfurchtsvoller Begeisterung. Sie betrachteten ihn beinahe selbst wie ein höheres Leben; und alles das Heilige und Wunderbare, mit welchem jene Landschaften in ihrem Gemüth lebten, schien nun auf ihn übergegangen.

So nahte der Abend. Salomon mußte mit ihnen zu Nacht essen. Er versprach die Heilung der Mutter, sobald er seine Schreinerarbeit vollendet haben würde. Umsonst bot ihm Selber Wohnung bei sich an und Geld, um sich die nöthigen Werkzeuge zu der zarten Unternehmung anzuschaffen. Ein Anderer könne die Fußboden vollenden. Salomon weigerte sich standhaft, und versicherte, die Werkzeuge zu besitzen; auch erwarte er alle Tage etwas Geld aus dem väterlichen Hause.

Seit diesem Abend ward der kenntnißvolle, fromme Schreinergesell in der Familie einheimischer; zuweilen mußte er mit derselben speisen. Man bewunderte seine Demuth, seine Uneigennützigkeit. Er war durchaus nicht zu bewegen, ein Geschenk aus Selbers Hand anzunehmen; und auch nur selten, nur mit großen Bitten erhielt man von ihm, daß er einen ganzen Abend bei der Familie verweilte. Vielmehr schien er ernster, ja trauriger als sonst zu sein. Das Geheimniß seiner trüben Stimmung fragte ihm Niemand aus, so theilnehmend, gütig und schonend auch Martha und ihr Gemahl forschten.

„Was? Traurig der?“ sagte Meister Leonhard, als sich Herr Selber eines Tages bei diesem erkundigte. „Kommt er, spielt er mit unsern Kindern, nimmt sie eins um's andre auf den Arm, auf den Kopf, und tanzt mit den Kleinen in der Stube herum, daß es eine Lust ist. Ich habe ihm eine alte Flöte von meinem Schwager borgen müssen. Da dudelt er in seinem Kämmerlein oft bis in die tiefe Nacht hinein.“

„Seltsam!“ dachte Herr Selber: „so ist er nur bei uns nicht froh. Was kränkt ihn bei uns?“

Maria hätte ihn wohl auch gern gefragt. Doch wagte sie es nicht. Alles, was Salomon that

und sprach, und Alles, wie er war, schien ihr ohnehin zu ehrwürdig, um es zu tadeln. „Man lieset auch in der Schrift," sagte sie zu ihrer Mutter, „daß der Heiland auf Erden fröhlich gewesen sei, oder gelacht habe. Aber man hat ihn oft weinen gesehen." Sie schloß ihn in ihr frommes Gebet ein, und wünschte ihm das Gefühl des Götterfriedens, welches in ihrer Brust lag.

Kam er Morgens daher zur Arbeit, durch den hohen Palmengang, im blauen Schurz und weißen Hemdärmeln, fehlte sie nie am Fenster, ihn zu sehen, von dem ihre Aeltern so oft sprachen, an dessen Tugenden sie mit Entzücken dachte, für dessen Glück sie mit so vieler Inbrunst betete, von dem sie die Heilung ihrer Mutter mit tiefster Zuversicht erwartete. Doch um den wunderbaren Jüngling schien eine unsichtbare, Alles beugende Kraft und Majestät zu walten. Denn sobald sie ihn in der Ferne erblickte, empfand sie ein süßes, heiliges Grauen und ein ehrfurchtsvolles Beben, und ihr Herz pochte lauter. Sie müßte sich dann von dem Fenster entfernen, so gern sie auch länger da verweilt hätte. Und es dauerte immer mehrere Minuten, ehe sie sich von dem schönen Schrecken ganz hergestellt fühlte. Geschah es aber, daß Salomon in Bethanien speisete und sie ihm nahe sein mußte, so hatte sie Mühe, ihr Zittern

und ihre Verwirrung zu verbergen. Solche Empfindungen erinnerte sie sich nie in der Nähe eines Sterblichen gehabt zu haben; — sie glaubte ihn auch nicht als einen gewöhnlichen Menschen, sondern als einen Heiligen Gottes ehren zu müssen. Die Niedrigkeit seines Standes machte ihn nur erhabener und apostolischer.

Der gute Salomon seinerseits, der doch das heilige Grab und Golgatha und Gethsemane gesehen, hatte in seinen Wanderungen noch nie eine so sanfte, stille Jungfrau gefunden, ein so frommes Bild der Unschuld und Hoheit, wie Maria. Seit jenem Sonntagsabend, da er sie zum erstenmal in der Jasminlaube so nahe gesehen, war ihm, der Andere vom Staar heilen wollte als wäre er sonnenblind geworden. Wer in die Sonne sieht, erblickt ausser ihr nur Flecken und Finsterniß. So ging's ihm. Es war ihm, als gäbe es auf Erden keine andern Menschen mehr als Marien; denn er sah und dachte nur sie, und Alles empfing nur Werth, insofern es mit ihr in Berührung stand oder doch gedacht werden konnte. Fern von Bethanien dachte er mit Sehnsucht und Seligkeit dahin, wo ihre Nähe jeden Strauch, jeden Grashalm verklärte. War er in Bethanien, entwich ihm aller Muth, alle Luft. Im Gefühl seiner Unwürdigkeit vor Mariens Augen Gnade zu finden, und der ungeheuern Kluft, welche zwischen ihr

und ihm durch irdische und religiöse Verhältnisse entsprungen war, verzweifelte er an der Hoffnung seines ganzen Lebensglücks. Er hatte zu Bethanien auf immer den Frieden seines Herzens eingebüßt. Das wußte er bald selbst nur zu gut. Er wußte, daß er von der Leidenschaft der Liebe unterjocht war, und wollte es doch nicht sein. Er athmete und lebte nur in dem Gedanken an die Jüngerin, und konnte doch ihren Anblick kaum ertragen. Er machte sich selbst Vorwürfe. Sein männlicher Stolz empörte sich; und doch ward es nur immer schlimmer. Entzweit in sich selber, faßte er wandelbare Entschlüsse; hoffnungslos gab er sich Hoffnungen hin; selig in seiner Schwärmerei verlachte er sich selbst.

Er vollendete inzwischen seine Fußböden. Er konnte sie nicht zierlich genug arbeiten, da künftig Mariens Fuß sie berühren sollte.

Herr Joseph Wermuth.

Wenige Tage vor Beendigung seines Werkes war zu Bethanien ein Bruder im Herrn angekommen, und zwar Herr Joseph Wermuth; derselbe, welchen das Gerücht schon längst Mariens Verlobten nannte. Auch Salomon kannte das Gerücht. Um so eifriger ward er mit Hobeln und Sägen, Zusammenfügen und Befestigen, um

bald eine Gegend verlassen zu können, die seiner Gemüthsfülle so gefährlich geworden war.

Herr Wermuth hörte in der frommen Familie oft den Ruhm des Schreinergesellen ertönen. Er nahm daher auch gern die Einladung des Herrn Selber an, denselben einmal bei seiner Arbeit zu besuchen. Salamon empfing beide mit gewohnter Artigkeit; als er aber Wermuths Namen hörte, ward es ihm wie Wermuth bitter in Mund und Herzen. Er arbeitete gelassen und ohne sich stören zu lassen fort, sah nur selten auf, und gab sehr einsilbige Antworten. Herr Wermuth, ein hübscher, wohlgewachsener, feiner junger Mann, machte sich gern an ihn; fragte sehr bescheiden nach verschiedenen Gegenden, die Salomon auf seiner Wanderschaft gesehen und nicht gesehen; ließ zuweilen einen frommen Seufzer zwischen seinen Lippen hervordringen, wenn von den Ungläubigen die Rede war, welche heut zu Tage Herren der heiligen Oerter des Morgenlandes sind; ließ mitunter seine Hoffnung blicken, daß endlich doch noch Alles ein Hirt und eine Heerde durch die Gnade des lieben Heilandes werden werde. — Trotz dem fand Salomon diesen Heiligen unleidlich; seine Sprache widerlich süßlich; sein Wesen ausgekünstelt, heuchlerisch; in seiner scheinbaren Demuth eine eigene Art Stolzes, eine fromme Vornehmthuerei, die beleidigend war. Er ath-

mete erſt wieder freier, als der künftige Schwiegerſohn dieſes Hauſes ihn verlaſſen hatte.

Sah er ihn von ungefähr im Garten wandeln neben Marien und Suſannen, dann kam er ihm noch unausſtehlicher vor. Sein geziertes Weſen neben der ſchlichten, anſpruchsloſen Würde und Einfalt der beiden Mädchen; ſeine ſteife Ehrbarlichkeit, die gar komiſch ward, wenn ſie galant werden wollte neben den beiden Frauenzimmern; ſein ewiges Lächeln und frommes Augenverdrehen machten den guten Salomon beinahe krank.

Er trat alſo eines Abends recht freudig zu Herrn Selber, da er dieſem ſagen konnte: „Meine Arbeit iſt vollendet. Ich danke Ihnen für die vielen Beweiſe Ihrer unverdienten Güte. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer Gemahlin und Tochter. Ich habe in der Stadt nur noch einige Aufträge meines Vater bei ſeinen alten Freunden zu vollziehen. Dann, in wenigen Tagen, verlaſſe ich die Stadt. Doch komme ich im Herbſt zurück, mein Wort bei Ihrer Gattin zu löſen; früher kann ich die Operation nicht vornehmen.“

Herr Selber nahm freundlich Salomons Hand und ſagte: „Lieber Bruder, ich hätte wohl noch manche andere Arbeit in meinem Hauſe für Meiſter Leonhard, oder vielmehr für dich. Bleib' noch. Ich verliere dich ungern.“

Salomon ſchlug Alles ab.

„Du scheinst fröhlich zu sein, von uns loszukommen, während wir trauern werden, dich zu verlieren!“ fuhr Herr Selber gutmüthig fort. „Nun denn, du machst bei uns mit deiner Arbeit Feierabend. Verschmähe denn nicht ein kleines Geschenk, das ich dir längst zugedacht habe.“ Er zog seinen Geldbeutel hervor, und legte ihm mit dessen ganzem Inhalt in Salomons Hand.

Aber auch dies schlug der Sonderling ab, indem er versicherte, keines Geldes für sich zu bedürfen, weil ihm sein Vater, sobald er den Aufenthaltsort gemeldet, Reisegeld und Empfehlungsbriefe geschickt habe. Nun wolle er von einer dreijährigen Wanderschaft in die Heimath zurück.

Alles was Herr Selber erbitten konnte, war, daß Salomon versprechen mußte, vor seiner Abreise wenigstens noch einmal zum Besuch nach Bethanien zu kommen. Er versprach's; aber man sah es ihm wohl an, er that es ungern.

„Warum meidest du uns, die wir dich Alle lieb haben? Wer von uns hat dir wehe gethan? Kann dich unser Glaube, unser Stilleben, unsere Liebe, unsere Verehrung des Heilandes betrübt haben? Das wolle der Herr nicht! Bist du vielleicht mit den Vorurtheilen der Welt gegen die herrnhutischen Gemeindsgenossen erzogen worden? — Lerne uns näher kennen, und du wirst uns lieben lernen, wie du Christen, Heiden, Juden

und Türken liebt, wenn ſie Gott fürchten und recht thun."

Der gute, fromme Mann ſprach ſo herzlich, rührend, daß Salomon endlich, ſtatt aller Antwort, mit Augen voll Thränen die Arme ausbreitete, den redlichen Freund an ſeine Bruſt drückte, ihn lange feſt und innig an ſich geſchloſſen hielt, dann ſich umwandte, und ohne weiter ein Wort zu ſagen, mit ſchnellen Schritten Bethanien verließ.

Herr Selber erzählte von dieſem Abſchied Salomons in ſeiner Familie. Herr Joſeph Wermuth ſchüttelte verwundert den Kopf und ſagte: „Ich habe es dieſem Menſchen wohl angeſehen, daß ihn heimlich etwas foltert. Da er Geld ausſchlägt, iſt es nicht Armuth. Er muß ſich einer Schuld bewußt ſein. Der Herr kennt allein die Herzen. Ihm iſt in unſerm ſtillen Kreiſe nicht wohl. Er ſucht vielleicht Zerſtreuung der Welt, während ihn der liebe Heiland vergebens ſucht."

Auf dieſe Aeuſſerung hin nahm der fromme Daniel nicht ohne Unwillen das Wort, und ſprach Salomons Vertheidigung mit einem ihm ungewöhnlichen Feuer. Frau Martha ſtimmte ein; Suschen desgleichen. Maria aber war, ſobald Herr Wermuth geredet hatte, hinausgegangen. Und da man ſie nach einer Viertelſtunde aufſuchte, fand man ſie in einer abgelegenen Gegend

des Gartens einsam, mit verweinten Augen. Herr Selber bemerkte dieſe ſchnell und erſchrack. Er führte Marien auf die Seite, und fragte um die Urſache ihrer Thränen. Sie legte ſich an ſeine Bruſt und weinte von neuem. Dann ſprach ſie: „Lieber Vater, mich betrübt, daß Salomon Weiſe uns ſo abſichtlich meidet. Er muß an uns finden, was nicht gerecht iſt vor dem Herrn, und was ſein reines Herz kränkt. Laſſet uns ſuchen, bis wir finden. Wir wähnen als ſtille Bekenner des ſeligmachenden Glaubens aller Pflicht ein Genüge zu thun, und wandeln vielleicht in allzugroßer Sicherheit mitten unter den Sünden. Wir wohnen in Gemächlichkeit und zeitlichem Reichthum, und freuen uns der Gnade Gottes. Salomon Weiſe aber nimmt freiwillige Armuth auf ſich nach dem Vorbilde des Weltheilandes, und thut in regſamer Frömmigkeit des Guten mehr, als wir. Er arbeitet für die Bedürftigen; er entbehrt für die Hungrigen; er trägt ſein ſchlechtes Gewand, um Nackte beſſer zu kleiden, als ſich ſelbſt; er heilet die Kranken. Seine Worte ſind Leben und Wahrheit. Wie gering ſtehen wir neben ihm! Und dieſem heldenmüthigen Zeugen des Herrn, dieſem Mann, der ſo erhaben über die Grundſätze einer übermüthigen Welt iſt, dieſem mußte in unſerm Hauſe begegnen, daß er noch dazu verkannt ward; daß ihn Herr Wermuth ſogar ...“ Hier unter-

brach und endete ein neuer Thränenſtrom ihre Worte.

Der fromme Daniel verſammelte die Familie. In ſeinem Hauſe durfte unter derſelben nie ein Mißklang ſtatt finden, auch nicht das leiſeſte Mißverſtändniß. Am empfindlichſten würde ihm dies zwiſchen Marien und dem auserwählten Eidam geweſen ſein. Da es ohnedem die gewohnte häusliche Andachtsſtunde war, erhob er als Aelteſter und Vorſteher ſeiner kleinen Gemeinde die Hände zum Gebet voller Inbrunſt und Gottesliebe. Dann ward die Veranlaſſung von Mariens Thränen berührt. Joſeph fühlte ſeine Schuld, und indem er ſie reuig von ſich warf, um Marien zu verſöhnen, beging ſein Herz eine andere. Er beneidete heimlich den Glücklichen, um welchen die zartfühlende Marie köſtliche Thränen des Mitleids vergoſſen. Ja, er konnte es ſich ſelbſt nicht bergen, wäre Salomon nicht ein Schreinergeſell geweſen, er würde auf den hübſchen Burſchen eiferſüchtig geworden ſein. Doch dafür bewahrte ihn noch das Bewußtſein des wichtigen Unterſchieds zwiſchen dem reichen Sohn und Erben eines Kaufmanns von Surinam.

Die Verwandlung.

Einige Tage nach diesem Vorfall ereignete sich ein anderer. Herr Wermuth, der zwar über die eitle Weltlust der Menschen recht innig seufzte, und gegen Hoffart und Stolz der Kinder dieser Zeit eiferte, hatte es doch nicht ungern, daß ihn der königliche Gouverneur zu einem großen Gastmahl einlud. Der Gouverneur hatte ihm wegen Bezug einer Erbschaft aus Holland Verbindlichkeiten. Herr Wermuth betheuerte seinen Freunden in Bethanien, wie große Mühe ihm diese Einladung mache; konnte jedoch kaum den Augenblick erwarten, beim Gouverneur vorzufahren.

Er kam erst spät in der Nacht vom Schmause zurück. Herr Selber war noch beim Lesen einiger herrnhutischen Missionsberichte wach geblieben, und empfing seinen Gast, dessen Angesicht vom Feuer des süßen Weins glühte.

„Wichtige, wichtige Dinge!“ rief Herr Wermuth: „Das Unglaubliche habe ich Ihnen zu erzählen. Wie wir in unserer Taubeneinfalt jedesmal ein Hohn der Weltkinder werden! Unser erlauchter Schreinergesell zum Beispiel, dessenwillen die liebe Schwester Maria ihre schönsten Thränen weinte, dessenwillen ich Vorwürfe dulden mußte, die mir durch das Herz schnitten, — doch ich trug

ſie gern! — Vorwürfe, nur weil ich das Weſen jenes Heuchlers allzufrüh durchſah…"

Herr Selber rückte ängſtlich her und hin auf dem Stuhl; räuſperte ſich; wollte reden; entſchuldigte im Herzen alle Worte, die er hörte, mit der verdächtigen Gluth des Antlitzes; bat ſanft und freundlich den lieben Bruder, das Nachtlager zu ſuchen. Allein umſonſt. Der liebe Bruder ließ ſich keineswegs ſtören.

„Er iſt ein gefährlicher Menſch!" fuhr er fort. „Er hat hier in Bethanien nur Mummerei getrieben, vermuthlich um ſich bei uns einniſten zu können. Was ſagen Sie dazu: er war beim Gaſtmahl des Gouverneurs; er ſaß dem Gouverneur zur Seite; der Gouverneur unterhielt ſich mehr mit ihm, als mit uns Allen. Denken Sie ſich mein Erſtaunen! — Anfangs glaubte ich in dem ſaubern jungen Herrn nur ein wunderbares Ebenbild unſers Schreinergeſellen zu ſehen; als man mir aber auf mein Befragen ſagte: er ſei der Herr Doktor Weiſe, glaubte ich, es müſſe vom Schreinergeſellen ein Zwillingsbruder ſein. Nach aufgehobener Tafel machte ich mich an ihn, und wollte nur horchen. Er aber hatte die Frechheit, in Gegenwart mehrerer Offiziere und Frauenzimmer, die umher ſtanden, gar kein Hehl daraus zu machen, daß er über fünf Wochen lang als Schreinergeſell zu Bethanien gearbeitet. Die Offiziere

lächelten bedeutungsvoll, und schienen sich über mich lustig zu machen. Er aber blieb, so sehr hat er sich in seiner Gewalt, vollkommen ruhig, und wandte mir verächtlich den Rücken, als ich fragte: warum es ihm gefallen, einen so sonderbaren Roman zu spielen?"

Der gute, fromme Daniel saß mit gefalteten Händen und starren Augen vor dem Erzähler. Er wollte mancherlei Zweifel gegen die Richtigkeit der Thatsache erheben. Dieser aber widerlegte alle mit unbesiegbarer Beredsamkeit.

„Und welchen Grund könnte er zu dem Possenspiel gehabt haben?" sagte Herr Selber.

„Welchen? Einen lustigen Studentenstreich zu machen; die fromme Familie von Bethanien vor der ganzen Stadt lächerlich zu machen; und — ich sage nicht zuviel — das Alles um der lieben Schwester Maria willen. Einem solchen Wildling ist Alles Spaß. Maria ist schön genug, dergleichen in fleischlichen Begierden Ertrunkenen zu reizen."

Herr Selber rieb sich die finstere Stirn, stand auf, drückte dem Erzähler schweigend die Hand und begab sich in sein Schlafgemach.

Folgendes Morgens, ehe die Familie zum Frühstück niedersaß, betete in der gewohnten Andachtsstunde der fromme Vater im Kreise der Seinen mit großer Rührung für den Frieden der-

ſelben. Als er mit Thränen im Auge zu Gott rief, er möge Trug und Argliſt der Welt zu Schanden machen, und die Unſchuld beſchirmen wider die Bosheit unreiner Herzen, ſank Maria auf die Kniee, hob ihre gefalteten Hände auf und die von Thränen verdunkelten Blicke gen Himmel.

Es herrſchte beim Frühſtück erſt eine lange Stille. Dann erzählte Herr Selber in den ſchonendſten Ausdrücken: Salomon ſei, unter dem Namen eines Doktors, beim Gaſtmahl des Gouverneurs geweſen. „Wir ſind Alle billig über den räthſelhaften Mann erſtaunt!“ ſagte er: „Doch enthalten wir uns liebloſer Muthmaßungen über die Urſachen ſeines ſonderbaren Betragens.“ Dieſer Zuſatz war für Herrn Wermuth ein leitender Wink. Maria ſagte: „Für einen gewöhnlichen Handwerker zeigte Salomon zu viel Kenntniſſe. Auch die Apoſtel des Heilandes verdienten ihr tägliches Brod mit ihrer Hände Arbeit; aber dann gingen ſie und lehrten und predigten das göttliche Wort.“

Herr Selber küßte bewegt die Stirn ſeiner Tochter, in deren frommer Bruſt auch nicht die leiſeſte Ahnung des Argen rege werden konnte. Dann begab er ſich in die Stadt, um die Wahrheit zu erforſchen.

Meiſter Leonhard erzählte ſogleich, Salomon wohne nicht mehr bei ihm, ſondern im Gaſthof

zum ſchwarzen Adler. „Herr, mit dem iſt's nicht richtig!“ ſagte er: „In meinem Leben ſind viel Geſellen bei mir in Arbeit geſtanden, aber ſo einer iſt mir noch nicht vorgekommen. Vor acht Tagen ungefähr langt ein großer Reiſekoffer bei mir an. Salomon ſoll acht Gulden Fracht zahlen; hat keine acht Pfenninge in der Taſche. Ich ſelbſt muß das Geld beim Nachbar borgen. Folgendes Tags kommt ein Schreiber vom Banquier Kreutzer, wirft einen Sack mit Thalern hier auf den Tiſch für Salomon Weiſe. Ich denke, ich bin ein Narr; will den Weiſe rufen; tritt mein Geſell in die Stube herein, aber gekleidet wie ein vornehmer Herr. Alle meine fünf Sünden am Leibe ſtehen mir ſtille. Na, ſag' ich, bin ich denn auf den Kopf gefallen? Der antwortete: „Meiſter, ich dank' Ihm für alles Liebe, was Er an mir gethan. Ich bin jetzt Doktor Weiſe, und will Ihm nicht länger beſchwerlich fallen. Laß Er meine Sachen in den Gaſthof zum ſchwarzen Adler bringen.“ Wie ihn meine Frau ſieht, die aus der Küche kommt, macht ſie einen Knix um den andern, und weiß nicht, wo ihr der Kopf ſteht. Er aber küßt die Kinder, gibt jedem von den Kleinen einen harten Thaler, ſchüttelt uns Andern die Hand zum Lebewohl, und — weg iſt er. Jetzt frag' ich nur: geht das mit rechten Dingen zu? In zwei Tagen arm und reich, Knall

und Fall, gering und vornehm! Salomon! Salomon! sagte ich, als er schon zur Thür hinaus war: Es thut mir leid. Ich habe längst gemerkt, Er treibt verbotene schwarze Kunst. Drum ging Er, statt in die Kirche, in Wald und Feld, Hexenkräuter zu suchen."

Herr Selber beruhigte den Meister, so gut er konnte, und bemühte sich, ihm bessere Vorstellungen von seinem Gesellen beizubringen. Dann machte er sich auf zum schwarzen Adler, um seine eigenen Vorstellungen zu berichtigen. Wermuths Argwohn hatte einen Dorn in ihm zurückgelassen, den er nicht aus dem Herzen reissen konnte.

Salomon saß in einem leichten, saubern Morgenkleide am Tisch und schrieb Briefe, als Herr Selber zu ihm hineintrat. Wie er diesen erblickte, eilte er ihm mit der gefälligsten Unbefangenheit grüßend entgegen, und brachte das Gespräch gleich selbst auf die mit ihm vorgegangene Verwandlung.

„In der That, lieber Freund," sagte Herr Selber, „die Nachricht davon führt mich zu Ihnen; nicht bloße Neugier, sondern herzliche Freundschaft. Ich mag nicht ertragen, daß der, welchem ich meine Liebe gab, mir auch in Kleinigkeiten zweideutig erscheine. Also offen und wahr, wie sich Männer sein sollen, die einander das Heiligthum ihres Gemüthes schleierlos gewesen haben: warum ließen Sie sich als Schrei-

nergesellen durch Meiſter Leonhard in mein Haus einführen? Sie hatten dabei Abſichten. Dürfen Sie ſie mir bekennen, ohne in ſich ſelbſt vor dem allwiſſenden Gott zu ſagen: ich rede Unwahrheit?“

„Allerdings darf ich's,“ ſagte Salomon, „ſo wie Jedem, der mich fragt. Ich hatte nichts zu leben; darum mußte ich durch mein Handwerk Brod ſuchen.“

„Nur Brod?“ ſagte Herr Selber, dem gerade dieſe Antwort die unerwarteſte und unglaubhafteſte wurde. „O lieber Freund, warum denn verſchmähten Sie, was ich Ihnen oft genug anbot? Reden Sie frei und wahr. Ich beſchwöre Sie bei der Liebe unſers Heilandes, laſſen Sie in meiner Bruſt keinen Zweifel zurück. War's nur der armſelige Verdienſt eines Schreinergeſellen, der Ihnen Bethanien wichtig machte?“

Erklärungen.

Bei dieſer Frage ward Salomons Antlitz feuerroth. Herr Selber bemerkte es; er ſtand auf, um nichts mehr zu hören, drückte ſchweigend die Hand des verlegenen jungen Mannes, und ging fort. Salomon ihm nach. Es koſtete Mühe, den edeln Selber noch einige Augenblicke zurückzuhalten.

„Warum wollen Sie mich verlaſſen, ohne meine Antwort zu hören?“ fragte Salomon.

„Ich habe die Antwort ſchon geſehen in Ihrem Erröthen!“ antwortete Herr Selber.

„Doch ſchwerlich verſtanden. Ein Mann, den ich ſo hoch verehre, wie Sie, darf und ſoll mich nicht verkennen. Ich werde wahrhaft gegen Sie ſein, wie ich es immer war. Ich begreife, daß meine doppelte Rolle Sie befremdet. Hören Sie mich an.“

— Ich höre.

„Ich bin meines Handwerks ein Schreiner; aber zu Jena und Wien habe ich die Arzneikunde ſtudirt. Mein Vater, der Oberkonſiſtorialrath zu ***, ein Mann nach dem Herzen Gottes, ſchlicht und edel, in ſeinen Grundſätzen eiſern, über die Alltagsanſichten der Welt erhaben, dem ein frommer Sinn mehr als alles Gut der Welt gilt, erzog mich und meine andern Brüder, daß wir werden ſollten, wie er. Und ich danke ihm ewig, daß er es that. Die Hauptſätze ſeiner Erziehungskunſt waren folgende: Den Leib habt ihr für wenige Jahre, den Geiſt für die Ewigkeit; mich auf kurze Friſt, Gott für immer. Darum iſt euer Geiſt und euer Gott das Vornehmſte; werdet in jenem das Ebenbild von dieſem. Ihr habt nur eine einzige Pflicht auf Erden — ihr ſollt lieben. Wer licht und überall aus Liebe

handelt, thut nichts Uebels. Darum lebet nicht für euch, sondern für Andere; dann lebet ihr in Gott, weil ihr alle seine Geschöpfe liebet, wie er. Ehret den Unterschied bürgerlicher und religiöser Verhältnisse bei den Menschen; aber machet unter den Menschen selbst keinen Unterschied, wegen ihrer Sprachen, Religionen, Kleider, Aemter und Besitzungen. Sie sind alle die Lieben Gottes. Der Rock bezeichnet den Fürsten, den Bettler, den Priester, den Soldaten, den Handwerksmann, den Bauer. Seht nicht den Rock, immer den Menschen an. Seid wahr gegen euch selbst, wie gegen Andere. Täuschet nicht Andere, aber laßt euch auch nichts Aeußeres täuschen. Ihr sollet Handwerke erlernen und mit den Geringsten im Volk vertraut werden; durch eure Kenntnisse sollet ihr würdig sein, an der Seite der Ersten im Volk zu stehen. Solch ein Umgang wird euch über vieles Blendwerk wegheben; werdet frei von Vorurtheilen die Dinge sehen, wie sie sind, und die Menschen, wie sie meistens von ihren Standesbegriffen unbeschreiblich verkrüppelt werden. Ihr sollet Handwerke lernen, um unabhängig vom Vorurtheile zu werden, und unabhängig von wandelbarer Menschengunst. Eure Hand, habt ihr sie zu nützlichen Dingen geübt, wird euch immer ernähren. Wenig bedürfen und viel leisten können, das macht

euch frei und mächtig. Es iſt kein Glück, viel zu haben, ſondern viel zu ſein. Der Leib hat; der unſterbliche Geiſt iſt. Ihr ſollet Handwerke lernen, weil ihr auf Reiſen gehen und das Treiben der Menſchen und das Walten Gottes unter verſchiedenen Himmelsſtrichen beobachten müſſet. Ich habe nicht Vermögen genug, fünf Söhne in Kutſchen bequemlich durch die Welt fahren zu laſſen. Euer Handwerk wird euch überall des Lebens Nothdurft reichen."

Herr Selber ſprach: „Wahrlich, Ihr Vater iſt ein voller Menſch des Herzens!"

„Als ich die hohe Schule von Wien verließ," fuhr Salomon fort, „trat ich meine Reiſe an. Ich wanderte als Handwerksburſch. In großen Städten vertauſchte ich zuweilen meinen Schreinerſchurz mit dem Doktorkleide; einen kleinen Geldvorrath hatte mir der Vater für den Nothfall mitgegeben auf drei Jahre. Meinen Koffer ließ ich mir überall dahin nachkommen, wo ich längere Zeit zu verweilen nützlich fand. Ich bin nun ſeit vier Jahren auf ſolcher Wanderſchaft geweſen. Als ich von Petersburg über Warſchau hieher kam, war ich arm. Darum ſuchte ich Arbeit und Unterkommen. Beides gab mir Meiſter Leonhard. Von meinem guten Vater und meinen Brüdern hatte ich ſeit mehr denn zwei Jahren keine Nachrichten gehabt. Ich ſchrieb meinem

Vater, und erzählte ihm kürzlich meine Schickſale. Ich zitterte, ſtatt Antwort von ihm, Kundſchaft von ſeinem Tode zu erhalten. Das machte mich oft traurig. Endlich traf alles Gute zuſammen ein. Mein Vater iſt noch am Leben und geſund. Er ſandte mir Wechſel und Empfehlungsbriefe an einige ſeiner alten Freunde. Darunter iſt auch der hieſige Gouverneur, der meinen Vater ſehr lieb hat. Auch mein Koffer traf von Breslau glücklich ein. Nun glaube ich alle Ihre Zweifel gelöſt zu haben. In wenigen Tagen, ſobald ich das Merkwürdigſte hier geſehen und einige Pflichten der Höflichkeit gegen die Freunde meines Vaters geleiſtet haben werde, reiſe ich in die Heimath zurück, wohin mich meine Sehnſucht ruft."

— Warum verſchmähten Sie aber, da Sie bedürftig waren, was ich Ihnen mit wohlmeinendem Herzen anbot? fragte Herr Selber.

„Sobald ich in Arbeit ſtand, war ich nicht mehr bedürftig. Ich hatte genug für mich; warum ſollte ich von Ihnen nehmen?"

— Und — wollen Sie jeden Zweifel löſen, wie Sie mir verſprachen? fuhr Herr Selber zu fragen fort.

Salomon holte ſeine Kundſchaft, mit der er als Handwerksgeſell gewandert war; ſein Doktor-Diplom; ſeines Vaters Brief; verſchiedene kleine

Denkmale seiner Reise, Begebenheiten aus dem Orient und ein Bündel fein beschriebener Papiere.

— Nicht das meinte ich! sagte Herr Selber. Ich glaube Ihnen. Ich hätte Ihnen auch noch das Gute geglaubt, wenn Sie mir Böses von sich gesagt hätten. Aber ... Sie versprachen mir keinen Zweifel zurückzulassen. Darf ich noch eine Frage thun?

„Jede.“

— Warum errötheten Sie, mein lieber Bruder, als ich Sie das zweitemal fragte: was Sie eigentlich in mein Haus geführt habe?

Salomon erwiederte nach einigem Besinnen: „Wenn ich mich vielleicht verfärbte, haben Sie gewiß nicht dies gefragt.“

— Sie haben Recht, lieber Bruder. Ich erinnere mich meiner Worte. Sie jetzt wiederholen, wäre unbescheiden. Aller Argwohn ist verschwunden. Was ich mit allem Grübeln nicht erforscht haben würde, hat Mariens kindlicher Sinn und Glauben an Tugend in lauterer Einfalt vorher erkannt.

Als Herr Selber Mariens Namen nannte, entflammte sich das Gesicht des jungen Mannes von neuem. Doch jener bemerkte es diesmal nicht, und Salomon hatte ausser dem Namen nichts gehört. „Was that Ihre Marie?“ stammelte er.

— Die Nachricht von Ihrer Doppelrolle ward

uns Allen zum Räthsel — Manche von uns mochten selbst für die Wahrheit Ihres Herzens zittern. Marie aber glaubte fest an die Reinheit Ihres Gemüths, und mahnte uns an den Doppelberuf der ersten Heilandsjünger, die da Handwerke trieben neben ihrem Lehramt.

„O lieber Herr Selber, danken Sie dem Engel in meinem Namen!“ rief Salomon in großer Bewegung.

— Jetzt scheide ich getrost von Ihnen, lieber Bruder. Ich werde meinem Hause große Freude bringen. Wir beklagen, daß wir Sie nur noch wenige Tage in unserer Nähe haben sollen. Sie werden doch nicht abreisen, ohne uns alle Tage zu besuchen? — Lieber Bruder, gib mir auch noch ein paar Abendstunden, wie die waren, da wir uns näher kennen lernten, da wir uns von unserm göttlichen Blutsfreunde unterhielten, da du mich in dein gutes Herz hineinblicken liessest.

Herr Selber bat so dringend, und noch um einen Besuch für den heutigen Tag, daß Salomon nicht anders konnte, als zuzusagen. „Doch der heutige Abend“, sagte er, „gehört mir nicht mehr.“

Neue Entdeckungen.

Mit freudeglänzendem Antlitz trat Herr Selber in den Kreis der Seinigen. Mit dem Vergnügen

reiner Seelen an fremdem Werth vernahmen Alle die Lösung des Räthsels. Ein höheres Roth schimmerte von Mariens Wangen. „Der gehört Gott,“ sprach sie, „der von der Welt wenig bedarf; arm sein und reich sein, hoch und niedrig sein kann, ohne darum elender oder glückseliger zu werden. Der ist ein Nachfolger des Herrn, welcher freudig dessen Kreuz trägt durch Blumen und Disteln empor gen Golgatha zum Triumph. Sein inneres Leben voll himmlischer Gluth ist mitten unter den Spielen und Träumen, Freuden und Schmerzen, Weisheiten und Thorheiten der vorbeiziehenden Stunden und Menschen ein in sich geschlossenes Ganzes, unabhängig vom Schicksal und frei von der Gewalt fremder Meinung, ein Wandel im Himmel.“

Herr Wermuth fand den Gedanken von Salomons Vater zwar etwas neu und etwas sonderbar, doch das Erlernen eines gemeinen Handwerks für Leute von Bildung wohlthätig. Es führe sie zum Gefühl der Demuth und christlichen Leutseligkeit. „Und lehrt in allen Menschen nur Brüder sehen und lieben, nur eine einzige Familie Gottes auf Erden finden!“ setzte der fromme Daniel hinzu. „Eben darum“, sagte Maria, „kömmt mir jene Lebensweise weder neu noch sonderbar vor. Sie war die Lebensweise des Herrn und seiner Jünger; nur in ihr kann das

Gemüth allezeit, vom Irdischen unabhängiger, dem Heiligen und Ewigen zustreben. Wenn uns weder die Ehre lockt, noch die Schmach zittern macht; wenn weder Bequemlichkeit und Reichthum das Herz umfesseln, noch es zur Wahl des Bösen hinfoltern können: dann sind wir dem heiligen Geiste allein offen, der in wunderkräftiger Macht sich unserer ganzen Seele bemeistern, und unter dem Panier des heiligenden Sühnbildes sie als eine Tochter der Ewigkeit zum Vater heimführt. Die Welt unserer Tage ist aber dem Heilande abtrünnig, der Natur der Göttlichen fremd worden; darum erscheint uns das Einfachste und Natürlichste sonderbar, und das Künstlich-Sonderbare und Unnatürliche ganz alltäglich."

Joseph machte zu Mariens Bemerkung ein bittersüßes Gesicht. Der liebliche, sich in jedes Gemüth einschmeichelnde Klang ihrer Stimme, und dann der fromme, klare, glaubensfeste Blick ihrer Augen zu dem allem, was sie sprach, übten eine siegerische Beredsamkeit. Joseph hätte gern gegen ihre Meinung etwas eingewendet, blos weil die Meinung eine Schutzrede für Salomon war: aber er wußte nichts zu sagen. Doch nahm er eine andere Wendung.

„In Allem sei Maas und Ziel. Es quillt nichts Gutes, als allein aus der Heilandsliebe!" sprach er. „Eine Tugend ohne Glauben ist eine

Nußschale ohne Kern. Die Grundsätze, welche dem Herrn Doktor Weise eingeflößt wurden, scheinen mir mehr einen Philosophen, als einen Christen, einen Jesusbekenner, gebildet zu haben. Ihm sind die Menschen aller Nationen und Religionen gleich lieb; und in den Religionen sieht er nur Menschenwerk. Alles auf Erden freilich ist Menschenwerk, aber Gotteswerk sieht darum nicht minder neben und über Alles. Die Religionen sind Menschenwerk, aber die Jesusreligion ist Gottessache. Herr Doktor Weise hat aber, wie er selbst schon gesagt, mit gleicher Andacht in den Kirchen der Lutheraner wie der Katholiken, der Juden wie der Heiden gebetet. Dies scheint mir eine eiskalte Gleichgültigkeit gegen Religion überhaupt zu sein. Nur eine ist die wahre. Der falsche Glaubenseifer der Türken ist mir am Ende noch ehrwürdiger, als der vornehme Indifferentismus der Christen. Wer das Gute mit herzlichster Liebe ergriffen hat, muß nothwendig das Böse hassen. Toleranz in der Religion ist ein Bekenntniß, daß keine die wahre sei. Toleranz gegen Irrende und Missethäter ist die größte Intoleranz gegen Wahrheit und Gerechtigkeit."

„Es ist viel Wahres darin, was Sie sagen!" entgegnete der fromme Daniel. „Auch ich machte

meinem Freund Salomon schon ähnliche Bemerkungen. Entweder schwieg er aus Bescheidenheit oder getroffen von der Gewalt der Ueberzeugung. Gewiß aber ist, daß er, wenn gleich etwas von der Philosophie der Zeit angesteckt, dennoch im Herzen ein lebendiger Jesusfreund ist. Ein Mann, wie er, hat kein Wohlgefallen am unheiligen Treiben der Weltlinge."

„Ich wünsche es vom Grund der Seelen!" seufzte Joseph. „Doch sollen wir uns nicht verheimlichen, daß wir arme, schwache Menschen hienieden sind in allem unserm Wesen. Wer vorgibt, Alle zu lieben, liebt nicht von Herzen; denn das Unendliche ist uns nicht gegeben. Nur Einen können wir von ganzem Gemüth lieben, ungetheilt. Darum bildet unsere Brüdergemeine einen Kreis von Betenden, Liebenden nur um den einzigen, lieben Heiland; durch ihn Alles zu Gott. Laue Liebe ist keine Liebe, Zärtlichkeit gegen alle Welt keine Zärtlichkeit. Aber den wir lieben, der hält auch uns mit seiner ganzen Liebe aufrecht, daß wir nicht sinken. Ich vertausche nun meinen Jesum nicht gegen die hohe, weltumfassende Philosophie des Herrn Doktor Weise."

Frau Martha winkte mit sanftem Kopfnicken Beifall, und sprach mit leiser Stimme:

„Jesu nach,
Durch die Schmach,
Durch's Gedräng von auß' und innen!"

Durch diese Worte muthiger, setzte Joseph hinzu: „Mir ist mein Heiland, mir meine eigene Liebesgluth Bürge, daß ich im Glauben nicht erkalte, daß ich fest am Einzigen und Höchsten halte. Was gibt uns Bürgschaft für die Tugend des Herrn Doktor Weise? Wo ist sein Anker im Strom sinnlicher Zerstreuungen und im Sturm der Leidenschaften? Aus einem Munde fährt kalt und warm, und dieselben philosophischen Grundsätze rechtfertigen den Fehler, wie das Gute."

Maria richtete sich auf und sprach: „Lasset uns nicht richten! Ein Anderer war Paulus, ein Anderer Petrus, ein Anderer Johannes, ein Anderer jeder von den ersten Jüngern; und doch liebten sie alle den Einen, den Auserwählten; wenn auch nicht mit einerlei Gedanken, doch mit einerlei Liebe. Das Kind und der Greis, der Unwissende und Gelehrte mitheilen und denken ungleich; Liebe aber in ihnen ist immer das gleiche Gefühl. Hat nicht jegliche Blume ihre eigene Gestalt und Farbe? Aber doch wurzeln tief auf alle Weise alle Kräuter und Federn in die gleiche Muttererde hinein. So ist unser liebender Glaube die Wurzel des Geistes in das

Himmliſche, und alle Vorſtellungen ſind nur mannigfaltige Blumen der unſichtbaren Welt."

Joſeph fühlte wieder in Mariens Worten einen zarten Vorwurf. Er hatte die Erwiederung bereit, als ſich Herr Selber zu ſeiner Tochter hinüberbog, ſie in ſeinen Arm ſchloß und küßte und ſprach: „Wir begegnen uns im Urtheil über den redlichen Salomon." Herr Wermuth ſchwieg, doch ungern. Aber die Klugheit gebot es. Er hatte eben dieſen Tag beſtimmt, förmlich bei den Aeltern um Mariens Hand anzuhalten. Seine Verbindung mit Marien war vorher nur frommer Wunſch der Väter geweſen, welche Jugendfreunde waren. Nun gekommen, die ihm Zugedachte näher kennen zu lernen, war, was die Väter in einer frohen Lebensſtunde beredet haben mochten, das höchſte Ziel ſeines eigenen Herzens geworden.

Herr und Frau Selber erklärten ſich dieſer Verbindung nicht abgeneigt. Doch erinnerten Beide den Bräutigam, daß ſie zwar über Mariens Hand, aber nicht über ihr Herz zu verfügen hätten. Er, riethen ſie, ſolle ihre Neigung erforſchen oder gewinnen. Sie ſelbſt wollten in einem günſtigen Augenblicke mit ihrem Kinde reden; Alles aber in frommem Gebet dem Heiland anheimſtellen. Nach dieſen Eröffnungen hatte

der gute Wermuth eben nicht viel gewonnen. Er fühlte, daß Maria noch nie mit so vieler Herzlichkeit für ihn, als für den „Abentheurer" — so nannte er in Gedanken immer Salomon — gesprochen. Es war etwas zwischen ihm und ihr, das Beide eben so oft von einander stieß, als sie sich einander nähern zu wollen, Neigung zeigten. Was dies sei, konnte er sich nicht erklären. Er rieth im Stillen umher, und immer erschien ihm dann unwillkührlich die Vorstellung von Salomons einnehmender Gestalt. Es regte sich in ihm etwas Bitteres, wie Eifersucht. Dennoch tröstete ihn, daß Maria den vermeinten Nebenbuhler bisher nur wenig gesehen und gesprochen, und daß Salomon gar wenig Begierde gezeigt, Bethanien zu besuchen, seit er es als Schreinergesell verlassen hatte. Dies flößte ihm frischen Muth ein. Er nahm sich vor, noch denselben Abend der Angebeteten sein Herz zu offenbaren. Ein Mittagsmahl, zu welchem er in der Stadt eingeladen war, hielt ihn ab, den Tag in der frommen Familie zuzubringen.

Als er nun am Abend in Bethanien erschien, kam er mit von Freude und Hoffnung glänzenden Augen daher. In seinem ganzen Wesen lag etwas Geheimnißvoll-Wichtiges. Die Familie machte einen Gang durch den Garten. Herr Wermuth empfing Mariens Arm; die Aeltern gönnten ihnen

beiden, sich allein zu sprechen; sie kannten des liebenden Brautwerbers Vorhaben. Dieser aber, um sich für die bevorstehende einsame Unterredung bei der Braut seines Herzens geneigtere Aufnahme zu bereiten, hob von einer merkwürdigen Entdeckung an, die er den Nachmittag in der Stadt zu machen Gelegenheit gehabt. Auch Suschen und die Aelten traten nun wieder näher, das Merkwürdige zu hören. Man blieb stehen.

„Als wir ziemlich spät vom Gastmahl aufgestanden waren," sagte Joseph, „bemerkte ich verschiedene Gäste, die sich neugierig zum Fenster drängten. Man winkte mir, und sagte: in dem großen Hause gegenüber haben die Freimaurer der Stadt ihre Loge, und heut ein Fest; Sie können jetzt alle Freimaurer unserer Stadt kennen lernen, denn sie gehen in das Haus zu ihrer geheimen Versammlung. Ich trat also an's Fenster. Man nannte mir die Herren alle, welche zahlreich in das große Haus gingen. Endlich kam unter ihnen einer, den Niemand, aber ich kannte. Es war der Herr Doktor Salomon Weise. Er ging mit den Andern in das Freimaurerhaus. Als ich dies sah, fuhr mir's wie ein Stich durch's Herz."

So sprach Joseph. Der Stich mochte freilich bei ihm wohl nur eine Redensart gewesen sein; aber in der That fuhr er durch Mariens und

ihres Vaters Herz. Marie zuckte und zog ihren Arm von Wermuths Arm hinweg. Herr Selber faltete die Hände und senkte die Augen trüb zur Erde. Susanne lispelte: „Das hätte ich dem Herrn Doktor Weise nie zugetraut.“ Frau Martha sagte: „Der liebe Heiland wolle sich sein erbarmen!“

Die Bestürzung der Familie von Bethanien wird man sich erst dann erklären können, wenn man weiß, in wie übelm Ruf die Freimaurer und ihr geheimes Wesen in der Stadt und zwar beim größern Theil des Volks standen. Nach der Versicherung des orthodoxen Vormittagspredigers waren sie allesammt gemeine Heiden, Abtrünnige vom Glauben, Deisten, Atheisten, Naturalisten, die von keiner Hölle, keinem Himmel wissen wollten, die Kirche mieden oder nur zum Schein besuchten, und in sinnlichem Wohlleben ihr größtes Gut fänden. Man wußte von Mehrern, daß sie lustige Brüder waren, von oft allzufreien Sitten, oft von ärgerlicher Lebensart. Einige hielten ohne Scheu in ihren Häusern Buhldirnen; Andere strichen verbotenen Liebschaften nach. Zwar viele der reichsten und angesehensten Männer der Stadt gehörten zu ihnen; zwar von vielen konnte man nichts Böses sagen; aber doch war es ein Flecken an ihnen, Freimaurer zu sein. Dies machte ihre Denkart immerdar verdächtig. Zwar wußte

man, daß sie fleißig und reichlich Almosen sammelten und spendeten; aber selbst die affektirte Heimlichkeit, mit der sie den Leidenden Unterstützung zukommen ließen, Bedrängten halfen, vermehrte nur den Argwohn, daß ihre Wohlthaten nichts seien, als Gleisnerei, und Staub in die Augen der Menge.

Herr Joseph Wermuth glaubte nun den günstigsten Augenblick gerufen zu haben, Marien an sein frommes, heilandliebendes Herz ziehen zu können. Er stimmte in die allgemeine Trauer um Salomon, um das verlorene Schaf.

„Was verirrt geht," sagte Maria, „ist ja noch lange nicht verloren. Kann in einem Gemüth, wie das seinige, die Sehnsucht nach dem Göttlichsten je sterben? Ist nicht sein Leben ein Ringen nach dem bessern Heil? Und wer ist heiliger, als ein Sünder, der Gnade hat?" So sprach Maria. Ihre Seele war voll großer Traurigkeit. Zwar gelang es dem Herrn Wermuth, mit ihr eine Einsamkeit zu finden, aber den ganzen Abend keinen Augenblick, ihr sein Herz zu eröffnen. Er sprach zwar von dem Glück, wenn stille Bekenner des seligmachenden Glaubens fest und traulich an einander hielten; von seinem Himmel auf Erden, wenn er immerdar in Mariens und ihrer Aeltern Gemeinschaft leben dürfte; endlich sogar von der Gluth einer überſinnlichen Liebe, seit er

Marien erblickt, und wie er in den Flammen derſelben frömmer und heiliger geworden. Maria verſtand ihn nicht. Joſeph kehrte betrübt zu den Aeltern zurück.

Der Freimaurer.

Mit ſehr ungleichen Empfindungen ward folgenden Tages von den Bewohnern Bethaniens Salomon erwartet. Herr Selber ſah ihm mit trauernder Freundſchaft, Herr Wermuth mit groſſer Unbehaglichkeit, Frau Martha mit frommer Scheu, Suschen mit Neugier, Maria mit angenehmer, ihr unerklärlicher Unruhe entgegen. Er ſtellte ſich früher, als man erwartete, ein. Er beklagte, ſich den Genuß ihrer Geſellſchaft nicht geſtern ſchon haben gewähren zu konnen; darum müſſe ihm der heutige Tag Erſatz leiſten.

„Sie waren ohne Zweifel“, ſagte Herr Wermuth etwas ſpitz, doch in verbindlichem Tone, „in einem Kreiſe trauterer und engerer Freunde, die gröſſeres Recht auf Ihren Beſitz hatten, als wir Einſamen hier.“

„Zum Theil ja, zum Theil nein,“ erwiederte Salomon; „aber die kleinſte Pflicht geht doch dem gröſten Vergnügen vor. Und ich komme auch zu Ihnen heut — zum Theil — aus dem gleichen Grund, der mich von Ihnen entfernt hielt. Ich

gehe betteln. Ich möchte die evangelische Brüdergemeinde durch Sie um eine Beisteuer ansehen, die mir zu gleichem Zweck schon gestern die hiesige Freimaurerloge reichlich und auf die rührendste Weise gewährte. Von wem darf man in diesen selbstsüchtigen Zeiten noch kräftige Unterstützung für Brüderglück hoffen, als von solchen und ähnlichen Verbindungen trefflicher Menschen!"

Diese unverhoffte und seltsame Paarung der evangelischen Brüdergemeinde und der Freimaurer — Christus und Belial, dachte Frau Martha im Stillen — benahm Allen die Sprache.

„Doch nicht für sich betteln Sie, Herr Doktor?" fragte Suschen, die am unbefangensten geblieben.

„Nicht für mich, doch wie für mich!" antwortete Salomon, und zog ein großes zusammengelegtes Papier hervor, welches er Herrn Selber überreichte. „Ich lernte im Orient sieben brave Deutsche kennen, die daselbst in harter Sklaverei schmachten. Zufällig gab sich mir einer als Freimaurer zu erkennen; dies zog mich an ihn. In diesem Papier finden Sie alles, was den unglücklichen Zustand dieser beklagenswürdigen Christen betrifft. Ich gelobte ihnen, gleich nach meiner Ankunft in Deutschland durch Einsammlung eines

hinlänglichen Lösegeldes den Rückkauf ihrer Freiheit zu versuchen. Gestern machte ich den Anfang. Es kamen durch Unterschrift sogleich gegen tausend Gulden zusammen. Von andern Lozen erwarte ich nicht weniger, und kein Geringes von Ihrer frommen Verbrüderung."

Herr Selber öffnete das Papier und las. Es enthielt einen umständlichen Aufsatz von Salomons Hand, welcher die Lage der Sklaven, die Ursache ihres Unglücks, den Preis für die Befreiung jedes Einzelnen, ihre Namen, ihre Herkunft und endlich die Mittel angab, die Lösungssumme in den Orient zu bringen. Salomon rief die Freigebigkeit der Barmherzigen mit so herzerschütternden Worten an, daß Keiner in der Familie, selbst Herr Wermuth nicht, ungerührt die vorgelesenen Worte hörten. „Denen muß geholfen werden, und sollte ich die ganze Summe aus meinem Eigenen geben!" sagte Herr Selber bewegt. Alle sagten: „Gewiß!" Maria war stumm, ihr Auge naß. Doch durch die Thränen lächelte sie mit unbeschreiblicher Anmuth Salomon an, trat einen Schritt näher, legte ihre beiden Hände mit sanftem Druck auf seinen Arm, und zog sich still erröthend zurück.

Joseph, welcher mit schmerzlicher Empfindung Zeuge dieser schmeichelnden Belohnung Salomons war, hätte eine solche gern mit seinem ganzen

Vermögen erkauft. „O warum denn kamen Sie nicht zuerst zu uns, mein lieber Herr Doktor; warum eröffneten Sie mir nicht Ihr Gelübde? Ich allein würde den erforderlichen Preis mit Freuden in Ihre Hand gegeben haben!“ sagte er. Wenigstens mußte er ein so ungeheures Gebot für einen freundlichen Blick Mariens thun, oder dem gefährlichen, nebenbuhlerischen Edelsinne Salomons in ihren Augen das Gleichgewicht halten, es mochte ihm nun Ernst sein oder nicht mit der Mildthätigkeit. Doch setzte er weislich hinzu, um den verhaßten Freimaurernamen wieder tönen zu lassen: „Es thut mir beinahe leid, daß Sie einer gewissen Verbindung von Leuten, ich meine den Freimaurern, den Vorzug gaben, die in unserer Stadt, wie in mancher andern, nicht des besten Rufes genießen.“

„Lassen Sie das gut sein!“ versetzte Salomon. „Es gibt viele Edle unter denselben. Man muß nicht den Namen, sondern die Werke sehen. Das Urtheil des großen Haufens beurkundet nichts, als eigene, blinde Befangenheit. Sie selber wissen, wie übeln Rufes Religiosität und Denkart der bietern Herrnhuter beim Pöbel stehen; wie man die frommen Brüder ohne Unterschied als Frömmler und Schwärmer, oder als Heuchler, als Abtrünnige und Sektirer, als kopfhängerische Pharisäer voll geistlichen Stolzes, als scheinheilige

Egoisten verdammt. Kein gebildeter Mann stimmt dem bei. Es wird aber in unsern Tagen mit der sogenannten „Stimme des Publikums“ oder „öffentlichen Meinung“ eine unleidliche Abgötterei getrieben; oft ein bloßes in Herrschaft gesetztes Vorurtheil, eine ganz gemeine Klatscherei von den Götzendienern auf den Thron ihrer Verehrung gesetzt. Wie viel würde ich an meinem Glück verloren haben, hätte ich dafür Bethanien hingegeben!“

Es entstand ein Schweigen des Nachdenkens. Joseph brach es zuerst, um nicht seinem gewandten Gegner das Siegesfeld zu räumen. „Was wir thun und sind, liegt vor aller Welt Augen offen!“ sprach er. „Unwürdige Brüder der Gemeinde stoßen wir selber von uns aus, und reinigen uns mit Ernst. Um so ungerechter ist die Menge, wenn sie uns tadelt. Dann will sie geflissentlich ungerecht und blind sein. Ein anderes scheint es doch mit der Freimaurerei zu sein. Sie scheut das Licht, sie verbirgt ihr Treiben hinter geheimnißvollen Schleiern. Nicht Wahrheit, nicht Tugend bedürfen dieser Finsterniß, welche sie so angelegentlich sucht; auch kennt man viele Glieder dieses Ordens, die von dessen Gemeinschaft nicht ausgestoßen werden, so unsittlich oft ihr öffentlicher und häuslicher Wandel sein mag.“

„Sie haben vollkommen Recht in allem, was

Sie sagen!“ erwiederte Salomon. „Doch müssen wir nicht vergessen, daß der große Haufe viele schlechte Christen im Lande und viele schlechte Bürger im Lande sieht, ohne darum die Religion oder den Staat zu verdammen. Er haßt aber exgere Verbindungen mit Menschen, die sich im Besitz gewisser Vorzüge oder Vollkommenheiten wähnen, welche er entweder nicht für solche hält, oder von deren Genuß man ihn ausschließt. Dann folgert seine gekränkte Eitelkeit gern von den Mängeln einzelner Eingeweihten das Mangelhafte oder Gefährliche der gesammten Bundesanstalt.“

„Läßt sich dies auch wohl im Ernst auf die Brüdergemeinde anwenden?“ fragte Herr Selber. „Ich zweifle fast; denn Jeder, welcher Beruf zur Theilnahme an derselben in sich trägt, wird willig und gern in ihren Schoos aufgenommen.“

„Eben so auch in den Orden der Freimaurer; es gehen allezeit ernstliche Prüfungen voraus!“ versetzte Salomon. „Nicht das ist das Anstößige der evangelischen Brüdergemeinden, daß sie einer höhern Frömmigkeit, einer innigern Einheit mit Jesu nachstreben; sondern daß sie in der großen Kirche wieder ein besonderes Kirchlein und eine zunftartige Jesusjüngerschaft bilden. So wie in diesem, als auch in mancherlei

andern Dingen, haben die Herrnhuterei und die Freimaurerei Aehnlichkeiten."

Frau Martha schlug bei diesen Worten verwunderungs- oder unwillensvoll die Hände sanft zusammen, und ihre Miene bezeichnete ein unangenehmes Befremden. Salomon bemerkte es, und fügte daher schnell hinzu: „Ich will mich deutlicher erklären. Herrnhuterei, wie Freimaurerei, gehen beide vom Gemüth aus, den höchsten geistigen Zielen der Menschen nach. Zwar in diesen Zielen sind sie von einander verschieden, aber in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich; in jenen ist Göttliches, in diesen Menschliches. Herrnhuterei sieht auf die Ewigkeit, Maurerei auf die Welt. Jene will die reinste Veredlung der religiösen Verhältnisse, das innigste Einswerden mit Gott durch Christum; diese will die höchste Veredlung der Menschheitsverhältnisse in diesem Leben. Jene möchten in ihrer Gemeinde die rührende Einfalt und Schönheit des Urchristenthums verjüngen; diese im Innern ihres Tempels das menschliche Geschlecht in seiner höchsten Würde im Leben darstellen, wo ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionen, der Völkersprachen, der Staatsverfassungen und bürgerlichen Stände, die Sterblichen sich nur als Brüder umarmen, in allgemeiner Kindschaft zum Vater des Weltalls. Beiderlei Stiftungen sind

kühne Versuche, die reizendsten Ideale in der Wirklichkeit darzustellen, nicht mit der Hoffnung, sie allgemein einzuführen, sondern den Geist von Zeit zu Zeit durch ihren Anblick zu erheben über das Alltägliche des Lebens, oder zu erquicken und zu stärken für das Erdrückende und Erschlaffende desselben. So wenig ein Herrnhuter im Ernst glauben kann, daß endlich alle Christen, Türken, Juden und Heiden wirkliche Herrnhuter werden, und das Bild einer Heerde und eines Hirten gewähren werden: eben so wenig kömmt einem Freimaurer in den Sinn, den Versuch zu machen, alle Völker der Erde zu einer einzigen Verbrüderung, zur Aufhebung des Unterschieds der Stände und alles Vorurtheils zu bewegen, welches hienieden mit dem Besitz von Gold, bürgerlichen Vorrechten und kirchlichen Absonderungen verknüpft zu sein pflegt."

„So finde ich," sagte Joseph, „in Ihrer eigenen Darstellung der Sache nichts weniger, als Aehnlichkeit, sondern die entgegengesetzteste Verschiedenheit beider Stiftungen."

„Im Zweck; doch in den Mitteln werden sie einander wieder ähnlich!" entgegnete Salomon. „Beiderlei Ziele sind ehrwürdig und groß; beiderlei Mittel beschränkend, oft kleinlich. Dort und hier ist eine nur von wenig Gleichgesinnten unter sich abgeschlossene Gemeinschaft;

dort und hier herrscht eine von den Uneingeweihten wenig verstandene, der Welt daher oft lächerlich scheinende eigene Kunstsprache; dort und hier walten bei den Zusammenkünften der Brüder eigene Feierlichkeiten und Gebräuche, meistens sinnbildlicher Art; dort und hier nennen sie sich Brüder und Schwestern, und haben daneben ihre besondern Vorsteher, Beamte, Redner, Festtage; dort und hier die gleiche Ermunterung zur reinsten Menschenliebe; dort und hier die Schwäche der Mehrheit, welche sich selbst wie Andere täuscht, die todte Form für das Wesen hält, sich am Aeusserlichen erqöht, und die ganze ehrwürdige Stiftung zu einem Hilfsmittel seiner Eitelkeit, seines kleinen, irdischen Eigennutzes, seiner weltlichen Anschläge verwandelt. Ein heiliges Ziel — gebrechliche Mittel und mangelhafte Wege."

„Aber doch nicht das Mittel, sondern der Zweck ist die Hauptsache, die uns trennt; Nichts liegt an der Form, aber Alles am Wesen!" entgegnete Joseph.

„Auch ich sage dieses. Aber die Zwecke der Maurerei und Herrnhuterei widerstreiten einander nicht," sprach Salomon, „sondern stehen neben einander, wie Zeit und Ewigkeit im Weltall, oder wie Leib und Geist im Menschen, wo Eines nicht ohne das Andere bestehen mag. Das

Wesen und Ziel ist die Hauptsache, nicht das Mittel und die Form. Darum wer das heilige Ziel der Brüdergemeinden mit recht jesushaftem Gemüth will, ist Herrnhuter, ohne daß er sich durch feierliche Aufnahme zünftig machen läßt; und es gibt viele der edelsten Freimaurer, die doch niemals eine Loge gesehen und deren sinnbildliche Geschäfte gelernt haben. Liebe des Reinmenschlichen im Menschen, ohne Frage nach seinem Herkommen, Rang, Gold, Vaterland und Glauben; Sehnsucht zur Vollendung im einzelnen Menschen und der gesammten Menschheit im Großen — das macht den wahren Freimaurer. Und Heiligung des Gemüths in der Liebe zum Heiland, dem hocherhabenen Vermittler zwischen uns und Gott — das macht den wahren Herrnhuter; nur diese innere Weihe, keine äusserliche allein. — Und so" — setzte Salomon mit leiserer Stimme hinzu — „bin auch ich Herrnhuter."

Herr Selder schloß den Jüngling in seine Arme und sprach laut: „Und so bin auch ich Freimaurer nach deinem Sinne, mein Bruder!"

Die Folgen davon.

Je länger Salomon, der fromme Daniel und die Frauen von Bethanien mit einander in solchen traulichen Gesprächen ihre Gedanken, Mei-

nungen und Gefühle austauschten, je ſichtbarer und auffallender war das unwillkührliche Zuſammenneigen aller dieſer Gemüther. Salomon ſchien von jeher ein Mitglied der Familie geweſen zu ſein. Es war in ſeinem ganzen Thun und Reden eine Klarheit, daß Alle ihn durch und durch erkannten, als wäre er mit ihnen auferzogen; und ſie Alle waren ihm ſo unverborgen, wie ſich Brüder und Schweſtern ſind. Nur der arme Joſeph ſtand, wie durch eine zauberhafte unſichtbare Hand zurückgehalten, immer auſſerhalb dem ſchönen Kreiſe engverbundener Seelen, und je zudringlicher er in denſelben eintreten wollte, um ſo weiter ſah er ſich jedesmal von demſelben hinweggerückt. Alle ſuchten ihn mit Güte und Leutſeligkeit auf, und fanden ihn doch immer wie einen Fremdling, der nie zu ihnen gehört habe und nie zu ihnen gehören könne. — Martha ſagte am Abend zu Salomon: „Seit die Welt vor meinen Augen dunkel geworden, habe ich noch keinen Menſchen ſo deutlich vor mir geſehen, wie Sie.“ Und die beiden Jungfrauen hingen ſich mit ſo ſchweſterlicher Ruhe und Harmloſigkeit an ſeinen Arm, wenn ſie die Lufgänge des Gartens mit ihm durchwandelten, als ſie es nicht mit Joſeph konnten. Sie erzählten ihm aus dem Glück ihres Stillebens; er ihnen von den Pflanzen und Steinen umher, von ſeinen Reiſen, ſeinen Anſichten

der Natur. Sie mochten von einer häuslichen Freude, er von einem Schauspiel der morgenländischen Welt plaudern: jeder Gegenstand, welchen eigene Wahl oder Zufall ihnen gab, war ihren Gemüthern nur, was der wunderbaren Blumensaat, eine Erdscholle gilt, Nahrung für das Geistige; ein fester Punkt, groß genug, durch Abstoß sich davon in das Unendliche aufzuschwingen. In süßer Unschuld und Einfalt schwebte ihm da Susannens Schwesterseele vor; in einzelhafter Verklärung, die ihn erleuchtend und entzückend durchstromte, Mariens Geist; — er Beiden wie ein heiliges Wesen, in einer ihr ganzes Sein überwältigenden Majestät.

Der erste Abend ihres Beisammenseins hatte zur Folge, daß Salomon den andern Tag nicht weigerte, schon den Mittag in ihrer Gesellschaft zu sein, und am dritten Tag eine Lustfahrt mit der Familie von Bethanien auf's Land zu machen, mit den ersten Morgenstrahlen.

Dieser vertrautere Umgang, welcher das gemeinschaftliche Glück zu einer Seligkeit hinauf steigerte, wie man sie selten genießt, brachte zugleich eine wunderbare Traurigkeit über Alle. Schmerz und Freude sind ein zärtliches Zwillingsgeschwister; reinen Seelen bieten sie aus der glei-

chen Schale den Nektar der höchsten Lust. Auf den Gipfeln des Glücks zittern wir am bängsten.

Nur Herr Joseph kannte die Wehmuth der lautern Freude nicht. Er fühlte Verdruß und nichts anderes, wenn er sah, wie der Kreis von Bethanien sich immer enger um Salomon zusammenschloß. Die Sprache Salomons und der Bethanier ward ihm immer dunkler. Sie Alle verstanden sich mit bloßen Hindeutungen, mit einem winkenden Worte. Joseph, der im Leben das Gottlich-Poetische nur ehrenhalber mittrieb, wenn die Leute etwas darauf hielten, fand doch darin nichts als Schwärmerei, und zog das solide Irdisch-Prosaische vor. Darum war ihm sehr daran gelegen, seine Ehestandsangelegenheiten mit Marien so bald als möglich in's Reine zu bringen. Blieb Doktor Weise länger in diesen trauten Verhältnissen, so mußte er mit Recht fürchten, daß Maria ihm ganz entrückt werden würde. Zwar hatte er, auf Frau Martha's Rath, seine Sache bisher im Gebet ganz dem lieben Heiland anheimgestellt; aber es entging seinem Scharfblick nicht, daß er unter so bewandten Umständen dabei zu kurz kommen würde, was ihm eben nicht lieb gewesen wäre. Denn Maria war ein liebliches, ein reiches, ein frommes Mädchen, aller Eitelkeit fremd, und ganz geschaffen, das irdische Jammerthal recht behaglich zu machen.

Er kannte Marien, und hoffte daher ihr Herz früher oder ſpäter noch zu erobern, beſonders nach der Hochzeit. Auch Salomon kannte er. Er hatte ihn anfangs für einen ſchlauen Abentheurer gehalten und wenig beachtet; bald aber in ihm einen Mann gefunden, der durch Ueberlegenheit des Kopfes und Herzens und der äuſſern Anmuth den Wermuthſchen Planen der gefährlichſte Feind werden konnte. Je weniger er Salomon ſeine Hochachtung verſagen durfte, je furchtbarer fand er denſelben; und wen man fürchtet, den liebt man nicht.

Nach einem langen Gebete zum Heilande, daß ihm in dieſen betrübten Umſtänden ein erſprießlicher Rath werde, beſchloß er, den erſten günſtigen Augenblick zu benutzen, um Mariens Herz zu werben, indem er ihr die ſtille Qual des ſeinigen offenbarte. Noch dringlicher ſchien ihm Salomons Entfernung von Bethanien. Denn obgleich der Herr Doktor ſchon lange von ſeiner nahen Abreiſe geredet hatte, verzögerte ſie ſich doch, nicht nur von Tag zu Tage, ſondern auch von Woche zu Woche. Joſeph rechnete auf Salomons Tugend und Zartgefühl, und hoffte ihn vermuthlich derſelben am ſchnellſten über die Grenzen zu bringen. Er verrechnete ſich auch nicht.

Der Tag, welchen er zu seines Entwurfs Vollziehung wählte, begünstigte ihn, ohne daß er es wußte, mehr als jeder andere. Bald nach der üblichen Morgenandacht des Hauses hatte sich Maria in das Zimmer ihrer Mutter begeben, weil diese es gewollt hatte. Martha, oft von Herrn Wermuth um ihr Fürwort angegangen, gedachte endlich dessen Wunsch bei Marien zu erfüllen. Sie leitete das Gespräch zurück, wie immer, auf heilige Angelegenheiten und den Zustand der Gemüther.

„Bist du auch recht glücklich, liebe Maria?“ fragte Martha. „Du scheinst mir seit einiger Zeit minder frohsinnig, als sonst.“

Maria schwieg. Die Mutter, welche zu reden fortfuhr, sah weder das Erröthen noch die Thränen, welche ihr Wort bewirkte. Erst als Maria sich schweigend zu ihr hinüber neigte, beide Arme um den mütterlichen Nacken schlang und einen heißen Kuß auf Martha's Wange drückte, ward diese gewahr, daß die Tochter still weinte.

„Nein,“ sagte Maria, „nein, ich bin nicht ganz glücklich mehr: denn ich bin nicht mehr so gut, als ich's sonst war, da ich mich noch eine harmlose, treue, liebende Braut des Himmels

wukte. Meine Gedanken werden dem Himmel abtrünnig, und der Heiland empfängt nur getheilte Empfindungen eines Herzens, das sich ihm ganz gelobt hatte. Alle meine Sehnsucht, meine Hoffnung, meine Freude iſt zerriſſen; denn ich weiß nicht, wem ich angehöre."

Martha erſchrack, als ſie dieſes hörte; doch ſanft und beruhigend forſchte ſie weiter, und fühlte Troſt, als Maria in treuer Wahrheit ihr Inneres mehr enthüllte und ſprach: „Meine Gottesverehrung will eine Menſchenverehrung werden. Und ob ich gleich fühle, daß meine Gebete inbrünſtiger werden, als ſie je waren; daß ich die Jeſusliebe lebendiger in mir trage, als je; daß ich die ganze Welt herzlicher liebe; als je — es iſt doch das Alte nicht mehr. Ich bin in mir ſelber zweiträchtig, und weiß nicht, ob ich nicht in eben dem Seufzer ſündige, in welchem ich mich heiligen möchte. Ich denke, ich lebe, ich athme nur in dem einzigen Menſchen, der auſſer dir, Mutter, und auſſer meinem Vater, mir der Ehrwürdigſte auf Erden geworden."

Frau Selber hörte die letzten Worte kaum, ſo leiſe flüſterte Maria dieſelben.

„Weiß er darum? Hat er ſein Herz dir entdeckt?" fragte Frau Selber, die durchaus unter dem ehrwürdigſten der Menſchen keinen andern

als Herrn Joseph Wermuth denken konnte. „Es iſt keine Sünde, geliebtes Kind, daß du ihn liebſt, der dich ſo herzlich, ſo fromm, ſo treu liebt. Die ſtillen Hoffnungen deines Vaters und meine eigenen Wünſche für dein Glück ſind erhört in dieſen Thränen.“

„Mein Glück?“ ſeufzte Maria. „Unmöglich! Zieht er mich nicht mit unbegreiflicher Macht aus der Nähe Jeſu hinweg, allein zu ſich? Ich bin nicht mehr ſo gut, als ich war.“

„Beſtes Kind, das wolle der liebe Heiland nicht! Du verſtehſt vielleicht nur dein eigenes Selbſt nicht; das macht dich an dir irre und zweifelhaft. Laß die himmliſche Vorſehung walten; ſie führte dir ihn entgegen, daß in ſeinem Herzen du zu neuer Liebe des Schönſten und Heiligſten entflammt würdeſt. Die Strahlen der Liebe, welche du bisher durch das weite göttliche All verſandteſt, werden nun in einem einzigen Punkt zuſammengezogen, leuchtender, brennender. So ſoll es ſein. Wir ſind Menſchen, und unſere hinfällige Kraft bedarf ſolches Beiſtandes zu neuen Aufſchwüngen. Das Kind wird durch die Liebe, welche es gegen ſeine Aeltern empfindet, zur himmliſchen Liebe gebildet; die Jungfrau wird, indem ſie den Mann ihres Herzens erblickt, aus dem Kindertraum wach. Sie liebt das heilige Unſicht-

bare in dem ſichtbaren V.ſommenen mit höherer Kraft; ſie liebt wahrer, menſchlicher; die zur Jüngerin Erzogene wird nun Jüngerin aus eigener, nicht aus empfangener fremder Weihe. Und wirſt du einſt über geliebten Leichen weinen, dann, Maria, gewinnt die heiße Sehnſucht nach dem dort oben ihren höchſten Gipfel."

So ſprach Frau Selber noch lange, und in Marien ward es heller. Sie verließ ihre Mutter, und begab ſich in die Einſamkeit ihres Gemachs. Da erſt in der Jnbrunſt ſtillen Gebetes, dann in den Tönen des Fortepiano's erhob ſich ihre Seele zum Himmel. Sie fühlte ſich mit ſich ſelber verſöhnt, als ſie neben der Liebe zum Himmliſchen die Liebe zu dem wunderbaren Salomon wohlbeſtehen ſah. Eine ward durch die andere erhabener, und am Ende in ein einziges Gefühl der Seligkeit aufgelöſet.

Als ſo der größere Theil des Vormittags verſchwunden war, eilte ſie hinab in den Garten, ſich da zu ergehen und zu zerſtreuen. Sie irrte von Beeten zu Beeten, und endlich trat ſie, weil es heiß werden wollte, in dem kühlen Schatten einer kleinen Laube unter. Da ſaß Salomon in Gedanken verloren. Jhr Eintritt ſchreckte ihn auf.

„Es thut mir leid," ſprach ſie eben ſo erſchrocken, und eine ſchöne Röthe umfloß ihre

Bangen, „daß ich S. in Betrachtungen unterbrach.“ Sie wollte umkehren. — „Nein, meine Freundin, fliehen Sie nicht!“ rief er, und ergriff ihre Hände. „Ich war doch schon bei Ihnen im Geiste.“ Sie senkte mit schüchterner Verwirrung die Blicke zur Erde nieder.

Da standen Beide, plötzlich durch eine unbekannte Macht ergriffen, zitternd bis in ihr Innerstes, wie die Unschuld vor dem Verbrechen; selig, begierdenlos, aufgelöset im Uebermaas niegeahneter Wonnen, wie Verklärte und Vollendete in Gott. Daß erst Beider Hände fest und zart zusammenschlossen; daß dann Maria an Salomons Brust gezogen ward; daß er seine Arme liebend um sie hinwarf; daß sie dann mit einem gebrochenen Blick zu ihm empor sah, wie eine Segnende; daß dann seine Lippen an ihren schönen, nicentweihten Lippen bebten — von dem allen wußten Beide kein Wort.

Und da sie aus dem Traum traten, oder aus der Entzückung, Beide erstaunt und furchtsam, Beide beglückt, sich so zu sehen, flüsterte Maria, indem sie ihren Arm in den seinigen legte, um einen Gang durch den Garten zu thun: „O Salomon, nun habe ich genug gelebt!“ — Und Salomon erwiederte: „Meine himmlische Maria, jetzt weiß ich, daß ich des Lebens werth bin!“

Als sie zu den Andern kamen, glichen sie höhern Wesen. In Beider Tönen, Bewegungen und Zügen lag ein unbeschreiblicher Adel, das Gepräge einer Erhabenheit über alles irdische Weben und Leben, über alles Schicksal.

In dieser Stimmung war's, daß Salomon am Abend desselben Tages von Herrn Joseph Wermuth vertraulich beiseite geführt ward. In dieser Stimmung vernahm er dessen Verhältniß zu Mariens Aeltern, und dessen Ansprüche auf Mariens Hand; und wie jetzt durch Salomons Eintritt in den Familienkreis von Bethanien alle diese Verhältnisse zerrissen, sein und Mariens Frieden gestört und ein stiller Kummer über Alle gekommen sei. Josephs Schmerz bei dieser Mittheilung, Josephs Offenheit und Zuversicht auf den Edelmuth und Zartsinn seines Nebenbuhlers wirkten tief auf Salomon, der bisher noch nie an eine ernstere Verbindung mit Marien gedacht, noch zu denken gewagt. Seine mittelmäßigen Vermögensumstände und daneben Mariens Reichthum, — die Verschiedenheit seiner und der Religionsverhältnisse ihrer Aeltern, — dann in seinem Gemüth der hohe Widerwille selbst gegen den Schein, als könne er fähig sein, durch weibliche Hand seine Vermögensumstände bessern, oder um eines Mädchens willen seinen Grundsätzen entsagen und herrnhutische

Formen annehmen zu wollen, — das alles entschied ihn schnell zum Sieg über sich selbst. „Fliehe, ehe es zu spät, dir und Marien zu spät wird!“ rief es in ihm. Er umarmte Joseph von Herzen. „Ich danke Ihnen“, sprach er, „für Ihr edles Zutrauen. Ich werde kein Störer Ihres Glücks, ich will nicht der sein, welcher Unfrieden in diese tugendhafte Familie bringt.“

Sie kehrten zu den Andern zurück; Salomon mit blutendem, geopfertem Herzen; Joseph mit dem Hochgefühl des errungenen Sieges, fröhlicher als jemals. Salomon verließ diesen Abend Bethanien früher, denn gewöhnlich. Da er hinter sich die Thür des Gartens schloß, zum letztenmal, und zur Stadt wandelte, schluchzte er laut.

Noch in derselben Nacht wurden Wagen und Pferde bestellt zur Abreise. In wenigen Zeilen an Herrn Selber sagte er ihm und den Lieben in Bethanien Lebewohl; wünschte Marien Glück an Josephs Herzen; verhieß nach einem halben oder ganzen Jahre, je nachdem er es vermöchte, wieder zu kommen, wegen Martha's Augen.

Beruhigung.

Im Hause seines Vaters, in seiner Geburtsstadt, unter seinen Brüdern, Blutsverwandten

und ehemaligen Kindheitsgenossen, in der Einrichtung eigenen Hauswesens, in den Geschäften seines ärzlichen Berufes fand Salomon freilich Trost und Zerstreuung genug. Aber doch verfloß mehr als ein halbes Jahr, ohne daß er, wie er erwartete, Muth gewonnen hätte, Bethanien wieder zu sehen. Alles von da glich ihm einem Traum. Nie empfand er eine Reue über die Art, wie er Bethanien verlassen; aber auch nie Ersatz für das verlorene Glück. Seinem edeln Vater hatte er die Begebenheiten jener Tage und sein ganzes Gemüth offenbart. Der Vater nahm ihn segnend in die Arme und sprach: „Du thatest, wie du solltest, mein Sohn. Du hast ein höheres Glück in dir selbst gefunden, als du draussen verlorst. Du bist ein freier, selbstständiger Mensch. Deine wunden Gefühle werden mit dem Lauf der Zeiten verbluten; aber das Bewußtsein der Tugend wird dich erheben und nie verlassen."

Herr Selber hatte ihm einen ungemein freundschaftlichen Brief geschrieben, worin er die Bestürzung der ganzen Familie über das plötzliche Verschwinden Salomons schilderte; dennoch aber hinzusetzte: „Du hast deiner würdig gethan, mein Bruder!" und in Betreff von Mariens Verhältnissen zu Hesekyh nur sagte: „Wir erwarten mit stiller Ergebung, was unsers Herrn Wille ist."

Salomon beantwortete den Brief nicht; er vernichtete denselben sogar, um durch seinen Anblick nicht in dem Frieden gestört zu werden, den er mit großer Sorge und Vorsicht in sich zu schaffen suchte.

Seitdem erschien von Bethanien her keine Zeile mehr. Der Winter verfloß. Zufällig vernahm Salomon von einem Reisenden, daß Maria längst nicht mehr in Bethanien bei ihren Aeltern sei. Sie hatte also Josephs Hand angenommen. Diese Nachricht, erst erschreckend, ward ihm mehr als jede andere erquickend. „So hast du denn wahrlich wohlgethan, ihre Nähe zu meiden," sprach er zu sich selbst, „ehe du eine erwachende Neigung zu dir in Leidenschaft verwandeltest, deren Flammen das Paradies eines Engels verzehrt haben würden."

Im folgenden Frühling hatte er schon so viel Gemüthsstärke, Herrn Selber in einem Briefe zu ersuchen, sich mit seiner blinden Gemahlin nach der Stadt W— zu begeben, wo der Versuch gemacht werden sollte, ihre Augen von den Schuppen des Staars zu befreien. Doch fügte er zwei Bedingungen hinzu: die eine, daß Maria nicht gegenwärtig sein dürfe; die andere, daß auch Niemand ihm von Marien reden möchte, wenn er nicht selbst zuerst fragen würde.

Herr Selber erklärte in der Antwort, daß er die Bedingungen erfüllen und zur bestimmten Zeit in der bestimmten Stadt mit Martha eintreffen werde. Salomon reisete dahin. Es war ihm wie Trost gegen große und geheime Furcht, daß sich sein vortrefflicher Vater entschloß, ihm dahin zu begleiten, um die Bekanntschaft jenes frommen, ehrwürdigen Paars zu machen, und Zeuge der wichtigen Auge-Heilung zu sein. Denn in der Nähe des Vaters fühlte sich Salomon immer stärker; ja, er glaubte, was er jedoch nicht wagen wollte, selbst den Anblick von Wermuths liebenswürdiger Gattin ruhiger ertragen zu können an seines Vaters Seite.

Heilung.

Die erste Zusammenkunft im Gasthofe zu W — war zwischen so guten, einander in reinster Freundschaft verwandten Menschen unendlich rührend. Nicht mit Worten, nur mit Thränen und wiederholten Umarmungen begrüßte man sich. Und als man von der ersten frohen Wehmuth sich erholt hatte, sprach man — sorgfältig Alles meidend, was eine Wunde berühren konnte — von den kleinen Vorfällen der Reise, von der schönen Blüthenzeit, von hundert unbedeutenden Dingen.

Bald war man wieder zu einander gewöhnt; das Gespräch erhielt seine ehemalige Unbefangenheit wieder; man schien das Gedächtniß für das Schmerzhafte des Vergangenen verloren zu haben; Mariens ward mit keiner Silbe gedacht, selbst Suschens nicht, um nicht an deren schwesterliche Freundin zu mahnen. Salomons Vater und Herr Selber, beide fast im gleichen Alter, beide von gleichen Gefühlen gegenseitiger Hochschätzung belebt, wurden schon den ersten Tag Herzensfreunde, und schienen sich nicht von einander mehr trennen zu können.

Der Wirth des Gasthofes, welcher vor der Stadt ein kleines Gartenhaus im Grünen hatte, zur Noth für eine Familie von wenigen Personen bewohnbar, räumte dasselbe, auf Salomons Verlangen, seinen Gästen ein. Dort wollte der Arzt die Unternehmung an Martha's Augen verrichten, wo man theils vom Getöse ab- und zugehender Fremden entfernt sein, theils sich des erquickenden Schmelzes der Wiesenfluren erfreuen konnte für das Gesicht der zu Heilenden.

Gleich den andern Tag, nachdem sie hinausgezogen waren, wurden Anstalten zum Stechen des Augenstaars gemacht. Salomon vollbrachte dies Werk in so kurzer Zeit — es war ein Geschäft von wenigen Minuten —, daß weder Martha

noch die anwesenden Zeugen es schon beendet glaubten. Die wunden Augen wurden so schnell verbunden, daß selbst Martha zweifelte, ob sie wirklich sehen könne, wiewohl es ihr jedesmal, wenn er mit fester Hand den zarten, gewagten Schnitt machte, wie Blitz in's Auge flammte. Er aber versicherte, sie habe ihr Gesicht wieder; und als er den zweiten Tag die Binde von ihrem Antlitz nahm, ward sie dessen selbst gewiß. Beinahe zehn Tage blieb sie in der Dunkelheit des Zimmers, um sich allmälig zum Sehen zu gewöhnen; aber ihren Gatten wie ihren Arzt erkannte sie in den sparsamen Dämmerungen. Wer beschreibt das Entzücken der Sehendgewordenen? wer das Entzücken des frommen Daniel?

Als sie an einem warmen mondhellen Abend zum erstenmal ohne Binde in's Freie hinausgeführt ward, und die blühende Welt nach so vielen Jahren wieder um sich her schweben sah in allem Zauber der wunderbaren Beleuchtung, erhob sie stumm ihre gefalteten Hände zum Sternenhimmel, sank auf's Knie, legte dann ihr Angesicht demuthvoll zur Erde und betete mit lauter Stimme in der Inbrunst eines dankbaren Herzens. Aller Herzen wurden weich — Alle beteten ihr leise nach.

Wie sie schwieg und sich erhob, sah sie die drei Männer neben sich weinend und in enger

Umarmung zusammengeschlossen. „Laßt auch mich meinen Retter und Arzt an's Herz drucken!“ rief sie, und schloß den Jüngling fest an ihre Brust.

„O Salomon! Salomon!“ rief sie: „Mein Mund soll dich anreden, wie dich mein Herz im Gebet vor dem Herrn nannte! Gib mir noch zu meiner heutigen Freude eine Seligkeit. Laß mich ungestraft dankbar sein. Ich bin Mutter! Ich bin Mutter, Salomon, mein Salomon; ich bin Mutter, und habe mein Kind seit so vielen Jahren nicht gesehen! — Vergib, daß ich von der rede, von der ich vor dir schweigen sollte. Aber ich bin Mutter; o gönne mir, meine Tochter zu sehen!“

Salomon schluchzte und antwortete nach einiger Stille: „Sie sollen und können Ihre Tochter sehen.“

„O Mutter!“ riefen zwei weibliche Stimmen: „Mutter! Nimm uns an dein Herz!“

Maria und Susanne traten, oder schwankten vielmehr, halb ohnmächtig aus dem Gartenhause; mit ausgebreiteten Armen wendete Martha sich zu ihnen um, und schloß Beide an ihre Brust. Salomon hörte die wohlbekannte Stimme, sah die wohlbekannte Engelsgestalt, und stand wie versteinert. Endlich gefaßter sprach er zu Herrn Selber: „Ich glaubte Ihre Töchter weit von hier;

ich fürchte, es könne Ihre Gemahlin zu sehr angreifen."

Herr Selber nahm mit Herzlichkeit Salomons zitternde Hand in seine beiden Hände, und sprach: „Mein lieber Bruder, vergib den Betrug — dein guter Vater verhieß, ihn bei dir zu verantworten. Er war's, der mir gleich nach glücklich vollbrachter Augenöffnung zuredete, Marien von B— kommen zu lassen, wohin sie sich bald nach deiner Entfernung von uns in das Thorhaus der ledigen Schwestern begeben hatte, um getrennt von der Welt ihrem Heiland ganz zu gehören. Ich war schwach, und gehorchte deinem guten Vater nur allzugern."

Dann trat Salomons Vater zu ihm heran und sagte: „Herr Selber hat mir ein Recht auf sein Kind gegeben, wie ich ihm auf dich gab. Zürne nicht, Salomon. Deine alten Wunden sollen nicht wieder bluten."

Indem sie noch redeten, führte Herr und Frau Selber ihre Tochter Maria gegen Salomon. Sie war blässer, aber schöner. Ihre bethränten Augen suchten den Geliebten, der sie mit den Worten: „Braut des Himmels!" begrüßte, und nun zitternd, sprachlos vor ihr stand.

Sie antwortete nicht. Ihr schönes Haupt sank verschämt auf ihren Busen nieder. Die Aeltern

legten ihre Tochter an seine Brust und sagten: „Wir möchten gern dankbar sein. Dein Vater sagt: du liebest sie. Wir sagen dir, sie liebt dich!“

Da umschlangen sich Maria und Salomon unter dem Segen ihrer frommen Aeltern.

Die Walpurgisnacht.

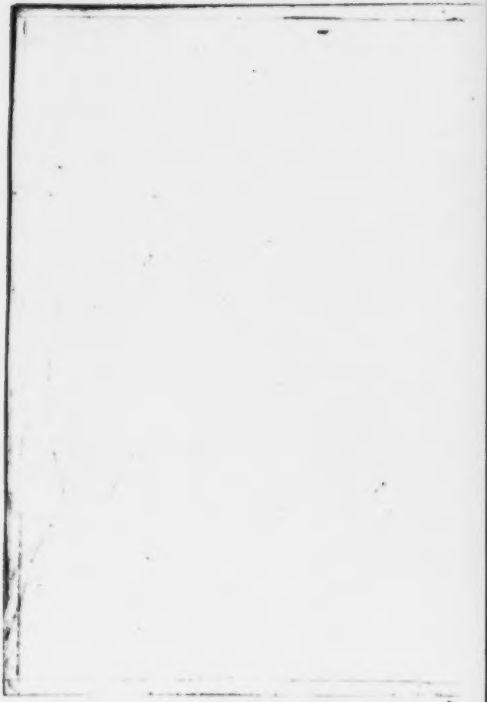

Der Verſucher.

Ich befand mich in Geſchäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerſtreuung es auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unſerm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib ſchon ſieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unſerm Hochzeitstag waren wir nie ſo lange getrennt geweſen. Freilich Fanny ſchickte mir regelmäßig alle Woche Briefchen zu; aber dieſe Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren Oel ins Feuer. Ich wünſchte Prag und den heiligen Nepomuk vierunddreißig Meilen nordoſtwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges, blondköpfiges blauaugiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umſpielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in ſolch ein Weſen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter iſt, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geſchäfte endlich abgethan waren. Ich nahm bei den wenigen Bekannten und Freunden

Abſchied, und ſagte dem Wirth, er ſolle die Rechnung geben. Andern Tags wollte ich mit der Poſt fort.

Am Reiſemorgen erſchien der Wirth, gehorſamſt aufzuwarten, mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und für die Ausgaben unterwegs. Da wollte ich einen guten Wechſel verſilbern. Ich griff nach der Brieftaſche, und ſuchte ſie in allen Taſchen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl: denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das iſt doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftaſche war verſchwunden.

„Dacht ichs doch!“ ſagte ich zu mir ſelbſt: „Wird der Menſch einen Augenblick ſeines Lebens froh, ſitzt der Teufel gleich hinterm Haz und ſpielt ihm einen Poſſen. Man ſollte ſich in der Welt über nichts freuen, ſo hätte man auch der Höllenangſt und des Verdruſſes weniger. Ich habe es ſo oft ſchon erfahren.“

Entweder war die Brieftaſche geſtohlen oder verloren. Ich hatte ſie noch den Tag vorher, noch des Mittags in Händen gehabt: ich pflegte ſie in der Bruſttaſche meines Ueberrocks bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war

mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher gesehen hatte, und mir damals wie ein menschgewordener Höllenfürst vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder."

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!" dachte ich: „Der Versucher wird doch aus Spaß nicht Ernst machen?" Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, der werde es sein.

Und siehe — wunderliche Ueberraschung! — da ich die Stubenthür eröffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Versucher herein, an den ich gedacht hatte.

Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wie und wo ich die Bekanntschaft dieser Erscheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen albernen Träumer halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffehaus oder Cassino in der Neustadt gegangen, wohin mich schon einmal ein Bekannter geführt hatte. Ich hoffte da die neuesten Zeitungen zu finden. An einem Tischchen spielten zwei Herren sehr nachdenkend ihre Parthie Schach. Einige junge Männer saßen am Fenster in lebhaftem Gespräch über Todtenerscheinungen und Natur der menschlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in scharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwasser und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht so rege, als der scharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß selbst die Zeitungen und den spanischen Krieg. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geschmackloses, in Gestalt, in Bewegungen, in Gesichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches; weniger, als von mittlerer Größe; aber starknochigt, breitschultrig; mochte fünfzig bis sechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechschwarzes, glänzendes Haar hing

ihm glatt und spießig um den Kopf. Das schwarzgelbe Gesicht mit der Habichtsnase und den vorragenden Backenknochen hatte etwas Grausenvolles. Denn während alle Züge kalt und eisern waren, schimmerte sein großes Auge so lebhaft, wie das Auge eines begeisterten Jünglings, ohne daß man darin Begeisterung und Seele las. Der, dachte ich, ist geborner Scharfrichter, oder Großinquisitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spaßes willen könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln sehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reisen. Er hat gewiß in seinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Der Mensch hörte den jungen Herrn am Fenster zu, und lächelte einigemal über ihre Reden. Aber, Gott sei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die schadenfrohe Hölle schien aus allen Zügen zu grinsen. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel ist, dachte ich, so ist's sein Bruder. Ich sah ihm unwillkührlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menschenfuß, wie unser einer, und sein linker war ein Klumpfuß im Schnürstiefel. Doch hinkte er damit, und trat überhaupt so schleichend auf, wie über Eierschalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte sich für baares Geld

ſehen laſſen können, um die Voltaire abergläubig zu machen.

Den ſpaniſchen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mir hin, ſchielte jedoch darüber hinaus, um die merkwürdige Geſtalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtiſch vorbeiging, ſagte einer der Spieler zu ſeinem düſter und verlegen da ſitzenden Gegner mit triumphirender Miene: „Sie ſind ohne Rettung verloren.“ Der Rothrock blieb einen Augenblick ſtehen, warf einen feurigen Blick über das Spiel, und ſagte zum Sieger: „Sie ſind geblendet; beim dritten Zug unausbleiblich matt.“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte ſchüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That ſchachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufſtellten, ſagte einer von den jungen Männern am Fenſter zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unſer Streit ſcheint Sie zu intereſſiren? Aber Ihr Lächeln ſagt mir, daß Sie entgegengeſetzter Meinung ſind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling geleſen?“

„Ja wohl!“ ſagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln ſagen?“

„Ihr Schelling iſt ein ſcharfſinniger Dichter, der die Gaukeleien ſeiner Einbildungskraft darum

für Wahrheit hält, weil ihn niemand widerlegen kann, als mit andern Träumen, die aber dann mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut, wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden."

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!" sagte er: „Habe ich die Ehre Herrn Robert von ... zu sprechen?"

„Der bin ich in der That!" erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?"

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion. Es lag ein halbzerrissener Brief

auf meinem Tisch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuschrift auf dem Umschlag.

„Ganz gut,“ sagte er, „allein Sie tragen einen Namen, der so allgemein ist, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutschlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umstände an. Ich möchte mit Ihnen Geschäfte machen. Man hat mich an Sie adressirt.“

„Mein Herr,“ sagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geschäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreise und habe noch tausend Dinge zu besorgen. Auch irren Sie sich wohl in meiner Person, denn ich bin weder Staatsmann noch Kaufmann.“

Er maß mich mit großen Augen, und sagte: „So?“ Er schwieg eine Weile, und schien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeschäfte in Prag gemacht? Ist nicht Ihr Herr Bruder zu.... auf dem Punkt, Bankerot zu machen?“

Ich muß feuerroth geworden sein, denn davon wußte, glaubte ich, außer meinem Bruder keine Seele, als ich. Auch lächelte der Versucher wieder sein entsetzlich-schadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren sich noch einmal!“ sagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr als einen, aber keinen, der an Bankerot denkt, oder dergleichen zu fürchten hätte.“

„So?“ murmelte der Versucher, und seine harten, eisernen Züge wurden wieder starr.

„Mein Herr,“ — sagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umständen unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel sehen, wie dem Schachspieler im Kaffehause — „Sie sind gewiß an den unrechten Mann gewiesen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie ersuche, sich kurz zu fassen. Ich habe keinen Augenblick zu versäumen.“

„Gedulden Sie sich nur eine Minute“, erwiederte er, „es liegt mir daran, mit Ihnen zu reden. Sie scheinen unruhig und verlegen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie sind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und sehe die Stadt seit zwölf Tagen zum erstenmal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie sich mir. Sie haben das Gesicht eines Biedermanns. Brauchen Sie Geld?“

Da lächelte, oder vielmehr grinsete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Wesen ward mir immer verdächtiger; ich schielte von ungefähr nach seinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubige Furcht an. In keinem Falle wollte ich mich mit dem verdächtigen Wesen einlassen, und sagte: ich hätte kein Geld nöthig. „Da Sie mir es aber so groß-

müthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen," erwiederte er, „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Mannteuffel. Gibt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?"

„Ein Mannteuffel?" sagte ich, und wußte in seltsamer Verlegenheit nicht, was ich sagen wollte, und ob das ganze Ding Ernst oder Spaß sei.

Indem ward an die Thüre gepocht. Der Wirth trat herein und brachte mir einen Brief, der von der Post gekommen war. Ich nahm ihn.

„Lesen Sie nur den Brief erst," fing der Rothrock an, „nachher können wir schon weiter sprechen. Der Brief ist ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny."

Ich ward verlegener, als je.

„Wissen Sie nun endlich," fuhr der Fremde fort und grinsete: „wissen Sie nun, wer ich bin und was ich von Ihnen will?"

Es lag mir auf den Lippen, zu sagen: „Mein Herr, Sie sind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühstück?" doch hielt ich an mir.

„Noch mehr," setzte er hinzu: „Sie wollen nach ..... Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?"

Ich dankte, und sagte: ich habe schon die Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch."

„Gut!" sagte ich endlich: „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?"

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht..."

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?"

„Wie sah die Brieftasche aus?"

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau."

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler." Er lächelte mich wieder dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft wer-

den. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verluſt erſetze?“

Bei dieſen Worten ſah er mich ſo ſcharf und ſonderbar an, als wollte er mir die Antwort: „Ich verſchenke Ihnen meine Seele!“ auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen ſtill ſchwieg, griff er in die Taſche und zog meine Brieftaſche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebſt Zubehör!“ ſagte er.

Ich war auſſer mir. Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, und blätterte in der Brieftaſche, und fand, daß nichts fehlte.

„Geſtern Nachmittag um vier Uhr fand ich die Brieftaſche auf der Moldaubrücke, und ſteckte ſie ein.“

Richtig um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftaſche in Händen gehabt und eingeſteckt.

„Vermuthlich nebenbei geſteckt!“ ſagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforſchen. Eine Adreſſe zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt

ur diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich Ihr zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier, und fand Sie nicht."

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Mannteufel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von allem hören.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir. Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns schon einmal wieder!" sagte er, und ging davon.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte den Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch ungeheure Spekulation in

Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen. „Jetzt habe ich mein Schäfchen in's Trockne gebracht," sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber an mäßigen Zins, so laufe ich nicht Gefahr, heut ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer auseinander zu setzen."

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Manteuffel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der wüsten Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel feiner schwarzen Haare über der Stirn emporstanden. Vielleicht hatte er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er wieder gebracht,

ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing träumend diesen Gedanken nach, und läugne sogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Es vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Manntenfel könnte wohl der ächte Teufel sein; seine Ehrlichkeit eine Hinterlist, um dem Himmel meine arme Seele wegzuschnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Gold und Gut? — Ich war nie geldsüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage besessen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine bescheidene Wohnung zurückgegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübsche Weiber? ein Harem voll der schönsten Hellenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendsten Zirkasserinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben,

einmal Doktor Faust zu sein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich so glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmann, der mit der vermünschten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich selbst wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradiese wieder zusammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber gesetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunsch erfüllen, und mich durch einen Spalt der Himmelspforte hinüberblinzeln lassen, was würde mir ein Unterthan Adramelechs anderes haben zeigen können, als seine Hölle?

Doch genug von den Possen.

Ich war von Prag bis zu unserm Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's spät. Umsonst schalt und spornte ich die Postknechte mit Wort und Geld — es ward immer später, immer dunkler, und ich immer sehnsuchtsvoller. Ach, seit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja Fanny nicht gesehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter, wie zwei Rosenknospchen um eine kaum aufgeschlossene Rose blühten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswür-

vigste ihres Geschlechts, mein Weib, sei noch heute in meinen Armen.

Es ist wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch schon geliebt gehabt. Es gab einst eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entrissen und einem reichen polnischen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unsere Liebe war die erste für uns beide — an gegenseitige Vergötterung und Raserei gränzend. Wir schworen uns noch in der Abschiedsstunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küsse und Thränen hatten die Eide besiegelt. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Starostin, und ich sah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, tiefere, zärtlichere. Julie war einst die Gottheit meiner Phantasie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die schlafende Straße einfuhren. Ich stieg beim Posthause ab, ließ den Knecht nebst dem Koffer zurück, weil ich selbst, falls in meinem Hause Alles schlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und schlich hinaus zur Vorstadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir schon von weitem mit seinen Fenstern im Mondschein entgegenschimmerte.

Und Alles schlief! — o Fanny, Fanny, hättest du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wären mir erspart worden! — Sie schliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Gesinde; nirgends Licht! Ich wanderte zehnmal ums Haus herum — Alles verschlossen. Aus dem Schlaf jagen wollte ich doch keinen. Besser das Entzücken des Wiedersehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenstunde, als in der fieberischen Mitternacht.

Zum Glück fand ich das Gartenhäuschen offen. Ich trat hinein. Da fand auf einem Tischchen der Strickkorb meiner Fanny; da sah ich im Mondschimmer am Boden und auf den Sesseln die Steckenpferde, Trommeln, Peitschen meiner Kinder. Vermuthlich hatten sie den Nachmittag hier zugebracht. O mir war unter diesen Kleinigkeiten so wohl, als wäre ich bei meinen Lieben selbst. Ich streckte mich aufs Sofa, und beschloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer seit vierzig Stunden nicht geschlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entschlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geschlossen, weckte mich das Knarren

der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich ſah einen Menſchen hereintreten; ich glaubte, es ſei ein Dieb. Aber man denke ſich mein Erſtaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

„Von Prag. In einer halben Stunde reiſe ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen und ihre Fanny ſehen, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie ſeien erſt angekommen, und glaubte in Ihrem Hauſe Alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und ſich eine Krankheit erſchlafen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, ſo hatte mich die ſonderbare Erſcheinung geſchreckt. Ich verſpottete zwar im Stillen meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Menſch iſt nun einmal ſo. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuſchenden Mondlicht noch viel ſchrecklicher, und ſeine Augen viel blitzender.

„Sie haben mich wirklich erſchreckt, wie ein Geſpenſt!“ ſagte ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhauſe zu ſuchen? Sie ſind wie ein Allwiſſender.“

Er grinſete ſchadenfroh und ſagte: „Nennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht beſſer, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkommen. Sie nehmen's nicht übel. Ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeiſter wären, möchten Sie wohl der Teufel ſelbſt ſein."

Er grinſete wieder, und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß geſagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?"

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einſchlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz ſo nenne, mein Glück iſt vollkommen."

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und ſich vor ihm deſto mehr hüteten — da mußte man kapituliren. Aber heutiges Tags, da keiner mehr den Teufel glaubt, und mit der Vernunft alles ausrichten will, ſind die Menſchenkinder allzuwohlfeil."

„Einmal, hoffe ich, die meinige iſts nicht, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quentchen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben."

„Das iſts eben! — Eure ſtolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle ſpreche, die Sie mir gaben — euere ſtolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als

eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr ſelbſt angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientaliſche Fabel zu halten; ſeit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleichen Kalibers erklärt; die Wolluſt eine liebenswürdige Schwäche, Selbſtſucht Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narrheit, und abgefeimte Tücke Lebensweisheit nennet, gibt man ſich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von ſelbſt. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenſchaften im Herzen. Der Heiligſte unter euch Entnervten iſt, wer die wenigſte Gelegenheit zu ſündigen hat."

„Das heißt recht teufliſch geſprochen!" rief ich.

„Allerdings!" antwortete der rothe Herr, und grinſete wieder. „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an ſie glaubt. So lange den Menſchen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen ſein. Jetzt iſts umgekehrt. Wir armen Teufel ſind immer die Antipoden der Menſchheit."

„So ſind Sie in dieſem Stück wenigſtens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philoſophiſcher Herr Teufel."

„Gut, ſo gehören Sie mir ſchon an. Wer mir nur ein Haar reicht, deſſen Kopf habe ich. Und — denn hier iſt's kühl — mein Wagen iſt

vielleicht ſchon angeſpannt, ich muß abreiſen. Alſo leben Sie wohl.“

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Poſthauſe zurück, wo wirklich ſein Reiſewagen eben Vorſpann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abſchied ein Glas Punſch, den ich beſtellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging.“

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

Die Verſuchung.

Der Punſch ſtand ſchon auf dem Tiſch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reiſender ging finſter und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen umher lag Gepäck; auch bemerkte ich ein Frauenzimmerhaubl und Strohhut, nebſt weiblichen Handſchuhen.

Als wir tranken, ſagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn ſie kommt, ich ſei zu Bett. Wir reiſen in aller Frühe fort.“ — Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und beſtellte mir für die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punſch-

nauf leer unter allerlei Geſchwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte darauf zu ſeinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, ſagte er: „Wir ſehen uns noch einmal wieder.“ Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handſchuhe und den Hut holte. Wie ſich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich faſt die Beſinnung. Es war Julie, die erſte Geliebte, im Begriff mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Luſtreiſe nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erſchrocken, als ich.

„Um Gotteswillen, iſt es dein Geiſt, Robert?“

„Julie!“ ſtammelte ich, und alle Wonnen der erſten Liebe wachten wieder auf bei dieſem überraſchenden Anblick. Ich wollte mich ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Buſen.

Erſt als wir wieder zu uns ſelbſt kamen, bemerkte ſie, daß ſie halb entkleidet war. „Hier iſt nicht mein Zimmer!“ ſagte ſie, und warf ſich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu ſagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir einander freier erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Staroffen nicht glücklich, ging mit ehemaliger Seligkeit an mir. Sie war schöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich schöner, wie sie sagte. — Möge mir's Fanny verzeihen, dachte ich, es ist ja vielleicht nur dieser einzige und letzte Moment im Leben. Es ist ja der Traum weniger Stunden. — Julie küßte mich und sprach von vergangenen Dingen. Die Flamme der Leidenschaft wehte von Seele zu Seele in unsern Küssen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beschreiben kann, lag in Juliens Wort und Wesen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erste Bekanntschaft auf dem Ball am Brauttag ihrer Schwester; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unser Wiedersehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Wasserfahrt mit unsern beiderseitigen Aeltern, und wie wir im Elysium von Wörlitz Liebe gestanden, Treue schworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft. Wir vergaßen, daß wir einander nicht gehörten. Wir sprachen von dem Tag unserer Trennung mit Thränen, und in

den Thränen umarmten wir uns. — O wie ſchwach iſt der Menſch!

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer iſt noch bei dir, Julie?“

Wir ſprangen erſchrocken auf. Der Staroſt ſtand eine ganze Weile ſprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten ſprang er auf Julien zu, ſchlang ihre langen, kaſtanienbraunen Locken um ſeine Fauſt, und ſchleuderte die Winſelnde zur Erde und ſchleppte ſie auf dem Boden herum, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hilfe eilen. Er ſtieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und ſchrie mir zu: „Dich erdroſſle ich!“ In der Verzweiflung nahm ich ein Meſſer vom Tiſch, und drohte es ihm in die Rippen zu ſtoßen, wenn er nicht ſchwiege. Aber der Wüthende warf ſich gegen mich, ſpannte meinen Hals zwiſchen ſeine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Meſſer nach allen Seiten um mich. Ich ſtieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich ſtürzte nieder. Er hatte das Meſſer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem

ermordeten Mann. Ich ſtand da, wie eine Bildſäule. „O", dachte ich, „wäre es doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauſes. Verflucht ſei der Rothrock! verflucht die Brieftaſche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieſes werde ich zurückgeſchleudert in eine Höle, die ich nie kannte! — Ich bin Mörder!"

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hauſe geweckt. Ich hörte Fragen, Rufen, Geben. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hauſe hinaus zu zünden.

Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, und ſie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber ſchon auf der Treppe ſah ich meine Kleider ganz vom Blut des Staroſten überſchüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verſchloſſen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu

entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menschen eilen, Schreien und Rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Garten und Felder auſſerhalb des Städtchens. Aber die mir nachsetzten, waren behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwischte. Mit Hollenangst riß ich mich los, und schleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich stürzte blindlings fort, setzte über Häge und Graben. Meine Fanny, meinen Auguſt, meinen Leopold noch einmal zu sehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbsterhaltung überschrie alle andere Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine gestrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, kannte ich das Geschehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchschauerte, sagten mir nur zu sehr das Gegentheil. Ich lief faſt athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe gewesen, ich würde aufgehört haben zu leben.

Triefend vom Schweiße, ohne Athem, erschöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien setzte ich meine Flucht in langsamern Schritten fort. Ich mußte zuweilen stehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzusinken.

So gelangte ich nach P**, dem nächsten Dorf bei unserm Städtchen. Indem ich davor stand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern sollte — denn noch war es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fing es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortschaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich sah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammensäule, die bis zu den Wolken hinanflehnte, schwebte über meiner Heimath. Das ganze Städtchen stand in Flammen. Ich — ich war der Nordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entsetzenvolles Erwachen aus dem stillen Morgenschlummer hat euch euer Vater bereitet.

Da ergriff es mich wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum, einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Ta-

gesselle, und die heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreissenden Klängen durch mein zerrüttetes Wesen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und so tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunst gewahren konnte, in welcher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich schlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte sterben mögen, und wußte es nicht zu machen.

Untreuer, Mörder, Mordbrenner, das Alles fast in gleicher Stunde. O der Rothbrock hatte wohl Recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: so hat er euern Kopf. Welches unselige Schicksal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich seinen Wunsch nicht genommen, ich hätte Julien gesehen, ohne Fanny's zu vergessen; hätte ich dies gekonnt, der Staroß wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand gesteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir selbst zum Gräuel, der Menschheit zum Fluch.

Inzwiſchen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und ſchreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unerkannt zurückzulegen. Aber ich ſank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es ſei der erſte Mai, es ſei meiner Fanny Geburtstag. Wie hätten wir Glücklichen ihn heute im Kreiſe der Unſerigen heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es iſt Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte dieſe Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böſe Geiſter ihr Feſt begangen haben ſollten, und der Teufel ſeine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges verſammelte. Faſt hätte ich an die Wahrheit der albernſten Abſcheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen ſeinen ſonderbaren Reden ein. Jetzt — warum ſoll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich geweſen, der er ſich bei mir im Gartenhaus ſcherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben; um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich fürchte das Grauen des Morgens. Ich flog auf

vom Boden, und ſetzte meine Flucht fort im Gebüſch und kam zur Landſtraße.

Lalu.

Hier holte ich friſchen Athem. Alles Geſchehene war ſo gräßlich, ſo plötzlich — ich konnte ſelbſt nicht daran glauben. Ich ſah mich um, aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederſchein der Feuersbrunſt. Ich betaſtete mich, und beſudelte meine Finger mit dem Blut des Erroſſen.

Das verräth mich dem Erſten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg ſie in dickes Geſträuch, und wuſch mir die Hände im Thau des Graſes rein. So halb entkleidet rannte ich auf der Landſtraße hin.

„Wer biſt du nun?“ ſprach ich zu mir ſelbſt: „Wer dich erblickt, wird die nachſetzen. Nur Wahnſinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß ſagen, ich ſei beraubt worden. Begegnete mir ein Bauer, den ich überwannen könnte, er müßte mir ſeinen Kittel geben. So wäre ich für die erſten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortſetzen. Aber woher Nahrung nehmen? Wenn

Geld?" — Jetzt fiel mir bei, wie ich meine Brieftasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still, und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren, und meine Brieftasche zu suchen. Aber — das Blut des Staroſten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben .. nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da horte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Nach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte, wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern gepackt. Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts von mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!" rief es in mir: „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärst

gerettet. Kleider, Geld, ſchnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will ſich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen iſt leer. Schwing dich hinein!"

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu verſäumen. Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte; man rettet ſich wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Geſetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüſch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Roſſe mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da ſprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem Augenblick, da ich den Pferden die Peitſche fühlen ließ, wollte er ihnen in den Zügel fallen. Er ſtand vor ihnen. Ich ſchlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt ſein. Die Roſſe bäumten ſich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er ſchrie Hilfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt ſtill, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu ſehen. — Ich ſah ihn! — Aber — ich ſchaudere, indem ich's ſage — ich ſah meinen Bruder, der ſeine Sachen in Prag unerwartet abgethan, oder andere Urſachen zur Heimreiſe gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerühret; gelähmt, erstarret. Unter mir winselte der Gerührte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide unwillkührlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß, aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen befudelt. Ich war gefühlvoll gegen alles Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum elendesten, verworfensten Wesen unter dem

Himmel gemacht. O'prable doch niemand mit ſeiner Tugend, mit ſeiner Kraft, mit ſeiner Beſonnenheit! — es gehört nicht mehr, als eine Minute dazu, in der man ſeine beſſern Grundſätze ein wenig auf die Seite ſtellt, um eine Luſt zu büßen — nicht mehr, als eine Minute, und der Engel reine iſt aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn ſein Verhängniß beſſer mit ihm will, als mit mir, und ihm nicht elenderweiſe einen Bruder zu rädern in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer ſie hier nicht von ſelbſt gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner unglücksgeſchichte eilen, die kein Dichter jemals gräßlicher erſinnen konnte.

R u h e.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erſchrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen laſſen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erſt berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich ſelbſt beſann, im tiefſten Gebüſch, und überließ die Leiche nebſt Roß und Wagen ihrem Schickſal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir; alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büſchung am finſterſten, die Verzweigung am dichteſten geſchlungen war, dahin eilte ich. Wer

dich findet, rief's in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felsenſtein im Innerſten des Waldes ſitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ichs bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grauſenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen, aber die Kinder derſelben gaukelten wie Teufel auf meinem Weg hin. Ich ſah meine jammernde Fanny mit den verwaiſeten Kindern — ich ſah die troſtloſe Familie meines unglücklichen Bruders — ich ſah das Hochgericht — den Henkerszug, den Rabenſtein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Staroſt erdroſſeln laſſen, ſprach ich bei mir ſelbſt, ich hatte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tauſendmal geſchworen. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küſſen und dann nach dem Abſchied mich in die Flammen ſtürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord geſpart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritt unvermeidlich ſchienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereigniſſe erſchüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine

Sünde. Ich dachte an Selbſtmord — aber auch dazu war ich zu ſehr entkräftet. So beſchloß ich mich der Obrigkeit ſelbſt auszuliefern; ihr meine Vergehungen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältniſſen — hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und Auguſt noch einmal im Leben an die Bruſt zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit überzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältniſſe anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufſchluß über verſchiedene Angelegenheiten geben.

Dieſer Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewiſſens auf, in mir zu wüthen, da ſie hatten, was ſie wollten.

Ich ſtand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin? In der Betäubung und Höllenangſt hatte ich ſelbſt die Gegend vergeſſen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finſter und dick um mich her. Ich ſehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunſt, die ſollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich doch zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte ſich der Forſt. Ich kam auf eine ſchlechte Wald-

straße und schlug sie sogleich ein, unbekümmert, wohin sie gehe.

Der Versucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erschrack. Die Liebe des Lebens erwachte von neuem. Ich wollte wieder in die Wildniß zurückflüchten. Du hast zwar gefehlt; du bist zwar Verbrecher der entsetzlichsten Art, aber du kannst doch noch glücklich werden, wenn du dich diesmal rettest. Denn ein vollendeter Bösewicht wardst du nie, wenn gleich der leichtsinnigste. So dachte ich, aller Vorsätze vergessend, und mit meinen Gedanken schon in der Einsamkeit, wo ich unbekannt der Welt mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als sich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgestürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entsetzen oder Entzücken daneben stehend — den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinsete er mich nach seiner Gewohnheit an, und sagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte schon die ganze Nacht. Mein Postillon ist in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kommt nicht wieder."

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier,“ sagte ich, „denn die Stadt steht in vollem Feuer.“

„Dachte ich's doch,“ erwiederte er, „denn ich sah es an der Röthe des Himmels. Aber was wollen Sie hier im Walde? Was suchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löschen?“

„Ich habe wohl andere Dinge zu löschen, als Holzbrand.“

„Dachte ich's doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?“

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloser Verbrecher geworden — ich ward leichtsinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, alles seit dem Augenblick, da Sie mich verlassen hatten, alles binnen drei Stunden. Und doch ich schwöre es Ihnen, ich bin kein schlechter Mensch.“

Der Rothrock stampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da er dies sagte, als wäre er voll Unwillens. Aber seine Geberden blieben hart und eisern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beispiellose Unglück dieser Nacht. Er blieb ganz gelassen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“ sagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!“ schrie ich: „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie der

in der That sind, für den ich Sie in Prag mit mir selbst scherzend hielt."

„Und der wäre?"

„Der Satan."

„So falle vor mir nieder und bete mich an!" brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnsinniger vor ihm, und hob die gefalteten Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie sind unschuldig. Bringe uns in eine Wüste, wo wir Brod und Wasser haben und eine Höhle. Wir wollen unselig glauben, wie in einem Paradiese. Aber wische die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, sonst ist auch im Paradiese die Hölle. Kannst du das nicht, so ist mirs besser, ich sterbe büßend auf dem Hochgericht."

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich raffte mich auf. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans."

„Daran, Satan, erkenne ich dich," schrie ich wüthend, „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches sonst doch das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfroden Hohn kennt. Ich will deine Gunst nur kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst."

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür den geringsten Kaufschilling bietet."

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir.

Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte des flüchtigen Augenblicks war, würde jetzt unter meiner Feder sich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darstellen.

„Wenn Sie nicht der sind, wofür ich Sie halte," sagte ich endlich, „so muß ich wünschen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, sonst bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein sind an meinem entsetzlichen Schicksal schuldig."

„So macht's der Mensch!" sagte er grinsend: „Er will sich immer rein brennen, und hätte er sich auch im Bruderblut gebadet."

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erste Ursache alles namenlosen Gräuels dieser Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhause, wo ich ruhig und harmlos schlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre alles nicht geschehen, was geschehen ist."

„Aber weckte ich Sie zu Treulosigkeit und Mordbrand? So macht's der Mensch. Wenn er Tausende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eisen aus den finstern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen ist am Verbrechen Ursache, weil Sie ohne Athem es nicht

begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt."

„Warum spielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und sagten so bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, dessen Kopf zerrt er sich daran nach, wie an einem Seil?"

„Gut das! habe ich darum Lüge gesprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie selbst? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erste Geliebte sahen, da hätten Sie Ihrer Pflicht eingedenk sein müssen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend. Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe heim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch muß seinem Herzen nie vertrauen, sobald ein Verführungssündchen schlägt. Der erste leichte Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist der Vater aller schweren Verbrechen; ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue."

„Sie haben Recht. Konnte ich aber das voraussehen?"

„Allerdings konnten Sie."

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände."

„Daran hätten Sie denken sollen. Könnten

Sie nicht an das Kommen des Starosten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht ins Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder."

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweifelung! Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle andere Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen konnte?"

„Wer will Ihnen das zugeben? Was lag denn Schreckliches darin, daß der Starost seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches gewesen sein. Die Welt ist gut, das Gemüth macht sie zur Hölle. Der Mensch ist's, der erst Dolch und Gift macht; außerdem wären die Dinge friedliche Pflugschaar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung."

Da schrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich übersah meine ganze Abscheulichkeit. „Oh!“ rief ich, „bis zu dieser Nacht bin ich schuldlos gewesen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe — jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Trost!“

„Nein Herr, auch darin muß ich Ihnen widersprechen. Sie sind in dieser Nacht nicht erst geworden, was Sie sind, sondern Sie sind es längst gewesen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht schon alle Anlagen zum Teufelwerden besitzt. Es fehlte Ihnen nur an Gelegenheit, sich früher zu entwickeln. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einsamkeit. Im Stahl und Stein schläft das Feuer, wenn man's gleich nicht sieht — nur zusammengeschlagen, es wird schon funkeln. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit Ihrer Glückseligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geschleudert. Lobe mir doch keiner die frommen Leute, die in stolzer Unschuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, ist blos Mangel an Gelegenheit.“

„So tröste ich mich. So ist, wenn Sie Wahrheit sprechen, die ganze Welt nicht besser, als ich und Sie dazu.“

„Mein Herr, Sie irren abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie stark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und besonders in unsern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbstsucht und feiger Ehrgeiz ist. Das ist auch der Ihrige. Darum stehen Sie hier als Verdammter."

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht besser und schlechter, als alle andere Menschen dieser Zeit."

„Was Sie sind, das scheint Ihnen die Welt zu sein. Wir sehen nie das Draussen in uns, sondern uns selbst in dem Draussen. Es ist Alles nur Spiegel."

„Um Gotteswillen, Herr", rief ich ausser mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich schlecht war, konnte ich nicht besser werden?"

„Allerdings. Noth bricht Kraft."

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann besser werden, ich will besser werden, da ich mit Schaudern sehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde."

„Es kann werden. Aber Sie sind schwach. Karakterschwäche ist eine Säugamme der verruch-

testen Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie sich selbst retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?"

„So sind Sie ein Engel! mein Schutzgeist."

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erschienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben behält, behält Alles."

Rettung.

Indem der Rothrock diese Worte sprach, kam es mir vor, als wenn sein gluthfarbenes Kleid wirklich wie helle Flamme um ihn brannte; und wie grünes Feuer schoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Flamme. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durcheinander. Zuletzt losch Alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts von mir. Es war mir etwas geschehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtseins, im Ohr einen fernen Ton; um's Auge eine Dämmerung von in einander verschillernden Strahlen. Wie Gedanke, Klang und Licht heller wurden, sann ich über meinen Zustand, aber ich konnte nicht ergründen, was mit mir geschehen sei.

Entweder ist es Ohnmacht, oder Wahnsinn, oder Sterben — dachte ich: Reißt sich die Seele

von ihren Nerven, der Geiſt von ſeiner Seele los: was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geiſt ſchmilzt als unſelbſtſtändige Kraft in's Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Menſch eine Schaumblaſe, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechſelnden Oberfläche vom Ozean des All's; in ſich abſpiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abgeſpiegelten Eilande und Himmel verfliegen mit der Waſſerblaſe, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir: darum warſt du Verbrecher, weil du Glauben an Gott und dich ſelbſt verloren, und dich den Hirngeſpinnſten einſeitiger Klügelei ergeben hatteſt. Das gewaltige Geiſterall iſt kein Seewaſſer, und der Menſchengeiſt kein Schaum. Halte feſt am Glauben, er kommt von Gott für Gott; die Vernunft kommt von Gott zum Vernehmen des Weltlichen.

So ungefähr dachte ich, und ſchlug die Augen auf. Und über mir ſchwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernſt. Ich ſah nicht mehr die harten, eiſernen Züge, ſondern ein mildes Weſen in ſeinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich ſchloß die Augenlieder bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was iſt mir oder wird aus mir, dachte ich;

denn mich deuchtete, ich höre Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?“ seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!“ sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder.“

Darauf dämmerte es wieder vor meinen Augen, und mir war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir. Da sagte er: „Jetzt bist du gerettet, und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt.“

„Aber, seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder gib mir noch in diese Wüste.“

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon.“

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst.“

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben.“

Indem er dies sagte, zerfloß er über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen süßen, warmen Kuß.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein sanfter Athem an, und zwei zarte Lippen rührten wieder an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äussern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlichem äussern Gefühl kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als sei es auf dem Sofa in meinem Gartenhause. Ich that die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küssen hatte

sie mich erweckt. Unsere Kinder klatschten freudig in die Hände, als sie mein Erwachen sahen, und kletterten auf's Sofa und über mich hin, und riefen eins ums andere: „Papa! guten Morgen, Papa!" — Und mein Weibchen klammerte sich fest um mich; und mit den Augen voller Thränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhause geschlafen, und wäre Christoph unser Knecht nicht vor einer Viertelstunde aus dem Posthause gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und meine Ankunft verrathen, kein Mensch hätte darum gewußt.

Aber der schwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugesetzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch Ohren zu trauen wagte. Ich suchte die fantastische Höhle der Wüste, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitschen am Boden herum. Auf dem Tische stand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Christoph ist jetzt erst aus dem Posthause gekommen?" fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geschlafen?"

„Freilich, du Wunderlicher!" sagte Fanny und streichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du selbst habest es ihm so befohlen. — War-

um auch hier auf dem Sofa übernachten? Warum haſt du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit geweſen!"

Ich erſchrack freudig. „Ihr habt alſo ſanft und ruhig geſchlafen die Nacht?" fragte ich.

„Nur zu gut!" ſagte Fanny: „Hätte ich ahnen können, daß du hier im Gartenhauſe wärſt — aus dem Schlafe würde nichts geworden ſein. Ich würde zu dir geſchlichen ſein, wie ein Geſpenſt. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Weſen treiben?"

„Ich weiß es nur zu gut!" ſagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum geweſen waren, daß weder Poſthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längſt vergeſſene Julie mich beſucht hatten.

Ich ſchloß die liebenswürdige Fanny feſter und ſeliger an mein Herz; ſie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewiſſens. — Es blühte um mich eine neue Welt; mehr als einmal war ſie mir zweifelhaft, wie ein neuer Traum. Ich ſah oft nach den freundlichen Dächern unſers Städtchens, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht in's Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zusammenhängendern, klarern, schrecklichern Traum geträumt. Nur zuletzt, wo er sich mit dem Erwachen vermählte, war er traumgestaltiger und fantastischer geworden; aber zugleich war die Denkkraft des Geistes reger gewesen, als sie kurz vor dem Genesen von einem Morgentraum zu sein pflegt.

Wir zogen im Triumph durch den schönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Gesinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielkram für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühstück. Da saß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben strömte neues Entzücken durch mich hin. Ich sank schweigend an Fanny's Brust; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für sie in Prag gekaufte Angebinde, und sprach: „Fanny, heut ist dein Geburtstag.“

„Noch nie habe ich ihn schöner gefeiert,“ sagte sie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Gespielinnen einladen lassen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmst du nicht übel? — Nun aber setze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie ist es dir ergangen?“

Aber der fatale Traum stand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich seiner am besten zu

entlästigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward sehr finster. „Wahrhaftig,“ sagte sie am Ende lächelnd, „man sollte an Hexereien der Walpurgisnacht glauben. Du hast eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir gesprochen. Schreibe deinen Traum auf. Solch ein Traum ist merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber sie bedeuten doch manchmal viel, nämlich uns selbst. Es sind zuweilen die klarsten Seelenspiegelungen!“

Der Versucher mit der Versuchung.

Ein zwar nicht ausserordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhete an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfest eingeladen. Wir speiseten, wegen der Schönheit des Mittags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauses. — Der Walpurgistraum war schon in meiner Erinnnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwischt.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich sprechen wollte, einen Baron Mannteuffel von Drosow. — Fanny sah,

daß ich erschrack. „Du wirst doch nicht", sagte sie lächelnd, „vor dem Versucher zittern, wenn er die Versuchung nicht mitbringt; und selbst nicht vor der Versuchung, an meiner Seite?"

Ich ging hinab. Da saß auf dem gleichen Sofa, wo ich geschlafen, leibhaftig der Rothrock von Peag. Er stand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und sagte: „Sie sehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny kennen lernen, die ich aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nur nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinaus zeigte — ich bringe noch ein Paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft."

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich jeder mein Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Starosten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl sie sich Anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den ersten Höflichkeiten meine Gäste in den obern Saal hinauf — ich stellte ihnen meine Fanny vor.

Der Baron machte ihr die schmeichelhaftesten Artigkeiten: „Ich habe Sie schon in Prag angebetet, da ich ohne Vorwissen Ihres Gemahls hinter alle kleine Geheimnisse kam, die Sie ihm anvertrauten.“

„Ich weiß alles!“ sagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlen Sie die Geheimnisse. Sie sind aber bei dem allem ein böser Mann, denn sie haben meinem Mann eine unruhige Nacht gemacht.“

„Damit ist's noch nicht abgethan, Fanny,“ sagte ich, „denn siehe den lieben Versucher, und dort — ich stellte ihr die Gemahlin des Starosten vor — Julie!“

Fanny war einen Augenblick bestürzt. Aber Weiber sind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien, wie eine Schwester, und setzte den Versucher rechts, die Versuchung links neben sich. „So weit als möglich von dir!“ rief sie mir mit schelmischem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob sie sich gleich nie gesehen hatten, waren bald Herzensschwestern, hatten sich ungemein viel zu sagen, und freuten sich, mich zum Gegenstand ihrer Neckereien zu machen. Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüths. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit einer gewissen Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser.— Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomie nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag," sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, „mit den geheimnißvollen Worten: Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!" rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja

zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

„Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr," rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar goldene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abentheuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählt hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu; ich mit dem wahrhaft weisen Mannteuffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

Der Fürstenblick.

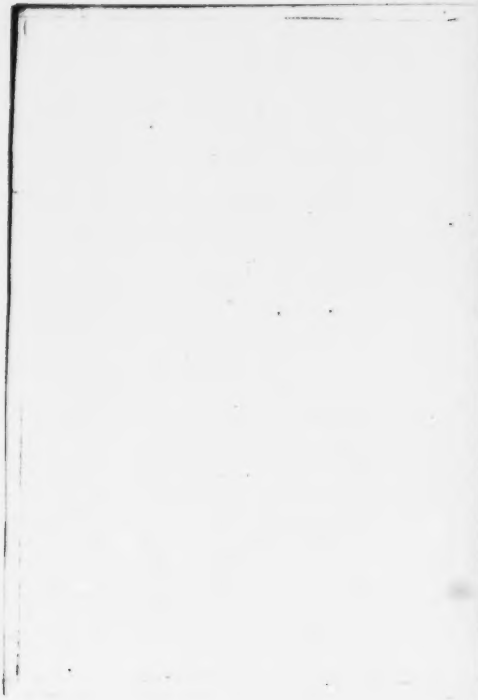

Der Hof.

Bekanntlich übernahm Herzog Ludwig nach dem Tode seines Oheims die Regierung in einem Alter von zweiunddreißig Jahren. Wenige Fürsten seiner Zeit hatten so viel Wissenschaft, man möchte beinahe sagen, Gelehrsamkeit, als er; wenige hatten so große Reisen durch Europa gethan, als er, nicht von Hof zu Hof, um sich zu vergnügen, sondern des vollen Ernstes, sich für den künftigen Beruf zu bilden. Schon als Erbprinz war er die Liebe des Volks, denn so gefällig, leutselig, bescheiden, wohlthätig, hilfreich wie er, waren Wenige im ganzen Herzogthum. Er lebte einfacher, als ein wohlhabender Bürger, ohne deswegen zu geizen. Für sich gebrauchte er wenig; Alles zum Besten der Wissenschaften oder hilfsbedürftiger Personen. Eben so einfach, wie er selbst war, ließ er seine beiden Söhne erziehen. Seine Gemahlin war ihm früh verstorben; er wollte sich, des Hausfriedens willen, zu keiner zweiten Heirath entschliessen. — Für jeden der beiden jungen Prinzen hielt er, ausser Oberhofmeister und Lehrer, einen Kammerdiener; für

sich selbst nicht mehr, als einen Kammerdiener, einen Gärtner, einen Jäger, einen Reitknecht, einen Koch, einen Sekretär. Auf seinem Landschlosse lebte er, wie in einer Art Verbannung; denn sein Oheim, der alte Herzog, liebte ihn nicht, man könnte behaupten, haßte ihn. Warum? ist unbekannt. Regenten lieben ihre Thronfolger selten herzlich, weil sie in denselben meistens ungeduldig hoffende Erben und Zerstörer der bisherigen Schöpfungen erblicken.

Der alte Herzog war ein gestrenger, eigenwilliger, Pracht und Ordnung liebender Herr. In seinem Hause, wie im ganzen Staate, ging Alles nach hergebrachter Uebung, wie ein Uhrwerk. Niemand durfte sich unterstehen, mehr zu leisten, als vorgeschrieben war, niemand weniger. Der Herzog selbst sah alle Begehren durch, wollte in Alles Einsicht haben, mengte sich in alle Kleinigkeiten, und verlor darüber die Uebersicht des Ganzen, wie immer der Fall ist. Noth und Verdruß, Elend und Druck war daher in allen Winkeln des Landes, obwohl alle Unterbehörden monatlich Tabellen über Tabellen schrieben, aus welchen die Oberbehörden wieder Tabellen zogen, von denen regelmäßig dem durchlauchten Regenten wieder eine General-Tabelle vorgelegt ward. Er meinte, wenn er seine Tabelle überlas, den augenblicklichen Zustand seines gesammten Herzogthums zu über-

sehen. Der gute Mann! er sah Namen, Zahlen und unterthänigste Anmerkungen. — Er bildete sich etwas darauf ein, seine ganze Staatsverwaltung in eine Maschine verwandelt zu haben. Er pries selbst den einfachen Mechanismus derselben, und hörte nebenbei nicht ungern, wenn man zu verstehen gab: aber es gehöre auch ungewöhnliche Geistesgröße dazu, wie die seinige, daß seine mechanisirte Staatseinrichtung eben darum die herz- und geistlosesse aller Einrichtungen ward; daß sein Volk im uralten Stande der Niedrigkeit blieb, während die Benachbarten kräftig vorschritten in Bildung, Gesittung, Wohlstand und Nationalkraft; daß es mit seiner Akademie der Wissenschaften so wenig, als mit den Fabriken seines Landes vorwärts wollte.

„Woran liegt denn das? ich lasse mir's doch Geld genug kosten!" fragte einst der alte Herzog in öffentlicher Versammlung seine Hofleute. Von Mund zu Mund lief die Wiederholung der Frage, aber keiner unterwand sich, die landesväterliche Anfrage allerunterthänigst zu beantworten.

Da trat der Freiherr von Leinau hervor, ein junger vielseitig gebildeter Mann, der erst vor wenigen Tagen zum Geheimenrathssekretär ernannt worden war. Der neue Baron bildete sich vermuthlich ein, hier sei der beste Anlaß, sowohl seine Dankbarkeit gegen den Herzog, als

den Beweis seiner Ehrfurcht auszudrücken, und sagte:

„Ew. Durchlaucht, nur mehr Luft, mehr Freiheit von oben, und mehr lebendige That, statt der papiernen Tabellen, von unten. Auch Armeen sind Maschinen; aber die trefflichste auf dem Exerzierplatz muß auf dem Schlachtfelde scheitern, wenn sie einer begegnet, in welcher irgend ein großer Gedanke das Gemüth aller Einzelnen begeistert."

Da schüttelte ein in Ruhe gesetzter Feldmarschall sein greises Haupt, beugte es tief gegen den Herzog, und sprach: „Der Staat, wie das Heer, beide können, sollen, müssen nichts als willenlose, todte Maschinen sein. Jenen belebt der Geist des Regenten, dieses der Gedanke des Feldherrn. So indem jener seine Millionen Hilfsmittel auf ein einziges Ziel lenkt, wird er allmächtig; so der Feldherr unbezwingbar, wenn seinen Absichten hunderttausend Arme zu Gebote stehen. Er ist allein Seele, das Heer aber seiner Seele Körper."

Der Baron von Leinau erwiederte schüchtern: „Eben darin scheint mir ein großer Fehler zu liegen, welcher der Staaten und der Armeen Unglück werden muß, daß man Menschen für gedankenlose Gliederpuppen hält, und weniger Geist und Herz, als Arme und Beine in Anspruch

nimmt. Ein Heer, von einer großen Idee beseelt, wird, wäre es auch geschlagen und zerstückelt, wie eine lernäische Schlange in allen einzelnen Stükken leben, und neue Köpfe statt der abgeschlagenen, bekommen, und furchtbar bleiben; eine todte Heermaschine wird im Gegentheil" — —

„Schweig' Er still, Naseweis!" donnerte der alte Herzog: „und bosmeistere Er keinen Feldmarschall, Er, der kaum noch eine Feder schneiden kann!"

Der Baron von Leinau ward vor Scham feuerroth — bald vor Zorn, als der Herzog mit der Hand gegen die Thür winkte. Er verneigte sich mit funkelnden Augen, und ging.

Der Herzog warf ihm einen Blick der Verachtung und des Unwillens nach. — Der Hof bemerkte diesen Blick, und jeder ahmte ihm unwillkührlich nach. Der Feldmarschall sprach nun von der Frechheit gewisser junger Leute, die sich selbst noch nicht regieren können, und den Weisesten und Gelehrtesten aller lebenden Regenten (er blickte ehrfurchtsvoll auf den Herzog) bessern Rath ertheilen wollen. Dann sprach der Kanzler, welcher ohnehin gern einen seiner Neffen an Leinau's Platz gesehen hätte, und erwähnte beiläufig dieses Neffen, indem er sagte: nicht alle junge Leute wären so unbescheiden altklug. Dann sprach der Hofmarschall, der eine etwas häß-

liche Tochter hatte, gegen die der Baron Leinau, sehr gleichgültig gewesen. Und so sprach jeder.

Folgendes Tages empfing der Herr Baron die allergnädigste Weisung, er möge noch einige Jahre auf Reisen gehen, und Federn schneiden lernen, dann sich wieder zu einer Sekretariatsstelle melden.

Reisen und Bekanntschaften.

Herr von Leinau schlug sich zornig und züchtigend vor den Kopf, denn er fühlte, er habe Unrecht gehabt; nicht in der Sache, sondern in der Form. Man hat niemals das Recht, unklug zu sein. „Alter Narr, wirst du denn in deinem Leben nicht witzig? willst du dir immer selbst im Wege stehen?" — So rief er beim Einpacken und Thränen traten ihm in die Augen. Wir müssen übrigens doch bei dieser Gelegenheit anmerken, daß der vermeinte alte Narr vierundzwanzig Jahre zählte; es gibt freilich auch ältere Thoren, aber das entschuldigt die jüngern nicht.

Er ging also auf Reisen, um Federn schneiden zu lernen, oder dergleichen. Er hatte keine Aeltern mehr, aber Vermögen genug, darum war er Freiherr im vollen Sinne des Wortes.

So kam er nach der Schweiz; die Berge zogen ihn durch Majestät an, die bunt aus mancherlei Rechtsamen geschnörkelten Verfassungen und

die kleinlichen, geschnörkelten Menschen stießen ihn ab. Er kam nach Paris, — das Land hatte noch keinen Napoleon gesehen — man künstelte an den Finanzen; Wollust, Armuth und Noth links und rechts. Er kam nach London. Da gefiel ihm der freie Geist der Einrichtungen; er blieb hier geraume Zeit.

Eines Tages, wie er durch die Straßen ging, hörte er seitwärts, im Gewölbe eines Bücherhändlers, lebhaften Wortwechsel. Er wandte kaum das Gesicht dahin, als er einen deutschen Landsmann erkannte, mit dem er zuweilen in öffentlichen Häusern zusammengetroffen war. Dieser hatte mit dem Buchhändler Zwist, und von Leinau hatte immer an dem Deutschen, so oft er ihm begegnet war, einiges Wohlgefallen gehabt. Er hieß Graf von Streitenberg, ein junger, sehr gebildeter Mann, bescheiden, gutmüthig, von den edelsten Grundsätzen.

Der Graf, als er den Baron erblickte, winkte ihm; dieser trat gern hinzu.

„Ich bin in verdrießlicher Verlegenheit," sagte der Graf auf deutsch, indem er auf den Kaufmann zeigte, „dem Manne da hab' ich eine prächtige Sammlung von Landkarten, Kupferstichen, Handzeichnungen und seltenen Büchern abgekauft — ich kann wohl sagen um ein Spottgeld. Das geschah vor zwei Monaten. Der Vertrag ward

schriftlich gemacht, denn ich wartete auf Wechsel, und die Wechsel sollten mir schon vor vierzehn Tagen eingegangen sein. Denken Sie sich nun den Streich. Mein Vater schreibt mir heut, ich solle auf der Stelle nach Deutschland zurück, in Amsterdam eine Anweisung von ungefähr hundert Louisd'or finden, um die Reise nach Hause zu bestreiten, und nach London sende er mir keinen Kreuzer. Nun bin ich dem Manne hier dreihundert Louisd'ors schuldig; den Kauf will er nicht zurückgehen lassen. Er droht mit den Gesetzen. Ich habe kaum zwanzig Louisd'or Baarschaft, um mit meinem Bedienten die Reise nach Amsterdam zu machen. — Wissen Sie mir Hilfe?"

Der Baron besann sich einen Augenblick.

Der Graf sagte: „Sind S'e bei Kasse, so kaufen Sie die Sammlung für mich — denn ungern verlier' ich sie. Sobald ich zurück bin, schick' ich Ihnen das Geld in Wechseln."

Der Baron nickte mit dem Kopf nachdenkend. „Wo sind Sie eigentlich zu Hause, Herr Graf?"

Der Graf antwortete etwas verlegen, und nannte die Residenz, aus welcher der Baron verwiesen war, um Federn schneiden zu lernen.

Der Baron sah ihm scharf ins Auge, schüttelte den Kopf, und sagte: „Zwar, seit ich von Universitäten gekommen bin, lebt' ich da nur ein halbes Jahr, aber die Stadt ist so groß nicht.

Ich habe dort nie von einer gräflichen Familie Streitenberg gehört."

Der vorgebliche Graf ward blutroth. — „Aber wollen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß ich Ihnen die dreihundert Louisd'or gleich nach meiner Rückkunft zurückzahle, wohin Sie wollen?" fragte der Graf mit ungewisser Stimme.

„Warum das nicht?" erwiederte der Baron: „Ich strecke Ihnen das Geld vor — ich bin eben über so viel Herr — doch unter einer einzigen Bedingung."

„Unter jeder!" rief der Graf: „ich will es Ihnen schriftlich geben. Sie haben Recht, etwas mißtrauisch zu sein, da ich" — —

„Nicht im geringsten, Herr Graf. Gerade Ihr offenes Gesicht gibt mir das vollste Vertrauen. Wahrhaftig, ich möchte wissen, ob solch ein Gesicht täuschen könnte. Lassen wir's darauf ankommen. Also die Bedingung . . ."

„Nein, lieber Baron. Sie denken zu edelmüthig. Sie haben Ursache, argwöhnisch zu sein, da Sie von mir schon eine Unwahrheit hörten. Aber ich will Ihnen beweisen, daß ich aus der Residenz bin; nur darin haben Sie recht, es gibt dort keinen Graf Streitenberg. Ich will Ihnen aber sagen, wer ich eigentlich bin . . ."

„Nichts, nichts, Herr Graf!" fiel ihm der Baron ins Wort: „Ohne Umstände, wollen Sie

die Bedingung eingehen, unter welcher ich Ihnen das Geld leihe?"

„Jede, Herr Baron. Hier meine Hand darauf."

„Gut: so verlange ich, daß Sie das Geld dem Verwalter meiner Güter zurückzahlen, wenn Sie bei Ihren Aeltern angekommen sind. Ich werde Ihnen seine Adresse geben; zweitens aber, daß Sie mir weder heut noch morgen, noch jemals sagen, und auch meinem Verwalter nicht schreiben, weder wie Sie heißen, noch wo Sie eigentlich wohnen. — Sie haben mir Ihr Ehrenwort und Ihre Hand gegeben." Bei diesen Worten zog der Baron seine Brieftasche, gab dem Grafen eine Banknote und sagte: „Die Note ist zwar etwas mehr werth, als Sie gebrauchen, aber das schadet weder Ihnen noch mir."

Der Graf fiel dem Baron um den Hals, drückte ihn heftig an sich, wandte sich dann plötzlich, noch mit nassen Augen, zum Buchhändler und zahlte. Während der Buchhändler Geld wechselte, sagte der Graf zum Baron, indem er ihm herzlich die Hand drückte: „Wir müssen uns, eh' ich England verlasse, beide näher kennen lernen. Kommen Sie jetzt in mein Hotel. Speisen wir mit einander. Ein Glas Champagner schmelzt vielleicht Ihre Härte, und Sie erlauben mir, daß ich Ihnen sage, wem Sie eigentlich aus einer verzweifelten Lage geholfen haben. Wollen Sie?"

„Warum nicht. Aber ſind Sie zu Fuß, Herr Graf?“

„Ja.“

„Ich ebenfalls. Erlauben Sie, ich rufe eine Lehnkutſche vor's Haus.“

Der Baron von Leinau ging fort, und — kam nicht wieder. Der Graf wartete zwei Stunden vergebens. Er ließ die Kiſten mit den erkauften Sammlungen aus dem Gewölbe ſchaffen, zu ſich ins Hotel. Folgendes Morgens kam ein Briefchen vom Baron, worin ſich dieſer entſchuldigte, ihn nicht vom Buchhändler abgeholt zu haben; er habe es in der Zerſtreuung vergeſſen, da er eben mit ſeiner Abreiſe nach Rußland beſchäftigt geweſen. Er ſchrieb ihm die Adreſſe ſeines Verwalters, und ein kurzes Lebewohl, indem er noch den gleichen Morgen London verlaſſe.

Der Graf ward zwar etwas empfindlich, daß ihm der Baron Gelegenheit verſagte, dankbare Empfindungen äuſſern, oder nähere Bekanntſchaft zu machen — „aber“, rief er freudig, „Baron Leinau, Freundſchaft iſt gemacht! Du biſt ein hochherziger Menſch, ein ächter Deutſcher! Solcher ſchönen Züge des Gemüths iſt der Britte nicht allein fähig. Und der Britte hat am Ende nur Stolz, aber der Deutſche Adel. Das iſt der Nationalunterſchied. Daher mag der Engländer

gern andere Völker neben dem seinigen verachten, und der Deutsche das Verdienst in jedem ehren."

Der Graf legte Lenau's Brief zu seinen Kostbarkeiten, „denn der Mann ist mein Freund!" rief er immer. Dann ging er fort, und forschte so lange, bis er Lenau's Wohnung glücklich auskundschaftet hatte; denn er hoffte noch, ihn zu finden. Allein er irrte sich, und ging vergebens.

Abermals ein Fürstenblick.

Lenau war am gleichen Tage, da er dem Grafen geschrieben, von London abgereiset und nach Kopenhagen gesegelt, von da über Stockholm nach Petersburg. In Petersburg hatte er das Glück, am Hofe Empfehlung zu finden. Katharina die Große, der er vorgestellt ward, behandelte ihn mit Auszeichnung. Lenau selbst begriff nicht, wie er zu der Ehre kam? „Lieber Himmel," sagte sein Freund lachend, der ihn vorgestellt hatte, „die Kaiserin ist eine Frau und Sie sind ein bildschöner Jüngling. Sie wünschen in russische Kriegsdienste zu treten. Zweifeln Sie gar nicht, Ihr Wunsch ist erfüllt. Auch bei den vortrefflichsten Fürsten spielt das Menschliche die Hauptrolle, ohne daß sie es wissen oder glauben. Es ist schon mancher verdienstreiche Offizier abge-

wiesen worden. Dem jungen, hübschen Baron Leinau hilft die Natur."

„Sie glauben also, die Kaiserin werde mir eine Kompagnie geben?"

„Gewiß, lieber Baron, und ich wette, Sie erhalten mehr, als Sie wollten. Ich sah den Blick, welchen die Kaiserin auf Sie senkte, als sie noch einmal nach Ihnen zurück sah. Graf Rasumovsky sah diesen Blick, die Fürstin Daschkow auch, endlich sogar auch Potemkin. Nun sprach Alles mit Entzücken von Ihnen. Potemkin erwies mir die Ehre, sich bei mir nach Ihnen zu erkundigen. Er sagte manches zu Ihrem Lobe. Ich weiß ferner, die Kaiserin nannte dem Fürsten Potemkin Ihren Namen. Sein Sie unbekümmert, Ihr Glück ist gemacht."

Wirklich ward der Baron nach einigen Tagen zum Fürsten Potemkin gerufen. Dieser überraschte ihn schmeichelhaft mit dem Brevet eines Obristlieutenants bei einem der neu errichteten Kavallerieregimenter. Der junge Obristlieutenant, in neuer Uniform, hatte nachher die allerhöchste Gnade erhalten, seiner erhabenen Gönnerin dankbar die Hand küssen zu dürfen. Darauf schickte ihn Potemkin mit größter Eil zum Regiment. Er folgte mit diesem den Fahnen Romanzow's und Repnins in die Moldau und gegen Oczakow; er war beim Sturm auf diese Feßung

zugegen, wo die Grausamkeit der Russen sein Herz empörte, und zwar in solchem Grade, daß er im Begriffe war, seine Entlassung zu fordern. Allein daraus ward nichts. Denn die Kaiserin belohnte ihn wegen der bei Oczakow bewiesenen Tapferkeit mit Obristenrang. „Wahrhaftig,“ schrieb der neue Obrist an seinen Freund in Petersburg, „meine Beförderung muß wohl noch Nachfrucht eines ersten sonnenvollen Fürstenblicks sein, denn ich habe bei Oczakow wenig Tapferkeit beweisen können. Ich stand mit einem Regiment als müßiger Zuschauer vor der Festung, im Fall die Stürmenden weichen würden, sie wieder gegen die Mauern anzutreiben. Ich preise den Himmel, daß dies nicht nöthig ward.“

Obrist Leinau erhielt ein Regiment bei der russischen Armee in Finnland gegen die Schweden. Hier schlug er sich beinahe ein Jahr lang herum, dann kam der Friede im Lager bei Wereld zu Stande.

Während dieser Zeit hatte der Baron Gelegenheit genug gehabt, Erfahrungen jeder Art zu machen, auch zuweilen an den sogenannten Grafen von Streitenberg zu denken, dem er in London geholfen. Denn dem Herrn Grafen war nie eingefallen, von der Adresse des Verwalters Gebrauch zu machen. Daß der Brief in die Hände des Grafen gekommen, davon hatte Leinau Gewißheit;

denn der Ueberbringer machte damals von der treuen Ueberantwortung genaue Meldung. Eigentlich schmerzten den Baron die drei- bis vierhundert Louisd'or nicht, die er verloren, als vielmehr, daß es Menschen geben könnte, deren Gesicht so fürchterlich schön löge; Menschen, die ehr- und gefühllos genug wären, daß das rührendste Vertrauen auf ihre Ehre sie nicht bände.

Inzwischen konnt' er im Herzen doch niemals dem Grafen übel wollen, ihn sogar nicht einmal vergessen. Der Mensch hatte für ihn etwas wunderbar Anziehendes gehabt. Und so oft er an ihn dachte, machte er seine Vertheidigung. Zuletzt ward die Vertheidigung sogar Lobrede. Der Graf konnte verarmt, verunglückt oder gar gestorben sein. — Ohnehin fühlte sich der Obriß reich genug. Gern würd' er noch einmal so viel Geld geopfert haben, hätt' er nur des Grafen Schicksal erfahren können.

Schon, als er Obriß geworden, machte er den Plan, da sich ein Kaufmann zu seinen Gütern in der Heimath fand, diese loszuschlagen, das russische Reich zu seinem Vaterlande zu wählen, und sich darin anzukaufen. Denn in sein deutsches Vaterland zurückzugehen, hatte er keine heftige Neigung. „Wer weiß, wenn du zurück kämst, ob dich dein gnädigster Landesvater nicht noch einmal auf Reisen zu schicken geruhte, um Federn schnei-

den zu lernen.“ So dachte er, und gab dem Verwalter Vollmacht, das väterliche Gut zu verkaufen. Dieser that es, und verkaufte Alles bis auf einen Meierhof, auf welchem der alte treue Verwalter selbst wohnte. So lange dieser lebte, wollte ihn der Baron nicht davon verdrängen.

Durch Zufall machte der Obrist die Bekanntschaft eines polnischen Staroſten. Dieſer, in Geldnoth, bot ihm beträchtliche und einträgliche Beſitzungen in Polen um ſo billigen Preis, daß er, nachdem er die Beſitzungen zu beſichtigen, Urlaub erhalten, und ſich von ihrem hohen Werth überzeugt hatte, ohne anders den Handel einging. Er glaubte ſeine Sache ſehr gut gemacht zu haben, und nun einer der reichſten Edelleute zu ſein. Jedermann wünſchte ihm Glück. Er beſchloß auf ſeinem polniſchen Tusculanum einer ächtphiloſophiſchen Ruhe zu genieſſen; nahm Entlaſſung aus ruſſiſchen Dienſten; kaufte Ackergeräthe, phyſikaliſche Inſtrumente, Bibliotheken zuſammen; ſammelte ſich eine Kolonie deutſcher Handwerker, Künſtler und Arbeiter; begab ſich auf ſein polniſches Schloß, und dachte, indem er die Verſchönerungen ſeines Sitzes anfing, auch zuweilen an eine Braut, die er ſich ſuchen müſſe. Denn das dreißigſte Jahr war nahe vor der Thür.

Bisher hatte ihn das Glück begünſtigt. Plötzlich ſtürmten die böſen Tage daher. Polen gerieth

wegen seiner Reichstage und Konstitutionen in gewaltige Gährungen. Der Baron wollte sich zwar in die ihm fremden Händel nicht mischen, doch wenn er von seinen Nachbarn, den Starosten und Woiwoden befragt ward, dachte er ehrlich genug, ihnen den Rath zu geben: Begnügt euch mit dem Schlechtesten, wenn es nur vaterländisch ist, aber hütet euch vor dem Einflusse auswärtiger Mächte. Ihr seid verloren, wenn ihr um der Partei-Ehre willen euch entzweit und schwächt, und durch Preußen oder Rußland aufrecht halten wollt."

Von der Zeit an galt der Baron, ohne es zu wissen, für einen Anhänger Kosciusko's und Feind der russischen Partei. Er mengte sich freilich in nichts; gleichviel, man zählte ihn mit. Sein Name kam, wie mancher andere, auf Proskriptionslisten, die nach Petersburg gingen. Das brachte ihm wenig Ehre. Die Russen rückten mit überlegener Macht in Polen ein, siegten in der Ukraine und bei Dubienka. Die polnische Armee streifte durch die Güter des Obristen. Er selbst ward gezwungen, mitzugehen. Die Russen kamen, verheerten Beinau's Besitzungen; sogar das Schloß ging in Flammen auf. Suwarow und Igelström, nach der Niedermetzlung der Einwohner von Praga, waren die Leute nicht, die Lust hatten, einem russischen Obrist, der es mit den Insurgenten ge-

halten, sein Eigenthum zu schirmen. Er kam um Alles, und mußte froh sein, wie mancher geborne Pole, sein Leben durch Flucht nach Deutschland retten zu können.

Der gute Baron war froh, als er Dresden erreicht hatte, und sich erinnerte, daß er noch einen kleinen Meierhof besäße, wo er bei seinem alten, treuen Verwalter wohnen könnte. Der Verlust seiner Reichthümer kränkte ihn nicht; denn er war von jeher gewohnt, die wenigsten Bedürfnisse zu haben. Er meinte, er sei noch reich genug.

Die Tischgenossin.

Der alte Verwalter weinte aufrichtige Freudenthränen, als er seinen Herrn unverhofft wieder erblickte. Schon von Dresden aus hatte ihm dieser seine Ankunft gemeldet, doch mit Befehl, keinem seine Rückkehr zu verrathen, indem er Gründe habe, so lange als möglich unbekannt, von der Neugierde ungefragt und ungeplagt zu bleiben. Zum Theil war es Stolz oder Scham, was ihn zu diesem Wunsch brachte. Denn ob er gleich das Urtheil der großen Menge überhaupt verachtete, scheute er es doch gern, in so fern es ihn berührte; nicht, weil es ihn betrübte oder freute, sondern weil er wußte, „die Welt", die

soger runte, werde an diesem Leitseil geführet, dem einen zum Verderben, dem andern zum Heil.

Doch hätte sich der Obrist nicht allzusehr ängstigen sollen. Denn es hätten in der That wunderliche Zufälle zusammentreffen müssen, um seine Anwesenheit im Vaterlande zu verrathen, wenn er selber keine Lust hatte, Lärmen zu schlagen. — Der Meierhof lag an den äussersten südlichen Enden des Herzogthums, von der Landstraße weit abgelegen, noch weiter von der Residenz. Kein Reisender streifte da vorbei, kaum ein Handwerksbursch oder Deklamator.

Anfangs gefiel sich der Baron in seiner Zurückgezogenheit sehr wohl; nach und nach aber ward ihm das Schneckenleben langweilig. Er ließ sich aus dem nächsten Städtchen Lesereien bringen; damit ging es wieder eine Weile, aber am Ende kam er sich wie ein Gefangener oder Verbannter vor, und das war ihm die widerlichste aller Empfindungen. Von seinen alten Jugendfreunden waren keine in der Nähe; im Grunde hatte er, ausgenommen einen Pfarrer, der am andern Ende des Herzogthums in einem Dorfe wohnte, keinen, nach welchem er sich besonders sehnte. Dieser Pfarrer war ehemals sein Hofmeister und Lehrer gewesen. Er beschloß, ihn aufzusuchen. Er füllte die Jagdtasche mit den nöthigsten Bedürfnissen, und an einem schönen Herbsttage, im schlichten

Jägerrock, die Flinte über die Schulter gehängt, wanderte er aus.

Er hatte bis zum Pfarrer Mauritius zwei Tagreisen. Sein erstes Nachtlager nahm er im Wirthshause eines unbedeutenden Städtchens, wo ihm inzwischen ein sehr bedeutendes Abentheuer begegnete. Auf sein Begehren, etwas zu Nacht zu speisen, denn dem Mittagessen war er mit weiser Sparsamkeit vorbeigegangen, sagte ihm die Wirthin, er könne in Gesellschaft eines jungen Fräuleins speisen, welches vor einer Stunde mit seinem Herrn Vater und einem Kammermädchen angekommen sei. Ohne Zweifel wäre diese Herrschaft aus der Residenz. Der gnädige Herr habe sich, weil er vom Kopfweh befallen worden, gleich nach seiner Ankunft zu Bette gelegt, und nur mit einer Tasse Thee vorlieb genommen.

Den Baron von Leinau interessirten diese Merkwürdigkeiten wenig; doch bekamen sie plötzlich höhern Werth, als die Tafel gedeckt war, und beim hellen Kerzenschimmer die schöne Tischgenossin hereintrat. Schön war sie, das ließ sich nicht läugnen; wenigstens konnte es der Baron nicht läugnen, dem zu Muthe ward, als säh' er eine Fee oder eine Botin des Himmels.

Seinem ehrfurchtsvollen Gruße ward mit stummer Verbeugung und zartem Erröthen geantwortet. Der Baron machte sich ein freudiges Ge-

schäft, die holde Tischgenossin mit dem Besten zu bedienen. Das gab Gelegenheit und Muth erst zu einzelnen Silben, dann zu einzelnen verbindlichen Worten, dann zu Fragen, dann zu Versicherungen, und endlich war das Gespräch unter Beiden eingeleitet, wie es unter Leuten von gutem Gewissen sein darf, doch sahen sie sich zuweilen sonderbar an, als hätten sie kein gutes Gewissen.

Das speisende Paar war den Wirthsleuten ohne Zweifel eine Erscheinung ausserordentlicher Art, denn Wirth und Wirthin, Knechte, Mägde, selbst einige Bürger des Städtchens, standen stillschweigend im dunkeln Hintergrunde der Stube, und gafften die Gäste an. „Es sind Brautleute!“ flüsterten die einen. „Es sind Bruder und Schwester!“ die andern. Im Städtchen hatten die Weiber noch keinen schönern Mann gesehen, als den Baron, und die Männer noch kein schöneres Mädchen, als das Fräulein. Es war der Mühe werth, solch ein Paar zu sehen, zumal unentgeldlich.

Das Fräulein sprach von der Residenz. Der Baron ward nicht müde zu fragen. Es war ihm weniger um die Residenz zu thun, als um die Antworten voll reinen Urtheils, zarten Sinnes. Er hätte wohl die ganze Nacht fragen mögen, wenn sich das Fräulein nicht beurlaubt und entfernt hätte, um noch einmal den kopfwehkranken Vater zu sehen.

Der Baron trommelte sinnig mit der Gabel auf dem Teller, und hätte die ganze Nacht trommeln können, wenn nicht endlich der Wirth gefragt hätte, ob ihm gefällig sei, sein Bett zu sehen. Er ging. Wie er am Sitze des Fräuleins vorbei streifte, sah er ihren Handschuh am Boden liegen. Hastig nahm er das Kleinod zu sich; damit ließ sich beim Morgengruß wieder ein verbindliches Gespräch anknüpfen.

Er hatte nicht berechnet, daß er von der Tagreise müder als gewöhnlich sein würde, sonst hätt' er sich beim Erwachen nicht gewundert, daß die Sonne mit vollen Strahlen auf seinen Fenstern lag. Er sprang auf. Die Tischgenossin, der Handschuh, der Morgengruß waren seine ersten Gedanken. Er war voll Wonne, als stünd' ihm unendliches Glück vor. Die Kleidung war diesmal mit höchster Sorgfalt angelegt, jedes Stäubchen vom Jagdkleide mit der in Gewohnheit verwandelten Ordnungssucht und Säuberlichkeit eines Kriegers verwischt, der die Pflichten des Garnisondienstes kennt. Zuweilen entschlüpfte bei dieser Arbeit wohl der tiefsten Tiefe seiner Brust ein Seufzer, wenn er an den Handschuh, an seine Uniform, an die polnischen Besitzungen, an sein jetziges philosophisches Loos dachte.

Indem — noch waren die Stiefel anzuziehn — hörte er sehr vernehmlich die Himmelsstimme der

Tischgenossin, und zwar von der Straße herauf. Einen Reisewagen hatte er schon längst vorfahren und packen hören. Was mußte er sich da nicht in Gedanken zusammenstellen! — Er riß das Fenster auf. O weh! er sah die jugendliche Hebe, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, als sie den kleinen niedlichen Fuß auf den Wagentritt setzte, um hineinzusteigen, während der dicke Wirth, die höfliche Baumwollenmütze unterm Arm, der Züchtigen nachhalf. — Und indem sie einstieg, blickte sie, noch vor ihrem Verschwinden, an's Haus herauf zum aufgerissenen Fenster, zum halbohnmächtigen Obrist; ihre seelenvollen Augen schienen ihm mit bescheidenem Tone einen Morgengruß zu wünschen — dann verschwand sie. Der Wirth schlug die Wagenhalbthür zu; es klang dem armen Baron dumpf herauf, als schaufelte man man die ersten Grabschollen auf den versenkten Sarg seiner Freuden. — Der Wagen rollte davon, zum Thor hinaus.

Als nichts mehr zu sehen und zu hören war, zog der Obrist die glänzenden Stiefel an, und — man muß immer auch den Geist bei solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen wissen — fluchte alle russische Flüche, die er jemals in Moldau, Wallachei und Finnland gehört hatte. Warum er fluchte, wußte er in der That selbst nicht, aber es that seinem Herzen so wohl, als es irgend

einem Heiligen wohl thut, wenn er segnet. Die Jagdtasche stieß er mit dem Fuße weg, daß sie im halben Bogen, wie eine Bombe, gegen die Thüre flog, aber in der unglückseligsten Sekunde von der Welt, nämlich als der dicke Wirth ehrbarlich und harmlos mit dem Kaffee herein trat und seinen schönsten guten Morgen offriren wollte. — Die Jagdtasche fiel dem entsetzten Wirth erst auf den Kopf, dann aufs Tassenbrett zwischen Kaffee- und Milchgeschirr, daß alles zu Boden strömte. Der Wirth hätte dem zerschlagenen Frühstück bald nachsinken mögen, denn der siedendheiße Levantetrank war ihm über das ganze Gesicht geflogen.

„Bäh!“ schrie der Wirth schmerzlich.

„Bäh!“ schrie der Oberst nach: „Ungeschickter! fahr' Er zum Teufel; wer heißt Ihn, meine Jagdtasche salben?“

Der dicke Mann, der in der Bestürzung gar nicht zweifelte, eine Unvorsichtigkeit begangen zu haben, hob die Scherben auf, bat um Verzeihung und zog ab. — Dieser Zufall ward für den Obrist die wohlthätigste Zerstreuung. Sein Zorn war verflogen. Sein Fluchen ging zu Lachen über. Er packte die Jagdtasche; — als er aber den Handschuh nahm, da zuckte er die Achseln und seufzte. Doch das Gut, welches er von der schönen Tischgenossin geerbt, wollt' er — wenigstens zum Andenkens des Abentheuers — behalten.

Er nahm sein Frühstück in der Wirthsstube; er hoffte da Namen und Aufenthalt der abgereiseten Fremden zu erfahren. Allein er fragte vergebens, weil keine Seele die Fremden um ihre Namen befragt hatte. Mißmuthig zahlte er seine Schuld, wozu er auch Scherben und Entsetzen des guten Wirths rechnete, und zog von dannen ins Gebirg endelich.

Ein Jagdstück.

Je tiefer er ins Gebirge kam, je mehr heiterte sich sein Gemüth auf. Er dachte nur an seinen alten Lehrer, den Pfarrer Mauritius; zuweilen wohl auch an die liebenswürdige Tischgenossin. Er nahm sogar ihren Handschuh einmal aus der Tasche, und betrachtete ihn recht aufmerksam. Aus dem Handschuh studirte er die Form des schönen Arms und der Hand und der Finger; zum Arm dachte er sich dann die Achsel, zur Achsel den schlanken Wuchs, und den Liebreiz aller Glieder und die stolze Majestät der Unschuld.

Er hatte in dem Augenblicke wirklich nichts Besseres zu thun, als Betrachtungen anzustellen; denn sein Weg bot keine Mannigfaltigkeit der Gegend dar. Es war auf einer Straße durch Waldung; links und rechts Holz und Berg. Indem fiel nahe vor ihm ein Schuß; die Kugel pfiff neben ihm weg. Der Obrist stand still. „Was

gibt's?“ rief er. Ein Fuchs sprang aus dem Dickicht über die Straße; bald darauf trat ein Jäger aus dem Gebüsche und stieß ins Hüfthorn. „Fehlgeschossen, Weidmann!“ rief der Obriſt: „Bald hätt' es mich getroffen, statt des Fuchses.“

Der Weidmann wandte ſich gegen den Obriſt. „Wie?“ rief er: „Iſt's denn möglich?“ Er trat langſam näher, zog den Hut, und fragte mit vielem Anſtande: „Ich irre doch wohl nicht? Sie ſind der Baron von Leinau?“

„Und Sie — wohl, ich erinnere mich Ihrer. Wir haben uns irgendwo geſehen. Richtig! in London. Sie ſind der Graf Streitenberg!“ ſagte der Obriſt.

„Braver Mann!“ rief der Graf, und umhalſete und küßte den Baron mit großer Innigkeit.

„Jetzt gab's Frage um Frage und Freude über Freude. „Kommen Sie mit mir!“ ſagte der Graf: „Nicht weit von hier ſteht ein weidmänniſches Frühſtück; kalter Braten, ein Glas Wein. Wir wollen theilen.“

Sie gingen. Das Frühſtück fand ſich unter einer alten Eiche, von einem jungen Jäger bewacht. Der Graf gebot dem Jäger, mit den Hunden heim zu gehen und das Mittageſſen auf die rechte Stunde zu beſtellen, denn die Jagd ſei zu Ende und der Fremde werde Gaſt ſein.

Als der Jäger davon war, fiel der Graf dem

Baron abermals um den Hals. „Baron,“ rief er, „ich kann Ihnen meine Freude nicht ausdrücken. Wenn Sie nur wüßten, wie tausend und tausendmal ich Sie zu mir gewünscht habe; wie lieb Sie mir geworden sind. Jetzt, wohin wollen Sie, was haben Sie zu thun? Können Sie ein paar Tage bei mir wohnen? Wollen wir zusammen ziehen? Sind Sie verheirathet? Haben Sie Familie?“

Leinau, theils von des Grafen Innigkeit ergriffen, theils vom guten Weine lebhafter gestimmt, gestand nun dem Grafen ebenfalls, daß er seiner unzählige Male gedacht habe. Der Graf hörte dies mit Wohlgefallen. „Es ist wunderbare Simpathie zwischen uns. Ich liebte Sie, Baron, vom ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft in London. Und als Sie mir die Banknote damals gaben, und mich aus der allerärgsten Verlegenheit rissen, in die mich die Härte meines Oheims gestoßen hatte, — wahrhaftig, Baron, es hat nie ein Mensch solchen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe keinen Freund — mit aller Sehnsucht nach einem theilnehmenden Herzen fand ich bis jetzt keins — ich bitte Sie, Baron, können Sie mein Freund werden?“ —

Der Obrist nahm beide Hände des Grafen, und zog ihn an sich und küßte ihn schweigend.

„Ach, Baron, ich bin unglücklich, sehr unglücklich,“ fuhr der Graf, mit schmerzlichem Blick

auf Leinau, fort; „sehr unglücklich! Es iſt die Frage, ob Sie ..."

„Ob was?" rief Leinau mit ſchöner Heftigkeit, und der Gedanke an die unbezahlte Londoner Banknote flog ihm durch die Erinnerung: „Unglücklich? Gut, ein Verdienſt mehr für Sie. Unglücklich? Ich bin ſo unglücklich, wie Sie. So paſſen wir nur beſſer zuſammen. Ich verlaſſe Sie nicht. Wir theilen mit einander Hab und Gut, wenn's ſein muß. Nein, ich habe nicht vergebens tauſendmal in meinem eignen Herzen geſchworen, ein edles Antlitz, wie das Ihrige, könne nicht lügen. Graf, wir ſind Freunde, auf ewig. Wir ſind Brüder, für einander von Gott geſchaffene Brüder. Dabei bleibts."

„Dabei bleibts, Baron!" ſagte der Graf und umarmte ihn: „So hab' ich endlich gefunden den Einzigen, den ich ich ſo lang erſehnte."

„Und Brüderſchaft in aller Ordnung und Form gemacht!" ſchrie der Obriſt, indem er beide Gläſer mit der Neige der ausgeleerten Flaſche füllte: „Ich gehöre dir für ewig — mein Blut dir!"

Der Graf, von gleicher Schwärmerei ergriffen, rief: „Du biſt mein Freund; bereu' es doch nie, es zu ſein! Du biſt mein Bruder, ich kann auch für dich ſterben. Nun bin ich nicht mehr unglücklich."

Sie umarmten ſich; dann ſtanden ſie raſch auf. „Ich will", ſagte der Graf, „unter dieſer Eiche

ein marmornes Denkmal ſetzen laſſen. Wirſt du mir jemals treulos: ſo fodr' ich dich zu dieſer Eiche, zu dieſem Denkmal."

„Wie denn?" ſagte der Baron: „Ich denke, du biſt unglücklich, weil du vielleicht ohne Vermögen biſt, und möchteſt Marmorſäulen ſehen?"

Der Graf lächelte und ſagte: „O nein, lieber Baron, in Armuth beſteht mein Unglück nicht. Iſt's denn ein Unglück, kein Geld zu haben?"

„Du haſt Recht, Graf!" verſetzte Leinau, „es war ein Mißverſtändniß von mir. Ich hoffe, du und ich, auch als Bettler, würden darum nicht unglücklich ſein."

So ging das Geſpräch noch lange fort. Arm in Arm ſchlenderten ſie durch den Wald, und als ſie ins Freie traten, lag auf einem umbüſchten Hügel, der aus der Mitte eines anmuthigen, mehrere Stunden langen und weiten Thals ſtieg, ein prächtiges Landhaus vor ihnen.

Der Obriſt erzählte eben dem Grafen ſeine Schickſale und Reiſen, Feldzüge und Abentheuer in Rußland und Polen, und wie er zuletzt alles verloren habe, und achtete kaum auf die Herrlichkeit der Gartenanlagen, durch welche ſie gingen. Als aber die Gebüſche zuletzt ganz aus einander traten, und nun ein weitläuftiges, im edelſten Geſchmack erbautes Schloß mit großen Vorhöfen, Springbrunnen und Bildſäulen vor ihnen ſich

ausbreitete, stutzte der Baron endlich doch, schwieg, stand still, sah sich um und fragte: „Wem gehört dies Schloß hier?“

„Meinem Oheim!“ antwortete der Graf: „Aber ich bewohn' es. Du siehst nun, 's Raum fehlt es mir nicht, dich zu beherbergen.“

Der Baron ward ernsthaft, und immer ernsthafter, je näher sie dem Schlosse kamen, und er über dem Portal das herzogliche Landeswappen erkannte.

Indem traten zwei Kammerdiener auf dem Schlosse, die mit ehrerbietigem Schweigen dem Grafen die Jagdflinte abnahmen, so wie dem Baron.

„Können wir speisen?“ fragte der Graf.

„Wenn Ihre Durchlaucht befehlen.“

Der Oberst Leinau sah bald den Grafen, bald das Schloß an. „Was schwatzt der Kerl da?“ sagte Leinau, und zeigte auf den fortgehenden Kammerdiener.

„Wie so?“ fragte der Graf.

„Ich hörte“... stammelte der Baron: „Es klang, wie“...

„Darf ich dir sagen, jetzt endlich, wie ich heiße, Lieber?“ unterbrach ihn der Graf: „In London wolltest du schlechterdings davon nichts wissen.“

„Gut — es wäre jetzt Zeit!“ erwiederte der Baron.

„Ich heiſſe Ludwig.“

„Ganz gut, aber weiter.“

„Nicht ſo, du zürnſt nicht?“ ſagte der Graf und drückte dem Baron freundlich die Hand: „Ich bin der Erbprinz.“

Der Obriſt erſchrack, und wollte mit der Hand nach dem Hut fahren.

„Wie? Soll ich dich zur Eiche zurück führen, Leinau, wo du mir Bruderliebe ſchwurſt?“ ſagte der Erbprinz.

„Unter uns fehlt die Grundlage die Freundſchaft,“ entgegnete der Baron: „die Gleichheit.“

„Vor der Welt, lieber Leinau, fehlt ſie,“ verſetzte der Prinz, „aber unter uns nicht. Vor der Welt gib du mir die alltägliche Titulatur; unter uns bin ich dein Bruder; du heiß mich beim rechten Namen Ludwig.“

Aufſchluß.

Der Obriſt vergaß in der Geſellſchaft des Prinzen, den Pfarrer Mauritius zu beſuchen, den er eigentlich doch nur aus langer Weile aufgeſucht haben würde. Beide junge Männer hatten darin nicht Unrecht, daß ſie für einander geboren zu ſein glaubten. Beide liebten, haßten, ehrten oder verachteten die gleichen Gegenſtände, aber oft aus ganz entgegengeſetzten Gründen. Der Prinz, ob

er gleich nicht gemüthlicher war, als der Oberst, hatte noch mehr Neigung als dieser, alles mit Schwärmerei zu umfangen. Er war von reizbarerem Gefühl; der Obrist besonnener, ruhiger oder wenigstens mehr Herr seiner Empfindungen. Einer milderte den andern, oder hob ihn wo er sank, oder läuterte dessen Sinn. Einer glaubte dem andern immer die meisten Verbindlichkeiten schuldig zu sein. — Von nun an wurden ihre Studien, ihre Vergnügungen die gleichen. Der Baron ließ sich gern gefallen, als Gesellschafter im Schlosse des Erbprinzen zu bleiben, und dieser lebte in so belehrendem, erheiterndem Umgange neu auf. Denn vom regierenden Herzog zurückgedrängt, beinahe gehaßt, war sein Leben bisher dem eines Gefangenen oder Verwiesenen ähnlich gewesen. Man liebte den Erbprinzen zwar allgemein im Lande um dieser unverschuldeten Härte willen desto inniger, aber keiner unterstand sich, das öffentlich zu äußern. Man kannte den Herzog, und dieser war noch ein Mann in den besten Jahren, der Erbprinz folglich noch lange nicht als neuaufgehende Sonne zu verehren.

Der Obrist erhielt wenige Tage nach seinem Einzuge in Friedensheim, so hieß das Landschloß des Erbprinzen, einen überzeugenden Beweis von der Härte des regierenden Herzogs gegen seinen Neffen.

Der Prinz wollte nämlich seinem Freunde ein Geldgeschenk machen, da er wußte, wie der Obriſt den größten Theil des Vermogens verloren und eher in dürftigen als glänzenden Umſtänden war. Er brachte ihm das Geschenk, wie er sagte, als Zins von jenem Kapital, das er einſt vom Baron in London erhalten. „Und ob ich das Geld gleich deinem Verwalter baar, sobald ich ankam, zugeschickt habe," setzte er hinzu, „muß ich es dir doch gewiß lebenslänglich verzinsen. Denn ich war in der größten Verzweiflung. Der Herzog ließ mich ohne Hilfe, und doch hatt' ich seinen strengen Befehl, weder Schulden zu machen noch mein Inkognito zu brechen. Dazu rief er mich plötzlich zurück — ich weiß nicht, welche Folgen daraus entſtanden wären, hätt' ich seinen Befehl nur im kleinſten Punkte verſäumt."

Jetzt ward über die vorgebliche Rückzahlung gesprochen. Der Prinz staunte, daß der Baron davon nichts wiſſen wollte. Er bewies seine Zahlung mit dem Empfangschein des Poſtamts. Nun ward ein Ritt zum Verwalter gemacht; der alte, ehrliche Mann betheuerte, nie diese Summe erhalten zu haben. Der Prinz ließ auf der Stelle Untersuchungen beim Poſtamt anſtellen und den Empfangschein vorweiſen. Da wies dieſes einen herzoglichen Befehl vor, vermöge welches alle

Briefe des Prinzen, im erſten Jahr nach deſſen Rückkehr von Reiſen, an die höchſte Stelle eingeliefert werden mußten. — Nun war das Räthſel gelöſet.

Aber eben die Mühe, welche man zu dieſer Löſung angewandt hatte, brachte noch andere Wirkungen hervor. Der Herzog ward dadurch auf den Baron von Leinau aufmerkſam, und daß er wieder im Lande ſei. Vermuthlich hielt er ihn für einen Mißvergnügten, der ſich eben deswegen an den Erbprinzen gemacht habe. Es kam der gemeſſene Befehl, der Prinz ſolle den Baron aus ſeinen Umgebungen entfernen.

Hier blieb nichts übrig, als ſtummer Gehorſam, wenn man den Landesfürſten nicht zu heftigern Maasregeln reizen wollte. Der Obriſt kehrte zu ſeinem kleinen Meierhof zurück, und empfing hier wochenlange Beſuche ſeines fürſtlichen Freundes; oder, fehlten dieſe, doch Briefe; oder man kam Mitte Weges zuſammen. Beide Männer waren nun einmal einander zum Bedürfniſſe geworden, und die ihnen widerfahrende Strenge von oben der ſchloß ſie nur brüderlicher zuſammen.

Veränderungen.

An einem ſtürmiſchen Wintermorgen — es lag draußen hoher Schnee — es war noch finſter —

der Obriſt noch im Bett — entſtand Lärmen vor dem Meierhofe. Man pochte. Man öffnete. Es ging Treppe auf und ab. Der Obriſt vermuthete beinah, der Erbprinz, den er ſeit einigen Tagen wegen ſchlechten Wetters nicht geſehen, ſei angekommen.

Nach einer Weile trat der alte Verwalter mit brennendem Licht und einem großen Briefe in's Zimmer vor das Bett des Barons. — „Wer iſt ſo früh gekommen?“ fragte dieſer. — „Ein herzoglicher Kurier aus der Reſidenz mit dieſem Schreiben!“ antwortete der Verwalter.

Der Baron erſchrack. Se. Durchlaucht der Herzog, deſſen Fürſtenblick der Obriſt nie vergeſſen hatte, konnte unmöglich etwas Gutes im Schilde führen. „Vermuthlich ein allergnädigſter Befehl,“ dachte er, „dem Erbprinzen die Thür zu weiſen, wenn er mich auf dem Meierhof in meinem Stübchen heimſucht.“ Aber die Adreſſe des Briefs lautete: „An den Präſident unſers geheimen Raths, den Baron Auguſt von Leinau.“

„Was?“ rief der Obriſt und ſprang im Bett auf: „Ich Geheimerrathspräſident? Sind die Leute närriſch geworden, oder wollen ſie mich närriſch machen?“

Er riß das Schreiben auf, und las ſeine Ernennung zur erſten Staatswürde in aller Form abgefaßt; hinzugefügt war der huldreiche Befehl

auf der Stelle in die Reſidenz zu kommen. Unterzeichnet war Ludwig. Mit eigener Hand hatte dieſer noch darunter geſchrieben: „Die erſte Handlung beim Antritt meiner Regierung iſt, daß ich Sie, lieber Baron, an meine Seite rufe. Kommen Sie unverzüglich.“

Der Baron war, wie man zu ſagen pflegt, aus den Wolken gefallen. „Iſt denn der Herzog geſtorben?“ fragte er den Verwalter. Dieſer wußte davon nichts. Der Kurier ward befragt; die Antwort lautete: „am Schlagfluß.“ Der Verwalter zitterte bei dieſen Worten an allen Gliedern, denn er liebte die Schlagflüſſe nicht. Er eilte zum Baron, und ſagte: „Se. Durchlaucht, der höchſtſelige Herzog sind geſtorben.“ Aber das Wort Schlagfluß kam ihm nicht über die Lippen.

„Was, wie? ſo plötzlich?“ rief der Baron.

„Der Höchſtſelige waren immer raſch in Dero Reſolutionen.“

„Aber wie denn? durch Krankheit oder anderes Unglück?“

„Se. Durchlaucht geruhten am — am — Zufall zu ſterben.“

„Brayo!“ rief der Obriſt, warf ſich in Reiſekleider und in den Wagen ſeines Verwalters und eilte zur Reſidenz.

Geſpräch über Fürſtenleben.

Die Einleitung zur Anekdote, welche wir eigentlich erzählen wollen, iſt wahrhaftig länger geworden, als die Anekdote ſelbſt ſein wird. Dies iſt die natürliche Folge, wenn man im Plaudern beſſer, als im Erzählen geübt, und ohne Kenntniß der Regeln iſt, durch welche ein wohlgezogener Schriftſteller gefällt. Referent, ohnehin ein Mann, der ſeine gute Reihe von Jahren zählt, macht weniger auf ſchriftſtelleriſchen Ruhm, als auf Wahrheitsliebe Anſpruch. Man halte ihm alſo das zu Gute, was in allem Vorigen nicht zur Sache gehörte.

Es iſt bekannt, Herzog Ludwig machte gleich bei ſeinem Regierungsantritt große Veränderungen, ſowohl in der Verwaltung, als im Perſonal der erſten Beamten und des Hofes. Prachtaufwand zur Verherrlichung ſeiner Würde liebte er nicht; er meinte, ein Fürſt müſſe die größte Pracht in ſeinen Thaten, und die meiſte Würde in der Würdigkeit zu ſeinem Berufe zeigen. Um Geld in Umlauf zu ſetzen, beſoldete er weder Verſchnittene, noch verlor er großmüthig im Spiel, noch ſetzte er Juweliere, Goldarbeiter und andere Diener des fruchtloſen Aufwandes in ſtarke Nahrung. Aber er baute durch ſein Land dauerhafte Hochſtraßen, von den Deutſch-Franzoſen ſonſt

Chauſſeen genannt; er ließ für arme Leute zwar keine Almoſen austheilen, aber dafür öffentliche Arbeitsſchulen und Arbeitshäuſer errichten; ließ zwar wenig tabellarisiren, aber dafür ſchleunigern Geſchäftsgang einrichten; kenntnißvolle Beamte waren ihm zwar vorzüglich lieb, aber rechtſchaffene Beamte waren ihm noch theurer, als die kenntnißvollern. Unerbittlich gegen nachläſſige oder fehlbare Beamte, noch ſtrenger gegen die höhern, als die niedern Staatsdiener, ſelbſt ſchon ihre Grobheit gegen den geringſten Bürger mit Ernſt rügend, war er gleich willig, den Verdienſtvollen zu lohnen. Bei ihm aber galt nur der für einen Mann von Verdienſt, der — nicht bloß Amtspflichten treu und fleißig vollſtreckte („dafür ſeit Ihr mit Geld und Auszeichnung hinlänglich bezahlt!“ ſagte er oft), ſondern auch da dem Staate einen Vortheil oder Ruhm verſchaffte, wo es zu thun nicht geboten werden konnte.

Es iſt unbeſchreiblich, welch ein Leben plötzlich in den Gang der Geſchäfte kam. Eh' ein Jahr verfloß, war im ganzen Herzogthum ein anderer Geiſt, ein anderer Ton. Die höhern Beamten, perſönlich verantwortlich für die Arbeiten der untern, und ſo vom Präſident des Geheimenraths hinab bis zum beſoldeten Abſchreiber in den Aemtern, bewachten die Thätigkeit der andern mit raſtloſer Sorgfalt. Man hätte ſehen ſollen, mit

welcher Artigkeit jeder, auch der geringste Mann des Volks empfangen, angehört und abgefertigt ward — ja sogar, es ist beinahe unglaublich, die Postoffizianten verloren ihre Ungeschliffenheit und lernten höflich sein.

Ich werde vielleicht an einem andern und schicklichern Orte die durch Herzog Ludwig gemachten Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung schildern. Man verzeihe mir, daß ich hier schon wieder mehr plauderte, als zur Sache gehörte. Aber wer kann von dem immer schweigen, woran man mit Wohlgefallen denken muß?

„Wohlan," sagte eines Tages der Herzog in einer frohen Stimmung zu seinem Freunde, „wohlan, lieber Leinau, unsere Sachen gehen gut. Ich sehe es den Leuten überall an den Augen an, sie sind zufrieden mit uns. Ich freue mich, denn ich bekomme wahrhaftig Achtung für mich selbst. Aus dem Tone, der im Lande herrscht, lernt man den Mann kennen, der oben an steht. — Du freilich thust in vielen Dingen mehr als ich, und sollst es thun; aber mein Verdienst ist, daß ich dich an die Spitze der Geschäfte stellte, und willst du mir's nicht als Verdienst gelten lassen, nenn' ich's Glück. Was fehlt uns noch? Wir haben vollauf zu thun. Es ist noch manches auszubessern. Aber mit Gerechtigkeit und Liebe kann's ein Fürst allen Rechtschaffenen gerecht

machen, selbst wenn sie nicht immer bekommen, was sie wünschen. Am meisten freut mich's, daß ich meine Umgebungen gesäubert habe, daß das gottlose Intriguiren, die verruchte Augendienerei aufgehört hat; daß ich überzeugt sein kann, jeder thut seine Pflicht, weil er sie lieb gewonnen hat, nicht weil er sich vor mir breit machen mögte."

„O du guter Fürst!" sagte der Geheimeräthspräsident: „glaubst du das im Ernst?"

— Allerdings.

„Und ich bin des Gegentheils überzeugt!" sagte der Baron: „In einem Lande, wie bei uns, wo der Fürst zu Allem, auch zum Bösen und Verderblichen, das Recht hat, wo ihn kein Gesetz beschränkt, weil er selbst das Gesetz ist: da gibt es für Leben und Eigenthum der Einzelnen keine wahre Sicherheit, weil Alles in des Machthabers Macht liegt. Bei der Sorge eines Jeden für sich selbst, verwandelt sich seine Tugend in bloße Klugheit und Augendienerei. Jeder benutzt, so weit er kann, die Einrichtungen des Landes, oder die Art des Landesherrn, zum eigenen Vortheil; und ist's ihm zu verargen? — Es müßte wunderbar sein, wenn bei uns nicht der unschuldigste, rechtlichste Mann, gegen den Niemand etwas weiß, durch einen einzigen Blick von Dir zum strafbaren Verbrecher gestempelt werden könnte. Man wird auf der

Stelle in seinen Handlungen tausend Vergehungen entdecken, die ihn um Vermögen, Ehre, Freiheit und Leben bringen können. Wo der Landesherr das Recht hat, Unrecht zu thun, werden seine Schlechtigkeiten eben so viel lobredende Bewunderer, als seine Tugenden, finden, und ist überall kein unantastbares Recht mehr für Andere vorhanden. Die Moralität des Landesherrn ist die schlechteste und unsicherste Staatsverfassung; sie ist die Staatsverfassung der Asiaten. Der bravste Mann in deinem Herzogthum hat so wenig Sicherheit der Ehre und des Vermögens, als Sicherheit für deine Tugend."

— Da wären wir ja ärger daran, als in der Türkei.

„Ich glaub' es auch, und zwar darum ärger, weil man bei uns in gesetzlichen besten Formen jeden um Freiheit und Wohlfahrt bringen kann, dort nur mit roher Gewalt. Denn bei uns ist das Gesetz kein Maasstab, keine Schutzwehr des Rechts jedes Bürgers, sondern nur ein Sehglas für die Augen der Angestellten und Beamten, um das Recht der Einzelnen dadurch zu erkennen. Aber dasselbe Glas, je nachdem man es hält, kann vergrößern, kann wieder verkleinern, und sogar zum Brennglas dienen. Was ist also Gesetz, Recht und Sicherheit bei uns?"

— Ich verstehe dich nicht, Lenau.

„Weil du zu edel biſt, um das Abſcheuliche zu verſtehen. Aber das iſt dein Loos, dein unglückliches, weil du Fürſt biſt, daß du weder jemals zur genauen Kenntniß derer gelangen kannſt, die ſich dir nahen, noch durch Andere zur Kenntniß deiner ſelbſt gelangſt. Die Fürſten werden gewöhnlich Deſpoten, nicht weil ſie es eigentlich ſein wollen, ſondern weil ihre Diener Sklaven ſein wollen. Je größere Fehler du begehſt, je emſiger wird man ſie vergolden. Sei grauſam, man wird dir, anbetend und vergötternd, zu Füßen fallen, was jeht Keiner wagt, weil man ſich vor deinem Edelſinn ſchämen würde. Du lernſt Niemanden als das kennen, was er iſt, ſobald er in deine Nähe tritt. Jeder verwandelt ſich, um dir zu gefallen, und will dir gefallen, wahrlich deinetwillen nicht, ſondern ſeines Eigennutzes, oder ſeiner Sicherheit wegen. Man ſagt, es ſei ein Zauberkreis um die Fürſten gezogen: aber nicht die angeſtammte Vortrefflichkeit und Würde des Fürſten zieht ihn, ſondern die angeſtammte Niederträchtigkeit und feige Selbſtſucht der Knechte zieht ihn. Fürwahr, es gibt vielleicht wenig Menſchen, die, unzugänglich aller Hoffnung und Furcht in der Nähe der Thronen, ihre Grundſähe und ihre Tugend höher, als den Einfall ihres Fürſten achten; und vielleicht wenig Fürſten, denen man einige Aufmerkſamkeit widmen würde,

wenn ſie als Privatleute im Volke ſich durch innern, eigenen Werth geltend machen ſollten. Es iſt an dem Sprüchwort mehr, als man glaubt: Fürſten haben ſelten wahre Freunde."

— Doch, ich habe dich!

„Darum biſt du eine Seltenheit unter den Fürſten."

— Und, ſei nicht halsſtarrig, du biſt heut ein wenig übler Laune. Wollen wir einen Ritt nach Friedensheim thun?

„Ich bin der beſten Laune. Es wäre des Verſuchs werth, zu wiſſen, wer von uns beiden in dieſem Stücke irrt?"

— Wie aber den Verſuch machen?

„Wähle dir zum Beiſpiel einmal den rechtſchaffenſten Mann im Herzogthum zur Hiobsrolle. Stelle dich erbittert auf ihn, wenigſtens unzufrieden; aber anhaltend. Dann gib Acht, wie alles über den Unglücklichen herfallen, wie der Unſchuldige in einen Verbrecher verwandelt werden wird, um dir Genüge zu leiſten. Dann überzeuge dich, daß auch der Edelſte in deinem Lande, wenn du ihn verderben willſt, weder ſeiner Ehre, noch ſeines Vermögens ſicher ſei. — Du kennſt zum Beiſpiel den Archivsregiſtrator Helmold; den kenntnißvollen, unermüdet thätigen, treuen, redlichen Mann, über den kein Menſch zu klagen hat, weil er allen hilft; der bei ſeiner geringen

Besoldung doch noch nie um Zulagen zudringlich ward und dabei faß immer die Arbeiten des Staatsarchivars verrichtet, der bei reicher Besoldung und übrigem großen Vermögen sich wohl fein läßt."

— In der That, ich habe schon daran gedacht, des guten Helmolds Gehalt ein wenig aufzubessern. Der Mann hat drei, vier Kinder, wenig eigenes Vermögen. Seine Schriftstellerei, die er nebenbei treibt, mag ihm auch nicht viel eintragen. Aber ihm nur eine saure Stunde machen, das könnt' ich nicht.

„Allein die Lehre, welche wir daraus zögen, wäre viel werth. Gib diesen Unschuldigen einmal den Speichelleckern preis. Zur Stunde weiß noch Niemand etwas gegen ihn; in kurzer Zeit wird Jeder ihm begangene Verbrechen beweisen können. Da wirst du deine Leute kennen lernen. Aber Helmold, ich gebe dir mein Wort, soll nicht ganz versinken. Ich will schon im rechten Augenblick dazwischen treten. Dann muß er fürstlich für die Schlachtopferrolle entschädigt werden, die wir ihn, höherer Zwecke willen, wider seinen Willen spielen liessen."

— Ich begreife nicht, was man gegen diesen Mann wird aufbringen können.

„Eben deswegen laß uns die Komödie spielen. Vielleicht hab' ich Unrecht."

— Gut, Leinau, es sei. Ich geb' ihn preis. Ich will sehen, ob meine Leute Sklaven sind?

Der Fürstenblick.

„Ist, der da über den Platz geht, nicht der Registrator Helmold?" fragte eines Tages der Herzog, an's Fenster seines Audienzsaales gelehnt, die um ihn Stehenden.

„Er ist's!" sagte Jeder.

„Ein unausstehlich widerliches Gesicht!" fuhr der Herzog fort.

„Er hat freilich etwas Verstecktes, Affektirtes in seinem Wesen, aber ist daneben ein ganz braver Mann!" sagte der geheime Justizrath von Strom.

„Es ist etwas Kaltes, Hämisches, Fatales in seinen Zügen, das läßt sich durchaus nicht läugnen," sagte der Staatsarchivar von Wandel: „aber, so viel ich weiß, ein grundehrlicher Mann ist er."

„Grundehrlicher Mann?" rief der Herzog heftig, indem er die Stirn runzelte und dem Archivar einen vernichtenden Blick zuwarf: „Wandel, Sie kennen vermuthlich Ihre Leute schlecht. Sie sind zu gutmüthig. Dem Helmold ist nicht zu trauen, glaub' ich. Er scheint mir voller Gift und Tücke. Sprechen Sie mir von dem Menschen

nicht wieder — ich wollte, er wäre überall, nur nicht in meinem Dienste."

Der Archivar erblaßte, da er des Herzogs zornigen Blick sah. — Alle verstummten.

„Wandel!" rief der Herzog nach einer Weile: „Warum werden Sie blaß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mit dem Menschen Parthie machen?"

„Behüte mich Gott, Ihre Durchlaucht, ich stehe durchaus in keiner Verbindung mit ihm, als so weit es mein Amt fordert!" erwiederte der Archivar: „Ich habe nie mit ihm zu thun haben mögen, denn, in der That, wie Ew. Durchlaucht sehr richtig bemerkten, es scheint viel Falschheit in ihm zu nisten. Ich habe Ew. Durchlaucht schon mehrmals unterthänigst angeben wollen, ihm seine Entlassung zu geben. Er ist Schriftsteller, korrespondirt mit viel Ausländern, und hat die wichtigsten Aktenstücke des Staats unter Händen. Ich kann ihm nicht trauen."

„Ohne daß er eines Vergehens überwiesen wird," versetzte der Herzog, „darf ich ihm nicht den Abschied geben, oder ich wäre ungerecht."

„Ich habe ihn einen braven Mann genannt," sagte der geheime Justizrath von Strom, „weil ich ungern das Wort gegen Jemand führe. Der Mann hat Weib und Kinder, ich mögte die nicht unglücklich machen. Aber da hier nun einmal

Rede über ihn sein soll, gebeut mir Ehrfurcht vor Ew. Durchlaucht zu bekennen, daß der Helmold durch seine ruchlose Bücherschreiberei schon zehnmal die Festung oder Landesverweisung verdient hat. Nicht Thronen, nicht Altäre, nicht öffentliche, nicht Privatehre sind vor den giftigen, wüthenden, oft jesuitischlistig versteckten Ausfällen dieses Menschen sicher. Ich getraue mich, Anklage zu führen und zu beweisen, daß Helmold schon allzuoft in seinem Journal die Staatsverwaltung, wie die hohen Regenten unsers Herzogthums, der Verachtung des Volks preis gegeben. Wie kann, wo solche Frechheit ungestraft bleibt, Liebe zum Fürsten, Ehrfurcht vor den Gesetzen sein?"

Jetzt nahm ein Oberkirchenrath, dann ein paar Generale, dann der Oberpolizeidirektor und so einer nach dem andern das Wort; und jeder wußte so viel Vergehen, groß und klein, von Helmold, daß in der That dieser Mann dem Baron von Leinau am Ende nicht so ganz rein mehr galt, als er beim ersten Blick gewesen zu sein schien. Denn es wurden zu allerlei Anklagen und entehrenden Anekdoten nicht nur Beweise verheißen, sondern sehr achtungswerthe Manner als Zeugen genannt.

„Ist denn der Mensch wirklich so schlecht, so gefährlich," rief der erstaunte Herzog: „warum

zog man ihn nicht längst zur Rechenschaft und behandelte ihn laut bestehenden Verordnungen und Gesetzen?“

Er verließ mit Unwillen die Versammlung.

Folgen davon.

Der Registrator Helmold empfand bald die Wirkungen jenes Fürstenblicks. Man zog sich scheu von ihm zurück. Es ging von Ohr zu Ohr, es stehe übel mit ihm; er sei beim Herzog in Ungnade. Höhere Beamte begegneten ihm mit Unwillen und Härte; seinesgleichen entfernten sich vorsichtig von ihm oder behandelten ihn mit Kälte. Seine Feinde, seine ehemaligen Neider ließen entweder ihren Witz schadenfroh über ihn hinspielen, oder beneideten ihn geflissentlich recht vornehm.

Helmold merkte bald, es gehe in Betreff seiner etwas vor. Er fragte bei diesem und jenem an — man zuckte die Achseln; man wollte nichts wissen. Helmold blieb ruhig. „Was sieht die Menschen an?“ sagte er zu sich selbst: „Ich habe keinen beleidigt, ich habe nichts verbrochen. Ich thue meine Pflichten, — was haben sie wider mich? Zum Glück ist ihre Freundschaft zu meinem Frohsinn nicht nöthig.“

So dachte er laut; aber leise dachte er doch

anders. Es schmerzte ihn diese Zurücksetzung und Kälte tiefer, als er's sich selbst glauben machen wollte. Er zog sich von den meisten Gesellschaften, die er ohnedem nur sparsam zu besuchen pflegte, ganz zurück, und lebte seiner Familie desto mehr. Er hatte eine vortreffliche Gattin, eine liebenswürdige Tochter, ein Paar hoffnungsvolle Söhne von zwölf bis vierzehn Jahren. Die reizende Emma, der Augapfel ihrer Aeltern, war ganz dazu gebildet, den edelsten Mann durch ihre Hand zu beglücken; sie zählte schon neunzehn Jahre, noch aber war es keinem eingefallen, diese schöne Hand zu fordern, denn — sie war ohne Mitgift. Der Registrator galt eher dürftig, als wohlhabend. Sein Gehalt reichte zur Erziehung seiner Kinder in einer Residenz nicht hin, darum mußte er sich in Nebenstunden auf Erwerb durch Schriftstellerei legen, ungeachtet er dazu wenig Talent, folglich wenig Glück hatte.

Um die Harmlosigkeit der Seinigen gar nicht zu stören, verschloß Helmold seinen Verdruß in sich, und sagte zu Hause kein Wort von Allem, was ihm begegnete. — Um desto härter aber war ihnen nachher der erste Donnerschlag des ausbrechenden Gewitters, von dessen Annäherung sie keine Ahnung hatten.

Eines Tages ließ der Staatsarchivar Helmolden zu sich rufen. Helmold kam. Herr von Wandel trat ihm ernst entgegen, wies ihm das neueste Heft der Helmold'schen Monatschrift, und fragte: „Wer hat den Etat vom Schuldenwesen unsers Landes in Ihr Journal eingesandt?"

„Niemand, Herr Staatsarchivar. Ich selbst rückte ihn ein."

„Wer bevollmächtigte Sie dazu?"

„Niemand besonders; doch schon ähnliche Aufsätze standen darin, und Sie hatten nie etwas dagegen."

„Ich lese Ihr Journal nicht, daher konnt' ich nichts dagegen sagen. Aber Ihre Instruktion verbietet, ohne meine Erlaubniß keine archivarische Urkunde auf irgend eine Weise Andern mitzutheilen."

„Der Schuldenetat zirkulirt aber in vielen Abschriften in der Stadt; Auszüge davon stehen schon in einer ausländischen Zeitung. Ich nahm die Urkunde nicht aus dem Archiv."

„Alles das berechtigte Sie nicht, als Beamter, die vollständige Publizität zu geben. Sehen Sie, Sie sind verantwortlich."

Wenige Tage darauf ward Helmold vor das Hofgericht zitirt. Ehe dieses aber geschah, ereignete sich ein anderer Umstand. Der Herzog verlangte

zufällig Einsicht von einer geheimen Korrespondenz, die der verstorbene Fürst, sein Oheim, mit einem Minister einer auswärtigen großen Macht geführt, und wovon der Herzog in einer ausländischen Zeitschrift kurze Andeutungen gefunden. Der Staatsarchivar forderte die Originalien vom Registrator; dieser, unter dessen Aufsicht sie gelegen, fand sie nicht mehr. Der Staatsarchivar schüttelte argwöhnisch den Kopf.

Den Tag nachher traten Polizeibediente in Helmold's Haus, erklärten ihm auf Befehl Sr. Durchlaucht Hausarrest und versiegelten sämmtliche Papiere aller Art, die dem Ober-Polizeidirektor überbracht werden mußten. — Ein fürchterlicher Jammer in der ganzen Familie. Nur Helmold, sich seiner Unschuld bewußt, tröstete alle so gut er konnte. Er blieb unerschrocken.

Bei der förmlichen Untersuchung von Helmolds Papieren, die in seiner Gegenwart geschah, fand sich zwar die erwähnte geheime Korrespondenz nicht, hingegen manche andere Urkunde aus dem Staatsarchiv. Er erklärte, sie in seine Wohnung genommen zu haben, da er Krankheit halber das Archiv nicht besuchen konnte und die Arbeiten zu Hause fortzusetzen Erlaubniß hatte. Daß sie noch nicht zurückgestellt wären, gestand er, sei in Ver-

gessenheit geschehen. Er bäte deshalb um Verzeihung.

Man durchlas seine Aufsätze und Privatbriefe, um Spuren zu finden, ob er vielleicht von der oben erwähnten geheimen Korrespondenz Mißbrauch gemacht? In der That schienen ihn einige Ausdrücke auswärtiger Freunde verdächtig machen zu können. Man fand Briefkonzepte von seiner Hand, in denen er sich in ziemlich ungemessenen Ausdrükken über die durch den neuen Herzog gemachte Wahl des Geheimenrathspräsidenten aufhielt; ihn einen Günstling des Herzogs nannte, und von diesem und seinen philantropischen Verwaltungsabänderungen wenig Gutes für das Land verhieß. Zwar stellte Helmold vor, diese Briefe wären gleich in den ersten Wochen der Regierung Herzog Ludwigs geschrieben, seitdem habe er seinen Sinn so gut geändert, wie das ganze Land seine Ansichten geändert habe; — zwar stellte er vor, diese Briefe könnten ihm, als flüchtig geäusserte Meinungen an vertraute Freunde, so wenig zum Vorwurf gereichen, als wenn jemand in Privatkreisen mündlich gegen einen Freund äusserte, wie er dächte. Doch waren die fatalen Zeilen geschrieben. Man fand deren bald noch über andere Dinge, die seine Unzufriedenheit erregt hatten. — Alles verwandelte sich in Anklagepunkte gegen ihn.

Es ward förmlicher Verhaft gegen ihn, als Staatsverbrecher und ungetreuer Beamter, ausgesprochen.

Da Helmold diese Worte hörte, richtete er sich empor, und lächelnd sagte er: „Man sucht gewaltthätiger Weise Verbrechen an mir und findet sie. Ich will bekennen, daß ich aus Vergessenheit ein paar Urkunden im Hause liegen hatte, woraus freilich dem Staate kein Unglück erwuchs; — ich will bekennen, daß ich in vertrauten Meinungsergüssen gegen Freunde über die neuesten Staatsveränderungen offenherzig war, woraus dem Staat kein Schade erwuchs. Meine spätern Briefe an Freunde und öffentliche Aeusserungen in meiner Zeitschrift könnten beweisen, wie anderes Sinnes ich durch die folgerechten, weisen Verfügungen der neuen Regierung geworden sei. — Aber vermuthlich wäre dies vergebens. Doch, meine Herren, wollte man bei jedem Einzelnen von Ihnen ein Versehen aus Vergessenheit, oder andern Ursachen, so streng aufheben; wollte man Ihre Papiere, Ihre Privatbriefe, Ihre in vertrauten Kreisen geäusserten Meinungen würdigen — wenige würden vielleicht sein, die nicht so strafbar wären, als ich!“

Diese Aeusserungen erregten im Hofgericht den tiefsten Unwillen. Er sprach mit Stolz, mit Kraft noch lange in diesem Ton. Das Murren Aller

unterbrach ihn. Der Präsident mußte ihm Schweigen gebieten und ihn abtreten lassen.

Da stand der greise Hofrath von Ferlach auf und sprach: „Es ist nicht recht, daß wir seine Vertheidigung unterbrechen. Daß wir es thun, beweiset, er habe Recht gehabt. Wir haben gegen ihn die Untersuchung nicht richterlich, sondern feindselig begonnen. Ich protestire gegen dieses Verfahren; ich biete keine Hand dazu; ich verlange, daß meine Protestation dem Protokoll einverleibt werde."

Es war umsonst, den alten Herrn des Bessern zu belehren — ihn zu warnen, ihm mit der Ungnade des Herzogs zu droken. „Ich bin im Dienst unsers Staates alt und grau geworden; jederzeit hab' ich Gerechtigkeit geliebt. Denke nun Se. Durchlaucht von mir, wie es ihm beliebt. Wenn aber solche Inquisitionen gut geheißen werden, dann erlaube Se. Durchlaucht, daß ich von Hochdemselben denke, wie es mir beliebt."

Sowohl der Baron von Leinau, als der Herzog erfuhren Helmolds Verhaftung und den Gang seines Prozesses; sie ließen dem Geschäfte seinen Lauf. Als aber des alten Ferlachs trotzige Aeußerungen dem Herzoge vorgebracht wurden, schien er betroffen zu sein. Alle Höflinge beobachteten

den Blick des Fürſten. Es war in Allen die Frage: „müſſen wir ihn auch verderben?“

In Helmolds Hauſe war groſſe Betrübniß. Der Vater fehlte — er war im Verhaft und ſchwerer Verbrechen angeklagt. Niemand ward zu ihm gelaſſen; ſelbſt ſeine Gattin, ſeine Kinder durften ihn nicht ohne Zeugen ſprechen. Nach einigen Wochen fehlte es ſchon an baarem Geld in der Wirthſchaft; Frau Helmold ſprach ihre alten Freunde an; man ſuchte ihrer los zu werden, gab Kleinigkeiten, und zog ſich von dem Hauſe zurück, auf welchem nun einmal der Fluch des Herrn lag.

Das Juwel.

Herzog Ludwig latte ſich malen und ſein Bildniß in einige Dutzend goldner Doſen, mit Diamanten und Perlen geſchmückt, ſetzen laſſen, um damit an Geſandte, an Boten angenehmer Nachrichten, an Schriftſteller, die ihm Bücher dedizirten u. ſ. w. Geſchenke machen zu können nach Fürſtenbrauch. Baron Leinau, wie er an einem Herbſtabend, in ſeinen Oberrock gehüllt, durch die Reſidenz ging, und am Hauſe des Hofjuweliers vorbei, gerieth auf den Einfall hineinzugehen, um die beſtellten Doſen zu beſichtigen.

Der Juwelier, erstaunt über die Erscheinung des Präsidenten, empfing ihn im Gewölbe und schien in großer Verlegenheit. Die Dosen waren im Nebenzimmer, und doch wollte er den Präsidenten nicht dahin führen, wie es schien. Unter einem Vorwande sprang er schnell in dies Zimmer, kam aber bald mit einigen Dosen zurück. Indem der Baron sie besah, öffnete sich die Thüre des Seitengemachs abermals, und ein junges Frauenzimmer mit verweinten Augen trat heraus. Den Baron überlief es fieberheiß, wie er seine Blicke auf die Schöne warf und seine ehemalige Tischgenossin erkannte, die er — trotz aller hohen Staatsgeschäfte — noch nicht hatte vergessen können, noch nicht hatte vergessen wollen.

Er verbeugte sich stumm gegen sie. Mit gesenkten Blicken, doch erröthend, ging sie an ihm vorüber gegen die Glasthür zur Straße. Indem der Juwelier ihr die Thür öffnen wollte, sagte er: „Fräulein, Ihnen ist nicht wohl.“ Sie trat, von ihm gehalten, einige Schritte zurück, und sank todtenbloß auf einen hinter ihr befindlichen Sessel. Der Baron, mit hochklopfendem Herzen, eilte ihr erschrocken zu; die Frau des Juweliers brachte ein Glas frischen Wassers. Die Kranke trank davon. Nach einigen Minuten sprach sie: „Mir ist wohl! verzeihen Sie, daß ich Ihnen Un-

gelegenheit machte.“ Sie stand auf, und ließ sich durch kein Bitten bewegen, einen Augenblick länger zu verweilen. „So müssen Sie wenigstens gestatten, daß ich Sie bis zu Ihrem Hause begleite!“ sagte der Baron, nahm, ihres Weigerns ungeachtet, ihren Arm und führte sie durch die Straßen. Seine Fragen wurden sehr einsilbig beantwortet; sein Bedauern, eine ihm so theure Bekanntschaft unter solchen Umständen zu erneuern, vergalt sie mit trockener Höflichkeit. Aber das arme Mädchen konnte auch kaum reden; es sprach so still und leise, wie eine Sterbende; es zitterte an seinem Arme, als würd' es zum Tode geführt. Vor dem Hause, in welches sie schnell eintrat, verneigte sie sich dankend und verschwand.

Der Geheimerathspräsident hatte seine ganze Fassung verloren. Er stand eine Weile still, dann ging er träumend fort, und dachte nur: „o mein Gott, wie ist sie so schön!“ — Er wollte zum Juwelier zurück, um sich über die Unbekannte näher zu erkundigen; er konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Juwelier Alles, auch die Ursache ihrer Thränen gesagt haben würde; er lief sich fast odemlos, bis er zu einem großen Walde kam, der fast eine halbe Stunde von der Residenz seinen Anfang nahm.

Erst hier erwachte er von seinen Träumen;

sah mit großen Augen die alten, hohen Eichen an, die sein Haupt umrauschten; lachte über sich selbst, drehte sich wieder nach der Stadt um und sagte, sich gegen sich selbst entschuldigend: „Nun ja doch, ich bin ein Thor. Ich bete dich an, du Engel, der mich verachtet.“ Binnen einer halben Stunde war er wieder beim Juwelier, der ihn sogleich in's Zimmer führte, wo die Dosen standen.

Hier erfuhr er nun den Namen des Fräuleins. Es war Emma Helmold gewesen. — Aber die Ursache ihrer Thränen ward ihm erst nach langem Sträuben verrathen. Das Fräulein hatte, ohne Vorwissen ihrer Mutter, die der Kummer krank gemacht, daß sie das Bett hüten mußte, ihren eigenen kostbarsten Schmuck, ein ererbtes Halsband von Perlen und Diamanten, verkauft, um die Ausgaben der Haushaltung bestreiten zu können; hatte erzählt, wie der unschuldige Vater im Gefängniß schmachte, wie die ganze Familie ohne Unterstützung sei und nur die äusserste Noth zum Verkauf des geliebten Halsschmuckes getrieben. Der Juwelier hatte nun zwar das Kleinod käuflich an sich gebracht, aber dem Fräulein freiwillig angeboten, es um die gleiche Summe noch in Jahresfrist zurückzugeben.

„Schicken Sie dem Fräulein das Halsband

auf der Stelle zurück; die Summe ſollen Sie binnen einer Stunde dafür in Händen haben. — Aber auf der Stelle!“ rief der Baron und ging tiefbewegt von dannen.

Es war ſchon dunkel, als der Juwelier ſelbſt das Halsband dem erſtaunten Fräulein zurückbrachte. Sie wollte es nicht annehmen. „Sie müſſen!“ ſagte in großer Aengſtlichkeit der Juwelier: „Ich habe Befehl dazu. Das Geld dafür iſt ſchon in meinen Händen.“ Jetzt drang Emma heftiger in ihn: „Wie? das Geld? von wem?“ Der weichherzige Juwelier, deſſen Kardinaltugend das Schweigen eben nicht war, geſtand alles. Emma ward feuerroth. Der Juwelier legte das Halsband auf den Tiſch und eilte davon.

Er that ſehr wohl daran; denn die betrübte Emma war der Einſamkeit bedürftig. Eine halbe Stunde ſaß ſie da, träumend, bewußtlos, weinend, die Hände gefalten. Der Geheimerathspräſident war ihr — denn ſie lebte ſehr eingezogen — bis zum heutigen Tag von Perſon unbekannt geweſen. Als ſie beim Juwelier um ihren Verkauf weinte, und dieſer dann plötzlich in's Zimmer geſprungen war, und ſagte: „Fräulein, verbergen Sie Ihre Thränen! Sr. Exzellenz, der Herr Geheimerathspräſident werden den Augenblick hereintreten!“ war ſie tief erſchrocken. Denn

Emma fürchtete diese hohe Exzellenz seit dem Unfall ihres guten Vaters. Sie wollte sich schnell entfernen. Wie sie aber ins Gewölbe getreten, den jungen, erhabenen Mann sah — denselben, mit welchem sie einst im Wirthshaus zu Nacht gegessen — denselben, an den sie seitdem ziemlich oft gedacht hatte, wie er so ehrerbietig, liebevoll, so ganz eigen gewesen, wie andere Menschen nicht sind — denselben, mit dem ihr Herz oder ihre Einbildung sich manchmal und gern, doch kindlich unschuldig beschäftigt hatte — — ach! in solchem Alter beschäftigen sich ja wohl zuweilen Herz und Einbildung mit Träumen! — denselben, dessen Wiederfinden, Wiedersehen sie im Stillen gläubig, ich möchte eher sagen ein wenig abergläubig gehofft hatte, ohne von diesem Aberglauben dem Papa und der Mama eine Silbe zu verrathen — — genug, wie sie ihn sah, da verlor die ohnehin zu tief Bewegte Besonnenheit und Muth. Ihr ward nicht wohl. Er hatte sie zu ihrem Hause geführt; aber sie wußte kaum davon und zweifelte daran, als sie allein war. Aber jetzt zweifelte sie nicht mehr, denn das Halsband lag auf dem Tische. Sie nahm es aus dem Saffiankästchen, drückte es laut schluchzend an ihr Herz, und flüsterte leise: „Ich habe dich wieder, nun doppelt theuer!“

Emma, vertrauensvoll auf die Güte ihres mächtigen geheimen Lieblings, wollte diesen Anlaß benutzen, für den Vater des Herzogs Gnade anzurufen. „Unser Vater iß gerettet!“ sagte Emma mit freudeglänzenden Augen, als sie vor das Bett ihrer Mutter trat: „Ich schreibs dem Geheimerathspräsident von Leinau. Er iß ein gütiger Herr!“ Und nun konnte sie nichts mehr hinterhalten. Sie erzählte der Mutter das ganze Abentheuer vom Halsband. Des guten Mädchens Herz war zu voll. Und wie Emma den Baron beschrieb, von Kopf zu Fuß, — da war's kein Sterblicher mehr, ein Gott war's.

Auf die Mutter machte diese Erzählung den wohlthätigsten Eindruck. Die Hoffnung kehrte in Beider Brust zurück. Frau Helmold, vom seligen Glauben und Zutrauen ergriffen, Leinau werde helfen können, war schon den folgenden Tag erstärkt genug, ausser Bett zu sein. Emma schrieb diesen ganzen Tag Briefe an Sr. Exzellenz Herrn Geheimerathspräsidenten von Leinau, und zerriß sie alle wieder. Denn in das zärtliche Flehen einer Tochter um der Aeltern Glück, wollte sich immer eine Zärtlichkeit mischen, welche da nicht hingehörte. Und doch mußte, wegen des Halsban-

des, ein dankbares Wort gesagt werden. Aber wie denn dies Wort finden, daß es die innigste Erkenntlichkeit, aber durchaus in der Welt sonst nichts Inniges, ausspräche? — Mama schrieb endlich auch Briefe; allein Emma fand diese doch allzutrocken und kanzleimäßig. „Wie soll des Fremden Herz für unsre Noth erwarmen, wenn unser Jammer ohne Herzlichkeit und Wärme klagt?“ rief Emma.

So ward es finstere Nacht und noch kein Brief fertig. Da beschlossen Mutter und Tochter, jede solle, wetteifernd mit der andern, den Brief entwerfen; dann wolle man das Beste aus beiden vereinigen, und die Kälte des einen mit der Gluth des andern mildern.

In dieser Arbeit, kaum angefangen, wurden sie wieder durch die Magd unterbrochen, welche der Frau Helmold meldete, daß sie jemand sprechen wolle. Es trat, sobald es erlaubt war, der Jemand herein, und nach den ersten ausgewechselten Höflichkeiten bedeutete er, aus Auftrag Sr. Durchlaucht des Herzogs zu kommen, der Mutter und Tochter nicht länger wegen Hrn. Helmold's Schicksal in Kummer lassen wolle.

Frau Helmold, mit Augen voller Thränen, den Friedensboten anlächelnd, hätte ihn entzückt umarmen mögen; Emma, freudig, sprachlos, hätte

ihm zu Füßen sinken mögen. Sie stand hochglühend, mit gesenkten Blicken, die sich nur dann und wann unter Thränen leuchtend zu ihm erhoben, da.

„Zwar der gegen Herrn Helmold angehobene Prozeß darf nicht gewaltsam unterbrochen werden," fuhr der Bote fort, „aber er möge auch enden, wie er wolle, allezeit wird Se. Durchlaucht dann für Herrn Helmold und dessen Familie väterlich Sorge tragen. Ich wünsche, daß diese Zusicherung Sie beruhigen und alle Furcht von Ihnen nehmen möge."

„Ach!" rief Frau Helmold: „wie gnädig ist unser Fürst und Herr! Der Vergelter droben segne ihn. Aber mein unglücklicher Mann, darf ich ihm diesen Trost noch heut bringen?"

„Es ist schon von allem unterrichtet und freudigen Muthes. Freilich werden Sie noch einige Wochen darauf Verzicht thun müssen, ihn wieder zu besitzen. Aber Sie können beide seine Befreiung beschleunigen."

„Wodurch?" riefen beide, indem sie bittend die Hände ausstreckten.

„Wenn Sie verschweigen gegen jedermann, wie der Herzog in Betreff Ihrer denkt, und daß ich deswegen bei Ihnen war."

„O können wir schweigen. Wir wollen nur im Gebete Ihre Namen dem Vergelter nennen!“ rief Emma.

„Und Ihr Name?“ sagte Frau Helmold.

„Mutter, es iſt der Wohlthäter, dem wir in dieſem Augenblicke ſchrieben!“

Der Baron nahm die Einladung gern an, ſich bei ihnen zu verweilen, ihre Klagen, ihre Erkenntlichkeitsverſicherungen hören zu wollen; beſonders da Frau Helmold verſicherte, daß ſie den ganzen Abend einſam ſein würden.

„Man flieht uns ſchon geraume Zeit wie Peſtkranke,“ ſagte Frau Helmold, „ſogar Menſchen, die wir für unſere ergebenſten Freunde hielten, meiden uns im Unglück.“

„So machen Sie mich zu Ihrem Freunde in der Noth,“ ſagte der Baron, „und erlauben Sie mir, bis Sie Ihren Beſchützer aus dem Verhaft zurück erhalten, daß ich Ihr Beſchützer ſein darf.“

Der Baron hatte ſich vorgenommen, nicht länger zu verweilen, als erforderlich ſei, des Herzogs Befehl zu vollziehen — aber die paar Minuten verſchlangen den ganzen Abend. Wie edel war die Mutter; wie ſeelenvoll die, in einer Art Begeiſterung athmende Tochter!

Als Leinau ſie nun verlaſſen hatte, fielen Mutter und Tochter einander ſtumm weinend an

die Brust. Der Schutzengel ward ihr Gespräch bis tief in die Nacht — war es den ganzen folgenden Tag. Auch deutete man es gar nicht übel, wenn der Schutzengel sich noch manchen andern Abend die Mühe nahm, zu erscheinen, um sich nach den Wünschen und Bedürfnissen der verwaiseten Familie zu erkundigen.

Das Urtheil.

„Du hast Recht gehabt, Leinau!“ sprach der Herzog unwillig, und warf die Akten des Helmoldschen Prozesses zurück: „Die Fürsten sind nicht halb so geneigt, Despoten zu sein, als ihre Unterthanen zur Sklaverei geneigt sind. Die schändlichen Augendiener! Also ein bloßer Wink, ein bloßer Blick war genug, aller ihre Redlichkeit ein Ende zu machen. Gesetz und Recht, was ihnen selber Schutz gewährt, treten die Elenden willig mit Füßen, um mir zu gefallen. Leben, Ehre, Freiheit, Vermögen, nichts ist mehr sicher. Wohl, lieber Leinau, ich begreif' es, Sklaven, können keine Freunde sein, und Fürsten keine wahre Freunde haben, sie müßten sie denn unter ihres Gleichen suchen. Bleib du mir nur getreu mit

deiner Wahrheit, zerstöre jedes Blendwerk um mich her, sonst bin ich verloren."

Der Herzog und Leinau umarmten sich und schwuren einander neue Liebe.

„O Freund," fuhr der Herzog fort, „ist es nicht abscheulich, den guten Helmold seiner Stellen zu entsetzen, ihn Landes zu verweisen, sein Vermögen zu konfisziren, wegen einer Vergessenheit, wegen einiger Worte, die er vor langer Zeit vertraulich äusserte, wegen Bekanntmachung von Rechnungen, die schon in jedermanns Händen waren, und deren Geheimhaltung kein Gesetz geboten? Selbst daß sich die Papiere der geheimen Korrespondenz unter den Staatsschriften deines Amtsvorfahren gefunden haben, der sie ohne Vorwissen des Archivars und des Registrators zu sich genommen hatte, konnte den guten Helmond nicht rechtfertigen. Man machte ihm zum Verbrechen, entweder darum gewußt, oder nicht gewußt zu haben. Sünder in allen Fällen. Aber Ferlachs edelmüthige Schutzschrift soll auf öffentliche Kosten dem Druck übergeben werden. Die Sache kömmt vor das Appellationstribunal. Ich will dessen Spruch abwarten, und dann wollen wir handeln."

Der Spruch des Appellationstribunals fiel zu Helmolds Gunsten aus. Der Herzog empfing ihn freudig. Er ließ sogleich den Präsidenten des ge-

heimen Rathes berufen, und sagte: „Leinau, die Unschuld siegt!“

„Weil man im Appellationsgericht vernommen hat, edler Fürst, wie zornig dich die Gesetzschänderei und Rabulisterei des Hofgerichts gemacht. Hättest du deinen wahren Sinn länger verbergen können, wer weiß, ob Helmold nicht auch vor dem Appellationsgericht schuldig geworden wäre!“ sagte der Baron.

„Ich kassire das feile Hofgericht,“ rief der Herzog, „und bilde ein neues; an dessen Spitze soll der freimüthige, gerechte Ferlach stehen. Ich entsetze den Staatsarchivar Wandel seiner Aemter; der gerechtfertigte Helmold wird zu diesen erhoben.“

„Aber den kenntnißvollen, treuen Mann auf seinen rechten Platz zu bringen,“ sagte der Herzog, „ist bloß eine Pflicht, die ich gegen den Staat habe. Doch, Leinau, wir sind dem guten Helmold andern Ersatz schuldig; denn wir machten ihn und sein häusliches Glück zum Opfer unsers Experiments. Ich habe durch diesen Versuch vieles, vieles gelernt; gelernt, daß wir Fürsten bedauernswürdige Leute sind, die durch ihre Lage schlechterdings ausser Stand gesetzt werden, sich selbst oder die Menschen kennen zu lernen, von denen sie umringt sind; daß wir Fürsten mit einem

vorlauten, absichtslosen Urtheil, mit dem Wink der Augen, mehr Unglück anrichten können, als wir mit allem guten Willen und Verstand Gutes zu leisten vermögen; daß unter zwanzig unserer Unterthanen kaum immer einer groß genug denkt, Wahrheit und Recht über alles zu lieben. Das alles dank' ich dem Helmold; ich dank' ihm, daß du, Leinau, mir noch unendlich schätzbarer geworden bist, als du warst. Wie wollen wir vergelten?"

Folgen.

Es war ein Donnerschlag für viele, besonders für die Hofrichter und Herrn von Wandel, als man folgendes Tags die Bestätigung des appellationsrichterlichen Spruches und die herzoglichen Beschlüsse erfuhr; erfuhr, wie der Präsident des geheimen Rathes selbst, auf Befehl Sr. Durchlaucht, dem verhafteten Helmold Unschuldigerklärung, Freiheit, Erhöhung in Amt und Gehalt verkündigt, dann denselben in seinen eigenen Wagen genommen und zu dessen Familie zurückgeführt habe, wie im Triumph; erfuhr, daß der Staatsarchivar von Helmold wenige Tage nachher an der Tafel des Herzogs gespeiset, dort großer Auszeichnung genossen, und ein kleines aber an-

genehmes Landgut nahe bei der Reſidenz zum Geſchenk erhalten habe.

Nun drängten ſich die alten Freunde der Helmoldſchen Familie wieder in Haufen zu dem vor kurzem verlaſſenen Hauſe. Nun klagte der eine, er ſei gerade zur Zeit des Prozeſſes abweſend, der andere krank, der dritte ohne einen Heller Geld, der vierte von Geſchäften überladen geweſen. Nun erſchienen wieder Emma's ehemalige Bewunderer und Anbeter. Nun regneten wieder Einladungskarten zu Kränzchen, Klubbs, Bällen, Redouten, Pikeniks, Privatkonzerts, Schlittenpartien u. ſ. w.

Frau Helmold, nicht ohne Bitterkeit, wollte alle zurückweiſen. „Nein, liebes Weib,“ ſprach ihr Mann, „werde darum nicht zur Einſiedlerin, weil die Leute ſchwach ſind. Ich will die Menſchen lieben, wie ſonſt; aber ich traue den wenigſten. Um in dieſer Welt glücklich zu ſein, muß man ſich ſelbſt ein wenig täuſchen; im Glauben an die Menſchheit ſie für beſſer nehmen, als ſie iſt, und im Handeln für ſchlimmer, als ſie ſein mag. Es iſt ein größeres Unglück, ſich zeitlebens vor einem Erdbeben zu fürchten, als in einem Erdbeben umzukommen. Beſſer einmal und zehnmal im Leben betrogen werden, als immer Betrug wittern. Wir wollen alles aus Liebe

den Leuten thun, aber nichts von ihrer Liebe erwarten."

Menschliches Urtheil.

In der Residenz, wie im ganzen Lande, pries jedermann Herzog Ludwigs Gerechtigkeit, und seinen Eifer, den guten Helmold wegen des erlittenen Unrechts zu entschädigen. Freilich wußte, außer dem Baron von Leinau, niemand, wie die Sachen zusammenhingen; und daß alles, was der Herzog that, nichts weniger als Großmuth, sondern Schuldigkeit war, um eine That auszusühnen, die wirklich an Grausamkeit gegrenzt hatte. Denn ohne seinen Blick, ohne seine Aeusserungen, wäre Helmold nie als Verbrecher angeklagt worden. — Aber so sind die Menschen. Sie loben und vergöttern die Thaten der Großen, ohne die Quellen zu kennen.

Als der Frühling kam, besuchte der Baron von Leinau die Familie Helmold auf ihrem Landgut. Eines Abends, unter dem Schlage der Nachtigallen, lag Emma an seiner Brust, und bekannte ihm eine Liebe, die er ihr längst geschworen. Die Glücklichen! Der Aeltern Segen folgte. Der Herzog übernahm die Aussteuer seines Freundes.

Wenn nun der Geheimerathspräsident Frei-

wig lächelnd: „es iſt eben ſo ſchwer, daß ein Fürſt ſeine Umgebungen, aber eben ſo ſchwer, daß ein Volk ſeinen Fürſten richtig würdige. Es iſt beinahe unmöglich. Wie viel Mißverſtändniſſe, politiſche Mißgriffe, Verwirrungen, und Leiden der Fürſten und Völker ſtammen aus dieſen Quellen!“

Der Abend vor der Hochzeit.

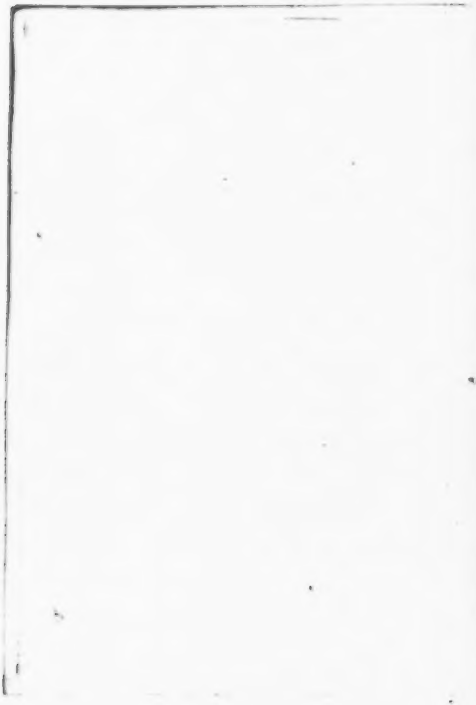

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Louise zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten rother und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louise,“ erwiederte die Tante: „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut, meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswür-

dig ſind. Wenn die Gewohnheit das Reizendſte alltäglich macht, wenn die jugendliche Friſche zuſammenwelkt, wenn zum Licht ſich im häuslichen Leben immer mehr Schatten geſellt: dann, Louiſe, und früher nicht, kann das Weib erſt vom Manne ſagen, er ſei liebenswürdig; dann erſt der Mann vom Weibe, es blühe in unvergänglicher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheurungen lächerlich."

„Ich verſtehe Sie, Tantchen. Sie wollen ſagen: nur unſere gegenſeitigen Tugenden können uns in den ſpätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber iſt der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen —, iſt er nicht der würdigſte, edelſte von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühen nicht in ſeinem ganzen Weſen alle Tugenden, die zum vollen Lebensglück führen?"

„Kind," verſetzte die Tante, „ich gebe dir Recht. Sie blühen in ihm, wie in dir; ich darf dir das ſagen, ohne zu ſchmeicheln. Aber, liebes Herz, ſie blühen auch nur, und ſind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüſſen gereift. Keine Blüthen täuſchen mehr in den Erwartungen, als dieſe. Man weiß nie, in welchem Boden ſie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?"

„Ei, Tantchen, Sie machen mir ordentlich Furcht.“

„Deſto beſſer, Louiſe. Sieh, ſo etwas iſt gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, drum will ich dir ſagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit ſiebenundzwanzig Jahren ſieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und iſt man noch keine Betſchweſter. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir ſo zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerkſam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennſt, wovon man einem hübſchen jungen Mädchen nicht viel ſpricht, was einen jungen Herrn nicht gerade am meiſten beſchäftigt — und doch das Allerwichtigſte in jeder Haushaltung iſt, woraus allein ewige Liebe und unzerſtörbares Glück erwachſen.“

Louiſe faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmliſche Tante! Sie wiſſen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen ſagen: bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, ſondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die ſind der beſte Eheſchatz, den wir zuſammenbringen; die werden nie alt.“

„Je nachdem, Louiſe. Auch die Tugenden

können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers."

„Ei, Tantchen, was sagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte."

— Wenn sie häßlich geworden, nennen wir sie nicht mehr Tugend, so wie man ein schönes Mädchen nicht mehr schön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterlein eingeschrumpft ist."

„Aber, Tantchen, Tugenden sind nichts Irdisches!"

— Je nachdem!

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?"

— Sobald sie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?"

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Bescheidenheit?"

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?"

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienstgefälligkeit?

— Zur Allermannsfreundschaft und Achselträgerei."

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böse. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn

vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und schön iſt. Und dieſe zarte Empfindſamkeit für alles Edle, ſie lebt in mir, wie in ihm. Sie iſt die uns angeborene Bürgin unſerer Seligkeit."

— Und wenn ſie mit euch altern ſollte, würde ſie zur häßlichen Empfindlichkeit, und Empfindlichkeit iſt der wahre Ehrenteufel. Empfindſamkeit ſpreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß dieſe Grazie nicht zum alten, zänkiſchen Weibe werde. Kennſt du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geſchieden wurde?"

— Kennſt du den wahren Grund von ihrer Scheidung?"

„Man ſpricht allerlei davon."

— Sie hat mir die Geſchichte ſelbſt erzählt, und ich will ſie dir wieder erzählen. Sie iſt lehrreich und komiſch zugleich, und hier als bloßes Beiſpiel anzubringen."

Louiſe war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und ſeine Frau waren für das liebens- und beneidenswürdigſte Paar gehalten.

Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach aus mehrjährigem Umgang erwachsenen zärtlichen Neigung für einander gewesen. Sie hatten sich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geschaffen, schön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünschen und Ansichten zusammentreffend.

Man erinnert sich noch der Auftritte, die es gab, als sie schon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern sich unter einander entzweiten, so daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden sollte. Die Gräfin ward vor Kummer sterbenskrank, und der schwärmerische Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten sich die Aeltern gern oder ungern, wenigstens dem Schein nach, versöhnen. Die Versöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber sobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten sich die Alten wieder von einander, und suchten die Vermählung ein paar Jahre zu verschieben. Da machte sich das Pärchen eines Nachts auf, reisete über die Grenze, ließ sich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieses Paars als

die glücklichſte, als ein Muſter der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute ſchienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu ſinnen, ſich einander gefällig zu leben. Im erſten Jahre machten ſie ſich ſogar Gedichte, die zärtlichſten, die gefühlvollſten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten ſie ſich einander das Zimmer mit bedeutſamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar dieſe Schwärmereien der Empfindſamkeit, die beinahe in Empfindelei überſtreiften, auf; aber doch in allen Geſellſchaften, Kränzchen, Bällen und Zerſtreuungen ſahen ſie nur ſich, ſuchten ſie nur ſich, lebten ſie nur ſich. Man fand es beinahe anſtößig. Im dritten Jahre legten ſie nun wohl dieſe liebenswürdige Unart ab, aber im Hauſe blieben ſie dieſelben. Im vierten erſt ſchienen ſie vom allererſten Rauſche der Liebe zu geneſen, wenigſtens ſo weit, daß ſie auch einzeln wohl, er hier, ſie dort, ohne Heimweh in einer Geſellſchaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Deſto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf ſchon auf einige Wochen verreiſen, ohne daß ſein Herz vom Schmerz zerriſſen und ſie beim Abſchied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an

einander geſchriebenen Briefe müßteſt du leſen! Wahrhaftig, Heloiſe ſchrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im ſechsten ward man endlich ſo verſtändig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im ſiebenten fühlten Beide, man könne ſich innig lieben, ohne davon die Verſicherung eben einander vom Morgen bis zum Abend mündlich und ſchriftlich wiederholen zu müſſen. Das war ſchon viel. Ihr Glück hatte den höchſten Gipfel erreicht, weil ſie zu einander das ſtille Vertrauen zärtlicher Freundſchaft gefunden hatten. Im achten ſtreiften ſie den Egoismus der Liebe in ſolchem Grade von ſich ab, daß ſie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht blos einzig für einander lebten, als wären ſie nur allein die Lebendigen, und alle übrige Menſchen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren ſie die liebenswürdigſten, wohlthätigſten, gefälligſten, gefühlvollſten Perſonen auſſer dem Hauſe, wie im Hauſe. Im zehnten waren ſie, wie wir andere Menſchenkinder und wie treffliche Leute zu ſein pflegen, die ſchon zehn Jahre mit einander verheirathet ſind.

Nun waren ſie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre

Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindsamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte sie darum.

Schon im ersten Jahre des zweiten Zehends ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr so stürmisch war. Sie fanden das sehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brausen. Im andern Jahr entdeckten sie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, sie sahen derselben, und Einer ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachsicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leise, glimpfliche Erinnerung: doch fugte man sich in einander. Und fand sich wirklich Einer durch den Widerspruch des Andern einmal gekränkt, so hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die süßeste Buße thun. Im vierten aber glaubte Jeder, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, sich selber Alles und dem Andern Nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im sechsten fing man an die Worte gegen einander abzuwägen, um gute Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Einer über die Aeußerungen des Andern empfindlich ward.

Man legte ſich das aber als Beweiſe der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts ſchmerzt ſo ſehr, als der finſtere Blick einer geliebten Perſon. Im achten folgten öftere Wortwechſel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der beſten Ehe ereignet ſich dergleichen. Man that einige Tage böſe mit einander, und war wieder gut. Im neunten brachte die gegenſeitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entſchluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du biſt empfindlich“, ſagte der Graf, „und reizbar; ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannſt heftig werden; ich könnte es auch ſein. Am beſten, ich laſſe dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müſſen uns mit unſerer Liebe nicht zu Tode foltern.“ Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichſam von nun an doppelte Wirthſchaft. Man ſah ſich ſelten, als bei Tiſch. Niemand fragte: woher kommſt du, wohin gehſt du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuß in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da haſt du alſo die Geſchichte von zwanzig Jahren —

kamen Beide aus dem Schauſpiel, ſpeiſeten mit einander zu Nacht, und ſetzten ſich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Liflandiſches Schauſpiel in ihren zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, deſſen Schilderung ſie von der Bühne entzückt hatte, ſchien ſich bei ihnen zu erneuern und zu erwähren.

„Ach,“ ſagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!“

— Klage du doch nicht. Wo iſt eine Frau, die ſich ſo friſch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwiſchen dir, heut und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterſchied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unſere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigſten auf Erde. Wäre ich unvermählt und ſähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!“ verſetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun ſchon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich ſonſt?“

— Heut ein hübſches Weibchen, damals ein hübſches Mädchen. Ich tauſchte Eins um das Andere nicht. — Er ſtand auf und ſchloß ſie küſſend an ſeine Bruſt.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lie-

der Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet."

— Ich verstehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tugenden erbt. Aber — setzte der Graf hinzu und küßte die Hand seiner Gemahlin — du bist erst achtunddreißig, ich bin kaum vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht . . .

„O, wie glücklich wär' ich! Freilich, nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringste Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder . . ."

— Du hast Recht. Und nicht zwei, sondern drei. Denn mit zweien, stürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angst. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umspielen.

„Lieber Freund," sagte sie lächelnd, „fast wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beispiel, wenn es Söhne wären?"

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtausend Gulden Einkünfte. Genug für uns und sie. Den ältesten gebe ich zur Armee; den zweiten lasse ich in die diplomatische Carriere eintreten. Beide werden viel kosten — aber sie werden sich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Ansehen.

„Aber du hast den jüngsten vergessen, lieber Freund."

— Den jüngſten? Gar nicht. Er wird geiſtlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts.“

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürſtabt, Biſchof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs ſein, und meinen Sohn mit der kahlgeſcorenen Glatze und im Kloſterkittel ſehen. Brut, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben.“

— Du biſt einmal bei ſonderbarer Laune, liebes Weib. Was ſein und unſer Glück iſt, wirſt du bei aller übeln Laune gegen den geiſtlichen Stand gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, feſt erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du haſt gern die Laune, gebietender Herr zu ſein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Rechte haben könne.“

— Gar keine. Der Vater hat die Einſicht.

„Wenn ſie aber nicht immer ausreicht?“

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, ſo würde ich wahrlich die Übrige zuletzt in Anſpruch nehmen. Ich ſtehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verſchaffen wiſſen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie sind mein Gemahl und Gebieter; aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu sein.“

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel, bewiesen. Aber so gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es gibt zuweilen Einfälle, die zu grob albern sein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktischen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigste gewesen sein mag? Jahre lang trage ich schweigend Ihre Unanständigkeiten, und verzeihe sie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verstandes und der Erziehung. denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmlischste Geduld.“

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten schon längst auf harde Proben gesetzt, und Sie können von Glück sagen, daß ich das Joch nicht schon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es ist nichts Liebliches, der gehorsame Diener von Ihren Thorheiten zu sein. Ich muß es einmal deutsch sagen.

„Wenn ich deutsch mit Ihnen hätte reden wollen, so würden Sie schon längst wissen, daß Sie ein stolzer, selbstgefälliger Egoist sind, mit

dem ſchwer auszukommen iſt; eine herzloſe Figur, die immer von Gefühlen ſpricht, weil man mit dem am liebſten prahlt, was man nicht hat."

— Wirklich? Darum pra'len Sie ſo gern mit Ihrer Einſicht, mit Ihrem Zartſinn. Mögen Sie Andere täuſchen; ich bin, dem Himmel ſei's gedankt oder geklagt, ſchon lange enttäuſcht. Die Tugend iſt bei Ihnen am Ende nichts als weibliche Grimaſſe. Sie ſind mir mit Ihrer Ziererei nur um ſo widerlicher, je beſſer ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie ſchon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geſchickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünſchen nur zuvor. Ein kalter, langweiliger Egoiſt, wie Sie, iſt nicht geſchaffen, eine verſtändige Frau zu beluſtigen. Und nach einer ſolchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu ſein."

— Allerliebſt! So entlarvt ſich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünſch' es mir nicht beſſer. Adieu! Laſſen Sie ſich etwas Angenehmes träumen. Morgen iſt das Geſchäft ins Reine gebracht.

„Je früher, je beſſer, Herr Graf."

So gingen Beide aus einander. Folgendes Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Eheſcheidungsakt wurde geſchrieben und bei-

derseitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, selbst Personen vom ersten Rang dagegen sagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine scheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerrissen. Der lächerliche Zwist über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf sowohl als die Gräfin gehören doch zu den angenehmsten Menschen. Man kann ihnen nichts Böses nachsagen, als Schwachheiten, wie wir Alle sie haben.

„Komisch nennten Sie die Geschichte?“ sagte Louise mit düsterm Blick zur Tante: „Mich hat sie ganz niedergeschlagen. Ich begreife, wie auch bei sonst guten Menschen, die sich herzlich lieben, nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Trösten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich sonst trostlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unserer Zukunft ansehen können. Denken Sie, welch ein Schicksal!“

„Was meinst du?“ fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beständig an mich fesseln.“

„Du bist gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärst du immer frisch und schön, wie heut: so würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich sehr gleichgültig dagegen werden. Gewohnheit ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den betagten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärest ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?"

Louise rieb sich das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht."

„Aber", fuhr die Tante fort, „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das," rief Louise hastig dazwischen, „eben das hätte ich so gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir sage, das habe ich probat gefunden. Es besteht aus zwei Theilen: der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt mit ein-

onder zu den beſten Freunden machen. Der andere Theil iſt das beſte und ſicherſte Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth.“

„Ei!“ rief Louiſe.

„Alſo die erſte Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der erſten einſamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Verſprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechſeln oder gegen einander ein wenig böſe zu thun. Nie! Ich ſage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Böſemiteinanderthun aus bloßer Neckerei, bringt Uebung bei — zum Ernſt. Merke dir das! — Ferner: verſprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entſchuldigung es auch ſein könne. Ihr müſſet einander beſtändig und jeden Augenblick klar durchſchauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angeſtanden, und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen ſein ſollte, aber gebeichtet! — Und ſo wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, ſo habet dagegen eure eigenen innern Haus- und Ehe- und Herzensſachen vor Vater, Mutter, Schweſter, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure

eigene stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobet euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeittage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist!"

Louise küßte die Hand der Tante mit Inbrunst. „Ich fühle, das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein; ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?"

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundertmal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht blos Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und

Freude und Trauer bezaubert. Die Männer vergöttern uns, je mehr sie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unser Aeußeres versricht; und wir finden einen boshaften Menschen widerlich, wenn er auch noch so hübsch und zierlich ist. — Eine junge Frau, die also ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die schönen Gemüthseigenschaften, eben die Tugenden, durch welche sie den Geliebten fesselte. Und das beste Erhaltungsmittel der Tugend, daß sie nie altert, sondern ewig jung bleibt, ist Religion, dieser innigste Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben; ist Religiosität, dies allen Menschen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott."

„Sieh, liebes Herz," fuhr die Tante fort, es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entstehen. Die altern mit der Zeit und ändern sich, weil auch beim Wechsel der Umstände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenschaften nicht immer wächst. Aber religiöse Tugenden können nicht ändern, sondern bleiben ewig dieselben, weil unser Gott immer derselbe ist, und weil die Ewigkeit immer dieselbe ist, der wir und unsere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unschuldiges, frommes Gemüth. Alles von Gott erwartend: so bleibst du in der Seelen-

schönheit, derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrnhuterin; ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine siebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich schmücke mich gern; ich scherze gern. Aber eben darum sag' ich es dir. Sei eine liebe, fromme Christin, und du wirst als Mutter einst, und als Großmutter, schon sein!"

Louise schlug ihre Arme um den Nacken der Tante, und weinte still und sprach: „Ich danke dir, Engel!"

Heinrich Zſchokke's

ausgewählte Schriften.

Zweiundzwanzigſter Theil.

Der zerbrochene Krug.
Der Millionär.
Das Bein.
Isländiſche Briefe.
Herrn Quints Verlobung.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter gleichem Namen, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn“. Paris und die hier folgende Erzählung hatten im Jahre 1804 zu Bern einerley Veranlaßung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfaßer, in dessen Zimmer ein Kupferstich, „La cruche cassée“ unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kartenhäuschen „das Gericht“ vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung beschäftigte und verlockte zu mancherley Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verfaßte eine Satire; Heinrich von Kleist entwarf sein Lustspiel, und der Verfaßer gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.

Marlotte.

Zwar La Napoule ist nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner, hoher Palmen und dunkler Pomeranzen. Das nun macht ihn freilich nicht

berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die süßesten Rosen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht; glaub' es indessen gern. Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, süßen Rosen und schonen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man bei uns zu Lande doch auch davon.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und drüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von Napoule hatte ihre guten Gründe, von Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei schonen seelenvollen Augen immer in großer

Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft; sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie in ihrer Meinung reich und glücklich, als wär' sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte.

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapoulese, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in diesem Hause.

Ging sie durch den Flecken, schwebend leicht und schön, wie ein verkleideter Engel, im far-

ternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Busen eine Orangenblüthe neben Rosenknospen, und Blumen und Bänder wehend um den grauen Hut, der ihr feines Gesicht beschattete, ja, dann wurden die finstern Alten beredt und die Jünglinge stumm. Und überall öffnete sich links und rechts ein Fensterlein, eine Thür der Reihe nach. — „Guten Morgen," hieß es, oder „guten Abend, Mariette!" Und sie nickte lächelnd rechts und links hin.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verließen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel; alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten sich in den Perlen der Rosenkranzschnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu dieser Zeit sind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule besonders fromm gewesen, denn sie degerten sich am meisten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn seit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter seiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viel Thränen, gute Lehren und Körbe. Man sprach gar nicht mehr von Hochzeiten, sondern von Trennungen. Man schickte sich die Pfänder der Treue, Ringe und Bänder, zurück. Die Alten mischten sich in den

Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette iſt an allem Schuld! — ſagten die frommen Mädchen; darn ſagten's ihre Mütter; dann ſagten's die Väter, und zuletzt alle, ſogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihre Sittſamkeit und Unſchuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Roſenknoſpe in das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen alle. — Das rührte erſt die jungen Männer, und ſie ſprachen: „Warum das holde, harmloſe Kind betrüben? Es iſt ohne Schuld!“ dann ſagten es die Väter; dann ſagten es die Mütter, und zuletzt alle, ſogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten ſprach, konnte nicht anders, als ſie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte jeder mit ihr geſprochen, und war ſie jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß ſie ſo geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man ſie haſſen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Graſe zertretene Veilchen, wie werth es ſei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleiden erhöhte die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand ſich Mariette freundlicher, als ꝛc, gegrüßt; freund-

licher angelächelt; freundlicher eingeladen zu ländlichen Spielen und Tänzen.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, sondern ein verstocktes Herzens, wie der Pharao. Dies kommt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung abgefertigt worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartherzigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutbesitzer in La Napoule, der seine Wein- und Oelgärten, Zitronen- und Pomeranzenwälder kaum in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dies beweiset das natürliche Verderben seines Gemüthes, daß er beinahe siebenundzwanzig Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erschaffen sei?

Zwar alle Leute, besonders die weiblichen in einem gewissen Alter, darin sie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den besten Jungen unter der Sonne. Seine Gestalt, sein frisches unbefangenes Wesen, sein Blick, sein Lächeln hatte besonders das Glück, besagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der

Sünden, die im Himmel ſchreien, Ablaß gegeben hätten. Allein dem Urtheile ſolcher Richter iſt nicht wohl zu trauen.

Inzwiſchen alt und jung zu Napoule ſich mit der unſchuldigen Mariette verſöhnt hatte, und ſich mitleidig an ſie ſchloß, war Colin der Einzige, welcher für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Geſpräch auf Marietten, ward er ſtumm wie ein Fiſch. Begegnete er ihr auf der Straße, ward er vor Zorn roth und blaß, und warf recht mörderiſche Blicke nach ihr.

Wenn ſich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen ſammelten, oder zu ländlichem Tanz oder einen Wechſelgeſang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückiſche Colin ſtill, und er ſang um alles Gold der Welt nicht mehr. Schade für ſeine liebliche Stimme! Jeder hörte ſie gern, und unerſchöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen ſahen den böſen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie geſagt, einen ſchelmiſchen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen ſollen. Aber natürlich, die oft beleidigte Mariette ſah ihn nur gar nicht an. Und da hatte ſie vollkommen Recht. Ob er lächelte oder nicht, das galt ihr gleich. Von ſeinem

schelmischen Blick mogte sie nur nicht reden hören; und da hatte sie abermals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann alle horchten, neckte sie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre, bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den stolzen Herrn: er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düster davon.

Rache ist süß. Die schöne Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er schwieg, that's ihr leid. Ward er traurig, verging ihr das Lachen. Entfernte er sich, mogte sie nicht lange bleiben; und war sie zu Hause, weinte sie schönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb so viel gesündigt.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Rapoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von siebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters sehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren seiner Tauf- und Beichtkinder desto erbaulicher, und hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er beßan-

dig nur über zwei Sätze, als wenn ſeine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander; oder! Kindlein, die Fügungen des Himmels ſind wunderbar!“ Doch wahrlich, darin lag auch ſo viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht ſelig werden könnte. Die Kindlein liebten ſich ganz gehorſam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieſelharten Herzen wollte nichts davon wiſſen. Selbſt wenn er freundlich zu ſein ſchien, hatte er ſchlimme Abſichten.

Die Napouleſen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence. Es iſt da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahrmarkt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näſchereien und Kleinigkeiten für ſeine Freundinnen — aber für Marietten um keinen Sous. Und doch war er ihr allenthalben auf den Ferſen. Aber er redete ſie nicht an, und ſie ihn nicht. Man ſah wohl, er brütete über etwas Böſes.

Da ſtand Mutter Manon vor einem Gewölbe ſtill, und ſagte: „O Mariette, ſieh den ſchönen Krug! eine Königin dürfte ſich nicht ſchämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh nur, der Rand iſt ſtrahlendes Gold, und die

Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt. Und in der Mitte das Paradies! sieh doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einem fast. Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte es ihn schnäbeln!"

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätte ich solch einen Krug, Mutter," sprach sie: „er ist viel zu schön, daraus zu trinken; ich würde meine Blumen darein setzen und beständig ins Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, oder seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradies."

So sprach Mariette, und alle ihre Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Handhaben und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete: Hundert Livres ist er unter Brüdern werth. Dann schwiegen sie alle, und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe ſtand, kam Colin geſchlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tiſch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine boshaften Plane kannte kein Menſch.

Nahe vor La Napoule, auf ſeinem Heimwege, es war ſchon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Menſch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques,“ ſagte Colin, „wenn du dieſe Schachtel in Manons Haus trägſt und ſie da liegen läſſeſt. Und wenn man dich bemerken und fragen ſollte: von wem kommt die Schachtel? ſo ſprich: es hat ſie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, ſonſt zürn' ichs dir ewig.“

Das verſprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hauſe entgegen, zwiſchen den Oelbäumen und afrikaniſchen Akazien.

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm ſein Herr, der Richter Hautmartin, und ſprach: Jacques, was trägſt du?

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht ſagen, von wem.“

„Warum nicht?“

„Weil mirs Herr Colin ewig zürnen würde.“

„Es iſt gut, daß du ſchweigen kannſt. Doch iſts ſchon ſpät. Gib mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zur Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß ſie vom Colin kömmt. Es ſpart dir einen Weg, und macht mir gutes Geſchäft.“

Jacques gab die Schachtel ſeinem Herrn, dem er ohne Widerſpruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug ſie in ſein Zimmer, und betrachtete ſie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel ſtand mit rother Kreide zierlich geſchrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit vom Colin ſei, und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorſichtig, ob nicht eine Maus oder Ratze darin verborgen ſei? Als er aber des wunderſchönen Kruges anſichtig ward, den er ſelbſt zu Vence geſehen, erſchrack er von Herzen. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein eben ſo wohlerfahrner Mann, als im Unrechten, und wußte, das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens ſei böſe von Jugend auf. Er ſah ſogleich ein, Colin wolle

Marietten mit dem Krug in Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für Geschenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für so etwas ausgeben, daß alle rechtliche Leute ſich von Marietten hätten entfernen müſſen. Darum beſchloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen böſen Argwohn niederzuſchlagen, ſich ſelber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedem hatte er Marietten lieb, und hätte gern geſehen, wenn Mariette den Spruch des Pfarrer Jerome beſſer gegen ihn befolgt haben würde: Kindlein, liebet euch unter einander! Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von fünfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch paſſe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter ſei ein verſtändiges Kindlein, habe Geld und Anſehen im ganzen Napoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit ſprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon ſitzen, und fürchtete ſich gar nicht vor dem langen, hagern, ehrbaren Herrn. Auch mußte man geſtehen, an ſeinem ganzen Leibe war kein Fehler. Und obwohl Colin der ſchönſte Mann im Flecken ſein mogte, hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus, nämlich die großen Zähne, und eine große, allmächtige Naſe. Ja, dieſe Naſe,

die dem Richter immer wie ein Trabant voraus ging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit dieser Nase, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgen in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette", sprach er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubt, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu euern Füßen lege."

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manons Augen funkelten selig; aber Mariette wandte sich und sprach: „Ich darf weder euer Herz noch euern Krug nehmen." Da ward Mutter Manon zornig, und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Napoule verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, euch meinen Schwiegersohn zu heißen."

Da ging Mariette hinaus und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter ſtrich ſich mit der flachen Hand über die Naſe, und ſprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts. Das Täubchen wird ſich endlich bequemen, wenn es mich beſſer kennen lernt. Ich bin nicht ungeſtüm. Ich verſtehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, ſchleich' ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu iſt ſeine Naſe zu groß!" flüſterte Mariette, die draußen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Naſenſpitze ins Herz eingedrungen.

Die Blumen.

Aber während dieſes Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geſchäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und außerdem wohl ſonſt noch etwas.

Vierzehn Tage lang ſprach man in Sa Napoule von nichts anderm, als dem Krug. Und jedermann ſagte: es ſei ein Geſchenk des Richters, und die Hochzeit ſchon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Geſpielinnen erklärt hatte, ſie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres, als dem Richter vermählen, fuhren die

Mädchen nur ärger fort, sie zu necken: sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase! — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Marietten zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen zu schwenken und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Marietten an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen. Und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstängel war immer ein Papierstreif geschlungen, und darauf geschrieben: Liebe Mariette. — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weis machen wollen, als wenn es in der Welt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mogte nur nicht daran riechen, bloß weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäuselt hatte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren, als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und

ſtreute ſie auf die Stelle, wo die Blumen zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, deſſen Liebe unvergleichlich groß war in ihrer Art, wie ſeine Naſe in ihrer Art. Dritter Verdruß.

Endlich aber entdeckte es ſich im Geſpräch mit Herrn Hautmartin, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer ſollte es nun ſein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung ſehr erſtaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felſen, roch auch daran, aber — wer legte ſie dahin? Mariette war, was die Mädchen ſonſt gar nicht zu ſein pflegen, ſehr neugierig. Sie rieth auf dieſen und jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ ſich das nicht. Sie lauſchte und lauerte ſpät hinein in die Nacht; ſie ſtand früher auf. Aber ſie erlauſchte und erlauerte nichts. Und doch zweimal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felſen, und auf dem darum gewundenen Papierſtreif las ſie immer den ſtillen Seufzer an ſich: Liebe Mariette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigſten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den unsichtbaren Blumenspender endlich entdecke. Pater Jerome hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzuwarm gewesen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einschlafen. Drum sprang sie freudig vom Lager, als das erste Morgenrot über die Meereswellen und über die kerinischen Inseln her gegen das Fenster des Kämmerleins blickte. Sie kleidete sich und ging hinaus, Antlitz, Brust und Arme am kühlen Brunnen zu waschen; den Hut nahm sie mit, am Meer ein Stündchen zu lustwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felsen hinter dem Haus gehen, und von da wieder abwärts, neben Granatbüschen vorbei und Palmen. Diesmal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der jüngsten und schlanksten der Palmen lag im süßen Schlaf ein junger, schlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerschönsten Blumen. Auch sah man wohl ei weißes Papier daran, auf welchem ver-

muthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb stehen, und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte sie wieder zur Hütte heim. Kaum war sie ein paar Schritte zurückgegangen, sah sie sich wieder nach dem Schläfer um und blieb stehen. Doch aus der Ferne ließ sich sein Gesicht nicht erkennen. — Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu lösen. Sie trippelte leise der Palme näher. Aber er schien sich zu regen. Nun lief sie wieder zu Hütte. Doch war seine Bewegung nichts als furchtsame Einbildung Mariettens gewesen. Nun machte sie sich wieder auf den Weg zur Palme. Allein er konnte sich vielleicht mit seinem Schlaf verstellen. Geschwind rettete sie sich zur Hütte. Wer wird aber wegen eines leeren Vielleichts fliehen? Sie trat herzhafter die Reise zur Palme an.

Bei diesem Schwanken ihrer schüchternen und lüsternen Seele zwischen Furcht und Neugier, bei diesem Hin- und Hertrippeln zwischen Hütte und Palmenbaum, war sie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier siegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf er oder wach' er; ich gehe ja nur vorbei.“ So dachte Manons

Tochter. Aber sie ging nicht vorbei, sondern blieb stehen; denn man mußte doch dem Blumenspender recht ins Gesicht schauen, um seiner Sache gewiß zu sein. Zudem schlief er ja, als hätte er seit vier Wochen keinen gesunden Schlummer gehabt. — Und wer war's? — Nun, wer sollte es denn anders sein, als der Erzbösewicht Colin?

Also er war's gewesen, der erst aus alter Feindschaft dem guten Mädchen so viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht und in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's gewesen, der dann hinging und sie mit den Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Marietten. Er betrug sich noch immer in allen Gesellschaften gegen das arme Kind auf unverzeihliche Weise. Er wich aus wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle andern Mädchen von La Napoule war er gesprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Marietten. Man denke! er hatte sie noch nie zum Tanz aufgefordert, und sie tanzte doch allerliebst.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Brust erwachte die Rache. Welche Schmach konnte sie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenstraus, löste ihn auf, streute mit gerechtem Zorn verächtlich sein Geschenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der

Seufzer: liebe Mariette! ſtand, behielt ſie, und ſteckte es geſchwind in den Buſen. Sie wollte für künftige Fälle dieſe Probe ſeiner Handſchrift aufbewahren. Mariette war ſchlau. Nun wollte ſie gehen. Aber ihre Rache ſchien noch nicht geſättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colins Bosheit mit einer ähnlichen zu ſtrafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbne, ſeidne Band, und ſchlang es leiſe um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten feſt an die Palme. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erſtaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich geſpielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Deſto beſſer. Es geſchah ihm recht.

Mariette war nur noch allzu gnädig gegen ihn. Ihr Werk ſchien ſie zu reuen, als ſie es vollbracht hatte. Ihre Bruſt flog ungeſtüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen ſie nur allzu mitleidig den Verbrecher betrachtete. Langſam ging ſie zu den Granatbüſchen am Felſen zurück — ſie ſah ſich oft um; langſam den Felſen hinauf, ſie ſah oft hinab nach der Palme. Dann eilte ſie zur rufenden Mutter Manon.

Aber noch den gleichen Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beschämen wollte er die arme Mariette. Ach! ſie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbnes Band in ganz Napoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er ſchlang es ſtolz um ſeinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jeder und jede rief: „Er hat es von Marietten.“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Böſewicht!“ und alle Jünglinge, die Mariette gern ſahen, riefen: „Der Böſewicht!“

„Wie? Mutter Manon?“ ſchrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er ſchrie ſo laut, daß es in ſeiner ganzen Nase wunderbar wiederhallte: „Wie? das duldet ihr? meine Braut beſchenkt den jungen Pächter Colin mit ihrem Hutband? Es iſt hohe Zeit, daß wir unſere Hochzeit feiern. Iſt die vorbei, ſo hab' ich auch ein Recht, zu reden.“

„Ihr habet Recht!“ antwortete Mutter Manon: „Wenn die Sache ſo ſteht, muß die Hochzeit ſchnell ſein. Iſt die vorbei, iſt alles vorbei.“

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter weigert mir noch immer das Jawort.“

— Knüpfet nur das Hochzeitsmahl!

„Aber ſie will mich auch nicht einmal freund-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14353/031

lich anſehen; und wenn ich mich zu ihr ſehe, ſpringt die kleine Wilde auf und rennt davon."

— Herr Richter, rüſtet nur das Hochzeitmahl.

„Aber wenn ſich Mariette ſträubt?"

— Wir wollen ſie überrumpeln. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Früh und aller Stille ſoll er die Trauung vollziehen. Das wollen wir ihm ſchon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr ſeid die erſte obrigkeitliche Perſon in La Navoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wiſſen. Am Montag früh ſchicke ich ſie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrag, damit ſie nichts ahnet. Dann ſoll ihr der Pfarrer an's Herz reden. Ein halbes Stündchen drauf kommen wir beide. Dann geſchwind zum Altar. Und wenn auch Mariette da noch nein ruft: was macht's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber ſtill bis dahin gegen Marietten und ganz La Navoule.

Dabei blieb's unter den Beiden. Mariette ließ ſich von dem Glück nicht träumen, das ihr bevorſtand. Sie dachte nur an Colins Bosheit, der ſie im ganzen Ort zum Geſpräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute ſie die Unbeſonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh ſie im Herzen dem Böſewicht ſeine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie ſagte ihrer Mutter, ſie ſagte allen Geſpielinnen: „Der Colin hat mein verlornes Hut-

band gefunden. Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern. Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelan gewesen, und hat immer gesucht, wo er mich kränken konnte!"

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeit der heimtückische Mensch schon wieder sann.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere.

Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesichte. Colin stammelte: „Guten Morgen, Mariette!" — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?" sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab's dir nicht."

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?" fragte er, und ward blaß von innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder und sagte nach einer Weile: „Wohl,

ich hab' es dir gegeben; doch du ſollſt es nicht zur Schau tragen. Gib mir's zurück."

Da knüpfte er's langſam los: ſein Aerger war ſo groß, daß er die Thränen im Auge nicht, und nicht die Seufzer ſeiner Bruſt verbergen konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!" ſagte er leiſe.

„Nein!" antwortete ſie.

Da ging ſein verſteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düſter auf Marietten, die ſtill und fromm am Brunnen ſtand mit niedergeſchlagenen Augen und herabhangenden Armen.

Er wand das veilchenblaue Band um den Strauß der Blumen; rief: „So nimm denn alles hin!" und ſchleuderte die Blumen ſo tückiſch zum prächtigen Krug auf dem Felsſtück, daß dieſer herab zu Boden ſtürzte und zerbrach. Schadenfroh floh er davon.

Mutter Manon hatte alles, hinter dem Fenſter lauſchend, gehört und geſehen. Als aber der Krug brach, verging ihr Hören und Sehen. Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entſetzen. Und als ſie ſich mit Gewalt zum engen Fenſter hinausdrängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuſchreien, riß ſie das Fenſter aus den morſchen Steinen, daß es mit grauſenhaftem Getöſe zur Erde ſtürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau außer Fassung gebracht. Aber Manon erholte sich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin seines Frevels war!“ rief sie: „er muß vor den Richter! Er soll Krug und Fenster mit seinem Golde mir aufwiegen. Das gibt dir reiche Aussteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren sah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva nur noch die Beine feststehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeschädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verschwunden, als hätte es der Tiger hintergeschluckt, — da brach Mutter Manon heulend in Verwünschungen des Colin aus, und sagte: „Man siehts wohl, der Wurf kam aus Teufels Hand.“

Das Gericht.

Und sie nahm den Krug in der einen, Marieten an der andern Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu sitzen pflegte. Da brachte sie mit lautem Geschrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorne Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und

die ſchöne Braut in Thränen ſah, gerieth in ſo gerechten Zorn gegen den Colin, daß ſeine Naſe veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch ſein Schergen alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tiefbetrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredſamkeit vor Richter, Schergen und Schreibern. Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten, und flüſterte ihr zu: „Vergib mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe. Ich brach dir aus Verſehen nur den Krug; du aber, du haſt mir das Herz gebrochen!“

„Was ſoll das Geflüſter da?“ rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Horet auf Eure Anklage und vertheidigt Euch.“

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!“ ſagte Colin.

„Das glaub ich faſt ſelbſt!“ ſagte ſchluchzend Mariette: „Ich bin ſo ſchuldig wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unvorſichtig zu. Er kann nicht dafür.“

„Ei ſeht mir doch!“ ſchrie Mutter Manon: „will das Mädchen noch ſeine Schutzrednerin ſein?

Herr Richter, sprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich seinetwillen das Fenster, — will er läugnen, kann er's sehen."

„Da Ihr nicht läugnen könnet, Herr Colin," sprach der Richter, „so zahlet Ihr für den Krieg dreihundert Livres, denn so viel ist er werth; und dann für . . ."

„Nein," rief Colin, „so viel ist er nicht werth. Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Mariettchen um hundert Livres."

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverschämter?" schrie der Richter, und ward im ganzen Gesichte wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht mehr sagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und sprach: „Ich schickte diesen Krug am Abend des Markttags durch euern eigenen Knecht an Marietten. Dort steht ja Jacques an der Thür. Er ist Zeuge. Jacques, rede; gab ich ihr nicht die Schachtel, du solltest sie zur Frau Manon tragen?"

Herr Hautmartin wollte dazwischen donnern. Aber der einfältige Jacques sagte: „Besinnt Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmt mir Colins Schachtel ab, und trugt, was darin gewesen, zur Frau

Manon. Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren.“

Da mußten die Schergen den einfältigen Jacques hinauswerfen; und auch Herr Colin ward hinausgewiesen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!“ entgegnete Colin: „aber dies Stückchen soll Euer letztes in Napoule sein. Ich weiß wohl mehr, als dieß, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Mariettchen in Gunst setzen wolltet. Wenn Ihr mich sucht, so werdet Ihr wohl thun, nach Grasse zum Herrn Landvogt zu reiten.“ Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel sehr verwirrt, und wußte in der Bestürzung nicht was er that. Frau Manon schüttelte den Kopf. Die Sache war ihr gar dunkel und verdächtig worden. Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug zahlen?“ fragte sie.

„Mir“, sagte Mariette mit glühendem, verklärtem Angesichte, „mir ist er schon bezahlt.“

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch gleiches Tages nach Grasse zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in

der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen Argwohn aus, und schwor, er wolle sich die Nase abschneiden lassen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müsse. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und schärfte ihm wohl ein, Marietten ernsthaft ihre Pflicht vorzustellen, als gehorsame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerstreben. Das versprach auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von Allem verstand, was man ihm ins Ohr schrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erst recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Brust eingezogen, seit es auf dem Krug durchlöchert worden.

Als nun der Montag Morgen kam, sprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich wohl an, und trage dieses Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut.“ — Mariette kleidete sich sonntäglich, nahm ohne Arg den Myrtenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte sie freundlich und schüchtern; und als sie sagte, wohin sie den Kranz trage, sprach Colin: ich gehe

den gleichen Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld bringen für den Kirchenzehnten. Und wie sie beide gingen, nahm er schweigend ihre Hand; da zitterten beide, als hätten sie große Verbrechen gegen einander im Schilde.

„Hast du mir vergeben?“ flüsterte ängstlich Colin. „Ach, Mariette, was hab ich dir gethan, daß du so grausam gegen mich bist?“

Aber sie konnte nichts sagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band sollst du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Gelt, er ist doch von dir?“

„Ach, Mariette, kannst du zweifeln? Sieh, was ich habe, dir mögt' ich Alles geben. Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andere?“

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!“ — Da bog er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thür eines Zimmers auf, und Pater Jerome in ehrwürdiger Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greis?

Da reichte ihm Mariette das Myrthenkränzlein. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: Kindlein, liebet euch unter einander! und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich."

„Ich dich hassen, Mariette?" rief Colin: „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Napoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Napoule an?"

„Warum flohst du mich, Colin, und zogest alle meine Gespielen mir vor?"

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah. Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, war ich noch unglückseliger."

Als sie so gegen einander redeten, meinte der gute Vater, sie haderten. Und er legte seine Arme

um beide, führte sie zusammen und sprach flehend: Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!"

Da sank Mariette an Colins Brust, und Colin schlug beide Arme um sie, und beider Antlitz strahlte in schöner Verklärung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colins Lippe hing an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung. Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten und vor den Altar.

„Mariette!" seufzte er.

„Colin!" seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colins und Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in La Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt.

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome redlich, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet war. Er führte sie in's Pfarrhaus.

Ende dieſer merkwürdigen Geſchichte.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hauſe lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläut hatte die Angſt ſie getrieben, und ſie ſelbſt ſich auf den Weg zum Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entſetzen über ſie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebſt den Dienern der Bigurie ſei erſchienen, habe Rechnungen, Kaſſen und Protokolle des Richters in Unterſuchung genommen; dann den Herrn Hautmartin in der gleichen Stunde verhaften laſſen.

„Das hat gewiß der gottloſe Colin geſtiftet!“ war ihr Gedanke. Nun hatte ſie ſich eilfertig zum Pfarrhaus begeben, um beim Pater Jerome den Aufſchub der Trauung zu entſchuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf ſein Werk, der gute Greis entgegen, und an ſeinen Händen das neuvermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernſt Gedanken und Sprache, als ſie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als ſonſt in ſeinem ganzen Leben. Er fing von ſeiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falſchheit, und wie

er diesen Ungerechten zu Grasse in der Vigurie entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manons Segen, weil es nun geschehen sei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld wären.

Pater Jerome, der lange nicht verstand, was geschehen sei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverständniß den vollsten Aufschluß empfangen, die Hände fromm, und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich sind des Himmels Fügungen!“ — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber zwischenein, der Kopf sei ihr wie umgedreht.

„Aber bin ich denn nun wirklich eine Frau?“ fragte Mariette, „und wirklich schon Colins Frau?“

Mutter Manon nickte mit dem Kopf, und Mariette hing sich an Colins Arm. So gings auf Colins Meierhof, zu seinem Wohnhaus, durch den Garten.

„Sieh hier die Blumen, Mariette!“ rief Colin: „wie sorgsam pflegte ich sie für deinen Krug!“

Colin, der das schöne Abentheuer nicht erwartet hatte, rüstete nun ein Hochzeitfest aus dem Stegreif. Zwei Tage hat es gedauert. Ganz La Napoule ward bewirthet. Wer konnte Colins Freude

und Verschwendung beschreiben? Frau Manon selbst ward ihres Schwiegersohns froh, als sie seinen Reichthum erst recht kennen lernte, und besonders da Herr Hautmartin gefangen, sammt seiner Nase, nach Grasse abgeführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Der Millionär.

Eine Doppelgeschichte.

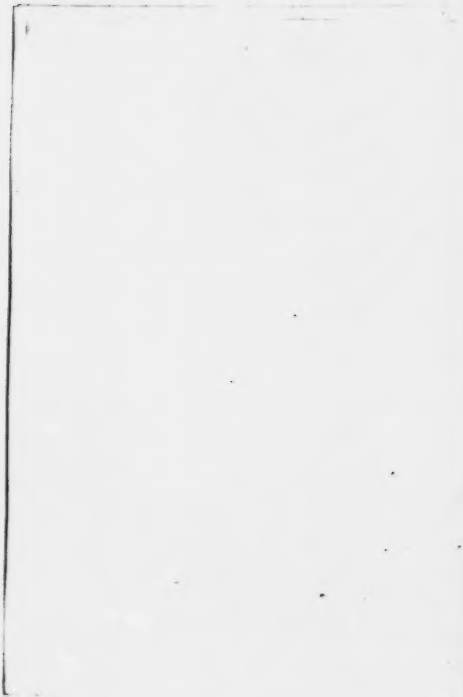

I.

Wenn wir beim alten Oberforſtrath von Rödern beiſammen ſaßen des Abends, und das war regelmäßig in der Woche einmal, gab es immer die reichſte Unterhaltung. Kein Kartenſpiel, keine Witterungshiſtorien, keine Muſterung der Nachbarn, keine Kannegieſſerei war da vonnöthen. Man langweilte und plagte ſich auch nicht mit dem modiſchen Deklamiren, noch weniger, daß ſich eine fingerfertige Fiaur zum Klavier ſetzte, um ſich bewundern zu laſſen. Das Geſpräch flog unſtät und bienenartig von einem Gegenſtand zum andern, und ſog aus jeder Blume Honig. Jede Uebereinſtimmung der Meinungen war ſo lehrreich, als der Zwiſt derſelben. Am allerliebſten hatten wir's, wenn der alte Oberforſtrath dazwiſchen trat, mit kleinen Erinnerungen aus ſeiner Lebensgeſchichte. Ich habe mir manche derſelben nachmals zu Hauſe aufgezeichnet.

Ich will hier ein Paar davon zum Beſten geben, die mich ſehr anzogen. Aber ſo angenehm kann ich ſie unmöglich wieder erzählen, wie er ſie uns vortrug.

Es kam eines Abends die Rede auf den französischen Weltweisen Rousseau, auf seine empfindliche Gemüthsart, auf seine Verachtung der Großen und Reichen, auf seine stolze Armuth, auf den Widerspruch zwischen seiner kindlichen Gutmüthigkeit und Menschenfeindlichkeit.

Einige vertheidigten den unglücklichen Weisen, der die Welt nie nahm, wie sie war; Andere machten ihm Vorwürfe. Das Gespräch kam auf die Wirkungen der Armuth und des Reichthums bei geistvollen, redlichen Menschen. Was wäre Rousseau geworden, wenn er im Purpur geboren wäre, oder wenn ihn das Glück mit Tonnen Goldes ausgestattet hätte? Dies und das ward besprochen, und mancher artige Einfall sprang in die Welt.

Darauf hub der alte Oberforstrath an: Ich will Ihnen doch ein paar Geschichtchen erzählen, die mir eben dabei einfallen. Ob sie ganz hier passen oder Ihre Streitfrage entscheiden mögen, weiß ich nicht. Beide sind in ihrer Art wunderbarlich; eine derselben gab einen wahren Hauptspaß. Die Helden beider Geschichten waren meine Universitätsgefährten, und einer derselben ist noch heut mein treuer, lieber Freund.

Wir horchten alle.

Der Banquier und der Krämer.

Unter meinen Bekanntschaften auf der hohen Schule zeichnete sich der junge Kasimir Morn durch eine angenehme Gestalt und Gesichtsbildung, noch mehr durch seine vortreflichen Geistesanlagen und seinen Fleiß aus. Er war Meister mehrerer älterer und neuerer Sprachen, sang vortreflich, machte feinen niedlichen Vers, und ungeachtet der reichen Wechsel, die er von Hause erhielt, war er nichts weniger als rohen Ausschweifungen geneigt. Er bezahlte für einige arme Mitstudirende Wohnung und Kost, hielt sich ein Reitpferd, und kam selten zu den wüsten Gelagen der Zechbrüder. Schon ehe er die Universität besuchte, hatte er mit seinem Vater eine Reise durch den größten Theil Deutschlands, Italiens und Frankreichs gemacht, dies ihn gebildet. Sein Vater war Banquier. Der junge Kasimir folgte seiner Neigung zu den Wissenschaften.

Ein halbes Jahr vorher, ehe er die Universität verließ, begleitete ich ihn in den Ferien für einige Wochen nach Hause. Sein Vater lebte in der kurfürstlichen Residenz gar stattlich. Sein Haus war von den ersten Personen des Hofes besucht. Ich ward mit Güte, als Kasimirs Freund, aufgenommen, mit Verschwendung bewirthet.

Neben dem Mornischen Palaste stand ein altes,

baufälliges, finsteres Haus. Darin wohnte ein Gewürzkrämer, Namens Romanus; ein wunderlicher Kauz, der ärgste Geizhals der Stadt. Man sagte allgemein, er sei Millionär; dem ungeachtet verkaufte er seinen Kaffee, Pfeffer, Syrup und Käse noch immer selber, oder an seiner Stelle denn einen Ladendiener wollte er nicht halten wog auch zuweilen seine hübsche Tochter Karoline das Loth Schnupftabak ab.

Kasimir und die kleine Krämerin hatten ehemals als Nachbarskinder mit einander gespielt, und die Freundschaft und das vertrauliche Du der Jugend noch beibehalten, da sie aufgehört hatten, Kinder zu sein. Der Banquier mochte mancherlei gegen das Du einzuwenden haben, denn er war etwas stolz. Er dachte daran, sich und seinen Sohn adeln zu lassen. Der Krämer meinte seinerseits, es schicke sich für die erwachsene Jungfrau nicht, Kasimirn zu duzen; hatte jedoch nichts dagegen, wenn der in den Laden kam und Rosinen und Mandeln kaufte, um Karolinen zu sehen. Jeder Gang in den Laden mußte ja baar bezahlt werden.

Während meines Aufenthalts im Mornischen Hause gab es mancherlei ernste Auftritte. Zum Beispiel, Kasimir schwor hoch und theuer, er werde sich nie vermählen, wenn es nicht mit Karolinen wäre. Beide waren mit einander einver-

ſtanden. Karoline machte ihrem Vater ähnliche Schwüre. Der Krämer lachte, und der Banquier ſeufzte.

Herr Morn ſchien endlich nachgeben zu wollen; denn er liebte ſeinen Sohn. Vielleicht hatte auch die Million des Herrn Romanus etwas Ehrwürdiges für ihn. So viel war gewiß, eine reichere Braut konnte Kaſimir in der ganzen Stadt nicht finden.

Alles wäre nun ſchnell in Richtigkeit gebracht worden; denn der Banquier hatte nichts gegen die Million und nichts gegen die Roſenwangen, Vergißmeinnichtaugen und rabenſchwarzen Locken der ſchlanken Karoline einzuwenden. Von der andern Seite fand Herr Romanus, der Sohn des reichen Banquier ſei nicht übel, und Herr Morn mache gute Geſchäfte. Rechnete man dazu, daß Kaſimir dreiundzwanzig, Karoline ſechzehn Jahre zählte; daß beide ſich herzlich liebten, und Beide ſchon in der Stille Traktaten abgeſchloſſen hatten, die über Tod und Grab hinweg von Ewigkeit zu Ewigkeit dauern ſollten: ſo mußte man eingeſtehen, die Hochzeit ſei hier äuſſerſt zweckmäßig. Auch ich glaubte nicht anders. Wir hatten uns jedoch alleſammt verrechnet.

Herr Romanus, wie geſagt, ein wunderlicher Kauz, traute keinem Gewerbe, Stand und Geſchäft, als dem Krämergewerbe. Gelehrſamkeit

galt bei ihm nichts; Kriegsleben hieß ihm Räuberleben; Bankgeschäfte nannte er Glücksspielerei. „Kein Kurfürstenthum ist ein solch solides Etablissement, als ein wohleingerichteter Klein- und Spezereihandel!“ pflegte er zu sagen. Die Folge dieser seltenen Zufriedenheit mit seinem Stande war, daß er das unwiderrufliche Hausgesetz gab: es könne niemand sein Eidam werden, er sei denn ein Krämer.

Der Stolz des Banquiers empörte sich gegen diese lächerliche Bedingung. Kasimir gerieth in bittere Verlegenheit; selbst Karoline wollte ihrem Geliebten nicht zumuthen, daß er ihretwillen zeitlebens Pfefferdüten drehen sollte. Sie hoffte, ihr Vater werde endlich nachgeben. Ich glaubte es auch. Jedermann war der Meinung.

Kasimir, bei seinen Kenntnissen und Anlagen, bei dem Reichthum seines Vaters, bei dessen Verbindungen am Hofe, hatt für sein Leben die glänzendsten Aussichten. Die ersten Stellen des Staats standen ihm offen. Die Minister hatten ihm schon seine Laufbahn vorgezeichnet. Er sollte sogleich bei der kurfürstlichen Regierung als Referendar im Justizfach angestellt werden, doch nur etwa für ein halbes Jahr, um dann sogleich in eine der ersten offen werdenden Stellen von Bedeutung hineingezogen zu werden. Wegen Auswirkung des Adelsdiploms waren vorläufige Schritte gethan.

— — Nun kam der unglückselige Herr Romanus, und verlangte plattweg, Kasimir müsse, als Eidam, bei ihm wohnen, allem Firlefanz der Welt entsagen, Pfefferdüten drehen und seinen Mitbürgern eigenhändig Syrup zumessen, und Heringe stückweis à sechs bis acht Kreuzer verkaufen.

Denke sich Jeder in die Lage des guten Kasimir!

Ich weiß wohl, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt ist, kann man für ein frommes liebes Mädchen Alles wagen: Batterien stürmen, Tod und Wunden verachten, mit dem Teufel selbst in den Kampf treten, in Einoden wohnen, mit Salz und Brod vorlieb nehmen — Alles, Alles! Aber Krämer werden aus einem Staatsminister in Hoffnung, Suizentkanaster abwägen lebenslang, und holländischen Käse einwickeln, das ist mehr, als Wunde, Tod, Teufel und Einöde.

Es war mir bei dem allen seltsam, daß der stolze Banquier Morn abermals der erste war, welcher im Stillen seinem Sohn rieth, mit dem wunderlichen Romanus Kapitulation zu versuchen. Kasimir sagte mir das. Ich schüttelte den Kopf. „Meint der langzöpfige Philister, weil er Millionär sei, könne er jeden Ehrenmann zu sich in den Koth ziehen?“ sagte ich.

Kasimir war aber verliebt. Ich merkte es wohl. Seine Göttin zu gewinnen, hätte er auch

wohl zeitlebens Kaffeebohnen abgezählt. Da schwieg ich; denn Verliebten iſt nicht gut rathen. Hingegen die edle Karoline ſelbſt ſträubte ſich wider die Erfüllung von ihres Vaters Geſetz. Es ward verabredet, Kaſimir ſolle noch ein halbes Jahr zur Univerſität zurückkehren; unterdeſſen wolle man den wunderlichen Papa allſeitig bearbeiten. Im Nothfall ſollte es an Thränen, Ohnmachten und Todesvorbereitungen nicht fehlen.

Wie beſchloſſen, ſo gethan. Wir ritten nach abgelaufenen Ferien zu unſerer hohen Schule zurück.

Der Banquier unten, der Krämer oben.

Karoline war eine fleißige Briefſchreiberin. Kaſimir erfuhr jeden Schritt, den ſie that. Sie ſchrieb ſehr artig, ſehr ſchwärmeriſch. Und ob ſie gleich ihren Vater nicht von einem einzigen Buchſtaben ſeines Geſetzes abtrünnig machen konnte, blieb ſie doch gutes Muths und voller Hoffnung. „Uebrigens“, das war immer ihr Schluß und Troſt, „bin ich erſt ſechszehn, du erſt dreiundzwanzig.“

Ungefähr vier Monate waren verfloſſen, als Kaſimir eines Morgens mit verſtörtem Geſicht zu mir aufs Zimmer kam. Er hatte einen Brief von ſeinem Vater nebſt zehntauſend Gulden baar in Gold erhalten. „Das iſt das Letzte,“ ſchrieb der Banquier ſeinem Sohne, „was ich dir geben

kann; dein ganzes Vermögen ist es. Ich bin bankerot und landesflüchtig, und eile über England nach Westindien. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen."

Natürlich, solch ein Schicksalsstückchen gehört nicht zu den reizendsten. Die zehntausend Gulden, die ihm blieben, waren nicht einmal ein Drittheil von dem, was ihm von dem verschwundenen Vermögen seiner verstorbenen Mutter gehörte. Ich wollte ihn trösten. Er aber fuhr sich rasch mit der Hand über das Gesicht, als wollte er seinen Verdruß wegwischen. „Füge mir", sagte er, „doch diese Schande nicht zu einem Mißgeschick, als könnte mich Verarmung schmerzen, und mir die Zukunft verfinstern! Ich bin nicht unglücklich geworden, nur ein wenig überrascht. Tröste mich nicht, denn du beleidigst mich. Zerstreue mich nur für heut; morgen bedarf ich selbst der Zerstreuung nicht mehr."

Ich ließ die Pferde sattlen. Nach einem wilden Ritt hatte ich mehrere Freunde zum Punsch beschieden. Mein junger Philosoph war heiter. Erzählte uns allen die Geschichte seines raschen Glückswechsels, belustigte sich über seine Verwunderung, und sagte: „Morgen mache ich Plane." Alle, die ihn hörten, erschracken und bedauerten ihn. Alle schworen ihm treue Freundschaft in Noth und Tod. Nur ein einziger in der Gesell-

schaft, der junge Engelbert, einer der besten Köpfe unter uns, trat lachend zu ihm, und sagte: „All' insgesammt sind Narren. Ich wünsche dir Glück, daß du deines Lumpengeldes los bist. Jetzt erst wirst du wissen, was du werth bist. Und ich sehe wohl, du bist etwas werth. Ein Millionär, ein Fürst, ein schönes Mädchen sind Dinge, von denen man nie mit Zuversicht sagen kann, ob sie ausser dem Geldkasten, Stand und hübschen Gesicht noch etwas fur sich gelten lassen mögen."

Es waren nicht alle von Enzelberts Meinung. Ich selbst sah in ihm nur einen aufbrausenden Schwärmer, besonders da er fortfuhr und sagte: „Ich will ein Buch schreiben und lehren, wie ein Staat wohl eingerichtet sein müsse. Da müssen alle Flachköpfe, alle Krüppel, Lahme und Engherzige, desgleichen alle betagte Leute, denen ein bequemlicheres Leben nöthig ist, das meiste Geld vom Staat empfangen; sterben sie, soll ihr Vermogen dem Staat zurückfallen. Hingegen den reichen Leuten, nämlich den Jünglingen und allen, die Kopf und Herz am rechten Fleck haben, soll kein Kreuzer gereicht werden. Sie müssen mit ihren Kräften schaffen und sich nähren muhsam. Dabei wird etwas Grosses herauskommen. Da wird mehr als Sparta sein. Staatsdiener, Feldherren, Priester sollen in groben, armen Gewändern einhergehen, in gemeinen

Häusern wohnen, schlechte Kost haben, damit man immer sehe, wer sie sind, und das Volk von keinem Glanz geblendet werde. Der Weiseste, Tugendhafteste, Thätigste, Tapferste soll der Reichste heißen, weil er es ist. In meinem platonischen Staate sollen die Armen Millionärs sein. Seht, so sollte es auch in der Wirklichkeit sein. Aber wir leben in einem wahren Hottentotten-Jahrhundert und in der Verkehrung aller Begriffe. Die Vorsehung ist allein weise, und bringt die verdrehte Welt wieder in Ordnung, daß sie nicht ganz und gar zu Grunde gehe. Man sagt freilich, das Glück ist in Austheilung seiner Gaben blind; es gibt dem Dummkopf die Schätze, dem Talent und Verdienst den Bettelstab. Ich aber sage: das ist göttliche Weisheit und die rechte Herstellung des Gleichgewichts der Mittel."

„Was?" rief einer der Zuhörer: „ich soll für Nichts arbeiten? Ich freue mich meiner Kraft, daß ich mir durch sie Ruhm und Reichthum erobere."

„Das heißt," sagte Engelbert, „du willst mit goldenen Schaufeln Sand graben. Du wirst dir zuletzt die Kugel durch den Kopf schießen."

„Mir liegt an Ruhm und Reichthum wenig," sagte Kasimir: „Ich bin ganz Engelberts Mei-

nung. Ich will durch mich selbst gelten, und bin zufrieden, wenn mein Verdienst anerkannt wird."

„Du bist nicht meiner Meinung! Was anerkannt?" rief Engelbert. „Was liegt mir daran, wenn ich wie die Sonne leuchte, und die Welt spricht, ich sei finster, wie eine Kohle. Die Menschen sind Selbstlinge aus Verstandesschwäche, und keiner bekümmert sich sonderlich um den andern. Darum soll man den Leuten voll zärtlichen Mitleids zugethan sein."

„Nein," rief Kasimir, „der Mensch ist an sich gut und herrlich, darum liebe ich ihn. Ich möchte in keiner Welt leben, wie sie dir erscheint."

„Armer Kasimir Morn, du bist zum wahren Menschenfeind geworden!" sagte Engelbert.

„Kinder, ihr streitet um Träumereien!" rief ich dazwischen. „Die Welt ist weder so gut, noch so böse, wie ihr sie machen wollt. Alles hat Licht und Schatten. Heute Regen, morgen Sonnenschein. Nehmt als verständige Leute das Leben, wie es sich gibt, nicht wie es ihr wollet, und haltet Maas in allem. Mittelstraße die beste Straße!"

Engelbert näherte sich mir lächelnd, strich mir mit flacher Hand über die Augen, wie einem Kinde, welches gar altklug redet, nahm dann das Punschglas, stieß mit mir an und sagte:

„Rödern, du bist ein ganz kapitaler Bursch; du wirst in holder Mittelmäßigkeit mit dem gemeinen Haufen fortschwimmen; dich über saubergewaschene Windeln freuen und über eine grausam zerbrochene Seifenblase weinen können. Dir kann es nicht zu gut und nicht zu übel gehen."

Dies Gespräch erzähle ich nur, weil es erst durch die Folge merkwürdig geworden ist. Denn Engelbert hatte wie ein begeisterter Seher der Zukunft gesprochen, und uns allen ziemlich richtig geweissaget.

Kasimir empfing nach der Flucht seines Vaters viele Beileidsbezeugungen. Auch Karoline suchte ihn zu trösten, und meinte nun selbst: am besten wär's, er unterwürfe sich schweigend dem Hausgesetze des Herrn Romanus, würde Krämer und bliebe es, so lange der Vater lebe. Hernach konnten sie ja Beide thun, wie sie wollten.

Er ging in die kurfürstliche Residenz zurück. Der Mornische Pallast, alles was sein Vater gehabt, war verkauft, und dennoch beträchtlich an ihm verloren gegangen. Die ganze Stadt schalt den leichtsinnigen Banquier und beklagte den hoffnungsvollen Sohn.

Einer von Kasimirs ersten Gängen war natürlich zu Krämer Romanus, um sich dem gebietenden Willen desselben zu unterziehen, und in dessen

finsterm, geruchreichem Laden Düten zu drehen. Die goldlockige Karoline, wäre sie auch nicht die Erbin einer Million gewesen, verdiente diese Seelenaufopferung wohl. Kasimir hätte für sie zeitlebens in den Bergwerken von Potosi gearbeitet, oder an der Donau Schiffe gezogen.

Aber, andere Zeiten, andere Sitten! Romanus fertigte den demüthigen Brautwerber auf eine schmähliche Weise ab. Romanus hatte beim Bananier Morn achttausend Thaler verloren, und sich über dies Unglück noch mit der Hofnung beruhigt, Kasimir könne sie ihm vielleicht wieder erkatten. Als dieser ihm aufrichtig gestand, er selbst habe, wie bekannt, sogar den größten Theil seines mütterlichen Gutes eingebüßt, lachte der alte Krämer, schob sich die runde, puderlose Stutzperüke auf dem Kopf herum, und sagte endlich: „Mache mir doch Keiner etwas weis! Ihr Vater ist ein durchtriebener Pfiffikus, er gäbe den allerbesten Finanzminister ab. Was gilt die Wette, er hat seine Schäfchen (Romanus zählte dabei mit den Fingern der rechten Hand, wie wenn es Geld wäre, in die hohle Linke) zur rechten Zeit in's Trockene gebracht? Wie lange dauert's, und Sie treten wieder als ein steinreicher Mann auf!"

Kasimir zuckte die Achseln, behauptete, sein Vater wäre kein gewissenloser Betrüger gewesen, und erbot sich, um Herrn Romanus zu entschädi-

gen, ihm zehntausend Gulden, den Rest seines Mutterguts, zu überlassen, wenn er ihn zum Eidam machen und zum Gehülfen in seinem Laden aufnehmen wolle.

Als nun Romanus sah, daß Kasimir in der That ohne Vermögen sei, ihm die verlorenen achttausend Thaler zu vergüten, verlangte er von ihm wenigstens die zehntausend Gulden, jedoch ohne Klausel von Eidamschaft. Unmöglich konnte Morn einwilligen.

„Wovon soll ich denn leben?“ sagte Kasimir.

„Ei liebes Himmelchen,“ schrie Romanus, „Sie sind ja Gelehrter. Sie können ja einen Schreiberposten bekommen. Aber ich unglückseliger, geschlagener Mann, ich! wenn ich das Geld einbüße, so bin ich ein ewigruinirter Mann, ein Mann, der mit seinem armen Kinde Haus und Hof verlassen und vor fremden Thüren das Brod der Barmherzigkeit suchen muß!“

„Wirklich?“ rief Morn: „Ei, betteln sollen Sie nicht! Nehmen Sie meine zehntausend Gulden in Ihren Handel, und geben Sie mir Karolinens Hand. Wir wollen uns schon durchschlagen. Durch Fleiß und Sparsamkeit wollen wir das Verlorne bald ergänzen. Wir werden die glücklichste Familie ausmachen.“ Kasimir sprach das so lebhaft und ehrlich-vergnügt, daß der Krämer ganz stumm und versteinert ward.

„Was?“ rief dieser endlich: „Ich glaube, Sie sind noch obendrein recht froh, daß mich Ihr sauberer Papa auf die niederträchtigste Weise um Alles geprellt hat? — Das ist ja recht teuflisch! Und zur Belohnung soll ich Ihnen noch meine Tochter dazu geben, und Sie füttern? Gehorsamer Diener! Hat mich Ihr Vater zum Bettler gemacht, so will ich doch keine Bettler-Hochzeit ausrichten. Packen Sie ein. Und wenn ich bitten darf, kommen Sie mir zeitlebens nicht wieder über die Hausschwelle. Wir sind geschiedene Leute. Für arme Schlucker habe ich mein Kind nicht erzogen.“

Das war das Ende aller Unterhandlung.

Hoffnung und Trost.

Wohin der arme Kasimir kam, hörte er Verwünschungen seines Vaters. Die demselben ehemals am meisten geschmeichelt hatten, waren jetzt die erbittertsten Feinde. Es gereichte dem Sohn, bei allem Schmerz, zu einer Art Trostes, als nach wenigen Monaten aus Antwerpen die Nachricht vom Tode des unglücklichen Vaters einlief. Er war an einer Lungenentzündung gestorben, weil er seine Krankheit, vielleicht im Gram und Lebensüberdruß, vernachlässigt und verschlimmert hatte. Denn seit dem Tode des

Falliten hörte wenigstens das Verfluchen seines Namens auf, und der junge Morn erregte doch einiges Mitleiden.

Kasimir blieb gefaßten Muthes; er ließ den ersten Sturm in der Stadt vertoben; wandte sich dann an die ehemaligen Freunde seines Hauses, an die Minister, an die Staatsräthe, und Keiner wies ihn ab. Man hatte ihm ehemals schon eine Referendarstelle verheißen. Er empfing sie jetzt bei der kurfürstlichen Kammer. „Halten Sie sich brav," sagte der Minister: „studiren Sie sich in unsere Gesetze, gegenseitige Rechtsverhältnisse und Finanzen ein, und ich werde ferner an Sie denken. Freilich, als jüngster Kammerreferendar müssen Sie ohne Gehalt arbeiten. Aber in einem Jahre, hoffe ich, oder in zweien wird sich für Sie schon etwas ausmitteln lassen. Sie sind noch gar jung. Was wollen Sie mit vierundzwanzig Jahren?"

Diese Sprache des Ministers war die Sprache eines väterlichgesinnten Freundes. Kasimir richtete sein kleines Hauswesen ein. Er wohnte zur Miethe in einem artigen Bürgerhause, das dem weiland Mornischen Palaste gegenüber stand. Es war ihm weniger um den Anblick von dem traurigen Denkmal verschwundenen Glanzes, als um die herzerhebende Nachbarschaft der blauäugigen Karoline Romanus zu thun. Denn hatte ihm

der Krämer gleich verboten, einen Fuß über die Hausschwelle zu setzen — mit den Augen Karolinen zu besuchen, war Jedem unverwehrt.

Und er besuchte sie mit den Augen wirklich so fleißig, wie sie ihn. Sie wohnte im Geiste auf seinem Zimmer bei ihm, das sie von ihrer Stube aus sehr gut im Sonnenschein übersehen konnte. Da war ihr bald jedes Plätzchen bekannt. Sie wußte, wenn er ausging, wenn er wiederkam, wenn er arbeitete, wenn er fröhlich, wenn er traurig war. Er wußte das alles auch von ihr; im Sommer stand oder saß sie gern vor dem Laden unter der Thür, im Winter wich sie nicht vom Fenster. Ging der alte Romanus aus, war der junge Morn im Laden bei ihr. Man erfand die Zeichensprache, die Fernschreibekunst, und binnen Jahresfrist brachten es die lieben Leute zu einer solchen Vollkommenheit, daß sie sich alles erzählen konnten, was sie dachten, wollten, hofften, fürchteten, ohne dazu den Mund nöthig zu haben. Waren sie einmal ein Augenblickchen persönlich beisammen und ohne Zeugen, da mögen sie beide den Mund, denke ich, wohl zu etwas Besserem nöthig gehabt haben.

Kasimir hoffte immer und Karoline tröstete immer. Nach Jahr und Tag sagte sie: „Ich bin ja erst achtzehn, und du bist erst fünfundzwanzig.“ Das war vollkommen richtig. Kommt Zeit, kommt

Rath. — Kasimir arbeitete unermüdet; war gefällig und dienstfertig gegen Jedermann; half mit seinen Aufsätzen, Berechnungen, Anschlägen, Entwürfen, Kadasterberichtigungen u. s. w. manchem seiner bequemen Vorgesetzten aus der Noth. Dafür hatte ihn Jedermann billig lieb, lobte seine Kenntnisse, zog ihn zu Rath, lud ihn zur Tafel, zu Bällen, zu Kränzchen und Pikniks ein. Alle hübsche Mädchen waren dem hübschen Kammerreferendar hold; er tanzte ohnehin wie ein Sylfe, sang wie ein Gott, deklamirte wie ein Engel — kurz, alles war überirdisch an ihm, wie denn in gewissen Jahren gewissen Leuten an gewissen Leuten Alles himmlisch ist. Gewiß hätte Morn schon im fünfundzwanzigsten Jahre eine recht artige Anstellung in den Staaten der kurfürstlichen Durchlaucht haben können, hätte er nur Ohren gehabt, und mancherlei Vorschläge gehört, die ihm doch deutlich genug gesagt worden waren, oder Augen, um manches liebenswürdigen Fräuleins Augen näher anzusehen. Allein er hatte nur Augen und Ohren für die traute Nachbarin. Dafür war er noch im sechsundzwanzigsten Jahre unbesoldeter Kammerreferendar. „Was thut's?“ sagte Karoline: „Du bist ja erst sechsundzwanzig, ich bin erst neunzehn. Wir können wohl warten.“ Sie hatte Recht. Und er war so bescheiden, mit sei-

nem Glücke, zu lieben und geliebt zu werden, recht wohl zufrieden zu sein.

Er konnte es auch wohl sein. Denn die schöne Romanus stand in voller Blüthe, und an Lieblichkeit über alle Nebenbuhlerinnen erhaben; Stadt und Hof sprachen von ihr. Auch Prinzen wandelten gern zu Fuß vor dem Kramladen vorbei, um einen Blick der Wunderlieblichen zu ärnten; auch Edelleute machten mit dem mürrischen Knauser, ihrem Vater, Bekanntschaft und Freundschaft. Eine Schönheit wie Karoline, die Erbin einer Million, war wohl werth, daß man ihr alle Stammbäume, Orden und Diplome zu Füßen legte. Doch weder Grafen, Freiherren, Ritter, Staats-, Kriegs-, Hof-, Kammer-, Justiz-, Finanz-, Polizei-, Kirchen- und Schul- geheime noch öffentliche Räthe rührten das Herz des alten Krämers oder der reizenden Erbin. Denn einerseits konnte sich keiner derselben entschließen, in den Gewürzladen zu treten, und Seife und Schuhwachs zu verkaufen; anderseits sah Karoline so kalt und gleichgültig auf die Herren, wie auf den hölzernen Mohr, der vor dem Laden aufgestellt war, um eine irdene Pfeife zur Schau zu halten.

All' ihre Pracht und Schönheit, ihre Aufmerksamkeit, ihre Liebe, ihr beseligendes Lächeln gehörte nur dem Einen und Erwählten, und sie

gab — ich darf es Ihnen wohl sagen — den Kuß, für welchen mancher Fürst Thron und Krone umsonst geboten haben würde, dem armen Kammerreferendar ungebeten, und, wenn ich mich nicht sehr irre, dutzendweis. Das war doch Trostes genug.

Zwanzig.

Ungeachtet dieses Trostes runzelte doch der gute, fleißige Kasimir zuweilen seine Stirn, wenn er sah, daß Jahr um Jahr verschlich und der alte Romanus der alte Romanus blieb, und sich nicht erweichen ließ. Nicht minder fing es ihn an zu kränken, daß von Seiten der Regierung ihn Niemand beachtete. Er wußte, was er leistete, und doch schien man daraus wenig zu machen. Jedermann zwar ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren. Morn ist ein trefflicher Arbeiter, ein rechtschaffener Mann, ein herrlicher Kopf, an Kenntnissen einer der Vorzüglichsten! das war die allgemeine Stimme. Morn hatte Gelegenheit, sie genug zu hören. Dem ungeachtet, wenn eine Stelle zu besetzen war, erinnerte sich keine Seele an den trefflichen Arbeiter, an den rechtschaffenen Mann, an den herrlichen Kopf. Da sorgte Jeder für seinen Sohn, oder Vetter, oder Neffen. Da half eine Familie der andern. Junge Männer, die weder so lange gedient, noch so viel Geschick-

lichkeit hatten, wie Kasimir, wurden ihm vorgezogen. Kam dann Morn und klagte, so zuckte man die Achseln, schimpfte auf den Nepotismus der Andern, auf die Ungerechtigkeit, auf die Undankbarkeit der Großen; man vertröstete auf ein andermal, und ließ es damit gut sein. Hintennach sahen sich diejenigen, bei denen er geklagt hatte, wohl noch dazu ganz verwundert an, wie er nur so verwegene Ansprüche machen könne, gleichsam als wäre er ihres Gleichen; als hätte er so viel Vermögen, wie sie; als hätte er so weitläufige und angesehene Familienverbindungen, wie sie. Konnte man ihn gebrauchen — gut, so brauchte man ihn. Seine Talente hielt man in Ehren. Hatte man ihn gebraucht, so war's damit abgethan.

Morn gehörte, bei aller seiner Klugheit, zu den gutmüthigen Menschen, welche sich eben so oft wieder und mit leichterer Mühe versöhnen lassen, als man sie beleidigt. Sie sind im Spiel immer die Blindekuh der Eigennützigen und Ränkeschmiede, lassen sich mit einem Händedruck, einem herzlichen Wort bestechen, und laufen für den treuherzig durch's Feuer, der sie hinter ihrem Rücken auslacht. Sie haben von der fröhlichen Schamlosigkeit der feinen Weltleute gar keinen Begriff, und die herzlose Niederträchtigkeit, deren man oft auf Gerathewohl hin, oft für die aller-

unbedeutendste Kleinigkeit fähig sein kann, bleibt ihnen unglaublich. Morn hielt die meisten Menschen für schwach, aber doch kerngut, weil sie gegenseitig so strenge Tugendrichter sind. Alles Gute glaubte er willig; aber das Böse bezweifelte er gern. Es war ihm Bedürfniß, sich mit einer sittlich-schönen Welt umgeben zu wissen.

Daher trug er sein hartes Loos geduldig. Er hatte das angenehme Bewußtsein, geachtet und geliebt zu sein. Er war also keineswegs verkannt. Daß man ihn nicht nach seinen Verdiensten in Stellen setzte, daß man ihm Andere bei jeder Gelegenheit vorzog — nun, es schien ihm unrecht; doch maß er sich im Stillen wohl selbst die Schuld davon bei. Er war der Meinung, seine Verdienste würden für ihn reden; er konnte bei den Großen nicht recht zuthätig sein; kam, ohne amtliche Geschäfte zu haben, nie in ihre Vorzimmer; war zuweilen bei seiner gutmüthigen Lebhaftigkeit im Reden etwas zu offen und unbefangen; stellte sich, um nicht — denn die Welt ist schwach — von den Leuten geringer geschätzt zu werden, reicher als er war. So mochte es ganz natürlich zugehen, wenn man einen, der der Hilfe bedürftiger schien, oder der sich zudrängte, in Aemter beförderte und ihn sitzen ließ.

Und war er auch einmal im Ernst um seine

Lage traurig: so richtete ihn Karolinens tröstender Engelsblick wieder auf. „Was ist es denn mehr?“ sagte sie, als sie ihm im März an seinem Geburtstage, wie gewöhnlich, einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen zum Angebinde an die Brust drückte: „Du bist nur erst siebenundzwanzig alt, und ich — zwanzig.“ Das Wort zwanzig klang ihr aber ungemein schwer. Sie schien sich zu besinnen, ob sie nicht zu viel gesagt habe? Zwanzig ist doch ein rauhes Wort.

Auch dem guten Mann fiel das Wort auf, vielleicht weil Karolinens Stimme beim Aussprechen desselben ganz weich und sinkend wurde. Es machte ihn nachdenkend, da er wieder auf sein Zimmer kam. Aber was ließ sich thun? Zwanzig blieben zwanzig; und es war vorauszusehen, der Krämer Romanus würde auch in noch einmal zwanzig Jahren seinen Sinn nicht ändern. „Inzwischen wird Karoline verblühen,“ seufzte Kasimir, „und ich bin ein alter Junggesell.“

Er warf sich in eine Ecke seines Sopha's, und — weinte bitterlich.

Bessere Aussicht.

Man klopfte an seine Thür. Ein Bedienter des geheimen Kabinetsraths Herrn von Bitter-

blatt erschien, und brachte ihm die Einladung desselben zu einem Wörtchen im Vertrauen.

Ein Wörtchen im Vertrauen von Herrn von Bitterblatt, dem Vertrauten des alten Herrn Kurfürsten, war keine geringe Ehre. Kasimir eilte mit hoffnungsvoller Neugier zu ihm.

Er ward sehr zuvorkommend aufgenommen. Herr von Bitterblatt hatte die Gabe, äusserst herablassend und leutselig gegen Untergebene zu sein, wenn er sie für sich einnehmen wollte; — und unverschämt grob und stolz, wenn ihm nicht Ehre genug erwiesen wurde. Die natürliche Folge mußte sein: man fürchtete und verachtete ihn zugleich. Morn hingegen hielt ihn für einen ganz wackern Kabinetsrath, der sich nur zuweilen in der Art, Menschen zu behandeln, vergriff.

„In den neu acquirirten Ländern wollen Se. kurfürstliche Durchlaucht die Finanzen, so viel als möglich den hierländischen gleich, organisiren!“ sagte Herr von Bitterblatt: „Es kommt jetzt darauf an, sämmtliche Domänen, Regalien und übrigen Gefälle zu untersuchen, zu ordnen, eine gewisse Conformität der Verwaltung einzuführen, und Vorschläge, in der Natur der neu erworbenen Güter gegründet, zu machen, ihren Ertrag zu steigern. Se. Durchlaucht haben dazu eine eigene Kommission angeordnet. Es ist ein schwieriges Geschäft. Die dazu bestellten beiden

Kammerräthe sind betagte Männer, welche die Sache in Jahr und Tag nicht endigen werden. Ich unterwand mich vergebens, Sr. Durchlaucht Vorstellungen gegen das Personal zu machen. Es sind alte, treue Staatsdiener, denen man damit eine Ehre anthun will. Zum Präsidenten der Kommission, vielleicht um etwas Jugendfeuer hineinzubringen, geruhte Se. Durchlaucht, wider meinen Willen, meinen Sohn, den Steuerrath, zu ernennen, mit Kammerrathskarakter. Sie wissen nun, lieber Herr Referendar, der Kurfürst läßt sich nicht gern widersprechen. Mein Sohn ist etwas kränklich. Das Geschäft wird sich in die Länge ziehen, und soll und darf es doch nicht. Ich möchte Sie also, lieber Herr Referendar, der Kommission als Sekretär beigesellen. Sie werden gute Diäten haben, und vollbringt mein Sohn das Werk mit Ihrer Hilfe zur Zufriedenheit Sr. Durchlaucht, woran ich nicht zweifle: so ist dies der beste Anlaß, Sr. Durchlaucht Ihre vielfältigen Verdienste ins Andenken zu rufen. Ihnen ist, wenigstens bei mir schon, eine der ersten Stellen in den neu acquirirten Landen offen und zugedacht."

Morn, wie man leicht denken kann, weigerte sich gar nicht, die Sendung anzunehmen. Auch begriff er sie wohl. Die beiden alten Herren in der Kommission waren im Grunde beschränkte

Köpfe, dem Geschäft nicht gewachsen. Sie sollten nur figuriren, um den Präsidenten in's Licht zu setzen. Der junge Steuerrath von Bitterblatt aber, erst seit zwei Jahren von der Universität zurück, verstand von der Behandlung des weitläufigen Geschäfts noch weniger. Folglich hieß das alles nichts anders, als der Sekretär Morn sollte die Sachen machen. Er war freudig dazu. Sein Glück lächelte. Und that es ihm gleich weh, die schöne Nachbarschaft auf lange Zeit verlassen zu müssen, wollte er doch eine so herrliche Gelegenheit nicht vorüberflattern lassen.

Sogar der kleine Umstand, die zu erhaltenden Taggelder, thaten ihm wohl. Denn, da er ohne Gehalt bisher gedient hatte, reichten die Zinsen seines mäßigen Vermögens nicht zu, im Jahr den standesmäßigen Aufwand zu bestreiten, so sehr er sich auch einschränkte. Er mußte alljährlich einen Theil des Kapitals verzehren, damit die Zinsen selber schwächen und immer ärmer werden.

Er nahm von Karolinen Abschied. Ein seelenvoller Kuß gab ihm die Stärke, das Unglück der Trennung mannhaft zu tragen. Er reisete mit der Kommission ab, und setzte sich sogleich an Ort und Stelle in Thätigkeit, begeistert von den schönsten Hoffnungen. Es versteht sich nebenbei, daß der Briefwechsel mit der schönen Tochter des hartherzigen Millionärs nicht versäumt wurde.

Die Adressen wurden verabredet, denn Herr Romanus durfte davon nichts wissen. Kasimir zahlte das Postgeld, denn Karoline hatte keinen Kreuzer Taschengeld.

Kasimir hielt es in der Hauptstadt der neuen Provinz, wie in der kurfürstlichen Residenz. Er arbeitete fleißig, hatte wenig Umgang und Bekanntschaft, um nicht zu unnöthigen Geldausgaben gezwungen zu sein; und hatte er sein Tagwerk vollbracht, seinen Spaziergang gemacht, blieb er auf seiner Stube und las oder schrieb Briefe an sein zweites Ich.

Ein Zufall gab ihm in dem Wirthshause, wo er wohnte, ganz unerwartet angenehme Gesellschaft. Neben seinem Zimmer wohnte ein Fremder, der, saß er an der Wirthstafel, nie redete, und oftmals nach Mitternacht stundenlang auf- und abging. Kasimir glaubte ihn zuweilen für sich allein sprechen, zuweilen laut schluchzen und weinen zu hören. Solche Nachbarschaft war nun freilich nicht ganz angenehm. Der Fremde war ein blasser, junger, artiger Mann von Kasimirs Alter, hatte zwei Bedienten, und schien überhaupt von guter Herkunft zu sein.

Als Kasimir erfuhr, er sei ein Engländer, lasse sich Herr Dunkan nennen und lebe schon seit drei Wochen im Städtchen, ohne sich um das Städtchen und dessen Bewohner zu bekümmern,

redete er ihn eines Tages bei Tische in englischer Sprache an. Es that Kasimirn wohl, einem Fremden, wahrscheinlich einem Unglücklichen, Unterhaltung zu gewähren; auch freute es ihn, bei dem Anlaß wieder sein Englisches zu üben.

Der Britte, als er die vaterländischen Töne hörte, sah mit freundlicher Ueberraschung auf, antwortete sehr verbindlich und fiel in sein vorriges Schweigen zurück. Von Zeit zu Zeit sah er mit forschenden Blicken auf Kasimir. Nach Tische trat er plötzlich zu diesem, nahm seine Hand und sagte: „Wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie einen Augenblick allein spreche?“

Kasimir führte ihn auf sein Zimmer. Herr Dunkan sagte: „Wundern Sie sich nicht über meine Zudringlichkeit. Ich bin ohne Geld. In meine Wechsel ist Verwirrung gekommen. Es müssen Briefe verloren gegangen sein, oder mich verfehlt haben. Ich muß nach Amsterdam, und kann nicht einmal hier im Wirthshause zahlen. Meinen Reisewagen mag ich nicht verkaufen. Können Sie mir recht hundert Louisd'or leihen? Ich zahle sie Ihnen gern und mit Zins so bald möglich wieder.“

Kasimir war betroffen; doch faßte er sich bald und sagte: „So viel habe ich nicht bei mir; aber ich verspreche Ihnen die Summe spätestens binnen vierzehn Tagen zu geben.“

„Gut,“ sagte der Engländer, „Sie retten mich aus einer verdrießlichen Verlegenheit. Ich will Ihnen dankbar sein.“

„Um Dank leihe ich kein Geld!“ sagte Kaßmir. Dunkan umarmte ihn und ging fort.

Die ganze Unterhandlung hatte kaum fünf Minuten gewährt. Erst jetzt besann sich Herr Morn über sein schnelles Versprechen. Hundert Louisd'or waren nicht weniger, als der vierte Theil seines ganzen Vermögens. Er schüttelte den Kopf. Der Engländer hatte zwar ein ehrliches Gesicht, und nichts weniger als das Ansehen eines herumziehenden Glücksjägers: allein hundert Louisd'or waren der vierte Theil des Vermögens, und diesen sogleich einem Fremdling zu leihen, hieß wohl etwas leichtsinnig. „Meinethalben,“ dachte Kaßmir, „betrügen wird er mich nicht. Und könnte er das — ei nun, es ist das erstemal in meinem Leben, daß mir so etwas widerfährt; es geschieht dann nicht wieder.“

Der Engländer ging in der folgenden Mitternacht wieder im Zimmer auf- und ab und weinte. „Der Mann ist noch unglücklicher, als ich bin!“ dachte Kaßmir bei sich: „Der weint gewiß nicht einer Geldverlegenheit willen. Er soll das Geld haben.“

Mittags bei Tische war Dunkan, zwar nicht viel redseliger als sonst, doch freundlicher. Wenn

er ſchwieg, hatte er etwas Nichtsſagendes und doch Finſteres in ſeinen Zügen. Sobald ſich aber beim Sprechen dieſe Geſichtszüge belebten, ſchien er ein ganz anderer Menſch zu ſein. Er war ein ſeelenvoller, ein ungemein liebenswürdiger Mann. Kaſimir fühlte die innigſte, unerklärlichſte Zuneigung für ihn. Der Britte blieb einſilbig und kalt; Kaſimir war zärtlich, zudringlich, und ſuchte Alles auf, ihn zu zerſtreuen. Es gelang, ihn zu Spaziergängen zu bewegen. Da, auf einſamen Wanderungen, näherten ſich Beider Herzen. Dunkan war ein feiner, geiſtreicher, wiſſenſchaftlich gebildeter Mann. Die Schriften der ältern und neuern Weltweiſen, die Schickſale, und Geſetze der Nationen wurden der Lieblingsgegenſtand der Unterhaltung. Nebenbei erfuhr Dunkan, wer Kaſimir ſei, und dieſer hingegen erfuhr, daß Dunkan wegen einer traurigen Begebenheit die heimathliche Inſel verlaſſen und den Vorſatz gefaßt habe, ein wenig in der Welt herumzuſchwärmen. Hatte Kaſimir ſein Tagsgeſchäft vollbracht, kam Dunkan Abends zu ihm, ließ durch ſeine Bedienten Punſch auftragen und blieb bis tief nach Mitternacht bei Morn im Geſpräch. Von dem bewußten Darlehen ward nie eine Silbe geſprochen.

Kaſimir war mit ſeinem neuen Bekannten ſo ſehr verbunden, daß er zum erſtenmal den Werth eines geliebten Freundes empfand. Auch ſchrieb

er Karolinen in allen Briefen nur von ihm. Das Mädchen fühlte beinahe etwas Eifersucht.

Als das versprochene Geld ankam, trug er es Abends dem Britten in die Stube. Dieser setzte sich, schrieb einen Schuldbrief und dazu die Adresse seines Hauses in England. „Es ist nur," sagte Dunkan, „falls ich in einigen Wochen sterben sollte, ehe ich meine Schuld selber abtragen könnte. In dem Fall schicken Sie diese Schrift nur nach London, und dazu noch diesen Brief hier." Dunkan gab ihm einen verschlossenen Brief, und umarmte und küßte mit Rührung den Helfer in der Noth.

Es mochte für Beide eine gleich wohlthuende Entdeckung sein, da sie, nun die Trennungsstunde näher kam, wahrnahmen, wie werth in den wenigen Wochen ihres Beisammenseins Einer dem Andern geworden war.

Beim Abschiede sprachen Beide wenig. Thränen im Auge, drückten sie einander an die Brust. So schieden sie.

Der fürstliche Namenstag.

Es war um Kasimir Alles öde und leer, da ihm Dunkan fehlte. Er hatte wirklich einen Mann verloren, den er von Herzen liebte; einen Freund, mit dem sein eigenes Gemüth im schön-

ſten Zuſammenklang ſtimmte, eben weil ſie beide in ungleichen Verhältniſſen gleiche Weltanſicht hatten.

Jetzt ward ihm die Arbeit noch mehr Bedürfniß, als vorher; ſie mußte zugleich für ihn Zerſtreuung und Beruhigung ſein. Dunkan und Karoline waren ſeine Sehnſucht und ſein Traum. „Ich bin ein recht glücklicher Menſch!“ rief er: „Ich darf die edelſten Menſchen lieben und genieſſe ihrer Liebe!“

Nach ſieben thätigkeitsvollen Monaten war die Aufgabe des geheimen Kabinetsraths von Bitterblatt vollendet. Man kehrte in die Reſidenz zurück, und ärntete Ruhm und Beifall. Der Kurfürſt war mit der Arbeit ſo wohl zufrieden, daß er den Präſidenten der Kommiſſion mit dem Verdienſtorden ſchmückte und den beiden alten Kammerräthen Gehaltszulagen gab. Nur an den guten Sekretär Mork dachte keine Seele. Er ward nicht einmal genannt, ungeachtet Alles ſein Werk geweſen.

Blos der Präſident Bitterblatt blieb ihm dankbar; desgleichen deſſen Vater, der Kabinetsrath. Er ward von Beiden oft zu Tiſche gezogen. Fräulein von Bitterblatt, die Schweſter des Präſidenten, fand den jungen Mann ſehr anziehend, und wäre er nur kein Bürgerlicher geweſen, ſein Glück würde nicht gefehlt haben. So bald aber

der Kabinetsrath bemerkte, der hübsche Morn sei seiner Tochter fast interessanter, als der Ruhe ihres Herzens ersprießlich werden dürfte, lud er ihn seltener zu sich ein, und endlich gar nicht mehr. Morn erinnerte ihn noch einmal schüchtern an die Hoffnungen, die er ihm wegen einer Anstellung in den neu acquirirten Landen gegeben. „Lassen Sie mich dafür sorgen!“ sagte der Kabinetsrath, und klopfte ihm gütig auf die Achsel: „Ich habe schon mehr als einmal Se. kurfürstliche Durchlaucht von Ihren Talenten unterhalten. Warten wir ruhig den Namenstag des Kurfürsten ab, an welchem gewöhnlich die großen Beförderungen vorgenommen werden. Ihr Name wird ohne Zweifel einer der ersten auf der Liste sein.“

Damit mußte sich Herr Morn wieder beruhigen. Weil er nun seiner Beförderung so gut als gewiß war, und der Kabinetsrath ihm sogar die Frage vorlegte, welche Stelle ihm die angenehmste sein würde? äußerte er ganz unbefangen, daß er am liebsten eine in der Residenz selbst zu erhalten wünschte. Denn er dachte an Karolinen, von der er doch nicht gern weit getrennt leben wollte. „Dazu kann Rath werden!“ sagte der Kabinetsrath. „Freilich, einen Mann, wie Sie, hätte ich gern auf einem der ersten Posten in der neuen Provinz gesehen. Allein da Sie vorziehen, bei uns zu bleiben, lass' ich mir auch dies

gefallen. Freilich, eine so vortheilhafte, einträgliche Beamtung hier in der Hauptstadt wird sich etwas schwierig ausmitteln lassen. Vielleicht aber gibt man dem alten Kammerrath Balders eine Pension, und läßt Sie dafür einrücken. Wäre Ihnen das recht?"

„Mehr wünsche ich mir nicht!" sagte Morn mit frohglühendem Gesicht. „Gut! gut!" erwiederte der Kabinetsrath mit biederm, zuversichtlichem Ton.

Der Winter verfloß unter anmuthigen Hoffnungen. Karolinens Schönheit und Treue waren unwandelbar. Wollte sich Mißmuth in Kasimirs Herz schleichen — ein Lächeln, ein Blick der Geliebten brachte das verlorne Paradies wieder.

Endlich kam der März, der lang ersehnte Monat, der den Namenstag des Kurfürsten brachte. Die Beförderungslisten erschienen; die Patente wurden vertheilt; Glückwünschende fuhren auf den Straßen umher. Morn blieb den ganzen Tag im Zimmer, damit ihn der kurfürstliche Kanzleibote ja nicht verfehle. Das Geschenk für dessen Bemühung lag schon abgezählt und in Papier gewickelt auf dem Schreibtisch. Es ward Nachmittag, es ward Abend. Sein Aufwärter holte aus der Hofbuchdruckerei die Beförderungsliste, sobald sie abgedruckt war — — aber in der ganzen Reihe von Namen fehlte der Name Morn. Auch kam

kein Kanzleibote, den Druckfehler zu verbessern. Es ward äußere Nacht. Bälle, Gastmähler und Freudenfeste waren in der ganzen Residenz. Aber der brave Kasimir war vergessen wieder, wie sonst. Er saß in dem Sorgenwinkel seines Sofa's einsam und weinte.

Trübe Aussichten.

Es war eine traurige Nacht für ihn. Er sah sich in seinen sichersten Erwartungen betrogen. Sechs Jahre lang hatte er treu und fleißig dem Staat ohne Sold dienen müssen, immer mit Hoffnungen gespeiset; durch seine stille Hilfe hatten Andere, von geringerer Geschicklichkeit, Ansehen und Vermögen gewonnen, z. B. der Sohn des Kabinetsraths war Kammerpräsident geworden; er hatte den größten Theil seines Vermögens verzehren müssen, und jetzt kaum noch zweitausend Gulden, kaum noch für zwei Jahre aus eigenen Mitteln zu leben — dann war er zum Betteln verarmt. Er sah, seine Arbeitsamkeit, seine Talente, seine Dienstgefälligkeit, seine Kenntnisse halfen ihm nichts. Unwissende Menschen, selbst anerkannt schlechtdenkende Menschen vertraten ihm überall den Weg, wenn sie nur Geld, Fürsprache und Ränke hatten, schmeicheln, sich zuzudrängen wußten.

Horn war immer der redlichste, glückswür-

digſte Mann geweſen; aber das Glück hatte nichts für ihn gethan. Was er hatte, war nur Frucht ſeines Verdienſtes und ſeiner Tugend; und dies war ſo wenig, daß er, ehe zwei Jahre vergingen, Bettler werden konnte.

Auf Karolinens Hand durfte er gar nicht hoffen. Das Schickſal ſchien ihm nur ihre treue Liebe zu geben, um ihn noch ſchmerzlicher zu kränken.

Sein ganzes bürgerliches Daſein fing an ungewiß zu werden. Der Egoismus der Menſchen, welcher immer für ſich fordert und den Redlichen verlacht, erſchien ihm in ſeiner ganzen Ekelhaftigkeit. Die Erinnerungen an die heuchleriſchen Liebkoſungen, Verſprechungen und an alle Falſchheiten der Großen ſeit ſechs Jahren empörten ihn. Alles, was er bisher an Andern ſo gern zu entſchuldigen geſucht hatte, ihre Parteilichkeit, ihre Gewinnſucht, ihren kleinlichen Stolz, ihren Neid, ihr Läſtern eines Beſſern und Beglücktern, erblickte er in der abſcheulichen Wahrhaftigkeit. Er konnte ſich nicht länger mehr darüber täuſchen, daß der größte Theil der Beamten den Staat und deſſen Aemter und Einkünfte nur als Hilfsmittel betrachten, ihrem Hochmuth und Ehrgeiz, ihrer Schwelgerei, ihrer Geldgier oder andern ausſchweifenden Begehrungen gütlich zu thun.

Die ganze Nacht durchwachte er in traurigen Betrachtungen dieser Art. Als der Morgen kam, hatte er für sein künftiges Leben noch keinen Plan gemacht. Denn bei seinem verschwundenen Vermögen konnte er nicht länger auf Anstellung warten; und eine subalterne Bedienung, die ihren Mann wohl kärglich hätte nähren können, schämte er sich in seinen Verhältnissen, in der Residenz, und im Bewußtsein des eigenen Werthes anzunehmen. Am liebsten wäre er weit weggezogen, hin, wo ihn Niemand kannte, in eine Einöde, in ein armes Dorf, wo er sich von seiner Hände Arbeit den Lebensunterhalt zu verschaffen im Stande gewesen sein würde. Es war ihm süß zu träumen, dort auf Lebenszeit die Menschen zu meiden, und nur an Dunkan und Karoline zu denken, wie an zwei bessere Wesen unter Millionen Elender, die eben so viel freiwillige Opfer der niedrigsten Leidenschaften wären.

Die Sitte brachte es mit sich, daß er nun ausgehen und den Glücklichern Glück wünschen und sich ihrer Huld empfehlen sollte. Aber seine Verachtung der Menschen und sein Mißmuth war zu groß. Er schrieb an den neuen Kammerpräsidenten, sandte ihm sämmtliche Akten, welche ihm zugewiesen waren, und zeigte ihm dabei an, daß er glaube, dem Staat lange genug gedient zu haben, und hiermit von allen Geschäften scheide.

Dies abgethan, warf er sich aufs Bett und hielt einen langen, erquickenden Schlaf.

Der Geburtstag.

Als er erwachte, war es schon Nachmittag. Die Aufwärterin vom Hause brachte ihm zwei Billets und einen Strauß von blühenden Schneeglöckchen. Erst jetzt fiel ihm bei, daß sein Geburtstag sei. Er that einen tiefen Seufzer.

Das eine Billet war vom Kammerpräsidenten Herrn von Bitterblatt, das andere von Karolinen. Er kannte Beider Handschrift. „Erst das Bittere!“ sagte er, und öffnete das Schreiben des Präsidenten zuerst. Heimlich beschlich ihn doch wieder die Hoffnung, man werde seinen Verlust sehr ungern sehen; man werde ihn bitten sich nicht zu übereilen; man werde ihm neue und festere Zusicherungen geben; und heimlich hatte er schon den Undankbaren verziehen. Er las, und fand von Allem, was er erwartete, nichts. Der Präsident bedauerte recht höflich, daß Morn solchen Entschluß genommen habe, zeigte den Empfang der Akten an, und blieb sein gehorsamster Diener.

„Also das der Lohn des sechsjährigen Dienstes!“ sagte Morn, und zerdrückte den Wisch des Präsidenten in seiner Hand. Dann hob er Karolinens Billet auf und las. Es enthielt von ihrer

schönen Hand die paar Zeilen: „Hoffe auf Gott, mein Kasimir. Heute bist du achtundzwanzig Jahre alt, und ich schon einundzwanzig. Das soll uns Beiden aber nicht Muth, Liebe und Treue schwächen.“

Das einzige Wörtlein schon, welches die Geliebte zu der Zahl Einundzwanzig setzte, erschütterte sein ganzes Innere. Es war das Letzte, was das Maas seiner Schmerzen voll machen konnte. Er weinte und schluchzte laut. Er trat ans Fenster. Sie saß drüben. Er drückte den Blumenstraus an seine Lippen und an sein Herz. Er sank düster auf sein Sofa zurück, mit der Welt und dem Schicksal zerfallen. In dieser Stadt konnte er nicht länger bleiben. Er mußte anderswo sein Brod suchen. Er machte allerlei Plane. Eins nur that ihm weh, daß er von dem Engel seiner Kindheit scheiden sollte. Er hielt im Geiste lange Abschiedsgespräche mit Karolinen.

Darüber war es Abend geworden. Er saß noch in der Dämmerung da, als an seine Thür gepocht ward. Er hörte draußen mehrere Menschen reden und wandeln. Die Thür öffnete sich. Vier Träger von der Post brachten zwei große Koffer, und fragten, wohin sie dieselben stellen müßten. Auf die Frage: wem sie angehörten, war die Antwort: einem mit Extrapost angekom-

menen Herrn. Morn machte große Augen. Sein erſter Gedanke war an Dunkan.

Kaum hatte Morn die Koffer abgeſetzt, trat ein Reiſender ins Zimmer. Wirklich war es Dunkan. Er flog an Morns Herz. „Ich habe Sie lange genug entbehren müſſen!“ ſagte Dunkan: „darum erlauben Sie, daß ich gleich bei Ihnen abtrete und einkehre. Sie werden wohl für einen guten Freund ein paar Zimmer entbehren können.“

Keine erquickendere Erſcheinung konnte dem guten Kaſimir werden, als die ſeines Freundes. Das Vergnügen machte ihn beinahe ſtumm. Als die Fremden fort waren, umarmte er den Engländer noch einmal und ſagte: „Ich habe zwar nur ein einziges Zimmer mit einer Kammer, aber die theile ich gern mit Ihnen. Nehmen Sie beim Freunde vorlieb.“

„Nur ein Zimmer und eine Kammer?“ fragte der Britte erſtaunt. „Warum ſo beſchränkt?“

„Weil ich nicht reich bin.“

„Nicht reich? Aber ich hielt Sie dafür, weil Sie mir auf der Stelle hundert Louisd'or vorſchieſſen konnten.“

„Ein freundſchaftliches Herz iſt für einen Freund immer reich. Ich gab Ihnen den vierten Theil meines Vermögens hin. Hätten Sie mehr

gefordert, ich würde Ihnen auch das nicht haben abschlagen können. Sie waren in Noth."

Dukan sah ihn überrascht und schweigend an. Dann schloß er ihn noch einmal in die Arme, ließ seine zwei Bedienten ins Zimmer hereintreten, befahl ihnen, in das nächste Wirthshaus zu gehen und da seine weitern Befehle abzuwarten. „Ich aber", sagte er zu Morn, „bleibe bei Ihnen. Ich nehme mit einem Winkel in Ihrer Kammer vorlieb. Hätte ich es voraus gewußt, vielleicht würde ich nicht so geradezu gekommen sein."

Man verständigte sich bald über die Einrichtung der Wirthschaft. Morn ließ dem Gast sogleich ein sauberes Bett neben dem seinigen aufschlagen, ein reiches Nachtmahl besorgen, und der Punsch durfte nicht fehlen.

Dukan war ungleich heiterer, als damals, da Kasimir seine Bekanntschaft machte. Beim Punsch, um die Mitternachtsstunde, schlossen Beide ewige Brüderschaft. Beider Herzen eröffneten sich einander. Dukan erzählte sein Schicksal. Er hatte in seinem Vaterlande eine Geliebte gehabt, die ihm mit unverbrüchlicher Treue ergeben war, obgleich die Aeltern der Jungfrau aus altem Familienhaß ihm die Hand derselben verweigerten. Er führte seinen einzigen und besten Freund, einen jungen Mann aus einer der ersten englischen Familien, der von Reisen zurückkam,

in die Bekanntschaft seiner Angebeteten ein. Dieser hatte ihm versprochen, bei den feindseligen Aeltern für ihn zu arbeiten. Aber der Treulose, welcher Dunkans Braut selbst lieb gewann, ward für sich selbst. Obgleich ihn das Mädchen verschmähte, gaben ihm doch die Aeltern die Hand ihrer Tochter. Die Unglückliche starb am Abend vor der Hochzeit schnell hin: die Rede ging, durch Selbstvergiftung. Dunkan war in Verzweiflung. Er suchte den falschen Freund auf. Beide fuhren nach Calais. Da schlugen sie sich. Dunkan suchte Rache und eigenen Tod. Es fehlte wenig, er hätte den letztern gefunden. Ein Stich durch den Leib brachte ihn dem Grabe nahe. Der Mann, welcher ihn unglücklich gemacht hatte, floh nach Amerika. Dunkan ward nach einem Vierteljahre geheilt von der gefährlichen Wunde, nicht von der Schwermuth. Die Aerzte empfahlen ihm Luftveränderung, Zerstreuung auf Reisen, und er ließ sich einpacken und in die weite Welt hinausschicken.

Kasimir erzählte nun auch seine eigene Geschichte. Dunkan hörte sie sehr theilnehmend an.

„Dich haben nur gemeine Egoisten betrogen,“ sagte Dunkan, „nur selbstsüchtige Pöbelseelen; mich aber betrog mein einziger Freund, den ich von Kindheit an besaß. Deine Geliebte lebt noch; die meinige ist mir auf ewig verloren. Dir ist

noch zu helfen; mir nicht mehr. Du möchtest in eine Einöde ziehen; ich würde, wenn es dir Ernst wäre, mit dir gehen. Aber dir iſt noch zu helfen, mir nicht."

„Mir zu helfen!" ſagte Kaſimir ſeufzend, ſah gen Himmel und legte beide Hände auf die Bruſt: „Lieber Gott, guter Dunkan, du kennſt hier zu Lande die Leute nicht."

„Die Leute hier zu Lande ſind die Leute bei mir zu Lande, lieber Morn. Ich gebe dir mein Wort, wenn du mir nicht hinderlich ſein willſt, helfe ich dir zu Allem. Der filzige Käſekrämer gibt dir ſeine liebenswürdige Tochter, und ſeine Million dazu. Deine Miniſter geben dir Ehrenſtellen und Orden und was du verlangſt. Das alles läßt ſich ohne Hexerei machen. Aber um ein ſchönes Mädchen zu bekommen, muß man nicht blos brav und hübſch ſein; um eine Million zu bekommen, muß man nicht bedürftig ſein; um Aemter und Würden zu bekommen, muß man nicht blos geiſtreich, kenntnißvoll, thätig ſein."

„Und wie möchteſt du es anſtellen, Dunkan?"

„Ganz einfach. Stoß' an mit deinem Glaſe! Gelobe, mir kein Wort dagegen zu ſagen, wenn ich die ganze Stadt in den April ſprenge. Es wird alles ganz ehrlich zugehen."

„Gut, Dunkan; aber wie willſt du's machen?"

„Ich muß erſt meine Leute kennen lernen,

muß ihnen auf die Zähne fühlen, muß erst mein Schlachtfeld untersuchen, auf welchem ich für dich kämpfen will. Dann wird sich alles von selbst ergeben. Vor allen Dingen thue mir aber den Gefallen, nimm meinen schönen Wiener Wagen und meinen deutschen Bedienten von mir an, als die deinigen; ein Paar Pferde dazu kaufe ich dir morgen. Fahre dann alle Tage fleißig spazieren, aber ohne mich, damit man nicht glaube, die Equipage gehöre mir. Denn ich will kein Aufsehen erregen, sondern du sollst die Augen auf dich ziehen. Deiner süßen Nachbarin melde zur Erklärung des Räthsels ganz einfach: du habest ein beträchtliches Vermögen in England gewonnen; damit holla!"

Morn zog die Augenbraunen finster zusammen: dennoch mußte er über den Einfall lächeln. Er hatte an Dunkan sein Wort gegeben, ihn schalten zu lassen; am Urtheil der Residenzstadt war ihm ohnehin nichts gelegen. Es mochte ausfallen, wie es wollte, er würde die Stadt und das gesammte Kurfürstenthum ohnehin verlassen haben. Auch der Geist des Punsches, welcher seinem innern Tone eine höhere Stimmung verlieh, machte es ihm leicht, in alles zu willigen, was sein Dunkan ihm wegen des Betragens in der Folge vorschrieb.

Die Equipage.

Folgendes Morgens war Dunkan früh in den Kleidern. „Ich muß dafür sorgen, daß du schon den Nachmittag ausfahren kannst!“ sagte er, und schloß den guten Morn in seine Arme. „Ach, Morn, du kannst glücklich werden, nur ich kann es nicht mehr!“ rief er in trauriger Gemüthsbewegung, und seine Augen verfinsterten sich wieder von Thränen: „Aber — du, trefflicher Mensch, bist mein Freund. Das tröstet mich. Bei dir hoffe ich, wenn auch nicht glücklich, doch wieder getröstet und ruhig zu werden.“

Morn wollte ihm den seltsamen Plan wieder ausreden; aber Dunkan blieb bei seinem Entschluß. Indem erschien Karoline Romanus gegenüber am Fenster. Sogleich ergriff Morn seinen Freund, führte ihn ans Fenster, zeigte ihm die Tochter des Millionärs, und umarmte und küßte ihn vor derselben. Der ihr wohlbekannte Name Dunkan war eben so schnell hinüber geschrieben. Sogleich hing ein rosenfarbener Strickbeutel an Karolinens Fenster, was in der Fernschreibesprache hieß: „Ich bin darüber entzückt!“

„Wahrhaftig!“ rief Dunkan, als er die wunderholde Gestalt drüben erblickte: „das darf kein Punschgröschen bleiben!“ Und fort ging er und

ließ ſich den ganzen Morgen nicht wieder ſehen. Statt ſeiner kam bald Felix, Dunkans deutſcher Bedienter, um ſich ſeines neuen Herrn Gnade zu empfehlen, und zu berichten, welche Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten er beſitze.

„Vergeſſet nicht die vornehmſte: Treue und Redlichkeit!“ ſagte Morr.

„Redlichkeit werde ich Ihnen beweiſen,“ antwortete Felix, „Treue werden Sie mir erſt einflößen zu ſich, gnädiger Herr.“

Die Antwort gefiel; Felix ward in Dienſt genommen unter denſelben Bedingungen, wie er bei Dunkan geſtanden war.

Gegen Mittag ließ ſich der Graf Krebs melden.

„Vor allen Dingen gratulire ich erſt zu meinen beiden göttlichen Schecken, ſcharmanter Freund!“ rief der Graf. „Sie haben da eine himmliſche Acquiſition gemacht. Ihr Homme d'Affaires iſt ein Teufelskerl; er verſteht ſich auf die Sache, wie der perfekteſte Roßkamm. Aber nun erlauben Sie, ſcharmanter Freund, daß ich bei Ihnen meine blutigen Thränen weine. Die beiden Schekken ſind mir an Leib und Seele gewachſen. Wäre ich in dem Augenblick nicht ein wenig in meinen Finanzen derangirt, der Kurfürſt hätte mir ſeinen ganzen Marſtall dafür vergebens geboten.“

„Aber Sie sind doch bezahlt, Herr Graf, oder muß ich…“ stotterte Morn, und ward feuerroth.

„In der Ordnung, Alles in der Ordnung!“ fiel ihm der Graf ins Wort. „Davon ist keine Rede. Aber ich komme eigentlich in ganz anderer Absicht. Ich muß Ihnen das Gut des Barons Wölpern ausreden, das elende Dreileben! Auf Ehre, die Einode rentirt nicht anderthalb Prozent. Er fordert hundert- und fünfzigtausend Gulden. Haben Sie es schon gesehen?“

„Nein, Herr Graf.“

„Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen auf Erden und im Himmel heilig ist, Sie müssen die Wüstenei sehen; eine Stunde umher kein Dorf, unter den Fenstern nichts als den Rhein, hinten aus Berge und Wälder. Nein, Sie müssen das alles sehen, um vor Entsetzen davon zu laufen. Wenn Sie einmal Lust haben, sich eine Kugel vor den Kopf zu schiessen, göttlicher Mann, so gebe ich Ihnen den Rath, kaufen Sie Dreileben. Herr, bei Ihrem Vermögen, das Ihnen das Glück zugeschleudert hat, werden Sie das Auge auf etwas Besseres werfen. Ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Glück. Eben darum komme ich her. Sehen Sie, ich gebe Ihnen mein schönes Gut — ein wahrer Fürstensitz ist's — mitten zwischen weiten Kornfeldern, Boden wie Gartengrund — Wald, Rebberge, Wiesen, Ge-

richtsbarkeit — ſehen Sie, Alles gebe ich Ihnen um hundert- und neunzigtauſend Gulden baar Geld. Denken Sie, nur drei Viertelſtunden hier von der Reſidenz! Nur was ich an Verbeſſerung der Gebäude verſchwendet habe, koſtet mich — — warten Sie, ich habe die Beſchreibung in der — nein, ich bin des Todes! ich ließ ſie auf dem Pulte bei mir zu Hauſe liegen. Wiſſen Sie, Seelenfreund, am beſten iſt es, Sie beſuchen mich, ſehen das Gut."

Der Graf fuhr noch lange in dieſem Tone fort. Morn merkte bald, daß Dunkan angefangen habe, ſeinen Aprilſpaß zu ſpielen. Er verſprach, wenn er Zeit habe, wolle er den Nachmittag hinaus kommen. Der Graf empfahl ſich unter den höchſten und theuerſten Schwüren ewiger Freundſchaft.

Dunkan war Mittags bei Tiſche ſehr aufgeweckt; Morn gar nicht. „Du wirſt mir nur die Menſchen noch verächtlicher machen!" ſagte er zu Dunkan: „Denn eben dieſer Graf Krebs würdigte mich ſonſt keines Blickes. Ich war erſtaunt, ihn ſich zu mir bemühen zu ſehen."

„Werden die Menſchen dir verächtlicher," ſagte Dunkan, „ſo iſt es nicht meine, ſondern der Menſchen Schuld, daß ſie ſo kleinlich ſind. Gleichviel, wenn ich nur dabei in deinem Herzen gewinne. Auf die erſte Frage im Hotel, in wel-

chem meine Bediente sind, wies mich der Wirth wegen der Pferde an den Grafen Krebs. Die Thiere sind werth, was ich für sie zahlte. Der Wirth, als er hörte, der Zug sei für dich, du wärest ein reicher Mann, konnte mir deine Verdienste und Tugenden nicht genug rühmen. Als ich mich wegen eines anzukaufenden Landguts für dich erkundigte, ward sogleich ein Mäkler berufen, der mir deren zehn antrug. Graf Krebs nannte dich gerade einen Gott, behauptete, du hättest schon vor zehn Jahren verdient, Premierminister im Lande zu sein; es würde dann wohl ganz anders im gesammten Kurfürstenthum stehen. Mir gefällt diese Posse ungemein. Sie zerstreut mich. Ich will die Sache weiter treiben. Sie läßt sich nicht übel an."

Nachmittags fuhr Morns neue Equipage vor, eine Chaise im neuesten und reichsten Geschmack. Der Graf Krebs hatte Recht, um seine Schecken Blut zu weinen, denn es waren ein Paar herrliche Rosse. Morn setzte sich ein, und fuhr selber. Sein Felix in blaßgelber Livrei sprang ehrerbietig hinten auf.

Die ganze Straße war lebendig geworden; denn vor dem Hause, in welchem der Exzeferendar wohnte, pflegte nie ein so glänzendes Fuhrwerk zu halten. Man wartete lange in der ganzen Nachbarschaft, wer einsteigen würde. Als aber

Morn erſchien, und der Bediente ihm mit groſer Ehrerbietung einſteigen half, dann hinten aufſprang, Morn wegfuhr — gab es links und rechts zu rathen. Daß Karolinchen auch ihr blondes Haupt zum Fenſter hinaus ſteckte, verſteht ſich von ſelbſt.

„Ich gäbe meine ſechs Kreuzer darum,“ ſagte Herr Romanus zu ſeiner ſchönen Tochter — er hatte die ſechs Kreuzer noch für Hering in der Hand — „wenn man mir ſagen könnte, wem die Chaiſe und der Bediente gehören.“

„Das wäre leicht zu erfahren,“ antwortete Karoline, „fragen Sie doch nur die Frau Weber ſelbſt, bei der Herr Morn wohnt. Sie ſteht noch vor dem Hauſe.“

„Haß doch Recht; das habe ich umſonſt!“ ſprach er, ſteckte die ſechs Kreuzer ein und ging zur Nachbarin.

„Ei du lieber Gott!“ ſagte Frau Weber zu ihm: „Wem denn anders, als dem Herrn Referendar? Du mein Heiland, wiſſen Sie denn aber nicht, was er für ein Glück gemacht hat? Nun, ich gönne es ihm wohl. Er iſt ein wahrer Engel von Mann. Ganze Wagen voll Geld ſind für ihn aus England angekommen. Er iſt der reichſte Mann im ganzen Lande unſers gnädigen Kurfürſten geworden. Er hat gehandelt, und das iſt ihm gelungen. Sein Bedienter hat es mir ſelbſt ge-

sagt, und der hat's vom englischen Kaufmann, der jetzt beim Herrn Referendar wohnt."

Herr Romanus sah die Frau mit einem fieren, durchdringenden Blicke an, und konnte, als hätte ihn ein Kinnbackenkrampf ergriffen, den Mund nicht wieder aufthun. Er ging heim und warf sich nachdenkend in seinen ledernen Lehnsessel im Gewürzladen hin. Flink tanzte Karoline die Treppe herab zum Vater, um von ihm das Neueste zu hören. Er antwortete lange nicht; denn von Morn sprach er nie, oder nur in der höchsten Noth. Endlich rief er mit einem schweren Seufzer: „Solch einen Taugenichts, Pflastertreter und Spitzbubensohn, dessen Vater mich um mein ganzes Vermögen betrogen hat, gibt's der Himmel im Schlaf; und ich ehrlicher Mann plage mich Tag und Nacht, und Jahr um Jahr, mein ganzes Leben hindurch mühselig von einem rothen Kreuzer zum andern! Ist das Gerechtigkeit? Womit hab' ich das verdient?" — Er war dem Weinen nahe. „Aber", fuhr er plötzlich auf, „wer weiß auch, ob's wahr ist. Wagen voller Geld! Pah! von England! Pah! durch Handel! Pah! ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen, Frau Weber!" rief er, und schob sich die pechschwarze Stutzperuke dreimal um den Kopf herum; dann rieb er die flachen Hände zusammen, daß sie hätten brennen mögen.

Es gab die neue, modiſche Equipage des Referendars Morn zu manchen ähnlichen Geſprächen in der Reſidenz Anlaß. Denn ſie war durch ihre Form ſelbſt dem Kurfürſten aufgefallen, vor deſſen Palaſt der Ex-Referendar vorbeigefahren war. Der Kurfürſt fragte darum den geheimen Kabinetsrath Bitterblatt; dieſer glaubte den Ex-Referendar Morn darin erkannt zu haben. Man rieth her und hin, und vergaß die Sache wieder.

Der Millionär.

Am folgenden Tage ward ſie deſto reger. Dunkan hatte zwar gegen die Perſonen, mit denen er wegen Morn in Berührung gekommen, nur geäuſſert, dieſem ſei aus England ein beträchtliches Vermögen zugefallen; aber wenn man nach den ſchönſten Rittergütern herumfragt, in Equipagen fährt, wie ein Fürſt, hat das Wörtchen „beträchtlich“ ein beträchtlicheres Gewicht. Graf Krebs, der immer im Superlativ zu reden gewohnt war, ſchwor bei allen Göttern, Morn ſei der reichſte Privatmann im Kurfürſtenthum, ein Millionär; er ſpiele nur mit Hunderttauſenden; er müſſe in Oſt- und Weſtindien ganze Provinzen beſitzen.

Nichts pflegen die Leute lieber zu glauben, als das Unglaubliche. Einen einfachen, rechtſchaffenen Mann zu verachten bei aller ſeiner

Tugend, fällt Keinem sehr schwer; aber einen Schwärmer oder Narren für heilig zu halten, kostet am Ende wenig Mühe. Man macht kinderleicht den Weisesten lächerlich: hingegen wenn ein Gaßner Teufel beschwört, ein Cagliostro Wunder verrichtet, hangen ihm Hohe und Niedere an. Hätte man gesagt, Morn besitze seine hunderttausend Gulden: es wäre zweifelhaft gewesen; aber Millionen — das mußte überzeugend sein.

„Sehen Sie, Papa," sagte der Kammerpräsident zu seinem Vater, dem Kabinetsrath von Bitterblatt, „nun erklärt sich's, warum er sein Referendariat aufgab. Ich meinte anfangs, es habe ihn beleidigt, daß man ihn bei den Beförderungen vergessen."

„Im Grunde war es ein dummer Streich," sagte der Kabinetsrath, „daß man ihn überging. Aber wer konnte das voraussehen? Und wär's auch nur deiner Schwester wegen gewesen. Ich glaube, das Mädchen hat Affektion zu ihm. Sie könnte gemach ins alte Register kommen. Eine avantageusere Partie, als einen Millionar, findet sie nicht leicht für sich."

„Und für uns alle, Papa. Ließe sich die Sache nicht redressiren?"

Man ging zu Rathe. Der Kabinetsrath nahm die erste Gelegenheit wahr, dem Kurfürsten die seltenen Talente und Verdienste des gewesenen

Kammerreferendars zu rühmen. Man müsse einen solchen Mann dem Staat erhalten, besonders da Morn großes Vermögen gewonnen in Bankspekulationen und Aktienhandel. Man spräche von Millionen. Es wäre Schade, wenn solche Summen nicht ins Land gezogen, sondern auser Landes verzehrt werden sollten.

„Hm!“ sagte der Kurfürst: „Mich nimmt Wunder, was Ihr Alle so plötzlich Morns Verdienste preiset. Schon der Finanzminister Rabe sprach mir ganz begeistert von ihm.“

Dies Wort schoß dem Kabinetsrath auf's Herz; denn der Finanzminister hatte ebenfalls eine mannbare Tochter und brauchte Geld.

„Rabe behauptete sogar,“ fuhr der Kurfürst fort, „Morn habe als Sekretär bei der Kommission in den neu acquirirten Landen ohne Ausnahme Alles gethan, und Andere hätten sich Ruhm und Lohn zugeeignet.“

Der Kabinetsrath lächelte kalt, während ihm vor Schreck und Zorn ganz übel ward, und er schwor im Herzen dem Finanzminister ewige Todfeindschaft.

An Morn war schon vom Finanzminister Einladung zu einer Unterredung gekommen. Morn erschien.

„Freund,“ sagte der Minister, „es freut mich,

daß endlich mein innigster Wunsch erfüllt ist. Lange ward wider Sie gearbeitet. Ich habe mit Erstaunen wahrnehmen müssen, daß Sie bei der letzten Wahl übergangen wurden. Ich eilte zu Sr. Durchlaucht, offenbarte ihm Ihre vielseitigen Verdienste, sagte ganz sans gêne, daß Sie eigentlich die Stelle des Kammerpräsidenten verdient hätten, die Bitterblatt an sich riß, und ich besiegte die Kabale. Auf meine Vorstellung hin geruhten Se. Durchlaucht Sie in mein Departement zu versetzen. Herr geheimer Finanzrath, ich habe die Ehre, Ihnen hier das Diplom Ihrer Ernennung zuzustellen."

Morn legte das Diplom, ohne es zu öffnen, schweigend auf den Spiegeltisch, dankte dem Minister für seine gütige Aufmerksamkeit, und — ein Zug von bitterm Verdruß schwebte dabei um seinen Mund — lehnte die Ernennung von sich unter allerlei Vorwanden ab.

Kaum war er wieder in seinem Zimmer, fuhr der Kabinetsrath Bitterblatt bei ihm vor. „Ich muß Sie selber aufsuchen, theurer Freund," sagte er, und umarmte Kasimirn, „mir ist's, als hätte ich Sie eine Ewigkeit lang nicht bei mir gesehen. Wir müssen einander nicht vergessen. Nur mit zum Todesverdruß hintertrieb Rabe Ihre Ernennung bei der Kammer, um Sie in den Finanzrath zu bringen. Das verzeihe ich ihm in meinem

Leben nicht. Apropos, meine Tochter gibt morgen ihren Freunden und Freundinnen einen Ball. Sie hat verlangt, ich müsse Sie selber einladen, damit Sie ja nicht fehlen. Ich hoffe, Sie geben uns keinen Korb."

Er bekam ihn dennoch. Kasimir erwiederte die zärtlichen Herzlichkeiten des Kabinetsraths mit kalten Höflichkeiten, und entließ ihn in halber Verzweiflung, doch ohne alle Hoffnung aufzugeben. Kasimirs Menschenhaß ward durch dies Betragen der Leute noch gesteigert. Er verachtete Alle, und sehnte sich in die tiefste Einsamkeit, um nicht täglich Zeuge so mannigfaltiger Verworfenheit zu sein. Schmeicheleien kränkten ihn jetzt ärger, als die ehemaligen Zurücksetzungen; und je ämsiger man ihn erhob, je tiefer fühlte er sich erniedrigt.

„O die Elenden!" sagte er zu Dunkan: „Glauben sie denn, ich sei so erbärmlich und verächtlich, wie sie? Meine sechsjährige Treue und Aufopferung galt nichts; aber das bloße Gerücht, ich sei reich, ändert alle Ansichten. Möchte ich nun ein Dummkopf, ein boshafter Mensch sein — man hält mich für einen Millionär, und ich gelte für den verdienstvollsten, achtungswürdigsten, geistreichsten, edelsten Mann. Die Komödie ekelt mich an, Dunkan."

„Mich belustigt sie. Das Hauptstück fehlt noch, lieber Morn. Die schöne Romanus muß erobert werden!“ sagte Dunkan.

Der Sieg.

Die Eroberung war schon halb und halb gemacht, ohne daß es die beiden Freunde ahneten; denn der alte Romanus, der gegen Karolinen sonst nie ein Wort von Morn sprach, hatte ihn seit einigen Tagen vom Morgen bis zum Abend auf der Lippe. An der Million ließ sich nicht mehr zweifeln, seitdem es stadtkundig geworden, Morn habe seine Ernennung zum geheimen Finanzrath ausgeschlagen; der Minister Rabe und der Kabinetsrath Bitterblatt wären Todfeinde und Nebenbuhler, ihn zum Erbam zu haben.

„Und er wird wohl das Fräulein Bitterblatt nehmen!“ sagte Karoline mit hinterlistiger Traurigkeit, um ihren Vater zu belauschen.

Der Alte antwortete keine Silbe darauf, sondern stierte auf seine Fingerspitzen hin, wie wenn er schwere Rechnungen hatte. „Und wie viel kann sie denn im Vermögen haben?“ fing er dann nach einer Weile an: „Pah! das sind Possen. Es ist eine baldausgebaute Familie. Das allein gefällt mir an Morn, daß er Alles ehrlich und redlich im Handel erworben hat. Aber — sein Vater war

doch bei dem allen ein Spitzbube, der mich blutarm gemacht hat. Nicht dreißig Kreuzer bekomme ich zurück."

Indem ward angeklopft. Der wohlbekannte fremde Herr trat herein, nämlich Dunkan. Karoline wurde feuerroth. Romanus machte sich groß und lang.

„Ich hätte mit Ihnen, Herr Romanus, ein kleines Geschäft zu machen, wenn Sie Hand dazu bieten wollen!" sagte Dunkan. „Es käme dabei für Sie ein artiger Vortheil heraus."

„Ein Geschäftchen? Ich bin zu Derselben Diensten. Setzen Sie sich doch."

„Herr Morn, dessen Geschäfte ich bisher in England zu verwalten die Ehre hatte, möchte sich jetzt in Ruhe setzen, da er so viel hat, als er zum Leben braucht."

„In Ruhe? Ei ei!"

„Er hat das Gut Dreileben am Rhein besehen, und hätte Lust, es zu kaufen."

„Dreileben? Ei, ei! Warum Dreileben? Es ist gar weitläuftig, es wird theuer, theuer kommen!"

„Ich vermuthe, Herr Morn hält viel auf den Namen. Er sagte einmal, das sei, was er wünsche; ein abgelegenes Paradies für Drei, die beisammen leben möchten. Er verstand unter diesen Drei sich, seine künftige Gemahlin und einen guten

Freund, worunter er die Güte hatte, mich zu verstehen."

Karoline ward wieder roth; sie mußte sich abgegen das Fenster wenden.

„Aber Sie haben Recht, Herr Romanus. Der Baron Wölvern hält das Gut doch im Preis. Er verlagt hunderts- und fünfzigtausend Gulden, wird es aber baar in Gold bezahlt, hundert- und dreißigtausend. Herr Morn will zwar baar zahlen . . ."

„Baar? Ei, ei!"

„Doch ist der Preis unmäßig. Er wünschte, daß Jemand, der das Handeln und Dingen besser verstände, als er, für ihn den Kauf machen möchte. Er verspricht dem Mittelsmann für jedes abgehandelte Tausend eine Belohnung von hundert Gulden. Nun behauptet er ferner, niemand in der ganzen Stadt könne das Geschäft besser besorgen, als Sie, Herr Romanus . . ."

„Gehorsamer Diener. Ich liebe die Komplimente nicht."

„Und wollten Sie die Güte haben, sich damit zu befassen . . ."

„Zu Befehl."

„Er bedauert daneben, daß Sie seit mehrern Jahren mit ihm sehr gespannt leben."

„Kleinigkeiten."

„Er hat mir erzählt, wie er anfangs sein

mäßiges Vermögen bei Ihnen habe in die Handlung geben wollen, ſtatt es in England anzulegen; daß er auch nachher noch im Sinn gehabt, mit Ihnen in den britiſchen Fonds und Aktien geſellſchaftlich zu ſpekuliren, — aber Ihre Kälte gegen ihn —"

„Blitz, ich ſage ja, Kleinigkeiten, wahre Kleinigkeiten!"

„Sie hätten dabei eine artige Summe profitirt."

„Aber was kann ich armer Mann dafür? Warum war Herr Morn ſo boshaft, und ſagte mir armen Mann kein ſterbendes Wortchen? Konnte er ſich denn nicht beſinnen, daß mich ſchon ſein Vater höchſt unglücklich gemacht hat?"

„Doch um auf Dreileben zu kommen und Ihr Geſchäft dabei?"

Herr Romanus ging ärgerlich ab und an. „So gering auch ein Gewinn ſein mag," ſagte er: „ein ehrlicher Handelsmann kann in ſo betrübten Zeitläuften nichts von der Hand laſſen."

Nach acht Tagen war der Kauf geſchloſſen. Romanus machte ſich dabei ein Proſitchen von tauſend Gulden. Er ward ganz heiter, und ging ſelbſt zu Kaſimir, ihm den Kauf anzuzeigen.

„Nun," ſagte er, „wir könnten wieder gute Freunde werden!" und lächelte dabei etwas verlegen.

„Ich wünsche nichts sehnlicher, Herr Romanus!“ erwiederte Kasimir lebhaft. „Erfüllen Sie nur meine Bitte. Machen Sie mich glücklich, und Ihre Tochter glücklich.“

„Davon kann gar nicht die Rede sein, Herr Morn. Habe ich Ihnen nicht genug gesagt, daß ich durch Ihren Vater grundelend und arm wie eine Kirchenmaus geworden bin?“

„So arm doch nicht!“

„Zum Betteln, sag' ich Ihnen, zum Betteln. Sie sind jetzt ein steinreicher Mann geworden — wenn ein Funkchen Edelmuth in Ihnen wäre, nur ein Gerstenkorn Erbarmens: so würden Sie mir erst wieder ersetzen, was ich an Ihrem Vater verloren habe.“

„Und dann?“

„Nun, dann würde ich Ihnen fußfällig danken.“

„Und Ihre Tochter?“

„Ja, und die Zinsen seit sieben Jahren?“

„Und wenn Sie die hätten?“

„Nun, dann wollte ich in der ganzen Stadt sagen, welch ein kreuzbraver, rechtschaffener Mann Sie wären.“

„Und Karoline?“

„Apropos, es müßte nicht vergessen werden, ich gab die achttausend Thaler an Ihren Vater in Gold! Oh, Herr, die vollwichtigen Louis-

d'or und Karolinen! Hätten Sie sie nur gesehen! Gott verzeihe mir die schwere Sünde, fluchen kann ich nicht, aber die Augen gehen mir über, wenn ich daran denke."

„Und wenn ich Ihnen nun zum Ersatz fünfzehnhundert Karolinen für eine einzige Karoline geben würde?"

„Für welche Karoline?"

„Ihre Tochter."

„Mit Erlaubniß, ich glaube, sammt den Zinsen stiege es wohl über zweitausend Karolinen."

„Und wenn ich zuletzt die zweitausend nicht ansehen würde, sobald Sie mir Karolinen gäben und ..."

„Sie scherzen, Herr Morn. Sehen Sie, ich brauche mein Weniges. Ich habe viele Schulden machen müssen. Der Bankerot Ihres Vaters hat mich weit zurückgebracht. Ich kann meiner Tochter nichts mitgeben, als was sie von ihrem Plunder auf dem Leibe trägt."

„Und wenn ich denn auch damit zufrieden wäre?"

„So muß ich das ... arme Mädchen doch erst fragen."

Herr Romanus ging. Morn tanzte. Er fiel wie ein Berauschter seinem Dunkan um den Hals und weinte vor Freuden. Dunkan weinte mit.

Dreileben ward gekauft, der Ehevertrag auf-

gesetzt, und ehe acht Tage verstrichen, war die schöne Romanus eine noch schönere Frau Morn. Es versteht sich, Dunkan hatte für das liebende junge Paar bequemere Wohnung in einer der schönen Gegenden der Residenz gemiethet.

Der erste April.

„Der Spaß muß vollständig sein!“ sagte der Engländer. „Die ganze Stadt beugt sich vor dir, lieber Morn; selbst der Hof buhlt um deine Freundschaft. Das Blatt soll sich wenden. Ich gebe dich für arm aus. Hilf mir. Sehen wir dann die neuen Gesichter. Und haben wir uns satt gesehen — fort in die Einsamkeit nach Dreileben. Den Baron Wolvern habe ich schon zu meinem Plan gewonnen. Ich muß auch den alten Filz, deinen Schwiegervater, ein wenig züchtigen für sein Judenthum. Er verdient es.“

In der That beugte sich die ganze Residenz vor dem neuen Millionär, wie der Britte sich ausdrückte. Wer konnte auch von den Leuten, die seit Kindesbeinen gewohnt waren, Geld, Pracht und Wohlleben über Alles zu achten, vor dem beneidenswerthen jungen Mann, der eine Million, das schönste Landgut und die schönste Frau hatte, stehen, ohne vom Gewicht der Ehrfurcht und Bewunderung niedergekrümmt zu werden, und hüte

man den steifsten Rücken von der Welt gehabt? — Jeder drängte sich zum Herrn von Morn; alle Lippen adelten ihn, ohne nach dem Adelsbrief zu fragen. Minister, Kammerherren, Grafen luden ihn zu ihren Festen ein; selbst die kurfürstliche Familie war bei einigen derselben gegenwärtig, und Kasimir mit seiner jungen, schönen Gemahlin hatte die Ehre, den Durchlauchten vorgestellt und von ihnen allerhuldreichst angeredet zu werden. Für Kasimir freilich waren alle diese Ehrenbezeugungen und Vergötterungen nichts Schmeichelhaftes. Er sah, sie galten nicht ihm, sondern seinem vermeinten Reichthum. Er erblickte in jenen Liebkosungen der Hohen und Niedern nur den Gipfel der Niederträchtigkeit von Personen, die den Menschen nicht deswillen schätzen oder lieben, was er ist, sondern um deswillen, was er hat. Aber er mußte sich durchaus auf einige Zeit Gewalt anthun, und die ihm ekelhafte Posse mitspielen, weil es sein Freund Dunkan forderte.

„Ich kann es aber nicht ertragen!“ sagte Morn zu ihm. Da war es eben, wo Dunkan die obigen Worte zu ihm sagte: „Der Spaß muß vollständig sein. Ich gebe dich nun wieder für arm aus.“

Schon in den letzten Märztagen hatte Dunkan hin und wieder mit bedenklicher Miene von bösen Briefen aus England gesprochen. Der größte Theil

von Morns ungeheuerm Gewinn sei wieder von einer andern Seite durch einen ungeheuern Verlust aufgehoben und zu Nichts geworden. Er werde sich sehr einschränken müssen. Ein großes Glück für ihn aber sei noch, daß er in der Residenz mächtige Freunde habe. Der Baron Wölpern lief umher und versicherte, es stehe mit dem Verkauf des Gutes schlimm, Morn könne nicht zahlen. Dunkan trug unter der Hand Diesem und Jenem die prächtige Mornische Equipage zum Kauf an. Die Miethe im großen Hotel ward aufgekündet. Dies alles breitete sich blitzschnell mit hundert Zusätzen verleumderischer Zungen durch die Residenz aus. Am ersten April aber ward Morns Verarmung ausser allen Zweifel gesetzt, so sehr man sonst auch an diesem Tage alle unerwartete Nachrichten, blos des Datums willen, zu bezweifeln pflegte. Denn Morn fuhr schon in der Frühe bei allen seinen Freunden vor, um sie theils um Geldvorschüsse, theils um Bürgschaften, theils um eine Empfehlung beim Kurfürsten zu einer einträglichen Anstellung zu bitten. Alle, die ihn noch vor vierundzwanzig Stunden mit Versicherungen der Freundschaft überhäuft, ihn in ihren zärtlichen Umarmungen fast erdrückt hatten, erstaunten, erschracken bei dieser Verwandlung der Dinge. Einige bedauerten ihn höflich; Andere machten ihm kalte Entschuldigungen; Andere be-

lächelten mit schadenfrohem Witz die Verschwindung seines Feenreichs; aber Keiner hatte für ihn Geld, Bürgschaft oder Empfehlung. Im Bitterblattschen Hause ward sogar ein großes Nachtmahl mit Ball und Feuerwerk wieder abbestellt, zu dem Morn auf denselben Tag mit seiner Gemahlin eingeladen gewesen war.

Am übelsten ging es mit dem alten Romanus. Zu dem kam der Baron Wolpern, begleitet von einem der ersten Advokaten der Residenz, und forderte von ihm, als Unterhändler wegen des Gutes Dreileben, Versicherung wegen der Zahlung. Romanus hatte zwar keine schriftliche Bürgschaft für Morn geleistet, aber doch beim Handel, um ihn zu beschleunigen und sich dabei Gewinn zu machen, mündlich und ziemlich zuversichtlich geäussert, daß er im Nothfall wohl Bürge und Zahler sein werde. Doch sein Ernst war das gar nicht gewesen. In solchen Fall jemals kommen zu können, hatte er nie geträumt. Schon die bösen Gerüchte über Morns Unglück in England hatten ihm wahre Seelenangst verursacht, und die ausweichenden Antworten, welche Morn ihm gegeben, da er diesen deswegen befragte, hatten seinen Kummer nicht gemildert. Nun aber Wolpern mit dem Advokaten kam, nun er an der Armuth seines Schwiegersohns nicht länger zweifeln konnte, nun er sogar für denselben zur versprochenen Zah-

lung aufgefordert ward, kam er faſt von Sinnen. Wenige Stunden nach Wolverns Beſuch rührte ihn der Schlag. Abends war der Geizhals todt, weil er durchaus keinen Arzt annehmen wollte.

Dreileben.

Dieſer plötzliche Todesfall änderte die ganze Geſtalt der Dinge. Romanus hinterließ ein ungeheures Vermögen, mehr, als man ſelbſt erwartet hatte. Morn war nun in der That der Millionär, für welchen ihn ſein reicher und wohlwollender Freund Dunkan bisher hatte gelten laſſen wollen. Auf Morns Namen war Dreileben zum gekauft; aber Dunkan hatte dazu das Geld gegeben, und durch einen beſondern Vertrag zwiſchen Dunkan und Morn war es wieder das Eigenthum von Jenem geworden. Dunkan, faſt eben ſo menſchenfeindlich als Morn, hatte beſchloſſen, mit ſeinem Freunde fern von Menſchen in jener angenehmen Einſiedelei ſeine Tage hinzubringen. Morn wollte nur der Verwalter des Gutes ſein, weil er auch von ſeinem Freunde keine Wohlthaten annehmen mochte. Nun war Morn beinahe ſo reich, als der Brite. Dies änderte aber in den Verhältniſſen der Freunde nichts ab.

Hingegen änderte es, wie ein Zauberſtreich, abermals den Sinn der ganzen Reſidenz. „Er

hat uns nur in den April schicken wollen!“ sagten Hohe und Niedere, und machten ihm wieder Besuche, trugen ihm Geld, Bürgschaften, Empfehlungen an, mündlich, schriftlich mit tausend Schwüren treuester und wärmster Freundschaft, stellten Feste an, sandten Einladungen, und waren an Güte unerschöpflich.

Morn sagte: „Ich bin aller der Niederträchtigkeiten satt! Komm Karoline, komm Dunkan, in die Einsamkeit, weit weg von dem gleisnerischen, prunkenden Gesindel. Mir ist hier nicht länger wohl. Ich ward lange genug betrogen. Was soll ich mit den Leuten? Wozu länger Zeuge ihrer Erbärmlichkeit und Spiel ihrer Selbstsucht sein! Sei, wie Salomo, weise, wie ein Engel gut, opfere dich auf für die Welt, sei der gemeinnützigste, wohlthätigste Mann — aber arm dabei, und man wird dich übersehen. Jeder Flachkopf wird über dich erhoben, jeder anerkannt gewissenlose Mensch dir vorgezogen, jeder engherzige Egoist neben dir verherrlicht werden, wenn er nur Geld genug hat.“

Sobald die Erbschaftsangelegenheiten berichtigt waren, Haus und Waarenvorräthe des verstorbenen Romanus ihre Käufer gefunden hatten, begab sich Morn mit seiner Gattin und seinem Freunde nach Dreileben, und ging von dem Tag an nie wieder in die Residenz.

Ungefähr sechs Jahre nach diesen Ereignissen kam ich im Gefolge unsers damaligen Erbprinzen in die kurfürstliche Residenz. Ich wußte aus frühern Zeiten, daß Morn daselbst als Referendar angestellt gewesen war. Es freute mich, bei dieser Gelegenheit einen alten Universitätsbruder zu umarmen. Gleich nach unserer Ankunft erkundigte ich mich nach ihm. Wenige kannten ihn. Endlich hörte ich, er wohne in Dreileben, brüte über seinen Geldkasten, wie weiland Romanus, mache bei allem Reichthum fast gar keinen Aufwand, und halte durchaus keinen Umgang.

Sobald es die Verhältnisse gestatteten, warf ich mich in den Wagen und fuhr nach Dreileben hinaus. Es war ein schöner Morgen. Ich freute mich, den Sonderling zu überraschen, und bedauerte nur, daß er mit dem Gelde des Krämers zugleich dessen Geiz geerbt hatte.

Ich fuhr durch eine Reihe fruchtbarer Felder einem Wald entgegen, in welchem, wie Bauern sagten, das Schloß am Rhein läge. Wie ich aber in den Wald hinein kam, war es kein Wald, sondern eine weitläufige Gartenanlage, mit Wasserfällen, Blumenbeeten, Gebüschen, Irrwegen, Tempelchen, Rasenbänken, Ruinen und Bildsäulen von Marmor, deren Schöpfung ungeheuern Aufwand gekostet haben mußte. Ein Schloß oder schloßähnliches großes Landhaus mit weitläuftigen

Nebengebäuden zur Feldwirthschaft breitete sich vor mir zwischen wilden Kastanienbäumen und lombardischen schlanken Pappeln aus. Ueberall und weit umher von den geschornen feinen Rasenbeeten bis zu den mit köstlichen Orangerien bepflanzten Lustgängen und den marmornen Bildsäulen herrschte ein edler Geschmack mit fast fürstlicher Verschwendung. Da war keine Spur des Geizes.

Ich stieg ab. Ein reichgekleideter Diener sprang herbei, und bedauerte auf meine erste Frage nach Herrn Morn, daß ich zu spät komme; die Herrschaft wäre in der Frühe verreist, und käme erst nach einigen Tagen wieder zurück. Ich kehrte mißmuthig um. Nach acht Tagen fuhr ich wieder hinaus, und erlebte das gleiche Mißgeschick. Die Herrschaft war abermals abwesend. Ich klagte Abends in einer Gesellschaft meinen Unfall. Man lachte. „Reisen Sie noch zwanzigmal nach Dreileben," sagte man mir, „und Sie werden noch zwanzigmal vergebens gehen. Das hätten wir Ihnen voraussagen können. Es wird dort Niemand vorgelassen, wer er auch sei. Mit Fernröhren wird jeder Besuch schon von weitem erkannt, und sogleich abgelehnt. Die Leute in Dreileben sind darauf abgerichtet. Wer einen

Fremden sieht, meldet es auf der Stelle an die menschenscheue Herrschaft."

So belehrt, schrieb ich an Morn einen Brief, daß ich ihn zu sehen und von der Regel für mich unter allen Fremden eine Ausnahme zu machen wünschte. Es kam eine verbindliche Antwort zurück und zugleich die Versicherung, daß er für mich gewiß zu Hause sei. Doch bestimmte er mir Tag und Stunde, wann ich in Dreileben eintreffen sollte.

Schon im Garten kam er mir mit seiner Frau entgegen. Beide empfingen mich mit einer Herzlichkeit und Liebe, die ich nach allem Vorangegangenen gar nicht erwartet hatte. Sie stellten mir ihren Freund Dunkan vor. Nach einer Viertelstunde waren wir alle die vertrautesten Leutchen mit einander. Ich ward mit einer Herrlichkeit bewirthet, die ich selbst in fürstlichen Pallästen nicht gefunden hatte; aber auch das Landhaus selber war von innen mit fürstlicher Pracht ausgestattet. Da glänzte in kostbaren Bänden eine ausgewählte Bibliothek der besten Werke alter und neuer Schriftsteller; da waren alle Zimmer mit Meisterstücken von den besten Malern behangen; da war ein Musiksaal. Mir zu Ehren ward ein Konzert gegeben; es war mehr, als ein gemeines Liebhaberkonzert. Die vorzüglichern Bedienten des Hauses waren musikalisch, vom Sekretär an

bis zum Gärtner und Jäger. Von der Zierlichkeit des Hausgeräthes will ich gar nicht reden. Das junge Ehepaar hatte zwei blühende Kinder. Dunkan war unverheirathet und entschlossen, als Hagestolz zu sterben.

„Und seid ihr hier in eurer schönen Abgeschiedenheit auch wirklich glücklich?“ fragte ich eines Abends, da wir im Garten beisammen saßen.

Morn lächelte und sagte: „Warum nicht? Wir bauen uns hier unsere eigene Welt, und unser Glück ist, von der übrigen nichts zu wissen. Wir selbst und unsere Kinder bilden ein inniges Ganzes; mit dem andern Volk draussen haben wir nichts zu schaffen. Was die Thoren treiben, davon erfahren wir nur allzuviel aus den Zeitungen. Dafür erquickt uns, was die vorzüglichsten Geister in ihren Schriften von dem Edelsten gaben, was sie gedacht, gedichtet und empfunden haben. Was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Hohes gewähren können, umringt uns. Was fehlt diesem Himmel? Umgang mit den verkrüppelten, tiefverdorbenen, ehrgeizigen, selbstsüchtigen Menschen draussen würde uns nur die Heiligkeit unsers Friedens beflecken, und uns zu Theilnehmern ihres wohlverdienten Elendes machen. Heil dem, der sich von Allem losmachen und sich selber leben, die Schicksale und Tage-

geschichten der Welt aber nur aus der Ferne, als Schauspiel, nehmen kann:"

Diese Aeusserungen leiteten uns in ein vertrauteres Gespräch über das wahre Verhältniß des Weisen zur menschlichen Gesellschaft; und Morn erzählte mir nun seine und Dunkans Geschichte so, wie ihr sie von mir gehört habt.

„Doch mit so reichen Mitteln, wie den Ihrigen," sagte ich zu Morn, „wie wohlthätig könnten Sie auf Ihre Umgebungen einwirken! Und müßte es nicht Ihre Glückseligkeit erhöhen, wenn Sie, statt aus der Fülle ihres Reichthums nur für sich selbst ein Paradies zu bauen, es auch für Andere erweiterten?"

Er schüttelte finster den Kopf und sagte: „Was wollen Sie? Mit Geld macht man Keinen glücklich, sondern durch weise Thätigkeit, durch Gedanken-Spenden. Aber darnach fragt Niemand. Habe ich nicht meine schönsten Lebensjahre unnütz aufgeopfert, in der Hoffnung, einige Achtung und Liebe zu gewinnen? Beherrscht nicht gemeine Prasserei, Wollust, Eitelkeit und Habsucht Paläste und Strohhütten? Fragt man in großen und kleinen Staaten nach den talentvollsten, redlichsten Männern, um sie an die Spitze der Geschäfte zu stellen, oder nicht vielmehr nach dem Gelde, nach dem Adel, nach der Herkunft? Sind es nicht immer meistens die verächtlichsten In-

triganten, die sich zu den höchsten Würden drängen, und den Würdigsten zurückwerfen? Waren nicht von jeher die gemeinnützigsten und tugendhaftesten Personen von dem engherzigen Pöbel in Purpur und Zwillich am heftigsten verfolgt? Soll ich solcher Elenden willen meine Ruhe, mein stilles Glück für leere Träumereien hingeben? Ich liebe den Menschen, aber ich verachte von ganzem Herzen die Menschen."

Morn gerieth in immer größern Eifer. Dunkan und Frau Morn stimmten ein. Ich konnte gegen dies menschenfeindliche Kleeblatt nicht aufkommen, und schwieg. Die Leutchen hatten nicht ganz Unrecht, und bildeten sich daher ein, vollkommen Recht zu haben. Bekehren konnte ich sie nun doch nicht, sondern nur betrüben mit Widerspruch; denn ich bemerkte es bald, sie waren alle sehr empfindlicher Natur. Wäre Rousseau ein Millionär gewesen, wie Morn, er hätte mit seinem wunden Herzen, mit seiner finstern Ansicht der Welt in Frankreich gelebt, wie Morn am Rhein, und aller Reichthum wäre in seiner Hand nur ein Mittel gewesen, seinen egoistischen Träumereien bequemlicher nachzugehen.

II.

Es ward über die Geschichte, welche uns der Oberforstrath von Rödern erzählt hatte, vielerlei geurtheilt, vielerlei gestritten. Obgleich Alle darin übereinstimmten, daß Morns Weltverachtung und Zurückgezogenheit bei allen seinen Reichthümern eine Art Rache gewesen sei, die er an der Welt genommen, weil sie ihn verkannte und nicht seines innern Werthes wegen schätzen mochte; oder eine Wirkung der Furcht, welche ihm die Schlechtigkeit des großen Haufens eingeflößt hatte, also, daß er nun selber die Welt verkannte, weil sie ihn verkannt hatte: ob man gleich ferner ziemlich allgemein darin übereinstimmte, daß Jean-Jacques auch als Millionär Jean-Jacques geworden und geblieben sein würde — war man doch in andern Dingen getrennter Meinung. Besonders nahmen Einige das spätere Betragen Morns, seine Absagung der Welt, sein Sichselberleben in Schutz, während Andere es Engherzigkeit und Egoismus hießen.

Darüber erhitzten sich die Köpfe.

„Wer von uns würde nicht geradezu handeln, wie Morn, wenn er dessen Schicksal und nachherigen Reichthum gehabt hätte?“ rief einer von

der Mornischen Partei: „Seht doch die Massen der Menschen an, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten — welch ein verachtungswürdiger Haufe! Wie klein ist die Ausnahme der Edeln, mit denen man sich versteht, und die nicht ihre Winzigkeit zur Hauptsache des Weltalls machen! Wahrhaftig, der ist kein Menschenfeind, der die Menschen beurtheilt und nimmt, wie sie sind, und sich von ihnen in einer gewissen ehrerbietigen Ferne zu halten sucht, weil ihm sein Friede theuer ist. Meint ihr — und ich spreche von der Mehrheit der Leute, wie sie sind! — meint ihr, es liebe einer von ihnen jemanden wie sich selbst? Meint ihr, man schätze eure Tugend, eure Kenntnisse, eure Verdienste, und ziehe euch deswegen vor? — Geld ist die große Triebfeder in der bürgerlichen Gesellschaft, oder statt des Geldes der allerverkehrteste Begriff von Ehre. Durch Weiberschürzen, Gönnerschaften, Kabalen und Parteitrotz werden die meisten Stellen besetzt; darum sitzen so viele Flachköpfe obenan. Und wer obenan sitzt, seht, den vergöttert das übrige Geschmeiß. Religion hat das Volk auf den Lippen; aber sucht einmal Religion im Herzen und Wirken der Leute — fragt, wer sich mit Hab' und Gut und Leben wohl für eine heilige Sache hinopfern möchte? — Alles ist unter den Menschen auf Schein berechnet und Betrug, in der Kirche, im Leben, am

Hofe, im Viehstall, im Hause, auf dem Markte. Es gibt unter Millionen Menschen nicht hundert wahrhafte, natürliche, ungeschminkte Menschen. Gestehen wir es uns doch nur einander selbst, ob wir uns, die wir hier beisammen sind, ganz redlich so zeigen, wie wir in der That sind, wie wir in der That denken und wünschen. — Ihr Herren lacht über mich, und meint in euerm Sinn, ich kenne die Welt nicht, ich sei ein junger Mensch. Eben daß ich ein junger Mensch bin, ist mein erster Titel zur richtigen Beurtheilung der Menschen; denn ich trage noch in mir die Unbefangenheit und Naturhaftigkeit meiner Kindheit, während ich vermöge meines Alters aller Orten mit der Welt, ihren Formen, ihrem Komödienspiel, ihrem leidenschaftlichen, schleichenden, trotzigen, speichelleckerischen, übermüthigen, gleisnerischen Wesen in widerliche Berührung komme. Bin ich einst älter, durch vieljährige Gewohnheit abgestumpfter gegen alle politische, moralische, religiöse, ästhetische Verkehrtheit: so wird mein Urtheil minder wahr und treffend sein. Nur Kinder sind naiv, weil ihre Natürlichkeit gegen die alternen Konvenienzen in Widerspruch geräth. Ein Weltmann ist nie naiv, oder er wolle mit Naivetät kokettiren, wie eine alte Buhlschwester. Der unverderbte Jüngling, wenn er ins Leben hinaustritt, ist wie ein Reisender in fremden Ländern,

dem in denſelben, wäre er auch nur ein mittelmäßiger Kopf, mehr Dinge auffallen, als dem Einheimiſchen, und wäre der Einheimiſche auch ein Univerſalgenie."

Dieſe Worte verurſachten neuen Kampf. Genug, wir gingen unvereinigt auseinander, und als wir in der nächſten Woche wieder Abendgeſellſchaft beim Oberforſtrath hatten, begann man rüſtig, wo man es das letztemal gelaſſen hatte.

Der Oberforſtrath blieb ſeinem Karakter getreu und hielt in allen Dingen Mittelſtraße. Als es aber zu laut ward, erinnerte er an die zweite Geſchichte, die er uns verſprochen hatte. Und da ward es plötzlich ſtill.

Abermals ein Millionär.

Als ich — hob der Oberforſtrath an — von meiner Amſterdamer Reiſe zurückkam, die ich wegen des von Holland gelieferten Schiffsbauholzes gemacht hatte, wegen deſſen Bezahlung die Herren Holländer allerlei Schwierigkeiten machen wollten, ward ich gar wohlgemuth. Denn Alles war mir über Erwartung gelungen. Ich hatte neue und noch vortheilhaftere Akkorde geſchloſſen, und freute mich nicht ohne Grund auf die Zufriedenheit unſerer Regierung mit meiner Sendung. Denn ich hatte auch ſonſt noch dies und das für die Regierung gelegentlich abthun müſſen.

Doch keine Freude bleibt ganz rein. Unterwegs hatte ich ein verdrießliches Abentheuer. Nicht weit mehr vom Städtchen — nun doch! der Name liegt mir auf der Zunge, und ich kann ihn nicht herausbringen! Liegt auch nichts daran. Also, es war Abend, und ich in meiner ganz neuen Reisechaise nicht weit von dem Städtchen; der Postillion fuhr rasch zu. Es war mir lieb, zur Ruhe zu kommen. Ich war mit meinem alten Kunz (des Oberforstraths Bedienten) die ganze vorige Nacht gefahren.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK München

Die Straße zum Städtchen war erbärmlich. Plötzlich geschah ein Krach! Wir hatten Schiffbruch gelitten. Kunz, der neben dem Postknecht saß, flog vom Bock herab, und ich von meinem Sitz herab so gewaltig mit dem Kopf gegen des Postillions Rücken, daß dieser zwischen den Pferden am Boden lag, ehe er es vermuthete. Die Vorderachse und die Wagenfeder waren gebrochen; Kunz hatte sich den Arm aus dem Gelenk gefallen, der Postknecht die Nase geschunden. Ich kam mit dem Schrecken davon. Zum Glück waren die Pferde so verständig gewesen, und hatten bei der Erschütterung sogleich Halt gemacht. Wir schleppten uns mühselig in das Städtchen. Der Postillion versicherte, in einigen Tagen wurde meine Chaise hergestellt sein; aber ich müsse sie nach Hard bringen lassen, eine kleine Stunde seit-

wärts der Stadt. In Hard wohne einer der geschicktesten Wagner von der Welt.

Als wir im Wirthshause ankamen — es war ein finsteres, schmutziges Loch — und als ich sogleich Wagner und Schmiede herbeirufen lassen wollte, gab mir der Wirth selber den Rath, ich solle den Wagen nach Hard führen lassen. Weit und breit sei kein besserer Wagner.

Kunz war übel zugerichtet. Anfangs glaubten wir, er habe den Arm gebrochen. Wir fanden bald, er müsse sich die Achsel ausgefallen haben. Der Doktor des Städtchens, ein steinalter Mann, bedauerte, daß der Wundarzt erst vorige Woche gestorben sei. Er selber befasse sich mit solchen Operationen nicht. „Sie thun am besten," sagte er, „Sie lassen Ihren Bedienten nach Hard bringen. Da wohnt ein sehr geschickter Wundarzt."

„Was ist denn das Hard?" fragt' ich den Doktor.

„Ein Dorf, ein Stündchen von hier.

„Warum leben denn hier zu Lande die geschickten Wagner und Wundärzte nicht in Städten, sondern in Dörfern?"

„Ei, es ist da in Hard der Schulze, ein Grillenfänger, ein Narr, der alles Gewerbe dahin zieht, und am Ende noch das Dorf zur Stadt machen will, glaub' ich. Geld hätte er wohl genug dazu; aber er ist ein Knicker, ein Filz. Sonst

hat er wohl ganz schätzbare Eigenschaften. Er ist ein Millionär. Ich kenne ihn sehr gut, aber habe nichts mit ihm zu thun. Er ist ein Narr."

„So gibt es dort in Hard wohl auch ein Wirthshaus?"

„Allerdings. Es ist besser, als hier. Der Schulze hat seit drei Jahren ein Bad dabei angelegt, da ist immer viel Besuch. Aber der Schulze richtet sich damit zu Grunde. Der Doktor, welchen er dahin gezogen hat, ist ein Ignorant, ein Hanswurst, ein Schwadroneur, der immer das große Maul offen hat."

Ich mußte noch viel über den Doktor hören. Inzwischen, weil doch in Hard der beste Wundarzt, der beste Wagner und das beste Wirthshaus waren, beschloß ich meinen Kunz und meine Chaise dahin zu begleiten.

Folgendes Morgens ward das Fuhrwerk mit Seilen und Stangen so gut, als möglich, gebunden und geflickt; Kunz, der die Nacht außerordentliche Schmerzen gelitten hatte, eingepackt, und so Alles nach Hard geschickt.

Ich ließ mir den Weg zeigen und machte die Reise — denn es war ein herrlicher, frischer Sommertag — zu Fuß.

Das Dörflein Hard.

Kaum eine halbe Stunde von der Stadt verbesserte sich plötzlich der Weg. An beiden Seiten der sorgfältig unterhaltenen Landstraße zogen Reihen von Obstbäumen hin. Es fiel mir auf, wie die Aecker so herrliche Früchte trugen; es schien gar kein Unkraut in ihnen zu gedeihen. Die ganze Landschaft schien sich zu verschönern, selbst das Gras auf den Wiesen fetter und grüner zu werden. Vor mir lag das Dorf mit weit zerstreuten Hütten zwischen schattigen Bäumen, wie in einem großen Garten. In der Mitte des Dorfs auf einem Hügel lag die Kirche. Diese Einrichtung, diese Bauart, diese Fülle stach auffallend von allem ab, was ich bisher in diesen Gegenden gefunden hatte.

„Ihr lebt ja hier wie im Paradiese, Vater!“ sagte ich zu einem betagten Bauer, der hinter mir her aus dem Städtchen kam: „Ihr habt weit und breit umher im Lande den fruchtbarsten Boden.“

„Gott sei Dank, ja, daran fehlt es nicht!“ antwortete der Bauer.

„Wie kommt es auch, daß eben euer Dorf so zerstreut und nicht beisammen liegt, wie andere Dörfer der Gegend?“

„Ei, es ist übel genug! Unser Dorf brannte

vor fünfzehn Jahren ab; da mußten wir es denn wohl wieder aufbauen, wie es jetzt iſt, weil es die Regierung befahl. Man kann nichts Nachtheiligeres erfinden. Ich habe eine gute Viertelſtunde Sonntags zur Kirche. Das iſt für alte Leute und Kinder, zumal im Winterwetter, ſchlimm. Andere haben noch weiter als ich. Es war aber eine erſchreckliche Brunſt! Nur fünf abgelegene Höfe blieben verſchont."

„Wie kam das Feuer aus?"

„Gott der Herr mag es wiſſen! Man munkelt allerlei. Viele behaupten noch heut, der Schulze habe es wohl ſelber angelegt, um uns in Noth zu bringen. Aber ich will es nicht geradezu behaupten."

„Das wäre ja entſetzlich vom Schulzen!"

„Nun ja, er macht wohl noch andere Streiche. Er iſt ein eigennütziger, hartherziger Mann, das weiß Jeder. Mir hat er Poſſen genug geſpielt. Er war erſt unſer Schulmeiſter; da brachte er es bei der Regierung dahin, daß wir ihn zum Dorfſchulzen annehmen mußten. Ja, das iſt mir ein Fuchs, wie tauſend Meilen weit ringsum keiner zu finden iſt."

„Aber er ſoll reich ſein."

„Das glaub' ich. Ein ſteinreicher Mann iſt er; aber er gibt keinen Kreuzer aus für ſich, lebt ſchlechter als der gemeinſte Taglöhner. Wenn

seine tollen Stunden kommen, wirft er wieder Geld mit vollen Händen weg. Der Mensch ruinirt sich mit seinen Narrheiten. Aber es ist sein Schade. Der hat an nichts Lust, als uns für sein Geld zu tiranniſiren."

So unterhielt ich mich eine Zeitlang mit dem Alten; dann schlug er seitwärts einen Fußweg ein, der durch Wiesen führte.

Die Gegend war so anmuthig, so idyllenhaft möchte ich sagen, daß ich — ohnedem fing die Sonne an heftiger zu brennen — mich auf einen Stein unter einen Nußbaum setzte, um auszuruhen und der Gegenwart recht froh zu werden. „Wie glücklich", dachte ich und stopfte mir die Pfeife, „könnte das Völkchen dieses Paradieses leben! Und doch muß überall der Teufel sein Spiel treiben. Da wirft die Regierung einen Menschen her, der den Dorfkönig spielen will, und alles Lebensglück dieser guten Menschen ist dahin!"

Indem kam eine alte Frau vorübergegangen. Ich sprach sie an, um etwas plaudern zu können.

„Mütterchen, wo ist im Dorfe hier das Wirthshaus?"

„Gehen Sie nur der Straße nach, Herr, linker Hand neben der Kirche ist es. Ich bin selbst die Wirthin."

„Das freut mich; denn ich kann gleich von

Euch erfahren, ob Ihr mich für einige Tage mit Wagen und Bedienten beherbergen wollet?"

„Ich bin nicht für Herrschaften eingerichtet. Sie müssen ins obere Wirthshaus; dahin ist auch vor einer halben Stunde ein zerbrochener Wagen gefahren, vermuthlich der Ihrige."

„Es thut mir leid, daß ich nicht bei Euch bleiben kann, Frau Wirthin. Wo ist aber das obere Wirthshaus?"

„Sehen Sie das kleine weiße Haus auf der Höhe mit den grünen Fensterladen? Das ist des Schulzen Haus, und nebenan das Wirthshaus für die Fremden."

„Gehört es vielleicht dem Schulzen?"

„Nein und ja, wie ihm Alles gehört und nicht gehört. Er ist Schuld, daß es gebaut wurde."

„Das bringt Euch aber keinen Nutzen."

„Freilich nicht. Er bringt Niemand Nutzen. Seit er im Dorf ist, ist meine Wirthschaft um die Hälfte schlechter. Gott verzeihe es ihm, er hat schwere Verantwortung am jüngsten Tage! Ja, hätte ich mich seinem Willen und seinen Narrheiten wie eine Magd unterwerfen wollen, so würde es wohl anders gegangen sein. Aber dahin hat er es nie bringen können. Gottlob, ich habe auch noch zu leben, und brauche nicht von ihm abzuhangen."

Indem hörte ich in einem nahe liegenden

Bauernhause starken Wortwechsel. Das Mütterchen spitzte die Ohren dahin, nickte ein paarmal schnell mit dem Kopfe und pfiffiglachelnder Miene, und sagte halblaut: „Aha, so, so! Es geschieht der Grethe schon recht!“ Dann wandte sie sich zu mir, zeigte mir einen Fußweg durch die Felder, auf welchem ich am kürzesten zum obern Wirthshaus kommen würde, und verließ mich.

Aus dem Hause neben mir trat ein sauber gekleideter Bauer, der etwas unwillig schien. Eine alte weinende Frau folgte ihm, desgleichen ein junger Kerl. Sie nahmen von dem Zurnenden Abschied. „Ihr habt vollkommen Recht, Herr Schulz!“ sagte der junge Kerl treuherzig, und gab dem Weggehenden die Hand zum Abschied: „Ich habe die Mutter schon genug gewarnt.“

„Nun, nun!“ erwiederte mit vornehmem Ernst der Schulz, er schien ein Mann in den Vierzigen: „Diesmal will ich Nachsicht haben.“ Die Alte versicherte, er werde künftig zufrieden gestellt werden. Der despotische Dorfkönig wandte sich und ging davon.

Ich sah ihn denselben Fußweg einschlagen, welchen mir vorhin die Dorfwirthin zum obern Wirthshaus als den kürzesten gewiesen hatte. Das bewog mich schnell aufzubrechen, um den Mann, den Millionär, von dem ich nun schon seit gestern

so viel gehört hatte, von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Was hatte ich hier im Dorfe Besseres zu thun? Allein, wenn ich dachte, daß dieser Mensch bei allen seinen Mitbürgern nur Klagen erwecken konnte, daß ich selber Augenzeuge seines stolzen, barschen Verfahrens in diesem Augenblick gewesen, verlor sich die Lust zu seiner Bekanntschaft. Er lief mir ohnehin zu schnell, und ich ließ ihn laufen.

Der Schulz des Dorfes.

Indessen stand er bald wieder still, da er einigen Bauern begegnete, mit denen er ins Gespräch kam. Als ich ihm nahe war, verließen ihn die Leute. Nun grüßten wir uns. Er ließ mich aus Höflichkeit auf dem schmalen Fußweg voran gehen. Ich sprach mit ihm erst vom Wetter, dann von der Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens. Er antwortete sehr bescheiden, sprach aber mit großer Bestimmtheit und in so gewählten Ausdrucken, daß ich wohl merkte, der Mann habe einige Bildung. Vom Boden behauptete er ganz trocken, derselbe sei so gut und schlecht, wie in der ganzen Gegend, aber von den Leuten besser angebaut, als an andern Orten. Ich äusserte ihm darüber meine Verwunderung. „Jeder Eigenthümer wohnt hier in der Mitte fast aller seiner Güter," sagte

er, „und kann sie daher leichter beaufsichtigen und bauen.“ — „Aber,“ sagte ich, „der herrliche Wiesewachs!“ — „Sie haben vielleicht nicht bemerkt,“ entgegnete er, „daß alle Wiesen beisammen liegen und gewässert werden. Auch haben wir guten Mergel in der Nähe. An andern Orten könnte man das alles auch haben, mehr oder weniger; aber die Leute sind trag und unwissend. Die Natur ist überall eine gute Mutter; aber der Mensch gibt sich nicht überall die Mühe, die Sprache dieser Mutter zu verstehen, und folgt seinem Eigendünkel.“

Diese angehängte Bemerkung war mir doch für einen Dorfschulmeister oder Schulzen zu philosophisch. Ich blieb stehen und betrachtete ihn in seinem Kittel von grobem Zwillich, und großem runden, schwarzen Strohhut auf dem Kopf. Es war in der That in seinem von der Sonne gebrannten Gesicht etwas Auszeichnetes, ich möchte sagen Edles, sehr Bekanntes.

Der Schulze betrachtete mich einen Augenblick mit einem scharfen, durchdringenden Blicke schweigend, und sagte dann: „Sind Sie der Herr von Rodern, oder . . .“

„Der bin ich!“ antwortete ich verwundert, und betrachtete ihn genauer.

Er bot mir lachend die Hand und sagte: „Ei

du schlanker frommer Junge, vormalige Augenweide aller Schönen — —"

Ich zuckte mit der Hand, denn ich glaubte, meinem Dorfschulzen wandle eine seiner Narrheiten an, von denen mir schon mehrere Personen gesprochen hatten. Er hielt aber meine Hand fest und fuhr fort: „Wie bist du ein brettschultriger, dicker, großer Herr geworden! Was für ein guter Geist führt dich denn diesen Nebenweg nach Hard, von der goldenen Mittelstraße ab, die dir doch so gut zugeschlagen hat?" Und dabei nahm er mich beim Kopf, küßte mich und rief: „Sei mir willkommen! Kennst du mich denn nicht?"

Ich war ganz verblüfft. Mir war's, als sollte ich ihn irgendwo gesehen haben. Plötzlich ward es mir klar vor Augen, und ich zweifelte nicht länger. „Etwa Engelbert?" sagte ich.

„Allerdings!" rief er. Und nun erwachten unter dem Klang seiner Stimme alle Frühlinge meiner Jugendjahre auf. Ich drückte ihn an meine Brust mit der tiefsten Rührung, und vergaß alles Böse, was ich über ihn seit gestern gehört hatte. Er rief einen kleinen Knaben vom Felde, und sprach: „Springe zu meiner Frau. Sag' ihr, ich habe einen Bruder gefunden; sie solle sogleich Wein, Himbeerkäs, frische Butter und weißes Brod unter die Linde tragen lassen, wo wir frühstücken."

Ich mußte ihm nun auf der Stelle meine Lebensgeschichte seit den Universitätsjahren, die Ursache meiner Reise und die Veranlassung zu meinem Abstecher nach Hard erzählen. Dann ward vom Schicksal mehrerer unserer ehemaligen akademischen Mitbürger gesprochen. Ich erzählte ihm auch Morns Geschichte.

„Und du?“ sagte ich zu ihm.

„Und ich?“ erwiederte Engelbert lächelnd. „Sieh mich nur an, Herr Oberforstrath, da siehst du, wer ich bin — ein Bauersmann, nebenbei auch der Schulze des Dorfes, in welchem ich wohne.“

„Aber du wunderlicher Mensch,“ rief ich, „wie kommst du bei deinen herrlichen Talenten in diesen abgelegenen, unbekannten Winkel der Erde? War's deine freie Wahl?“

„Freie Wahl!“

„Und wohnst schon lange hier?“

„Seit neunzehn Jahren sehr glücklich.“

„So erzähle mir doch!“

„Davon ein andermal. Ich sehe meine Frau droben unter den Linden. Da findest du meine ganze Familie beisammen. Komm, hilf uns frühstücken.“

Wir gingen aufwärts. Nach einer Weile bog sich der Fußweg seitwärts, und wir kamen zur Linde. Im Schatten derselben saß eine liebens-

würdige junge Frau von etwa dreißig Jahren, schlank, von feinen Gesichtszügen, einfach ländlich gekleidet. Ein kaum halbjähriges Kind schlief auf ihrem Schoos. Ein anderthalbjähriges Kind saß zu ihren Füßen; dem brachte ein munterer, wilder vierjähriger Knabe mit rothen Backen und goldenen Haaren Blumen zu. Zwei ältere Knaben, der eine sieben-, der andere zehnjährig, standen, jeder mit einem Buch in der Hand, hinter der hübschen Mutter, und betrachteten mich mit ihren großen blauen Augen neugierig. Sie waren beide in Zwillich, doch sauber gekleidet, wie ihr Vater; dazu gingen sie baarfuß. Die übrigen gingen in Leinwand, aber sehr reinlich.

Der Schulze des Dorfes stellte mich seiner Frau vor, der beim leisen Gegengruß eine sanfte Röthe über das Gesicht flog. Dann kniete der Schulze gar pathetisch vor seiner Frau nieder, küßte ihre Hand und bat um Verzeihung, so spät zum Frühstück zu kommen. Aber er wies auf mich, als seinen Entschuldigungsgrund.

Ich ward mit der artigen Familie schnell bekannt und vertraut. Sie lagerte sich im Grase um ein holzernes sauberes Gefäß voller Milch. Da ward mit blechernen, verzinnten Löffeln gegessen, und schwarzes Brod dazu. Mir wurde weißes Brod mit frischer, herrlicher Butter, eine Flasche alten Burgunders, Wasser und Himbeer-

sorup hingesetzt. „Denn ich kenne ja schon von Alters her deine Feindschaft gegen Milchspeisen!“ sagte Engelbert.

Mir kam alles wie ein Traum vor; theils der Anblick dieser wahrlich malerischen Gruppe, theils das überraschende Zusammentreffen mit Engelbert, theils diesen Mann hier, als Bauer unter Bauern, zu sehen, getrennt von der gebildeten Welt, ihn, der auf der Universität unter uns allen als der vortrefflichste Kopf und kenntnißreichste Jüngling gegolten hatte! — Zwar schon auf der Universität spielte er den Sonderling; aber man nahm das damals, wie man eine Jünglingsgrille oder Laune und Schwärmerei zu nehmen pflegt. Daß dieser endlich, berufen zur glänzendsten Laufbahn, als der Schulze eines Dorfes enden würde — wer hätte das je vermuthen können?

Seine Auguste, so nannte er seine Frau, und seine Kinder hingen mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an ihm, und er wieder an ihnen. Wie konnte dieser Mann so eigennützig, so boshaft und hartherzig sein, als er mir bisher geschildert worden war! Und doch war mir sein Reichthum — im Städtchen nannte man ihn ja sogar den Millionär — verdächtig; denn ich wußte schon auf der Universität, daß seine Aeltern nur mäßig bemittelte Leute gewesen waren; und neben diesem Reichthum war mir seine und der Seinigen ge-

ringe Kleidung und Kost nicht weniger auffallend. Ohne Geiz schien er nicht zu sein. Ich nahm mir vor, diesen wunderlichen Mann genauer zu prüfen.

Wir gingen mit einander in muntern Gesprächen die Höhe aufwärts.

„Unter meinem Strohdache beherbergen kann ich dich nicht, denn es fehlt mir an Platz!“ sagte Engelbert. „Aber neben mir an im Werthshause wirst du alle Bequemlichkeit finden. Ich habe da ein Bad angelegt über eine schwefelhaltige Heilquelle; du kannst dir das beste Zimmer auswählen, denn die Badezeit ist noch nicht angegangen. Die Gäste treffen erst im Anfang künftigen Monats ein.“

Die Haushaltung.

Der Wagner hatte schon meine Chaise, der Wundarzt meinen Kunz unter Händen. Jener versprach, den Wagen binnen zehn bis zwölf Tagen herzustellen — denn ein Wink des allmächtigen Schulzen genügte, den Künstler zu bewegen, alle andere Arbeit liegen zu lassen, um mir zu dienen. Der Wundarzt hatte vermittelst einer Maschine Kunzens Arm wieder eingerichtet, aber dieser Arm war sehr geschwollen. Kunz sollte sich eine Woche lang still halten. Mir kam die unverhoffte Verzögerung sehr gelegen; denn wahrhaftig, Engelbert und seine allerliebste Familie verdienten

wohl, daß man ihretwillen eine eigene Reise machte.

Alles, was ich bei diesem Sonderling fand, interessirte mich, und um so mehr, da ich mich immer sicherer überzeugte, wenige Sterbliche lebten so rein glücklich, als er. Sein Haus glich jedem andern Bauernhause, nur lag es mitten in einem wohlgeordneten Küchen- und Blumengarten. Von innen herrschte die größte Reinlichkeit und — Einfalt darf ich's kaum nennen — Armuth. Eine Wohnstube, der Sammelplatz der Familie, hatte nichts als ein paar tannene Tische und Bänke, an der Wand eine holzerne Uhr und einen kleinen Spiegel. Nicht nur Engelbert, sondern selbst seine Frau und Kinder schliefen — auf Matratzen von Laub und Mo • in verschiedenen Kammern. Das Linnen überall war grob, aber blendend weiß und sauber. Man speisete zum Theil von holzernen Tellern, wie die Kapuziner, zum Theil von geringem irdenen Geschirr. Wasser und Milch, auch Dünnbier, waren das gewöhnliche Getränk. Als ich mich eines Tages mit aller Gewalt zum Gast aufdrang beim Mittagsmahl, empfing man mich lachend, aber ich mußte mit der üblichen Kost vorlieb nehmen. Die Speisen waren wohlschmeckend, kräftig, reinlich. Eine nahrhafte Suppe, zartes Gemüse, gebratenes Rindfleisch, schwarzes Brod und Dünnbier dazu — damit war

der Schmaus zu Ende. Aber es war mir, als hätte ich in meinem Leben nicht köstlicher geschmauset. Die liebenswürdige Mutter mir gegenüber, von ihren fünf rothwangigen Engeln umgeben; der weise Engelbert mit seiner scherzreichen Laune dazu; dann die drollige Geschwätzigkeit der Kinder und ihre gesunde Eßluft; die Freude und innige Zufriedenheit in Aller Augen und tief in meinem Herzen — ich gestehe, es war mir ein Gottermahl, und ich ärgerte mich, wenn Engelbert sich über mich und meinen Gaumen lustig machte, der hier in der Hölle sei.

Den einzigen Aufwand des Hauses fand ich in Engelberts sogenannter Arbeitsstube; da einen Schreibtisch am Fenster, eine kleine doch auserlesene Büchersammlung, und in einem Kämmerlein daneben Erd- und Himmelskarten, Elektrisirmaschine, Luftpumpe und andere physikalische und geometrische Werkzeuge. Die Arbeitsstube war zugleich das Schulzimmer seiner Kinder, denn er unterrichtete sie selber, und das Boudoir seiner Auguste, denn sie hatte darin ihr Fortepiano, und in ihres Mannes leeren Mineralien-Schubladen ihren bessern weiblichen Schmuck.

„Allerliebst!“ sagte ich: „Aber deiner Familie wird dieser Spielraum bald zu enge werden, lieber Engelbert. Du mußt an Erweiterung denken.“

„Vor zehn Jahren nicht!“ erwiederte er.

„Der Tempel unserer Glückseligkeit ist wohl klein, aber die Glückseligkeit darin ist groß. Wir haben mehr, als wir bedürfen."

„Und du bist in der That vollkommen glücklich, Engelbert, in diesen Verhältnissen?"

„Sieh doch an dies Fleisch und Blut!" rief er, und zeigte auf Weib und Kinder. „Welch eine fröhliche Gesundheit! Und alle diese edeln Glieder von noch edlern Seelen belebt! Hier ist mein Königreich, meine Republik, mein Alles. Ich habe das Leben in der Wahrheit und nicht im Schein, wie ihr Andern in euern palastvollen, konvenienzvollen Städten und armseligen, plagevollen Dörfern. Ich habe genug für meines Leibes Bedürfniß und für meine Kraft den Wirkungskreis. Ich lebe nur abgeschieden von der glänzenden Jämmerlichkeit der europäischen Verfeinerung, nicht von der bessern Menschheit — siehe da die großen Unsterblichen! (Er zeigte auf seine Bücher.) Mir gehört die Natur, mir die ganze Herrlichkeit Gottes, mir die Ewigkeit. Was soll ich noch fordern?"

Ich drückte ihm die Hand, aber mit einer gewissen Verlegenheit, weil ich ihm nichts Gescheutes zu antworten wußte. Denn ich hätte ihm sagen können: du bist doch ein Schwärmer! Aber er hatte in Allem Recht, und ich fühlte dies; auch daß wir Andern in unsern Verhältnissen

Thoren sind, und den Konvenienzen das wahre Leben selbst opfern. Ich konnte ihm sagen: du hast Recht! Und doch fühlte ich, daß er so ganz aus der Gewohnlichkeit weggesprungen war, und seine Begriffe und Vorstellungen nicht mit den Begriffen und Vorstellungen unsers Zeitalters und unserer Menschenart recht zusammenbingen.

Ich mußte seine Vielthätigkeit bewundern. Er selbst hatte Aecker und Wiesen, und trieb Landbau, doch nur für seine häuslichen Bedürfnisse. Sein Dorfschulenamt gab ihm viel Geschäfte, und doch trieb er diese nur nebenbei; täglich hatte er einige Stunden, in denen er für sich allein war, um zu lesen oder zu schreiben. Seinen beiden ältern Knaben gab er Unterricht. Diese Kinder wußten schon viel, weil er ihnen von allem, was sie wissen wollten, den wahren Namen und noch dazu die Wahrheit sagte. So nannten sie Bäume, Gesträuche, viele Kräuter, alle in der Gegend befindliche Steinarten mit dem wissenschaftlichen Namen, weil sie keinen andern gelernt hatten. Sie sprachen von Flöz- und Urgebirgen, weil sie ihnen vor Augen lagen. Sie spielten mit dem Prisma, mit der Elektrizität, mit dem Magnet, mit dem Mikroskop, und erklärten sich viele Erscheinungen der Natur von selbst. Sie zeigten am Himmel die Planeten und vornehmsten Sternbilder mit Fingern, weil sie sie

kannten und immer vor sich sahen. Der siebenjährige Knabe behauptete fest und steif, die Sonne sei gewiß eine schönere Welt, als dieser Erdball; aber den Ringgebirgen des Mondes sprach er nicht viel Gutes nach; doch sah er sie gern durch des Vaters Teleskop.

Wie Engelbert alle ausserhäusliche Geschäfte und den Unterricht der Knaben besorgte, so stand Auguste ganz im Geiste ihres Mannes an der Spitze der eigentlichen innern Haushaltung, als unumschränkte Gebieterin, und Engelbert war darin Unterthan. Sie ordnete, wie das Kleinste in der Küche, auch die Bestellung der zur Haushaltung gehörigen Ländereien mit Getraide, Hanf, Lein u. s. w.; so wie der Hühnerhof und Taubenschlag, standen auch die zum Hause gehörigen Pferde, Schafe, Rinder, Ziegen u. s. w. unter ihrer Aufsicht und Pflege.

„Aber was hat dich eigentlich hieher gebracht?“ fragte ich Engelbert nochmals. „Du, mit deinen herrlichen Anlagen, hättest deinem Vaterlande ganz andere Dienste leisten können, als hier im Auslande Schulz eines Dorfes zu sein.“

In der schönen Morgenfrühe eines Sonntags, den er mir ganz zu weihen versprochen hatte, kam er zu mir. Wir gingen in den Garten des Wirthshauses, der für die Badegäste sehr artig angelegt war. In einer von Weinreben umspon-

nenen Laube, von welcher aus man auf die ganze Landschaft eine weite, heitere Aussicht hatte, stand mein Frühstück, ein guter Kaffee. Engelbert hatte sich Milch und schwarzes Brod dahin bringen lassen.

„Nun will ich dir erzählen," sagte er, „was mich eigentlich hieher brachte. Bis dahin erwacht Auguste mit den Kindern. Dann machen wir mit einander einen Spaziergang; dann gehen wir in die Kirche; Mittags sollst du einige gute Freunde bei uns am Tische sehen, auch den Pfarrer. Nachmittags geben dir die jungen Leute des Dorfs ein Konzert. Abends ist Ball hier; da mußt du mit uns tanzen. Auguste tanzt gut. Nun höre also mit Andacht!

Die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten.

„Ein halbes Jahr später, als du, verließ ich die Universität," sagte Engelbert. „Mein Vormund freilich hatte mir befohlen, noch das dritte Jahr dort zu bleiben: ich aber nahm dreißig Louisd'or in die Tasche, reisete durch Deutschland in die Schweizerthäler, von den Alpen nach Paris, dann in die Provence, über's Meer weg nach Neapel, über Rom und Wien wieder heim. Ich brachte noch zwei Louisd'or vom Reisegeld zurück. Denn meistens ging ich zu Fuß: Brod und Wasser, zuweilen ein Glas Wein, waren

genug für mich; in Scheuern und Ställen ſchlief ich unentgeldlich.

„Ich kam zu eben der Zeit zurück, als man mich in den Zeitungen ausſchreiben wollte. Mein Vormund that ſehr böſe. Ich aber fand, daß ein Beſuch fremder Länder wohl ſo viel werth ſei, als ein Jahr vor dem Katheder der Profeſſoren. Ich ward examinirt. Man lobte meine Kenntniſſe; man ſtellte mich, vorläufig ohne Gehalt, bei der Landſchaftskanzlei an, um mich in den Geſchäftsgang einzuweihen.

„Nach einem Jahr bewarb ich mich um eine Juſtiziariatsſtelle. Ich erhielt zur Antwort: man zweifle nicht an meiner Thätigkeit; doch ſei ich erſt dreiundzwanzig Jahre alt, folglich zu jung. Gut, dachte ich, der Fehler vermindert ſich alle Tage. Nach einem Jahr kam ich wieder um ein anderes mageres Aemtchen ein. Der Landſchaftspräſident ſagte: „Sie haben doch einiges Vermögen. Warum kleiden Sie ſich nicht anſtändiger? Warum wählen Sie das grobe Zeug zu Kleidern? Sie können ſich nirgends präſentiren!“ — Ich antwortete: „Ihre Exzellenz, der Staat verlangt von mir gute Dienſte, nicht gute Kleider.“ Der Präſident nahm es übel, und entließ mich mit einer kurzen Verbeugung. Es war damals ein Streit zwiſchen unſerm Hofe und einem benachbarten über das Eigenthumsrecht von Gütern

einiger säkularisirten Abteien. Das Recht schien auf feindlicher Seite zu sein. Zufällig hatte ich in dem Landschaftsarchiv mehrere dahin einschlagende Urkunden gefunden, welche die Sache zu Gunsten unseres Hofes entscheiden mußten. Ich schrieb eine Vertheidigung der Ansprüche unseres Hofes, ließ die Abhandlung nebst den Urkunden drucken, und sandte sie dem Ministerium mit Zueignungsschrift an unsern König. Dieser Aufsatz machte großes Glück. Ich erhielt den Verdienstorden, nämlich eine Elle Band zum Knopfloch, und wie ich nachher erfuhr, hatte man große Absichten mit mir. Zum Unglück wußte ich mit dem Ordensband nichts zu machen, schickte es zurück und versicherte, daß ich nicht aus Eitelkeit oder Eigennutz geschrieben habe, sondern aus Liebe zur gerechten Sache. Ich könnte, ohne zu erröthen, das Ordensband nicht wohl tragen. Dies ward mir von aller Welt übel gedeutet, am meisten vom Hofe. Der Landschaftspräsident sagte mir geradezu, ich sei ein Narr und in allerhöchster Ungnade. Ich solle jetzt vor der Hand nicht an Anstellung denken.

„Das traf [illegible] gleicher Zeit mit dem Tode meines Vormunds zusammen, der mich, da ich majoren erklärt wurde, meinetwillen erbenkte. Denn er hatte, ausser seinem Vermögen, auch mein Weniges durchgebracht. Es that mir leid um

den Mann. Hätte er es mir vorher gesagt, ich würde ihm seine Schuld erlassen haben. Was er hatte, wurde verkauft; von meinem väterlichen und mütterlichen Erbe behielt ich nichts, als viertausend Gulden. Das war alles, was der Vormund hinterließ. Ein kleines Mädchen, seine Tochter, ward in's Waisenhaus gethan. Mich jammerte das Kind. „Ich bin erwachsen, kann mir mein Brod doch wohl verdienen; aber das verwaiste Kind hat der Hülfe mehr vonnöthen, als ich!" So dachte ich, legte meine viertausend Gulden sicher an, befahl, dem Kinde, bis es verheirathet sein würde, die Zinsen zu zahlen, und damit seine Erziehung zu besorgen. Aber im Waisenhause sollte es nicht bleiben. Das beste Waisenhaus ist, wie jede andere Erziehungsanstalt ausser dem häuslichen Kreise, eine moralische Verderbungsanstalt.

„Nun war die Frage: was mit mir selber anfangen? Der Staat verlangte meine Dienste nicht. Ich hatte Anstellung und Beförderung verlangt, wahrhaftig nicht, um Geld zu gewinnen, sondern einen angemessenern Wirkungskreis für meine Kräfte. Ich wollte nützlich sein. Ich hatte dies vielmals erklärt, und dazu, daß ich die Stelle ohne Gehalt annehmen wolle, wenn man mir nur gestatten möge, mich nach meiner Weise zu klei-

den und zu nähren. Man hatte mich geradezu ausgelacht.

„So schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, verkaufte, was ich hatte, und verließ mein Vaterland, in der Hoffnung, irgend anderswo besser erkannt zu werden. Ich hatte Vermögen genug bei mir, Jahr und Tag als Müßiggänger leben zu können, nämlich vierzig und einige Louisd'or.

„Schon als Knabe, da ich noch in die Schule ging, hatte ich einmal in einem Buche eine Abhandlung gelesen, die betitelt war: „Von den unentbehrlichen Entbehrlichkeiten." Es war eine sehr geistreiche Anmerkung zu den Worten Jesu: „So wir Nahrung und Kleider haben, lasset uns genügen." — Das Buch hatte einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich wunderte mich nun selbst über die vielen Entbehrlichkeiten, die sich der Mensch unentbehrlich, und deren willen er sich zum Sklaven Anderer, zum Opfer jeder Niederträchtigkeit, zum Raube vielen Verdrusses macht. Je weniger Bedürfnisse man hat, je weniger Wünsche, je weniger Sorge und Furcht, je weniger Verdruß. Der freieste Mann ist der, welcher von den Umständen und von seinen eigenen Bequemlichkeiten und Gewohnheiten am wenigsten abhängt. Die Abhandlung schloß mit den Worten: Halte dich überall am Wesentlichen,

und überlasse den Thoren das traurige Glück des Scheines!

„Ich machte schon als Schulknabe den Anfang damit. Ich that meine Pflicht, aber verbat mir ganz trocken alles Lob der Lehrer. Ich schlief des Nachts neben meinem Bette auf einigen Stühlen. Ich nahm weder Kaffe noch Thee, weder Wein noch Bier, sondern Wasser. Ich gebrauchte nicht den zehnten Theil meines Taschengeldes, sondern kaufte davon armen Mitschülern Schulbücher und Landkarten. Es war mir eine Freude, endlich auf die Universität zu kommen, um ganz mein eigener Herr zu werden. Ich lebte einfach. Man hielt mich für arm; doch hatte ich Geld im Ueberfluß, und konnte Andern damit aushelfen. Die weit reicher als ich waren, seufzten unter Schulden.

„Diese einfache Lebensart war in meiner Vaterstadt nachher Vielen anstößig. Man wollte mich zwingen, besser zu essen, und ich ward von der wohlfeilen Kost satt. Ich ging sauber und nach der Mode gekleidet, aber wohlfeil. Das hieß unanständig. Ich that meine Schuldigkeit überall, aber ich machte meinen Vorgesetzten nicht den Hof. Es hieß, ich habe keine Lebensart. Ich wollte durch mich selber gelten und werth seyn, aber man wollte mich zwingen, durch seine Kleider, durch Aufwand, Schmeicheley und andere

Künste des Scheins werth zu werden. Ich schnupfte nicht Taback, ich rauchte nicht, ich verstand kein Kartenspiel, ich hatte tausend Entbehrlichkeiten nicht vonnöthen, und man hielt das für wunderlich. Genug, ich handelte überall nach meiner Ueberzeugung, war mit dem Wenigsten zufrieden, half Vielen mit meinem Ueberfluß, war immer frölichen Muthes, nie krank — nichts fehlte mir, als ein Wirkungskreis. Den gab man mir nicht, weil ich nicht war, wie andere Leute. Das war mir am Ende gleichgültig, denn ich brauchte keine andere Leute zu meiner Zufriedenheit. Wehe dem, der sein Glück von Andern haben will, wenn er es nicht darin findet, Andere zu beglücken."

Der Dorfschulmeister.

„Ich mochte wohl ein Viertelstahr herumgestrichen sein im heiligen deutschen Lande, und hatte nirgends für mich etwas gefunden. Ueberall gab es ein „Aber".

„Es ist doch närrisch von den Leuten," dachte ich, „daß sie schlechterdings einen Menschen nicht haben wollen, der weiter von ihnen nichts verlangt, als ihnen mit seinen Kenntnissen nützlich zu sein!" — Ich hatte schon den Plan, zum Besten der Welt und der Wissenschaften gerade zu

nach London zu reisen, dort meine Dienste zu einer Reise in das Innere von Afrika anzutragen, und, wenn meine Dienste nicht verlangt würden, ohne Umstände auf meine eigene Faust mich an den Senegal zu begeben. Gedacht, gethan. Ich nahm meinen Strich nach Nordwest.

„Eines Abends kam ich ziemlich müde in das Wirthshaus einer kleinen Stadt. Zum Zeitvertreib las ich beim frugalen Abendbrod ein auf dem Tisch liegendes Intelligenzblatt. Darin war eine Dorfschulmeisterstelle ausgeschrieben, mit fünfzig Gulden Gehalt, freier Wohnung, freiem Holz- und Nutznießung von drei Morgen Landes.

„Es leuchtete mir sogleich ein, daß das eine Stelle für mich sein würde. Dorfschulmeister! Welch ein wichtiger Beruf! Konnte ich nicht von dem Punkt aus der Reformator eines ganzen Dorfes, der Heiland von tausend verfäumten armen Leuten werden? Zu wie wichtigen Verbesserungen in landwirthschaftlicher, sittlicher, religiöser, vaterländischer Hinsicht konnte ich da nicht den Weg anbahnen! Und die Besoldung? Sie war kärglich, aber für mich hinreichend. Können denn mit Besoldungen Dienste, wahre Verdienste bezahlt werden? Können denn überhaupt Tugenden vom Staate belohnt werden? Die vom Staate ausgeworfenen Besoldungen stehen nur im Ebenmaas des größern oder geringern Aufwandes von

Kenntnissen und Geschäften bei denselben. Zu einer Dorfschulmeisterei, glaubt man nun, gehören wenig Kenntnisse und Arbeiten; es ist ja nur für den Bauersmann. Daher geringer Lohn. Aber eine Großzeremonien- oder Kammerherrnstelle am Hofe, ja, dazu werden ungemeine Einsichten und Tugenden verlangt! Dafür zahlt man mehr Gehalt, als für die Dorfschulmeisterei des ganzen Landes.

„Ich ging und bewarb mich um den erledigten Schulmeisterdienst im Dorfe Hard. Man durchsah meine Zeugnisse, welche ich mit mir trug, und hielt mich für einen liederlichen, verlaufenen Studenten. Das mußte ich mir gefallen lassen. Gegen meine Geschicklichkeit im Rechnen, Schreiben, Lesen und Singen war nichts einzuwenden. Trotz dem machte man Bedenklichkeiten. Ich konnte es den guten Herren nicht verargen; denn im gewöhnlichen Gang der Dinge bewirbt sich kein Mann, der zur Not seine sechs Sprachen lieft oder spricht, um eine Dorfschulmeisterei. Ich zweifle auch, daß mir die wichtige Stelle zu Theil geworden wäre, wenn sich außer einem alten, harthörigen Schneider dazu mehr Kandidaten gemeldet hätten. Aber meine Ohren hatten den entschiedensten Vorzug

„Hor' Er," sagte der Examinator und Präsident der Provinzial-Ober-Schulkommission: „Hor'

Er, die Stelle soll Ihm anmit provisorisch verliehen werden, doch nur auf ein Jahr lang, mithin provisorisch, bis man von Seiner moralischen Conduite sattsam persuadirt ist."

„So empfing ich meinen provisorischen Bestallungsbrief und ein Schreiben der Provincial-Ober-Schulkommission an den wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer Pflock in Hard, der mich in mein Amt einführen sollte.

„Ich war königlich vergnügt, voraus gesetzt, daß Könige vergnügter sein können, als Dorfschulmeister. Ich kam hierher nach Hard. Meine Wohnung war eine baufällige Barake, unreinlicher als ein Stall, jedes Fenster bald mit Papier verkleistert; mein Wohnzimmer war eine finstere Kammer, ohne Ofen. Dieser stand in der Schulstube, die täglich mich und eine Heerde von fünfundsechzig Kindern beiderlei Geschlechts beherbergen sollte. Das Gärtchen beim Hause lag voller Schutt; die drei Morgen Landes bildeten eine Flora aller in der ganzen Gegend wild wachsenden Kräuter und Stauden. Himmel, zu wie viel neuen Schöpfungen hatte ich hier Aussicht!

„Der wohlehrwürdige Herr Pfarrer Pflock empfing mich mit strenger Amtsmiene, gab mir allerlei heilsame Lehren, und stellte mich am nächsten Sonntag Nachmittags der Gemeinde feierlich, mit scharfen Ermahnungen an die Schuljugend,

vor. Dieser Pfarrer war ein orthodoxer, eifriger Mann, der mit gewaltiger Stimme alle Sonntage gegen die Ungläubigen und Verdammten donnerte, alle vierzehn Tage die Hölle, alle vier Wochen den Himmel schilderte, vierteljährlich das jüngste Gericht. In den Wochentagen und im gemeinen Leben aber war er ein gemeiner Mensch, der Fünf gerade sein ließ, sich um das Wesen seiner Bauern wenig bekümmerte, zufrieden war, wenn sie seine Küche geborig bedachten und ihn nicht bei Hochzeiten und Kindtaufen vergaßen.

„Die Gemeinde war ausnehmend verwildert und arm. An Raufereien, Schlägereien und Prozessen fehlte es nie. Jede Haushaltung war mit Schulden beladen, das Volk liederlich, träge, zanksüchtig, der Landbau elend, die Viehzucht ohne Verstand. Niemand befand sich dabei besser, als der Schulze des Dorfes, der zugleich Wirth war, und gewiß Jedem ein Unglück anhing, der nicht fleißig bei ihm trank.

„Schon das Aeußere des Dorfes, die Reihen elender Hütten, von innen voller Unflath; das grobe, tolpische Wesen der Bauern und ihrer Weiber; die Rohheit und Ausgelassenheit der Kinder; die zerlumpte, unreinliche Kleidung Aller — Alles verkündete mir: hier sei mein wahrer Standpunkt, hier mein Beruf zum Menschenbeglücken auf Erden. Ich tanzte vor Freuden in meiner

Schulstube herum, wie ein Narr: das ganze Schulhaus erzitterte von meinen Sprüngen.

„Weil der Schulfond zu arm war, ließ ich auf eigene Kosten die Fenster flicken, die Zimmer überweißen. Ich säuberte den Fußboden; scheuerte Tische und Bänke und Thüren; kaufte mir Leinwand zum Bett; stopfte mir eine Matratze von Moos; grub meinen Garten um, theilte ihn in Beete, bepflanzte ihn für meine Küche, und bestellte mit eigener Faust meine drei Morgen Landes. Ich hielt mir im Stall eine Ziege, die mir Milch gab und unentgeldlich mit der übrigen Heerde der Gemeinde weidete.

„Bald gefiel ich mir in meiner neuen Heimath. Selbst der Herr Pfarrer wohnte nicht so nett und sauber, wie ich. Die Leute im Dorfe verwunderten sich eben so sehr über meine zierliche Armuth, wie ich mich über ihre reichliche Unsläthereі verwundert hatte."

Anfang der Reformation.

„Nun, sobald ich mich selbst erst zu meiner Behaglichkeit eingerichtet hatte, ging es an die liebe Schuljugend. Die trieb sich täglich gleich einer Heerde Säue bei mir aus und ein. Ich fing damit an, jedes Kind zu gewöhnen, mir beim Eintritt in die Stube grüßend die Hand zu geben. Wer ungewaschen kam, mußte auf der

Stelle zum Brunnen. Hände und Füße mußten so sauber sein, als das Gesicht. Sie erschienen meistens ungekämmt. Ich befahl, sie sollten wohlgekämmt kommen. Sie lachten mich aus. Ich vertrieb ihnen das Lachen mit dem Stock. Ich bat den Herrn Pfarrer, mir beizustehen, und einmal eine Predigt über den Nutzen der Reinlichkeit zu halten. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: „Das gehört nicht zur Religion, Schulmeister. Geh' Er, und wart' Er Seines Amtes!" — Mit Hilfe des Stocks brachte ich doch das gekämmte Haar zuwege.

„Dann kam die Reihe an die Kleidung. Mit Gewalt war da nichts anzurichten. Alle gingen in zerfetzten Kleidern; das konnte ich nicht ändern; aber das Gewand sollte sauber, ohne Koth- und Schmutzflecken sein. Ich setzte für diejenigen Belohnungen aus, welche eine Woche lang die saubersten gewesen waren. Ich vertheilte Näh- und Stecknadeln, Scheeren, Taschenmesser und andere Kleinigkeiten, die ich dutzendweis auf dem Jahrmarkt in der Stadt angekauft hatte. Das waren die Belohnungen der Reinlichkeit. Pfarrer und Schulze und das ganze Dorf rümpften anfangs die Nase zu meinen Operationen. Aber ich verfolgte meinen Plan hartnäckig. Man muß die Menschen erst entziehen, dann kann man sie erziehen. Mit Hilfe meiner kleinen

Geschenke brachte ich es wirklich dahin, daß die Jugend des Dorfes, ehe ein Jahr verging, säuberlicher erschien, als die Alten waren. Die Alten fingen an, sich hin und wieder zu schämen, wenn ihnen die Kinder selbst wegen Mangel der Reinlichkeit Vorwürfe machten. Ging ich durchs Dorf oder aufs Feld, so kamen mir die Kleinen freudig entgegengesprungen, weg von ihren Spielen, um mir höflich grüßend die Hand zu bieten. Alle hingen mir mit großer Liebe an; denn sie fürchteten meinen Stock, freuten sich über meine Geschenke, und dazu erzählte ich ihnen oft die allerschönsten Geschichten, die sie gar gern hörten.

„Im Dorfe gab es allerlei Gerede über meine Freigebigkeit. Wirklich spendete ich im ersten Jahre in der Schule mehr aus, als meine Besoldung von fünfzig Gulden betrug. Zwei der allerärmsten, halbnackten Kleinen kleidete ich auf eigene Kosten neu. So etwas schien den Leuten nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Ein Schulmeister war hier zu Lande gewöhnlich unter allen Schuften der ärmste Schuft gewesen; ein auch nur halbvermöglicher Mann wäre nicht Schulmeister geworden. Statt, gleich andern meiner Vorgänger, von den Kindern und ihren Aeltern Geschenke oder Almosen anzunehmen, theilte ich reichlicher aus, als alle Matadore des ganzen Dorfs zusammen thaten. Man wußte nicht, was aus mir machen?

Einige meinten sogar, ich müsse ein flüchtiger Verbrecher, ein Dieb oder so etwas sein, der hier nur mit seinem Gelde im Verborgenen leben wollte. Denn daß die Menschen, die selten Gutes thaten oder dachten, nichts Besseres, sondern immer das Schlimmste von mir urtheilten, verstand sich von selbst.

„Inzwischen gab der Herr Pfarrer von mir bei der Provinzial-Ober-Schulkommission das beste Zeugniß ein, doch nicht ohne beigefügte Bemerkungen über die Menge der von mir ausgetheilten Gaben an Schulkinder. Da aber im Gesetzbuch das Geben nicht so streng verboten ist, als das Stehlen, ward ich definitiv zum Schulmeister auf lebenslang bestellt."

Fortgang der Reformation.

„Nachdem ich also meiner Würde gewiß war, erleichterte ich mir die Bürde, theilte meine Kinder in Klassen, machte die ältern zu Lehrern und Lehrerinnen der jüngern, und brachte Alle damit schneller vorwärts. Den ärmsten Mädchen kaufte ich Wollengarn und Stricknadeln. Ich lehrte sie Strümpfe stricken, und gab ihnen, was sie gearbeitet hatten, zum Eigenthum. Das reizte die bablichern Aeltern. Ihre Töchter sollten nicht zurückbleiben. Erst ward das Stricken, dann das Nähen allgemein eingeführt. Eine arme Weibs-

person des Dorfs, mit der ich die Hälfte meiner Geldbesoldung theilte, übernahm es, die Mädchen in diesen Arbeiten zu unterrichten. Nach einem Jahre waren nicht nur die besudelten, sondern auch die zerrissenen Kleider ziemlich aus der Schulstube verschwunden. Freilich im Einzelnen schien die kothige Natur, von Aeltern und Voreltern ererbt, unaustilgbar, wie der Schachergeist bei den Juden, zu sein.

„Während dieser Fortschritte der weiblichen Jugend blieben auch die erwachsenen Knaben nicht zurück, sobald sie im Lesen, Schreiben und Rechnen einigermaßen geübt waren. Oft ließ ich mich von ihnen erbitten, Geschichten zu erzählen, denn dergleichen wollten sie beständig hören. Dann machte ich daraus eine wirkliche ausserordentliche Belohnungsstunde für die Fleißigern und Erwachsenern. Es ist unglaublich, mit welcher Begierde sich Alle zu mir drängten, wenn ich für den Sonntag Nachmittag einen Platz im Walde, oder auf dem Felde, oder bei mir im Hause bestimmte, wo ich erzählen wollte. Dann wurden alle Spiele verlassen, und selbst junge Burschen, die längst nicht mehr zur Schule gingen, fanden sich dazu ein. Da gab ich ihnen dann jedesmal aus der Naturkunde, oder Weltgeschichte, oder Sittenlehre, oder der Beschreibung der Erde einen Satz; aber immer in ein Geschichtchen eingewickelt. Die

jungen Leute glaubten sich blos zu ergötzen, und ich untergrub ihre Vorurtheile, weckte ihr Sittlichkeitsgefühl, erweiterte ihre Ansichten der Welt.

„Nicht minder Vergnügen machten mir die Gesangübungen, zu denen ich von Amts wegen verpflichtet war. Ich hatte unter meinen Zöglingen mehrere treffliche Kehlen. Der Kantor im benachbarten Städtchen half mir mit Noten und Singstucken. Ich brachte meine Jugend ziemlich weit; aber zur Veredlung des Kirchengesangs war es nie, nicht einmal dahin zu bringen, daß sich die Alten bequemten, sanfter zu singen. Ich machte den Pfarrer Pflock darauf aufmerksam, die ehrsame Gemeinde zu bewegen, daß sie in der Kirche nicht so entsetzlich brülle. „Ei, was verschlägt Er davon?“ sagte der Pfarrer: „Ich lasse Jedem seine Andrunn und Andacht, wenn er in der Kirche zu Gott schreit. Lauer Gesang, lauer Christenthum!“

Vermuthlich hatte er den Bauern und ihren Weibern von meinem lächerlichen, ja unchristlichen Einfall, wie er es nannte, gesprochen. Denn ich bemerkte, daß die Gemeinde seitdem zehnmal ärger beim Singen schrie, vor Andrunn hirschbraun im Gesicht ward, und jedesmal heiser aus dem Gottesdienn ging.

Ueberhaupt mußte ich mit der ehrsamen Gemeinde etwas behutsam seyn; denn es zeigte sich

deutlich genug, daß ich nicht gar beliebt war, und mit meinem Singen, Nähen, Flicken, Stricken, Waschen, Kämmen und Erzählen als ein verderblicher Neuerer angesehen wurde. Dazu trug der Pfarrer nicht wenig bei, dem ich nicht unterthäniger Diener genug war; noch mehr der Dorfschulz, weil ich nie bei ihm im Wirthshaus einen Groschen verzehrte, und ihm des Sonntags oft mit meinen Erzählungen einige junge Leute wegkaperte.

„Vielleicht wäre ich noch übler angesehen gewesen, wenn mich nicht die jungen Burschte und Mädchen gern gehabt, und alle Kinder mit einer besondern rührenden Anhänglichkeit geliebt hätten. Die wehrten mir manchen boshaften Streich ab, und ich erfuhr immer zur rechten Zeit, was dieser oder jener Bauer wider mich im Schilde führe. Noch weit mehr Achtung oder vielmehr Furcht verschaffte mir aber ein heimliches abergläubiges Gerücht, das wider mich von einigen alten Weibern des Dorfes ausgebreitet ward und allgemeinen Beifall fand.

„Man hielt mich nämlich für einen Hexenmeister, oder dergleichen. Dazu mochte theils meine arme Dorfschulmeister-Einnahme und daneben meine Freigebigkeit, theils der Umstand Anlaß gegeben haben, daß mir nicht leicht Einer einen Possen spielen konnte, den ich nicht voraus

erfahren und abgewendet hätte. Wirklich, wenn eine Kuh blaue Milch gab, oder wenn etwas gestohlen oder verloren war, kam man zu mir und wollte, ich sollte die Karte schlagen, wahrsagen und dergleichen mehr. Ich hatte gut predigen, und ihr angebotenes Geld abweisen — man meinte dennoch, ich könne mehr, als Brod essen. Auch meine drei Morgen Landes, welche einst die schlechtesten, jetzt die einträglichsten, fruchtbarsten Feldstücke waren, brachten mich in bösen Verdacht. Obgleich Jedermann mit eigenen Augen sah, daß einige der jungen Bursche mir aus Freundschaft das Land unentgeldlich bestellen halfen, daß meine Schulkinder mir abwechselnd jedes Unkraut ausjäten halfen; ungeachtet ich allen Bauern die einfachsten Vorschläge zur Verbesserung ihrer Grundstücke und deren Ertrag machte: man blieb dabei, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

„Ich sah wohl, die Alten waren nicht zu bekehren. Meine besten Hoffnungen blieb das nachwachsende Geschlecht, welches ich erzog. Ich hatte es nach fünf Jahren schon ziemlich weit gebracht, als ein schändlicher Streich mein ganzes Reformationswerk zu verderben drohte.

„Eines Tages berief mich der Pfarrer, schmeichelte mir, und endete zuletzt mit dem seltsamen Antrag, seine Köchin zu heirathen. Er versprach

mir eine reiche Aussteuer. Natürlich wies ich ihn ab, vielleicht etwas zu trocken. Von da an donnerte er in allen Predigten gegen die Gotteslügner und Neuerer. Ich merkte, seine Blitze waren auf mich geschleudert, und verachtete sie. Aber die Bauern und Bauernweiber wurden lauter gegen mich und unverschämter. Man wollte Klagen gegen mich bei der Ober-Schulkommission anbringen, weil man mir nicht länger den Unterricht der Kinder anvertrauen dürfe. Zugleich kam die Rede auf, ich habe des Pfarrers Köchin verführt; sie nenne mich als den Vater ihres künftigen Kindes. Nun erst ward mir des unwürdigen Pfarrers Betragen klar. Ich forderte die Köchin vor den Dorfschulzen, daß sie meine Unschuld bezeuge. Sie bekannte mit Frechheit, ich sei ihr Verführer. Es war mir ein Leichtes, dies einfältige Mädchen mit meinen Fragen in Widerspruch mit ihren eigenen Aussagen zu bringen. Die Furcht vor meiner Hexenmeisterei kam mir auch zu statten. Sie gestand endlich, daß ich nur ein einzigesmal in meinem Leben mit ihr am Brunnen vor dem Pfarrhause geredet habe. Der Pfarrer, dieser unmoralische Mann, der beim Verhör selbst gegenwärtig war, erboste sich, wollte das Mädchen überschreien. Ich nahm ihn aber auf die Seite und sagte ihm ernst ins Ohr: „Machen

Sie sich nicht unglücklich, Herr Pfarrer. Ich weiß Alles. Sie sind schon verrathen."

„Der Mensch stand wie vom Schlag getroffen. Das Mädchen sah es und erschrack. Sie errierd Alles, und zweifelte nicht mehr an meiner übernatürlichen Macht. Des Pfarrers Entsetzen ging bald in ausgelassene Wuth und Verzweiflung über. Er schalt mich einen Lügner. Das Dorfgericht ahnete aus seinen Worten selbst, was ich ihm gesagt haben mochte. Ich trat vor das Mädchen mit strengem Ton, und sagte: „Rede vor Gott und den Richtern die Wahrheit, so ist dir noch zu helfen!" — Sie heulte und zeigte mit dem Finger auf den Pfarrer.

„Dieser Unglückliche verlor alle Geistesgegenwart und fing an zu weinen. „Ich muß damals behext gewesen sein!" schluchzte er, und bat Alle, die Sache nicht laut werden zu lassen. Ich meldete aber noch denselben Tag die Sache der Ober-Schulkommission: noch denselben Tag wußten alle Weiber im Dorfe das große Geheimniß der Gerichtsstube. Nach einem Vierteljahre war der Pfarrer abgerufen, und an seine Stelle ein neuer eingeführt, Namens Bode.

„Dieser, ein betagter, welterfahrener, frommer Mann, ganz das Gegentheil seines Vorgängers, fand mir in allem Guten redlich bei, suchte mit herzlicher Beredsamkeit die verwilderte Ge-

meinde aus bessere Wege zu kriegen; ging von Hütte zu Hütte; half, rieth, tröstete, ermahnte in allen Familien. Aber der gute Pfarrer Bode gab sich eitle Mühe. Seine Predigten wurden weniger besucht; die Bauern beschenkten seine Küche karalicher. Man behauptete steif und fest, Pfarrer Bode lehre nicht die rechte Religion; er sei ein Freigeist; er glaube nicht an die Hölle. Man rühmte dagegen den Pfarrer Pflock, beklagte seinen unersetzlichen Verlust und sagte: „Mein, einen solchen wackern Pfarrer bekommt das Dorf Hain niemals wieder."

Die Kolonie.

„Es kam damals ein gewisser Baron Zebra ins Dorf, der durch Erbschaft eine im Gemeindsbezirk gelegene Waldung, ungefähr vier- bis fünfhundert Morgen groß, gewonnen hatte, und sie gern verkauft hätte, weil er gar nicht Einwohner dieses Landes war. Die Regierung hatte den Ankauf der Waldung abgelehnt, weil es in diesen Gegenden nicht an Holz fehlte, und kein schiffbarer Fluß in der Nähe den Absatz desselben in die Ferne erleichterte. Der Baron machte nun der Gemeinde den Antrag, weil der Wald ihr am nächsten und bequemsten lag. Allein sie war ohnehin verschuldet und arm, hatte zur Nothdurft

Holz genug, und wem es fehlte, der konnte ohne Mühe eben in des Barons Waldung Holz genug stehlen. Man wies ihn daher ab, ungeachtet er die Kaufsumme von neuntausend Gulden auf siebentausend erniedrigen wollte. Dem Baron war guter Rath theuer. Der Pfarrer Bode, den er deswegen befragte, schlug ihm vor, sich mit mir zu besprechen; ich wäre vielleicht der verständigste Mann im Dorfe, und könnte ihm Rath ertheilen.

„Er kam zu mir. Da fuhr es mir durch den Sinn, die Waldung für mich selbst anzukaufen. Ich kannte sie genau. Mein Plan war im Augenblick fertig. Schaden war dabei nicht zu leiden. Der Baron fluchte und sagte, er wolle den ganzen Plunder zuletzt um sechstausend Gulden fahren lassen, wenn ich ihm Käufer schaffen würde, und ein gutes Trinkgeld versprach er mir dazu. Ich erklärte, daß ich die Waldung auf Spekulation kaufen und ihm die Hälfte der Summe gleich baar zahlen wolle, wenn er mir um die andere Hälfte billigen Zins und anständige Zahlungsfristen mache. Er sah erst mich, dann meine kahle Schulstube mit großen Augen an. Wir wurden einig, die Kaufsbedingungen gerichtlich abgeschlossen. Ich zog mein in viertausend Gulden bestehendes Kapital aus meiner Vaterstadt ein, wovon ich bisher dem Kinde meines Vormunds hatte den Zins zufließen lassen; zahlte statt

dessen dem Kinde jährlich das gleiche Kostgeld aus meiner Tasche, und dem Baron die Hälfte der Kaufsumme ab.

„Das gab ein Gerede und Aufsehen im Dorfe! Nun zweifelte kein Mensch, ich müsse im Besitz ungeheurer Schätze sein. Doch lachten mich die Altklugen nichtsdestoweniger wegen meines thörichten Kaufes aus.

„Ich ließ sie lachen; bestellte Holzfäller; verschrieb ein paar geschickte Potaschesieder; kaufte hölzerne Kübel, eiserne Kessel an; baute Calcinir-Oefen, und ließ die prächtigen Buchwaldungen zusammenhauen und in Asche verwandeln. Ich hatte große Entwürfe. Meinem besten Freunde im Dorfe, einem jungen wackern, aber armen Bauer, Namens Lebrecht, den ich oft als Gehilfen beim Kinderunterricht gebraucht und zugezogen hatte, übergab ich meine Schule und deren Einkünfte. Er ward wirklich von der Ober-Schulkommission bestätigt. Ich behielt mir nur die sogenannten Erzählungsstunden vor. Ich verließ das Schulhaus, baute mir im Walde eine Hütte, um den Arbeitern nahe zu sein. Die Arbeiter mußten sich ebenfalls Hütten bauen, für den Winter brauchbar; und so trieb ich eine ganz neue Lebensart, wie ungefähr neue Ansiedler in Amerika, wenn sie die Waldungen ausroden.

„Die Harder Bauern staunten meine närrische

Unternehmungen, wie sie es hießen, mit Kopfschütteln an. Inzwischen ward ein Morgen Landes um den andern in Asche verwandelt. Nach Jahr und Tag waren einige Hundert Morgen Landes kahl; meine Potasche fand schnellen Absatz, und so wanderten die alten undurchdringlichen Buchenforsten, in Fässer verpackt, allen Weltgegenden zu. Aus der Hälfte der so benutzten Waldungen erlöste ich die ganze Kaufsumme, und mehr als diese Summe. Baron Zebra war schneller, als ich dachte, bezahlt, und ausser dem Besitz des Landes hatte ich wieder ein baares Kapital in Händen.

„Ich ließ mir nun auf meinen öden Gütern ein kleines Haus erbauen, daneben Stallung und Zubehör; kaufte Vieh, rodete das Land ringsherum, verwandelte es in Aecker und Wiesen, und trieb neben der Potaschesiederei mein kleines Bauerngewerbe. Beim Trockenlegen des hin und wieder versumpften Bodens entdeckte ich unweit meiner Wohnung eine starke Quelle. Ich wollte sie zum Hausbrunnen benutzen, und fand, sie sei mineralisch. Sogleich entwarf ich neue Plane. Weit und breit im Lande ist kein Heilbad. Ich ließ dies Wirthshaus mit den Bädern bauen, und in allen Zeitungen die Tugenden dieses Heilwassers, die Anmuth der Gegend, die Bequemlichkeiten für Badegäste austrommeten. Die Sache

fand so viel Beifall und Besuch, daß ich nach einigen Jahren schon dem Wirthshause jene neuen Flügel anbauen mußte. Ich verpachtete die Badwirthschaft einer rechtschaffenen und fleißigen Familie. Mein ausgelegtes Kapital verzinsete sich reichlich. Ich vertheilte über dreihundert Morgen Landes in mehrere kleine Höfe; baute Wohnungen darauf, wozu ich Kalksteine, Sand und Bauholz unentgeldlich hatte; und wie eine Wohnung fertig war, hatte sie auch schon ihren Pächter. Am liebsten nahm ich dazu geschickte, fleißige Handwerker, die entweder zum Behuf der Badegäste nothig oder in der Nachbarschaft selten waren. In den Pachtkontrakten, die ich für Jeden auf's vortheilhafteste einrichtete, ward ich zugleich der sittliche Gesetzgeber für meine Kolonisten. Diese hatten zu viel Gewinn von ihrer Niederlassung bei mir, als daß sie nicht gern alle meine Vorschriften eingegangen wären; und meine unnachgiebige Strenge gegen einzelne Fehlbare, die ich sogleich aus meinem kleinen Gebiet verwies, war zu auffällend, als daß sie nicht Jedem Schrecken eingeflößt hätte. Siehe nur umher, lieber Rödern, alle jene Gebäude hinter uns, die Höhe hinauf längs dem Walde, sind, vierzehn an der Zahl, der Umfang meiner Kolonie!

„Unter den jährlich kommenden Fremden, die das Bad besuchen, befanden sich zuweilen auch Mitglieder der höhern Landesbehörden. Ich ward ihnen bekannt. Wäre ich gekleidet gewesen, wie sie, meine Kenntnisse hätten gewiß ihre Aufmerksamkeit nicht erregt; aber in meinem bäuerlichen Zwillichrock schien ich ihnen ein sehr gescheuter und achtungswerther Mann. Für ungeheuer reich hielt man mich ohnedem. So konnte es nicht fehlen, daß ich nach dem Tode des alten Dorfschulzen, was auch die Bauern dagegen einwenden mochten, zu seinem Nachfolger ernannt ward.

„In der That, meine Standeserhöhung machte mir so ausserordentliche Freude, als mir unter andern Verhältnissen die Ernennung zu einer Minister- oder Gouverneurstelle im Königreich gemacht haben würde. Nun erst war ich auf dem Punkt, wohin ich längst wollte, und mein Wirkungskreis vollendet. Ich kannte den Undank der Harder; aber was konnte ich von diesem verwahrloseten, verarmten, trägen, unwissenden, verwilderten Volke Besseres erwarten? Ich mußte es erst menschlich machen, um menschlichere und edlere Gesinnung von ihm zu erfahren.

„Sogleich arbeitete ich meine Entwürfe dazu aus. Pfarrer Bode und Schulmeister Lebrecht,

meine guten Freunde, waren mir zu allem Guten behilflich. Meine Erzählungsstunden setzte ich auch als Dorfschulze mit der erwachsenen Jugend fort. — Ich kannte aus achtjähriger Erfahrung alle Quellen des Verderbens für diese Gegend. Ich eilte, sie zu verstopfen. Eine der wichtigsten war die Prozeßsucht der Bauern. Ich machte nun selbst, trotz allen Advokaten, den Advokaten; untersuchte die Aktenstöße, die meiner Bauern willen geschrieben waren; trieb ihre Streitigkeiten meistens durch gütliche Vergleiche zu Ende, und von Stunde an wollten mich alle prozeßlustige Harder zu ihrem Anwald. Ich war nun in der Stellung, die meisten Streithändel selber zu schlichten und alles Aufhetzen der Land-Advokaten zu vereiteln. Das war ein unaussprechlich großer Gewinn für das Dorf.

„Mitten in diesen Amtsgeschäften ereignete sich aber etwas, an das ich zwar schon oft gedacht, doch nie erfahren hatte — etwas, das mir eine Zeit lang den Kopf verdrehte und alle Reformationspläne aus den Händen spielte.

„Ich fuhr eines Tages mit einer Ladung Potasche nach Berg, einem Flecken, drei Stunden von hier, wo mein Potasche-Spediteur wohnte. Auf dem Wagen hatte ich noch einen Sack voller Bohnen liegen. Dieser Sack fiel vom Wagen, da ich eben in den Flecken einfuhr.

Ein junger Knabe machte mich auf den Verlust aufmerksam. Ich lief zurück und lud mir die Bürde auf den Rücken, um sie zum Wagen zu tragen.

„In dem Augenblick kam ein hübsches, städtischgekleidetes Mädchen gegangen. Und wie es mich ansah, und wie ich es ansah, ward mir wunderlich zu Muthe. So viel Liebenswürdigkeit glaubte ich in dieser Welt noch nie gesehen zu haben. Ich war ordentlich verblüfft; weiß auch nicht, was damals mit mir vorging. Genug, ich hatte den Hut verloren. Mein Sack war zu schwer; ich konnte mich nicht bücken. Da kam die Schöne gar leutselig herbei, hob den Hut auf, reichte mir ihn lächelnd und ging davon. Ob ich ihr gedankt habe, weiß ich zur Stunde nicht; nur dies, daß ich ihr angenehmes Lächeln nicht vergessen konnte, und wie im Traum zum Wagen und zu meinem Spediteur kam.

„Ich hatte im Hause des Spediteurs mein eigenes Stübchen und Bett, weil ich Sommers und Winters, bei gutem und schlechtem Wetter oft, meines Handels wegen dahin kommen und über Nacht bleiben mußte. Diesmal hatte ich nicht nöthig, da zu übernachten; trotz dem beschloß ich zu bleiben, in der Hoffnung, meine Gottheit noch einmal zu sehen. Ich kam auch nicht weg vom Fenster, wo ich die Straße mit

lauersamen Augen bewachte, bis man mich zum Mittagessen rief.

„Siehe, da stand auch das hübsche Mädchen am Tische und wollte mitessen. Mir gab man den Ehrenplatz oben an; das hübsche Mädchen empfing den untersten Platz. Folglich saßen wir einander gegenüber, und darum konnte ich nicht essen. Denn wenn sie mich mit ihren schwarzen Augen von ungefähr ansah, sah ich weder Löffel noch Gabel.

„„Wer ist auch Ihre neue Tischgenossin?“ fragte ich nach dem Essen, da sie weg war. — „Lieber Gott,“ sagte die Frau Spediteurin, „es ist ein armes Mädchen, das meine Schwester die Pfarrerin erzogen hat. Da nun mein Schwager gestorben ist, und meine Schwester das Pfarrhaus räumen muß, schickt sie mir das Mädchen zwanzig Meilen weit her, daß ich es so lange bei mir habe, bis sie ihre Sachen in Ordnung hat und es wieder zu sich nehmen kann.“

„Mir gefiel an der ganzen Erzählung nichts so sehr, als das Wörtchen arm. So durfte ich doch hoffen! Ich war ja nicht arm, zwei- oder dreiunddreißig Jahre alt, und von Gestalt so gar übel auch nicht. Aber, aber! das städtische, feine Mädchen, und ich Potaschebauer im Zwillichkittel! — Der Muth sank mir.

„Als ich an der Küche vorbei ging, sah ich

das hübsche Mädchen geschäftig am Feuerherd. Die Küchenschürze stand ihm allerliebst an. Der Muth stieg mir wieder. Gegen Abend hörte ich neben meiner Stube etwas klimpern, wie auf einem Hackbrett. Ich merkte, es sei ein verstimmtes Klavier; glaubte, einer von des Spediteurs Knaben belustige sich da, und ging hin. Da fiel mir der Muth. Denn ich sah das hübsche Mädchen am elenden Klavier sitzen in ihrem Kämmerlein. Sie konnte über meine Dreistigkeit nicht so roth werden, als ich selbst. Aber das Unglück war nun einmal geschehen; ich entschuldigte meine Verwirrung, und bat um Erlaubniß, ihr das Klavier zu stimmen. Ich machte mich sogleich an's Werk. Nun spielte sie; sie spielte artig, mit Geschmack, und das Klavier klang silbern, wie das allerköstlichste Fortepiano. Ich war im Himmel.

„Sie hatte sich Anfangs gewundert, daß ich musikalisch war; nachher, daß ich wie ein Herr aus der Stadt sprechen konnte, von mehr als ländlichen Dingen. „Sind die Bauern bei euch alle so gelehrt, Herr Schulz?" sagte sie mit gütigem Lächeln, und sah mir — fast gar zu tief in die Augen.

„Das gute Kind hatte beim Spediteur wohl wenig Unterhaltung; denn auf meinen Vorschlag, einen Spaziergang zu machen, war es gleich da-

zu bereit. Der Spaziergang that dem Mädchen wohl; denn es verlor einen gewissen schwermüthigen Zug in seinen Mienen, der ihm aber sehr wohl stand, und empfing dagegen eine gewisse Heiterkeit, die ihm noch viel besser stand. Beim Nachtessen saßen wir einander wieder gegenüber, und nach dem Nachtessen wieder neben einander am Klavier. Das war gar zu böse!

„Denn ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Es war mir immer, als hörte ich meine Nachbarin seufzen. Der Morgenstern fand mich so wach, als mich der Abendstern gesehen hatte. Liebhaber rechnen nur nach Sternen, weil sie beständig im Ueberirdischen wandeln. Nun hielt ich mich für unpäßlich, sagte es auch dem Spediteur, und blieb noch den ganzen Tag bei ihm zu Berg. In der That sah ich etwas blaß und verstört aus. Meine kleine Nachbarin hatte wahres Mitleiden mit mir; und nur, wenn ich mit ihr am Klavier saß, oder plauderte, oder spazieren ging, ließ der Schmerz des Kopfes nach, aber der des Herzens nicht.

„Als ich den dritten Tag nach Hard zurückreisete, war ich sterbenskrank; denn ich schied ungern von meiner liebenswürdigen Erscheinung. Unterwegs, glaube ich, habe ich viel gesungen, und manchmal dazwischen geweint.

„Nun geriethen meine Amtsgeschäfte etwas ins Stocken; wenigstens betrieb ich sie nicht mit dem gewohnten Eifer. Dagegen renovirte ich mein ganzes Haus, ließ die Zimmer eintäfeln, kaufte sogleich ein treffliches Fortepiano, das im benachbarten Städtchen feil war, und machte im Hauswesen mancherlei Aufwand, den ich ehemals für überflüssig hielt, denn — ich war ein Narr, und dachte beständig an das Mädchen, als wenn es mich einmal mit dem Spediteur besuchen würde.

„Auch, da ich folgende Woche wieder mit dem Postschwagen nach Berg fuhr, kleidete ich mich sorgfältiger; und als ich den Berger Kirchthurm hinter dem Birkenwäldchen wieder sah, schlug mir das Herz ohne Maas. Der Spediteur und seine Frau empfingen mich auf gewohnte herzliche Weise, und meine liebe Holde lächelte mich freundlich an, wie einen guten Bekannten. Aus ihrem Erröthen hätte ich fast schließen sollen, es freue sie, mich zu sehen.

„Das Klavier mußte wieder gestimmt werden, und ich sagte ihr, daß ich ein schönes Fortepiano gekauft hätte, auf dem ich sie wohl gern einmal spielen hören möchte. Mehr aber sagte ich nicht. Wir gingen wieder spazieren, und hatten tausenderlei zu sagen, nur von dem ward am wenigsten

gesagt, wovon ich am meisten zu sagen wünschte. Es gab natürlich wieder eine schlaflose Nacht, und ich mußte wieder einen Tag länger bleiben, der eben so angenehm verstrich. Und als ich abreiste, und ihr zum Abschiede die Hand gab — wir waren Beide in der Stube allein — sagte sie: „Kommet Ihr auch künftige Woche wieder zu uns, Herr Schulz?"

„Ich antwortete: „Am Donnerstag gewiß." Welch eine einfältige Antwort auf eine Frage, die mich so tief rührte! Ich machte mir auch deswegen die bittersten Vorwürfe unterwegs, und schwor, es am nächsten Donnerstag besser zu machen.

„Daheim war mir nun durchaus nicht mehr wohl. Zu meinem Paradiese fehlte der Engel. Das fühlte ich wohl. Die Zeit bis zum Donnerstag ward mir länger, als mir die acht Jahre meines Aufenthalts in Hard geworden waren. Endlich kam der Tag, und ich war wieder in Berg.

„Sie begrüßte mich wieder mit ihrer Engelsheiterkeit. Auch hatte ich mehr Muth, als sonst. Denn auf einem unserer Spaziergänge sagte ich ihr sogar, die Zeit wäre mir unleidlich lang geworden, sie wieder zu sehen. Und wie denn ein Wort das andere gab, sagte sie einmal in ihrer eigenthümlichen Unschuldigkeit: „Gewiß, Herr Schulz, es freut mich jedesmal, wenn Ihr kommet. Ich bin hier so fremd. Es thut einem wohl,

einem theilnehmenden Menschen zu begegnen.“ Damit aber waren wir Beide auch fertig. Denn wir konnten lange kein Wort mehr sprechen, vielleicht weil ich, indem sie das sagte, ihre Hand ergriff und ihren Arm in den meinigen legte, was sonst nie geschehen war, weil wir gewöhnlich einzeln gehend neben einander her spazierten.

„Es war nun plötzlich, als hätten wir eine von den Sünden begangen, die zum Himmel schreien. Das Reden wollte sich nicht wieder finden, bis wir Arm aus Arm gelassen hatten. Da sagte ich: „Wo aber können Sie je fremd sein; wo sollten Sie nicht immer Herzen, nur allztheilnehmende Herzen finden?“ Ich sagte das mit zitternder Stimme. Und weil die Erröthende wieder ihren Arm auf den meinigen legte, ging uns die Sprache wieder aus.

„Als wir heimkamen, lud ich den Spediteur, seine Frau und ganze Familie zu einem vergnügten Tag ins Harder Bad ein. „Das kann geschehen!“ sagte er, und ich war in allen Himmeln: „Denn Jungfer Gusel muß bei uns auch noch ein Vergnügen haben, da sie die andere Woche zu ihrer Pflegemutter zurück soll.“ So sagte er, und reichte meiner Spaziergängerin einen Brief von seiner Schwägerin; ich aber stürzte aus allen meinen Himmeln zurück.

„Am Klavier des Abends sagte ich zu ihr: „Und Sie wollten uns wirklich verlassen?“

„Sie ließ die Hände vom Klavier sinken, und sagte: „Meine Pflegemutter verlangt es.“

„Ich ward still und düster. Das Klavier klang abscheulich. Als ich fortging, nahm ich ihre Hand und drückte sie schweigend an meinen Mund. Ich glaubte Thränen in ihren Augen zu sehen. Daß ich die Nacht nicht gut schlief, versteht sich von selbst; folglich blieb ich auch den Freitag in Berg, und vergaß über der Herrlichkeit der Gegenwart die schwere Zukunft. Am Sonnabend fuhr die ganze Spediteurfamilie mit mir nach Hard.

„Und wie ich in meine Heimath kam, und das schöne, blühende Mädchen vom Wagen sprang und auf meinem Grund und Boden wandelte — immer war mir diese Landschaft ein irdisches Paradies gewesen, nun sah ich deutlich, es war ein überirdisches, und ich hatte den Engel zum Paradiese gefunden.

Der hohe Festtag.

„Meine Gäste wohnten im Wirthshause. Wirth und Wirthin hatten Befehl, den Spediteur und seine Frau auf alle Art zu unterhalten, damit ich den Engel desto ausschließlicher allein hätte.

Die Frau Spediteurin machte über meine ärmlichen und wohlfeilen Hausgeräthe allerlei Glossen, und begrif nicht, warum ich nicht gemächlicher wohne? „Ich kann es wohl haben, gleich Andern," sagte ich nicht ohne Ruhmredigkeit, und sah auf die Einzige, der ich meine Hütte gern empfohlen hätte: „aber ich bedarf dessen zu meiner Zufriedenheit nicht. Ich will die Entbehrlichkeiten entbehren, um für diejenigen Ueberfluß zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt." Der Spediteur schüttelte den Kopf und sagte: „Herr Schulz, Ihr seid ein Bruder Wunderlich!" Aber die Einzige sah mich mit freudeschimmernden Augen und röther leuchtenden Wangen an, und war die Einzige, welche meine Schutzrednerin ward. „Wo die Pracht der Reinlichkeit herrscht, wie hier," sagte sie, „wer vermißt da andere Kostbarkeit? Und wer legt zur Glückseligkeit des Genügsamen ein Scherflein bei, wenn er ihm Tische von Mahagoniholz, Teller von Porzellan und silbernes Geschirr gibt?"

„Dankbar führte ich die reizende Schutzrednerin zum Fortepiano. Die süßen Klänge thaten ihr tief im Herzen wohl. Sie besichtigte in meiner Arbeitsstube alle Kleinigkeiten mit seltsamer Theilnahme. Und als ich sie dann wieder hinaus ins Freie führte und sie die ganze Gegend übersah, ward ihr das Herz weit vom Entzücken, und sie sprach: „Es ist doch himmlisch hier!"

„„Und doch wollen Sie dies alles verlassen?“ sagte ich, und gab ihr die Hand. „Und wenn Sie fort sind, glauben Sie denn, das alles werde mir dann noch so himmlisch sein?“ — Sie schwieg, als verstände sie mich nicht.

„„Bleiben Sie hier!“ bat ich bewegt: „Nirgends liebt man Sie so, wie Sie hier geliebt werden.“

„Da fielen aus ihren niedergeschlagenen Augen Thränen. Auch meine Augen verdunkelten sich von Thränen. Ich schlang meine Arme um sie, und küßte ihre mir entgegensinkende Stirn.

„Bleiben Sie,“ rief ich, „denn ohne Sie bin ich unglücklich.“

„Sie sah mir in die Augen, und als sie meine Thränen erblickte, sagte sie: „Herr Schulz, hinge ich von mir selber ab, nirgends auf Erden würde ich lieber bleiben, als hier. Hier wohnt wahres Glück.“

„„Theilen Sie es mit mir!“ rief ich. „Sie sind vater- und mutterlos. Niemand darf Ihnen widerstehen, mir, wenn Sie mir Ihr Herz geben können, auch Ihre Hand zu geben.“

„„Zwar Vater und Mutter habe ich nicht mehr,“ antwortete sie, „und ich bin arm, recht arm. Aber das habe ich gelobt, und das will ich halten: keinen wichtigen Schritt zu thun ohne Einwilligung meiner Pflegemutter und Erzieherin.

so wie ohne Einwilligung des einzigen Mannes, den ich über alles ehre und liebe.“

„„Wer ist denn der Einzige?“ fragte ich mit bangem Herzen.

„„Gewiß der edelste Mann auf Erden. Mein Vater starb sehr unglücklich, und hatte, doch ohne seine Schuld, auch diesen wackern Mann unglücklich gemacht. Ich war ein von aller Welt verlassenes Kind. Da war er es, jener tugendhafte Mann nur, der sich meiner erbarmte. Er setzte mir einen Vormund, und gab das Wenige seines ihm bei dem Unglück meines Vaters übrig gebliebenen Vermögens zu einer anständigen Erziehung für mich aus. Ich verehre in diesem Wohlthäter meinen andern Vater. Ob er gleich seinen Aufenthalt für mich verborgen hält — nur mein Vormund weiß ihn —, und ob er sich gleich meiner Dankbarkeit entzieht — schon zwei Briefe schrieb ich ihm, ohne daß er mir antwortete —, will ich doch nichts ohne seinen Willen thun.“

„„Wie heißt denn der Mann? Ich will ihn selbst aufsuchen, und wenn er in Amerika wohnte!“

„„Engelbert heißt er.“

„Ich verlor in dem Augenblicke Hören und Sehen. „Mein Gott!“ stammelte ich: „Nicht so, Sie heißen Auguste Lenz?“

„Sie bejahte es. Da nahm ich schweigend ihre Hand, und führte sie zu meinem Hause zu-

rück; zog aus einer Schublade meines Schreibpultes ihre zwei Briefe, gab ihr dieselben und sagte: „Nicht so, die haben Sie mir geschrieben?“

„„Wie kommt Ihr zu diesen Briefen, Herr Schulz?“ fragte sie bestürzt.

„„Weil ich Engelbert bin, und Ihr unglücklicher Vater mein Vormund war.“

„Da brach das Herz des guten Kindes von Dankbarkeit, Wehmuth und Liebe. Laut schluchzend sank Auguste auf ihre Kniee vor mir nieder, küßte meine Hände, und wollte sich nicht wieder aufrichten lassen. „Erlauben Sie mir nur, so vor Ihnen liegen zu dürfen!“ schluchzte sie: „Ich habe es ja so oft gewünscht: könnte ich nur einmal die Kniee meines Wohlthäters umfassen und ihm meinen Dank weinen!“ — Ich mußte ihr gewähren. Dann endlich hob ich sie auf, und sie blieb in meinen Armen.

„„Werden Sie mich,“ sagte ich flehend, „werden Sie mich verlassen?“

„„Niemand in der Welt hat über mich zu verfügen, als Sie, mein einziger Wohlthäter. Was Sie befehlen, das ist mein Wille.“

„„Und wenn ich nun nichts zu befehlen hätte, wenn ich nicht Engelbert wäre, aber doch Engelbert nicht wider uns wäre — würden Sie mich verlassen?“

„Sie drückte ihre Lippen an meine Lippen.

Da begann der große Festtag meines Lebens, der noch bis zu dieser Stunde fortdauert. Auguste war meine Verlobte.

„Der Spediteur und die Frau Spediteurin machten große Augen, als sie alles vernahmen. „Mein Himmel, es gibt ja wohl mehr Engelherte auf der Welt!“ rief der Spediteur: „Das ließ ich mir nicht träumen.“

„„Und hätte ich zu Berg auch nur einmal den Namen gehört,“ sagte Auguste, „so hätte ich Alles schon wochenlang früher gewußt. Ich meinte immer, Sie hießen Schulz.“

„Nun führte ich meine Braut durch mein ganzes Königreich umher, und sagte: „Hier, Auguste, bist du nun Königin!“ Ich erzählte ihr die Geschichte meines Lebens, machte ihr meine Ansicht der Welt und meine Grundsätze vertraut, und sie heiligte dieselben mit ihrem Beifall, indem sie meine Hand innig und schweigend an ihre Brust drückte.

„Was auch die Frau Spediteurin einwenden mochte, ich setzte mich in das volle Recht ein, welches Auguste mir als ihrem Wohlthäter, der allein über sie mit väterlicher Macht zu gebieten hätte, schwärmerisch eingeräumt hatte. Ich befahl, sie solle Hard nicht mehr verlassen. Pfarrer Bode empfing schon den folgenden Tag Auftrag, unsere Verlobung von der Kanzel zu verkünden. Auguste

meldete ihrer Pflegemutter, der Pfarrwittwe, das Vorgefallene; auch ich schrieb derselben, und weil sie in bedrängten Umständen war, versprach ich ihr die Fortsetzung der jährlichen Summe in gleichem Verhältniß, als wenn Auguste noch bei ihr in der Kost wäre.

„Auguste blieb meine Nachbarin im Wirthshause. Den Tag über hatte sie die ganze Woche der Geschäfte genug, in unserm Hause Alles zur Einrichtung der künftigen ländlichen Haushaltung zu ordnen. Schon als Braut erhielt sie die ganze Vollgewalt der künftigen Hausmutter. Wie selige Tage verlebten wir! — Und als der Sonntag wieder kam, trat des Morgens ein wunderliebliches Bauernmädchen erröthend zu mir ins Zimmer. Das war Auguste. Sie hatte den Stadtputz und die Eitelkeit der so genannten feinen, gebildeten Welt abgelegt, und war Bäuerin geworden. Ich hatte noch nicht einmal daran gedacht, daß des Dorfschulzen Frau nicht wohl als Stadtdame erscheinen könne. Nun nannte sie mich zum erstenmal Du. Vierzehn Tage später verband uns der würdige Pfarrer Bode vor dem Altar auf ewig."

Ein glückliches Unglück.

„Augustens haushälterische, fleißige Hand nahm mir viele kleine Geschäfte und Sorgen ab. Deßo

unbeschränkter konnte ich mich meinen wichtigern Geschäften und dem Wohle meiner Gemeinde widmen.

„Ich mochte ungefähr zwei Jahre verheirathet sein, als wir den schrecklichen Tag erlebten, daß das ganze Dorf Hard, vermuthlich durch Unvorsichtigkeit in einem Hause, ein Raub der Flammen ward. Alle Hülfe war vergebens. Unsere Harder Bauern standen während der Feuersbrunst stumm, betäubt, unthätig, und sahen zu, wie die herbeigeeilten Leute aus andern Gemeinden Vieh und Geräthschaften retteten. Nur wenige einzeln stehende Gebäude blieben übrig.

„Es war ein großes Unglück; die Gemeinde arm an sich; die Unterstützung von der Regierung im Verhältniß zum großen Schaden gering. Man wußte nicht, wie helfen. Doch verzweifelte ich keineswegs, und hoffte sogar, eben dies Mißgeschick könne und müsse für die Gemeinde von den wohlthätigsten Folgen werden. Nun waren fast alle Haushaltungen gleich arm; wer reich sein wollte, mußte arbeiten lernen.

„Als es um Wiedererbauung des eingeäscherten Dorfes zu thun war, gab ich der Regierung eine triftige Vorstellung ein, worin ich zu beweisen suchte, daß, wenn man dieses Unglück benuzzen würde, die durch einander zerstreut liegenden Besitzungen und Grundstücke der Bauern so zu

ordnen durch Austausch, daß jeder Landeigenthümer seine Felder alle beisammen liegend hätte, und er seine Behausung in der Mitte seines Landes bauen könnte — nicht nur künftigen Feuersbrünsten in der Gemeinde vorgebeugt, sondern auch ein größerer Wohlstand der Verunglückten in kürzerer Zeit bewirkt werden könnte, als sie ehemals besessen hätten. Es erschien bei uns von Seite der Regierung eine Kommission, die Sache an Ort und Stelle zu berichtigen. Mein Vorschlag fand nicht nur Beifall, so sehr auch die Bauern dagegen tobten, sondern ich empfing Aufsicht und Vollmacht zur Vollziehung des Plans.

„Nicht ohne Mühe ward die Austauschung und Zusammenrundung der dem gleichen Eigenthümer gehörenden Grundstücke vollbracht. Nun fehlte überall das nöthige Bauholz. Es konnte nicht anders als mit ungeheuern Kosten aus drei bis vier Meilen entlegenen Wäldern herbeigeführet werden. Erst jetzt klagte man, vor zehn Jahren die Zebra'schen Waldungen nicht angekauft zu haben.

„Ich ließ mein prächtiges Bauholz schlagen, verkaufte es im billigsten Preise, ohne baare Bezahlung zu fordern, sondern ließ es als Schuldkapital auf den Häusern, das in den nächsten zwei Jahren zinsfrei sein sollte. Fast allen Haushaltungen machte ich Geldvorschüsse. Die Regierung that das Ihrige. Von den Badegästen sammelte

ich auch beträchtliche Liebessteuern für die Aermsten. Nach Jahr und Tag stand das Dorf neu da, aber mit zerstreuten Wohnungen, wie du es jetzt siehst. Nun ließ ich den gemeinsamen Weidgang aufheben zur Schonung der allzustark angegriffenen Wälder; nun, zur Sicherung gegen Feuersgefahr, Gemeindsbacköfen, abgesondert von den Häusern, bauen; bessere Feuerspritzen anschaffen, und bei jedem Hause einen Brunnen graben. Ich leitete alle Wasser von meinem und anderm Lande auf der Höhe in einen einzigen Bach oder Kanal zusammen, und gab diesem die Richtung gegen die öden Wiesen der Gemeinde. Hier zersplitterte ich den großen Kanal in viele kleine Gräben, in welchen das Wasser abwärts gegen die Wiesen rann, wo es durch willkührlich geordnete Ueberschwemmungen die Fruchtbarkeit des Bodens verdreifachte. Die Gärten und Aecker jedes Bauers, seinem Wohnhause zunächst gelegen, wurden schon darum mit größerer Sorgfalt gebaut, weil er sie beständig unter Augen hatte, und ihnen viele Zeit, die sonst mit Hin- und Herreisen zu den zerstreuten Landstücken vergeudet ward, widmen konnte.

„Noth und Armuth zwang Viele zur Sparsamkeit. Das Dorfwirthshaus ward seltener besucht. In meinem Wirthshause da oben verbot ich, den Bauern Wein, Bier oder Branntewein zu geben.

Die Wittwe des ehemaligen Schulzen, welche das Wirthshaus im Dorf besaß, schalt unaufhörlich gegen mich. Aber ich erreichte meinen Zweck. Hätte sie nach meinem Rath sich zur Bewirthung fremder Gäste eingerichtet, sie könnte noch wohlhabender sein; denn viele Badelustige werden oft aus Mangel an Wohnzimmern zurückgewiesen.

„Zwar noch jetzt ist mir der größte Theil des Dorfes verschuldet, aber doch haben die Bauern die meisten ihrer ehemaligen auswärtigen Schulden abgetragen. Das war die Frucht des Unglücks. Unser Dorf ist jetzt im ganzen Lande das blühendste und fleißigste, und hat den meisten Kredit. Von Prozessen hört man bei uns nichts mehr. Schlägereien, ehemals alltäglich, sind jetzt fast unerhört. Sehr viele von meinen ehemaligen Schülern und Schülerinnen sind nun selbst Hausväter und Hausmütter, und mir noch, wie einem Vater, mit der ersten Liebe zugethan. Fast in allen Häusern herrscht die strengste Ordnung und Reinlichkeit.

„Vielleicht trug zu dieser bessern Zucht auch nicht wenig bei, daß ich alljährlich denen, welche das ganze Jahr hindurch in den Häusern und Ställen, in Kleidern und Geräthen die größte Sauberkeit, in Landwirthschaft und Hauswesen die größte Ordnung und Thätigkeit beobachteten, daneben den ehrbarsten, friedfertigsten Wandel

führten, die mir schuldigen Zinsen erließ. Den drei ersten Haushaltungen, welche ihre auswärtigen Schulden abbezahlten, schenkte ich sogar das mir schuldige Kapital."

Ein Sonntag in Hard.

So weit war Engelbert in seiner Erzählung gekommen, als uns Auguste in unserer Unterhaltung unterbrach. Sie kam daher, wie eine aufgeblühte Rose unter jungen Rosenknospen; den Säugling auf dem Arm, den kleinsten Knaben an der Hand; der andre Kleine hielt sich an ihrer Schürze; die beiden Erwachsenen sprangen voran. Das war mir ein Gutenmorgenwünschen! Ich ward unter den Kindern wieder Kind.

Die Kirchenglocken läuteten durchs Thal. Wir gingen mit einander hinab zum Gottesdienst. Der stille, sanfte, vierstimmige Gesang der zahlreichen Gemeinde hatte etwas Ungewohnt-Feierliches. Die Rührung, in die er mich versetzt hatte, vermehrte der ehrwürdige Pfarrer, welcher mit silbergrauem Haar auf der Kanzel betete, dann einfach und herzlich, allgemein verständlich, mit tiefer Lebenskenntniß des Landmanns vom Zusammenhang der Ewigkeit mit dem irdischen Dasein sprach.

Nach vollendetem Gottesdienst versammelte sich die ganze Gemeinde vor der Kirche unter der alten

Linde. Der Schulze des Dorfes unterhielt sich erst freundlich mit Einzelnen, die zu ihm kamen; dann trat er auf die Bank unter der Linde, las einige Regierungsdekrete ab, und erklärte sie, und beseitigte die Einwendungen und Mißverständnisse Einiger, die sich darüber äussern wollten. Nach diesem wies er mit der Hand auf mich, und sagte: „Ich habe hier einen alten, lieben Jugendfreund zum Besuch bei mir. Und weil ich ihm eine Freude machen und diejenigen von unsern jungen Leuten ihm zeigen möchte, die sich besonders durch ihr gutes Betragen seit dem letzten Tanztag ausgezeichnet haben: so lade ich dieselben hiermit zum Tanz und Nachtessen auf diesen Abend bei mir ein.“ Sodann verlas der Schulze eine lange Reihe Namen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die er auf einem Zettel geschrieben hielt.

Es verbreitete sich in der ganzen Gemeinde auf allen Gesichtern ein zufriedenes Lächeln. Da gab es ein Kopfnicken, Zischeln, freundliches Zusammenfassen, gegenseitiges Händedrücken und fröhliches Funkeln der Augen! Der frohe Schwarm zog aus einander. Der greise, ehrwürdige Pfarrer, ein lebhafter, freundlicher, gutmüthiger Mann, der Schulmeister Lebrecht, ein unbefangener verständiger Bauer von vielem Mutterwitz und großer Wißbegierde, auch dessen Frau und

der Badarzt mit seiner Frau begleiteten uns zum Mittagsmahl, das gar köstlich und von Engelberts gewohnter Einfalt abweichend im Wirthshaus des Bades bereitet stand. Ich verlebte unter vortrefflichen Menschen einen unvergeßlich schönen Tag. Besonders wird mir, so lange ich lebe, das mir von Engelbert gegebene Konzert in angenehmer Erinnerung bleiben. Man denke sich siebenundvierzig Stimmen, Knaben und Mädchen, Männer und Kinder, die von Graun und Händel, Haydn und Nolle Chöre und Motetten sangen, so rein, fest und klar, daß sie jedem städtischen Konzert Ehre gemacht haben würden. Auch Engelbert, Auguste und der älteste ihrer Knaben standen unter den Sängern. Es geschah im Freien, hinter dem Badegarten. Der Platz schien ganz dazu ausgewählt. Denn ein sanfter Wiederhall von entfernter Felswand brach und warf die harmonischen Klänge zauberhaft zurück, während die Abendsonne ihr Gold über die ganze Welt ausstreute. Ich war aufs innigste bewegt und meiner Thränen nicht mächtig.

„Das Alles hat ein einziger Mann gethan!“ dachte ich. Und dieser Mann, den, wohin er ging, wohin er sah, seine Schöpfungen umgaben, stand da so demuthsvoll und anspruchlos unter den übrigen Bauern, ganz wie ihres Gleichen. Ich konnte mich, nach beendigten Gesängen, nicht

enthalten, ihn mit wahrer Begeisterung an meine Brust zu drücken und zu rufen: „Du bist einer von den Großten der Erde in deinem Zwillichkittel!“

Nun mußte ich im geschmackvoll eingerichteten großen Saal des Badehauses mit Augusten tanzen, und sie tanzte allerliebst; dann der Reihe nach mit den artigen Harderinnen. Welch ein Leben, welche Anständigkeit! Auguste selbst war die Tanzmeisterin des Dorfes gewesen, seit sie die Frau Schulzin war. Und der wahrhaft ehrwürdige Pfarrer ging unter den Tänzern und Tänzerinnen ermunternd umher, wie ein Großvater unter geliebten Kindern und Enkeln. Beim Nachtessen saßen wir alle bunt durch einander, wie es der Zufall gab. Eine junge Bäuerin, die meine Nachbarin ward, unterhielt mich weit angenehmer und verständiger, als ich zuweilen bei einem Souper in Städten von manchen unserer anspruchsvollen, gezierten und ziererischen Damen unterhalten worden bin.

Sobald mein Kunz und mein Wagen hergestellt waren, verließ ich Hard. Engelbert behauptete, ich habe in seinem Hause gewohnt; an Bezahlung war nirgends zu denken. Ich mußte als sein Schuldner abziehen. Aber mit welchen Empfindungen ich Hard verließ, das, ihr Herren, moget Ihr selber ermessen.

Schluß.

„Da haben Sie nun", fuhr der Oberforstrath von Rödern fort, „die Geschichte meines zweiten Millionärs. Ziehen Sie nun daraus nach Belieben für Ihre Streitfrage die erbauliche Nutzanwendung."

Selbst diejenigen von uns, welche vorher Kasimir Morns menschenfeindliche Stimmung vertheidigt hatten, läugneten nicht ab, Engelbert habe zur Menschenfeindschaft wohl eben so viel Veranlassung gehabt, als Morn; und gestanden ein, daß Engelbert in Morns Lage, mit den gleichen Ansichten der Welt, dennoch kein Morn, sondern ein unverdrossener Wohlthäter seines Geschlechts geworden sein würde. Doch wollte man weder Morn noch Rousseau zu nahe treten lassen. Man entschuldigte Beide mit einer eigenthümlichen, allzu empfindlichen Reizbarkeit.

„Sagen wir's doch deutsch heraus," rief der Oberforstrath: „Morn wie Rousseau waren zwei gleich gutmüthige, leicht gereizte, oft betrogene, daher mißtrauische Menschen; hatten beide mehr Eitelkeit, als Demuth, mehr Einbildungskraft, als Verständigkeit, und sowohl von sich als der Welt falsche, selbstgeschaffene, von bloßen Einzelnheiten mangelhaft abgezogene und mit Unrecht auf das Allgemeine angewandte Vorstellungen.

Engelbert dagegen hatte Herz und Kopf am rechtern Fleck, als jene; war überhaupt ein größerer, gewaltigerer Geist, als sie, den kleine Unfälle nicht leicht wanken machen."

„Das war er!" rief ein Anderer aus der Gesellschaft: „Rousseau spielte den Weisen und machte aus sich das verzärtelte Kind, welches immer schmollen und trotzen will. Engelbert aber, über dies weibische Wesen und Träumen hinweg, ein kräftiger Mensch, war ein Weiser! Das ist der Unterschied. Rousseau jammerte und klagte unaufhörlich über das verdorbene und verkehrte Wesen der Welt und ihre Abweichung von der Natürlichkeit. Engelbert haßte diese Unnatur auch, aber klagte nicht, sondern griff verständig an und besserte thätig aus. Er war kein Feind der Menschen, sondern ihr Freund, aber ein Feind der Verkehrheit. Er behandelte Alle nur als Irrende, und brachte sie auf den rechten Weg. Er tastete nicht die Herzen, sondern nur das Formenwerk feindselig an. Es gibt in der Welt viele Rousseau, aber wenig Engelberte."

„Woran liegt es auch?" fragte Einer.

„Daran, daß der große Haufe der Welt-Reformatoren nur die Einsicht, nicht die That hat; Lobreden, aber keinen Muth für die Tugend hat. Diese Herren sind selber von allen den Er-

bärmlichkeiten behaftet und beladen, gegen die sie eifern. Sie sind Schwächlinge, und haben nicht Lust noch Herz, zur Wahrheit und Natur zurückzukehren, die sie so rührend zu empfehlen wissen. Sie verstehen sich um keinen Preis dazu, die unentbehrlichen Entbehrlichkeiten aufzuopfern, wie Engelbert die feinen Sklavenbanden der Menschheit nennt. Und wenn sie noch so viel aufopfern, so wollen sie dafür Gegenopfer. Sie wollen Ansehen, Ehre, Lob von ihrer Sache. Wer möchte denn Dorfschulmeister oder Dorfschulz werden, wie Engelbert, alles Widerliche davon tragen, verfolgt und verkannt werden, ohne weiter zu fragen: wird mich die Welt einst deswegen bewundern? — Daran liegt's!"

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewohnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er, und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige,

es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein zierlicher offener Wagen. Thevenet machte seine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thore fragte er den Kutscher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieser antwortete: „things unknown to me I am not concerned for;“ was ungefähr so viel heißen soll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? wer wohnt hier? wer iß hier krank?“ fragte Thevenet den Kutscher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort, und der Wundarzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein schöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieths, der junge Mann war ein Britte. Thevenet redete ihn also englisch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen lassen!“ sagte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen, antwortete der Britte: wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Chocolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas geniessen wollen.

„Zeigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nöthig sei.“

— Sie ist nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Wünsche zu erfüllen, sehen Sie hier das scharfgeladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.“

„Sir, vor Ihrer Pistole fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?“

— Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.

„Von Herzen gern, Sie, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie sprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?"

— Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.

„Sie, Sie sind ein Narr."

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das schöne Bein gesündigt?"

— Nichts! — Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?

„Sie, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst gesunden und heilen Verstandes."

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sie, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verstümmelung angeben."

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr, ich wette, Sie selbst sollen nach Jahresfrist gestehen, daß meine Gründe die edelsten waren, von diesem Bein befreit zu sein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsart."

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt

nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Pflichten, selbst gegen Sie, als Unbekannten. Ich verstümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Lust, Meuchelmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden: so schiessen Sie.“

— Gut, Herr Thevenet, sagte der Britte, und nahm das Pistol: „ich schieße Sie nicht; aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun: müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Britte setzte sich, nahm das Pistol, und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Britte, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf die einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Britte rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, denn er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust des Beins, und segelte nach England zurück mit dem hölzernen Steljfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet eine Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen,“ als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Hrn. Panchaud, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdischen Glückseligkeit war.

„Braver Mann, mögen Sie jetzt die Ursache meiner närrischen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbstverstümmelung, wie der meinigen, geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, sie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüth. Ich mischte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männer mich; — verhehlte es nicht, und — verstieß mich eben deswegen. Umsonst bat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den

Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde sie einst deswegen geringachten.

„Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thevenet, und ich ward es!

„Ich kam mit meinem Stelzfuß nach London zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erstemal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und

dann ſagen Sie noch einmal: „ich ſei ein Narr!

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief ſeinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halſe, ſo oft er ſie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war ſeine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr koſtbares Geſchenk. So muß ich wohl es nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünſche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigſten Brittin. Es iſt wahr, ein Bein iſt viel für ein ſchönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Tauſch betrogen wird. Adam mußte den Beſitz ſeiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen; auch andern Männern koſtete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern ſogar den Kopf.

„Bei dem allen erlauben Sie mir, ganz beſcheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradieſe des Eheſrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unter-

schiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzuerkennen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mit mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich, unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben; in meinem Leben aber kein Bein hingegeben, jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: Thevenet, du warst ein Narr; Womit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener

G. Thevenet."

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Pallast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich ihnen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzusehen, ob Ihr Rath reif geworden sei?“

„Ich komme als Flüchtling, und suche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich

nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medisance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, so hätte ich doch damals Recht gehabt?“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitzel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: Ich war ein Narr! — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.“

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben beſaß das ſchönſte Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte ſonſt Einſamkeit; aber ſeit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Feſttag verdrängte den andern. Frau Stoben ſchien ſich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feſte, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte ſie immer haben können; ſie gehörte zu den reichſten Eigenthümern im Lande.

Nein, ſie war mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von ſeinen Reiſen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte ſie ihn nicht mehr geſehen, ſogar gefürchtet, ſeine Reiſeluſt möchte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenſchaft ſchien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu ſehen. Darum erſchöpfte ſie ſich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt in den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu feſſeln. Aber die rauſchenden Freuden, die glänzenden Zerſtreuungen waren nicht vonnöthen; gewaltiger als Alles zog ihn das

milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wiedergefunden unter allen Zonen, bei den Menschen schwarz und weiß, olivenfarben und kupferroth.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte: „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen. Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und ob er ihr gleich es tausendmal versicherte, blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter.“ So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sichs auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch über unbekannte Völkerschaften rollte? — wie sichs erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dermaligen Pfarrers im nächsten Dorf, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unbetastet ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den

Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, fünfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorge zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!“ sagte der Landrath: „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Herd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemandem; ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen, und ohne Ziel.“

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat,“ setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen.“

„Aber denkt doch, Kinder!“ seufzte Frau Stoben: „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen, und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er ist zuweilen tiefsinnig; will man ihn gesprächig haben, muß man von seinem Norwegen reden.“

„Tiefsinnig ist er?“ fragte Therese: „Weißt du nicht, ob die Lappländerinnen schön sind?“

„Allerdings,“ antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken.“

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegersohns im Gedächtniß, und rollte die Phrase lang herum, und suchte an diesem Zwirnknäuel den verlornen Faden, und fand ihn nimmer.

„Wer sind aber die Leute, die gern Thran trinken?“ fragte sie: „Sie drücken sich für eine alte undelesene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn.“

„Es sind Lappländer, Frau Mutter!“ entgegnete er, und warf lächelnd den Kopf zurück.

„Müssen's denn aber nur Lappländer sein, die den Thran lieben?“ fragte Therese.

Der Landrath lächelte. „Du hast Recht. Es wandeln der Thransäufer viel unter uns.“

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab sich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reisegefährten.

„Sage mir, Amos,“ hub sie an, und legte traulich ihre Hand auf seinen Arm, „du kennst deinen Herrn. Du kennst ihn ganz. Du kennst ihn besser, als ich. Du sahest ihn täglich seit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war.“

„Gesehen und gesprochen!“ entgegnete Amos. — Du warst mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben. Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdischen.“

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er kroch in ihre Hütten, worneben unsere Schweinställe herzogliche Schlösser sind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft steif gefroren lag, wie ein Baumstamm.“

— Und, das weißt du gewiß, sind die Lappländerinnen schön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen“ . . . .

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahr, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre.“

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?“

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei, behüt' uns Gott! kein Tropfen über seine und meine Zunge!“

— Bist du redlich?

„Setzen Sie ihm zur Probe die Thranflasche vor.“

— Und als er sich zur Heimkehr entschloß, bemerktest du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? ging nicht seine

Seele zuweilen zurück in das fremde Land, während sein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben. — Er war manchmal gar unlustig, und war dann kein Auskommens mit ihm. Er bereute, die Insel Island oder wenigstens nicht einmal Grönland gesehen zu haben; Island aber lief ihm besonders im Kopf herum. Da hat ihm ein gewisses Frauenzimmer das Herz warm gemacht."

— Wer war's auch?

„Ich weiß nur, daß es Edda hieß.

— War die Person schön?

„Habe sie eigentlich so nicht von Angesicht gekannt."

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Insel Island?

„Gerade gestern. Gelt, Herr, sagt' ich, hier ist's doch, unter uns gesagt, besser als in der Insel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiser machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und ließe sie laufen. Da brummte mein Herr verdrießlich und sagte: und es ärgert mich doch Zeitlebens, so nahe und nicht dort gewesen zu sein."

— Du sollst ihn nie an die Insel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich für meine Person, hüte mich wohl!"

— Iſt die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend ſchreiben. Ich kann nicht leſen, aber ich kenne ihre Briefe am Umſchlag, und am Siegel. Da iſt ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Iſaak opfern will. Und dann, wenn er ſolchen Brief erhält, ſieht man ihm Freude aus allen Mienen glänzen, und treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule leſen gelernt, ich lieſſe mir gewiß Briefe aus Island ſchicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländiſche Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich. Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag ſo vergnügt, als hätt' ihm der Schuſter Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun ſelbſt geſtehen, Island iſt ein prächtiges Reich; nur auch nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich leſen, ſo müßten es mir isländiſche Briefe ſein, oder keine. Und man hat ſie hier zu Lande ſpott-wohlfeil. In Karlskrona mußt' ich für einen Brief gerade ſo viel baare Gulden zahlen, als hier Kreuzer. Es iſt bei uns aber auch mit dem

Postwesen bessere Einrichtung, als in Norwegen und Lappland."

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zuviel erfahren. Die isländischen Briefe zerstörten ihren Frieden.

3.

Thereſe erfuhr von der guten Mutter zuerſt das Geheimniß von der Inſel Island. Sie wählte den nächſten Weg, das Räthſel zu löſen. An einem lieblichen Morgen ſchlich ſie zu ihrem Bruder aufs Zimmer. Theodor ſprang ihr entgegen. Sie ſank an ſein Herz.

„Und du bleibſt nun gewiß bei uns?" fragte ſie.

— Gewiß.

„Biſt du frei? zieht dich kein anderer Magnet?"

Theodor wurde roth. Thereſe hielt ihn feſt in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er ſchlug die Augen nieder und lächelte.

„Du haſt ſchon geantwortet!" ſagte ſie.

— Aber was denn? ich verſtehe dich nicht.

„Ich deſto beſſer dich. — Du liebſt! — Ich weiß es."

— Du willſt ſpotten.

„Gewiß nicht. — Warum aber nahmſt du deine Dame nicht mit dir?"

— Welche?

„Die ſchöne Briefſchreiberin in — wie heißt die Inſel? Island glaub' ich. — Beichte nur. Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reiſen.“

Theodor ſah ſeine Schweſter mit großen Augen an.

„Nicht doch, Theodor, ſpiele mir nicht den Geheimnißvollen. Die Mutter, wir alle wollen dich glücklich wiſſen. Du liebſt. Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe. Ich flehe dir bei. Nur entſchlage dich der unſeligen Sehnſucht nach Island. Die Mutter ſtürbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verluſt gewiß nicht. Theodor, du warſt ein guter Sohn immer, ein guter Bruder! — Sieh mich an; willſt du es nun nicht mehr ſein? — Sage mir, du liebſt? Nicht ſo?“

— Ich weiß nicht.

„Das wäre mir luſtig. Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber beſſer. Wenn ich dir zum Beiſpiel ſo ein Briefchen vorhielte, geſiegelt mit einem flammenden Altar? — würdeſt du noch einmal roth?“

Er ward es, indem ſie ſprach. Sie küßte ſeine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Thereſe, es iſt am Ende eine Poſſe.

„Was denn?“

— Die Liebſchaft, von der du ſprichſt.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Posse, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?“

— Du wirst mich auslachen, wenn ich dir's sage.

„Ich will fromm sein.“

— Du sollst alles wissen. Du wirst lachen, Therese. Ich selbst fühl' es, das ganze Ding ist abentheuerlich, romanhaft, närrisch.

„Für einen Liebhaber bist du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abentheuerliche, Romanhafte, Närrische hineinspielt, ist keine Liebe mehr. Also nur hervor mit der Geschichte! — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Mährchen aus der andern Welt?“

— Ich will dir's erzählen. Du sollst mir Rath geben. Vielleicht kennst du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island daheim sein.“

— Nein, Therese, im Städtchen Grauenburg.

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?“

— Dreißig Stunden von hier; fünfzehn Stunden von der Hauptstadt.

„Und wo hast du sie angetroffen?“

— Nirgends!

„Nirgends? so kennst du sie nicht.“

— Doch, sehr genau. Sie ist ein Engel!

„Nun, das versteht sich; hoffentlich aber noch

ohne Flügel. Sie wohnt wenigstens noch in unserm irdischen Jammerthale?"

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geist entzücken mich. Sie ist übrigens nicht schön, nicht reich.

„Nicht schön? — Du bist nicht bei dir. Du hast sie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal ist: so liegt's an dir, oder deiner Phantasie, daß es nicht schon ist. Also weiter!"

— Sie ist blaß, und pockennarbig.

„Um des Himmelswillen, du hast sie ja nirgends gesehen."

— Nirgends. Aber dies hier ist ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Busen.

Thereſe besah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit gesprochen. „Der Geschmack ist verschieden," sagte sie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder. Schon ist deine Heilige gewiß nicht; aber sie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild hast du dich ohne Umstände verliebt?"

— Nein, nicht in's Bild. Aber ... setze dich her auf's Sofa. Es ist noch früh. Wir können ungestört reden. Du bist verschwiegen?

„Wie ein Fischchen."

4.

Sie setzten sich. Theodor erzählte.

„Als unser Vater gestorben war, nun sind's vier Jahre, schrieb ich zum Trost der Mutter und unserer das Gedicht: „Todtenopfer", und die Musik dazu. Es ward gedruckt, nebst den Klaviernoten. Sechs Monate später erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet Ottilia Wangen. Du mußt den Brief selbst hören, um das Mädchen nicht falsch zu beurtheilen."

Theodor holte eine Brieftasche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

„Es ist vielleicht unanständig, daß ich Ihnen schreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schicklichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt. Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater ist mir gestorben. Ich liebte ihn zu sehr. Ich ward krank. Mein Geist litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in schwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerstörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was außer mir geschehen damals, weiß ich nicht. Die Gestalten, so mich umgaben, schwebten wie irrende Geister

vor mir, die mich feſſelten, daß ich das heilige Licht der beſſern Welt nicht erreichen ſollte.

„Und ſo einſtmals in meinen Schmerzen hört' ich Saitentöne und Geſang dazu. Ich will's Ihnen nur ſagen, es war Ihr Todtenopfer. Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe. Die Gewalt der Muſik, ich meinte, ſie ſtieg aus dem Himmel, bezwang mich. Ich zerfloß in Thränen; und wie die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klage mein erſtarrtes Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume loſete ſich. Es ward heller, das Morgenroth ſtrahlte näher um mich. Die irrenden Geiſtergeſtalten verwandelten ſich in meine weinenden Verwandten. Ich verlor mich in heftigen Fiebern, und bin durch leichte Mittel geneſen.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet. Ihr Todtenopfer rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des ſtummen, drückenden, verzehrenden Wahnſinnes. Oft hat man nachher daſſelbe Lied wiederholt — ich bin in meiner Demuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht iſt's ein neuer Wahnſinn. Aber ſei's denn auch. Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an ſeinen Staub!

„Dies ſind die erſten Zeilen, die ich ſeit faſt

einem Jahre schreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt ist's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun.

Ottilia Wangen."

5.

„Gar nicht übel!" sagte Therese lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei solch einem Briefe gutherzig mitgemeint. Ihr aber, mit der starken Seele, ihr philosophirt anders."

— Eine Artigkeit lockte die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines so lieben, empfindungsvollen Geschöpfes schweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröstete sie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich schrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in so viel Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechsel fanden — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unsere Geister berührten sich, und schlossen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konventionswelt, keine Sinnlichkeit, kein Nebeninteresse, keine Leidenschaft, keine Eifersucht. — Wenn die Bewohner des Himmels sich lieben und ihre Em-

pfindungen einander bekennen: ſo lieben und empfinden ſie nicht reiner, wie wir.

„Es iſt wahr, dieſer geiſtige Umgang, dieſe reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter die Rubriken Freundſchaft, Liebe, Geſelligkeit u. ſ. w. nimmt, gar nichts gemein. Sie iſt etwas Ungewöhnliches, und eben daher, wie du ſagen wirſt, etwas Romanhaftes. Sei es auch. Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach ſeiner Art, und nennt nach ſeinem Sinn.

— O Thereſe, dieſe unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten genommen. Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mogte einen Augenblick lang mich meiner Niegeſehenen vergeſſen machen. Was fand ich auch überall? — Weſen, mehr Fleiſch und Bein, als Geiſt; ihre Liebe iſt, was die Phantaſie in Flammen ſetzt und das Herz verkohlt, wenn Hymen kaum eingekehrt iſt. Weſen, die nach der erſten Liebe noch aus Gefallſucht liebeln, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Weſen, die ...

„Die um kein Haar ſchlimmer und beſſer ſind, als die Männer!“ unterbrach ihn die Landräthin: „Ich muß dir nur im Vorbeigehen be-

merken, Theodor, daß du sehr unartig bist; und daß du nicht vergessen mußt, wenn du neben der Schwester sitzest, daß du bei einem Weibe bist. Jetzt erlaub' ich dir fortzufahren."

— Ich sagte aber Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind. Du liebst, und liebst ein Phantasiebild, und keinen Geist. Du schwärmst; und machst eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faseln. Glaub's doch, Theodor, du bist kein Engel, so wenig als deine heilige Ottilia. Die Menschen bleiben sich ewig gleich, treiben sich alle in demselben Ring herum, den die gewaltige Natur gezeichnet hat. Was du dir einbildest, hat sich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von sich, er sei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm sei alles anders. Wir irren allesammt, nur jeder irret anders. — Aber was ich dir da predige, verstehst du nicht einmal, Herr Philosoph. Dazu müßtest du Ehemann sein."

— Auch du verstehst mich nicht. Denke, wie du willst, nur ich kenne Ottilien. Du sollst ihre Briefe lesen; du wirst anders urtheilen lernen. Meinst du, ich werde Ottilien weniger lieben, selbst wenn sie sich verheirathete? — meinst du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr schwärmet beide. Schwärmerei iſt eine Gluth, die ſich ſelbſt verzehren muß, die aber der Regen nur anfeiſcht, der Wind nur anbläſet. Und ihr habt beide nie ein Gelüſt empfunden, euch zu ſehen?“

— Ich machte die Reiſe in's nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechſel. Wir waren ſchon damals die innigſten Freunde. Hier iſt die Abſchrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreiſe ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er iſt zu lang; ich leſe dir nur das Weſentlichſte daraus, damit du den Geiſt unſerer Freundſchaft erkenneſt.“

——„So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reiſe keinen Abſchied von Ihnen, liebe Ottilia. Warum Abſchied, da ich Sie nicht verlaſſe? Wir trennen uns nicht, da wir nie beiſammen waren. Ob dreißig, ob tauſend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwiſchen unſern Perſonen flieſſen, unſere Seelen bleiben ſich gleich nahe. Nur den Tauſch unſerer Gedanken, unſerer Empfindungen im Briefwechſel wird die Entfernung erſchweren. Wir verlieren etwas, aber nicht alles. Wir ſind dennoch gewiß, daß unſere Geiſter unaufhörlich beiſammen ſind; und

das Wichtigste, was sie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüstern sich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich. — Ach, lassen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede. Zum Sie gehören wenigstens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anspricht. Das Du wendet sich nur an ein Einiges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht gesehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umschließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, sei wer du willst, bleibe nur wie du mir erschienst. Mir ist's, als ruf' es eine weissagende Stimme, einst werd' ich Sie sehen! — wir werden uns sehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick. Fast wünsch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir sind Menschen. Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unsere Außenseite nicht gefiele! Wenn uns unwillkührlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unsern Personen etwas fänden, was unsern Vorstellungen nicht entspräche. Ottilia, so zerreissen wir selbst unser Glück.

„Wir lieben uns. Wir sind einander verwandt und vertraut, wie Bruder und Schwester

Wir kennen die geheimsten von unsern Empfindungen. Wir erscheinen uns gegenseitig, ohne Schleier, ohne Kunst, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erstemal persönlich zusammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie gesehen, wir sind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Gestalt, in der die schöne Seele wohnen soll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen ersterben. Es wird ein anderes sein, um Berührung der Hände, als um Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals persönlich kennen lernen — es wird uns sein, wie verstorbenen Lieben, deren Geister in einer andern Welt unter andern Hüllen sich begegnen. Wir werden uns finden, und nicht erkennen. Spricht aus diesem Munde die Seele, die ich sonst liebte? werd' ich fragen. Wird sie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich wieder finden, wie ich ihr vorher war?

„Gewiß, Ottilia, unser Schicksal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller andern stellen, die sich liebten, ist seltsam. Wir, zärtlich und treu, scheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andere mit Sehnsucht rufen. Wir sind Geister, die sich zusammenfanden, und zittern, daß

sie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde nur wehmüthig!"

Theodore schwieg. Therese lächelte ihn an und sagte: „Eure Seelenliebe ist eine ganz allerliebste Narrheit. — Und wie nahm der Geist Ottiliens deine Abreise auf? Wurd' er nicht ein wenig böse?"

— Ich müßte dir da unsere ganze, weitschichtige Korrespondenz vorlesen. Die Zeit ist zu kurz, Schwester. Ich will's dir mit einem Wort sagen, ich will nun hin. Ich will nach Grauenburg. Ich will Ottilien sehen. Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie soll's nicht wissen. Sie wird mich sehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falschen Namen an. Ihre Briefe, die sie noch immer nach Kopenhagen an mich schreibt, laufen nicht weiter, als nach L**, an meinen Freund Müller, der sie mir zuschickt, wie er ihr die meinigen sendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unschuldigen Geister verstehen sich auch auf Intrigue. Aber mein Herr, so weit sind wir noch nicht, wie du glaubst. Du hast mich zu Rathe gezogen über deine geistigen Abentheuer. Ich verlange sehr auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwissen machst. Du bist in meiner Gewalt. Du hast mir die Adresse deiner Ueberirdischen ge-

geben, du weißt, ich bin boshaft, und kann Briefe schreiben."

— Willst du meine Verrätherin werden?

„Du haßt das Schicksal aller Großen. Lassen sie sich nicht rathen, so müssen sie sich verrathen lassen. Ich will dir treulich beistehen. Aber geh langsam, um sicher zu gehen. — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilst. Du liebst kein Mädchen, du liebst dein selbst geschaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennst uns Weiber nicht. Unser Herz muß etwas zu tändeln haben, das ist Bedürfniß. Deine ätherische Ottilia ist gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in den Briefen, worin man schreiben und ausstreichen kann. Das himmlische Wesen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ißt und trinkt zu Hause, wie wir andere Menschenkinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — — —"

— Ich bitte dich um Gotteswillen, Therese, ich bitte dich — — ich laufe davon.

„Aber glaubst du auch im Ernst, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zusammengewebt ist? Mein Gott, warum soll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es ist ja so menschlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr als einer Ursache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreise aufgenommen habe. — Lies mir

wenigstens aus ihrem Brief vor, was sie über den Punkt sagt.“

Theodor nahm gehorsam das Portefeuille, aber machte ein finsteres Gesicht.

Er las wie folgt:

„— — Sie gehen auf Reisen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, so wird unser kleiner Briefwechsel sehr ins Stocken gerathen. Ich darf dagegen nichts sagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt ist mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren, hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater ist!

„Ich bin ein armes Geschöpf, und habe doch noch zuviel! ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht mir da, mich anzulocken gewaltig, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täusche mich selbst. Das ist mein Loos.

„Reisen Sie glücklich. Sie werden glücklich sein. Ich bete für Sie. Es ist ein Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finsterniß gerissen. Sie haben ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Trost und Lehren. Sie bleiben mir derselbe, der Sie mir in meinem verdämmernden Wahnsinn erschienen.

Mein Geiſt lehnt ſich müde und ſchweſterlich an den Ihrigen. Was kümmerts mich auch, wer Sie ſind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergeſſen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesſtunde lieben müſſen, weil kein Grund vorhanden iſt, daß ich Ihnen gleichgültig werden konnte. — Ich werde Ihre Briefe leſen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnſinns zurückſinken, — o wie war mir ſo wohl da!

„Ob wir uns beide auf Erden ſehen, oder nicht ſehen, iſt wohl doch am Ende ſehr einerlei. Wenn wir fern von einander ſterben, ohne unſere Perſonen geſehen zu haben, iſt das ein Verluſt? — Zwei Seelen im unermeßlichen Weltall begegneten ſich, liebten ſich, gaben ſich ihres Daſeins Zeichen, verloren die ſchöne Macht der Mittheilung, und lieben getrennt fort, ohne von einander zu wiſſen.

„Es iſt beſſer ſo. — Sie ſind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies ſein wollten. Wenn Sie ſich einſt vermählen, zeigen Sie Ihrer Gemahlin meine Briefe, ſie wird auf mich nie eiferſüchtig werden.

„Reiſen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig. Es iſt ein Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlöſch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da ſitz' ich weinend. Warum bin ich ſo

wehmüthig? Nur Ein Bedürfniß hab' ich; es iſt, immer an dich zu denken. Das kann mir zu niemand rauben. Wenn ich dich nicht mehr denken kann, dann bin ich ſelbſt nicht mehr.

Ottilia B."

7.

„Und wie ſpann ſich der Faden weiter?" fragte die Schweſter den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir ſchrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, ſandte ſie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige anzubieten. Sie ſelbſt erklärte, ſie wolle mein Bildniß nicht ſehen, ſelbſt nicht meinen Schattenriß.

— Inzwiſchen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer ward. Mit der Zeit iſt ſie heller und froher worden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt ſie weniger. Und doch zittert ſie vor meiner Heimkunft. „Ich beſchwöre Sie, Theodor," ſagt ſie in einem ihrer letztern Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu ſehen. Muthig und grauſam werden Sie unſer Elyſium mit eigener Hand zerſtören, ſobald Sie perſönliche Bekanntſchaft mit mir machen. Wir

können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir ſind.“ So iſt jetzt unſer Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorſtellung, ich ſei noch in Kopenhagen. Ich will ſie ſehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entſcheide der Zufall.

„Wahrhaftig,“ ſagte Thereſe lachend, „ſolch' einen Roman iſt's der Mühe werth zu ſpielen. Ich begreife das Mädchen nicht. Auch muß ich ſehr zweifeln, daß ihr beide glücklich ſein werdet. Jeder von euch täuſchte ſich ſelbſt und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorſtellungen ſind allzugeſpannt. Ihr werdet ja einander ein Paar liebe Alltagsmenſchen erblicken, und jeder wird ſich dann über ſich ſelbſt ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir ſind bei aller Seelenſchönheit doch immer arme Kreaturen von Fleiſch und Bein. Ich wette, vor deiner Phantaſie blüht ein friſches, liebliches Mädchen in Roſenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein ſieches, blaßgelbes, nervenſchwaches Frauenzimmer fändeſt, gewandter am Schreibtiſch, als in der Wirthſchaft — du würdeſt den Engel ſegnen und heimgehen. Sei mir nicht böſe. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich dich nicht wenigſtens vorbereiten ſollte, der Grille minder anzuhängen, falls du diesmal übel geträumt haben ſollteſt. Und wahrlich, Theodor, ſie muß ſelbſt nichts Gutes ahnen. Umſonſt ver-

bittet sie nicht die persönliche Bekanntschaft. Mädchen sind Mädchen, und in gewissen Sachen sonst ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Residenz zurück, du begleitest uns. Damit du nicht entdeckt wirst durch Zufall, nimmst du einen andern Namen an. Wir können in der Residenz leicht Nachrichten von Grauenburg einziehen, und nehmen da unsere Maasregeln. Bist du's zufrieden?"

— Ich bin's.

8.

„Wahrlich, Mama," sagte Therese zur Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unserm Theodor eine Frau zu geben."

— Eben das ist's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter: aber die isländischen Briefe vergiß nicht!

„Freilich. Gerade dieser Briefe willen, die ihn am Ende unglücklich machen, müssen wir ihn so bald als möglich in angenehme Zerstreuungen bringen. Daran fehlt's in der Residenz nicht. Er soll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort seine seltsamen Grillen, und den Reisegeist."

— Ach, mein Kind, wenn du das könntest!

Sobald Frau Stoben in Theodors Reiſe nach der Reſidenz gewilligt hatte, eilte Thereſe zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn ohne Bedenklichkeit in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abentheuerlichen Liebſchaft ſeines Schwagers ſagen ſollte, deſſen Verſtand er ſonſt ſchätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor inkognito nach Grauenburg zu ſchicken, um ſein Heil zu verſuchen, falls die über Ottilien in der Reſidenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückſchrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Ei, mein Herr,“ rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe ſind hier wohlfeiler, die Luft iſt milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück.“

— So weit ſoll's nicht gehen! entgegnete Theodor: Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos. Du darfſt Niemandem ſagen in Zukunft, daß wir eine ſo weite Reiſe gemacht. Du darfſt Niemandem ſagen, wer ich ſei. Du gibſt mich für einen weitläuftigen Verwandten vom Herrn Landrath Kulm aus, und nennſt mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, ſo lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe.

Amos sah seinen Herrn verlegen an. Man setzte sich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden sich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unsere Freunde in der Residenz, wo der Landrath Kulm sehr geschmackvoll eingewohnt war.

9.

Beinahe drei Wochen verflogen in der Residenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig ans Weiterreisen dachte. Es waren da so viele Besuche zu geben und zu empfangen; Bälle und Gastmähler wechselten unaufhörlich; die Gesellschaften waren so mannichfaltig und dennoch so ausgewählt. Es herrschte in ihnen ein Ton von zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreisen. Nicht Ball und Mahl, sondern die Menschen selbst waren das Angenehmste. Man berechnete die Tage, wo man sich wieder haben konnte. Die Freude des geselligen Lebens war nicht Hauptsache, sondern nur Erholung unter ihnen; sie ermüdete daher nie, sondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Residenz erwartet. Er war bald in allen Zirkeln seiner Schwester heimathlich; bald eins ihrer bedeutendsten Glieder. Kenntniß mit vieler Bescheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anspruchslosigkeit, machten ihn schnell zum Liebling Aller. — Er fühlte sich glücklich, und doch — —

„Was hast du auch, Närrchen?“ fragte ihn einst seine Schwester, da sie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte sie ihn nie: „Was murrst du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällts dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir selbst.“

— Das ists eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von seinem Korrespondenten in Grauenburg.“

— Was schreibt er?

„Du kannst dir den Brief selbst geben lassen. Ottiliens Geist ist nach Leipzig gereist, und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es steht auch darin von ihren Verhältnissen mit einem sächsischen Offizier; man behauptet, sie sei jetzt mit ihm verlobt. Indessen rath' ich dir doch, sobald du ihre Rückkunft erfahren wirst, nach Grauenburg zu gehen.“

— Sie ist gewiß nicht verlobt.

„Ich habe den Brief nicht gelesen. Mein Mann sprach mir davon. Aber Geduld!“

Therese flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Sessel in melancholischer Stimmung sitzend, die Arme verschränkt, das Haupt auf die Brust herabgesunken.

„Gute Botschaft!“ rief Therese: „Ottilie wird in wenigen Wochen hierherkommen in die

Residenz, weitläufige Verwandte zu besuchen; und erst von hier auf Grauenburg gehen. Da, lies nur selbst."

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und legte ihn ungelesen auf den Tisch.

„Ist dir auch das nicht gelegen? — Du fängst an mir lange Weile zu machen, mit deiner Laune."

— Ach, Schwester, sei nicht böse. Wahrlich, ich fühl's, ich bin ein Thor. Aber laß mich, ich bitte dich, ungestört. Ich will Ottilien erwarten, will sie sehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht von ihr mehr. Könnte sie nach so viel heiligen Schwüren ewiger Treue ...

„Schwärmer! soll sie deinetwegen ins Kloster gehen?"

— Und ich kanns nicht glauben. Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte sie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen.

„Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinn des Worts."

— Du quälst mich.

„Auch der schönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? Ah, du wirst roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir selbst, und schwäze nicht Andere."

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr beide gern neckt, oder ..."

— Du biſt irre.

„Oder gilts eigentlich ihrer Couſine Fridoline Bernek? Wär' ich Mann, die Wahl unter beiden würde mir ſchwer ſein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zuletzt, ſie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir."

— Aber du biſt unerträglich!

„So wie du geſtern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hielteſt, und Fridolinen zur Angloiſe führteſt, zu der du mich gewählt hatteſt?"

— Aber —

„Aber freilich, ſie ſchielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man ſich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung haſt du verdient. Ich will's dir aber verzeihen, wenn du heut den Fehler bei der Frau von Saar wieder gut machen willſt."

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre ſchön. Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich ſchon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir andern, wir kommen ſpäter. Aber nimm dich in Acht! Sie iſt liebenswürdig, und da hilft dir alle Geiſterſchönheit deiner unſichtbaren Ottilie nichts."

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in einem ihm bisher unbekannten Labyrinth von Vorstellungen. Seit Ottiliens Bekanntschaft hatte dieser Name allein sein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch so leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei seiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt auf dem Wege, sie zu überraschen, sich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt ... entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünsche in seiner Brust, die ihn nicht schlummern ließen.

Er suchte sich zu zerstreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Gestirn dieses holden Wesens war im Untergehen; keine Kunst hielt es fest. Ein anderer Stern leuchtete und regierte seine innere Welt.

Therese hatte ihn häuslicher Geschäfte willen verlassen. Er warf sich in den Ottoman. Er verhüllte sein Angesicht. Ihm ward's, als schwebe

Ottiliens Geiſt vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüſtern: „ich möchte mich von Allem losmachen in dieſer Welt, denn alles ſteht nur da, mich anzulocken, gewaltig, und dann mich zu verwunden!“

Nach einer Weile erinnerte er ſich des Briefs von Kulms Korreſpondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn haſtig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erſt am Schluſſe kam die Rede auf Ottilien, in wenigen Zeilen:

„Ew. Wohlgeboren in Betreff der Demoiſelle Wanzen zu dienen, habe die Ehre zu melden, daß mir dieſelbe nicht abſonderlich und ſpeziell bekannt iſt. Sie gehört zu den gelehrten Frauenzimmern; Ew. Wohlgeboren verſtehen mich. Dermalen iſt dieſelbe annoch in Leipzig, wohin ſie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Obriſt in churfürſtl. ſächſiſchen Dienſten, berufen worden. In einigen Wochen wird ſie zum Beſuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenſelben noch nähere Auskunft darüber mit nächſtem ertheilen.“

Alſo kein Wort von Verlobung, von Untreue! das war boshaft von Thereſen.

„Sie liebt mich! Sie iſt mir treu!“ ſeufzte Ludwig und ging langſam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Menſch damit ſagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! — Iſt denn

das Weib verdammt, die erste Magd im Hause zu sein? Wer darf dem unterdrückten Geschlechte Grenzen zeichnen, wie weit ihm geistige Bildung erlaubt sei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden ist, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder tägliches Brod zu gewinnen, so wenig ist es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen, zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geist spricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geist des Mannes — warum soll er sich nicht erheben, wenn er seine Schwingen frei fühlt? — Aber es ist ein erbärmliches Ding um den Menschenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaisete Blume steht sie da unter den Distelköpfen, ungesehen und verkannt blüht sie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten!"

Indem der liebe Ludwig so die Phrase des Grazenburger Korrespondenten rezenzirte, trat ein Bursch ins Zimmer mit einem leicht umwickelten Päckchen.

„Der Maler schickt die Portraits an die Frau Landräthin zurück!" sagte er, und empfahl sich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erst die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführerisch, ganz wie sie; und dann Theresen, die Schwester, und dann — und dann — —

Er erstarrte — er hob es empor, glühend, zit-

lernd — seine Augen wurden feucht — er schwankte, taumelte zum Ottoman, sank mit dem brennenden Antlitz gegen den Polster, und — das unglückliche Bild zufällig an seine heißen Lippen.

Ein Kuß — so dem kühlen Glase gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz schlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landräthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte sie nicht. Sie glaubte, er schliefe, so leblos lag er da. — Sie klopfte ihm auf die Achsel. Ludwig erschrack. Sie hatte die zwei andern Gemälde vom Tisch genommen. „Was ist dir?“ fragte sie und erstaunte ob seinen verwilderten Mienen.

„Mir ist gar nicht wohl!“ stammelte er.

— Und doch in so guter Gesellschaft. Hast du die Portraits betrachtet? —

„Nein!“

— Aber das dritte. Wo ist Fridoline Bernek? Hat es der Bursch vergessen? —

„Nimm's!“ — Er zog es unter seinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen ist sie's, die Fridoline. Unter uns gesagt, deine schmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenschein umweben, kommt doch dieser lieb-

lichen Sünderin mit dem kastanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig sprang auf. Die Schwester hielt ihn. „Halt, es war so böse nicht gemeint. Verstehst du keinen Scherz mehr? — Gib mir auf der Stelle einen Kuß!“

Er küßte sie.

„Wähle nun!“ sagte sie, und hielt ihm die Bildnisse der Frau von Saar und Fridolinen hin: „Eine von diesen will ich dir geben.“

Ludwig schüttelte lächelnd den Kopf. „Keines“ sagte er, und verließ das Zimmer gählings.

11.

Es war ein lauer Junius-Abend, die Sonne nahe dem Untergehen.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man las am Thee; die Unterhaltung gaukelte unstät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkürlich die Flügel. Er wußte nicht warum? — aber wir wissen es. Unter den schönen Männer- und Weibergestalten mangelte die reizendste; Fridoline Berneck fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr verfiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo sie auch sein mag?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thun im Garten! — erwiederte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger, junger Mann!“ setzte eine Dame hinzu, die am Spiele sich saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr: lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr: Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung. Sie ging ihr Vaterland zu erlösen von einem Ungeheuer, und freute sich des Römertodes. Ich kenne alle die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, so der That des edeln Mädchens gemacht wurden, aber die Menschheit wird ihrem Namen wie ein Heiligthum bewahren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer entzündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finsterm

Blick und verſchränkten Armen zum Zirkel der Streitenden und hörte nichts.

„Alſo mit Herrn von Thau geht ſie? und er iſt liebenswürdig!“ dachte er: „Und doch weiß ſie, daß ich kommen würde — und ſie ſelbſt mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen. Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie ſie da bebte, und mit ſchüchtern in's Auge ſah — und wenn ſie ſtumm vor mir ſtand, und dann zu ihren Geſpielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber ſah — mein Gott, das alles iſt nur Gefallſucht, nichts als das? — O, Unſchuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Geſtalt? — Nein, Kokette iſt ſie nicht — Was iſt denn Böſes, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei dieſem Selbſtgeſpräch der Geſellſchaft den Rücken gekehrt, und ſtand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber ſie ſcheint ſich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag ſie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht ſtören. Ich käme vielleicht ſehr im ungelegenen Augenblick.“

Bei dieſen Worten, die freilich nur gedacht wurden, fand Herr Ludwig Hohenheim im Gar-

ten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlt mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersuchtiger Ehemann! — Nein, lieben Sie, Mademoiselle, mit wem Sie wollen, das gilt mir wohl sehr gleich."

Hier brehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubgänge am Spalier, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen.

Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine der aufgeknospeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Demoiselle Bernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinem Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt."

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfad durch's Gebüsch gegen ein hohes Felsenstuck, — da saß einsam Fridoline Bernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, unmehr

vom hängenden Epheu, und den Zweigen des Fliederbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüscheln — wer hätte der lieben Sünderin nicht alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie gerade an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Thau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er thats, und stand — zitternd vor ihr.

Fridoline war im Ernst erschrocken; der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier. Ich habe mich ganz vergessen!“ sagte sie.

— Gewiß es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schönern Welt zurückgerufen zu haben.

„Ja wohl, aus einer schönern Welt! ich dachte . . .

— Sie stocken?

„An einen Freund.“

— Der Glückliche hat Ursache, mir zu zürnen.

„Man soll der Nahen nicht vergessen, um der Fernen.“

— Darf ich auch glauben, hoffen . . . daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe sein wollen. „

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweisen könnte…

„Sie sind sonderbar. Wozu Beweise, wenn kein Mißtrauen Beweise fordert?"

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich diese Rose nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis."

Ludwig reichte ihr die Blume; sie zitterte in seiner Hand. Fridoline streckte die Hand aus, und — sah lächelnd ihrem schüchternen Freund in's Auge. Wer die Schuld hatte, ist schwer zu sagen, aber die Knospe brach vom flachlichten Stengel ab und fiel zu Boden zwischen ihnen.

Fridoline erschrack. Ludwig bog sich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!" lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! nehmen Sie nur die Rose, ich will die Dornen für mich behalten.

„Freunde sollen redlicher theilen."

— Auch das! wenn mich die Dornen verwunden, wolle Sie mich heilen? —

Fridoline blieb die Antwort schuldig. Sie legte ihren Arm in den seinen. Beide gingen schweigend gegen das Gebüsch zurück, das an die

Laubengänge führte. — Der Weg, sonst kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn sie unter den Gebüschen standen, verloren sich ihre Blicke in einander. Die Espen und die Hangebirken flüsterten vertraulich über ihnen im Abendhauch; nur sie beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten klüglagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolins Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht die Rose nur empfangen, du gabst mir auch die Dornen.

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Espen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen wieder die Augen nieder; ihre Seelen neigten sich zusammen. Um ihnen war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durchs Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Elysiums.

Als sie zu dem Rosenstrauch kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's,

hier brach ich die Rose für Sie, und fühlt' ich den ersten Dornenschmerz." Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mutterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!"

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolinens Hand. Er bebte, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte mit Inbrunst die Hand.

Da war's ihnen, als blühe der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurückzuwerfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!" flüsterte ihr leise Ludwig in's Ohr. — Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der traute Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in

ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: Fridolin!

Als sie vor der Thür des Gartensaals standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!“

Ludwig erschrack. Amos kam odemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was treibst du für einen Lärmen?“ —

„Aber sehen Sie doch nur, mein Herr, er kömmt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur.“

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja Mamsell, er kommt allerdings von Island.“

— Hat Euer Herr Bekanntschaften in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel.“

— Ist Euer Herr dort gewesen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändigste Lust dahin."

— Das glaub' ich kaum. Es ist ein wenig zu weit.

„Hm, das ist für unser eins ein Spaziergang. Wir sind wohl noch weiter gewesen."

— Was versteht Ihr unter dem Wir?

„Mich selbst."

— Und Seinen Herrn?

„Keineswegs."

— Wie hat denn Sein Herr Korrespondenten in Island, wenn er nie dort gewesen?

„Hm, ja, das ist so eine Sache. Aber — mein Herr ist ein großer Gelehrter. In Island hat es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und so schreiben sie einander. Ich weiß das. Ich bin bei einem Professor in Diensten gestanden, der schrieb sogar nach Rom und nach Venedig am adriatischen Meer."

Amos, dem bei dem vielen Fragen der schönen Jungfrau allmälig bange ward, machte eine tiefe Verbeugung und schlich seinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegensten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!" Amos ging.

Ludwig warf sich auf eine zerfallene Rasen-

bank. Es las Ottiliens Brief zum drittenmal. — Wir heben nur einige Stellen aus demselben, welche unsern Freund am meisten erschütterten.

— — „Theodor! Theodor! verzeih' es mir. Ich sehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum dieses Morgens hat alles in mir umgestaltet. Ich fühle mich, wie berauscht.

„Verachte mich nicht. Daß ich dich unaussprechlich lieb gewonnen, ist ja keine Sünde. Wie du mir immer erschienen bist, bist du ein guter, vortrefflicher Mensch, bist du besser, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe? ?

„Du bist mir im Traum erschienen. Ich fand dich am Ufer deines nordischen Meers, unter den schwarzen Trümmern der Felsen, wie du sie mir in deinen Briefen malst. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne schwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich sehnte mich nach einem lebendigen Wesen. Theodor, ich habe dich gesehen. Du nahmst mich in deinen Arm. Theodor, was hab' ich da empfunden!

„Ach, spotte nicht mein. Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wähnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieser

aber nur Qual, und todte Namen des Schönen, und todte Kunst.

„Komm zurück! ich will dich sehen. Soll ich sterben, ohne den Mann zu kennen, der mir so theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schwester lieben, sei du mein Bruder.

„Ich schaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken zusammen, meine Wünsche blühen aus, und tragen keine Frucht. Einsam unter den Millionen auf Erden, sehn' ich mich nach einem bessern Stern. Ich werde dich nie sehen — o mein Theodor, nie! — Mögte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöschen, indem ich träume von dir. — — —"

Ludwig war ausser sich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilia!" rief er: „nein, du himmlische Unschuld, ich verlasse dich nicht! — ich will dich sehen — ich will dich nicht verlassen."

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reisekoffer, und bestelle Postpferde. Morgen um vier Uhr reisen wir fort."

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Gesicht.

„Das wäre allerliebst!" sagte die Frau Land-

räthin, die so eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohenheim, so schnell geht's nicht.“ Und bei den Worten nahm sie seinen Arm und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchst, Amos!“ rief Ludwig zurück.

— Du gehorchst nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Therese.

„Ich muß, in jedem Falle muß ich! Ich will nach Leipzig!“ rief Ludwig.

— Denken Sie nur, sagte Therese, indem sie zur Gesellschaft kam: Herr Hohenheim will uns morgen verlassen, bestellt Postpferde nach Leipzig!

Die ganze Gesellschaft lief zusammen, und umringte den armen Ludwig, und bestürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb still in der Ferne, und wagte sich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkosung, da ward kein Drohen gespart. Jeder und Jede wußte ihm so viel Schönes zu sagen. Es ward ein Wetteifer unter allen, wer den Eigensinnigen durch schmeichelnde Beredsamkeit beugen könnte. Umsonst.

„Daran ist der isländische Brief Schuld!“ sagte die Frau von Saar bitterlächelnd: „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?“

„Ein isländischer Brief?“ sagte Therese erstaunt: „Wie so? wann?“

„Amos hat es gesagt!“ antwortete die junge Wittwe.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; alles was er zu gestehen mußte, war, wenigstens noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen, ob schon morgen abreisen. Alle schalten auf die isländischen Briefe. Fröhlicher Muthwille ward wieder rege. Man brach auf zum Nachtessen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm seine Dame, um sie durch den Garten nach dem Hause zu führen. Ludwig blieb trübsinnig am Fenster stehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr schweigend den Arm.

Und als sie der Gesellschaft folgten, machte sich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?“ fragte er mit ungewisser Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand sich los und sagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, lassen Sie mich.“

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht.“

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reise?

„Reisen Sie! — morgen — heut —“

— Und es ist Ihnen gleichgültig?

„Nein, Sie müssen reisen. Es ist mir lieb, sehr lieb!“

— Wohlan, ich will denn, da es Ihnen so lieb ist. Ach, Fridoline, und wenn ich reise, ist nichts, was mich schmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben. Ich bin unglücklich •• Sie ahnen meine Lage nicht •• sehr, sehr unglücklich bin ich •• ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schicksal ruft. Ich bin durch mich selbst betrogen; ein wunderbares, unseliges Spiel des Verhängnisses richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falsch! Haben Sie wenigstens in meiner Abwesenheit einige Empfindung der Freundschaft für mich.

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pause fort: „Sie sind mir nicht böse?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitz fallen. Der Vollmond stieg in demselben Augenblick aus den schmelzenden Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsch' und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin," sagte sie nach einer Weile, „sein Sie glücklich!"

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . ." sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe. Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinen in seinem Arm.

Sie sah ihm in's Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht: so . . ."

— Reden Sie aus, Fridoline.

„So reis' ich fort."

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab ich Sie beleidigt?

„Nein. Doch noch eins. Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends. Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nicht davon. Können Sie mir das versprechen?"

— Ich will.

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?"

— Gewiß.

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?“ fragte am folgenden Tage die Frau von Saar Fridolinen.

— Mein voller Ernst. Ich schätze den jungen Menschen. Es ist wahr, er ist angenehm im Umgang, lebhaft, witzig, alles was du willst. Aber ich könnte ihn unmöglich lieben.

„Du sprichst doch vom Ludwig Hohenheim.“

— Von ihm und von keinem andern.

„Du bist mir unerklärlich, Fridoline. Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir seine Hand, ich...“

— Wohlan, was das Mädchen nicht kann, ist der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt. Er wird kaum dreißig Jahre haben.

„Aber du begreifst doch, daß er mich nicht liebt; daß du es bist, die er anbetet.“

— Du irrest dich. Und sei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirst zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlassen? — Genug, als Freund und Gesellschafter ist mir Hohenheim willkommen; als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du schwärmst, liebes Kind. Welcher Unterschied ist denn zwischen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirst doch von Männern nicht erwarten, daß sie so lieblich,

— Sei es. Du ſollſt in allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihm nichts merken davon, ich geſtehe dir, er iſt mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, ſchonend gegen ihn zu ſein. Und noch geſtern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du ſcherzeſt.“

— Ich habe nie ernſthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht in's Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landräthin Kulm nicht abſchlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich ... wenn nur erſt der Sonntag Abend vorüber ſein wird!

„Und ſo hätt' ich mich wirklich betrogen?“

— Ich weiß nicht worin? Ich habe dir aber, als meiner Freundin, heilige Wahrheit geſprochen. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verſchone mich, von Hohenheim zu reden. Ich trete dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört alſo einem Andern?“

— Ja! ſieh, ich rede dir freimüthig; und jetzt von allem dem kein Wort mehr. Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur eins noch. Und wenn du! keinen Andern liebtest, würde Hohenheim dir dann ..."

— Nein!

15.

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — sie wohnte im Hause der Frau von Saar — fand sie unter ihrem Spiegel Hohenheims Portrait, und — die verwelkte Rose, so sie von Ludwig gestern Abends erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erschrocken vor dem Bilde stehen. Sie nahm es ab, und die zerfallene Rose dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier schlechterdings verkuppelt werden?" dachte sie, und die Thür flog auf und die Frau von Saar, um Fridolinen zu überraschen, trat lachend herein.

„Nimm dies!" sagte Fridoline mit schwerer, gebrochener Stimme.

— Was ist dir? rief die Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinens: Du bist todtenbleich! hat die mein Scherz ... dir ist nicht wohl.

„Nimm dies!" wiederholte Fridoline, und sank auf einen Sessel. Sie lautete dem Kammermädchen, und befahl frisches Wasser.

„Das hättest du mir nicht thun sollen!“ sagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar: konnt' ich glauben, daß eine solche Antipathie, oder wie soll ich's nennen? unter euch beiden Leuten ... es ist ja unerhört. Ihr scheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen sahet ihr euch fast täglich. Ihr schient euch einander gegenseitig zu beobachten, und, während ihr euch vermiedet, zu suchen. Noch gestern ...

„Du hast mir versprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden.“

Die Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und schweigend im Zimmer auf und nieder; sah Fridolinen mit Augen des Mitleids, wollte zu ihr reden — drehte sich wieder ab, läutete dem Kammermädchen, und befahl den Wagen, um sogleich zur Landräthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte sich nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen seit, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landräthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengespielt hatte. Ihr weiblicher

Stolz empörte ſich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. In Thränen entfeſſelte ſich ihr gepreßtes Herz.

Die Frau von Saar ging noch immer voller Gedanken auf und ab. Eine Viertelſtunde lang waren ſie ſo beiſammen, ohne daß eine von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen rollte herbei. Frau von Saar näherte ſich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinſt, liebes Kind,“ ſagte ſie: „ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben. Du wirſt es in Zukunft einſehen, wie gut ich's mit dir meinte.“

— Ich danke dir wenigſtens für die gute Abſicht, entgegnete Fridoline — und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar ſchien ſehr bewegt. Ihre Augen netzten ſich. Fridolinens weiche Stimmung gaben ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenſtand zu nehmen.

„Ich beſchwöre dich, liebes Mädchen,“ rief ſie in einem durchdringenden Ton, „ich beſchwöre dich bei unſerer ſchweſterlichen Freundſchaft, ſei redlich gegen mich. Iſt's dein entſchiedener Sinn? du kannſt den guten Hohenheim nicht lieben?“

— Ich kann es nicht! — ſchluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, ſo beklag' ich dich. Er wäre der Mann geweſen . . .“

Fridoline unterbrach ſie. „Kein Wort unter uns mehr von ihm!“ Sie warf ſich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Landräthin mit ihrem Bruder faſt zu gleicher Stunde; ſie war nicht glücklicher bei ihm, als die Frau von Saar bei Fridolinen geweſen.

„Du magſt nun wollen oder nicht,“ ſagte ſie, „ich muß dir von Fridolinen reden. Ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß ſie dir gefiele. Es iſt ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, ſie liebt dich.“

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig: Und wenn ſie mich liebte, mir iſt's unmöglich... ich flehe dich um alles in Welt an, laß mir Ruhe.

„Nein, Ludwig, du täuſcheſt dich ſelbſt. Fridoline hat gewiß ſo viel Geiſt, ſo viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willſt, ſie iſt ſchöner als deine Unſichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwiſchen beiden, und noch mehr, es ſoll geſchehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch vieles.“

— Woher?

„Von der Frau von Saar.“

— Kennt ſie Ottilien? kennt ſie ſie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilie wird erwartet. Sie wird in unſern freundſchaftlichen Zirkeln erſcheinen.“

— Wohlan, Schweſter, dann und nicht eher geb' ich dir entſcheidende Antwort.

„Es iſt umſonſt. Du lebſt in eiteln Einbildungen. Du erwarteſt einen Engel, und findeſt ein ſo gewöhnliches Mädchen, daß du mit Unwillen ihm den Rücken kehrſt. Wie iſt's auch möglich, daß ein Menſch von Bildung, von Menſchenkenntniß und Erfahrung ſich ſo grob betrügen kann? Wie viele Mädchen hätten ſich nicht in dieſen oder jenen Schriftſteller oder Dichter verlieben müſſen, wenn ſie Närrinnen genug geweſen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Verſen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprache der Muſen tönen; daß ihr im gemeinen Leben proſaiſche Menſchen ſeid, und nur Götter am Schreibtiſch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geiſtesſchwung. Geſundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die ſich immer gleich bleibt, ſanftes Ertragen der Fehler des Andern, feine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felſen Waſſerquellen zu ſchlagen; Thränen

hinwegzulächeln — das iſt's, was in der Ehe vonnöthen iſt."

— Hört mir doch die Philoſophin! — ſagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin. Ich weiß, du kannſt das alles beſſer ſagen, als ich. Wenn aber der geſchickte Arzt krank iſt, kennt er weder ſich, noch die Arznei, und er nimmt ſie auch aus der Hand ſeines Schülers. Ich habe nicht viel geleſen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleſerei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleſer verlieren ihr Eigenthümliches. Sie ſind ſich unbewußte Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie ſind in ihrem Kreiſe nie, was ſie ſein ſollen, weil ſie mehr ſein wollen, als wir Alltagsmenſchen. Kraftlos im Guten, wollen ſie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt ſchlecht, und für ſich nicht gebaut, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines geſunden Mutterwitzes bedarf, um froh zu ſein. Ich kenne Mädchen, die ſich rothe Augen weinen wegen der Seelen-Schönheit in ihren Romanen, und ſich ſchämen würden, auf der Straße einen übergefahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter, die ſüße Wiegenlieder ſchreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben."

— Willſt du nicht näher rücken?

„O ja, ich kenne Männer, die ſich, aus Liebe

zum Romantiſchen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückſeligkeit betrügen."

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geiſtvoll und liebenswürdig ſind, die dennoch beſtändig keifen und zanken, weil ſie fordern, daß alle Schuhe über einen Leiſt geſchlagen ſein ſollen, die ſich gar nicht darin ſchicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als ſie; die jeden rechtſchaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das A B C herſagt, wie ſie es gelernt haben.

„Du machſt mich nicht böſe. Aber, Ludwig, ſei ehrlich gegen dich ſelbſt! — Du liebſt Fridolinen, und willſt ſie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Iſt's nicht ſo?"

— Ich erkläre dir, Thereſe, feierlich und zum letztenmal, Fridoline iſt mir gewiß ſehr gleichgültig. Mein Herz fühlt nichts für ſie. An Liebe iſt nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Baſta!

Thereſe wurde abgerufen. Frau von Saar ließ ſich auf einen kurzen Beſuch bei der Landräthin melden.

In Herzensangelegenheiten, beſonders zweier Liebenden, ſoll ſich unaufgefordert nie der Dritte miſchen. Liebende haben gefährliche Launen, weil ſie Seelenkranke ſind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten

Frau von Saar und Thereſe wohl wiſſen ſollen: aber die Geſunden denken ſelten daran, wie ihnen vor der Geneſung war. Und eben darum, weil die beiden Damen alles recht gut zu machen glaubten, verſchlimmerten ſie alles.

17.

Inzwiſchen hatte der arme Ludwig, geäfft von ſeinen Einbildungen und Empfindungen, beiweitem nicht den Sieg ſo ſehr über ſich errungen, als er vielleicht ſelbſt glaubte. Es war ihm ernſtlich darum zu thun, Fridolinens Bildniß aus ſeinem Gedächniß zu tilgen. Er verſchwendete alle Kunſt, ſich zu überreden, daß ſie ihm ſehr gleichgültig ſei, daß die Anmuth ihrer Geſtalt ihn nur überraſcht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es ſeiner männlichen Würde, ſeiner Karakterfeſtigkeit unangemeſſen, geprüfte Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn ſeit drei Jahren beſeligt hatte, aufzuopfern bei der erſten, flüchtigen, kaum vierwochentlichen Bekanntſchaft mit einem Frauenzimmer, das ſich vor andern ſeines Geſchlechts allenfalls durch äuſſern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Rühe war umſonſt. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von ſeiner Bruſt, und hielt es ſich in den geſährlichſten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge

lächelte noch so fromm, wie sonst. Ihre Goldlocken glichen noch immer dem Heiligenschein, wie sonst. Aber unvermerkt verdunkelte sich sein äusserer Blick, und vor seinem Innern schwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenlosen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Ihr schwarzes Auge sprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar löschte den Glanz von Ottiliens Heiligenschein. — Bald erschien sie ihm wie damals im Garten, umflossen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm schwebend, im blendenden Glanz von hundert Kerzen, ihr ganzes Wesen Freude athmend.

„Und sie liebt mich, o sie liebt mich!" rief er dann im Entzücken und Schmerz. Er nahm Ottiliens Bildniß wieder. Er las in den unschuldsvollen Augen den stillen Vorwurf seiner Untreue. Er klagte sich selbst an. Er fand die Qual unleidlich, und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er harmloser auf Thierfellen in der armen Hütte, als jetzt auf weichen Dunen!

Therese, mit weiblicher Schlauheit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. „Wohlan," sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst wie ein ächter Ritter von der Tafelrunde deiner Schonen getreu. Ich will in

deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der boshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen vorangehen. — Sei ruhig. Auch Fridoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . .“

— Was ist? Fridoline? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht wieder plaudern . . .“

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen.“

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl; er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel, aber ihr Bruder war eine leblose Statue; er verstand von allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!“ rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Achsel, als wollte sie ihn vom Schlaf wecken: „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich sporren und stiefeln, und fragen: wo ist sie?“

— Fridoline? — Was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr.“

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.

„Ich sagte aber auch, Ottilia sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilia hier?

„Nun, was das ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind für ein einziges Mädchen ein Dutzend zu leicht.“

— Wo wohnt Ottilia?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr. Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Simpathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte die Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten?“

— Nein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich heimkomme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen. Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckerei willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben.“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landräthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht. Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Spur tiefer Leidenschaft. Es ist aber was ganz anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser. Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die alles lieben, lieben nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies iſt der Fall beim Hohenheim nicht. Er hat ſchon gewählt, und iſt ſeiner Donna treu.“

— Wirklich.

„Es ſoll ein bildſchönes Mädchen ſein. Eine Blondine mit himmliſchen Augen.“

— So? — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ ſagte die Frau von Saar lächelnd, und trat vor ſie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß. Erwarteſt du etwas anderes? entgegnete Fridoline, und ſah düſter vor ſich nieder.

„Ich bin doch neugierig, ſeine goldlockigte Magdalene kennen zu lernen. Sie wird nächſtens zu uns in die Reſidenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheims Geſchmack kennen zu lernen.“

— Wahrhaftig, es lohnte der Mühe nicht! Ich reiſe auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinetwillen zehn Blondinen anbeten. Ich wünſche Glück.

„Dein Geſicht, liebes Kind, ſieht keinem Glückwunſch ähnlich. Hu, welche Falten da zwiſchen den Augenbraunen! — Iſt's auch dein Ernſt? Iſt dir Alles ſo einerlei, wie du ſagſt?“

Fridoline schwieg, und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ sagte die Frau von Saar.

— Gewiß nicht.

„Sieh mich an — mir in's Auge!“

Fridoline schlug die Augen auf. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß sich los. Sie schluchzte heftig, und eilte fort, um sich in ihrem Zimmer zu verschließen.

Sie ging, und nahm die Ueberbleibsel der verwelkten Rose, welche sie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkästchen verwahrt hatte, neben den Jumeelen. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und streute sie zum Fenster hinaus, den Lüften ein Spiel.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag seine Schwester zum Gottesdienst. Er ging selten, aber nie ohne fromme Empfindungen zur Kirche; am liebsten jedoch, wenn sein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbögen und gothischen Gängen des Tempels, die Majestät des Kirchengesangs, der dem Allvater emporstieg, die Träume der Kindheit, welche sich da unter den heilig-ernsten Tönen

der Orgel wiederholten, Alles was ihn umgab, erfüllte ihn mit wohlthätigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß sein Herz beruhigter ward, und die ganze Natur ihm festlicher und stiller schien.

Während des allgemeinen Gesanges zog ein unerwarteter Gegenstand alle seine Andacht an sich. Auf der andern Seite der Kirche erschien in einem Fensterstuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, dessen Gesicht ein schwarzer über die Achseln herabhängender Schleier verhüllte. Nur zufällig band seinen Blick die abstechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zusammenzusinken. Er sah ein blasses Gesicht, von goldfarbenem Lockengekräusel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinern Züge des Antlitzes erkennen; aber die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm, und ein unwillkührlicher Schauer ergriff ihn: „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Thereſen zu.

— Wen? fragte die Landräthin.

„Die dort im Fenſterſtuhl am letzten Pfeiler, im ſchwarzen Flor.“

Thereſe lächelte: „Ich kenne ſie nicht.“

Dies; „Ich kenne ſie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung nur ſtärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockigte mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht was? eine Miſchung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Nur in einem Umſtande entſprach Ottilia ſeinen Erwartungen nicht. Sie war allzulebhaft. Bald ſtand ſie auf, lehnte ſich in den Fenſterſtuhl und muſterte die Kirche; bald plauderte ſie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte ſie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz ſtand und bald dies, bald jenes zu flüſtern hatte; bald ſah ſie in das Geſangbuch; bald hatte ſie kleine Geſchäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte ſie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und ſo blieb ſie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte ſich ſo Ottilien nicht vorgeſtellt. Ihm ſchwebte ſie in ſtiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafte, tändelnde, und ſelbſt für die Heiligkeit des Ortes

beleidigende Weſen war mit den reizenden Klagetönen ihrer Briefe im Mißklang.

„Hätt' ich mich ſo täuſchen können? iſt das die himmliſche Schwärmerin?“ ſprach Ludwig bei ſich ſelbſt: „Denkt ſie, wie ſie ſchreibt, und denkt ſie ſo an mich!“

Während des Selbſtgeſprächs glitten ſeine Augen unwillkührlich von ihr ab, und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Staar in ſtammer Andacht ſaßen. Mit kloſterlicher Strenge hingen der ſchönen Fridoline Augen nur am Geſangbuch. Sie ſchien ihre zarte Stimme mit ſüßer Inbrunſt in den weiten Strom der Töne zu gieſſen, welcher brauſend gegen die Gewölbe hallte. Man begann ſo eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es iſt noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, ermanne dich! u. ſ. w.

erweiterten noch manches Herz, und löſeten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline ſenkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen. Aber das weiße Tuch an ihre Augen gedrückt verrieth ſie an Ludwig.

Er war erſchüttert. Sein Odem flog ſchneller. „Sie leider. Sie iſt nicht glücklich — ach, und

bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, und das Schicksal uns gefühllos hinwegflutet, und wir getrennt in den Wogen vergehen, und kaum uns zuwinken können: ich liebe dich!"

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann geht du ein zu deiner Ruh.

Ihm ward, als sänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilia und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem sie so fast in gleicher Entfernung von ihm saßen und beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilie sah öfters, und wie es schien, immer ernster zu ihm herüber. Fridoline hingegen schlug kein Auge auf.

Diese unzerstörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerksamkeit ihn schmeichelte. „Nur keinen Blick herzuwerfen, da sie doch weiß, daß ich hier bin, das ist noch weniger, als freundschaftlich!"

Er ſuchte ſich zu bereden, ſie ſei ihm ebenfalls ſehr gleichgültig; er haſſe ſie ſogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang ſich, nur die blonde Ottilia zu ſehen; er mußte ihre Lebhaftigkeit zu entſchuldigen; er fand ſie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — ſah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitterlich ſchmerzte es, ſie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, lächelte ihn Thereſe an, und ſprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia iſt in der Kirche.“

20.

Das hatte noch gefehlt. „Alſo iſt ſie's?“ rief Ludwig, und ſah in der gleichen Zeit, daß die Blondine ſich erhob, mit ihrer Geſellſchaft, um die Kirche zu verlaſſen. Neugier, Liebe, Hoffnung und vielleicht auch eine kleine Rachſucht gegen Fridolinen ſpornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthür zu erwarten, zu belauſchen.

Er flog dahin. Die Menſchenmaſſe ſtockte an den Pforten im Gedränge. Er miſchte ſich mit Ungeduld hinein. Ein ſchwarzverſchleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nah. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbögen ließ ihm nicht deutlich durch den Flor die Mie-

nen der Unbekannten sehen. Aber sie drehte ihr Gesicht nach ihm. Er fühlte plötzlich seine Hand genommen von einer zarten Weiberhand. Ein sanfter Druck, ein Gegendruck. Er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Ist's möglich?" dachte er: „Sie ist's! Sie hat mich schon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte sie mich erkannt? Niemand kennt mich hier. Mein Name ist verstellt. Sollte vielleicht Therese ...?"

So kamen sie im Drange zur Kirchenpforte hervor. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der seinigen. Eine Kutsche erwartete sie. O Himmel, welche Täuschung! der fatale Flor hatte ihn um sein Glück betrogen. Es war nicht seine Blondine, sondern die Frau von Saar. Er führte sie zum Wagen. Er sah betäubt und erröthend Fridolinen vor sich einsteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte einsitzen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand schien sich des Zufalls mehr zu freuen, als die Frau von Saar. Fridoline saß mit stillem Ernste ihrem Feind gegenüber, und dieser, um seine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ sagte die Frau von Saar boshaft lächelnd, „ich bin etwas schadenfroh. Ich weiß es, ihr seid einander spinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke sie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Sparet euern Zorn wenigstens, bis wir wieder im Freien sind.“

— Aber, Madame, stotterte Ludwig: wie glauben Sie von — mir, daß ich ... vielleicht, daß Demoiselle Bernek ... ich wäre sehr unschuldig ...

„Ach, seht mir doch die Unschuld! Sind Sie nicht feuerroth geworden von Ingrimm, als Sie Fridolinen erblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht schliessen, Sie würden Händel mit ihr beginnen vor der ganzen Christengemeinde? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur festzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline sehr ernsthaft, und sah vor sich nieder.

Die Kutsche hielt. Man stieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick begleiten in's Haus. Frau von Saar, als wäre sie von Geschäften gerufen, entschuldigte sich, und Lud-

wig ſtand mit Fridolinen im Zimmer wieder allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und ſich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie ſprach kein Wort. Ludwig war ohne Muth. Er fühlte nie beſtimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden ſei. Er verbarg es ſich nicht länger, daß er es liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte ſie einigmal anreden; aber die Stimme verſagte ihm jedesmal.

„Sie waren alſo auch in der Kirche?“ fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu fragen.

— Sie ſahen mich nicht, Sie wollten mich nicht ſehen — Sie wollten mich jetzt noch nicht ſehen? Was hab' ich Ihnen auch Leides gethan?

„Gewiß nichts!“

— Und ohne Urſache haſſen Sie mich?

„Ich haſſe Sie nicht. Wer ſagt Ihnen das, Herr Hohenheim?

— Sie ſelbſt, wenn auch mit Worten nicht. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch ſo nennen darf, bei dem ſchönen traulichen Namen, es war wohl böſe Vorbedeutung, als die Roſe brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich dieſe Dornen auf, wie mein ſchönſtes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie ſich an

Ihre Verhältniſſe — ſo dürfen Sie nicht reden. Eine andere, beſſere Freundin bewahrt Ihnen Roſen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?

— Für mich ſind keine Roſen mehr. Fridoline, es iſt heut unſer letzter Tag, laſſen Sie mich nur heute offenherzig ſein — ich bin ſehr unglücklich...

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht ſind. Vergeſſen Sie, daß wir einen Augenblick beide ſchwach waren. Ihr Herz gehörte einer Andern. Es iſt der letzte Abend, welchen wir heute beiſammen ſie werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöſchen. Weg mit der Schwärmerei und Ihren Dornen. Auch Ihre Roſe gehörte nicht mir. Ich habe Sie nicht mehr."

Fridoline ſagte dies alles mit ſtillem Ernſte. Ludwig zitterte beſchämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolinens Hand, wandte ſich ſich ſchnell und verließ ſie.

21.

Nach ſolch' einer derben Erklärung war für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam zu Hauſe mit verſtörten Mienen. Er verſchloß

ſich in ſein Zimmer, und ſchlug es ab, zum Mittageſſen zu kommen.

„Ich liebe ſie!“ rief er, „und nur ſie! Unſeliges Gaukelſpiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog, die ich nicht kannte. Mit Fridolinen wäre ich glücklich geworden; ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was ſag' ich einem Schatten — elenden, armſeligen Hirngeſpinnſten, ſelbſtgeſchaffenen Thorheiten. — So muß ich denn Verzicht thun auf den Himmel, indem er mir ſeine Pforte öffnete? So darf ich denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und endlich dieſe Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder läßt ſich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme Leben, alles andere iſt nur matter Nachſommer, der mehr traurig bewegt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundſchaft gelobt; ich will mich dem vermeſſenen Schwur opfern. Ich bin der Deine — um ſo unglücklicher man ſelber iſt, um ſo lieber macht andere glücklich.“

Schon am Nachmittag verſammelte ſich die Geſellſchaft bei der Frau Landräthin. Nur Fridoline erſchien erſt ſpät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reiſe beſchäftigt; wenigſtens mußte

dies den Vorwand leihen, unter welchem ſie die bittern Stunden verminderte, die ſie heut noch erleben ſollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von ſeiner Schweſter gequält, ſich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abſchiedes.

22.

Beide erſchienen endlich faſt zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu leſen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie miſchten ſich immer unter die Fremdeſten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten ſich überall. Geheim ſtahlen ſich ihre Blicke durch die Haufen der Verſammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Thereſe und die Frau von Saar waren mehr ausgelaſſen luſtig, als vergnügt. Der Geiſt der Freude theilte ſich allen Anweſenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben ſtumm, als gehörten ſie nicht zu den fröhlichen Menſchen.

Die Landräthin zog ihren Bruder endlich zum Fortepiano. „Willſt du nicht plaudern, ſo gib uns wenigſtens Töne zu hören.“

„Spielen Sie das Klavier?“ rief Frau von Saar: „Wahrhaftig, Sie machen aus Ihren Vollkommenheiten große Geheimniſſe. Ohne Umſtände alſo. Wir wollen Sie hören. Wir gebieten. Denn Sie ſind heute ſehr unartig; darum müſſen Sie bevogtet werden.“

Ludwig ſetzte ſich zum Fortepiano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel ſie näher!“ flüſterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er fantaſirte einige Augenblicke in den düſterſten Molltonen. Die ganze Geſellſchaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einſam ſtehen, durch ſein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkührlich zu einigen Ideen aus ſeinem „Todten-Opfer“, durch welches er Ottiliens Bekanntſchaft gewonnen hatte. Er ſpielte den Eingang, und dann das Lied ſelbſt. Unaufgefordert ſang er. Sein Herz ergoß ſich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldnen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille durch den Saal verkündete die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Geſang und Saitenſpiel fand den Weg zum Herzen.

Ein milder Ernſt bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber niemand empfand tiefer, als Fridoline. Man hörte ſie bald heftig weinen und dann ſich leiſe aus dem Saal entfernen.

Dies hörte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umſtand nahm ihm alle Faſſung. Er hatte den Geſang vollendet. Noch einige Töne hallten verſchwebend nach. Da drängte ſich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr, rief er: ein Brief aus Island!“

„Schon wieder ein isländiſcher Brief!“ rief Frau von Saar lachend.

„Wie, ein isländiſcher Brief?“ murmelte verwunderungsvoll die ganze Geſellſchaft.

„Iſt auch die Addreſſe isländiſch?“ fragte ein Profeſſor, und ſah dem Amos über die Achſel.

Ludwig zitterte, ohne zu wiſſen, warum. „Aber heute iſt kein Poſttag. Woher der Brief, Amos?“

„Ei, man hat in hier in's Haus gebracht!“ antwortete Amos: „Und er kommt aus Island, da will ich meinen Kopf dran geben. Briefe von da muß man nicht kennen lernen!“

Ludwig nahm den Brief. Er erkannte Ottiliens Hand. Der Umſchlag war ohne alle Poſtzeichen; die Zuſchrift nach Kopenhagen.

Thereſe zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine irländiſchen Briefe“, ſagte ſie, „machen dich ſelten fröhlich. Gehe alſo hier in's Kabinet, und zeige den Gäſten wenigſtens keine finſtere Stirn!“

Sie ſchob ihn muthwillig bei dieſen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltiſch. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handſchrift. Der Brief lautete alſo:

„Ich bin in der Reſidenz, lieber Theodor. Morgen reiſe ich wieder ab. Ich kam hierher, um von dir zu hören, und deine Schweſter kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich bei ihr ein, unter einem angenommenen Namen, damit deine Schweſter mich dir nicht verrathen ſollte. Jetzt verrathe ich mich dir ſelbſt. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unſchuldigſte Weiſe, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu erwiedern.

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor. Ich will es verſuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenſchaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne dieſe in tiefer Gemüthsbewegung geſchriebe-

nen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend geleſen zu haben.

„Mir ſelbſt und niemals dir that ich das Gelübde, keinem Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht perſönlich kennen gelernt haben würde. Ich ſchwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden ſollteſt. — Du forderteſt einſt mein Portrait. Ich ſandte dir ein falſches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einſt, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir alles — jede kleine unſchuldige Liſt! — ach, ich habe dir mehr, als das zu bekennen.

„Ein edler, junger Menſch, ſchon mit einer Andern verſprochen, lernte mich kennen. Ich erfuhr zu ſpät ſeine frühere Liebe — er iſt ein guter Menſch. Ich ſah ſeinen geheimen Kampf — er blieb ſeiner Verlobten getreu, aber ſein Herz nicht ihm. Er ließ mich ſeine Leidenſchaft ſehen - und ich — Theodor, ich war ſchwach genug ... ja, Theodor, ich habe ihn geliebt. Er aber blieb ſeiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir. Ich ſelbſt bekenne dir alles ... ich ſelbſt .. du kennſt ihn gewiß. Er iſt einer deiner weitläuftigen Verwandten. Ludwig Hohenheim iſt es. — — — —

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Bernek, er hat ....“

Theodor konnte nicht weiter leſen. „O mein Gott, es iſt Ottilie!“ lallte er und ſank beſinnungslos nieder über einen Seſſel. Thereſe und die Frau von Saar, welche die Thür des Kabinets leiſe geöffnet hatten, um ihn beim Leſen zu beobachten, ſahen ihn ſtürzen. Sie ſchrieen laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; ſein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Geſellſchaft drängte ſich erſchrocken in's Kabinet. Thereſe warf ſich weinend über den Leib ihres Bruders.

„Theodor! Theodor!“ ſchrie ſie: „o mein Bruder!“

Ihr Geſchrei rief ſeinen Geiſt zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Thereſe umklammerte ihn weinend, und rief nur ſeinen Namen.

Fridoline war unterdeſſen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand niemanden, als die Frau von Saar, welche angſtvoll die Hände rang. Sie hörte Thereſens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff ſie. „Um Gottes-willen!“ rief ſie und faßte mit Heftigkeit die Frau von Saar: „Was iſt das? ...“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilie — ein

mißlungener — gehe hinein! Ottilie, es iſt — Thereſens Bruder iſt Hohenheim — iſt Theodor —"

Mehr konnte Frau von Saar nicht ſtammeln. Ottilia erbleichte, und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäſte den Bruder Thereſens — in den Geſichtern Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte ſich beſſer. Nur Thereſe weinte noch immer an ſeiner Bruſt.

„Führt mich zu Ottilien!" ſprach er mit matter Stimme: „führt mich zu ihr."

Thereſe fuhr auf, und flog gegen den Saal. Da ſtand einſam und kraftlos Fridoline. „Oh!" rief Thereſe: „Ottilie, liebe Ottilie, verlaſſe meinen Bruder nicht!" und warf ſich ſchluchzend um ihren Hals.

Erſtaunt traten alle Gäſte zurück und begriffen von der außerordentlichen Begebenheit nichts. Thereſe führte Ottilien durch die Reihen der Zuſchauer. Theodor erkannte die geliebte Geſtalt. Er wankte ihr entgegen, und ſtammelte: „Ich bin Theodor!"

„Ottilie, verlaſſe meinen Bruder nicht!" rief Thereſe.

„O Theodor!" lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und ſank ſchluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilie! — Theodor!" dies waren

die einzigen Worte, welche die Seligen stammelten. „Du willst mich nicht verlaßen, Ottilie?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab sie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Thereſe die Frau von Saar: „Nie ſolche Komödie wieder!“ ſchrie ſie.

„Aber ich,“ ſagte der treue Amos, der ſorgenvoll in der Ferne geſtanden, „ich bringe ihm mein Lebtag keine isländiſche Briefe wieder.“

Herrn Quints Verlobung.

1.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, sein Landgut lag fast im Mittelpunkt desselben, ist gewiß eins der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn rothe und weiße Blüthen von allen Bäumen leuchteten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangten, dann war's, als hätte das Thal einen ewigen Sonn- und Festtag, und Homers Götter würden hier gewiß ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein drei Stunden langes Oval, und mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebirgen umzäunt, an deren Brust reizende Dörfer ruhen und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen auf einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten, und wohlbewohnte, tiefumbüschte Dörfer liegen da, wo Ruh' und Einfalt heimathlich sind.

Durch die Länge des Wunderthales hin strömt

ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstörer iſt, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht ſich auf beiden Seiten des Fluſſes hin. Er kriecht furchtſam an den Berghalden hin, und wagt es nur dann ſich gegen die Ebene zu ſenken, wann ihm ein Dörfchen winkt.

Drei Brücken über dem Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern auf den Enden desſelben, vereinigen die Ufer und die Bewohner vom Diesſeits und Jenſeits.

Das Thal iſt hiermit geographiſch richtig beſchrieben, und wer es kennt, weiß ſelbſt deſſen Namen.

2.

Ich habe ſchon geſagt, das Landgut des Herrn Quint lag ohngefähr in der Mitte desſelben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der hier erſt ſeit zwölf Monaten lebte; vor ihm hatte das Landgut ſeinem Oheim gehört.

Einen ſo guten, ſtillen Menſchen, wie Herrn Quint, kannte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht ſeine Nachbarn täglich mit Tribet-Augen geſehen, ſie würden geſchworen haben, er ſei überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für ſehr wohlhabend und für ſehr gelehrt; nur

warf man ihm doch vor, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehen, noch abhören.

Nach unserer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt. — Er liebte die Menschen, aber sich sie, ich glaube aus bloßer Schüchternheit. Er hätte gern Alles glücklich gemacht, nur von keinem weder Bitte noch Dank anhören mögen, weil er nicht wußte, wie sich bei Bitte und Dank der Menschen betragen, ohne anstößig zu werden. Nichts war ihm widerlicher, als Verkünstelung; er zeigte selbst ein unverstelltes, offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange mit denen, die er schon sehr genau kannte. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente, hohler Feierlichkeiten waren ihm verhaßt und ekelhaft. Noch nie war er freilich der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen; er war auf keinem Hochzeitsfeste, und auf keiner andern Kindtaufe gewesen, als auf seiner eigenen.

Er mied alles Aufsehen, und war darin bis zur Aengstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er neue Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst die Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels litterarische Kundschafter zerrissen daher

nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist Verfasser jener vortrefflichen Karakterschilderungen, in welchen sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschliessen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward Niemand von den Menschen mehr hintergangen, als Herr Quint, der aus bloßer lieber Blödigkeit, und durch sein Einsamleben verzogen, jeden Fremden mied.

Herr Quint lebte in seinem schönen Gute, wie ein Einsiedler. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, donatisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein, aber nicht mit Lebendigen.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pok, beinahe wie er; ebenfalls unverheirathet, aber doch Wittwer; ebenfalls auf einsamem Landgute, weiland einem alten Ritterschloß, mit Laufgräben und Schießscharten und Thürmen wohl versehen. Herr Pok, ein wohlgerundeter Mann, mit rosenfarbener Laune, lichte hingegen Gesellschaft, war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm Langeweile machte. Herr Pok sprach gern, und gern über Alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von

Natur, und dennoch spann er sich überall Prozesse an, um nur seine Sache öffentlich plaidiren zu können. Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf seiner Seite hielt. Er ging lachend zum Gegner, gab ihm was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es ging von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie eine Stunde weit aus einander.

3.

Eben der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich zum Theil die linkische Schüchternheit des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sei ein angenehmer Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar einseitig, zu viel Gesellschaft hingegen oft allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen den Pflanzen in den hohen Alpen;

ſie ſind einfältig, ſchmucklos, aber kernhaft, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk ſo herzliche Freunde bei ungleichem Karakter wurden, war wohl natürlich. Beide hatten ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verſchiedenheiten gaben die wahre Würze und den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menſchen von gleicher Denkungsart und gleichem Temperament vereinigen ſich ſelten innig. Wir ſind gewohnt, an andern dasjenige zu ſchätzen, was wir ſelbſt nicht beſitzen. Darum gibt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem ſchwarzlockigten Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kaſtanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten ſo heftig, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann ſchien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern ſieht nicht einer auf das Aeuſſere, auf Anzug, Bewegung, Händeſpiel, Naſe, Gang, Fußwerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Geſellſchaft von zwanzig Männern (ausgenommen die Tanzmeiſter) der Geſellſchaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er glaubte ſich immer lächerlich zu machen, und in Verlegenheiten zu gerathen, ſobald ihn das Schickſal zu einer vierſtündigen Unterhaltung mit jungen Frauenzimmern verdammte. Zudem hatte er bemerkt, daß je feiner

er ſich benehmen wollte, je ſteifer und ſchiefer er ſich betrug.

So lange er mit Herrn Pok bekannt war, hatte er in dem Schloſſe desſelben, auſſer Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen, keine andere weibliche Perſon geſehen. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Poks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an neuen Gebäuden welſchen Geſchmacks in und auſſer ſeinem Thale fand.

Auch nahm er ſich's vor, künftigen Dienſtag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehen.

4.

Zwar war es ein heiſſer Dienſtag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Fluſſes hin, durch mannigfach abwechſelnde Szenen der landſchaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüſche; einzelne Hütten, umringt von ihren Fruchtgärten; kleine herabſtrömende Gebirgsbäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; ſpielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhangenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Fluſſe hinweg, links gegen den Fuß der hohen Bergwand, zog ſich ein ſteinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pok, von welcher nur ein

viereckigter Thurm, der aus den krausen Gebüschen aufstieg, sichtbar in der Ferne war. Hier empfing eine erquickende Kühle den Wanderer zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weitgeschwungenen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten; denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schloß. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmal seiner Gewohnheit untreu wurde. Aber seine Gestirne wollten es so.

Desto müder war er und erhitzter, als er nun die Höhe, und die geräumige Grasebene vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte hier, daß sein Freund an dem heutigen Tage großes Waschfest haben müsse, denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts überspannen, woran schneeweißes Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg zu entdecken war.

Herr Quint, ohne sich lange zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines großen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Phantasie ließ ihn hier Hügel und Thäler sehen; im Schatten der breiten Halme des Graswaldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über

den niedern Moosgebüschen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Wäldchens; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzichten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stracks zurückkehrte. Plötzlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewiß nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Träumen gestört.

5.

Es erschienen vor ihm, und gewiß nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füße einer menschlichen Gestalt, die in der stillen Grasgegend entsetzlichen Unfug trieben. — Man mußte aber gestehen, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint sah aufwärts; aber das tief herabhängende Tischtuch verbarg ihm die Person, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welcher sich in seiner gegenwärtigen Lage gefiel, blieb ruhig in derselben, und erwartete, daß die neue Erscheinung sich wieder entfernen würde. Inzwischen untersuchte er ganz unbesorgt mit seinen Augen Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieselben sehr klein, die Strümpfe schneeweiß, die rothen Saffianpantoffeln ziemlich nett und neu. — Sie konnten unmöglich einer andern Person, als einem Knaben von zwölf

bis fünfzehn Jahren, oder einem Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren angehören. Letzteres wäre für Herrn Quint der allerschlimmste Fall gewesen. Er versank in eine kleine Verwirrung. Wer hätte es auch sein können, da die altväterische Burg keinen so jugendlichen Insassen hatte?

Unter solchen Umständen wäre dem kaltblütigsten Philosophen eine kleine Neugier zu verzeihen gewesen. Aber schon der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer sein konnte, jagte dem guten Quint peinliche Furcht ein. Er beschloß, sich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, weil es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüftete das Tischtuch ein wenig, duckte den Kopf, schielte aufwärts, und sah — unselige Entdeckung! — sah den Saum einer Schürze von rothgestreiftem Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegenen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf alles gewesen war, hatte ihn dieser Anblick doch in das unbehaglichste Verhältniß zurückgeworfen. Hier lag er zum erstenmale zu den Füßen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäß, die sich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzensäumen machen lassen, in die Klasse der feinern Wesen gehören mußte. Hier hätte zur Vermeh-

rung der öffentlichen Noth niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Puk mit seiner Redekunst.

In dieser kritischen Lage blieb nur aufzumachen, ob man aufstehen, oder ruhig am Erdboden harren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch die jähe Erscheinung eines unbekannten Menschen erschreckt werden: nothwendig hätte Herr Quint sogleich etwas Artiges über seine vorige Lage, über die neue Bekanntschaft, über, Gott weiß was? sagen, und sich auf vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber woher sogleich Gedanken und Worte, ohne allen Verstoß gegen den guten Ton? Niemand in der Welt hätte sich dazu weniger einverstanden, als Herr Quint. — Er beschloß demnach, so lange, als möglich, jede Bewegung einzustellen, um unentdeckt zu bleiben.

Doch der Zorn seines Schicksals war noch nicht gesättigt. Es entstand unvermuthet bei ihm leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblick stärker wurde. Herr Quint hatte aber die alte Unart oder alte, gesunde Uebung angenommen, recht von Herzen zu niesen. Dabei war er jetzt unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward unabweisbar seine Verrätherin. Wer konnte widerstehen? Welch' ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plötzlich ein bisher unentdeckter Mann zu seinen Füßen genieset hätte! Oder welch-

eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er ſich erhoben, und ſeine obenerwähnte Entſchuldigung mit einem dazwiſchen tönenden Nieſen begonnen hätte?

Indem Herr Quint in wachſender Angſt ſeine verzweiflungsvolle Lage überdachte, und unſchlüſſig mit den Augen unverwandt die niedlichen Saffian-Pantoffeln betrachtete, ereignete ſich ein neuer, etwas wunderlicher Zufall, und zwar noch vor dem öffentlichen Ausbruch der Kriſe in dem gereizten Nervenſyſtem ſeiner Naſe.

6.

Die oft beſagten beiden kleinen Füße ſetzten ſich jetzt in lebhafte Bewegung. Sie trippelten eine Weile ſeitwärts her und hin am Tiſchtuch, erhoben ſich auf die Zehen, und trieben mancherlei Gaukeleien. Herr Quint ſchloß daraus, daß die Unkannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tuch geſchlagen und mit hölzernen Klammern befeſtigt war. — Er hatte nicht Unrecht. Die wankenden Gabelſtangen, welche das lange Seil in gewiſſen Zwiſchenräumen ſtützen mußten, waren etwas hoch. Die Unbekannte aber, voll Eigenſinns, ließ ihren Vorſatz nicht fahren. Sie hüpfte ſo lange, bis ſie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da ver-

lor ſie, ſammt den Gabelſtangen das Gleichgewicht. Stützen, Seile, Waſche, alles bog ſich vor und ſank, — Herr Quint hätte diesmal lieber den Einſturz des Himmels geſehen — das Tiſchtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tiſchtuch in gerader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Unbarmherziges Verhängniß! — Mit welchen Zügen ſoll ich die Verlegenheit des lieben, guten Mannes ſchildern? Er lag da, ohne Regung. Kaum hatte er Geiſtesgegenwart genug, unter dem Druck dieſer unvermutheten Bürde ſich ganz leidend zu verhalten, ja, ſich aus Höflichkeit ſchlafend zu ſtellen, um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu erſparen.

Eine beſſere Partie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht ſeine vorwitzige Naſe ohne Rückſichten einen Querſtreich geſpielt hätte. Dieſe nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu nieſen nach beſtem Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin ſpurte bald nach ihrem Falle, daß unter dem Tiſchtuche ein anderer Unglücklicher verborgen ſein müſſe; als ſie aber das herzhafte Nieſen unter ſich vernahm, glaubte ſie ihm wenigſtens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei ſprang ſie auf; ſie

hob mit zitternden Händen das Linnentuch vom Herrn Quint. Herr Quint richtete sich sprachlos auf, und wurde feuerroth.

„Verzeihen Sie!“ sagte er stammelnd, und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehen, welches in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm da stand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihen Sie,“ stammelte er, „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsetzlich — es thut mir sehr leid!“

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?“ fragte sie erröthend, und wagte kaum ihn anzusehen.

„Es thut mir gewiß leid, — ich habe keinen Schaden genommen! —“ antwortete er schüchtern stotternd.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war's vorbei. Alle Versuche, dem Frauenzimmer etwas Verbindliches zu sagen, waren umsonst. Die Lippen regten sich, die Hände desgleichen, nur die Stimme fehlte ein- für-allemal.

Auch einen gebürten Weltmann hätte wohl ein solches Abenteuer aus der Fassung bringen können; und wäre es nicht das Abenteuer gewesen, so würde es der Anblick dieses Mädchens vermocht haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild freund-

licher Unschuld, einfach und häuslich gekleidet; die Blicke schamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. – Herr Quint vergaß über das Anschauen Hut, Tischtuch, Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die Unbekannte ihre Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich ihr Blick. So wechselten sie lange mit einander ihre Scherrollen, und schienen es nicht müde zu werden.

7.

Man muß zwar gestehen, daß Frauenzimmer in derlei Fällen bei weitem Gewandtheit und Geistesgegenwart der Männer übertreffen; allein diesmal geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst.

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran, wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmal mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmal mußte man doch die Stelle verlassen; aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun gerade die Reihe an Herr Quint war, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pan-

toffeln verloren hatte, und mit den schneeweißen Strümpfen im Grase stand.

Er ging seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffeln auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist es Ihnen gefällig?“ sagte er mit leisem Ton, und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen!“ antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet, in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschauen zur unrechten Zeit; denn Herr Quint, etwas verwirrt, vergaß darüber das Geben, und seine Gesellschafterin in der Blödigkeit das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl, an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese Berührung schien ihn zu entnerven; er ließ unwillkührlich die Pantoffeln fallen; und indem er ihnen nach haschte, ergriff er die Hand der Unbekannten, doch alles wider seinen Willen.

Eine solche Hand nun, die offenbar das Schicksal in die seinige gelegt hatte, fahren zu lassen, und statt deren die ledernen Bedeckungen des Fußes zu wählen, schien ihm allerdings ein sehr ungalanter Tausch. — Er blieb also in statu quo, ob sich gleich die Sache damit auffallend verschlim-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53279-2
ZSCHOKKE,J.H.D. FN. 14354/632

merte, das Verhältniß von beiden Theilen kritischer, die Entwickelung des Auftritts immer schwieriger wurde.

Plötzlich, als wehe ihn ein Fieberschauer an, befiel ihn die gewohnte Furcht wieder, sich durch seine Unbeholfenheit lächerlich zu machen. Er sah, wie im Spiegel, sich selbst und die schöne Anonyma, Hand in Hand, ungefähr in der Stellung, als wolle er seine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand sich höchst abgeschmackt.

„Was in aller Welt," dachte er bei sich, „was treibst du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, — nimmst ihre Hand — gaffst sie an — setzest sie in die bitterste Verwirrung — wie wirst du mit guter Art dich wieder auslösen? Es ist nur zum Erstaunen, daß sie dich nicht zurückschleudert, — noch nicht . . ."

„Seid ihr schon so gute Bekannte?" rief plötzlich eine mächtige Stimme zwischen beiden, daß beide weit aus einander fuhren.

Es war Herr Pyk in eigener Person.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erschienen ist, weil der ihn in einer wichtigen Bemerkung gestört hat, die er so eben zu machen Gelegenheit hatte.

Es ist ausser allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem schüchternen Landmädchen seines Vortheils vergaß. Es gibt gewisse Dinge, die durchaus nicht mit Ernst behandelt sein wollen; dahin gehört auch die Eroffnung einer Bekanntschaft, sei es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Menschenarten das Bekanntschaftschliessen übrigens bei weitem beschwerlicher, als mit jeder andern Menschenart ist. Man fährt am besten, solch ein erstes Zusammentreffen so lange als Scherz zu nehmen, bis die Natur selbst Ernst daraus machen will.

Herr Pyk, dieser deus ex machina, hatte übrigens durch seine Dazwischenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleis, die verlornen Pantoffeln an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu seinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb, wie es schien, ausser der alten Ordnung, — das Herz der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrner, als man glauben sollte Er ließ es sich nicht ausreden, daß die beiden Abenteurer einander geblendet hätten, daß sie den offenen Weg bei hellem Tage nicht mehr sahen. — Der Hut und die Pantoffeln unterstützten seine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn in's Haus.

„Und du, Bätely," sagte er zu dem ängst-

lichen Mädchen schmollend: „weißt du noch, daß unsere Erdbeeren im Gartenhause stehen? Ich dächte, du trügst sie uns in's Zimmer; da ist's kühler."

9.

Als sich die Herren Pyk und Quint an den Tisch gesetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühler Weisheit das Wort, um seine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebsten hätte er nach Bately gefragt, und wer sie sei? und wie sie hierher gekommen? und was sie gelte und bedeute? — Statt dessen aber hub er also an:

„Man muß eingestehen, daß die Kenntniß des gestirnten Himmels jede andere Wissenschaft an Interesse übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die seltsamen, ungeheuern Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . . "

„Ei, rief Herr Pyk, was beginnet Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?"

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?" sagte er.

„Ei, Herr Nachbar," rief Pyk, „Ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die

ungeheuern Schwingungen Eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seid geschossen, wie ein Fuchs, und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nur mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre; Ihr seid geschossen."

„Was redet Ihr auch?" erwiederte Herr Quint: „Ich verstehe Euch nicht!"

„Ihr möget Euch gern," fuhr der beredte Herr Pyk sehr unartig fort, „hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Großvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Versteckenspielen; das ist aus und Amen!— Bätely hat Euch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht, ich aber will Euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt Euch auf mich!" —

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte die Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bätely?"

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?" fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint einigemal gesehen, wenn er durch unser Dorf ritt!" antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sei Zeit, irgend eine Artigkeit anzubrin-

gen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offenen Mund bewenden, weil er durchaus sprachlos ward.

Schnell drehte sich Bätely um und entschlüpfte aus der Gesellschaft; Herr Quint aber hatte nun allen Muth verloren.

10.

Sobald, als immer möglich, rüstete er sich zum Abzug aus der Burg. Er schwor in seinem Herzen, diese Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er sich in seiner Einsamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden sich genügen, welche er selbst, wie Blumen auf eigenen Beeten, ziehen könnte.

Herr Pyk fand seinen Nachbar diesmal sehr wunderlich. Er bemühte sich, ihn auf alle Art zu ermuntern, umsonst. Man machte einige Lustgänge im Schatten der Kastanienreihen; in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint schielte seitwärts dahin und klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte," antwortete Herr Pyk, „versteht sich besser auf die Medizin, als ich. Sie hats von ihrer Tante, von welcher sie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu, und besser, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros, die Weiber immer en détail. Wir beurthei-

len die Dinge im Ganzen, sie aber nur in einzelnen Theilen. Wir sind fähig, etwas Neues, Großes, Ganzes zu schaffen; sie hingegen sind geschickter zum Verzieren, Flicken und Ausbessern. Man sollte den Weibern die Wundarzneikunst ganz überlassen. — Kommt mit Euerm linken Auge, Bätely wird Rath dafür wissen."

„Es gibt sich von selbst," sagte Herr Quint mit wachsender Angst: „der Schmerz ist so groß nicht."

„Desto besser," entgegnete Herr Pyk, „aber sehet künftig weniger nach den Sternen. Die Sternseherei mag ihre Vortheile haben, so lange man unverheirathet ist. Ich dächte aber, Ihr binget mit Euern Augen allgemach zuweilen lieber am Bett-Himmel, als am Sternen-Himmel. Doch ich schreibe Euch nichts vor."

„Ihr redet," seufzte Herr Quint, „so dunkel, daß ich Euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens ist es für mich ein arges Ding ums Heirathen: ich bin nicht schön, ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mag's auch nicht einmal sein, und so werd' ich niemals zu einem Weibe kommen."

„Ei, Possen!" versetzte Herr Pyk: „meinet Ihr, daß unsere Väter alle Engel und im Besitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verschaffen? Es gibt sich in der Welt kein Ding leich-

ter, als die Hochzeit. Und wiewohl unsere Even thun, als wär' unterm Himmel keine Kreatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann — verlaßt Euch auf mich, sie meinen es nicht so. — Sie nehmen die Miene an, um sich nicht allzusehr zu verrathen, und wenn Ihr, statt nach den Sternen zu sehen, Eure Ohren zuweilen ans Schlüsselloch legtet, würdet Ihr erfahren, daß, wo drei Weiber beisammen sind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindtaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine Schlachten zu liefern, keine Bücher zu schreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müssen sie doch thun. Sie spielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit ihren Kindern. Ihre Bestimmung ist, erzogen zu werden und zu erziehen."

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genuß das Gespräch seines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — sie standen nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken, süß Bätely. —

Herr Quint sah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne, indem er mit der Rechten den Hut abzog, um sich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war [illegible] Haltens mehr. Herr Quint wurde zu Hause von allzu-

dringenden Geschäften erwartet. Er mußte diesmal scheiden. —

Pyk entschloß sich, ihn zu begleiten. Er drehte sich um, und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehen, statt näher zu kommen, ging ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte, mich ihr zu empfehlen!" stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!" sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück."

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebene. Herr Quint war voller Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Verwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und eine Verachtung verdient zu haben, die sie offenbar an den Tag gelegt hatte, indem sie nicht einmal das Adieu sagen wollte.

„Eure Nichte," sagte er, „scheint mir böse zu sein. Vielleicht mit Recht. Ich bin heut eine Art Tölpel."

„Ach, schwatzet doch nicht so!" entgegnete Herr Pyk: „warum denn böse? ich habe's ihr ab-

gemerkt, das baare, klare, wahre Gegentheil. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sag's Euch noch einmal, Herr Nachbar, und vergeßt's nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durch's Schlüsselloch, als durch die Fern- und Stern-Gläser sehen.

Der Burgherr hatte diesmal gewiß Recht — Bätely hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzuge rüste, als sie an ihrer muntern Stimmung verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwand sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmal nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb alles, indem er sie rief. So offiziel sich zeigen, wollte sie nicht. Es lag ihr darin etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte, Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm auf allzugewöhnlichen Wegen begegnete. — Genug, sie lief, so viel sie konnte, um dem Oheim zu entgehen, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thal-Landschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah Herrn Quint, und sah nur ihn. „Was wird er von dir sagen?" dachte sie: „o wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihen, daß du auf ihn fielst. Nixt einmal abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich

verachten. Er wird nicht mehr hieher kommen. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmal! — ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben Recht, mir nicht zu verzeihen.“

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, waren ihre schönen Augen mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage sah man den Herrn Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg glichen ihm einem Traum. Bätely's Gestalt, Mienen, Anzug hatten sich seinem Gedächtniß allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreuen. Er wollte schreiben, und zeichnete Bätely's schönen Kopf zwanzig Mal auf's Papier hin; er trat an's Klavier, und alle Saiten hallten ihm unbekannte Empfindungen zurück; er besuchte seine Spaziergänge, und hielt förmliche Unterredungen mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne darüber böse zu werden, fühlte er, wie sehr sein Inneres durch das Abentheuer eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingssätze, aller Stoizismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen — alles was ihm bisher Reiz und Werth hatte, alles worauf er bisher einigen

Stolz fehte — alles lag auf die Seite geworfen wie ein abgenutzter Hausrath, wie ein fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch, laß mich in dir sterben!“ seufzte er, als er am Abend des ganz durchträumten Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im weiten Schatten des im rötblichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaumes saß. — „Was hilft auch all unser Groß- und Herrlichsein, und unsere Gelahrtheit und unser Können? — Wir werden doch nie Götter; laßt uns einfältige, gute Menschen bleiben. — Und die großen Massen unserer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — Gewiß nicht; glücklich sind sie nur, weil sie sich im Arme von erquicklichen Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsere Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? —

„O Bätely, Bätely, empfändest du, wie ich! mögtest du eintreten mit deinem Herzen in den Zaubertraum, den du bewirktest! — Bei dir, mit dir währt er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah. Die Wolken tändeln am Himmel und suchen sich, und fliehen und finden sich, um in einander zu zerrinnen. Und die Halmen der Wiese neigen sich, um, Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben.

Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist; daß Alles in der Natur sie erkennt, sie erwartet, ihr vertraulich angehört; daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, lieblicher werden."

Man sieht aus allem hell und baar, Herr Quint stand bei sich selbst nicht mehr auf dem alten Fuß. Er dachte Viertelstunden über seine Verwandlung und seine seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jetzt klüger worden sei, oder närrischer?

Drum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmal wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erst übermorgen nach Hause!" hatte gestern Herr Pyk sich ziemlich deutlich verlauten lassen. — Daraus folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reise durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredsamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely sehen ohne Mühe, und sie anreden ohne Furcht, und alles Vergangene vergessen machen durch seine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint schwindelte, wenn er den Gedanken weiter spinnen wollte.

Mitten in seiner Seligkeit blieb ihm aber noch eine große Bürde von Angst und Furcht zu tragen. — Es ließ sich unter allen möglichen Voraussetzungen nicht hoffen, daß Bätely jemals seine frommen Wünsche erhören würde; denn er fühlte lebhaft, daß es ihm leichter sein würde, in einer halben Stunde aramäisch, als binnen vier Wochen eine wohlgesetzte Liebeserklärung zu lernen.

12.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche über das in falbem Duft verschwommene Hochgebirg herüberflogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unschuldige Bemerkung, daß die Frühlingsschaft seiner Tage hinter ihm lag. — Achtundzwanzig Jahre alt! — ein schönes Alter. Noch zehn Jahre machen achtunddreißig. Auch noch nicht so fürchterlich. Noch zehn Jahre, dann: achtundvierzig! — „O Bätely, Bätely, da weht der Wind das Laub ab, und die Säfte versiegen, und die Zweige verdorren!“

Er hatte sich wirklich diesmal zierlich gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzseidene Unterkleider und ein meergrüner Frak. Die Haare wohlgekräuselt, schneeweiß gepudert; der Haarbeutel schmal und zierlich nach der neuesten

Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter. Herr Quint legte es auf Herzenssturm an.

Alle seine Hausleute verwunderten sich deß; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie gerieth ausser sich. Weiber haben in solchen Angelegenheiten feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte Allen vertraulich in's Ohr: „Es wird große Aenderung im Hause geben.“ Die Andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich, und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch anderer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Strauß aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verließ er das Haus, ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur großen Straße, welche

von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur erwachte unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung strömte vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thalwelt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. Alle Herrlichkeit und Pracht der Frühstunde war für ihn der feierliche Eingang zur Epopöe seiner Zukunft; das Einläuten seines großen Sonn- und Festtags!

Träumend ging er auf der Straße hin, gegen das große Dorf Thosa, von woher die Geliebte kommen sollte. Der Weg stieg am Ufer des Stroms über Bergschutt und Felsen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen besetzt und verworrenem Dickigt.

Auf der Höhe faltete sich ihm über den Wipfeln der unten vom Strom-Ufer aufragenden Tannen eine liebliche Landschaft drüben auf, in dessen Mitte sein Landgut wunderschön gelegen war. — Auch übersah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke, der sich nun wieder in die

Tiefe zwischen Waldung und mit kleinen Blumen bestreuten Felsen hinsenkte.“

Hier beschloß Herr Quint Position zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es ließ sich ihr doch nicht so entgegenlaufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntschaft war allzufrisch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tischtuch — —

Dies war Entladung aller Elektrizität; Amor ließ die Flügel sinken, Herr Quint das Blumenbüschel; ein trübender Hauch ging über den Glanz der Natur, wie der Seufzer eines bösen Geistes.

Die unselige Erinnerung wüthete mit winterlicher Hand im Frühlingsgarten seiner Phantasie. Alle Freuden und Hoffnungen erstarben; er stand da, wie einer der Niemandem angehört; wie ein Pilger aus der Fremde im plötzlichen Nebel; oder wie ein Trinker, der mitten unter Thorheiten nüchtern wird.

Er stampfte mit dem Fuße ärgerlich gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um sich noch einmal vor dem liebenswürdigsten Geschöpfe unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird sie sich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du so plump, so tölpisch! — o, warum war ich nicht recht unglücklich, warum nur lächerlich!“

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei! Es ist gewiß, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie könnte nicht! — Da wäre der Kloß einmal wieder sauber angeprallt, wenn er ihr sein Kompliment geschnitten, wie einer alten und sichern, aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Troll' Er sich ganz sachte davon, laß Er erst Gras wachsen über seine Albernheit, dann klopf' Er wieder an und meld' Er sich!"

So mißhandelte sich selbst, mit karthäuserhafter Strenge, der arme Quint. Er sah in dem Augenblick seine Fehler in Riesengestalt, die ihn zu Boden drückten, und seine Tugenden schienen ihm Zwerge. — Er verzweifelte so sehr an sich, verkannte sein Gutes so sehr, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen ankiren dürfte...

„Ach, es fehlt mir Alles, — Alles — Alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!"

Er drückte sich den Hut tiefer in's Gesicht; schwenkte halb, und wollte so eben den Rückzug in die Heimath antreten, als, sein Unglück zu mehren, Satan ihm schadenfroh in's Ohr blies:

„Und ehe du klug und liebenswürdig wirst, hat Bätely schon den Mann gefunden!“

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt ganz aufgelöset zu werden, erwachte wieder unter dieser Musterung. Unwillkührlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er so ganz verächtlich, so ganz werthlos nicht sei. — Die Nebel des Mißmuthes brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schoß über seine innere Welt hin, und zeigte wieder in der nächtlichen Wüste einzelne lichte Stätten.

In fortgesetzten, angenehmen Ueberlegungen hob er sich stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken. „Und denk' ich noch an Pyk's Worte, an Bätely's Blicke!“ rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebesrausch: „o Alles ist noch möglich! Wir wollen es versuchen! Bätely wird errungen! Das Paradies erobert! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!“ — Die letzten undeutschen Worte dachte er nicht,

ſprach er nicht, ſondern er ſang ſie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Wegs zur andern hinüber und eben ſo wieder zurück.

Wahrſcheinlich hätte er dieſen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidiſchen vor der Bundeslade gehabt haben mag; wahrſcheinlich hätt' er ihn noch lange fortgeſetzt, es war ein Mittelding zwiſchen Menuet und Walzer, wenn nicht — — — genug Herr Quint ſprang mit einem Male von der Seite, wie ein ſcheues Roß, während es courbettirt. Er ſchlüpfte in's Dickigt zwiſchen der Heerſtraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in hochſteigener ſchöner Perſon. Sie war allein.

13.

Wer einmal geliebt hat, wird ſich den ſchnellwechſelnden Gemüthsſtand des zwiſchen Furcht und Hoffnung, Angſt und Entzücken umbergeworfenen Herrn Quint ſehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der gröſte Theil meiner Leſer den Freudentanz des Herrn Quint irgend einmal ſchon mitgetanzt habe; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unſer Philoſoph, der in ſeinem Jubilo überraſcht wurde, und leider ge-

rade von derjenigen Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lusttanz bei einfacher Vokalmusik angestellt war.

Herr Quint, welcher in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bätely's Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-, Quer- und Luftsprüngen erkannt: so war's unfehlbar auf ewig um ihn geschehen. Was hatte auch ein Mädchen zu denken, wann sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend präsentirte, ein Mann, sonst so schüchtern, ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegengerückt wäre! — Um Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblick seine kurze Luft auf die empfindlichste Weise. Er mußte mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil es unter ihm, bis zum Ufer des Stroms hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten, der bei jeder Bewegung nachließ.

Jedes Falls mußte er in so grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblick

länger aufrecht halten zu können. Der Boden sickerte allmälig unter seinen Fußsohlen. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehen, aber nicht vor Bätelys Blicken bedeckt, wie hier. Zudem war mit jeder Abänderung seiner Stellung ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen qualvolle Träume, wo der Beängstete entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden fesselt, oder schreien will um Hülfe, ohne eine Stimme zu haben — ausgenommen solche Höllenmährchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie Peinlicheres der Art empfunden.

Der Boden sickerte indessen nach dem Naturgesetz der Schwere langsam unter seinen Sohlen fort — eine weite Fahrt am Berge über Kies und Grien hinunter war es — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bäteli hatte so eben die Höhe des Bergwegs erreicht, und stand zwei Schritte vor Herrn Quint, dem im Schreck der Odem entging, — stand still und betrachtete erstaunt die schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder Andere würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-

geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor den Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines frommen Engels vom Morgenroth angeschimmt. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich hinab, sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts, sich auf ein Felsenstück zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Straus, doch ohne Eile; denn ihr Blick irrte in der gegenüberliegenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Gärten ruhten.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten, dachte sie: und wie man sagt, soll es ein schöner Garten sein.“ —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüthen hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkührlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich die Hausfrau da drüben, und meinte: die werde dann auch für die Küche pflanzen, wie für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch das Innere des Wohngebäudes, und das Verhältniß der Zimmer und Kammern, der Küche und des Kellers, der Treppen und Säle. Da, meinte sie, sei doch viel zu putzen und zu schmücken; schön wäre es, Winter

und Sommer ſchneeweiße Umhänge vor den Fenſtern zu haben, denn ſie zieren auch von auſſen das Haus. Und des Abends im Sommer müſſe man in einer heitern Gartenlaube zu Nacht ſpeiſen; und im Winter ſollte das Stübchen mit Ausſicht gegen die Landſtraße gewärmt werden; da müſſe auch das Klavier ſtehen. Herr Quint konnte es trefflich ſpielen; die Hausfrau würde dann dazu den gelben Flachs ſpinnen.

„Und an wen denkt er?“ dachte ſie weiter: „O ich weiß es wohl, an ihn denkt Manche. Er iſt reich, jung und artig. Daß mich armes Kind doch immer das Unglück verfolgen muß. Wäre nur das Tiſchtuch nicht geweſen! Wie war ich doch ſo ungeſchickt! Ich werde mich zeitlebens ſchämen. Nie darf ich die Augen wieder zu ihm aufſchlagen. — Aber, wahr iſt's doch, er warf zuweilen einen ſehr freundlichen Blick auf mich; ein Blick, ſo wunderlich, ſo hell und durchdringend, daß ich ihn kaum ertragen konnte. Und ich mögte viel darum geben, zu wiſſen, was er Oheim Pyk geſagt hat. — O der Oheim! ich kenn' ihn gar wohl. Glaube ihm nichts, armes Bäteh, er hat dein nur geſpotter. Mag ein ſo reicher Mann, ein ſo Glücklicher, den Alle lieben, an dich armes, unwiſſendes Mädchen denken? Er ſoll ein ſo gelehrter Herr ſein; er wird ſich

eine gelehrte Frau suchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du bist sein nicht würdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich längst seit vorgestern gewiß vergessen."

Mit diesen Worten fiel eine ägyptische Nacht über ihre Träume.

Sie faltete die Hände zusammen, streckte sie mit wehmüthigem Blick gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und sprach (denn sie glaubte sich unbelauscht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint..."

Herr Quint hatte, obgleich unter tausend Besorgnissen wegen seiner schlechten Haltung, mit Vergnügen die Geliebte sich gegenüber gesehen. Er war voller Entzücken. Und als sie die schönen Arme gegen seine Wohngegend hinstreckte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätherische Seufzer: Herr Quint! hinflog... da riegelte sich der Himmel vor ihm auf; da wollte er zu Bätelys Füßen; nie lächelte das Glück holder; er bzzitete ihr seine Arme entgegen, unbekümmert um die Gefahr...

Mit dumpfem Geräusch lösete sich unter ihm der Kiesfand; der lockere Boden kollerte prasselnd hinunter; Herr Quint unaufhaltsam, mit Allem was ihn aus dem Mineralreich umgab, folgte verzweiflend nach. Er fluchte unterwegs; vergebens. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn er auch

mit Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr ward ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her sausend nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf, hinunter. Es blieb keine andere Maasnahme, als dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise in die Tiefen zu vollenden.

14.

Wenn unter poetischen Umständen, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde verhimmeln können, plötzlich ein so prosaischer Zufall tritt — wo ist der Lammessinn, welcher darüber nicht in Wuth geriethe? — Und doch ist das arme Leben des Menschen nichts, als ein Roman mit Versen vermischt, ein Singspiel ohne Musik, ein Ding, aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geschieht es, daß auch die sanftesten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Seidenwolle wie eine Löwenmähne schütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge stand, und sich von seinen Vieren erhoben, und durch künstliche Sprünge den Angriff verschiedener nachrollender Steine vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er seinem Mißgeschick mehr fluchen, oder seinem Glücke mehr

danken, die vermeſſenſte Bergfahrt ohne Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Bätely zu ſuchen. Wahrſcheinlich hatte ſich das gute Kind bei dem entſetzlichen Getöſe klüglicherweiſe durch Flucht gerettet. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weiſe verhehlen, daß ſeine ſchwarzſeidenen Unterkleider auſſer Stand geſetzt waren, ſich dem Auge einer Geliebten zu zeigen. Er mußte froh ſein, deren Flecke und Riſe alſo verbergen zu können, daß er, ohne Aufſehen, bei hellem Tage die Heimath erreichen konnte.

Er weinte vor Wuth! — Auch Philoſophen verlieren unter gewiſſen Umſtänden die Philoſophie. Es iſt noch kein Menſch gefunden, der weiſe war zu allen Stunden des Tags. Herr Quint, der Bruyere und Theophraſt ſeines Thales, Herr Quint, der ſeine Menſchenkenner, hätte gewiß dieſe Thränen nicht in Anſchlag gebracht, wenn er ſeinen eigenen Karakter hätte ſchildern ſollen. Und doch bezeichneten ſie ihn ſo treffend! — Aber man weint nie ſolche Thränen auf dem Markte, oder am Theetiſch.

Den Menſchen kennen zu lernen, muß man ihn ſehen, wenn er ſich allein glaubt. Jeder iſt gefallſüchtig nach ſeiner Weiſe. Jeder macht, ehe er auf die Straße tritt, oder in's Geſellſchafts-

zimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pok noch einmal Recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durch's Schlüsselloch, als durch Fern- und Sternglaser sehen.“

15.

Am folgenden Tag erschien bei ihm Herr Pok. Es war ein Regentag; dicke Wolken trieben sich unterwärts am Gebirge von Schlucht zu Schlucht und die Koppen der Berge lagen im niedergesunnen, schweren Regenhimmel verloren. Dergleichen Tage waren Herrn Quint immer willkommen. Die weite Stille, die einförmige Trübe der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeußern, schränkten ihn auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Plänen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war, brütete er darüber. — Die Entwürfe standen in reifer Vollendung, als Pok erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar erwünschter gewesen. Er kam gerade von Rottheim. In Rottheim

wohnte Bäteli bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrock und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger geworden war.

Als sie nun beisammen saßen, zündete Herr Pyk die Tabakspfeife an, und sprach: „Nehmt es mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mir's gern bequem, und bin gern bei Euch. Hättet Ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmählte, — worüber? ist gleichviel: — so wäre ich noch um fünf Prozent zufriedener. Ich höre ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenne ich gleich, ob die Frau Geist und Herz und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmählen den Männern, lieben treu und zärtlich und sind einst holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vornen anzufangen, wenn da Euer Bediente kömmt, oder Eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als wenn's gar nicht geschähe, und

lockt auch nicht zum Mahle. Wenn's Herz nicht warm iſt, ſind die Speiſen kalt."

„Ihr habet wohl Recht!" entgegnete Herr Quint, und ſein Antlitz brannte: „Ich fühle auch, daß Ihr wahr redet. Aber ſchwer iſt's heut ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar durch's Herz des Mannes gezogen wird. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als, offenherzig geſprochen — — eben Eure ſchöne Nichte, Jungfer Bäteln."

Herr Pyk lachte ſchelmiſch. — Er zündete die Pfeife noch einmal an und ſprach: „So ſchnell?"

Quint bückte ſich, und hob ein Papierſchnitzel vom Boden auf. — Das Bekenntniß war gemacht; rückwärts durfte es nicht mehr gehen.

„Hab' ich's doch wohl bemerkt!" ſetzte Herr Pyk ſeine Rede fort: „Das Mädel und Ihr — Ihr ſeid keine Komödianten, ſonſt müßtet Ihr Euch beſſer verſtellen. Ihr waret wie verhext, beide verhext — das hatte ich auf den erſten Blick. Kurz und bündig, alles zuſammen genommen..." Herr Quint unterbrach ihn: — „Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß.. erinnert ſich Bäteln, daß.. ich wollte ſagen, glaubet Ihr, daß Eure Nichte; wenn ich — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundſchaft an... ich will's Euch nur offenherzig geſtehen, denn wozu hilft auch vor

Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmal . . .“

„Ei!“ rief Herr Pyk: „so lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Geschichte.“

„Desto besser!“ sagte Herr Quint: „Ihr seid fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Euer Bätely unaussprechlich lieb hatte . . . allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!“

„Bah! da geht Ihr irre!“ rief lachend Herr Pyk: „Weiberlein haben Luchsaugen, und ist ihnen die Physognomik angeboren, wie den Bienen die Botanik. Ihre Blicke, die sie in aller Heimlichkeit auf den Mann werfen, sind wahrhafte Leuchtkugeln, die ihnen unser Allerinnerstes zum hellen Mittag machen. Ihr erstes Urtheil, welches sie über uns fällen, ist daher auch immer das richtigste; die guten Kinder sind nachher meistens so bescheiden, daß sie unsern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungssinn. Zum Beispiel: Bätely hat euch geschildert und konterfeiet, wie eine fünfzigjährige Bekanntschaft.“

„So hat sie doch noch von mir gesprochen?“ fragte Quint mit angenehmem Erstaunen.

„Fi, so redet doch, wie Ihr denkt! — habt Ihrs denn dem Bätely nicht angesehen, daß es durch Euch halb verwirrt worden? Sie hat es

zwar abſtreiten wollen mit aller Gewalt, ſie denke nicht an Euch, aber ſie hat bis zum letzten Augenblick, da ſie heimging, von nichts, als Euch geſprochen, und um nichts, als Euch, geſtritten. — Bei ihrer Tante macht ſie es zweifelsohne kein Haar beſſer. Die Tante hat's ihr auf den Kopf zugeſagt dieſen Morgen: du biſt verliebt! und ich habe hinzugefügt: er iſt's desgleichen!"

„Um Gotteswillen!" ſchrie Herr Quint, und war auſſer ſich: „was habt Ihr auch gethan? Ihr macht mich unglücklich. Was wird Bäteli von mir denken?"

„Narrenpoſſen!" entgegnete der Oheim: „was wird ſie denken? Ihr ſeid, wie ſich's gebührt, wird ſie denken, und das iſt ihr ſchon gelegen. — Und ich geſtehe es Euch, Ihr beiden jungen Leute ſeid mir lieb. Es iſt ein Plänchen von mir geweſen, Euch zuſammenzubringen. Und würdet Ihr einander gefallen haben: ſo hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bäteli hat ein ganz artiges Vermögen und iſt ein gutes Kind. Der Himmel hat's gewollt, da er Euch zu mir führte, daß ihr früher mit ihr zuſammentrafet, als ich dachte. Jetzt iſt es im Reinen. Da habt Ihr meine Hand darauf."

Herr Quint war auſſer ſich vor Entzücken. Er ergriff die Hand des wackern Pyk; er warf ſich

um deſſen Hals; er küßte ihn mit Inbrunſt und Heftigkeit und ſeine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!“ ſchrie Herr Pyk: „was habt Ihr? ſeid Ihr verblendet? Verwechſelt Ihr den Oheim mit der Nichte?“

Quint zog ſich zurück — der Felſen war von ſeinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schweſter“, fuhr der Oheim fort: „langes und breites Geſpräch geführt. Sie iſt mit der Partie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen ſpeiſen bei mir. Die Verlobung geht vor ſich, und dann ein- für allemal in der Kirche aufgekündet ...“

„Ich bitte Euch,“ unterbrach ihn Quint, und rückte auf ſeinem Stuhl voller Unruhe durch die Stube, „ich bitte Euch, fein langſam, nur langſam; Ihr redet zu ſchnell, Ihr redet zu viel; Ihr wollet zu viel und wollet zu ſchnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gaſtmahl, Notarius, Verkündigung ...“

„Halt!“ ſchrie Herr Pyk: „da ſeid Ihr links. — So etwas muß ſchnell abgethan ſein, ich ſage ſchnell, doch in aller Ordnung. Erſt Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe. Es gibt Dinge in der Welt, die müſſen ſchnell genommen ſein,

wenn's gut damit gehen ſoll, z. B. eine Arznei, eine Batterie, eine Frau. Eben ſo Taufe, Heirath und Begräbniß. Das ſind drei Kapitel unſers Lebenslaufes, oder Titel zum Kapitel, die ſich um ſo ſchöner ausnehmen, je bündiger ſie ſind. Durch die Taufe entſagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es ſteht aber bei Euch. Die Verlobung macht ſich auch über's Jahr."

„Nein!" fuhr Herr Quint auf: „bei Leibe nicht. Macht's, wie Ihr wollt. Ich überlaſſe mich Euch ganz. Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen die Verlobung, ſondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich haſſe den Prunk; das Komplimentiren; das Zeremonienweſen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?"

16.

Hier war neue Verſchiedenheit im Karakter der beiden Philoſophen. Herr Pyk liebte Pracht und Geräuſch. Er war ein Ariſtokrat, und wäre gern ein Adelicher geweſen. Sein Haus war mit alten Heldengemälden austapezirt, die er in öffentlichen Verſteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die ſie, nebſt großen

Wolkenperüken, trugen. Von den dreihundert und fünfundſechßzig Tagen des Jahrs gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Feſttage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte Teſtament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten, mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanſchetten, wenn's hätte zur Wahl kommen müſſen, dem Unter- und Oberhemd vor.

Unter ſolchen Umſtänden bleibt es kein weiteres Räthſel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe ſein mußte, als Herr Pok ſchlechterdings zur Verlobung, auſſer dem Notar und Pfarrer, auch die nächſten Verwandte von Seiten des Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut gezogen wiſſen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieſer Gegenſtand verhandelt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäſte bei der Verlobung, belief ſich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zweiundzwanzig Perſonen. Für den Schmaus und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pok unmittelbar ſelbſt ſorgen, weil die Verlobung in ſeinem Hauſe gehalten werden ſollte.

Herr Quint blieb ſchlaflos. — „So iſt doch keine Roſe ohne Dornen!“ ſeufzte Herr Quint,

und warf sich unruhig umher auf seinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überflossen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenster: „Keine Rose ganz ohne Dornen! — Nicht einmal das einfache Bekenntniß der Liebe, der Schwur, sich ewig anzugehören, ein Schwur, der schöner und würdiger in der Einsamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde! — O ihr armen Menschenkinder, warum quälet ihr euch so gern selbst? Warum lasset ihr keine Freude in euer Herz schleichen, ohne sie durch eure Thorheit mit einem Schmerzenszoll zu belegen?“

Das Alles half nun freilich nichts. Herr Pyk ließ sein System nicht fahren. Er reisete des Morgens in aller Frühe ab. Die Gäste wurden eingeladen; Notarius und Pfarrer verschrieben; das Gastmahl bereitet — kurz am Sonntag Morgen war Alles angeordnet, was zu einer Verlobung, und zu einem kleinen häuslichen Feste, aus dem Stegreife, vonnöthen sein konnte.

Um zehn Uhr Vormittags erschien im Hause des Oheims, von der Tante begleitet, Bätely, obwohl das gute Kind, das man zu überraschen gedachte, nicht wußte, daß der Tag seiner Verlobung sei. Oheim und Tante waren darin übereingekommen.

Um halb eilf Uhr erschienen Pfarrer, Notarius und Vettern und Muhmen in Feierkleidern,

mit lautem Geträtsche, schaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte sich an diesem großen Tag ganz in seiner Würde. Indem er das Glück zweier tugendhaften Seelen, die ihm theuer waren, gründen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit, seinen Wohlstand, der an Reichthum grenzte, zu entfalten. Die kleine List, den Zweck des Festtags zu verheimlichen bis zur entscheidenden Minute, kitzelte ihn besonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, sagte allen Gästen etwas Schönes, hörte den Schmeichelspruch von Allen, gab Befehle in Küche und Keller, und drückte dem schüchternen Bätely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Rose iß dornenlos. Zwei Dinge störten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schwester Bätely's Tante, hatte in der Wonne ihres Herzens, mit geschwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimniß des Tags vertraut. Die Gevatterin wäre lieber gestorben, als daß sie das Geheimniß, das auf ihrer Zunge brannte, einen Augenblick dem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thosa, verschwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht allen seinen anwesenden Kunden entdecken zu müssen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Ehe-

liebsten. Genug, binnen drei Minuten durchlief das Geheimniß alle vierzig vorhandene Ohren; alle Gesichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das Seelenheil der kleinen Bätely zu thun war, ging mit abgemessenem Schritt auf diese zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebsten, und der Verlobung, und breitete sich nun in einer wahren Standrede über die christlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher nicht gern Andere sein Handwerk treiben sah, eilte hinzu, mit aufgehobenen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon seiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäste wollten nicht in Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, schnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches schamroth wegen verrathener Liebe (Ie glaubte, nur Gott und die Tante wüßten darum) mit gesenkten Blicken, in sich selbst verloren, oder vielmehr wie vernichtet da saß.

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk ins Zimmer und sah und hörte den komplimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstört; er runzelte die Stirn: er blieb stehen; er zupfte unwillig seine Halskraufe mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, großen, rothseidenen mit gelben Blumen gestickten Schoos derselben auf- und

niederbewegte, wie einen Fittig, auf welchem er sich vor Verdruß hätte in alle Lüfte schwingen mögen.

Kaum aber ward er gesehen, so strömte kosend, drohend, schmeichelnd, gratulirend der plappernde Haufen von Bätely's Stuhl hinweg, gegen ihn an. Von zärtlichen Vorwürfen überschüttet, eine wichtige Sache so lange geheim gehalten zu haben, blieb ihm nichts übrig, als lachende Miene zum verderbten Spiel zu machen. — Er ergab sich in sein Unheil, beantwortete graziös die Komplimente, und ging zu Bätely, welche noch immer in Bestürzung und Schämen versunken, da auf ihrem Sessel saß.

Der Oheim drückte umsonst ihre Hand, und fragte umsonst mit schalkhaftem Lächeln.

„Was sagst auch du zu dem Spaß?“ — Sie erholte sich so bald nicht.

Ihre beklommene Seele, von Angst und Liebe und Scham angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ein Traum faltete sich plötzlich, wie unter einem Feenspruch, zur Wirklichkeit auf; der Mann, für den allein sie sich in die Welt gerufen fühlte, und den sie doch selbst nicht zu nennen wagte, ward laut und feierlich, als ihr Bräutigam proklamirt. — Sie sollte ihn sehen, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens hatte die Tante ihr heute den goldenen Rosettenrin-

auf den Finger gezwungen! — Nicht vergebens hatte sie im Ton der Weissagung gesagt: „Ein Anderer wird ihn dir wieder abziehen!—"

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzuzart, den jähen Sturm auszuhalten, loſete ſich in Thränen auf.

Herr Pyk erſchrack. Der Menſchenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grunde waren es nicht die Thränen ſelbſt, oder Bätely's Unwillen, daß ſie in ſo bedeutender Angelegenheit zuletzt befragt worden ſei, — alles das war's nicht, was ihm den Schauder anjagte: ſondern die Furcht, ſich, von ſeiner Phyſiognomik betrogen, durch das Feſt und leere Verlobungsgetümmel zum Thalmährchen werden zu ſehen.

Er entſchloß ſich kurz, führte Bätely durch's geräuſchvolle Zimmer in die ſtille Nebenkammer, ſetzte ſich ſchweigend an ihre Seite und ließ ſie — weinen.

„Was fehlt dir?" fragte er einigemal. Er blieb unbeantwortet.

„Ich glaubte, das Feſt würde dir willkommen ſein — du würdeſt freilich —"

„Ach!" ſeufzte die Jungfrau, und ſchlug zum erſtenmal die von Thränen ſpiegelnden Augen auf; denn ſie verehrte den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimniß.

„Ist dir Herr Quint also zuwider? sagte er, „du willst ihn nicht? — Gesteh es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dir's nicht vorläufig sagte, oder besser bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Mutter hat's falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht."

Bätely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einen Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!" rief der verlegene Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände; für ihn war jetzt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagenen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späßchen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bätely. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache, — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbätely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn einmal mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten er-

zählen, eine über die andere, wo aus gezwungenen Ehen die besten Ehen erwachsen sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nur einmal, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das Andere wird sich schon hernach finden."

„Aber", stammelte das Mädchen, „wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?"

„Dich leiden, Herzensbätely?" schrie der Onkel, und die Frage ließ ihn wieder vollkommen aufleben: „Dich leiden? daß sich Gott erbarme, er liebt dich mit Schmerzen von Herzen bis zum Sterben."

Bätely sank an des Oheims Brust mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!" rief Herr Pyk, und seine Angst ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich, mein Schatz! rede nur, probire nur. Versuch' nur die Verlobung, du stellst dir das Ding etwas schwerer vor, als es ist. Es ist daran noch kein Mädchen gestorben."

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben!"

Sie hob ihre Arme empor, umschlang damit

des Oheims Nacken, verbarg ihr Geſicht an ſeine Bruſt, und ſprach: „Saget's ihm nur, denn ich kann es ihm nicht ſagen: ich lieb' ihn auch von Herzen!“

Herr Pyk wäre beinah zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmal, als wollte er ſelbſt das Echo dieſer Worte noch auflauſchen. „Ei, du Närrlein,“ rief er, „wie kannſt du mich auch ſo quälen. — Alſo, das wäre dein Ultimatum? — Bravo!“ Er küßte ſie, und rief: „Nun hol' ich dir Herrn Quint her, das mußt du ihm ſelbſt ſagen.“

Er ſprach's. Vergebens ſtreckte Bätely's Arm ſich hin, ihn zu halten. Er flog davon in's Zimmer, um den Bräutigam zu ſuchen. — Alle ſaßen ſie da, die Gäſte, in ihrer Pracht verſammelt. Nur Herr Quint war nicht zu ſehen, und hatte ſich noch nicht ſehen laſſen.

Herr Pyk zog die Taſchenuhr. Es war ſchon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir denn heut alles in die Quer?“ brummte er, und ging vors Haus.

18.

Nicht ihm allein, ſondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Quertag. Der Menſch iſt nicht Gebieter ſeines Schickſals. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war dem Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ehemals fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden und putzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter, der Sr. Majestät dem König präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterietag, dem das große Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — Keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht, und des Gedankens mächtig worden war: Heut ist Verlobungstag!

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit seinem Riesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge amüsirt, mit seiner Abfahrt in die Gründe zum Strom-Ufer in die Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, ihm fast alle wildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Komplimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preis gegeben, von allen Basen und Muhmen begafft. — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit

und Pompluß des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine halbe Tonne Goldes hingeworfen, wenn er sich damit von der Feierlichkeit, in der er die Hauptrolle spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet.

„Was hat auch die Narrenwelt davon," sprach er bei sich selbst, indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief, „was hat sie auch davon, daß sie die einfache Natur zum Firlefanz verkehren und die einfachste Sache von der Welt zum Fratzenwerk verzerren will? O Bäteln, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur Rock und Braten sieht? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einander schlagende Herzen, das ist die wahre Verlobung."

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmal ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehen, sich

zu kompromittiren vor der Braut und sämmtlichen Verwandtschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studierte er ämsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiederungen. Aber es war, als wenn sein Geist ihm alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine Aengstlichkeit. Im tiefen Nachsinnen vergaß er die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde vom Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbenem Rock.

Die Garderobe mußte von neuem gemustert werden. Unterdessen gingen die glücklichen Einfälle wieder verloren, welche er zum Kompliment mühsam zusammengestoppelt hatte. Er ließ die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth an's Schreibepult, um für den äussersten Nothfall einige vorzubringende Artigkeiten aufzuzeichnen. Er fühlte mit Todesverdruß seine Untauglichkeit in große glänzende Gesellschaft. Er verwünschte tausendmal die Verlobungen und die Riesenpläne des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —“

Es ist aber noch die große Frage, ob man Bätely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach dem Verlobungsakt. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre, überaus schätzbare Hand, die —" das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr und weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmal herauskommen, um so mehr, da bis jetzt von keiner Seite eine solche gethan worden war. Die schönste Erklärung wäre die einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut." Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumsitzende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicher zu verheimlichen!

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben ging's auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblick brachten ihn zwei sehr verschiedene Dinge ausser sich selbst.

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch

sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienste zurück über alle benachbarte Wege und Stege verbreitet.

Ein kalter Schauer überfloß ihn. Er hätte fast Hexerei glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt, er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegenen Burg des Herrn Pfr traben. Dann war's eilf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft — wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehen, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benutzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägli." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt und ungepudert vor dem Spiegel da, die weißen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Karakter großer Männer, daß sie auch durch die widerwärtigsten Ereignisse nicht ausser Fassung gebracht werden. Alles Große, Un-

geheure, Erschütternde gehört gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tigers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden als Mann getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum drittenmal die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Puddertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts Zierliches herauszubringen. In Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studierte noch immer Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verderbte er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimal schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimal wieder auf, denn es war nun einmal Verlobungstag, und es ließ sich nicht ändern.

Schlechter denn jemals frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff, seine Konzepte

von Komplimenten noch einmal zu durchfliegen — da ſchlug die behexte Dorfuhr eilf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimal hintendrein.

Herr Quint ward blaß vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu ſäumen. Vor halb ein Uhr konnte er jetzt unmöglich in Pyls Hauſe ſein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heißer Tag — zur Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den ſtäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbene Kleid an — aber damit war's wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürſten und da. Auf die Schuhe war Puder gefallen; der Hut hatte am Bett gehangen und Federdunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeſchäfte, die abgethan werden mußten, und von keinem Andern abgethan werden konnten.

Es ſchlug ein Viertel auf zwölf Uhr, und Herr Quint ſtürzte zum Haus hinaus.

Laufen half nicht zum Schnellſein. Er verlor bald den Odem; man mußte langſamer gehen, und den Schatten ſuchen, denn die Sonne ſtach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint ſonſt ſelten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erſt bei langſamen Füßen wurde ſein Gedankenlauf ſchneller.

Er fühlte, daß ſchon Alles verfehlt ſei. In jedem Fall mußte die verſammelte Geſellſchaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Beſtürzung gerathen, in jedem Fall mußte die Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich ſein; in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu ſchmählen, in jedem Fall mußten Entſchuldigungen dagegengeſtellt werden — in jedem Fall ſtanden die Sachen ſo ſchlimm, daß man hätte Poſtpferde nehmen und davon ſegeln mögen.

Auſſer ſeinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen geſehen haben würde, hatte Herr Quint in ſeinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und gerade dieſer heutige mißglückte ihm ſo ſehr. Wirklich ſtand er ſtill, um ſich beſſer ſeines Thuns zu beſinnen. Er ſah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagsſonne hing ſengend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kühlen Felſenwände an den Gebirgsrippen blendeten das Auge; jeder Fußtritt wehte über die ſchmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte ſich nie ſo übel und unbehaglich gefühlt. Er kam faſt auf den Entſchluß, heimzukehren und den ganzen Plunder von Ver-

lobung, Schmaus und Fest fahren zu laſſen, unter dem Vorgeben, er ſei plötzlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern; eine halbe hatte er jetzt zurückgelegt.

Sein Mißbehagen zu vermehren, fühlte er ſtarke Eßluſt. Sein Magen kannte die gewohnte Mittagsſtunde, und hielt auf alte Ordnung. Unter ſolchen Umſtänden ſtand es mit der vorgeblichen Krankheit ſchlecht. — Aber ſeine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein ſchmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewiß wohlgethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare hergeblaſen hätte. — Er drehte ſich haſtig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand ſich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel vergeſſen, oder unterwegs verloren.

Hier war keine Zeit zu verlieren. Er ſchwenkte ſich, und jagte vollen Sprungs nach Hauſe zurück.

20.

Jeder Andere, was würde er in der Lage des unglückſeligen Mannes gethan haben? — Noch einmal den Verſuch erneuern, zum Verlobungshauſe zu kommen? Oder daheim bleiben, und ein freundlicheres Schickſal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entſchloſſenheit das erſte. Der quäſtionirte Haarbeutel von ſchwarzem Taffent lag wirklich auf dem Schreibtiſch, neben ſeinem guten Freunde, dem Fernrohr. Beide Mobilien leiſteten Herrn Quint ſonſt immer auf Spaziergängen Geſellſchaft; diesmal und gerade das wichtigſte mal verſäumten ſie ihren Herrn.

Die Haartaſche am gebührenden Ort im Nacken, das Fernglas in der Hand, verließ Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andernmal ſeine ſtille, verwaiſte Wohnung.

Jetzt ſchlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte ſie boshaft ſeiner gehartt, um ihm eine Stunde nach der andern in's Ohr zu drummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun ſchon einen ganzen Morgen von Angſt und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, Muth und Troſt. Nie iſt man abergläubiger, als wenn man fürchtet oder hofft; und nie hofft und fürchtet man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm ſein bisheriges Ungeſchick als unfehlbare Weiſung, daß Bätely für ihn nicht beſtimmt ſei. — Mit dem beſten Herzen, mit der reinſten Liebe, fand er ſich des Mädchens nicht würdig, weil ihn alle Umſtände verdammt hätten, lächerlich zu erſcheinen. Nichts aber iſt lächerlich, ohne verächtlich zu ſein.

Dieſe Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langſam ſchlich er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mißmuths. — Er ging, — er wollte dennoch zur Verlobung, und dem Schickſal trotzen. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pyk zog, Verzweiflung war's. Er wüthete gegen ſich ſelbſt. Er wollte das Schwerſte ertragen, und auch dem Uebelſten keinen Halm breit aus dem Wege gehen.

„Eigentlich aber" — ſo ſprach er bei ſich ſelbſt, — „eigentlich aber iſt Er, Meiſter Ungeſchick, mit all Seiner eingebildeten Weisheit ein Tropf. Er ſelbſt iſt an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig ſyſtematiſcher in Seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in Seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' Ihm nicht widerfahren. Geh Er jetzt; laß' Er ſich ein Bischen auslachen; komm' Er zu ſeiner Verlobung, wenn die Andern, des Wartens müde, am Tiſche ſitzen und abgegeſſen haben; präſentir' Er Sich, Herr Pinſel, und mach' Er Seine Bücklings links und rechts. Was will Er denn antworten? was will Er aufbringen, um die Blöße Seiner Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' Er wenigſtens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!" —

Indem er ſich alſo den Text ſelbſt las und mit Vorwürfen kaſſirte, ward er in der Ferne

einige ihm entgegenkommende Perſonen gewahr. Er zitterte und blieb ſtehen. „Wahrſcheinlich ſind ſie abgeſchickt, dich zu ſuchen — was willſt du ſagen?“ Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich ſah er hell und deutlich zwei feſtlich gekleidete Männer; ſie gingen mit ſcharfen Schritten ihm entgegen. Er beſchloß ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Mährchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über den Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er ſchlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pots Behauſung zu kommen, ſetzte er doch eilertig hinüber. Die Furcht ließ ihm keine Beſinnung. Wie ein Sünder ſchlich er ſchamhaft hinter den Gebüſchen weg, um von den Abgeſandten nicht ausgeſpäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Wegs lag nun vor ihm! —

Und als er nun auch dieſen faſt durchlaufen hatte, — als nun vor ihm ſchon hinter den Gebüſchen die Thürme und Dachgiebel von Thoſa aufſtiegen, und links vom andern Ufer des Waſſers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thoſa ſchlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienſt ein.

„Es iſt vorbei!“ ſeufzte betrübt Herr Quint,

„man erwartet dich nicht mehr. Du kommſt in jedem Fall zu ſpät an.“

21.

Um ſich deſſen beſſer zu verſichern, beſchloß er einen benachbarten, dickumbüſchten Hügel zu beſteigen, von wo herab er die Tuſſche Bure, nebſt allem was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte ſich das beqm mſte Plätzchen, und zog ſein Fernrohr. — Da ſah er die Fenſter offen — ſah an einer langen gedeckten Tafel die Gäſte umherſitzen in bunter Reihe. Man ſchien vergnügt zu ſein, und ſeiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen ſtiegen ihm in's Auge. Er fühlte all das Häßliche ſeiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tages, hungrig und traurig, auf einem abgeſtorbenen Eichſtamm, mußte er ſeinem eigenen Verlobungsfeſte durchs Fernrohr zuſchauen. Wer wäre an ſeiner Stelle gleichgültig geblieben?

Er warf das Seyrohr auf die Seite und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen des Verdruſſes. Er ſchwor ſich in ſeinem Herzen von Berkely und der ganzen Welt los. Er ſchwor, noch ſtrenger die Einſamkeit zu ſuchen; niemandem

anzugehören; auf alle Luſt der Welt Verzicht zu thun, und ſein Vergnügen nur darin zu finden, unglücklich zu bleiben.

In dieſen Schwüren lag freilich kein logiſcher Zuſammenhang; aber er fühlte ſich dabei in der tiefen Stille des Waldes nur durch gänzliche Verzichtung wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltſturm Umhergeworfenen, der in den klöſterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entſagung ablegt. Der Frieden des Hains, die Stille umher, die Dämmerung unter den Zweigen wirkten beruhigend in ſein krankes Gemüth. Er nahm dieſen Zuſtand als Folge philoſophiſcher Entſchloſſenheit.

„So ſei es denn!“ ſprach er für ſich ſelbſt: „So iſt auch mir eine Ruh' vorhanden. Die Welt iſt nicht für mich, auch ich tauge nicht für ſie.“

Er erwartete in dieſer Stimmung auf dem Hügel den Abend. Erſt im Dunkeln, ungeſehen und ungekannt, wollte er ſeiner Heimath zu.

Herr Quint hat nachmals geſtanden, daß die Stunden, welche er in dieſem Walde bis zum Abend hin unter tauſend Träumen verlebte, zu den genußvollſten ſeines Lebens gehörten. — Um ſein ſelbſtgeſchaffenes Paradies durch nichts zerſtören zu laſſen, verließ er den Anblick des Pyrkſchen Landgutes und Verlobungsmahls; wählte eine andere, finſtere Stelle; ſah hier einen Theil des

Thales unter ſeinen Füßen; ſah verlfarbene Wetterwolken über den Bergſpitzen glänzen, oder hohe Staubſäulen durch's Thal und über den Strom wandeln, oder die Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe ſchwärmen.

Sobald es finſter war, machte er ſich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber das heftigſte Gewitter trat jetzt hinter den Bergen hervor. Bald entflammten alle Wolken und Felſen, und der Donner rollte ſtoßend durchs Thal, als ſtürzten die Alpen ein und die ewigen Gletſcher.

Zum Glück kannte Herr Quint ſeinen Weg. Das ſchauerliche Spiel der Natur ſchreckte ihn nicht. Es ſtimmte zu ſeinem Innern. Wenn freſſend der Blitz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windſturz ſich brauſend in den Wäldern verlor; wenn der Donner längs den Bergwänden rollte: ſo war's ihm, als lagere ſich ein Grad mit wohlthätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein gewaltiger Regen aber trieb ihn bald vom Wege ab in eine ſeitwärts liegende Bauernhütte. Die Bewohner derſelben reichten ihm gaſtfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergaß ſeines kummervollen Tages; erquickt ſetzte er die Reiſe nachher fort, obgleich es ſchon ſpät war. Er hoffte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen;

aber Mitternacht war's, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den letzten Wunsch auf. Er beschloß, im Zollhaus zu übernachten, denn er war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zollners.

Hier schlief alles schon tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau war noch wach. Sie kannte Herrn Quint, und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr ins Haus getrieben und kein Bett mehr übrig war.

„Unseliger Tag!" brummte Herr Quint, der ein gutes Nachtlager liebte: „muß sich denn alles gegen mich zusammenrotten?"

„Doch, nein!" rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenn's Euch nicht zuwider ist, so könnet ihr ja beisammen schlafen. Das Gewitter hat auch unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer zum Einkehren gezwungen: ein großes zweischläfriges Bett, worin zur Noth drei Raum hätten, läßt Euch Platz genug. Ihr müsset vorlieb nehmen. — Aber das Bett ist gut."

„Nein, um des Himmelswillen, ich will ihn im Schlaf nicht stören!" rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte Mann hat festen gesun-

den Schlaf und nimmt's nicht übel!“ erwiederte sie. „Da, nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste, wenn Ihr die Treppe hinauf seid.“

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebene Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer nicht zu wecken. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben. Er fand das Bett; warf Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich leise neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von vielen Abentheuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätterschatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte. Schier war es ihm zu spät. Er hätte vielmehr gewünscht, mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er den Rucken zugewandt hatte, schlief noch, aber, wie es schien, etwas unruhig.

Herr Quint, um sich eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begriff, geräuschlos zu entschlüpfen, da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm queer über den erschrockenen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb er unbeweglich liegen und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erst gesagt werden, daß allzuzarte Bescheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein Anderer, minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den erwähnten Arm ohne alle Umstände zurückgeworfen und in die gebührenden Grenzen gewiesen haben; — er aber wagte es nicht.

Langsam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, gedachte er sich unter dem schweren Arm hervorzuziehen. Es glückte so ziemlich, obgleich das Knistern des alten, hölzernen Bettgestells ihm zweimal tödtliches Schrecken abjagte. Allein als er schon auf der Hälfte des Weges war, und der rechte Fuß schon Anstalten machte, das Lager auf immer zu verlassen, mußte Halt gemacht werden. Den Herrn Quint wandelte wieder ein Reiz zum Niesen an, und zwar so rasch, so lebhaft, so mächtig, daß er nichts konnte, als, wider seine übliche Weise und Sitte, den herzhaften Ton mit zurückgehaltenem Odem zu dämpfen. Desto mächtiger ward dadurch die Erschütterung seines ganzen Körpers. Die Bettstelle wankte und krachte, als wollte sie zusammenstürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen; Herr Quint aber stellte sich in dieser neuen Verlegenheit sogleich, als wenn er schliefe.

Wirklich machte der geistliche Nachbar einige Bewegungen, ließ aber den Arm auf Quints Halse liegen, und schien ebenfalls wieder entschlafen zu

wollen. Mehr wünschte Herr Quint nicht. Mit geschlossenen Augen blieb er daher unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verflossenen Tages, über die mißlungene Verlobung, über die Einsamkeit am Walddügel, und das Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht große Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr so muthig, als am gestrigen Abend. Seine Fantasien waren verflogen; mit der baaren Wirklichkeit hatte er's nun zu thun.

Zu Erklärungen zwischen ihm und Herrn Pyk mußte es nothwendig gedeihen; — das Mährchen aller Dörfer im Thal zu werden, blieb nun unausweichlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten; fürchtete seinen eigenen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte, daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage, statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrhunderts läge. Als flüstere es ihm sein guter Dämon zu, gerieth er auf den Gedanken, eine lange Reise zu machen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Aussenbleibens; konnte an Herrn Pyk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bätely konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie wird ihn lesen,

dachte er, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — und indem er sich schon unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, dort sich mit Heimweh nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann gedachte der Heimkehr mit ihren Freuden — indem er alle einzelne Auftritte des Wiedersehens mit der reizendsten Färbung ausmalte: — tönte ihm plötzlich eine fremde Stimme in's Ohr: „Ach, Gott!"

Es war aber keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug, ohne seine Lage zu ändern, die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süßer Engelston aber konnte aus keiner pfarrlichen Kehle tonen.

23.

Der lassende, oft erwähnte Arm zog sich zurück. Der Geistliche warf sich auf die andere Seite. Herr Quint wollte an dem seinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derselbe mit seiner feinen weißen Haut, seiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten

Seelen-Biſchof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht, eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er ſich leiſe, um den Nachbar ſeitwärts anzuſchauen.

Da lag mit wegegewandtem Geſicht ein ſchöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppig-ringelnd das dicke Golddhaar über eine halb entblößte Achſel quell. Die Unbekannte war aber in Sonntagskleidern auf dem Bett ruhend, und ſchien nicht darauf gerechnet zu haben, hier eine ganze Nacht verweilen zu müſſen. —

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht, Reiſeplan! — Wer ihn hier fand, wer ihn aus der Schlafkammer gehen ſah, mußte Gloſſen machen, die für ſeinen guten Ruf nicht vortheilhaft werden konnten. Bäteley, Herr Pek, die ganze Genoſſenſchaft von Verwandten, konnt' es erfahren. „Darum alſo kam er geſtern nicht zur Verlobung!“ wird es heißen: „Jetzt mag er ſehen, wie er ſich rein brennt!“

Bei aller ſeiner Unſchuld fühlte Herr Quint die heftigſte Gewiſſensangſt. Der böſe Schein zeugte gegen ihn. Er, ein ſo frommer, tugendlicher Mann, dem jeder Hausvater ſeine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weiß wem? auf gleichem Bette. Da half kein Proteſtiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falſche Kammer

angewiesen, oder er die Kammer des Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu spät.

Und, wer auch immer die Schöne oder Häßliche sein mogte, welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte sie denken, glauben, sagen beim Erwachen, beim Erblicken des unbekannten Bettgenossen? —

Herr Quint, auf seinen Arm gestützt, unbeweglich wie eine Bildsäule, starrte immer das Gespenst neben sich an, unfähig zu irgend einem schicklichen Entschluß. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren?“ seufzte er bei sich.

Die Schläferin erwachte, richtete sich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, sah erstaunt den Mann vor sich, und Herr Quint . . . o, was hätte er drum gegeben, wenn jetzt der jüngste Tag angebrochen wäre; die Engel in die Posaunen gestoßen hätten, und Himmel und Erde zusammengesunken wären! — — es war das kleine Bätely selbst, welches ihn mit den blauen Augen starr ansah.

24.

Wer auch noch den leisesten Anspruch auf Zartgefühl macht, ohne gerade die Schüchternheit so weit zu treiben, als unser bloder Schäfer: wird sich das Entsetzen desselben denken, da er, wie durch Zauberei, in demselben Augenblick neben

der Geliebten halb ſaß, halb lag, da er ſich weit von ihr vielleicht auf ewig getrennt glaubte. Sein ganzes Abentheuer mit dem Mädchen, ſeit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jetzt, war ihm ſo wunder-ſeltſamlich, daß es wahrhaft philoſophiſcher Stärke bedurfte, um nicht an Hexerei zu glauben.

Bätely hingegen war noch viel mehr erſtaunt. Sie hatte den geſtrigen Tag von nichts, als ihm gehört, an nichts, als an ihn gedacht; kein Wunder, wenn ſie in der Nacht von ihm geträumt hatte, und ihr Erwachen an ſeiner Seite im erſten Augenblick für Fortſetzung des Traums unter andern Dekorationen hielt.

Ihre Seele, obwohl zwiſchen Schlaf und Wachen taumelnd, verſtändigte ſich doch aber bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieſelbe immer unbegreiflicher war, als das Spielwerk eines Traums.

„Mein Gott!“ rief ſie: „Herr Quint!“

„Bätely,“ ſtotterte der arme Mann, „es iſt gewiß, ganz gewiß und ſicherlich nicht — mit Vorſatz geſchehen, daß ich hier bin.“

„Ach, das glaub' ich wohl!“ entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erſt an ihren geſtrigen Kummer, wo ſie umſonſt auf den zu Verlobenden einen ganzen Tag gewartet, und endlich nach vergeblichen Hoffen gefolgert hatte, er ſei entweder unglücklich geweſen, oder liebe ſie nicht.

Denn man hatte Boten zu ihm ausgesandt, seine Abreise erfahren, ihn im ganzen Thale suchen lassen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einstimmige Urtheil der anwesenden Gäste gewesen, die sich nach wohlgehaltenem Trostschmause erst sehr spät getrennt hatten, weswegen, von Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverkobten sich bequemen mußte, im Zollhause zu übernachten, so gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hierher gewiesen in diese Kammer," gegenredete der Philosoph. „und meinte, hier schlafe der wohlehrwürdige Herr Pfarrer. Es thut mir leid. Ich bin..."

Bätely sah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht löge. Sie hätte ihn freilich gern unter andern Verhältnissen gesehen, als diesen. Aber leider war das Unglück einmal da. Man konnte sich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend gewesen, ihm die Thür zu weisen. Auch dachte sie bei ihrer Herzensreinheit nichts Arges. Das Aergste, so sie denken konnte, war, er verachte sie, und wolle sich von ihr und Herrn Pfr, und einem vielleicht übereilten Versprechen ablösen. Das wars, was ihr gestern geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen hatte sie sich gestern auf dies Bett geworfen, war sie eingeschlafen.

„Sie werden mir gewiß zürnen, Bätely!“ ſtammelte Quint.

„Ich hätte freilich . . .“ erwiederte Bätely mit jungfräulichem Erröthen.

„O ſagen Sie nichts von geſtern,“ rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich geſündigt. Sie können mir nicht vergeben.“

Er ſchlug betrübt die Augen nieder. Bätely las in ſeinen Mienen den ungekünſtelten Schmerz, die unverſtellte Liebe, und hatte ihm ſchon alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen alles offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Vor Ihnen will ich kein Geheimniß tragen. Und wär ich dann Ihrer Freundſchaft noch würdig — ach! dürft' ich dann noch Nachſicht hoffen von Ihnen, und das Geſchehene wäre, wie ungeſchehen — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück — aber dann hätte Gott unter ſeinem Himmel keinen ſeligern Menſchen, als mich. Ja, gewiß, alles will ich Ihnen beichten vom geſtrigen Tag.“

So ſprach Herr Quint, und erzählte ſein Unglück mit der glaubwürdigſten Beſtimmtheit und Umſtändlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als dieſe Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeſtändniß war? Und als er von ſeinem Aufenthalt am Waldhügel, und ſeinem Gram,

und seinem Entschluß, der Welt zu entsagen, eine weite Reise zu thun, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!“

„Und ich würd' es!“ seufzte Herr Quint: — „ich würd' es, wenn . . .“ hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stockten seine Worte; aber der unwillkührliche zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlichflehende Blick zu ihr, verriethen alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte auch sie nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Beider Seelen sprachen zu einander, und irrten schwesterlich durch einen niegeahneten Himmel. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte sich über ihnen im Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des Schöpfers zur Seligkeit drang durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobenem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig nieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust.

Unter dem Druck ſeiner Hand fühlte er an Bätely's Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen geſtrigen Tag, an die verſäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaßlichen Zorn.

„Es iſt ja nicht zu ſpät!“ ſprach er, zog ſeinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätely's Finger.

„Gibſt du mir den deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geſchloſſen. Keiner ſprach dabei eine Silbe; Thränen, ſo in ihren Augen ſpielten, erſetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht ſtammeln konnten. —

Die Morgenſonne umſtrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbenem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die geſammte Herrlichkeit Salomons in Requiſition geſetzt, die Verlobung dieſes Paares prächtig zu begehen, hätte ſie unmöglich feierlicher anſtellen können, als ſie hier geſchehen war, auf dem keuſchen Lager, in der dürftigen Kammer des Zollners, im Roſenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergaß seiner Leiden und Reiseentwürfe. Das veilchenfarbene Kleid, die bestaubten Schuhe und der Haarbeutel wurden eilig hervorgesucht und angelegt. Er entfernte sich bescheiden aus Bätely's Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu stören.

In Gesellschaft der Tante fuhr man sogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denselben Tag und ohne Prunkschmaus, wurden die Ehepakten abgeschlossen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Saffianpantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher sie die Eroberung gemacht hatte.

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Dreiundzwanzigster Theil.

Kleine Ursachen.
Tantchen Rosmarin.
Die Reise wider Willen.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Kleine Ursachen.

Eine Doppelgeschichte.

I.

Eingang.

Man sagt wohl: der Mensch kann, was er will! Ich dächte, jeder Tag belehrte uns vom Gegentheil: der Mensch muß, was er will. Gerade was er will, ist wieder eine Folge von vorhergehenden Ursachen, die ihn bestimmen.

Es ist wahr, Talente, liebenswürdige Eigenschaften vermögen viel; aber mehr, als sie, das blinde Glück. Und jene Talente, jene Eigenschaften, sind sie denn etwas anderes, als Gaben der unbefangenen Fortuna?

Ich kenne keine seltsamere Lebensgeschichte, als die des Grafen Roderich von W..., der als erster Minister starb, und sich von einem Bäckergesellen über alle Würden seines Vaterlandes emporschwang. Emporschwang? Nein, es ist zu viel gesagt. Er wurde wider seine Erwartung, wider seinen Willen sogar emporgerissen. Er selbst erzählte uns seine Abentheuer zuweilen; diese Abentheuer sind aber so unbedeutend, so kleinlich, daß sie nur vielleicht durch die naive Art, wie er sie uns vortrug, anziehend werden konnten. Ich

will ſie hier niederzeichnen, ſo gut ich mich ihrer erinnere. Ich bin überzeugt, damit Andern, am meiſten aber mir ſelbſt, eine frohe Stunde zu machen. Ich werde mich dabei derjenigen wieder lebhafter erinnern, die ich in der lehrreichen Geſellſchaft des liebenswürdigen Greiſes genoß.

In die Bäckerſtube.

Roderich war bekanntlich von geringer Herkunft. Sein Vater bekleidete in einer kleinen Grenzſtadt das Amt eines Zöllners, hatte wenig Vermögen, aber viel Verſtand, viele Kenntniſſe. Ungeachtet er mehrere Sprachen vortrefflich redete und ſchrieb, im Zeichnen und auf der Flote ſeines Gleichen ſuchte, brachte er es doch nicht weiter, als zum Zöllner. Warum? Das Glück wollte ihm nicht wohl. Er hatte einſt leichtſinniger Weiſe als junger Menſch die Hand zu einem dummen Streich geliehen. Alle Andere, die daran Theil genommen, kamen glücklich davon, hatten Geld, Familie, Fürſprache. Er aber, weil er dies nicht beſaß, mußte Sündenbock werden für die Uebrigen, und kam zehn Jahre auf die Feſtung. Nach überſtandener Strafzeit verließ er ſein Vaterland, in welchem er entehrt ward; hofmeiſterte eine Zeit lang umher; brach endlich das Bein; ward Kopiſt für kargen Sold, und zuletzt aus hoher Gnade ſeiner Gönner, denen er zur Laſt ward, Zöllner

in einer Grenzſtadt. Hier verheirathete er ſich mit einem armen Mädchen, und ward Vater unſers Roderich.

Er gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, unterrichtete ihn ſelbſt, und wollte was Rechtes aus ihm machen. Roderich hatte die glänzendſten Gaben. Es konnte allerdings aus ihm etwas werden. Allein da er reif war, auf die Univerſität zu gehen, fehlte es leider an Geld und ſogar an Stipendien. Darüber grämte ſich der alte Zollner und ſtarb. Roderichs Mutter war ſchon ſieben Jahre ihm in die ewige Seligkeit vorangegangen.

Der neunzehnjährige Zöllnersſohn ſtand nun allein. Das Habe des Verſtorbenen reichte kaum hin, die Schulden zu zahlen. Roderich erhielt von mitleidigen Seelen ein Reiſegeld, und ſo wanderte er in die Fremde, weil er, wo er lebte, ſehr überflüſſig war.

Er ging in ein anderes Städtchen, da wohnte ſeines Vaters Schweſter, verwittwet- und friſtete ihre alten Tage mit einem kleinen Handel von Schwefelfaden, Feuerſteinen, Papier, Federn u. dgl. m. Roderich trat mit naſſen Augen vor die Schweſter ſeines Vaters, und kündigte ihr deſſen Tod und ſeine Armuth an. Die gute Alte ward tiefbewegt, umarmte ihren Neffen, der ein ſchöner, großer Junge war, und verſprach für ihn zu ſorgen.

Sie hielt redlich Wort; nahm ihn zu sich ins Haus, und vertrat fortan Mutterstelle bei ihm. Nur hielt sie verschiedene Reformen bei ihm nöthig. „Du hast kein Geld“, sagte sie, „ich habe nichts; also die Universität schlage dir aus dem Sinn. So etwas ist für reiche Leute gut. Dein Vater hatte für seinen Stand zu viel Verstand, und das war gewiß eine von den Hauptursachen seines Unglücks. Er wollte zu hoch hinaus, und darüber versäumte er das Geringe. Er warf die Kreuzer weg, weil er nur mit Thalern spielen wollte; darum blieb er arm. Er war nie, wo er lebte, und wo er sein wollte, dahin konnte er nie kommen. Das war sein Fehler! Gott habe ihn selig! — Weißt du was, Roderich? Sei ein lieber Sohn, wirf die Bücher fort, die dir nur den Kopf verdrehen. Wozu Bücher? Sieh, ich habe noch so viel, das Lehrgeld für dich zu zahlen. Du sollst das edle Bäckerhandwerk lernen. Mit Meister Birnenstiel bin ich schon einig. Also die andere Woche ziehst du zu ihm. Ich gebe dir noch ein halbes Dutzend Hemden mit, und lasse dir einen Sonntagsrock anmessen. In drei Jahren wirst du als Gesell ausgeschrieben; dann bist du dein eigener Herr. Handwerk hat einen goldenen Boden, und beim Backtrog ist noch keiner verhungert.“

Roderich konnte nichts dagegen haben, weil er für sich nichts Besseres wußte. Nur sein Cicero

und Xenophon waren ihm zu lieb. Er nahm sie in die Bäckerstube mit, und wenn er keine Mehlsäcke trug, oder keinen Teig knetete, oder die Meisterin ihn nirgends zu verschicken hatte, lernte er aus langer Weile eine horazische Ode auswendig.

Der Backtrog.

Meister Birnenstiel und seine Hausfrau waren zänkische Leute, die dem gelehrten Roderich oft Zeiser machten, als der Backofen. Allein sie hatten eine desto feinere und liebevollere Tochter, die dem guten Jungen oft Trost sprach. Gretchen war neunzehn Jahre alt, und Roderich hatte gegen die Fehler eines neunzehnjährigen Mädchens nichts einzuwenden, sondern ertrug sie mit christlicher Geduld. Unter Gretchens Fehlern war aber der schwerste, daß sie das Stumpfnäschen gar hoch trug, und lieber einem Prinzen, als einem Bäckerjungen tief in die Augen sah, wenn auch die Augen des Bäckerjungen schöner, als die des Prinzen waren.

Der Prinz hatte sich auch wirklich gefunden; es war noch dazu ein Erbprinz, der als Major bei einem Dragonerregiment mit seines Gleichen im Städtchen zur Garnison lag. Der fürstliche Major, Natjung sollte hier vermuthlich ins Kriegshandwerk eingeweiht werden, aber es gab

im Städtchen durchaus nichts zu bekriegen, als das spröde Herz der Schönen. Diesen Krieg hatte auch der Prinz gelernt, und Gretchen schien ihm eine der gefährlichsten Gegnerinnen, wider welche alle Kunststücke der Strategie und Taktik zu üben wären. Der arme Roderich spielte dabei natürlich eine betrübte Rolle. Er trug abwechselnd Mehlsäcke und Liebesbriefe. Der Prinz mochte seinen Vauban gut studirt haben; seine Belagerung ging nach Wunsch von Statten; Gretchen entschloß sich, zu kapituliren. Kein Wunder! Ein Prinz ist für ein Bäckermädchen jederzeit wenigstens ein Erzengel.

Freilich, wäre Meister Birnenstiel hinter die Geschichten gekommen, es würde den Rosenwangen und Korallenlippen seiner Jungfer Tochter übel bekommen sein, und der Mehl- und Briefträger hätte ungesegnet aus dem Hause wandern müssen. Aber so verstand man sich, und Meister Birnenstiel wußte nichts davon, daß ein Prinz, der in der christlichen Liebe so wenig nach Ahnen als Backproben fragte, sich Mühe gäbe, bei ihm die Stelle eines Eidams anzunehmen.

Bald aber wäre die ganze Geschichte verrathen worden, und zwar durch ein Ereigniß der ungewöhnlichsten Art. Und eben dies Abentheuer war Schuld, daß Roderich aufhörte, die Kunst, Brod

und Semmel zu formen, ferner mit dem ihm eigenen Fleiß zu ſtudieren.

Eines Abends nämlich ſchlich der Prinz in Bürgerkleidern vor dem Hauſe Meiſter Birnenſtiels vorbei, um Gretchen zu ſehen. Aus guten Gründen ſtand Gretchen von ungefähr vor der Hausthür, um — nach den Sternen zu ſehen. Obwohl der Prinz diesmal undeſternt war, ſah ſie doch nach ihm. Und wie konnte ſie anders, da er dicht neben ihr ſtand? Vermuthlich um nicht von Andern geſehen zu werden, traten beide in den finſtern Hausgang; und da die Mutter Birnenſtiel oben an der Treppe huſtete, ſchlüpften beide verſchüchtert in die Backſtube hinein, wo Roderich den Teig gemacht hatte, und nun bei ſeinem Lämpchen ſaß, den Homer zu leſen. Ehe er's verſah, riß ihm Gretchen den alten Griechen aus der Hand, und ſchob ihn aus der Backſtube hinaus, mit den vielſagenden Worten: Gib Acht, wenn einer kommt.

Während Roderich draußen gehorſam ſchildwachtete, erklärte Prinz Xaver ſeiner Holdſeligen die unausſprechlichen Leiden eines liebenden Herzens. Gretchen, das auch Romane geleſen hatte, hörte ihn mit Rührung an, ohne jedoch zu verbergen, welche Sorge ihr der hohe Stand des Geliebten mache. Er aber ſchwor mit Thränen im Auge, er würde, wenn das Schickſal ihn ver-

hindere, mit ihr zu leben, freudig mit ihr sterben. „In jener Welt", sprach er, „gibts nur Liebe, keinen Rang." Es ist unbekannt, woher er dies wußte, da er doch noch nie in jener Welt gewesen.

Gretchen aber glaubte ihm gern. Ein Prinz, dachte sie, muß das besser wissen. Der Bund der Liebe ward geschworen. „Und wenn wir verrathen würden?" seufzte Gretchen. — „Was mehr?" rief Xaver: „so eilten wir zum Strom, unserm krisallenen Grab! Ich schlosse dich fest in meinen Arm" — wie gesagt, so gethan — „gäbe dir den letzten, letzten Kuß" — und bei diesen Worten küßte er kühn die ersten Küsse auf ihre ihm nicht mehr entfliehenden Wangen — Gretchen weinte Thränen der Wehmuth und Wonne, der Prinz eben so — „und sänke mit dir, o Gretchen, hinab!"

Bei diesen Worten sank er wirklich mit ihr zum breiten Backtrog nieder, den er in der Lampendämmerung oder Liebestrunkenheit für ein Sofa gehalten haben mochte. Die Liebenden verloren aber, wie sie kaum faßen, das Gleichgewicht — denn das ist Liebenden schwer zu halten — und fuhren mit Kopf, Nacken und Schultern, während ihre Lippen noch im Kuß zusammenhingen, in den frischen, weichen Backteig, den Roderich so mühsam angerichtet hatte.

Etwas Erzgemeineres konnte den Entzückten

nicht leicht widerfahren. — Aller Liebestaumel war dahin. Jeder ſuchte ſich zuerſt zu retten, und knetete den andern deſto tiefer in den Mehlgrund ein, denn beider Lage war ſo gefährlich, als unbehilflich. Endlich ſtürzte unter den gewaltſamen Bewegungen der heilloſe Backtrog ſammt den getreuen Liebenden mit einem Gepraſſel zu Boden, daß das Haus bebte.

Roderich hörte es und zugleich ein dumpfes Winſeln der Unglückſeligen. Er ſprang in die Backſtube, und war faſt verſteinert, als er zwei ſeltſame Figuren erblickte, deren Untertheil allein noch Menſchengeſtalt verrieth. Gretchen arbeitete mit beiden Händen, um erſt dem Stumpfnäschen Luft, dann den holdſeligen, tiefverkleiſterten Augen Licht zu verſchaffen. Der Prinz hatte den Homer ergriffen, und ſchabte ſich damit das Geſicht. Das zu Boden gefahrene Mehl ſtäubte wie eine Wolke auf.

Unterdeſſen hörte man den Meiſter Birnenſtiel wie einen Jupiter mit Donnerwettern niederfahren von der Treppe. Roderich, um den Prinzen und ſein Liebchen zu retten, hatte Geiſtesgegenwart genug, dem Meiſter entgegen zu eilen, ihn beim Arm zu nehmen, und auf die Straße zu führen, mit dem unerkünſtelten Angſtgeſchrei: „Flieht, flieht aus dem Hauſe!“ — „Warum?“ ſchrie Birnenſtiel. — „Ein Erdbeben!“ lallte Ro-

derich. Deß erſchrack der Bäcker, und rief: „Spring wieder hinein, rette meine Frau, meine Tochter!“ Der Bäcker, von einer paniſchen Angſt befallen, glaubte wirklich, der Boden wanke unter ſeinen Sohlen. Er war neben ſeiner Grobheit ein gottesfürchtiger Mann, und hatte den Untergang des Städtchens vieler Sünden wegen ſchon längſt prophezeit.

Wie Roderich ins Haus zurücklief, ſtürzte ihm der zuſammengekleiſterte Prinz entgegen, und riß ihn mit ſich fort, die Straße hinab. — „Wohin denn?“ rief Roderich. — „Du mußt mich rein machen. Ich darf mich keinem Menſchen zeigen, ohne Spott der ganzen Stadt zu werden.“

Der Glückstopf geht auf.

Inzwiſchen Meiſter Birnenſtiel noch betend auf den Untergang Gomorra's wartete, und ſeine Tochter ſich erholte, half Roderich dem Prinzen aus der Noth. Wie dieſer einmal wieder freien Athem ſchopfen konnte, dankte er ſeinem Erlöſer, und lobte deſſen ſinnreichen Einfall, die fatale Geſchichte einem Erdbeben zur Laſt zu legen.

„Ach!“ ſeufzte Roderich: „wenn Ew. Durchlaucht nur halb ſo einen ſinnreichen Einfall hätten, mich jetzt aus den unbarmherzigen Klauen des Meiſters zu retten. Denn der wird mir das

Erdbeben mit Heulen und Zähnklappen vergelten, oder jagt mich gar aus der Lehre. Ach, und meinen Homer haben Sie auch zu Grunde gerichtet!"

„Deinen Homer?" sagte Xaver, der das Buch noch in der Hand hielt, und staunte den Bäckerjungen an, der, unter einem Dache mit dem schönsten Mädchen, sich die Zeit lieber mit dem alten Griechen vertrieb. Dies gab Anlaß zu mancher Frage. Roderich erzählte seine kurze Lebensgeschichte, und das gefiel dem dankbaren Fürstensohn, der dabei ein wahrhaft edles Herz befaß, so wohl, daß er die Talente des Burschen zu retten beschloß.

„Laß deinen Meister fahren, Roderich, und kümmere dich seinetwillen nicht. Auch wegen Gretchens sorge nicht, sie wird sich schon herauslügen. Ich will deine alten Wünsche erfüllen, und dich auf die Universität schicken. Hier hast du Geld; kleide dich besser. Gehe zu deiner Muhme; künde deinem Meister den Handel auf; sei über alles Vorgefallene verschwiegen; komm morgen in der Dunkelheit zu mir, und verrathe Niemandem, daß ich's bin, der dich unterstützt."

Roderich fiel dem Prinzen dankend zu Füßen; flog zur Schwester seines Vaters, verkündete ihr sein Glück, und sandte sie folgendes Morgens zum Meister Birnenstiel, ihm zu verkünden, daß

Roderich, der den Backtrog umgestoßen, aus Furcht vor Mißhandlungen nicht mehr zu ihm wolle.

Das Geschäft war bald berichtigt. Die gutherzige Muhme half ihren Neffen stattlich ausputzen; befahl ihm, die heilige Gottesgelahrtheit zu studieren, und ließ ihn zur Hochschule ziehen. Roderich schied mit Thränen von ihr. Er hatte die alte wackere Frau liebgewonnen während seiner zwei Bäcker- und Leidensjahre, wie eine andere Mutter, und er war ihr so werth geworden, daß sie nicht nur gegen seine Bücher nichts mehr einzuwenden gehabt, sondern ihm jedesmal zu seinem Geburtstag sogar zwei Gulden in Goldpapier gewickelt hatte, wofür er sich ein neues Buch anschaffen konnte.

Die Hammelkeule.

Er gehorchte ihr auch noch auf der Universität in allen Dingen, nur in der Gottesgelahrtheit nicht. Er wählte die Rechtsgelahrtheit, weil er leichter als Advokat, denn als Pfarrer, sein Brod zu verdienen hoffte. Der Prinz unterstützte ihn auch redlich mit Wechseln zwei Jahre lang. Im dritten aber ging seine Durchlaucht auf Reisen, schickte dem Schützling die letzte Summe, und versprach, nach seiner Heimkehr aus England, Frankreich und Italien, sich wieder nach ihm erkundigen zu wollen.

Roderich war um so fleißiger, seine Studien zu enden. Und als er geendet hatte, entstand die Frage: wohin nun, um seine Kunst anzuwenden. Auch seine gute Mutme hatte er um Rath gefragt. Statt Antwort von ihr zu erhalten, empfing er ein Schreiben von fremder Hand, mit Einladung, eiligst zu kommen, wenn er die gute, alte Frau, die sich sehr nach ihm sehne, noch einmal sehen wolle. Sie liege auf dem Sterbebette, und verlange schmerzlich nach ihm.

Geschwind packte er seinen kleinen Reichthum, mehr Papier, als Wäsche, in ein Koffercben, nahm Extrapost, und reisete davon, ohne von seinen bisherigen Jugendfreunden Abschied zu nehmen. Nur ein einziger begleitete ihn eine Station weit, ein gewisser Baron Heuwen, der unsern Roderich sehr schätzte. Heuwen selbst aber war auch ein junger Mensch seltener Art, edeln Gemüths, hellen Geistes, mannigfacher Kenntniß, lebhaft, feurig, und doch nie ausschweifend, obwohl sein Reichthum ihm Mittel genug zu allen Thorheiten gegeben haben wurde.

„Weißt du noch, Roderich," sagte Heuwen beim Abschiede, „was wir einander zugeschworen? — Zeitlebens Freunde zu sein, uns einander nie zu verlassen!"

„Ich weiß es, Heuwen!"

„Gut denn, es bleibt dabei. Und wenn du meiner iemals bedarfst, Roderich, meines Beutels, meiner Familie, so komm. Schäme dich nicht. Fordere, ich helfe dir. Ich theile mit dir."

Sie umarmten sich mit Thränen, und schieden, ihren ewigen Bund erneuernd. Mancher solcher Bünde wird von edeln Jünglingen in edler Begeisterung geschlossen; aber es pflegt damit zu gehen, wie mit den Friedens- und Freundschaftsverträgen auf ewige Zeiten der Diplomatiker. Andere Stunden, andere Menschen; andere Verhältnisse, andere Interessen.

Roderich freute sich inzwischen der Liebe seines Heuwen, und machte aus dem Bunde einen allfälligen Nothanker für künftige Stürme seines Lebens. Theils der Gedanke an die Zukunft und Heuwens Freundschaft, theils an die sterbende Pflegemutter, beschäftigte ihn so sehr, daß er Essen und Trinken vergaß; die ganze Nacht durchfuhr; im Wagen schlief und träumte, so gut es ging, und am folgenden Mittag, nur noch zwei Stationen vom Städtchen seiner Muhme vor dem Gasthofe eines schönen Marktfleckens anlangte.

Da aber überwältigte ihn doch der Hunger, als er an der Küche des Wirthshauses vorüberging, und verführerischer Bratenduft ihm entgegenwehte. Während der Tisch für ihn gedeckt

ward, trat ein anderer Fremder in das Zimmer. Siehe, es war Meister Birnenstiel.

„Willkommen, Meister! wo hinaus?“ redete ihn Roderich an. — Der Bäcker erkannte seinen ehemaligen Lehrjungen kaum wieder, den er seit dem großen Erdbeben nicht gesehen hatte. Er nahte sich demselben mit vielen Kratzfüßen und Bücklingen, meldete ihm den Tod der Frau Muhme, kondolirte in der besten Form; tröstete ihn aber damit, daß der Mensch vergehe, wie Heu, und die selige Muhme ihren lieben Neffen zum einzigen Erben eingesetzt habe. Begraben sei sie schon seit gestern.

Die Nachricht überraschte den guten Roderich — es ist zu wenig gesagt, sie erschütterte ihn so sehr, daß er dem Bäcker kaum zwei Worte erwiedern konnte; ihm den Rücken drehte, und hinauswankte, um im Freien sich selbst überlassen zu sein. Die alte Frau war ihm nach seines Vaters Tode alles geworden — sie hatte ihn wahrhaft mütterlich geliebt — nun stand er ohne Verwandte, ohne Mutter, in der weiten Welt für sich da.

Als der Posthere und Wirth ihn zum Essen rief, war Meister Birnenstiel nicht mehr da. Roderich hatte noch keine Thräne für seinen Schmerz gefunden. Es that ihm wohl, allein zu sein. Gern hätte er sich seiner Wehmuth ganz hingegeben, wenn nicht der Magen seine unverjährbaren

Rechte, und diesmal sehr zur Unzeit, geltend gemacht hätte.

Schon beim ersten Löffel Suppe netzten sich seine Augen; als aber der Wirth noch eine Hammelskeule in brauner Sauce brachte, gerade wie die selige Frau Muhme noch beim letzten Abschiedsschmause aufgetragen, brach Roderich in einen Strom von Thränen aus. Er ergriff die Keule, zerschnitt sie sanft weinend, und verzehrte sie mit Heißhunger und Wehmuth.

„Gute Mutter, du schwebst über den Sternen!“ rief er schluchzend, und steckte einen Bissen um den andern in den Mund: „ich wandere allein unter dem Himmel — aber, wenn es seligen Geistern gestattet ist, auf das Irdische niederzublicken, so bin ich von dir noch nicht ganz vergessen. Blicke herab auf mich, verklärter Geist, herab auf den Verwaisten!“ Bei diesen Worten schnitt er wieder einen fetten Bissen von der Hammelskeule, welcher auf einige Augenblicke seine Sprache, aber nicht seine Traurigkeit, hemmte.

Als nun die oft erwähnte Gedächtnißkeule in der Fülle süßer Schwermuth beinahe verzehrt war, nahm Roderichs Fantasie höhern Schwung. Sehnsuchtvoll erhob er die thränennassen Augen, und in der linken Hand den abgenagten Knochen gen Himmel, oder vielmehr gegen die Stubendecke, und rief seufzend: „Ach, zieh mich empor zu dir!

was ſoll ich Verlaſſener allein hienieden? Wo iſt ein Herz, das noch für mich ſchlägt?"

Der gute Roderich glaubte, ſein Selbſtgeſpräch höre Niemand, als etwa der Geiſt der hochſeligen Muhme; er hatte gar nicht bemerkt, daß er bei halboffener Thür ſpeiſe: daß ein hübſches, vierzehn- oder fünfzehnjähriges Mädchen neugierig unter der Thür ſtand, und ſeinen Schmerz eben ſo ſehr, wie ſeine kräftige Eßluſt, bewunderte, und zuletzt, durch das wunderliche Schauſpiel zum lauten Lachen gereizt, davon ſprang.

„Ach, Herr Geheimerath," rief die Lachende einem dicken Herrn zu, der langſam die Treppe heraufkam, „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie doch da in den großen Saal. Da ſitzt ein himmliſch-ſchöner junger Menſch, der ſich bei einer Hammelkeule, die er verzehrt, faſt die Augen aus dem Kopfe weint. Ich habe in meinem Leben nicht geſehen, wie man vor Herzeleid ein ſo ungeheures Stück Braten in wenigen Minuten wegeſſen kann. Gehen Sie doch, tröſten Sie ihn." — Und damit ſchob ſie ihn in den Saal, obwohl er ſich ehrbar ſträubte, und einmal um's andere brummte: „Sein Sie doch artig, Gräfin!"

Folgen davon.

Die junge Gräfin schien nur Gelegenheit zu suchen, den „himmlisch-schönen jungen Menschen“ mit Anstand länger sehen und genauer betrachten zu können. Denn sie ging ebenfalls in den Saal, ungeachtet die Tochter des Herrn Geheimenraths draussen zehnmal nach ihr rief.

Roderich, beim Anblick der Fremden, that seinem Schmerz Gewalt an, und wollte sich entfernen, aber die junge Gräfin bat ihn sehr höflich, sich nicht stören lassen zu wollen. — Er sah sie an, und vergaß über den Blick auf die blühende Gestalt in der That das Weggehen. Jetzt ließ sich der Geheimerath in ein Gespräch mit ihm ein, welches beim schönen Wetter anfing, und mit Roderichs offenherziger Geschichte seines Schicksals endete — denn er konnte doch seine verweinten Augen nicht verläugnen; auch lag die Hammelskeule noch als Zeuge seines Schmerzes auf dem Teller.

„Sie müssen sich zerstreuen,“ sagte der Geheimerath, „ich nehme Theil an Ihrem Verhältniß. Sie kommen von der Hochschule, sind noch ohne Versorgung. Ich biete Ihnen einstweilen einen Platz in meinem Hause an, und eine Sekretärstelle in der Hofkanzlei, die von mir abhängt. Wir müssen aber doch einander näher kennen ler-

nen. Ich bringe den Herbſt auf dem Lande zu. Sie begleiten mich, und folgen mir dann in die Reſidenz. Haben Sie Luſt dazu?"

Roderich war über den Antrag froh beſtürzt. Er ſah dankbar auf den Geheimenrath, dann mit einem Seitenblick auf die junge Gräfin, deren Augen an ſeinen Lippen hingen, um das Jawort früher zu errathen, als es geſprochen war. Wie konnte er anders? Er nahm das Erbieten an, und um ſo lieber, da das Gut des Geheimenraths nur einige Stunden von dem Städtchen lag, in welchem er die Erbſchaft ſeiner Muhme und ſonſt nichts zu hoffen hatte.

Gräfin Wilhelmine nickte fröhlich mit dem Kopfe und ſprang hinaus, dem Fräulein Brigitte, der Tochter des Geheimenraths, das drollige Abentheuer zu erzählen.

Die Erbſchaft.

Fräulein Brigitte, zwanzig Jahre alt, eine empfindſame Schöne, wohlbewandert in der neueſten Romanenliteratur, fand das Abentheuer göttlich, und als ſie den ſchönen Roderich geſehen hatte, beinah übergöttlich, doch ſagte ſie das nicht laut. Der Herr Sekretär — eigentlich hatte ihn der Herr Geheimerath nur zum Kanzleikopiſten und Privatſekretär beſtimmt — fuhr alſo, ſtatt in's

Stadtchen der seligen Muhme, auf's Gut seines Gönners. — Ehe acht Tage vergingen, was er da so einheimisch, vertraut und beliebt, sogar verliebt, daß er Schmerz, Hammelkeule, Muhme und Erbschaft fest vergessen hatte. Er ritt gut, tanzte artig, sang vortrefflich, spielte Klavier und Harfe allerliebst, zeichnete niedlich, war ein unterhaltender Gesellschafter, wie sollte es anders kommen? Die Frauenzimmer, zu welchen auch die Frau Geheimerätdin von Landern gehörte, konnten des Geheimenraths Menschenkenntniß und Geschmack nicht genug preisen. — Herr von Landern that sich selbst auf die getroffene Wahl nicht wenig zu gut; denn er bemerkte bald, Roderich habe größere Kenntnisse, als er von ihm erwartet hatte. Er übertrug ihm wichtigere Expeditionen, zog sein Gutachten über mancherlei zu Rath, und trug ihm sogar endlich auf, einen Bericht über den Zustand des Schulwesens im Lande nach den eingekommenen Rapporten zu bearbeiten, was eine Herkulesarbeit für den Geheimenrath selbst sein sollte. Der Bericht war in so kurzer Zeit und so genügend abgefaßt, daß Herr von Landern daran nichts zu bessern wußte. „Ihr Glück ist gemacht!“ sagte er zu seinem Sekretär mit Herzlichkeit: „Sie sind zu etwas Besserm, als zum Kopiren zu gebrauchen. Arbeiten Sie noch ein Jahr unter meiner Leitung, denn empfehle ich Sie dem Herzoge.“

Es war ein rechtes Jammern, als Roderich sich für einige Tage in's Städtchen begeben mußte, um die Erbschaft in Besitz zu nehmen. Am meisten klagte in stiller Einsamkeit die empfindsame Brigitte. Sie schrieb jeden Tag zwei Sonnette, worin es an „Wonnen und Sonnen, Thränen und Sehnen, Herzen und Schmerzen" durchaus nicht fehlte. Freilich bekam Roderich diese „Geständnisse einer edeln Seele" nie zu lesen. Der Glückliche ließ sich nicht träumen, wie sehr er geliebt sei: dafür aber ließ sich's auch die kleine Gräfin Wilhelmine nicht träumen, wie abgöttisch Roderichs Herz sie verehrte. Sie küßte und sang in seiner Abwesenheit so vergnügt durch den Tag hin, als wäre kein leidender Roderich in der besten Welt.

Er fand sich aber im Städtchen länger aufgehalten, als er geglaubt hatte. Das Testament ward entsiegelt, und siehe, die Muhme verschenkte darin ihren ganzen Kramladen, sammt allen Schwefelhölzern und Feuersteinen, einer armen, alten Frau Gevatterin; ihrem Neffen hingegen fiel ein Kapital von 25 000 Gulden zu, das die sparsame, fast geizige selige Frau auf Zinsen ausgethan hatte an dreißig verschiedenen Orten.

Roderich segnete dankbar das Andenken der Muhme, die für ihn gedarbt, und ihm ein unabhängiges Dasein gesichert hatte. Er brachte, nicht

ohne Mühe, sein zerstreutes „Soll und Haben“ in Ordnung, und besuchte auch seinen ehemaligen Meister Birnenstiel, eigentlich um Gretchen zu sehen, für das er noch immer eine kleine Anhänglichkeit hatte. Aber Gretchen war ein Jahr nach dem Erdbeben mit einem langen, hagern Leinweber kopulirt worden.

Der Pudermantel.

Es war ein Hausfest, als Roderich wieder zur Familie des Geheimenraths zurückkam. Jeder und jede empfing ihn als einen alten Freund; manche auch wohl noch als etwas mehr; Gräfin Wilhelmine ihn mit unbefangenem Wohlgefallen. Roderich zitterte, als er die Reizende wieder erblickte, die jeden Tag schöner zu werden schien, um ihn noch unglücklicher zu machen. — Er fühlte nur zu tief, daß er sie liebte, und mit einer alles überwältigenden Leidenschaft liebte. Froh war er daher, als die Herbstferien vorbei waren, Alles nach der Residenz zurückkehrte, und hier ein neues, zerstreuungsvolleres Leben begann. Er war seiner Angebeteten nicht mehr so nahe, als auf dem Lande; er wohnte nicht mehr mit ihr unter gleichem Dache, und sah sie nur wöchentlich ein- oder zweimal, wenn er zur Gesellschaft eingeladen wurde. — Diese Entfernung aber machte seine

Leidenschaft inniger. Es war schon zu spät, Gefühle auszujäten, denen er volle Zeit gelassen hatte, tief in seinem Herzen zu wurzeln. Selbst wenn er an ihren Grafenstand und seine Zöllner-Herkunft dachte, konnte er seinen Sinn nicht ändern. Und als ihm die letzte Hoffnung bei der Nachricht verschwand, Gräfin Wilhelmine sei die natürliche Tochter des glorreich regierenden Herzogs, liebte er nur um so heftiger.

Wilhelmine schien ihn nicht halb so gut zu verstehen, als er seinerseits die Leiden der schmachtenden Brigitte verstand. Nur um jene zu sehen, vielleicht auch aus Eitelkeit, vielleicht auch aus zartem Gefühl, schien er mit dieser zu sympathisiren, und Brigitte dichtete fortan nichts als Hymnen. So täuscht man sich einander.

Nur die Frau Geheimeräthin ließ sich nicht täuschen. Sie bemerkte die Leidenschaft ihrer Tochter, und beschloß, da Vorstellungen dagegen vergebens waren, für sie zu arbeiten. Ohne dem Herrn Geheimenrath alle Geheimnisse zu verrathen, drang sie darauf, daß man den Herrn Sekretär zu höhern Stellen befördern müsse. Hat er, dachte die kluge Frau, nur erst Hofrathstrang, übers Jahr verschafft man ihm den Adel. Ihre Mühen blieben nicht fruchtlos. Herr von Landern schlug bei einer Gesandtschaft, die einem auswärtigen Hofe geschickt werden sollte, den

Sekretär Roderich zum Legationsrath vor. Der Herzog, welcher von Roderichs Arbeiten öfters gesehen, ließ sichs gefallen.

Aber die Beförderung, welche jahrelange Trennung zur Folge hatte, war für Brigittens weichgeschaffene Seele eine Todeswunde.

Als er endlich kam, seinen Abschiedsbesuch zu machen — es war des Morgens, er, den Degen an der Seite in schwarzen Staatskleidern — und Brigitte ihn vor ihrem Zimmer hörte, sprang sie in zärtlicher Verzweiflung auf, verabschiedete auf der Stelle ihren Friseur, und ohne daran zu denken, daß sie im Pudermantel mit langem zerstreutem Haar keine liebenswürdige Figur mache, trat sie dem neuen Legationsrate entgegen.

Dieser suchte nicht sie, sondern Se. Exzellenz den Herrn Geheimenrath, um, der Etikette gemäß sich bei ihm zuerst zu beurlauben. Mit unverhohlenem Schmerz flog ihm aber die Betrübte zu, und — so gern er auch sein schwarzes Kleid gegen den färbenden Pudermantel außer Berührung gehalten hätte — es war umsonst — weinend fiel ihm die Dickbepuderte an die Brust. Er wehrte sich mit vieler Höflichkeit wie ein Verzweifelter; dafür bestrich ihn die Zärtliche nur desto mannigfaltiger mit Pomade und Mehlstaub, während ihr langes, sträubendes Haar ihm bald auf dieser, bald auf jener Schulter flatterte.

„Mein Gott!“ rief er in der Angſt ſeines Herzens: „Ich beſchwöre Sie — ich bin Ihnen unendlich — faſſen Sie ſich — ſehen Sie doch — ich verzweifle.“ — Brigitte, welche dieſe abgeriſſenen Redensarten für nichts weiter, als Zeugen ſeiner eigenen Betrübniß nahm, von ihr ſcheiden zu müſſen, ward dadurch nur um ſo bewegter. „Ach,“ ſeufzte ſie, „wir ſind beide unglücklich! Aber, Roderich, es iſt ein Gott, eine Ewigkeit!“

„Ganz gut, theures, beſtes Fräulein, aber Sie machen — —“

„Nein, ich mache Sie nicht elender, Roderich, als Sie mich durch Ihre Abreiſe.“

Der gute Roderich war ſchon ganz ſcheckigt geworden. Selbſt Brigitte, da ſie auf einen Augenblick vor ihm zurücktrat und ihn mit zärtlichen Blicken anſchauen wollte, erſchrack über die übelzugerichtete Geſtalt.

In dieſem Augenblick trat der Geheimerath aus ſeinem Zimmer. Brigitte, mit jungfräulicher Beſonnenheit, flog zurück, und ließ den bemalten Roderich allein unter ihrer Stubenthüre ſtehen. Nachſpringen konnte er ihr nicht; alſo faßte er ſich kurz, machte Sr. Exzellenz das gebührende Kompliment, und bat um ſeine fernere hohe Protektion. Er ſotterte noch dies und das. Der Geheimerath war eben ſo verlegen, als der Legationsrath. Er

hatte noch die flüchtige Brigitte im Pudermantel erblickt, und das Uebrige errathen.

„Aber zum Teufel, Herr, wie sehen Sie aus?“ rief der Geheimerath endlich.

„Ihre Exzellenz, ich streifte zufällig einem Pudergott zu nahe!“ stotterte der Legationsrath, indem er einen Blick wehmüthiger Betrachtung auf sein Staatskleid senkte.

Der Geheimerath schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte: „Gehen Sie, lassen Sie sich die Götterstrahlen abbürsten. Ich fürchte, ihr treibt mit einander zu viel Menschlichkeiten!“

Nun war alles verrathen. Fräulein Brigitte läugnete nicht. Die Geheimeräthin that ihr gutes Wort hinzu, und — da nach einem halben Jahre der Gesandte erkrankte und zurückging, Roderich inzwischen die Geschäfte seines Hofes mit Glück führte — empfing er unvermuthet, zur Belohnung seiner Verdienste, das Adelsdiplom vom Herzog. Aber nicht so sehr das Verdienst des Legationsrathes, sondern Brigittens Pudermantel war an der Standeserhöhung Schuld. Denn im Hause des Geheimenraths war man einig darüber, Roderich müsse Edelmann sein, um Brigittens Bräutigam zu werden.

Die Arznei.

Auch in der Reſidenz war die Sache ſo gut als abgethan, Roderich ſei der Verlobte und Vielgetreue des Fräuleins von Landern. Nur Roderich ſelbſt glaubte nicht gern daran — er glaubte lieber an die ſchöne Wilhelmine. Freilich war er mit Fräulein Brigitte in emſigem Briefwechſel. Dankbarkeit, Achtung, Freundſchaft feſſelten ihn an ſie und ihre Familie. Und wenn ſie ſo ſchön ſchrieb, wohl gar ein paar Verſe in ihre poetiſche Proſa einwebte, da mußte er doch wohl wärmer und zärtlicher antworten, als in einer gewöhnlichen offiziellen Note. Zuweilen dachte er ſich, wenn er eben zur poetiſchen Proſa oder proſaiſchen Poeſie nicht gar gelaunt war, ſtatt Brigittens, Gräfin Wilhelminen, um ſich in höhere Stimmung zu ſetzen. Guter Himmel, dann ward alles Poeſie in ihm. Dann ergoßen ſich ſeine Empfindungen in Worte, die übernatürlicher Art ſchienen; dann ward die, der der Brief galt, eine Heilige, mit der ſein Geiſt verſchmolz; das Weltall zur engen Hütte, in der er nur mit ihr allein ſtand; die Ewigkeit zu einem Athemzug von Seligkeit, und ein bloßer Traum von ihr mehr werth, als ein ganzes Leben voller Glück, Ruhm und Herrlichkeit ſammt dem glänzenden Nachſchweif des unſterblichen Namens.

Natürlich, ſo etwas mußte Brigitten neu be-

geiſtern. Allein endlich ward das Fantaſieſpiel mit dem ätheriſchen Liebhaber doch etwas langweilig, da er ein und zwei Jahre abweſend blieb, von Vermählung kein Wort fallen ließ, inzwiſchen Brigitte in die unlieben Jahre einruckte, wo man lieber Frau, als Fräulein heißt. Zudem ſeufzte ſich unter ihren Anbete... ein junger, hübſcher, gewandter, altadelicher Kammerherr von Hohenſchopf faſt krank. Die Parthie war nicht zu verachten. Ein leibhafter junger Mann in der Nähe iſt beſſer, als zehn ehrfurchtvolle Engel in der Ferne. Und ein Mädchen iſt und bleibt am Ende doch immer ein Mädchen.

Kurz, Brigitte wechſelte noch Briefe mit Roderich, als ſie mit dem Kammerherrn in aller Unſchuld Blicke wechſelte. Endlich wurde der Blickwechſel lebhafter, als der Briefwechſel, und zuletzt wünſchte das zur Kammerherrſchaft aſpirirende Fräulein ganz im Stillen, der Herr Legationsrath möchte ihr ein wenig untreu werden, um mit ihm brechen zu können. Aber er ward ihr nicht untreu, weil er ihr noch nie getreu geweſen. Er machte ſich reſignirend darauf gefaßt, in ihr ſeine künftige Ehehälfte zu ſehen, und betete die Gräfin Wilhelmine an, die ihm, wie eine verbotene Sünde, lieb war.

Plötzlich war ſein Geſchäft am auswärtigen Hofe durch die gute Laune der Majeſtät, mit der

oder deren Stellvertreter er zu unterhandeln hatte, sehr vortheilhaft für seinen Herzog geendet, und dieser berief ihn in schmeichelnden Ausdrücken zurück.

Roderich bekam wahres Fieber, als er die lange verlassene Residenz wieder erblickte, den Wohnort Wilhelminens. Das Fieber vermehrte sich durch Furcht, Brigitten wieder zu sehen, wo es dann nothwendig zu jener entscheidenden Erklärung kommen mußte, der er bisher immer mit Bescheidenheit ausgewichen war. Sein Zustand nach der Ankunft in der Hauptstadt war wirklich, oder schien ihm bedenklich genug, deswegen den Herrn Hofmedikus zu konsultiren. Dieser, ein wahrer Idiot in Herzenssachen, verordnete China, Rhabarber und der Himmel weiß, was? Aber damit stillt man kein unruhiges Herz.

Endlich mußte der schwere Schritt gethan werden. Roderich ließ sich im Hause Sr. Exzellenz des Geheimenraths melden. „Geben Sie mir etwas Stärkendes!“ sagte er zum Hofmedikus vorher. Der eigensinnige Hofmedikus aber blieb bei seinem System, schüttelte den Kopf, und schickte eine Arznei, die der Legationsrath ohne Arg verschluckte. Unglückseliger Weise hatte es dem Herrn Hofmedikus beliebt, für diesen wichtigen Tag ein abführendes Mittel anzuordnen.

Nun läßt sich leicht ermessen, daß solche Mittel die allerschlechtesten sind, die bei Liebeserklärungen oder Heirathsanträgen anzuwenden sind. Roderich war auf solche Bosheit gar nicht vorbereitet, und vermuthete keineswegs, welche fürchterliche Störungen ihm in der wichtigsten Negoziation seines diplomatischen Lebens bevorständen.

Anfangs ging alles glücklich. Man war beim Geheimenrath entzückt, sich wieder zu sehen. Man hatte sich viel zu erzählen. Roderich war so liebenswürdig, daß Brigitte ihrem zärtlichen Kammerherrn auf der Stelle treulos ward, und beschloß, noch in der gleichen Stunde mit Roderich auf's Reine zu kommen. Im Grunde erwarteten Vater und Mutter nichts anderes. Sie fühlten wohl, man müsse die jungen Leute ein wenig allein lassen. Dazu gab's Gelegenheit und Vorwand genug. Also — die entscheidende Stunde war da.

Die empfindsame Brigitte sammelte einige Artigkeiten; Roderich vergalt, wie sich's gebührte, Gleiches mit Gleichem. Man sprach vom Theuergebliebensein, von Wünschen, daß man sich doch nie wieder trennen dürfte, vom Glück des stillen, trauten Beisammenlebens — genug, alles war im besten Gange, als auch die Mittel des verwünschten Hofmarkus in Gang kamen.

Roderich wollte allerdings zwar das Uebel

lange verheimlichen, aber dabei verging ihm Luſt und Liebe. Er ward ſtiller, einſilbiger, ernſthafter. Brigitte, welche dies für rührenden Kampf ſeiner leidenſchaftlichen Liebe und einer allzugroßen Schüchternheit hielt, ward um ſo thätiger, ihn zu ermuntern, dieſe verhaßte Beſcheidenheit zu vernichten. Allein vergebens. Der Ungluckliche fing an die Stirne zu runzeln, die Lippen zuſammenzubeiſſen, und dabei ſo gezwungen zu lächeln, daß nur Brigittens Enthuſiasmus und Zärtlichkeit dazu gehörte, dies alles nicht zu bemerken.

Je verführeriſcher ſie ihm in die Augen lächelte, je peinlicher ward ſeine Noth. Er gab ſich viele Mühe, ihr die liebkoſendſten Sachen zu ſagen, aber that es mit Gebehrden, die Verzweifelung ausdrückten. Sie bemerkte es — ward unruhig — fürchtete — und ward noch verlegener, als er.

„O Roderich“, ſagte ſie, „nach einem ſo langen Umgang, nach einer ſo traulichen Freundſchaft, als wir beide pflogen, ſollten wir endlich anfangen, redlich gegen einander zu ſein. Aber, läugnen Sie es nur nicht länger, Sie ſind nicht offenherzig gegen mich. Täuſchen wir uns nicht ſelbſt.“

Er ſtarrte ſie lange mit ſonderbarer Aengſtlichkeit an, die ſie ſich ganz falſch erklärte, und

sagte endlich in der Zerstreuung, um doch nur etwas zu antworten: „Wie verstehen Sie das, Liebe?“

„Wehe mir!“ seufzte sie, und schlug die Augen kläglich gen Himmel: „das sei Gott geklagt, also verstehen wir uns auch jetzt noch nicht! — Doch, ja wohl, ich verstehe Sie. Es sei! Aber warum sind Sie gegen Ihre Freundin nicht redlich und offen?“

„Ich nicht redlich? nicht offen?“ rief er mit gedämpfter Stimme, und lief unruhig im Zimmer umher. Mehr konnte er nicht sagen. Er suchte nur nach einem schicklichen Vorwand, sich zu entfernen.

„Nein, Roderich, Sie sind nicht offen. Ich weiß es, gestehen Sie es nur. Sie lieben eine Andere.“

„Eine Andere?“ seufzte Roderich, und nun vermehrte sich in ihm die hypochondrische Angst, denn er glaubte gewiß, Brigitte vermuthe Wilhelminen.

„Ha!“ sagte das Fräulein mit rührender Erhabenheit: „Sie werden blaß! Ihre Gesichtszüge entstellen sich! Gehen Sie, ich will keinen Theil an Ihrem Herzen. Gehen Sie, und sein Sie glücklich!“ — Neugierig erwartete sie, welche Wirkung diese kühne Apostrophe auf Roderich hervorbringen werde.

Dieſer aber, in ſeinen Gedanken nur mit dem gottloſen Hofmedikus beſchäftigt, ließ ſich in ſeiner bittern Pein das Erlöſungswort: „Gehen Sie!“ nicht zum dritten Male ſagen, ergriff den Hut, küßte dem Fräulein geſchwind mit wahrem Deliquentengeſicht die Hand, und rannte wie im Sturm davon.

Den folgenden Tag ward die Verlobung des Fräuleins von Landern mit dem Kammerherrn von Hohenſchopf förmlich in der Reſidenz verkündet.

Dieſer jähe Wechſel in den Geſinnungen Brigittens war doch dem Legationsrath empfindlich, ſo lieb ihm auch ſein mochte, ſeine Freiheit behauptet zu haben. Er beſorgte von Seiten des Geheimenraths verkannt zu werden, und Dankbarkeit verpflichtete ihn, dieſem Biedermann vollen Aufſchluß über ſein Verhängniß zu geben. Nach vollzogener Vermählung Brigittens mit dem Kammerherrn hatte Roderich endlich das Glück, den Geheimenrath, der ſich oft vor ihm hatte verläugnen laſſen, zu ſprechen. Roderichs Offenherzigkeit endete den Zwiſt ſchnell. Der Geheimerath lachte, und tröſtete den guten Roderich, der ſich betrübter und verliebter ſtellte, als er je geweſen war.

„Mein Gott, warum ſagte er mir das auch nicht?“ rief Frau von Hohenſchopf hintennach,

als sie es erfuhr: „Der Hofmedikus verdiente mit seinen Latwergen Landes verwiesen zu werden.

Die Bettlerfamilie.

Eine Folge der Aussöhnung war, Roderich wurde zum Justizrath erhoben, und mit ansehnlicher Besoldung ausgestattet. Der regierende Herzog gab ihm überdem noch glänzende Beweise seiner hohen Zufriedenheit.

Aber die höchste Zufriedenheit, die ihm kein Herzog gewähren konnte, gab die schöne Gräfin Wilhelmine seinem Herzen. Der jungfräuliche Zauber, der sie, der alle ihre Bewegungen, ihren Ernst, ihren Scherz umschwebte, hatte sich in den zwey Jahren von Roderichs Abwesenheit so sehr entfaltet, daß der gute Legationsrath, als er sie zum erstenmale wiedersah, nur mit stummem Erröthen und niedergeschlagenen Augen aus der Ferne, nachher lange nur mit emporgehobenen Blicken voller Ehrfurcht betrachten konnte. Hätte die heitere, unbefangene Gräfin ihn nicht selbst als einen alten Bekannten angesprochen — er hätte sie wahrlich nie angeredet.

Wilhelmine war aber auch nicht mehr, die sie ehemals im Landernschen Hause gewesen war, wo sie ihm oft entgegensprang, sich an seinen Arm hing, und ihm unberufen tausend artige, oft

schmeichelnde Sachen sagte. Sie sagte ihm keine schmeichelnde, artige Sachen mehr, sprang ihm nicht mehr entgegen, und hatte eine gewisse Majestät angenommen, die jeden von ihr in ehrerbietiger Ferne hielt.

Roderich glaubte lange, diese jungfräuliche Majestät sei eine Folge von den Grundsätzen und Predigten der Frau Oberhofmeisterin, bei welcher die Gräfin seit mehrern Jahren wohnte. Und es ist nicht zu läugnen, die Frau Oberhofmeisterin war eine steife Dame, aus Etikette, Zeremoniel und Ritualen zusammengesetzt. Allein Roderich irrte darin doch. Wilhelmine hatte ihr unschuldiges Herz treu und rein bewahrt, und die Etikette, und das jungfräuliche Ritual nicht von der Oberhofmeisterin, sondern von der Natur genommen.

Inzwischen hatte der Irrthum für den Herrn Justizrath eine sehr gute Folge. Er fand, durch Wilhelminens Nähe verklärt, die steife Göttin des Hofzeremoniels ungemein liebenswürdig. Er sagte ihr so viel Verbindlichkeiten, daß die Oberhofmeisterin, durch Lebensklugheit geleitet, nicht anders konnte, als ihm ihre Freundschaft und Achtung schenken. Sie lud ihn öfters zu sich und ihren Abendzirkeln ein; er ward zuletzt ihr treuer Hausfreund, und Gräfin Wilhelmine, die den Justizrath von frühern Zeiten her schätzte, hatte natürlich dagegen keine Silbe einzuwenden.

So stellte sich nach und nach die alte Bekanntschaft, und wenn man will, sogar eine Art alter Vertraulichkeit her. Wilhelmine war zu schön, um nicht von allen Herren am Hofe geliebt, und dem Herzog zu nahe verwandt, um nicht von allen vergöttert zu werden. Beständig von Anbetern umschwärmt, ware ihr, was Roderich allenfalls Aehnliches, wie diese, hätte sagen können, nichts Neues gewesen. Allein sie hörte dergleichen nie von ihm, und diese bescheidene Ehrfurcht war ihr angenehmer, als hätte er ihr den üblichen Weihrauch gestreut.

Unter diesen Umständen war Roderich leidlich glücklich. Durch faß täglichen Umgang milderte sich die Heftigkeit seiner Leidenschaft, aber durch tägliches Einsaugen des süßesten Giftes ward er um so kränker im Herzen. Das Schlimmste blieb, daß Wilhelmine zwar sehr gnädig gegen ihn war, ihn als einen Freund behandelte — aber man weiß wohl, mit solcher Gnade und Freundschaft ist man unter gewissen Umständen unglücklicher, als mit erklärter Feindschaft. Die rechte Gnade war bei der Gräfin noch nicht zum Durchbruch gekommen.

Eines Tages befand sich Roderich auf einem Landzute der Oberhofmeisterin, die glänzende Gesellschaft hatte. Und in glänzender Gesellschaft war die schöne Wilhelmine immer das Glänzendste.

Da der Herr Juſtizrath die Ehre hatte, Wilhelminen nach dem Eſſen in einem Wäldchen ſpazieren zu führen, lockte aufſteigender Dampf und Rauch hinter Gebüſchen die Neugier der Luſtwandelnden.

Bald erblickten ſie unter ſich im Thale zwiſchen Geſträuchen eine Bettlerfamilie, die ihr Mittagsmahl kochte. Zwei Buben von ſechs bis ſieben Jahren ritten auf einem Manne herum, den ſie Vater nannten; ein kleines Mädchen von vier Jahren half der Mutter Wäſche trocknen, die an der Sonne über Schlehenbüſchen ausgebreitet hing. Das Anziehendſte bei dieſem Schauſpiel waren die mannigfaltigen Beweiſe der Liebe, welche die Kleinen abwechſelnd ſowohl beim Spiel, als beim Mittagsmahl, den Aeltern gaben, oder von ihnen empfingen. Die arme Familie hielt ſich für unbelauſcht und überließ ſich ihrer Natürlichkeit.

Wilhelmine fand das Schauſpiel ſo unterhaltend, daß ſie ſich niederſetzte, um recht lange beobachten zu können. Roderich erſah ſich bald ein Plätzchen neben ihr.

„Die Leute ſind ſo arm — ſo arm! und doch ſind ſie glücklich!“ ſagte oder flüſterte Wilhelmine nach einer langen Pauſe, indem ſie mit Augen auf Roderichen blickte, die dunkler leuchteten, als hätten ſie geweint, oder als wollten ſie weinen. —

„Ja wohl sind sie glücklich! Und das wissen Sie ja, liebe Gräfin, wenigstens aus Büchern wissen Sie es, das Glück ist keine Folge des Goldes oder Ranges; es sucht nur genügsame Herzen.“

„Ach!“ seufzte die Gräfin, „ich wäre so gern genügsam — ja, ich könnte arm sein, wie die Leute da, und es sollte mich nicht schmerzen — hätte ich nur Vater, Mutter, Bruder, Schwester, wie diese da! — Ach, ich bin so verlassen — es muß in trauter Familie ganz anderes Leben sein. Aber ich war von Kindheit an Waise.“

„Wie ich!“ setzte Roderich schwermüthig hinzu, und dachte an seinen guten, unglücklichen Vater, den Zöllner, und an seine Muhme.

Nun entspann sich ein trauliches Gespräch. Roderich klagte über die Einsamkeit und Freudenlosigkeit seiner Kindheitstage, über den frühen Tod seines Vaters. — „O, hätte ich meinen Vater noch, ich möchte Zöllner sein! ich würde für ihn betteln gehen mit Freuden.“ Dann erzählte er dankbar von seiner guten Muhme, und die hellen Thränen flossen ihm über die Wangen.

„Und ich! und ich!“ schluchzte Wilhelmine: „was habe ich denn gehabt? Auch ich kannte meine Mutter nicht, hatte weder Bruder, noch Schwester, noch Muhme; Sie haben doch einmal einen Vater gehabt, der ganz Ihr Vater war — aber

ich . . .“ hier verlor ſich ihre Stimme in einem Seufzer.

Beide erzählten ſich in die tiefſte Wehmuth hinein. So offenherzig hatten ſie nie mit einander geſprochen; und mitten in dieſem Erguß gegenſeitiger Gefühle war wohl nichts folgerechter, als daß Roderich Wilhelminens Hand ergriff, und im Gefühl ſeines und ihres Unglücks ſprach: „O wäre ich nur Ihr Bruder!“

Sie ſah ihn an und ſagte ganz gutherzig: „Wohl, Sie würden mir als Bruder gewiß lieb geweſen ſein!“

„Nehmen Sie mich dazu!“ ſagte er bettelnd und ſo wehmuthsvoll, daß Wilhelmine nichts dagegen ſagen konnte. „Ja“, ſagte ſie. „Roderich, wenn Sie mein Bruder — recht mein Bruder ſein konnen — ſo offen, ſo vertraut, ſo redlich wie ein wahrer Bruder, Sie ſollen an mir eine wahrhafte Schweſter haben. — So unbefangen habe ich noch Keinem über meine Familienangelegenheiten geſprochen, noch Keinen von den ſeinigen ſprechen hören, als Sie. Dies Vertrauen ſollen Sie behalten. Nun verlaſſen Sie mich nicht, ſo wie ich gewiß an Ihren künftigen Schickſalen den ſchweſterlichſten Antheil nehmen werde.“

„Liebe Wilhelmine, liebe Schweſter!“ ſagte Roderich, und drückte ſie an ſeine Bruſt, und küßte ſie, und ſie, obgleich ſchüchtern, zitternd,

küßte den Bruder mit Schweſterliebe. Der Kuß dauerte freilich für einen Bruderkuß faſt etwas zu lange — allein man muß bedenken, daß beide in ihrem Leben noch keinen Bruder, noch keine Schweſter umarmt gehalten hatten, und für das erſtemal war ſolch ein Entzücken ſehr verzeihlich.

Am Beſten befand ſich bei dieſem Bunde der Geſchwiſter die Bettlerfamilie. Denn Arm in Arm gingen Roderich und Wilhelmine zu ihnen hinab; gaben jedem der kleinen Bettler, die ihnen entgegenſprangen, die offenen Händchen voll Geld, und meinten damit dankbar nur eine heilige Schuld zu entrichten.

Auch war ihnen beiden darauf, da ſie heim gingen zum Landhauſe der Oberhofmeiſterin, als wenn ſie unter ihren Sohlen keinen Erdboden fühlten; als wenn alle blühende Gebüſche ihnen Freudenkränze reichten; als wenn der laue Abendwind beim Sonnenuntergang ein Seufzer der vor Entzücken ſterbenden Natur ſei.

Abends war bei der Oberhofmeiſterin Ball. Da hätte man Bruder und Schweſter tanzen ſehen müſſen, um die Geſchwiſterliebe zu bewundern!

Der Strickbeutel.

Wie hochſelig Roderich war, darf ich wohl nicht ſagen. Als Juſtizrath und Präſident ſeines

Tribunals übte er zwar Gerechtigkeit, aber noch lieber Gnade. Wie konnte er im Andenken an seine holdselige Schwester hartherzig sein? Er gewann durch seine Verbrüderung noch mancherlei andere Vortheile, die er aber alle über einen zweiten Schwesterkuß vergessen haben würde. Zum Beispiel, der alte, kranke Herzog ließ ihn öfters zu sich kommen, um sich mit ihm über Landessachen zu unterhalten. Roderich besaß das Talent, gut vorzulesen; die Schwester hatte das Talent des Bruders dem Herzog verrathen, und Roderich mußte, dem Herzog die Langeweile zu vertreiben, oft aus den neuesten Schriften vorlesen. Der Herzog gewann dadurch den verdienstvollen Mann immer lieber, und zog ihn zuletzt in seinen geheimen Kabinetsrath. — Am Hofe schüttelte man freilich den Kopf. Man wunderte sich, daß der alte Herzog, der in seinem ganzen Leben keinen Liebling gehabt habe, nun noch in seinen spätern Tagen auf solchen Einfall komme. Aber desto tiefer bückte sich Alles vor dem neuaufgehenden Stern.

Doch, wie gesagt, dies machte Roderichs Glück nicht. Er hätte auch Zöllner sein können: wäre ihm nur sein Schwesterchen geblieben, er hätte keine Abnahme seiner Seligkeit gespürt.

Wilhelmine gewann dabei täglich mehr Vertrauen zu ihrem Bruder, der in aller brüderlichen

Unschuld ihr auch erzählt hatte, wie er sie von jeher über Alles geliebt habe, und das ehemalige Fräulein von Landern ihm große Noth gemacht. Dann gestand die Schwester wohl auch ganz naiv, wie er ihr besonders bei diesem und jenem Anlaß gefallen; wie sie heimlich geweint habe, da er zu seinem Gesandtschaftsposten abgereiset sei; wie sie das Fräulein von Landern immer gern besucht habe, nur um Nachrichten von ihm zu erfahren.

Ein sonderbarer Zufall störte plötzlich das stille Glück dieses Geschwisters.

Die Gräfin saß in der Kutsche, um, von ihrem Bruder begleitet, zu Sr. Durchlaucht dem Herzoge zu fahren. Der Herzog hatte keine Freude mehr, als an seiner Tochter. Schon wollten die Bedienten den Kutschenschlag schließen, und der Kutscher davon fagen, als Wilhelmine plötzlich „Halt!“ rief, und ihren Strickbeutel suchte. Sie hatte ihn vergessen. Roderich sprang sogleich aus dem Wagen, und flog die Treppe hinauf, ihn zu suchen. Wilhelmine konnte dem Dienstfertigen kaum noch sagen: „Er liegt auf der Toilette der Frau Oberhofmeisterin.“

Roderich ging also in das Zimmer der Oberhofmeisterin; es war verschlossen; zur zweiten Thür, auch verschlossen; zur dritten, eben so. Endlich fand er eine offen. Er hinein, und wanderte nun von innen durch alle Gemächer der

Dame, wohin sonst nicht leicht ein Ungeweihter kam. Er fand überall Toiletten, aber keinen Strickbeutel. Endlich trat er auch in das geheimste Kabinet der Oberhofmeisterin. Es war zwar verschlossen, aber doch ein Schlüssel in der Thür. Da lagen Papiere, Rechnungen, Briefe umher, und — der Strickbeutel. Er griff nur nach diesem, und brachte ihn eiligst seiner Schwester zurück. Der Wagen fuhr fort.

Unterwegs wollte die Gräfin ihr Schnupftuch gebrauchen — sie zog es aus dem Strickbeutel, und drei, vier Briefe fielen heraus.

„Es scheint, Sie haben ihr geheimes Archiv da?“ sagte Roderich, und hob die Briefe auf. Die Gräfin versicherte, sie wisse nicht, wie die Papiere da hinein gekommen wären.

„Soll ich das schwesterliche Vertrauen auf die Probe stellen?“ fragte er: „und haben Sie Muth genug, mich die Heimlichkeiten lesen zu lassen?“

„Lesen Sie doch!“ sagte die Gräfin lachend, und, begierig einen Stoff zu kleinen brüderlichen Neckereien zu finden, durchflog Roderich den Inhalt des einen Briefs — ward ernster — durchflog den zweiten, den dritten — war fast ausser sich — und stammelte: „Gnädige Gräfin, wie kommen Sie zu diesen Briefen?“

Der Ton, in dem er fragte, das entstellte

Geſicht, mit welchem er ſich zu Wilhelminen wandte, erſchreckten das arme Mädchen.

„Aber um Gottswillen, Roderich, was ficht Sie an?“ rief ſie.

„Wie kommen Sie zu dieſen Briefen?“ fragte er noch einmal mit einem Ton, worin das ganze Entſetzen ſeiner Seele lag. Erſchrocken betrachtete die Gräfin erſt die Papiere, dann das Schnupftuch, dann den Strickbeutel, und ſagte: „Mein Gott, das iſt nicht mein Strickbeutel, Sie haben mir den der Oberhofmeiſterin gebracht. So geht's, Herr Bruder, wenn man blindlings hinſtürmt. Gehen Sie fort, und bitten Sie bei der Dame Ihre Indiskretion ab. Sie wird Ihnen aber den Text leſen.“

Indem hielt der Wagen vor dem herzoglichen Palaſt. Man ſtieg aus. Wilhelmine lachend und über ihres lieben Bruders Verlegenheit luſtig; Roderich ſtumm, nachdenkend, faſt düſter.

Die Gräfin erzählte dem Herzog ſogleich das Quiproquo und mit ſo viel komiſchen Zuſätzen, daß der alte Herr recht herzlich lachte. Roderich aber bat ſeine Durchlaucht um Audienz in dringenden Geſchäftsſachen, und entfernte ſich mit ihm. Wilhelmine fand das freilich ſonderbar, und ein wenig unhöflich; ſie begab ſich inzwiſchen, ohne etwas Arges zu denken, in den anſtoßenden Saal,

wo sie im glänzenden Zirkel von Herren und Damen bald Zerstreuung genug fand.

Der Herzog ließ sich nach einer Stunde endlich entschuldigen, nicht erscheinen zu können. Aber auch Roderich kam nicht wieder. Die beiden anwesenden Minister wurden abgerufen, noch einige andere hohe Hofbeamte, und keiner kam wieder. Die Oberhofmeisterin ward abgerufen, und kam auch nicht wieder. Alles hatte ein zerstörtes Ansehen. Man ging früher auseinander, als gewöhnlich. Gräfin Wilhelmine fuhr allein nach Hause. Kaum angekommen, vernahm sie mit Entsetzen, alle Zimmer der Oberhofmeisterin seien versiegelt, und die Dame selbst verhaftet. Die Kammerfrauen trieben gewaltigen Lärmen und ein Gewinsel, daß die Gräfin vor Schrecken fast krank ward.

Nachts um eilf Uhr ward gepocht, und Roderich bei der Gräfin gemeldet.

Er kam in Reisekleidern. Wilhelmine ward blaß, wie eine Leiche.

„Was ist denn begegnet?“ fragte sie an allen Gliedern zitternd. — Er bat, nur auf einen Augenblick sie allein zu sprechen. Die Kammerfrauen verschwanden.

„Liebe Wilhelmine,“ flüsterte er, „bewahren Sie mir Ihre schwesterliche Liebe. Der Herzog schickt mich nach Neapel, den Prinz Xaver zu

retten und wo möglich herzuführen. Man hat den abscheulichsten Hochverrath getrieben. Das Leben des alten Fürsten geht zu Neige — nur der Erbprinz ist noch Hinderniß, sonst fiele das ganze Land beim Tode des Fürsten an den .... schen Hof. Darauf waren die verruchtesten Plane angelegt, weil der Erbprinz vielen hier an unserm Hofe nicht lieb ist, weil man seine Wiederkunft und dann sehr unangenehme Reformen befürchtet; man hatte darauf Unterhandlungen gepflogen; es ist schon weit gediehen — genug, liebe Wilhelmine, mein Mißgriff, der Strickbeutel der Oberhofmeisterin — damit kam alles an Tag."

Die Gräfin war von diesen Nachrichten so erschüttert, daß wirklich nur der Abschied eines Bruders dazu gehörte, um ihr Schrecken in die sanftern Empfindungen der Wehmuth aufzulosen. Er mußte noch in derselben Nacht abreisen. Ich mag nichts von den bittern Thränen sagen, die hier geweint wurden; nichts davon, wie die Schwester mit unverhohlner Zärtlichkeit ihre Arme um den Nacken des Bruders schlang; keine Bemerkung darüber!

Der Premierminister.

Der Erbprinz in Neapel lebte in einem Strom von Zerstreuungen und Freuden aller Art. Es fiel ihm nicht ein, heimzukehren. Die Briefe, welche

e. t. n Hause bekommen hatte, sprachen von nichts, als vom Wohlsein seines durchlauchten Herrn Vaters, und wie derselbe wohl zufrieden sei, wenn der Prinz noch länger im Auslande bleiben, und da fremde Gesetze, Sitten und Einrichtungen studieren wolle. Der Prinz hatte sich diese väterliche Güte wohl gefallen lassen, ungeachtet es ihm weniger um Gesetze, Sitten und Einrichtungen der Staaten, als um Opern und Hoffeste Neapels zu thun war. — Im Grunde hatte der Prinz, der neben einigem Leichtsinn doch ein treffliches Herz besaß, nie recht erfahren, wie es mit der Gesundheit seines Vaters stehe. Er war von seinen eigenen Leuten, die man ihm mitgegeben, umgarnt und verrathen. Diese standen mehr im Sold des Premierministers, als des alten Herzogs. Daher wurden mancherlei Briefe untergeschlagen, und Spiele gespielt, die zuletzt für die Spieler selbst nicht gut ablaufen konnten.

Da ich hier keine Staats-, Hof- und Intriguen-Geschichte zu erzählen habe, trete ich nicht weiter in die ohnehin noch bis zur jetzigen Stunde nicht ganz klar gewordene Sache ein, sondern melde nur, daß Roderich in Neapel ankam, und zwar von der Eile seiner Reise halb krank. Die Umgebungen des Prinzen hatten von dem, was daheim vorgefallen war, noch nicht unterrichtet sein können, daher sahen sie ohne Argwohn die

Ankunft des deutschen Landsmanns. Aber schon den zweiten Tag erfuhren sie mit Entsetzen die Wirkungen desselben.

Roderich trat zum Erbprinzen mit einem eigenhändigen Brief seines durchlauchten Vaters — enthüllte ihm die Intrigue, durch welche theils der Herzog lange über Karakter und Geschäfte seines Sohns, theils der Erbprinz über die Gesinnungen seines Vaters getäuscht war. Er vernahm, wie man durch allerlei Kunststücke ihn so lange als möglich von Deutschland zurückhalten, und dann mit der Zeit auch wohl um Alles bringen wolle.

Xavers Entschluß war rasch genommen. Er ließ alle seine Leute verhaften, und ihre Papiere untersuchen. Roderich zeigte sich brav. Acht Tage waren hinreichend, was man wissen wollte, in's Klare zu bringen: die Bösewichte zu strafen: die Schuldlosern auszusondern. — Ohne Verzug gings zur Reise in die Heimath.

Erst wie sie mit einander im Wagen saßen, fiels dem Prinzen ein, dem Kabinetsrath mit wahrer Herzlichkeit zu danken. Er hatte bisher wie in einem schrecklichen Traum gelebt. Er ergriff Roderichs Hand, drückte sie dankbar, und sagte: „Wie viel bin ich Ihrer Treue, Ihrer Klugheit schuldig? Ehre, Thron, vielleicht Leben, Alles!"

Roderich sträubte sich bescheiden, und setzte endlich lächelnd hinzu: „Gnädigster Herr, in dem

Fall hätte ich nur den Stolz, eine alte Schuld abgetragen zu haben. Sie erkennen mich nicht mehr. Sie ließen mich studieren."

„Wer? wie? ich?"

Als Sie zu *** in Garnison lagen.

„Was? ich kann doch nicht glauben, daß Sie . . ."

Richtig, der bin ich und kein Anderer, der Bäckersjunge vom Erdbeben her.

„Und das Mädchen da, das kleine, wie hieß es doch?"

Hat einen ehrsamen Leinweber geheiratet.

„Von! Und nie in aller Welt kommen Sie an den Hof? wie in das Vertrauen meines Vaters? Warum schrieben Sie mir nie? Erzählen Sie mir doch!"

Roderich erzählte Alles, vom Erdbeben an, bis zum Strickbeutel, aber das Kapitel von der Bettlerfamilie ließ er aus. Ein Prinz muß nicht alles wissen wollen.

Unsere Reisenden hatten die deutschen Grenzen kaum berührt, als der Prinz vom Tode seines Vaters Nachricht empfing. Den alten Herrn hatte ein Schlagfluß beim Nachtessen getodtet.

Der neue Herzog Xaver weinte bitterlich bei der Todesbotschaft; dann schloß er seinen dankbaren Roderich in die Arme, und sagte: „Verlassen Sie mich nicht, werden Sie mein Rathgeber, mein

Freund. Erhalten Sie mir durch Ihren Beistand, durch Ihre Treue, was Sie mir gegeben und gerettet haben."

Die Prise Schnupftabak.

Daß der neue Herzog an seinem Hofe große Veränderungen vornahm — daß er bei dem Allen aber doch sehr gnädig selbst gegen diejenigen verfuhr, welche sich in die berüchtigte Verschwörung gegen ihn eingelassen hatten, ist bekannt. Eben so, daß er seinem Freunde Roderich mit dem Rang eines Grafen das Portefeuille des ersten Ministers übergab. Nicht aber so ganz bekannt ist, daß Gräfin Wilhelmine durch den Tod ihres Vaters in tiefe Trauer versetzt worden war, aus welcher sie nur durch das angenehme Wiedererscheinen ihres Bruders geweckt ward.

Die Gräfin lebte nun meistens auf ihren Gütern, denn der neue Herzog lud sie selten an den Hof ein. Der Herr Minister besuchte die Schwester freilich oft, aber doch für seine eigene Sehnsucht viel zu selten.

„Lieber Graf," sagte der Herzog eines Tages zu ihm, „man kann nicht zweien Herren dienen. Ich bemerke, Sie sind oft abwesend."

Der Minister ward feuerroth.

„Sie sehen die Gräfin oft. Die Gräfin weiß

aber, wie viel Geschäfte Sie haben; warum kommt sie so selten zur Residenz?"

Der Minister bekam den Husten.

„Ich muß die Geschichte enden, und möchte Ihren Liebesroman mit einer Hochzeit schliessen, wie es in der Ordnung ist. Sie lieben doch die Gräfin?"

Der Minister stammelte: „Ihre Durchlaucht, es ist eine alte, angenehme Bekanntschaft — ich liebe sie — gewiß, wie ein Bruder seine Schwester —

„Und wenn ich Sie zwänge, sich mit der schönen Gräfin zu vermählen, würden Sie mir's zürnen?"

„Ach!" seufzte der Minister: „wenn die Gräfin — — ich wäre der glückseligste aller Menschen! — Allein die Gräfin —"

„Gut, gut!" sagte der Herzog: „Ich bin der Gräfin ohnehin viel schuldig. Es thut mir leid, daß sie den Hof meidet. Vielleicht, weil ich wenig Gesellschaft habe, hält sie mich für feindseliger, als ich bin. Wir sprechen uns wieder."

Folgendes Tags, da der Minister wieder zum Herzog kam, öffnete ihm dieser eilfertig eine Art Schrankthür hinter Tapeten von Papier, und sagte: „Geschwind treten Sie hinein. Die Gräfin kommt. Ich nehme sie in's Verhör — sie soll beichten — Sie sollen alles hören — dann entscheiden Sie selbst."

Der Minister hatte gut gegen die Ueberraschung protestiren, er war schon im Schrank, und die Gräfin trat wirklich in's Zimmer.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeiten hob der Herzog in komischem Tone bittere Klagen über die Nachlässigkeit seines Ministers, über seine öftern Abwesenheiten an, und bat die Gräfin, weil sie doch in Bekanntschaft mit seinem Freunde stehe, diesem einen Wink zu geben.

Die Gräfin stimmte in den Scherz, ohne Verlegenheit zu verrathen.

Der Herzog fuhr darauf fort: „Aber noch eins, schöne Gräfin: in den Papieren meines Vaters finde ich unter andern auch eine Willensäußerung, Sie betreffend. Er hat mir darin aufgetragen, nicht nur wie ein Bruder für Sie zu sorgen, sondern selbst Aeltermechte über Sie zu üben und Sie zu vermählen."

Wilhelmine senkte die schönen Augen nieder. Sie konnte nichts erwiedern.

„Und kraft dieser mir theuern Verhältnisse darf ich Sie nun wohl fragen: hat Ihr Herz schon eine Wahl getroffen?"

Die Gräfin schwieg.

Roderich hinter der Tapete spitzte die Ohren — sein Herz schlug heftig. „Ach," dachte er, „wen wird sie nennen?" Er horchte nach seinem eigenen Namen.

Indem sich Se. Exzellenz der Minister mit dem Kopf gegen die Tapete lauschend vorlehnte, kam er mit der Nase gerade in die Richtung über einen Regenmantel des Herzogs, der da hing. Der Herzog aber war ein gewaltiger Tabaksschnupfer, und zum Unglück mochten einige Tabaksatomen in die Nase des nie schnupfenden Roderichs gestiegen sein, denn er verspürte darauf alsbald Reiz zum Niesen.

Jeder kann sich die Verlegenheit der lauschenden Exzellenz leicht denken, da ihm hier eine Prise Tabak zur größten Unzeit kam.

Der Herzog, welcher von der Angst und Noth seines Freundes nichts wußte, setzte inzwischen das Gespräch mit der Gräfin fort, und fragte zuletzt, da ihr Herz, wie es schien, noch frei wäre, ob sie ihm erlaube, sie an einen vortreflichen, edeln Mann zu vermählen, den er sich durch ihre Hand gern noch verpflichten möchte?

Die Gräfin war in diesem Augenblick mit ihrem Herzen in noch bitterer Verlegenheit, als der Minister hinter der Tapete mit seiner Nase.

„Ich würde Ihnen, zum Beispiel", sagte der Herzog, „den Namen meines Freundes Roderich nennen."

Die Gräfin ward feuerroth, aber antworten konnte sie unmöglich.

„Wie,“ sagte der Herzog, „Sie werden finster? Hassen Sie ihn?“

„Mit nichten“, sagte die Gräfin, „ich schähe ihn.“

„Etwa wie eine Schwester den Bruder?“ fuhr der Herzog mit schelmischem Lächeln fort: „Und wie, wenn er zu Ihren Füßen läge — um Ihre Hand bettelte — wenn ich meine Bitten mit den seinigen vereinte . . .“

Roderich lehnte sich wieder lauschend mit dem Kopf an die Tapete, der Antwort begierig, und wehe, nun flog ihm eine ganze Prise Schnupftabak vom herzoglichen Mantel in die Nase. Es war kein Haltens mehr — umsonst versuchte der Unglückliche sich seiner mächtig zu werden, besonders da er Wilhelmine noch sagen hörte: „Glauben Ew. Durchlaucht, der Graf wird es nie thun, so denkt er nicht, so hat er nie gedacht.“

Aber nun brach die Explosion so heftig aus, daß der gute Minister im ersten Ruck des allmächtigen Niesens mit dem Kopf durch die Papiertapeten fuhr.

Da war keine Zeit, weder zum Bereuen, noch zum Verbessern. Der Herzog fuhr zusammen, wie einst beim Erdbeben in der Backstube. Wilhelmine war nicht weniger betroffen über die Erscheinung des niesenden Kopfes. Der Minister

aber erbrauſete noch ſechsmal durch das Loch in der Wand. — „Ach“, rief er, „ich ſterbe!“

Lachend ließ der Fürſt ſeinen Freund aus dem Kerker. Roderich konnte nun den Lachern nichts erwiedern, als: „Die intriganten Rollen gelingen mir immer ſchlecht. Ew. Durchlaucht Mantel, mit Schnupftabak eingepudert, hat Alles verdorben. Ich will aber beſſern, wie ich kann!“ Und damit lag er zu den Füßen ſeiner ſchönen Schweſter, die ihm vor Lachen unmöglich Nein ſagen konnte.

So ward ſie die Braut des Geliebten, in wenigen Wochen ſeine Gemahlin.

Schluß.

Am Morgen nach der Hochzeit ließ ſich ein Fremder bei ihm melden, der ſich ſchlechterdings nicht abweiſen laſſen wollte. Der Miniſter, im Arm der jungen Frau, wies ihn dennoch ab. Da ſchickte der Fremde ſeinen Namen mit Bleiſtift auf einem Stückchen Papier geſchrieben. Roderich las: „Heuwen.“

„Was, Heuwen? rief Roderich: „mein alter Univerſitätsfreund? — Laßt ihn ſogleich kommen!“ Und nun erzählte er Wilhelminen, wie Heuwen ſein beſter Freund auf hohen Schulen

gewesen; wie dieser der schönste, reichste, edelmüthigste und geistvollste Jüngling gewesen, den er auf der Universität gekannt; wie sie mit einander einen Bruderbund errichtet; wie Heuwen ihm noch beim Abschiedskuß gesagt: „Geht's dir übel, komme zu mir, Roderich, ich theile mit dir!“

Indem trat der reiche Herr Baron herein. O Himmel, welche Veränderung! Roderich erkannte ihn kaum. Eine bleiche, hagere Gestalt, in halb zerrissenem, abgeschabtem Rock, kotzigen Strümpfen, Schuhen, aus denen Fußzehen hervorragten — genug, eine Bettlergestalt vom Wirbel bis zur Sohle.

„Wie, Baron, bist du es?“ sagte Roderich, der ihm in die Arme fliegen wollte, aber wie gebannt stehen blieb.

Heuwen verbeugte sich mit Anstand, und sagte mit Achselzucken: „Der bin ich — Ew. Exzellenz verzeihen meine Zudringlichkeit, aber ich bin Flüchtling. Ich flehe um Schutz. Man wird meine Auslieferung begehren.“

„Warum denn?“

— Weil ich drei Loth Schnupftabak statt Kaffees kochte.

„Wie kamst du denn zum Kochen, Heuwen?“

— Weil ich einer alten gnädigen Frau die lange Schleppe abtrat.

„Die Schleppe?“

— Nun ja, ich war so tief gesunken, daß ich Schreibersdienste thun mußte.

„Du, Schreibersdienste?“

— Allerdings, denn ich hatte meinen Adel an den Nagel gehängt!

„Wie so?“

— Ach, wegen eines Kanarienvogels meiner Tante.

„Es ist nicht möglich!“

— Freilich, denn dadurch verlor ich mein ganzes Vermögen, und ward blutarm. — So ist's. Ich war unglücklich, aber blieb rechtschaffen. Und das Unglück verfolgte mich bis zu Ew. Exzellenz Thurschwellen, denn wegen meiner Schuh' und Strümpfe wollten mich Ihre Leute vom Anblick meines ehemaligen Freundes trennen.

„Ich gestehe, Heuwen, deine Antworten sind so sonderbar, ich begreife kein Wort davon.“

— Leicht möglich; aber wahr, bestimmt und richtig sind sie. Glück und Unglück hängen an Kleinigkeiten; und solche Bagatellen sind mächtiger, als alle Kenntnisse, Tugenden und Talente.

Roderich gedachte bei diesen Worten des Backtrogs, der ihn aus dem Staube der Niedrigkeit erhob; seiner Wehmuth bei der Hammelskeule, die ihn in Verbindung mit seiner reizenden Gemahlin brachte; des Pudermantels, der ihn adelte;

der verwünschten Medizin, die ihm seine Freiheit rettete; des Strickbeutels, durch welchen er Premierminister ward — und sprach: „Lieber Heuwen, ich werde deine Sache untersuchen, und ist's, wie du sagst, so hoffe ich, bist du bei mir geborgen."

Und Heuwen war geborgen. Redlich sorgte sein Freund für ihn.

II.

Die Verrede.

„Was träumen Sie denn Liebes?“ fragte die Gräfin den Baron, als sie eines Nachmittags in's Theezimmerchen trat. Baron Heuwen saß, in Gedanken verloren, allein vor dem Theetische mit verschränkten Armen und vor sich hinstarrenden Augen.

Indem zuckte ein Wetterstrahl durch die heiße Luft, und ein Krachen mit Nachdonner folgte, wie wenn alle Thürme der Stadt zusammenbrächen. Heuwen regte sich nicht, sah nichts, hörte nichts; oder sah und hörte wohl, aber war gegen die Lufterscheinung sehr gleichgültig, weil seine Seele mit ganz andern Erscheinungen beschäftigt war.

Die Gräfin erschrack von Herzen bei dem Donnerschlag, und war um so mehr über Heuwens Unbeweglichkeit erstaunt.

„Hören Sie denn nicht, Baron? Es donnert! Was machen Sie denn?“ — Heuwen erblickte die Gräfin. „Was ich mache, meine Gnädige? Projekte! Ich bin entzückt. Ich weiß, Sie werden das Köpfchen dazu schütteln. Aber ich falle Ihnen zu Füßen. Sie müssen mir Alles billigen.“

„Und was denn, zum Beispiel?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ach!“ seufzte der Baron aus seinem Tiefsten: „das läßt sich wahrhaftig so mit drei Worten nicht abthun. Es klänge Ihnen vielleicht ganz närrisch, und doch ist es nichts weniger als närrisch. Ich rechnete bei mir so: Gibt mir der Herzog durch die Fürbitte Ihres Gemahls ein ruhiges Aemtchen — nur ein Aemtchen in der Kanzlei, wo ich bei der Feder zusammenschrumpfe — oder am Ende nur eine Thorschreiberstelle, dann — — ach, liebenswürdige Gräfin, das läßt sich unmöglich sagen. Sie begreifen es nicht, ohne lange Vorrede.“

Indem rauschte der Gewitterregen mit großen Tropfen vor den Fenstern nieder, und Graf Roderich trat in's Theezimmer. „Aus unserer kleinen Luftfahrt wird heute nichts,“ sagte er, indem er seine Gemahlin in den Arm nahm und zum Theetische führte; „wir bleiben den Abend unter uns.“

„Nun, Baron,“ sagte die Gräfin, „so haben Sie Zeit genug, mir die längste Vorrede zu machen. Ich gebe Ihnen Zeit bis Nachts eilf Uhr.“ — Sie erklärte ihrem Gemahl das gepflogene Gespräch.

„Und du, Heuwen,“ sagte der Minister, „bist

mir noch immer die Geschichte deiner Schicksale schuldig. Die meinige hast du gehört."

„Richtig," versetzte der Baron, „das wäre eben die Vorrede, die ich zu machen hätte. Wenn ihr, liebe Leutchen, nun gerade bei Laune seid, mir anzuhören, so will ich erzählen. Es wird etwas Teufelei durch einander geben, nota bene, wobei ich immer, als ein armer Teufel, am schlimmsten davon kam. Allein das laßt euch nicht anfechten, so wenig, als es mich angefochten hat. Ich bin der leibhafte Candide, und behaupte allen Teufeleien zum Trotz: es ist doch die beste Welt."

Der Minister setzte sich mit seiner Gemahlin dem Baron gegenüber. Beide waren voll gespannter Neugier. Die Gräfin bediente von Zeit zu Zeit mit Thee. Heuwen erzählte ungefähr Folgendes.

Die Enttäuschung.

Als ich ein Jahr nach dir, lieber Roderich, die Hochschule verließ, in den Palast meines Vaters zurückkam und in die kurfürstliche Residenz, hatte sich, so kam es mir vor, in den wenigen Jahren meiner Abwesenheit die ganze Welt dort verwandelt. Alles war mir fremd und überraschend, selbst mein Vater. Ich liebte meinen Vater nur zu sehr, sonst, ich schwöre es dir, Roderich, weiß

ich nicht, wo es mit meinen Verwirrungen geendet haben würde. Zweimal stand ich auf dem Sprunge, davon zu gehen und eine Reise um die Welt zu thun, oder mich bei den Hottentotten einzuburgern, oder gar Kapuziner zu werden. Zum Glück rettete meine kräftige, jugendliche Natur mir den zur Neige gehenden Verstand, und ich lernte wieder lachen.

Als Kind war ich unter heiligen Mahnungen und unter frommen Küssen einer herrlichen, ach, zu früh gestorbenen Mutter aufgeblüht; als Knabe in Einfalt und Unschuld von rechtschaffenen Lehrern erzogen worden. Ich liebte die Welt, die ganze Menschheit, weil ich Gott liebte. Ich sah mit freundlicher Zärtlichkeit auf die Personen geringern Standes hin, und mit tiefer Ehrfurcht auf die Personen höhern Ranges, die, wie Götter, vor mir wandelten. Ich selbst hielt mich für den Unwürdigsten, alle Andern für die Edlern. Ich strebte, der Vortrefflichste zu werden. Die hohen Tugend- und Heldenbilder des ganzen Alterthums hatten mich zur Tugend, zum Heldenthum begeistert. Von nichts Anderm, als diesen Mustern der Selbstüberwindung und Seelengröße, hatte ich als Knabe gehört. Und da ich endlich in Geheimniß und Lehre des Christenthums eingeweiht wurde, strahlte das Weltall vor mir in überirdischem Lichte.

So betrat ich die Hochschule. Du weißt es, Roderich, mit welchem Entzücken wir die klassischen Schriftsteller der Alten und Neuen zusammen lasen, wie sich unser Gemüth durch diese, durch die Worte unserer trefflichen Meister veredelte, zu deren Füßen wir saßen, um Weisheit zu lernen. Wir glühten für Wahrheit, Recht und Volksglück. Wir schworen in göttlicher Trunkenheit, den Besten der Welt gleich zu werden. Wir, und wenn du es für dich nicht Wort haben willst, wenigstens ich sah die Thorheiten, die Verbrechen, die Laster Einzelner nur für Ausnahmen an, die zu vermindern die fromme Angelegenheit der übrigen Menschheit wäre.

Nun kam ich in die Residenz zurück. Vier Jahre war ich abwesend gewesen. Ich kam mit heimlicher Furcht, weder so kenntnißvoll gefunden zu werden, noch so wacker, als man mich vielleicht erwartete. Hilf Himmel, gerade das Gegentheil! Es währte nicht vier Wochen, hieß ich den Einen der heilige Sonderling, den Andern das gelehrte Monstrum.

„Es freut mich, Thomas," sagte mein Vater zu mir," du hast deine Zeit wohl angewandt, nur zu wohl. Aber du kommst mit ganz schiefen Vorstellungen von der Welt zu uns. Du hast das aus Büchern. Fort mit der Bücherweisheit! Von dem Allem läßt sich im wirklichen Leben

nichts gebrauchen. Du mußt jetzt die Griechen Griechen sein lassen, und ein Deutscher werden, Weltmann, Hofmann, Staatsmann werden. Höre Alles, glaube Keinem; sieh Alles, und schweige; denke Alles, aber verrathe davon nichts; mache dich zum Werkzeug Aller, um dich unentbehrlich zu machen. Bist du dies geworden, sind Alle deine Werkzeuge geworden. Du bist jung, hübsch, unternehmend, geistvoll, von den ältesten Landesgeschlechtern und reich. Es kann dir nicht fehlen; mit der Zeit mußt du nächst dem Kurfürsten der Erste im Lande sein. Aber deine Büchernarrheit halte sorgfältig geheim, wie einen Bruchschaden. Es ist ein Grundverderben unserer heutigen Hochschulen, daß man da den jungen Leuten den Kopf mit Idealen verrückt, die zur Welt so wenig nützen, als dem Blindgebornen ein Tubus."

Gern hätte ich meinem Vater ein „Aber" entgegengesetzt; doch schwieg ich, weil ich wußte, er sei gegen meine Aber etwas eingenommen. Ich ward in die vornehmsten Zirkel der Residenz eingeführt. Man überhäufte mich mit Güte. Man streute mir Weihrauch mit vollen Händen. Mein Vater war entzückt. Ich aber fand doch das ganze Wesen, worin ich mich schnell einzufügen wußte, fade, gemein und sogar verstandlos. Ich bemerkte bald, die Menschen da insgesammt, die mit einander tanzten, spielten, liebelten, freundelten,

die einander prieſen, vergötterten und dergleichen, hatten einander Alle zum Beſten. Keiner glaubte dem Andern, und doch fuhr Jeder fort, das Unglaubliche zu ſagen. Jeder war Egoiſt und ſah nur ſich, indem er für Andere zu leben und zu ſterben ſchien.

Man ſtellte mich dem Kurfürſten vor. Er empfing mich mit ungemein gnädigem Wohlwollen. Sein Hof war weit und breit als der feinſte, als der glänzendſte bekannt, der Kurfürſt ſelbſt von Dichtern und Proſaikern als Kenner und Gönner der Wiſſenſchaften und Künſte geprieſen. In ſeinen Geſprächen mit mir nahm er gelehrten Ton an. Ich bemerkte nur von ſeinen Redensarten, er habe aus den neueſten Schriftſtellern der Franzoſen eine gewiſſe Tünche angenommen. Wahr iſt es, er opferte für die Wiſſenſchaften und Künſte ungeheure Summen; aber ich bemerkte bald, er opferte das ſeiner Glanzſucht und Ueppigkeit. Er unterhielt eine berühmte Akademie der Wiſſenſchaften, und ließ die Schulen des Landes im erbärmlichſten Zuſtande. Sein Staat glich einem Menſchen, der unter ſeidenen Kleidern ein zerriſſenes Hemd verbirgt. Das Hoftheater koſtete viel; aber ich bemerkte, die Sängerinnen und Tänzerinnen koſteten das Meiſte. Es ekelte mich an, als ich inne ward, die goldene

Ueberschrift des Opernhauses: „Künste veredeln die Sitten", sei eine goldene Lüge.

Ich erhielt Einladung und freien Zutritt am Hofe. Hier sah ich mich nun gar enttäuscht. Der Hof selbst war eine Art glänzender Schaubühne für die Welt. Im gemeinsten Pöbel und am Hofe erblickte ich die beiden Aussenenden des rohesten Sitten- und Herzenverderbens, nur dort plumper, hier in gefälligern Formen: dumme Bigotterie mit Gewissenlosigkeit gepaart, Irreligiosität mit Scheinheiligkeit, verführerische Huld mit niederträchtiger Tücke. Wie beim Pöbel, so hier, war Spiel und Schmaus, Geld und Wollust das Höchste, dem man nachjagen mußte. Der Fürst glaubte Alles wohl zu ordnen, und ward von Allen wohl betrogen. Tugend, Wissenschaft, Verdienst galten durchaus nichts, oder etwa so viel, wie die goldene Inschrift am Opernhause. Man regierte das Volk, um Geld aus dem Volke zu ziehen; den Staat wie eine herrschaftliche Domäne, die rentiren soll. Der Kurfürst hatte im Grunde sein Land blos den Ministern verpachtet, die ihm jährlich ein Gewisses an Baarschaft einliefern mußten, unbekümmert, woher sie es nähmen und wie viel sie behielten; die Minister hatten das gleiche System bei den untergeordneten Stellen eingeführt.

Der Fürst aber galt als großer Regent in der Welt; denn er unterschrieb nicht nur Alles eigenhändig, oft ohne die Sachen zu lesen, sondern er las auch aus Langeweile oder Neugier zuweilen Bittschriften und Memoriale, und verfügte mit Machtsprüchen, ohne daran zu denken, ob damit Gesetze gebrochen würden; denn er zweifelte keinen Augenblick, daß er die Sachen besser einsähe, als jeder seiner Räthe. Er glaubte dies um so mehr, da er den Zustand seines Landes genau zu kennen glaubte. Vierteljährlich mußten von allen Gemeinden und den untersten Stellen der verschiedenen Geschäftszweige die Ergebnisse der drei letzten Monate in Tabellen gebracht werden. Die Regierungen der Provinzen zogen dann den Fünftelsaft aller Tabellen in Hauptsummen und Hauptthatsachen zu einer General-Provinzialtabelle zusammen. Im Ministerial-Bureau schrumpften die Provinzialtabellen wieder zu einer General-Staatstabelle zusammen, groß genug, daß sie der Kurfürst beim Frühstück, indem er seine Chokolade trank, gemächlich übersehen konnte. Dann bildete er sich ein, den Zustand seines Volkes ganz speziell mit allwissendem Auge zu überschauen.

Nun denkt euch, liebe Leutchen, wie mir zu Muthe ward; mir, mit meinen frommen Urbildern aus der Knaben- und Jünglingswelt! Ich

ſtand auf dem Sprung, den Glauben an die Menſchheit oder an meinen Verſtand zu verlieren.

Das Amt.

Mein weltkluger Vater ſetzte mir den Kopf wieder zurecht. Er ſah wohl ein, gegen meine Begriffe von dem, was ſein ſolle, dürfe er nicht in offene Fehde treten. „Du haſt vollkommen Recht,“ ſagte er, „was du ſchilderſt, iſt wahr, nur ein wenig grell gemalt. Aber was willſt du, Thomas? In und mit dieſer Welt mußt du nun einmal leben. Es bleiben dir nur zwei Wege übrig. Entweder du ſinkſt aus deiner Höhe zu ihr nieder, oder du erhebſt ſie zu deiner Höhe. Erſteres kannſt du nicht. Ich möchte dich in dieſem Pfuhl der Gemeinheit und des Unverſtandes nicht untergehen ſehen. Das Andere zu thun, wohnt Kraft genug in dir. Ja, du kannſt der Wohlthäter deines Vaterlandes werden; du mußt es werden. Ich verlange es. Aber beginne mit Beſonnenheit. Du wirſt begreifen, daß ſich Hof und Staat nicht von einem dreiundzwanzigjährigen Jüngling im Sturm und Drang reformiren laſſen. Die Männer nennen dich jetzt ſchon ſpottweiſe den Philoſophen mit dem Flaumbart, und die Weiber dich den jungen Bär, der erſt geleckt werden müſſe. Es fehlt dir alſo das Zutrauen; dies erwirb dir.“

„Wie kann ich das unter solchen Menschen, Vater?“ sagte ich: „Es ist nicht möglich.“

„Für dich kinderleicht!“ sagte er. „Du stellst dich ihnen gleich, ohne ihnen gleich zu werden. Du rückst in eine öffentliche Stelle ein. Der Kurfürst ist dir günstig; du wirst schnell steigen. Nicht deine Wissenschaften, nicht deine Tugenden werden dich erheben, das weißt du selbst: sondern dein gefälliges Mitmachen dessen, was Andere machen, deine äussere Liebenswürdigkeit, dein alter Adel, dein Vermögen. Ohne Zweifel wirst du mit der Zeit einer der reichsten Kavaliere des Landes. Ausser meinem Vermögen hast du noch das Vermögen meiner Schwester, der Baronesse Brandenberg, zu erwarten; es sind volle anderthalb Millionen. Zwar ist noch eine Cousine von Seiten ihres verstorbenen Mannes Miterbin; aber es ist ein schwächliches Mädchen. Im Nothfall ließe sich mit einer Mariage zwischen dir und ihr das Schlimmste verhüten. So wirst du steigen, von Stelle zu Stelle. Du bist jung; du kannst weit kommen. Stehst du einst an der Spitze aller Geschäfte: dann, Freund, dann reformire!“

Ungefähr so sprach mein Vater, und ich mit meinen dreiundzwanzig Jahren sah wohl ein, es lasse sich nichts Besseres thun. Mein Vater war ausser sich vor Freuden, als er mich endlich gestimmt und geneigt sah, ohne anders in's Ge-

schäftsleben einzutreten. Es war bei der Hofkammer eine Rathsstelle offen. Mein Vater gab mir Befehl, mich darum zu bewerben. Er könne da nichts für mich thun, weil er mit dem Finanzminister für den Augenblick in gespanntem Verhältniß lebe, der auf die niederträchtigste Weise, weil er dem Kurfürsten in einer Liebschaft geholfen, die Ministerstelle bekam, auf die mein Vater alle gerechte Ansprüche gehabt zu haben geglaubt hatte. „Aber", setzte er hinzu, „du mußt dich nicht unmittelbar an den Minister wenden, sondern bei der jungen Frau von Lafluze: sie ist des Ministers Geliebte; sie vermag Alles über ihn; sie scheint dir gewogen zu sein.

Ich wandte mich zu der allmächtigen Dame. Sie war die Wittwe eines Generals. Ich fehlte nie in ihren Zirkeln. Sie zeichnete mich aus, sobald ich ihr meine ganz besondern Aufmerksamkeiten bewies. Als ich von der Rathsstelle sprach, sagte sie: „Die wird Ihnen doch gewiß bei Ihren Verdiensten nicht entgehen? Ich weiß wohl, der alte Kammeradessor Liebmann wirbt darum; er hat sich auch an mich gewendet, und seine gegenwärtige schlechte Besoldung, seine starke Familie — ich glaube, der Mann hat neun Kinder — und seine langen Dienstjahre in Anschlag bringen wollen. Allein er ist nur ein Bürgerlicher. Sie haben mehr Verstand im kleinen Finger, als der

alte Federfuchs unter der Haarbeutelperüke. Wenden Sie ſich an den Miniſter; ich rede noch heute mit ihm.“

Die Sache war abgethan; der Miniſter ſagte mir die Stelle zu. Da erſt erfuhr ich, daß mein unglücklicher Nebenbuhler, der Aſſeſſor Liebmann, ungerechnet der Dürftigkeit ſeiner Lage, ein alter, treuer Staatsdiener von vielen Kenntniſſen ſei, und ein wackerer Mann daneben. Ich ſchämte mich vor mir ſelbſt, ihm vorgezogen zu werden, lief zum Miniſter und that auf die Stelle Verzicht. Meine Ernennung war ſchon ausgefertigt, und ſollte dem Kurfürſten zur Unterſchrift vorgelegt werden. Der Miniſter ſah mich mit großen Augen an, ſchüttelte den Kopf und ſagte mir die allerverbindlichſten Sachen über meine Großmuth und über ſeinen Verdruß, mich nicht in ſeinem Departemente angeſtellt zu ſehen. Hintennach erfuhr ich, er habe meine Entſagung für ein boshaftes Werk von Seiten meines Vaters gehalten, und ſei dieſem ein noch unverſöhnlicherer Feind geworden.

Liebmann ward Kammerrath. Auch mein Vater ſchüttelte den Kopf über meine Narrheit, wie er es nannte, beſann ſich aber bald und ſagte: „Du haſt Recht, Thomas. Es iſt mir gewiſſermaßen lieb, daß du kein Subordinirter des Finanzminiſters wirſt. Die diplomatiſche Carriere iſt dir

für dein großes Streben angemessener, führt dich auf kürzerm Wege zum Ziel. Graf Terpen ist zum Gesandten nach Paris ernannt, das übrige Personal der Gesandtschaft aber noch nicht bekannt. Mache dich an die reizende Tulpini: von ihr erfährst du Alles; durch sie vermagst du Alles. Ich inzwischen werde von andern Seiten für dich arbeiten."

Es war mir nicht schwer, der reizenden Tulpini anzukommen. Sie war die erste Tänzerin, und genoß die höchste Gnade des Kurfürsten. Wöchentlich einmal war Abendgesellschaft bei ihr. Man sah da die interessantesten Männer des Hofes und der Stadt. Mehrmals hatte ich mich dazu eingefunden. Nun blieb ich nie zurück, und empfing selbst Erlaubniß, ihr zuweilen bei der Morgentoilette aufwarten zu dürfen. Die Tulpini war ein leichtsinniges Geschöpfchen. Ich konnte nicht anders, als sie verachten oder bedauern, sie, die bei der größten Anmuth im Aeussern so durchaus ohne moralische Anmuth blieb. Mich behandelte sie spielend und mit einer närrischen Hoheit, als wäre ich ein einfältiger Schulknabe. Ihre Frechheit raubte ihren Reizen allen Zauber.

Aus der Staatskanzlei empfing ich, ohne nur einen andern Schritt dafür gethan zu haben, das Patent als geheimer Legationsrath bei der Gesandtschaft nach Frankreich. Eine Stunde später

trat mein Vater fröhlich zu mir in's Zimmer, und verkündete: er habe gegenwärtig starke Hoffnung, daß ich dem Kurfürsten mit einigen Andern zur Auswahl für die Begleitung der Gesandtschaft werde in Vorschlag gebracht werden. Ich müsse jetzt nur bei der Tulipini artig sein, um meine Nebenbuhler zu verdrängen. — Ich zeigte ihm die Ernennung. Er fuhr. „Bravo!“ rief er: „Du übertriffst meine Erwartungen.“

„Aber ist es nicht schändlich,“ sagte ich, „daß der Staat oder wir eine Stelle, die so bedeutend ist, einer Tänzerin danken müssen?“

„Tänzerin, oder nicht, mein Schatz! Es geht hier unterm Monde Alles menschlich zu. Eine Tänzerin hat oft mehr Takt, als mancher Minister.“ — Das war die Antwort meines Vaters.

Der Gipfel des Glücks.

Ich weiß nicht, ob eine Tänzerin, oder eine Köchin, oder eine Kammerdame den Graf Terpen zum Gesandten gemacht hatte. Er war aber ein erbärmlicher Mensch, dessen Verdienst einzig in der Kunst kleinlicher Intriguen und in einem gefälligen Aeussern bestand. Er mußte zu figuriren und den Gesandten zu spielen. Die Geschäfte machte ich zuletzt allein. Er war's wohl zufrieden, streifte seinen Vergnügungen nach und sam-

melde, zu den Berichten an unsern Hof, Geschichtchen aus der Pariser Chronique scandaleuse, die der Kurfürst gern las.

Unser Aufenthalt in Frankreich dauerte drei Jahre. Mein Vater meldete mir, wie man am Hofe viel Wesens aus meiner Art mache, die Geschäfte zu behandeln. Denn daß ich sie machte, war kein Geheimniß, weil man den Grafen zu gut kannte, und noch mehr, da der Kurfürst mir zuletzt Alles übertrug, als Terpen in der letzten Zeit durch die Folgen seiner Ausschweifungen zu Allem unfähig ward. Er lag noch unter den Händen der Aerzte und Wundärzte, als unsere Aufträge in Paris durch einen sehr vortheilhaften Vertrag zwischen unserm und dem Versailler Hofe glücklich beendet waren. Terpen verließ Paris endlich, um seine Gesundheit in den Bädern herzustellen; ich ging mit dem übrigen Gesandtschaftspersonal in die Heimath zurück.

Hier ward ich am Hofe und in der Stadt mit einer Auszeichnung empfangen, die wahrhaftig über mein Verdienst ging. Der Kurfürst sagte mir in der ersten Audienz viel Gütiges, und erklärte sich zu meinem Schuldner. Mein Vater vernahm unter der Hand, daß ich zum wirklichen geheimen Kabinetsrath ausersehen sei, und vom Kurfürsten selbst, daß er mich an seinem Namenstage mit dem Hausorden dekoriren werde. Mir

widerfuhr die Ehre, daß ich in das „kleinere Kränzchen“ aufgenommen ward, wie man die Abendgesellschaften nannte, worin der Kurfürst nur seine Vertrautesten beiderlei Geschlechts sah. Da las man vor, machte man Spiele, führte man kleine französische Komödien auf, und trieb man allerlei Possen im freiesten Ton. Mir gefiel zwar der Ton nicht; aber desto besser gefiel ich den Tongebern. Man hielt mich allgemein für den Günstling des Landesherrn, oder wenigstens für nahe daran, es zu werden. Minister, Generale, Kammerherren und Kammerjunker, Geheime- und Staatsräthe, Gesandte und Prälaten kamen mir entgegen, schlossen sich an mich, flozen meinen Wünschen zuvor. Selbst im bewußten kleinern Kränzchen galt ich mehr, als die meisten Uebrigen. Das gab mir eine gewisse Zuversicht zu mir selbst; ich benahm mich unbeengter, und eben dadurch gefiel ich noch mehr.

„Du bist auf gutem Wege, Thomas!“ sagte mir mein Vater: „Du wirst in Kurzem des Herrn rechte Hand. Gräfin Tangelheim liebt dich.“

„Du bist auf bösem Wege, Thomas!“ sagte dagegen meine Tante, die Baronesse Brandenberg: „Hüte dich vor der jungen Tangelheim; sie ist eine kleine, listige Schlange; sie stellt dir nach. Ich weiß es genau und gewiß. Ich weiß noch mehr: aber ich sage es dir nicht. Die nächsten

Monate werden dir es sagen. Sei klug; laß dich nicht fangen. Thue mit ihr keinen entscheidenden Schritt ohne mein Vermissen, sonst sind wir Beide auf immer geschieden!"

Ich hatte alle Achtung für die „Politik" meines Vaters, denn Politik pflegte er gern mit einer Art von Selbstgefälligkeit seine Kunst zu nennen, im alltäglichen Getreibe des Umgangs von Andern Alles zu errathen, von sich nichts errathen zu lassen und so sein Ziel zu verfolgen. Ich hatte aber auch alle Achtung für die anderthalb Millionen meiner Tante, zumal wenn sie mit Trennung drohte. Indessen war mir die Gräfin Tangelheim gar nicht gefährlich. Ich muß gestehen, man fand nicht leicht eine edlere Gestalt, im feinsten Ebenmaas schlank aufgewachsen, ein schöneres Gesicht, ein seelenvolleres Mienenspiel, fast zu seelenvoll für ein Mädchen von neunzehn oder zwanzig Jahren; daneben hatte sie im Lande durch Alterthum des Herkommens und durch Rang und Reichthum mächtige Verwandte. Auch schien sie mich von Tag zu Tag traulicher oder herablassender, wie man es nennen will, zu behandeln, denn ihr einziger Fehler war ein ungeheurer Familienstolz. Allein sie war, Jeder wußte es, die Geliebte des Kurfürsten; wäre er nicht vermählt gewesen, vielleicht würde sie Kurfürstin geworden sein. Genug für mich, beständig und in der Mitte

aller Scherze nie die ehrfurchtsvolle Haltung gegen sie zu vergessen.

Die junge Gräfin aber war nicht halb so ehrfurchtvoll gegen mich. Sie machte mich nicht nur nach und nach zum Geheimenrath aller ihrer kleinen Staatsangelegenheiten, sondern der feste, forschende, oft träumerische, oft frohe, oft trübe Blick, mit dem sie zuweilen an mir hing, sagte nach und nach, daß ich ihr nicht gleichgültig sei; und wenn ich ihre Blicke nicht verstanden hätte, würden mir ihre verstohlenen Händedrücke die Zweifel gelöset haben. Das setzte mich in peinliche Verlegenheit. Ich fürchtete, der Kurfürst werde hinter das Blicken und Händedrücken kommen, und seine Eifersucht mir häßlich mitspielen. Aber auch diese Furcht war ungegründet. Der Kurfürst selbst bei allen Tändeleien im „kleinern Kränzchen“ richtete es immer so ein, daß die Gräfin meine Dame werden mußte. Er neckte sie mit mir, mich mit ihr. Nach und nach behandelte er uns Beide, als wären wir ein verliebtes Pärchen. Man betrachtete mich am Hofe als den beglückten Nebenbuhler des Landesherrn, als den künftigen Gemahl des schönsten und reichsten Frauenzimmers im ganzen Lande. Selbst die Grafen von Tangelheim, die Verwandten meiner sein sollenden Braut, machten sich mit mehr Herz-

lichkeit an mich, traten mit mir und meinem Vater in engern Umgang. Mein Vater schwamm in Entzücken.

„Thomas," sagte er eines Tages, „die Sache ist zwischen dir und der Gräfin Tangelheim schon zu weit gediehen. Hast du dich mit ihr erklärt, so halte förmlich um ihre Hand an. Der Kurfürst und die ganze Familie Tangelheim sieht die Verbindung gern. Ich weiß dies aus guter Quelle. Ja, wozu Geheimniß unter uns Beiden? Marschall Tangelheim hat es mir selbst zu verstehen gegeben, du müssest dich schnell erklären, denn sie könnten das Geschwätz am Hofe und in der Stadt über dich und ihre Schwester nicht länger gelassen ertragen."

„Thomas," sagte eines Tages die Tante Brandenberg zu mir, „du mußt dich gegen mich über deine Absichten auf die junge Tangelheim erklären, und ob wir ferner Freunde bleiben. Das Gerücht, das von dir umgeht, ist ehrenrührig für den unbefleckten Namen der Heumen. Oder wärst du etwa blind? Hättest du wirklich keine Augen für die veränderten Umstände, in denen sich die Maitresse des Kurfürsten befindet? Du sollst dem Kinde den Namen, und dem Mädchen vor der Welt die Ehre wiedergeben. Denkst du niederträchtig genug, dich dazu mißbrauchen zu lassen, so nenne mich nicht mehr deine Tante."

In der That öffneten mir dieſe Worte die Augen.

„Pah!“ ſagte mein Vater: „Und wenn dich die Tante enterbt, was iſt dir an den anderthalb Millionen gelegen? Deine Braut bringt dir ebenſoviel zu, alle Ehrenſtellen, die du begehrſt, den größten Einfluß auf den Staat, die Verbindung mit der erſten Familie des Kurfürſtenthums. Es iſt Rede davon, daß du in den Grafenſtand erhoben werden ſollſt; der Stolz der Tangelheime läßt es nicht anders zu. Der Kurfürſt willigt in Alles, was man fordert. Um ſolchen Preis drückt man ein Auge zu, wenn ein Mädchen ſchwach war, ehe es in die Ehe trat. Meinſt du nicht?“

Die Kataſtrophe.

Es kam ein Briefchen von der Gräfin Tangelheim. Sie lud mich zum Thee ein. Ich ging in's Schloß, wo ſie als Hofdame der Kurfürſtin wohnte, die aber nie im Schloſſe wohnte. Statt gewohnter großer Geſellſchaft fand ich die Gräfin allein, mit verweinten Augen. Mir ahnete nichts Gutes; ich verlor aber die Faſſung nicht.

„Ihnen iſt nicht wohl, meine Gnädige?“ fragte ich, und küßte ihre Hand.

„Wie kann mir wohl ſein? Ich bin ſehr un-

glücklich!“ erwiederte sie, und fing so heftig an zu weinen, daß ich lange nicht sprechen konnte.

„Ich beschwore Sie, liebenswürdige Gräfin, fassen Sie sich!“ sagte ich: „Sind Sie beleidigt worden? Was ist geschehen? Entdecken Sie mir Ihren Kummer.“

„Wäre ich Ihnen lieb, Baron, Sie hätten ihn entdecken sollen. Sie werden wissen, wie man über uns Beide am Hofe und in der Stadt denkt. Mein Bruder, der Marschall, hat mir das erst vorgestern angezeigt. Wir müssen uns trennen. Entweder müssen Sie Hof und Stadt unter irgend einem Vorwande verlassen, um dem Gerede ein Ende zu, oder ich muß auf meine Güter.“

Dieser Antrag, den ich nicht erwartet hatte, überraschte mich. Ich gestand, daß man mir auch von der Stadtklatscherei erzählt, daß sie mich verdrossen habe. Aber ich erklärte zugleich, für die Gräfin und ihre Beruhigung jedes Opfer zu bringen, und schon folgendes Tages, wenn es der Kurfürst erlaube, mich auf ein halbes Jahr zu entfernen und eine Lustreise zu machen.

„Wie, Baron,“ sagte sie, indem sie meine Hand nahm, „so leicht wird es Ihnen, von mir zu scheiden? — Ach,“ fuhr sie fort und vergoß wieder einen Thränenstrom, „wie habe ich mich in Ihnen getäuscht! — Ich — nein — bleiben Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich noch un-

glücklicher werde. Ich mag die Trennung von Ihnen nicht.“

In meinem Leben war ich mit meiner Person nicht in größerer Verlegenheit gewesen. Ich setzte das Gespräch mit Gewandtheit fort, mich stellend, als begriffe ich sie nicht, immer schüchtern und höflich ausbiegend, immer meine höchste Sorgfalt für die Ehre ihres Namens vorspiegelnd. Allein bei aller meiner Gewandtheit vergarnte sie mich noch unendlich gewandter im Netze des Wortwechsels, so daß es am Ende, ich wußte selbst nicht wie, unter uns sehr im Klaren war, sie liebe mich, die Familie sei es zufrieden, nicht minder der Kurfürst u. s. w. Und das alles offenbarte sich im Gespräch unvermerklich, und ohne daß die Gräfin mir eigentlich einen Antrag gethan hätte, der für ihr weibliches Zartgefühl zuviel gewesen wäre. Ich dagegen plauderte mich eben so offen aus, daß sie, ohne daß ich's ihr wörtlich sagte, in die Hauptfolgerung zusammenziehen konnte: ich denke nicht daran, mich zu vermählen. Glücklich wickelte ich mich bisher aus allen Schlingen der Redekunst meiner reizenden Gräfin. Aber nun änderte sie die Form des Angriffs.

Während wir noch mit einander von Lebensglück, von schönen Gefühlen, von Seligkeit unsers Umgangs sprachen, sank sie mir mit Erröthen an die Brust, und indem sie ihre weißen Arme

um meinen Nacken legte, seufzte: „Ich habe Ihnen schon zuviel verrathen; so mögen Sie auch das Letzte wissen: ich liebe Sie, und nur Sie oder Niemand wird mein Gemahl.“

Ich verstummte. Ich empfand zum erstenmal Ekel vor einem schönen Weibe. Mit schüchterner Höflichkeit drückte ich sie an meine Brust, und sagte: „Meine Gräfin, ich verdiene Ihre Gnade nicht.“

Indem trat ihr Bruder, der Marschall Tangelheim, in's Zimmer. Er sah uns Brust an Brust, lachte und rief, indem er schnell sich wieder entfernte: „Kinder, wollt ihr künftig allein sein, so schließt die Thüren.“ Ich war erschrocken, und hatte die Gräfin fahren lassen. Nicht minder erschrocken war auch sie. Ich benützte unserer Beider Verwirrung, und entfernte mich.

Am folgenden Tag empfing ich Befehl, zum Kurfürsten zu kommen. Er nahm mich ungemein gnädig auf, erzählte mir lachend, was ihm der Marschall von unserer Ueberraschung treulich gemeldet hatte, und setzte etwas ernst hinzu: „Ihr jungen Leutchen, ich mag aber von den geheimen Liebschaften nichts wissen. Das muß ein Ende nehmen. Sie sind mir lieb, Baron. Ich gebe meine Zustimmung; die Gräfin wird Ihre Gemahlin. Ich selbst werde morgen Ihre Verbin-

dung dem Hofe ankündigen; Ihre Vermählung iſt an meinem Namenstage, den ich ohnehin ſchon beſtimmt habe, Ihnen noch ganz andere Beweiſe meiner Zufriedenheit zu geben."

Ich fiel dem Fürſten zu Füßen, und bat ihn, mich zu hören. Er hob mich auf. „Reden Sie freimüthig!" ſagte er. Es war nicht nöthig, mich dazu aufzumuntern. Hier mußte ich mich offen erklären, denn es war um Ehre, Freiheit, Lebensglück zu thun. Ich erzählte treu und ausführlich den Gang meiner geſtrigen Unterredung mit der Gräfin, und offenbarte meine Geſinnung unverhohlen.

Er ward ernſt. „Die Sache aber", ſagte er, „iſt nicht mehr rückgängig zu machen; das begreifen Sie ſelbſt. Ihr bisheriges Betragen gegen die arme Gräfin war, davon bin ich Augenzeuge, ganz geeignet, ſie glauben zu machen, daß ſie von Ihnen geliebt werde, und ihr auch in der That eine Leidenſchaft für Sie einzuflößen. Das haben Sie gethan. Sie ſind Schuld, daß das liebenswürdige Mädchen ſich ſelbſt betrog, und die aufkeimende, von Ihnen gepflegte Neigung nicht bekämpfte; daß ſie mit Ihnen zum Stadtgeſpräch wurde. Nun hat der Marſchall euch Beide im allzuzärtlichen tête-à-tête mit einander überraſcht. Er hat, da er meine Zufriedenheit bemerkte, die Sache nun aller Orten ausgeplaudert. Wollen

Sie jetzt die Gräfin unglücklich machen, sie an den Pranger stellen? Das werden Sie nicht; das dürfen Sie nicht. Oder was könnte Sie dazu zwingen? Haben Sie schon eine andere Verbindlichkeit eingegangen? Welche?"

„Keine," sagte ich, „aber mich zwingt Pflicht und Gewissen, von einer Verbindung mit der Gräfin abzustehen. Ich achte sie, aber ich war nie ihr Liebhaber. Nie auch gab ich der Gräfin Recht, dies von mir glauben zu können. Ich betrug mich gegen sie, wie gegen Alle ihres Geschlechts. Ich werde mich aber nie vermählen ohne Zustimmung meiner Herzens. Diese fehlt. Ich opfere Ruhe, Freiheit und Glück meiner Tage nie der Konvenienz." Ungefähr dies sagte ich, doch ausführlicher und milder. Es war schlimm für mich, daß ich nicht die Wahrheit freier sprechen durfte; daß ich nicht sagen konnte, was ich von der Baronesse Brandenberg gehört und was mein Vater lächelnd und achselzuckend bestätigt hatte, was meine eigenen Augen kein Räthsel hätte sein sollen, da es schon so viele wußten.

Der Kurfürst hörte mich unwillig an. „Ich kann", sagte er ernst, „nicht zugeben, daß die Gräfin Ihretwillen und wegen Ihrer Romanengrillen unglücklich werde. Ich zeige Ihnen also meinen Entschluß an: Sie werden Gemahl der Gräfin. Ich befehle es."

„Ew. Durchlaucht sind allzugerecht gegen Ihre Unterthanen, als daß Sie mir nicht erlauben sollten, diesmal ungehorsam zu sein.“

„Ungehorsam?“ donnerte mich der Fürst an: „Ich werde Mittel finden, Sie zu zwingen. Fort! Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“ So verließ er mich.

Der Sturz aus der Höhe.

Die vierundzwanzig Stunden vergingen. Der Kurfürst ließ mich rufen. Ich gab die Antwort, die ich schon gegeben. Er entließ mich, oder vielmehr jagte mich wüthend fort.

Denselben Tag trat Nachmittags der Marschall Tangelheim zu mir in's Zimmer, forderte, wie ein Rasender, Genugthuung für die gekränkte Ehre seiner Schwester und seiner ganzen Familie, und erklärte, daß Einer von uns das Leben verlieren müsse. — Ich entgegnete ihm ganz gelassen, daß ich weder seiner Familie noch seiner Schwester die Ehre geraubt habe; daß ich mir aber auch die meinige nie werde rauben lassen, um damit eine andere ausbessern zu helfen. Ich nahm seine Forderung auf Pistolen an, weil, wie ich sagte, am Leben keinem rechtlichen Manne so viel liegen könne, als an seiner ehrenhaften Freiheit.

Am folgenden Morgen schossen wir uns im

Fasanenwäldchen. An mir war der erste Schuß. Ich that ihn in die Luft. Er schoß; seine Kugel flog mir dicht am Ohr vorbei. Die Sekundanten übergaben uns die Ladung zum zweiten Schusse. Sie wollten ausgleichen, versöhnen, zureden. Der Marschall mochte sich so wenig versöhnen, als ich mich zum Heirathen zwingen lassen. Der Marschall befahl mir, nicht in die Luft zu schiessen. „Deine Großmuth, Bösewicht," rief er, „rettet dir nicht das Leben. Deine Seele muß zur Hölle heute."

Ich sah, meine Großmuth sei in der That übel bei einem Menschen angebracht, der weder Sinn dafür, noch überhaupt wahres Ehrgefühl hatte. Ich schoß. Meine Kugel fuhr ihm durch den rechten Arm und zerschmetterte ihm den Knochen unter der Achsel. Man wollte den Verwundeten vom Platze führen. Er aber ließ sich die Pistole in die linke Hand geben und schrie: „Der Schuß ist an mir. So wohlfeilen Kaufs kommt der Bösewicht nicht davon."

„Herr Marschall," sagte ich, „der Schuß mit der Linken ist in dieser Entfernung zu unsicher; ich will Ihnen zur Mörderei helfen." So trat ich ihm um mehrere Schritte näher. Mein Sekundant wollte mich zurückreißen. Indem schoß der Graf, und streifte meinem Sekundanten, mit dem ich noch rang, die Hüfte. Der Marschall

sank seinem Sekundanten in die Arme. Er blutete ausserordentlich. Man brachte ihn in's Jägerhäuschen. Es war schon ein Wundarzt bereit. Man gelobte sich über den Vorfall das tiefste Schweigen. Ich fuhr in meinem Wagen zur Stadt zurück.

Hier kaum angekommen, brachte man mir die Nachricht, mein Vater, vom Schlage gerührt, sei gestorben. Ich war ausser mir. Ich flog zu ihm, oder vielmehr zu seiner Leiche. Alle Rettungsmittel waren eitel. Ein offener Brief, unterm Spiegeltische liegend, den er kurz vor seinem Tode empfangen, verrieth mir die Ursache seines Todes selbst. Es war ein kurfürstliches Reskript, dem zufolge er aller seiner Stellen in Gnaden entlassen, und ihm und mir das fernere Erscheinen am Hofe verboten ward. — Der gute Vater! Wer ihn kannte, hätte voraussagen können, daß ihm solche Botschaft das Leben rauben mußte.

Nach vollbrachten Begräbnißfeierlichkeiten aber ward ich mit Schrecken aus seinen hinterlassenen Papieren gewahr, daß er meine Beförderung am Hofe und meine Verbindung mit der kurfürstlichen Geliebten nicht bloß aus Eitelkeit, sondern auch wegen seiner zerrütteten Haushaltung gewünscht hatte. Ich sah klar, daß mein ganzes Vermögen nicht hinreichen werde, die Schulden zu tilgen, und, was mir das Schmerzlichste von Allem sein mußte, daß in der Reihe der ersten Gläubiger ein

Tangelheim, ein naher Verwandter der Gräfin, stehe. Die Mahnungen nahmen auch bald genug ihren Anfang.

Ich entdeckte mich meiner Tante. Sie schien gar nicht verwundert: „Ich habe deinem Vater wegen seines ungeheuern Aufwandes genug Vorstellungen gethan. Er hörte mich nie. Ich erstaune nur darüber, daß er das Wesen so lange hat treiben können. Allein er wußte es schlau genug einzurichten, daß man ihn für reicher hielt, als er war. Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir können das nicht auf die Familie kommen lassen. Verkaufe was du hast, bezahle was du mußt; Alles unter dem Vorwande, du seiest entschlossen, das Land zu verlassen. Man wird dir glauben. Du hast dich am Hofe als rechtschaffener Kavalier betragen. Ich nehme dich zu mir auf. Du sollst nicht verlassen sein.“

Der Rath der Baronesse war vernünftig und edel dazu. Ich vollzog ihn. Jedermann schien überzeugt, daß ich, gedeugt von der Ungnade des Hofes, nicht länger mit Ehren im Lande bleiben könne. Ich zahlte alle Schulden meines Vaters ab. In der That reichte aber die väterliche Verlassenschaft nicht hin. Die Baronesse Brandenberg mußte noch tausend Louisd'or hinzufügen. Das hielt etwas schwer. Sie gab lieber guten Rath, als gutes Geld. Ich, dem nichts geblie-

den war, wovon er sich ein Mittagsbrod kaufen konnte, mußte doch eine Schuldverschreibung machen, ihr, sobald ich zu Geld käme, das Kapital mit Zinsen zu fünf Prozent wieder zu entrichten. Ich empfing in ihrem Hause einige Zimmer, und durfte an ihrem Tische das frugale Mahl mit ihr theilen. Dafür mußte ich ihr in allen Dingen hübsch gehorchen, wie ein frommes Kind, und sie fleißig in die Kirche begleiten, weil sie ungemein gern betete.

Der Sprung aus dem frivolen Treiben eines üppigen Hoflebens in die nüchternen Umgebungen einer alten, betlustigen und mitunter etwas eigensinnigen Frau war ein so jäher Satz, daß er mir wohl hätte das kalte Fieber zuziehen können. Ich freute mich zum Glücke einer gesunden, kräftigen Natur, und war noch gar froh, für einmal so weit geborgen zu sein. Auch hatte ich zur Entschädigung mancher Entbehrungen immer die Aussicht auf eine Erbschaft von anderthalb Millionen. Wohl dem, der was zu hoffen hat!

Langeweile.

Aber, das darf ich gestehen, im Entbehren mußte ich mich ritterlich üben. Denn ich befand mich jetzt in der Residenz so vereinzelt, daß es mir zuweilen vorkam, ich wäre eben erst als

Fremdling zum Thore hereingefahren, oder mit Aussatz geschlagen. Da kannte mich von allen meinen tausend ehemaligen Bekannten und Verehrern keine einzige Seele mehr. Meine mich sonst vergötternden Freunde wichen mir aus, wo sie mich sahen. Klopfte ich bei ihnen an — immer traf es sich, daß ich Niemanden daheim fand. Einige, die mir nicht zuviel Mühe machen wollten, waren so höflich, mit wenigen Zeilen zu melden, ich möchte sie gefälligst mit Besuchen verschonen. Das ging so vom ersten Kammerherrn bis zum letzten Livreebedienten. Sogar der ehrliche Kammerrath Liebmann, der mich tausendmal versichert hatte, er werde zu jeder Zeit für mich, seinen Wohlthäter und hohen Gönner, wenn es sein müßte, das Leben lassen, gerieth in wahre Höllenangst, als ich ihn einst auf einem Spaziergang anredete. Er versuchte alles Mögliche, sich von mir loszumachen. Ich belustigte mich an seiner höflichen Verzweiflung, und hielt ihn. Da brach er in den Schmerzensseufzer aus: „Herr Baron, wenn uns Jemand hier sähe — —“

„Nun, was denn? Wir thun ja nichts Unrechtes!“ sagte ich.

„Ich bitte Sie, Herr Baron, wollen Sie mich und meine Familie schlechterdings ins Verderben stürzen? Ich kann ja nichts für Sie thun.“ Und mit diesen Worten lief er im langen Dop-

velschritte davon, todtenbleich, links und rechts schielend, wie ein Dieb in der Furcht, ob man ihn belauert habe.

Anfangs wollte mir zuweilen mein Zustand nicht ganz gefallen, und die Erbärmlichkeit der Menschen mich verdrießen. Wenn ich aber daran dachte, wie vollkommen unschuldig meine Person an allen den Verwandlungen sei, hob mich mein Selbstgefühl über allen den Hof- und Stadtpöbel hinaus, und die ganze Herrlichkeit der Welt erschien mir in einer drolligen Beleuchtung. Vor der Hand hatte ich mich noch sehr glücklich zu schätzen, daß man mir nur erlaubte, in der Residenz zu athmen. Ich besorgte noch eine allergnädigste Landesverweisung. Aber nach einem halben Jahre konnte ich mich beruhigen. Am Hofe war ich vollkommen vergessen, als wäre ich zur Zeit der Sündfluth gestorben, oder noch nie geboren. Inzwischen war, wie ich durch meine allwissende Pflegerin vernahm, die Gräfin Tangelheim auf einem entfernten Gute ihrer Familie Mutter eines hübschen Mädchens geworden, und der Marschallsarm ihres Bruders so steif geheilt, daß ich wenigstens gegen diesen Arm schußfrei blieb.

Beschränkt auf den Umgang mit der Tante — denn an ihren Gesellschaften nahm ich keinen Theil, wenn ich nicht gezwungen ward, den ehrbaren Matronen auf irgend eine Weise, bis man die

Spieltische vornahm, die Zeit zu verkürzen — flüchtete ich zu meinen Klassikern. Um mich in guter Laune mit dem heutigen löschpapiernen Zeitalter zu halten, las ich Horazens oder Juvenals Satiren, oder des Tacitus Werke voll heiligen Zorns, oder Gibbons Verfall der Römerwelt. Um aber doch auch im Leben etwas zu nützen, versuchte ich zum Besten unsers Jahrhunderts, als Schriftsteller, die Bearbeitung irgend eines für das Jahrhundert wichtigen Stoffs. Ich schrieb ein Werk: „Alte Zeit und neue Zeit", worin ich die Staatsformen, Sitten, Heerwesen und übrigen Verhältnisse der Griechen und Römer mit denen der heutigen Völker zusammenstellte, wo dann die heutigen Völker mit ihren bezopften und gewichsten Kriegern, allgewaltigen Mönchen, Staats- und Glaubensgeheimnissen u. dgl. etwas zu kurz kamen. Der Buchhändler wünschte mir zum großen Dank die Hölle auf den Hals, denn er hatte den größten Schaden davon, weil man mein Buch verbot, konfiszirte und durch Henkershände verbrannte. Um den armen Mann zu entschuldigen, kehrte ich den Handschuh um, und schrieb das berühmt gewordene Werk: „Ueber den Mechanismus der moralischen Welt", welches fünf oder sechs Auflagen erlebte und die Lieblingslesereі aller Staatsmänner ward. Es ist bekannt, daß ich darin unwidersprechlich bewies, die Völker

seien Maschinen, und müßten wie Automaten behandelt werden; die Stände des Adels, der Geistlichkeit, des Bürgers und des Bauern seien noch nicht scharf genug geschieden; und ich gab die Vortheile zu erkennen, welche man durch Einführung des indischen Kastenwesens gewinnen würde. Ich trat in die kleinsten Einzelnheiten ein, und entwickelte mit dem größten Scharfsinn den Nachtheil alles Schulwesens und Lesens alter oder neuer Schriftsteller, die unermeßliche Wichtigkeit der Stammbäume und Soldatenzöpfe, wie auch der Briefstitularen u. s. w.

Sogar die Tante, welche auser ihren Gebetbüchern nichts zu lesen pflegte, las das vielgepriesene Werk, ohne zu ahnen, daß es unter ihrem Dache geschrieben sei, und empfahl mir sehr nachdrücklich, es mit Andacht zu studieren, ja, wo immer möglich, es auswendig zu lernen, weil mich das über die geheimen Tiefen der Staatskunst aufklären würde. Hätte ich nicht die Bescheidenheit gehabt, meinen Namen, als Wiederhersteller der wahren Staatswissenschaft, zu verschweigen: wer weiß, ob ich nicht wenigstens den Ruf als Oberhofmeister oder Erzieher irgend eines Kron- oder Erbprinzen erhalten haben würde. Aber diese Bescheidenheit verdammte mich, fort und fort von den Almosen der frommen Baronsse

zu leben, die zwar meine Tante war, iedoch, seit ich von ihrer Gnade abhing, mehr den Ton einer alten gnädigen Frau gegen mich genommen hatte. Sie gab mir nach und nach allerlei kleine Hausbeschäftigungen; ich mußte Sekretariatsverrichtungen thun; ich mußte ihr Gebete vorlesen; ich mußte ihr Stammbäume und Wappenbücher kopiren; ich mußte ihre kleine Familie bedienen, und letzteres war kein geringes Geschäft. Denn ihre kleine Familie bestand aus wenigstens zwanzig bis dreißig Vögeln aller Art, die in allen Zimmern des Hauses zerstreut wohnten, und aus sechs bis sieben Katzen, die in kein Zimmer kommen durften, als in's Speisezimmer und in's Schlafgemach der gnädigen Frau. Die holden Geschöpfe verlangten sorgfältige Pflege. Um die nicht immer wohlgelaunte Tante bei gnädiger Laune zu erhalten, befliß ich mich meines Amtes mit größtem Eifer, und ich bekam endlich das stolze Selbstgefühl, *ich verdiene mein Brod*. Wirklich ward die Baroneße durch meine Hilfleistungen in Stand gesetzt, einen Bedienten zu entbehren, der ohnedem ein gewaltiger Esser war, was sie gar nicht liebte.

Dann und wann freilich kam mir mein Dasein und Thun etwas nichtswürdig vor; doch ein Gedanke an die anderthalb Millionen beruhigte mich bald wieder. Ich tröstete mich damit, daß

ſo mancher rechtſchaffene Mann noch Geringeres thun muſſe, in der entzückenden Hoffnung, ein Stückchen Band in's Knopfloch oder einen übergeflickten Ordensſtern auf den Rock zu verdienen. Auch ſchien die Stunde meiner Erlöſung zu nahen. Denn die fromme Baroneſſe hatte ſchon ſeit langer Zeit gekränkelt, und ihre Schwäche nahm ſo zu, daß ſie zuletzt nicht einmal mehr in die Kirche gehen konnte. Sie ſprach mit mir auch öfters vom Sterben, aber nur, damit ich ſie widerlegen ſollte. Denn der Tod war ihr durchaus zuwider. Ungeachtet ſie vielmals dieſe Welt ein Jammerthal nannte, und von den Freuden der himmliſchen Seligkeit mit großer Begeiſterung ſprach, wollte ſie doch dem Jammerthal, mit ſo ſchönen Vögeln und Katzen verſorgt, nicht gern Valet ſagen.

Daher, als ſie mir einſt auftrug, einen Notarius berufen zu laſſen, mit dem ſie gewiſſe ſehr ernſte und wichtige Sachen abzuthun habe, die ſie ſchon längſt gern gethan hätte, erſchrack ich wirklich. „Wie denn?“ ſagte ich: „Sie ſind vielleicht verſtimmt heute, meine gnädige Tante. Sie ſehen wirklich recht wohl aus. Warum an ein Teſtament oder dergleichen denken? Laſſen Sie das noch. Zerſtreuen Sie ſich.“

„Te-ſta-ment?“ ſagte ſie ganz überraſcht mit ſehr gezogenem Tone, als wollte das Dog-

nerwort nicht über die blaſſen Lippen, und dazu warf ſie einen ſtechenden Blick auf mich. Es erfolgte eine Pauſe. Dann rollten mit Blitzesſchnelle die Worte hervor: „Wer denkt an ſo etwas? Du vielleicht, und, wie es ſcheint, ſehr lebhaft. Ich ſterbe dir vielleicht nicht ſchnell genug? — Geduld, Herr Baron, ſo weit ſind wir einſtweilen noch nicht. Tröſten Sie ſich. Den Notar laſſen Sie rufen, mehr habe ich nicht befohlen; um das Uebrige bekümmern Sie ſich nicht, Herr Baron.“

Der Kanarienvogel.

Das bekenn' ich, Uebereilung war es von mir, das fatale Wort Teſtament auszuſprechen. Ich hätte mir ſelbſt einen Backenſtreich geben mögen, ob ich gleich aus bloßer, wahrer Gutmüthigkeit gefehlt hatte. Vom Notarius vernahm ich nachher, daß die Tante zur Schlichtung eines zweiundzwanzigjährigen Prozeſſes die förmliche Erklärung zum Vergleich mit der Gegenpartei hatte aufſetzen laſſen.

Ich war den Tag freundlicher als je gegen ſie, ſie aber mürriſcher als je gegen mich. Und weil denn ſelten ein Unglück allein kommt, kam es leider auch diesmal nicht allein.

Es war Abend. Ich befand mich im Speiſezimmer allein, wo ich beim Schimmer einer Kerze,

umringt von einer Schaar murrender, ſpielender, mauender, kletternder Katzen, mein frugales Nachteſſen hielt. Die Geſellſchaft gab mir ſchlechte Unterhaltung; deswegen las ich, wie ich immer pflegte, ein Buch, das erſte beſte, wie es mir in die Hände fiel. Diesmal war es Lucius Annäus Seneca vom Zorn. Bisher hatte mich die Leidenſchaft, gegen welche der Lehrer Nero's eifert, wenig angefochten. Daher billigte ich von Herzen Alles, was er ſagte, und gab zuweilen einer oder der andern von den mauenden Favoritinnen, wenn ſie zu unverſchämt wurden, ohne allen Zorn Seneca's Zorn auf den Kopf.

Während dieſer philoſophiſchen Unterhaltung hörte ich mit einemmal zu meinem größten Erſtaunen den Klang einer Orgel, die nicht nur im Hauſe geſpielt, ſondern ganz in der Nähe zu ertönen ſchien. Kurz vorher hatt' ich ſie von der Straße herauf gehört. Ich verließ den Tiſch und trat hinaus in den Gang. — „Was iſt das?“ fragte ich eine Magd, die neugierig vor der Thür des Saales ſtand, der an das Kabinet meiner Tante ſtieß. „Der Mann mit der Drehorgel ſagt, die gnädige Frau Baroneſſe habe ihn heraufgerufen. Drum ließ ich ihn in den Saal treten.“

„Ei, ei,“ dacht' ich, „mit der guten Tante ſteht's übel. Solche Gelüſte pflegte ſie ſonſt nicht zu haben. Das iſt ein böſes Vorzeichen.“ In-

dem ich noch über den wunderlichen Einfall gloſſirte, hörte ich die Baroneſſe einen entſetzlichen Schrei thun. Ich trat eilig in den Saal. Da ſtand der alte Kerl mit ſeiner Drehorgel, und leierte ganz wohlgemuth ſein Stückchen, während ſein Bube neben ihm die Bilder einer Zauberlaterne auf die Wand fallen ließ. Die Tante, einſam in ihrem an den Saal grenzenden Kabinet, eben mit dem Abendgebet und himmliſchen Dingen beſchäftigt, war auſſer ſich geweſen, als ſie den profanen Walzer einer Drehorgel ſo nahe vernahm. Sie hatte die Thür des Kabinets gegen den Saal aufgeriſſen, und an der Wand gegenüber den hellen Schein der Zauberlaterne, und im Lichtkreiſe den Tod mit Stundenglas und Hippe erblickt, wie er eine Königin zum Tanz führte, die ungefähr das Alter der Baroneſſe haben mochte. Eine ſolche Erſcheinung war für ſie, der noch immer vom Morgen her das fatale Wort Teſtament im Ohr klang, allerdings nicht recht lächerlich geweſen.

Daher konnte ich mir ihren Schrei erklären. Denn, wie ich nachher erfuhr, hatte ſie den Leiermann gewiß nicht gerufen, ſondern der Kerl, vermuthlich aus dem Fenſter des benachbarten Hauſes aufgefordert zu kommen, hatte die Hausthüren verwechſelt, und, von der Magd, die erſt ſeit wenigen Tagen zur Baroneſſe in Dienſt getreten

war, in den Saal geführt, da Platz genommen. Indeſſen eilte ich der Baroneſſe zu Hilfe. Sie hatte vermuthlich im Schreck einen Rückſprung gethan. Denn der kleine Arbeits- und Bettiſch ſammt der darauf ſtehenden Kerze war umgeworfen, und ſie ſelbſt lag ohnmächtig am Boden. Ich hob ſie auf's Sofa mit wahrer Seelenangſt. Ich bemerkte wohl, es ſei noch Leben in ihr. Ich rief die Magd, die erloſchte Kerze anzuzünden. Während dem tappte ich im Halbdunkel umher, eine Waſſerflaſche zu finden, die ſonſt nie im Zimmer der Baroneſſe fehlte. Ich nahm die erſte, welche mir in die Hand gerieth. Ich Unglücklicher! es war eine Dintenflaſche. Ich füllte mit dem kühlen Naß meine Hand und beſprengte ſo reichlich das Antlitz der Ohnmächtigen, daß ſie wunderſchnell zum Bewußtſein zurückkam. Sie verkündete ihre erwünſchte Geneſung mit einem kräftigen Stoß ihrer Fauſt gegen meine Bruſt, daß ich, der ſich deſſen am wenigſten verſah, faſt rücklings zu Boden taumelte. „Verruchte und verfluchte Wirthſchaft!“ ſchrie ſie kreiſchend: „ſchaffe mir den Kerl mit der Orgel fort!“

In der That, der Leiermann orgelte ruhig im Saal ſeine Stückchen, während ſein Bube die fernern Szenen des Todtentanzes an der Wand aufführte. Ich — im Dienſteifer — packte den alten Orgeler und warf ihn zur Thür hinaus

und zur Treppe. Hier verlor der dumme Teufel vom Schrecken, oder von der Nachwirkung meines Stoßes, das Gleichgewicht so vollkommen, daß er mit seinem Kasten von Stufe zu Stufe die breite Stege hinabrollte. Die Orgel schrie noch ein paarmal unter ihm erbärmlich; dann ward Todtenstille.

Jetzt überlief mich die Angst, der Mensch habe vielleicht in seiner Uebereilung den Hals gebrochen. Ich horchte. Der mit dem Licht herbeilaufenden Magd befahl ich einstweilen, vor allen Dingen zur Baronesse zu gehen, die noch im Dunkeln saß. Zu meinem größten Vergnügen hörte ich endlich den Alten sich drunten aufraffen; aber nun lob er an auf eine so läuferliche Art zu fluchen, daß von seinem Geschrei das weite, leere Haus erbebte. Ich war im Begriff, ihm Schweigen zu empfehlen, als ich von der Tante in ihrem Kabinet noch ein weit tolleres Geschrei hörte. Wahrhaftig, nun kam ich in Noth, wohin mich zuerst wenden. In meinem Leben war ich in solchem Gedränge nicht gewesen.

Zum Glück traten Kutscher und Bedienter der Baronesse eben ins Haus, die ihre Abendspromenade gemacht hatten. Ich befahl ihnen, dem heillosen Schreier drunten das Maul zu stopfen, und flog auf Flügeln der Dienstfertigkeit zur Tante zurück. Allein indem ich ins Kabinet ein-

trat, überraſchte mich neues Wunder. Die Baroneſſe ſaß mit einem Spiegel in der Hand auf dem Sofa, grimmig wie ein Pantherthier, und im ganzen Geſicht, wie am Hals, auch auf den Kleidern ſchwarzgefleckt, wie ein Panther. Ich erkannte ſie kaum, ſo ſeltſam war ſie entſtellt. Aber mein Blick auf die vermeinte Waſſerflaſche, die noch neben ihr ſtand, belehrte mich bald, daß ich das meiſte zur Verwandlung der gnädigen Frau beigetragen hatte. Ich hatte, wie geſagt, in der Dunkelheit eine Flaſche ergriffen, worin unſer Tintenvorrath zu ſein pflegte, und mit der ſchwarzen Flut, die ich der Ohnmächtigen angeſprengt, ihre ziehenden Lebensgeiſter glücklich zurückgerufen. Ich ſtand lange unbeweglich und ſteif, und fühlte leibhaftig an mir ſelbſt, wie dem Weibe Lots zu Muthe geweſen ſein mag, als es in eine Bildſäule verwandelt ward.

Natürlich, ich ſtammelte meine demüthigen Entſchuldigungen. Lange wurde ich nicht gehört. Endlich gelang es mir doch, das Wort zu erhalten und meinen Mißgriff in der allgemeinen Verwirrung der Dinge nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar ziemlich zu rechtfertigen. Denn ich ſtellte vor, hier ſei es um Lebensrettung zu thun geweſen, und wenn ein Menſch in Gefahr wäre zu ertrinken, zöge man ihn auch wohl, und wäre er ein König, bei den Haaren aus den Wellen.

Alles war, meiner Meinung nach, bei der Tante wieder auf dem besten Wege; denn vermittelst der einfältigen Magd ward offenbar, daß der Orgelmann mit seinem Todtentanz ganz ohne mein Wissen und Wollen den Teufelsspuk im Hause angerichtet habe. Zwar gnädig war das Mienenspiel der Tante eben noch nicht; doch nahm sie meine Entschuldigungen an, und verzieh mir die „Etourderien und Betisen", wie sie es, die Worte scharf betonend, nannte. Allein mein Unstern wollte durchaus nicht aufhören, mich zu verfolgen.

Denn siehe, da kam Kätzchen Semiramis herein. Alle unsere Katzen nämlich trugen unsterbliche Frauennamen aus dem hohen Alterthum; da sah man noch Kleopatra und Zenobien, Aspasien und Tomyris. Ich hatte in der Verwirrung der Dinge vergessen, die Thür des Speisezimmers hinter mir zu schliessen, und nun waren die Bestien ausgebrochen und hatten Hausdurchsuchung auch in Zimmern angestellt, wohin sie nie den Fuß setzen durften. Mit einem Sprung war die barbarische Semiramis auf dem Sofa und auf dem Schoos ihrer Gebieterin, und diese, als sie ihre Favoritin streichelnd näher betrachtete, stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Denn ein Liebling fraß den andern auf; die Semiramis hatte den Kanarienvogel Bibi zwischen

den Zahnen. Bibi war wirklich ein allerliebſtes Thierchen, nicht nur der Stimme, ſondern auch der Zahmheit wegen. Es pflegte im Saal zu wohnen, da auf einem Tannenzweig unterm Spiegel zu ſitzen und zu ſchlafen, und von der Tante eigenhändig gefüttert zu werden. Es pflegte, ſobald ſie in den Saal trat, ihr zwitſchernd entgegen zu fliegen, um ſie zu liebkoſen. Und Bibi war todt!

So viel Thränen hatte die Tante um den Tod meines Vaters nicht vergoſſen, als ſie jetzt um Bibi vergoß. Ich mußte die mordſüchtige Semiramis forttragen. Aber die hochbetrübte Baroneſſe ließ mich den Abend auch nicht mehr ihr Antlitz ſchauen. Alles hätte ſie mir verziehen: aber den Tod ihres lieben Bibi — das ging über ihre Kräfte hinaus.

Folgenden Morgens verkündete ſie mir, daß wir uns als geſchieden betrachten müßten. Sie gab mir ein Reiſegeld von zehn Louisd'or, und bedauerte kalt, nicht mehr thun zu können; denn auch der geſterige Schattenſpieler war noch erſchienen, und hatte Schadenerſatz für ſeine zerbrochene Orgel verlangt, widrigenfalls er die Gerichte anrufen müſſe.

Ich läugne nicht, bitterer Unwille stieg in mir auf; nicht gegen die Baronesse, denn die kannte ich ja, und daß sie mich am Ende wie einen gemeinen Domestiken verabschiedete, war in der Ordnung der Dinge, weil ich mich selbst zum Bedienten hingegeben hatte: sondern gegen mich, daß ich für schnöde Hoffnung auf anderthalb Millionen mich herabgewürdigt hatte, solche elende Rolle bei ihr zu spielen. Indessen dachte ich an die fürstlichen Höfe, und wie da mancher um weit weniger noch niederträchtigere Dienste leisten muß. Und ich war doch Neffe und die Baronesse meines Vaters Schwester! — Aber eine Bitte um Versöhnung, ein Wort um Gnade konnte ich nicht über meine Lippen bringen. Ich nahm die paar Goldstücke als wohlerworbenen Lohn; sagte ihr mit stolzer Verachtung ein kaltes Lebewohl; packte Kleider und Wäsche; schickte den Reisekoffer mit Fuhre hundert Meilen weiter nach Wien und wanderte ihm wohlgemuth zu Fuß nach, mein Glück in der offenen Welt zu suchen.

Noch war ich keine zwei Stunden gewandert, rollte mir eine glänzende Equipage entgegen. Ich sah im halboffenen Wagen den Marschall Tangelheim, den ich lahm geschossen, und seine Schwester, die Gräfin, deren Gemahl zu werden ich

verſchmäht hatte. Beide erkannten mich, und wandten ihr Geſicht mit Verachtung von mir ab, wie höflich ich ſie auch grüßte.

Dieſe Erſcheinung gab mir zu allerlei Betrachtungen Stoff. — Was habe ich mir vorzuwerfen, daß ich nicht, wie dieſe, in glänzender Equipage dahin rollen kann, ſondern als armer Verbannter aus der Vaterſtadt wandern muß, wo mich jetzt Keiner mehr kennen will? Daß mein Vater übel hausgehalten, war nicht meine Schuld geweſen; daß ich auf Koſten des Ehrgefühls eben nicht meinen Namen zum Liebesmantel machen wollte, um damit die Schande einer Gräfin und ihres durchlauchten Liebhabers zu verhüllen, war keine Todſünde; daß ich an dem Unglücksabend Dinte mit Waſſer verwechſelte und Semiramis den Bibi fraß, kann der ſtrengſte Richter nicht mit dem Verluſt von anderthalb Millionen ſtrafen. — Item, ich war nun, wie man zu ſagen pflegt, auf die offene Landſtraße hingeſetzt, und mußte Jagd auf Abentheuer machen.

Am Ende nützen weder Klugheit, noch treue Dienſte, um in der Welt ſein Glück zu machen, wenn man beſtimmt iſt, der Spielball widerwärtiger Umſtände zu werden. Ich möchte deswegen auch keinen Premierminiſter, keinen Generalfeldmarſchall, keinen Kardinal und Papſt, für weiſer, klüger oder beſſer, und keinen Landſtreicher,

Bettler, Bauer und Handwerksburschen für unweiser oder schlechter halten, weil jene in Seiden und Gold, diese in Lumpen gehen, jene in Palästen, diese in Hütten wohnen. Alle spielen unterm Monde die Rollen, nicht welche sie wollten oder erwarteten, sondern die ihnen das Verhängniß gab.

Das aber soll den Muth des Mannes von Kopf und Herz nicht niederschlagen. Denn wahrhaftig, Tugend und Einsicht müssen auch keine Münzen sein, mit denen man sich blos Paläste, Equipagen und Prachtkleider kauft; sonst macht man das Edlere zum Mittel für das Geringere. Sondern eben der innere Schatz, das ist der Schatz des Menschen; das sein Glück, seine Hoheit, seine Herrlichkeit. Alles Andere unterm Mond ist Kartoffel oder Ananas, von denen jenseits der Zähne nichts Erfreuliches mehr übrig bleibt.

Ungefähr das waren meine Gedanken, die in mir der Anblick der Tangelheimschen Equipage erregte. Ich hatte schon bei der Baronesse Brandenberg philosophiren gelernt; aber das war mir, besonders wenn ich auf meinen ehemaligen Stand am Hofe zurücksah, zuweilen etwas sauer angekommen. Ich war, wie es die meisten Menschen sind, ein Gewohnheitsthier, und mußte mich erst von den falschen Einbildungen entwohnen, die

man uns als Kindern über den Werth der Dinge, über Schein und Wirklichkeit, über Glück und Unglück, über Ziel und Mittel zu geben pflegt. Am Hofe hatte ich, wenn es Anlaß gab, wohl auch mitunter über Philosophen mich lustig gemacht, weil ich mir darunter entweder einen gelehrten Narren, oder pedantischen Schulfuchs dachte. Jetzt hatte ich in der Schule des Schicksals philosophiren gelernt, und begriffen, daß ein Mensch, der seine Leidenschaften bändigen, Geburt, Geld, Würden, Pracht, Ruhm und andere Gaben des Zufalls, die Götzen des großen Haufens, für Nichts, einen freien Sinn, ein reines Herz, ein zufriedenes, gottergebenes Gemüth für das Edelste halten kann, nothwendig dem gemeinen Mann vom Throne herab bis zur Bettlerhütte als ein beklagenswerther Querkopf erscheinen muß.

Ihr seht, ich war ein ziemlich guter Philosoph aus der alten Schule geworden, und, unter uns gesagt, ich bin es noch und will es bleiben, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie, meine liebenswürdige Gräfin, zuweilen das Näschen dazu rümpfen konnten.

Als ich in Wien angekommen war, sah ich meine kleine Baarschaft schon ziemlich eingeschmolzen. Ich mußte darauf denken, Brod zu verdienen. Ein fein Brod verdienender Baron

iſt aber bekanntermaßen ein Unding. Man muß die Welt nehmen, wie ſie iſt. Ich hatte daher ſchon unterwegs meine Baronſchaft abgethan, und mich aus einem Thomas von Heuwen kurzweg in einen ehrlichen, freien Thomas Heu umgebürgert.

Thomas Heu ſuchte als Gelehrter ſein Unterkommen, als Hauslehrer, als Profeſſor u. dgl. Allein er ſuchte vergebens, weil er keine Empfehlungen hatte, keine Zeugniſſe vorweiſen konnte, und nichts als ſeinen Paß und ſeine Kenntniſſe beſaß. Um nicht auf der Straße ſchlafen zu müſſen, verkaufte er ſeine Brillantringe, und verſuchte nebenbei ſein Glück als Miniaturmaler. Es war für ihn wenig zu verdienen. Er mußte ſpottwohlfeil arbeiten und verzehrte mehr Geld, als er einnahm.

Indeſſen brachte mich meine neue Kunſt mit andern Künſtlern in Bekanntſchaft, unter andern mit einem gewiſſen Maler Herebert. Der Menſch gefiel mir. Er war von immer fröhlichem Sinn, ſehr genialiſch, äuſſerſt gutmüthig, aber noch ärmer, als ich. Ich unterſtützte ihn; doch lange konnte das nicht dauern, wenn ich nicht ſelbſt dabei zum Bettler werden wollte.

Pater Viralis.

Eines Tages kam Herebert zu mir und sagte: „Weißt du was, Heu! Hier in Wien müssen wir beide verhungern, und lernen für die Kunst nichts. Gehen wir beide nach Rom; studiren wir da die Werke der alten Meister; vollenden wir uns! Kommen wir dann nach Jahr und Tag zurück: so sind wir gemachte Leute. Dann fehlt's uns nicht. Schon das Wort: Ich bin in Rom gewesen! ist ein Zauberwort für die großen Herren."

„Aber, Herebert, wovon die Reisekosten bestreiten?"

„Ei, Brüderchen, ich spiele die Violine nicht übel, wie du weiß; du bläsest ja die Flöte trefflich. Wir musiziren von Dorf zu Dorf, und kommen so mit freier Zeche in Lust und Freuden nach Rom. Und dort lebt ja der auch, der den jungen Raben sein Futter gibt."

Der Einfall war nicht übel. Fort von Wien wollt' ich; mir war's gleich, wohin. Wo konnte ich wissen, daß mein Waizen blühe? Ich kaufte dem Herebert die Violine, mir die Flöte. So wanderten wir über das Gebirg. Im ersten italienischen Dorf versuchten wir an einem Sonntage unsere neue Kunst. Alles ging über unsere

Erwartung. Wir machten die Jugend des Dorfs bis tief in die Nacht springen und ärnteten gut. Aber folgendes Tages hieß es bei uns, wie gewonnen, so zerronnen. Wir kamen im Gebirg zu einer Bande Kesselflicker, Korbflechter und Knopfmacher, die nach Gaunerart im Gebüsch lagerte. Die Kinder spielten, die Weiber wu'schen Hemden oder kochten; die Männer trieben ihr Handwerk. Sie luden uns zu Gast. Die Eierkuchen dufteten uns lieblich an; Hunger hatten wir; wir schluzen also das freundliche Anbieten nicht aus. Dafür, nach gesättigtem Magen, spielten wir ihnen eins auf. Man sang und tanzte. Als wir aber Abschied nahmen, verlangten sie Zahlung für die Bewirthung, das heißt, unser Geld. Die Kerls umringten uns mit Pistolen und Stileten, während die Weiber und Kinder unsere Taschen leerten, und alle Falten unserer Kleider nach verborgenen Schätzen durchfühlten. Im Hui hatt' ich Geld, Uhr und Ringe, Alles verloren. Man nahm uns die Habersäcke mit Kleidern und Wäsche, und nur mit vielen Bitten erhielten wir, daß man uns Violine und Flöte ließ. An Gegenwehr war hier nicht zu denken.

Das Abentheuer war verdrießlich, doch brachte es uns gar nicht um die gute Laune. Vielmehr wir belustigten uns weidlich über die tolle Szene und fanden in ihr große Aehnlichkeit mit dem

politiſchen Treiben der feinen Welt. Es iſt ein ganz eigenes und gar nicht unangenehmes Gefühl, gar nichts zu haben, als ſich ſelbſt; die weite Welt unter den Füßen, und das waltende Schickſal über dem Haupt.

Wir ſöteten und geigten uns glücklich des Lebens Nothdurft und Nahrung zuſammen. Der Sonn- und Feſt- und Markttage iſt in Italien kein Mangel, und das kam uns zu ſtatten. Wohlgemuth zogen wir in Rom ein und hatten noch ein paar Baiocchi übrig. Der Anblick der unſterblichen Weltherrſcherſtadt, von wo aus die europäiſche Kultur ging, und groſſe Staatsmänner und Helden lange Zeit, nach ihnen kluge Biſchöfe, die fremden Völker und Könige in Unterwürfigkeit hielten, beſtärkte mich ſehr in meiner philoſophiſchen Faſſung. Was iſt von den Thaten und Werken der Weltherren geblieben? Cäſars geiſtiges Leben in ſeinen Kommentarien iſt für uns nach Jahrtauſenden noch mehr werth, als die ganze Reihe ſeiner Siegesfelder. Statt des Kapitols übt noch der Vatikan die Rechte, welche Geiſtesüberlegenheit immer über Geiſteſchwäche hat. Aber die Nationen wachſen an Einſicht, und bald wird die Curia romana auſſer dem Patrimonium Petri keine Befehle mehr ertheilen.

Mein Reiſegefährte war ſo glücklich, ſchon den andern Tag in Rom alle Schulden tilgen zu

können, die er bei mir in Wien gemacht. Er hatte nämlich ganz zufällig in einem Kaffehause einen jungen Fürsten gefunden, deſſen Lehrer er einſt geweſen war. Dieſer, von alter Anhänglichkeit oder durch Mitleid über das bittere Loos des guten Menſchen und genialiſchen Künſtlers bewogen, hatte ihn zu ſich genommen. Herbert ſollte ihn nun als Maler durch Italien begleiten. Sein fürſtlicher Gönner kattete ihn freigebig aus.

Mir war das Schickſal gar nicht ſo hold. In der Kunſt war ich blos Liebhaber. Doch verſuchte ich's mit dem, was ich hatte und wußte, mich zu vervollkommnern. Aber mit dem Reißblei und dem Pinſel, oder auch nur mit der Flöte, etwas Geld zu verdienen, dazu war keine Hoffnung. Ich lebte von dem, was ich durch Herberts Freundſchaft empfing. Auch dies dauerte nicht lange: denn Herbert verließ Rom bald im Gefolge ſeines Fürſten, bei dem er umſonſt Anſtellung für mich geſucht hatte. Unterdeſſen blieb kein Winkel Roms von mir ungeſehen, und wohlgemuth und ſorgenlos lebte ich von einem Tag in den andern hinein. Ich war reich, weil ich wenig Bedürfniſſe hatte. Zuletzt, da meine kleine Baarſchaft abnahm, dachte ich ſchon daran, Italien wieder zu verlaſſen, als mir neue Hilfe kam.

Auf einer ſteinernen Bank vor einem Kloſter in der Nähe Roms ſaß ich eines Tages, als ſich

ein alter Mönch mit ſchneeweißem Bart freundlich zu mir niederließ. Wir traten zuſammen in Geſpräch. Meine Einfälle beluſtigten ihn, weil ich ein Deutſcher war. Denn auch er war ein Deutſcher, und nannte ſich Pater Vitalis. Da er meine geldbedürftige Lage erfuhr, lud er mich für alle Tage in ſeinem Kloſter zu Gaſt, und ſo konnte ich ohne Kummer meinen Wunſch erfüllen, noch länger in Rom zu bleiben. Von Zeit zu Zeit unterſtützte mich auch der wackere Geiſtliche mit einigem Gelde. Er nannte mich nur ſeinen Sohn, und ich ehrte ihn zwie einen Vater. Er gab ſich viel, aber vergebliche Mühe, mir irgendwo ein anſtändiges Plätzchen in irgend einem guten Hauſe zu verſchaffen.

„Mein Sohn,“ ſprach er eines Tages, da ich mit ihm auf der Höhe der Villa Albani luſtwandelte, „das Glück iſt dir nicht hold in Italien. Ich rathe dir, es auf vaterländiſchem Boden zu ſuchen.“

Dies Wort gab mir Anlaß, ihn zu verſichern, daß ich kein Glück ſuche, ſondern, wenn ich nur Kleider und Nahrung habe, beides zur Nothdurft, ließe ich mir's genügen. Da das Wenigſte genüge, meine kleinen Bedürfniſſe zu ſtillen, wäre ich immer im Stande, das Wenige zu erwerben, müßte ich es auch als Almoſen nehmen; denn ich ſchäme mich der Almoſen ſo wenig, als der Ar-

heit. Ich bäte ihn daher, ſich meinetwillen keine fernere Mühe und Bekümmerniß zu machen. Ich wäre ſo reich, wie der Vogel in der Luft, dem die Welt gehöre.

„Doch mußt du an die Tage des Alters denken, denn ſie denken an dich, mein Sohn, jene Tage, von denen du ſagen wirſt, ſie gefallen mir nicht. Du mußt daran denken, dir einen bleibenden Sitz zu ſchaffen. Auch der Vogel in der Luft weiß ſein Neſt.“

„Ehrwürdiger Vater,“ ſagte ich, „ſoll ich thörichterweiſe meine ſchönen Tage vergeuden und opfern, um im Alter ein paar Jahre, ſtatt Brod und Salz und Waſſer, einen Braten, oder, ſtatt des Lagers auf Stroh und Laub, ein Federbett zu haben? Iſt es der Mühe werth? Weiß ich, ob ich ein ſpätes Alter erreiche? Und wenn ich es erreiche, weiß ich nicht, daß Gott dann auch nahe iſt?“

„Aber was iſt der Zweck deines Reiſens, mein Sohn?“

„Ei nun, ehrwürdiger Vater, dieſe Welt zu ſehen, in der ich nun einmal lebe, und zu lernen, und weiſer zu werden, das heißt glücklicher. Ich treibe es, wie die alten Philoſophen der Griechen es trieben, ziehe umher, wie ſie, zu den fremden Völkern und lerne. Habe ich meine Lehrjahre

vollbracht, werde ich irgendwo mein Erlerntes den Menſchen nützlich machen können."

Der Alte lachte, ſtellte ſich vor mich hin und betrachtete mich von Kopf zu Fuß mit einem ſonderbaren Blick. „Du biſt wahrhaftig mehr, als ich glaubte!" rief er aus: „Laß dich in deinem Lebensplan nicht ſtören. Du haſt das rechte Ziel ergriffen. Ich geſtehe dir, du biſt auf dem Wege zum höchſten Gut; denn ich verſtehe dich, weil ich denſelben Weg gegangen bin, und mein Ziel nicht verfehlt habe. Daß ich zuletzt in ein Kloſter ging, geſchah, weil ich müde vom Wandern war, und es mir gleichviel galt, wo ich ausruhte. Ich habe die Welt vielſeitig geſehen, und Alles anbetungswürdig gefunden, was ich von Gottes Werken ſah, und wenig Löbliches an dem gefunden, was ich von Menſchen gethan ſah. Ja, ich geſtehe dir, daß ich oftmals glaubte, allein in der Welt zu ſein mit meinem Gott, und daß ich nicht zum menſchlichen Geſchlechte gehöre, mit dem ich der Geſtalt nach verwandt war. Denn ich verſtand der Menſchen Treiben nicht, und ich ward von ihnen nicht begriffen."

„Aber," ſagte ich, „ehrwürdiger Vater Vitalis, Ihr fandet doch Ausnahmen von der Regel?"

„Allerdings," antwortete der Greis, „göttlichen Geiſter begegnete ich, aber nur einzelnen,

zerstreuten, verkannten oder sich selbst vor dem feindseligen Geschlechte verbergenden Engeln, die sich nicht hatten ihre Kindesheiligkeit im spätern Alter entweihen lassen. Ihre Kindesheiligkeit! Denn die Kinder sind edler als die Aeltern, reiner, leidenschaftfreier, vorurtheilloser, zärtlicher, menschenliebender, harmloser. Einem wahrhaft weisen Manne kann nicht wohl sein unter den Alten; er ruft daher mit dem Sohn Gottes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Und wenn wir nicht werden, wie sie, können wir nicht in's Himmelreich eingehen.“

„Ach, Pater Vitalis, so ist das Himmelreich noch fern von dieser Welt.“

„Leider, mein Sohn; noch fern; aber es kommt! Die Welt ist noch sehr jung. Was bedeuten sechstausend Jährchen, von denen die Weltgeschichte spricht? Alles schreitet der Vollendung zu. Glaube mir das, und glaube es der Weltgeschichte. Die heutige Menschheit ist noch ganz ungöttlich, blos dem Thierischen nachjagend, dessen Eitelhaftigkeit sie durch Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, Handel, Erfahrung zu verhüllen und behaglicher zu machen sucht. Wie muß dem reinen Menschen unter diesen Kunstthieren zu Muthe sein? Siehe an unser gemeines Volk in den Dörfern und Städten: es sind geist- und leibeigene Geschöpfe, mit der Hauptbestimmung

von der Wiege bis zum Sarge, nichts Wichtigeres zu kennen, als sich aus ihrer Erdscholle Futter zu ziehen, und andern Stärkern, die nicht arbeiten, sondern im Müßiggang prassen wollen, davon die Hälfte abzugeben. Siehe an die sogenannten Großen, die Höfe der Mächtigen: sie sind nur geschminkter, geputzter, aber nicht minder thierisch. Sie wollen nur Geld, nur Herrschaft, nur Gewalt, nur Wollust. Siehe an unsere Heere: Hunderttausend gehen hinaus, Hunderttausend zu schlagen, zu morden, zu berauben, nicht für ein heiliges, unveräusserliches Recht, sondern wie gedankenlose Maschinen für eine Grille der Höfe, für die Laune eines Herrn, oder seines Dieners, oder auch seiner Beischläferin. Siehe an unsere Kirchen: ach mein Jesus, wie übel hat dich die Welt verstanden und begriffen! Es ist Heidenthum rechts und links; der Altar dient dem Priester, der Mensch macht die Religion. Siehe an unsere sogenannten gebildeten Stände: was ist ihr höchstes Gut? Recht haben zur Ungerechtigkeit für Andere, Titulaturen, Stolz auf thierische Abstammung von Vorfahren, Geld haben. Siehe an unsere Gesetzgebungen: sie strafen die Verbrechen an den Schwachen, und die Starken, welche das Gesetz geben, verhöhnen dasselbe durch Unzucht, Ehebruch, Raub, Mord und andere Bosheit. Wer straft sie? — Siehe an unsere Staatenordnungen:

es ſind Schöpfungen nicht zum Beſten der Völker ſowohl, als der Einzelnen, welche die Volker wie Eigenthum und Gut betrachten. Das Alles ſchon hatten die Perſer, Meder und Aſſyrer und Andere vor Jahrtauſenden, nur mit andern Namen. Und gerade weil das ſchon längſt ſo in der Welt geweſen, überredet man ſich, es müſſe das ſo ſein, und könne nicht anders werden, ohne Frevel zu begehen. Wahrhaftig, mein Sohn, es iſt ein frevelvoller Aberglaube, ein Ding um ſeines Alters willen ehrwürdig zu preiſen. Nichts iſt ehrwürdig, als das Göttliche, als das Ewige; aber dies iſt am wenigſten bei den Alten, darum ſollen wir es unter uns herſtellen. Wie kann das alte Thieriſche ehrwürdig ſein? Es taugt eben darum am ſchlechteſten, weil es alt worden iſt."

Univ. Bibl. München

Ungefähr ſo ſprach der menſchenfreundliche Pater Vitalis. Er ſprach vor mir ſtehend, wie der Jünger Jeſu einer. Nun ging ich von da an zu ihm in die Schule. Rom mit allen ſeinen Kunſtſchätzen hatte nichts Herrlicheres, als dieſen erhabenen Mönch, dieſen Vitalis, den Keiner kannte und achtete.

Die Terra santa.

Allein ich genoß der Belehrungen des ehrwürdigen Vitalis nur noch während der Wintermo-

nate. Der folgende Frühling legte ihn in's Grab und bedeckte ihn mit seinen Blumen.

Wenige Tage vor seiner Auflösung besuchte ich ihn. Er war sehr schwach, doch heiter und freundlich. „Mein Sohn," sagte er, „ich fühle in meinem Innern, Gott ruft meinen Geist zu andern Verbindungen. Meine achtundachtzig Jahre sind mir wie Traum. Ich fühle, daß ich noch derselbe bin, der ich in meinem achten Jahre war; nur daß dieser Leib um mich her morsch geworden ist. Ich freue mich eines neuen, edlern Zustandes, den mir die ewige Liebe anweisen wird. Glaube mir, dem Sterbenden, es ist nichts erquickender in den letzten Stunden des Athmens, als das Bewußtsein einer festen Gottinnigkeit, die man durch das volle Leben getragen hat, und daß man zuletzt weiß, warum man eigentlich gelebt habe. Das wissen Millionen und Millionen nicht. Sie kommen, wie die Pflanzen und Thiere des Feldes, nähren sich mühsam, pflanzen ihr Geschlecht fort, und sterben."

„Ich habe", fuhr er fort, „noch eine kleine irdische Sorge um dich. Bald kann ich dich nicht mehr unterstützen. Doch will ich dir einen kleinen Behrpfenning geben, mit dem du durch Italien getrost wieder nach Deutschland gehen kannst. Er liegt hier." Und bei diesen Worten zeigte er auf

ein kleines Käſtchen und einen Pergamentbrief neben ſich. „Siehe, die Italiener ſind voll Aberglaubens und Vorurtheils; das iſt der letzte Schimmer oder die Morgenröthe einer Religion, und darum immer achtungswürdig. Ein frommer Aberglaube wiegt noch immer ein philoſophiſches Syſtem der Unreligion auf, das heißt, eine künſtliche Schutzrede des Beſtenthums der Menſchheit. Laß unſere Italiener vor ihren heiligen Bildern anbetend knien, ſelbſt wenn ſie eine Hebe oder Ceres, vor denen ſchon das heidniſche Rom opferte, chriſtlich als die Gottesgebärerin verehren. Beſſer, daß ſie es thun, als nichts Heiliges mehr kennen. Nicht der Staub, ſondern der Sinn iſt das Heilige. — Nimm dies Käſtchen. Es enthält Erde vom heiligen Grabe zu Jeruſalem, welche ein frommer Mönch, der vor mehrern Jahren in dieſem Kloſter geſtorben iſt, von ſeiner Wallfahrt aus dem gelobten Lande mitbrachte und mir als ſein Vermächtniß hinterließ. Dies Document iſt die päpſtliche Urkunde von der Aechtheit und Verehrungswürdigkeit der Terra ſanta, oder des heiligen Grabſtaubes. Nimm dies. Man wird dir kleine Theile dieſer Erde gern und theuer bezahlen, und du wirſt bis Deutſchland nicht Mangel leiden, wenn du dich mit gehöriger Klugheit benimmſt, wiewohl dieſe Erde, wenn ſie vom heiligen Grabe iſt, nicht

edler iſt, als andere Erde. Nicht der Staub, ſondern die Andacht iſt das Heilige."

Ich dankte dem guten Pater. Er nahm heitern Abſchied von mir. Den folgenden Tag war er viel ſchwächer; er ſprach kaum mehr, ſondern ſchlummerte meiſtens. Am dritten Tage, als ich kam und er mich erblickte, lächelte er mich zufrieden an, ſchloß die Augen, lächelte nach einigen Minuten im Schlafe, und athmete nicht mehr.

Pater Vitalis wird mir, ſo lange ich lebe, unvergeßlich ſein. Er iſt der Höchſte unter allen Sterblichen, die ich je kennen gelernt hatte. Ihn kannten Wenige.

In Rom war nun meines Bleibens nicht länger. Ich hatte die Bekanntſchaft eines jungen, liebenswürdigen Mannes aus der Schweiz gemacht; er war ſeiner Kunſt nach Arzt, ſeiner Gemüthsart nach, bei vielen trefflichen Eigenſchaften, leichtſinnig, und dabei arm wie ich, oder vielmehr noch ärmer als ich. Ich weiß nicht, durch welche Umſtände er nach Rom gerathen ſein mochte. Er ſehnte ſich nach Deutſchland zurück. Ich machte ihn zu meinem Reiſegefährten, und wies ihm das Vermächtniß des Pater Vitalis, das uns Beiden helfen konnte. — Bei den Römern ſelbſt fand ich von meiner Terra ſanta gar keinen Abſatz. Man muß in den Fabriken nicht feil bieten, was man dort ſelbſt fabrizirt. Aber ein paar Tagreiſen von

Rom entfernt, stieg die Terra santa schon im Preise. Die päpstliche Urkunde, von der bei jedem Verkauf einer Portion Erde eine notarialische Abschrift genommen ward, rettete uns vielmal vom Verdacht, gemeine Landstreicher und Betrüger zu sein. So bereicherten wir manche Kirche, und die Kirchen hingegen bereicherten uns. Bald konnten wir uns aus dem Erlös von unserer Waare anständiger kleiden; bald, statt zu Fuß wandern zu müssen, einen Vetturino miethen. Am Ende verdroß uns, bei so bewandten Glücksumständen, Italien allzuschnell verlassen zu müssen. Wir gingen nach Neapel, von Neapel nach Florenz. Wir durchzogen die ganze schöne Halbinsel nach allen Richtungen, und litten nie Mangel.

Freilich, die Terra santa im Käschen nahm ab; aber in der Ueberzeugung, daß eine Erde so heilig sei, als die andere, füllten wir fleißig nach, und das päpstliche Zeugniß sprach so segnend für die eine wie für die andere. Nie ist Grund und Boden in Italien theurer verkauft und nie lieber bezahlt worden. Wir trieben einen Handel eigener Art; indessen er war wie jeder Reliquienhandel. Mit einer Prise Staub machten wir beglückte Leute. So viel vermag der Glaube.

Sobald wir deutschen Boden berührten, nahmen Glauben und Kauflustige ab. Zum Glück hatten wir gut gesammelt und sparsam gelebt. Ich

verkaufte zuletzt in einer reichen Abtei das Käſtchen, friſch gefüllt, ſammt der Originalurkunde um eine namhafte Summe. So kamen wir wieder nach Wien mitten im Winter. Da blieb ich, um das Frühjahr zur Fortſetzung meiner Wanderungen, und Nachrichten von der Baroneſſ Brandenberg zu erwarten, der ich in der Hoffnung ſchrieb, ſie werde den Tod Bibi's verſchmerzt und mich wieder begnadigt haben.

Voller Sehnſucht harrte ich der Antwort. Sie kam, aber von fremder Hand. Ich erfuhr, meine Tante habe das Zeitliche mit dem Ewigen vertauſcht; ihre einzige geliebte Nichte zur Univerſalerbin erklärt; wäre weder meiner noch irgend eines Andern, ſondern nur ihrer hinterlaſſenen Katzen und Vögel mit einem Legat eingedenk geweſen, und habe die Univerſalerbin zur Vollſtreckerin ihres letzten Willens erklärt. Das ward mir auf Befehl der Univerſalerbin vom Gemahl derſelben freundvetterlich gemeldet.

Glücklicher ging es meinem Reiſegeſellen, dem Schweizer. Die ruſſiſche Regierung lud damals Aerzte aus Deutſchland, die ſich im Norden anſiedeln wollten, unter vortheilhaften Bedingungen ein. Mein Schweizer empfing Empfehlungen und ging nach Rußland. Im Vorbeigehen will ich noch von ihm ſagen, daß ich ihn nach einigen Jahren zufällig wieder in Deutſchland traf, als

er aus Rußland verwiesen zurückgekommen war, und trotz der Gefahr, nach Sibirien wandern zu müssen, noch einmal dahin wollte. Beim Glase Wein vertraute er mir sein seltsames Schicksal. Er war im Norden begünstigter Liebhaber einer Fürstin geworden. Zum Wahrzeichen dessen zeigte er mir ein Armband von köstlichen Brillanten schimmernd, das er, als Geschenk der Geliebten, auf dem bloßen Arm unter Hemd und Rock trug. Ich warnte ihn vor der Rückkehr; man scherzt dort mit Verwiesenen nicht. Er ging demungeachtet. Nie habe ich wieder von ihm vernommen.

Das Haus des Invaliden.

Ich wünschte meiner Tante sanfte Ruhe, und verzieh ihr gern, mich zum Philosophen, statt zum Millionär gemacht zu haben. Es war mir an den anderthalb Millionen weniger gelegen für mich selbst — denn auch bei anderthalb Kreuzern konnte ich froh leben — als es mir für Andere lieb gewesen wäre, damit wohlthätig zu wirken. Denn ich läugne nicht, wie gering auch meine Bedürfnisse waren, *eins* blieb dennoch vorherrschend und ich konnte es nicht stillen, nämlich *nützlich* zu sein. Der achtzigjährige Vater Vitalis lebte schon in den Tagen der Ruhe, als er mit aller Verzichtung blos der beschaulichen Lebens-

weise angehörte: ich aber blutte in der Fülle meiner Kraft, und hatte einen Thatendrang, den ich vergebens zu befriedigen sann. Man will nicht umsonst in der Welt daseyen, ich stand umsonst da. Nicht nur fehlten mir alle Mittel, nutzlich zu wirken: selbst mich, der ich überall meine Kenntnisse und Fähigkeiten anbot, wollte man nicht einmal als Mittel gebrauchen.

Es fehlt in der Welt für Nichts Trost, und der meinige war, das Meinige gethan zu haben. Die allwaltende Vorsehung hat ihre Gründe, warum sie den Minderwürdigen, wider sein Erwarten, in große Wirkungskreise erhebt, die er weder ausfüllen kann noch mag; und warum sie den Mann von Geist und Herz und Willen, der vergebens ringt, das Bessere zu leisten, in seiner Ohnmacht verläßt und in den kleinsten Thatkreis einbannt.

Also schüttelte ich den Staub von meinen Füßen, zog aus der Kaiserstadt fort, und, war gleichviel, wohin? wechselsweise bald diesem, bald jenem Wege nach, der mich anlockte, entweder weil er bequemer schien, oder weil er romantischer schien, oder weil er von Andern bewandert wurde, mit denen ich mich unterhalten wollte.

Das Landstreicherleben hat viel Ergötzliches durch die Anmuth der wechselnden Bilder und Be-

gegnisse, die am Wanderer bunt vorübergehen, ihn mit aller Macht für den Augenblick beschäftigen, und keinen Eindruck hinterlassen und vergessen sind, sobald sie verschwinden. Aber es ist auch erhebend und stärkend für das Gemüth. Der Mensch gehört da Keinem, als sich selbst, an; ist immerdar nur auf die eigene Kraft gestützt; hat keinen Freund, als den großen, unsichtbaren Geist, der ihm überall begegnet; sieht nicht den einzelnen Menschen allein, sondern die Menschheit von Oertlichkeiten, Verfassungen und Himmelsstrichen verschieden gestaltet und gedrängt; sieht den Wechsel der Gesetze, der Bauarten, der Sitten, der Nahrungszweige; sieht die bunten Formen der Religionen, in allerlei Weise von den Sterblichen ergriffen. Weil man so Vieles sieht und übersieht, wird man eines Vorurtheils um des Andern frei, und es verliert Alles seine scheinbare Heiligkeit, Ehrwürdigkeit und Größe. Man hat die Empfindungen, welche der hat, der ein weites Land vom Gipfel des Gebirgs betrachtet, wo die Dörfer wie Maulwurfshügel, die Städte wie kleine Schutthaufen, die prachtvollen Heere wie Ameisenzüge erscheinen.

Nachdem ich sechs oder acht Wochen umhergestrichen war, mißfiel mir doch zuletzt das zwecklose Treiben. Du hast nun, dachte ich, keinen andern Beruf in der Welt, als auf's Gerathe-

wohl von Weſten nach Oſten, von Süden nach Norden zu fahren; warum den Beruf nicht zur Wohlthat deines Geſchlechts gemacht? Du möchteſt gern Großes leiſten, und jagſt nichtswürdigen Abentheuern nach. Hinaus mit dir in unbekannte Weltgegenden, die nie oder ſelten ein Europäer ſah; mache Entdeckungen für die Menſchheit, erforſche die Sitten, Ordnungen, Religionen entfernter Völker, von denen man kaum ihren Namen weiß; unterſuche die Pflanzenſchätze derſelben, die Thiere, die Geſteine jener ungekannten Regionen.

Der große Gedanke durchſchauerte mich mit niegefühltem Entzücken. Ich ſchien nun erſt meine Beſtimmung zu erkennen und mein Verhängniß zu verſtehen, und bedauerte, erſt ſo ſpät auf dieſen Einfall zu kommen. Nun war nur noch die Frage, wohin? Meinen Füßen Alles, meinem kleinen Geldvorrathe Nichts vertrauend, mußt' ich den Sinn an Seereiſen ſogleich aufgeben. Alſo eine Fußreiſe nach Aſien, durch Rußlands Süden, zum kaſpiſchen Meer, durch Perſien und Dſchagatai in das hohe Tibet; von da bis zur chineſiſchen Mauer, durch die Steppen der Mandſchutataren, dann ſüdwärts in die noch wenig bekannte Halbinſel Corea und ihre dreihundert Städte.

Dabei blieb es. Ich war ſogleich reiſefertig,

und machte rechtsum gegen Nordostnord, vor der Hand dem kaspischen Meere zu.

Am siebenten Tage meiner Reise nach Asien — es war ein schöner Sommerabend — lag ich, um auszuruhen, im Schatten einiger wilden Rosengebüsche, die, über einem Felsenblocke herabhängend, ein freundliches Dach wölbten. Die Gegend umgab mich ungemein reizend. Es war ein fruchtbares, wohlgebautes Land zwischen Hügeln. Ich übersah es weit, denn ich lag auf einer Höhe am Rand eines Waldes. Zu meinen Füßen floß ein Bach, der nicht weit von mir rechts einen Wasserfall bilden mußte, denn ich hörte das Rauschen seiner stürzenden Wellen. Zwischen Kornfeldern und Hügeln, wohl eine Stunde von mir entfernt, glänzte der Thurm einer Dorfkirche aus Gebüschen hervor. Im duftigen Hintergrunde entdeckte ich ein Städtchen.

Hier wäre gut wohnen! dachte ich: Warum muß ich heimathlos, wie ein Kain, umherirren, ohne bleibende Stätte? Warum kann ich keine Erdscholle die meinige nennen? Die Welt ist vertheilt; ich bin leer ausgegangen. Wie wohl würde mir sein, könnte ich in jenem Dörfchen zwischen den Hügeln und Saatfeldern ein Strohdach mit wenigen Hufen Landes besitzen. Ich könnte im Kreise der harmlosen Landleute mit meinen Erfahrungen und Kenntnissen tausend Gutes thun!

Sie würden mich lieben lernen. Ich würde ihr Freund werden. Ich wäre wieder an die Welt geknüpft, von der losgerissen ich nun wie ein welkes Laub im Spiel der Winde eitel umherflattere.

So dachte ich, und vergaß faſt ganz meine Reiſe nach Tibet und China und Corea in den ſüßen Träumereien, die ſich mir einſchmeichelten. Wer iſt immer ſeiner Gedanken und Träume Meiſter? Ich ward in den Spielen und Klagen meiner Einbildungskraft recht wehmüthig. Da kam ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren daher, ländlich einfach gekleidet, baarfuß, aber ſauber. Es kam am Walde um den Vorſprung des Gehölzes den Fußweg daher, und ſah mich mit verwunderten Augen, ging an mir vorüber und grüßte einen guten Abend recht freundlich. Da fragte ich: Wohin, mein Kind? — „Nicht weit!“ antwortete es, und blieb vor mir ſtehen und betrachtete mich neugierig: „Gar nicht weit. Ich ſuche nur unſere Ziegen, die hier im Walde in der Nähe weiden, und will ſie heimtreiben, denn es iſt ſpät genug. Freilich, wenn die Sonne untergeht, kommen ſie von ſelbſt. Aber ich will ſie zeitiger melken, daß ich mit dem Vater noch Gabrielen eine Strecke Wegs entgegengehen kann.“

„Wer iſt denn Gabriele?“ fragte ich, und konnte mich nicht ſatt ſchauen an der lieblichen

Gestalt des Kindes, das in heiterer Unschuld vor mir dastand.

„Ei nun, meine Schwester heißt so. Sie ging den Morgen in das Städtchen mit Eiern und Käse zum Verkauf. Zuweilen begleite ich sie auch hin, wenn ich ihr tragen helfen muß. Heute aber konnte sie es wohl allein, denn wir hatten so viel nicht auf den Markt zu bringen. Auch mußte ich den Morgen das Haus hüten, weil der Vater in's Dorf ging, wo er eine Bestellung von Schnitzwaaren, zwei Dutzend hölzerne Teller, ebensoviel hölzerne Kellen und einen Karren voll Heugabeln an den Krämer Pfiff ablieferte. Da mußte ich kochen, sonst hätte er ja zu Mittag leeren Tisch gefunden."

Ich hörte der kleinen Schwätzerin mit Vergnügen zu, und es kostete mich wenig Kunst, sie immer tiefer in's Gespräch zu ziehen. Mit süßer Stimme plauderte sie mir alle Geheimnisse ihrer einfachen Haushaltung aus, während sie vor mir auf einem Felsstein am Wege saß. Ich erfuhr, ihr Vater sei Unteroffizier gewesen, habe in einer Schlacht das Bein verloren, wohne hier in seiner Heimath, habe einige Morgen Landes Eigenthum, verfertige allerlei Holzwaaren und handle damit. Während unsers Gesprächs kamen zwei Ziegen aus dem Walde, die ihre Gebieterin zu kennen und zu lieben schienen. Denn sie eilten mit freund-

lichem Meckern zu ihr, und lagerten ſich oder weideten und ſpielten in unſerer Nähe. — Es iſt unausſprechlich, welchen Eindruck das alles auf mich machte. Der Eindruck war um ſo tiefer und rührender, da ich ſeit einer Woche ſchon in meiner Einbildung unter Perſern, Mungalen und Tatarenhorden in wilden Steppen lebte, und dem Genuſſe alles deſſen entſagt hatte, was menſchlichere Geſittung dem menſchlichen Geſchlechte Edles darbeut. Meine Luſt am Geſpräch mit der kleinen Juſtine, wie ſie ſich hieß, gab mir nur wehmüthige Gefühle, und es wandelte mich heftigere Sehnſucht nach einem kleinen Eigenthum an, nach einer ruhigen Heimath, nach einem glanzloſen Stillleben.

Indem erſcholl eine tiefe Baßſtimme: „Wollen wir gehen, Juſtine?“ und um den Vorſprung des Gehölzes herum kam ein ältlicher Mann in ländlicher Tracht. Sein Huſarenbart, ſein hölzernes Bein ſagten mir ſogleich, daß es Juſtinens Vater ſei. Ich entſchuldigte das artige Kind bei ihm, weil ich es aufgehalten habe durch mein Geplauder. Er aber ſetzte ſich nun neben das Kind auf den Stein vor mir, und knüpfte den Faden der Unterhaltung neu an.

„Von wann'n, Landsmann?“ fragte er, und muſterte mich mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle.

„Von Wien.“

„Da bin ich auch gewesen. Ist wohl leben da, wenn man zu leben hat. Und wohin weiter, Landsmann?“

„Nach Rußland.“

„Da bin ich auch gewesen. In der Ukraine war ich um Pferde für's Regiment. Bleibet Ihr in Rußland?“

„Ich gedenke von da nach Persien.“

„Nach Persien? — Da bin ich auch gewesen. Ein verwünschtes Land ohne Wasser und mit seinem Smum, der mich fast erstickt hat. Was wollet Ihr in Persien treiben?“

„Ich will es nur durchwandern; ich möchte nach Tibet und China.“

„Herr, da habt Ihr eine gute Strecke Wegs vor Euch. So weit kam ich nicht.“

Und nun erfuhr ich, daß er einige Feldzüge gegen die Türken mitgemacht habe, zuletzt gefangen, als Sklave in das Innere Asiens bis Persien verkauft, dann wieder durch russische Kaufleute frei geworden sei, von neuem Kriegsdienste genommen habe, bis ihn eine Kanonenkugel, die ihm das Bein stahl, untauglich gemacht. Verstoßen, als Krüppel, war er in seine Heimath hier zurückgekommen, wo er noch eine alte Mutter gehabt, die ihm von dem Gelde, das er ihr von Zeit zu Zeit aus dem Felde geschickt, etwas Land

zuſammengekauft hatte. Er baute ſich ein kleines Haus auf eigenem Grund und Boden hier am Walde, eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt, nahm ein braves Weib, das ihm vor wenigen Jahren aber ſtarb, und lebte ſeitdem mit ſeinen Kindern, wie er ſagte, recht glücklich.

Er fragte mich nun um die Urſache meiner ungeheuern Reiſepläne, und ſchüttelte den Kopf, als ich ſie ihm ehrlich offenbarte. „Herr,“ ſagte er, „das ſind nicht Plane des Verſtandes, ſondern Schwindeleien der Verzweiflung. Bleibe im Lande und nähre dich redlich! ſagt das Sprichwort. Ein Mann, der ſo viel verſteht, wie Ihr, findet ſein Brod ohne Mühe überall, wenn er nur nicht zu hoch hinaus will und ſich nicht der Arbeit ſchämt. Ihr kommet mir vor, wie ich mir jetzt ſelbſt, da ich noch in meinen Dollahren ſtand. Unſer Pfarrer, Gott hab' ihn ſelig, meinte, ich müſſe ein großer Mann werden, ſchickte mich auf ſeine Koſten in Schulen und auf Univerſitäten. Ich ſollte Theologie ſtudieren. Aber ich meinte, ich könne wohl noch höher ſteigen, als auf die Kanzel; ging unter das Militär, zeichnete mich aus, und ward zum Krüppel geſchoſſen. Wir wollen aber das mit einander noch weiter überlegen. Wie heißet Ihr?“

„Thomas Heu!“ antwortete ich. Da ſchlug der alte Huſar ein unmäßiges Gelächter auf und

rief: „Thomas Heu? Alle Wetter, wir passen zusammen, wenn auch nur mit dem Namen; denn ich bin der Unteroffizier Thomas Strob. Heu und Stroh, schlechte Waare und verachtetes Wesen, aber doch an seinem Platze brauchbar. Kommt, bleibt bei mir, weil es Abend worden iß, und nehmet bei mir vorlieb. Ihr habet nicht Ursache, zu eilen, um nach Perßen zu kommen.“

Ich nahm die Einladung an. Wir gingen den Fußweg durch das Gebüsch hinab zur Hütte des Invaliden. Wie malerisch sie da lag im Schatten zweier alten Nußbäume, im engen Wiesenthale zwischen Waldhügeln! Hinter uns stürzte der Bach über braune Felsen stäubend herab. Ein Steg mit Geländer führte über den Bach zum Vorhofe des kleinen mit Weinreben umrankten Hauses, auf dessen Dach ein Schwarm Tauben rege war, nährend unten Alles von Hühnern und Enten wimmelte. Justine fütterte sogleich eine junge Brut Hühner, die sich mit der Glucchenne um sie versammelte. Neben dem Hause lag ein Holzvorrath aufgeschichtet, bestimmt zu Geräthen aller Art, die der Invalide mit künstlicher Hand zu schneiden wußte. Auf der andern Seite der Wohnung war ein eingehägter, wohlgeordneter Blumengarten, umringt von Obstbäumen. Gegenüber stand eine Bienenhütte mit vielen Körben. Jedes Plätzchen in der freundlichen Einsiedelei war auf's

Beste benutzt. Der Invalide führte mich in das kleine Wohnzimmer und nahm mir den Reisebündel vom Rücken. Justine brachte mir zu vorläufiger Erfrischung Brod und einen Becher voll Milch. Die Ordnung, die ungemeine Reinlichkeit im Stübchen gaben ihm ein artliches Ansehen; und doch waren Bänke, Stühle, Tische, Kasten, und was man sah, nur von schlichtem Tannen- oder Eichenholz und von der Arbeit des Eigenthümers.

Gestörte Reise nach Tilna.

Bald nach uns trat die Göttin dieses verborgenen Friedenstempels herein, die Schwester Justinens, Gabriele, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren. Ein wahres Idyllengeschöpf. Sehr einfach, doch reinlich, wie ihre jüngere Schwester gekleidet und baarfuß, wie sie, hatte sie den schönsten Schmuck von der mütterlichen Natur. Einen Strohhut trug sie am Arm, einen Korb auf dem Kopf, von welchem das dicke Goldhaar in Flechten auf dem Rücken niederhing. Sie war von der Hitze des Tages und dem weiten Gang glühend; lächelte uns Allen mit ihren Blauaugen beim Eintritt in's Zimmer freundlich zu; warf den Korb ab; reichte erst dem Vater, dann mir mit einem heitern „Seid gegrüßt!“ die Hand, und gab der Schwester ein Schächtelchen voller

Frühkirschen, die sie ihr in der Stadt gekauft hatte. — Nun ward, beim Nachtessen, des Geplauders kein Ende. Ich war in der Familie heimisch, als hätte ich ihr längst zugehört. Der Alte zeigte mir nachher Figuren, Kelche, Kruzifixe und andere Dinge, von seiner Hand aus Ahorn- und Lindenholz sehr kunstvoll, doch nicht im besten Geschmacke gearbeitet; Waaren, die ihm, wie er sagte, am besten bezahlt würden. Ich versprach ihm, folgenden Tages einige Musterzeichnungen zu verfertigen, nach denen er arbeiten und seine Kunst veredeln könne. Wir saßen bis gegen Mitternacht vor der Hütte mit traulichem Geschwätz. Mein Nachtlager war in der Schnitzkammer des Alten unterm Dach, ein sauberes Bett von Laubkissen.

Aber es wollte lange kein Schlaf zu meinen Augen kommen. Ich lag da, wie in einem Rausch. Seit vielen Jahren hatte ich die Süßigkeit des Familienlebens nicht gekannt. Ach, hatte ich sie denn jemals gekannt? Früh der Mutter verlustig, ohne Geschwister, stand ich schon als Knabe einsam. Mein Vater lebte nicht mir, sondern dem Glanze der Großen. Auf der Hochschule empfand ich, Roderich, in deinem Umgang die Genüsse der Freundschaft; aber wir waren nur vom Schicksal zusammengeführte und wieder getrennte Brüder. In der Residenz, am Hofe fand ich nur

feine Gesellschaft, Witzgaukelei, Lustigerei; kein ehrliches, reines Aufthun von Gemüthern gegen Gemüther. Im Hause der Baronesse Brandenberg lebte ich als Geächteter und Knecht, nicht wie der Neffe bei der Schwester seines Vaters. Von da an blieb ich in der Welt ein unsteter Einsiedler. Ich kannte Niemanden, mich kannte Niemand. Ich hatte nur Reisegefährten. Herbert, der Schweizer, und der ehrwürdige Vitalis waren nur flüchtige Erscheinungen. Ich kannte das Familienwesen nur aus der Ferne, von Spaziergängern, von den Aeltern, die mit Kindern vor den Hausthüren saßen, wenn ich am Wanderstabe vorüberzog, oder aus Wirthshäusern, wo ich übernachtete. Nun aber ließ mich dieser einzige Abend, bei der Gutmüthigkeit des erfahrungsreichen Alten, bei der Plauderhaftigkeit der beiden Mädchen, tief in das nie gekannte Paradies des häuslichen Glückes blicken; in das Paradies, wo auch die Disteln des Lebens Rosen tragen, wo sich die Liebe ihr eigne Welt bildet und das Geringste bedeutsam macht; wo jeder Winkel im Hause, wo jedes Plätzchen vor demselben, wo jedes Geräth zum täglichen Gebrauch durch eine Erinnerung an Vergangenes geheiligt wird, und gleichsam seine in der Familie mitredende Stimme hat; wo jedes Hausthier Theil an der allgemeinen Zärtlichkeit empfängt, welche Alles zu einem un-

trennbaren Ganzen verbindet; wo auch in der Thräne eine Luſt, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theures liegt. Ich lernte an dieſem Abend verſtehen, der Menſch ſei nicht zum einſiedleriſchen Weſen, zum Nomaden- und Mönchthum, ſondern zum geſelligen Daſein geboren, und eine Familienchronik wiege wohl eine Weltgeſchichte, ein Haus mit Gärtchen und Acker und ein Herz, das wir ganz das unſere nennen dürfen, ein kniendes Weihrauch opferndes Volk auf.

Des andern Tages arbeitete Alles. Ich zeichnete für meinen Wirth. Aber die Arbeiten waren mit Geſprächen und Scherzen verſüßt. Der Invalide war ein Mann von mehr Erfahrung und Weltkenntniß, als ich vermuthet hatte. Von ſeinen frühern gelehrten Beſchäftigungen auf Schulen war ihm nichts, als ein heller, vorurtheilloſer Blick geblieben, und genug, ſeine Kinder ſelbſt unterrichten und über Welt und Natur mit richtigen Vorſtellungen ausſtatten zu können. Juſtine und Gabriele, ungeachtet ſie ſechs Jahre von einander verſchieden waren, hatten doch die volle Kindesunſchuld mit einander gemein; waren junge Roſen, und ſahen Alles voller Roſen; plauderten, ſcherzten, ſangen, ſpielten, tanzten unaufhörlich; aber ihr Geplauder, ihr Scherz, ihr Geſang, ihr Spiel, wenn ſchon nur aus dem Frohſinn einer

jugendlichen Natur hervorgegangen, hatte immer den höhern Zweck, einem Andern gefällig zu werden. Gabriele in ihrem jungfräulich-kindlichen Wesen hatte etwas Idealisches. Sie ahnete weder wie schön sie sei, noch wozu in der Welt Gottes das Schönsein dienen möge. Und doch war, was sie sprach, was sie that, sinniger. Sie ging unter Träumen und Ahnungen, sich selbst ein Räthsel.

Ich machte mir eines Tages die Freude, den alten Thomas Stroh, bei seiner Arbeit, mit Silberstift auf einem Pergamentblättchen zu zeichnen, ohne daß er es merkte. Die Zeichnung war wohl gelungen. Ich überraschte damit die beiden Mädchen, denen ich das Bild zum Geschenk machte. Sie standen lange in stummer Bewunderung. Dann hüpfte Justine wie eine kleine Unsinnige vor Freuden umher im Stübchen: Gabrielens Gesicht glänzte in Verklärung des Entzückens. Der Alte lächelte zufrieden und sagte zu den Töchtern: „So habt ihr mich dereinst noch, wenn ihr mich nicht mehr habt und ich bei der Mutter bin.“ — Justine sagte: „Du stirbst nie. Das kann Gott nie wollen.“ — Gabriele sagte: „Ich habe die Mutter noch, und dich werde ich immer haben.“

Nun mußte ich auch die Mädchen zeichnen. Das Plappermäulchen Justine machte mir viele Mühe; aber weit mehr noch Gabriele. Denn ich fand an diesem Engelskopfe wohl die Umriß leicht;

aber unerreichbar blieb mir die Andeutung der zarten Blüthenfrische, die seelenvolle Unschuld, und ich weiß nicht was Unnennbares in den feinen Zügen. Ich verwarf meine Arbeit zehnmal, und immer unzufriedener ward ich damit. Ich sah das schöne Mädchen zuviel, zu lange. Nun wußte ich, was die Liebe sei.

Gute Nacht, Kaukasus und kaspisches Meer, Persien, du hohes Tibet, chinesische Mauer und du fremdes Corea mit deinen dreihundert Städten! Fest stand es in meinem Herzen: Von dieser Familie will ich nicht lassen; sie ist die meinige geworden.

Darin hatte ich schon dem Alten nachgegeben, daß ich meinen Reiseplan aufopfern wolle. Nun aber erklärte ich zugleich, daß ich trachten werde, in einem der benachbarten Städtchen mein Unterkommen zu suchen. Meine Erklärung ward mit einem Beifall, mit einer Freude aufgenommen, als hätte ich das Glück dieser lieben Menschen neu gegründet. Herzlich schüttelte mir der Alte die Hand. Juliane flog mir an den Hals und erstickte mich fast mit ihrer Umarmung. Gabriele reichte mir mit freudeglänzendem Blicke die Hand entgegen und erröthete. Dies Erröthen galt so viel als Julianens Kuß.

Nach vierzehn Himmelstagen, die ich in der Hütte des Invaliden genossen, reisete ich ab. Er-

floß manches Thränchen. Erst als ich weit hinaus war in's Feld und allein, da weinte ich laut.

Die Schleppe.

Mein Plan war nun, durch irgend ein Geschäft ein kleines Vermögen zu ersparen, hinreichend, mir, wo möglich, in der Nähe des Invaliden ein paar Stücke Landes zu kaufen und eine Hütte zu bauen. Aus dem Intelligenzblatte der Provinz hatte ich erfahren — denn das Blatt mußte im Dorfe des Invaliden auf Kosten der Gemeinde und von Amts wegen gehalten werden —, daß im benachbarten Städtchen eine Schreiberstelle im Oberamt offen sei. Dieser Stelle steuerte ich um so lieber entgegen, weil sie in eben dem Städtchen war, wohin Gabriele zu den Markttagen Eier, Konig und Käse zu tragen pflegte.

Der Oberamtmann, ein alter, grämlicher, dürrer Herr, prüfte mich; fand meinen Aufsatz, meine Handschrift, meine Lösung einiger Rechnungsaufgaben ganz gut, aber zuckte hintennach die Achseln: „Es sind der Kompetenten mehrere; ich kann nichts versprechen.“ — „Was nicht versprechen!“ rief die Frau Oberamtmännin, eine große, dicke Frau von etlichen und vierzig Jahren, die vorzeiten schön gewesen sein mochte, mich

lange auf und ab mit den Augen gemessen, dann meine Probearbeiten gemustert hatte: „Bist du denn blind, Herr Oberamtmann? Hat denn Einer von allen Kompetenten soviel geleistet, wie Herr Heu? Da bleibt dir doch wahrhaftig keine lange Wahl!“

„Du hast Recht, lieber Schatz, du hast Recht! Nun, wir wollen es mit einander, laut Auskündigung, auf ein halbes Jahr probieren. Nach gut bestandener Probezeit erfolgt die definitive Anstellung.“ So sprach der Oberamtmann, und ich wußte nun, wer Oberamtmann im Hause war.

Ich, der ehemalige Legationsrath, war außer mir vor Freuden, Schreiber und Kopist geworden zu sein. Ich unterließ nichts, mich meines Amtes würdig zu machen. Ich gewann so viel Beifall, daß mich der Oberamtmann zu sich in's Haus und an seinen Tisch nahm, und ich meine fünfhundert Gulden Besoldung fast ganz ersparen zu können Hoffnung hatte. Denn die gnadige Frau ward mir so gewogen, da ich zugleich ihre etwas ungezogenen Kinder in Nebenstunden unterrichtete, daß sie mich mit neuen Kleidern und feiner Wäsche hinlänglich ausstaffierte. Jeden Markttag hatte ich das Vergnügen, Gabrielen in der Stadt zu sehen; jeden Sonnabend war ich Abends in der Hütte des Invaliden. Alle kamen mir gewohnlich entgegen. Sie nannten mich den Ihrigen, ich sie

die Meinigen, Gabriele war meine Braut, ſie wußte es nicht. Ich war ihr Alles, ſie geſtand es ſich nicht. Meine definitive Anſtellung in der Amtsſchreiberei ward, als ein Feſttag, nach einem halben Jahre gefeiert.

Während ich in ſeliger Erwartung den Höhen meines Glücks entgegenging, hatte ich auch im Hauſe meines Herrn behagliches Leben. Ich ward von der Familie geliebt, und vom wichtigſten Theil derſelben faſt allzuſehr, nämlich von der gnädigen Frau. Dieſe alte Schönheit war etwas gefallſüchtig, etwas gebieteriſch und etwas jähzornig. Ich aber hatte Gnade vor ihren Augen gefunden. Ja, ſie geſtand mir ſogar manchmal mit widerlicher Naivetät, ich ſei ein ſchöner und wohl gar gefährlicher Mann. Als ich die Naivetät nicht verſtehen mochte, gab ſie bald mit loſen, zärtlichen Blicken, bald mit einem Händedruck die Auslegung, und koſte mir unüberwindlichen Ekel ein. Sie machte mir mit ihrer Freundſchaft, wie ſie es nannte, Höllenangſt; denn ich ſah mich der Gefahr preis gegeben, bei dieſer alten Dame Joſephs Mantelrolle zu ſpielen. Meine Schüchternheit vermehrte nur ihre Keckheit, und es mußte endlich dahin kommen, daß ich ihre Artigkeiten geradezu ablehnte.

Von dem Augenblick an kehrte ſich das Blatt. Anfangs ſpielte ſie die Schmachtende, Gebeugte,

Trauernde; dann die Kalte, Stolze, zuletzt die Verfolgende, Zürnende. Ich allein machte ihr nichts mehr recht, und sie erfand hundert Wege, mich zu quälen und zu ärgern, damit ich meine Stelle aufgebe. Was ich sprach und nicht sprach, was ich that und nicht that, nahm sie ihrerseits als Bosheit gegen sich auf, wofür sie Rache üben müsse. Sie machte mir das Leben im Hause so zur Hölle, daß ich unter andern Umständen längst davon gelaufen wäre, wenn es mir nicht darum zu thun gewesen wäre, in der Nachbarschaft der geliebten Hütte des Invaliden zu leben und ein kleines Vermogen zu ersparen.

Eines Tages kam aus der Hauptstadt der Oberfinanzrath zur Visitation des Oberamts. Er ward, wie billig, nebst seiner ihn begleitenden Gemahlin, von allen Honoratioren des Städtchens gefeiert. Zu einem der festlichen Gastmahle beim Stadtbürgermeister ward auch ich, als zum Hause des Oberamtmanns gehörig und von ihm selbst immer ausgezeichnet, eingeladen. Wir gingen; die gnädige Frau als Prima Donna der Stadt, im höchsten Putze, am Arm des Gemahls; ich, versteht sich's, ehrfurchtvoll nebenher, einen Schritt zurückbleibend. Man trat in den Saal, schon erfüllt mit der vornehmen Welt des Ortes. Die gnädige Frau warf sich in die Brust, ließ

ihre lange Schleppe fallen, die wie der Schweif eines Kometen nachzog, und, da die Frau Oberfinanzräthin aus dem andern Ende des Saals ihrer Freundin entgegeneilte, wollte es die Frau Oberamtmännin ihr an zärtlicher Höflichkeit zuvorthun, und beschleunigte ihren Schritt. In demselben Augenblicke sah ich mit Erstaunen meine gnädige Frau im bloßen Unterrock schwerfällig durch den Saal hupfen, denn sie hupfte gern jugendlich. Die Anwesenden insgesammt theilten mein Erstaunen, und das Lachen ward Allen schwer zu verheimlichen. Noch größer ward mein Schreck, als ich die Hälfte des Kleides der gnädigen Frau zu meinen Füßen liegen, ja mich mit meinen beiden Füßen auf dem Zipfel des leichten Schlepprockes stehen sah. Die Oberamtmännin faßte sogleich nach ihrem Hintertheil, und als sie die schreckliche Entdeckung des Verlustes gemacht hatte, stieß sie einen jämmerlichen Schrei aus. Die Verwirrung ward allgemein, die meinige am größten. Ich bat tausendmal um Verzeihung. Die gnädige Frau mußte sich im Nebenzimmer umkleiden; ich selbst holte ihr ein anderes Kleid von Hause. Aber alle Freude war von ihr gewichen den Tag.

Folgendes Tages empfing ich meine formliche Entlassung und die wohlgemeinte Weisung, so-

gleich die Stadt zu verlaſſen. Da ſtand ich wieder mit meinen Hoffnungen auf der Straße.

Das Geſtändniß.

Ich erzählte im Hauſe des Invaliden mein närriſches Unglück, und entdeckte zugleich, was ich bisher immer verſchwiegen hatte, das peinliche Verhältniß, in welchem ich ſchon ſo lange mit aller Selbſtüberwindung gelebt hatte. Man tröſtete mich, der ich eben keines Troſtes bedürftig war. Gabriele wünſchte mir mit unverhehlter Freude ſogar Glück, aus dem Hauſe des Oberamtmanns fort zu ſein. Einer meiner Kollegen in der Amtſchreiberei, der mir ſehr ergeben war, hatte mir beim Abſchied verſprochen, ſich für mich um Anſtellung bei einer verwittweten, ſehr reichen Frau von Kaſten in einer benachbarten Stadt umzuthun; die Dame ſuchte eben einen Schreiber, der zugleich etwas Landwirthſchaft verſtehe. Ich blieb inzwiſchen in der Hütte des Invaliden, und half arbeiten.

Während **Thomas Strob** ſchnitte und ich zeichnete, kamen wir einſt auf das Geſpräch von der Zukunft. Ich theilte ihm meine Entwürfe mit und vertraute ihm meinen höchſten Wunſch. Er nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Ganz recht,

lieber Heu. Die Gabriele hängt mehr an Euch, als ſie ſelbſt weiß. Aber ich bin arm; Ihr ſeid es auch. Es denkt kein Ehrenmann daran, früher ein Weib zu nehmen, bis er es ernähren kann. Ich gebe Euch Gabrielen; aber ſorget vorher, wovon Euch erhalten? Euch kann es nicht fehlen. Das Mädchen iſt ſiebenzehn Jahre alt; es kann ſchon warten."

Da ſprang ich von der Zeichnung weg, küßte den guten Schnurrbart, und gab ihm meine wohlverdienten fünfhundert Gulden, als erſtes Erſparniß, mit der Bitte, mir dafür einen Acker zu kaufen. Mit Gottes Hilfe müſſe in Jahr und Tag mehr folgen. Der Alte freute ſich meines Ernſtes, und nahm das Geld und machte frohe Plane für Gabrielen, für mich und ſich. Er ward recht tief bewegt dabei.

Indem kam Gabriele zu unſerm Geſpräch. Der Alte wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen; aber ſie hatte es doch bemerkt, und fragte ängſtlich-ſchüchtern. — „Ei, was!" rief der alte Thomas mit angenommener komiſcher Verdrießlichkeit: „Herr Heu will fort wieder, will nicht bei uns bleiben; ſagt, alle Welt hätte ihn lieb, nur du hätteſt ihn allein nicht lieb. Das ſahe er nun wohl, und drum wolle er fort."

Das arme Mädchen erblaßte, und ließ die gefaltenen Hände vor ſich niederſinken, und ſagte

kein Wort. Der Alte ſah ihr Erblaſſen, und erſchrack. „So rede doch!“ rief er.

„Habt Ihr das geſagt und geglaubt?“ fragte ſie mich mit zitternder Stimme. — „Nein, liebe Gabriele,“ ſagte ich, „der Vater ſcherzt nur.“ — Da kehrte ihre natürliche Röthe auf die Wangen zurück und ſie ſagte, indem ſich ihre Wangen höher färbten: „Ihr wiſſet doch am beſten, wie wir Alle Euch gern haben.“ — „Und du auch?“ fragte Thomas Strah. — Sie ſchlug die Augen nieder und ſagte kaum hörbar: „Du weißt es ja, Vater.“ — „Und wenn er es nun nicht glauben will?“ entgegnete der Alte, in ſeinen vorigen Ton zurückfallend. — „Was kann ich dafür?“ ſagte ſie leiſe, und ihre ſchönen Augen wurden naß. — „Nun denn, Gabriele, ſei kein Närrchen!“ rief Thomas, und nahm ſie an den Arm: „Was könnteſt du wohl aus Freundſchaft für ihn thun, wenn es auf's Aeuſſerſte käme? Sag's einmal offenherzig.“

Sie ſchwieg, ſchlug die Augen nieder, blickte dann wieder zu ihrem Vater auf und ſagte: „Sterben.“

„Ah, Poſſen!“ rief Thomas: „Gib ihm einen Kuß, das iſt mehr werth, denn dein Sterben. Er hat mir eben die erſten fünfhundert Gulden für euer Beider künftige Haushaltung gebracht.“ Und mit dieſen Worten legte er ſie an meine hoch-

ſchlagende Bruſt. Gabriele ſchmiegte ſich ſcheu in ſich ſelbſt zuſammen. Ich küßte ihre helle Stirn. Da ſah ſie durch Thränen lächelnd zu mir auf und bot mir die Lippen.

Ich war noch keine acht Tage in der Familie geweſen, die ich nun mit Recht die meinige nannte, als ich durch ein Briefchen von meinem ehemaligen Kollegen erfuhr, ich müſſe mich ſo bald als möglich perſönlich bei der Frau von Kaſten melden. Ich flog dahin. Ich erhielt den Dienſt, an dem mir das Liebſte ſiebenhundert Gulden Gehalt und die Nähe der Invalidenhütte war. Freilich konnte ich nicht mehr ſo oft, als ſonſt, dort ſein; denn die Hauptſtadt der Provinz, mein neuer Aufenthaltsort, war doch eine kleine Tagereiſe von der ſchönen Heimath meiner Liebe entfernt.

Der Kaffee.

Meine Gebieterin, die Wittwe von Kaſten, eine geld- und ahnenſtolze Dame, behandelte mich ſehr gnädig. Ich weiß eigentlich nicht, was ich bei ihr vorſtellte. Ich war Privatſekretär, Hausmeiſter, Verwalter, Kammerdiener, Muſikus, Vorleſer, Geſellſchafter, Alles in Allem. Ich mußte mich zu niedrigen Geſchäften gebrauchen laſſen, die mir nur durch den Gedanken an Gabriele erträglich wurden. Dabei verlangte die

Dame alle und jede Verrichtungen von mir mehr wie von einem Vertrauten, als von einem eigentlichen Bedienten. Sie machte mir manche kleine Geſchenke, und verſüßte dadurch das Bittere meines Standes.

Sie war eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, und hatte, wegen ihres Reichthums — denn auf Schönheit konnte ſie keinen Anſpruch machen — manche Anbeter gehabt. Als ich zu ihr kam, war der Präſident des Obergerichts, ein Freiherr von Grob, der Begünſtigte. Dieſer Mann ſchien mich gleich die erſten Male nicht gern in dem Hauſe zu ſehen, beſonders als er wahrnahm, wie herablaſſend die gnädige Frau ſich gegen mich betrug. Ich vermuthete beinahe, er ſei ein wenig eiferſüchtig, wozu er doch keine Urſache hatte. Ich lernte ihn aber theils ſelbſt, theils durch die öffentliche Meinung, theils durch die Aeuſſerungen der Frau von Kaſten kennen. Er war ein hageres, bleichgelbes, hypochondriſches Männchen, das ſich zwiſchen ſeinen Akten beſtändig mit ſelbſtgeſchaffenen Geſpenſtern und Aengſten quälte. Er that mir leid, und ich bedauerte, ihn wegen meiner Perſon nicht eines Beſſern belehren zu können. Aber der Abſtand des Ranges zwiſchen ihm und mir war zu jeder vertraulichen Annäherung viel zu groß.

Nach einigen Monaten erzählte mir die Frau

von Kaſten ſelbſt von den Grillen ihres Liebhabers, und daß er einen ſeltſamen Widerwillen gegen mich habe. Beide waren über mich ſogar in Streit gerathen, der jedoch keine ernſte Folgen hatte. Der ſchwarzblütige Freiherr hatte behauptet, ich habe einen boshaften Zug um den Mund, etwas Falſches im Auge; ich wäre fähig, Jemanden hinterrücks um's Leben zu bringen. Er verſtehe ſich auf Phyſiognomien. Meine Gebieterin hatte die Güte gehabt, mich zu vertheidigen. Gerade das beſtärkte den argwöhniſchen Kauz in ſeinen Beſorgniſſen; und obwohl er nichts gegen die Vorſtellungen ſeiner Geliebten einwenden konnte oder wollte, beharrte er doch darauf, daß ich wenigſtens gegen ihn eine geheime Tücke habe. — Die Frau von Kaſten beruhigte mich aber, und verſprach, obſchon der Freiherr es wünſche, mich ihm zum Trotze nicht aus dem Dienſte zu laſſen, ſo lange ich mich gut aufführe. Sie hielt wirklich auch ſo gut Wort, daß ſie, als endlich ihre Verlobung mit dem Präſidenten zu Stande kam, beſtimmt ausbedang, daß er ſich nie in die Wahl ihrer Domeſtiken miſchen ſolle. Namentlich, wenn ſchon nicht ſchriftlich im Ehekontrakt, ward meiner dabei gedacht.

Mir war dieſe ſonderbare Verumſtändung allerdings verdrießlich. Ich ſah wohl voraus, daß ich einſt dennoch dem Willen des künftigen Ehege-

mahls werde weichen müssen. Vielleicht mochte ich ihm, als er den Tag nach seiner Verlobung zu uns kam, um der einsamen Braut Gesellschaft zu leisten, gerade nicht das freundlichste Gesicht gemacht haben. Er sah mich wild und scheu an. Nach einer Weile trat die Frau von Kasten in's Vorzimmer, und machte mir Vorwürfe, weil ich den Freiherrn unartig empfangen haben sollte. Ich betheuerte ihr meine Unschuld. „Befehlen Sie der Köchin, dem Herrn Präsidenten sogleich eine Tasse schwarzen Kaffee zu bringen!“ sagte sie. — „Gnädige Frau,“ erwiederte ich, „die Köchin ist abwesend.“ — „So bereiten Sie ihn gleich selbst!“ war die Antwort.

Ich gehorchte. Unselige Kochkunst! Durch einen Mißgriff nahm ich von der Stelle, wo sonst die alte Köchin ihre Kaffeeportionen in kleinen Papierduten zu haben pflegte, etwas, das der Papierform und der Farbe und Form des Inhalts nach dem gemahlenen Kaffee vollkommen ähnlich sah, und doch kein Kaffee war. Es waren nämlich drei Lorh Schnupftabak, für die Nase der alten Köchin bestimmt. Ich kochte; ich trug mein Kunstprodukt in's Zimmer der gnädigen Frau, und ließ das Brautpaar wieder allein.

Hilf Himmel, welch ein Mordgeschrei erhob sich aber nach kurzer Zeit! Die gnädige Frau läutete an der Schelle Sturm im Hause. Alle

Bediente ſtürzten herbei; ja, es kamen die Leute von der Straße herauf. Ich war der Erſte im Zimmer, weil ich der Nächſte geweſen. Der Freiherr von Grob lag im aufgeriſſenen Fenſter und ſchrie hinaus: Hilfe! Hilfe! Mörder! — Die Frau von Kaſten läutete Sturm, ohne ein Wort zu ſagen, obgleich ſie mich ſah. Ich glaubte Anfangs, die beiden Liebesleute ſeien vor eitel Zärtlichkeit närriſch geworden. Als aber mehr Menſchen im Zimmer waren, wandte ſich der Freiherr um. Sein erdgelbes Geſicht war von gräßlicher Angſt verzerrt. „Ich bin vergiftet! Haltet den da feſt! Er iſt mein Mörder! Hilfe, Aerzte, Aerzte!“ — Unter dem Feſtzuhaltenden verſtand er mich. Man verſicherte ſich meiner Perſon. Die Frau von Kaſten ging händeringend auf und ab. Ich ward hinausgeführt. Man holte die Wache. Während dieſer Zeit erfuhr ich endlich aus dem Geſchwätze der Leute, ich ſolle dem Präſidenten im Kaffee Gift beigebracht haben; er habe entſetzliches Erbrechen bekommen. Ich ſchüttelte lächelnd den Kopf; doch war mir jetzt dunkel, als habe mein Kaffee nicht Kaffeegeruch gehabt. Die Wache kam; man führte mich fort. Auf der Treppe begegnete uns die alte Köchin. Ich erkundigte mich ſogleich nach dem Inhalt des Papierſäckchens an der bewußten Stelle. Sie antwortete: Meine drei Loth Schnupftabak. —

Jetzt war ich froh, und glaubte meine Unschuld bald triumphirend zu sehen.

Man sperrte mich in's Stadtgefängniß; verhörte mich noch denselben Abend vorläufig; verhörte mich die folgenden Tage, und ließ sich durch die Verwechselung des Tabaks mit dem Kaffee nicht milder stimmen. Ich merkte wohl, mein gewaltiger Gegner wollte mich verderben, aus Eifersucht, oder hypochondrischer Furcht, oder weil er nicht den Stadtlärmen umsonst und seine Person damit lächerlich gemacht haben wollte. Man sprach mir schon von Zuchthaus, Festungsarbeit und dergleichen. Das kam mir nicht gelegen. In einer regnerischen Nacht band ich meine Bettücher zusammen, und ließ mich glücklich zum engen Fenster hinab in's Freie. Am Morgen war ich der Erste zum Thor hinaus. Ich erreichte den Wald und war gerettet. Ich blieb im Walde den Tag lang; Abends setzte ich meine Wanderung fort. In einem einsamen Bauernhause kaufte ich mir Brod. Es regnete unaufhörlich. Dennoch wanderte ich weiter. Weil meine Absicht war, die geliebte Hütte des Invaliden zu erreichen, verzögerte ich, über die Grenzen zu gehen; und wieder, weil ich ich nicht ohne Grund fürchtete, man werde mich auch in der stillen Hütte der Meinigen suchen, oder sie von Lauern umstellen lassen, zögerte ich, so bald dahin zu gehen.

Beynahe drei Wochen irrte ich ſo umher, des Tages in Wäldern, des Nachts in elenden Kneipen oder Viehſtällen. Ich fühlte meine Geſundheit von kleinen Fiebern ergriffen. Das zwang mich, über die Grenzen zu gehen. So kam ich in euer Herzogthum, und hier erfuhr ich nun Beſtätigung deſſen, was ich ſchon in einem meiner Nachtlager zufällig vernommen hatte, daß man mich noch immer ſuche, daß man mich mit Steckbriefen verfolge. Ich ſchrieb an den alten Thomas Stroh, um ihn und die Meinigen über mein Schickſal aufzuklären: dann war mein Vorſatz, mich dem Herzog zu Füßen zu werfen, und ihm mein Abentheuer zu erzählen, und ſeinen Schutz anzuflehen. Da hörte ich von dir, Roderich; hörte mit Erſtaunen, du ſtehest an des Herzogs Seite, als erſter Miniſter. Wie ich zu dir kam, weißt du.

Geſteh nur ein, ich bin ein lebendiges Beiſpiel, wie ein Menſch mit den redlichſten Geſinnungen, mit nützlichen Kenntniſſen, mit dem beſten Willen, durch Zufall der Geburt ſogar zu einer glänzenden Rolle beſtimmt, ohne ſein Verſchulden und vermittelſt wahrer Nichtswürdigkeiten in den Staub niedergeriſſen und zertreten werden kann. — Ich verlange nichts, als nur Ruhe, ein kleines Amt, eine Thorſchreiber-, ein Dorfſchulmeiſterſtelle, Vergeſſenheit von der Welt, und die Tochter des armen Invaliden in meinen Arm.

Ihr werdet sagen: ein Baron von Heuwen und die Tochter eines abgedankten Soldaten, Mesalliance! Nichts! ich will Thomas Heu bleiben, und Heu gesellt sich am besten zum Stroh.

Schluß.

Als der Baron von Heuwen seine seltsame Geschichte beendet hatte, drückten ihm Graf Roderich und dessen Gemahlin freundlich die Hand.

„Du bist nicht mehr verlassen, lieber Freund!“ sagte der Minister zu ihm: „Hoffentlich lächelt dir von nun an das Glück, das dich bisher so tückisch plagte. Mich freut es, daß das Schicksal eben mich wählte, dir die heilige Freundschaftspflicht zu erfüllen, die du mir gelobtest, und die ich im gewöhnlichen Gange menschlicher Dinge eigentlich von dir hätte erwarten sollen. Aber der Himmel scheint eben uns Beide recht auserkohren zu haben, daß Einer des Andern Gegenstück werde, um an uns zu beweisen, daß der Mensch nichts durch sich, daß sein Verhängniß Alles aus ihm macht. Er verberge sich in Einsamkeiten, um dem Unglück zu entweichen: da wird der Himmel ihm Blitze senden, die Luft ihm Krankheiten; die Erde erbebend wird ihm seine Hütte zerreißen. Er verberge sich in das Dunkel der Niedrigkeit: bloße

ſogenannte Zufälligkeiten heben ihn empor, ſtellen ihn an die Spitze von Heeren und Nationen, machen ihn zum Gegenſtand der Verehrung und des Neides. Umſonſt drängen ſich Andere voll Ehrgeizes empor; umſonſt gab ihnen die Natur alle Eigenſchaften, große Rollen auf der Weltbühne zu ſpielen. Sie bleiben drunten im Staube. Das Schickſal will's, welches auch der Häupter der Könige nicht ſchont und nicht der Tugend der Weiſen. Wer iſt mächtiger, als das Schickſal?"

„Der Menſch!" ſagte der Baron von Heumen: „Deſſen bin ich der lebendige Zeuge. Der Menſch und das Schickſal ſtehen im ewigen Kampfe. Wahr iſt's, der Menſch kann nie das Schickſal überwältigen und lenken; nie aber auch kann das Schickſal den ſtarken Geiſt des Sterblichen überwinden. Das Schickſal ſpielt nur mit der Auſſenwelt, und kann nicht über den feſten Kreis des Irdiſchen hinaus, in das es eingebannt iſt; der Menſch, als Geiſt, iſt Herr in ſeinem geiſtigen Reich, und da unantaſtbar, wenn er es ſein will. Es kann dem Sterblichen das Leben, aber nie ſeine Ueberzeugungen rauben; es kann ihm Geld und Gut nehmen, aber nie ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſein inneres Glück; es kann ihn mit öffentlicher Schande bedecken, daß ihn alle Lebensgenoſſen verachten, aber er wird mit Be-

wußtsein, und eins mit seinem Gott, stolz zum Spiel der sogenannten Ungefähre lächeln. Nicht der ist der König unter den Sterblichen, welcher Krone und Hermelin trägt, sondern, sei es unter Gold oder Stroh, den hohen Geist, und unter Zwilch oder Seiden das freie Herz, welches sich schlechterdings nicht mit den Fesseln irgend einer Leidenschaft an Irdisches ketten läßt. — Und ich war, Roderich, nie unglücklich; in der Fülle des Reichthums nicht seliger, als in der Fülle der Armuth; im Druck der Schmach nicht muthloser, als unter den Schmeicheleien der Höfe. Der Mensch unterliegt nur dem Arm des Schicksals, wenn der Thor vergißt, daß er eine geistige Macht sei, und sich in das Gebiet des Schicksals begibt und seine höhern Ueberzeugungen fahren läßt für die gemeinen Vorurtheile von Ehre, Schande, von Reichthum, von Armuth, von Schönheit, von Häßlichkeit."

Die Gräfin lächelte: „Mein Herr Philosoph, ich verstehe Sie recht wohl. Aber hier unter vier oder sechs Augen können wir doch auch wohl offenherzig reden, und zugeben, daß die Gaben des Schicksals so ganz verächtlich nicht sind; zum Beispiel, nur so ein anständiges Aemtchen, um eine schöne Gabriele an's Herz drücken zu können . . ."

„Ich gebe es Ihnen zu, meine Gnädige,"

sagte Heuwen; „wir sollen die Gaben des Schicksals nicht verschmähen. Wir sind den angenehmen Dingen einmal durch unsere sinnliche Hülle verwandt. Aber wir sollen nicht so viel Werth darauf setzen, daß wir unglücklich in uns würden, wenn der Eigensinn unserer Wünsche unerfüllt bliebe. Ich wäre noch glücklich, wenn Gabriele mich auch nicht beglückte."

„Gehen Sie!" rief die Gräfin: „Sie sind ein kalter Liebhaber. Ich möchte nicht, daß Gabriele Ihr Wort gehört hätte."

Heuwen hatte schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts beim Minister an den Invaliden geschrieben, und ihm Nachricht von den letzten Vorfällen gegeben, aber keine Antwort empfangen. Nachdem er lange vergebens auf diese gehofft hatte, bewog er den Minister, einen eigenen Boten zur Invaliden-Hütte zu schicken.

Während der Baron mit Sehnsucht die Rückkehr des Boten hoffte, hatte ihn der Herzog, dem er vorgestellt worden war, und dessen ganze Gunst er gewonnen, zum Direktor der neugeschaffenen Zentralpolizeidirektion ernannt. Heuwen lächelte zufrieden und dankbar, als ihm Roderich das Diplom überreichte: „Auch mit einer geringern Stelle wäre ich wohlbedacht gewesen, sagte er, doch nehme ich, was mir gegeben wird. Alles

iſt Almoſen des Verhängniſſes. Nur das Beſſere fehlt noch.“

Da der Miniſter mit ſeiner Gemahlin und der Baron eines Tages auf das Landgut des Miniſters hinausfuhren, begegnete ihnen auf der Landſtraße der Bote. Heuwen erkannte ihn ſogleich. Der Wagen mußte halten. Aber der Bote brachte, ſtatt eines Briefen vom Invaliden oder deſſen Tochter, die Nachricht, daß der alte Thomas Stroh mit ſeinen Töchtern die Hütte verlaſſen habe, und jetzt eine Familie aus dem benachbarten Dorfe darin zur Miethe wohne. Wohin er gereiſet ſei, hatte der Invalide Keinem geſagt.

Heuwen machte ein finſteres Geſicht. „Das iſt gewiß,“ rief er, „Folge meiner Verhaftung und der darüber verbreiteten falſchen Gerüchte; oder wohl gar Wirkung einer niedrigen Rache und Verfolgung von Seiten des hypochondriſchen Freiherrn von Grob. Ihr ſehet, lieben Freunde, wie es mein Schickſal mit mir meint. Es gibt mir, um zu nehmen!“

„Herr Philoſoph!“ ſagte die Gräfin, und hob mitleidig lächelnd den warnenden Finger.

Heuwen verſicherte zwar, das werde ihm ſeine innere Zufriedenheit nicht ſtören. Aber doch ward er ſtill und nachdenkend, und alle gute Laune der Gräfin heiterte ihn nicht auf.

„Spielen Sie mir heute nicht den Schwer-

müthigen!“ ſagte die Gräfin, als ſie im Landhauſe angekommen waren, und Heuwen düſter am Flügel ſaß, und aus den Saiten deſſelben mit ſeiner Stimmung verwandte klagende Mollakkorde hervorrief: „Wiſſen Sie nicht, daß mein Namenstag iſt? Wir haben Gäſte zu erwarten, und Sie müſſen mit Ihrem Frohſinn wieder die Seele der Geſellſchaft werden. Ich will Ihre Philoſophie ein wenig auf die Probe ſtellen, und ob Sie recht unabhängig von den Tücken des Schickſals ſind.“

„Ach, liebenswürdige Gräfin,“ erwiederte Heuwen, „wie können Sie doch grauſamer, als das Schickſal ſelbſt ſein wollen, das der menſchlichen Natur wenigſtens ihr Recht laſſen muß! Wahrlich, wären Sie meine Schickſalsgöttin . . .

„O wäre ich das, lieber Baron,“ unterbrach ihn die Gräfin lachend: „ſo ſollten Sie an meinem Namenstag wenigſtens gewiß das Köpfchen nicht hängen. Ich würde Ihnen einen Brief von Gabrielen oder beſſer noch die ſchöne Hüttenbewohnerin ſelbſt geben.“

Indem trat Graf Roderich mit einem Frauenzimmer am Arm zur Thür herein. Heuwen erſtarrte. Er ſah Gabrielen, aber nicht in ländlicher Tracht, aber ſchöner als ſonſt, und man ſollte faſt ſagen, verklärt wie eine Heilige. Tho-

Tantchen Rosmarin

oder

Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Wathlingen hatte die verwittwete Frau Oberſteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an ſich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu ſtatten, denn er war, nach löblicher Weiſe chriſtlicher Seelenhirten, mit irdiſchen Gütern nicht allzuſehr geſegnet; hingegen ſeine Frau Schweſter galt mit Recht für eine der reichſten Gutsbeſitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verſtorbener Gemahl hatte eine ſchöne Hinterlaſſenſchaft zuſammengerathen und geſteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, ein beinahe täglicher Haus- und Tiſchgenoſſe bei Tantchen Rosmarin, wie er ſeine Schweſter nannte.

Er nannte ſie aber ſo aus lieber Gewohnheit, weil er ſich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Oberſteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmariniſchen Vermögens werden ſollte. Weil Suschen ihre Mutterſchweſter nie anders, als Tantchen

nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Herr Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Frau Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grunde gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau von der Welt; hatte Nachsicht mit jedermanns Schwächen, wenn man nur auch ihre Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalter Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Wege zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivität, die oft in bitterliche Verlegenheiten setzte, wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen

gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt; kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittags- und Abendgrüße waren im Ritual nach jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen für gut fand. Sie hatte keine erklärte Favoritin, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch die Favoritin von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen ward ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schöngebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren etwa zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen können, daß mit einem solchen Mädchen im Hause

die eisenfeste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könne, als ein Mädchen, welches mit den unschuldigen Augen jeden zu fragen scheint, ob es nicht außer alltäglichen Hausangelegenheiten noch irgend andere Angelegenheiten gibt? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltalls, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Mittag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag Tantchen, guten Tag Suschen!“

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem Sofa saß und einen weißen Strumpf strickte, machte einen kurzen vertraulichen Knix, und sagte: „Votre servante, Onkelchen.“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge kommſt du auch einmal wieder, Herr Pfarrer?“ ſagte Tantchen Rosmarin.

„Wie ſo?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taſchen nach dem Schnupftuch ſuchte, um ſich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich haſt du“, ſagte die Tante, „die Perüke in der Taſche, weil du das Schnupftuch über den Kopf haſt.“

„Ueber den Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item, Tantchen, du magſt wohl Recht haben; denn es iſt ein heißer, heißer Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perüke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu ſuchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Waſſer und Himbeerſyrup zu holen.

„Was ſuchſt du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht iſt, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht; aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er iſt vom Herrn Bürgermeiſter. Suchet, ſo werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, ſehe

die Perüke auf — es iſt höchſt unſchicklich. Du gibſt der ganzen Gemeinde ein Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Eliſa, und die böſen Buben verſchlingen, die mich necken möchten, wie ihn. — Aber ad vocem Perüke, Tantchen, wo haſt du ſie?“

„Wo ich ſie habe? Du haſt mir keine gegeben. Haſt du ſie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueſte Perüke. Nein, du haſt Recht, Tantchen, ſie liegt noch ſauber im Graſe, neben dem Brief des Herrn Bürgermeiſters, und zwar, wo ich ſelbſt vor einer Viertelſtunde lag, im Schatten des Korns.“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erſchien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perüke ſuchen zu laſſen, nebſt dem Brief — Alles ſo geſchwind als möglich. Die Tante war eben ſo ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeiſters zu leſen. Nachdem Herr Säblein ſich umſtändlich die Figur der Perüke und Format und Farbe nebſt Adreße des Briefs hatte beſchreiben laſſen, ſandte er ſogleich zwei Stallknechte, vier Dreſcher und einen Küber auf alle Fahr- und Fuß-, Reben- und Schleichwege, die zwiſchen Nieder-Fahren und Waiblingen anzu-

treffen ſind. Er ſelbſt faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Poſto, und rekognozirte ſeine Leute in der Ferne mit dem Perſpektiv. Bei ſo guten Anhalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die ſieben Boten ins Herrſchaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perüke, den Brief und den Herrn Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeiſter, und noch dazu eigenhändig geſchrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Oberſteuerräthin, ſammt Herrn Bruder, Demoiſelle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der älteſten Tochter des Herrn Bürgermeiſters beizuwohnen. Die Hochzeit ſollte in ſechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand ſich durch die Aufmerkſamkeit des Herrn Bürgermeiſters ſehr geſchmeichelt, mit welchem ſie nur in ſehr entfernten Verhältniſſen ſtand. Auch die Beobachtung der ſchicklichen Formen hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es ſehr bedenklich,

Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanne, selbst die im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nichts taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens endlich hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanenleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmarinischen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Oberfeuerrathstitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waib-

lingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das ſagen; und alle übrigen Honoratioren, klein Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinſpektoren, Sekretärs, Advokaten ſtanden noch im Range dem Herrn Burgermeiſter nach.

So raiſonnirte Tantchen in der Stille ihres Herzens, und nach dieſem Raiſonnement hatte ſie jederzeit ihre Maasregeln gegen die elegante Welt von Waiblingen genommen. Suschen kam ſelten da hin, und ſelten kam junger Beſuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden, zwar beſchloſſen, die burgermeiſterliche Hochzeit zu beſuchen, allein nicht ohne die größte Vorſicht ſollte es geſchehen.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlaſſen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerkſam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unſchuld leicht zu ſcheitern pflegt. Denn ſoviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo ſich ein Schifbruch machen läßt; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe ſpielen will. Das gute Kind mußte alſo über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts gearg-

wöhnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst verhießen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Verbindungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und, der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsund-

fünfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein wollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letztenmal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte luftig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeichen. Er brachte seinen Entrechat an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeschnitzelten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gedieben, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Beweglamkeit des Rumpfes ein

unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden; und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Silfide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draussen im Begriff war, die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister auf's Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perüke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst auf, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perüke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Oberfeuer-

räthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Geſichter, denn er hatte ſich die Hoſe gequetſcht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und ſchlug die Hände zuſammen, indem ſie bald die Geſichter ihres Verwalters, bald den ehrbaren Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergeſſet Ihr allen Anſtand? Iſt das Lebensart? Und beſonders du, Herr Pfarrer . . .

„Und warum denn ich beſonders?“ fragte er ganz ernſthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten ſeiner Schweſter nicht ſehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und ſtellte ſchnell den Frieden her, indem ſie der betroffenen Tante alle Aufklärung über das Räthſel gab, und ihre Haube gegen die Perüke lachend eintauſchte.

Dies an ſich unwichtig ſcheinende Ereigniß war der erſte Grund zu Allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht schlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; sie konnte vor Kummer nicht schlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen süßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte sie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigstens durch neue Ermahnungen gegen alle Versuchungen der Liebe, oder wie sie es zuweilen im christlichen Eifer hieß, des Satans, stärken.

„Du bist nun siebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ sagte sie.

— Um Verzeihung, Tantchen, siebenzehn Jahr, sieben Monat.

„Desto schlimmer.“

— Wie so?

„Ei nun, weil du in dem Alter bist, da du heirathen könntest.“

— Ach, das wäre doch kein so großes Uebel. Sie haben mir ja gesagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter selig ist's auch gewesen. Und wissen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es ist um die

Hochzeit etwas Eigenes. Wiſſen Sie noch, wie ſich unſere Liſette darauf gefreut hat? Wie ihr jetziger Mann, der junge Förſter von Steinfelden, ihr immer nachſchlich? Wie lieb ſich die beiden hatten, wie ſie . . .

„Suschen, du biſt noch immer Kind. Höre mich. Du biſt jung, biſt nicht unanſehnlich, von guter Familie, dein Vater war Juſtizrath: du haſt Vermögen, eigenes und vielleicht ſonſt noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge ſagen. Man wird ſuchen ſich in deine Gunſt einzuſchleichen, und vielleicht der ſchlechteſte, ärmſte Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am beſten gefallen. Gerade heut, an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Netze ſtellen. Ich ermahne dich alſo, ſei vorſichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, ſo ſchön er auch thue."

— Und warum muß ich nicht trauen?

„Weil ſie Schmeichler, Lügner ſind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unſchuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken."

— Aber wie können ſie das? Mir ſoll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Luſt habe, mir's verrücken zu laſſen.

„Ich fürchte, du haſt nur zu große Luſt!"

— Das ich nicht wüßte.

„Wenn man die zehnmal in einem Athem sagt, du seist liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke sind.“

— Die Modeausdrücke sind wenigstens sehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

„Wenn man dir schwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben.“

— Ach, das fällt keinem ein.

„Und wenn es jemandem einfiele, würdest du denn das glauben?“

— Wenn er's mit einem Eid beschwören würde, Tantchen?

„Aber, Kind, es ist Keinem Ernst damit. Die jungen Leute schwören dir alles, und machen sich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit lustig. Verlasse dich darauf, wer dir Schmeicheleien sagt, hat den Vorsatz, dich derb auszulachen.“

— Was hätten die Narren davon, wenn sie es thäten?

„Ihren Spaß, nichts als Spaß. So sind sie nun einmal!“

— Das ist abscheulich.

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar.“

— Sogar die Unſchuld? Wie iſt das mit der Unſchuld, Tantchen?

„Mit der Unſchuld?“

— Ja!

„Du verſtehſt das noch nicht, und ſo etwas läßt ſich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß ſchwierig ſein, denn der Onkel Pfarrer wußte auch nicht recht, was Unſchuld iſt? Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorſam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiſeſte Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Lerifari zu ſagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du biſt viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber Tantchen, wenn ich's immer ſo mache . .

„Wenn es Zeit mit dir iſt, werde ich dir ſchon einen Mann geben. Ich werde ihn ſo wählen, daß du mich noch einſt über meinem Grabe ſegnen ſollſt. Darauf verlaſſe dich. Verſprichſt du mir dagegen, gehorſam zu ſein?“

— Ach, Tantchen, Sie wiſſen es ja, ich bin es immer.

„Nun denn, ich werde dein Betragen heute auf der Hochzeit scharf beobachten.“

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgemacht zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es ganz anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, den Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geputzt gen Warblingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschen Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Söblein winkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreis blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich,

als hätte es die Bekanntſchaft ſchon ſeit Jahren gemacht.

Als es endlich, nach glücklich überſtandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und ſie nun bald in die Arme dieſes, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen harmoniſcher Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinſchwamm, da löſete ſich ihr ganzes Weſen in Seligkeit auf. Suschen war ſchön; das Entzücken machte ſie noch ſchöner. Die beſten Tänzer drängten ſich um ſie, und dieſe ſtille Aufmerkſamkeit war ihr ſchmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeiſterten Herren vorſagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieſer Jünglinge, als an den Händen des ſteifen, zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! ſagte ſie ſich ſelbſt leiſe, ſo oft ſie erſchöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte ſich zwar feſt vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren, aber ſie vergaß es über den Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Perſon, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten ſich noch die Schrecken eines ſchweren Gewitters, welches von Weſten flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von

Hause aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieses Krachens wegen, die unangenehmste Jahrszeit.

Sie blieb also, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe, am Spieltisch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebst dem Herrn Bürgermeister. Und das war schlimm!

Erstes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünschte, es möchten sich alle Gewitter der Welt um Waiblingen versammeln, und die ganze Nacht zum Tanz donnern; desto sicherer war sie, den Becher des ihr selten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Musik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Wesen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten strahlend, ihr Busen flog mit Ungestüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geschworen — das einzige, wovor sie sich, wegen Tantchens Warnungen, am meisten fürchtete — sie hätte es in dem Himmel, worin sie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück sagte ihr kein Mensch etwas von Liebe; aber keiner tanzte mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei,

was ſie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwiſchen Anglaiſen und Allemanden fehlte es nicht an zärtlichen Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzern und vielſagenden ſchmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten; und in den Walzern drückte ſie mancher Arm kräftiger an eine hochſchlagende Bruſt, als ſonſt wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weiſe, da ſie Durſt fühlte, präſentirte man ihr Punſch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing ſich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte ſich ſchwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der ſie mit der größten Artigkeit an ſeinem Arm vom Saal hinwegführte, um ſie friſche Luft ſchöpfen zu laſſen. Aus Furcht, daß ſie ſich nicht erkälte, denn ſie war zu ſehr erhitzt, brachte er ſie in das erſte beſte Zimmer, welches er offen fand, und wo eine vergeſſene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen ſank erſchöpft und bald ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beſchwor ſie, ſich aufzuſchnüren, während er nach einem Glaſe friſchen Waſſers eilen wolle. In der Angſt

vergaß er aber das Glas Waſſer, und verließ ſeine erſchöpfte Tänzerin nicht, die ſich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzſaal herüber ſcholl die rauſchende Muſik dazwiſchen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmliſche noch irdiſche Muſik. Niemand vermißte die beiden, denn alles ſchwärmte ſeinen Freuden nach. Erſt nach einer vollen Stunde hielten ſie für rathſam, ſich zu den Tänzern zurück zu begeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; ſie miſchte ſich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Weſen war Gluth und Verklärung. Ein Tänzer nahm ſie dem andern ab. Ihr Arzt verlor ſich in der Menge der andern; ſie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu ſehen. Sie ging ermattet vom Tanzſaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als hier ſich um Tantchens Tiſch ein Lärmen der ungewöhnlichſten Art erhob.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel ſehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeiſter ſehr unglücklich geweſen. Aber Fortuna wandte ſich plötzlich von ihr. Deſto eifriger ſuchte ſie die al-

zuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergeſſen. Der Herzbube in den Karten ſtiftete alles mögliche Unheil; Suschen hätte noch die Nacht durch tanzen mögen mit ganz Waiblingen, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war ſchlimm!

Das Schlimmſte für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuſpielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er ſei aus ſeiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechſels bemerkte er nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupé ſeiner Perüke erſt dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prachtigen, neuen Staatslaube der Frau Oberſteuerräthin viel zu nahe kam. — Urplötzlich ſchwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Moment lang war alles ſtarr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweifelungsvoll in die Haube, riß ſie ab, und ſchleuderte ſie unvorſichtig ſeitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperüke des Herrn Bürgermeiſters, und verbreitete die Feuersbrunſt auf eine entſetzliche Weiſe. Da Herr Säblein, als vierter Mann am Tiſch, drei Köpfe brennen ſah, ſtand er klüglich auf, faltete die Hände über ſeinen Kopf, um ihn vor gleichem Schickſal zu bewahren, und hinkte mit großer Eil davon. Der

Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete sie verwunderungsvoll wie Produkte einer unerhörten Naturerscheinung, und sah nach der Zimmerdecke, um den Ursprung des Feuerregens zu suchen. — Unterdessen war man mit Entsetzen von allen andern Spieltischen aufgesprungen, den Brandbeschädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuschauen. Keiner konnte das Räthsel lösen, wie drei Menschenköpfe gleichen Augenblicks in solchem Grade entzündet werden konnten.

Unter diesem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei gewesenen Perüken. Jeder klagte über seinen Schaden; Suschen klagte am wenigsten, und sie hatte doch den größten Schaden erlitten.

Nachweben.

Als man folgendes Tags in Nieder-Fahren seine Freuden und Leiden ausgeschlafen hatte, bemerkte Tantchen, man möchte faß die großen Gesellschaften verwünschen, denn selten sei sie in einer gewesen, worin nicht irgend etwas Unschickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete

gar nicht, ſie ſei himmliſch vergnügt geweſen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergeſſen; nur Suschen träumte noch ſchlafend und wachend davon. Sie war ſo heiter, wie ſonſt, aber doch, ſeit der Hochzeit, verſank ſie oft plötzlich in ſtille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ ſie das Strickzeug vor ſich auf den Schoos hinſinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein ſcharfes Auge; das ſtille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhniſch beobachtete ſie ſie erſt manchen Tag; dann brachte ſie das Geſpräch auf dieſen und jenen jungen Herren von Waiblingen, auf dieſen und jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, daß Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein beſonderes. Damit war Tantchen ſchon zufrieden; denn ſie wußte, Suschen konnte ſich nicht verſtellen.

Allein nach einigen Wochen fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war oft traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin ſuchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Geſpräche aufzuheitern, und da

kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautſtand. Es ſcheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredſamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erſt den Brautſtand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege; zuletzt die Hoheit der ſchwiegermütterlichen Würde; endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen, rief die Kleine, „am meiſten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie ſchön iſts, Mutter ſein, und ſo ein liebes Weſen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ichs auch ſchon!“

„Behüte, alles in Ordnung!“ rief die Tante: „Erſt Verlobung, dann Hochzeit, dann erſt Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!“

„Noch manches Jahr!“ ſeufzte Suschen ſtill, und ſenkte das Köpfchen tief aufs Buſentuch hinab.

„Erſt muß dein Bräutigam vorhanden ſein.“

„Aber, Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verſchaffen. Sie haben mirs verſprochen. Halten Sie nun bald Wort.“

„Alſo haſt du noch nicht gewählt, Suschen?

Geſel dir denn Niemand vorzüglich in Wathlingen?"

„Das haben Sie ſchon oft gefragt. Geben Sie mir wen Sie wollen; nur — hübſch muß er doch ſein."

„Wir wollen dafür ſchon ſorgen, Suschen. Dir kanns nicht fehlen."

Die Tante geſel ſich in ſolchen Geſprächen ſelbſt viel zu wohl, als daß ſie dieſelben nicht oft hätte erneuern ſollen. Für ihre Geſchäftigkeit öffnete ſich da ein neues, unabſehbares Feld, auf dem ſie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut ſelbſt, ſpielen konnte. Sie ſann alſo im vollen Ernſt herum, wer der Würdigſte für Suschen, und der Behaglichſte für Tantchen ſein könnte. Aber ehe noch die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechſel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte ſich plötzlich alles. Suschen war auf dem Wege, Mama zu werden.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu laſſen, weil Suschens Geſundheitsumſtände immer bedenklicher zu werden ſchienen. Das Geſicht des lieben Mädchens hatte das ſchöne Roſenroth faſt ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir ausser Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung.“

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so ausser sich, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für seine Unverschämtheit eine Maulschelle geben, oder über seine Albernheit laut auf lachen. Es geschah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und starrem Auge vor dem wunderlichen Mann stehen — faßte sich dann kurz, und verabschiedete ihn ein- für allemal mit der höflichsten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, gesetzter Mann, der wohl wußte, man müsse bei einer Frau auf ein Wort zuviel nicht zu vielen Werth legen, bat sie, ehe sie ihn verdamme, vorher mit Mademoiselle Suschen ein ernstes Wort zu reden; er wolle folgenden Tags wieder vorfahren.

Das ernste Wort mußte also gesprochen werden.

„Weißt du, was der närrische Doktor von dir behauptet?“ fragte sie in der einsamen Abendstunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiederte Suschen.

„Du werdest Mutter werden.“

„Wirklich?“

„Nicht ſo, Suschen, der Menſch iſt ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es iſt mir doch beinahe ſelbſt ſo vorgekommen. Doch wußte ichs nicht gewiß. Wenn er es aber ſagt“ — —

„Poſſen! Ich würde mir eher träumen laſſen, der Himmel falle ein. Wie ſollteſt du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verſtehen es beſſer.“

„Du haſt keinen Liebhaber?“

„Nein.?

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Nein.“

„Du haſt dir nichts vorzuwerfen — konnteſt dich nie vergeſſen?“

„Gewiß nicht.“

„Alſo! ich vermuthe, du haſt dich an der verwünſchten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der Hochzeit gehört, ſo hätte ich nie das Scandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wiſſen, ich habs Ihnen geſagt, Tantchen, ſchon auf der Hochzeit ward mir ſchwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächſte Zimmer.“

„Du warst ohne Zweifel sehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Wassers?“

„Nein,“ er sprach wohl davon, aber that es doch nicht.“

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenster — in den Durchzug der Luft?“

„Nein,“ sagte Suschen, und erklärte dunkel und einsylbig, wie sich der junge Herr für sie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forschte weiter und weiter . . . plötzlich schlug sie mit klägslichem Seufzer die Hände zusammen und schrie: „Unglückselige, so war meine Warnung vergebens!“

„Aber, Tantchen, Sie sind ganz ausser sich!“

„Das glaube ich!“

„O Tantchen, beruhigen Sie sich doch. Das Unglück ist gewiß nicht groß!“

„Nicht groß! Unglückliche, nicht groß!“

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untrostlich. Sie sprach von Schande, vom Verstoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte sie sich dabei nicht verhehlen, sie selbst sei an dem ganzen Unglück schuld, indem sie Suschen in allzukindiger Unwissenheit aufwachsen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte sich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jam-

mern war vergebens, und beſſerte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte jeder geſtehen, Suschen ſei noch ſo unſchuldig, wie ſie es vor dem Sündenfall geweſen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er ſollte weiter helfen.

„Das mir das begegnete! mir, in meinem Hauſe, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerriſſen und verkehrt! Noch nicht Braut und ſchon Kindbetterin! — das bringt mich ins Grab.“

Sie kam aber darum nicht ſo bald ins Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeſte Geſundheit.

Proceß.

Das größte Räthſel aber war noch nicht gelöſet. Suschen mußte nämlich durchaus nicht zu ſagen, wer ihr Verführer geweſen? Nach allen Beſchreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen und ſo weiter.

Tantchen machte ihrer Nichte auch ſelbſt über dieſe Unachtſamkeit die bitterſten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne ſich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran iſt deine Erziehungsmethode ſchuld,

Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm; „Ich bin zwar Freund der Unschuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ist beschrieben, ja sogar mit Fingern gewiesen. Das hast du versäumt. Du hast die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, sie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unschuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt wieder manche Sünde, welche ein sonnenheller Zeuge der wahren Unschuld ist.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war sie stumm, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Wirkung der Gewohnheit war, wie denn die Gewohnheit auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen haben darf. Suschen ward schonender behandelt — endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flammen

gegen den unbekannten Heilkünſtler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins um's andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensſtörers auszuſpähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Deſto glücklicher war Herr Säblein, aber er auch, mit dem kleinlichſten Kleinigkeitsgeiſt ausgerüſtet! — Von Suschen hatte er ſo viel Einzelnheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, der Backenbart u. ſ. w., daß es nicht fehlen konnte. Er muſterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgäſten; in Waiblingen war keiner der Beſchreibung gleich — er mußte alſo auſſer Waiblingen ſein. Von auswärtigen Gäſten aber war niemand, als ein alter Herr Acciſeeinnehmer der benachbarten Grenzſtadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig geweſen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf ſeinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt hatten,

ſich ſehr genau des Backenbarts, des Grübchens im Kinne u. ſ. w. erinnerten bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe ſieben, andere er habe drei gehabt: ſo war die Sache klar, und noch mehr, da ganz zufällig eine kleine bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugeſehen hatte, erwähnte, Suschen ſei mitten aus einer Anglaiſe in Geſellſchaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über die Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück geſtiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf geſandt, und der junge Herr Baron Pompeius von Malzen höflich eingeladen, ſich auf Nieder-Fahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging; er kam zurück Vierzehn Tage verfloſſen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches ſich ſchon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand dieſe Verzögerung ſehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum auſſerordentlichen Geſandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umſtände mache, die Angelegenheit dem Vater

deſſelben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den anſehnlichen Vermögensetat der Frau Oberſteuerräthin blicken zu laſſen, mit der Verſicherung, daß Suschen Univerſalerbin ſei. In jedem Falle ſolle er aber die Heirath und zwar die ſchleunigſte negoziren.

Der Herr Verwalter warf ſich bequem in die Chaiſe der Frau Oberſteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchſen gezogen, den Oberknecht zum Kutſcher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man ſeine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredſamkeit des Herrn Säblein ſoviel Vertrauen, daß niemand zweifelte, er werde den backendärtigen Pompeius gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Endlich brachte er die Antwort, aber die ſchlimmſte von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, ſtatt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Miſſion des Herrn Verwalters ſo ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn ſich derſelbe noch einmal in ſolchen Angelegenheiten im Schloſſe Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen laſſen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt, und allerdemüthigſt mit einem ſchweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagriß die definitive

Erklärung, erſtlich, er wolle ſeinem Sohn die Sache ſchreiben, und falls derſelbe den Fehltritt eingeſtände, ſich mit einem bürgerlichen Mädchen vergeſſen, oder wohl gar in Eheverſprechen eingelaſſen zu haben, werde man nicht anſtehen, die Entſchädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in ſolchen Fällen Rechtens iſt, zu leiſten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten ſei keine Rede; drittens, damit ſolle ſich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. ſ. w.

Suschen hörte das, zuckte die Achſeln und ſchwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und ſchlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; ſie ſagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des ſtolzen Barons, dem ſie eine Reihe wohlverdienter Verwünſchungen zuſandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache ſogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröſtete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung ſei. Das Alles wäre nie begegnet, ſagte er, hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetſcht.

Folgendes Tags kam der Advokat Kurzbein von Waiblingen, einer der gewaltigſten Rabuliſten, der weiß ſchwarz, und ſchwarz weiß machen konnte, und ohnehin einen perſönlichen Groll

gegen das freiherrliche Haus Malzen hatte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Juſtitiarius angehalten, die, ſtatt ſeiner, einem ſeiner ärgſten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken,“ ſagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiſelle Nichte in Jahresfriſt nicht Baroneſſe von Malzen iſt, zahle ich die Prozeßkoſten aus meinem eigenen Vermögen.“

Die zuverſichtliche Miene, mit der er ſprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieſes Eifers ging der Prozeß ſehr langſamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom ſpazieren ging, und man nothwendig doch ſeine Erklärung über die ihm gemachten Anſchuldigungen erwarten mußte.

Unterdeſſen vermehrte ſich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da geweſen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewiſſer Spaziergänger, und dieſem, nach Ausſage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder ſieben Fingerringe und den Backen-

bart, vollkommen ähnlich sah. Suschen war eine liebliche Mutter, und schwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchster Wunsch war erfüllt. Sie hatte sich noch nie so sehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden gesehnt. Die nun zur Großtante emporgesteigerte Tante Rosmarin fand das freilich ausser aller Ordnung; auch konnte sie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenschaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, fegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, kam auch Antwort aus Rom vom Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und Ab-

vokat Kurzbein wie der Juſtitiarius von Malzendorf, ſein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, um den Prozeß in beliebige Länge zu ſpinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geſchmack des alten Herrn und ſeines Juſtitiarius, er erinnere ſich gar wohl, ſich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben; geſtehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer geweſen ſei, daß er die Perſon weder vorher noch nachher weiter geſehen habe; daß die gleiche Perſon ihm wegen ihrer bloden Tugend ſehr verdächtig geworden ſei; daß ihm noch nicht bewieſen ſei, er und kein anderer wäre der Vater; endlich aber, daß er ſich dieſes Vorfalls von Herzen ſchäme, und wünſche, man möge die Perſon, je eher je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufſehen zu erregen.

Auf dieſen Brief hin, der die Hauptſache eingeſtand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgeſetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorſchläge machen wollte, ſagen; es ſei ihr nicht darum zu thun, ſich in die Familie des Herrn Barons einzudrängen, aber ſie wolle ihre Nichte

vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der ausser seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachtete dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, mit seinen sechszehn Ahnen nach den vollen Geldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heut zu Tage sehr gut, was armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wann es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn faß zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte,

daß dieſe Frau, von der er ehemals in ſeinem Schloſſe nie Notiz genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, bei ſeinem ökonomiſchen Syſtem, hatte. Er würde, da er ſich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren beſſere Nachrichten erworben, vielleicht zum böſen Spiel luſtige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzen war in der That ſchwer verſchuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt haben. Aber die Botſchaft, wie Tantchen ſie ihm ſandte, das Biſſige, Giftige ihrer Anſpielungen, und dann der bürgerſtolze Zuſatz, daß ſie eine ſolche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Hochzeit Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Abſichten ſeiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er ſpendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entſchied ſich nach Verlauf eines Jahrs in zwei Inſtanzen die Sache zu ihren Gunſten. Der Prozeß ward zur dritten Inſtanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein lächelte höhniſch dem Juſtitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bedienten zusammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius die Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Prozeß auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studierte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waiblingen und Niederfahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete „bewußte, freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen", doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn ein Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Gemeingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Baronien. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard" möchte ihm ange-

hängt werden, wüthete er bei dem Grabmal des Testius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti auf's Genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Suschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt ihr für Koketterie, ihre Naivität für Buhlschwesterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn, selbst nach Deutschland zu kommen, in der Hoffnung, durch sein persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reisete er sogleich andern Tags von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter Instanz wirklich mit Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompeius der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben, und sich mit Braut und Kind versehen.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er ließ sich vor Niemandem sehen, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, blos mit Verbesserung seiner Finanzen beschäftigt, die durch den altadelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien, und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und

der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise ſein Ende. Neben dem Erſparen ſann er durch zweckmäßigern Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verluſt wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron ſei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht ſein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzuſehen; er entwarf ſeine Plane; ſchon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkaufe einen beträchtlichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müſſe vom Erben verkauft werden, dann wolle ſie die Baronie für ſich und Suschen aus beider Vermögen einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und geſchiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus dieſem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verſtreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für billig, dem ſchlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zur Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Sablein mußte alſo einen Mahnungsbrief abfaſſen; weil ihr derſelbe aber nie beiſſend

genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward also dem Bräutigam die wohlbekannte Sentenz in Erinnerung gebracht, nicht eben, dieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen blos die Zeilen: „Madame, ich habe zwar nie auf Ihr Zartgefühl Anlaß gehabt, Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigstens des Anstandes wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er um einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat."

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste, zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch auch nur aus einem Buchstaben

den Inhalt errathen könne; dann trug ſie die Papierſtückchen ſchamroth ſelbſt in die Küche, warf ſie eigenhändig in's Feuer und wartete, bis das Letzte davon in Aſche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelaſſene Miene an, und ſagte ihren Hausgenoſſen mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte ſo dringend, wegen ſeiner vielen Geſchäfte, noch um einigen Aufſchub, daß ſie, um nicht pobelhaft zudringlich zu ſcheinen, ihm ſolchen zu gewähren nicht abgeneigt ſei. Aber ſo ruhig ſie das ſagte, ſo gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöſchlicher Groll entſtand gegen den Baron, dem ſie dieſen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergeſſen ſchwor.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er ſei bereit, die Trauung vornehmen zu laſſen, und, wie er ſich ſehr unartig ausdrückte, die Folter auszuſtehen. Er ſchlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altenſteig vollziehen zu laſſen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwiſchen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am beſtimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter dahin; alles im größten Putz; der Kutſcher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder koſtbar gekleidet. Tantchen leate es darauf

an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der viel-, vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halberstickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich blos deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweifelung. „Ein neuer Affront! Der Mensch läßt uns boshafter Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehnmal, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs

durch's Dorf heran ein Reiter, ſtieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein ſchöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in ſeinen Bewegungen voll edeln Anſtandes. Er trug einen ſchlichten, aſchgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er ſagte, er ſei der Baron von Malzen; der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn ſchon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie ſchmiegte ſich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem ſie da ſaß. Ach, hätte ſie ſich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem faſt allzunachläſſigen Ton: „Welche von Ihnen, meine Damen, ſoll oder will für den Augenblick meine Braut ſein?“

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch ſtumm, deutete Tantchen auf die Einſame im Winkel, die ihre Augen ſchamvoll zur Erde geſenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkt, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu ſagen: „Sie weinen Waſſer, ich habe ſchon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erſtarb unter ſeinem Erſtaunen ihm im Munde. Er ſtand vor ihr, wie eine Bildſäule. Alles was er ſich ſchon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches zu debütiren, um die Manen ſeines Vaters wo

möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er, nach mancher eingezogenen Erkundigung, wohl gehört: Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als Kokette oder üppige Dirne, wie er sie sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in einer fast klösterlichen Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie sich die Waiblingerinnen in ihrem christlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen." — Allein Suschen so zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Diese feine, edle Gestalt, voller Milde und Würde; dieses reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalene; dieser seelenvolle Blick der Unschuld, der sich durch Thränen zu ihm stahl; diese heilige Gluth des Erröthens — — das alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!" dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; denn in solcher Verwirrung war sein Gemüth nie gewesen, seit er athmete.

„Herr Baron, ist's gefällig?" sagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete, „man erwartet uns in der Kirche."

Der Baron bot seiner Braut den Arm. Suschen schien anfangs verlegen ihn ablehnen zu wollen, und nahm ihn endlich doch an, um keine

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14355/633

Weitläuftigkeiten zu veranlassen. Tantchen Rosmarin folgte dem stummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Gesicht; denn sie konnte sich's wohl erklären, warum der Baron seine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die geschmückte Unglückliche, neben welcher er in bestäubten Stiefeln und Sporen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Sporen. Er sah zitternd und verstohlen auf die Stillweinende, und konnte es sich nicht verhehlen, er führe die schönste Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langsamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nie gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu geniessen. Und wenn er von Zeit zu Zeit seitwärts auf sie hinblickte, und er that es oft — die schöne, junge Dulderin, mit ihrer Unschuldsmiene, sah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor sich nieder — dann war's, als wenn sich sein Gewissen regen und sagen wollte: „Diese heilige Lilie hast du geknickt!"

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann, thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende

Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den Sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich."

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!" flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein [illegible]tiges, leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so ausser Fassung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!" anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als

könnte ſich ſein bedrängtes Herz durch den einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechſeln der Ringe, ſuchte er den koſtbarſten an ſeinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geſchick ihm an eben der Stelle auf ewig entriſſen werden ſollte, wo man ſich ſonſt auf ewig zu verbinden pflegte.

Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienſte in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er ſelbſt ſchwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem ſanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und ſah von allem nichts, weil er nur Suschen ſah, das zehn Schritte ihm gegenüber ſaß.

Er hatte Zeit genug, ihre Geſichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben dieſem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf ſich auf ſeinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbſtverachtung, Liebe, Ver-

zweiflung, Hoffnung und hundert Entwürfe bestürmten sein Herz.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und dem Tode des Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meißer zu werden; er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet?“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „Es ist übrigens ein Engel Gottes, du aber bist ein Teufel, der diesen Engel kürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materalien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der verdammte Justitiarius schilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht sehen wolltest, als du in's Land zurück kamst, und ihr Lob von allen parteilosen Lippen wiederhallen hörtest: daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffest, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waidlingen mit dem Aus-

druck zollten: „sie sei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüber rittest nach Nieder-Fahren, sie selber sahest, dich des Bessern überzeugtest — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienst in der Hölle deiner Empfindungen zu verschmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber sie legte seinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete sich ein, er wolle vor Unmuth zerspringen, daß sie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede gewesen, sie hätte sich nicht gefreut, oder vielleicht noch mehr gefreut, denn sie haßte ihn, wie sie noch keinen Menschen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erst jetzt schien sie dem öffentlichen Hohn feierlich preis gegeben zu sein, und meinte, die Augen aller Welt seien auf sie, als Entehrte, gerichtet, die man vermittelst der Kunst wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer sagte, und doch glaubte sie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte sie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das liebenswürdige vaterlose Kind. Dann überfiel die dunkelste Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier —

von Zeit zu Zeit ließ sie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem sie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübscher Mann war er — läugnen ließ sich das nicht — und er sah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht solche Gesichtszüge recht angenehm hätte finden sollen. Dann gedachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?" dacht sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen konnen? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand gehabt hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatten, war doch allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhorern.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir nur zum Aerger, um recht zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein nennen soll?“ Er nahm sie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch vieles sagen; allein man stand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen sei.

Die Tante ließ sogleich zur Abreise anspannen;

der Baron, um Frist zu gewinnen, ließ für die Damen Erfrischungen anordnen; allein im elenden Wirthshause konnte man nichts, als saures Bier, schlechten Branntwein und gutes Brunnenwasser anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt," sagte sie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt sicherlich, mit seinen linkischen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer solchen Dorfkneipe Erfrischungen befehlen! als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Rosse wäre. Aber er irrt sich abermals. Ich muß nur seiner Plattheit lachen."

Suschen hatte wieder ihren ersten Winkel eingenommen, und war stumm und stilltrauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe sie in den Wagen steigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man sich wenig um einen anwesenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Gespräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber stand mit vor sich niedergefaltenen Händen an der Wand, in düsterer Betrachtung seine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tisch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und sagte:

„Frau Obersteuerräthin, gestehen wir nur offenherzig, wir spielen hier alle eine verdrießliche gezwungene Rolle, und ich leider die schlechteste.“

„Es scheint, Herr Baron,“ erwiederte die Tante, „Ihr Gewissen erwacht, obgleich ziemlich spät.“

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich selbst betrogen. Glauben Sie mir, ich wünschte das Verbrechen abbüßen zu können, dessen ich schuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweifelung.“

So ehrlich auch Pompeius bei diesen Worten aussah, so hämisch schien der Tante diese Rede, in der sie versteckten, oder wie sie sich ausdruckte, teuflischen Spott fand.

„Herr Baron,“ sagte sie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernst zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinst wirklich etwas von Verzweifelung spüren, will ich sogar glauben, es sei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, dies Gespräch abzubrechen. Sie können nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachsenden. Vergessen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheste dem weiblichen Geschlecht schuldig ist.“

„Frau Obersteuerräthin, Sie haben Recht,

mich so zu behandeln. Nur eine Bitte, die erste und letzte vor unserer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich sagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu sprechen."

„Herr Baron, es thut mir leid, unsere Zeit ist kurz — es ist angespannt . . ."

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr."

„Es kann nicht sein."

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?"

„Sie ist schon jetzt als eine von Ihnen Geschiedene zu betrachten."

„So muß ich sie betrachten. Eben darum, und — vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieser meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr."

„Sie hat darüber zu entscheiden!" sagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor seine Anvermählte, und reichte ihr schweigend, mit trübem Blick, die Hand dar, und führte sie aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkührlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte selbst nicht, was sie that oder hätte thun sollen.

Er verschloß das Stübchen, in welchem sie fanden, und kehrte zu der Furchtsamen zurück.

„Frau Baronin . . .“ sagte er zu ihr mit ungewisser Stimme.

Suschens Antlitz färbte sich bei dieser Anrede schamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht so, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir keine Rechte.“

„Und mein Verbrechen leider nicht einmal das Befugniß, Ihnen den süßern Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte.“

„Herr Baron, unsere Zeit ist kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu sagen, warum Sie mich allein sprechen wollten?“

„Haben Sie, Frau Baronin, aber ich beschwore Sie, aufrichtig zu sein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menschheit noch nicht ganz verloren?“

„Ich glaube noch an das Menschenherz, weil ich an Gott glaube.“

Da stürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit nassen Augen zu ihr empor: „O so glauben Sie auch mir in diesem Augenblick — ich war ein verruchter Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Böswicht. Hassen Sie mich, verabscheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Böswicht.“

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?“

„Zu einiger Ruhe! zu vieler Ruhe. O Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren, als Sie.“

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.“

„Nein — sein sie heute noch ganz Engel! Gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

Sie schwieg.

Er küßte mit Inbrunst ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und sagte mit gesenktem Angesicht, denn er wagte es nicht, sie anzusehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie sind Mutter — ich bin Vater — ich flehe um die Gunst, meinen Sohn nur einmal sehen zu dürfen.“

Sie antwortete nicht; auch konnte sie es nicht, denn sie weinte laut.

„Ich bins nicht würdig, den Sohn zu sehen, dessen Mutter ich mißhandelte ...“, fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen flossen ihm über die Wangen hin: ‚ich bins nicht würdig, aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, ist Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voll Reue drücken?“

„Wann Sie wollen!“ sagte schluchzend die Neuvermählte, und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da

sie beide Hand in Hand kommen sah mit verweinten Augen.

„Er hat gebeten," sagte Suschen, „unsern kleinen Pompeius einmal zu sehen."

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!" setzte er geschwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Gesicht. Es war angespannt. Man setzte sich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr sah ihnen durchs Dorf nach, auch da er sie nicht mehr sah.

Ueberlegungen.

„Abgethan!" rief Tantchen, da der Wagen ausser dem Dorf war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt."

„Ach Tantchen," sagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Herr Baron seinen Titel gab."

„Es war seine Schuldigkeit. Du heißest jetzt Baronin; bist ihm anvermählt. Unser Pompeius hat volle Ansprüche einst auf die Erbschaft des Hauses Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat sich für übermorgen anmelden lassen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung in-

ſtruiren. Nun Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung, und dann ſchon der Spruch des Obergerichtshofes — das beſchleunigt die Sache. Aber übermorgen, ſage ich, muß der Advokat inſtruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig ſein. Der Herr Baron, dein Mann, und ſeine ganze Sippſchaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht nach ſeiner Baronſchaft. Wir werfen ſie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich ſetze nur den Fall — proteſtiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), ſiehe, und ſollte es mir allein tauſend Dukaten koſten — — die Scheidung muß vor ſich gehen. Muß! ſage ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hauſe Salzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und ſein hochadeliches Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt iſt, ſie wird's nicht glauben. Sie ſoll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut, als übermorgen. Indeß die Formen müſſen beobachtet ſein. Heut Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du haſt's ihm doch geſagt? Apropos, warum hatteſt du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?"

In diesem Tone sprach Tantchen Rosmarin mit seltener Lebhaftigkeit noch halbe Stunden lang fort. Die Freude, am lange ersehnten Ziel ihres Hasses zu stehen, begeisterte sie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn so müssen wir sie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redseligen Frau alles erzählen, was sie mit ihm allein gesprochen.

„Der Mensch — siehe, ich irre mich nicht! — der Mensch ist entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hattest, gutmüthig glaubtest, er habe sie in den seinigen — der Mensch ist entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzbösewicht, das wäre satanisch!" — Es bedarf wohl nicht erst des Zusatzes, daß diese Bemerkung von der Tante kam.

Indem sie sich über das Gesagte erklärte, unterbrach sie sich plötzlich selbst. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem stechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe sie die ganze Welt auf zum Horchen, sagte sie, mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz ausser mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenns nun gar so wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf sein Herz gemacht hättest — wenn der Wüstling

dich in der That lieb gewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!"

„Was denn, Tantchen?" fragte die junge Baronin, die fast erschrack, und von einer flüchtigen Röthe überflogen ward.

„Und wenns nicht wäre, es koſtete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt "

„Nein, Tantchen, zu solchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her."

Betroffen, und ihre Uebereilungen bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte dankbar die Hand und sagte: „Du hast Recht."

Unter solchen Gesprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Wesen vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf! nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieses!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung im Erröthen: „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wiedersehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung, um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamsten Schritt; raschen Trab gings bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spazierengehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Nieder-Fahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Gleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was triebst du gestern?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum

Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel mit dem Dinge zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre zu restituiren, dann sich in sie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall von Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und führtest dich im Wirthshause wie ein Knabe auf."

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten; war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor, und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihm Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

In Nieder-Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen Rosmarin es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Disposition über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; eine eigene Kammerjungfer zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim

erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat-Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun"; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken. Und wenn die junge Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei, ohne Gatten. — Das ärgste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflicherm Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthshäuschen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kom-

men, und ihren Sohn sehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging sie, und den dritten noch öfter zum Juweelenkastchen, in dem er lag; den vierten steckte sie ihn sogar an den Finger, und trug ihn in ihrem Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte!

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von sich sehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehst du, was seine zärtlichen Vaterkrokodilthränen zu bedeuten hatten? Zum Besten wollte er dich damit haben! mich aber hintergeht er nicht!“ Da ward auch sie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juweelenkästchen. Sie sah ihn seltener, und wurde stiller und nachdenkender.

Besuch.

Wie gesagt, der Baron von Malzen hielt sich Wort, in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit seinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche

ſah, in welcher ihm Suschen angetraut war, ſchlug ſein Herz unwillkührlich ſchneller. Als er vor dem Wirthshauſe war, ſtieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsſtube, und da ſah er immer nach dem Winkel, wo ſie geſeſſen hatte, und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wieſen her die weißen Herrſchaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten ſah im Sonnenglanz, mußte er ſchlechterdings langſam reiten, denn es fehlte ihm — er wußte ſelbſt nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder ſonſt etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsſchläge mehrten ſich, je näher man den geſchmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch ſo viel Beſinnung, ſich über ſich ſelbſt zu verwundern, und leiſe vor ſich hinzumurmeln: „Pompeius, nun glaube ich im Ernſt, du biſt verliebt, und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen Rosmarin begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen, zierlichgeordneten Wohnzimmer.

„Frau Oberſteuerräthin,“ ſagt er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und

der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu ſehen."

Tantchen ſchien einen Augenblick unentſchloſſen; dann ſagte ſie: „Die Baronin iſt in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, ſich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen." Ihr Knix ſagte ihm, daß er von ihrer Seite verabſchiedet ſei.

Suschen hatte ihn kommen geſehen, und war vor Angſt und Schrecken auſſer ſich. Sie lief geſchwind im Zimmer umher, und wußte nicht, was ſie ſuchen wollte. Indem ward er ſchon von der Kammerjungfer angekündigt; und er trat herein.

„Frau Baronin," ſagte er, und ward blaß und roth, und ſein Herz ſagte: es iſt umſonſt! ſie iſt's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben" . . . Aber mehr konnte er nicht ſagen, denn er hatte keinen Muth.

Suschen ſtammelte etwas in aller Verwirrung hin, was ſie ſelbſt nicht verſtand, und er zum Glück nicht hörte, denn ſeine Seele war nur Auge.

Er mußte ſich auf einen Seſſel niederlaſſen.

Nun entſchuldigte er ſich, daß er nicht ſchon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein ſtummes Verneigen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein," sagte er lebhafter, „beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war — o Frau Baronin, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich."

„Der Anblick des Kindes wird Sie erfreuen."

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen."

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken."

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompeius, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah, und stumm und starr, wie ein Marmorbild blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin bemerkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei. — Er schüttelte langsam den Kopf, und

machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich ſtand er auf, um ſich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog ſich zu ihrem Liebling herab, und ſprach: „Pompejus, gib dieſem Herrn das Händchen, es iſt dein Vater.“ Aber die letzten Worte konnte ſie nur undeutlich ſprechen, denn ſie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erſt das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und ſchloß dann den holden Knaben in ſeine Arme. Des Barons Geſichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über ſeine Wangen nieder.

„Du, Vater, Du?“ fragte mit verwunderndem Lächeln der Kleine, und faßte ſpielend nach dem glanzenden Uhrband des Barons. Dieſer zog die koſtbare Repetiruhr, gab ſie dem Kinde, und ſagte: „das iſt dein!“ küßte das Kind noch einmal, und ſtand auf, indem er rief: „Gott weiß es, ich bin unglücklich! — Da ſehe ich mein verlornes Eden.“

Er ſtellte ſich ans Fenſter und ſtarrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus ſprang zu ſeiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und ſagte: „Mutter, der Herr da ein lieber Vater!“ — Aber Suschen antwortete nichts, ſondern weinte nur viel heftiger.

Der Baron schwieg lange, denn er war von der Gewalt der widerspruchvollsten Gefühle viel zu tief erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlosse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen aber hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräusel des Sohnes unwillkührlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin," sagte Herr von Malzen endlich: „Es ist nur an mir zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwore Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Ich bin ja unglücklich genug. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzuschwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein, mir zu verzeihen, würde ich mir selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen können, den ich über Ihre Jugend verbrei-

tete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie durch mein Verbrechen weinen mußten, ungeflossen machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja auch mit der Reue des Sünders Mitleiden."

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalte der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompeius, meinen Sohn — — o Gott! ich kann nicht reden. Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron," erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter ab, in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben

Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Heftigkeit — dann seinen Sohn, und sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederflog, flog die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich, als mündlich!" dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte

nun haarklein berichten. Der kleine Pompeius sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu allem den Kopf.

„Daß ihn", sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Marmor sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knien lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knien so unwillkührlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihm mit größerer Würde erschienen sein. Er verdiente nicht, Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Sprinzinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater: ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Konvenienz gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der äuer-

einfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herr Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa und erwartete ihn, vollkommen vorbereitet, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, worauf das hinausführt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, dich in ihn verliebt zu machen, um dann der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie wars, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kam er nicht, und bat die Erlaubniß von mir? Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts."

Suschen, ein geborner Engel der Liebe und Huld, wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern; und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, liebkos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit der Hand, Fuß

und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgendes Tags kam ein reitender Bote von Malten, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Oberfeuerräthin Rosmarin. Es fing folgendermaßen an.

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten Gefühle gewesen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch schriftlich zu thun verzönnt ist, nämlich die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren sehen und an ein Vaterherz drükken dürfe, das dieser Seligkeit kaum werth ist."

— Was? — dachte Tantchen: — und seine Grobheit zu entschuldigen, nicht einmal vor der Abreise zu mir gekommen zu sein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron," hieß es in der schriftlichen Antwort, die im Rosmarinischen Staatsrath am andern Tage beschlossen worden war: „nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, und nach den schmachvollen Jahren, die Sie unserm Hause gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit selbst ermessen, daß es uns zu viel zuge-

mutbet wäre, ohne die peinlichsten Empfindungen den Urheber so vielen Unglücks in unserm Kreise zu sehen. Sein Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeschadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Bastard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen liessen, eine Erziehung empfangen wird, die seines Standes würdig ist."

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbesserung der Redaktion gewünscht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widersprechen. Und schon hatte sie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, sonst nachgiebig und leutselig in allem, durch den mildesten Widerspruch zu Gunsten des Barons nur bitterer und böser gegen ihn ward. Schweigen galt also Klugheit.

Unterdessen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majestätischer Langsamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sachen in vier Wochen abgethan zu sehen; statt dessen bekam der Handel eine Aussicht zu vier Jahren.

Denn sehr unerwartet kam vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unsere Gegenpartei sucht neuerdings alle mögliche Schikanen hervor, uns, wo nicht zu

beſiegen, doch den Sieg zu erſchweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Oberſteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen ſeines Klienten rundweg gegen die Eheſcheinung proteſtirt, ungeachtet dieſelbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozeſſes nicht ganz undeutlich ausgeſprochen zu ſein ſchien. Aber dieſe neuen Kniffe ſollen dem beſagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgebornen, ſich desfalls nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldeter Proteſtation nichts anderes, als einen gefliſſentlichen Verſuch erkenne, Ew. Wohlgebornen neuen Verdruß zufügen zu wollen."

Als dieſer Brief im Staatsrath verleſen ward, machte Tantchen finſtere Stirn; Herr Sablein nahm eine Priſe zur Erweckung der Verſtandeskräfte; der Herr Pfarrer ſchüttelte den Kopf, und ſchlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte ſich um nach der ſchönen Wanduhr, zu ſehen, wie ſpät es ſei.

„Impertinent!" rief die Tante, und warf den Brief hin; „Neue Bosheit! aber der Herr Baron ſchneidet ſich. Der erſte Prozeß hat ihm die Geldkiſte geleert; dieſer ſoll ihm das Haus öde machen."

Das Gespenst.

Niemandem kam die Geschichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging auf ihr Zimmer, und als sie am großen Spiegel vorbeikam — sonst schielte sie wohl gern seitwärts en passant hinein, schlug sie die Augen nieder, um sich nicht sehen zu müssen. Sie that das Fenster auf, um frische Luft zu genießen, oder die schöne Gegend im Abendsonnenschein zu bewundern. Aber die schönste Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen sehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will sich also nicht von mir trennen lassen!“ dachte sie, und legte sich in's Fenster, ohne an schöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet sich also wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann“ ihre Rosenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn gestiegen, weil sie sich noch nie als die Frau des Barons angesehen hatte. Es lag für sie darin so viel wundersam Vertrauliches, daß sie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich sein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es ist doch wahr, das Geschehene ist geschehen, und wieder gut gemacht, obschon wider seinen Willen; doch war's nur wider seinen Willen, so lange er mich nicht kannte. Nun will er sich nicht von mir scheiden lassen — lieber Himmel, was soll denn das geben, wenn er darauf besteht? Ich kann doch unmöglich seine Frau werden, ob ich gleich seine Frau bin. Die Sache ist sonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewönne; ich wäre nur neugierig, was daraus entstehen würde. Der arme Malzen! er dauert mich doch von Grund der Seele. Böse ist sein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indessen muß ich ihn schon, so lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.“

Das Wörtchen „Mann“ hatte für sie soviel Behagliches, daß sie es öfter wiederholte, als nöthig war, und sich beinahe selbst wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres Mannes zu dem Ring, welchen sie von ihrem Manne bekommen hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres Mannes

an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren Mann ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann.“ Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Taute vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem liebenswürdigen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann.“ Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Fantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, und in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres Mannes, der ihr etwa einen

Brief bringen ſollte, und nicht den Muth hatte in's Haus zu kommen.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtſam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte ſie ſoviel Aufklärung, es allenfalls mit einem Geſpenſt aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Geſpenſter zuletzt doch alle Fleiſch und Blut haben, wie unſereins. Sie beſchloß alſo, Unterſuchungen über die Erſcheinung im Park anzuſtellen, und ging — ſobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte ſie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, ſo erſchien zu ihrem größten Schrecken das Geſpenſt, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries ſich glücklich, ſie allein zu finden.

Suschen, auf ſolche Geſpenſterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünſchte ſich weit weg; wenigſtens bis zu Tantchen Rosmarin auf's Sofa. Das war aber nun zu ſpät.

„Die Frau Oberſteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus verſagt; ich verarge der ſchwer beleidigten Frau dieſe Strenge nicht. Ich habe ſie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich

mir wenigstens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es ist das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu sehen, oder mein Kind zu sehen. Rauben Sie mir nur diesen kleinen Genuß nicht. Ich verspreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen."

„Herr Baron," stammelte Suschen, „nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante..."

„Es sei. Ich gehorche. Ich schweige. Ich will elend sein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entschuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Hasses hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt soll mir die Täuschung, die süße, rauben, daß ich Ihr Gemahl bin. Keine Macht der Welt soll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch die seltsame Verkettung von Ereignissen zu Theil ward."

„Herr Baron, Sie sehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieser Art wünschte ich am wenig-

ſten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlaſſen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten."

„Aber ſagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entſcheide nun das Schickſal über mich, wie es will, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, ſo geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tauſendmal leichter ſterben, als das entſetzliche Ja zur Trennung ſprechen. Haſſen Sie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in dieſem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, ſie ward mir vor Gottes Altar zur Gemahlin gegeben; und ich bin in meinen Täuſchungen ſo ſelig, wie ein Wahnſinniger."

„Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron . . "

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgeſprochen. Sie wiſſen es nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlaſſen, aber ich werde Sie lieben; Ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauſchen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir alles verſagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wolluſt nur, daß er zuweilen ſeinen Sohn ſehen dürfe. Ich wage es nicht,

gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menschlichkeit zu verlangen."

In diesem Tone sprach er noch lange, und das schüchterne Suschen war menschlich genug, ihn anzuhören, und ihm sogar zu versprechen, daß er seinen Sohn zuweilen sehen solle.

„Zuweilen!" rief der Baron mit schmerzlicher Heftigkeit und nassen Augen: „Ach, doch zuweilen! der Vater darf sein Kind zuweilen sehen! Auch dies Almosen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich mein Sohn so selten sieht, werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kügeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, um Gotteswillen, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater."

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm im Uebermaas der Wehmuth ans Herz sinken mögen. Aber beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in der Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihn zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm!" — Es lag schon bei den andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde auf der Flucht verplaudert: jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei nur eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?" fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden."

So schied man aus einander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich auf's Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spielkram auf ihr Zimmer, verschloß ihn sorgfältig; und beim Nachtessen saß sie träumend still, und ließ die Forellen kalt werden, so dringend auch

Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Essen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan gutes Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand sie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß sehr sonderbar. „Es ist ja nicht mein Prozeß, sondern der deinige!“ sagte sie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte sogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu sagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunsten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Brust stand es jetzt ganz anders, als sonst. Die bewußte Gespenstererscheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf sie gehabt; und der durchdringende, zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ gesagt hatte, konnte durchaus nicht vergessen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter spielte mit dem Bildnisse des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören sollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl seiner Gemahlin kein gefährlicheres Geschenk machen können, als dies verführerische Portrait; denn es war auch gar zu sprechend

ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron gestiftet worden war, und sie ließ sich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundschaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu prozessiren hatte. Sie würde darin die chikanevollste aller Chikane entdeckt haben, den jemals einer seiner Gegner im Prozesse angebracht hatte.

Daß der Herr Baron zu solchen raffinirten Gegenstreiten viel Talent besaß, erhellt aus folgendem Umstand, der selbst das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit stürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Obersteuerräthin, eine der sonderbarsten Geschichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen ist!“ schrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unserer Sache zu reussiren, fortschreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt seine Gemahlin, die hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abscheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er, als seinen rechtmäßigen und

erbfähigen Sohn erkennt, zu Universalerben aller seiner Güter und Beſitzungen macht, in ſo fern im vorwaltenden Eheſcheidungsprozeß die Trennung ſeiner Ehe gerichtlich ausgeſprochen werden ſollte. Obwohl nun beſagter ſeltſamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozeſſes keine weſentliche Störung verurſachen kann, ſcheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunſtgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieſer Rückſicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewiſſermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten iſt, hängt es noch davon ab, ob die Beſchenkten geneigt ſind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Eheſcheidung vor ſich geht und vom Tribunal erkannt wird."

„Das begreife ich nicht. Mir ſchwindelt der Kopf!" ſagte Tantchen Rosmarin nach Verleſung dieſes Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!" ſagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas ſchlägt man nicht gern aus."

„Ich bin ganz gehorſamſt der Meinung des Herrn Pfarrers!" ſetzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinſt du, Suschen?" fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron iſt ein

Narr, oder dahinter steckt neue gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?"

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in diesem raschen Entschluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott, höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung."

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen an, dann Suschen an, und sagte nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was? dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen."

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen."

„Trifft genau ein!“ sagte der Herr Verwalter; „tausend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen.“

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr *ihren Mann*; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses: aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, *lieber* Vater. Ist er dir auch *recht* lieb?“ — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmes, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das *ihm* gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft *ihren Mann*, und als die

Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Beſuch fuhr, ſchrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden.“ Und richtig bekam ſie am Sonntag Morgen ſo heftiges Kopfweh, daß ſie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben ſo richtig mit Sonnenuntergang im einſamen Park; und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsſtunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand ſich; man begrüßte ſich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung ſein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkoſungen, und gab ihm die zärtlichſten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taſchen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteſte Buche des Luſthains umſchloß.

Suschen ſetzte ſich auf die Bank, und half dem Kinde die ſchönen Sachen ordnen. Der Baron ſtand mit dem Schweigen ſtillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob dieſe die Augen zu ihm, und ſagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahre, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzuſtehen. Ich kann ein ſolches

Geschenk auf keine Weise annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl sagen wird."

Der Baron schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile, dann sagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausschlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was soll mir mein Gut ohne mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf die Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinem Untergang. Es möge sein!"

„Nein, Herr Baron," sagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen."

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?" rief er lebhaft, und warf einen brennenden Blick der Hoffnung auf sie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorsam wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe sie noch antworten konnte, sprang der kleine Pompeius zu ihr auf und rief, indem er seinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom lieben Vater zu den schönen Sachen! gelt Mama?" Und dabei zog ihr der Kleine ohne Umstände an der Schnur das Bild des Barons aus dem Busen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was

machst du auch, Unartiger?“ ſtammelte ſie. Aber der Unartige hielt ſeine Beute feſt, und ruhte nicht; ſie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwiſchen ſeinen bleiernen Kanonen und Huſaren aufſtellte.

Eine ſelige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick ſeines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorſtieg. Seine Knie brachen. Er ſank vor Suschen nieder, drückte ihre Hand an ſeine glühenden Lippen, und ſagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer rührenden Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geſchehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkührlich dem Druck der ſeinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Loſung ſeiner reizenden Zweifel ſuchen. Da faltete er ſtumm die Hände, wie ein Betender; aus ſeinen Mienen ſtrahlte Begeiſterung. Aber auch ſchön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Wehmuth ſaß Suschen vor ihm; die holzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die ſpielenden Zweige der hohen Buchen im Abendſonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdiſcher Künſtler für ſeinen Fürſt aus Gold und Seiden webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dies Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird — glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er, und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöset, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küssen begegneten ihre vergeltenden Lippen; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elysium Schwüre und Seelen getauscht und immer wieder getauscht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von seiner Galoppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübschen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen röther, während er, wie ein Amor, mit schelmisch-unschuldigem Lächeln Beider Nak-

ken mit seinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kusse zusammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte scheiden. Die Abschiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine volle Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finstern Park auf und ab, und wiederholte sich die schon oft gesagten zärtlichen Zusicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man sich im Park sehen, oder wie man bei schlechtem Wetter Bedienten schicken könne, auch treuen Briefwechsel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forstmann ein Gräuel ist, hat von Liebenden schon oft Segen empfangen. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen bestimmt, die sie sich einander zu schreiben gedachten.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geschrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man sich wöchentlich auch regelmäßig im Park einigemal sah, versteht sich von selbst. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf Abendpromenaden bei aller Gluth der Herzen doch

Hände, Ohren und Füße zu erfrieren, Gefahr gelaufen hätte, läßt ſich denken. Daß man auch von Niederſchlagung des unſeligen Prozeſſes ſprach, der zwei Leutchen trennen ſollte, die ohne einander das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigenſinn der Tante Rosmarin klagte, einerſeits ſie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderſeits ſie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war faſt unvermeidlich. Beide Theile erwarteten alſo den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozeſſes, und darauf die lieblichſten „Und ſo weiter.“

Hingegen wars auch eben ſo natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn ſie entweder Suschen bald im Entzücken ſchwimmen, bald in düſtern Thränen ſtill und weinerlich verſunken ſah; oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Mann“ ſprach, und das immer mit einem ſonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie ſie ſogar manchmal ſeine Fürſprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leiſe, gleichſam als ſollte Tantchen Rosmarin erſt nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen faſt alle Abend vernahm, wie Suschen im Park ſei, und

wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt.“ — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten. Denn mit der Sprache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchen Aufträgen zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser tägliche Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben.“

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer: „Laß du mich machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner schickt sich besser dazu, als ich.“

Des Pfarrers Abentheuer zu Wasser und zu Land.

Die Plane wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene

an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte ſich der Herr Pfarrer auf die Rekognoszirung.

Er traf es in der That ſehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derſelbe an einen langen Hochwald ſtieß, und von woher der Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich ſtieg er da vom Pferde, und gab es ſeinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geſchäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das ſchön geſattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unſern Stall, der Eigenthümer wird ſich ſchon melden, und dann ergibt ſich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, der Einfall iſt pfiffig!“

Nur ein Umſtand war widrig. Das Roß ſchien mit ſeinem Herrn in geheimem Einverſtändniß zu leben. Denn ſchlechterdings wollte es ſich nicht am Zügel vorwärts ziehen laſſen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es ſtellte die Vorderfüße vor, und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen,“ sagte der Herr Pfarrer, „du bist zuletzt doch nur eine Bestie, und hast hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehst gutwillig.“ Sprachs, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit sich thun ließ. Zwar seit dreißig Jahren hatte der gute Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren — auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für die Steigbügel; allein, es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarin zeigen, daß man auch, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, da es seit mehrern Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kammhaare seines Gauls. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber diese Arbeit verlor er um ein Haar

beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel wieder Ruhe. Diese abwechselnde Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Kosen zum Stillstand. Alles vergebens. Ja, da er in der Verzweifelung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Courbetten-Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Rosse, an das er mit Händen und Füßen festgekettet hing, und welches nun im vollsten Galopp davon jagte, daß ihm fast Hören und Sehen verging. „Aus tiefer Noth schrei' ich dir!" seufzte er: „Das ist der eingefleischte Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!"

Indem ereignete es sich, daß der Weg durch ein Gatter versperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te deum laudamus!" rief der Herr Pfarrer: „hier muß also doch Halt gemacht werden." Allein das Roß flog wie geflügelt darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge standen, und sein

Hut nebſt der Perüke im gerechten Entſetzen davon gingen. „Ihr habt noch ſchlechter reiten gelernt, als ich, wenigſtens ſize ich noch feſt!“ ſagte der gute Geiſtliche mit chriſtlicher Gelaſſenheit zu den Abgefallenen, und ſah ſich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Beſtie mit mir hin? Gehts ſo noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel vollbracht, und komme wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorſchein.“ Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke. Der Pfarrer, in Beſorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen, und in den Fluß mit ihm ſpringen, zupfte mit den Fingern den Zügel ſeitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das ſeltſame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Waſſer. Dem Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er ſich zwiſchen Himmel und Waſſer ſah, und die Wellen durch die ſchwarzſeidenen Strümpfe, bald darauf durch die ſammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis ſie ſeine Hüfte umſpülten.

Das Pferd, ein trefflicher Schwimmer, erreichte inzwiſchen glücklich das andere Ufer, fand die Landſtraße wieder, und ſetzte im Trab die Reiſe eilfertig fort, bis zum Schloſſe Malzen,

wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdestall hineinschoß, und vor der geliebten Krippe mit seinem Reiter still hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stalle nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und fragten besorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen sei.

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennnbar anmuthige Empfindung bemächtigte sich des vielgeprüften Geistlichen, als er wieder festes Land unter seinen Sohlen fühlte. Zwar entrückt und enthutet, und die untere Hälfte des Leibes vom Wasser triefend, fern von der Heimath, die späte Nacht vor sich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umstände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einstweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemlosen Herrn mit ihren Fragen bestürmten, erschien des Barons Verwalter, und nöthigte ihn gast- und menschenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf sein Bitten versprach einen Wagen zu schaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen sollte, ließ er sichs gefallen, einzukehren bis zur Rückreise. — Inzwischen verflossen fast zwei Stun-

den; es erschien kein Wagen, und der Pfarrer fing an, Verdacht zu schöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielmals versichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen habe besteigen wollen. Nach langer Ueberlegung beschloß er, die Flucht zu nehmen. Er stand auf, und war im Begriff die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf seines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Niederfahren zu suchen hatte.

Der Baron, sobald er den ehrwürdigen Oheim seiner Gemahlin erkannte — die Geschichte von der Ankunft des Pferdes mit einem perükenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof vernommen — führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behag-

lich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie“ zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug,“ sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittelung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch ...“

„Liebt Sie? will keine Trennung?“ rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?“ sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er, und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreunde Friede geschlossen, und ihn sogar liebgewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man

nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht, als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Allianze gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern ewige Liebe stipulirt war. Er las einen Brief um den andern; die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Es ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein, und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen."

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Kopfschütteln.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er die Equipage des Barons, und ging den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergange begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdenke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen mochte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand, und bat mit rührender Stimme: „Himm-

lischer Onkel, verrathen Sie mich um Gottes-willen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja alles gestehen."

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh, es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts."

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, und hätte sich freudig satt geweint, wenn nicht zuviel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel, und betete weinend dankbar.

Unterdessen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geschichte seines Abentheuers vernommen. — Als er sagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er sich aufgesetzt, begleitete

sie mit der Bemerkung: „Du kannst ja nicht reiten. Was deines Amts nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftsprung über das Gatter, und die Durchschwimmung des Flusses erzählte, sprang sie auf, faßte ängstlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren hast du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erschien, verlängerte sich ihr Gesicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede desselben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzusetzte: „Suschen scheint dem Baron nicht abgeneigt zu sein; ich dächte, wir ständen von dem Prozeß ab, und ließen dem Dinge seinen Gang,“ schüttelte Tantchen den Kopf, indem sie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen musterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ sagte sie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angst haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die stockfinstere Nacht hinausstieß, sondern beherbergte, so that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für seine Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du bist wohl ein schwacher Mann, deine Grundsätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unserm

Hauſe gethan, für ein einziges, armſeliges Nachteſſen aufzuopfern."

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und ſprach: „Ei, Tantchen, iſt aus dir denn alle chriſtliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hätteſt ſtatt meiner das Pferd des Barons geritten, hätteſt durch alle Lüfte ſtiegen und durch die brauſenden Wellen ſchwimmen müſſen, um die Bekanntſchaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdeſt du anders ſprechen."

Tantchen Rosmarin fand in dem ſeltſamen Wunſch des Bruders eben ſo viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beſtändig war: Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundſätzen gemäß."

Verſchwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun **allein** handeln; denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrath wahrnahm, ſuchte ſich zu neutraliſiren, um keinen zu beleidigen.

Tantchen ſprach von Stund an weder mit

ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so ist allem ein-Ende und der Baron vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen. — Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war ausser sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form willen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Einzige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird

menſchlich empfinden. Du biſt mein Weib, vor Gott und Menſchen mein Weib — wer kann dich denn von dieſer Bruſt hinwegreiſſen, wenn du ſelbſt nicht loslaſſen willſt?"

Suschen ſchlang beide Arme feſt um ihren geliebten Freund und ſagte ſchluchzend: „Nein, ich verlaſſe dich nicht! Ich werde noch heut mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünſche, daß ich ihn aufgehoben wiſſen will."

„Iſt das alles?"

„Was ſoll ich noch?"

„Suschen, du biſt mein Weib! ſage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malzen in ſeinem Schloſſe wohnen wollest — daß es deine Pflicht ſei, nicht von ihm getrennt zu leben; daß es die Pflicht des Vaters ſei, ſein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einſam leben, ohne dich und unſern Pompeius?"

Die Baronin verbarg ihr Geſicht an der Bruſt des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte ſie ſich ſelbſt noch nie ſagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand, und verſprach mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor ſie hintreten."

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel."

„Und wenn ſie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?“

„Gott weiß es!“

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?“

„Gewiß.“

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibſt du mir eigenhändig geſchrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden ſei?“

„Nein, aber die ſchriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig, daß ich mit meinem Gemahl verſöhnt ſei, und von dem Verlangen der Scheidung abſtehe.“

„Auch gut. Allein kannſt du nach ſolcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handſchrift Lügen zu ſtrafen? Wird die Welt nicht ſagen: wenn ſie mit ihrem Gemahl verſöhnt iſt, warum wohnt ſie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringſt unſern Sohn mit dir. Von Malzen aus entſchuldigſt du bei der Tante deinen Schritt. Es iſt kein Verbrechen. Wir ſind feierlich vermählt. Die Tante wird Anfangs vielleicht zürnen; der Oheim wird ſie beruhigen.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr; auch seine Küsse waren glühender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!" sagte der Oheim: „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter."

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewohnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prise um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebes, beſtes Tantchen“, fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu ſagen, aber werden Sie nicht böſe. Der Prozeß iſt mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben.“

Tantchen Rosmarin verfärbte ſich und ſtarrte Suschen lange an: „Was iſt dir?“

„Es iſt ihr ganzer Ernſt,“ ſagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beſte Ende vom Liede.“

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger ſtellen? War das dein Sinn, warum fingſt du den Prozeß an, Suschen?“

„Ich war's ja nicht, die ihn begonnen hat, beſtes Tantchen.“

„Du haſt doch die Scheidungsklage unterſchrieben.“

„Weil ich den Baron damals nicht kannte.“

„Gutes Kind, du bildeſt dir alſo ein, dieſen Menſchen jetzt zu kennen?“

„Er liebt mich.“

„Das glaubſt du im Ernſt?“

„Ich ſchätze ihn ſehr — und er iſt ja mein Mann.“

„Dein geweſener, liebes Kind, dein geweſener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn ſo ſchnell umgeändert haben mag; aber

wenn du Grundſätze, Anſtand und Ehre wirklich mit Füßen treten wollteſt, es wäre zum Glück für den Namen unſers Hauſes zu ſpät. Vermuthlich iſt die Scheidung ſchon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber geſtern ſehr beſchäftigende Berichte von Herrn Kurzbein."

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Ausſöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich ſein."

„Frau Baronin," ſagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernſtes, wie Suschen nie an ihr geſehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterſchweſter, Ihrer wahren Mutter, einen Roman zu ſpielen. Vermuthlich hat mein dienſtgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeuſſerungen ſind für mich eben ſo befremdend, als beugend. Geſtattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir wie mit einem Kinde zu ſpielen — wie Sie wollen. Sie ſind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Liebe Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menſchen auf, der Sie erſt vor aller Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gaſſenmädchen, Ihren

Sohn zum Baſtard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht Luſt bekam, ſeine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzuſtellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hauſe würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott ſei's geklagt, iſt er gut genug. — Alſo thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter ſich gefallen laſſen, von Ihnen zum Beſten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundſätze nie verläugnen, und beweiſen, daß mir Ehre theurer, als alles iſt."

Sie ſagte es und wollte ſich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen kindlichen Schmerzes, ſchrie laut auf, und warf ſich ihr klagend entgegen an die Bruſt: „Nein, das ſagt meine einzige, theure Tante, das ſagt meine liebe Mutter nicht."

„Ich ſagte es — ich werde es ſagen. Gefällt es dir, unſere Ehre aufzuopfern, ſo fragſt du wenig nach meiner Liebe. Willſt du dich nicht vom Baron trennen, ſo läßt du mich fahren."

„Aber Tantchen, er iſt edler, als Sie denken. Er iſt der Vater meines Kindes, er iſt mein Mann, der mich liebt — Tantchen, Tantchen, den ich unausſprechlich liebe."

„Ich gratulire, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret."

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?“

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen.“

„Halt!“ rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wieviel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!“

Tantchen Rosmarin erschrack ob der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nie fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie mit angenommener

Hoheit, „deine Trauungsreden spare für die Kirche auf; aber ich verbitte sie mir.“

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draussen wieder euer Wesen treibt, als wäre ausser der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann.“

Die Tante wandte sich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und sagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdest vernünftig sein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundsätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies ist mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwischen uns über so etwas weiter eine Sylbe. Hörst du?“

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte sie trösten. Aber sie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabsichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu allem gefaßt!“ sagte Suschen: „Ich sehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieser Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entscheiden habe. Ich habe nicht zu entscheiden, die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entschieden.“

„Vernünftig gesprochen, Suschen! rief der Herr Pfarrer: „Gehe du zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eisernen Grundsätzen kommt herum, ehe der Winter verstreicht.“

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus: denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verschwand, als sie an der Brust ihres Freundes lag.

Schweigend gingen alle durch den Park, an dessen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen selbst hinein, nachdem er sie noch einmal mit Herzlichkeit umarmte hatte.

„Gott segne dich, liebes Kind!“ sagte er: „ich gehe nun heim, und erzähle unserm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen besuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar schloß der entzückte Baron den guten Oheim an seine Brust, und setzte sich zu der Geliebten; seinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen sprang, hatte die romantische Entführung etwas besonders Pikantes. Lisette rieb sich die Hände, und versicherte, unter solchen Bedingungen ließe sie sich alle Tage entführen, wenn die Reihe an sie käme.

„Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin in's Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entsetzens, und sprang vom Sofa auf, und stand wie Loths Gemahlin: „Es ist nicht möglich!“

„Das muß ich besser wissen, Tantchen, denn ich selbst habe dem guten Suschen erst vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit solcher Gewaltthat?"

„Ich sehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand."

Nun sank Tantchen weinend und schluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns sagen! wir werden das Gespräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anstand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erst Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebschaft, dann Entführung — und das mußte meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen."

„Nun ja, um den Hausfrieden wieder herzustellen. Prozessire immer zu. Lasse du dich vom Baron scheiden, aber Suschen will von ihm nicht geschieden sein."

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bediente des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Vom Dorfe

Malzen waren die Vorsteher und Amtleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen war von allen Glückwünschen und Ehrenbezeugungen so umstürmt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht," sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Engel Pompejus zur Ruhe zu bringen." Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!" jauchzte er: „heut erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im vollen Maas." Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren; die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Malzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich fol-

genden Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Mann lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam, die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht," sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kasten, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträuser, wie einen Wald, am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene.

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?" rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie

nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne."

Suschens Augen wurden voll Wasser.

„Und Sie, lieber Baron," fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt, hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihilfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne, daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Nieder-Fahren kommen, ihren Segen erflehen, bei ihr übernachten, sie übermorgen mit sich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir! so geht alles gut. Ich stehe dafür. Unsere kleine Baronin läßt unterdessen die Aussteuer abladen und auspacken."

Wie gern gehorchte alles dem lieben Onkel! — Und sein Rath war so übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, so heiterte

ſich ihr Weſen auf; ſie ordnete mächtige Zurüſtungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und ſagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Sablein: „Ich dachte es ja wohl, daß es ſo kommen würde. Nun iſt Noth in allen Ecken, und guter Rath theuer; die jungen Leute wiſſen ſich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen ſie wieder bei der Tante betteln. Was ſoll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht ſo, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird alles verkehrt.“

Sie empfing andern Tags den Baron und die Baronin hochgeputzt — anfangs etwas kalt und ſteif. Als aber der Baron ihre Hand küßte, und um ihren Segen bat, ſein Glück zu krönen, das er eigentlich nur aus ihren Mutterhänden empfangen wollte; als Suschen ſchluchzend an ihrem Halſe hing — da ward ſie wieder die gute Tante Rosmarin wie ſonſt; gab Verzeihung und Liebe, und verſprach einige Wochen im Schloſſe Malzen zu reſidiren. Aber mitten in der Freude fiel es ihr wieder bitter auf, und ſie ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Alles recht, alles gut; aber, Kinder, ich kann es nicht vergeſſen, es iſt verkehrte

Ordnung; erſt Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Verlobung und hintennach Entführung! Wo iſt das einmal in der Welt jemals erhört? — Ich bin nun einmal ſo; ich kann von meinen Grundſätzen nicht laſſen."

Doch trotz ihrer Grundſätze blieb ſie in Nieder-Fahren wie in Malzen das beſte Tantchen Rosmarin.

Die Reiſe wider Willen.

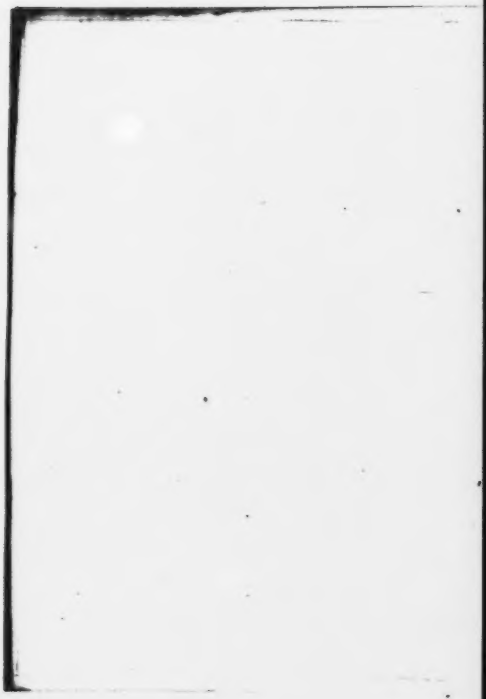

Zum beſſern Verſtändniß des erſten Briefs muß geſagt werden, daß der Briefſteller nebſt ſeiner Schweſter am 20. Jänner 1807 zu einem Ball bei der Gräfin von St . . . y in ihrem Pallaſte zu Warſchau eingeladen war. Sie erſchienen und genoſſen einen fröhlichen Abend, obgleich die Freude nicht Allen ganz von Herzen gehen mochte. Denn in Warſchau war damals Alles voller Verwirrung und Franzoſen, und erſt ſeit kaum acht Tagen jene vergängliche Regierungskommiſſion eingeſetzt, an deren Spitze der wackere, doch viel verkannte Malachowsky ſtand.

Die Gräfin von St . . . y war den Abend ſchön wie ein Engel. Um ihren feinen Hals ſchimmerte ein prächtiges Perlenband, das Neujahrsgeſchenk ihres Oheims. Ein ähnliches hatte des Briefſtellers Schweſter am Neujahr erhalten, doch diesmal unumlegen vergeſſen. Die jungen Nebenbuhlerinnen geriethen in gemeinſchaftlichen Streit, welcher Schmuck der ſchönere ſei; jede verlangte den Triumph des ihrigen. Zuletzt forderten Beide den Briefſteller auf, das Halsband der Schweſter auf der Stelle herbeizuſchaffen. Die Schweſter gab ihm den Schlüſſel zu ihrem Schmuckkäſtchen; er ließ ſeinen Wagen vorfahren und eilte zu ſeiner Wohnung.

Erſter Brief.

Blonie, 21. Januar 1807.

Bei allen Huldgöttinnen, in deren Zahl Sie, meine ſchöne Gräfin, ſelbſt eine der erſten ſind, beſchwöre ich Sie, zürnen Sie mir nicht. Statt Ihnen geſtern das Halsband Sophiens zu bringen, habe ich es nach Blonie getragen. Aber noch heute komme ich nach Warſchau zurück, und dieſen Abend lege ich es zu Ihren Füßen. Ich benutze eine langweilige Stunde und einen Kurier, der nach Warſchau eilt, um Ihnen meine vorläufige Entſchuldigung zu machen. Sie werden freilich mein Vergehen, Ihren geſtrigen Triumph verſpätet zu haben, für unverzeihlich erklären, und behaupten, es laſſe ſich nicht mehr abbüßen. Aber ich bitte Sie, haben Sie nur noch ſo viel Gnade, dieſe Zeilen Ihres Blickes zu würdigen, und Sie werden Nachſicht mit dem Strafwürdigen haben, der nur aus Freundſchaft zum Sünder an Ihnen ward.

Ich hatte geſtern Sophiens Perlenſchmuck zu mir geſteckt, und war im Begriff in den Wagen zu ſteigen und zu Ihnen auf den Ball zurückzukehren, dem Ihre Schönheit den höchſten Zauber gab, als mein Bedienter einen franzöſiſchen Offizier meldete. Ich maßte ihn wohl empfangen.

Er brachte mir einen Brief. Denken Sie, es waren die erſten Zeilen, die ich ſeit zwölf Jahren von meinem einzigen, geliebten Jugendfreund, dem wackern Felix L . . . y, erhielt, der ſeitdem alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hat, und nun an der Spitze eines polniſchen Regiments ſteht. Er ſchrieb mir nur wenige Worte: „Ich komme ſo eben in Blonie an, und erfahre, lieber Joſeph, du lebſt noch. Meine Hoffnung, dich in Warſchau zu umarmen, iſt vereitelt, da ich faſt vor den Thoren der theuern Stadt bin. Ich komme von Poſen, und finde hier Armeekurier und Befehl, auf der Stelle nach Thorn zu eilen. Iſt es dir möglich, ſo komm auf einen Augenblick nach Blonie heraus, wo ich wenigſtens einige Stunden im Bett ausruhen will. Wer weiß, ob wir einander in dieſer Welt wieder ſo nahe kommen. Wir haben uns ſo viel zu ſagen! Morgen in der Frühe reiſe ich ab.“

Werden Sie es mir nun verargen, ſchöne Gräfin, wenn ich den wichtigen Augenblick nicht unbenutzt ließ? Denken Sie, einen theuern Freund nicht ſehen, der lange von mir getrennt war! Ich bat den Offizier, ſich zu mir in meinen Wagen zu ſetzen und ſeine Pferde nachführen zu laſſen; warf den Mantel um, und ſo ging es, ſtatt zum Tempel der Liebe, zum Feſt der Freundſchaft.

Wie ich nach einer elenden Fahrt — der Weg war erbärmlich und die Nacht stockfinster — in Blonie ankomme, ist mein Feltz schon fort nach Sochazew, wo ihn ein paar französische Generals erwartet haben. Doch hat er einen Zettel an mich zurückgelassen, mit der Bitte, ihm nach Sochazew zu folgen, wo er mich auf jeden Fall erwarte. Bin ich nun seinetwillen so weit gekommen, will ich auch noch die wenigen Meilen machen. Nur geht es mir verdrießlich. Eins meiner Pferde ist die Nacht hinkend geworden; ich muß die Post nehmen, und warten, bis die Post Pferde hat, denn Alles ist in Requisition. Doch wird mir Hoffnung gemacht, in einer Stunde abreisen zu können.

Leben Sie wohl, Liebenswürdige. Diesen Abend küsse ich Ihnen die Hände.

Ihr J. Gr. v. W.

Zweiter Brief.

Kutno, 23. Jan.

Sie werden wahrhaftig, meine Gnädige, nicht weniger erstaunen, wenn Sie bei Eröffnung dieses Briefes sehen, daß ich Ihnen aus Kutno schreibe, als ich noch immer erstaunt bin, mich hier zu befinden. Mein Fatum will mich nun

einmal bei Ihnen zum Lügner machen, und ich bin darüber untröſtlich. Was werden Sie von mir denken? Und doch bin ich der allerunſchuldigſte Menſch unter der Sonne.

Das Einzige, was mich bei meinem Abentheuer freut, iſt, daß ich zu Sochazew meinen Felix glücklich antraf. Wir ſchloſſen uns Beide mit ſtummer Inbrunſt in die Arme und weinten Beide. Es war ein großer, ſüßer Schmerz, der uns plötzlich ergriff, als wir einander erblickten. Mir war, als hielt ich einen längſt geſtorbenen Geliebten in einer andern Welt wieder an mein Herz, und als könnte ich mich jetzt erſt, mitten im Entzücken, von der vieljährigen Trauer ganz losweinen.

Sie haben ihn gewiß gekannt. Der Feuerkopf iſt jetzt recht geſetzt worden. Die ägyptiſche und ſpaniſche Sonne haben ihm das Geſicht artig gebräunt, und die Schramme über dem linken Auge auf der Stirn, die er zu Ehren eines calabreſiſchen Säbels aus einem Gefechte davon getragen hat, ſteht ihm ſo gut an, daß es mich eiferſüchtig machen könnte, wenn ich wüßte, er würde nach Warſchau kommen und bei Ihnen einquartiert.

Ich behalte mir vor, Ihnen die ganze Geſchichte ſeiner Kriegsfahrten zu erzählen, wenn ich bei Ihnen bin, und das iſt übermorgen der

Fall. Himmel, wie die Menschen in diesen Zeiten herumgeworfen werden in alle Welttheile! Es sind wahre Völkerwanderungen, und Keiner kann darauf schwören, ob er in Europa oder Amerika, Asien oder Afrika sein letztes Brod essen muß. Felix war lange beim Generalstab angestellt, und befehligt jetzt sein eigen Regiment. Er ist zum Korps des Generals Lannes bestimmt, wie er glaubt, und versichert, daß Napoleon künftigen Sommer in Petersburg sein werde, besonders wenn jetzt die Türken nicht saumselig sind, da sie nun doch den Krieg erklärt haben. So viel ist gewiß, der russische Gesandte Italinsky hat Konstantinopel wirklich verlassen. Die französischen Generale, bei welchen sich Felix in Sochazew befand, versicherten, seit dem Treffen bei Pultusk und Golomyn sei schon wieder ein blutiger Tag bei Ostrolenka zu Gunsten der französischen Waffen gewesen.

Doch genug von Politik. Sie werden vielmehr neugierig sein, zu lesen, wie ich endlich, statt nach Warschau, hieher in dies verwünschte, erbärmliche Städtchen gerathen bin? Hören Sie nur. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Sie werden von ganzem Herzen lachen, und mir bleibt am Ende auch nichts übrig, als mitzulachen, ungeachtet ich die größte Luß

, hätte, zu verzweifeln, daß ich noch immer nicht bei Ihnen bin.

Wir waren vorgestern in Sochazew bis zum späten Abend beisammen, ehe wir uns wieder, Gott weiß auf wie lange, trennten. Da ich so bald nicht auf Erhaltung von Postpferden rechnen konnte, und doch trotz meiner Ermüdung sogleich nach Warschau zurück wollte, um bei Ihnen Buße zu thun, war Felix so gefällig, mir durch sein militärisches Machtwort Requisitionsfuhre bis Blonie zu verschaffen. Es erschien eine mit drei braven Rossen bespannte Chaise. Ich drückte den braven Felix noch einmal an mein Herz; er reiste ab, und bald auch ich.

Von der vornächtigen Reise, auf welcher ich kein Auge geschlossen hatte, so wie vom Treiben des Tages matt, schützte ich mich gegen den Schneewind durch die vorgezogenen Umhänge der Chaise, wickelte mich fest in den Mantel, drückte mich in die Wagenecke und schlief, trotz dem harten Fuhrwerke ein. Ein glücklicher Einfall war es von mir gewesen, daß ich noch zu Hause über meine Ballkleider den Ueberrock anzelegt hatte. Meinen Füßen, nur von dünnen Schuhen und Seidenstrümpfen bekleidet, mußte eine ganze Bürde Heu im Wagen zum Schutz dienen.

Ich schlief unruhig, aber träumte angenehm, denn Sie waren mein Traum. O wie liebens-

würdig, wie gütig machte Sie der Gott der Einbildungen! Welche selige Worte las ich in Ihren Augen! Meine Seele war in der Ihrigen; ich wußte, was Sie empfanden, und doch empfand ich unendlich mehr, als Sie. O, daß das nur Traum sein mußte! Wenn Sie nur wüßten, reizende Amalie, welche Himmel Sie zu verspenden Macht hätten, Sie könnten unmöglich in der Wirklichkeit anders thun, als in meinen Träumen!

So oft mich auch die allerunbarmherzigsten Rippen- und Kopfstöße aus meinem Elysium aufschreckten, schloß ich doch immer richtig die schlaftrunkenen Augen wieder, und immer waren Sie es wieder, die mich in das verlorene Paradies zurückführten. Als ich mich vom betäubenden Schlafe endlich ermannte, bemerkte ich mit Schrecken, daß es schon Morgenhelle sei. Ich hatte darauf gezählt, schon nach Mitternacht in Vlonie zu sein. Ich riß die Vorhänge der Chaise zurück, und sah, daß wir in ein Städtchen einfuhren, das ich in meinem Leben noch nie die Ehre gehabt habe zu sehen.

„Wo sind wir denn?" fragte ich den Fuhrknecht.

„Zu Kutno!" antwortete der Kerl ganz trocken und fuhr immer zu.

„Zu Kutno?" schrie ich vor Wuth ausser mir.

„Plagt euch, Kerl, der Teufel, mich nach Kutno zu schleppen? Nach Blonie, nach Blonie will ich!“

Der Schlingel that, als hätte er keine Ohren, fuhr zu, und hielt zuletzt bei einem Wirthshause. Ich stieg nun zwar aus, denn ich war am ganzen Leibe vollkommen wie gerädert; aber ich hatte die größte Versuchung, den vermaledeiten Burschen auf der Gasse durchzuprügeln. Er behauptete inzwischen, der französische Offizier, der ihn zum Fahren befehligt habe, hätte ihm Kutno genannt; er habe es wenigstens so verstanden. Und dabei blieb er, schlug wieder auf seine müden Rosse los und eilte davon.

Durch den Wirth erfuhr ich, daß mein gottloser Kutscher schon seit acht Tagen von Kutno, wo er wohne, auf Requisition abwesend gewesen, vermuthlich, wie es beim Militair so Sitte sei, mit Schlägen und Hunger in der Welt herumgeschleppt worden, und nun vermuthlich die Gelegenheit in der Nacht benutzt habe, mit seinem Fuhrwerk in die Heimath zurückzukommen, besonders da er gesehen, daß ich ein Pole und weder Franzose noch Offizier sei.

Diese Auskunft, welche mir der scharfsinnige Wirth gab, mochte ganz richtig sein, aber mir war damit nicht geholfen. Ich saß nun in Kutno, und war nicht zu Warschau, nicht einmal zu Blonie. Der Wirth tröstete mich mit einem er-

bärmlichen Frühstück und der guten Hoffnung, daß sich schon Gelegenheit finden würde, wieder nach Sochazew zurückzukommen. Er gab sich viele Mühe, mir einen Wagen zu verschaffen. Ich selbst lief gestern den ganzen Tag in seidenen Strümpfen das kothige Städtchen auf und ab, und hatte vergebliche Arbeit. Alles ist für den Armeedienst in Beschlag genommen. Ich erniedrigte mich so tief, daß ich sogar den verwünschten Schelm wieder aufsuchte, der mich nach Kutno gebracht hatte. Ich vergab ihm in der Angst alle Sünden, und bat ihn nur, mit weit vorgestrecktem Geldbeutel, mich wieder nach Sochazew zurückzubringen. Er aber schwor, Pferde und Wagen seien den gleichen Morgen ihm wieder genommen. Mein scharfsinniger Wirth dingegen meinte, der Erzschelm habe sein Fuhrwerk irgendwo auf dem Lande in sichere Verborgenheit gethan, um nicht wieder requirirt zu werden.

Heute endlich habe ich mit einem französischen Ingenieuroffizier, der bei meinem Wirth einquartiert ist, einen Vertrag geschlossen. Er reist nach Kladova. Ich begleite ihn bis dahin; dort tritt er mir das Fuhrwerk ab, und gibt mir Vollmacht, dasselbe als Requisitionsfuhre bis Sochazew, und wenn ich wollte, bis Blonie und Warschau zu benutzen. Meiner Sache sicherer zu sein, habe ich den Fuhrmann nicht nur von diesem

Vertrag unterrichtet, ſondern auch, daß ich von dem Requiſitionsweſen gegen ihn keinen Gebrauch machen und baar zahlen werde, ſo weit ich ihn gebrauche. Ich muß alſo, im ſchlechteſten Wetter, mich erſt nach Kladowa und dann wieder nach Kutno zurückbringen laſſen, um nur Fuhrwerk zu haben. Denn begleitete ich den Wagen nicht nach Kladowa, lief, ich Gefahr, ganz um ihn zu kommen.

Es iſt ein unbeſchreibliches Elend hier im Lande. Unſere Befreier laſſen uns die Befreiung theuer zahlen. Für Geld findet man kaum noch Brod.

Aber ich muß ſchlieſſen, ſonſt verſäume ich die reitende Poſt. O, wie beneide ich dies glückliche Blatt, das zwei Tage früher in Ihrem Zimmer ſein kann, als ich! Mit dieſem Brief geht zugleich ein anderer an meine Schweſter ab, den ich geſtern ſchrieb. Beruhigen Sie das liebe Mädchen, und ſagen Sie ihr, daß ich zuverläſſig übermorgen in Warſchau bin.

Adieu! Ich ſterbe faſt vor Ungeduld, Sie wieder zu ſehen. Mehr als einmal war ich geſtern auf dem Sprung, in Tanzſchuhen durch Schnee und Koth zu Fuß nach Warſchau zurückzulaufen. Doch war die liebe Vernunft ſo gütig, meiner Sehnſucht die allerdings triftige Bemerkung zu machen, daß ich achtzehn bis neunzehn Meilen zu laufen hätte.

Leben Sie wohl! Möchten Sie den brennenden Kuß fühlen, den ich im Geiſt auf Ihre ſchöne Hand drücke! u. ſ. w.

Dritter Brief.

Poſen, 26. Jan.

— — Gewiß, ich bin bezaubert. Ich glaube nun an alle mögliche Zaubereien, da ich bisher an keine, als die Ihrer Anmuth, glaubte. Ich zweifle nicht mehr an der Gewalt der Kobolde und des ſchadenfrohen Teufels. Heute wollte ich, ſollte ich in Warſchau, in Ihrem Boudoir, zu Ihren Füßen ſein, meine Angebetete, und alles Unglück trifft zuſammen und bringt mich nach Poſen, wo ich noch dazu meinen Einzug als Gefangener gehalten habe. Erſchrecken Sie nur nicht. Ich bin ſchon wieder auf freien Füßen.

Es geht mir, wie im Schlaf beim Alpdrücken. Je ſchneller ich vorwärts eilen will, je weiter komme ich rückwärts. Hat denn ſchon ſeit Menſchen geboren wurden, ein Menſchenkind den Unfall erlebt, daß er wie ich von einem Ball wegeht, um eine Perlenſchnur zu holen, und damit über vierzig Meilen weit in die wüſte Welt hinausgeſchleudert wird? Alle meine Sehnſucht, meine Ungeduld, mein Eifer, meine Klugheit,

meine Vorsichtigkeit halfen zu nichts, als mich rückwärts zu bringen und immer rückwärts, wie der Sturm den geschicktesten und eifrigsten Schiffer auf dem Meere weit vom Port verschlägt, dem er entgegensteuert.

Mein Ingenieur und ich waren vorgestern, wie verabredet, nach Kladowa mit einander gefahren. In dem elenden Neste sas eine Art Platzkommandant, zu dem sich der Ingenieur gleich nach unserer Ankunft verfügte. Dort fand er Befehl, ohne Verzögern nach Sempolno zu reisen. Er kam zurück und meldete mir mit Achselzucken und Millionen Entschuldigungen das Unglück, nicht sein Wort halten zu konnen; Dienst gehe Allem vor. Ich war vom Schreck fast sprachlos; bat, fluchte, stellte ihm meine Verlegenheit vor — Alles umsonst. Er mußte nach Sempolno, und zuckte die Achseln. Während der Knecht die Pferde futterte, lief der Ingenieur zum Kommandanten und, begleitet von Soldaten, in alle Häuser und Ställe, Mittel zu schaffen, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen. Ich folgte ihm. Ausser einem geräumigen Mistwagen fanden wir nichts.

Meinen Wagen zu behaupten, entschloß ich mich, selbst mit nach Sempolno zu fahren, wo ich im Nothfall auch leichter Vorspann zu erhalten Hofnung hatte, und leidlichere Herberge,

als in dem armſeligen, unreinen Neſte von Kladowa. Der Ingenieur billigte meinen Entſchluß. Doch blieb ich verſtimmt, und wir waren Beide unterwegs nicht mehr ſo geſprächig und freundſchaftlich, als vorher. Ja, es gab hin und wieder ſogar unbehagliche Wortwechſel; zu Sempolno ſchieden wir kalt von einander.

Deſto zärtlicher war ich mit meinem Kutſcher. Wir verabredeten, über Nacht zu bleiben, die Pferde ruhen zu laſſen, und in früheſter Frühe des andern Tages zurückzureiſen. Meine Freigebigkeit wuchs, und zur Belohnung dafür ſaß ich mit der Morgendämmerung im Wagen, das Geſicht nach Warſchau.

Wir waren kaum eine halbe Stunde aus Sempolno, ſo ſahen wir drei franzöſiſche Jäger zu Pferde mit verhängtem Zügel hinter uns her ſprengen. Mein Kutſcher, voll banger Ahnung, ſchlug mit beſten Kräften auf ſein Geſpann ein. Ich fand ſeine Angſt ſo überflüſſig, als ſeine Eile fruchtlos. Die Franzoſen waren bald bei uns, geboten uns zu halten, fluchten auf den Fuhrmann, der, wie ſie ſagten, ohne höhere Bewilligung aus der Requiſition entwiſcht ſei, befahlen ihm umzukehren, und ſprachen ſogar vom Füſſiliren. Mein Phaeton verſtand kein Wort, aber wohl die Geberdenſprache der Weltüberwinder, und warf einen trübſeligen Blick auf

mich. Nun mischte ich mich ein. Das schienen die Kerls nur erwartet zu haben; denn nun wandten sie sich an mich, fragten mit vieler Höflichkeit, wer ich sei? und forderten meinen Paß. Ich hatte keinen. Darauf bemerkten sie mir in den gefälligsten Ausdrücken, ich sei verdächtig und müsse mich vor dem Platzkommandanten ausweisen, wenn ich die Güte haben wollte.

Ohne Zweifel waren die Grobiane, die nun ohne weitere Umstände Roß und Wagen umkehrten und nach Sempolno zurücktrieben, von meiner Güte vollkommen überzeugt. Der Platzkommandant, sobald er vernahm, ich habe der Requisition hinterlistigerweise von ihrem Fuhrwerk entwendet, und nicht einmal Pässe für mich selbst, erklärte mich erstlich für verdächtig, zweitens für einen von den Feinden Napoleons, drittens für gefangen. Meine Einwendungen dagegen halfen mir zu dem Trost, mich in Person beim Hauptquartier rechtfertigen zu können. Und zwei Stunden später hatte ich wirklich die Ehre, in Gesellschaft eines Korporals und eines Oberlieutenants, die nach Posen, jedoch nicht meinetwillen, reisen sollten, dahin abzugehen, das heißt zu fahren.

So lange man es mit allerlei kleinen Widerwärtigkeiten und unerwarteten Neckereien des Schicksals zu thun hat, kann man leicht die Geduld verlieren, vermuthlich weil man dabei noch

obzusiegen hofft. Kömmt das Elend aber allzugrob, so wird es wieder luſtig, weil der Menſch, wenn er ſich übermannt und allen Widerſtand eitel ſieht, zu ſeinem angebornen Stolz heimkehrt und, weil er nichts mehr fürchtet, Alles verachtet.

Eben ſo ärgerlich mir in den vorigen Tagen die Plagereien waren, ſo ſpaßhaft ſchien es mir jetzt, als Gefangener, und zwar in Ballkleidern, nach Poſen und an die Grenzen von Polen verſchlagen zu werden. In der That, das Unglück war eben ſo groß nicht, und ich bin überzeugt, Sie lachen über mein Abentheuer ſo ausgelaſſen, als ich ſelbſt. Ich habe nichts zu beklagen, als den Verluſt der Augenblicke, welche ich nicht in Ihrer Nähe, meine liebenswürdige Gräfin, verleben konnte. Da ſehen Sie nun, was der Streit zweier ſchönen Frauenzimmer Unglück bringen kann. Sophiens Halsband iſt an Allem Schuld, und ich ſchleppe es noch immer mit mir in der Welt herum.

Ich bin jetzt wirklich froh, in Poſen zu ſein. Im Hauptquartier ward ich ſehr artig aufgenommen. Man machte mir Entſchuldigungen mit der Strenge des Dienſtes, und konnte ſich nicht erwehren, über die unbarmherzige Laune eines Verhängniſſes zu lachen, das mich mitten im Winter in ſeidenen Unterkleidern vom Tanzſaal der

Hauptſtadt in das Kriegsgetümmel an die Landesgrenzen bringt. Mein erſtes Geſchäft iſt hier, mich ganz neu zu equipiren, denn ich ſehe erbärmlich aus. Ich verlaſſe mich auf keine Requiſitionskutſchen mehr; habe ein braves Reitpferd gekauft, das mich zu Ihnen zurücktragen ſoll; laſſe mir ein warmes Reiſegewand machen, deſſen militäriſcher Schnitt mir bei den kommandirenden Korporalen der Weltüberwinder Achtung verſchaffen kann, und habe nun auch Päſſe, vermittelſt welchen ich ungehindert bis zu Ihrem Vorzimmer gelangen werde.

Nichts hält mich mehr ab, zu Ihren Füßen zurückzufliegen, als Schneider und Schuhmacher. Vor übermorgen komme ich nicht weg, wie ich vorausſehe. Von den kleinſten Umſtänden iſt der arme Sterbliche immer am abhängigſten.

Die Zeit wird mir peinlich lang, und an dem kriegeriſchen Gewirre, das hier herrſcht, den hunderterlei Uniformen, her- und hinziehenden Truppen habe ich mich ſchon vollkommen ſatt geſehen. Es gehört zu den merkwürdigſten Widerſprüchen des räthſelhaften Menſchengeſchlechts, daß alle Welt den Krieg als die größte Plage des Lebens verflucht, alle Welt die Mühſeligkeit verwünſcht, den Tod fürchtet, und doch ſich tauſendweis zu Krieg, Mühſeligkeit und Tod bereitwillig hingibt.

Mein einziger Genuß iſt, an Sie zu denken,

mit Ihnen zu kosen, leider nur in Gedanken! Sie bald im Tanz, bald am Klavier, bald am Putztisch, bald in der reizenden Nachlässigkeit ihres häuslichen Seins, bald als Königin alles Schönen in jedem Zauber zu bewundern, den Ihnen Natur und Kunst spenden.

Nachschrift vom 28. Jan. Erst heute kann ich den Brief auf die Post geben. Ich bin zur Abreise fertig. Morgen früh breche ich auf. Ich reise in Gesellschaft einiger mir wohlbekannten polnischen und französischen Offiziere. Sagen Sie es meiner Schwester, daß ich am Dienstag bestimmt in Warschau eintreffe.

Vierter Brief.

Magdeburg, 2. April.

— — — Der Himmel weiß, geliebte Gräfin, ob Sie meinen mit Reißblei zu Dresden flüchtig hingekritzelten Brief erhalten haben mögen; der Himmel weiß, ob Sie diese Zeilen empfangen werden! Ich will Ihnen also nur kurz wiederholen, was ich schon von Dresden aus schrieb, und meine Bitte, daß Sie Ihren ganzen Einfluß verwenden und vereint mit meinen Verwandten bei unserer Regierungskommission wie bei den

franzöſiſchen Behörden dahin arbeiten, daß ich wieder frei gegeben werde.

Ich habe Ihnen ſchon gemeldet, daß wir einige Stunden von Poſen, zwiſchen Schwerſens und Kostrzyn, ſehr unerwartet von einer preuſſiſchen Streifpartei überfallen, umringt und gefangen wurden; daß von den Franzoſen, in deren Geſellſchaft ich ritt, ein Offizier und ein gemeiner Soldat dabei um's Leben kamen; daß Alle geplündert wurden, und ich mich nur dadurch vor Mißhelligkeiten rettete, daß ich dem preuſſiſchen Befehlshaber in deutſcher Sprache ſagen konnte, ich ſei keine Militärperſon, ſondern blos ein bürgerlicher Reiſender, welcher zufällig zu dieſen Franzoſen geſtoßen ſei. Dies, mein Paß, der meine Ausſagen bekräftigte, und die Erklärung, welche ich in kluger Angſt that, daß ich, weit entfernt mit den Franzoſen gemeine Sache zu machen, ein treuer preuſſiſcher Unterthan wäre, der nichts ſehnlicher wünſche, als die Befreiung Polens von der franzoſiſchen Sündfluth, machten mir gutes Spiel. Der preuſſiſche Offizier war ein ſehr humaner Mann. Da ich ihm auf ſeine Frage wegen der Truppenmenge in Poſen meldete, daß ohne Zweifel noch denſelben Tag mehrere Regimenter die Straße nach Warſchau ziehen würden, entſchloß er ſich auf der Stelle

zum Rückweg nach Schleſien, aber bedeutete mir zugleich, daß er mich für den Augenblick nicht frei geben könne; ſeine eigene Lage verböte dies.

Ohne als Gefangener behandelt zu werden, war ich doch einem Gefangenen gleich. Auf elenden Wegen kamen wir nach mehrern Tagen, halbverhungert, halberfroren, über die Warta nach Schleſien. Ob ich fluchte, ob ich lachte, half mir nichts. Ich verbarg vorſichtig Sophiens Schnur ſo gut ich konnte, und eben ſo mein weniges Gold; denn ich traute dem Spiel des Kriegsglückes nicht, und that weislich daran. Unſer Befehlshaber, der den Namen Major trug, muthete mir ſchon den folgenden Tag zu, als guter preuſſiſcher Unterthan den Fahnen des Königs, wenn auch nur als Freiwilliger, zu dienen. Ohne den Anſtand zu verletzen, oder meinen Patriotismus verdächtig zu machen, konnte ich den ehrenvollen Antrag unmöglich zurückweiſen. Ich that alſo Adiutantendienſt mit Lieutenantskarakter, und ſehnte mich mit Ungeduld nach einer bequemen Gelegenheit, davon zu kommen. Je tiefer wir in's Schleſiſche hineinkamen, je mehr entſank mir der Muth.

Wir litten vom Froſt, Schnee und Mangel an Lebensmitteln unbeſchreiblich. Wohin wir kamen, mußten wir, was wir gebrauchten, mit Gewalt nehmen. Am beklagenswürdigſten waren

unſere Kriegsgefangenen, die wir immer mit uns ſchleppten. Demungeachtet wieſen die Polen, denen ich ihr böſes Schickſal am liebſten zu erleichtern ſuchte, alle meine Gefälligkeit ſtolz und unwillig ab. Ich las in den Augen meiner Landsleute, daß ſie mich für einen Verräther hielten, und dieſer Vorwurf war mir ſchmerzlicher, als alles übrige Elend. Auch empfand ich bald genug die Folgen ihres Haſſes.

Der Major hatte ſich nach Glogau gewendet; wir erreichten den Platz nicht. Eines Morgens, da ſich unſere paar Kompagnien in einem Dorfe zum Abmarſch aufgeſtellt hatten, ſprengten einige franzöſiſche Huſaren heran. Sie ſtutzten bei unſerm Anblick, und machten ſich eilig wieder zurück. Wie wir aus dem Dorfe hervorrückten, wurden wir von einer Schwadron leichter franzöſiſcher Reiterei angefallen und umſchwärmt. Dieſe machte unſerm Befehlshaber keine Furcht; aber bald hatten wir ringsumher mit mehrern Kompagnien Infanterie zu thun. Wir waren in eine Kolonne des Bandammeſchen Armeekorps gefallen, und unſere Tapferkeit vergeblich. Die Preuſſen ſchlugen ſich mit beiſpielloſer Wuth, und eroberten ſogar zwei von den Feldſtücken, mit denen wir beſchloſſen wurden. Das Ende vom Spiel aber blieb dennoch, daß wir von der Uebermacht erdrückt und gezwungen wurden, uns

zu ergeben. Wir hatten unſererſeits mehrere Todte und viele Verwundete.

Niemand war fröhlicher, als die durch das Gefecht befreiten franzöſiſchen und polniſchen Kriegsgefangenen. Die letztern bezeichneten mich auf der Stelle dem franzöſiſchen General als einen abtrünnigen Polen und Franzoſenfeind, der ſie den Preuſſen verrathen, überliefert und ſogleich bei denſelben Dienſte genommen hätte. Da mich der preuſſiſche Major bei Abzählung der Gefangenen den Siegern wirklich als ſeinen Lieutenant und Freiwilligen aufführte, half mir nichts zur Rechtfertigung. Die Poſener Päſſe vergrößerten nur meine Schuld. Pferd, Uhr und Geld wurden gute Beute der Ueberwinder. Ich mußte mit den übrigen Gefangenen zu Fuß durch Schnee und Koth waten und ward über Liegnitz und Dresden geführt.

Hier meldete ich Ihnen mein Unglück. Wir hatten in Dresden einige Ruhetage. Dann, mit einem Laufen anderer Gefangenen, ging es über Leipzig hierher nach Magdeburg. Schon ſeit acht Tagen bin ich in dieſer Feſtung; die Einwohner haben viel Mitleiden und Güte mit uns, während ſie ſelbſt im höchſten Grade zu bemitleiden ſind. Nirgends fand ich ſo große Niedergeſchlagenheit, als in dieſer Stadt. Alles flucht den Franzoſen. Die Bürgerſchaft hängt mit vollem

Eifer ihrem unglücklichen König an, und gibt noch gar nicht die Hoffnung auf, wieder den preußischen Adler auf ihren Wällen zu erblicken.

Allem Anschein nach werde ich hier, wenn man sich in Warschau meiner nicht mit dem lebendigsten Eifer annimmt, als Kriegsgefangener das Ende des Krieges abwarten müssen. Meine wohlgeborgene Baarschaft fängt an zusammenzuschmelzen. In jedem Fall bitte ich meine gute Schwester in beiliegendem Briefchen, mir unter angezeigter Adresse Wechsel zu schicken.

Der Gouverneur ist ein gefälliger Mann. Ich hatte Gelegenheit, ihm der ganzen Reihe nach meine verdammten Abentheuer zu erzählen. Er fand sie so sonderbar, daß er beständig lachte und mir kaum glauben wollte. Es ist mit meinem Freunde Felix persönlich wohlbekannt. Mich aber frei zu geben, steht durchaus, wie er sagt, nicht in seiner Macht. Er weiset mich zur lieben, bittern Geduld: hat mir indessen zugesagt, sowohl ein Schreiben an Felix, als diesen Brief an Sie zu befördern.

Der Scherz des Schicksals ist beinahe zu grob, um noch spaßhaft zu sein. Und doch hilft mir mein Verzweifeln nichts. Ich bin so heiter, als man es in so verwünschten Umständen sein kann, und meine Gesundheit ist unverwüstlich. Beruhigen Sie sich also meinetwillen. Trösten Sie die

gute Sophie. Ich zähle nun Tage, Stunden und Minuten, bis ich eine Antwort von Ihnen haben kann. Es wird mir sein, als hätte ich Sie selbst, wenn ich einmal eine Zeile von Ihnen sehe; u. s. w.

Fünfter Brief.

Nancy, 20. Mai.

— — Lustig! Meine Sachen gehen vortrefflich. Am Ende glaube ich, mein wunderlicher Stern oder Unstern führt mich ganz unerwart nach Paris, nach Lissabon, nach St. Domingo, nach Otaheiti, zu den Feuerländern, zu den Esquimaux, zu den Pottentotten, über Asien, neben den kleinfüßigen Sineserinnen, neben den frommen Kindern der Braminen vorbei, durch die persischen Gärten nach Warschau zurück. Ich zweifle keinen Augenblick länger daran. Meine Sachen *gehen vortrefflich*, ungeachtet ich immer wünschte, sie möchten auch einmal zum *Stehen* kommen. Da bin ich nun schon in Frankreich. Ich habe auf Lissabon nicht mehr weiter, als auf Warschau; und bin ich einmal in Lissabon, was liegt mir daran, ob ich durch Asien oder Europa wieder zu Ihnen komme?

Aber weder die deutschen Mädchen — und doch gibt es allerliebste Gesichtchen darunter —, noch die Französinnen, noch die Spanierinnen, noch die üppigen Schönheiten der Freundschaftsinseln werden mich Ihnen treulos machen können. So

weit ich bisher kam, sah ich doch nirgends so viel Reiz, Anmuth und Würde, als ich zu Warschau auf dem Ball verließ. Ach, hätte ich nur eine einzige Zeile von Ihnen!

Wer weiß, ob nun nicht Briefe von Ihnen, von Sophien für mich in Magdeburg liegen? Aber wer weiß denn nun in Magdeburg, wo ich stecke? Mit einem ungeheuern Haufen Kriegsgefangener wurde ich, nach Absendung meines Briefes an Sie, fortgeführt. Man sagte, wir kämen nach Mainz; in Mainz sagte man uns, wir kämen nach Nancy; hier in Nancy sagt man, wir kämen nach Lyon, und was wird man in Lyon sagen, wenn ich komme? Das Heer von Kriegsgefangenen, mit dem ich über den Rhein kam, ist in hundert Theile zersplittert. Es ging in alle Weltgegenden. Ich zweifle nun, wie gesagt, keinen Augenblick, ich muß die Reise rund um die Welt machen. Wäre ich nur erst in Thibet beim Lama, oder beim Propheten in Mekka, oder am kaspischen Meere: so würde ich jubeln, denn ich wäre ja auf vollem Rückwege zu Ihnen.

Was sind wir doch für armselige Geschöpfe! Wie Ameisen sind wir, deren Haufen der ungefähre Tritt eines Rosses zerstört; wie Insekten, welche der Sturmwind in alle Lüfte entführt und wieder in entfernten Ländern niederläßt. Wie komme ich nach Nancy? Was geht mich der Krieg an?

Ich schicke Ihnen diese Zeilen, um Sie wenigstens wegen meines Lebens zu beruhigen. Lieber Himmel, es ist mir, als wäre ich schon seit mehr denn zwanzig Jahren von Ihnen entfernt. Wie viel Länder, Gebirge, Ströme, Völker liegen zwischen uns! Niemand steht mir gut dafür, daß ich nicht noch die Ehre haben werde, Ihr Gegenfüßler zu sein. Ach, meine reizende Gegenfüßlerin, und was würde dann aus dem Leben werden? Wie leicht könnten Sie mir unter den Füßen wegsterben, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Ich sage mir — denn wenn Sie für einen Andern lebten, wären Sie da nicht todt für mich? Ich habe noch nie gelesen, daß eine Gegenfüßlerin den Gegenfüßler treu geliebt hätte.

Seit wir gefangenen Kriegsheldeu diesseits des Rheins wandeln, erlaubt man uns viel mehr Freiheiten, als auf deutschem Boden. Ich kann umhergehen, wo ich will wenn ich mich nur zur gehörigen Stunde beim Kommandanten zeige Ich kann ganz nach Gefallen leben, essen, trinken, wie ich will, versteht sich für mein Geld. Wenn ich nur mehr als das gewöhnliche Spielgeld zu mir gesteckt hätte, da ich zu Ihnen auf den Ball fuhr, vor — ich glaube zwanzig Jahren.

Nächstens schreibe ich Ihnen wieder, und zwar von da, wo ich hoffen darf, bis zum Frieden eine bleibende Stätte zu behalten, und Antworten aus Warschau

abwarten zu können. Vermuthlich, meine ſchöne Regenfüßlerin, ſende ich Ihnen meinen erſten Brief von der Inſel Teneriffa oder Madagascar; u.ſ.w.

Sechster Brief.

Acqs, 27. Juni.

— — Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin beſtimmt, bis zur Auswechslung der Kriegsgefangenen oder bis zum Frieden hier zu bleiben. So iſt es mir leidlicher gegangen als ich anfangs ſelbſt erwartete. Von Warſchau bis an die ſpaniſche Grenze geworfen werden, iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit. Ich werde alſo weder Otaheiti noch Oſtindien ſehen, ungeachtet dort aller Wahrſcheinlichkeit zufolge mehr zu ſehen ſein mag, als hier in dieſen Einoden an dem Adour.

So viel Franzoſen ich in Polen geſehen habe, verfluchten ſie alle mein Vaterland. Ich gebe es ihnen aber in dem übrigen redlich zurück. Welch ein erbärmliches, kahles, flaches, dürftiges Land das iſt! Die franzöſiſche Regierung kömmt bei mir ſtark in Verdacht, ſie führe zur Krieg, um dieſe unüberſehbaren Einſamkeiten zu bevölkern. Denn es ſind hier faſt ſo viel Kriegsgefangene, als Einwohner.

Das Städtchen iſt bald zerfallen; mein Wirth thut ſich aber nicht wenig auf das hohe Alterthum deſſelben zu gut. Ich will ihm die Freude laſſen. Er hat eine junge Tochter, die mir viel artiger

als das älteſte Städtchen zu ſein ſcheint. Er empfiehlt mir, als eine Köſtlichkeit, die warmen Bäder der Stadt, und glaubt, in der ganzen Welt ſeien ſolche Wunderbäder nicht. Aber der Menſch iſt offenbar ein Narr. Warme Bäder und auſſerdem ſchon eine Hitze in dem Lande zum Erſticken. Ich bin von der Sonne ſchwarz gebrannt, wie ein Mulatte, und begreife nur kaum, wie das erwähnte junge Mädchen in dem alten Städtchen eine ſo reine, blendende Haut behalten hat.

Die Kriegsgefangenen ſind bei den Bürgern einquartiert. Wir haben aber nichts als die Wohnung frei. Alles Uebrige iſt uns überlaſſen zu kaufen, wenn wir nicht verhungern wollen. Mein Geld geht zur Neige. Mein ganzer Reichthum iſt Sophiens Halsband, das ich Ihnen zum Ball bringen ſollte und nun in der Nachbarſchaft der Pyrenäen verzehren muß. Ich hoffe, meine gute Sophie wird den einſtweiligen Verluſt für ihren Hals verſchmerzen, und froh ſein, daß ihr Schmuck dem armen Bruder das Leben gegen Hunger und Durſt ſchützt. Schon habe ich einige große Diamanten und Perlen einem hieſigen Juwelier verkauft, der aber nicht im Stande war, ſie baar zu bezahlen. Er mußte das Geld in Bayonne holen, einem Städtchen ungefähr zwölf franzöſiſche Meilen von hier.

Seitdem kann ich wieder ganz gemächlich leben, einen Bedienten halten, Spazierritte in der Nachbarſchaft machen, Beſuche geben und das Loos meiner Mitgefangenen erleichtern; u. ſ. w.

Siebenter Brief. *)

Acas, 13. Juli.

— — Te Deum laudamus! Es iſt Frieden! — Jedermann kommt und wünſcht mir Glück zur nahen Erlöſung und Heimreiſe. Und in der That, die Reiſe von Acas bis Warſchau verdient einen Glückwunſch, denn ich traue dem Geſchick nicht. Die Franzoſen ſprechen von nichts, als von Tilſit, und erheben ihren Napoleon zu den Göttern. Julius Cäſar und Alexander der Große, meinen ſie, wären, wenn ſie heutiges Tages lebten, kaum werth, Adjutantendienſte beim großen Napoleon zu verrichten. Der dieſige Maire behauptete in einer dem Frieden zu Ehren gehaltenen Rede ohne anders, Tilſit ſei an den Grenzen der aſiatiſchen Tatarei doch im Norden gelegen, und der linke Flügel der großen Armee habe ſeine Vorpoſten weit hinaus über das ewige Eis des Nordpols pouſſirt, wohin vorher noch kein Sterblicher den Fuß zu ſetzen gewagt. Die guten Leute von Acas, die man auch Daze zu nennen pflegt, froren beim bloßen Einfall des Maire. Ohne Zweifel haben ſie nach angehörter Rede die erſte Zuflucht zu ihren warmen Bädern genommen, um die Polarkälte von ſich abzuwehren.

Alle Tage erwarte ich nun die Wirkungen des Tilſiter Friedens, den Befehl zur Rückkehr, und

*) Zwiſchen dem vorhergehenden und dieſem Briefe ſind mehrere verloren gegangen.

ungeduldiger noch ein paar Buchstaben von Ihrer schönen Hand, liebenswürdige Gräfin, ehe ich vielleicht abreise.

Ich will einen bequemen und dauerhaften Reisewagen anschaffen; so bald ich frei bin und die Pässe habe, fliege ich mit Extrapost über den Rhein zur geliebten Weichsel. Meinen Bedienten, einen ehrlichen Teufel von Gascogner, bringe ich mit. Er ist mir sehr zugethan, und führt den großen Römernamen Pompejus. Der wunderliche Kauz hat keinen andern Fehler, als daß er unaufhörlich plaudert, ohne eben zu sorgen, wovon und was? Ueber eine versalzene Suppe kann er drei Stunden dissertiren. Ich habe es zuweilen noch gern, mich von solchem Ozean von Worten überschütten zu lassen, wenn ich nichts denken mag, mich vom Heimweh zu Ihnen losreißen möchte, und doch nicht auf der Stelle mich im Schlafe selbst vergessen kann.

Schreiben Sie mir keine Antwort mehr, weder auf diesen, noch auf meine allfällig künftigen Briefe. Es würde nun alles zu spät sein.

Beifolgend sende ich Ihnen noch mein Tagebuch. Es mag mein Vorläufer sein, und Ihnen von meinen Erfahrungen, Bemerkungen und Abenteuern umständlicher plaudern, als ich es bisher in flüchtigen Briefen konnte. Ich schrieb es in müßigen Augenblicken, und deren waren nicht wenige. Sie erkennen darin mein Innerstes, und in dem Heiligthum meines Innersten immer wieder Ihr eigenes angebetetes Ich.

Vielleicht weinen Ihre Augen mitleidig ein Thränchen um den Unglücklichen am Ebeur — vielleicht ehe Sie zu lesen und zu weinen vollendet haben, küsse ich Ihnen die schöne Thräne von der erröthenden Wange.

Achter Brief.

Pampelona, 28. Juli.

Nehmen Sie, meine holde Gräfin, die erste, beste Karte von Spanien; suchen Sie da das Königreich Navarra, im Königreich Navarra die Hauptstadt Pampelona am Fuße der Pyrenäen, und denken Sie — da bin ich!

Ich hab. einen wahren Kobold von Genius, der mich immer weiter von Ihnen zurückzieht, je zuverlässiger ich hoffe, bald bei Ihnen zu sein. Die ganze Welt macht Frieden — ich allein muß mit der Welt im Krieg bleiben, und mich mit Alcaldes, Regidores, Procuratores, Escrivanos und Gott weiß was für Ehrenleuten herumbalgen. Nun ich die Pyrenäen einmal, freilich nicht mit bestem Willen, passirt habe, könnte doch wohl noch etwas aus einer Reise nach Lissabon, Madagascar, Calicut, Ispahan und Konstantinopel werden. Verlassen Sie sich auf gar nichts mehr, was ich Ihnen von meiner Rückreise nach Warschau vorher verkündige.

Ich hatte Ihre Briefpäckchen, mit Einschlüssen von der theuern Sophie, vom Oheim St—, vom Freunde W— und Grafen S— erhalten. Ihre Worte hatten mich in den höchsten Himmel entzückt — ich genoß die süßeste Vergeltung aller überstandenen Lei-

den. Da führt das Unglück den Weibel des Maire von Acas zu mir; der Weibel führt mich zum Maire, der Maire zum Richter, der Richter in ein Zimmer, wo verschiedene Leute waren, unter denen ich blos den Juwelier oder Goldschmied kenne, welchem ich vor ungefähr drei Wochen, zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen guten Theil von den Juwelen aus Sophiens Halsband verkauft hatte. Man zeigt mir die verkauften Edelsteine und Perlen in einem Schächtelchen mit der Frage vor: ob ich gestehe, diese Kostbarkeiten wirklich dem Manne von Bayonne verkauft zu haben? Man zeigte mir den Juwelier. Ich besah die Waare, erkannte sie und bejahte die Frage mit Angabe vieler Nebenumstände. Man erklärt mich verhaftet; versiegelt mein Hab und Gut; führt mich nach Bayonne; stellt neus Verhöre mit mir an; fragt mich ganz naiv um den Aufenthalt meiner übrigen Raubgefährten, und ich erfahre nun erst, daß eine Fürstin von hohem Rang, indem sie in Irun die spanische Grenze berührte, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden sei. Ich beweise den Richtern meine Unschuld, indem ich den Ueberrest von Sophiens Halsband hervorziehe, an welchem die verkauften Perlen und Steine Stück um Stück nachzuzeigen waren. Man klatscht in die Hände, nimmt mir die Perlenschnur, sperrt mich in engern Verhaft, läßt mir beiläufig wissen, daß das Halsband vollkommen mit dem gestohlenen der Fürstin, der Beschreibung zufolge, übereinstimme, und macht mir Hoffnung, daß, wenn ich noch ein Schmuck-

käſtchen mit zehn koſtbaren Ringen und ein Diamantkreuz der beraubten Dame herbeiſchaffen würde, ich mit lebenslänglicher Galeerenſtrafe davon kommen könne. Ich antwortete, was zu antworten war. Nach acht Tagen ward ich auf Maulesel gepackt, wohlgeſchloſſen, wohlbewacht nach Pampelona geführt, wohin der Vizey, wie es heißt, einige meiner Spießgeſellen gefänglich eingezogen, und das Halsband zur Beſichtigung, meine Perſon aber zur Konfrontation mit den Straßenräubern verlangt hat.

Was aus dieſer tollen Geſchichte werden möge, ſo ſchreibe ich Ihnen doch, damit Sie wiſſen, wo ich geblieben bin. Mehr aber ſchreibe ich auch nicht, weil ich den Brief offen an die Polizei abliefern und leſen laſſen muß, ehe er Ihnen zugeſandt wird. Beruhigen Sie meine Schweſter. Werde ich in Spanien gehangen: ſo iſt es ihre Schuld, daß ſie mich vom Ball wegſchickte, das gottloſe Halsband zu holen. Aber auch am Galgen noch habe ich die Ehre zu ſein u. ſ. w.

Neunter Brief.

Bayonne, 14. Auguſt.

Ich hoffe, Sie haben ſich um mein letztes Abentheuer wenig geängſtigt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Pampelona war ich ſchon freigeſprochen, denn die daſelbſt anweſende Fürſtin hatte ſogleich mein Halsband nicht für das ihrige erkannt. Die Konfrontation, das Hängen und die lebenslänglichen Galeeren blieben von ſelbſt weg. Man machte

mir Entſchuldigungen. Der Vicey lud mich ſogar zur Tafel, und ich ward der Fürſtin vorgeſtellt.

Der ſpaniſche Boden brannte mir aber wie Glut unter den Sohlen. Der Vicey ließ mich in ſeiner eigenen Equipage nach Bayonne führen. Hier ſind mir die Päſſe nach Warſchau ausgefertigt; meine Chaiſe von Acqs hat Pompejus geſtern gebracht. Alles iſt bereit zur Abfahrt; ſie geht morgen vor ſich.

Ob ich nun aber vorwärts nach Warſchau, oder rückwärts nach Pampelona, Madrid, Cadix, Tanger und Marokko kommen werde — das, meine Angebetete, will ich gar nicht entſcheiden. Irgend ein Zauberer muß in Sie verliebt und auf mich eiferſüchtig ſein. Denn Verzauberung iſt offenbar im Spiel. In der natürlichen Welt geht man nicht um von einer Straße in Warſchau zur andern zu kommen, über die Pyrenäen". Aber verhexte mich mein Feind in den Mond, ich würde Sie auch dort noch lieben.— Mein nächſter Brief an Sie iſt wahrſcheinlich aus Algier datirt. Ich bin voller Reſignation Ihr u. ſ. w.

Zehnter Brief.

Warſchau, 3. Okt.

So eben bin ich vom erſten Freudenrauſch in den Armen meiner theuern Sophie geneſen — ſeit einer halben Stunde hier angekommen — O Julie! Julie! Zitternd vor Wonne melde ich mich bei Ihnen in dieſen Zeilen an. Laſſen Sie mich wiſſen, wann ich n.: meiner Schweſter bei Ihnen ſein darf; u. ſ. w.

Heinrich Zſchokke's

ausgewählte Schriften.

Vierundzwanzigſter Theil.

Kriegeriſche Abenteuer eines Friedfertigen.
Hans Dampf in allen Gaſſen.
Das blaue Wunder.
Es iſt ſehr möglich!
Das Loch im Aermel.
Die Liebe der Ausgewanderten.

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Kriegerische Abentheuer
eines Friedfertigen.

Neununddreißigster Geburtstag.

Am 6. Oktober 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich ein kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein **vierzigster Geburtstag; der vierzigste!**

Im **neunzehnten** Jahr erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des **Zwanzigers**; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein mogte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Mine zum **dreißigsten** Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der **vierzigste**! — ach, — **vierzig Jahre**! Und ohne Amt, und ohne Lebensgenossin!

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht durch **meine** Schuld. Daher beschloß ich in meinem

geheimen Rath, so lange ich noch ein Mitglied vom Orden der Hageſtolzen bleiben müſſe, nie älter als neununddreißig, nie jünger als achtunddreißig zu ſein, und ſollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit dieſem verzweiflungsvollen Entſchluß ſtand ich auf, und wählte meine Sonntagskleider. Aber wie geſagt, meine Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig, und noch einſam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiae, ohne Anſtellung, ohne Ausſichten! — nicht einmal die Lehrerſtelle an einer Stadtſchule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrſamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich darfs wohl ſagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürſprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloſes Leben zu friſten. In den Erholungsſtunden war ich Schriftſteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das iſt ſaure Arbeit! die Buchhändler zahlten mir die Paradieſe meiner Muſen mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchſtens ward ich zu Gaſt geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich ge-

täuſcht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, wie ich, freuten ſich der Gold-Aernten. Nun bedauerten ſie mich. Hätten ſie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach ſie war mir vergebens treu! auch ſie mußte verblühen wie eine Alpenblume in der Einſamkeit, die niemand kennt.

Hier ſchoſſen mir die Thränen in's Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerze. Ich ſchluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringſte Handwerk erlernen laſſen!

Friederike war ſeit neun Jahren meine verſprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, ſtand ſie ſo unverwandt und vergeſſen und arm in der Welt, wie ich; ſah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich geſtorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polniſchen Grenze in kärglichen Umſtänden lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei ſich zu haben. Friederike diente in einem Hauſe zu Berlin als Geſellſchafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher geſprochen, als — Kammerjungfer, und unterſtützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht wie mein beſſerer Engel wieder erhoben.

Aber nun rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon fünfundzwanzig! Ich noch immer ein armer, frommer Candidatus theologiae, und sie — Kammerjungfer!

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gerocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere theologische Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gerne, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Briefe entgegenleuchten könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem

Schickſal Troz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!“ flüſterte meine Neugier im Panzerrock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu faſſen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorſehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte die erſten Thränen des Entzükkens in meinem Leben, und dankte dem Allverſorger im Himmel für ſo viel Gnade.

Der Brief kam nämlich von einem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in deſſen Familie ich lange als Hauslehrer gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch, wo ein Gott iſt, da iſt kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich in den Patrimonialgütern eines mediatiſirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit ſiebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. ſ. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen perſönlich zu gefallen, Lehrer ſeines jungen Sohnes, mit beſonderer Gehaltszulage, zu werden. Zu dem Ende ſollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an dieſem Tage der

Herr Graf auf einer Reiſe eintreffen würde, und mich zu ſehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom ſchönen Karakter des Grafen, ſeines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation ſelbſt eingeſchloſſen, vom Grafen unterſchrieben.

So ſtand ich nun, wie unverhofft, am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünſche! — Ich vollendete in der Geſchwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Vokation in der Taſche, ging ich ſogleich — nein, flog ich zu meiner einzigen Freundin.

Ihre Herrſchaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erſchrack, als ſie mich ſah. Ich war athemlos. Mein Geſicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich ängſtlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — ſchloß ſie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Geſicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erſchrocken in meinen Armen. „Welches Unglück iſt Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten, ſchönen Muth ſo ganz zermalmt hat?“ ſagte ſie. — „Ach, Friederike!“ rief ich: „des Leidens iſt mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das ſchwerſte Schickſal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude iſt mir ein ungewohnter Gaſt; gegen ſie ſtehe ich ganz ohne Waffe. Ich

schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlasten."

„Die Freude, Herr Doktor?" sagte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch," rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Male gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre! O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike? — setzte ich leiser hinzu und schüchtern, zum ersten Male nannte ich sie du — dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vokation, ich bin Pfarrer geworden."

Sie las die Briefe. Das Entzücken umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen perlten einige Thränen nieder. „Ich

gehe mit dir, wohin du willſt, Ferdinand!“ ſtammelte ſie, und ſank ſchluchzend an meine Bruſt. O das erſte Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich ſeit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menſchen mehr gehört hatte!

Wir waren ſeliger, als die Engel im höchſten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß ſich die Liebliche von mir los, ſtreckte die gefalteten Hände weinend empor, ſank dann auf die Knie, und lag mit dem Geſicht auf einem Stuhl in der Stellung eines Betenden.

Endlich richtete ſie ſich wieder empor, und indem ſie mich mit unbeſchreiblich ſchönem Lächeln anſah, war ihre erſte Frage: „Iſt denn das alles wahr? Es iſt mir wie Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wörtchen von allem, was darin ſteht.“

Verlobung und Abſchied.

„Es verſteht ſich von ſelbſt,“ ſagte ich, den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu ſein. Wie könnte ich auch in den erſten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unſerer kleinen Wirthſchaft übernehmen? Wo iſt meine Studierſtube? wo unſer Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das alles

zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studiere, und du draußen pflanzest."

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fensterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anderes übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns als Brautleute von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Päßen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Der König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preussische Kriegs- und Siegeslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernde Schlachten so genau beschrieben, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von den Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich auch das Manuscript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14. Oktober, am Tage des Untergangs der alten preussischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich nach meiner Rückkehr von Magdeburg sollte unsere Hochzeit und die Abreise zum Pfarrhause sein. So reitzend auch die Fernsicht schimmerte, konnten wir uns doch beim Abschiede damit nicht trösten. Uns war, als wurden wir auf ewig von einander ge-

riſſen. Ich läugnete zwar als Doktor der Philoſophie herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menſchen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott ſei mit dir! ſei glücklich! aber wir ſehen uns nie wieder!“ rief Friederike ſchluchzend.

Reiſe nach Magdeburg.

Am 15. Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vokation und die Siegeslieder in der Taſche. In Potsdam mußte ich einiger Geſchäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sansſouci. — Im Garten und auf der klaſſiſchen Stelle, wo einſt die ſechszehnjährige Friederike mir ewige Liebe ſchwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann ſchrieb ich der Theuern bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; ſchilderte die Seligkeit unſers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unſere Hütte, unſer Gärtchen wird für uns der ſchönſte Theil von Gottes Schöpfun-

gen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir selbst Engel nicht beneiden."

Unter den Melodien des lehten Wunsches von Salis entschlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortsetzung des Wachens. Früh gings den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutscher, und das Roß gar fromm und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen: — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh, Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechselung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten alles Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäl-

dern hemmen die Leichname der Erſchlagenen Welt-überwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie iſt's dem Kaiſer Napoleon ergangen?“ fragte ich dazwiſchen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marſchall Lannes?“ — Todt. — „Und Davouſt?“ — Todt! — „Und Ney?“ — Todt! alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Taſche, um die Siegeshymnen hervorzuziehen. Ein alter Mann hinter mir ſetzte ſeine Pfeife ab, und bückte ſich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefſten Baßſtimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles iſt falſch. Es iſt gewiß großes Unglück begegnet.“

Die Hand ward mir bei dieſen Worten in der Taſche lahm. Ich ließ die tyrtäiſchen Geſänge einſtweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte ſich Napoleon mit ſeiner Armee nicht zwiſchen mich und Friederiken drängen?“ Es ergriff mich wie Fieberfroſt.

Aber auſſer dem alten, unheilweisſagenden Greiſe jubelte alles Volk im Wirthszimmer ſo laut, ſo überzeugend; jeder beſchrieb die Schlachten und Siege des Königs ſo umſtändlich mit allen Nebenereigniſſen, daß man dergleichen ſchlechterdings nur mit eigenen Augen geſehen oder nur

von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tage begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten ward mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preußische Husaren.

„Was gibt's Neues?" fragte ich die umherstehenden Leute, während ich den Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!" schrie ein altes Bauerweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier."

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom

Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menſchen; Huſaren, Bauern, Beamte ſtanden gedrängt durch einander, ſchmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Geſicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Preuſſen, von der Nähe der Franzoſen; bald von einem Herrn Oberſtwachtmeiſter, der wegen ſeiner ſchweren Wunden nicht länger zu Pferde ſein konnte, ſondern gefahren werden müſſe. Man ſollte eine Chaiſe herbeiſchaffen; man hatte Boten in die Nachbarſchaft ausgeſchickt.

Ich war auſſer mir vor Schrecken, ſuchte ein Plätzchen an einem der Tiſche, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, um Maasregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren ſich die Huſaren aus den Stuben; es hieß: ſie ſitzen auf! Ich drängte mich zu Fenſter, um ſie abreiſen zu ſehen, und ſah ſie wirklich im gleichen Augenblick davon eilen, und zwiſchen ihnen — meinen Berliner Reiſewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenſter hinausrufen: „Halt, es iſt mein Wagen!“ — In einer Minute war alles verſchwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus in's Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern.“

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?“ fragte ich. Keiner wußte es. „Und wohin ist er mit dem Wagen?“ Keiner wußte es. — Ich lief durch's Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorfe spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!“ sagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übri-

gens auf dem Wege Rechtens alle andere Genugthuung vorbehalte."

Der Schreiber ſchrieb; ich ließ mir Abſchrift des Protokolls geben, und legte ſie zu den Siegsliedern. Die Nacht verſtrich; der folgende Tag verſtrich. Meine Ungeduld ſtieg auf's Höchſte. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkoſten des Oberſtwachtmeiſters eine Fuhre, wenigſtens ein Pferd, um mich an meinen Beſtimmungsort begeben zu können. Allein der Oberſtwachtmeiſter hatte ſo wenig Kredit, daß man mir auf ſeinen Namen nichts, mir ſogar ohne Zahlung meiner Schuld keinen freien Abzug geſtatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine ganze Baarſchaft bei mir. Ranzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberſtwachtmeiſter durchgegangen. Wovon ſollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Erſatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäſche kaufen, mit Friederiken die weite Reiſe zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine ſchwere Prüfung des Glaubens für den deßgnirten chriſtlichen Pfarrer!

Ich ſchnitt mir einen Knotenſtock, und wan-

derte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir ſchon helfen! dachte ich, und ſang, als ich ſo einſam durch Duft und Herbſtnebel hinwanderte, wohlgemuth:

Wann, o Schickſal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunſch gewährt?
Nur ein Hüttchen ſtill und ländlich,
Nur ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weiſe,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh —
Ach! und dieſes ſeufz' ich leiſe,
Zur Gefährtin ſie dazu.

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preuſſiſcher Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen ſtillſchweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, ſieh da, Herr Doktor! wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwiſchen den Gartenhägen des Städtleins **Burg** abermals auf einen Trupp Soldaten ſtieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in gleichem Hauſe wohnte. Ich pflegte ihn immer ſcherzweiſe **Karl den Großen**

zu nennen, weil er sein adeliches Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant."

„Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit uns um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Mensch mehr. Die Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben."

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg."

„So rennen Sie in die Bajonette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!" — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!" — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die

Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preussen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des Herzogs von Braun-

ſchweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geſchehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger bei meiner halben Kompagnie.“

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant ſeine aus den Flüchtlingen verſchiedener Regimenter zuſammengeſetzte Armee in Reihe und Glied aufmarſchiren, und ſo zog er ſtolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!“ Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntſchaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Dieſe ehrenwerthe Dame ging rüſtig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir ſehr umſtändlich die Geſchichten von Saalfeld und Auerſtädt, und tadelte Stellungen und Manöuvres der Preuſſen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre ſtrategiſchen Beweiſe einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttauſend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir ſelbſt Geſchicklichkeit genug zu.

Eliſabeth, ſo hieß die Kriegskünſtlerin — und was noch mehr war, ſie glich auch der Königin Eliſabeth von England auf ein Haar, wie man ſie noch in Kupferſtichen ſieht — hatte auch eine hohe Schulter, und behauptete, wie die Ge-

liebte des Grafen Eſſex, ewige Jungfrau ſein und bleiben zu wollen — Eliſabeth alſo hatte eine muntere Laune, viel Witz, ſogar viel Beleſenheit in der neueſten Literatur von Spieß und Kramer, und ſang beſtändig Berliner Opernarien mit helltönender Silberſtimme. Weil ich ihren ſchlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte — Karl der Große ſtellte für ſich und ſeine Kriegsmacht nur Bons aus — hatte ich ihre vorzügliche Gunſt erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfaſſes hatte ſie auf unſere Truppen, und durch dieſe auf den Heerführer, ſo viel Einfluß, daß ſie ein wirkliches Mitglied des Kriegsrathes ward, und überall mitſprach, wo über die Fortſetzung des Zuges geſprochen werden mußte.

Weil ihr armes Roß ſo marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerſtädt irgend ſein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und feſt dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, ſo dirigirte im Grunde unſere Königin Eliſabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer ſo eingerichtet, daß wir unſer Nachtquartier nie in einer Stadt, ſondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul

unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Raſttag.

Zwar kamen wir auf dieſe Weiſe nicht weit, aber unſer Heer vergrößerte ſich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die ſich ihm zugeſellten, ſo daß wir bald gegen zweihundert Mann ſtark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich ſah es ihm längſt an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor," ſagte er, „im Kriege macht man ſein Glück. Ich bin ſeit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig faſt zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitauſend geſammelt, die ich unſerm König zuführe. Ich führe ſie ihm aber erſt nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachſen ein, und agire dem Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlaſſene Friederike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerſtelle taugt für Sie nicht. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen

einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognoszirен gebrauchen und zum Krokiren der Gegenden."

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die deßgnirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporäle und Lieutenante; stellte mich als seinen künftigen Adiutanten vor, und entwickelte den staunenden Preußen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden," rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es iſt beſchloſſen! Wir wollen durch unſere Thaten den Namen der Preußen wieder ruhmreich machen. Der Geiſt des großen Friedrichs umſchwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland ſieht auf uns — wir, Kameraden ſollen wir in ſchmähliche Knechtſchaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm vor der Welt, oder eine ungeheure Reiſe in franzöſiſche Knechtſchaft. — Wer mir treu ſein, wer mir

für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!"

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!" nur einige, die noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüsteten, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!"

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei, die wichtige Maasregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere, und schüttelte den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran; ich auf einem etwas hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde glaube ich. — Wir, das heißt der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte

die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheideweg war, lenkte sie rechts ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arrieregarde das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Faße nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu

hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit grösserer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredtsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äusserst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wo-

hin wollt ihr ins drei Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreussen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien durchzuschleichen!" —

„Wetter!" brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preussen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!"

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Thanmigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn heranritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschliessen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit grosser Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon! rechts um! mir nach. Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Aufreisser behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baume aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts gings wieder die enge, schmutzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Bäumen, sondern aus Furcht vor den

Franzoſen. Selbſt Eliſabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; ſie war auch beſcheiden von ihrer Triumphtonne herabgeſtiegen. Im ganzen Heere aber herrſchte unausſprechliche Beſtürzung. Die Franzoſen ſchon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie ſchneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preuſſiſchen Monarchie, die Hauptſtadt des Reichs Friedrichs des Großen, und ſelbſt meine Friederike in ſeiner Gewalt. O, ſie hatte wohl Recht, als ſie mit unglückahnendem Geiſte beim Abſchiede rief: „Ferdinand, wir ſehen uns nie wieder.“

Welch ein ſchrecklicher Umſchwung der Dinge in wenigen Tagen! Preuſſens einſt vom ganzen Welttheil gefürchtete Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert: meine Braut in der Gewalt des galanteſten und tapferſten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die ſchon Tilly einſt verbrannt hatte; meine Pfarrei, Gott weiß wo? und ich, der friedliebende Doctor philosophiæ, Magister bonarum artium, deſignirter Pfarrer u. ſ. w., von allem nichts mehr, ſondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abentheuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß — nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslektionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quar-

tier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufe immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marschirten Kreuz und Quer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vierfachen Vorspann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber alle riefen: „Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder.“

„In der That,“ sagte der Lieutenant zum Kaiser Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einem elenden Dorfe genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken.“

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sage.

„Mag sein,“ sagte Chaumigrem: „wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operirt!“ — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbarischer Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrieen draussen: „Franzosen! Feinde! alles heraus!“

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um die Wette. Chaumigrem ward todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los! brave Preussen, drauf

los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei immer mit höhersteigender Stimme: „Preussen heraus! brave Preussen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter, Hund und Katze sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mir's, da ich draussen in der Dunkelheit stand! nun sah mich niemand. — Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreauschen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin sonst nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich

doch ein panisches Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenns nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Sukkurs nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht." So befahl der Lieutenant; die zwanzig Mann setzten sich gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich: weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Baionnette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!"

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer das Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!" riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann

leichter franzöſiſcher Infanterie krochen unter der Mauer, wo ſie ſich verkrochen hatten, hervor, und — ſtreckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geſchwiegen, wir würden ſie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stallaternen, Lampen und Kienſpäne aufzog, läßt ſich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee, und ſagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieſer Affaire Sr. Majeſtät dem König dereinſt auf's vortheilhafteſte darzuſtellen wiſſen."

Von unſern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch ſchon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie franzöſiſcher leichter Infanterie beſtimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß ſie ſich jedoch auf der Stelle nach einigem Gepläukel zurückgezogen habe, da ſie überraſcht war, Preuſſen zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in ſo großer Anzahl (vermuthlich wegen der Menge unſerer ausgeſtellten Wachen, und des Lärmens unſerer Trommeln und vier braven Trompeter). Die ſieben Gefangenen hatten ſich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder

auf's beſte bewirthen, mit Allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die erſten Menſchen, die ich gefangen, die erſten Kriegshelden Napoleons, die ich geſehen hatte. Die Kerls freuten ſich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei zu Muth, als müßte ich mich um den übrigen bewerben. Denn als ich ſie fragte, ob viel Franzoſen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es ſei ein ganzes Armeekorps unter Marſchall Davouſt von Sachſen aus im Zuge nach Berlin.

Ich überſetzte dieſe Ausſage meinen anweſenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erſtlingsſieg ſeines Heers, rieb ſich beſtändig die Hände, und ſagte: „Wetter! alſo operire ich doch wirklich der franzöſiſchen Armee im Rücken!“

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und ſeine Augen wurden ſtier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und deſſen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meiſten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieſelbe keiner meiner Nächſten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienſt. Das Ver-

dienſt aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, ſcheint mir überhaupt zweideutig zu ſein. Geringſcheinende, oft ganz überſehene Ereigniſſe, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelſchlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Manns, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Befehlshabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt ſind die Regimenter, Bataillons und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht ſo ganz Maſchine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünſchte die Schlachten bei Marathon, Pharſalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwiſſenden pſychologiſch beſchrieben zu leſen.

Als der Morgen graute, waren wir ſchon zum Aufbruch fertig. Es war ſehr kalt; aber unſer Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beſchloſſen, auf Holzwegen durch die Wälder zu deſiliren. An Wegweiſern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlaſſen, ſo ſahen wir vor uns in der Ebene von verſchiedenen Seiten her franzöſiſche Truppen in ſchnurgerader Richtung gegen uns anrücken, ſelbſt vom Walde, der uns aufnehmen ſollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung. Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfühe, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preussen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird euch überall auf dem Weg des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen etwas Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preussen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Zietben, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne es zu wissen, sehr glücklich parodirte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den

Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ich, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaums, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir herangesprengt. „Herr Generaladjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!“ sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof.“

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chaumigrem an allfälligen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manoeuvre entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beßte gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun wars, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heers

entflohen. Das Vordertreffen wankte; die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms vorleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Front, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob auch der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ihr kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsere Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“ — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrack mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unterm Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Drei französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich.

Da ſie mich aber nicht fallen ſahen, — ſahen, wie ich mit geſchwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf, was mir ein martialiſches Ausſehen geben mochte) mit Wetterſchnelle auf ſie los flog, drehten ſie um, und jagten davon.

Mein Pegaſus, umſonſt waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwiſchen die Beine gelegt, und ſetzte, wie raſend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich ſchrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts, im Galopp, im geſtreckten Galopp riß es mich fort. Die Chaſſeurs ereilten einen ſchmalen Fahrweg zwiſchen Zäunen; mein Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die ſich nun nicht mehr ſchwenken konnten, überfiel wahrſcheinlich ein Grauſen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, faſt im Nacken war. Sie ſpornten ihre müden Gäule noch mehr, und meins verhexte Roſinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die drei flüchtigen Chaſſeurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geſchworen habe, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn ſie ſahen ſich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entſetzen um. Ach, die guten Herren! hätten ſie nur gewußt, wie mir bei dieſem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine gerâumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack, herab auf den Boden.

Adieu Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich, denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerl sprangen lachend zu mir. Auch die drei Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schuh, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr; noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir wahrnahm.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den

goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der nebst mehrern Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück war, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich drei Chasseurs bis in's Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maître ès arts? Docteur en philosophie? — die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: „Adjutant-général." — Kleider machen Leute; aber Titel auch. Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preußen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena."

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fiederfrost hatte ich noch immer nicht verloren; dar-

um befreundete ich mich der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich würde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie, wenn man mich frei liesse, gegen Se. Majestät den Kaiser der Franzosen wieder die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagwerk beendigt, deine Lehrstunden von Haus zu Haus gegeben hättest, würdest du dich mit Friederiken von

einer schönern Zukunft unterhalten, oder in deiner poetischen Einsamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier schreiben!

Hier fielen mir die preussischen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Tasche bei mir trug. Rasch fuhr ich mit der Hand zu den Manuskripten, sah mich um, ob ich beobachtet wäre, und schleuderte sie in's Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenschaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und sein Heer — die konnten mir den Kopf kosten! — Ich sah sie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen sterben, mit welchem ich sie in glücklichern Stunden einst zur Welt gebracht hatte. Selbst daß ich in der ersten Angst zu tief gegriffen, und meine Vokation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich standen einige Soldaten vor mir — dieselben, die mich vom Pferde geschossen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie liessen einige Worte von Espionage fallen und Füsiliren. Ich war verlegen um eine Antwort: das verbesserte meine Sache nicht. Die Kerle, ich bemerkte es gar wohl, suchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben

mußte. Sie nahmen das alles mit ſich fort. Ich ſah weder die Kerle, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über war ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meinen Ausſagen beharrte, es ſeien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe geweſen, wurde ich von zwei Mann, die Angeſichts meiner ihr Gewehr luden, fortgeführt, wie es hieß in's Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktoberwetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreiſe von drei Stunden Wegs machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer, als ein Bettler; denn ſelbſt die Freiheit fehlte mir. Ja ſogar mein Leben war ein ſchlecht verſichertes Gut, weil die Franzoſen im Felde einen kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Eſpionage hängt man den armen Teufel auf, oder füſilirt ihn, und bekümmert ſich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte ſich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unſer Marſch. Hier war ein anſehnliches Lager. Ich ward in ein auſſer dem

Dorf gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer waren erleuchtet. Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbureau. Man las den Bericht über mich; fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein Anderer sagte zu mir: „Gehen Sie, ich werde um Kleider für Sie sorgen.“

Man führte mich in's Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und pechschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schoos hielt.

„Ei, sieh da, mein Feldherr!“ rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im

Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?"

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich mit Rührung in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten! Ich sah es wohl, wie Sie es mit den drei Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonete gegen den Feind — Todte und Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns."

Noch einmal um's andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier, mit einem Korporal. „Wer von

Ihnen, meine Herren, iſt der Generaladjutant?“ — Karl der Große lächelte ſelbſtzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der franzöſiſchen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant,“ ſagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie ſind ſchändlich mißhandelt worden. Hier ſchickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung. Seien Sie überzeugt, daß Franzoſen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu ſchätzen wiſſen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel ſind.“

Ich ſagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichſte, was ich erſinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine ſchönere Phraſe zu ſpenden hatte, als die, „daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Franzöſiſchen tönt ſo etwas größer, als in dem gewiſſenhaften Deutſchen) zweimal beſiegt hätten.“ Wir Deutſche mögen uns nun dagegen ſträuben wie wir wollen, die Franzoſen ſind doch das geiſtreichſte Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unſers Weltalters. Selbſt ihre gemeinſten Soldaten ſtudieren im Aeußern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauſpieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert ſie, ein guter Gedanke belohnt

ſie, und das Ehrgefühl erhebt ſie alle. — Es iſt in dem Volke doch etwas Geiſtiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbſtranzionirung.

Den folgenden Tag wurden wir Kriegsgefangene nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu ſein. Doch ſchien mir dieſe Ehre eins der überflüſſigſten Güter meines Lebens, weil ich dadurch um's Leben ſelbſt kommen konnte. Denn geſetzt ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgeſprungen, hätte den Generaladjutanten als ſeinen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Kriegs- und Siegesliedern nachgefragt — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie ſchlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offizierhut tief in die Augen, und die Naſe ſchob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab in's dicke Halstuch. Ich ſchämte mich, in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen; und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war auch ein wenig Betrüger und Anmaßer von militäriſchen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umſchwärmte uns unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute ſo hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obſchon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im dickſten Haufen meiner zerlumpten Schickſalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz ſtolz einherſchritten, als wollten ſie ſagen: ſeht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewiſſen auch ſagen können; aber eine Tugend, zu der man wider ſeinen Willen gekommen iſt, ſteht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, vom General- und Platzkommandant in's Nachtquartier; wir Offiziere in ein ſchlechtes Wirthshaus zuſammengeſchoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unſer Ehrenwort mündlich und ſchriftlich gegeben hatten, uns nicht ſelbſt zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit dieſem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutant niederſchrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge ſein militäriſches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magiſter.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt beſuchen zu dür-

sen; ich meinte irgend eine nachläſſige Thorwache. Man ſchlug es mir höflich ab. Allein da mich niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es ſogar niemand übel nahm, daß ich vors Thor ging friſche Luft zu ſchöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen franzöſiſchen Offizier — ſo trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu verſuchen. Ich lief auf gut deutſch davon, oder ich ranzionirte mich ſelbſt, wie es edler in der Kriegsſprache heißt; denn ſelbſt in dieſer hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu bedecken, deren ſich ſonſt der Krieg nie ſchämt; retrograde Bewegungen ſtatt Reißaus; Requiſitionen ſtatt Brandſchatzungen u. ſ. w. Ein Beweis von der fortſchreitenden Kultur ſelbſt bei dem Stande, der ſonſt von Amtswegen alle Kultur zu zerſtören pflegt, und dem man wenigſtens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutſcher.

Ich mochte etwa eine Stunde gelaufen ſein — denn der elenden, kothigen Straße zum Troz lief ich mich auſſer Athem — fand ichs räthlich, gemächlicher einher zu ſchreiten. Unter meinen mü-

den Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kiefernhain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Exgeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall mit fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreissen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt wer-

den würde. — Und wenn er die Zeitungen geleſen hatte, dachte er: das wäre alſo nach meinem Tode geſchehen, wenn ich mich geſtern mit einer Kugel ſelbſtranzionirt hätte. Es iſt doch gut, daß ich dies noch vor meinem ſeligen Ende erfahren habe. Und ſo überlebte ſich der herzbrave Mann von einem Zeitungstag zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen ſehr höflichen Spitzbubenſtreich, Bankerot genannt, einen großen Theil ſeines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte ſeinen Spleen. Der Hunger iſt nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn ſtillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im oberwähnten ſäuſelnden Kieferhain auch meine Gedanken ſein. Ich ſchleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schickſal verſchlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenſter — ich kam alſo zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshauſe ſtand eine offene halbe Chaiſe mit zwei Roſſen beſpannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kaſten der Chaiſe — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eiſenſtacheln und Schutzwehren

gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten Leichnam ein Ruheplätzchen schaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, also der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taschen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht als Offizier, aber wohl in Requisition setzen. Ich wollte mein Glück versuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkasten ein runder Hut ein Bauernkittel und eine Peitsche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geistesgegenwart erfunden hat! — Wetterschnell flog mein militärischer Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue, lange Ueberrock des Offiziers auf den Kasten; mein schlanker Leib in den breitschultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtschwert gehabt, ich würde es gegen die Peitsche vertauscht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun nicht, als qualifizirter Dieb, an ein Nachtessen im gleichen Hause denken konnte,

verſtand ſich von ſelbſt. Das war ſchlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor franzöſiſchen Nachſtellungen geſicherter, inkognito reiſen zu können.

Ich ſtand noch in der Hausthür, mit dem Geſicht auf der Dorfſtraße herumſpähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten könnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Beſitz nehmen. Da ſprang jählings hinter mir eine Thür auf — eine franzöſiſche Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottloſen Fäuſten hinterrücks einen ſo gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, ſo lang ich war, vor mir hinſtürzte in den Koth, ſo tief er war. Das geſchah mit einander in wunderbarlicher Eilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allem in ſo wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!“ rief der Franzoſe einmal ums andere, der mich für ſeinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht ins Reine, ob ich mich todt ſtellen, oder als Dieb aufſpringen und davon laufen müſſe, ehe ich gehenkt würde. Der Franzoſe entſchied für keins von Beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fußtritt, und ſchrie: „Sitzen dik auf!“ — ſprang in den Wagen, und rief: „Allons! en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, ſetzte mich an Kutſchers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des beſcheidenen Hintenauf hatte ich ja nun die Ehrenſtelle vorauf. Der um ſeine Garderobe und Beamtung betrogene Kutſcher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun ſtatt meiner Generaladjutantendienſte thun.

Wiederum Mord und Todtſchlag.

Je ſchneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein geſtrenger Herr im Wagen ſich ſein „bon! bon!“ Er ſchien Eile zu haben, und wie ich aus ſeiner Unruhe und ſeinen zwiſchen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgeſtoßenen Selbſtgeſprächen vermuthen konnte, kein heileres Gewiſſen, als ich. Zwiſchen Mondſchatten und Mondſchein glaubte ich bemerken zu können, er ſei eine von den wichtigen Perſonen, die man bei der franzöſiſchen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militäriſch gekleidet.

Unſere Geſpräche waren ſehr einſylbig; er ſprach kein Deutſch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Franzöſiſch. Fragte er mich: „Iſſet Poſen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit! — Fragte er: „Iſſet Preuß da?“ ſo erwiederte ich: „Viel Preuſen!“ — Dann ſchrie er

wie beſeſſen: „Immere zu! immere zu!“ und ich ließ die Pferde ſpringen, ſo gut ſie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verſtehen, er ſollte mir zu eſſen geben, wenn er hätte. Er verſtand mich nicht. Ich ſprach von Barmherzigkeit, der Kommiſſär kannte keine; von Hunger, der Speckwanſt verſtand das Wort nicht. Ich ſagte Brod; da hatte ichs getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun ſaß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und verſöhnte mich mit meiner dienſtbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magiſter oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Menſch iſt in jedem Rock doch immer das Beſte; ſchlimm genug, wenn der Rock das Beſte vom Menſchen iſt. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechſeln deiner Schickſale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichſel entgegenkutſcherſt? Niemand verzweifele! es gibt eine Vorſehung. So finſter es oft wird, ſo hell klärt ſichs auf. Ich war in der beſten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf der mir deſignirten Pfarrei auszuarbeiten, als ich im Mondſchein vor mir auf der Straße einige Gewehre blitzen ſah. Mein Kommiſſär bemerkte ſie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine

Pistole zur Hand, deren Hahn er spannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, Bougre, zufahr, immere zu!“ schrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonnete ihrer Gewehre faß allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem sollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, sollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzosen hielt, die ihrem Regiment nachzügelten, rief ich, um ihnen etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Monsieurs, mein Her General ist französisch General!“ ,

„Halt! ergebt euch!“ schrien nun mehrere Stimmen.

„Foudre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und

ſtellte eine chirurgiſche Unterſuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an; denn in der erſten Angſt glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu ſein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Deſto beſſer! Aber meine Herrſchaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zerſäbeln und zerbajonetten laſſen? Nein, ſo weit ging meine Kutſchertreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden ſein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langſamer, denn meine Roſſe waren an Kräften erſchöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angſt rief: „weiter!“ — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Beſitzer, der ihn weder erobert, noch geſtohlen, noch in Requiſition geſetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verſchenken, verkaufen, behalten? Zum erſten hatte ich keine Luſt, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieſer Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus; es war noch nicht ſo ſpät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich ſpannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und ſetzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauerkittel Bezahlung zu leiſten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieſer zu weit.

Gefährliche Geſellſchaft.

Die dicke Wirthin pflanzte ſich vor meinen Tiſch hin, ſetzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen * * * wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wiſſen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich ſei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bette läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, beſonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Geſellſchaft. — Ob ich nicht beſſer thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reiſen? denn die Nacht ſei

doch keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preussisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde mich gewiß nicht schmählen. — Das glaubte ich selbst. — Also blieb ich. Es that mir, den Rossen und dem „Mamsellchen" wohl. Doch beschloß ich, früh aufzubrechen; denn ich berechnete psychologisch gut, des Morgens müsse die Straße am sichersten sein, weil die, welche gut finden, sie des Nachts in Gefahr zu setzen, sich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen Schlummer hatte, fesselte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr schlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutschgaulen. Ich machte Lärmen im Haus. Während der Knecht anspannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaise. Der Kasten war von mehrern durchgedrungenen Flintenkugeln beschert. Im Wagen lag eine Säbelscheide,

ohne Säbel, in einer der Seitentaschen befand sich eine zierliche Tabakspfeife mit silberbeschlagenem Meerschaumkopf, dabei ein seidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutschen Mädchen. Der Kasten des Wagensitzes war fest verschlossen; den Schlüssel hatte der Employé unnützerweise behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegessen und getrunken hätten. Ich fand das sehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte sie mit dem Bescheid ab: „Mamsellchen wird schon für mich bezahlen.“ Dann stieg ich in den Wagen, und setzte mich an die Stelle meiner gewesenen Herrschaft; da saß sich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Gespräche mit Mamsellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen: ich rief Adieu, und fort gings. Aus dem angenehmen Gespräch aber ward nichts. Die Reisegefährtin schob sich in den Winkel des Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einigemal auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht

gut fahren sei, ein schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meine Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft, wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach vergib, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Hände drückte. Aber zu

einem Weibe, deſſen Buſen nach der Melodie des ſanften Odems ſteigt und fällt, deſſen Anſchmiegen mit einer fremdartigen Gluth erfüllt, — zu ſolch einem Weſen ſehe man einen Mann von Schnee, aber keinen Hageſtolz, ach! von neununddreißig Jahren.

Schönes Morgenroth.

Sanft ſchlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine ſchlummernde Unſchuld feſt im Arm, ſchloß die müden Augenlieder, um bequemer von Friederiken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und ſo ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenoſſin erwachten faſt zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war ſchon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landſchaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unſere Augen fiel.

Erſt ſah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reiſegeſellſchafterin. Sie rieb ſich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann ſahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb ſich wieder die Augen; ich mußte

desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?“ fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Gesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach Friederike!“ rief ich, „wie kommen Sie hieher? und zu mir?“

Jetzt fragten wir nicht mehr. — Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthigen Entzückens — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund, und in langen Küssen tauschten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder, nach der langen, ewigen Trennung, wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergessen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergessen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergessen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer schönern Welt. Das Irdische fiel von uns — alles war selige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der

Wagen so unbarmherzig stieß, daß sich selbst unsere küssenden Lippen beständig von einander verloren und mühsam wieder suchen mußten — nur der Prügeldamm, bei dessen Anlage man vermuthlich solche rührende Szene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder scheiden. O wie gern wären wir Brust an Brust gestorben!

Ich nahm das Leitseil wieder zur Hand. Und nun gings ans Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich sahen, und ob wir einander gleich fest Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im engen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch zweifelhaft, ob wirs auch wirklich wären. — Sie war schöner, als ich sie jemals gesehen; das Morgenroth umstrahlte sie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitseil fallen lassen.

Was ich von meinen kriegerischen Abentheuern Friederiken erzählte, wissen meine Leser; aber Friederike hörte sie aufmerksamer und begieriger an, als sie gelesen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Entlassung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzosen in die Hauptstadt flüchtete die Herrschaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike schwebte meinetwillen in Todes-

ängſten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlaſſen und zu ihr zu kommen. Sie reiſete alſo, eine gehorſame Tochter, ab, nachdem ſie meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlaſſen hatte, fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte ſich von da, weil die Franzoſen alle Pferde und Wagen in Beſchlag genommen, oder weil ſie in dem Augenblick niemand zu einer unſichern Reiſe hergeben mochte, ziemlich heroiſch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam ſie geſtern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutſcher zu werden

---

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühſtückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verſchwand im Wirthshaus unter ſcharfem Scheermeſſer der letzte Reſt meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie ſie den Trödel auskundſchaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, ſo, daß ich doch, ohne Aufſehen zu erregen, bei einem hübſchen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen ſitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unſerm Gemüth ward es ſonnenheller

Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Bivouac nebst den Stegesliedern die Vokation verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusamenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten wir, konnten wir glücklich sein; nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unserer bittern Armuth selig priesen, sie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeisters sprach, gings kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir sahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Hast du ihn verloren?“ fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!“ sagte sie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines seligen Herrn Employé, für meinen Kutscherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — Wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig,“ sagte ich, „wir haben einen guten Schutzgeist, oder

eine gütige Fee, die unser frommes Gespräch gehört hat. Ich hob auch diesen auf, und sah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte sich das Hexenspiel zum dritten Mal.

„Hier ist's nicht richtig in der Chaise!“ sagte ich, und hielt die Pferde an. Da blitzte mir aus dem Spalt des Kastens von unserm Wagensitz ein viertes Goldstück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verschlossenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräusch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldsack. Andere Geldsäckchen lagen, fester gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu diesem Schatz gekommen, wußte ich nicht; ob er ihm oder andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, diese Summe sei für unsere bescheidenen Wünsche zu groß — wir könnten sie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld besser, und fuhren gelassen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns segnend. Unser Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter ein-

rücken ließ, meldete sich nach mehrern Monaten kein Mensch dazu.

So endeten meine Abentheuer. Ich ward reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberstwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein einträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Hans Dampf
in allen Gassen.

(Bruchstück aus der Chronik von Lalenburg.)

Hans Dampf.

Die Rückkehr des Herrn Hans Dampf von der hohen Schule des Auslandes in seine Vaterstadt wird mit Recht als ein Hauptabschnitt in der Geschichte des lalenburgischen Freistaates und, wenn man will, der gesammten europäischen Welt betrachtet. Wenigstens hielt jeder Lalenburger die Angelegenheiten seines Städtchens für wichtig genug, die Aufmerksamkeit der entferntesten wie der nächsten Völker zu fesseln; und keiner zweifelte einen Augenblick daran, daß die leiseste Schmälerung der alten Rechtsame von Lalenburg, oder von lalenburgischen Patriziern, das heilige Gleichgewicht der europäischen Staaten zerreißen, und die Welt vom Ural bis zum Tajo in Feuer und Flammen setzen müsse. Es ist immer gut, wenn die Bürger eines auch noch so kleinen Freistaates groß von sich selber denken. Um so seltner werden sie kleinlich handeln. Denn großer Rath und kleine That mahnt an Donquixoterie und Gasconade. Auch liegt ja die wahre Größe eines Staates nicht im Umfang seiner Besitzungen, sondern in der Kraft und im lebendigen Geist seiner Bewohner oder zuletzt derer, die den

Stab der Herrschaft führen. Völker sind an sich nichts, als Nullen; nur die Obrigkeit ist die Zahl, welche voran steht und jenen Bedeutung gibt.

Hans Dampf war der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Peter Dampf, eines der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Peters menschenfreundlicher Geist hatte niemals die Ruhe von Europa unterbrochen, sich auch nicht selten im vertrauten Kreise der Seinigen mit rührender Heftigkeit gegen andere große Mächte geäußert, welche ganze Nationen zu Schlachtopfern ihres Ehrgeizes machten. In seinen Einsichten übertraf er alle Zeitgenossen, in seinen Urtheilen war er unfehlbar, in seinen Entscheidungen vollkommen gerecht, in witzigen Einfällen kam ihm Niemand gleich; und dies alles aus dem einfachen Grunde, weil er die erste Magistratsperson im Staate war. Nicht was er wirklich gethan hat, sondern was er alles hätte thun können, müßte, sollte es beschrieben werden, Folianten füllen und ihn, wo nicht über, doch neben den Herrlichsten der Weltgeschichte setzen. Er starb zu früh für Kalenburgs Glück; nur die Tugenden seines Nachfolgers, Herrn Bürgermeisters Tobias Krach, konnten den gerechten, doch verschmiegenen Schmerz des Staats um den Verlust des großen Peter Dampf mildern.

Der junge Hans Dampf hatte sich auf den

Schulen des Auslandes gebildet, um als Patrizier einſt den ihm gebührenden Rang mit Würden einnehmen zu können. In Lalenburg ſelbſt war zwar eine gute Schulanſtalt, jedoch dieſe nur für die Bedürfniſſe der geringern Bürgerklaſſe und der ärmern Patrizierfamilien berechnet. Denn die lalenburgiſchen Großen hatten längſt begriffen, was erſt ſpät andere Staatsmänner zum geheimen Grundſatz ihrer Staatsklugheit machten: daß Aufklärung und Kenntniſſe die tödtlichſten Gifte ſind, welche man einem Volke beibringen könne. Europa hat den größten Theil ſeiner Uebel nur der Selbſtdenkerei zu verdanken. Kann dieſe ſchon in Monarchien ſo nachtheilig werden, daß der Sekretär oft mehr als ſein Miniſter verſteht, und der Kapitän oder Lieutenant die ſtrategiſchen und taktiſchen Sünden ſeines Oberſel? Herrn richtig einſieht: um wie gefährlicher mu ⟨ e Wirkung in Freiſtaaten ſein!

Die Herrer von Lalenburg hatten daher frühzeitig die wohlthätige Einrichtung getroffen, daß jeder Volksklaſſe aus dem Quell der Weisheit nur eben ſo viel zugetröpfelt wurde, als zur Lebens-Nothdurft und Nahrung erforderlich war. In den paar unterthänigen Dörfern der freien Republik überließ man aus angeſtammter landesväterlicher Milde den Bauern das Recht, eine Schule zu

haben oder nicht, und den Schulmeister zu besolden oder nicht. Natürlich fanden die Landleute mit ihrem gesunden Menschenverstande die ewig richtige Wahrheit von selbst: daß ein Bauer zum Pfluge keiner Gelehrsamkeit bedürfe. Sie erwuchsen demnach in Gottesfurcht und frommer Einfalt so gut wie Andere, und wurden dabei dick und fett zu Jedermanns Verwunderung. Ueberhaupt that sich, und mit Recht, die Regierung von Lalenburg auf den blühendgn Wohlstand ihres Volkes viel zu gut. Sie betrachtete das Volk wie eine ihr anvertraute Heerde, die gemästet werden sollte. Je fetter der Mann, je ansehnlicher er war. In der Stadt beobachtete man das gleiche Verhältniß. Und so kam, wie von selbst, zu Lalenburg wieder eine der preiswürdigsten Staatsordnungen in Flor, die nur in China, Indien, Aegypten und den berühmtesten Ländern des Orients gehörig anerkannt worden ist. Nämlich der Sohn des Bauers ward Bauer, und konnte in Ewigkeit nichts anderes werden; des Handwerkers Kind ward Handwerker, des Predigers Sohn Prediger, des Kaufmanns Sohn Kaufmann, des Rathsherrn Sohn Rathsherr. Wer anders dachte, hieß ein unruhiger Kopf, ein Rebell, oder was man nachmals Metaphysiker, Jakobiner und dergleichen hieß.

Diesen Geistesfrieden sicherer zu behaupten,

und alle Neuerungen zu verbannen, hatte man die vortrefflichſten Zenſuranſtalten eingerichtet, welche den Lalenburgern erſt ſpät nachher von andern Ländern nachgeahmt wurden. Schriften und Bücher von ſogenannten guten Köpfen wurden mit gehöriger Vorſicht verboten; nur Geſang- und Gebetbücher, auch Traumbücher und Katechismen zu drucken erlaubt. Die Lalenburger Zeitung enthielt einzig ausländiſche Artikel; von Stadt und Republik Lalenburg durfte kein Wörtchen in der Welt ruchbar werden, damit nicht etwa ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen werde. Nur bei Rathswahlen, und wo etwas ohne Gefahr von der Stadt geprieſen werden könnte, ſtieß die lalenburgiſche Fama ins Horn, und billig ward das Rühmliche geprieſen, andern Staaten zum Muſter, oder künftigen Geſchichtſchreibern reichhaltigen Stoff zur Beſchreibung großer Dinge zu geben. Dies erweckte dann unter den jungen Patriziern edle Nacheiferungsſucht.

Auch Hanſ Dampf war von derſelben entflammt. Aber ſchon die Natur hatte für dieſen liebenswürdigen Jüngling viel gethan. Er ſchien zu großen Dingen geboren. Billig ſetzen wir an die Spitze ſeiner Vorzüge das ſeltene Verdienſt, daß er nicht nur reich war, ſondern auch noch reiche Vettern und Baſen zu beerben hatte. Schon das ſtille Bewußtſein, Geld zu haben und

zur Herrschaft geboren zu sein, erhebt über den großen Haufen und macht verständig, rechtschaffen, geistvoll und liebenswürdig. Ohnehin von angenehmer Gestalt, sah man es ihm an, wohin er auch kommen mochte, daß er um seines Selbsts willen geschaffen sei; in seinen Worten, in seiner Haltung, in seinen Bewegungen herrschte eine gefällige Leichtigkeit, ein Anstand, ein ungezwungenes Wesen, welches man bei jedem Andern, der von geringerm Herkommen gewesen wäre, Ungezogenheit oder Dummdreistigkeit genannt haben würde. Er wußte mit edler Freimüthigkeit über Alles zu sprechen, was er verstand und nicht verstand; war kenntnißvoll ohne Schulfuchserei, denn er hatte seine Kenntnisse aus Journalen und gelehrten Zeitungen geschöpft, die ihm das Lesen pedantischer Bücher ersparten und doch deren Geist mittheilten. Zu sogenannter Gründlichkeit des Wissens fehlten ihm ohnehin Laune und Beruf. Er war rastlos thätig, man möchte sagen, quecksilbern; mischte sich in Alles; wollte Alles wissen, Alles sagen, Alles thun, — genug, er hatte jene Eigenschaften in vollem Maaße, die an geringern Personen für Naseweisheit gelten, aber als Universalgenialität bei großen Staatsmännern geachtet werden müssen.

In allen Gassen.

Auf der hohen Schule hatte ihm die Lebhaftigkeit seines Geistes manche kleine Unannehmlichkeit verursacht, und von rohen Menschen zuweilen sogar Schläge. Doch nur gemeine Seelen lassen sich von irdischen Unfällen schrecken. Er blieb sich gleich. Erhaben über jeden Sturm des Schicksals und über die Schmerzen seines Rückens, verfolgte er die erwählte Laufbahn, welche ihm unter seinen Mitschülern den etwas dunkeln und seltenen Namen eines Stänkers erwarb, der aber auf dem Thron eines Weltherrschers mit Recht in den Beinamen des Großen verwandelt worden sein würde. Denn bekanntlich ist nichts an sich groß oder klein, sondern wird es erst durch Ort, Zeit und Umstände. Alexander der Große so gut als sein schwedischer Nachahmer Karl der Zwölfte, Karl der Große so gut als sein russischer Nachahmer, jeder war zu seiner Zeit ein Haus Dampf in allen Gassen, und spielte in den Leidensgeschichten der verschiedensten Nationen seine unvergeßliche Rolle, ohne dafür gesegnet zu werden.

Eben diese Schmetterlingshaftigkeit des Gemüths, dies überall sein und nirgends, dies Alles in Allem sein, zeichnete den edlen Jüngling nicht minder unter seinen Mitbürgern aus, als in der

Fremde. Seine Mitbürger hatten ohnedem die Gewohnheit, etwas langsam zu denken und vorsichtig einherzuschreiten. Das Glück war ihm hold in Allem. Kein Wunder, wenn die meisten Lalenburger ihn für eine außerordentliche Erscheinung in der Welt- und Menschengeschichte hielten, und zuletzt alle Spiele des Zufalls für Werke seiner Kraft ansahen, und Sachen auf die Rechnung seiner Vielthätigkeit schrieben, von denen er selbst gar nichts wußte.

Sobald er in seine Vaterstadt zurückgekommen war, bemerkte man, daß er an Jahren und Körper zugenommen hatte. Er ragte in der That um eines Kopfes Länge über die meisten seiner Mitbürger hervor, und daher gab man ihm, zur Unterscheidung von andern Gliedern des Dampischen Geschlechts, den Beinamen des Großen. Daß es auch eine Größe des Geistes geben könne, welcher solch ein Beinamen gebühre, kam keinem Lalenburger in Sinn.

Nach einigen Jahren, da der große und souveräne Rath der Stadt und Republik erneuert oder vielmehr nur ergänzt wurde, gelangte er durch Recht der Geburt in die Würde derer, welche die höchste Gewalt übten, Gesetzgeber des Staats waren, und aus welchen diejenigen genommen zu werden pflegten, welchen man die höchsten Ehrenstellen ertheilte.

Natürlich mußte es einem aufstrebenden Manne kein geringes Vergnügen sein, zu den Vätern des Vaterlandes zu gehören. Diese Benennung, die höchste und ehrenvollste, welche das erhabene Rom einst seinen vortrefflichsten Regenten gab, und in neuern Zeiten nur die Schmeichelei der Völker ihren Fürsten beilegte, ertheilten sich in gutmüthiger Einfalt die Herren Rathsherren von Lalenburg sowohl gegenseitig in ihren feierlichen Reden, als in öffentlichen Verkündungen, selbst wenn sie etwa nur eine Fleisch- und Brodtaxe bekannt machten. Bald nach dieser Standeserhöhung warf ihm das Glück noch die Würde eines Staatsbaumeisters der Republik zu.

Ich sage, das Glück. Denn mit Ausnahme der Konsulwürde, welche vom geheimen Stimmenmehr in förmlicher Wahl abhing, wurden zu Lalenburg ohne Ausnahme alle übrige Aemter durch das Loos vertheilt. Diese vortreffliche Einrichtung verdient mit Recht bewundert zu werden. Denn nicht nur ward dadurch allem Entstehen von Faktionen und Parteien vorgebeugt, die in Republiken durch den Ehrgeiz der Bürger gewöhnlich um Erlangung hoher Würden veranlaßt werden, sondern die Ernennung empfing damit ein geheiligtes Ansehen. Es waren nicht Menschen, es war der Himmel selbst, welcher durchs Loos den Würdigsten bezeichnete. Nun geschah

freilich nicht selten, daß dadurch ein Metzger, Oberschulrath, ein Barbier Oberpostmeister, ein Garkoch Großschatzmeister der Republik ward. Aber dies beförderte eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche sonst nirgends leicht gefunden wird. Auch bewährte sich immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; ein Sprichwort, welches ursprünglich aus Lalenburg stammt, wie Jedermann weiß.

Hans Dampf war daher keineswegs verlegen, als er, der in seinem Leben kaum ein Kartenhäuschen gebaut hatte, Staatsbaumeister der Republik ward. Er übernahm die Aufsicht über die zwei öffentlichen Brunnen der Hauptstadt, über die Landstraßen der Republik, auf denen man ohne besondere Mühe am hellen Tage Hals und Bein brechen konnte, und über sämmtliche Staatsgebäude, wozu vornehmlich das Rathhaus, die Schule und das Spritzenhaus gehörten, nebst Kirche und Pfarrwohnung.

Seine Jugend, sein Reichthum und die neuen Ehrenstellen machten ihn zu einer hochwichtigen Person im Staat. Alle Jungfrauen und Mütter von Lalenburg dachten mit stiller Erwartung an ihn, und Hans Dampf dachte natürlich auch an sie. Aber der Schönheiten waren so viel, daß die Wahl schwer ward.

Er flatterte alſo prüfend von Blume zu Blume. In allen Gaſſen hatte oder nährte er eine kleine Liebſchaft. Bald waren in Lalenburg keine Bürgerstöchter mehr, die nicht Anſprüche auf das Herz dieſes Alcibiades machen zu können meinten.

Hans Dampf.

Vettern und Baſen, da ſie ſeine Unentſchloſſenheit ſahen, traten endlich zuſammen, über die Wahl der künftigen Frau Staatsbaum-Xerin Rath zu halten. Man erwog die zu einer Heirath unentbehrlichſten Erforderniſſe der Töchter des Landes, als da ſind Vermögen und Familie. Und nach langem Bedenken, Forſchen und manchem beſeitigten Aber und Wenn fiel die Wahl der Vettern und Baſen einhellig auf Jungfrau Roſina Pipbah, einzige Tochter des Herrn Seckelmeiſters der Stadt und Republik, Enkelin des vor zwölf Jahren ſelig verſtorbenen Bürgermeiſters der Republik, Verwandtin der angeſehenſten und reichſten Häuſer der Stadt, und dabei ſelbſt die reichſte Erbin unter allen jetzt zu Lalenburg blühenden Schönen.

Hans Dampf bemerkte freilich mancherlei gegegen die Perſon dieſer Auserwählten; allein wahrhaft Gründliches nichts. Sie war um ein Gutes älter als er, aber ſie war die Enkelin

eines Bürgermeisters. Sie hatte einen etwas unförmlichen Auswuchs auf dem Rücken, aber sie hatte Geld. Sie war dazu von so kleiner Gestalt, daß sie, ohne die Hand über den Kopf zu strecken, nicht einmal Arm in Arm mit ihm durchs Leben wandeln konnte; aber er konnte sich ja bücken oder mit etwas gekrümmten Knieen verkleinern.

Nachdem also Alles zum Vortheil der kleinen Rosine entschied, ward die Unterhandlung sogleich bei den Aeltern derselben in erforderlicher Form eingeleitet. Hans Dampf ließ es sich gern gefallen, daß man die Mühe für ihn übernahm. Diese wurde mit dem besten Glück gekrönt. Der Tag erschien, da er selbst feierlich beim Herrn Seckelmeister und der Frau Seckelmeisterin um die Hand ihrer Erbin anhalten sollte. Zu dieser wichtigen Handlung, die übrigens, der Sitte gemäß, als großes Geheimniß betrieben ward, mußte der vornehmste Theil der beiderseitigen Verwandtschaft eingeladen und ein glänzendes Abendessen veranstaltet werden.

Hans Dampf freute sich noch mehr auf den Schmaus, als auf die Braut. Er konnte an dem bestimmten Tage kaum den Abend erwarten und die zum Geheimniß des Festes nöthige Dunkelheit. Inzwischen freute sich die sämmtliche Vettern- und Basenschaft nicht nur auf den Verlobungs-

ſchmaus, ſondern auch auf die Ueberraſchung der ganzen Stadt am folgenden Tage, wenn das Geheimniß laut werden und Glückwunſch um Glückwunſch herbeiſtrömen würde. Der Staatsbaumeiſter hatte ſich ſchon am Morgen des wichtigen Tages feſtlich ſchön gekleidet, und es that ihm nichts ſo leid, als in dieſem Putz bis zur Nacht warten zu müſſen. Seine Eitelkeit dachte nebenbei an manche ſeiner Gefälligen und Spröden in der Stadt, denen er gern nun als der wahre Liebesgott von Lalenburg erſchienen wäre.

Um wenigſtens einige Bewunderung einzuärnten, wanderte er aus.

In allen Gaſſen.

Den erſten Beſuch legte er beim Herrn Stadtpfarrer ab, der nebſt ſeiner Gemahlin ihn immer mit chriſtlicher Liebe aufzunehmen pflegten. In der That hatten ſie eine recht hübſche Tochter, eine fromme Suſanna, die wohl werth geweſen wäre, Frau Staatsbaumeiſterin zu werden. Herr Dampf ſah die Blondinen überhaupt gern, und dieſe geiſtliche Blondine beſonders. Er hatte dazu den allen großen Männern eigenen Fehler, daß er für diejenige Schönheit am lebhafteſten brannte, der er am nächſten ſtand.

Es war Nachmittags. Die Zeit floß unter

angenehmen Gesprächen über die Haushaltungs- und Ehestandsgeschichten der Nachbarn vorüber. Man brachte den Kaffee. Um einen schwarz lakirten, mit großen goldenen Landschaften japanisch verzierten runden Tisch, der auf einem säulenförmig gewundenen Beine ruhte, setzten sich rechts und links der Herr und die Frau Pfarrerin, und dem zärtlichen Hans Dampf die sittige Susanna gegenüber. Sie bediente ihn zuerst mit dem dampfenden arabischen Trank. Der Baumeister hatte Susannen noch nie so schön gefunden, als heute; vielleicht eben darum, weil er heute und nach wenigen Stunden seine Freiheit an die kleine Rosine auf immer verlieren sollte. Er verglich im Stillen sein reizendes Gegenüber mit dem Schatzkästlein, welches ihn auf den Abend erwartete; aber gegen Susannens goldenes Haar, welches sich so schön um ihre weiße Stirn kräuselte, war alles Gold und Geld der Jungfer Seckelmeisterin Plunder; und bei Susannens blauen Augen, beim Anblick ihres rothen Mundes, ihres schneeweißen Halses und was sonst mit dem in Verbindung war, vergaß man gar leicht Rosinens ganze preismürdige und vornehme Verwandtschaft. Als er nun noch dazu von ungefähr unterm Tisch ihren kleinen Fuß im engen Schuh und zarten, weißen Strumpf erblickte, und dabei an Rosinens breiten, männlichen Fuß dachte,

loderte sein Herz in hellen Flammen. Er vergaß die erkorene Braut, und wünschte sich kein anderes Paradies, als in welches ihn allenfalls Susanna einführen könnte. Es that ihm recht weh, daß sie die schönen Augen züchtiglich vor sich niedergesenkt und der Kaffeetasse zugewandt hielt. Nicht einmal seine neue veilchenfarbene, seidene Weste konnte ihre Blicke fesseln. Er hätte ihr gern die süßen Gefühle, die ihn bewegten, erklärt, hätte ihn nicht die Gegenwart der Aeltern geschreckt. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihr, indem er mit seinem Fuß dem ihrigen nahte, durch einen sanften, zärtlichen Druck auf denselben zu verrathen, wie gern er mit ihr in Berührung stände.

Zum Unglück hatte er aber nicht bemerkt, daß Suschen ihren Fuß zurückgezogen, und die Mutter dagegen auf die Stelle desselben ihren eignen gesetzt hatte. Dieser aber war nicht minder empfindlich, als jener der siebenzehnjährigen Schönen; denn die Frau Pfarrerin klagte schon seit langer Zeit über sogenannte Krähenaugen. So erklärt sich's, daß der verliebte Fußtritt des Baumeisters ihr nicht nur ein Mordiogeschrei auspreßte, sondern unter der verzweifelten Anstrengung der Frau Pfarrerin, ihren Zehen aus der unerwarteten Klemme zu retten, der einbeinige japanische Tisch mit dem ganzen Kaffeemahl seit-

wärts flog. Weil aber niemand so unhöflich war oder sein wollte, Kaffee, Milch, Zucker und Semmeln in Masse für sich allein zu nehmen, warf Jeder in Eile den Tisch zurück, so daß er, wie ein Ball, nach allen Richtungen rund umher flog und Jeglichem einen Theil seiner Ladung abtrug.

Alle waren gleich sehr erschrocken, weil Keiner auf diesen Streich des Schicksals gefaßt gewesen war. Die schwarzen Beinkleider des Pfarrers leuchteten so gut als des Baumeisters veilchenfarbene Weste von einer neuen Milchstraße, und die Frau Pastorin mit ihrer Tochter baten Herrn Dampf mit hundert Knixen um Verzeihung wegen eines Vorfalls, der ihre schönen weißen Schürzen mit kaffeefarbenen, abentheuerlichen Gestalten verziert hatte. Dampf sah sehr gut voraus, daß am Ende seine Verlegenheit und Schuld am größten werden würden, da man nach dem ersten Schrecken dem Ursprung alles Uebels nachzuforschen anfing. Er fand, es sei ohnehin spät, und nahm Abschied.

Ein regnerischer, wolkenschwerer Himmel hatte den Eintritt der abendlichen Dunkelheit beschleunigt. Hans hoffte sich bei dem seckelmeisterlichen Schmause bald zu entschädigen für das geistliche Abentheuer, eilte nach Hause und von da in seine Kleiderkammer, um die seidene, veilchenfarbene Weste mit einer trockenen zu vertauschen.

Dies vollbracht, trat er ans Fenſter, um zu erforſchen, ob der Regen noch fernere Sicherheitsmaasregeln nothwendig mache. Allein der Regen war plötzlich vergeſſen, da ihm, wie er das Fenſter eröffnete, ſtatt Waſſer Feuer entgegen kam; kein irdiſches, ſondern ein wahrhaft überirdiſches Feuer, nicht vom Himmel, ſondern aus den ſchwarzen Augen einer hübſchen Nachbarin, Namens Katharine.

Dieſe Nachbarin war niemand anders, als die Tochter des Herrn Platzmajors Knoll. Sie wünſchte ſich aber in der ganzen Stadt keinen beſſern Platz, als im Herzen des Herrn Staatsbaumeiſters; auch glaubte ſie längſt im Beſitz desſelben zu ſein. Denn Herr Dampf, ſo oft er in ihrer Nähe ſein konnte, liebte keine Andere als ſie; und er befand ſich oft in ihrer Nähe, obgleich der Herr Platzmajor übrigens ſein guter Freund und Gönner nicht war. Denn beide hohe Staatsbeamten hatten bei einer Kindtaufe um Rang und Vortritt einen diplomatiſchen Streit gehabt. Der Platzmajor behauptete ſchon als erſte Militärperſon erhabener denn Herr Dampf zu ſein; dieſer aber bewies dagegen, daß weil ein Staatsbaumeiſter neue Schöpfungen aufzurichten, ein Kriegsheld nur zum Zerſtören da wäre, ihm in jeder Rückſicht der Vorzug gebühre. Obgleich nun der Staatsbaumeiſter noch nichts gebaut, und der

Platzmajor weder eine Stadt noch einen Platz zerstört hatte, dauerte doch der Prozeß um den Rang schon seit Jahr und Tag vor Räthen und Bürgern.

Die kleine Katharine hingegen mit den Feuerblicken war ganz und gar nicht der Meinung ihres Vaters. Wenn es sein konnte, war sie gern hinten hinaus, wo die Fenster ihres Hauses den Dampfischen Fenstern gegenüber standen. Die ganze Straße war übrigens kaum drei Schritte breit, recht eng und für Liebende gemacht, die sich in der Stille dies und das zuzuflüstern hatten, ohne daß es die Leute hören sollten, die darunter auf der Gasse wandelten.

Man flüsterte sich also einen guten Abend her und hin; man sagte sich allerlei Schönes, und Hans beklagte, was er schon oft mit der größten Wehmuth betrauert hatte, daß die Straße nicht noch um einen Schritt schmäler sei, damit er Katharinens niedliche Hand über der Straße küssen oder wenigstens berühren könnte. Auch hatte er wirklich schon einigemale, seit er Staatsbaumeister geworden, der Nachbarin geschworen, er wolle von seinem zu ihrem Fenster hinüber eine Brücke bauen, wie hundert Meilen um Lalenburg her keine zu finden sein sollte. Indessen war es aus allerlei Gründen bei der leeren Drohung geblieben, wiewohl Katharinchen vielleicht gegen die

Erfüllung derſelben nichts einzuwenden gehabt hätte.

Dieſer Brückenbau fiel nun plötzlich dem Herrn Dampf wieder ein, da die Schöne mit den Flammenblicken drüben unter anderm auch erzählte, daß ſie froh wäre, ihn und überhaupt einen Menſchen zu ſehen, weil ſie ganz allein im Hauſe ſei und ſich beinahe fürchte. So hold hatte ihm die Gelegenheit nie gelächelt, die Burg des Stadtmajors durch Ueberfall zu erſtürmen, da die ganze Beſatzung abgezogen war. Er bat alſo auf der Stelle um Erlaubniß, ſeine Luftbrücke errichten zu dürfen; und ohne Antwort zu erwarten — ein Brett war bei der Hand — vollzog er das kühne Werk. Zwar die Schöne ängſtigte ſich auſſerordentlich über die Gefahren dieſer Luftreiſe; der Baumeiſter wollte aber ſchlechterdings nun auch einmal ſeiner Würde Ehre machen, und Baumeiſter in der That ſein. Ohnehin wußte er aus allen Romanen und Schauſpielen ſehr gut, wie ſehr männlicher Muth und ein Wagſtück ungewöhnlicher Art den Schönen zu gefallen pflegen. Er ſegnete die Bauart von Lalenburg, welche die nachbarlichen Vertraulichkeiten erleichtert, legte das Brett von Fenſter zu Fenſter, und kroch mit gehöriger Vorſicht kühn hinaus ins

Freie. Entdecken konnte ihn nicht leicht Jemand, denn es war finſter.

Dieſe Stockfinſterniß, ſo vortheilhaft ſie ſein mochte, hatte jedoch auch einen kleinen Nachtheil. Denn Katharinchen, als es das Ende des Bretts in das ihr gehörige Fenſter zog, bemerkte leider nicht, daß es zuviel that; und der Zunftmeiſter Prehel, ſeines Handwerks ein Topfer, bemerkte nicht, welches Gewitter über ihm ſchwebte, da er unten auf der Straße mit einem Wagen voll irdenen Geſchirrs fuhr, welches dem Jahrmarkt eines benachbarten Städtchens zugedacht war.

Wie nun oft widrige Umſtände im Leben zuſammentreffen, um den Sterblichen alle Luſt an der beſten Welt zu verderben, ſo geſchah es leider auch hier. Die Brücke verlor ihren Stützpunkt am Dampfiſchen Fenſter. Das Brett glitſchte; und obwohl Jungfer Katharine es mit beiden Händen hielt und zu ſich ins Kämmerlein zog, fehlte doch der Baumeiſter darauf.

Hans Dampf war hinab, dem Zunftmeiſter Prehel in alle Töpfe gefahren; aber ſo glücklich oder unglücklich, daß er zwar geſund darauf zu ſitzen kam, hingegen den ganzen Marktkram in Scherben verwandelte. Dies verurſachte ein ſo ſchauerliches Geknatter und Getöſe, daß der Zunftmeiſter, welcher vor dem Pferde herging, wo nicht den gänzlichen Einſturz des Himmels, doch eines

Hauſes erfahren zu haben glaubte. Das Pferd, nicht minder erſchrocken, that einen gewaltigen Satz, und war damit zur Straße hinaus auf den Rathhausplatz.

Der Zunftmeiſter, neugierig, wie viel ihm vom Wagen übrig geblieben ſei, hielt an, und war im Begriff, die Unterſuchung, ſo gut ſie ſich in Eile und Finſterniß machen ließ, anzuſtellen, als er zu ſeiner nicht kleinen Verwunderung einen Menſchen von ſeinem Wagen ſpringen ſah, der noch einige Dutzend Schüſſeln unter erſchrecklichem Gepraſſel mit ſich riß. Offenbar ſchien ihm das nun ein diebiſches Wagſtück oder ſonſt ein Werk der Bosheit. Er ſprang mit vieler Geiſtesgegenwart hin, den Thäter handfeſt zu machen, der, wie bekannt, kein Anderer als der Staatsbaumeiſter war. Doch ſtatt ſeiner — denn der beſcheidene Hans Dampf ſchlich ſich davon, um ſeinerſeits alles Aufſehen zu meiden — ergriff der zornige Töpfer den Schuhmacher Abl, wohlverdienten Oberzunftmeiſter. Dieſen führte ſein Schickſal ſehr ungelegen aus dem Rathskeller dieſes Weges am Unglückswagen vorbei. Herr Prehel packte den edeln Oberzunftmeiſter mit ſo fürchterlicher Inbrunſt, und umklammerte ihn ſo feſt, daß er ſich nicht regen konnnte. Eine Klapper- oder Rieſenſchlange hätte ihn nicht mächtiger umwickeln können. Dabei ſchrie der Töpfer mit einer Stimme,

die weit hinaus über Thore und Ringmauern der Stadt vernommen werden konnte: „Zur Hülfe! Räuber, Mörder, Diebe!“

Der bedrängte Oberzunftmeister, welcher in der That gröſsere Ursache zu haben glaubte, zu solchen Ausrufungen Zuflucht zu nehmen, verſäumte ſie auch nicht. Freventlicher war nie ein Landfriede gebrochen worden. Im Gefühl ſeiner Unſchuld und Todesgefahr ſchrie er wetteifernd mit dem Wütherich, der ihm faſt die Rippen brach: „Mordio! Feurio! Banditen, Mörder, Straſsenräuber!“

Dies Geſchrei, dergleichen man ſeit einem vollen Jahrhundert nicht in Lalenburg gehört hatte, verbreitete über die weite Nachbarſchaft paniſches Schrecken. Jedermann verriegelte in Behendigkeit Hausthüren und Fenſterladen von innen, weil man eine ganze Diebesbande in den Straſsen vermuthete. Und wer auf den Gaſſen wandelte, floh eilfertig in entgegengeſetzter Richtung davon, um den Mördern nicht unter die Fäuſte zu gerathen. Die Stadtwachen an den Thoren, meiſtens alte, gichtbrüchige Leute, denen der löbliche Magiſtrat das Gnadenbrod gab, ergriffen zitternd ihre Hellebarden, flohen ins Wachthaus, verrammelten ſich darin aufs Beſte und ſchworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu ſterben, wenn man ſie überfallen und angreifen

würde. Der Platzmajor Knoll aber, welcher zufälligerweise auf dem Heimweg zu seiner Behausung war, den Lärmen vernahm und das Durcheinanderrufen von Mördern und Räubern, riß klüglich den langen Federbusch von seinem Hut, damit ihn Keiner von der Bande für eine Militärperson halte, und flüchtete keuchend in den Rathskeller zurück.

Da nun auf diese Weise den Kämpfern Niemand zu Hilfe kam, hörten sie nach einer guten Viertelstunde auf zu schreien, weil ihre Stimmen ziemlich heiser geworden waren. Sie hatten inzwischen ihre Kräfte auf mannigfaltige Weise gegen einander versucht; mehr als einmal neben einander auf dem Erdboden gelegen, mehr als einmal das Gefecht erneuert, ohne daß Einer über den Andern entscheidenden Sieg errungen hätte. Beide des fruchtlosen Kampfes satt, wollte doch Keiner den Andern fahren lassen. Sie schleppten einander also, Jeder in gleicher Absicht, zu einem benachbarten Hause, wo ein Metzger wohnte, der Beider Gevatter war. Nach langem Bitten, daß man ihnen die Thür öffne, geschah es. Der Metzger glaubte in den bekannten Stimmen Mitbürger zu hören, die dem Blutbade auf der Gasse glücklich entronnen wären. Als sich nun beim hellen Kerzenschein der Schuhmacher und der Töpfer erkannten, erneuerten sie ohne Zeitverluß

mit verdoppeltem Zorn ihre Balgerei. Denn sie waren von der Zunft her noch alte Feinde, und Jeder glaubte zuverlässig, der Andere habe ihm aus Rache einen bösen Strich spielen wollen.

Inzwischen war Hans Dampf in Angst und Schrecken zur Stadt hinaus gelaufen, aus gerechter Furcht vor dem Eigenthümer der zermalmten Töpfe, von dem er sich verfolgt glaubte. Er vergaß Rosinen und die Verlobung mit ihr, und Katharinen am Fenster und ihr Entsetzen beim Anblick des leeren Brettes. Er irrte den ganzen Abend umher, und fand, da er mit einiger Sicherheit heimkehren zu können glaubte, die Stadtthore fest verschlossen. Dieß beruhigte ihn ungemein, denn nun überzeugte er sich, daß auch sein Verfolger eingesperrt sei. Er übernachtete also in einem Wirthshause ausser der Stadt, wo er vorgab, sich auf einem Spaziergang verspätet zu haben.

Hans Dampf.

Folgendes Morgens kehrte er zu guter Zeit in die Stadt zurück, nicht ohne Herzklopfen. Theils konnte der stolze Seckelmeister Pipban sein Ausbleiben von der Verlobung übelgedeutet, theils ihn irgend ein Umstand dem Töpfermeister Pretzel verrathen haben, als Urheber des Unheils.

Noch schlief in Lalenburg Alles gar friedlich.

Als er aber zu seinem Hause kam, fand er vor demselben drei Eilboten eines benachbarten Dorfes, die schon seit mehrern Stunden seiner warteten. Der erste meldete hastig, daß im Dorf Feuer ausgekommen sei, und man ihn dringend ersuche, die Spritzen zu senden, da er den Schlüssel zum Spritzenhaus und die Oberaufsicht habe. Der andere meldete, es wären schon drei Häuser niedergebrannt, doch aber schon mehrere Feuerspritzen aus den umliegenden Gegenden angelangt. Der dritte zeigte an, die Brunst sei glücklich seit einer halben Stunde gelöscht.

Hans Dampf strich nachdenkend das Kinn, und sprach zu den Bauern, die mit ehrerbietig entblößten Häupten vor ihm standen: „Ihr Esel, wenn euer ganzes Dorf abgebrannt wäre, so würde es eure Schuld sein. Denn ihr hättet zu rechter Zeit kommen müssen, ehe das Feuer angegangen, damit ich zu rechter Zeit dazu hätte thun können. In dem Fall würde ich nicht ausgegangen und nicht Nachts über Land gewesen sein. Doch ist es gut, daß das Feuer nun gelöscht ist. Ein andersmal meldet euch vor Ausbruch desselben, damit man auch Zeit genug habe, die Spritzen zu probiren. So gehet denn heim, und saget euern Vorstehern meinen Bescheid.“

Er hatte sie kaum entlassen und sein Frühstück eingenommen, als ihn einer seiner Vettern

beſuchte, der ſich den geſtrigen Verlobungsſchmaus hatte wohl behagen laſſen. Er kam aber mit Aufträgen des Herrn Seckelmeiſters Pyhan, welchen das Ausbleiben des Staatsbaumeiſters ſo ſehr erzürnt hatte, daß er demſelben höflichſt melden ließ: aus Verlobung, Heirath und Schwiegerſohnſchaft werde nun und in Ewigkeit nichts werden; er möge ſich fernerhin nicht mehr um die Hand der liebenswürdigen buckligen Roſine weiter bemühen, auch ſich wohl hüten, das ſehr gekränkte ſeckelmeiſteriſche Haus jemals wieder zu betreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſehr unſanft aus einem von deſſen Fenſtern zu fahren.

Was nun die Hand der ſchönen Roſine betraf, tröſtete ſich Hans gar bald; auch die angedrohte Fahrt aus dem Fenſter ſchien keinen beſondern Eindruck auf ihn zu machen, da er den erſten ähnlichen Verſuch ziemlich gefahrlos gefunden hatte. Doch war ihm die Ungnade des Seckelmeiſters darum nicht minder unangelegen. Denn dieſer Mann hatte bedeutenden Einfluß auf den Rath der Stadt und Republik, welchen er auch mit allem Recht verdiente, weil er, bei aller Geiſtesarmuth, einer der reichſten Leute des Ortes war.

Der Vetter gab indeſſen nicht undeutlich zu verſtehen, daß Herr Pyhan vielleicht die Nachläſſigkeit ſeines Eidams in Hoffnung kaum halb ſo übel empfunden haben würde, hätte nicht der

pfiffige Stadtschreiber Mucker mit seinen gottlosen Anmerkungen den Zorn des Seckelmeisters erst recht tapfer angeblasen. Herr Mucker schien nämlich selber auf den Besitz Rosinens und ihrer Schätze gerechnet zu haben, und war ohnedem Dampfs bester Freund nicht, weil dieser ihm einst, da er sich um die Stadtschreiberstelle bewarb, und bei dem hochpreislichen Magistrat seinen bittweisen Rundebesuch machte, das Gesicht, unter dem Vorwand, es von angespritzten Dintesflecken zu säubern, mit Kienruß eingerieben hatte. Mucker war nicht der Mann, welcher solchen Pagenstreich leicht vergessen konnte, wären auch zwanzig Jahre darüber vergangen gewesen. Er pflegte wenig Worte zu machen, hatte es aber, wie man in Lilienburg zu sagen pflegt, dick hinter den Ohren; sah Keinem in die Augen, wenn er sprach, aber lächelte immer gar verbindlich, wenn er sprechen mußte, sogar wenn er in der Kirche hinterm vorgehaltenen Hute betete; war dabei auf seine angenehme, hagere Gestalt ein wenig eingebildet, und behauptete mit großer Selbstgenügsamkeit, daß kein Schriftsteller in Europa eine so zierliche Hand schriebe, als er.

Hans Dampf erfuhr noch gleichen Tags nicht nur die merkwürdigen Folgen seiner gestrigen Invasion in Pretzels Geschirr, sondern auch, daß der Stadtschreiber Mucker vermuthe, kein Ande-

rer als Hans Dampf könne der Stifter des Unheils gewesen sein. Mucker nämlich hatte, wie er vom Zunftmeister, seinem Nachbar, die Geschichte erfahren, sogleich in eigener Person den Schauplatz der Handlung in Augenschein genommen, und die ersten Scherbenspuren vor der Hausthür des Staatsbaumeisters nebst einem Perlmutterknopf vom Kleide desselben daneben gefunden. Dies und Hans Dampfens Nichterscheinen zur Verlobung schien mit einander in genauester Verbindung zu stehen. Es ging auch die Rede, daß der Stadtschreiber vor Rath förmliche Anklage gegen Hans Dampf, sowohl wegen dieses Vorfalls, als wegen Störung des öffentlichen Landfriedens, als auch wegen der nicht zur Feuersbrunst gesandten Sprize, erheben werde. Der Staatsbaumeister aber, jederzeit unerschrocken, nahm diese Drohung sehr leicht auf. Und obgleich der Seckelmeister Pixhan, der Zunftmeister Prechel, der auf reichlichen Ersatz seines Schadens Anspruch machte, die ganze Sippschaft des Pfarrers, der das Unglück bei der Kaffeevisite in allen Häusern verkündigt hatte, und mancher Andere um ähnlicher Beschwerden willen die Partei des Stadtschreibers vermehrten, verließ sich Hans Dampf doch auf sein Glück, wie ein Cäsar, und auf seine Beredtsamkeit, wie ein Cicero. Unterdessen zettelte er selbst in der Eile eine Verschwörung, wo

nicht gegen den Stadtschreiber, doch gegen dessen langen Haarzopf an, auf welchen sich, als den allerlängsten in Lalenburg, Herr Mucker nicht wenig zu gut that, während doch laut alter Uebung der Stadtschreiber so gut wie ein Bürgermeister verpflichtet war, von Amtswegen eine Lockenperüke zu tragen. Schon vielen rechtschaffenen Bürgern war dieser neuerungsluftige Haarzopf ein Stein des Anstoßes gewesen, und einige patriotischdenkende Metzger hatten schon einmal geschworen gehabt, ihm denselben vom Kopf hinwegzuhauen.

Das Gerücht von dieser Verschwörung verbreitete sich schnell durch die Stadt. Denn was auch in Lalenburg und selbst im geheimen Rath der Republik geschah, pflegte jedesmal sogleich im größten Vertrauen von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund zu gehen, bis alle Einwohner beiderlei Geschlechts in das Geheimniß eingeweiht waren. Das Völkchen befand sich dabei recht wohl, und ersparte Geld für Zeitungen.

Beide Parteien rüsteten sich also und warben mit großem Eifer für den kommenden Rathstag. Dergleichen ward alle Woche nur ein einziger gehalten. Ging die Regierung nach beendigter Sitzung auseinander, regierte sich die Republik ohne alle Mühe von selbst; denn der eine Bürgermeister verkaufte in den übrigen Wochentagen Kaffee und Gewürz, der andere fabrizirte Band, der

Seckelmeiſter ſchenkte Wein aus, ein Rathsherr machte Wurſt, ein anderer Brod u. ſ. w.

In allen Gaſſen.

Der große Tag erſchien, da die wichtigſten Angelegenheiten der Republik verhandelt werden ſollten. Begebenheiten, wie die der vergangenen Woche, waren ſeit undenklichen Zeiten nicht geſchehen. Hans Dampf war inzwiſchen nicht müßig geweſen. Er hatte allen Schönen der Stadt den Hof gemacht, allen geſchworen, er habe nur ihretwillen des Seckelmeiſters bucklige Tochter aufgeopfert. Die dankbaren Schönen hatten dafür ihre Mütter, die Mutter ihre Eheherren, und dieſe ihre im Rathe befindlichen Freunde gegen den ungebührlichen Zopf des Stadtſchreibers in Harniſch gebracht. Jedermann erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge. Sobald die Rathsglocke läutete, waren alle Lalenburger und Lalenburgerinnen im Geiſte auf dem Rathhauſe, wenn ſie nicht Berufs wegen dort ſein konnten. Viele Handwerker verließen ungeduldig ihre Werkſtätten, der Schmied den Ambos, der Müller die Mühle, der Leinweber den Wirkſtuhl, um auf dem Platze vor dem Rathhaus den Augenblick zu erwarten, da die wohlweiſen Herren in Mänteln und Degen die hohen Stiegen aus der Sitzung

herabkommen und ihren Bekannten vertraulich den Gang der Sachen offenbaren würden.

Der Rath war in höchster Vollzähligkeit beisammen. Abwechselnd wandten sich die Augen Aller während der ersten Stille auf die beiden Parteihäupter, besonders auf den Stadtschreiber, vor welchem auf dem Tisch ein paar Scherben von Kochtöpfen neben einem Perlemutterknopf lagen.

Nach Beseitigung der ersten Geschäfte forderte Mucker wirklich das Wort, und schritt zur Anklage.

„Woher soll ich Worte nehmen," hob er an, „um das Verderben zu schildern, welches der unruhige Geist eines unserer Mitbürger über die Republik gebracht hat? Seit der Gründung Roms und Salenburgs haben viele Menschen gelebt; aber nicht Einer von allen war fähig, in so kurzer Zeit, mit so geringen Mitteln, in so ungeheuern Spielräumen so unheilbringend zu wirken, als Hans Dampf. Ja, ich nenne ihn, o Landesväter, denn schon nennt ihn jedes Kind auf den Gassen, als den Stifter alles Uebels in der Republik. Oder wo wäre ein Haus, welches nicht über ihn zu klagen hätte? Sind Geheimnisse irgendwo verrathen: so war Hans Dampf dabei. Gab es Klätschereien: so half Hans Dampf. Zankten sich Eheleute: so hatte sie Hans Dampf wider einander gehetzt. Mißlang irgend ein Plan: so war Hans

Dampf in die Queer gekommen. Ging eine Verlobung rückwärts: so hatte Hans Dampf die Hand im Spiel. Scheiterte ein Unternehmen: so war es durch die Ungeschicktheit dieses Hans Dampf. Er iſt wie zum Elend der Welt geboren, hat seine Nase überall, fährt überall zu, will Alles wiſſen, Alles machen, Alles beſſern, und bringt Alles in Verwirrung."

Nach dieſem Eingang, den der Redner mit vielen Beiſpielen aus der geheimen Stadtgeſchichte erläuterte, kam er auf die letzten Begebenheiten, auf die Feuersbrünſte, auf die zerſchmetterte Töpferwaare, auf den Rieſenkampf des Oberzunftmeiſters und Zunftmeiſters, auf das unermeßliche Entſetzen der ganzen Stadt, auf die nachtheiligen Wirkungen deſſelben bei Nervenſchwachen, Kranken und Wöchnerinnen. Er ſprach ſo rührend, daß der Zunftmeiſter Prehel beim Anblick der Scherben ſich nicht der Thränen erwehren konnte; ſo feurig, daß Seckelmeiſter Pipkan vor Grimm feuerroth ward, und der Oberzunftmeiſter Ahl die Fäuſte ballte. Selbſt Hans Dampf ſchien einen Augenblick die unerſchütterliche Hoheit und Ruhe des Geiſtes zu verlieren.

Bald aber ermannte er ſich, und begann ſeine Vertheidigung mit Würde und Klarheit: bewies, daß man aus einigen Scherben und einem Rockknopf, den er auf der Gaſſe verloren haben möge,

nichts wider ihn beweisen könne, sonst ließe sich auch beweisen, daß der Stadtschreiber vor einigen Wochen den alten Thorthurm, der von selbst zusammengefallen sei, vermittelst seines steifen Haarzopfes eingestoßen habe, weil bekannt sei, daß er mit demselben drei Minuten vorher am Thore vorbeigegangen. Was die Feuersbrunst betreffe, falle die Schuld nicht auf ihn, daß die Spritzen der Hauptstadt zu spät kamen oder gar nicht, weil man ihm das Unglück erst gemeldet, da es geschehen war. Wären aber auch die Spritzen zeitig genug erschienen, würde darum das Feuer nicht minder hell gebrannt haben, weil bekanntlich die Wasserkasten dieser Löschwerkzeuge Alters wegen zerfallen und verfault wären, also daß keine Tasse voll Wasser darin Stich hielte.

Der Stadtschreiber Mucker aber widerredete dem heftig; bewies, daß Hans Dampf allerdings der Urheber alles Uebels sei, und schloß mit den Worten: „So weit, o Landesväter, ist es gekommen, daß es bei mir gar keines Zuredens mehr bedarf, um mich glauben zu machen, daß an dem blutigen Türkenkriege, daß an der großen Viehseuche in Polen, daß an dem fürchterlichen Erdbeben in Kalabrien, daß an dem letzten Sturm, welcher die spanische Silberflotte in den Abgrund des Meeres senkte, niemand anders als Hans Dampf schuld sei. Seit er wieder in unsere Mauern

kam, ist Verwirrung, Zwietracht, Parteiwesen und Lärmen an der Tagesordnung. Noch steht Lalenburg; aber wir Landesväter werden den Untergang dieser uralten, herrlichen und weltberühmten Stadt sehen, wenn wir den Hans Dampf nicht von uns weg über alle Meere verbannen. Wessen ist er nicht fähig? Hat er uns noch nicht der Entzweiung, des Schreckens genug gebracht? Wollet ihr noch Bürgerkriege erleben, Mord und Brand, den Einsturz dieses ehrwürdigen Rathhauses, die Einäscherung unserer Wohnungen?" Und nun fuhr Mucker fort, ein Bild der Verwüstung zu entwerfen, daß allen Zuhörern und selbst dem edeln Hans Dampf die Haare vor Grausen bergan standen, und Jeder den Augenblick vor der Thür glaubte, wo die Zerstörung Jerusalems sich in Lalenburg wiederholen würde.

Angst und Furcht, Schrecken, Verzweiflung und Rache sprachen aus allen Gesichtern. Einige der Senatoren saßen in Gedanken versunken da; Andere schnoben mit erweiterten Naselöchern, und schossen mörderische Blicke auf den Staatsbaumeister; Andere wollten in bangem Entsetzen zu den Ihrigen flüchten, um sie zu retten, sanken aber mit gebrochenen Knieen auf die Bank zurück; Andere wollten das Wort fordern und auf Verbannung des Hans Dampfs antragen, und kon-

ten nur mit vom Zorn erſtickter Stimme unvernehmliche Töne hören laſſen.

Plötzlich öffneten ſich die Thüren des Saals, und der Rathsbote trat herein, einen Brief in der Hand mit einem ungeheuern Siegel. Er übergab ihn dem Bürgermeiſter und ſagte, ein Kurier Sr. Durchlaucht des Fürſten von Luchſenſtein habe ihn gebracht. Da ſpitzten Alle mächtig die Ohren. Der Bürgermeiſter ſetzte die Brille auf und gab ſich majeſtätiſches Anſehen, indem er geheimnißvoll links und rechts flüſterte: „Depeſchen von allerhöchſter Wichtigkeit!“ Die guten Lalenburger brannten vor Neugier, und hingen mit ihren Blicken an dem gewaltigen Siegel. Die Zerſtörung von Jeruſalem war rein vergeſſen.

Als nun der regierende Bürgermeiſter den Brief des Fürſten entfaltete, rückten diejenigen, welche dem Oberhaupte der Republik zunächſt ſaßen, demſelben ſo nahe auf den Leib, als ſie konnten; die Andern, um keine Silbe, keinen Odemzug des Bürgermeiſters zu verlieren, rutſchten auf ihren Bänken behutſam nach, daß Einer faſt auf den Schoos des Andern zu ſitzen kam. Der ganze Saal ward leer, bis auf einen kleinen Platz um den Meiſter herum, wo ſich Köpfe an Köpfe drängten. Dabei herrſchte Todtenſtille. Obgleich Lalenburg mit dem benachbarten Fürſtenthum Luchſen-

klein vielen Geschäftsverkehr hatte, war bisher noch nie geschehen, daß der Fürst unmittelbar dem Rath der Republik zugeschrieben hätte. Der Bürgermeister konnte also mit Recht vermuthen, das Sendschreiben umfasse Gegenstände der höchsten Wichtigkeit.

Er fing nun an zu lesen, aber mit ehrfurchtsvoller, leiser Stimme, der Feierlichkeit des Gegenstandes angemessen. Weil die, welche zuhinterst saßen, die ersten Worte nicht vollkommen verstanden hatten, riefen sie: „Laut gelesen! laut!“ Dadurch wurden die Vordern gestört und geboten einstimmig Stillschweigen. Darüber verloren die Hintern das Vorgelesene gänzlich, und wiederholten ihren Zuruf um lautern Vortrag; Andere begehrten, man solle noch einmal von Anfang anfangen. Die Vordern schrien ungeduldig: es müsse Todtenstille herrschen. Dies Her- und Hinrufen ward immer stärker, weil endlich Alle an dem Lärmen geärgert waren und Jeder für sich die Ruhe herzustellen, und seine Stimme über die Stimme der Uebrigen zu erheben bemüht war. Da nun die Hintersten sich überzeugten, daß bei so bewandten Umständen die Vordersten offenbar den Vortheil hätten, weil sie dem Vorleser zunächst waren, rückten sie nach. Hans Dampf saß wetterschnell dem Bürgermeister vor der Nase. Der Stadtschreiber behauptete, und schrie sich dabei das

Geſicht kirſchbraun, Hans Dampf habe ihn vom Platz verdrängt. Es war umſonſt. Gleichwie Hans Dampf, hatten auch Andere ſich von hinten her vorgemacht. Nun gab es erſchreckliches Stoßen, Reiſſen, Sturmlaufen unter Flüchen und Beſchwörungen und Bitten und Seufzen, ſtill zu ſein.

Unter dieſen tumultuariſchen Bewegungen ward dem Bürgermeiſter am übelſten zu Muth; denn gegen ihn drängte ſich, als zum Mittelpunkt, Alles von allen Richtungen her. Da faßte er den großen Entſchluß, durch ſein Anſehen den Sturm zu beſchwören und verſtummen zu machen. Mit majeſtätiſchem Unwillen ſtand er auf und ſtieg, damit er über die Menge hervorrage, auf ſeinen Stuhl. Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konſulariſche Thron unter den Beinen hinweg, und er ſelbſt mit dem fürſtlichen Briefe, wie eine ſtürzende Eiche über niederes Geſträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perüke, die reichlich mit Puder und Pommade das Antlitz des Ober-Zollverwalters färbte und demſelben ſchier das Licht der Augen raubte, ward von dieſem im Jähzorn erfaßt und in eine Truz- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirkſamkeit reizte zu unſeligen Nachahmungen des ge-

gebenen Beispiels. Bald war keine Perüke mehr auf den Köpfen sicher; eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke in der Höhe, Schmerzen und Zetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.

In dieser traurigen Verwirrung der Dinge reifte plötzlich die lange vorbereitete Verschwörung gegen des Stadtschreibers Zopf. Der Rathsherren einer, seines Handwerks ein Schneider, zog die Scheere und verfolgte damit den Stadtschreiber, welcher wie eine langgeschwänzte Ratze in dem Getümmel umherfuhr. Im Hui war der Zopf glatt am Kopf weg, ohne daß Herr Bucker nur eine Vermuthung seines Unsterns hatte, bis er einen Hieb damit über das Gesicht bekam. Denn ein Anderer hatte dem heimtückischen Schneider die Trophäe entrissen, und weil sie die Länge von anderthalb Ellen haben mochte, sich ihrer wie einer Reitpeitsche bedient.

Als der Stadtschreiber seinen Haarzopf in fremder Gewalt sah, und sich durch schnellen Griff in den Nacken vom ewigen Verlust dieses Kleinods überzeugt hatte, erhob er jammernd und die Augen voll Thränen die Hände gen Himmel, und rief dessen rächende Blitze auf das Haupt des Frevlers herab. Er würde sich nicht halb so sehr gegrämt haben, wäre ihm statt des Zopfes der

Kopf selbst gestohlen worden. Sein Geheul war so übermenschlich, daß die ganze Rathsversammlung darüber mitten im Kampf erstarrte, alle Fehde vergaß und den Unglückseligen schweigend umringte. Wie man aber wahrnahm, daß ihm weder Arm noch Bein, sondern der ohnehin statuten- und amtswidrige Zopf fehlte, lächelte lächelte Jeder schadenfroh, lieferte friedlich die Perüken, wo sie liegen mochten, an ihre Behörden, und nahm den alten Platz auf den Rathsbänken ein.

Der Bürgermeister schüttelte wegen vorgefallenen Unordnungen sehr mißvergnügt das Haupt, welches unter der struppigen Perüke einem wahren Medusen- oder Titushaupt ähnlich geworden. Doch dergleichen lebhafte Debatten gehörten in Lalenburg keineswegs zu den unerhörten Dingen; daher machte man auch diesmal nicht viel Wesens daraus. Man erkannte daraus nichts, als die Aeusserungen bürgerlicher Freimüthigkeit und republikanischen unbefangenen Sinnes. Jeder brachte sein eigenes Haar zurecht, und hielt, was an den Kleidern zerrissen sein mochte, einstweilen mit den Fingern zusammen. Der Stadtschreiber legte seinen entseelten Zopf neben Scherben und Rockknopf auf den Tisch, seine Thränen ins bunte Schnupftuch drückend. Jeder erwartete mit neuer Andacht die Vorlesung des fürstlichen Briefes. Dieser aber war während des Gewühls und

Jeder horchte mit Erſtaunen auf. „Hier iſt", rief der Stadtſchreiber, „keine Zweideutigkeit. Hans Dampf iſt da wieder im Spiel und hat einen Streich gemacht, der vielleicht ganz Lalenburg ins Unglück bringt. Der Fürſt, wie mir's ſcheint, fordert, wir ſollen den Hans Dampf fangen. Er nennt ihn ſchlechtweg einen Hund, und ſetzt einen Preis von tauſend Gulden auf ſeinen Kopf. Es muß ſich alſo dieſer Hans Dampf wieder einmal ungebeten und ungerufen in Dinge gemenat haben, die ihn nichts angingen. Aber mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Mein unmaßgeblicher Rath wäre, den Angeklagten einſtweilen im Gefängniß zu verwahren, bis Se. Durchlaucht das zweite Schreiben überſendet, und dem Fürſten nachträglich zu melden, daß der löbliche und wohlweiſe Rath zu aller Satisfaktion erbötig ſei, auch den oftерwähnten Hans Dampf dermalen ſchon feſt gemacht habe."

Der Antrag des Stadtſchreibers ward mit Einhelligkeit angenommen, ſo ſehr auch Hans dagegen proteſtirte und verſicherte, er habe mit dem Fürſten von Luchſenſtein nie Verkehr gehabt. Man berief die Stadtwächter, welche mit ihren Partiſanen alsbald anrückten. Der Platzmajor zupfte ſeinen Federbuſch auf dem Hut etwas länger hervor, ſtellte ſich an die Spitze der Schaar und

führte den Verurtheilten, unter großem Zulauf des Volks, ins Staatsgefängniß.

Hans Dampf.

Die Nachricht von der Verhaftung des Staats-Baumeisters und vom Zorne des Fürsten von Luchsenstein, der ihn nur schlechtweg einen Hund genannt, verursachte in Lalenburg unglaubliches Aufsehen. Jedermann zerbrach sich den Kopf, was Hans Dampf verschuldigt haben möchte. Ja, so groß war die Bestürzung, daß man sogar am Stadtschreiber nicht einmal den verlorenen anderthalb Ellen langen Zopf vermißte. Man sprach nur von Hans Dampf in allen Gassen, und kein Mensch zweifelte an seiner bevorstehenden Hinrichtung. Einige vermutheten, er werde nur enthauptet, Andere, er werde gehenkt, Andere, er werde wenigstens lebendig verbrannt werden. Viele bedauerten, daß diese Feierlichkeiten nicht zu Lalenburg, sondern in der fürstlichen Residenz statt haben würden; Andere hingegen freuten sich darüber, weil sie so unter gutem Anlaß und Vorwand die Residenz besuchen könnten. Mehrere redeten mit einander ab, die Reise dahin zur Ersparung der Kosten gemeinschaftlich zu machen. Alle Fuhrwerke und Pferde in der Stadt wurden noch selbigen Tags vorausbestellt und in Beschlag ge-

nommen. Man ließ die Schneider rufen und zu neuen Kleidern das Maß nehmen.

Inzwischen mischte sich doch bald auch in diese Betrachtungen und frohen Rüstungen das christliche Mitleiden, wenn man des Delinquenten gedachte, der nun, seines Todes gewärtig, im Kerker schmachtete. Hans Dampf, den Jedermann kannte, der mehr oder weniger in jeder Haushaltung etwas zu schaffen gehabt hatte; Hans Dampf, den alle Mütter schalten und zum Eidam wünschten; den alle Mädchen über die Achsel ansahen, aber immer mit freundlichen Augen unter vier Augen, — Hans Dampf, am Tische ein lustiger Zecher, im Rathe ein trefflicher Redner, unter Basen und Muhmen beim Kaffe ein Erzplauderer, in der Kirche der eifrigste Beter — Hans Dampf, Alles in Allem, der Alcibiades von Lalenburg im Kerker.

Die Wehmuth des Mitleidens ergriff zuerst die Töchter, dann die Mütter, dann die Männer. Kaum trat die Dunkelheit des Abends ein, schlich manche sittige Jungfrau, die sonst seine Blicke öffentlich zu fliehen und schon vor dem bloßen Namen eines unvermählten Mannes züchtig zu erröthen pflegte, mit nassen Augen über die Gasse zum Gefängniß, dem „armen Sünder", wie nun der edle Staatsbaumeister hieß, eine letzte Labung und Erquickung zuzustecken. Die eine kam mit

Würsten, die andere mit Zuckerwerk, die dritte mit kleinen Pasteten, die vierte mit Mandeln und Rosinen, und so jede.

„Ach, lieber gnädiger Himmel!“ riefen die alten Weiber, die Dienstmägde, die Gassenbuben, welche dies bemerkten: „Sie bringen ihm schon die Henkersmahlzeit!“ Und nun war unter der ganzen Bürgerschaft länger kein Haltens mehr. Denn diese Mahlzeit mit dem häßlichen Namen war eine alte kalenburgische Uebung bei zum Tode verurtheilten Missethätern. Einige Tage vor deren Hinrichtung pflegte man denselben an Eß- und Trinkwaaren zu reichen, was sie wünschten und nicht wünschten. Da das Staatsgefängniß ebenen Bodens mit der Straße war, und seine dickvergitterten Fenster gegen diese hinaus hatte, wo im Gitterwerk eine eigene Oeffnung angebracht war, um Speisen einzureichen (denn die Kerkerthür durfte Keinem ohne höchobrigkeitliche Genehmigung geöffnet werden), wurde nun der Platz vor dem Gitterloch bis gegen Mitternacht von Gebern nicht leer. Brod und Backwerk aller Art, Schinken, gebratene Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Torten, Pasteten, Aepfel, Birnen u. s. w., nebst Wein- und Bierkrügen, Likörfläschchen, Riechfläschchen u. s. w., krochen durch das Loch. Die Krämer versorgten den armen Sünder sogar mit Salz, Pfeffer, Käse, Butter,

Univ. Bibl. München

Schnupf- und Rauchtabak, so daß der Staatsbaumeiſter in Gefahr gerathen mußte, unter dem ungeheuern Vorrath, der immer fort hineingeſtopft wurde, zu erſticken. Er ſelbſt ließ ſich vor den menſchenfreundlichen Gebern nicht ſehen, und antwortete nie auf ihre liebkoſenden Troſtreden. Doch ſagte Jedem das eigene Zartgefühl: Scham und Schmerz mache, daß er ſich in die Dunkelheit zurückziehe.

Allein das Zartgefühl war diesmal im Irrthum, und der Staatsbaumeiſter gar nicht im Staatsgefängniß. Als ihn um die Mittagsſtunde der Platzmajor dahin geführt hatte, fand ſich, daß das Staatsgefängniß zwar im beſten Zuſtand ſei, aber übel verwahrt. Die Thür konnte weder verſchloſſen noch verriegelt werden, weil Schloß und Riegel eingerоſtet am mürben Holz hingen. Dies war aber nicht Folge einer Nachläſſigkeit des loblichen Raths der Stadt und Republik, ſondern eines vierzigjährigen Prozeſſes zwiſchen der Stadt und der Landſchaft (nämlich den paar zu Lalenburg gehörigen Dörfern) über die Streitfrage: ob die Gefängniſſe müßten von der Stadt unterhalten werden, welche das Recht zum Einkerkern hätte, oder von der Landſchaft, deren Bewohner die Pflicht hätten, ſich einſperren zu laſſen. Denn daß ein Stadtbürger ins Gefängniß gekommen, war ſeit Menſchengedenken uner-

hört. Dieser Prozeß war vor dem großen Rath der Republik seit vierzig Jahren behandelt und noch unausgemacht. Alle Jahre war zwischen den Vorstehern der Stadt und den Vorstehern der Landschaft deswegen ein Versöhnungsmahl auf sogenannte „ungerechte Kosten" veranstaltet worden, um dabei die streitführenden Parteien gütlich zu vergleichen. Weil aber beiderlei Vorstehern Wein und Braten des Versöhnungsmahls sehr gut schmeckte, kam die Versöhnung nie zu Stande, theils um nicht die Hoffnung zu einem künftigen neuen Schmaus zu verlieren, theils weil man immerfort auf Kosten des Unrechthabenden schmauste und Keiner Unrecht haben wollte.

Der Platzmajor hatte die kleinen Mängel an der Thüre sogleich vermöge seines natürlichen Scharfblicks erkannt, und die Thür statt zu verschliessen auf der Stelle vernagelt, ja zu allem Ueberfluß noch durch den Stadtschreiber obrigkeitlich versiegeln lassen. Ausserdem stand allezeit ein Stadtwächter mit der Partisane davor. Der Gefangene machte dem Wächter sogleich die triftige Frage: wie er als Gefangener sich in besondern Fällen, die zur Leibes- und Lebensnothdurft gehören, zu verhalten habe? Dem Wächter fiel die Frage auf, und schien ihm wichtig genug, deswegen dem Platzmajor und Stadtschreiber, die noch nicht weit entfernt waren, nachzulaufen und

Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dem versuchte der Staatsbaumeister die Beschaffenheit der Thüre, und weil auf der Stelle, wo sie nicht versiegelt und vernagelt war, die Thürangeln beim ersten Druck aus den wurmstichigen Pfosten wichen, ging er hinaus, rückte Thür und Angel wieder ein, und begab sich zur Hinterpforte weg nach Hause, ohne bemerkt zu werden.

Der treue Wächter kam zurück und brachte den unbarmherzigen Befehl des Stadt- und Platzmajors: der Gefangene möge sich in solchen Fällen helfen, wie er könne. Die Schildwache äusserte darüber zugleich ihr aufrichtiges Mitleiden. Weil aber der Staatsgefangene dem Partisanenträger keine Silbe erwiederte, ungeachtet derselbe wohl eine Viertelstunde lang erzählte, tröstete und guten Rath gab, schwieg dieser endlich auch und begnügte sich, von Zeit zu Zeit Nagel und Siegel zu beobachten.

In allen Gassen.

Es war ein wirkliches Meisterstück von Reise, welche der Staatsbaumeister aus dem Gefängniß durch die Stadt nach seiner Wohnung machte, ohne bemerkt zu werden. Er brach in den Hinterhof des Staatsgebäudes durch einen geräumigen Stall, der auch gegen die dahinter liegende Gasse

einen Ausgang hatte. In diesem Stalle wurden die obrigkeitlichen Schweine gemästet, welche bei der Gelegenheit froh waren, in's liebe Freie zu kommen. Von da sprang der Flüchtling in ein nahes Bäckerhaus, welches einst ein Ganzes mit dem nach der entgegengesetzten Straße stehenden Hause gewesen war. Er wußte zwar, daß seit der Theilung Alles vorsichtig vermauert, auf dem Estrich jedoch noch eine Kommunikationspforte offen gelassen worden sei. Behend war er die Treppen hinauf, und weil die Pforte von Mehlsäcken verrammelt war, stürzte er dieselben aus dem nahen Erker in solcher Geschwindigkeit auf die Gasse, daß, ehe der sechste Sack platzend den Boden erreichte, Hans Dampf schon auf der andern Seite hinaus über die Gasse mit einem Sprung in des Platzmajors Haus war, worin sich ein Durchgang nach dem Gäßchen befand, in welchem vor Kurzem Meister Pretzel das berühmte Unglück mit den Töpfen gehabt hatte. Ein neues Hinderniß. Der Platzmajor hatte den Durchgang mit einem neuen Gänsestall verbaut, worin er, weil er nebenbei den Gän[illegible]- und Federnhandel trieb, in mehrern Etagen bei dreißig dieser frommen Thiere über einander nährte. Zum Glück war der Stall nicht massiv gebaut; das hölzerne Lattwerk flog links und rechts davon, und der Staatsbaumeister war schon in seinem eigenen

Hauſe, ehe die Gänſe alle, durch ihr Geſchrei und Umherflattern, der ganzen Stadt Freude wegen ihrer Erlöſung verkundigen konnten.

Wie ſehr auch ganz Lalenburg von den großen Ereigniſſen dieſes Morgens überraſcht und beſchäftigt war, alſo daß man für nichts Anderes mehr Sinn zu haben ſchien, als von der Verhaftung des edeln Hans Dampf, von dem fürſtlichen Kurier und der im Rathsſaale zerriſſenen Depeche zu plaudern: mußte es doch kein geringes Aufſehen erregen, als ſich plötzlich die Schweine des lobl. Rathes, mit einem L gebrandmarkt, durch die Stadt verbreiteten; dann in einer andern Gaſſe die Luft vom aufſteigenden Mehlſtaube der herabfallenden, platzenden Säcke verfinſtert ward, und zuletzt die Gänſeſchaaren des Platzmajorats ſchreiend über allen Dachgiebeln flogen. Niemand konnte begreifen, woher dieſe Wunder alle in den verſchiedenſten Gegenden zu gleicher Zeit? Einige Politiker argwohnten, es möge von Anhängern des verurtheilten Staatsbaumeiſters ein allgemeiner Aufruhr beabſichtigt ſein. Der Stadtſchreiber Mucker aber ſoll zu verſtehen gegeben haben, er würde glauben, Hans Dampf ſei wieder in allen Gaſſen rege, wenn er ihn nicht in demſelben Augenblicke erſt verſiegelt und vernagelt hätte, da Schweine, Mehlſäcke und Gänſe in's Publikum kamen.

Inzwischen verschlang der Gedanke an die groſse Sache des Vaterlandes, besonders an die erwartete feierliche Hinrichtung, jede Rücksicht auf geringere Gegenstände, besonders da schon folgendes Morgens der fürstlich-luchsensteinische Kurier im vollen Galopp mit einer neuen Depesche zur Stadt hineingesprengt kam. Sogleich ertönte die Rathsglocke. Die Bürgermeister und Rathsherren eilten in Mänteln und Degen zur ausserordentlichen Sitzung mit Geberden voll Tiefsinns und Ernstes. Viel Volks lief neugierig auf dem öffentlichen Platz zusammen; noch mehr aber, als eine fürstlich-luchsensteinische Kutsche kam, um den Gefangenen abzuholen.

Die Sitzung ward eröffnet. Der Bürgermeister setzte die Brille auf, erbrach den groſsen Brief in Gegenwart der Versammlung, und hob mit lauter Stimme zu lesen an:

„Wir Nikodemus, Fürst zu Luchsenstein, Graf zu Krähenburg, Baron zu Dachsfelden, Herr zu Sauwinkel und Fuchsbergen u. s. w. u. s. w., entbieten den wohlweisen Bürgermeistern und Rath der löblichen Stadt und Republik Lalenburg unsern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveste, Liebe, Getreue! Als wir mißfälligst vernommen, daß unser an Euch erlassenes Missiv verloren gegangen, welches von Wort zu Wort also gelautet hat: „Dieweil einer eurer treflichen

Angehörigen, genannt Hans Dampf, zu einem unserer Hofjäger geredet, wie er sich unterfangen wolle, jeden Hund vernünftig sprechen zu lehren, und uns dies besondermaßen wohlgefallen, so soll uns kein Preis zu theuer sein, wenn er unserm Leibhund die menschliche Sprache beibringen kann, als welche demselben, ungeachtet seines natürlichen Verstandes, sehr schwer fällt, wiewohl er schon dermalen das Deutsche, zum Theil auch Französische und sogar Italienische versteht, ohne es jedoch selbst zu reden. Wir ernennen den quästionirlichen Hans Dampf einstweilen zu unserm Hofrath, weisen ihm tausend Gulden zur ersten Einrichtung an, und werden diesen guten Kopf, wenn er reüssirt, zum Erzieher unserer Prinzen machen, sobald dieselben erwachsen sein werden." Als erwarten wir von euch, Ehrenveste, Liebe, Getreue, ihr werdet diesen unsern Hofrath Hans Dampf unverzüglich an uns anher senden ohne Verzug. Damit geschieht unser gnädiger Wille."

Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens hörte die löbliche Rathsversammlung diese Vorlesung an. Kein Einziger, vom Stadtschreiber und ersten Rathsherrn an bis zum Weibel an der Thür, war da, der nicht das Maul noch zwei Minuten lang aufgesperrt behielt, auch da nichts

mehr zu hören war. Selbst der regierende Bürgermeister, nachdem er Brief und Brille vor sich niedergelegt, behielt vom Vorlesen den Mund offen und starrte ausser sich in die leere Luft hin.

Einige wunderten sich über den Leibhund Sr. Durchlaucht, der schon in drei Sprachen bewandert war; Andere über Hans Dampfs bisher unbekannt gewesene Geschicklichkeit, Thiere reden zu lehren; Andere betrachteten mit Ehrfurcht die Würden und Aemter, zu welchen der Staatsbaumeister plötzlich emporsteigen sollte, da man gerade das Gegentheil erwartet hatte; Andere zitterten nun vor der Rache des großen Mannes, der aus dem Gefängniß in die Nähe eines Thrones versetzt, Stadt und Republik Lalenburg in seiner Gewalt hatte. Die Todtenstille des Erstaunens verwandelte sich plötzlich in ein heftiges Geschrei, weil Jeder zuerst reden und zu Protokoll geben wollte, er habe in gestriger Sitzung gegen die Verhaftung des Staatsbaumeisters protestirt. Keiner war dabei verlegener, als der arme Stadtschreiber Mucker. Während die Andern in Lobeserhebungen des göttlichen Hans Dampf ausbrachen, den sie den Stolz und die Zierde ihrer Vaterstadt nannten; während sie berechneten, was sie ihm den Abend vorher aus treuer Anhänglichkeit durchs Gitterloch des Staatsgefängnisses von köstlichen Speisen und Getränken zugesteckt hatten, laute

Mucker seine Schreibfeder zu Schanden und machte Plane, sich mit dem Erbfeind zu versöhnen.

Er trug also zuerst darauf an, eine Deputation des Rathes müsse den fürstlichen Hofrath aus dem Gefängniß abholen und im Triumph zum Rathhaus führen; hier müsse wegen gestrigen Mißverständnisses förmlich um Verzeihung gebeten, dem Hofrath der Ehrenplatz zur Rechten des regierenden Bürgermeisters eingeräumt und ihm das fürstliche Schreiben vorgelesen werden; dann wollte und sollte er, der Stadtschreiber nämlich, feierliche Abbitte thun und sich und die Vaterstadt in die Gewogenheit des erhabenen Mitbürgers empfehlen, damit Hans Dampf nicht gegen Salenburg, wie ein Coriolan einst gegen Rom, zöge.

Man muß sich über diesen plötzlichen Umschwung der Gesinnungen gar nicht wundern. Mit den Umständen änderten sich bei den Staatsmännern damaliger Zeit Grundsätze, Freundschaften, Feindschaften, Versprechungen, Schwüre und Neigungen so sehr, daß die, welche gestern, im Glück aufgeblasen, dem Andern Fußtritte gaben, heute vor dem Gleichen unterthänigst auf allen Vieren krochen. Das hieß bei ihnen Weltlauf, Politik und Feinheit, und sie befanden sich recht wohl dabei, so schief es auch oft dabei ging.

Hans Dampf.

Hans Dampf, der seine Mitbürger sehr gut kannte, saß wohlgemuth und furchtlos zu Hause, wo ihn seine alte Haushälterin verpflegte. Er wußte sehr gut, daß in wenigen Tagen Alles anders werden könnte; daß seine lieben Landsburger, groß in Worten, klein in Thaten, ihm, auch wenn er entdeckt werden sollte, kein Haar krümmen würden. Ohnehin tröstete ihn sein gutes Gewissen, denn er hatte dem Fürsten von Luchsenstein noch nie eine Fliege todtgeschlagen.

Wie er aber von der treuen Haushälterin, die von Zeit zu Zeit ausging, Staatsneuigkeiten und Rathsverhandlungen zu erfahren, die seltsame Mähr hörte, er sei zum Hofrath des Fürsten ernannt, um dessen Leibhund Unterricht in der deutschen Grammatik zu geben; die Rathsdeputation habe ihm im Staatsgefängniß vergebens ihre Aufwartung gemacht; die ganze Stadt wäre in ausserordentlicher Bestürzung, sowohl wegen seines Verschwindens, als wegen der unergründlichen Art desselben, da, aufs Genaueste untersucht, Mauer- und Gitterwerk, Nägel und Amtssiegel unversehrt gefunden worden: so bereute er fast seine Flucht. Um also die Sache so bald als möglich in Geleis zu bringen, kleidete er sich aufs Prächtigste, zündete seine Tabakspfeife an, legte

sich damit ins offene Fenster, rauchte ganz harmlos und grüßte freundlich die Vorübergehenden. Er erreichte damit seinen Zweck; denn Jeder blieb stehen und gaffte verwundert herauf; das Gerücht flog wetterschnell durch die Stadt, der wunderbar verschwundene Hofrath rauchte zum Fenster heraus seine Pfeife; Alles lief hin, sich von der Wahrheit des Gerüchtes selbst zu überzeugen, je weniger man daran glaubte. In einer halben Stunde war die Gasse gedrängt voller Menschen von einem Ende bis zum andern; die Honoratioren der Stadt, in die Nachbarschaft zu Bekannten und Freunden geeilt, sahen rechts und links gegenüber, Kopf an Kopf gedrängt, zu den Fenstern heraus, während Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute und freche Buben ihre bequemen Plätze auf den Dächern gegenüberstehender Häuser wählten, den neuen Hofrath zu sehen, der mit eben so großer Neugier und Freude das Volksgewimmel betrachtete, wie er von demselben angestaunt wurde.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Rathsdeputation durch das Gewühl der Gaffer zu seinem Hause. Er empfing sie mit herablassender Huld. Der Bürgermeister selbst hatte sich nun an ihre Spitze gestellt, und eröffnete seine Rede mit den Worten: „Hoch- und wohlgeborner Herr fürstlicher Hofrath! Leider ist in unserer theuern Vaterstadt

wahr geworden, was Jener spricht: kein Prophet gilt weniger, als in seinem Vaterlande." Aus diesem Text spann der Konsul nun eine lange Glückwünschungsrede, die sich mit schmeichelnden Komplimenten und Entschuldigungen wegen der gestrigen Uebereilung eines wohlweisen Rathes endete. Darauf ward das Schreiben des Fürsten überreicht. Alle Rathsherren weinten Freudenthränen. Der potenzirte Staatsbaumeister hielt nun eine vortreffliche Gegenrede, die so lange währte, bis sich das Volk auf den Straßen verlaufen und die Deputation vollkommen aufgehört hatte, Freudenthränen zu vergiessen. Dann erschien der fürstliche Kutscher und meldete, daß Se. Durchlaucht befohlen, der Hofrath solle noch diesen Abend sich in der Reßdenz zur Audienz einfinden.

Da war nun nicht zu flumen. Der entzückte Hans Dampf packte ein, und saß nach einer Stunde in der fürstlichen Kutsche. Eine ungeheure Volksmenge war wieder versammelt, ihn einsteigen zu sehen. Jeder nahm in tiefer Ehrerbietung den Hut oder die Kappe bei dem Anblick des goldverbrämten Kutschers und des beßäubten Reisewagens ab. Denn so stolz auch jeder Kalenburger auf seine republikanische Unabhängigkeit und Freiheit war, und wiewohl auch der ärmste Teufel sich als freier Bürger einem König gleich dünkte,

hatte doch jeder Lalenburger immerdar knechtliche Ehrfurcht vor allem, was fürstlich hieß.

Hans Dampf mußte noch den gleichen Abend zu Sr. Durchlaucht. Fürst Nikodemus war ein vortrefflicher Herr, dem nur ein Kaiserthum fehlte, um einer der größten Monarchen zu sein; so aber war er nur ein kleiner mit großen Schulden. Zu seinen edelsten Vergnügungen rechnete er, wie billig, die Jagd; und daraus läßt sich erklären, daß an seinem Hofe mehr Hunde als Menschen lebten. Gesellschaften liebte er sonst nicht. Obwohl er eigentlich kein Menschenfeind war, äusserte er doch manchmal in vertrauten Zirkeln, daß er viel darum geben würde, wenn er, mit Ausnahme des Jagdpersonals, alle seine lieben und treuen Unterthanen in Hirsche, Rehe, Wildschweine, Haasen, wilde Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner und dergleichen verwandeln könnte. Er glaubte, sie würden ihm dann mehr Vergnügen und Nutzen bringen.

„Hör' Er einmal!" redete der Fürst seinen neugeschaffenen Hofrath an, der ihm in unterthänigster Unterthänigkeit den Rockzipfel küßte: „Ist Er's also, der die Hunde sprechen lehren kann? Sieht Er hier die Fidele? Schade, daß das arme Thier sich nicht mündlich auszudrücken versteht; aber, auf Ehre, was ich dem Geschöpf sage, begreift es." Darauf befahl Nikodemus dem Hunde

auf deutsch, französisch und italienisch allerlei, und der Hund vollzog die Aufträge mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit.

„He, was sagt Er dazu?“ fragte der Fürst mit freudeglänzenden Augen.

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen!“ antwortete der Lalenburger.

„Hofft Er die Fidele zum Sprechen zu bringen?“

„Wenn man uns Beiden Zeit genug läßt —“

„Daran soll es nicht fehlen. Hör' Er einmal, fange Er nur mit dem Deutschen an. Französisch kann nachher vorgenommen werden, wenn das Thier in der Mutterſprache hinlängliche Progressen gemacht hat. Er kann hier im Schlosse bei mir logiren. Mein Hausbofmeister soll Ihm in Zimmer anweisen. Er muß sich nun erst das Thier recht attachiren, daß es gern bei Ihm bleibt. Wenn Er Seine Sache gut macht, soll Er noch schöne Recompense haben. Ich werde von Zeit zu Zeit nachfragen, wie es mit den Lektionen geht. Versteht Er auch französisch?“

„Ew. Durchlaucht, zum Unterricht der liebenswürdigen Fidele verstehe ich genug davon; doch wird mir die französische Sprache etwas mühsam zu reden, und zwar blos wegen eines kleinen Fehlers meiner Zunge. Denn es geschieht zuwei-

len, daß ſie das Wort nicht gleich herausbringen kann, was ich meine."

„Und italieniſch?"

„Ew. Durchlaucht, damit habe ich auf Univerſitäten guten Anfang gemacht, aber das iſt leider ſchon lange her."

In allen Gaſſen.

Mit Beihilfe der Hofküche hatte ſich Hans Dampf die Gewogenheit und das Zutrauen des fürſtlichen Leibhundes in Zeit von vier Wochen vollkommen erworben. Von nun an erkundigte ſich der Fürſt öfters nach dem Gang des Unterrichts. Der ſchlaue Hofrath bemerkte jedoch Sr. Durchlaucht, daß ein Menſch ſelbſt wohl vier, fünf Jahre gebrauche, ehe er reden lerne, und ein Kind vor Verlauf des erſten Jahres kaum einzelne Silben fallen könne. Nikodemus fand den Grund ſehr vernünftig, und mäßigte ſeine Ungeduld. Hans Dampf aber, dem ſein Leben am Hofe behaglich war, ließ ſich wohl ſein und empfand nur dann und wann einige Unruhe, wenn er dem Hunde tauſendmal ein und daſſelbe Wort vorgeſprochen hatte, und doch keine Frucht davon ſah. Der Hund gaffte zwar ſeinen Lehrer aufmerkſam an, ſchien aber zum Nachſprechen der Worte viel zu ſchüchtern zu ſein.

Hans Dampf erinnerte ſich zum Glück an einen Spaßmacher, den er unter den Studenten auf der Univerſität gekannt. Dieſer pflegte ſeinem Pudel zuweilen die Schnauze zuſammenzudrücken, und ihn durch heimliches Klemmen zum Knurren und Murren zu bringen. Wenn er dann im richtigen Zeitmaas die Hand an der Schnauze ein wenig nachließ, entſtand durch das Oeffnen und Zuſammendrücken derſelben aus dem Rachen des mürriſchen Pudels der deutliche Ton Ma Ma. Hans Dampf verſuchte das Gleiche bei Fidelen, und es gelang ihm über Erwartung.

Da Nikodemus nach einem halben Jahre den Hofrath ziemlich verdrüßlich um Fidelens Fortſchritte befragte, lobte der Lehrmeiſter ſeinen Zögling ungemein, und erbot ſich, von deſſen erſtem kindiſchem Lallen einige Proben zu geben. Der Fürſt verſammelte ſeine Vertrauten, und im Kreiſe derſelben erſchien der Hofrath mit einer ſehr zuverſichtlichen Miene, nebſt ſeinem Zögling.

Vor allem aus bemerkte der Hofrath in einer langen, vortrefflichen Rede, voll feiner pädagogiſchen Bemerkungen, daß er im Unterricht genau den Gang der Natur beobachte, weil ſie die beſte Wegweiſerin ſei. Alle Künſtelei in Unterricht und Erziehung ſei Thorheit und geiſttödtend und verderblich für die lebenden Geſchlechter, wie für die ganze Nachkommenſchaft. Nur durch die ſchlechte

Einrichtung des ersten Unterrichts sei das Unglück aller Staaten, der Untergang großer Nationen entstanden und alles Unheil in der Welt. Nebenbei machte er Hoffnung, seine neuerfundene Buchstabirmethode menschenfreundlich bekannt zu machen, wenn man ihm das Geheimniß mit einigen und zwanzigtausend Gulden bezahlen würde, und erwähnte eines großen Entwurfs, eine neue Fibel, mit vielen Kupferstichen, nach seinem eigenen Ideale herausgeben und Sr. Durchlaucht dem Fürst Nikodemus, dem Mäcen und Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, zu dediziren.

Darauf fuhr er fort, den Gang der Natur im Unterricht des menschlichen Geschlechts zu entwikkeln. „Wen," sprach er, „wen lernt das Kind zuerst unter allen Lebenden kennen, wen zuerst lieben? Es ist die Mutter. Und die Mutter ist es, deren Zärtlichkeit es auch zuerst durch sein Stammeln auf die rührendste Weise belohnt. Der süße Muttername ist der erste Klang, welcher den zarten, ungeübten Lippen des Kindes entschwebt! Und so begann auch ich bei unserer talentvollen und liebenswürdigen Fidele. — Nun, Fidele, komm her, sei artig, und sage den hohen Anwesenden den Namen deiner Mutter."

Bei diesen Worten nahm er den Hund schmeichelnd in den Arm, hielt ihm die Schnauze, kniff und stieß ihn von hinten, bis er zu drum-

men anfing, und dann mit tiefer Baßstimme „Mama!“ hören ließ.

Alle Anwesende brachen in ein lautes und fast unendliches Gelächter aus, womit sie ihrem Beifall oder den Empfindungen ihres Erstaunens Luft machten. Des Hofraths gelehrter Ernst, und Fidelens Baßstimme dazu, gaben diesem pädagogischen Akt etwas sehr Feierliches. Aufgemuntert durch diese Fröhlichkeit, ließ der Hofrath den Leibhund sein Kunststück noch mehreremale hinter einander machen, bis sich das Lachen der Gesellschaft in ein lautes Schreien verwandelte und der Fürst um Gotteswillen bat, Fidele solle aufhören.

Se. Durchlaucht waren so entzückt, daß Höchst Sie den Hund an ihr Herz drückten und küßten, ja sich in der Freude bald so weit vergessen hätten, sogar den Hofrath zu umarmen. Dieser empfing die Glückwünsche des Hofes mit vieler bescheidenen Selbstgefälligkeit. Der Fürst gab seinem Hunde Zuckerbrod und munterte ihn auf, in seinem Fleiße fortzufahren. Den Hofrath beschenkte er mit einer goldenen Schnupftabaksdose, worauf sich das Bild des Landesvaters befand. Hans Dampf, von Dankbarkeit begeistert, rief: „O, ich stehe dafür, der Hund soll bald auch zu Ew. Durchlaucht Papa sagen können!“

„Dann bekömmt Er neue Gehaltszulage!“

erwiederte der Fürst, und entließ den Hofrath in den gnädigsten Ausdrücken.

Mit dem Papa wollte es Hans Dampfen nun aber nicht so bald gelingen. Nach einigen Wochen, da sich Nikodemus wieder erkundigte, bemerkte ihm der Hofrath, Fidele werde unstreitig bald Junge werfen, und in solchem Zustande müsse man das arme Thier mit allen Geistesanstrengungen verschonen. Dies leuchtete dem Fürsten ein, und Hans Dampf gewann damit Zeit und ruhiges Leben, wenn er ruhiges Leben verlangt hätte.

Aber er war in der Residenz schon überall bekannt, vertraut und in hundert kleine und große Angelegenheiten verfädelt; sprach überall keck, kühn, zuversichtlich und wie es ihm beifiel, wußte Alles, entschied Alles, veranstaltete Alles. Sein Ansehen beim Fürsten stieg täglich, und aus dem Grunde bei allen Höflingen und Residenzbewohnern. Man hieß ihn schlechtweg nur den Liebling. Der Stadtrath von Lasenburg ordnete auch regelmäßig alle vier Wochen Deputationen an ihn ab, um sich nach dem Wohlsein des erhabenen Mitbürgers zu erkundigen, nannte ihm zu Ehren die enge Gasse, worin sein väterliches Haus stand, die Dampfgasse, und hing sogar, in Ermanglung seines Bildnisses oder seiner Büste, im Rathssaale seinen Schattenriß auf.

Selbſt die geheimen Kabinetsräthe des Fürſten machten ſich an ihn, um durch ihn auf Se. Durchlaucht einzuwirken, beſonders da es um eine neue allgemeine Landesſteuer zu thun war, welche Nikodemus zur Fortſetzung ſeines löblichen Aufwandes eintreiben wollte. Da die geheimen Räthe ſehr gegen die Ausſchreibung der Steuer arbeiteten, weil das Volk ſchon genug von Abgaben aller Art gedrückt war, wandten ſie ſich auch an Hans Dampf, und baten ihn im Namen des ſchwer gedrückten Landes, den Fürſten zu bewegen, von ſeinen Forderungen abzuſtehen.

„Nichts leichter, als das, meine Herren!“ ſagte der Hofrath mit der ihm eigenen Zuverſichtlichkeit, und begab ſich zum Fürſten.

„Aber, hör' Er einmal,“ ſagte Nikodemus zu ihm, „ich muß doch Geld haben. Schaff Er nur Geld, ſo brauche ich keine neue Auflage zu machen.“

„Nichts leichter, als das!“ erwiederte der Hofrath: „Wie viel befehlen Ew. Durchlaucht?“

„Je mehr, je beſſer.“

„Vortrefflich. Ew. Durchlaucht müſſen nur einen kleinen Bandhandel anfangen, der trägt ungeheure Summen Goldes ein.“

„Einen Bandhandel? Hör' Er einmal, Er iſt nicht ein Hans Dampf, ſondern ein Hans Narr; ich bin kein Bändeljude.“

„Ew. Durchlaucht geruhen nur die halbe Elle Band zu hundert Nikodemusd'or zu verkaufen, ſo — —“

„Wer zahlt mir das?“

„Wenn Ew. Durchlaucht einen neuen Ritterorden ſtifteten, zum Beiſpiel zu Ehren des Jäger-Heiligen — ſo etwa einen St. Nimrodsorden; wenn jeder Nimrodsritter das Recht empfängt, ein grünes Bändchen im Knopfloch zu tragen, woran von Gold das Bild von zwei kreuzweis gelegten Jagdflinten, umfangen von einem Waldhorn, hängt, ſtatt des Ordenskreuzes; wenn jeder den Ritterſchlag mit dem Waidmeſſer empfängt, der hundert Nikodemusd'or zahlt, und für den großen Orden tauſend Nikodemusd'or Einſchreibgebühren — wenn man dabei allerlei Ordensfeierlichkeiten anbringt — ich weiß noch aus Univerſitätsjahren, welche Wirkung das macht — —“

„Hör' Er einmal,“ unterbrach ihn plötzlich der Fürſt, „Er iſt wahrhaftig kein Hans Narr. Wir wollen das Ding überlegen. Beſtelle Er in der Fabrik ſogleich Band und laſſ' Er die Kreuzbinger von den Goldſchmieden dazu machen. Ich will Ihn bei dieſem Nimrodsweſen zum Ordenskanzler anſtellen.“

In der That hätte keine Auflage den fürſtlichen Kaſſen ſo viel Geld eingebracht, als dieſer Bandhandel, wie ihn der Lalenburger etwas un-

schicklich nannte. Denn kaum erschien der Fürst, und sein Halbbruder der Graf von Krähenburg, und Hans Dampf der Ordenskanzler mit dem Nimrodsorden; kaum erfuhr man, daß, wer die etwas hohen Einschreibegebühren erlegen könnte, zum Nimrodsritter gesteigert werde: so entstand zur Ordenskanzlei ein unerhörtes Gedränge. Jeder brachte seine Nikodemusb'or für eine halbe oder zwei Ellen Band; denn Keiner wollte dem Andern im Range nachstehen. In kurzer Zeit trugen selbst Perükenmacher das kleine grüne Band. Dies empörte den gerechten Stolz des Adels und anderer Reichen des Landes. Wie konnten sie mit gemeinen Leuten gleichen Ranges sein? Sie verkauften lieber Haus und Hof, damit sie am breitern Bande das große Nimrodsorden tragen konnten. Das ganze Land ward voll grüner Bänder und Schulden. Fürst Nikodemus schwamm in Freuden; aber seine treuen Räthe verwünschten den erfinderischen Witz des neuen Ordenskanzlers, und zogen daraus die Lehre, man müsse keinen Hans Dampf zum Finanzminister und keinen Bock zum Gärtner setzen.

Hans Dampf.

Hans Dampf hatte aber gerade so viel und so wenig Gewissen, wie ein großer Staatsmann

haben ſoll, der lieber eine Provinz, als einen ſeiner Einfälle umkommen läßt, und dem gar behaglich zu Muth ſein kann, wenn auch einem ganzen Volke bei ſeiner Staatsklugheit höchſt übel iſt. Als ihn eines Tages einer von den treuen Fürſtenräthen auf die traurigen Wirkungen der Nimrodswuth aufmerkſam machte, erwiederte er: „So wahr ich Hans Dampf heiße, alles Gute hat ſein Böſes, alles Böſe ſein Gutes. Wenn es aber Geſetz wäre, daß ein Staatsmann allen Klagen im Lande ein Ende, oder ein Arzt alle ſeine Kranken geſund machen müßte: wer möchte wohl Staatsmann oder Arzt werden wollen? Darum, lieber Freund, laßt uns getroſt ſein. Der liebe Gott hat die Welt ſo vortrefflich geſchaffen, daß unſereins lange daran herumfuſchern kann, ehe er etwas verfuſchert."

Wirklich mochte dieſe große Maxime nirgends beſſer bewährt worden ſein, als im Luchſenſteinſchen. Denn da waren ſeit mehr denn hundert Jahren abwechſelnd alle möglichen und unmöglichen Staatstheorien verſucht worden, ohne daß das Land darum öde und menſchenlos geworden wäre. Jeder neue Fürſt oder Miniſter machte neue Ordnungen und ſchaffte die alten ab; der eine baute Klöſter, der andere machte Kaſernen daraus; der eine legte für Staatsrechnung Fa-

briken an, der andere verkaufte die junge Mannschaft regimenterweise gleich andern Landesprodukten, und hob die Fabriken auf; der eine wollte aus seinem Staate ein großes Harem, der andere daraus einen einzigen Thiergarten machen. Item, die Menschen mehrten und nährten sich dabei nach wie vor, sobald sie nur einmal die große Wahrheit recht beherzigt und sich daran gewöhnt hatten, daß sie zum Vergnügen ihrer Herren und nächstdem auch zu ihrer eigenen Freude geboren wären, übrigens dem neuesten System gemäß heut links, morgen rechts, heut vorwärts, morgen rückwärts marschiren müßten. Auch konnte alles Unheil des Nimrodsordens nichts an der Ehrfurcht, Hochachtung, Liebe und Bewunderung vermindern, mit welcher man dem Ordenskanzler begegnete, wo er sich blicken ließ. Denn er war die Rechte des angebeteten und von seinem Volke vergötterten Fürsten.

Es fehlte ihm dabei nicht an Neidern, aber er bemerkte sie kaum. Auch war er in der Gnade seines Herrn so fest, daß er in den Augen desselben seinen Werth nicht verlor, selbst als die genialische Fidele krank ward und starb. Ohne Zweifel war das arme Thier das Opfer einer Verschwörung und Hofkabale geworden. Denn der Leibarzt hatte am Leibhund Spuren einer Vergiftung bemerkt, und gefliſſentlich brachte

man das Gerücht vor die Ohren Sr. Durchlaucht, es möge der Ordenskanzler seinen Zögling wohl selbst aus der Welt geschaft haben, um ihn nicht reden lehren und am Ende gestehen zu müssen, daß er ein leerer Prahler sei und die Kunst nie verstanden habe. Hans Dampf hatte aber zu aufrichtige Thränen um Fidelens Tod geweint, und der ganze Hof zu unverhohlene Gleichgültigkeit beim Absterben des edeln Thiers bewiesen, als daß Nikodemus durch boshafte Verleumdungen hätte getäuscht werden können. Im Schloßgarten, unter Thränenweiden und Zypressen, ward dem unvergleichlichen Hunde ein marmorner Obelisk errichtet, und dazu einer der berühmtesten Bildhauer Italiens verschrieben.

Man kann zwar nicht sagen, daß Hans Dampf eigentlich Freunde gehabt hätte; aber wer hat denn am Hofe und in der großen Welt Freunde? Oder wer könnte einzelner Menschen Freund sein, der, wie Hans Dampf, her- und hinfährt und aller Welt angehört? Dabei verlor jedoch der Ordenskanzler nichts. Er war Jedermanns Vertrauter. Nicht nur der Fürst, sondern auch dessen Halbbruder, der Graf von Krädenburg, nannte ihn seinen Allesmacher. Jeder lächelte ihm, er Jedem zu. Selbst die schönen Buchsenſteinerinnen lächelten. Allein er war auch ein liebenswürdiger Mann, der nichts übel nahm, und der sein gan-

ges Vergnügen darin fand, die Freuden Anderer zu vermehren.

Freilich gelang ihm das nicht immer vollkommen, und dann hatte er gewöhnlich nachher Todesverdruß und Undank für seinen besten Willen. Ich will nur zum Beispiel die Geschichte eines einzigen Tages erzählen.

In allen Gassen.

Der Graf von Krähenburg hatte lange Zeit eine kleine Liebschaft in der Residenz gehabt. Fräulein Sabine, eine niedliche Brunette, fand sich durch die Anbetung des Grafen sehr geschmeichelt, und veranstaltete gar gern dann und wann mit ihm geheime Zusammenkünfte, um sich unter vier Augen bewundern zu lassen. Ihr Vater kam dahinter, nahm dies sehr übel, und gab den vielbewunderten Korallenlippen seiner Tochter einige höchst prosaische Maulschellen. Herr von Quaß, so hieß er, zwar nur ein gemeiner Edelmann, aber uralten Adels, hielt es für schimpflich, daß die Enkelin jener Helden, die schon Kaiser Karls des Großen Kammerherren gewesen, nun zu einer bloßen flüchtigen Liebschaft eines appanagirten Herrn dienen sollte. Auch hütete er von der Zeit an seine minder ahnenstolze Tochter so strenge,

daß ſich die Liebenden kaum alle Woche einmal in der Kirche verſtohlen ſehen konnten.

Natürlich gerieth der Graf darüber in billige Verzweiflung; offenbarte dem Ordenskanzler ſein Leiden und verſprach goldene Berge, wenn er bewirken konnte, ihn nur ein einzigesmal mit ſeiner Schönen wieder zuſammenzubringen. — „Nichts leichter, als das!“ ſagte Hans Dampf, und ſuchte ſogleich Fräulein Sabinen in einer Geſellſchaft. Sie bemerkte erröthend dem getreuen Vertrauten ihres Geliebten, daß ſie nichts mehr ohne Vorwiſſen ihres Vaters wagen könne; würde er aber ein Mittel wiſſen, ihren ſtrengen Vater zu bereden . . .

„Nichts leichter, als das!“ rief Hans Dampf, und begab ſich folgenden Tages zum Herrn von Quaſt, ſprach von der Liebe des Grafen zu Sabinen ſo rührend, machte ihm ſo ernſte Vorſtellungen von den gefährlichen Folgen, welche ſeine Strenge für die unglücklichen Liebenden haben würde, daß der ſtolze Alte nicht anders konnte, und die Liebe des Paars billigen mußte, in ſo ferne der Herr Graf ſeiner Tochter in Gegenwart der Aeltern die Ehe geloben würde.

„Nichts leichter, als das!“ ſagte der Abgeſandte: „Machen Sie das mit dem Grafen nur ſelbſt ab. Ich werde ihm — denn er iſt ſeit geſtern zu Krähenburg — auf der Stelle ſchreiben,

er ſolle dieſen Abend um acht Uhr Fräulein Sabinen ſeine Aufwartung machen; alle Hinderniſſe wären gehoben."

Seines gelungenen Werks froh, ſchrieb er auch dem Grafen ſogleich, er ſolle nicht fehlen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Graf, weit entfernt an feierliche Verlobung zu denken, nur ein einſames Stündchen mit der Geliebten in deren Boudoir zu verplaudern hoffte. Herr von Quaß hingegen, nun er die förmliche Anwerbung des fürſtlichen Bruders um Sabine vernommen, lud auf den gleichen Abend die geſammte Familie der Quaße zu einem prachtvollen Gaſtmahl, und Sabine im höchſten Schmuck, im Kreiſe von vierzig Vettern, Muhmen, Baſen und andern Verwandten erwartete ihren Liebhaber mit triumphirendem Herzen, der doch nur auf ein beſcheidenes einſames Stündchen Anſpruch gemacht hatte.

Er kam am Abend, halbverkleidet, im ſchlichten Ueberrock, diebiſch leiſe und heimlich in's Quaßiſche Haus; ſuchte heimlich auf die brennenden Laternen; verbarg ſich in einem Winkel an der Treppe, weil der Bedienten zu viel umher liefen, und lauerte, bis er endlich Sabinens ihm wohlbekannte und vertraute Joſe erſah. Auf ſeine leiſe Frage, in welchem Zimmer das Fräulein zu finden ſei, führte ihn die Dienſtbare da-

hin. Aber wer kann das Entsetzen schildern, als die Thür aufging, und der Graf, statt an die Brust der einsamen Geliebten zu fliegen, in den großen, kerzenhellen, menschenvollen Prunksaal hineinpolterte, wo ihn Alles erwartete und mit Bücklingen und Knixen umringte.

Allerdings hätte Hans Dampf dem verblüfften Fürstenbruder die grausame Verlegenheit ersparen können, wenn er demselben, statt weniger schriftlichen Worte, mündlichen Bericht von seiner Sendung gemacht hätte. Allein der Ordenskanzler hatte selbst eine Liebschaft, und gleichen Tags den Plan gemacht, seine Huldgöttin auf die allerartigste Weise von der Welt zu überraschen. Die Huldgöttin war wirklich ein hübsches Mädchen, noch dazu eine Landsmännin, des Apothekers Quirl von Lalenburg Tochter, Namens Johanne, die zu einer alten, reichen Tante nach Fuchsenstein gekommen war und bei derselben lebte, um sie zu beerben. Die alte Tante war aber eine grämliche Tante, die viel betete, und ihre Nichte, statt zu Konzerten, Bällen und Schauspielen, nur in die Betstunden der Frommen und Heiligen führte. Die alte Tante schien es auch gar nicht gern zu sehen, wenn der windige Landsmann, wie sie ihn nannte, gar zu oft bei der schönen Landsmännin zusprach. Das that

dieſem ſehr leid. Er benutzte alſo jeden Anlaß, Johannen zu ſehen.

So ſah er ſie auch am Morgen dieſes Tages, freilich nur ſehr vorübergehend und nur im Begegnen auf der Straße. Er brachte die Rede auf ſeinen Wunſch zu einem Abendbeſuch. Sie zuckte die Achſeln und bedauerte, dieſen Abend außer dem Hauſe in einer Geſellſchaft von Freundinnen zu ſein, die wöchentlich in einem beſtimmten Lokale zuſammenzukommen pflegte. Aus weiblicher Eitelkeit mochte ſie nicht gern geſtehen, daß ſie mit der Tante ein Andachtsſtündlein beſuchte. „Und wo?“ fragte der Hofrath. Sie nannte das Haus. „Wird getanzt?“ — Sie lächelte erröthend und ſagte: „Leider nicht! Höchſtens wird geſungen.“ — Er fuhr fort: „Iſt es auch einem ungebetenen Freund erlaubt, dabei zu ſein? Denn wenn ich Sie nur ſehen kann, wo es auch ſei, bin ich glücklich.“ Sie erröthete, ſtammelte ein: „Ich weiß es nicht!“ und entwichte. Hans Dampf aber, als feiner Kenner, nahm das Erröthen und Lächeln der Lalenburgerin für Einladung und ſummen Ausdruck geheimen Wunſches.

Sogleich that er ſich mit einigen jungen Herren aus der Stadt zuſammen, ohne anders die Abendgeſellſchaft der jungen Damen durch ſeine Gegenwart zu verſchönern. Die Zudringlichkeit hoffte man, wo nicht zu rechtfertigen,

doch einigermaßen durch eine Aufmerkſamkeit anderer Art zu vergüten. Man wollte heimlich Muſik beſtellen, und die jungen Herren, die ohne Zweifel alle unter den Damen ihre liebenswürdigen Bekanntinnen haben würden, ſollten in Ballmasken erſcheinen. „Wenn dann die Frauenzimmer,“ ſagte Hans Dampf entzückt von ſeinem Plan, „wenn ſie dann da bei ihren Theetiſchen, oder beim Spiel, oder bei langwierigen Saalbadereien ſitzen, und urplötzlich vor der Thür ein lieblicher Walzer erklingt, und wir nun maskirt eintreten, die jungen Schonen auffordern — da wird ſich keine mehr halten konnen, und Alles vergeſſen und vergeben ſein. Es verſteht ſich übrigens, unſere Entſchuldigung machen wir hintennach.“

Alle freuten ſich auf das angenehme Abentheuer. Muſik und die auserleſenſten Ballmasken wurden beſtellt und zwar im tiefſten Geheimniß, desgleichen Ort und Zeit der Zuſammenkunft in der Dunkelheit des Abends. Als der erſehnte Augenblick erſchien, war Hans Dampf der Erſte auf dem Weg. Die Muſikanten fanden ſich ein; die Tänzer maskirten ſich und ſchlichen, in ihre Mäntel gehüllt, zu dem beſtimmten Hauſe, wo ihnen ſchon von ferne die Reihe hellerleuchteter Fenſter den Saal der Aſſemblee verrieth. Der Thürhüter, auf die Frage: wo das Zimmer der Verſammlung ſei? wies die Herren zurecht, ob-

gleich nicht wenig über die mitkommenden Muſikanten erſtaunt, weil die Frommen beiderlei Geſchlechts bisher zu ihren Erbauungsſtunden nie Pfeifen, Geigen und Waldhörner gebraucht hatten. Auf den Zehen näherte man ſich der Thür des Saals, warf die Mäntel ab, legte die Larven vor, und bereitete ſich in tiefſter Stille.

Während deſſen ſaß im Saal die kleine Gemeinde auserwählter Chriſten und Chriſtinnen in gottſeliger Andacht beiſammen, und hörte den erbaulichen Vortrag eines ihrer Vorſteher über die Freuden und Seligkeiten des himmliſchen Jeruſalems an, wo das Lämmlein mit der Siegesfahne throne. Die guten alten Mütterchen, mit gefaltenen Händen, die frommen Bethrüder, mit auf die Achſeln niederhängenden Köpfen, ſaßen längs den Wänden herum, und lieſſen nur zuweilen einen ſtillen Seufzer der Sehnſucht nach dem überirdiſchen Zion ertönen. Hingegen die jüngern Frauen und Jungfrauen fühlten ſich erſt mächtiger ergriffen, als der Redner die Schönheit der Engel ſchilderte, das Schweben der Cherubim um den Thron der Herrlichkeit und das feierliche Halleluja und den Geſang der Sphären.

In dieſem Augenblicke begannen die Muſikanten vor der Thür des Saals einen luſtigen Walzer, erſt gar leiſe und ſanft, dann immer ſteigender und lauter. Die gottesfürchtige Verſamm-

lung glaubte im Anfang wirklich den Gesang der Sphären zu vernehmen; selbst der Vorsteher ward in seiner Rede feuriger und glänzte in stillem Entzücken. Die jüngern Christinnen, mit ihrem Geiste im himmlischen Zion, zuckten mit den Füßen nach dem Walzertakt, wie sich denn auch das frömmste Mädchen dessen nicht beim Anhören der schlechtesten Tanzmusik enthalten kann. Als nun aber die Waldhörner dazwischen brausten und die Sphärentöne gar zu irdisch klangen, verstummte der Redner, und die Gemeinde der Auserwählten begriff weder, woher diese weltliche Eitelkeit, noch wohin sie führen werde.

Plötzlich flogen die Thüren des Betsaals auf, sechs bis acht leichtfüßige Masken herein, die Musikanten geigend und blasend ihnen nach. Während sich diese stellten, hüpften jene mit fröhlichen Verneigungen durch den Saal, und die ganze Versammlung der andächtigen Lämmleinsverehrer saß wie in Bildsäulen verwandelt, beim Anblick dieses unerwarteten Schauspiels. Hans Dampf und seine Gefährten, die nun einmal zum Tanzen kamen, achteten weder auf die Ueberraschung der Anwesenden, noch daß fast alle ein Gebetbuch in der Hand hielten. Am wenigsten fiel ihnen das Geschäft und die heilige Bestimmung dieser frommen Zusammenkunft bei. Einzig war ihnen unangenehm, nur zwei bis drei junge Frauenzimmer,

ſonſt nichts als ſehr ehrwürdige Matronen zu erblicken. Hans Dampf nahm Johannen; die andern jungen Damen wurden aufgefordert, und weil nun aus der Noth eine Tugend gemacht werden mußte, bequemten ſich die übrigen Tänzer auch zu den alten Mütterchen. Daß ſich die Frauenzimmer ein wenig ſträubten, fand man ganz natürlich; aber man zog ſie mit ſich; die Tanzmuſik ging raſch fort, und ſo kam man ins Walzen gern oder ungern. Dies alles geſchah in ſolcher Schnelligkeit, daß Keiner zur klaren Beſinnung kam. Der übrige Theil der frommen Verſammlung konnte im Erſtaunen weder Bewegung noch Sprache finden.

Nur eine von den betagten Tänzerinnen, die ſich durchaus nicht in den wirbelnden Schwung des Walzers fügen wollte, und die ganze Erſcheinung für eine förmliche Verſuchung von Seiten Beelzebubs anſah, ſtörte den begonnenen Gang der Dinge auf eine geräuſchvolle und entſcheidende Weiſe. Es war die verwittwete Oberhofkochin, eine gottesfürchtige, breite, handfeſte Dame. Sie hatte von den Tänzern gerade den luftigſten Springinsfeld bekommen, der, ſo ſehr ſie auch arbeitete, ſeiner los zu werden, wie eine Klette an ihr hing, ſie mit ſich herumzerrte und um ſie her hüpfte. Wüthend drang ſie endlich gegen ihn ein, und ſtreckte ihn mit einem Stoß

zur Erde, doch nicht ohne ihm im Fallen Gesellschaft zu leisten. Ihr lästerliches Geschrei erweckte nun auch die übrigen Frommen zum Aufruhr gegen die Entweiher des heiligen Ortes. Herren und Frauen griffen zu den Gebetbüchern, und rückten in zwei Kolonnen gegen die Tänzer und gegen die Musikanten. Die Tänzer, erstaunt, sich eben so unartig als undankbar behandelt zu sehen, liessen ihre Damen fahren, und fingen an Erklärung und Entschuldigung zu geben und zu fordern. Nicht also ging es im Orchester. Denn da ein an den Ecken massiv mit Silber beschlagenes Gesangbuch, als Wurfgeschütz, in den Bauch der Baßgeige gefahren war, säumte der erbostte Musikus nicht, den Tod seiner brummenden Freundin zu rächen, und fuhr mit dem Fidelbogen unbarmherzig gegen die erbitterten Angreifer aus. Auch die übrigen Tonkünstler sahen sich gezwungen, aus Nothwehr ihre Violinen, Bratschen, Waldhörner in Waffen zu verwandeln.

Nur mit großer Mühe konnten die Bedächtigern beider Parteien das Handgemenge enden. Die Tänzer erklärten, wie ihre Absichten wohlgemeint gewesen, baten wegen ihres Irrthums um Verzeihung, und Hans Dampf, der am Ende von allem Unfug Urheber gewesen, mußte sich gefallen lassen, sämmtlichen verursachten Schaden zu tragen. Man war noch großmüthig genug, ihm die

Entrichtung von Schmerzengeldern zu erlaſſen, ungeachtet Keiner ohne blaue Flecken davongegangen war.

Hans Dampf.

Folgendes Tages verurſachte die Geſchichte groſſen Lärmen in der Stadt. Dazu kam noch das verdrießliche Schickſal des Grafen von Krähenburg in der Familie der Quaſte. Denn auch hier war alle Schuld auf Hans Dampf geworfen. Alle Welt ſchimpfte. Nur Fürſt Nikodemus lachte aus vollem Halſe. Der Graf hingegen fluchte und wetterte gegen den ungeſchickten Unterhändler, und wollte nichts mehr von ihm hören; ließ ihm auch ſein Haus auf immer verbieten. Die fromme Tante von Johanna Quirl that desgleichen, und ſchickte ihre Nichte ſogleich zu ihrem Vater nach Lalenburg zurück.

Der Ordenskanzler ließ ſich aber das wenig anfechten. Seiner Unſchuld und guten Abſichten bewußt, wandelte er freudig fort, und tröſtete ſich damit, daß Undank der Welt Lohn ſei und die Handlungen groſſer Männer gewöhnlich von den Zeitgenoſſen verkannt werden. So lange er übrigens in der Gnade des Fürſten ſtand, war er für Hof und Stadt ein hochſt achtungswürdiger Mann, dem Jeder ſchmeichelnd entgegen kam, deſſen Worte Götterſprüchen glichen.

Se. Durchlaucht der Fürſt ſetzte ſo großes Vertrauen in den Ordenskanzler, daß er denſelben ſogar mit in die Geſandtſchaft ernannte, welche beſtimmt war, die Prinzeſſin von Mäuſenheim, künftige Gemahlin des Herrſchers von Luchſenſtein, vom Hofe ihres Vaters abzuholen. Weil die übrigen Geſandten meiſtens uralte Herren waren, hatte Hans Dampf viel Gnade bei der Prinzeſſin. Tugend iſt zuweilen große Tugend. Die Prinzeſſin war übrigens mit ihrer Gnade nicht allzuwohlfeil, denn ſie hatte mancherlei wunderliche Launen, wie einer ſchönen Prinzeſſin wohl anſtändig iſt. Da ſie nun ſehr geneigt war, alle Tage eine neue Laune zu haben, weil eine beſtändig gleiche Laune keine Laune mehr iſt: ſo fiel es ihren Umgebungen oft ziemlich ſchwer, die rechte zu erkennen. Sie war ſehr reizbar und nervenſchwach; darum liebte ſie beſonders alles Sanfte und Zarte, vielleicht deswegen auch vor allen Dingen ihre Katzen. Sie hatte beſtändig die ſchönſten und freundlichſten dieſer lieben Thiere in ihrem Gefolge; Katzen von allerlei Größe, von allerlei Farbe. Jede ihrer Hofdamen hatte deren zwei bis drei zu verpflegen.

Da nun der Fürſt mit gleicher Huld den Hunden, wie die Fürſtin den Katzen zugethan war, beſorgte man, des bekannten Sprichworts von Hunden und Katzen wegen, die künftige Ehe

dürfte nicht zu den allerseligsten unterm Monde gehören. Trotz dem, wie auch ganz billig, wurden auf die hohe Vermählung unzählige schmeichelhafte Gedichte verfertigt, Reden gehalten, Sinnbilder gemalt, alle voller Weissagungen eines goldenen Zeitalters, da sich die Kraft mit der Anmuth, Weisheit mit der Schönheit einige, wie das nun immer so der Fall zu sein pflegt. Viele schöne Dinge in der Welt sind überhaupt eigentlich nichts als schöne Redensarten.

Das Ansehen des Ordenskanzlers bei der Prinzessin von Mäusenheim, deren Beilager mit Nikodemus auf einem Grenzschlosse vollzogen ward, erhob das Ansehen des edeln Hans Dampf mehr, als er. Was er daher zu sagen oder zu schreiben beliebte, ward begierig von allen Hörern, Sagenhörern, Lesern und Nichtlesern aufgefaßt und wiederholt, sogar in Zeitungen nachgedruckt. Weil Hans Dampf nun die herrliche Gabe hatte, ungemein redselig und wortreich zu sein, so war es im Grunde immer der Geist oder das Wort Hans Dampfs, welches die öffentliche Meinung leitete. In der Residenz las man mit Entzücken seine Beschreibung von den Reizen der künftigen Landesmutter, von ihrer zärtlichen Liebe für die Katzen, und daß man bei ihrem feierlichen Einzuge in die Residenz ausser der Illuminat on vorzüglich auf Präsentation von schönen Katzen denken müsse.

Das ließ man ſich geſagt ſein. Jeder wollte nun die ſchönſten dieſer Thiere haben, weiße, getiegerte, ſchwarze, braune, graue, dreifarbige, um ſich bei der Fürſtin zu empfehlen. Man verſchrieb Katzen von nahe und fern, und ungeachtet deren ankamen, gab es doch eine wahre Katzentheurung zehn Meilen weit in der Runde.

In allen Gaſſen.

Der Einzug des jungen Ehepaars in die Reſidenz war ungemein prachtvoll; Triumphbogen an Triumphbogen verfinſterten beinahe alle Straßen. Nicht nur waren in jedem Bogen geſchmackvolle Gemälde von Katzen zur Augenweide der Fürſtin angebracht, ſondern einige der Triumphpforten beſtanden aus einer ſinnreichen Verkettung allerliebſter kleiner ausgeſtopfter Katzen, die einander zu jagen ſchienen. Aus allen Fenſtern ließ man Katzen ſehen, die ſich jedoch meiſtens übel geberdeten und ſchrien, ohne Zweifel aus unnöthiger Furcht, herabzufallen. Dies allgemeine Miauen der Katzen ward für dieſe Thierart gewiſſermaßen anſteckend, und ſo ſtark, daß die kleinen Kinder davor heftig erſchracken und ihr Geſchrei in die herrſchende Tonart miſchten. Die fürſtlichen Jagd-, Wind- und Hofhunde, welche vor dem

Wagen her liefen, wie auch alle übrige bürgerliche Hunde, die ſich aus Neugier, wie andere Zuſchauer, von ungefähr auf den Straßen befanden, ſahen und hörten mit gerechtem Erſtaunen an allen Fenſtern die zahlloſe Menge ihrer natürlichen Erbfeindinnen, und geriethen in große Bewegung. Einige ſprangen bellend rechts und links, andere vor Wuth heulend gegen die Mauern der Häuſer auf, andere kläfften aus Nachahmung oder Sympathie den übrigen nach.

Man hatte bei dieſer vorlauten Konverſation der Hunde und Katzen die größte Mühe, ſein eigenes, menſchliches Wort zu verſtehen. Einige Zuſchauer, um die ehrfurchtsvolle Stille wiederherzuſtellen, riefen: „Hunde weg!“ Andere ſchrien dagegen: „Katzen weg!“ und im Eifer Aller erhob ſich ein Gebrüll von Tönen der verſchiedenſten Art, daß beinahe die Roſſe ſcheu wurden. Man mußte ſie wirklich halten, beſonders da unter dem Haupt-Ehrenbogen in der Mitte der Stadt der Magiſtrat, wie man zu ſagen pflegt, en corps, oder leiblicher Weiſe, erſchien, und der Amtsbürgermeiſter das Entzücken des Landes in einer vortrefflichen, von ihm ſelbſt verfaßten Rede auszuſprechen hatte. Auch ſtellte er ſich dem fürſtlichen Paar, das im Prunkwagen beiſammenſaß, gegenüber und hob die Rede an. Allein des Geſchreies, Bellens, Miauens, Kufens war um ihn her ſo viel, daß

er wohl bemerkte, ohne höchste Anstrengung seiner Sprachwerkzeuge wäre es hier um die Pracht seiner Rede, um die überraschendsten Gegensätze, Blumen und Vergleichungen gethan. Zum Glück war er ein baumstarker Herr, dem es nicht an Stimme gebrach, da er im Rathe seit zwanzig Jahren gestimmt hatte. Er überschrie auch wirklich das ungeheure Getöse sehr glücklich, und ward dabei kaum blau im Gesicht. Die nervenschwache Fürstin im Wagen hielt sich aber in wahrhafter Angst beide Hände vor die Ohren, und Nikodemus donnerte und wetterte rechts und links aus dem Kutschenschlag. Inzwischen glaubte das Volk, weil man bei dem allgemeinen Toben kein Wort verstand, der Fürst bezeuge nur die Empfindungen seines Dankes gegen die Liebe der treuen Unterthanen, und jauchzte nun desto freudiger ein feierliches Vivat! und Lebehoch! dazwischen. Auch las man in allen Zeitungen und Journale jener Tage gedruckt, wie groß der Jubel des Volks, wie herzlich die Erkenntlichkeit des Landesvaters, und wie innig die tiefe Rührung der Fürstin gewesen sei, denn in der That fing sie, da sie keine Hilfe finden konnte, vor Zorn an zu weinen. Der redende oder vielmehr schreiende Amtsbürgermeister nahm den größern Theil dieser köstlichen Thränen auf Rechnung seiner wirklich erschütternden Rede, wandte sich nun vorzugsweise gegen die Fürstin,

welche er noch einschaltungsweise mit allen Göttinnen des hohen Olympos verglich, und endete nicht, bis er die letzte Phrase glücklich angebracht hatte.

Darauf jagte der fürstliche Wagen in vollem Galopp zum Schlosse. Allen sauseten die Ohren noch zwei Stunden nachher davon, am meisten der nervenschwachen Fürstin. So ohrenkrank war sie, daß kein Mensch sie mehr laut anreden, sondern nur leise flüstern durfte, und sie keinen größern Kummer hatte, als daß sie am Abend noch einem Konzert der fürstlichen Hofkapelle beiwohnen sollte. Zwar hatte, aus zärtlicher Rücksicht für die junge Gemahlin, Fürst Nikodemus dem Kapellmeister selbst verboten, Blasinstrumente, selbst Flöten nicht anzuwenden. Dennoch beruhigte sie das nicht, und sie äusserte sich gegen den Ordenskanzler im Vertrauen, daß, da nun einmal das Konzert sein müsse, sie ihm die größte Verbindlichkeit haben würde, wenn er die Kapelle bewegen könnte, so leise zu spielen, daß man es kaum höre.

Hans Dampf war dazu bereit; aber fand bei der Kapelle über das beständige pianissimo heftigen Widerspruch. Man weiß, Künstler haben ihren Eigensinn. Der Kapellmeister verhieß zwar, die Instrumente vor Erscheinung des fürstlichen Paars stimmen zu lassen, um Hochdero Ohren mit den unleidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen zu

verſchonen; verſprach auch eine andere Auswahl der Tonſtücke zu treffen, wobei es leiſe genug hergehen könnte; aber eine etwas geräuſchvolle, brillante Ouvertüre wollte er ſich ſchlechterdings nicht nehmen laſſen, weil er ſie ſelbſt geſetzt und ſchon daraus Trompeten, Pauken, Fagots, Klarinetten und andere Blasinſtrumente weggeſtrichen hatte.

Natürlich ſetzten dieſe Aeuſſerungen des unerbittlichen Kapellmeiſters den dienſtwilligen Ordenskanzler in große Verlegenheit; doch hoffte er noch einen Mittelweg ausfindig zu machen. Und er fand ihn wirklich. Um den ſcharfen nervenerſchütternden Strich der Geigen einigermaßen zu mildern, ſchlich er ſich, vor Ankunft des Hofes, in's Orcheſter, und ſeifte in großer Geſchwindigkeit alle Violinenbogen ein. Der Hof kam. Die Künſtler der Kapelle traten aus dem Nebenzimmer in's Orcheſter. Jeder nahm ſeinen gebührenden Stand ein, der Kapellmeiſter voran. Dieſer hob den papiernen Kommandoſtab, und auf ſeinen erſten Wink ſollten ſich die Harmonien der brillanten Ouvertüre rauſchend ergieſſen. Diesmal aber behielt Hans Dampf Recht.

Zwar fuhren unter dem erſten Wink des Kapellmeiſters alle Fidelbogen muthig auf den Geigen ab und auf; aber es ward kein Ton laut, und eine furchtbare Todesſtille herrſchte. Der Kapell-

meiſter warf einen grimmigen Blick auf ſeine Kunſtgenoſſen, hob den Arm noch einmal und winkte, mit einem ſtarken Druck des Leibes, von neuem. Alle Violinen ſetzten ſich von neuem in Bewegung; doch blieb das zweite Manöuvre ſo fruchtlos, als das erſte. Der Argwohn des Kapellmeiſters, daß man aus Neid ungehorſam ſei, war verzeihlich. Er rief voll unterdrückten Grimmes, mit gedämpfter Stimme, durch das Orcheſter: „Nun, wird's endlich einmal?“ Dabei drehte er ſich um, die Geigenkünſtler zu beobachten, hob den Arm, winkte zum drittenmal, und die Künſtler, voller Erſtaunen und wahrhafter Todesangſt, arbeiteten zum drittenmal umſonſt. Jetzt erkannte der Kapellmeiſter mit Erblaſen die Ohnmacht aller Violinen. Der ganze Hof erhob ein Gelächter. Aber der Fürſt, welcher ſich auf ſeine Kapelle viel zu gut that, und damit bei ſeiner Gemahlin Ehre einlegen wollte, nahm die große Verſtummung übel auf, hieß die Kapelle zur Hölle gehen, und verließ mit der Fürſtin und dem ganzen Hof den Saal.

Es konnte unmöglich Geheimnis bleiben, warum die brillante Ouvertüre dreimal blind abgefeuert worden ſei. Hans Dampf hatte ſelbſt die Urſache ausgeplaudert. Vielleicht wäre die zartnervige Fürſtin ſeine dankbare Fürſprecherin geworden; allein ſie vernahm eben ſo ſchnell, daß

Hans Dampf durch seinen Einfluß der wirkliche Urheber nicht nur der bekahnten Ehren- und Triumphpforten, sondern auch überhaupt des erschrecklichen Katzenlärmens gewesen sei, dessen sie, wie sie versicherte, zeitlebens eingedenk sein würde. Dadurch mußte der Sturz des Ordenskanzlers unvermeidlich werden. Die Fürstin, bei ungnädiger Laune, befahl ihm, den Hof zu meiden; der Fürst, um sich und seiner Gemahlin Genugthuung zu verschaffen, wies ihn sogar aus dem Lande.

Hans Dampf, bei dem sich die Hiobsbotschaften durchkreuzten, kratzte sich hinter den Ohren, und seufzte: „Undank ist der Welt Lohn!“ packte ein, hüllte sich in seine Tugend und reisete nach Lalenburg ab.

Hans Dampf.

Ein großer Mann ist, auch wenn er fällt, groß. Sein Sturz erschüttert ganze Reiche. Als Alexander starb, mußte sein ungeheures Gebiet von den Mündungen der Donau und des Nil bis zum Indus und Ganges unter Strömen Blutes vergehen, und Karls des Großen Weltreich zertrümmerte, als der Schöpfer desselben verschwand. So mußte auch, als der große Hans Dampf gestürzt ward, der Staat von Luchsenstein bis auf

die letzte Spur verschwinden, und ein groſser Krieg zu Land und zu Meer zwischen Frankreich und England war die Folge vom Rückzuge des Ordenskanzlers, wie sich aus der geheimen Geschichte der Höfe damaliger Zeit sehr leicht und sogar mit Urkunden beweisen läßt, die aber zu lang und zu langweilig wären, hier eingerückt zu werden.

Der Ordenskanzler hatte nämlich kaum die Residenz verlassen, als ein französischer Extrakurier ankam, der sich nach ihm erkundigte, um ein Paket an ihn abzugeben. Diese Erscheinung machte um so gröſseres Aufsehen, weil das deutsche Reich damals mit Frankreich in groſser Spannung war. Fürst Nikodemus ward von der Ankunft des Extrakuriers benachrichtigt, und zugleich äusserten die Feinde des vertriebenen Hans Dampf, dieser möchte wohl in verrätherischem Briefwechsel mit der französischen Krone stehen. Nikodemus fand die Sache sehr wahrscheinlich, weil er seinen Hans Dampf in allen Gassen kannte, und gab Befehl, den Extrakurier zu verhaften. Dieser, schon abgereist, ward glücklich eingefangen und zurückgebracht. Er läugnete nicht, mit Hans Dampf bekannt zu sein; aber daß das für denselben mitgebrachte Paket eine Perüke sei, nach der neusten Mode, die der Kurier aus Gefälligkeit für Hans Dampf in einer der gröſsten Hauptstädte gekauft und ihm nun nach

Lalenburg gesandt habe, wollte kein Mensch glauben. Es ward also ein Begehren an den Magistrat von Lalenburg geschickt, daß derselbe das für Hans Dampf angekommene Paket übersenden und den Ordenskanzler einstweilen verhaften solle, weil in dem Paket wahrscheinlich Spuren einer großen Verschwörung gegen das heilige römische Reich enthalten sein dürften. Der Magistrat gehorchte mit großem Eifer, konnte sich aber der Neugier nicht erwehren, die Schachtel zu öffnen, um die Spuren der ungeheuern Verschwörung selbst zu besichtigen. Der Anblick der majestätischen Allongeperüke setzte nun den Witz aller Rathsherren von Lalenburg in Verzweiflung, wie dies zottige Geschöpf mit dem heiligen römischen Reiche in gefährlichen Verbindungen stehen könne? Darüber ward lange berathschlagt.

Der Extrakurier mochte wegen Eil- und Wichtigkeit seiner Sendung lärmen, wie er wollte, er mußte warten, bis die Sache ins Reine gebracht war. Man fand bei ihm nichts, als noch ein Paket mit den schönsten Zobel- und Hermelin-Pelzen, nebst einem Brief an den Aufseher der Garderobe Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Aber der König selbst hatte die köstlichen Hermeline und Zobel bestellt, weil sie damals zur neuesten Mode in der Pariser Damenwelt ge-

hörten, und er ſie ſeiner Geliebten zum Neujahrstage verheißen hatte. Bisher hatte nur die Gemahlin des engliſchen Geſandten das Vergnügen, im ſchönſten Hermelin es dem ganzen Hofe zuvorzuthun.

Nun kam der Neujahrstag, aber der Extrakurier nicht. Vergebens ſetzte der König den Garderobeaufſeher in die Baſtille und entſchuldigte er ſich bei der eigenſinnigen Geliebten. Dieſe weinte vor Zorn, da ſie am Neujahrstage der ſolzen Brittin an Pracht nachſtehen mußte, und verſagte dem Monarchen auch die kleinſte Gunſt. Der König war in höchſter Verzweiflung und erhielt keine Hoffnung zur Begnadigung, bis er verſprach, die hochmüthige Engländerin aus Frankreich zu entfernen. Schon waren ohnedin im Kabinett die Stimmen getheilt, ob man mit England wegen einiger Anſprüche Krieg anfangen ſolle, oder nicht? Jetzt gab der König den Ausſchlag „Krieg“; der engliſche Geſandte mußte ſogleich Paris verlaſſen, nicht minder die Frau Geſandtin mit dem koſtbaren Pelzwerk. Blut ward in Land- und Seeſchlachten ſtromweiſe vergoſſen; ein Staat um den andern in den großen Kampf verflochten; mancher ging dabei ganz zu Grunde, wie zum Beiſpiel Luchſenſtein. Denn da der Extrakurier, nachdem er ſich gerechtfertigt hatte,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
2SCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14356/034

endlich, aber zu spät, nach Paris kam, und die Ursachen seiner Verspätung meldete, ward dem Hause Luchsenstein Untergang geschworen, der Schwur erfüllt.

An allen jenen Thränen, Kriegen, Blutströmen und Staatenverwandlungen war nichts Ursache, als der Sturz des großen Hans Dampf. Wäre er in der Gnade des Fürsten geblieben, hätte er über die Perüke Auskunft geben können, wäre seine Vaterlandsliebe nicht verdächtigt und verleumdet worden: Alles würde einen andern Gang genommen haben.

In allen Gassen.

Er selbst wählte, wie gesagt, seinen Weg nach Lalenburg. Hier hatte das tausendzüngige Gerücht schon vor seiner Ankunft Kunde von seiner Verungnadigung gegeben. Sogleich nahm der wohlweise Rath den Schattenriß des Ex-Ordenskanzlers aus dem Versammlungssaal hinweg und faßte den Beschluß, künftig keinem Sterblichen bei dessen Lebzeiten mehr den Beinamen des Großen zu geben, oder ihm Denkmale zu errichten, als da sind Obelisken, Bildsäulen, Silhouetten, Pyramiden und dergleichen. Nun wollte kein Lalenburger ihm je geschmeichelt haben; nun desavouirte

der Stadtrath alle an denselben ergangene Deputationen; nun schwor Jeder, er habe nie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden; nun machte man Schmähschriften und Spottgedichte auf den „ex-großen Mann"; nun hieß ihn Jeder den kleinen Mann; ja Viele fanden ihn so klein, daß sie sich gar nicht erinnerten, ihn recht gekannt zu haben.

L...'s Dampf mußte wirklich selbst über das kurze Gedächtniß der Calenburger erstaunen, da er in seiner Vaterstadt ankam, und ihn Jeder wie einen wildfremden Menschen angaffte, und nichts von ihm wissen wollte. Das schreckte ihn aber nicht, besonders als er bemerkte, daß die Töchter sich seiner noch am besten erinnerten. Da sagte er Jeder etwas Süßes, und versprach Jeder, sie müsse einmal Frau Bürgermeisterin werden, wenn er Bürgermeister würde. Deraleichen vergißt ein Mädchen so leicht nicht. Der Bürgermeisterschaft erwähnte er aber aus dem Grunde, weil der Amtsbürgermeister wenige Tage zuvor des Nachts Hals und Bein gebrochen hatte, indem er in einen tiefen Graben gestürzt war, längs dessen Abhang der Magistrat versäumt hatte, statt des verfaulten ein anderes Geländer zu setzen. Der Seligverstorbene hatte selbst kräftig gegen Wiederherstellung des Geländers gesprochen, theils aus Sparsam-

keit, theils aus dem Grunde, weil seit Menschengedenken Niemand in den Graben gefallen wäre.

Ohne Zweifel würde die Bürgermeisterwahl sogleich vor sich gegangen sein, wäre nicht das luchsensteinische Begehren um Verhaftung des Ex-Ordenskanzlers und Auslieferung der staatsverrätherischen Perüke dazwischen gekommen. Größerer Sicherheit willen schlug man den armen Hans Dampf in Ketten und Banden, und ließ ihn Tag und Nacht von siebenundfünfzig Männern mit langen Spießen in seinem eigenen Hause bewachen, wo man immer je zwei oder drei vor ein Loch in der Mauer, z. B. Fenster, Thüren, sogar Dach- und Kellerlocher, stellte. Das war ein Einfall des Stadtschreibers Mucker gewesen, und beschäftigte die gesammte ehrbare Bürgerschaft so sehr, daß alles Andere darüber vergessen ward.

Inzwischen hatte Fürst Nikodemus sich beim Anschauen der Perüke von der Unschuld des Ex-Ordenskanzlers vollkommen überzeugt. Die alte Zuneigung für denselben war wieder erwacht, und nicht nur sendete er demselben mit einem verbindlichen Schreiben die gewaltige, lockenreiche Kopfhaube zurück, sondern zur Entschädigung für die Gefangenschaft stellte er ihm auch frei, sich eine Gnade auszubitten.

Dies war zu Lasenburg kaum ruchbar gewor-

den, als neuer Aufruhr entstand; denn nun besorgte Jeder, Hans Dampf werde sich aus Rache, wo nicht die Zerstörung von ganz Lalenburg, doch Kopf und Kragen derer ausbitten, die ihn so streng behandelt hatten. Die siebenundfünfzig Wächter liefen sogleich mit ihren Spießen von hinnen; dagegen stürmten Schmiede, Schlossermeister, Spengler u. s. w. mit Hämmern, Zangen, Brecheisen herbei, die Ersten zu sein, welche die Ketten des Gefangenen lösten; fünfundzwanzig Jungfrauen erklärten ohne Hehl öffentlich, die verlobten Bräute des fürstlichen Günstlings zu sein; Rathsdeputationen erschienen mit Entschuldigungen ihres Verfahrens; das Dekret wegen der großen Männer ward feierlich vernichtet; die Dampfische Silhouette wieder im Rathssaal aufgehängt; und der Stadtschreiber Mucker, kräftig unterstützt vom Stadt- und Platzmajor Knoll, war der Erste, welcher, um sich der Huld des großen Mannes zu empfehlen, ihn öffentlich zum Bürgermeisterthum in Vorschlag brachte.

Der Wankelmuth des Volks, das heute Hosiannah, morgen Kreuzige ruft, war zu Lalenburg einheimisch, wie in allen Zeiten bei allen andern Völkern. Sie ist eine Wirkung der Unwissenheit bei den meisten, des Leichtsinns bei vielen, der Selbstsucht und des Eigennutzes da, wo der Sinn

des Beſſern noch nicht geboren oder ſchon erſtorben iſt. In der Republik Lalenburg, muß man geſtehen, war weder ein griechiſch- noch franzöſiſchleichtſinniges Völkchen daheim, ſondern ein altkluger, ehrbarer, ſteif und langſam denkender Menſchenſchlag. War die Rede vom Haben, Erwerben, Geldmachen und Rechnen: ſo mußte man den Lalenburgern nachſagen, ſie waren, obgleich unwiſſend in allen übrigen, ſehr klug in dieſen Dingen. Eigennuth war alſo die Haupttriebfeder ihres Wankelmuths, ihres Heldenmuths, ihres Hochmuths, ihres Uebermuths, aber auch ihrer Demuth und Feigheit.

Hans Dampf, der größte Mann ſeines Jahrhunderts in Lalenburg, weil er die größte Ausnahme von der Lalenburger-Regel war, kannte ſein Volk, und wußte es zu behandeln. Er kannte die Herren des Raths, die in guten Zeiten aufgeblaſen, keinem Ochſen aus dem Weg gewichen ſein würden, und ſich für Uebernatürlichgeborne hielten; bei der geringſten Beſorgniß von Gefahr aber Mücken für Elephanten anſahen, und kriechend auch das Niederträchtige thaten, wenn es ſich, wie ſie zu ſagen pflegten, mit Ehren thun ließ. Er kannte ſie, und nahm danach ſeine Maasregeln.

Hans Dampf.

Die erste Maasregel war sein breiter und großer Nimrodsorden, den er umhing, als die Rathsglocke zur Bürgermeisterwahl läutete. Er wußte, daß in wohleingerichteten Republiken, wenigstens zu Lalenburg, ein Ende Band im Knopfloch nicht geringere Wirkung mache, als in Monarchien. Ein Mann mit dem Bande konnte zu Lalenburg unmöglich anders als auf dem ersten Platz sitzen, weil man sonst den Fürsten von Lichtenstein zu beleidigen fürchtete. Seine zweite Maasregel war die ungeheure, hundertlockige Allongeperüke, welche wie eine Wolke ihm vom Scheitel herab bis auf Brust und Rücken niederwallte, und die Hälfte seiner ansehnlichen Gestalt in Kopf verwandelte.

Als er nun mit wohlabgemessenem Schritte von seinem Hause zur Versammlung des Rathes ging, [illegible] alle Fenster in der Gasse auf, alle geschwätzigen Mäuler verstummend zu, alle Hüte und Mützen ehrfurchtsvoll ab. So außerordentlich war die allgemeine Ehrfurcht, daß keiner der Rathsherren ihm zur Seite zu gehen wagte, sondern in tiefster Höflichkeit einen halben Schritt hinter ihm blieb. Auch ward dem Ordensbande, der Staatsperüke und ihm im Rathssaale der vornehmste Platz auf der ersten Bank unter so vielen

Zeremonien und Verbeugungen angewiesen, daß von den höflich hinter sich Scharrenden drei Stühle umgeworfen und zwei Rathsgliedern heftig auf die Krähenaugen getreten ward, was die allgemeine Rührung nicht wenig vermehrte, besonders von Seite der Getretenen. Auch forderte ihn der Stellvertretende Bürgermeister zuerst auf, seine Meinung über die vorzunehmende, wichtige Wahl eines Amtsbürgermeisters vorzutragen.

Nachdem Hans Dampf mit äusserst bescheidenen Mienen sich weit herum tief verbeugt hatte, bedauerte er ungemein, daß er in die Verlegenheit gesetzt worden sei, der Erste reden zu müssen. Denn ihm fehle es an Kenntniß, Beredsamkeit und Erfahrung; ihm wäre angemessener, in dieser erlauchten Versammlung zu schweigen, zu hören und zu lernen. Jeder Andere übertreffe ihn in den zu einem würdigen Vortrag gehörigen Erfordernissen, und daher verbete er sich die Ehre der ersten Stimme. Die Lalenburger aber überschütteten ihn mit noch größern Lobeserhebungen, fanden an ihm nichts mangelhaft, als das Uebermaß seiner Bescheidenheit, und nöthigten ihn siebenmal, zu reden, nachdem er sechsmal flehentlich abgelehnt hatte. Dies Hin- und Herkomplimentiren und dies demuthsvolle Zurückweisen einer

Ehre gehörte übrigens zu Lalenburg zum ächt feinen Welkton.

Nun setzte sich die Zunge des edeln Hans Dampf in Lauf. Eine halbe Viertelstunde füllte er mit Titulaturen in der Anrede, anderthalb Viertelstunden in Entschuldigungen seiner Unfähigkeit zu reden aus; dann sprach er sehr geläufig von den Tugenden des Seligverstorbenen, dessen Stelle wieder besetzt werden sollte; dann von den Eigenschaften, welche an einer ersten Magistratsperson der Republik nicht fehlen dürfen.

„Herrschen", sagte er, „ist eine große Kunst. Das aber ist die Kunst, daß man nichts verderbe! Denn besser kann man es nicht machen, als der liebe Gott schon Alles gemacht hat. Die Uhr geht von selbst, wenn sie aufgezogen ist, darum greift nur nicht in die Räder. Hat der Bauer einmal den Acker besäet, so wird die Saat von selbst aufgehen; wühle er nur nicht vorwitzig wieder im Boden herum. Die Neuerungssucht hat die ältesten Staaten zu Grunde gerichtet; wer immer fortläuft, muß endlich einmal ans Ende kommen. Wer nie zu Ende kommen will, bleibe nur stehen. So machten es unsere glorwürdigen Vorältern, o Lalenburger! und so müssen auch wir thun.

„Aller Firlefanz unserer heutigen Staats-

künſtler hilft nichts. Stehen die Thronen darum feſter? Nein, ſie wanken nur ärger. Haltet feſt am lieben Alten. Neue Ordnung iſt wie neuer Wein, der will Gährung. Alte Ordnung iſt wie alter Wein, kräftig, lieblich, klar. Darum iſt das Dümmſte vom Alten beſſer, als das Klügſte vom Neuen. Wir Menſchen bleiben Menſchen, und werden, trotz aller Mühe, nichts anderes, gleichwie die Thiere auch. Die Leute ſterben auch eben ſo gut, wo ſtudirte Doktoren und große Apotheken ſind, als da, wo man weder Doktor noch Apotheker hat. Umgekehrt, dort ſterben oft noch mehr, weil Doktor und Apotheker an der natürlichen Ordnung im Menſchen beſſern und flicken wollen, des Geldes willen. Hütet euch vor den Gelehrten. Selig ſind die Armen im Geiſte. Die ſehen in ihrer Einfalt mehr, als die von Weisheit Verblendeten.

„So dachten unſere Vorfahren. Rom und Griechenland gingen unter, Lalenburg ſteht noch heutiges Tages. Es geht mit den Staaten, wie mit einzelnen Menſchen. Kluge Kinder ſterben früh. Ein großer Staatsmann läßt es gehen, wie der Uhrmacher, ohne ſelbſt zu gehen. Alles kömmt und macht ſich zuletzt doch. Man eile der Natur nicht zuvor. Sie will keine Sprünge. Was heute nicht geſchieht, kann morgen geſchehen. Iſt

der Apfel reif, fällt er vom Baum, und verlangt nicht, daß ihr zu ihm hinaufklettert. Darum ist es bei uns eine der vortrefflichsten Staatsmaximen, große Geschäfte an Kommissionen zu weisen, welche die Akten wieder in Zirkulation unter sich setzen, damit sie bald vergessen werden. Halbvergessene Dinge sind wieder neu, und das Neue ergreift man immer mit größerm Eifer, zumal wenn das Neue schon ein alter Freund ist. Zum Schnellsein hilft nicht Laufen. Wer am wenigsten thut, hat gewiß am meisten gethan. Nur nie zu viel regiert! Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlaf.

„Die Haupttugend eines Regenten ist, daß er den Gesetzen, auch den schlechtesten, Ehrfurcht zu verschaffen wisse. Wollt ihr, daß man eure Werke ehre, so müsset ihr euch selber beim Volk Respekt zu machen wissen. Daher die Nothwendigkeit äusserlichen Ansehens, Glanzes, Pompes bei Königen, Kaisern und andern Fürsten und Staatsmännern. Eine ernste, weise Geberde ist in Republiken wichtiger, als die Weisheit selbst, und eine gute Perüke dem gemeinen Wesen ersprießlicher, als ein guter Kopf. Daher zu Lalenburg Staatsgrundgesetz seit undenklichen Zeiten: Konsuln und Stadtschreiber sollen Perüken tragen. Das Kleid macht den Mann!

„Das wirkſamſte Mittel in freien Staaten iſt die Heimlichkeit, oder das Geheimnißvolle. Damit erwirbt man ſich ſelbſt Bedeutung, dem Amte Achtung, dem Staat Ehre. Ein kluger Staatsmann muß immer Kopf und Herz von Geheimniſſen voll, oder doch das Anſehen von dergleichen haben, gleichwie auch ein Eimer darum doch nicht zuſammenfällt, wenn er ausgeleert iſt. Es ſchadet gar nichts, wenn man im Vertrauen Alles erzählt, ſobald man nur die Miene hat, das Beſte noch zurückbehalten zu haben. Darum beſteht Lalenburg immer glänzend, weil wir alle Meiſter in dieſer Kunſt ſind, obzleich gewöhnlich eine Stunde nach der Rathsſitzung alle Weiber unſere Verhandlungen wiſſen.

„Das Reden und Plaudern mag man bei Staatsgeheimniſſen allerdings erlauben, doch nicht das Druckenlaſſen. Gott hat den Mund des Menſchen geſchaffen, aber nicht die Buchdruckerpreſſe. Nichts Gefährlicheres iſt für unſer Anſehen, als dieſes heilloſe Werkzeug, welches der ganzen Welt zur Schau ſtellt, was wir ſind und thun, und was wir nicht ſind und nicht thun. Kluge Fürſten haben ſich daher ſchon den Kopf über Zenſurgeſetze zerbrochen; wir machen es noch klüger, und verbieten in unſerer Republik den Druck aller Bücher und Zeitungen, mit Aus-

nahme der Gebet- und Gesangbücher und Neujahrswünsche, oder Hochzeits- und anderer Gelegenheitsgedichte. Es ist nun zwar leider wahr, je strenger wir gegen die gottlose Publizität sind, desto größer wird damit der Unfug im Auslande getrieben, und je weniger wir durch den Druck von uns bekannt werden lassen, weil wir zu bescheiden sind, desto mehr schreibt und druckt man von unsern löblichen Lalenburgereien in der Fremde. Doch, was wir nicht hindern können, wollen wir geschehen lassen. Wir spielen dagegen den Herren den Possen, und lesen nichts; dann sind wir bei uns selbst wieder in allen Ehren. Denn was ich nicht weiß, was mich nicht heiß."

In diesem Ton sprach Hans Dampf noch lange. Die Senatoren, weil sie das alles schon auswendig wußten, gähnten eins um andere, daß ihnen die Augen übergingen; sobald die Uebrigen aber an die Reihe zum Reden kamen, waren sie unerschöpflich in Lobeserhebungen des großen Mannes, der zuerst gesprochen, rühmten seine tiefen Einsichten, und fügten dazu die ganz bescheidene Bemerkung: Er habe ihnen ganz aus der Seele geredet, und alles, was sie hätten selbst sagen wollen, vorweggenommen.

In allen Gassen.

Und am gleichen Tage ward Hans Dampf zum Konsul der Republik erkoren und ausgerufen. Er beschwor den ganzen Rath mit Thränen, diese Wahl zurückzunehmen und einen Würdigern auszulesen. Allein darauf achtete Keiner; denn Jedermann wußte, daß diese Thränen und dieses demuthsvolle Sträuben zum alterthümlichen Zeremoniel der Gewählten gehörten.

Nun erst begann die glänzendste Epoche im Leben des großen Hans Dampf, oder vielmehr, wie ihn schon die Zeitgenossen zu nennen beliebten, Hans Dampfs in allen Gassen. Denn er ward die Seele von ganz Kalenburg; steckte überall; kam überall in die Queer; verzettelte und entzettelte Alles links und rechts, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wo man liebte, war Hans Dampf; wo man zankte, war Hans Dampf; wo etwas schief ging, war Hans Dampf; wo ein Geheimniß zu aller Welt Wissen kam, war Hans Dampf der erste Helfer.

Gleich den Tag nach der Wahl ward er an fünfundzwanzig Orten zu seinem Viertelhundert Bräuten zu Gaste geladen; ward er — — —

doch der Geschichtschreiber erschrickt nun selbst vor dem riesenhaften Unternehmen, der Plutarch dieses Helden zu sein. Der Leser erlaube dem Plutarch wenigstens Athem zu schöpfen, um einst kräftiger fortfahren zu können.

Das blaue Wunder.

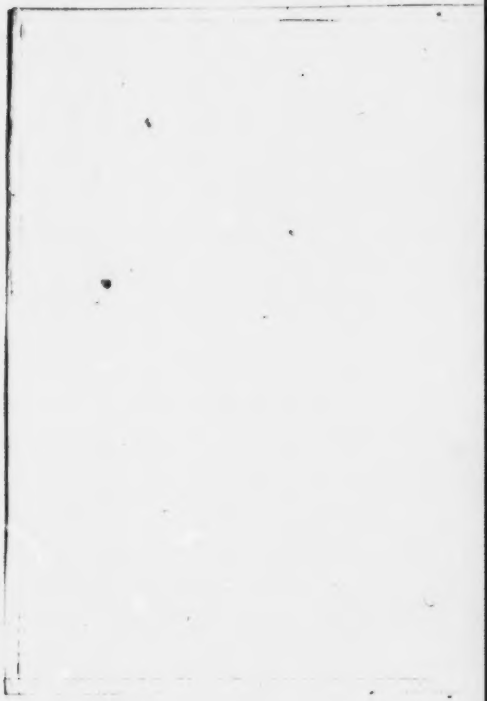

Eine Heirath auf Kredit.

Der junge Doktor Falk sah hin, das niedliche junge Suschen sah her, wie es denn seit ziemlich alten Zeiten unter jungen Leuten Sitte war. Der Doktor war ein artiger Mann, hatte zwei Universitäten besucht, dann die Spitäler von Wien, Mailand und Pavia, und so viel gelernt, daß er, so gut wie irgend einer seiner Zunft, die Kranken nach dem neusten medizinischen System in's bessere Leben befördern konnte. Aber solche Geschicklichkeit erwirbt man nicht umsonst; Doktor Falk hatte beinahe seine ganze väterliche Erbschaft daran geopfert. „Hm!“ dachte er: „komm ich nach Haus, heirath' ich ein reiches Mädchen, das gern Frau Doktorin wird, und es ist uns beiden geholfen!“

Allein, der Kopf denkt, das Herz lenkt! Das hübsche Suschen hatte den vollkommensten Beruf, Frau Doktorin zu werden. Nur — das Geld ging ihr ab.

„Das wird sich auch endlich finden, liebes Suschen!“ sagte der Doktor, und drückte dem weinenden Mädchen einen Kuß auf die Lippen:

„ſiehſt du, ein Doktor muß heirathen, ſonſt hat man zu ihm kein Vertrauen. Du bringſt mir alſo Kredit, und durch den Kredit Patienten, und die Patienten bringen Geld, und vermögen ſie es nicht, ſo bringen es die Erben. Zudem Jungfrau Sarah Waldhorn iſt ja deine Tante ſie ſteht hoch in den Vierzigen; ſie iſt reich genug, daß uns der ſiebente Theil ihres Vermögens aus aller Noth helfen kann. Darauf hin muß man ſchon eins wagen.“

Lieber Himmel, was wagt ein junges Mädchen nicht für einen frommen Anbeter? Leib und Leben. Suschens Mutter hatte nichts einzuwenden, ſo wenig als der Vater; denn beide waren nicht mehr am Leben, und der Herr Vormund freute ſich der anſtändigen Verſorgung des Mündels. Aus gleichem Grunde freute ſich Tante Sarah, die ſonſt auf das Hochzeitmachen der jungen Leute nicht viel hielt; aber ſo lange Suschen unvermählt war, noch dem Herrn Vormund zum Beſten der armen Waiſe Geldzuſchüſſe machen mußte. Und Jungfrau Sarah Waldhorn war ein wenig geizig, oder, wie ſie es nannte, ſie hatte nichts übrig.

Genug, Suschen verwandelte ſich in eine Frau Doktorin, und der Herr Doktor ſah fleißig zum Fenſter hinaus, ob, bei ſeinem vermehrten Kredit, die Kunden kommen wollten? Doch kamen

ſe leider ſehr ſpärlich. Und das war ſchlimm. Statt deſſen verſammelte ſich allerlei kleine Geſellſchaft in ſeinem Hauſe; alle Jahr erſchien ein vorher nie geſehenes munteres Sohnlein oder Töchterlein, um Herrn und Frau Falk die ſüßen Vater- und Mutterfreuden vermehren zu helfen. Der Herr Doktor kratzte ſich zuweilen bedenklich hinter den Ohren; aber was half's? Wegjagen konnte man doch die kleinen Falken nicht. Es waren gar zu liebe Kinder. Man ſchnitt nun zwar nicht ſchmälere Biſſen, denn gelebt mußte man doch haben — aber die Frau Doktorin kochte etwas magere Suppen. Item, es ſchlug allen wohl an. Vater und Mutter und ihre vier Kinder blühten und gediehen; es war eine Luſt zu ſehn. Man ſaß auf hölzernen Bänken und Strohſtühlen ſo weich, als auf gepolſterten Sopha's, ſchlief auf Laubſäcken recht ſanft und ging in keinen koſtbaren Kleidern; genug, wenn ſie ſauber und geſchmackvoll waren. Darauf verſtand ſich denn Suschen vollkommen. Alles war in ihrem Hauſe ſo ſchön, ſo nett, daß jedermann geſchworen hätte, der Doktor habe die beſte Einnahme von der Welt. „Wie's auch die Leutchen anfangen mögen!“ rief Tante Sarah oft, „es iſt ein blaues Wunder!“

Freilich gab's auch trübe Tage, wenn die Kaſſe leer war, und man wochenlang keinen harten

Thaler im Hause gesehen hatte. Doch dann tröstete man sich so gut man konnte, wenigstens damit, daß Tante Sarah Waldhorn reich und kränklich und alt war. Und stieg die Noth am höchsten, stand immer die Hilfe am nächsten. Ein wahres, liebes Sprichwort.

Hoffende Erben.

Der Doktor und Suschen rechneten inzwischen viel zu kühn auf die Erbschaft von der Tante. Denn vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, diese theure Jungfrau wäre dem Tode nah gewesen: blieb doch noch die Frage, ob denn auch Jungfrau Waldhorn ihre Nichte nebst Gemahl zu Universalerben erklären mögte? Zwar hatte dies seufzende Liebes- und Ehepaar die Erbschaft am nöthigsten; allein es war noch eine andere Nichte nebst Gemahl, nämlich der Advokat Zange, und zwei Neffen vorhanden, nämlich der Pastor Primarius Waldhorn und der Professor Philosophiä gleichen Namens. Alle hatten so viel rechtliche Ansprüche, als Suschen und ihr Mann. Alle hofften mit der gleichen Sehnsucht auf die baldige Himmelfahrt der Jungfrau.

Der Philosoph Waldhorn hatte wohl dazu die wenigste Ursache. Er war reich genug, ließ sich seinen Braten und Wein wohl schmecken, und

philosophirte dabei ganz vortrefflich. Ein Beweis von seinem Scharfsinn ist sein nun zwar vergessenes, damals aber unsterbliches Werk in fünf Bänden: „Der Weltweise unter den Uebeln des Lebens," worin er bewies, daß es eigentlich in der Welt gar kein Leiden gäbe; daß aller Schmerz nur Einbildung sei und man alles von der angenehmen Seite betrachten müsse.

In der That betrachtete er die Tante immer von der angenehmen, nämlich von der Geldseite. Er machte ihr fleißig Besuche, lud sie oft zu seinen Gastmahlen, schickte ihr allerlei fette Bissen in die Küche und war daher auch ihr herzallerliebster Neffe. „Ich habe zwar nichts übrig," sagte sie zuweilen, „aber soll' ich einmal mit Tod abgehen, so will ich an Sie denken, Vetter." — Das hörte der Philosoph gern. Er hoffte die Erbschaft allein zu ziehen, und alle seine Nebenbuhler zu verdunkeln.

Wohl wär's ihm mit seiner Philosophie gelungen, wenn nicht sein Vetter, der Pastor Primarius Waldhorn, vermöge der Theologie großen Einfluß auf die Tante gehabt hätte. Sie war äusserst fromm und gottesfürchtig, und verachtete die Eitelkeit der Welt; besuchte die Betstunden der Frommen, wo das geistliche Waldhorn oft überlaut ertönte; nahm gern den Besuch des heiligen Vetters an, der mit ihr betete und ihr

ziemlich deutlich machte, daß sie ohne seine Hülfe kaum selig werden könne. Wenn sie seufzend, und mit naßgeweinten Augen aus den Erbauungsstunden des Herrn Vetters kam, versicherte sie ihn, daß er der Retter ihrer Seele, ihr allergrößter Wohlthäter sei: daß sie ihm noch in ihrem letzten Stündlein danken würde. Das hörte der Theolog recht gern. „Die Universalerbschaft kann mir nicht entgehen!“ dachte er; „oder es wäre, wie die gottesfürchtige Tante zu sagen pflegt, ein blaues Wunder!“

Wohl hätte er nicht falsch gerechnet, wenn nicht sein Vetter, der Advokat Zange, vermöge seiner Rechtsgelehrsamkeit, für die Tante einer der wichtigsten Menschen gewesen wäre. Jungfer Sarah verachtete den Mammon der Welt zwar von Herzen, und bedauerte die irdischgesinnten Weltkinder, die daran hingen. Doch aus eben dem Grunde suchte sie nach allen Kräften die Weltkinder vom besagten Mammon, oder den Mammon von ihnen loszuziehen. Sie lieh nämlich Geld auf artige Zinsen und auf Pfänder aus, und arbeitete so redlich für das Seelenheil derer, die von ihr Geld borgten, daß diese immer ärmer wurden. „Selig sind die Armen!“ rief sie, wenn sie Zins von Zins zahlen ließ: „Käm' es auf mich an, die ganze Stadt müßte bettelarm sein, um das Himmelreich zu ererben, oder es wär' ein

blaues Wunder. Je weniger man hier im Leben hat, je größer die Begierde nach dem da droben iſt."

Nun aber geſchah es oft, daß die gottſelige Jungfrau in ihrem Liebes- und Tugendeifer zu weit ging, und wegen Unterpfänder und Zinſen, oder mit böſen Schuldnern in Streit und Prozeß gerieth. Ohne Hilfe des Advokaten Zange, der in der Stadt als der beſte Rabuliſt bekannt war, wäre ſie vielmals um Zinſen und Kapital gekommen. Aber liebreich, wie ſie, hartherzig und klug, wie er war, konnt' es nicht fehlen. Eher mußte eine verſchuldete Familie von Haus und Hof vertrieben werden, als ein ausgeliehener Gulden in Gefahr ſtehen, verloren zu gehen.

„Ich wäre eine arme, verlaſſene und verlorne Perſon, liebſter Vetter," ſagte ſie oft zum Advokat Zange, „wenn Sie ſich nicht meiner annähmen. Was ich habe, dank' ich Ihnen. Aber die Zeit wird ja auch kommen, wo ich vergelten kann." — Das hörte der Juriſt gern. Er hoffte die Erbſchaft allein zu ziehen, und einſt das rechte Tempo ſchon zu treffen, wenn's Teſtament gemacht werden müſſe.

Das Bild der Jungfrau.

Die Jungfrau Sara Waldhorn ſprach zwar manchmal aus lauter Gottesfurcht vom Tode und

von ihrer Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem und dem Seelenbräutigam; aber doch dachte sie noch öfter an einen irdischen Bräutigam, wie man wohl zuweilen an Dinge denkt, die einem durch den Kopf fliegen. Zwar seit ihrem fünfundvierzigsten Jahre hatte sie feierlich erklärt, sie wolle sich nicht verheirathen; aber doch wandelte sie dann und wann eine Mädchenschwäche an, zumal wenn ein stattlicher Wittwer sie neckte, oder ein Junggesell des Tages mehr denn einmal unter ihrem Fenster vorbei ging und höflich grüßte. — „Der hat gewiß Absichten!“ dachte sie dann; „kömmt Zeit, kömmt Rath. Man muß eigentlich nichts verschwören. Wenn's einmal sein soll, — nun des Herrn Wille geschehe! Ich bin eben im schönsten Alter. Meine Namensschwester im alten Testament hatte ja schon achtzig Jahre, ehe sie Kindtauf hielt. Das wäre noch kein blaues Wunder!“

So plauderte sie oft mit sich, besonders wenn ein unvermählter Herr mit ihr freundlich gethan hatte. Und weil dies leicht der Fall sein konnte, so traute sie nach und nach allen Männern in der Stadt „schlimme Absichten“, wie sie es nannte, auf ihre jungfräuliche Person zu. Endlich, denn ungefähr seit zwanzig Jahren hatte die Einbildungskraft dies lose Spiel mit ihr getrieben, hielt sie jeden Unverheiratheten für ihren

verschwiegenen Anbeter, und jeden, der sich verheirathete, für ihren Ungetreuen.

Daraus läßt sich erklären, warum sie auf die unversöhnlichste Weise mit ihrer Zunge gegen alle Hochzeiten zu Feld zog; auf das gottlose, leichtsinnige „Mannsvolk" schimpfte (denn sie hatte in der That immer mit einem ganzen Volke zu thun); und noch giftiger gegen die koketten Mädchen eiferte, die sich schon in den Kinderschuhen (das heißt, Schuhe, so groß sie etwa neunzehn- oder zwanzigjährige Mädchen tragen mögen) unterstanden, an einen Mann zu denken.

Einige gottesfürchtige alte Jungfern standen ihr, als gewöhnliche Gesellschafterinnen, in dem löblichen Geschäft treulich bei, was in der Stadt vorfiel, auszuspähen, um darüber fromme Betrachtungen beim Kaffee anzustellen. Da ward denn jeder neue Rock der Nachbarinnen, jede Hochzeit, jede Kindtaufe, und was sonst Neues geschehen sein mogte, gewissenhaft überlegt. Was man hier erfuhr, war schnell in alle Stadtviertel verbreitet, daher ein muthwilliger Maler einst die Göttin Fama, statt mit einer Trompete, mit einem Waldhorn vorstellte, und man von jeder Klätscherei sprüchwörtlich sagte: „Da ist in's Waldhorn gestoßen!" statt: „man hat's der Jungfrau Sarah gesagt."

Denkt man sich zu diesen liebenswürdigen

Eigenschaften noch die Gottesfurcht und Zinsenlust der züchtigen Sarah, so läßt sich begreifen, warum, mit Ausnahme besagter alten Jungfern, und der vier Neffen, die auf Erbschaft hofften, Jedermann in ehrfurchtsvoller Ferne von ihr blieb.

Sorg' und Noth.

Sie hatte nicht die geringste Lust zu sterben. Daher ließ sie sich den Wetteifer der vier Fakultäten um die Universalerbschaft gar wohl gefallen. Sie gewann dabei am meisten; Leckerbissen von der Philosophie, Trostgründe wider ein sieches Leben von der Theologie, Schutz und Schirm von der Rechtsgelahrtheit und wohlfeile Arznei von der medizinischen Fakultät. Doktor Falk war ihr so lieb, wie jeder andere, aber auch nicht um ein Haar lieber, wie ein anderer. Nur wenn einmal der Tod im Vorbeigehen an die Thür ihrer Zelle pochte, ward ihr das Doktorchen der allerliebste ihrer Neffen.

„Geschwind, Herr Doktor! kommen Sie, Jungfer Sarah ist sterbenskrank!“ rief eines Morgens die alte Magd der Tante zur Thür herein; „sie sieht schon seit einigen Tagen erbärmlich aus.“

Falk saß, als diese Nachricht kam, eben auf dem strobernen Sopha, und hatte das weinende Susanchen tröstend im Arm. — Falk mußte wohl,

es sei mit dem Sterben der Jungfrau Waldhorn selten buchstäblich gemeint. Er versprach der Magd, schnell zu kommen, blieb aber bei seinem Weibchen sitzen, um es zu trösten.

Der Trost schlug aber nicht an, denn das gute Suschen weinte immer bitterlicher, und der arme Doktor wußte nicht, warum?

„Sei doch deinem Manne offenherzig, liebes Kind", sagte er; „du quälst, du tödtest mich mit deinem Weinen und Schweigen."

— Nun, so höre mich! sagte sie: Ach!

„Gut, Suschen, das hab' ich gehört. Wie weiter?"

— Wir haben vier Kinder.

„Die hoffentlich zu den schönsten in der Stadt gehören. Alle sind so fromm, zärtlich, folgsam..."

— Ach, wahre Engel sind's, o lieber Mann.

„Da hast du Recht. Wahre Engel. Aber du grämst dich doch nicht über diese Engelschaft, hoff' ich?"

— Nein, lieber Mann; aber, wie wird's in der Zukunft werden?

„O du ungläubiges Suschen! Wer nur den lieben Gott läßt walten."

— Ach, es wird uns schwer, sie anständig zu erziehen. Je älter sie werden, je mehr braucht's.

„Sie sind doch schon älter geworden, und hat's da schon gefehlt?"

— Aber, lieber Mann, wenn nun ...

„Was denn?“

— Ach! seufzte sie und schluchzte heftiger.

„Was denn?“ rief der Doktor mit wahrer Seelenangst.

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, und umklammerte ihn mit beiden Armen fester. Dann sagte sie leiser: „Ich soll nun zum fünftenmale Mutter werden.“

Dem Papa ward's bei dieser unverhofften Nachricht zwar auch etwas weinerlich; doch verbarg er seine Bestürzung so gut es ging. „Herzenskind! ist's nichts mehr, wie das?“ rief er: „Gut, Suschen, so kommt der fünfte Engel zu den vier andern, die schon da sind. Es kann gar nicht fehlen, wir müssen selig werden.“

— Aber, lieber Mann, wir sind ja so arm.

„Die Engel müssen und werden uns Segen bringen. Der Alte der Tage, der die jungen Raben füttert, wird mich auch noch Brosamen für unsere Kleinen finden lassen. Beruhige dich.“

Suschen hatte sich satt geweint, darum ward sie von selbst ruhiger. Aber der Doktor konnte nicht weinen, darum blieb er in der Unruhe. Er ging in der Stube auf und ab und sah zum Fenster hinaus; nichts konnte ihn zerstreuen. „Alle Jahr mehr Kinder und weniger Brod. Alle Jahr größere Tischgänger und kleinere Bissen!“ seufzte

er innerlich. Er würde die sterbende Jungfrau Sarah Waldhorn über die Geschichte vergessen haben, wenn ihn nicht Suschen erinnert hätte, zu ihrem Sterbebette zu laufen.

Das blaue Wunder.

Er nahm den Hut, doch lief er eben nicht. Das häusliche Gespräch drückte ihn noch. Er dachte nur an seine wenigen Kunden, an seine dürftigen Finanzen. Er drückte den Hut tief in's Gesicht, sah starr vor sich hin, wie ein Versemacher; grüßte nicht links nicht rechts auf den Straßen, und hätte beinahe den Generalsuperintendenten über den Haufen gerannt, der doch eins der helleuchtendsten Kirchenlichter war.

Als er zur vielgeliebten Tante kam, fand er sie zwar nicht auf dem Sterbebette, aber doch mit der Brille auf der Nase vor einem großen Andachtsbuch, worin sie Todesbetrachtungen, und Gebete für Sterbende in letzten Nothen, aufgeschlagen hatte. Sie sah in der That übel aus, obgleich man auch von ihrem Gesicht nicht hatte behaupten können, es hätte jemals sehr gut ausgesehen. Um die Stirn hatte sie ein Tuch, und wieder ein Tuch unter's Kinn über dem Kopf zusammengebunden.

„Wo fehlt's?“ fragte Doktor Falk und legte Hut und Stock weg.

„Der Herr weiß es,“ seufzte sie mit leiser Stimme kläglich: „ich leide viel, schon seit einigen Tagen leid' ich. Es ist nicht anders, als wenn mein Stündlein vorhanden wäre. Es wäre doch schrecklich.“

Der Doktor faßte gedankenlos ihren Puls, und sagte, ohne zu wissen, was? vor sich hin: „Er geht etwas voll.“ Im Geiste war der gute Mann noch immer bei Suschen zu Hause.

„Das dacht' ich wohl!“ seufzte hochbeängstigt die Jungfrau: „Finden Sie mich gefährlich, lieber Falk?“

„In Ihren Jahren nicht mehr!“ sagte der Doktor aus langer Weile.

„Nun das wäre doch etwas Trost!“ versetzte sie freundlicher: „In der That, ich bin in meinen besten Jahren; meine Kräfte unverdorben. Meine Natur muß mich selber herausreißen. Meinen Sie nicht, lieber Falk? Wenn's nicht Noth ist, nur keine theure Arzneien. Seit China, Rhabarber und Mixturen Kolonialwaaren geworden sind, ist nicht aufzukommen. Daß sich der Herr erbarme! Aber, lieber Falk, mir ist doch nicht wohl.“

Die Tante ließ ihrer Zunge nun den Lauf, sprach von hunderttausend Dingen, die weder

zum Uebel- noch Wohlsein gehören, alles nach ihrer lieben Gewohnheit. Der Doktor aber trommelte fingernd auf dem Tische und hörte gar nicht zu; ebenfalls nach seiner lieben Gewohnheit. Endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Aber was fehlt Ihnen?“ rief er.

„Ach, der Appetit! ich habe seit zwei Tagen keinen Löffel Suppe mögen; habe Kopfweh zum Sterben.“

„Vielleicht den Magen verdorben, Tante, mit irgend einer philosophischen Gänseleberpastete?

„Ei, du gerechter Himmel! Falk, kein Gedanke davon!— das kömmt unmöglich vom Magen. Ich lebe so einfach, so mäßig. In allem Ernst, ich wüßte nicht, daß ich seit vielen Wochen etwas Schwerverdauliches genossen hätte. — Auch hab' ich zuweilen Zahnweh; — zuweilen Uebelkeiten, Herzweh, Erbrechen — — gerechter Himmel, sehen Sie mich doch nur an, Falk, und trommeln Sie nicht beständig den Zapfenstreich, da werden Sie sehen, wie blaß ich bin, wie eingefallen meine Augen. Mir ist gewiß nicht wohl!“

„Meinetwegen!“ rief der Doktor ärgerlich, der hier eine Litanei hörte, welche ihn an Suschens Zustand erinnerte: „so sind Sie schwanger!“ Er nahm Stock und Hut.

„Ei du gerechter Himmel!“ kreischte Jung-

frau Sarah Waldhorn, daß man's in den benachbarten drei Gassen ohne Mühe bis in's dritte und vierte Stockwerk hören konnte: „Ei, du gerechter Himmel, das wäre mir doch ein blaues Wunder!“

Als der Doktor diese lebhaften Töne des jungfräulichen Waldhorns hörte, überlief es ihn eiskalt. Er besann sich, daß er in Unmuth und halber Zerstreuung eine Albernheit ohne Gleichen ausgestoßen hatte; aber eine Albernheit, die keine züchtige Jungfrau verzeiht, zumal eine Jungfrau, die ihre mühsame Würde siegreich den Fünfziger Jahren entgegenführte, die keinem andern Mädchen auch nur einen Blick, einen Händedruck im Pfänderspiel verziehen hätte; die aus lauter Heiligkeit zusammengesetzt — genug, eine Jungfrau, wie eben Jungfrau Sarah Waldhorn war.

„Ich will das Wetter austoben lassen, und mein Heil in der Flucht suchen, eh' die ganze liebe Nachbarschaft zusammenströmt!“ dachte Falk, öffnete behend die Thür und rannte davon.

Krankenbesuche.

Diesmal hätte er schier auf der Gasse seinen eigenen Schwager, den berühmten Advokat Zange, über den Haufen geworfen, wenn Herr Zange, langbeinig, hoch, breit, vierschrotig wie er war,

nicht als ein ächter Goliath seinem Mann gestanden hätte. So liefs zum Glück für beide mit einem Fleck an den Rippen ab, indem sie zusammenrannten.

„Holla! Herr Bruder!“ rief der Advokat, indem er sein breites fleischiges Gesicht schmerzhaft verzog: „Wären Sie nicht mein leibhaftiger Schwager: für den mörderischen Ueberfall auf offener Straße hing' ich Ihnen einen verdammten Prozeß an den Hals. Wenn Sie mir eine Rippe kassirt haben, müssen Sie sie mir unentgeldlich reparieren, und ich verlange nichts, als das Schmerzengeld von Ihnen.“

„Thut mir leid, bitt' um Verzeihung!“ stammelte der Doktor und wollte davon. Der Advokat hielt ihn beim Arm: „Woher denn, Doktorchen, wohin so eilig? Woher?“

„Von der Tante Waldhorn. Sie ist sterbenskrank!“ erwiederte der Doktor.

„Sterbenskrank, Herr Bruder? Sterbenskrank? Gott befohlen, auf Wiedersehen, Herr Bruder!“ rief der Advokat, und steuerte mit großen Schritten dem Hause der Tante zu.

„Wenn der Doktor selbst bekennt, sie sei sterbenskrank,“ murmelte Herr Zange unterwegs für sich: „so ist's richtig. Sie fährt ab. Es kann nicht fehlen. Wenn sie nur nicht schon von Sinnen ist, daß sie kein Testament mehr machen kann.

Verdammt, daß ich's so spät erfahre. Wer weiß, hat der Philosoph sich nicht schon seine Braten und Pasteten bei ihr bezahlt gemacht, oder der Pastor Primarius ihre Seele weggeschnappt. Nun die gönn' ich ihm wohl, läßt er mir nur das Geld."

Er trat athemlos zur Tante in's Zimmer. Die Magd war eben beschäftigt, der Kranken ein Riechfläschchen unter die Nase zu halten. Wirklich sah die arme Sarah einer Sterbenden ziemlich ähnlich, denn sie hatte sich nur kaum von einer Anwandlung von Ohnmacht erholt, von der sie nach der Flucht des Doktors überfallen war. Herr Zange legte sogleich die Falten seines Gesichts zum Ausdruck des tiefsten Schmerzes zusammen, und seine Athemlosigkeit kam ihm dabei gut zu statten. Er schien vor Schrecken und Wehmuth nicht reden zu können. Aber sein Herz hüpfte vor Freuden, denn er fand ja die Tante noch aufrecht genug zum Testament, und bei dem allen zum seligen Ende ziemlich fertig. „Jetzt", dachte er, „jetzt oder nie muß das Eisen geschmiedet werden. Wollen sehen, ob wir nicht den Professor mit seinen Braten und den Pastor mit seinem Himmelreich durch einen erlaubten Pfiff aus dem Sattel heben können."

Sobald Sarah fähig war, wieder in Unterhaltung zu treten, fing er diese mit einer Schilderung seines Schmerzes an, die Tante — die

liebe Herzenstante, — den Engel von Tante so schwach zu sehen. Nach diesem rieth er ihr, statt des Doktor Falk einen andern Arzt zu nehmen.

„Warum das?“ fragte Sarah.

„Sehen Sie, er ist ein armer Teufel — hofft vielleicht zu erben, und gibt sich zur Rettung Ihres theuern Lebens nicht alle Mühe, die wohl nöthig wäre. Menschen sind schwach. Besser ein neutraler Mann, als einer, der Partei nimmt. Und das begreifen Sie: ein Doktor, der zugleich Erbe ist, der ist Richter in eigener Sache.“

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Ich will eigentlich nichts gegen ihn sagen,“ fuhr Herr Zange fort, den das Kopfschütteln hoch erfreute, weil er daraus schloß, der Doktor sei nicht Richter in eigener Sache, weil er nicht zu erben bestimmt sei: „Gar nichts, liebste, himmlische Tante! Er ist sonst ein ganz guter Kauz. Aber die andern da haben mich argwöhnisch gemacht, der Pastor und der Professor . . . pfui, es sind Unmenschen! sich auf jemandes Absterben zu freuen, um des bischen Geldes willen.“

„Auf mein Absterben?“ fragte die Tante mit dem vielkläglichen Blick einer Weltverlassenen.“

„Ich hab's schon längst bemerkt; es hat mich schon längst geärgert; doch wollt' ich der guten Tante keinen Verdruß machen!“ fuhr der Advo-

lat eifriger fort, als er seine Sache auf gutem Wege sah.

„Aber, ist's auch wahr?“ fragte die Tante, welche neben ihrer ungeheuern Leichtgläubigkeit für alle üble Nachreden, doch zuweilen Zweifel in diejenigen setzte, die sie selbst betrafen.

„Wahr? Und wenn ich ein Lügner wäre vom Morgen bis zum Abend; gegen Sie, Tante, hab' ich nie zu lügen ein Herz gehabt, am wenigsten in diesen Augenblicken. Eigentlich sind es aber nur alberne Reden von den beiden Vettern.“

— Alberne Reden? was? albern heißt das blos?“

„Nun ja. Zum Beispiel, der Primarius sagte noch neulich: die Leichenpredigt hab' er schon seit zehn Jahren auf die Tante fertig; aber Tante habe ein zähes Leben, und die Predigt werd' ihm von den Würmern verzehrt.“

— Ei gerechter Himmel, das hätt' ich dem Pastor nie zugetraut. Aber das weiß ich, ein Erzheuchler ist er doch neben seiner Kopfhängerei.“

Darauf sagte der Professor: „Es kommt auf die Hinterlassenschaft an. Ist sie danach, so geb' ich am Begräbnißtage einen Leichenschmaus von den leckersten Schüsseln, und lasse ein Dutzend Zapfen vom schönsten Champagner springen.“

„Ei, da muß ich mein blaues Wunder hören!“ schrie Sarah: „Wartet nur mit euern Zapfen und

Predigten! ich bin noch lange nicht zum Sterben. Ihr sollt euch die Augen wischen."

Die letzten Worte erschreckten den hoffnungsvollen Herrn Zange eben so sehr, als ihn die ersten entzückten. Er tastete zwar auf ihr seliges Ende lang herum; sehr behutsam, sehr zart; aber vergebens. Sie versicherte gar nicht behutsam, gar nicht zart, daß sie noch einige Dutzend Jährchen in diesem irrdischen Jammerthal Luß habe, ihr Kreuz zu tragen. Vom Testamentmachen dürfte gar keine Rede sein. Der Advokat, untröstlich und verzweiflungsvoll, lief endlich davon.

Bald nach ihm kam der Pastor Primarius Waldhorn, vom Schweiße triefend, athemlos. Die Tante, vor Aerger in einem wahren Fieber, hatte sich zu Bett begeben. Als sie den Primarius sah, wandte sie das Gesicht weg, und mogte ihm, eingedenk seiner Leichenrede, nur nicht den Gruß erwiedern. Der Geistliche wurde dadurch noch mehr überzeugt, die Tante sei den letzten Zügen nahe, und fing ohne weitere Umstände ein kräftiges Gebet an, das endlich ganz unvermerkt in die Nutzanwendung überging: Mensch, bestelle dein Haus, denn du mußt sterben! — Unter Hausbestellung verstand er aber — ein Testament.

„Es ist noch nicht so weit!" schrie ihn Sarah mit jener hellgellenden Stimme an, die der Familie Waldhorn erb- und eigen ist.

„Aber der Herr Vetter Zange hat mich's doch erst versichert, da er mir bei der heiligen Geistkirche begegnete!“ erwiederte der Primarius mit Entsetzen, denn solchen gesunden Waldhornklang hatte er gar nicht mehr erwartet.

„Was versichert!“ rief Sarah unwillig.

„Wie ich sage,“ versetzte der Primarius; „hat er Sie denn nicht wegen des Testaments bedroht?“

„Er? mich bedroht?“

„Nun, Tante, lassen Sie sich auch von diesem Weltkinde gar nicht schrecken, der nur nach eitelm Mammon gelüstet. Er schwor zwar, daß wenn Sie ihm nicht den größten Theil Ihres Vermögens vermachen würden, er Ihr Testament umstoßen wolle; und namentlich bedrohte er mich mit einem Prozeß von zwanzig Jahren, und hieß mich einen Erbschleicher. Aber der Herr wolle ihm die Sünde nicht behalten; er weiß nicht, was er redet. Aber umstoßen will er Ihr Testament.“

„Umstoßen? der?“

„Allerdings. Ich machte ihm zwar Vorstellungen in christlicher Liebe. Allein er sagte: Er betrachte Ihr Hab und Gut schon als sein Eigenthum, das er durch die Prozesse redlich gewonnen, die er zu Ihrem Besten geführt. Ohne meinen Beistand hätte sie, trotz allem Wucher, heut keinen Gulden mehr, und säße im Armenhaus! sagte er mir. Ich schlug an mein Herz und seufzte

zum Himmel: Der Menschen Dichten und Trachten ist sündlich von Jugend auf!“

„Und Ihre Leichenpredigt dazu, Vetter!“ schrie die Tante erbost und gab ihm das Zeichen, sie zu verlassen.

„Kaum war er fort, meldete sich der Professor der Philosophie. Nach den ersten philosophischen Leidensbezeugungen sprach er von Seelengröße; dann von einem Krankensüppchen, das er in seiner Küche nach einem ganz neuen Rezept für sie bereiten lasse, und damit wollte er den Uebergang auf seine Liebe machen, die er ihr thätiger, als irgend einer, bis zum Tode bewiesen habe. — — Allein die Tante, welche vor Gift und Galle kaum reden konnte, unterbrach ihn kreischend: „Herr Vetter, sparen Sie Ihre Krankensuppen nur zum Leichenschmause nach meinem Tode auf.“ Er wollte sein Erstaunen bezeugen (wiewohl ihm doch das rothe Gesicht tiefer röther ward vor Scham und Wuth, daß man sein Wort verrathen hatte). Doch alles umsonst. Sarah wies ihm endlich ziemlich unphilosophisch die Thür.

Abermals ein blaues Wunder.

So hatten es alle vier Fakultäten mit der Jungfrau im Grund und Boden verdorben. Die

Neffen waren in Verzweiflung, mit Ausnahme des Doktor Falk. Er lachte dazu. Sein Suschen aber keineswegs. Suschen machte ihrem Manne noch am andern Tage viele Vorwürfe, wiewohl sie anfangs über seinen Einfall selbst hatte lachen müssen. Er nahm sie in den Arm und küßte ihr den Mund zu und sagte: „Du hast Recht. Ich hätte der tugendbelobten Jungfrau nicht so etwas sagen sollen; aber wahrhaftig, ich wußte gestern nicht, wo mir der Kopf stand, als ich dich verließ.“

„Ich hätte nichts dagegen, lieb Männchen, wenn ich nicht überzeugt wäre, die Tante werde dir lebenslang unversöhnlich sein. Denn so etwas verzeiht dir keine Jungfrau. Und das ist schlimm für uns, zumal jetzt. Der Winter ist noch lang; ich heize den Ofen so schwach, daß den ganzen Tag die Fenster nicht aufthauen, und doch ist unser Holzvorrath auf der Neige. Du weißt es ja selbst. Und in Kasse haben wir — sieh nur her!“ Sie klimperte ihm mit einigen Geldstücken im leeren Beutel dicht vor den Ohren.

Da ward an die Thür gepocht. Sarah's alte Magd trat herein, brachte einen versiegelten Zettel, und die dringende Bitte der Tante, daß sich der Herr Doktor unfehlbar nach dem Essen mit dem Glockenschlag ein Uhr bei ihr einfinden möge.

Sie liege im Bette, doch scheine sie etwas besser zu sein, als gestern.

„Gut. Ich komme!“ sagte Falk, nahm den Zettel und entließ die Magd. Er wog den Zettel in der Hand, schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Fühle doch, Suschen! das ist ja schwer, wie Blei.“ Er öffnete. In eine Spielkarte eingeklemmt, blitzten ihm zehn neue, schöngeränderte Dukaten entgegen. Er betrachtete die Adresse. Sie war an den Doktor Falk und an keinen andern Menschen auf Erden. Solche unerhörte Freigebigkeit der Jungfrau Sarah erregte die gerechte Verwunderung des Ehepaars. „Das ist das blauste von allen blauen Wundern der Dante!“ rief Falk: „Nun, Herz, mein Herz, seit wann hatten wir solchen Schatz im Hause? Siehe, die Vorsehung wacht für uns und unsere Kinder. Wir sind für den Winter geborgen. Alle Noth hat ein Ende. Warum weinst du doch?“

„Ach!“ schluchzte Suschen, und fiel ihrem Manne um den Hals; „vor Freuden wein' ich. Aber“, setzte sie leise hinzu, „ich habe auch die ganze Nacht gebetet; denn schlafen konnt' ich doch nicht viel.“

Da schlug Falk beide Arme um die Geliebte und sagte nichts; und er weinte heimlich. Denn seine Rührungen zeigte er ihr nicht gern.“

Mit dem Glockenschlag ein Uhr stand er vor dem Bette der Tante. Er nahm mit innerer Bewegung, voller Dankbarkeit ihre Hand — er hatte es Suschen gelobt, — küßte diese wohlthätige Hand und sagte: „Beste Tante, Ihr Geschenk hat mich und Suschen sehr glücklich gemacht."

„Lieber Vetter," sagte die Kranke holdselig, denn ein Kuß auf der Hand war ihr lange nicht widerfahren, „ich bin schon seit Jahr und Tag Ihre Schuldnerin."

„Und verzeihen Sie meine gestrige Unart!" fuhr der Doktor fort.

Die Tante bedeckte sich schamhaft das Gesicht mit Hand und Schnupftuch. Nach einer Weile sagte sie, ohne ihn anzusehen: „Vetter, ich setze mein ganzes Vertrauen in Sie — mein Leben hängt von Ihnen ab. Können Sie schweigen? wollen Sie?"

Falk versprach Alles. Sie beruhigte sich damit noch nicht. Sie gelobte ihm ihr ganzes Vermögen, wenn er reinen Mund hielte. Er that den feierlichsten Schwur. „Ich weiß, ihr beiden jungen Leute seid oft in Noth und Mangel. Ich will mich zu euch in die Kost geben, denn meine alte Magd, die mir so lange treu gedient" — hier fing sie laut an zu schluchzen — „muß ich doch

abschaffen. So lange Sie aber mein Geheimniß verschweigen, geb' ich Ihnen jährlich tausend Gulden Kostgeld, und sollt' ich einst sterben, mein ganzes Vermögen."

Der Doktor fiel auf die Knee und schwor.

„Aber Sie müssen ausser der Stadt wohnen; denn in der Stadt bleib' ich nicht. Ich trete Ihnen erb- und eigenthümlich mein großes Haus vor dem Thor, nebst Garten und Gütern ab, — Sie wissen mein Haus neben dem großen Gasthof zur Schlacht von Abukir, das ich vor einem halben Jahr von meiner Mutter Bruder, dem Accisedirektor, erbte."

Der Doktor schwor mit einer hochaufgestreckten Hand: er wolle, trotz Winterfrost und Schnee, morgenden Tages hinausziehen.

„Ich will, so lange Sie schweigen, Vetter, Ihnen mein Kostgeld jährlich vorausbezahlen; und für die ersten Einrichtungen für sich und mich liegen im Wandschränkchen dort hinter der Thür vier Rollen mit neuen Thalern."

Der Doktor streckte beide Hände und alle fünf Finger in die Luft und schwor Verschwiegenheit bis ins Grab, dachte aber bei sich: die glaubt gewiß, der jüngste Tag oder das tausendjährige Reich sei vor der Thür, daß sie sich so schnell bekehrt.

Nach allem diesem aber kam Sarah nie zum

Bekennen des großen Geheimnisses. Und so oft sie versuchte anzufangen, starb ihr das Wort auf den Lippen, indem sie sich das Gesicht verbarg und schluchzte. — Dies Anfangen und Abbrechen und Hammern währte ziemlich lange. Der Doktor stand auf, setzte sich vor das Bett, wischte mit dem Rockärmel seine Knie, nahm eine Prise und dachte: wenn man einen Brunnen endlich trocken pumpen kann, werden doch die Thränendrüsen einer beklemmten Jungfrau auch aufhören müssen, Wasser zu geben.

Es wird immer blauer.

Er hatte Recht. Als sie nicht mehr weinen konnte, hielt sie es für christliche Fassung des Gemüths, und sagte mit zitternder Stimme: „Vetter, als Sie gestern mit dem entsetzlichen Ausdruck von mir weggingen..."

Der Dokter wollte wieder auf die Knie fallen und abbitten: „Verzeihen Sie mir doch den Ausdruck, goldene Tante, es war von mir..."

„Nein Vetter — Sie mögten wohl Recht haben."

„Es war Dummheit von mir, Tante."

„Nein Vetter, ich vermuthe, Sie haben Recht."

„Das ist ja unmöglich, goldne Tante."

„Ach, nur allzugewiß, Vetter!"

„Aber es ist nicht möglich, Tante. Und wenn

auch — wenn selbst — nein, Tante, Sie sind gewiß ..."

„Vetter, Sie haben Recht. Ich hätte in meinem Alter wohl vernünftiger sein sollen, meinen Sie. Und Sie haben Recht. Nun aber wissen Sie alles. Das Unglück ist geschehen. Ich war verheirathet — aber heimlich, ganz heimlich — aber ehrlich, aber in der Ordnung. Wer wird mir's nun glauben? Nun ist er im Tyrol an einer Stückkugel gestorben. Hier sind Briefe und Zeugnisse. Er ist todt, und — —"

„Wer denn, Tante?" rief Falk voller Erstaunen.

„Ach, der Trompeter vom französischen Husarenregiment, Gott hab' ihn selig, der vorigen Sommer bis im Herbst bei mir im Quartier lag. Er war kein gemeiner Trompeter, sondern Regimentstrompeter; sein Vater und Großvater hatten Jahre lang mit großem Beifall die Pauken gerührt. — Aber, gerechter Himmel, Husarenfrau mogt' ich nicht heißen. Und ehe er sich vom Regiment losmachen konnte, mußte er mit dem Regiment fort. Nun sitze ich da als eine junge Husarenwittwe. Keine Seele weiß es; keine Seele glaubt es. Ich sterbe, wenn man's erfährt. Die Stadt würde blaues Wunder schreien! Am Trompeter wäre mir wenig gelegen, aber mein guter Name!"

Der Doktor schüttelte den Kopf. Er konnte sich von der Verwunderung kaum erholen. Den Trompeter hatte er zwar oft im Zimmer der Jungfrau Waldhorn gesehen, aber — Falk, der Göthe's Idee von der chemischen Wahlverwandtschaft der Menschen immer einen närrischen Einfall geheißen — er hätte sich nie so starke Wahlverwandtschaft zwischen Trompeter und Waldhorn träumen lassen. — Auch jetzt noch hielt er wenigstens die Besorgnisse der Jungfrau, denn so wollte die Wittwe heißen, für grundlos; allein sie gab ihm auf seine Fragen über ihr Befinden so sonderbare Antworten, daß er selbst zu glauben anfing. Nun freilich konnte er sich die verschwenderische Freigebigkeit der hochbeängstigten Dame erklären, die lieber das Leben verloren, als es ertragen hätte, daß die ganze Stadt erführe, wie der erste Tugendspiegel aller Jungfrauen so blind übergelaufen sei.

Er gab sein Ehrenwort, zu schweigen und sie vor aller Welt zu verbergen, bis sie sich wieder mit Sicherheit sehen lassen könne. Bis dahin wollte sie für krank gelten — unter diesem Vorwand und besserer Pflege willen beim Doktor wohnen; allen Umgang abbrechen.

Die Schenkung des Landhauses beim Wirthshaus zur Schlacht von Abukir ward notarialisch und gerichtlich ausgefertigt; das Landhaus mitten

im Winter bezogen. Die jungfräuliche Matrone ward darauf unsichtbar. Sie ließ sich von Suschen allein bedienen, und diese hatte sie selbst in das Geheimniß eingeweiht.

Gute Folgen.

„Das heißt doch" — sagte sie oft in heitern Stunden zu Suschen, denn immer konnte sie doch nicht verzweifeln; auch that Suschen alles, was sie der Tante in den Augen las, so daß diese sich in ihrem ganzen Leben nicht so wohl verpflegt und behaglich gefühlt hatte, wie im Schoos dieser glücklichen Familie: „das heißt doch wahrlich, sein blaues Wunder erleben, wenn einem zuletzt noch solches Schicksal trifft. Hätte ich das je denken sollen! Ach, siehe wohl zu, daß du sicher stehest, auf daß du nicht fallest. Ich war aber in allzugroßer, geistlicher Sicherheit; da ward ich gestraft. O der Trompeter! der Trompeter!" —

Die Begebenheit hatte inzwischen auf Jungfrau Sarah einen sehr wohlthätigen Einfluß. Aus bloßer Furcht, sich von den neugierigen Augen ihrer ehemaligen Gesellschafterinnen und Kaffeeschwestern verrathen zu sehn, entwöhnte sie sich von dem Umgang derselben, und gewann reinern Vergnügungen im Kreise der Falkschen Familie Geschmack ab. — Zwar hörte sie noch gar zu gern

Stadtneuigkeiten, aber — sie gedachte ihrer Schwäche — und verdammte nicht mehr so lieblos wie sonst; höchstens seufzte sie, wie eine Gebeugte, welche, ihr eigenes Gericht scheuend, nie wieder richten wollte. Sie ward so nachgiebig, bescheiden, ja demüthig, wie man nie von ihr hätte erwarten können. Die Verpflanzung unter andere Menschen, Verhältnisse und Gegenstände, der heroische Entschluß, wodurch sie einen Theil ihrer Güter weggegeben hatte, die Versicherung des Doktors, sie habe Vermögen genug, um zu leben, er wolle es ihr verbürgen — das alles verwandelte sie so sonderbar, daß sie sich selbst vorkam, als lebe sie in einer ganz andern Welt. Sie gab sogar ihr Wucher-Handwerk auf, das sie ohnedem bei ihrer Entfernung von der Welt nicht mehr treiben konnte.

Unterdessen spie... die drei Fakultäten Feuer und Flamme. Der Advokat Zange und das philosophische und theologische Waldhorn machten entsetzlichen Lärmen gegen einander. Denn Jungfrau Sarah hatte ein- für allemal einem jeden den fernern Zutritt verboten, und jedem dabei gesagt, was der Advokat ausgeplaudert, so wie dem Advokaten, was der Primarius von ihm verrathen habe. Die beiden Waldhorne versöhnten sich zwar dem Scheine nach, aber nur um desto stärker durch ihre Vereinigung gegen den Rabulisten zu sein, der

ihnen auf alle Bewegungen lauerte, um Stoff zu einem Prozeß zu finden. Der Philosoph schrieb ein vortreffliches Werk gegen die menschlichen Leidenschaften, und der Primarius hielt alle Sonntage die rührendsten Predigten gegen Undank, Verleumdung, Neid, Klatschsucht und Bosheit. Beide stifteten damit viel Gutes, nur ihre eigene Galle wuchs immer dabei.

Der fromme Betrug.

Inzwischen war nach der langen Winterzeit der Frühling gekommen. Die warmen Sommertage nahten. Doktor Falk hatte schon früh bemerkt, daß sich seine Tante in der That Sorgen ohne Noth gemacht. Er hatte ihr dies gemeldet, und zugleich offenbart, daß ihre Kränklichkeit eine der weiblichen Schwachheiten sei. Umsonst, die Jungfrau ließ sich ihre Einbildung schlechterdings nicht ausreden. Suschen und Falk mußten schweigen und der Tante den lächerlichen Glauben lassen, weil sie drohte Argwohn gegen des Doktors Freundschaft zu fassen. — Sie hütete meistens das Bett. —

„Sie macht mir bange!“ sagte Suschen zu ihrem Manne: „Sie kömmt mir zuweilen wie eine Verwirrte vor.“

„Das ist sie auch im vollen Sinn des Worts!“

sagte der Doktor: „Es iſt bei ihr Hypochondrie, fixe Idee! Mit meinen Arzneien treib' ich ihre Einbildungen nicht weg. Was iſt zu thun, vielleicht heil' ich ihr eine Phantaſie mit der andern. Ich gebe ſeiner Zeit unſer Kind ihr für das ihrige."

„Aber wird ſie das glauben?"

„Will ſie es nicht glauben, ſo läßt ſie es."

Nach einigen Wochen erſchien Suschen nicht mehr bei der Sarah — ſo war's von den Eheleuten beſprochen — der Doktor zeigte ihr an, Suschen habe Unglück gehabt.

„Das Kind todt?" fragte Sarah.

„Allerdings!" erwiederte der Doktor.

„Ach..." ſeufzte ſie.

„Bleiben Sie ohne Sorge, Tante."

Eines Morgens, vor Tages Anbruch, ward die Tante auf ſonderbare Art geweckt. Ihr Geſicht ward mit Waſſer geſprengt; unter der Naſe ihr ein ſtark riechendes Fläſchchen um's andere gehalten, daß ſie faſt den Odem verlor.

Sie ſchlug die Augen auf und ſah den Doktor mit ihrer Naſe beſchäftigt. „Gerechter Himmel, ich ſterbe; ich komme um! Was machen Sie mir denn in die Naſe, Vetter!"

„Still, Tante! ſprechen Sie kein Wort!" ſagte der Doktor mit bedeutungsvollem Blick: „Geben Sie mir nur zu verſtehen, ob Sie ſich wohl befinden."

„Ganz leidlich, Vetter.“

„Sie lagen vier Stunden lang in Ohnmacht, Tante; mir war für Ihr Leben bange. Jetzt ist's gut. Sie sind gerettet. Ein allerliebstes Kind — —“

„Was?“ rief Sarah, indem sie sich fast die Nase zerrieb.

„Ein artiger Knabe. Wollen Sie den Buben sehen? Wenn Sie sich ruhig verhalten, ohne ein Glied zu rühren: so ...“

„Aber, Vetter, ...“

„Ich sage den Leuten, es sei das Kind meiner Frau; dafür gilt es jetzt im Hause.“

„Ach, Vetter, Ihre Klugheit, Ihre Hilfe, Ihr Rath ... Sie sind ein Engel.“

Falk ging. Die Tante zitterte an allen Gliedern vor Schreck und Freude. Sie sah sich um; auf den Tischen standen brennende Kerzen und Arzneigläser dutzendweise. — Eine Frau brachte das Kind, es schlummerte sanft. Sarah sprach kein Wort, betrachtete es lange, fing bitterlich an zu weinen, küßte das junge Wesen unzähligemal, und sagte zum Doktor, als es wieder weggetragen war: „Es ist der französische Regimentstrompeter, Gott hab' ihn selig, wie er leibt und lebt! Ja, gewiß, wie er leibt und lebt!“

Wirkungen.

Nach einigen Wochen, die sehr pünktlich bei guten Kraftbrühen verlebt wurden, trippelte Jungfrau Sarah wieder wohlgemuth, stärker und frischer als jemals, im Hause herum. Sie wiegte das Knäblein und trug es mit Zärtlichkeit umher, und hegte und pflegte es mit wahrer Affenliebe. Sie war glücklich von ihrer närrischen Einbildung durch eine noch weit närrischere geheilt. Dankbar dafür war der erste Gang, welchen sie ausser dem Hause that, zur Kirche, und von der Kirche hin, dem Doktor Falk ihr gesammtes Vermögen gerichtlich verschreiben zu lassen, mit der Bedingung, daß er sie lebenslänglich dafür verpflege und ihr zum eigenen Gebrauch eine ansehnliche jährliche Summe Taschengeld gebe. Dem Doktor aber machte sie noch den geheimen Artikel zur Pflicht, daß dem Regimentstrompetelein dermaleinst die Hälfte des gesammten Vermögens zufallen müsse.

So ward Doktor Falk plötzlich durch die blauen Wunder der Jungfrau Sarah Waldhorn zum reichen Mann. Der Sieg der medizinischen Fakultät war unwiderruflich entschieden; desto ärger wütheten von nun an die theologische, philosophische und juristische gegen einander. Sie

konnten es einander nicht verzeihen, daß sie sich gegenseitig um die Universalerbschaft geprellt hatten. Dem Doktor Falk verzieh man leichter. Er war an allem unschuldig. Man machte sogar wieder Freundschaft mit ihm, denn er war einer der reichsten Männer in der Stadt; und einen reichen Mann, oder vielmehr sein Geld, kann der Philosoph und Jurist, wie der Theologe allezeit gebrauchen.

Die erbitterten Leutchen trieben ihren gegenseitigen Haß endlich so weit, daß sie ihren Kindern verboten, mit einander zu spielen; daß, wenn zwei einander von fern auf der Straße sahen, beide umkehrten, um sich nicht zu begegnen; daß, wenn zwei einander nicht ausweichen konnten, sie links und rechts vorbeidefilirten, ohne sich zu begrüßen. Man hörte sie nur sich räuspern. Ihre Todfeindschaft, die oft in die lächerlichsten Ausschweifungen entartete, war zuletzt das Gespräch und Aergerniß der ganzen Stadt.

„Aber," sagte Suschen zu ihrem Manne, „es ist doch recht betrübt, Verwandte in solchem Hader zu sehen. Wie wär's, Männchen, wenn du sie wieder aussöhntest? Es kommt nur darauf an, daß du sie einmal zu einem freundschaftlichen Essen zusammenbätest. Beim Glase Wein würmen die Männer wohl ihre alte Freundschaft wie-

der auf. Versuch's doch. Es wäre ein schönes Werk gethan."

„Alles ganz gut!" rief Jungfrau Sarah, „man soll ein Christ sein und sich versöhnen. Ich bin auch dafür. Nur das Essen geht mir nicht hier im Hause; ich kann die drei Schleicher nicht vor den Augen leiden. Ich kann alles vergeben, vergessen nicht. Speiset ihr drüben im Wirthshaus zur Schlacht von Abukir mit einander; nur hier nicht."

Die Schlacht von Abukir.

Dem Doktor wäre die Versöhnung seiner Vettern ganz recht und lieb gewesen; doch traute er nur halb. Aber Suschen hatte darum gebeten, und bat noch einmal und wieder. Und wenn Suschen sich auf's Bitten legte, dann legte man sich ganz vergebens auf's Abschlagen, besonders Doktor Falk. Er stand zwar nicht unter dem Pantoffel seiner Frau, aber gewiß doch unter ihrer weichen Hand.

Sehr gelegen zu dem Versöhnungsmahl kam ihm die Anwesenheit zweier großen Gelehrten in der Stadt; beide hatten ihm eins als akademische Lehrer auf der Universität Artigkeit erwiesen. Jetzt konnt' er abzahlen, und die Gegenwart die-

ser beiden großen Männer flößte den drei feindseligen Verwandten wenigstens so viel Achtung ein, daß sie sich in deren Gegenwart nicht mit neuen Vorwürfen reizen konnten. Man tadle doch nicht, was wir im gemeinen Leben Anständigkeit nennen. Sie ist oft das Gängelband, in welchem die kindliche Tugend auf schwachen Füßen laufen lernt. Der eine von den großen Männern, der berühmte Edukationsrath Hahnenkamm, war eigentlich mehr lang als groß, fast riesenhaft, schattenähnlich, aus einander gezerrt, mager. Der andere große Mann war der Hofrath Pilz, ein kleines, bleiches Männlein, durch seine Schriften hinlänglich der Welt und Nachwelt bekannt, wenn er nicht etwa vergessen wird. Der Wirth zur Schlacht bei Abukir mußte ein glänzendes Nachtessen rüsten, — der Doktor lud auf ein einfaches sokratisches Mahl ein.

So ein sokratisches Mahl bei einem Doktor, reich wie der Mann im Evangelium, wird nicht leicht ausgeschlagen. Man fand sich ein. Zange und die beiden großen Männer waren die ersten. Die Unterhaltung war sehr gewürzt durch den attischen Witz der Fremden, die von allen durch Schriften bekannten Männern etwas Lächerliches wußten. Als aber der Professor Waldhorn kam,

ward dem Advokaten das Lachen theuer. Dieser verzog das breite, fleischige Gesicht, als hätt' er die Kolik; und jener ging um den Kabuliſten in ſo weiten Bogen herum, als fürchtete er ſich, ſeinen neuen perlfarbenen Rock mit den weißgelaſſenen Unterkleidern ſchon durch den Hauch des Advokaten zu beſudeln. Da nun aber gar klein, ſchwarz, rund und geſund der Paſtor Primarius hereinſchritt, war's, als führe ein böſer Geiſt in die Verſammlung. Die Einheimiſchen ſprachen nur mit den Fremden; ſich ſelbſt mieden ſie zu ſehen, und geſchah es, ſo war's mit Baſiliskenaugen.

Man ſetzte ſich endlich um die Tafelrunde. Der Doktor gab ſich alle Mühe, Heiterkeit in die Unterhaltung zu bringen. Die beiden großen Männer waren unerſchöpflich in ſkandalöſen Gelehrtengeſchichtchen. Alles ſchien auf dem beſten Wege zu ſein. Der gute Falk bereitete ſich ſchon zu einer rührenden Verſöhnungsſzene beim Champagner vor.

Der Philoſoph Waldhorn ließ ſich das ſüße Amt nicht nehmen, bei Tiſch zu „ſerviren", wie er's hieß. Er gab die Suppe auf, es war Kirſchſuppe nach einer ganz neuen Vorſchrift; ein Meiſterſtück des Abukirerkochs; eine Wolluſt der Gaumſeligen.

Die Reihe kam, daß er auch dem Advokaten Zange geben sollte. Das fiel dem Professor schwer auf's Herz — dem Menschen konnt' er unmöglich geben. Er zuckte.

Herr Zange sah mit verbissenem Grimm alles, was in dem Innern des Philosophen vorging. Und als der Professor finster und mit verächtlichem Blick zu ihm hinüber sah, als wollt' er fragen: „muß ich gegen dich Elenden die Formen des Anstandes beobachten?" konnte sich der wüthende Advokat kaum halten. Er streckte — Niemand sah es — schnell ein verzerrtes Gesicht dem Philosophen höhnend entgegen. — Da lief dem Professor der Weltweisheit die Galle über. Er gab eben so schnell — Niemand sah es — mit dem großen silbernen, von purpurfarbener Kirschsuppe gerötheten, Suppenlöffel dem Advokaten einen derben Hieb auf's verzerrte Maul. Rasend fuhr der Advokat auf, streckte den langen Arm über den Tisch und griff, statt des Philosophen — dieser war rasch unter den Tisch gebückt — den Kopf des Primarius. Erschrocken ließ der Primarius seine ehrwürdige Perüke in den Geierkrallen des Advokaten und duckte sich neben dem Philosophen unter das Tischblatt. Hier setzten beide das Treffen gegen den juristischen Goliath fort. Jeder faßte eines von Zange's Beinen — Jeder zerrte wüthend

daran; so mußte der Riese stürzen. Mit ihm aber fuhr das ganze sokratische Gastmahl schallend auf den Erdboden.

Da erhoben die Waldhorne unter dem eingefallenen Tisch ein fürchterliches Gebeul. Dem bei diesen Schlaghändeln ganz unschuldigen Edukationsrath Hahnenkamm war durch wunderbaren Aufschwung eines Tischflügels die rothe Kirschsuppe dick um's Gesicht geflogen. Hofrath Pilz saß starr und steif; er erblickte einen ganzen Haufen kleiner gebratener Vögel auf seinem Schoos versammelt.

Das Alles begab sich aber in so unerhörter Geschwindigkeit, daß Keiner recht Auskunft zu geben wußte, wie? warum? woher? was weiter?

„Hol der Teufel die Fakultäten!" rief der Doktor und flüchtete aus dem Erdbeben nach dem Fenster: „Ich dacht' es ja wohl, die Menschen sind nicht zu vereinigen."

Beim traurigen Schimmer des gläsernen Kronleuchters sah man nichts mehr über dem Tisch, als die in der Luft plädirenden Beine des Advokaten. Der Philosoph Waldhorn ging unter dem Tisch auf allen Vieren langsam hervor; ein gebratenes Milchschwein lag auf seinem Rücken, wie der Affe auf dem Bären. Der Primarius kroch ebenfalls hervor; aber, in's Tischtuch verwickelt,

folgte ihm dieses mit den Trümmern des sokratischen Gastmahls, wie ein feierlicher Leichenzug, durch's ganze Zimmer. Der kleine Hofrath Pilz setzte bedächtlich alle seine kleinen Vögel vom Schoos auf die Erde. Die wehmüthigste Erscheinung war aber die lange Gestalt des mit Kirschsuppe geblendeten Edukationsraths. Er hatte zu seiner Vertheidigung, mit vieler Geistesgegenwart, eine Kalbskeule ergriffen. So zog er majestätisch, wie ein blutiges Gespenst, schweigend und tappend im Saal herum; denn er konnte durch die purpurne Finsterniß der Suppe nicht erkennen, woher jählings die Schlaghändel gekommen. Darum, als der Wirth von Abukir eben mit einer prächtigen Pastete in's Zimmer trat, und dem Edukationsrath zu nahe, schlug dieser mit der Keule herkulisch Wirth und Pastete auseinander, ohne Erbarmen; denn wer konnte dem blinden Oedipos sagen, wer ihm Freund oder Feind sei?

Der Primarius ließ seine Peruke, der Professor sein Spanferkel im Stich. Beide flohen aus der Schlacht. Ihnen nach Zange, der Rothbart, voll Wuth und Scham. Der Doktor brachte die beiden berühmten Fremdlinge in kläglicher Gestalt zu seiner Frau, und erzählte die unselige Begebenheit.

„Gerechter Himmel!“ schrie die Tante, „die Unversöhnlichen! Leute in Aemtern und Würden! Das ist ja ein blaues Wunder!“

„Mit Erlaubniß“, versetzte der lange Edukationsrath, als er das Gesicht wieder bekam, „es scheint ein kirschrothes gewesen zu sein, wenn ich nicht irre.“

Es ist sehr möglich!

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die angenommene, ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände dem Landesherrn schriftlich im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu sein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nacheinander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für

gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Strykk ein grundredlicher, offener, gewissenhafter Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allen war seine sprüchwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm sein, folgende Beiträge zur Karakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er es doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal ent-

schlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete dem zufolge seine Handlungsweise. Das Sprüchwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch war es sehr möglich.

Er selbst wußte dies von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich gern einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater," sagte er, „aber an mir würde man sie lächerlich finden, weil sie offenbare Nachäffung und eine recht absichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre."

„Das ist sehr möglich, lieber Fritz!" versetzte der Staatsrath: „Aber was ist daran gelegen, wenn solch ein paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Besonnenheit und Lebensglück geben? Der Gewinn ist zu groß. Und wüßt du das Wort nicht laut sagen, aus Furcht vor den Spöttern, so

beschwör' ich dich, denke es wenigstens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen."

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe für die Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkommt."

„Kind, ich habe für die Redensart nicht so viel Vorliebe, als für dich; darum wünsche ich sie, und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glück, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprüchwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden sei. Nein, es war ursprünglich eine recht absichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe."

„Was bewog Sie denn, diese Eigenheit anzunehmen?"

„Das Unglück meiner Jugend und die Verzweiflung. Und nur durch diese elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner selbst Meister. Deine Großältern waren herrliche, gottesfürchtige Personen; großes Vermögen aber besaßen sie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anständig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger unverdorbener Mensch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu gut, weil ich nur unter den Urbildern des Höchsten und

Edelsten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte sie, je nach Umständen, bald nur von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert."

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jetzt noch!" sagte Frik.

„Das ist sehr möglich," antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeldlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sei; sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äusserst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jetzt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustpartien mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand

wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch elender lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allem dem war ich sehr glücklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtsein erfüllter Pflichten oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir Beide waren Ein Herz und Eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er war in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur eines über alle. Es war die Tochter des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern; ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch den Laut des Wortes, auch des reinsten, entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand

gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion."

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie sich nicht?"

„Nein, auch ihm nicht; schon deswegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüller zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sei Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei; es habe deswegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar schon kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe, und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von aussen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerrath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und

seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach geschehener Legitimation, zu erheben. Ich war beinahe ein Millionär geworden. Ich war selig, nicht des Geldes, sondern Philippinens wegen. Gerade damals ward ein hübscher junger Mann, ein Graf, ein Favorit unsers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie spöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen, eifersüchtigen Besorgnisse hinweg. Sie selbst forderte mich nun auf, um ihre Hand anzuhalten bei den Aeltern. Das war mir natürlich ein schweres Stück Arbeit. Doch machte ich Anstalt. Zugleich sollte ich, wegen des Erbes, nach Amsterdam. Das fiel mir sehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf so lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte; theils weil sie selber gegen meine verfönliche Hinreise sprach, theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübsch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reis'te mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugnissen und nöthigen Vollmachten versehen, nach Amsterdam."

„Sie haben mir", sagte Frik, „doch noch nie von diesem Ihrem Freund gesprochen."

„Kann ſein,“ erwiederte der Staatsrath: „das erklärt ſich von ſelbſt. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius ſchrieb mir nicht. Ich beſtürmte ihn mit Briefen. Ich kam ſogleich auf den Gedanken, er ſei krank, ſehr krank. Die Freundſchaft überwand die Liebe; ich reiſ'te nach Amſterdam. Philippine war bei meiner Abreiſe auſſer ſich vor Schmerz. Sie ſank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reiſe fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand ſeinen Namen in allen Poſtbüchern. Ich kam nach Amſterdam. Er war da geweſen. Er hatte das Teſtament und die Summen in Wechſeln erhoben, einige Wechſel ſogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauſcht, andere gegen andere Wechſel. Ihn ſelbſt fand ich nirgends. Das kam mir ſonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erſtaunen, ein Mann von ſeiner Geſtalt habe ſich auf ein amerikaniſches Schiff begeben, ſchon vor zwei Monaten, alſo bald nach Bezug der Erbſchaft. Ich rief immer: es iſt nicht möglich! Allein ich erhielt beſtimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein beſter Freund hatte mich betrogen.“

„Abſcheulich!“ rief Frik.

„Ich reiſ'te zurück, mit zerriſſenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verſchmerzt, aber die

Treulosigkeit meines Herzensfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglück zwar schon aus einem Briefe von mir erfahren hatten. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?" fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein van Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie!" sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten? mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!" rief ich. — „Allerdings," erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte. Und dies mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen sein, welchen ich dem General aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwätz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von

allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung.“

„Abscheulich, abscheulich!“ rief Fritz, und drückte die Hand fest auf sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun so von allen Seiten und so betrogen, — nun glaubte ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schicksals. Was mir unmöglich geschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unglaublichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sei. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag das System meiner gesammten Lebensweisheit von da an. Ich nahm es mir vor, nur immer die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glückes berauschte mich nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit

und das Unglück, und sagte: Es ist sehr möglich. Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Frik, da du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzücken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt."

„Gott sei Dank, Väterchen," rief Frik, es ist beides nicht eingetroffen."

„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seit ich mein Sprichwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich gleichsam in deinem ganzen Nervenbau verknorpeln — sonst frommt sie nichts, und du bleibst karakterlos."

„Wir Menschen alle", fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unsern wichtigsten und unwichtigsten Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblick erst schnell aufsteigenden, oft uns selbst fast unbewußten Idee geleitet. Sie ist dann des Augenblicks und der Umstände flüchtiges

Erzeugniß, und zwar so sehr, daß man sich hintennach oft nicht einmal Rechenschaft geben kann, warum man eigentlich im entscheidenden Moment gerade so, und nicht anders handelte. Unwissende glauben an göttliche oder satanische Inspiration. Daher können auch nur äusserst wenige Menschen dafür gut stehen, wie sie allenfalls unter diesen oder jenen Verhältnissen handeln würden. Sie können es nicht; denn beim Heranflug des Verhängnisses sind sie meistens ihrer selbst nicht mächtig, wie behext, wie betäubt, wie berauscht, weil ihrem Geiste alle Festigkeit, ich möchte sagen das starke Knochengerüst, die ächte Idee der höchsten Lebensweisheit, der starke Christussinn, das Verachten des Irdischen und seines Spiels, das Hinschauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um sich solches eigen zu machen, muß man ein sehr einfaches Mittel, irgend einen überall anzubringenden Weisspruch, wählen. Stehe es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was schader's? Genug, wenn uns das Wahrste und Erhabenste zur bloßen Gewohnheit wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thierischen gedankenlosen, sondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stätigkeit. Darum folge meinem Rath! Es ist dir sehr möglich."

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüths hatte es beim Staatsrath Stryk seine volle Richtigkeit; inzwischen zog ihm sein Sprüchwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenigstens andern Leuten wohl Verdruß gewesen wäre. Aber ihn focht nichts leicht an.

Zum Beispiel war er eines Tages in der Ministerialversammlung, welcher der Kurfürst beiwohnte. Es war zur Zeit des französischen Revolutionstaumels. Man sprach nach aufgehobener Sitzung noch von den neuesten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; sprach von der ungeheuern Verwandlung der französischen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die sie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudetrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das ist das schändlichste Volk auf Gottes Erdboden!“ rief der Kurfürst: „Kein anderes Volk könnte das. Denk' ich an meine Unterthanen — nie, des bin ich gewiß, werden sie von solchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Was meinen Sie, Stryk?“

Der Staatsrath hatte in dem Augenblick an etwas Anderes gedacht, die Worte seines Herrn nur halb gehört, und zuckte verlegen die Achseln, indem er nach seiner Gewohnheit sagte: „Es ist doch sehr möglich!“

Der Kurfürst stutzte. „Wie verstehen Sie

das?“ rief er: „Glauben Sie, es könnte je ein Augenblick kommen, da meine Unterthanen froh sein könnten, mich verloren zu haben?“

„Es iſt sehr möglich!“ sagte Stryk mit Besonnenheit: „Man kann nichts voraus wiſſen. Niemand iſt unzuverläſſiger, als ein Volk; denn das Volk beſteht aus Menſchen, von denen ſich jeder ſelbſt mehr liebt, als den Fürſten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer ſind Hoffnungen verführeriſcher, als der Beſitz eines Gutes ſelber. So ſehr Ew. kurfürſtliche Durchlaucht auch von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und ſo ſehr Sie die Liebe derſelben verdienen: doch wollte ich nicht ſchwören, daß nicht, bei verwandelten Umſtänden, dies Volk alle Wohlthaten vergeſſen, und zu Ehren einer Republik oder eines andern Herrn Freudenfeſte und Illuminationen anſtellen, die kurfürſtlichen Wappen abreiſſen und beſchimpfen könnte. O ja, es iſt ſehr möglich.“

„Sie ſind nicht geſcheut!“ verſetzte der Kurfürſt heftig und wandte ihm den Rücken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann ſagte damals: Stryk iſt ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzoſen glücklich über den Rhein. Der Kurfürſt mit ſeinem Hofſtaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, ſtellte Freudenfeſte

und Illuminationen an, und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Strykk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug war, weswegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein rührendes Schlachtopfer des fürstlichen Despotismus. Das Neue befestigte sich, und Strykk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreissen. Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen. Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten; die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages kam ein Regierungskommissär in das Departement, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Strykk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst

mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur," sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit nur ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was hoffen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurückzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne nur gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet werde?"

„Unwahrscheinlich allerdings," sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich."

„Was? sehr möglich?" schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer schon an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie nicht geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie sich auch nur entschuldigen?"

„Entschuldigen?" sagte Stryk ganz ruhig: „Es ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König

von Macedonien. Rom hatte erſt Triumvirate, dann einen Cäſar und zuletzt Neronen. England tödtete ſeinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige.

„Was wollen Sie mit Ihren Römern, Athenern und Engländern?“ rief der Kommiſſär: „Was wollen Sie mit dieſen elenden, karakterloſen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden ſie doch nicht mit den Franzoſen in Vergleich ſetzen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre ſchiefe Anſicht. Sie ſind kein geborner Franzoſe.“

Es war jedoch dem Kommiſſär mit dem Verzeihen kein beſonderer Ernſt; denn Stryk verlor bald darauf ſeine Stelle. Er mußte ſich ſogar gefallen laſſen, wegen verdächtiger Reden in Verhaft und peinliche Unterſuchungen zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Buonaparte erſter Konſul, erſt für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiſer und König. Stryk ward gleich anfangs wegen ſeiner Einſicht, Rechtſchaffenheit, und weil er von jeher zu denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingeſetzt. Von dieſer Zeit an genoß er in ſeinem Kreiſe höhere Achtung, als je. So manches, was er zuvor geſagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politiſchen Fernſeher.

Napoleon verwandelte die Welt und verſchenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieſer Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Menſch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrſcher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, ſondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einſt Alle befallen hatte, frei geblieben zu ſein. Man rechnete es zur bitterſten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande," ſagte Stryk, als ſich einſt darüber zwiſchen ſeinen beſten Freunden Vorwürfe und Wortwechſel erhoben: „ich glaube, ihr alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es iſt ſehr möglich."

„Wie? Halten Sie uns alle für ſo ſchwache, arme Sünder?" riefen ſie insgeſammt: „Wahrlich, ich für meine Perſon", ſetzte Jeder hinzu, „laſſe mich nicht ſo leicht von dem moraliſchen Modefieber beſiegen!"

„Das fällt mir", ſagte Stryk, „immer aus Addiſons Zuſchauer der Sultan von Egypten ein. Dieſer Sultan that ſich etwas darauf zu gut, ein ſtarker Geiſt zu ſein. Nichts war ihm

lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Muhamed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nämlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradies und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bettnoch warmfand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bett umgestoßen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über diese Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wasser war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenblicklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem

Meersgeſtade, ganz einſam. Man denke ſich ſein Entſetzen! Er verwünſchte den Mönch und ſchwor, ihm den Hexenmeiſterſtreich zeitlens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte ſich wohl in ſein Schickſal ergeben. Zum Glück bemerkte er endlich Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derſelben kam er zu einer jenſeits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand ſich weit von Egypten, am kaſpiſchen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nur nicht zu ſagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abentheuern gewann er die Gunſt eines reichen Mannes und heirathete deſſen ſchöne Tochter. Mit dieſer hatte er vierzehn Kinder, nämlich ſieben Knaben und ſieben Mädchen. Seine Frau ſtarb endlich, und nach mehrern Jahren kam er durch verſchiedene Unglücksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Straßen der Stadt ſein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er ſeinen gegenwärtigen betrübten Zuſtand mit der Pracht des ehemaligen egyptiſchen Palaſtes verglich, und hielt ſein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewieſenen Unglaubens. Er beſchloß, Buße zu thun und ſich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glücklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er ſich durch

eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf in's Wasser zu stecken. Trotz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg auf's Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schicksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblick erst den Kopf in's Wasser getaucht und eben so plötzlich ihn wieder zurückgezogen."

„Ihr Herren", fuhr der Staatsrath fort, „seid wohl alle im Fall unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution vorausgesagt, was ihr alle während derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jetzt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die auswanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurückkommen, ich wette, sie halten die ganze

Geſchichte ſeit 1789 für nicht geſchehen, und ſtehen wieder, wie der Sultan von Egypten, fröhlich vor der Kufe, und betrachten die Jammerjahre wie eine träumeriſche Selbſttäuſchung."

Man lächelte. „Nun, nun!" ſagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber ſollte man im Ernſt wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurückkommen? Das gehört nun doch in's Reich der Unmöglichkeiten."

„Hm, es iſt ſehr möglich!" ſagt Stryk. Und in der That erlebte er auch noch dieſen Umſchwung der Dinge, und wie Alles wieder in's vorige Geleiſe der politiſchen Ordnung zurücktrat.

Der Umſchwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich ſein, beſonders da er bei dem Napoleoniſchen Monarchenthum zuletzt abermals in Ungnade gefallen war. Man ſagte: Napoleon habe von ſeiner politiſchen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreiſe des Kaiſers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer ſeiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geſchäftsmann wunderte ſich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem

General kam dies sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg," sagte er, „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen." Der Staatsrath zuckte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versetzte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr! hieß es, und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrückten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schicksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regierung der Anmaßer (wie nun plötzlich die verbannten Kaiser und Könige illegitimer Herkunft hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landesfürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprichwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staatsrath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regierungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es folglich mit keiner recht treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz trocken nach sei-

ner Gewohnheit: „Es iſt ſehr möglich; denn“, ſetzte er ſchnell hinzu, indem er ſich beſann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener.“

„Das iſt platter Widerſpruch!“ rief der Souverän: „Wie können Sie ſich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?“

„Eben, weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, ſondern ein Staatsdiener zu ſein. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren iſt es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen.“

„Was Staat?“ ſagte der Souverän: „Ich rede von der Regierung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?“

„Nein, allergnädigſter Herr; wohl aber die regierende Perſon getrennt von der Regierung.“

Der Souverän warf einen finſtern Blick auf den Staatsrath und ſagte: „Das iſt Revolutionsſprache, die jetzt nicht mehr gelten ſoll. Merken Sie ſich das: Ich und der Staat ſind dasſelbe. Sie ſind nicht der Diener des Staats, ſondern mein Diener für den Staat.“

Der Staatsrath verbeugte ſich ſchweigend. Nach einiger Zeit ward er ſeines Alters wegen zwar vom

Amt entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehalts.

Doch auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Man kann", sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind sein wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weissagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet."

„Konnten Sie uns nur Ihre Sehergabe mittheilen!" sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich!" gab er zur Antwort; „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rückwärts sehen, nicht vorwärts — rückwärts in die Vergangenheit! Da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohne-

dem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht."

„Aber was sagen Sie von der jetzigen Zeit?"

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeihung läßt sich nichts einwenden!" sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seien noch nicht zu Ende? Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wieder kommen? Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erscheinen und wieder Spuk treiben?"

Der Staatsrath zuckte die Achseln: „Es ist sehr möglich. Uebrigens hat der nicht die amerikanische, nicht die französische Revolution gemacht; er hat aber das, was die Revolutionen im menschlichen Geschlecht beschleunigt, mächtig befördert, weil er, seiner Dynastie wegen, mit den abgenutztesten Hilfsmitteln dagegen kämpfte, nämlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei andern Völkern. Das weckte auch die andern Völker. Nun will man wieder mit Waffengewalt, Inquisition, Tortur, Nunziaturen, diplomatischen Pfiffen, Haarbeuteln, Perüken, Spießruthenlau-

fen, Adelspatenten, Ordensbändern, Staupbeſen, ewigen Bündniſſen, Zenſurgeſetzen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geſchah es ſchon zur Zeit Franklins und Waſhingtons, zur Zeit der Baſtillen, zur Zeit der Davouſte und Palms. Dieſelben Mittel und Urſachen werden dieſelben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch."

Das Loch im Aermel.

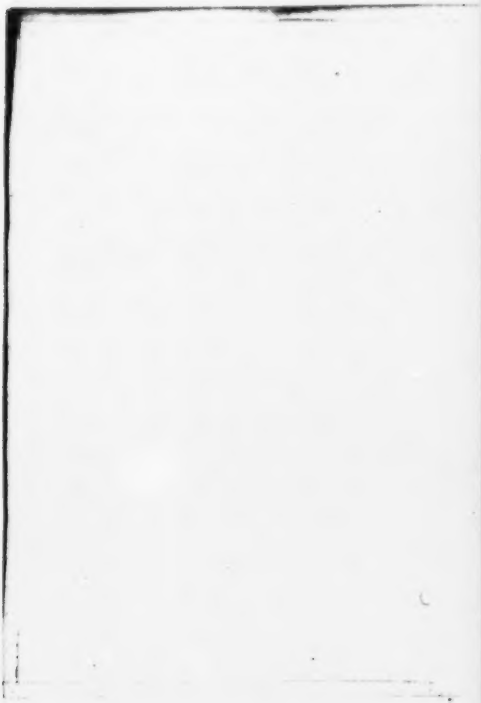

Herr Marbel.

Man erzählt ſich noch heutiges Tages zu W*** viel Seltſamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — ſeinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; alſo er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt ſich noch heutiges Tages von dieſem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derſelben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen ſehr wohlthätig geworden iſt.

Er ſelbſt war ein Mann von geradem, ſchlichtem Verſtande, ohne Anmaßungen, ohne Begierde ſich auszuzeichnen, im Thun und Laſſen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen ſei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; denn, ſagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und ſo ſchwimmen ſie mit dem Strom, und fallen nicht auf. Sie kleiden ſich nicht nur nach der neueſten Mode,

ſondern ſie eſſen nach der Mode, darum ſchmekken ihnen ſogar Auſtern gut; ſie erziehen nach der neueſten Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum ſieht ſich der Karakter der Leute ſo grundähnlich, daß es gar keine Karaktere mehr zu geben ſcheint."

Herr Marbel war ein ſehr reicher Mann, und zwar einer von denen, die mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienſte in einem angeſehenen Handelshauſe zu Ham[illegible]g geleiſtet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingen gebraucht, und ein paarmal nach Weſtindien geſchickt wurde. Er fing nachher kleine Geſchäfte für eigene Rechnung an; aus den kleinen Geſchäften waren zulezt große geworden.

Um während ſeiner Reiſen einen treuen Verwalter ſeines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaiſetes Mädchen, deſſen ſich kein Menſch annahm. Das Mädchen ſaß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landſtädtchen reiſete. Er fragte: was fehlt dir? — „Meine Mutter iſt geſtorben, nun jagen ſie mich fort." — „Komm mit; ich helfe dir." Er ließ das Mädchen neben ſich herlaufen bis zur nächſten Stadt, von da ſchikte er es mit der Poſt nach ſeiner Heimath. Ein halbes Jahr

lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heirathete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Sie können die beste Parthie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut sein,“ sagte Herr Marbel: „mir wählt' ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde: „Kaum fünfundvierzig Jahre alt, und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel: „Ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beissen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen bürgerlichen Hause; blieb einfach im Geräth und Kleidern; hielt keine Kutschen und Pferde; gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand, als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Ge-

ſchenke; verheirathete er auf ſeine Koſten junge Leute, die er ausſtattete; kaufte er geſchickte Bürgerſöhne mit ſchwerem Gelde vom Soldatenſtand los; oder beſoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Perſonen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So miſchte er ſich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Perſonen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achſeln und hatte nichts. „Sie ſind ein Narr!“ ſagten ſeine Freunde: „Sie wiſſen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken; die erſten Familien der Stadt, die bedeutendſten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür ſind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem Sie ſich ſo gern abgeben?“ — „Laßt's gut ſein!“ ſagte Herr Marbel: „Ich bin ärmer, als ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verſchwenden, und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es iſt nicht möglich! Sie müſſen ja jährlich wenigſtens bei dreißigtauſend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl,“ antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitauſend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die

nicht genug haben; Gott hat mich zum Verwalter für die guten Leute gemacht.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßt's gut sein,“ sagte er, „ich bin nichts weniger, als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zweien Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall, und ich ihnen. Wer über das Erhabenste, was das Leben zeigt, Trostes bedarf, der ist nur deß untröstlich, daß er kein Vieh ist. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsspaß mit mir; tröstet mich nicht.“

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit rothgeweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn, wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdien' es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth,

aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert."

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um W***. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügensörtern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volks tummelte sich da herum im Grünen, wie es an Sommersonntagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren sausend, wie schwanke Halme, her und hin; die Buden wurden geschlossen; die Krämer packten ein; die Musik in den Gebüschen verstummte; die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergötzte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind zu halten. Plötzlich fiel

Sturm und Wirbelwind über alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer: „schaffen Sie mir ihn wieder. Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte mit den großen Federbüschen fest und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen, ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit zu dem Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere kratzte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Prise, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollt' er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen: warum steigt denn keiner in die Aeste des Baums hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major, Sie

ſind der jüngſte. Holen Sie mir den Schleier!“ rief Emilie weinend.

Der Herr Major ſah erſchrocken auf ſeine weißen Kaſimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — ſiebenzig Schuh hoch mochte ſie wohl ſein. Er that, als woll' er ſich zum gefährlichen Gang auf die Tanne rüſten, räuſperte ſich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe das Geſpräch mit angehört. — „Ich will das Tuch droben ſchon herunterholen, wenn Sie befehlen!“ ſagte der Knabe, und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marſch! geſchwind hinauf!“ ſchrien alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe beſann ſich nicht lange. Er kletterte von Aſt zu Aſt empor, ſchlug die Zweige nur aus einander; man ſah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorſchein kam. Der Sturm wüthete von neuem, und warf die Bäume ſauſend durch einander. Der Knabe umklammerte den ſchwanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreiſen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das ſah. Die Offiziere lachten; die Fürſtin hüpfte vor Freuden hoch auf, da ſie den Schleier in der Hand des Wagbalſes ſah. „Wenn der Ungeſchickte ihn nur nicht zer

reißt!“ ſagte ſie dann wieder mit neuer Aengſtlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. Gottlob! ſagte die Fürſtin und hüpfte ſelig davon, um ſich aus dem Sturm zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe lief mit ausgeſtreckter Hand hinter ihnen, um ein Almoſen flehend; der Kammerherr warf ihm einige Geldſtücke zu. Der Knabe hob ſie vom Boden auf, und betrachtete ihren Werth.

Herr Mardel, ſonſt nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, ſeine offene Miene, ſein freundliches Weſen, ſein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte ſchon die Hand in der Taſche, um ihn für das Wagſtück zu lohnen.

„Was haben ſie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz beſudelten und von den Aeſten wundgeriſſenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ ſeufzte Herr Mardel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze, und füllte damit beiden Hände des Jungen, der ganz erſtaunt über den Reichthum nur mit groſſen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter anſah, und endlich fragte: Soll ich alles haben?“

„Alles! und was wirſt du damit machen?“

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben, und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gieb mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles.“

Traurig gab es der arme Knabe zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir.“

„Nein, die gehören mir.“

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt dir nicht. Ich nehme dich mit in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn du brav bist. Willst du das?“

„Wenn's Ihnen Ernst ist.“

„Hast du noch mehr Geld?“

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab, und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äuſſerſt einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohſack, und zur Nahrung die wohlfeilſte Koſt. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienſtfertig, immer freundlich, unverdroſſen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verſtand, aber war in allem unwiſſend, was nicht in den Erfahrungs- und Geſchäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär ſo weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumſchicken konnte. Er hatte ſich, wiewohl mühſam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes Herz machte ihn allen im Hauſe lieb. Herr Marbel nannte ihn ſeinen Sohn, und beſchloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen. Konrad mußte in die Stadtſchule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs ſauer; aber es ging. Die Freude des Wohlthäters an ſeinen Fortſchritten war ihm der höchſte Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterſte Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Bettelkindes beſchreiben. Nur dies, weil es Herrn Marbels Gemüthsart bezeichnet, ſei noch geſagt. Konrad, ſobald er einige Jahr im Hauſe geweſen,

saß an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen, aber Herr Marbel gab ihm Verfall, wenn er mit Brod, Fleisch, Erdäpfeln und dergl. vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Woche einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden, doch ward ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; alles für Andere haben und sein!" Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechszehn Jahr alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad," sagte er, „wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast du Geld. Jetzt beköstige und kleide dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe dir an, was du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber du zahlst mir für Zimmer, Bettem, Hausgeräth alle Vierteljahr vier Thaler. Richte dich ein."

Konrad wunderte sich; aber es freute ihn, Herr so vieles Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein. Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Mar-

bel beobachtete ihn ſcharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verſchwenderiſch wie ein Fürſt. Am Ende des Jahrs hatte er doch noch hundert und zwanzig Thaler übrig. Er mußte ſie an Zins legen, und empfing abermals vierhundert Thaler.

So gings bis ins zwanzigſte Jahr. Herr Marbel ſchickte den Jüngling auf eine Univerſität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn,“ ſagte er zu ihm, „aber das Anſtändige, wie das Nothwendige verſag' ihm nie. Ein guter Künſtler muß braves Werkzeug haben, ohne dem iſt er ſelbſt ungeſchickt. Der Leib iſt das Werkzeug; der Künſtler iſt der unſterbliche Geiſt. Dieſen vollende! Das Leben iſt kurz; es iſt die Schule. Bilde Geiſt und Gemüth; wir wiſſen nicht, wozu wir's lernen müſſen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk ſtellt. — Ich ſetze dir für die drei Univerſitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirſt ſie gebrauchen. Du ſollſt und mußt in die beſten Geſellſchaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den ſchlechten entferne dich nicht; du mußt ſie kennen lernen. Biſt du ſchwach und wirſt ſchlecht, gehſt du unter. Biſt du ſtark, ſtehſt du wohlthuend

über alle. Nach drei Jahren denke daran, dein Brod selbst zu verdienen. Dann geb' ich dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort. Der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben, als meine Bediente. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, was mich freut, daß ich das alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld. Alles Andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thierheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht um Gewinnes willen, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergl. Merke dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist

du zwanzig Jahr, das Alter, wo im Menſchen der Engel mit dem Thier kämpft. Möge der Engel obſiegen! — Erſt wird der Menſch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter, als zum wohldreſſirten Thier.

Aber das Thier iſt nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die ſchneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirſt du nicht glauben wollen, und doch iſts ſo. Ich war vierzehn Jahr alt, konnte leſen, ſchreiben und rechnen. So weit war ich dreſſirt. Ich war eines armen Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einſehe.

Ich hatte einen Spielgeſellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben ſind, wild, unbändig. Unſere Kleider waren nie neu, ſondern ſchnell beſudelt und zerriſſen. Da gab's Schläge zu Hauſe; waren die einmal abgeſchüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages ſaßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählten einander

was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus euch beiden gibts in Ewigkeit nichts!“ sagte ein steinalter Mann, in feinen Kleidern und weißgepuderter Perüke, der hinter unserer Bank stand, und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Albrecht fragte: warum nicht?

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euern Röcken an, aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in euern Aermeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellnbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenns euch,“ sagte der alte Herr, „zu Haus niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet ihr Generallieutenant und Generalsuperintendent werden: so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellnbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von

meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle? — Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Nath öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an unzerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perüke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; mit einem Glase Wassers löscht man eine angehende Feuersbrunst; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkornern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Krämer empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Krämer prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe ihm an," sagte er, „Er hält das Seine zu Rath; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann." Da dacht' ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen

in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes und Gleichgültiges, weder im Guten noch im Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft, das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach, da gab's Zank. Holla dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich Zänker, und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden. Von Stunde an ließ ich den Mann Recht haben; ich begnügte mich recht zu thun, und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), spart ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatt ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott

gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich: du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, was uns Reichthum gibt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute, und ein großer Wirkungskreis. — Lebt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne was Rechtes: denk' an den Mann mit der schneeweißen Perüke; hute dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todschießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studirte Rechte und Kameralwissenschaften, und war sehr fleißig, ohne sich doch dem Umgang und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte; denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, wollte aber keinen Kreuzer

hergeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gern zu bleiben. Zum Reisen aber gehört Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doktor Juris Utriusque gebracht hatte, ging der neue Doktor zu einem Kunstschreiner in die Lehre, und lernte dessen Handwerk, hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnißen u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmack, seine chemischen Kenntnisse — alles kam ihm zu Statten. In drei Vierteljahren hatte er Uebung im Mechanischen; er kam Meister und Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Geselle ausgeschrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends in W** von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, grüßte, und sprach, den Hut in der Hand kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerksbursche dankte, steckte die Gabe ein, und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße vom Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Vierteljahren hatte er nichts von seinem Pflegesohn vernommen, den er mehr liebte, als

er ſelbſt glaubte. Indem er dem Handwerksburſchen froh in's Geſicht ſah, ſprang er betroffen zurück. „Was? Biſt du's nicht ſelbſt, Konrad? Spielſt du Komödie mit mir? — Iſt das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?“

Konrad lächelte, und ſprach: „Der Doktor ſteckt hier im Ränzel; auf Reiſen iſt er Schreinergeſell. Der findet mit ſeinem Handwerk wohl überall ſein Brod und darf wohlfeil leben. Hier iſt mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reiſe durch fremde Länder. Ich komme nur durch W**, Sie noch einmal zu ſehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken, und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.“

Da ward Herr Marbel tief gerührt; ſeine Augen wurden voll Thränen. Er konnte nichts ſprechen. Er fiel dem guten Konrad um den Hals, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſchluchzte: „Ja, du biſt mein Sohn, ich will dein Vater ſein.“

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei ſich. Dann ließ er ihn ziehen mit ſeinem Segen. Haſt du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abſchied. Konrad erwiederte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das iſt alles, was ich erübrigen konnte.“

„Geld genug für einen reiſenden Handwerksburſchen!“ ſagte Herr Marbel lachend: „Da haſt du noch einen Thaler auf die Reiſe, ſo haſt du ſechsundzwanzig! Gott ſei mit dir. Schreib mir

alle Vierteljahr, wie es dir geht und was du lernst und siehst. Hüte dich vor einem Loch im Aermel, so wird's dir wohl gehen."

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thalern machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel. Er wollte die zerfallenden Trümmer einer herrlichern Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, um sich im Handwerk vollkommener zu machen; ging nach London über, wo er fast ein Jahr lang lebte; trieb sich dann in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimath zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es etwas Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war zu bleiben, auch nur um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in einen Gelehrten. Ein paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen immer begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Mei-

ſtertochter hätte den wunderbaren Fremdling gern gehalten und zum Meiſter gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jüngling; ſein ſchwarzes Auge voll Geiſt und Feuer; ſein Anſtand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; ſein Umgang nicht mit den Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutſelig, einnehmend, beſcheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz ſchwer. Er riß ſich los; zur Leidenſchaft ließ er keine Neigung aufſteigen; das nannte er immer ein neues Loch im Aermel. Heim in ſein deutſches Vaterland wollte er, und in der Nähe ſeines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat ſein Leben zubringen.

Nach vierjähriger Wanderung ſtand er wieder vor W**. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile geſehen; er hingegen hatte ſeinem Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geſchrieben. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe?

Konrad war todtenblaß, als er an das ihm theure Haus kam, von fremden Perſonen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt W** verlaſſen ſchon ſeit Jahr und Tag. — Er ging traurig von einer Straße zur andern. „Hätte er nicht die Liebe

haben und mir wenigſtens dieſe Veränderung ſchreiben ſollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?"

Er ging, das Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgendes Tages im Feierkleide zum Bankier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem beſten Freund, um Erkundigungen über ſeinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Bankier erkannte ihn ſogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob!" rief er: „Herr Doktor, daß ich Sie doch noch ſehe! Unſer alter Freund iſt nach Oſtindien, wie Sie wiſſen. Er hat bei mir für Sie noch zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er Ihnen zur Ausſtattung vermachen wollen, wenn Sie heimkehrten und ſich irgendwo in Ihrem Beruf anſäßig machen wollten."

„Nach Oſtindien iſt er?" rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wiſſen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß: der Fürſt wollte ihn adeln, und er, nach ſeiner Manier ſchickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Menſch habe ſeinen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den erſten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten Marbel einen Ja-

kobiner, hielt ihn eines Briefwechſels mit revolutionsſüchtigen Menſchen verdächtig, der ſich unter dem Pöbel Anhang machen wolle. Dann kam noch dies und das dazu. Genug, dem guten Mann ward das Leben ſauer gemacht. Nun wiſſen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, ſich einſchränken zu müſſen. Er fing neuerdings kaufmänniſche Spekulationen an. Die ſchlugen ihm um. Da kam er eines Tags zu mir, ſagte, er habe in Oſtindien noch ein bedeutendes Kapital; er wolle hin, es ſelbſt beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verſchenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reiſete ab. Es ſind nun anderthalb Jahre."

Konrad war betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Oſtindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiſet.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geſchehen: Konrad mußte bei ihm im Hauſe wohnen, bis er ſeinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte faſt im Sinn, eine Schreinerwerkſtatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab, und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher ſein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konraden mit freudigem Antlitz in's Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herrn Wallenroth folgen. Er will einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung, Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie mehr? Haben Sie Lust?“

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr Doktor!“ fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen der Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!“

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig und gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe zwar nicht die Ehre, Sie zu kennen. Doch genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer, empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dies und das sagen. Ich reise

in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alteck. Sie sollen nicht blos die Stelle des Justitiarius dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Alteckr sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre im Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an meinen Freund Herrn Schmidt zu meinen Handen."

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half nichts. Die beiden alten Herren drangen mit sonderbarer Güte in ihn. Herr von Wallenroth, der in der Meinung stand, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot immer mehr, verdoppelte zuletzt die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war be-

ſtürzt und froh zugleich. „Aber,“ ſagte er, „wie komme ich zu dieſem übermäßigen Vertrauen?“ Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt. „Das Herz dieſes Mannes“, ſagte er, „und das meinige ſind eins.“

Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, ſchriftlich, wie ſich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klauſel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle“, ſprach er, „ſind Ihren Befehlen unterworfen, nur eine Perſon nicht, die mir theuer iſt, deren verſtorbenem Mann ich große Verpflichtungen ſchuldig bin, wiewohl ſie mich kaum kennt. Dieſe iſt eine brave Predigerwittwe, Namens Walter. Sie iſt ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Penſion zu Alteck, und zwar habe ich ihr lebenslänglich Wohnung und Koſt und Bedienung in meinem eigenen Hauſe zu Alteck gegeben. Sie werden alſo mit ihr unter gleichem Dache hauſen. Es iſt die bravſte Frau von der Welt. Ich hoffe und wünſche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben.“

Konrad hatte gegen die Klauſel durchaus nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, gleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung abnehme.

Noch in der gleichen Woche reiſete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; inſtallirte

ihn in aller Form, hielt sich aber nicht länger als einen Tag auf, und ließ ihn dort bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf. Stallung, Scheuern, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach aber geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepians war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten, Keller auf's schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Ihre Blässe des Antlitzes, ihr stiller hoher Blick, der sich nur erst im Gespräch erheiterte, sagten, sie habe leidensreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr stand niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie schon vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen, mit dem Werthe der Knechte und

Mägde bekannt — genug, in alles weihte sie ihn ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der Klausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alteck etwas einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Ehrfurcht für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie sich einander selten. Da war sie und der Herr Verwalter, ein herzguter, aber etwas zeremonißer Mann, daneben ein wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen; Anmuth und Würze verbreitete über alles der Geist der Frau Walter.

Konrad ward mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Bankier Schmidt einen Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange“, schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit

meinem Wirkungskreise bekannter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen! Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter angezeigt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandtin in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen, vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da nebst der Frau Walter und dem Verwalter ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich ehrerbietig, wie vor einer Gottheit. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiederte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen,

worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsylbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltig imponire. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn dann das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die ihm die Nerven beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beisammen. Als Konrad auf seine Stube kam, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich ins Bett stürzte, die Augen selbst zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm her und hin.

Am Morgen war die Geſchichte halb vergeſſen; aber doch dachte er an Joſephinen eher, als an die Feldmeſſer. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Joſephinens Stimme ſingend dazu. Das Herz fing ihm wieder an zu klopfen. Er ſchüttelte den Kopf, und dachte: mit dem Mädchen läßt ſich wahrhaftig nicht leben! und ging ins Feld, ohne zu frühſtücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt ſich wohl endlich an das Häßlichſte, warum nicht auch an das Schönſte? — Konrad konnte ſich aber auch nach Wochen an Joſephinen nicht gewöhnen, denn, ſonderbar genug, ſie war keinen Tag, wie am vorigen, ſondern ſchien jeden Tag neuer zu werden. Mit allen im Hauſe war er freundlich, vertraulich; alle waren es mit ihm. Aber mit Joſephinen konnte er's nicht ſein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heitern Muthwillens, denn ernſt war ſie ſelten, ſtand ſie ihm immerdar fremd da, wie den erſten Abend. Er unterhielt ſich gern mit ihr; ſie war geiſtvoll, und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Ziererein. Allein, wenn er mit ihr ſprach, kam es ihm vor, als läge zwiſchen ihnen beiden ein unendlicher, unüberſteigbarer Raum. Sie hatte mit jedem zu thun, jeden be-

handelte sie auf die gleiche, freundliche Weise, von jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, als sie ihm nahe zu sein den Wunsch zeigte.

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamschatka, und ich wäre nie dergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nicht; und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft ward mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut, und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs viel zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Bauern weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte dessen Meinung mit vielen Beispielen aus der Er-

fahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er dann richtig gegen die Sektirer, Atheisten, Anabaptisten, Arianer und Sozinianer, welche die Religion zu Grunde richten wollen mit ihren Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Pabst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, und war dabei klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher gestrenger Herrn gewohnt, und war einer zu gütig, lachten sie ihn aus. In Haus- und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, auch nicht auf den Kopf gefallen waren. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller Unflath lebten sie neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungefällig oder betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrnhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig-neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Konrad wußte mit dieſen lieben Leuten bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend hatte, wegen Vergehen, einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln laſſen, hielten ſie ihn für einen äuſſerſt verſtändigen Mann.

Jetzt, da man zu ſeinem Verſtand endlich Vertrauen gefaßt, war es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlſtand bringen — denn Alle gingen in ihren Kleidern meiſtens gleich Bettlern zerriſſen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm ſelbſt ſein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an deſſen Erzählung vom Mann mit der ſchneeweißen Perücke und dem Loch im Aermel.

Auſſer einer Näherin im Dorfe konnte kein Bauernweib die Nadel auf geſchickte Weiſe führen. Was die Mütter nicht verſtanden, war noch weniger eine Kunſt der Töchter. Hatte das neue Kleid das erſte kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe gröſſer, weil man die Hilfe zu ſpät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Aermel war Urſache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge —

Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten schuldig, und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinaus gejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht in höhern Ständen der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Reformation von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her.

So dachte Konrad. Sein erstes war, eine Arbeitsschule für die erwachsenen Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerten sich die Näherinnen, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Atheisten, Anabaptisten, Arianer und Sozinianer und dergleichen Leute, welche Arbeitsschulen einführen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am

aufmerkſamſten, gab den lebhafteſten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, ſelbſt Lehrerin ſein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen,“ ſprach ſie, „iſt's nicht allein gethan. Unſere Bäuerinnen wiſſen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unſere Köchinnen für das Geſinde ab, ſtellen wir unſere Bauernmädchen abwechſelnd in die Geſindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunſt iſt einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Schürze werden Wetteifer erwecken und den Geſchmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Aber ohne des Weibes Eitelkeit ſinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen iſt der erſte Keim des Menſchlich-Großen, der ſich im Wilden entfaltet und ihn menſchlicher macht. Sparſamkeit iſt gut, aber nicht alles. Das Herz muß in Anſpruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichteſten durch des Weibes Schönheit verwandelt.“

Frau Walter ſprach über dies und anderes und mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad ſchielte zuweilen ſchüchtern nach Joſephinen hinüber. Hätte ſie ihn angeſehen, ſie würde in ſeinen Mienen geleſen haben, wie wahr die Mutter ſpräche. Aber Joſephine, viel zu flatterhaft, ſchien von der ſchönen Predigt wenig zu hören.

Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entſchalen, und den ſteifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte ſie nie. Der Verwalter war ihr lieber. Bei Spaziergängen hing ſie an ſeinem Arm. Konrad mußte gewöhnlich die Mutter führen.

Näh-, Koch- und Gartenſchule wurden ſogleich organiſirt. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünſten Meiſterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen die Arianer; die Mädchen näheten; die Buben lernten; — ſo ging alles in der Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbeſſerten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weiſe zu heilen wußte. Am beſten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Joſephinen in die Nähſchule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Joſephinens Daſein an ſeiner Unzufriedenheit Urſache wäre. Er prüfte ſich ſelbſt oft ſehr ernſthaft, und wie dem Uebel zu helfen ſei? Ihn verdroß ſeine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen und Eigenſinn, den ſie an jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in beſter Laune zum Scherz ſtimmte, ward ſie ernſt und

beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsylbig im Gespräch; mit allen andern (und oft hatte man Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiederte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mitdelfer erkoren. Nur Josephine rief ihm nie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen eine hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener, die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame,

die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that alles, sich ins alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb gegen ihn, die sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief von Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgendes Morgens ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alteck zu verlassen?“ fragte sie Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, „ist überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind auch vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er — Wehmuth wollte ihn übermannen — er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blicks ins Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprachs und hüpfte davon. — Konrad stand vernichtet. Da wars gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging auf's Feld, und sah sie nur nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrnhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit, ohne Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu befügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er dann zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit vieler Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. Aber — das gott-

lose Mädchen! — es war blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Arieck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat auch der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals, und weinte bitterlich.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es floß etwas Glühendes über sein Herz hin, wie fressendes Gift. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein gemeines Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsylbiger als sie war er in seinen Antworten. Wann er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten vom Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Bankier Schmidt ausserordentlich abgeschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie, und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er

fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tisch kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiges Mitleiden gegen ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr."

„Wie!" rief Frau Walter entsetzt: „Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . ."

„Heute Abend erfahren Sie mehr."

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin zu seinem Nachfolger ernannt; ihm, wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die lau-

fenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich ans Einpacken der nöthigsten Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe, daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich, um mit einigem Anstand leben zu können. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und schwach, und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschliessen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem

Etablissement ausgesetzten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Lann Konrad", so schloß der Brief, „nicht kommen, und mir helfen, oder mich ernähren; oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Freundschaft, und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel."

In diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt, in dem eigenen, allerlei Noten gemacht, ohngefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Herr Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Ostindien laufen konnten, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden? — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermanglung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechzig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Plane sehr gealtert. — Zu diesem wären Sie auch durch Ihren Vertrag

mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, allzusehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den neunundzwanzigsten laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Fall bitte ich mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt."

„Herr Schmidt!" rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom heutigen Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heut zu Tage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien; hilf deinem Vater!"

Er richtete alles zur Abreise vor und packte ein.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, vom Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hineintrat.

„Ist's Ernst?“ frazte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien!“

„Nach Ostindien!“ schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schoos nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnsessel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! Ich wäre ein Böſewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und ſäh ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ ſagte der Herr Verwalter: „Es iſt doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein,“ ſagte Frau Walter und ſchluchzte heftiger, „es iſt ſchön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzuraſch gehandelt. Wenn Sie ſich einige Tage Zeit lieſſen; — beſſerer Rath kommt oft über Nacht. Es iſt ja ſchrecklich!“ — Dabei blickte ſie auf ihre erblaßte Joſephine.

Dieſe richtete ſich mit dem Todesgeſicht gegen die weinende Mutter und ſprach mit lauter Stimme, als zwänge ſie darin ihre letzten Kräfte zuſammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht ſchwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben.“ — Dann ſank ſie verblichen zuſammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen entſetzlichen Schrei; Konrad ſoz zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hülfe. Joſephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwaſſer, ſie zu beſprengen, ſtarkriechende Mittel — eine Viertelſtunde verging, ehe ſie ſich erholte. Aber ſie ſchlug die Augen auf, und ſazte leiſe: „Was habt ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie ſüß es iſt, zu ſterben.“

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Frey-

dia, ihre Joſephine lebend zu wiſſen, ſuchte ſie ihn auf. Er ſtand im Garten, bleich, den zitternden Arm um einen jungen Baum geſchlagen; denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!“ rief ſie ihm zu: „ſie hat ſich erholt. Sie fragt nach ihnen.“

Mühſam ſchleppte er ſich zu Joſephinens Zimmer. Sie ſaß im Lehnſtuhl. Er wählte einen Seſſel neben ihr, ſprach kein Wort, und beobachtete nur ihre blaſſen Mienen, auf welche eine matte Röthe zurückkehrte, da er bereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verurſacht,“ ſagte ſie und lächelte zu ihm: „es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl.“

„Und jetzt?“ fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch ſehen, ſo lange ich darf. Nicht ſo, das gewähren Sie? — Mutter, gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib. Ihm ſcheint nicht wohl zu ſein. Er hat heute viel gelitten. Er ſoll ſich ſtärken. Sein Geiſt iſt mächtiger, als ſein Körper.“

Die Mutter ging.

Konrad ſtarrte Joſephinen an — es war ihm, wie ein Traum. So zärtliche Theilnahme hatte er nicht von dieſem Mädchen erwartet, nicht ſo tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alteck verlasse, liebe Josephine?“ fragte er endlich.

„Nein!“ antwortete sie: „Es ist wohl gethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel; Sie folgen einer heiligen Pflicht.“

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern.“

„Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch.“

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?“

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit, Josephine?“

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin; aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Ich betrachte Sie und mich, wie zwei Sterbende. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein.“

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie,

wie theuer Sie mir waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!"

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's sehe."

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind," sagte sie: „welch' ein Auftrag!"

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Seldses willen gebe!" sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt: „Will Josephine ..."

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!" — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen.. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst." — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie: meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben, einmal. Morgen, wenn Sie fort sind,

wird mir wohl sein. Verlassen Sie sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie wohl!"

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff diese Hand; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen, und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich."

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich auf's Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfs liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfs theuer geworden; jedem war er ein Hausfreund gewesen, jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich weinend, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr, als alle andere, im Dorf geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit ge-

fordert; nun brach der allgemeine Schmerz um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu genießen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephinen zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeers lieben.“

Indem er zum Haus hinaus trat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen — war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und alles weinte laut schluchzend, mit aufgefalteten Händen. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen — da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich. Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unend-

lichen Leidens ſtand da, und rief ſeinen Namen. Sie erſchrack einen Augenblick, als ſie den Wagen umringt ſah von Weinenden, oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies alles für ſie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernſt zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf ſeinen Mund. „Leben Sie wohl!“ ſagte ſie mit matter Stimme. „Nun habe ich genug gelebt.“ Damit ließ ſie ab, und eilte in's Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtſein, ward in den Wagen gehoben: der Kutſcher fuhr langſam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete ſtumm, mit Wehmuth und Liebe ſeine Arme über ſie hin, als wollte er alle an ſein Herz nehmen — dann rollte im ſchnellſten Fluge der Wagen zum Dorf hinaus.

Beſuch bei Herrn Schmidt.

„Was iſt's denn?“ dachte Konrad, aber erſt nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was iſt's denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! Ich bin zerriſſen in den zarteſten und tiefſten Gefühlen meines Daſeins — es kann mir das Leben koſten. Aber was iſt's denn mehr? Gaukelei! Joſephine liebt mich. Sie *liebt*! — ſie kann das Opfer dieſes Schmerzes werden, auch ich. Was iſt's denn

mehr? Wir verſtanden uns zu ſpät; aber früher wäre es immer zu früh geweſen. Sink in deinen Sarg, du Engel! da iſt dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber geſtorben, als geliebt ſein. Es iſt unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier ſind die höchſte Seligkeit und die Verzweiflung Geſchwiſter. Warum aber ſo? Gott iſt unbegreiflich. Noch iſt mein Traum nicht vollendet; was will ich ſchon klügeln? — Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundſchaft, die Liebe, Joſephinen, mich ſelbſt den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrſche, ich ſchweige. Ach, und doch iſt er Vater!"

So ſprach Konrad mit ſich ſelber. Aber er faßte ſich, und ſah beherzt ſeinem Verhängniß entgegen. „Du ſelbſt biſt an deinem Schmerze ſchuld!" ſagte er zu ſich: „Denn du würdeſt jetzt lachend nach Oſtindien ziehen, wenn du nicht Joſephinen liebteſt. Und daß du ſie ſo liebſt, iſt Leidenſchaft, iſt Selbſtverzärtelung. Du haſt ein Loch im Aermel! würde Vater Marbel ſagen. — Ach, litte nur Joſephine nicht!"

Gegen Abend kam er nach W**. Sogleich eilte er zum Herrn Bankier Schmidt. Dieſer erſtaunte, doch froh, ihn zu ſehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief ſelbſt."

„Und was haben Sie beſchloſſen?“ fragte der Bankier.

„Nach Oſtindien zu gehen. Ich bin meinem Vater zu viel ſchuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank ſeinem Elend überlieſſe; ich wäre zur Verzweiflung zu bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis ſtreckte ſeine Arme umſonſt nach mir aus.“

„Alles vortrefflich, alles ganz ſchön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reiſe nach Oſtindien iſt kein Spaziergang. Wer iſt Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden ſich gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?

„Sehr möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorſehung möge über das andere walten.“

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt iſt er — geſtorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reiſe um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerriſſen, Ihr Vermögen aufgeopfert?“

„Meine Laufbahn wird nie zerriſſen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück: ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung. Laſſen Sie mich. Ich

bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollten Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten."

„Schön gedacht von Ihnen. Allein lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld: so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel sie ihm bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schikken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen, als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe."

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach; er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ich, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth, denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Tro-

ſtes mehr, als der Dienſt reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nichts mehr davon. Ich reiſe morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenſchaft, Entlaſſung und Dank. Er iſt ein wackerer Mann; er wird mir keine Hinderniſſe in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund ſein, ſo bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihrer Hand. Ich habe geſehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt."

Herr Schmid ſah ihn lange ſchweigend an. Konrad ſtand entſchloſſen vor ihm, und was er ſprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbſt Herr Schmidt ſchien einen Augenblick gerührt zu ſein durch dieſen Ungeſtüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch verſuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es iſt umſonſt!" rief Konrad: „Wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer ſchändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Joſephine Walter — im Augenblick des Scheidens erſt erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Alſo, Herr Schmidt, ich bitte um Wechſel."

Herr Schmidt hatte die Augen voller Waſſer,

als Konrad so sprach. — „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn: „Sie sind ein edler Mann. Ich beneide Herr Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenige Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“

Konrad war über die plötzliche Rührung und Verwandlung des Herrn Schmidt sehr erstaunt. „Es ist doch, dachte er bei sich selbst, in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltisch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der stirbt nicht ganz. Es kömmt nur auf den Hauch an, der ihn anbläst. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegerischer Größe im Menschen, und läge es auch tief vom kaufmännischen Soll und Haben erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, ein Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Bankiers, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle

diese Klugheiten, welche eben so viele feine Hochverräthereien an der Menschenwürde, im gemeinen Leben aber gäng und gebe, sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn", sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinausspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab."

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen," seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises."

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Post-

rferde. Man ſetzte ſich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reiſen, ſondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt ſchlief, erleichterte ſein Leiden dadurch, daß er ſein Tagebuch ſchrieb, eigentlich für Joſephinen, ſeine Alleingeſpräche mit ihr, die er ihr zuſenden wollte, ehe er die Ufer Europens verlaſſen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den erſten Tag nicht ſichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Bankier ſichtbar geweſen ſei; daß da allerlei abgekartet ſein könne. Zwar Herr Schmidt hatte eine heitere Miene, als er ſpät Abends zurückkam; aber eben dieſe Heiterkeit war ſehr verdächtig.

Folgendes Tags endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden ſagen, er erwartete ſie zum Mittageſſen. Konrad trieb, daß ſie früher gingen. Es lag ihm feſt beſchloſſen, daß, wenn der Beſitzer von Alteck wegen ſeiner Entlaſſung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreiſen wolle, ohne ſich um die Entlaſſung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing ſie ſehr gütig. Nach den erſten Artigkeiten entwickelte Konrad mit

fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft, und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor, und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

„Sie haben", sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klausel im Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden."

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?" stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorf waren, wie alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise wie ein Licht vergeht."

„Schreibt Sie dies?"

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr."

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die

plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Gemüth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens ganzes Wesen verändert. Sie welke sichtbar hin; die Aerzte zucken die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmete den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth: „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?“

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortreflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck schrieb: Herr Eck werde

nicht nach Oſtindien reiſen; die Umſtände hätten ſich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief iſt ohne Zweifel ſchon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohl gethan?"

„Sie haben wohlgethan!" ſagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Oſtindien?"

„Sie haben wohlgethan, ſage ich, und es iſt wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuſchung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich ſelbſt will von hier aus nach Alteck ſchreiben; die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit iſt mächtiger über den Menſchen, als die Kraft ſeiner Grundſätze. Joſephine wird durch die verzeihliche Liſt gerettet; aber ich gehe nach Oſtindien!"

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?"

Konrad zuckte die Achſeln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?"

„Nein!" rief Herr von Wallenroth: „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte."

„Und die Rechte des Vaters ſind älter, hei-

liger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen."

„Nehmen wir," erwiederte Herr von Wallenroth, „nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wollem einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold der Welt den verlorenen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben."

„Ich habe den Grundsatz," entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That steht aber in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebeut; über das andere waltet der, der alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein das ist's nicht — durch eine nieder-

trächtige Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?“ —

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!“ versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien.“

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?“ rief Konrad erschrocken: „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug.“

„Von alle dem nichts!“ antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft; aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen. Herr Schmitt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten, dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will

Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geiſt Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrſchaft gebührt Ihnen."

Konrad war beſtürzt. Er wußte nicht, was ſagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thränen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachteſt nur an Andere, nie an dich! Nun biſt du nicht mehr arm! — Wenn dem ſo iſt, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie ſcherzen in dieſem ernſten Augenblicke nicht mit mir: ſo biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt ſogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrſchaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins von ſiebenzigtauſend Gulden. In wenigen Jahren hat ſie den Werth von hundert- und zwanzigtauſend. Ich verpfände ſie Ihnen für dreißig- oder vierzigtauſend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechſeln auf London geben?"

„Ehe wir darüber eintreten," ſagte Herr von Wallenroth mit ſichtbarer Bewegung, „müſſen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben."

Er ging und holte ſie.

Herr Schmidt, ſobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konraden, drückte ihn ſchweigend an ſeine Bruſt, hatte die Augen naß, und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weni-

ger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konraden, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?“ dachte er: „Sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe, oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben mit ihrer Seele eingerostet sind, kommts zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen und Haben an.“

Er setzte sich ans Fenster, und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrack Konrad. Die ganze Urkunde aber schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei

Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?“ rief er mit Augen, die von Freude leuchteten: „Nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben.“

„Mit nichten,“ schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!“

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!“

„Aber — sie ist von vorgestern datirt.“

„Richtig.“

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?“

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen.“

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?“

„Mein Gott, Sie sehens, Sie lesens ja! Vorgestern.“

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?“

„Nein, Herr Eck.“

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!“

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!“ rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Herr Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konraden, und rief: „Mein Sohn!“ und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kanns nicht!“

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrads, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei?

„Nun, Kind,“ hub Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz dich! — Siehst du, es ist wahr,

Verdruß hatte ich allerdings in W**. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen? Ich habe für den Adel alle Hochachtung; ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigern Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unser einem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, unser einem, sage ich, bringt ein Pergamentbrief nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft; genug, ich hatte durch meine Weigerung den braven Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämest, denn das

Schreiben wird mir sauer; und mögtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fäuliches Gallenfieber, oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testamentes, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den Richter hintreten kann, o der hat wahrhaftig ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel, und nennen es närrisch, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich wahrhaftig schon viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, wie sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten alle ihr Loch im Aermel. Ich machte

es kurz, ſetzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterſchied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward geſund.

„Erſt in der Krankheit, als ich da lag von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbſtes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich ſehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamſt. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann ſeieſt ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrſchaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpenneſt. Da kann einer ſein Probeſtück ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Fleck hat. Mein Freund Herr von Wallenroth war ſchon ſo gütig und lieh ſeinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterſtelle in der Zeitung ausſchreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth und das andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorſchein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klauſel zu Gunſten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde geweſen; die Frau war ein Engel in weiblicher Geſtalt, hätte ſie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde ſie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen; es wußte nichts davon; es

kannte mich kaum. Aber wie gesagt, es liebte Walter; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir sak, ich wills nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen starb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist, sagte er: so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraf.“ Hm, dachte ich, wenns so ist, und Konrad der rechte Mann, so wirds da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraf blieb in Alteck und dich pflanzten wir hin.“

„So oft du zu Herrn Schmidt nach W** warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du fingst beim Loch im Aermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußtapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieb haben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die

Frage, ach, und lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komödien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraf schaffe du ab."

Der Seraf.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprachen. Ich denke, jeder wird sich leicht seine Seligkeit denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hocherhabenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und

Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon korrespondiren. Frau Walter antwortete, wie eine Begeisterte. Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt: so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephinens Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein," schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich über Alles die herrliche Mutter. Ich liebe die Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen

hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zuviel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, das ich bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. Aber — ich Sie lieben — das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden; die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hörte meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger: zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähn-

licher — dann werde ich ſein können, wie mit andern, und vielleicht bin ich glücklicher, je menſchlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir da ſtehen."

Herr Marbel, der Joſephinens Brief leſen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad," ſagte er, „der Seraf hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Einſams werdet ſchon Körper bekommen. Geduld!"

Beſchluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel ſeinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraſchen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagseſſen fuhr, und ins Zimmer trat, Frau Walter und Joſephine ihm, noch in Reiſekleidern, begegneten. Konrad ward blaß von freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber ſeine Augen hingen unverwandt an Joſephinen, die bewegungslos, hochglühend, mit geſenkten Blicken da ſtand. Die angenommenen Höflichkeitsübungen der ſogenannten feinern Welt, ſonſt eine Plage der beſſern Menſchen, ſind ihnen oft als Nothbehelfe von unſchätzbarem Werth. Durch ſie fanden ſich auch die Liebenden zuſammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den leiſern Ruf der Herzen verheimlichten. Man

lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun als Greis ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechselseitig; bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu: „Ueberlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüschen fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen,“ hub Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwun-

denen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen sie in die wirkliche Welt zurück.

„Gottlob, daß Ihr noch Odem habt!“ rief Herr Marbel: — „Aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraf! fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß gemascht, und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan sollet ihr, wie eure Stammältern, euer Brod im Schweiß des Angesichts essen; aber versteht sich, miteinander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!“

Beschämt gingen die jungen Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tags ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn,“ sagte Herr Marbel, „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alteck, und machen da unsere Einrichtungen fürs

Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kömmst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast."

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen jauchzend entgegen flog. Josephine blühte, wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Die
Liebe der Ausgewanderten.

Aus den Papieren des Herrn Pfarrers D**
in W**.

Ich kam an einem schönen Sommerabend (es war im Jahr 1793, da ich noch Kaplan im hiesigen Städtchen war) vom Besuche meines nun verstorbenen Freundes, des Pfarrers im benachbarten Dorfe, zurück. Vor mir auf der Landstraße ging ein Wandersmann, den ich anfangs für einen Handwerksburschen hielt. Da er sehr langsame Schritte that und mit dem einen Fuß hinkte, kam ich ihm bald näher, bot ihm im Vorbeigehen einen guten Abend und sagte: „Landsmann, Er hat mit kranken Füßen übel wandern!“ Er zuckte die Achseln und murmelte einige Worte, die ich nicht verstand.

Vermuthlich erkannte er aus meiner Kleidung meinen geistlichen Stand. Er rief mir auf französisch nach, den Namen des vor uns liegenden Städchens zu wissen. Ich blieb stehen, bis er mich erreichte, und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Nun sah ich wohl aus der Feinheit seiner beschädigten Kleidung und deren Schnitt, aus Sprache, Gesichtszügen, aus Allem, daß er einer von den zahllosen Unglücklichen sei, welche durch die französische Staatsumwälzung aus ihrem Va-

terlande vertrieben, auf deutschem Boden eine gastfreundliche Zuflucht suchten. Er erzählte mir, daß er erst seit vier Wochen glücklich aus Frankreich entkommen sei; daß er nur durch ein wahres Wunder sich aus dem Gefängniß und vor der ihm drohenden Guillotine gerettet habe; daß er entschlossen gewesen sei, nach Hamburg zu gehen, in der Hoffnung, dort vielleicht Bekannte zu finden, — nun aber auch diesen Vorsatz aufgegeben habe, da er an Kräften erschöpft, seine Gesundheit zerrüttet, sein Vermögen, welches er mit sich führe, gering sei. Vorläufig wolle er in unserm Städtchen ausruhen, weil er sich einen seiner Füße wund gegangen, und unmöglich weiter könne. Nebenbei erfuhr ich, daß er Lasalle heiße, sich irgendwo, falls man ihn dulden werde, wohlfeil einrichten und die Schicksale seines Vaterlandes abwarten wolle.

Mir gefiel der junge Mann; er mochte ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein. Sein blasses, stilles Leiden verrathendes Gesicht hatte sehr feine, ungemein angenehme Züge. Was er sprach, verrieth Bildung eines Geistes, den kein Unglück beugen konnte, und dessen Feuer sich aus dem Glanz seiner beredten Blicke verkündete. Ich begleitete ihn langsam zur Stadt, und sagte, er werde daselbst einen Unglücksgefährten und Landsmann finden, der schon seit einigen Jahren bei

uns sehr ruhig lebe, Buzet heiße, vermuthlich Arzt sei und sich die Zeit mit Pflanzensammeln verkürze. Ich führte ihn in ein Wirthshaus des Städtchens, und verließ ihn mit der Versicherung, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, ihm nützlich zu sein.

Herr Lasalle kam den andern Tag zu mir, und erklärte, er sei gesonnen, seinen einstweiligen Aufenthalt in unserm Städtchen zu nehmen; er bat mich, sein Dollmetscher zu sein, weil er der deutschen Sprache unkundig wäre. Wir gingen mit einander auf das Oberamt; die Aufenthaltsbewilligung hätte keine Schwierigkeit. In der Vorstadt bei einer betagten Wittwe fand sich ein leeres Stübchen, das er miethete; auch versorgte ihn die Wirthin um ein Billiges mit einfacher Kost.

Es war merkwürdig, unsere Ausgewanderten zu sehen. Ich erwartete, sie würden einander sogleich aufsuchen. Nichts weniger, als das. Es vergingen acht Tage, ehe sich Herr Lasalle entschloß, den Herrn Buzet zu besuchen, der mit seiner Tochter und Magd unweit der Stadt in einem kleinen Gartenhause am Fuße der Rebberge wohnte, das er gemiethet hatte. Herr Buzet erwiederte die Höflichkeit, und von da an kamen sie nicht wieder zusammen, wenn sie sich nicht von unge-

fähr auf einsamen Lustgängen oder dann und wann bei mir auf dem Zimmer trafen. Denn ich hatte das Glück, von beiden gesucht und als Freund behandelt zu werden.

Herr Buzet war ein alter, grämlicher Herr, der sich seit Jahr und Tag zu einer gewissen Regelmäßigkeit der Lebensweise gewöhnt hatte. Er ging mit Niemanden um, als mir; versäumte keine Messe, keine Predigt; trieb sich bei leidlichem Wetter in Wäldern und Feldern herum, Kräuter zu sammeln; im Winter ordnete und beschrieb er sie. Herr Lasalle hingegen gab sich sogleich mit Erlernung der deutschen Sprache ab; ich half ihm dazu durch mündlichen Unterricht, durch Leihung von Büchern; andere kaufte er sich selbst. Nach einem halben Jahre konnte er sich schon ziemlich gut ausdrücken, und mit Hilfe des Wörterbuchs las er nicht nur Zeitungen, sondern auch leichte deutsche Schriftsteller. Es mangelte im Städtchen ein französischer Sprachlehrer; verschiedene Bürger wünschten ihren Kindern französischen Unterricht, und Lasalle war sogleich bereit, ihn zu ertheilen. Er ging von Haus zu Haus; setzte für die Stunden, welche er gab, keinen Preis fest; nahm so viel oder wenig, als man ihm bot, und war durch seine Gefälligkeit allen Bürgern lieb. Man trug ihm sogar an der Stadtschule eine erledigte Lehrerstelle an, die er aber ausschlug, da er

ſich noch immer mit naher Rückkehr in ſein Vaterland ſchmeichelte.

Kam er zu mir, war gewöhnlich die Vergleichung franzöſiſcher und deutſcher Schriftſteller oder des Geiſtes beider Sprachen, Gegenſtand der Unterhaltung. Er gewann Hochachtung für den Reichthum und die Kraft und die Gelenkſamkeit unſerer Mutterſprache, und räumte mir darin ſogar den Vorzug vor der ſeinigen ein, die nur durch Wohllaut allein und Einfalt und Gefälligkeit ihrer ſtrengen Formen den Preis verdienen könne, und wie er ſagte, durch ihre in ſich abgeſchloſſene Vollendung.

„Ihre deutſche Sprache", ſagte er, „iſt noch keine reife Sprache; ſie iſt in ſich ſelber noch ungewiß, unbeſtimmt, nicht feſt geordnet. Sie ſchwankt noch in ihren Bedeutungen, wie in ihrer Rechtſchreibung. Sie überladet ſich mit Wörtern fremder Zungen, und baut bald ihre Redensarten nach lateiniſcher, bald nach franzöſiſcher Art. Sie haben unter Ihren Schriftſtellern vortreffliche Geiſter, die jedem andern Volke Ehre gemacht haben würden; aber dieſe Geiſter vergaßen das Weſentlichſte für ihren eigenen Ruhm, eine reine deutſche Sprache zu bilden. Sie ſchrieben in einem wunderlichen Miſchmaſch von Wörtern, die eben ſo oft franzöſiſch, italieniſch, lateiniſch und

englich, als deutſch ſind. Ihre Göthe, Ihre Wielands, Ihre Schiller, Ihre Herder werden früh veralten mit der noch allzuwandelbaren Sprache, und nach hundert Jahren wird man ſie wieder in ein anderes Deutſch überſetzen müſſen. Sie gleichen ſchönen weiblichen Geſtalten, die ſich nicht geſchmackvoll und einfach zu kleiden wußten, als ſie ſich malen lieſſen, ſondern ſich in bunter ungeſtalter Kleidertracht, mit abentheuerlich aufgethürmten Kopfputz den Urenkelinnen zum Spott darſtellten. Alles was rein und ſich ſelber gemäß iſt, erregt bleibendes Wohlgefallen; und jede Sprache iſt ſchön, wenn ſie, ihrer Natur und Eigenthümlichkeit getreu, nur dieſe entfaltet, nicht fremden Putz. Die deutſche Sprache aber iſt nicht ſchön, ſondern krank; ihre Fülle iſt keine ſtrotzende Geſundheit, ſondern offenbare Waſſerſucht. Hilf Himmel, wenn Rouſſeau, Voltaire, Diderot aus Schönthuerei oder Nachläßigkeit, deutſche, italieniſche und engliſche Wörter in ihre Schriften gemengt hätten, wer würde ſie heut noch leſen mögen? Wer würde die herrlichen Geiſtesgebilde in dem bunten, geſchmackloſen, queerſinnigen Gewande lieben können? Ihre deutſchen Schriftſteller, erhoben über dem gemeinen Volkshaufen, vergaßen ihre eigene Würde und lieſſen ſich in der Sprache zum gemeinen Hau-

fen nieder, ſtatt dieſen zu ſich zu erheben und ihn erſt ſprechen zu lehren.“

Beſuchte mich der alte Buzet, war ſtatt der Sprachkunde das Treiben und Weſen der Völker und Fürſten der Inhalt unſerer Geſpräche. Buzet war ein treuer Anhänger ſeines königlichen Hauſes, und hielt alle Thronen Europens, alle bürgerlichen Ordnungen verloren, wenn der Thron der Bourbonen in Frankreich nicht wieder hergeſtellt würde.

Traf es ſich, daß auch Lafalle dazu kam, wenn wir mit einander kannegieſſerten, ſchien Buzet in ſeinen Aeuſſerungen behutſamer zu ſein. Lafalle äuſſerte ſich ſelten, ſo lebhaft er ſonſt auch war, in Buzets Gegenwart mit voller Unbefangenheit über die franzöſiſchen Geſchäfte. Beide aber ſtimmten darin überein, daß der gegenwärtige unſelige Zuſtand ihres Vaterlandes von keiner langen Dauer ſein könne. Jeder hoffte das Beſte.

An einem Maiabend waren beide im Zimmer bei mir, als die Zeitung kam. Ich las ihnen daraus das Bedeutendſte; auch die Hinrichtung der unglücklichen Eliſabeth von Bourbon, der Schweſter des enthaupteten Königs Ludwig XVI.

Der alte Buzet erblaßte; Lasalle runzelte düster die Stirn.

„O die Satane!“ schrie Buzet endlich mit krampfhaft geballten, zum Himmel gereckten Fäusten: „Lebt denn noch ein Richter dort oben? Oder iſt das Auge der Allwiſſenheit gegen die Gräuel dieſer Welt geſchloſſen? Hingerichtet dieſe Heilige! Warum brechen nicht die Grundveſten des verruchten Bodens, daß Frankreich mit ſeinen blutbefleckten Städten in den Abgrund des Meeres ſtürze, und ein Volk, welches Alles, was ſeit Jahrtauſenden heilig, ſchön, wahr, gut und gerecht war und ewig ſein wird, mit teufliſcher Verwegenheit ſchändet, mordet! Doch ich hoffe, die verbündeten Mächte werden mit geſegneten Waffen über die Leichname der Raſenden endlich ins Innerſte Frankreichs eindringen, und dem Erdkreis und den Völkern aller kommenden Jahrhunderte in der Kohle und Aſche von Paris eine ſchaurige Lehre ſchreiben!“

Lasalle nach ſeiner Gewohnheit ſchwieg. Ich ſuchte den Schmerz des Greiſes und ſeinen Zorn zu beſänftigen, der an Gotteslaſterung und Grauſamkeit grenzte. Er fühlte ſeine Ungerechtigkeit, und bat wegen des Ungeſtüms um Verzeihung. „Sie haben Recht,“ ſagte er, „es ſind in Frankreich neben den Mördern noch viele tauſend gute, unſchuldige Menſchen. Wenn ſie nur einmal erſt

zur Sprache kommen dürften! Durch sich selbst vermögen sie es nicht mehr. Die verbündeten europäischen Mächte müssen erst mit dem Schwert in der Faust die herrschende Mörderbande vertilgt und das Reich des Schreckens mit Schrecken geendet haben! Einmal geschieht es gewiß, aber wann?"

Ich bemerkte ihm, daß wenn Frankreich heut überwunden wäre, und morgen wieder ein Ludwig den Thron der Lilien besteigen könnte, ich den König nur beklagen müßte. Sein Herrschaft müßte von unruhiger und flüchtiger Dauer sein. Die Umwälzung des Staates schiene mir weniger durch einige mangelhafte Einrichtungen desselben, oder durch die Verwirrung seiner Haushaltung, oder durch die Last der Schulden, oder durch Treulosigkeit einiger Staatsdiener, als vielmehr durch gänzliche Veränderung der Begriffe und Vorstellungen des Volks entstanden zu sein. „Die in der Welt herrschenden Vorstellungen", sagte ich, „sind die eigentlichen Grundlagen aller in der Welt bestehenden, großen und kleinen Anstalten. Vergeht die Meinung von ihrem Werth, so vergehen die alten Grundpfeiler ihres Bestandes. Wie die Begriffe des Menschen sich änderten, haben sich die Verfassungen, Sitten, Gewerbe, höhere und niedere Bedürfnisse, ja sogar die Glaubensgebäude der Volker zum Bessern oder Schlim-

mern geändert! Die Grundlagen des altkönigl[ichen] Staatsgebäudes waren längst morsch und gewichen, da genügten einzelne Zufälle, es zu erschüttern, daß es unaufhaltsam zusammenstürzen mußte. Jetzt irren unter den Trümmern die ehemaligen Bewohner mit ausgelassener Wuth; einer mißt die Schuld dem andern bei; einer mordet den andern."

Buzot sowohl als Lasalle vereinigten sich, mir Beifall zu geben; aber jeder aus entgegengesetzten Ursachen.

„Die Montesquieu's, die Voltaire's, die Rousseau's, die Mably's und all das gelehrte Gesindel mit seinem Geschrei von Volksrechten, von Aufklärung, von Freiheit und von Gott weiß was, ist an dem Unglück dieser Zeiten Ursache. Man machte erst die Priester lächerlich, um die Religion zu vernichten; man machte erst den alten Adel des Königreichs verächtlich, um nachher den Thron zerschlagen zu können. Verbrennt die ungeheuern Büchersammlungen, gebt dem Volke den Katechismus, dem Adel seinen Stammbaum, dem Priesterstand seine Würden und Klöster wieder, und ihr habt wieder feste Thronen und hundertjährige Friedensstille!"

„Erlauben Sie," sagte Lasalle, indem er sich an Herrn Buzot wandte, „mit dem Adel- und Priesterstand wäre es wegen des Stammbaums und

Ranges bald zu berichtigen, denn diese werden dergleichen angenehme Dinge nicht ausschlagen. Es ist nur zu bedauern, daß beide Stände der Personenzahl nach die kleinern in jedem Lande sind, und das Volk eigentlich das Volk ist. So lange jene beiden Stände das Uebergewicht der Einsichten und Kenntnisse hatten, waren sie naturgemäß die herrschenden. Nun aber der dritte Stand durch Einsichten den andern wenigstens gleich geworden, macht er ebenfalls Ansprüche. Daher das Unglück! Der Katechismus wäre dem Volke bald gemacht, wenn für den Katechismus nur eben so bald ein Volk gemacht werden könnte, wie es vor hundert und mehr Jahren war."

„Verbrennt die Bücher," rief Buzet, „schickt die Aufklärer, die Gelehrten, die Schriftsteller über's Meer nach Botany-Bay, und in zwei Menschenaltern ist Alles wieder im rechten Geleis."

„Wohl möglich," versetzte Lasalle, „wenn sich alle Völker und Könige auf dem ganzen Erdboden zu Ihrem Vorschlag vereinigen würden. Aber doch wäre es damit noch nicht abgethan. Sie müßten jede Wissenschaft, sogar die Wappenkunde und Wasserbaukunst zu lehren verbieten. Denn würde nur eine einzige noch in Schulen getrieben: alle andern Erkenntnisse würden wieder daraus hervorwuchern, weil es nur eine einzige Wissenschaft gibt, und alles übrige nur Theil

der allgemeinen Aufklärung ist. Ja noch mehr, Sie müßten Todesstrafe auf jeden neuen Gedanken setzen. Denn eine einzige neue Wahrheit ändert die Gestalt der gesammten Menschheit. Daß Tubalkain erfand, das Eisen zu schmieden, ist die Ursache, daß wir heute Schiffsflotten halten, Kaffee trinken, Verse schreiben, Perüken tragen und den Lauf der Gestirne berechnen. Können wir also das Unmögliche nicht vollbringen, und die ewige Nothwendigkeit nicht abwehren; können wir nicht das menschliche Geschlecht versteinern, daß es bleibe, wie es jetzt steht: so müssen wir wohl der ewigen Nothwendigkeit ein wenig nachgeben; so müssen wir wohl die Verfassungen, Anstalten und Stiftungen der Väter nach den erweiterten Bedürfnissen und Begriffen der Nachkommen abändern. Das Kleid, welches dem Kinde angemessen worden war, kann der Jüngling und Mann nicht tragen. Er ist ihm entwachsen. Er wird es sprengen, weil es ihm zu eng geworden, und nackt da stehen, ohne Gewand (nämlich ohne Gesetz, Verfassung und Kirche), weil ihr ihm das Gewand nicht nach dem Leibe zurichtetet, sondern den Leib nach dem Kleide zusammenpreßtn wolltet."

So sprach Lasalle

Der alte Buzet — ich sah es ihm an, wie roth und ärgerlich er ward, noch während Lasalle sprach — rückte auf seinem Stuhl her und hin,

sprang endlich heftig auf, suchte Stock und Hut, und brummte: „Nichts, als Jakobinerei! Gehorsamster Diener!“ Damit ging er zähnlings zur Thür hinaus.

„Da sehen Sie das große, unvertilgbare Unheil!“ sagte Lasalle zu mir: „Diese Menschen, mit ihren eingerosteten Vorurtheilen, sind nicht zu belehren; und deren gibt es noch viele. Darum wird Frankreich auch nicht so bald zur Ruhe gelangen. Mein Vaterland wird noch lange den Frieden der Welt stören. Jetzt sind alle Leidenschaften in gräßlicher Entzügelung. Aber auch wenn nach dem Rausche die Ermattung, nach der Uebersspannung die Erschlaffung folgt, wird der Friede nicht folgen. Verlassen Sie sich darauf. Auch wenn Frankreich wieder einen König hat, wird kein Friede folgen; und einen König muß es haben, denn zu einem Freistaat ist es, nicht etwa an Umfang zu groß, sondern an Tugend und Sittenreinfalt zu arm.“

„Aber in Gottes Namen,“ rief ich, „wann soll es denn Frieden geben?“

„Sobald sich die fortgeschrittene Volksbildung mit den äußern Verfassungen und Formen verglichen haben wird!“ erwiederte Lasalle. „Können wir wollen, daß die Staatseinrichtungen und bürgerlichen Verhältnisse bei den Völkern ewig die gleichen bleiben, da doch seit Stiftung des

christlichen Glaubens die Kirche nicht einmal ihre ursprüngliche Gestalt bewahren konnte? Wie die Völker mit der Völkerwanderung verwilderten, kam auch Verwilderung in die Kirche. Als es bei den Völkern heller ward, entstand die Kirchenspaltung. Da fiel die Hälfte Europens vom Papste ab, und die andere Hälfte, welche ihm treu blieb, hat jetzt kaum noch die Hälfte Mitglieder, die an das glauben, was die Kirche lehrt. Aber sie finden es bequemer, keinen Krieg deswegen anzufangen. Wollte man aber wieder Scheiterhaufen und Kerker für Katholiken bauen, die nicht blindlings glauben, was die Kirche lehrt, so würden wieder blutige Empörungen und Glaubenskriege eintreten, wie ehemals. Und wie vorzeiten in Glaubenshinsicht, ist gegenwärtig in bürgerlicher Hinsicht der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Wahrheit und Vorurtheil, Gleichheit und Vorrecht, Kindern und Stiefkindern des Staats begonnen. Dieser Kampf wird sich, wie der kirchliche, der Reihe nach, von Volk zu Volk machen."

Seit diesem Abend besuchte mich der alte Buzot einige Wochen lang nicht wieder; Lasalle hingegen fleißiger. So mächtig ist der Scheidehaß, daß er dem Unglücklichen selbst ins Elend folgt. Und warum haßten sich diese, welche beide ihr

Vaterland mit gleicher Inbrunst liebten, und beide von demselben ausgestoßen in der Fremde lebten, arm und verlassen, während sie in Frankreich im Schoos des Ueberflusses gewohnt hatten!

Lasalle aber hatte noch andere Gründe, mich fleißiger zu besuchen. Er war durch sein allzuempfindliches Herz unglücklich geworden. Auf einem Spaziergange an den Weinbergen begegneten wir einem jungen Frauenzimmer, begleitet von einer alten Magd. Schon als Lasalle die Jungfrau in der Ferne sah, verstummte er im Gespräch, und ich bemerkte an ihm eine sonderbare Unruhe. Als sie näher kam, erkannte ich in ihr die Tochter des Herrn Buzet. Auch sie schien verlegen. Ich redete sie an. Sie war nicht mehr wie sonst gesprächig, sondern ungemein einsilbig, und entfärbte sich einigemale im Gesicht, besonders als ich ihr den jungen Lasalle als ihren Landsmann vorstellte. Sie schien kaum den Muth zu haben, ihn anzublicken, und eine hohe Röthe überzog ihre Wangen, da Lasalle ihr einige unzusammenhängende Worte stammelte.

„Aber wer ist sie denn, um Gotteswillen?" fragte mich Lasalle, als wir von ihr gegangen waren. Ich sagte ihm, was ich wußte: sie heiße Julie, sei Buzets Tochter, lebe äußerst eingezogen und von allem Umgange entfernt. Und nun erfuhr ich, daß er sie schon seit einigen Monaten

zuweilen in der Kirche gesehen, aber für eine vornehmere Bürgerstochter aus der Stadt gehalten habe; daß er von ihrer Schönheit gerührt worden sei; daß er sie liebe und anbete, aber in seinen elenden Verhältnissen, ohne Hoffnung der Gegenliebe, auch nicht den leisesten Versuch gemacht habe, sich ihr zu nähern. Seine Leidenschaft habe er bis dahin bekämpft und besiegt; aber — er verberge nicht, daß er, um seine innere Ruhe wieder zu finden, schon entschlossen gewesen sei, diese Gegend und die Nähe der gefährlichen Unbekannten zu meiden.

Ich bewunderte dies Zartgefühl des Jünglings, zumal des Franzosen, und sagte: nun er wisse, es sei seine Landsmännin, dürfe er sich ihr wohl um so kühner nähern; doch müsse er zuvor mit dem Vater Frieden schliessen. Er ward nachdenkend, seufzte und sagte: „Ich bin unglücklich! Wozu diese Liebe, diese hoffnungslose Leidenschaft? Und konnte ich Unwürdiger sogar hoffen, daß ich dieser liebenswürdigen jemals einige Theilnahme an meinem Schicksal einflößen konnte — ich würde darum nicht glücklicher sein."

„Sie sind doch nicht mit Hand und Herz schon versagt?" fragte ich.

„Keineswegs. Julie ist das erste weibliche Geschöpf, welches in mir den Wunsch erregt, Hand und Herz wegzugeben. Aber es darf nicht

sein. Fragen Sie mich nicht, warum. Ich bete Julien an; ich werde sie zeitlebens nicht vergessen; aber — ich werde sie nicht besuchen, und kann mich nichts beruhigen — fliehe ich diese Gegend."

Ich drang nicht weiter in ihn. Aber aus der Flucht ward nichts. Einige Tage später kam Lasalle zu mir, da ich eben einen Zettel von Juliens Hand erhalten hatte, worin sie mich bat, ihren Vater zu besuchen, der sehr krank geworden. Sie bat um einen Arzt, und wiewohl sie jetzt denselben zu bezahlen auſser Stand wären, würde es eine heilige Schuld sein, die gewiß über kurz oder lang mit Zins getilgt werden sollte. Ich gab Lasallen das Briefchen zu lesen. Er schwieg, ward todtenblaß, dann entfernte er sich schnell. Meine Geschäfte hinderten mich, selbst sogleich Herrn Buzet zu besuchen. Ich schickte ihm inzwischen einen Arzt, der wieder zurückkam, weil schon ein anderer vor ihm dahin berufen worden war. — Als ich zum kranken Buzet kam, erfuhr ich, daß Lasalle mit einem Arzt bei ihm gewesen. Buzet schien es ungern gehabt zu haben; doch mußte er sich aus Noth in die Güte seines Landsmanns ergeben. Ich erfuhr nachher Alles und auch den weitern Erfolg der Dinge aus Lasalle's Munde.

Lafalle hatte geradezu dem kranken Buzot gesagt, daß er Juliens Brief bei mir gesehen, daß er den Arzt gerufen habe, und sich schmeichle, Buzot werde lieber die Hilfe von seinem Landsmann, als von einem Fremden annehmen. — Julie war zum Glück bei dieser Erklärung nicht gegenwärtig; denn Buzot zeigte sich ungehalten, daß Julie geschrieben. Er hatte nicht darum gewußt. Inzwischen schien Buzot doch für Lafalle's Aufmerksamkeit empfindlich, auch mit einiger Zufriedenheit dessen Entschuldigungen wegen des obenerwähnten Wortwechsels anzuhören. Julie kam nachher und bekannte erröthend ihre Schuld, ohne ihres Vaters Vorwissen geschrieben zu haben. „Aber, lieber Vater," setzte sie hinzu, „verzeihen Sie es meiner Angst und Liebe für Sie."

Der Arzt erklärte die Krankheit für ein gallichtes Faulfieber, und bat die größte Sorgfalt für den Leidenden zu tragen. Er verschrieb die nöthigen Arzeneien. Beim Abschiede sagte Lafalle zu Buzot: „Sie sind ernstlich krank; doch versichert der Arzt, bei gehöriger Pflege würden Sie in wenigen Wochen hergestellt sein. Wir sind beide Unglücksgefährten und Fremdlinge auf diesem Boden, aber Kinder des gleichen Vaterlandes. Erlauben Sie mir denn, daß ich mich meiner Pflicht gegen Sie entledige, und Sie in jeder Stunde, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, ab-

warten dürfe. Sie haben männlicher Hilfe vonnöthen. Ihre Tochter mit der betagten Dienerin würden ohne Beistand zu Grunde gehen, und Sie selber dabei leiden." Der Kranke drückte dem jungen Mann für sein Anerbieten die Hand, ohne ein Wort hinzuzufügen. Julie sagte ihm eben so wenig etwas Verbindliches, konnte es vielleicht auch nicht, denn sie saß im Winkel und weinte mit verhülltem Gesicht.

Als Lasalle fortging und ihn Julie vor die Thür begleitete, sagte er zu ihr: „Fräulein, ich habe aus Ihrem Briefe gesehen, Ihr Vater leidet Mangel. Ich habe noch Ueberfluß. Der Herr Kaplan selbst hat eine geringe Pfründe. Wir können Sie einst vielleicht in Frankreich die kleine Schuld eher wieder erstatten. Verschmähen Sie das Wenige nicht, was ich Ihnen in dieser betrübten Lage anzubieten habe. Ich denke an keine Wiederbezahlung. Ich bin schon allzuglücklich, wenn Sie nur erlauben, daß ich mit Ihnen meinen geringen Reichthum theilen darf." Mehr konnte er nicht sagen. Er war zu bewegt. Er sank auf seine Kniee, und legte in Julens Hand, die er faßte, eine Rolle Geld, die Frucht seiner mühsamen Arbeiten und Ersparnisse. Sie weinte laut, und er verließ sie.

Folgendes Tages schon nahm Lasalle einige Unterrichtsstunden mehr an, die er vorher abge-

lehnt hatte. Nur um der Familie Bujet kräftiger helfen zu können, arbeitete er faſt über Vermögen, und brach ſich manche kleine Bequemlichkeiten und Genüſſe ab, die er ſich vorher aus ſeinem Verdienſt erlaubt hatte. Aber Niemand war auch glücklicher, als der junge Mann, der ſeiner Geliebten nun täglich nahe ſein, und was er für ſeine Arbeit gewann, ihr überreichen konnte. Eine Nacht um die andere wachte er an Bujets Krankenlager, denn dieſer kam bald dem Tode nahe; und in der That, ohne Laſalle's Anſtrengungen, die ſeiner eigenen Geſundheit Gefahr drohte, dürfte er ſchwerlich ſo bald wieder geneſen ſein. So lange Bujets Rettung zweifelhaft war, ſo lange ſchien ſeine ſchöne Tochter für alles Andere unempfindlich zu ſein. Sie hörte mit Gleichgültigkeit, was man zu ihrer Beruhigung ſagen mochte, und nahm mit Gleichgültigkeit, was Laſalle in die kleine Haushaltung brachte.

Erſt als der Arzt das zuverſichtliche Troſtwort ausſprach: jetzt iſt die Gefahr vorüber! erſt als Bujets Krankheit ſichtbar abnahm, ſeine Fieber ſich minderten, und er mit den Umſtehenden wieder in Verbindung trat, ward Julie gleichſam ihrem eigenen Bewuſtſein wieder gegeben. Sie blühte von neuem auf; ſie empfing Laſallen, ſo oft er kam, mit einer lohnenden Zutraulichkeit; ſie erzählte ihm von dem Befinden ihres Vaters

während seiner Abwesenheit; sie bereitete und brachte ihm, wenn er am Krankenbette eine Nacht gewacht hatte, das Frühstück selbst; machte ihm freundliche Vorwürfe, wenn er länger, als er versprochen hatte, ausgeblieben war; sie wußte ihm ihre Dankbarkeit mit hundert kleinen Gefälligkeiten zu bezeugen. Lasalle war von so vieler Liebenswürdigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes bezaubert. Er dachte, er sah nichts mehr, als Julien. Alles war sie ihm. Aber auch er schien ihr Alles zu sein. Ihre Aufmerksamkeiten waren nur zwischen ihrem Vater und ihm getheilt. Für ihn sammelte sie Blumen; für ihn bereitete sie eigenhändig in der Küche kleine Näschereien, von denen sie wußte, daß er sie liebe; für ihn legte sie die Bänder, den Hut, ihren einfachen Schmuck so an, wie er es gern sah. Sie war unerschöpflich in Erfindungen, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Demungeachtet wußte der ehrliche Lasalle nie recht, woran er mit Julien war. Ob sie ihn liebe oder ihm nur mit Dankbarkeit ergeben sei? das war schwer auszumachen. Denn bei der Innigkeit, mit der ihn das Fräulein jedesmal empfing, wenn er kam, oder entließ, wenn er seinen Geschäften nachging, war doch etwas Wunderfremdes zwischen ihm und ihr, das nie aufhörte. Und bei aller Zutraulichkeit, mit der sie ihn behandelte, hatte sie doch so etwas Hohes gegen ihn,

als wenn ſie ſich nur aus Leutſeligkeit ein wenig gegen ihn herabließe. Lafalle wußte aber noch viel weniger, wie er mit ſich ſelber daran war. Einen Tag ſagte er mit tiefem Schmerz: „Sie liebt mich! Wehe mir! Ich muß fort von ihr!“ Den andern Tag ſeufzte er: „Sie liebt mich nicht. Es iſt nur bloße, boshafte Undankbarkeit!“ Den dritten Tag jubelte er wieder: „Nein, ich bin der ſeligſte Menſch! Ich bin der Herrlichſten ihres Geſchlechts nicht gleichgültig!“ So lebte er bald heiß, bald kalt, im beſtändigen Fieber.

Wenn ich bei Beyer war und die beiden Leutchen in ihrem Weſen beobachtete — ich geberde, mir war zuweilen ſchaurig dabei. Da ſanden ſie, er dort, ſie hier, wie flackernde Flammen einander gegenüber. Und was ſie thaten, es mochte noch ſo unbedeutend ſein, es war allezeit bedeutſam, ohne daß ſie es wollten oder wußten. Ich ward wirklich recht froh, geiſtlichen Standes und folglich vor dem Wahnſinn der Liebe geborgen zu ſein. Mein ſchwarzer Rock machte mich gegen die leidenſchaftlichſte der Leidenſchaften kugelfeſt, und — wohl mir, daß ich es glaubte!

Viertelſtunden lang konnten ſie, ohne eine Silbe zu ſprechen, einander gegenüber ſitzen und ſich mit brennenden Blicken anſchauen, wie Trün-

mende. Was ihre Hand berührt hatte, das Fenſter, den Seſſel, den Tiſch, das Blumengeſchirr: davon ward nachher ſeine Hand, wie von einem Magnet, angezogen. Und ging er fort, ſo warf ſie ſich gewiß träumend auf den Stuhl, auf welchem er zuletzt geſeſſen war. Kritzelte er in Gedanken etwas mit ſeinem Stock im Staube, oder mit einem Reißblei oder einem Meſſer, ſo war es gewiß der Name Julie. Und gab er ihr eine Blume, ich konnte mich darauf verlaſſen, ſie trug dieſelbe noch den zweiten und dritten Tag, ſo welk ſie auch ſein mochte.

Er erzählte mir Alles, was ſie mit ihm geſprochen; gewöhnlich waren es die gleichgültigſten Sachen von der Welt. Aber er erzählte mit einem Feuer, mit einer Wichtigkeit, als wäre jedes Wörtchen von ihr eine Offenbarung unerklärlicher Dinge. Hingegen durfte ich mich nicht unterfangen, ihm von der Möglichkeit zu reden, daß Julie einſt die Seinige werden konnte. Als ich es das erſtemal in meiner Gutmüthigkeit that, bat er mich mit erſchrecklichem Ernſt, ihm das nie wieder zu ſagen. Und da mir an einem andern Tage wieder eine ähnliche Aeuſſerung entſchlupfte, ward er bleich wie ein Todter, verließ mich und vermied mich zwei Wochen lang. Ich mußte ihn aufſuchen und wieder versöhnen.

Nicht besser ging es mir bei Julien. Ich nahm mir einmal die Freiheit, da sie von Lasalle mit großer Lebhaftigkeit sprach, sie ein wenig zu necken, und das Wort Liebe, aber doch nur scherzweise, fallen zu lassen. Ihre Gesichtszüge verwandelten sich plötzlich. Sie sah mich mit einem so stechenden Blick voller Verachtung an, daß mir in der That vor Schreck'n Stock und Hut aus der Hand fielen.

Seitdem nahm ich mich wohl in Acht, mich in das Spiel der wunderlichen Leute zu mischen. Aber sie mischten mich bald selbst hinein. Und ich hatte doch mit meinen gesunden Augen richtig gesehen. Sie liebten sich beide. Ja, wie ich nachher erfuhr, hatte Julie den armen Lasalle schon früher geliebt, als er sie gekannt. Beinahe ein Jahr lang hatte sich ihr Geist nur immer mit ihm beschäftigt: ihr Festtag war's, ihn einmal in der Kirche zu sehen (da hatte sie ihn auch kennen gelernt); aber fest und stolz hatte sie sich dem Liebling ihrer Gedanken verborgen gehalten. Immer kam sie dicht verschleiert zur Kirche, bis — der Schleier einmal am Kommunionen verunglückte. Einen neuen zu kaufen, war sie zu arm. So erblickte Lasalle sie.

Der alte Bunzel ward in kurzer Zeit wiederhergestellt. Der Arzt machte sein Meisterstück an

ihm. Jetzt, armer Lafalle, dachte ich, iſt es mit deinem Himmel auf Erden am Ende. Der Alte wird ſich wie ein dürrer Winter zwiſchen die beiden blühenden Frühlinge ſtellen!

Mit nichten. Es ward nur ärger. Arm in Arm gingen die jungen Leute einſam unter den hohen Ulmen am Weinberg, oder längs dem Bach unter den hangenden Weiden. Der Alte ſchien nichts zu ſehen und zu hören. Aber das ganze Städtchen ſah es. Denn Lafalle führte Julien oft keck durch das Städtchen, zeigte ihr das wenige Sehenswerthe, was ſich bei uns befindet, und bekümmerte ſich nicht viel um die Köpfe, welche ans Fenſter flogen, wenn er mit Bizets Tochter vorüber ging.

Ich muß geſtehen, dieſe Kleinſtädterei war nie verzeihlicher, als diesmal. Ein ſchöneres Paar gibt es nicht leicht. Lafalle allein und für ſich, oder Julie einzeln, waren von andern hübſchen Menſchenkindern nicht verſchieden. Gingen ſie aber beiſammen, kam er mir immer wie ein verkleideter Halbgott, ſie wie eine Königin vor; wiewohl ich geſtehe, noch keinen Halbgott oder auch nur eine Königin geſehen zu haben. Dergleichen beſuchen unſer Städtchen ſelten.

Dennoch waren Bizet und Lafalle nicht beſſere Freunde geworden, als ſie vordem geweſen. Lafalle war höflich und aufmerkſam gegen den Alten,

und der Alte kalt und mürrisch gegen ihn. Daß er den jungen Leuten demungeachtet so vertrauten Umgang gestattete, war mir lange räthselhaft. Aber ich kam einmal dazu, als er im lebhaften Gespräch mit seiner Tochter war. Sie saßen hinter dem Gartenhause am Brunnen, ohne mich zu sehen; und ich hörte deutlich, wie Julie in dem ihr ganz eigenen hohen Ton sagte: „Mein Vater, Sie belieben sich nicht in diese Sache zu mischen! Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin!“ — Eine solche Sprache von der sanften Julie war mir auffallend; noch auffallender, daß Herr Buzet keine Silbe darauf erwiederte. Es ist bei den Franzosen, dachte ich, andere Hausordnung, als bei uns zu Lande.

Die ganze Geschichte zog mich sehr an, um so weniger ich davon begriff; und es that mir wirklich leid, als Alles auf eine eben so wunderliche Weise endete, als es begonnen und gesponnen war.

Ungefähr ein halbes Jahr nach Buzets Genesung kam Lafalle eines Abends zu mir aufs Zimmer, und sprach von Dem und Diesem mit mir; gerieth endlich zufällig auf den Wunsch, eine kleine Fußwanderung zu Fuß von acht oder vierzehn Tagen zu machen, um sich eine Zerstreuung zu geben, und der Einfall ward eben so schnell zum Entschluße. Den folgenden Morgen zeigte

er ſeinen Schülern und Schülerinnen an, daß er die Unterrichtsſtunden eine oder zwei Wochen ausſetzen wolle; nahm noch bei Herrn Buzot und mir freundlichen Abſchied und ging. Ich gab ihm noch Aufträge, für mich in einer großen Buchhandlung gewiſſen Werken nachzufragen.

Er war ſchon über eine Woche fort, als Herr Buzot zu mir kam, und mir meldete, er habe ſich entſchloſſen, dem Rhein näher zu gehen. Robespierre's verruchtes Haupt war längſt gefallen, ſein ganzer Anhang vernichtet, und für die Ausgewanderten Hoffnung baldiger Rückkehr. Buzot verſicherte mich, daß die königliche Partei unter dem Namen der Gemäßigten in wenigen Wochen die Oberhand zu Paris haben und die Fahne der Lilien in Kurzem überall aufpflanzen werde.

Ich wünſchte ihm Glück von Herzen. „Aber Herr Lafalle wird bedauern, Sie bei ſeiner Rückkehr nicht mehr zu finden!“ ſagte ich. Buzot erwiederte ganz gleichgültig: „Er wird uns folgen.“

„Aber der arme Lafalle!“ ſagte ich zu Julien, da ich von ihr Abſchied nahm. Sie ward roth; wandte ſich von mir, ſetzte ſich zum Tiſch, ſchrieb einige Zeilen, verſiegelte ſie, und ſagte: „Ich bitte Sie, wenn er zurückkommt, ihm dieſes Briefchen zu geben, und ihm in meinem Namen viel Schönes zu ſagen. Es thut mir leid, daß er eben jetzt auf den Gedanken kam, zu reiſen.

Mein Vater will seine Wiederkunft nicht abwarten. Unsere Abreise ist aber in der That unaufschieblich."

Ich nahm den Brief; wunderte mich über diese Ruhe. „O Weiber! Weiber!" dachte ich; „o französischer Leichtsinn!"

Es war mir, als wäre die halbe Stadt ausgewandert, da mir meine französischen Freunde fehlten, an deren Umgang ich seit manchem Jahr gewöhnt war. Ich sehnte mich recht herzlich nach Lasalle's Rückkunft. Nun erst empfand ich, wie lieb und unentbehrlich er mir geworden. Aber ich zitterte schon zum Voraus vor dem Augenblick, da ich dem lieben, jungen, heftigen Mann Juliens Brief übergeben und ihre Abreise verkünden sollte.

Es verzingen nicht vier Taze seit Buzets Abreise, empfing ich einen dicken Brief. Er war von Lasalle; eingeschlossen lag darin ein anderer Brief an Mademoiselle Julie Buzet. Was er mir schrieb, will ich hier von Anfang zu Ende herseßen. Er lautete zu meiner nicht geringen Verwunderung also:

„Wir werden uns einander nicht wiedersehen, mein lieber Lazellan; aber die angenehmen Taze, welche ich während meiner Verbannung vom Vaterlande in Ihrer Gesellschaft verlebte, werden

mir unvergeßlich bleiben. Nehmen Sie für so viel Güte, die Sie mir erwiesen, einstweilen meinen wärmsten Dank in diesen Worten. Vielleicht bin ich bald im Stande, Ihnen thätigere Zeugnisse meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit zu geben. — Das Wenige, was auf meinem Zimmer ist, verkaufen Sie. Das dafür gelöste Geld, wie einliegenden Brief, geben Sie an die liebenswürdige Julie. Den Aeltern meiner Schüler und Schülerinnen sagen Sie, daß ich bedaure, den angefangenen Unterricht nicht vollenden zu können.

„Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Kapellan: halten Sie mich nicht für undankbar oder leichtsinnig, daß ich so trocken von Ihnen schied. Es geschah mit zerrissenem, blutendem Herzen; denn schon damals nahm ich mir vor, nicht wieder zu kommen. Ich war unglücklich, denn Julie liebte mich; ich bin unglücklich, denn ich werde nur sie lieben bis zum letzten meiner Odemzüge. Am Morgen des nämlichen Tages, da ich Ihnen Abends meinen Entschluß zum Reisen mittheilte, fiel mein Los. Ich mußte mich von der Göttlichen trennen, die ich nicht unglücklich machen wollte, und die ich anbete.

„Als ich an jenem Morgen in das theure Häuschen am Weinberg trat, fand ich Julien allein. Sie saß und schrieb mit verweinten Augen. Sobald sie mich erblickte, kam sie mir lächelnd

mit ihrer gewöhnlichen, bezaubernden Anmuth entgegen. Sie war mir nie schöner erschienen, als in dieser unter einem zärtlichen Lächeln verläugneten Schwermuth.

„Sie schien geflissentlich Alles hervorzusuchen, sich zu zerstreuen, und meine Aufmerksamkeit von ihrem Schmerz hinwegzuleiten. Nachdem sie ihre Papiere eingeschlossen, gab sie mir den Arm und sagte: Machen wir einen Spaziergang.

„Wir gingen unter den Ulmen in heitern Gesprächen über die Schönheit des Morgens den Hügel hinauf zum Birkenwäldchen, droben, von wo man die weite Aussicht über die reiche Landschaft hat. Unterweas pflückten wir alle Blumen, die sich uns darboten. Es kam darauf an, wer von uns am glücklichsten sein würde, die meisten verschiedenartigen zu finden. Wer die meisten findet, sagte ich, wird auch, sollten wir einmal getrennt werden, des Andern in der Abwesenheit am lebhaften gedenken. So füllte sich ihr ganzes Körbchen. Ich hatte das meiste Glück. „Und den meisten Aberglauben!“ sagte sie.

„Unter dem hohen Eichbaum, den auf dem Hügel ein Kranz von jungen Birken umgibt, setzte sie sich im Schatten nieder. Sie war vom Steigen müde. Ihre Wangen glühten wie Morgenroth. O wäre ich ein Maler gewesen! aber wer könnte das Unaussprechliche schildern? Ich

war im Anſchauen verſunken. So viel Hoheit, ſo viel Unſchuld, ſoviel Majeſtät! — Sie kennen Julien. Unſere Geſpräche ſtreiften in gemeſſenen Entfernungen um das, was wir empfanden. Wie ſehr ich ſie liebe, hatte ich ihr nie geſtanden. Ich hatte es mir geſchworen, ihr es nie zu entdecken. Aber nie war ich in größerer Verſuchung als jetzt, wo ſie da ſaß, und die Blumen aus ihrem Körbchen ſpielend zu einem Kranz wand. Sie zog ein grünes, ſchmales Seidenband von ihrem Strohhut, wand es um den Kranz, um ihm mehr Feſtigkeit zu geben, und ſah mir dann ſchalkhaft in die Augen, und fragte: „Für wen iſt dieſer Kranz?“

„„Für dieſen ſchönen Engelskopf!“ ſagte ich, und nahm ihr den Hut.

„„Ich wette,“ verſetzte Julie, „Sie denken ſich unter dem Kopf des Engels mit vieler Eigenliebe wohl einen andern als den meinigen. Aber Sie ſpitzen vergebens darauf, mein Herr.“

„„Nein, ſchöne Julie, ich könnte Ihnen den Beweis geben, wie wenig Eigenliebe ich habe.“

„„Wahrlich?“ ſagte ſie und ſtand auf und ſah mir mit ungläubigem Lächeln in die Augen: „O gehen Sie, Laſalle, und ſpielen Sie hier nicht den Lügner. Haben Sie ſich nie eingebildet, meine Eroberung gemacht zu haben? Haben Sie

nicht vielleicht davon schon ein wenig bei unserm guten Kapellan geprahlt?“

„Ich fühlte, daß ich mich bei diesen Worten verfärbte; aber doch behielt ich Fassung genug, ihr zu antworten: „Nein, Fräulein. Ich habe nie glauben können, Ihre Aufmerksamkeit in einem höhern Grad zu verdienen, als jeder andere Freund und Gesellschafter. Auch habe ich nie andere Ansprüche gemacht; werde auch nie andere Ansprüche wagen.“

„„Und siehe da, der Herr wird roth!“ rief sie bald schelmisch, bald ernst: „Aber Sie haben wohlgethan. Ihre Bescheidenheit macht Sie mir noch werthvoller Aendern Sie nie Ihren Sinn, sonst würden wir uns vor der Zeit trennen müssen.“

„„Ich wiederhole es,“ sagte ich heiter, „ich wage nie Ansprüche auf Sie; ich darf es nicht. Deuten Sie mein Erröthen nicht als ein entgegengesetztes Geständniß. Und wenn ichs auch nicht verhehlen konnte, daß ich — Sie wollen, ich soll nicht lügen! — daß ich Sie anbete, Julie, dennoch bleibe ich meinem Wort treu, meine Liebe ist ohne Ansprüche. Und wer könnte Ihnen nahe sein, ohne Sie zu lieben?“

„Sie senkte ihren Blick zur Erde, indem ich sprach, und eine liebliche Schamröthe umfloß ihr Antlitz. Sie schwieg. Ich zitterte, und fürchtete

ſie durch meine Kühnheit beleidigt zu haben. Lange ſtanden wir einander ſprachlos gegenüber.

„„Zürnen Sie mir nicht, theure Julie!“ ſagte ich endlich mit ungewiſſer Stimme.

„„Ihr Edelſinn, Laſalle, iſt meiner Offenherzigkeit würdig!“ ſagte ſie. „Wir gehören einander nicht. Das Schickſal iſt wider uns. Aber das ſollen Sie wiſſen: ich liebe Sie. Und dies Wort ſei Ihnen genug, wenn es zu Ihrer Lebensfreude beitragen kann. Aber dieſes Wort wird nichts in unſern gegenſeitigen Verhältniſſen ändern, ewig nichts. Dies iſt unwiderruflich!“ — Alles das ſprach Julie mit niedergeſchlagenen Augen. Dann erſt ſah ſie mich ſchüchtern an; hob ihre Hände und legte mir den Blumenkranz, nachdem ſie ihn vorher geküßt hatte, ihre Thränen benetzten die Blumen, ſchweigend auf den Scheitel.

„Und indem ſie ſo vor mir daſtand mit den aufgeſtreckten Armen, ſchwand mir alle Beſinnung. Meiner ſelber nicht mächtig, riß ich ſie an mein Herz, und meine Lippen ſchloſſen ſich an die ihrigen. Es war der größte Augenblick meines Lebens; der Wendepunkt meines Glücks. Ach! auch nur ein Augenblick war es! Sie wand ſich los, reichte mir die Hand, und ſagte: „Kommen Sie, mein Freund!“ Wir gingen vom Hügel wieder an den Weinbergen hinab, träumend, trunken,

schweigend. Ja, ich würde es für Traum gehalten haben, hätte ich nicht den Kranz als Zeugen der Vergangenheit in meiner Hand getragen.

„Juliens Vater kam uns unter den Ulmen entgegen. Er suchte Pflanzen. „Mein lieber Lasalle," sagte Julie, „Sie fühlen selber, daß uns in Zukunft eine solche furchtbare Einsamkeit weder wohlthätig noch anständig sein kann. Wir werden sie beide von nun an meiden." Sobald Doktor Buzot zu uns trat, verloren wir uns in allgemeinen Gesprächen. Als ich zur Stadt zurückging, schwor ich, Julien und diese schöne Gegend auf immer zu verlassen. Meine Verhältnisse untersagen mir, Julien meine Hand zu bieten. Aus ihren Reden mußte ich schliessen, daß auch sie schon von ihrem Vater einem Andern bestimmt ist. Desto besser. Aber ich mußte mich von der Göttlichen trennen, um nicht unglücklicher zu werden, als ich war, als ich bin.

„Leben Sie wohl. Morgen reise ich von hier ab. Ich hoffe, mein Vaterland bald wieder zu betreten. Die Blutmenschen sind gestürzt. Sagen Sie Julien nichts vom Inhalt meines Briefes, bis sie selbst Sie zu ihrem Vertrauten macht. Dann sagen Sie ihr, daß ich sie bis in den Tod lieben, meine Hand nie einem andern Weibe geben werde, weil ich so unglücklich bin, auf die übrige Ver-

zicht thun zu müssen. Erinnern Sie Ich zuweilen Ihres Freundes

Lasalle."

Hamburg, 10. April 1795.

Ich legte den Brief an Julien, den er mir geschickt, zu demjenigen, welchen sie ihm geschrieben hatte. Denn wohin sollte ich beide senden?

Die ganze Geschichte war mir sehr abentheuerlich. Die Leutchen liebten sich und flohen einander. Ich machte mir viel Kopfbrechens. Ich konnte mich des Verdachtes nicht erwehren, Lasalle müsse einer von den aus Frankreich geflüchteten eidscheuen Priestern sein. Anders konnte ich mir seine entschlossene Abneigung gegen eine Vermählung mit der Tochter des Arztes nicht erklären. Er hatte wirklich auch viele gelehrte, und, so sehr er es auch verhehlen mochte, selbst theologische Kenntnisse, und dabei ganz das Wesen eines feinen, französischen Abbé. Ob nun Julie eine entsprungene Nonne sein mochte, war schwerer auszumitteln. Nur schien sie mir für eine Zellenbewohnerin viel zu viel Welt- und Lebensart zu haben. Aber wer weiß, wie es in französischen Klöstern zuging! — Ich ließ es dahin gestellt sein.

Ich ging im Städtchen wie eine verlassene Waise herum. Jedermann sah mir's an, daß ich

Verlornes suchte. Wenn ich in den ersten Tagen das kleine Gartenhaus am Rebberg sah, traten mir immer ein paar Thränen in die Augen. Mich tröstete nur die Hoffnung, von meinen Freunden Briefe zu erhalten. Ein guter Anfang schien sich dazu zu machen. Denn ich empfing nach einigen Wochen abermals einen dicken Brief. Er war von Julien, aber das Wenigste davon gehörte mir. Es war ein Brief an Lasalle, worin zehn Louisd'or in Gold eingelegt waren, wie der Umschlag mit der Zuschrift an mich besagte. Auf der innern Seite des Umschlages standen von Juliens Hand nur folgende Zeilen für mich:

Mein Herr Kaplan!

Sie werden gebeten, inliegenden Brief mit Beförderung an Herrn Lasalle abzugeben, oder ihm denselben nachzusenden, wo er sich auch befinden mag. Reden Sie ihm zu, den Versuch zu machen, nach Frankreich zurückzukehren. Das inliegende, wenige Geld — mehr konnte ich in unsern Umständen nicht erübrigen — ist ihm vielleicht zur Reise nützlich und ein geringer Abtrag an der großen Schuld, in welche wir durch unsere ehemalige Dürftigkeit und durch die Großmuth des edeln und liebenswürdigen Mannes gerathen sind.

Dero gehorsame Dienerin

Julie Buzet.

Basel, 22. Mai 1795.

Ich legte traurig den goldschweren Brief zu den übrigen, und freute mich mit wehmüthiger Freude, noch die Mittelsperson dieser vortrefflichen Menschen zu sein. Es war recht gut, daß ich um dieselbe Zeit zum Pfarrer der Stadt ernannt ward. Der neue größere Geschäftskreis und die Einrichtung in meinem angenehmen Pfrundhause, das ich bezog, gaben mir Zerstreuung. Ich konnte nun meinem Hange zu den Wissenschaften durch Ankauf von Büchern und Werkzeugen zur Naturkunde eher Genüge thun, was mir vormals die äusserst dürftigen Einkünfte der Kapellanei nicht gestatteten. Und dann die Alles heilende Zeit mit ihrer weichen Hand!

Und doch blieb der stille Gang unter den Ulmen an den Rebenhügeln, oder längs dem Bach im Schatten der hangenden Weiden, mein Lieblingsgang. Da waren sie so oft gegangen, die Guten! und ich mit ihnen. Und es gehörte zu meinen Feststunden, auf dem Hügel zu sitzen, einsam unter der breiten Eiche, im Kreise der jungen, wehenden Birken, wo zwei edle Wesen sich in Unschuld und heiliger Stimmung ihre Herzen offenbart hatten.

Ach, es ist doch viel Herrliches auf Erden! Zwar die Natur ist schön, aber noch schöner ist das menschliche Herz. Was ist das Todte neben dem Lebendigen! Der Mensch hat viel Böses ge-

than unterm Monde; aber darum iſt die Menſchheit nicht minder gut. Die Thaten, zumal die boſen, machen mehr Geräuſch, als die Empfindungen der Andacht, der Liebe, der Freundſchaft, der Großmuth und anderer Tugenden. Darum fallen ſie mehr auf. Aber wahrlich, es ſind wohl wenig Stellen des Erdbodens, die nicht durch einen göttlichen Lebensaugenblick irgend eines längſtverſchwundenen Sterblichen geheiligt worden wären. Ein Schlachtfeld voller Gebeine der Erſchlagenen, es iſt wohl ein großer Zeuge menſchlicher Verderbtheit. Und doch, in den Tauſenden, die da auf Tod und Leben ſtritten, wie viel göttliche Geſinnungen und große Gedanken lebten in ihnen, ehe ſie in den Tod gingen! Der Menſch ſah nur Mord und Grauſamkeit; Gott aber zugleich in Allen die ſtillen, großen, ernſten Gemüthsbewegungen, die zärtlichen Erinnerungen an Aeltern, Geſchwiſter, Gattinnen, Freunde, die feierliche Weihe zur Ewigkeit im Gebet.

Doch ich ſoll hier ja nur Geſchichte ſchreiben.

Erſt am Ende des Jahrs, da meine Freunde mich verlaſſen hatten, empfing ich wieder eine Nachricht. Sie kam von Laſalle. Ich erkannte ſeine Hand ſchon an der Aufſchrift des Briefes.

Ich zitterte von Unruhe und Vergnügen, da ich das Siegel löſ'te. Hier iſt der ganze Brief:

Mein lieber Kapellan!

Ihr ehemaliger Laſalle hat Sie nicht vergeſſen. Sie bleiben ihm theuer. Darum ſende ich Ihnen dieſe Zeilen, und, nehmen Sie es mir nicht übel, eingeſchloſſen einen Wechſel von hundert Louisd'or. Ich weiß, Sie machen ſich zwar nicht viel aus dem Gelde; aber ich weiß auch, daß Sie bei Ihrer geringen Pfründe wenig erübrigen können, um den wohlthätigen Neigungen Ihres Herzens zu folgen. Ich bin Ihnen für Ihre gaſtfreundliche Aufnahme und Behandlung viel mehr ſchuldig, als das. Es ſoll auch nicht dabei bleiben, ſobald ich nur durch Ihre Antwort weiß, daß Sie noch im Reich der Lebendigen ſind.

Julie — ich ſchreibe das Wort nicht ohne einen Seufzer — und ihr Vater ſind vielleicht nicht mehr bei Ihnen. Wären ſie es: ſo helfen Sie ihnen mit einem Theil, oder, wenn Sie wollen, mit Allem, was ich Ihnen ſchicke. Ich werde Sie wieder dafür entſchädigen. Nur ſchreiben Sie mir mit umgehender Poſt über Baſel. Und iſt Doktor Buzet nicht mehr bei Ihnen, ſo melden Sie mir doch, wo er ſich mit ſeiner Tochter aufhält und in welchen Umſtänden die lieben Leute leben.

Ich selbst bin glücklich auf meinen Gütern angekommen. Vieles fand ich zerstört, aber doch das Meiste durch den Muth meines alten Oheims erhalten. Er ist nie ausgewandert. Ich selbst bin zwar noch nicht von der Liste der Ausgewanderten vollkommen ausgestrichen, habe aber alle Hoffnung dazu, besonders da ich beweisen kann, daß ich nicht mit den Königlichgesinnten Frankreich verließ, auch nicht des Königs willen, sondern weil ich mich in unserm Devartement den Gräueln der Robespierristen und Maratisten zu unbesonnen widersetzt hatte. Ich war, als ehemaliger Adelicher, von den Schreckensmännern verhaftet und nach Lyon geschleppt worden. Ich entkam Nachts den Hosenlosen und mit vieler Gefahr in die Schweiz. Mein alter Oheim, klüger als ich, spielte die Rolle der Freiheitsmänner mit, so gut er konnte, ungeachtet kein eifriger Anhänger des Königthums in Frankreich sein kann, als er. Aber seine Wohlthätigkeit gegen die ganze Nachbarschaft, noch mehr sein graues Haar, seine Kränklichkeit, die ihn von allem Umgang mit der Welt entfernte, retteten ihn. Er hatte das Glück, vergessen zu sein. Sieyes und Barthelemi sind persönliche Freunde meines Oheims; durch sie hoffe ich meine Sicherheit im Vaterlande wieder zu gewinnen.

Meine ganze Familie empfing mich mit unbe-

ſchreiblicher Freude, wie einen Geliebten, der wieder vom Tode erſtanden iſt. Mein Oheim hat mich nun zum Erben ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt, welches mit den Ueberbleibſeln des meinigen ein anſehnliches beträgt. Bald wird es auch kein Verbrechen mehr heißen, reich zu ſein. Man machte auch ſogleich Anſtalt, mich mit einer jungen Gräfin von Leſignan zu vermählen, die freilich jetzt nur Bürgerin heißt. Allein ich werde mich nie vermählen, da die Verhältniſſe meines Hauſes und meines Standes mir verſagten, der Einzigen, die ich liebte, die Hand vor dem Altar zu reichen. Zum Glück fanden ſich auch von Seiten der Leſignans Schwierigkeiten, die, ungeachtet ihre Glücksumſtände ſehr zerrüttet ſein mögen, es für Mißheirath halten, ihre Tochter einem Manne zu geben, deſſen Adelsbrief kaum ein Jahrhundert alt iſt.

Meine Familie iſt deswegen tödtlich entzweit mit den Leſignans, und nur um ſo erpichter, ſich durch mich mit einem der älteſten Geſchlechter des Königreichs zu verbinden. Sie wird viel Hinderniſſe finden, da man weiß, daß unſer Stammvater ein reichgewordener Generalpächter war, der ſich ſeinen Adel mit Geld kaufte. Mir iſt das um ſo lieber; ich werde der Anfechtungen um ſo weniger haben. Jetzt werden Sie begreifen, warum ich dem höchſten meiner Wünſche Feind ſein und

mir selber die Hoffnung auf Juliens Besitz versagen mußte. Ich konnte sie nie zur Meinigen machen, ohne mich auf ewig von meiner Familie zu trennen. Wie hätte ich es wagen dürfen, meiner guten betagten Mutter die Tochter eines Arztes oder Wundarztes ins Haus zu führen!

Verschweigen Sie Julien sowohl meinen wahren Namen, als den übrigen Inhalt dieses Briefes. Aber vom Geldwechsel geben Sie ihr, und sagen Sie ihr, daß es von dem komme, der sie ewig verehren werde als die liebenswürdigste und Edelste ihres Geschlechts.

Leben Sie wohl. Ich brenne vor Ungeduld, einen Brief von meinem lieben Kaplan zu sehen. Machen Sie die Zuschrift an mich: Au citoyen François Chamfort à Montbrison No. 167. Von da wird mir der Brief richtig zukommen. Der wahre Name Ihres Freundes ist

Karl de Foy.

Montbrison, 12. Oktober 1795.

Der Brief gab mir zu mancherlei Betrachtungen Stoff, die mich am Ende sehr unzufrieden ließen, und selbst dem großen Geschenke, welches beigefügt war, beinahe allen Werth raubten. Gute, liebenswürdige Julie, dachte ich, sei zufrieden, daß du nicht seine Gemahlin wurdest. Denn mit

den Jahren würden die Täuschungen seiner Leidenschaft verflogen, aber seine adelichen Vorurtheile geblieben sein! Am Ende hättest du keinen Engelskopf mehr gehabt, sondern den Kopf einer Grisette, und aus der Göttin wäre eine Bürgerliche, aus der Verbindung mit dem Meisterstück der Natur eine Mißheirath geworden.

Es that mir recht Leid um Lafalle oder vielmehr um den Herrn von Foy, und doppelt leid. Einmal, daß er das reinste Lebensglück seinem Vorurtheil zum Opfer brachte; dann, daß gerade Er es brachte, der gegen Herrn Buzet auf meinem Zimmer so freisinnig über die Ursachen der französischen Staatsumwälzung und über den großen, langen Krieg des Lichts und der Finsterniß gesprochen hatte. Es ist nur allzugewiß, daß auch die aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts nie ganz rein von den Thorheiten und Vorurtheilen ihres Zeitalters sein können, und daß sie immer mehr oder weniger vom Dampf oder Ruß der heiligen Flamme geschwärzt sind, deren Licht sie preisen.

Da bekriegen und guillotiniren und würgen sich die Leute einander vom Rhein bis zum Tajo und vom Ohy bis zum Rhein, um einander ihre Wahrheiten und Irrthümer aufzudringen. Und es sind wohl noch nicht so viele Menschen für

Recht und Wahrheit in den Tod gegangen, als schon das Vorurtheil Märtirer zählte.

Arme Julie, deine Leibes- und Seelenschönheit, dein adliches, reines Herz galt also nicht, weil Herr von Foy einen Großvater hatte, der als Generalpächter das Land aussog, und dann sich für das dem Volk abgequälte Geld vom allergnädigsten König dieses Volks adeln ließ.

Ich wundere mich gar nicht, wenn in Frankreich, wenn aller Orten der Vertilgungskrieg mit unversöhnlichem Grimm geführt wird. Solche Menschen werden durch keine Erfahrungen, durch keine Weltgeschichte gewitzigt. Die Revolution, hat man gesagt, wird ihren Gang um die ganze Erde machen. Ich zweifle nicht mehr daran. Das Natürliche und Unnatürliche, der gesunde Menschenverstand und das Vorurtheil können keinen Frieden schliessen. Und wo in einem Hause oder in einem Staate Schooskinder und Stiefkinder beisammen wohnen, wie mag man sich da jemals vertragen? Soll ich's den selbstsüchtigen Schooskindern verargen, wenn sie ihren Vortheil nicht fahren lassen wollen? Sie sprechen von Vermächtnissen, Verträgen und ererbten Rechten. Soll ich's den Stiefkindern verargen, wenn sie sagen: Wir sind von Natur so viel als ihr, und fordern gleiche Rechte. Gott gab sie uns, aber der Menschen Habsucht verstieß uns daraus?

Das Alles schrieb ich nun freilich dem Herrn von Foy nicht nach Monbrison. Ich wollte ihm nicht wehe thun. Aber doch konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich von ihm nicht erwartet hätte, daß er blos aus Rücksicht auf den Adel seines Hauses bewogen worden wäre, jeder Hoffnung auf Julien zu entsagen, und seinem Herzen so grausame Gewalt anzuthun. Ich hätte in der That vermuthet, daß ihn höhere Gelübde fesselten, und er vielleicht geistlichen Standes wäre.

Ich erhielt eine Antwort, die mich noch irrer machte, als sein erster Brief. „Die meisten bürgerlichen Verfassungen unsers Zeitalters", schrieb er, „beruhen mehr oder weniger auf angeerbten Vorurtheilen. Darum werden diese Verfassungen alle mit der Folge der Zeit untergehen müssen, entweder durch gewaltsame Umwälzungen, oder durch allmäliges Verbessern von Seiten weiser Fürsten, die mit den Begriffen des Zeitalters fortschreiten. Aber der Einzelne kann sich der Macht des Ganzen nicht widersetzen. Er muß den Vorurtheilen gehorchen, nicht weil sie dies sind, sondern weil sie bürgerliche Ordnungen sind, so schlecht sie auch sein mögen. Meine Familie will ihr Vorrecht des Adels weder umkommen noch zweideutig werden lassen, in einem Kampf, der gegenwärtig geführt wird, aber noch lange nicht entschieden

iſt. Und eben darum, weil unſer Adel nicht zum älteſten gehört, iſt unſer Haus um ſo eiferſüchtiger auf deſſen Reinheit. Verzeihen Sie alſo dem, was Sie Vorurtheil nennen. Und iſt denn das eheloſe Leben der Geiſtlichen weniger Vorurtheil? Streitet es weniger gegen die Ordnungen der Natur und göttlichen Einrichtungen? Sind Sie, lieber Kaplan, indem Sie ein Vorurtheil bekriegten, nicht mit den Waffen eines andern Vorurtheils in's Feld gezogen?"

Ich drehte den Brief her und hin, und möchte nicht alles ſagen, was ich dachte. Doch antwortete ich ihm darauf, ſo gut ich konnte, erhielt aber keine Antwort.

Nun vergingen Jahr und Tag, und alle Nachrichten von meinen lieben Leuten in Frankreich blieben aus. Die Geſchichte war alſo für mich zu Ende. Gern hätte ich noch der armen Julie Schickſal erfahren. Ich gab alle Hoffnung dazu auf und betrachtete die Erſcheinung der Ausgewanderten als ein angenehmes Zwiſchenſpiel in den einfachen Begebenheiten meines Lebens. Aber ganz unvermuthet trat eines Tages Lafalle, wie er leibte und lebte, in meine Pfarrwohnung. Ich war ganz außer mir vor Erſtaunen und Freude, und flog mit großer Rührung an ſeine Bruſt.

„Ich ſollte mich wohl eigentlich nicht freuen, Sie bei mir zu ſehen,“ ſagte ich, „aber ich kann nun nicht anders.“

„Freuen Sie ſich immerhin, lieber Pfarrer,“ ſagte er, „denn ich freue mich ja auch, Sie wieder zu ſehen. Darf ich in meinem Vaterlande nicht mehr mit Sicherheit wohnen, ſo ſuche ich nun das Fleckchen Erde auf, wo ich die allerſüßeſten Stunden meines Lebens genoſſen; die Stellen, welche Juliens Fußtritt geheiligt hat.

„Alſo doch wieder ausgewandert?“

„Allerdings, und gewiß nicht freiwillig. Ich habe nicht erlangen können, von der Liſte der geächteten Auswanderer geſtrichen zu werden. Immer unter angenommenem Namen, nie lange an einem Orte, konnte ich bisher in Frankreich leben. Barthelemi machte uns große Hoffnungen. Aber auch er iſt nun von den Jakobinern geſtürzt, aus dem Vollziehungsdirektorium vertrieben, und ſchmachtet jetzt in den Wüſten von Cayenne. Sobald er verhaftet ward, war auch ich verrathen, weil unter ſeinen Papieren bedeutende Sachen von mir liegen. Ich hatte das Meinige verſucht, dem unglücklichen Lande innern Frieden ſchaffen zu helfen; und dieſer iſt nur möglich durch freie Verfaſſung, verknüpft mit einem rechtmäßigen Königthum.“

„Wohl denn, lieber Laſalle oder Herr von

Fox," rief ich, „sein Sie willkommen in unsern Friedenshütten! Sie sollen . . ."

„Lassen Sie mich Ihren Lasalle bleiben."

„Auch gut!" sagte ich, und sprang zu meinem Schreibpult, und zog einen Kapitalbrief von tausend Gulden hervor, worin ich seinen mir geschenkten Wechsel verwandelt hatte: „Ganz arm sind Sie nicht. Sehen Sie hier Ihre hundert Louisd'or!"

Er lehnte sie ab. „Ich bin nicht so dürftig als das erstemal aus dem Lande gegangen, mein lieber Pfarrer. Was sich in Geld verwandeln ließ, nach dem Tode meiner Mutter, ward in Geld und Wechsel verwandelt. Mein guter Oheim gab dazu seinen redlichen Theil, weil am Ende doch vorauszusehen iß, daß, wenn er einmal stirbt, die Güter unsers Hauses von den Räubern in Nationalgut verwandelt werden. Gegen Mangel bin ich geborgen. Ich habe wohl auch noch einigen Ueberfluß, wovon ich mittheilen kann. — Steht das kleine Gartenhaus noch am Fuße der Weinberge, wo ehemals Buzot wohnte?"

„Freilich steht es noch, und immer für Sie offen, wenn Sie es wollen. Der Eigenthümer wird es Ihnen gern vermiethen. Sie sind noch immer im Städtchen allen Leuten lieb. Aber warum wollen Sie nicht lieber eine bequemere Wohnung in der Stadt?"

„Ach lieber Pfarrer, wo mir am wohlsten ist, da finde ich es am bequemsten. Kommen Sie, ich will da meine Einsiedlerklause einrichten. Bringen wir die Sache sogleich ins Reine.“

Es geschah. Lasolle hatte einen alten, treuen Diener seines Hauses mit sich aus Frankreich gebracht. Er nahm aus der Stadt noch eine Köchin dazu, seine kleine Haushaltung zu besorgen. Im Gartenhause mußten dieselben Stühle, Tische, Betten und andern Geräthe wieder hergestellt werden, die daselbst während Juliens Aufenthalt gewesen waren. Alles mußte wieder auf der nämlichen Stelle stehen; alles sein, wie ehemals. Er selbst ging nicht eher hinaus, bis die Einrichtung vollender war: und zwar ich mußte sie machen. „Ich möchte mich“, sagte er, „so tief, als möglich, in Täuschungen einwiegen.“

Als wir nun das erstemal hinausgingen, und er in der Ferne die hohen Ulmen sah, hub er an bitterlich zu weinen. „Sie stehen noch,“ sagte er, „aber Julie wandelt nicht mehr im Schatten derselben!“

Da wir in das Haus traten, ward er noch bewegter. Er warf sich schluchzend auf das Bett und rief: „Da bin ich nun wieder, aber elender, denn vorher!“ — Ich entfernte mich, ihn unge-

ſtört den Schmerzen ſeiner Empfindungen zu überlaſſen. Als ich nach einer halben Stunde wieder zu ihm kam, ſagte er lächelnd: „Sie haben alles vortrefflich gemacht; nur dies hier war nicht der Stuhl, auf welchem ſie am Fenſter zu ſitzen pflegte, ſondern dort jener war's!“

Julie ward nun natürlich der Gegenſtand des Geſprächs. Laſalle hatte bisher immer auffallend gemieden, von ihr zu reden, und ich, ſobald ich dies wahrnahm, nach ihr zu fragen. Jetzt aber ſchien das Reden von ihr zur Weihe der neuen Wohnung zu gehören.

„Haben Sie in Frankreich niemals wieder von ihr gehört?“ fragte ich.

„Ich habe ſie geſprochen, als ich in Paris war,“ ſagte er, „und da ſind wir auch auf immer von einander geſchieden. Ein Zufall führte mich in der Straße Richelieu an einem Hotel vorüber, wo zwei Frauenzimmer aus einem Fiacre abſtiegen. Ich achtete derſelben kaum. „Laſalle!“ rief eine weiche Stimme, deren wohlbekannter Klang mir durch alle Nerven fuhr. Ich ſah mich um, und erkannte Julien. Ich eilte zu ihr. Sie winkte mir mit den Augen Mäßigung in Gegenwart ihrer Begleiterin, der ſie mich als einen alten Bekannten aus Deutſchland vorſtellte, der ihr während der Auswanderung viele Dienſte geleiſtet. Sie lud mich ein, ihr zu folgen. Ich ward in ein

Zimmer geführt, wo mich die Frauenzimmer einige Augenblicke allein ließen. Nachher kam Julien einzig. Ich flog ihr entgegen, bedeckte mit glühenden Küssen ihre schöne Hand. Ich hatte nicht nöthig, ihr das Entzücken des unerwarteten Wiedersehens zu schildern."

„„Und was führt Sie nach Paris, lieber Lasalle?" fragte sie mich.

„„Die Hoffnung, von der Liste der Ausgewanderten gestrichen zu werden. Uebrigens bitte ich Sie, mich nicht Lasalle, sondern Franz Chamfort zu nennen; denn so heiße ich, bis ich mit meinem wahren Namen, als Herr von Foy, wieder auftreten und Herr meiner väterlichen Güter sein darf."

„„Sie sind ein Herr von Foy?" sagte sie erröthend. „Nun Vertrauen um Vertrauen: ich heiße zwar hier noch Bürgerin Buzet; aber ich bin die Gräfin von Montmorency, und jetzt beschäftigt, Nachrichten von meinen Verwandten und den Gütern unsers Hauses einzuziehen. Von letztern ist wenig zu hoffen, und von erstern höre ich widersprechende Sagen. Die Gräfin d'Estain, die Sie vordin bei mir sahen, nimmt sich meiner mütterlich an. Der alte Buzet, welcher in Deutschland als mein Vater galt, ist vor einigen Monaten gestorben. Ich bedaure den Verlust dieses vortreflichen Mannes, der viele Jahre

Hausarzt und Freund meines verstorbenen Vaters war."

„Ich hörte ihre Erzählung mit froher Bestürzung an. Sie sprach mit einer Offenheit über die Angelegenheiten ihres Hauses, die mir bewies, wie tief ihr Vertrauen zu mir war. Ich hörte, daß ihre Familie in sich selbst entzweit, und derjenige Zweig ihres Geschlechts, dem sie angehörte, in Rußland oder Amerika sei, oder in England. Ihr Vetter und Vormund hatte sie im Jahr 1792 aus Frankreich mit sich geführt, da sie kaum ein Alter von vierzehn Jahren hatte. Als er sich nachher auf Befehl des Grafen von Provence zur königlichen Armee unter dem Befehl des Prinzen Condé begab, überließ er sie ihrer Hofmeisterin Frau von St. Paul und dem redlichen Buzet. Aber Gram tödtete die Frau von St. Paul nach einem Jahre schon, und eine feindliche Kugel am Rhein den Vormund. Die Gelder hörten auf zu fließen. Buzet, unfähig den bisher gewohnten Aufwand zu bestreiten, rieth, die deutsche Fürstenstadt, in der sie bisher gelebt hatten, zu verlassen, und in irgend einem Dorfe oder Landstädtchen unter bürgerlichem Namen in der möglichsten Einschränkung ihrer Bedürfnisse eine bessere Wendung des Schicksals abzuwarten. Inzwischen unterhielt Buzet einen Briefwechsel mit den Bekannten in Frankreich. Durch Vermitte-

lung der Gräfin d'Estain wurden für Julien, nach dem Sturz der Robespierreschen Rotte, Gelder in Basel angewiesen, um ihre Rückkehr aus dem Elende ins Vaterland möglich zu machen. So reis'te Bujet mit seiner Pflegetochter zurück. Ihr Schicksal war bei dem allen noch sehr unentschieden. Die Gräfin d'Estain rieth zu einer Vermählung Juliens mit dem Sohn eines der ersten Häuser Frankreichs, der den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens dadurch gerettet hatte, daß er gleich dem ehemaligen Herzog von Orleans die Jakobinerkappe getragen und sich allen Ausschweifungen eines sittenlosen Revolutionsmannes überlassen hatte. Dieser Burger Dubellai dachte sehr ernstlich an eine Verbindung mit Julien; er belagerte sie mit seinen Liebesbetheurungen, und hatte ihr schon tausendmal geschworen, er würde sich das Leben nehmen, wenn sie ihm nicht ihre Hand gäbe.

„Aber", setzte Julie hinzu und heftete einen durchdringen Blick auf mich, „dieser Wüstling, wäre er auch kein Wüstling, wäre er auch reicher und von einer Familie, älter als die meinige, er wird nie mein Gemahl. Ich werde mich nie vermählen, wenigstens nicht ohne Einwilligung meiner nächsten Verwandtschaft."

„Theure Gräfin", rief ich, „wollen Sie mein Todesurtheil sprechen? Ich liebte Sie als Julie

Buzet; ich kann nicht aufhören, Sie als eine Montmorency zu lieben."

„Guter Lasalle," sagte sie mit thränenfeuchten Augen, „es steht im Buche des Verhängnisses geschrieben, daß wir nicht glücklich sein sollen. Trösten Sie sich. Sie selbst, als Mann, hätten nicht wagen dürfen, die bürgerliche Julie Buzet in Ihre Familie einzuführen. Wie dürfte ich, als ein abhängiges, schwaches Mädchen, es wagen, ohne Einwilligung der Blutsverwandten, das Glied eines fremden Stammes mit den Zweigen von Montmorency zu verbinden? Sie sehen die Unmöglichkeit ein. Aber — ich werde unvermählt sterben. Erinnern Sie sich noch der deutschen Eiche auf dem Hügel? — Da that ich dem Himmel das Gelübde. Und damit Sie mein künftiges Schicksal wissen: ich gehe in ein Kloster, mir gleichviel, in welchem Lande, in welcher Weltgegend es sei. Einleitungen sind dazu getroffen. Aber um Alles in der Welt darf die Gräfin d'Estain nicht davon wissen."

So sprach Julie, und alle meine Bitten, Beschwörungen, Thränen änderten in ihrem Sinn nichts. Ich sah sie noch diesem noch einigemal.

Das letztemal nahm ich jenen Kranz mit mir, den sie dort oben auf dem Eichenhügel gewunden und den ich, kunstvoll mit seinen welken Blattern auf seidene Unterlage befestigt, immerdar als ein

Kleinod mit mir führte. O, sie erkannte ihn gleich, als ich ihn vorzog und bittend fragte: Julie, wollen Sie mich nicht erhören? Sie warf sich laut schluchzend wieder, wie damals, an meine Brust, nannte mich mit den zärtlichsten Namen, und bat mich, sie lieber zu tödten, als ferner mit meinen Bitten zu quälen. Sie blieb unerschütterlich. So schieden wir. Ich sah sie nicht wieder; denn ich erhielt den Wink, Paris zu meiden, und mußte in Eil gehorchen. Ich schrieb ihr von Montbrison aus. Mein Brief kam unerbrochen zurück. Ich schrieb einigen Freunden nach Paris, Erkundigungen von ihr einzuziehen; niemand entdeckte eine Spur von ihr. Ich vermuthe, sie ist durch einen geistlichen Verwandten ihres Hauses in ein spanisches Grenzkloster gebracht, und damit ihr heißester Wunsch erfüllt worden.

Auch Lasalle lebte von nun an ein wahrhaft klösterliches Leben, ohne allen Umgang. Nur ich allein hatte Erlaubniß, ihn zu besuchen. Immer fand ich ihn entweder eingeschlossen bei seinen Büchern, deren er eine kostbare und ausgewählte Sammlung mitgebracht hatte, oder auf den Spaziergängen, die er ehemals mit Julien gesehen hatte. Der merkwürdige Kranz war das einzige Ziergeräth seines Zimmers unter Glas und Rah-

men. — Alle Woche gab er mir ein Gewisses an Geld, es unter die bedürftigsten Hausarmen zu vertheilen, ohne daß jedoch jemals seines Namens Erwähnung gethan werden durfte. Auch wo sonst zu helfen war, mußte ich es ihm jedesmal anzeigen; und er steuerte beträchtliche Summen. Von einigen armen, aber tugendhaften Bürgertöchtern des Städtchens übernahm er die völlige Ausstattung. Immer kam die Hilfe so, daß niemand den Geber errathen konnte, wenigstens nicht mit Zuverlässigkeit; gewöhnlich in Briefen, die aus Städten der Nachbarschaft mit der Post gesandt werden mußten. Und doch gerieth bald jeder auf die Vermuthung, Lasalle und kein anderer müsse der reiche Geber sein. Denn erst seit er wieder am Weinberg wohnte, zeigte sich der unsichtbare Wohlthäter.

Eines Morgens — ich war kaum vom Bette aufgestanden — kam athemlos sein Bedienter zu mir gesprungen, mit Bitte, ohne Verzug zu seinem Herrn zu eilen, der mich verlange. Der Bediente ließ sich nicht einmal Zeit, mir zu antworten, als ich um die Ursache fragte. Er rief mir nur noch im Fortlaufen zurück, es sei ein Unglück begegnet; er müsse den Arzt in der Geschwindigkeit herbeiholen.

Ich zitterte vom Schrecken an allen Gliedern. Schon seit einigen Wochen hatte ich bemerkt, daß Lasalle's Schwermuth zunehme. Ich fürchtete das

Traurigſte. In Eil kleidete ich mich an und ging. Aber ich war wie gelähmt.

Mit Schaudern trat ich in ſein Haus. Es herrſchte Todtenſtille. Beim Knarren der Hausthür trat mir die Köchin entgegen, und deutete mir, leiſe zu ſein. — „Lebt er noch?“ fragte ich. Sie zeigte mit dem Finger auf ſeine Studenthür. Ich öffnete dieſe ganz leiſe, und trat in's Zimmer. Aber man denke ſich mein Erſtaunen. Da ſaß Laſalle, und neben ihm, an ſeine Bruſt gedrückt, ſehr bleich, Julie. Sie trank ein Glas Waſſer; ſeine Hand unterſtützte die ihrige, mit der ſie zitternd das Glas hielt. Als ſie mich erkannte, verzog ſich ihre Miene in ein mattes Lächeln. Laſalle ſah mich nicht an. Seine Augen hingen nur an Juliens Geſicht. In dem gleichen Augenblick kam auch der Stadtarzt.

„Sie iſt wieder geneſen!“ ſagte Laſalle, „aber eine halbe Stunde lang lag ſie wie eine Leiche.“

Der Arzt traf ſeine Verordnungen, die ſehr einfach waren, da Juliens Zuſtand nur die Wirkung einer heftigen Gemüthsbewegung geweſen. Auch Laſalle befand ſich noch in etwas fieberhaftem Zuſtande. Er war nach ſeiner Gewohnheit mit Tagesanbruch ausgegangen, und nach ſeiner Heimkunft mit dem Buche in der Hand hinter dem Gartenhauſe auf dem Bänkchen am Brunnen geſeſſen, als die Gräfin in leichten Reiſekleidern lang-

sam um das Haus kam, plötzlich vor ihm stand, und mit einem durchdringenden Schrei zu Boden fiel. Sobald der Arzt bemerkte, daß hier keine Gefahr sei, verhieß er die Arznei auf der Stelle zu senden, die man im Thee zum Frühstück nehmen solle. Er ging, und schickte bald eine Flasche alten, rothen Burgunderweins.

Die Gräfin hatte sich inzwischen erholt. Ihre erste Frage war: „Aber, Lasalle, wie kommen Sie hierher?“ Eben so fragte Lasalle. Eins bezeugte dem andern seine Ueberraschung, und beide konnten sich lange nicht von der Wirklichkeit des Wiedersehens, und daß das mehr als Traum sei, überreden.

Ich konnte endlich aus den Fragen, Antworten, Wiederholungen, Gegenfragen und Ergänzungen folgenden Zusammenhang finden.

Julie war zu Paris fest entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Sie hatte der Gräfin d'Estain diesen Vorsatz geheim gehalten, bis sie ihn vollziehen konnte. Inzwischen hatte Dubellay seine Werbung um Juliens Hand fortgesetzt, und die Gräfin d'Estain sich eine mehr als freundschaftliche Gewalt über die verlassene und verwaiste Tochter des Hauses Montmorency angemaßt. Julie, die fast nur abhängig von der Gnade der Gräfin lebte, hatte bei dieser böse Tage. Die Gräfin d'Estain selbst scheint von Dubellay's Geschenken bestochen

nischen Kloster Schwierigkeiten gefunden, die nur durch weitläufigen Briefwechsel beseitigt werden konnten, gab er ihr hinlängliche Mittel, um mit Bequemlichkeit die Reise nach England zu den nächsten Verwandten ihres Hauses machen zu können, falls sie nicht zur Gräfin d'Estain nach Paris zurückkehren wollte. — Zwei Tage nach diesem ward der Bischof verhaftet, und Alles, was mit ihm in unmittelbaren Verhältnissen gelebt hatte. Auch Julie. Sie wurde inzwischen mit vieler Schonung behandelt, nach kurzer Zeit wieder frei gelassen, und erhielt endlich selbst einen Paß, um mit einer Kammerfrau und einem Bedienten in die Schweiz zu reisen. So verließ sie ihr Vaterland zum andernmal. Von der Schweiz nahm sie ihren Weg nach Hamburg. Es kostete sie nur einen Umweg von zwei Tagereisen, um die Gegend noch einmal zu besuchen, in welcher sie so manches Jahr als Julie Buzet gelebt hatte. Sie konnte der Sehnsucht sich nicht erwehren. Abends kam sie in unserm Städtchen an. Des andern Morgens wollte sie, unerkannt, einsam, in aller Frühe die Stätten besuchen, die ihr durch viele daran geknüpfte Erinnerungen heilige Oerter geworden waren; dann wieder abreisen.

So ging sie gegen das Gartenhaus, welches sie leer glaubte. Um ihr Dasein zu verhehlen, hatte sie Sorge getragen, selbst den Leuten im

Wirthshause nur mit verschleiertem Gesicht zu erscheinen, und keine Frage zu thun, durch die sie sich hätte verrathen können. — Vom Gartenhause wollte sie den Weg zu den Ulmen und zum Eichenhügel einschlagen. Beim Anblick ihrer ehemaligen Wohnung erwachte die ganze Vergangenheit. Noch schien ihr der alte getreue Buzet zu leben; noch, als wenn Lasalle kommen müsse, sie in ihrer Einsamkeit zu besuchen. Und in diesem Augenblick sah sie Lasalle'n auf der Bank, wo sie auszuruhen beschlossen hatte. Ihr Bewußtsein verflog.

Wir begleiteten die schöne Gräfin in das Wirthshaus der Stadt zurück, wo sie ihre Leute über ihr langes Ausbleiben zu beruhigen hatte. Zugleich bemerkten wir mit Vergnügen, daß sie Verfügungen traf, statt sogleich wieder abzureisen, noch einige Tage zu verweilen.

Ich würde unrecht thun, diese Geschichte unnütz zu verlängern. Der Zufall hatte wohlthätig gespielt. Lasalle begleitete von nun an Julien, wie ihr Schatten; und sie, die ohne Freund, ohne Verwandte, ohne Beschützer dastand, reichte dem Geliebten, welchem sie ihr Herz nicht mehr entziehen konnte, auch zur ewigen Verbindung die Hand. Ich hatte das Vergnügen, vor dem Altar meiner Kirche die Ehe eines Paares einzusegnen, welches seit so vielen Jahren meine innigste Theil-

nahme gefesselt hatte. Einige Tage nach ihrer Vermählung reiseten Beide, weil es Julie wünschte, nach Hamburg und England. Vor zwei Jahren erhielt ich von Lasalle einen Brief aus Amerika, wohin er sich mit seiner Gemahlin begeben, um den Vorurtheilen, Unruhen, Kriegen und Staatsumwälzungen fremd zu bleiben, die noch ferner die Ruhe unsers Welttheils stören sollten.

Nachricht

an

die verehrten Subskribenten

für die

ausgewählten Schriften

von

Heinrich Zschokke.

Die zahlreichen Freunde des Herrn Verfassers haben diese Auswahl seiner Schriften so ungemein günstig aufgenommen, daß es pflichtgemäß ist, auch für die Vervollständigung derselben auf mögliche Weise bedacht zu sein. Demnach sollen nun auch die neuesten Erscheinungen des beliebten Schriftstellers im gleichen Taschen-Format herauskommen, und in der Reihenfolge der Bände den 25. bis 28. Theil ausmachen, und zwar folgenden Inhalts:

XXV. Theil. Der Flüchtling im Jura. — Der Freihof von Aarau, erster Theil.

XXVI. Theil. Fortsetzung desselben.

XXVII. Theil. Beschluß desselben. — Addrich im Moos, erster Theil.

XXVIII. Theil. Addrich im Moos, zweiter Theil.

Von diesem neuesten Geistesprodukte des Herrn Verfassers, das, so wie den Freihof,

manche seiner Freunde den historischen Gemälden des heute so viel gelesenen Walter Scott an die Seite stellen wollen, ist bereits im Jahrgang 1825 der Erheiterungen ein Abschnitt gedruckt erschienen, der Fortsetzung und Beschluß lebhaft wünschen ließ. Dieses interessante Zeitgemälde wird nun aber vollendet im 28. Theil der ausgewählten Schriften erscheinen, und somit auch das Neueste in diesem Band enthalten sein. Alle künftige Erscheinungen aus der Feder des Herrn Herausgebers werden dann ebenfalls in diese Sammlung fernerhin aufgenommen, so daß solche von stetem Werthe bleibt.

Es haben wohl noch einige Freunde den Wunsch geäussert, daß die Uebersetzung der Molièreschen Lustspiele auch in diese Sammlung aufgenommen werde: allein da solche nur als Versuch einer Uebersetzung zu betrachten sind, und der Herr Herausgeber selbst auf seine eigenen dramatischen Versuche keinen Werth mehr legen will, so bleibt zur Vermeidung der größern Bändezahl die Aufnahme seiner Schauspiele vor der Hand noch ausgeschlossen. Sollte es jedoch in den vereinten Wünschen sämmtlicher resp. Subskribenten liegen, sowohl das Theater in mehrern Bänden, als auch die beiden historischen Werke über Baiern und Graubünden noch in diese Sammlung aufgenommen zu sehen, so wird der Verleger dafür in der Folge ebenfalls noch besorgt sein, und seiner Zeit die geeignete Anfrage an das Publikum halten.

Der Subskriptionspreis für diese eben angekündigten vier neuen Theile (25. bis 28.), welche

allen resp. Subskribenten auf das ganze Werk als Fortsetzung zugesendet werden, ist auf halbweißem Papier 4 Fr. 5 Bz. oder 3 fl. oder 2 thlr. sächs., und auf weißem Papier 6 Fr. oder 4 fl. oder 2 thlr. 15 gr. sächs.

Zur Berichtigung der Urtheile in Betreff der geringen Erhöhung der Preise für diese vier neuen Theile diene nur die kurze Bemerkung, daß durch die veranstaltete Erscheinung derselben mit nicht nur der ganze Vorrath von Exemplaren der Bilder aus der Schweiz, erster bis dritter Theil, sondern auch der im gleichen Format bereits schon fertig gedruckte erste Theil von Addrich im Moos völlig unbrauchbar wird, da die Käufer nun das Ganze in den vier neuen Supplementbänden zu den gesammelten Schriften erhalten.

Der Subskriptionstermin bleibt noch bis zur Vollendung des Drucks aller 28 Theile offen. Davon sind bereits 24 Theile abgeliefert; unter der Presse befindet sich dermalen schon der 26. Theil; es werden alsobald noch der Ostermesse 1826 sämmtliche 28 Theile vollständig abgeliefert; dann aber wird auch der Subskriptionpreis aufhören.

Ankündigung

einer

wohlfeilen Taschen-Ausgabe

von den

Stunden der Andacht

zum Gebrauch

römisch-katholischer Christen.

Eilfte, zu diesem Behuf sorgfältig revidirte Original-Ausgabe.

In sechs Bänden à 4 fl. 30 kr. oder 3 thlr. sächsisch.

Es ward schon häufig der Wunsch ausgesprochen, daß auch eine Ausgabe für katholische Christen von diesem Werke veranstaltet werden möge, dessen Vortrefflichkeit zum Theil von seinen heftigsten Gegnern anerkannt wird. Aus diesem Beweggrunde erscheint nun eine solche Ausgabe, welche mit Sorgfalt geprüft, und in welcher alles vermieden worden ist, was den Christen der römisch-katholischen Kirche anstößig sein konnte, so daß von ihnen nun diese Ausgabe ohne Bedenken gelesen werden kann.

Es wird dieselbe in Format, Druck und Papier völlig ähnlich der gegenwärtigen Ankündigung sein, und man wird die gefällige Form dieser Taschenausgabe um so angenehmer finden, indem jedes einzelne Bändchen bequem in die Kirche oder auf einsamen Spaziergängen mitgenommen werden kann. Die beiden ersten Bändchen werden gleich nach der Ostermesse erscheinen, und das ganze Werk in sechs Bändchen soll bis zur künftigen Herbstmesse vollendet sein. Da man von der guten Aufnahme einer solchen schon längst erwarteten Ausgabe im Voraus versichert ist, so wird auch keine vorläufige Subskription dafür eröffnet, sondern es werden in sämmtlichen Buchhandlungen von ganz Deutschland, Oesterreich, den Niederlanden, dem Elsaß und der Schweiz Bestellungen darauf angenommen, und vollständige Exemplare von dieser Ausgabe um den wohlfeilen Preis von 4 fl. 30 kr. oder 3 thlr. sächsisch allenthalben zu haben sein.

Zu gleicher Zeit verbinden wir hiermit die Anzeige, daß selbst noch von der Hand des Herrn Herausgebers der Stunden der Andacht verschiedene zweckmäßig geordnete Auszüge unter nachstehenden Titeln erscheinen werden, von welchen jedes Bändchen in Taschenformat besonders abgetheilt, und in allen Buchhandlungen um den billigen Preis von 45 kr. oder 12 gr. sächsisch für jede Abtheilung ehestens zu haben sein wird. Wer demnach eine von diesen Abtheilungen besonders zu haben wünscht, beliebe die Bestellungen unter einem der folgenden Titel zu machen:

Festtags-Betrachtungen.
Vom Verfaſſer der Stunden der Andacht.

Die Andacht im Tempel.
Vom Verfaſſer der Stunden der Andacht.

Die Andacht im häuslichen Leben.
Vom Verfaſſer der Stunden der Andacht.

Die Lebensweisheit des Chriſten.
Vom Verfaſſer der Stunden der Andacht.

Erbauungsbuch für die erwachſene Jugend.
Vom Verfaſſer der Stunden der Andacht.

Die Werke Gottes in der Natur.
Vom Verfaſſer der Stunden der Andacht.

Der Hauptinhalt einer jeden dieſer Abtheilung wird durch den beſondern Titel genau angedeutet, und die Leſer erhalten hiermit nichts anderes, als was von dem Verfaſſer der Stunden der Andacht ſelbſt geſchrieben worden iſt. Wer ſich befugt glaubt, in ein fremdes Werk, deſſen Werth und Name allgemein bekannt iſt, andere Gedanken und Stellen einzuſchieben, begehet eine Pfuſcherei und Verfälſchung, wodurch die Käufer eines ſolchen Buches getäuſcht werden. Und wer ſich dergibt, etwas

Eigenes und Neues zu liefern, und dieses doch mit einzelnen schönen Stellen aus den Stunden der Andacht zu verzieren meint, hat wohl zuletzt nichts anderes, als ein mit Purpurlappen geschmücktes Flickwerk geliefert, das immer noch theuer genug dem ununterrichteten Käufer feil geboten wird, der sich endlich doch lieber das Original zu verschaffen trachtet.

Durch die veranstaltete Herausgabe dieser verschiedenen einzelnen Abtheilungen von den Stunden der Andacht, von denen jedes Bändchen ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, wird dem Geschmack und Bedürfniß eines jeden Standes und Alters in jeder Hinsicht entsprochen, und die Anschaffung einer jeden besondern Abtheilung ist durch die Wohlfeilheit des Preises à 45 kr. oder 12 gr. sächsisch Jedermann möglichst erleichtert.

Es erscheinen in meinem Verlage auch in diesem Jahre 1826 ununterbrochen folgende Zeitschriften:

Erheiterungen, herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. Jahrgang 1826. 8. 3 fl. 15 kr. oder 2 thlr. 20 gr.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrne. Ein schweizerisches Volksblatt. Jahrgang 1826. gr. 4. mit Stempel 3 fl. 20 kr.

Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde. Jahrgang 1826. gr. 4. 12 fl. oder 8 thlr.

Zeitschrift, allgemeine schweizerische, für Rechtswissenschaft, Gesetzgebung und Rechtspflege; herausgeg. von D. Schnell und D. Henke. 1r Band. gr. 8. 7 fl. 30 kr. oder 5. thlr.

Ferner ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen à 24 kr. oder 6 gr. zu haben:

Die farbigen Schatten, ihr Entstehen und Gesetz; von H. Zschokke.

H. R. Sauerländer in Aarau.

Heinrich Zſchokke's

ausgewählte Schriften.

Fünfundzwanzigſter Theil.

Der Flüchtling im Jura.
Der Freihof von Aarau.

Aarau 1826.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
PIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

Der
Flüchtling im Jura.

1.

Die Flucht.

Nachdem ſich Frankreich im Jahr 1798 in die bürgerlichen Unruhen der Schweizer gemiſcht, den alten Bund der Eidsgenoſſen zerſtört und das ganze Gebirgsland mit ſeinem Kriegsvolk überſchwemmt hatte, wurden mehrere der achtbarſten Männer des Landes von den Siegern in's Innere Frankreichs fortgeſchleppt, um entweder als Geiſeln für die Summen zu dienen, welche den ſogenannten oligarchiſchen Städten zu zahlen auferlegt waren, oder um Männer zu entfernen, deren Einfluß und Anſehen bei'm Volke man kannte, und deren entſchiedenen Haß gegen die neue Ordnung der Dinge man fürchtete.

Für einen ſolchen hätte man auch einen jungen Schweizer halten können, der, ſorgfältig bewacht, in der letzten Maiwoche 1799 über Lauſanne und Yverdun nach Beſançon geführt wurde. Allein er ſchien zu jung, um bei ſeinem Volke eine bedeutende obrigkeitliche Würde haben bekleiden zu können; er mochte kaum über achtundzwanzig Jahre zählen. Und im Aeuſſern ver-

rieth er nicht Reichthum genug, um deſſen Bürge von irgend einer gebrandſchatzten Stadt zu ſein. Er fuhr auf einem elenden Leiterwagen; zwei franzöſiſche Soldaten ſaßen neben ihm, je einer ihm zur Seite. Ihre geladenen Gewehre lehnten ſeitwärts auf einem Strohbund vor ihnen, das zum Sitze eines Bauers diente, der vermuthlich Eigenthümer des Fuhrwerks war.

Bei dem allen erregte der Anblick des Gefangenen die Theilnahme jedes Vorübergehenden. Eine ſchlanke Geſtalt, eine geiſtvolle Geſichtsbildung, ein ſtolzer, durchdringender Blick großer blauer Augen, eine würdevolle Haltung in ſeinem ganzen Weſen ſchienen zu verrathen, er müſſe von guter Erziehung ſein. Noch mehr zog der Anblick ſeines blaſſen Antlitzes das Mitleiden ab, da man ſeinen grauen, vorn eingeknöpften Frack und den grünen Sammetkragen am Halſe überall von ſchwarzrothen Blutflecken beſprengt ſah, und man es für ſein eigenes, vielleicht im Kampfe ums Vaterland vergoſſenes Blut halten mußte; denn er vertrieb etwas Schmerzhaftes in ſeinen Bewegungen, eine große Entkräftung, und redete nur mit ſchwacher Stimme.

Seine kriegeriſchen Begleiter, ein Kaporal und ein Gemeiner, behandelten ihn mit einer gewiſſen Höflichkeit und Schonung, und ſuchten ihm ſein Loos ſo gut als möglich zu erleichtern.

Dazu mochte auch ſeine Freigebigkeit etwas mitwirken; denn er ſorgte, wo angehalten wurde, immer dafür, ſie mit einem Glaſe guten Weins zu erquicken.

Als ſie ihn im Dorfe Balaigues, wo ſie unweit der franzöſiſchen Grenze übernachtet hatten, in der Morgenfrühe zum Leiterwagen führten, ward er ſo ſchwach, daß er ohnmächtig zwiſchen ihnen zu Boden ſank. „Laſſet mich hier ſterben, wenigſtens auf Schweizerboden ſterben,“ ſagte er mit gebrochener Stimme: „denn lebend bringet ihr mich doch nicht nach Beſançon.“

Die Soldaten trugen ihn in die Wirthsſtube zurück und ſchienen verlegen; denn ſie fürchteten, er werde unter ihren Händen den Geiſt aufgeben. Jeder im Hauſe eilte herbei und umringte den Unglücklichen. Man wollte nach einem entfernt wohnenden Arzt ſchicken. Die Soldaten verbaten dies aber und meinten, er werde ſich ſchon erholen.

„Wahrhaftig,“ ſagte der Caporal, „es thut mir leid; aber fort muß er, und heute wenigſtens nach Pontarlier, lebendig oder todt. Er iſt mir übergeben, ich habe meine Verhaltungsbefehle; alſo vorwärts. Nehmet ihn und leget ihn auf den Wagen.“

Der Gefangene ſchlug die Augen auf, ſah den Caporal finſter von der Seite an und begehrte Kirſchwaſſer und Brod. Er aß einige Biſſen,

ſteckte den Ueberreſt zu ſich, und ſtürzte drei bis vier Gläſer des ſtärkſten Kirſchwaſſers hinunter, ohne eine Miene zu verziehen.

„Alle Wetter!“ rief der Kaporal, der den Kirſchgeiſt ebenfalls verſucht hatte: „Das thue ich ihm nicht nach, obſchon ich kerngeſund bin. Er ſäuft noch wie ein Ruſſe!“ — Die geſammte Geſellſchaft des Wirthshauſes, welche den Gefangenen umgab, gerieth nicht minder in Erſtaunen über die Trinkluſt des Todtkranken. Dieſer aber zahlte dem Wirth, ſtand auf und bat, daß man ihn unterſtützen möge, um zum Wagen zu gelangen. Man hob ihn auf den Sitz des Karrens. Die Soldaten ſetzten ſich zu jeder Seite neben ihn, und fort ging es über die Grenze in's franzöſiſche Gebiet.

Nach einigen Stunden erreichte man Chauxde-Jouz, wo ſich die Berge und Felſen zum Engpaſſe La Cluſe zuſammenziehen. Hier ſtöhnte der Gefangene ſchmerzlicher, und ſchien nicht mehr Kraft genug zu haben, aufrecht zwiſchen ſeinen Wächtern bleiben zu können. Er ſchlug ſeine Arme ſeitwärts um ihre Achſeln, ſich auf dieſe Weiſe zu halten.

Aber plötzlich fuhr es den erſchrockenen Soldaten in den Nacken, wie Rieſenkrallen, drehte gewaltſam ihre Köpfe gegen einander und ſchmetterte deren Geſichter zu wiederholten Malen mit

ſo fürchterlicher Kraft zuſammen, daß von Stirnen und Naſen das Blut ſtromweiſe rann und die beiden Kerle betäubt und ſinnlos vor ſich niederſtürzten. Als der Bauer auf dem Strohbund hinter ſich blickte, und die Soldaten im Blute ſchwimmend, den Gefangenen vom Wagen geſprungen und im Begriff ſah, die Gewehre der Soldaten zu ergreifen, ſprang er ebenfalls mit Grauſen vom Sitze herab und floh. Er hörte hinter ſich ein Krachen, und ſah, wie der Gefangene die Kolben beider Gewehre am Boden abſchlug, ſie hinwarf und davon eilte, erſt eine weite Strecke der Landſtraße, dann jählings ſeitwärts bergan. Wie ein Gems ſetzte der Flüchtling über Fels und Klippe. Als hätte er Flügel, ſo ging es mit ihm die ſteilſten Fluen hinauf, wo gewiß vor ihm nie der Fuß eines Menſchenkindes geſtiegen war. Dann verſchwand er im Gebüſche zwiſchen Steinblöcken, in denen das Gebirg zerfallen lag.

Weder der verblüffte Fuhrmann, welcher glauben mochte, der halbtodte Gefangene ſei vom Teufel beſeſſen, noch die beiden Kriegsmänner, die lange nicht zur Beſinnung kamen, dachten daran, den Entſprungenen zu verfolgen. Um ſo mehr iſt's unſere Pflicht, ihm nachzueilen, damit wir wiſſen, wohin er kam.

Der junge Mann, welcher wahrſcheinlich ſchon längſt Entwürfe der Befreiung gemacht haben

mochte, hatte seine Rolle, als Sterbenskranker, meisterhaft gespielt, um Argwohn und Wachsamkeit der Hüter einzuschläfern. Denn jetzt wandelte er mit großen, leichten Schritten bergauf, bergab, immer abendwärts, den wildern, höhern Bergen des Jura zu. Er wich nie von der einmal angenommenen geraden Richtung, als wenn ihn diese irgend einer einsamen Berghütte zu nahe brachte, oder einer fernen menschlichen Gestalt. Gebahnte Wege waren nicht seine Wege. Er schöpfte erst Athem, als er nach zwei oder drei Stunden den steilen Rücken eines der höhern Berge erreicht hatte, von wo er die umliegende Gegend zu durchmustern gedachte.

Hier stand er still, hoch über den Thalen und Heimathen der Menschen, in der lautlosen Wildniß, die nur der einsiedlerische Adler liebt. Er trank in tiefen Zügen eine reinere Luft, deren kühler Strom den Schweiß seiner Stirn trocknete und wohlthuend durch das helle Gold der Haarlocken floß. Unter seinen Füßen schwankten die Tannenwipfel des Abgrundes. Morgenwärts strichen, bald in geraden Reihen, bald unterbrochen, die langen, waldigen Rücken der Berge hin, welche den einförmigen grünen Teppich der Thäler einschlossen. Ein unendliches grünes Wogengemälde schien es, auf welchem aber die Spitzen der breiten, ungeheuern Wellen vom finstern Him-

mel geſchwärzt ſtanden. Abendwärts ſtufte ſich das Gebirg in die franzöſiſchen grauen Ebenen nieder, über welche Waldſtreifen, wie Wolkenſchatten, gelagert waren. Im Mittag glänzten weit hinter den Seen und Ländern die ſilbernen Schaaren der Alpen hervor am Horizont, wie aus Strahlenduft gewoben, gleich erſtarrten, zackigen Wolken. Dahin wandte der Flüchtling lange die Augen, ernſter, ſinniger, düſterer. Dann durchirrte ſein Blick noch einmal die nähern Niederungen um ſich für die Fortſetzung ſeines Weges zurecht zu finden.

Nachdem er ſich erfriſcht, ging er auf dem ſcharfen verwitterten Grath des Gebirges entlang, einen Felſenkopf deſſelben zu erreichen, welcher noch freiere Ausſicht über einzelne Bäume verhieß, die ihm entgegenſtanden.

2.

Die Sibylle.

Wie er über die loſen Stücke des kahlen, grauen Felsgetrümmers, die von ſeinem Fuße berührt in die Abgründe praſſelnd niederrollten, zur Höhe der Steinkuppe gelangt war, überraſchte ihn hier der Anblick eines menſchlichen Weſen. Es war eine betagte Frau, die auf einem bemooſeten Felſenblocke ſaß und unbeweglich in die blaue

Ferne hinausstarrte. Ihr Wamms und Rock von einem halbwollenen, nußbraunen Zeuge, in welchem die weißen Linnenfäden des Gewebes durch langen Gebrauch schon sichtbar wurden, verkündeten Aermlichkeit. Doch ihre weiße Haube und das blaue kleine Halstuch, nebst der rothgestreiften Schürze von grober Leinwand, zeigten bei aller Armuth eine gefällige Sauberkeit. Ihre dürre Rechte lehnte sich auf einen Krückstock von Schwarzdorn. Der linke Arm, mit dem Ellnbogen auf das Knie gestemmt, stützte mit der Hand das Kinn. Ihr von der Sonne gebräuntes, welkes Antlitz wäre durch eine gewisse Gutmüthigkeit des Ausdrucks nicht unangenehm gewesen, wenn nicht um Kinn und Lippen ein weiches, falbes Barthaar, wie ein grauer Schatten, gewebt hätte.

Der Flüchtling betrachtete sie eine Weile schweigend; dann grüßte er mit lauter Stimme. Die Alte wandte sich, aus ihrem Nachdenken erwacht, dankend gegen ihn und betrachtete aufmerksam, doch ohne Verlegenheit, seine Gestalt. Er setzte sich ihr gegenüber, zog sein Brod hervor und hielt sein einfaches Mahl, indem er über das Wetter und die Gegend einige Worte hinwarf, um ein Gespräch anzufädeln. Die Alte, keine Sylbe erwiedernd, starrte ihm fort und fort in's Gesicht. Auch als er ihr endlich durch seine Fragen Antwort abgewann, gab sie diese wie eine

Perſon, deren Geiſt mit andern Gegenſtänden beſchäftigt iſt, und offenes Auges träumt. Inzwiſchen erfuhr er doch, und das beruhigte ihn nicht wenig, er ſei nicht mehr auf franzöſiſchem Grund und Boden, ſondern im Gebiete des Fürſtenthums Neuenburg, und zwar auf einer Höhe des Gros-Taureau, in der Nähe des Dorfes Les Verrieres.

„Woher ſind Sie, wenn mir die Frage erlaubt iſt?“ ſagte nach einem abermaligen langen Schweigen die Alte, deren Blicke noch immer träumend an ſeinem Geſichte hingen.

Er zeigte mit der Hand nach Morgen und ſagte: „Mein Haus iſt dort hinten, wo die letzten Alpen kaum noch ſichtbar ſind.“

„Aus dem Bündnerlande?“ fragte das Mütterchen etwas belebter. Der Flüchtling wandte den Blick auf die Seite, und konnte bei der Frage eine gewiſſe Ueberraſchung nicht verhehlen, die er empfand. „Ungefähr!“ erwiederte er.

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir!“ ſagte die Alte; „Sie ſind bei uns vollkommen ſicher. Nicht ſo, Sie kommen aus Frankreich, etwa von Pontarlier; ſind gefangen geweſen, entwiſcht?“

Der junge Mann trug kein Bedenken, es zu geſtehen.

„Und das iſt Menſchenblut?“ ſagte ſie, auf die Flecken ſeines grauen Rockes und

der Beinkleider zeigend: „Das da noch ganz frisch.“

Der Flüchtling bemerkte jetzt selbst erst die frischen Blutflecken an seinen Kleidern. Er erzählte unverhohlen, auf welche Weise er den Soldaten unweit Pontarlier entronnen sei, und erkundigte sich, ob er im Neuenburgischen vor Gewaltthätigkeit und Nachstellung der Franzosen sicher sein könne.

„Allerdings!“ erwiederte die Alte: „Denn Preussen hat mit Frankreich Frieden, und der König von Preussen ist der Souverain dieses Landes. Gewalt haben Sie nicht zu besorgen; doch thun Sie weise, in abgelegener Gegend zu leben, und der Hinterlist auszuweichen. Dazu bin ich hierher gekommen, es Ihnen zu sagen.“

„Was?“ rief der Flüchtling: „Ihr habt doch nicht wissen können, Mütterchen, daß Ihr mich hier finden würdet.“

„Trotz Ihrem Zweifel, junger Herr, weiß ich Ihretwillen hergesandt.“

„Das ist unmöglich!“ rief der Flüchtling: „Mich kennt keine menschliche Seele in diesem Lande, das ich in meinem Leben zum erstenmal berühre.“

„Aber dieses Land wird Ihnen bald ungastlich werden, und bald so lieb, wie Ihr Land in den hohen Alpen. Dort wohnten Sie im wei-

ten, großen Thale. Ich ſehe Ihr ſchönes Haus beinahe in der Mitte deſſelben unter den hohen Bäumen an einem wilden Bache, der vom nahen Gebirge daherrauſcht. Die grauen Felswände ſteigen ſeitwärts ſchroff in die Wolken, und im Hintergrunde der Landſchaft, wo ſich das Thal ſchließt, ſcheint es wie von Eis- und Schneebergen verrammelt. Das iſt hier ganz anders. Unſere Berge ſind dagegen nur Hügel."

Der junge Mann ſtierte die alte Frau mit großen Augen an und fragte verwundert: „Habt Ihr meine Heimath geſehen? Sagt mir denn, wie heißt ſie?"

Die Alte erwiederte: „Ich weiß keinen Namen, aber ich glaube, ſie ſehr deutlich zu ſehen; und Sie, junger Herr, mit der Jagdflinte in den hohen Bergen, ſehe ich auch, von einem Freunde begleitet. Sie ſind ein wackerer, rechtſchaffener Mann. Halten Sie feſt an Ihrer eifernen Redlichkeit. Sie haben es immer gut gemeint; doch Sie würden weniger Verdruß gehabt haben, wenn Sie nicht zu braufend, nicht auf körperliche Stärke manchmal zu trotzig geweſen wären. Recht gut, daß Sie ſich noch nicht verheiratheten, ob man Sie gleich einigemal zwingen wollte. Es gab viel Streit im Hauſe. Jetzt ſind Sie frei, wie der Vogel in der Luft. Man hat Sie oft gefragt, ob Sie von einer Liebſchaft

gefeſſelt wären, daß Sie jede vorgeſchlagene Vermählung ablehnten. Sie ſagten mit Wahrheit Nein. Aber jetzt fragt Sie Keiner, und doch tragen Sie eine Sehnſucht mit ſich in der Welt herum, und wiſſen nicht, wo Balſam kaufen für die heimliche Wunde. Ja, ja, ich rathe, gehen Sie in den Feentempel und fragen Sie da den Schlaf um einen offenbarenden Traum."

Die Alte ſchwieg, aber ſtarrte ihn noch immer an. Ihre Augen, während ſie ſprach, ſchienen ſich hervorzudrängen, und in ihren verwandelten Geſichtszügen lag etwas Feierliches und Verklärtes. Der Flüchtling hingegen faß vor ihr wie verſteinert. Er horchte noch immer, als ſie ſchon zu reden aufgehört hatte.

„Wenn Ihr mich nicht kennet, wer hat Euch, Mutter, das alles erzählt?"

„Wer kann mir erzählen, junger Herr, was Sie Niemandem erzählt haben? Aber Sie hätten mich nicht ſtören ſollen!" ſetzte ſie unwillig hinzu, rieb ſich die Augen und ſchien, wie eine Erwachte, munter zu werden. Sie ſah links und rechts, dann ihn wieder, und ſagte: „Nun geht Alles hin, wie Nebel. Und es iſt mir doch, als hätte ich für die Zukunft noch viel zu Ihrem Beſten ſagen ſollen. Nun iſt's hin."

„Woher wiſſet Ihr, was Ihr mir da ſaget?" fragte der Fremde.

Die Alte hob beide Hände mit ausgefpreizten Fingern hoch in die Luft, ſie irre hin und her bewegend, den Blick in die Ferne gewandt und dazu den Kopf ſchüttelnd, als wollte ſie mit dieſer ſonderbaren Gebehrde ſagen: „Es kommt, ich weiß nicht, von wannen; und wüßte ich's, würde ich's nicht ſagen dürfen.“

„Könnet Ihr mir noch mehr erzählen, Mütterchen?“

„Es iſt vorbei, Alles vorbei! Dunkel zieht's noch dem Vorigen nach, als ſtänden ſeltſame Sachen bevor. Sie haben Anlagen zum Glück, das Unglück ſucht Sie eben deswegen auf. Mehr weiß ich nicht.“

Wie eine weiſſagende Sibylle ſaß die Alte auf dem Felsgipfel des Gebirgs vor ihm. Es ward ihm unheimlich bei ihr. Faſt hätte er ſie für eine der geheimnißvollen Geſtalten gehalten, von denen der Aberglaube meint, ſie wohnen im Innern der Berge und erſcheinen den Hirten oder verirrten Wanderern bald als Zwerge, bald als tanzende Elfen, bald als andere abentheuerliche Weſen. Manchen Augenblick glaubte er, er habe es mit einer Wahnſinnigen zu ſchaffen, die ſich in den Gebirgen dieſer Gegend umhertreibe. Aber wenn er an das dachte, was ſie ihm von ſeinen häuslichen Verhältniſſen, von ſeiner Perſönlich-

keit und von ſeiner Vergangenheit geſagt hatte — Dinge, die er zum Theil verſchwiegen gehalten, andere Dinge, die nur in ſeiner Familie bekannt ſein konnten —, ſo mußte er faſt an Hexerei denken.

„Mütterchen,“ ſagte er, „Ihr ſeid ſchon weit in der Welt umhergekommen?“

Sie legte den Finger bedeutſam an die Stirn und erwiederte mit einem halben Lächeln: „Das glaub' ich; weit, ſehr weit! Aber hier, im Geiſte! Nicht mit den Füßen auf der Landſtraße. Ich war ſchon viermal in Neuenburg, das letztemal bei der Huldigung des königlichen Statthalters. Da gab es Pracht. Ich bin auch vielmals in Locle geweſen. Doch weiter nicht.“

„Und wo wohnet Ihr?“

Sie zog mit dem Krückſtock einen Kreis in der Luft und ſagte: „In den Bergen allen. Man gibt mir überall gern in einer Hütte das Plätzchen. Ich bin gar wohlbekannt, und für mich braucht's nicht viel.“

„Aber was führt Euch zu dieſem Berggipfel herauf, der ſelbſt jüngern Perſonen ſchwer zu erſteigen iſt? Doch nicht das Vergnügen?“

„Junger Herr, ich gehe, wohin ich muß, wenn es auch ſcheint, als ginge ich, wohin ich wollte. Der Geiſt leitet des Menſchen Schritte. Heute ward ich ausgeſandt, Sie hier oben zu er-

warten.“ — Bei dieſen Worten ſtand ſie auf. Es war eine hagere, ungewöhnlich lange Geſtalt. Ohne Abſchied zu nehmen, entfernte ſie ſich. Bald aber blieb ſie ſtehen und winkte dem Fremdling mit der Krücke. Er flieg zu ihr hinab. Sie deutete ihm mit dem Stocke auf eine Stätte des unter der Felſenhöhe liegenden Waldes, eine kleine halbe Stunde weit entlegen, und ſagte: „Dort finden Sie ein klares Waſſer. Es quillt, man weiß nicht woher, und fließt, man ſieht nicht wohin. Da reinigen Sie Ihre Kleider vom Blut; Menſchenblut ſteht übel am Gewande der Menſchen.“

„Und werd' ich in der Nähe Wohnungen finden?“

„Wenn Sie dort hinabſteigen, ſehen Sie les Verrieres im Thale, durch welches die große Straße von Pontarlier zieht. Aber Sie müſſen nicht bleiben, wohin leicht Verfolger kommen könnten. Gehen Sie drüben von les Verrieres bergauf in die Jeannetts oder zur Feenhalde. Da finden Sie Einſamkeit und Sicherheit.“

Nach dieſem wandte ſich die Alte von ihm und ging mit langen, raſchen Schritten über den Grath des Gebirges hin, bis ſie im Tannengeſtrüpp, aus welchem ihre hohe Geſtalt noch lange hervorragte, ſeinen Augen endlich entging.

3.

Der Naturforſcher.

„Närriſch!“ murmelte der junge Menſch, als er von der Höhe gegen den bezeichneten Wald niederflieg. Eine Erſcheinung ſolcher Art war ihm im Leben noch nicht vorgekommen. Es hatten ſich ſeiner in jener erhabenen Einöde Empfindungen bemächtigt, die er ſich ſelbſt nicht klar machen konnte. Die Flucht aus der Gefangenſchaft, das Zuſammentreffen mit der geheimnißvollen Sibylle auf dem Felſen des Gros-Taureau, die Worte, die ſie ihm geſprochen, die Erinnerungen, die ſie ihm geweckt hatte, waren etwas der gemeinen Erfahrung ſo Fremdes, ſo Fabelhaftes, daß ihm vorkam, er habe mit dem Sprung aus dem Leiterwagen den Sprung in eine neue Welt gethan.

Unterwärts ihm zur Seite im Thale und in den Bergwieſen bemerkte er überall menſchliche Wohnungen zerſtreut liegend. Er aber ſetzte ſeinen Weg längs dem Grath fort, damit die Finſterniß des Tannenwaldes ſeine blutigen Kleider verberge, die ihn allerdings verdächtig machen mußten. Darum ſuchte er die Waſſerſtelle, welche von der Sibylle ſehr genau bezeichnet worden war, und fand ſie, doch erſt nach langem Suchen. Es war nur eine kleine Pfütze, zwiſchen Gebüſch verſteckt, in einer Vertiefung des Bodens vom

Regenwaſſer gebildet, und zur Tränke der Heerden, wie es ſchien, gebräuchlich.

Hier, in der Verborgenheit des Waldes, ſchritt er zum nothwendigſten Werk. Er entkleidete ſich und wuſch zuerſt die ſchwarzrothen Flecken der Langhoſen. Die Arbeit, wie ungewohnt ſie auch war, ging raſch von ſtatten. Er machte dabei die unangenehme Entdeckung, daß auch die Wäſche, welche er am Leibe trug, eines ſolchen Liebesdienſtes wohl ſehr bedürftig ſei. Das Hemd hatte in drei Wochen faſt Iſabellenfarbe bekommen; aber es war das einzige, welches er beſaß. Aus einem breiten Ledergurt, den er verborgen um die Hüften trug, zog er mehrere Goldſtücke hervor, um einen Schlüſſel zur Freundſchaft und Gefälligkeit der Menſchen in Händen zu haben, die ſonſt dem Bettler oder Landſtreicher — einem von beiden glich er — nicht leicht offen ſteht. Nachdem er Alles geordnet, kniete er abermals nieder, den blutbeſpritzten Frack zu ſäubern.

Inmitten dieſes Geſchäfts überraſchte ihn eine menſchliche Stimme: „Da kann ich Geſellſchaft leiſten, und will's auch!“ — Der Flüchtling ſah auf. Hinter ihm ſtand ein kleiner, ſchwarzgekleideter Herr, welcher ein großes Buch, einen Hammer und einen Bündel Blumen behutſam am Stamm einer Tanne niederlegte, dann das weiße Muſſelinhalstuch, welches nicht

mehr weiß war, dann die beſtaubten Schuhe, dann die vor mehreren Wochen ſauber geweſenen, etwas durchlöcherten Strümpfe abzog.

„Immer eine nützliche, wenn gleich kleinliche Arbeit, ſobald man eben keine beſſere vor der Hand hat!“ ſagte der ſchwarze Herr, indem er ebenfalls zum Waſſer kniete: „Aber warum waſchen Sie den Rock?“

„Ich ſchlüpfte im Gehen aus und beſudelte ihn am Boden!“ antwortete der junge Mann.

„Freund!“ rief der ſchwarze Herr, indem er das Waſſer der Pfütze aufmerkſam betrachtete: „Sie müſſen mir ſagen, wo Ihnen die Füße oder der Boden untreu wurden. Sehen Sie denn nicht, Sie färben das ganze Waſſer rothbraun? Das kommt offenbar vom Eiſenocher. Waren Sie in der Gegend von Fenin, oder gar in der Nachbarſchaft von la Brevine, wo ich ſchon ſo lange das Eiſenkoy vergebens ſuchte, welches den dortigen Geſundbrunnen mit ſeinen Theilen ſchwängert? Sie konnen Ihrem Unfall eine äußerſt wichtige Entdeckung für das Land danken.“

„Ich bin zu kurze Zeit und zu fremd in dieſen Gegenden,“ antwortete der Flüchtling, „als daß ich Ihnen die Ortſchaften nennen konnte.“

„Aber Sie werden ſich einige Zeit im Lande verweilen?

„Ich denke. Es wäre mir lieb, dieſes der

Schweiz ſo nahe verwandte Fürſtenthum genauer kennen zu lernen."

„Vortrefflich, vortrefflich! Sie können viel von mir lernen. Ich bin der Profeſſor Onyx. Fragen Sie mir nur nach. Ich führe Sie überall hin. Aber vor allen Dingen müſſen wir das Erzflöz ſuchen, auf dem Sie das Glück hatten, zu fallen. Herr, nur dies Flöz zu Tage gefördert, und das Glück des Landes iſt gemacht. Ich lege ſogleich Hochofen und Eiſenhämmer an. Wir haben Holz genug, und zur Noth Torf im Ueberfluſſe für die kleinern Feuer."

Der Flüchtling ſah mit forſchendem Blicke ſeitwärts auf den neben ihm knienden Mitarbeiter, der, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, noch lange von dem reichen Ertrage der Eiſenhüttenwerke ſprach, die dazu erforderlichen Kapitalien berechnete und ſeine Strümpfe muſch. Als derſelbe endlich eine Pauſe machte, ſagte ſein Zuſchauer: „Ohne Zweifel, Herr Profeſſor, ſind Sie bei einer Lehranſtalt in hieſiger Gegend angeſtellt?"

„O mit nichten, mein Seelenfreund!" rief der Profeſſor: „Ich lebe unabhängig für mich. Ich habe ganz andere Aufgaben zu löſen, als ungezogenen Buben das Latein einzubläuen. Sie glauben nicht, in welcher unglaublichen Unwiſſenheit das hieſige Volk lebt. Da ſitzt es, macht

Uhrräder, Uhrfedern, Uhrketten, klöppelt Spitzen zuſammen, und weiß nichts von den Schätzen des Bodens, den es bewohnt; hat keine Ahnung vom Landbau, iſt ſelbſt in der Viehzucht um ein Jahrhundert zurück. Bei ihrer einförmigen mechaniſchen Arbeit werden die Menſchen ſelbſt zu gedankenloſen Maſchinen, blind gegen die Schätze der Natur, wie das Vieh, mit dem es unter gleichem Dache lebt. Man ſollte in keinem Staate Fabrikarbeit dulden, bis Grund und Boden für die Menſchenzahl zu klein wird. Ich habe darüber eine gründliche Abhandlung geſchrieben, und hoffe, der Staatsrath werde andere Begriffe bekommen. Allein das Volk iſt hier zu frei; es läßt ſich nicht gebieten; es hängt am alten Schlendrian, wie die Zecke am Schaf. Man muß mit dem Beiſpiel des Beſſern vorangehen; bloſes Demonſtriren hilft nichts. Fangen wir ohne anders mit Eiſenſchmelzen an. Das gibt zum Forſtweſen Anſtoß, bringt die Torffelder in höhere Benutzung, legt Hundertlanges Sumpfland trocken und macht es zum Ackerbau tüchtig."

Der Profeſſor fuhr fort, ſeine ſtaatswirthſchaftlichen Anſichten zu entwickeln, bis die Wäſche nicht nur vollendet, ſondern im heißen Sonnenſtrahl, der dann und wann durch dickes Gewölk brach, auf einigen alten Baumſtocken halb und halb getrocknet war. Der Flüchtling zog ſei-

nen Frack wieder an; der Profeſſor wollte daſſelbe mit ſeinen Strümpfen thun, fand aber mit Erſtaunen, daß ſie noch von Waſſer troffen, obwohl ſie ſchon ſeit einer Stunde da hingen.

„Sehen Sie her, ſehen Sie her, mein Herr!“ rief er: „Das iſt erſtaunlich! Wie ſoll man ſich dieſe Erſcheinung erklären? Thierwolle hält ſonſt das Waſſer länger feſt, als dünnes Baumwollenzeug, und Ihr Tuchrock iſt ſchneller getrocknet, als es meine Strümpfe ſind; ja ſogar mein Halstuch iſt noch völlig naß. Das iſt erſtaunlich!“

Der Flüchtling lächelte und ſagte: „Vermuthlich haben Sie in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung vergeſſen, gleich anfangs das Waſſer auszudrücken.“

Herr Onix runzelte die Stirn und erwiederte kopfſchüttelnd: „Nein, das kann der Grund dieſer ſchlechten Verdünſtung meiner Wäſche nicht ſein. Ich ſollte ſie nicht ausgedrückt haben, als ich ſie aus dem Waſſer zog? Nimmermehr! So etwas entgeht mir nicht leicht. Indeſſen es ſind Kleinigkeiten. Kommen wir auf unſer Eiſenſchmelzen zurück!“ ſagte er, rollte das naſſe Zeug zuſammen, ſchob es in die Taſche ſeines ſchwarzen Rockes und fuhr mit den bloßen Füßen in die Schuhe, indem er beifügte: „Man legt ſich hier zu Lande keinen Zwang an!“

Dem Flüchtling war's mehr darum zu thun,

Obdach und Nahrung zu finden, als alle Naturſeltenheiten des Fürſtenthums Neuenburg kennen zu lernen.

„Wo wohnen Sie?“ fragte er den Gelehrten.

„Für dieſen Sommer drüben auf der Höhe in den Bayards. Aber wohin wollen Sie, mein Herr?“

Der Flüchtling erinnerte ſich des Rathes der Sibylle auf dem Gros-Taureau, mit deſſen Befolgung ihm beſonders gedient war: nämlich, in den Jeannets oder in der Feenhalde eine abgelegene Einſamkeit zu ſuchen. Er nannte dem Profeſſor dieſe Ortſchaften.

„O!“ rief der Profeſſor: „Vortrefflich! Ich begleite Sie bis zum Dorfe-Les Verrieres; von da gehe ich links in die Bayards hinauf, und Sie zur Feenhalde rechts bergan! Ich werde Sie nächſtens beſuchen. Ich kenne droben Alles. Es ſind gute Leute, aber unwiſſend und gefühllos auf unglaubliche Art, ohne Sinn für Verbeſſerung ihres Zuſtandes. Selbſt der alte, ſonſt gaſtliche Staffard, der doch gerne Winterzeit lieſt, wenn ich ihm Bücher bringe, macht keine Ausnahme. — Zu wem wollen Sie, und wo werde ich Sie antreffen?“

Der Flüchtling beſann ſich nicht lange, und nannte den Namen Staffard, den er ſo eben und

mit den in dieſem Augenblicke ſehr empfehlenden Beiſatze g a ß l i ch vernommen.

„Vortrefflich!“ rief der Profeſſor: „Staffard iſt mein Seelenfreund. Grüßen Sie ihn. Und wenn er ein Heide wäre, was er ſo halb und halb iſt, ſo müßt' ich ihn lieb haben. Uebrigens ſag' ich Ihnen, Herr, Herr . . . wie? Haben Sie mir nicht gerade erſt Ihren werthen Namen genannt? Und ich ihn ſchon vergeſſen! Es iſt doch erſtaunlich, wie mein Gedächtniß durchlöchert wird. Ich muß noch einmal um Ihren Namen bitten.“

„Kurzweg, Florian.“

„Nun denn, Herr Florian, Sie halten es keine vier Wochen im Fürſtenthum aus, ohne ſich aus dieſer Hottentotei wieder fortzuſehnen.“

Es fielen jetzt große Tropfen durch die Tannenzweige vom dunkel überzogenen Himmel, und der Donner verkündete den Anzug eines Ungewitters. Her Onyx ſah mit ängſtlichem Blicke umher, raffte ſein Buch, den Hammer nebſt den Pflanzen haſtig vom Boden auf und rief: „Verlaſſen wir den Wald; jede Tanne lockt den Blitz; und glauben Sie mir, der Blitz hat eine ganz eigene Neigung zu meiner Perſon. Es iſt erſtaunlich, wie er mich verfolgt. Wär' ich nur in meinem Hauſe auf den Bayards; das iſt doch mit einem Ableiter geſchützt. Aber ſonſt nirgends finden Sie ein ſicheres Gebäude.“ — Damit gab Herr

Onyx ſeinen Füßen den Lauf. Man eilte aus dem Walde hervor und in ſchräger Richtung die Wieſen nieder gegen das Thal. Das Wetter ſtand nahe, Blitz und Donner folgten raſcher. Dem Profeſſor wurde der Pflanzenbündel läſtig. Er warf ihn fort, um freiere Hand zu gewinnen. „Für das Leben muß man alles opfern!“ ſeufzte er, und langte aus den Taſchen ſeines Rockes, deſſen Schöße ihm ſchwer um die Lenden ſchlugen, einen Stein um den andern und warf ihn hinter ſich, ſeinen Gang zu erleichtern.

Bald erreichten ſie das längs der Hauptſtraße von Pontarlier gebaute große Dorf les Verrieres. Die Berge ſind hier an den Seiten der Thäler nicht gar hoch, weil die Thäler ſelbſt ſchon mehrere Tauſend Schuh erhaben liegen. Der Regen rauſchte gewaltiger herab. Die grauen Wolken zogen ſchwer am Kamm der Gebirgshöhen, und jeder Blitz ſchien ſie und die ganze Maſſe der dichten fallenden Tropfen in eine Flamme zu verwandeln. Herr Onyx flog, wie ein abgeſchoſſener Pfeil, über die breite Straße einem großen weißen Hauſe mit grünen Fenſterladen entgegen, eine ſteinerne Treppe hinauf und zur Thür links hinein. Florian folgte ſeinem bebenden Führer in die geräumige Wirthsſtube, wo er ſogleich kalte Küche und Wein forderte, um ſich zu ſtärken,

denn er hatte den Tag noch wenig Nahrung genoſſen.

Der Profeſſor ließ ſich nicht bitten, an der Erfriſchung Theil zu nehmen. Er zog aber den Tiſch in die Mitte des Zimmers und maß genau die Entfernung von Fenſtern, Thür und Ofen. Dann ſetzte er ſich zu den Tellern nieder und ſagte: „Nun ſind wir ſo ſicher, als man in einem Hauſe ohne Blitzableiter ſein kann.“ — Beide thaten ſich gütlich. Florian füllte die Gläſer fleiſſig; Onyx leerte ſie fleiſſig und freundlich. „Seelenfreund“, ſagte er, „der weiße Neuenburger Nektar iſt das einzige Gute, was menſchliche Kunſt in dieſem Lande hervorzubringen weiß. Ich einmal könnte nichts daran verbeſſern!“

4.

Graffards Haus.

Sobald das Wetter vorübergezogen war und zwiſchen dem zerriſſenen Gewölk der blaue Himmel hervorſchimmerte, machten ſich die Reiſenden wieder auf. Florian zahlte auch für ſeinen naturkundigen Gaſt die mäſſige Zeche, und dieſer brachte ihn dankbar auf den Weg zur Feenhalde. Am Fuße des Berges, auf der Südſeite des Thales, ſchieden ſie, wie alte Bekannte, herzlich. Onyx

begab ſich zur Landſtraße zurück, um zu den zerſtreuten Wohnungen der Bayards zu gelangen; Florian ſtieg den rauhen Berg hinauf, der in ſchiefer Richtung durch einen Tannenwald zog.

Als er die Höhe erreicht hatte, ſank die Sonne hinter den weſtlichen Bergſpitzen. Noch blitzten ihre letzten Strahlen über die wellenförmigen, dunkelgrünen Flächen, deren Hügel ſcharfgezeichnete ſchwarze Schatten durch das Goldlicht der Grasgefilde ſandten. Hier und da ſtiegen Felſen auf, hier und da Hügel an Hügel und finſtere Tannenhorſte. Ueberall in den Wieſengründen vereinzelte Wohnungen, von verwandter Bauart, geräumig, breit, der Untertheil gemauert, mit zahlreichen Fenſtern, der Obertheil von Balken und Brettern zuſammengefügt, und aus dem von Steinen beſchwerten Schindeldache ein bretterner, viereckigter, weiter Rauchfang thurmähnlich aufſteigend. Alles trug das Zeugniß glückſeliger Genügſamkeit und behaglichen Wohlſtandes im Schooße einer lieblichen, wenn auch armen Natur. Da blühte kein Obſtbaum. Hin und wieder nur zeigte in den Grasfeldern ein kleiner Platz Haber oder Gerſte, und vor den Wohnhäuſern ein Gärtchen kleine Beete, ſtatt der Blumen Gemüſe tragend.

Florian hatte wohl ſchon reizendere Landſchaften geſehen; aber dieſe ſtille, friſche Einſam-

keit auf der Gebirgshöhe erquickte ſein ganzes Weſen auf unausſprechliche Art. Es ſprach ihn in der weiten, allgemeinen Ruhe ein freundlicher Geiſt an, der ihm ſagte: Hier findeſt du, was du dir erſehn'ſt, Verborgenheit und Vergeſſenheit. Er dankte im Herzen der ſeltſamen Erſcheinung auf dem Gros-Taureau, die ihn am Morgen hierher gewieſen hatte. Er beſchloß, dem gaſtlichen Staffard nachzufragen, deſſen Namen ihm der redſelige Profeſſor genannt hatte. Es galt ihm Alles als Wirkung und Stimme einer waltenden Vorſehung.

Nicht wenig erhöhte der Anblick von den Bewohnern der Wildniß den Eindruck des Ganzen. Er erwartete, auf dieſem abgelegenen Hochlande die rauhe Weiſe und Sitte eines Bergvolkes zu finden, welches, mit der Natur im täglichen Kampfe um die Bedürfniſſe des Lebens, den feinern Genüſſen des geſelligen Daſeins fremd bleibt. Allein mit Verwunderung begegnete er ſtädtiſcher Tracht und ſtädtiſcher Sitte. Mit einſchmeichelndem Zuvorkommen beantworteten Kinder und Erwachſene ſeine Fragen. Oft begleitete man ihn weit, damit er des Weges ja nicht fehle. Der Geringſte bewies eine Höflichkeit, wie man kaum in Städten findet. Niemand beläſtigte ihn mit neugierigen Ausforſchungen. Frauen und Töchter waren geſchmackvoll gekleidet, von zarter Bildung

und lieblichen Geſichtszügen; die Männer reinlich, einfach und gefällig. Florian erkannte, die Feendalde (côte aux Fées) verdiene ihren Namen. Es ſchien wenigſtens feenartig, Hütten und Einöden eines Bezirks, ſtatt von Menſchen wild und hart, wie ihre Felſen, von Männern edler Geſittung und von Frauenzimmern bewohnt zu ſehen, die durch Anmuth des Betragens, durch ſchönes Blut und feine Geſtaltung Zierden der Paläſte zu ſein verdient hätten.

Als er beinahe eine Stunde Wegs zurückgelegt hatte, und die Dämmerung mächtiger eintrat, zeigte ihm ein kleiner Knabe, der Ziegen am Berge zuſammentrieb, die Wohnung Staffards.

Es war ein ländliches, weitläufiges Gebäude am Fuße eines von uralten Ahornen bekränzten Hügels. Wohl ſechzig bis achtzig Schuh lang breitete ſich die Stirnſeite des Hauſes aus; wohl eben ſo viel mochte die Tiefe deſſelben betragen, Alles ein weites, gleichſeitiges Geviert, mit zahlreichen Fenſtern vorn, und verſchiedenen Eingangsthüren. Ueber das weißgetünchte Mauerwerk des Erdgeſchoſſes erhob ſich der zweite Stock von Holzwerk, mit Brettern übertäfelt und von einer faſt gleich langen Fenſterreihe geziert. Darüber legte ſich das ziemlich flache Schindeldach, beſchwert mit Felsſteinen, auf daß der Sturmwind die dicken

Brettſchindeln nicht entführe. Der thurmartige Rauchgang, deſſen weiter Mündung oben ein großes bewegliches Deckelbrett, ziehbar an einer Kette, zum Schirm gegen Schlagregen diente, erhob ſich rechts; links ſtieg ein gewaltiger hölzerner Kanal vom Dache herab, der das allfällige Waſſer des Regens vom Dache zehn bis zwanzig Schuh von der Mauer in einen Sammler leitete. An das Hauptgebäude lehnten ſeitwärts geräumige Stallungen. Vorn in der ganzen Breite des Wohnhauſes ſpannte ein weiter Gemüſegarten die wohlgeordneten Beete aus, rings vom zierlichen Gartengeländer umfangen.

So war Staffards Haus, einſam in ſeinen Wieſen daſtehend; nicht in der Bauart von den übrigen dieſer Landſchaft, ſondern durch größere Sauberkeit und ſorgfältigere Unterhaltung ausgezeichnet.

In demſelben Augenblicke, da Florian, um einen Felsblock getreten, das Haus vor ſich ſah, ſcholl ihm aus demſelben überraſchende Muſik entgegen. Es war ein ihm wohlbekanntes Tonſtück von Haydn, nur durch Hörner, Flöten und Klarinette ausgeführt. An den Fels gelehnt, verweilte er, um durch ſein Erſcheinen nicht zu ſtören. Er bewunderte die Reinheit, Fertigkeit und Zartheit des Spiels. „Wo ſolch ein Gefühl lebt,"

dachte er, „wird man den verlaſſenen Fremdling nicht verſtoßen.“

Bald aber, als die Muſik endete und er ſich dem Geländer des Gartens näherte, ward er faſt anderes Sinnes. Ein ungeheurer Hund, wie ein Wolf, weißhaarig, langzottig, flog ihm mit wildem Geſchrei entgegen und fuhr ihm gegen die Bruſt auf. Im gleichen Augenblicke aber ſchrien mehrere männliche Stimmen unterm Fenſter dem Hunde gebietend zu, zurückzukehren, und da er nicht kam, eilten ſie zur Hausthür hervor. Mit Entſetzen erblickten ſie die Dogge aufrecht am Fremdling, der ihnen ganz gelaſſen zurief: „Sendet den Herrn der Beſtie her, daß er mir ſie abnehme, ſonſt iſt ſie auf der Stelle des Todes!“ — Das furchtbare Thier winſelte und heulte kläglich. Alle traten nicht ohne Grauſen näher. Sie ſahen, wie der unbekannte Mann mit der Linken dem Hunde die Kehle hielt, mit der Rechten aber eine von deſſen Krallen, in ſie ſelbſt zurückgedrückt, ſo gewaltig preßte, daß das Thier vor Schmerz den Rachen weit aufſperrte, um die ſtarke Fauſt zu verſchlingen, und ſie doch dann nur leiſe mit den Zähnen berührte oder ſie leckte.

„Der kann Bären zähmen!“ rief einer der Männer: „Laſſen Sie den Hund nur fahren; er wird Sie nicht mehr anrühren. Hui da! Fort, Baſta!“

Der Hund, losgelaſſen von ſeinem Bändiger, ſchlich winſelnd davon und ſah ſchuchtern auf ſeinen Beſieger zurück.

„Sie haben nichts mehr von dem Hunde zu fürchten!“ ſagte der erſchrockene Eigenthümer desſelben.

„Ich würde ihn auch nicht fürchten, wenn Sie ihn auf mich hetzten!“ erwiederte Florian: „Aber mir thäte das prächtige Thier leid; denn ich bräch' ihm die Pfote.“

Mit einer Art Ehrfurcht, welche man der körperlichen Kraft und Größe nie verſagen kann, betrachteten die Anweſenden den unerſchrockenen Mann, der nun erzählte, wie ihn der Abend in der fremden Gegend überfallen habe, welche er zu ſeinem Vergnügen beſuchen wollte. Wie nebenbei berührte er ſeine Bekanntſchaft mit dem Profeſſor Onyx, der ihm aufgetragen, einem Herrn Staffard Grüße zu überbringen.

„Das bin ich ſelbſt!“ rief der Aelteſte von den Männern mit einer ſtarken Baßſtimme. Es war ein majeſtätiſcher Greis, deſſen hoher, kräftiger Körperbau, mit der weiten Bruſt, dem edelvollen, blühenden Angeſicht und dem eisgrauen Haupthaar, welches über der Stirn geſcheitelt in dichtem Wuchſe zu den breiten Achſeln niederfiel, Bildhauern und Malern zu einem Zeus oder Moſes als Vorbild dienen konnte. — „Höre, Georg!“

ſagte er und wandte ſich zu einem ſchlank aufgeſchoſſenen jungen Manne, der noch das Waldhorn in der Hand trug: „dieſer Fremdling mag bei uns übernachten. Sorge für ſein Zimmer. Und Sie, mein Herr, nehmen Sie vorlieb. Es würde ſpät werden, ehe Sie ein gutes Wirthshaus erreichen könnten, und dazu ſind die Wege in dieſen Bergen verirrlich.“

Florian empfing dankbar die Einladung. Alle folgten dem Greiſe in ſeine gaſtliche Behauſung.

5.

Die Erzählung.

Durch den Hausgang traten ſie in einen anſehnlichen Raum, der ſich durch den Herd, auf welchem die Flamme hell loderte, wie durch ſeitwärts in Reih' und Glied prangende Teller und Schüſſeln, als des Hauſes Küche ankündete. Sie glich dem Innern eines Thurmes; oben fehlte ihr die Decke; ſie ſpitzte ſich im Geviert empor zum Rauchgang, bis hinauf zum Dache. Eine Seitenthür führte in das weite Wohnzimmer, wo noch Pulte, mit den Muſikblättern belegt, unherſtanden. Tiſche und Stühle und alle Hausgeräthe waren einfach, doch zierlich, von Tannenholz gearbeitet. Ungemeine Sauberkeit galt als ihre

Pracht. Bildniſſe vom großen König Friedrich, von Waſhington, Lafayette und andern Vortrefflichen des Zeitalters ſchmückten die hellbraunen getäfelten Wände.

Von den Tonkünſtlern nahmen zwei derſelben Abſchied; aus ihren Worten ſchloß Florian, daß ſie freundliche Nachbarn Staffards waren. Die übrigen räumten die Pulte hinweg, während der Abendtiſch zum Mahle gedeckt ward. Ehe man ſich dazu ſetzte, faltete der greiſe Staffard die Hände und betete laut. Dann empfing Florian den Ehrenplatz zwiſchen dem Alten und ſeinem Sohne Georg. Die vier Muſiker, welche blieben, waren Leute im Dienſte des Hauſes, und ſaßen zum Tiſche wie Vertraute. Die unterſte Stelle nahm die geſchäftige alte Köchin ein. Eine muntere Unterhaltung, welche das einfache Mahl würzte, wechſelte in Scherz und Ernſt jeden Augenblick Gegenſtand und Farbe, und ging bald zu Haus- und Landwirthſchaftſachen über, bald zu Aeuſſerungen freundlicher Theilnahme an dem unbekannten Gaſte, bald zu Verhandlungen von der Muſik, bald zur Geſchichte des Tages und zu den Folgen des Sieges, welchen Erzherzog Karl über die Franzoſen bei Stockach erfochten hatte.

Florian, an den noch Niemand eine Frage gerichtet hatte, weß Landes er ſei, gefiel ſich unter dieſen guten Menſchen. Sobald er nach been-

detem Eſſen mit dem Alten und deſſen Sohn allein war, beſchloß er, ihnen ſein Herz zu öffnen. Georg brachte eine friſche Flaſche Weins und dem Vater die gefüllte Tabakspfeife.

„Man ſteht einander fremd gegenüber, wenn man ſich nicht nennt und kennt!“ ſagte Florian: „Mir aber liegt daran, Ihnen nicht fremd zu ſein. Ich möchte um Ihr Zutrauen werben, denn ich bedarf des Rathes und des Schutzes. Sie halten mich für einen Schweizer; ich bin ein Graubündner. Sie halten mich für einen Luſtreiſenden; ich bin aber ein Flüchtling und ſuche Verborgenheit in dieſem Gebirg. Dieſen Morgen entſprang ich den Franzoſen unweit Pontarlier. Meine Beſtimmung war, glaube ich, der Kerker oder der Tod zu Beſançon. Mein Verbrechen iſt, einen franzöſiſchen Brigade-Oberſten niedergehauen zu haben, der mit Unmenſchlichkeit gegen meine Landsleute wüthete, und noch dazu gegen Schuldloſe. Bin ich auf dieſem Boden, in dieſer abgelegenen Gegend vor Nachſtellungen ſicher gegen Frankreich?“

„Herr,“ ſagte der Alte und warf einen ernſten, wohlwollenden Blick auf Florian, „Sie ſind auf freier und heiliger Erde. Unſer Fürſt und Schutzherr in hundert Meilen weiter Ferne iſt der König von Preuſſen, jetzt mit der franzöſiſchen Republik guter Freund. Kein Franzoſe darf unſer

Land bewaffnet betreten. In allem Uebrigen stehen Sie unter dem Schirm des Gesetzes. Weh' dem, der Hand an Sie legt!"

Florian drückte dem Greise dankbar die Hand und sprach: „Mein Wunsch ist, mich, so lange mein Vaterland unterjocht bleibt, hier anzusiedeln und verborgen zu leben. Ich kenne keine Seele in diesem Lande; aber die Ersten, die mir begegnet sind, haben mein Herz gewonnen. Ich bin übrigens nicht ohne Vermögen; ich werde Niemandem zur Last fallen."

„Was? Last?" rief der Alte: „Jeder Schweizer, der Obdach verlangt, ist unser Freund und Bundesgenosse. Erzählen Sie mir, wie ging es in Bünden? Es war Parteiung bei Euch, wie bei den Schweizern allen. Einer hat den Andern verrathen; jetzt büßet ihr's insgesammt. Und so ist's recht. Der Herr und Gott eurer Altvordern warf euch in den Tiegel seines Zorns, daß ihr von euern Schlacken gereiniget würdet. Das Feuer sollte euch läutern."

„Bürgerliche Entzweiung haderte nirgends furchtbarer, als im Bündnerlande!" fuhr Florian: „Da waren die Bünde, die Gemeinden, die Familien zerrissen von Alters her, und am ärgsten, als Oesterreicher auf der einen und Franzosen auf der andern Seite an unsern Landesgrenzen standen. Mein eigener Vater haßte mich zu-

leht, weil ich der Stimme eines beſſern Vaters folgte."

„Halt, junger Mann!" rief Staffard: „Wie kann man einen beſſern Vater, als den eigenen, haben?"

„Den meinigen ehrte ich und liebte ich, als ein guter Sohn ſoll!" antwortete Florian: „Doch Handelsreiſen und Staatsgeſchäfte entfernten ihn oft vom Hauſe. Der Vater meines Herzens und Geiſtes ward einer der ehrwürdigſten Sterblichen, deſſen Namen ich nie ohne Rührung ausſpreche. Ihm danke ich meine Erziehung, meine beſſern Gefühle, mein beſtes Wiſſen. Er hieß Reſemann. Zwar ward er für einen Anhänger der patriotiſchen Partei gehalten, weil die Häupter derſelben ſeine Schüler geweſen waren. Reſemann aber ſtand unbefangen zwiſchen allen, wie ein Weiſer ſoll. Sei nicht, ſagte er zu mir, franzöſiſch, auch nicht öſterreichiſch geſinnt, ſondern als Bündner rein bündniſch, und nichts anderes! — Das war ich. Darum haßte mich mein Vater, der mit Leib und Seele, als alter Freund des Miniſters Salis von Marſchlins, zu deſſen Geſchlecht uns für Oeſterreich gegen die Franzoſen hielt. Er drohte ſogar einmal, mich zu enterben. Dazu kam ſein Zorn, daß ich ſtandhaft ablehnte, die Tochter eines der angeſehenſten Männer des Landes Braut zu nennen, die er, ohne mich zu

befragen, zu seiner Schwiegertochter erlesen hatte. Sein Jähzorn, seine Leidenschaft, sein Haß der französischen Nation tödteten ihn. Als General Maſsena in unsere Gebirge eindrang, die Oesterreicher verjagte, deren Feldherr Auffenberg sogar zum Gefangenen machte, ergriff ihn ein unaussprechliches Entsetzen. Ihn rührte der Schlag. Er starb.

„Ich weinte um den Vater und das Vaterland. Dieses, erst die Bühne der Parteiwuth, war durch sie ein Schlachtfeld fremder Heere geworden. Alle Freude entwich aus [illegible] Thälern. Ich lebte zurückgezogen und den Staatshändeln entfremdet. Unendlicher Schmerz aber und tiefer Grimm wohnte in der Brust alles Volkes. Es konnte sich nicht an den Anblick ausländischer Krieger gewohnen, die gleich Gebietern den freien Boden zertraten, und in den Hütten herrscherisch befahlen.

„Bald vernahm ich, es sei um Aufstand zu thun, die Welschen zu vertreiben. Von den innersten Winkeln des Hochgebirges, vom Crispalt und Lukmanier sollte sich der Aufruhr wie eine Lawine herabwälzen, den Rhein entlang bis Chur, wo gleichzeitig, nach Ueberwältigung des festen Luzisteigs, deutsche Kriegsvölker erscheinen und Hilfe bringen würden. Auch ich ward aufgefordert. Ich aber warnte und blieb entschlossen,

keine Hand zu bieten. Uns konnte kein Aufruhr, kein Landſturm mehr retten. Ich mochte nicht für die Plane öſterreichiſcher oder franzöſiſcher Feldherren arbeiten, die nicht das Glück, ſondern die Engpäſſe Bündens verlangten; nicht für die Plane der Faktionsmänner, die nicht Freiheit des Gebirgs, ſondern Sättigung ihrer Rache zum Ziel hatten. Man bedrohte mich, wenn ich mich der Sache des Vaterlandes entzöge. Ich gab Drohung für Drohung zurück. Man ließ mich.

„Eines Morgens ward ich früh geweckt. Es kam Botſchaft, der Landſturm des Oberlandes ziehe herab. Zu Tawetſch im äuſſerſten Gebirgsthal gegen den Gotthard war ſchon eine Abſendung franzöſiſcher Soldaten beim Mittageſſen von den Bauern überfallen, gefangen und nach Diſentis geſchleppt worden. Hier leiſtete ein franzöſiſcher Hauptmann mit ſeiner Kompagnie noch fruchtloſen Widerſtand gegen die anſchwellende Menge. Er, nach blutigem Gefecht überwunnt, ſah ſich mit ſeinen Leuten, weil es Nacht wurde, in's Rathhaus geſperrt. Geſchrei und Unruhe weit umher im Gebirg bis zu den Hütten der höchſten Alpen. Neue, bunt bewaffnete Haufen zogen von allen Bergen, aus allen Thälern heran, und riefen den Tod der gefangenen Welſchen aus. Der ehrwürdige Dekan des Kloſters, mit einigen ſeiner Geiſtlichen, lag auf den Knien vor dem raſen-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 14357/035

den Volke, und flehte für das Leben der Verurtheilten. Aber die Wilden drohten mit den Mordgewehren selbst gegen die frommen Fürbitter. Und als die Gefangenen zum Dorfe hinausgeschleppt waren, fielen die wüthenden Haufen mit Geheul über sie her und ermordeten sie auf schauerliche Weise, mehr denn hundert.

„Nach dieser blutigen That ging der lange Zug des Landsturms vorwärts, mit Flinten und Spießen, Sicheln, Keulen, Sensen und Morgensternen. Er heulte und jubelte unter meinen Fenstern vorüber. Man gebot mir, dem Haufen zu folgen. „Ihr rennet dem Verderben entgegen!“ schrie ich warnend. Zwei Flintenschüsse fuhren mir zur Antwort durch die Scheiben des Fensters. Von Dorf zu Dorf wachsend wälzten sich die ungeordneten, blutgierigen Schwärme bis Chur. Dort in den Wiesen vor der Stadt wurde meine Warnung schrecklich erwahrt. Verzweiflungsvolle Wuth war eitel. Zahllose fielen auf dem Schlachtfelde; Zahllose verbluteten an Wunden in Wäldern und Klüften; die Uebrigen zerstreuten sich.

„Mir zitterte das Herz, als ich den förchterlichen Ausgang des Unternehmens und den Rückzug des Landsturms hörte. Ich wußte es, mir war der Tod, meinem Hause die Flamme geschworen. Die Rache der halbwilden, verzwei-

felnden Bauern kennt keine Grenzen. Ich bereitete mich. Schon hatte ich Schriften und Kostbarkeiten wohl geborgen. Ich hatte mich jedes Falles auch zur Flucht gerüstet, mit Geld versehen, die Pistolen geladen, den Säbel geschliffen. Ach, ich hatte es nicht gegen meine unglücklichen Landsleute vonnöthen. Sie flohen gleich unter Todesschrecken durch's Dorf, ohne an Vollziehung ihrer Drohworte zu denken. Der siegreiche Feind folgte ihnen mordend auf der Fersen. Er kam.

„Das Dorf füllte sich mit Soldaten. Ich, der Einzige unserer Gemeinde der französischen Sprache mächtig, hatte mich mit den Vorgesetzten vereinigt, um Unordnungen zu verhüten. Ich veranstaltete, daß den Kriegern Erfrischung gereicht wurde. Ich sprach den General Menard. Er verhieß, strenge Mannszucht halten zu lassen; er gab mir einen Brigade-Obersten mit.

„Schon waren aber die Soldaten in die Häuser gedrungen. Aus einem derselben, an dem ich vorüberging, erscholl durchdringendes, klägliches Geschrei. Es wohnte eine Wittwe darin mit drei liebenswürdigen Töchtern. Ich flog hinein. Soldaten kamen mir mit Raub entgegen, andere sprengten noch Thüren der Zimmer und Schränke auf. In der Stube, aus der das Geschrei scholl, sah ich eine der Jungfrauen im Blute schwimmend am Boden liegen. Einige

Soldaten waren im Begriff, Mutter und Schwestern der Ermordeten zu entehren. — „Schaffen Sie Ordnung!“ schrie ich dem Brigade-Obersten zu, der neben mir stand: „Oder ich steche die Ungeheuer vor Ihren Augen nieder!“ Da er nicht antwortete, packte ich einen nach dem andern von den Satanen und schleuderte sie zur Thür hinaus. Der Oberst, Anfangs erstaunt, sprang mir auf die Gasse mit gezucktem Degen nach, und wollte mir den Stahl durch den Leib rennen. Ich zog den Säbel und setzte mich zur Wehr. Wie unsere Klingen an einander flogen, standen die Soldaten um uns her und wurden neugierige Zuschauer. Als aber mein Säbel wie ein Blitzstrahl den Obersten zu Boden streckte, und sein Blut hoch aufspritzte, riß man mich hinterrücks zu Boden, entwaffnete mich, und würde mich umgebracht haben, wäre in dem Augenblick nicht der General erschienen. Er erkundigte sich. Die Soldaten klagten mich als einen Rebellenhauptmann an. Ich erzählte den Hergang der schändlichen Sache. Ich ward verhaftet, mit Seilen gebunden, auf einen Wagen geworfen und fortgeschleppt nach Chur. Von hier brachte man mich als Gefangenen in die Schweiz. Es schien, als wüßte man nicht, wohin mit mir. Denn ich ward Anfangs gegen Basel, dann gegen Lausanne geführt. Vielleicht war es nur Menards Absicht

gewesen, den Schein strenger Gerechtigkeit zu haben, und mich vor der Wuth seiner Soldaten zu retten. Vielleicht sollte ich einem Kriegsgericht überliefert werden, das in den Verwirrungen, da man sich täglich gegen die Oesterreicher schlagen mußte, nicht zu Stande kam. Vielleicht sollte ich nur nach Salins oder in eine andere französische Festung gebracht und dort als einer der Anstifter des Difentifer Mordes verwahrt werden, dergleichen nachher mehrere, ganz unschuldig, weggeführt worden sind. Genug, heute erblickte ich schon die Thürme von Pontarlier. Da entwaffnete ich meine Wächter und entsprang."

„Wie viel der Wächter hatten Sie?" fragte Georg.

„Zwei Soldaten mit geladenem Gewehr saßen mir zu beiden Seiten auf dem Karren. Ich schlug ihre Köpfe zusammen, daß sie brachen wie hohle Scherben. Während sie bewußtlos niedertaumelten, zerschmetterte ich ihre Gewehre und ging davon."

6.

Befreundung.

Die beiden Standarde betrachteten den Gauß, der seine Abentheuer mit einer Ruhe erzählte, als spräche er von alltäglichen Dingen. In sei-

nem schönen Antlitz war so viel Mildes, Freundliches, fast Mädchenhaftes, daß man an seinem Muthe in so grauenvollen Gefahren und an seiner herkulischen Stärke vielleicht gezweifelt haben möchte, wenn er nicht noch vor wenigen Stunden die grimmige Dogge des Nachbarn gebändigt hätte wie ein ein Schooshündchen.

„Wollen Sie mir nun", fuhr Florian fort, „das Wort geben, gegen Jedermann über meine Geschichte, die ich Ihnen vertraute, zu schweigen; wollen Sie mir, wie Einem, der der Naturkunde, oder seiner Gesundheit zu lieb einen Sommeraufenthalt machen will, Obdacht verschaffen: so ist mein bester Wunsch für den Augenblick erfüllt. Ich begebe mich morgen in die Hauptstadt, spreche den königlichen Statthalter selbst, versorge mich mit mancherlei kleinen Bedürfnissen —denn mir mangeln Kleider, Wäsche und andere Nothwendigkeiten —, und kehre zu Ihnen zurück."

Beide Staffarde reichten ihm mit freundlicher Herzlichkeit die Hände über den Tisch; und ihr Handschlag sagte ihm mehr als jedes Wort: „Sie bleiben bei uns; unsere Hütte und unser Tisch sind groß genug!"

„Ha!" rief Georg, und seine Augen funkelten in den Flammen der Begeisterung: „Wäre ich doch bei Ihnen gewesen; o wär' ich doch bei

Ihnen gewesen! Wir hätten neben einander gefochten; wir hätten das ganze Gebirg bewegt zur Rettung der Freiheit. Ach, daß Sie so allein stehen mußten in Bünden, und der tapfere Aloys Reding so allein in den Hirtenkantonen! Warum that sich nicht eine heilige Schweizerschaar gegen die fremden Unterjocher zusammen! Warum hat die Schweiz nicht der Männer mehr, wie Sie!"

„Wie mich?" [illegible]gte Florian mit dem Lächeln der Verwunderung: „Zehntausend für Einen. Aber nicht die Einzelnen konnten einzeln retten. Es mußte die Nation aufstehen, wenn Großes geschehen sollte. Aber das Leben der Nation war in örtlicher Parteiung und Selbstsucht aufgelöset. So ganz vernichtet hatte der Föderalismus das Nationalleben, daß selbst die vortrefflichsten Männer der Schweiz nichts von der Eidsgenossenschaft, sondern nur von ihrem Kanton wußten. Aloys Reding war vor zwei Jahren bei mir. Wir lernten uns auf dem Schlosse Ortenstein kennen, wo er Freunde besuchte. Seine schöne Gestalt, der feste Blick seines blauen Auges, die hohe Gutmüthigkeit seines ganzen Wesens gewannen mich ihm schnell. Wir sprachen von den Gefahren der Schweiz, von der Möglichkeit eines französischen Angriffs. Er konnte selbst die Möglichkeit nicht glauben. „Und", rief er, „wenn die Weltverwüster zu uns eindrängen — ich weiß nicht, was

die andern Kantone thun werden; ich traue den meiſten nicht! — aber in unſern Urkantonen finden die Franzoſen ihr Grab. Ich würde mir die Haare ausraufen vor Scham," fuhr er fort und legte die Hand an ſeinen blonden Kopf, „wenn ein einziger Schweizer anders dächte, als ich!" — Aber, ſagte ich, Ihr Ländchen und Frankreichs Uebermacht, der Kampf der Mücke gegen den Adler! — Reding mochte darüber nicht weiter denken. Mit einer Miene voll Zuverſicht und Stolz, als wollte er ſich und mich beruhigen, ſagte er: „Wir ſind noch nie bezwungen worden, und werden es nie!" — So arglos, ſo kurzſichtig, ſo unerfahren waren die Beſten unſerer Schweizer."

„Herr! Bei Gott, Sie haben Recht!" ſchrie der alte Stafard mit frommem Zorn, und ſchlug die gewaltige Fauſt auf den Tiſch: „Es war ſchon längſt keine Eidsgenoſſenſchaft mehr, nirgends ein Begriff von Freiheit und eidgenöſſiſchem Großſinn; ſondern in den kleinen Kantonen Eigennutz, Bettelei und Unwiſſenheit, in den Stadtkantonen Reichsſtädterei, Creitthuerei, Käſekrämerei; das Regieren ein Gewerb für die Haushaltung; die Liebe des Friedens eine ſcheue Feigheit; die Staatsklugheit Fraubaſerei, Phraſenmacherei und Geheimnißmacherei. Da mußte Alles in Grund und Baden gehen, oder der Herr-

gott hätte mir Wundern dazwischen blitzen müssen. Ich bin viel im Schweizerlande herum gekommen; überall wackere Leute, aber Jeder für sich, Gott für Alle."

„Aber jetzt!" rief Georg: „Jetzt, Vater! Nun Alles im Abgrund des Verderbens liegt, muß es ein Aufraffen geben. Wenn nicht die Freiheitsliebe, muß die Verzweiflung begeistern. Erzherzog Karl zieht gegen Zürich und den Gotthard; die Franzosen fliehen. Auf, auf mit den Schweizern nun, dem Erzherzog Hand geboten und den letzten Franzosen niedergemacht!"

„Um den Stadtbürgern ihre Landvogteien wiederzugeben?" sagte Florian: „Das wollen die unterjocht gewesenen Landleute nicht. Um die Unterthanen zu freien Schweizern zu machen? Das wollen die alten Rathsherren nicht. Um sich, statt durch Franzosen, durch Russen und Oesterreicher kommandiren zu lassen? Das wollen die Vernünftigen nicht. Die Zeit ist noch nicht reif. Umgekehrt, jetzt erst gährt der Most; jetzt erst kämpft der Eigennutz und Stolz aller Einzelnen den Kampf auf Tod und Leben, bis er vernichtet ist und sich in Gemeinsinn verwandelt, und mit ungehemmter Wuth reiben sich die Parteien an einander, bis sie sich insgesammt selbst zerrieben haben."

„Der Wille des Himmels geſchehe!“ rief der alte Staffard.

„O die armen Scheizer!“ ſeufzte Georg.

So redeten ſie mit einander bis tief in die Nacht. Georg gewann in dieſen Geſprächen den Fremdling ſo lieb, daß er nicht mehr Fremdling, ſondern ein herzlich Vertrauter wurde. Nicht minder ſchloß ſich dem jungen Bündner das Herz des alten Staffard auf, der ihn beim Nachtgruß an ſeine Bruſt drückte. Sie begleiteten ihn zu ſeinem Zimmer die hölzerne Treppe hinauf und wünſchten ihm gute Träume. — Florian, von den Anſtrengungen und Abentheuern des Tages ermüdet, ſchlief, in dem Gefühl der lang entbehrten Freiheit und perſönlichen Sicherheit, nach vielen Wochen zum erſtenmal wieder feſten, frohen Schlaf.

Noch fröhlicher war ſein Erwachen. Er ſegnete den Glücksſtern, welcher ihn ſo trefflichen Menſchen zugeführt hatte. Er trat an das Doppelfenſter des kleinen, ſaubern und bequemen Gemachs. Daß noch mitten im Sommer die winterlichen Vorfenſter unabgehoben waren, und zwiſchen ihnen die Geſchirre mit Roſen, Nelken, Levkojen und andern Blumen gegen die äuſſere Luft geſchirmt ſtehen mußten, verkündete die Rauhheit des Himmels in dieſer Berghöhe, die kaum einen Sommer von fünf bis ſechs Wochen

hat. Der Blick über die einförmigen Hügel, Wiesen und Felsen erinnerte an Stille und Einförmigkeit der Alpenwelt. Im Garten sah er die gemeine Pappel und Esche, welche in den Thälern und an den Bächen hochstämmig gedeihen, als Zierbaum gepflanzt, kurz und verkrüppelt, daß er sie kaum wieder erkannte; dazu die Linde und der Maulbeerbaum. An den Felsblöcken kletterten Ziegen. Aus der Ferne tönten Heerdenglocken. „Um so ärmer diese Natur, um so reicher der Mensch und sein Herz!“ sprach er.

Er ward längst beim Frühstück erwartet. Der Alte und sein Sohn empfingen ihn wie einen vieljährigen Bekannten, der nach langer Abwesenheit wieder bei ihnen eingekehrt war. Man besprach die künftigen Einrichtungen für Florian auf der Feenhalde. Daß er in Staffards Hause bleiben müsse, war von selbst verstanden. Bei der Rückkehr von Neuenburg sollte er sein bequemes Zimmer finden und die Nachbarn weit umher kennen lernen.

Georg begleitete ihn darauf nach les Verrieres hinab, um ihm von einem seiner Freunde daselbst einen bequemen, leichten Wagen zur Hauptstadt zu schaffen. Sie liessen den Wagen aber vorausfahren, um im Wirthshause mit einander den Abschiedstrunk zu thun. Da ergossen sich beim vaterländischen Wein die Herzen der

vaterländiſchen Jünglinge in einander. Sie wurden Brüder. „Es iſt, als riſſe mich eine zauberhafte Gewalt zu dir hin!“ rief Georg, der den Freund umarmte: „Und doch kenne ich dich erſt ſeit geſtern. Ich kann's mir nicht erklären.“

„Und ich,“ rief Florian, „habe noch Keinen für mein Herz gefunden, wie dich, Georg, und doch fand ich ſchon Viele. Aber erklären kann ichs mir. Du biſt der beſſere Menſch, unendlich natürlicher als ich. Bei dir will ich gut werden.“

O Florian,“ ſagte Georg mit Erröthen, „wie du auch ſprichſt! Du, von dem ich nicht w.“, ob ich ihn mehr aus Bewunderung liebe, oder aus Liebe bewundere, du erſt gut werden? Was wird meine Claudine von dir ſagen, wenn ſie dich ſehen wird?“

„Haſt du ein Liebchen, Georg?“

„Eine Verlobte. Wir feiern die Hochzeit im Herbſt. Du mußt ſie mit uns feiern, Florian. — Und du, Florian, du haſt noch keine Geliebte gefunden?“

„Nein, Georg. Daran mag ich nicht denken. Die Zeiten ſind zu ſtürmiſch. Ich will ungebunden bleiben; vielleicht bedarf meiner noch das Vaterland. Wie ſollt' ich da ein armes Geſchöpf mit ins Elend ziehen, wenn ich mich in die Schrecken dieſes Zeitalters hineinſtürzen muß?“

So sprachen sie lange, und vertrauten einander ihre kleinen Geheimnisse, wie Brüder. Dann schieden sie mit freudiger Aussicht auf baldiges Wiedersehen.

7.

Die Letzte.

Florian eilte dem Wagen nach. Der Morgen war frisch und anmuthig, die Gegend neu, sein Herz voll. Er ging langsamer, um sein Glück im rechten Maße zu genießen. Denn mit solcher reinen Zutraulichkeit war ihm Niemand in Bünden begegnet, wie hier Georg und dessen Vater. Er hatte im heimathlichen Thale wohl Umgang und Jagdgenossen und alte Spielgefährten gehabt; aber keiner von allen hätte sich ihm, er sich keinem so offen hingegeben, wie hier geschehen war. Dort hatten Partei- und Familien- und Geld- und andere Geschichten das Reinste befleckt und in das frohste Leben eine gewisse Gezwungenheit hineingetragen; dort hatte er in der Freundschaft Vorsicht und beim vollsten Becher kalte Sauersamkeit beobachten müssen. Es war ihm hier hingegen eine Welt, wo man mehr mit dem Herzen, als mit dem berechnenden Verstande lebte.

Sein Gang war in der stillen Freude ein

tanzendes Schweben durch die grünen Thalwiesen zu beiden Seiten, die ſich rechts und links zu lang hingedehnten Höhen erhoben, hin und wieder mit vereinzelten ländlichen Wohnungen und Gärten belebt, alle in der Bauart von Staffards Hauſe. Und die Höhen rechts und links zogen bald vor ihm zuſammen und ſchloſſen das Thal. Er flieg an ihnen hinauf, es ward ihm wie ein Weg zum Himmel.

Eine lange Reihe einſpänniger Güterfuhren kam ihm auf der Bergſtraße entgegen, jedes Roſſes Kummet, nach Landesſitte, mit einer Decke von blaugefärbten Schaffellen behangen, die Fuhrleute nebenher mit Geſang wandelnd. Die Heerdenglocken tönten von droben anmuthig nieder, wo die zerſtreuten Kühe am Rande des Tannenwaldes weideten. Kleine Hirtenknaben jauchzten, und wandelten ſchwankend auf den niedern Mauern, welche, ohne Mortel, nur von künſtlich geſchichteten Rollſteinen erbaut, die weiten Triften umhägten. Alles in dieſer lieblichen Wilde, von deren Höhe man rechts die zerſtreuten Hütten der Bayards, vor ſich das Thal von Verrieres ſah, ſchien dem freien Flüchtling reizender, als was er je Paradieſiſches in der ganzen Schweiz erblickt hatte. Alles ſchien mit ſeinem Looſe zufriedener, Alles frommer, Alles glücklicher.

Indem er auf der Höhe an einem Bauerhofe,

links der Landſtraße, vorübergegangen war, erblickte er abermals vor ſich Fels und Wald zuſammentretend, als würde der Ausweg verrammelt. Wie ſich aber das Gebirg zu einer Schlucht öffnete, breit genug, die Straße hindurchlaufen zu laſſen, ward er in derſelben zwei weißgekleidete junge Frauenzimmer gewahr, welche ihn zu beobachten und ſich lachend von ihm zu unterhalten ſchienen.

So ernſt auch beide gern, da er näher trat, werden wollten, konnte ſich doch eins der Mädchen zuletzt des lauten Gelächters nicht erwehren. Die andere verbarg ihr Geſicht unter dem breiten Strohhut. Sie ſtanden neben einer ungeheuern eiſernen Kette, die links an den Felſen feſtgeſchmiedet in einen Graben niederhing, und vorzeiten beſtimmt geweſen ſein mochte, das Thal zuzuſchließen.

„Verzeihen Sie,“ ſagte die ſchöne Lacherin, indem ſie ſich gegen Florian anmuthig neigte, „verzeihen Sie, daß ich Ihre männliche Kraft in Anſpruch nehmen möchte, um mit der Kette hier das Land zu ſperren. Sehen Sie, meine liebe Freundin droht, unſer Thal zu verlaſſen; aber, gleichviel ob Scherz oder Ernſt, ſie gab doch das Wort, zu bleiben, wenn ich den Ausgang mit der Kette verſchließen würde. Ach, ich armes Kind, ich müßte mich vergebens ab. Da ſandte Sie der

Himmel. Helfen Sie mir! Aber ich fürchte, man muß zu der Riesenkette Riesen stellen; denn ich kann nicht zwei Ringe in die Höhe heben."

„Um den Preis, Ihnen eine Freundin zu erhalten, kann ich zum Riesen werden!" sagte Florian, ergriff die rasselnden, großen Ringe, gab der Lachenden das Aufenende in die kleine, zarte Hand, und spannte die Kette über die Straße.

„Ich habe gesiegt, ich habe gewonnen, Hermione!" rief die frohe Lacherin, klatschte in die Hände, und tanzte wie eine lustige Sylphide vor der Kette: „Dein Wort muß dich nun stärker fesseln, als diese Bande, die kein Gigant sprengen würde."

Die überwundene Hermonie erhob das Köpfchen und sah zur Kette und zu dem herüber, der sie wie einen leichten Faden hielt; und betroffen und starr sah sie den Fremdling an, und eine Röthe überflog schnell ihr feines, geistvolles Antlitz, wie Abglanz eines brennenden Abendrothes.

Auch Florian stand wie verzaubert vor dem wunderschönen Götterbilde, welches da in holder Verwirrung vor seinem Auge schwebte. Er wußte nicht, ob es ihm irgend schon einmal erschienen, oder aus seinen Träumen ins Leben getreten war.

„Du hast gesiegt, Mädchen," sagte Hermione

mit leiſer, anmuthvoller Stimme, „aber nicht durch eigene Stärke.“

„Ich bin ſtolz, Fräulein, zu ſolchem Siege geholfen zu haben,“ ſagte Florian, „denn Beſſeres hat dieſe Kette ſeit Jahrhunderten noch nicht an dieſes glückliche Land gebunden.“

„Und dem Sieger rechnet man nie die Mittel nach!“ rief die Fröhliche, indem ſie ihren Arm um Hermione ſchlug: „Du biſt meine Gefangene, und Ihnen, mein Herr, danke ich für die theure Beute.“

In dieſem Augenblick rollte ein leichter Reiſewagen herbei und hielt vor der Kette. Die Frauenzimmer, von Florian unterſtützt, ſtiegen ein. „Ach,“ ſagte er leiſe, und ſein Ton klang wie ein Seufzer, „nun erſt ſollte ich die Kette ſpannen! Mir bleibt nichts von der Beute, als die Erinnerung.“

„Aber Sie ſind großmüthig!“ rief die Siegesfrohe mit einem verbindlichen Neigen. Hermione blieb ſtumm, heftete aber auf Florian einen langen, innigen Blick, den ſie, ſobald er ſeine Augen zu ihr wandte, ſchnell und verſchämt zurücknahm. Der Reiſewagen fuhr davon, den Berg hinab. Florian ſah ihm lange nach, bis er hinter Gebüſchen und Felſen verſchwand.

Plötzlich rief er: „Mein Gott! Es iſt keine Andere! Sie iſt's ſelbſt!“ Und darauf verſank er

in ein ſtilles Träumen und ſeufzte: „Sie iſt's ſelbſt!“ — Er meinte Hermione. Er erinnerte ſich, in ſeinem bündniſchen Vaterlande dieſe Geſtalt, dieſes Madonnen-Antlitz, von hellen, kaſtanienfarbenen Locken umſchimmert, geſehen zu haben. Im Schloßgarten von Reichenau war es geweſen, auf der obern Terraſſe, von wo eine Geſellſchaft franzöſiſcher Stabsoffiziere und einiger Frauenzimmer das Zuſammenſtrömen des vordern und hintern Rheins am Fuße der Felſen betrachtete. Da war es, wo er den wißbegierigen Fremdlingen die Namen der Gebirge und Ortſchaften nannte, während die Frauenzimmer ihm aufmerkſam horchten: den wilden, felſigen Kalanda rechts; das unter ſeinen Obſtbäumen verſchattete Tamis auf der Höhe unter den Felſenwänden; die Hütten von Bonaduz im Hintergrunde einer weiten Wieſe; und weiter hin, gegen die finſtern Bergſchlünde, aus denen die ſchwarzgrauen Wellen rollen, die alterthümlichen Gemäuer der Burg Rhäzüns. Noch waren es ſeitdem nur kaum drei Monate geweſen.

Er hatte damals Hermione nicht geſprochen, nicht ſprechen gehört; nur geſehen hatte er ſie, in winterliche Reiſekleider gewickelt, der halbverhüllten Schönheit einer aufbrechenden Moosroſe ähnlich. Als ſie damals mit ihren Begleitern ſchnell aufbrach und abreiſete, und ſie noch einmal

umwandte und zu ihm sah, durchschauerte ihr Blick ihn mit nie gekannten Empfindungen. Er hatte das Schönste von allen Meistergebilden der Natur erblickt, das ihm je erschienen war. Er fühlte, an dieser Wundergestalt müsse seine Ruhe verloren gehen, wenn er sie öfter sehen sollte. Es that ihm wohl, an sie zu denken. Es zog ihn zwei- und dreimal, seine Heimath zu verlassen, eine Reise nach Reichenau und der Stadt Chur zu machen, wo er sie, wenn auch nur aus der Ferne, wenn auch nur flüchtig, noch einmal zu erblicken hoffte. Er machte vergebliche Wanderungen. Aber jedesmal bei der Heimkehr war er in den Schloßgarten gegangen, und hatte er sich auf die Stätte des Rasens niedergelegt, den ihr Fußtritt geweiht hatte. Er wußte selbst nicht, war sein Herz oder seine Einbildungskraft krank geworden. Er machte sich wegen seiner geheimen Thorheit Vorwürfe, und doch war ihm in dieser Thorheit wohl gewesen.

„Gewiß, sie ist's!" seufzte er nun, verließ die Kette und schritt unruhig und bewegt seine Wanderung fort, den Berg auf der andern Seite abwärts: „Wie spielt der Zufall so hartherzig, sie mir wieder, und nur auf einen Augenblick zu zeigen! Da eilt sie hin, und ahnet nichts von dem Schmerze, den sie hinterläßt. Sie geht in ihr Vaterland zurück, in's nahe Frankreich!"

Unten am Fuße des Berges, vor dem freundlichen städtischen Flecken St. Sulpice, fand er seinen Wagen wartend. Er kehrte sich ein. Die Lieblichkeit des vom Gebirg eng umzäunten Thales zerstreute ihn nicht; nicht die heitere Umgebung von Motiers, wo rechts auf umbüschtem Felshügel die Ruinen der Burg Chatelard trauern. Erst nach einigen Stunden, da der Kutscher Mittags im Dorfe Travers anhielt, erwachte er aus seinen Träumereien.

Indem er hier vor dem Wirthshause auf der hölzernen Bank saß, und den Spielen der Kinder in einer gegenüber gelegenen Scheune zusah, erblickte er seitwärts eine lange weibliche Gestalt, die aus der Werkstätte des benachbarten Schmiedes hervortrat und den Weg zum Dorfe hinaus wählte, welchen er gekommen war. Ob er sie gleich nur von hinten und in der Ferne sah, erkannte er doch an der ungewöhnlichen Größe des Weibes, an den schnellen, weitgestreckten Schritten und dem Krückstock in der Hand, diejenige, welche ihm auf dem Gipfel des Gros-Taureau erschienen war.

8.

Frau Morne.

Er fühlte keine Neigung, sie zu verfolgen, und eine Bekanntschaft aufzufrischen, die ihm

wenig Reiz hatte. Vielmehr drückte ihn bei dem unvermutheten Wiedersehen der Sibylle eine peinliche Empfindung, wie Scham und Verdruß, daß er sich gestern durch das närrische alte Weib abergläubiges Schrecken hatte einjagen lassen. Er richtete alle Aufmerksamkeit wieder den Spielen der Kinder zu; und zwischen den spielenden Kindern schwamm wieder Hermionens Bild im Schneelicht ihres weißen Gewandes und im Goldglanze ihrer braunen Locken.

Da fuhr ihm durch den Sinn der Gedanke: „Wie? wenn die Alte vom Berge vielleicht sagen könnte, wer diese Hermione wäre? Wen sollte ich fragen, wenn nicht die Sibylle? Sie kennt das Land, die Menschen, sie weiß so vieles!“ — Er sprang eilig von der Bank, blieb aber nachdenkend und setzte sich wieder langsam nieder. Denn er gedachte der Thorheit seines Einfalls. Hermione, die er zuerst in Bünden in Gesellschaft französischer Offiziere gesehen hatte, war offenbar eine Fremde, offenbar erst auf der Rückkehr nach Frankreich. Selbst der Staub ihres Reisewagens bezeugte es. Aber — und es durchglühte ihn ein Strahl der Freude — aber ihre Gefährtin hatte gesprochen: sie drohr, uns zu verlassen. Welches Thal, wenn nicht das von Les Verrieres? Vielleicht auch das von Pontarlier. Gleichviel, sie muß in diesen Gegenden doch verweilen. Die Alte kann folglich

von ihr wiſſen. Er dachte es, und eilte zum Dorfe hinaus, der Alten nach.

Dieſe aber, als er ins Freie kam, war nirgends mehr zu erblicken. Ungewiß, ob ſie in ein anderes Haus eingekehrt, oder die Landſtraße oder einen Nebenweg gegangen ſei, befragte er einen Bauer, der des Weges kam, und dem er die Geſtalt der Alten beſchrieb.

„Ha, ich verſtehe!“ ſagte der Bauer: „Sie meinen Mutter Morne, wie wir ſie nennen. Wenn Sie Ihre Schritte verdoppeln wollen, erreichen Sie ſie in einer halben Viertelſtunde. Sie geht die Straße nach Couvet.“

„Was iſt es für eine Frau, dieſe Mutter Morne? Ich begegnete ihr ſchon geſtern. Sie ſagte mir vieles, und ich kenne ſie nicht.“

„Glaub's gern, Herr. Es iſt ein wunderliches Weib, vielleicht nicht immer bei geſunden Sinnen, übrigens aber eine ganz gute Frau. Manche halten ſie für eine Hexe, die Umgang mit böſen Geiſtern hält. Das iſt Aberglaube. Doch das läßt ſich nicht läugnen, ſie verſteht mehr als andere Leute, und man wird aus ihrem Weſen nie klug. Sie hat ſchon vieles vorausgeſagt, woran Keiner glaubte, und es iſt eingetroffen. Sie kann das Fieber beſprechen. Sie hat ſchwere Krankheiten durch bloßes Auflegen ihrer Hände geheilt. Sie hat Dinge ans Tageslicht gebracht,

von denen Niemand wußte. Kurz, es ließe sich viel von ihr sagen. Kein Mensch weiß, von welcher Religion sie ist; denn sie geht in keine Kirche, aber man findet sie zuweilen in den Waldern mit gefalteten Händen auf den Knien. Sie ist in beständiger Unruhe, stets auf Reisen, und hat doch kein Geld und nimmt auch keins an. Sie ist aller Orten, aber an keinem Orte daheim. Winter und Sommer sind ihr zum Wandern gleich, eben so Tag und Nacht. Länger als drei Stunden schläft sie nie, auch im besten Bette."

So erzählte der Bauer noch lange fort, was ihm von der seltsamen Alten bekannt war; Florian aber wollte nicht verzögern, aus Furcht, die Wandernde zu verlieren. Er brach das Gespräch ab, dankte dem gefälligen Manne und eilte mit Doppelschritt davon.

Endlich erblickte er in der Ferne die Gestalt; dann sah er, wie sie von der Landstraße rechts abwich, über die Felder aufwärts stieg, den Bergen zu. Er folgte ihr, er kam zum Seitenweg, der steinig und rauh ward bis zum ausgetrockneten Bette eines Baches, in dessen Nähe zwischen Hügeln einzelne Hütten gelegen waren, von denen sich ein finsterer Rauch erhob. Er trat in eine der offenen, vom Ruße geschwärzten Hütten, die einen ganz eigenen, betäubenden Geruch ausbreiteten. Hier schmolzen die Leute Asphalt aus den

Erdblöcken, welche ſie in der Nähe hervorgegraben hatten. Dieſes Steinöl, deſſen Quelle noch unbekannt iſt, hat nur wenige Schuh tief unter der Dammerde ein kalkiges Mergellager durchdrungen, geſchwärzt und zum Uebermaaſe geſättigt. Unter dem Mergel ruhen die Felſen.

In einem Winkel der Hütte ſaß Frau Morne. Florian bemerkte ſie nicht eher, bis ſie rief: „Willkommen auf la Combe, Flüchtling!“ Damit erhob ſie ſich, ging aus der Hütte, und winkte ihm, zurückſehend, mit dem Krückſtocke. Er folgte, wie ſie ſchnellen Schrittes im ſteinigen Bette des Waldſtroms gegen die Bergſchlucht ging, und er erzählte ihr unterwegs, da ſie fragte, wohin er reiſe, von ſeiner guten Aufnahme in Stafardy Hauſe, und aus welchen Urſachen er nach der Stadt Neuenburg gehe.

Plötzlich unterbrach ſie ihn mit der Frage: „Wer iſt Ihnen unterwegs begegnet?“

Florian ſtutzte und ſagte: „Eben das wollte ich Euch fragen, Mutter Morne.“

Sie blieb vor ihm ſtehen und wiederholte die Frage, er die Antwort. „Ich ſah Euch“, fuhr er fort, „im Dorfe Travers. Ihr wuret mir zu ſchnell aus den Augen; ich bin Euch weit nachgeeilt.“

„Schonen Sie die Ruhe der Jungfrau.“

„Welcher denn, Mutter Morne?“

„Die Sie zum erstenmal in dem großen Garten an großen Strömen fanden. Die haben Sie wiedergefunden, und derentwillen sind Sie mir nachgerannt.“

Florians Verwunderung war jetzt nicht geringer, wie gestern auf dem Gros-Tureau. Es schien etwas Uebernatürliches an dem Weibe. Wie konnte es auch das Geheimnis seiner Brust wissen, das er noch Keinem vertraut hatte? — Er erzählte, wie er den Frauenzimmern begegnet sei bei der eisernen Kette, und was er mit ihnen gesprochen. Er bat, ihm nur zu sagen, wer die unbekannte Schöne wäre, die den Namen Hermione trage, und wer ihre Begleiterin, und wo sie wohne, und wohin sie reise, und zwanzig andere Dinge mehr.

Frau Morne rieb mit der braunen, dürren Hand ihre Stirn, und sagte mit verfinstertem Gesicht: „Das werden Sie von ihr selbst hören, besser, als ich's weiß. Aber schonen Sie die Ruhe der Jungfrau! Sie kommen in unser Land, wie der warme Ueberre-Wind. Traue Keiner dem Lüftchen! Es füllt den Himmel mit Wolken und Wettern, und schlägt die Erde mit Hagel und Blitzstrahlen.“

„Wie? Hermonie wird's selbst sagen?“ rief Florian: „Ich werde sie noch einmal sehen?

Wann? Wo? Saget mir's, Mutter Morne; ich will Euch ewig erkenntlich ſein.“

„Nichts!“ ſchrie die Alte: „Es iſt in den höchſten Himmeln und in den Tiefen des Abgrunds Keiner, welcher die künftigen Dinge verrathen möchte, als der Teufel; denn damit ſchnitte er die Wurzeln aller Glückſeligkeit ab, Glaube, Liebe und Hoffnung. — Was verlangen Sie? Wer hat Ihnen geſagt, daß ich den Geiſt der Weiſſagung habe?“

„Zürnet nicht, Mütterchen! Ihr habet mir ſchon Manches geredet, worüber ich in Erſtaunen gerieth, weil auſſer mir ſelbſt Niemand davon belehrt ſein konnte.“

„Ei doch!“ murrte Frau Morne ärgerlich: „Was ich weiß, habe ich durch Sie ſelbſt. Ich höre nur mit feinern Ohren und ſehe mit gewaſchenern Augen.“

„Habt Ihr mir alſo keine Antwort auf die unſchuldige Frage, wo Hermione wohne, wer ſie ſei?“

„Ich hab' es ſchon geſagt: Sie werden es von ihr hören.“

„Wirklich? Und habt Ihr mir keinen Rath zu geben?“

„Sich wohl zu hüten.“

„Wovor?“

„Sich, vor ſich ſelbſt!“

Florian bot ihr einige Stücke Geldes: „Mutter Morne, nehmet dieses Wenige.“

Frau Morne warf die Geldstücke an den Boden, wandte das Antlitz und verlor sich bald in den Gebüschen gegen die Bergschlucht. Florian hatte die Mühe, sein Geld wieder aufzulesen. Er ging ins Dorf zurück.

„Das alte Weib hat Recht! Vor mir selber mich hüten!“ sprach er, indem er dahinschritt: „Sie hat die stürmische Sehnsucht dieser Brust, die verzehrende Flamme der Phantasie in mir erkannt. Bin ich nicht auf der großen Straße zu allen Narrheiten der Leidenschaft?“

Er pfiff ein Liedchen, wandte Alles auf, sich zu zerstreuen, hielt im Wirthshause seine stattliche Mahlzeit, und fuhr bis in die dunkelnde Nacht zur Hauptstadt des Fürstenthums.

9.

Aufklärungen.

Die Geschäfte, welche ihn, wegen Sicherheit seines Aufenthalts in diesem Lande, zum alten, weitläufigen Schlosse auf der Höhe und zur königlichen Statthalterei zogen, waren bald abgethan; desto länger hielten ihn Schneider und Schuhmacher, Näherinnen, Wäscherinnen und Putzmacherinnen in der kleinen, finstern Haupt-

stadt auf. Denn er mußte sich von Kopf zu Fuß neu kleiden. Die sogenannten Sehenswürdigkeiten hatte er bald gesehen; das machte ihm dann die Tage etwas lang, wie fleißig er auch die Umgebungen der Stadt durchwanderte, und wie reizend auch die Aussichten von den Rebhügeln und Landhäusern über den weiten See zur fernen Verkettung der Alpen wechselten. Unerwartet kam ihm Trost.

Eines Abends ging er längs der Stadt, wo sich ihre Straßen unregelmäßig gegen das Seegestade öffnen. Das Ufer war von Landleuten belebt, welche sich anschickten, über den See in ihre benachbarten Heimathen zurückzufahren, und von lärmenden Schiffern, Fischern und andern Arbeitern. Wie er gegen die steinerne Brücke kam, welche über den Waldstrom des Seyon führt, der sich wenige Schritte von da in den See ergießt, bemerkte er einen kleinen, schwarzgekleideten Mann, welcher über das Geländer der Brücke unbeweglich hingelehnt, in das leere Bett des Waldstroms niederstarrte. Es war unverkennbar der Professor Onyx.

Florian, froh, einen Bekannten zu sehen, begab sich zu ihm. Er redete ihn aber vergebens an. Der Professor ließ sich in seiner Betrachtung nicht stören. Endlich weckte ihn der Bündner mit einem kräftigen Schlag auf die Schulter.

Da ſah er dieſen mit großen, befremdeten Blicken an, ging aber plötzlich in die lebhafteſte Freude über, als er ihn endlich erkannte.

„Seelenfreundchen!“ ſchrie er, und ſchüttelte ihm die Hand und betrachtete Florians Bekleidung: „Sie haben ſich ja ganz neu verpuppt; ich habe Noth, Sie in dieſer zierlichen Geſtalt wieder zu erkennen. Was führt Sie nach Neuenburg? Wollen Sie das Land ſchon wieder verlaſſen? Gelt, ich ſagte Ihnen voraus, Sie würden es unter dieſen Halbwilden nicht lange treiben können?“

Als ihm Florian den Grund ſeines Hierſeins angegeben hatte, worauf aber Onyx kaum zu hören ſchien, unterbrach ihn dieſer, zeigte mit der Hand über die Brücke in den Seyon nieder und ſagte in einer Bewegung voll Unwillens: „Sehen Sie, Freund, welche unverzeihliche Nachläſſigkeit und Unbehilflichkeit der hieſigen Menſchen! Ein breites, mit Geviertſteinen aufgemauertes Strombett, und ſtatt des Waſſers darin — nein, die Welt wird es nicht glauben! — Koth, Unflath, ſtinkender Schlam, der die Luft mit giftigen Miasmen verpeſten würde, wenn nicht der Wind für die unwiſſenden Leute Erbarmen hätte. Nun müſſen Sie wiſſen, Herr, daß eben dieſer Strom, der jetzt kaum vom Waſſer einiger Schüttſteine fließt, zu anderer Zeit überlauft, die Stadt mit Gefahr be-

droht, Felder und Wiesen verheert, und schon unzähliges Unglück gestiftet hat. Es wäre Kleinigkeit, ich sag' Ihnen, wahre Kleinigkeit, den Strom zu bändigen; ihn zu zwingen, das ganze Jahr hindurch Wasser genug zu haben, um Fabriken und Mühlen zu treiben, seinen Ueberfluß unschädlich zu machen und zur Befruchtung des Landes abzuleiten. Der dienstbar gewordene Tirann dieser Gegenden könnte den Neuenburgern jährlich einen Gewinnst — ich hab' ihn genau berechnet — von einigen Hunderttausend Livres bringen. Die Unkosten wären binnen wenigen Jahren wieder eingebracht."

„So viel ich weiß, wird dieser Strom nur durch Regen- und Schneewasser aus den Bergen ernährt!" sagte Florian: „Welches Rezept wollen Sie gegen die gute und böse Laune des Himmels verschreiben?"

„Seelenfreundchen," schrie Onyx, „wir müssen nicht den Himmel, sondern den menschlichen Verstand in die Kur nehmen. Unterhalb Valangin, wo der Strom zwischen Felswänden sein tiefes, enges Bett hat, dämm' ich ihn empor; bild' ich einen ungeheuern Sammler; leit' ich vom aufgeschwellten Wasser Kanäle rechts und links zur Bewässerung des Landes, zum Betrieb von Räderwerken unterhalb des Wasserfalls; zapfe in der dürren Zeit den Sammler allmälig ab und —

kurz, ich habe den Plan im Kopfe; ich bin beſchäftigt, ihn zu Papier zu bringen, mit allen dazu gehörenden Berechnungen, Nivellements, Grund- und Aufriſſen und Koſtenverzeichniſſen."

Der Profeſſor gerieth in ſolches Feuer, daß er ſogleich die Schreibtafel hervorzog und mit dem Bleiſtift zu zeichnen anfing. Er ſprach ſo lebhaft, daß die Vorübergehenden auf der Seyonbrücke ſtehen blieben und bald einen Kreis um ihn ſchloſſen. Florian hatte Mühe, ihn zu bereden, den Plan zu anderer Zeit zu erklären, und ſtatt deſſen ihm im Wirthshauſe beim Nachteſſen Geſellſchaft zu leiſten.

Der letzte Vorſchlag hatte für Herrn Onyx viel Einladendes. Unterwegs, wie ſie durch die Stadt gingen unter den von Steinen gewölbten Lauben längs den Häuſern, fragte ihn Florian, was ihn zur Reiſe nach Neuenburg bewogen habe. Der Profeſſor antwortete: „Ich habe der Regierung einige Entwürfe von Wichtigkeit mitzutheilen; dazu waren vorläufige mündliche Verabredungen unentbehrlich. Jetzt iſt die Sache hoffentlich im Gang: mein Glück kann gemacht werden; dann werd' ich mich verheirathen und meinen Sitz in dieſer Stadt nehmen. Ich liebe; Sie würden mir dies bei meinen ernſten und vielen Geſchäften kaum zutrauen! Ich liebe ſchon ſeit einem Jahre das liebenswürdigſte Mädchen von der Welt, Ihnen

im Vertrauen gesagt, ein Fräulein Delory. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen; aber das Fräulein ist von gutem Hause, an gewisse Bequemlichkeiten des Lebens verwöhnt; ich muß größere Einnahmen haben. In der That, für meine geringen Bedürfnisse wäre ich reich genug. Aber was thut man nicht für ein angebetetes Weib!"

„Ich wünsche Glück, Herr Professor."

„Ha, wahrlich, was könnte mich sonst bewegen, meinen künftigen Wohnsitz in dieser Stadt aufzuschlagen? Meinen Sie etwa, der Anblick dieser höhlenartigen Laubengänge unter den Häusern? dieser burgundischen Mißgeburt der Baukunst, wogegen ich schon hier und in Bern und Murten so viel vergebens geeifert habe? Wären dergleichen Laubengänge oder Arkaden geräumig, breit und hochgewölbt, so würde wenigstens das Großartige derselben mit andern Nachtheilen versöhnen, die sie bringen. Jetzt aber, eng und niedrig, Kloaken ähnlich, die über der Erde angelegt sind, wahre Hohlgänge in Kasematten, wo man Noth hat, den Begegnenden auszuweichen und die Nase vor den mancherlei Gerüchen zu verwahren, die von einer Hausthür zur andern wechseln, verfinstern und verdumpfen sie die Hausgänge und Zimmer des Erdgeschosses, erkälten sie die über den Gewölben hängenden Zimmer und werfen sie den Fußgängern durch Luftzüge kalt und warm

alle Uebel der plötzlichen Erkältungen an, Hals- und Zahnweh, Schnupfen und Flußfieber und dergleichen. Wahrhaftig, mir iſt für die zarte Geſundheit des Fräuleins Delory bange. Was ſoll ich aber machen? Sie iſt gewohnt, in Städten zu leben, und ich verarg' es ihr nicht. Denn in der ſiberiſchen Kälte auf der Feenhalde oder den Bayards würde ſie den erſten Winter drauf gehen, wie eine Ananas im freien Gartenbeet."

„Wie?" ſagte Florian: „Ihre Braut bewohnt die Feenhalde, oder die Bayards?"

„Nur in den ſchönſten Monaten, als ausländiſche Blume. Im Winter wäre es unmöglich! Denken Sie doch, drei- bis viertauſend Schuh über dem Spiegel des Mittelmeeres und bei zwanzig, dreißig Grad Kälte! Sie würde keinen Winter überleben. Indeſſen hab' ich ihr im Scherze geſchworen, das ganze Gebirg mit duftigen Hermionen zu bevölkern, trotz dem polariſchen Himmelsſtrich."

Bei dieſen Worten waren ſie in Florians Zimmer eingetreten. Der Name Hermione feſſelte alle Gedanken des jungen Bündners. Er hörte vom Geſchwätze des Profeſſors nichts mehr, der ſich nun bequem auf dem Sopha hinlagerte, und ſeine Bemerkungen über Verbeſſerung des Klima's freigebig mittheilte.

„Herr Profeſſor, Sie nannten vorhin den Na-

men Hermione," ſagte Florian; „das ganze Gebirg wollten Sie mit Hermionen bevölkern."

„Wohlverſtanden, Seelenfreundchen," erwiederte Herr Onyx ſchalkhaft ſchmunzelnd, „es iſt ſo arg nicht gemeint, als es klingt. Seit drei Jahren ſammle ich an einer burgundiſchen Flora. Es wird ein koſtbares Werk. In dieſen abgelegenen Erdwinkeln leben noch ſeltene Pflanzenſchätze, die keinem Botaniker bekannt ſind. Ich habe ſchon ſiebenzehn neue Arten entdeckt und beſchrieben, unter andern einen Wegerich von pyramidaliſchem Wuchſe und eine liebliche, zarte Pflanze an den Felſen ob Buttes, mit weißröthlicher Blüthe, die ich für ein noch nie beſchriebenes Geſchlecht halte und Hermione benennen will, dem Fräulein Delory zu Ehren."

„Halt!" unterbrach plötzlich Florian ſeinen Freund: „Hermione alſo wäre das Fräulein Delory? Sie wohnt auf der Feenhalde? Doch nur zum Beſuch?"

„Allerdings. Eigentlich iſt ſie in Lyon daheim; ſeit einigen Jahren lebte ſie in der Gegend von Beſançon auf dem Landgute ihres Stiefvaters, den ich nicht näher kenne. Seit zwei Sommern bringt ſie die ſchöne Jahreszeit in der Feenhalde zu. Und darum trägt meine Pflanze mit Recht ihren Namen. Dieſe Berghöhen ſind die wahre Heimath der Hermionen."

„Ich glaube, ſie zu kennen. Ich fand ſie zufällig bei der Kette, zwiſchen den Felſen ob St. Sulpice.“

„Richtig, richtig! Da hab' ich ſie auch ſchon gefunden, aber ſelten.“

„Schlank aufgeſchoſſen, wie eine Lilie!“

„Falſch! Sie liegt immer am Boden geſtreckt oder kriechend. Ich ſah ſie nie aufrecht.“

„Sie ſcherzen, Profeſſor.“

„Nein, voller Ernſt; beſtändig iſt ſie geſtreckt mit ihren kleinen, cirunden, feingezahnten Blättchen.“

„Ich rede vom Fräulein Delory.“

„Und ich von meiner Hermonie. Sie begreifen, Seelenfreundchen, ich kann das Fräulein erſt mein nennen, wenn ich mit ihm vom Altar komme. Aber wollen Sie, ſo hol' ich Ihnen auf der Stelle ein getrocknetes Exemplar meiner Hermione proſtrata.“

„Ach!“ ſagte Florian: „Könnten Sie mir ſtatt deſſen ein Exemplar des Fräuleins Delory zeigen, ein Bild, oder dergleichen, um zu wiſſen, ob wir von einerlei Perſon reden.“

„Auch das, Herr; aber ohne Kirchenraub kann ich es Ihnen nicht herbeiſchleppen. Heute iſt es zu ſpät, zur alten Stiftskirche hinaufzuſteigen; aber morgen ſollen Sie die Bildſäule einer der jungen Gräfinnen von Neuenburg ſehen, und

ſchwören, ſie gleiche dem Fräulein Delory auf's Haar. Ich glaube, es iſt die ſchöne Iſabelle, Tochter des Grafen Ludwig, des letzten Herrn vom alten Hauſe Neuenburg, der hier vor vierhundert Jahren mit Helm und Schild in der Stiftskirche begraben worden iſt."

„Wir gehen morgen, lieber Profeſſor. Ich beneide Sie, wenn die Hermione, welche ich kennen lernte, Ihre Geliebte iſt. Doch zweifle ich faſt. Ich möchte ſie Ihnen beſchreiben; aber woher Worte nehmen für dieſe Lieblichkeit der Geſtalt, für die Anmuth der Bewegungen, für die Hoheit und Süßigkeit des Blicks? Jede ihrer lichtbraunen Locken, um den ſchneeweißen Hals ſpielend, iſt eine eigenthümliche, einzelne Schönheit."

„Richtig, Herr; Sie haben ſie Zug um Zug getroffen!"

„Und Sie, lieber Profeſſor, ſind der Gegenliebe dieſes Engels gewiß?"

„Allerdings. Hermione kann Niemanden haſſen. Warum ſollte ſie mich haſſen? — Ich bringe ihr Pflanzen, ich wähle ihr Bücher zum Leſen, ich ... nein, ſie liebt mich; das iſt ausgemacht."

„Hat es Ihnen alſo bekannt? Iſt entſchloſſen, Ihre Gemahlin zu ſein?"

„Herr, das iſt ein kitzlicher Punkt. Ich hab' ihr davon noch nicht reden können; hab' es noch

nie gewagt; weiß es nicht anzufleken. Sie wissen, wie die Mädchen in solchen Fällen denken! Ich schiebe das auf, bis alle Vorrichtungen beendet sind; dann sollen Schlag auf Schlag Erklärung, Verlobung und Hochzeit hinter einander folgen. Sie kann mir unmöglich etwas abschlagen. Ich kenne sie zu gut."

Florian mußte zur Gutmüthigkeit des Gelehrten lächeln. „Wie aber, Herr Professor, wenn sie Ihnen am Ende doch die Hand verweigerte?"

„Das wäre erstaunlich! Das ist unmöglich! Sie weiß ja, wie theuer sie mir ist. Und — nein, es ist unmöglich, sag' ich Ihnen. Sie nennt mich immer ihren lieben Professor. Und Sie begreifen, Frauenzimmer sind mit so zärtlichen Ausdrücken gegen junge, unverheirathete Männer nicht gern freigebiger Natur. Hermione nimmt jedesmal tapfer meine Partei, wenn mir Claudine den Krieg macht, und das ist allerdings bedeutsam!"

„Wer ist diese Claudine?"

„O, ein erzwildes, flatterhaftes, quecksilbernes, schnippisches Ding!"

„Mit schwarzen blitzenden Augen, die Braut des jungen Strafard?"

„Richtig, dieselbe. Der arme Georg, glauben Sie mir, heirathet sich die Auszehrung an; denn junge Neckerinnen werden alte Zänkerinnen. Wo sie mich nur sieht, macht sie mir tausend

Händel. Sie iſt hübſch; aber ich fürchte mich ordentlich vor dem verzweifelten Mädchen. Es iſt erſtaunlich, daß die beiden Frauenzimmer Freundinnen ſein und mit einander unter gleichem Dache wohnen können. Aber Frau Bell, Claudinens Mutter, Hermoniens Tante, iſt eine kluge Frau. Sie verſteht es, Ordnung im Hauſe zu halten."

Florian ließ den geſprächigen Onyx vor Mitternacht nicht von ſich. Er hörte eben ſo gern von den Familien auf der Feenhalde, als jener gern erzählte.

10.

Die Bildſäulen.

Folgendes Morgens waren Beide eben im Begriff, aus dem Gaſthofe zu gehen, um die ſteile Straße hinauf zu der Höhe zu ſteigen, wo neben dem alten Schloſſe die Stiftskirche ihre grauen ſechs- bis ſiebenhundertjährigen Mauern erhebt, als ihnen ein Weibel der königlichen Statthalterſchaft entgegentrat. „Freundchen!" rief ihn der Profeſſor an, der ihn ſchon kannte: „Sie wollen zu mir? Der Statthalter läßt mich rufen? Er hat meine Abhandlung alſo geleſen? Haben Sie nichts gewittert, wie er dazu denkt? Ließ er nichts über meine Arbeit verlauten? Richten Sie Ihren Auftrag jetzt recht buchſtäblich aus.

Sagen Sie, welche Miene er dabei machte, und ich sage Ihnen, was der Statthalter Willens ist."

Diesmal irrte Herr Onyx. Der Weibel fragte einem Herrn Florian nach, und brachte diesem Befehl, binnen einer Stunde persönlich und unfehlbar auf der Statthalterei zu erscheinen. Onyx, den ein Hauch der Hoffnung in seinem ganzen Wesen ausgedehnt und gehoben hatte, sank eben so schnell wieder zusammen, und die runden, heitern Züge seines Antlitzes wurden wieder geradlinig, kalt und einförmig. Florian versprach zu gehorchen.

Unterwegs rief der Professor den Sigriß der Kirche, welcher diensteifrig die steinernen Treppen am Berge hinaufeilte, die Pforte des alterthümlichen Tempels aufschloß und die Fremden zur Kirche einließ. Hier führte er sie zum Grabmale des Grafen Ludwig von Neuenburg, einer Gruppe von neun männlichen und vier weiblichen lebensgroßen Bildsäulen von Stein, alle in der Tracht des vierzehnten Jahrhunderts, beisammenstehend in Andacht und Gebet. Es war in den Gesichtszügen der edlen Gestalten, hin und wieder zwar schon vor der Zeit verletzt, eine gewisse Familienähnlichkeit. Alle trugen, voller Würde und Anmuth, den unsichtbaren Zauber dessen, was das Herz still an sich zieht.

„Sehen Sie, sehen Sie," rief Herr Onyx

lebhaft, und zeigte mit dem Finger zu einer der Gräfinnen empor, deren jugendliche Gestalt Hermionen gleichen sollte: „Hab' ich nicht Recht?"

„Vollkommen," sagte Florian lächelnd, „wenn man etwas optischen Betrug zu Hilfe nehmen kann."

Die Todesstille in dem weitläufigen Gebäu, und das Helldunkel, welches durch die langen, hochgespitzten Fenster über Alles verbreitet lag; dann der Lichtstrom, welcher durch die offene Kirchthür auf die Bildsäulen fiel, stimmte Florians Gemüth bald wieder zum Ernst zurück. Die schönen, stillen Gestalten des Alterthums wurden seiner Einbildungskraft allmälig lebend. Die blassen Wangen der Bildsäulen schienen sich zu röthen; der Busen der Gräfinnen schien sich in leisen Odemzügen zu heben und zu senken. Er sah in der Verschattung der andern diejenige, welche Hermionen ähneln sollte; aber er dachte sich nun Hermionens Gestalt selbst immitten dieser Gruppe, und bald verschwand ihm in dem Selbstbetruge der liebenden Seele alles Uebrige.

Da trat der Sigrist plötzlich zu den Bildsäulen, nahm vom Fußgestell derselben einen weiblichen Handschuh, betrachtete ihn aufmerksam und sagte dann mit halblauter Stimme: „Ich erinnere mich. Eins der beiden schönen

Fräulein, die am Dienstage hier standen, ließ ihn liegen. Wer weiß nun, ob sie noch in der Stadt sind!"

Florian dachte sogleich an die beiden, denen er auf der Reise begegnet war. Er fragte viel, und schilderte die jungen Damen abwechselnd und mit so großer Genauigkeit, daß ihm der Sigrist endlich den Handschuh reichte und sagte: „Es kann nicht fehlen. Die größere mit dem braunen Haar legte den Handschuh hier ab, ich sah es, und sie vergaß ihn. Wollen Sie die Güte haben, und ihn ihr zustellen? Sie scheinen mit ihr bekannt zu sein."

Florian lehnte es nicht ab. Es durchdrang eine wunderbare Wärme sein ganzes Wesen, als er den weichen Handschuh mit den Fingern berührte, der Hermionens schönen Arm bedeckt haben mochte. Er legte das Kleinod mit heiliger Ehrfurcht zusammen und verbarg es, als der Professor aus dem Hintergrunde der Kirche zurückkam, wohin er gegangen war, um alle Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe des Gebäudes nach dem Augenmaase zu berechnen.

„Ich habe allezeit Todesverdruß, wenn ich die alten Kirchen betrachte!" rief Onyx: „Immer ein Riesenrumpf mit einem Kindeshaupt, eine breite Schildkrote, die ein kleines Köpfchen vorstreckt. Man sieht es: Anfangs war, als der Bau

begonnen ward, die Andacht groß, das Geld im Ueberfluſſe; es wurden ungeheure Anlagen gemacht, zu denen man ſich eine Krone von Thürmen dachte, die in den Himmel ſteigen ſollte. Hintennach ward die Andacht kalt, der Beutel leer, und man ſetzte Thürmchen darauf, wie Zaunpfähle und Schilderhäuſer. Die Münſter von Straßburg und Freiburg laſſ' ich gelten; der Thurm von Bern iſt um die Hälfte zu kurz gerathen; aber dieſer von Neuenburg iſt ein Höker auf dem Rücken eines Dromedars."

Er fuhr noch lange fort, dem alten Baumeiſtern zu grollen, ohne daß ihm Einer zuhörte. Der Sigriſt wiſchte zum Zeitvertreib den Staub von den Bänken, und Florian war bei Hermionen, die er zu berühren glaubte, indem er ſeine Finger an den verborgenen Handſchuh legte.

Nachdem der Profeſſor ſeine Gedanken über die Bauart der Alten bis zur Neige mitgetheilt, und ſie bald mit Dichtern, bald mit Kindern verglichen hatte, die ſich fürchten, auf ihr Kartenhaus das letzte Blatt zu legen, damit nicht Alles zuſammenbreche, bemerkte Florian, es ſei für ihn Zeit, im Schloſſe zu erſcheinen, dem empfangenen Befehl Folge zu leiſten. Der Profeſſor verſprach, ſeines zu warten und unterdeſſen

dem Sigrist die zweckmäßigere Bauart der Neuern umständlich auseinander zu setzen.

Florian ging über den kleinen Raum, welcher die Kirche vom Thorwege des Schlosses trennt, und über den leeren, geräumigen Vorhof in die alte Burg, über deren Haupteingang in gewaltiger Größe das fürstliche Wappen mit den drei silbernen Sparren im rothen Pfahl auf goldenem Grunde prangte, nebst dem steifen mit Krone, Zepter und Apfel wunderlich gezierten preußischen Adler. Der Weibel, der ihn berufen hatte, begegnete ihm gleich beim Eintritt, und führte ihn durch das stille Gebäude in ein weites alterthümliches Zimmer. Hier wartete er nicht lange, so erschien ein ältlicher, schneeweiß gepuderter Herr, der die Verbeugung des jungen Bündners kaum erwiederte, sondern eine Tabaksdose hervorzog und gemächlich eine Prise schnupfte, während er den Fremdling von Kopf zu Fuß musterte.

„Es thut mir leid," sagte der Herr, „Ihres Bleibens kann im Fürstenthum nicht sein. Es ist vom benachbarten französischen Departement ein Schreiben eingelaufen, begleitet mit Ihrem Signalement. Man verlangt Ihre Auslieferung. Sie haben unweit Pontarlier zwei französische Soldaten auf den Tod mißhandelt. Man klagt Sie außerdem an, Einer von denen zu sein, welche die Bauern in Bünden aufgewiegelt und

die Ermordung aller Franzoſen in Diſentis veranſtaltet haben."

Florian wollte ſich rechtfertigen.

„Gleichviel!" ſagte der alte Herr und nahm wieder eine Priſe: „Wir haben das nicht zu unterſuchen, ſondern Ihnen zu ſagen, wie Ihre Sachen ſtehen. Preußen iſt mit Frankreich in freundſchaftlichen Verhältniſſen, denen wir unſern Frieden danken, inzwiſchen die ganze Schweiz von franzöſiſchen Heeren überſchwemmt iſt. Wir dürfen der franzöſiſchen Regierung auf keine Weiſe Anlaß oder Vorwand zu gegründeten Beſchwerden geben. Wir haben beſtimmte Weiſungen von Berlin erhalten. Machen Sie ſich davon. Ich gebe Ihnen den freundſchaftlichen Wink. Binnen einer Stunde werden Sie gefänglich eingezogen werden. Alſo . . ."

Damit machte der alte Herr eine Bewegung mit der Hand und eine leichte Verbeugung dazu, die verſtändlich genug ausdrückte, daß der bündniſche Flüchtling beurlaubt ſei.

„Ich erkenne dankbar Ihre Gewogenheit," ſagte aber dieſer; „nur wohin kann ich, wenn ich in Ihrem Staate gegen die franzöſiſche Tirannei keinen Schutz finde?"

„Gleichviel!" erwiederte der Herr, und wandte ſich, um das Zimmer zu verlaſſen: „Sie wiſſen, woran Sie ſind."

„Füſilirt oder guillotinirt zu werden!“ rief Florian: „Das weiß ich. Denn nach Frankreich kann ich nicht, noch minder in die Kantone Bern oder Solothurn, wo Alles von franzöſiſchen Soldaten wimmelt. Wie kann ich nach Deutſchland entkommen, da ich hier rings von franzöſiſcher Gewalt umgeben bin?“

„Gleichviel. Sie wiſſen, woran Sie ſind!“ ſagte der alte Herr, indem er bei'm Weggehen zurückſah.

„So wäre es beſſer, ich würde ſogleich hier gefangen gelegt. Wozu ſoll ich mich fruchtlos, als Flüchtling, weiter ſchleppen, und mein Leben um ein paar nothvolle Tage verlängern? Ich fürchte den Tod nicht.“

„Gleichviel!“ ſagte der Alte, indem er eine Seitenthür öffnete: „Sie wiſſen, woran Sie ſind.“ Mit dieſen Worten verſchwand er und ließ den Flüchtling allein ſtehen. Dieſer ſtierte lange unentſchloſſen vor ſich mit finſterm Blicke hin. Dann wandte er ſich raſch und ging mit großen Schritten zur Burg hinaus auf den Platz vor der Kirche. Weder der Profeſſor Onyx noch der Sigriſt waren mehr ſichtbar. Auch kümmerte ſich Florian, der nun mit andern Dingen beſchäftigt ſein mußte, wenig darum. Er ging düſter, aber mit feſtem Schritte hinab zur Stadt. Da kaufte er im Vorbeigehen in einem der offenen Laden einen

damaszirten Säbel und zwei treffliche Pistolen, nebst Pulver, Kugeln und Kugelform; zahlte seinen Wirth, miethete einen Wagen nach Locle und Brevine, packte ein, und fuhr in der Frühe des folgenden Tages davon.

11.

Die Heimkehr.

Sein Entschluß war fest, das neuenburgische Bergland nicht zu verlassen, überzeugt, nirgends könne er sicherer sein, als in jenen von den Landstraßen entfernten Einsamkeiten des Hochlandes, wo ihm jede der zahllosen an den Bergen zerstreuten Hütten gegen Verfolgung eine wechselnde Zuflucht darbot. Zum Ueberflusse konnte er sich bei Ueberraschungen eben so sehr auf die Freundlichkeit der biesigen Menschen, als auf sein gutes Schwert und Geschoß verlassen. Eine in die Höhe geschleuderte Zitrone zerschmetterte seine Kugel in der Luft, als er unweit Geneveys, wo der Weg steil ward, neben seinem Wagen am Berge hinwandelte.

Doch mochte ihm wohl mehr noch, als die Berechnung seiner Sicherheit, der Gedanke an die schöne Nachbarin des Hauses Staffard auf der Feenhalde an dieses Land fesseln. Zwar kaum

näher konnte er den Grenzen des feindseligen Volkes, vor dem er floh, nicht wohnen, als eben dort; aber die Gefahr selbst machte den Aufenthalt dort nur reizender, so wie in gewitterhafter Beleuchtung eine Landschaft nur reizender wird. Er verweilte in dem gewerbigen Locle keine Stunde, um nicht zufällig einem französischen Spürer zu begegnen, sondern fuhr durch das weite, grüne, baumlose Thal, voller städtischer Gebäude, den stillen Triften und öden Torfgründen von Chaux-du-Milieu und Chaux-du Cachot entgegen, zum wilden, hochgelegenen Thal Brevine, wo sich im Hintergrunde die gleichförmigen, langen Hügelketten von beiden Seiten der Niederung zusammenzuziehen.

Als in la Brevine, dem Dorfe, vor dem Wirthshause sein Wagen hielt, verabschiedete er den Miethkutscher, und ließ einen Mann suchen, welcher ihm das Gepäck über die Bayards nach der Feenhalde trüge. Er sah die Gaststube voller Menschen, die an den langen Tischen ihren Wein unter heitern Gesprächen tranken. Es schienen darunter mehrere von den Fremden zu sein, welche in der schönen Jahreszeit hieher zu kommen pflegen, um in der reinen Luft des Hochlandes und durch den Genuß des benachbarten eisenhaltigen Brunnens ihre erschütterte Gesundheit zu befestigen. Die schallenden Namen Suwarow, Massena,

Zürich, Buonaparte, Neapel, St. Jean d'Acre verriethen, welche Gegenstände hier verhandelt wurden. Er wandte sich verdrossen ab, und statt in das Zimmer begab er sich rechts auf den nahe gelegenen Kirchhof, lehnte sich über die niedere Mauer desselben und sah über den weiten grünen Wiesenteppich zu den Hügeln und zum Himmel hinauf.

„Hat denn die Welt kein Heiligthum, keine Einöde," murrte er, „die von Namen unentweiht blieben, an denen die Erinnerung aller menschlichen Leidenschaften, alles Elendes hängt, was die Welt quält? Ist es nicht Sünde wider Majestät und Unschuld der Natur, die Ruhe und Feierlichkeit dieses armen und glückseligen Hochlandes mit Gesprächen zu stören, die auch nach Jahrhunderten noch das Gemüth der bessern Menschheit zurückstoßen müssen? — Ich möchte einen Schlupfwinkel vor den Schicksalen und Scheusalen des Zeitalters finden, wo ich das Treiben des Fürsten- und Völkerunfugs vergessen und, meines eigenen Friedens willen, mir einbilden könnte, das Geschlecht der Sterblichen wandle im Sinne Gottes!"

„Also bist du's doch!" rief Georgs Stimme, und ein Arm legte sich um Florians Leib. Georg hatte unter den Gästen im Wirthszimmer gesessen war, den Freund durch die Fensterscheiben auf

der Straße halb und halb an der Gestalt erkannt, war ihm nachgegangen und war durch Florians zierliche Bekleidung fast irre an ihm geworden, da er schon neben ihm an der Mauer stand. Beide umarmten sich mit der Zubrunst der ersten Freundschaft.

„Ach, wie bist du mir so lieb!“ rief Georg: „Nun scheide nicht mehr von uns hinweg.“

„Wie ein Engel erscheinst du mir in diesem Augenblick auf den Gräbern!“ sagte Florian: „An deiner Brust will ich Vergessenheit finden für die Verworfenheit dieses Jahrhunderts. Ich will bei euch bleiben, so lange ich darf. Ich bin ein Flüchtling, und immer noch ein Geächteter auf diesem Boden. Die Regierung von Neuenburg fürchtet sich, mir Schutz zu geben. Ich irre also vogelfrei umher, und muß mich auf die Schnelligkeit meiner Füße und auf die Kraft meiner Faust verlassen, will ich nicht in die Gewalt der Henker und ihrer Knechte fallen. Man hat von den neuenburgischen Behörden meine Auslieferung gefordert, weil es kein Geheimniß war, daß ich meine Flucht hierher genommen.“

„Du bist sicher in unserer Feenhalde, Florian, so gewiß, als säßest du im Monde. Wir haben dich bei unsern Nachbarn für einen Verwandten ausgegeben, der aus Deutschland gekommen sei, uns zu besuchen. Das genügt. Nur bei

zwei Weibern hat die Lüge doch nicht ganz anſchlagen wollen. Das eine derſelben iſt ein halbnärriſches, wunderliches, unſtetes Geſchöpf, wir nennen es nur Frau Morne, alt und häßlich, wie die Sünde. Das ſchüttelte den Kopf, als von dir die Rede war, und ſagte: Eure Nothlüge iſt gut. Bleibet dabei. Es ſind ſchon Leute im Lande, die ihn ſuchen. Man muß ihn aber nicht finden."

„Ich kenne dieſe Alte!" ſagte Florian, und erzählte von ſeinem Zuſammentreffen mit ihr.

„Man findet ſie überall," ſagte Georg: „doch iſt ſie gutartiger Natur, und darum hat man ſie nicht ungern. Sie ſtreicht beſtändig umher, hört viel, ſieht viel, weiß daher wirklich viel, bildet ſich aber aufrichtig ein, Alles durch Einflüſterung von höhern Weſen oder durch göttliche Eingebung zu haben. Ich glaube, der Frau Morne ward in einer religiöſen Schwärmerei ihr Verſtand verrückt. Sie ſieht Alles anders an, wie unſereins, und betrachtet ſich ſelbſt wie ein Weſen höherer Art, im unmittelbaren Umgang mit Gott und unſichtbaren Geiſtern. Aber es ſcheint, du kennſt auch die Andere, die zu unſerer Lüge das Köpfchen ſchüttelte. Es iſt eine Verwandtin meiner Claudine, ein Fräulein Delory. Du ſahſt ſie mit Claudinen bei der Kette."

Florian erzählte lebhaft ſein Abentheuer mit den beiden Mädchen. „Aber," fragte er, „warum

wollte ſie deinen und deines Vaters Worten, was mich betraf, nicht glauben?“

„Weiß ich's? Sie nahm mich, als wir von dir geſprochen hatten, ſeitwärts, ſah mich mit ernſten Blicken an und fragte: Georg — denn ſie heißt mich Georg, und ich ſie Hermione — Georg, warum wollen oder müſſen Sie dieſen Fremden in ein Geheimniß hüllen? Er iſt nicht aus Deutſchland, und ich zweifle, daß er Ihnen verwandt ſei. — Natürlich, dieſe Anrede ſetzte mich in Erſtaunen — Wenn Sie mir nicht glauben können, erwiederte ich, ſo bitte ich, laſſen Sie es wenigſtens gelten. Sie wiſſen, Hermione, es gibt heutiges Tages auch Tugenden, die ſich flüchten müſſen, wie lichtſcheue Verbrechen, weil es Verbrechen gibt, die gradelt umhergehen, wie triumphirende Tugenden. — Hermione ſah mich nach dieſen Worten ſchweigend und ſinnend an, nickte, als wollte ſie mir Recht geben, mit dem Kopfe, und fragte nicht weiter.“

Florian vernahm das alles mit einer ſtillen Freude. Er ſchien ſich ſelber ein wichtigeres Weſen in der Welt, weil Hermione ihn würdig fand, ſeinem Schickſal ihre Gedanken zu weihen. In der ſchönen Gewißheit, die auf der Feenhalde wiederzuſehen, welche in ſeinen Erinnerungen mit Götterglanz umſchwommen lebte, ward ſeine Sehn-

fucht nach Staffards Hauſe inbrünſtiger und ungeduldiger.

Sie machten ſich auf den Weg gegen die Hütten von Bemont, ſeitwärts zur Linken dem wunderbaren Bergſee von Etalieres vorüber, deſſen Gewäſſer fort und fort in unterirdiſchen Gekläften niederfährt und verſchwindet. Als ſie im Tannengeholze den ſteinigen Bergweg zu den Bayards hinaufſtiegen, begegneten ihnen fünf Fußgänger, die ihrer Tracht nach zum franzöſiſchen Kriegsvolk gehörten, doch unbewaffnet waren. Sie erkundigten ſich nach dem Wege und nach der Entfernung des Dorfes Brevine, und Florian glaubte zu bemerken, daß ſie Alle ihn vorzüglich ins Auge faßten und ſich an ihn drängten. Er wäre aber geneigt geweſen, ſeinen Glauben für ein Werk des eigenen böſen und argwöhniſchen Gewiſſens zu halten, hätte nicht einer der Fremden noch, als dieſe ſchon ihren Weg fortgeſetzt hatten, ziemlich laut geſprochen: „In Gottes heiligem Namen, das iſt er gewiß!“

Inzwiſchen achtete er deſſen wenig. Unter freundlichem Geplauder über die Lebensart der Menſchen auf der Feenhalde erreichte er mit Georg die öde Berghöhe, von da man die zerſtreuten Hütten der Bayards zwiſchen Wieſen und Tannenhorſten und Felſen erblickt, und druben die vom dunkeln Wald bekleidete Bergſeite der Feenhalde.

Der Nachmittag war sehr schwül gewesen, Georg ermüdet und im Schweiße vom langen Steigen. Die beiden Freunde ruhten einige Augenblicke auf einem bemooseten Steinblocke, während der Träger von Florians Gepäck rasch vorausschritt, ihre Ankunft dem alten Staffard zu verkündigen.

„Meiner Treu!“ rief Georg: „Sieh doch, sind das nicht dieselben Blauröcke, die uns am Berge begegneten und nach Brevine fragten? Was treibt die, daß sie zurückkommen?“

„Ich denke,“ sagte Florian, „wir werden es von ihnen wohl erfahren.“

In der That kamen dieselben Männer bergauf, die zuvor bergab gegangen waren, näherten sich mit festen Schritten und blieben vor unsern Wanderern stehen.

„Meine Herren, erlauben Sie die Frage: wohin gehen Sie?“ sagte derjenige unter den Blauen, der unter ihnen der Vornehmste schien.

„In die Bayards, bergab!“ antwortete Florian.

„So werden wir die Ehre haben, Sie zu begleiten; auch möchten wir Sie bitten, uns zum nächsten Kastellan oder Maire zu führen, falls Sie (alle Augen waren dabei auf Florian gerichtet) nicht für gut finden sollten, uns Ihre Papiere und Pässe hier gutwillig zu zeigen. Denn Sie sind nicht dieses Landes.“

„Wer ſagt Ihnen das?“ rief Georg heftig, als er Gefahr für ſeinen Freund witterte.

„Dieſes braune Wärzchen neben dem linken Ohrläppchen!“ antwortete der Blaue, und zeigte mit dem Finger auf ein kleines Muttermaal an Florians Wange.

„Und weiter?“ fragte Florian ruhig.

„Sie ſind der Gefangenſchaft entſprungen, der Mörder vom Kameraden dieſes Soldaten!“ entgegnete der Blaue, und zeigte auf einen der Seinigen, in welchem Florian wirklich einen der Wächter erkannte, die er vor Pontarlier gelaſſen hatte.

„Der Herr wird's nicht läugnen!“ rief der Soldat, nahm den Hut ab und zeigte eine ſchwarzbepflaſterte Stelle über ſeiner Stirn.

„Und wenn ich's nicht läugne?“ ſagte Florian.

„So werden Sie mit uns zum nächſten beſten Kaſtellan gehen,“ erwiederte der Anführer; „denn wir verlaſſen Sie nun nicht wieder.“

„Wetter!“ ſchrie Georg, und ſprang zornig vom Felsblock: „Wiſſet, ihr Herren, Ihr ſtehet nicht auf franzöſiſchem Boden, ſondern auf Neuenburger Grund. Ihr ſeid Fremdlinge hier, und man wird Euch übel heimzünden, wenn Ihr bei uns die Sicherheit der Landſtraße ſtört.“

„Herr, Sie ſchweigen!“ entgegnete das Haupt

der Blauen, indem er den jungen Staffard gebieterisch mit den Augen anblitzte: „Wir haben es mit dem Disentiser Mörder zu schaffen. Die Regierung dieses Landes gestattet die Auslieferung.“

„Eher sollt Ihr mir Arm und Bein brechen, als ich eine Gewaltthat auf offener Landstraße dulde!“ donnerte ihn Georg an, sprang seitwärts und riß einen Pfahl aus dem Boden: „Packt Euch! Fort, den Berg hinab!“ brüllte er, und wies gegen das Thal Brevine.

Die Franzosen schienen nichts weniger als gelaunt zu sein, dem guten Rath zu folgen. Einige lachten, Andere sagten: Stopft ihm doch das unverschämte Maul! — Es bekümmerte sich Keiner im Ernst um ihn, sondern man ging dem schweigenden Florian näher, der sich ganz gemächlich von Steinsitze erhob und seinem Freunde zurief, kaltes Blutes zu bleiben.

„Sie gehen also mit uns zum Kastellan?“ sagte der Hauptmann der Blauen, der einem Gendarme oder Douanier ähnlich sah, zu Florian.

„Mein Herr,“ erwiederte dieser, „ich werde gehen, wohin mir's gefällt, und Sie werden gehen, woher Sie gekommen sind. Ich liebe die Freiheit und Gleichheit, zumal bei Ihnen und Ihresgleichen!“

„Fort!“ brüllte Georg die Franzoſen an, „oder es gibt blutige Köpfe!“ Ein Schwung, den er mit Fauſt und Pfahl durch die Luft machte, ſchien ſeiner geſetzgebenden Donnerſtimme die vollziehende Gewalt beifügen zu ſollen. Allein zwei von den Blauröcken faßten ihn ſogleich an den Armen und hielten ihn ſo feſt, daß er ſich nicht bewegen konnte. Als Florian die unbehagliche und gezwungene Stellung Georgs ſah, wie er ſich vergebens wand und krümmte, um von der unerwarteten Umarmung frei zu werden, rief er, wie aus einer Löwenkehle: „Laßt ihn los!“ Bei dieſen Worten verſetzte er plötzlich dem vor ihm ſtehenden Hauptmann der Blauen mit dem Fuße einen ſo kräftigen Tritt gegen den Bauch, daß der lange Herr Athem und Gleichgewicht verlor, drei Schritte rücklings ſchwankte und wie eine gefällte Tanne zu Boden ſchlug. Im nämlichen Augenblicke hatte er einen der Blauen, die dieſem zur Seite ſtanden, mit den gewaltigen Fäuſten Bruſt und Achſel gepackt, und rechts, dann eben ſo den andern links zur Erde geſchleudert, daß der Boden erdröhnte und der Staub auffuhr. Der eine lag wie todt da, der andere, von der Wucht des Sturzes fortgeſchwungen, rollte wie eine Walze den Rain eines grasigen Hügels hinab, und blieb drunten in dem Geſträuche von Buchen

und Ebereschen hangen. Als dies diejenigen sahen, welche, wie die Schlangen Laokoons, den wüthenden Georg mit ihren Armen umstrickt hielten, liessen sie ihn los und liefen mit schnellen Füßen bergab, den grünen Flächen des Brennerthals zu; vergebens setzte ihnen Georg eine Weile mit hochgeschwungener Keule und weithallenden Verwünschungen nach.

Wie er zurückkam, sah er seinen Freund mit menschenfreundlichen Händen ein Tuch um den blutigen Kopf des wieder aufgestandenen Hauptmanns binden, der sich noch immer den Bauch hielt, während der rechts zu Boden geschmetterte Soldat schüchtern und laut ächzend mit der Betheurung herbeinahte: ihm seien alle Rippen im Leibe gebrochen. Er ging gekrümmt und hinkend, und sein Gesicht, vom Schmerze verzerrt, ward durch den Staub noch gräßlicher, mit dem es zur Hälfte graugelb gefärbt erschien. Auch den von der Anhöhe abwärts Gerollten sah man am Hügel emporkommen. Er taumelte wie ein Berauschter; sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten, und todtenhafte Bläue färbte seine Lippen.

„Sie hätten uns", sagte Florian höflich zum Hauptmann, „Sie hätten uns diese kleine Jahrmarktsszene füglich ersparen können. Ich liebe dergleichen nicht."

„Beim Teufel!“ ſtöhnte der Hauptmann: „Sie ſcheinen an ſolche bäuriſche Schlachten gewöhnter zu ſein, als ich. Was mich betrifft, mein Herr, ich bin Soldat und pflege mit andern Waffen, als mit groben Fäußen, zu fechten. Hätt' ich meine Klinge bei mir, Sie ſollten mir tanzen lernen.“

„Sie ſind ſehr gütig!“ verſetzte Florian: „Ich tanze die Françaiſe ſchon ziemlich; aber mit der Klinge würd' ich Ihnen eine Griſonne aufſpielen, an der Sie vielleicht kein Gefallen fänden. Einsweilen haben Sie die Gewogenheit, Ihren Weg nach la Brevine fortzuſetzen.“

„Wo ſind meine andern Leute? Es fehlen deren noch zwei!“ ſagte der Hauptmann, und ſuchte mit den Augen, ohne den Kopf zu wenden.

„Vorausgeſprungen, Ihnen in la Brevine das Nachteſſen zu beſtellen. Eilen Sie, die Suppe wird kalt!“

Der Hauptmann entfernte ſich langſam, blieb wieder ſtehen, wandte ſich und ſagte: „Mein Herr, hüten Sie ſich, mir zu begegnen, denn ich werde Sie ſuchen und Ihnen an einem ſchönen Tage den Degen in den Leib rennen. Ich heiße Carmagne. Vergeſſen Sie mich nicht.“

„Ich glaube, es ſei unnöthig, Ihnen die

zärtliche Gegenbitte zu erwiedern!“ versetzte Florian.

Der Hauptmann und seine Gefährten schlichen fluchend davon, den Berg nach dem Brevinethal hinab; Florian und Georg wanderten in entgegengesetzter Richtung den Bayards entgegen, in Gesprächen über das Abentheuer.

Schon war es Nacht, als sie auf der Feenhalde zu Staffards gastlichem Hause gelangten.

12.

Heimischwerden.

Erst am folgenden Morgen bemerkte Florian die Aufmerksamkeit seiner gütigen Wirthe in Verzierung seines Wohnstübchens. Zwischen den innern und äussern Fenstern blühten Rosen, Nelken und Hortensien. Ein niedliches Schreibschränkchen von Nußbaum- und Ahornholz, zierlich eingelegt und gebeizt, mit zahlreichen Schubfächern, stand neben einem der Fenster. Ueber den Tisch lag eine dunkelgrüne Decke gebreitet, mit Blumenwerk am Rande geschmackvoll gestickt. Das Bett, mit feinen, schneeweißen Ueberzügen, die Kopfkissen mit dunkelgrünen Seidenquasten geschmückt, stand neben der Thür. Ein großer Spiegel mit vergoldetem Rahmen hing zwischen den

von weißen Umhängen halb verſchatteten Fenſtern nieder. So viel Zierlichkeit und Aufwand hätte Florian nie in einem hölzernen Bauernhauſe, am wenigſten in der Einöde des Gebirgs, vermuthet.

„Freund!“ ſagte der alte Staffard: „Was die Natur verſagt, muß die Kunſt gewähren. Wir haben bei uns zu Lande einen Winter von acht bis neun Monaten; da ſind wir in die kleinen Stuben eingebannt, und müſſen uns die enge Welt verſchönern, wie wir können. Italiener, Spanier und ſchon Franzoſen dürfen den größten Theil des Jahres im Freien leben, darum ſind ihre Wohnungen vernachläſſigt und unſauber. Der Süden kennt den Reiz des öffentlichen, der Norden, zum Erſatz, die Süßigkeit des häuslichen Lebens. Wehe dem armen Menſchen, der beides entbehrt! Und wahrlich, lieber Freund, uns Hochländern iſt ein ſchöner Kunſtſommer im Winter am Ende ſo reizvoll, als den verbrannten Südländern ein Kunſtwinter in ihrer Sommergluth.“

Der alte Staffard und Georg führten darauf ihren Gaſt durch den weitläufigen, hölzernen Palaſt umher, daß er ſich in demſelben finde. Da zeigten ſie ihm die langen Viehſtälle im Haupt- und Nebengebäude, die weiten Räume zur Aufbewahrung des Heues in den langen Wintern, die großen Käſemagazine, die kühlen Milchkammern und alle Einrichtungen ihres ländlichen Gewerbes.

Vormals hatte Staffard einen starken und groß-verbreiteten Handel mit Uhren und Spitzen getrieben. Sein Sohn war zweimal, er selbst fünfmal in Amerika gewesen. Sie hatten Europa lange Zeit in allen Richtungen durchzogen, endlich aber, nach Erwerbung eines ansehnlichen Vermögens, das unruhige Leben aufgegeben und Ländereien im Thale wie auf den Bergen angekauft für ihre Heerden.

Der alte Staffard galt bei seinen Nachbarn als ein reicher, vielerfahrner und sehr verständiger Mann. Dabei war seine Gastfreundschaft und unbestechliche Ehrlichkeit berühmt. Sein Mastvieh und seine Käse, die als feine Greyerzer nach Frankreich und England gingen, wurden vor allen andern von den Fremden gesucht. Junge Künstler und Anfänger, die aus den Thälern zu ihm heraufkamen, guten Rath oder Geldanleihen von ihm zu verlangen, gingen selten unzufrieden von ihm zurück. Florian bemerkte bald die ungekünstelte Hochachtung und Liebe, welche dem Greise in der Feenhalde überall entgegenkam, da sie mit einander des Morgens auf die Höhen stiegen, um die zerstreuten Heerden zu besuchen. Aus allen Hütten scholl ihm der freundliche Gruß zu, und aller Orten mochte man ihn gern mit einem vertraulichen Geschwätze festhalten.

„Wahrlich, ihr seid hier glückliche Menschen!“

ſagte Florian mit einem tiefen Seufzer, als er von der Höhe herab das ſtille Friedensthal mit den zerſtreuten Hütten in den baumloſen, grasreichen Wieſen überſah, und dieſe heitere Ruhe des Volks mit den Unruhen und Schrecken verglich, welche der Krieg der Franzoſen und Oeſterreicher in die Thaler von Graubünden getragen hatte.

„Jeder iſt es, der es ſein will!“ ſagte der Alte: „Es fehlt auch nicht an Unglücklichen unter uns.“

„Die es ſind,“ erwiederte Florian, „ſind es durch eigene Schuld.“

„Wie überall und wie immer; auſſerdem ſind alle Menſchen glücklich!“ ſetzte Staffard hinzu.

„Doch muß man auch nicht läugnen, daß angenehme äuſſere Verhältniſſe gute Stützen des Lebensglückes ſind!“ entgegnete Florian.

Der Alte ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein, das eben iſt eins der heilloſen Vorurtheile, aus welchem der Menſch ſich das bitterſte Verderben ſchovft. Kein Stand, kein Reichthum, keine Armuth, keine Ehre, keine volle Tafel, durchaus nichts, was von Umgebungen abhängt, trägt zum Glück oder Unglück bei, ſondern *unſere Anſicht* der Umgebungen. Wiſſen Sie nicht, daß Könige auf den Thronen ihre Tage verwünſchen und Märtirer auf den Scheiterhaufen Freudengeſänge an-

ſtimmen können, wenn ſich die rothen Flammen zuſammenſchlagend über ihrem Haupte wölben?“

„Gut, Vater Staffard; wie aber, wenn fremde Heere in dieſe ſtille Welt einbrechen, wenn ſie Ihnen den Sohn tödten, die Heerden rauben, die Häuſer verbrennen, Sie zum Bettler machen?“

„Nun ja, ich verlöre allerlei Bequemlichkeit des Leibes; aber meine Zufriedenheit hängt nicht von dieſen Nebendingen ab. Mein Sohn kann ſterben, ohne daß fremde Heere dazu nöthig ſind, und der Tod iſt kein Uebel. Es gibt gar kein Unglück, als das Schlechte, was wir ſelbſt thun, und auch die Verweichlichung, auch die Angewöhnung äuſſerer Bedürfniſſe, auch die Verwöhnung iſt ſchlecht. Darum ſollen wir in der Welt nichts lieben, als das Wahre, Gute, Gerechte. Das iſt himmliſch, das iſt ewig.“

„Sie werden doch aber bei dieſer Philoſophie . .“ ſagte Florian.

„Halt, ſagen Sie Chriſtenthum!“ unterbrach ihn Staffard.

„Gut. Sie werden doch aber bei dieſem chriſtlichen Sinne nicht gegen das äuſſere Schöne, Wohlanſtändige und Erfreuliche gleichgültig ſein!“

„Wunderlicher Menſch!“ rief der Alte: „Wie ich in mir bin, ſo geſtalte ich mich ins Leben hinaus, ſo will ich die Umwelt ſehen. Darum

iſt die Welt ſo hehr und herrlich, weil Gott das Vollkommenſte iſt. Wie gut oder böſe, wie verſtändig oder unverſtändig Jedermann iſt, ſo geſtaltet er Alles, was ihn umgibt und was ſeine Kraft zwingen kann. Niemand macht aus dem, was er behandeln kann, etwas Anderes, als er ſelbſt iſt. Der Ehrgeizige will Andere, der Despot Sklaven, der Unverſtändige Unverſtändiges, der Narr Närriſches, der Aufgeklärte Aufklärung, der Verehrer der Menſchenwürde Freiheit. Jedem iſt das erfreulich, wofür er Sinn hat. Wie könnte einer das Erfreuliche verſchmähen, ohne ſich ſelbſt zu verſchmähen! — Aber wir müſſen darum nicht durch kindiſchen Eigenſinn unglücklich werden, wenn wir nicht Stärke genug haben, überall unſere Umwelt alſo umzugeſtalten, wie ſie uns am erfreulichſten wäre."

Florian erſtaunte über die Lebensweisheit des welterfahrnen Landmanns, und gefiel ſich, durch Spruch und Widerſpruch die Urtheile desſelben über hundert Dinge hervorzulocken, die ihm ſelbſt noch mehr oder weniger unklar ſein mochten.

„Sie haben Recht, Vater Staffard," ſagte er, „und ich freue mich meines eigenen Werthes, daß es mir in dieſem Berglande von Neuenburg ſo wohl iſt. Denn was ich hier ſehe und vernehme, ſagt meinem Gemüthe zu; ich finde hier einen großen Theil meines innern Lebens in das

Aeuſſere, Wirkliche hinausgeſtaltet, alſo ganz eins mit mir. Hier kann keinem Weichling, keinem Schwelger, keinem Trägen, keinem Wollüſtling, keinem Tirannen wohl ſein. Wenn ich in dieſen unfruchtbaren Höhen die Volksmenge und deren Wohlſtand, in dieſen hölzernen Hütten die gefällige Reinlichkeit und das Zierliche, in dieſen Wieſenlandſchaften die ſtädtiſche Bildung der Hirtenfamilien, in dieſen abgeſchiedenen Einſamkeiten den wundervollen Kunſtfleiß, in dieſem weitverbreiteten Wohlſtand die Nüchternheit und Mäßigung der Menſchen ſehe, muß ich bekennen, dieſes Ländchen iſt die glücklichſte von allen Schweizerlandſchaften."

„Nicht doch, Freund!" fiel ihm der alte Staffard ins Wort: „Sagen Sie vielmehr, Sie glauben ſich in dieſen Verhältniſſen glücklicher, als in jeder andern Schweizerlandſchaft, wo minder Gewerbsfleiß, Lebensverſchönerung, Sitteneinfalt und Verſtandesbildung iſt. Tauſend Andere würden bei uns nicht glücklich ſein, würden beim Anblick dieſes armen Landes und ſeiner kunſtſinnigen Bewohner die Achſel bedauerlich lüpfen und ſeufzen: es iſt eine geräumige Zucht- und Arbeitsanſtalt! — Jeder ſpricht in ſeinem Urtheil über Lebensverhältniſſe nur das Urtheil von dem aus, was er ſelber iſt und taugt."

„Wodurch aber hat in dieſen unwirthbaren

Gefilden das Volk ſolche Vortrefflichkeit gewonnen?“ fragte Florian.

„Wodurch alle Völker und alle einzelnen Menſchen das Beſſere gewinnen!“ antwortete Staffard: „Herbe Noth iſt die erfindungsreichſte Lehrerin, und Freiheit die regſamſte Gehilfin. Hier ſind Moore, Sümpfe, Felſen und lange Winter; aber hier iſt die Arbeit und das Talent frei; hier iſt kein Zunftzwang, kein Druck von Abgaben, keine Quälerei von Verordnungen, Edikten und vom Hummelſchwarm hungriger, ſtolzer Beamten. Wir haben einen mächtigen Fürſten, aber er lebt mit ſeinen Höflingen und ſeinem Glanze einige hundert Stunden von uns entfernt; nichts haben wir zur Beſtreitung ſeiner Pracht zu zahlen. Er iſt unſer mächtiger Schirmherr; unſer wahrer Fürſt iſt das Geſetz, welches wir uns ſelbſt geben.“

Unter ſolchen Geſprächen wandelten die Freunde durch's Thal während des ganzen Morgens. Staffard zeigte an den Berghöhen ſeine Heerden. Er hatte dreißig bis vierzig Stück Kühe zweien Pächtern oder Kühern übergeben, welche aber den Milchertrag vom Vieh in einer gemeinſamen Sennerei zu Butter und Käſe verwandeln mußten. Er zeigte ihm die weitläufigen Einhägungen von Wieſenland, wo mit Hilfe des Düngers höherer Graswuchs erzwungen ward, um Winterfutter zu erhalten, oder wo nach dem Schmelzen des Schnees

im April und Mai Haber und Gerste in kleinen Aufbrüchen gesäet ward, nie ohne Furcht, daß die Schneewolken des Septembers Alles wieder vernichteten.

13.

Das Haus Bell.

Als der Nachmittag gekommen war, führte Herr Staffard seinen Gast zum Hause der Frau Bell, wohin Georg schon voraus war. Der Weg ging zwischen einer Menge von kleinen begraseten Hügeln, vermuthlich nur herabgerollten Felsblöcken, mit einer Erdrinde überzogen, gegen den Berg und gegen eine nackte, weit umher sichtbare Wand von graulich-gelben Kalkfelsen. Man hatte fast eine Viertelstunde dahin. Der alte Staffard erzählte von Claudine, der Braut seines Sohnes, und mit Wohlgefallen von ihrer Wirthlichkeit, ihrem unverlöschbaren Heitersinn und dem wunderlichen Eigensinn ihrer Mutter, der Frau Bell. „Claudine wäre längst schon Georgs Weib und meine Schwiegertochter," sagte der Alte, „wenn nicht vor dreißig Jahren der Hochzeittag der Frau Bell am zwölften Oktober gewesen wäre, der zufällig auch ihr Geburtstag, und wieder Claudinens Geburtstag, und der Sterbetag ihres Mannes, und der Himmel weiß, was noch sonst für

ein Tag iſt. Sie meint, der Himmel knüpfe alle Wichtigkeiten ihres Lebens an dieſen Tag, und ſie glaubt feſt, er werde auch ihr Sterbetag werden. Die Weiber haben alleſammt gern gewiſſe heilige Grillen; die ſind ihre heimliche Religion, in den ſie feſter ſtehen, als in der, die ſie beim Pfarrer lernten."

Staffard ſagte noch vieles, aber Florian hörte immer weniger, je näher ſie dem Bellſchen Hauſe kamen, das ſich in breiter Bequemlichkeit vor ihnen neben der Einhägung eines Gemüſegartens hinlagerte. Ihm war hier Arkadien, wo unter den Schindeldächern der Hirten Göttinnen wohnten. Ein warmer Schauer umflog ihn, als ſie durch die ſaubere Küche in ein niederes, aber zierliches Zimmer traten.

Frau Bell empfing die Kommenden mit geſchäftiger Höflichkeit. Obgleich ſchon den Funfzigern nahe, verriethen ihre feinen Züge, daß ſie in den Blüthentagen der Jugend nicht minder reizend als ihre ſchöne Tochter Claudine geweſen, die jetzt Hand in Hand in bräutlicher Seligkeit neben einem kleinen Klavier bei Georg ſtand und den Fremdling Florian grüßend muſterte. Frau Bell wiſchte mit reinlichem Tuche einige Strohſeſſel, lud die Gäſte zum Niederſitzen ein und fädelte ſogleich das Geſpräch mit dem Fremden an. Um ihre Haube trug ſie ein ſchwarzes Trauerband,

um den Hals ein Tuch von schwarzem Krepp, zum Gedächtnisse ihres schon vor fünf Jahren verstorbenen Mannes. Mehr als Band und Tuch aber sprach für das, was ihr Herz gelitten, als sie einst den Geliebten verloren, die milde, wittwenhafte Schwermuth, in welcher sich ihre natürliche Freundlichkeit, wie die heitere Sonne im Regengewölk, brach.

Man hatte sich kaum einige Minuten lang unterhalten, als die Thür aufging und Hermione eintrat. Sie erschien im einfachen, weißen Hauskleide. Ein schneeweißes Morgenhäubchen, dessen feiner, breiter Spitzenschmuck über Stirn und Wangen nebelhaft hinsank, hinderte die Fülle der goldigbraunen Locken nicht, seitwärts an den Schläfen und am Halse spielend hervorzuschleichen. Als sie den Fremdling sah, der ihr nicht ganz fremd mehr war, hätte man glauben sollen, ein Strahl der glühendsten Abendröthe falle eben durch die Fenster auf ihr Gesicht. Sie bemerkten es alle, Claudine am meisten, Florian gar nicht.

Das Gespräch aber wandelte bald zu den wichtigen Ereignissen des Tages und zu den kriegerischen Unruhen der Nachbarschaft über. Wallenstadt am See, zwischen himmelhohen Felsen, war, der Sage nach, in Flammen verschwunden; der Erzherzog Karl mit den Oesterreichern in's Herz der Schweiz eingedrungen; die Walliser hatten

ſich aus ihren Bergen aufgemacht, Ruſſen und Deutſche gegen die Franzoſen zu unterſtützen; die Glarner, der Abt von St. Gallen, die Rathsherren in Zürich und Schafhauſen wollten unter dem Schutze der öſterreichiſchen Bajonette ihre alte Oberherrlichkeit verjüngen, während die helvetiſche Regierung in Bern alles Vertrauen einbüßte, und ſchon Miene machte, im Sack und in der Aſche Buße zu thun und ihre Fehler zu geſtehen; denn ſie verminderte eilfertig ihre eigenen Gehalte, legte ihre auſſerordentlichen Vollmachten ab, ließ die aufgebotenen Milizen wieder in die Heimathen gehen, und wollte alle Todesſtrafen gegen politiſche Verbrechen aufheben.

„Ganz billig,“ ſagte Staffard, „daß die Regierung keine politiſche Sünde mit dem Tode ſtrafen und das Blutgeſetz zertrümmern will. Denn politiſche oder religiöſe Grundſätze, und die Handlungen, die daraus ſtammen, laſſen ſich nach keinem menſchlichen Geſetze beurtheilen, wie Todtſchlag, Diebſtahl oder ein anderes Verbrechen, welches die Vernunft in allen Ländern und Zeiten Verbrechen heißt. Oder nach welchem Recht will man das mit dem Tode, als Unrecht, ſtrafen, was einen Büchſenſchuß weiter als das höchſte Recht verehrt wird? Politiſche Parteien in einem Lande ſind freilich gegen einander auf dem Kriegsfuße; aber man muß die Ueberwundenen nicht

tödten, sondern gleich Kriegsgefangenen behandeln."

„Ha, Vater," rief Georg, „es ist ist bei den Schweizern, oder vielmehr bei ihren Regierern, heute Feigheit vorn und hinten. Sie wollen jetzt das Messer, welches sie für andere geschliffen haben, wegwerfen, weil sie fürchten, selber damit abgeschlachtet zu werden."

„Schmach und Schande über uns!" seufzte Florian: „Die Schweizer unserer Tage sind selbst nur stumme Werkzeuge gegenseitigen Verderbens in der Faust der Fremden geworden. Werden die Fremdlinge nicht durch eigenen Vortheil und eigene Gefahr vermocht, die Schweiz in alter Selbständigkeit wieder aufzurichten: so hat Europa keine Schweiz mehr. Dahin hat es die Erbärmlichkeit der Rathsherrnweisheit und kleinstädtischen Pfiffigkeit bei den entarteten Eidsgenossen gebracht."

Die Frauenzimmer sahen alle auf Florian, als er sprach; und die tiefe Traurigkeit, welche aus dem Innern des Gemüthes sich über sein Antlitz verbreitete, erregte in ihnen ein Mitleiden, das sie unwillkührlich seinem Herzen näher zog.

„Männer sollten eigentlich niemals seufzen und wehklagen," sagte Claudine, „sondern nur zürnen oder handeln. Das geziemt den Göttern und allen Starken. Die Thräne und der Seufzer

gehört uns Weibern an, weil unsere Ohnmacht unsere wahre Stärke gegen Götter und Menschen ist. Und Sie, mein Herr, gehören gewiß zu den Starken, wenn nicht zu den Göttern. Sie haben es Hermionen und mir auf der Höhe von St. Sulpice bei der Kette bewiesen."

„Doch wäre billig noch zu entscheiden, wer droben von uns der Stärkere gewesen!" erwiederte Florian.

„Allerliebst!" rief Claudine: „So hätten wir Mädchen Ihnen wohl gar Furcht gegeben? Nein, nein, dies machen Sie uns nicht glauben. Keine von uns hätte den Muth, Ihnen den Fehdehandschuh hinzuwerfen."

„Und wenn Sie ihn hinwürfen, hätte ich nicht den Muth, ihn aufzunehmen!" versetzte Florian, und zog den Handschuh hervor, den er in der Kirche von Neuenburg gefunden: „Ich stelle ihn der Eigenthümerin in aller Ehrfurcht zurück."

Sobald Claudine Hermionens verlornen Handschuh erkannte, reichte sie ihn der Freundin unter ausgelassenem Gelächter, fiel Hermionen lachend um den Hals, flüsterte ihr ein paar Worte ins Ohr, und lachte noch unbändiger. Hermione dagegen verbarg ihre Verwirrung nur mühsam unter einem erzwungenem Lächeln. Schämig und mit leisen Worten dankte sie dem Finder; dann

ſetzte ſie mit Erröthen und einem höhern Ernſte hinzu: „Wie konnten Sie wiſſen, daß er mir oder Claudinen gehöre? Ich hatte ihn ſchon in den Straßen von Neuenburg, glaub' ich, verloren.“

Florian erzählte von ſeinem Gang in die Kirche. Der Zufall, und die Wendung, welche ihm Florian im Geſpräch gegeben, beluſtigte Alle; nur Hermione blieb ſtill, und heftete von Zeit zu Zeit ihre Augen ſinnend auf den Handſchuh, und beachtete kaum, wie die Unterhaltung immer munterer und vertraulicher wurde.

Frau Bell hatte inzwiſchen den Abendthee hinaus ins freie Grüne tragen laſſen. Hier erweiterte ſich, wie der Anblick der Natur, das geſellige Geſpräch über die Angelegenheiten, nicht des Tages, ſondern des Lebens. Selbſt Hermione gab nun öfter ihr Wort dazu, und was im engen Zimmer einander fremd geblieben, neigte ſich nun einander in vertraulicher Offenheit entgegen. Man ſieht inner den Stubenwänden mehr auf Kleid und Staub und das, was bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſen geziemen muß; im Freien, in der Umgebung von Erde und Himmel, empfindet der Menſch zum Menſchen ſein Verwandtſchaft viel reiner; neben der heitern Hoheit und dem Ernſte der ewigen Natur wird alles menſchliche Zeremoniel kleinlich und die ſteife Etikette faſt lächerlich; nur das erſcheint hier geziemender,

was ewig geziemt, das Schöne, das Gute und Wahre.

Schwerlich hätte Florian im Zimmer ſich zu Hermionens Füßen gelagert; ihr ſchwerlich die Hand oder den Arm zum Luſtwandeln geboten; ſchwerlich allein zu ihr ſein Wort gerichtet. Aber im Freien geſchah es, als Staffard mit Frau Bell, Georg mit Claudinen vorangingen.

Man trennte ſich erſt ſpät. Florian hatte ſchon ganz vergeſſen, daß er auf dieſen Höhen des Jura als geächteter Flüchtling wohne. Er bewegte ſich heiter im Kreiſe dieſer Glücklichen, als Genoſſe ihrer Familie, ſie alle liebend, und — er fühlte es — von Allen herzlich geliebt.

14.

Die Erklärungen.

Einförmig und ſtill, wie die Berglandſchaft, aber darum nicht minder anmuthig, war die Lebensart auf der Feenhalde. Vater Staffard beſorgte den größten Theil des Tages die Geſchäfte des Hauſes und die Aufſicht über die ländliche Wirthſchaft, oder ſchrieb Handelsbriefe nach Frankreich, Italien und andern Ländern. Denn er beſchäftigte viele arme Haushaltungen in den benachbarten Thälern des Fürſtenthums, die für

seine Rechnung Uhrmacherei trieben, oder für seine und der Frau Bell Rechnung Spitzen klöppelten. Davon machte er kostbare Versendungen. Allwöchentlich reis'te Georg durch die Thalschaften, um die Arbeiten und Bestellungen anzuordnen oder die Arbeiter zu bezahlen. Florian dagegen, der sich in Neuenburg mit Büchern versehen hatte, verlebte einen beträchtlichen Theil seiner Stunden bei diesen, oder bei Auflösung mathematischer Aufgaben, die er sich selber machte. Er verließ die Feenhalde gar nicht mehr, aus Besorgniß, verrathen und von der Polizei des Landes weggeschickt zu werden. Die Nachmittage und Abende wurden gewöhnlich von ihm und den beiden Staffarden bei Frau Bell, oder von der Familie Bell im Staffardschen Hause zugebracht, wo auch in der Regel allwöchentlich einmal, unterstützt von musikalischen Nachbarn, ein Konzert auf Blaseinstrumenten gegeben wurde. Florian spielte die Flöte, und spielte sie zum Beifall Aller.

Es läßt sich leicht denken, daß Florian in dieser stillen Welt durch nichts so magnetisch angezogen ward, als durch Hermionens Unterhaltungen. Je näher er dieses Mädchen und dessen Eigenthümlichkeiten kennen lernte, je mehr löste sich sein ganzes Sinnen, Denken und Wollen im wunderbaren Wesen desselben auf. Es war das

Urbild des Schönen, welches er schon längst geliebt hatte, seit es ihm zum erstenmal am Zusammenflusse der beiden Rheine erschienen war. Es war seine erste Liebe. Er hatte diese Leidenschaft noch nie empfunden, sondern sie nur aus Erzählungen Anderer, oder aus Büchern kennen gelernt; und immer war sie ihm da widerlich, den Mann entwürdigend, einer wahren Narrheit oder einem Wahnsinn ähnlich, vorgekommen. Auch jetzt, da er sie empfand, kannte er ihre Gewalt nicht. Er glaubte sich noch jeden Augenblick stark genug, ihr gute Nacht zu sagen, wenn das Spiel mit ihr Gefahr drohen konnte Ja, stark war er, stark genug, zu jeder Zeit das Spiel abzubrechen; aber er wußte nicht, daß dann auch sein Glück und Leben mitbrechen müsse.

Denn das Verhältniß, in welches er, bei täglichem Umgange, mit Hermione gerathen mußte, war so reizend, so traulich, und dabei doch so feierlich und fremdartig, daß sich darin sein ganzes Dasein verloren und vergöttlicht zu haben schien. Nie war er einem Wesen näher gestanden, als dieser Hermione, und nie hatte er lebendiger gefühlt, daß er noch mit keiner menschlichen Natur minder verwandt gewesen, als mit dieser. Eben in den Augenblicken, da sie sich mit der holdesten Schwesterlichkeit an ihn schliessen konnte, glich sie am meisten einer Ueberirdischen,

die von ihm ſcheiden und in ihre wahre Heimath zurückgehen wollte. Eben in den Augenblicken, da ſie, ganz willenlos, keinen andern Sinn, als Florians Sinn zu haben ſchien, fühlte ſich dieſer von einer unwiderſtehbaren Gewalt in ſeinem ganzen Innern übermannt, daß er gleichſam aufhörte, er ſelbſt zu ſein. Eben in den Augenblikken, da Hermionens Weſen von der Gluth einer höhern Leidenſchaft für ihn zu glänzen ſchien, entſagte ſie ihm am entſchiedenſten mit Gebehrde, Wort und Blick.

Die guten Leute droben in der Feenhalde wußten bald, was ſich Hermione und Florian einander galten. Der alte Staffard meinte: „Er iſt ein rechtſchaffener Mann. Laß ihn ſeinen Gang gehen. Miſche ſich Keiner in den Handel!“ — Frau Bell hingegen hatte die größte Luſt, ſich in den Handel zu miſchen. Sie wußte eigentlich nicht, welche Miene ſie dazu annehmen müſſe; denn das Loos ihrer Nichte konnte ihr nicht gleichgültig ſein. Sie vertrat bei derſelben jetzt Mutterſtelle. Sie hätte gern mehr über den Flüchtling erfahren, oder vielmehr über ſeine Vermögensumſtände. Denn natürlich dachte ſie ſogleich daran, daß der junge Mann früh oder ſpät um die Hand der Nichte werben, und daß die neue Bekanntſchaft mit einer Hochzeit enden müßte. Claudine und Georg hingegen hatten ſich ſogleich

verſtändigt, Florian und Hermione könnten ein Paar geben, es koſte, was es wolle. Claudine wünſchte nicht inbrünſtiger, ihre Geſpielin glücklich zu wiſſen, als Georg es ſeinem Freunde.

Genug, Alle insgeſammt waren in den Angelegenheiten des vielbeſprochenen Pärchens ſchon weiter vorgegangen, als die Hauptperſonen ſelbſt, die zwar für einander athmeten, aber ohne ſich ſelber klar geworden zu ſein in ihren Empfindungen.

„Ei, Närrchen, du liebſt ihn!“ ſagte Claudine zum Fräulein Delory: „Kannſt du dir es ſelbſt läugnen? Seit du ihn im Garten von Reichenau, dann in den Straßen von Chur geſehen, war er ja dein ſchöner Traum. Denke, wie er dir droben bei der Kette erſchien. Denke an deinen Morgentraum vom verlornen Handſchuh, und wie dir ward, als er ſich erfüllte!“

„Er iſt ein erſchrecklicher Menſch!“ ſagte Hermione, aber mit gefalteten Händen und zum Himmel gewandten Augen, wie eine Betende.

„Du machſt mir bange, Hermione. Ich hielt ihn bisher für einen bildſchönen Mann. Was hat er dir ſeit geſtern Leides gethan?“

Er kann mir nichts Leides mehr thun. Er hat mich vernichtet. Das Schickſal ſtieß an mein Leben, und es zerfloß in das ſeine, wie ein zitternder Thautropfen in den zweiten.“

„Allen Respekt, Hermione. Nun also verſtehen wir uns. Das heißt, du kannſt nicht mehr ohne ihn leben?“

„Es iſt ſehr gleichgültig, ob ich lebe oder nicht, ob er lebe oder nicht. Ach, Claudine, dies ändert nichts. Hier im Glaube iſt weder Anfang noch Ende des Lebens. Was da war, das iſt noch; was da iſt, das war ſchon. Alles ſchlingt ſich unvergänglich durch's Unvergängliche. Glaube mir doch, Claudine. Was du Liebe nennſt, was Andere aus Wahl, aus freier Neigung, aus kluger Berechnung thun, iſt über Florian und mir das eherne Geſetz der Naturnothwendigkeit. Aller eigene Wille endet hier. Ich mußte mit ihm zuſammentreffen; ich mußte ihn allenthalben finden, wenn ich ihn meiden wollte, um an ihn verloren zu gehen.“

„Nun, das heiße ich ganz vernünftig geſprochen, du kleine Philoſophin, wenn ich anders Vernunft genug habe, dein Kauderwelſch zu begreifen. Du gibſt übrigens zu, hoffe ich, daß jedes Mädchen gern auf dieſe Art verloren geht, wie du und ich verloren gegangen war. Man gewinnt ſich ſelbſt wieder mit einem geliebten Herzen um hundert Prozent reicher zurück. Ich liebe, du liebſt, er liebt, wir lieben, ihr liebet, Alle lieben!“

„Claudine, du verſtehſt mich falſch. Man

liebt nicht wider Willen. Ich bin wider Willen an ihn gefügt durch höhere Mächte. Meine Selbſtſtändigkeit iſt zertrümmert."

„Ach, du armes Ding! Aber, wenn es doch nun einmal nicht zu ändern iſt, ſo bleibt das Beſte, zum ſauern Apfel ein ſüßes Geſichtchen zu machen. O Hermione, Hermione! Denk' an den zwölften Oktober! O Hermione, wenn mein Hochzeittag noch der deinige würde!"

Bei dieſen Worten verdunkelte ſich das helle Antlitz Hermionens. Sie machte eine unwillkührliche Bewegung am ganzen Leibe, wie ein tiefes Zuſammenſchaudern, wie ein „In ſich ſelbſt zurückfliehen." Dann drängte ſie Claudine mit vorgeſtreckter Hand von ſich ab, während ſie das Geſicht tief gegen die Bruſt ſenkte, und rief mit einem Ton des Grauſens: „Nur das, o das ſage nicht wieder! Bringe nichts Irdiſches, nichts Weltliches in das Göttliche und Ewige. Ich ſage dir, ich liebe ihn nicht, wie du Georg liebſt. Ich könnte jedes Andern Weib werden. Ich mag den Gedanken nicht ohne Abſcheu denken, ihm als — — nein, brich ab. Wir reden nicht wieder davon."

Claudine lachte laut auf, und doch konnte ſie ſich nicht enthalten, ihre Freundin voll Mitleiden und Erſtaunen ans Herz zu drücken.

Ungefähr eben ſo erſtaunt war Georg, wenn

er mit Florian die gleiche Angelegenheit behandeln wollte. Der junge Bündner sträubte sich, von dieser Liebe zu reden, oder an Hermionens Liebe im Ernst zu glauben.

„Unter uns gesagt, Florian, du bist ein wunderlicher Kauz. Du liebst ja doch das Mädchen."

„Wie alles Schöne und Gute; wie Jeder es lieben muß; wie du es liebst, Georg, du selbst."

„Hm, ich denke, Claudine würde mich doch höflichst ersuchen, zwischen Lieben und Lieben einen kleinen Unterschied zu machen. Ich begreife nicht, warum du dich so gewaltig sperrst, du Glücklicher!"

„Nenne mich nicht glücklich."

„Aber ich weiß von Claudine, sie kennt und liebt dich schon längst, diese ätherische Hermione. Schon im Garten von Reichenau hattest du ihre Eroberung gemacht; dann auf dem Platze in der Stadt Chur, wo du mit ungeheurer Gewalt unter Hermionens Fenster einen belasteten Bauerwagen auf die Seite warfst, und dem baumstarken Bauer aufs Maul gabst, weil er einem ihm entgegengekommenen Wagen voller verwundeter Franzosen nicht ausweichen wollte."

„Wie? Unter Hermionens Fenster war das zu Chur?"

„Sieh, Florian, du selbst erinnerst dich dessen noch kaum. Aber sie hat nichts vergessen; sogar

Univ. Bibl

das braune Muttermälchen da, neben dem Ohrläppchen auf deiner Wange, hat sie nicht vergessen. Das alles hat mir Claudine erzählt; ja, Claudine wußte von dir schon, ehe ihr euch bei der Kette gesehen hattet. Im Traum sogar sah Hermione dich ihren verlornen Handschuh zurückbringen. Was willst du mehr? Und wenn Alles nicht gelten sollte, so würde das Zeugniß aller Augen und Ohren gelten, die euch beide sehen und hören. Dann ihr beide habt gegen einander andere Sprache, andere Stimme, andere Haltung, andere Miene, andern Gang, andere Gebehrde, als gegen die ganze übrige Welt. Ja, die ganze übrige Welt sieht aus, als wäre sie nur das Theater eurer Liebe."

„Wäre es möglich," sagte Florian, vor sich hinstaunend, „wäre es, was ich doch nie glauben werde — wäre es — aber ich bin des Gegentheils gewiß —, sie fühlte eine erwachende Leidenschaft für mich — — dann, ja dann flöhe ich; morgen flöhe ich aus eurem Lande, um eine Heilige nicht leiden zu machen. Ich flöhe, denn durch mich sollte sie nicht unglücklich werden."

„Unglücklich? Warum?"

„Wie sollte es enden?"

„Wie mit Claudinen und mir. Du bist unabhängig; du bist begütert. Fräulein Delory hat von ihren verstorbenen Aeltern ein artiges

Vermögen ererbt. Ihr Stiefvater soll ein vortrefflicher Mann sein. Er wird nichts ändern. Folglich . . "

„Ach, Georg!" rief Florian schmerzlich: „Ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber ich muß es sagen: hebe dich von mir, Satanas! Und wenn Alles wäre, ich dürfte sie nicht lieben, ich dürfte ihre Ruhe nicht stören. Ich bin ein Geächteter, ein Flüchtling. Ich habe meine Jugend und meine Bahn noch nicht vollendet. Das Vaterland hat noch Ansprüche auf mein Blut. Ich denke nicht an Ruhe und Vermählung, bis Graubünden vom Joche der verruchten Ausländer frei steht. Und wer ist Bürge, daß man nicht daheim mein väterliches Gut konfiszirt, gleichwie man schon das Privatvermögen meiner Verwandten im Veltlin konfiszirte? Dann bin ich arm. Ich habe Kraft, mich durch das Leben zu schlagen, aber nicht, ein anderes an das meinige geknüpftes Leben zu beglücken, noch minder aber, es unglücklich zu machen. Ich werde nie zugeben, was ohnedem mir nicht geboten wird, daß sich das Fräulein Delory mir opfere; eben so wenig aber opfere ich ihr jemals das, was meinem Vaterlande gehört. Ich erwarte die Tage des Friedens und der Unabhängigkeit; dann erst erlaube ich mir's, an ein häusliches Glück zu denken. Es gibt für den Schweizer kein Hausglück ohne Vaterlandsglück."

Georg ſah mit Rührung in das flammende, ſchöne Geſicht des Bündners, umſchloß ihn dann mit den Armen und drückte den heißeſten Kuß auf deſſen Lippen: „Du biſt ein Mann, wie du ſein ſollſt, Florian. Ein edler Menſch biſt du, aber, läugne nicht, ein unglücklicher.“

„Wer nichts will, als das, was gut und gerecht iſt, kann nicht unglücklich ſein, Georg.“

„Aber du liebſt!“

„Nun denn, ja, aber wie der Mann lieben ſoll. Ich liebe Hermione, wie ſie geliebt werden ſoll, mit der Heiligkeit und Seelengröße, die ſie einflößt. Ich haſſe und verabſcheue die Liebe, die zum wilden, wüſten Wahnſinn wird, und ſtatt die Kraft des Gemüths zu erheben, ſie zerſtört und Pinſeler und Narren ſchafft, wie die ehemaligen Werther und Siegwart, ekelhaften Andenkens. Es gibt wohl höhere Dinge im Leben, als Liebſchaft zwiſchen einem Paar junger Leute: Gott, Tugend, Vaterland, Freiheit!“

Seit dieſem Geſpräch wagte Georg nie wieder, ein ähnliches mit Florian anzuſpinnen. Auch Claudine hütete ſich, Hermione wieder auszuſpähen mit Fragen und Deutungen. Man ließ die „beiden wunderlichen Leutchen“, wie man ſie hieß, gehen, wie ſie wollten, und begnügte ſich, ſie zu beobachten.

15.

Fortsetzung der Erklärungen.

Sowohl Florians als Hermionens Erklärungen wurden bald dem Vater Staffard und der Frau Bell bekannt, und Beide fanden darin Beruhigung. Denn Vater Staffard, wie wenig er auch den jungen Bündner kannte, schätzte ihn täglich mehr. „Florian iſt ein Mann!“ ſagte er zu ſeinem Sohne: „Käme er hier als Flüchtlig an, fände ein hübſches Mädchen, vergaffte ſich auf der Stelle in dasſelbe, ſpräche gleich von Liebe und Hochzeit: wahrhaftig, er würde mir wie ein Geck oder Abentheurer vorkommen; ich würde ihn verachten und Hermione und die Tante warnen.“ — Frau Bell urtheilte ihrerſeits eben ſo. Am meiſten tröſtete ſie die entſchiedene Abneigung Hermionens, ſich über Florian auf irgend eine Weiſe vortheilhaft zu äuſſern; ja, daß das Fräulein dieſem, wie jedem Gleichgültigen, weder auswich noch entgegenging, und ſogar einmal in einem vertraulichen Geplauder das Wort entſchlüpfen ließ: „Herr Florian iſt ohne Zweifel ein Mann, der Hochachtung verdient. Vielen kann er vielleicht liebenswürdig erſcheinen. Aber ich nahe mich ihm nie ohne Grauen und Furcht; und doch ehre ich ihn, mit Grauen und Furcht, wie gütig er auch gegen mich ſein möge; denn er ſteht immer

vor mir wie ein vernichtender Gebieter. Und wie ich auch meinen ganzen Stolz zuſammenraffen möge, ich komme mir ſklavenartig vor, ſobald er mir gegenüber iſt.“

Der alte Staffard lächelte. Sein geſunder, kräftiger Menſchenverſtand loſete ſich das Räthſel auf andere Weiſe, als es ihm Frau Bell löſen wollte. „Liebe Nachbarin,“ ſagte er zu dieſer, „es iſt nicht Alles ohne Gefahr dabei Ich will mich auf Florian zehn Jahre verlaſſen, er iſt ein Mann; auf Hermionens Grauen und Furcht verlaſſe ich mich keine zehn Minuten, ſie iſt ein Mädchen. Was ſollen da Grauen und Furcht? Sie liebt, und ihr Mädchenſtolz empört ſich gegen die Leidenſchaft mit kindiſchem Trotze. Hermione, von Kindheit an eine Herrin, etwas verzogen, etwas eigenſinnig, etwas ſtolz, immerdar an Unabhängigkeit gewöhnt, möchte ſich ſelber verachten und ſich ſelber haſſen, daß ſie ſo Knall und Fall Unterthanin eines fremden Mannes geworden iſt. Die kleine Königin will ſich gegen ſich ſelbſt rechtfertigen. Sie erklärt: ich liebe ihn nicht, aber ich bin durch die Gewalt übernatürlicher Schickſale ſeine Sklavin. Ihr wiſſet ja, die Schwärmerin findet Alles natürlich. Sie lebt immer mit ihrem Köpfchen in einer andern Welt. Und ſo ſeid ihr Weiberchen alle. Jedes von euch iſt die Stifterin einer neuen Religion, einer neuen

Philoſophie, einer neuen Poeſie. Die Alltagswelt iſt euch zu gemein; ihr müſſet ſie mit Wundern füllen. Frau Morne geht mit Geiſtern um. Hermione bildet ſich ein, eine Verklärte zu ſein; ſie hat alles Irdiſche abgethan, und ſchwimmt überall im göttlichen Walten. Sie ſelbſt, Frau Bell, haben Ihren geheimnißreichen zwölften Oktober und andere Schickſalstage. Meine Frau, Gott habe ſie ſelig, faßte keinen Entſchluß, ohne vorher ihr Orakel zu befragen, nämlich eine Stelle der Bibel, die zuerſt im aufgeſchlagenen Buche ihrem Auge begegnete. Sogar die leichtſinnige Claudine kann recht ſchwerſinnig werden, wenn ſie einen Traum gehabt hat, der ihr bedeutſam ſcheint."

Frau Bell, ein wenig gereizt durch Staffards Unglauben, ſagte mit einem Tone, der Empfindlichkeit verrieth: „Lieber Nachbar, ich meine, der Sehende ſoll nicht den Blinden, der Blinde nicht den Sehenden richten. Die Ahnung und das Gefühl der Menſchen urtheilen oft weit ſicherer, als der Verſtand, welcher ſich mit dem begnügt, was das Auge ſieht und das Ohr hört. Ich kenne übrigens auch gar verſtändige Männer, welche die alte Frau Morne für eine Närrin halten, und doch nicht ſelten verblüfft daſtehen, wie ſie Offenbarungen aus ihrem Geiſterreiche mitbringt, die über den Verſtand aller Verſtändigen hinausgehen."

Herr Staffard merkte, daß von ihm Rede sei, und drückte freundlich mit einem Lächeln, das um Verzeihung bat, die Hand der Frau Bell in seine beiden Hände: „Keinen Krieg, liebe Nachbarin! Ich geb' es ja zu, daß die alte Mutter Morne mehr weiß von vielen Dingen, als unsereins; aber ich denke nur, sie findet das auf sehr natürlichen Wegen. Denn da sie vermöge ihres unruhigen Gemüths nirgends lange bleibt, immer umherfährt, vernimmt sie tausend Sachen, die wir nicht erfahren. Ohne es zu wissen und zu wollen, gesellt sich in ihrem alten, welterfahrnen Kopfe zusammen, was zusammen gehört; sie verbindet Alles schnell, folgert glücklich, oft kühn; erstaunt über ihr eigenes Wissen, weil sie sich selber nicht klar macht, wie sie dazu gelangt, und hält es für höhere Eingebung. Sie betrügt Niemanden, als auf die treuherzigste Weise sich selbst."

„Also glauben Sie, Freund Staffard," sagte Frau Bell, „Mutter Morne habe es nur aus der Luft gegriffen, als sie an demselben Tage Mittags zu mir kam, und mich wegen Hermionens Ruhe warnte, da Abends Herr Florian bei Ihnen einkehrte? Wie konnte sie wissen, daß er im Lande sei? Wie für Hermionens Herz besorgt sein, die an demselben Tage mit Claudine in Neuenburg war?"

„Daß Florian im Lande sei," erwiederte Ba-

ter Stafford, „griff ſie keineswegs aus der Luft. Denn ſie hatte ihn denſelben Tag auf dem Gipfel des Gros-Taureau gefunden: Florian hat mir's erzählt. Daß er in die Feenhalde und vielleicht zu mir, alſo in Hermions Nähe kommen würde, konnte ſie vermuthen, weil ſie ihm, der ein Fremdling und Flüchtling war, ſelber angerathen hatte, ſeinen Aufenthalt in der Feenhalde zu nehmen. Daß ſie Ihnen den Wink gab, über Hermionens Herz zu wachen, erkläre ich mir einfach daraus, daß Hermione vielleicht ihr ſelbſt oder Claudinen von Herzensſachen einmal geplaudert und den Mann beſchrieben habe, der ſchon im Bündnerlande auf das Mädchenherz einen flüchtigen Eindruck gemacht hatte. Frau Morne erkannte den Mann ohne Zweifel aus der Beſchreibung, ſobald ſie ihn ſah.“

Frau Bell erſtaunte über die Löſung dieſer Räthſel und Wunder nicht weniger, als ſie ſonſt über die Wunder ſelbſt erſtaunt war. Doch ſchien ihr die Auflöſung weniger Vergnügen zu machen, als ehemals das Unbegreifliche. „Ach!“ ſagte ſie mit einem unwilligen Lächeln, und zog ihre Hand aus Vater Staffards Händen: „Ihr Männer wiſſet euch immer den Schein des Rechts zu verſchaffen; nie wollet Ihr Unrecht haben. Wir Weiber haben nur das Herz, ihr immer den Verſtand. Aber ich liebe den herzloſen Verſtand nicht, der die ganze

Natur zum trockenen, öden Mechanismus macht, mit rauher Hand den Duft und Glanz von allen Blumen wischt und alles Beseelte tödtet und versteinert."

„Nicht doch, liebe Nachbarin!" rief Vater Staffard: „Stiften wir Friede zwischen Verstand und Herz. Darum eben sind sich Mann und Weib lieb und unentbehrlich, wie der Reiche und Arme in der Welt, weil nicht jeder hat, was der andere. Ich gebe ja auch gern zu, daß oft das Herz Recht hat; geben Sie aber auch zu, daß sich zuweilen das Herz ein wenig verirren könne."

„Warum nicht?" erwiederte Frau Bell: „Nur mit dem Unterschiede, daß selbst der Irrthum des Herzens oft weit seliger macht, als die größte Wahrheit des Verstandes."

16.

Der Traum.

Während sich die Leutchen alle in der Feenhalde mit mehr oder weniger Verstand über Florians Herzensangelegenheiten beschäftigten, hatte er mit ganz andern Dingen zu thun. Er berechnete seine Baarschaft, die er zum Theil mit sich führte, zum Theil jeden Augenblick von einem der ersten Handlungshäuser in Basel beziehen konnte.

An eine Rückkehr nach Bünden mochte er nicht denken, obgleich dort die Franzosen aus allen Thälern verdrängt waren. Aber er hatte den Parteigroll darum nicht weniger zu fürchten. Er fühlte keine Luſt, nachdem er den Franzosen entwischt war, sich von den Oesterreichern, als Geisel, in's Tirol fortschleppen zu lassen. Seine liegenden Güter, Wiesen und Alpen blieben ihm in der Heimath gesichert. Er hatte die Verwaltung derselben einem redlichen Manne übergeben. Nur blieb die Frage: wohin mit ihm selber?

Diese Frage beschäftigte ihn so sehr, daß er an einem schonen Juniusnachmittage, da er gegen die Felsenhöhe luſtwandelte, Weg und Steg verlor und vergaß. Er fand sich plötzlich zwischen Tannengestrüpp und Bergtrümmern eingeschlossen; vor ihm die schwarzgelbliche Wand der Kalkfelsen, die er sonst immer nur aus der Ferne gesehen hatte.

Hier, auf einen kurzgrasigen Rasenplatz, den ein Vorsprung des Felsens beschattete, lagerte er sich nieder, in der Nachbarschaft einer Höhle. Die heitere Stille der Gebirgsgegend, durch welche von Zeit zu Zeit aus der Ferne das einformige Silbergetön der Heerdenglocken klang, lud ihn zum Träumen und Schlummern ein. Er schloß die Augen, um ungestörter mit sich über seine Zukunft zu Rath zu gehen. Sein rhätisches Vaterland

war ihm verſchloſſen. Eben ſo wenig konnte er in dieſer Landſchaft des Jura, welche ihn ſo gaſtfreundlich aufgenommen hatte, lange verweilen, da er hier wider Willen und Wiſſen des königlichen Statthalters wohnte, und vielleicht, wenn ſein Aufenthalt verrathen würde, den edeln Staffarden Unannehmlichkeiten bereitete. Faſt mehr noch, als dieſes Beſorgniß, ängſtigte ihn das, was er für die ſchöne Hermione zu empfinden ſich nicht läugnete. Zwar glaubte er noch nicht, daß dieſe Empfindung zur betäubenden Leidenſchaft geworden ſei; aber daß ſie es werden könne, bezweifelte er kaum, da er ſehr gut wußte, welchen Eindruck Hermionens Erſcheinen am Zuſammenfluſſe der Rheinſtröme und am hohen Felſenpaſſe bei der Kette auf ihn gehabt hatte.

„Flüchtling,“ ſeufzte er bei ſich, „und doch kein Verbrecher; vielleicht geliebt von der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts, und doch ohne Hoffnung des Glücks!“

Es war ihm ſchwer, ſich zu ſagen, ob die Süßigkeit oder die Bitterkeit ſeines Lebensverhältniſſes größer ſei. Aber der Entſchluß ward reifer, bald die Thäler des Jura zu verlaſſen und in Deutſchland Aufenthalt zu ſuchen, wo er gegen Verfolgungen politiſcher und ſoldatiſcher Parteiwuth in voller Sicherheit wohnen, und auch Sicherheit gegen ein Unglück finden könnte, das ihm

von der ſchmeichelndſten aller Leidenſchaften bereitet ward.

So in träumender Ueberzeugung, oder in überlegendem Traum, ſah er ſich auf Reiſen, ſchon Wälder, Berge und Ebenen, Ströme und Seen vorübergleiten an ſeinen Blicken. Je feſter die weiche Hand des Schlummers ihm die Augenlieder ſchloß, und je mehr ſich Wirklichkeit und Bewußtſein mit den bunten Gebilden der Phantaſie verwirrten, je reizender wurden die fremden Paradieſe, welche um ihn her ſchwammen. Endlich erblickte er das Meer, wie es längs den Hügeln eines freundlichen, grünen Geſtades die blauen Wellen rollte. In der Ferne ſtiegen, wie auf blauen Grund gemalt, die Thürme einer Stadt empor. Er wanderte dieſer wohlgemuth entgegen, als ihm eine wohlbekannte Stimme zurief. Und er erblickte ſeitwärts, von einem Garten umgeben, ein weißes geſchmackvoll erbautes, weitläufiges Landhaus, umweht von hohen Pappeln. Auf dem Balkon, welchen vergoldetes Gitterwerk, als Geländer, umzäunte, winkte ihm Hermione, ſich zu nahen. Er gehorchte. Er flog zu ihr mit der ganzen Sehnſucht und Schüchternheit, mit dem Entzücken und der Furcht der erſten Liebe. Aber ſie trat ihm ſchon im Garten entgegen zwiſchen den Beeten, wie durch einen Wald von Lilien, und ſagte: „Nun bind' ich Sie feſt.“

Sie löſete ein breites Seidenband, welches ihren ſchlanken Leib umfing, und wollte ihm daſſelbe ſcherzend überwerfen. Das Band aber ward zur Schlange, welche ſich zugleich um ihn und um ſie wand, beide feſt an einander zog und, ihren eigenen Schwanz mit den Zähnen faſſend, einen lebendigen Ring bildete. Hermione that einen lauten Schrei. Er erſchrack ſo heftig, daß er vom Traum auffuhr und die Augen öffnete.

Er ſah aber auch im Wachen Hermione. Er ſah ſie, von ihm abgewandt, mit ſchnellem Schritte fliehen, und noch einmal das Köpfchen während der Flucht nach ihm zurückwenden. Er ſprang beſtürzt und ſchwankend, ob das noch Traum ſei, empor und rief: „Fräulein, warum fliehen Sie?“

Sein Ruf zwang ſie, ſtillzuſtehen und ihn, der zu ihr eilte, zu erwarten. Recht ſchäferlich ſtand die erröthende Schöne da, in ihrem tiefgebogenen Strohhut, am Arm ein von Weidenruthen geflochtenes Körbchen, und in der Hand einen langen, ſtarken Stab.

„Verzeihen Sie mir!“ ſtammelte ſie: „Ich Unbeſonnene habe Sie im Schlummer geſtört. Daß mich auch mein Verhängniß eben zu der Stelle führen mußte!“

„Und ich danke dieſem Verhängniſſe, theures Fräulein,“ ſagte er, „denn es konnte meinen an-

genehmen Traum unmöglich angenehmer unterbrechen und lieblicher fortsetzen."

„Wie? Sie haben wirklich geträumt? Wirklich?" rief Hermione mit einer seltsamen Heftigkeit und mit plötzlich verwandelten Gesichtszügen, worin sich neben einer ungeduldigen Wißbegier ein banger Ernst malte, der an Erschrockenheit grenzte.

Florian, indem er mehr auf die Sprache ihrer Gesichtszüge als ihres Mundes antwortete, sagte: „Ist's hier oben nicht erlaubt, zu träumen?"

„Das wohl!" entgegnete Hermione: „Das wohl; aber — wissen Sie, wo Sie träumten?" Sie zeigte mit dem Stabe gegen die Höhle.

„Warum? Nisten dort Drachen oder Schlangen?"

„Nein, scherzen Sie nicht. Kamen Sie wirklich zufällig hierher? Kannten Sie jene scheinbare Grotte nicht? Wissen Sie nicht, welche uralte Sage davon geht im Lande?"

„Kein Wort. Ich hatte mir vorgenommen, sie beim Zurückkehren zu besuchen."

„Es ist der Eingang zum Feentempel. Hier webt und waltet wirklich etwas Ueberirdisches. Glauben Sie es nur. Und wer hier einschlummert, empfängt weissagende Träume. Sie haben geträumt? wirklich geträumt?"

„Wirklich, und ich bin den Feen sehr verbunden, recht angenehm habe ich geträumt.“

„Erschien Ihnen wohl selbst eine derselben?“

„Allerdings erschien mir eine, und ich glaube, die liebenswürdigste aller Feen und Zauberinnen, die je in Tausend und einer Nacht erschienen sein mögen.“

„Und in welcher Gestalt? O, lassen Sie mich ein wenig neugierig sein. In welcher Gestalt?“

„In der, die, so lange ich unterm Himmel wandle, immer die schönste, die unvergeßlichste und die — ach, daß ich's sagen muß! — die gefahrvollste bleiben muß. Aber brechen wir ab, Fräulein. Kommen Sie. Ich habe die Ehre, Sie auf dem Heimwege zu begleiten, wenn Sie nicht die Einsamkeit vorziehen.“

„Ich gehorche Ihnen. Doch gewähren Sie mir zuvor eine kleine Bitte, eine recht unbedeutende, aber mir sehr wichtige.“

„Sie wissen ja, liebes Fräulein, ich könnte Ihnen nichts verweigern, auch wenn ich's wollte, auch wenn Sie mein Unglück fordern würden. Und wenn Sie ...“

„Nichts, nichts! Ich möchte nur die Gestalt der Fee kennen, die Sie im Traume sahen, und den Traum selbst.“

Florian senkte verlegen die Augen: „Ich darf

es Ihnen kaum sagen. Aber — kommen Sie, Fräulein. Was fragen wir doch den Träumen nach! Die Wirklichkeit ist der schönste Traum. Kommen Sie. Wollen wir die Höhle sehen?"

— Und Sie schlagen mir die Bitte ab? — Wissen Sie, daß dieser Traum mit Ihrer Zukunft in enger Verbindung steht? Wissen Sie, daß er belehrend, rathend, warnend sein kann? O, Sie glauben es nicht. Die Männer verachten dergleichen. Die Natur hat den Mann ungläubig gemacht, weil sie ihm das Organ für die geistige Welt versagte, die er gewöhnlich erst auf dem Sterbebette erblickt, wenn seine irdische Hülle halb gebrochen ist, und sein Licht ausfließt und mit dem Licht der geistigen Welt zusammentritt, die keinen Raum und keine Zeit hat.

„Sie erschrecken mich mit Ihrem Ernste, Fräulein. Warum nun da gleich vom Sterbebette reden? Und woher wissen Sie denn, daß wir Männer erst auf dem Sterbebette sehen, was wir sonst nicht erfahren?"

— Aus den zahllosen Berichten von Weissagungen der Sterbenden, von ihrem Hellsehen, von der Aenderung ihres Urtheils, von ihrer Gabe, das Unbekannte zu deuten. Haben Sie nie davon gehört?

„Allerdings, Fräulein."

— Eben darum sind die Reden der Sterben-

den ſo wichtig, beſonders in dem Zuſtande vor ihrem Tode, in welchem ſie plötzlich wieder zur vollen Geneſung gelangt zu ſein ſcheinen, und heiterer und ruhiger denn je ſind; in dem Zuſtande, der ihrer wirklichen Auflöſung oft ein paar Tage vorangeht. Sehen Sie, und man nennt den Schlaf gewiß nicht ganz umſonſt den Bruder des Todes. Er iſt wirklich der Bruder. Er iſt ein halber Tod. Der Leib liegt ohnmächtig, und die Seele, von deſſen Sinnen und Nerven abgezogen, nimmt andere Thätigkeitsrichtung, lebt in einer andern Welt, hat andere Sprachen und Zeichen. Träume ſind nur die letzten, matten Strahlen eines Abendrothes der Seelenwelt, die über den Ozean des Unendlichen und Raumloſen hinweg noch ein Licht gegen das Irdiſche werfen, wie ein ſcheidender Schimmer in der längſt untergegangenen Sonne noch die Gebirgsgipfel glimmend umfliegt. —

Florian, der Hermione ſchon mehrmals auf ähnliche Wirkung philoſophiren oder ſchwärmen gehört hatte — denn Schwärmerei und Hochweisheit grenzen einander weit näher, als man gemeinlich denkt — Florian wagte durchaus nicht zu widerſprechen. Hermione ſprach viel zu ernſt und aus der Tiefe ihrer Eigenthümlichkeit und Ueberzeugung. Aber Florian lächelte. Denn das ſchöne Mädchen ſtand da ſo erhaben lehrend und Glauben

gebietend, wie ein philosophischer Graubart, vor ihm, und sprach dabei so kindlich-gutmüthig, daß man sich den Gegensatz in ihrem ganzen Wesen nicht zusammenpaaren konnte. Er nahm ihre Hand und küßte eine der zarten Fingerspitzen, die aus dem Handschuh sichtbar wurde, als wollte er wegen seines Lächelns eine Verzeihung damit erbeten.

— Spotten Sie nur! Spotten Sie nur! sagte sie ein wenig unwillig, und mußte doch selbst lächeln: Sie werden einst an diesen Augenblick zurückdenken, und dann nicht mehr spotten. O, Sie werden an mich denken!

„Gewiß, gewiß, an Sie denken werde ich; und wenn mir kein Gedanke mehr bleibt, behalte ich den an Sie. Sogar schon halbtodt dachte ich an Sie."

— Wie halbtodt?

„Sagten Sie nicht, der Schlaf wäre ein halber Tod?"

— Nein, nur ein Augenblickchen bleiben Sie ernsthaft. Sie sind heute ein wenig leichtsinnig. Eben jetzt, eben hier sollten Sie es doch nicht sein. Erzählen Sie mir von Ihrem Traum. Es liegt mir viel daran, ihn zu wissen.

„Wohlan, aber nicht hier. Suchen wir Schatten und Kühle. Ich kann Sie unmöglich so vom Sonnenstrahl leiden sehen."

— So kehren wir zurück zur Stätte, wo Sie schlummerten. Dort ist nicht nur ein wenig

Schatten, ſondern im heißeſten Sommer ein kühles Lüftchen. —

Sie gingen zurück. In der That bemerkte Florian nicht ohne Verwunderung, daß Hermione Recht habe. Es ging über die Stätte ein ſanfter, doch erfriſchender Zugwind.

„Woran erkannten Sie das? Sie ſind eine Allwiſſerin!“

Hermione deutete auf die Höhle: Von dorther kommt aus dem Feentempel der unſichtbare Strom.

„Der auf ſeinen zarten Wellen die ſchönen Träume trägt?“

— Allerdings, und die bedeutſamen! Hier lagen Sie aufgelöſet im Schlafe und mit einer Seele, halb frei von der Sinnenfeſſel. Und die Seele that in ihr heimliches Reich einen vergnügten Streifzug, und berührte ihr verwandte Weſen.

„Sie haben Recht, theures Fräulein. Und bringt dieſe Stätte immer ſo ſchöne Träume, zählen Sie darauf, ſo bett' ich mir hier alle Tage zum Schlafe. Warum denn aber glauben Sie, daß der Traum hier bedeutſamer als anderswo ſei?“

— Soll ich's Ihnen ſagen, damit Sie mich noch einmal ausſpotten können? Sie ſind ein Mann, ein gelehrter Mann, und ſind wie die

Männer. Alles glauben ſie, nur das Glaubwürdigſte nicht; ſie glauben das Trüglichſte, nur das Untrüglichſte nicht. Sie glauben an die Wirkungen, aber an die Urſachen nicht. Sie glauben an die täuſchenden Erſcheinungen der Welt, aber an die Kräfte nicht, welche ſich dadurch nur ihrem Geiſte offenbaren wollen. Eine Kraft iſt's, die im Grashalm lebt, eine Kraft in dieſem Steine, in jenem Baume. Alles, Alles iſt beſeelt. Im göttlichen Reiche iſt nichts Todtes. Nicht der Staub wirkt gegen den Staub, ſondern die Kraft gegen Kraft darin. Wer kennt das göttliche Reich, und wer die Heerſchaaren der Kräfte darin? Unſer Geiſt iſt wohl nicht die höchſte der erſchaffenen Mächte, ſo wäre er ja der nächſte an der Gottheit. Das iſt er nicht. Wer möchte ſo albern frevoln? Eine unendliche Kette von Kräften oder Geiſtern ſenkt ſich herab von ſeinem Throne zu uns, und wir rühren an dieſe Kette. Ja, wir ſind mit ihr verbunden. Es gibt Zuſtände, in welchen wir, wie mit menſchlichen Geiſtern, uns auch mit andern, vielleicht höhern, verſtändigen, vielleicht auch nur mit untergeordneten.

„Meine ſchöne Geiſterſeherin, lehren Sie mich doch Ihre Geheimniſſe. Einen ſchönern Geiſt, als den Ihrigen, werde ich zwar nicht erblicken, aber doch möchte ich's verſuchen auch mit den andern.“

— Sie ſpotten immerdar, und doch haben Sie den Verſuch ſchon gemacht. Iſt nicht die geheimnißvolle Macht des Feentempels über Sie gekommen? Haben Sie nicht Ihre Zukunft erblickt? Sie ſchlummerten hier. Der unſichtbare Strom dieſer Grotte floß über Sie und machte Ihre Seele im Traume freier, klarer, hellſehender. Anderes war es auch nichts, was den erſten Hirten zur Weiſſagung begeiſterte, der vor der heiligen Höhle des Parnaſſes weidete. Anderes war es auch nichts, was die delphiſche Prieſterin auf dem Dreifuße im Pythium zum Orakel entzückte, als dieſe geheime, ſeelenentfeſſelnde Naturkraft. Sie ſchlummerten hier; die Naturkraft, die in Griechenland Apollo, der Gott der ewigen Jugend, hieß, und hier von den Landleuten Fee genannt worden iſt, kam über Sie. Sie ſelbſt ſind Ihr Orakel, Ihre pythiſche Prieſterin geworden. Glauben Sie nun, oder glauben Sie nicht; aber erzählen Sie mir Ihren Traum. Ich muß ihn wiſſen. Er iſt mir gar wichtig.

„Und glauben Sie, er werde erfüllt werden?"

— Ich glaube es allerdings. Doch wer kann alle Zeichen deuten, die im Reiche des Uebermenſchlichen aelten? Geſchwind erzählen Sie. —

Florian konnte und wollte der wunderbaren Schwärmerin nicht länger ungehorſam ſein. Er erzählte, mit welchen Gedanken er eingeſchlafen

ſei; dann von den vorüberfliegenden Gebirgen, Ländern und Strömen; dann von dem Meere und dem grünen Geſtade voller Hügel; dann wie er die Stadt ſah in der Ferne auf veilchenblauem Hintergrunde. Sie wollte eine nähere Beſchreibung derſelben. Er bemühte ſich, zu ſchildern, was er noch in verdämmernden Bildern ſeines Gedächtniſſes hatte. Sie horchte aufmerkſamer. Er ſprach dann von der Stimme, die ihn gerufen, von dem Landhauſe. Er mußte es, ſo gut er konnte, beſchreiben. Da ward ihre Aufmerkſamkeit geſpannter. „Nein! nein!“ rief ſie, und ſah ihn ſtarr an und mit ſonderbarem Ernſt: „Das iſt ja St. Jmar! Das iſt mein väterliches Erbgut! Die Stadt iſt offenbar Antibes!“

Er redete weiter, ſprach von ihrem Erſcheinen auf dem Balkon, von deſſen goldenem Gitterwerk. „Nein, nein, es iſt nicht möglich!“ rief ſie wieder: „Meine gute, herrliche Mutter ließ es ſo in ihrem letzten Lebensjahre erſt herſtellen!“

Florian ſah Hermionen faſt außer ſich; ihm ſelbſt ward dabei gar wunderbar zu Muth. „Liebes Fräulein,“ ſagte er, und wußte ſich aus ihrem Betragen nicht zu finden, „Sie wollen mit mir ſcherzen?“

Sie ſchüttelte aber ernſt den Kopf, und mit ununterbrochener Spannung in ihrem geſammten

Weſen rief ſie: „O ich bitte, ich bitte, fahren Sie fort. Stören Sie ſich ſelbſt nicht!“.

Nun fing er die Beſchreibung des Gartens an, denn alle Kleinigkeiten wiſſen wollte ſie. Als er aber der Menge der weißen Lilien in den Beeten erwähnte, durch welche Hermione gekommen, faltete ſie die Hände mit Innigkeit, ſenkte mit ſtill bekräftigendem Neigen den Kopf und ſagte: „Ich weiß es wohl. Ich ſpielte unter dieſen Lilien in meinen Kinderjahren. Es waren die Lieblinge meiner verklärten Mutter. Und man nannte unſer St. Imar nur den Liliengarten. In der ganzen Nachbarſchaft nannte man ihn ſo.“

„Es iſt ſonderbar genug, daß ich im Traume noch zum Seher werden muß!“ ſagte Florian, zwar lächelnd, aber mit eben ſo vielem Erſtaunen über die Reden des Fräuleins Delory, als ſie anfangs über ſeinen Traum bezeugte. „Ich wette, die Einbildungskraft ſpielt uns Beiden einen Poſſen!“ fuhr er fort: „Sie iſt von allen Feen die ſchadenfroheſte. Wir hängen Beide an die nämlichen Wörter die verſchiedenſten Bilder und Gegenden.“

„Erzählen Sie zu Ende!“ rief das Fräulein mit ängſtlicher Neugier. Er erzählte von dem Bande; dann wie es zur Schlange ward, und wie er in dem Augenblicke geweckt wurde, als die

Schlange mit Kopf und Schweif den Ring schloß. Hermione wandte sich zur Seite, daß ihr breiter Strohhut ihm verbarg, wie erst die Bläße aller Lilien des mütterlichen Gartens ihr Antlitz überfloß, und dann es von der Gluth der jüngsten Rosen umschimmert wurde.

„Fürwahr," sagte Florian mit leiserer Stimme, in der seine ganze Liebe bebte, die er sich selber gern abläugnen wollte: „fürwahr, wenn mein Traum irgend eine prophetische Miene hat, so ist es die, welche er zuletzt macht, da er das Band, mit dem Sie, theure Hermione, mich banden, in das Sinnbild der Ewigkeit verwandelte. Hier ließe sich doch etwas deuten, wenn man dürfte."

Sie erwiederte nichts. Mit gesenktem Haupte stand sie, halb seitwärts gewandt, sinnend da, und zog spielend mit dem Stabe in ihrer Hand Linien im Staube des Bodens. Florians Blick ruhte auf der edeln, zarten Gestalt der Jungfrau. Wie gern hätte er in diesem Augenblicke gelesen, was in ihrem Gemüthe vorging! Er wagte es nicht, sie aus ihren Empfindungen oder Gedanken aufzustören.

Plötzlich richtete sie das Haupt gegen ihn, und mit einer Miene voll stiller Ergebung und Andacht, wie die Frömmigkeit sie zeigt, welche von einem Gebete zurückkehrt, sagte sie zu ihm:

„Nun haben wir ein gemeinſames Geheimniß. Offenbaren Sie Niemandem von Ihrem Traum. — Sie wollten den Feentempel ſehen? Kommen Sie. Ich will Ihre Führerin werden.“

17.

Der Feentempel.

Sie ging voran. Als ſie an den Eingang der Höhle gekommen waren, zog ſie aus dem Weidenkörbchen eine zierliche kleine Laterne und ein chemiſches Feuerzeug hervor.

„Ihre Abſicht alſo war, in das Innere dieſer Zauberhöhle zu treten?“ rief Florian: „Dazu kamen Sie hierher? Und ohne Begleitung wollten Sie ſich in die geheimnißvolle Grotte wagen?“

„Es iſt kein Heldenwerk,“ ſagte Hermione mit freundlichem Lächeln, „beſonders ſeit der junge Herr Stafford die ſchlüpfrigen Felſen für Claudine und mich durch übergelegte Bretter gebahnt hat. Es läßt ſich nun da ohne Gefahr wandeln, und ich beſuche dieſen Tempel, den die wunderbare Natur ſelbſt gebaut und unter der Erde herrlich gewölbt und geziert hat, ich beſuche ihn an ſchönen Tagen gern. Er wird Ihre ganze Bewunderung erregen und verdienen.“

Bei dieſen Worten legte ſie den Strohhut ab

und wand einen Shawl um ihren Kopf, in Gestalt eines Turbans. Dann verbarg sie ihren und seinen Hut, nebst ihrem Körbchen, unweit dem Eingang der Höhle zwischen Felsen und Gesträuch, und kam zurück, um die Wachskerze der Laterne anzuzünden. Florian beobachtete schweigend ihre Vorrichtungen. Sie war ihm nie reizender erschienen, als in diesem Augenblick. Zu dem blutrothen Turban, unter welchem einzelne ihrer braungoldenen Locken über die zarten Schläfen und den feinen Hals niederquollen, glich sie schon einer Priesterin oder Göttin der Unterwelt. Die Unschuld und Furchtlosigkeit ihres Wesens, während sie sich zu einem grauenvollen Gang anschickte, gaben ihr das Ansehen, als stände sie mit höhern Gewalten im Bunde.

Schnell brannte ein Flämmchen in ihrer Hand und dann die Wachskerze in der Laterne, welche sie am Aufsenende des mitgebrachten Stabes befestigte.

„Nun denn," sagte sie mit anmuthigem Verneigen, und zeigte auf ein niederes Loch der Felsen, „haben Sie Muth? Der Eingang ist beschwerlich und eng. Er erweitert sich aber dahinter plötzlich."

Sie breitete ein weißes Tuch auf den Boden, im Grunde der Oeffnung, daß er seine Kleider im Durchkriechen schonen konne, und winkte ihm,

vorzugehen. — Er ſtand ſchweigend und beobachtete ſie mit einem zärtlichen Blicke, nahm ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen: „Ja, wär' ich Pluto, und konnte Ihnen in der Unterwelt den ewigen Thron anbieten, Sie würden mir Proſerpina!“

Nachdem er die Laterne am Stabe in das Innere der Höhle vorgeſchoben hatte, kroch er durch die niedrige Oeffnung, die ſich bald ſo erweiterte, daß er aufrecht ſtehen konnte. Nicht lange dauerte es, da erſchien auch das liebliche Köpfchen mit dem rothen Turban und den goldbraunen Locken unter den Felſen, und blickte mit einem kindlichen, rührenden Lächeln zu ihm auf. Sein Herz erzitterte bei dieſem wunderbaren, traumhaften Schauſpiel. Er kniete nieder und half der zarten, muthigen Geſtalt aus dem Felſenrachen, durch welchen das heitere Gold des Tageslichts glänzte.

Sie nahm zu ihrer Stütze den Stab; er zündete mit der Laterne vor. Sie folgte. Links und rechts ſpalteten ſich die Felſen zu finſtern Gängen von einander. Aber Hermione hieß ihn einen dritten wählen, der ſich zwiſchen beiden ziemlich geräumig aufſchloß. Es war Todtenſtille. Dann und wann hörte man das Fallen eines Tropfens. Ein finſteres Gewölbe bog ſich über ihnen hin, deſſen Ende ſie beim Schimmer der Laterne nicht

wahrzunehmen vermochten. Nur einzelne, weißgelbliche Klippen streckten, wie gespenstische Bildungen, ihre starren Arme aus der Nacht hervor. Im Hintergrunde erblickte man in der Dämmerung phantastische Gestalten, Säulen und Zierrathen aus Tropfstein. Sie schienen sich zu bewegen und zu regen, zu kommen und zu verschwinden, je nachdem die Beleuchtung und die scharfen Schatten bei jedem Schritte änderten und neue Formen hervortreten oder verschwinden ließen.

Je weiter sie in die Höhle traten, je wunderbarer gestaltete sich die unterirdische Welt um sie her. Der Weg durch sie schien kein Ende zu nehmen. Der Gang war geräumig; oft ward er schmaler, oft glich er einer hohen, klosterlichen Halle, mit weißen, glänzenden Teppichen, Fransen und Schnitzwerken geziert. Der Fuß trat überall sicher. Georg hatte für seine junge Freundinnen viele Unebenheiten aus dem Wege geräumt, und über die bösern Stellen Bretter gelegt.

Als sie schon eine ganze Strecke unter dem Felsgewölbe zurückgelegt hatten, blieb Florian stehen und sah auf die unerschrockene Hermione zurück. Sie lächelte ihn gütig an, ohne ein Wort zu sagen. „Ist es möglich!“ sagte er: „Hierher wagten Sie sich ohne alle Begleitung? Wie wunderbar und schön auch dieser Riesenbau der Natur ist, er erweckt doch ein stilles Grauen.“

„Eben dieſes Grauen empfinde ich jedesmal,“ antwortete Hermione, „aber ich liebe es. Das erſtemal, ich läugne es nicht, befiel mich ein Zittern, obgleich Claudine und Georg mit mir waren. Aber ſeitdem habe ich mich an dieſe nächtliche Unterwelt gewöhnt. Ich bin ſchon mit allen Geſtalten darin recht vertraut. Wir werden das Ende derſelben bald erreicht haben, und es wird Sie überraſchen. Man ſagt, der ganze Gang habe eine Länge von zweihundert Schuh. Gehen Sie noch einige Schritte vor.“

Und wie er noch einige Schritte gethan hatte, blihte ihm aus dem finſtern Hintergrunde plötzlich ein goldener Strahl entgegen. Er ſtand betroffen ſtill, — ging weiter, und ein Glanz, welcher ſein Auge blendete, umfing ihn bald.

„Feerei!“ ſchrie er voller Entzücken: „Wo bin ich? Ich ſehe Licht, wie Sonnenlicht; ſehe mitten in der Höhle Wolken und Gebirge ſchweben, unermeßliche Fernen, und Thäler und Waldungen und Höhen! O wunderbares Schauſpiel! — Fräulein, nun glaub' ich an Zaubereien. Hier waltet noch eine andere Fee, als Sie!“

Hermione weidete ſich an ſeiner ſtummen Trunkenheit, als er an das Ende der Höhle vortrat und ins weite Freie hinausſah. Sie lehnte ſich ihm gegenüber an ein Felsſtück, von mannigfaltigen Flechten bunt gefärbt. Ueber ihrem Haupte

wehten einzelne Grashalme und hängende Zweige mit durchsüchtigem Grün. Um sie her hauchte der warme Lebensodem des Tages.

„Sie sehen da drunten in dem stillen, grünen Thalgelände eine andere Welt!“ sagte sie: „Es ist Val Sainte-Croix. Alle die kleinen, braunen Hütten, die an den Hügeln der schönen Landschaft so traulich umher ruhen, gehören zum Dorfe jenes Namens und zu La Praconne. Links erhebt sich La Roche blanche mit ihren Felsen; rechts schwillt die Aiguille de Beaume empor. In der verdufteten Ferne vor uns ist das alterthümliche Granson am See, durch Karls des Kühnen Niederlage berühmt. Aber die vorliegenden Höhen entziehen uns den tiefern Blick in das anmuthige Waadtland, welches sich unter unsern Füßen ausbreitet wie ein Wunderbild.“

So fuhr sie noch lange fort, die reizende Landschaft zu erklären. Aber Florian stand vor ihr da wie in einem Traum. Wenn er den Blick hinab in die grünen Tiefen senkte, zu den kleinen, friedlichen Wohnungen der Menschen, zu ihren Heerden an den Halden des Gebirgs, zu den in Duft zerrinnenden Alpenfirnen, und dann wieder in die Nacht der Höhle zurücksah, aus welcher er hervorgetreten war, nachdem er einen ganzen Berg durchwandelt hatte; und dann gegenüber in der wunderbaren, stillen Einode Hermione erblickte

am bunten Felsblocke, zwiſchen den beweglichen, ſpielenden Halmen, die gleich grünen Strahlen vor ihm zitterten, — und wenn er gedachte, wie er hier ſtehe auf der Zinne des Felſens, als ein Unbekannter, als ein geächteter Flüchtling, und doch von guten Seelen geliebt — — er hätte gern niederfallen, er hätte mit heiliger Inbrunſt beten, er hätte ſein Daſein in einer heißen Thräne auflöſen mögen.

Er lehnte ſich ſinnig und ſchweigend über einen vorragenden Felſenſtein nieder und ſchaute in den freundlichen Abgrund hinab, in das harmloſe Leben der Hirtenwelt. Hermionens Augen ruhten auf ihm. Sie verſtand und ehrte die Bewegungen ſeines Gemüthes, und ſchwieg. Ihre Hände falteten ſich und ihre Augen wandten ſich unter einem heiligen Gedanken himmelwärts.

Als er ſich endlich nach einer langen Stille und Selbſtvergeſſenheit wieder erhob und zu ihr wandte, zitterten noch, ihm ſelbſt unbewußt, Thränen in ſeinen Augen, und das Lächeln, mit welchem er nun die Schweigende begrüßte, ward um ſo rührender. Er drückte beide Hände mit Heftigkeit an ſeine Bruſt, als wolle er das hochſchlagende Herz zurückdrängen. „O mein Fräulein!“ rief er: „Sie wollten mir vielleicht nur große Ueberraſchungen vorbereiten; aber Sie haben mir mit dieſen Minuten einen Himmel ins

Leben gelegt. Ich ſtand vor Gott. Ich habe über meine Zukunft entſchieden. Ich werde nun immer glücklich ſein. Und wenn ich Alles verlöre, ich werde glücklich ſein. Und wenn ich, Fräulein, wenn ich Sie nicht mehr ſehen darf, ich werde glücklich ſein. Dieſer Feentempel ſoll mir in heiligem Gedächtniſſe bleiben."

Sie ſenkte die Augen in ihren Schoos nieder, als ſchiene ſie über das zu denken, was er ſagte.

Er fuhr aber nach einer Weile fort: „Wie wenig gehört zum Frieden des Lebens! Warum ſuchte ich ihn ſo lange umſonſt! Ich habe über meine Zukunft entſchieden. Mit Wenigem vergnügt, will ich mir irgend in einem ſchönen Winkel der Welt eine Hütte und ein Feld kaufen, groß genug für meine Bedürfniſſe; will da der Natur getreu, einfach, wahr und rein, wie Sie, werden; will da mit Gott, in Gott leben für das Glück derer, die mich in der Nachbarſchaft berühren; will mein Hab und Gut in der unruhigen Heimath verkaufen, und nicht mehr zurück in das wüſte Treiben der Faktionen und politiſchen Parteien, deren Werkzeug ich mich zu ſein ſchäme. Mein Vaterland iſt durch den Sittenverfall, durch die Unwiſſenheit und Rohheit ſeines Volkes und durch die Habſucht, die Rachſucht, den Ehrgeiz ſeiner Häuptlinge elend geworden. So die ganze Schweiz. Fremdlinge ſchalten nun dort mit Feuer

und Schwert über die Thäler, welche auch vorher weder frei noch glücklich waren. Gott hat das Land heimgesucht. Er erweckt das erschlaffte Volk mit furchtbaren Erschütterungen aus dem Schlummer. Jetzt noch parteiet es ſich zwiſchen Frankreich und Oeſterreich, die beide es verderben. Es wird entweder durch Verzweifelung wieder zu eigener Kraft geneſen, oder das durch eiferſüchtige Intereſſe der benachbarten Staaten. Ich kann nichts retten. Selbſt mein freiwilliger Opfertod für's Vaterland könnte nichts retten. Meine Stimme wäre eitel im Geſchrei wider einander empörter Leidenſchaften. Ich mag keiner Partei Knecht werden, und träte ich vermittelnd zwiſchen beide, würden mich beide verfolgen und nicht hören. — Ich gehe. Ich ſuche mir eine ſchöne Einöde, und wäre es in den ſtillen Urwäldern Amerika's. Ich Thor, daß ich mich ſo lange ertler Weiſe grämte! Dank Ihnen, liebenswürdige Hermione, Sie haben mich mir ſelber wiedergegeben. Ihr Feentempel hat auch auf mich ſeine Wundermacht geäuſſert; aber Sie waren die wohlthätige Fee darin. Sie werden mir dieſe Fee bleiben."

— Nennen Sie mich nicht ſo! ſagte Hermione: Die große Fee iſt die Natur, die unbegreifliche, die ewige, die göttlichkeitvolle.

„Wohl weiß ich's, Fräulein, Sie denken er-

habener, denn ich; Sie sind stärker, denn ich; Sie sind frömmer denn ich. Aber ich Schwacher bedarf noch, wie der Heide, einer Stütze, eines sichtbaren Bildes, in dessen Anblick ich das Göttliche und Heilige verehre. So sollen Sie mir die Stellvertreterin der heiligen Natur sein."

— O mein Freund, jeder Grashalm ist ein Zeuge und Stellvertreter der Natur, und jedes Plätzchen, wo unsere Knie Raum finden, ist eine Betbank.

„Aber ich habe nie andächtiger und inbrünstiger gebetet, als hier, in Ihrer Nähe, und mich auch nie dem Himmel näher gefühlt, als an Ihrer Seite. — Ach, ich sollte Ihnen das nicht sagen. Sie legen es vielleicht für eine der faden Artigkeiten aus, die Sie von vielen Andern hören müssen. Aber ich bin nie in einer ernstern Stimmung gewesen, die Wahrheit zu bekennen, als eben in diesem Augenblick. Nie fühlte ich mich reiner, besser, seliger, als in diesem Augenblick. O, glauben Sie mir, erschiene jetzt mein Tod, ich sänke mit Wollust in seinen Arm."

— Warum sollte ich Ihnen nicht glauben, was ich mir selber glaube? Schwebt die Seele auf den Gipfeln der Wonne, so sinkt alles Vergängliche werthlos von ihr ab, und ihr bleibt nur noch Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, Sehnsucht nach der Auflösung in das Himmlische, nach ih-

rem Urſprung oder Urſtand, nach ihrer vollkommenen Reinheit und Losfeſſelung von den mannigfaltigen Kräften, an die ſie hier gebunden iſt. Denn Tod iſt ja kein Tod. Es kann ja nichts ſterben, weil die Welt, die Natur, die ewige Gottheit nicht ſterben kann. Die göttliche Herrlichkeit iſt ja das Sein und Leben. Wie kann denn in dieſer unendlichen Herrlichkeit etwas aufhören, zu ſein? Auch das Sonnenſtäubchen iſt ewig, oder vielmehr die Kraft, die mir als Sonnenſtäubchen erſcheint. Wir leben, darum können wir nicht aufhören. Das Leben aber iſt ein unendlich ſchönes Räthſel. Ach, ich ſinne viel darüber, und möchte es mir gern entwirren, und kann es nicht; denn ich kann Gott nicht durchdringen, und er ſelbſt iſt eben die Herrlichkeit und das Leben, und ich verwirre mich mit Entzücken in ſein Anſchauen und Suchen.

„Sie reden dunkle Worte, wie die delphiſche Prieſterin. Doch verſtehe ich Sie; und nun zum erſtenmal, meine liebenswürdige Prieſterin, wird mir aus Ihren Tonen klar von den Apoſteln, was das hieß, mit Zungen reden. Ja, ich hätte Sie vollkommen verſtanden, auch wenn Sie mir nie in gehörter Sprache geredet hätten. Ihre Stimme, Ihre verklärte Miene, Ihr Auge, welches das Innerſte der Seele ſpiegelte, Alles war Rede.“

Hermione warf einen ſtillen, zweifelvollen Blick auf Florian, als fürchte ſie, er wolle ein wenig ſpotten, wie er zuweilen pflegte. Allein ſeine Begeiſterung ſchien ſo redlich und gutmüthig zu ſein, daß ſie ihren erſten Gedanken unterdrückte und nach einer Weile ihm nur freundlich erwiederte: „Ich habe mir die Stelle von den Apoſteln längſt erklären können. Die Seelen haben eine Sprache zu den Seelen, auch ohne Wort, auch ohne Ton und äuſſere Zeichen. Ja, es gibt ein geheimes Wirken der Seelen auf einander, ich weiß nicht wie, ich glaube, durch das bloße mächtige, grenzenloſe Wollen und Nichtzweifeln am Erfolg des Willens. Ich lege darein mehr, als in alle Kunſt, die große Gewalt des großen Redners; er iſt unwiderſtehlich durch die Willensmacht und Gewißheit derſelben, auch ohne viel Worte. Aber die Willensmacht und das Nichtzweifeln an ihrer Wirkung iſt eine Frucht der innerſten Ueberzeugung.“

„Ach, Fräulein, läge es nur an der Willensmacht, ſo hätte Ihnen meine Seele in dieſer geheimnißreichen Sprache ſchon viel geſagt. Und doch müſſen Sie ſie nicht vernommen haben! Lehren Sie mich die Kunſt, mit Zungen zu reden, und geben Sie mir damit die wunderbare Macht über Ihre ſchöne Seele, die Sie ſeit dem erſten Tage über meine Seele üben; Hermione, ſeit

dem Tage am Fuße des Kalanda, am Zuſammenfluſſe der beiden Rheine, da mein Leben, gleich den beiden zuſammenrinnenden Strömen, in Ihr Leben überging."

Er ſprach dies mit bebender Stimme und den Blick an den Boden geheftet. Als er aufzuſehen wagte, ſtand ſie hochgeröthet, in reizender Verwirrung vor ihm. Aber der Ernſt und die ihr eigenthümliche Würde kehrten eben ſo ſchnell zurück. Sie ſchlug die Augen auf. Es war darin etwas Düſteres, doch nichts Zürnendes. Dann ſprach ſie, anfangs mit unſicherer, aber zuletzt immer feſterer Stimme: „Wir wollen zurück durch den Feentempel. Kommen Sie! Ich weiß nicht, ob Sie ſich mit meinen Anſichten und Ahnungen nur auf eine grauſame Weiſe beluſtigen wollen, oder ob Sie in heiligem Ernſte zu mir reden. In jedem Fall hätte ich Ihnen Verpflichtung gehabt, wenn Sie dem harmloſen Geſpräche nicht dieſe Wendung gegeben haben würden."

„Verzeihen Sie, Fräulein!" erwiederte er: „Ich weiß, was ich den üblichen Formen und den Begriffen des Geziemenden ſchuldig bin, die in den gemeinen Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens gelten. Aber ſtehe ich vor Gott und ſtehe ich vor Ihnen, edle Hermione, ſo ſoll mein Innerſtes unverhüllt ſtehen. Ich kann Ihnen keine höhere Ehrfurcht bezeugen. Ich würde geſchwie-

gen haben, hätte mich nicht diese Stunde und das Wunder des Feentempels überrascht und in allen Entschlüssen und Entwürfen eine große Verwandlung bewirkt."

„Wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie seien durch die geheime Gewalt dieser Stätte verwandelt?"

„Durch Alles; vielleicht durch den Traum schon; durch Ihr Erscheinen; durch meinen Vorsatz vor dem Entschlummern, die Feenhalde zu verlassen und in Deutschland Sicherheit zu suchen, bis ich meinem Vaterlande dienen könne; durch die Grauen der unterirdischen Welt; durch den Anblick des schönen Friedensthales zu unsern Füßen hier; durch Ihr Dastehen in aller Lieblichkeit zwischen den kalten, riesenhaften Felsklippen; durch — ach, wer erräth Alles, was die Seele stimmt und den Willen des Geistes entscheidet? — Genug, unwandelbar ist mein Entschluß, in einer Einsamkeit mir selbst und Gott, einigen Freunden und der Welt Bestem zu leben. Als ich Ihnen dies offenbarte, da durfte ich Ihnen auch das übrige Geheimniß meiner Brust nicht verbergen. Wär' ich den ersten Vorsätzen treu geblieben, früh oder spät mich wieder in den Faktionenkampf zu stürzen, um die Schweiz von den fremden Waffen befreien zu helfen, — dann, Hermione, wäre mein Geheimniß verschlossen geblieben. Aber dies-

mal können ſich Bündner und Schweizer nicht mehr mit eigener Kraft retten. Die Parteien haſſen ſich wüthender, als ſie den Fremden haſſen. Sie rufen abwechſelnd wider einander franzöſiſches und öſterreichiſches Schwert. Alſo ich ſcheide mit Kummer um mein Vaterland aus dieſem wüſten Sturm. Der Theiß hat mitten unter Heiden ſeinen Tempel, und den freien Mann umgibt auch mitten im Kerker der Freiſtaat. — Hermione, ich wollte Sie nicht beleidigen, der Himmel weiß es. Halten Sie Alles, was ich geſagt habe, für nicht geſagt. Ich fordere nichts. Mein Wort iſt ohne Zwang für Sie.“

Er ſchwieg. Schon brannte in ihrer Hand das Flämmchen. Die Laterne war angezündet. Sie reichte ihm dieſelbe mit trübem, freundlichem Blicke hinüber. Er nahm ihre Hand. Sie zitterte in der ſeinigen. Beide traten ſchweigend in die Nacht der unterirdiſchen Hallen zurück.

18.

Das Tempel-Abentheuer.

Florian wie Hermione verfolgten langſam und ſtill ihren ſpärlich beleuchteten Weg. Hermione überdachte noch ſeine letzten Reden, die er ſo ernſt, faſt kalt ausgeſprochen hatte, als wäre er

ſich ſeiner gebieteriſchen Hoheit bewußt. Doch ſein Schweigen betrübte ſie. Denn obwohl er, vorzündend, zuweilen nach ihr zurückſah, damit ſie auf dem klippenvollen, ſchlüpfrigen Boden keinen Fehltritt thue, entſchlüpfte ihm doch keine Silbe freundlicher Beſorgniß oder Warnung, wie das erſtemal, als ſie dieſen Weg gemacht hatten. Florian hingegen war bekümmert, Hermione durch ſeine verwegene Aeuſſerung gekränkt zu haben. Er ſann darauf, das vorige, faſt an Gleichgültigkeit grenzende Verhältniß zwiſchen ihnen herzuſtellen. Er ſuchte nur Anlaß, nur Worte zu einem Geſpräch über etwas Fremdes, Unbedeutendes, Zerſtreuendes; allein er fand nicht Anlaß, nicht Worte, ſondern in ſeinem Innern einen leiſen Schmerz, der ihn mächtiger beherrſchte, als er ſelber billigte.

Als Beide ſchon zur Mitte des Feentempels gekommen waren — und Beide gingen, ohne auf deſſen ſeltſame Geſtaltungen und Verzierungen zu achten —, blieb Hermione ſtehen. Sein Schweigen ward ihr unerträglich. Sie fühlte, daß dieſe Mißſtimmung zwiſchen ihnen nicht herrſchen dürfe. Sie hatte den edeln Mann nicht beleidigen wollen, den ſie eben in dieſen Stunden noch hochachtungswürdiger gefunden hatte. Sie machte ſich ſelbſt Vorwürfe. Sie blieb ſtehen. Und als er nach ihr zurückſah, reichte ſie ihm die Hand und ſprach

mit einem zarten Lächeln voller Unruhe: „Wollen Sie mir zürnen?“

Er wandte ſich zurück. Er nahm ihre Hand und küßte ſie, ſchüttelte verneinend das Haupt und ging weiter. Aber reden konnte er nicht. Ihre Stimme, die ihm unendlich mehr ſagte, als das Wort, hatte ſein ganzes Weſen durchſchauert und entzückt. Es klang darin ein Geſtändniß, welches er ſich ſelber nicht zu geſtehen wagte.

Nachdem ſie wieder eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, hielt Hermonie noch einmal an und ſagte: „Sie eilen zu ſehr. Eben an dieſer Stelle iſt die Natur des Feentempels am reichſten an allerlei Geſtalten. Sehen Sie ſich einen Augenblick um. Wir ſind von ſteingewordenenen Rieſen und Zwergen, von Schlangen und andern nie erblickten Ungeheuern umringt, die nur der Abgrund hervorbringt, oder ein Fiebertraum. Sehen Sie doch links dort, wie ſich der ungeſtalte Kopf da gräßlich aus der alten Höhlennacht hervorſtreckt, mit dem geſchwollenen grinſenden Löwenmaul, der breiten ſchnabelhaften Naſe und den tückiſchen Augen, die ſo finſter uns anglotzen und im zitternden Lichte der Kerze ſich regen zu wollen ſcheinen.“

Florian zündete mit der Laterne nach allen Richtungen. Jede Aenderung der Beleuchtung

änderte auch das verworrene Bild der Gestalten. Er mußte diesem Spiel von Erscheinungen seine ganze Bewunderung zollen. Es war ihm lieb, darauf hingeleitet worden zu sein. Er fand dabei seine eigene, ruhige Haltung und bald auch die verlorne Sprache wieder.

Sie verweilten lange auf dieser Stätte, und waren beide im Entdecken neuer Zerrbilder und Fratzengesichter, so wie der scherzenden Bemerkungen darüber, unerschöpflich. Es schien Beiden gleich sehr daran gelegen, sich zu erheitern, und das in die Tiefe der Vergessenheit zurückzustellen, was ihnen den vorigen Ernst gegeben hatte. Bei jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, entfaltete sich rechts und links neue Gaukelspielerei des Lichtes und der Felsen und der Tropfsteine. „Und doch", sagte Hermione, „und doch ist's hier so schaurig und kühl, wie in einem Todtengewölbe. Es thut einem recht wohl, unter diesen starren, kalten Genossen der Finsterniß ein lebendes Wesen neben sich zu sehen, eine warme Menschenstimme zu hören."

Indem leuchtete Florian hoch über sich gegen das Gewölbe. Da hing ein mächtiger, loser Felsblock über ihren Häuptern, wie schwebend, vielleicht nur schwach von Nebengesteinen festgehalten, daß er nicht jeden Augenblick niederstürze. „Kommen Sie, kommen Sie ins Freie!" sagte Her-

mione: „Unſere Stimme und die Erſchütterung der Luft könnte dieſen Felſen herabreiſſen und er uns beide vergraben.“

„Ich würde kein prachtvolleres Grab begehren können,“ verſetzte Florian, „und keinen willkommenern Tod, als in der Blüthe des Lebens an Ihrer Seite.“

— Sie werden ſchon wieder krank, lieber Freund. Kehren Sie um zu Ihrer muntern Laune. Sie müſſen ſich noch nicht zu den Lebensmüden zählen.

„Nein, eben heute zähle ich mich erſt zu den Lebensfroben. Wehe dem, der lebensmüde iſt und weiß, daß er unſterblich iſt! Ich bin des Lebens froh, und werde ewig leben; — ewig, Hermione, mit Ihnen! Ob dort, ob hier — immer im göttlichen Vaterhaus. Und wenn dieſes Gebirg über uns zuſammenbräche, was wär's denn anderes, als eine frühere Verklärung unſerer beider? — Und wenn dieſes Gebirg . . .“

— Laſſen Sie das Gebirg, und fliehen wir. Es wandelt mich eine wahre Furcht an, das Gebirg könnte uns beim Wort nehmen.

„Hermione zittert vor der Möglichkeit des Sterbens?“

— Ach, ich habe in der Oberwelt noch einen theuern Vater. Freilich nur einen Stiefvater noch; aber er iſt mir von Herzen lieb. Ihn nur

möchte ich noch einmal ſehen. Ich habe ihn ſo lange nicht geſehen. Dann mit Freuden auf in die Heimath und ins Reich der Freuden, zu meinem rechten Vater und zu meiner heißgeliebten, heiligen Mutter!

„Und wenn das Schickſal Ihnen den Wunſch verſagen würde?

— So ginge ich ergebungsvoll in mein Schickſal.

„Nur ergebungsvoll? Ich aber, Hermione, mit Entzücken! Mein Loos wäre mit dem Ihrigen eng verbunden, wenn auch nur im Tode hier, doch dort auch im Ewigen. Dann wäre mein Traum erfüllt, Hermione; dann hätte die Schlange, welche ſich um uns beide knüpfte, ihre Bedeutung gefunden: die Ewigkeit vereinte uns beide.“

— Fort! fort! rief ſie ängſtlich: Fort, ins Freie! — Ungläubiger, warum wollen Sie eben jetzt erſt an Ihren verhängnißvollen Traum gläubig werden? —

Plötzlich ſchlug bei dieſen Worten ein heftiger Donner durch die Felſenhalle. Man hörte ein Praſſeln zuſammenfallenden Geſteins. Das Licht der Laterne erloſch von einem ſcharfen Luftſtoße. Der ganze Feentempel ſchien zu erzittern. Der Wiederhall ſchnarchte rauſchend durch den hohlen Berg. Hermione ſtieß in demſelben Augenblick einen durchdringenden Schrei aus. Florian warf die erloſchte Laterne hin, und tappte mit beiden

Händen im Finſtern nach Hermionen. Sie ſank ihm entgegen, und er hielt die Zitternde mit ſeinen Armen empor.

„Sie ſind doch unbeſchädigt?“ rief er haſtig.

— Um Gotteswillen, was iſt geſchehen? Wir ſind verſchüttet. Nicht ſo? Die Felſen ſind eingebrochen?

„Beruhigen Sie ſich. Gefahr für uns kann ja nirgends ſein. Iſt der Eingang der Höhle geſchloſſen, kehren wir zurück, und ich klettere über die Felſen ins Val de Sainte-Croix nieder und bringe Ihnen Hilfe.“

— Ach, das iſt ja ein trauriger Troſt! Da hinab führt kein Weg über die ſchroffen Bergwände. O lieber Florian, machen Sie ſich auf das Schrecklichſte gefaßt; wir ſind beide verloren.

„O furchtſame und doch ſo fromme Hermione! O gläubige Verzweifelnde! Geneſen Sie vom erſten Schrecken, dann will ich den Ausweg ſuchen. Fürchten Sie nichts, denn ich bin mit Ihnen, und mit uns beiden iſt der Allliebende.“

Es währte geraume Zeit, ehe ſich das Fräulein Delory ſammeln und faſſen konnte. Er fühlte das Schlagen ihres Herzens an ſeiner Bruſt. Aber er redete ſo gelaſſen, ſo zuverſichtlich von der Gefahrloſigkeit des Ereigniſſes; er bewies ſo überzeugend, daß auch ſchon das Herabfallen eines mäßig großen Felſenſteins donnerähnliches, wie-

verhallendes Getöse in den vielen Krümmungen der unterirdischen Halle verursachen müsse; er wußte es so wahrscheinlich zu machen, daß der vernommene Felssturz nicht einmal in dem Hauptgange, sondern vielmehr in einem der beiden Nebengänge gewesen sei, die sie beim Eingang in den Frentempel gesehen; er bewies selbst aus der Frische der Luft, die sie athmeten, die Nähe und Unverschlossenheit des Ausgangs so überredend, daß Hermione wirklich Muth faßte.

„Aber wie finden wir uns aus dieser Nacht zurück?“ sagte sie noch ein wenig kleinmüthig: „Ich habe Feuerzeug und Schwefelstäbchen, so wie meinen Stab verloren. Wir sehen die Hand nicht vor den Augen. Wir können unter den Füßen das Brett verlieren, und mit einem Fehltritt zwischen den Felsen ausgleiten und verderben.“

Auch darüber sprach ihr Florian Beruhigung zu. Indessen war ihm doch nicht so ganz wohl zu Muth, wie er sich selbst stellte. Er konnte jenen erschütternden Knall nicht anders, als durch den Zusammensturz einer großen, vielleicht jeden Ausweg versperrenden Steinmasse erklären. Daher bat er Hermione, nur einen Augenblick allein zu verweilen und ihm zu erlauben, vorwärts zu gehen, um den nicht entfernten Ausgang des Frentempels zu suchen. Dann wolle er zu ihr zurückkehren.

Als er sie aber fahren ließ und sich von ihr

wegwenden wollte, ſchlug ſie mit ängſtlichem Schrei ihre Arme um ſeinen Hals, und beſchwor ihn weinend, ſie nicht zu verlaſſen. Ihr Schmerz ward größer als vorher, und grenzte an Verzweiflung. Noch einmal ſchloß er die Angebetete in ſeine Arme. Noch einmal ſuchte er mit aller Beredſamkeit, welche die Liebe einhauchen kann, ihren Kummer zu ſtillen. Er drückte die Weinende feſter an ſein Herz. „Hermione,“ rief er, und fühlte nur die Seligkeit, in dieſer Grabesnacht von den Armen des Engels umklammert zu ſein, „wie können Sie das Entſetzlichſte von mir glauben? Hermione, an Ihrem Herzen ſpotte ich aller Schrecken und nehme ich den Tod mit Entzücken. Aber geben Sie jede Furcht auf. Wir ſind nicht verloren. Und müßte ich alle dieſe Felſen neu durchbrechen, um Sie an das Licht des Tages zurückzuführen, ich werde ſie durchbrechen.“

„Verlaſſen Sie mich nicht!“ ſagte ſie leiſe weinend: „Unſer Schickſal iſt ja erfüllt, ich weiß es. Aber ich glaubte nicht, daß der traurige Tag, der uns beiden verkündet iſt, ſo nahe ſei. Wir ſollen und werden mit einander untergehen. Täuſchen Sie ſich nicht, und mich nicht, mit eiteln Erwartungen, gerettet zu werden! Die Weiſſagung über uns iſt erfüllt. Sie iſt an derſelben, ſchrecklichen Stätte erfüllt, wo ich ſie empfing. Irr' ich mich nicht, ſo war es auf eben dieſem

Platze des Feentempels, wo wir ſtehen, daß mir die Morne gebot, Sie zu vermeiden; denn ich würde Sie, und Sie würden mich in einen finſtern Abgrund des Verderbens niederziehen."

„Wie, die Frau Morne?" rief Florian mit ungläubigem Erſtaunen: „Und die Worte dieſes alten, halbwahnſinnigen Weibes können Ihrem Gemüthe alle Beſonnenheit und Haltung rauben? Können Ihnen mehr als alle Gründe der Vernunft, als alle Bitten und Verſicherungen eines Mannes gelten, der tauſend Tode für Sie zu ſterben bereit wäre?"

— Aber die Worte dieſer wahnſinnigen Prophetin ſind erfüllt, was nun auch Ihre Vernunft und Ihr Muth dagegen ſage! Unglücklicher Florian, Ihr Traum vor der Höhle iſt erfüllt! Dieſe Nacht des Todes um uns her iſt die Schlange Ihres weiſſagenden Traums, der uns beide vereint. Ach, und daß ich ſelbſt das Band um Sie werfen mußte, daß ich Sie ſelbſt verleiten mußte, mich in dieſes gemeinſame Grab zu begleiten! Aber ich mußte! Ich konnte ja nicht anders! Armer Florian, daß ich die Mörderin Ihres theuren Lebens werden ſollte — das hatte ich nicht ahnen können!

„Sie ſind es nicht, Hermione, Sie werden es nie ſein! Und wenn Sie es werden könnten..."

— Sie würden mir gewiß verzeihen.

„Ich würde Ihnen ſterbend danken.“

— O, die Norne warnte dreimal ernſt, ich ſollte Sie meiden, nur Sie! — Ich habe Sie ja vermieden. Ich erzitterte, ſo oft ich Sie erblickte. Ich bin Ihnen ausgewichen. Nie ging ich ohne ſtilles Grauſen in Ihrer Nähe. O, die Norne warnte nicht vergebens; ich würde Sie, Sie würden mich in den Abgrund des Verderbens reiſſen. Nun habe ich Sie hinabgeriſſen. Ich wollte Sie vermeiden. Ich konnte es ja nicht. Das unerforſchliche Schickſal führte mich immerdar Ihnen, Sie immerdar mir zu. Und, Florian, dieſes Schickſal gab Ihnen eine Macht über mich, o eine ſchreckliche, die meinen ganzen Willen, die alle meine Kraft brach. Ich fürchtete Sie, und ward doch zu Ihnen hingezogen, obwohl ſich mein Innerſtes gegen Sie empörte. Nun iſt's geſchehen. Nun iſt mein Grauſen geendet, nun das finſtere Räthſel gelöſet. Ich ſoll den Tod an Ihrer Bruſt finden. Ich will ihn gern hier nehmen. Ich bin ruhig. Gott iſt barmherzig.

Sie ſprach dies mit ſanfter, aber feſter Stimme, und ihre Arme umſchloſſen ihn enger, als wäre ſie ihres Todes gewiß, als wolle ſie im Sterben nicht von ihm geriſſen ſein. Florian fühlte ſich von den widerſprechendſten Empfindungen erſchüttert. Hermoniens Reden ſchienen ihm Reden des Wahnſinns, und hauchten ihm

doch die ſüßeſten Töne einer unſchuldigen Liebe entgegen. Der Schmerz füllte ſein Auge um ihr Leiden mit Thränen; aber die Liebe, mitten unter den Schrecken des Todes, erfüllte ſein Herz mit Entzücken. Er konnte in dieſer Verwirrung ſeines ganzen Innern nicht reden. Er lehnte ſein Haupt an das ihrige, welches ſeitwärts an ſeiner Achſel lag. Er berührte mit ſeinen Lippen den Shawl, den ſie um ihre Stirn gewunden hatte, und küßte ihn leiſe. Sie ſchien dieſen Kuß empfunden zu haben. Ein tiefer Seufzer zitterte von ihren Lippen. Ihre Hände, die ſie um ihn geſchlagen hielt, erwiederten mit einem matten Druck. „Armer Florian!“ klagte ſie leiſe.

„Theure Hermione,“ ſagte er endlich, „warum verzweifeln Sie, ehe wir uns von der Gewißheit überzeugt haben, daß wir ohne Erlöſung verloren ſind? Geben Sie mir Ihre Hand. Wir wollen uns wenigſtens dem Ausgang zu nähern ſuchen. Vertrauen Sie Gott und mir, ich beſchwöre Sie, mehr, als den Faſeleien der alten Morne und den ſinnloſen Gaukeleien eines Traums. Glauben Sie mir, ich werde Sie trotz aller Propheten und Träume retten.“

— Sie können es nicht mehr, lieber Freund. Wir ſind verſchüttet. Niemand in der Welt weiß, daß Sie und ich im Innern dieſes Berges ſind. Und wenn endlich die letzte Vermuthung der

Menſchen ſich hierher lenkt, wer wird den zertrümmerten Berg hinwegräumen?

„So tappen wir uns wieder zurück bis zur Oeffnung gegen Val de Sainte-Croix. Ich will mit meiner Stimme hinunterſchreien, daß ſie meilenweit gehört werden ſoll. Man wird uns nicht verlaſſen.“

— Ich gehorche Ihnen, guter Florian. Führen Sie mich, wohin Sie wollen. Nur verlaſſen Sie mich nicht. Ich will an dieſer Bruſt ſterben. Unſer Verhängniß hat es vollzogen.

„Und wenn meine Verheißung erfüllt wird, himmliſche Hermione, wenn wir gerettet werden, woran ich nicht zweifle: werden Sie mir dann künftig mehr, als den nichtigen Träumereien und Prophezeiungen glauben? Ich bitte Sie, wollen Sie das?“

— Ich gehorche Ihnen. Ich bin Ihnen nun einmal hingegeben, lieber Freund. Ich hätte mich Ihnen ewig verweigert. Das Schickſal gab mich hin. In meiner Macht lag nichts.

Noch einmal zog er ſie ſanft an ſeine Bruſt. Die Hoffnung ſeines Glücks flammte hell in ihm auf. Er ergriff die Hand Hermionens und ſagte: „Faſſen Sie Muth. Folgen Sie mir!“

Er ſchritt langſam durch die Finſterniß hin, Bei jedem Tritte beugte er ſich nieder und betaſtete mit der Hand den Boden, um den Fuß

ſicher zu ſetzen. Zitternd folgte an ſeiner Hand Hermione. Es war ein mühſeliger, gefahrenreicher Weg, welchen Furcht und Schrecken verlängerten. Schon geraume Zeit waren ſie ſo gegangen. Da rief Hermione ängſtlich: „Florian! Was iſt das? Hat ein unterirdiſches Feuer, ein Erdbeben das Gebirg erſchüttert und zermalmt? Ich athme Schwefeldünſte.“

Florian, der dies für eine neue Wirkung ihrer erſchreckten Phantaſie hielt, ſprach ihr Muth zu, und ſetzte mit ihr den Weg fort. Aber er war noch nicht weit, als auch ihm Schwefelgeruch entgegendrang, der bald immer ſtärker und ſtärker ward.

„So wahr ich lebe, das iſt Pulverdampf!“ rief er: „Aber ich begreife nicht, wie der in dieſe Höhle gelangt. Kein Erdbeben und kein unterirdiſches Feuer hat das gethan.“

„Täuſchen wir uns nicht mit eiteln Hoffnungen, lieber Freund,“ ſeufzte Hermione, „und nicht mit ſo unglaublichen.“

Plötzlich, als Florian, weiter gehend, ſich tappend zur Erde beugte, that er einen lauten Freudenſchrei; „Ich ſehe Tageslicht! Sie ſind gerettet!“

Hermione ſtrengte ihre Augen vergebens an, in der undurchdringlichen Finſterniß nur den matteſten Schimmer zu entdecken. Er aber zog

ſie raſcher hinter ſich nach. Sie traten aus der Krümmung des Ganges, wo ſich links und rechts die beiden andern Gänge der Höhle öffnen. Da erblickte ſie den Ausgang der Felſengrotte, durch welchen eine blendende, dunkelrothe Goldgluth hereinſtrömte, in der die grünen Halme und Kräuter der Oberwelt in lebendiger, ſtrahlender Schönheit ſchwebten.

„Ach Gott!“ ſchrie ſie, und ſtand von der Ueberraſchung wie in ein Marmorbild verwandelt, unbeweglich, mit emporgehobenen Armen, mit ſtarren Blicken, mit einem Antlitze der Verklärung. Und als Florian ſich mit Entzücken zu ihr wandte, ſank ſie im Uebermaaſe der Freude, ſich ſelber unbewußt, an ſeine Bruſt, umfing ihn und druckte küſſend ihre Lippen auf die ſeinigen. Dann ward ſie bleich, und ihre Züge entſtellten ſich. Ein heftiger Schmerz ſchien ſie zu durchzucken. Ihre Arme ſanken kraftlos. Ihr Haupt neigte ſich ohnmächtig auf die Seite. Florian hielt ſie erſchrocken in ſeinen Armen empor. Es arbeitete ihre Bruſt gewaltſam und fürchterlich. Es ſchien ihr an Luft und Athem zu mangeln. Wie zwiſchen Tod und Leben ringend, ſtarrte ihr trockenes Auge ängſtlich zu Florian auf, bis ſich dieſer ſchwere, krampfhafte Zuſtand in ein heftiges Weinen und Schluchzen löſete. Da genas ſie gemach wieder. Unter einer

Fluth von Thränen traten die verſchwun...en Roſen ihrer Wangen nach und nach wieder aus der leichenhaften Blaſſe hervor.

Sobald ſie ihrer mächtig geworden war, entzog ſie ſich den Armen des Jünglings, und verſchämt und doch noch tief beweat verhüllte ſie ihr Antlitz in ein Tuch und trocknete ihr Antlitz. Wie ſie aber ihren Blick wieder erhob, und ſah, wie Florian ſo blaß und ſtumm daſtand in ängſtlicher Bekümmerniß um ſie, durch ihren Zuſtand erſchreckt, lächelte ſie ihn mit unausſprechlicher Rührung an. Und ſie reichte ihm die Hand und ſagte, in Blick und Stimme die reinſte Zärtlichkeit, zu ihm: „Guter Florian, was haſt du meinetwillen gelitten! O vergib!“

Nun erwachte auch er wieder zum heitern Leben. Er ſchloß die Zitternde in ſeinen Arm. Er drückte den erſten Kuß der Liebe auf ihre zarten Lippen, und fühlte ihn erwiedert. Ihre Seelen ſchienen in einander zu zerfließen. Die Augen Beider ſchwammen in Thränen.

„Mein Gott, ich kenne mich ſelbſt nicht mehr!“ ſagte Hermione in reizender Verwirrung, und wand ſich los von ihm. Dann bot ſie ihm wieder die Hand und ſagte: „Ach, lieber Freund, verkennen Sie mich nicht. Verlaſſen Sie mich nicht. Sie wiſſen es ja nun, mein Leben iſt in

Ihnen. Was hilft mein Läugnen? Ich weiß es ja, mir selbſt gehör' ich nicht mehr an."

Dann ging ſie Hand in Hand mit ihm zum Ausgang des Feentempels, durch welchen eine bläſſere Gluth hereinſtrömte. Er flieg voran in's Tageslicht; Hermione folgte. Beide, als ſie draußen ſtanden, athmeten ſchweigend mit tiefen Zügen die reine, warme, erquickende Abendluft.

19.

Der Karpfen.

Schon war die Sonne hinter den Höhen des Gros-Taureau niedergeſunken. Ein milder Glanz ſchwamm über den Fluren, ein helleres Wiederlicht um die Berggipfel. Durch die blauen Lüfte zogen Vögel und leuchtende Wölkchen. In den grünen Thalgründen glichen die einzelnen Hütten Altären, von welchen die perlfarbenen Säulen des Rauchs zum Himmel ſchwebten. — Florian und Hermione glaubten nie die Welt ſchöner geſehen zu haben. Alles war durchſichtiger, geiſtiger, reiner und glänzender vor ihren Augen.

Hermione faltete, mit einem Blicke des innigen Dankes zum Himmel, die Hände; dann ruhte derſelbe Blick wieder in rührender Ver-

wirrung auf Florian, während ihre erröthenden Wangen ein leises Lächeln der Liebe überflog. Nie war sie ihm schöner erschienen, als in dieser Verschämung, in diesem Entzücken und diesem Vertrauen. Aber auch er, wie er in edler Haltung, sinnig und stumm vor ihr dastand, glich einem Haldgott. Wie zitternder Heiligenglanz wehte im Zuge des Abendhauches das Gold der Haarlocken ihm um Stirn und Nacken. Es sprach ein göttlich-milder Ernst aus den Zügen seines Antlitzes, und Abglanz innerer Seligkeit aus dem Dunkel seiner blauen Augen.

„Nein, nein!“ sagte sie lächelnd, und indem sie sich von ihm wandte mit einem Wesen, als wolle sie sich in sich selbst vor ihm verbergen: „So sollen, so müssen Sie mich nicht ansehen. Ich ertrage diesen Blick nicht!“

Indem rief eine laute Stimme unfern von Beiden: „Oho! da sind' ich Sie mir eben recht gelegen. Glück auf! Glück auf!“

Es war kein Anderer, als der Herr Professor Onyx. Er kam den Abhang des Berges herauf von der benachbarten Hütte le Cret. Er trocknete den Schweiß von der Stirne, und machte schon aus der Ferne zahllose Verbeugungen gegen das Fräulein Delorx.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „mich verfolgt doch das Unglück wie ein mir aufsässiger Kobold. Da

ſind' ich Sie, mein Fräulein, ganz unverhofft, und kann Ihnen keine Ihrer niedlichen Namensſchweſtern, keine meiner Hermionen anbieten. Einen ganzen Strauß hatte ich von den Felſen bei Buttes geſtern Abend mitgebracht nach le Cret. Aber es war ſchon zu dunkel, um ſie Ihnen hinabzutragen. Ich ſtellte ſie ſorgfältig in Waſſer ein. Siehe, da kommt dieſen Morgen, während meiner Arbeit und Entfernung, eine verdammte Ziege und frißt mir die Blumen alle hinweg. Ich gewann bei dem Verluſte jedoch ſoviel, daß ich lernte, die Hermionen wären ein gutes Viehfutter. Wirklich melkt jetzt der kleine Etienne das gefräßige Raubthier. Ich habe die Milch ſchon bezahlt. Wir wollen ſie Alle verſuchen; ich vermuthe nicht ohne Grund, die Hermionen können ihr einen aromatiſchen Beigeſchmack geben. Wir müſſen verſuchen!"

Fräulein Delory lächelte gutmüthig den Gelehrten an. „Ich würde mit Vergnügen Ihr Gaſt ſein; aber drunten erwartet man mich gewiß ſchon lange!" ſagte ſie: „Doch wenn Sie mir morgen einen Strauß von Ihren Blumen ..."

„Oh," rief der Profeſſor, „ganze Kränze verſprech' ich Ihnen, ſchönes Fräulein. Bei Hunderten hab' ich ſie dieſen Morgen im Schatten eines Granitblocks beiſammen blühend geſehen." Dann zu Florian gewendet rief er: „Seelen-

freundchen, dieſen Granitblock müſſen Sie ſehen, eben dieſen! Er iſt von allerhöchſter Wichtigkeit für meine Erklärung vom Erſcheinen dieſer Urgebirgsfindlinge auf den Jurahöhen. Er iſt ein beredter, ein unzerſtörbarer, ein unwiderlegbarer Zeuge, daß ihn, wie die andern, Eisſchollen von den Gipfeln der Alpen hierhertrugen, da dies alles noch Tohu Vabohu und ein unendliches Meer war. Oben und an den Seiten ringsum abgeſtoßen iſt er an allen Ecken, natürlich durch Reibungen und Abprallungen. Unter der Mitte, wie er in die Eisfläche der Scholle geſenkt hing, erblicken Sie ihn unverſehrt, ſcharfeckig, wohlgeſchnitten."

Hermione zog, während der Herr Profeſſor fortfuhr, ſeine Beobachtungen zu entwickeln, den rothen Shawl von ihrem Haupte und ging gegen den Eingang des Feentempels zurück, wo ſie ihren Hut und das Körbchen verſteckt hatte. Als Onyx ihre Entfernung bemerkte, unterbrach er ſich plötzlich und rief: „Kommen Sie, kommen Sie, Herr ..., nun, Dings da, Herr ... ich behalte in meinem Leben Ihren Namen nicht ... Florinde, Florimunde, Florus oder dergleichen ... nicht ſo? Alſo, Herr Florimundus, kommen Sie zum Feentempel. Ich bereite Ihnen ein Feſt. Es iſt noch hell genug. Sie werden erſtaunen; Sie ſind Kenner." Damit führte er den träumenden

Florian, der wenig auf ihn gehört hatte, zum Eingang der Höhle.

„Was haben Sie mit mir vor, Herr Profeſſor?“ ſagte Florian, als er vor dem Loche ſtand.

„Ich will nichts verrathen, nichts voraus verſprechen. Wer weiß, wie der Felſen eben geklüftet war! Ich ſtehe für nichts, als daß mein Sprengloch gut gebohrt war.“

„Wie? Was? Wo haben Sie geſprengt? Mit Pulver?“

„Allerdings, mein Seelenfreund.“

„Hier im Feentempel?“ rief Florian, dem ſich Räthſel löſeten.

„Aha! Siehe da! Bin ich Ihnen zuvorgekommen?“ rief Herr Onuz lachend: „Haben Sie vielleicht den Braten geſehen? den gleichen Plan gehabt, wie ich?“

„Sie alſo haben hier unten einen Felſen geſprengt, Herr Profeſſor?“

„Was denn anderes? Sechs Stunden lang habe ich dieſen Morgen am Bohrloche gearbeitet, bis Nachmittags. Unterdeſſen fraß mir die verdammte Ziege meine Hermionen rein weg. Dann ging ich zur Hütte, holte Stein, Stahl, Zundel, Schwefelfaden, und hatte Teufelsverdruß mit der Ziege. Vor einer guten halben Stunde zündete ich an. Es war ein gefährliches Stückchen; aber

ich wie ein Blitz wieder aus dem Schlunde der Höhle heraus. Ich war schon faſt wieder zu le Creet — Pumm! — da ging die Mine los. O, ſie krachte göttlich!“

„Das danke Ihnen Beelzebub, Moloch und Belial, Herr Profeſſor. Sie haben faſt zwei Menſchen getödtet.“

„Machen Sie mir nichts weiß. Es war weit herum keine Seele.“

„Aber Fräulein Delory und ich befanden uns denſelben Augenblick eben im Feentempel unter der Erde.“

„Wie? Sie kommen alſo jetzt erſt heraus? Hat ſich der Pulverdampf zerſtreut? Er hängt ſonſt lange in den Stollen feſt. Faſt wäre ich einmal darin erſtickt; er drang mir ganz ſauer in die Lunge.“

„Aber welcher böſe Geiſt verführte Sie, eben heute Ihre zerſtörende Kunſt im Unterirdiſchen zu verſuchen?“

„Aus Ihrer Frage, Seelenfreundchen, läßt ſich ſchließen, daß Sie nichts geſehen haben, nichts, gar nichts. Wären Sie nur ein wenig aufmerkſam geweſen, würden Sie ſechs Schritte vom Eingang, rechts im Kalkfelſen, unter der abgefallenen Stalaktiten-Rinde, einen purpurfarbenen Fleck bemerkt haben. Genauer beſehen iſt's ein ganzer Fiſchkopf, halberhaben, wie der Kopf eines Kar-

pfen. Man ſieht deutlich den Einſchnitt des Mundes, die Kiefer gerundet, einen zinnoberrothen runden, erbſengroßen Punkt an der Stelle des Auges. Ich, ſobald die Entdeckung gemacht iſt, verfolge die Richtung, ſchlage die Sinterkruſte ab, und, ich bitte Sie um Gotteswillen! erblicke anderthalb Schuh weit vom Kopfe einen ſchwarzröthlichen Streif im Felſen, ganz von der Große der Schwanzfloſſen."

Florian wandte ſich mit verdrießlichem Lachen zu Hermione, die herbeigekommen und Zuhörerin geweſen war. „Danken Sie Gott, Herr Profeſſor, daß Ihr Karpfen uns nicht das Leben gekoſtet hat!"

„Sie ſcherzen, mein vortrefflicher Freund. Aber ich mußte dieſes Wunderkind der vorſündfluthlichen Welt herausbaben aus den Felſen, und hätte ich unter den Felſen ſammt dem Karpfen begraben werden ſollen. Allein, erlauben Sie, ehe es zu dunkel wird, kann ich noch eine kleine Nachſuchung halten. Ich ſage Ihnen, es iſt kein Fiſchabdruck, wie etwa in Sandſtein- und Thonſchiefern; nein, ein vollſtändiger Fiſch mit Fleiſch und Gräten, — der einzige in ſeiner Art, wie ihn bis jetzt kein Kabinet aufzuweiſen hatte."

Mit dieſen Worten ſchlüpfte er in die Höhle, und ſchrie noch drinnen: „Herr, iſt mir der Schuß

gelungen, ich gebe den Fisch nicht um zweitausend Gulden. Haben Sie Acht!"

Florian hatte aber nicht mehr Acht, sondern wandelte, Hermione am Arm, längs den Felsen die Höhe abwärts, der Bellschen Wohnung entgegen, die fast eine halbe Stunde von ihnen entfernt lag.

20.

Die Prophetin.

Beide eilten nicht. Sie hatten sich Vieles zu sagen, und doch konnten sie sich nicht viel sagen. Nur von Zeit zu Zeit blickten sie zu einander seitwärts mit glänzenden Augen hin, und jeder Blick erzählte von dem Himmel, der in Beiden wohnte.

„Es ist wahr," hob endlich Florian an, „dieser gelehrte wunderliche Kauz von Professor hätte uns mit seiner naturforscherischen Thätigkeit im Feentempel begraben können. Aber ich ließ es ihm gern hingehen; ich bin ihm zu viel Glück schuldig, als daß ich ihm nicht gern den kleinen Schreck verzeihen sollte, den er uns gemacht hatte."

„Und nicht er, vielmehr ich, mit meiner Zaghaftigkeit und Angst, war die Urheberin Ihres

Schreckens, lieber Florian. O, ich habe Ihnen viel abzubitten"

„Wenn wir es ſtrenger nehmen, theure Hermione, ſind auch Sie an dem, was Sie litten und mich leiden machten, unſchuldig. Diejenigen verdienen unſere Vorwürfe, die Ihre reizbare Einbildungskraft mit den Schreckbildern, darf ich ſagen, des Aberglaubens? mit dem Glauben an Traumbedeutungen und Weiſſagungen überfüllten."

— O Freund, verdammen Sie nicht Alles, wie Pöbelglauben, was aus dem dunkeln Gebiete der Seele hervorgeht. Es ſtehen der Thatſachen und Erfahrungen von Sterbenden, Kranken und Geſunden zuviel da, die ſich nicht verwerfen laſſen, wie übernatürlich oder unnatürlich ſie auch ſcheinen. Sie ſtehen aber einzeln da, zuſammenhanglos unter ſich und unerklärbar, weil wir die geheimnißvolle Quelle, unſere eigene Seele, nicht kennen, der ſie entſteigen.

„Indeſſen müſſen Sie doch zugeben, daß diesmal die untrüglichſte Erfahrung von der Nichtigkeit aller Vorherſagungen, und ſogar der beſtimmteſten, gemacht worden iſt. Jene Tropfſteinhöhle iſt eine Tropfſteinhöhle, und mehr nicht. Hätte man ihr nicht den Namen des Feentempels gegeben, würde man ſie ſchwerlich für die Herberge geheimer Mächte gehalten haben. Sie, theure

Hermione, hätten meinen Traum vor der Höhle nicht für ein zauberartiges Einwirken dieſer Mächte gehalten. Sie hätten jenen unglücklichen Zufall in der Höhle nicht mit dem Traum in Verbindung gebracht.

— Ich will Ihnen gern einräumen, daß ich diesmal den Traum und die Prophezeihung der Morne falſch deutete; darum könnten ja doch aber wohl noch Traum und Morne Recht behalten. Schon bedeutſam ſind mir in Ihrem Traum das Meer, das Landhaus, der Liliengarten. Finden Sie das nicht?

„Wenn man vom Reiſen träumt, treten wohl auch Meere und Landhäuſer hervor. Und daß mir die Menge Lilien erſchien, erkläre ich leicht, weil ich an Sie dachte, ſchöne Hermione, und von den Freunden wußte, daß Sie die Lilien vor allen Blumen ehren. Darum ſah ich Sie im Traume mitten unter Ihren Lieblingen und Ebenbildern.“

— Zuletzt verſtehen Sie ſich auf's Traumdeuten beſſer, als ein Chaldäer. Ich wage es gar nicht, Ihnen zu widerſprechen. Ich räume die Möglichkeit von Allem ein, was Sie mir ſagen. Aber die Möglichkeit höherer Beziehungen eines Traumes, der mit den Warnungen der alten Morne ſo ſchreckliche Verwandtſchaft hat, können Sie eben ſo wenig verwerfen.

„Nun denn, Möglichkeit gegen Möglichkeit! Eine hebe die andere auf oder nicht, warum uns mit der grundlosen Furcht vor den Möglichkeiten quälen?“

— Ach, lieber Florian, Sie müssen mir's verzeihen, unter allen Möglichkeiten ist's nur eine, die mich mit gegründeter oder grundloser Furcht erfüllt: die Weissagung der alten Morne, ich werde Sie, Sie werden mich in den Abgrund des Verderbens stürzen. Spotten Sie jenes sonderbaren Weibes, wie Sie wollen, — es liegt etwas Ausserordentliches in der Natur desselben. Ja, spotten Sie auch meiner, lieber Freund; aber ich erwehre mich meiner Furcht und meiner eigenen Natur nicht, weil ich's ja nicht kann.

„Hermione, liebe, himmlische Hermione, ich Sie, Sie mich in den Abgrund des Verderbens stürzen! Kann ich das, können Sie das wollen? Und wenn es ohne unsern Willen geschieht, was haben wir Unschuldige uns vorzuwerfen? Was will die alte Morne mit ihren finstern Warnungen? Ja, sie hat, ich gestehe es, auch mich gewarnt. Aber hat uns das Schicksal einem großen Unglück geweiht, dann ist das Warnen eitel; wir können nie entrinnen, wir müssen unser Loos leiden.“

— Ach, wir müssen, ja, wir müssen! —

„Und müssen wir, so wollen wir es heiter!

Denn es gibt kein blindes Schickſal, keine zweckloſe Nothwendigkeit, ſondern einen alliebenden Gott über uns. Er aber gibt kein Verderben, ſondern nur Glück. Und welches der Abgrund ſei, in welchen wir ſtürzen ſollen: ich kann in Ihrer Geſellſchaft nicht unglücklich ſein, und wäre es im Abgrund der Hölle."

So plauderten Beide langſam wandernd den Weg hin. Florian ſprach von dem erſten Tage, da er die Geliebte geſehen, von ſeinen Freunden und Freundinnen im Bündnerlande, von ſeinen Entwürfen für die Zukunft, und es verſteht ſich, Hermione ſpielte in allen Entwürfen eine Hauptrolle. Sie horchte gern, und ſah ſich gern in ſeine reizenden Plane verflochten. Sie erzählte auch ihm von ihren Jugendtagen und ihren Aeltern, und ihrem Stiefvater beim franzöſiſchen Heer in Italien. Sie hatte ihn, ehe er über die Alpen ging, noch einmal, in Geſellſchaft mehrerer franzöſiſchen Damen, zu Chur beſucht; dort auch und in Reichenau zum erſtenmal Florian geſehen, und von da an — ſie liſpelte es ihm leiſe — nie wieder vergeſſen.

Unter dergleichen anmuthigen Geſprächen und ſüßen Bekenntniſſen war aber der dunkle Abend herangekommen; mit allen ſeinen Sternen leuchtete der Himmel herab, an den Hügeln umher das röthliche Licht der Hütten aus der Ferne,

und ſchon ſah man im Vordergrund die erhellten Fenſter der Frau Bell hinter den Bäumen ſchimmern.

Da ſtanden ſie ſtill. Man ſprach nun vom Scheiden; und zum erſtenmal empfanden Beide den Schmerz, welchen ſie nie zuvor beim Trennen gekannt hatten. Traulicher, und Hand in Hand gelegt, wurden noch Abreden für den folgenden Morgen genommen und gegenſeitige zärtliche Verſicherungen wiederholt, die man nicht halb ſo langweilig fand, als ſie der Leſer finden würde, wenn er ſie leſen müßte.

Indem ſie noch mit einander flüſterten, gaukelte ihnen durch die ſternenhelle Nacht zwiſchen den Bäumen ein finſterer Schatten entgegen. Er kam mit ſeltſamen Schwüngen und Bewegungen auf dem Pfade von der Wohnung der Frau Bell. Es rauſchten Schritte. Vor ihnen ſtand die lange Geſtalt der Frau Morne, die ihre Arme hochaufſtreckte und rief: „Von hinnen, Flüchtling! Noch ſind die Blutflecke nicht von Ihren Kleidern gefallen.“

„Meinet Ihr mich, Frau Morne?“ ſagte Florian betroffen und und unwillig: „Wer gibt Euch das Recht, mich ſo anzureden?“

„Morgen oder übermorgen erfahren Sie es!“ erwiederte die Alte: „Und immer zu früh!“ — Dann erhob ſie abermals die Hand hoch in die

Luft und rief: „Auch der Himmel hat Augen, mein Herr!“

Hermione überfiel bei dieſen ſeltſamen Worten der Frau Morne ein unwillkührlicher Schauder. Sie drängte ſich ein wenig näher an Florian, als ſuche ſie Schutz gegen das geſpenſterhafte Weſen des Weibes. Er bemerkte ihre Aengſtlichkeit, und ſagte: „Fürchten Sie nichts, Fräulein; Mutter Morne hat mich ſelber geſcholten, als ich ihr einmal eine Weiſſagung abforderte. Sie behauptete, nur Gott kenne die Zukunft.

„Das ſagte ſie,“ rief ſie, „und ſagt es auch heut. Aber auch ſagt ſie: der Menſch ſoll die Gegenwart kennen; und Sie, mein Herr, kennen ſie nicht, ſonſt müßten Sie, daß Sie heute ein frommes Lamm zum Altar der ewigen Reue geführt hätten.“

— Und Ihr, Mutter Morne, wenn Ihr die Gegenwart verſtändet, würdet Ihr nicht zwei frohen Menſchen mit Euerm Geſchwätze läſtig fallen. Gehabt Euch wohl!

„Gehabt Euch wohl! Gehabt Euch wohl!“ ſchrie die Alte: „Der Wunſch iſt nicht für mich, ſondern für Sie und Fräulein Delory vonnöthen. Gehabt Euch wohl, denn Ihr gehabt Euch übel. Sah ich nicht Blut auf dem Gipfel des Creskanteam? Nun ſehe ich das blutende Haupt. Herr,

im trockenen Bette des Stromes la Combe habe ich gewarnt, und auch die Jungfrau gewarnt in den stillen Schluchten unter Longaigne. Wer hat mich gehört?

— Frau, es wäre besser, wir hörten Euch auch jetzt nicht. Ziehet Eurer Straße in Frieden, und lasset uns friedlich unsers Weges gehen. Was haben wir mit Euch zu schaffen? Gute Nacht.

„Halt!“ schrie mit heiserer Stimme die Schicksalsschwester, und fuhr mit beiden Armen in die Höhe, und blieb lange in dieser Stellung einer Wahnsinnigen vor ihnen stehen: „Lassen Sie ab vom Fräulein, und beflecken Sie Hermionens Gewand nicht mit dem Blute, das zum Herzen Hermionens schreit; ja, ja, ja, das zum Herzen Hermionens schreit; das ich auf dem Grostoureau sah und Sie in der Waldquelle nicht abwaschen konnten. Entweichen Sie aus diesen Jurathälern, denn der Morgen wird Ihnen Herzeleid und der Abend Jammer bringen.“

— Verstehen Sie von dem allen ein Wort? — sagte Florian lachend zu Hermione.

„O, ich habe für das Fräulein die Auslegung unter drei ins Kreuz gelegten Schwertern, mit einer Dornenkrone umfaßt!“ rief die alte Morne, fuhr dann hastig suchend in ihren Kleidern umher

und zog einen Brief hervor, den sie Hermionen reichte.

„Also von meinem Vater einen Brief?“ rief das Fräulein Delory entzückt, nahm der Morne den Brief ab, flüsterte Florian mit freudigem Händedruck eine gute Nacht, und flog davon zur Wohnung ihrer Freundinnen. In demselben Augenblick wanderte auch die Morne in entgegengesetzter Richtung mit langen Schritten den Berg hinan durch die Nacht. Florian stand allein. Er sah Hermione hinter den Bäumen verschwinden. Heiter eilte er den bekannten Pfad zum gastlichen Hause Stafards zurück.

21.

Verwandlungen.

Vater Stafard war eben von einer Reise nach der Hauptstadt zurückgekommen, wohin er den Tag zuvor gegangen. Er brachte auch seinem bündenschen Gastfreunde etwas Erfreuliches mit, nämlich eine vom königlichen Statthalter zu Neuenburg unterzeichnete Aufenthaltsbewilligung. Er selbst hatte sich zum Statthalter begeben, ihm Florians Verhältniß und Geschichte erzählt und für den Verfolgten gut gesprochen. Besonders hatte er die völkerrechtswidrige Verletzung des neuenburgischen Gebiets durch jene Franzosen geltend gemacht,

welche zwiſchen den Bayards und Brevine Florian und Georg überfallen hatten. Der Statthalter war wegen des Frevels ſehr entrüſtet worden.

„Nun genieſſen Sie in unſern Bergen vollkommene Freiheit und Sicherheit!“ ſagte der würdige Greis, als ihm, nach dem nächtlichen Mahle, Georg zum gefüllten Weinglaſe die Tabakspfeife gereicht hatte: „Wehe dem, der Ihnen ein Haar krümmt! Das Schickſal des Bündnerlandes wie der ganzen Schweiz, nun einmal an das Schwert der Ausländer hingegeben, wird noch noch lange zwiſchen dieſen ſchwanken. Tröſten Sie ſich, gedulden Sie ſich. Schon ſind wir über des Sommers Mitte hinaus. Bald wird der Herbſt in unſern Höhen einziehen, wo er ſtatt des ſüßen Obſtes und der Trauben Schnee und Reif an die Zweige der Bäume und Geſträuche hängt. Aber deſto erquicklicher wird es in unſern warmen Zimmern. Die Thäler ſpenden uns ihre ſchönſten Früchte und Gaben. Es wird Ihnen nicht an Unterhaltung fehlen. Sie ſind einer von den Männern, die auch mit ſich ſelbſt in guter Geſellſchaft ſind. Richten Sie ſich ein für den langen Winter bei uns. Denn wo fänden Sie mehr Freundſchaft, mehr Sicherheit und Freiheit? Nicht ſo, werther Bundsgenoſſe, Sie bleiben uns getreu?“

Mit diesen Worten bot Vater Staffard herzlich seine Hand an Florian, der sie voller Rührung ergriff und sagte: „Es wäre an mir, zu bitten. Glücklicher, als in dieser Heimath des Friedens und der Tugend, könnte ich ja nirgends sein. Nicht einmal in mein zerstörtes Vaterland zurück sehne ich mich. Betrachten Sie mich als Ihren Sohn, wie mein Georg mich als seinen Bruder betrachtet. Dann kann ich Ihnen doch, früher oder später, wie einem Vater erkenntlich sein. Wir wollen dann den Winter Plane machen, wie ich hier mein Vermögen aus Graubünden am vortheilhaftesten anlege."

„O Florian," rief Georg, „wir sind schon an ganz andern Planen! Wir stehen schon im Handel, unser hiesiges Heimwesen aufzugeben und vielleicht im nächsten Frühling in mildere Landschaften zu ziehen. Denn dieser rauhe Himmel will doch meinem Vater nicht zusagen, eben so wenig der Frau Bell, die häufig kränkelt. Wir haben hier keine Aerzte in der Nähe."

„Und wohin wollet Ihr ziehen, ihr Glücklichen? Verstoßet mich nicht. Ich wandere mit Euch!" sagte Florian.

„Ha!" rief der Vater: „Mir wäre unser rauher Berghimmel noch lange mild genug, und des Arztes bedarf der nicht, den einfache Lebens-

art, Arbeit und froher Muth gegen Krankheiten verwahren. Aber das sind Weiberrevolutionen, die mich Alten von hinnen treiben. Meine Frau Nachbarin Bell, ihrer Gesundheit wegen, will ins südliche Frankreich, in die Gegend von Antibes, zu ihrer Nichte Hermione. Dort ist ein weitläufiges Nationalgut feil, worauf Georg spekulirt, weil Claudine ihrer Mutter nahe bleiben möchte. Und so muß ich Alter hintennach. Was soll ich allein hier in den Bergen?"

„Und du, o Florian, du mit uns ins gelobte Land nach St. Amar!" rief Georg: „Wie, du erröthest? Was sollen wir auf der düstern Feenhalde, wenn unsere Feen entwichen sind? Die Hand her! Sagtest du mir nicht, du ständest einsam im Leben, ohne Aeltern, ohne Geschwister, ohne Freunde? Alles, Alles geben wir dir in der Nähe von St. Amar und Antibes wieder. Willst du? Mache mich glücklich! Die Hand her!"

„Könnte ich sie dir verweigern, dem ich sie auch geben würde, wenn ich ihn in eine Wüste begleiten sollte?" sagte Florian, und schloß Georg an sein Herz.

Sie plauderten noch lange. Sie waren selig in den Träumen von ihrer Zukunft. Und was sie im Gespräch ergötzt hatte, das umgaukelte sie schöner noch in der Zauberwelt des Schlummers.

Aber der folgende Tag verwandelte Alles.

Die Freude, welche der Himmel dem Menschen spendet, iſt vergänglicher noch, als ein Sonnenblick zwiſchen Regenſchauern. Georg, der ſchon am Morgen im Vorbeigehen und ſehr zufällig die Familie des Bellſchen Hauſes geſehen hatte, brachte die Nachricht heim, daß er dort die Frauenzimmer in einer unerklärlichen Stimmung und Verwirrung gefunden habe, nämlich Claudinen und ihre Mutter. Hermione ſei unſichtbar, da heißt, in ihrem Zimmer verſchloſſen geweſen, und, wie man geſagt hätte, unwohl.

„Aber", ſagte Georg, „die insgeſammt da drückt ein Geheimniß. Man ſieht in ihrem ganzen Weſen den Umhang, welchen ſie vorgezogen haben, damit Niemand ſchaue, was dahinter wohne. Frau Bell ſpricht wenig, macht ſich viel mit Tiſchen und Stühlen zu thun, wiſcht von Fenſtern und Spiegeln den Staub, um aufmerkſamer zu hören, was man redet. Steht ſie aber im Geſpräch vor einem: ſo nickt ſie, nicht bejahend, nicht verneinend, mit dem Kopfe, und ſieht ernſthaft und überlegend drein, auch wenn man eben nur ſo ins Blaue etwas hinein, nichts für den Ernſt, nichts für die Ueberlegung plaudert. Und die närriſche Claudine ſagt mir mit dem einen Blick: ich bin dir gut! und mit dem andern: nähere dich nicht! mit dem einen: ich hätte Luſt, eins mit dir zu plaudern! mit dem andern:

aber frage mich nichts! — Doch Geduld, ihre Wichtigkeiten werde ich schon erfahren. Ehe vierundzwanzig Stunden über das Land gehen, hab' ich Alles heraus."

Florian, theils wegen Hermionens Gesundheit ein wenig bekümmert, die vielleicht von den heftigen Gemüthsbewegungen unter den Schrecken des Feentempels gelitten haben konnte, theils nicht ohne Unruhe, daß vielleicht die Warnungen der alten Morne und deren abergläubiges Treiben auf des allzureizbaren Fräuleins Einbildungskraft gewirkt, begab sich Nachmittags zur Wohnung der Frau Bell. Er fand hier Claudine und ihre Mutter; aber Hermione blieb auch ihm unsichtbar. Die sonst so freundlichen Freundinnen nahmen gegen ihn ein gar bedächtliches, beflich-kaltes Wesen an. Wie erzwungen dies auch immerhin, besonders bei Claudinen, erschien, war es dem bestürzten Bündner darum nicht minder kränkend. Er glaubte sogar zu bemerken, daß er in diesem Hause, in welchem er sonst so willkommen gewesen war, ein etwas überflüssiger Gast geworden sei.

Eine Weile stand er unentschlossen und verlegen; aber statt sich empfindlich oder bestürzt zu zeigen, wandte er sich plötzlich mit der offenmüthigen Frage an die Frauenzimmer: „Haben Sie mir nicht etwas zu offenbaren? Vielleicht etwas

„Nicht das Geringste!“ sagte Claudine höflich.

„Aber besser ist's, mein Fräulein, wir geben offen mit unsern gegenseitigen Erklärungen' hervor:“ entgegnete Florian: „Vielleicht ist's irgend ein Mißverständniß, das sich zwischen uns drängen will. Ich liebe Sie Alle zu sehr, als daß ich ohne Schmerz von der Achtung einbüßen könnte, deren Sie mich bisher zu würdigen schienen. Habich in Ihren Augen gefehlt, so beschwör' ich Sie, mir mein Vergehen anzuzeigen, damit ich entweder meine Unschuld rechtfertigen könne, oder die Strafe meiner Schuld mit Erkennung derselben büße.“

„Wie kommen Sie zu diesem sonderbaren Verdacht gegen uns oder sich selbst?“ sagte Frau Bell, und faltete am Umhang des Fensters.

„Ihre Worte, Ihre Gesichtszüge, all Ihr Thun und Lassen geben mir den Verdacht, es sei hier etwas begegnet, das Sie von mir zu scheiden droht!“ erwiederte Florian: „Sie werden dies nicht mir, noch weniger sich selber abläugnen wollen. Warum mir also verhehlen, was für Ihre und meine Ruhe zu wichtig ist und vielleicht entscheidet, ob ich meine bisherigen Verhältnisse in dieser glücklichen Landschaft festhalten oder zerreissen müsse?“

„Wir haben Ihnen nichts darauf zu erwiedern!“ versetzte Frau Bell: „Wir haben gegen-

seitig mit einander nichts zu schlichten, nichts zu richten. Wir haben dazu kein Recht und keinen Auftrag. Erlauben Sie uns also, dieses Gespräch abzubrechen, das uns Allen gleich peinlich werden muß."

„Ich will Ihnen gehorchen. Nur eine Frage gestatten Sie mir noch: würde Fräulein Delorn mir gewähren, sie nur auf einige Augenblicke zu sehen?"

„Nein!" rief Claudine heftig: „Nein, sie bedarf der Ruhe. Sie hat eine schreckliche Nacht durchlebt."

„Sie bringen mich zur Verzweiflung, liebes Fräulein, wenn Sie mir nicht sagen, ob ich als Urheber von den Leiden Ihrer liebenswürdigen Freundin angesehen werde."

„Nun ja; wenigstens ruht ein entsetzlicher Argwohn, — Sie haben — Sie werden es ..." Frau Bell unterbrach hastig ihre Tochter und rief: „Still, Claudine! Wer gibt dir Erlaubniß, zu plaudern? Kannst du dich selbst so ganz vergessen?" Und dann zu Florian gewandt setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie. Wir müssen ein Gespräch enden, das für Keinen von uns zu tröstlichen Ergebnissen führen dürfte. Hermionen ist nicht wohl. Hermione ist sehr unglücklich. Gönnen Sie dem armen Mädchen so viel Zeit, daß es sich über sein Schicksal erheben, sich wieder ermannen könne;

dann werden Sie vermuthlich erfahren, was Sie wissen wollen, und was wir kein Befugniß haben, Ihnen wider Hermionens Willen zu verrathen."

Mit dieser Erklärung ward Florian entlassen, der nun davon eilte, um sich auf einem einsamen Lauf durch Berg und Wald zu zerstreuen, oder vielmehr seinen alten Muth zu sammeln. Wie viel er auch umhersann, konnte er nicht errathen, wie er zu Hermoniens Unglück beigetragen habe. Am meisten ward ihm die alte Sybille vom Gros-Taureau verdächtig. Sie hatte ohne Zweifel Hermionens Liebe entdeckt und Hermionens Brust mit abergläubiger Angst erfüllt. Ein eigenes Bewandtniß mochte es auch mit dem geheimnißreichen Briefe haben, den die alte Wahnsinnige dem Fräulein in der Dunkelheit des gestrigen Abends eingehändigt hatte. Mehr aber, als dies, wußte er nicht zu ergrübeln. Doch im Bewußtsein voller Unschuld fand er seine Ruhe wieder, überzeugt, das Räthsel werde sich ihm bald lösen, und das Fräulein Delory werde ihn früh oder spät anhören müssen.

Als er in der Dämmerung nach langem Wandern und Sinnen zu Staffards Haus zurückkam, wartete seiner schon der treue Georg. Dieser eilte ihm entgegen längs dem Hag des Gartens und sagte: „Es muß etwas Ausserordentliches im Belliſchen Hause begegnet sein; denn die Natur

der Frauenzimmer dort hat ſich ganz und gar verwandelt. Sie ſind ſtumm, wie ein Fiſch. Ich war abermals dort. Mutter Bell erſchien mir allein. Sie ließ Claudine ſich nicht zeigen. Vermuthlich fürchtete ſie, ich könnte dem Mädchen das Geheimniß entlocken. So viel aber ſpür' ich, ein angenehmes Geheimniß iſt's auf keinen Fall, und zweitens, es muß deine Perſon betreffen. Was haſt du mit Frau Bell oder Hermionen gehabt? Leite mich auf die Spur. Das Uebrige bringe ich morgen heraus."

Florian erzählte ihm nun die Geſchichte des geſtrigen Tages unverhohlen; doch bat er ihn, gegen Claudine ſtrenge Verſchwiegenheit zu bewahren, weil vielleicht Hermione nur bereue, was ſie geſtern geweſen. „Vielleicht iſt es die Scham der Jungfrau, die ſich nun mit ſich ſelber nicht verſöhnen kann, daß das Herz, von der Gewalt ſeltſamer Zufälle überwältigt, zu viel verrieth und wohl gar Verachtung des Mannes verdient zu haben wähnt. Vielleicht iſt es auch weiblicher Stolz, der ſie mit Vorwürfen quält, Herz und Hand einem unbekannten Flüchtling und Abenteurer leichtſinnigerweiſe übergeben zu haben. Vielleicht iſt es eine tief eingeprägte Furcht vor den Weiſſagungen der alten Morne, die mich zu haſſen ſcheint und mich vielleicht bei Hermionen verläſterte. Vielleicht wirkt alles das zugleich!"

„Nichts von Allem!“ rief Georg: „Glaube mir, Hermione liebt dich gewiß, und heftiger und aufopfernder, als — ja, als Claudine vielleicht mich je geliebt hat. Ich weiß es von Claudinen. Ich weiß, sie fragt nicht nach deinem Stande, nicht nach deinem Vermögen, nicht nach deinem Herkommen. Und wäre er ein Bettler, sagte sie einst zu ihrer Freundin, und wäre er der Verworfenste unter den Männern, er würde nicht minder Gewalt über mich üben. Mein Leben hängt an seinem Leben unauflöslich. Aber ich weiß, ich werde mit ihm und durch ihn untergehen, und er mit mir und durch mich. — Siehst du so spricht sie, so denkt sie. Alle deine Vermuthungen sind eitel. Aber der Brief der Mutter Morne, der Brief, Florian, ist die Hauptsache. Wer weiß, was die tolle Hexe darin gebracht hat. Morgen erfahren wir's.“

22.

Der Nebenbuhler.

Aber sie erfuhren auch am folgenden Tage nichts. Georg kam traurig und mißmuthig vom Hause seiner Geliebten zurück und sagte: „Armer Florian, wir werden in der Geduld geübt. Ich glaube, der Teufel treibt seinen Spuk in dem

Hause. Hermione und Claudine saßen auf dem Gartenbänkchen, als ich ankam. Gut, dachte ich, nun sollt ihr mir Rede stehen. Wie mich aber die Mädchen in der Ferne erblickten, standen sie auf und gingen in's Haus. Ich fand nun Niemanden, als die Mutter. Ich mochte fragen und sagen, was ich wollte, ich bekam keine Antwort, als ein Kopfschütteln und ein Achselzucken und allerlei Redensarten und Sprichwörter, die ich nicht verstand; z. B.: Trau, schau, wem; — am Abend weiß man mehr, als am Morgen; — das Schicksal verfolgt oft wunderbar und entsetzlich; — man muß nicht alle Ahnungen verwerfen; — und dergleichen Sprüche mußte ich hören, daß mir die Geduld verging."

„Und sahest du Claudinen nicht?" fragte Florian.

„Allerdings. Höre nur. Sie kam. Die Mutter ließ uns sogar beide allein. Nun hoffte ich, gewonnen Spiel zu haben. Ich fing sogleich an. Sie aber ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern sagte: „Lieber, goldner Herzens-Georg, ich darf Hermione nicht länger als drei Minuten allein lassen. Also geschwind laß mich reden und dir eine Bitte thun. Gelt, du erfüllst sie mir?" — Ich antwortete: „Auf der Stelle erfüll' ich sie!" Denn ich dachte, hernach wolle ich meine Bitte anbringen. Nun denn, sagte sie, du bist

ein liebes, wackeres Söhnchen. Alſo bitte ich dich, du ſollſt mir keine Frage thun, um dies und das zu wiſſen, was deine Neugier vielleicht gern wiſſen möchte. Ferner, ſage dem guten Florian, er thue mir leid. Er ſolle den Tag im Feentempel vergeſſen, und alles, was zu dem Tage gehört; und, der Ruhe Hermionens willen, nicht, ohne ausdrücklich eingeladen zu ſein, in dieſes unſer Haus kommen. — So ſagte Claudine. Ich ſtand ganz verdutzt vor ihr und ſagte: Warum? — Sie ſchüttelte das Köpfchen und rief: Das iſt die Frage, die du nicht thun ſollſt. — Dann ſeufzte ſie, und hatte Thränen im Auge, und rief: O der arme Florian! Einſt Georg, ſag' ich dir Alles. Jetzt darf ich nicht. Aber es ſind unglaubliche Dinge geſchehen; ich ſage dir, unglaubliche Dinge, und von der ſchrecklichſten Art. — Ich wollte noch einmal fragen. Sie aber rief: Die drei Minuten ſind vorbei! und ſprang davon, wandte ſich unter der Seitenthür noch einmal, warf mir ein Kußhändchen zu und verſchwand. Da ſtand ich allein. Ich wartete. Niemand kam zum Vorſchein, ſogar die Mutter nicht. Da ging ich meines Weges."

Dieſer Bericht des treuen Georg war vollkommen dazu geeignet, die Neugier der beiden Freunde mehr zu entzünden, als zu löſchen. Sie zogen ſich müde, und beichteten endlich beim

Abendessen Alles dem Vater Staffard, in der Hoffnung, guten Rath bei ihm zu finden.

„Kinder," sagte der Greis lächelnd, „zerbrecht euch über die Weibergeheimnisse den Kopf nicht. Es verlohnt sich der Mühe nicht, darüber zu grübeln. Die unglaublichen Dinge, welche in der Feenhalle oder im Hause unserer Nachbarinnen geschehen sind, gehören zu den unsichtbaren. Weiber haben keine wichtigern Angelegenheiten, als in ihren Herzen, und da ist's, wo ihre unglaublichsten Dinge geschehen. Wer weiß, ob das Fräulein Delory nicht einen Traum gehabt hat, der für dasselbe merkwürdiger als die Bestimmung der Toulonер Flotte unter Buonaparte ist? Oder ob nicht für Mama Bell der Tag von vorgestern ein hochwichtiger Loos-, Glücks- und Unglückstag im Kalender gewesen? — Laßt die Weiberchen gehen; sie werden von selbst kommen und euch die unglaublichen Dinge der Reihe nach verrathen. Was den Brief betrifft, nun ja, enthält er etwas Merkwürdiges, können wir es morgen wissen. Ich habe morgen ohnehin die Frau Bell zu sprechen. Sie wird sich freuen, ihr Herz gegen mich vom Geheimnisse erleichtern zu können."

Wirklich begab sich Vater Staffard des folgenden Tages zu seiner Nachbarin, mit der er Geldgeschäfte zu verhandeln hatte. Die jungen Leute daheim brannten vor Ungeduld nach seiner

Rückkehr und Botschaft. Als sie ihn endlich aus der Ferne wieder ankommen sahen, gingen sie ihm beide entgegen.

Der Alte lachte. „Hab' ich's doch gedacht," sagte er, „ihr würdet die Qual des Fegefeuers leiden, bis ich euch erlöse. Nun denn, das Unglaubliche, was geschehen ist, habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen, und der Schlüssel zu dem großen Räthsel kam mir schon unter der Hausthür der Frau Bell zu Gesicht."

— Und das wäre? rief Georg.

„Ei nun, der Hauptmann Larmagne' ist's. Er hat sich im Bellschen Hause einquartiert."

— Oho! rief Georg: Ist's nur der? Warum aber machen sie dort Alle daraus ein Geheimniß? Etwa weil er beim Fräulein Delory seit etlichen Jahren den unglücklichen Liebhaber spielt?

„Hm!" versetzte Vater Staffard: „Glücklich oder unglücklich; ein Anbeter ist für ein Mädchen immer ein Anbeter. Und verstößt Hermione auch seine Huldigungen, du weißt ja, ihr Vater begünstigt ihn, und Hermionen gilt des Vaters Wort über Alles."

— Sie hat sich aber gegen ihren Vater, ich weiß es von Claudinen, bestimmt erklärt, sie liebe den Hauptmann nicht.

„Aber du weißt auch von Claudinen, und hast es mir selbst erzählt, daß ihr Vater über diese

Erklärung nur geſcherzt und zuletzt noch geäuſſert habe, er denke, ſie werde ihm zu Gefallen den kleinen Starrſinn ändern, wenn er aus Italien zurückkomme."

— Mag er. Zwingen wird, kann und darf er ſie nicht.

„Wir gleich. Aber bei dem Allen ſind nun die Unglaublichkeiten klar. Die ſchüchterne Hermione kennt das Aufbrauſen des ſoldatiſchen Larmagne, und den entſchiedenen Ton, den zuweilen unſer Freund Florian anzunehmen beliebt. Drum wird er gebeten, für einige Tage das Haus zu meiden. Die Weiber fürchten zwiſchen den Nebenbuhlern unfreundliche Auftritte, vielleicht Blutvergieſſen. Sie wiſſen es ja ſchon durch dich und mich, wie Florian mit dem Hauptmann ſchon ob den Bazards unſanft an einander gerathen iſt."

„Wie?" rief Florian: „Iſt's derſelbe, der mich droben faſſen wollte, als wir von Brevine kamen?"

„Allerdings!" erwiederte Georg: „Ich mag den Menſchen nicht vor Augen leiden. Er war ſchon einmal in der Feenhalde, als er Hermione auf Befehl ihres Vaters hierher begleiten mußte. Denn der Oberſt Despars, Hermionens Stiefvater, iſt der vertrauteſte und innigſte Freund des Hauptmanns Larmagne, und hält Alles auf ihn.

Er blieb damals mehrere Tage bei Frau Bell; aber ich hatte ihn in der ersten Stunde satt, und kam nicht mehr zu Claudinen, so lange er dort lebte; sah ihn auch nicht wieder, bis wir ihn diesseits Brevine fanden. Fängt er hier wieder Händel mit dir an, Florian, so soll er von Glück sagen, wenn ich ihm im ganzen Leibe einen einzigen Knochen ungebrochen lasse."

„Halt!" schrie Vater Staffard: „Keine Unfugen! Florian steht hier unter meinem Schutze und unter dem Schutze der Gesetze. Lasset den Hauptmann in Frieden; er wird sich vor Florian hüten, hoff' ich. Und verderbet nicht, was die Weiber Gutes zu thun denken, indem sie den Hauptmann und unsern Freund nicht wollen zusammentreten lassen."

Beide mußten dem Greise Gehorsam geloben. Beide erklärten sich nun aus Larmagne's Ankunft, auf die vielleicht jener Brief der alten Morne Bezug gehabt hatte, das ganze Betragen der Frauenzimmer. Denn Claudinens Aeusserungen von Schicksalen schrecklicher Art und die geheimnißvollen Sprüche der Frau Bell liessen sich nun sehr leicht aus der unmäßigen Furcht der Weiberchen deuten.

23.

Alte Bekanntschaft.

Florian war so gehorsam, daß er sogar bei sich beschloß, im Hause zu bleiben, um seinem Nebenbuhler nicht auf einem Spaziergange zufälligerweise aufzustoßen. Er fühlte sich dazu nicht nur durch die Wünsche des alten Staffard und der Freundinnen in Bells Haus, sondern schon durch die Rücksicht verpflichtet, welche er, als Flüchtling und Schirmgenosse, den Rechten der Gastfreundschaft zu tragen hatte.

Er saß also auf seinem Zimmer, unter Büchern und mathematischen Zeichnungen und Berechnungen, als bei ihm angepocht ward. Siehe, da trat der Herr Professor Onyx herein.

„Bester, einziger Mann!“ rief dieser, und stand mit einem großen Sprunge vor Florians Arbeitstisch: „Ich hätte Sie billig längst schon besuchen sollen; aber Sie wissen, man hat seine Geschäfte, man bleibt seiner Zeit nicht Meister, und unter Freunden und Männern rechnet man nicht nach den Gesetzen des Zeremoniels. Also nichts für ungut. Und obendrein komme ich, wie ich sehe, zur unrechten Stunde. Sie sind unter Büchern vergraben. Nun, ich bleibe nicht lange. Arbeiten Sie Ihre Sache zu Ende. Ich halte

mich unterdeſſen ſtill, wie ein Fiſchchen. Ad vocem Fiſch — Sie wiſſen, wie es mit meinem vorſündfluthlichen Fiſche ergangen iſt? Es war ein ſündliches Unglück! Alles in zehntauſend Granatſtückchen zerſprengt. Keine Spur mehr zu ſehen."

— Ich beklage den Unfall, Herr Profeſſor, und Ihre verlorne Zeit und Mühe. Allein . . ."

„Erlauben Sie, Seelenfreundchen, ich bemerke mit Entzücken, Sie ſind Mathematiker. Ich ſehe da nichts als algebraiſche Formeln bei Ihnen. Ach, leider ſind mir das verſchloſſene Thore des Paradieſes. Aber, Freund, wir haben uns nicht vergebens gefunden. Wir treten mit einander in Societät. Ich gebe Ihnen meine Lokal- und techniſchen Kenntniſſe; Sie geben mir Ihre Mathematik. Ein Mann, wie Sie, hat mir gefehlt, um das wichtige Räthſel zu löſen. Sind Sie zu Lons-le-Saunier geweſen? Oder zu Salins?"

— Nein.

„Sie müſſen hin mit mir! Sie müſſen hin."

— Darf ich wiſſen, warum?

„Sie ſollen erſtaunen. Ich werde Ihnen dort, wo die ſalzhaltigen Quellen aus der Gipsformation hervorgehen, ſämmtliche darüber liegende Gebirgslager zeigen, und — ja, ſpringen Sie deckenhoch! — ich zeige Ihnen dann die nämlichen

Formationen in der Gegend des Neuenburger Sees. Frage: wie tief müssen wir bohren, um das Salzlager zu erteufen? wenigstens die gesalzenen Quellen aufzuschließen? Das können Sie mit Ihren algebraischen Formeln berechnen, sobald Sie das geognostische Verhalten bei Salins und Lons-le-Saunier kennen. Dann ist uns beiden geholfen, uns und dem Fürstenthum und der ganzen Schweiz. Noch vor einer Stunde sagte ich zum Fräulein Delory . . ."

— Wie? Sie haben das Fräulein gesprochen? Es befindet sich also wohl? Es hütet nicht das Bett?

„Daß ich nicht wüßte! Also ich sagte... was sagte ich? Was hatte ich sagen wollen? Sie haben mich unterbrochen."

— Vom Fräulein Delory sprachen Sie.

„Vom Fräulein? — Ich brachte ihm ja nur frische Hermionen. Sie nahm eine einzige und steckte sie vor ihren Busen. Der Hauptmann war etwas unartig dabei."

— Welcher Hauptmann?

„Ei nun der — wie heißt der Dings da? Nun, von dem nachher. Denken Sie, Seelenschatz, wie wir da zur Saline die unerschöpflichen Torfgruben dieser faulen Thäler zu Gute machen können; welcher neue Gewerbsfleiß und Verkehr eingeführt wird! Der Genfer und der Neuenbur-

ger See werden beſſer verbunden. Wallis muß uns ſeine Urwälder ſenden. Durch die Thiele, zum Bieler See und zur Aare, ſind wir Meiſter der vornehmſten Waſſerſtraßen durch die ganze Schweiz, um den Verſchleuß unſeres Kochſalzes mit Leichtigkeit zu betreiben. Wir können ohne Mühe die ganze Schweiz beſalzen."

— Ich wollte lieber, Sie hätten dem Hauptmann die Unart gegen das Fräulein Delory verſalzen.

„Gegen das Fräulein war er wohl artig; er küßte ihm vor meinen Augen die Hand. Ich hätte das an des Grobians Stelle in meinem Leben nicht gethan. Aber gegen mich betrug er ſich ein wenig ungeſchliffen, als ich . . ."

— Er that alſo ſehr vertraulich?

„Verſtehen Sie mich wohl. Ich und Hauptmann Dings ſind alte Freunde und Bekannte. Man ſagt einander ſeine Meinung, und läßt es dabei bewenden."

— Und der Hauptmann und das Fräulein thaten auch wie alte Bekannte?

„Verzeihen Sie, Beſter, ich habe eben nicht Acht darauf gehabt. Wie ich mich dunkel erinnere, war das Fräulein ſehr einſilbig, ſehr niedergeſchlagen, ſehr blaß.

— Wie? Und Sie erinnern ſich deſſen nur

dunkel? Und erſt vor einer Stunde waren Sie bei Hermionen?

„Allerdings. Aber eine verwettert große Kreuzſpinne, die ſich vor dem Fenſter an ihrem unſichtbaren Faden ſchwebend hielt, nahm meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie hätten die wunderbare Beſtie ſehen ſollen!“

— In Geſellſchaft eines ſchönen Mädchens, Herr Profeſſor, würden mich ſchwerlich die Reize einer Kreuzſpinne angezogen haben.

„Wer ſpricht denn von Reizen? Was den Punkt betrift, Freundchen, haben wir einerlei Meinung, und ich geſtehe, Hermione war weit ſchöner, als die Kreuzſpinne. Allein die Kreuzſpinne iſt nicht ohne hohes Intereſſe für den Beobachter. Ich gebe für unſere geſammte künſtliche Witterungskunde keinen Sous. Spinnen, Spinnen ſind die wahren Propheten der Natur, die untrüglichen Zeiger an der atmoſphäriſchen Uhr! Ehe man nicht einen Spinnenkatechismus, einen Auszug der Arachnologie in den Schulen lehrt, ehe man nicht in jedem Bauernhauſe die Spinnen für heilige Thiere erklärt und ſie ſchont, wie die Störche auf den Dächern, wird der Landbau und kann er nicht den Gipfel ſeiner Vollkommenheit erreichen.“

— Ihre Kreuzſpinne ließ Sie alſo von All-

nichts ſehen und hören, was der Hauptmann und das Fräulein ...

„Mein Gott, das Fräulein hatte uns beide, den Hauptmann und mich, längſt allein ſtehen laſſen, als mich der beim Arm nahm, zur Stube und zum Hauſe hinausführte und zu einem Spaziergang einlud. Da kam denn das Geſpräch auf Sie, ich weiß nicht wie. Er fragte mich um tauſend Dinge nach Ihnen. Ich erzählte ihm, was ich wußte. Ich ſchwöre, der Schnurrbart iſt ganz verliebt in Sie. In ſeiner Begeiſterung ſchleppte er mich wieder auf ſeine Stube zurück, da ſchrieb er ein Briefchen für Sie, ein wahres Liebesbriefchen. Ich hätte das Ding faſt vergeſſen. So iſt's, Freundchen, wenn Sie in's Plaudern kommen. Sie machen einem Alles vergeſſen."

Mit dieſen Worten überreichte Herr Onyx den Brief. Florian erbrach und las ihn.

„Gelt, der Hauptmann iſt entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu machen? Hätt' ich ihm aber noch erzählt, was ich nun von Ihren mathematiſchen Kenntniſſen weiß, — ad vocem Mathematik: wie ſteht's mit unſerm Verſuch auf Steinſalz am Neuenburger See?"

— Der Hauptmann erwartet meine Antwort, Herr Profeſſor.

„Ich habe verſprochen, ſie ihm auf der Stelle

zu bringen. Leben Sie wohl. Gut, daß Sie mich daran mahnen. Leben Sie wohl!"

— Sie kennen ja meine Antwort nicht. Einen Augenblick Geduld.

Florian schrieb auf ein Zettelchen: „Ich werde die Ehre haben, mein Herr, Ihre Wünsche zu erfüllen." — Professor Onry nahm den Zettel und sprang davon, indem Georg eben in's Zimmer trat.

Florian gab ihm den Brief des Hauptmanns, der also lautete:

„Wenn Sie, mein Herr, derselbe Abentheurer aus Bünden sind, der sich zwischen den Bayards und la Brevine so niederträchtig gegen französisches Militär betrug, so haben Sie Ihr Wort, als Mann von Ehre, zu erfüllen, und mir Genugthuung zu leisten. In dem Fall erwarte ich Sie genau um Sonnenaufgang auf dem Fußwege nach la Brevine, am Eingang des Tannenwäldchens an der Halde. Ich habe Niemanden, als meine Ordonnanz bei mir, und nur meinen Degen. Ich erwarte Ihre Antwort. Lassen Sie mich am bestimmten Orte nicht zu lange zögern, wenn Sie kommen wollen. Meine Geschäfte rufen mich morgen eiligst nach Pontarlier.

L. Larmagne."

Georg machte beim Lesen ein zorniges Gesicht. „Was antwortest du?" fragte er seinen Freund.

„Wir gehen morgen mit einander hin!“ erwiederte Florian: „Denn solchen Narren, die sich einbilden, durch eine Fleischwunde, die sie geben oder empfangen, ihre Ehrenwunde auszubessern, kann man nur, wie allen Wahnsinnigen, verständlich antworten, wenn man ihnen in ihrem Wahnsinn antwortet.“

Bei längerm Ueberlegen ward dem treuen Georg indessen doch der Handel, wegen seines Ausgangs, bedenklich. Denn Sieger oder besiegt, war, wenn das Wesen etwa blutig ablaufen würde, Florian entweder gezwungen, sich flüchtig zu machen, oder übel zugerichtet und verwundet längere oder kürzere Zeit das Schmerzenlager zu hüten. Wiewohl ihm Florian den besten Muth einsprach, er werde dafür sorgen, er werde dafür sorgen, daß Alles ohne große Folgen ende, sandte Georg dennoch Florians unentbehrlichste Reisebedürfnisse in der Nacht durch einen Boten nach la Brevine, und ließ dort einen leichten Wagen bereit halten, falls Florian flüchten müßte. Er sollte aber vor der Hand nicht weiter, als bis zu einem Freunde nach Boudry. Georg übernahm es, seinen Vater und die Familie Beß dann von dem Vorfall zu unterrichten.

24.

Der Zweikampf.

Noch ſah man in Oſten nur ein blaſſes Licht, und die Sterne hingen noch wie ſtrahlende Kränze und Ketten am Himmel umher, als die beiden Freunde ſchon auf dem Wege zur Halde waren. Florian hatte ſeinen guten Degen unter den Ueberrock eingeknöpft, und erheiterte den bedenklichen Georg durch muthwillige Scherze.

Die Sterne verloren ſich gemach über ihren Häuptern; in Oſten entbrannte eine dunkle Gluth am Horizont, die immer höher ſtieg. Da kamen ſie zum Eingang des Tannenwaldes. Das prachtvolle Vorſpiel des Sonnenaufgangs und des Welterwachens entſchädigte ſie für das lange Verzögern ihres Feindes. Sie ſprachen von ihrer Zukunft; ſie ſchwärmten auf den Flügeln ihrer Einbildungskraft im Zauberlande erfüllter Wünſche; ſie erneuerten den ewigen Bund ihrer Freundſchaft und Unzertrennlichkeit. Da ſtreute die Sonne ihr Erſtlingsgold auf die begeiſterten Jünglinge, welche ſich einander feſt umſchloſſen hielten. Die Gebirgswelt ſtieg im Licht auf; an den Grashalmen des Wieſenteppichs blitzten mit ſpielenden Farben die Diamanten des Thaues; die Tannen erſchimmerten mit aufſteigende grüne Flammen; ſtille

Nebelmeere rollten ſich über die Tiefe der Thäler auf.

Indem vernahm man Stimmen. Der Hauptmann war's, begleitet von einem Soldaten, der einiges Gepäck trug.

„Verzeihung, meine Herren," rief er, „daß ich Sie vielleicht warten ließ. Aber eben erſt iſt die Sonne hinter dem Berge hervor. Gehen wir jetzt friſch an's Werk. Da ſeitwärts im Gebüſch iſt zwiſchen den Tannen ein bequemer, freier Platz!"

Sie folgten ihm dahin. Georg nahm das Wort und verſuchte friedfertige Unterhandlungen. Der Hauptmann wies ihn aber kurz und derb ab. „Mit Ihnen, junger Menſch, der mir ſeine Weisheitspredigt da mit der Miene eines Großpapa halten will, hab' ich nichts zu ſchaffen. Packen Sie ſich. Ich ſuche den da, der eine kleine Züchtigung verdient, damit er in Zukunft beſſer daran denke, mit wem er's zu thun habe."

„Herr Hauptmann," ſagte Florian, „Sie werden wenigſtens bemerken, daß ich Sie nicht fürchte. Ich geſtehe Ihnen aber, daß ich keine Luſt habe, mich mit Ihnen zu ſchlagen, weil ich's für eine Albernheit halte. Sie mögen ein ganz achtungswerther Mann ſein, aber drüben auf dem Berge, den Sie von hier ſehen, waren Sie der muthwillige Urheber des Gezänks. Laſſen Sie

uns unſere Sache als vernünftige Leute abthun. Trotz dem, daß Sie mich dort zur Nothwehr zwangen, bitt' ich Sie deswegen um Verzeihung. Ich that Ihnen vielleicht weher, als ich wollte."

„So kommt man nicht von mir!" erwiederte der Hauptmann: „Sie haben ſich wie ein Meuchelmörder benommen. Alſo jetzt keine Flauſen. Kommen Sie, ich will Ihnen nur ein Denkzettelchen geben." Damit zog er den Degen.

„Und wenn einer von uns fallen ſollte?" ſagte Florian: „Welchen Gewinn hätte der Sieger? Ich kenne Ihre Verhältniſſe im Bellſchen Hauſe. Bedenken Sie, daß . . ."

Der Hauptmann ward feuerroth und ſagte mit funkelnden Augen: „Eben das hab' ich bedacht! Ein ſignaliſirter Landſtreicher Ihrer Art muß nicht die Rechte der Gaſtfreundſchaft entweihen."

„Wie? Wo entweiht?" rief Florian etwas auffahrend.

„Darüber hab' ich Ihnen keine Rechenſchaft zu geben. Aber ich habe eben jene Familie an Ihnen zu rächen, Bandit. Blut um Blut. Das Fräulein Delory ſoll mir danken. Wohlan denn, Burſche, gezogen!"

„Nein!" ſagte Florian: „Ich verlange erſt Erklärung. Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, geben Sie mir Erklärung über ihre letzten Worte, dann

will ich Alles, was Sie wollen. Sie ſind erzürnt und leidenſchaftlich. Das taugt nicht zum Fechten. Beruhigen Sie ſich zuvor, ſonſt geben Sie mir zu viel Ueberlegenheit."

„O du niederträchtiger Strolch und Rebell und Mörder meiner tapfern Kameraden in Diſentis, du merkſt, dein Stündlein hat geſchlagen. Bereite deine Seele, denn ich ſteche dich nieder; z ieh!"

„Geben Sie mir zuvor Erklärung! Uebrigens, Herr Hauptmann, bin ich weder ein Rebell von Diſentis, noch ein Mörder Ihrer Kameraden!

„Zieh!" ſchrie der Hauptmann mit brüllender Stimme.

„Zieh!" ſchrie jetzt Georg: „Wie kannſt du da ſo gelaſſen ſtehen? Ich wollte, du hätteſt dem Kerl ſchon ob Brevine das Genick gebrochen!"

Der Hauptmann gab Georgen, ſtatt der Antwort, einen Streich mit der Degenklinge über den Rücken. Jählings ſprang Florian zu ſeiner Waffe, zog vom Leder und ſtellte ſich dem Hauptmann entgegen. Die Klingen waren ſogleich im Gemenge, und nach anderthalb Minuten flog der Degen des Hauptmanns, ihm mit einem Schlage und Wirbel aus der Fauſt gedreht, ſeitwärts gegen einen Baum. Florian ſetzte ihm die Spitze ſeines Degens auf die Bruſt und ſagte: „Herr

Hauptmann, Sie ſind in meiner Gewalt. Ich verlange, geben Sie mir Erklärung!"

„Das iſt ein Fechterſtückchen!" ſchrie der Hauptmann: „Nun, Bandit, mach's nur fertig, ſtoß zu!"

„Nimmermehr!" erwiederte Florien: „Ich verzeihe Ihnen. Wir wollen Freunde ſein!" — Mit dieſen Worten trat er zurück und wollte ſeinen Degen in die Scheide ſtecken: aber er mußte ſich eben ſo ſchnell wieder zur Wehr ſtellen, weil der Hauptmann ſeinen Degen durch den Soldaten wieder empfangen hatte.

„Wenn ich dich gezeichnet habe, Böſewicht!" brüllte der Hauptmann, indem er das Gefecht erneuerte.

„Willſt du denn Blut ſehen, ſo ſieh es! Nimm dich in Acht!" rief Florian, und in demſelben Augenblick war der Hauptman mit Blut übergoſſen. Florians Klinge war ihm zwiſchen Achſel und Hals durchs Fleiſch gegangen. Der Soldat ſprang mit Geſchrei herbei, eben ſo Georg. Florian warf den Degen fort. Man legte den Hauptmann ins Gras, und unterſuchte die Wunde. Georg hatte ſich mit allem Nöthigen zum Verband aus guter Fürſorge verſehen. Es währte lange, ehe man den Strom des Blutes ſtillen konnte.

„Das war ein rauher Stoß!" ſagte Lar-

magne todtenblaß, indem man ihm das Blut von den Kleidern trocknete: „Ich kann nicht weiter. Bringen Sie mich zur Frau Bell zurück. Und du“, fuhr er zum Soldaten fort, „laufe nach Brevine, beſtelle den Wagen ab; ſage, mir ſei ein Unfall begegnet. Ich überlaſſe mich dieſen Herren. Es ſind Männer von Ehre.“

Georg gab dem Soldaten noch einen mit Reißblei geſchriebenen Zettel, um einen Wundarzt heraufzubeſcheiden.

„Meine verdammte Hitze!“ ſagte der Hauptmann zu Florian, der ihm den Mantel des Soldaten umwarf: „Meine verdammte Hitze und — und — Ihr verdammtes Glück! Aber ich muß bekennen, Sie ſind ein Mann von Ehre und Großmuth. Behalt' ich das Leben, werd' ich Ihr Freund, und wenn Sie der Teufel wären. Sie ſchlagen ſich brav. Sie haben kaltes Blut. Ich bin Ihnen Achtung ſchuldig. Alſo Hand her, wir ſind Freunde!

Florian reichte ihm die Hand; eben ſo Georg, den der Hauptmann um Verzeihung bat. „Ich bin ein verdammter Glückkopf mein Lebtage geweſen!“ ſagte Larmagne: „Aber im Grunde nicht böſe. Indeſſen mir iſt nicht wohl. Ich glaube, ſo wahr ich lebe, ich muß ſterben.“

Georg bemerkte, daß dem Verbluteten eine Ohnmacht bevorſtehe, und wuſch ihm Stirn und

Schläfen mit Kirschwasser, das er für sich und Florian mitgenommen. Der Hauptmann that einige Züge aus der Flasche, und fühlte sich bald stärker. Als er aber aufstehen wollte, um am Arm der jungen Männer zurückzugehen, ergriff ihn ein Zittern. „Der Teufel soll mich holen," rief er, und sank wieder nieder, „ich komme nicht von der Stelle. Mit mir ist's einmal aus."

Sie beruhigten ihn; machten ihm einen Sitz aus einem Zaunpfahl; trugen ihn so zwischen sich fort, bis sie beim ersten Hause bessere Hilfe erhielten. Dann ward er mit mehr Bequemlichkeit weiter gebracht.

25.

Die Verbannung.

Frau Bell kam mit Claudine und Hermionen und allem ihrem Hausgesinde dem Trauerzuge schon vor dem Hause entgegen. Denn Georg hatte die Fürsorge getragen, vorauszueilen und die Frauenzimmer durch Erzählung des Vorfalls auf den Anblick zu bereiten.

„Zanken Sie doch ja nicht mit mir, Theuerste," rief Lacmagne der Frau Bell zu, „daß ich schon wieder komme. Und noch weniger machen Sie dem trefflichen Mann hier" — er nahm Florians

Hand freundlich in die seinige — „ein böses Gesicht. Er ist, beim Himmel, ein Mann wie ein Engel, und schlägt sich wie ein Teufel. Ich habe die größte Achtung für ihn. Hätte er gewollt, so stände ich jetzt, statt vor Ihrer Hausthür, vor der Höllenpforte. Vorwärts!“

Die Frauenzimmer standen schaudernd um den blutigen, bleichen Mann da. Hermione heftete einen düstern Blick auf Florian. Man trug den Hauptmann ins Haus. Alle folgten. Auch Florian wollte hilfreich nachgehen. Aber eine zarte Hand ergriff die seinige. Hermione zog ihn seitwärts und bat ihn, ihr nur auf einen Augenblick zu folgen.

Als er sich in ihrem Zimmer befand, wollte sie ihn anreden, und vermochte es lange nicht. Ihre Lippen bebten leise. Ihre Augen schwammen in Thränen. Sie hob die gefalteten Hände flehend empor, als fordere sie Stärke von oben her. Dann sprach sie schluchzend und heftig: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, was haben Sie wieder gestiftet?“

Er bemühte sich, sie zu beruhigen, und glaubte sich vor ihm nicht besser rechtfertigen zu können, als durch einfache und treue Erzählung der Begebenheit dieses Morgens.

„O,“ rief sie, mit jammervollem Blick auf ihn, „ich glaub' es ja. Aber was hilft alle Recht-

fertigung? Unser Schicksal erfüllt sich. Denken Sie an Ihren Traum vor dem Feentempel; denken Sie an die Worte der erleuchteten Morne! Unser Schicksal erfüllt sich. Sie haben mich schon in den Abgrund eines beispiellosen Elends niedergerissen. Es ist schon vollbracht. Sie können mich nicht mehr retten. Fliehen Sie, denn ich bin bestimmt, Sie in gleich großes Verderben niederzureißen. Fliehen Sie meinen Anblick, denn ich bin zu Ihrem Untergang geweiht."

— Hermione, ich beschwöre Sie, Ihrer Ruhe und meiner Ruhe willen, geben Sie jene abergläubige Besorgnisse auf. Gedenken Sie Ihres Verheißens im Feentempel.

„Was hilft's mir? Ich bin ja schon um alles Glück, um alle Hoffnung des Lebens gebracht. O, würden die Felsen damals im Feentempel über uns zusammengestürzt sein, ich wäre ja glücklich gewesen. Ich hätte ein Leben an Ihrer Seite ausgehaucht, das nun ein endloser Schmerz und ein endloses Entsetzen geworden ist."

— Sie erschrecken mich. Was ist geschehen? In welcher Verbindung vielleicht stehen Sie mit dem unglücklichen Larmagne?

„Mit ihm in keiner. Aber zu Ihrem Verderben, Unglücklicher, bin ich an Sie gebunden. Ja, Florian, ich liebe Sie, und meine Liebe wird mir

zum Fluch. Ich liebe Sie noch, Florian, o Sie wiſſen es, und ich darf nicht, denn Sie ſind — Sie haben — Gott verzeih' Ihnen! — Fliehen Sie. Ich bin das unglücklichſte Mädchen auf Erden. Den ich ewig feſthalten möchte, den muß ich auf ewig von mir ſtoßen; dem ich den Himmel gewähren möchte, muß ich den Kelch der Verzweiflung reichen! Zweifeln Sie nicht, es geſchieht. Ja, es geſchieht, ſo wahr es geſchehen iſt, daß ich durch Sie elend geworden bin!"

„Durch mich?" rief Florian erblaſſend.

„Leſen Sie dort. Mögen Sie doch Alles wiſſen. Ich kann es nicht ſagen!" meinte Hermione, indem ſie auf einen erbrochenen Brief wies, der auf dem Tiſche lag. Das Siegel ſtellte ihm auf, mit drei ins Kreuz gelegten Schwertern und einer Dornenkrone herum. Er erinnerte ſich der Worte und ihres Redens am Abend ſeines ſeligſten Tages.

Er las. Der Brief war ſchon über ein Vierteljahr alt, und von Bellinzona geſchrieben durch einen Freund von Hermionens Vater. Jener bereitete die Tochter auf die ſchreckliche Nachricht vor, daß Oberſt Devars an ſeinen in einem bündenſchen Bauernaufruhr empfangenen Wunden ſchwer darnieder liege; daß man aber noch Hoffnung faſſe, ihm durch Annehmung ſeines rechten Arms das Leben zu erhalten. Die Wunde ſei

jedoch durch Mangel an nöthiger Pflege gefährlich geworden, weil der Oberst bald, beim Vordringen der österreichischen Uebermacht, mit andern Verwundeten von Thal zu Thal und über die höchsten Gebirge geschleppt worden sei, die damals noch mit tiefem Schnee bedeckt gewesen. Nun ward von dem Briefsteller umständlichere Auskunft gegeben, wie der Oberst, bei welchem Anlasse, in welchem Tage er die Verwundung empfangen habe. Der Schluß des Schreibens enthielt besondere Aufträge des Obersten an seine geliebte Hermione, im Fall er die Welt verlassen müßte.

Florian hatte beim Lesen die Gesichtsfarbe verloren. Er glich fast einer Leiche, als er in der Beschreibung vom Mörder des Obersten Desvars sich selber wieder erkannte. „Mein Gott," sprach er mit kaum hörbarer Stimme, „mußte es eben nun der sein!" — Der Brief entfiel seiner zitternden Hand.

Nach einer Weile trat er zu Hermionen, die am Fenster mit verhülltem Gesicht saß, und sprach: „Fräulein, zwar ist mir unbekannt, woher Sie wissen, daß ich's bin, der das Blut Ihres Vaters vergoß. Aber, ich gestehe, ich war es. Unter ähnlichen Verhältnissen würde ich auch heute nicht anders handeln können. — Fräulein, Sie haben Recht; wir sind geschieden. Nie können Sie dem Mörder Ihres Vaters Hand und Herz geben; nie, wie

schuldlos ich auch bin, würde ich den Muth haben, diese heilige Hand und dieses heilige Herz zu fordern. Doch eine Frage noch: haben Sie keine spätere Nachricht, als diesen Brief?"

„Ein Soldat, der nach Besançon ging und diesen Brief trug," antwortete Hermione, „hatte denselben schon vor mehrern Monaten in Bellinzona empfangen. Eben dieser Soldat aber, damals befehligt, mit einer Abtheilung des Bataillons Gefangene nach Frankreich zu begleiten, empfing nachher andere Bestimmungen, und konnte nun vom Loose meines Vaters nichts sagen, als — das Traurigste. Beim Abmarsch aus Bellinzona ging die Sage unter den Soldaten, der Oberst sei gestorben, weil er sich den Arm nicht habe wollen abnehmen lassen. Die vielen Treffen, Schlachten und Rückzüge seitdem haben alle Verbindungen unterbrochen. Vielleicht sind Briefe verloren gegangen."

„Wohin aber", fragte Florian, „ist das Bataillon oder die Brigade Ihres Vaters gekommen? Wo der jetzige Aufenthalt des Generals Menard?"

Hermione erwiederte traurig und leise: „Die Mutter Morne, welche dem Soldaten den Brief zu Couvet abnahm, forschte vergeblich nach. Der Soldat wußte nichts. Wäre mein guter Vater

noch am Leben, er hätte mir mehr denn ſchon ein Zeichen von ſich gegeben."

Sie ſchwieg. Florian ſtand in finſterer Betäubung vor der ſchönen Unglücklichen, und unglücklicher als ſie.

„Nun denn," ſprach er nach einer langen Stille, und fuhr mit der Hand über das Geſicht nieder, als wollte er einen ſchweren Traum wegwiſchen, „ſo ſei es! Ich, bei Gott, ich habe alle Luſt, die Tugend für eitel, das Schickſal für blind, die geſunde Vernunft für überflüſſige Waare und den Aberglauben für die höchſte Weisheit zu halten. Denn wer hätte ahnen können, daß die Fabeleien eines alten Weibes voll tiefen Sinnes, ein buntes Spiel des Traumes weiſſagend, und die unſchuldigſten, ja heiligſten Empfindungen und Handlungen zuletzt verderbenvoll ſein könnten. Sie ſind unglücklich, Hermione, liebe und unendlich geliebte Hermione, ja, Sie ſind's durch mich geworden. Ich habe Ihren Vater getödtet. Sie haben ihn geliebt, und wenn Sie mich nur zum tauſendſten Theil lieben, wie ich Sie: ſo hab' ich Sie, ohne mein Wollen und Wiſſen, in den Abgrund aller Schmerzen niedergeriſſen."

Er ſchwieg. Hermione weinte ſtill vor ſich hin. Er erzählte ihr darauf einfach und treu das Unglück, wie es ſich in ſeiner Heimath begeben.

„Ich wußte es längſt durch Claudine und Georg!“ ſagte ſie: „Damals, als ich nicht ahnen konnte, wen Ihr unglückliches Schwert traf, bewunderte ich Ihren Muth und Ihr Glück. Der Menſch ſoll keine That preiſen; er weiß nicht, ob ſie ſein Fluch wird. — Ach, geliebter und erſchrecklicher Mann, Sie haben meinen Vater erſchlagen, und nun zu Ihren blutigen Werken auch den Hauptmann Larmagne gethan, den Jugendfreund meines Vaters! — Leben Sie wohl. Ihr Arm, der mich ſchützen ſollte, hat mich tödtlich verwundet. Ich darf Ihnen nie meine Hand geben. Ich werde Sie ewig lieben und Sie ewig fliehen. Verlaſſen Sie dieſe Gegenden bald, heute, jetzt! Ach, das Entſetzlichſte wartet ja meiner noch. So wahr erfüllt iſt, daß ich durch Sie die Elendeſte meines Geſchlechts werden müſſe: ſo wahr wird erfüllt, daß ich in der unbarmherzigen Hand des Schickſals nun das Werkzeug Ihres Verderbens bin. Eilen Sie! Ich zittere, daß es faſt zu ſpät werde.“

Florian ſtand in ſtummer Betäubung, in einer innern Zerriſſenheit ſeines Weſens, wie er nie geweſen. Er konnte ſich in ſeinem Looſe nicht finden. Er fühlte, nun der Ausſpruch ewiger Trennung von Hermionens Lippen gekommen war, zum erſtenmal die ganze Gewalt einer ungeheuern Leidenſchaft, deren er bisher Herr geweſen

zu glaubte. Und nie, seit er Hermione gekannt, war sie ihm in einer bezaubernderen Heiligkeit und Schönheit erschienen, als in diesem schrecklichen Augenblick, als in ihrer traurigen Blässe, in ihren Thränen, in ihrer hoffnungslosen Gebeugtheit.

Nach einer langen Stille ermannte er sich. Er fühlte, nun sei seines Bleibens länger nicht mehr hier in den stillen, freundlichen Zurathälern. Er nahm Abschied. Er fragte: ob sie ihm erlaube, ihr aus der Ferne noch schreiben zu dürfen. Sie antwortete nichts. Er trat ihr einen Schritt näher. Er bot ihr zum Lebewohl die Hand. Die ihrige aber zuckte zurück, und er bemerkte, wie Hermionens ganze Gestalt in einem Schauder erbebte.

Da stürzten die ersten Thränen aus seinen Augen. Da wandte er sich, mit der Hand sein Gesicht bedeckend, von ihr hinweg und ging zur Thür. Aber wie er diese öffnen wollte, flog ihm Hermione nach, und mit der ganzen Ausgelassenheit ihres Schmerzes warf sie sich an seine Brust, umstrickte sie mit ihren Armen seinen Hals und rief, indem sie seine Lippe küßte: „Lebe wohl, du mein Erstes und Letztes, Mann meines Segens und Fluchs, Mann meiner Liebe und meines Entsetzens, meiner Sehnsucht und meines Schreckens. Lebe wohl, ewig; und hasse mich nicht!

wenn ich dir Untergang und Elend bringen muß! — Nun — es ſei; lebe wohl! Nun iſt's ja zerriſſen, das Band; mein Herz iſt ja nun gebrochen. Ich führe noch ein Scheinleben, nun du nicht mehr mein Leben ſein darfſt!"

Mit dieſen Worten riß ſie ſelbſt die Thür auf und drängte ihn von ſich. Er ging. Die Thür flog ſchmetternd hinter ihm zu. Er ſtand draußen im Freien und eilte, ſich ſeiner ſelbſt kaum bewußt, ein Verzweifelnder, mit raſchen Schritten durch die Felder.

26.

Die Rache und der Tod.

Schon war er geraume Zeit, ohne zu wiſſen wohin, gerannt, als plötzlich hinter Tannen hervor eine Stimme rief: „Zurück! Zurück, Sohn des Verderbens!"

Er ſah auf, wie von einem Traum emporgeſchreckt, und erblickte vor ſich die alte Morne, die ihren Stab gegen ihn ſchwang und, mit allen Zeichen der Angſt in den Gebehrden, ſich bewegte, als könne ſie ihn wie ein ſchüchternes Kind in die Flucht treiben. Sie ſtand zwiſchen finſtern Tannen, keuchend, den Schweiß im Antlitz, mit heftig fliegendem Athem. Florian ſah Blut zu ihren Füßen. Er erkannte den Ort. Es war

die Stätte, unweit welcher er ſich mit Lamargne geſchlagen hatte. Das Blut auf dem Boden war Lamargne's Blut. Es erſchütterte ihn ein unwillkührliches Grauſen.

„Zurück!“ ſchrie die Alte noch einmal.

„Unglückſelige!“ rief Florian: „Mußt du eben noch die Letzte ſein, die ich in dieſen Höhen erblicke, wie du die Erſte warſt, die mir auf dem Grostaureau entgegenkam? — Fort, laſſ' mich meines Weges gehen. Was hab' ich mit dir zu ſchaffen, daß du dich überall in meine Verhängniſſe mengſt?“

„Herr, keinen Schritt weiter!“

„Warum?“

„Man ſucht Sie.“

„Wer ſucht mich?“

„Die Rache und der Tod . . .“

„Deſto beſſer!“ ſchrie Florian, und ſchleuderte die Alte, die ihm den Weg vertreten und weiter reden wollte, ſo ungeſtüm auf die Seite, daß ſie zu Boden ſtürzte. Er aber ging abwärts durch den Wald. Es war der Weg von der Feenhalde nach les Verrieres. Er empfand eine Art von Zufriedenheit, ohne es zu begehren, dieſen Weg gefunden zu haben. Ihm lag darin gewiſſermaßen ein Wink der Vorſehung, ſeine Flucht aus dieſem ſtillen Berglande auf der Stelle zu vollziehen. Noch harrte ſeiner in Verrieres der Wagen, den

ihm Georg zur Reiſe nach Boudry beſtellt und mit den dringendſten Nothwendigkeiten verſehen hatte. Deſſen erinnerte er ſich jetzt, und verdoppelte den Schritt. Noch war er nicht weit gegangen, hörte er im Gebüſche drunten menſchliche Stimmen. Er erkannte unter denſelben deutlich die Stimme des Profeſſor Onyx. — Bald zeigten ſich, den Weg heraufkommend, mehrere Männer, mit Gepäck beladen. Sie gingen grüßend an Florian vorüber. Nach einer Weile zeigte ſich den Weg langſam daherſchreitend Profeſſor Onyx an der Seite eines Offiziers, der, in ſeinen Mantel gehüllt, das Reitpferd am Zügel durch einen Bedienten nachführen ließ.

„Ei, ſieh da unſer Seelenfreundchen!“ rief der Profeſſor, und zeigte auf Florian: „Lupus in fabula! Kommen Sie, beſter Schatz; eben haben wir von Ihnen geſprochen, wie wir geſtern den ganzen Abend von Ihnen ſprachen. Hat Ihnen nicht Mutter Morne geſagt, daß wir kommen? — Das Weib iſt wie toll und närriſch vorausgelaufen, um uns anzukünden, glaub' ich. Aber hat die Morne nicht einen Hexenritt auf dem Beſen gemacht, kann ſie unmöglich ſchon bei dem Hauſe Bell oder Staffard angelangt ſein. Alſo bringt Sie der Zufall zu uns. Deſto beſſer. Sehen Sie hier, theurer Freund, den Herrn — Herrn — nun meinethalben, Sie wiſſen ſeinen Namen viel-

leicht beſſer, als ich — der ſich ebenfalls nach Ihrer Bekanntſchaft ſehnt. Ich habe Sie faſt in Verdacht, Sie ſind ein berühmter Mann, den ich nicht kenne."

Bei dieſen Worten, die Herr Onyx ſchon aus der Ferne rief, war Florian zu den Menſchen und Pferden gekommen. Er und der Offizier grüßten ſich höflich-kalt.

„Dies iſt alſo der Herr aus dem Bündnerlande, der nach Beſançon hat geführt werden ſollen, und entſprungen iſt?" fragte der Offizier den Profeſſor.

„Allerdings! Allerdings!" rief Herr Onyx, und dann zu Florian gewandt ſetzte er hinzu: „Hätten Sie nicht einen ſo verwünſchten Namen, den kein ehrliches Gedächtniß feſthält, Flodoard, Floderich, Florenz, Florus oder desgleichen: ſo wäre ich nicht gezwungen, Jedem, dem ich ſagen will, wie lieb Sie mir ſind, ſtatt Ihres Namens Ihre Geſchichte und ſo viel ich von Ihnen weiß, zu erzählen. Das laſſe ich mir nicht ausreden, Sie ſind ein berühmter Mann. Denn wem ich von Ihnen ſpreche, der will zu Ihnen. Sagen Sie mir doch, worüber haben Sie Ihr beſtes Werk geſchrieben?"

„Erlauben Sie, Herr Profeſſor," fiel der Offizier ihm ins Wort, „daß ich mit Ihrem Freunde einige Worte unter vier Augen rede.

Haben Sie die Güte, die Leute mit meinem Gepäck zum Bellſchen Hauſe zu führen und meine Ankunft zu melden. Ich komme Ihnen bald nach."

„O, droben können Sie wieder zu Pferde ſitzen," ſagte Herr Onyx, „denn es iſt ziemlich eben dort. Und lebten wir nicht hier zu Lande unter einer Art Halbwilder, könnte von Verrieres bis zur Feenhalde hinauf der bequemſte Fahrweg angelegt werden. Landſtraßen entwildern das Land. Man ſagt, erſt der Handelsverkehr baut Straßen, weil er ihrer bedarf. Falſch geſprochen! Erſt Landſtraßen, die den Verkehr erleichtern, bringen Verkehr und Handel ins Land. Aber man predigt tauben Ohren hier. Hopfen und Malz iſt hier verloren."

„Gut, trefflich, Herr Profeſſor!" ſagte der Offizier: „Aber wir machen das in der Feenhalde beſſer ab. Erweiſen Sie mir die einzige Gefälligkeit, eilen Sie den Trägern nach, die ſchon weit voraus ſind, und begleiten Sie dieſelben zur Frau Bell. Darf ich bitten?"

„Mit Freuden känd' ich Sie an!" antwortete Herr Onyx: „Sobald Sie ankommen, ſetze ich Ihnen meine Theorie vom Gebirgs-Straßenbau auseinander." Damit eilte er davon.

Florian war unterdeſſen ſchweigend da geſtanden und hatte den Offizier betrachtet, der ihm durchaus fremd war. Es war ein großer, ſtarker

Mann, von breiter Bruſt und breiten Schultern; ein Mann in den Funfzigern; das von der Sonne gebräunte Geſicht voller Adel und Ausdruck; die Stimme wohltönend, aber raſch und gebieteriſch.

„Wir kennen uns!“ ſagte er zu Florian, ſobald der Profeſſor ſchon eine gute Strecke Weges voraus war.

„Ich erinnere mich nicht, die Ehre gehabt zu haben!“ erwiederte Florian.

„Ich deſto beſſer!“ antwortete der Offizier, und ſchoß einen trotzig-drohenden Blick auf Florian; wandte ſich dann zu ſeinem Knecht und ſagte: „Nimm mir den Mantel ab, er wird mir zu warm.“ Der Knecht gehorchte.

Indem der Mantel abfiel, erkannte auch Florian den Fremden, der nun in der Uniform eines franzöſiſchen Brigadechefs vor ihm ſtand, den rechten Rockärmel, worin aber der Arm fehlte, vorn auf der Bruſt, mit dem Aufſenende an die Knöpfe des Fracks befeſtigt. Florian war betroffen.

„Sie ſind der Oberſt Devars!“ ſagte Florian.

„Alſo erkennen Sie mich? Sie haben mir ein lebenslängliches Andenken zurückgelaſſen. Wohlan, vorwärts. Hier iſt kein Platz, um unſer Geſchäft abzuthun. Ich fordere Sie auf, mich zu begleiten.“

„Wenn Sie es verlangen.“

„Ich verlange, ich gebiete es!“ ſagte der

Oberſt, und riß eine Piſtole aus den Halftern des Pferdeſattels: „Sie entwiſchen mir nicht, oder ich ſage Ihnen, beim Teufel, die Kugel durch den Leib.“

„Weder Sie noch Ihre Kugel fürchte ich, Herr Oberſt!“ verſetzte Florian, und ging wieder mit ihm den Weg hinauf durch den Wald zur Feenhalde: „Aber ich ſelbſt habe viel mit Ihnen zu reden. Ich beklage mein Mißgeſchick, das mich in die Nothwendigkeit verſetzte, Sie zum Krüppel zu machen. Ihretwillen verlor ich meine Freiheit, mein Vaterland, und heute mein höchſtes Glück. Aber ich freue mich, daß ich nicht unſchuldigerweiſe Ihr Mörder geworden bin. Ich freue mich — denn man hatte Sie todt geſagt — daß Sie noch leben.“

„Sie haben's nicht Urſache!“ murmelte Desparg zwiſchen den Zähnen.

„Mehr, als Sie glauben.“

„Das wäre!“

„Fräulein Delory, Ihre Tochter, iſt in Verzweiflung. Sie hält mich für den Mörder eines Vaters, den ſie über Alles liebt. Eben jetzt, eben darum bin ich auf dem Wege, dieſes Land zu verlaſſen, aus dem mich ihr Befehl verbannt hat. Gottlob, daß Sie leben! Ich gehe ruhiger von hinnen.“.

Der Oberſt wollte mehr von ſeiner Tochter

wiſen; dann von Florians Bekanntſchaft und Verhältniß mit derſelben. Jener redete furchtfrei und mit der Hochachtung und Offenheit, die dem Manne gebührte, welchen Hermione Vater nannte. Der Oberſt blieb einigemal ſtillſtehen, und muſterte finſteres Blickes den Bündner vom Wirbel bis zu Sohle. Dann ſchritt er weiter, that einige Fragen, und Florian erzählte unbefangen fort, zuletzt von Hermionens und ſeiner Liebe Trennung.

„Das iſt ein Roman!“ ſagte der Oberſt, und blieb wieder ſtehen. Aber ſein Auge war ſchon minder düſter. Er betrachtete den Erzählenden lange. Die Kraft, Furchtloſigkeit und Schönheit des jungen Mannes, das Gepräge des Wahren in ſeinen Worten, die Feſtigkeit in ſeinen Entſcheidungen mußte Wirkung auf das Gemüth des Kriegsmannes machen.

„Es iſt gut! Ich halte Sie für einen Ehrenmann!“ ſagte der Oberſt: „Meine Tochter kann ihre Achtung an keinen elenden Menſchen, für den ich Sie hielt, verſchwendet haben. Es ſei; ich will Sie als Mann von Ehre behandeln. Mein Plan war, Sie von der Ortsobrigkeit verhaften zu laſſen und Ihre Perſon von der neuenburgiſchen Regierung zu reklamiren, weil Sie entfernungen ſind und vor ein franzöſiſches Kriegsge-

nicht gehören. Sie ſind einer der Meuchelmörder von Diſentis."

Florian erzählte nun ſeine Verhältniſſe in Bünden, und bewies, daß er weder an der tückiſchen Niedermetzelung der Franzoſen, noch am Landſturm gegen Ems und Chur Theil gehabt habe; daß, obwohl er gegenwärtig unter dem Schutze des Statthalters von Neuenburg ſtehe, er dennoch kein Gericht fürchte.

„Aber mich, Herr," rief der Oberſt heftig, „und dieſen linken Arm, der den rechten im Grabe zu rächen hat! Sind Sie ein Ehrenmann: ſo werden Sie mir Genugthuung geben. Ich habe Ihnen zehntauſendmal den Tod geſchworen, und ich hätte einen einzigen Schwur ſchon mit Freuden gehalten. Ihr Unſern führt Sie in meine Hand. Können Sie mit Piſtolen umgehen?"

„Allerdings. Aber ich ſchlage mich nicht mit Hermionens Vater."

„Junger Menſch, ich werde Sie gehorchen lehren. — Gerade hier iſt Raum für uns. Sind Sie ein feiger Burſche, ſo ſchieße ich Sie wie einen tollen Hund zu Boden."

Mit dieſen Worten ließ er die Pferde halten. Er nahm zwei Paar Piſtolen aus den Halftern; das eine Paar mußte der Knecht in Verwahrung nehmen, das andere bot er ſeinem Gegner dar: „Wählen Sie; beide Piſtolen ſind von gleicher

Güte, beide wohl geladen! Wählen Sie, faſſen Sie zu, oder ich behandle Sie wie den gemeinſten Troßbuben."

„Ich erlaube Ihnen, mich niederzuſchieſſen; aber noch einmal, ich lege nicht auf Sie an!" ſagte Florian ganz gelaſſen: „An meinem Leben liegt mir nichts, an dem Übrigen mir Alles."

„Herr, Sie ſind die beiloſeſte Memme, die mir je in den Lauf gekommen iſt. Wie hat Hermione einem Menſchen Aufmerkſamkeit gönnen mögen, der keinem Ehrenmanne Rede ſteht, und nicht Genugthuung zu geben den Muth hat!"

„Sie haben Recht, Herr Oberſt, nach Ihren Begriffen Recht. Sie fordern Genugthuung für Ihren verlornen Arm. Sie verloren ihn aber im rechtlichen Kampfe. Sie fordern Genugthuung. Gut, ſagen Sie mir die Kugel durch den Kopf." Er nahm eine der Piſtolen und ſtellte ſich ruhig vor den Oberſten hin. Dieſer ging mehrere Schritte ſeitwärts durch das offene Gebüſch. Es war dieſelbe Stätte, wo ſchon dieſen Morgen der Zweikampf vorgefallen war. Despars ſah das Blut, ſuchte und forſchte weiter umher am Boden. „Was iſt das hier?" ſagte er: „Ich ſehe friſches Blut."

„Es iſt das Blut Ihres Jugendfreundes, des Hauptmanns Larmagne. Er zwang mich vor eini-

gen Stunden zum Zweikampfe, wie Sie, und auf eben dieſer Stelle, wie Sie."

„Wo iſt er?" rief Despars erblaſſend.

„Er liegt verwundet im Bellſchen Hauſe."

„Nun denn, Verdammter, ſo gilt es doppelte Rache und deinen oder meinen Tod!" ſchrie der Oberſt, und ſtellte ſich: „Hallob, vorwärts. Ich ſtehe. Sie haben den erſten Schuß. Keine Flauſen. Legen Sie an."

„Ich ſchieſſe nicht auf Hermionens Vater."

„Legen Sie an, zielen Sie. Ich ſchieſſe mit Ihnen zugleich."

„Sie zwingen mich nicht!" ſagte Florian, hob die Piſtole gegen den Gipfel einer Tanne, ſchoß, und die Nadeln fielen von den Zweigen. „Jetzt iſt der Schuß an Ihnen."

„Ich kenne dergleichen Theaterſtreiche. Die gelten bei mir nicht. Junger Menſch, bete dein Vater unſer; du haſt ausgelebt."

Der Oberſt ſenkte die gehobene Piſtole wieder, ſchien ſich zu beſinnen, hob ſie wieder und zielte. Florian ſah ihn ruhig zielen und ſagte: „Fehlen Sie nicht. Grüßen Sie das Fräulein von mir."

Der Oberſt drückte ab. Die Kugel pfiff dem Bündner am Kopfe vorüber. „Sie treffen ſchlecht!" ſagte Florian.

„Was?“ ſchrie Despars wie ein Raſender: „Auf zwanzig Schritte fehlen? — Die andern her!“

Er nahm aus den Händen des Knechts das zweite Paar Piſtolen, ließ Florian noch einmal wählen und nahm ſeinen vorigen Platz ein. Der Oberſt gebot den Schuß zu thun.

„Sehen Sie über ſich hinauf!“ rief Florian. Es flog ein Rabe in der Richtung über ihren Häuptern. Der Bündner ſchoß. Der Rabe ſtürzte ſenkrecht aus der Luft und fiel zu den Füßen des Kriegsmannes nieder.

Despars erſchrack und betrachtete das blutende Thier, das am Boden vor ihm umherzappelte. „Gut geſchoſſen!“ ſagte er: „Aber warum nicht auf mich?“

„Ich will nicht Blut von Hermionens Vater vergieſſen. Ich würde Ihnen aber auch den Thaler zwiſchen den Fingern weggeſchoſſen haben, ohne Ihre Haut zu verletzen. Es iſt an Ihnen. Ich erwarte Ihren Schuß. Grüßen Sie Fräulein Delory von mir.“

Despars ſchien etwas verlegen. Er legte an, zielte lange. Der Schuß fiel, zugleich auch rücklings von Florians Kopf deſſen Hut. „Sie zielten zu hoch!“ ſagte Florian gelaſſen, und hob den Hut auf, der von der Kugel durchlöchert war.

„Teufel!“ rief der Oberſt beſtürzt: „Bin ich behext, oder ſind Sie ſchußfrei?“

„Laden Sie noch einmal!“ ſagte Florian kaltblütig: „Wir ſtehen zu weit auseinander. Legen Sie das nächſtemal mir die Mündung dicht auf's Herz.“

Der ſterbende Rabe ſchlug mit den Flügeln die Füße des Oberſten. Er ſtieß das Thier von ſich, winkte dem Knecht und befahl ihm, eine Feder aus dem Rabenflügel zu ziehen. Florian eilte hinzu, riß ſelbſt die Feder aus und reichte ſie dem Oberſt.

„Er ſtarb für mich!“ ſagte Herr Deſpars: „Darum behalte ich die Feder zum Andenken dieſer Stunde. Sie müſſen ein braver Mann ſein. Sie haben mich zum Krüppel gemacht. Ich wollte Genugthuung für meinen rechten Arm. Sie haben ſie mir gegeben, und freilich auf eine etwas verdrießliche Weiſe. Umarmen Sie mich. Begleiten Sie mich zum Bellſchen Hauſe. Iſt Carmagne übel verwundet?“

„Nicht gefährlich; aber er litt Anfangs bedeutenden Blutverluſt!“ antwortete Florian. Der Oberſt fragte um die nähern Umſtände, und empfing treuen und ausführlichen Bericht.

„Begleiten Sie mich, lieber Freund!“ ſagte Deſpars: „Hermione iſt eine Schwärmerin. Sie

hat Sie verbannt, als den vermeinten Mörder ihres Vaters. Ich will ihr aber ſagen, daß ich mein Leben nur noch zum Denkmal Ihrer Großmuth trage."

Florian ſträubte ſich einige Zeit, änderte aber bald den Sinn und gehorchte dem Oberſten. Man ſteckte die Piſtolen ein. Der Knecht führte die Pferde voraus; die Verſöhnten folgten zu Fuß.

Despars erkundigte ſich nach Florians Namen und Verhältniſſen in Bünden. Sie ſprachen viel von den Aufruhren und Gefechten daſelbſt; dann von Hermionen und ihrem Umgang mit Florian. Despars faßte Hochachtung für ſeinen Begleiter. Mehrmals blieb er ſtehen, um ihm ſeine Bewunderung, ſeinen Beifall zu äuſſern, oder in derben Kraftſprüchen und Flüchen ſeinen Aerger über ſich ſelbſt, über Larmagne, über den Profeſſor Onyx und deſſen Felſenſprengen in dem Feentempel, oder über die alte, haldnärriſche Morne auszulaſſen, die, was ſie auf ihrem unſteten Leben erfuhr und erhorchte, oder aus glücklicher Zuſammenflechtung herausahnete und errieth, in ihrem abergläubigen Gemüthe zur Eingebung von höhern Mächten verwandelte.

„Junger Mann," ſchrie der Oberſt, und blieb wieder ſtehen, „das iſt ein verzweifelter Roman! Ich allein bin darin am ſchlimmſten

weggekommen, und zum verkrüppelten Einarm geworden. Aber ich kann Ihnen meine Achtung nicht versagen. Ich habe Ihnen Unrecht gethan. Werden wir Freunde! Wir wollen einander noch beſſer kennen lernen."

Mit dieſen Worten drückte der Oberſt den jungen Mann kräftig an ſeine Bruſt und küßte ihn.

27.

Der Ausgang.

Sie waren nicht mehr weit vom Bellſchen Hauſe. Da ſahen ſie faſt alle Bewohner deſſelben daher eilen, Frau Bell mit ihrer Tochter und Nichte, Georg, den Vater Stafford und Profeſſor Onyx. Allen flog Hermione mit freudeglühenden Wangen voran, mit zuckenden Lippen, mit der Thräne der Seligkeit im Auge. Und unter einem Ach! aus dem Tiefſten der Bruſt umklammerte ſie den Stiefvater, den Alle als einen Wohlbekannten und Vertrauten mit ihren Glückwünſchen umringten und bewillkommnten.

„Laßt ſich die Leutchen ſatt freuen!" ſagte endlich Vater Stafford zu Georg und Florian: „Wir gehen unterdeſſen heim, wo wir Drei einander genug zu erzählen haben. Hier ſind wir

nur überflüſſige und ſtörende Figuren. Am Abend kommen wir wieder, Frau Bell."

„Nimmermehr werd' ich das erlauben!" rief Frau Bell: „Nimmermehr, lieber Nachbar. Haben uns Entſetzen und Schrecken zuſammengeführt, ſoll uns die Freude nun trennen? Wir bleiben Alle beiſammen, wie wir ſind; wir ſoci-ſen mit einander. Es gibt ein einfaches Mahl, aber das froheſte im ganzen Fürſtenthum. Fort, beginnen wir Alten den Zug!" So ſprach ſie, und gab dem Vater Staffard den Arm und wanderte mit ihm dem Hauſe zu. Die Andern folgten langſam. Florian ſtand im Hintergrunde.

„He!" rief Despars, und ſah ſich nach ihm um: „Und der Verbannte ſoll verbannt bleiben? Hermione, du mußt ihm verzeihen, wie ich ihm verziehen habe. Er ſcheint auf gutem Wege zu ſein, mein rechter Arm zu werden. Er darf unſerm Feſte nicht fehlen. Geh, Hermione, und führ' ihn ſelbſt, und mit Gewalt, wenn er in Güte nicht will."

Hermione ging oder vielmehr flog zu Florian. Entzücken und Liebe brannten in ihren Blicken. „O mein theurer, o mein edler Freund!" liſpelte ſie tief erröthend, und bot ihm die Hand. Sie folgten Beide den Uebrigen in's Haus.

Nun erſt verbreitete ſich in zahlloſen Fragen

und Antworten, Erzählungen und Unterbrechungen Licht über alles Geſchehene. Man beklagte den armen Larmagne, der an der Luſt des ſtürmiſch-frohen Tages nicht Theil nehmen konnte. „Ha!“ ſagte der Verwundete, „ich büße meine eigene Schuld. Und du, danke Gott,“ rief er dem Oberſten Desvars zu, „daß der Ehrenmann dort klüger und großmüthiger war, als du. Er führt die Klinge als Meiſter. Wir tragen beide das ewige Wahrzeichen.“

„Und ich,“ ſagte der Oberſt, „noch die Rabenfeder dazu! Aber — holla, nichts zu vergeſſen, ich ...“ Da ſah er Hermione am Fenſter in trautem und lebhaftem Geſpräch mit Florian. Sie ſchwebte in wahrhafter Verklärung vor dem Jüngling. Desvars nickte bedeutſam mit dem Kopfe, und nahm dann Hermione und führte ſie in's Freie hinaus, und redete lange mit ihr. Als er ſie zurückführte, nahm er den Vater Staffard auf die Seite; ſo einzeln Jeden, ſelbſt den Profeſſor Ouvz. Mit Allen hielt er geheime Unterredung. Jeder mußte ihm, was er von dem Flüchtling wußte, mittheilen.

„Ich merk' es wohl,“ rief er, „er ſelbſt muß mein rechter Arm werden.“ Und da man ſich zum Gaſtmahl niederſetzte, ordnete er an, daß Hermione an ſeiner und Florians Seite bleiben

mußte. Und als die Gläſer ihm zu Ehren erklangen, rief er: „Nein, der Held des Tages bleibt der Flüchtling im Jura. Mein Freund Larmagne und ich ſind ihm das Leben ſchuldig; aber Hermione ſoll ihm für uns beide zahlen. Küſſe ihm den Brautkuß, Hermione. Und wär' er minder reich an Gütern, er wäre deiner Liebe nicht minder würdig. Selbſt als er mich in ſeinem Dorfe zum Krüppel machte, hatte er Recht! Küſſe ihm den Brautkuß!"

Hermione ließ ſtumm die Hände in den Schoos ſinken, und ward feuerroth. Georg und Claudine ſprangen haſtig von ihren Stühlen und herzten den Oberſten, und bedeckten ihn dankbar mit ihren Küſſen. Dann ſchlangen beide ihre Arme um die blode Freundin und den blöden Freund, und legten ſie an einander, Lippe an Lippe.

„Ach!" ſeufzte Hermione.

Da ſteckte die alte Morne den grauen Kopf durch die halb offene Thür, und muſterte mit ſchnell umherfliegenden Blicken die Gäſte am Tiſche. Dann nickte ſie freundlich und rief: „Gott hat Alles wohl geloſet!"

Vergebens rief man ihr zu, hereinzutreten. Sie ſchloß die Thür, eilte davon, und ging mit langen Schritten und heftiger Bewegung der Hände, im Selbſtgeſpräch, über die Felder hin.

Hier können wir unſere Erzählung füglich enden. Denn daß die Familien Bell und Staffard nach einigen Monaten von der Feenhalde ſchieden und in's ſüdliche Frankreich zogen, wird die wenigſten Leſer intereſſiren; vielleicht mehr, daß im Oktober auf dem Landhauſe zu St. Amar Hermionens und Claudinens Vermählung mit den unzertrennlichen Freunden gefeiert ward.

Der
Freihof von Aarau.

1.

Des faulen Friedens Ende.

Man weiß es ſehr gut, daß Leſer und Leſerinnen, beſonders wenn ſie Erheiterung ſuchen, die Vorreden nicht lieben. Diesmal aber kann ihnen ſelbſt Rom keine Dispenſation vom Leſen der meinigen geben, wenn ſie anders als Ehrenleute in den Freihof treten wollen, nämlich durch die zu öffnende Pforte des Burggrabens. Die Vorrede iſt der Schlüſſel. Wer auf die Ringmauer ſteigt, wird freilich auch ſehen, was im Freihof vorgeht; aber nur das Dach, nicht das Haus; nur die Kappe, nicht das menſchliche Antlitz.

Es iſt bekannt, daß die Schweizer ehemals mit Adel und Geiſtlichkeit viel abzuthun hatten, ehe ſie ihr bürgerlich freies und glückliches Heimweſen bequemlich einrichten konnten. Beſonders war der Adel und das Haus Oeſterreich in der nordöſtlichen Hälfte der Schweiz noch im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ſehr mächtig und begütert. Da lagen die Beſitzungen und Rechte des Erzhauſes zwiſchen den Rechten und Beſitzungen der freien Reichsſtädte und Reichsländer der

Eidsgenoſſenſchaft in bunteſter Verwirrung durch einander, die durch menſchliche Klugheit ſchwer zu ſchlichten geweſen wäre.

Was Schwert und Witz der Sterblichen nicht vermochten, leiſtete mit einem einzigen Schlage das Schickſal.

Die durch Huſſens Scheiterhaufen berühmt gewordene Kirchenverſammlung zu Konſtanz hatte dem Gegenpapſt Johann die dreifache Krone abgeſprochen. Herzog Friedrich von Oeſterreich nahm den verunglückten Statthalter Chriſti trotz dem in Schutz, was den heiligen Vätern in Konſtanz großes Aergerniß ſein mußte. Sie ſchleuderten alſo ihren feurigſten Bannſtrahl gegen ihn, „intemal er, gleich Pharao, ſein Herz verſtockt, und wider die Thränen der nothleidenden Kirche, gleich einer Schlange gegen den Beſchwörer, ſeine Ohren verſtopft habe.“ Vermuthlich hätte ihr Bannſtrahl auch ſchon zu jener Zeit mehr geblitzt, als gezündet, wenn ihnen nicht der weltliche Arm Siegmunds von Böheim, des römiſchen Königs, hilfreich geworden wäre.

Dieſer Fürſt, der den Mangel innerer Kraft und äuſſerer Macht durch Prunk zu erſetzen oder zu verhüllen glaubte, hatte in denſelben Tagen die Freude genoſſen, vielen Reichsſtänden ihre Lehen mit allem Gepränge damaliger Zeit zu ertheilen. Nur der mächtigſte Herr in dieſen Ge-

genden Deutschlands, Herzog Friedrich, hatte es abgelehnt, nach Konstanz zu kommen. Die schmerzlich gekränkte Eitelkeit des Königs trat daher willig mit dem Zorn der heiligen Versammlung in Bund. Er erklärte den Herzog seiner Länder verlustig. Leider fehlte es dem König aber an Geld und Soldaten, der Achtserklärung Nachdruck zu geben. Er wandte sich also an die Eidsgenossen, ermunterte sie, sich der Besitzungen Oesterreichs in ihren Nachbarschaften zu bemeistern, und gab ihnen alle Hoffnung, daß sie Eigenthümer ihrer Eroberungen bleiben sollten.

Zum Unglück hatten die Schweizer erst drei Jahre vorher dem Herzog einen fünfzigjährigen Frieden geschworen. Und wiewohl sie bisher mit dem Erzhause in beständigen Kriegshändeln gewesen waren, hielten sie es doch für unehrlich, nun der Herzog im Unglück sei, wider ihn Krieg zu erheben und den Eid zu brechen. Hingegen der Adel im Thurgau und Schwabenland war darin weniger gewissenhaft. Er hoffte sich Land und Leute, Lehen und Reichsfreiheit zu erobern, fiel vom Herzog ab und begann die Fehde.

Als dies die Eidsgenossen sahen, und die heiligen Väter von Konstanz, kraft des Binde- und Löseschlüssels, ihnen wegen der Sünde des Eides- und Friedensbruches beruhigende Zusicherungen gaben: wurden sie doch nach guter Beute gelustig.

Bern zuerſt. Es rückte mit aller Mannſchaft und grobem Geſchütz in den offenen, wehrloſen Aargau ein, längs den Ufern der Aare hinab. Schnell folgten Solothurn und Freiburg unter des heiligen Reiches Bannern. Nun wollten auch Zürich und Luzern und die übrigen Schweizer nicht zurückbleiben, und ſich ihres Antheils verſichern. In wenigen Tagen war alles öſterreichiſche Erbland in Helvetien von ihnen beſetzt. Was Jeder gewonnen, behielt er und genoß es, doch nur in den beſchränkten Rechten, wie es vorher vom Hauſe Oeſterreich beſeſſen worden war.

In den durch Ueberraſchung faſt blutlos eroberten Landen ſaß damals auf Burgen und Schloſſern ein zahlreicher Adel. Dem war es wenig gelegen, mit gemeinen Bürgern und Bauern zu halten. Er zählte ſich lieber zum Planetenſyſtem einer königlichen Sonne, von deren Strahlen er ſeinen Glanz borgen konnte. Doch aus der eiſernen Noth machte er eine bleierne Tugend. Er gehorchte den Schweizern mit dem heimlichen Vorſatz, früh oder ſpät wieder dem Hauſe Oeſterreich zu Ehren und Rechten zu helfen.

Unter allen Edeln im helvetiſchen Hochland war zu jener Zeit der Graf von Toggenburg der güterreichſte. Seine Lande erſtreckten ſich von den Grenzen Tirols, aus dem rätiſchen Gebirge abwärts, bis zum Zürichſee. Mit den Eidsge-

noſſen hielt er aus Klugheit gute Freundſchaft. In der Stadt Zürich hatte er Burgrecht, im Lande Schwyz Landrecht. Er mochte noch große Entwürfe hegen, als er ohne nahe Verwandte ſtarb, und ohne ein Vermächtniß zu hinterlaſſen.

Indeſſen zu einer ſtattlichen Erbſchaft finden ſich bekanntlich die Erben leicht. Unter denſelben erſchienen auch, und am lauteſten, Zürich und Schwyz. Die Züricher wollten ihn als ihren Mitbürger, die Schwyzer ihn als ihren Mitlandmann beerben. Die übrigen Orte der Eidsgenoſſenſchaft ſuchten den Streit, nach hergebrachter Ordnung, ſchiedsrichterlich zu vermitteln. Vielleicht wäre es gelungen, hätten nicht die beiden kleinen Freiſtaaten Männer an ihrer Spitze gehabt, die ſich perſönlich haßten.

In Zürich war nämlich der Ritter Rudolf Stüſſy Bürgermeiſter, ein hochfahrender Mann, ſtark, groß und kräftig von Geſtalt, klug in ſeinen Beſchlüſſen, feſt in ſeinem Willen. Was er ſich einmal vorgenommen hatte, drückte er durch, wie der alte Tſchudi ſagt. Unter allen damaligen Eidsgenoſſen ſtand ihm an Staatsklugheit und Starkmuth keiner ſo gleich, keiner ſo gewaltig entgegen, als der Landammann Itel Reding von Biberegg. Dieſer war der Halbgott ſeiner Landsleute, der Schwyzer. Vermittelſt ſeiner

Leutseligkeit, seiner volksmäßigen Beredsamkeit, seines geschwinden Rat'es und unerschütterlichen Wesens im Sturm der Landsgemeinde oder der Schlacht, wußte er die trotzigen, freien Alpenhirten wie ein unbeschränkter Fürst zu beherrschen.

Stüssy und Reding waren schon mehrmals hart aneinander gerathen, nun über das Erbe von Toggenburg am unversöhnlichsten. Sobald Stüssy bemerkte, daß sich die Eidsgenossen mehr auf die Seite der Schwyzer neigten, griff er zu den Waffen. So brach der Krieg aus. Umsonst suchten die benachbarten Städte und Grafen, die Eidsgenossen und die Kirchenversammlung zu Basel Versöhnung zu stiften. Stüssy sandte seine letzte Erklärung in das Lager der Schwyzer: „Habt nun die Wahl, ihr Schwyzer. Entweder losen wir unsern Streit mit dem Schwert, oder wir ziehen ihn, als Reichsglieder, vor den Kaiser." Die Schwyzer antworteten: „Wohl ehren wir des Kaisers Recht; aber unter Eidsgenossen gilt eidsgenössisches Recht."

Als Zürich unbeugsam blieb, erhoben alle Eidsgenossen ihre Waffen gegen die stolze Stadt, und zwangen sie zu einem Frieden, der eben so schmerzhaft für die Ehre, als für das Gut der Stadt wurde. Das ertrugen die Züricher nicht. Sie wandten sich heimlich an den römischen König, Friedrich von Oesterreich; warben um seinen Bei-

land gegen die Eidsgenossen; spiegelten ihm vor, wie sie mit andern benachbarten Herren und Städten eine neue Eidsgenossenschaft unter der Hoheit Oesterreichs bilden, ja wieder zum Besitz der dem Erzhause früher entrissenen Erblande helfen könnten.

Friedrich, der Enkel des in der Freiheitsschlacht bei Sempach erschlagenen Herzogs Leopold, war ein schlau berechnender, verschlossener, aber andächtiger Herr. Er ging betend seinen leisen, langsamen, aber sichern Gang, immer dem Ziel entgegen. Und eins seiner Lieblingsziele blieb, das wieder zu erwerben, was sein Haus durch das Unglück voriger Zeiten in der Schweiz verloren hatte. Er selbst ging nach Zürich, ließ aber vorher durch seine Getreuen die Gesinnungen des Adels und der Städte des Aargaues ausforschen; dann reisete er nach Aachen zu seiner Krönung, wo er mitten unter den Feierlichkeiten derselben den Bund mit Zürich, zu gemeiner Vertheidigung, unterschrieb.

Kaum verbreitete sich davon das Gerücht durch die ganze Eidsgenossenschaft, und daß der romische König von Anerkennung seiner ehemaligen Hausrechte an dem Aargau rede, ward allgemeine Unruhe. Nun erschien der König selbst mit glänzendem Gefolge in Zürich. Aller Adel drängte sich hoffnungsvoll um ihn her. So reisete er durch

den Aargau, mit leutseliger Huld und Freigebigkeit die Städte und das Volk zu gewinnen; dann auch gen Solothurn und Bern und Freiburg. Aber seine Anwesenheit machte den geheimen Zorn der Eidsgenossen nur Kumm, nicht blind. Kaum hatte der König die Schweiz verlassen, brach der allgemeine Unwille aus, nicht zuerst so laut bei den Regierungen, als beim Volk. An den Grenzen der Kantone Zürich und Schwyz oder Glarus neckten sich die Gemeinden. Kampflustige junge Leute zogen kriegerisch gegen einander auf, und forderten sich hohnbietend heraus. Nichts erweckte in den Eidsgenossen schwereren Grimm, als da sie auf den Kleidern der Züricher zum erstenmal das alte Zeichen, nämlich das weiße Kreuz, vermißten, woran sich Eidsgenossen in den Schlachten zu erkennen gewohnt waren, und statt dessen das österreichische rothe Kreuz erblickten. Nun wurde der Name der Oesterreicher Fluch, und von Mauern und Kirchenfestern, Thoren und Denkmalen wurden die Wappen Habsburgs herabgerissen und zerschlagen.

Die Züricher stellten zwar den übrigen Ständen der Eidsgenossen vor, daß sie in ihrem Bunde mit Oesterreich die eidsgenössischen Bünde vorbehalten, und durchaus friedfertige Gesinnungen hätten. Allein wer hätte ihnen glauben mögen? Inner ihren Mauern saß nun Markgraf Wilhelm

von Hochberg und Rötteln, der Herrschaft von Oesterreich Statthalter in den vordern Landen, welchem der König alle Geschäfte in seinem Namen zu führen übergeben hatte; Thüring von Hallwyl, aus dem aargauischen Adel, in des Königs Diensten, war Kriegsoberster zu Zürich, und die Stadt wimmelte von fremden Soldnern und Kriegsknechten, die auch Rapperswyl am Zürichsee besetzt hielten, und dort grausamen Muthwillen mit den Leuten trieben, die aus Schwyz, Glarus oder Zug dahin zu Markte kamen. Alles Unterhandeln und Vermitteln blieb eitel. Der Grimm des Volks forderte Krieg gegen die abgefallene Stadt. Von allen Seiten kamen Boten nach Zürich mit den Absagebriefen der Eidsgenossen an den Herzog von Oesterreich und an die Stadt. Die Banner beider Theile brachen gegen einander auf, und der Bürgerkrieg erneuerte alle seine Gräuel.

Die Eidsgenossen, in den meisten Gefechten und Treffen Sieger, verwüsteten die schönen Ufer des Zürichsees. Nachdem die erste Wuth ausgetobt, nachdem unter der Gewalt der Eidsgenossen Bremgarten, Regensberg und Grüningen gefallen, die Vorstädte von Zürich selbst schon eingenommen, Bürgermeister Stüssy und viele Andere im Kampfe für die Stadt erschlagen, Laufenburg und Rapperswyl belagert und in großer Noth

waren, ließ man sich's endlich gefallen, von Waffenstillstand zu reden.

Es ritt von Zürich hinauf ins Lager der Eidsgenossen der Bischof von Konstanz, und mahnte zur alten Liebe. Das hohe Alter und die salbungsvolle Beredsamkeit des übelmögenden kranken Herrn rührte die Häupter und Gemeinen der Eidsgenossenschaft. Es ward also im Felde vor Rapperswyl, am St. Laurenzen-Abend 1443, ein Stillstand der Waffen geschlossen, welcher bis zum St. Georgentag des Jahrs 1444 dauern sollte. Die Schlachthaufen allerseits zogen indessen in ihre Heimathen zurück. Das Volk jedoch murrete unzufrieden und nannte diese Ruhe, welche nur eine Erholungsfrist für Zürich und Oesterreich sein würde, den elenden oder faulen Frieden.

Das Volk hatte Recht. Der kurze Zeitraum wurde weniger zur Herstellung einer dauerhaften Versöhnung, als zu größern Rüstungen benutzt.

Der Markgraf Wilhelm von Hochberg, des Kaisers Statthalter, nachdem er sich mit den Herren und Städten, die zu Oesterreich hielten, beredet hatte, sandte den Ritter und Freiherrn Thüring von Hallwyl nach Deutschland an den kaiserlichen Hof, um dort kräftigern Beistand auszuwirken. Allein der Kaiser gerieth nicht in geringe Verlegenheit. Denn die mächtigsten Fürsten des Reichs, nur für sich besorgt, zeigten gar

eine Neigung, ihm zu helfen und das Haus Habsburg zu vergrößern. Friedrich, nur um das nöthige Geld zu schaffen, mußte viele seiner Herrschaften, Burgen und Städte verpfänden. Er schickte Boten an Bern und Solothurn, diese mächtigen Orte von der Theilnahme an den Schweizerbändeln abzumahnen; und Boten an den König von Frankreich, der als ein vorzüglicher Gönner und Beschützer des Adels galt, daß er ihm Hilfe gegen die unzähmbaren Eidsgenossen in ihren Gebirgen zukommen lasse.

Früher schon hatte der Markgraf von Hochberg den gewandten Unterhändler, Herrn Peter von Mörsberg, mit glänzender Begleitung von Freiherren, Rittern und Edelknechten, an den französischen Hof in gleicher Absicht gesandt. Herr Peter, schlau, von gefälligen Sitten und der französischen Zunge mächtig, war in seiner Unterhandlung um so glücklicher gewesen, da Frankreich von Schaaren unbeschäftigten Kriegsvolks wimmelte, die bisher zu den Kriegen gegen Burgund und England und in den bürgerlichen Unruhen gedient hatten. Diese zuchtlosen und zahlreichen Horden, die man Armagnaken hieß, weil sie Graf Bernhard von Armagnac, Connetable von Frankreich, hierzu geworben, und nach ihm auch sein Sohn, Johann von Armagnac, befehligt hatte, waren die Plage und der Schrecken des Landes gewor-

den. Sie wurden von den Franzosen selbst nur Schinder geheißen. Nichts Gräuelvolleres war, als diese Rotten im Kriege zu sehen, die mitten im Frieden nirgends Raub und Mord scheuten.

Sie nun versprach der König von Frankreich dem Kaiser. Auch der Papst ermunterte so dringend, wie der Kaiser, die Armagnaken bald in die Schweiz zu senden, denn er schmeichelte sich, die Erscheinung derselben vor Basel werde die ihm lästige Kirchenversammlung auseinandersprengen, welche damals in dieser alten Stadt ihre Sitzungen hielt. Dem Könige von Frankreich aber selbst kamen die Bitten des Kaisers und des Papstes wohlgelegen, weil dabei für seine eigene Krone Eroberungen zu machen waren. Er ließ die furchtbaren Armagnaken zusammenziehen, und bot dazu noch frisches Kriegsvolk auf, also, daß er ein für jene Zeiten gewaltiges Heer von fünfzigtausend Mann zusammenbrachte. Davon sollten zweiunddreißigtausend mit dem Dauphin gegen Basel ziehen. Zugleich verkündete er: „Das gestalten der allerchristlichste König von dem römischen Kaiser gegen die Unternehmungen der Schweizer, dieser geschworenen Feinde aller von Gott veranstalteten Gewalt, besonders des Hauses Oesterreich und gesammten Adels um Hilfe ersucht worden; welchem Begehren der König um so eher Statt zu geben sich veranlaßt gefunden, als die

Krone Frankreich seit vielen Jahren der natürlichen Grenze ihres Reiches, die nämlich der Rheinstrom wäre, unbillig beraubt sei, und er dieselbe herzustellen habe."

Während dieser Rüstungen war indessen die Frist des faulen Friedens fast verstrichen. Noch hatten sich die sieben Orte der Eidsgenossenschaft mit Zürich nicht ausgeglichen. Zweimal war schon durch den Bischof von Konstanz vergebens ein Tag zu Baden im Aargau angesetzt worden, um den Frieden zu vermitteln. Nun aber Peter von Mörsberg aus Frankreich zurück nach Zürich kam, und zwar ein tröstliches Bild von den ungeheuern Rüstungen des allerchristlichsten Königs entwarf, aber zugleich erinnerte, daß sich der Heranzug der Heeresmacht noch verzögern könne, fand man allerdings gerathen, die Unterhandlung zu Baden zu beginnen, um Zeit zu gewinnen.

Also reiseten die eingeladenen Boten der sieben eidsgenössischen Orte, der Städte Basel und Solothurn, Thurgau's und Appenzells und anderer den Schweizern befreundeten Landschaften nach Baden im Aargau. Von der andern Seite erschienen im Namen der Herzoge von Oesterreich Markgraf Wilhelm von Hochberg, mit vielen Edelleuten, die Abgeordneten der Städte Zürich, Winterthur, Rapperswyl, Freiburg im Uechtland,

Laufenburg, Waldshut und Seckingen. Dazu kamen noch die Gesandten der Herrschaft Würtemberg und mehrerer Reichsstädte. Die Bischofe von Konstanz und Basel, als Vermittler, mit großem ritterlichen Gefolge, trafen ebenfalls ein, nebst zweien Herren der Kirchenversammlung von Basel.

Den Vermittlern war es ehrlicher Ernst um den Frieden. Es schien ihnen derselbe leicht, wenn einerseits Zürich das österreichische Bündniß, andererseits die Eidgenossenschaft ihre über Zürich gemachten Eroberungen aufgeben würde. Denn dies waren für beide Parteien die Hauptsteine des Anstoßes und die Quellen des Zwiespalts. Allein es kamen, wohl nicht ohne Absicht, noch ganz andere Fragen zur Sprache, welche Alles von Neuem verwirrten. Die Eidgenossen, mit aller Ehrfurcht für die vorgeschlagenen Richter, erklärten: „Euer Gnaden und Lieb. noch Niemand wird uns verargen, daß wir ungern von unserm Bundesrecht gehen, und nicht fremdes, sondern eidgenössisches Recht begehren, das bisher in den größten Bewegungen verehrt worden." — Dann trat der Markgraf auf und sprach: „Von wegen des zwischen meiner gnädigen Herrschaft und den Eidsgenossen bestehenden Friedens, und wer denselben gebrochen, darüber stehe auch ich bereit, einen Rechtsspruch zu nehmen. Da die Eidgenossen vermeinen, dem Reich zuzugehö-

ren: so biete ich ihnen Recht vor Churfürsten, Fürsten und Städten des Reichs und so weiter." — Dann entgegnete Itel Redings Sohn, der Eidsgenossen Redner und Fürsprecher: „Wir sind auf keinen Rechtshandel mit dem Hause Oesterreich bevollmächtigt, sondern auf gütliche Wiedervereinigung mit unsern alten Eidgenossen von Zürich. Gnädige, liebe Herren, wir haben uns mehr, denn genug eingelassen und erboten; begehren von Oesterreich nichts, als daß es derer von Zürich müßig gehe und uns lasse schaffen mit unsern Bünden, wie wir gedenken recht zu thun. Hat Oesterreich an der Eidsgenossenschaft etwas zu fordern, möge es der Herr Markgraf unsern Städten und Ländern vortragen, so wird er eine Antwort bekommen, wobei wir mit allen Ehren bestehen mögen."

So ward zu Baden zehn Tage lang hin und her geredet. Als aber der Markgraf von Hochberg zuletzt verlangte, man solle nur den Waffenstillstand verlängern, und als hingegen die eidgenössischen Gesandten das Gerücht vom Anzuge des französischen Heeres gegen die Schweizergrenzen vernahmen: ward Alles abgebrochen.

„Nichts mehr von diesem faulen Frieden!" riefen die Eidsgenossen: „Fort! Gott und unser

Arm helfe uns zu unserm Recht! Hier stinkt es nach Betrug und Verrath!"

So fuhren die Kardinäle, Bischöfe, Grafen, Herren und Boten aller Städte jählings auseinander und ritten den letzten Tag des Märzes 1444 noch spät Abends zu den Thoren von Baden hinaus nach ihren Orten.

Nur Markgraf Wilhelm und Herr Peter von Mörsberg blieben folgendes Tages in ihrer Herberge, weil sie wegen des Zuges der Armagnaken vieles zu bereden hatten. Auch waren noch einige Herren gen Baden gekommen, um den Markgrafen zu suchen und seine Befehle zu holen.

Jetzt lag dem kaiserlichen Staathalter vor Allem daran, die Städte des Aargau's und noch mehr den aargauischen Adel zu thätiger Mitwirkung für das Haus Oestreich zu bewegen und von Bern abspenstig zu machen. Dazu erschien ihm Ritter Marquard von Baldegg willkommen, der desselbigen Tages in Baden eingetroffen war. Dieser, dessen Väter in den Schlachtfeldern von Morgarten und Sempach für Oestereich gefallen waren, dessen Stammburg am Baldegger-See die Eidsgenossen schon vor mehr denn hundert Jahren zerstört hatten, war jetzt im Besitz des Schlosses Schenkenberg, einer der größten Herrschaften im Aargau, und der bitterste Feind

der Eidgenossen. Obgleich mit Bern verburgrechtet, und dort mit den Bubenbergen verwandt, hatte er doch den Bernern auf ihren letzten Kriegszügen gegen Laufenburg und Zürich mancherlei Bosheit und Schaden zugefügt. Darum war er einige Zeit aus Schenkenberg vertrieben und seine Burg durch die Berner mit achtzig Mann besetzt worden. Nur durch die Fürbitte des Bischofs von Basel und gegen Erlegung von zweitausend Gulden hatte er wieder den Besitz seines Gutes empfangen.

Nun Marquard durch den Markgrafen die zuverlässige Anzeige vom Anzuge des Dauphins und der Armagnaken vernahm, schöpfte seine Rachsucht neuen Muth. Er erbot sich zu Allem. Die im Juragebirg mächtigen Freiherrn von Falkenstein waren ihm durch seinen Bruder Hans verwandt; aller Adel im Targau und Breisgau ihm befreundet.

„Vor Allem aber", sagte der Markgraf am Ende der Unterredung und eilfertig — denn zur Abreise standen schon die Rosse auf der Straße und der Mittag war vorüber: — „Vor Allem trachtet die Städte zu gewinnen! — Machet Euch selber an Brugg. Folgen doch dieser Stadt die Banner Eurer Herrschaft. Die Falkensteine sind dort auch wohlgelitten. Macht's mit dem alten Schultheiß Effinger daselbst so gut Ihr's könnt.

Und dann versuchet Aarau. Da vermag mein schmucker Träumer, der Gangolf Trüllerey, das Beste. Ich erwarte seine Heimkehr von Schaffhausen, wohin ihn Herr Peter von Mörsberg während der Heimkehr aus Frankreich geschickt hatte. Findet Ihr ihn, so melder ihm meinen Willen. Nun müssen wir das Echte dran setzen, das stolze Bürger- und Bauerngesindel zu demüthigen, oder aller Adel in den vordern Landen geht aus, was Euer verhüten wolle!"

Marquard versprach, zuerst über Zurzach in den Schwarzwald und Breisgau zu reiten, um die Ritterschaft zu wecken; dann die Falkensteine zu suchen, um den Aargau zu bewegen. Der faule Friede war erst nach dreiundzwanzig Tagen am vollen Ende. Man schied. Der Markgraf reis'te nach Zürich. Auch Marquard schwang sich auf's Roß und jagte, von seinem Knecht begleitet, durch die engen und krummen Straßen der Stadt zum Thor hinaus. Der Regen rauschte in Strömen von den Giebeln und Dächern.

2.

Die Gesellschaft.

Er ritt bald gemach, als er, über die Limmatbrücke und die kleinen Bäder hinaus, in's Freie gekommen war, wo die Fahrstraße steil und

zur Höhe hinaufstieg. Die rauhen Wege waren von anhaltenden Regengüssen noch ungangbarer geworden. Der Himmel hing wie ein einfärbiges graues Gewölbe über ihm, das sich rechts auf die Felsenmauern und finstern Wälder des Siggisberges zu stützen schien. Links jenseits des Limmatstroms schwamm die Landschaft im falben Nebel des Regengestöbers, mit ungewissen Umrissen. Noch standen die Bäume laublos, in winterlicher Oede. Nur die geschwollenen Knospen der Kirschbaumzweige und einzelne Frühblümchen, die sich in den Wiesen oder Felsblöcken gegen die rauhe Jahrszeit verbargen, kündeten die Nähe des Lenzes an.

Herr Marquard schlug den Mantel fester um sich, denn der Wind zog kalt und scharf. Fast gereuete es ihn, die warme Herberge von Baden verlassen zu haben. Und als er nach einigen Stunden, aus dem Siggenthal hervorgekommen, sich von der Limmat ab und rechts um das schroffe Gebirg in die Ebene gegen den Wald wandte, däuchte ihn fast klüger, das näher gelegene Städtlein Brugg jenseits der Aar zu suchen, statt die Straße nach Zurzach und dem Rhein zu verfolgen.

Wie er mit diesen Gedanken beschäftigt und fast am Scheidewege war, der seitwärts zur nahen Aar und zur Stilli führte, erblickte er von ferne

einen Reitersmann, welcher ihm aus dem Walde entgegenkam. Derselbe flog zwischen den hohen Tannen und Eichen durch den Regennebel wunderschnell heran. Er hatte einen grünen Mantel mit goldenen Spangen um sich geworfen, und die graue Filzkappe, der Nässe willen, über die Ohren niedergekrämpt. Auch die rothe und weiße Feder der Kopfbedeckung, vom Wasser verunstaltet, war mit breiter goldener Hafte daran befestigt.

„Willkommen, Herr Marquard!“ rief der Reiter und hielt das Roß plötzlich an, indem er sich den Filz aus den Augen rückte und das schönste Gesicht eines jugendlichen Mannes sehen ließ.

„Straf mich Gott, Ihr kommt mir zur rechten Stunde!“ schrie der Herr von Baldegg fröhlich: „Wohin so eilends, Herr Gangolf Trüllerey?“

„Nach Baden, zum Markgrafen.“

„Ihr könnt Euch den Weg sparen, wenn Euch nichts Dringendes treibt. Alles ist auseinander seit gestern. In drei Wochen hebt der Tanz von neuem an; und so uns die Armagnaken nicht im Stich lassen, machen wir, wills Gott, mit dem Bauerngesindel diesen Sommer den Kehraus. Darauf fegen wir die Städte. Straf mich Gott, ich will's meiner lieben Vetterschaft zu Bern einsalzen, daß sie mich bis auf die Haut geschoren hat. Mit ihrem besten Rathswein sollen mir die Schelmen die Fäßer im Keller von Schenkenberg wieder

füllen, die ſie leer geſoffen haben. Und meine rothen Schinken, breiten Speckſeiten und Würſte ſollen ſie mir zehnfach erſtatten, oder ſtraf mich Gott, ich vertheile die Kerle, und hänge ſie ſelbſt in die Rauchkammern."

„Wißt Ihr, Herr Marquard, ob der Markgraf nach mir begehrt?" fragte Gangolf Trüllerey.

„Er gab mir Aufträge für Euch, bevor er nach Zürich zurückritt. Ihr ſollet Hand anlegen und uns Andern helfen, den Aargau aufrütteln. Denn diesmal gilt's, oder ſo lange die Welt ſteht, nimmer wieder. Euch iſt Aarau auf die Seele gebunden. Die Stadt muß den Bernern abſagen, und ſich zu ihrem rechtmäßigen Herrn, dem römiſchen König, wenden, wie Zürich, Winterthur, Rapperswyl, oder es bleibt von ihr kein Stein auf dem andern. Das ſagt Euern Schultheißen, Klein- und Großräthen und der ganzen ehrſamen Burgerſchaft. Doch fangt's geſcheut an, daß die Berner nichts wittern! Verdammt fein müßt Ihr's antaſten. Zu Bern der Schultheiß Erlach hat eine ſpitze Naſe."

„Sonſt habt Ihr nichts anderes zu ſagen?"

„Straf mich Gott, zwei Tage und zwei Nächte hätt' ich zu berichten von Allem was in Baden gehandelt worden iſt und was nun geſchehen ſoll. Aber ſind wir nicht Narren, hier unter freiem

Himmel in Koth und Regen zu halten? Das kalte Waſſer tritt mir durch Mantel und Haut ans Herz. Wär' ich Tropf in Baden geblieben, da gab's vollauf! Die Wirthe hatten ſich's nicht verſehen, daß die Tagherren ſo bald auseinander fliegen würden, als wär' ein Donnerſtrahl zwiſchen ſie gefahren. Das Mahl koſtete dem Mann fünf Schilling Haller, und ein Pferd Tag und Nacht auch fünf Schilling Haller. Mich reut der Auerhahn noch, den ich zu Mittag heut nicht anrührte."

„Und wohin wollt Ihr, Herr Marquard?"

„He, nach Zurzach, wäre das Nordwetter beſſer. Jetzt lenk' ich, Euch zu gefallen, nach Brugg ein. Denn dahin geht Ihr doch nun, Herr Gangolf. Ihr ſeid von ſchönen Augen erwartet, die Ihr lange nicht geſehen. Eure verlobte Braut iſt ſeit zehn Tagen in Brugg."

„Wißt Ihr's gewiß?" ſagte der junge Mann, und ſein ernſter Blick ward ſchimmernder, und ein flüchtiges Roth färbte ſeine Wangen.

„Ob ich's wiſſe? Kehrte nicht Hans von Falkenſtein mit ſeiner Tochter bei mir ein auf der Heimreiſe? Und vorgeſtern ſah ich Jungfrau Urſula beim Schultheißen Effinger. Fort, tröſtet das Fräulein wegen Eurer langen Abweſenheit. Unterwegs plaudern wir noch vieles ab."

Damit wandten Beide ihre Roſſe nach dem Seitenwege und trabten durch den hohen Wald

der Aare zu. Bald erblickten sie in der Tiefe unter sich den breiten Strom, der, von Regengüssen des Gebirgs geschwollen, seine gelbgefärbten Wellen stürmischer fortwälzte. Am jenseitigen Ufer lagen die ärmlichen Strohhütten des Dörfleins Stilli zusammengedrängt, wie eine Heerde, die sich im Felde gegen Regenschauer aneinanderschmiegt. Dahinter leuchtete vom Hügel der weiße Kirchthurm auf Rain. Im Hintergrunde flatterten zerrissene Wolken an den Tannen des Geißbergs.

Als die beiden Herren von der Höhe langsam den steinigen, steilen Pfad zur Aare hinabritten, und weder Fährmann noch Fähre gewahr wurden, brüllte Herr Marquard ungeduldig, einmal ums andere, sein „Hop! Hop!“ über den Fluß hin, um die Schiffer aufmerksam zu machen. Es ist noch heut zu Tage unlieblich, bei Sturm und Regen am kieselvollen Ufer eine halbe Stunde zu verwandern, und ein gebrechliches Fahrzeug zu erwarten, das den Reisenden, zwei Zoll vom Tode geschieden, ans andere Ufer liefern muß. Herr Marquard fluchte mörderisch. Er war keine von den Naturen, die in der christlichen Geduld einen Heiligenschein verdienen wollten. Auch sah man's den rundlichen Formen seiner Gestalt, dem gefüllten Kinn, den apfelförmigen Wangen und den lachenden Augen des Krauskopfs wohl an,

daß er nicht gern unnützer Weise Noth litt, und sich's lieber an einer Tafel mit ausgewählten Speisen von Zeit zu Zeit bequem machte. Wir müssen den Leser bitten, Herrn Marquard nicht nach seinen Worten zu richten. Er pflegte in aller Fröhlichkeit zu fluchen. Seine gute Laune blieb sich sogar in den gefährlichsten Augenblicken eines Gefechtes gleich, wenn er Wunden austheilte oder empfing. Darum hatte ihn Jedermann gern. Er war ein lustiger Gesell, weil er kein trauriger sein konnte.

„Wo habt Ihr den französischen König verlassen?" fragte er Herrn Gangolf Trüllerey, indem er, gleich diesem, am Aarufer vom Pferde stieg, um sich durch Auf- und Abgehen zu erwärmen.

„Zu Langres in der Champagne. Da beurlaubten wir uns von ihm. Burkhard Monch von Landskron begleitete den Dauphin gen Mümpelgard; ich aber folgte Herrn Petermann von Morsberg und Hansen von Rechberg."

„Wann können wir des Dauphins Banner vor Zürich sehen?"

„Vor sechs Wochen kaum."

„Nun, so müssen wir den Hungergürtel enger schnallen, weil der Braten noch weit liegt."

„Und Ihr wollet den Bernern im ganzen Ernst absagen, Herr Marquard?"

Banner unter den Fenstern Eures Thurmes Norgen Zürich vorüber. — Heda! Ho! Hoy! Seht doch, nun erst schleichen die faulen Schlingel zur Fähre drüben herab und binden sie los. Heda! Ho! Hoy! Straf mich Gott, ich breche jedem Kerl eine Rippe zum Andenken. Das schüttet wieder vom Himmel wie aus Eimern. Wollt Ihr nicht im Regen ersaufen, Herr Gangolf, so kommt mit mir. Ich denke, unter dem alten Mauerwerk dort gibts vielleicht Obdach."

Herr Gangolf ließ sich den Vorschlag gefallen. Sie führten ihre Rosse längs dem Ufer des Flusses gegen die Trümmern einer Burg, die kaum mehr, denn hundert gute Schritte von ihnen entfernt, am Wasser lag. Der halbzerfallene feste Thum trotzte damals, wie heut noch, den Fluthen des Aarstroms, die seine Grundlagen untergraben. Ein Kreis niedriger Schutthügel bezeichnet den ehemaligen Umfang der Ringmauern und des Schlosses Freudenau, welches die Zürcher vor hundert Jahren, am Vorabend der Tättwyler-Schlacht, ausgebrannt und zerstört hatten. Ein geringes Ueberbleibsel des Schloßgemäuers, von durrem Gesträuch und bleichen Grashalmen umweht, lehnte sich, seines nahen Zusammensturzes gewärtig, an den Thurm.

Hierher nahmen die beiden durchnäßten Ritter ihre Zuflucht. Nicht ohne Mühe überkletter-

ten ſie die Steinhaufen, um zum Bruchſtück eines ſinüern Gewölbes oder Schwibbogens zu gelangen, das ihnen einigen Schutz gegen den Regen verhieß, welcher jetzt in dichtern Strömen niederrauſchte.

3.

Der Lollhard.

Als ſie dem Gewölbe nahten, ſahen ſie in der Dämmerung desſelben ſich Geſtalten bewegen. Vorn nagte ein Eſel am dürren Graſe des Geſteins. Im Hintergrunde des Gewölbes ſaßen zwei Perſonen auf einer ſchmalen, vermuthlich von Hirten der Gegend gezimmerten Holzbank. Es war eine männliche und eine weibliche Geſtalt, die ſich beim Eintritt der Fremden langſam erhoben, grüßend verneigten und wieder auf ihre Sitze niederließen.

Gangolf, der ſeine langen, hellbraunen, vom Regen genetzten Locken aus dem Geſicht über die Achſeln zurückſtrich, beachtete die Anweſenden kaum. Deſto mehr beſchäftigte ſich Herrn Marquards Aufmerkſamkeit mit ihnen. Er muſterte beide neugierig. Das Frauenzimmer trug ein langes Gewand, gleich einer Kloſterfrau, von grobem, halbwollenem, aſchfarbenem Zeuge. Ein

breites Tuch von demselben Stoffe hing über Kopf und Stirn herab, und über die Achseln, bis zu den Hüften nieder, gleich einem Mantel, vorn zusammengeschlagen, daß man von dem verhüllten Gesichte nichts erblickte. Unterhalb des Mantels waren die Enden eines Seiles sichtbar, welches wahrscheinlich, um den Leib geschlungen, die Stelle des Gürtels versah.

Der Begleiter dieser Vermummten war ein starknochiger, aber magerer Mensch von ungewöhnlicher Länge, der zwischen den Fünfzigern und Sechzigern zu gehen schien. Aus seinem Gesicht, in welchem ein düsterer, klagbafter Zug der Geberden erschien, ragte zwischen den hohen Backenknochen eine Nase hervor, die man für sich selbst wohlgeformt genannt haben würde, wenn sie nicht für das schmale Hungergesicht eine ganz unverhältnißmäßige Größe gehabt hätte. Wenn man dies seltsame Gesicht, dazu die langen eisgrauen Haupthaare und überhangenden Augenbraunen, so wie den grauen in zwei Spitzen auf die Brust aus einander fallenden Bart sah, und daneben dann wieder den lebhaften, seelenvollen, durchdringenden Blick der hellen, großen Augen: man hätte schwören sollen, es schaue ein feuervoller Jüngling aus der vorgehaltenen Larve eines Greises. Der Alte trug auf dem Kopf ein rundes, kleines Hütchen, welches schon manches Jahr

treue Dienste verrichtet haben mochte, und vorn in einem langen Schnabel, wie ein Regendach über der Nase, auslief. Hals und Brust waren trotz der rauhen Witterung entblößt. Ein langer, bis an die Waden reichender grober Leibrock, um den Hals mit schlechtem Pelz gefüttert, ward bei den Hüften durch einen breiten Ledergurt zusammengehalten.

„Nun, Gevatter Graubart," redete ihn Marquard an, „wohin geht deine Reise?"

Mit einer seltsam harten, fast knarrenden Stimme erwiederte der Alte: „Zum gleichen Ziel, wie die Eure!"

„Also frische Gesellschaft! Und weißt du denn so genau, wohin mein Weg geht?"

„Allerdings, Herr, zum Grab und zur Ewigkeit."

Sowohl diese Antwort, als die herbe Stimme, in der sie ertönte, hatten für Heren Marquard etwas Unbehagliches. Er trat, wie von einem heimlichen Grausen befallen, einen Schritt zurück und betrachtete den wunderlichen Fremden mit einem stieren Blick, wie einer, der mit sich selbst im Zweifel ist, ob er einen vernünftigen Menschen oder einen Wahnsinnigen, einen Lebendigen oder ein Gespenst vor sich habe.

„Hört doch, Herr Gangolf," sagte er, und drehte sich zu dem jungen Manne um, der am

Ausgang des Gewölbes ſtand und ſich mit ſeinem Pferde beſchäftigte, „hört doch, habt Ihr je im Leben etwas Aehnlicheres gehört, als das Knirren einer alten Hageiche, wenn ſie der Sturm biegen will, und dieſe raſſelnde Stimme des alten Schnabelthiers?“

Wirklich hatte Gangolf, als er den ungewöhnlichen Menſchenlaut vernommen, das Geſicht einen Augenblick lang nach dem fremden Paare zurückgewandt, bald aber wieder ſeine vorige Arbeit begonnen, den Regen von Mähnen und Hals ſeines Roſſes zu ſtreichen. „Es iſt hier auf den Trümmern der Freudenau der rechte Ort, eine Bußpredigt zu hören!“ ſagte Gangolf lächelnd: „Ihr konntet ihrer wohl bedürfen, Herr Marquard.“

„Nun ſo ſtimm' denn an, du Stimme des Predigers in der Wüſte!“ ſagte Marquard zum Alten: „Ich bin ohnedem lang' in keine Kirche gekommen.“

— Verſchont mich, Herr, erwiederte der Alte, denn Ihr wollet mein ſpotten. Eure Ohren ſind noch nicht gemacht zum Hören, Eure Augen noch nicht zum Sehen. Darum wißt Ihr nicht, wer Ihr ſeid und wo Ihr ſeid!

„Zum Teufel, wer ſagt dir, daß ich taub und blind bin? Frag' mich, was ich ſehe, und

ich will dir treffende Antwort geben, die dich freuen soll."

— Nun denn, wißt Ihr, wo Ihr seid?

„Entweder vor einem Bruder Lollhard, der nächstens geköpft wird, oder es gibt keinen Lollhard. *) Hab' ich's getroffen?"

— Wenn ich zu den Lollharden gehöre, was ficht es Euch an? Aber Ihr sehet nur den Kittel, nicht den Leib; nur den Leib, nicht den Geist. Ihr kennt mich nicht, und Euch nicht, und Eure Wege sind überall die Wege des Wahns. Darum kommet Ihr nimmer zum Ziel, und gelanget blos hin, wohin Ihr nicht begehret.

„Straf mich Gott, darin hast du Recht, sonst wär' ich nicht in dies stinkende Gewölbe, auf dem Schutt der Freudenau, in deine angenehme Gesellschaft gerathen."

— Die ganze Welt ist eine zertrümmerte Freudenau, ein verwüstetes Paradies durch die Ruchlosigkeit der Sünder geworden. An Euern Augen hängt die Wollust, an Euern Lippen der Fluch,

*) Die Lollharden, oder Begharden, Begutten, Beguinen, Klausner, waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert durch die Gebirge und Herrschaften der Schweiz sehr verbreitet. Schon damals litt diese mystische Sekte schwere Verfolgungen, besonders von den Mönchsorden.

an Euern Händen das Blut der Ermordeten. — Herr, auch ich war, was Ihr seid; ich wünsche, daß Ihr einst, von der heiligen Gewalt des Geistes ergriffen, werdet, was ich bin.

„Sehr verbunden; doch kann ich dir nicht bergen, daß ich einstweilen die Gewalt des Geistes nicht bemühen mochte, aus meiner Wenigkeit einen fahrenden Bettler zu machen."

— Der Herr ist allmächtig in den Himmeln und auf Erden; wer widersteht seiner Hand? Er wird Euern Stolz beugen und zur Erde schmettern, wie der Blitz den Wipfel der Tannen. Eure Burgen werden von den Höhen niedersteigen und die Grundmauern demüthiger Strohhütten betten. In Euern Helmen werden die Eulen nisten, und die Kinder auf den Straßen mit gebrochenen Wappenschilden spielen. Siehe, der Tag ist vor der Thür, da die Menschen unter den Schrecken Gottes genesen sollen zur Wahrheit; da die verstoßenen Stieflinder in ihr ewiges Recht und göttliches Erbe zurücktreten sollen, welches euer geiziger Hochmuth geraubt hat. Es werden die hochbelaubten Stammbäume am Licht des Himmels verdorren wie Schwämme der Nacht, und die Söhne der Leibeigenen den Töchtern der Freiherren Brautringe geben. Denn wir sind allzumal Kinder Gottes, der da nicht kennt denn Unter-

ſchied des edeln und unedeln Blutes, aber der da richten wird die Gerechten und Ungerechten.

Der Alte, indem er dies ſprach, flammte mit ſeinen großen Augen. Unwillkührlich erhob er ſich während der Rede vom Sitze; doch mit ſanfter Gewalt zog ihn ſeine Begleiterin wieder an ihre Seite nieder.

„Lollhard, Lollhard!“ rief der Herr von Baldegg und drohte mit dem Finger: „Faſt will mich bedünken, du kommſt von den Bergen von Appenzell oder Schwyz, unſer Bauervolk aufzuwiegeln gegen die gnädige Herrſchaft von Oeſterreich. Hüte dich, Prophet; hier zu Lande iſt der Hanf wohlfeil genug, um dir davon unentgeldlich einen Schmuck für deinen dürren Hals zu drehen. Kehre heim, wenn dir zu rathen iſt, lehre heim zu deinen aufrühreriſchen Kuhmelkern und ſag' ihnen, ihr jüngſter Tag komme, ehe die Kirſchen reifen. Ihre hölliſche Brut, die alle göttliche und menſchliche Ordnung zerreiſſen will, ſoll von der Erde vertilgt werden; und die Neſter, in denen ſie der Teufel ausbeckte, ſollen verbrannt werden, daß die Flammen hinaufackeln bis zum letzten Stall in den Alpen.“

— Herr, erwiederte der Lollhard gelaſſen, ich ſtehe in keines Menſchenkindes Dienſt, und bin keines Geſandter. Darum laſſet mich in Frieden ziehen. Fragt mich nicht weiter. Der Gang des

Ewigen iſt unerforſchlich, aber ich habe ſeinen furchtbaren Arm geſehen.

„Mit nichten!“ rief Marquard: „So wohlfeil kommſt du mir nicht wieder los, du prophetiſcher Rabe. Bekenne nur, die Eidsgenoſſen haben dich in dies Land geſandt, um ihren verruchten Haß gegen Oeſterreich zu predigen und Aufruhr gegen Adel und rechtmäßige Obrigkeit zu ſtiften. Denn was haſt du vorhin verlauten laſſen? Sprich!“

— Ich ſprach, Gott iſt der Herr, und keiner iſt Herr, als Er, der Lebendige! ſchrie der Alte entflammt: Ihr aber ſeid die Gefäße ſeines Zorns, die er zermalmen wird zu Scherben, weil ihr ſeine Stimme nicht hören, ſeine Zeichen nicht ſehen wollet. Er iſt der Herr, darum ſollen wir nicht Herren ſein, nicht Knechte, ſondern Brüder in der ewigen Kindſchaft zu Gott. Er zerbricht die Zepter und Kronen, und wirft ſie zu den Gebeinen der Todten und ſpricht: Nur die Lebendigen ſollen leben, aber Niemand kann leben, als in mir! So ſpricht der Herr! Wie lange will eure Vermeſſenheit mit ihm rechten? Ihr habet euer Geſetz geſtellt über Gottes Geſetz, eure Ordnung über das Gebot der Natur, euern Thron über den Stuhl des Weltenrichters. Eure Brüder habt ihr zu Leibeignen gemacht und in Knechtſchaft verkauft, wie das Vieh. Ihr handelt Gold zu euern Wollüſten ein um Menſchenblut, und

bauet eure Paläſte aus den Schärflein der Waiſen und Wittwen mit Hohnlachen. Aber der Grimm des Herrn iſt über euch erwacht, darum daß ihr Götter ſein wollet auf Erden, und euch anbeten laſſet von euern Unterjochten. Es wird Entſetzen gehen durch die Gauen von Zürich und Wehklage unter den Mauern von Baſel. Die Furchen der Aecker ſollen Gräber werden, und die Seen blutige Wellen werfen, auf daß die Kinder Gottes frei einhergehen und die Altäre der Abgötter in Staub zerfallen.

„Straf mich Gott, der Kerl iſt wahnwitzig!“ rief Marquard und prallte zurück, als der Alte, welcher in der Begeiſterung eines Sehers ſprach, ſich in ſeiner langen Geſtalt emporrichtete und einen Schritt vorwärts gegen den Ritter that. Die Gefährtin des Lollharden erhob ſich nur ein wenig, um dieſen wieder an ihre Seite zurückzuziehen. Sogleich gehorchte der Alte, ſetzte ſich und verſtummte wieder. Bei der Anſtrengung der Nachbarn, ihn zu ergreifen, war aus dem weiten Aermel ihres Gewandes eine ſo weiße zarte Hand hervorgeſchlichen, daß der Herr von Baldegg plötzlich den geſpenſtiſchen Greis vergaß und mit ſeinen Augen dem feinen Vermittlerhändchen folgte, welches ſich eben ſo ſchnell wieder im groben Tuche des Kleides und Mantels verbarg.

„Bruder Lollhard,“ ſagte Marquard, „unter

uns gesagt, ich kenne dich und Deinesgleichen. Wir andern sind in euren Augen allzumal Sünder; aber wenn ihr mit einem artigen Mägdlein Tag und Nacht umherschwärmt, so lebt ihr, nach eurer saubern Lehre, nur im paradiesischen Stand der Unschuld. Wer ist denn die hübsche Begutte*) dort neben dir? Eine Schwester im Herrn? Alter, ich verspüre Unrath! Gesteh, aus welchem Kloster hast du dies Nonnlein weggelockt, um mit dir zu ziehen?

— Sie hat noch keinem Kloster angehört! antwortete trocken und kurz der Lollhard.

„Ich verstehe, Alter. Also dein Seelenweib, denn dein wirkliches kann sie nicht sein. Du bist alt genug, um bei ihr heilig zu bleiben."

— Herr, Sie ist meine Tochter.

„Eine geistliche Tochter, denk ich," versetzte Marquard lachend, „und wie mich bedünken will, nicht mit ganz heilem Gewissen. Denn umsonst verdeckt sie nicht das ganze Gesicht, als wär's gestohlene Waare. — Nun, fromme Begutte, laß mich dein Antlitz schauen, wenn dein Gewissen gesund ist."

— Herr! rief der Alte ernst: Euer Stand gebietet Euch Ehrfurcht gegen Frauen.

„Hm, Lollhard, nicht gegen alle, sonst müßt'

*) Name der weiblichen Begharden oder Lollharden.

ich auch des Teufels Grosmutter die Hand küssen. Drum mit Erlaubniß, laßet sehen!" rief Marquard und trat zu der weiblichen Gestalt. Der Alte streckte den Arm zum Schutz vor und rief: „Wer gibt Euch Recht, unverschämt zu werden?"

Der Herr von Baldegg warf kräftig den Arm des Greises auf die Seite, riß im gleichen Augenblicke gewaltsam den groben Tuchmantel vom Gesicht der Verhüllten und staunte sie verblüfft an, weil er nicht wußte, wie ihm geschah. Es war kein bekanntes Gesicht, aber eins, mit welchem man zeitlebens bekannt sein möchte; im rauhen Gewande das feinste Engelsköpfchen voll göttlichen Ernstes; zwischen Felsengrau eine sanftglühende Alpenrose. Der Herr von Baldegg war freilich über die Jahre hinweg, wo der goldbraune Glanz solcher Locken und der schöne Blitz solcher Blau-Augen gefährlich wirken kann; aber doch fühlte er sich vom Gefühl so vieler und eben hier nicht erwarteter Anmuth betroffen. Das Frauenzimmer hatte sich schon längst wieder und dichter, denn vorher, in den Mantel gewickelt, ehe Marquard von seinem Erstaunen genesen war. Auch hörte und verstand er keine Silbe von den Vorwürfen, welche ihm der erzürnte Alte auf der Seite zuschnarchte.

„Höre, Lollhard," redete er diesen endlich an,

„ſei aufrichtig, bekenne, wo haſt du dies arme Kind geraubt? Das iſt keine Waare für dich und keine Waare von dir. Ich laſſe dich ungeſtraft ziehen, wenn du mir lautern Wein einſchenkſt. Sperre dich nicht! Keine Winkelzüge! Es iſt ſchon Alles verrathen. Das Mägdlein iſt geſtohlen, entführt. — Jungfrau, Ihr ſeid in meinem Schutze. Fürchtet nichts von mir, und noch minder von der Rache dieſes Alten. Vertraut Euch mir!“

Die Verhüllte bewegte den Kopf verneinend und ſtreckte die Hand heftig vor, als wolle ſie in einer Bewegung des Abſcheues den Ritter von ſich ſtoßen.

„Verſteh' ich Euch recht?“ fuhr dieſer fort: „Ihr wollt bei dem Lollhard verbleiben?“

Sie neigte bejahend das Haupt.

„Straf mich Gott, ſo hat er Euch behext. Meinethalben, ſchöne Begutte, bleibet, wo Ihr wollt; ich mag's wohl leiden, wenn Ihr mit dem lebendigen Tod, mit dem Gerippe und Geſpenſt vorlieb nehmen wollt. Aber vergönnt mir wenigſtens, noch einmal Euer holdes Antlitz zu bewundern.“

— Hebet Euch von mir! ſagte die Begutte unterm Mantel, aber mit ſolchem Wohllaut der Stimme, daß Marquard nur den ſüßen Klang, nicht den Zorn darin hörte.

„Redet doch nicht zu mir, wie der Herr zum

Satan. Ihr habet mir alle Herrlichkeiten der Welt gezeigt; ich zeigte ſie Euch nicht. Ich verlange von Euch keinen Fußfall, aber Eure Schönheit könnte wohl bei mir darauf Anſpruch machen."

Raſch ſtand ſie, als er dies geſagt hatte, von der Bank auf, zog den Alten mit ſich empor und rief: „Fort, fort von hier, mein Vater, daß wir zu andern Menſchen kommen!"

„Warum flieht Ihr, fromme Beguttе?" ſagte Marquard lachend: „Ich denk' Euch keine Gewalt anzuthun, obſchon Ihr in meiner Gewalt ſeid."

— Sind wir, rief der Lollhard, in Eure Raubhöhle gerathen, ſo ſollet Ihr noch die Rechte der Gaſtfreundſchaft gelten laſſen! Uebrigens ſtehen meine Tochter und ich nicht in Eurer, ſondern in Gottes Gewalt. Laßt uns gehen.

„Dich laſſ ich ſchon, Graubart!" verſetzte Marquard: „Aber nicht alſo halten es Ritter mit artigen Mägdlein. Nun denn, ſpröde Büßende, verſagt mir das Löſegeld nicht."

Er legte bei dieſen Worten die Hand an den Mantel. Der Lollhard aber warf ſich ihm mit Macht entgegen, ſtellte ſich zwiſchen ihn und der Jungfrau und faßte mit ſeiner dürren Hand einen keulenförmigen, langen Knotenſtock, der ihm zunächſt am ſchwarzen Gemäuer lehnte. Doch Herr Marquard ließ ſich das nicht irren, ſchleuderte den unkräftigen Greis ſeitwärts, und ſchloß die zit-

lernde Verhüllte lachend in seinen Arm, die ein klägliches Geschrei erhob.

In diesem Augenblick kam Herr Gangolf Trüllerey zurück, welcher indessen, weil der Regen nachgelassen hatte, zur Aare gegangen war, um das Landen der Fähre zu sehen. Er hörte das Hilferufen der weiblichen Stimme im Gewölbe, sprang hinein, sah Marquards Ringen mit der Vermummten, und befreite diese, indem er den Ritter mit einem Wurf zum Gewölbe hinausfliegen ließ. Es war über den Schutt der Frendenau nicht gut fliegen. Herr Marquard drehte sich durch die Gewalt des Stoßes erst zweimal um sich selbst und saß dann sehr unsanft auf dem Steingetrümmer nieder.

„Verzeiht, Herr Marquard," sagte Gangolf, „aber es ist nicht fein von Euch gethan, ein schwaches Weib zu überwältigen."

Erst aus dieser Anrede konnte sich Marquard, der verwundert und erzürnt nach allen Seiten umher sah, den unwillkührlichen Fling, und wie er zum Sitzen gekommen sei, erklären. „Ihr seid ein grober Gesell, Herr Trüllerey!" sagte der Herr von Baldegg ärgerlich, indem er aufstand und sich den Schenkel rieb: „Wer hat Euch, Teufel, zum Ritter gemacht, da Ihr zum Drescher so gut taugt? Setzt künftig den Flegel, statt der Lilie, in Euer Wappenschild!"

— Den Flegel hab' ich zur Hand! — erwiederte der Jüngling ruhig und legte den Zeigefinger auf den blanken Eisenknopf seines Schwertgriffes: Wollt Ihr mir nun zum rothen Feld meines Wappens die Farbe liefern, so soll der Flegel hinein.

„Nehmt's nicht übel," rief höhnisch lächelnd der Herr von Baldegg, „Euer Witz iß ein erbärmlicher Schmarotzer, der sich an fremden hängen und vollsaugen muß, um das Leben zu haben. Ich frage nur, was mischt Ihr Euch in meinen Handel mit dieser Begutte? Verdächtiges Gesindel iſt's, was durch's Land streicht, das Volk gegen den Adel hetzt, Wege und Stege ausspäht, um den hungrigen Räubern des Gebirgs unsere Küchen, Keller und Speicher zu zeigen. Aufknüpfen sollte man diese Spürhunde längs den Landstraßen, allen Eidsgenossen zur Scheuche. Was hindert Ihr den Ausbruch meines gerechten Zorns?"

— Der Ausbruch Eures gerechten Zorns vorhin, versetzte Trüllerey, hatte mehr Zärtlichkeit, als die Sittsamkeit eines Weibes und die Würde eines ehrlichen Edelmannes ertragen mag!

„Junger Mensch," rief Marquard mit donnernder Stimme, und sein unvertilgbares Lächeln ward nur ein bitteres, „ich weiß nicht, ob Ihr Händel an mir wollt; aber sucht Ihr, so sollt Ihr finden! Faß gereut mich, daß ich Euch nicht die

tölpelhafte Faust, als sie sich an mir vergriff, vom Rumpf wegschlug. Jetzt schweigt, und reizt mich nicht. Ich habe Eürer bis jetzt, mit Ueberwindung meines eigenen Aergers, geschont. Ihr wisset, Ihr waret mir lieb! Aber reizt mich nicht, oder die letzten Rücksichten fallen, und ich zahle Euch den verdienten Lohn!"

— Ich werde Euch nicht reizen und werde Euch nicht fürchten, entgegnete Gangolf: lasset diese guten Leute unangefochten von hinnen ziehen. Sie bleiben unter meinem Schutze, und wehe, wer ihnen ein Haar krümmt!

„So laust denn mit dem lüderlichen Volk bis an der Welt Ende, wenn Ihr es meiner Gesellschaft vorziehen wollt!" antwortete Marquard, und ging zu seinem Pferde und schwang sich hinauf: „Aber, Junggesell, Junggesell, wahre dich, es könnte dich meine Vetterschaft kosten!" Damit sprengte er längs dem Ufer hin, der Knecht ihm nach. Der Herr von Baldegg ritt wieder den Weg am steilen Rain hinauf, welchen er in Gangolfs Gesellschaft vor einer halben Stunde erst gekommen war; während dessen gingen die Uebrigen mit Roß und Esel auf die Fähre. Die Schiffleute stießen ab.

4.

Die Begutte.

Der Regen hatte geendet. Hin und wieder brach das einförmige Grau des Himmels und ließ das reinſte Blau durchſtrahlen. Einzelne Buchfinken, dieſe fröhlichen Herolde der Frühlingsluft, ſangen in den Zweigen des Gebüſches ihre heitern Triller, die aus der Ferne erwiedernd zurückgeſungen wurden.

Die Reiſenden, während ſie zwiſchen den hohen Ufern der geſchwollenen Aar hinüberſchwammen, beobachteten, mit ſich ſelbſt beſchäftigt, gegenſeitiges Schweigen. Der Lollhard hielt den Eſel, auf deſſen Sattel die Begutte ihre gefalteten Hände und die Arme legte und ihr verhülltes Antlitz niederſenkte. Herr Gangolf aber warf den ſchweren Regenmantel ab, befeſtigte ihn auf dem Rücken ſeines Roſſes, und ſtand dann, in Gedanken vertieft an ſein treues Thier gelehnt, einen Fuß über den andern geſchlagen.

Er hatte noch die letzten Worte des Herrn von Baldegg im Gedächtniß, die ihn ſehr beunruhigten, weil ihr Sinn ihm kein Räthſel geblieben. Marquard nämlich war dem reichen und mächtigen Geſchlecht der Freiherren von Falkenſtein verwandt, und galt bei ihnen, wegen des Alterthums ſeines Hauſes, wegen geleiſteter Freundſchafts-

dienste, wegen der Gleichheit seiner Gesinnungen mit den ihrigen, und wegen seines aufgeweckten Wesens, viel. Nun aber war auch Ritter Gangolf Trüllerey nahe daran, in die Verwandtschaft der Falkensteine zu treten. Denn die reizende Ursula, Tochter des Herrn Hans von Falkenstein, war schon jetzt seine anverlobte Braut; die Vermählungsfeierlichkeit schon auf die Zeit festgesetzt, wenn der Friede zwischen Zürich und Oesterreich einerseits und den Eidsgenossen anderseits besiegelt sein würde.

Gangolf hätte vielleicht auf die Hand der reichsten Erbin im Aargau keinen Anspruch wagen dürfen, da ihn, obschon altadelichen Herkommens, weder der Glanz seines Geschlechts, noch der Reichthum seines Hauses vorzüglich begünstigten. Aber die besondere Huld des Markgrafen Wilhelm von Hochberg, welcher für ihn, seinen Liebling, selber Brautwerber beim Freiherrn Hans von Falkenstein geworden war, als auch die Neigung des Fräuleins, hatten alle Hindernisse beseitigt.

Der junge Mann liebte die schöne Braut mit aller Zärtlichkeit, welche ihre Anmuth verdiente und seinem warmen Blute natürlich war. Wiewohl diese Verbindung ursprünglich weniger die freie Wahl der Herzen, als das Werk des Markgrafen von Hochberg gewesen sein mochte, hatten die Herzen gern nachher gebilligt, was Klugheit

und persönliche Vorliebe des kaiserlichen Statthalters der vordern Lande mit dem Vater der Braut, Hansen von Falkenstein, gestiftet.

Diese Verhältnisse dürfen dem Leser nicht unbekannt sein, um sich Gangolfs stilles und finsteres Benehmen seit seinem Zusammentreffen mit dem Herrn von Baldegg zu erklären. Denn schon die erste Botschaft, welche er von demselben vernahm, daß sich zu Baden alle Friedensunterhandlungen zwischen Zürich und den Eidsgenossen zerschlagen hätten, zerriß einen großen Theil seiner Hoffnungen. Mit der Gewißheit vom nahen Wiederausbruch des Krieges hatte er auch die Gewißheit von der längern Aufschiebung seiner Vermählung. Und eine Aussicht, wie diese, hat für einen Bräutigam nichts Ergötzliches, der in seinen Träumen die Geliebte schon hundertmal in die väterliche Burg als Neuvermählte eingeführt hat. Wie viele tausendköpfige Schicksalshydern umringten und vertheidigten nun wieder das Brautbett gegen die Sehnsucht des Verlobten! Nun lagen noch weite Schlachtfelder, hohe Schloßmauern und Belagerungsstürme, Schlingen und Netze eifersüchtiger Nebenbuhler und zahllose Möglichkeiten von Trennung durch Gewalt, Untreue oder Tod zwischen ihm und dem Traualtare.

Vielleicht hatte die Verstimmung seines Gemüths durch solche Betrachtungen nicht wenig

dazu beigetragen, daß er Herrn Marquard so unsanft aus dem Gewölbe geschleudert und daß er in jenem Augenblick die ungeheure Stärke seines Arms vergessen hatte. Denn wenige Menschen kamen ihm an Muskelkraft gleich. Er warf Zentnersteine, wie leichte Ballen, und drückte eiserne Hufeisen mit der Hand zusammen, wie dünnes Blei. Herr Marquard war im Zorn von ihm geschieden, und die Warnung: Junggesell, es könnte dich meine Vetterschaft kosten! hatte einiges Gewicht. Denn Herr Marquard war der vertrauteste Freund des Freiherrn von Falkenstein, und sein Einfluß auf diesen groß.

Die Fähre landete indessen am andern Aar-Ufer unter den Hütten der Stilli. Gangolf warf den Schiffleuten für sich und die Begharden den Fährlohn hin. Der alte Lollhard bemerkte seine Freigebigkeit, verbeugte sich und sagte: „Edler Herr, Ihr habet mir und meiner Tochter schon mehr, als das Fährgeld, erspart. Gott lohne Eure Großmuth."

Am Ufer hob er dann die verhüllte Tochter auf den Sattel des Esels, auf welchem sie, den Rücken gegen das Gebirg gewandt, bequemlich und leicht saß. Der Alte ging am langen Stabe neben dem Thiere her. Gangolf ritt langsam mit ihnen den vom Ufer emporsteigenden Weg zum Dorf hinauf und die Straße gen Brugg. Der

Himmel erheiterte ſich. Bald kamen ſie unter den Felſen der Kirche von Rain vorüber.

Als der Lollhard bemerkte, daß Herr Gangolf den Lauf ſeines muthigen Pferdes nur darum zurückhielt, um ſie zu begleiten, ſprach er: „Wenn ich glauben darf, daß Ihr unſertwillen zögert, ſo bitte ich, laſſet dem Roß den Zügel fahren. Wir reiſen in Gottes ſicherm Geleit!“

— Ich verlaſſe Euch nicht bis zur Stadt, wenn Ihr mich nicht vorher verlaſſet! antwortete Gangolf kurz, und verfolgte ſeinen bisherigen langſamen Schritt. Niemand redete weiter.

Indeſſen fing zuletzt doch ſelbſt den jungen Ritter an, die träge Fortſetzung der Reiſe ein wenig zu langweilen. Es ward ihm auch das fruchtloſe Brüten über den Grillen zuwider. Sich zu zerſtreuen, warf er den Blick links auf die weite Gegend umher, jenſeits der Aar, auf die ſpiegelnden Wellen erſt der Limmat, dann der Reuß, die beide ſich aus fernen, weitgetrennten Quellen der Alpen hier zuſammenfinden, um ihr Leben in dem des mächtigern Aarſtroms aufzulöſen. Dann, um ſeine Begleiter, die er bisher keines Blickes gewürdigt hatte, kennen zu lernen, wandte er den Kopf auf die andere Seite.

Mehr, als der Alte, welcher mit geſenktem Haupte raſch vorwärts ſchritt und die Lippen bewegte, als wenn er ſtill für ſich redete, zog die

Begutte seine Aufmerksamkeit an, eben darum vielleicht, weil ihre Verhüllung seine Neugier mehr beschäftigen konnte. Sie saß, gegen ihn gerichtet, quer auf dem Sattel, den einen Fuß im eisernen Steigbügel, den andern frei hängend. So viel von den Füßen unter dem Saum des faltenreichen Gewandes sichtbar ward, ließ das eine zarte, niedliche Form derselben, und ein noch sehr jugendliches Alter der frommen Reiterin ahnen. Damit schien auch die blendende Weiße und die Feinheit des Kinns übereinzustimmen, in welchem ein weich eingedrücktes Grübchen ganz unverkennbar war. Mehr als des Kinns untern Theil, oder sanft gerundeten Apfel, ließ das große, mantelähnliche Tuch nicht sehen, welches bis so weit über dem Gesicht niederhing, und sich bei jedem Schritt wehend ab und zu bewegte.

Gangolf, weil er keinen andern Zeitvertreib hatte, verwandte sein Auge nicht von dem Grübchen in diesem Schneehügel und bedauerte heimlich beinahe, daß seine Braut des kleinen Reizes entbehren müsse. Dicht unterm Kinn wieder war das Tuch zusammengeheftet. So blieb der Weide seiner Augen nur ein kleiner Spielraum. Nichts desto weniger richtete er von Zeit zu Zeit immer wieder den Blick dahin; wohl auch in der Hoffnung, durch eine günstige Bewegung des herabhängenden Tuches, oder durch die Güte eines

Luftzuges fernere Entdeckungen zu machen und die Lippen des Mundes zu erblicken. Aber die Luft blieb ſtill und bleiern ſchwer der Vorhang.

Einigemal ſchon hatte er ſich vorgenommen, die ſtumme Reiterin anzuſprechen; aber immer wieder, er ſelbſt wußte nicht, warum? unterdrückte er ſeine Worte. Plötzlich wandte ſich die Begutte mit dem Kopf nach der entgegengeſetzten Seite, wo der Lollhard auf der verdorbenen Landſtraße trockene Stellen für ſeine Schritte ſuchte. Sie lüftete das Manteltuch vor dem Geſicht, wovon Gangolfs unſchuldige Neugier aber keinen weitern Vortheil hatte, als daß er eine kleine, weiße Mädchenhand gewahr ward, deren anmuthig gebogene Finger die äuſſern Spitzen in Morgenroth getaucht zu haben ſchienen. Nach einer Weile ſagte die immer von Gangolf Abgewandte mit einer ſchmeichelnd-bittenden Stimme: „Du biſt müde, Vater. Laß mich abſteigen, und ruhe du.“

Die Süße dieſes weiblichen Lautes und die kindliche Liebe in dieſer Bitte rührten Gangolfs Gemüth gleich mächtig. Hätte er mit ritterlichen Ehren auf dem Roſſe ſitzen dürfen, während der ſchwache Fuß der Jungfrau auf der rauhen, durch Regen zerſtörten Landſtraße kaum gangbare Stellen gefunden haben würde?

Sie hielt wirklich den Eſel an, daß er ſtand.

Gangolf war aber im gleichen Augenblick schon zu Fuß und führte sein Roß dem Alten zu. „Nehmt meinen Platz ein!“ sagte er zum Lollhard: „Denn wer, wie ich, den ganzen Tag auf dem Gaul hing, findet Erholung, wenn er sich seiner Beine wieder bedienen kann.“ Er ließ nicht nach, bis der Alte das Roß bestieg.

Der Lollhard, welcher seine Müdigkeit nicht verläugnete, zeigte bei Gangolfs Antrage keineswegs jene Verlegenheit, die der Niedrige gewöhnlich bei einer Herablassung und Güte empfindet, mit welcher ihn der Große überrascht, sondern nur ein freundliches Erstaunen über diesen Beweis von einer Leutseligkeit, die damals eben nicht zu den Tugenden der stolzen Ritterschaft gehörte. Er dankte, schwang sich ohne Mühe aufs Roß, und seine Haltung und sein Anstand verriethen, daß er hier nicht an ungewohnter Stelle sei. — Gangolf ging nun zwischen beiden einher. So oft es der Weg gestattete, warf er den Blick seitwärts, um aus seinem veränderten und günstigern Standpunkt unter dem Haupttuch der Jungfrau die Form des Mundes zu entdecken, der vorhin so vielen Wohllaut gebracht hatte.

Der Lollhard seinerseits, nun er der Beschwerlichkeit des Fußwanderns enthoben war, überließ sich wohlgemuth dem Betrachten der herumliegenden Gegend. Er warf noch einmal den

Blick auf den Punkt zurück, wo die drei Ströme der Aare, Limmat und Reuß zusammenfallen, und sprach: „So loset sich mir das Räthsel, weswillen die Burg der Freudenau in so unbequemer Tiefe hart an der Aare hingebaut worden sein mag: es galt den Erbauern, Meister der Aar-Ueberfahrt zu sein, die nirgends als dort statt finden konnte, wo der Strom unter der Stilli zwischen hohen unwandelbaren Ufern breit und ruhig hingleitet, nachdem er Reuß und Limmat aufgenommen hatte, welche umgangen werden sollten. — Ein wunderschönes Schauspiel, diese Landschaft! Blicke auf, Veronika, und sieh' die ewige Herrlichkeit Gottes!"

In der That flog in diesem Augenblick der letzte Abendsonnenstrahl durch die zerrissenen Wolken verklärend über die dämmernden Fernen, Gebirge, Hügel und die nahen grünen Wiesen der tiefer gelegenen Gründe. Das Ganze ward zu einem stillglänzenden großen Bilde, wie man es nur nach Regenschauern am heitern Abend erblickt.

Gangolf, unbekümmert um dies Bild, sah mit angenehmem Erstaunen die Herrlichkeit des Schöpfers in einem seiner schönsten Geschöpfe aufgegangen. Denn Veronika hatte das Tuch vom Antlitz zurückgeschlagen, und irrte mit hellen, trunkenen Augen durch die Umgegenden.

Ein Licht, ungewiß, ob von der Röthe des Abendſchimmers, oder der ſchamvollen Schüchternheit, umfloß die zarten Mienen, in denen ein wunderbarer Zauber kindlicher Anmuth und weiblicher Hoheit ſchwebte.

Sie öffnete endlich die kleinen Lippen und ſagte: „Welch eine unendliche Schönheit mitten in winterhafter Dürftigkeit! Sieh' doch dieſen Glanz in den Nebeln, dies Goldgrün unter den finſtern Wäldern! Es iſt das Lächeln eines Weinenden; es iſt Thräne und Seufzer der Entzückung!“ — Und indem ſie dies ſagte, wußte ſie ſelber nicht, daß die Rührung des Entzückens ihre blauen Augen mit einer Thräne ſchmückte. Auch verſtand Gangolf nichts von Allem, was ſie noch ferner zu ihrem Vater ſagte. Nur ihre erſten Worte klangen ihm fort und fort in der Seele: „Welch eine unendliche Schönheit mitten in winterhafter Dürftigkeit!“ Sie ſchien von ſich ſelber geredet zu haben.

Das fortgeſetzte Geſpräch des Vaters und der Tochter warf endlich dem Ritter ſelber eine Frage von den Lippen der ſchönen Veronika zu, die auf einige Ortſchaften hinzeigte, welche vor ihnen in falbem Duft der Nebel ſchwammen.

„Dort auf der leichten Erhöhung“, ſagte er, „iſt das Dörflein Windiſch. Es ſoll daſelbſt vor uralter Zeit eine große Stadt geſtanden haben,

von welcher der Pflug noch immer Bruchſtücke aus der Erde reißt. Da werden auch noch viele Münzen von Kupfer, Gold und Silber gefunden; aber faſt unkenntlich und von fremdem Gepräge. Nirgends aber konnte im Aargau wirklich ein ſchicklicherer Platz zu einer großen und feſten Stadt auserwählt werden, als auf jener breiten Landzunge, die ſich zwiſchen der Aare und Reuß, wo ſie zuſammenrinnen, ausſpitzt. Dadurch iſt ſie auf drei Seiten, ſtatt vom Waſſergraben, von breiten Strömen beſchützt. Und nirgends wieder, als dort, ein Punkt bequemer, über die wilde Aare eine Brücke zu ſchlagen, wie dort, wo ſie ihre Waſſermaſſe tief und eng durch einen Felſenriß drängt, der kaum über dreißig Fuß breit ſein mag. Darum heißt man noch heut das Städtlein, zu welchem wir reiſen, Brugg."

Dann zeigte er auf das graue, ſpitze Thürmlein, hinter Windiſch einſam gelegen, und erzählte, wie daſelbſt das Kloſter Königsfelden auf derſelben Stätte erbaut worden ſei, wo vor mehr denn hundert Jahren Herzog Hans von Schwaben ſeinen Vetter, den Kaiſer Albrecht, meuchlings erſchlagen habe. Auch erzählte er, wie die Blutrache der Kaiſerin Eliſabeth und ihrer Tochter, der Königin von Ungarland, gewüthet, bei tauſend unſchuldige Männer, Weiber und Kinder er-

würgt, und aus dem Raube und Gute von mehr denn hundert adelichen Geschlechtern, die durch Henkershand vertilgt wurden, das Kloſter aufgerichtet hat.

Die Begutte hörte mit Aufmerkſamkeit den Erzähler an, der neben ihr herging, und ſenkte von Zeit zu Zeit einen Blick auf deſſen edle Geſtalt. Die graue Filzkappe, mit der weißen und zinnoberrothen Feder, ſchien mehr zur Zierde, als Bedeckung auf dem dunkeln, langgeringelten Lockenhaar zu liegen. Das feine, feſt angeſchloſſene Wamms von grünem Zeuge, mit Schößen, die vorn und hinten faſt bis zum Knie hingen, und auf beiden Seiten an den Hüften offen waren, mit Goldband unterhalb beſaumt, bezeichnete mehr den ſchlanken Wuchs, als es ihn verbarg. Das kurzgeſtiefelte Bein in den langen Reiterhoſen bewegte ſich mit leichtem Schritt über die unebene Landſtraße hin, wie zum Tanz. So oft aber Gangolf im Geſpräch das Auge zu der ſtillen Hörerin aufſchlug, ſenkte ſie die Wimpern ſittig und ernſt nieder.

Bei der Langſamkeit der Reiſe trat die Nacht herein, ehe die Stadt erreicht wurde. Während das geſchloſſene Thor der Ringmauer aufgethan ward, ſtieg der Lollhard auf der Brücke vom Pferde und leitete es in die Stadt und die ſteile Straße hinauf bis vor die Thür der Herberge.

Hier hob Gangolf die Beguine, deren Antlitz wieder vom Tuche bedeckt war, mit ritterlicher Höflichkeit vom Sattel ihres Esels. Der Himmel lohne Euch, edler Herr, was Ihr uns armen Leuten heut gethan!“ sagte sie mit halblauter Stimme. Auch der Lollhard kam herbei, seine Erkenntlichkeitsbezeugungen zu wiederholen. Gangolf aber wünschte Beiden gute Ruhe und folgte schnell den Knechten, die ihm mit brennenden Kerzen in's Haus voranzündeten.

5.

Der Schultheiß von Brugg.

Später, als er selber gewollt, erwachte der junge Rittersmann am andern Morgen. Alsbald kleidete er sich mit größerer Sorgfalt, um vor den Augen der Braut nicht ganz mißfällig zu erscheinen. Um sein Baret ließ er weiß und roth gekräuselte Federn wehen. Das Wamms, mit Goldstickerei an den Nähten, war um Hals und Brust, und am Saum der faltenreichen Schöße, mit kostbarem Pelzwerk verbrämt. Selbst die Ränder der weiten Stulpen an den Stiefeln, die nur bis zur halben Wade reichten, sah man mit Goldschnur besetzt. Das große Schwert hing an der Hüfte nicht nur vom Leibgürtel, sondern auch vom breiten Gehäng über der Achsel gehalten, sowohl der

Zierlichkeit willen, als auch, daß die lange Klinge bequemlicher zu tragen sei.

Als ihn die Wirthsleute, weil er sich zum Schultheißen begeben wollte, noch ehrerbietig zur Hausthür begleiteten, vernahm er von ihnen, daß die Begharden des gestrigen Abends bei Anbruch des Tages wieder abgereiset wären. Da gedacht' er, nicht ohne stille Bewunderung, der schönen Reisegefährtin. Doch ward diese bald vergessen, als er nach wenigen Schritten das Haus des Schultheißen Ludwig Essinger erreichte, wo er Ursula von Falkenstein, seine Braut, zu finden erwartete.

Der Schultheiß, ein achtbarer Greis, saß im halbdunkeln Zimmer, und las ämsig ein vor ihm aufgeschlagenes dickes Buch. Er sah nicht um, so gedankenvoll war er. Den Tisch vor ihm, welchen viele Schriften und Pergamentbriefe mit großen daranhängenden Siegeln bedeckten, so wie ihn selbst, beleuchtete der durch die runden Scheiben des kleinen Fensters fallende Sonnenstrahl. Es war ein ehrwürdiger frischer Alter, den das Gewicht der Jahre nicht beugen zu können schien. Ueber sein volles, röthliches Gesicht scheitelte sich ein schneeweißes Haupthaar zu beiden Seiten bis auf die Achseln, wo das einfache, schwarze Kleid von einem breiten, gefälteten Kragen des feinsten Linnens gedeckt war.

Um ihn nicht zu ſtören, blieb der Ritter einen Augenblick unter der offenen Thür ſtehen, ward aber bald bemerkt. Der Schultheiß erhob ſich freundlich, ſobald er den Gaſt erkannte, hieß ihn mit treuherzigem Händedruck willkommen, fragte um Wohlbefinden, und woher? und wohin? und befahl zur Thür hinaus, daß man Erfriſchungen bringe.

„Ihr treffet zur Glücksſtunde ein, lieber Herr und Freund,“ ſagte er, „denn Jungfrau Urſula iſt in unſerer Stadt. Zwar hat ſie mir das Leid gethan, nicht vor meinem Hauſe abzuſteigen; doch wird ſie eben heut mit uns zu Mittag ſpeiſen, und Ihr, verſteht ſich's, ſeid von Herzen eingeladen.“

Nun erfuhr Gangolf, daß ſeine liebenswürdige Verlobte nur noch zwei Tage in der Stadt verweilen, dann zu ihrem Vater, Hans von Falkenſtein, nach Seckingen reiſen werde; daß ſie, ungerechtet einige weibliche Bediente, einen Ritter Bentelin von Hemmenhofen, und einen luſtigen Geſellen von Waldshut, Namens Ifenhofer, zur Begleitung habe, der kurzweilige Verſe mache, aber ein Erzfeind der Eidsgenoſſen ſei.

„Dieſer Ifenhofer gefällt mir nicht!“ ſagte der Schultheiß: „Er iſt ein Witzläger, ohne Verſtändigkeit; ein unbeſonnener Schwindelkopf, der zu nichts Rechtem taugt, und da gern Feuer anbläſet, wo er löſchen ſollte. Ich wollte, die Her-

ren von Falkenſtein duldeten ihn nicht um ſich. Er erbittert gegen die Schweizer, wohin er kommt; das wäre jetzt am wenigſten nöthig, da die Zuſammenkunft zu Baden ſo ſchnöden Ausgang hatte."

Während eine Magd, zum Frühſtück, auf ſilbernem Teller Malvaſier in vergoldeten Bechern, auch geröſtete Brodſchnitte und Backwerk aller Art auftrug, ward die letztberührte Begebenheit, der Anzug der Armagnaken, die Stärke und Abſicht des franzöſiſchen Heeres, der Anſpruch auf ſein Recht im Aargau, und Anderes beſprochen, was Ereigniſſe dieſer Tage berührte. Lieber wäre der Bräutigam ſeiner Sehnſucht gefolgt, und zur Verlobten hingeeilt, hätte ihn nicht der Schultheiß in ein Geſpräch verflochten, welches ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte.

„Ich war erſt unlängſt im Freihof zu Aarau" ſagte der Schultheiß, „um mit Euerm Herrn Vater und ſeinen Freunden im dortigen Stadtrath vorläufige Abrede über das Verhalten unſerer Städte beim Wiederausbruch des Krieges zu nehmen. Aber ich darf's ja nicht verhehlen, ich erkannte Herrn Rüger, Euern Vater, meinen alten Freund, kaum wieder. Von Landesſachen war nicht mit ihm zu plaudern. Ihr werdet ihn ſehr verändert finden, lieber Herr und Freund, da Ihr ihn ſeit Eurer Reiſe zum Könige von Frankreich nicht geſehen habt."

„Meinen Vater?“ ſagte Gangolf beklürzt.

„Er iſt abgeſchwunden zu einem Schatten!“ fuhr der Schultheiß fort: „Es ſcheint, ein unheilbarer Trübſinn verſenket ſein Gemüth und zehrt die Reize ſeiner Kräfte auf. Er theilt ſich Andern wenig mit, ſpricht viel für ſich ſelber, iſt oft ganze Tage im obern Gemach des Thurmes Rore verſchloſſen, ja oft ganze Nächte, und man lieſet die Gleichgültigkeit in ſeinen Augen, mit der er alle Vorfälle anſieht.“

„Ihr macht mir bange!“ rief Gangolf. „Was iſt ihm begegnet?“

„Eine ſchleichende Krankheit,“ erwiederte der Schultheiß, „die ihren Sitz in der Leber hat' ſagt der Arzt. Was weiß ich's? Gar nahe Gefahr iſt wohl nicht zu befürchten, doch ſollet Ihr Euch auf Alles bereit halten. Darum iſt mir's recht, Euch zu ſprechen. Denn ich meine, Ihr ſolltet bei Eurem Vater verbleiben, und nicht weiter mit dem öſterreichiſchen Adel und im Dienſt des Markgrafen umherziehen.“

„Herr Schultheiß,“ verſetzte der junge Ritter, „Euch iſt wohl bekannt, daß unſer Haus von ſeinem alten Wohlſtand durch mancherlei Schickſal abgekommen iſt. Ich bin ein junger Geſell, zum Kriegshandwerk geboren und erzogen, und muß meinem Glück unter fürſtlichen Fahnen und an großen Höfen nachziehen. Sitz' ich daheim im alten

Thurm von Rore, fragt Niemand nach mir. Kaiſerliche und königliche Gnadenbriefe, Ehren und Leben wirft man Keinem zum Fenſter herein, und Göttin Fortuna iſt aller Welt zu lieb, als daß ſie im Freihof zu Aarau Schutz ſuchen müßte."

„Ihr wollet Euch jedoch erinnern, Herr und Freund," ſprach Herr Efinger, „daß der Thurm Rore, mit Zinſen, Zehenden und Gefällen, ein Leben der Stadt Bern ſei, welches ſie, kraft obrigkeitlicher und lehensherrlicher Macht, Euch zucken könnte, ſo Ihr mit den Oeſterreichern gegen ſie feindlich bietet. Es ſcheint mir, man ſolle die Taube nicht aus der Hand fliegen laſſen, bevor die Wildgans geſchoſſen iſt. Wenn Ihr nun bei ſchlimmem Ausgang der Dinge den Freihof verlöret!"

— Mir will der Markgraf von Hochberg wohl; antwortete Gangolf: Er ſteht beim Kaiſer in hohem Anſehn. Auch wird mich Hans von Falkenſtein nicht fallen laſſen, deſſen Tochtermann ich werde.

„Lieber Herr und Freund," entgegnete kopfſchüttelnd der Schultheiß, „vertraut heutiges Tags nicht auf Fürſtenſchwur und Edelmannswort, denn beide ſind mit Luft auf Luft geſchrieben. Freiherr Hans braucht für ſein Wohlleben Größeres, als er vielleicht am Ende ſelbſt beſitzt. Schon hat er Farnsburg verpfändet; fragt

in Seckingen, wo er mit der Hagenbachin luſtige Tage gelebt, ob von dem Gelde noch übrig ſei? — Und Oeſterreich, welches den Aargau feierlich abgetreten hat, ſpricht wieder von Rechten darauf. Ihr ſpielet ein verwegenes Spiel, lieber Herr, dafür Euch die Einen ſchlecht lohnen und die Andern übel danken werden."

— Wird Bern unparteiſam zwiſchen Zürich und den Eidsgenoſſen bleiben? fragte Gangolf.

„Dort liegt des Schultheißen von Erlach Brief; er zweifelt."

— So müſſen Adel und Städte bei uns zuſammenhalten und den Ausgang ruhig erwarten! rief Gangolf.

„Ihr träumet," entgegnete der Schultheiß, „Pech und Waſſer halten beſſer, als Adel und Bürger zuſammen. Dem Adel jucken die Fäuſte. Er möchte lieber heut' als morgen den Tanz beginnen."

— Um ſich von der Hoheit der Stadt Bern zu löſen. Ich verdenk's ihm nicht! ſagte Herr Trüllerey: Es ſcheint ihm anſtändiger, Vaſall eines großen Königs, als eines hochmüthigen Reichsſtädtleins zu ſein. Adel kann nicht unter Machtgebot von Handwerkszünften gedeihen; er muß an Höfen der Fürſten in Verdienſt und Glanz blühen, oder muß verderben. Anderſeits aber laufen unſers Aargauer Städte nicht ebenfalls unter Bern Ge-

fahr? Die Freiheiten, welche ihr Stolz ſind, wurden ihnen ja nicht von Bern, ſondern durch Gnade der Kaiſer und Könige. Bern kann nichts dergleichen geben. Selbſt bloß eine Stadt, wird es das Aufblühen anderer aargauiſcher Städte mit Argwohn und Eiferſucht anſchielen; wird deren Rechtſame und Titel fort und fort benagen, und ſich Glück wünſchen, wenn zuletzt Brugg, Zofingen, Baden, Aarau und die übrigen zu armſeligen Neſtern zuſammenſchrumpfen.

„Und was folgert Ihr daraus, Herr Gangolf?“ fragte der Schultheiß ernſthaft.

— Das, erwiederte Jener lebhaft, wofür ich mein Alles in die Schanze ſchlagen möchte. Warum kann der Aargau kein unabhängiger, freier Stand ſein, mit den übrigen Eidsgenoſſen in gleicher Würde, des Hauſes Oeſterreich oder Berns Rechte vorbehalten? Heute ſtehen wir wieder, wie vor dreißig Jahren, zwiſchen Oeſterreich und Schweizerland, als Bern unſer ſchönes Land überrumpelte, beſetzte und zur Beute machte. Was damals ungeſchehen blieb, iſt heute nachzuholen!

„Genau, lieber Herr, ſtehen wir noch wie damals,“ ſagte Effinger, „als Städte und Edelleute gen Surſee ritten und nicht eins werden konnten. Der Adel will herrſchen und großthun, glaubt ſich dazu geboren, und mag mit Stadtbürgern nichts gemeines Werk haben. Unſere Städte

aber ſelbſt befeinden ſich ebenfalls thörichter Weiſe unter einander. Es fehlt am beſten Kitt unter uns, der heißt zu deutſch: Gemeinſinn, freier Vaterlandsgeiſt. Darum erlagen wir vor dreißig Jahren. Heute wäre daſſelbe Beginnen eitel und noch dazu ſträflicher; wir wären Aufrührer, weil wir uns ſelber, und keine fremde Gewalt, von der rechtmäßigen Obrigkeit löſeten. Und wir haben unſern gnädigen Herren von Bern Huldigung geleiſtet!"

— Huldigung! rief Gangolf mit Aufwallung: Ja, als wir, die wir wehrlos waren, vor dreißig Jahren überfallen und übermannt wurden. So muß der Sklave huldigen, wenn ihn ein neuer Herr kauft. Aarau wollte ſchon damals widerſtehen oder untergehen. Es war doch noch Muth und Geiſt in dieſer Gemeinde. Die Bürgerſchaft unterwarf ſich freilich, als ſie, ungewarnt von Bern und Solothurn, ſchwer umlagert, und inner kranker Ringgemäuern, ohne Troß, gedrängt ward. Gewalt aber iſt kein Recht, ſondern Gewalt, Herr Schultheiß, und gezwungener Eid kein freier Vertrag!

„Ei, ei, mein Herr und Freund," entgegnete fein lächend der graue Geſchäftsmann, „ſollten wir's damit ſo ſtreng nehmen, ſo würde mehr als ein großes Reich keinen Fehen Landes behalten, und Kriegen und Wiederkriegen, Eroberung und

Abtrünnigkeit ewig fortwähren. Es muß doch endlich eine Zeit kommen, da das, was die Gewalt der Umſtände erzwungen, zum rechtsgültigen Zuſtand wird."

— Könnt Ihr, Herr Schultheiß, die Gewalt der Umſtände von ehemals entſchuldigen, ſo müſſet Ihr auch eine Entſchuldigung dieſer Gewalt von heut haben. Eben deßhalb enden in der Welt die Kriege und Wiederkriege nicht. Jeder überwundene Fürſt bricht; ohne Gewiſſensbiſſe, täglich den Vertrag, ſobald er ſich ſeinem vormaligen Beſieger gewachſen fühlt.

„Bemerket wohl, Herr Gangolf," ſagte der Schultheiß, „Bern hat uns nichts entriſſen, ſondern nur, was wir vordem beſaßen, rechtskräftig beſtätigt, und hat nur genommen, was öſterreichiſches Gut geweſen. Wollten wir uns gegen Bern auflehnen, ſo wären Gewaltthat und Ungerechtigkeit auf unſerer Seite."

— Es iſt nicht in meinem Sinne, Herr Schultheiß, verſetzte Gangolf, Berns und Oeſterreichs Recht und Gut im Aargau zu verletzen. Mögen beide darüber ihren Streit führen. Aber der Aargau ſollte zwiſchen beiden unparteiſam ſtehen, ſich keinem opfern, ſondern ein eigener, freier Stand werden, mit Vorbehalt fremden Rechts.

„Laßt uns abbrechen, Herr Gangolf, das iſt Schwindelei und Traum! Darüber werden unſere

Städte nicht unter ſich und die Edelleute nicht mit den Städten einig; denn im Adel iſt Hoffahrt, Stolz und Tirannei!"

— Und in den Städten, murmelte Gangolf unmuthig zwiſchen den Zähnen, geiſt- und herzarme Spießbürgerei!

Das Geſpräch dieſer Männer, welches ſich ſchon mit bittern Empfindungen zu miſchen anfing, ward noch zu guter Zeit unterbrochen. Des Schultheißen Sohn, Herr Balthaſar, und deſſen junge Frau, traten herein, den Gaſt und Freund zu begrüßen. Ihre redſelige Höflichkeit nöthigte ihn, ſo vielen Erkundigungen und Fragen Genüge zu leiſten, daß es unmöglich wurde, den zerriſſenen Faden der vorigen Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Indeſſen blieb von derſelben in des Schultheißen Bruſt ein Anſatz argwöhniſcher Unzufriedenheit gegen den Herrn von Trüllerey zurück, und in dieſem ein geheimer Aerger über des Schultheißen Unempfindlichkeit für des Aargau's unabhängige Stellung. Sobald ſich, nach einiger Zeit, ein ſchicklicher Augenblick darbot, benutzte ihn der junge Mann, ſich zu entfernen, um ſeine Braut aufzuſuchen und zum Gaſtmahl im Effinger-ſchen Hauſe abzuholen.

6.

Die Braut.

Sein Herz ſchlug bang und freudig, als er die enge Treppe einer bürgerlichen Wohnung zu den Zimmern der Geliebten hinaufſtieg. Er hoffte, ſie zu überraſchen. Schon hört er im Geiſt ihren frohen Schrei, ſah ihre Beſtürzung, fühlte ihre Umarmung und wußte er jedes ſchöne Wort, das er zu ſagen habe. Indeſſen geſchieht oft, daß die Wirklichkeit ganz etwas anderes verleiht, als worauf wir uns bereitet haben.

Eine der Kammerfrauen trat ihm in einem ſchmalen Gang entgegen, das Zimmer der Geliebten zu öffnen. Aus demſelben trat im gleichen Augenblick ein reich gekleideter, junger Rittersmann, der ſich mit ehrerbietiger Freundlichkeit vom Fräulein beurlaubte, welches über deſſen Achſeln erröthend den ankommenden Bräutigam erblickte. Ohne ſich durch die Gefühle, die ſie nicht verbergen konnte, in den äuſſern Gebräuchen des Anſtandes ſtören zu laſſen, entließ ſie mit gleicher Huld und Würde den Abgehenden, wie ſie den Ankommenden in ihr Gemach zu treten bat. Der küßte dieſer ſtumm und bewegt erſt ihre zarte Hand, dann ſchloß er mit Ungeſtüm die ſchlanke Geſtalt der Verlobten an ſein pochendes Herz. Sie aber wandte lächelnd das Geſicht ſeitwärts,

daß ſeine Lippen nur ihre Wangen berührten, und ſagte: „Warum ſo ſpät, mein edler Junker?“

— Und warum ſo kalt, mein edles Fräulein? erwiederte er, ihren Ton nachahmend, indem er ſie feſter an ſich zog und ſie doch verwundert anſah, daß ſie ihm den Kuß des Wiederſehens verſagte.

„Wie doch die Männer in Allem immer nur ſich ſelber wiederfinden!“ entgegnete ſie: „Aber ſetzen wir uns.“

— Nicht eher, angebete Urſi, bis mir dein Mund den Kuß des Willkommens entrichtet hat.

Sie bot die Lippen mit halbem Sträuben. Dann führte er ſie zum Lehnſeſſel und wählte ſeinen Platz ihr gegenüber. Nun mußte er von ſeiner Ankunft in Brugg, von ſeinem Beſuch im Hauſe des alten Schultheißen, wo er ſie zu finden gehofft, dann von ſeinem Aufenthalt in Frankreich und am Hoflager des Königs, von den ſchönen Frauen in Paris, von ihrer jetzigen Kleidertracht und Lebensweiſe erzählen. Seinen Betheurungen, daß von allen jenen verführeriſchen Schönen keine auf ſein Herz Eindruck habe machen können, begegnete der Unglaube ihres eiferſüchtigen Zweifelns mit tauſend Einwendungen. Doch am ſchwerſten war ihm der Vorwurf zu beſiegen, daß er während eines langen Vierteljahrs

keine Stunde und keine Gelegenheit gefunden, der Braut einen Brief zu senden.

Gangolf kannte die Neigung seiner Verlobten zum verliebten Argwohn, die launenhafte Heftigkeit ihrer Leidenschaft; doch hielt er die Rede für scherzende Neckerei, bis eine Thräne ihrer dunkeln Augen Ernst verkündete.

„Nein, Gangolf, nein!“ rief sie und erglühte mit Stolz und Unwillen: „Ihr seid den Männern gewöhnlichen Schlages gleich. Verantwortet Euch nicht. Ein Weib zu täuschen im liebenden Glauben scheint euch leichtes, verzeihliches Werk. Diesmal seid Ihr der Betrogene! Nicht was Ihr saget, nein, was Ihr verschwieget, klagt Euch an. Es ist genug! — Ich begehre kein Herz, das ich mit Bettlerinnen zu theilen verdammt wäre. Oder begleitete Euch nicht die Treulosigkeit bis zu den Schwellen meiner Wohnung? Nun wißt Ihr, daß ich Euch kenne! Sehr schön, sagt man übrigens, sehr schön soll die Begutte sein, mit der Ihr noch letzte Nacht in der Herberge fröhlich waret. Wohl! haltet die züchtige Vermummte ans Frankreich fest. Ich beneide Euch nicht und die Buhlerin nicht. Ihr hattet Unrecht, sie in großer Frühe fortzuschicken, sobald Ihr meine Anwesenheit in dieser Stadt erfahren hattet. Ihr thatet übel, Euch Zwang anzulegen.“

Zu der Ruhe seines Bewußtseins konnte der

junge Ritter ſich anfangs nicht des Erſtaunens, nachher des Lächelns nicht erwehren. Mit wenigen Worten hoffte er ſie zu enttäuſchen. Aber ſo oft er zu reden begann, unterbrach ſie die Rechtfertigung, ehe dieſelbe vollendet war, mit Widerlegungen, und ihre Widerlegungen mit neuen Vorwürfen.

Zuletzt erkohr er jenes glückliche Mittel, welches manchem Ehemann bei der keifenden Hausehre zu ſtatten kommt, nämlich ſchweigend den Sturm über ſich hinbrauſen zu laſſen. Während des regſamen Spieles ihres Züngleins betrachtete er mit Wohlgefallen die Jungfrau, die ſelbſt der Zorn nur weiblicher und reizender machte. Ihr feuervoller Blick ward nur glänzender, das feine Roth ihrer Wangen nur höher. Die ſchwarzen Augenbraunen, welche ſich, wie vom Schmerz des verwundeteren Gemüths, über der länglichen, ſanft gebogenen Naſe zuſammenzogen, bildeten dort eine leichte Falte und eine Schwellung der weißen Stirnhaut, die zugleich trotzigen Eigenſinn und innigen Kummer bezeichneten. Ihr dunkles Haar über der Stirne von einem perlenreichen, diademartigen Goldkamm gehalten, wehte um Schläfen und Ohren in einzelnen flammenhaft gebogenen Locken. Das halbdurchſichtige, vielgefältelte Gewebe, welches, wie ein Nebel,

ihren Busen umwölkte, und hinter dem langen, griechischen Nacken in köstlichen Spitzenkrausen halbmondförmig bis zur Mitte des Hinterkopfs emporstieg, vertrieb auf- und niederwallend die Bewegung im Innersten der Brust.

Nie glaubte Gangolf in Ursula's ganzem Wesen etwas Zauberhafteres gesehen zu haben, als in diesen Minuten. Dazu kam, daß ein äußerst reicher Schmuck von Ketten und Perlen um den Hals, ein Leibchen von karmesinrothem, golddurchwirktem Stoff über das schwarzseidene Untergewand, enge, lange Aermel, von der Schulter bis zum Handknöchel in der Nähe aufgeschlitzt und wieder bauschigt zusammengenestelt, den Wuchs des Mädchens und dessen Reiz um Vieles erhöhten.

Wirklich verlor er in der Lust des Schauens so vollkommen alle Aufmerksamkeit des Hörens, daß er in Verlegenheit gerieth, als Ursula wiederholt in ihn drang, ihre letzte Frage zu beantworten, die er nicht gehört hatte.

Erst schien sein Verstummen alle ihre eifersüchtigen Vermuthungen zu bestätigen, dann, da er um Wiederholung der Frage bat, seine Unachtsamkeit ihren weiblichen Stolz noch mehr zu empören.

Sie erhob sich schnell vom Sitz und rief mit einem Blick der Verachtung: „So ist denn selbst meine Gegenwart nicht vermögend, Eure Gedan-

ken für einen Augenblick von jener feilen Dirne zu befreien, die Ihr Euch zuletzt. Eilet doch lieber zu der Begutte. Weit kann ſie nicht ſein. Ich halte Euch nicht. Die Bettlerin mag allerdings beſſer zum Ritter ohne Land, und zum verfallenen Thurm Roce taugen, als die Erbtochter des Hauſes Falkenſtein, die Urenkelin alter Grafen."

Dieſe ſtolze, ſchneidende Stimme, dies unerwartete Vorrücken ſeiner Armuth weckten plötzlich den edeln Trotz, welchen jeder Mann empfindet, wenn das Weib ſpüren läßt, daß [illegible], bei ungleichem Reichthum und Abſtammen, nur Ehrenſache ſei. Er ſprang finſter auf. Wohl kannte er in dem reizenden jugendlichen Geſchöpf jene wandelbaren Launen, jenen kindiſchen Eigenſinn eines im Aelternhauſe verzogenen Lieblings: aber daß die Braut ſich, im leidenſchaftlichen Rauſche der Liebe, ihrer hohern Herkunft und ihres Reichthums bewußt blieb, daß ſie ungroßmüthig deſſen erwähnen konnte, ihn zu demüthigen, noch Braut nur, den Bräutigam ſchon, das erſchütterte ihn.

„Fräulein," ſagte er mit halbunterdrückter und doch ſchrecklicher Stimme, indem er ihr mit Hoheit entgegentrat, „Ihr habt mich nie geliebt. Das hättet Ihr nie geſprochen, wenn je eine Faſer Eures Herzens für mich freundlich gezuckt

hätte. Der böſe Geiſt iſt unerwartet, aber zur rechten Stunde, aus dem Engel des Lichts hervorgetreten. Wir ſind auf ewig geſchieden."

Sie entfernte ſich bei dieſen Worten, indem ſie dabei ſein ſtarres, bleiches, ſchönes Geſicht erblickte. Sie bereute, obgleich ſelbſt noch halb im Zorn, die unvorſichtig ausgeſtoßene Rede. „Geſchieden?" ſagte ſie leiſe und flüſterte: „Wär ſind's, wenn's Euch beliebt." — Aber ihr Herz zitterte, wenn ſie wieder ſein edles, leichenhaftes Antlitz erblickte.

„Ich habe Euch geliebt," fuhr er fort, „Euch nur, uneingedenk Eures Namens und Gutes. Wäre ich ein Königsſohn, ich würde Kronen zu Euern Füßen gelegt haben, und wenn ich Euch in Lumpen, unter dem Dache einer Zigeunerhütte, gefunden hätte. Gold, wie Lumpen, ſind Staub; nicht das zog mein Herz zu Euch. Ich habe Euch geliebt: nun nichts mehr."

Sie erblaßte, aus ihrem Auge fiel eine Thräne. Sie ſelber wußte nicht, wie ihr geſchah, was in ihrem Innern vorging? Doch faßte ſie ſich und ſprach halb weinerlich, halb verſöhnt lächelnd: „Nachdem mein geſtrenger Herr ſelber nicht läugnen konnte, daß eine elende Dirne mir mein theuerſtes Herz geraubt, muß ich noch darum Vorwürfe leiden, als wär' ich die Sünderin. Redet doch, und mein leichtgläubiges Herz glaubt

Euern Worten ſchon, eh' Ihr ſie ausgeſprochen habt. Alſo die Begutte war nicht ein Schönheitswunder? Dacht' ich's doch! Eine Bettlerin und Schönheit erſter Art! Sagt doch, ſie ſei häßlich geweſen! Nicht ſo? der Lollhard war auf der Landſtraße erkrankt, daß Ihr ihn aus Barmherzigkeit auf Euer Roß ludet? Es iſt Lüge, daß Ihr das feile Mädchen in Eure eigne Herberge führetet; daß Ihr es in die Arme ſchloſſet, und vor der Thür des Wirthshauſes ſelber vom Sattel hobet. Redet doch, meine Ueberzeugungen von Eurer Unſchuld fliegen Eurer Erklärung auf halbem Wege entgegen."

— Ihr wollt mein ſpotten, Fräulein. Man hat Euch, merk' ich, längſt von der Art meiner geſtrigen Ankunft und meiner ſeltſamen Begleitung treu und untreu berichtet! — ſagte Herr Trüllerey mit vorigem Ton. Und nun erzählt' er die Geſchichte ſeines Abentheuers, des Baldeggers rohes Betragen, — Alles bis zum letzten Augenblick, mit der unbefangenſten Offenherzigkeit. Er pries ſelbſt die rührende Anmuth der frommen Veronika, aber betheuerte, daß ſein Herz auch einer größern Schönheit unverwundbar geblieben ſein würde; ſein Gedanke, ſeine Sehnſucht wäre nur die Verlobte geweſen. Er ſprach mit dem Stolz beleidigter Unſchuld, mit dem Schmerz ſeiner muthwillig verhöhnten Liebe, mit dem Ge-

fühl ſeines beſſern Werthes. Der Ausdruck von Redlichkeit in ſeinen ſchönen Geſichtszügen, und von furchtbar feſter Entſchloſſenheit in ſeinen Blikken, bezauberten zugleich und erſchreckten die Braut. Alles was ihn je ihren Augen liebenswürdig gemacht hatte, erſchien jetzt noch liebenswürdiger. Die Erinnerung ſeliger Stunden erwachten. Statt des Zornes brannte ein zärtliches Feuer in den träumeriſchen Blicken, mit denen ſie an ihm hing. Ihr ganzes Weſen ſchien ſich wieder in eine liebliche Gluth aufzulöſen, während ſie aus der todtenhaften Ruhe ſeines Aeuſſern ahnete, ihr ſterbe ein Herz ab, das ihr eigener Hochmuth gebrochen haben könne.

„O!“ rief ſie endlich mit weicher, zitternder Stimme: „ich kenne mich ſelbſt nicht mehr, und muß mich haſſen, weil ich zu ſehr liebe!“ Sie ſchlang ihre beiden Arme um ſeinen Nacken und ſchluchzte laut an ſeiner Bruſt, und rief: „O du göttlicher Böſewicht! was haſt du aus mir geſchaffen?“ Und ihre heiſſen Lippen hingen an ſeinen Lippen, als wollte ſie die vor ihr weichende Seele des Bräutigams in ſich trinken.

Lange ſchien er gefühllos ihre Liebkoſungen nur zu dulden. Der warme Hauch ihres Odems, der ihn wolluſtvoll umwehte, das Brennen ihrer Lippen an den ſeinen, die ſtille Gluth der Blicke, welche wie voll ſüſſer Berauſchung in ſeinen Blik-

len untergingen, äuſserten bald aber ihre unbesiegbare, Seel' und Sinnen überwältigende Macht. Er zog ſie an ſein Herz und ſprach in einem Seufzer: „O warum biſt du nicht ſo arm, wie ſchön!“

„Was willſt du, Gangolf?“ erwiederte ſie ſchmeichelnd: „Bin ich nicht eigentlich die Gabe, die ſich dir gibt, und alles Andere nur zufällige Mitgabe, die du in den Kauf erhältſt?“

— Verflucht ſei jeder Heller, den ich von deiner Mitgabe berühre, rief er wieder heftiger, und Unſegen bringe auf die väterliche Burg Rore, was aus deinem Gut ſie ſchmücken will!

Sie ſtrafte mit ſanften Fingerſchlägen ſeinen Mund, wand ſich lächelnd aus ſeinem Arm und ſagte: „Die Mitgabe deiner Braut, nun du ſie zur Miſſethat machſt, wird im Freihof von Aarau wenigſtens Zufluchtsſtätte haben, wie jeder arme Sünder, der dort ſeine Hand an das heilige Geſtein legt. Aber...“ Hier trat ſie vor den Spiegel, hauchte in ihr Taſchentuch und drückte es ſich auf die Augen, um die Spur der Thränen zu vernichten: „Aber es iſt genug gezankt, junger Herr! Nun führet mich zum Schultheißen. Seid freundlich und artig, und vergeſſet!“

„Fräulein!“ ſagte er, mit ſich verdüſterndem Blick auf die blitzenden Diamantringe an

ihren Fingern: „Warum mußtet Ihr mir etwas zu vergeſſen geben!“

7.

Das Gaſtmahl des Schultheißen.

Beinahe eilf Uhr Vormittags war es, als ſie in das Zimmer des Schultheißen traten, wo man ihrer ſchon geraume Zeit geharrt hatte. Der greiſe Effinger führte alſobald nach feierlicher Verbeugung gegen die junge Freiherrin von Falkenſtein, dieſe, kaum ihre Fingerſpitzen berührend, in das Speiſezimmer; Gangolf Trüllerey begleitete des Schultheißen artige Sohnesfrau; die Uebrigen folgten unter tauſend gegenſeitigen Höflichkeiten, Bitten und Entſchuldigungen, weil ſich, nach den Geſetzen feiner Lebensart, Niemand des Vortritts anmaßen wollte.

Vom langen Tiſch, den ein blendend weißes, großgeblümtes Tuch bedeckte, dampften Gemüſe, mancherlei Geflügel, Braten, Salme aus dem Rhein, Forellen und Wildpret anlockenden Duft durcheinander. Fünf hohe Weinkannen von Silber in getriebener Arbeit ragten ſchimmernd über das ſteigende Gewölk hinweg, wie die Kuppeln der Kirchthürme über den Rauch der Stadthäuſer. Vor jedem der Gäſte glänzte der Silberbecher abwechſelnd mit einem kleinen vergoldeten Pokal.

Das Tiſchgeſpräch, bei den erſten Gerichten ſtockend, halblaut und arm, wurde nach und nach, ſobald auch die Weine verſucht waren, voller, wärmer und fröhlicher. Ein lebhafter, hübſcher Mann, derſelbe, welchen Gangolf aus Urſula's Zimmer kommen geſehen hatte, weckte zuerſt mit heitern Scherzen die gute Laune der Geſellſchaft. Es war Herr Bentelin von Hemmenhofen, den, auſſer Gangolf, alle Uebrigen wohl kannten. Urſula behandelte ihn ſogar mit einer Art Vertraulichkeit, welche der gewandte Mann mit jener ſchmeichelhaften, faſt zärtlichen Ehrfurcht erwiederte, die jedes Frauenzimmer am liebſten für gegebene Freundlichkeit zurückempfängt. Ihn unterſtützte in der Unterhaltung ein hagerer, kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, der ihm gegenüberſaß und ſehr einfach gekleidet war. Man nannte ihn Ifenhofer. Gangolf hatte von demſelben ſchon zuweilen gehört. Einige hielten ihn für einen großen Gelehrten, Andere ihn für einen Halbnarren, Andere ihn für einen durchtriebenen Schlaukopf, Andere ihn für einen Schwärmer. Sein blaſſes ſchmales Geſicht, mit kurzer Spitznaſe, ſpitzem Kinn, tiefen Augenhöhlen, in denen ein Paar kleine, lachende Augen blitzten, verrieth weder das Eine noch das Andere.

Niemand fühlte ſich bei dieſem Freudenmahl

fremder als Gangolf. Was er seit vierundzwanzig Stunden erlebt und erfahren hatte, die nothwendige Verzögerung seiner Vermählung, die schlechte Aussicht für Aargau's Unabhängigkeit, der Geld- und Ahnenstolz seiner Braut, das Alles schied ihn von bisher gewohnten Hoffnungen, Aussichten und Verhältnissen. Seine Stille und Einfältigkeit ward von Jedem bemerkt, am meisten und nicht ohne kleine Gewissensunruhe vom Fräulein von Falkenstein. Sie wendete ihm oft den traulichen Blick, oft das neckende Wort zu, bis seine unwandelbare eiskalte Höflichkeit ihren Stolz von neuem reizte. Da drehte sie sich von ihm hinweg und widmete dem Herrn von Hemmenhofen eine Aufmerksamkeit, für die er dankbarer zu sein wußte. Vielleicht hoffte sie auch den sterbenden Liebesfunken im Gemüthe ihres Bräutigams durch Eifersucht noch zu blasen, die sie in ihm erregen wollte. Er aber, in todter Gleichgültigkeit, achtete kaum darauf.

Drei Stunden dauerte dies Spiel, bei dem sich Herr Bentelin am besten befand. Gegen Ende der Mahlzeit aber ward es am andern Ende des Tisches desto lauter, wo von den Männern Gang und Gefahr des unvermeidlich gewordenen und nahen Krieges besprochen wurde. Darin waren sie Alle einig, es müße zwischen Oesterreich und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHORKE.J.A.D.
3-598-53279-2
FN. I4358/038

den Eidsgenossen Kampf auf Leben und Tod werden; entweder gesammter Adel im Schweizerland verderben, oder dieses wieder unterjocht sein. Wenn schon einige der Gäste, meistens Glieder vom Rath der Stadt Brugg, heimlich zweifeln mochten, daß die Pfauenfeder — damals das Sinnzeichen der österreichischen Partei — den wilden Geist der unerschrockenen Gebirgsbewohner zähmen werde: wagten sie doch nicht, in Gegenwart der fremden Ritter ihre Besorgnisse kund zu thun, sondern nickten höchstens schweigenden Beifall, wenn man die ungeheure Macht des Kaisers und Reichs, die vereinte Stärke des Adels und die im Anzug begriffenen Heerhaufen Frankreichs mit großer Uebertreibung schilderte.

Herr Isenhofer hob den vollen Becher und sprach im Tone des Begeisterten folgende Verse aus dem Spottlied *), welches er in diesen Tagen gegen die Eidsgenossen gemacht hatte:

„Die Wolken sind zum Berg gedrückt,
Das schafft der Sonne Glanz;
Den Bauern wird die Macht entzückt,
Das thut der Pfauenschwanz!"

*) Es ist in Tschudi's Chronik ganz aufbewahrt und beim Jahre 1444 angeführt.

„Brav, Isenhofer!“ rief Ritter Bentelin: „Doch vergiß den Uebermuth der Städte nicht. Luzern hält's offen mit den Melkerbuben, Basel trägt den Schalk im Nacken, und Bern läßt seine Tücke nicht.“

— Ihr habt Recht! erwiederte der Dichter.

Ob Städte oder Bauern?
Klein iſt der Unterſcheid,
Den machen ein paar Mauern,
Und das iſt ihnen leid.
Sie wären ſelbſt gern Herren,
Sie ſind ſich nur zu grob.
O König, du ſollſt wehren,
So wehret ſich dein Lob!

„Deine Verſe, Isenhofer,“ ſagte Bentelin lachend, „haben ein friſches Herz, trotz ihrer Gliederſucht.“

— Darum eben ſind ſie gut öſterreichiſch! erwiederte der Dichter: Der König hat den rechten Muth; aber er ſucht ebenfalls Glieder, wie ich. Das Reich iſt förriſch, die Ritterſchaft faul, nur hinter Weinkannen nicht; und Frankreich will helfen, aber nicht dem König, und nicht dem Adel, ſondern ſich ſelber. Sind das nicht ſchlechte Glieder für Oeſterreich?

„Gott's Blut!“ ſchrie Bentelin: „Und biſt du nicht das faulſte von allen? Mich nimmt Wunder,

ob du nicht unterm Wamms ein weiſſes Kreuz trägſt?“ *)

— Beſſer, als das rothe, wenn's Euch die Schweizer mit Hellebarden auf den Rücken malen, daß Ihr darunter pfuchſet, wie pipſige Hühner! erwiederte Iſenhofer. Viele der Anweſenden lachten.

„Ihr Herren von Brugg!“ rief Bentelin: „Der Witzhold führt Euch auf's Glatteis! Iß Euch zu rathen, ſo lachet mit denen, die zuletzt lachen. Manch Städtlein wird ein rothes Kreuz von Feuer und Flammen empfangen, und Bern das erſte. Ihr ſeid unter dem Hauſe Habsburg reich worden, und von Kaiſern und Königen mit Freiheiten und Rechten beſchenkt. Warum wollet Ihr nicht zu Habsburg zurück, und lieber undankbar mit den Feinden deſſelben gegen Eure alten Wohlthäter ziehen?“

Da nahm der greiſe Schultheiß Eſſinger das Wort und ſagte: „Meiden wir ſolche Geſpräche, ſie führen zu keinem guten Ende! So lange die Städte im Aargau Oeſterreichs Schirm genoſſen, haben ſie treulich deſſen Kriege gethan und mit Gold und Blut die Gnadengeſchenke der Könige

*) Das weiſſe Kreuz auf den Kleidern trugen die Eidsgenoſſen, um ſich in Schlachten zu erkennen; die Oeſterreicher das rothe.

abbezahlt. Als uns Habsburg fahren ließ, haben wir zu Bern geſchworen. Wie könnt' uns der König vertrauen, wenn wir Verräther wurden an unſerm lieben Herren zu Bern und den Eidsgenoſſen? Das ſei ferne von uns. Es iſt leichter, daß unſere Brückenthürme an den Bodberg hinauftanzen, als daß wir von Treu und Glauben laſſen."

„Das nenn' ich mir einen Trumpf!" rief Ifenhofer: „Doch wollen wir ſehen, wer im Spiel den letzten Stich macht! Im Grund, Ihr Herren Aargauer, ſcheint mir's, Euch ſollt' es gleich gelten, weſſen Schleppe Ihr nachtraget, ob Habsburgs oder Berns. Ihr ſeid in jedem Fall doch nur gehorſame Diener; und ein Herr iſt zuletzt wie der andere."

„Gott's Wetter ſchlag drein!" ſchrie Bentelin: „Macht dich der Wein ſo früh verkehrt, Ifenhofer? Ein Herr, wie der andere? Willſt kaiſerliche Majeſtät in Reih' und Glied ſtellen mit dem Kuhmelker von Schwyz, oder dem Metzgermeiſter von Bern?"

„Hei!" rief der Dichter von Waldshut lachend: „Thron oder Melkſtuhl, iſt beides zuletzt Purzelfraß; der Mann darauf gilt, der der Herr iſt! Die Eidsgenoſſen wiſſen, wofür ſie fechten. Frei wollen ſie ſein, Könige in ihren Hütten. Kein böſer Einfall! Die Menſchen haben dem Zu-

fall und Scharwenzel in die Karten gesehen. Sie halten den Thron für einen vergoldeten Melkstuhl, und wollen nicht des Herrn Kühe sein. Ihr Aargauer aber, was wollet Ihr? — Für die Ehre Eurer Kuhschaft die Hörner abstoßen?"

„Verdammter Frevler!" sagte der Herr von Hemmenhofen, indem er aus vollem Halse lachte: „Säß' ich neben dir, ich würde dir die Ohren zupfen!"

„Und ich", fiel Gangolf ein, indem er Ifenhofern die Hand über den Tisch reichte, „drücke dir dafür die Hand, Biedermann! Du hast ein wahres Wort gesprochen."

„Wie, Herr Gangolf?" schrie Bentelin: „Ist's also gemeint? Bleibet auch Ihr nur auf der Halbscheid? Treibet keinen Scherz. Wer das Glück hat, die Schönste aller Schönen zum Altar zu führen, wird ihr nach der Hochzeit lieber eine Grafenkrone, als eine Bürgerhaube schenken. Ach, mein himmlisches Fräulein," setzte er hinzu, indem er sich an Gangolfs Verlobte wandte, „ich würde sterben vor Schmerz, oder vor Lachen, wenn Ihr zuletzt eine ehrbare Base und Gevatterin aller Metzger, Bäcker und Schuhmacher werden müßtet, und auf die gnädigen Blicke einer dicken Frau Schultheißin warten solltet."

Ursula warf ein freundliches Auge auf den Herrn von Hemmenhofen, nahm dann die Miene

der ſtillen Dulderin, ohne doch ihre Schalkheit ganz zu verbergen, und ſagte: „Herr Gangolf iſt ſehr genügſam, glaubt mir's. Der Thurm Rore im Freihof zu Aarau iſt ihm ſo werthvoll, wie ein Palaſt, und er würde nicht zürnen, wenn ich zum Brautkleide den Kittel einer Begutte wählte.“

Herr Trüllerey ward bei dieſen kränkenden Worten feuerroth. Er richtete auf die Verlobte einen Seitenblick, in welchem weniger Liebe als Verachtung zu leſen war: „Nicht Purpur, nicht Zwillichkittel, das Herz macht die Braut!“ ſagte er.

„Da hört Ihr es ſelber, lieber Bentelin!“ rief Urſula lächelnd: „Helft mir wenigſtens, daß ich an der Hochzeit nicht in den Holzſchuhen der Schweizer tanzen muß.“

„Ich würd' ihm lieber geſtatten,“ erwiederte der Ritter, „mir zuvor auf dem Nacken zu tanzen.“

„Dazu könnte mich faſt Luſt anwandeln,“ ſagte Gangolf trocken, „wenn der unzeitige Schirmherr meiner Braut nicht eben ſo gut ſchweigen als prahlen gelernt hat.“

„Was ficht Euch an?“ ſchrie Bentelin mit funkelnden Augen: „Danket's dieſer achtbaren Geſellſchaft und der Gegenwart des Fräuleins von Falkenſtein, daß Ihr nicht ſchon zum Fenſter

hinausgeflogen und den Gaſſenbuben ein Gelächter ſeid!"

„Still, liebe Herren und Freunde!" rief der alte Schultheiß, indem er ſich vom Tiſche erhob und die ganze Geſellſchaft ſeinem Beiſpiel folgte: „Keine Händel. Es ſoll nicht geſagt werden, daß zwei ſo tapfere Edelleute feindſelig von meinem Tiſche aufgeſtanden ſind, an dem wahrlich nichts Schlechtes, als der Wein war. Aber begleitet mich in's Nebenzimmer, da wird uns mit beſſerm aufgewartet werden. Herr Gangolf iſt etwas übler Laune, und nicht ohne Grund, weil er vernommen, wie ſein Herr Vater krank und ſiech worden iſt."

„Herr Schultheiß, Ihr mahnet mich zur rechten Zeit daran!" ſagte Gangolf: „Erlaubet, daß ich nach Aarau aufbreche und mich bei Euch beurlaube."

Urſula erſchrack vor dieſen Worten, ging mit zwei raſchen Schritten zu ihrem Bräutigam, ergriff ſeine Hand und ſagte halbleiſe: „Gangolf, Gangolf, iſt's dein Ernſt? Kaum zu mir gekommen, mich wieder verlaſſen? O Gangolf, iſt das deine Liebe?"

„Ich muß meinen alten Vater ſehen. Ihr höret, daß er krank iſt, vielleicht dem Tode näher, als wir wiſſen!" antwortete er.

„Reiſe morgen, Gangolf, ich bitte! Reiſe

morgen, Gangolf!“ ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu und mit geſenkten Augen: „Ich habe dich in Unbeſonnenheit beleidigt, ich muß dich dieſen Abend allein ſehen und verſöhnen. Morgen reiſe! Ich befehle es, du Trotzkopf.“

„Könnet Ihr auch dem Tode befehlen, daß er das Leben meines alten Vaters um eine Nacht verſchone?“

„Aber Niemand hat geſagt, daß die Gefahr groß ſei!“ verſetzte ſie.

„Laßt mich ein gutes Kind ſein,“ erwiederte er, „wie Ihr eine gute Tochter ſeid, die auch im Taumel des Entzückens nicht ihrer Ahnen vergißt.“

Empfindlich trat das Fräulein zurück und ſagte: „Ich gelt' Euch nichts. Ich fühle es. Ihr werdet mich alſo nicht zu meinem Vater nach Seckingen führen?“

„Wann gedenket Ihr abzureiſen, Fräulein?“

„Uebermorgen.“

„Geſtattet es die Geſundheit meines Vaters, bin ich ſchnell zurück, und, befehlt Ihr, dieſe Nacht noch.“

„Und ich“, rief Iſenhofer dazwiſchen, „bürge für ihn, gnädiges Fräulein. Wenn er's erlaubt, begleit' ich ihn und bring' ihn ſelber zu Euch zurück.“

„Ihr ſeid mir willkommene Geſellſchaft!“

ſagte Gangolf zum Dichter, „wenn Euch ein ſtrenger Ritt ſo leicht wird, als ein Vers. Es ſind vier Stunden, wir machen ſie in zwoen.“

Gangolf küßte zum Abſchiede des Fräuleins Hand, und ſtahl ſich nebſt Iſenhofern aus der muntern, geräuſchvollen Geſellſchaft, nachdem er dem Schultheißen noch ein dankbares Lebewohl zugeflüſtert hatte.

8.

Der Ritt nach Aarau.

„Gottlob!“ rief Herr Trüllerey fröhlich, da er mit ſeinem Gefährten aus dem obern Thor über die Brücke des Stadtgrabens in die grünen Wieſen hinaustritt: „Ich mag wieder athmen, nun ich meinen Aarſtrom, meine Wälder und dort hinten die Berge meiner Heimath wieder ſehe! Mir war gar nicht wohl da drinnen im engen Städtchen.“

— Ei, ei! verſetzte Iſenhofer: Ich möchte das für keine Tonne Goldes der ſchönen Tochter des Falkenſteiners beichten.

„Kann ich dafür? Ich liebe ſie, muß ſie lieben; aber es waltet über dieſe Liebe, glaub' ich, ein böſer Stern. Es zieht mich aus weiteſter Ferne zu ihr mit unüberwindlicher Gewalt; aber in ihrer Nähe werd' ich alsbald elend; unter ihren Liebkoſungen wird mein Herz zerriſſen. Die arme

Mücke muß und muß zum feurigen Licht, und dann jämmerlich in der Flamme vergehen."

— Ich merk' es, Herr Gangolf, Euch thut Zerstreuung noth; die beste Arznei gegen verliebten Verdruß. Und wollt Ihr einen guten Rath nebenbei? Denn glaubet mir, ich kenne den Sitz Eures Uebels.

„Laß hören!"

— Ihr machet aus Euch selber allzuwohlfeile Waare, wie es junge warmblütige, leichtgläubige Leute machen. Ihr verschenket Euch jeden Augenblick mit Leib und Seele; gehöret Euch nie selber an; und als fremdes Eigenthum könnet Ihr den Schmerz nicht ertragen, wenn der Andere Euch nimmt und hält, wie es ihm eben behagt. Versteht Ihr mich? Wenn Ihr dürstet, bleibet am Ufer, trinket; aber stürzet Euch nicht in den Strom, er verschlingt Euch. Gebet Allem, was Euch freundlich anspricht im Leben, den Finger oder die Hand, aber Keinem Euch ganz. Die Welt steht fest, aber nichts in der Welt; darum haltet an dem, was bleibt, aber an nichts in der Welt.

Gangolf nickte mit dem Kopf und dachte der wunderlichen Rede nach. Er fühlte darin etwas Wahres, und sein Inneres davon getroffen. Isenhofer wollte aber den jungen Mann nicht zu lange dem Nachdenken überlassen, sondern dessen Gedan-

ken nach andern Dingen leiten. Er zeigte auf den grauen Thurm des Schloſſes Habsburg empor, der links vor ihnen von der Höhe des waldigen Wülpelsberges herab, wie ein König, mit alterthümlicher Würde durch's Land ſah.

„Iſt das nicht das Stammhaus unſers Kaiſers?“ fragte er.

— Allerdings! erwiederte Gangolf: Die Säſſiger von Brunegg haben es von Bern zum Lehen.

„Sic transit gloria mundi! Der Adler iſt aus ſeinem Neſt geflogen, nun becken die Dohlen darin mit ihrer Brut!“ ſagte Ifenhofer, der das begonnene Geſpräch nicht wieder ſtocken ließ, ſondern es über Alles verbreitete, was er in der ihm fremden Landſchaft erblickte, deren Schönheit er nicht genug preiſen konnte.

Sie ritten im raſchen Trabe durch die grünen Wieſen und Aecker des rechten Aarufers am Fuß des Wülpelsberges dahin. Jenſeits des breiten Stromes, deſſen unruhiger Lauf vielerlei Sandbänke und kleine Inſeln ſchuf, bildete das Juragebirge ſeinen weiten Bogen. Sie ſahen drüben die Hütten des Hofes Schinznach gelagert, der Sägiſſer Eigenthum, berühmt und beſucht wegen benachbarter Heilquellen. Dieſe ſtiegen damals noch am linken Ufer des Fluſſes aus dem Boden, bis die Aare ſie in einer ihrer verwüſteriſchen Launen

verſchlang. *) Hinter den Hütten jenes Hofes tiefte ſich im grünen Schoos der Berge ein geräumiges, heiteres Thal ein, worin die finſtern Burggemäuer von Caſtelen **), und darüber an den Felſen hängend die Thürme und Zinnen von Schenkenberg, ſich ſonneten.

Jeder Schritt verwandelte um die Reiſenden her das Schauſpiel. Die Gebirgslandſchaft regte und bewegte ſich durcheinander, wie ein Zaubergemälde, in welchem Dinge Leben haben, die ſonſt ſtarre Maſſen ſind. Eben geſehene Thäler verſchwanden in Wäldern, und neue ſchloſſen dem Auge freundlich ihr Inneres auf, während Berghöhen ſich hinter Hügeln bald verſteckten, bald wieder überraſchend hervortraten.

Nach einer Stunde ſtreckte links und rechts das Gebirge ſeine Arme näher gegen einander. Hüben und drüben des Stroms erhoben ſich zwei gewaltige Felſenſchlöſſer, die Schildwachten vor dem Eingang in eine neue Thalwelt; links auf

---

*) Erſt im Jahr 1690 wurde die Quelle mitten in der Aare auf einer Inſel wieder gefunden. Jetzt fließt ſie am rechten Ufer aus.

**) Das jetzige Schloß iſt erſt im Jahr 1643 gebaut, weil das alte, der Schenken von Caſtelen Stammhaus, dem Zuſammenſturz nahe war.

ſchroffer, buſchigter Felswand, mit vielen kleinen Thürmen und Angebäuden, die Veſte Wildegg, wo Petermann von Greifenſee hauſete; links, im Schatten finſterer Tannen, das romantiſche Wildenſtein über dem Aarufer. Dann ſchloß ſich vor den Blicken der Reiter eine große Ferne auf, wie mit einem unendlichen Wald überkleidet. Die unüberſehbare Bergkette des Jura zur Rechten zeigte ihre ſtillen Höhen, ihre Zacken und Gipfel, je weiter hin, um ſo viel erhabener, zahlreicher und blauer. Links ſtrahlten über den Wipfeln des Forſtes, im Abendlicht, die Zinnen der Lenzburg von einer Felshöhe, und von einem andern Hügel daneben die weißen Mauern des Kirchleins der alten Grafen von Lenzburg.

Doch nach kurzer Friſt ſchwand Alles, da der Weg immer rauher und übler war, und die Reiſenden mit ſich in die finſtere Einöde eines Waldes zog.

„Mich nimmt nicht Wunder," ſagte Iſenhofer, „wenn es dem Adler von Oeſterreich gelüſtet, dies prächtige Land wieder dem Bären *) aus den Zähnen zu reiſſen. Darüber aber wird der fette Biſſen ſelber am meiſten zerfetzt werden."

— Dächten die Andern im Aargau, wie ich, erwiederte Herr Trüllerey, ſollten dem Adler und

*) Der Bär war in Berns Wappen, wie noch heut.

Bären Schnabel und Zähne an unſern Felſen ſtumpf werden. Wir könnten gar wohl unſerer Haut uns wehren, wenn wir Herren und nicht Knechte ſein wollten.

„Grämet Euch kein graues Haar darum an, Herr Gangolf. Der ungeheure Mehrtheil unſers Geſchlechts beſteht aus Narren und Beſtien, die mit Seifenblaſen ſpielen, oder im Koth wühlen; für ein Paar Plappart*) Lohn, für ein Weibergeſicht, für ein Pfaffengeſchrei, für einen windigen Namen ihre geſunde Vernunft in die Pfanne ſchlagen und dem Tode in den Rachen ſpringen. Das Leben hat wohl etwas, wofür das Leben ſelbſt der Preis ſein könnte. Aber ...“

— Und das wäre?

„Das, was Beſtien und Narren nicht haben: ſchlichter Menſchenverſtand und was aus ihm hervorwächſt, das Rechte, das Wahre und Gute. Merket's Euch, Beſtien und Narren, mehr nicht!“

— Wie kann dir bei der Art zu denken unter der Menſchen wohl ſein?

„Himmliſch wohl! Ich heule mit den Wölfen, gaukle mit den Narren und lache in der Einſamkeit. Machet's wie ich, wenn Ihr froh ſein wollet.“

---

*) Eine damalige Scheidemünze, etwa drei Kreuzer werth.

— So ſtehſt du ja einſam mitten in der Welt und ſiehſt Deinesgleichen nicht mehr.

„Ich bin ſo einſam nicht; hab' einen guten Freund; kann zu ihm, wenn ich will, und der iſt Gott! Ihr habet ohne Zweifel von ihm reden gehört, aber kennet ihn ſchwerlich.“

Gangolf ſah bei dieſer Wendung des Geſprächs ſeinen Nachbar ſeitwärts mit großen Augen an und ſagte: „Wie meinſt du das?“

— Buchſtäblich. Ihr wißt's von Pfaffen und Schulmeißtern, die wiſſen's wieder von ihren Meiſtern; einer plappert's dem andern nach, wie der Staar, und ſo iſt Alles todtes Geplapper. Glaubet mir, wenn Ihr's auch nicht verſteht, Gott iſt ein ganz anderer Gott, als der Gott in den engen Kirchen und Schulen.

„Woher weißt du es beſſer, als ſie, Freund Eſenhofer?“

— Ich habe ein geſchriebene Bibel; leſe oft die geſchriebenen eigenen Worte Chriſti; habe noch eine ungeſchriebene Bibel, und die iſt Gottes eigenes, ausgeſprochenes Wort, nämlich ſeine Schöpfung, die Natur, das All der Weſen vom Aufgang bis Niedergang. Alles Andere iſt Traum, Geckerei, Pfaffendunſt. Glaubt mir's!

„Du haſt ein loſes Zünglein im Munde!“ ſagte Gangolf: „Es kömmt dir zu ſtatten, daß dieſe Tannen und Eichen keine Ohren haben.

Die Kirchenverſammlung ſitzt heut noch in Baſel beiſammen, und ſie könnte dir leicht ein warmes Bett machen, wie vor dreißig Jahren dem böhmiſchen Huß zu Konſtanz."

— Und was wär' es mehr? entgegnete Ifenhofer gleichgültig: Der Böhme war kein Narr, ſag' ich Euch, ſondern ein Menſch, der wohl wußte, warum er zu Bette ging. Ich ginge, ſobald man's verlangte. Alles iſt Traum, der Tod neue Schöpfung, die Todesart nur Vorurtheil unſerer armen Narren. Und es iſt wohlgethan, daß rechte Menſchen hier und da einmal das Leben auf eine Karte in's Spiel ſetzen, auf die es kein anderer wagen würde Der übrige Janhagel wird wenigſtens dadurch flutzig und neugierig, ob noch etwas Anderes zu gewinnen ſei, als Seifenblaſe und Koth.

Hier ſchwieg der wunderliche Waldshuter, und nach einigen Augenblicken ſang er plötzlich einen Gaſſenhauer aus dem Appenzellerkriege mit lauter Stimme. Gangolf unterbrach ihn und geſtand, daß er an dem Liede weniger Gefallen habe, als an dem vorigen Geſpräch. Er bat, daſſelbe fortzuſetzen, weil er im Stillen ſchon viel Aehnliches gedacht habe, und hub nun wieder an zu fragen, um den Dichter in's alte Geleiſe zurückzubringen. Es gelang ihm damit nach einiger Mühe, denn Ifenhofer wollte lange ſeinen Singſang nicht

laſſen. Meine Leſer hingegen werden mit mir zufrieden ſein, wenn ich die Unterredung der beiden Reiſenden übergehe. Denn ſie dauerte durch den ganzen Wald hindurch, aus dem ſie bei einem kleinen Dorfe hervorkamen, bis zur Brücke über den unbändigen Strom der Suren. Da erblickten ſie, als ſie den Weg ſteil aufwärts geritten waren, in lachender, freier Ebene vor ſich das Städtlein Aarau, auf dem ſchwarzen Teppich der Tannenwälder am Gebirge. Im Hintergrunde ragten hoch von den Zwillingsgipfeln eines fernen Berges die Trümmer der Wartburgen, einſt der Hallwyle Bergveſten, von den Bernern und Solothurnern gebrochen. Links über den beſcheidenen Hütten des Hofes Suhr, deſſen eine Hälfte noch den reichen Geßlern angehörte, ſah man auf der Waldhöhe im Thale die weißen Schloßgemäuer von Liebegg. Es war dies alte Haus durch die Hand ſeiner Erbtochter vor Kurzem erſt an die Edeln von Luternau gekommen.

Damals ſtreckte vor dem St. Lorenzenthor von Aarau noch keine Vorſtadt ihre langen Häuſerreihen, mit geſchmackvoll aufgeführten Gebäuden, aus. Sondern Gangolf und Ifenhofer ritten auf müden Roſſen ſchrittlings zwiſchen Wieſen und kleinen, umhägten Gärten, worin die bürgerlichen Hausfrauen mit ihren Mägden eben mit Frühlingsarbeit auf Gemüſe- und Blumenbeeten be-

schäftigt waren. Wo heutiges Tages Platanen und Akazien von einem Thore zum andern geräumige, freundliche Schattengänge bilden, zog sich damals ein breiter, tiefer Graben um die hohe, mit Schießscharten wohlversorgte Ringmauer.

Rechts vor der Stadt, auf niedern Felsen an der Aare, hob die Burg, ein uralt-heidnisches Gemäuer*), ihren gevierten Thurm in die Luft; gleich Zyklopenthürmen aus gewaltigen Steinmassen emporgehäuft. Die Sage rückte seine Erbauung bis in die Tage der Römerherrschaft in Helvetien zurück. Eher mag geglaubt werden, daß ihn die Hand der Burgunden zum Schutz ihrer unsichern Eroberungen gegen die Wildheit der Allemannen aufgeführt habe. Denn hier vorüber ging einst der alte Straßenzug von der untergegangenen Vindonissa nach Solothurn und Aventicum, den Ufern des Aarstromes nach, so lange südwärts noch Alles unermeßlicher Wald war, von keiner Axt gelichtet.

Gangolf grüßte freundlich zum Thurm hinauf, wo aus dem schmalen Fensterlein der alte Herr von Luternau die Vorüberwandelnden betrachtete. Sein Geschlecht hatte die Burg schon seit alten

*) Jetzt „das Schlößli“ und im fünfzehnten Jahrhundert, selbst noch im folgenden, „der alte Thurm“ genannt.

Zeiten von den Königen zum Leben getragen, und Gangolf hatte mit den Kindern Luternau's einſt ſeine Jugendſpiele getrieben.

Ueber die Brücke des Ringgrabens ritten unſere Reiſenden wohlgemuth durch das hochgethürmte Thor, mit dicken Pfortenflügeln und Fallgattern wohlverſehen, zu der noch ungepflaſterten Straße des Städtleins hinein. Links und rechts in den Häuſern war es von mancherlei Gewerb und Handwerk laut; und neugierige Köpfe fehlten nicht an den Fenſtern, die Einreitenden zu betrachten. Ueber den Brücken des ſchmalen, rauſchenden Stadtbachs wandelten ehrbare Bürger gemächlich auf und ab in Geſprächen von Stadt- und Hausdingen. Alle zogen freundlich-grüßend Baret und Kappen vom Haupt, als ſie den Junker Trüllerey erblickten, der ihnen lieb war, wie von jeher ſein Geſchlecht. Denn dasſelbe hatte ſich jederzeit an der Stadt Aarau löblich verhalten und derſelben viel Gutthaten und treue Dienſte bewieſen.

Rechts, am Ende einer Seitengaſſe, ſtieg abermals ein mächtiger, gevierter Thurm mit niedrigem Seitengebäude empor, durch den Burggraben und die ſtarke Ringmauer von der übrigen Stadt getrennt. Eine ſchmale Zugbrücke an Ketten lag über dem Graben. Das war die alte Veſte Rore, der Freihof von Aarau. Man hatte damals in mehrern Städten Freihöfe, worin je-

der verfolgte Unglückliche Zuflucht und Sicherheit fand, er mochte schuldig oder unschuldig sein. Die Wildheit der Sitten in jenem Zeitalter, wo ungestüme Selbstrache nicht selten der unbehilflichen und langsamen Gerechtigkeitspflege vorgriff, entschuldigte das Dasein dieser Stiftungen, die endlich nach festerer Ausbildung der Staaten verschwunden sind.*)

Der alte Thurm Rore stand hier schon seit manchem Jahrhundert. Einst war er der Grafen von Rore Sitz, deren Gebiet sich, in heut unbekannten Grenzen, von hier und der Aare, bis an die Reuß hinauf, über das Kloster von Muri hinweg, ausgedehnt hatte. Hier war des ganzen Landes Malstätte gewesen, wohin das Volk gekommen war, vor dem Stuhl des Grafen Recht zu nehmen. Daher vermuthlich hatten nachmals die Fürsten von Oesterreich, als sie Gebieter dieser Landschaften geworden waren, die Freiheit oder Zufluchtstätte der Verfolgten und Missethäter

*) Nach dem Absterben des Geschlechts Trüllerey kaufte im Jahr 1515 die Stadt Aarau die Veste Rore an sich, füllte die Burggraben aus, veränderte das Gebäude, machte daraus ihr Rathhaus (doch steht der Thurm Rore noch in alter Gestalt mitten im Gebäude) und verlegte den Freihof oder das Zufluchtsrecht auf ihren Kirchhof.

hierher gelegt. Das Geſchlecht der Grafen von Rore ſelbſt war ſchon um die Mitte des neunten Jahrhunderts erloſchen. Aus den Wohnungen, die ſich um die Veſte des Grafen nach und nach erhoben hatten, mag die heutige Stadt Aarau ihren Urſprung empfangen haben. Man nennt noch einen Landolin oder Landolus, der um das Jahr Chriſti 860 als der letzte ſeines Stammes gelebt haben ſoll. Aber nicht unmerkwürdig iſt, daß bis zum heutigen Tage unter den Landleuten der benachbarten Gegend, im Solothurner-Gebiet, ein Geſchlecht fortblüht, welches uralte Vermächtniſſe und Schenkungen, als unveräuſſerliches Familiengut, genießt, und nicht nur in männlichen, ſondern auch in weiblichen Nachkommen ſtets den Namen „Rudolf von Rore“ trägt und forterbt.

(Fortſetzung folgt.)

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Sechsundzwanzigster Theil.

Der Freihof von Aarau (Fortsetzung).

Aarau 1826.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibliothek
München
Hilfsmark

Der
Freihof von Aarau.

Fortsetzung.

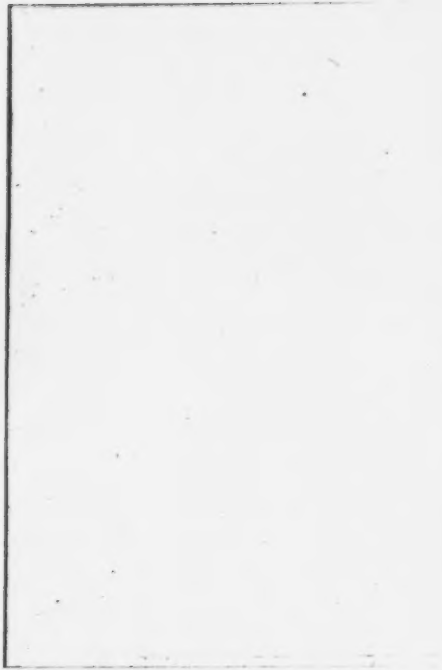

9.

Der alte Rüdiger.

„Wo iſt mein Vater?“ rief Gangolf den beiden Knechten zu, welche aus dem Seitengebäude hervorrannten, ſobald ſie ihren jungen Herrn mit dem Fremden über die Zugbrücke in den engen Zwinger hereinkommen und vom Roſſe ſteigen ſahen.

„Im oberſten Gemach des Thurms, geſtrenger Herr!“ entgegnete der Jüngere, der Gangolfs Pferd am Zügel nahm: „Er läßt keine Seele vor ſich.“

„Halt's Maul, Jrni Fäſen!“ rief der ältere Diener, Hemman Enderli, welcher Iſenhofers Roß hielt: „Mußt du den Schnabel immer voraus haben?“

„Du Narr!“ erwiederte Jrni: „Keinem wächſt der Schnabel hinten aus. Und was ich geſagt habe, iſt wahr. Der alte Herr läßt Niemanden vor. Ich muß Jedermann abweiſen; er hat's mir bei Leib und Leben geboten.“

„Aber der Sohn vom Hauſe gehört doch nicht unter die Jedermanns, Gelbſchnabel! Achtet doch

nicht auf des Tölpels Gewäsch, Junker. Seid willkommen!“ sagte Hemman: „Wir haben Euch lange nicht mehr bei uns gesehen. Das Umherfahren in Deutsch- und Welschland ist Euch nicht übel bekommen; der alte Herr wird sich freuen, Euch wieder zu haben.“

„Nun, bei St Lorenz!“ schrie Jene dazwischen: „Das wäre seit langer Zeit die erste Freude. Ich will's dem gestrengen Herrn wohl gönnen. Aber ich sag's Euch, liebster Junker, der alte gnädige Herr läßt Niemanden vor sich, ist trübselig, wie der König Saul im Evangelio, und thut den Mund so wenig zu Frag' und Antwort auf, als ein Stummer am Teich Bathseda.“

„Bethesda, du Esel, Bethesda!“ rief der alte Hemman ärgerlich: „Du aber thust dein ungewasches Maul viel zu weit auf. Muß man denn gleich Alles anbringen und mit der Thür in's Haus hineinplatzen? Schickt sich das, du kruppiger Strudelkopf? — Es ist wahr, liebster Junker, der alte Herr ist seit einiger Zeit etwas still und unpäßlich.“

„Was? seit einiger Zeit?“ unterbrach ihn Jeni: „Dein Gedächtniß, Hemman Enderli, hat kurze Waare feil. Nein, liebster Junker, es ist schon seit dem Tage vor Lichtmeß, als die alte Zigeunerin bei ihm war, die sich vor den Stadtknechten in den Freihof rettete.“

„Schwatz du und der Kukuk!“ schrie Hemman: „Ich glaube, Ernst Fäsen, deine Mutter hat sich an Bileams Esel versehen. — Nun ja, lieber Junker, weil der Kerl denn nichts bei sich behalten kann, so geb' ich, seit Lichtmeß mag es sein. Doch was die Zigeunerin betrifft, so kann Niemand eigentlich sagen ...“

„Ich aber, bei St. Lorenz, bin Jemand!“ fiel Ernst ihm in die Rede: „Und ich sage, die schwarzgelbe Hexe vom Herzog Michel aus Aegyptenland hat's ihm angethan. Hemman Enderl[1] hat's nicht gesehen, aber ich kniete hinter dem Stadtthürlein und melkte die Geiß. Lieber, gestrenger Junker, der alte gnädige Herr stand dort an der Thurmecke, und die Bettel mit pechschwarzen Augen vor ihm und sah ihm in die Hand. Der Stadtknecht Heini Zoberiß hat auch Beide aus der Ferne beobachtet, denn er paßte vor dem Burggraben auf, weil die Zigeunerin eine Henne auf der Gasse gestohlen hatte. Die Henne gehörte des Hansen Heinlers Mutter. Es iß gewißlich wahr. Und wenn die ausgesuchste Diebin nicht mehr Teufel im Leibe gehabt hat, als kohlrabenschwarze Haare auf dem Kopf, so will ich weder leben noch sterben. Denn sie iß in der Nacht aus dem Freihof entkommen, Niemand weiß, wie? und wohin? Und der alte, gnädige Herr iß den ganzen Abend stumm und still, starr und steif am

Warrenfensterlein gestanden, als wäre er zur Salzsäule worden, wie Sodom und Gomorrha."

„Ist's nun heraus?" rief Hemman Enderli: „Kann ich nun zum Wort kommen? Was muß unser Herr Junker nun von dir denken, du plumper, ungeschliffener Block?"

„Hei, ich meine, er wird wohl denken, ein ungeschliffener Diamantblock sei mehr werth, als ein abgeschliffener Kieselstein, wie du, dergleichen man tausend an der Aare findet!" entgegnete Erni.

„Haltet Euch beide ruhig!" sagte der Junker gelassen: „Besorget unsere Rosse wohl. Warum zeigt sich Meister Langenhardt nicht, der Hofmeister?"

„Stracks wird er erscheinen, sobald er Eure Ankunft vernimmt!" antwortete Hemman: „Er begab sich auf ein Abendtrünklein zu meinem wohlweisen Herrn Schultheißen Zehnder."

„Und Heini Entfelder, der Häzer?"

„Unten an der Aare mit allen Hunden!" erwiederte, sich jedesmal ehrerbietig verneigend, der alte Knabe des Hauses: „Es ist eine Schmach, meiner Treu, daß bei der Ankunft des gnädigen Junkers Alles ausgeflogen sein muß und das liebe Neß leer steht. Sogar Frau Elsbeth, die Beschließerin, und Marceli sind zum Herr Leutpriester in die Messe."

„Führe die Rosse umher, Hemman, daß sie

ſich abkühlen!“ ſagte Gangolf: „Du, Irni Fälſen, ſuche die Leute zuſammen. Wir gehen indeſſen in's Haus.“

Mit dieſen Worten trat der Junker voran, dem Gaſte den Weg zu zeigen. Er ging eine ſchmale Wendeltreppe innerhalb der dicken Thurmmauer hinauf. Die ausgetretenen ſteinernen Stufen beurkundeten ihr hohes Alterthum, gleichwie die häusliche Sparſamkeit des Burgherrn. Nur durch eine enge, ſchuhlange Oeffnung in der Mauer floß ſo viel Licht auf den Wendelſteig, daß eine karge, doch nützliche Dämmerung darüber ſchwebte. Vermittelſt derſelben erkannten bald die Hinaufſteigenden im Winkel der Mauerblende ſeitwärts Etwas, das durch Bewegungen ſich als Lebendiges andeutete. Gangolf, ungewiß deſſen, was er erblickte, blieb ſtehen.

„Biſt du es, Gangolf?“ ſprach eine dumpfe, halblaute Stimme aus der Blende: „Ich ſah dich gegen die Stadt reiten.“

Ein mattes Licht fiel auf die Geſtalt, als ſich hinter derſelben die Thür eines Zimmers öffnete. Gangolf erkannte ſeinen Vater, dem er, ſobald ſie mit einander in das Gemach eingetreten waren, ehrfurchtsvoll die Hand küßte. Zugleich ſtellte er ihm den Gaſt vor, zu deſſen Empfehlung er einige Worte beifügte. Der alte Ritter that mit der Hand eine langſame Bewegung, welche den

den Fremden willkommen hieß, während sich dieser tief verbeugte.

Es war aber etwas Schauerliches in der Art des Greises, der fast gar nicht sprach, und selbst durch keinen Blick, durch keine Aenderung der starren Gesichtszüge das Dasein einer Empfindung verrieth, welche wohl sonst das Vaterherz beim Wiedersehen des lange abwesend gewesenen Kindes bewegt. Man entdeckte hier keine Spur von Ueberraschung, von Freude, oder auch nur von Neugier; eben so wenig ein Zeichen des Verdrusses oder der verhehlten Unzufriedenheit, sondern die eiskalte Gleichgültigkeit eines Leichnams gegen das, was ihn umgibt. Das Aeussere des Mannes verstärkte noch auf Isenhofer den Eindruck. Eine hohe, breite, würdevolle Gestalt war ganz und gar, vom Hals bis zu den Füßen, in einen schwarzen, weiten Pelzrock gehüllt, von dessen Gürtel, an einer Silberkette, ein Dolch mit silbernem Gefäß und ein Rosenkranz hing. Ueber den Kopf war kappenartig ein schwarzes Wollentuch geschlagen und um den Hals befestigt, daraus das bleiche, stille Antlitz mit den großen, an nichts haftenden Augen, mit langer gebogener Nase, harten, scharfen Gesichtszügen noch düsterer hervortrat, und das kurze graue Haar um das Kinn, und den Spitzbart über der Oberlippe, wie eine abwechselnde Schattung zeigte.

„Mein Herr Vater, Euch ſcheint nicht wohl zu ſein?“ ſtammelte endlich Gangolf etwas beklommen, nachdem er viel erzählt und weder deſſen Aufmerkſamkeit, noch deſſen Antwort gewonnen hatte.

„Wohl!“ erwiederte der alte Rüdiger, und ging mit langſamem aber feſtem Schritte durch das geräumige, gewölbte Zimmer hin, dann wieder zurück.

Gangolf beobachtete mit Abſicht ein langes Stillſchweigen in der Hoffnung, ſeinen Vater zu einer Frage zu zwingen. Doch irrte er ſich. Jener ging in der Stube auf und nieder, als wär' er einſam. Er bemerkte weder den Fremden noch den Sohn. Nach und nach wurden ſeine Schritte raſcher. Es ſchien faſt, als trieb' ihn innere Unruhe.

„Gewiß, mein Herr Vater, Ihr leidet an einer Krankheit!“ ſagte Gangolf wieder nach einer guten Weile, und ging ihm nach. Herr Rüdiger ſchien ihn weder zu hören, noch ihn an ſeiner Seite zu bemerken, ſondern ſetzte den Schritt ſtumm und ſtill fort. — Ein langes Schweigen folgte abermals.

Plötzlich blieb der Alte ſtehen, hob die Augen zu ſeinem Sohn auf, und ſagte: „Gut, daß du hier biſt, Gangolf. Morgen laſſ' ich dich zu mir rufen. Bewirthe den Gaſt, wie ſich's gebührt.“

Darauf wandte er ſich zu einer ſchmalen Seitenthür und ging mit ſchnellem Schritt hinaus. Gangolf eilte ihm nach.

Herr Isenhofer war indeſſen mit peinlichen Empfindungen Zeuge des ſeltſamen Empfanges geweſen, und hatte den alten Herrn mit unverwandten Blicken beobachtet. Zuerſt war ihm dieſer wie ein bei Tage umgehendes Geſpenſt, dann wie ein von ſtillem Wahnſinn befallener Menſch vorgekommen.

Er athmete erſt tief und froh auf, als er den alten Rüdiger verſchwunden und ſich allein ſah. Zu ſeiner Zerſtreuung betrachtete er nun das geräumige, längs den Wänden mit Nußbaumholz getäfelte Zimmer, worin jedes Geräth von Wohlſtand und beſcheidener Pracht des Burgherrn zeugte. Auf dem Geſimſe, über welchem ein goldener Helm glänzte, ſah man die Reihe hoher und niederer Silberbecher nach ihrer Größe geordnet; an der Wand gegenüber hingen in prächtigen Wehrgehenken zwei Schwerter kreuzweis, darüber ein blanker Stahlhelm mit rother und weißer Feder. Ein zierlich gewirkter, bunter Teppich mit langen Franſen bedeckte den breiten Tiſch, ohne jedoch deſſen in dicke Löwenklauen ausgehende, kunſtvoll geſchnitzte Füße ganz zu verbergen. Gleiches Schnitzwerk verzierte die damit faſt überladenen eichenen Zimmerthüren und

die etwas ſchwerfälligen Stühle von braunem Nußholz. Blaue Polſter, mit großem, vielfarbigem Blumenwerk darauf, lagen ſowohl auf den Seſſeln, als auf den ſchmalen Wandſitzen am Fenſter.

So viel anmuthige Lebensbequemlichkeit hätte Iſenhofer, beim erſten Anblick des äußern Thurmes, weder von deſſen Innerm, noch ſo viel Geſchmack dafür von deſſen düſterherzigem Gebieter erwartet. Es that ihm aber wohl, zu glauben, daß Beide, der Thurm und der Herr, ſich nicht weniger von innen glichen, wie ſie von außen gleich abſchreckend waren.

Am meiſten zog ihn die heitere Ausſicht an, als er zum Fenſter trat, durch deſſen obere bunte Glasſcheiben die niedergehende Sonne in mancherlei Lichtern ſpiegelte. Der Fuß der Veſte ruhte drunten auf Felſen, von welchen eine beraſete Halde ſchräg, wie die Böſchung vom Walle, zur niedern Ringmauer lief, an deren Stelle heutiges Tages eine in derſelben Richtung gekrümmte Linie Häuſer ſteht. Damals aber ſchlugen die Welle der Aare faſt bis an die Ringmauer. Jenſeits des Stromes, der vor der Stadt eine Weideninſel gebildet hatte, ſtieg das Gebirg des Jura mit hinter einander anſchwellenden Hügeln ſtufenweiſen zu den Wolken. Drüben ſchmiegten ſich zur Linken maleriſch in den Buſen der Berge die

Hütten des Dörfleins Aerlisbach, rechts schimmerten die Zinnen des Schlosses Biberstein, wo Johanniter-Ritter hauseten, am Fuß der Gisulflue, deren sanft gebogenes Felsenhorn im Wiederschein des Abendgewölks über das Thal leuchtete.

Isenhofer hatte Zeit genug, die heitern Umgegenden zu betrachten, und seinen Einbildungen und Gefühlen ungebundenes Spiel zu gönnen; denn Gangolf kehrte erst nach einigen Stunden zurück, da draußen schon die Sterne, im Zimmer des Thurmes schon die hellen Lampen brannten, und von der Dienerschaft der Tisch mit Wein und Speisen besetzt war.

„Du hast Langeweile gehabt, Freund Isenhofer!“ sagte der Junker, als er in's Zimmer trat: „Aber seit Neujahr sah ich das väterliche Haus und die Stadt nicht. In Brugg hättest du lustigere Unterhaltung gehabt; wärest du dort geblieben!“

— Ihr irrt Euch. Ich bin nie in schlechterer Gesellschaft, als in großer; nie in besserer, als in keiner. Habt Ihr Euerm Vater Rede abgewonnen? Wie verlasset Ihr ihn?

„Wie du ihn sahst!“ erwiederte der Junker mit dem Ausdruck geheimer Besorgniß: „Ich folgte ihm bis zur Thür des obersten Saales. Ich redete ihn an, ich bat ihn um Gehör. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zurück, und

ſagte: „Morgen!“ Dies war ſein einziges Wort, und damit ſchloß er ſich ein. Es iſt etwas Fremdes in ihm, oder an ihm. Ich erkenne von auſſen noch die väterliche Geſtalt; aber es iſt in dieſe ehrwürdige Behauſung ſeines Geiſtes ein unbekannter Gebieter eingezogen.“

— Puh! rief Ifenhofer, und ſtellte ſich, als ſchüttle in Fieberfroſt: Das wäre, ſo wahr ich lebe, Seelenwanderung vor dem Tode. Jagt mir keine Furcht ein; es iſt Nacht und in Eurer tauſendjährigen Burg vielleicht ſonſt nicht ganz geheuer. — Scherz beiſeite oder untern Tiſch! Hättet Ihr lieber den Arzt, oder das Hausgeſinde, oder andere Leute befragt, die in der Nähe des alten Herrn leben, was ihm in Eurer Abweſenheit begegnet ſei? Denn er ſcheint mehr am Gemüth, als am Leibe erkrankt.

„Hörteſt du nicht, Ifenhofer, was Irni Fäſen, der Knecht, von der Zigeunerin ſagte? Darüber ſtimmt Alles im Freihof zuſammen, die Hexe hab' es ihm angethan mit ihrer Teufelskunſt.“

— Das möcht' ich glauben, wenn ſie jünger und ſchöner geweſen wäre. Verlaßt Euch auf mein Wort, der Teufel mag die alten Weiber ſo wenig, als ich.

„Es kommt darauf an. Ueber dergleichen Dinge ſcherz' ich nicht. In der Stadt gibt es

noch einen andern Argwohn. Es geht die Rede, daß die alte Hexe nicht von ungefähr nach Aarau gekommen, sondern abgeschickt sei."

— Doch nicht vom Beelzebub? Was hat der wider die gute Stadt Aarau? Ist sie zu fromm?

„Vierzehn Tage vor Erscheinung des wüsten Weibes war Thomann von Falkenstein hier und hatte mit meinem Vater Wortwechsel. Thomann verließ ihn — Alle haben es gehört — unter den fürchterlichsten Drohungen."

— Junker, wenn der Falkensteiner eine Sache abzuthun hat, ist er Mannes genug, sich mit Hilfe des Schwertes Recht zu schaffen. Fürwahr, der hat nicht die Miene, sich an eine Zigeunerin zu hängen. Ihr kennet den Oheim Eurer Braut schlecht. Indessen laßt hören, was hat Thomann mit Euerm Vater?

„Es betrifft einen alten Handel. Vor etwa siebenundzwanzig Jahren bot Ulrich von Hertenstein, als Vogt von den unmündigen Söhnen des Hans Werner von Königstein, die Veste und Herrschaft derselben feil. Die Burg jenseits der Aare, in den Bergen, eine halbe Wegstunde von hier, war den Aarauern wohlgelegen. Dr rieth mein Vater zum Ankauf dieser Herrschaft mit aller Zugehörde, hohen und niedern Gerichten, Wohn' und Weid, Holz und Feld. Denn der Bann unserer Stadt war gering und so klein,

als ihn vor anderthalbhundert Jahren Kaiser Rudolf von Habsburg festgeküßt hatte. Nach großer Mühe gelang's. Die Stadt kaufte das Schloß Königstein nebst der Herrschaft an sich, und damit erhob sich die Feindschaft des Adels ringsum gegen Aarau."

— Weil die lockern Freiherren besorgten, es werde zwischen ihren Nestern ein zweites Zürich oder Bern aufsteigen. Der Gebrannte scheut das Feuer. Wohl sah'n es mitunter Eure gnädigen Herren und Obern zu Bern selbst ungern, daß sich das Reichsstädtlein Aarau heben wollte.

„Richtig, Isenhofer, das war's! Hätte diese Stadt jederzeit tüchtige Männer im Rath gehabt, sie wäre längst Herrin weit umher, gleich Zürich und Bern. Denn die Aarauer sind ein mannhaftes freiheitliebendes Völklein, welche für die Ehre ihres Gemeinwesens den letzten Heller und Blutstropfen nicht theuer achten. — Nun gab's mit allen Anstößern Ungemach und Spann. Die Falkensteine, die Rechberge, die Johanniter zu Biberstein lebten um die Wette den Aarauern zum Verdruß; wollten die Zollstätte in Küttigen nicht gelten lassen, welche Aarau errichtete; thaten dem Vogt, der, Namens der Stadt auf Königstein saß, jedes Leid, und waren besonders meinem Vater gram, der den Ankauf am meisten betrie-

ben hatte und sich jetzt am heftigsten widersetzt, wenn Rede ist, die schöne Erwerbung wieder zu veräussern. Nun, Isenhofer, du kennst den Thomann von Falkenstein! Der schwarze Heide schlägt Vater und Mutter todt, wenn's seinen Vortheil gilt."

— Nun ja, Junker, ein wilderes Thier in einer Menschenhaut hab' ich noch nicht gesehen. Aber welchen Verband findet Ihr zwischen ihm und der Zigeunerin?

„Seine ganze Höllennatur. Er ist verschmitzt wie ein feiger Fuchs, tapfer dazu wie ein Leu, grausam wie der hungrige Wolf, und Tugend und Verbrechen wiegen in seiner Wagschale gleich schwer, wie dem Teufel, wenn er auf Beute ausgeht. Ich schwöre dir, fesselte mich nicht die Hoffnung eines großen Gewinns, nicht die Huld des Markgrafen, nicht die Liebe der schönen Ursula, ich hätte mich längst den Eidsgenossen hingegeben, unter ihrem Freiheitspanier gefochten, den verdorbenen Adel ausrotten helfen, und den Schändlichsten von allen zuerst, den Thomann von Falkenstein. Die Eidsgenossen, bei Gott, sind ehrlich und wahr und gerecht; die Edelleute weit um uns her in der Runde selbstsüchtige Allesfresser."

— Oho, Ritter Trüllerey, nichts für ungut, nehmt's nicht mit dem Thomann auf! Wie wollt Ihr doch mit dem Fuchs, Leu, Wolf und Teufel

zugleich anbinden, und seid doch so zart, daß Euch ein Regenbogen, eine Seifenblase todtschlagen, ein Spinnenfaden erdrosseln kann.

„Wie meinst du, Ysenhofer?“

— Lähmt oder tödtet nicht Euern bessern Geist die bloße Hoffnung großen Gewinnes, dieser Regenbogen in der Ferne, der in der Nähe Nichts wird? Der Spinnenfaden einer Mädchenliebe? Die Seifenblase eines Fürstenwortes? — Ritter Trüllerey, Ihr seid mir lieb, und werdet mir jede Stunde lieber. Ich will Euch ein Geheimniß sagen oder vielmehr singen:

Wer viel begehrt,
Was ihm nicht gehört,
Ist leibeig'ner Mann,
Gehört Andern an.
Wer den Ruhm verschmäht,
Der wird erhöht;
Wer nichts will, als Recht,
Ist Niemands Knecht,
Der ist Gottesheld,
Dem gehört die Welt!

So sang Ysenhofer. Gangolf ward plötzlich still und schien nachzusinnen; dann zuckte er die Achseln, indem er lächelnd zu Ysenhofer hinblickte, der sich unterdessen an einem Becher Weins gütlich that. „Ich versteh' dich, Ysenhofer,“ sagte er, aber . . .“

— O die ungeheure Seifenblase! O der furchtbar starke Spinnenfaden! rief der Waldshuter Dichter! Sagtet Ihr nicht vorhin, Euerm Aarau hier hab' es nur an Männern im Rath gefehlt? — Die Bürger sind doch Narren, daß sie die Weiber hineinwählten. Ich bitt' Euch, Ihr müsset nicht Schultheiß von Aarau werden, Herr Ritter, der guten Stadt zu lieb.

Gangolf lachte, setzte sich zum Tisch, indem er Ifenhofers Beispiel folgte, und den Teller vor sich mit Speisen, den Becher mit Rebensaft füllte: „Weißt du, Ifenhofer, was Schultheiß Effinger von dir urtheilt? Du taugest zu nichts Rechtem, als Feuer anzublasen, wo du eigentlich löschen solltest. Bei meinem armen Leben, ich glaube, er hat Recht."

— Vollkommen Recht, Junker; wiewohl der alte Mann seine eigene Weisheit nicht ganz verstand! erwiederte der Dichter: Das ist mein wahres Handwerk! Die Menschen haben in der Welt nichts eifriger zu thun, als das göttliche Feuer mit vollen Backen auszublasen, was ihre Kinderspiele und Kartenhäuser zu verbrennen droht. Sie wollen die heilige Himmelsflamme der Wahrheit überall löschen. Ich blase immer an. Freilich, das versengt manchen grauen Bart, Hermelin und Stammbaum, und die Leute sind mir übel an.

„Aber es ſcheint mir, Ihr hetet auch den Adel eben ſo gern gegen die Städte?“

— Natürlich. Man legt Holz hinzu, wenn das Feuer nicht ausgehen ſoll; und es iſt deſſen noch mehr als genug vorhanden. Wohnt ein ſtarker Adel um Aarau?

„Mein Vetter Johannes, der zu Schönenwerth Propſt iſt, ein gewaltiger Geſchichtsklitterer, rechnete mir vorigen Sommer der Burgfälle und Schlöſſer, die bei einer Meile um die Stadt liegen, mehr her, als der Schiffer Winde zählt“*).

— Daß ſich's Gott erbarme! rief Ifenhofer mit ſpaßhaftem Schrecken: Da habt Ihr noch Wald auszuroden. Und ſind die Neſter noch voll?

„Mit nichten; wohl zur Hälfte ſchon öd' und leer.“

*) Frohburg, hinter Olten, Hagberg, zwiſchen Olten und Trimbach, Winznau, Hochwartburg, Niederwartburg, Gösgen, Obergösgen, Ifenthal, Kienberg, Wartenfels, Farnsburg, Gaſſenwyl, Reitnau, Rued, Brinwyl, Rynach, Hallwyl, Fahrwangen, Seengen, Schafisheim, Liebegg, Troſtburg, Lenzburg, Meiſterſchwanden, Königſtein, Ruppertswyl, Lörach (bei Kilchberg), Biberſtein, Auenſtein, Alten-Thierſtein (vermuthlich Urſtz bei Dentsbüren), Schenkenberg, Rauchenſtein und Caſtelen, Wildenſtein, Wildegg. Mehr als dieſe wüßt' ich dem Propſt Johannes Trüllerey nicht nachzuzählen.

— Nun denn! schrie Hsenhofer lachend und hob den Becher: Glück zu! Die Menschen sind auf dem besten Wege, Menschen zu werden. Ich dank' es wahrlich meinem Vater schlecht, daß ich zu voreilig, ich est, nur um ein paar hundert Jahre zu früh, in die liebe Welt hinein mußte. Was hab' ich jetzt in diesem Narrenkasten zu schauen, wo die Leute noch auf allen Vieren kriechen, zur Narrheit in die Schule gehen, und den ehrlichen, gesunden Menschenverstand für den leibhaften Satan halten? Laßt Euch eins singen, Ritter:

Sind die Herren nicht Götzen mehr,
Stehen Klöster und Burgen leer,
Sind die Dörfer den Städten gleich,
Kömmt auf Erden das Himmelreich.

„So wahr ich lebe!" sagte Gangolf, ihn unterbrechend: „Ich glaube, du bist ein Lollhard, nur mit bunten Federn. Gestern traf ich solchen an der Stilli; er predigte mir Zeugs, wie du. Hätt' er nicht einen Engel vom Himmel bei sich gehabt, ich hätte wohl mehr von ihm gelernt."

— Aha, den Engel, Herr Trülleren, den Ihr zu Brugg vom Esel herablüpftet, und ein Veilchen über Gebühr an Eure Brust drücktet?

„Wer sagte dir das?" entgegnete Gangolf, der ein Erröthen nicht von seinen Wangen abwehren konnte.

— Jedes meiner Augen! erwiederte Isenhofer: Die Jungfrau von Falkenstein, mit welcher der Herr von Hemmenhofen und ich eben vorübergingen, erkannt' Euch auf der Stelle. Ihr waret blind, weil Ihr nicht sahet, daß wir still standen. Der gerngefällige, geschmeidige Ritter Bentelin übernahm es noch denselben Abend, den Engel in der Herberge näher zu beschauen.

„Wie? war er dort?"

— Aus Auftrag Eurer Braut, die vielleicht Ursach haben mochte, neugieriger zu werden, als sonst Weiberlein sind.

„Sag' mir, als ehrlicher Freund, wie steht Bentelin mit dem Fräulein von Falkenstein?"

— Seid Ihr eifersüchtig? Wohlan, ich will mein Handwerk treiben, anblasen, statt zu löschen. Bentelin ist reich, großen Geschlechtern verwandt, künftiger Erbe ansehnlicher Güter, ein feines Männlein, hat welsches Wesen, ein artiges Gesicht!...

„Blase! Isenhofer, blase!"

— Item: Fräulein Ursula ist ein Mädchen, zweitens ein Mädchen, drittens ein Mädchen, id est: sie weiß, daß sie schöner ist, als sie selbst, gefällt gern, ist reizbar, warmblütig, ewiger Aprilhimmel. Sie macht nichts aus Augenblicken und Jahren; der Augenblick aber aus ihr Alles.

„Blase! blase!"

— Brennt's noch nicht?

„Es glimmt noch eine letzte Kohle. Blase!"

— Der Mensch hat viel Odem in der Lunge; das Schicksal noch mehr. Laßt diesem auch etwas übrig.

So plauderten die beiden Reisegefährten bis in die Nacht hinein; aber zu viel für das Maas eines Kapitels und für des armen Gangolfs Herz.

10.

Die nächtliche Erscheinung.

Der junge Mann stieg sehr verstimmt und düster in sein hochgethürmtes Bett. Er befand sich an einem großen Scheideweg des Lebens. Seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz, seine Liebe zur reizenden Ursula lockten ihn links, zeigten ihm den Besitz eines schönen Weibes, die Verbindung mit mächtigen Häusern, die Erbschaft reicher Güter, die Huld des Markgrafen von Hochberg, die Wiederauffrischung des alten Glanzes vom ritterlichen Stamme der Trullerey. Aber männlicher Stolz, Liebe des Vaterlandes und des heiligen Rechtes mahnten ihn, den Weg rechts einzuschlagen, als freier, frommer, selbstständiger Mann, der für die bessere Ueberzeugung das Theuerste opfern müsse. Dort winkten Einbildungskraft und

Leidenschaft zum Genuß der Liebe, des Ruhms, des Reichthums; hier warnte der Verstand, den Frieden des Gemüths und das Glück des Lebens um fremdes Geld, um ungewisse Fürstengunst und um die Hand eines stolzen, gebieterischen und wankelmüthigen Weibes zu verkaufen. Vielleicht würde der Streit bälder entschieden gewesen sein, wäre Ursula minder schön oder Gangolfs Neigung zu der verführerischen Braut weniger tief gewesen.

Er mochte kaum einige Stunden unruhigen Schlummers genossen haben, als ihn ein Geräusch an der Thür des Gemachs weckte. Die Thür ging langsam auf; ein dunkelrothes Licht strömte immer heller und falber durch die sich erweiternde Oeffnung. Gangolf richtete sich mit halbem Leibe nicht ohne Bestürzung auf, als er seinen Vater eintreten sah, der in der Hand eine brennende Lampe trug. Die Lampe, der lange schwarze Pelzrock, das blasse Antlitz, welches aus dem um das Haupt geschlagenen und unter dem Kinn zusammengehefteten Tuche hervorschaute, gaben der hohen Gestalt des Greises etwas wahrhaft Gespensterhaftes.

„Seid Ihr es, mein Vater?“ fragte Gangolf mit ungewisser Stimme.

— Steh' auf, Gangolf, und folge mir! antwortete jener.

Gangolf gehorchte, sprang aus dem Bette,

und warf die Kleider um. Sobald er seinen Anzug vollendet hatte, ging Herr Rüdiger voran und winkte dem Sohn. Dieser folgte ihm die engen Wendeltreppen hinab, dann unten in einen schmalen Seitengang, wo in der dicken Mauer des Thurms eine kleine Thür angebracht war, welche Gangolf wohl kannte, und für die Thür eines Mauerschrankes gehalten hatte.

„Rede kein Wort, Gangolf," sagte der Alte: „sondern höre und gehorche schweigend." Er zog einen großen Schlüssel hervor, öffnete die Thür, kroch durch das Pförtlein gebückt voran, ging wieder einige Stufen abwärts, öffnete eine zweite niedere Thür und trat in ein enges Gemach, kaum sechs Schuh hoch und eben so lang und breit. Dem jungen Ritter ward es in dieser ihm bisher fremd gebliebenen Gegend des Thurms etwas unheimlich; noch mehr, als zu seinen Füßen im Stroh eine menschliche Gestalt lebendig ward, die er beim Eintritt nicht bemerkt hatte. — Ein altes, häßliches Weib, in Lumpen gewickelt, schwarzgelben Gesichts, mit hervorstehenden Backenknochen, spitzem Kinn, spitzer Nase und dünnen Lippen richtete sich auf. Es strich die schwarzen Haarhaare, welche wie aus dem Wasser gezogen, in einzelnen, graden, naßglänzenden Zotteln um den Kopf hingen, vom Gesicht hinweg, und zeigte gähnend den zahnlosen finstern Rachen. Der junge

Ritter trat mit Grauſen ſo weit zurück, als ihm der enge Raum geſtattete. Er zweifelte keinen Augenblick, daß dies eben iene Zigeunerin ſein muſſe, die Irni Fäſen beſchrieben hatte, und alſo bisher in der Veſte verborgen gehalten worden war.

„Steh' auf, du biſt frei!“ ſagte der greiſe Rüdiger zu dem Weibe: „Mein Sohn bringt dich hinaus.“ Dann wandte er ſich mit halbem Leibe zum Sohne um und ſagte: „Führe dies Weib durch das Hinterpförtlein; hier iſt der Schlüſſel zur Stadtmauer. Du wirſt eine Leiter vom Stall nehmen, das Weib über die Mauer gehen laſſen. Aber, Gangolf, Alles in der Stille, daß dich Niemand bemerke. Du wechſelſt mit dieſer Vettel kein Wort, beantworteſt keine Frage und fragſt nicht.“ Darauf ſprach er wieder zur Alten, die nun aufgeſtanden war, ihre Röcke ſchüttelte, und ein ſchmutziges Bündel unter den Arm nahm: „Biſt du über die Stadtmauer, ſo halte dich links, immer der Mauer entlang, um die Stadt herum, in die Schachen, von da aufwärts zur Landſtraße, die nach Schönenwerth führt. Ueber die Bäche und Graben findeſt du Stege. Noch iſt's von den Sternen hell genug. Der Tag graut ſchon. Fort!“

Er ſelber zündete mit der Lampe voran, öffnete Gangolfen und der Zigeunerin die Thurmpforte zum Schloßzwinger und ließ Beide gehen. „Leb' wohl, alter Schatz!“ ſagte die Zigeunerin

mit vertraulichem, wiederholtem Kopfnicken gegen Rüdiger: „Du haſt mich bewirthet mit Lems, Johanns und Wenderich; du haſt mich geſchirmt vor den Schubers, als ſie mich drucken wollten in der Gabel. Fahre wohl, alter Schatz. Halt wohl meinen Fingerreif in Ehren!“

„Schweig, Bettel, verdammte!“ rief der greiſe Rüdiger mit zorniger, aber ſehr gedämpfter Stimme: „Oder ich breche dir das Genick, eh' es der Henker bricht.“ Damit ſchloß er die Thurmpforte.

Gangolf, welcher von dem Rothwelſch der Zigeunerin wenig verſtanden hatte, glaubte doch ſo viel daraus folgern zu können, daß ſie zu ſeinem Vater in einem beſondern und geheimnißvollen Verhältniſſe geſtanden haben und im Thurm Nore keineswegs hart behandelt worden ſein müſſe. Es that ihm faſt leid, daß ihm Schweigen auferlegt war. Doch beobachtete er's gewiſſenhaft, indem er ſeine verzeihliche Neugier mit kindlicher Ehrfurcht überwand. Er fand die Leiter; er öffnete das hintere Pförtlein; er führte die Alte zwiſchen Felſenſtücken und Geſträuchen an der ſchroffen Halde unter dem Thurm nieder zur Stadtmauer, lehnte die Leiter an, ſtieg zuerſt hinauf und ließ die Zigeunerin nachklettern. Als ſie droben war, zog er die Leiter auf und ſetzte ſie von außen an.

„Gibſt du mir einen Zehrpfennig, ſag' ich dir Schönes!“ redete ihn die Alte an, indem ſie jenſeits der Mauer ſchon den Fuß auf der oberſten Leiterſproſſe hielt. Gangolf ſuchte einige Geldſtücke und gab ſie der Zigeunerin, nicht ſowohl aus Mitleiden, als aus Furcht vor geheimen Künſten, oder gefährlichen Verwünſchungen der Aegypterin, wenn er ſie im Zorn von der väterlichen Burg ſcheiden lieſſe.

„Goldſohnchen!“ ſagte ſie, indem ſie mit den Fingern derſelben Hand, in der ſie das Geld empfing, die Stücke deſſelben betend hin und her ſchob und zählte: „Laß dich's nicht reuen. Du wirſt hochalt, ein ſteinreicher Mann; und das ſchönſte Kind iſt deine Frau, wenn du pfiffig biſt. Es hat dich lieb. Mach' bald Hochzeit. Es wartet auf dich. Greif zu; ſchnappt's dir ſonſt ein Anderer weg. Warte nicht, bis dein Väterchen heimkehrt; Väterchen kommt lange nicht heim.“

— Du meinſt meinen Vater? fragte Gangolf.

„Ich ſage dir's ja, ſchmuckes Kind. Denk' an mich. Ihn jagen die Horniſſen. Thut nichts. Fängt Jeder ſeine Mücken; aber Mücken ſtechen. Thut nichts. Gehab' dich wohl, Goldkind!“

Die Alte machte eine Bewegung, hinabzuſteigen.

„Noch einen Augenblick!“ rief Gangolf: „Wer ſchickte dich nach Aarau?“

— Wer kann mich ſchicken? Bin ein armes Ding. Suche gute Leutchen, barmherzige Leutchen; ſind ſelten. Meinſt du, mich ſchickt wer? Rathe, wer? Ich ſag' dir's, wenn du's triffſt.

„Zum Beiſpiel, ein Freiherr? Antworte!"

— Nenn' ihn, Schätzchen!

„Thomann von Falkenſtein."

— Nichts! nichts! Mich ſchickt Keiner. Gehab' dich wohl. Der Morgen kömmt.

„Noch eins. Ich gebe dir eine Handvoll Gold, wenn du meinen Vater wieder geſund machſt, wie er war, eh' du zu ihm kamſt. Warum haſt du ihm Uebels angeſtellt?"

— Goldſohnchen, was konnt' ich ihm Leides thun? Meinſt, unſer eins hat kein Herz? Wir haben's, wie Ihr. Väterchen ſoll an mich denken. Hab' ihn lieb. Hat mich gepflegt, hat mich gehütet. Haltſt du Wort, wenn ich ihn heile?

„Gewiß."

— Sprich, auf deine ritterliche Ehre!

„Bei meiner Ehre."

— Ich ſuch' ihm Balſam. Halt Wort, dann ſiehſt du mich wieder.

„Rede Wahrheit."

— Was ſoll ich dir lügen? Zahlſt mir für's Lügen nichts.

„Woher willſt du den Balſam holen?"

— Goldföhnchen, vom End.

„Was fehlt meinem Vater?"

— Vom End. Gehab' dich wohl. Siehst du die rothe Wolke?

„Wohin geht du?

— Zum End! — Und mit diesen Worten war die Alte behend an der Leiter hinab. Sie verschwand schnell längs der Mauer.

Gangolf zog die Leiter zurück, stieg nieder, gab ihr den alten Ort und eilte in die Veste zurück. Die Pforte des Thurmes war nur angelehnt; er sah seinen Vater noch auf der Wendeltreppe mit der Lampe stehen.

„Du lässest mich lange warten! sagte Herr Rüdiger: „Ich hoffe, du wirst nicht mit der Zigeunerin gewortwechselt haben. Oder hast du?"

— Sie bettelte. Ich gab ihr ein Almosen. Ich verstand kein Wort von Allem, was sie mir sagte. Es war Unsinn! — erwiederte Gangolf.

„Schließ leise die Pforte, und folge mir!" sagte der alte Herr. Gangolf gehorchte und folgte seinem Vater, der ihn mit sich in denselben Saal führte, in welchem Gangolf und Isenhofer den vorigen Abend geplaudert hatten. Es schien sich während dieser Nacht mit dem alten Herrn eine große Veränderung begeben zu haben. Seine Haare, todtenartige Ruhe oder Unempfindlichkeit war gewichen; seine Augen, seine Gesichtszüge

hatten Leben und Beweglichkeit erhalten; doch lag darin ein furchtbar finsteres Wesen, welches dem Sohne nicht minder beängstigend entgegentrat, als die frühere leichenhafte Kälte.

„Welche Nachrichten bringst du aus Frankreich?“ sagte Herr Rüdiger nach einer Weile. „Man spricht davon, der Tag zu Baden sei eitel geblieben; der Krieg der Eidsgenossen wider Zürich und Oesterreich hebe von neuem an.“

Gangolf erzählte vom Anzuge der französischen Kriegsmacht gegen Basel und den Rhein, von den Rüstungen der Züricher und des römischen Königs, von den neuen Ansprüchen desselben auf den Aargau, von den unzweideutigen Gesinnungen des Adels für Oestreich, und von der Erwartung des Markgrafen von Hochberg, daß sich alle Städte im Aargau für das Erzhaus vereinigen würden.

Herr Rüdiger schüttelte den Kopf und sprach mit starker Stimme: „Kein Meineid, Gangolf, kein Meineid! Behüte dich Gott vor Meineid! Wir haben zu Bern geschworen; wir sind Lehensträger der Stadt. Gangolf, wenn dir deine Seele lieb ist, kein Meineid! — Was gedenkst du zu thun?“

— Mein theurer Herr Vater, nichts wider Euern Willen! versetzte Gangolf: Und wenn Ihr

befehlet, verlaſſ' ich ſelbſt die Dienſte des Markgrafen und des Königs.

„Das will ich nicht!“ entgegnete der alte Herr: „Aber folge deinem Gewiſſen. Du biſt frei. Der König kann dich zu Ehren erheben; Bern kann und wird dir nichts verleihen. Du biſt daran, dich durch die Hand deiner Braut mit den Falkenſteinern zu verbinden. Ich wollt', es wäre ſchon geſchehen; mein Herz würde um vieles erleichtert ſein. — Gangolf, ich ſage dir noch mehr. Du biſt arm. Nichts wirſt du von mir erben, als den Freihof. Alles Uebrige, was ich habe, gehört nicht dir, nicht mir, ſondern einem Dritten. Frage mich nicht weiter. Schlage dich durch die Welt, wie du es vermagſt; aber Gangolf, kein Meineid, um Gottes und deiner Seele willen, kein Meineid! Thu' Alles, nur hüte deine Seele, daß ſie nicht Beute des Teufels wird. Du biſt arm. Geh', diene dem König mit deinem Leibe; er kann dir's lohnen, Bern dir's nicht verargen. Es dient mancher Edelmann um Geringeres, als du. Aber kein Meineid! Diene ehrlich. Lieber Bettlerbrod, lieber Hungertod, als Falſchdienerei! Biſt du mit Urlaub nach Aarau gekommen?“

— Ich wollte gen Baden oder Zürich zum Markgrafen, entgegnete Gangolf: dann aber

zog mich die Nachricht vom Aufenthalt meiner Braut zu Brugg dahin, und was mir der Schultheiß Effinger von Euerm Uebelsein meldete, hieher zu Euch.

„Uebelsein? Er hält mich ohne Zweifel für sech. Nein, ich bin gesund. Du aber bist zu guter Stunde angekommen. Ich verlange, daß du einige Tage im Freihof bleibest. Wir haben Vieles abzuthun; denn, Gangolf . . .“ Hier brach Herr Rüdiger plötzlich ab, und ging mit langsamen Schritten durch das Zimmer, wandte sich aber schnell wieder um und sagte: „Also in Schafhausen warst du? Sahst du die Trüllerey's, unsere Vettern?“

— Ich traf sie im besten Wohlsein. Zufällig war von Rothweil auch Hans Trüllerey, der Kommenthur, bei ihnen. Doch mein Aufenthalt war kurz. Wir hatten . . .

„Da fällt mir ein, Gangolf,“ unterbrach ihn sein Vater mit einem gleichgültigen Ton und einer Miene, als dächt' er ganz andere Sachen: „du hast viel gesehen und gehört. Vernahmst du vielleicht zufällig vom Junker Jörg von Ende, dem Freiherrn? Er soll, glaub' ich, im Rheinthal auf dem Schloß Grimmenstein sitzen oder gesessen haben?“

Gangolf erinnerte sich des Namens nicht, son-

dern fuhr fort von den Vettern zu Schafhauſen zu erzählen.

„Erwartet dich der Markgraf von Hochberg zu beſtimmter Zeit in Zürich bei ſich?“ unterbrach ihn der alte Herr von neuem.

— Ich glaube nicht! antwortete Gangolf: Denn er ließ mir durch Marquard von Baldegg unterwegs Aufträge zukommen, ich ſolle Aarau dem Hauſe Oeſterreich günſtig machen.

„Bluten, bluten kannſt du, ſterben kannſt du für den König!“ rief Herr Rüdiger heftig: „Aber kein Meineid, Gangolf! Gangolf, ich würde dich enterben, verſtoßen, verfluchen! Ja, das würd' ich!“

Gangolf erſchrack faſt vor der Heftigkeit ſeines Vaters und verſicherte, daß er lieber des Königs Dienſt verlaſſen würde.

„Auch das nicht, es darf das nicht ſein!“ erwiederte Herr Rüdiger: „Dann verlöreſt du die Hand deiner Braut; dann wär'ſt du Bettler. Feire zuvor die Hochzeit; nachher bindet dich niemand. Feire ſie bald; auch wenn ich nicht zur Hochzeit erſchiene. Es liegt eine große Reiſe vor mir. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme.“

— Wie? Ihr wollet eine Reiſe thun? fragte Gangolf erſtaunt, und ihm fielen die Reden der alten Zigeunerin bei: Wohin? Darf ich Euch begleiten?

„Frage mich nichts. Ich hab' dem Himmel Gelübde gethan, die ſollen geloſet werden!“ antwortete ihm der Vater düſterer als vorher: „Frage mich nichts. Hemman Enderli ſoll mich begleiten. Er iſt ein treuer Menſch. Ich bin zu ihm gewöhnt. Er kennt meine Bedürfniſſe, wie Keiner. Darum beruhige dich.“

— Doch werdet Ihr ſo bald nicht von hinnen ziehen wollen, Herr Vater?

„Morgen, übermorgen, in drei, vier Tagen, ſobald ich dir Alles übergeben habe. Du biſt gekommen, vom Himmel in der Glücksſtunde geſandt. Eine Woche ſpäter, du hätteſt mich nicht mehr gefunden. Alle Titel und Briefe werd' ich dir übergeben und erläutern. Wir wollen heut' und morgen die Marchen unſers Eigens und Lehens umreiten. Auf unſern Grundſtücken haften keine Schulden. Ich überantworte dir Großes und Kleines. Eins bleibt verſchloſſen: das iſt die Eiſenkiſte im oberſten Gemach des Thurms. Die wirſt du nicht öffnen, bis du gewiſſe Botſchaft von meinem Hinſcheid haſt, oder wenn von heut an zehn Jahre vergangen ſind, ohne Nachricht von mir. Dann in Gottes Namen, ja dann! In der Kiſte ſollſt du meinen Willen finden, und ich binde dir die Erfüllung deſſelben auf die Seele!

Der Jüngling ergriff tief erſchüttert die Hand

ſeines Vaters und beſchwor ihn mit Thränen im Auge und mit zitternder Stimme, daß er, wenn es möglich ſei, den Freihof in dieſer Zeit nicht verlaſſen ſolle; und müßt' er, daß er den Sohn zum Begleiter mit ſich nehmen möchte, zum Schutz und zur Pflege. Der alte Herr blieb unbeweglich.

„Ich hab' ein heiliges Werk zu thun!“ ſagte Rüdiger: „Ich ſoll mich entſündigen, eh' ich zu den Vätern gehe, und das Gelübde erfüllen. Störe mich nicht. Du bleibſt im Lande und leiſtest der Stadt deine Bürgerpflicht. Seit mehr denn zweihundert Jahren haben unſere Altvordern dieſen Thurm bewohnt, und der Stadt in böſen und guten Tagen treulich beigeſtanden. *) Vergiß das nicht. Mußteſt du der letzte der Trüllerey's werden, ſollſt du der erſte unter den Beſten von ihnen ſein. Hab' Acht auf die Falkenſteine, auf Thomann insbeſondere. Er iſt der Stadt und mein geſchworner Feind. König Rudolf hat Aarau befreit; vor ihm war es lange Zeit ein dienſtbares Händlein, das von den Grafen von Rore und den Habsburgern am Halsband gezogen ward; nun

*) Schon zum Jahre 1259 ward ein Kunzmann Trüllerey, Ritter, als Schultheiß der Stadt Aarau aufgeführt.

iſt es ein aufſliegender Adler geworden. *) Gangolf, wache, daß der Adler nicht abermals Hund ſein muß! — Ich werde dir noch Vieles ſagen. Jetzt aber ſollſt du für deinen Gaſt ſorgen. Die Sonne will aufgehen."

Mit dieſen Worten entfernte ſich Herr Rüdiger.

11.

Der Zug nach Eckingen.

Die Bewohner des Freihofes waren nicht wenig überraſcht, als ſie die unerwartete Verwandlung bemerkten, welche ſich in einer einzigen Nacht mit ihrem Herrn und Gebieter zugetragen hatte. Sie hielten dieſelbe für eine natürliche Wirkung ſeiner Freude über das Wiederſehen ſeines Sohnes, den Alle lieb hatten. Die Theilnahme an dieſer Geneſung würde wohl noch froher beim Anblick des alten Herrn geweſen ſein, als er wieder, wie ehemals im Baret, hirſchledernen Wamms, und in klirrenden Reiterſtiefeln rüſtig

*) Vermuthlich Anſpielung auf das Wappen der Stadt, ein ausgebreiteter Adler, während vordem im Wappen von Rore ein ſchwarzer Hund mit einem Halsband geſtanden war. Es iſt unbekannt, ſeit wann die Stadt ihr eigenes Wappen geführt haben mag.

umherwandelte, Keller, Stallungen und Fruchtschütten besuchte, Befehle ertheilte, Rechenschaften forderte, wenn ihm nicht die Blässe des Antlitzes, der düstere Blick und der zurückschreckende Ernst der Geberden geblieben wäre. Dazu kam etwas Beängstigendes, was jedes Geheimnißvolle für die Neugier der Zuschauer mit sich führt. Man bemerkte die Vorrichtungen, welche zu einer nahen Abreise des Herrn Rüdiger getroffen wurden. Niemand kannte Ziel und Zweck der Reise, selbst Hemman Enderli nicht, der sie mitmachen sollte. Hemman ließ nur errathen, daß sie von langer Dauer sein werde; vielleicht eine Wallfahrt zu den Schwellen der heiligen Apostel in Rom, oder gar nach Jerusalem zum heiligen Grabe.

Auch Herr Ifenhofer, der einen langen, guten Schlaf gethan hatte, war erstaunt, als er bei der Morgensuppe seinen Reisegefährten Gangolf nachdenkend mit zerstörter Geberde, und dessen Vater hingegen lebhaft und geprächig erscheinen sah. Er erkannte diesen kaum wieder. Man sprach vom Züricherkriege, von Reisen, von Bekanntschaften. Der alte Rüdiger verrieth große Welterfahrung. Doch in allen seinen Aeusserungen sprach eine gewisse Verachtung des Lebens mit, und ein unheimliches düsteres Wesen, wie es in seinen bleichen Mienen unwandelbar war.

Noch während der Unterhaltung erschien ein

Bote des Fräuleins von Falkenstein aus Brugg. Er brachte die Nachricht an den Bräutigam, daß dessen Verlobte schon diesen Morgen über den Bötzberg nach Seckingen reisen werde, daß sie ihn, nebst Isenhofern, unterwegs zu Frick zu finden hoffe, wohin er auf kürzerm Weg über das Gebirg gelangen könne.

Herr Rüdiger heftete einen verdrossenen, still fragenden Blick auf seinen Sohn. Dieser aber, welcher den Gedanken des Vaters errieth, sagte sogleich: „Ich werd' Euch nicht verlassen, mein Herr Vater, sondern so lange hier verweilen, als Euch gefällt, oder bis Ihr abgereiset sein werdet." Zugleich bat er Isenhofern, ihn bei dem Fräulein zu entschuldigen, indem er ihm über die bevorstehende Abreise seines Vaters, und über die Nothwendigkeit von mancherlei Abreden mit demselben Auskunft ertheilte, da dessen Entfernung von Aarau lange dauern könne.

„Ihr traget mir böse Gesandtschaft auf, Junker!" sagte Isenhofer, sich hinter den Ohren krauend: „Ich billige Euern Entschluß zwar; aber Ihr gebt mir zu, daß es kein Spiel sein werde für mich, den ersten Sturm des jungfräulichen Zorns auszuhalten. Nun denn, es sei, weil es nicht zu ändern steht. Wetterwolken sind nur in der Ferne schwarz. Lasset mich in einer

Stunde aufbrechen, damit ich den Zug der Reisenden bei Frick nicht verfehle."

In einer Stunde standen die Rosse gesattelt vor der Veste. Gangolf hatte inzwischen Zeit gefunden, seinen neuen Freund von Allem zu unterrichten, was ihn zurückhielt, dem Ruf der Braut zu folgen. Doch von der Zigeunerin schwieg er, weil ihm sein Vater auf's strengste verboten hatte, die Anwesenheit derselben im Thurm, und die Art ihrer Entfernung, irgend Jemandem zu verrathen.

Ifenhofer nahm freundlichen Abschied von dem Jüngling, der ihm in so kurzer Zeit durch schlichten und reinen Sinn theuer geworden war, desgleichen von dem alten Rüdiger, welcher sich mit jugendlicher Raschheit auf's Pferd schwang, um in Begleitung des Sohnes die Hausgüter zu besichtigen. Noch einmal rief er sein Lebewohl, und ritt, während jene quer durch die Stadt trabten, links einen steilen Rain abwärts zum nahen Thor. Beim ersten Schritt aus demselben betrat er sogleich eine lange hölzerne Brücke, die ihn zum andern Ufer des Areflusses hinüberbrachte.

Eine Zeit lang ritt er längs grünen Vorhügeln des Jura hin, bis der Weg seitwärts, durch eine geräumige Thalung und das Dorf Küttigen, in das Innere des Gebirgs zog. Da sah er links die gewaltige Wasserflue aus der Tiefe emporstei-

gen, an deren graue Kalkgipfel ſich einzelne Tannen, wie zartes Epheu, ſchmiegten. Zu den Füßen derſelben hoben auf ſchroffem Felſen die Mauern des Schloſſes Königſtein aus dem Buſchwerk ihre Zinnen empor. Er aber verfolgte den ſteinigen Bergweg ſeitwärts um einen weiten, ſumpfigen Grund zu den Höhen der Staffelegg, deren kahler Rücken vor ihm lag. Dann leitete er das Roß langſam die ſteile, von Regengüſſen zerfreſſene Straße aufwärts, wo er von droben, wenn er zurückſchaute, zwiſchen einer Klüftung der nahen, dunkeln Vorberge das helle Grün der Aarufer, die fern im Sonnenglanz ſchwimmende Stadt, und im Hintergrund, wo Erd' und Himmel ſchieden, die weiße, blendende, ewige Wand erblickte, welche, von Schnee und Eis gebaut, große Länder und Volker von ungleichen Denkarten und Naturen ſondert.

Er blieb mehrmals ſtehen, betrachtete mehrmals das Wunderbild, und bob ſtumm und unwillkührlich Antlitz und Blick und Hände gen Himmel. Dann, als er die Höhe erſtiegen hatte, ſah' er vor ſich unter ſeinen Füßen ein ſtilles, ödes Thal; in der Ferne den weichen Umriß des Schwarzwaldgebirgs. Er ritt hinab zur Tiefe, wo ſich die Berge enger an ihn drängten, und keſſelartig ein armſeliges Dörflein umſchloſſen. Doch bald erweiterten ſie ſich wieder zu einem

ſchmalen, freundlichen Grunde voller Hütten, Höfe, hellgrüner Wieſen, blühender Kirſchbäume, welcher immer offener ward, und ſich zuletzt in den hintern Frickgau am Rheine, zwiſchen Jura und Schwarzwald, aufthat.

Da ward er zur Rechten, von wannen die große Landſtraße über der Böhberg aus dem Seitenthal hervortrat, eines langen und glänzenden Zuges von Reiſigen gewahr, Herren und Frauen in freundlichem Gekoſe neben einander reitend. Bald erkannt' er an der Spitze des Zuges das Fräulein Urſula von Falkenſtein auf einem weißen Zelter, an jeder ihrer Seiten ein Ritter. Einer derſelben war Bentelin von Hemmenhofen, der andere ein unbekannter, aber ſchöner junger Mann, ſchlank und ſtolz, in ſcharlachrothem, goldgeſtickten Wamms, mit himmelblauer, goldgeſtickter Schärpe, und blau und weiße Federn anmuthig um den kleinen Hut wehend, unter welchem ſchwarze Locken hervorringelten.

„Ah, ſo allein, Ysenhofer?" rief das Fräulein mit ſeligem Lächeln ihm entgegen: „Herr Gangolf, ſcheint's, will Krankenwärter bleiben?"

— Mit nichten! antwortete Ysenhofer, ehrerbietig die Kommenden begrüßend: Er könnte eher ſelbſt ein Kranker aus Liebe und Sehnſucht werden, da die Rüſtungen ſeines Vaters zu einer

Reiſe nach dem gelobten Lande, oder Gott weiß wohin, ihn abhalten . . .

„Nichts davon!“ fiel ihm Urſula lachend ins Wort: „Wir kennen den frommen Schneemann beſſer. Er wartet vermuthlich, bis wir ihn ſelber aus ſeinem Thurm Rore abholen.“

— In wenigen Tagen, denk' ich, wird er in Seckingen zu den Füßen ſeiner Angebeteten liegen! ſagte Iſenhofer: Inzwiſchen ſendet er der Braut die zärtlichſten Grüße und Seufzer . . .

„O!“ unterbrach ihn Urſula ſcherzend: „Ich habe ſie empfunden, ehe Ihr kamet. Sie hatten die Luft von den Bergen her ſo eiskalt durchdrungen, daß wir Alle faſt erſtarrten. Indeſſen bitt' ich Euch, erzählt weiter.“

Die Ritter lachten mit lauter Stimme. Iſenhofer, welcher an das Gefolge, zunächſt hinter dem Zelter des Fräuleins, ſich anreihte, ſtattete fernern Bericht ab; bemerkte aber bald, wie wenig Antheil an ſeiner Erzählung genommen wurde, und ſtimmte daher ſogleich in die muthwilligen Scherze der Geſellſchaft ein. Sowohl Bentelin, als das Fräulein, ſchienen mit dem fremden, jungen Rittersmann ſehr vertraut zu ſein, der mancherlei luſtige Schwänke und Abentheuer von den Höfen Königs Friedrich und des Herzogs von Oeſterreich erzählte. Doch inmitten aller Scherze entging es dem Waldshuter Dichter

nicht, daß weder der fremde Jüngling, noch die Jungfrau einander ganz unbefangen sahen. Nie fiel der Blick des Ritters auf die Freiherrin, ohne daß er lange und brennend an deren Reiz behangen blieb; und Ursula, als könne sie den Flammenblick dieser schwarzen Augen, die sie doch suchte, nicht ertragen, mußte jedesmal erröthend und lächelnd die Augen vor sich niedersenken. Dies stille Gespräch der Mienen zwischen dem hellen Gespräch oder Gelächter der Andern bemerkte selbst Bentelin nicht, welcher auf der entgegengesetzten Seite ritt.

Ifenhofer, den die Reugler stach, blieb im Zuge, wie zufällig, zurück, bis er in die Nähe einer von Ursula's Kammerfrauen gerieth, mit der er wohl bekannt war. Von ihr vernahm er, daß der junge Ritter mit den Flammenaugen ein Freiherr, Hinz von Sax, ehemaliger Jugendgespiele des Fräuleins, nun Verlobter einer schönen Gräfin von Zollern und Bentelin's von Hemmenhofen treuester Freund und Waffengefährte sei. Er war am vorigen Tage von Zürich gen Brugg gekommen, um zu den Falkensteinen nach Seckingen zu reisen; hatte unvermuthet daselbst den Freund und die reizende Gespielin seiner Kindheit gefunden und mit Beiden bis tief in die Nacht einen fröhlichen Abend genossen. Selbst die Kammerfrau sprach mit unwillkührlicher Wärme

von dem liebenswürdigen Manne. Ysenhofer geſellte ſich nachher zu deſſen Knechten, und dieſe erzählten tauſend Dinge von des Jünglings Waghalſigkeit und verwegenen Streichen ſtundenlang.

Schon war Mittag vorüber, als man endlich den blaugrünen Rheinſtrom und drüben am Fuß des Waldgebirgs in anmuthiger Ebene das Städtlein Seckingen erblickte, über welches die grauen Thürmlein von St. Fridolins ehrwürdigem Stift und der Kirche längſt geſehen worden waren. Da wurden Trompetenſtöße gehört, und über die Brücke her kam dem Zuge der Reiſenden eine Schaar zu Pferd entgegen, alles auf prächtigen Roſſen, alles feſtlich gekleidet. Voran ritt Urſula's Vater, Freiherr Hans von Falkenſtein, und deſſen Bruder, Thomann, Landgraf von Buchsgau und Sißgau. Ihnen folgte Marx von Ems, Graf Görg von Sulz, Hug von Hegnau, Fritz vom Haus, Görg von Knöringen, Balthaſar von Blumeneck und viele andere Edelherren, welche während der Friedenstage mit den Falkenſteinen zu Seckingen wohllebten.

12.

Ritterliches Wohlleben.

Ich will hier weder den bunten Wechſel, noch die Pracht der Luſtbarkeiten und Feſte ſchildern,

welche die fröhliche Ritterschaft bald in dieſer Stadt, bald auf den Burgen des benachbarten Adels beging. Jeder Tag brachte der lebensluſtigen Menge neuen Genuß, den Witz und Anmuth, Umtriebe und Liebſchaften der ſchönen Edeltöchter und Frauen aus der weiten Umgegend würzten.

Die Königin aller Feſte aber ſchien Gangolfs Braut zu ſein, welche in der verſchwenderiſchen Freigebigkeit ihres reichen Vaters jede ihres Geſchlechts an Pracht, wie täglich in neuen Reizen, übertraf. Sie ſelbſt eine volle Blüthe der Luſt, ſog gleichſam ihr Leben aus dieſer Fülle mannichfaltiger Freuden, und, wo ſie erſchien, verbreitete ſich wie durch Zauber ein rauſchendes Vergnügen. Was ſie unter den Weibern, war Hinz von Saz unter den Männern. Man würde das ſchöne Paar für mehr als ehemalige Geſpielen gehalten haben, hätte nicht Jeder gewußt, daß er der Bräutigam einer Fremden, wie ſie die Verlobte Gangolfs, war. Auch wußte Urſula mit mädchenhafter Feinheit alle Uebrigen auf gleiche Weiſe zu behandeln, ſo daß weder der junge Freiherr, noch ein Anderer ſich eines Vorzugs bei ihr rühmen konnte, wenn nicht der Zufall dem Einen zuweilen in ihrer Nähe holder, als dem Andern ward. Nur Iſenhofer, der in dieſem Getümmel den überall willkommenen Freudenmeiſter und Poſſenmacher ſpielte, und doch der einzig Nüchterne blieb,

blickte heller. Ihm ahnete, wenn er zuweilen die trunkenen, blitzenden Augen Beider sich verstohlen begegnen sah, welche verbotene und verhehlte Gluth da glimmen möge.

„Ach, der arme Ganolf!“ seufzte er eines Abends, da er im kerzenvollen Saale still am Fenster den Reihen der Tänzer zusah, aus welchen Ursula glühend hervor kam, um auf einem Sessel in seiner Nähe zu ruhen.

— Ist's nicht wahr, Isenhofer? fragte sie vertraulich-leise und hastig: Der böse Mensch! Ist's zu verzeihen, daß er mich so lange vergessen kann?

„Der arme Gangolf!“ seufzte Isenhofer abermals, doch spaßend-mitleidig: „Er soll sich nicht hierher sehnen. Ihm ist besser im Thurme von Nore.“

— Wie meinet Ihr das? sagte sie, das Köpfchen spöttisch und vornehm zurückwerfend.

„Fröhlich würd' er nicht sein,“ antwortete jener, „uns aber manche unschuldige Freude stören.“

— Nun ja, Isenhofer, wie er immer pflegt. Ich könnt' ihn fast hassen darum. Denkt nur, wie er's in Brugg trieb!

„Fräulein, was thun?“ sagte Isenhofer, und rasch mit ernster Miene setzt' er hinzu: „Sieh da, er kömmt!“

— Wo? fuhr Ursula auf, und verließ schnell den Sitz.

Lachend antwortete Isenhofer: „Bleibt ruhig.

mein Fräulein, ich irrte mich, als ich drüben Herrn Veit von Aſt hereinſchreiten ſah."

— Narr und Tölpel, mir Schreck zu machen! ſagte das Fräulein zwar lächelnd, doch verdrießlich.

„Soll ich's wieder gut machen?" fragte Jener mit ſchalkhafter Furchtſamkeit.

— Auf der Stelle! Und womit? fiel Urſula neugierig ein.

„Mit der Botſchaft, daß er bald hier iſt. Ihr werdet ſchon wieder ernſt, mein Fräulein? Mich freut's, beide, den Herrn von Sax und Herrn Trüllerey, beiſammen zu ſehen, und durch Vergleichung zu erfahren, wer doch eigentlich der ſchönere Mann ſei?"

— Aber ich, erwiederte Urſula, ich zittere, ſie werden keine Freunde werden. Mein edler Bräutigam iſt von wunderlichen Launen heimgeſucht. Ich muß geſtehen . . .

Sie ſagte nichts weiter. Sie drehte den Kopf gegen das Fenſter zurück, nach den Sternen zu ſehen, wie in einer Verlegenheit von Wünſchen.

Doch Ifenhofer ſchien ſie zu errathen. „Ihr habt Recht!" ſagte er: „Gangolf iſt ein vortrefflicher Menſch, aber faſt zu vortrefflich. Er fügt ſich nicht in die Welt unſers Jahrhunderts. Er gehört in die alten Zeiten ſeines Thurms. Es würde mir wenig koſten, ihn zu bereden, im

Freihofe von Aarau zu bleiben, ſo lange es Euch gefiele."

— Ach! ſtammelte Urſula verlegen und zerſtreut, indem ihre Augen unter den Tänzern dem jungen Freiherrn von Sax magnetiſch folgten: Nur noch wenige Zeit, nur wenige, bis ... Ihr begreifet es ja ſelber. Ich bitt' Euch, denket an den Handel mit Bentelin über Tiſch beim Schultheiß Effinger! Sollt' er uns dergleichen hier erneuern? Ich bitt' Euch, wenn Ihr etwas über ihn vermöget, thut uns Allen ein Liebeswerk!

„Ihn noch eine Weile zu entfernen?" fragte Iſenhofer.

— Ich bitt' Euch! Nun ja doch! flüſterte ſie ſchmeichelnd, und legte traulich auf ſeinen Arm ihre Finger; Nur kurze Zeit.

„Bis etwa .." ſagte Iſenhofer leiſer, indem er ihr ſchelmiſch-lächelnd in's Auge ſah, als hätt' er ihre Seele ausgehorcht: „Bis ... nun es iſt natürlich. Es muß geſchehen! — Bis der junge Freiherr von Sax ..."

Urſula fühlte ſich von dem Laurer ertappt und ward roth. „Spitzbube!" ſagte ſie verſchämt und doch mit ſchmeichelndem Lächeln, wie eine Gefangene, die um Gnade flehen will, und gab ihm mit der Hand einen leiſen Streich auf die Backe: „Möchteſt du gern ſtehlen?"

Mit diesen Worten entfernte sie sich von ihm, wandte sich aber ein paar Schritte von ihm noch einmal mit dem Finger drohend, und mischte sich in das glänzende Gewühl. Ihr Herz pochte. Sie fühlte, es sei etwas verrathen, das sie sich selber noch nicht gestanden haben wollte.

Aber in demselben Augenblick fühlte sie von einer ganz andern Unruhe ihr Herz zusammengezogen. Ein Schauer von Eifersucht überflog sie. Sie wollte hinweg aus dem Saale; sie konnte den Fuß nicht vom Boden heben. Ihr Jugendgespiele tanzte voll unaussprechlicher Anmuth mit dem Fräulein Hagenbach.

In der That, von allen Nebenbuhlerinnen bei den Huldigungen der Männer war die niedliche Hagenbach weit aus die gefährlichste. Ursula hatte Anfangs diese Geliebte ihres Vaters, des Freiherrn Hans von Falkenstein, für die er ungeheure Summen verschwendet hatte, von Herzen gehaßt oder verachtet; aber damit geendet, sie nicht nur liebenswürdig zu finden, sondern ihre vertrauteste Freundin zu werden. Dies Mädchen stand durch sein ganzes Wesen und Thun im vollsten Widerspruch mit dem Ruf, der von ihm verbreitet worden war. Es lebte eingezogen, fromm und anspruchlos; kleidete sich geschmackvoll, aber höchst bescheiden und schamhaft, und war von allen Künsten des Gefallens so sehr entfernt,

daß selbst Frauenzimmer an dieser Verläugnung der Mädchen-Natur irre wurden.

Hans von Falkenstein, der erklärte Liebhaber dieser seltsamen Schonen, bis zur Narrheit in sie vergafft, behandelte sie doch mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit, so wenig er übrigens sonst viel auf die Fesseln des Anständigen halten mochte. Mit allen andern Frauenzimmern waren die Männer freier, als mit ihr, und doch konnte keiner von diesen die niedliche Verführerin mit Gleichgültigkeit ansehen. Die Natur hatte in der Bildung ihrer Gesichtszüge zwar nicht die gewöhnlichen Regeln des Schonen beobachtet, aber in jeden Zug Seele und Feinheit gelegt. Zwar ihr Wuchs war nicht hoch, aber er hatte das zarteste Ebenmaas, und jeder Theil war zierlich gedreht. Sie vereinte in sich eine wahrhaft kindliche Blödigkeit und Furcht mit der Harmlosigkeit und dem Muthwillen der unerfahrnen Unschuld. Jene ernste, unentweihbare Schüchternheit hielt alle Männer zurück, und dieser kindische Frohsinn und Uebermuth unter ihren Freundinnen band diese unwiderstehlich an sie. Das Gerücht ging, mehr als ein Mann wäre demungeachtet der Beglückte gewesen; aber die Beglückten selbst schienen ihre Eroberung nur wie Beute der Gewalt und Ueberraschung zu betrachten, und sich selber um so mehr darum mit Vorwürfen zu strafen,

weil ſie von da an nur Abſcheu gegen ſich in jeder Geberde der Angebeteten fanden. Und doch behauptete die böſe Zunge des weiblichen Neides oder Scharfblicks, gerade das ſei das klugberechnete Spiel des ſchlauen und lebensluſtigen Mädchens. Sie tanzte jetzt mit dem jungen Freiherrn Hinz; aber ſo kalt, ſo ängſtlich, daß jede ihrer Bewegungen einen Widerwillen, einen innern Zwang verrieth, und doch tanzte ſie gleich einer blöden Grazie. Mitten im Tanz bemerkte ſie Urſula's Unruhe, die eiferſüchtig-finſter nachſchleichenden Blicke derſelben. Sie verſtand ſie noch beſſer, als ſie darauf zu ihr trat und Urſula's Eintönigkeit und Wortarmuth vernahm.

Unter unbedeutendem Vorwand lockte ſie dieſelbe in die Einſamkeit eines kleinen Nebenzimmers, ſchloß ſie an ihre Bruſt und ſagte: „Mein Urſi, du leideſt. Warum quälſt du dich, liebe Seele, im Kampf mit deinem Herzen? Du biſt die Verlobte eines Andern, aber dein Herz hatte ſich ſchon in der Kindheit dem Einzigen verlobt, den du dir ſelber kaum zu nennen wagſt. Und der arme Unglückliche! ihn verzehrt die ſtille Gluth um dich. Ich beſchwöre dich, ſüßer Engel, folge dem heiligen Zug deines Gemüths! Bringe dich nicht fremden Berechnungen zum Opfer. Du machſt mich elend, wenn du nicht wieder frei wirſt.“

Urſula umklammerte mit wildem Schmerz die Freundin und weinte heftig an ihrem Halſe: „In Ewigkeit nicht! Nie werd' ich froh. Ich möchte mich ſelber verabſcheuen. Ja, ja, magſt du es wiſſen, aber nur du! Ich bin eine Wahnſinnige. Ich vergehe für den, den ich fliehen ſollte. Wär' er nie erſchienen! Wir hingen ſchon als Kinder zu feſt an einander. Gott, und jetzt, wie iſt er herrlich verwandelt und doch immer derſelbe noch!“

Mit aller Leidenſchaftlichkeit, die dem Fräulein von Falkenſtein eigen war, erzählte ſie nun von den ſeligen Tagen ihrer Kindheit, vom Wiederſehen des frühen Geliebten in Brugg, und von tauſend kleinen Dingen, die einem ſo tief ergriffenen Gemüth in ſolchem Augenblick wichtig ſein können. Ihre Freundin hatte Mühe, ſie zu beruhigen, und bat ſie, noch einige Augenblicke allein zu bleiben, um ſich zu faſſen, und in die Geſellſchaft treten zu konnen, ohne durch ihr verweintes Auge auffallend zu werden.

Die Hagenbach trat allein in den Saal zurück. Wie Zufall war's, daß ſie mit dem Freiherrn von Sax zuſammentraf, der ſie abermals zum Tanz aufforderte.

Sie ließ faſt mit Zürnen ſeine Hand zurück und ſagte: „Leichtſinniger, wenn die liebenswürdige Urſula weint, moget Ihr noch tanzen?“

Er entfärbte ſich. Er fragte nach Urſula's Aufenthalt. Seine Wangen brannten. Sein Auge ward Flamme. Er fragte dringend, flehend, wiederholt, wo das Fräulein ſich befinde? Er erfuhr's endlich und verſchwand.

Als nach langer Zeit das Paar, welches man in dem bunten Getümmel kaum vermißt hatte, zurückkehrte, leuchtete aus des jungen Freiherrn Geſicht das Entzücken. Urſula ſchien heiter, doch verlegen.

„Wie ſiehſt du mir ſo wunderbar drein?“ flüſterte ihr das Fräulein Hagenbach zu.

Urſula lächelte und ſagte: „Was ſieht man mir an?“

— Ich frage, Urß, ſüßes Urß, biſt du ruhig, biſt du glücklich?

„Du hätteſt mich doch nicht verrathen ſollen. Nur in dem Augenblicke nicht, wo ich mir zu wenig gehörte.“

— Biſt du beruhigt, ſüßes Urß?

„Ja!“ ſagte Urſula ganz leiſe: „Wenn er nicht ein Böſewicht iſt.“

Einige Tänzer erſchienen und unterbrachen das Geſpräch der Jungfrauen.

13.

Erklärung.

Dem Falkenblick des Dichters von Waldshut entging es nicht, daß seit diesem Abend Ursula's Verhältniß zum Freiherrn von Sax andere Natur angenommen hatte. In die Stelle ihrer Zweifel war Sicherheit, an den Platz der Sehnsucht Genugthuung getreten. Es gab kein Fliehn, kein Suchen der Blicke mehr, sondern das zufriedene Lächeln gegenseitigen Verständnisses. Gangolf war von seiner Braut nicht vergessen, weil er von ihr nun gefürchtet ward. Wie sehr wünschte sie, von ihm vergessen zu sein! Fast hoffte sie es zuletzt, weil eine Woche um die andere verstrich, ohne daß er sich im freudereichen Seckingen zeigte. Ifenhofer mochte am besten wissen, warum der Verlobte den Thurm seiner Väter nicht verlassen wollte. Aber ihn fragte sie nicht. Ifenhofer belustigte sich indessen, Spottverse auf Treue der Weiber und Flatterſinn der Männer zu machen. Beide Theile lernten seine Reime auswendig, in Ermangelung eigenen Witzes ihre Unterhaltungen oder Neckereien damit zu würzen.

Der damalige Leichtſinn des weiblichen Geschlechts aus höhern Ständen, und die Sittenlosigkeit des Adels war so bekannte und allgemein angenommene Sache, daß sich die Vornehmen

deſſen nicht ſchämten, die Unterthanen es für Vorzug oder eigenthümliches Weſen der adelichen Natur hielten und die Prieſter es nicht zu tadeln wagten, weil ſie ſelbſt häufig mithielten. Ging doch ſogar Rede, daß der ſchöne Hinz, während ſich das Fräulein von Falkenſtein ſeiner Eroberung freute, in St. Fridolins Stift nicht minder zärtliche Verbindungen mit einer der jüngſten Domfrauen gepflegt habe, die ſeine Verwandtin, aber für ihre frommen Gelübde zu reizend und zu reizbar geweſen ſein ſoll.

Der junge Freiherr hatte jedoch, über die Schönen von Seckingen, keineswegs die Männer daſelbſt vergeſſen, derentwillen er vom Hoflager Herzogs Albrecht von Oeſterreich mit Aufträgen hieher gekommen war. Er ſollte die Ritterſchaft dieſer Gegenden nicht etwa für das Haus Oeſterreich gewinnen, denn ihm gehörte ſie ſchon mit Leib und Seele, ſondern für irgend ein großes Unternehmen gegen die Städte und Landſchaften des Aargau's. Dieſe für Oeſterreich wieder zu erringen: das war die Aufgabe. Ritter Marquard von Baldegg, welcher vom Adel des Schwarzwaldes die glänzendſten Zuſagen nach Seckingen gebracht hatte, war jenes Freiherrn eifrigſter Beiſtand geworden. Viele andere Herren, Grafen und Ritter ließen ſich zu Allem willig finden. Sie würden insgeſammt eingeſtimmt haben, wenn

nicht eben Thomas von Falkenſtein durch Unentſchloſſenheit eine große Anzahl ſchüchtern gemacht hätte.

Mit allerlei Entwürfen, mit Unterhandlungen, Empfangen und Verſenden von Botſchaften war die Zeit verſtrichen und der St. Georgentag herangenaht, an dem der Waffenſtillſtand auslief. Schon wußte man, daß die Schweizer in den Bergen laut würden; daß ſich um ihre Banner in allen Thälern kampfluſtiges Volk ſchaarte; daß ihre Abſicht gegen die Stadt Zürich und die Veſte Rapperswyl gerichtet ſei; daß Bern zu ihnen halte und das Land Appenzell den Zürichern, weil ſie eidsgenöſſiſchen Rechtsgang ausſchlugen, und dem Herzog Albrecht von Oeſterreich Krieg anſagen wollten, weil er der abgefallenen Schweizerſtadt Beiſtand gab.

Da beſchloſſen ſie zu Seckingen, man ſolle geſammte Ritterſchaft der Umgegend auf einen Tag verſammeln. Man müſſe zum Entſchluß kommen, um ſo mehr, da der Markgraf von Hochberg befohlen hatte, der Freiherr von Saz ſolle mit der Erklärung des Adels zurück nach Zürich kommen, um dann zum Herzog Albrecht zu gehen.

Der Mittwoch vor St. Georg war zur Zuſammenkunft in Seckingen beſtimmt. Schon am Vorabend traf von allen Seiten die eingeladene Ritterſchaft ſo zahlreich ein, daß kaum die Her-

bergen Raums genug behielten. Selbſt derjenige kam, an deſſen Erſcheinen Alle gezweifelt hatten, Gangolf Trüllerey.

Urſula von Falkenſtein ſaß mit dem Fräulein von Hagenbach, dem Freiherrn Sax, Ritter Marquard von Baldegg und Bentelin von Hemmenhofen in fröhlichen Plaudereien beiſammen, als die Thür des Zimmers geöffnet ward, und Freiherr Hans von Falkenſtein hereinſchritt, ſeinen künftigen Eidam an der Seite.

„Denkt doch!“ rief lachend Freiherr Hans: „Dieſer gottesvergeſſene Menſch wollte vor einer Herberge abſteigen, ſtatt bei der Braut einzukehren. Aber Ifenhofer verrieth ihn, und ich nahm den bleden Schäfer gefangen.“

Herr Gangolf ſtammelte ſeine Entſchuldigungen. Die Anweſenden wandten mit ſehr verſchiedenartigen Empfindungen ihre Augen auf den Jüngling. Urſula war leichenblaß geworden. Sie behielt kaum Macht genug, ſich vom Seſſel aufzurichten und ihm einen Schritt entgegenzugehen. Gangolf verbeugte ſich tief, die zitternde, kalte Hand ſeiner Verlobten mit Ehrfurcht zu küſſen; dann verneigte er ſich grüßend gegen die Uebrigen. Fräulein Hagenbach bemerkte die tödtliche Unruhe ihrer Freundin und beugte ſich flüſternd zu ihr, ohne ſich doch enthalten zu können, einen furcht-

ſamen Blick von der Seite auf den fremden Jüngling fallen zu laſſen.

„Willkommen, Herr Gangolf!“ rief Marquard von Baldegg, ihm mit drolligem Lachen die Hand bietend: „Wir wollen wieder Freunde ſein! Straf mich Gott, jetzt iſt Noth an Mann, und es würde mich doch nun ärgern, hätt' ich Euch bei der Stilli eine Spanne kürzer gemacht, und zwar ſolches Lumpenpacks und Strolchengeſindels willen. Laßt's gut ſein!“

Gangolf ſchüttelte ihm treuherzig die Hand und erwiederte: „Einem Biedermann zürnt man nicht lange.“

Herr Bentelin von Hemmenhofen drehte ſich in Verlegenheit her und hin, ſtreckte aber endlich Herrn Trüllerey die Hand ebenfalls dar und ſagte: „Haltet Ihr auch mich für einen Biedermann? Ich glaube, der Schultheiß von Brugg gab uns boſen Wein. Wir müſſen bekannter mit einander werden beim guten aus Falkenſteins Kellern.“

„Was Teufels!“ ſchrie Freiherr Hans, während ſich Bentelin und Gangolf freundliche Höflichkeiten ſagten: „Hat denn der Spring-in-die-Welt mit allen Raufbolden Händel gehabt? So recht, ſchließt Frieden zuſammen. Wir werden in wenigen Tagen Kriegs vollauf haben. Freiherr Hinz von Sax, begrüßet auch Ihr meinen künftigen Eidam freundlich; ich will nicht hoffen,

daß Ihr auch ſchon einander ins Gehege gelaufen ſeid.“

„Der Ritter wird mich deß nicht anklagen können!“ ſagte Hinz: „Und ich habe von ihm des Lieben zu viel gehört, daß ich nicht der Erſte um ſeine Freundſchaft werben möchte.“ Darauf neigte er ſich mit den artigſten Worten zu Gangolfen.

Weder Urſula noch die Hagenbach konnten ſich in dieſem ſonderbaren Augenblick erwehren, die Augen zu den beiden Männern aufzuſchlagen, welche, im Geſpräch mit einander, beiſammen zu ſtehen ſchienen, um vor dieſen Richterinnen ihren Werth einer über den andern geltend zu machen. Anmuthiger in jeder Bewegung, lieblicher im Spiel der Mimen, einnehmender im ganzen Weſen war offenbar der Freiherr von Sax. Ein reicher, mit Sorgfalt gewählter Anzug erhöhte den Zauber, welchen ihm die Natur gegeben. Und doch ſchienen dieſe Vorzüge neben Gangolfs ruhiger Würde, neben dem ſtillen Adel eines Antlitzes zu verſchwinden, in welchem alle Klarheit und Macht eines lautern Gemüthes ſtrahlte. Er ſtand, gleich einem Weltgebieter, vor dem ſchmeichelnden Vaſallen, und ſeine ſchlichte Reiſetracht ſchien auszeichnungsvoller, als aller Sammet-, Gold- und Silberſchmuck des Freiherrn.

„Weiß Gott!“ flüſterte die Hagenbach in Urſula's Ohr: „Er wird jeden Augenblick ſchöner!“

Urſula hatte indeſſen ihre natürliche Farbe und Faſſung wieder erhalten. Aber die Worte der Hagenbach trieben ihr eine dunkle, flüchtige Röthe über das ganze Geſicht.

„Was denn? Biſt du närriſch, liebe Seele?“ flüſterte die Hagenbach, als ſie die Gluth in Urſula's Geſicht bemerkte: „Soll ich an dir irre werden?“

Das Geſpräch unter den Männern ward lauter. Bald wurden auch die Frauenzimmer hineingezogen. Urſula fand ihre gewöhnliche Laune und gefiel ſich in den unbefangenſten Scherzen, ſelbſt gegen Gangolf, als wäre zwiſchen ihnen am alten Verhältniß nichts verwandelt. Nur er ſchien dies Verhältniß nicht wieder nehmen zu können, ſondern blieb, wie er gekommen, fremd und ernſt, doch voll gefälliger Höflichkeit. Der ungezwungene Ton, welchen ſie gegen den Herrn von Sax, wie gegen ihn, führte, erregte ſeine Verwunderung über ſo viel Gewandtheit und Selbſtbeherrſchung, hinterließ aber nur wachſenden Widerwillen. Sogar die einſylbige, ſchüchterne, ſittſame Verlegenheit des Fräuleins Hagenbach zog ihn mehr an, als der luſtige Witz ſeiner Verlobten und ihrer heitern Umgebungen.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich von Rittern

und Freunden des Freiherrn von Falkenſtein, die er zum Nachtſchmauſe eingeladen hatte. Man verlor ſich im Getümmel von einander. Doch, als der Freiherr zum Abzug in den Speiſeſaal mahnte, geſellte ſich, wie es ſchon der Anſtand gebot, der erklärte Bräutigam zum Fräulein von Falkenſtein. Sie lehnte ſich, doch nur leiſe, auf den von ihm dargebotenen Arm und ſagte im Herausgehen halblaut, mit der Miene ſtolzer Empfindlichkeit: „Wie kommet Ihr dazu, daß Ihr meinen Arm verlangt, da Euch an meiner Hand ſo wenig gelegen iſt? Werft doch den Zwang ab, der Euch ſo läſtig fallen muß, als er mir peinlich iſt!“

„Fräulein,“ flüſterte Gangolf zurück, „würdet Ihr mir zwei Worte unter vier Augen erlauben, ich dürfte hoffen, meine ſcheinbare Unart gegen Euch entſchuldigen zu können.“

„Ihr macht mich faſt neugierig!“ ſagte ſie und trat mit ihm ſeitwärts, um die plaudernden und fröhlichen Herren vorüberzulaſſen, die dem Eßzimmer zugingen: „Uebrigens nach ſolchem Betragen, wie Ihr gegen mich zu beobachten gut fandet, ſcheint's mir, komme jede Entſchuldigung zu ſpät. Ich kann höchſtens nur Erklärung erwarten.“

„So fleh' ich wenigſtens um die Gnade, mich

erklären zu dürfen!“ antwortete er mit einer Bescheidenheit, die faſt an Traurigkeit grenzte.

„Ich geſtatt' es! Doch kurz, mit zwei Worten!“ ſagte das Fräulein ernſt und mit dem eignen Ton, welchen man demjenigen zumißt, dem man nicht zu verzeihen geneigt iſt. Dabei öffnete ſie das Zimmer, welches ſie erſt vor einem Augenblick verlaſſen hatten. Sie traten hinein.

„Noch einmal bitt' ich,“ ſagte ſie mit Hoheit und Strenge, „ſeid kurz. Man erwartet uns. Ihr verdientet nie, daß ich Euch wieder unter vier Augen hörte. Ich bin vollkommen Euretwillen enttäuſcht.“

„Und ich, Fräulein, enttäuſcht über Euch!“ antwortete Gangolf mit Feſtigkeit.

„Deſto beſſer, Herr Trüllerey. Was habt Ihr mir alſo zu ſagen?“

„Das Lebewohl!“ antwortete Gangolf trocken, und reichte ihr einen diamantenreichen Ring.

Urſula ward blaß. Sie erkannte den Verlobungsring. Obgleich in ihr ſelber der Wunſch gewaltet haben mochte, daß die Erklärung zuletzt eine Trennung herbeiführen ſollte, damit ſie dem Freiherrn von Sax näher treten könne, hatte ſie doch den Augenblick gefürchtet. Dieſer Augenblick war aber vorhanden, und brachte ihrem Stolze die ſchmerzlichſte, unerwarteſte Demüthigung.

Denn ſie hatte den Bräutigam verabſchieden, nicht von ihm verworfen werden wollen.

„Was wollt Ihr?“ rief ſie, und es war eben ſo viel Erſchrockenheit als Zorn in ihrer ſtammelnden Sprache, wie in dem ungewiſſen und doch funkelnden Blick ihres Auges.

— Habt Ihr dieſes Ringes und unſerer heiligſten Stunde vergeſſen? erwiederte der junge Mann: Sehet ihn! Er iſt das Allerletzte, was Ihr von mir nehmen könnet, und das Letzte, was Ihr demjenigen geben könnet, dem Ihr ſchon mehr gegeben habet, als die Jungfrau durfte.

„Elender!“ ſchrie das Fräulein, trat hochroth glühend einen Schritt zurück und ſagte, indem ſie ihn mit Verachtung und Grimm über die Achſeln ſeitwärts betrachtete: „Seid Ihr gekommen, zu allen Kränkungen, die ich von Euch ertrug, noch die blutigſte zu fügen? Ich werd' einen Andern ſenden, der für mich Rechenſchaft fordert. Die Tochter der Falkenſteine entweihte ſich nur einmal, und zwar, als ſie Euch aus der Hefe des Pöbels erheben wollte. Entfernt Euch von meinen Augen.“

Gelaſſen verſetzte der Jüngling, indem er ſein halbgeſenktes Haupt langſam erhob: „Nehmet das Letzte, was Ihr mir nehmen könnet; nehmet dieſen Ring. Meine Ehre liegt auſſer Euerm Be-

reich; nicht die Eure aus dem meinigen. Denn wiſſet es: ich ſelbſt war jenen Abend Augenzeuge Eurer Untreue und meines Unglücks. Gekommen war ich in großer Heimlichkeit, die Geliebte zu überraſchen, und fand — o, laßt mich ſchweigen! — — Hat Euch nicht Iſenhofer meine Nähe verkündet? Und als Euer Verbrechen — oh! als es vollendet war, warum erſchracket Ihr, da Ihr mich Verhüllten in der Fenſterblende des langen Ganges erblicktet, durch welchen Ihr mit Freiherrn von Saz zum Tanz heimſchlichet? — Brechen wir ab. Hier iſt der Ring!"

Jedes dieſer Worte, wie leiſe und traurig ſie auch hingeſprochen waren, trug etwas Zermalmendes an ſich. Urſula ſtand ohne Bewegung, ohne Sprache. Das brennende Roth ihrer Wangen ward von Schneebläſſe umzogen. Ihr Auge ſtarrte gläſern und düſter. „Er weiß ja Alles!" war ihr einziger, heller, tödtender Gedanke. Sie wollte den vorigen Ton faſſen, ihrer mächtig werden, wollte antworten, und konnte nicht. Sie zuckte mit den Lippen.

„Warum zaudert Ihr, Fräulein?" fragte Gangolf milder.

— Geht! antwortete ſie kaum hörbar und mit ſchwerer Anſtrengung: handelts mit meinem Vater ab.

„Das ſei ferne!" entgegnete Gangolf: „Meine

Dankbarkeit will Euch noch eine Schuld für Zeiten abtragen, da mich eine Liebe beglückte, die noch nie war. Euer und Eures Hauses Name ſoll nicht durch unſere Trennung zum Weltgeſpott werden. Entſaget mir öffentlich zuerſt; dann wird's nicht befremden, daß ich zurücktreten muß. Es ſteht Euch beſſer an, dem Vater zu bekennen, daß Ihr kein Herz für mich habet. Ich hingegen müßte ihm ſagen, ſeine Tochter ſei zugleich meine Braut und die Geliebte eines Dritten geweſen."

Er ſchwieg. Sie blieb tonlos; ihr Inneres voller Vernichtung. Ihr Herz ſchlug mit harten Schlägen. Um ihre Ohren brauſete es, als ginge die Welt in Nichts aus einander, und doch klang Gangolfs Stimme entſetzenvoll aus dem betäubenden Rauſchen hervor. Um ihre Augen ſchwamm Verworrenes und Geſtaltloſes. Alles ward Auflöſung. Die Luft fing an zu fehlen. Sie that angſtvolle Odemzüge.

Gangolf, welcher ihren Zuſtand nicht ahnete, ſagte: „Kehren wir zur Geſellſchaft zurück, daß man uns dort nicht vermiſſe. Verrathet das Geheimniß nicht ſelber!" Dabei legte er ungeduldig den Ring in ihre herabhangende Hand. Sie ließ ihn bewußlos fallen. Er bot ihr mit Höflichkeit den Arm, ſie hinwegzuführen. Sie aber ſeufzte

heftig athmend: „Ich kann nicht! — Ich kann nicht!“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür. Fräulein Hagenbach trat herein und erschrack beim Anblick ihrer entstellten Freundin. „Ihr ist nicht wohl!“ rief sie: Geht, laßt uns allein; man erwartet Euch am Tische.“ Gangolf gehorchte und entfernte sich, zufrieden, ein unangenehmes Geschäft abgethan zu haben.

14.

Der Nachbesuch.

Im hochgewölbten Speisesaal scholl an wohlbesetzter, langer Tafel lautes, fröhliches Getöse der schmausenden und zechenden Gäste. Gangolf empfing seinen Platz neben einem leer gebliebenen Sessel, welcher seiner Braut bestimmt sein mochte.

Die volle Pracht und Ueppigkeit der Falkensteine schien hier im glänzenden Silbergeschirr aufgetischt zu sein, in welchem sich von hundert brennenden Kerzen die Strahlen zurückspiegelten. Zwanzig reich gekleidete Diener waren geschäftig mit dem Auf- und Abtragen der Speisen, oder die Wünsche der Gäste zu befriedigen. In langen Reihen dampften abwechselnd Lamm- und Rin-

der-, Hasen- und Hirschbraten, Milchschweine und Wildschweine, Lachsforellen, Hechte, Karpfen, zahmes und wildes Geflügel; Alles köstlich bereitet und für die Augenluſt mit Blumen, Lorbeeren, Zitronen und Granaten aufgeſchmückt. Dazwiſchen ſtiegen künſtlich geordnete Thürme von Backwerk und andern Leckereien empor. Landwein, edler Rheinfall, Malvaſier und griechiſcher Rebenſaft umringten in ſchimmernden Silberkannen die Gäſte.

Gangolf befand ſich in dieſem Paradieſe der Gaumſeligen bald heimiſch und wohlgemuth. Er gedachte ſeiner verlornen Braut mit einer Gleichgültigkeit, als hätte er ſie nie geliebt; ja, ihm kam es faſt unglaublich vor, daß er für ſie habe Neigung empfinden können. Er ſchämte ſich, ihr Gefühle bekannt zu haben, die weniger aus ihm ſelber hervorgegangen, als vielmehr von Auſſen her, durch Wünſche des Markgrafen, durch Ausſicht auf Verbindung mit einem mächtigen Hauſe, durch Vertraulichkeiten mit einem reizvollen, weiblichen Geſchöpf erregt oder erkünſtelt worden waren. Er trank den fröhlichen Nachbarn fröhlich zu, und leerte fleißig die Teller mit der Behaglichkeit eines Feinſchmeckers.

Schon mochte eine Stunde vergangen ſein, als das lauter werdende Geräuſch der Tiſchgenoſſen um ihn her, die jetzt mit gehobenen Kelchen

ſich jauchzend gegen den Eingang des Saales drehten, ſeine Aufmerkſamkeit anzog. Es traten die Fräulein von Falkenſtein und Hagenbach herein, ohne Zweifel vom Geber des Feſtes, dem Freiherrn Hans, herbeigeholt, der ſie begleitete. Nicht bloß Zufall mochte es ſein, daß die Frauenzimmer die ihnen beſtimmten Plätze verwechſelten, und ſtatt der Braut die Freundin derſelben an Gangolfs Seite den Seſſel, Urſula aber den leeren auf der entgegengeſetzten Tiſchſeite einnahm, ſo viel auch Urſula's Vater, aber zu ſpät, dagegen eifern wollte.

Die Erſcheinung ſtörte indeſſen nicht im mindeſten Gangolf's Zufriedenheit, um ſo weniger, da das Fräulein von Falkenſtein ihm durch keinen Zug verrieth, welchen ſchrecklichen Augenblick ſie bei ihm verlebt hatte. Ein ſchärferer Beobachter, als er, hätte freilich aus dem Gezwungenen ihres Lächelns, aus der Einſilbigkeit ihrer Reden, und daß ſie mehr Zuſchauerin als Mitgenieſſende an der Tafel blieb, anders geurtheilt. Auch den Uebrigen würde es aufgefallen ſein, wären ſie nicht zum Theil von der Unpäßlichkeit des Fräuleins ſchon benachrichtigt oder zu ſehr mit ſich ſelber beſchäftigt geweſen.

Deſto geſprächiger wurde Gangolfs Nachbarin mit ihm, ganz wider ihre Gewohnheit. Alte Bekanntſchaft, und ihr Verhältniß zum Fräulein

von Falkenſtein, berechtigten ſie jedoch wohl zu größerer Vertraulichkeit. Er hatte ſie jederzeit im Umgange bezaubernd gefunden, und ſo oft er in ihrer Nähe war, konnt' er die thörichte Leidenſchaft ihres bejahrten Anbeters, des Freiherrn Hans, verzeihlich heißen. Doch traulicher, gütiger anmuthvoller, als dieſen Abend, war ſie ihm faſt nie vorgekommen. Man hätte beinahe argwöhnen können, es wäre ihr darum zu thun geweſen, in ſeinem Herzen das leer gewordene Plätzchen einzunehmen. Aber ein Einfall von ſo frevelhafter Natur würde nie Gangolfs argloſen Sinn auch nur aus der Ferne berührt haben.

Schon nach einer halben Stunde gab das Fräulein von Falkenſtein, von drüben her, ihrer Freundin wieder das Zeichen zum Aufbrechen. Dieſe, ehe ſie den Sitz verließ, flüſterte Gangolfen freundlich in's Ohr: „Es iſt nothwendig, daß ich Euch dieſen Abend noch wegen Urſula's ſpreche. Ich erwarte Euch nach aufgehobener Tafel in meinem Zimmer.“ — Gangolf verhieß zu gehorchen. Die Frauenzimmer beide verſchwanden.

Unterdeſſen nahm er an den Verhandlungen der Herren über die bevorſtehende Eröffnung des Krieges lebhaftern Antheil. Es war lärmendes Streiten zwiſchen Allen, welche Partei ergriffen werden müſſe? Die Gluth des Weins, welche die Gemüther entflammte und die Zungen beflügelte,

äuſſerte zugleich ihre überreizende Wirkung auf die Einbildungskraft der Hadernden, alſo daß die Unterhaltung in bunten Sprüngen wild umherflatterte, ohne je ihr Ziel zu erfaſſen. Man trank auf den Untergang aller Eidsgenoſſen, und vertheilte deren Städte und Länder in große Vogteien, die wie billig dem tapfern Adel im Namen Oeſterreichs zu verwalten gebührte. Man ſuchte der Saumſeligkeit des Dauphins und ſeiner Feldherren, welche mit ihren Schlachthaufen längſt ſchon über Mümpelgard und Altkirch vor Baſel, wo nicht an der Aare, ſtehen ſollten. Viele meinten, der franzöſiſche König ſei mehr wegen Straßburg, als der Schweizer wegen, in's Elſaß gezogen.

Schon rückte die Mitternacht heran, da ſich Gangolf wieder ſeines Verſprechens erinnerte und die zankenden Ritter verließ. Es ſchlug im benachbarten Thurm der Stiftskirche eilf Uhr, als er durch einen langen, halbdunkeln Gang vor das Zimmer der Hagenbach trat. Faſt däuchtete es ihm zu ſpät oder unziemlich, in ſolcher Stunde das Gemach eines Frauenzimmers zu betreten. Doch vernahm er darinnen Geräuſch, und bei ſeinem leiſen Anpochen ſchien es ſich zu vermehren. Er hörte eine Thür drinnen verſchlieſſen, während die, vor welcher er ſtand, von innen entrie-

gelt ward. Sie öffnete ſich, und ſchloß ſich hinter ihm nach ſeinem Eintritt ſchnell.

„Heil'ger Himmel!“ rief halblaut das Fräulein, welches im Nachtgewand, halb entkleidet, ſchamhaft in ſich ſelber zu verſinken ſchien: „Seid Ihr's noch? Ich hatt' Euch in Wahrheit nicht mehr erwartet. Und doch, — Ihr wollet uns morgen ſchon verlaſſen, und wir müſſen zuvor mancherlei mit einander ...“

— Verzeiht, Fräulein, unterbrach ſie Gangolf in ſchamhafter Verlegenheit, indem er die Augen zur Erde ſenkte: Ich werde Euch morgen vor der Abreiſe ſuchen. — Er machte eine Bewegung, ſich zu entfernen.

„Wir müſſen unbelauſcht und ungeſtört reden. Das erlaubt der Tag unmöglich, zumal bei der Menge der Fremden!“ ſagte ſie, hüllte den Obertheil ihrer Geſtalt in ein leichtes Tuch und ſchmiegte ſich in einen Lehnſeſſel eng zuſammen. Dann wies ſie ihm einen Platz nahe vor ihr an; gern wäre er weiter zurück geſeſſen, hätte es nicht die Wand hinter ihm gehindert. Die Spitze ihres kleinen Fußes ſtieß zuweilen an den ſeinigen.

Nun begann ſie das Geſpräch mit ſanften Vorwürfen über ſeine Grauſamkeit gegen Urſula. Sie gab eine Schilderung der drohenden Folgen, welche aus ſo plötzlicher und auffallender Trennung entſpringen würden. Sie behauptete, er ſei nur von

Ohrenbläſern getäuſcht, und die Unſchuld ſeiner Braut wäre verleumdet worden. Sie redete für ihre beklagenswürdige Freundin mit ſo großem Eifer, daß ſie oft darüber ſich ſelbſt und die flüchtige Art ihrer Bekleidung vergaß. Verführeriſcher konnte ſie unmöglich ſein, als wenn ſie in ſolcher Selbſtvergeſſung mit bittender, ſchmeichelnder Stimme, und die Augen durch den Thau einer Thräne verſchönt, vor ihm ſtand. Mehr als einmal war die Beſcheidenheit ſeiner Blicke gezwungen, ſeitwärts zu flüchten.

Er nahm endlich zur Rechtfertigung ſeines Schrittes das Wort, ſo ruhig und doch ſo ſiegend in allen Gründen, daß am Ende ſelbſt die Vertheidigerin nichts mehr erwiedern zu können ſchien, ſondern nur zum Verſöhnen und Verzeihen mahnte.

„Und geſetzt," ſagte ſie endlich mit faſt muthwilligem Ton, „das gute Urſi hätte ſich einen Augenblick vergeſſen können! Ihr, mein ſchöner, junger Herr, waret Ihr denn noch niemals ſchwach? Wollet Ihr nicht einem armen Mädchen verzeihen, was Ihr, ſtarker Held, Euch ſelber vielleicht nur allzugern verziehen habt? Geſteht mir's nur!"

— Erlaubet, Fräulein, antwortete er, und ſah ſie ruhig mit ſeinen hellen Augen dabei an: Ich hatte mir nie in dieſer Art etwas zu verzeihen.

Sie drohte ſchalkhaft mit dem Finger und

rief: „O, wer doch Alles wüßte! Auch in keinem Gedanken, auch nicht in einem Traume hättet Ihr gegen die Treue zur Braut gesündigt? Geschwind beichtet mir, und ich will Euch Absolution ertheilen.“

— Wofür haltet Ihr mich? antwortete er mit einer Stimme und Miene, welche fühlen ließ, daß ihn der Zweifel kränkte.

„Nun denn, mein lieber Heiliger,“ sagte sie, indem sie den blendend weißen Arm gegen ihn ausstreckte und seine Hand ergriff: „Der Himmel hat Vergebung für alle Sünden, und Ihr versagt sie einer einzigen, kleinen, flüchtigen?“

— Der Himmel vergibt die Sünden, antwortete Gangolf lächelnd: aber er vergibt sich nicht selber an Sünder. Ich bin im nämlichen Fall, und möchte so wenig, als er, Sündendeckel werden.

„O, Ihr seid mir ein böser, sehr böser, harter Mann!“ seufzte das Fräulein und stand auf: „Und wenn ich Euch nun gar schön, gar rührend bitten würde, mir die kleine Freude zu gönnen, eine Versöhnung zu stiften?“

— Sie ist Euch schon geworden! antwortete er, indem er sich ebenfalls vom Sitze erhob: Hab' ich nicht gesagt, daß ich das Fräulein nie hassen, aber auch nie lieben könne?

„Ach, das ist eine Versöhnung,“ erwiederte sie, „schauerlicher, als der wildeste Groll. Ich

wollte, Ihr haftet meine Urſ. Dann ſäh' ich doch mehr als die todte Kohle dieſer Verſöhnung. Es wäre doch ein Fünkchen da, aus dem ſich ein Flämmchen, in anderer Richtung, blaſen ließe! Ich bitte, ich beſchwöre Euch, trauter Gangolf, laſſet Euch erweichen. Iſt denn dies Herz von Felſen?" —— Sie legte bei letztern Worten ihre Hand auf ſeine Bruſt, die andere auf ſeine Achſel und nahe an ihn gelehnt, ſah ſie ſo zärtlich ſchmeichelnd zu ihm empor, daß er den Blick kaum ertragen konnte.

Verwirrt ſchwieg er. „O, wie dies Herz ſchlägt!" ſagte ſie leiſe und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt: „Schlägt es im Erbarmen? Laßt mich doch horchen. Was ſpricht es?"

Allerdings ſchlug es dem Jüngling, der ſich nie in ſo gefährlicher Lage befunden hatte. Er warf verlegene Blicke im Zimmer umher, als ſuch' er mit ſich ſelber in Noth. Es war ihm unmöglich, eine Antwort hervorzubringen. Sie legte indeſſen ſchmeichelnd ihren Arm um ihn, und ſtand lange neben ihm in jener liebkoſenden, unſchuldig-traulichen Selbſtvergeſſung, die uns in Chriſtens von Unterwalden ſchöner Zuſammenſtellung Amors und Pſyche's rührt.

„Urſula iſt gewiß nur Opfer grundloſen Verdachtes!" flüſterte ſie an ihm auf: „Denket, wenn ſie erſchiene; wenn ſie uns Beide in dieſem Ge-

mach, in dieſer Stunde, in dieſer Traulichkeit überraſchen würde... müßte uns nicht der Schein bei ihr anklagen? Und wären wir nicht ſchuldlos, wie ſie es war, obwohl ſie uns verdammen müßte?"

— Ihr habt Recht. Auch den Schein ſollen wir meiden! rief er: Gute Nacht, Fräulein! — Und mit dieſen Worten ging er plötzlich von ihr, und riß, ehe ſie es, nachſpringend, verhindern konnte, die Thür auf, — aber in Verwirrung und Eilfertigkeit die unrechte, welche nur in ein Seitenzimmerchen führte. Und hart neben dieſer Thüre ſtand — man male ſich ſein Erſtaunen! — in der Stellung einer Horchenden, das Fräulein von Falkenſtein. Sie trug noch die Prachtkleider, in denen er ſie vor mehrern Stunden geſehen hatte. Stumm und betroffen ſah er die vom Schreck Erblaßte an; dann umher durch das Zimmerchen, welches keinen andern Aus- und Eingang zeigte; dann auf die Hagenbach zurück, welche, ihr Geſicht mit beiden Händen verbergend, wie närriſch in der Stube umherlief.

„Was ſoll das?" ſchrie der Jüngling empört mit ſeiner vollen donnernden Stimme: „Welch loſes Spiel gedachtet Ihr Beide mit mir zu treiben? Verabredung alſo?"

„Jeſus, Maria und Joſeph!" ſchrie ihm die Hagenbach leiſe und ängſtlich zu: „Mäßiget doch

Euer Geſchrei! Wecket nicht das ganze Haus, wie ein Raſender, wegen eines Zufalles.“

„Ich verlange Licht!“ donnerte er, wie vorher: „Hier ſind Tücken! Meinethalben, ich will das Haus, ich will ganz Seckingen und geſammten Adel hier zum Zeugen.“

„Um Gotteswillen, Gangolf!“ rief Urſula und ſank von Scham und Furcht überwältigt auf das Knie, indem ſie die Hände flehend zu ihm ſtreckte: „Wenn Ihr mich je geliebt habet, machet keinen Zuſammenlauf! Bändiget Euch! Wollt Ihr uns Alle verderben und zum Gaſſenlied hingeben? Geht, geht! Aus Barmherzigkeit, geht!“

„Und warum argwohnet Ihr das Schlimmſte ſogleich?“ ſetzte gefaßter Fräulein Hagenbach hinzu, doch mit noch verſtörter Gebehrde: „Nun ja, ich verbarg meine Freundin, damit ich ſie alsbald Euerm Herzen hätte zuführen können, wenn mein Verſöhnungsverſuch gelungen wäre. Welche andere Abſicht hätte ihr und mir wohl das zügelloſeſte Mißtrauen beimeſſen dürfen?“

„Verzeiht, Fräulein,“ entgegnete Gangolf kälter, „dazu, ſcheint mir's, ſei weder die nächtliche Stunde, noch eine Bekleidung vonnöthen geweſen, die mit Eurer Sittſamkeit im Widerſpruch iſt.“

Das Fräulein von Hagenbach ward feuerroth. Urſula riegelte die andere Thüre des Zimmers

auf, öffnete ſie dem Ritter und faltete die Hände, unter einem ſtumm flehenden Blicke, gegen ihn.

Er begab ſich ſchweigend, ſogar ohne Abſchied, hinweg, und überließ die Beiden ihrer Reue oder ihren gegenſeitigen Vorwürfen.

15.

Die Ritterverſammlung.

Ohne Zweifel hatten ſeine Vermuthungen das Ziel dieſer angeſtellten Gaukelei nicht allzuſehr verfehlt. Er kannte die herrſchende Leichtfertigkeit der meiſten Frauen höhern Standes; aber kaum, weſſen die gereizte Bosheit derſelben ſich wohl vermeſſen konnte. Wahrſcheinlich hatte die verſchmähte Geliebte des Freiherrn Hans von Falkenſtein nur die Verſucherin geſpielt, damit ihn ſeine verſtoßene Braut in deren Armen überraſchen, ſich an ſeiner Demüthigung weiden und über Entweihung der Treue, wie des Gaſtfreundſchaftsrechts, vor dem Vater klagen könnte. Dem Jüngling ſchauderte. Solcher Ausſchweifung blinder Rachſucht hätt' er das weiche, ſpielende, zärtliche, ſchmeichelnde, thränenſelige Evensgeſchlecht nicht, oder wenigſtens nicht die ſchöne Urſula, gewachſen geglaubt. Unter Betrachtungen dieſer Art entſchlummerte er erſt ſpät, mit Verachtung und

Ekel wider gesammte weibliche Bevölkerung des Erdkreises.

Zum Glück war der Traumgott, welcher in dieser Nacht über dem unruhigen Schläfer schwebte, klüger, als der, welcher in Gefahr stand, vollkommener Weiberhasser zu werden. Denn da erschien ihm in verklärter Gestalt ein frommes Mädchen, dessen Schönheit und stille Milde ganz dazu geschaffen war, die Hölle selbst gottesfürchtig zu machen. Dieselbe Gestalt war's, die er einst von der Stilli nach Brugg begleitet und unter den Trümmern der Freudenau gefunden hatte. Er konnte sich nicht enthalten, vor allen Dingen wieder, wie damals, das Schneegrübchen im Kinn zu bewundern und sie, auf ihrem Esel reitend, einer fliehenden Mutter Gottes zu vergleichen. Aber der Traumgott machte sie unendlich gütiger, unendlich schwesterlicher, als sie in der Wirklichkeit erschienen war. Gangolf fühlte sich in nie empfundener, seliger und doch beklemmender Sehnsucht zu der Heiligen gezogen. — Und was er empfand, das schien auch sie zu fühlen. Er las Alles in ihrem Wesen, ob sie auch schwieg. Sie beschenkte ihn mit einem Strauße dunkelblauer Blumen. Das aber war die letzte Huld des Traums. Als Gangolf die Augen aufschlug, ergossen sich die Sonnenstrahlen schon warm und blendend durch die runden Scheiben des Gittersenfters.

Er kleidete ſich eilfertig an. Keine Erinnerung an das Abentheuer des geſtrigen Abends ſchien ihm geblieben, Alles vom Zauber des Traumes verwiſcht zu ſein. Er ſann ſich gern in dieſen zurück, er ſpann ihn gern fort. Es war, als müſſ' er die dunkelblauen Blumen wieder finden. Er konnte ſich's ſelber kaum verzeihen, das Edelſte und Schönſte, was ſeinen Augen je begegnet war, vergeſſen gehabt zu haben. Nun wiederholte er im Geiſt ihre Worte und das Unnennbarſüße ihres Tones; nun die Zartheit ihrer Geſichtsbildung, das Heilige im Blick ihrer Augen, ihr ganzes Aeußere, bis auf den ſchönen Faltenwurf der groben Begutten-Tracht. Nun nannte er ſich ihren Namen Veronika. Er empfand im Innerſten der Bruſt noch das Beklemmende der Sehnſucht aus dem Traum; es war ein Weh voll geheimer Wonne.

Zuweilen, wenn zwiſchen dieſem Treiben ſeiner trunkenen Einbildungskraft der Blick ſeines geſunden Verſtandes heller ward, lächelte er über ſich ſelbſt. „Bin ich denn wahnſinnig?“ dachte er, und ward faſt geneigt, dieſen Traum für etwas Uebernatürliches zu halten. Er hatte wohl manchen ſchon lebhafter, aber noch keinen von ſo tiefen und anhaltenden Nachklängen in ſeiner Seele gehabt.

Indeſſen ward leiſe an die Thür gepocht. Zwei Diener brachten die Morgenſuppe und den Wein. Sie waren ſchon dreimal vergeblich da geweſen. Er erfuhr, die Ritterſchaft ſei längſt zur letzten Berathung verſammelt. Man mußte ihn dahin führen.

In einem hohen, gevierten Saale von St. Fridolins Stiftgebäuden ſaßen bei vierzig Grafen, Freiherren, Ritter und Edelknechte längs den Wänden auf Polſterbänken umher. Ueber ihren Häuptern ſah man rings an den übertünchten Mauern die Wappenbilder der Aebtinnen des Kloſters ſeit den Tagen Bertha's, der frommen Schweſter Kaiſer Karls des Dicken, auch betende Heilige und ſchwebende Engelsgeſtalten zwiſchen Wolken bunt in Kalk gemalt. — In des Saales Mitte ſaßen um einen ſchwarzbehangenen, viereckigen Tiſch mehrere Ritter; Freiherr Hans von Falkenſtein oben an, als Führer der Verſammlung; ihm unten gegenüber Herr Ifenhofer von Waldshut, emſig ſchreibend, als Kanzlar der Ritterſchaft. Sowohl das allgemeine Vertrauen, als ſeine Gelahrtheit machten ihn dieſes Amtes würdig.

Es redete ſo eben, bei tiefer Stille der Uebrigen, ein Benediktinermönch des Kloſters St. Blaſien im Schwarzwalde, welcher von ſeinem Abt Nikolaus zur Kirchenverſammlung nach Baſel abgeordnet war. Auf der Durchreiſe in Seckingen

hatte man ihn erbeten, dem Zuſammentritt des Adels durch ſeine Gegenwart größere Würde und durch ſein Gebet heilige Weihe zu geben. Er war ein ſchöner, vollblütiger Mann, und galt für den vorzüglichſten Redner St. Blaſiens.

„Das göttliche Zorngericht", rief er, „iſt bereit, über die frevelvollen Häupter der Schweizer auszubrechen. Wenn Ihr auch furchtſam wanket, das göttliche Zorngericht wanket darum keinen Augenblick. Es wird die ſogenannten Eidsgenoſſen, jene wilden Empörer zerſchmettern, welche die Satzungen Gottes und der Natur mit Füßen treten, und die es wagen, ihre Hand gegen den König, gegen den Geſalbten des Herrn, gegen ihre rechtmäßige Herrſchaft zu erheben. Jedes Volk des Erdkreiſes gehorcht Königen; dieſe Bauern aber wollen Herren heißen; das will ſagen, ſie rufen die hölliſche Zwietracht zu ihrer Fürſtin aus.

„Vortrefflich ſpricht St. Hieronymus zum rusticum Monachum: Vielherrſchaft taugt nicht. Rom, kaum erbaut, konnte nicht zwei Brüder zu Königen haben, darum ward es mit Brudermord eingeweiht. Eſau und Jakob fingen ſchon Krieg von Mutterleibe an. Im Himmel iſt nur ein Gott; auf Erden iſt nur ein Haupt der Kirche; in der Welt nur ein Kaiſer; im Schiffe nur ein Steuermann; im Hauſe nur ein Hausherr; im

Heere nur ein Feldoberſt. Die Bienen folgen nur einem Führer; die Störche, wenn ſie in langen Reihen durch die Wolken ziehen, nur einem, der voranfleugt."

Gangolfs Augen ruhten mit Wohlgefallen auf der ſtattlichen Geſtalt des Mönchs, der zum Schluſſe ſeine Zuhörer gegen die unzähmbaren Rotten der Schweizerbauern mit einer Inbrunſt ermahnte, als wär' es zu einem Kreuzzug wider die ungläubigen Sarazenen.

„Straf mich Gott, wenn der wohlehrwürdige Vater nicht Recht hat!" rief aus der Fern' eine Stimme. Es war die des begeiſterten Herrn Marquard von Baldegg: „Man muß dieſe verdammten Kühmelker mit Stumpf und Stiel austilgen, wie der wohlehrwürdige Vater ſagte, gleich der Rotte Koran, Dathan und Abimelech. Nun, Vetter Thomas von Falkenſtein, wie ſteht's jetzt? Erkläre dich vor uns Allen. Alle fordern wir es! Entſcheide dich!"

Thomas von Falkenſtein erhob ſich. Gangolf mogte ihn kaum anſehen, ſo widerwärtig war ihm dieſes Geſicht von jeher geweſen. Ein ſchwarzbrauner Kopf mit dickem, ſchwarzem, zottigem Haupthaar und Knebelbart, großer Naſe, vorſtehenden, trotzigen Augen, ſcharfen Geſichtszügen, deren Härte kaum durch das Sinnlich-Ueppige um den Mund und um das feiſte vorſtehende Kinn

gemildert ward. Es war übrigens eine breite, unterſetzte Geſtalt, die, ihrer Leibesſtärke bewußt, mit jeder Bewegung zu drohen oder losſchlagen zu wollen ſchien.

„Meint Ihr,“ rief Freiherr Thomas aus gewaltiger Kehle, und ſeine Hände krallten ſich vor der Bruſt: „es jucke mir nicht die Fauſt, mehr denn Euch Allen, den Tanz mitzumachen? Lieber heut, als morgen möcht' ich die Neſter der Eidsgenoſſen mit eiſernen Beſen fegen. Aber ihrer ſind viel. Wo bleibt des Königs verheißene Hilfe? Wo das Heer der Franzoſen und Armagnaken? Wenn ich die Staubwolken vom Anzuge des Dauphins erblicke, dann ſollt Ihr die Rauch- und Feuerſäulen ſehen, welche Thomas von Falkenſtein vor ihm her ſchicken wird. Alles Andere iſt Tollheit! Meine Burgen längs der Aare liegen zwiſchen Bern, Baſel und Solothurn im Sack. Es wird mir Keiner eine Fenſterſcheibe zahlen, wenn meine Schlöſſer von den Eidsgenoſſen berannt und zerſtört ſind, und ich um Hab und Gut gebracht bin.“

„Hundert- für einmal hab' ich's Euch geſagt, und vor verſammelter Ritterſchaft hier wiederhol' ich's Euch feierlich,“ entgegnete Freiherr Hinz von Sax, „Herr Landgraf von Buchsgau und Sißgau, das iſt der Wille meines gnädigen Herrn, des Herzogs Albrecht von Oeſterreich: wie viel

Burgen Euch im Krieg verloren gehen, ſo manches Schloß an der Etſch will Herzog Albrecht Euch wiedergeben!“

„Hättet Ihr mir ſein fürſtliches Wort in Brief und Siegel gebracht, Herr von Sax, ſo dürft' es ſich hören laſſen!“ antwortete Thomas: „Die Lippen der Fürſten, weiß man, ſind jederzeit freigebig, aber ihre geizigen Hände taugen beſſer zum Griff. Wer gewährleiſtet mir am Ende der Dinge Albrechts Zuſage?“

Da erhoben ſich faſt alle Ritter lärmend von ihren Bänken und riefen: „Wir ſind Bürgen, wir, wir, Herr Landgraf! Wir gewähren, wir Alle!“

Nachdem das Getümmel geſtillt war, ſagte der Landgraf: „Sei's drum! So gilt's! Euer Aller Ritterwort wiegt mir ein Fürſtenwort. Doch rühr' ich mich nicht, bevor wir der Städte Zofingen, Aarau, Brugg und der übrigen im Aargau verſichert ſind. Sie könnten uns ein Seil ſpannen, darüber wir im Lauf den Hals brächen. Für Aarau haben wir Sicherheit. Trüllerey iſt unter uns. Er gibt mir jeden Tag die Stadt, wenn ſie nicht gutwillig geht. Wie halten wir's mit den andern?“

„Macht keine falſche Rechnung, Herr Landgraf!“ unterbrach ihn Gangolf: „Aarau und der Thurm Rore haben zu Bern geſchworen und wer-

den feſt und ehrlich zu Bern halten. Ihr aber, wie möget Ihr vergeſſen, daß Bern ſo lange Eure Vormundſchaft geführt und Euch, als Ihr unmündig waret, vertreten hat, daß Ihr nun Eurer Wohlthäterin ſo ſehr untreu werden wollet?"

Es entſtand Todtenſtille. Jeder richtete den Blick auf den Jüngling. Langſam wandte auch Thomas von Falkenſtein das eiſerne, braune Geſicht nach ihm und ſagte: „Wer will uns hier lehren, was ein Edelherr bürgerlichem Volk ſchuldig iſt? Ihr doch nicht, Junker Gangolf? Laßt mich's noch einmal hören: Ihr alſo haltet mit Aarau zu Bern . . . ſagtet Ihr ſo? He?"

„So ſagt' ich!" verſetzte Herr Trüllerey.

„Warum kamet Ihr denn in die Verſammlung des Adels, wenn Ihr wider uns ſeid?" fragte Thomas.

„Warum lieſſet Ihr mich berufen?" antwortete jener: „Uebrigens werd' ich nicht wider Euch ſein, wenn ich nicht für Euch bin."

„Aber, Graf mich Gott! ſo habt Ihr ja den Markgrafen angelogen!" ſchrie Marquard von Baldegg: „Der Markgraf von Hochberg baut Häuſer auf Eure Ergebenheit, Herr Trüllerey!"

„Er iſt von meinen Entſchlüſſen vollkommen unterrichtet!" erwiederte Gangolf: „So lange die Abweſenheit meines Vaters und der Krieg dauert, weich' ich nicht aus Aarau."

„So wahr mir Gott und seine Heiligen beistehen, Gangolf,“ schrie Ursula's Vater, Freiherr Hans von Falkenstein, dazwischen, „es sollt' Euch bitter bekommen, wenn Ihr den Ausreisser machtet. Was zum Hause Falkenstein gehört, soll und muß mit den Falkensteinen gehen. Meine Tochter iß der Preis der Dienste, so Ihr noch zu leisten habet. Wisset Ihr's noch?“

„Soll mein erster Dienst ein Meineid sein, Freiherr?“ fragte Gangolf.

„Meine Tochter iß der Preis der Dienste, die Ihr uns zu leisten habet!“ wiederholte warnend Freiherr Hans und erhob sich stolz vom Lehnstuhl.

„Ich bin ein freier Rittersmann, altadelichen Stammes, aber keines Menschen Sklav!“ entgegnete mit starker Stimme Gangolf: „Behaltet Euern Preis, ich behalte Freiheit und Ehre!“

„Ihr Herren alle, Ihr seid Zeugen!“ schrie Hans von Falkenstein hastig, als käme ihm Gangolfs Wort eben zu rechter Zeit: „Ihr habt es angehört; er sagt sich von der Hand meiner Tochter los! So will ich sie denn lieber einem meiner leibeigenen Knechte antragen, eh' ich gestatte, daß Ihr sie Braut heißet. Kein Markgraf, kein König und kein Kaiser soll's je ändern, so wahr Gott helfe!“

„Gangolf, Herzenschatz, Trotzkopf!“ rief

Marquard von Baldegg: „Plagt Euch der lebendige Satan? Kehrt um, es iſt hohe Zeit! Die ſchönſte aller Jungfrauen ſteht auf dem Spiel.“

„Die Ehre des Mannes iſt ſchöner, als die Schönheit des ſchönſten Weibes!“ verſetzte Herr Trüllerey ſehr ruhig.

„Ha!“ ſchrie jetzt Landgraf Thomas erboſt: „Ungezüchtigt ſollſt du, Milchbart, fürwahr nicht eine Tochter von Falkenſtein dem Bürgergeſchmeiß deiner Städte opfern. Und will ich Aarau, ſieh! morgen ſoll's mir gehören, und hätt' es die Mauern von Eiſen. Deinen Thurm ſtürz' ich, wie einen mürben Sandblock, in die Fluthen des Stromes hinab. Sag's deinem Vater, dem Tückmäuſer, ich will aus den Schloßfenſtern von Königſtein lachen, wenn er und ſeine Spießbürger mit dir Bettel- und Brandbriefe durch's Land tragen.“

„Thomas von Falkenſtein, wahre dein Läſtermaul!“ rief Gangolf donnernd: „Miſche den Namen meines Vaters nicht in deinen Geifer. Hier ſtehſt du unter uns Rittern, nicht aber unter deinen bezahlten Zigeunern.“

Brüllend ſchoß der Landgraf von ſeinem Sitz auf und gegen Gangolf in drei Sprüngen: „Frecher Knabe!“ ſchrie er: „Zu wem ſprachſt du? Weſſen unterfängſt du dich?“

Langſam richtete ſich der Jüngling vor ihm

auf und ſagte: „Meinſt du, mein Wort könnte einem Einzigen in dieſer ehrbaren Verſammlung gelten, wenn nicht dir?“

Der Landgraf riß die nahe Saalthür auf und brüllte: „Hinaus! hier hinaus! berniſcher Spürhund! Hinaus, wenn ich dich nicht durch's Fenſter ſtürzen ſoll. Wird's?“

„Thomas Falkenſtein, du biſt ein ſo gemeiner Böſewicht,“ ſagte Gangolf kaltblütig, „daß der Koth deiner Worte meine Ehre ſo wenig beſudeln kann, als ein Fliegenfleck meinen Schild.“

Aus dem ganzen Saale traten beſtürzt und langſam die Anweſenden näher. Freiherr Thomas aber ſtand, wie vom Starrkrampf gebunden, lange Zeit unbeweglich. Seine Geſichtsfarbe ward im Zorne zum häßlichen Rothgelb, ſeine bebende Unterlippe veilchenblau. Könnte ein Menſch, wie ein Baſilisk, durch vergiftendes Anſchauen tödten: ſicherlich hätte der ſtierglotzende Blick des Freiherrn, aus welchem entſetzliche Wuth herüber funkelte, den Mord vollendet. Sein Anblick war ſchauderhaft. Man ſah das krampfige Zucken ſeiner Finger und der Geſichtsmuskeln.

Jählings, mit dem Satz eines Tigers gegen die Beute, ſprang Thomas gegen den ihn furchtlos betrachtenden Jüngling, und krallte ſeine ſtarken Fäuſte in deſſen Achſeln. Dieſer aber wich

nur einen Schritt, stämmte sich dann und Beide fingen unter furchtbarem Geschrei an zu ringen.

„Friede! Friede!“ brüllten die Stimmen der Zuschauer durch einander: „Gangolf! Thomas! Laßt ab! Thuts auf ritterliche Weise!“ Aber die beiden Erbitterten hörten nicht mehr. Nach einer Weile anhaltenden Ringens fühlte sich aber Freiherr Thomas, durch Gangolfs gewaltige Armeskraft ergriffen, dem Fußboden entrückt, und von dessen Fäusten wie ein Knabe in die Luft gehoben. Der Freiherr stieß einen entsetzlichen Schrei aus, und fuhr, gleich einem wilden Thier, mit den Zähnen schnappend, rechts und links umher. Gangolf schleuderte ihn dann aber so mächtig zur Erde, daß das Haus erdröhnte.

Jedermann glaubte, die sämmtlichen Rippen des Landgrafen müßten von dem ungeheuern Wurf gebrochen worden sein. Der Freiherr lag wie ein Zerschmetterter da, die mörderischen Augen aber noch starr auf den Gegner gerichtet. Eben wollten sich einige der Umstehenden nahen und ihm aufhelfen, als er von selbst jach empor sprang. Er riß das Schwert aus der Seite, und rannte schnaubend gegen Gangolf. Dieser begegnete ihm behend mit der Klinge. Doch zehn andere Degen streckten sich zwischen Beide, und rücklings zerrte man die Kampfsüchtigen von einander unter toben-

dem Rufen: „Halt! hier iſt heiliger Boden! Kein Mord im Kirchentwing!“

Viele umringten den Freiherrn, Andere Herrn Gangolf, den ſie zu beſänftigen trachteten. Sie führten ihn hinweg und baten ihn, Seckingen zu verlaſſen, denn der raſende Thomas ſei jeder That fähig, und von ſeinem aufgebrachten Bruder Hans zu Allem unterſtützt. Gangolfs Roß ward geſattelt. Einige der Ritter, die den unerſchrockenen Jüngling aus Bewunderung liebgewonnen hatten, begleiteten ihn noch zur Rheinbrücke und hinüber an's jenſeitige Ufer.

16.

Die nächſten Folgen der Verſammlung.

Der Vorfall hatte nicht nur jener Verſammlung ein unerwartetes Ende gemacht, ſondern den ganzen Rittertag aufgelöſet. Der größte Theil des nach Seckingen gekommenen Adels verließ eilfertig noch deſſelbigen Tages die Stadt und kehrte auf ſeine Schlöſſer zurück, als ſtände, beim nahen Ausbruch des Krieges, jedem die Gefahr ſchon vor den Mauern. Vieles blieb ganz unausgemacht, was noch im Wurf gelegen geweſen war.

Es verſteht ſich, daß alle Schuld dieſer ſtörenden Begebenheit dem erklärten Abfall Trüllerey's angerechnet wurde. Jeder im Hauſe der Falken-

ſteine ſandte ihm Verwünſchungen nach; die fürchterlichſten von Allen der Landgraf Thomas. Zehnmal wiederholt' er an dem Tage ſeinen Schwur, er wolle ſich keines geſunden Schlafes erfreuen, wolle nicht ſelig ſterben, wenn Aarau nicht zum wüſten Steinhaufen werden, und der Thurm des Freihofs nicht in den Grund der Aare ſtürzen ſollte. Und man wußte gar wohl, daß der Landgraf Mann genug war, ſein ſchreckliches Wort zu erfüllen.

Freiherr Hans fluchte zwar auch brüderlich mit, doch in den Flüchen, die dieſer ausſtieß, war eine gewiſſe Zufriedenheit mit dem Ausgang des Ereigniſſes unverkennbar. Er freute ſich heimlich, daß er es dieſem Anlaſſe danken konnte, auf gute Art des Schwiegerſohnes losgeworden zu ſein, der ſeinem Stolze nie anſtändig geweſen war. Auch Fräulein Urſula würde frohe Miene zu dieſem unverhofften Spiel des Schickſals gemacht haben, das ihre Wünſche über alle Erwartung begünſtigte, hätte nicht die bevorſtehende Abreiſe des Freiherrn von Saz, dem ſie ihrerſeits nun ohne Hinderniß angehören konnte, zur bitterſten Traurigkeit geſtimmt. Es that ihr wohl, ihrem Schmerz keine Gewalt anthun und die Thränen nicht zurückhalten zu müſſen. Wer ſie nicht näher kannte, ſchrieb dieſe Betrübniß dem plötzlichen Bruch mit

dem ehemaligen Bräutigam zu. Freiherr Hans, ihr Vater, erschöpfte sich in Trostgründen.

Schon am zweiten Tage in der Frühe reiſte der Freiherr von Sax zum Markgrafen von Hochberg nach Zürich ab, mit den beſten Zuſicherungen des Beiſtands von Seiten der Falkenſteine, ſo wie des aargauiſchen und breisgauiſchen Adels für das Haus Oeſterreich. Ihm war auch auf Verlangen geſammter Ritterſchaft Herr Ysenhofer von Waldshut als Rathgeber und Geheimſchreiber zugegeben, der die Falkenſteine ununterbrochen von Allem unterrichten ſollte, was in Zürich und beim Markgrafen und in den Kriegshändeln mit den Eidsgenoſſen Merkwürdiges geſchehen möchte.

Urſula war nach der Abreiſe ihres geliebten Jugendgefährten untröſtlich, ob er ihr gleich noch vor dem Abſchiede den Schwur der Treue und das Verſprechen erneuert hatte, ohne Verzug auch ſeinerſeits mit der ihm Anverlobten brechen, und dann öffentlich um die Hand der Erbin von Falkenſtein anhalten zu wollen. Ysenhofer hatte dem Fräulein in die Hand geloben müſſen, da der Freiherr ſelber nicht ſchreiben gelernt, ihr vom Befinden, Thun und Laſſen deſſelben fleißige Meldung zu machen.

Unzwiſchen ſchon nach einigen Tagen gerieth Urſula in keine geringe Beſtürzung, als ſie vom

Zufall erfuhr, daß ihre ſchönen Augen nicht allein dem liebenswürdigen Hinz nachweinten. Man ſprach von einer ſeltſamen Entdeckung, die im Domſtift gemacht worden ſei, wo eins der frommen jungen Fräulein oft nächtlicher Weile die Beſuche des Freiherrn angenommen. Dieſe Entdeckung veranlaßte im Stift viele Unruhen und Unterſuchungen. Das Gerücht davon, welches ſich bald durch das ganze Städtchen verbreitete, führte aber unvermuthet zu einer zweiten ihr ähnlichen. Die hübſche Tochter eines reichen Bürgers, in deſſen Hauſe Freiherr Hinz Wohnung gehabt hatte, verfiel in Verzweifelung und Wahnſinn, als die Nachricht von dem, was inner den heiligen Mauern geſchehen war, zu ihren Ohren kam. Denn Hinz hatte ihr ausſchließliche und unvergängliche Liebe gelobt gehabt. Das Entſetzen, ſich betrogen zu ſehen, raubte ihr den Verſtand. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, ihre Leidens- und Liebesgeſchichte.

Da Niemand, auſſer der Hagenbach, die geheimen Verhältniſſe Urſula's kannte, berichtete man dieſer um ſo unbefangener die Stadtmährchen und mit immer neuen Ausſchmückungen. Alle Kunſt und Macht weiblicher Verſtellung mußte Urſula aufbieten, um nicht zu verrathen, wie bei dieſen Nachrichten in ihrem Innern der Schmerz wüthete. Ihr Weſen ward zerrüttet

und zerrissen. Selbst des einzigen Trostes noch entbehrte sie, ihren Kummer an der Brust einer treuen Freundin auszuweinen; denn seit wenigen Tagen hatte sie auch gegen die Hagenbach schweren Argwohn gefaßt, der vielleicht nicht ganz grundlos sein mochte. Dies Mädchen, obwohl immerdar blöde und schüchtern in männlicher Gesellschaft, doch darum nicht minder gegen sie anlockend und geistvoll, hatte eben in den letzten vier Tagen vor der Abreise des schönen Hinz den unverhehltesten Abscheu gegen ihn geäußert. Er hingegen hatte sie seitdem mit größerer Ehrerbietung behandelt, angelegentlicher ihre Nähe gesucht, und in seinen Augen war, man hätte sagen sollen, eine Abbitte voll zärtlicher Traurigkeit zu lesen gewesen.

Es blieb zwar noch zu errathen, was zwischen Beiden vorgefallen sein konnte, das einer Abbitte bedurft hätte. Ursula aber kannte die schlaue und wunderliche Geliebte ihres Vaters, kannte deren Art und Weise gegen Anbeter, die sie beglückt hatte, und nach Allem, was sie von der beispiellosen Untreue des Freiherrn von Saz vernehmen mußte, behielt sie keinen Zweifel, daß auch die Hagenbach verrätherisch gehandelt habe. Sie verbannte dieselbe aus ihrem Umgang, und verschloß sich tagelang in ihr Gemach. Da saß sie, starr und thränenlos. Nur dann und wann los'te sich

ein tiefer Seufzer aus dem Innern ihrer Bruſt, bis der zuſammengepreßte Schmerz ihre Geſundheit zerriß.

Sie fiel in ein hitziges Fieber, das ihrem Leben Gefahr drohte. Selbſt dem Krankenbette durfte ſich die Hagenbach nicht nahen. Urſula gerieth jedesmal, beim Anblick derſelben, in eine wahrhafte Raſerei. Die Kunſt der Aerzte, und noch mehr die jugendliche Lebenskraft retten zwar das Fräulein vom Tode; doch auch beim Geneſen blieb Urſula düſter und ſprachlos. Nur zuweilen entſchlüpfte ihr halbleiſe das Wort „Ungeheuer!“ Aber Niemand wußte es zu deuten. Zuweilen küßte ſie ſtill weinend den prächtigen Diamantring, welchen ihr Gangolf am letzten Abend zurückgegeben hatte. Man ſah es; man rieth umher nach den Urſachen; man fragte ſie. Urſula weinte heftiger, und ſchwieg. Sie ließ Niemanden das finſtere Heiligthum ihrer Geheimniſſe ſehen.

Unterdeſſen war der Freiherr Hinz von Sax, unbekümmert um die Thränen, welche ſeinetwillen zu Seckingen von ſo viel ſchönen Augen floſſen, mit Ysenhofern glücklich am letzten Tag des Waffenſtillſtandes, oder des faulen Friedens, in Zürich angekommen. Hier herrſchte lautes kriegeriſches Leben. Auſſer den Ringmauern und Veſtungswerken wurden neue Bollwerke und Gräben aufge-

worfen. Die Straßen der Stadt wimmelten von bewaffneten Burgern, Landleuten und Soldnern. Oesterreichisches Kriegsvolk wachte an den unverschlossenen Thoren. Furcht vor den Eidsgenossen erblickte man nirgends, obwohl Jedermann wußte, daß deren Banner in vollem Anzug nach Kloten, in der Grafschaft Kyburg, waren. Die Herberge, in welcher die beiden Reisenden einkehrten, erscholl vom fröhlichen Gelärm zechender, hadernder, singender Gäste. Da wurde die Stärke der franzosischen Heeresmacht und der kaiserlichen Hilfe aus Deutschland besprochen; der Tag berechnet, an welchem die Fahnen der Armagnaken am Züricher Seeufer flattern könnten; und Spottlieder auf die Eidsgenossen tönten dazwischen von andern Stuben und Tischen her.

Der Freiherr begab sich folgendes Tages zum Markgrafen Wilhelm von Hochberg, seine Vorrichtungen zu melden. Er brachte aber böse Botschaft heim, als er nach dem Mittagsmahle in die Herberge zu Isenhofern zurückkam.

„Schreib den Falkensteinen!“ rief er mit einem Gesicht, welches noch vom Weine der markgräflichen Tafel glühte: „Du wirst des Schreibens vollauf haben. Die Feindseligkeiten sind angehoben. Den ersten Gruß haben die Schweizer aus Hoflichkeit dem Herrn Markgrafen selbst gebracht, und ihm seine zwei Schlösser im Thurgau, Spiegel-

berg und Grieſſenberg, in vergangener Nacht niedergebrannt."

— Das iſt ſchlimme Vorbedeutung! antwortete Iſenhofer: Es hätte fröhlicher gelautet, wenn die Oeſterreicher oder Züricher den erſten Streich geſpielt hätten.

„Sprichſt du doch, wie der alte Rathsherr am Markgrafentiſch!" entgegegnete der Freiher: „Der wollte ſogar von einer Prophezeihung melden, Kaiſer und Könige müßten in der Schweiz zu Grunde gehen. Wir aber lachten den alten Narren gebührlich aus. Iſt mir doch auch von einer Zigeunerin ſchon in der Kindheit geweiſſagt, ich werde im Purpur ſterben, und ſehe noch keine ſchöne Prinzeſſin, die mir Krone und Thron bietet."

— Ihr ſeid auch noch jung, um Vieles zu erleben! verſetzte Iſenhofer: Was aber hat der Markgraf vor? Denkt er an keine Unternehmung, die Eidsgenoſſen einzuſchüchtern? Es iſt wahrlich ein unluſtiges Ding, ſich ſeine Burgen vor der Naſe wegbrennen zu ſehen, auch wenn man deren ein Dutzend hätte.

„Nichts!" erwiederte Hinz: „Ich ſtimme dem Markgrafen bei. Man muß es ihm laſſen: er iſt ein gemachter Feldherr, kalt, bedächtig, ſchlau. Er lachte, als der Eilbote zitternd die Nachricht von dem Brand der zwei Schloſſer austramte. Er ſagte bloß: Die Schweizer trinken mir früh

zu; ich will ihnen Bescheid thun, ehe sie sich's versehen."

— Gut gesprochen! bemerkte Isenhofer: Aber gut geschlagen, wäre besser. Was hat er im Wurf?

„Nichts, sag ich dir!" antwortete der Freiherr: „Bis zur Ankunft der Armagnaken, Nichts! Unsere Besatzungen halten indessen den Feind vor den Städten fest. Wir Andern machen Streifzüge, gehen auf Abentheuer und Beute aus, damit wir nicht vor Langeweile sterben, oder . . ."

— Schmausen, saufen, und erobern Weiberherzen, fiel Isenhofer spottend ein, während die Schweizer Euer Land verheeren und Euch zuletzt hinauspeitschen.

Der Freiherr lächelte höhnisch-stolz und erwiederte: „Wenn sie es mit Helden deines Gleichen zu thun hätten, deren Schwerter im Gänsefall geschmiedet sind! — He, Meister Scribifax, begleitest du mich, wenn's in ein Gefecht geht? Der Markgraf hat mir verheißen, beim ersten Stück Arbeit mich zu wählen, wo es Kopf und Kragen gilt."

— Kopfarbeit der Art iß mir nicht neu. Ich komme! sagte Isenhofer mit gleichgültigem Ton.

„Kommst du?" rief Hinz von Sax einige Tage später, als er abermals vom Markgrafen zurückkehrte: „Nun gilt's Kopf und Kragen! Diesen Augenblick laß' ich mein beßtes Roß satteln. Ich

muß zum Wildhaus nach Greifensee. Alle Schweizer ſind von Kloten dahin im Anzug. Und gilt es Kopf und Kragen, ich muß vor ihnen in Greifensee hinein."

— Ihr allein, oder mit Kriegsvolk? fragte Iſenhofer.

„Ich allein und mein gutes, hartes Schwert!" antwortete der Freiherr: „Ich bringe dem Wildhaus die letzten Befehle. Er muß das Schloß halten, bis die Franzoſen herankommen und ihn befreien. Nicht zwei Wochen währt's, iſt der Dauphin mit vier igtauſend Mann zum Entſatz da. Hans von Rechberg hat Freudenbotſchaft aus dem franzöſiſchen Lager geſandt. Kommſt du?"

— Ich komme. Laſſet für mich ſatteln. Mir iſt das Abentheuer nicht ungelegen.

„Geht's gut, ſind wir noch dieſen Abend zurück!" ſagte der Freiherr fröhlich: „Drei Stunden Wegs fliegen wir in halber Zeit, wenn uns die Schweizer nicht den Paß verrennen."

Die Pferde wurden geſattelt. In Eil flogen die Reiter durch die engen, krummen Gaſſen der Stadt, durch die Thore, über die donnernden Zugbrücken hinaus ins Freie. Es war der erſte Maitag. Die Mittagsſonne brannte. Der Weg ging rauh und mühſam durch ein Hügelland nordwärts.

Als ſie nach ſcharfem Ritt an die Ufer der

Glatt kamen, sahen sie links aus der Ferne die Schlachthaufen der Eidsgenossen schon im vollen Anzuge. Blihe von Schwertern und Harnischen aus wehenden Staubwolken längs den Höhen; flatternde Banner inner Wäldern von Speeren. Rechts, wohin sich unsere Reisige eilig wandten, ward die Landstraße von Greifensee her mit flüchtenden Leuten bedeckt, die ihnen entgegen kamen. Der Wildhans, schon vom Aufbruch der Schweizer unterrichtet, hatte die Einwohner des Städtleins Greifensee ermahnt, mit ihrer besten Habe davon zu gehen, wenn sie nicht die Schrecken der Belagerung, vielleicht die Einäscherung ihrer Häuser sehen wollten.

„Platz!“ schrie Freiherr Hinz, und sprengte durch die kläglichen, stillen Haufen, die ihm links und rechts erschrocken auswichen. Ifenhofer folgte mit einem Blick des Mitleids dem Jammerzuge der Auswanderer. Weiber trugen auf ihren Häuptern schwere Lasten Gepäcks, oder in den Armen schreiende Säuglinge. Männer trieben Kühe vor sich her, oder Schweine. Kleine Knaben führten Ziegen am Seil. Keiner wanderte ganz leer. Selbst jüngere Kinder, die mit einer Hand den Rock der Mutter festhielten, trugen im andern Arm ihr Spielzeug, oder ihr Lieblingskätzchen, oder ein anvertrautes Bündlein. Kranke lehnten sich ächzend auf den Arm der Gesunden. Karren-

ohne Ordnung, mit Hausgeräth, Waaren und Lebensmitteln beladen, brachten den Zug bald ins Stocken, bald durch Eilfertigkeit ins Gedränge. Jeder war da mit sich beschäftigt und sah kaum zu den beiden Reitern hinauf, die an ihnen vorübertrabten.

„Es war hohe Zeit, Ysenhofer! rief der Freiherr von Saz vergnügt, als sie an den kleinen See gelangten, der zwischen dunkelgrünen Matten, Hügeln und rauhen Felsbergen seinen hellen Spiegel anmuthig ausbreitete. Bald erblickten sie auf einem schmalen Vorgebirg des Ufers die alte Burg von Greifensee und darunter die Häuser des ummauerten Städtleins.

— Heut kehren wir dieses Weges schwerlich zurück nach Zurich! antwortete Ysenhofer: Wir haben der Thorschliesser zu viel hinter uns.

„So sehen wir bei Sternenschein über den See!“ antwortete Hinz: „Siehst du des Wildhausen Schiffe dort unter den Weiden? Der Weg über den Berg gen Zurich ist bös, aber kurz.“

17.

Schloß Greifensee.

Sie erreichten endlich die kreisförmige Ringmauer der Stadt und das kleine äußere Thor, welches schon verschlossen war und eben von innen

verrammelt werden ſollte. Nur das enge Pförtlein, in einem der Thorflügel angebracht, ſtand noch offen. Einige gemeine Kriegsknechte, in Panzerhemden und Pickelhauben, befanden ſich wie Wächter draußen, und lüpften ihre Hellebarden, als ſie die fremden Reiter heranſprengen ſahen.

„Oeffnet die Thore, laßt uns ein!“ rief Freiherr Hinz: „Ich komme vom Markgrafen mit Aufträgen an Euern Befehlshaber.“

„Es hätte wohl Mancher Luſt, hineinzukommen!“ ſagte einer der Söldner mit rauher Stimme, und ſtreckte den Spieß vor: „Haltet Euch aber zehn Schritt von der Brücke, oder ich laſſe Euerm Roß und dann Euch ſelbſt zur Ader.“

„Ungewaſchener Schnauzbart!“ ſchrie Hinz: „Ich werde dich lehren, Rittern gebührende Achtung beweiſen; oder ſind deine Eulenaugen bei Tage blind?“

„Nicht halb ſo ſehr, daß ich Euch nicht mit der Partiſane ein neues Knopfloch in's Goldwamms bohren ſollte, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zurückzieht!“ rief der Söldner, und that einen Schritt vorwärts.

Während des fortgeſetzten Geſprächs, das eine ernſte Wendung zu nehmen drohte, kroch aus dem Thorpförtlein ein ſchlichtgekleideter Mann hervor, in breitem runden Hut, von dem eine ſchwarze Feder über das Geſicht niederhing. Der

lange Degen an ſeiner Seite verrieth, daß er ein Kriegsmann ſei.

„Was iſt Euer Begehr?“ fragte er mit ernſtem Geſicht und gebieteriſchem Tone.

„Ich will zum Herrn Hans von der Breitenlandenberg!“ antwortete der Freiherr.

„Der bin ich!“ ſagte Jener und trat näher.

Hinz ſprang vom Pferde, zog hinter ſeinem goldbeſetzten Bruſtlap einen Brief hervor und überreichte ihn dem Ritter, der ihn ſogleich erbrach und las.

Während des Leſens hatten ſowohl Hinz, als Eſenhofer, Zeit genug, den vielgefürchteten Wildhans zu betrachten, deſſen wirkliche Geſtalt gar nicht dem Bilde entſprach, das ſich Beide in ihrer Einbildung aus den Erzählungen von deſſen verwegenen Kriegsſtreichen zuſammengeſetzt hatten. Er war eher klein, als groß, aber von kräftigem, gedrängtem Gliederbau. Sein Geſicht, welches einen Mann in den Vierzigern verrieth, hatte etwas Zuſammengedrücktes; nichts, was den herriſchen Trotz, die wilde Entſchloſſenheit, das jähe Aufbrauſen ankündigte, welches Kriegsleuten ſo leicht zur Gewohnheit wird. Vielmehr glaubte man in den Mienen einen hohen Grad gutmüthiger Biederkeit und menſchenfreundlichen Wohlwollens zu leſen. Nur aus ſeinen ſchwarzen Augen flammte zuweilen unter den überhangen-

den, finstern Brauen ein Blitz hervor, der von Gewittern im Innern redete. Auch sein übriges Aeussere zeigte einen vernachlässigten Anstand, gemeine Haltung, aber dabei bewegliche Gewandtheit und Ausdauer.

„Die Schweizer rücken an; Ihr könnt den gleichen Weg nicht mehr zurück!" sagte der Wildhans und legte den Brief zusammen: „Folgt mir in die Stadt. Ihr müßt zu einem andern Loch hinaus." Dann befahl er, der Rosse willen die Thore zu öffnen, und darauf sogleich zur Verrammlung derselben zu schreiten. Er selbst blieb, bis diese vollendet war. Einer der Knechte führte die Pferde hinweg; ein anderer die beiden Reisenden in ein benachbartes Haus, wo angesehene Herren von der Besatzung lustig zechten. In den Straßen war es todt. Die Häuser standen öde und offen. Man vernahm in der weiten Stille des Städtchens nur von Zeit zu Zeit das schallende Gelächter vom Trinkhause, oder das Gepolter der Arbeiter am Thore, oder das Rufen der Wächter auf der Stadtmauer.

Es währte nicht zwei Stunden, als ein naher Schuß von grobem Geschütz zur Bemannung der Ringmauer rief. Ifenhofer und der Freiherr von Sax eilten mit den Andern dahin. Die Eidgenossen rückten an, aus Städten und Landschaften, was Stab und Stangen tragen mochte, in un-

geheurer Menge. Man ſah ihre Schlachthaufen im Abendſonnenglanz langſam daherwogen, dann nach verſchiedenen Richtungen aus einander flieſſen. Vor dem Eichenwäldchen oberhalb der Burg flatterte das blutrothe Banner von Bern; dieſem zunächſt, weiter aufwärts, das von Luzern und Zug in den Wieſen am See. Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus lagerten ſich am Dörflein ob Greifenſee, wo die Straße herein geht. So ward die ganze Stadt in kurzer Zeit umlegt; und alsbald begann auch der Donner der Feuerſchlünde gegen die Veſte und die Ringmauer. Vom Schloſſe herab, auf deſſen Thurm Wildhans die Reichsfahne wehen ließ, antwortete das Geſchütz der Züricher. Zwar fielen die Schuſſe nur einzeln, in beträchtlichen Zwiſchenräumen, denn die Kunſt der Stückſchützen ſtand damals noch tief unter der heutigen Vollkommenheit; dennoch war die Luft von einem ununterbrochenen Donner des Geſchoſſes in Bewegung, den der Wiederhall des Gebirgs verlängerte, bis er längs dem See und Wald in ein dumpfes Schnarchen dahinſtarb. Einzelne Schweizerrotten liefen von allen Seiten gegen die Mauer, drückten ihre Armbrüſte auf die Belagerten hinter den Bruſtwehren ab, und riefen ihnen mit jedem Pfeil zugleich einen Fluch oder ein kräftiges Schimpfwort zu. Dieſe hingegen antworteten

ſpottend und lachend mit nachgemachtem Gebrüll der Kühe.

„Der Spaß wird endlich kurzweiliger!“ ſagte Iſenhofer zum Freiherrn von Sax, der neben ihm an der Bruſtwehr ſtand und hinab ſah: „Betrachte mir einer das närriſche Volk da! Wahrhaftig, die Leute ſind Kinder, wenn ſie nicht wilde Beſtien ſind. Wär' ich nicht ſelber in die Menſchenhaut eingeſpannt, ich würde mich meines Geſchlechts ſchämen.“

— Was ſchwatzeſt du wieder Wunderliches durch einander, ſeltſamer Kauz? ſagte Hinz: Das iſt Krieg! Hier erkennt man das Heldenherz. Zwiſchen Leben und Tod ſchreitet der Mann einher, höher als Leben und Tod, wie ein Gott, und fürchtet und ſucht weder eins noch anderes. Sieh dort, wie am Hag unter den alten Buchen die Rotte der Schweizer auseinander fährt! Eine Stücklugel vom Schloß hat glücklich in den Haufen geſchlagen; vier, fünf Knechte zappeln am Boden. Die übrigen ziehen aber frech wieder gegen unſere Mauern an.

„Die wiſſen, warum ſie kommen und wofür ſie ſterben wollen!“ antwortete Iſenhofer: „Die leben für etwas Beſſeres, als das Leben; für Freiheit, für Gedanken des Rechts, für Unabhängigkeit ihres alten Bundes. Aber unſere Leute hier auf der Mauer? Wofür ſtreiten und ſterben

die? Für die Herrschaft, für den Ehrgeiz, für die Habsucht Anderer, zu deren Werkzeugen sie sich verkauft haben. Es ist das Menschengeschlecht eine bis zum Ekel dumme Thiergattung; denn anderes Vieh, wenn es sich gegenseitig zerbeißt und zerreißt, hat noch die Entschuldigung, keine Vernunft zu haben. Ist wohl eine Heerde von Wölfen oder Bären so albern, sich, weil es einem oder dem andern Wolf oder Bär so gefällt, von ihm sammeln und in den Tod schicken zu lassen?"

Hinz wollte eben auf die Bemerkung, welche hier ganz am unrechten Ort gemacht zu sein schien, eine derbe Antwort geben, als die ganze Mauer unter ihnen von einer feindlichen Stückkugel erdröhnte. Kalk und Steine fielen drauf die Erschütterung von der Brustwehr ab.

„Teufel!" schrie Hinz, und sein schönes Gesicht ward bleich und entstellt: „Das war nahe genug; hart unter uns. Komm, suchen wir eine andere Stelle."

Ifenhofer lachte und sagte: „Possen! soll ich den Platz verlassen, von dem ich nun weiß, daß sie gegen ihn zu tief schießen? Ich bleibe. Auf einer andern Stelle zielen sie vielleicht richtiger."

Indem kam der Wildhans längs der Brustwehr zu ihnen heran und sagte zum Freiherrn: „Es ist mir leid um Euch. Die Berner Stückschützen haben meine Schiffe in Grund geschossen.

Ihr könnet nicht mehr über den See zurück, und müßt bei mir bleiben, bis wir Entsatz bekommen."

„Das iſt ſchlimme Botſchaft!" rief Hinz erſchrocken: „Der Markgraf erwartet mich dieſe Nacht zurück."

„Will er Euch: ſo ſchicke er uns Kriegsvolk zu Hilfe. Es iſt kein Loch mehr offen!" ſagte der Herr von Breitenlandenberg und fuhr fort, während die Mauer unter ihnen von einem Stückſchuß abermals bebte: „Es beginnt dunkel zu werden. Schließt Euch an, wenn der Zug in die Veſtung geht. Ich habe zu wenig Leute, die Stadt zu behaupten; keine hundert Mann. Die Ringmauer iſt zu weit ausgedehnt und zu ſchwach. Schon hat ſie beim obern Thor einen Riß erhalten."

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Wildhans gelaſſen und ſetzte die Muſterung längs der Mauer fort. Hinz fluchte über das ihn betroffene, widrige Geſchick. Ifendofer lachte und rief luſtig: „Mitgefangen, mitgehangen! Das Abenteuer ſollte Euch ſchon der Abwechſelung wegen gefallen. Was hättet Ihr doch bei den ſchönen Frauen in Zürich Anderes, als bei den Falkenſteinen in Secklingen gefunden? Bisher habt Ihr nur belagert, und die ſprödeſten Weiber, ich glaube ſelbſt die ſchlaue, niedliche Hagenbach, er-

obert. Nun verflucht's, laßt Euch einmal von den krausbärtigen Schweizern belagern, aber haltet feſter, als die reizende Urſula!"

Dem Freiherrn war's nicht um ſolche Scherze zu thun. Er fluchte und ſchwor, der Teufel habe ihn zur Unglücksſtunde in dies elende Neſt geführt, das er nun wider Willen vertheidigen helfen müſſe. Wenn er das Leben wagen müſſe, woll' er's tauſendmal lieber im offenen Felde und in freier Mannsſchlacht daran ſetzen.

„Oho! habt Ihr ſchon Todesgedanken?" rief Iſenhofer: „Denkt an die Wahrſagung, daß Ihr im Purpur ſterben ſollet! Was mich betrifft, halt' ich's für einerlei, ob ich kunſtgerecht durch die Pille eines Arztes, oder durch eine Karthaune das Loch finde, aus welchem meine Seele von einem Traum in den andern überfährt." — Darauf fing er nach ſeiner Gewohnheit an, auf luſtige Weiſe ein Lied zu dudeln.

Sowohl aus der Veſtung, als aus dem Lager der Schweizer fielen die Schüſſe immer ſeltener, je finſterer es ward. Zuletzt ſchwieg das Geſchütz von beiden Seiten. Man erblickte in der Dunkelheit rings um in der Weite nur die Flammen von Wachtfeuern, neben welchen ſich unverkennbare Geſtalten, wie düſtere Schatten, bewegten, und Bäume und Geſträuche ihre Aeſte und Blätter wie glänzende Zungen und Arme aus dem

schwarzen Schoos der Nacht gespenstisch vorstreckten.

Da wurden Ifenhofer und Hinz von ihrem Stand abgerufen. Sie folgten einer vor ihnen herwandernden Reihe Kriegsknechte, die von der Mauer nieder in die Stadt ging, dann durch ein enges Gäßlein auf hölzerner Stege gegen das Schloß hinanzog, endlich auf einem schmalen Wege zwischen Felsen und Gesträuchen, in verschiedenen Krümmungen, zum Thor in der Ringmauer des Schlosses gelangte. Der Raum zwischen dieser Mauer und der alten Veste war mit Gras bewachsen, nur wenige Mannsschritte breit, und mit bewaffneten Männern angefüllt. Alles hielt sich still. Man hörte nur das Rauschen und Klappern der Panzerhemden, zusammenstoßender Harnische oder anschlagender Schwertscheiden. Zwo dunkelbrennende Laternen, mit denen von den Stufen aus der Schloßpforte herabgeleuchtet wurde, warfen über die bärtigen Gesichter unter den Pickelhauben und Helmen widerliche Lichter. Hans von Landenberg ging lebhaft in den Haufen umher, die sich von Frischankommenden aus der Stadt verstärkten. Er gab allerlei Befehle; stellte Wachten im Schloßhof aus; schickte Mannschaften wieder in die Stadt hinunter, andere in's Innere des Schlosses. Als er zu Ifenhofern und dem Freiherrn von Sax kam, sagte er: „Tretet in die

Burg und laßt Euch bei uns wohl sein. Es wird Euch an nichts fehlen. Wir wollen gute Tage leben. Der Feind kann uns nicht an. Er muß mit blutigem Haupt von hinnen."

Hinz und Isenhofer folgten einigen Andern in's Schloß. Sie gingen durch einen winkelvollen Gang neben einer großen Küche vorüber, worin mehrere Feuer brannten und Speisen in Fülle bereitet wurden; dann traten sie, als sie eine steinerne gewundene Stege emporgestiegen waren, in einen geräumigen Saal. Hier saßen, beim Schein von Lampen und Kerzen, zehn bis zwanzig Bewaffnete an einem langen Tisch, die den Weinbechern fleißig zusprachen und die Eintretenden ermunterten, dem löblichen Beispiel zu folgen. Bald füllte sich nicht nur dieser Saal mit Kriegsmännern, sondern auch jedes der vier kleinern Gemächer, welche, vermuthlich in den an's Hauptgebäu stoßenden Thurmleim, mit dem Saal in Verbindung standen. Man legte die Waffen ab, oder hing sie an holzerne Nägel längs den Wänden. Das Nachtmahl ward aufgetischt. Jeder setzte sich, wie sich's fügte, und langte zu. Das Gespräch war fröhlicher, bunter Art und ward, je tiefer in die Nacht hinein, je lauter und ausgelassener. Isenhofer ergötzte seine Nachbarn durch lustige Schwänke und Witzreden, mit denen er

zuweilen sehr ernsthafte, oft unverständliche Einfälle verband, bis ihn die Sache selbst nicht mehr ergötzte, weil er ermüdet war.

Er entfernte sich am ersten unter Allen, um das Nachtlager zu suchen. Man führte ihn eine Wendeltreppe hinauf in einen andern Saal, der sich über demjenigen befand, welchen er verlassen hatte. Rings umher war der Fußboden mit Betten und Kissen aller Gattung belegt, die man ohne Zweifel, wie manches andere Geräth, aus den Bürgerwohnungen der Stadt heraufgeschleppt hatte. Der verworrene Lärmen und Sang der Kriegshelden im untern Saal hinderte ihn am Einschlafen. Bald störte ihn eine andere unerwartete Erscheinung.

Der äußere Saal bekam Klarheit. Bald ließ er sich deutlich von einem Ende zum andern übersehen. Ifenhofer vermuthete Mondenaufgang; aber die wunderbare Helligkeit vermehrte sich, wie zur Tagesheitere. Tische und Stühle warfen scharfe Schatten auf die Betten und die weißen Mauern, und die hölzernen Balken der Zimmerdecke leuchteten, wie vom Morgenroth. Er sprang verwundert vom Lager auf, öffnete das schmale Fenster und sah mit Schaudern unter sich ein weites Meer von Flammen und glühend aufwirbelnden Rauchwolken. Spielende Lichtstreifen fuhren über den zitternden Spiegel des Sees, dunkelroth und

bleichgelb, bis zum jenſeitigen Ufer, die im Halblicht zuweilen ſchattenhaft hervortraten und wieder verſchwanden. Die Wolken des Himmels ſchienen von der Brunſt entzündet zu werden, hingen mit blutigem Schein über die Gegend und leuchteten das ſchlummernde Gebirg an. Brennendes Getreide und Stroh aus den Ställen und Speichern, von der Macht der Gluth emporgetragt, ſank auf allen Seiten, wie ein Sternenregen, aus der Höhe. Die ganze Stadt Greifenſee brannte. Der Wildhans hatte ſie anzünden laſſen, da er ſie nicht behaupten zu können glaubte.

Durch die ſchauerlich beleuchtete Gegend, welche zuweilen wieder im Schatten aufwärts gewälzter Rauch- und Staubwolken unterging, oder im Spiel und Wechſel der Flammen ſich lebendig her- und hinzuregen ſchien, waltete die tiefſte Stille. Um ſo grauſenhafter und beſtimmter vernahm man das Geſurr und Gewirr der aufflakernden Lohe, das Krachen und Gepraſſel der zeitweiſe zuſammenſtürzenden Wohnungen. Schrecklicher noch tönte dazwiſchen das Gebrüll von Rindern, Pferden, Schafen und anderm Vieh, welches in den Ställen der Stadt lebendig verbrennen mußte; man hörte bald das herzzerreiſſende Geheul von Menſchen, meiſtens Kinder- und Weiberſtimmen. Nicht alle mochten auf des Wildhanſen Mahnung geflohen, ſondern im Städtlein bei

ihrem Vermögen heimlich zurückgeblieben ſeln. Nun halfen ſie einander, wie ſie konnten, aus Fenſtern und Löchern der Stadtmauer. Man ſah ſie einzeln, nackt und bloß, über die hellen Wieſen rennen, dem Lager der Eidsgenoſſen entgegen, die in der Ferne wie drohende Geſpenſter umherſchwebten.

Iſenhofer kehrte zurück in den Speiſeſaal, um unter Menſchen zu ſein, denn droben war ihm geworden, als ſchau' er in den Flammenrachen der Hölle. Viele der Trinker ſaßen, wie er ſie verlaſſen hatte, wohlgemuth an den Tiſchen; andere ſangen; andere ſtanden neugierig an den Fenſtern.

„Schau hinaus,“ rief Wildhans Iſenhofern zu, „kannſt das Trauerſpiel in ſchöne Reime faſſen, daß die Eidsgenoſſen es ſingen.“

„Ritter,“ antwortete Iſenhofer, „Ihr habet den armen Teufeln zu Greifenſee eine heiße Nacht bereitet. Gnade Euch Gott, wenn Ihr den Schweizern in die Hände fallet. Ich wette, ſie verfertigen zu Euerm Fegfeuer ſchon die Schwefelholzlein.“

„Mögen ſie ſich wahren und ihre Finger nicht ſelber daran verbrennen!“ erwiederte der Herr von Landenberg gleichgültig, indem er ſeinen Silberbecher mit Wein füllte: „Ich zahle den Grüningern heut verdienten Lohn aus. Zweimal

inner zwei Jahren haben ſich die Ketzer feigerweiſe an den Feind ergeben, und ſie hätten mich dem Schwyzervogt, Werner von Ruſſe, längſt in die Hand geſpielt, wenn die Verräther Meiſter geweſen wären."

„Ohn' Erbarmen!" rief Meiſter Felix Ott von Zürich: „Markgraf Wilhelm wird dieſe Nacht das rothe Wahrzeichen am Himmel ſeh'n und denken: „Wildhans bezahlt mir die Thurgauer Schloſſer!"

„Noth rechtfertigt Vieles, Wildhans," ſagte Hans Eſcher, und warf einen finſtern Blick auf den Herrn von Landenberg, der aber ruhig den Becher an ſeine Lippen ſetzte, „wenn Noth Eiſen bricht, ſoll ſie aber nicht Recht und Menſchlichkeit brechen. Du hätteſt zuvor das arme Vieh wohl, oder wenigſtens die noch zurückgebliebenen Weiber aus den Thoren jagen ſollen. Was hatten dir die gethan und die nackten Kindlein?"

„Das ſag' ich auch!" lallte lachend der Freiherr von Sax mit weinſchwerer Zunge: „Hätt' er Verſtand gehabt, würd' er den Schweizern die alten Betteln des Städtchens zugeſchickt, und die jungen Mädchen auf's Schloß genommen haben. Werden wir nicht bald des Feindes entſchüttet, müſſen wir bei unſerm Cölibat, in der verdammten Klauſur, ohn' ein Gelübde gethan zu haben, wie nonnenloſe Mönche Horas ſingen, oder vor

Langeweile ſterben. Männer und Männer, ach! ſind trockene Gerichte!"

18.

Belagerung und Mordtag.

Die Eidsgenoſſen waren am folgenden Tage ſchon früh in Bewegung; alle dem Schloſſe näher. Rings um flatterten ihre vielfarbigen Fahnen, donnerten ihre Feuerſchlünde, brüllten ihre Schlachthaufen. Ihr kriegeriſcher Grimm ſchien durch den Anblick der verbrannten Stadt in blinde Wuth verkehrt worden zu ſein. Bläulicher, ſtinkender Qualm ſtieg noch von den Kohlen und zerfallenen Mauern der ſchwarzen Brandſtätte auf, und ſchwamm darüber, wie eine peſtbrinzende Nebelwolke. Doch die Stücklugeln der Belagerer ſchlugen vergebens gegen das dicke Schloßgemäuer, an dem ſie, wie leichte Ballen aus Thon, zerſchellten, oder zurückprallten. Vergebens rannten die kühnſten Rotten bis zum Fuß der Burg an, wo ſie unter herabgeſchleuderten Steinen, Gebälken und Pfeilen Tod und Wunden, aber keine Stelle fanden, Leitern anzulegen, oder in Steinfugen aufwärts zu klettern, oder zwiſchen Fels und Mauergrund einzubrechen. Sie mußten wieder in ihr Lager zurück, nachdem ſie manchen tapfern Mann eingebüßt hatten. Alle aber ſchrien beim

Abzuge noch hinauf zur Mauer: „Wildhans, wir kommen wieder! Wildhans, das koſtet dir doch den Hals!“

Der Herr von der Breitenlandenberg befahl der Beſatzung, die feindlichen Drohungen, Flüche und Schimpfreden nicht zu erwiedern, ſondern zu ſchweigen und zu handeln. „Das geziemt Männern!“ ſagte er: „Weibern überlaſſet die Zungenſchlacht. Wir können auf dieſem Schloſſe keinen Ruhm ärnten, als den der Standhaftigkeit. Unſer Häufein iſt zu gering, glückliche Ausfälle in's Lage der Schweizer zu thun. Doch haben wir dere: Macht und Wuth keineswegs zu fürchten. Die Mauern durchbohren und erſteigen ſie nicht; und unſere Vorräthe ſchützen vor Hungersnoth. Binnen vierzehn Tagen, oder drei Wochen, ſind wir ſicherlich erlöſt durch den König von Frankreich.“

Die Schweizer ſetzten indeſſen täglich ihre Arbeiten und Angriffe ohne Frucht, aber auch ohne Ermüdung, fort. Es verſtrichen vierzehn Tage und drei Wochen; die Burg blieb gewaltig und ſtark wie das Herz der Heldenſchaar darinnen. Schon verzweifelten die Eidsgenoſſen, welche durch das Geſchütz des Schloſſes manchen Schaden litten, am Gelingen ihres Unternehmens. Nur Furcht vor Spott hinderte ſie, abzuziehen. Das ganze Land hatte auf dieſe Belagerung die Augen.

Allstäglich stieg indessen der Wildhans selbst zum obersten Thurmkranz hinauf, um zu sehen, ob von irgendsher Entsatz sichtbar sei? Es taugte seinen Muth nicht, als er endlich schon in der vierten Woche vergebens umherfah. Von allen Verbindungen mit der Umgegend abgeschnitten, wußte er sogar nicht, wie es um Zürich stund, oder ob je die verheißene Hilfe der Armagnaken erscheinen könne? Doch dies machte ihm wenig Unruhe; mehr aber, als er wahrnahm, daß die Eidsgenossen seit einigen Tagen ihre ganze Thätigkeit auf einen einzigen Punkt des Zwingolfs oder der Vormauer des Schlosses richteten. Bald rannten einzelne Verwegene aus den feindlichen Haufen zu der Stelle, sie zu untersuchen; bald schlugen da die Kugeln des feindlichen Geschützes mit vereinter Kraft ein. Da ließ der Wildhans den in der Kirche gewesenen großen Altarstein auf die Zinne der Mauer führen, senkrecht über der Stätte, wo die Schweizer den Zwingolf zu untergraben gedachten. Diese hingegen bauten ein starkes Schirmdach, in damaliger Kriegssprache Katze geheißen; fuhren damit Nachts an die Mauer und zerstörten darunter mit Pickeln, Hauen und Schaufeln die Grundfeste. Wie aber der Tag zu lachten begann, befahl der Wildhans den Altarstein fallen zu lassen. Er fiel, und zermalmte mit großem Gekrach das Schirmdach. Die Männer,

welche darunter waren, wurden zerſchmettert und erſchlagen.

Der Unfall erſchütterte die Schweizer nicht. Bald ſchickten ſie eine ſtärker gerüſtete Rotte gegen das begonnene Mauerloch aus, um die Mäuſe dort aus ihrer Falle zu holen. Die Belagerten ſtürzten nun zwar Fäſſer, mit Steinen gefüllt, darauf nieder; aber nicht ohne Entſetzen wurden ſie gewahr, daß die Wucht derſelben zu gering blieb. Fortgeſetzt dauerte die Arbeit unter dem Schutzdach fort; man hörte das Hämmern und Schlagen die ganze Nacht. Feldſteine, Mauerkitt, Balken und Mörtel wurden herausgebrochen. Die Stunde war vorauszuſehen, da der unabwehrbare Feind mit Brand und Schwert in die Veſte eindringen würde. Denn eben hier war der den Schweizern verrathene ſchwächſte Punkt des Zwingolfs; hier hatte, und in ſolcher Tiefe, die Mauer keine Schießlocher; und was ſo nahe einmal war, befand ſich unter dem Schuß in Sicherheit.

Da beredete ſich der Herr von Landenberg mit ſeinen Tapfern, von welchen ſchon neun während der Belagerung getödtet worden waren. Die noch Vorhandenen fürchteten den Tod nicht; wohl aber, weil kein Prieſter bei ihnen war, ohne Beicht' und Ablaß von hinnen zu fahren. Alſo ging der Wildhans auf die Mauer und rief hinunter, daß er zu unterhandeln begehre. Es trat lachend Itel

Reding von Schwyz zur Mauer und ſagte: „Nun wir Euch im Sack halten, meint Ihr noch Unterhandlung pflegen zu können?“

„Ihr uns im Sack?“ rief der Wildhans drohen mit furchtbarem Tone nieder: „Freier Mannen Seele iſt ewig frei. Ich zünde die Burg an mit Allem, was darin iſt. Wir ſterben unter Trümmern und Flammen, und hinterlaſſen Euch Schutt und Stank zum Erbe. Saget mir, ob Ihr uns im Sack habet?“

„Du hörſt, wovon Rede iſt?“ ſagte der Freiherr von Sax zu Iſenhofern im Zwinghof und machte traurige Miene: „Es gilt Gefangenſchaft oder Tod.“

„Es iſt die Frage, wo ſich's behaglicher ſitzt,“ erwiederte Iſenhofer: „ob in Abrahams Schoos, oder im Kerker der Schweizer? Ein weiſer Mann muß jedes Bett weich finden. Ich drehe nicht die Hand dafür um, ob, wie ſeit vier Wochen, hier im Schloſſe, oder in einem andern Loch eingeſperrt zu ſein, oder einen Sprung in's zweite Leben zu thun. Denn ich glaube faſt, ich bin nur in dieſe Welt geſchickt, Augenzeuge menſchlicher Narrheiten zu ſein; und ich meine, ich habe deren genug geſehen, um des Schauſpiels ſatt zu bleiben.“

„Höre, Iſenhofer,“ ſagte der ſchöne Hinz: „ſollte ich Seckingen nun ſo bald nicht, oder nie

Univ. Bibl.

wieder erblicken: ſo bringe dem lieblichſten aller Geſchöpfe unterm Himmel die zärtlichſten Grüße meines treuen Herzens."

„Sprecht doch nicht dieſen Augenblick von Treue," ſagte Iſenhofer: „da wir vielleicht in's Paradies wandern ſollen, wo es von ſchönen Mädchen wimmeln muß."

„Du frecher Läſterer!" rief der Freiherr: „Hier iſt die Zeit nicht zum Spaßtreiben. Aber, rein geſagt, grüße mir, wenn's dir vergönnt wird, — doch heimlich, Keiner darf's wiſſen — dir vertrau ich's — die himmliſche Hagenbach!"

„Oho!" ſchrie Iſenhofer: „ich dachte an Fräulein Urſi, nicht an die irdiſche Hagenbach, von der noch zu erwarten ſteht, ob ſie im Himmel ſelbſt himmliſch werden kann! Aber denn, beim Himmel! ſo habt Ihr auch das ſchöne Urſi hinters Licht geführt, und ſeufzet, während Ihr vor ihm knietet, zur Hagenbach? Sehet Euch nach einem guten Beichtvater um, denn Ihr müſſet ſonſt einen ſchweren Pack Sünden auf der Reiſe in die andere Welt mitſchleppen."

Während dieſes Geſprächs, welches Beide noch eine Weile in gleichem Tone fortſetzten, ward die Unterhandlung mit den Eidsgenoſſen geſchloſſen. Wildhans und die Seinen ergaben ſich zur Gnade, das Schloß zur Ungnade. Nachdem dies beredet worden, halfen die Belagerten ihren Ueberwin-

dern selbst über die Mauer. Man warf alles Holz der Burg hinunter, daraus eine Biege und Steige zu machen; denn das Thor war über die Maaßen verrammelt, daß es Keiner leicht öffnen konnte. Alsbald ward die Besatzung entwaffnet, dann auf den Abend mit gebundenen Händen über die Mauer hinausgeführt. Es waren ihrer noch zweiundsiebenzig Mann, alt und jung. Man vertheilte sie unter starker Wacht in die Orte über Nacht.

„Bist du nicht Meißer Ifenhofer von Waldshut?“ fragte diesen ein von Kopf bis zu Fuß gewaffneter Ritter, welcher nach Mitternacht die Wache befehligte, dessen Gesicht aber, wegen des geschlossenen Visirs, unerkennbar blieb: „Bist du's nicht?“

„Leider!“ antwortete Ifenhofer.

„Wie aber kömmst du zu den Zürichern nach Greifensee?“ fragte Jener weiter.

„Ganz so planlos, wie ich in die Welt gekommen bin und wahrscheinlich dereinst wieder hinausfahre!“ entgegnete Ifenhofer und erzählte nun, welche Umstände ihn in die Burg gebracht hatten.

Als der Ritter Alles vernommen hatte, hob derselbe warnend die Hand und sprach: „Meisterlein, Meisterlein, du spielst ein böses Spiel mit!“ Darauf wandte er sich und ging davon, ohne wiederzukommen. Ifenhofer glaubte die Stimme

des Ritters zu erkennen: doch errieth er den Mann nicht, wie lange er auch umherſann. Endlich entſchlummerte er, wie unbequem er auch auf harter Erde in einer elenden Hütte, mit hartgebundenen Händen, dalag.

Folgendes Morgens — es war am Donnerstag vor Pfingſten — ward er, nach empfangenem Frühmahle, nebſt ſeinen übrigen Unglücksgefährten erſt ſpät fortgeführt. Auf den Wieſen zwiſchen Greifenſee und dem Dorfe Nänikon ſtanden die Schlachthaufen der Eidsgenoſſen, alle unter ihren Panieren, in Waffen, einen geräumigen Kreis bildend: im Innern des furchtbaren Ringes die Häupter und Feldoberſten der Städte und Länder. Sie hielten Gemeinde über das Schickſal der Gefangenen, die in den Kreis hineingeführt wurden. Es herrſchte große Stille. Eben redete der Landammann Itel Reding von Schwyz. Er ſprach von der grauſamen Einäſcherung der Stadt, von der Rache, die zu nehmen ſei, auf daß durch ein ſchreckliches Beiſpiel die Züricher geſchreckt würden: denn die Gnade, welche der Beſatzung des Schloſſes verheißen worden, ſei ein zweideutiges Wörtlein.

Darauf trat ein Mann von Schwyz vor, warf einen ergrimmten Blick auf die Gefangenen und ſchrie: „Ich ſtimme, daß Alle vom Leben zum Tode gebracht werden, bis auf Einen; das iſt

Ulrich Kupferschmied von Schwyz, ein Ehrenmann, dessen man sich erbarmen muß!"

„Meinethalben," rief ein Anderer, „führet den Wildhans und alle Fremden zum Tode, die keine Züricher sind, und schnöden Soldes willen den Eidsgenossen Leides anthaten. Aber das dünkt mich unbillig, daß dreißig Mann den Tod leiden sollen, die aus dem Amt Greifensee sind, und als Unterthanen von Zürich auf Befehl ihrer Obrigkeit treulich gestritten haben."

Nun schritt Holzach, Hauptmann der Männer von Menzigen am Zugerberge, weiter in den Ring vor, und sprach: „Eidsgenossen, biderbe Männer! Fürchtet Gott, schonet unschuldiges Blut! Wenn auch Hans von Landenberg kein gedorner Bürger von Zürich ist, so ist er doch der Stadt durch den Bürgereid verwandt. Konnte er sich dem Gebot der Stadt entziehen, ohne Eidbruch, ohne ewige Schande, wenn er für die Stadt, der er geschworen, zu den Waffen gerufen ward? Hätten wir ihm sein Vermögen ersetzt, wenn er, als Ehr- und Treuloser, dessen durch Zürich verlustig gemacht worden wäre? Und die Andern, wer sind sie? Seine Dienstleute. Sollten diese ihren Herrn in der Gefahr verlassen? Oder arme Leute, die, Weib und Kind daheim zu nähren, um Kriegssold dienen. Wollt Ihr sie tödten, dieweil sie sich anders nicht zu helfen wußten?

Oder Unterthanen der Stadt Zürich, welche ihrer Obrigkeit gehorchten und für sie stritten. Ist das todeswerth? Eidsgenossen, fürchtet Gott! Gedenket Eurer eigenen Armen daheim, Eurer Unterthanen und Verwandten!"

Als Holzach schwieg, lief ein dumpfes, wildes Gemurmel durch die Versammlung, vermischt mit Getöse der Harnische und Waffen. Viele riefen dem Holzach Beifall. Aber die große Menge fluchte. „Sie haben uns mehr Leute getödtet," hieß es, „als wir an ihnen zu tödten haben. Sie müssen sterben, Alle sterben!"

„Butz und Benz, Alle müssen daran!" brüllte der, welcher zuerst zum Tode gerathen hatte; und die blutgierigen Haufen, besonders die von Schwyz und Unterwalden, brüllten's ihm nach.

Reding aber wandte sich gegen den Hauptmann Holzach und schrie: „Bei Gottes Wunden, Holzach, wer wie du redet, ist ein heimlicher Züricher!"

„Fürwahr!" rief Holzach mit lauter Stimme: „Ich bin Eidsgenoß und bieder, so sehr, Reding, wie du und alle die Deinen, und habe zu Ehren der Eidsgenossen Rath gegeben. Itzelhans, wahre dich; denn unschuldiges Blut schreit zum Himmel!"

„Ich hör' wohl an deiner Rede," fuhr ihn der Landammann von Schwyz an, „daß dir noch eine Feder vom Pfauenschwanz am Steiße steckt!"

Da geriethen Beide grimmig an einander,

daß man ihnen mit Gewalt Frieden bieten mußte. Aber in der Verſammlung haderten blutdürſtiger Zorn und Menſchlichkeit, Rache und Edelmuth. Eine Partei überſchrie die andere; keine hörte die andere. Es war unter den Schlachthaufen eine Bewegung, ein Getöſe, als wollten ſie alle die Schwerter wider ſich ſelbſt zucken.

Als Reding die Uneinigkeit ſah, bat er um Stille. Sie wurde nach langem Rufen bewirkt. „Sei es denn!“ rief er: „So mögen die Leute aus dem Amt Greifenſee das Leben behalten; aber der Wildhans und die Andern müſſen ſterben. Dabei bleibt's.“

„Heuchler, ſo ſaufe dich denn ſatt im Blut!“ ſchrien einige Stimmen: „Gott fordert dich vor ſein Gericht! Ueber dein Haupt die Blutſchuld!“

„Keine Schonung! Alle, Buz und Benz! Alle müſſen daran!“ brüllten plötzlich tauſend Kehlen durcheinander.

Da entſtand jählings allgemeine Stille. Der Kreis öffnete ſich. Ein Zug von wankenden Greiſen an Stäben, Jungfrauen, Weibern mit Kindern an den Händen oder Säuglingen an der Bruſt, ſchwankte laut weinend mit herzzerſchneidendem Jammer daher. Es waren die Väter, Mütter, Söhne und Töchter der Gefangenen aus dem Amt Greifenſee. Einige derſelben ſanken ohnmächtig zur Erde nieder, als ſie ihre Ver-

wandten, bleich und mit kreuzweis gebundenen Händen, daſtehend ſahen. Andere fielen auf die Knie und reckten wehklagend mit flehenden Geberden ihre Arme gegen die eiſernen Reihen aus. Andere rangen unter kläglichem Gewinſel die Hände zum Himmel. Das Geſchrei Aller drang in die Wolken empor, aber nicht in die verpanzerten Herzen der Krieger.

Da erhob der Wildhans ſeine gewaltige Stimme und ſprach zur Gemeinde: „Todtet mich, Männer! Aber was haben dieſe hier verbrochen?“

„Fort, fort mit ihnen!“ ſchrien die Haufen: „Hinaus mit dem Weiber- und Linderpack!“ — Als wenn eine ganze Meeresfluth über das Gebirg mit betäubendem Donner herniederrauſche, ſo furchtbar ward der Sturm von tauſend und tauſend Stimmen unter dem Gepraſſel der Waffen und Harniſche. Man ſchleppte die Jammernden hinweg. Ihr Zetergeſchrei drang weit umher. Man hörte es noch weit in der Ferne.

Sobald die Ruhe wieder hergeſtellt war, gebot Reding, über Tod und Leben abzuſtimmen. Es entſtand tiefe Stille. Er ſetzte zuerſt ins Mehr den Tod.

„Der Teufel hat den Itelhans dürſtig gemacht nach der armen Leute Blut!“ tönte eine gellende Stimme. Aber wie es ſtill ward, ſah

man die Hände der Tausende schauerlich für den Tod Aller emporgestreckt. Darauf gingen Viele aus der Gemeinde hinweg, die an der Blutschuld keinen Theil haben wollten; Viele fluchend, Viele mit thränennassen Augen. Aber Reding blieb und sagte zu den Umstehenden: „Wenn das öffentliche Wohl nur durch Schrecken zu behaupten ist, soll es der Mann von Herz nicht fürchten.“

Der Scharfrichter von Bern trat in den Kreis und entblößte sein breites Schwert, welches im Licht der schon niedergehenden Sonne, wie ein blutrother Strahl, schimmerte. Den Gefangenen aber näherte sich, mit Kreuz und Rosenkranz, ein hagerer, langbärtiger Mönch, ihnen die letzte Beichte abzunehmen. Sie standen düster, stumm und fast sonder Bewegung, Alle noch die Hände kreuzweis gebunden, in einem Haufen beisammen. Einige schienen still mit den Lippen Gebete zu sagen; Andere schossen grimmige Blicke auf ihre Mörder unter tiefgesenkten Augenbraunen hervor; Andere trugen im starren, entstellten Antlitz das über sie gekommene Todesschrecken zur Schau; Andere, doch die Wenigsten nur, zeigten unerschütterten Muth ohne Trotz und Ergebung in das entsetzliche Schicksal, ohne Verzweiflung.

„Männer!“ redete sie der Herr von Landenberg an: „Der Allmächtige will's, was geschieht, der Allwissende sieht's! Ich hab' in eurer Mitte

gelebt, an Eurer Spitze gefochten. So will ich gern mit Euch ſterben und der Erſte in den Tod gehen!" dann wandte er ſich zum Scharfrichter und ſagte zu ihm: „Meiſter Peter, verrichte dein Amt!" — Er kniete nieder, warf einen Blick gen Himmel, ſchloß die Augen und ſein Haupt fiel.

Da ward Grabesſtille weit umher. Eine ſchwarze Wolke legte ſich über die Abendſonne und warf weiten Schatten über Thal und Berg. Ifenhofern durchzuckte ein Schauer. Sein Haar ſträubte ſich empor. Er war bisher mit vieler Faſſung Beobachter des gräßlichen Schauſpiels geweſen. Aber als der Wildhans in ſeinem Blute fiel, da entwich ihm ſchier die Beſinnung. Er ſtierte düſter vor ſich hin, und bemerkte nicht, daß auch der zweite, auch der dritte ſeiner Schickſalsgenoſſen, nachdem jeder zuvor gebeichtet, den Tod empfangen hatte. Jählings ſtörte ihn aus ſeiner Verlorenheit ein ſeltſames Geräuſch, ein leiſes, allgemeines Flüſtern, auf. Die Augen aller Anweſenden waren gen Himmel gerichtet. Es flog eine ſchneeweiße Taube über den Blutplatz; ihr folgte eine zweite; dieſer eine dritte, dann mit glänzenden Fittigen ein ganzer Flug unter den dunkelgrauen Wolken, als wären ſie, wie Zeugen der Unſchuld, geſandt worden.

Der Scharfrichter ſah es, ſenkte das Schwert gegen die blutige Erde und wandte ſein Antlitz

zum Ziel Reding, als erwarte er von diesem den Wink zur Schonung der Uebrigen. Der Landammann aber erhob die Stimme und sprach: „Fahr' fort! Muß ein Anderer kommen, so fängt er bei deinem Kopf an."

Die Hinrichtungen begannen von neuem. Noch einmal durchbebte Ifenhofern ein Frostschauer, als sein Blick von ungefähr auf den Freiherrn von Sax fiel, der sich eben dem Mönch zum Beichten näherte. Kaum war der schöne Jüngling noch zu erkennen. Das ehemalige Lächeln seiner Augen und Mienen war in einer leichenhaften Starrheit aller Züge untergegangen; er hatte ein Gesicht, wie aus bleichgelbem Wachs gebildet. Vom Mönch zurückkehrend, schwankte er langsam an Ifenhofern vorüber und sagte mit eintöniger Stimme: „So sterb' ich im Purpur, wie geweissagt ist." — Zween Männer führten ihn fort. Wie er wegging, schien sein Antlitz erdgrau, sein Mund bleifarben. Er kniete. Sein Haupt fiel.

Schon lagen der entseelten Leichname neun an der Zahl beisammen. Da stellte der Scharfrichter den zehnten Mann besonders: „Laut Kaiserrecht gebührt bei großen Hinrichtungen der Zehnte dem Nachrichter!" sagte Meister Peter von Bern. „Aber bei uns gilt Landrecht, nicht Kaiserrecht!" fuhr ihn der Landammann an: „Thu', was deines Amtes! Schweig, Klaffer!"—

Er hatte diese Worte kaum beendet, ließ sich aus den Haufen des Kriegsvolks abermals die gellende Stimme hören: „Itelhans! Nicht Kaiserrecht, nicht Landrecht wird dich treffen, aber Gottesrecht wird dein Blut vergiessen, wie du heut Blut vergiesset“ *).

An Isenhofern schien alles Todesgrauen vorübergegangen zu sein, sobald er das Haupt des schönen Hinz fallen gesehen hatte. Der Aufruhr seiner Natur war gestillt, sein Gemüth wieder in gewohnter Kraft aufgerichtet. Er sah gelassen dem Blutwerk zu, und eine stille Freudigkeit, im Gedanken an ein unsterbliches Dasein geboren, erhob ihn über die Schrecken der Gegenwart.

„Seid Ihr nicht Meister Isenhofer von Waldshut?“ fragte ihn Jemand von hinten. Als er dies hörte, schickte er sich munter an, zum Mönch hinüber zu gehen und die Beichte abzulegen; denn er glaubte, man rufe ihn. Er ward aber von dem Frager am Arm zurückgehalten und mit den vorigen Worten angeredet, dann, als er geantwortet hatte, von einem unbekannten alten Manne in einige Entfernung von den Uebrigen seitwärts geführt.

*) Er ward im August 1466 zu Schwyz von einem unbekannten Menschen erstochen. Zwei Stunden nach dem Stiche starb er.

„Was habt Ihr mir noch zu sagen?“ fragte ihn Isenhofer.

„Ihr sollt auf diesem Platz stehen,“ erwiederte der Alte, „und die Stätte nicht verlassen, bis man Euch fordert. Ich sag' Euch, lieber Herr, gehorchet.“

„Von wem kömmt der Befehl?“ fragte Isenhofer.

„Ei nun, gleichviel das!“ stotterte der Alte etwas verlegen; setzte dann aber leise hinzu: „Es kömmt vom Freihof zu Aarau.“ Damit begab er sich eilfertig hinweg in die Volkshaufen.

Isenhofer war verwundert, daß man ihm in seiner Todesstunde den seltsamen Auftrag überbrachte. Sein Geist sagte dem edeln Gangolf, welchen er ungemein lieb gewonnen, das Lebewohl. Dann flieg sein Gedanke wieder über die Welt empor, betend zum Urheber seines Daseins.

Das Häuflein der dem Tode Geweihten ward immer kleiner. Mehrmals ruhte der Scharfrichter und sah mit jämmerlichem Blick auf Reding. Dieser winkte zur Fortsetzung des Werks. Vierzig Leichen lagen neben einander gereiht auf dem Boden. Das Blut floß zusammen; der Wiesengrund trank es nicht mehr. Als der fünfzigste Mann fiel, war's schon nächtlich dunkel geworden. Der Scharfrichter sprach: „Ich kann nicht mehr sehen!“ Reding entgegnete: „Man wird dir zün-

den, Petermann!“ Und er befahl, Fakeln herbei zu bringen. Ihr flatterndes Licht warf über die bewaffneten Zuschauer, über die Leichen im blutigen Grase, über die noch vorhandenen Opfer einen düstern Schein. Als das neunundfünfzigste Haupt zur Erde fiel, war es volle Nacht. Die meisten Zuschauer hatten sich schon verloren. Als der sechszigste Mann zum Scharfrichter begleitet wurde, begab sich auch Itel Reding hinweg; sei es, daß er selber des wüsten Schauspiels müde, oder von andern Geschäften abgerufen war.

Sobald man seine Abwesenheit bemerkte, lösete sich der Ring der Zuschauer auf, und Alles ging durch einander, wie wenn die Handlung beendigt wäre. Petermann von Bern warf das blutige Schwert zur Erde und trocknete den Schweiß vom Gesicht. Man zog nach allen Seiten davon. Ysenhofer fühlte seine Hände berührt, und das Seil, welches sie band, aufgelöset. Der Alte, welcher ihn auf die Stätte, wo er stand, hingeführt hatte, nahm ihn von da mit sich zu dem nahen Dorflein Känikon.

19.

Die Hütte am Kazensee.

„Gott sei mit all seinen Heiligen gelobt und gepriesen!“ rief der Alte, der wie ein rascher

Jüngling lief: „Meister, Euch hat der Himmel wohlgewollt. Nur noch dreizehn sind übrig geblieben. Eilet, eilet von dem verfluchten Ort hinweg. Jesus, Maria und Joseph! ich sehe noch immer Petermanns Schwert und wie er so kläglich zum Landammann hinschaute, wenn wieder ein Rumpf vorwärts gefallen war."

„Wohin bringet Ihr mich?" fragte Isenhofer.

„An guten Ort, fraget doch nicht!" rief keuchend der Alte: „Ich mußt' Euch ja auf den Rettungsplatz hinstellen, damit Ihr einer von den Letzten wäret. Petermann that auch sein Theil, zog das Blutwerk in die Länge; der alte Mönch desgleichen. Man hoffte Erbarmen von der Zeit; der Itelhans hatte keins. Gott sei gelobt in Ewigkeit!"

Damit lief der Alte in einen Stall, zunächst dem Dorfe, führte zwei gesattelte Pferde hervor. Auf das eine hieß er Isenhofern sitzen, auf das andere schwang er sich selbst; dann ritt er im scharfen Trabe davon, Isenhofer ihm nach. Dieser bemerkte, so viel es die Eil der Reise und das zweifelhafte Sternenlicht gestattete, daß sie beide denselben Weg machten, auf welchem er von Zürich vor vier Wochen mit dem unglückseligen Freiherrn von Sax nach Greifensee gekommen war. Es währte aber kaum eine starke

Stunde, ſo ward ihm die Gegend wild und fremd. Der Weg lief rauher bergauf, bergab, bald durch Bäche, bald durch Waldgeklüpp; verlor ſich, fand ſich wieder und mied die bewohnten Ortſchaften. Umſonſt trachtete Iſenhofer, ſeinem Führer Rede abzugewinnen. Der ritt auf ſeinem behenden Klepper ſtumm vor ihm her durch die Nacht, immer im ſtrengen Trotte. Die nächtlichen Geſtalten der Felſen und Baumſtämme wanderten links und rechts, wie eilende, finſtere Geſpenſter vorbei.

Es mochte um Mitternacht ſein, da brach der Mond hinter Gewölken hervor, indem er ſein blaſſes Licht über Waldhügel und den zitternden Spiegel eines Sees warf. In nicht großer Entfernung ſchimmerte rötbliches Licht, wie von einem erleuchteten Fenſter. Der Alte nahm in geradeſter Richtung über feuchte Wieſen dahin den Lauf. Rechts rauſchte der Wind durch Schilf und Binſen im Moor, links auf einem Hügel ragten im Mondglanz Thurm und gebrochene Mauern eines Schloſſes. Vor einer ärmlichen Hütte, unter deren niedrigem Strohdach das erleuchtete Fenſterlein ſtrahlte, ſprang der Alte vom Roſſe.

„Wo ſind wir?“ fragte Iſenhofer.

„Gott ſei gelobt, bei meiner Schweſter, am Katzenſee!“ antwortete jener: „Nun können wir ruhen. Steigt ab.“

Es trat ein Knabe aus der Hütte, hinter ihm ein altes Weib.

„Biſt du's, Hemman?“ rief der Alte: „Jeſus Maria, mir ward ſchon bange um dich, Brüderlein.“

„Das war aber auch ein Ritt!“ ſagte der Alte und ſtreckte die ſteifgewordenen Glieder: „Hör'! der geſtrenge Herr iſt doch bei dir, hoff' ich?“

„Schon lange vor Nacht kam er,“ antwortete jene, „wollt' aber nicht eſſen, nicht trinken. Halt dich fein ſtill. Er ſitzt im Winkel am Tiſch und nickt ein wenig; wollte nicht auf's Lager, bis er dich geſehen.“

„Felix“, rief nun wohl zufrieden der Alte dem Burſchen zu, „die Roſſe ſind erhitzt, führe ſie auf der Wieſe um, bis ich wieder zu dir komme.“

„Biſt du es, Hemman?“ rief eine Stimme durch's Fenſter, die Iſenhofer wohl kannte. Es war die Stimme des geharniſchten Ritters, der vorige Nacht ihn und andere Gefangene bewacht hatte: „Biſt du es, Hemman? Langſt du allein an?“

„Nein, mein allerliebſter, gnädiger Herr!“ ſchrie der Alte zurück gegen das durchſichtige Fenſter: „Alles iſt wohl gelungen. Er iſt gerettet!“ — Bei dieſen Worten ergriff der Alte Iſenhofers

Hand und führete ihn in die Hütte. Eine vom Küchenrauch geschwärzte niedere Stubenthür öffnete sich. Isenhofer trat in ein enges, kaum sechs Fuß hohes Gemach, das zum vierten Theil von einem gemauerten, breiten Ofen ausgefüllt war. An einem dicken Tisch, von Tannenholz gezimmert, der fast die Hälfte des kleinen Raums der Wohnung einnahm, saß beim Schimmer der dampfenden Oellampe ein betagter Herr, dem Freude aus dem Antlitz lachte.

„Willkommen, Meister Isenhofer, ins Leben!“ rief derselbe und streckte in froher Bewegung beide Hände nach ihm über den Tisch: „Wie starret Ihr mich doch an, als wär' ich ein Gespenst! Moget Ihr Euch mein nicht mehr erinnern?“

Allerdings war Isenhofer überrascht. Denn er erkannte, nach einigem Besinnen, Herrn Rüdiger Trüllerey, den er im Freihofe zu Aarau, freilich in nur jedesmal kurzen Erscheinungen, gesehen hatte.

„Wie nun lief's auf der Wiese von Nänikon ab?“ fragte der Ritter weiter: „Erzähle mir du, Hemman, denn der Meister von Waldshut ist von seinem Entsetzen noch nicht genesen. Aber Petermanns scharfe Klinge stand ihm auch schon nah am Genick. — Else! Wo ist die alte Else? Nun

tische deine Karpfen auf, Else, und vom guten Klosterwein der Herren zu Wettingen!"

„Ritter!" sagte Isenhofer, und seine Augen glänzten feucht, und gerührt drückte er die Hand des frohen Greises: „Ihr also seid mein rettender Schutzgeist gewesen?"

„Das nun wohl nicht!" erwiederte der greise Rüdiger: „Meister, du warst der Einzige, den ich von allen Gefangenen aus Greifensee kannte. Da wir Andern nun den Tod Aller unvermeidlich sahen, traten wir aus dem Kreis und beredeten uns. Es waren eitel wohlgesinnte Herren von Bern, Zug, Luzern. Sie wurden einig, in den Gang des blutigen Geschäftes auf alle Weise so viel Langsamkeit zu bringen, daß bei Einbruch der Nacht noch kaum die Hälfte der armen Sünder abgethan sein sollte. Dann wollte man den Uebrigen, wo sie bis zum Morgen in Verwahr gethan wären, durch List oder Gewalt zur Freiheit helfen. Nun empfahl ich Euch dem Hauptmann von Glaris, der im Kreise Wacht hielt über die Todesopfer, daß er den armen Meister von Waldshut zu den Letzten in der Reihe stelle. Das war Alles. Ich hinterließ darum den Hemman mit guten Rossen und ritt hieher, um nicht das Elend von Nänikon zu sehen und um auf jeden Fall Euch sichere Herberge zu bereiten. Nun,

Hemman, erzähle du! Wie wurden die armen Leute aus den Krallen des Itelhans erlöset?"

Der alte treue Diener Rüdigers verbeugte sich tief, und berichtete mit umständlicher Breite, wie er zum Hauptmann von Glarus gekommen; wie dieser ihm befohlen habe, selber den rechten Mann unter den Gefangenen aufzusuchen und zu stellen; dann, wie nach der Entfernung des Landammanns Reding weiter keine Ordnung geherrscht, und jeder von denen, die noch hingerichtet werden sollten, seinen guten Freund gefunden habe. —

Während dieser Erzählung hatte Mutter Else gar rührig den geräumigen Tannentisch mit schwarzem Brod, Emmenthaler-Käse, Wein in zinnernen Kannen und gekochten, gebratenen, gebackenen Fischen besetzt, welche eben sowohl den Reichthum des Katzensees in seinen verschiedenen Fischgattungen, als die Kunst der alten Else darthaten, sie schmackhaft zuzubereiten.

„Laß dir's wohl sein!" sagte der greise Rüdiger zu Ysenhofern: „Else hat mir lange im Freihof zu Aarau die Küche bestellt, bis sie das Weib des Wettinger Klosterknechts ward. Auch da hat sie nichts verlernt. Das wissen die geistlichen Herren zu ehren. Bei jedem großen Schmause in der Fastenzeit muß Else noch heut zur Hilfe in die Klosterküche. Vor allen Dingen,

Meiſterlein, verſuch' hier den Karpfen an der braunen Brühe mit Zwiebeln und Mohrrüben! Es wird dir beſſer ſchmecken, als das magere Henkersmahl von dieſem Morgen."

Der Gaſt ließ ſich nicht lange bitten. Nüchtern ſeit dem Frühſtück, hatte der Stand auf dem Richtplatz, dann der ſcharfe Ritt von faſt ſechs Wegſtunden ſeine Kräfte zur gänzlichen Neige gebracht. Wie dieſe aber bei der nahrhaften Koſt und dem goldhellen Nebenſaft vom Markgrafenland allmälig zurückkehrten, gewann er auch die Luſt zum Geſpräch und ſeine eigenthümliche Laune wieder.

„Fürwahr," ſagte er, „der Menſch iſt ein gemeines Uhrwerk, das ſeiner Zeit aufgezogen ſein will, wenn's gehen ſoll. Hat der Magen ſein Gewicht, läßt ſich das Glockenſpiel der Zunge luſtig hören und der Verſtand, als Zeiger, weiſet die rechte Stunde. Meine Augen ſehen nun ſelbſt die heutige Mörderei bei Nänikon ſchon anders an, denn dieſen Mittag."

Auf Rüdigers Begehren mußte Iſenhofer berichten, durch welche Umſtände er zum Wildhans gekommen und in deſſen Schickſal verflochten worden ſei. Der alte Ritter hörte ihn mit Vergnügen, und gewann immer größeres Gefallen an dem ſonderbaren Mann, der ſo richtig und redlich urtheilte, aber auch noch über die ſchrek-

kenvollſten Augenblicke ſeines Lebens Scherze fallen ließ.

„Doch heut' iſt dir wohl," ſagte Rüdiger, „bei Petermanns Arbeit das Lachen ausgeloſchen?"

„Wie Ihr's nehmen wollt, geſtrenger Herr!" antwortete Iſenhofer: „Ich mag ein ernſtes Geſicht gewieſen haben, wann ſich das Leben in mir gegen das Sterben ſträubte. Aber meine Seele lachte zum Himmel. Ich würde ſo ruhig vor Petermann in's Gras gekniet ſein, wie jeden Abend in's Nachtlager, wenn ich's beſteige. Auf der Wieſe von Nänikon, nicht eine Spanne weiter ſtand ich vom Tode, als an dieſem Tiſche. Da mag der liebende König des Lebens walten, der uns hieher ſchickt und wieder abruft, und es nimmer böslich meint, weder das eine noch das andere Mal."

Rüdiger ſetzte, als Iſenhofer dieſe Worte ſprach, den ſchon gehobenen Zinnbecher wieder auf den Tiſch, und ſah den heitern Redner ganz unerwartet mit derſelben Verſtörtheit des Blicks, mit demſelben Todesernſt an, wie er zum erſtenmale im Thurm Rore gezeigt hatte. Iſenhofer erſchrack beim Anblick der Verwandlung und wollte eben den Mund öffnen, ihn zu fragen, ob ihm unwohl ſei? als jener, wie warnend, die Hand mit vorgeſtrecktem Zeigefinger um etwas hob und

eintönig sagte: „Der eifrige, starke Gott, der die Sünden der Väter heimsucht . . .!“

„Das ist der Priester-Gott, nicht der Gott des Heilandes, zu dem wir rufen: Abba!“ entgegnete Isenhofer.

„Wie?“ rief der Alte: „du hattest auf dem Richtplatz vor wenigen Stunden keine Furcht, vor sein Angesicht zu treten?“

„Mit nichten!“ erwiederte der Waldshuter: „Glauben, Liebe, Hoffnung! Wir stehen auch jetzt vor diesem Gottesangesicht.“

„Dem Schuldbeladenen ist's verhüllt in tausend Finsternissen!“ sagte der Greis, und ließ die noch immer gehobene Hand zitternd sinken.

Isenhofer ward verlegen. Er sah, daß Herr Rüdiger in seine ehemalige Schwermuth zurückgekehrt war. Er wollte dem Gespräch eine heitere Wendung geben. Doch wagte er keinen Scherz beim Anblick dieses schreckhaften Gesichtes, welches immer starrer und leichenhafter ward. Ohne Zweifel quälte den Greis ein schwarzes Geheimniß. Isenhofer empfing durch Rüdigers seltsame Reden davon Ahnung, und beschloß, wenn es möglich sei, zur Beruhigung des Mannes beizutragen, dem er sich so viel verpflichtet fuelte.

„Erlaubt mir,“ sagte er, „ein wenig unbescheiden zu sein, Herr Rudiger. Ihr glänzet eben erst in der fröhlichsten Stimmung. Warum ver-

tauſcht Ihr nun ſo plötzlich das Freudenkleid, welches Euch ſo wohl anſtand, mit dem Trauermantel?"

Rüdiger ſaß ſtarr da, mit in ſich zurückgewandten Sinnen. Er ſchien nichts zu vernehmen.

„Ich ſollte denken," fuhr jener fort, „heut mehr, denn jeden andern Tag, müſſe der ganze Himmel in Eure Seele hineinlächeln, da Eure Menſchenliebe eines Menſchen Leben rettete."

Rüdiger verrieth durch keine Bewegung, daß Ifenhofers Rede zu ſeinem Ohr gekommen ſei. Die ganze Gegenwart ſchien dem Alten verloren, deſſen Leib wohl in der Fiſcherhütte, deſſen Geiſt in anderer Gegend war.

„Mich dünkt, Herr Rüdiger, Euch wandelt ein übler Zufall an!" ſagte Ifenhofer nach einer langen Stille, in welcher er den Greis nicht ohne Grauen und Furcht betrachtete: „Eure Geſichtsfarbe iſt anders geworden. Eure Augen und Wangen ſcheinen eingeſunken. Ihr ſeid krank. Wollt Ihr Euch mir vertrauen? Ich war zu Bologna und Paris unter großen Meiſtern der Arzneikunſt obgelegen. Laßt mich wiſſen, wie Euch iſt? wo Ihr den Schmerz fühlt? Schon zu Aarau im Freihof bemerkt' ich, daß Eure Geſundheit ſchwer erſchüttert ſei. Reicht mir Eure Hand. Der Puls wird mir mit ſeinen Schlägen ſagen, ob nicht

vielleicht ein schleichendes Fieber an Euerm Leben zehrt."

Als Isenhofer Rüdigers Hand ergriff, den Puls zu suchen, wandte Rüdiger stillschweigend und wie träumend den Kopf nach ihm, zog die Hand zurück, stand rasch auf hinterm Tisch, ging hervor und im engen Raum des Gemachs unruhig auf und ab. Auch Isenhofer erhob sich, und folgte dem Alten lange mit den Augen. Dann redete er ihn abermals an und sprach: „Macht mich glücklich. Ich habe eine schwere Schuld abzutragen."

Rüdiger blieb vor Isenhofern bei diesen Worten stehen, seufzte und sagte: „Eine schwere Schuld? Du, Meister?"

„Die Schuld eines ganzen Lebens!" antwortete Isenhofer.

„Und kannst sie nicht mehr abtragen?" fragte Rüdiger mit düsterm, forschendem Blick.

„Wohl 'ann ich's, wenn Ihr nur wollt!" antwortete Jener: „Ich bin Euch die Lebenstage schuldig, die mir noch vergönnt sind. Ohne Eure Sorge läge diesen Augenblick mein Leichnam bei den neunundfünfzig Enthaupteten auf der Wiese von Nänikon. So gestattet mir, erkenntlich zu sein und dies Leben, das ich Euch danke, dem Dienst und Wohl des Eurigen zu widmen, ja, wär' es nöthig, für das Eurige zu opfern."

Herr Rüdiger schüttelt: den Kopf, setzte den

unruhigen Gang im Gemach wieder fort, hielt dann wieder vor Isenhofern still und sagte: „Gut! gut! Ich will. Mach' eine Wallfahrt mit mir gen Rom."

— Warum nach Rom?

„Daß ich meine Ruhe finde an den Schwellen der heiligen Zwölfboten, wenn mir der Himmel es versagt, meinen Frieden anderswo zu finden."

— Wer könnt' Eure Ruhe nehmen, oder genommen haben?

„Die Hölle."

— Das kann sie nicht, Herr Rüdiger.

„O sie kann's! Sie streckt ihren dunkeln, scheußlichen Arm tief hinein in mein Leben. Glaub' mir's! — Geh' schlafen. Heut' nichts mehr. Ziehst du mit mir im Land umher oder nach Rom?"

— Wohin Ihr wollet. Aber darf ich ...

„Morgen, Isenhofer, du mußt es wissen, sollst es hören. Geh' schlafen. Sieh, im Kämmerlein hier ist uns gebettet. Ich folge dir bald nach. Geh' schlafen!" Damit öffnete der Ritter das Seitenkämmerlein, wo der Erdboden mit frischem Stroh belegt und mit grobem, doch sauberm Linnen bedeckt war.

Isenhofer gehorchte und warf sich auf dies Lager. Rüdiger verschloß die Kammer. Isenhofer hörte ihn aus dem Zimmer gehen und aus der

Hütte. Er wollte ihm nacheilen, denn es ward ihm für den Greis bange. Doch gab er den Vorsatz wieder auf, im Besorgniß, dem Ritter mißfällig zu werden, oder durch Zudringlichkeit ein eben ankeimendes Vertrauen zu zerstören. Er erwartete ihn lange vergebens und entschlummerte. Der schicksalsschwere Tag mit seinen Wechseln hatte die Kraft des Mannes erschöpft.

20.

Die Erzählung.

Spät Morgens erwachte Herr Ifenhofer von einem langen und tiefen Schlaf. Das Gestrige war durch den Hauber desselben nur zum schattenhaften Traum geworden, der neben Glanz und Wärme der Gegenwart erbleicht und werthlos zurücktritt. Selig der Mann, welcher eine Gegenwart lebt, und sie nicht in Sehnsucht oder Klage um das Vergangene vergißt, oder sie leichtsinnig gegen Hoffnungen des Künftigen wegtauscht!

Keine Spanne weit von sich ward er auf dem Strohbett an seiner Seite den Greis gewahr, gestiefelt und gespornt, aber in einen braunen, groben Wollenmantel gewickelt, dessen Kutte, von hinten über den Kopf gezogen, die Stelle einer Kappe versehen mußte. Neben demselben lag das

entblößte Schwert. In den auf der Brust gefalteten Händen hing ein Rosenkranz. Blässe hatte die scharfen Züge des Antlitzes übergossen. Er glich einem zur Schau gelegten Todten, der, obwohl Ritter, nach damaliger Sitte der Frommigkeit, in einem Mönchskleid zur Erde bestattet werden sollte.

Doch bei Isenhofers erster Bewegung schlug auch Herr Rüdiger Trüllerey die Augen auf. Man begrüßte sich mit freundlichen Wünschen, ordnete den zerstörten Anzug; wusch Kopf, Bart, Hals und Hände im kalten Wasser; that seine Morgengebete und entnüchterte sich mit einem kräftigen Imbiß, während die geschäftige Else mit tausend Worten die schlechte Bewirthung entschuldigte.

Als sie darauf vor die Hütte hinaustraten, die Reinheit und Frische des Morgens zu athmen, sprach Herr Rüdiger: „Freund, du versprachst, mein Wandergefährte zu werden, mich sogar nach Rom zu begleiten. Ich entlasse dich des Wortes, wenn es dich gereut.“

„Nein,“ erwiederte Isenhofer, „entbindet mich der Zusage nicht, in so fern sie Euch gefällig kam. Ich hab' Euch eine große Schuld abzutragen, und bin froh, diese Blutbühne des gräuelhaft geführten Krieges nicht länger zu sehen. Ihr aber werdet Euch erinnern, daß Ihr mir das mitzuthei-

len verbiesset, was Euch bedrängt und zur Fahrt nach den heiligen Gräbern treibt."

„Das hab' ich Niemandem noch offenbart!" sagte der Alte ernst: „Meister, ich habe zu dir Zuversicht gewonnen, wie noch nicht leicht zu einem Sterblichen. Was ich dir anvertrauen will, wird selbst Gangolf, mein Sohn, erst vernehmen, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Du hingegen gelobst mir Verschwiegenheit, bis ich im Grabe liege?"

Isenhofer streckte die Hand zum Himmel und sagte: „Bei Gott und seinen Heiligen allen!" Dann reichte er dieselbe Hand bekräftigend dem Ritter.

Beide gingen in Gesprächen über die feuchten Wiesen gegen den Berg, auf dessen Rücken hoch über dem Thale das Städtlein Regensberg im Sonnenlicht glänzte. Daneben streckten, schwarz und rukig, Thurm und gebrochenes Gemäuer des ausgebrannten alten Schlosses Regensberg ihr Gestein in die Luft, ein Bild schauerlicher Wehklage über der Menschen Grimm. Es war erst vor zwölf Monaten von den Eidsgenossen zerstört worden, nachdem es in ehrwürdiger Herrlichkeit beinahe fünf Jahrhunderten Stirn geboten hatte.

Die Sonne stand schon hoch. Die Lustwandelnden suchten am Berghang einen Schattenplatz unter wilden Birnbäumen. Vor ihnen, hinter

den grünen Wiesen, zog spielend der Morgenwind im beweglichen Spiegel der Zwillingsseen weitgekrümmte Furchen. Isenhofer hatte bisher von seinen Reisen in Deutsch- und Welschland, von seinen Verhältnissen zu den Falkensteinen, von seiner ersten Bekanntschaft mit Gangolf, von Ursula's Untreue, von dem stürmischen Rittertag zu Seckingen und dem Tode des Freiherrn von Saz erzählt. Der greise Rüdiger, welcher ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, seufzte und sprach: „So mög' es sein. Es ist ein starker und eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern! Der Glanz meines alten Hauses ist erloschen. Gangolf muß, als ein armer Soldner, durch die Welt ziehen, bis er dem Tode begegnet. Ich hoffte noch, daß er sich durch die Verbindung mit dem Hause Falkenstein aufrichten werde. Nun ist auch das vereitelt!"

— Wollet Ihr für den Gangolf Kummer leiden, dem sein Arm und sein Herz Ueberfluß gewinnen, sobald er ihn will? sprach Isenhofer: Erbe dereinst Eurer Güter und . . .

„Nein!" unterbrach ihn rasch Herr Rüdiger: „Er hat kein Erbe. Er wird Bettler sein. All mein Besitzthum hat einen andern Herrn. Und entdeck' ich diesen nicht: so fällt Alles der Kirche zu, damit meine Seele Ruhe finde."

— Die Kirche wird das Geld nehmen, aber

Ruhe gibt nur Gott! sagte Isenhofer lächelnd: Doch bitt' ich, lasset mich erfahren, wie Ihr die Sache meint? Wer ist der andere Herr, von dem Ihr nicht einmal zu wissen scheint, wo Ihr ihn entdecken müsset?

„Es ist der Freiherr Jörg von Ende, Herr zu Grimmenstein, im Rheinthal. Hast du jemals von ihm gehört?" sagte Rüdiger.

— Von manchem Ende, antwortete Isenhofer, aber von keinem Menschen, der sein Ende schon im Namen hat.

„Ich war ein wilder Gesell," fuhr der Ritter fort, „zur Zeit, als die Berner, auf Befehl des Kaisers Sigmund und der Kirchenversammlung zu Konstanz, den Aargau einnahmen. Mein Vater hielt mich streng, wie ein unmündiges Kind, doch hatt' ich meine dreißig Jahre damals schon voll. Wir waren selten zusammen eins. Er hielt zu den Bernern; ich mit dem übrigen Adel zum geächteten Herzog Friedrich von Oesterreich. Im Zorn stieß er mich endlich von sich aus, und verbot mir, je wieder vor seinen Augen zu erscheinen. Ich ging lachend in die Welt hinaus, froh, der Mißhandlungen meines Vaters und seiner magern Kost los zu sein. Ein gutes Pferd, ein gutes Schwert, das war mein Reichthum. Damit hofft' ich mir genug zu erwerben. Ich trieb mich eine gute Weil' umher, anständigen Herrendienst zu

finden. Als aber mein geringes Geld zur Neige ging, gelüſtete mich ins Verzagen. Heimzukehren in den Thurm Rore und des Vaters Gnade zu erflehen, verdroß mich; als gemeiner Söldner und Knecht mit niedrigem Dienſt den altadelichen Namen meines Hauſes beflecken, ſchämt' ich mich. Da nannt' ich mich Günther von der Weide, entſchloſſen, des ſchlechteſten Gewerbes wegen nicht roth zu werden, und müßt' es auch Räubergewerb ſein.“

— Wie kamet Ihr zu dem zarten, bürgerlichen Gewiſſen? ſagte Iſenbofer: Dies Gewerb iſt reinadelich, und eine freie Kunſt, vor der kein Kaiſer und kein König roth wird, wenn er fremdes Land überzieht. Aber Kleinigkeiten rauben, nur arme Pilger und Kaufleute überfallen und auspländern, nun freilich, das iſt ſinkend. Wie trieht Ihr's?

„Es kam anders!“ ſagte Rüdiger, deſſen ernſtes Geſicht zu verrathen ſchien, er habe an Iſenbofers Scherz keinen Gefallen: „Zu St. Gallen in der Herberge, als ich traurig da ſaß, redete mich ein reicher Herr an, von etwa fünfunddreißig Jahren, der mit großem Troß von Pferden und Hunden angekommen war, den Abt zu beſuchen. Er war ſchlank und ſchön, von ungewöhnlicher Größe, prächtig gekleidet, freigebig, lebhaft und geſprächig. Sobald er von mir vernahm, wo mich's

drücke — ich erzählt' ihm ein Mährchen von Kriegsunglück —, sprach er mir zu: Wohlan, Günther von der Weide, Leute deines Schlages kann ich brauchen. Tritt in mein Gefolge. Dich soll's nicht gereuen! — Das war der Freiherr Jörg von Ende. Ich folgt' ihm. In manchem Fürstenschlosse wohnte nicht so viel Wohlleben und Pracht, als auf der Burg Grimmenstein.

„Nicht Alles ist Gold, was glänzt, sagt's Sprichwort. Der Freiherr lebte in unglücklicher Ehe und täglichem Streite mit seinem Weibe und den Verwandten desselben. Jörg war ein edler Mensch, aber reizbar, stürmisch, jähzornig; seine Gemahlin hingegen ein Ausbund des Schlechtesten, verlogen, verbuhlt, rachsüchtig und verschmitzt. Sie lebte mit einem jungen Edelknecht, der Konrad genannt ward, in heimlicher Unzucht. Sie wiegelte nicht nur ihre Brüder gegen den Freiherrn auf, sondern stiftete selbst zwischen ihm und seinen eigenen Blutsfreunden Todfeindschaft. Er aber, dessen wilden Zorn im Hause Alle fürchteten, hatte Händel mit sämmtlichen Nachbarn weit umher; damals, als ich zu ihm kam, noch Fehde dazu mit einigen Reichsstädten. Sein böses Weib wünschte ihm gern den Untergang.

„Jörg gewann mich lieb. In manchem blutigen Strauß stand ich ihm wacker zur Seite. Er beschenkte mich fürstlich aus jeder gemachten Beute.

Ich wußte mich in seine Launen zu schicken, sein Auffahren zu ertragen. Ich ward sein Freund, sein einziger in der Welt. Mir vertraute er Alles. Er weinte oft herzlich an meiner Brust, daß er so unglücklich sei und meistens durch Schuld seiner eigenen Gemüthsart.

„Nun begab sich ein großer Unfall. Es war im Frühjahr 1416, daß sich Junker Jörg nach Konstanz begeben hatte, um mit einigen Prälaten und Herren der Kirchenversammlung Unterredung zu pflegen. Er wohnte aber daselbst in großer Heimlichkeit, denn er hatte Fehde mit der Stadt. Niemand war mit ihm, als Konrad, der Edelknecht. Am Palmabend erhob sich heftige Klage in der Stadt, es hätten die Diener des Freiherren von End ein Schiff auf dem Bodensee aufgefangen, darin viel Korn und anderes Gut gewesen, das denen von Feldkirch, Konstanz und andern Leuten gehört habe. Schon zuvor hätten des Freiherrn Diener einige geistliche Personen, Bischöfe und Aebte, die zur Kirchenversammlung reisen wollten, angerannt auf den Landstraßen und beleidigt. Der Lärmen ward groß in Konstanz. Da ging Konrad der Edelknecht tückisch und verrieth seines Herrn Aufenthalt. Er selbst aber entwich aus der Stadt über den See. Man eilte ihm jedoch nach, fing ihn und ertränkte ihn im See mit Harnisch und Gewand."

— Wohlgethan! rief Ifenhofer dazwiſchen.

„Als die Botſchaft nach Grimmenſtein kam, daß die von Konſtanz wollten über den Junker Hochgericht halten," fuhr Rüdiger fort, „ſpottete die Freifrau, und ſagte: ſo iſt der Wolf in der Falle! Ich glaube noch heut, daß dies Weib, in Abweſenheit ihres Gemahls, den wüſten Handel ihm zu Leid angeſtellt habe. Denn er ſelbſt wußte von dem Vorgefallenen nichts. Doch ehrenhalber gingen einige ſeiner Freunde nach Konſtanz, für ſein Leben zu bitten. Ich geſellte mich zu ihnen. Sie erreichten beim Rath zu Konſtanz ohne große Mühe, daß ſein Leben gefriſtet, ſeine Burg Grimmenſtein aber den Konſtanzern eingeantwortet und zerſtört werden ſollte. Bis dahin müſſe er gefänglich in der Stadt bleiben, und dann Urfehde ſchwören, weder denen von Konſtanz noch andern Reichsſtädten Leides zuzufügen.

„Wie wir in den Thurm kamen, dem Junker dies harte Urtheil zu hinterbringen, gerieth er in erſchreckliche Wuth über ſeine Dienerſchaft und über den Rath von Konſtanz. Doch mußt' er ſich darin ergeben. Da ſeine Blutsfreunde von ihm gingen, behielt er mich allein bei ſich und ſagte: Sie ſind alleſammt Verräther und Schelmen an mir, die mich verderben wollen. Es ſoll ihnen allen nicht gelingen. Ich habe wohl noch, daß ich mehr als zwei neue Schloſſer, wie Grimmenſtein,

bauen kann! — Dann fiel er mir um den Hals und sagte: Mein lieber Freund Günther, auf dich allein seh' ich meine Zuversicht, du kannst mich retten. Schwöre mir vor Gott, daß du gehorsam und verschwiegen sein wollest. Ich möchte dir etwas Wichtiges vertrauen. — Darauf that ich auf den Knien einen theuern Eid, nach seinem Willen zu leben."

Hier hörte der greise Rüdiger auf zu erzählen. Er faltete seine Hände krampfhaft vor sich hin. Seine Augen waren halbgeschlossen, die Mienen seines Gesichts schmerzhaft verzogen. Es zuckte sein Odem, als wenn er weine; doch entkam seinem Auge keine Thräne. Mit den Lippen sprach er einigemal leise das Wort: „Meineid! Meineid!" aus. Herr Isenhofer betrachtete den alten Mann neben sich mit Grausen und Mitleiden, doch wagt' er denselben durch kein Wort zu stören.

Erst nach geraumer Zeit sammelte sich der Greis wieder und sagte: „Nun, Meister, du sollst ja Alles wissen. Der Freiherr offenbarte mir, er habe eine Truhe, nicht nur voll geprägten und ungeprägten Goldes, sondern auch zum Theil voll von Perlenschmuck und edeln Steinen. Er bezeichnete mir den heimlichen Ort in der Burg, wo der Schatz wohl verborgen und verwahrt war, und sagte: Eile nach Grimmenstein und bemächtige dich der Truhe. Bringe sie anher, und wär'

ich noch nicht frei, ſo überantwortest du ſie Niemandem, am wenigſten meinem Weibe, oder deren und meinen Blutsfreunden. Sondern, lieber Günther, du bewahreſt ſie, bis ich ſie ſelber von dir abfordere, oder der dir in meinem Namen — hier zog er mir den Ring vom Finger ab — dieſen deinen Ring zurück bringt, den ich von nun an bis dahin behalte. Nachdem Freiherr Jörg dies geſprochen hatte, eilt' ich, ſeinen Auftrag zu vollſtrecken. Ich fand den Schatz von Grimmenſtein und hob ihn am Oſtertag, kurz zuvor, ehe die Veſte am Abend denen von Konſtanz eingeantwortet wurde. Ich verbarg mich, weil die Gegend unſicher war, in einer Bauerhütte. Ich ſah am Dienſtage die Flammen aus der Burg aufſteigen. Wie ich nach Konſtanz kam, ſagten ſie mir, der Freiherr Jörg von End ſei losgelaſſen; man wiſſe nicht, wo er hingekommen ſei!"

Rüdiger ſchwieg hier abermals, als müſſe er Kraft ſchöpfen. Dann fuhr er mit niedergeſchlagenen Augen und leiſer Stimme fort: „Elendiger! da ward ich vom Teufel verſucht und vollkommen überwältigt. Denn ich eignete mir den Schatz zu, floh nach Straßburg, kaufte mir prächtige Kleider, legte meinen falſchen Namen ab, und kam gar ſtattlich wieder gen Aarau in die Veſte Rore zu meinem Vater. Als dieſer von mir erfuhr, daß ich im Kriege reiche Beute gemacht habe, womit

ich sein verpfändetes und verschuldetes Gut frei machen könne, ward er mir sehr hold und gewogen; ließ mich nicht mehr von sich, vermählte mich, und war bis an das Ende seiner Tage ein zärtlicher Vater. Ich aber konnte nicht alle Tage froh sein, wie er. Mein Weib war die zärtlichste Gattin und Mutter, ein Muster christlicher Frömmigkeit. Sie starb heiter, gleich einer Heiligen, und pries das Glück ihres Lebens, das sie in meinem Arm genossen hatte. Ich aber war nicht alle Tage froh gewesen.

„Erst zwanzig Jahre nach der Zerstörung des Grimmensteins forscht' ich, doch heimlich nur, nach dem Lose des Freiherrn Jörg von Ende. Ich durchreisete die Gegenden im Rheinthal. Ich sah die Trümmern seiner Veste. Acht Tage lang hatten sechszig Mann arbeiten müssen, um die dicken Mauern zu schleifen. Ich sprach die Verwandten des Freiherrn. Sie besaßen sein Gut. Die Zugehörden von Grimmenstein hatte Ludwig von Ende dem Spital der Stadt St. Gallen verkauft. Aber Niemand wußte, wohin der Freiherr Jörg gekommen sei, der nach Einäscherung seines Schlosses noch einige Jahre am Bodensee auf seinen Gütern gewohnt hatte, und dann, nach dem Tode seiner ruchlosen Frau, für immer verschwunden war. Einige sagten, er sei in ein Kloster gegangen; Andere, er sei nach Jerusalem

auf die Wallfahrt; Andere behaupteten, Reisende hätten ihn im Tirol, als Waldbruder, gesehen.

„Nun aber bin ich auf, ihn zu suchen. Ich weiß, er lebt! — Gottes Erbarmen ist mit mir; will nicht des Sünders Tod, sondern meine Erlösung vom Meineid! — Ja, er lebt! Es ist mir vom Himmel selber offenbart. Nun, Meister Isenhofer, weißt du Alles. Bewahre mein Geheimniß! Du willst mein Gefährte sein. Ich suche den betrogenen, verrathenen Freund, daß ich ihm das Seine zurück gebe. Noch kann ich Alles zurück erstatten. Aber ich und mein Sohn Gangolf sind Bettler. Wir haben nichts mehr. Und sollt' ich seines Todes sicheres Zeugniß empfangen, gehört mein Hab und Gut der Kirche an. In der Trüllereyen Hand soll kein unrecht Gut liegen. Ich hab' daheim mein Haus bestellt!"

Hier schwieg der Alte. Meister Isenhofer betrachtete ihn seitwärts, wie er mit in den Schoos gefaltenen Händen, auf die Brust niedergesenktem Haupte, bleich und erschöpft neben ihm sah, und sagte dann: „Ritter, Euer Meineid, Euer Verbrechen jagte mir einen Schauder ab. Aber seid getrosten Muthes. Ihr waret ein arger Sünder; schon jetzt seid Ihr das nicht mehr. Ich helf' Euch den unglückseligen Freund suchen, und wär' es am Ende der Ende der Welt. Indessen müßt Ihr mir doch sagen, woher Ihr wisset, daß er

noch lebt? Denn unter uns, ich traue den himmlischen Offenbarungen in unsern Zeiten nur halb.“

Rüdiger seufzte schwer auf, gab jedoch keine Antwort.

„Sind zum Beispiel bei dieser Offenbarung Kloster- oder Weltgeistliche geschäftig gewesen?“ fuhr Isenhofer fort, indem er die Achseln zuckte und die Unterlippe in die Höhe drückte: „Pah! ich gebe keinen Angster dafür. *) Diese Herren treiben heutiges Tages in ihren geistlichen Arzeneiladen mit allen überirdischen Dingen Handel für das liebe Geld. Sie können Sünden-Ablaß und Gespenster, Erlösung vom Fegfeuer und Kobolde, Wunder und Teufelsverbannungen, Offenbarungen und Geisterbeschwörungen, kurz Alles feil haben, was man sucht.“

„Nichts, nichts!“ rief Rüdiger heftig: „Jörg von End ist mir selber erschienen!“

„Wie, er selber?“ fuhr Isenhofer mit Erstaunen auf: „Im Traum?“

„Nicht im Traum!“ sagte Rüdiger: „O das war kein Träumen! Lebendig war er's. Wie du hier neben mir, so stand er vor mir im Thurm Rore zu Aarau. Es sind noch keine zwölf Wochen, da stand er vor mir.“

*) Eine damalige kleine Scheidemünze.

„Warum denn ließet Ihr ihn von hinnen ziehen, ohne ihm sein Eigenthum zuzustellen?“ fragte Isenhofer etwas ungläubig: „Warum müssen wir ihn jetzt suchen? Warum scheint Ihr zu zweifeln, ob Ihr ihn je finden werdet? Die Offenbarung ist mir etwas verdächtig. Verzeiht meiner Thomas-Natur.“

„Isenhofer, du wirst nicht mehr so sprechen,“ sagte der Greis, „wenn du Alles gehört hast. Seit manchem Jahr schon hatt' ich die Edelsteine und das Perlengeschmeide nicht betrachtet, denn ich konnte das nie ohne Zittern. Nun geschah es dennoch. Es sind noch nicht zwölf Wochen seitdem. Mein Sohn Gangolf war auf der Heimkehr von Paris. Und als ich den Reichthum beschaute, gerieth ich in schwere Versuchung; der größte Theil des Goldes war zur Zahlung von meines Vaters Schulden verwendet worden. Aber der übrige Schatz, wem gehörte er? Es gelüstete mich, ihn mir anzueignen; meinem Hause dafür Zehnten und Bodenzinse oder eine Herrschaft anzukaufen, auf daß die Falkensteine sähen, Gangolf sei kein armer Ritter, der sich von ihnen müsse füttern lassen. Doch gelobt' ich der heiligen Jungfrau in der Kapelle der Klosterfrauen zu Aarau den schwersten Perlenschmuck, daß sie meine Fürbitterin bei Gott werden möge. Ich schrieb der Priorin und dem Konvent der Klosterfrauen wirklich den Uebergabe-

Brief, und gedachte ihn folgenden Tages selber in deren Hofstatt zu tragen.

„Darüber war es Nacht geworden. Als ich zu Bett gegangen und noch nicht ganz eingeschlafen war, ward ich aus dem Halbschlummer geweckt. Denn in der Stube ward ein Geräusch und ich hörte mich bei meinem falschen Namen deutlich und von einer bekannten Stimme rufen: Günther von der Weide! — Ich erschrack ausser der Maaßen. Ich hielt die Augen verschlossen. Mich fror. Ich wollte mir selber weiß machen, es sei Traumwerk. Darauf ward ich noch einmal gerufen, viel heller, denn das erstemal. Die Stimme hallte im Thurm wieder. Beim dritten Ruf aber konnt' ich mich selbst nicht mehr täuschen. Der Mund dessen, der mich beim falschen Namen nannte, war hart vor meinem Ohr; ich fühlte seinen eiskalten Odemzug; — ich fühlte — seine kalte Hand fühlt' ich, wie sie sich in meine Brust tief einkrallte, als wollte sie mir das Herz aus der Brust reissen. Ich that einen Schrei vor Schmerz. Ich sprang aus dem Bett. Der Mond im letzten Viertel leuchtete hell über den Hungerberg in mein Gemach."

Isenhofer lächelte mitleidsvoll und hätte den Greis, dessen Gesicht immer zerstörter ward, gern beruhigt. „Laßt's gut sein," sagte er: „also doch zuletzt ein schwerer Traum und nichts weiter."

„Ein ſchwerer Traum?“ entgegnete der alte Ritter, neſtelte dabei Wamms und Leibchen auf, entblößte weit die breite Bruſt und deutete mit dem Finger auf die Stelle des Herzens. Da ſah man dieſe Stätte blaugelb unterlaufen, und ringsum fünf Wunden, die geblutet hatten, wie von den Fingernägeln eines Mannes eingeſchlagen, alle noch vom verhärteten Blut darüber deutlich gezeichnet. Genau ließ ſich die Stelle, wo der Daumennagel gelegen, durch die größere Narbe und ihre gleichweite Entfernung von den vier übrigen Wundmaalen erkennen. „Heißt das träumen?“ ſagte der Alte mit gedämpfter Stimme, und bedeckte ſich die Bruſt wieder. Isenhofern ward etwas wunderbar zu Muth. Er konnte ſeine Augen nicht Lügner heißen, und wollte doch ſeinen Augen zu gefallen nicht den Verſtand weggeben.

„Aber nun ſah ich ihn ja ſelber!“ fuhr Rüdiger fort: „Jörg von End ſaß auf der Eiſenkiſte, worin die Truhe mit dem Schatz liegt. Der Mond beſchien ihn zur Hälfte klar, daß ich jedes Zucken ſeiner Mienen, jedes Haar ſeines Kopfes deutlich ſah. Ich bin kein Furchtſamer. Doch bei dem Anblick empfand ich, daß ſich mein Haupthaar vor Entſetzen emporſträubte. Da ſtreckte er die Hand in den Mondſchein aus und ſagte: Kennſt du den hier noch, Günther? — Er zeigte

mir meinen Ring, mit dem grünen Smaragd darin, den er mir in Konstanz vom Finger gezogen hatte, und drehte ihn links und rechts im Licht des Halbmondes. Ich erkannte meinen Ring. Nach diesem steckte er denselben wieder an seine linke Hand und sagte: Keinen Stein, keine Perle sollst du von meinem Eigenthum vergeuden, meineidiger Günther, oder ich fordere dir deine Seele ab. Bilde dir morgen nicht ein, ich sei nicht bei dir gewesen. Morgen hast du zum Wahrzeichen diesen Ring an der Hand. Wo ich aber bin, sag' ich dir nicht. Es ist an dir, Meineidiger, mich zu suchen. Ich habe dir nun den Sündenfrieden aus der Brust gerissen! — Als ich dies hörte, ging ich zitternd gegen ihn, kniete vor meinem alten Herrn und Freunde nieder und sagte: Seid Ihr es denn wirklich selber, oder ist's Euer abgeschiedener Geist, der wegen des Schatzes umgeht? — Er aber setzte seinen Fuß gegen meine Brust, und stieß mich mit solcher Gewalt, daß ich weit zurückflog und, mit dem Gesicht gegen die Mauer geschmettert, die Besinnung verlor. Ich lag noch Morgens am Erdboden, als ich mein Bewußtsein wieder erhielt. Ich fühlte mich sehr schwach. Die Fußdielen des Gemachs waren weit mit Blut überflossen. Mein Gesicht war blutig. Ich hatte den Schmerz der Wunden auf der Brust. In meinem

Gemach lag Alles in unbegreiflicher Zerstörung, und die Uebergabe-Schrift fand ich zerrissen in meinem Blute."

Isenhofer schüttelte, als der Alte schwieg, ernsthaft den Kopf, wie einer, der mit sich selber uneins ist. „Indessen könnte es doch Traum, fieberhaftes Delirium mit halbdunkelm Bewußtsein verbunden gewesen sein!" sagte er zu Herrn Rüdiger: „Euer Geblüt mochte vom Gedanken an die vergangene Zeit, oder vom Schreiben und Nachdenken erhitzt sein. Ihr fühltet Fieberangst, hörtet Stimmen, empfandet Schmerz, kralltet vielleicht bewußtlos unter krampfhaftem Schmerz Eure eigene Faust in Euer Fleisch ein, sprangt aus dem Bett, träumtet mit offenen Augen, richtetet die Zerstörung an, während die Einbildungskraft in Fieberwehen Gespenster zeigte, bis Ihr in einer Art Betäubung das Gesicht an der Wand zerschluget, und in starker Verblutung ohnmächtig wurdet. Es könnte doch sein, Herr Ritter; denn Krankheitszustände dieser Gattung gehören nicht zu den unerhörten."

Der Alte verneinte aber mit stillem Kopfschütteln; hob die Hand, und zeigte an derselben einen dicken goldenen Ring, in dessen Kästlein ein grüner, zierlich geschliffener Smaragd mit der Trüllereyen Wappen zu sehen war. „Da ist der verheißene an meiner Hand wieder!" sagte

Herr Rüdiger: „Vor achtundzwanzig Jahren zog ihn mir Jorg von End ab. Seit drei Monaten trag' ich ihn wieder."

Verblüfft starrte der weltkluge Waldshuter bald den verhängnißvollen Ring, bald den Nachbar an. Sein Verstand zermarterte sich vergebens, den Knoten des grauenvollen Räthsels zu lösen, und behielt doch die feste Ueberzeugung, daß hier Selbsttäuschung oder fremder Betrug obwalte. In diesem Widerspruch mit sich verzog er die Miene zum Lachen über sich selber. Rüdiger bemerkte es mit verdrießlichem Blick, und sagte: „Du zweifelst noch an der Wahrheit?"

— Verzeiht, Herr Ritter! erwiederte Ifenhofer: Mein eigener Verstand wird mir lächerlich, wie ein Schulbube, der vor einem Taschenspieler mit Entsetzen Reißaus nimmt. Seid Ihr gewiß, daß Ihr den Jörg von End und keinen Andern in der Nacht bei Euch sahet? Woran erkanntet Ihr ihn sogleich und so bestimmt?

„An seinen Geberden, an seiner Stimme, ich möchte sagen, an seiner Kleidung sogar!" antwortete Rüdiger: „Er war ganz so, wie ich ihn immer gesehen hatte."

— Nun denn, schrie Ifenhofer lebhaft, so konnte das der Freiherr nicht sein, sondern Eure Einbildungskraft entlehnte dessen Gestalt aus Euerm Gedächtniß. Bedenket Ihr nicht, daß der

Mann, welcher vor achtundzwanzig Jahren erſt fünfunddreißig alt war, jetzt ein Greis von dreiundſechszigen ſein müſſe?

Herr Rüdiger ward durch dieſe einfache Bemerkung ſehr überraſcht. Er ſchaute ein Weilchen ſinnend, und an ſich ſelber irre geworden, in's Blaue hinaus; dann ſagte er halblaut: „Aber dieſer Ring! er iſt doch wahrhaft der, welchen ich dem Freiherrn gegeben.“

— Und Ihr hattet ihn Morgens nach der Erſcheinung am Finger? fragte Isenhofer.

Der Ritter antwortete: „Das nicht! Aber am Abend desſelben Tages, als ich unter der Pforte meines Thurms ſtand, ſtürzte ein häßliches Zigeunerweib in den Freihof, das von den Stadtknechten verfolgt war. Es hatte ein Huhn geſtohlen. Wegen ſo unehrbarer Sache wollt' ich der Hexe keine Freiſtatt gewähren; ſie aber betrachtete mich ſcharf mit den ſchwarzen Augen, und ſagte: Sei gegrüßt, Herr Günther von der Weide; wenn du mich aus dem Freihof ſtoßeſt, haſt du dein Glück verſtoßen. Du kennſt mich nicht, aber ich dich an der Schramme über der linken Augenbraune. Weißt du, wir ſahen uns im alten Bauernhaus, da du die Trude von Grimmenſtein verſteckteſt, und das Schloß des Jörg von End brannte? — Isenhofer, da erſtarrte ich, als das Weib ſolches ſprach. Es nahm meine

Hand und betrachtete darin die Linien, und sagte: Du suchst Verlornes, ich bring' es dir, wenn du mich verbirgst, und aus den Händen der Verfolger rettest. Du hast Kummer, ich kenne das Kräutlein dafür. — Ich verbarg darauf die Aegypterin in eine verborgene Kammer des Thurms. Da fragt ich: Wenn du wahr redest, so zeige mir das Verlorne, was ich suche. — Sie übergab mir grinsend den Ring, welchen sie in einem Walde bei Winterthur gefunden zu haben vorgab. Und als ich in sie drang, mir zu sagen, von wem sie wisse, daß er der meinige sei? sagte sie: vom Wappen über der Pforte des Freihofes."

— Die Diebin hat ihn gestohlen! rief Ifenhofer: Doch ein seltsamer Zufall — oder, wenn Ihr lieber wollt, Werk der ewigen Vorsicht ist's, daß Euch der Goldreif zukam, während Ihr die Nacht zuvor im Rausch des Fiebers Dinge träumtet und sahet, welche Euch beinahe schon dreißig Jahre lang heimlich gefoltert hatten.

„Nenn' es, Meister, wie du willst!" sagte Herr Rüdiger: „Hier aber ist eine furchtbare, unsichtbare Hand geschäftigt! Auch ich glaubte, die Zigeunerin habe den Ring entwendet, und wem anders, als dem Freiherrn Jörg? Sie läugnete, selbst als ich mit Folter und Galgen drohte, beharrlich. Doch behauptete sie, ihm noch vor mehrern Monaten bei Eglisau begegnet zu

sein, und, wenn ich ihr zur Freiheit helfe, ihn zu finden; denn das sei mein Kummer, dafür sie das Kräutlein kenne."

Ungläubig lächelte Ysenhofer, und sagte: „Ich kenne dies Gesindel. Es lebt vom Wahrsagen, aber nicht vom Wahrreden!"

„Ich aber muß dem Weibe vertrauen!" entgegnete Rüdiger: „Denn es hat mir viele Geheimnisse entdeckt. Auch kann ich mir vorstellen, wie dies ägyptische Volk, das in allen Ländern umherzieht, Alles erforscht und erspäht, und sich einander auf Kreuzwegen, in Ställen und Wäldern begegnet, leichter, denn wir Andern, auskundschaftet, was es wissen will."

„Wo ist die Zigeunerin geblieben?" fragte Ysenhofer: „Ihr ließet sie entwischen? Die Hexe weiß ohne Zweifel vom Freiherrn Jörg mehr, als sie gut fand, Euch zu sagen."

„Ich gab ihr die Freiheit, nachdem ich sie lange verpflegt hatte!" erwiederte der Ritter: „Entdeckt sie den Aufenthalt des Freiherrn, hat sie ein reiches Geschenk zu erwarten. Sie weiß jederzeit mich zu finden, so wie auch in Aarau Gangolf immer von meinem Aufenthalt Nachricht hat. Beim Heer der Eidsgenossen vor Rapperswyl, wo ich den unglücklichen Jörg suchte, auch im Lager vor Greifensee ist er nicht. Doch hab' ich Spuren, er sei in ein schwäbisches Kloster ge-

gangen. Dahin will ich. Für mich iſt auf Erden keine Raſt mehr. Es drängt und treibt mich Tags und Nachts. Ich bin unſtet, gleich dem erſten Brudermorder. Und hab' ich vom Tode des Freiherrn Gewißheit, bleibt mir nichts, als der Zug nach Rom."

Hier ſchwieg der Greis, welchen ſeine alte Bangigkeit wieder zu überfallen ſchien. Er ſchloß ſeine dürren Hände krampfhaft in einander und ſtarrte mit erſtorbenen Blicken vor ſich hinaus. Isenhofer neben ihm verfiel in ein langes Nachdenken über die ſeltſame Begebenheit, welche ihn zum Gewerbe der irrenden Ritterſchaft einlud. Er bemerkte wohl, daß der alte Herr durch die Biſſe des Gewiſſens krank am Gemüth geworden, dabei, wie jeder Unglückliche, abergläubig ſei, und nicht immer die kürzeſten Wege zum Ziel wähle.

„Euer Geheimniß bleibt und ſtirbt in mir!" ſagte er endlich zum Ritter: „Ich verlaſſ Euch nicht, bis Ihr getröſtet ſeid. Aber, Alles wohl erwogen, gewährt mir eine Bitte. Erwartet mich bis zum dritten Tage. Ich thue eine Reiſe nach Aarau zu Gangolf, mancherlei mit ihm zu bereden. Dann laſſet uns vor allen Dingen von hier ins Rheinthal gehen und nach Schwaben, ſämmtliche nahe und ferne Verwandte und Bekannte des Freiherrn Jörg von End wiederholt auszuforſchen, und erſt dann, als fahrende Ritter, in der

weiten Welt umherkreuzen. Ich wette, wir treffen, was wir jagen, ohne Zigeunerkunst."

Herr Rüdiger, nach einigen Bedenklichkeiten, willigte in die Vorschläge. Sie kehrten über die Wiesen zu Elsens Hütte zurück. Hemman Enderli führte bald darauf Isenhofers Roß gesattelt vor, und der Meister aus Waldshut eilte durch das Hügelland den Ufern der Limmat entgegen.

21.

Das Wiederfinden.

Das Abendroth eines der schönsten Maitage war schon verglüht, als Isenhofer über Baden nach Aarau gelangte und durch die Straßen des Städtleins in den alterthümlichen Freihof einritt. Aus dem Thurm Rore, der sich in der Dämmerung riesenhaft aufstreckte, trat der Jüngling Gangolf ihm zum gastfreundlichen Empfang entgegen und führte ihn in den hellerleuchteten Saal der Veste.

„Du bist mir wohl willkommen!" sagte Gangolf: „Denn ich lebe, wie ein Einsiedler, und bewache gegen Thomas von Falkenstein mein Haus und die Stadt. Doch vernimmt man nicht, daß er Rüstungen veranstalte. Unsere Bürgerschaft ist indessen schlagfertig. Bringst du mir neue Mähr

vom Kriege bei Zürich, Greifensee und Rapperswyl? Es soll da blutige Köpfe setzen, und von den Eidsgenossen schon manche Burg und manches Dorf in den Rauch geschickt sein. Acht Tage lang und länger mußt du mir erzählen von Allem."

„Lieber Junker, es sind mir bei Euch kaum acht Stunden vergönnt," versetzte Isenhofer, „denn mich treiben ernste Geschäfte von hinnen, glaubt mir's. Frühmorgens in der Kühle reit' ich über Laufenburg nach Waldshut, mein Haus vielleicht für geraume Zeit zu bestellen, und am Pfingstmontag muß ich wieder bei Euerm Herrn Vater eintreffen."

Nun, beim heitern Nachtmahle, erzählte Isenhofer seine Abentheuer, den unglücklichen Ausgang des Freiherrn von Saz und die eigene wunderbare Rettung, welche seine Dankbarkeit dem greisen Rüdiger zueignete. Darüber ward von Beiden lange her und hin gesprochen; zwischenein that Isenhofer, wie von ungefähr, mancherlei Fragen, bald über Gangolfs Vater, bald die Zigeunerin betreffend, ob diese seitdem im Freihof wieder erschienen sei, oder statt ihrer vielleicht ein fremder Rittersmann, und Anderes mehr. Gangolf bemerkte wohl, daß diese Fragen auf das geheimnißvolle Schicksal und die Entfernung seines Vaters Bezug haben mochten; doch drang er nicht weiter in Isenhofer, was er von Herrn Rüdigers

unglücklichen Verhältnissen kenne, zu offenbaren, sobald Jener erklärte, daß er eidlich angelobt habe, zu schweigen. Es war für den Jüngling Beruhigung und Trost genug, daß ein so treuer und einsichtvoller Mann, wie Ifenhofer, sich entschlossen habe, der Begleiter und Rathgeber des Vaters zu bleiben. Auch versprach er demselben, die verschiedenen Aufträge, welche er von ihm empfing, in allen Stücken zu erfüllen, wiewohl er von mehrern die wahren Zwecke nicht einsah.

Es war tief gegen Mitternacht, als die Freunde von einander schieden, einige Sommernachtsstunden dem Schlummer zu geben; und kaum schimmerte das Felsenhorn der Gisulafluh im Morgenlicht über das Thal, saßen sie schon beim Frühmahl zusammen, um die letzten Abreden zu nehmen, wie sie sich oft und mit Sicherheit von einander Kunde mittheilen konnten. Da Ifenhofer über die Zugbrücke des Freihofes hinausritt, gab ihm Gangolf, neben dem Rosse herwandernd, das Geleit zum Stadtthor hinab, über die beiden Aarbrucken zu den Hügeln am Fuß des Gebirgs. Die ganze weite Landschaft mit den schroffen Felsgipfeln des Jura, den fernen Silberstreifen der Schneegebirge, den weichen Anhöhen und Hainen ringsumher, schwamm in zartem, durchsichtigem Duft, wie ein Zauberbild. Es sang im Himmelsblau die entzückte Lerche, am Bache die Amsel,

im Gebüsch der Buchfinke. Ob der Blüthe des Apfelbaums wehte ſüßer Odem umher. Von Zeit zu Zeit ſchauerten alle Halmen und Blumen der Wieſen ſanft zuſammen unter dem wollüſtigen Seufzer der Morgenluft, und es regnete von den Spätkirſchenzweigen ſchwimmendes Silber.

Die Anmuth des Tages und der Gegend lockte Gangolfen, die Begleitung weiter fortzuſetzen, als er anfangs beſchloſſen hatte. Und als er vom Hügel, über welchen der Weg ging, rechts über Anhöhen, Thälern und Gebüſchen ohnfern auf dem Kirchberg die weißen und grauen Gemäuer der einſamen Pfarrwohnung und des Kirchleins ſah, das ſich dort ſchon ſeit dem zehnten Jahrhundert für die Andacht der benachbarten Ortſchaften Küttingen und Biberſtein erhob, beſchloß er, mit hinabzuſteigen in das Dorf von Küttingen, welches im Thale drunten ſeine braunen Strohhütten zur Hälfte in einem Wäldchen krauſer Obſtbäume verſteckte. Hier ſchied er von ſeinem Freunde, welcher rechts den Weg über die wilde Staffelegg einſchlug, die er ſchon einmal vor zwei Monaten überſtiegen hatte, als er zum erſtenmal den ſchönen Hinz von Sax im Gefolge des Fräuleins Urſula erblickte.

Gangolf aber wandte ſich, links aus dem Dorfe, dem Fuße der hohen Waſſerflue und des Bentenberges zu, wo ihm die Fenſter vom Schloße

Königstein über dem Felsen röthlich im Morgenschein entgegenglänzten. Er schritt pfeifend durch das stille Thal, in dessen Hintergrund sich Wälder und Bergwände zusammendrängten, und stieg, ohne andern Zweck, als sich in der Frische des Morgens zu ergehen, den Schloßberg hinan. Droben ruhte er im Schatten breiter Ahornen und alter Linden neben den Burgmauern, die weit hinauf von dunkelgrünen Ranken des Epheus umsponnen waren. Er verlor sich in ein behagliches Träumen, zu welchem die Seele am liebsten geneigt ist, wenn sie sich, von keiner Hoffnung und keiner Sorge bewegt, im reinen und harmlosen Leben der Natur auflöset. Die Einöde des Bergthales links, die großen Umrisse der Gebirgsmassen, die weite Stille dieser Gegend erweckten in ihm die Empfindungen einer erhabenen Ruhe, wie sie das Gemüth der Unschuld nach den Stürmen und Anfechtungen der Welt genießt.

Das Gebell eines kleinen, schneeweißen Hundes, der gegen ihn schmeichelnd aufsprang, dann zurücklief ins Gebüsch, wieder bellend hervorkam, und wieder verschwand, störte ihn aus seiner Selbstvergessenheit. Das muntere Thierchen schien ihn durch die vielen Hin- und Herspränge aufzufordern, mitzugehen. Er folgte ihm endlich auf einem schmalen, selten betretenen Fußwege, der durchs Gebüsch abendwärts lief, dann über den

Bergrücken jenſeits in ein öded Thal hinabführte. Das Hündchen ſprang luſtig durch die Wieſen, über einen ſchmalen Bach, jenſeits wieder bergan. Auch dahin folgte Ganzolf mit bedendem Schritte. Der Berg zog ſich nur allmälig aufwärts, doch zu einer beträchtlichen Höhe. Ein uralter Rothtannenwald beſchattete die breite Fläche des Bergrückens. Ganzolf, ſo weit gelackt, folgte dem kleinen Wegweiſer noch gern in die Kuhle des Forſtes; denn die Sonne brannte ſchon heftig. Hier aber war er kaum unter das ſchwarzgrüne Obdach der wehenden Tannenzweige getreten, ſah er ſeinen bisherigen Führer im Gebüſch verſchwunden; kein Rufen, kein Pfeifen brachte den Treuloſen wieder. Indeſſen ſetzte er ſeinen Gang über den weichbemooſeten Boden des Waldes fort, und erkannte leicht, daß er auf der Hard ſei, einer wilden, hohen Bergebene, wo ſchon damals, zwiſchen Wäldern und Wieſen zerſtreut, wenige einſame Hütten gefunden wurden. Er hatte die Einöde oft mit ſeinen Jagdhunden durchſtrichen, wenn er den Wildſchweinen und Rehen nachgegangen war. Daher kannt' er ſie.

Nach einer Weile wurde es um ihn lichter. Er trat in eine kleine Wieſe hinaus, und erblickte am Ende derſelben höchſt lieblich im Schatten zweier hohen weitzackigen Eichen ein kleines

Bauernhaus gelegen, ganz neu von behauenen und in einander gefügten Baumstämmen aufgeführt. Das gelbe Strohdach hing, nach ländlicher Bauart, weit vor, um den kleinen Fenstern und dem nächsten Raum vor der Hütte Schatten, oder beim Regenwetter Schirm zu verleihen. Ein kunstlos um die Wohnung gezogener Hag von zusammengeflochtenen Scheiten deutete auf die Anlage eines kleinen Gemüsgartens der Eigenthümer.

In selten besuchter Wildniß den Spuren der schaffenden Menschenhand begegnen, spricht jedes Gemüth freundlich an. Doch Gangolfs Aufmerksamkeit ward plötzlich von einem ganz andern Gegenstand festgezaubert. Neben der Stelle, wo er aus dem Walde hervorgegangen war, bildeten die vielblüthigen Aeste eines wilden Quittenbaums, durchflochten vom Laubwerk der Waldrebe und dem Grün und Roth eines dazwischen aufgeschossenen Weinrosenstrauchs, ein vorhangendes, zitterndes Dach, in dessen leichten Schatten ein junges Mädchen schlief. Aber eine große, schwarzbraungeschuppte Juraviper bewegte sich in engen Windungen über die Schlummernde hin, streckte gegen Gangolf Kopf und Hals auf, und züngelte ihn drohend an, als wäre sie zum Schutz der Schläferin da. Gangolf erstarrte. Zwar das Antlitz der Jungfrau, von ihm abgewandt, seitwärts auf

dem Arm liegend und vom vorgefallenen Goldgeflecht des Haupthaars zum Theil bedeckt, erblickt' er nicht. Doch dieſe zarte, in das weite, aſchfarbene Kleid tiefverhüllte Geſtalt, dieſen ſchönen Kopf, und im ſichtbar gebliebenen feinen Kinne das Grübchen erkannt' er. Es war die Begutte Veronika.

Jach fuhr er zur Seite, ergriff einen dürren Baumaſt, und verfolgte mit demſelben die Schlange, welche von der Begutte hinweg durchs dünne Gras dem Dickigt zuflob. Mit wenigen Schlägen tödtete er ſie. Wie er ſich wieder zurückwandte, ſah er die durchs Geräuſch erweckte Begutte vom Boden aufgerichtet, in holdſeliger Verwirrung vor ihm ſtehen. Ihre Wangen glühten dunkler, als die Röthe der Weinroſen zwiſchen den weißen Blüthen des Quittenſtrauchs. Ihre Augen, noch ſchlaftrunken glänzend, ſtaunten den Schlangentödter an, und ſenkten ſich ſchamhaft vor ihm, als er nahete und ſich ehrerbietig verbeugte.

„Es war eine Schlange, die über Euch kroch!“ ſagte er halblaut und ſtammelnd: „Verzeiht meiner Verwegenheit, Euch geſtört zu haben.“ Er ſchwieg; er hätte nichts mehr hinzufügen können. Er wagte kaum aufzublicken. Aber in dieſem plötzlichen Vonſichſelbſtkommen lag eine ſtumme Beredſamkeit, welche wohl fähig war, die Furchtſamkeit der ſchüchternen Veronika zu mildern.

Dennoch antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen und flüſternd: „Es muß wohl immer eine Gefahr ſein, derentwillen Euch Gott zu mir ſendet.“ Es umſchwebte bei dieſen Worten ein freundliches Lächeln ihren Mund, und ihr leiſes Vorneigen der Stirn ſchien der Ausdruck ihres ſtillen Dankes zu ſein.

Beide, ohne Zweifel gleich ſehr durch ihr unverhofftes Zuſammentreffen überraſcht, fühlten ihre Zungen, wie von einer unbekannten Macht, gebunden. Gangolfs Herz ſchlug, er wußte ſelber nicht, ob von Bangigkeit oder Entzücken? Und die Begutte, bei der leiſeſten Bewegung des Jünglings, zog ſich ſcheu in ſich ſelbſt zuſammen, wie die ſchamhafte Mimoſa, wenn ſie von einer Hand berührt wird. Sie warf ihre Blicke umher, und ſtreifte nur flüchtig mit denſelben über die edle Geſtalt Gangolfs, der vor keiner Königin hätte ehrfurchtsvollere Stellung annehmen können.

Sie ſpannen endlich von ſehr gleichgültigen Dingen ein Geſpräch an, während deſſen die Begutte mehrmals mit Unruhe die Augen nach der Hütte im Hintergrund der Wieſe wandte.

„Zu jenes Eure Wohnung in dieſer Wildniß?“ fragte er.

„Nicht unſer Eigenthum,“ erwiederte ſie; „mein Vater hat nur Haus und Garten von einem Landmann des Dorfes Erlinsbach gemiethet. Be-

liebt es Euch, mir zu folgen und auszuruhen? Der Tag wird heiß! und Ihr habet Euch vielleicht in der Hard verirrt. Wollet Ihr Euch bei uns erquicken, so steht unser mäßiges Mahl von Brod und Milch bereit."

„Nur einen kühlen Trunk Waſſers erbitt' ich von Eurer Güte!" antwortete Gangolf, froh der empfangenen Erlaubniß. Selig ging er ihr nach. Die Einöde war ein Himmel. Die hohen Tannen rings umher in ihrer finstern Majeſtät ſchienen ſtolz zu ſein, dies verborgene Paradies zu hüten. Als Veronika ſich der Hütte nahete, säuſelten ihr freundlich, wie zum Gruße, die Wipfel der halbtauſendjährigen Eichen entgegen, welche links und rechts der beſcheidenen Wohnung ihre grünen Arme über derſelben verſchränkten.

Tiefgebückt unter der niedern Hausthür trat ein langer, hagerer Mann hervor, den Gangolf am langen, eisgrauen Haar des Hauptes und Bartes und an den harten Zügen des Geſichts ſogleich erkannte. Es war der Lollhard.

„Tretet geſegnet in den Schatten meiner Hütte!" ſagte derſelbe und reichte dem jungen Manne die knöcherne, dürre Hand zum Willkommen: „Welch ein Geſchäft führt Euch dieſen Berg herauf, den man ſonſt ſelten beſucht?" Dabei lud er ihn ein, ſich auf dem hölzernen Bänkchen unter dem Hüttendach niederzulaſſen. Gan-

golf nahm gern die Ruhe an, und erzählte, indem er seinen Namen und Wohnort nannte, welche Zufälligkeiten ihn in die Hard gebracht hatten, wo er die Jungfrau schlafend neben der Schlange gefunden.

„Es war eine laue, sternhelle Nacht," sagte der Lollhard, „und das Kind durchwachte sie mit mir fast gänzlich, unter Betrachtungen und Gebeten. Darum ist es von Müdigkeit überfallen. Warum aber erschlaget Ihr die Schlange? Die Unschuld schlummert sicher, wie zwischen den Löwen Daniel; denn es wachen die Engel des Allmächtigen über sie."

Die Worte des Greises machten auf Sangolf einen wunderbaren Eindruck. Zwar Veronika hatte sich schon entfernt, als er sein Gespräch mit dem Alten begonnen; aber noch sah er sie, in seiner Einbildung, schlummernd unter den Weinrosen und silbernen Quittenblüthen, und als der Greis von wachenden Engeln redete, strömte himmlischer Glanz über das reizende Bild nieder.

Bald nach diesem trat die Begutte aus der Hütte hervor, in ihrer Hand eine hölzerne Schale voll krystallhellen Wassers. Damit ging sie zum Gast, und überreichte sie ihm schweigend und zitternd.

„Möge," rief der Lollhard, als er den Jüngling trinken sah, „möge Euch bald, edler Herr,

der Brunnen des Waſſers, das in das ewige Leben quillt, die dürſtende Seele laben!“ Er ging mit dieſen Worten in die Hütte, um Brod herbei zu bringen. Aber Gangolf ſetzte nach einigen Zügen die Schale von den Lippen ab, und blickte zur Jungfrau mit dankbarer Rührung hinauf. Sie ſtand vor ihm in ſtiller Demuth, die Augen geſenkt zur Erde, das ſchöne Haupt, wie in ſtillem Sinnen, ein wenig ſeitwärts geneigt. Dann ſah ſie ihn an. Aber wie ihr Blick in dem ſeinigen verſank, loſete ſich ihr Ernſt in ein unſchuldiges, wahrhaft göttliches Lächeln auf, während das Roſenlicht der Scham ihr ganzes Geſicht umfloß. Er aber, in der zitternden Hand die Schale, konnte die Augen nicht wieder von ihr wenden. Sein Herz pochte. Er wollte zu ihr ſprechen; doch das Wort erſtickte im Munde. Eine plötzliche Gluth überlief ſeine Glieder. Der Odem fehlte. Die ganze Welt um ihn verſank in Dämmerungen. Die Schale fiel aus ſeiner Hand.

„Wie werdet Ihr ſo blaß; Euch iſt nicht wohl!“ rief ſie beſorgt: „War Euch der Trunk zu kühl?“ Sie fürchtete, er würde ſinken, und ſtreckte ängſtlich ſchon die Hand gegen ihn. Da verneinte er, geneſend, mit ſtummem Lächeln dem Kopf ſchüttelnd; ergriff die Spitzen ihrer zarten Finger, führte ſie zu ſeinen brennenden Lippen und das entflohene Roth kehrte ſchnell in

seine Wangen zurück. Veronika aber erblaßte und zitterte und trat einen Schritt zurück.

„Mir iſt wohl!“ ſprach Gangolf ſanft. Er nahm die Schale vom Erdboden, ſtand auf, und blieb vor Veronika unbeweglich, in einer ſtillen Entzückung. Sein ganzes Weſen glich einer zum Himmel lodernden Flamme.

„Daß ich jetzt ſterben könnte!“ ſagte er mit ſeligem Hinblick zum Himmel, indem der Greis mit Brod und Wein aus der Thür hervorging.

„Sterben!“ rief der Lollhard und ſah, indem er das Brod und den irdenen Weinkrug auf ein Tiſchchen am vordern Ende der Bank ſetzte, den Jüngling ſeitwärts voll Ernſtes an: „Sterben, Herr Gangolf? Habt Ihr ſchon gelebt?“

Die Begutte wandte ſich mit geſenktem Haupte von den Männern hinweg und begab ſich mit ſchwankendem Schritt in die Wohnung, als Gangolf ſagte: „Ich habe gelebt.“

„Irret Euch nicht, edler Herr!“ ſprach der Lollhard: „Traum iſt kein Leben. Im Leben iſt Klarheit und Wahrheit; iſt kein eigener Wille, ſondern das Wollen Gottes durch uns; denn nur in Gott iſt Klarheit und Leben. Werfet ab die Banden des Schlafes, worin Welt und Teufel die Kinder der Menſchen gefangen halten, und erwachet in Gott; Der Herr aber verleihe mir Kraft, Euch zu wecken; Euch vor tauſend Andern;

denn Ihr scheinet die Zeichen der Berufung und Erwählung an Euch zu tragen."

Der Lollhard fuhr noch lange fort in diesem Geiste zu reden, welcher wenigstens diese heilige oder unheilige Wirkung auf den Junker Trüllerey hatte, daß er, nachdem er die Predigt eine volle Stunde, mit geringer Andacht freilich, angehört hatte, in der That wie aus einem Traum wach, oder wie aus einem Rausche plötzlich nüchtern geworden war. Die schöne Begharde war nicht wieder gekommen. Aber seltsam genug, Gangolf zitterte, sie wieder zu sehen. Er hielt es für Zeit, die heilige Familie nicht länger in ihrer Einsamkeit zu stören, sondern sich auf den Heimweg zu begeben. Der Lollhard ergriff den langen Wanderstab, um den Gast eine Strecke zu begleiten. Sie gingen. Aber indem sie aufbrachen, durchbebte noch ein wunderbarer Schauer das Innerste des Jünglings, als von der Hüttenthür hinter ihm ein Geräusch kam. Er sah zurück; doch die Vermuthete war es nicht, sondern ein junges Bauerweib, welches aus der Hütte in den kleinen Garten ging.

Der Lollhard knüpfte unterwegs seine Predigt wieder an, wo sie abgerissen war. Als sie Beide den Wald durchwandert hatten, senkte sich der Weg in ein Thal, das oben, wo sie aus dem Gebusch traten, zwischen Laubhölzern und

Felsen schmal, aber nach unten erweitert, den Berg hinablief. Drunten wanderten sie an einem langen verfallenen Gebäude vorüber, welches vorzeiten zur Benutzung einer Heilquelle für Kranke errichtet war, welche baden wollten. Ohnweit davon erhob sich eine kleine dem heiligen Laurentius geweihte Kapelle in offenen Wiesen, am Fuße der grauen Felsen der Ramsflue. Ringsum Gebirg und Wald. Der Thalkessel schloß sich links gegen die Hütten des Dorfes Erlinsbach auf.

Hier verließ der Lollhard seinen jungen Freund, welchen er schon wie einen Halbbekehrten betrachtete und den er wohlwollend ermahnte, zuweilen in die Einsamkeit der Hard zurückzukehren, wenn ihm daran gelegen wäre, seine verirrte Seele zu retten. Gangolf schüttelte ihm dankbar die dürre Hand, und schlug seitwärts wohlbekannte Wege durch die finstern Tannenwälder des Hungerberges ein, um schneller Aarau und den Freihof zu erreichen.

22.

Der zweite Besuch.

Einen heiligern, als den heiligen Abend vor Pfingsten, glaubte Gangolf nie erlebt zu haben.

Die weite Welt hatte eine neue Anmuth angenommen. Die Häuser der Stadt, die ländlichen Strohhütten am Gebirg, die Gärten, die Höhen, die Thalungen, die Nähen und Fernen sah er in überirdisches Licht getaucht; die Wellen der Aare rauschten feierlicher am Thurm und an der Stadt vorüber; die Winde schienen mit leisen Engelsstimmen zu singen und die bewegten Zweige sich in Schauern der Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Göttlichen zu neigen. Er war mehr als glücklich. Er athmete eine wunderbare Seligkeit. Niemand besuchte am Pfingstsonntage mit tieferer Andacht die von grünen Zweigen geschmückte und durchduftete Pfarrkirche der Stadt. Auch über sein Gemüth war die Fülle des heiligen Geistes ausgegossen, wie vor Jahrhunderten über die Zwölfboten und Jünger des Herrn. Er sandte reiche Almosen durch die Stadt, allen dürftigen Haushaltungen, die er kannte. Einigen trug er es selber hin in großer Demuth und Freude.

In seiner Begebenheit auf der Hard erblickte er übernatürliche Verumständungen. Die Gottheit selbst hatte ihn zu jener geweihten Einöde gesandt. Das weiße Hündlein, welches ihn geführt hatte, war nicht durch Zufall gekommen und verschwunden; und die Schlange, welche, wie ein böser Geist den Schatz, Veronika's Schlummer bewacht hatte, schien sich, wie ein

Sinnbild der mißgünstigen Hölle, zwischen ihm und dem Himmel gelagert gehabt zu haben. Doch war es keine üble Vorbedeutung gewesen, daß das Giftthier von ihm erlegt worden war. Es zog ihn unendliche Sehnsucht nach der Einode; aber er wagte es nicht, sie zu füllen. Er zitterte vielmehr vor dem Gedanken, die Heilige jenes Waldes wieder zu sehen; denn er fand sich zu unwürdig, ihr in seiner Unvollkommenheit nahe zu sein, ihr, die an Schönheit und Heiligkeit des Sinnes, an innerer und äusserer Herrlichkeit über alle Kreaturen erhöht war. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sich mehr erlaubte, als von seinem Fenster aus im Thurmsaal hinüber zu schauen in die dunkeln, über einander aufragenden Berge jenseits der rauschenden Aare. Dort, wo die Sonne Abends unterzugehen, und dann, durch schwarze Zweige und Wipfel der Tannen, ihr brennendes, blendendes Roth zu strömen pflegte, dort war die verdeckte Höhe des geweihten Gebirgs. Dort dachte er sich die Tochter und Erbin des Himmels im Strahlenglanz des Sonnenunterganges, wie in einer Verklärung auf Tabor. Dort bezeichnete ihm noch in der Nacht der ruhige Glanz des Abendsterns, wohin er den Blick zu wenden habe: denn der Stern schwebte ja über ihrer niedrigen Hütte, wie einst den Weisen aus

Morgenland der Wunderſtern über der bethlehemitiſchen Krippe.

Zuletzt würde er ſich in ſtiller Schwärmerei die einſame Bewohnerin der Hard, als ein ätheriſches Weſen im Umgang mit den Seraphinen des Himmels, vorgeſtellt haben, wenn die Sehnſucht nicht endlich ſeine Schüchternheit überwältigt, und er ſich nicht auf die Wallfahrt zur heiligen Höhe gemacht hätte. Es geſchah nicht ohne langen Kampf mit ſich ſelbſt. Er hatte ſich auch, er wußte ſelber nicht recht, wozu? mit größerer Sorgfalt gekleidet; nicht prächtiger, aber einfacher, ſauberer, gewählter. Und, o des irdiſchen Menſchen! vor dem keinen Spiegel im väterlichen Zimmer hatte er ſogar hoffnungslos und traurig die Augen niedergeſchlagen, denn da war ihm plötzlich aufgefallen, daß er ſo ganz und gar nicht angenehm, kaum erträglich, ſondern weit eher häßlich zu nennen wäre.

Als er jenſeits des Hungerberges in's Thal niedergeſtiegen, und in die Nähe der kleinen Kapelle gekommen war, wo eben hoch um den zerriſſenen Gipfel der Ramsflue ein Steinadler in weiten Kreiſen ſchwebte: befiel ihn neue Bangigkeit, wahres Zittern vor dem Herannahen des großen Augenblicks, da er den Wald, die Wieſe, die Hütte unter den ſchirmenden Eichen ſehen würde. Er ſtieg langſam hinauf in's Gebirg; er trat mit

Herzpochen in den geheiligten Wald; kalt und heiß, wie Fieberschauer, durchzuckte es ihn auf der Wiese beim Gewahrwerden der Hütte, welche wie von Engeln aus einem heiligen Lande hieher getragen zu sein schien; es ergriff ihn fast Schwindel, als er unter das vorragende Strohdach trat. Er mußte zuvor auf dem Bänkchen ruhen und Kraft und Odem schöpfen. Niemand war zu sehen; doch die Thür der Wohnung halboffen. Er hörte drinnen eine Stimme, doch war es weder der weiche Ton der Begutte noch die knorrende, harte Stimme des Alten, sondern eine fremde.

Tritte geschahen. Eine schlechtgekleidete Pilgerfrau ging aus dem kleinen Hause, bleichgelben, krankhaften Gesichts, in der einen Hand einen großen, weißen Stab und langen Rosenkranz, in der andern ein geringes Reisebündlein. Ein Auge schien ihr erst neulich durch Unglück verloren gegangen zu sein; denn unter dem darüber gebundenen schwarzen Bande erkannte man noch Blutspuren. Ihr Haupt war größtentheils verhüllt, und von einem breitkrämpigen Hut bedeckt; ihr Mantel, nach Pilgerweise, mit einzelnen darauf befestigten Austerschalen und andern Meermuscheln geschmückt. — Hinter dieser betagten Wallfahrterin trat, ihr das Geleit gebend, jenes junge Bauerweib aus der Wohnung, welches Gangolf schon das erstemal hier wahrgenommen hatte.

Es fiel ihm auf, daß das bußfahrende Weib, bei aller Gebrechlichkeit, Ermüdung oder Altersschwäche, den Kopf behend rückwärts, rechts, links drehte, sobald es in's Freie kam, und ihn selber zweimal flüchtig, doch scharf, mit dem übriggebliebenen, funkelnden Auge betrachtete. Nicht minder erregte es seine Verwunderung, welche das junge Bauerweib unter der Thür mit ihm zu theilen schien, daß die schwankenden Schritte der Pilgerin beim Weitergehen immer mehr Festigkeit gewannen und, auf der Wiese, bei zunehmender Entfernung, an Schnelligkeit wuchsen. Plötzlich war die Alte in Gebüsch und Wald verloren.

„Wer iſt dieſe Wallſchweſter?“ fragte der junge Ritter die Bäuerin an der Thür.

„Ach!“ antwortete die Befragte, welche ſich erſt von ihrem Erſtaunen erholte: „ſie iſt gar weit her; kömmt von den heiligen Oertern; verſprach um ein Almoſen St. Johannis Evangelium für uns zu beten. Doch der Alte hier im Hauſe mag die herumziehenden Beter nicht leiden, gab ihr eine harte Mahnung, Brod und einige Angſter, und hieß ſie weiter gehen. Ich hatte Erbarmen mit der Frau, aber, ſegne mich Gott! ich glaube faſt, ſie iſt etwas nicht Natürliches. — Wollet Ihr eintreten, Herr?‘

Bei den letzten Worten hatte ſich die Bäuerin von der Thür zurückgezogen, um ihm Platz zu

machen. Er ging unwillkührlich. Auf dem Herde brannte ein halberloschenes Feuer. Die Bäuerin öffnete seitwärts eine andere Thür. Ein Schauer umwehte ihn. Er stand in einem niedern Zimmer, dessen Wände und Decke mit feingehobelten Tannenläden vertäfelt waren. Am kleinen, saubern Tische saßen der Lollhard und die Begutte bei ihrem Mittagsmahle, welches in zwo irdenen Schüsseln aufgetragen war; in der einen ein Stück Lammbraten, in der andern Brunnenkresse an Salz, Essig und Nußöl.

Bei diesem Anblick, bei den freundlichen Begrüßungen, und wie er sich zum Tisch setzen sollte, wußte Gangolf kaum, wie ihm geschah. Es war, als fiele ein langer Zauber von ihm ab. Statt der himmlischen Licht- und Glanzgestalt seiner Träume, saß ihm nur ein schönes, zartgebautes, irdisches Mädchen an der Seite, welches die eben empfundene Ueberraschung mit einem Erröthen bezahlen mußte. In stummer Verwirrung und sprachlos blickte Veronika vor sich nieder, während er muthiger, denn je, und sich selber unbegreiflich, sie einigemal seitwärts betrachtete, um gewiß zu werden, ob sie wirklich es sei, oder ob er sich täusche, oder bisher sich getäuscht habe? Bald aber, wie er sie anredete, wie sie mit holdseliger Schüchternheit und doch nicht ohne trauliches Wesen antwortete, ward er von neuem un-

gewiß, ob ſie in dieſem Augenblick, oder aus der Vergötterung ſeiner Träume, liebenswürdiger ſei? Er fand ihre oder ſeine Verwandlung wunderbar, aber in jedem Fall dabei Gewinn. Er begann die Sprache des Hausfreundes, oder wenigſtens des Bekannten, zu führen. Er nahm an dem einfachen Mahle Theil, wiewohl es ihm faſt Verſündigung ſchien, in Veronika's Nähe einen Biſſen zum Munde zu führen. Auch kam ihm beinahe unglaublich vor, daß die zarte Heilige wirklich gleich andern Sterblichen eſſen konne. Aber ſie aß, wenn auch nur ſo wenig, daß ihr Mahl kaum einen kleinen Singvogel des Waldes geſättigt haben würde; und dabei lächelte ſie ihn zuweilen im Geſpräch mit verſchämten Wangen an. Faſt dünkte ihn dies Menſchliche, worin ſie ihm näher ward, weit göttlicher, als das Himmliſche vordem.

Nach Beendigung der einfachen Mahlzeit, welche ſich durch Gangolfs Erzählungen von ſeinen Reiſen, von ſeinen Bekanntſchaften, von ſeiner Lebensweiſe im Freihofe zu Aarau ſehr verlängert hatte, faltete der Lollhard betend die Hände, fiel auf die Knie und ſenkte Arme und Stirn demuthsvoll auf den Fußboden des Zimmers. Auch die Begutte warf ſich in einen Winkel des Gemachs betend nieder, und legte ihr Antlitz über die gefalteten Finger auf die hölzerne Wandbank. Der

Ritter, den die Sitte der Andacht rührte, folgte dem Beispiel. Er konnte nicht beten, und doch war sein ganzes Gemüth voller Gebet. Es ergriff ihn bei dem Gedanken an das höchste Wesen, vor welchem jetzt ein Greis und ein Engel im Staube lagen, unaussprechliche Ehrfurcht und Wehmuth. Er stammelte leise, mit dem Gedanken an den, der allgegenwärtig lebt, drei Namen, die ihm theuer waren: den seines Vaters, den des Lollharden und Veronika's. Eine Thräne drang ihm heiß in die Augen. Er stützte sein zur Brust gesenktes Haupt an die Wand, in solcher frommen Selbstvergessung, daß er noch kniete, als die Andern schon aufgestanden waren. Ihr Geräusch rief ihn, wie aus einer andern Welt, in die Wirklichkeit heim.

Er stand vor Veronika, nur noch halb gesammelt. Sie sah die Thränen an seinen Wimpern, und blickte ihn mit sichtbarer Rührung, stumm und stillächelnd an. Auch der Alte bemerkte Gangolfs nasse Augen. Er führte ihn bei der Hand hinaus unter das Schirmdach vor der Hütte auf die Bank, entschlossen, die Bekehrung des Jünglings keinen Augenblick zu verzögern, die er zum Heil an dessen Seele längst beschlossen haben mochte.

„Ritter," sprach er mit einem Tone von Herzlichkeit, der ihm sonst nicht eigen war, „es will mich bedünken, als hab' Euch der Geist Gottes

heraufgeführt in dieſe Einöde der Hard, daß Ihr die höchſte Seligkeit finden möget, nach der Euer innerſtes Verlangen dürſtet."

„Ich ſelbſt faſt glaub' es!" antwortete Gangolf beſtürzt und verlegen, mit niedergeſchlagenen Augen; denn er gedachte anderer Seligkeit, als der Alte, und zitterte heimlich vor deſſen Eröffnungen.

„So leget ab", fuhr der Lollhard fort, „Eure weltliche Furcht, Eure Knechtſchaft in der Gewalt der eingeführten Sitten des Lebens, Eure abgöttiſche Schätzung der Gefäße des Staubes, der ſteinernen Altäre und Tempel, der gelehrten und verkehrten Pfaffen und ihrer Baalslehren. Sehet hier, vom Wieſengrund bis zum Firmament, den Tempel des Allerheiligſten, der nicht von Menſchenhand gebaut worden iſt! Schauet aufwärts zur Sonne und den Sternen, dort ſind die wahren, ewigen Lichter! Eure Gebete ſind die rechten Wallfahrten, Eure Seufzer die Heiligenfeſte. Alles Andere iſt Prieſtertrug vom Anfang bis zum Ende. Werfet ab das Joch Eurer Vorurtheile, Eurer Einbildungen von Geburt, Stand, Reichthum, Ehre. Laſſet Euch nicht durch die Welt, nicht durch Euch ſelbſt bewegen. Werdet frei, handelt wie die Macht des Geiſtes Euch treibet, und Ihr werdet, als wahrer Sohn Gottes, nichts mehr wollen, denn was Gott in und durch Euch will.

Es gibt keine Sünde, es gibt keine Hölle, als in unserer schnöden Selbstsucht und Verwachsung mit dem Schein und Trug der Welt."

— Wie werd' ich das können? fragte Gangolf, von der frevelvollen Frömmigkeit des Alten betroffen und verlegen.

„Ihr fraget," antwortete Dieser, „wie der reiche Jüngling Christum den Herrn, unser Vorbild. Ich aber spreche: Waget es, streifet die Welt ab; gebet, was Ihr habet, den Armen, und seid reich; schleudert Stammbaum und Adel in die Flammen, und seid edel; verachtet, um in Gott zu wandeln, das Urtheil der blinden, befangenen Menschheit, und Ihr seid göttlich und sündenlos, eine reine Ausstrahlung des Wesens aller Wesen. Denn der innere Mensch muß rein flammen, als ein heiliges Feuer; alles Aeussere ist Todtenwerk. Denn was kann Euch das Bespritzen mit Taufwasser, was Seelenmesse, was priesterlicher Ablaß frommen?"

— Wie? seid Ihr auch wahrhaft ein Christ, oder ein Heide? rief Herr Trüllerey ganz erschrocken, und rückte dabei etwas auf der Bank zurück.

„Höret mich an, ich will Euch ein Geheimniß offenbaren!" sagte der Alte halblaut, doch wurdevoll: „Ein neues Weltalter ist nahe, das letzte vor dem Untergang aller Dinge! Nachdem

Gott Vater in den Tagen des alten Bundes vergebens durch den Mund der Propheten, dann vergebens der Sohn durch die frommen Zwölfboten zum sündlichen Geschlecht der Menschen geredet, wird nun, im dritten Alter der Welt, nach dem Rathschluß Gottes, der vom Vater und Sohn ausgehende Geist das ewige Evangelium offenbaren. Denn was der Allmächtige zweimal begonnen, kann er das unvollbracht lassen? und was sein Mund verheißen, kann das unerfüllt bleiben? Siehe, so sendete er nach Christum nun den Tröster der kranken Welt, den heiligen Geist."

— Ich bin ein ungesattelter Theologus, versetzte der Ritter: und weiß nichts zu erwiedern. Doch möcht' ich wissen, von wannen Euch die Offenbarung der geheimen Dinge geworden sei?

„Durch den Geist Gottes, der mich ergriffen und zu seinem Werkzeug erkoren hat!" antwortete der Lollhard mit Wärme: „Ich stand einst hoch, er stürzte mich in den Abgrund; ich war einst irdisch begütert, er schleuderte mich hinaus in Elend und Noth; ich ward durch die zärtliche Liebe einer Gattin getröstet, und er brach auch diese Naturbande, und ich weinte mit meinem Kinde über dem Leichnam einer Heiligen. Da verblutete mein Herz. Meine Tochter fandt' ich in ein Kloster, sie Gott zu weihen. Damals aber wandelte ich noch in Blindheit des Herzens, im

todten Naturlicht, und wußte nichts vom Gotteslicht. Ich floh in die Einöden. Da erweckte mich der Geist zum wahren, innern Leben, als ich des erleuchteten Predigers Johannes Taulerus Buch deutscher Theologie durchforschte, und endlich zum rechten Verstande dessen, was Adam und Christus sei, gelangte. Dazu half mir insonderheit der gottbegeisterte Mann, Niklaus von Buldesdorf, der mir das Licht des ewigen Evangeliums angezündet hat. Und ich erhob mich und ging aus der Einöde hervor, gerufen vom heiligen Geist, nahm die arme Veronika aus dem Kloster, aus den Klauen des ehebrecherischen Roms. Wir besiegten die Welt, indem wir ihr entsagten!"

— Ihr nanntet vorhin den Niklaus von Buldesdorf! sagte schaudernd der Ritter: Wisset Ihr denn nicht, daß er von den zu Basel versammelten Vätern ergriffen, verdammt und in den Gefängnissen für die Flammen des Scheiterhaufens aufbewahrt ist? Sehet Euch vor, daß Ihr nicht den Ausgang dieses Mannes nehmet!

Mit Erhabenheit und glänzendem Blick und Antlitz, worin wirklich der Schwärmerei überirdische Heiterkeit wohnte, erwiederte der Greis: „Was mehr, wenn sie den Leib todten? Wer sich ewigen Seins erfreut, achtet des nichtigen Lebens wenig. Täglich sterben Tausende; warum

ſoll mir, der ewiglich iſt, wichtig ſein, ob ich zu den Tauſenden von heut oder morgen zähle? — Sie haben die Propheten des alten Bundes geſteinigt und getödtet; ſie haben Chriſtum, die Apoſtel und Märtyrer gekreuzigt und getödtet. Heut überantworten ſie die Auserwählten Gottes den Flammen. Des Teufels Macht iſt groß. Immerdar hat ſich die abtrünnige Welt geſträubt wider diejenigen, welche zur Heiligung und Rückkehr ermahnten. Es iſt keine Wahrheit, keine Freiheit, kein Recht oder anderes Kleinod von der Menſchheit empfangen worden, ohne blutige Opfer. Herr Trüllerey, Ihr werdet mich Lobgeſänge anſtimmen hören, wenn die Scheiterflammen ihr goldenes Gewölbe über meinem Haupt zuſammenbauen."

— Wie? möget Ihr Veronika's Schickſal vergeſſen? Wohin ohne Euch die Verlaſſene? rief Gangolf, mit der Stimme des Entſetzens.

„Wohin? Die Strahlen der Gottheit kehren in die Gottheit zurück!" antwortete der Alte mit erhabener Gelaſſenheit: „Aber ich ſage Euch, der große Tag des Herrn iſt vor der Thür! Die Stunden des zweiten Weltalters ſind verlaufen. Der Morgen des ewigen Evangeliums graut, und die leidende, ſeufzende Kreatur harret nicht länger auf die Ankunft des Reichs der Vollendung. Bereitet Euch! Die Meßopfer, Geplärre und fal-

schen Lehren Eurer Priester werden abgethan. Die Völker treten zu Gott, anbetend in Geist und Wahrheit. Eure Burgen, Eure Kirchen sind unreine Gefäße. Sie werden zerschlagen. In der Kindschaft zu Gott gibt es nur gleichverbrüderte Wesen; keinen Adel, keine Leibeigene, keine Herren, keine Knechte. Das ist die Herrlichkeit des ewigen Evangeliums, daß die unmündige Menschheit zur Mündigkeit eintritt, und die teuflischen Erfindungen des Stolzes und der Habsucht zertreten werden im Staub."

Gargolf starrte den begeisterten Priester des Evangeliums an, ungewiß, ob er ruchlos rase, oder höhere Weisheit vom Himmel offenbare. Endlich sammelte er sich und sprach: „Fürchtet Ihr denn nicht, daß Euch die heilige Kirche wegen Eurer vermessenen Rede in Bann thue?"

„Fürchten!" erwiederte der Tollkühn mit Hoheit: „Fürchten, die Zerfallende, die Zertrümmernde! Ihr habet keinen Gottesdienst, sondern Kirchen- und Priesterdienst. Ich habe Gott, Gott hat mich. Er ist der Kern und das Leben; alles Andere todte Schale. Gott ist das Eine, ist Alles, in allen Gestaltungen im Seraph, im Baum, in der verachteten Laus. Ich thue keinen Schritt, Gott begegnet mir. Ihr wandelt noch in der Blindheit; Ihr kennet, Ihr sehet ihn nicht bei dem trüben Naturlicht, dem Ihr mit Euern irdi-

ſchen Lehrern folget. Ihr betet nur Staub an. Ihr dienet dem Geiſte mit todtem äuſſerm Gepränge. Nicht Moſes, nicht Chriſtus, der Gottesſohn, lehrten, was Ihr in Euern Kirchen lehret, plärret und thuet."

Bei dieſen Worten ſtand der Alte plötzlich auf und ſagte: „Nun iſt's genug für heut. Ich ſollte Euch wecken. Gott wird ſich ſelber in Euch offenbaren. Seid ſtill. Harret der Ankunft des heiligen Geiſtes. Gebet in Euch. Er wird aus Euerm Innern zu Euch reden und Euch erfüllen, und was Ihr nachher thut, wird von ihm ſein."

Gangolf blieb träumend auf der Bank und ſann den ſonderbaren Worten des alten Mannes nach, der ſich entfernte.

Ohne Zweifel ſind die Leſer dieſer Begebenheiten nicht minder über die frevelvolle Frömmigkeit des Alten erſtaunt, als der junge Ritter. Indeſſen waren Schwärmer dieſer Gattung von jeher in den Schweizergebirgen keine Seltenheit, und ſind es bis auf dieſen Tag nicht. In der Einſamkeit ihrer ſchönen Thäler oder Alpgebirge, umſchwebt von den Bildern einer majeſtätiſchen Natur, hingegeben ihren eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge, ward ihnen der gemeine Kirchenglaube zu enge, und alles Gepränge des üblichen Gottesdienſtes kleinlich. Sie feierten nach eige-

ner Weise in ihrem Gemüthe das höchste aller Wesen auf höhere Art. In der Freiheit ihres einfachen, stillen, mußevollen Hirtenlebens mußte ihnen der Zwang kirchlicher und bürgerlicher Ordnungen widerwärtig oder lächerlich erscheinen, je mehr er sich von der Einfalt der Natur oder den lautern Sprüchen des gesunden Menschenverstandes zu entfernen schien. Es bildete sich unter den Einflüssen einer lebendigen Einbildungskraft und eines tieffühlenden Gemüths in ihnen jene innere oder geheime Religion aus, welche der Zorn weltlicher oder geistlicher Obrigkeiten vergebens seit Jahrhunderten verfolgte, weil dieselbe nicht nur der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung, sondern selbst der sittlichen Hohn sprach. Denn bei den überspannten Vorstellungen dieser Schwärmer von innerer Heiligkeit und Einheit mit Gott ward ihnen das Irdische so verächtlich, daß sie in demselben nicht mehr glaubten sündigen zu können. Gemeinschaft der Güter und der Weiber schien ihnen gar zu oft nur Rückkehr in Paradiesesunschuld zu sein, und ein allzuvertrauter Umgang so wenig Sünde, als die Stillung des Hungers und Durstes.

So lebten viele, mit Verachtung alles Weltwahns, wie sie es nannten, auf ihren Bergen, in ihren Dörfern und Weilern, als Klausner in Wäldern, oder ohne Heimath, wie die zahllosen

Lollharden, Begharden, Begutten und Beguinen. Sie wohnten selbst in Städten, häufig in Bern und Freiburg; thaten den Armen wohl; bauten Siechenhäuser und den Wanderern Herbergen. Schon im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wurden sie mit Hunger, Gefängniß, Kirchenbuße, Güterverlust und Hinrichtungen auf's schwerste und vergebens verfolgt. Wie im Unterlande Bruder Karl, im Zürichgau Bruder Burkhard, starb Bruder Niklaus von Buldesdorf eines freudigen Todes auf dem Scheiterhaufen. Noch heutiges Tages würden sich die Schwärmer von Amsoldingen, der Messias von Mitteln im Entlibuch, der Geheiligte im Irrenhause zu Königsfelden, oder die Erweckten von Wildenspuch im Zürichgau nicht geweigert haben, ihren Vorgängern psalmodirend in den Feuertod zu folgen.

Dem jungen Ritter ward, in seinen Betrachtungen über die Reden des Einsiedlers der Hard, nichts weniger als leicht, das theologische Chaos zu entwirren. Wie, dem Sprichwort zufolge, Narren und Kinder die Wahrheit sagen, überraschend, klar, oft derb, mitten unter kindischen Albernheiten oder wahnsinnigen Grillen, so fand er's auch hier wieder. Doch mit seinem Kirchenglauben ganz wohl zufrieden, den er weder zu zergliedern noch zu verfechten Neigung fühlte,

überließ er das Geschäft gern Andern. Nur konnt' er doch die Neugier nicht unterdrücken, ob auch Veronika, die eben aus der Hütte hervorging, gleich ihrem Vater das nahe Reich des ewigen Evangeliums erwarte, und wie sich die krause Gottesgelahrtheit desselben, von ihren schönen Lippen gepredigt, ausnehme?

Er gesellte sich mit heimlichem Beben zu ihr, als sie ihn einlud, in dem Schatten des Waldes, dicht hinter der Hütte, Erfrischung zu suchen. Ganz zum Lustwandeln war hier von der Natur ein geräumiger Gang unter dem Laubgewölbe hoher Buchen angelegt, deren Stämme weiß und dunkelgefleckt, zuweilen malerisch vom Epheu umsponnen, eine weite erhabene Säulenhalle bildeten.

„Ich bin froh," sagte er, „mich an Eurer Seite zerstreuen zu dürfen. Ich war im Nachdenken über die Mittheilungen Eures frommen Vaters verloren. Er erwartet eine wundervolle Zeit. Ich habe ihn aber nicht ganz begriffen, und keine Klarheit in dem gefunden, was er von göttlichen Dingen lehrte."

„Ihr werdet wohl auf diese Klarheit nicht hoffen!" sagte Veronika, ernst vor sich niederblikkend: „Wir sehen hienieden nur in einem dunkeln Spiegel. Aber wir haben ja Alle das Gefühl der Gottheit in uns, weil wir aus der Gottheit sind

und zu ihr gehören. Und bleiben wir eins mit ihr, iſt's genug zu unſerm Heil. Alles Andere iſt Staub, oder ein Gebilde menſchlicher Vorſtellungen; wir wiſſen nicht, was das Wahre iſt; ich weiß es nicht. Eins weiß ich, das iſt wahr. Aber ich habe keine Zunge, das auszuſprechen."

Gangolf, dem die Rede der ſchönen Begutte ſilberner als Saitenſpiel klang, verſtand jedoch von ihr noch weniger, als vom ewigen Evangelium des Lollharden. „O daß Ihr das ausſprechen könntet!" ſagte er: „Ich möchte Alles und nichts Anderes wiſſen und haben, als was Ihr. Dann würd' ich mich ſelig heißen."

— Ihr habt es! erwiederte ſie, und es flog, wie ein heller Sonnenſtrahl, ein ſanftes Lächeln durch den Ernſt ihrer Mienen.

„Was hab' ich denn?" fragte er etwas verlegen.

— Was ich: Euch ſelbſt und das Bewußtſein Eurer eigenen, ewigen Göttlichkeit, wie ich mich meiner und meines ewigen Ungottſeins bewußt bin. Ja, wir ſind göttlichen Geſchlechts! Alles Uebrige bleibt nicht uns, aber dem All. Gott iſt das All und in dem All offenbar. Leib und Seele ſind nur Umhüllungen, Mittel, Werkzeuge, Formen für das Göttliche in uns, gehören nicht zu uns, die Vernunft ſelbſt nicht, die ein Geſetz der Naturweſen iſt.

„Wie?“ rief Gangolf erstaunt, blieb stehen und sah seine schöne Lehrerin seitwärts mit einem sonderbaren Blick an: „Also nach dem Tode gehen Leib und Seele, Vernunft, Alles unter? Was bleibt denn?“

— Ihr, der Gottessohn, Ihr! der Ewige, Ihr! wie ich, das göttliche Selbst! sagte Veronika, und blickte mit unnennbar anmuthiger Hoheit dem Ritter in die irren Augen: — Alles was aus dem unendlichen Schatz Gottes, aus der Natur, geschöpft ist, was Ihr mit allen ähnlichen Wesen gemein habet, fällt nach Eurer Entwickelung in den unendlichen Schatz zurück. Ihr fühlt und wißt es ja. Ihr selbst seid nicht die Vernunft, sondern Ihr habet sie nur, wie alle Menschen. Wäret Ihr selber die Vernunft, so wäret Ihr nicht Ihr, sondern ein sich unbewußtes willenloses Gesetz. Ihr seid nicht die Seele, Ihr habet sie, wie alle fühlende Geschöpfe, wie auch die Thiere. Ihr seid nicht der Leib, sondern Ihr habet ihn, wie alle Pflanzen. Ihr unterscheidet Euch von Allem, was ausser und inner Euch ist, als etwas Anderes, Besonderes, Höheres, Selbstständiges, in Fremdes eingekleidetes Göttliches. Alles bewegt sich und ist inner den Gesetzen der Natur, welche die Gedanken Gottes sind; die Vernunft ist das Naturgesetz unsers Ichs. Er aber, der Allordner, ist hoher denn alle Vernunft. Eben

das Bewußtſein unſerer Selbſtſtändigkeit, unſers Verſchiedenſeins von Allem iſt die Bürgſchaft unſerer göttlichen und ewigen Natur.

Der Jüngling fühlte ſich bei dieſen wunderbaren Reden der Begabte wie von einem Schwindel befallen; er wußte ſelbſt nicht, ob wegen ihrer ſeltſamen, unverſtändlichen Aeußerungen, oder wegen der faſt überirdiſchen Majeſtät, in der ſie, wie eine Prophetin, lehrend und das Geheimniß Gottes offenbarend, vor ihm ſchwebte. Eine milde, warme Röthe glänzte, wie Heiligenſchein, von dem ſchönen Antlitz, und ein Hauch der Abendluft bob Einzelnes ihres goldbraunen natürlichen Haargelocks und ſpann daraus einen Schimmer um ihr Haupt.

Sie ſchien die Betroffenheit und Verwirrung Gangolfs zu bemerken. Da legte ſie die beiden Flächen ihrer kleinen Hände, wie betend gegen einander, an ihre Bruſt zurückgezogen, ſchlug die Augen demuthsvoll nieder und ſagte mit Inbrünſtigkeit der Ueberzeugung: „Laſſet uns gut und heilig ſein, wie der Gute und Heilige, zu dem wir Abba rufen!“

„Ihr möget es wohl ſein!“ antwortete der Jüngling gerührt, und konnt' einen Seufzer nicht verbergen: „Ich aber bin ein ſündiger Menſch. O, dürft' ich Euch nur immer hören und mich durch Eure Nähe heiligen. Vielleicht würd' ich

zuletzt verstehen, was Ihr mir, wie aus fernen Himmeln, redet."

— O, edler Herr, wollet Euch nur selber verstehen, dann verstehet Ihr das, was aus den Himmeln redet. Denn Gott offenbaret sich in uns, wie er sich vor uns in allen Heiligen und Sündern offenbaret hat. Ihr wisset es besser, denn ich, warum sollt' ich's Euch sagen? Horchet nur auf die Stimme der ewigen Liebe aus den Himmeln!

„Ich höre sie ja; ich höre sie von Euern Lippen, o Veronika, und alle Sinnen und Nerven horchen in mir auf."

— Gott spricht auch zuweilen durch den Mund der Sterblichen; doch ich bin nicht würdig, des Herrn Werkzeug zu sein.

„Und doch seid Ihr es wohl, fromme Veronika; denn Eure Macht über mich ist nicht menschlicher Natur. Ich fühle mich, wenn ich bei Euch bin, wie aus mir selber herausgerissen, und, bin ich fern von Euch, meine ganze Seele von Euch erfüllt. O versuchet, und gebietet, was Ihr wollet, denn ich habe keinen eigenen Willen mehr."

— Ach, wie glücklich würd' ich arme Magd Gottes mich preisen, wär' ich die Erwählte, Euch, mein edler Herr, der Vergänglichkeit zu entziehen, und dem Ewigen und Göttlichen zu gewinnen. Ja, Euch! nur Euch! Mein Beruf auf Erden wäre vollendet!

Die Begutte sagte diese Worte mit einem Blicke stiller Entzückung zum Himmel und mit einer Unschuld, wie sie kein Raphael seinen Engeln und Madonnen gibt. Gangolf stand mit vor sich hingefalteten Händen, mit demuthsvoller, frommer Ergebung und jünglingshafter Ehrfurcht vor der Priesterin der ewigen Liebe. Sie schien ihm wieder die Göttliche aus den Träumen zu sein, die alles Irdischen entbunden ist. „Was fordert Ihr," sagte er, „das ich thun müsse, um Eurer Huld würdig zu werden?"

— Nicht meiner Huld, sondern der Huld Gottes! Für sie muß Euch selbst das Leben darzubringen leicht sein.

„Das Leben? Ach, Veronika, das Lebensopfer ist beiweitem nicht das schwerste aller Opfer! Gebietet, wann, wie, wo muß ich sterben? Ich habe ja den Tod oft nahe gesehen." — Er sagte das so treuherzig und fest und entschlossen, daß die Begutte fast erschrack und ihn mit Bestürzung betrachtete.

— Wie meint Ihr das? fragte sie mit ungewissem Tone, der eigentlich erklären wollte, daß sie ihn nicht verstanden zu haben glaube.

„Ich will sterben. O, ich habe immer Sehnsucht nach dem Tode!" erwiederte er: „Seid Ihr der Engel nun meines Todes; winket mir. Ich

gebe zu Gott. Ich sterbe rein und gut und gehe zu Gott.“

— Ritter! rief sie bestürzt und machte eine Bewegung, als müsse sie ihn aufhalten: Warum sterben? Wie könnt' ich Euern Tod wollen?

„Habt Ihr nicht mein Leben verlangt?“ sagte er und blickte schüchtern zu ihr auf.

— Nein, so wörtlich hättet Ihr mich nicht verstehen sollen! erwiederte Veronika, sich erholend: Um alles Heiligen willen, wie könnt' ich ... nein, war's Euch möglich, edler Herr, das von mir zu glauben?

„Sollt' ich an der Wahrheit Eurer Worte zweifeln?“

— Ich habe gefehlt, denn ich wollte das nicht sagen, sondern nur, Ihr müsset das Liebste zum Opfer bringen können und fahren lassen das Theuerste auf Erden.

„Wie soll ich's zum Opfer bringen, wie fahren lassen?“

— Ihr müsset es von Euch stoßen, verachten und vergessen.

„Das kann ich nicht. Das ist schwerer als Tod!“ sagte der Jüngling halblaut vor sich und mit schwachem Kopfschütteln.

— Wie? könnt Ihr das nicht? sagte sie mit kindlicher Gutmüthigkeit, und sah ihn mit besorgnißvollen Blicken an, da sie eine geheime Trau-

rigkeit wahrnahm. Doch erhob sie sich bald wieder im schwärmerischen Muth ihrer frommen unbedingten Gottergebenheit und setzte hinzu: Wenn aber Gott das Opfer verlangt, Ihr sollet, Ihr könnet es bringen, Ihr werdet es!

„Nein, nein, nein!“ rief Gangolf mit weggewandtem Gesicht, als woll' er den Schmerz verbergen, den schon der Gedanke an Möglichkeit des Opfers auftrieß: „Nein, Veronika, Euch kann ich nicht verstoßen, nicht verlassen, nicht vergessen.“

— Ich rede nicht von mir! sagte Veronika unbefangen.

„Aber ich von Euch!“ versetzte Gangolf treuherzig: „Und fordert es der Himmel, ich kann es nicht; Gott möge mir gnädig sein!“ Eine Thräne tropfte bei diesen Worten von seinen Augen, ohne daß sein Gesicht einen Zug änderte. Er blickte nicht auf. Er sah nicht, wie sie plötzlich blaß ward, und von einem Schauer ergriffen; wie sie sprachlos die Hände faltete, und wieder aus einander fallen ließ. Sie nahm endlich in ängstlicher Verlegenheit das Wort und sagte: „Edler Herr, warum redet Ihr von Dingen, die ich nicht meinen konnte?“

„Ihr sprachet von dem, was ich das Theuerste auf Erden nenne!“ antwortete er ruhig, aber niedergeschlagen.

Sie erblaßte abermals, und sagte: „Ritter, — gebt!“

Er verbeugte sich, und ging schweigend fort durch's Gebüsch gegen die hohen Zwillingseichen neben der Hütte.

Als wäre sie selbst über die Gewalt ihrer Worte, oder über den stummen, widerspruchslosen Gehorsam des edeln Rittersmannes betroffen, sah sie ihm erst eine Zeitlang mit starren, großen Augen nach. Dann streckte sie mit ängstlichem Schweigen den Arm nach ihm, als könne er sein Verschwinden verhindern. Dann ließ sie hoffnungslos die Arme sinken; doch unwillkührlich that sie zwei kleine Schritte, und rief: „Scheidet nicht zürnend.“

Er blieb stehen, und sah zurück.

„Wohin wollet Ihr?“ sagte sie langsam gegen ihn gehend.

— In die Verweisung, wie Ihr mir geboten! antwortete er, zu ihr zurückkommend.

„Es ist nicht an Eurer Magd, edler Herr, Euch zu gebieten!“ erwiederte sie: „Mein Vater ehret Euch. Er sieht Euch gern. Versagt ihm nicht die Freude, Euch in seiner Einsamkeit zuweilen zu sehen. Er ist mein guter Vater; lasset mich nicht die Schuld Eurer Entfernung tragen.“

Sein Antlitz ward bei diesen Worten heller. Er schien ein Wort der Freude oder des Dankes

23.

Böses Begegnen.

Veronika wandelte schweigend an der Seite ihres Vaters zur stillen Höhe der Hard zurück. Sie konnte sich nicht erwehren, ununterbrochen an Gangolf zu denken; und doch, wenn der Lollhard sein Lob verkündete, wandte sie wohl das Gespräch andern Gegenständen zu. Sie freute sich, beim Wiedererblicken ihrer kleinen Wohnung, der Einsamkeit und der heimlichen Seelenschwelgerei, sich selber anzugehören.

Im schmalen Kämmerlein unter dem Dachgiebel, wo am Erdboden ihr hartes Strohbett nebst einem geringen Tischlein und hölzernem Schemel den größten Theil des Raumes füllten, saß sie stumm und sinnig, als schon lange der Mond zwischen den Sternen durch das enge Fenster glänzte. Ihre Erinnerung wiederholte mit Wohlgefallen die Ereignisse des Tages. Ein Gedanke an Gangolf reichte hin, jene süßen Beklemmungen, jene Schauer, jene wunderbaren Selbstvergessenheiten und Entzücken in ihr zu erneuen, welche seine Gegenwart und Nähe durch ihr Wesen verbreitet hatten. Er wiederholte sich aber auch das Erstaunen ihres demüthigen Unglaubens über seine Worte, durch welche er sie höher heben wollte, als dem Geschöpf vom Mitgeschöpf ge-

bührte. Nur die Ehrlichkeit seiner Gemüthsart gestattete nicht, solche Erklärungen für Spott zu halten. Um so größer war der fromme Aufruhr ihres gottergebenen Herzens gegen einen Weltsinn, der dem höchsten Wesen leichter das eigene Leben, als eine fremde Person zum Opfer bringen wollte. Sie würde ihm gern ein wenig gezürnt haben, wenn sie des Zornes fähig, oder er weniger gut gewesen wäre. Auch war ihre Brust voll von einer Theilnahme für den Jüngling, wie sie bisher noch für keinen andern Sterblichen gefühlt hatte. Sie sank auf ihre Knie. Sie betete mit Inbrunst, für ihn und seine Erleuchtung, zum Himmel.

Die Einförmigkeit der einsiedlerischen Lebensweise begünstigte die Beschäftigung ihrer Gedanken, wie in der Nachtstille, so am Tagestreiben, mit dem Bilde des jungen Ritters. Die kleinen Arbeiten und Verzierungen des ländlichen Gartens, viele der häuslichen Verrichtungen waren nun auch für ihn berechnet; die Gebete schlossen auch ihn in sich; die heiligen Betrachtungen des Vaters wurden mit Bezug auf den in Weltlichkeit Lebenden angehört.

Er kam am folgenden Tage. Ihre Augen hatten schon vorher oft zu jener Stelle des Waldes hingeblickt, aus welcher er auf die Wiese hervortreten mußte. Als er aber wirklich hervortrat,

bebte sie still in sich zusammen, und sah nicht wieder hin.

Er kam auch in den folgenden Tagen. Je öfter er die anmuthige Wildniß besuchte, je näher trat er der heiligen Familie, je näher sie ihm. Er theilte mit ihr Gebete, Arbeiten und Betrachtung göttlicher Dinge. Immer hatt' er unterwegs in den Wäldern für Veronika Blumen und Spät-Erdbeeren gesammelt; oder er trug Kirschen und anderes Frühobst in einem Binsenkörbchen, das sie selbst mit kunstreichen Fingern geflochten hatte, von Aarau zur Hard.

Dies Stillleben verbreitete über Gangolfs Gemüth eine Heiterkeit, wie er sie nur in den Tagen der ersten Jugend genossen hatte. Nichts Vergangenes, nichts Zukünftiges lockte ihn aus der harmlosen Gegenwart. So verschwanden Wochen wie leichte Morgenträume.

Zu Veronika's Lieblingsvergnügungen gehörten einsame Wanderungen im Walde oder auf den Höhen der aneinander grenzenden Berge, gewöhnlich in Begleitung ihres Vaters oder der jungen Bäuerin, welche das Hauswesen der Hütte besorgen half. Seit Gangolf öfter in der Hard erschien, lenkten sich diese Wanderungen mehr dem Thale zu, durch welches er zu kommen pflegte.

Eines Tages, als sie dahin niedergestiegen

war, und vor der St. Lorenzenkapelle auf einem steinernen Bänkchen ruhte, während in der Kapelle die junge Bäuerin ihre Andacht verrichtete, hörte sie in der Ferne Hufschlag mehrerer Rosse. Sie lüpfte das tief vor dem Antlitz hangende Tuch, und sah um den Hügel von Erlinsbach her, auf schneeweißem Zelter, eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt gegen das Bethäuslein kommen. Ihr folgten zween prächtig gekleidete Herren zu Pferde, mit hochwehenden Federn auf den Baretten. Ehe sich Veronika von ihrem Erstaunen sammeln konnte, hielten die Reisigen schon vor der Kapelle. Die schwarzverschleierte Frau wurde von ihren Begleitern, welche Edelknaben zu sein schienen, ehrfurchtsvoll vom Zelter gehoben. Sie ging in die Bethürte. Ungeduldig erwartete Veronika die Bäuerin, um sich in ihrer Gesellschaft zu entfernen. Doch früher noch kehrte die verschleierte Frau zurück und sagte zu den beiden Reitern mit gebieterischem Tone: „Begebet Euch mit meinem Zelter ein wenig voraus; ich werde zu Fuße nachfolgen.“ Sie gehorchten.

Als sie vor der vermummten Begutte vorüberging, die sich mit ehrerbietigem Gruße vom Sitze erhob, blieb sie stehen, nahm aus dem goldgestickten Säcklein, welches seitwärts an silberner Kette vom Gürtel niederhing, ein Geldstück und reichte es der Begutte. Veronika lehnte es ab und sagte

sich verneigend: „Ich danke Euch, gnädige Frau. Wollet Eure Güte Bedürftigern weihen.“

— Wohnest du in dieser Gegend? fragte die Mildthätige und schlug den Schleier vom Gesicht zurück.

„Ich wohne auf dem Berge mit meinem Vater!“ antwortete die Begutte, und, aus Ehrfurcht, oder vielleicht ein wenig neugierig, die wohlwollende Frau zu sehen, schlug sie das grobe Manteltuch, welches den Kopf verhüllte, über die Stirn zurück.

Beide schienen gleich überrascht, als sie sich erblickten; am meisten aber die Fremde. Sie betrachtete mit ihren ernsten, dunkeln Augen lange Zeit Veronika's Gesichtsbildung, welche diesen Blick kaum ertragen mochte, und verschämt zur Erde sah.

„Mich kennst du schwerlich!“ sagte endlich die Fremde, schärfer und spähender die junge Begutte beobachtend: „Ich bin die Freiin Ursula von Falkenstein.“

Veronika sah auf und betrachtete das schöne blasse Gesicht des Fräuleins mit freundlichstiller Ruhe, wie man unbekannte Personen anschaut, die man zum erstenmale sieht. „Gefällt es dir, mich auf dem Heimweg zu begleiten?“ fuhr das Fräulein zu reden fort: „Ich wohne nicht weit

von hier, jenseits Erlinsbach an der Aare, auf dem Schlosse Gösgen, der Burg meines Oheims."

„Ich darf mich so weit nicht von der Hütte des Vaters entfernen, erwiederte Veronika: doch über die Thalwiese wag' ich's, Euch, wenn Ihr es gestattet, zu folgen.

Während beide sogleich langsam fortgingen und oft im Gespräch still standen, bei dem sich Fräulein Ursula mit weiblicher Neugier genau nach allen Verhältnissen Veronika's erkundigte, entfaltete die Tochter des Lollhards, ohne es zu ahnen, die ganze Unschuld und Liebenswürdigkeit ihres Gemüthes. Der Ernst des Fräuleins ging bald in eine schwermüthige Freundlichkeit über, und ihr anfangs etwas stolzer Ton, wie er Vornehmern gern eigen ist, verlor sich gemach in das Herzliche, wie es mit einer beginnenden Zuneigung oder einem Gefühle des Mitleidens verbunden zu sein pflegt.

„O beneidenswürdiges Kind!" rief das Fräulein und warf einen Blick voller Trauer auf die Begutte: „wie bist du so glücklich! du bist nur die Betrogene. Gott beschirme dich, du wirst dich nicht lange deines Glücks freuen."

— Warum nicht, gnädiges Fräulein? Gott will uns glücklich, so lange wir es sein wollen.

„Sein wollen? Ach, das Glück liegt ausser dem Bereich unserer Kraft, gutes Kind. Ge-

horchte es dem Willen der Sterblichen, wer würde denn unterm Himmel andere, als Freudenthränen weinen?“

— Auch die Schmerzensthränen gehören zum Glück, gnädiges Fräulein, mehr als die andern. Man weint sie, wenn man Untreue büßt und einsam im Weltall steht und das Bessere wiedersucht.

Das Fräulein blieb bei diesen Worten stehen und sah finster forschend in Veronika's helle, freundlich lächelnde Augen. Es ward in ihr ein Argwohn wach. Sie fürchtete, Veronika wolle sich boshafte Anspielungen erlauben. Aber ihr schon gereizter Unwille legte sich beim Anblick des stillen Unschuldsgesichtes. Ursula hatte nicht den Muth, von diesem Kinde Arges zu denken, das kaum fähig zu sein schien, zu ahnen, wie böse die Welt zuweilen sei.

„Du sprachst von Untreue!“ sagte Ursula nach einigen Augenblicken Ueberlegung: „Was meintest du dabei?“

— Den Abfall vom göttlichen Vaterherzen; das Untergehen des Gemüths im Irdischen; das Innigerbangen am Vergänglichen, als am Ewigen. Wer sich mit ganzer Seele an das schmiegt, was nie bleibt: muß er nicht immerdar leiden, weinen, bluten, weil er doch immerdar verlieren oder Verlust fürchten muß?

„Bist du so stark, Mädchen? sagte Ursula betroffen und doch etwas ungläubig: „Ist dein Herz noch nie an etwas anderm als deinem Gott gehangen?"

— Dafür sei Gott, daß das geschehe! sagte Veronika, und sah der Fragerin klar und ruhig in's Gesicht.

„O beneidenswürdiges Kind!" rief das Fräulein, und betrachtete abermals die Begutte schweigend mit Wohlgefallen und unwillkührlicher Ehrfurcht. In Veronika's Haltung, in allen Zügen der reinen Gestalt offenbarte sich jene jungfräuliche Kälte, welche noch nie von einem Funken leidenschaftlicher Wärme gestört worden ist, und den Begierden der Männer, ohne sie zu verstehen, gebieterisch entgegen wirkt. „Die hat er wahrlich nie geliebt!" dachte Ursula bei sich: „Oder wenigstens in dem Kinde fand er noch kein Gefühl von Liebe! Sie war unschuldig." — Der Leser wird leicht errathen, wen sie meinte. Denn seit dem Augenblick, da Veronika bei der Kapelle das Gesicht vor ihr entblößt hatte, mußte es ihr halbe Gewißheit werden: diese sei die Begutte, welche sie zu Brugg für ihre Nebenbuhlerin um Gangolfs Liebe gehalten. Doch ward sie von stolzer Scheu gehindert, Fragen zu thun, durch welche sie sich zu verrathen oder zu erniedrigen fürchtete.

„Bleib' in deinem Glück," sagte sie gutmüthig und fast herzlich zu ihrer Begleiterin, „bleib' es, so lange du kannst!"

— Sollt' ich's nicht stets können? entgegnete Veronika.

„Du wirst es nicht!" antwortete Ursula: „Glaube mir's. Ich bin vielleicht um einige Jahre und um tausend Erfahrungen älter, als du. Du redest noch die zuversichtliche Sprache des Kindersinnes. Einst sprach ich auch so, wie du von dir und der Welt sprichst, die du beide nicht kennst. — Verlasse ohne Noth die Einsamkeit deines Gebirgs nicht."

— Warum, gnädiges Fräulein, warnet Ihr mich? Es ist doch sicher in dieser Gegend?

„Du bist ein Lamm, nach welchem der Rachen der Wölfe lechzt!" antwortete das Fräulein: „Ich wollte, du könntest mit mir. Ich wollte dich gern retten."

— Vor wem? Ich versteh' Euch nicht, mein Fräulein. Sollte man meinem Vater und mir nachstellen? Hättet Ihr davon gehört?

„Wirst du mir offen antworten, wenn ich dich Wichtiges frage?"

— Ich habe nichts zu verhehlen.

„Hast du je einen Mann geliebt, oder ihn allen Andern vorgezogen?"

— Ja, meinen Vater, Fräulein.

„Hatte nie ein Anderer einigen Werth in deinen Augen?“

— Ja, noch mancher Andere. Ich habe sehr edle, sehr würdige Männer gesehen auf den Reisen.

„Edle! würdige!“ wiederholte Fräulein Ursula mit Spott und Bitterkeit in Stimm' und Miene; dann fügte sie hastig hinzu: „Nenne Keinen so, betrogenes Kind. Grundfalsch, boshaft und grausam sind sie Alle, ohne Ausnahme. Nur im hilflosen Kindheits- und Greisenalter sind diese Raubthiere minder furchtbar, weil ihnen zum Zerreissen und Zerfleischen Zähne mangeln. Sie kennen nur eine unbändige, wilde Begier; keine Zärtlichkeit, keine Liebe. Mit hinterlistiger Fuchs-Natur schleichen sie nach Beute aus; ihr tückisches Herz freut sich schon im Voraus des Opfers, das fallen soll, und das sie dann im Blute liegend verlassen können, grausam und gleichgültig, wie der gesättigte Bär das zerrissene Schaf. Furchte, hasse dies ruchlose Geschlecht, in welchem nichts als Thier übrig geblieben, alles Menschliche gänzlich untergegangen ist. Vermoge seiner Körperstärke hat es sich zu unserm und der Welt Tirannen erhoben, und fürchtet Niemanden mehr, als sich nur unter einander selber. Durch Stolz und Uebermuth ist der Mannsmensch zur Bestie verwildert.“

— Es gibt rohe, böse Menſchen! ſagte die Begutte: Ich habe deren geſehen. Doch geſtattet Ihr Ausnahmen.

„O du argloſe Unſchuld!“ rief Urſula: „Ausnahmen? Keine, als in den Windeln und im Schnee des Alters. O, der rohe Teufel iſt nicht der furchtbarſte, man geht ihm aus dem Wege, aber der ſanfte iſt's. Vor dem zittere, der mit dem Heiligenſchein, im Gefolge aller Tugenden, zu dir tritt und ſich zum Spiegel deiner reinen Sinnesart macht. Alles Spiegel, alles Trug und Lug, wilde Luſt und Tücke zu verſtecken. Glaube mir, der Mann iſt Schale, bloße Schale; drinnen fault der Sodomsapfel ſchwarz und giftig. Er hat vom Menſchen, gleich den gefallenen Engeln, noch Geſtalt und Antlitz, und von den verlornen Tugenden noch die heiligen Worter behalten.“

Veronika horchte anfangs mit dem Ernſt der Verwunderung oder des Erſtaunens, und trat mit einer Art Grauſen zurück; darauf aber, als wollte ſie durch ihre Empfindungen oder Zweifel die Rednerin nicht kränken, lächelte ſie dem Fräulein holdſelig zu, wie wenn ſie wegen ihrer augenblicklichen Furcht abbitten müßte.

— Ach, gnädiges Fräulein! ſagte Veronika: wie urtheilt Ihr ſo hart! Aber ich glaube Euch. Ihr ſeid durch böſe Menſchen tief beleidigt. Eure ſchöne, blaſſe, ernſte Miene ſagt's. Ihr habet

Euern Frieden verloren. Flüchtet zu Gott; da findet Ihr Alles wieder. Könntet Ihr doch die todte Pracht Eurer Schlöſſer mit einer Einſamkeit vertauſchen, wie die unſerige. Man iſt da Gott viel näher.

„Die Schlöſſerpracht ergötzt mich ſchlecht!“ erwiederte das Fräulein mit einem Seufzer: „In ein Kloſter, oder in ein Grab, gleichviel wo es ſei. Wenn ich nur kein Gedächtniß hätte! Du aber jammerſt mich, Kind. Darum geh' in ein Kloſter; geh' bald, eh' du wünſchen mußt, etwas vergeſſen zu können. Vor gottgeweihten Mauern haben die Teufel noch Scheu.“

— Vor Kalk und Stein? O, gnädiges Fräulein, ein gottgeweihtes Herz iſt ſtärker, als die ſtärkſte Burg- und Kloſtermauer. Ich zittere nicht vor der ganzen Macht der Hölle.

„Armes Kind, du kennſt die Hölle noch nicht!“ ſagte Urſula mitleidig lächelnd, und ſah ſich nach ihren Edelknaben um, die einige hundert Schritte weit mit den Pferden vor einem Gebüſch von Erlen und Weiden hielten: „Ich muß dich verlaſſen und deinem Schickſal empfehlen. Gedenke meiner Warnungen!“

— Ich will ihrer und Eurer gedenken. Aber wir ſind in Gottes, nicht in des Schickſals Hand!

sprach Veronika, verneigte sich zum Abschiede und küßte demuthsvoll des Fräuleins dargebotene Rechte.

„Seh' ich dich wieder?“ fragte Ursula gütig: „Du flößest mir Theilnahme ein. Vielleicht such' ich dich in deiner Einöde auf. Ist der Weg zum Berg hinauf für Pferde nicht zu steil?“

Veronika beschrieb ihr den Weg rechts der Ramesue. durch's Thal hinauf zum Wald; man konnt' ihn übersehen von der Stelle, wo beide standen. Dann schilderte sie den Fußweg durch die Tannen bis zur Wiese und der Hütte unter den Eichen, daß nicht zu fehlen war.

„Und find' ich droben Niemand ausser dir, der Bäuerin und deinem Vater, wann ich komme?“ fragte Ursula.

— Zuweilen, doch nicht alle Tage, besucht uns ein gütiger, edler Herr von Aarau! antwortete die Begutte unbefangen.

Dunkle Rothe flog über des Fräuleins Gesicht, und in ihren Augen ward ein ungewisses Funkeln. „Also doch! also doch! Nicht so, eine alte Bekanntschaft? Nenn' ihn nur. Du darfst ihn mir schon nennen. Du hattest in Brugg mit ihm zu thun, vielleicht auch früher. Ich weiß, ich weiß. Schlich er sich unter wahrem oder erborgtem Namen zu dir? — Ich frage nicht umsonst, denn am Manne, ich wiederhol' es, ist nichts ächt, als die Falschheit. Also, er heißt?“

— Herr Gangolf Trüllerey! antwortete Veronika, doch minder unbefangen, als das vorigemal. Die plötzliche Röthe und Lebhaftigkeit des Fräuleins von Falkenstein machte sie etwas schüchtern.

„Er sieht dich oft, sagtest du?“ fuhr Ursula fort.

— Seit ihm mein Vater . . .

„Dein Vater ist . . .“ unterbrach heftig das Fräulein die bestürzte Begutte, dann aber wieder mit schneller Besonnenheit sich selber, indem sie in angenommener Ruhe hinzusetzte: „ist vermuthlich ein guter Mann. Ja, ich glaub' es. Nicht so, und bloßes Ungefähr war's, daß ihr eure Klausnerei ganz in die Nähe von Aarau verlegen mußtet?“

— O Fräulein, erwiederte die Begutte, glaubet Ihr an einen allwaltenden Gott, wenn Ihr Ungefähre glaubet?

„Den Namen Gottes könntest du füglich aus dem Spiele lassen!“ versetzte mit verweisendem Tone das Fräulein: „Ich kenne eure Beghardensprache, aber liebe sie nicht sehr. Sage mir vielmehr, ob du mit dem guten Freunde schon in Brugg einverstanden warst, das Findemich-Plätzchen droben auf der Hard zu nehmen?“

Veronika, betroffen durch die unerwartete Verwandlung, die sie sah, wagte kaum etwas zu erwiedern.

„Warum bleibſt du die Antwort ſchuldig?“ fuhr das Fräulein zu fragen fort.

— Gnädiges Fräulein, weil ich Euch nicht ganz verſtehe.

„Deſto beſſer verſteh' ich dich; nur bekenn' ich, dein Geſicht hat mich, nicht dein Kleid gekäfft. Ich muß wahrhaftig über meine Einfalt lachen. Lachſt du nicht auch heimlich in dir über meine Dummglaubigkeit an dein Geſicht?“

— Nein! antwortete die Begutte ernſt.

„Ich würde dir's nicht gerathen haben. Alſo manche Woche ſchon treibet ihr die Wirthſchaft mit einander in dieſen Bergen? Daß mich der ſcheinheilige Tückmäuſer ſelbſt in dem Punkt an ſich irre machen konnte! Wo und wann fandet ihr euch das erſtemal zuſammen? Geſteh' es nur. Ich laſſe dich ungeſtraft ziehen. Fürchte nichts.“

— Ich fürcht' Euch nicht, gnädiges Fräulein! entgegnete Veronika mit ihrer gewöhnlichen Milde; doch verhehlten ihre Geſichtszüge nicht ein unwillkührliches Mißtrauen, welches ihr Reden einflößen mußten, die von einer Art Wahnſinn zu zeugen ſchienen.

„Den ſtolzen Trotz haſt du aus ſeiner Schule, dünkt mich!“ ſagte das Fräulein von Falkenſtein: „Er ſteht euch Beiden eben wohl an. Eins nur verlang' ich von dir zu hören; antworte, und

dann hebe dich weg von mir: Wo fand dich jener Gangolf auf? Auf welchem Scheideweg, in welchem Stall? Ich meine das erstemal, eh' der meineidige Bösewicht mit dir nach Brugg zog!"

— Fräulein, sagte Veronika mit einem Unwillen, der ihr Gesicht röthete und die helle Stirn furchte: ich verzeih' Euch, wenn Ihr gut findet, mich zu mißhandeln. Aber was kann Euch bewegen, einen Unschuldigen zu lästern, den Ihr nicht zu kennen scheint?

„Nicht zu kennen scheint! Nun denn, Begharde, „rief Ursula mit leidenschaftlicher Entflammung, „der war mein Bräutigam, während er mit dir in der Welt umher fuhr!" Plötzlich verstummte sie nach diesen Worten, und machte eine Gebehrde bittern Verdrusses, als ärgere sie sich an ihrer eigenen Uebereilung oder Wegwerfung.

— Euer Bräutigam! rief die Begutte in unbeschreiblicher Bewegung des Erstaunens und Mitleidens: Euer Bräutigam! Ist es möglich, daß er Euch hätte verlassen können!

„Verlassen, er, mich? Einfältige Dirne! Ich wies dem Elenden, den man die Frechheit hatte, mir aufzwingen zu wollen, — die Thür wies ich ihm .... Antworte auf die Frage, die ich dir gethan. Es steht mir schlecht an, mich mit dir in Gespräche zu verlieren."

— O, mein Fräulein, verzeiht! Ich bin ausser

mir. Ihr also, Ihr habet ihn verstoßen? Ihn verstoßen? Hat er, der so gut ist, Eure Ungnade verdienen können? Ist er's auch, den ich meine, von dem Ihr redet? Es ist wohl Irrthum und Mißverständniß unter uns. Ich flehe Eure Gnade an, mir nur ein Wort zu gestatten, nur eine Frage! . . .

„Schweig und gehorche; ich bin hier Gebieterin! Seit wann treibt er den ehrlosen Umgang mit dir?"

— Fräulein, wollet Euern Zorn mäßigen, in welchem Ihr vergesset, was Ihr auch der ärmsten Magd schuldig seid! rief Veronika ihr voll Hoheit entgegen.

„Seht doch die unverschämte Dirne!" sagte Ursula mit glühendem Gesicht, die Begutte seitwärts anschielend.

— Ihr seid nicht in der Stimmung, mich zu hören, gnädiges Fräulein. — Bei diesen Worten verneigte sich die Begutte tief und machte eine Bewegung, sich zu entfernen.

„Du bleibst! Nicht von der Stelle!" rief Ursula gebieterisch und deutete mit dem Finger auf den Platz, welchen die Begutte verlassen hatte.

— Eure Gnade erlaube mir, nicht länger der Gegenstand Eures Unwillens zu sein! erwiederte diese, ihren Rückweg fortsetzend.

Das Fräulein ging ihr zwei große Schritte

nach und rief: „Bleib', oder ich winke meinen Knechten, lasse dich zwischen ihre Rosse gebunden nach Gösgen schleppen und in den Thurm werfen!“ In dem Augenblick, da sie es gesprochen hatte, wandte sie sich rasch um, den Edelknechten zu winken, und ward stumm und [illegible]tenbleich. Denn vor ihr stand Herr Gangolf Trüllerey, der, vom Berg herab durch's Gebüsch geschritten, nicht minder überrascht war, ganz unerwartet vor der ehemaligen Verlobten zu stehen, und, wenige Schritte von dieser entfernt, die Heilige des Gebirgs zu erblicken. Er verbeugte sich tief, mit kalter Höflichkeit, vor der Erbin von Falkenstein, und wollte schweigend an ihr vorübergehen. Sie aber, ohne seinen Gruß zu erwiedern, deutete ihm mit befehlendem Wink der Hand, stehen zu bleiben. — Veronika kam, sobald sie Gangolf gewahr worden, zurück und sagte: „Gnädiges Fräulein, ich danke Gott, der Herrn Trüllerey sandte. Nun ist das Mißverständniß gelöset. Ihr werdet mir nicht mehr zürnen.“

„Ich bewundere Eure Vermessenheit, Herr Trüllerey,“ sagte das Fräulein, ohne auf Veronika's Worte Acht geben zu mögen, „daß Ihr Euch unterfanget, auf Grund und Boden des Hauses Falkenstein Euern Liebschaften nachzujagen.“

— Fräulein, antwortete der Ritter, Ihr seid

in zwei Dingen übel berichtet. Ich jage keiner Liebschaft nach, und stehe nicht auf Falkensteiner Boden. Dies Thal bis zum Dorfbach von Erlinsbach gehört zum Twing und Bann der Aarauer Herrschaft Königstein. Habet Ihr mir sonst einen Befehl?

„Euch nicht wieder in diesen Gegenden erblikken zu lassen!“ antwortete das Fräulein: „Das Gewissen wird Euch melden, welcher Lohn den großprahlerischen Verleumder meiner Ehre und der Ehre meines Hauses erwartet.“

— Ihr redet, hoff' ich, nicht von mir, Fräulein. Seit wir von einander schieden, gabt Ihr mir weder Stoff zum Loben noch zum Lästern.

„Elender, aber brüsten konntet Ihr Euch damit, mich verworfen zu haben.“

— Das ist nie von mir geschehen!

„Nie? Aber in öffentlicher Ritterversammlung zu Seckingen, wo Ihr die Schamlosigkeit mit Feigheit krönter und davon liefet, als Euch Landgraf Thomas züchtigen wollte.“

— Wer Euch beides sagte, hat beides gelogen.

„Mein Vater und mein Oheim!“

— So logen Beide.

„Redet von den Baronen mit Ehrfurcht!“ rief das Fräulein mit einem Blick, in welchem alle Flammen weiblichen Zorns und Stolzes funkelten, und, indem sie auf ihre Knechte hinzeigte, fuhr sie fort: „Ich stehe nicht allein. Erkennet

die Farben von Falkenſtein! Ein Wink, erbärmlicher Prahler, und Ihr und Eure Dirne dort ſind verloren.“

— Fräulein, ich darf Euch erlauben, mir zu drohen, aber nicht dieſen tugendhaften Engel zu beleidigen! fuhr Gangolf heftig auf.

„O des tugendhaften Engels!“ rief Urſula mit herbem Gelächter: „Es macht mir Luſt, den Engel vor Euern Augen wegführen zu laſſen. Wir dulden auf unſerm Gebiet oder an den Grenzen unſerer Herrſchaft keine Strolchen, als im Gefängniß, oder am Galgen.“ Sie winkte den Edelknechten mit weißem Tuche. Sie flogen auf den Roſſen über die Wieſe donnernd heran, ſchon längſt auf die lebhafte Unterhaltung ihrer Gebieterin mit den beiden Unbekannten aufmerkſam.

„Fräulein!“ rief Gangolf, und man ſah wie ſeine Muskeln ſchwollen, ſeine Stirnadern blau anliefen, ſeine Augen furchtbar blitzten: „Ich will nicht vergeſſen, daß Ihr ein Weib ſeid; aber vergeſſet nicht, Ihr mit Euern Leuten befindet Euch auf Königsſteiner Grund! Begehet in der Raſerei keinen Frevel.“

Kalt und gebieteriſch ſagte das Fräulein von Falkenſtein zu den herangekommenen Reitern: „Ergreifet die Landſtreicherin dort, und bringet ſie gebunden aufs Schloß.“

„Weh' dem Unglücklichen!“ rief Gangolf und

hob die geballte Faust: „Weh' dem, der Hand an die Jungfrau legt; er ist des Todes!“

Die Reiter blickten verlegen auf den Jüngling, der in kräftiger Gestalt mit gehobenem Arm zwischen ihnen und der Begutte stand und mit dem Tode drohte, obwohl er unbewaffnet war. Denn der mit Gold und Perlmutter zierlich ausgelegte Dolch, welcher ihm an einer dicken Silberkette vom Gürtel niederhing, galt mehr zum Schmuck, als Gebrauch.

„Ich befehle!“ rief das Fräulein, mit dem Gesicht gegen die jungen Männer gewandt, mit der ausgestreckten Hand gegen die Begutte zeigend.

Gehorsam setzten sich die Reiter in Bewegung. Da bäumte sich schnaubend des Einen Roß hoch in die Luft, auf den Hinterfüßen rückwärts gehend; das andere stürzte morschtodt auf die Brust zu Boden, daß der Edelknabe über den Hals desselben in den grünen Rasen weit vorschoß. Bald stürzte auch mit schwerem Fall das erste Roß zur Erde. Aus Hals und Brust beider Thiere quoll ein Blutstrom. Gangolfs Dolch hatte sich blitzschnell und tödtlich in beide eingebohrt. Urfula sprang mit Entsetzen zurück, als sähe sie Zauberspuck. Veronika stand bleich, mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen, unter den Zweigen einer Silberweide, in Angst und Gebet. Gangolf hielt den Dolch in seiner Linken;

in der Rechten das aus der Scheide des Edelknaben gezogene Schwert, der sich betäubt und erschrocken vor ihm eben von der Erde aufrichtete, während der Andere fluchend mit gequetschter Hüfte noch unter seinem zuckenden Gaul lag.

„Ihr scheint nüchtern geworden zu sein!“ sagte Gangolf zum Fräulein, das starr und lautlos die blutige Verheerung sah: „Ich könnte und sollte Euch als Gefangene nach Aarau führen. Ihr haben den Landfrieden gebrochen. Nehmt Euern Zelter; reitet heim. Ich lasse Euch frei.“

Dann steckte er den Dolch ein; bog die Klinge des Schwertes, mit zur Erde gekehrter Spitze, bis das Eisen sprang; half darauf dem gequetschten Edelknaben unter dem verbluteten Gaul hervor, nahm dessen Schwert und brach es, wie das vorige. An Eurer Hüfte soll kein Degen hangen!“ sagte er zu den entsattelten Rettern, deren einer in der Stellung eines Trostlosen noch immer sein verblutetes Pferd betrachtete, indessen der andere leise fluchend und ächzend umherhinkte: „Euch gebührt nicht des Mannes Ehre; Strick und Daumschrauben stehen Euch besser an, indem Ihr, statt wehrlose Jungfrauen zu schirmen, als Häscher und Henkersknechte wider sie dienet.“

Mit diesen Worten wandte er Allen den Rücken, ging zur Begutte und führte sie den Weg zurück gegen das Gebirg.

16.

Fromme Unterhaltung.

Ursula, mit ihren beiden Knappen, mochte ungefähr die betäubende Empfindung derer haben, zwischen welche ein unerwarteter, zermalmender Wetterstrahl niedergefahren ist. Keiner begriff im ersten Augenblick, wie das Unheil so plötzlich habe möglich sein können. Jeder hätte es gern für Täuschung halten wollen, wenn nicht die Bruchstücke der Schwerter, die todten Rosse am Boden und deren Blutströme den Augen das Gegentheil verbürgt hätten.

„Ei, so schlage doch der blaue Donner dazwischen!“ rief ächzend der Hinkende: „Was ist denn das hier, Josua? Mausetodt liegen sie wie abgeschlachtete Kälber da, und so wahr ich lebe, mein Damascener mitten von einander. Plagt den Trülley der Satan, oder hat er dreitausend Teufel im Leibe, solche Wirthschaft zu treiben? Es hat ihm ja Niemand einen Strohhalm in den Weg geworfen; warum ficht uns der Weglagerer die Pferde nieder? Seh' ihm nach, Josua, schlag' ihn todt wie einen tollen Hund, denn wahrhaftig, Besseres ist er nicht; auf mein Wort schlag' ihn todt. Wär' ich nicht kreuz- und lendenlahm, ich machte ihm den Garaus auf der Stelle; denn bedenk', er hatte gar keine Waffen.“

„Ach du schöne, treue Ließ!“ seufzte Josua mit auf die Brust gesenktem Haupte und gefalteten vor sich hingestreckten Händen in verzweiflungsvoller Betrübniß: „Hätt' ich das ahnen können! O, du armes Thier! Mußtest du durch Meuchelmord fallen! Hundertmal würd' ich im ehrlichen Streit das eigene Leben für dich daran gesetzt haben. Nun bin ich mein Lebtage nicht wieder froh. O Gubert, sieh her! Meine schöne Ließ iß hin! Kein Mensch war so verständig, so treu, so freundlich, wie dies edle Thier!“

„Daß dich und deine Ließ der Abgrund verschlinge!“ rief Gubert: „Narr, spare die Leichenrede, bis der Gaul verlochet wird. Nimm dein verstümmeltes Schwert; noch immer lang genug iß's, einen Schädel zu spalten, oder eine Kehle aufzuschlitzen. Springe dem vermaledeiten Straßenräuber und Roßmörder nach; dir sind noch zwei gesunde Beine geblieben. Aber ich, ui! das fährt mir wie Messerstiche durch Mark und Bein; ich will verdammt sein, wenn nicht noch drei Rippen dazu gebrochen sind, und ich nicht zum krummen Fiedelbogen werden muß.“

„Könnt' ich das Ließ zum Leben bringen,“ jammerte Josua, „ich gäbe mein Bein, meine Hand, mein Auge drum!“

Unterdessen die Edelknaben in weinerlichen Tönen ihr Leid also klagten, stand das Fräu-

lein unbeweglich, einer Bildsäule gleich; den Kopf seitwärts gegen das Thal neben der Ramsflue gewandt, wo Gangolf mit der Begutte und der Bäuerin längst zwischen Gebüschen verschwunden war. Ursula's blasses, starres Gesicht schien von Alabaster geschnitzt. Ihre Brust schien ohne Odem. Der Wind gaukelte in ihrem schwarzen Schleier, und warf ihn von Zeit zu Zeit flatternd um den Kopf, ohne daß sie es beachtete.

Auf Suberts Rath machte sich endlich Josua mit nassen Augen an die traurige Arbeit, Sattelzeug und Zügelwerk loszuschnallen, und die beiden Rosse davon zu befreien, um aus dieser Niederlage wenigstens das kostbare Geschirr zu retten. Während dem genas auch das Fräulein wieder von einer Art Bewußtlosigkeit, in der sie nichts mehr von dem, was ausser ihr vorging, mit Klarheit wahrgenommen hatte. Sie richtete die stieren Blicke auf die Leichname der Thiere, dann auf die Diener, und die Erinnerungen in ihr wurden heller und mit denselben die Empörungen ihres ganzen Gemüthes sichtbarer. Ihre blassen Lippen zitterten, ihre schönen Hände ballten sich krampfhaft, ihre todten Augen warfen plötzlich Blitze; man hörte den Stoß ihres heftigen, fliegenden Athems, dann die rasch zwischen den Zähnen hingemurmelten, mit schauerlichem

Lächeln begleiteten Worte: „Ja, bei allen Heiligen! bis ich ihre Leichname mit Füßen trete, und Beider Blut meine Sohlen netzt!“

Dann drehte sie sich zu den Dienern und rief: „Bringet den Zelter herbei! Erbärmliche Gesellen, feige Schufte, Ihr! Ein einziger Mann warf Euch vom Roß und brach Eure Schwerter, und Ihr mucksetet nicht, Memmen! Hattet Ihr für meine Ehre keine Faust, keinen Arm, so schleichet fortan wie räudige Hunde, von Jedem gestoßen und getreten, durch die Welt. Besseres seid Ihr nicht werth. Weichet von meinem Angesicht. Kehret nie wieder! Den laß ich vom Büttel peitschen, den von Schloßbunden hetzen, der einer der Burgen von Falkenstein Schwelle berührt! Fort, fort, Ihr schwäbigen Buben, und lasset Euch in den Dörfern mit Koth werfen, und von den Kindern mit Ruthen streichen!“

Diese Anrede traf jene armen Sünder, an die sie gerichtet war, noch gewaltiger, als vorhin der Sturz der Rosse. Sie erblaßten vor der bevorstehenden Schmach, vor dem Zorn der Gebieterin, vor dem Gedanken an den Landgrafen Thomas von Falkenstein und dessen Strafgericht. Der eine vergaß den Schmerz seiner Hüfte, der andere den Schmerz um das geliebte Roß. Beide fielen auf die Knie. Sie wollten des Fräuleins Gnade erflehen, und etwas zu ihrer Rechtfertigung stam-

meln. Aber die Erzürnte ging taub an ihnen vorüber, schwang sich auf den Zelter und rief: „Weh' dem, der zum Schlosse kommt! Von den Hunden, wie einen verlaufenen Hasen, laß' ich ihn hetzen und zerfetzen!“ Sie wandte das Roß, und ritt im Galopp davon gegen Erlinsbach, und durch's Dorf rechts über die Matten, längs niedrigen, rauhen Waldhügeln, dem Aarestrom und dem Schlosse Gösgen zu.

Der Weg ward unebener und felsiger. Der Zelter wählte mit Vorsicht langsamern Schritt. Die schöne Reiterin, ihrer selbst vergessen, ließ den Zaum aus den Fingern fallen. Der Aufruhr ihres Innern, wo Rachlust und Hoffnungslosigkeit, Beschämung und Stolz, Eifersucht, Reue und Grimm wider sich selber, abwechselnd emporfuhren und verschwanden, wie die Wellen des Sees im Sturm, machte ihre äussern Sinne gegen den Reiz der Abendlandschaft unempfindlich. Noch wenige Tage zuvor hatte sie diese Landschaft als diejenige gepriesen, welche der Schwermuth ihres Herzens am wohlthätigsten zusagte.

Das gänzliche Stillstehen des Pferdes weckte sie endlich. Der Zelter hatte am Berge einen Seitenweg gegen die Höhe eingeschlagen, wo eine kleine Kapelle neben einem großen hölzernen Kreuz stand, in der die Gemahlin des Herrn Thomas von Falkenstein gern ihre Andacht zu verrichten pflegte.

Ohne Zweifel hatte der Zelter geglaubt, die ſchöne Laſt, welche er jetzt trug, ebenfalls dem heiligen Ort zuführen zu müſſen, und mochte darum den gewohnten Pfad genommen haben, den ſeine Eigenthümerin, die Freifrau, täglich beſuchte. Urſula aber erkannte in dieſem Zufall den Finger der Vorſehung. Sie ſprang vom Rücken des Zelters, ließ das Thier frei und eilte in das alterthümliche Bethaus, dort den Frieden ihres Gemüthes zu ſuchen.

Es war ein uraltes Gemäuer; das Dach halb offen und zerfallen; die eine Seitenmauer weit geborſten, daß der von draußen emporwuchernde Epheu Raum genug fand, durch den Spalt ſeine Ranken zu ſenden, und den Obertheil des Innern mit dunkelgrünem, natürlichem Laubgewinde zu ſchmücken. Ein vorragender behauener Stein bildete im Hintergrunde den Altar. In einer ſpitzgewölbten Mauerblende darüber, mit einer Einfaſſung von halberhabenen dünnen Säulen und gothiſchem Schnitzwerk von Sandſtein, blutete ein Heiland am Kreuz, neben welchem die Gottesmutter weinend ſtand, mit ſieben Schwertern in der jungfräulichen Bruſt. Das Ganze war ſo ſchmucklos, ſo verlaſſen, daß den Boden der Kapelle ein Teppich von allerlei Kräutern bedeckte, und auf der Seite des Altars hohe Neſſeln blühten.

„Heilige Mutter Gottes,“ seufzte das Fräulein niederknieend mit emporgefalteten Händen, „o du Einsame, o du Verlassene, o du mit sieben-fach durchbohrtem Herzen, sieh' mein tausendfach durchbohrtes Herz! O du heilige Schmerzensreiche, erbarme dich meiner Seele, daß sie nicht in Verzweiflung verderbe! Warum muß ich, die Einzige, verschmachten? Warum bin ich, die Einzige, verstoßen?“ — Bei diesen Worten drang eine heiße Thränenfluth über ihre blassen Wangen. Sie lehnte ihr Haupt an den kalten Stein des Altars, und sank endlich schluchzend auf den begrafften Boden der Kapelle. Hier weinte sie lange und bitterlich, bis, in allen Kräften erschöpft, ihre Thränen vom besänftigenden Halbschlummer getrocknet wurden. Ihr ward wohl. So fühlt sich die Landschaft nach erdrückender Sommerschwüle erquickt, wenn der Regenschauer vorüber gegangen ist, in welchen sich Stürme und Flammen des Wettergewolks aufgelöset hatten.

Als sie erwachte, und vom kühlen Grund der verfallenen Kapelle sich aufrichtete, war ihr, wie wenn ein Engel ihre Schmerzen gestillt, ihr Gemüth gestärkt hätte. Sie verneigte sich noch einmal in Ehrfurcht vor dem Altar gegen das Heiligenbild, von dem ihr Erbarmen und Trost gekommen zu sein schien, und ihre dankbare Seele that ein Gelübde, der gnadenreichen Himmelsko-

nigin irgendwo, oder hier, eine würdigere Kapelle zur Verehrung aufzurichten. Denn dieſe Mattigkeit, Ruhe und Stille ihres ganzen Weſens mußte wohl, ſie zweifelte nicht, die Wirkung einer übernatürlichen Heilkraft und einer Erhörung ihres Gebetes ſein.

Stillſelig trat ſie hinaus unter das Pförtlein. Vor ihr ſchwamm im Duft des Abendſonnenglanzes die Welt verklärt, wie eine neue Erde; und ein erwärmender Anhauch, der ihr mit Wohlgerüchen entgegenſtrömte, berührte ſie wie der Erſtlingskuß eines neuen Lebens. Ihr gegenüber, jenſeits des ſilbern ſpiegelnden Fluſſes der Aare und der umbüſchten Ufer, ſtrahlten hellbeleuchtet die einſamen Gebäude des Chorherrenſtiftes von Schönenwerth, und Thurm und Kirchmauern auf der Felshöhe über die hellgrünen Wieſen des Thales in kloſterlicher Abgeſchiedenheit. Schon im ſiebenten Jahrhundert war jener heilige Hügel, von welchem jetzt der Klang der Abendglocke feierlich durch die weite Gegend tönte, der chriſtlichen Andacht geweiht. Dahinter zogen ſich die Berge, von der Höhe bis zum Fuß in das Schwarzgrün ihrer Tannen gehüllt, rechts in einigen Bogen um die Fluren der Ebene, durch welche zerſtreute Rinderheerden weidend umherirrten, deren Halsglockengeläute freundlich über den Strom her klang. Die Trümmer der Wartburgen glänzten im Son-

nenroth, wie goldene Kronen, von den Doppelgipfeln ihres sanftanschwellenden Gebirgs. Links, gegen Morgen, schloß sich weit das heitere, schöne Thal von Aarau dem Auge auf, erfüllt mit Dörfern, mit weitleuchtenden Schlössern ringsum, bis tief zu den veilchenblauen Höhen des Lägern- und Heitersberges. Hinter den niedern Gebirgen des Vorgrundes prangten hervorragend einzeln die ewigen Pyramiden der Schneeberge über Wolkenkreisen.

Ursula von Falkenstein fühlte sich von der Pracht der Natur sanft bewegt. Sie konnte, ohne ihre Ruhe einzubüßen, selbst die über den Strom gespannte Brücke der Stadt Aarau, die luftigen Gemäuer, die schwarzen Giebeldächer derselben und den finstern Thurm More anblicken, die, eine Wegstunde von ihr entfernt, sich um den Berg drängten. Mit der Empfindung himmlischer Begnadigung in der Brust, verzieh sie der Welt allen Schmerz, den sie von ihr erlitten.

In dieser Stimmung war sie durch das Erscheinen der jungen Gemahlin ihres Oheims Thomas gestört. Die Freifrau, eine geborne von Ramstein, kam den Weg zur Kapelle mit schnellen Schritten herauf und rief schon aus der Ferne: „Jesus, Maria und Joseph, wie hast du mir so schreckliche Angst verursacht, Ursi! Ich fand meinen Zelter drunten am Wege allein weidend, und

keine Spur von dir und den Knappen, die dich begleiteten. Was treibst du, Mädchen? Was führt dich auch hier herauf zur Kapelle, die du doch sonst nicht besuchst?"

— Die unsichtbare Gnadenhand Gottes! antwortete das Fräulein, der Freifrau die ihr entgegengebotene Rechte küssend: O schon lange, lange wohnte nicht solch ein Gottesfrieden in mir, als jetzt. Ich bin sehr glücklich.

„Bist du's wirklich?" sagte die Freifrau, welche sich erschöpft auf einen bemoosten Felsstein niedersetzte und ihre Rechte mit traurigem Lächeln ansah: „Täuschest du dich nicht abermals, du ewiglich von Selbsttäuschungen gequältes, armes Kind? O wie froh könntest du mich machen!"

— Ich nehme den Schleier. Morgen, übermorgen geh' ich in ein Kloster und entsage der falschen Welt, die mir so furchtbar entsagt hat. Morgen, übermorgen; je eher, je besser! Ich will vergessen, entbehren, sterben lernen.

„Kannst du das nicht in der Welt, wie tausend Andere?"

— Tausende und Tausende hatten mein grauenvolles Schicksal nicht. Ich finde nur Ruhe innerhalb kahlen Wänden einer vergitterten Zelle, wo mich nichts an die Bosheit der Welt mahnt,

und ſie mich nicht mehr verfolgen kann. Ich will Alles hinter mir liegen laſſen, Alles!

„Ach, liebes Kind, man läßt nichts hinter ſich, wenn man noch etwas im Herzen mit ſich nimmt. Du bringſt überall nur dich ſelber hin, und du biſt deine Welt! Willſt du im Ernſt Kloſterfrau werden, liebe Nichte, glaub' es mir, der Schleier und die Zelle macht dich ſo wenig zur Nonne, als die Kutte den Mönch, das Schwert den Kriegsmann macht. Bau' aus deinem eigenen Herzen ein Kloſter; banne jede Leidenſchaft, jedes ſtürmiſche Verlangen und Wünſchen hinaus; entbehre, meide, leide, als eine gottgeweihte Braut, und du wirſt überall Nonne ſein, in der Kirche, wie im Burgpalaſt. Ich kenne die Kloſter; ich bin in denſelben erzogen."

— Darum biſt du ſo gut und fromm, Mühmchen! ſagte Urſula mit einem Seufzer zur Freifrau.

„O nicht das, Urſi; ich lernte viele Gebete und ſah und hörte dabei viel Unreines. Die todten Mauern waren heiliger, als die Menſchen; und die Kleider frömmer, als die Herzen. Folge meinem Rath, löſche erſt die heftige Gluth deines Gefühls, brich erſt deinen kleinen ſtolzen Eigenſinn, bringe dein verhärtetes Inneres dem Himmel zum Opfer, mit einem Wort, werde erſt,

ehe du dir das Haar abſchneiden läſſeſt, eine Nonne: dann wird dir der ganze Erdkreis zum Kloſter werden. Nicht die Welt, nicht der wilde Flattergeiſt der Männer, nicht Hinz von Sax, nicht Gangolf Trüllerey ſind die Urheber deines Leidens: du biſt ſelber die Schöpferin deiner Noth geweſen."

— Schweig' von den Männern, den Tückiſchen, Ehrvergeſſenen! unterbrach das Fräulein ihre junge Muhme mit tiefem Seufzer: Daß ich ſie nicht nennen hören, nie ihre Geſtalten erblicken müßte!

Sanftlächelnd erwiederte Dieſe: „Es iſt wahr, wir armen Weiber ſind durch Härte, Rohheit und wilde Sinnengier derſelben ſelten glücklich; aber ohne Männer, was meinſt du, Kind? wir würden uns in Höhlen verbergen und verzweifeln. Die Weiber finden ſich gegenſeitig nur des Wechſels willen, wie den Winter, erträglich, eben weil es auch Männer und einen heißen Sommer daneben gibt."

— Du magſt das Lob verkünden, Mühmchen! Dein Herz ward vielleicht glücklich durch . . .

„Ich? glücklich!" ſeufzte die Freifrau, und ſchlug die frommen, blauen Augen zum Himmel auf, indem ein feines Roth über ihr Antlitz floß, wie Wiederſchein einer ehemaligen Paradieſeszeit, nach welcher man, der Gegenwart willen, nicht

gern zurückblickt. Urſula ſenkte die Blicke mit Wohlgefallen und Theilnahme auf die edle Geſtalt der Freiſrau, an der ſie mehr mit der Liebe einer Schweſter, als der Empfindung einer Nichte hing. Die junge Frau, deren Geſicht den Ausdruck der reinſten Zärtlichkeit und demüthigſten Selbſtverläugnung darſtellte, ſaß ſchweigend, innig und ſinnig auf ihrem Feldblock da, die Hände in den Schoos zuſammengefaltet, und einen Seufzer, der aus ihrem Buſen aufzitterte, verbergend. Sie ſchien ſchon ganz zu ſein, was ſie, das Fräulein zu werden, angerathen hatte, eine Nonne, deren ſtilles Kloſter die weite Welt iſt. Selbſt ihre ſchmuckloſe, einfache Tracht; das lange, den ganzen edeln Wuchs bis zu den Fußzehen verhüllende Gewand von feinem, perlfarbenem Wollenſtoff, an dem kein Zierrath geſehen wurde, als die Füße des gefranzten, kurzen Doppelärmels oder Umſchlags an den Achſeln; die zarte Haube vom feinſten ſalzeweißen Linnen, unter dem Kinn zuſammengebunden, und nur zu ſchwach, das üppige Hervorquellen des Goldhaars um die Schläfen zu verhindern — dies ganze Aeußere ſchon verkündete die freiwillige Nonne.

— Du haſt geliebt! — rief Urſula, läugne nicht!

„O hätteſt du's! antwortete in gütig-ernſtem Ton die Freiſrau, „hätteſt du geliebt, du wür-

deſt zu mir nicht ſagen: du haſt geſiegt, denn Liebe kann nicht enden. Deine Sinne nur ſind gerührt worden, nicht dein Herz. Nur einmal liebt man, dann ewig. Er wußt' es nicht, dem meine Seele zugehörte; er weiß es nicht. Wo er heute ſein mag, ob noch mit mir unterm Himmel — ich weiß es nicht. Was liegt daran? Er iſt der Engel meiner Träume, der Troſt meines Wachens. Was Gott verband, das ſcheidet nicht die Welt, nicht Menſchenhand."

— Du Schwärmerin, du! — rief Urſula mit naſſen Augen und ſchloß die Frau von Falkenſtein küſſend, voller Heftigkeit, an ihre Bruſt. Heil dir, daß du den nicht näher kennen lerneteſt, dem ſich dein Herz gegeben. Er hätte es zerriſſen, wie das meinige zerriſſen ward, und ein Ungeheuer hätte dich verrathen, wie ich verrathen ward.

„Hätt' er gefehlt wider mich," antwortete die Freifrau, „meine Liebe würde ſeine Sünden zugedeckt haben. Das iſt die Liebe! Des Mannes Gemüth iſt ein anderes, als das unſere; darum fühlen wir uns von ihm angezogen. Man liebt nur das, von dem wir erkennen, es ſei etwas Anderes und Vortrefflicheres, als man ſelber iſt. Darum wird der Mann dem Weibe zugethan, weil er in des Weibes Gemüth die Milde und Anmuth wahrnimmt, die ſelbſt ihm gebricht. Uns Weiber ekelt vor Männern wollüſtiges Wo-

ſens, den Männern vor Weibern männlich-rauher Denkart."

— Aber dein Mann, mein harter, wilder Oheim? — fragte Urſula ſchüchtern und mitleidig.

„Ich habe kein Recht, zu begehren, er ſolle ein Anderer ſein, als er iſt," erwiederte die Freifrau; „man gab mich ihm zur Gattin. Er iſt mein Herr und Gebieter, und nicht ohne löbliche Eigenſchaften, die ich an ihm ehre. Es iſt kein Menſch ſo böſe, der nicht Tugenden hätte, die ihn der Achtung würdig, oder doch erträglich machen könnten."

— Ich kann dich nur bewundern, du liebe Heilige! — rief Urſula.

„Und ich dich nur beklagen, daß du mich bewunderſt, liebes Kind," antwortete die Freifrau, „denn dies Bewundern verräth dein Herz und ſeiner Schmerzen Grund."

— Wie verſtehſt du das, Mühmchen? ſagte das Fräulein, ſich ein wenig betroffen zurückziehend.

„Merkſt du es nicht?" antwortete die Frau von Falkenſtein, und ſchloß Urſula's Hand mit Zärtlichkeit in die ihre. „Hätteſt du ein wenig Langmuth, Nachſicht und Ergebung mehr, als dir eigen iſt, du würdeſt mich nicht bewundern können, aber glücklicher ſein. Trotzköpfchen, immer möchteſt du eine Welt nach deinem Sinn,

und wirſt am Ende nur das Spiel der Welt, weil du weit ſchwächer biſt, als tauſend Andere. Glaubſt du's? Es iſt Niemand ſtark, als wer ſein eigener Herr iſt. Das warſt du ſelten, kleiner Eigenſinn. Wer Andern gern gebietet, vergißt darüber, ſein eigener Gebieter zu bleiben."

25.

Die Zigeuner.

Männliche Schritte und Stimmen, durch's Gebüſch den Berg herauf, unterbrachen das Geſpräch. Es waren zween Schloßknechte, die einen verdeckten Korb trugen, der ziemlich ſchwer zu ſein ſchien.

„Was tragt ihr noch ſo ſpät auf den Berg?" fragte die Frau von Falkenſtein verwundert.

— He, Ihro Gnaden, — antwortete einer der Knechte, indem ſich beide tief verbeugten — Futter für ſchelmiſche Raben, die bald ſelbſt Rabenfutter ſein werden; will ſagen, Gauner-, Lumpen- und Aegypter-Pack, das der geſtrenge Herr braucht, um ein Loch in der Welt aufzuſtopfen, oder eins damit zu machen.

„Ihr verrichtet alſo des Herrn Willen! Geht!" ſagte die Freifrau, und als die Knechte vorbei waren, ſeufzte ſie halblaut: „Gott weiß es, mir

ahnet Böſes! Dein Oheim hat keine Ruhe. Er führt etwas Gewagtes im Schilde. Schon ſeit acht Tagen eilen Boten ab und zu im Schloſſe; und allerlei verdächtiges Geſindel ſtreicht ſeit einiger Zeit hier herum durch Buſch und Wald."

— Du weißt es ja: der Dauphin und die Armagnaken ſollen ſchon im Anzuge von Altkirch gen Baſel ſein? — bemerkte Urſula. Und zieht der Dauphin mit gewaltiger Heeresmacht heran, die Eidsgenoſſen auszurotten, da wird kein ritterlicher Mann, da dürfen die Falkenſteine nicht dahinten bleiben!

„Ich glaube nicht, es ſei um die Eidsgenoſſen zu thun," verſetzte die Freifrau; „ich fürcht', es werde eine Rache ſchrecklicher Art gegen Gangolf Trüllerey gebrütet."

— Wirklich? — fuhr Urſula lebhaft auf — haſt du etwas von den Männern vernommen?

„Geſehen mehr, als gehört; mehr in den Zügen geleſen, als geſehen. Seit vorgeſtern iſt ſich mein Gemahl kaum ähnlich. Er meidet mich; es ſchickt mich von ſich. Es iſt Unruhe in ſeinem Thun und Ruhen. Er hört nicht, was geſagt wird; träumt mit offenen Augen; gibt Befehle und widerruft ſie. Seit geſtern läßt er im Thurm von Farnsburg ein Zimmer auf das Köſtlichſte bereiten, du weißt es. Das gilt nicht dir, nicht mir. Wir Beide ſollen im Schloſſe Gäſten drun-

ten bleiben. Den Namen Gangolfs ſpricht er nicht mehr mit gewohntem Grimme aus, ſondern mit bitterm Hohnlachen, wie den Namen eines, deſſen Niederlage man gewiß iſt. Wer weiß, ob der Unglückliche nicht ſchon in ſeiner Gewalt liegt!"

— Nein, nein, — erwiederte Urſula, ihr blaſſes Geſicht abwendend — du irrſt. Der fährt noch heute frei herum.

„Und welchen fremden Gaſt erwartet das Thurmgemach von Farnsburg? Aus der Koſtbarkeit des Geräthes, welches von Kienburg, Falkenſtein und dieſen Morgen ſelbſt von Göſgen dahin geſchleppt wird, ſollte man auf eine erlauchte Perſon ſchlieſſen. Ich dachte an den Dauphin. Für einen Fürſten aber geziemt ſich nicht das abgelegene Thurmgemach: das ſchöne Bett wohl, welches aufgeſchlagen wird, es iſt für keinen Königsſohn zu gering."

— Dein Hochzeitbett!

„Daſſelbe; und überdies, wie der Burgvogt von Farnsburg mir vertraute, als er am Nachmittage abreiſete, werden keinerlei Anſtalten getroffen, um den zahlreichen, prachtgewohnten Hofſtaat eines Prinzen von Frankreich würdig zu empfangen. Und all das Treiben, das Geheimnißvolle erſt ſeit vorgeſtern! Es ſcheint, das Weſen

gelte nur einer einzigen, doch sehr hohen Person, die man gefangen halten wolle."

— Laß uns rathen, Mütmchen. Die Sache iſt wunderbar genug, um eine kleine Neugier zu beſchäftigen. Seit vorgeſtern ſagteſt du, bekam der Oheim Briefe, Eilboten? Waren Fremde da? Nun reut mich's, daß ich deinen Bitten folgte, und die Tage in Kollikon zubrachte. Wie konnteſt du auch glauben, daß mich der Ritt zu dem Waldneſt zerſtreuen würde? Vorgeſtern alſo? Und du bemerkteſt vorgeſtern nichts, das dir auffiel?

„Weniger, denn ſonſt. Wohl kamen der Boten genug, wie ſeit einiger Zeit gewöhnlich. Das achtete ich kaum. Auch war mein Gemahl faſt die Hälfte des Tages abweſend. Eben aber wie er zurückkehrte, lebte er ſchon in dieſer ſeltſamen Bewegung; ſtumm, verſchloſſen, wieder luſtig ohne Maaß, dann träumeriſch, dann aufbrauſend. Den Namen Gangolfs ſtieß er einigemal mit ſchadenfrohem Auflachen aus. Das Alles mußt' ich hören, da wir allein zu Nacht ſpeiſeten. Mich redete er kaum an; und fragen durft' ich nicht. Du kennſt ihn, wie er's treibt."

— So hat er in der Nachbarſchaft geheime Zuſammenkunft gehalten. Das iſt entſchieden.

„Kaum halb ſo ſehr, als du glaubſt. Er war nur ausgeritten zu ſeiner Luſt, in ſchlichten Kleidern, wie er ſelten zu tragen pflegt. Der Jäger,

welcher ihn bis in das Thal begleitet hatte unter der Schafmatt, brachte die Roſſe zurück und erzählte, der Freiherr ſei zu Fuß hinauf in die Hard."

— In die Hard? ſtammelte Urſula leiſe nach und mit ganz eigenthümlicher Betonung der paar Worte.

Da ließen ſich die Knechte wieder hören. Sie kamen mit leerem Korbe zurück. Die Freifrau befahl ihnen, den Zelter drunten am Wege loszubinden und ins Schloß zu führen. Dann lud ſie das Fräulein zur Begleitung ein, die Gäſte wenigſtens aus der Ferne zu betrachten, die der Freiherr, ihr Gemahl, im Grunen bewirthe. Ein unfern aufſteigender Rauch aus dem Gebuſch zeigte die Gegend, wo ſie zu finden ſein konnten. Er führte nicht irre.

In der Vertiefung eines kaum vierzig Schritt langen und noch ſchmälern, keſſelartigen Thals mitten im Gehölz am Berg, brannte ein Feuer von dürren Reiſern. Darum her lagerten fünf Kerle mit ſchwarzgelben Zigeunergeſichten, halb entkleidet, die, von den überſandten Speiſen ſchmauſend, ein kleines Faß voll Weins von Mund zu Mund umhergehen ließen. Vor ihnen tanzte ein ſchlankes, junges Mädchen barfuß, nach ſeinem eigenen Geſang, ſich auf den Zehen, auf den Hüften wiegend, indem es fantaſtiſch, doch

nicht ohne Anmuth, abwechselnd die Arme hob und senkte. Seitwärts säugte eine Frau, am kurzbegraseten Boden kauernd, ihr Kind. Rings umher hingen Kleider und Lumpen an einzeln stehenden Schwarzdorngesträuchen. Die Leute plauderten fröhlich und viel, doch in einer unverständlichen Sprache. Als aber bald darauf ein altes, häßliches Weib aus dem Gebüsch hervor zum Lagerplatz niederstieg, verstummten plötzlich Alle; selbst das Mädchen brach Gesang und Tanz ab. Die Männer sprangen auf und umringten die Angekommene, welche mit einer Art Hoheit zu ihnen sprach, während die Uebrigen aufmerksam horchten. Dann, nach einigen Hin- und Herreden, drückten Alle, auf verschiedene Weise, Zufriedenheit oder Beifall aus, die einen durch Kopfnicken, die andern durch Klatschen der Hände. Man zog die Alte zum Feuer und zum Mahle. Jeder bot ihr, was von den vorhandenen Gerichten das Leckerhafteste zu sein schien.

Während die beiden Zuschauerinnen von oben herab heimlich im Gebüsch die frohe Wirthschaft der Aegypter beobachteten, wurden sie auf sehr unerwartete Weise durch eine Erscheinung gestört, die ihnen eben jetzt die unwillkommenste sein mußte. Freiherr Thomas nämlich stand hinter ihnen.

„Ich hätte," sagte er halblaut und aufgebracht, „ich hätte die Frau von Fallenstein an einer für

ſie ſchicklichern Stelle, als hier, vermuthet! Es ſcheint mir gleich unanſtändig, halbnackte Bettler zu beſchleichen, oder meine Entwürfe auszuwittern."

Die erſchrockene Freifrau trat ſchweigend zurück, um ſich zu entfernen. Urſula erwiederte ihm: „Wir wiſſen nicht, Oheim, was uns Eures Mißtrauens ſchuldig gemacht hat. Weder die eine noch die andere Abſicht führte uns zu dieſem Platz; Ihr werdet uns nicht zumuthen, wenn wir einen Rauch im Buſch aufſteigen ſehen, die Flucht zu ergreifen."

„Begebet Euch augenblicks ins Schloß!" rief der Freiherr mit zurückdeutender Hand und barſchem Tone: „Ihr möget Euch ſelber anklagen, wenn ich Euch in den Zimmern hüten laſſe. Katzen ſoll man nicht zum Braten auf Schildwacht ſtellen, und Weiberaugen nicht und Weiberzungen zum Geheimniß."

Urſula war im Begriff, die Unart des Oheims zu rügen, aber mit ſanfter Gewalt wurde ſie von der Gemahlin des Freiherrn hinweggezogen.

Sobald dieſer die Frauenzimmer aus den Augen verloren hatte, flieg er zum Lagerplatz der Zigeuner nieder, die ſich alsbald vom Erdboden erhoben und ihn mit einer Art ehrerbietiger Vertraulichkeit umſchlichen, aber doch beſtändig in

einer Entfernung von drei bis vier Schritten von ihm stehen blieben.

„Ich hoffe, die Schloßküche hat Euch genugsam versorgt!“ sagte der Freiherr. Alle bückten sich tief und küßten oder leckten ihre Finger, indem ihre häßlichen Gesichter ihn freundlich anschmunzelten.

„So lang' Ihr in meinen Diensten seid,“ fuhr der Freiherr fort, „täglich dem Manne ein Gulden, freie Zehrung und, wenn ich mit Euch zufrieden bin, ein Geschenk dazu, wie kein Fürst gibt. Dem Verräther der Galgen! Das ist mein Wort!“

Alle umringten ihn mit lauten und stummen Freudenbezeugungen, lustigen Sprüngen, Verbeugungen und Betheuerungen. Der Freiherr aber schien daran wenig Gefallen zu finden, winkte mit der Hand das Zeichen zum Schweigen und sagte: „Ich kann mich nicht mit Jedem von Euch abgeben. Ich kenne Euch nicht, verlange auch gar nicht, von Euch gekannt zu sein. Merkt Euch das! Diese verständige Frau hier“ — er zeigte auf die alte Zigeunerin — „die Ihr Alle wie eine Mutter betrachtet, hat mein Zutrauen. Der Ziel also werd' ich meine Befehle auftragen, und von der Art Eures Gehorsams und Eurer Geschicklichkeit wird es abhangen, welchen Lohn Ihr bei mir verdient.“

Da trat einer der Zigeuner einen Schritt vor, wischte den schwarzen Knebelbart vom Maul weg, legte beide Hände auf die Bruſt und ſagte: „Der rothe Hahn fliegt morgen Nachts über das Städtle, man ſoll ihn ſchaun zwanzig Meilen weit. Haben's alte Neſt von innen und auſſen wohl erkundſchaftet; hat offne Löcher viel, hineinzuſchlüpfen, und müßt' es ſein im hölzernen Kännel des Stadtdachs über den Hirſchengraben am obern Thor. Hat keine Gefahr! Zween Schwefelfäden; mehr koſtet der Spaß nicht. Iſt alles Stroh und dürrer Kien; das flackert luſtig auf. Doch Zunkerle, laßt unſer einen nicht im Stich! Elſel verheißet, daß Ihr Leute bei der Hand haltet auf dem Diſtelberg und Gieshübel. Wir zählen darauf! Faſſen uns die Schuders, nennen wir Euch. Seid alſo bei der Hand. Und geht's Feurioh! Feurioh! durch die Gaſſen: ſo konnen wir mitnehmen, was uns anſteht. Das geht mit in den Kauf; Ihr fraget nicht, was wir haben."

Der Freiherr, halb von dem Kerl abgewandt, ließ nur dann und wann einen Blick von der Seite auf ihn ſchieſſen und ſagte endlich: „Schweig! Ihr habt mein Wort, kennt meinen Willen!" Dann winkte er der alten Elſel und ging davon.

Als er ſich von der unſaubern Geſellſchaft entfernt genug glaubte, blieb er im Gebüſch ſtehen, winkte der nachſchleichenden Zigeunerin, näher zu

treten und ſagte: „Biſt du deiner Sache ſicher? Denn wenn der Gangolf Trüllerey Nachts bei dem Mädchen auf der Hard wäre, könnt' es blutige Köpfe ſetzen und Alles ſchlüge fehl. Lieber ſtell' ich handfeſte Leute in Hinterhalt."

— Goldſchatz, fürchte nicht! rief die Alte: Ich habe den Begharden und das Maidel im Sack. Das Fünkerle von Aarau zeigt ſich nur Tags; kömmt nie auf demſelben Weg; hat der Gänge zur Hard ſo viel als der Wind. Aber das Fünkerle ſcheut die Nacht.

„Daß mir der verfluchte Bube doch nie zu Geſicht kam! Er wäre ſchon kalt!" murmelte der Freiherr: „Bringſt du mir das Mädchen heut, ſieh', ich ſchütte dir beide Hände voll Gold."

— Biſt dem Täubchen ſo nahe geweſen, und haſt's nicht erwiſcht beim Flügel und gekapert?

„Gans! der Tag hat tauſend Augen. Leute waren auf dem Felde. Niemand darf wittern, wohin das Mädchen gekommen iſt, wenn ich es einmal in meiner Gewalt habe. Das ſcheue Ding war auch nie unbegleitet, wenn ich Jagd machte. Alſo du meldeſt dich an der Schloßpforte, ſobald du zurückkommſt; es wird da ein Wächter ſtehen, der unterrichtet iſt. Roſſe bleiben die ganze Nacht geſattelt. Ich begleite die Lollharden ſelber auf Farnsburg. Morgen Abend ſteh' ich mit meinen Leuten auf dem Gieshübel bereit. Bin ich einge-

brochen in die Stadt, könnt' Ihr alle nach Herzensluſt plündern und rauben. Da gibt's volle Kiſten auf dem Rathhauſe, und in den Häuſern der Bürger ſchöne Sparbüchſen. Fort jetzt, Ziſel! es dunkelt. Mach' deine Sache recht. Ich erwarte dich in Gösgen."

Mit dieſen Worten wandte er ihr den Rücken und eilte den Berg hinan. Die alte Zigeunerin nahm den Weg zu ihrer Bande, die ſich, um das Feuer gelagert, gütlich that.

26.

Die Entführung.

In finſterer Nacht ſchlich die Zigeunerin, die zween ihrer Genoſſen den Weg zeigte, leiſe, wie auf Filzſohlen, durch's Dorf Erlinsbach, dem Thale unter der Ramsfluh zu. Nur aus einzelnen Hütten leuchteten noch Fenſter mit dunkelrothem Licht. Die Alte trug wieder das eine Aug verbunden und den Pilgerhut, wie ſie ſich ſchon einmal in der Einſamkeit des Lollhards gezeigt hatte. Ihre beiden Gefährten, breitſchultrige entſchloſſene Kerls, folgten wohlbewaffnet, mit ſchnellem Schritt durch's Thal, den Berg hinauf. Als ſie auf der Höhe ſich durch den Wald getappt hatten, ſahen ſie das Licht der Lollharden-Hütte über die Wieſe ſchimmern. Die Alte führte die Männer ſeitwärts

längs dem Waldſaume in die Nähe des Hauſes; befahl ihnen, da auf das Zeichen zu warten, welches ſie geben würde, während ſie ſelbſt die Hütte umſchleichen und Kundſchaft einziehen wollte.

Unhörbar ſchwebte ſie mit Katzenſchritten, wie ein Schatten zum kleinen Hauſe, duckte ſich unter dem leuchtenden Fenſter, und richtete von Zeit zu Zeit den Kopf empor, um die zu erkennen, welche im engen Zimmer plauderten beim Schein der Oellampe. Veronika ſaß am Tiſch, gegen die Wand zurückgelehnt, mit verſchränkten Armen, und ſtarrte ſinnend in die bleiche, zitternde Flamme des Dochtes. Der Lollhard, in einem Winkel, redete wie ein Lehrender zu ihr, den Arm erhoben und den Zeigefinger vorgeſtreckt. Er glich der Propheten einem aus den Tagen des alten Bundes. Nur einzelne ſeiner harten Züge waren durch die ſcharfen Schlaglichter des Lampenſcheins aus der Verſchattung der übrigen wunderbar hervorgehoben. Einzelne Theile ſeines grauen, ſanftbewegten Bartes ſchwebten erhellt über der Dunkelheit des unerkennbaren Grundes, wie man zuweilen einzelne falbe Wolken unter dem düſtern Regenhimmel hervorſtechen und wieder verſchwinden ſieht. Die Begutte, in voller, doch milder Beleuchtung, horchte in ruhiger Klarheit ſchweigend.

„Das ſag' ich dir," fuhr er in ſeiner Rede

fort, „auf daß du an der Raserei der unglückseligen Freiin von Falkenstein erkennen mögest, wohin die Seele verirrt, wenn sie des Korpes Magd wird. Ich wiederhole dir, die Liebe ist göttlicher Natur; denn Gott ist die Liebe und wir sind aus Gott. Der himmlische Liebesstrahl durchdringt auch den Stein und die Pflanze und den Staub des Thierleibes, und wird da noch zur vereinigenden, das Geschlecht der Wesen fortpflanzenden Gewalt. Aber lieben kann der Stein, die Pflanze und der Staub nicht. Alle Liebe, ausser der ewigen, seelischen, ist Pflanzen- und Thiertrieb und nichts weiter. Die wahre Liebe geht aus der Bewunderung und Verehrung der hohen Tugenden und Gaben des Andern hervor, weil sich das Göttliche in uns sehnet, aufgelöset und eins zu werden mit allem Göttlichen. Zuneigung wegen äusserer Lieblichkeit, wegen sinnlichen Reizes, oder Anhänglichkeit an einer Sache wegen langer Gewohnheit, ist Naturgang des Menschenthieres, und dem, was göttlich heißt, entgegen. Die Seele kann nicht den Staub lieben und sich ihm vermählen, sondern nur ihres Gleichen. Auch Hunde bezeugen ihren Herren Anhänglichkeit bis zum Tode in Luſt und Schmerz, durch den Zwang der Gewohnheit; und du sahst heut einen Mann weinen über den Tod des vom Gangolf erstochenen Rosses. Das ist die obsiegende Thierheit im Sterb-

lichen, nicht das Aechtmenſchliche im Menſchen. In der Seelenliebe iſt kein Neid, kein Zorn, keine Eiferſucht, keine Furcht, ſondern Sehnſucht, ſich zu heiligen und ewig anzugehören der Vollkommenheit des Vollkommenern. Wie liebeſt du mich, Veronika?“

Die Begutte hob den Blick ſelig gegen die Decke des Zimmers und ſagte: „So liebe ich dich und den edelmüthigen Gangolf.“

„Dann wirſt du ihn verlieren ohne Schmerzen,“ ſetzte der Lollhard ſeine Worte fort, „wie du mich einſt verlieren wirſt ohne Jammer. Denn das im Ewigen Gewonnene iſt eigentlich nie zu verlieren. Nur das Vergängliche, Sinnliche, iſt vergänglich und endlich. Der Körper, der uns bekleidet, wird wiederum Staub, und ſeine Theile gehen in andere Pflanzen und Thiere über, die wieder verweſen und abermals Dünger des Erdreichs und Stoff anderer belebter Körper werden. Siehe, Veronika, die Leiber der Menſchen, der Thiere, der Pflanzen, welche du heut erblickſt, ſind ſchon ſeit der Weltſchöpfung vorhanden geweſen, nur nicht genau in derſelben Verbindung ihrer Beſtandtheile. Wir wandeln in den Staub unſerer zerfallenen Vorfahren gekleidet einher. Selbſt der Leib, den du vor einem Jahrzehend trugſt, dieſer iſt längſt von dir verdünſtet, abgegangen und abgefallen. Wir wallen in ewigen

Verwandlungen über den Erdkreis hin. Was iſt alſo die Liebe des Körpers? Nur Gott iſt das Eine, das Bleibende!“

Veronika ſprach darauf: „Und doch iſt ſelbſt das noch, was das Irdiſche zum Irdiſchen zieht, die Macht des himmliſchen, alles durchdringenden Liebesſtrahls. Wie mag doch die Gerechtigkeit des Allvaters die ewige Seele ewig, wegen Sachen des Körpers, ins Elend werfen, in den ſie einmal gehüllt geweſen iſt?“

— Das hab' ich nicht geſagt! — erwiederte der Lollhard: Der Vollkommene ſoll dem Irdiſchen zwar abſagen; aber iſt die Macht und der Trieb des Irdiſchen im Schwachen allzumächtig: ſo ſündigt er nicht im Gehorſam gegen die Natur, an die er gekettet iſt. Eſſen und trinken wir doch täglich. Aber wir ſollen nicht das Körperliche als des Lebens Höchſtes anſchauen und den Geiſt zum Knecht des Vergänglichen machen.

Es ſprach der Lollhard vermuthlich noch lange; aber die Zigeunerin erbaute ſich an dieſer Unterhaltung ſchlecht, von der ſie wenig begriff. Sie ſchlich um das Haus zur Hinterthür, die ſie beim frühen Nachſpüren halboffen geſehen, neben dem Kämmerlein der Magd. Als ſie aber da leiſe eintreten wollte, knarrte die Thür in ihren hölzernen Angeln ſo laut, daß die Bäuerin, eine Lampe in der Hand tragend, aus dem Schlafgemach vor-

trat, und ſich beim Anblick der wohlbekannten Alten kreuzigte und ſegnete.

„Jeſus Maria!“ ſtammelte ſie verblüfft: „Die alte Pilgerin! Was begehrt Ihr noch in dieſer Spätſtunde?“

— Still! — flüſterte, mit Kopf und beiden Händen haſtig winkend, die Zigeunerin Elſe, und fuhr, ehe ſich's die Bäuerin verſah, in deren Kammer hinein. Zitternd kam jene nach.

„Großer Gott!“ rief die Bäuerin abermals: „Muß' ich doch glauben, ein Schratteli komme in das Haus, ſo ſeid Ihr geſchlichen. Iſt's doch lange noch nicht Mitternacht. Mir beben alle Glieder am Leibe. Schon vor einer Stunde ging Gekreiſch und Gepraſſel durch den Wald, wie vom wilden Heer. Ich hab's ja mit eigenen Ohren gehört. Das bedeutet nichts Gutes. Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn.“

— Ich lob' ihn auch! — erwiederte Elſe: Aber ſtill, Kathri, ſtill. Im Walde hab' ich allerlei Dinge gehört, drum komm' ich ſo ſpät. Es gehen böſe Anſchläge wider dies Haus. Nur eins muß ich wiſſen. Nenne mir des Lollhards Namen.

„Wie kann ich den Namen wiſſen? Ich glaube, er hat keinen.“

— Haſt nie gehört nennen den Jörg von End?

„Nie Jörg und nie Ende und Anfang! Was ficht Euch doch, in Gottes des Herrn Namen, an, ſolche Dinge zu fragen?“

— Weißt du's nicht, Kathri, ſo will ich's hören aus ſeinem Mund. Es muß ſein, und im Augenblick.

„Nimmermehr laſſ' ich Euch zu ihm!“ rief Kathri, und hielt die raſche Alte zurück, die ſogleich hinaus wollte: „Euer Anblick würde die gute Veronika bis zum Tode ſchrecken. Was denket Ihr auch? Sie möchte glauben, des Teufels Geſpenſt oder eine Hexe ſuche das Haus heim.“

— Nun, ſo bereite das Mägdlein vor. Geh' und ſprich zum Lollhard die Worte: die Pilgerfrau iſt vorhanden, die er unlängſt hart angefahren; ſie bringt ihm Grüße von Herrn Günther von der Weide! Merk dir's, Günther von der Weide! Dann wird er aufſpringen und verlangen, mich zu ſprechen.

„So bleibet und harret, bis ich wiederkomme. Aber rühret Euch nicht vom Platz und zeiget Euch der guten Veronika nicht, ſie wäre bei Euerm Anblick ein Kind des blaſſen Todes.“

Sie ging. Die Zigeunerin horchte ihr nach; vernahm bald des Lollhards rauhknarrende Stimme, und hörte darauf Gepolter. In der Meinung, er komme ſelber, ſprang ſie von Kathri's Bett empor, auf welches ſie ſich zum Ausruhen geſetzt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
2SCHORKE,J.A.D.
3-598-53279-2
FN. 1435%037

hatte, und trat zur Thür. Doch statt des Alten kam die Bäuerin und sagte: „Machet Euch davon, Frau. Sonst rufen wir alle Nachbarn zu Hilfe.“

— Was hat der Lollhard geantwortet? Wort sage mir um Wort!

„Wenn Ihr's denn wissen wollt, höflich ist's nicht: Ihr sollet fahren mit Euerm Günther von der Weide bis an's Ende der Welt, und so Ihr nicht plötzlich von hinnen weichet, wird die Nachbarschaft kommen. Das ist sein Wort; ich rath' Euch, gute Frau, macht Euch auf die Beine!“

— Still, mausstill! sagte die Zigeunerin. Ist's nicht der Rechte, so ist's der Linke! Mir auch gleich! Merk' auf, was ich dir will sagen; merk' auf! Hörst du Lärm vorn, flieh mit deinem Mägdlein hinten in den Wald. Flieh zu den Nachbarn! Merk's dir, Kathri! — Nach diesen Worten schlüpfte die Pilgerin davon in Wald und Nacht zu den wartenden Gefährten. Kathri, die draussen dreimal ein Zusammenklatschen von Händen hörte, schlug ihr voll Grausen mit den Fingern drei große Kreuze nach und betete dazu, denn sie hielt das häßliche Weib, wo nicht für etwas Ueberirdisches, doch für etwas von unterirdischer, unheilbringender Abkunft.

Sie dachte noch an die letzte Mahnung der

Alten, als ſie voller Entſetzen das Klirren fallender Fenſterſcheiben im vordern Zimmer, und lautes Geſchrei und Getöſe vernahm. Bleich und bebend ſprang ſie zur Küche vor. Ihr entgegen todtenblaß flog aus der Stube des Klausners deſſen Tochter und ſchrie: „Hilfe! Räuber ſteigen zu den Fenſtern ein!“ Die treue Kathri riß das betäubte Mädchen mit ſich zur Hinterthür, während der Lollhard nachrief: „Warum fürchteſt du dich, Veronika?“ Dann wandt' er ſich kaltblütig und ernſt gegen die abſcheulichen, mit Ruß geſchwärzten Geſichter der Eingeſtiegenen, die ihn ſogleich ergriffen und Meſſer auf ſeine Bruſt ſetzten. „Ihr Thoren,“ ſprach er, „gehet und ſuchet Gold und Edelſteine bei den Mammonsknechten in der Welt, aber bei keinem Bruder des freien Geiſtes. Mein Schatz iſt im Himmel, wo Ihr ihn nicht ſtehlen werdet. Was drohet Ihr mir? Mein Leben ſteht in höherer Macht.“

Die Kerls ſprachen unter einander in unverſtändlicher Rede. Jählings eilte einer derſelben davon. Man hörte ſeine Schritte durchs ganze Haus. Er ſchien die geflüchteten Weiber zu ſuchen. Unterdeſſen bewachte der Zurückgebliebene den Lollhard, immerdar die Spitze des Meſſers gegen deſſen Herz gekehrt, und ſchnitt dabei gräßliche Geberden, um den Alten zum Stillſchweigen zu nöthigen.

Dieſer aber ließ ſich keineswegs in der Rede hemmen, ſondern ſagte: „Glaube nicht, daß mir dein geſchwärztes Geſicht Furcht einjage, wie einem Kinde, oder daß ich zucke vor deinem Stahl. Vorzeiten pflegt' ich Vögel deines Gelichters anders zu begrüßen, und der Schädel wäre dir geſpalten geweſen, eh' er eine Spanne weit durchs Fenſter gekommen. Jetzt thut mir deine arme Seele leid, du reiſſendes Thier in Menſchenhaut! Wohin meinſt du, daß ſie fahren werde, wenn dein letztes Stündlein ſchlägt?"

— Narr du! verſetzte das ſchwarze Geſicht widerlich grinſend: ſoll ſie nicht in der Erde faulen, wird man ſie wohl neben der deinigen in den Rauch hängen müſſen.

„Menſchenkind, dein Leben hienieden iſt ein Anfang ſonder Ende! Begreifſt du das?"

— Und dein Leben iſt ein Ende ohne Anfang. Begreifſt du das?

„Unſinniger!" rief der Lollhard.

— Halt's Maul! rief der Zigeuner: oder ich ſchnüre dir mit deinem eigenen Bocksbart die Droſſel zuſammen!

Elſel und der andere Zigeuner unterbrachen durch ihren Eintritt das Geſpräch. Die Alte ſchien in ihrem Lauderwelſch den beiden Kerln bittere Vorwürfe zu machen, daß ſie das Weibervolk hätten entrinnen laſſen. Inzwiſchen ward

jetzt nicht geſäumt; der Tollhard geknebelt, um ſein Geſchrei zu hindern, und, mit auf den Rükken gebundenen Händen, ſchnell zum Hauſe hinaus durch Wieſe und Wald fortgeriſſen. Voran aber eilte die Alte mit großen, haſtigen Schritten dem Schloſſe Götzen zu, die mißlungene Verrichtung dem Landgraf Thomas zu melden. Wie ein geſpenſtiger Schatten fuhr ſie durch die Nacht dahin. Der verſpätete Wanderer ſchlug mit Entſetzen das Kreuz vor ſich, wenn er ſie über Haide und Fels, Weg und Steg im trüben Sternenſchein leiſe fortfliegen ſah, vom kurzen Pilgermantel umwedelt, wie von Fledermausflügen. Selbſt der Wächter am Thore des vielthurmigen alten Schloſſes Götzen, der ſie erwarten mußte, konnte ſich des Entſetzens nicht erwehren, als ſie plötzlich vor ihm hielt, eh' er ihre Ankunft wahrgenommen hatte. Er ging zitternd über die Brücke durch den Hof in die äußere Burg, die Erſcheinung der unheimlichen Geſtalt dem Freiherrn zu verkünden.

27.

Die Ritter zu Götzen.

Freiherr Thomas ſaß eben mit froher Geſellſchaft im prächtigen, hellerleuchteten Rittersaal

des Schloſſes. Mehrere vom Adel aus dem Schwarzwalde und den vordern Landen, ſämmtlich treue Anhänger Oeſterreichs, waren dieſen Tag zu ihm gekommen, weil er ſie zur Theilnahme an ſeinen Kriegsunternehmungen gerufen hatte. Vor jedem der Ritter ſtand ein goldener Becher von getriebener Arbeit, der, wie oft er geleert ward, immer gefüllt ſein mußte. Noch ſah man auf den Silberſchüſſeln die Ueberbleibſel eines reichen Nachtmahls. Friſch aufgetragene Speiſen dampften noch vor Herrn Marquard von Baldegg, welcher ſchon lange erwartet, aber erſt vor einer Viertelſtunde in ſpäter Nacht von Selkingen gekommen war. Seine geſunde Eßluſt erwies der Küche ſeines gaſtfreien Wirthes alle Ehre. Es beluſtigte ihn, während er das gebratene Geflügel mit den Händen zerriß und Biſſen um Biſſen in den Mund ſtopfte, die ungeduldige Neugier der Andern mit ſeinem Schweigen zu martern, und zwanzig Fragen und Erkundigungen mit einem ausdruckvollen Wink und Blick auf ein bisher noch unberührtes Gericht zu beantworten.

„Nun denn,“ ſprach er endlich, da ſie ihm keinen Frieden ließen, und er das Hauptwerk ziemlich vollbracht hatte, „ein Ehrenmann iſt doch allezeit gehudelt, wenn er nach verrichteter Arbeit einmal des Leibes pflegen möchte. Mittags machten mir die hungrigen Fliegen von Lieſtal

jeden Biſſen ſtreitig, und nun laßt Ihr mich mehr Galle ſchlucken, als hier Speiſen ſtehen. Iſt das chriſtlich?“

— Hätteſt du uns auf die erſte Frage Beſcheid gethan, Vetter Marquard, ſagte Thomas von Falkenſtein, würden wir die Friſt für die andern gefatten. Alſo, wie ſteht's am Rhein?

„Nun denn! obwohl ich vorausſehe, daß es Euch wie den Kindern geht, die erſt lüſtern werden, wenn ſie einmal am Zuckerbrod geleckt haben. Alles iſt in Ordnung. Wir können morgen nach Brugg ziehen.“

— Wo ſtehen unſere Leute? Wie viel ſind ihrer? rief Thomas ärgerlich, und Alle ſtürmten fragend auf ihn ein.

„Sagt' ich's nicht voraus, daß der Neugiertenfel erſt in Euch fahren würde, wenn ich einmal zum Antworten den Mund öffne! — Gut, vier- bis fünfhundert Mann ſind's, alles adeliche Herren und reiſige Leute. Sie liegen umher in Dorf und Wald zerſtreut, in Binſingen, Murg, Tigeringen, Laufenburg und Seckingen. Sie warten auf Befehl zum Aufbruch. Mein Bruder Hans iſt dabei, auch Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl und wer weiß ich mehr! Haſt du den Abſagebrief an Bern geſchrieben, Vetter Thomann, ſo ſend' ihn ab. Nun iſt Gefahr im

Verzug, Periculum in moribus! ihr Herren, wie der Pater Großkeller zu St. Blasien zu sagen pflegt, wenn die Humpen zur Neige gehen. Jetzt wißt Ihr's; fragt mich nicht weiter. Straf mich Gott, keine Silbe lockt Ihr mir ab, bevor ich diese Ente noch verzehrt habe."

Freiherr Thomas, während die Andern lachten, schwieg nachdenkend und überrechnete bei sich mancherlei, indem er einzelne Worte hinmurmelte: „Morgen, Freitag, der letzte Tag Heumonds — übermorgen der erste Tag Augusts — dann in Seckingen — dann Brugg — dann — richtig!" — Laut rief er dann: „Früher, als in fünf Tagen, spielen wir zu Brug nicht die Faßnachtspoße; aber dann, beim Teufel! je toller, je besser. Es trifft auf Dienstag vor St. Laurenzen. Merk' dir's, Vetter Marquard."

„Bist du rasend?" schrie Marquard: „Wie wollen wir so viel Mannschaft lange heimlich halten und füttern? Die Kerls fressen wie die Heuschrecken; dem Bauer bleibt keine Speckseite im Rauchloch, keine Zwiebel im Garten. Daraus wird nichts. Ich bin gekommen, dich zu holen. Reit's du morgen nicht mit mir auf Seckingen, fährt die ganze Adelsgesellschaft mit ihren Banden aus einander, oder Bruder Hans, Rechberg, Hallwyl und wir Andern machen's übermorgen in Brugg allein aus."

„Das wird unterbleiben!“ erwiederte trotzig der Freiherr, und strich sich den struppigen, schwarzen Knebelbart von der dicken Oberlippe: „Morgen, Vetter, will ich erst mein Müthchen an Aarau kühlen. Du begleitest mich. Alles ist angeordnet. Den Trüllerey will ich in der Aare säcken, wie man Hexen säckt.“

„Was? seid ihr schon vor Mitternacht des Weines voll?“ schrie Herr Marquard mit weit aufgerissenen Augen: „Unserer fünfhundert wissen zur Stunde noch nicht, wie wir mit Brugg fertig werden, und hat das Nestlein doch ausser seiner Ringmauer nichts, was Furcht erregen kann, als den eingemauerten Hunnenkopf. Und Ihr hier wollt Aarau stürmen, Eurer acht bis bis zehn Eisenfresser, Ihr? Liegt Euch nicht die Stadt entgegen wie ein wilder Eberkopf mit seinen zwei vorragenden Hauern? Oder habt Ihr schon Luternau's Burg gebrochen und den Thurm Rore?“

„Fürchte die mürben Fangzähne dieses Ebers nicht, Vetter Marquard!“ antwortete der Freiherr mit hämischer Verziehung seines braunen Gesichts: „Angespießt ist er schon. Wir sengen ihm nur die Borsten ab und schmausen ihn morgen zur Nacht gebraten. Trau' meinem Wort!“

In diesem Augenblick war's, daß der Wächter der Burgpforte hereintrat und dem Freiherrn

winkte. Dieser sprang rasch auf und verließ mit dem Wächter die Gesellschaft.

„Graf Jörg von Sulz, Ihr scheinet mir von all diesen hochlöblichen Schwärmern und Lärmern der Nüchternste zu sein!“ sagte Herr Marquard: „Denn ihr liebet den Wasserkrug, wie der Kibitz den Bach. Was will Euch zu des Freiherrn Rede bedünken? Oder habet Ihr um's Schloß, hier oder Lohdorf, Kienberg und sonst im Gebirg noch Mannschaft versteckt?“

„Daß ich nicht wüßte!“ erwiederte der Graf von Sulz: „Herr Thomas rückt nicht mit der Sprache hervor; hält Plan und Mittel verborgen; verheißt uns auf morgen Nacht nur lustige Nachlese für's Schwert. Ich laß' ihn gewähren. Er scheint seiner Sache sicher. Vermuthlich hat er Einverständniß mit den Bürgern.“

„Oder vielleicht hat sich Gangolf Trüllerey bekehrt und kriecht zu Kreuze!“ fügte Junker Bentelin von Hemmenhofen hinzu: „Das thäte mir leid. Ich möchte dem lieber den Fuchspelz ausklopfen, als streicheln helfen.“

„Ich weiß,“ versetzte Marquard von Baldegg, „Ihr seid ein gewaltiger Fuchsjäger, Herr Bentelin. Diesmal aber laufet Ihr einer falschen Fährte nach. Ihr meinet, eins mit dem Fuchs zu schaffen, und stoßet auf einen grimmigen Wolf, der sich Euch lieber auf's Kreuz setzt, als

zum Kreuz kriecht. Straf' mich Gott, Herr Bentelin, wenn Ihr den aus dem Freihof hervortreibt, ohne Haar zu laſſen, das nicht wieder wächſt!"

„Hm!" entgegnete Bentelin, das Maul rümpfend: „Es ſcheint, Ihr ſprechet mit Erfahrung. So wiſſen wir nun, woher Euer runder Krauskopf die Glatze bekommen, die nicht wieder bewächſt."

„Oho!" rief Herr Marquard: „Macht Euch über meine Glatze nicht luſtig, ſo will ich Eures Milchbartes vergeſſen. Ihr wiſſet, ich bin von einem Geſchlecht, das mit den Hageichen jung und alt wird. Vor hundert Jahren mein Ahnherr Hans, Münſterchorherr und Dekan zu Kilchberg *), Gott hab' ihn ſelig, ward hundert und ſechsundachtzig Jahre alt, und wuchs ihm noch im hohen Alter neue Zähne und ſchwarze Haare. Deſſen tröſt' ich mich!"

„Wenn Ihr den Kopf ſelbſt ſo lange zwiſchen den Schultern traget!" bemerkte lachend Ritter Marx von Embs: „Die Schweizer ſind Euch ſo wohl an, wie Ihr ihnen. Ich wette, auf Ehre, fangen ſie Euch, ſie machen Euch keine Spanne

*) Kilchberg bei Aarau. Dieſer Chorherr Johannes von Baldegg ſtarb im Jahre 1343.

länger, als den armen Hinz von Saz bei Näsikon.“

Während Alle überlaut lachten und Marquard selber ganz wohlgemuth mit ihnen, trat Herr Thomas von Falkenstein wieder in den Saal, wandte sich noch einmal zurück und schrie mit donnernder Stimme hinaus: „Vermaledeite Hexe, findest du sie nicht, so wird dich der Henker finden!“ Dann trat er finster herein. Sein hartes, ehernes Antlitz glühte vom innern Zorn kupferroth. Ihm nach folgten zween Bewaffnete, die in ihrer Mitte den Lollhard führten, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie blieben an der Thür stehen. Der Freiherr ging durch den Saal zur Gesellschaft; drehte sich aber unterwegs, da er die Schritte der ihm Nachfolgenden hörte, wild um, fluchte und schrie: „Schurken, in's Loch mit ihm unterm Thurm! Warum ziehet Ihr mir nach?“

„Ich und dein böses Gewissen ziehen dir gern nach, Junker von Falkenstein!“ sagte der Lollhard sehr laut.

„Wetter, was knarrt mir in's Ohr da?“ rief Herr Marquard und sprang hinter dem Tisch vor: „Straf' mich Gott, das ist mein Klapperstorch wieder leibhaftig von der Freudenau. He, Störchlein, so wahr ich lebe, du bist's! Erzähle, wem hast du das artige Kindlein zugetragen, weißt du,

das im Beguttenrock eingefätſchte? Oder hat's dir Einer aus dem Schnabel gezogen?"

„Laß ihn laufen, Vetter!" ſagte Freiherr Thomas verdrießlich.

„Nein, Rede muß der Begharde ſtehen, wo er das ſchöne Mägdlein gelaſſen, das einſt mit ihm zog. Hör', Alter, hat's dir der Trüllerey abgejagt, der junge Schlecker, der gewiß nicht deiner Rieſennaſe willen mit dir nach Brugg gegangen iſt?"

„Ei!" rief Bentelin von Hemmenhofen, und ſprang ebenfalls näher: „Das Mädchen kenn' ich wohl. Ich hab's in der Herberge von Brugg beſucht, und ſchwör' Euch, Kaiſer, Papſt und Kardinäle könnten der allerliebſten Beguttе willen in Verſuchung gerathen, ein wenig zu lollen. Sag' an, du Roll- und Lollbruder, wo weißt du das fromme Schweſterlein?"

Ueber dies Geſpräch näherten ſich die Edelleute insgeſammt vom Tiſch her und umringten den Greis.

„Seid Ihr des Satans alle?" ſchrie Freiherr Thomas, im Grunde ärgerlich und doch unfähig, ſich des Lachens bei dem allgemeinen Aufruhr zu erwehren: „Am Ende wäret Ihr alle Bekannte dieſes Strolchen, den man auf meinem Gebiet eingefangen hat, weil er des Kundſchaftens verdächtig iſt. Schon ſeit vielen Tagen umſchleich-

er dieſe Burg und belauſcht er meine Bewegungen. Doch von heimlichen Frauen und Töchtern, die der graue Kuppler mit ſich zu Markt führt, iſt mir kein Wort bekannt. Er ſoll in den Bock geſpannt, im Folterkämmerlein aufgehaſpelt werden, bis er die Schlupfwinkel der Dirnen eingeſteht."

„Vetter Thomas!" unterbrach ihn Marquard: „In allen Stücken weislich geſprochen haſt du, wie ein Salomon. Nur was die kleine Begutte betrifft, ſende ſie mir nach Schenkenberg. Es iſt jammerſchade um die kleine Ketzerin. Ich will ſie bekehren. Hörſt du? Ich verſteh' mich darauf, wie der beſte Dominikaner."

Alle ſchlugen ein ſchallendes Gelächter auf.

Da öffnete der Lollhard den Mund, und Blitze fuhren unter den eisgrauen, überhangenden Augenbraunen gegen die Lacher hervor: „O der tirranniſchen Heuchler!" ſchrie er! „O des Otterngezüchts, das mit der giftigen Doppelzunge ſpeichelleckt und mordet, betet und läſtert, heiligt und flucht, von Raub und Aas ſich mäſtet und, gleich dem Vieh unter'm Himmel, ohne Himmel umherkriecht!"

„Schlage dir der Donner in den Hirnkaſten, Lump!" ſchnarchte ihn Freiherr Thomas an: „Von wem unterfängſt du dich, ſo zu reden?"

„Ich bitt' Euch, lieber Freiherr, ſtöret den

alten Hund nicht im Bellen. Er wird unserm Spaß die Krone aufsetzen!“ sagte Ritter Balthasar von Blumeneck lachend: „Fahre fort, Alter, schimpfe, aber recht auserlesen gut! Ich höre gern so was.“

„Muntert ihn nicht auf, er versteht's ohnehin meisterlich!“ rief Marquard.

„Gebietet, oder verbietet, Tirannen, ich steh' ausser Eurer Macht!“ fuhr der Lollhard fort: „Landverheerer! Weltumkehrer! wisset und zittert, das Gotteslicht brennt noch, das Ihr auslöschen wollet, und der Menschenverstand geht noch aufrecht, den Ihr mit Füßen zu treten meinet. Gelt, Euch wäre wohlgethan, Fürsten der Finsterniß, wenn kein Gott über den Sternen, keine Vernunft in den Sterblichen wohnte? Dann könntet Ihr das Jahrhundert zurückstellen, wie den Weiser der Uhr, daß es Euch nie in den Abgrund hinabströme, der Eurer harret. Dann könntet Ihr die Schritte des Geistes bannen und das Zeitalter wie versteinert halten, daß es nie anders werde. Dann könntet Ihr die Völker, wie ererbte Schafheerden, hetzen und scheeren, und den Erdkreis zum Schachspiel machen für Eure fürstliche Langeweile. Dann könntet Ihr gar gemächlich das Recht nach Euerm Eigennutz, die Wahrheit nach Eurer Unwissenheit zuschneiden, und die Verbrechen, welche Ihr am Volk oder Vieh

ſtraft, zu tugendlichen Vorzügen und ausſchließlichen Freiheiten des Adels machen. Dann könntet Ihr Euch blähen und ſprechen: die Welt iſt für Thron und Altar, für Edelleute und Pfaffen, für unſere Bäuche und Schlünde geſchaffen; unſere Ahnherren haben die Welt gemacht, und wer es bezweifelt, ſoll, als wahrer Gotteslästerer, in den Flammen des Scheiterhaufens verderben!"

„Bravo! bravo!" rief Balthaſar von Blumeneck boshaft anhetzend: „An dem Grauſchimmel iſt ein Paſſions-Pfarrer verloren gegangen."

„Still!" fiel ihm Junker Fritz vom Haus in die Rede: „Eben wollt' er ja auch den Pfaffen ihren Theil geben. Laßt ihn reden und bringt ihn nicht aus dem Text."

„Nein, alter Läſterer!" redete Ritter Jörg von Knöringen den Lollhard mit drohender Stimme an, indem er ſein fleiſchiges Geſicht runzelte: „Unterfange dich nicht, die Diener Gottes zu begeifern, oder der heiligen Kirche Uebles zu ſagen. Ich mag's geſtatten, daß du uns weltliche Herren wie ein heiſerer Kettenhund ankläffſt; aber keine Blasphemie!"

Der Lollhard hatte ſich durch die Zwiſchenreden im Fluß ſeiner Worte nicht unterbrechen laſſen, ſondern, ohne daß man ihn hörte, fortgeeifert. Aus dem Zuſammenhang ließ ſich errathen, daß er ſchon viel von dem geſagt haben

mochte, was die fromme Ehrerbietung des Junkers Jörg von Knöringen zu geſtatten verweigern wollte.

„Als Iſraels Rettung durch den gnadenvollen, engliſchen, ewigen Hirten kam," ſprach der Lollhard weiter, „hat er zwiſchen Gott und Menſchen einen neuen Bund, doch keine neue Kirche geſtiftet. Barmherzigkeit hat er und Liebe den Kindern des Staubes gepredigt; aber nicht Kirchen, nicht Klöſter zu bauen, nicht Zehnten zu zahlen, nicht vor den Bildern irdiſcher Heiligen zu knien. Hätte Chriſtus Kirche und Prieſterthum gewollt, er würde die Satzungen ſelber gegeben haben, gleich Moſes; er that's nicht. Er hinterließ kein Bildniß von ſeiner eigenen Geſtalt, auf daß nicht Abgötterei getrieben, ſondern dem Unſichtbaren Verehrung gebracht werde, der da allein heilig iſt, im Himmel und auf Erden! Als aber Prieſter kamen, begehrten ſie ſich eine Kirche, kein Geſetz der Liebe und Barmherzigkeit; begehrten kein Chriſtenthum, aber ein Prieſterthum; ſie ſetzten den Thron weltlicher Herrſchaft unter den Altar, und an die Stätte des Hohenprieſters den Papſt, ſtatt des Sühnopfers das Meßopfer, ſtatt Jeruſalems das ehebrecheriſche Rom."

„Schlagt den Kerl todt!" ſchrie Jörg von Knöringen; „Er iſt vom Teufel beſeſſen; der lügt

aus ſeinem Hals, man könnte, Gott ſteh' uns bei! ſchwören, es ſei Alles wahr."

„Erſtände der Chriſt und wanderte in Rom umher, wie einſt zu Jeruſalem, und lehrte die Lehre, wie zu Jeruſalem," rief der Lollhard, „und triebe, wie dort, Geldwechsler und Roſenkranzkrämer aus dem Tempel, — Ihr würdet ihn zum andernmal kreuzigen ſehen, als Irrlehrer, Ketzer und Feind des Altars und des Papſtes. Aber wie der Thon in des Töpfers Hand ſeid Ihr in der Hand des Herrn. Ich ſage Euch, wie der Blitz durch die Wolken des Himmels, wird ein Strahl des ewigen Geiſtes durch die Geſchlechter der Staubeskinder zucken, und ein Riß wird durch die Mauern der Kirche gehen, von oben bis unten, daß die Grundveſten ſpalten, und die ſtolzen Zinnen zum Abgrund herniederraſſeln. Dann wird die Sonne ihr Licht vom Mond borgen, St. Peter den Königen dienen, und der Laie den Prieſter die Dinge des heiligen Lebens lehren. Und ein anderer Strahl des ewigen Geiſtes wird leuchten, ſiehe, und von den Stirnen der Felſen fallen die Kronen der Zwingherren, und aus dem Schutt der Burgen bauen die Leibeigenen Werkſtätten ihres Reichthums. Dann werden die Knechte herriſch thun und die Herren knechtiſch, daß man ſie nicht von einander kennt . . ."

„Schweig, du raſender Afterprophet!" ſchrie

Junker Jörg, deſſen grobe Züge von Zorn und Wein glühender wurden: „Wie möget Ihr, edle Herren, den Unſinn aushalten? Man weiß nicht, verkündet der verrückte Strolch die verkehrte Welt oder den jüngſten Tag?“

Der Alte, welcher ſich aber das Wort nicht nehmen ließ, fuhr immer heftiger zu eifern fort, und hob an vom dritten Strahl des ewigen Geiſtes zu ſagen, als den übrigen Rittern die Langeweile dabei anzuwandeln ſchien. Mehrere kehrten zu ihren Bechern zurück, Andere traten lachend zuſammen, um ihrem Witze die Zügel fahren zu laſſen. Der Freiherr von Falkenſtein, welcher den Lollhard ſchon längſt entfernt haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, ihn zur Beluſtigung der Gäſte da behalten zu müſſen, ſchob ihn ſammt den Wächtern hinaus. Vor der Thür ſtanden wartend der Schloßvogt und Kerkerknecht. Dieſen wies der Freiherr fort, und dem Vogt befahl er, zu deſſen großem Erſtaunen, dem Begharden ein bequemes Zimmer, ein weiches Bett und ein gutes Nachtmahl zu geben. Ohne Zweifel hoffte der Freiherr durch die Dankbarkeit des ſpröden, eigenſinnigen Graukopfs mehr Nachrichten über die entſprungene Begutte zu empfangen, als durch gewaltthätige Härte ihm abpreſſen zu können.

Als der Herr von Falkenſtein ſeine Befehle ertheilt hatte und zurücktretend in den Saal die

ſchwere, doch zierlich geſchnitzte Eichenthür öffnete, hörte man noch aus der Ferne des Lollhards Stimme durch die Schloßgänge knarren. Die Geſellſchaft der Edelleute aber war ſo vertieft im lärmenden Geſpräch bei vollen Bechern, oder in Brett- und Würfelſpiel, daß Keiner mehr darauf achtete. Sie ſpielten und zechten, bis das Morgenroth an dem Thurm der Kirche von Schönenwerth über die Aare ihnen in die trüben Augen ſtrahlte.

28.

Der Anſchlag auf Aarau.

Auch war die Sonne ſchon einige Stunden über die Hälfte ihrer Tagesbahn hinaus, eh' ſich die wohledeln Nachtſchwärmer wieder mit zum Theil vom Rauſch, zum Theil vom ſchweren Schlaf verſchwollenen Augen im großen Saale beiſammen fanden. Hier ſtand längſt von der Dienerſchaft der Tiſch zum Mahl bereitet, welches zugleich ihr Morgenimbiß, ihr Mittags- und Nachteſſen werden zu ſollen ſchien. Nur der Freiherr von Falkenſtein fehlte. Sie hörten, er ſei nach wenigen Stunden Schlafes mit Zwölfen ſeiner Diener und Knechte, insgeſammt leichtbewaffnet, ausgezogen, alle zu Fuß. Wohin? wußte Niemand, wohl aber, daß er verheißen hatte, um die Mittagsſtunde wieder in Sorgen zu ſein. Erſt ſpäterhin vernahm

man von den mitgegangenen Knechten, daß man ein verlaufenes, als Begutte verkleidetes Mägdlein in allen Häusern, Hütten, Ställen und Heugaden auf der Hard und in den Wäldern zwischen Küttingen und Erlinsbach, mit großer, doch fruchtloser Anstrengung aufgesucht habe.

Ihn zu erwarten und freiere Luft zu athmen, begaben sich die Ritter auf den Platz hinaus vor dem Schlosse, welcher freilich zum Lustwandeln wenig Bequemlichkeit oder Anmuth darbot. Es war ein unebener, felsiger und nicht großer Raum zwischen der Burg und dem Berge, zum Thal von einer alten Winterlinde überschattet, welche zwischen zerklüfteten Felsblöcken herüberhing, und mit ihren letzten Blüthen Wohlgerüche verstreute. Das Schloß lag auf dem Felsen-Vorstoß, gegen die Aare zu, mit seinen großen und kleinen Thürmen, An- und Nebengebäuden und vielen Ecken und Dächern, durch eine starke Ringmauer eng umschlungen, wie die hölzernen Häuser und Thürmlein eines Kinderspiels, die man, wie sie der Zufall zusammenlagert, mit einem breiten Bande zu einem Bündel macht. An der Ringmauer kroch hin und wieder hundertjähriger Epheu hinauf, welcher große Flecken auf dem schwarzgrauen Grunde dunkelgrün malte.

Hier wandelten die Ritter im Gespräch je drei und vier auf und ab, als das Getrappel ankom-

mender Rosse ihrer Aufmerksamkeit andere Richtung gab. Ein stattlich gekleideter Herr, begleitet von einigen Schwerdbewaffneten, sprang vom Pferde. Er trug Haar und Bart lang, auf dem Haupt ein kleines Baret von rothem Sammet, mit einer Goldkette umschlungen, über welche weiße Federn nickten; ein schwarzes Kleid, eng am Leib, mit offenem Obertheil der Aermel, darüber ein scharlachrother Mantel mit edelm Pelz verbrämt. Alle ritten ihm mit frohem, lärmerischem Willkommen und Gruße, als einem Wohlbekannten, entgegen. Es war Hans von Rechberg, von Hohenrechberg, der schon jetzt, als Kriegsmann und durch den Schaden, welchen er in siebenjährigen Fehden den Eidsgenossen gestiftet, einen weitberühmten achtbaren Namen führte. Man sah ihn überall im Spiel, wo es darum zu thun war, den Schweizern eins anzuhängen. Trotz dem wollten Viele kein großes Wesen von seinem Heldenmuth in Feldschlachten machen, und behaupteten sogar, wenn's Ernst gelte und an ein Treffen gehe, hebe er sich bei Zeiten davon unter gutem Vorwand. Auch bekam er nie Wunden und Narben in irgend einem Streit; nur ein einzigesmal war er ein wenig durch den Schuß einer Handbüchse gestreift. Doch Freunde und Feinde stimmten darin überein, daß er mit Spähen, Verkundschaften, Streifzügen, Ueberfällen, schlauen An-

ſchlägen und ſeinen Ueberliſtungen kennen ſeines Gleichen fände.

„Ihr ſtehet hier müßig am Wege und lungert umher, während wir zu Laufenburg vor Langeweile umkommen!“ rief er: „Muß ich mich noch ſelbſt aufmachen, Euch Tagediebe zu holen? Wo iſt Falkenſtein?“

„Mag es der Teufel wiſſen!“ entgegnete Marquard von Baldegg: „Träg' iſt er nicht; hat uns zum Nachteſſen eingeſchenkt bis Sonnenaufgang, und ſich dann in der Stille fortgemacht, ich weiß nicht zu welchem Zagen! Auf künftige Nacht hat er uns ein Feſt verheißen in der Stadt Aarau, wie wir, ſagt er, noch keins erlebt haben. Du, Rechberg, aber ziehſt wie ein welſcher Milchbart, geleckt und geſchleckt einher. Man ſchmeckt dir den Salbenduft vom franzöſiſchen Hoflager an. Straf' mich Gott, der Trüllerey wird dir den Edelpelz verſengen. Was ficht dich denn an, hierher in Sammet und Seiden zu kommen, wo es an's Mauerſtürmen geht?“

„Alles hat ſeine Zeit!“ antwortete Hans von Rechberg: „Ich habe Büffelleder für die Nacht. Aber die Freifrau von Falkenſtein iſt ja bei Euch im Schloſſe; auch hab' ich das Fräulein Urſula nicht geſehen, ſeit ich aus Frankreich heim bin.“

„Oh, laß dir das Gelüst vergehen!“ rief Bentelin von Hemmenhofen: „Die Frauen sind unsichtbar. Ich meinte wohl eher, denn du, beim Fräulein einen Stein im Brette zu haben, und bin doch zurückgewiesen! — Unglücklicher, spanne wieder aus!“

Während dieser und ähnlicher Gespräche kam Freiherr Thomas von Falkenstein mit seinen Knechten den Berg herab. Sein braunes Gesicht troff vom Schweiß, und schien wilder, denn je. Seine rollenden Augen musterten düster schon aus der Ferne die Versammelten. Er begrüßte den Herrn von Rechberg mit gezwungener Freundlichkeit und lud die Gesellschaft in's Schloß ein. Hier führte er sie eine schmale Wendelstiege in einem der Thürmlein aufwärts; dann durch mehrere halbdunkele Gänge, bis er die Thür eines geräumigen Saales öffnete. Längs den mit braunschwarzem Nußbaumholz getäfelten Wänden, oberhalb mit einem breiten Gesims und altfränkischem Schnitzwerk besäumt, hingen zwischen vorragenden Hirschgeweihen einige bestäubte oder vom Alter geräucherte Stammbäume, alterthümliche Waffen und Harnische, abwechselnd mit halb erloschenen Gemälden von ehemaligen Besitzern des Schlosses, die in ihren uralten Trachten und bärtigen Gesichtern wie Gespenster aus schwarzen Wolken hervorschauten. Durch enge, hohe und zugespitzte Fenster

lieſſen die bunten, vielgebrochenen Scheiben nur ſchwache Dämmerung fallen.

„Eh' wir zu Tiſch ſitzen,“ ſagte Thomas von Falkenſtein, indem er ſich die Stirn trocknete, „wo uns die Dienerſchaft ſtören würde, will ich Euch, edle Herren und Freunde, vertrauen, wozu ich mir Euern tapfern Arm für dieſe Nacht erbitte. Es ſoll ein Geſchäft geben, von welchem noch hundert Jahre nach uns erzählen. Aber Jeder bewahre das Geheimniß mit Wort und Miene, bis es ſich ſelber offenbart. Das Gelingen des Unternehmens hängt an der Verſchwiegenheit. Morgen früh iſt Aarau ein Aſchenberg. Schon ſind zween treue Leute in der Stadt, auf deren Verwegenheit und Wort ich bauen darf. Um Mitternacht, wenn die Spießbürger mit ihren Weibern im erſten Schlaf liegen, zünden die Kerls aller Orten an. Rechberg, du ſetzeſt mit Einigen von uns nach Schönenwerth über, verbirgſt dich im Oberholz, um von der Höhe zu beobachten, was vorgeht. Mit den Andern geh' ich über den Hungerberg und bleibe der Stadt gegenüber auf dem Gießhübel. Sobald die Flammen aufſchlagen und die Dächer einſchieſſen, wird das Volk der Stadt, um der Gluth zu entfliehen, ſelbſt die Thore von innen ſprengen und nach allen Richtungen aus dem feurigen Ofen fahren. Dann dringen wir vor, du, Rechberg, mit den Deinen

gegen das Oberthor und die Schindbrücke, ich vom Gießübel herunter über die beiden Aarbrükken, rasch gegen den Freihof. Es iſt da kein Widerſtand; wir haben nur Sackmann zu machen!"

Die Verſammlung hörte die Mittheilung dieſes Anſchlags unter Beifallsbezeugungen und Schaudern. Thomas glich, während er ſprach, in gräßlicher Beleuchtung, die er vom Fenſter empfing, einem der Miltonſchen Höllenfürſten. Der veilchenblaue Schein einer der Scheiben warf auf ſein linkes Auge und die Stirn einen breiten Fleck, daß das Fleiſch da in gräberhafter Verweſung zu liegen ſchien, indeſſen der untere Theil des ſchwärzlichbraunen Geſichts, vom dunkelrothen Glaſe desſelben Fenſters erhellt, wie geſchmolzenes Erz glühte.

„Haſt du der Stadt Bern den Abſagebrief geſandt?" fragte ihn Aechberg.

„Der Brief iſt geſchrieben und beſiegelt!" antwortete der Freiherr: „Es iſt wohl morgen noch an der Zeit, ihn den Bernern hinaufzuſchicken. In jedem Fall bringen ſie Sprützen und Feuereimer nach Aarau zu ſpät, gleichwie nach Brugg, wenn das Städtlein verkohlt iſt. Das ſei der Anfang! Zofingen nehmen wir ſpäter mit; Lenzburg dazu. Wenn wir aufgeräumt haben, hat der Dauphin breite Straße durch den Aargau."

„Straf' mich Gott, Vetter Thomas, nun

kennt man dich wieder. Bist noch der Alte!“ rief Marquard: „Nur hätte man das Ausfegen bei Brugg anfangen sollen, denn ich besorge, der Stank von Aarau macht den alten Essinger wach. Am Ende dreh' ich aber dafür die Hand nicht um, ob Peter oder Paul zuerst an die Reihe kommt. Die Städte müssen fort, müssen geschliffen werden, und Salz wollen wir auf ihre Brandstätten säen. Ist, meiner armen Seel', ein klägliches Ding um Spießbürger-Regierungen! Hinter ihren Mauern sind sie trotzig und patzig, wie Dachse in den Löchern; draussen und wenn's einmal Ernst gilt, machen sie krumme Rücken, wie feige Hunde, die den Schwanz einziehen, wenn sie Schläge fürchten. Kein aufgeblaseneres Pack, als diese hölzernen Rathsherren; dünken sich, im Mantel und Kragen, allesammt römische Kaiser, und haben bei'm ersten Schuß das Herz in den Pluderhosen. Vom Haus aus arme Schächer, ohne Kenntniß und Welt, messen sie die großen Ereignisse mit ihren Leinwand-Ellen, stehlen ihren knauserigen Frauen die Kunststücke der Staatshaushaltung in den Küchen weg, und rechnen in der Rathsstube, wie die Mägde auf dem Markt. Das muß mir anders werden! Der Aargau gehörte vor Alters und allezeit dem Adel an und muß ihm wieder werden. Mögen die Hallwyle ihren Theil nehmen, um den sie gepflückt worden sind, wir Baldegger

gehen diesmal nicht leer aus. Aarau und die Herrschaft Königsstein mag die Falkensteine schadlos halten."

„Kommen wir zur Sache! Wann brechen wir auf gegen die Stadt?" fragte Rechberg.

„Sobald die Nacht finster genug ist!" erwiederte Thomas von Falkenstein: „Wir lassen uns Zeit."

„Vorbehalten, daß heut kein heiliger Festtag eintritt oder morgen!" bemerkte Jorg von Knoringen, indem er die wulstigen Augenlieder rieb: „Fragt doch den Hauspfaffen, wenn einer vorhanden ist. Den ganzen Tag läutet's da drüben im Chorstift."

„Possen!" rief Fritz vom Haus: „Was träumet Ihr von Festtagen? Uebermorgen haben wir Petri Kettenfeier. Messe konnt Ihr zu Aarau hören."

„Erlaubet, Rechberg, daß ich mit Euch jenseit der Aare zur Stadt komme!" sagte der Herr von Hemmenhofen: „Denn ich wette, sobald eingeheizt ist, sperren die Aarauer ihre Luftlocher dort zuerst auf, und ich muß einer der Ersten hinzu. Das soll mir ein Hauptspaß werden, die alten Mütterlein und die sittsame schöne Welt von Aarau im Hemd oder in paradiesischer Unschuld vor den Häusern und Thoren umherlaufen zu sehen. Ich war einmal bei'm Schultheiß Hans Ulrich Zehnder;

er hat ein paar lustige Töchter. Auf der Gasse ließen sich auch nicht üble Geschöpfchen sehen, Alles Handwerkertöchter, aber geputzt, als wollten sie Baronen und Grafen erobern."

„Ich kenne sie wohl!" rief Marquard dazwischen: „Manche trägt aber auch das ganze Vermögen ihres ehrbaren Vaters, und seine Schulden dazu, im Flitterputz am Leibe. Ich will von der Partie sein mit Euch."

„Veit von Aü," sagte der Freiherr von Falkenstein, „und Ihr, Graf Jörg von Sulz, Hug von Hegnau, Marx von Embs, und Jörg von Knöringen, ziehet mit mir auf den Gießhübel vor die Aarbrücke. Wir wollen die Nächsten im Freihof sein und den Thurm Rore umkehren. Aber das sag' ich Euch, den Trüllerey taste keiner von Euch an. Mir gehört der Bube, mir! Noch gestern hat er meine Nichte auf offener Straße mißhandelt, und mir zwei prächtige Rosse erstochen, von denen ein Schweif mehr werth war, als der wüthige Hund und sein Thurm. Ich bin nicht grausam, wahrhaftig nicht! Aber wenn ich meinen Dolch ihm im Leibe umkehre, will ich jauchzen, daß man's eine Stunde weit hören soll; und seinen Kopf laß' ich auf den Galgen bei'm Rombach nageln, daß ihn alle Aarauer sehen, wenn sie ihre Häuser unter dem Schutt suchen. Ich lasse zwei Faßlein Pulvers auf den Gießhübel

tragen; der Thurm Rore soll, so wahr ich selig zu werden hoffe, gegen die Wolken springen, daß es Steine bis Bern und Zürich regnet."

„Nicht zu voreilig!" fiel ihm Hug von Hegnau in's Wort: „Zuvor muß man Kisten, Kasten und Schreine untersuchen; denn in den Bürgerhäusern ist des Plunders wenig zu holen, zumal wenn die Raupennester anbrennen."

„Ich überlasse Euch Alles, Alles, was Ihr findet!" sagte Thomas von Falkenstein hastig: „Nur eins beding' ich mir, — wenn ich nur eins finde! Und ich find' es gewiß! Der Fuchs hat die Nacht das Huhn gestohlen! Kein Anderer. Wir waffnen uns allesammt wohl. Jede Partei wird von einer Abtheilung meiner Knechte begleitet, mit Streitäxten und Handbüchsen."

Nachdem die Ritter unter einander mit vielem Geräusch verabredet hatten, was zum Gelingen des Ueberfalles nöthig schien, dessen sich Jeder freute, zogen sie mit Geberden, in denen Geheimniß und Hoffnung lebten, zum Speisesaale. Der Freiherr bewirthete die Helden mit verschwenderischer Freigebigkeit. Die Lust des Schmauses dauerte, bis am Himmel die Sterne zwischen den eilenden Wolken funkelten. Dann rief der Freiherr: „Blaset auf, Trommeten! nun zum Sturm. Es ist hohe Zeit! Rechberg, für dich und die Deinen liegen zwei Fahrzeuge unter'm Schloß. Die

Knechte ſtehen am Ufer bereit. Die Schiffer warten dein längſt. Wir Andern ziehen vorüber Erlinsbach in die Tannen des Hungerberges. Luſtig, edle Herren, zum Werk geſchritten! Nach ſolchem Mahle geziemt ſich's, großes Feuerwerk zu ſehen!" —

29.

Vandiſches Schrecken.

Sie leerten noch einmal die Becher und ſagten den hohen Silberkannen Lebewohl. Schon während der langen Speiſezeit hatten die Meiſten, wenn ſie zur Begünſtigung der Eſſluſt oder des Verdauens in kurzen Zwiſchenräumen die Tafel verließen, ihre koſtbaren Kleider mit ſchlechtern von Leder oder Zwillich vertauſcht, ihre Waffen gewählt, und andere Vorrichtungen zum nächtlichen Blutwerk getroffen.

Wie ſie aus der Burgpforte hinaus über die Brücke gekommen waren, richtete Jeder das Auge zur bedrohten Stadt, ob er über derſelben ſchon eine einzelne Röthe, eine leuchtende Dampfſäule oder fliegende Funken gewahren könne. Täuſchend flammte von Zeit zu Zeit oftwärts ein blaſſes, fernes Wetterleuchten auf. Jeglichem zuckte es dabei bang in der Bruſt, aus Furcht, zu ſpät zu

kommen, und die Schritte verlängerten sich jedesmal.

„Nur gemach!“ sagte Freiherr Thomas halblaut zu den Gefährten: „Noch ist es kaum um die zehnte Stunde. Zu Mitternacht stehen wir auf dem Gießhübel zeitig genug. Denn die Stadt soll im Schlafe begraben sein, eh' das Feuriob der Wächter und der Sturm der Glocken ergeht. Meine Brenner verstehen ihr Handwerk und kennen meinen Willen. Darauf verlasset Euch.“

Ruhiger ging der Zug wieder längs der ernstrauschenden Aare hin, über deren finsteres Wellenspiel der Schein entzündeter Wetterwolken zuweilen plötzliches Licht goß. Dann wandte sich der Weg vom Ufer ab, nordwärts durch niedrige und kahle Hügel. Voran gingen, den Fußpfad zeigend, einige Falkensteinische Knechte mit Streitkolben; Andere folgten den Rittern zur Nachhut, sie trugen kleine Fäßlein Pulvers. Alles bewegte sich in tiefer Stille fort, Einer dem Andern nachschreitend auf dem schmalen Weg. Und die da redeten, flüsterten leise. Es ward immer dunkler. Die Sterne erloschen. Hin und wieder glimmte, aus der Entfernung her, von Dörfern oder einsamen Hütten der Landleute, röthliches Fensterlicht. Das Wellengerausch des Flusses verlor sich seitwärts. Das Leuchten des Wetters kehrte öfters und blendender zurück. Die Luft ging still

und lau. Doch mitunter fuhr ein kalter Windstoß ungestüm durch Hügel und Gebüsche über das Thal.

Ritter Hug von Hegnau, welcher unmittelbar vor Thomas von Falkenstein war, wandte sich und sagte: „Freiherr, ich fürchte, uns übereilt ein Hochgewitter. Mich dünkt zuweilen, ich höre Donner aus großer Ferne. Wir haben eine böse Nacht getroffen.“

„Im Gegentheil, Herr Hug!“ antwortete Thomas: „Uns kann nichts Erwünschteres, als ein Donnerwetter kommen. Der Wald gibt Obdach gegen den Regen; und sieht man die Brunst von Aarau, wird sie dem Blitzstrahl zugeschrieben. So ist mir's recht! Einen Morgengruß, wie ich dem Gangolf bringen will, müssen alle Heiligen begünstigen.“

„Falkenstein!“ rief in der Nähe eine heisere Stimme: „Wahre dich, Falkenstein! Meide den Freihof von Aarau!“

Der Freiherr fuhr zusammen. Hug von Hegnau sah sich um, und fragte: „Wer redet mit Euch?“

„Habt Ihr etwas gehört?“ antwortete Thomas und strengte die Augen an, durch die Dunkelheit um sich zu blicken: „Ich meinte, der Wind pfeife im Gesträuch.“

„Nein, die Stimme schien über uns vom

Berge zu kommen!“ ſagte Hug: „Das iſt mir doch hier nicht geheuer!“

Indeſſen waren ſie von den Höhen niedergeſtiegen durch Hohlwege, und ſahen bei'm bleichgelben Wetterſchein den Anfang einer weiten Wieſenfläche, die ſich rechts in's Unermeßliche auszudehnen ſchien. Sie aber gingen am Fuße der Vorberge entlang, in der Richtung gegen die Schlucht, aus welcher das Dorf Erlisbach ſeine vorderſten Hütten ſtreckte. Jeder menſchlichen Wohnung auszuweichen, wählten die Führer, auf Geheiß ihres Herrn, den Gang durch die ſumpfigen Wieſen. Windſtöße wurden anhaltender und heftiger. Erlen und Weiden längs dem Bache beugten ſich ſeufzend. Die Stimme des Donners ſprach lauter in den Bergen. Das Leuchten des Gewitters kehrte ſeltener wieder, aber blendender. Man erkannte dazwiſchen ſchon deutlich im fernen Hintergrunde die weißgrauen Gemäuer der Stadt.

Es ſtockte eben der Zug, der über den Bach auf ſchmalem Stege ging, und jeder tappte langſam hinüber, während die Hinterleute warten mußten, als zwiſchen dieſen wieder die heiſere Stimme rief: „Falkenſtein, wahre dich! Meide den Freihof von Aarau!“

Die am Steg Beiſammenſtehenden wandten

die Geſichter, obgleich die Dunkelheit nichts erkennen ließ.

„Oho!“ rief Freiherr Thomas: „Sehet Euch vor am Bach, und treibet mit mir nicht Narretheі, Ihr Herren! Mir macht der Schalk unter Euch kein Grauen, wer er auch ſei.“

„War das Einer der Unſrigen?“ ſagte der Graf von Sulz: „Ich wollte meine arme Seele verwetten, die Worte ſeien vom Bache drunten herauf geſprochen worden. Laßt uns ſchauen, bis es leuchtet.“

„Wir haben ſchon einmal die nämlichen Worte an den Hügeln gehört!“ verſetzte Hug von Hegnau: „Es kann nicht weit von Mitternacht ſein. Dergleichen iſt mir nie begegnet.“

„Schweiget mit dieſen Poſſen!“ rief lachend der Freiherr: „Ihr ſollet mich nicht irre machen. Einer von Euch ſpielt den Schalksnarren zur Unzeit, um uns heimzujagen. Wer lieber in's warme Federbett verlangt, oder Trüllerey's jüngſtes Gericht zu ſehen fürchtet, kehre frei um und laß uns Andere gewähren!“

„Ganz richtig ſcheint mir die Sache nicht!“ murmelte Hug vor ſich hin, und ging mit kurzen Schritten über den Steg des Baches. Die Letzten folgten in tiefer Stille. Einer nach dem Andern ſchritten ſie durch Erlen- und Weidengebüſche, welche einen unebenen Boden voller Sand

und Grien und Waſſerpfützen bedeckten, bis ſie nach geraumer Zeit einen grasigen Rain hinaufſteigen konnten zum Fuß des Hungerberges. Da ſchwieg der Wind. Aber es begannen große Tropfen zu fallen. Haſtig kletterte die Geſellſchaft den Berg hinauf, deſſen untern Theil der Fleiß der Stadtbewohner ſchon häufig mit Weinreben bepflanzt hatte. Je näher man dem finſtern Walde kam, der den breiten Rücken des Berges bekleidete, je reichlicher fielen die Tropfen des Regens, der nach jedem Wetterſtrahl in kurzen Schauern dichter niederrauſchte. Endlich unter den erſten Tannen blieb man ſtehen, um nach dem ſchnellen Steigen wieder Odem zu ſammeln. Jenſeits des Stromes erkannte man deutlich, im weißlichen Wiederlichte der Blitze, die Stadt liegen, mit den Thürmen ihrer Thore und Kirchen; links ragte im Wetterſchein nebelhaft die alte Burg der Luternau's empor; rechts glänzten die weißen Kloſtergemäuer der verlobten Schweſtern von Schännis; vorn ſprang deutlicher und rieſenhafter der breite, hohe Thurm von Nore vor. Drüben ſchlug es an der Pfarrkirche drei Viertel an.

„Auf zwölf Uhr!“ ſagte einer der Ritter.

„Wir lieſſen uns kein Gras unter den Sohlen wachſen. Doch gut, daß wir dem dicken Regen entliefen!“ bemerkte ein Anderer.

„Im Thurm Rore brennt kein Licht mehr. Alles finſter!“ ſagte ein Dritter: „Dem Trüllerey träumt's führwahr nicht, daß wir ihm bei Sturm und Wetter Beſuch machen wollen.“

„Hei!“ rief Freiherr Thomas: „Er wird die Augen aufreiſſen, wenn ich ihm den Johannisfeegen bei'm Scheine von zehntauſend Fackeln reiche. Nur ein Ständchen Geduld, Ihr Herren, und laſſ't Euch die Langeweile nicht verdrieſſen.“

„Wahre dich, Falkenſtein! Schone den Freihof von Aarau!“ rief plötzlich die wohlbekannte Stimme wieder. Blauweiß fuhr ein Blitzſtrahl im weiten Zickzack jenſeits der Stadt über den waldigen Gönhard. Im hellen, augenblicklichen Glanze ſahen einige Ritter eine finſtere, unerklärliche Geſtalt, deren Gewand, wie Fittige, im Sturm flatterte, über Falkenſteins Haupt wegſchweben. Dieſer ſtand an die Sandſteinwand eines Felſenſtücks gelehnt. Es war wieder volles Dunkel.

„Habt Ihr's geſehen?“ fragten ſich mehrere Herren leiſe unter einander.

„Falkenſtein, habt Ihr's gehört?“ fragten die Andern.

„Gott woll' uns gnädig ſein mit allen ſeinen Heiligen!“ rief Jorg von Knöringen.

Ein harter Donner rollte mit immer tieferm Dröhnen durch die Berge.

„Wer war nun das?“ fragte Hug von Hegnau, der die Gestalt über dem Fels ebenfalls wahrgenommen hatte: „Das iſt keiner der Unſrigen geweſen.“

„Und wenn's Beelzebub ſelber wäre,“ rief der Freiherr, „es ſoll dieſe Nacht der Trüllerey an mich gleuben lernen! Vorwärts, ihr Herren, zum Gießhübel, daß wir, der Brücke nahe, alſogleich bei der Hand ſind.“

Die Führer drangen in den Wald. Es ſauſete vom Sturm in den hohen Tannen, wie ein Meer. Die Knechte bahnten Weg durch die naſſen Zweige des Unterholzes, noch immer bergan, bis der Bergrücken erſtiegen war. Nach langem, vergeblichem Suchen ward endlich der Fußweg entdeckt, welcher über den Berg und den Gießhübel, der Nähe willen, von den Leuten von Erlinsbach zur Stadt gewählt zu werden pflegte, wenn ſie dahin ihre ländlichen Waaren zu Markte trugen. Auf der Höhe, am Ausgang des Waldes, unter breiten Eichen, machten die Ritter Halt. Sie konnten von da die Stadt drüben und unter ſich die ſchmalen, langen Brücken über den Strom bei jedem Leuchten hell erkennen. Die Glocken ſchlugen zwölf Uhr Mitternacht. Der Regen ſchien nachzulaſſen, und das Gewitter, obwohl noch in

der Nähe, doch mit dem Scheitelpunkt vorübergezogen zu ſein.

Alle beobachteten tiefes Schweigen, indem ſie aufmerkſam zur ſtillen Stadt hinüberſpähten und horchten. Dann und wann ſchritt Freiherr Thomas ungeduldig hinaus in die Geſträuche, und in die ſumpfige Vorfläche des Gießhübels. Immer war's ihm, als müſſe jeden Augenblick ein heller Fleck in den Gaſſen, eine langſam aufquellende Rauch und Feuerſäule ſichtbar werden. Jeder Blitz durchfuhr ſein Innerſtes mit frohem Schaudern und täuſchte ihn doch nur. Er troff vom Regen, doch trat er nicht unter die Lauben der Waldzweige. Seine Geſtalt, wenn ſie vom Wetterſchein hell umſtrahlt ward, ſeine düſtern ehernen Geſichtszüge, durch ſcharfe Schatten ſchneidend gehoben, der ſtiere Blick ſeiner hervortretenden Augen, hatten etwas Furchtbares. Er glich einem Würgengel, der des Augenblicks harrte, da ihm eine Stadt fallen ſollte.

Plötzlich wandt' er ſich zu ſeinen Gefährten, die zerſtreut unter den Bäumen ſaßen oder umherſtanden, und rief: „Ei, verflucht, was thut ſich da auf? Gibt's Lärmen in der Stadt? Ich ſehe einige helle Fenſter, wenn ich nicht irre; das iſt in der Herberge zum Löwen! Man wird wach."

Die Ritter sprangen bei diesen Worten auf. Alle starrten durch die Finsterniß hin; Alle horchten, mit zurückgehaltenem Odem, durch das einförmige Säuseln des Gewitterregens. Jach flammte ein gewaltiger Blitz. Wie heller Tag ward's. Der Boden ringsum schien in Feuer zu wallen und jedes Blatt der Gesträuche zu brennen. Ein zermalmender Schlag des Donners fuhr betäubend nach. Die Erde zitterte. Finsterniß und Todesstille folgte. Man hörte einen schweren Fall gegen die Erde.

„Jesus, Maria und Joseph! wir sind verloren! Hilfe! Verrath! Mordio!“ schrie Einer. Es war die Stimme des Junkers Jörg von Knöringen. Er schien am Boden mit einem Fremden zu zu ringen. Entsetzensvoll standen Alle eine Weile ohne Athem; Jedem sträubte sich das Haar auf. Man hörte im Wald eilende Schritte. „Rette sich, wer kann!“ schrie einer von den Knechten. Im Hui stäubte Alles auseinander und davon; Thomas von Falkenstein mit den Andern, ohne Halt, ohne Rast, besinnungslos. Die geflügelten Schritte der Fliehenden wurden noch flüchtiger, als das Wehgeschrei des Junkers Jörg noch einmal durch den öden Wald klang. Abergläubiges Schrecken, heillose, panische Furcht hatte Jeden ergriffen.

Wirklich litt Keiner von Allen aber mit besserm Recht Grausen und Entsetzen, als der un-

glückliche Jörg von Knöringen. Erschüttert durch Glanz und Donner des letzten Blitzes, war er noch nicht zu sich selber gekommen, als über seinem Haupt ein Getöse laut ward, unter welchem er sich zu Boden geschlagen fühlte. Er blieb nicht lange im Wahn, daß der Wetterstrahl die Eiche über ihn niedergeworfen habe; denn er fühlte sich von einem lebendigen Wesen hart umkrallt, welches er seinerseits selber in der ersten Bestürzung festpackte, um an etwas zu halten. So lag er, nach seinem Hilfegeschrei halbbewußtlos, während die Begleiter davon gerannt waren.

„Goldsöhnchen, laß ab von mir!“ sagte endlich die wohlbekannte heisere Kehle: „Ich fiel im Schrecken vom Eichenast!“

Herr Jörg erstarrte fast, als er jene furchtbare Stimme dicht an seinem Ohr hörte, die ihm schon unterwegs das Herz zusammengezogen, und noch mehr, da das Schimmern eines frischen Wetterstrahls ihm ein altes, häßliches, schwarzhaariges Weibergesicht hell machte, welches mit krummer, spitzer Nase hart über ihm hing. Da stieß er einen zweiten Angstschrei aus.

„Schatz, laß von mir ab! Ich thu' dir nicht leid, Schatz!“ flüsterte die Stimme des Weibes. Alle Haare seines Hauptes schienen ihm lebendig zu werden, und alle Muskeln seines Leibes spannte die Verzweiflung mit übernatürlicher Macht. In

wahrer Riesenkraft schleuderte er das Gespenst von sich, welches ihn wie der Alp drückte. Er sprang vom Boden, drehte sich windschnell dreimal herum, und eilte, so schnell ihm die Beine dienen mochten, waldeinwärts. Zum Glück blieb er dem oben erwähnten Fußweg getreu, der ihn dem Dorfe zuleitete. Doch zehnmal entglitt er auf dem schlüpfrigen Thongrund. — Er schrieb jeden Sturz zur Erde nur der Hexe zu, die ihm durch alles Gebüsch nachzuprasseln schien. — Angst verdoppelte, so oft er aufgestanden war, seine Kräfte zum Laufen, und brachte ihn endlich, da nach vorübergegangenem Gewitter schon Sterne durch die gebrochenen Wolken leuchteten, glücklich zur Burg von Gösgen.

Hier war Alles wach. Fluchend, keuchend, träumend, nachsinnend saßen die Helden des Abenteuers, wie sie nach einander angelangt waren, zerstreut im großen Saale. Jörg von Knöringen erschien als der Letzte. Man hatte ihn schon für ermordet gehalten. Alle wandten ihre Augen mit fröhlichem Erstaunen auf ihn. Er aber, erschöpft, warf sich auf den ersten besten der Lehnsessel, streckte die kothigen Füße von sich und seufzte: „Nun ist's mit mir aus!“

Auch war schon Herr Hans von Rechberg mit allen seinen Begleitern zugegen. Diese hatten, wie er und sie erzählten, schon, sobald sie an das

ienseitige Ufer der Aare gelandet, Nachrichten vom Mißlingen des Plans empfangen gehabt. Denn, wie sie sagten, sei ein starker Kerl odemlos zu ihnen an's Ufer gerannt, der ihre Bestimmung gekannt, und einer der beiden ausgesandten Zigeuner sein müsse. Sobald man ihm auf seine Fragen: ob die Herren aus dem Schlosse kämen, in's Oberholz wollten, ob die Andern schon zum Gießhübel wären? bejahend geantwortet, hätten sie von ihm vernomnen, daß diese Nacht nichts aus dem Vorhaben werden könne. Sein Kamerad sei jählings, als er sich im Zwielicht allzukeck dem Oberthor genähert, um in die Gassen zu schleichen, von den Stadtknechten festgehalten, und statt nach Gewohnheit fortgejagt zu werden, in's Gefängniß geschleppt worden. — Doch Rechberg und die Seinigen hätten sich damit noch nicht begnügt, sondern den Gauner aufgemuntert, abermals mit ihnen umzukehren, auf irgend eine Weise in die Stadt zu gelangen, und irgend einer Scheuer einen brennenden Schwefelfaden umzulegen. Gern oder ungern wäre der Schelm bis zum Kreuz an der Mühle von der Wöschnau mit ihnen gezogen, dort aber, bei der Bergschlucht, aus welcher der Bach vom Thale Roggenhusen hervorgeht, plötzlich unsichtbar geworden. Lange hätten die Ritter darauf Angesichts der Stadt in Unentschlossenheit berathschlagt, endlich aber,

als das Gewitter und der Regen heftiger zu werden gedroht, den Rückweg nach Gösgen angetreten.

Nicht so bestimmte Auskunft konnten ihrerseits Falkensteins Begleiter von dem Vorfalle auf dem Gießhübel gewähren. Die Einen derselben behaupteten steif und fest, das wüthende Heer sei unter Donner und Blitz durch den Wald über ihre Köpfe hereingefahren. Deutlich hätten sie den wilden Jäger, seine höllischen Gefährten und die feurigen Hunde erkannt. Andere wollten Erdbeben empfunden haben, als wenn der Boden des Gießhübels eingesunken und ein Theil des Waldes krachend zusammengebrochen wäre. Wieder Andere schworen, Falkensteins Entwurf sei den Aarauern verrathen, der ganze Wald voll bewaffneter Bürger, Gangolf Trüllerey an der Spitze derselben gewesen. Dieser letztern Meinung schien Landgraf Thomas selbst geneigt zu sein, obwohl er eingestand, Schrecken und allgemeine Flucht der Andern hätten ihn fortgerissen, ehe er im Stande gewesen, die Zahl der Feinde zu erkennen.

Als nun Jörg von Knöringen, welchem Hans von Rechberg zur Herzstärkung eine ganze Kanne Weins eingeschüttet, Odem gewonnen hatte, richteten Alle zugleich ihre Fragen an ihn. Denn er war der Letzte auf dem Platz geblieben; sein Jammergeschrei war mehrmals durch den ganzen Wald gedrungen. Er konnte allein Auskunft geben.

„Hol' Euch der Teufel,“ rief er, „daß Ihr mich im Stich lieſſet! Verwünſcht ſind Eure Wälder hier zu Lande dazu, von deren Bäumen die Hexen wie faule Aepfel fallen! Hätte ſich mein gewaltiger Schutzpatron St. Georg nicht meiner armen Seele angenommen — ewig ſei er geprieſen! — die verdammte Hexe, möge ſie im allertiefſten Schwefelpfuhl der Hölle brennen! ja, wahrhaftig, ſie würde mich ohne Rettung erwürgt haben. Ich konnte unter ihrer bleiernen Laſt keinen Finger regen, während ſie mir doch ſchon ihre ſpitzen Satanskrallen zolltief, glaub' ich, in den Hals geſchlagen hatte!“

Wiewohl Junker Jörg von Knöringen nach dieſem Eingang ſeine Balgerei mit der Höllenbraut in der ausführlichſten Breite erzählte, mußte die ganze Geſchichte durch den Aufſchluß, welchen er geben wollte, nur noch räthſelhafter werden. Nach langem Streiten, in welchem ſich, unterſtützt durch die Zauberkraft der gefüllten Becher, die luſtige Laune der Meiſten wiederherſtellte, ſagte Marquard von Baldegg: „Edle Herren und Freunde, wir wollen Jedem unter uns überlaſſen, von der dummen Teufelei zu halten, was ihm beliebe. Nur acht' ich rathſam, nicht allzulaut davon zu werden, ſintemal man uns tapfer auslachen würde. Denn es will mich bedünken, wir Alle haben in merklichen Haſenſprüngen, ſo lang

Jeder die Beine strecken konnte, den Reißaus genommen, und, ohne eigentlich zu wissen, warum, Fersengeld gezahlt. Und das ist der wahrhafte Grund, deswillen ich glauben muß, Belial und Beelzebub selber seien im Spiele gewesen, so frommen und freudigen Rittersleuten, als wir zu sein uns rühmen dürfen, einen Streich zu spielen. Denn, straf' mich Gott! ohne Wunder und übernatürliche Dinge wären Keinem von uns unter den Stiefeln der Hacken lang, der Odem kurz, die Schritte weit und das Herz im Leibe eng geworden."

Die Gesellschaft stimmte den weisen Ansichten des Junkers gern bei, und kam zu eignem Troste darin überein, daß die Aarauer wenigstens von dem ihnen gegoltenen Anschlage nichts gewittert haben könnten; auch daß der von ihnen eingefangene Gauner, seines eigenen Genicks wegen, über seine Aufträge reinen Mund halten müsse. Man setzte sich zur Morgensuppe, deren mit Wohlgeruch aufsteigende Dampfwolken schon vom ersten Tagesroth gefärbt wurden, während die Knechte des Schlosses und der Ritter alle Rosse gesattelt und reisefertig halten mußten. Denn je unglücklicher die Unternehmung gegen Aarau ausgefallen war, um so mehr versprach man sich von dem Entwurf auf Brugg.

30.

Eine Umfahrt von zween Tagen.

Nur Thomas, der Landgraf, blieb von allen seinen Freunden allein der, welchen die Verheißungen der Zukunft nicht so leicht über den Verdruß trösten konnten, den die Gegenwart brachte. Ein Stolz, der sich vor dem unabwendbarsten Mißgeschicke nicht beugen, ein halsstarriger Trotz, der auch vor der Macht aller Verhängnisse nicht weichen wollte, schien Erbfehler seines Geschlechtes und in ihm fast zur Ungeheuerlichkeit ausgewachsen zu sein. Je mehr sich die Uebrigen nach und nach zufrieden gaben, je mehr schien seine geheime Wuth zu schwellen. Er stieß nur einsilbige Wörter vor. Seine Augen rollten düster und tückisch unter den buschigen, tiefen Braunen. Seine dicke Unterlippe war vorstehender und herabhängender, wie vom schamvollen Aerger über den vereitelten Entwurf, oder vom bittern Hohn der Nachluß niedergezerrt. Zuweilen schien er gar nicht an die Möglichkeit des nächtlichen Ereignisses glauben zu können. Er lehnte sich weit aus dem Fenster vor, als müss' er sich überzeugen, daß Aarau kein Aschenhaufen sei, daß der Thurm Rore noch stolz am Strom auftrage. Dann spiegelte sich ein finsterer Schmerz in seinem Blick; dann entfuhr seiner gährungsvollen Brust ein

Seufzer; dann trieb der Zorn eine brennende Röthe über die braunen Backen und eine Thräne in die Augen. Er hob die geballten Fäuste, und murmelte einen neuen Schwur zwischen den Zähnen, daß er alle seine Schlösser und sein Leben daran setzen wolle, bis Aarau und der Thurm seines Todfeindes ausgebrannter Staub wären.

„Wir sind“, rief er, „von den falschen, felgen Hunden, den Zigeunern, im Stich gelassen, sonst wär' heut Alles schon abgethan; wir hätten den Königsstein besetzt; wir hätten den Tückmäuser Gangolf lebendig gefangen und gebraten. Ich nehme den Henker mit mir, und ohne Barmherzigkeit, wo mir einer der verfluchten Schleicher aus Aegyptenland in den Weg läuft, laß' ich ihn vom Leben zum Tode bringen!“

„Darin hast du nicht Unrecht, Vetter!“ sagte Marquard: „Es dünkt mich überhaupt, dir stehe, als tapferm Kriegsmann, übel an, dich mit dem heidnischen Gesindel einzulassen. Das hält's mit dem Teufel; wir aber, straf' mich Gott! sind ehrliche Christen, die mit dem Schwert uns Recht schaffen können, ohne nach Koth zu greifen. Nichts für ungut, aber dir ist ganz recht geschehen, und der Satan hat uns diese Nacht dafür Alle weidlich geneckt.“

„Ja, bei St. Georg und den zehntausend Rittern!“ schrie der Herr von Knörringen: „Lie-

ber wollt' ich den Freihof und den Thurm mit dem Degen am hellen Tage erstürmen, als mich noch einmal mit der Brut des Moloch in einer so abscheulichen Nacht kabalgen. Es wird mit dem Gangolf noch aufzunehmen sein, und wäre der starke Simson selbst nur ein schwindsüchtiges Knäblein gegen ihn. Ich habe all' mein Lebtage gehört, die Trüllerey's von Aarau wären wenigstens ehrliche, gottesfürchtige . . .“

„Nein, nein!“ brüllte Thomas: „Kein ehrlicher Tropfen Blutes in irgend einem Trüllerey! Kein adelicher Funke mehr in diesem Pack, das sich längst mit Bürgern, Bauern und Leibeigenen gemein gemacht hat! Dabei hängt es mit Leib und Seel den Eidsgenossen an und hat mit ihnen unsern Untergang geschworen. Darum beschimpfte der meineidige Gangolf öffentlich vor der Ritterschaft mein Haus, meine ihm verlobte Nichte, mich selbst. Gestern noch überfiel der Buschkleyer hinterrücks, ohne Fehde angesagt zu haben, das Fräulein von Falkenstein und stach zwei der edelsten Rosse meiner Diener nieder. Aber, aber . . .“ Hier unterbrach sich der Freiherr mit einem innigen, geheimnißvollen Lächeln des Grimms, indem sich die Fäuste wieder krampfhaft ballten, und seine Augen sinnig emporstarrten: „Aber er wird gezüchtigt! Eine Rache, wie ich für ihn ausbrüte, . . ja, daß ich sein Schlangennest aus-

brenne, Spaß iſt's! aber — ſein Herz ſoll langſam unter Höllenleiden verbluten, wenn ich . . . ja, vor ſeinen Augen will ich, wenn . .“

Der Freiherr ſchwieg. Er ſchien etwas Gräßliches im Wurf zu haben, und ſich nur darum zu unterbrechen, weil, indem er geredet hatte, ſich ſeiner Einbildungskraft noch gräßlichere Plane aufdrangen, vor denen ſich nicht ſein Herz, ſondern ſeine Zuverſicht entſetzte, daß ſie ausführbar wären.

„Du biſt auf gutem Wege!“ ſagte Rechberg: „So freuſt du mich.“

„Du machſt der Worte zu viel, Vetter; das allein hab' ich wider dich!“ rief der Herr von Baldegg: „Die Sonne geht auf; die Pferde ſtehen geſattelt. Fort, fort! Ich fürchte, Brugg läuft uns von dannen, wie Aarau. Wenn ich eine einzige Waffenthat geſehen habe, will ich der Worte ſo viel hören, als du zu geben Luſt haſt.“

Der Freiherr ſammelte ſich, bat ſeine edeln Genoſſen um nur kurze Friſt, und verließ ſie. Er nahm weder von ſeiner Gemahlin, noch von ſeiner Nichte Abſchied, ſondern ertheilte dem Schloßvogt mancherlei geheime Befehle, und hielt noch lange Unterredung mit dem Lollhard. Dann kam er in heiterer Miene, als ſei ihm etwas wider Erwarten wohlgelungen, auf den Burgplatz, wo Ritter und Knechte ſchon mit den Roſſen längſt

verſammelt ſtanden und ſeiner harrten. Sobald er kam, ſchwangen ſich die Herren in die Sättel. Die Knechte folgten. Auch der Freiherr, dem mit entblößtem Haupt in großer Ehrerbietung der Schloßvogt den Steigriemen hielt, ſaß auf. „Rudi,“ rief er dem Vogt zu, „es kann dir nicht fehlen. Die Lockpfeife hab' ich dir gegeben. Fängſt du mir die Wachtel, meld' es unverzüglich! Ein Geſchenk halt' ich dir bereit, wie du noch keins empfangen.“ So ſprach er und ſprengte zu den Vorderſten. Der ganze Zug ſetzte ſich in Bewegung. Den Schluß machte, in ziemlicher Entfernung von den Uebrigen, Meiſter Hämmerli, der Scharfrichter von Falkenſtein, mit zween Knechten.

Der Morgen leuchtete anmuthsvoll durch die von den Nachtgewittern erfriſchte Landſchaft. Um die Bergſtirnen des Jura ſchwammen blaßgoldene Schleier halbdurchſichtiger Wölkchen. Jedes Blatt, jeder Halm trug ſeinen Regentropfen, wie einen Diamant. Statt des Stromes wand ſich durch die ſtundenweiten Ebenen des Aarthales eine breite Nebelbande, den Lauf des Fluſſes bezeichnend und verhüllend. Und wie die Sonne über den Zinnen von Lenzburg's und Aarau's Thürmen höher ſtieg, trat Leben in die todten Nebel, die ſich wolkenhaft im Goldlicht zuſammenrollten, erhoben und der

Tagesköniginn entgegenschwangen, ihr gleichsam Huldigung zu bringen.

Der anfangs etwas lärmende Zug der Reisigen ward auf dem rauhen Wege durch die Waldhügel gegen den Benkenberg nach und nach stummer. Man hörte nur das Geklirr der Waffen, und unter dem unsichern Schritt der Pferde das Gerassel der Steine, die der Regen von den Höhen in die Wege niedergeschwemmt hatte. Nur Falkenstein, wenn er zufällig rechts durch sich öffnende Schluchten oder von freien Hügeln die Stadt Aarau erblickte, und den grauen Thurm Rore sah, der stolz in der Morgenpracht ihn zu höhnen schien, murmelte Flüche. Ganz andere Empfindungen, mußte man glauben, wurden in seiner wilden Brust herrschend, als er zwischen den erhabenen Felsen der Geißflue und Wasserflue, vom Rücken des stillen Benken, noch einmal die Augen zurückwandte nach den Einsamkeiten der Hard. Das Harte seiner Gesichtszüge schwand, und sowohl sein Blick, als ein halbunterdrückter Seufzer verkündeten eine Art schwermüthiger Sehnsucht.

Der Weg wandte sich, auf der Mitternachtsseite des Gebirgs im Schatten der Gebüsche, neben einem rauschenden Bach, gegen die ärmlichen Hütten des Oberhofs zum Thale von Wölflinswyl. Bald schloß sich die lachendere Landschaft

des Frickgau's auf, in deren Hintergrunde der Schwarzwald jenseits des Rheines seine finstern Gebirgsmassen wie einen blauen Vorhang aus einander rollte.

Je näher die Ritter gen Laufenburg kamen, je fröhlicher ward ihr Geist in der Hoffnung theils des Wiedersehens einer zahlreichen und lustigen Gesellschaft, die sie für die Mühseligkeit und Noth der letzten Nacht schadlos halten sollte, theils der kriegerischen Abentheuer, denen sie in diesen Tagen vorbehalten waren. Nur Thomas von Falkenstein, und Rechberg nebst Marquard, die an seiner Seite zuvorderst ritten, redeten halbleise unter sich das Bestimmtere über das Unternehmen gegen Brugg ab. Es ward festgesetzt, daß Rechberg und Thüring von Hallwyl die ganze Macht der Ritter und Reisigen bei Laufenburg zusammenziehen, Falkenstein aber unterdessen einen Besuch in Brugg machen solle, um die Stadt, falls sich übler Argwohn dahin von Aarau verbreitet hätte, einzuschläfern. Die beiden Herren von Baldegg, welche nach Brugg verburgrechtet waren, wurden bestimmt, den Landgrafen dahin zu begleiten. Denn die Stadt sollte ohne Gewalt, ohne Blutvergiessen, durch bloße List überrumpelt werden; Falkenstein sich stellen, als komme er von Zürich, um den Bischof von Basel zu holen, zwischen Zürich und den eidsgenossischen Belagerern dieser

Stadt Frieden zu vermitteln. Man lachte im voraus über diesen Faschingsstreich und über die Augen, welche die betrogenen Brugger beim Einzug des Herrn Bischofs machen würden, dessen Rolle Hans von Rechberg sich vorbehielt selber zu spielen.

In solchen Unterhaltungen zogen sie durch die finstern, weiten Waldungen, längs dem Rhein hin, bis sie nahe vor sich die Stadt Laufenburg und dicht vor derselben auf dem felsigen Hügel das weitläufige Schloß mit den starken Thürmen und hohen Mauerzinnen erblickten. Da schwiegen Alle. Denn der Anschlag auf Brugg sollte den Nichteingeweihten Geheimniß bleiben. Das Städtlein wie das Schloß war mit allerlei Kriegsvolk besetzt. Noch sah man an den frischen Ausbesserungen der Stadtmauer, welchen Schaden das grobe Geschoß der Berner und Baseler angerichtet hatte, die mit ihren Schlachthaufen ein Jahr vorher davor gelegen waren.

Die Ritter wurden in der Burg mit Jubel empfangen, wo Thüring von Hallwyl, Hans von Falkenstein und Andere schon längst ihrer geharrt hatten. Alle brannten in wilder Ungeduld, den Krieg wider die Eidsgenossen ihrerseits anzuheben. Ritter Burkard Münch hatte frische Botschaft aus dem Elsaß gesandt, daß der Dauphin mit den Franzosen auf dem Weg wäre gegen die Schwei-

zergrenzen, um die Stadt Zürich von ihren Belagerern zu entschütten. Der römische König Friedrich hatte auf dem Tag zu Nürnberg die Eidsgenossen vor dem ganzen Reich angeklagt, und die Kurfürsten, Fürsten und Herren und Städte des Reichs ermahnt, wider die Schweizer zu ziehen. Nun wurde erzählt, wie mannhaft die Züricher bis jetzt noch wider die vereinte Macht aller Eidsgenossen stritten, obwohl sie zu Wasser und zu Land umlagert wären; wie sie des Reiches Panner zu St. Peter und von andern Thürmen herausgestoßen wehen liessen; den Eidsgenossen, zum Spott, als Kühe zubrüllten und ihnen das Feldgeschrei: „Hie Oesterreich!“ in täglichen Gefechten, Ausfallen und Scharmützeln durch die Ohren gellen liessen. Doch verhehlte man nicht, daß die Noth der tapfern Stadt täglich steige, und es hohe Zeit wäre, durch große Unternehmungen die Aufmerksamkeit der Eidsgenossen nach andern Richtungen zu ziehen.

Landgraf Thomas, nachdem er sich im Schlosse erquickt und die letzten Abreden genommen hatte, säumte nicht, saß rasch mit den beiden Baldeggern und einigen Knechten zu Pferde, und ritt noch denselben Tag über Waldshut bis Zurzach.

In der Frühe des andern Morgens brachen die Ritter auf nach Brugg. Das Geläute der

Sonntagsglocken scholl von allen Dörfern. Auf Landstraßen und Fußwegen durch die Felder wandelten die frommen Bäuerinnen von entlegenen Höfen und Weilern der fernen Pfarrkirche zu; Alle festlich geputzt, einen Blumenstrauß und Rosenkranz sittsam in den vor sich zusammengefalteten Händen. Mit nicht gar sonntäglichen Gedanken musterten ihrerseits die Ritter die Gestalten der ländlichen Schönen, die mit ehrerbietiger Verneigung und niedergesenkten Augen grüßend an ihnen vorbeigingen, dann von Neugier gefesselt in einiger Entfernung hintenher stehen blieben, den Herren nachsahen, und, wenn diese den Kopf wandten, mit lautem Gelächter davon sprangen.

Glücklicher, als gewöhnlich, trafen die Reisenden, als sie nach einigen Stunden zur Stillt an die Aare gelangten, den Fährmann am rechten Ufer, also daß sie sogleich überschiffen konnten. Eine junge Bäuerin war auf dem Wasser ihre Gefährtin, die vielleicht ohne den steifen Sonntagsputz noch schöner gewesen wäre. Diese Blauaugen, dies muthwillige Gesicht, dies Goldhaar, welches sich in dicken Flechten am Hinterhaupt um die breite, ovalförmige Silbernadel wand, der zierliche Arm mit bauschigt über den Ellnbogen aufgestreiftem Hemdärmel, hätten auch an Höfen Eroberungen machen können. Aber das schwarze Goller, wie eine Schiene von Eisen um

den Hals geſchloſſen, der Bruſtlatz, welcher gleich einer breiten bretternen Bruſtwehr den Buſen zuſammendrückte, und mit ſeinen Zinnen faſt zum Kinn auftragte, der kurze ſchwarze Rock mit zahlloſen, eingenähten, kleinen Falten, welcher glockenartig breit von beiden Hüften abſtand, hingegen kaum hinab über das Knie reichte, die ſcharlachrothen Wollenſtrümpfe mit bunten Zwickeln, würden ſelbſt den Wuchs einer Venus zur Ungeſtalt verkrüppelt haben. Indeß erinnerte ſowohl die Nähe dieſer Reiſegefährtin, als des Thurmgetrümmers der Freudenau links, den edeln Marquard von Baldegg an jenen abentheuerlichen Sprung, den er der ſchönen Begutte willen vor einigen Monaten, durch Gangolfs Geſchicklichkeit oder Kraft, gemacht hatte.

Wie man auf Reiſen wohl pflegt, gab Marquard, gegen die Freudenau zeigend, der ſie ſich langſam näherten, das Geſchichtchen zur Unterhaltung ſeiner Begleiter zum Beſten; mit ausführlicher Malerei des alten Lollharden und ſeiner Bußpredigten, der reizenden Begutte und ihrer Schüchternheit, ſeiner Verſuche, ſich des artigen Kindes zu bemeiſtern, und der eiferſüchtigen Grobheit Gangolfs. — Je ausgelaſſeneres Gelächter Hans von Baldegg bei der Erzählung ſeines Bruders über die Aare ſchallen ließ, je düſterer ward der Faltenwurf von des Landgrafen Geſicht. „Du

bist mein Vetter, Marquard," sagte er ärgerlich, „aber bei den Weibern ein schamloser Gesell."

„Oho!" rief Marquard lachend: „seit wann bist du, Thomas, unter die Heiligen getreten und ein Feind der Schönen geworden? Nahmst doch sonst kein Bedenken, wie ich mich wohl erinnern mag, die Paradiese zu lieben, und bei mancher Eva die Schlange am Baum der Erkenntniß zu sein."

„Du unterscheidest nicht; dir sind Perlen und Kiesel gleich!" erwiederte der Landgraf: „Danke deinem Schöpfer, du bist mein Vetter, aber ich hätte dich zu den Füßen der Begutte todt niedergestreckt."

Beide Baldegger erneuerten ihr Gelächter, indem sie den Freiherrn von allen Seiten beschauten, ob er oder ein Anderer es sei, der mit ihnen redete? Er aber gebot den Fährleuten gebieterisch, anzulegen an's Land, als sie in der Nähe der Burgtrümmer eben im Begriff waren das Ufer zu verlassen, und dem Strome folgend, quer über die Aare den Hütten der Stilli zuzurudern. Er stieg an's Land. Die Baldegger begleiteten ihn auf seine Bitte zur Ruine. Marquard führte ihn zum Gewölbe, zeigte, wo Jeder gestanden und gesessen, und fluchte über sich selbst noch einmal kräftig, daß er Narr genug gewesen sei, dem Gangolf nicht den Kopf gespalten, das arme Mäd-

chen nicht zu sich auf den Sattel genommen, und es von dem wüsten Beghardenerlos't zu haben, der es in der Welt umherschleppe. Der Freiherr von Falkenstein schritt langsam im Gewölbe umher; seine Augen schienen Verlornes zu suchen. Er setzte sich einige Augenblicke auf die hölzerne Bank, wo die Begutte geruht hatte; sprang dann hastig auf und ging mit seinen Gefährten wieder zur Fähre, ohne ihren Scherzreden etwas zu erwiedern. Als aber der geschwätzige Marquard sagte: „Gangolf Trüllerey ist nicht halb so züchtig und ehrbar, denn du, Vetter Thomas! Straf' mich Gott, wenn die Begutte nicht im Thurm Nore bei ihm andere Ave Maria's betet, als beim alten Lollharden!" da ergriff das Wort Falkensteins ganzes Wesen auf seltsame Weise. Man sah ein unwillkührliches gichtisches Zucken seiner Gesichtsmuskeln, und mit den Händen fuhr er vor sich hin, als fühl' er Schwindel.

„Ist's mit dir Matthäi am Letzten?" rief ihm Marquard etwas erschrocken zu: „Was verzerrst du das Gesicht, und haschest nach Mücken, wie einer, der verscheiden will?"

„Tröste Gott seine arme Seele!" rief Thomas von Falkenstein mit gedämpfter und doch löwenartig brüllender Stimme: „Das schwör' ich Euch bei meinem Leben, der Hund im Thurm Nore soll den heurigen Wein nicht schmecken.

Sind wir fertig mit Brugg, muß Aarau an den Tanz! Fort, fort!"

Sie waren am andern Ufer; schwangen sich auf die Rosse und sprengten den jähen Rain aufwärts gegen Brugg. Es war noch nicht Mittag, als sie der Stadt ansichtig wurden. Falkensteins Unmuth schien sich zu legen, je näher sie kamen. Seine Seele ward von dem Gedanken an das gemeinschaftliche Unternehmen erfüllt, das vor ihm lag. Marquard jauchzte. „Wär' ich achtundvierzig Stunden älter," rief er, „ich söffe mir ein Räuschgen. Ihr Brugger sollet mit schweren Zinsen zurückzahlen, was mir Eure gnädigen Herren und Obern von Bern am Schenkenberg gesündigt und gestohlen haben! Führe du das Wort zu Brugg, Vetter Thomas, denn mir kocht heiß die Galle, wenn ich mit den Spießbürgern zu schaffen habe, deren Banner ich bisher demüthig folgen mußte. Zudem, will's dir ehrlich gestehen, mit der Degenklinge kann ich reden, Finten machen und beweisen: mit meiner Zunge will's nicht fort. Zum Staatsmann taug' ich so wenig, als der Rabe zum Chorsingen; kann nicht den Kutzen streicheln, nicht in's Gesicht lügen und vorn lecken und hinten kratzen."

Auf der Brücke grüßte die einziehenden Ritter der Thorwächter der Stadt, indem er die Pelzkappe abzog und sich ehrerbietig so tief verbeugte,

daß seine Stirn faß den Fuß des Freiherrn von Falkenstein im Steigbügel berührte: „Glückseligen, guten Morgen, gnädige und wohlgeürenge Herren!“ sagte er: „Schon früh auf dem Weg am heiligen Sonntag! Schon weit her? möcht' ich fragen, wenn's mir geziemte, gnädiger Herr Gevatter.“

„Du bist ein kluger Kauz, Gevattersmann,“ antwortete Falkenstein, der dem Thorwart vor einigen Jahren ein Kind aus der Taufe gehoben hatte: „so magst du's wohl wissen! Wir kommen aus dem Lager vor Zürich, und reiten gen Basel zum Bischof. Es ist daran, daß der Friede mit den Eidsgenossen besegelt werden soll.“

„Gott im hohen Himmelsthron sei gelobt und gepriesen!“ rief der Thorwächter und tanzte, die Pelzmütze zwischen den gefalteten Händen, in lustigen Bocksprüngen neben den Rittern her: „Friede also? Keiner Seele verrath' ich ein sterbendes Wörtlein! Also richtig? Gnädiger Herr Gevatter, das ist eine Freudenbotschaft, wie wir in Brugg lange keine vernahmen. Ich will vom Thurm blasen, wenn das heilige Friedenswerk vollendet ist, mit allen himmlischen Heerschaaren will ich um die Wette blasen; Gott geb' Euch tausend Glück und Segen auf den Weg, gnädiger Herr Gevatter!“

Sie ritten den schroffen Rain hinauf in das

Städtlein zur Herberge, wo sie ihr Mittagsmahl bestellten. Bis es bereitet wurde, gingen sie durch die Stadt, wo sie leutselig mit den ihnen wohlbekannten Bürgern redeten, die vor den Häusern im Sonntagsgewand umherstanden, und sich gegenseitig um Neuigkeiten befragten. Das Erscheinen der drei adelichen Mitbürger und die wichtige Miene, mit der sie von ihrer eiligen Sendung nach Basel redeten, dort zur Abschliessung des Friedens den Bischof abzuholen und in's Feldlager der Eidsgenossen zu begleiten, erfüllte Alles mit Glauben und Freude.

Nicht mit so großer Zuversicht empfing der greise Schultheiß Ludwig Effinger die Neuigkeit, als der Landgraf, nebst den beiden Brüdern von Baldegg, ihm den Ehrenbesuch abstattete. „Möge Gott mit all seinen Heiligen den rechtschaffenen Männern beistehen, die am Frieden arbeiten!" sagte er: „Allein ich zweifle, daß es heut damit ernstlicher gemeint sei, denn bisher. Zürich ist vom Schweizerbund abgefallen. Die Helfer aus Winterthur, der Adel aus Thurgau, der römische König, welcher das heilige Reich wider uns in Harnisch bringen, der König von Frankreich, welcher Eroberungen machen will, finden an der Eintracht der Schweizer und an der Rückkehr Zürichs zur Eidsgenossenschaft keinen Vortheil. Warum sollten sie Frieden begehren? Die Schweizer die-

ten ihn täglich, ſobald das abtrünnige Zürich den Bund mit Oeſterreich fahren läßt. Man will ihn nicht."

„Herr Schultheiß," entgegnete der Landgraf, „Ihr ſehet die Dinge noch in der Lage, wo ſie ſich vor einigen Wochen befanden; und damals hattet Ihr Recht. Allein es gibt keinen ſchlechtern Kitt, als den Eigennutz, der die Freundſchaften der Höfe zuſammenhalten ſoll. Die deutſchen Fürſten zeigen keine Begierde, ſich für Vergrößerung des Hauſes Oeſterreich zu opfern, und die Franzoſen zuviel Begierde, ihr Reich bis an den Rhein und bis in das Innere der Schweiz auszubreiten. König Friedrich, von jenen verlaſſen, von dieſen bedroht, iſt daher gern geneigt, zurückzutreten, ſobald es, unbeſchadet ſeiner königlichen Ehre, geſchehen kann. Zürich allein kann der Geſammtheit der Eidsgenoſſen nicht lange widerſtehen. Sein Gebiet liegt verwüſtet. Damit werdet Ihr Euch erklären, wie der Friede nun Allen wünſchbarer geworden ſei, denn jemals."

Ungläubig lächelnd ſchüttelte der Schultheiß ſein weißes Haupt und ſagte: „Denket an mein Wort, edler Freiherr, die gezuckten Schwerter kehren nicht in die Scheiden zurück, bevor ſie ſtumpf oder gebrochen ſind. Leidenſchaften ſind gewaltiger, denn die Klugheit. Frankreich und Oeſterreich laſſen nicht von der Schweiz ab, bis

entweder ihre Heeresmacht in unsern Thälern begraben liegt, oder ihre gegenseitige Eifersucht sich wider einander bewaffnet und der Scheidewand froh wird, die unsere Alpen zwischen beiden Grenzen bau'n. Oesterreich aber läßt seine Entwürfe wider uns noch lange nicht fallen, und der Adel nicht seine Hoffnungen, die freien Städte und Länder wieder unter sein Joch zu bringen. Man will keine Freiheit in Europa dulden. Man fürchtet die Nachahmung unsers Beispiels von den seufzenden Völkern. Wir leben im Anfang eines tausendjährigen Krieges, eines Krieges auf Tod und Leben. Es gilt um Freiheit oder Knechtschaft des menschlichen Geschlechts. Das Haus Oesterreich will den Feuerbrand nicht so nahe vor seiner Thür. Ihr wisset, wie schon die Tiroler gesagt haben: Wir wollen Schweizer werden! Das vergißt uns Oesterreich nie."

„Ich hätte nicht gemeint, Herr Schultheiß," sagte Hans von Baldegg, „daß jemals die Zunge eines Effingers so laut wider das erlauchte Erzhaus eifern könne!"

„Meine Vorältern", versetzte der Greis, „haben dem Hause Habsburg wohl gedient. Mein eigener Vater ist vor sechszig Jahren mit dem Herzoge vor Sempach gefallen. Seitdem hat Oesterreich seine Rechte an uns aufgegeben. Heut dien' ich mit Effingerscher Treue meinen gnädigen Herren

zu Bern und den Eidsgenossen. Ich hoffe, gesammter Adel im Aargau kennt keine andere Ehre, als seine beschworne Pflicht."

„Beschworne Pflicht!" rief Marquard: „Straf' mich Gott, ich meine, der Adel ist wohl so frei, als die Stadt Bern; und Bern selbst ist noch Angehörige von Kaiser und Reich, gleichwie jeder Edelmann."

„Still, Vetter!" rief Thomas von Falkenstein dazwischen: „Davon ist hier die Rede nicht. Unsere Sache ist nicht, den Streit, sondern den Frieden zu erneuern. Wir, Herr Schultheiß, wollen Freunde bleiben. Heut ziehen wir nach Basel. Vielleicht treffen wir den Bischof schon unterwegs an. Veranlaßtet auf mein Ehrenwort, was zur großen Friedensfeier würdig ist. Wir, als Eure Mitbürger, wollen Eure Gäste sein."

Damit beurlaubten sich die Ritter, das Mittagsmahl in ihrer Herberge zu suchen, welches sie abgelehnt hatten, von der Gastfreiheit des Schultheißen anzunehmen. Wie sie aber in der Herberge schon zu Tische saßen, öffneten sich die Thüren, und der Großweibel im Mantel und Stab, gefolgt vom Kleinweibel und den Stadtdienern, trat herein. Die Letztern hielten in glänzenden Silberkannen den Ehrenwein, welchen sie aus Auftrag von Schultheiß und Rath der Stadt Brugg überbrachten. In einer wohlgesetzten, zierlichen Rede

bat der Großweibel die edeln und gestrengen Herren, Namens des löblichen Rathes und gesammter Bürgerschaft, diesen geringen Beweis der Hochachtung gnädig aufnehmen zu wollen, welchen sie, als Mitbürger und Mitarbeiter am heiligen Friedenswerk, so wohl verdient hätten. Der Landgraf dankte freundlich im Namen seiner Reisegefährten, und brachte den Weibeln den ersten Trunk zu, welche sich darauf mit tiefen Verbeugungen wieder entfernten.

Die Ritter schienen zu fühlen, daß diese Ehren- und Freundschaftsbezeugungen ihnen eben jetzt am wenigsten gebührten. Sie tranken schweigend den edeln Rebensaft, den ihnen gaßgefällig eine Stadt darbot, über deren Untergang sie brüteten. Auch verliessen sie dieselbe, sobald ihre Rosse bereit standen, eilfertig, und begaben sich über den Bötzberg zurück in den Frickgau. Mit der beginnenden Nacht trafen sie wieder bei ihren Gesellen in Laufenburg ein.

31.

Die Mordnacht.

Hier verstrich der folgende Morgen in kriegerischer Geschäftigkeit. Dolche, Schwerter, Armbrüste, Büchsen wurden in Stand gesetzt; Koller, Harnische, Pickelhauben geputzt; die Pferde unter-

ſucht; die Mannſchaft truppweiſe gemuſtert. Nur die Vornehmern wuſten, wohin es gehen werde. Die meiſten Uebrigen riethen nach Zurzach und Schafhauſen. Ein Eilbote war ſchon am Abend zuvor nach Bern gegangen, der den Abſagebrief der Falkenſteine dahin trug.

Nachmittags ſetzten ſich die Rotten der Kriegsleute in Bewegung; Alle zu Pferde. Es waren ihrer fünf- bis ſechshundert. Sie ritten in weitgedehntem Zuge langſam und paarweiſe zwiſchen dem Gebirg und dem Rheinufer aufwärts, bis das Blitzen ihrer Waffen dem neugierigen Blick der Nachſchauer zwiſchen Gebüſchen und Wäldern jenſeits der Thalſchlucht von Sulz erloſch. Dann drehten ſich die reiſigen Schaaren gegen das Innere des zweiten Gebirgsſchlundes, welcher ihnen zur Rechten hinter einem Vorhang von Tannen und Buchen verborgen lag. Ein wilder Bergſtrom führte ſie vorüber an den armen Hütten von Mettau und Ganſingen, und nach einigen Stunden zur Höhe des Gebirges. Von hier, auf kaum gebahnten Pfaden, die Roſſe am Zügel leitend, wandelten ſie bei nächtlicher Dämmerung das felſige Monenthal nieder. Ehe ſie noch daſelbſt zu den wenigen zerſtreuten Hütten gelangten, befahl Thomas von Falkenſtein, Halt zu machen, und die Führer der einzelnen Haufen zu verſammeln.

„Jetzt ist es an der Zeit, edle Herren," sprach er, „den tapfern Leuten, die Euch folgen, das Geheimniß unsers Unternehmens aufzuschließen. In wenigen Stunden heben die Feindseligkeiten an. Die aargauischen Städte müssen der Reihe nach folgen, Brugg soll den Reigen führen. Gefahren haben wir diese Nacht keine zu bestehen, sondern nur zu erobern und gute Beute zu machen, im Fall uns gelingt, unverrathen die Stadt zu erreichen. Was wir erbeuten, wird auf Schiffe gebracht, und die Aare hinab zum Rhein und nach Laufenburg. Dort wird getheilt. Graf Jörg von Sulz soll sich, während die Uebrigen in's Thor dringen, der Schiffe am Aarufer versichern und sie bemannen. Jörg von Knöringen, Hug von Hegnau und Fritz vom Haus, sperret mit Euern Leuten alsbald alle Ausgänge der Stadt, damit kein Vogel aus dem Nest entwische. Bentelin von Hemmenhofen, Marx von Embs, Balthasar von Blumenegg, Ihr werdet die Vornehmsten, besonders die Rathsherren und Schultheißen, aus den Federn holen, im österreichischen Hause versammeln und bewahren; Schneiderhans wird Euch führen. Der kennt jedes Haus, jeden Durchgang, jeden Mann, und wird ihrer keinen übersehen. Denn als er vor einigen Jahren mit losen Streichen die Stadt verwirkt hatte, sprachen sie einmüthig seine Verbannung aus. Nun hat er

Luft, ſtatt Gnadenſtimmen, Gnadenſtöße zu geben. Ihr dürfet trauen. Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl, die Herren von Baldegg bilden mit mir die Vorhut. Die Uebrigen ſollen indeß in der Entfernung von einigen hundert Schritten folgen. Iſt die Stadt einmal erbrochen, werd' ich Allen zur Hilfe ſein."

Während er dieſe und andere Befehle gab, hatten ſich die Haufen nach und nach auf der Bergwieſe näher herbei gedrängt, ihn zu hören. Plötzlich drehten ſich alle Köpfe ſeitwärts, ein Murmeln der Verwunderung oder Furcht durchlief die Menge. Man ſah im ungewiſſen Zwielicht der Menge mit langſamen Schritten einen wie es ſchien vornehmen Herrn, mit ehrerbietigem Gefolge, vom Berg herab an der Auſſenſeite der Verſammlung hinreiten. Er war in einen weiten Mantel verhüllt, trug aber einen Hut, wie ihn angeſehene Prieſter oder Biſchöfe zu tragen pflegten. Unter denen, die ihm paarweiſe folgten, erkannte man deutlich Perſonen, welche in die Ehrenfarben von Baſel gekleidet waren.

„Still!" rief der Freiherr mit gedämpfter Stimme: „Sehet Ihr nicht, daß es der Herr von Rechberg iſt, welcher uns dieſe Nacht als Biſchof von Baſel begleiten und unſer frommes Werk ſegnen muß? Entfernet alles Geräuſch.

Keiner lache, keiner plaudere, huste oder nieſe. Wir müſſen auf Katzenſohlen an's Thor ſchleichen!"

Darauf ritt er zum vermeintlichen Biſchof und langſam an ſeiner Seite voraus. Ihm folgten die beiden Herren von Baldegg; dieſen die Ehrenfarben von Baſel; dieſen als Tagboten, Schreiber und Diener einige andere Paare, alle in Mänteln. In einiger Ferne folgte ſchweigend der lange Zug der Uebrigen. Dumpf dröhnte der Huf der Roſſe durch die Wieſen und ſchlafenden Dorfſchaften. Was noch in den Häuſern wachte und die beweglichen ſchwarzen Reihen ſo vieler Reiſigen vorübergleiten ſah, ſchwieg voller Furcht und Entſetzen und ahnete Böſes für das ganze Land. Ein einziger Mann von herzhaftem Sinn meinte, er müſſe die Stadt Brugg warnen, und ſprang, als der Zug, der kein Ende zu nehmen ſchien, an ihm vorüber war, heimlich auf Seitenwegen davon, der Stadt zu. Wie er aber, unweit der kurzen Steige, von der Wieſe ſeitwärts in den Fahrweg treten mußte, erblickte er die Vorderſten von der Schaar ſchon in der Nähe. Darum verdoppelte er ſeinen Lauf. Der Schall ſeiner Schritte verrieth ihn, und die Eil gen Brugg machte ihn verdächtig. Nach ſprengten ihm Falkenſtein und Rechberg nach und riefen: Steh'! als ſie ihn ſchon zwiſchen den Roſſen hatten.

„Wohin so behend, Landsmann?“ fragte ihn der Landgraf.

„Gen Brugg!“ erwiederte odemlos der Mann: „Um tausend Gotteswillen lasset mich, ich hab' ein Kindlein in Todesnöthen daheim.“

„Du bist aber nicht aus der Stadt!“ sagte Falkenstein: „Wie heißest du?“

„Hans Geisberg heiß' ich, gestrenger Herr von Falkenstein!“ erwiederte der Bauer: „und gehe in den Arzeneiladen.“ Damit that er einen gewaltigen Sprung hinaus vor die Pferde, um zu entkommen. Hans von Rechberg ihm nach. „Weg mit ihm; der kennt uns!“ rief der Landgraf. Bald darauf hörte man einen durchdringenden Schrei. Es ward still. Als die Vorhut zur kurzen Steig kam, sah man den Leichnam des Mannes am Wege liegen. Die Rosse alle gingen scheu in weitem Bogen vorüber.

Es war eben Mitternacht vergangen, als aus den dunkelgrauen Nachtnebeln des Aarestroms die schwarzen Gebilde der Stadtthürme und Mauern von Brugg wie wachsende Schatten hervorstiegen. Ihre verworrenen Umrisse gestalteten sich immer bestimmter, je näher man kam. Der Landgraf hieß nun diejenigen, welche die Farben der Stadt Basel trugen, als Ueberreiter vorausstraben, und an die Pforten des Aarethores pochen. Sie ge-

horchten zu wiederholten Malen. Alles lag im ersten, tiefen Schlaf. Endlich rief vom Thurm des Thores die Stimme des Wächters herab: „Wer klopft und lärmt drunten bei später Nachtzeit?“

„He, Gevatter, kennst den Falkenstein nicht?“ antwortete der Landgraf: „Der Herr von Basel ist hier. Thu auf! Wir bringen Friede und eilen gen Zürich in das Lager unserer Herren von Bern. Auf, auf! wir eilen, Gevatter, auf!“

„Gotts Wunden!“ schrie der Wächter mit fröhlicher Stimme: „Hätt' das nicht geträumt! Alsogleich, gnädiger Herr Gevatter, alsogleich wird aufgethan! Gotts Wunden, nur um ein Kleines Geduld!“

Nach einer Weile rasselte das Schloß der Pforte unter den großen Schlüsseln; die schweren Riegel kreischten, wie sie zurückgezogen wurden, und die Thorflügel gingen knarrend aus einander. Ehrfurchtsvoll trat der Wächter und mit tiefer Verbeugung hervor auf die Aarbrücke, dem Freiherrn entgegen. An ihm vorbei ritten zween Knechte in den Farben von Basel, dann der für den Bischof Gehaltene, begleitet von den Baldeggern, dann das Gefolge; — weiterhin, den Steinweg herab, scholl es weit vom Trabe vieler Rosse, wimmelten Schatten im Dunkeln, wie ein ganzes Heer.

Das däuchte dem ehrlichen Thorwächter nicht geheuer, und er sprach zu dem von Falkenstein: „Gnädiger Herr Gevatter, iſt ihrer wohl viel für eine Botſchaft; darf's nicht all' ohne Erlaubniß einlaſſen. Ich will's gar bald an den Schultheißen bringen!“

Mit dieſen Worten wandt' er ſich ſchnell, um das Thor zu ſchlieſſen. Aber der Falkenſtein zuckte jählings ſein Schwert, und das Haupt des Wächters flog in die Aare. Nun kam die volle Hatſt hinterher, drang durch's Thor, brüllend und johlend den ſteilen Straßenrain aufwärts in die Stadt, in die Gaſſen links und rechts mit entſetzlichem Getöſe. Durch das verworrene Geſchrei der Raſenden donnerten dumpfe Stöße gegen verſchloſſene Thüren, krachten zerſchlagene Vorläden und Fenſter, und fielen Büchſenſchüſſe. In dieſem hölliſchen Getümmel erwachte die ganze Stadt. Bald ſah man aller Orten erleuchtete Fenſter. Keiner von allen aus dem ruhigen Schlummer geſchreckten Bewohnern der Stadt konnte begreifen, was geſchehen ſei. Einige glaubten, es ſei Feuersbrunſt, und wollten zum Löſchen; andere, der jüngſte Tag breche ein, und wollten zur Kirche; andere, die Stadt ſei von wüthigen Armagnaken überrumpelt, und rannten nach Waffen oder ſuchten Schlupfwinkel auf Erdſtrichen oder in Kellern. Bleich und bebend liefen viele durch die Gaſſen,

einige halbbekleidet, andere, wie sie aus den Betten gesprungen waren, die einen zu den Nachbarn, die andern zu den Stadtthoren, andere zur Kirche, zum Rathhaus und wo Jeder am ehesten Zuflucht oder Flucht finden zu können glaubte.

Die Adelichen aber hatten indessen alle Ausgänge verrannt und gesperrt, daß keiner entschlüpfen mochte. Wer ihnen in Verzweiflung widerstand, wurde niedergestochen. Man sah den greisen Schultheiß Essinger, fast unbekleidet, von Kriegsknechten über die Gassen geschleppt in das Herzogenhaus am Kirchhofe. Dahin wurden die übrigen Räthe und Häupter der Stadt geführt. Andere der Plünderer trugen geraubte Waffen zu den Schiffen, Silbergeschirr, Truhen und Kissen, den Sparpfennig der Kinder, den Nothheller der Alten, der fleißigen Hausfrauen Geistnuß und Gewebe, vieler Jahre Arbeit und Frucht, der Stadt Kleinode, Panner, Siegel und Briefe, Freiheit und Gerechtigkeit; selbst die schweren, eisernen Thorketten, als müsse nichts dahinten bleiben, denn das nackte Gemäuer und die Ziegel auf den Dächern.

Thomas von Falkenstein rannte geschäftig die Straßen auf und ab, und ermunterte seine Helfer und Helfershelfer. „Rüstig! rüstig!“ rief er: „die Stadt soll uns in dieser Nacht den ganzen Kriegszug zahlen und ein paar Schlösser dazu. Leeret

die Säcke, feget Kaſten und Schrein, Werkſtatt und Krambude. Laſſet die Dirnen in Frieden. Wer ein Liebes hat, führ' es mit ſich von hinnen!"

„Vetter Thomas," ſagte Marquard von Baldegg, der zu ihm ſtieß, „das iſt Teufels Hochzeit hier. Sind wir nun einmal am Werk, ſoll's etwas geben, davon die Welt ſpricht. Hundert und ſiebenzig Stück Silbergeſchirr liegen in den Schiffen, ich ließ ſie zählen: ſieben Goldfäßlein und ein paar Dutzend Säcke voller Münze daneben. Die Berner mögen erfahren, daß ſie noch nicht Meiſter ſind, wenn's darauf ankommt, ein volles Neſt auszuleeren. Aber, Vetter, hörſt du nichts? Es klingt und läutet mir ſchon ſeit einer Stunde in den Ohren, ſtraf' mich Gott, als ſchlügen die Dörfer im ganzen Aargau an die Sturmglocke. Hörſt du nichts?"

„Mag ſein, laß ſie ſtürmen!" antwortete der Freiherr: „Wir ſind ihr böſes Wetter, das ſie mit den Glocken nicht bannen. Wir machen hier reinen Tiſch und laſſen den Bernern das Nachſchauen. Es gönnt's Mancher den ſtolzen Bruggern, daß wir ſie pflücken. Komm, Vetter, in's Herzogenhaus. Schon graut der Tag. Nun will ich auf unſern Fehdebrief an die Eidsgenoſſen das rothe Siegel denken. Kennſt du die Beiden da hinter mir? Sie ſollen Arbeit haben."

„Dein Scharfrichter und sein Gesell? Ich versteh' dich!“ sagte Marquard: „Mir gleich! Liegt schon auf der Straße ein Dutzend Spießbürger erstochen, mag der löbliche Stadtrath nachwandern. Könnt' ich das ganze Nest aus dem Boden reissen und in der Aare ersäufen, es würde so bald kein anderes nachwachsen.“

Sie begaben sich durch ein Seitengäßlein über den Kirchhof zum österreichischen Hause, dessen Fenster hell erleuchtet strahlten. Drinnen war großes Getümmel. Hans von Rechberg trat hier den Kommenden entgegen; Marquard aber ergriff ihn beim Arm, führte ihn in's Haus zurück und sagte lachend: „Mit uns, Herr Bischof von Basel: Verrichtet Euer geistliches Werk nach Gebühr. Wer soll Schultheiß und Rath absolviren, wenn Ihr fehlt? Ihr habet das Schwert des heiligen Petrus lange genug geführt, jetzt machet vom Schlüsselamt Gebrauch. Oeffnet uns den Aufenthalt unserer Gefangenen. Wir wollen ihnen den kürzesten Weg in Abrahams Schoos zeigen.“

Rechberg ging mit ihnen. Ein ganzer Haufen von Kriegsleuten schloß sich ihnen an. Sie traten in einen geräumigen, alterthümlich geschmückten Saal, der war von zahllosen brennenden Kerzen in Wand- und Hängeleuchtern erhellt, die zu einem großen Fest oder Bürgermahl, vielleicht

zur Feier des nahgeglaubten Friedens, bestimmt gewesen sein mochten. Jetzt warfen sie ihren Glanz auf entsetzenvolle oder entsetzenerregende Gesichter, statt auf eine buntfröhliche Menge heiterer Gäste. Längs der Wand, beim Eingang, standen in verworrenen Reihen die Edelleute, welche durch Schadenfreude, Neugier oder Blutgier hergelockt waren: Alle in kriegerischer Tracht, halb und ganz geharnischt, in Helmen, Sturmhauben, Federhüten, Panzerhemden, goldgestickten Langröcken und Büffelwämsern. Einige trugen entblößte Schwerter, Andere Streitkolben und Aexte; Einigen waren die Kleider von angespritztem Blut besudelt. In allen diesen finstern, bartigen Gesichtern malten sich auf verschiedene Weise die Leidenschaften, deren Raub sie in diesem Augenblick geworden waren. Die Augen der Einen fierten, lechzend von Mordlust, zu den Gefangenen hinüber; die Geberden Anderer verzogen sich zum schadenfrohen spöttlichen Lachen über die halbnackten Gestalten und jammerhaften Stellungen derselben. Die Gefangenen selbst, auf der entgegengesetzten Saalseite, die achtbaren Männer des Rathes und der Stadt, standen ängstlich in einem Winkel zusammen gedrängt, kaum bekleidet, wie man sie aus den Betten gerissen hatte, Einige still betend, Andere zusammenschlotternd im Frost der Todesangst, Andere wie von ihrem

furchtbaren Schickſal betäubt und ſchon gefühllos, Andere um das Los ihrer Hinterlaſſenen und der unglücklichen Vaterſtadt voll männlichen Schmerzes, oder voll tiefen, ſchlecht verhehlten Ingrimmes.

Nur der Schultheiß Effinger, mitten unter ihnen, hatte noch die ruhige Haltung und Würde, mit welcher er an der Spitze des Rathes zu ſtehen gewohnt war. Er redete laut, ohne Beachtung des anweſenden Feindes; ſprach bald ſeinem Sohn Balthaſar, bald ſeinem Freunde Ulrich Stapfer, bald einem andern Bürger Muth zu, bis ihn der Freiherr von Falkenſtein anredend unterbrach.

„Ihr ſcheint noch wohlgemuth, Schultheiß Effinger, Herr zu Urgis!“ rief der Freiherr ſpöttiſch.

Da wandte ſich der Schultheiß mit ſtolzem Ernſt gegen ihn und ſprach: „Thomas von Falkenſtein, was hab' ich mit Euch zu ſchaffen?“

„Bei meiner armen Seele, ich ſollte meinen, mehr als Euch lieb wäre,“ entgegnete der Freiherr: „oder Euer alter Kopf hat vergeſſen, daß ich Euch und Eure ganze Stadt im Sack habe.“

„Gottvergeſſener Mann!“ rief der Greis mit mächtiger Stimme, und die Flamme des edeln Zornes röthete ſein Geſicht höher: „Möget Ihr

Euch der ehrloſeſten That überheben, die je in der Chriſtenheit von zuchtloſen Geſellen vollbracht iſt?"

„Schultheiß, es iſt Krieg! Und durch Kriegsliſt, die noch keinem Ehrenmann verargt iſt, bin ich Euer Herr; und nach Kriegsrecht will ich mit Euch fahren. Eure Eidsgenoſſen müſſen noch mehr als Euch und Euer Städtlein dran geben, um den Mordtag bei Greifenſee auszuſühnen!"

„Greifenſee iſt in ehrlicher, offener Fehde von den Eidsgenoſſen berannt und umlagert worden!" erwiederte Schultheiß Effinger; „und hat ſich auf Gnad' und Ungnade den Siegern ergeben müſſen nach ſchwerem Streit. Ihr aber, Thomas von Falkenſtein, überfallet uns feig und diebiſch in der Nacht, mitten im Frieden, ohne Abſage; überfallet nicht Eure Feinde, ſondern Eure treuen Mitbürger, und ſtoßet meuchelmörderiſch Eurer Mutter Bern das Schwert in die Bruſt, die Euch geſäugt und gepflegt hat, Euch und Euern Bruder. Das, wahrlich! hat Euer Herr Vater, Hans Friedrich, nicht geglaubt, als er vom Sterbebett die Stadt Bern erbat, daß ſie ſich Eurer annehme! Die Hölle bewies nicht größern Undank gegen Gott, als Ihr gegen Vater und Vaterland. Und was hab' ich, was haben dieſe Männer Euch gethan, die Ihr in dieſer Nacht von der Seite ih-

rer Ehefrauen und Kinder aus den Betten reiſſen lieſſet? Sie ſchliefen nach langen Unruhen zum zweitenmal einen erquickenden Schlaf, ſeit Ihr die Zuſage des nahen Friedens gebracht hattet. Was hat Euch dieſe Stadt Leides gethan, die Euch und Euer Haus allezeit geehrt hat? Wie konnte ſie Arges von Euch fürchten, da Ihr noch vor drei Tagen als Freund inner ihren Mauern waret, ihre Ehren und Geſchenke annahmet und von ihren Segenswünſchen begleitet von hinnen zoget? Ha, Thomas von Falkenſtein, wäret Ihr als offener Feind gegen uns gezogen, Ihr ſolltet erfahren haben, daß die Brugger in der Mannsſchlacht nicht ſchlechtern Beſcheid zu geben wiſſen, als beim Freudenbecher!"

„Schweig!" fuhr ihn der Freiherr donnernd an.

„Ihr, Thomas, habt mir nicht zu gebieten!" verſetzte mit ruhiger Hoheit der biedere Alte: „Ich bin der Schultheiß dieſer Stadt, zu der Ihr meineidig geſchworen habet. Meine Stimme iſt die Stimme dieſer Stadt, die Euch Gutes erwieſen hat, und die Ihr ausraubet, in deren fromme Wohnungen Jammer und Verderben bringet, nachdem Ihr noch vor drei Tagen der Verkünder des gottgefälligen Friedenswerkes geweſen ſeid."

„Zündet Fackeln an! Führet ſie Alle hin-

aus!“ ſchrie der Freiherr mit fürchterlicher Stimme: „Alle! Alle! Leget ihnen die Köpfe vor die Füße!“

„Irret Euch nicht, Thomas von Falkenſtein!“ ſagte der Schultheiß: „Ihr meinet, die Todten müſſen ſchweigen; aber ihre Zungen reden lauter, als die der Lebendigen! Mich alten Mann reut's Leben nicht. Glanz, Freude und Wohlſtand meiner Stadt ſind dahin. Meuchlings ſind meine theuern Bürger erſchlagen. Mein Heimathsrecht hienieden hat den Werth verloren. Laſſet mich's droben ſuchen. Vor meines Gottes heiligem Thron will ich für die Wittwen und Waiſen von Brugg beten. Ich bin ihr Vater nicht mehr hier. Droben darf ich ihr Engel ſein!“ Er ſprach dieſe Worte in Wehmuth, mit zitternder Stimme.

„Zündet Fackeln an!“ ſchrie Falkenſtein von neuem: „Führet die Menſchen auf den Kirchhof und thut ſie ab!“

Da trat Hans von Rechberg zum Freiherrn und ſagte mit ernſter Miene: „Was haben dir dieſe Biederleute Uebels gethan? Sie ſind wehrlos in unſere Hand gefallen; wir haben kein Recht an ihrem Blut. Dahin iſt nicht mein Sinn geſtanden. Ich habe dir zu einem Mummenſchanz und Faſnachtsſpiel geholfen, nicht aber zu ſolch einer mordlichen That!“

Ein plötzlicher Lärmen draußen unterbrach die Rede des Ritters. Mehrere Kriegsleute drängten durch die Thür des Saals herein und schrien: „Macht Euch auf, Ihr Herren! auf! Es brennt in allen Straßen lichterloh! in allen Dörfern stürmt's! von Aarau her, von Lenzburg her, von Villnachern, von Habsburg wird unzähliges Volk im Anzug gesehen!“

„Höll' und Teufel!“ schrie Marquard von Baldegg: „Das iſt nicht möglich! Die Thore ſind geſperrt. Wer konnte hinaus und das Land wecken?“

„Es müſſen ſich an Seilen über die Mauern gelaſſen haben!“ riefen andere Stimmen dazwiſchen.

„Wer hat's geheißen, Brand anzulegen?“ ſchrie Hans von Rechberg aufgebracht.

„Zu den Schiffen! zu den Schiffen! habt Acht auf die Beute!“ brüllten Mehrere.

„Ruhig! ruhig!“ donnerte Thomas von Falkenſtein: „Hier, Alle die Ihr hier ſeid, führet die Gefangenen aus der Stadt!“

Seine Stimme ſchlug durch. Man umringte die Bürger und ſtieß ſie fort. Der Freiherr trat aus dem Hauſe. Eine ſchreckliche Helligkeit ging hinter der Kirche auf. Ueber den Thurm weg drängten ſich ſtoßweiſe gelbe Rauchwolken. Wie er durch die enge Quergaſſe geſchritten war, ſah er mit Entſetzen an vier, fünf Orten zwiſchen

beiden Thoren Flammen aus Fenstern und Dächern fahren. „Daß die Pestilenz in den verfluchten Leib der Mordbrenner fahre!“ schrie er, krallte die Fäuste, sah um sich, Thäter zu suchen. Hinter ihm stand der Scharfrichter und dessen Knecht, als sein treues Gefolge. „Mir nicht von der Seite, Ihr sollt noch Arbeit haben!“ rief er ihnen zu und ging weiter. Ein erschütterndes Zetergeschrei der Einwohner scholl in allen Gassen. Aus den Häusern hervor stürzten Kinder, Männer, alte Leute, Kranke, Gesunde in die Straßen, gegen die verschlossenen Stadtpforten, und wieder zurück, andere Ausgänge zu suchen. Mit dem Flammengeprassel und den dicken Rauchwirbeln links und rechts mehrte sich das Durcheinanderrennen, Wehklagen, Wimmern, Heulen und Fluchen des verzweifelten Volkes. Falkenstein selbst stand eine Weile vom Entsetzen ergriffen, unbeweglich da, und starrte in den Gräuel der Verwüstung hinein, ohne Entschluß.

Plötzlings that er einen gewaltigen Sprung seitwärts, und mit der Wuth eines Raubthiers fuhr er einem jungen Kerl in's Genick, der von Gepäck beladen, daher kam. Es war einer der Zigeuner, die er gegen Aarau ausgeschickt hatte.

„Hund, dich hab' ich!“ schrie der Freiherr mit zusammengebissenen Zähnen: „Dich hab' ich!

Bin dir schuldig für Aarau! In die Hölle, du Aas, in die Hölle mit dir!"

Der Zigeuner stieß aus der halbzusammengewürgten Kehle einen gräßlichen, gellenden Schrei, und versuchte sich loszuringen. Der Freiherr aber hielt ihn mit eiserner Gewalt und schrie dem Scharfrichter und dessen Knecht zu: „Nun, Ihr Galgenschwengel, was stecket Ihr? Auf! An den Brunnenpfahl hier, zieht ihn auf, laßt ihn zappeln!"

Kaum war das Wort von ihm gesprochen, hatten die Beiden das Schlachtopfer schon mit wunderbarer Behendigkeit zu Boden gerissen, die Füße gebunden, das Seil um den Hals geworfen, und gegen die Brunnenschale emporgehoben. Im zweiten Augenblick hing der Elende entseelt.

„Der Gelbfink pfeift nicht wieder!" sagte Meister Hämmerlin lachend.

Es ging hastig und ängstlich ein armes Weib vorüber; erblickte den Erhenkten am Brunnenstock; prallte zurück; trat noch einmal hinzu; that einen Schrei; warf rings um sich her die Augen; ward den Freiherrn gewahr und sprang blitzschnell davon. Es war Niemand anderes, als die alte Zigeunerin Ilsel, die mit unbegreiflicher Geschwindigkeit verschwand und wieder, dem Brunnen gegenüber, auf einer ziemlich hohen Mauer zum Vorschein kam, welche zu ihrer Rechten und

Linken zwei Häuser verband, aus welchen eben die rothe Feuersgluth vortrat. Mit durchdringender Schmerzens-Stimme schrie sie unverständliche Worte, indem sie ihre Arme gegen den Leichnam des Erhenkten ausstreckte. Meister Hämmerlin und sein Gesell lachten aus vollem Halse über die wunderlichen Geberdungen des Weibes auf der Mauer und zeigten hinauf. Auch der Freiherr sah dahin und erkannte die Alte. Sie glich einer Erscheinung droben, die dem Abgrund der Hölle entstiegen zu sein schien. In dunkeln, scharfen Umrissen zeichnete sich auf dem blendenden Hintergrunde der Feuerflammen ihre abentheuerliche Gestalt mit den hin und her flatternden Lumpen. Wie lebendige Schlangen um ein Medusenhaupt, stiegen gaukelnd im Winde die zottigen Haare um ihren Kopf auf. Hoch wölbten sich über ihr blasse Rauchsäulen zu einer düstern, breiten Wolke zusammen, aus welcher ein glimmender Funkenregen sank.

„Ha, vermaledeite Hexenbrut! muß ich dich hier erblicken!“ schrie ihr der Freiherr zu: „Gibts keinen Armbrust, keine Büchse? Schießt mir Belials Großmutter herunter!“ Er rannte gleich einem Unsinnigen erst im Ring umher, dann gegen die Mauer, als wollt' er sie erklettern oder niederwerfen.

„Mörder! Mörder!“ kreischte die Aegypterin von oben nieder: „Meines armen Jungen Mör-

der! Verflucht ſeiſt du ſiebenmal, Falkenſtein, ſiebenmal verflucht von allen Augenblicken ſo vieler Stunden, als die Welt ſteht. Dich zwicke mit Zanken die böſe Gicht; das Fieber dörre dir das Mark im Gebein und ſtatt des Schlafs faſſe dich das fallende Weh! Ich will dich verfolgen und dich quälen, wie Ausſatz und Peſtilenz das Judenland, wie Horniſſe den eiternden Gaul. Du ſollſt unter Verwünſchungen deiner Freunde leben, und unter Hohngelächter deiner Todfeinde ſterben. Dein Haus ſoll untergehen und dein Geſchlecht verderben, wie ein Otternneſt, daß Niemand weiß, wohin es gekommen. Deine Schlöſſer ſollen Rabenſteine werden, und ihre zerriſſenen Thürme wie ſchwarze Brand- und Schandſäulen in die Höhe ſteigen. Mörder, Mörder! im Tode, Mörder, ſollſt du deine Geburt verfluchen! Fahr hin! Fahr hin!"

Mit dieſen Worten wandte ſich die Zigeunerin um. Sie ſchien ſich in den Abgrund der Flammen zu ſtürzen, die hinter ihr aufflackerten. In demſelben Augenblick ſchoß von oben herab ein brennender Balken auf die Straße, dampfend und kniſternd, hart neben Falkenſtein. Dieſer ſtand wie betäubt. Es war ihm, wie Hölle. Anfangs hatte er in der Wuth verſucht, das Weib auf der Mauer mit Steinwürfen zu zerſchmettern. Dann mußt' er, ohne Rache nehmen zu können,

die Flüche der Aegypterin aus der unerreichbaren Höhe anhören, während ringsum die Gluthen brauseten, die lodernden Dachgiebel krachend einfielen, die Mauern in der Hitze des Feuers barsten, und nah und fern tausend Jammertöne der Menschen laut waren. Nun ergriff ihn selbst eine Angst, die er in seinem Leben noch nie gefühlt. Ohne zu wissen wohin, lief er, der annahenden Todesgefahr im Feuer zu entkommen, und befand sich beim obern Thor. Dahin hatt' er nicht gewollt. Hier umdrängte ihn plötzlich eine Menge erbärmlicher Gestalten von Kindern und Weibern. Das herzzerreissende Geschrei der Einen, das klägliche Flehen und Winseln der Andern, die Todtenfarbe aller Gesichter erschütterten ihn. Er glaubte unter lebendig gewordenen Leichnamen am Weltgerichtstage zu stehen. Eine betagte Frau, auf dem zitternden Arm ein nacktes, weinendes Kind, schien ihn zu erkennen. Sie warf sich ihm zu Füßen und umfaßte seine Knie, indem sie um Barmherzigkeit und Rettung schrie. Da warf er ihr den Schlüssel des obern Thores zu, den er trug, und sprach: „Nimm hin, du Hur', und schließ das Thor auf, daß ihr nicht verbrennet!"

Während die Haufen durch die Pforten hinaus drängten in's freie Feld, und unter die Linden jenseits der Ringmauern, andere hinwieder

in die Stadt zurückliefen, die noch Fehlenden aus den Gassen zusammenzurufen, begab sich der Freiherr mit großen und eilenden Schritten nach dem untern Thor, wo jenseits der Aare die Reisigen sich bei ihren Pferden zum Abzuge sammelten.

32.

Fortsetzung.

Schon war es heller Tag. Die weite schöne Landschaft prangte in ihrem sommerlichen Morgenschmuck. Jeder Hügel glich einem Blumenaltar; jede Wiese einem buntgewirkten, grünen Sammetteppich. Aber immitten der prachtvollen Umgebung stieg die breite, riesenhafte Rauchsäule der brennenden Stadt zum Himmel, und das schwermüthige Geton der Sturmglocken in nahen und entlegenen Dorfschaften scholl, wie Klage des gesammten Landes um den Untergang der geliebten Mauern Bruggs.

„Vorwärts! vorwärts! bindet die Schiffe los!“ schrie Falkenstein, als er zu den Seinigen stieß: „Es ist hohe Zeit für uns. Das obere Stadtthor ist offen. Die Landstürme ziehen vom Aargau herunter. Wir konnen Gefecht haben, ehe wir's glauben, und von Umiken her im Rücken angefallen werden.“

Rechberg war bei den Schiffen, wo er das Einpacken des ungeheuern Raubes ordnete, der am Ufer noch aufgehäuft lag, und in den Fahrzeugen kaum den nöthigen Raum fand. Als er Alles angewiesen und diejenigen, welche zum Schutz der Beute bleiben mußten, auf die Schiffe vertheilt hatte, kam er zurück, da sich der ganze Zug eben in Bewegung gesetzt hatte gegen das Gebirg. Mit düstern, verstörten Mienen ritt Thomas von Falkenstein voran; einige seiner Vertrautern waren schweigend neben ihm. In dumpfer Stille folgte die geharnischte Vechut, wie Leichenzug. Dann kamen die armen Gefangenen zu Fuß, die Hände auf den Rücken gebunden, rings von Bewaffneten umwacht. Einer der vor ihnen herreitenden Edelleute trug spottweise ihrer Stadt Panner. Es war vom feinsten Seidenzwilich, darin das alte Wappen, zween schwarze Thürme mit einer offenen Brücke.

„Hei, Herr Schultheiß!“ rief der Edelmann, der die Fahne trug, und wandte sich mit halbem Leibe zu den Gefangenen um — es war Herr Bentelin von Hemmendofen —: „Das muß sich fürwahr mit uns seltsam treffen. Gedenket Ihr noch des Tages, da ich bei Euch zu Tisch saß und warnte, Ihr sollet nicht zu Bern und den Eidsgenossen halten? Gelt? ich hatte wohl großes Recht! Ihr aber habet mir damals trotzigerweise

widerredet und gesprochen: Es ist leichter, daß unsere Brückenthürme an den Bötzberg hinauftanzen, als daß wir von Treu und Glauben lassen. Gott's Blut! wer hätte gemeint, daß es also erfüllt werden müsse? Schaut her, Euer Panner, Herr Schultheiß, und wie Eure Brückenthürme bergan tanzen. Ich denke doch, Ihr Herren Brugger, Euer Glaube an die Eidsgenossen sei nun locker worden."

Der greise Effinger erhob mit stolzem Unwillen das Antlitz und sprach: „Mögen unsere alten Thürme über die Jurafelsen tanzen, unsere Treue tanzt ihnen nicht nach. Ueberhebet Euch Eures Nachtschelmenstücks nicht zu früh, die Ihr unsere Gastfreunde gewesen seid. Ein Tag hat noch seinen Abend, der Himmel noch seinen rächenden Allmachtsarm und das Gebirg der Eidsgenossen noch seine Schweizer."

„Oho!" rief Bentelin lachend: „Ueber ein Kleines soll man die Schweizer hören aus dem letzten Loche pfeifen. Mit Stumpf und Stiel muß das Freiheitswesen ausgerottet und der Adel wieder Herr sein in den Ländern!"

„Das träumte der Teufel auch, als er sammt den gefallenen Engeln den Himmel stürmte; aber Meister ward er doch nicht!" entgegnete der Schultheiß: „Ihr stoßet viel eher die Sonne vom

Firmament, als das ewige Recht aus der Menschenbruſt.“

Hier ſchwieg Herr Effinger. Einer der Kriegsgeſellen ſtieß ihn roh vorwärts; gleichwie auch die andern Gefangenen zum ſchnellern Schritt angetrieben wurden. Aber die Schreckensnacht hatte ihre Kräfte erſchöpft. Oft brachen ihre Knie ein. Manche ſanken ohnmächtig auf den Raſen an der Landſtraße nieder. Dies brachte den Zug verſchiedenemal in's Stocken.

Als er bis in die Einſamkeit der Kreyß gelangt war, wo eine Wieſe in den hohen Eichenwald einen grünen Buſen bildete, ließ Falkenſtein halten, bis die Uebrigen nachgekommen und wieder verſammelt waren. Er fluchte ungeduldig und ſchrie, den Schritt zu verdoppeln. Und als die Gefangenen matt und keuchend auf die Wieſe traten, rief er: „In die Hölle mit Euch Krüppeln! Ihr hättet Luſt, mir zu wehren, heut mein Nachtlager in Laufenburg zu finden. Ich will Euch das Eurige zur Stunde geben. Voran, Schultheiß Effinger, Herr von Urgis; Euch geziemt's, den Reihen anzuführen, und der edle Rath mit den Pfahl- und Spießbürgern folge nach Standesgebühr. Kniet nieder, verrichtet Euern letzten Stoßſeufzer insgeſammt, und ſchicket Euch zum ewigen Schlaf an. He! Hämmerlein, vor mit den

Knechten! Entblöße die Hälſe und zucke das Schwert.“

„Ich bin deines Erbarmens von Herzen froh!“ ſagte mit ſtarker Stimme Schultheiß Effinger: „Den Dank für das Verrätherſtück, böſer Wicht, bring' ich dir in jenem Leben!“ Er ſprach's und fiel mit beiden Knien zugleich auf die Erde.

Wie dies Hans von Rechberg ſah, der in einiger Entfernung mit den Baldeggern wortwechſelte, ſprengte er zum Landgrafen hin und rief: „Was haſt du vor, Thomas? Dürſtet dich zum zweitenmale nach dem Blut dieſer unſchuldigen Männer?“

„Wäre hier nicht eben ſo gut mähen, Rechberg, als auf der Wieſe bei Greifenſee?“ antwortete der Freiherr.

„Falkenſtein!“ rief Rechberg mit Abſcheu: „Du haſt Mordes genug an den biederben Leuten bezangen. Hätteſt du mir's vorher geſagt, wie du zu Brugg dein Spiel treiben wolleſt, du hätteſt mich nimmer mit dir hergebracht.“

Der Freiherr runzelte die Stirn tief und rollte die rothen Augen umher im Kopf, unſchlüſſig, was thun? denn er hatte allerdings Hansen von Rechberg zu ſchonen.

„Laß den Schächern das nackte Leben!“ ſagte Graf Jörg von Sulz zu ihm: „Kannſt ſie den

Armagnaken zu Knechten in ferne Länder verkaufen."

Indem ſah man einen Reiter längs dem Eichenwalde, von Brugg her, mit verhängtem Zügel heranjagen. Sobald er nach einigen Minuten näher kam, rief er ſchon von weitem: „Aufgebrochen! Was ſäumet Ihr? Aufgebrochen!" Es war einer von denen, die zur Hut der Schiffe zurückgeblieben waren.

„Was gibt's?" fragten ihn Alle und drängten ſich um ihn zuſammen.

„Zuletzt, ihr Herren," rief der Reiter, „behalten wir nur die ſchlechte Ehre, Mordbrenner zu ſein, und der Teufel reißt uns die ganze Beute wieder aus den Zähnen. Die Trüllerey, die Luternau, Sägiſſer und der ganze Landſturm vom Aargau dringen durch die brennende Stadt an."

„He? die Trüllerey? Iſt der Gangolf dabei?" brüllte der Freiherr von Falkenſtein mit der Geberde eines Beſeſſenen: „Gangolf dabei?"

„Ich ſah ihn ſelber. Er iſt Allen voran. Mir ſetzte er nach, aber ſein lahmer Gaul blieb tauſend Schritte hinter meinem Roſſe!" ſagte der Reiter.

„Schwert aus der Scheide!" ſchrie der Freiherr mit erſchrecklicher Stimme, daß der weite Wald davon hallte: „Wir Alle zurück! Es gilt unſere Beute und Ehre!"

„Halt!“ rief der Reiter: „Wir sind zu schwach und rennen gewissem Verderben in den Rachen. Die ganze Grafschaft Lenzburg ist im Anzuge. Hinter Brugg wimmelt alles schwarz von bewaffnetem Volk auf den Rütinen. Sie stellen zwanzig wider uns, gegen einen. Unsere Leute flüchten, wie sie können, in die Schiffe.“

„Keine Unbesonnenheit, Falkenstein!“ sagte der Herr von Rechberg: „Wir wollen den Spaß nicht allzutheuer zahlen. Zieh' mit der Harst und den Gefangenen über den Berg. Ich kehre mit einigen Rotten der Nachhut gen Brugg um, daß den Schiffen geholfen werde, oder ich unsern Rückzug in's Frickthal schütze. Vor Nacht bin ich bei dir.“

Der Landgraf, welcher vor Grimm mit den Zähnen knirschte, als alle Ritter, trotz seines Wüthens, dem Rathe Rechbergs beipflichteten, mußte dem Willen der Menge weichen und den Weg gegen die Berge fortsetzen. Rechberg aber, mit etwa Fünfzigen aus der Nachhut, wandte sich gegen die Stadt zurück. Mit großer Behutsamkeit nahte er derselben, so viel als möglich in Gebüschen, bis er zur letzten Höhe kam, wo er unter seinen Füßen rechts die eingesunkenen Straßen von Brugg aufdampfen, links die Schifflände sah. Die Ufer wimmelten von bewaffnetem Volk; unter denselben mehrere Ritter zu Pferde, welche

sehr geschäftig schienen, Anordnungen zu machen. In der Ferne schwammen einige wohlbemannte Beuteschiffe den Strom der Aare langsam hinab, welche die letzten sein mochten, denen die Abfahrt gelungen war. Noch lagen wenige kleinere Fahrzeuge am Ufer, die man bei der Flucht im Stich gelassen hatte, und aus welchen der Raub wieder an's Land getragen wurde.

Obwohl Rechberg seine Leute vorsichtig hinter Gebüschen versteckt hielt, und er nur mit Wenigen vorgetreten war, schien er doch bald entdeckt worden zu sein. Denn er sah plötzlich, wie die bewaffneten Haufen am Ufer auseinander schieden, einerderselben abwärts, wie gegen die Stilli, ein anderer gegen die Stadt, ein anderer in gerader Richtung gegen die Anhöhe zog, auf welcher er selbst stand. Ein Rittersmann führte den letztern Haufen, der kaum zwanzig Bewaffnete stark war, bis zum Fuß des Hügels. Da sprang der Führer vom Pferde, zog das Schwert und kletterte an der Spitze der Uebrigen rasch herauf. Rechberg erkannte ihn, schwang sich auf's Roß und rief lachend: „Setzt Euch meinetwillen nicht außer Odem, Herr Gangolf Trüllerey. Wir sehen einander schon zu gelegenerer Zeit. Jetzt eilet, und helfet den Bruggern löschen!"

„Ja, ja, mit Euerm meineidigen Blut, Herr von Rechberg!" schrie ihm Herr Gangolf zu:

„Wenn Ihr anders ein so tapferer Mann, als ein guter Mordbrenner seid, werdet Ihr mich stehendes Fußes erwarten."

„Ich hätte die beste Lust, Euer ungewaschenes Maul zu . . ." Hier ward Rechberg durch die Anzeige von einem seiner Leute unterbrochen, daß sich hinter ihnen eine starke Schaar Aargauer bewege. „Auf Wiedersehen!" rief Hans von Rechberg dem Gegner zu, wandte das Roß und verschwand plötzlich vom Hügel.

Gangolf erreichte odemlos und spät die Höhe. Rechbergs Reiter waren schon weit davon gejagt, und für die verschiedenen Haufen Fußvolks unerreichbar, die im vollen Lauf und von allen Seiten auf diesem Punkt kampflustig zusammenströmten. Nichts deßoweniger machte sich noch ein großer Theil auf, die Flüchtlinge bis zum Rucken des Gebirges zu verfolgen. Gangolfs und der Uebrigen Aufmerksamkeit wurde indessen nach einer andern Richtung durch das gewaltige und verworrene Geschrei einer Menge Volks gelenkt, welche auf der Landstraße von der Stille nach Brugg drei Reiter umringte und sie entwaffnen wollte. Gangolf eilte hinab, warf sich auf sein Roß und drängte durch den wogenden, lärmenden Schwarm zum Mittelpunkt desselben. Eben riß man die Reißgen von den Pferden, und das Gebrüll der

wilden Haufen flog auf: „Nieder mit den Falkensteinern! Nieder mit den Mordbrennern!“

Gangolf erschrack. Er erkannte seinen betagten Vater, dessen treuen Diener Hemman und den Meister Isenhofer von Waldsbut. Er brach sich Bahn zu ihnen und schrie: „Laßt diese Ehrenmänner unangetastet. Der dort ist mein Vater!“ Damit sprang er vom Sattel, half Herrn Rudiger vom Erdboden auf und hob ihn mit Freude und Ehrerbietung wieder auf's Roß. Der Kreis der Bauern erweiterte sich zurücktretend. Isenhofer streckte dem Junker freundlich die Hand entgegen, und der alte Hemman dankte tausendmal dem Sohn seines Gebieters für die Rettung.

„Ohne Eure Dazwischenkunft“, sagte Isenhofer, „hätten uns diese barthörigen Biedermänner in bester Absicht zerrissen. Wir mochten aus Leibeskräften schreien, wie Herolde, und unsere Namen verkünden: die Kerls schrien tausendmal ärger, als wären sie Kehle von oben bis unten und ohrlos geworden.

Einige von den Anführern des Landvolks entschuldigten den Irrthum ihrer Leute mit vielen höflichen Worten, deren man sie gern entließ. Die Ritter verliessen das Gewühl und begaben sich seitwärts der Stadt in den Schatten hoher Nußbäume am Wege von Umiken. Hier berichtete Gangolf seinem Vater und dem Dichter, so viel

ihm ſelber von der Mordnacht zu Brugg und deren Urhebern bekannt war; und erfuhr zugleich, daß ſein Vater, in Begleitung Iſenhofers, auf dem Heimwege nach Aarau begriffen ſei, wo er zuverſichtlich in den nächſten Tagen einen alten Bekannten erwarte. Nachdem man ſich gegenſeitig von Allem, was Jedem am meiſten am Herzen gelegen, vorläufige Mittheilung gemacht hatte, ritt Herr Rüdiger, auf Rath ſeines Sohnes, mit ſeinen Begleitern am linken Ufer des Stromes zum Dörflein Umiken heraus, weil in dieſem Augenblick ſchwer durch die Stadt zu kommen war, wo die Menge zu Hilfe geeilter Menſchen ſich des Löſchens und Aufräumens befliß. Gangolf verdroß nachzukommen, ſobald er nähere Erkundigungen über die traurige Begebenheit eingezogen und mancherlei Abreden mit vertrauten und wackern Männern genommen haben würde, den durch Falkenſtein verübten Gräuel zu rächen.

Wie angenehme Gefühle auch das überraſchende Wiederbegegnen ſeines Vaters und deſſen unerwartete Heimkehr zum Thurm Rore in ihm lebendig gemacht hatte, vergaß er doch bald Alles wieder über das große und rührende Schauſpiel, welches ſich ihm darbot, als er wieder zur unglückſeligen Stadt kam. Der ganze Aargau war für dieſelbe in edelmüthiger Bewegung. Man ſah, ſo wie in der Nähe, in weiter Ferne, auf

allen Landſtraßen und Wegen, einzelne Menſchen, Laſtthiere, Wagen mit ſchnell geſammelten Unterſtützungen für die Hilfsbedürftigen heran eilen. Es kamen eins ums andere Fuhren von Mehlfäſſern, ſchon gebackenen Broden, und allerlei trokkenen Früchten und andern Lebensmitteln; andere mit Wein beladen; wieder andere hoch auf mit Kleidern für jedes Geſchlecht und jedes Alter befrachtet, als hätten ſich ganze Dorfſchaften entblößt, um hier die Nackten zu kleiden. Die Botſchaft vom Unglück war faſt eben ſo ſchnell durch Läufer von Dorf zu Dorf, als durch die aufgewegene Flammenſäule verbreitet worden. Und ſelbſt diejenigen, welche ſonſt der Stadt nicht wohl an waren, entweder aus Eiferſucht wegen ihres Anſehens und Wohlſtandes, oder aus Argwohn, daß ſie die öſterreichiſche Pfauenfeder im Buſen trage und mit adelichen Herren allzu freundſchaftlich verkehre: überlieſſen ſich jezt doch nur den ſchönen Aufwallungen ihres Mitleidens.

Man bemerkte es, das Volk war in einer heftigen, gereizten Stimmung. Noch immer riſſen ſich einzelne bewaffnete Rotten los, um den über das Gebirg fliehenden Edelleuten, oder längs der Aare, den entkommenen Schiffen nachzuſetzen; Viele riefen, der ganze Landſturm müſſe nach Laufenburg aufbrechen, die Stadt zerſtören, das Schloß ausbrennen. Andere ſchrien: Laßt uns

erſt mit den Schelmen und Verräthern Feierabend machen, die mir mit ihren Schloſſern in unſern eigenen Lande haben; die zu Oeſtreich halten und Stadt und Land verſchlingen möchten! Andere ſchrien ſogar: Laßt uns mit dem Adel nicht viel Federleſens machen. Oeſterreichiſch oder nicht, Edelleute und Wölfe ändern ihre Natur nicht. Auch die Gezähmten fletſchen mit den Zähnen und werden wieder reiſſende Beſtien, ſobald ſie Meiſter ſind. Die ganze Brut muß ausgerottet werden, wenn wir frei und froh ſein wollen. Sie leckt den Speichel der Könige und trinkt das Blut der Völker. Was iſt je Beſſeres von ihr in die Welt gekommen, als ungerechte Willkühr und Knechtſchaft, Todfall, Abgaben und Frohnden, ein Leben ohne Gott und Glauben, Hochmuth und Unzucht? Der Tell von Uri hat noch nicht alle Pfeile verſchoſſen; wir haben deren ſo ſcharf, wie der ſeine!

Es koſtete Gangolfen, der durch die Haufen umherging und bald dieſen, bald jenen anredete, nicht geringe Mühe, ſich verſtändlich zu machen und für ſein Vorhaben eine hinreichende Zahl entſchloſſener Männer zu finden. „Wer ſetzt mit mir das Leben daran,“ rief er, „für Bragg an dem Falkenſtein und ſeinen Geſellen Rache zu nehmen?“ Mehrmals erhielt er von den mißtrauiſchen Rotten die Antwort: „Wir können es daran

ſetzen, ohne Euch, Junker, und ſind Manns genug, die Edelleute mit den Kolben zu laufen, ohne Euern Rath. Ihr ſeid ein adelicher Herr, nehmt's nicht übel. Raben hacken einander die Augen nicht aus, wie das Sprichwort ſagt." — Doch Andere, die ihn näher kannten, ſchloſſen ſich ihm an und nahmen die Redlichkeit ſeiner Geſinnung gegen die Trotzreden der Uebrigen in Schutz. Der Durſt nach Rache quälte ſie Alle. Es ſtellten ſich aus den Grafſchaften Lenzburg und Baden einige hundert Mann unter ſeinen Befehl, mit Spießen, Büchſen und Armbrüſten bewaffnet. Sie verdießen, ſich des andern Tages am Abend bei Aarau zu ſammeln und ihm zu folgen, wohin er ſie führen würde.

Wie dieſe in ihre Dorfſchaften zurückkehrten, ihre Vorbereitungen zur Kriegsfahrt zu treffen, verließ auch Gangolf die weitläufige Brandſtätte, ſuchte ſeinen Vater und den Meiſter Iſenhofer zu Umiken und ritt mit ihnen gen Aarau. Den weiten Bogen, welchen der unebene Weg längs dem Gebirg von Villnachern und Schinznach bis Veltheims Wälder herumzog, verkürzten Geſpräche über die Vorfälle des Tages, über Herrn Rüdigers Reiſen und Erwartungen von der Ankunft ſeines geheimnißvollen Gaſtes, ſo wie über die einförmige Tagesgeſchichte deſſen, was im Freihofe, was in der Stadt, während Herrn Rüdi-

gers Abwesenheit, sich zugezogen haben konnte. Indessen sobald dieser Stoß erschöpft war, fiel der Alte wieder in sein gewohntes, äußeres Schweigen. Auch Gangolf verstummte, und ward bald düsterer, als sein schwermüthiger Vater. Er dachte an Veronika, die mit ihrem Vater und der Bäuerin von der Hard verschwunden waren, und von welchen Allen er, alles Nachforschens ungeachtet, keine Spur mehr entdeckt hatte. Die Hütte stand leer. Kein Landmann in der Gegend wußte von den Einsiedlern zu sagen. Es gingen abergläubige Gerüchte von der ruchlosen Ungläubigkeit und Ketzerei des Lollharden und von den Schrecken der göttlichen Rache in der Gewitternacht.

Ohne Abentheuer zogen die Reisenden, während der Abenddämmerung, durch die nachtende Waldung Luenſteins zum felſigen Biberſtein am Fuße der Gisulasluc, und längs dem Ufer der ihnen entgegen rauschenden Aare in die Pforte des Freihofes ein.

(Der Beschluß folgt)

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Siebenundzwanzigster Theil.

Der Freihof von Aarau (Beschluß).
Addrich im Moos.

Aarau 1826.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Der
Freihof von Aarau.

Beschluß.

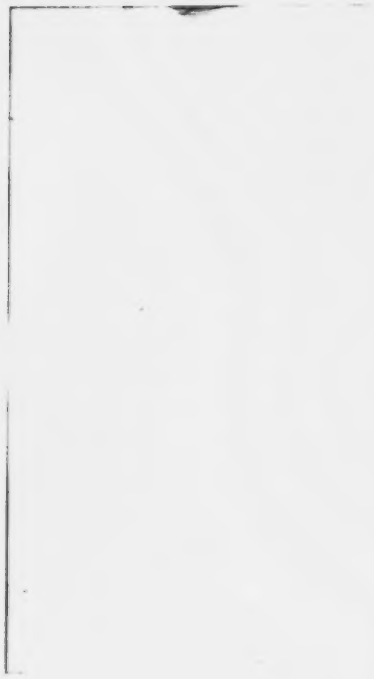

33.

Die Zerſtörung der Burg Gösgen.

Dreißig Stunden ſpäter war das nächſtgelegenſte der Falkenſteiniſchen Schlöſſer, nämlich Gösgen, ſchon durch mehr denn zweihundert Berner und beinahe zweihundert Solothurner berannt. Gangolf mit den Aargauern war der erſte vor dieſem Platz erſchienen. Mehrere tapfere Bürger Aarau's hatten ſich ihm angeſchloſſen. Als die Solothurner Mannſchaft dazu ſtieß, übertrug ſie freiwillig dem jungen Ritter den Oberbefehl, der ſich, als verſtändiger Kriegsmann, ſchon der Fähre gegen Schönenwerth und aller Fahrzeuge am Ufer bemächtigt, auch Vorwachten gegen Olten und das Gebirg bei Losdorf, Stüßligen und Erlinsbach geworfen hatte, um vor Ueberfall geborgen zu ſein. Denn er zweifelte nicht, daß Thomas von Falkenſtein, bei der erſten Nachricht von der Gefahr ſeiner Burg, mit aller Eile und Macht herankommen würde, ſie zu befreien. Die Eroberung des Schloſſes drohte um ſo ſchwieriger zu werden, weil es den im Sturm herbeigeflogenen Belagerern gänzlich an ſchwerem Geſchüß fehlte.

Auch war die Antwort des Burgvogtes von der Mauer herab trotzig genug, als Gangolf unter Trompetenschall zur Uebergabe aufforderte. Zugleich ließ der Vogt, um seinen stolzen Worten größeres Gewicht zu geben, alle Feuerschlünde vom Schlosse donnern, während die Belagernden nur aus ihren kleinen Büchsen erwiedern konnten. Indessen überzeugte man sich bald von der äußerst geringen Zahl der Besatzung. Gangolf befahl Fackeln und Pechkränze zu bereiten und am Berge Strauchwerk zu hauen, und Reiswellen zum Anfüllen des Grabens zu binden, auch Leitern zu machen. Er selbst umschlich das Schloß von allen Seiten, nachdem er dessen innere Lage von der Berghöhe ausgekundschaftet hatte, und legte an drei Orten Mannschaft hin, die Tag und Nacht ununterbrochen mit Karst, Bickel und Schaufel die äußere Ringmauer durchbrechen sollten.

Schon den zweiten Tag redete der Burgvogt glimpflicher, da ihm Gangolf zum andernmale die Uebergabe des Schlosses befahl. Er verlangte nur freien Abzug für sämmtliche Bewohner desselben, männlichen und weiblichen Geschlechts, sammt dem, was Jeder von seiner Fahrhabe auf sich tragend mitnehmen wolle. Als auch dies verweigert wurde, erbot er sich gegen Abend, daß er am folgenden Morgen die Pforten der Burg öffnen wolle, wenn man der Besatzung und übri-

gen Schloßleuten das Leben gönnen, ihm aber geſtatten würde, in Begleitung der Freifrau von Falkenſtein und deren Nichte, wie auch eines Fremden, der in der Burg wohne, ohne Gefahr abzuziehen.

„Ich gebe Euch Friſt bis Tagesanbruch morgen!“ entgegnete Herr Gangolf Trüllerey: „So Ihr mir das Schloß öffnet vor Aufgang der Sonnen, ſoll es Keinem unter Euch an's Leben gehen. Nach Sonnenaufgang iſt alle Gnade verwirkt, ich möge mit oder ohne Gewalt durch Eure Mauern einziehen. Alles, was darin athmet, wird dem Tode geweiht zur Sühne des Mordbrands von Brugg.“

Der Mauerbruch war vollendet, ein Dutzend Leitern zum Anlegen bereit, eine Menge Reisbündel zum Ausfüllen des Grabens herbeigeſchafft, und die Mannſchaft zum Sturmrennen ausgewählt und geordnet. Dem Burgvogt war nichts unbekannt geblieben.

Noch lag die Nacht düſter über Gebirg und Strom. Nur ein blutrother Lichtſtreif brannte am wolkenſchweren Himmel über den ſchwarzen Lägernhöhen im Oſten. Da ward Herr Trüllerey plötzlich aus dem Schlaf geweckt, deſſen er in derſelben alterthümlichen Kapelle ſeit einigen Stunden genoß, wo Fräulein Urſula vor mehrern Tagen ſcheinbar ihre Ruhe im Gebet wiederge-

funden hatte. Der Burgvogt hatte von der Mauer die Trommete erschallen lassen, und die Uebergabe des Schlosses angekündet. Herr Gangolf eilte dahin, wiederholte die Zusage der Gnade; ordnete das Kriegsvolk, theils zur Hut draussen, theils zum Einzuge, und rückte begleitet von brennenden Fackeln gegen die Mauerpforte. Diese öffnete sich langsam und schwer. Der Vogt überreichte in demuthsvoller Geberde, fußfällig und mit entblößtem Haupte die Schlüssel der Burg, indem er mit zitternder Stimme noch einmal um sein und der übrigen Schloßbewohner Leben flehte. Diese alle standen im innern Hofe, den viele Fackeln und Leuchten erhellten; die geringe Besatzung zeigte sich entwaffnet.

Wie Gangolf durch die innere Pforte hervor gegen die Versammlung schritt, sanken sie alle mit hochgefalteten Händen auf das Knie. Es entstand tiefe Stille, sobald die Schweizer mit ihren breiten Schwertern und blitzenden Hellebarden den Kreis um die Gefangenen gezogen hatten. Im Schein der wehenden Fackeln, welche den engen Hofraum mehr mit ihrem dicken Qualm, als ihrem Lichte füllten, wurden die von Todesfurcht bleichen und verzogenen Gesichter der Knienden noch blässer und verzerrter, und aus der Finsterniß traten die scharfen Mauerecken, Vorsprünge, Gesimstheile, Sparrenköpfe und Thürmlein

des alterthümlichen Schloßgebäudes beweglich und wunderbar angeleuchtet heraus, wie in ihren Wolken hangende Geister der ehemaligen Burgherren, welche nun mit stummem Entsetzen den Untergang des ehrwürdigen Hauses sehen sollten, dessen Gründer sie in längstvergangenen Zeiten gewesen.

Gangolf's Augen, indem sie die Reihen der Knienden musternd durchliefen, und die Freifrau von Falkenstein und deren schöne Nichte, seine vormalige Braut, suchten, blieben an einer aufrechtstehenden langen Gestalt behangen. Er erkannte den Lollhard, trat rasch gegen ihn und rief mit vorgestreckter Hand in seliger Bestürzung: „Wie? oder ist's ein Blendwerk? Find' ich Euch unter diesen hier? Was bewog Euch, bei dem gottlosen Falkenstein Zuflucht zu nehmen, statt im Freihof von Aarau?"

— Der Herr Herr ist meine Zuflucht, nicht Falkenstein, nicht Freihof! antwortete der Alte, welcher, nun er Gangolf's Gestalt und Stimme erkannte, so wenig Freude äusserte, als er zuvor Furcht bewiesen hatte: Er, der Euch gesandt hat, mich zu retten aus der Mördergrube, ist mein Schutz und mein Hort. Ich bin hieher geschleppt worden, wie ein Missethäter, ein Spott der Frevler, ein Gelächter der Thoren. Doch nicht meine Stunde, sondern die ihre ist gekommen.

„Wo iſt aber Veronika?“ fuhr der Ritter zu fragen fort: „Ich erblicke ſie nirgends.“

— Wohlverwahrt! erwiederte der ruhige Greis: Sie iſt bei Gott!

„Wie? geſtorben? ermordet?“ ſchrie der Jüngling mit einer Stimme, die im Entſetzen brach.

— Die Lebendigen wie die Todten, ſind ſie nicht in ſeiner Hand? ſagte der Lollhard: Ob mein Kind am Leben, ob im Grabe ſei, iſt mir unbewußt. Seit ich vor fünf, ſechs, ſieben, Nächten, ... wunderbar, mein Gedächtniß, glaub' ich, will altern! — ſeit ich aus der Hardhütte weggeführt wurde, haben dieſe meine Augen die Tochter nie wieder erblickt. Aber ſie iſt mir unverloren; denn was verliert ſich aus dem Gebiet des ewigen Vaters?

Da wandte ſich Gangolf haſtig gegen den knienden Vogt des Schloſſes und rief, und es funkelten ſeine Augen: „Wo iſt die Tochter dieſes Mannes? Warum führſt du die Begutte nicht auf dieſen Platz?“

„Helfe mir Gott!“ ſtammelte bebend der Burgvogt: „Ich weiß von keiner Tochter dieſes alten Mannes, und von keiner Begutte. Ich gelobe und betheure bei St. Urs und allen Engeln und Heiligen des Himmels, daß kein fremdes Weibsbild in das Gösger Schloß gebracht worden iſt ſeit Jahr und Tag.“

„Ha, du grauer, lügenhafter Schalksknecht deines ruchlosen Gebieters, meinst du, ich traue deiner meineidigen Zunge mehr, als dem Satansdienst, in welchem du bisher gestanden bist?“ sagte der Ritter: „Ihr waret es, Bösewichte, Ihr habet diesen Greis aus seiner gottgeweihten Einöde entführt; werdet Ihr die unschuldige Jungfrau dahinten gelassen haben? — Bekenne! Wo hast du sie verborgen? Ich lasse die ganze Burg umkehren und jeden Winkel aussuchen. Du weißt um die Geheimnisse deines Herrn. Bekenne, ich lasse dich an der Folterhaspel aufziehen und mit Pech und Schwefel ansprengen, wenn du mir nicht Wahrheit offenbarest. Und Ihr Andern hier,“ fuhr Gangolf fort, indem er sich umherwandte im Ring der Knienden, „wer von Euch mir von der Tochter des Greises hier Kunde gibt, dem soll das Leben bleiben und ein reiches Geschenk dazu werden. Eurer Aller Köpfe haften mir für die Jungfrau.“

Es entstand ein klägliches Gewinsel und Heulen unter den Gefangenen; einige rangen in der Angst die Hände wund, andere warfen sich mit der Stirn auf den Erdboden. Alle betheuerten ihre Unkunde, und behaupteten, daß nur der Burgvogt darum wissen könne, wenn Jungfrauenraub geschehen sei. Viele baten den Vogt mit Jammer und Thränen, daß er nicht das Unglück Aller auf

seine Seele laden, sondern das Verborgenste entdecken und sie und sich selber retten solle; viele stießen die schrecklichsten Verwünschungen und Flüche gegen ihn aus, wenn er nicht reden würde.

„Gott soll sich meiner armen Seele in Ewigkeit nicht erbarmen, wenn ich lüge, oder die Tochter dieses alten Mannes je gesehen habe!“ schrie heulend der Vogt: „Euch Leuten allen ist's bekannt, daß, ausser dem Alten dort, keine fremde Seele im Schloße wohnt. Aber es kann ja möglich sein, daß die entführte Jungfrau ins Schloß Farnsburg gebracht worden ist. Ihr wisset doch Leute, wie vielerlei Geräth und Kostbarkeiten vor wenigen Tagen plötzlich von hier dorthin geschafft werden mußte, deß sich damals Jedermann verwunderte. Warum möget Ihr mich jetzt anfallen und mich mit Euerm lästerlichen Geschrei vor dem gestrengen Herrn Ritter Trüllerey, diesem sonst so liebreichen, gerechten und gnädigen Herrn, verdächtig machen? Ja, gnädigster Herr, tausend martervolle Tode will ich sterben, wenn aus meinem Munde gegen Euch Lug und Trug geht.“

Nun erhob sich unter allen Schmerbeängsteten neues Geschrei, in welchem die Aussage des Vogts, und die Aufruhr vieler Geräthschaften nach Farnsburg bezeugt wurde.

„Auch wolle Eure Gnade zur Erkenntniß meiner Unschuld bedenken,“ fuhr der Vogt in

ſeiner Schutzrede fort, „daß man keine geraubte Jungfrau in dieſe Burg eingebracht haben würde, dieweil die gnädige Freifrau ſelbſt und des Herrn Hanſen von Falkenſtein Fräulein Tochter darin Wohnung hatten.“

Dieſer Grund leuchtete dem Ritter ein. Er warf die Blicke ſuchend umher und rief: „Auch dieſe ſeh' ich nicht. Warum weigern ſie ſich, zu erſcheinen? Führe ſie herbei, Vogt!“

— Geſtrenger Herr! — antwortete dieſer zitternd: ich bin unſchuldig! Erbarmet Euch meiner, wie ſich der Himmel Eurer erbarmen wolle im letzten Stündlein — ich konnt' es nicht hindern. Sie ſind beide entflohen.

„Gauch!“ fuhr ihn Gangolf an: „Entflohen? Wie konnten ſie entrinnen, und waren doch ſpät geſtern, noch dieſe Nacht in der Burg. Ich werfe dir deinen verrätheriſchen Kopf vor die Füße. Flehteſt du nicht noch vor ſechs Stunden für ſie vergebens um freien Abzug? Wie konnten ſie entkommen?“

— Allbarmherziger Himmel, ich bin unſchuldig, und habe die gnädigen Herrſchaften mit blutigen Thränen angerufen, die Burg nicht zu verlaſſen. Aber ich armer Knecht, konnt' ich mich gewaltthätig widerſetzen? Sie ſtiegen auf die Mauern und ließen ſich an Strickleitern hinab, die ſie ſelber geknüpft hatten.

„Seit wann?“ fragte Gangolf.

— Es mag ſeit einer Stunde oder länger ſein. Denn ſie befahlen mir, Euch das Schloß nicht zu öffnen, bevor ſie nicht eine Stunde weit voraus wären.

„Wohin nahmen ſie den Weg?“

— Gnädigſter, liebſter Herr, Ihr werdet wohl bedenken, daß ſie mir das Geheimniß nicht vertrauten. Ohne Zweifel aber nahmen ſie die Flucht in's Gebirg, — in die Schaafmatt hinauf, — gen Farnburg zu, — der Allwiſſende weiß es! Mit hunderttauſend Freuden wollt' ich Euch Alles baarklein verrathen, wenn ich nur das Mindeſte vernommen hätte.

„Waren Roſſe beſtellt für die Frauen? Wer ſind ihre Begleiter?“

— Liebſter Himmel, das Herz bricht mir, wenn ich an die armen Herrſchaften denke. Sie irren mutterſeel allein in die Wildniß der Berge dahin, und zu Fuß. Wie mögen es die zarten Frauen überſtehen!

„Die werden noch zu erreichen ſein, wenn du die Wahrheit ſprichſt!“ ſagte Gangolf: „Dich aber laſſ' ich aufhenken, wenn ich ſie nicht finde, weil du mich betrügen wollteſt.“

Darauf befahl er die Gefangenen hinauszuführen, zu binden und zu bewachen; das Schloß zu durchſuchen, auszuplündern und in Brand zu

ſtecken. Den Lollhard nahm er ſelbſt bei der Hand; führte ihn vor die Pforte der Burg; gebot, ihn mit Speiſe und Trank zu erquicken und ihm mit Ehrerbietung zu begegnen, weil er kein Gefangener ſei, ſondern Gaſt.

„Erwartet mich hier und trennet Euch nicht von dieſem Kriegsvolk,“ ſagte Gangolf zum Lollhard: „denn die Wege ſind überall nicht mehr ſicher für Euch. Ihr bleibet in meinem Schutz, bis ich Eure Veronika entdeckt haben werde. Ich will ſie ausſpähen; alle Wälder, Klüfte und Dörfer des Jura will ich durchlaufen und alle Schlöſſer des Räubers niederwerfen.“

Der Lollhard ſah ihn ernſt an und ſprach: „Welches Gebot habt Ihr mir anzulegen und wer hat Euch zu meinem Herrn geſetzt? Ich ſtehe unter keines Sterblichen Obhut und Schutz, ſondern unterm Schilde deſſen, der den Sperling auf dem Dache und die Seraſim in den Himmeln hütet. Mögen alle Mächte und Heerſchaaren der Hölle ſich wider mich aufmachen: ich fürchte ſie nicht. Mit mir und Veronika iſt ein Stärkerer, denn Ihr ſeid. Geht und traget Sorge für Euch ſelber, nicht für mein und meines Kindes Leben. Und ſähe ich mein frommes Kind in den Armen des Falkenſteiners oder des hölliſchen Drachen, meinet Ihr, ich könnte einen Augenblick zagen?“

Gangolf betrachtete den Lollhard bei dieſer

Rede mit verwunderungsvollen Augen, denn eine ſolche Höhe von Frommigkeit und Zuverſicht ſchien ihm faſt an wirklichen Wahnwitz zu grenzen. Doch war dies nicht der Augenblick, gottesgelahrte Zweifel und Wortwechſel zu erheben. Gelaſſen erwiederte der Ritter dem Alten: „Nein, ich bin keineswegs geſonnen, Euern freien Willen zu beſchränken, noch bin ich geneigt geneigt geweſen, Euern Felſenglauben an die Wachſamkeit der göttlichen Vorſehung zu kränken. Wenn ich dem verwaiſeten Vater verhieß, das geliebte und verlorne Kind zu ſuchen, gedachte ich ihm Freude und Troſt in's Herz zu legen. Aber Eure Tugend iſt wahrlich übermenſchlich . . .“

— Das ſoll ſie ſein, ſintemal reine Tugend göttlicher Natur iſt und nicht irdiſcher Herkunft? unterbrach ihn der Greis lebhaft.

„Ich bitt' Euch nur,“ fuhr der Junker fort, „mir zu lieb bei meinem wackern Kriegsvolk zu verweilen, bis ich wiederkehre, und Euch nicht zu entfernen. Ehe der Tag endet, werde ich wieder bei Euch ſein; vielleicht ſchon in wenigen Stunden.“

Als ihm der Lollhard das Wort gegeben, berief der Ritter mehrere wackere und zuverläſſige Männer zu ſich von den bewaffneten Solothurnern und Aargauern. Er ſandte ſie paarweis aus gegen Olten und Trimbach zur Schlucht des Hauenſteins, gegen Wartenfels auf der waldigen

Felshöhe, gegen Erlinsbach den Weg zur Schafmatte, um die entkommene Gemahlin des Freiherrn Thomas und deren Richte zu verfolgen und einzubringen. Er selber, begleitet von seinem treuen Knecht Irni Fäsen, rannte zu gleichem Zweck, den Berg von Gösgen aufwärts, zwar auf kürzern, doch kaum erkennbaren Fußpfaden, Stüßligen vorüber, den grünen umbuschten Höhen der Schafmatte zu, die droben den Rücken des Jura schmücken.

Irni Fäsens scharfes Auge entdeckte nach anderthalb Stunden zuerst in der Ferne zwei weibliche Gestalten, welche schon die letzte Höhe des Berges erreicht hatten, wo die schwärzlichen Kalkfelsen der Geissflue hinter wildem Gesträuch emporzeigen.

„Wenn sie den Reißaus nähmen," sagte er keuchend und die Schritte verdoppelnd, um dem voranfliegenden Gangolf nachzukommen: „wenn sie den Reißaus nähmen, so würde ich glauben, es wäre unser Wild und wir hätten's erjagt. Aber die scheinen heiles Gewissen zu haben, denn sie sitzen auf dem Feldstein und weisen uns das Gesicht statt der Schuhsohlen. Wohin deuten sie mit den Händen? Auf uns nimmermehr." Er wandte sich, um zu erkennen, wohin die Weiber mit den Händen deuteten, und schrie: „Das Schloß brennt!

Unſere Leute haben nicht warten mögen, ihre Fackeln zu verſuchen, die ſie aus Hanf gedreht und in Pech getränkt hatten."

Als Gangolf zurückſah, erblickte er einen finſtern Rauchſchwall, der hinter den Gipfeln niederer Bergtannen aus der verborgenen Tiefe fort und fort emporſtieg, dann wolkenartig auseinander fiel und weite, graue Flächen bildete, die in der Luft ſchwimmend ſtanden, oder an den Bergwäldern ſtill hingen. Er aber ließ ſich durch das Schauſpiel nicht im Lauf hindern, den bisher Felſen, Abgründe und verwachſenes Gebüſch oft unterbrochen hatten. Bald erkannte er in der Ferne am Gewande der beiden Frauen, daß ſie nicht zu den gemeinen Wanderern gehörten, ſondern eben diejenigen wären, die er verfolgte. Die Freifrau ſaß auf einem Felsblock und ſtreckte von Zeit zu Zeit die Arme nach der Gegend ihrer brennenden Burg. Man vernahm durch die Morgenſtille dieſer Einſamkeit dann und wann ihre wehklagende Stimme, während ihre Begleiterin eifrig bemüht ſchien, ſie zu tröſten, oder zur eiligen Fortſetzung der Flucht zu bewegen.

Gangolf trat odemlos zu ihnen. Er begrüßte die Edelfrau ſchweigend mit ehrerbietiger Bewegung, und ſtellte ſich zu ihnen, ohne reden zu können.

„Ihr kommet zur rechter Zeit, Herr Trüllern,"

ſagte das Fräulein von Falkenſtein, indem ihren ſchönen Augen Thränen entfloſſen, „eine Heilige den Geiſt aufgeben zu ſehen, deren Mörder Ihr ſeid. Tretet näher und ergötzet Euch am letzten Zucken dieſes ſchönen Schlachtopfers.“

— Ich beklage das Schickſal dieſer edeln Frau, verſetzte Gangolf, ſobald er des Sprechens fähig war: doch bitt' ich Euch, gerecht zu ſein, und nicht mich anklagen zu wollen, ſondern Euern Oheim. Er hat unabgeſagt offenen Krieg gegen Bern erhoben, und ihn auf beiſpiellos gräuelhafte Art begonnen.

„Vergeſſet nicht, daß Ihr zur Nichte des Landgrafen redet!“ erwiederte das Fräulein: „Wenn ich ſchon die Gründe nicht beurtheilen kann, welche meinen Oheim zum Krieg reizten, weiß ich doch, daß er ihn auf keine unehrliche Weiſe erhoben oder begonnen haben kann.“

— Erlaubt mir, daran zu zweifeln, daß Ihr hinreichend unterrichtet ſeid! — entgegnete der Ritter: Mitten im Frieden, ohne Abſage, ohne daß man ſichs verſehen konnte, mißbrauchte er heimtückiſch das Vertrauen von Brugg, trank den Ehrenwein der Stadt, überſchlich dieſelbe drei Tage nachher, da ſie ihm arglos die Thore öffnete, und füllte ſie mit dem Blut der Wehrloſen und den Flammen ihrer zuſammenbrechenden Wohnungen. Es

geht ein Gerücht, er habe zuvor schon Mordbrenner gen Aarau gesandt gehabt.

„Gerüchte sind Gerüchte, von denen ich hier nicht unterhalten sein mag!“ antwortete Ursula: „Und über gelungene Kriegslist haben sich noch nie Andere, als Besiegte, beklagt. Auch ist's mir unbekannt, ob Fürsten und Herren im Kriege verpflichtet sind, gegen gemeines Volk von Handwerkern und Bauern Rücksichten zu nehmen, die sie gegen einander selbst zu beobachten haben. — Ihr aber, was habt Ihr gethan?“

— Was Pflicht und Ehre nicht bereuen, Fräulein.

„Der gefällige Wind trägt Euch den stinkenden Weihrauch Eures Ehrenwerks bis zum kahlen Gipfel dieser Berge nach, wie Ihr riechen werdet.“

Die Freifrau von Falkenstein, welche bisher ihr Haupt an Ursula's Brust in halber Ohnmacht gelehnt hatte, richtete sich jetzt auf, wandte ihr blasses Antlitz, auf welchem noch Thränen hingen, gen Himmel und sagte, die Hände emporstreckend, leise: „O, gib mir Stärke, das Entsetzliche zu tragen, oder nimm meine leidende Seele zu dir auf!“

Ursula küßte weinend die Stirn ihrer Freundin und sagte nach einiger Zeit, mit dem Gesicht zum Ritter gewandt, der schweigend in mitleidiger Stellung, die Hände vor sich hin gefalten, das Haupt auf die Brust, den Blick auf die gebeugte

Freifrau geſenkt, da ſtand: „Es ſcheint, daß ſelbſt Ihr dies traurige Schauſpiel nicht ohne Rührung ſehen konnet.“

Sie verweilte mit den Augen, ſeine Antwort lange vergebens erwartend, auf der ſchönen Geſtalt des Jünglings, der einſt ihr Liebling und Bräutigam geweſen. Adel und Traurigkeit in Haltung und Geberde, ſchien er, in ſtillen Ueberlegungen, ihre Anrede überhört zu haben. Sie beobachtete ihn anhaltend, um zu errathen, was noch von ihm zu hoffen oder zu fürchten ſtehe. Seine ruhige Gegenwart zog in ihrem Gedächtniß den Nebel von einem ganzen Paradieſe vergangener Tage. Das waren noch dieſe ſchönen Lippen, mit dem angenehmen Lächeln, die ihr Liebestreue geſchworen, das noch die feingerundeten, kräftigen Arme, die ſie einſt umſtrickt gehalten hatten, das noch die dunkeln mit Seele zur Seele ſprechenden Augen, in die ſie ehemals nicht ohne wunderbar ſüßes Schauern hatte blicken können. Sie drehte plötzlich das Geſicht von ihm weg und neigte es über die Freifrau hinab, die einen tiefen Seufzer that.

Nach einigen Augenblicken fragte Urſula wieder mit unſicherer, halblauter Stimme: „Darf ich bitten, Herr Trüllern, aus welchen Urſachen Ihr Euch hier herauf bemühtet? — Welches Schickſal habt Ihr für uns beſtimmt?“

Der Ritter antwortete mit leichtem Zucken

der Achseln und einem Tone, in welchem sich das Mitleiden aussprach: „Ich muß Euch ersuchen, mich nach Gösgen zurückzugeleiten, sobald die Freifrau wieder Kraft gewonnen haben wird."

Das Fräulein zitterte bei dieser Erklärung zusammen und stammelte: „Ich hätte gehofft, Ihr würdet nicht unschuldigen Weibern Euern Krieg machen. Sollen wir Gefangene sein?"

— Wir haben Geiseln nöthig für die Sicherheit der Greise und wehrlosen Männer, welche Euer Oheim aus den Betten riß und von Brugg fortschleppte. Doch bitt' ich Euch, alle Furcht zu verbannen. Ihr werdet mit aller Ehrfurcht behandelt werden, die Euerm Stande und Geschlecht gebührt.

„Und wohin werdet Ihr uns führen von Gösgen?" fragte das Fräulein weiter.

— In Eurer Wahl steht's, ob nach dem Freihof von Aarau oder nach Bern.

Beide Frauenzimmer überließen sich bei diesen Worten der ganzen Gewalt ihres Schmerzes. Sie schluchzten laut. Das Fräulein ermuthete sich zuerst, richtete sich auf, trat mit thränenschwerem Blick zu dem jungen Krieger, ergriff seine Hand in unwillkührlicher Heftigkeit und rief mit dem Ausdruck tiefen Jammers: „Gangolf!" Dann zog sie schaudernd ihre Hand zurück und drückte dieselbe auf ihr Herz und schwieg.

„Und wenn ich Euch jetzt für uns jedes Löſegeld böte, was Ihr begehren könnet?“ ſagte die Freifrau von Falkenſtein.

— Gnädige Frau, — erwiederte er: es ſteht nicht bei mir, ſondern es iſt an Bern, das Löſegeld zu beſtimmen.

„Fordert,“ fuhr ſie fort, „fordert, daß ſelbſt Schultheiß und Räthe von Bern nicht mehr heiſchen konnen.“

— Das Schloß Farnsburg für Bern, ſtatt Eurer! — antwortete Gangolf.

„Ach!“ ſeufzte die Gemahlin des Landgrafen: „Ihr verlanget, was Ihr wohl wiſſet, Herr Ritter, das nicht in unſerer Macht ſteht. So ſind wir Unſchuldigen denn Eure Gefangene. Verfügt über uns; wir werden Euch gehorchen.“

Urſula betrachtete ihren ehemaligen Liebling mit ſchmerzlichen und flammenden Blicken, und rief, indem ſie die Hände flehentlich gefaltet gegen ihn ſtreckte: „O Gangolf, Gangolf! muß das nun der Ausgang unſerer unglücklichen Liebe ſein, und willſt du nun in dieſer unwirthbaren Wildniß des Gebirges von mir ſcheiden und auf ewig das Herz brechen, welches einſt für dich ſchlug und — o, laß mich's bekennen — noch jetzt nach dir zieht! Gangolf, ich habe dir oft gezürnt, aber nie aufgehört dich zu lieben. Ich habe geſchworen, dich haſſen zu wollen, und konnte mein ungehorſames

Herz nicht zähmen, das immer nur Liebe, nie Haß, für dich kannte. Gangolf, willst du es denn für immerdar brechen? — Ich habe dich gekränkt, du mogtest unschuldig sein; ich habe dich gekränkt, aber es war im maaßlosen, unbesonnenen Zorn einer Leidenschaft, die du in mir entzündet hattest. Ich war mir meiner selber nicht bewußt; ach, ich bin es noch heut nicht! Hab' ich dich nicht oft vor mir selber und meinen unglücklichen Launen gewarnt? Du haß meine Furcht beschwichtigt. Erinnere dich des Frühlingsmorgens auf Landskron, als du an meinem Halse lagest und riefest: Ich wollte, ich hätte dir eine Todsünde zu verzeihen! — Gangolf, Gangolf, löse deine Gelübde!"

— Fräulein, Ihr selber habt mich ihrer entlassen!

„Nein, nein, ich that's nicht; mein Wahnsinn hat es gethan, mein Herz wußte nicht darum. Gangolf, hier ruf' ich meine zärtliche Freundin, ich rufe den allwissenden Himmel und diese ewigen Felsen zum Zeugen, ich that's nicht. Willst du deine Geliebte, als Gefangene, mit dir schleppen und sie den Feinden ihres Vaters ausliefern? Ist deine Rache gegen ein verzweifelndes Mädchen so unersättlich? Gangolf, bei der Liebe, die du mir einst weihtest, bei dem Edelmuth, der dich

nie verließ, gönne mir das Recht der letzten Bitte, und gib mich nicht der Schmach preis!"

Ein ſchönes Roth glühte über ihre Wangen hin; indem ſie redete und ihre Blicke mit Kummer und Zärtlichkeit an ſeinen Augen hingen. Ihre erhabene Geſtalt, voll anmuthiger Beweglichkeit, neigte ſich ganz Innigkeit und Demuth gegen ihn hin, während der Föhnwind, welcher die Rauchwolken der brennenden Burg gegen die Bergſpitzen herüber trieb, mit den verlörten Locken ihres Hauptes und dem leichten Hausgewande gaukelte, in welchem ſie entſprungen war. Gangolf betrachtete mit kühlem Ernſte die begeiſterte Rednerin, und ſprach: „Fräulein, meine Pflicht iſt hart; erſchwert mir die Erfüllung derſelben nicht. Und wäret Ihr noch, die Ihr geweſen ſeid, meine Verlobte, meine Braut, ich würde Euch an Bern ausgeliefert haben."

„O du Hartherziger!" rief ſie: „Selbſt der kalte Marmelſtein dieſer Felſen erweicht und zerfällt unter den Thränen des Himmels, und du Gangolf, du... Nun denn, wir ſind deine Gefangene! führe uns, wohin es dir gefällt. Wir ſind deine Gefangene; ich bin es von jeher geweſen, mehr, als du geglaubt haſt. Schleppe uns mit dir hinweg und gib die unglückſeligen Töchter Falkenſteins dem Hohnlachen des Pöbels preis. Schließ deine Kerker auf, ich will gedul-

dig in die Finſterniß derſelben hinabſteigen. Ich habe dich geliebt, ich liebe dich noch. Tödte mich dafür!"

— Fräulein! — entgegnete Gangolf ſanft verweiſend: täuſchet Euch für den Augenblick nicht ſelber. . . .

„Gangolf, ich verlange nichts mehr von dir!" unterbrach ſie ihn: „Das Schickſal gab mich in deine Gewalt. Zertritt mich! — Aber kröne deine Gefühlloſigkeit nicht mit dem Zweifel an meinem Herzen. Das thu nicht! Ich könnte dir tauſend Zeugen rufen und nennen, die für mich . . .

— Beſchwört den Schatten des unglücklichen Hinz von Sax, daß er für Euch Zeugniß gebe, Fräulein! — rief Gangolf, und ſein Geſicht wandte ſich mit kalter Verachtung von ihr.

Wie die Flamme einer Kerze plötzlich vom Hauch des Mundes erloſcht: ſo erloſch Urſula's Flammenblick und Wangenröthe. Sie näherte ſich bleicher als vorher der Freifrau, ſetzte ſich zu ihr auf das bemoos'te Geſtein, und drückte, als fühlte ſie einen heftigen Schmerz, auf ihre Bruſt beide Hände zuſammen.

Nach einer guten Weile ſtand die Gemahlin des Freiherrn von Falkenſtein auf und ſagte zum Ritter: „Ueberantwortet uns an Bern! Wir ſind bereit, Euch zu folgen." Urſula erhob ſich und

ſchwankte am Arm der Freifrau den Bergweg hinab. Gangolf bot ihnen vergebens ſeinen Arm zur Stütze. Sie lehnten ihn mit Kummer Verneigung ab. Ihr verſchloſſener Mund hatte ſelbſt auf ſeine höflichen Fragen keine Antworten.

So erreichten ſie mit langſamen Schritten endlich das Feld bei Gosgen, wo die Eidsgenoſſen am Boden umhergelagert waren und dem fortwährenden Brand des Schloſſes behaglich unter Trinken, Lachen und Singen zuſahen. Der Ring der hohen Burgmauern glich einem ungeheuern Keſſel, aus welchem fort und fort zwiſchen ſchwarzem Qualm helle Flammen aufſchoſſen und wieder verhüllt wurden von der weiten Verwüſtung, die ſie jeden Augenblick vergrößerten. Durch die ſchmalen ausgebrannten Fenſter der Burggemächer leckten hin und wieder Feuerzungen am grauen Geſtein, als ſuchten ſie auch von auſſen zerſtörbare Stoffe. Drinnen brodelte die Gluth hörbar in dem herabgefallenen Balkenwerk und Holz der Dachböden, und durch den Riß der von Hitze geborſtenen Mauern quollen weißgraue Rauchſtröme. Plötzlich ſtürzte einer der alten Burgthürme mit betäubendem Donner zuſammen und riß in ſeinem Fall einen Theil der nördlichen Ringmauer mit ſich zur Erde. Rings zitterte der Boden vom Fall. Die ganze Gegend verſchwand in Dampf, Staub und Rauch.

Gangolf befahl zwei der aus den Schloßfällen weggeführten Roſſe zu ſatteln, und hob die Frauenzimmer hinauf, um ſie ihre Reiſe nach Olten und Bern unter kriegeriſcher Bedeckung fortſetzen zu laſſen. Sie ritten von ihm, ohne Gruß, ohne Wort, ohne Blick des Abſchiedes. Bald verſchwanden ſie am Gebirg zwiſchen den Gebüſchen und Hütten des nahgelegenen Dorfes.

Darauf ſuchte er den Lollhard. Er fand ihn am Berge, im Schatten einer überhangenden Raubulme, entfernt vom Gewühl der lärmenden Krieger, die Hände gefaltet, wie im Gebet.

„Euch kann's in dieſem Getümmel nicht gefallen!“ ſagte er zu dem Alten: „Erlaubet, daß ich Euch in die Stille meines Freihofs nach Aarau begleiten laſſe. Ihr werdet daſelbſt eine Einſamkeit finden können, ruhiger, als die Hard. Ich ſelber muß hier bleiben, um bei der Theilung der Beute zwiſchen Solothurnern und Bernern gegenwärtig zu ſein. Dann brech' ich morgen auf über das Gebirg nach der Farnsburg. Auch die muß fallen!“

Der Greis betrachtete ihn einige Zeit mit träumeriſchen Augen und ſagte dann: „Thut, wie Euch beliebt. Ich gehe, wohin Ihr mich ſendet. Mein irdiſcher, hinfälliger Leib bedarf einer Ruhe. Seine Gebrechlichkeit drückt den Geiſt in mir nieder.“

Gangolf verwunderte ſich über die Willfährigkeit des ſonſt ſpröden alten Mannes. Aber ihm entging nicht deſſen Erſchöpfung an aller Kraft. Mangel an Ruhe, des gewohnten Umgangs mit der verlornen Veronika, vielleicht auch Entbehrung der Speiſe und ſelbſt des Schlafes, hatten ihn ſichtbar geſchwächt. Er führte den Lollhard mit ſich zu dem bequemern Schattenplatz, wo unter Eichenzweigen die Hauptleute der Mannſchaft aus den reichen Vorräthen des Schloſſes eine ſtattliche Mahlzeit bereitet hatten. Gangolf rückte dem Greiſe den prächtigſten Lehnſeſſel an die oberſte Stelle des Tiſches und ſetzte ſich ihm zur Seite. Seine Ehrerbietung zwang auch die übrigen Krieger, dem Lollhard eine Achtung zu bezeugen, die ſie auſſerdem ſchwerlich geneigt geweſen wären ihm zu bezeugen.

Nachmittags war eins der erbeuteten Roſſe vorgeführt, welches der Alte beſtieg. Er ſegnete noch einmal ſeinen gaſtgefälligen Freund, und ritt, von zween bewaffneten Aarauer Bürgern geleitet, zu ihrer Stadt.

31.

Der Schatz von Grimmenſtein.

Die Bürger, welche zu Fuß nebenher trabten, bewunderten des Betbruders edeln Anſtand auf

dem Pferde, eins der ſchönſten und lebhafteſten aus Falkenſteins Marſtall.

„Man ſieht's wohl,“ ſagte einer der Begleiter zu ihm, „daß Ihr in jungen Jahren Zaum und Zügel öfter, als das Betbuch, in Händen gehabt. An Euerm Platz hätt' ich ſo bald kein Oremus gemacht. Ich denke, es ſtirbt ſich im Harniſch ſo feig, als in der Kutte. Einmal, meine Buben daheim ſollen Schwert und Pferd, Lanz' und Panzer ſo früh, als das Brodmeſſer, handhaben. Es iſt Zeit danach, und's gibt kein beſſeres Gewerb. Anno 17 kauften wir Aarauer Vogte und Herrſchaft Kaiſtgäu mit Hoch- und Niedergerichten, Wohn' und Weid, Holz und Feld, um 550 Gulden rheiniſch. Wenn's jetzt in der Ordnung geht, muß aller Burgadel, der nicht mit uns hält, zum Henker, und das breiteſte Schloß wohlfeiler werden, als das ſchmalſte Haus im Städtlein. Ein Burgthall ſoll nicht mehr koſten, denn auf den rechten Schädel den rechten Hieb.“

— He, Meiſter Entfelder, Gevattersmann, gemach! — rief der andere: Ich glaube, du haſt deinen Hieb in des Falkenſteiners Keller vor dem Spundloch empfangen. Kriegshandwerk, Sündenquark! Du ſitzeſt auf deinem Schmutzbock feſter, denn auf dem beſten Rittersattel. Wer die Hand im Blut badet, muß ſie nachher mit Thränen waſchen. Der von Lutternau im alten Thurm konnte

vor Zeiten keinen Pfaffen riechen, und jetzt läuft er zu Meß und Wallfahrt des Jahres ein Dutzend Sohlen ab. Den alten Rüdiger im Freithof plagt's Tag und Nacht, wie den König Saul. Und eben Ihr da, frommer Bruder, werdet mir beistimmen: Was jung gesollt, wird alt gesollt. Hab' ich Recht?

Der fromme Bruder auf dem Rosse gab keine Antwort, auch, als sie in Fortsetzung ihres Geplauders ihn durch wiederholte Fragen versuchten. Er schien nicht nur gehörlos, sondern von allen äussern Sinnen kaum so viel behalten zu haben, als genug war, den lebensfrohen Gaul in geziemendem Schritt zu lenken. Sein erloschener Blick haftete an keinem Gegenstand; seine Gesichtszüge standen, wie die eines Schlafenden, entspannt. Zuweilen schien er, durch einen Seufzer aus dem Innersten seiner Brust, sich selber zu wecken und auf einen Augenblick an die Aussenwelt zurückgegeben zu werden. Dann bewegte er seine Lippen still, wie zum Gebet. Es ist zu vermuthen, daß ihn die Sehnsucht nach dem Reiche des ewigen Evangeliums nicht allein, sondern auch wohl der Gedanke an seine verlorne Tochter beschäftigte, wiewohl er die Macht des väterlichen Gefühls, gleich jeder Anhänglichkeit an das Irdische, eben so aufrichtig in sich bekämpfen mogte, als er es äusserlich durch That und Wort pflegte.

Er ritt eben vom kieselreichen Dorfweg über einen hölzernen Brückensteg, neben dem Abgrund, welchen ein wildes Bergwasser bei den Hütten von Unter-Erlinsbach in die Felsen gefressen hatte. Ein ritterlich gekleideter und bewaffneter Mann kam längs den Rebhügeln, in scharfen Trabe, von Aarau daher, und mäßigte beim Anblick der schwankenden Brücke den Lauf seines Rennerr. Es war kein Anderer, als Herr Isenhofer von Waldshut.

Beim Gewahrwerden des Lollhards stutzend, hielt er am Stege still, betrachtete den sonderbaren Reiter und fragte, nach freundlichem Gruße, mit halblautem Tone, die Fußgänger:

„Ihr wackern Herren von Aarau, sieht Ritter Gangolf mit den Solothurnern und unserm Volke noch vor Gösgen?"

— Allerdings! — antwortete einer.

„Desto besser! Führet Ihr diesen Alten mit Euch kriegsgefangen gen Aarau?"

— Mit nichten, Herr, sondern er ward nur vom Junker unserer Obhut empfohlen; wir geleiten ihn in den Freihof zum Herrn Rüdiger. Er befand sich aber unter den Gefangenen des Falkensteiners. Der Junker hält, scheint es, große Dinge auf diesen Ehrenmann, trotz der demüthigen Tracht und Lebensart, die Ihr an ihm sehet.

„Seid mir gegrüßt, Herr Ritter Jörg von

End!“ redete Isenhofer darauf kräftig den Lollhard an: „Denn ich vermuthe, Ihr seid's, und kein Anderer. Eilet, Euch erwartet eine Heilandsthat. Ihr sollet, was gestorben ist, wieder zur süßen Luft des Lebens erwecken.“

Der Alte, welcher bisher, noch immer in sich selber versunken, wenig auf das, was um ihn war, geachtet hatte, schlug bei dem Namen Jörg von End die Augen auf und heftete seinen stieren Blick auf Herrn Isenhofer, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Ihr seid's!“ fuhr Isenhofer fort: „Ihr seid's! Wir wissen, Ihr waret in des Falkensteiners Klauen. Wir wissen es von einer alten Zigeunerin, Ritter, die Euch und Euer Fräulein Tochter wohl kennt.“

— Was Ritter? Was Fräulein? Was Falkensteins Klaue? — versetzte der Greis: Ich bin, der ich bin; und war und bin in keines Menschenkindes Gewalt. Wo aber ist meine Tochter? Ihr scheint ihren Aufenthalt zu kennen. Jene Zigeunerin selber führte des Freiherrn Thomann Henkersknechte zu uns.

„Richtig! Also irrt' ich nicht!“ entgegnete der Dichter von Waldshut mit einem Antlitz, aus dessen Zügen die reinste Freude lachte: „Eben ich bin aufgebrochen, Euch zu suchen und dem

Junker Gangolf zu sagen, daß Euch Freiherr Thomann gefangen halte. Nun, desto besser! Seid mir gegrüßt, Freiherr von End. Ziehet denn wohlgemuth zum Freihof nach Aarau in Gesellschaft dieser ehrenwerthen Herren. Ich sehe meinen Weg nun fröhlicher fort, und will und muß den Junker sehen. Erwartet unsere Rückkehr im Thurm Rore, Ritter Jörg von End!"

— Verkennet und kränket mich nicht mit Euerm Getitel! — rief der Lollhard: Ich bin kein Ritter, kein Jörg von End! Der Mensch, vom Geiste Gottes bewegt, steht wohl höher, als Euer Kinderspiel ihn machen will. Der Blödsinn jener vom Weltvater abgefallenen Geschöpfe träumt, den Menschen durch Ankledung thörigter Titel herrlicher zu stellen, als ihn Gott selber nach seinem Bilde geschaffen und gestellt hatte.

„Nun gut!" erwiederte Isenhofer, dem die Sprache der Brüder des freien Geistes nicht fremd war: „Ihr habet in der Sache keineswegs ganz Unrecht; doch muß ich mit Euch in deutscher, üblicher Zunge reden, das heißt, unter den Wolfen heulen. Ihr wisset aber, wir Deutsche sind nun einmal die alten und ewigen Narren, die dem gesunden Menschenverstande von Kindheit auf Valet sagen und nur in die Schule gehen müssen, um künftig den Rock mehr, als den Mann, oder den Titel mehr, als das Herz, oder das Wirfel

ſpiel des Zufalls mehr, als das wahre Verdienſt ſchätzen zu lernen. Ich gebe übrigens zu, wir könnten ſehr geſcheute Leute ſein, wenn wir nicht mit Mühe und Zwang Alles verlernen müßten, was der vernünftige Menſch ſchon von Natur weiß. Alſo, nichts für ungut, ehrwürdiger Bruder im Herrn! Fahret wohl! eilet, und verrichtet das gute Werk, das Euch erwartet."

— Mich erwartet?

„Ja, Euch! Eilet! Das Böſe überraſcht den Menſchen und kömmt ihm mehr denn halbwegs entgegen; aber das Gute will geſucht, erjagt und überraſcht ſein. Wie gern wär' ich bei Euch im Freihof! Gebet, machet die Engel des Himmels jauchzen!" Mit dieſen Worten ritt Iſenhofer, heiter grüßend, über den Brückenſteg, und die Andern ſetzten ihren Weg zwiſchen den Rebenhügeln unter dem Hungerberg und den weidenbekränzten Aarufern zur Stadt fort. Erſt jetzt gereute es den Lollhard, den freundlichen Fremden nicht näher um das befragt zu haben, was ihn im Freihof erwarte. Er ſah zu ſpät nach ihm zurück. Iſenhofer war ſchon hinter Gebüſchen, Hutten und Hügeln verſchwunden. Als er die Bürger, die ihn ſtrengen Schrittes begleiteten, nach dem Namen des unbekannten Mannes fragte, wußte ihn keiner derſelben zu nennen.

Bald lag die Stadt vor ihnen, deren alters

graue Gebäude und Thor- und Kirchthürme das Innere einer vielschartigen hohen Mauerkrone ausfüllten. Nahe bei der Ringmauer, oberhalb der Brücke, stieg der breite, gevierte Thurm Rore auf, dessen Nordseite gegen das Ufer, mit sechs über einander stehenden schmalen Fenstern, die bewohnbare Geräumigkeit des uralten Baues bezeugten. Der Lollhard, wie er über den Strom dahin blickte, legte schnell die Hand auf sein Herz, als wollt' er eine schmerzlich-süße Bewegung desselben hemmen. Denn er dachte: „Meine Veronika, mein Kind, bist du in einem dieser Thurmzimmer? „Er konnte das Feuchtwerden seiner Augen nicht verhindern.

Ueber die zwiefachen Brücken und durch das zwiefache Stadtthor hinauf zum Burggraben des Freihofs gelangt, sprang er rasch vom Gaul. Er ging über den Hofraum zur Thurmpforte, indem er seinen bisherigen Begleitern, die sein Roß den herbeispringenden Knechten gaben, Lebewohl zurief. Die finstere Burgstiege herunter trat ihm aber der alte Herr Rüdiger entgegen. Dieser blieb verstummt vor ihm stehen.

Der Lollhard verbeugte sich grüßend und sprach: „Junker Gangolf Trüllerey hat mich von Gösgen hierher führen lassen, wo ich gefangen gehalten worden war durch Freiherrn Thomann von Falkenstein. Ich vermuthe mit Grund, meine

Tochter, eine arme, fromme Begharde, ſei in Eurer Gewahrſame hier. Iſt dem nun alſo, ſo wollet mich meinem Kinde zuführen."

Herr Rüdiger antwortete lange nicht. Mit unſicherer Stimme ſagte er endlich: „Eure Tochter iſt nicht hier, doch wird ſie erwartet. Laſſet Euch indeſſen gefallen, bei mir zu verweilen und mir zu folgen."

Damit wandte er ſich und ging langſam die enge ſteinerne Wendeltreppe hinauf; dann eine zweite, eine dritte, eine vierte. Er öffnete die mit Eiſenblech beſchlagene Pforte eines hellen, geräumigen Gemachs, und verſchloß ſie, ſobald der Lollhard eingetreten war, hinter ihm. Der Lollhard, vom langen Steigen erſchöpft und faſt des Odems verluſtig, ſetzte ſich auf eine ſchwarze Eiſenkiſte, die ſeitwärts dem Fenſter ſtand, während Herr Rüdiger noch mit dem Verſchlieſſen der Thür beſchäftigt war. Als dieſer aber den Alten auf der Eiſenkiſte ſitzend erblickte, drang ein Schauder durch ſeine Seele; denn er erinnerte ſich jener Nacht, da er im Fieberwahnſinn die Geſtalt ſeines alten Herrn und Freundes Jörg von End auf derſelben Kiſte ſitzend gefunden. Mit verbleichendem Geſicht erforſchte er die Züge des Lollhards. Er ſah den Freiherrn Jörg von Ende vor ſich. Er ſah die hohe, lange Geſtalt, aber ihre Schönheit durch die Macht der Zeit verdor-

ret. Die ehemals edeln, weichen Züge des Geſichts waren faſt bis zur Unkenntlichkeit ſchroffer gezogen, und die ſtolze Römernaſe des einſt vollen Geſichts hatte jetzt alles Ebenmaas und Verhältniß zu den eingeſunkenen, verſchrumpften Wangen verloren. Nur in den Augen brannte noch unerloſchen die Gluth eines Herzens voll ewiger Jugend.

Herr Rüdiger faltete, ſeiner im Entſetzen beinahe ſelber nicht bemußt, die Hände, und trat zitternd gegen den Lollhard, welcher ihn mit ſonderbaren, durchdringenden Blicken beobachtete. Er kniete endlich demuthsvoll nieder und ſagte: „Seid Ihr es denn wirklich, Freiherr Jorg von End, oder iſt's Euer abgeſchiedener Geiſt, der wegen des Schatzes umgeht? Wie haben Euch die Jahre verwandelt! Erkennet Ihr mich, mein ehemaliger gnädiger Freund und Gebieter?“

Der Lollhard antwortete nicht, bewegte ſich nicht, ſondern betrachtete mit Befremden und Erſtaunen den knienden Greis.

Nach einer langen Stille, in welcher der bußfertige Ritter die Augen zu Boden geſenkt hielt, hob dieſer abermals die Hände flehend empor und ſagte: „Noch hat ſich mein Knie vor keinem Andern gebeugt, als vor Gott und des römiſchen Königs Majeſtät. Aber der Meineidige beugt es eht wenig vor ſeinem Herrn, den er betrogen und

zum armen Bettler gemacht. Die Truhe von Grimmenſtein ruht aber noch in dieſem Eiſenkaſten; und was ich vom Schatz an Gold entwendet habe, ſollet Ihr an liegenden Gründen zurückempfahen, alles bis auf den letzten Heller. Sprechet darum mir voll Erbarmens Eure Gnade und Vergebung zu, auf daß ich Elender von meiner langen Angſt erloſet werde und in Frieden von hinnen ſcheide."

Der Lollhard ſprang haſtig vom Sitze, blieb aber wie gebannt und erſtarrt ſtehen. Da derſelbe immer hartnäckig im Schweigen beharrte, hub der gebeugte Rüdiger, mit Thränen im Auge, an zu erzählen, wie er den Freiherrn vergeblich einſt in Konſtanz geſucht und nicht mehr erfahren konnen, wohin ſich derſelbe gewandt gehabt hätte; darauf ſei er, Rüdiger, der Verſuchung des Teufels unterlegen und mit dem Schatz von Grimmenſtein in die väterliche Burg Rore gezogen.

Der Lollhard zuckte einigemal auf, als wolle er reden. Endlich, ohne die Beichte vollenden zu laſſen, ſchrie er mit gewaltiger Stimme: „Seid Ihr denn Günther von der Weide?"

„So hieß ich mich auf Grimmenſtein. Auch mein Name ſogar war Betrug!" ſagte Herr Rüdiger, und erzählte ehrlich, was ihn damals zu der Falſchheit bewogen hatte.

— Günther von der Weide! — rief der Loll-

hard wieder, ihn unterbrechend: Günther! armer Günther! — Er trat zwei Schritte vor. Aus seinen Augen stürzten helle Thränentropfen über die hohlen Wangen in den eisgrauen Bart. Er beugte sich zu dem greisen Jugendfreund nieder und schloß ihn, übermannt von Erinnerungen einer fast verdämmerten Vergangenheit, und bezwungen von Gefühlen an sein Herz, die er im Kampf mit der irdischen Natur schon für besiegt, oder seiner Selbstheiligung für unzuträglich gehalten hatte. Rüdiger hinwieder, in Furcht, Schmerz und Reue aufgelöset, ward durch die Inbrunst erschüttert, mit der ihn der einzige Mann umfing, wider welchen er sich eines Verbrechens bewußt war. Er hätte leichter den Zorn des freiherrlichen Lollhards, denn dessen beschämende Liebe getragen. Die Greise blieben lange in der stummen, ungestümen, thränenvollen Umarmung, als wären sie um dreißig Jahre ihres Lebens ärmer, und stürmische Jünglinge geworden. Man mag dies vielleicht unnatürlich finden, so lange man nicht weiß, daß das höhere Alter wieder jene Lebendigkeit der Gefühle in das reizbare Gemüth zurückempfängt, welche einst die Jugendtage verschönten. So führt auch die herbstliche Jahreszeit, nur nicht unter Blüthen, sondern unter Früchten, die milde Lieblichkeit des

Frühlings in aller Pracht wieder zur Natur zurück, obgleich beim Schimmer einer südwärts weichenden, nicht von daher kommenden Sonne.

„Löset die Sündenschuld von meiner Seele!“ rief Herr Rüdiger: „Lasset mir die Gnade widerfahren. Alles soll Euch zurückerstattet werden bis auf den letzten Heller. Sprechet Eure Verzeihung über mich aus.“

— Günther, oder Rüdiger, wie ich dich lieber nennen soll, — erwiederte der Lollhard: was habe ich dir zu verzeihen? Leg dich an mein Herz, Rüdiger oder Günther, oder wie du willst, daß ich dich nenne.

„So lang' ich von meiner Sünde nicht freigesprochen bin,“ sagte der Ritter, „verbleib' ich, wie auf Grimmenstein, Euer Knecht Günther von der Weide. Unseliger Name! O vergesset desselben mit dem Verbrechen.“

— Richte dich auf, Rüdiger, quäle mein armes überfrohes Herz nicht! — erwiederte der Lollhard: Ging deine Seele vor Zeiten im Eigenwillen der Sünde, und geblendet vom Naturlicht, irre: so haben dich Reue und Buße auf den Himmelsweg zurückgeführt. Gott zürnet der Schwäche deines Fleisches nicht ewig. Wie möcht' ich's denn? Ich verzeihe dir von Herzen gern, was du

wider mich gefehlt zu haben meineſt; denn Gott hat dir verziehen, ſobald du dich von den Netzen des weltlichen Sinnes losgeſtrickt haſt. Steh' auf, Rüdiger!

Der alte Rüdiger blieb noch auf den Knien, heftiger ſchluchzend. Dankbar küßt' er des Lollharden groben Kittel, wie eines wunderthätigen Heiligen Gewand. Dann erſt ſtand er auf und Freude leuchtete ihm durch die Thränen. Er ſchloß den Bruder des freien Geiſtes noch einmal in ſeine Arme und führte ihn darauf zur Eiſenkiſte, aus der er die Truhe von Grimmenſtein hervorhob.

„Hier, Freiherr, Euer Eigenthum unverſehrt!“ ſagte er.

— Halt! heiße mich Du, Rüdiger, denn wir ſind fürder nicht Herr, nicht Knecht, ſondern Ausſtrahlungen eines und desſelben göttlichen Lichtquells, in welchen wir bald heimkehren. Laß unter uns die Thorheit der Sterblichen und deren Sprache nicht länger gehört werden, ſondern das Reich und das Leben der Gerechten ſoll wohnen zwiſchen dir und mir. Aber dieſes Mammons entſchlage dich. Er gehört nicht dir, nicht mir, ſondern der Erde.

„Bruder Jörg! Es iſt dein rechtmäßiges Eigenthum und mehr noch dazu. Was am Gold

fehlt, erſetzt manche Schuppoſe Landes *), laut beiliegenden pergamentnen Briefen."

— Was, Eigenthum! — rief der Lollhard mit Unwillen: Wir, die Eigenen Gottes, was könnten wir dem Allmächtigen entziehen und in unſer Eigenthum verkehren? Verwalter ſind wir der uns gemachten Darleben des Lebens. Nichts gehört uns an, ſondern Allen Alles im göttlichen All; es war den geweſenen, es iſt den heutigen, es wird den künftigen Geſchlechtern ſein! Verwalte dies dir geliehene Pfund zur Hilfe der Leidenden, zur Erweckung des Guten und Heiligen. Ich bedarf des Ueberfluſſes nicht. Für des Leibes Nothdurft, und meinen Lebensgenoſſen in Noth beizuſpringen, hab' ich genug empfangen.

Herr Rüdiger verſtand den Bruder Jörg nur halb und ſagte: „Wüſt du, daß ich das Ganze, oder einen Theil, der Kirche übergebe? Oder dem Kloſter der heiligen Urſula, Auguſtiner Ordens, zu Aarau hier? Mein, das wär' ein gutes Werk, denn unſere Kloſterfrauen leiden nicht ſelten Mangel."

---

*) Ein damals gebräuchliches Flächenmaaß, welches, bald größer, bald kleiner, doch gewöhnlich zwölf Juchart (zu ungefähr 50,000 Geviertſchuh Landes) Acker, oder Wieſenboden ſtark war.

— Trage den Schatz auf die Brücke, fuhr der Lollhard heftig auf, und stürz' ihn der gefräßigen Aare in den Rachen; dann hast du noch ein frommeres Werk gethan. O Rüdiger, wie bist du so blinden Herzens, daß du dem, was untergehen soll, neue Stützen bringen willst? Was nennst du Kirche? Es ist nicht mehr die Gemeinschaft der Heiligen auf Erden um den Thron des Allvaters im Welttempel, darin Christus geprediget hat; sondern es ist der Kerker und die Gefangenschaft geblendeter Menschen unter der Hoheit selbstsüchtiger, schwelgerischer, leichtfertiger Priester. Wie die Baalspfaffen, verzehren sie die Opfer selber, welche sie für den Himmel begehren, und ihre Hoffart kleidet sich in das, was sie zur Ehre Gottes nehmen. Sie sind vom hohen Geist Jesu so entfernt, wie ihr goldgesticktes Meßgewand von seiner Demuth, wie ihre Juful mit Juwelen von seiner Bescheidenheit, wie ihre tückische Verfolgersucht von seiner unendlichen Menschenliebe. O wie bist du so blinden Herzens, Rüdiger, daß du dem Bel zu Babel die Kinder des Landes opferst, und dem arbeitsamen Volk den Bissen raubest, um das faule Fleisch der Mönche und Nonnen zu mästen! Enthaltsamkeit und standhafte Selbstbezwingung, diese unerschütterlichen Grundlagen innerer Seligkeit, müssen im Leben offenbaret werden; im Kloster

ſind ſie, was eines Diebes Beſſerung im Schelmenthurm. —

Der ſprachſelige Alte fuhr noch lange in dieſen Reden fort, vor deren Nuchloſigkeit ſich der greiſe Trüllerey billig entſetzte. Mehrmals, doch liebreich und ſchüchtern, unterbrach ihn Rüdiger mit Zwiſchenfragen. Aber jede Antwort führte den Bruder Jörg nur ſtets wieder auf ein breiteres Feld ſeines Lieblingsgegenſtandes, wie der Bergquell nur das Felsſtück umgeht, das ſeinen Lauf hemmt, und der dann deſto freier die erſte Richtung verfolgt.

So wurde über den Schatz von Grimmenſtein zuletzt nichts entſchieden. Herr Rüdiger Trüllerey aber hatte nach langer Traurigkeit den beſten Schatz wiedergefunden, Seelenfrieden und Ruhe eines ſchwer geängſteten Gewiſſens. Er räumte ſeinem Jugendfreunde das ſchönſte und bequemſte Gemach der Burg ein, welches der Lollhard bezog, ohne Gefallen oder Mißfallen zu bezeugen. Nur gelegentlich nahm Bruder Jörg von den köſtlichen Zierrathen des Zimmers Anlaß, auf die Eitelkeit des Irdiſchen und auf die Entwickelung des großen Weltſchauſpiels hinzudeuten, um den alten Ritter auf die Offenbarung des ewigen Evangeliums vorzubereiten. In einem Winkel ſtand mit eingeſchmolzenen Gold- und Silberblumen die ſchimmernde Stahlrüſtung,

welche Rüdiger in manchem Turnier siegreich getragen. An einer Wand hing die breite kunstreich gemalte Pergamentrolle des Stammbaums von seinem Geschlecht, welcher bis in das Innerste des zehnten Jahrhunderts die verborgenen Wurzeln trieb, schon im zwölften Jahrhundert die getrennten Zweige über Süddeutschland, Schaffhausen, Luzern und den Aargau ausgestreckt hatte, und Feldherren, Prälaten, Bürgermeister freier Städte, Comthuren, Aebtinnen und Meisterinnen auf seinen Schilden trug. Das alles, so wie vieles Andere, selbst der Familienstolz, welcher aus der Glasmalerei der Fenster prunkte, lieferte dem Lollhard täglichen Stoff zu geistreichen Betrachtungen und saftungsvollen Mahnungen.

Herr Rüdiger, wiewohl ein strenggläubiger katholischer Christ nach dem Gebot der Kirche, hielt doch aus liebender Dankbarkeit dem Bruder des freien Geistes viel zu gut, und gab ihm wohl zuweilen Recht, weniger aus Ueberzeugung, als Gefälligkeit. Vermuthlich hoffte er seinerseits dafür, als christliche Gegengefälligkeit, einige Nachsicht mit einer Grille oder Schwäche, welche er im Zustande seiner langen Schwermuth, bis auf einige leichte Anwandlungen, völlig abgelegt hatte, und die nun in gleichem Maaße wieder bei ihm erschien, wie die Genesung des Leibes und der Seele wuchs. Es ist gar nichts Unge-

wöhnliches, daß Menſchen, während einer Krankheit, ihre Gemüths- und Denkart ganz ändern und ſie unwillkührlich mit der Rückkunft der Geſundheit wieder in alter Stärke äuſſern, als lägen ihre Tugenden und Fehler mehr im Fleiſche, denn im Geiſte. Herr Rüdiger, der bisher mit Verachtung des Lebens nur auf Grab und jüngſtes Gericht geſehen hatte, erinnerte ſich nun gern wieder daran, daß das Alterthum des Geſchlechts Trulleren hoch über alle andere des deutſchen und welſchen Adels rage, und Karl der Große ſelber ſich keines ältern Stammes rühmen könne. Denn die Trülleren waren, nach ſeiner Meinung, aus der Burg Truellis, welche von den eingedrungenen Germanen einſt im Waadtland gebaut, von den Helvetiern wieder erobert, nachher vom Cäſar verbrannt worden wäre. Allein der Lollhard, erhaben über den nichtigen Tand der Leidenſchaften und über das vorüberfliehende Treiben der Sinnenwelt, beachtete nichts, als das vor ihm ſchwebende unerreichbare Urbild der innern Vollendung, und Alles konnte nur zu höherm Aufſchwung ſeiner Andacht gereichen.

Die beiden Alten verſtanden einander auch nach mehrern Tagen nicht, und gerade deswegen wurden ſie, wie es gewöhnlich geſchieht, um ſo ereichter, einer den andern zu belehren und zu

bekehren; denn sie liebten sich. Ihre Herzen blieben im zärtlichsten Verständniß.

35.

Die Schlacht bei St. Jakob.

Während die Greise nun im Thurme von Rore Bilder und Geschichten ihrer Jugend auffrischten, ihre spätern Abentheuer und Glückswechsel einander vertraulich mittheilten, oder ihre Bekehrungsversuche fortsetzten, verbreiteten sich in der letzten Augustwoche sehr widersprechende und beunruhigende Gerüchte über den Gang des Krieges, die bald alle Aufmerksamkeit an sich rissen. Der Dauphin von Frankreich, hieß es, sei mit ungeheurer Kriegsmacht über Basel gegen den Jura gedrungen; habe bei dieser Stadt ein Heer der Eidsgenossen, 4000 Mann stark, bis auf den letzten Mann niedergehauen, also daß Keiner entkommen sei, und rücke nun unaufhaltsam vor, das ganze Schweizerland einzunehmen. Man bot zur Bestätigung dessen nicht nur die Abschrift eines Briefes umher, den Thüring von Hallwyl der ältere an den Markgrafen Wilhelm von Hochberg nach Zürich gesandt, sondern auch Flüchtlinge aus dem Gebiete von Basel bestätigten das Unglück, und zugleich, daß die Belagerung des Schlosses Farnsburg aufgehoben, Alles von den

Eidsgenoſſen in zerſtreuter Flucht wäre. Es kam ſogar Botſchaft, daß ſich Bern und Solothurn von Zürich nach Baden und Lenzburg zurückzögen, und daß die Gebirgsvölker von Glarus, Schwyz, Unterwalden, auch die von Zug und Luzern, über den Albis heimgingen, als ſei Alles verloren.

Viele wohldenkende Bürger Aarau's riethen zu ſtärkerer Befeſtigung der Stadt, und zum Entſchluß, in verzweifelter Gegenwehr für ihre und Berns Freiheit unter dem Schutte der Wohnungen und Tempel zu ſterben. Viele der achtbarſten Männer des Rathes kamen in den Freihof, Unterredung mit Herrn Rüdiger zu pflegen. Die Gemeinde verlangte den Junker Gangolf zum Kriegsoberſten. Aber von ihm war, ſeit er mit andern Eidsgenoſſen vor Farnsburg gezogen, keine Kunde mehr angelangt. Allgemeines Geſchrei ging, auch er ſei in der Schlacht bei Baſel gefallen.

Das erſte Schrecken über die Niederlage der Schweizer an der Grenze milderte ſich aber bald durch ſpätere Nachrichten. Die anfängliche Wuth verwandelte ſich dann in trotzigen Stolz des ganzen Volks auf ſeinen Werth; und der Fluch über die Feigheit der Vaterlandskrieger an den Grenzen ging in Bewunderung deren Heldengeiſtes über. Denn man vernahm, daß nicht 4000, ſondern kaum 2000 Eidsgenoſſen einen unglaublichen

heldenhaften Kampf gegen die gesammte franzöſiſche Kriegsmacht beſtanden hätten; daß darauf der Dauphin, ſtatt gegen das Juragebirg zu ziehen, ſein Volk rückwärts in den Elſaß und Schwarzwald gelegt, und geſchworen habe, ein härteres Volk, als die Eidsgenoſſen, nie geſehen zu haben; daß er ſie nicht weiter verſuchen wolle, weil er ſie ihres Tapferſinnes wegen hochehren müſſe. Man vernahm ſogar, daß ſich Frankreich trennen werde von den öſterreichiſchen Plänen; daß ſchon ein Tag für die Friedenshandlungen zwiſchen Frankreich und den Eidsgenoſſen beredet ſei*).

Botſchaften ſo vergnüglichen Inhalts wurden mit heiterer Zufriedenheit, aber ohne ausſchweifende und darum entehrende Freude aufgenommen. Denn die Schweizer, obwohl ſie der Armagnaken Stärke und die Heermacht des Dauphins kannten, auch wohl wußten, daß dieſer nicht durch die Schlacht an der Grenze allein, ſondern mehr noch durch die vermittelnden Worte der Baſeler Kirchenverſammlung und des franzöſiſchen Hofes eigene Abſichten gegen Deutſchland zum Frieden geſtimmt worden war: fürchteten doch Frankreichs Ueber-

*) Bekanntlich kam der ewige Friede der Eidsgenoſſen mit Frankreich, ſchon zwei Monate nach der Schlacht bei St. Jakob, wirklich in Enſisheim zu Stande.

macht und Kriegskunſt keineswegs. Sie wußten: die Hunderttauſende der Franzoſen würden unfehlbar in dieſen Thälern und Bergen ihre ſchmachvollen Gräber finden und das ruhmloſe Schickſal aller frühern Dränger und Eroberer erfahren. Denn wo jeder Greis und Knabe, wo ſelbſt Weib und Jungfrau Waffe und Blut nicht ſcheut, wo jeder einzelne Mann ſich für des Landes Unabhängigkeit dem Tode geweiht hat: da iſt jeder Berg, jede Engſchlucht eine Burg, jeder Wieſenhag eine Schreckſchanze, jeder Garten Schlachtfeld, jedes Haus, jede Hütte Feſtung und Bollwerk; da liegt wenig daran, wie viele Vaterlandshelden fallen, ſondern wie viele Köpfe der fremden Eindringer das Leben jedes einzelnen theuern Hauptes bezahlt haben. Dieſe Geſinnung war die Frucht des Heldentodes der kleinen Schweizerſchaar an der Grenze, die den Eidsgenoſſen nur das Zeichen gab, um welchen Preis man ſterben ſolle. Schlechter, als ſie, wollte kein Eidsgenoß ſein.

Indeſſen konnte Herr Rüdiger Trüllerey ſeine wachſende Unruhe um Gangolfs Schickſal nicht länger verbergen, da einige Wochen verflochen waren, ohne Nachrichten über denſelben. Obwohl er ſich im Stillen für einen beſſern Chriſten hielt, als ſeinen wiedergefundenen Freund Jörg, deſſen Reden leider nur allzuſehr nach der ärgerlichſten

Ketzerei ſchmeckten, mußte er doch geſtehen, daß er noch weit von deſſen felſenfeſtem Glauben und harmloſer Zuverſicht auf Gott entfernt war. Der Lollhard hielt ihm daher auch vergebens ſein eigenes Beiſpiel vor, wie er nämlich um das Loos der verlornen und geliebten Tochter ohne Bekümmerniß lebe, dieweil er wiſſe, ſie ſei in Gottes Hand; ſie werde eher freiwillig das Leben, als die Tugend verlaſſen; der Tod aber ſei kein Uebel, ſondern vielmehr das Ende aller Uebel. Rüdiger bedachte nur, was er jedoch dem Bruder Jörg nicht gern, als einen der Hauptgründe ſeines ſtillen Kummers, geſtehen wollte, daß Gangolf der Letzte vom Stamme Trüllerey im Aargau wäre.

Plötzliches Pferdegetrappel eines Nachmittags, über die Zugbrücke des Burggrabens herein, in den Freihof, endete aber alle Sorge des Vaterherzens. Wirklich ſprangen Gangolf und Zſenhofer friſch und wohlgemuth, nebſt den Knechten, von denen ſie begleitet waren, aus dem Sattel der Roſſe. Viele der Nachbarn liefen herbei, die Ankommenden und beſonders den wackern ſchönen Junker zu ſehen und ihn freundſchaftlich zu bewillkommen. Herr Rüdiger, ſonſt gebieteriſch trocken, ſelbſt gegen den Sohn, überließ diesmal ſich ſeiner ganzen Freude, und trat ihm unter der Thurmpforte mit ausgebreiteten Armen ent-

gegen. Und doch empfand er ſchwerlich ſo viel Vergnügen, als Gangolf ſelbſt, beim Anblick der niegeſehenen Heiterkeit ſeines Vaters, und deſſen inniger Traulichkeit mit dem Lollharden. Wegen ſeines langen Ausbleibens und beunruhigenden Schweigens entſchuldigte ſich der Jüngling ſo bündig, daß ihm die väterliche Verzeihung nicht entgehen konnte. Er hatte, nach Aufhebung der Belagerung von Farnsburg, mehrere Wochen lang die entführte Tochter des Lollharden in den Thälern des Jura geſucht, vom Weißenſtein bis zum Bodbera, in allerlei Richtungen, doch mit ſehr vergeblicher Mühe. Auch nicht die leiſeſte Spur vom Daſein der ſchönen Beguine war zu entdecken geweſen. Ein geringer Troſt nur war ihm vor Farnsburg geworden, nämlich Gewißheit, daß ſie nie durch Thomas von Falkenſtein dahingebracht worden ſei. Das hatt' er von den Männern ſelber erfahren, die, wegen Uebergabe zu unterhandeln, in's Lager der Eidsgenoſſen gekommen waren.

Während der gegenſeitigen Mittheilung aller Berichte und Geſchichten hatte die Sonne ſich hinter die Tannen des Gebirges niedergeſenkt, und der Abendſtern flammte heller über den Wartburgtrümmern. Herr Rüdiger führte ſeine Gäſte in den Speiſeſaal. In der Mitte ſtand der Tiſch mit viel Gedecken, von Speiſen aller Art bela-

den; daneben ein altfränkischer Schenktisch mit Weinkannen von schwerfälliger Silberarbeit. Herr Rüdiger wollte die Wiederkehr seines Sohnes mit einem stattlichen Mahle feiern, und verkündete voraus seinen Zorn, wenn Bruder Jörg den trauten Kreis vor Mitternacht verlassen würde. „Denn", sagte er, „das arme Leben hat gar selten so reiche Minuten: laßt sie uns festhalten. Ich hab' ihrer viele Jahre entbehrt und die lautere Freudigkeit ist meinem Herzen fremder geworden, als die Schwalbe dem Winter. Aber, liebwerthe Herren und Freunde, nun seh' ich mich mit dem Himmel und mir versöhnt: meines alten lieben Freundes Jörg Herz mir zugewandt; meinen schon todtgesagten Sohn heil und lebendig unter uns, und gesammte theure Eidsgenossenschaft ehrenhaft von ihrem schwersten Feind entladen. Mögen wir uns deß nicht billig freuen? Mein ganzes Haus soll ein Fest haben, der Keller diese Nacht nie geschlossen sein, und was Küche und Speisekammer vermögen, ist Dienern, Knechten und Mägden preisgegeben."

Darauf, nachdem Gangolf die schweren, vergoldeten Becher mit altem Burgunderwein gefüllt hatte, faßte Herr Rüdiger seinen Kelch mit beiden Händen, hob ihn hoch empor und rief: „Vor allen Dingen aber, liebwerthe Herren und Freunde, trinket mit mir zum Gedächtniß der tapfern That

unſerer zwölfhundert Brüder und Eidsgenoſſen, die an der Grenze für uns in den edeln Tod gingen und den Hochmuth der Franzoſen abwieſen. Fürwahr, wir ſäßen heut nicht friedlich beiſammen, und hätten das Land voll fremden Mordgeſindels, wären ihre nicht an der Pforte der Eidsgenoſſenſchaft ſo treue Wächter geweſen!"

Alle ſtimmten ein; doch Meiſter Iſenhofer verzog dabei nach Gewohnheit die Miene etwas ſchälkiſch, obgleich er den Becher bis auf die Neige leerte.

„Scheint's doch faſt," ſagte Herr Rüdiger, der es bemerkte, „daß Meiſter Iſenhofer von Waldshut das blutige Heldenwerk der Eidsgenoſſen nicht groß preiſen mag."

— He, geſtrenger Herr, — antwortete Iſenhofer lächelnd: nehmt's ſo genau nicht. Ich bin einmal des Glaubens, der Menſch thue ſelten große Dinge, ſondern das Schickſal. Was wir klein, was wir groß heißen, hängt von Farbe und Anſtrich ab, die wir ſelbſt geben wollen. Ein weißgetünchtes Häuslein ſtellt von ferne mehr vor, denn ein altersgraues Schloß. Der Menſch iſt ein thörichtweiſes Thier, daher in Allem ſein Thun Thorheit und Weisheit. Oft hebt er ſein Werk klug an, und endet es albern; dann wird er geſcholten. Beſſer, er beginnet von vorn an närriſch, und macht einen geſcheuten Schluß dazu,

wie die Schweizer bei St. Jakob, ſo wird er hochgeachtet.

„Verſteh' ich deine Sprüche, Meiſter," entgegnete der alte Herr, „ſo wäre die Vaterlandsſchlacht an der Grenze ..."

— Ein dummer Streich geweſen, richtig! aus dem ſich Eure Landsleute am Ende, wie Ehrenmänner, zogen! — unterbrach Iſenhofer.

„Laß uns hören," ſagte Rüdiger, „denn die vielerlei Sagen von jenem Feldſtreit brauſen gegen einander, wie Wellen, die ſich ſelber verſchlingen und wieder verſchlungen werden."

— Wir lagen, unſerer etwa drei- bis viertauſend, vor der Farnsburg — ſo hob, nach mancherlei vorangegangener Zwiſchen- und Streitrede, Meiſter Iſenhofer zu ſeiner Rechtfertigung an zu erzählen —: drinnen ſaß der faule Fuchs Hans von Rechberg, und lachte nur in die Fauſt, wenn die Schweizer gegen das rieſenhafte Schloß auf dem hohen Gebirgsſcheitel anrannten. Uns ward die Weile lang; Felſen, ſchroff wie Mauern, und Mauern, ſtark wie Felſen. Als aber die große Büchſe der Stadt Baſel mit vielem Schußbedarf und Gezeug anlangte, zog der Rechberg andere Saiten auf und ſprach von Uebergabe, mit Bedingung. Das ward nicht angehört. Eh' wir's uns verſahen, war er in einer finſtern Nacht entwiſcht und hinüber zu den Franzoſen; hatte Filz

unter die Hufen ſeines Roſſes gewunden, und ſich alſo durch's Lager geſchlichen. Wir ſahen einen Heuſtall auf dem nächſten Berge brennen; das ward den Seinigen in der Burg ein Zeichen, er ſei glücklich entronnen.

„Das iſt des Rechbergers Kunſt; darin thut's ihm Keiner gleich!“ ſagte Gangolf: „Der öde Wicht iſt allezeit mit Kopf und Fuß geſchwinder, als mit dem Arm geweſen.“

— Häblings kommt Geſchrei, fuhr Iſenhofer fort: der Dauphin ziehe an mit unzählbarer Macht von Mümpelgard, durch den Sündgau, herauf gen Baſel. Er habe ſiebenzig-, neunzig-, andere ſagten ſogar, über hunderttauſend Mann. Das wollte unſerer keiner anfangs glauben; doch ward ein Bote in's Eidsgenoſſen-Lager vor Zürich geſandt, und man ſchickte uns noch von da ſechs- bis ſiebenhundert Männer zur Verſtärkung. Richtig aber ſtanden die Franzoſen alle an der Grenze. Der Dauphin mit ſeiner Hauptmacht, über 40,000 ſtark, blieb dort hinter der Birs vor der Stadt Baſel; 10,000 ſchickt er voran bis Muttenz; 8000 ſeines Heeres zu Roß und zu Fuß führte der Graf von Dammartin in die Pratteler Wieſen, die ſollten uns von Farnsburg verjagen. Als wir ſolches von Lieſtall her vernahmen, ward Höllenlärmen und Verwirrung ohn' Ende im Lager.

„Mit Erlaubniß, Freund Ysenhofer, nicht aus Furcht und Schrecken!“ fiel Gangolf ein.

— Mit nichten. Gegentheils, die Tollköpfe alle wollten dem Feind entgegen, ohne seine Stärke zu wissen; die Vernünftigen riethen, ihn in den Bergen zu erwarten. Endlich ward man nach vielem Streit und Toben Rathes, ein Häuflein gegen die Pratteler Wiesen auszuschicken, um Feindesschau zu halten. Wir andern blieben indeß vor Falkensteins Schloß. Also machten sich zwölf- bis sechszehnhundert Mann auf, und Morgens acht Uhr standen diese dem Feind im Angesicht, der links und rechts Bewegungen machte, sie zu locken und zu umspinnen.

„An welchem Tage war's?“ fragte der Lollhard, welcher jetzt mit großer Aufmerksamkeit horchte. Sein ritterliches Geblüt schien unwillkührlich bei der Erzählung in Gährung gerathen zu wollen.

— Am Mittwoch nach St. Bartholomäustag, den sechsundzwanzigsten des Augustmonats! antwortete der Berichterstatter.

„Fahre fort, Meister!“ rief Herr Rüdiger. „Mich dünkt, ich seh', wie's kömmt. Mir brennt's das Herz ab.“

— Die Schweizer betrachteten die Schlachtordnung des Marschalls Dammartin, erzählte Ysenhofer weiter, und hielten vor den Armagna-

ken Fuß. Hundert Reiter, die der franzöſiſche Heerführer gegen ſie neckend voranſchickte, waren bald weggeblaſen. Die Schweizer folgten mit feſtem Schritt und ſchrien: „Da ſind ſie ja, die Armen-Gecken, die armen Schnacken! Tilgt das Ungeziefer aus dem Schweizerboden!“ Damit warfen ſie ſich auf die feindlichen Stücke; damit brachen ſie, ihrer nur zwölfhundert, in die Reihen und Haufen von achttauſend Franzoſen. Das war Toll-Manns-Werk! — Aber ſie zerriſſen deren Ordnungen, wie Eisgang im Strom die langen Brückenjoche ſtürzt. Graf Dammartin zog, von dem unglaublichen Stoß geworfen, auf Muttenz zurück; ihm aber auf den Ferſen folgten die Zwölfhundert. Dort, in der Weite des Feldes, ſtanden wohlgeordnet zehntauſend Armagnaken zu Fuß und Roß, an die ſich Dammartin mit den Seinen ſchloß. Doch fröhlich und unverzagt drang Speer, Schwert und Kolben der Schweizer in die dichte Menge. Die eine Hälfte des Feindes ſchon durch Flucht, die andere durch Anblick derſelben geſchreckt, focht eine gute Weile, doch ohne Zuverſicht. Es ward den Armagnaken viel Volks erſchlagen, viel ſchöne Panner, viel Roß und Troß und köſtlich Gut entriſſen; zuletzt der Sieg. Der Strom ihrer Flucht zog gen Baſel, über die Birs, und feſten Schrittes die Schaar der Zwölfhundert nach. Nun erſt unaufhaltſam,

nun erſt des Kampfes recht brünſtig, liefen die Sieger vom Birsrain durch's Waſſer gegen des Dauphins Gewalthaufen. Das war Toll-Manns-Werk, das Raſerei! Der Dauphin mit vierzigtauſend Mann geruhten Kriegsvolkes, in vier Haufen getheilt, erwartete ſie jenſeits.

„Halt!“ rief Gangolf dazwiſchen: „War's doch nicht der Hauptleute Schuld. Auf dem Birsrain mahnten ſie das Volk ab, keinen Schritt weiter zu thun. Es war allen bei Ehr' und Eid verboten, über die Birs zu gehen. Bei Bratteln hatten die Führer ja ſchon verboten, ſich ernſtlich einzulaſſen. Aber die Mannſchaft war erläubet, ſah nur den Feind, rannte ohne Ordnung in die Birs und erkletterte das ſteile Ufer jenſeits im Angeſicht der ganzen Heermacht des Dauphins. Die Hauptleute mußten, gern oder ungern, nachlaufen. So hat's mir ganz Baſel erzählt.“

— Drum war's Toll-Manns-Werk, und die Schlacht, als wahrhafter Narrenſtreich, wider alle Mannszucht, angehoben! erwiderte Ifenhofer: Noch hatten ſich die Zwölfhundert nicht jenſeits der Birs völlig geordnet, da ließ der Dauphin den Donner alles ſeines Geſchützes in ſie geben; da fuhr Hans von Rechberg mit ſechshundert deutſchen Rittern wider ſie ein; ihm folgten achttauſend Herren und Wappner auf ſchweren Pferden, alſo, daß die Schlachthaufen der Eidsge-

noſſen ſchnell getrennt wurden. Da ſahen ſie ihren Thorenſtreich ein; aber ſie beſchloſſen ihn glänzend auszumachen. Ein Theil der Ihrigen, bei fünfhundert, zog wieder gegen die Birs hinab, und da auf eine Au, vom Waſſer umgeben. Dort, umringt von Tauſenden, fielen ſie endlich, grimmig kämpfend, Mann um Mann, von Kugeln und Pfeilen aus der Ferne erlegt. Ein anderer Theil, ebenfalls bei fünfhundert, wandten ſich anfangs gegen Baſel, Beiſtand aus der Stadt hoffend. Die Hilfe kam wohl, aber konnte nicht mehr zu ihnen dringen. Dann begaben ſie ſich, unter ſtrengem Gefecht, von der Stadt hinweg zum Siechenhaus und Garten zu St. Jakob. Dort, hinter dem Mauerbag, ſchlugen ſie dreimal des Dauphins Sturm furchtbar zurück; zweimal dazu fielen ſie mörderiſch aus und ſieghaft. Der Abend kam. Allein immer neue Schlachthaufen des Feindes wälzten ſich heran. Des Dauphins Geſchütz ſchlug die Mauer des Baumgartens nieder. Haus, Kapelle, Thürmlein ſtanden in Flammen. Jeder Schutz verſchwand. Die Schweizer ſtritten, unter Blut und Wunden, wenn auch müde vom Tagwerk, dennoch als begönne der Kampf erſt; ſie würgten wie Löwen. Dem Ruhm des Schweizerlandes wollte Jeder das Leben bringen. Mehr denn achttauſend er-

ſchlagene Feinde bedeckten ſchon das lange Schlachtfeld. Da endlich traten noch die letzten Eidsgenoſſen zuſammen, drangen hervor über den Mauerſchutt, und ſtürzten, dem Tode ſich weihend, zum letzten Streit in des Feindes dickſte Menge. Fechtend fielen ſie alle. Keiner behielt, keiner verlangte das Leben. Der Dauphin ſelbſt war von ſo großer Mannstugend der Schweizer, die man wie feige, rußige Buben geſchildert hatte, gerührter, denn durch den Tod der vielen tauſend Seinen. Ich erzähl' Euch kein Mährchen.

Als Iſenhofer ſchwieg, herrſchte unter den Zuhörern große Stille. Sie horchten gleichſam noch mit den Augen, die unverwandt an ihm hingen.

„Alſo keiner dem Tode entronnen von den zwölfhundert frommen, tapfern Männern?“ ſagte Herr Rüdiger.

— Auf der Wahlſtatt haben die Basler, antwortete Iſenhofer, noch zweiunddreißig, voller Wunden, athmend gefunden. Flüchtig war keiner geworden. Sagt ich's nicht, es war zu einem Thorenſtück ein weiſer Schluß? Sie mußten ſterben, mußten, nun ſie es ſo weit getrieben hatten. Ihre Leichen mußten die blutige Schwelle des Vaterlandes werden, ſonſt wär' ihr Tagwerk ein Thorenſtreich geblieben, wie es man-

cher andere geblieben iſt. Das aber zu leiſten, dazu, beim Himmel, waren Männer vonnöthen, die Höheres kannten, als das Leben. Sie zeigten auf der Grenze den Feinden vor ſich, was ferner zu erwarten ſein würde; und zeigten den Eidsgenoſſen hinter ſich, was ſie zu thun hätten, ein freies Vaterland zu behaupten.

Jetzt ward die Unterhaltung der Herren lebhafter. Der große Gegenſtand begeiſterte ſie, wie er nach Jahrhunderten noch die ſtolzen Enkel begeiſtert. Man ſah den Krieg ſchon jetzt ſo gut als beendigt. Was vermochte der römiſche König, dem die Deutſchen ſelbſt Beiſtand verſagten, ſobald der franzöſiſche Hof ſich von ihm trennte und Frieden mit den Eidsgenoſſen einging? Das abtrünnige Zürich mußte nun früh oder ſpät dem Bunde mit Oeſterreich abſagen, und der verzweifelnde Adel froh ſein, wenn man ihm nicht die letzten Burgen wegbrannte. Gleichwie ſich im Speiſeſaal der Burg die lauten Stimmen vermengten, wo abwechſelnd Herr Rüdiger ſeinem Sohne von den Schickſalen auf Grimmenſtein erzählte, Iſenhofer ſeine Lieder anſtimmte, oder der Lollhard wohl gar den Mund von neuen Weiſſagungen ertönen ließ: ward es auch im Erdgeſchoß am Tiſche der Dienerſchaft lebendiger beim Klange der grüngläſernen Weinbecher. Seit vielen Jahren zum erſtenmal ſchollen die alten Ge-

wölbe der Veſte vom ungewohnten Geräuſch fröhlichen Geſanges, Scherzes und Gelächters wieder.

36.

Freund und Feind.

Obwohl Gangolf zuweilen mit ſeinen Gedanken unwillkührlich abweſend war, gewährte ihm doch der Anblick dieſer traulichen Abendgeſellſchaft zuletzt den höchſten Luſtgenuß. Er, von Allen vielleicht der Nüchternſte, gerieth dennoch zuweilen in Verſuchung, ſich für den Einzigen zu halten, deſſen Einbildungen ein Räuſchchen geſteigert habe. Schon die wunderbare Weiſe, in welcher die Verhältniſſe ſeines Vaters mit den Schickſalen des Lollhards verflochten geweſen waren, machte ihn zum Zweifler an der Richtigkeit ſeiner Sinneswerkzeuge, oder ſeines Verſtandes. Und doch beſtätigte ihm jede neue Antwort auf neue Fragen umſtändlich das ſchon Erfahrene. Mehr aber, denn Alles, ſetzte ihn die unglaubliche Verwandlung ſeines Vaters in Erſtaunen, den er von jeher als einen ſtrengen, mürriſchen, ſtillen Mann gekannt hatte, und der jetzt, ſich heiter bewegend, das vormals ſchwere Leben mit dem Muthe, ja Muthwillen eines Jünglings trug. In fröhlicher Würde, und zierlicher denn ſonſt gekleidet, ſaß der verjüngte Greis wie ein König

da, der ein neues Reich erobert hatte, und belebte nun mit seinen Scherzen die Unterhaltung der Jüngern. Ueber seinem grauen Haupte schimmerte stolz im Schnitzwerk der Rücklehne seines breiten Armsessels die goldene Krone mit den weißen Reiherfedern über der weißen Lilie im scharlachrothen Felde des Trüllereswappens.

„Lustig, Junker!“ rief Isenhofer und füllte Gangolfs Silberbecher bis zum Rande: „Was träumet, staunet und sinnet Ihr? Jetzt ist's Zeit, gottselig zu sein. Glühen nicht selbst dem wohlehrwürdigen Bruder Lollhard vom heiligen Feuer die Wangen über dem Bart, wie ein himmlisches Morgenroth über Nebeln des Jammerthales?“

— Du bist ein glücklicher Mann, der sich die Gottseligkeit becherweis aus dem Weinfasse zapft! sagte Gangolf lächelnd: Das ist neue Lehre!

„Mit nichten, Freund, uralt; denn Noah lebte schon vor den Propheten!“ erwiederte der begeisterte Sänger von Waldshut: „Seht Ihr, ich war vor Zeiten auch Zweifler, und konnte sogar nicht begreifen, ob eben wohlgethan sei, daß man den Wein erfunden habe, der doch den Weisesten zum Narren machen und die ganze Welt auf den Kopf stellen kann. Hintennach erst ging mir Licht auf, als ich lernte, daß nur gute Leute froh und nur frohe Menschen gut sein

können. Es stellt der Wein das verlorene Paradies her, hebt über die kleinen Armseligkeiten des Alltagslebens, versöhnet Feinde, gleicht in allgemeiner Verbrüderung das Unverbrüderte aus, gibt dem Feigen Muth, dem Thoren Witz, dem Greise Jugend, dem Heuchler Wahrheit, dem Müden Kraft, dem . . .“

— Halt! unterbrachen plötzlich die Stimmen Aller den Lobredner des Weines: Still! — Was ist das? — Hört! —

Ein langes, durchdringendes Wehgeschrei, wie aus einer weiblichen Kehle, ließ sich aus dem untern Saale vernehmen, wo vorher die Dienerschaft jubelte, und mitten in einem ihrer Gesänge verstummt war.

Man horchte, indem man sich gegenseitig fragende Blicke zusandte. In die weite Burg, die noch eben vom Frohlocken der ausgelassenen Lust wiederhallt hatte, schien der Tod eingekehrt zu sein. Man hörte nur das einförmige Rauschen der Aare, und das allmälig wachsende und schwindende Geraffel des Steingerölles unter dem Stoß ihrer Grundwellen.

„Drunten ist ein Unglück geschehen!“ rief Herr Rüdiger mit Zeichen ernsthafter Besorgniß.

— Ich werde untersuchen! sagte Gangolf, und wollte aufstehen; Ifenhofer zog ihn aber wieder zu seinem Sitz und bemerkte: Warum man

das Ding ſo ernſt nehme? Vermuthlich habe irgend eine Eva im wiederhergeſtellten Paradieſe zu hohe Bocksſprünge gemacht.

Man horchte von Neuem. Es ward ein ſeltſamer, dumpfes Getöſe laut, welches bald wieder verſcholl, und welchem dann der lang anhaltende Schmerzensſchrei, oder das erſchütternde Gebrüll einer Mannsſtimme, folgte.

„Laſſen wir uns nicht ſtören!“ redete Iſenhofer zu: „Die Leute machen ſich auf ihre eigene Weiſe luſtig; rohes Volk geht nicht zufrieden vom Wein, wenn es nicht blutige Naſen vor der Stirn mitnehmen kann, um ſich wenigſtens vierzehn Tage lang der genoſſenen Ergötzlichkeit zu erinnern. Sie lieben buntes Angedenken; gönnen wir's den guten Leuten!“

— Ich glaub' es beinah', ſie treiben Schlägerei, ſtimmte Herr Rüdiger ein; alſo ein Sündenfall in Iſenhofers Paradies; nicht mehr. Still! Ich höre des Meiſters Langenhardt Schritte auf der Stiege. Er wird gebührende Auskunft über die Schickſale der Unterwelt erſtatten.

Wirklich trat der Hofmeiſter des Burgherrn, ein kugelrunder kleiner Mann, mit ſehr verſtörtem Geſicht herein, das ſich Mühe gab, die gehörige Ehrfurcht und Amtsmiene wieder zu ſuchen. Dreimal verbeugte er ſich, ſo tief er konnte, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Was gibt's, Langenhardt?“ redete ihn Herr Rüdiger an: „Machet ihr drunten Schädelproben? Sendet die Schlagsüchtigen in's Bett, wiewohl es noch früh iſt, und haltet die Andern zum Frieden.“

– Meine gnädigen Herren wollen geruhen, ſagte der Hofmeiſter, und verſtummte wieder, rieb ſich die Stirn, als wenn ihm der rechte Ausdruck für ſein Anbringen entlaufen wäre, und fuhr mit einer abermaligen Verbeugung fort: Ich glaube, Gott ſei meiner armen Seele gnädig! der Teufel iſt los. Behüte der Himmel, keiner von Ihro Gnaden Leuten hat ſich verfehlt. Ich ſaß beſtändig aufmerkſam zuoberſt am Tiſch, und meine Gegenwart hielt das Hausgeſind' in Schranken geziemender Ehrbarkeit. Aber da ſtürzte Knall und Fall allerlei fremdes Volk durch den Hof in den Thurm und hätte ſich einander unfehlbar vor unſern Augen kläglich ermordet, wären wir nicht auf und dazwiſchen geſprungen.

„Was für Volk? Fremdes Geſindel? Hat man's gefangen?“ fragte der alte Herr auffahrend.

– Ein Schwarzwälder, Ihro Gnaden, zu dienen, liegt feſt gebunden. Das koſtete ein ſchwer Stück Arbeit! antwortete der Haushofmeiſter: An des Teufels Großmutter aber wagte ſich ſelbſt der Jäger nicht, und die beiden luſtigen Töchter kann man unbeſorgt ſiehen laſſen.

„Was Schwarzwälder, Teufels Großmutter und luſtige Töchter!“ ſchrie Herr Rüdiger mit verdrießlichem Lachen: „Du biſt kläglich des Weines voll und toll! Berichte den Hergang in ſchicklicher Ordnung. Vielleicht treiben luſtige Geſellen aus der Stadt, die Euer Jubiliren anlockte, ihren höflichen Spaß mit Euch.“

— Wenn Ihro Geſtrengen und Gnaden mir geſtatten, verſetzte Meiſter Lanzenhardt, indem er tiefern Odem ſchöpfte, ſo werd' ich kürzlich berichten, wie es kam. Wir andern ſaßen in lieblicher Eintracht beiſammen, hatten allerlei Kurzweil und Schimpfſpiel, und ſtimmten, als es Ihro Gnaden ausdrücklich erlaubt haben, ein zierliches Liedlein an. Da ſtand unverſehens ein fremdes Weibsbild zwiſchen uns; keiner hatt' es zur Pforte hereinkommend geſehen. Es iſt ein altes Stück; ſcheußlich anzuſchau'n, wie die Sünde; trägt Geierkrallen an den Händen, und im Kopfe feurige Augen, wie der Kater. Männiglich erſchrack vor dem Unhold. Das Thier redete viel, was ich nicht verſtand. Darauf traten zwei junge Bauermägdlein herein, und grüßten ſittſam und züchtig. Aber, Ihro Gnaden, als das jüngſte mich nach Eurer Gnaden fragte, ward mir wunderbar zu Sinn, denn ſie gleicht der heiligen Jungfrau Maria am Altar von St. Urſulakapell'; gleicht, wie ein Ei dem andern, und iſt noch viel ſchöner. Es iſt

wahrſcheinlich die Mutter Gottes in unſerer Landestracht; ich lüge nicht!

Bei dieſer treuherzigen Verſicherung konnten ſich die Herren insgeſammt nicht des lauten Lachens erwehren.

Der Hofmeiſter ſah die Zuhörer verblüfft an, verbeugte ſich mehrmals und fuhr dann fort: „Ich lüge nicht. Sag' ich ein falſches Wort, mög' es mir an Leib und Gut gehen: Auch wollt' ich Ihro Geſtrengen und Gnaden ſtracks Meldung von dem Vorfall thun. Da fuhr aber ein Schwarzwälder Bauer, den Niemand von uns kennt, jählings herein, warf ſeine Koboldsaugen unter dem vierfaltigen Strohhut links und rechts, ſprang gegen beſagte Jungfrau, und hätte ſie bei einem Haar erwiſcht, wäre nicht Heini Entfelder dazwiſchen geſprungen. Nun ward Teufelslärmen. Ihro Gnaden haben zweifelsohne hier oben vernehmen mögen, immaßen die beiden Töchter kläglich das Freihofen-Recht anriefen, während des das alte Hollerweib einen gellenden Schrei ausließ, dann mit einem Satz auf den Tiſch zwiſchen die Speiſen ſprang, gegen den Schwarzwälder Basliskenaugen machte und ein langes Meſſer wider ihn zuckte. Der vierſchrötige Bauerkerl ſeinerſeits zuckte ſeinen Dolch auf die Alte und wollte zum Tiſch. Doch Heini, Erni Fäſen, Hemman, wir alle über den Schurken her, entrückten ihm das

Meſſer, werfen ihn zu Boden, knien auf ihn, und halten ihn, bis Frau Elsbeth dicke Seile bringt. Der gelbe Schwarzkittel brüllte wie ein Stier, der den Fehlſchlag empfangen hat. Jetzt aber iſt er wohlgeſchnürt; knirſcht mit den Zähnen, verdreht die Augen, und ſchäumt, als hab' er fallendes Weh."

Die Herren ſahen einander zweifelhaft an, und ſchienen nicht zu wiſſen, ob ſie ernſt bleiben, oder ihrer zurückgehaltenen Lachluſt ungefeſſelten Lauf geſtatten ſollten.

„Meiſter Langenbardt," ſagte endlich Herr Rüdiger, „deine Reden haben einen Stich vom guten, alten Rotwein, und ich mag's dir nicht zürnen. Laß die Brücke aufziehen und die Pforten ſchlieſſen. Den wüthigen Bauerntölpel werfet auf ein Bund Stroh in die gute Gewahrſame links dem Keller, wo er den Rauſch verſchlafen mag. Morgen dann wird er wegen des frevelhaften Einbruchs in dieſen gefreieten Hof Red' und Antwort leiſten können. Eben ſo ſperre des Teufels Großmutter feſt ein. Wir wollen uns mit ihrem Liebreiz den Magen nicht verderben. Hingegen deine heilige Jungfrau, in Landestracht, und ihre Begleiterin, welche das Freihofen-Recht beide angerufen haben, führe zu uns. Ich hoffe, ihr Anblick wird hier den lieben Herren und Freunden nicht den Wein verſäuern."

— Vortrefflich! rief Meiſter Hſenhofer: Ihr urtheilet, Herr Ritter, wie es dem Rittersmann zum Schutz zarter Mägdlein, und einem gaſtfreundlichen Hauswirth zur Verſüßung unſeres Mahles gebühret.

Der Hofmeiſter verbeugte ſich nach empfangenem Befehl ſeines Herrn, und eilte, ihn gehorſam zu vollſtrecken. Auch erſchien er bald wieder, und öffnete die Thür weit, durch welche zwo Bäuerinnen ſchüchtern hereintraten, die ihre Geſichter, beſchattet von einem buntbebänderten, kleinen, tellerförmigen Strohhut, auf die Bruſt geſenkt hatten und ſehr verlegen ſchienen. Sie waren ſonntäglich gekleidet, in ſchneeweißen, bauſchigten Hemdärmeln, mit ſilbergeſticktem Göller und Brustlatz, über welchen an breiten, vergülderten Haften eben ſolche Kettlen hin- und hergeſchnürt waren. Der kurze Rock, breit um den Hüften abſtehend, mit tauſend eingenähten kleinen Falten, die obere Hälfte zeiſiggrün, die untere Hälfte ſchwarz, ließ nicht nur die ſcharlachfarbene Einfaſſung des Unterrocks, ſondern auch den ſchwarzen Lederriemen ſehen, welcher die rothen Strümpfe unter den Knien gezierend feſthielt.

„Ihr Mägdlein, ſaget an, warum rufet Ihr das Freihofen-Recht an? Was habt Ihr geſündigt, daß man Euch verfolgt?“ ſprach Herr Rü-

diger Trüllerey mit angekommter Würde, und ohne seinen Wappenhut zu verlaſen.

Die eine der Bäuerinnen verneigte ſich mit ſeltenem Anſtande, erhob das Antlitz gegen den Burgherrn und wollte reden. Aber die Worte verſagten ihr plötzlich, als ſie aufblickte; und, wie von einem Wunder gerührt, ſaß auch die ganze Tiſchgeſellſchaft unbeweglich und ſtumm mit den Augen zu der ländlichen Schönen gewandt. Meiſter Tangenhardt hatte das rechte Wort getroffen. Es war eine Madonna in demüthiger Bauerntracht, und doch auch in dieſer Demuth eine unverkennbare Himmelskönigin.

Der Zauber, welcher die Todtenſtille hervorbrachte, währte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick. Denn Gangolf ſprang vom Seſſel auf und rief: „Veronika!“ Und die junge Bäuerin kniete im gleichen Augenblick am Stuhl des Lollharden, legte die weißen Arme um den Greis und ſagte freudig weinend: „O, lieber Vater!“

„Was gibt's denn?“ rief Herr Rüdiger. Aber ihn hörte keiner, der antworten konnte. Denn der Lollhard hielt, erſchüttert bis zu Thränen, ſein Kind lautlos in den Armen, und Gangolf, ſeitwärts der Knienden ſchien vom Erſtaunen in eine gefühlloſe Bildſäule verwandelt zu ſein.

Herr Rüdiger wiederholte ſein: „Was gibt's denn?“ noch einigemal vergebens. Er mußte ſich

gedulden, bis der erſte Sturm des Entzückens verbrauſet war. Dann führte der Lollhard die Jungfrau ſelber zum Lehnſeſſel des Ritters und ſprach: „Großes hat der Herr an mir gethan, er, der des Wurmes im Staube gedenkt! Gelobt ſei ewig ſein Name! Siehe, dies iſt meine Tochter. Sie iſt mir wiedergeboren, wider welche der Höllendrache eitle Anſchläge gemacht.“

Veronika neigte ſich, des Ritters Hand zu küſſen. Er aber drückte ſeine Lippen ſegnend auf ihre Stirn und pries ihren Vater glücklich, wie ſich ſelbſt, daß ſie in ſeinem Hauſe dem Greiſe wiedergegeben worden ſei. Der Lollhard aber ſtellte ihr nun den ehrwürdigen Rüdiger, als den altgeliebten Freund aus Jugendtagen, vor; dann auch den freundlichen Sänger aus Waldshut. Als ſie ſich nach dieſem aber grüßend gegen Gangolf neigen wollte, floß ein röthlicher Lichtglanz über ihr Antlitz, und die Augen, die ſich himmelwärts heben wollten, kehrten blöde zur Erde, da ſie auf ihrer zitternden Hand das Brennen ſeiner Lippen empfand.

Während dieſes frohen und anhaltenden Durcheinanders von gegenſeitigen Erklärungen, Glückwünſchen, Freudenbezeugungen und Fragen, ſtand der Haushofmeiſter in ſtrenger Ehrerbietung, ohne eine Geberde zu ändern, auf einer Seite der Thür, die Begleiterin Veronika's, eine junge

artige Bäuerin, auf der andern Seite, bitterlich weinend aus Furcht oder Rührung. Man hatte des armen Mädchens ganz vergeſſen, bis Herr Rüdiger desſelben wieder gewahr ward.

„Und wer iſt denn dort Eure Begleiterin?“ fragte er die Tochter ſeines beglückten Freundes.

— Gnädiger Herr, nahm nun Veronika das Wort, es iſt das Kind meiner Retterin, meiner Pflegerin, der ich ewigen Dank ſchuldig bin. In der Nacht, da wir auf der Hard von den Böſewichtern überfallen wurden und ich meinen Vater verlor, irrt' ich mit unſerer Magd, die mich aus der Hütte geriſſen hatte, lang' im Wald. Sie riß mich in der Angſt fort; ich wußte nicht wohin? Sobald ich aber den erſten Schreck in mir überwunden hatte, kehrt' ich zur Hütte meines Vaters zurück, um ſein Schickſal mit ihm zu tragen. Die treue Magd wehrte vergebens. Ich fand unſer Haus verödet. Ich ſuchte, und rief Euch, lieber Vater, tauſendmal und ohne Troſt. Dann ging ich, die Magd im Walde wieder zu finden. Sie war jedoch verſchwunden. Nun blieb ich einige Zeit liegen. Dann ging ich durch Wald und Gebirg, bei finſterer Nacht, bis nach einigen Stunden Umherirrens ein einzelnes Bauernhaus vor mir ſichtbar im Gebüſch ward. Es liegt hoch in den Bergen. Meine Kraft war gewichen. Ich legte mich auf die hölzerne Bank vor der Hüttenthür. Da fan-

den die Leute mich am Morgen ſchlafend. Man nahm mich in's Haus. Ich erzählte mein Unglück. Die Eigenthümerin des Hofes, eine Wittwe, und Mutter von ſieben Kindern, trug großes Erbarmen zu mir. Ich ward ihr achtes Kind, und dort das gute Gritli meine liebſte Schweſter.

„Heda!“ rief Herr Rüdiger der meinenden Bäuerin zu, „tritt herzu, mein Kind. Du biſt keine Fremde in dieſem Hauſe. Sei willkommen! ſetze dich zu uns und labe dich an meinem Tiſch.“

Gritli, ihre Augen mit dem Zipfel der grünen Sonntagsſchürze trocknend, blieb an der Thür blode ſtehen, bis Gangolf, dann auch Veronika, ſchmeichelnd zu ihr traten und ſie mit ſanfter Gewalt zum Tiſch zogen. Ysenhofer trug von den ſchweren, altfränkiſchen Stühlen herbei. Alle nahmen ihre Plätze ein; Veronika neben Gritli und ihrem Vater. Man füllte den Jungfrauen neu herbeigebrachte Becher und legte ihnen vom Leckerſten vor. Aber ſie berührten die Speiſen nicht, und nur nach langem Bitten netzten ſie ihre Lippen mit dem Weine.

Nach einer ziemlich langen Unterbrechung von Veronika's Erzählung, wobei auch Gangolf bewies, daß er vom Entzücken über die Madonna in Landestracht keineswegs die Sprache ganz verloren habe, ſetzte die Begutte auf Verlangen ihres

Vaters, den Bericht ihrer einfachen Abentheuer fort.

„Gritli's erwachsene Brüder“, sagte sie, „durchzogen die Hard und die umliegenden Dörfer mehrmals, ohne Nachricht von Euch, lieber Vater, zurückzubringen. Auch kam Niemand zu dem abgelegenen Berghofe, ausser dann und wann ein Bettler, oder umherstreichender Wahrsager oder Zigeuner, von denen mir aber nichts vernahmen. Mein Herz jedoch verzagte nicht und büßte nie den Glauben an das göttliche Walten der Vorsicht ein.“

— Und Ihr vergaßet dabei mich, Euern und Eures Vaters treuen Freund, sagte Gangolf, indem er der Erzählerin einen Blick des zärtlichsten Vorwurfs zusandte: Ihr vergaßet mich, und hattet keinen Eurer Boten für den Freihof von Aarau?

Veronika erröthete und ward stumm.

„Du hast die alte Wahrsagerin zu nennen vergessen!“ flüsterte ihr Gritli leise in's Ohr, um nach ihrer Meinung dem Gedächtniß der Erzählerin zu helfen.

„Eben wollt' ich ihrer erwähnen!“ sagte Veronika, die noch eine kleine Verwirrung in sich zu besiegen hatte: „Gritli's Mutter nämlich erfuhr durch eine Wahrsagerin aus Aegyptenland, daß Euch, lieber Vater, der grausame Freiherr von

Falkenſtein gefänglich im Schloſſe Gösgen halte; daß er auch mir nachſtelle und geſchworen habe, mich an ſich zu bringen, und müßt' er alle Löcher und Höhlen des Gebirges ausſuchen. Alſo hielten ſie mich geheim in der Berghütte, bis die Zigeunerin am heutigen Morgen in der erſten Tagesdämmerung wieder erſchien. Sie ſagte zu unſerm großen Schrecken, Falkenſtein ſchleiche ſeit Tagen, als Viehhändler, durch die Berge in der Nähe umher: ich müſſe von dannen, und mit ihr zum Freihof von Aaran, wo Ihr, lieber Vater, ſchon wochenlang bei Herrn Trüllerey lebtet. Alle warnten mich. Aber ich ging, Euch zu ſuchen, ſobald es Abend wurde. Die Zigeunerin wanderte voran, des Weges und der Sicherheit willen; Gritli begleitete mich in treuer Liebe; Gritli's Brüder folgten uns bewaffnet in einiger Ferne, bis wir herab zum Dorfe Küttingen gelangten. Auf der finſtern Aarbrücke kam die Zigeunerin gegen uns fröhlich und meldete, daß das Stadtthor noch offen und es nicht ſpät ſei. Indem trat aber ein Mann zu uns, den wir im Dunkeln nicht erkannten, und ſprach die Aegypterin an. Dieſelbe antwortete jedoch keineswegs, ſondern zupfte uns erſchrocken und heftig, als ſollten wir eilen. Sie ſelber lief pfeilſchnell fort. Wir ahmten ihrem Beiſpiel nach und ſahen ſie in der Stadt, uns noch einmal winkend, innen dem Gemäuer des

Freihofs verſchwinden. Odemlos erreichten auch wir dies Haus. Der Fremde folgte uns auf den Ferſen. Anfangs bedrohte mich allein ſeine Gewalt. Er ſchien aber die Aegypterin zu erkennen, und zu haſſen. Denn ohne der Männer Beiſtand drunten würd' er das Weib umgebracht haben."

Schärfer horchend, um keine Sylbe zu überhören, und ſchneller athmend, hatte ſich langſam funkelnden Auges Gangolf, während der letzten Reden der ſchönen Begutte, am Tiſche aufgerichtet. „Das iſt einer von des Falkenſteiners ausgeſandten Spür- und Mordhunden!" ſchrie er: „Herauf mit ihm! Er muß das blutige Schelmenwerk beichten, zu dem er gedungen worden iſt, oder wir laſſen ihm das Geſtändniß, in der Marterkammer unterm Thurmdach, aus der Seele hoſpeln."

— Gemach, gemach! Der Kerl, wer er auch ſei, wird uns nicht mehr entkommen! — ſagte Gangolfs Vater.

„Es iſt einer von Thomanns Bande! Wahrſcheinlich der Raubmörder einer, die das Heiligthum in der Hard zerſtört haben!" rief der Junker mit voriger Ungeduld.

— Zuerſt wollen wir die treue Zigeunerin vor uns rufen. Langenhardt, führe das ägyptiſche Weib herbei! ſagte der greiſe Trüllerey mit Nachdruck und Würde, und fuhr, ſobald ſich der Hofmeiſter

hinweggegeben hatte fort zu reden: Gangolf, dies Weib hat meinem frommen Freunde die Tochter wiedergegeben und vermuthlich noch mehr gethan, was meine ganze Erkenntlichkeit auffordert. Ich denke, es sei die alte Ilsel. Gangolf, zwar sagt man, die Rache sei süß, aber süßer noch ist's, danken zu können. Ich bin einer Zigeunerin Schuldner. Sie brachte mir meinen Ring, Bruder Jörg, von dir zurück; durch sie wurdeß du entdeckt.

Der Lollhard schüttelte das graue Haupt und sprach: „Den Ring hat die Heidin wohl eher entwendet, als gefunden, und mich selbst hat sie eher dem Falkensteiner, als dir, entdeckt und überantwortet. Nicht ihr, sondern Gott gebührt unser Loblied, der unsern Fuß wunderbar leitete durch die Finsterniß der Zeit. Laß die Heidin aber ziehen in Frieden, und belohne sie nach deinem Gewissen. Denn wer einem Sterblichen unverdienten Dank bringt, der danket nur Gott; so wie derjenige, welcher einen Menschen verfluchet, dem heiligen und unerforschlichen Rath der Vorsehung fluchet."

Die Fortsetzung dieses Gesprächs wurde nach einiger Zeit durch das Eintreten der herbeigebrachten Ilsel unterbrochen. Herr Rüdiger fand, bei ihrem Erscheinen, angemessen, dem Hofmeister zu befehlen, sich aus dem Saale zu entfernen. Er

wollte wahrscheinlich nicht zu viel von des Hauses Geheimnissen laut werden lassen.

Die Alte ließ ihre Späheraugen schnell in der Runde der Anwesenden laufen, und trat dann mit einer Freundlichkeit, die sie durch widerliches Grinsen bezeichnete, dem Tische näher.

„Schön gemacht! Schön gemacht, Väterchen!“ sagte sie mit geläufiger Zunge, indem sie das hagere Gesicht gegen Herrn Rüdiger drehte: „Alles beisammen! Siehst du? Der Herr von Ende bei Günther von der Weide! Denk' an den Goldreif! Hab' ich meine Sache gethan, alter Schatz? Und die schmucke Braut hab' ich dir gebracht, Goldsöhnchen, weil du mir lieb bist!“ sagte sie zu Gangolf, der beinah' so sehr, als Veronika, erröthete, während Isenhofer die feine Nase in den Weinbecher trinkend versteckte, um sein Lächeln unsichtbar zu machen.

— Schweig, Alte! rief Herr Rüdiger: Ich begehre von dir nicht unzeitiges Geschwätz, sondern Antwort auf Fragen. Hast du diesen ehrwürdigen Bruder hier (er zeigte auf den Lothard), an Thomann von Falkenstein verrathen und ausgeliefert?

„Was ausgeliefert, alter Schatz? Nichts verrathen; ich ließ ihn fahren, weil er nichts von dir und mir wissen wollte, nichts von Günther

von der Weide. Mir an, dacht' ich und ließ ihn fahren, daß ihn der Drache in sein Neſt zog. Ist seine Schuld! Aber Junkers ſchmucke Braut, nicht den Lollhard, begehrte der Falkenſtein zu beſitzen. Die that ich warnen und rettete ſie; denn Jünkerlein iſt mir lieb. Und als der Falkenſtein wollt' Aarau ausbrennen, da hab' ich den Bluthund geſchreckt und gewarnt vor dem Freihof, unterwegs, in der Wetternacht, wie er gegen die Stadt zog. Das hab' ich, ſchmuck's Goldſöhnchen; denn lieb hab' ich dich. Suchte auch das verflogene Täubchen ſo lange, bis meine Leute ſein Neſtlein fanden. Der Falke war ſchon auf Täubchens Spur."

— Was? ſchrie Gangolf, Falkenſtein hatte Anſchläge auf Aarau? Verdammte Bettel, und du konnteſt ſchweigen? Hätteſt den Mord ſehen mögen, wie zu Brugg?

„Nun denn, Goldkind, haſt du mich bezahlt, dir alles zu ſagen, was ich weiß? Mir an, wär' das Städtlein angegangen, ich hätte gelacht, denn es hat es wohl verdient an mir. Haben meine Jungen hier nicht oft magern müſſen, gefangen im Nothſtall? Und darf ich bei Tag hier auf der Straße wandeln, daß mir die Schuders nicht auf den Hacken ſitzen? Aber doch wär' ich mit in die Stadt gezogen und hätte dein wahrgenommen, Goldſöhnchen. Kein Faden am Kahlet dein wäre geſengt worden, ſo lieb hab' ich dich. Und geſtern

verkündete mir mein Ohr: Junker Gangolf zieht zum Freihof heim! Husch ich zum Neſt auf den Berg und dir das Täubchen gebracht! Hab' ich mir Lohn verdient?"

Herr Rüdiger unterbrach das geſchwätzige Weib mit härterer Stimme und ſprach: „Schweig, gib andere Beweiſe für des Falkenſteiners Mordanſchläge, als die ſind, die aus deinem ſchwarzen Lügenrachen ſtinkend durch die Luft fahren."

Die Alte lachte laut und rief: „Andere? Alter Schatz, du haſt den Wolf in der Falle, pelz' ihn ſelbſt aus. Frag' ihn!"

— Wen fragen? erwiderte Herr Rüdiger verdroſſen.

„Haſt du den Falkenſtein nicht im Thurme?" verſetzte die Zigeunerin. „Frag' ihn, folter' ihn, quäl' ihn, tropfenweis zapf' ihm das Blut ab, faſerweis reiß' ihm das Herz aus. Du haſt ihn."

— Biſt du von Sinnen? fuhr Rüdiger ſie an.

„Haſt ihn! er iſt's! Laß ihn dir bringen. Am Bilgeribof erſchaut' ich ihn geſtern Abends im Zwielicht. Ich kannte den Schwarzwälder ſchnell; mich ſah er nicht. Hui, dacht' ich, erſt bring' ich meinem Junker das Bräutchen: dann ruf' ich meine Jungen und wir machen auf den wilden Eber Jagd. Es iſt aber keine Stunde, ſtand der ſchon wieder vorm Aarthor, ſetzte mir nach und lief von ſelbſt in die Falle herein, ſobald er drin

das Täubchen ſah.“ Sie zeigte mit dem langen, dürren Finger auf Veronika.

„Wer? Wer?“ riefen alle Männer zugleich.

— Falkenſtein! ſchrie die Zigeunerin: Blind war er, wie der Auerhahn zur Balzzeit.

„Ich glaub' es nicht, du Lügenvettel!“ ſprach Rüdiger: „Mein Sohn, rufe den Langenhardt!“

Die Aegypterin wiederholte ihre Ausſage mit vielen Betheuerungen. Gangolf und Langenhardt kamen. Rüdiger befahl, das Weib in Gewahrſam zu bringen, kein Wort mit demſelben zu wechſeln oder wechſeln zu laſſen, es jedoch mit Speiſ und Trank auf's Beſte zu pflegen. Zugleich gebot er, den gefangenen Schwarzwälder herauf zu führen. Keiner von Allen aber maß den Worten der Zigeunerin Glauben bei. Denn das Erſcheinen eines Todfeindes, und in ſolcher abentheuerlichen Verkappung, und nach ſo großen Freveln, und inner den Mauern einer Stadt, welche zur ſchwerſten Rache Recht und Luſt haben mußte, das war ſelbſt der Leichtgläubigkeit des Haſſes zuviel zugemuthet.

37.

Feierabend.

„Und wenn er's dennoch wäre!“ ſagte Ifenhofer, und warf einen ernſtfragenden Blick auf die beiden Rüdiger.

— Es iſt nicht möglich! entgegnete Gangolf: Die Triefaugen der alten Hexe belogen ſich ſelbſt.

„Aber wenn er's wäre, Ihr Herren, was würdet Ihr thun?“

— Den ruchloſen Böſewicht vor Euern Augen niederſtoßen ohn' Erbarmen! O, daß er tauſend Leben hätte, ich würd' es ihm tauſendmal aus den Adern reiſſen! Denn ein einziger Tod ſühnt lange nicht aus, was er nur allein an dieſem Greis und jenem Engel verſündigte.

Wie heftig auch der Junker ſprach, ward doch ſeine Donnerſtimme weicher, die Flamme ſeines Blicks milder, ſobald er bei den letzten Worten auf den Lollhard, und mehr noch, als er auf die ländliche Madonna hinblickte, die ihn mit tiefer Bewegung des Gemüthes und wachſendem Entſetzen anſchaute.

„O Gangolf!“ ſchrie ſie und ſtreckte, ſich ſelbſt vergeſſend, die zarten Arme gegen ihn empor, als wolle ſie eine Bluthat abwehren: „Wie könnet Ihr der Hölle Eure reine Hand bieten! Euch mit Menſchenblut beflecken! Ihr werdet nicht!“

Der Lollhard ſchob die vor ihm ſtehenden Teller und Becher auf dem Tiſch zurück und eben ſo den Seſſel, als woll' er ſeinen Platz verlaſſen. „Ich mag weder Zeuge ſolches Gräuels ſein,“ ſagte er zu beiden Trüllereys mit ſtrengem Ernſte, „noch im Hauſe des Gräuels wohnen. Mein iſt die

Rache, ſpricht der Herr! Nicht an Euch Kindern des Staubes iſt es, in die Rechte Gottes einzugreifen. Ich ſcheide von Euch in dieſer Nacht, ſo Ihr Menſchenblut vergieſſet!"

— Beruhige dich, Freund! rief Herr Rüdiger ihm zu, indem er ſeine Hand ſanft auf des Lollhards Arm legte, um ihn zurückzuhalten: Laß dich Gangolfs Ungeſtüm nicht ſchrecken. Es iſt an mir, zu richten, nicht an ihm. Der Thomann hat das Leben verwirkt; aber nicht uns ſteht es zu, ihm die verdiente Strafe zu geben. Geſetzt, er wäre in meine Gewalt gefallen, ſo hätte Bern zu entſcheiden. Ich würde ihn, als Gefangenen, meinen gnädigen Herren von Bern überantworten, mit denen er in Fehde ſteht. — Meiſter Iſenhofer, hab' ich Recht?

Iſenhofer, mit einer bedenklichen Miene, zog langſam die Achſeln gegen die Ohren und ſagte: „Obwohl ich vom Hauſe Falkenſtein große Freundſchaft genoſſen, kann ich doch des Thomann Fürſprech nicht ſein. Aber ſoviel ſeh' ich ein, daß Ihr kein Recht empfangen habet, den Freiherrn, ſo er in Euren Händen iſt, zu tödten. Anders wär' es in offenem, ehrlichem Streit, wenn er durch Glück des Siegers fiele. Ihr würdet grauſamer thun, als die Eidsgenoſſen vor Greifenſee, wo doch eine ganze Kriegsgemeine über die Beſatzung richtete, die ſich auf Gnad' und Ungnade

den Ueberwindern ergeben hatte. Ihr würdet Berns Vorwürfe erfahren, und durch einen Mord die volle und ewige Blutrache des mächtigen Hauses Falkenſtein und des geſammten ihm befreundeten Adels und des öſterreichiſchen auf Euch und die unſchuldige Stadt Aarau leiten. Das wären die unabhaltbaren Folgen vom Tode des Freiherrn. — Anderſeits aber, ich muß es bekennen, ſcheint mir eine Auslieferung des Falkenſteins an die Stadt Bern nicht minder gefährlich. Die ſtaatskluge Stadt läßt dieſen kriegsgefangenen Feind auf keinen Fall hinrichten. Sie wird ihn ſich mit größerm Vortheil als Unterpfand und Geiſel bewahren, weil der Kriegesgang auch ihr noch mancherlei Wechſel bringen kann. Sie muß und wird, beim Friedenſchluß, ihn gegen gutes Löſegeld wieder in Freiheit ſetzen; ja, Bern wird durch kluge Behandlung an ihm einen Freund zu gewinnen trachten, während derſelbe der unverſöhnlichſte Feind Eures Hauſes und dieſer Stadt Aarau bleibt. Bedenket wohl, was Ihr vorhabet! Ihr machet einen Gefangenen, Bern aber nimmt den Nutzen und Ihr traget den Schaden, ſobald der Freiherr wieder auf freien Füßen ſteht. Indeſſen, glaub' ich, reden wir eitle Worte, da der Falkenſteiner zu ſchlau iſt, um Euch ſelber in's Garn zu laufen."

Herr Rüdiger war durch dieſe Betrachtungen

Isenhofers in größere Verlegenheit gerathen, als er es zeigen wollte. Es mogte allerdings sein, daß Isenhofer, aus alter Verbindung mit den Falkensteinen, den Wunsch hegte, den Freiherrn retten zu können; aber er hatte die Klugheit, nicht im Interesse des Freiherrn, sondern der Bewohner des Freihofes und der Stadt Aarau, zu reden, und seine Gründe waren nicht ohne Gewicht. Er fand sich durch ihre Stärke so erschüttert, wie sein Sohn durch den schmeichelnd- und traulich-flehenden Blick, welchen Veronika auf den Jüngling heftete.

Man sprach noch in verschiedenem Sinne über die Sache, als der Hofmeister den Gefangenen hereinführte, dem Hände und Arme mit Seilen auf den Rücken zusammengeflochten waren. Er trug den Kopf vor sich niederhangend; den Strohhut, dessen Krämpe, vorn und hinten, und an beiden Seiten, vier handbreite und tiefe Einbiegungen, wie Dachrinnen, bildete, stark über die Stirn gedrückt. Ein flacher, breiter Linnenkragen bedeckte, um den nackten Hals, Rücken, Brust und Schultern. Das offene schwarzzwilchene Wamms, mit Schößen fast zum Knie, ließ darunter den dunkelrothen Brustlatz von Wollenzeug sehen, der vorn, ohne Knöpfe und Bänder, als ein Ganzes, tief herab über Unterleib und Hüften schlotterte, und statt alles Schmucks noch die

gelb- und ſchwarze Tuchegge vom Webſtuhl, als Saum, zeigte. Die weiten Pluder- oder Pumphoſen waren vorn und unter den Knien mit ſchmalen Lederriemen zuſammengeneſtelt; die Strümpfe aus roher Leinwand genäht.

Wie ſehr auch dieſer Menſch einem gemeinen Bauersmann glich, erregte doch ſeine Geſtalt, wie ſein Bemühen, das Geſicht zu verbergen, Beſtürzung. Kaum hatte der Hofmeiſter, auf den Wink ſeines Gebieters, den Saal verlaſſen, rief Gangolf mit einem Geſicht, in welchem Entſetzen und Grimm ſtanden: „Iſt das nicht der Falkenſtein, ſo iſt's der Teufel ſelbſt, der mich äfft!“ Damit ſprang er vom Seſſel hinweg und zum Gefangenen, welchem er den Strohhut vom Kopf riß. — Alle fuhren von ihren Stühlen auf mit dem Lärmen des höchſten Erſtaunens. Sie ſahen den Freiherrn Thomas von Falkenſtein vor ſich. Er hatte die borſtigen Augenbraunen tückiſch-finſter niedergezogen und die Lippen zuſammengebiſſen.

„Landgraf Thomas!“ redete ihn Gangolf an: „Oder Menſchenräuber, oder Mordbrenner, oder welcher Name Euch gebühren mag, wie dürfet Ihr Euch in dieſe Verſammlung hieher wagen, in dieſe Stadt, in dieſes Haus, wo Euern himmelſchreienden Verbrechen die wohlverdiente Strafe harrt?“

Der Freiherr antwortete nicht, wandte ihm

ſtolz den Rücken und ſandte einen düſtern Blick umher auf die übrigen Anweſenden. Als er der Begutte gewahr ward, ſtierten ſeine Augen brennend und unverwandt zu ihr hinüber. Veronika bemerkte es, reichte ihrer Begleiterin den Arm und begab ſich mit derſelben in den halbdunkeln Hintergrund des Zimmers. Herr Rüdiger trat ebenfalls zurück, mit Ysenhofer im leiſen Geſpräch, zur tiefen Mauerblende, die das Fenſter bildete, und beobachtete, von hier aus, den Gefangenen. Der Lollhard hingegen ſtand zwiſchen ſeinem Sitz und dem Tiſche unbeweglich in gewöhnlicher majeſtätiſcher Haltung.

„Ihr laſſet mich lange der Antwort warten!“ ſagte Gangolf.

Der Freiherr drehte ſich mit halbem Leibe gegen ihn, und über die Achſel verächtlich blickend, erwiederte er: „Wenn ſchon Ihr mich gefangen und gebunden habet, ſollet Ihr eingedenk bleiben, daß Ihr mich geziemender zu fragen habet.“

— Freiherr, ſollt' ich geziemend reden, würde die deutſche Sprache neue, unerhörte Worte für Eure unerhörte Bosheit empfangen müſſen.

„Ritter Gangolf Trüllerey, ich hielt Euch von jeher für einen thörigen, trotzigen Knaben, aber für nicht ſo ſchlecht, als Ihr Euch jetzt beweiſet, daß Ihr einen Gefangenen mißhandelt,

der, hätt' er freie Hand und freies Schwert, Euch bald anders kräben machen würde."

— Gemeiner Prahler, Ihr am beſten wiſſet, ob ich Euch je gefürchtet habe! Ihr am beſten wiſſet, wie Ihr wehrloſe Männer, die Euch gaſtfreundlich empfingen, wie Ihr Räth' und Bürger der guten Stadt Brugg mißhandelt habt. Oder thatet Ihr's nicht?

„Euch hab' ich nicht Rechenſchaft abzulegen, was ich über eine durch Kriegsliſt überrumpelte Stadt und über Bürger- und Bauernpack verfügte. Was ſteigt Euch zu Sinnen?"

— Ich hoffe zu Gott, Freiherr Thomann von Falkenſtein, Ihr ſollet bald, wenn nicht mir, einem höhern Richter Rechenſchaft geben. Eure Mordbrennerwerke ſinken bis über die Wolken.

„Der Brand von Brugg iſt nicht meine Schuld und geſchah wider mein Wiſſen und Wollen. Ihr aber, Ihr habt das Feuer an meine Burg Göſgen gelegt und zwo Freiherrinen von Falkenſtein, wie gemeine Weiber, zur Gefangenſchaft fortgeſchleppt."

— Nach ehrlichem Kriegsrecht, hoff ich.

„Was Euch Recht iſt, ſoll mir nicht Unrecht ſein, hoff ich."

— Warum ſchlichet Ihr in dieſer Verkleidung durch's Thor von Aarau?

„Ihr seid nicht mein Richter, sondern mein Feind.“

— Ich kann Euch zum Geständniß zwingen. Unser Thurm hatte eine Folterkammer.

Man hörte bei diesen Worten Gangolfs das Knirschen von den Zähnen des Freiherrn durch den ganzen Saal. Er warf dem Junker einen tödtlichen Blick zu und zuckte mit den Armen am Rücken, als wollt' er die Bande sprengen.

„Warum wagtet Ihr Euch in diesen Thurm, Freiherr, da Ihr doch wußtet, daß hier nur der Tod auf Euch lauere?“ sagte Gangolf weiter.

Der Freiherr grinsete ihn eine Weile gräßlich an und sagte dann mit einem Ton, der von der Wuth halb erstickt war: „Ich wollte einen Molch todt treten, einen Molch!“

— In der That, Falkenstein, versetzte Gangolf, der ziemlich ruhig blieb und sogar über des Freiherrn abscheulichs Geberde die Miene in ein Lächeln zog: In der That, Ihr waret der Welt bisher als ein Unthier bekannt. Nun aber fang' ich an, Euch für wahnwitzig zu halten, und das wäre noch nicht das Schlimmste für Euch. Was der Wahnsinn des verwirrten Kopfs sündigt, hat das Herz nicht zu verantworten. Ihr seid zuletzt unschuldiger, als ich bisher glaubte. Bei gesunden Sinnen konntet ihr nicht den Bauernkittel anlegen und Euch allein in die Stadt wagen, um

Kundſchafter oder Meuchelmörder zu werden. Zu ſolchem Geſchäft bedarf's keines Freiherrn; Ihr habt ja der Strolchen genug in Lohn und Brod. Saget mir ehrlich, was ſuchtet ihr in Aarau, wenn nicht den gewißen Tod?

„Niemanden, wenn Ihr's wißen wollt, als nur Euch!“ antwortete der Freiherr, der ſich wieder zu bändigen ſuchte, oder vielmehr, den auf einen Augenblick der Schmerz bändigte, welchen die Seile ſeinen Armen verurſachten.

— Iſt nicht zuletzt auch Eure Todfeindſchaft gegen mich Wahnſinn? Hatt' ich Euch je beleidigt? Redet frei.

„Schweiget!“ brüllte der Freiherr: „Schweiget, ich glaube, Ihr hofft mich zum Narren zu machen durch Spott und Hohn, auf daß ich das Gedächtniß Eurer Frevel an meinem Hauſe verliere. Und bin ich gleich Euer Gefangener durch Unvorſichtigkeit geworden, und ſollet Ihr mich morden: es leben der Falkenſteine genug, die Schmach meines Hauſes mit Eurem Blut abzuwaſchen. Darauf zählet! Ein Bettler, und nichts mehr, wie Ihr, ſoll nicht ungeſtraft wagen, die Tochter der Falkenſteine zu verſtoßen, öffentlich, ſchimpflich.“

— Freiherr, mäßiget Euch. Nicht ich, wenn Ihr's wißen wollet, hab' Eure Nichte, ſie hat

mich verſtoßen. Das muß, das wird ſie Euch und der Welt und Gott bekennen.

„Schweig, Bube!“ ſchrie Herr Thomann, einem Raſenden ähnlich und mit dem Fuße ſtampfend: „Der Lohn ſoll dir noch werden, dir und deiner Hure dort von der Hard!“

— Verruchter Böſewicht! fuhr Gangolf auf: Wen wageſt du... wen meineſt du?...

„Dich, dich und deine Hure, die nun von der Hard in dieſen Thurm gezogen.“

— Bei meinem Leben, das ſoll dein letztes Läſterwort ſein! donnerte Gangolf, lief ein paar Schritte ſeitwärts, riß einen Degen von der Wand und aus der Scheide. Alle im Saale ſchrien laut auf. Veronika, außer ſich, flog herbei, warf ſich an die Bruſt des emporten Jünglings und hinderte ihn, gegen den Freiherrn zu gehen, indem ſie in Angſt und Zittern ihre Arme um ſeinen Nacken ſchlang.

Indem trat der greiſ ge Rüdiger mit ruhiger Würde hervor, und ſprach zu ſeinem Sohn: „Wirf das Schwert hin, Gangolf! Willſt du uns alle verderben? Ich werde hier mit Meiſter Ifenhofer bleiben, den Freiherrn allein ſprechen, und ſein Loos entſcheiden. Verlaß dies Gemach Führe die Jungfrauen in ein anderes. Ich will dich rufen laſſen, wenn es nöthig iſt. Du darfſt hier nicht ſtehen.“

— Mein Herr Vater, geſtattet, daß ich Euch nicht verlaſſe! ſagte Gangolf, indem er den Degen fallen ließ: Ich werde ſchweigen und Euch reden laſſen.

Veronika hatte ſchon die Arme und ſich ſelbſt weit von dem Jüngling zurückgezogen und ſtand, eine Uebereilung ihres Schreckens ſchamvoll bereuend, mit niedergeſchlagenen Augen vor ihm. Als er aber ſeinem Vater Gehorſam verweigern wollte, ſah ſie wieder flehentlich zu ihm auf, und und ſprach: „O edler Herr! Ihr dürfet nicht bleiben in dieſem Saale.“

Der Jüngling, deſſen Zorn ſchon vorhin durch die überraſchende Handlung der ſchönen Begutte wunderbar bezwungen worden war, beugte ſich jetzt um ein Weniges und ſagte: „Ich gehorche.“ Er nahm ſchweigend einen der Silberleuchter vom Tiſche und zündete den beiden Jungfrauen vor, eine Wendeltreppe höher, in das obere Gemach. Der Lollhard blieb bei den Männern drunten.

„Ich danke Euch,“ ſagte die Begutte, als ſie in's Zimmer eintraten, zum Gangolf, indem ſie ihn voll verbindlicher Güte anlächelte: „Ihr nahmet ein großes Unglück von meinem Leben.“

— Wie? Ich? erwiederte der junge Mann ein wenig betroffen, weil er ſich ihre Theilnahme für den Landgrafen nicht, oder was er dafür hielt, und eben ſo wenig nun ihre Worte zu erklären

wußte: Wahrlich, der Falkenſtein, glaubte ich, könnte nie auf Euer Mitleiden, geſchweige auf die Huld eines reinen Herzens, wie das Eurige, Anſpruch machen. Und wenn ich aller ſeiner Verbrechen vergeſſen würde, hat der Böſewicht nicht Euern beklagenswürdigen Vater gefangen fortgeſchleppt? Hat er nicht Eurer Freiheit, Eurer Ehre nachgeſtellt, der Niederträchtige? Hat er nicht, der Vermeſſene, gewagt, Euch auf die blutigſte Weiſe in meiner Gegenwart zu beſchimpfen?

„Er iſt ein Kind der Sünde; ja, er iſt von allem, was göttlich in ihm und außer ihm iſt, abgefallen!“ antwortete Veronika: „Er iſt im Schlamm der Welt untergegangen, er haſſet das Reine. Aber wir, wir haben nicht geſündigt! Seine Bosheit iſt nicht unſere Bosheit. Wir bleiben frei und gottverwandt.“

— Und wenn ihm das Schrecklichſte gelungen wäre, Veronika, wenn er Euch auf der Hard ertappt, entführt hätte; wenn Ihr in ſeiner Gewalt, in der fürchterlichen Gefahr . . .

„Glaubet Ihr mich ſo kleinmüthig? O edler Herr, vertrauet mir doch. Der Menſch kann wohl den Leib tödten, die Seele nicht. In Gott dürfen wir ſonder Furcht ſein. Er ſtreckt die Retterhand zu uns, oder wir flichen an ſeine Vaterbruſt.“

— Wie hättet Ihr fliehen mögen, wenn der

Verruchteſte aller Verruchten Euch in ſeiner Burgen einer feſtgehalten haben würde?

Veronika zuckte ein kleines Meſſer aus Elfenbein mit Perlmutter eingelegter Scheide, und ſagte mildlächelnd: „Ich war auf jeden Fall mit dieſem Schlüſſel verſehen, die Pforten des Lebens aufzuſchlieſſen. Eine Nadel iſt ſtark genug, die Banden des Leibes zu ſprengen.“ Sie legte bei dieſen Worten die Hand auf ihre Herzgegend und drückte bedeutſam mit dem Zeigefinger gegen die Bruſt.

Gangolf verſtand ſie und ſchauderte, und nahm ihr die Hand von der gefährlichen Stelle. „O Veronika, und was wäre dann mein Loos geweſen?“ rief er.

Die Begatte entzog erröthend ihm die Hand, aber durchdrang ihn dagegen mit einem Blick unendlichen Wohlwollens und Vertrauens, in welchem ihre ganze Seele zu ihm übergehen, oder ſich in ihm auskoſen zu mögen ſchien. „Ihr wäret das gute, ſelige Kind Gottes geblieben, wie Ihr ſeid!“, lispelte ſie halblaut: „Dürfet Ihr noch daran zweifeln? Welch ein ſtarkes Herz habt Ihr; wie viel mag es tragen!“

— Nein, nein, theure Veronika, ſagte er

darauf kurz und mit entſchiedener Ueberzeugung, ich bin ſehr, ſehr ſchwach, in dem Sinne, in welchem Ihr von meiner Stärke redet.

„Ich ſtände ja nicht mehr unter dieſem Dache,“ verſetzte die Begutte, „ich würde an der Hand meines Vaters durch die nächtlichen Straßen der Stadt irren und ein fremdes Obdach ſuchen, wenn Ihr den Zorn Eurer Bruſt nicht überwunden hättet, der Euch ſchon gegen den väterlichen Beſ „I taub machte; wenn Ihr das Blut des Falkenſteiners vergoſſen hättet, welches Euch . . .“

— O nicht doch! unterbrach ſie Gangolf, wollet Ihr denn das Stärke nennen, was nur Ohnmacht war, weil mich Euer Wort und Blick ſo ganz entwaffnet hatte? Ihr möget aber Recht haben. Die menſchlichen Tugenden ſind oft nicht geringere Schwächen, als die menſchlichen Leidenſchaften, und wir beſiegen eine der Ohnmachten durch die andere. Denn in der That, nicht ich, ſondern Ihr habt den gerechten Zorn in mir überwunden. Unter andern Umſtänden würd' ich mich tief in der Seele meiner Nachgiebigkeit geſchämt haben.

„Nennet ja nicht die Tugend menſchliche Schwäche, edler Herr. Sie iſt unſer Geiſtesodem, unſer Sein. Sie iſt das Licht der Gottheit, das Durchdrungenwerden von der himmliſchen Liebes-

macht. Der Gehorſam des Geſchöpfes iſt nie Schwachheit. Ihr werdet in dieſem Gehorſam allezeit ſtark genug bleiben, der Welt Vorurtheil und die Widerſpenſtigkeit der ſündlichen Natur zu bezwingen."

— Soll ich ſtärker und frömmer werden, als ich bin, Veronika, ſo müſſet Ihr nur nie von mir ſcheiden; denn ich fühl' es, durch Eure Gegenwart allein kann ich Kraft empfangen, göttlicher zu denken und zu handeln.

„Nichts ſoll mich von Euch ſcheiden, nichts kann es," ſagte ſie mit zärtlicher Treuherzigkeit und reichte ihm die Hand, wie zum Bunde, „nichts, als die Sünde!"

Er drückte dieſe Hand an ſein Herz und ſagte, indem er einen Blick voll Seligkeit auf ſie ſenkte: „O Veronika, ſo weiche doch nie von meiner Seite, und die Sünde wird nie bei mir einkehren, ſo lange du der Cherub biſt, der das Paradies meines Herzens bewacht. Mein Leben iſt dem deinen verlobt, verlobe das deinige mir."

Sie antwortete nicht. In anmuthiger Verlegenheit neigte ſich ihr Antlitz auf die Bruſt nieder. Er zog ſie an ſich und küßte zitternd ihre Stirn. Sie wollte ſich ſanft zurückbewegen. Verwirrung, Liebe und Bangigkeit malten ſich in den

Zügen ihres Angeſichts, als ſie mit flummflehenden Augen zu ihm aufblickte. Seine Lippen berührten die unentweihten der Jungfrau. „Meine Verlobte, meine Braut!“ flüſterte er ihr im reinſten Entzücken.

Sie antwortete: „Meine Seele in Gott, ja denn, ſie ſei die Braut deiner Seele. Fern ſei jeder unheilige, irdiſche Gedanke von uns!“

— Und nie mehr verläßeſt du dieſe Burg, Veronika! ſagte er.

„Nie weicht meine Seele von deiner Seele, bis eine Sünde zwiſchen uns beide tritt!“ erwiderte ſie ruhiger und voller Hoheit: „Mein Geiſt wird auch in dem deinigen leben, wenn ich ſchon nicht inner dieſen Mauern wohne, ſondern mit töchterlicher Liebe die Schritte des Vaters, ferne von dir, begleite. Vergiß nie, nur die Verlobte und Braut deiner Seele darf ich ſein. Andere Gedanken entferne ewig.“

Gangolfs Beſtürzung war bei dieſen Worten unbeſchreiblich. Er ließ die Hand Veronika's fallen und ſagte: „Wie denn, meine Veronika? deinem Vater in die Ferne folgen? Du, meine Braut, nicht meine Gemahlin vor Gottes Altar?“

Sie ſchüttelte zärtlich lächelnd das Engelsköpfchen und erwiederte: „Meine Seele bleibt in der

deinigen; nicht Entfernung, nicht Tod ſollen ſie von dir ſcheiden. Aber des Irdiſchen entſchlage dich, Freund meines Lebens. Das Irdiſche haben wir beide Gott geopfert. Nichts von Altar, nichts von Vermählung! In weltlichen Verhältniſſen gehen die göttlichen unter.“

Es würde vielleicht noch tauſend Andern in Gangolfs Stelle ergangen ſein, wie ihm. Er hörte mit traurigem Erſtaunen die Worte der Begutte, die wie eine Heilige aus fremden Welten vor ihm ſtand, in der nichts Irdiſches mehr zu leben ſchien und die daſſelbe ſogar nur wie eine Trübung ihres reinen, himmliſchen Glanzes betrachten konnte. Es war umſonſt, daß er ſeine ſehr naturgemäßen Einwendungen mit der feurigſten Beredſamkeit vortrug. Veronika wußte noch beredter mit wenigen Worten zurückzuweiſen. Es war umſonſt, daß er betheuerte, ihre Entfernung werde alle Freuden ſeines Daſeins tödten. Eben dies billigte und pries ſie, weil er nur ſo, den Reizen des Lebens abſterbend, Leben und Tod als einerlei anſehen und ganz Gott gehorend ſein würde. Er rief zuletzt ſogar die Begleiterin Veronika's zu Hülfe, die bisher als ſtumme, doch aufmerkſame Hörerin durch's Fenſter nach den Sternen über den ſchwarzen Gebirgszacken geſehen hatte. Er erzählte, wie einer Vertrauten und Schweſter, ſeinen ganzen

Lebenslauf, ſeine Liebe und ſeine Leiden, und ermahnte ſie, Recht zu ſprechen in dieſen Dingen. Gritli hörte den Jüngling mit vieler Andacht; nahm dann ſchmeichelnd, in ihre beiden Hände die Hand der Begutte, und ſchmiegte ſich an die Freundin mit einem Seufzer, ohne ein Wörtchen zu ſagen. So blieb er ſein eigener Sachwalter, aber Veronika in ihrem heiligen Sinne unwandelbar.

Anderthalb Stunden waren bald in ſolchen Unterhaltungen, wie anderthalb Minuten, verfloſſen, und die Väter im untern Zimmer mit dem Freiherrn von Falkenſtein ganz vergeſſen worden, als ſich die Thür öffnete. Iſenhofer trat mit heiterer Miene herein und rief: „Kommet, ſehr iſt's in der Ordnung! Alles iſt abgethan und berichtigt.“

Mehr mit dem im Gemüth beſchäftigt, was eben geſchehen und geredet war, als mit dem, was kommen ſollte, folgten die Drei dem Führer ſchweigend in den Speiſeſaal. Gangolf ſah da mit Erſtaunen den Freiherrn entfeſſelt umhergehen. Auf dem Tiſche ſtanden Feder und Dinte, neben einem von Iſenhofers Hand überſchriebenen Pergamentblatt. Der Lollhard ſchlug eben ſeine Arme um den tiefbewegten alten Rüdiger und ſagte: „Nun, mein Bruder, du haſt ein löblich Werk vollbracht und deine Seele geheiligt!“

Gangolfs Blicke verfolgten befremdet den freigelaſſenen Landgrafen. Herr Rüdiger aber wandte ſich zu ſeinem Sohn, zeigte ihm des Herrn von Falkenſtein Unterſchrift auf dem beſchriebenen Pergament und ſagte: „Herr Thomann von Falkenſtein, frei, hat uns die Urphede beſchworen, unterſchrieben und beſiegelt, während jetzigen Krieges und zu keiner Zeit in das Gebiet unſerer lieben Herren von Bern, oder der freien Städte des Aargau's, feindſelig einzutreten, weder aus eigener Willkühr noch auf fremden Befehl und unter andern Bannern. Dagegen wollen wir ihn ungeſchädigt von uns entlaſſen, um ſo mehr, da er allein, ohne Helfershelfer, ohne Waffe, ohne feindſelige Abſicht, nicht einmal in ritterlicher Kleidung in die Stadt gekommen, auch nicht mit ſtrengſter Kriegsart in unſere Gewalt gefallen iſt."

— Iſt mit ihm und Seinesgleichen auf ehrenhafte Weiſe zu unterhandeln? rief Gangolf unwillig, indem ſich ſeine Stirn über die düſter funkelnden Augen runzelte.

„Schweig!" rief Herr Rüdiger.

— Wie könnet Ihr glauben, mein Herr Vater, fuhr Gangolf fort, daß er mit andern, als böſen Abſichten, in dieſe Stadt kam?

Hier trat der Freiherr einen Schritt näher gegen Gangolf und sagte: „Ich könnte jeder Rechtfertigung oder Entschuldigung gegen Euch enthoben sein. Aber ich bin noch jener von mir beleidigten Jungfrau Erklärung, Genugthuung und Abbitte schuldig. Ich wußte nicht, daß sie die Freia Veronika von End war, nicht, daß Freiherr Jörg im Lollhardenkittel stecke. Mag sie ihrer Schönheit verzeihen, daß ich zum Narren geworden, daß ich . . . genug, wißt's, hört's, ich jagte nur ihr nach, wollte nur ausforschen, ob sie im Freihof wohne. Ich hätte mich auch nie in die Stadt gewagt, wär ich nicht durch den Anblick einer verfluchten alten Hexe, der ich den Tod geschworen, darauf durch Vermuthung, daß eins der flüchtenden Mädchen die Begutte sei, bethört worden. Vermittelst meiner Verkleidung traut' ich mir zu, unerkannt, Euch allen zum Trotz, die Zigeunerin mitten im Freihof zu züchtigen, und die schöne Begutte zu entführen. Ihr sehet, Junker, ich spreche offen. Habet Ihr daran nicht genug, so sprech ich Euch überall, auf anderm Boden, Rede."

— Wenn mein Vater, antwortete Gangolf, unsere persönliche Sache von der öffentlichen trennen zu dürfen glaubt, muß ich seinen Willen ehren. Ihr bleibt darum nicht minder Genugthuung zu leisten schuldig.

„Wie's Euch beliebt, Junker. Ihr ſollt des Antworters nicht entbehren.“

— Ich werde ſie fordern! rief Gangolf, und müßt' ich Euch in den Tiefen der Hölle ſuchen.

„Still, ſtill, mein Freund!“ ſagte Veronika und legte ihre Hand auf Gangolfs Bruſt: „Gott möge fordern, nicht du. O Gangolf, willſt du zwiſchen deiner und meiner Seele ſo früh die Scheidewand ziehen?“

Herr Rüdiger Trüllerey fühlte einen Augenblick bei dieſer vertraulichen Anrede Veronika's, welche mit Zauberkraft Gangolfs Sturm plötzlich ſtillte. Dann aber wandte er ſich an ſeinen Sohn und ſagte: „Bis jetzt iſt Freiherr Thomann unerkannt im Freihof. Wir haben ihm gelobt, zu verſchweigen, ſo lang' er ſeinerſeits nicht Eid und Urphede bricht, daß er ſchimpflicher Weiſe in unſere Hände gefallen ſei. Gelob' ihm auch du, und reich' ihm die Hand an Eidesſtatt!“

Gangolf ſchwieg finſter. Veronika nahm ſeine Hand und liſpelte ſchmeichelnd: „Handle in Großmuth. Segne den Feind, der dir flucht.“

„Ich gehorche!“ ſagte der Junker mit finſterer Stirn, und reichte dem Freiherrn von Falkenſtein die Hand unter unwillkührlichem Schaudern und mit weggewandtem Geſicht.

— Iſt unſere Sache abgethan, Herr Rüdiger Trüllerey, ſagte der Freiherr, ſo erfüllet Euer Wort und ſehet mich in Freiheit.

„Meiſter Iſenhofer wird Euch führen!“ antwortete Herr Rüdiger: „Gebt ohne Scheu und Geheimniß durch den Haufen meiner Dienerſchaft. Heimlichkeit konnte nur verderbliches Aufſehen und Neugier wecken. Niemand hat Euch erkannt.“

Der Freiherr nahm Abſchied. Iſenhofer begleitete ihn. Auf ähnliche Weiſe war auch kurz vorher ſchon die Zigeunerin reich beſchenkt aus dem Freihof und zum Stadtthor hinausgebracht worden.

Alle befanden ſich durch die Vorgänge dieſes Tages, zumal durch die letzten Auftritte, in ſehr geregter Gemüthsſtimmung, ſelbſt der Lollhard; nur fehlte es der Stimmung an Einklang. Herr Rüdiger mahnte ſeine Gäſte, die verlaſſenen Plätze an der Tafel einzunehmen. Er ſelbſt gab das Beiſpiel, ließ ſich auf den Wappenſtuhl nieder, und füllte die Silberbecher von neuem.

„Das iſt mir ein recht heiliger Tag geworden, Kinder,“ ſagte er gerührt, „er hat mich mit Himmel und Erde verſöhnt. Selbſt die ſtürmiſche, tolle, unglaubliche Unterbrechung unſers Feſtes mußte den Glanz deſſelben vermehren, da

ich ſchon eine Störung all unſerer Luſt befürchtete.“

— Gott iſt groß! rief der Lollhard, und reichte dem alten Ritter die Hand: Heil dir, mein Bruder! Du haſt auf dem Haupte eines Todfeindes feurige Gluth geſammelt und mit der Edelthat gegen Falkenſtein einen Schritt zu Gott gethan.

„Preiſe mich nicht, Freund,“ antwortete Herr Rüdiger, „meine Handlung mag mehr Klugheit, als Gottesfurcht, zum Quell haben. In meiner Macht lag freilich, den Böſewicht Thomann zu verderben, oder an Bern auszuliefern; aber mir fehlte zum erſten das Recht, zum zweiten die Verpflichtung. Ich hatt' ihn nicht mit den Waffen auf ehrliche Weiſe, wie Kriegsmännern geziemt, zu meinem Gefangenen gemacht. Jetzt hab' ich ihn gegen Stadt und Land von Bern entwaffnet, und die Blutrache der Falkenſteine von Aarau und meinem Hauſe abgewendet.

— Es mag eine Edelthat geweſen ſein, mein Herr Vater, ſagte Gangolf mißmuthig, auch wohl eine kluge That. Doch verzeiht mir, wenn ſich mein Innerſtes fort und fort dagegen empören will. Denn die Freilaſſung des Ungeheuers ſcheint mir ein ewiges Unrecht gegen Alles zu ſein, was Ehre, was Vortheil der Eidsgenoſſen, was Berns

Nutzen, was Bruggs mordliche Verwüſtung gebieten. Wenn ich einen Drachen ertappe, ſoll mich das Erbarmen mit einem Gottesgeſchöpf nicht weich, die Klugheit nicht feige machen. Ich ſoll ihn tödten, und müßt' ich im Kampfe gegen ihn mit umkommen. Bitterehre verſperrt mir die Flucht, und meine Schuld gegen eine bedrohte Welt unterſagt mir das Erbarmen. Es iſt aber nun geſchehen. Ich bin von ihm blutig beleidigt worden, er hat wider dieſe Heilige blutig geſündigt: dafür ſoll er mir zu anderer Zeit blutig abbüßen.

„Gott iſt groß!" rief der Lollhard: „Iſt der Sünder ohne Hoffnung an die Sünde verloren und zum Tode reif, wahrlich, er wird dem Arm des göttlichen Zorngerichts nimmer entrinnen. Sprechet nicht von Ehre, und Pflichten der Ehre, im Sinne der Welt, und täuſchet Euch nicht in abergläubiger Furcht vor dieſem ſelbſtgeſchaffenen Gotzen der Barbaren. Die Ehre dieſer Welt iſt des Teufels Strick, mit dem er die Menſchheit feſthält, ſich zu den göttlichen Höhen aufzuſchwingen. Menſchenehre iſt nur allzuſehr Entwerthung des Hochmenſchlichen, Schande vor dem Himmel, Wahnſinn vor dem Weiſen. Die Völker der Chriſtenheit haben nur einen Gott; die Heiden aber von Land zu Land andere

Göhen. Die Völker aber, welche ſich Gott weihen, überall auf Erden, haben nur eine Tugend, aber von Land zu Land eine andere Ehre."

„Vergiß, vergiß, edler Freund!" ſeufzte Veronika mit ſtilltrauerndem Blick auf Gangolf, und glich, in der Wehmuth ihres Antlitzes, einem Engel, welcher über den drohenden Fall eines Lieblings klagt, deſſen Schutzgeiſt er iſt: „Vergiß und vergib! O wie wird's dir ſo ſchwer, höher zu ſtehen, als die Welt mit ihren Vorurtheilen und Leidenſchaften, als das Leben mit ſeinen Thorheiten! Willſt du mich entfernen und verſtoßen, edler Gangolf? O was muß ich denn geben, um die Rache von deinem Herzen loszukaufen?"

Gritli legte ihren Arm um die Begutte und ihr freundliches Geſicht an die Achſel derſelben, indem ſie ſchelmiſch zu ihr hinaufflüſterte: „Ich wüßte den Preis wohl!" Veronika ſenkte einen lächelnd ſtrafenden Blick auf die Gefährtin nieder, wie eine Mutter auf ihr muthwilliges Kind.

Herr Rüdiger horchte zum andernmale hoch auf, als er das trauliche Du der Begutte gegen ſeinen Sohn hörte. Er betrachtete Beide forſchend; dann ſah er den Lollhard bedeutſam an

und ſprach: „Will mich's doch ſchier bedünken, treues Bruderherz, daß unſere Kinder ſich auf derſelben Stätte ſchon begegnet ſind, wo ſich unſere Wünſche vor wenigen Tagen durchkreuzten.“

— Laß die Vorſehung walten! erwiderte der Lollhard ernſt und warf einen forſchenden Seitenblick auf ſein Kind.

„Fräulein,“ redete Herr Rüdiger zu Veronika, „pflanzet die letzten Blumen in das Paradies, in welches mich die großmüthige Freundſchaft Eures Vaters geführt hat. Verſteht Ihr mich? Macht mich glücklich.“

Veronika blickte, indem ſie beide Hände auf ihre Bruſt mit Innigkeit legte, erſt ihn an, dann zum Himmel mit ſtiller Inbrunſt, als wollte ſie ſagen: „O wie gern, o daß ich's könnte!“

„Wollet Ihr mir alten Mann erlauben,“ fuhr Herr Rüdiger fort, „daß ich Euch das Du gebe, welches Ihr meinem Gangolf vergönnet? Wollet Ihr auch meine Tochter ſein?“

Veronika erhob ſich in liebreizender Demuth von ihrem Sitze, ging zum Seſſel des Greiſes, kniete vor ihm hin, nahm ſeine Hand und küßte ſie. Er beugte ſich über ſie hinab, küßte ihre Stirn, blickte mit thränenvollem Auge erſt den

Lollhard, dann wieder ſeinen Sohn an, der neben ihm ſaß, ergriff ſchweigend deſſen Hand, legte ſie in die Hand Veronika's, und rief mit bebender Stimme zum Lollhard, der ihm zur Rechten ſaß: „Es will mir mein Herz brechen. Komm, mein Bruder, und ſegne ſie!“

Gangolf, als er Veronika's Hand in der ſeinen fühlte, ſank neben der Begutte vor dem Vater auf die Knie, küßte erſt die Hand desſelben, dann ſchlang er beide Arme um Veronika und zog die Zitternde an ſein Herz. Der Lollhard erhob ſich ernſt vom Sitze. Die Thür öffnete ſich; Ifenhofer trat herein. Die Ueberraſchung des Anblicks hemmte ſeinen Schritt.

„Das iſt mir der rechte Feierabend zu dieſem feierlichen Abend!“ rief er.

38.

Das Nachwort.

Hier bricht die Geſchichte plötzlich ab. Ich weiß beinahe ſelber nicht, ob am gehörigen oder ungehörigen Ort. Ich könnte nicht einmal ſagen, ob die Begutte das Tochterwerden ſo verſtanden habe, wie es Vater Rüdiger gemeint zu haben

ſcheint. Ja, was das Schlimmſte iſt, ich könnte ſogar nicht ſagen, ob Veronika ihrer reinen Seelenliebe je einen irdiſchen Beiſatz geſtattet habe. Faſt möcht' ich daran zweifeln, wenn anders nicht die ganze Natur mit Gangolf in Bund gegen den Heldenmuth der frommen Selbſtüberwinderin getreten iſt.

Nur ſoviel weiß ich, daß Gangolf keine unmittelbare Erben hinterlaſſen hat. Er erreichte ein hohes Alter, ward, laut der geſchriebenen Chronik, noch im Jahre 1504 der Stadt Aarau Schultheiß und ſtarb in demſelben Jahre. Mit ihm erloſch das alte Adelsgeſchlecht dieſes Namens im Aargau. Seine Erben und Verwandten verkauften im Jahre 1515 die alte Veſte Rore, oder den Freihof, mit zugehörigen Zinſen, Zehnden und Gefällen an die Bürgerſchaft von Aarau. Dieſe ließ den Burggraben, welcher darum gegangen, ausfüllen, am Gebäude viele Aenderungen machen und daſſelbe zum Rathhaus einrichten. Noch heut ſteht der Thurm Rore, verkleidet von ſeinen Angebäuden, faſt unſichtbar, und ſeine ſtarken Mauern und Zimmergewölbe ſind der Stadt Urkundenkammern geworden. Die Freiheit aber, welche von Alters her darin geweſen, wurde auf den Kirchhof verlegt, den man mit höherm Gemäuer umgab.

Es scheint auch, daß Thomas von Falkenstein seine beschworne Urphede treulich gehalten habe, von der, weil sie Geheimniß blieb, die Muse wohl mehr als jede Chronik weiß. Doch seine Tücke ließ er darum keineswegs gegen das Haus Trullerey und gegen die Stadt Aarau fahren. Als Beweis dient, daß er noch fünf Jahre später eine der abscheulichsten Handlungen beging, freilich auf eigenem Grund und Boden. Die Chronik von Aarau erzählt sie folgendergestalt: „Anno 1449 den 6 May, Sahen die von Arauw jenseits dem Berg gegen dem Frickthal ein Feur aufgehen, ließen derenthalben 19 Burger zu hulf lauffen, da sie aber gen Wölflismyl kamen, warteten die Soldaten, welche in Thomas von Falkenstein Dienst waren, verborgener Weis, biß die von Arauw kammen, als Sie vorhanden, wütschten sie herfür, Schlugen die feurläuffer zu tod. Sinth diser Zeit sind die hiesigen feurläuffer nicht mehr obligirt in das Frickthal feur zu lauffen."

Die Namen der Erschlagenen sind alle aufgeführt. Von den heut vorhandenen Geschlechtern der Stadt erscheint darunter keins. Diese sind hier kaum älter, als die Reformationszeit, in welcher wieder andere der ehemals blühenden ausgewandert sind.

Auch das Geſchlecht der Falkenſteine verſchwand ſchon mit Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts gänzlich aus dieſen Gegenden. Ihre Schlöſſer und Güter kamen durch Kauf an Solothurn und Baſel.

Addrich im Moos.

1.

An Herrn Doktor Heinrich Schmutziger, Stabsarzt und Mitglied des Sanitätsraths zu Aarau.

Du wünschest dir, mein geliebter Hippokrates, keinen bessern und schlimmern Kranken, als mich; und ich mir keinen schlimmern und bessern Leser, als Dich. Darum wähl' ich Dich, kraft der Machtvollkommenheit und des monarchischen Prinzips, welche Dichtern, wie Staatsmännern, über Alles gehen, zum alleinigen Stellvertreter des gesammten Lesevolks, und übergebe Dir dies unschuldige Mährchen zur Neujahrsgabe.

Ich habe lange bei mir erwogen, ob ich eine Fibel, oder Rechentabelle, oder dergleichen zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt verfassen solle. Ich ließ es, wie Du siehst, bei einem Mährchen bewenden, was einen heilsamen Gedankenstillstand noch mehr zu befördern im Stande sein mag, als eine Schrift obiger Art, die bei Kindern und Alten nur gefährliches Nachdenken wecken möchte. Gedankenstillstände sind wahre Waffenstillstände der Menschheit; denn

eben Gedanken sind die furchtbarsten aller Waffen, die den Frieden auf Erden von jeher am tiefsten verwundet und ihn zuletzt unter dem Monde fast zur Unmöglichkeit gemacht haben. Ein gutes Mährchen muß den Schlaf befördern; und der Schlaf ist Gedankenfriede, folglich das höchste Gut des menschlichen Geschlechts.

Was ich Dir übergebe, ist nun ein Versuch, der durchaus keinen andern, als den löblichen Zweck der schönen Schwätzerin Scheherazade am Bett des Sultans, in Tausend und einer Nacht, hat. Da ich mit Wahrheit versichern darf, mehrmals selber beim Träumen von Addrich im Moos eingeschlafen zu sein, darfst Du das Mährchen getrost Deinen Kranken, als Somniferum oder Soporativ, in Rezepten verordnen.

Daß ich dabei auf Dich, als meinen Hauptleser, besondere Rücksicht genommen habe, bedarf keiner Betheurung. Denn wem mehr, als Dir, du menschenfreundlicher Heiland so vieler Schmerzenleidenden, du treuer Vater der Armen, du immer in den Vorderreihen derer, die das Gute und Gemeinnützige befördern, wem mehr, als Dir, wäre oft ein erquickendes Schlummerstündchen zu gönnen, in welchem Dir Dein Engel erscheint und Dich stärkt?

Bloß Dir zu größerer Bequemlichkeit wählt ich den Schauplatz der Erzählung aus Deinen

Umgebungen. Wer beſſer, als Du, kennt Stadt und Vorſtadt unſers lieben Aarau? Die einſame, hochgelegene Hütte auf der Bampf hab' ich Dir ſchon mit dem Finger gezeigt. Das Schloß Rued — alles im Umkreis weniger Stunden — ſahſt Du ſelbſt.

Zum Ueberfluß will ich Dir Jegliches näher beſchreiben. Denn nichts ſchläfert mehr ein, als wenn Jemand breit erzählt, was man ſchon weiß. Gleichviel, wo ich beginne, heb' ich mit dem Schloſſe Rued an, welches in unſerm Aargau, drei Stunden vom Aarefirom, rechts demſelben, im Schooſe des niedern Gebirgs ruht. Es erhebt ſich dort bequemlich auf milder Anhöhe, die unmittelbar an eine der Bergreihen lehnt, welche, von Sandfelſen erbaut, die ſogenannte ebene Schweiz durchziehen, und ihre Thäler gegen den zackigen Jura ausmünden.

Es war dieſes Schloß vor Alters Stammſitz eines alten ritterlichen Geſchlechts, welches von ihm den Namen trug; gerieth dann an die im Aargau vielbegütert geweſenen Herren von Büttikon, bis nach Eroberung der Grafſchaft Lenzburg, zu der es gezählt ward, das Land an Bern kam. Bei jener Eroberung im Jahr 1415 ſoll die alte Burg Rued ode geworden ſein. Darauf ging ſie eigenthumlich an die edeln Meyen von Bern über, deren Enkel ſie noch heut, wiewohl

in veränderter Geſtalt, bewohnen. Denn das Schloß gleicht mehr einem großen, beſcheidenen Landhauſe, als einem finſtern, mittelalteriſchen Burgſtall.

So ſtand es ſchon in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Doch beſaß der damalige Eigenthümer noch ſtattlichere Rechte über die umliegenden Ortſchaften, als zu unſerer Zeit. Aus den Fenſtern der erhabenen Wohnung überſah er einen Theil ſeiner herrſchaftlichen Beſitzungen, Höfe und Ortſchaften, die an den Hügeln und in den ſtillen Gründen des Ruederthales mit ungeſuchter Anmuth umherlagen. Wie ſeine Nachfolger, und vermuthlich auch wie ſeine Vorfahren, verlebte er den großen Theil des Jahres in dieſem freundlichen Erdenwinkel, der zwar nicht, wie andere Schweizerlandſchaften, durch überwältigende Wunderbarkeit die Seele im Rauſch des Erſtaunens, Entzückens oder Entſetzens feſſelt; aber dennoch das Gemüth nach und nach durch einfache, ich möchte ſagen, demüthige Lieblichkeit und durch das Trauliche, Nahe, Heimathliche ſeiner Thalkrümmungen, Bergformen, Buſchwerke und ſchämig hinter Fruchtbäumen verſteckten Wohnungen, an ſich gewinnt.

Gewöhnlich erſchien der Oberherr ſchon vor Beginn der ſchönen Jahrszeit in ſeinem Schloſſe, um ſowohl erforderliche Anordnungen für land-

wirthſchaftliche Arbeiten zu treffen, als auch, ſich nebenbei noch der Schneyfenjagd zu erfreuen. Auch im Jahr 1653 war dies geſchehen, aber über Erwarten früh, ſchon im rauhen Februar. Die Landleute in ihren noch verſchneiten Hütten, denen die winterliche Einſamkeit das Unbedeutendſte zum unerſchöpflichen Stoff der Unterhaltung macht, wunderten ſich allerdings, ihren Oberherrn früher, denn die Störche mit Petri-Stuhlfeier, Einzug halten zu ſehen. Die Geſcheutern ſchüttelten aber bedenklich den Kopf, und gaben zu verſtehen, daß ihn bloßer Schneyfendreck, wie ſie ſagten, nicht ſo vorzeitig von den Spieltiſchen der Vettern und Baſen zu Bern weggelockt haben möge; dahinter liege eine Katze verſteckt. Man hatte ſchon mancherlei bunte Gerüchte vernommen. Und das Betragen des Oberherrn ſchien gewiſe Muthmaßungen eher zu bekräftigen, als zu widerlegen.

Er zeigte ſich gegen die Bauern nämlich, wiewohl er immer ein wohlwollender und gerechter Herr geweſen, weit leutſeliger und freundlicher, denn in vorigen Jahren; nannte Jeden beim Namen; fragte den Einen um ſein Wohlbefinden, den Andern nach Weib und Kindern; lobte ihr gehorſames Betragen gegen die Obrigkeit, und pries daneben die Vortrefflichkeit der väterlichen Regierung von Bern. Im Schloſſe

selbſt aber wohnte er einſilbiger, nachdenkender, verſchloſſener, als ſonſt; ſchrieb viele Briefe, oft in der Nacht; und man ſah zu ihm Boten kommen, die Niemand kannte, und andere, die er eiligſt verſchickte. Man wußte, freilich unzuſammenhängend, daß es in einigen Gegenden der Schweiz unruhig, Entlibuch im Aufſtand, die Stadt Luzern ſogar von den wilden Bauern berannt ſei. Damit ſetzte man ſich die geheimnißvolle Thätigkeit des Oberherrn in Verbindung. Man hätte gern mehr erfahren. Er aber äuſſerte gegen ſeine Thalleute und ſelbſt gegen die vertrauteſten Diener nichts von Allem, was er vernehmen mochte. Als Staatsmann wußte er wohl, der Blinde ſei beſſer nach Belieben zu führen, denn der Sehende.

2.

Der Meiſterſänger.

Zu jener Zeit, welche man heutiges Tages die gute, alte Zeit nennt, las man noch nicht in den Dörfern Zeitungen, und es erleichterten noch nicht zahlloſe Kunſtſtraßen und wohlunterhaltene Verbindungswege den Verkehr zwiſchen Städten, Dörfern und abgelegenen Thälern. Die Leute im Ruedertbal mußten ſich alſo über das, was im Schweizerlande vorging, an verworrenen Gerüchten noth-

Univ. B...

dürftig begnügen, wie sie ihnen der Zufall brachte, und welche mehr Neugier weckten, als füllten.

An einem der sonnigen Märztage, die wir, wie Frühlings-Vorkost, mit allen Sinnen begieriger einathmen, denn den Frühling selber, stand des Abends, weil der Oberherr abwesend war, das Gesinde des Schlosses, selbst der Verwalter, müßig auf dem Platz vor der Pforte, und besprach die altgewordenen Neuigkeiten von Aufrühren, Schlachten und Hinrichtungen. Man war darin ziemlich einig, daß die Regierungen durch Verbot der fremden Scheidemünze und durch Herabsetzung der einheimischen Batzen auf die Hälfte des bisherigen Werthes, den Unfrieden selber gestiftet hätten. Sogar der Verwalter, welcher sonst von Amts wegen die Sache der hohen Obrigkeit gern blindlings in Schutz zu nehmen pflegte, ließ es jetzt schweigend gelten; denn er hatte ebenfalls durch plötzliche Abänderung des Geldwerthes ansehnlich eingebüßt.

Das Gespräch endete aber jählings bei dem Erscheinen eines Mannes, der mit hastigen Schritten daher eilte und ohne Zweifel wichtige Geschäfte beim Oberherrn anzubringen hatte. Von dem konnte etwas erfahren werden. Unwillkührlich bewegte sich daher Jeder vom Platze ihm entgegen, doch langsamen Schrittes, um die Neugier nicht ganz bloß zu stellen. Sie kannten Alle

den kleinen, runden, freundlichen Mann gar wohl, der jährlich einigemal ins Schloß zu kommen pflegte und bei der Herrschaft nicht übel ſtand.

Es war nämlich der Meiſterſänger und Spielmann Heinrich Wirri von Aarau, den heut Niemand mehr kennt. Wenn er auch nicht ſo glücklich war, daß Geſchichtsſammler und Seltenheitsliebhaber ſeine zierlich gereimten Sprüche an Ehrentagen und Hochzeiten, wie die Sprüche ſeines Großvaters, aufbewahren*), der hundert Jahre früher gleichen Namen und gleiche Dichtergabe hatte, ſtand dennoch der Enkel dem Großvater an Laune und Mutterwitz nicht nach. Er zog gar höflich den breitkrämpigen, hochgeſpitzten Rundhut vom Krauskopf, grüßte den Verwalter, nickte den Knechten links und rechts, und erkundigte ſich nach dem Oberherrn.

„Er iſt hinaus; muß ſich ein wenig ergehen; hat den ganzen Tag geſchrieben!“ ſagte der Ver-

*) Gottl. Em. v. Haller, desgleichen Leu, führen von einem Meiſterſänger Ulrich Wirri von Aarau aus dem ſechszehnten Jahrhundert Sprüche zu Ehren der Eidgenoſſenſchaft und der freien Reichsſtadt Straßburg an; und Heinrich Füßli ließ im 12. Stück des ſchweiz. Muſeums 1754 einen „ſchönen Spruch des Heinrich Wirri von Aarau von der verrumbten Hochzit zu Wädiſchwyl“ abdrucken.

walter: „Doch lange bleibt er selten aus. Beliebt's, Meister Wirri, so tretet unterdessen in's Schloß; Ihr werdet nicht verschmähen, Euch mit einem Abendtrünklein zu erfrischen. Zieht Ihr's aber am Tischlein unterm blauen Himmel vor, so muß auch hier für Euch gesorgt werden."

Der Meistersänger verbeugte sich mit dankbarer Freundlichkeit, warf den kurzen, schwarzen Mantel über die Schultern zurück, und ließ sich auf der holzernen Bank im Hofe nieder, wodurch er zu verstehen gab, der Trunk im Freien werde ihm besser zusagen. Bei der ehrenwerthen Fülle seiner Leibesglieder hatte ihm das Ersteigen des Schloßberges und der lauwarme Hauch des Föhnwindes den Schweiß im Uebermaß erpreßt.

Während er Stirn und Wangen trocknete und die Rückkehr des gastfreien Verwalters erwartete, reiheten sich Knechte und Bauerknaben in einem Halbkreis um ihn, und betrachteten stumm den gelben Wamms, die grauen Hosen und rothen Strümpfe mit einer Aufmerksamkeit, als könnten sie schon daraus den gegenwärtigen Lauf der Welthändel errathen. Der Verwalter kam endlich; ihm folgte der Knecht mit gefüllter Weinflasche, nebst Brod und Emmenthaler Käse auf glänzenden Zinntellern.

Der Meistersänger verneigte sich abermals, und nahm von dem Brod, indeß der Verwalter

das dunkelgrüne Trinkglas füllte. Doch den Emmenthaler ſchob der Meiſter höflich zurück, und ſagte zum Verwalter: Käſ iſt am Morgen Gold, am Mittag Silber, am Abend Blei. Ich kenne die Regel und erſtatte unterthänigen Dank. Nun aber vor allen Dingen beliebet, mir von Euerm werthen Wohlbefinden Nachricht zu geben, Herr Freund, und wie es hier zu Lande bei Euch ſteht und geht?"

„Die Frage ſollt' ich vielmehr an Euch richten!" antwortete der Verwalter mit ſauerſüßem, einem Lächeln ähnlichen Verziehen ſeiner derben Geſichtszüge, indem er ſich neben den Gaſt auf die Bank ſetzte, die langen Beine ausſtreckte und mit vorgebogenem Leibe die Hände auf die Knie ſtämmte: „Denn wir, Dank ſei Gott, leben hierorts gar wohl und friedlich. Aber es will verlauten, es ſei nicht gleichermaßen überall, Meiſter Wirri. Man ſpricht von Lärmen im Entlibuch und dergleichen."

Auf dieſe Rede, welche der Scheibe ins Schwarze traf, rückte der Halbkreis der neugierigen Zuhörer näher.

„Allerdings, allerdings!" erwiederte der Meiſter: „Ich möchte kein Hemd in dieſer Wäſche haben. Der Teufel hat ſein Ei mitten im Winter ausgebrütet, und nun iſt das ganze Luzernergebiet in hellem Aufruhr gegen die Obrigkeit; das

Emmenthal ſteckt auch das Panner der Rebellion aus; und hier im Aargau ſinkt's nicht minder nach Brand. Ich traue den Bauern nicht mehr über den Hag. Sobald ſie ſich tief bücken, haben ſie den Teufel im Rücken. Wenn man hier fegen wollte, würde man finden, was hinterm Ofen liegt!"

„Ei, ei!" rief der Verwalter: „Wir leben hierorts, glaubt mir, wie die unwiſſenden Heiden. Kein Wort iſt uns von allen Vorfällen bekannt. Hat's wirklich blutige Köpfe gegeben?"

„Mehr, als zum Heilwerden gut ſind, Herr Freund!" antwortete der Spielmann von Aarau: „Ich wollt' Euch nicht gerathen haben, dort auf dem Roß des Landvogts zu reiten, oder in den Schuhen des Schuldenboten zu wandern, wenn Ihr nicht Luſt hättet, früher an der Himmelspforte zu ſtehen, als man ſonſt mit Roß und und Schuh dahin gelangt. Alle Dörfer ſind bewaffnet, alle Wege und Stege beſetzt, alle Reiſende feſtgehalten, alle Briefe erbrochen. Niemand weiß mehr, wer Koch und wer Kellner iſt. Seit die Emmenthaler den Gehorſam aufgekündet haben, wett' ich für unſer geſammtes Berngebiet keine hohle Nuß mehr."

„Alſo auch die Emmenthaler? Wer hätte das von Leuten gedacht, die ſonſt ſo gehorſam und fromm waren!" ſeufzte der Verwalter.

„Es iſt keine Katze ſo glatt, ſie hat ihre Krallen!“ verſetzte der Erzähler: „Der Rath von Bern, zum Beiſpiel, ſchickte den Herrn Venner Friſching von Trachſelwald, das Volk zu Treu und Frieden zu ermahnen. Die Bauern ſtellten ſich gar unterwürfig und freundlich zu ihm. Aber der Fuchs grüßt den Zaun nur, wenn er in den Garten will. Indeſſen die Emmenthaler dem Herrn Venner Bücklinge machen mit der Naſe bis auf die Erde, beſchwören ſie in derſelben Stunde zu Hutwyl einen Bund gegen meine gnädigen Herren von Bern, Leib und Leben daran zu ſetzen, um ihre alten Freiheiten, wie ſie es nennen, wieder zu bekommen, exempli gratia eigenen Landshauptmann, freien Salzhandel, Aufhebung der Trattengelder, et cætera. Da habt Ihr's. Das Luzernervolk hat den Handel angefangen, aus allen verfaulten Kiſten und Gemeindsladen Freiheitsbriefe zuſammengeleſen, zwanzig bis dreißig Hauptklagen gegen die Regierung aufgerichtet, und ſich vor vier Wochen ſchon aus zehn Aemtern in Wollhauſen verſammelt und einen Bund geſchworen. Böſe Exempel verderben gute Sitten. Die Emmenthaler ahmen ihnen nach und wollen es auch beſſer haben. Ungleiche Schwiſeln machen ſcheele Augen. Nun iſt Alles durcheinander.“

„Mir ſteht der Verſtand ſtill!“ rief der Ver-

walter: „Wie konnte auch der böſe Geiſt ſo plötzlich in dieſe Gergeſenerſäue einfahren?“

„Ei nun, Ihr wißt's ja, Herr Freund!“ entgegnete der Spielmann: „Im Winter hat der Bauer allezeit blauen Montag; und müßige Köpfe haben ſeltſame Gedanken. Da wird in Wirthshäuſern viel ausgeheckt, was fliegen kann, ſobald es den Schnabel aufſperrt.“

„Was ſagen aber meine gnädigen Herren von Bern und Luzern?“ fragte der Verwalter: „Schau'n doch nicht müßig zu, bis ihnen der Bauer über den Kopf wächſt? Wär' ich Meiſter, das wäre mir anders. Warum nicht Truppen verſammelt und drein geſchlagen mit der Schärfe des Schwerts? Nur rechten Ernſt gezeigt. Der Bauer trotzt allewag, wenn man ihm hofelt; aber ihm über das Maul gefahren, ſagt er: Gehorſamer Diener! und macht die Fauſt im Sack.“

„Ja, ja, Herr Freund, Ihr möget nicht ganz Unrecht haben!“ antwortete Wirri lachend: „Es verdirbt macher gute Rath, den der Schultheiß nicht hat, im Sack des gemeinen Mannes. Aber, Herr Freund, der Stärkſte iſt Zwingherr, und mit böswilligen Hunden iſt ſchlecht jagen. Meine gnädigen Herren haben im Lande Kriegsvolk aufbieten wollen. Was geſchieht? Der Bauer iſt wohl da, der Soldat aber nicht zu Hauſe. Da

heißt's: Wir ziehen nicht gegen unsere eigenen Landsleute! Andere sagen: Zahlt uns zuvor die Reisegelder aus. So schallt's überall zurück. Haben doch die Herren von Luzern vierhundert Mann aus den kleinen Kantonen in die Stadt ziehen müssen, um des eigenen Lebens sicher zu sein. Es ist vorbei, und ist bös, Füchse mit Füchsen fangen. Die Bauern wollen nicht gegen die Emmenthaler ins Feld. Was saget Ihr nun, Herr Freund?"

Der Verwalter verzog die Miene bedenklich und räusperte sich. Die Knechte, welche bisher stumm und still gehorcht hatten, schienen bei den letzten Worten des Aarauers um einen Zoll gewachsen zu sein, sahen sich links und rechts mit bedeutsamen Blicken an, und nickten einander zu.

„Man muß die Rädelsführer der Rebellen habhaft machen!" schrie der Verwalter, indem er dazu sein strengstes Amtsgesicht machte.

„Richtig!" erwiederte der Meistersänger: „Will man die Treppe wischen, fangt man von oben, nicht unten, an. Aber den Stier, wenn er wüthet, kann man nicht beim Horn packen."

Die Umstehenden lachten.

Der Verwalter warf einen finstern Blick auf das Gesinde, und rief: „Was habt ihr Maulaffen feil? Packt euch. Es ist für euch da nichts zu horchen!"

„Hm!“ ſagte ein ſtruppiger Kerl, hämiſch-lächelnd: „Ich meine, der Platz iſt breit genug für Euch und uns.“ Die Andern ſchwiegen und bewegten ſich nicht von der Stelle.

Meiſter Witti fuhr indeſſen fort und ſagte: „Man kennt die Rädelsführer alle auf's Haar. Das aber ſind Burſche wie Eſau's Hand und Jakobs Stimme. Ich kenne ſelbſt den Rebellen Chriſten Schybi aus dem Entlibuch; der macht Euch den beſten General zu Schanden; ich glaub', er hat beim Schwedenkönig gedient. Die Luzerner Geſandten hat er beim Kragen genommen und eingethürmt, die Hauptpäſſe an der Emma und bei Gißkon ſtark beſetzt, und die Hauptſtadt mit bewaffnetem Volk belagert.“

„Bewahr' uns Gott!“ ſagte der Verwalter erſchrocken: „Iſt's ſchon dahin gekommen? Nun, ihr guten Leute, was ſteht ihr doch? Ich mags nicht leiden. Setzt euch aufs Bauholz hieneben. Stehen macht müde Beine.“ — Die Schloßknechte, an die er dieſe Worte richtete, ſchienen ihn nicht zu hören, ſondern hielten die Blicke mit großer Aufmerkſamkeit auf den Mund des Berichterſtatters geheftet, den der Wein, welchen er von Zeit zu Zeit behaglich hinterſchlurfte, immer redſeliger machte.

„Der Schybi“, fuhr er fort, „macht Alles zittern. Aber er hat auch den Kopf groß, wie der

aufgehende Vollmond. Als ihn Herr Schultheiß Dulliker von Luzern beim Lärmen in Wolhausen etwas rauh anfuhr, sagte er, daß es Alle hörten: Ihre Gnaden, Herr Schultheiß, das Rathhaus von Luzern, wo uns Hauptmann Krebsinger anschnarchen durfte, liegt fünftehalb Stunden von Wolhausen. Vergeßt das nicht. Wir verlangen, was Recht iſt. Und wollt Ihr das Rechte nicht, ſo macht Euch aufs Linke gefaßt. — Und wie er das ſagte, ſchlug er an ſeinen Degengriff. Ich dachte bei mir: das zwar iſt ein unverſchämter Burſch; aber der Schultheiß von Luzern hätte wiſſen ſollen, daß Herrenworte keine Keulen ſind. Wenn man den Stein nicht lüpfen kann, muß man ihn liegen laſſen. Herr Venner Friſching, da er zu Trachſelwald die Bauern ermahnte, war klüger, als dieſer Schultheiß. Er trat leiſe auf; denn er wußte ſchon, was die Glocke geſchlagen hatte. Wahrlich, es iſt ein feiner Herr, der Herr Venner! Alles that er mit Milde; nichts unbedacht, nichts übereilt. Zu geſchwind fahren bricht das Rad; und ſchneuzt man die Naſe zu ſtark, blutet ſie nur."

„Schlimm, ſchlimm, ſehr ſchlimm!" ſagte der Verwalter, und zog die breiten, eckigen Schultern in die Höhe: „Was nützt des Schultheißen Zorn? Was meines hochgeachteten Herrn Venners Gute?"

Wohlwollens in den angenehmen Gesichtszügen; schlicht, aber doch nicht ohne Sorgfalt im Aeussern. Etwas Schweres, fast Steifes in Haltung und Bewegung gab ihm eine Art Würde; und die stete Ruhe des Gesichts, welche aus Mangel innere Reizbarkeit herzustammen schien, konnte eben so gut für Wirkung der Herrschaft gelten, welche er über seine Gefühle erworben hatte. Uebrigens war er in der ganzen Gegend umher als ein strengrechtlicher, wohlthätiger Biedermann geschätzt. Indem er nachlässig die Hand an sein rothes Baretlein legte, des Spielmanns Grüße zu erwiedern, sagte er zu demselben: „Willkommen, Meißer Heini, was bringst du mir Gutes von Aarau?“

— Ich verhoffe, Junker Oberherr, wenigstens keine Hiobspost; wiewohl heutzutage das Gute selten wird, wie fettes Gras um Weihnachten. Vor allen Dingen läßt sich mein Herr Schultheiß Hazenbuch allergehorsamst empfehlen und übersendet dies Brieflein; das zweite hier hat mir der wohledelwürdige Dekan Rüeperli für Euch anvertraut, als er meine Reise nach Rued vernahm.

Der Junker öffnete lässig das Schreiben des Schultheißen und durchlief es mit den Augen. Nach einer Weile murmelte er für sich wiederholend die Worte: „Durchpaß, aber keine Besatzung?

Hm!“ Sann dann eine Weile nach, indem er die Hände, worin er die empfangenen Papiere hielt, auf den Rucken legte, ging gemächlich ein paar Schritte vor, ein paar zurück, und ſagte drauf: „Ich verſteh's nicht, was Aarau will? Aber Schultheiß Hagenbuch, der in der Feder nicht ſtark iſt, verweiſet mich an deine Zunge. Begleite mich alſo ein wenig; der Abend iſt luftſtill und warm. Erzähle mir.“

Er ging bei dieſen Worten, ſich vom Schloßplatz entfernend, langſam wieder den Weg gegen den Berg zurück, welchen er gekommen war, und deſſen ſandiges Geleiſe ſich bald in die Dämmerung ſchwarzer Tannen verbarg. Wirri wandelte ſchweigend zur Seite, die Befehle des Junkers erwartend.

„Erzähle mir alſo ausführlich den heutigen Beſchluß der Aarauer. Denn des Schultheißen Hagenbuch Worte ſind eben ſo kurz, als unverſtändlich. Es iſt die bekannt, Heini, daß der um ſich greifende Aufruhr des Landes den Rath von Bern zu ſtrengen und kriegeriſchen Maaßregeln gezwungen hat. Zwar iſt der Aargau noch ruhig, aber ſeine Geſinnung unzuverläſſig. Darum wird dieſer Tage das Kriegsvolk von Mühlhauſen, Baſel und Schaffhauſen einrücken. Die Züricher ſtehen mit achttauſend Mann zum Aufbruch fertig.“

— Hilf Himmel! rief der Meiſterſänger: So

ſei Gott dem armen Lande gnädig. Ein Krieg iſt bälder angefacht, als abgemacht. Es war unſerm Volke nur zu wohl, darum ſchlägt's gegen ſeinen Herrn hinten aus, wie ein muthwilliges Füllen. Aber freilich, es müſſen ſtarke Beine ſein, die gute Tage tragen ſollen. — Der Ueberreiter von Bern kam ſchon geſtern in Aarau an. Dieſen Morgen nun wurde einer ganzen ehrſamen Bürgerſchaft auf's Rathhaus geboten. Da hat Herr Schultheiß Hagenbuch angezeigt, wie daß ein Schreiben von unſern gnädigen Herren vorhanden ſei, worin ihrer Gnaden Will' und Meinung wäre, fünfhundert Mann von Baſel und Mühlhauſen in unſere Stadt zu legen, mit Befehl, man ſolle ihnen Speiſ' und Trank um rechten Preis zukommen laſſen. Die ſollten bei uns in der Stadt verbleiben, bis die Bauern gedämmt ſein würden.

„Die Sach' iſt einfach!“ unterbrach ihn der Junker: „Die Schafhauſer werden eben ſo die Stadt Brugg beſetzen, um aller Päſſe über die Aare Meiſter zu bleiben, und die Grafſchaft Lenzburg von den Aemtern Biberſtein und Schenkenberg zu trennen. Ward die Bürgerſchaft bald einig?“

— He, Junker Oberherr, wenn wir alle nur einen Kopf hätten, ſo brauchten wir nur einen Hut. Die Bürger begehrten Bedenkzeit, gingen

in die Kirche und beriethen mit einander. Hieronymus Kaſthofer trug an: man müſſe unſern gnädigen Herren zu Bern willfahren. Eine Kriegsbeſatzung gereiche der Stadt ſelber zum Schutz gegen die Anfechtungen des Landvolks. Dem widerſprach aber Antoni Hunziker aus aller Kraft. Er meinte: Soldaten bringen nicht immer Sieg, aber immer Krieg. Der Kriegsknecht im Haus mache dem Frieden Garaus. Die Bürger könnten ihre Thore beſſer hüten, als Fremdlinge. Wollte Bern mit dem Landvolk Streit, ſo ſollte Aarau nicht die Haare dazu geben. Man müſſe keine Partei nehmen; denn die Bauern grenzen an den Stadtbann, aber Bern läge vierzehn Stunden davon. So ungefähr redete Antoni Hunziker, und nun gab's Lärmen für und wieder, bis Samuel Schmutziger aus der Vorſtadt aufſtand. Ihr kennt vermuthlich den Biedermann, Junker Oberherr. Er iſt der guten Sache Freund und Niemands Feind. Die ganze Bürgerſchaft hat ihn in Ehren; denn er iſt aller Welt Helfer und verlangt dafür die Zahlung erſt im Himmel.

„Gut, gut!“ rief der Junker: „Nenne mir ſeinen Rath, ſo kann ich ihn auch loben.“

— Ei nun, er meinte: Rechtthun gehe über Klugthun. Freien Durchzug müſſe man den Hilfsvölkern von Bern geſtatten gegen jeden Feind; aber ob die Stadt verpflichtet ſei, Beſatzung auf-

zunehmen, darüber müſſe man ſich die Freiheiten von Aarau vorleſen laſſen. Dieſe Meinung ward durch Handmehr angenommen, und ein Ausſchuß von fünfzehn Mann trug dieſelbe den Räthen und Bürgern vor. Dabei iſts einſtweilen verblieben.

„Das iſt etwas und nichts!“ ſagte Junker Mey: „Es muß anderswo durch. Wenn ſich Bern gegen rebelliſche Unterthanen zur Wehr ſetzen will, ſollen die Aarauer ihren Herren und Obern keineswegs die Hände binden. Ich werde ſelbſt zur Stadt gehen; und hilft Güte nicht, wird's Ernſt gelten.“

— Junker Oberherr, haltet zu Gnaden. Das Sprüchlein ſagt: Allzuſcharf haut nicht. Gebt gemach! Schultheiß Dulliker von Luzern ſagte auch: Man kommt mit einer Hand voll Gewalt weiter, als mit einem Sack voll Recht. Aber ich dachte, als ich ihn vor ſechs Wochen in bleichem Schrecken aus Wolhauſen wegreiten ſah: wenn man die Weidenruthe zu ſtark dreht, bricht der Knebel!

„Warſt du bei dem Auftritt im Entlibuch, wo die Rebellion ihren Anfang machte?“

— Allerdings, Junker Oberherr, ich kam dazu ohne Wiſſen, ohne Sünd', wie der Blinde zur ſchönen Braut. Euch iſt beſſer, als mir bekannt, wie gar ungeſalzen und ungeſchmalzen die Abgeordneten der Entlibucher abgeſpeiſet worden ſind,

da ſie wegen der herabgeſetzten Batzen mit flehentlicher Vorſtellung gen Luzern gekommen waren und gebeten hatten, man ſolle entweder den Werth des Geldes wieder erheben, oder zur Bezahlung Landeserzeugniſſe nehmen, wie ſie dem Bauer im Felde wachſen. Auch wißt Ihr gar wohl, wie der bittere Beſcheid, den die Abgeordneten ins Entlibuch heimbrachten, böſes Blut machte, und wie die Leute bei ihrem Verluſt in Verzweiflung geriethen. Der Bauer verliert lieber ſeine rothe Naſe, als ſeinen rothen Kreuzer. Ihr wißt, wie darauf die hochobrigkeitlichen Schuldenboten mit Schimpf und Schanden, die Hände auf den Rücken gebunden, die Ohren mit Holzklammern, das Maul mit Weidenkorben geklemmt, aus den Dörfern getrieben wurden, wo ſie Geld eintreiben wollten. Ihr wiſſet ferner . . . .

„Alles, Heini, Alles!“ unterbrach ihn der Oberherr: „Beſchreibe mir nur, was du mit eigenen Augen ſahſt.“

— Ei nun, da ich, bei rauher Hornungsluft, mit zwei müden Beinen von Willisau kommend, den ſteilen Weg hinabſtieg in den Thalſchlund, worin Wolhauſen liegt, war noch das Dorf todtenſtill. In der Herberge allein gings lebendig Treppauf und ab, und ward geſotten und gebraten. Denn der Herr Schultheiß von Luzern, der Herr

Plebanus, welcher vordem Pfarrer im Entlibuch geweſen, und andere Herren wohnten in derſelben Herberge. Die Vorſteher und Aelteſten der Gemeinden hatten ihren Zuſpruch ſchon empfangen und ſich entfernt. Ich freute mich auf ein fettes Nachteſſen. Es ward mir aber bald durch nicht gemeine Angſt die Eßluſt verderbt. Denn da ſammelten ſich nach und nach Menſchen von allerlei Geſtalt vor dem Wirthshaus; ſie kamen, wie herbeigeſchneit, und führten unter gewaltigem Lärmen ruchloſe Reden gegen die hochobrigkeitliche Geſandtſchaft. Der Wirth fürchtete, man werde ihm das Haus ſtürmen, und kratzte ſich, wo es ihn nicht biß; ſeine Frau betete mit lauter Stimme zehntauſend Ave Maria in der Küche. Ich getraute mich nicht zum Fenſter, denn da draußen ſah ich nichts, als abſcheuliche Geſichter und geballte Fäuſte. Der Herr Schultheiß, ein freundlicher und ſonſt wohlbedächtiger Herr, auch recht ehrwürdig im Thun und Laſſen, hatte den Muth, vor die Hausthür zu treten, wollte reden; aber das hieß Holz zum Feuer tragen. Wenn's hagelt, zieht die Schnecke die Hörner ein. Er machte ſich wieder zurück, und man hörte drauf Steine gegen die Thür prallen. Ich wünſchte mich weg ins Pfefferland; denn es heißt: mitgefangen, mitgehangen, und es kann in einem Augenblick viel reißen, was ein Jahr nicht ausflickt.

„Wie nun weiter, Heini? Drang der Pöbel ins Haus?“

— Nein, ein dichter, kalter Regenschauer drang plötzlich den Bauern durch die braunen Wämser und löschte glücklich, als schon das Feuer bei ihnen oben zum Dach hinaus wollte. Sie ſtoben mit Geſchrei auseinander, wie Gänſe, wenn der junge Hund ſpaßen mochte. Da blieb's ruhig.

„Und das war Alles?“

— Mit nichten, Junker Oberherr. Vorſpiel verlangt Nachſpiel. Andern Morgens war bei der Herberge eine große weiße Fahne aufgepflanzt. Weiß iſt die Farbe der Unſchuld; aber der Kaminfeger trägt Sonntags wohl auch ein Hemd wie Schnee. Die Leute ſammelten ſich wieder zu Tauſenden. Sie ſtrömten von allen Dörfern zuſammen. Es konnte zwiſchen den Köpfen bald kein Apfel zu Boden. Um zehn Uhr ward die Fahne abgenommen. Damit zog Alles hinaus ins freie Feld. Ich ſang in meinem Herzen te Deum laudamus, hatte aber ohne den Wirth gerechnet. Plötzlich tont Muſik wunderbarer Art. Wir laufen ans Fenſter. Siehe da, ein langer, unabſehbarer Zug von Menſchen, alle mit Kolben, Musketen, Spießen und Morgenſternen bewaffnet. Voran drei Junggeſellen mit blaſenden Alpenhörnern: dann die Hauptleute der Bauern; dann abermals drei Junggeſellen in alter Tracht, ſie ſtellten die drei Eids-

genossen vor. Darauf folgten siebenhundert Bewaffnete, je drei und drei. Es war ein gar artiges Schauspiel, aber doch zum Zähneklappern eingerichtet. Dann erschienen drei Fahnen neben einander, und abermals schritten diesen bei tausend bewaffnete Bauern nach, in bester Ordnung, drei Mann hoch. Aller guten Dinge sind drei; der Teufel kann aber auch bis drei zählen.

„Wohin zog das Volk?"

— Ich vermuthe, zu einer Kirche; denn nach einer Stunde erschienen drei Abgeordnete der Landleute, und beriefen die hochobrigkeitliche Gesandtschaft dahin. Ich mochte dort nicht predigen hören, blieb daheim, und vernahm, die Bauern hätten den Herren einen langen Zettel abgelesen, voller Ach und Weh über zu schweres und ungleiches Ohmgeld, über hohen Geldzins, über Bußgelder der Landvögte, über den Wollhauser Zoll, über Unkosten wegen der Schuldenboten, über den Salzhandel der Obrigkeit und dergleichen mehr.

„Nun, das, hoff ich, wird jetzt abgethan sein," sagte Junker Mey: „denn die Stadt Luzern hat starke Besatzung; die Kantone rüsten; die Rebellen sind erschrocken und unterhandeln von neuem; die Luzerner Regierung ist geneigt, den Landleuten in allen gerechten und billigen Forderungen zu entsprechen."

— Wahrhaftig, Junker Oberherr? Haben die Bauern Forderungen gethan, die zum Theil billig waren, ſo wundert's mich faſt, warum die Obrigkeit von Luzern nicht anfangs die demüthigen Klagen aufnahm, und erſt billig wird, wenn der Hund die Zähne weiſet? Man ſoll nicht warten, bis der Hafen beim Kochen überläuft, das Fett läuft mit.

„Es iſt dort allerdings im Anfang etwas gefehlt worden!“ ſagte der Junker: „Die Herren von Luzern läugnen es ſelbſt nicht ganz. Sie haben uns damit aber im Lande gar böſes Spiel gemacht.“

— Das haben ſie. Unſere Bauern ſehen's den Entlibuchern ab. Wer durch den Fluß gewatet iſt, hat den Andern den Weg gezeigt.

„Die Rebellen haben es leider in blinder Tollheit zu weit getrieben!“ ſagte der Junker kopfſchüttelnd: „Es gibt Zeiten und Umſtände, in deren widerwärtigem Zuſammengreifen die Ehre des Regenten höher ſtehen muß, als das heiligſte Recht; denn die Ehre des Regenten iſt ſein Leben und höchſtes Recht ſelbſt, dem Alles weichen muß. Luzern darf nicht mehr, was es vielleicht mochte. Es iſt zu ſchwer beleidigt vom Unterthan, fürcht' ich.“

— Junker Oberherr, es heißt, man muß nicht all' Prügel auflesen, die einem nachgeworfen ſind. Wer Vorſicht vergaß, muß Nachſicht gebrauchen. Obrigkeit geht feſten Schritt und kann doch holpern.

Hier ertönte plötzlich eine ſtarke Mannsſtimme: „Wahrhaft und zierlich geredet, mein Herr!“

4.

Der Schwede.

Der Spielmann von Aarau fuhr erſchrocken zuſammen; der Junker wandte ſich gelaſſen um, den unbekannten Redner zu ſehen. Wo auf der Bergköhe der Wald am dichteſten geworden, kam hinter ihnen ein Reiſender mit großen Schritten, der Birri's letzte Worte vernommen haben mochte, die ſeinen Beifall erworben zu haben ſchienen. Es war ein ſchöner, blühender Mann von etwa dreißig Jahren und ſchlankem, kräftigem Gliederbau. Die Kriegstracht nach Schwedenart, der weite Rock mit kurzen Schößen, ſammetverbrämt, Kragen und Aermel mit ſchwarzer Stickerei; das ſcharlachrothe Leibchen, mit Goldtreſſen geſchmückt; die kurzen, weiten Hoſen, auf den Nähten mit ſeidenen Schnuren beſetzt; der Hut mit breitem Rande; einfach aufgekrämpt, von welchem ein niederhangender weißer Federbuſch wehte; Knebel- und Zwickelbart an Kinn- und Oberlippe — Alles gab ihm ein heldenartiges und doch gefälliges Anſehen. Er trug den Säbel, der am breiten Riemen von der Schulter hing, im Arm, und hielt ſpielend in der Hand einige Schneeglöckchen und blaßgelbe

Primeln, die erſten Herolde des Lenzes, welche er unterweges gefunden, oder von einer Schönen zum Geſchenk erhalten hatte.

Er verbeugte ſich leicht, wie er neben den beiden Luſtwandlern ſtand, und ſagte: „Günſtige Herren, es iſt meines Orts nicht, Euch im Geſpräch zu ſtören, obgleich Euer Wort meinem Ohr wohl that, und ich vor eitel Luſt nicht ſchweigen konnte, meine Bewunderung zu zollen.“

Der Meiſterſänger und Oberherr kannten eine Weile den höflichen Fremdling an, der ſie mit ſchwarzen, blitzenden Augen freundlich betrachtete, und bei ſeinem Lächeln die reinſte Perlenreihe von Zähnen halb entblößte. „Ihr ſeid gütig, Herr!“ ſagte der Oberherr: „Wohin des Wegs?“

„Gen Kulm hinab, wohin, aller Apparenz nach, auch eure Schritte zielen!“ antwortete der Fremde: „Wenn ihr mir's vergönnt, werd' ich die Ehre haben, eine Weile Euer Begleiter zu ſein. Ihr ſprachet, wie mich dünkt, von des gemeinen Vaterlandes Libertät und Wohlſtand; geſtattet, daß ich Euer Zuhörer ſein durfe, und glaubet, daß auch ich einer von denen ſei, welche für das edle Kleinod Alles wagen und aufſetzen.“

Der Junker, dem die letzte Aeuſſerung verdächtig klingen mochte, muſterte den Mann ſeit-

wärts, indem er den Weg langſam mit ihm fortſetzte.

„Herr,“ ſagte der Spielmann von Aarau zum Fremden, „Ihr habt läuten gehört, wißt aber gewiß nicht, in welchem Dorfe? Doch das iſt gleichviel. Ihr ſeid alſo ein Schweizer? Eure feinen Redensarten ſcheinen aus einem andern Lande gebürtig.“

„Ihr habt ſcharfen Blick!“ erwiederte der Fremde mit verbindlichem Lächeln: „In der That hab' ich faſt länger im Auslande gelebt, als zwiſchen den Bergen meiner Heimath. Nachdem ich die Hochſchule frequentirt, ging ich in die Lehre des Kriegsgottes, und mußte mich in vieler Herren Länder umhertummeln.“

„Nun ja,“ ſagte Wirri, „viel Land, viel Bräuch'! Jetzt aber wird's Euch beim ſchlechten Habermuß nicht köſtlich dünken wollen, den man zu Hauſe kocht. Jedoch vom geringen Tiſch iſt am ſicherſten eſſen. Beim Soldatenbrod ſitzt allezeit Tod.“

„Und ohne Zweifel habt Ihr aus dem Kriege reiche Beute erworben?“ fügte Junker Mey hinzu: „Die bringt nirgends ſo viel Luſt und Ehre, als in der Heimath.“

„Mit Eurer Gunſt, meine Herren,“ verſetzte der Kriegsmann, „ich kann nicht gleicher Opinion ſein. Zwar hat der furchtbare Schlachten-

gott Mars ſich mir nicht undankbar für treugeleiſtete Dienſte erwieſen; jedennoch würd' ich heut' noch aufſatteln und hinziehen, wenn man die Trommel ſtatt der Betglocke rührt, und lieber auf dem Wahlplatz Alles mit Ehren verlieren, als hier auf der Bärenhaut mit Leib und Seel' verdorren."

„Das iſt Soldatenſprache!" entgegnete der Oberherr: „Doch ſollte Euch, falls Ihr ein Schweizer ſeid, das theuerwerthe Vaterland über Alles gelten."

Der Fremde verzog den Mund ein wenig und ſagte: „Des Herrn Obſervation würde allerdings gegründet ſein, ſo ich die Ehre hätte, Patrizius in einer regierenden Stadt zu heißen. Die übrigen armen Städtlein, als Euch zweifelsohne nicht unbekannt iſt, müſſen ſich mit den magern Broſamen ihrer Freiheiten und Rechte contentiren, und das Landvolk wird nur gefüttert, gleich der Schafheerde, ſeiner Milch und Wolle wegen."

Der Oberherr warf abermals einen argwöhniſchen Seitenblick auf den Mann; doch ſchien es ihm nicht unzweckmäßig, ihn weiter auszuforſchen, und deſſen Namen, Stand und Wohnung zu erfahren. Er verbarg alſo eine rege werdende Empfindlichkeit, und ſagte mit gewohnter Unbefangenheit: „Mich dünkt, Ihr urtheilet

faſt zu hart. Denn wenn Ihr den Wohlſtand in unſern Dörfern ſähet, und den Ackerbau des ganzen Landes, würdet Ihr, hoff' ich, der väterlichen Geſinnung unſerer Regierungen beſſere Gerechtigkeit widerfahren laſſen."

„Die Proſperität des Landes", erwiederte der Unbekannte, „iſt wohl ſchwerlich den Regierungen zu danken, ſondern dem Fleiß und Schweiß des Volks. Mir iſt nicht bewußt, was die Obrigkeit hinzuthut, wohl aber, was ſie davon nimmt. Alles mit einemmale zu nehmen, wäre thöricht. Denn ſo nichts mehr vorhliche, hieße es nicht unbillig, den Bach verlangen und doch die Brunnquellen abgraben? Laſſet Euch nicht befremden, daß ich in dieſer Materie etwas hartnäckig bin, denn ich habe das Lehrgeld bezahlt. Oder ſaget an, was gilt hier ein Ehrenmann, wenn er nicht das Rathsherrn-Baretlein anſprechen darf? Ohne Ruhm zu melden, wie Ihr mich hier ſehet, der große Kriegsheld, der unvergeßliche Feldmarſchall Torſtenſohn, hat mich wie ſein eigenes Kind gehalten; der Fürſt von Siebenbürgen, der berühmte Ragoczki, behandelte mich wie Seinesgleichen, und vielmals bin ich mit Prinzen zu Tafel geſeſſen. Hier meinet ſich jedes Jünkerlein mehr, und ſchaut von oben auf unſereins herab, als auf ſeinen angebornen Knecht, und erwartet,

man ſolle ihm Hof machen. Ich habe andere Majeſtäten geſehen! Ha, ha!“

„Vermuthlich hat man Eure Verdienſte nicht gekannt!“ ſagte der Oberherr mit feinem, kaum merklichem Lächeln: „Ihr habt ſie allzubeſcheiden verſchwiegen.“

„Mit Eurer Gunſt, Herr,“ verſetzte der Kriegsmann, „es ſtände mir nicht zu, mit Meriten zu prahlen, wenn ich in deren Poſſeſſion wäre; aber es ſteht auch keinem Stadtjunker zu, mich hochmüthig anzublaſen, wenn ich ihm nicht die Schuhe putze. Würde man aber nicht auſſerdem noch legaliter ausgeplündert, konnte man allenfalls über Geckereien lachen.“

„Wie verſteht Ihr das Ausplündern?“ fragte der Oberherr etwas ernſter.

„Wie Jedermann!“ antwortete der Fremde: „Denn ob Ihr durch Marodeurs oder durch ein Münzmandat die Hälfte Eurer wohlerworbenen Baarſchaft davonfliegen ſehet, Ihr werdet Eins, wie das Andere, nicht zu den verehrlichen Praktiken rechnen. Ich habe allein bei zweitauſend Florins durch den landesväterlichen Streich eingebüßt. Zuerſt überſchwemmte man das Land, wie Ihr wiſſet, mit dem ſchädigen Kupfergeld, und nachdem die Herren in den Städten ihre Beutel vom Unflath geſäubert und das Silber einkaſſirt hatten, manifeſtirten ſie, der Batzen ſei

um den halben Theil minder werth, als wofür ſie ihn ausgezahlt hatten. Das Volk war geprellt, und die Städter lachten ins Fäuſtchen dazu. Der Großtürk macht's gnädiger, als die chriſtliche Obrigkeit."

Bei dieſen Worten ſtand der Oberherr ſtill, maß mit ſcharfem Blick den Sprecher und ſagte: „Wer Ihr auch ſein möget, Euch gebühret nicht, in ſolchem Tone von der landesherrlichen Gewalt zu reden. Das Kind, das den Vater, der Unterthan, der die Obrigkeit, der Knecht, welcher ſeine Herrſchaft hinterrücks läſtert, plaudert nichts aus, als ſeine eigene Nichtswürdigkeit. Wie heißet Ihr? Woher ſeid Ihr?"

Der Fremde, durch die rauhe Anrede des Oberherrn mehr in Verwunderung, als in Ueberraſchung, erwiederte: „Mit Eurer Gunſt, welcher Floh ſticht Euch? Ich ſollte jene Frage vielmehr Euch applizíren, daß ich wiſſe, ob ich zur Antwort obligirt ſei."

— Ich bin der Junker Mey, Oberherr von Rued.

„Alſo tuam ipsius terram calcamus! Nun denn, ich habe andere Majeſtäten geſehen, und nie gehört, daß Ihr mein Oberherr ſeid. Alteriret Euch nicht. Aliud in choro, aliud in foro, gilt hier, und damit addio! Gehabt Euch wohl."

„Bleibt ſtehen!" donnerte ihm der Oberherr zu.

Der Fremde kehrte wieder um, trat hart vor

den Junker hin, betrachtete ihn eine Weile, indem Blitze aus ſeinen großen, ſchwarzen Augen ſchoſſen, und ſagte: „Truget Ihr eine Klinge, ſo würde mich gelüſten, Euch mores zu lehren, wie Ihr mit Ehrenleuten zu traktiren habt, die nur auf dem Schlachtfeld ihr Avancement gemacht. Ich und mein Degen wiegen ſo ſchwer, als Ihr mit Eurer ganzen Oberherrlichkeit; daß Ihr's wiſſet! Ich geb' Euch meine Parole, daß Ihr Occaſion finden ſollet, mich kennen zu lernen, wenn's Euch daran gelegen iſt."

Der Oberherr behielt bei dieſen hochfahrenden Reden die angenommene gebieteriſche Haltung unverändert und rief: „Ich befehle, Ihr bleibet, oder . . ."

„Sagt an, was liegt hinter oder?" entgegnete der Kriegsmann mit ſtolzem Lächeln: „Ich habe die Oder mit dem Feldmarſchall Torſtenſohn zweimal paſſirt, und bei Euch geſchieht's zum drittenmal. Obwohl ihr Eurer zwei ſeid, wär' Euch übel gerathen, mich zu moleſtiren. Das kleine, dicke Männlein da an Eurer Seite biſſe beim erſten Raſenſtüber ins Gras."

„Nichts für ungut!" ſagte Meiſter Vitri, indem er etwas beſtürzt einige Schritte hinter ſich machte: „Wer keine Hand hat, kann keine Fauſt machen. Ich will keine Erbſen mit Euch eſſen; alſo laßt mich in Frieden. Jedoch ver-

geßt nicht, daß kleine Leute auch große Schatten werfen können."

„Wißt Ihr nicht's Beſſeres, ſo ſag' ich Euch Valet!" ſprach der kecke Tiſchgenoß des Fürſten Ragoczki, wandte ſich, ging mit raſchem Schritt davon und verſchwand bald hinter den Tannen.

Der Oberherr ſtand eine Weile unſchlüſſig auf der vorigen Stelle, als wollt' er ihm nacheilen. Endlich aber wählte er mit dem Meiſterſänger doch den Rückweg zum Schloſſe, indem er ſagte: „Der freche Burſch wird in der Welt zu finden ſein! Verdopple deinen Schritt, Meiſter Heini, daß wir das Schloß erreichen. Ich werd' ihm meinen Jäger nachſchicken und ihn im erſten Dorfe verhaften laſſen. Der Prahler ſoll büßen."

„Das denk' ich eben auch!" erwiederte der Spielmann von Aarau: „Dann wird er anders pfeifen. Es ſind ſchon manche krumme Hölzlein gerade worden. Fürwahr, mich freuts' ſchon, dieſen ſtolzen Fant noch heut' gedäumelt eingebracht zu ſehen. Vier Wochen krumm geſchloſſen verdient er bei Waſſer und Brod im Thurm zu ſitzen, der unverſchämten Worte willen, die er gegen eine hohe Landesobrigkeit und gegen Euch ausgeſtoßen hat. Von mir will ich nur gar nicht reden, wiewohl ich auch nicht hinterm Zaun aufgeleſen bin. Er iſt ein Landſtreicher, oder noch was Schlimmeres, und lobt ſich nur, weil

ſeine Nachbarn nicht daheim ſind. Unſereins darf allezeit ſeinen ehrlichen Namen nennen, und was man nicht am Heu hat, hat man am Stroh."

Der Meiſterſänger, welcher während dieſes Redens kurzathmig geworden war, ſchwieg endlich ganz, um dem Oberherrn nachzukommen, der ſcharfen Schrittes den Bergweg hinanſtieg. Nach wenigen Minuten tauchten vor ihnen drunten die Thürmkin des Schloſſes hinter dem Gebüſch auf. Schon war nächtliche Dämmerung aus dem Thal hervorgeſtiegen, und im Gebäude brannten einzelne Fenſter vom Zimmerlicht.

Als ſie auf dem Platz angekommen waren, ließ der Oberherr einige Leute zuſammenrufen, die er auf der Stelle verſandte; empfahl ſeinem Verwalter den Meiſter Wirri zur guten Bewirthung, und entfernte ſich darauf in ſeine Zimmer.

5.

Eine neue Sendung.

Ohne Zweifel beſchäftigte die auf dem Berge gehabte Erſcheinung den Gedankenlauf des Junkers Mey nicht weniger, als den des Meiſterſängers. Letzterer wenigſtens konnte den ganzen Abend nicht fertig werden, dem Verwalter beim Weinglaſe das kurze Abentheuer im Walde zu beſchreiben. Seine Einbildungskraft erhitzte ſich

im Erzählen von der ſchönen Heldengeſtalt, von der fremdartigen Sprache derſelben, von den auserleſen wohlgeſetzten Redensarten, der ſchwediſchen Kriegstracht, der furchtloſen Kühnheit und den edeln Bewegungen derſelben. Alles ſchien ihm daran, bei näherer Ueberlegung, wunderbar. Er war zuletzt, je mehr er erzählte und trank, faſt geneigt, was er und der Junker geſehen, für etwas Uebernatürliches zu halten, um ſo mehr, da Niemand beim Schloſſe, an welchem doch der Weg vorbeiführte, den Fremdling bemerkt haben wollte, der Jedem aufgefallen ſein würde.

„Ich dachte ſogleich,“ ſagte er beim Nachteſſen zu dem Verwalter, wo er der vollen Schüſſel eben ſo tapfer, als der Weinflaſche zuſprach, „ich dachte ſogleich: Hier iſt's nicht richtig. Der Junker Oberherr hätte auf keine Weiſe mit dem Schweden anbinden ſollen. Man muß nichts anfangen, was Keiner zu Ende bringt. Der Oberherr ward hitzig und ging zu weit. Er mußte nicht befehlen, wo er das Gehorchen nicht gebieten konnte. Man läßt den Wagen fahren, der nicht zu halten iſt. Das ſag' ich immer. Ich, meines Theils, hütete mich ſehr, den Finger zwiſchen Thür und Angel zu klemmen. Was deines Amts nicht iſt, davon laß deinen Vorwitz.“

„Bei dem Allen, Meiſter Wirri,“ bemerkte

der Verwalter, und ſchüttelte ungläubig den Kopf, „werd' ich aus Euern Berichten nicht klug.“

„Meint Ihr, Herr Verwalter, ich geb' Euch Mäusdreck für Pfeffer?“ fiel ihm der Spielmann beleidigt in's Wort: „Es wird ſich zeigen, wer Recht hat. Was meine Augen geſehen haben, das hab' ich geſehen. Es gehören viel Schaufeln dazu, die Wahrheit zu vergraben. Ich ſag' Euch, die aufgeſchickten Leute fangen den Schweden nicht ein. Es ſind wunderliche Zeitläufe, und es werden noch wunderlichere kommen. Da gehen allemal ſeltſame Dinge voran, wie man dergleichen viel in Chroniken lieſet. Ein bloßer natürlicher Menſch hätte ſich nicht unterfangen, Eins gegen Zwei zu ſtehen, und dem Junker Oberherrn alſo frech zu antworten. Oder ſeid Ihr ein Freigeiſt?“

„Wenn Ihr mir geneigtes Gehör ſchenket,“ erwiederte der Verwalter, „ſo geb' ich Euch mein unmaßgebliches Gutachten über den Vorfall. Entweder, oder! Iſt es nicht, wofür Gott ſei, der Teufel ſelbſt geweſen, der den Oberherrn und Euch necken wollte, ſo war's etwa einer der Rebellen, die, dem Himmel ſei's geklagt! den Untergang aller Obrigkeit bezielen, die von Gott geſetzt iſt. Was mir den Kerl gar verdächtig macht, iſt der nicht auſſer Acht zu laſſende, merkwürdige Umſtand, daß ihn bei ſeinem Vorbeireiſen niemand von uns auf dem Platz bemerkt hat.“

„Das ſag' ich ja!“ rief Wirrl: „Eben da liegt der Haſ' im Pfeffer!“

„Folglich und alſo“, fuhr der Verwalter fort, „hat der loſe Burſch einen Schleichweg durch den Wald ergriffen, um dem Schloſſe auszuweichen.“

„Was?“ fiel ihm der Spielmann noch verdrießlicher in's Wort: „Bildet Ihr Euch ein, daß wir Zwei, der Junker und ich, vor einem gewöhnlichen Menſchen zurückgetreten wären, trotz der blanken Klempe, die er im Arm trug? Nein, Herr, glaubt es, unſer Herrgott hat wunderliche Koſtgänger zwiſchen Himmel und Erde, und es iſt nicht alles ein Bauerhaus, was ein Dach hat. Bildet Ihr Euch ein, der Junker Oberherr ſei im Koth behangen, als er der Geſtalt nachſetzen wollte, und nicht von der Stelle komte? Oder ich ſei von Euerm halben Maas Elſaſſer geſtöpt geweſen, daß ich zehn Schritt zurücktaumelte, als mich die Feueraugen anglotzten?“

Das Geſpräch dauerte länger, als die Leſer Geduld haben möchten, es zu leſen, und der gute Spielmann ſchöpfte mit jedem Zuge aus dem Gläſe neue Ueberzeugung, daß die Erſcheinung im Walde kein natürliches Ereigniß geweſen ſein könne. Dieſer Glaube that für den Augenblick wenigſtens auch ſeiner kleinen Eigenliebe wohl, welche der angebornen Furchtſamkeit allzugern den

Mantel umhängen wollte, und ſogar den Meiſterſänger als Ritter ohne Furcht und Tadel auftreten ließ.

Es war ſchon ſpät, als ein Diener des Oberherrn erſchien, und den Meiſter von Aarau noch einlud, ſich in deſſen Zimmer zu begeben. Obwohl Wein und Müdigkeit die Macht ſeiner Sinne ſo ſehr aufgelöſet hatten, daß das holzſchnittartige Geſicht des Verwalters nur noch wie grauer Schatten unkenntlich vor den halbgeſchloſſenen Augen des Spielmanns ſchwamm, machte ihn doch die unerwartete Botſchaft plötzlich nüchtern. Er folgte dem Diener, der ihm die ſteinerne Treppe hinauf vorzündete und eine Seitenthür öffnete.

Der Oberherr ſaß in einem kleinen dunkeln Zimmer vor dem Kamin, deſſen faſt erloſchene Kohlengluth kaum die Sohlen der übereinandergeſchlagenen Füße beleuchtete. Seitwärts glimmte eine Lampe, deren ſterbender Schein kaum das Tiſchlein gewahr werden ließ, auf welchem Papiere umherlagen und der Junker den Arm lehnte, deſſen Hand ihm die Stirn ſtützte. Wirri's Eintritt weckte ihn aus der Selbſtvergeſſenheit. Er erhob ſich ſchweigend vom Seſſel, nahm vom Geſims einen ſchweren ſilbernen Armleuchter, deſſen Wachskerzen ſich mühſam am letzten Aufzucken des Lampenlichts entzündeten; dann warf er einige Scheite dürren Holzes zu der Gluth im Kamin.

Bald ſtand das ganze Gemach in freundlich-heller Beleuchtung, wo die Vergoldung der Ränder in den Feldern des Getäfels an Wand und Zimmerdecke im angenehmen Wiederglanz ſchimmerte.

„Meiſter,“ ſagte nach einigem Beſinnen der Oberherr, „ich hatte den Brief ganz vergeſſen, den du mir vom Dekan Rüsperli aus Aarau mitgebracht. Eben fand ich und las ich denſelben. Er iſt mir wichtig, verſchiedener Umſtände willen. Ich habe alles Vertrauen zu dir. Du kannſt mir Dienſte leiſten und du wirſt mit meiner Erkenntlichkeit nicht unzufrieden ſein. Du biſt ein Mann von Kopf, der ſeine Aufgabe zu löſen weiß, und, wo es gilt, auch verſchwiegen.“

— Wie der Spiegel, dem's Glas fehlt; denn mit Schweigen verredet ſich Niemand; und man hat ſich eher verredet, als verthan, wie ich gar wohl weiß, Junker Oberherr.

„Biſt du in der Gegend des Schloſſes Troßburg, in den Dörfern Teufenthal oder Dürrenäſch bekannt?“

— Die Trümmer der Troßburg hab' ich wohl geſehen, wenn ich am Schloſſe Liebegg vorüber in's Thal nach Kulm ging. Es iſt gar maleriſch mit den breiten Mauern links auf dem Felshügel gelegen, am Eingang eines unbekannten Nebenthals. Die verfallenen Gemäuer ſcheinen nur

vom Geſpinnſt des Epheu zuſammengehalten zu ſein.

„Gut. Am Fuß des Schloßbergs unten liegt Teufenthal; und zwiſchen die Berge hinein, im hinterſten Winkel, faſt auf der Bergshöhe, das Dorf Dürrenäſch.“

— Es mag wohl ſein; denn der Menſch hat oft ſein Neſt, wo es der Bär nicht möchte.

„Hörteſt du nie von einem gewiſſen Addrich im Moos reden, der in jener Gegend wohnt? Er iſt dort herum der reichſte Bauer.“

— Ich erinnere mich des Menſchen nicht. Vielleicht hört' ich, vielleicht nicht. Mein Kornhaus iſt groß genug, um alles zu behalten, was durch die Ohren geht.

„Man ſagt wunderliche Dinge von ihm. Er ſoll ſein Vermögen nicht auf rechten Wegen gewonnen haben; mit böſen Geiſtern Umgang pflegen; bildſchöne Weibsbilder bei ſich haben, und dergleichen. Das heißt, ſo geht von ihm die Rede im Volk.“

— Behüt' uns, meinet Ihr den? Es wohnt dort herum Einer, von dem allerlei Sage umherlief, als vor mehrern Jahren die Landſtraße nach Luzern unſicher ward. Er ſoll vordem ein armer Lump geweſen und in einer Nacht ſteinreich geworden ſein. Es heißt, der Schatz in der Troſtburg ſei von ihm gehoben; aber es habe das Le-

den und Herzblut von einem unſchuldigen Chriſtenkinde gekoſtet. Seitdem ſei es auf der Treuſburg ſtill und gehe nicht mehr darin um. Wenn mir der Kerl im Walde begegnete, ich ſchlüge ein Kreuz und machte einen Umweg über Konſtantinopel.

„Du wirſt doch das Alteweibergewäſch nicht glauben, Heini?“

— Ich glaub's zwar nicht ganz; aber, Junker Oberherr, gemein Geplärr iſt ſelten leer, ſagt man. Auch von den ſchönen Weibsleuten hab' ich vernommen, was denen es nicht ganz richtig iſt. Es heißt, das eine wiſſe alle Dinge der Zukunft, und das andere alle Dinge, die unter der Erde ſind. Ja, ſchön ſollen ſie ſein; aber es gibt Leute, welche behaupten, ſie wären keine natürlichen Menſchen.

„Und was wären ſie denn?“

— Luftbilder, Erdgeiſter, des Teufels Concubinen, was weiß ich, wer?

„Nun ſieh denn die Albernheit des Pöbels! Das eine der Mädchen iſt des Addrichs wirkliche Tochter, die eine unheilbare Krankheit und ſonderbare Zufälle hat. Das andere kenn' ich ſelbſt; es iſt die Tochter von des Addrichs verſtorbenem Stiefbruder. Sie heißt Epiphania, oder, wie man ſie kurzweg nennt, Fanuely und Fania. Der Dekan zu Aaran iſt ihr Taufpathe; ihr Vater

war Amtſchreiber und des Dekans Schulkamerad geweſen. Der iſt vor einigen Jahren an der Lenk geſtorben, im Oberſimmenthal, wohin er ſich in ſeiner Schwermuth, bei einem Freunde, zurückgezogen hatte, nachdem er durch allerlei widrige Verhältniſſe ſeiner Stelle verluſtig geworden war. Nun ſiehſt Du, Meiſter, was vom Volksgeſchwätz zu halten iſt."

— Richtig. Ein Zünglein kann viel lügen, aber zwei Zungen lügen tauſendmal mehr. Die Leute reden viel in den Tag hinein. Das iſt richtig. Das Fannely mag ein frommes Kind ſein, wenn auch Niemand den Mann lobt, unter deſſen Dach es wohnt. Veilchen wachſen ja auch im Unkraut.

„Der Addrich iſt ein ſtolzer, gewaltthätiger Kerl, ſeit er reich geworden."

— Wenn der Dreck zum Pfeffer wird, Junker Oberherr, ſo beißt er immer am ſtärkſten.

„Höre mich an. Der Dekan von Aarau meldet mir nun mit großer Beſorgniß und Unruhe, daß es mit Addrich im Moos unſicher ſtehen ſoll."

— Was ſchnell aufgeht, fällt ſchnell wieder ab.

„So iſt's nicht gemeint, Meiſter. Der Dekan will Nachricht haben, daß Addrich im Moos zu den Rebellen gehöre, oder ſie unterſtütze. Es ſei der Aufruhr im Aargau nahe am Ausbruch. Ad-

drich ſei einer der Haupträdelsführer, wie man ſage. Mir kömmt's nicht unwahrſcheinlich vor. Der Kerl iſt ein Meuter von Haus aus. Dem ehrwürdigen Dekan iſt nun um das Schickſal der jungen Epiphanie in dieſer Verwirrung bange, zumal wenn Kriegsvölker einziehen. Er beſchwört mich, kein Mittel unverſucht zu laſſen, die verwaiſete Tochter ſeines Freundes aus des Addrich Klauen zu retten, und ſie zu ihm nach Aarau in Sicherheit zu bringen. Du begreifſt aber, Meiſter Heini, das Kind iſt in Aarau nicht geborgen. Wer kann wiſſen, wie weit die Verwegenheit der Rebellen im erſten Augenblick, oder wie weit ihr Glück geht? Geſetzt, ſie brachen in die Stadt ein und gäben ſie ihrer Wuth preis, — oder Addrich ſelbſt wäre mit ihnen — Epiphanie würde abermals unglücklich, und den geiſtlichen Herrn würde weder die Heiligkeit ſeines Amts, noch das weiße Haar ſeines Hauptes vor der Rache des wilden Addrich in Schutz nehmen."

— Das wäre zu fürchten, denn Zorn und Rache gehen nicht lange zu Rath.

„Wie es kommen möge, wir müſſen Epiphanien retten. Das Kind ſoll zu meiner Familie nach Bern, in mein Haus, bis das Land wieder ruhig iſt. Es iſt ein reiner Engel an Seele und Geſtalt. Willſt du mir helfen, ſoll's dich nicht

reuen. Erkläre dich. Es muß hier gehandelt werden, und ſollt' es hundert Gulden koſten."

— Junker Oberherr, ich bin von jeher Euer gehorſamer Diener geweſen, und laufe für Euch durch's Feuer. Aber in dieſem Punkt helfen, da ſeh' ich das Wie nicht. Und wer das Wie nicht weiß, der findet das Fuchhei nicht.

„Ich gebe dir morgen einen Brief an Epiphanien. Du biſt Spielmann, wanderſt aller Orten wohlgemuth herum, Keiner achtet auf dich. Von meinen Leuten kann ich keinen ſenden; denn Jeder kennt dieſe. Einem Bauer vertrau' ich nicht. Du wäreſt von allen Boten der beſte. Alſo du nimmſt einen Vorwand, gehſt ins Haus, ſuchſt eine Gelegenheit und ſteckſt dem Mädchen heimlich meinen Brief zu, daß Aldrich und Niemand davon Ahnung bekommt. Ihr beredet mit einander die Flucht, über den Bergrücken durch den Wald nach dem Schloſſe Liebegg. Da haltet Ihr Euch verborgen, bis ich Epiphanien abholen laſſe. Ein Brief an den Junker Graviſet auf Liebegg ſoll dir gute Aufnahme ſichern."

— Ich wollt', ich ſäße ſchon dort. — Aber wenn die ſchöne Jungfrau Epiphanie Launen hätte, mir den Korb gäben, und nicht mit mir auf und davon wollte, was dann? Junker Oberherr, ich will meiner geſtimmten Geige lieber zwei Jahre, als einem Mädchen zwei Minuten trauen.

Häuſer haben das Fähnlein auf dem Dach; aber Jungfrauen haben es unterm Dach.

„Dafür laß den Brief ſorgen, den du ihr von mir einhändigen wirſt.“

Meiſter Wirri ſchien nicht beſonderen Harz und Beruf zu der neuen Sendung in ſich zu fühlen, die ihm übertragen werden ſollte. Obwohl der genoſſene Wein ſeinen Muth oder Leichtſinn um etwas geſteigert hatte, grauſete ihm doch, ſo oft er im Hintergrund des Unternehmens den ſchrecklichen Addrich ſitzen ſah, umgaukelt von den geſpenſtiſchen Schöpfungen der Sage. Indeſſen ſiegte zuletzt doch die Beredſamkeit des Oberherrn, und vielleicht mehr noch deſſen Freigebigkeit, die ihm, als Vorſchuß zu allfälligen Ausgaben für ſich und Epiphanien, einige harte Thaler in die hohle Hand fallen ließ, ja, nach gelungener Vollſtreckung des Auftrags, den Meiſterſänger von Kopf zu Fuß neu zu kleiden verſprach. „Wer am meiſten gibt, ſitzt oben!“ dachte der Spielmann, und gab ſein Wort, den Auftrag gewiſſenhaft zu erfüllen, und ſollt' es Kopf und Kragen koſten, wie er ſich ausdrückte.

Doch muß die ganze Wahrheit geſagt ſein. Es ſaß noch ein heimlicher Schalk im Herzen des Meiſterſängers, welcher ebenfalls ein Wörtchen für das Wagſtück des Abentheuers hinzugab. So oft nämlich der Oberherr von Epiphanien ſprach —

und er mußte wohl, damit Heinrich Wirri ſie genau kenne und mit keiner Andern verwechſele — empfing die Beſchreibung unvermerkt jenen lebhaftern Farbenglanz, mit welchem zartfühlende und gute Menſchen gern das Edle und Schöne ſchmücken, beſonders wenn es fern iſt, und die Gegenwart ſich nur gemein zeigt. Es fehlte nicht, Wirri's dichteriſche Einbildungskraft mußte in Flammen gerathen. Er ſah das Schönſte des Schönen in Epiphaniens jungfräulichen Reizen lebendig vor ſeinem innern Sinn ſchweben, und die lieblichſten Möglichkeiten und mancherlei daraus hervorſproſſende Entwürfe benebelten ihn faſt mehr, als des Verwalters Wein.

Wirri war ein alter Junggeſell, und man kann denken, was das zu ſagen hat. Dichter dazu, und mithin geborner Anbeter des Erhabenen und Schönen. Gleichwie der Oberherr zuweilen, wenn er von Epiphaniens ganz eigenthümlicher, wunderbarer Gemüthsart redete, ſeines Zuhörers zu vergeſſen ſchien, ſo vergaß dieſer hinwieder eben ſo oft des Redenden; ſah nur das Wunderliebliche im Schimmer der Anmuth, ſah den Seufzer und die Thräne der verlaſſenen und verlorenen Waiſe; ſich dann als ihren Erlöſer aus des Hexenmeiſters Gewalt, und von ihrem Freudenblick belohnt. Gern rechnete ſeine Phantaſie weiter. Die Dankbarkeit der Geretteten, ihre Armuth näher-

ten ſie den geheimen Wünſchen des entzückten Befreiers. Konnt' es denn zuletzt fehlen, daß nicht der edelmüthige Oberherr von Ruch, der Pathe zu Aarau und mancher andere Gönner reiche Ausſteuer zuſammenſchieſſen und die ſtattlichſte aller Hochzeiten anrichten würden?

Man lächle doch nicht ungläubig bei dieſem Gedankenfluge, welchen der ehrliche Meiſter Wirri geflogen ſein ſoll. Wie mancher Andere hat ſogar in der Kirche, während der Prediger ſich heiſer ſchrie, Kanzel und Predigt vergeſſen, und zwiſchenein ähnliche Hirngeſpinſte gethan

zum Ritt ins alte romantiſche Land?

Uebrigens trotten die Gedanken gewiſſer Leute von Wirri's Alter und Stand, bei der erſten Anregung, von ſelbſt und unwillkührlich einem beſtimmten Ziel zu, wie ein wohlgeübtes Poſtpferd beim erſten Peitſchenhieb, ohne weitere Leitung, den oft gemachten Weg zurücklegt, bis es vor der Krippe ſteht.

„Ja, ja, Heini," ſagte der Oberherr, als ihn der Meiſterſänger wieder hörte und ihn lächelnd mit dem Finger gegen ſich drohen ſah, „nimm deines Herzens wahr, und blicke dem Faneln nicht zu tief in die hellen Blauaugen, ſonſt iſt's um Meiſter Wirri's Ruhe gethan."

„Ei, behüt' uns!" rief ſtotternd der Meiſter-

ſänger: „Euch beliebt mit mir zu ſcherzen. Nicht doch! Amans, amens!

Zuneigungsgunſt und Harfenklang
Dünkt wohl gut, doch währt nicht lang.

Darüber bin ich längſt hinaus. Ich denk' an ſolchen Firlefanz der jungen Welt nicht mehr. Nein, nein, in der Lieb' iſt wahrlich nicht Alles Zucker.

Frauenlieb' iſt fahrende Hab',
Koſtlich heut und morgen Schabab.

Drum, will ich im Paradies bleiben, ſoll ich keine Eva hereinlaſſen."

Unter dieſen Geſprächen war die Mitternachtsſtunde herangekommen. Der Oberherr verhieß auf folgenden Morgen die Briefe.

6.

Gute Geſellſchaft.

Obwohl der Meiſterſänger tief in die Helle des Tages hineinſchlief und erſt ſpät erſchien, fand er die Schreiben doch noch nicht ausgefertigt. Er zürnte es nicht, verzögert zu werden, theils weil er, obwohl vergebens, Zeuge des Schauſpiels zu werden wünſchte, welches ihm der ſchwediſche Schweitzer geben ſollte, wenn derſelbe gefangen eingebracht werden würde; theils auch weil die

Zeit des Morgenessens herannahte, was man in unsern Tagen Mittagsmahl zu nennen pflegt. Die gestern ausgesandten Boten kamen erblich zurück; aber von der Person, welche sie hatten aufsuchen sollen, war weit hin nirgends eine Spur gefunden worden. Dagegen dampften die Schüsseln auf dem Tische des Verwalters um halb eilf Uhr, und Virri nahm bequemlich den ihm angewiesenen Ehrenplatz beim Mahle ein. Die Unterhaltung drehte sich vorzüglich um den verschwundenen Zögling des Helden Torstenson. Virri, der, was er gestern beim Feuer des Weibs als Wunder erkannt, jetzt vollen Ernstes nüchtern glaubte, verbarg dem Verwalter seinen Triumph nicht, in dem auf der Bergshöhe erschienenen Krieger ein übermenschliches Wesen vermuthet zu haben. Auch der Verwalter war nicht mehr weit davon, diesem Urtheil des Spielmanns beizustimmen, der vermöge seines Berufs Gelegenheit gehabt, mancherlei in der Welt kennen zu lernen, was das Ruederthal nicht kannte.

Indessen das Morgenessen ward vollendet. Der Oberherr übergab dem Meistersänger die verheißenen Briefe, ertheilte ihm unter vier Augen einige Belehrungen, und entließ ihn mit Glückwünschen für das Wohlgelingen der Sendung.

Langsamen Schrittes bestieg dieser den Berg und ging nicht ohne heimliches Grausen an der

Stelle im Walde vorüber, auf welcher er und sein Sender den gestrigen Auftritt erlebt hatten. Er fürchtete jeden Augenblick das furchtbar-schöne Antlitz des Schweden aus den äußern Gesträuchen hervordringen zu sehen. Doch ohne Abenteuer zog er durch den Bergwald, und dann hinab auf der andern Seite, zwischen Wiesen und Aeckern, ins heitere Kulmerthal zum Dorfe.

Hier erquickte er sein mudes Gebein im Wirthshause billigermaßen noch einmal durch Speis' und Trank, und nebenbei nicht ohne Nutzen für den Zweck seiner Reise. Denn er erfuhr vom übrigens wortkargen Wirth den Aufenthalt des Aldrich bestimmter. Die Wohnung dieses Mannes, über dessen Wesen sich aber der Wirth durchaus nicht, weder im Guten noch Bosen, äußern wollte, mußte, den Angaben zufolge, oberhalb Teufenthal, unweit Aesch, in einer Bergschlucht gelegen sein, die man im Moos nannte, und welche sich ostwärts zwischen Tannenwäldern aufzuweigen sollte. Ehe sich Aldrich dort angesiedelt, sei, wie der Kulmer Wirth berichtete, jenes schmale Thal ein ungeheurer Sumpf gewesen; daher vom gegenwärtigen Besitzer um Spottgeld erworben, und seitdem in das schönste Wiesenland verwandelt worden. Derselbe habe da an der Berghalde, ganz versteckt im Wald, ein Haus gebaut, so schon als irgend eins im Dorfe.

Als hier nichts mehr zu erforſchen blieb, ſetzte der Wanderer, welchen der Wirth immerdar nur von der Seite und, wie es ſchien, nicht ohne Argwohn, angehört und beobachtet hatte, den Weg durchs Thal fort, und ſpäter, als er gewollt. Denn es dunkelte der Abend ſchon, da er an den Trümmern des Schloſſes Troſtburg vorüberging und er rechts in das Seitenthal ausbog, wohin ihn das Ziel ſeiner Sendung rief. Ein froſtiger Nebel ſtrich an den Bergen nieder und machte die unbekannte Gegend noch unheimlicher.

Der Meiſterſänger, dem eine gute Herberge keine gleichgültige Sache war, und der nicht ganz ohne Grund zweifelte, in dieſem abgeſchiedenen Winkel der Welt ein ſchmackhaftes Nachteſſen zu finden, überlegte ſchon, ob nicht gerathener ſei, umzukehren, und die Entführung der ſchönen Epiphanie auf den folgenden Morgen zu verſchieben? Denn wie dringend ihm auch der Oberherr das Geſchäft gemacht hatte, ſah er mit jedem Schritt vorwärts die Zahl der Bedenklichkeiten dagegen zunehmen, und weitaus nicht ſo große Gefahr im Verzuge, als in der Eilfertigkeit.

Er ſchwenkte wirklich wieder linksum, den Rückweg zu ergreifen; blieb aber, wie Lothe Weib, als er hinter ſich ſah, verſteinert ſtehen. Vor ihm ſtand eine rieſige Männergeſtalt, die um anderthalb Kopflänge über ihn wegſah, im grauen

Zwilchwamms, mit weiten, vielgefälteten Pluderhosen bis ans Knie, wie ein Bauer gekleidet. Die nächtliche Dämmerung erlaubte noch sehr gut, das Gesicht des gewaltigen Kopfs, der zwischen den breiten Schultern emporragte, deutlich zu erkennen. Es war in dem Gesicht allerdings etwas, das einige Besorgniß erregen konnte; ein Ausdruck von Finsterniß, Härte und Wildheit, der durch die vorstehenden Backenknochen, durch den zottigen Knebelbart unter der weit vorspringenden Nase, durch die breiten, recht zum Zermalmen geschaffenen Kinnladen nicht wenig gehoben wurde. Am schreckhaftesten blieben aber die unter buschigen Augenbraunen herausstierenden großen Augen, welche durch scharlachrothen Ring wirklich bohrende Blicke sandten.

„Wohin des Wegs, Landsmann?“ fragte mit kräftiger, doch etwas heiserer Stimme der Mann, dessen Alter den Sechzigern nahe zu rücken schien.

— Ich gedachte nach Aesch, wo ich Geschäfte habe — antwortete der Spielmann — doch ist's vielleicht noch entfernt; ich bin des Weges und der Gegend hiesigen Orts unbekannt; auch wird's schon dunkel, und die Nacht ist keines Menschen Freund.

„Der Ort ist nicht so weit von uns; ich

gehe dahin und begleite dich. Komm nur mit mir.“

Unwillkührlich gehorchte der Meiſter, wir wiſſen nicht, ob aus Gefälligkeit, oder aus Mangel an Geiſtesgegenwart. Er trabte an der Seite des bäuriſchen Herkules, wie er ihn in Gedanken hieß, wieder thalaufwärts. Wirri hatte eigentlich keinen haltbaren Grund gehabt, das Gegentheil zu thun; mochte vielleicht auch nicht gern die gebieteriſche Geſtalt in dieſer Einſamkeit durch Bloßgeben eines Argwohns beleidigen. Ueberdies bemerkte der weltkluge Spielmann ſogleich an der Stimme, oder vielmehr an der Art, wie der neue Führer die wenigen geſprochenen Worte betont hatte, eben ſo viel Treuherzigkeit, als hinreichte, das Geſicht deſſelben von allen verdächtigen Spuren zu reinigen, mit welchen es die Natur oder Wirri's Einbildungskraft verſehen hatte.

„Nach der Arbeit will man ruhen!“ ſagte Wirri: „Das Thal macht eben keine gaſtfreundliche Miene. Frage entſteht: iſt hier die Kochkunſt ſchon entdeckt und das Wirthshaus erfunden?“

— Ich will dir gute Herberge weiſen, in die kein Junker Bedenken tragen wird, Einkehr zu halten.

„Das läßt ſich hören! Ich möchte die Wurſt nicht im Hundsſtall ſuchen. Der Menſch und die Uhr, wenn ſie gehen ſollen, müſſen aufgezogen

ſein. Ich habe meinen Theil Weges heut ſchon gemacht.“

— Kömmſt du alſo weit her?

„Wie man's anſieht und nimmt, guter Freund. Eigentlich, ſiehſt du, komm' ich von Aarau; ich bin der Meiſterſänger und Spielmann Wirri. Vielleicht haben dir ſchon Ehrenleute von mir geſagt; denn ich bin aller Welt bekannt. Nun wirſt du behaupten, von Aarau bis hieher ſei es keine hundert Stunden. Aber, guter Freund, kurze Beine machen den Weg lang.“

— Das iſt gewiß. Und der Rueder Berg, von dem du ſprichſt, iſt keine Ebene.

„Hab' ich vom Ruederberg geſprochen? Da iſt's mir wie jenem ergangen, der ſich im Dunkeln verſprach, und beim hellen Tag des Teufels Großmutter heirathen mußte.“

— Der Junker Oberherr iſt doch wohl auf? Ich kenne ihn ſehr gut. Das iſt mir ein kreuzbraver Herr, wie wenige ſind im Lande. Für den lief ich der Hölle durch den Rachen. Er iſt doch wohlauf, der gute Herr? Oder kennſt du ihn nicht?

„He, ich ihn nicht kennen! Ich bin bei ihm wie das Kind daheim. An ſeiner Hochzeit that ich einen Spruch, der werth war, auf Seiden gedruckt werden. Komm' ich aber nach Rued, ſo heißt's auch: aufgeſchüfelt, daß die Tiſche krachen!

Und du weißt wohl, guter Freund, nachdem der Gaß iß, richtet man an.“

— Ich wäre an deiner Stelle bei ihm über Nacht geblieben; denn Bauernküche iß keine Schloßküche.

„Richtig, guter Freund; aber Alles in der Welt hat seinen Haken, und Ehr' hat Beschwer. Unsereins hat noch andere Geschäfte, als mit Gabel und Löffel.“

— Ich denk' es auch. Vielleicht Aufträge vom Schloß Rued. Ich merke wohl, du bist ein Gelehrter; der iß großen Herren immer willkommen.

„Nun ja, guter Freund, es geben freilich nicht alle Lumpen Papier. Es iß wahr, der Junker schenkt mir Vertrauen; aber er weiß auch, wen er an mir hat. Und wär' er mir nicht so lieb, ging' ich wohl anderswo spazieren, als auf diesem holprigen Weg, der übrigens ganz bequem zum Beinbrechen eingerichtet iß.“

— Ich werd' ihm morgen deine Freundschaft zu rühmen wissen; denn in der Früh bin ich zu Rued. Die Bauern hier herum sind nicht drei Kreuzer werth. Er muß das wissen. Alles will's mit den Luzerner Rebellen halten. Und es iß nicht Recht, daß man die hohe Obrigkeit im Stich laßt. Es sind sogar schon .... aber, nun, es bleibt dabei. Ich kenne dich nicht, doch hoff' ich, du wirst reinen Mund halten und nicht verrathen,

was du jetzt gehört haſt; ſonſt wär' ich meines armen Lebens nicht ſicher.

„Fürchte dich nicht, guter Freund. Ich bin ein ehrlicher, verſchwiegener Mann. Zwar haben wir noch keine Scheibe Salz mit einander verzehrt; aber wer nicht traut, dem iſt auch nicht zu trauen. Rede nur. Ich merke ſchon, wir gehen einerlei Weg. Was du mir ſagſt, das ſagſt du dem Junker Mey. Alſo wag's, und laß Gott walten."

— Laß es nur gelten, Spielmann. Ich bin ein einfältiger Bauersmann und könnte mich leicht um den Hals reden. Dir aber rath' ich, vertraue dich hier im Thale keiner Seele, und wenn die Leute auch die gute Zeit und die hohe Obrigkeit bis in den Himmel erheben.

„Höre, Nachbar, ich wäre ein böſer Brunnen, wenn du noch Waſſer hineintragen müßteſt. Ich traue keinem weiter, als ich ihn ſehe, und weiß wohl, viele loben die alte Welt, thun aber was der neuen gefällt. Ich kenne deine Bauern hier zu Lande von innen und außen beſſer, als du glaubſt. In wenigen Tagen ſollen ſie aber anders pfeifen lernen."

— Das wolle der Himmel geben und lieber heut, als morgen. Ich ſehe nun wohl, du meinſt es ehrlich. Die Herren von Aarau ſind mir jederzeit lieb geweſen. Wenn ich dir und dem Junker

Mey worin dienen kann mit Rath und That, ſo — aber mich verrathen darfſt du nie.

„Sollt' ich Verräther werden, mögt' ich mich lieber vorher, als nachher denken. Dein Anerbieten iſt ehrenwerth, guter Freund, und es lieſſe ſich Gebrauch davon machen. Siehſt du, wer eine Geiß eingenommen hat, der muß ſie hüten, und ſo geht's mir. Du kannſt dem Junker und mir großen Dienſt leiſten. Es würde dein Schade nicht ſein."

— Ich verlange nichts, und thu', als treuer Unterthan, nur meine Schuldigkeit gegen die hohe Obrigkeit. Das weiß Gott.

„Nichts! Ein Dienſt iſt des andern werth. Doch ſag' mir eins erſt: Du kennſt hier herum den reichen Abdrich?"

— Rede nicht ſo laut!

„Warum?"

— Er iſt allenthalben, ſagt man.

„Wahrhaftig wie der böſe Pfennig. Man ſagt, er kann mehr als Brod eſſen. Das iſt mir nicht lieb. Glaubſt du auch, der Teufel habe ihn in den Krallen?"

— Ich glaube vielmehr, er hat den Teufel in den Krallen.

„Noch ärger! Was denkſt du dazu, guter Freund, ich möchte zu ihm. Er hat gewiſſe ſchöne Weibsbilder im Hauſe, ſagt man, und mit

dem einen hätt' ich ein Geſchäft abzuthun; im Grunde nicht für mich, verſtehſt du; denn ich kenn's nicht. Nun aber ſcheint's mir, ſei da ſchwer ankommen. Der Addrich bewacht ſie, wie der Drache den Schatz."

— Nicht ſo ſehr, wie du glaubſt. Der Alte iſt faſt nie zu Hauſe. Die Mägdlein thun, wie ſie wollen, und führen ihn an der Naſe herum.

„Ei, ſo heißt's mit Recht da: Ein Weiberhaar zieht mehr, denn ſieben Roſſe ziehen. Das will mir wohlgefallen. Wie aber in's Haus kommen?"

— Nur zur Thüre hinein. Welches aber von den Mädchen möchteſt du?

„Es heißt . . . ich würd' es wohl kennen, wenn ich's ſähe; der Junker Oberherr hat mir's auf ein Haar beſchrieben. Es heißt . . . ſtill nur, wie einer von den zwölf kleinen Propheten . . . . Zephanja, glaub' ich. Hätten wir eine Laterne, ſo könnt' ichs dir ſagen. Der Name ſteht leſerlich auf dem Brief, den ich überbringen ſoll."

— Iſt's ſonſt nichts, als dem Mädchen einen Brief zuſtecken, ſo gib ihn nur. Nichts leichter, als das.

„Nein, guter Freund, ich muß den Sack ſelber zur Mühle tragen, weil ich das Mehl heimnehmen möchte. Willſt du mir helfen: ſo dienſt

du dem Junker Oberherrn. Zwar auf den Kopf gefallen bin ich nicht; aber ich scheue den wilden Addrich. Und der beſten Katze kann eine Maus entrinnen. Das Mägdlein muß in Sicherheit, ehe das fremde Kriegsvolk in's Land einrückt."

— Iſt das Volk ſchon in Aarau?

„In drei, vier Tagen, und dann wird mit den Rebellen nicht mehr Federleſens gemacht. Die Galgen ſind gezimmert. Ich wollte, Addrich hinge ſchon dran, ſo hätt' ich halbe Noth. Willſt du mir beiſtehen?"

— Dem Addrich ſpielt' ich gern einen Streich. Ich könnte unter gutem Vorwand zu ihm gehen, dich mitnehmen, als hätt' ich dich im Berg verirrt angetroffen. Das Uebrige lieſſe ſich dann machen. Aber gelt, du wirſt mich nicht verrathen?

„Du mußt keinen Kummer haben, daß der Schnee brennt. Stelle deine Sache klug an. Ich folge dir."

— Jetzt ſchweig, daß uns Niemand hört. Du ſiehſt dort das Feuer hinter den Bäumen. Es iſt eine Hammerſchmiede. Da hab' ich etwas abzugeben. Dann gehen wir hinauf in's Moos.

Herr Wirri freute ſich ſeines guten Sterns, den Meinungsgenoſſen, Wegweiſer und freundlichen Geſellſchafter in einer und derſelben Perſon angetroffen zu haben. „Zwar", ſagte er bei ſich ſelber, „der Kerl ſah beim Licht dem Teufel nicht

ganz unähnlich. Aber man ſoll kein Buch nach dem Titelblatt beurtheilen.“

In einer unbeſtimmbaren Entfernung fuhren von Zeit zu Zeit einzelne dunkelrothe Funken durch die Finſterniß auf und ein helles Leuchten zwiſchen Zweigen, das bald hervorſtrahlte, bald erloſch, bezeichnete die Gegend der Zyklopenwerkſtätte. Wirri's Begleiter verließ die Karrſtraße und ſchlug zwiſchen die Gebüſche einen Seitenweg ein. Der Spielmann folgte geduldig bergan, wie unheimlich es auch im Buſch ward, wo ihm die Geſträuche jeden Augenblick das Geſicht wie mit Ruthen peitſchten, als wollten ſie ihn warnend zurücktreiben. Von Zeit zu Zeit ermunterte ihn die heiſere Stimme des Führers zur muthigen Nachfolge.

„Hier heißt's,“ erwiederte der Meiſterſänger, „wer A geſagt hat, muß auch B ſagen. Ich folge dir, doch will ich keineswegs verhehlen, daß du mich aus dem Regen in die Traufe gebracht haſt. Der Karrweg war Goldes werth; aber dieſen Pfad haben die Geißen nicht für ehrliche Leute gebahnt.“

Man trat bald darauf in einen freien, vom Gehölz umgebenen, Köhlerplatz. Im Hintergrunde hörte man hämmern, und ſah man die Schmiedeſtätte, welche aus einer baufälligen Hütte beſtand, durch deren Fugen und Oeffnungen aller Orten

der Schein des Feuers leuchtete. Ein paar große Hunde fuhren bellend durch das Dunkel heran, die aber auf den Ruf einer unſichtbaren Perſon ſchwiegen. Dann traten mehrere dunkle Menſchengeſtalten näher, die den Wegweiſer ganz umringten, vom Meiſterſänger entfernten und zu befragen ſchienen. Darauf kamen dieſelben gegen den Meiſterſänger, führten ihn zur Schmiedehütte und geboten ihm, vor derſelben auf einer Bank niederzuſitzen. Sie begleiteten die Einladung mit einer thätigen Handleitung, die ihn ſogleich zum Sitzen brachte.

7.

Die Schmiedehütte.

Einer der Ueberhöflichen ſagte darauf: „Meiſter Wirri, wir wiſſen wahrlich, daß du nicht in guter Abſicht herumſchleichſt. Mach' alſo keine Umſtände, und gib die Briefe des Junker Mey von Rued heraus, die du auf dir trägſt. Wenn die Herren Krieg verlangen, ſollen ſie ihn dick haben. Alſo heraus den Brief!"

„Wäs Brief?" fragte der Meiſter ſehr beſtürzt: „Wer ſagt dir, daß ich Briefe trage? Ich glaube wohl, du biſt ein Fuchs, aber kein Luchs."

— Der kleine Finger ſagt mir's, was du für ein Kamerad biſt und was an dir iſt.

„Nun ſo laſſ dir auch von ihm ſagen, an wen ich einen Brief zu bringen hätte.“

— An Jungfrau Fania.

„Wirklich? Nun denn, ſo iſt er an die, und nicht an dich gerichtet. Pack' dich alſo zum Geier mit deiner Neugier und laſſ einen rechtlichen Mann in Frieden.“

— So iſt's nicht gemeint, Meiſter. Die Zeit iſt vorbei, in der die Stadtleute das große Maul allein aufthun konnten. Gib den Brief gutwillig, oder ich reiße ihn dir mit dem Wamms vom Leibe und die Ohren vom Kopf dazu.

Die Drohung ſchien auf der Stelle in Vollziehung geſetzt werden zu ſollen. Zwei Kerls packten den Spielmann, hoben ihn auf, und zwei andere machten ſich bereit, ihn zu durchſuchen, indem ſie erklärten, beim erſten Schrei, welchen er thun würde, ſollte ihm die Gurgel enggezogen werden.

„Halt!“ rief Wirri, und verſuchte ſeine Arme zu befreien: „Gewalt geht über Recht, das weiß ich. Aber wo iſt denn der brave Mann geblieben, der mich herbergeführt hat? Er wird nicht geſtatten, daß ihr mich alſo behandelt. Er wird für mich Zeugniß geben. Drei oder vier über einen Mann herzufallen, iſt unchriſtlich. Viele

Hunde ſind des Haſen Tod, und der Stärkſte ſchiebt freilich den Schwachen in den Sack. Aber ich glaubte nicht zu Räubern, ſondern zu ehrlichen Chriſtenleuten zu kommen."

— Du Läſterzunge, ſchweig! erwiederte einer der Umſtehenden: Wir ſind wohl chriſtlicher geſinnt, als du und Deinesgleichen. Als Spion und Briefträger meritirteſt du am nächſten Baumaſt, laut Kriegsrecht, zu zappeln. Aus menſchenfreundlicher Commiſeration gonnen wir dir das Leben. Du bleibſt aber, bis auf weitere Ordre, Kriegsgefangener, leiſteſt Gehorſam in Allem, was dir notifizirt wird, händigſt die auf dir befindlichen Depeſchen ohne weitere Umſtände aus, und läſſeſt es nicht zu Extremitäten gelangen.

„Höre, guter Freund," ſagte der Spielmann, „ich würde keinen Pfifferling für deinen Kanzleiſtyl geben, wenn nicht ein halbes Dutzend grober Fäuſte, ſtatt der Siegel, daran hingen. Laſſet mir alſo die Hand los, damit ich den Brief ſuchen könne. Aber vergeſſet nicht, das Jahr hat zweiundfünfzig Wochen, und oft kommt über Nacht, woran der Klügſte nicht gedacht."

„Wohlgeſprochen!" erwiederte man dem Meiſterſänger: „Solches erfährſt du heut' an dir, und die Städte werden es mit dir erfahren. Eure großen Hänſe vermeinten bisher allein im Beſitz der Klugheit zu ſein, und ſich trotz aller Mal-

contenten bei ihrer unrechtmäßigen Gewalt mainteniren zu können. Allein das Eis iſt, wider alle Opinion, plötzlich gebrochen, und der Bruch nicht ſo leicht zu repariren. Alſo nur die Depeſche heraus.“

Wirri ſuchte den Brief, indem er einige unverſtändliche Worte murmelte. Bei ſeiner natürlichen Furchtſamkeit konnte es auffallen, daß er jetzt ſo viele Herzhaftigkeit an den Tag legte. Er gehörte aber zu der großen Anzahl Menſchen, welche nur unmäßige Angſt vor der Gefahr empfinden, die ſie nicht ſehen. Sobald er das verlangte Papier abgegeben hatte, entfernten ſich Alle, bis auf einen Mann, der, vermuthlich als Wachthabender, vor der Schmiede auf und nieder ging.

Er, wieder auf die Bank ſitzend, murmelte ärgerlich, zur eigenen Gemüthsbeſänftigung, einige ihm ſonſt ungewohnte Flüche; vergaß jedoch nie dabei, jedesmal den Himmel gebührend um Verzeihung zu bitten. Man begreift wohl, daß er ſich von Herzen weit von der verwünſchten baufälligen Hammerſchmiede hinwegſehnte. Allein er glaubte ſeinen rieſenhaften Wegweiſer erwarten zu müſſen, theils um mit deſſen Hilfe vielleicht den Brief des Junker Mey wieder zu erhalten, theils um in deſſen Geſellſchaft Weg und Steg durch Nacht und Wald zu finden. Lange beobach-

tete er aus langer Weile das ſtumme Hin- und Herwandeln des Wächters im Finſtern; oder zu ſeinen Füßen die ſeitwärts liegenden großen Hunde; oder die Sterne, welche zwiſchen den fliegenden Nebeln bald erglänzten, bald verſchwanden. Es war tiefe Stille weit umher; ſelbſt das Hämmern in der Schmiede endete; man vernahm nur noch Stimmen derer, die im Gebäude redeten.

Meiſter Wirri glaubte unter dieſen Stimmen auch den heiſern Ton ſeines Führers zu erkennen, und drehte ſich um, denſelben zu entdecken. Gerade hinter ſeinem Rücken quoll dunkelrother Lichtſchein zwiſchen Mauer und Holzwerk durch einen breiten Riß hervor, groß genug, Alles im Innern gemächlich zu beobachten. Im Finſtern girrte der Blaſebalg, der die blendende Gluth des Herdes erfriſchte. Viele Eiſenſtäbe lagen im Feuer halb vergraben. Einzelne Theile der rußigen, ſchwarzen Werkſtätte, Balken, Mauervorſprünge, Sparren, Ketten, Zangen, die neben anderm Geſchirr an den Wänden hingen, ſchienen ſich, wie lebendig, bald heller ans Licht vorzubewegen, bald in die Dämmerung zurückzuziehen. Als wahrhafter Fürſt der Finſterniß ſaß, breit und rieſenhaft, Wirri's Begleiter auf dem Amboß, wie auf eiſernem Thron. Weil er mit dem Rücken gegen die Feuereſſe gewandt war, glich er einem ſchwarzen, lebendigen Schatten, und das ſtruppige Haar ſei-

nes Hauptes, vom Wiederſchein des Brandes durchſchimmert, einer glühenden Krone. In der halbemporgehobenen Rechten trug er, ſtatt des Zepters, ein zugeſpitztes Eiſen, wie man auf Spieße oder Piken zu ſetzen pflegte.

Es überlief den Meiſter Heinrich, bei dieſem Anblick, ein abergläubiges Grauſen. Faſt noch mehr aber entſetzte er ſich, als er unter den drei Bauern die vor dem gewaltigen Inhaber des Amboßes ſtanden, leibhaftig die Schwedengeſtalt wahrnahm, welche ihm und dem Junker Mey auf dem Ruederberg erſchienen war. Sie zeigte daſſelbe edle Heldengeſicht mit den ſchwarzblitzenden Augen, mit dem ſchwarzen, zierlich geſpitzten Knebel- und Zwickelbart; nur an die Stelle der ſchwediſchen Kriegstracht war gemeine Bauerkleidung von rohem, ungebleichtem Zwilch gekommen.

„Woran liegt's?“ ſagte die heiſere Stimme mit einem Ausdruck von Verdruß: „Nicht dreihundert, ſondern dreitauſend Stück ſollen fertig ſein. Wißt Ihr auch, daß die Baſler, Mühlhauſer, Berner und Züricher uns ſchon in einigen Tagen über den Hals kommen?“

Einer der Umſtehenden antwortete: „Fünfzehnhundert Stück werden jetzt ſchon geſchaftet und vertheilt, wie du weißt. Wir können wahrlich die Spieße nicht im Ofen backen, wie der

Bäcker die Waffeln und Wecken. Eisen will gehämmert sein.“

„Genug! rühret die Fäuste!“ rief der Mann auf dem Amboß: „Schaffet Tag und Nacht; es ist hohe Zeit; oder Alles geht dem Teufel zu. Was meinst Du, Gideon? diese Spitzen dünken mich wohl kurz. Sie sollten einen halben Schuh länger, und keine Zahnstocher sein.“

Derselbe, welcher vorher geantwortet hatte, erwiederte auch jetzt: „Sie halten genau das Maas, wie es Hauptmann Gideon hier vor drei Wochen selbst angeordnet und befohlen hat. Ward gefehlt, so ist's seine Schuld; das kummert mich wenig. Aber bedenke, daß einen halben Schuh länger die Arbeit um das Halbe verlängert, und dir, als Zahlmeister, das Geld im Sack um die Hälfte kürzer macht. Mir an, ich thue, wie Ihr's verlangt!“

Jetzt nahm der Schwede die Eisenspitze aus der Hand des Alten, betrachtete die Arbeit und sagte: „Nein, dabei bleibt's! Was dem Eisen abgeht, ersetzt die Länge des Spießschaftes; und wem dieser Zahnstocher durch den Magen fahren wird, hört auf zu kauen. Wir brauchen keine Hellebarden zur Zier; die taugen gar wohl zum Pomp einer Leibgarde, nicht für leichte Truppen, zu denen wir die junge Mannschaft enroliren, die keine Hakenbüchsen, Armbruste oder Musqueten

im Hauſe hat. Es thut nicht wohl, wenn der Spieß vorn zu ſchwer fällt, wie ich dergleichen abſonderlich bei der kaiſerlichen Armada obſervirt habe, wo allezeit der Stoß unſicher blieb. Auch darf ich überhaupt billig zweifeln, daß es uns an der nöthigen Armatur und Munition ermangeln werde, dieweil faſt jegliches Haus mit nothdürftigem Schießgewehr, Kraut und Loth, oder mindeſtens mit Morgenſternen verſehen iſt, womit ſich im Handgemenge etwas präſtiren läßt."

Der Alte auf dem Amboß entgegnete: „Gideon, nimm die Sache nicht allzuleicht auf die Achſel. Der Rath zu Bern hat die Welſchländer aufgeboten, und rühmt ſie gar, als eifrig ergebene, tapfere und wohlgeübte Leute."

„Mag ſein!" verſetzte der Hauptmann im Zwilchwamms: „Wo der Wein gut wäre, da dürfte man keinen Kranz ausſtecken. Die Welſchen ſind am Ende doch nur eilfertig zuſammengerafte neugebackene Soldateska, die noch wenig exercirt iſt, und mögen wir ihnen ohne Furcht Fronte bieten. Ich gebe meine Parole, binnen vierzehn Tagen aus unſern Leuten Soldaten zu machen, die ihr Metier verſtehen und die welſchen Haſenfüße über alle Berge treiben."

„Wer ſeinen Feind verachtet," ſagte der Alte, „hat's Spiel ſchon halb verloren ...."

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14360/038

„Gleichermaßen“, unterbrach ihn Gideon, „wer seinen Feind fürchtet! Unsere Leut' ziehen für des Vaterlandes Recht und Libertät ins Feld, und werden wie Verzweifelte schlagen. Denn sie haben genugsam erkannt, daß es auf den alten Socken nicht länger gehen wollte. Und nun sie die Trommel rühren, haben sie allein die desperate Wahl zwischen glorreicher Victorie oder dem Galgen. Lasset uns nur sorgfältig machen, daß von unsern Mitteln und Vorhaben nicht allzuviel in der Welt herumspargirt werde, und wir dem Feind, der uns zu überrumpeln gedenkt, das Prävenire spielen können.“

„Ganz richtig!“ entgegnete der Alte: „Bis jetzt ist die Sache unter Wenigen und wohlverwahrt.“

„Darum muß eine Martial- und Kriegsordnung bestehen!“ fuhr der Hauptmann fort: „Mit dem Ersten, der sich auf fahlem Pferd ertappen läßt, ohne Pardon, Kopf ab! Wer Briefe trägt, Spionenschaft treibt, ohne Pardon, Kopf ab!“

Bei diesen Worten des Hauptmanns, die derselbe, so oft er „Kopf ab!“ rief, mit einer weiten Bewegung des Arms durch die Luft begleitete, als stünde er schon an Scharfrichters Statt da, verschwanden dem Spielmanne fast die Sinne; denn er erinnerte sich des ihm gewaltsam genom-

menen Briefes, und bezog die Rede auf ſeine Perſon, die hier von aller Welt verlaſſen ſaß. Er drehte ſich haſtig von der Mauerſpalte ab und ſah ſich nach Flucht um. Der Wachthabende ging noch immer langſamen Schrittes durch die Finſterniß auf und ab. Der war in dieſem Augenblick eben am entfernteſten; der Wald ringsum nahe, worin die erſte Zuflucht genommen werden konnte; auch ließ ſich hoffen, die Thalſtraße ohne Mühe zu finden, ſo bald die Füße nur dem natürlichen Zuge hergabfolgten. Dies bedachte Meiſter Wirri wetterſchnell und mit mehr Geiſtesgegenwart, als von ſeinem Entſetzen vor des Hauptmanns Reden hätte können erwartet werden.

Raſch ſprang er auf und davon. Er hatte aber noch nicht drei Schritte gethan, als er ſich im Nacken feſtgehalten fühlte, und ihm vorn auf der Bruſt eine zottige Beſtie lag, welche grimmig ſchnarchend an ihm aufgefahren war. Er that einen lauten Schrei. Es waren die beiden wohlabgerichteten Hunde, welche ſich ſeiner bemächtigt hatten, und die in der Eil von ihm gar nicht mehr beachtet worden ſein mochten. Der größte von ihnen hatte ihm von hinten die Vorderpfoten auf beide Achſeln, wie zur Umarmung, gelegt, und mit dem Rachen ihm das zufällig durch Mantelkragen und Hutkrämpe wohlgeſchützte Genick geklemmt. Schnell lief der

Wächter herbei und rief den Hunden zu: „Leg' ab! leg' ab!“

Der Spielmann schüttelte sich am ganzen Leibe, als wollte er seiner Loslassung von den reissenden Thieren oder der Unverletztheit seiner Gliedmaßen gewiß werden, und sagte: „Wenn Fluchen keine Sünde wäre, möcht' ich dies Mörderloch mit Menschen und Vieh in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunterwünschen; es wäre, meiner Treu, da besser am Platz, als in meiner gnädigen Herren und Obern Gebiet.“

„Du Narr, du,“ sagte lachend der Bauer, der ihn beim Arm festhielt und ihn zurückführen wollte: „warum saßest du nicht still? Wer hieß es dir, davon zu laufen? Kannst von Glück er zählen, daß dir mein Beisser die Gurgel zum Brüllen offen ließ.“

„Kann ich nicht gehen, wohin mirs beliebt?“ entgegnete Meister Wirri: „Bin ich euer Gefangener? Wer darf einen Ehrenmann festhalten? Pack' dich zum Henker, der auf dich wartet. Ich habe nichts mit dir zu theilen; ich gehöre in dies Nest so wenig her, als die Taube ins Geiernest.“

„Halt' dich ruhig!“ erwiederte der Bauer: „Es wird dir kein Leid widerfahren. Wir sind keine Gurgelabschneider, sondern so ehrlich, wie du. Da hast du mein Wort und dabei bleibt's.“

„Ja,“ sagte Wirri, „du und deinesgleichen

bleiben beim Wort, wie der Hase bei der Trommel."

Während dieses Gezänks trat ein finsterer Schatten herzu. Der Spielmann erkannte am Umriß desselben sogleich seinen breitschulterigen Geleitsmann. Wiewohl er demselben, nach dem, was er von ihm so eben in der Schmiede gesehen und gehört, nicht mehr trauen zu können glaubte, redete er ihn doch sogleich freundlich an, erzählte ihm, was vor dem Hause geschehen sei, und verlangte Schutz gegen die beißenden Hunde und bellenden Menschen, zu denen er ihn geführt habe.

„Was hast du mit diesem braven Mann? Er ist mir auf der Straße begegnet und hat mich nur aus Gefälligkeit begleiten wollen!" sagte der Alte wie zornig zum Bauer: „Jockli, ich warne dich! Deine Lust, Fremde zu necken, könnte dir einmal in die Rippen einen Bruch machen und deinen Hunden das Fell kosten. Komm, Meister," fuhr er fort und wandte sich zum Spielmann in sanfterem Ton, indem er dessen Arm ergriff, wir gehen mit einander. Es ist ungeschlachtes Volk in diesen Bergen, das keine Lebensart kennt. Komm. Gute Nacht, Jockli!"

Der Spielmann, zwar froh, davon zu kommen, blieb jedoch nach den ersten zehn Schritten wieder stehen und sagte: „Ich weiß wohl, Schmiedskinder sind der Funken gewohnt und Kohlenbren-

ner färben nicht weiß ab; mag ihnen auch nichts übel nehmen. Allein das iſt Schelmengeſindel hier. Sie haben mir, als du fortgegangen warſt, den Brief des Oberherrn mit Gewalt entriſſen. Ich muß den Brief wieder erhalten, oder es gibt Klage beim Landvogt zu Lenzburg, und dann gnade Gott dieſen Kerlen! Es würde ihnen Fahren und Schalten bald aufgekündet werden."

„Still!" flüſterte ihm der Geleitsmann in's Ohr, und zog ihn mit ſich bergab in's Gebüſch: „Laß dich nicht hören! Weißt du denn nicht, wo wir ſind? Willſt du dich und mich muthwillig in's Verderben reiſſen? Meuter, Aufrührer, Rebellen ſind's! Wenn die unſere Abſicht merken, nehmen ſie uns den Schädel unter den Hammer, und es kräht kein Hahn darnach."

„Wahrlich, du ſagſt mir nichts Neues!" antwortete Wirri, der nun erſchrocken und geduldig mittrabte, und ſich im Finſtern an ſeines Führers Arm hielt: „Ich habe die Zeitige am Geſange erkannt, den ſie in der Schmiede anſtimmten. Aber warum gingſt du auch zu ihnen? Warum verleiteteſt du mich, bieher zu gehen, mich armen Mann, der vor dem Junker von Rued mit Schimpf und Schanden beſtehen muß?"

— Du thuſt mir leid, aber morgen mach' ich's Dir in der Frühe beim Oberherrn wieder gut, Meiſter.;

„Willst du wirklich morgen nach dem Schlosse?“ fragte Wirri mit einem ungewissen Tone, der seinen stillen Zweifel an der Redlichkeit des Alten verraten konnte.

— Hast du vergessen, was ich dir sagte, Meister, als wir hieher gingen? Mußte ich nicht hieher, um dem Junker das Sichere melden zu können? Mit leeren Vermuthungen ist solchem Herrn nicht gedient.

„Wenn ich aber die Ohren recht hielt, hat's mir geschienen, als stimmtest du ein wenig in den Ton der gottlosen Rebellen ein. Ich will eben nicht gesagt haben, daß ich dich für Einen ihres Gelichters halte. Aber wer doch zu einem Dinge schweigt, gibt sich schuldig.“

— Soll ich denn wie das Schaf blocken, wenn ich unter den Wölfen bin? Was hättest du gethan, um sie auszuforschen? Würdest du ihnen die Wahrheit gesagt und den Text gelesen haben? Meister, ich glaube nicht, daß du von Aarau bist, denn die Herren dort stellen es pfiffiger an.

„Nun allerdings, guter Freund, wer die Wahrheit geiget, bekömmt den Fiedelbogen um den Kopf. Es war ganz klug von dir gethan. Beim Spiel lernt man die Leute kennen. Jetzt kenn' ich auch den saubern Herrn Gideon! Er ist kein hinten ohne vorn, und kein Nachtheil ohne

Vortheil. Der Junker Oberherr wird sich verwundern, wenn ich's ihm erzähle. Doch muß ich gestehen, eins ärgert mich dabei; und ich hätte der Nase des Verwalters keinen so feinen Geruch zugetraut."

— Also du kanntest den Erzschelm Gideon schon früher?

„Gestern begegnete er mir und dem Junker, als wir beim Schloß frische Luft schöpften, und er ließ schon da die Klauen vor. Wir geriethen mit Worten hart an einander. Aber Geduld, was verkehrt, das lehrt! Dem werf' ich gewiß auch noch einen Stein in den Garten."

— Nun wundert's mich nicht, woher die Leute sogleich wußten, daß du in Geschäften des Junkers reisest und Briefe tragest. Der Gideon hat seine Sohlen in deine Fußstapfen geschoben, Meister, denn er hatte zehnmal mehr von dir zu sagen, als ich. Du solltest nicht vor Jedem sogleich mit deinen Heimlichkeiten herausplatzen.

„That ich's denn? Wenn der Galgenvogel nicht zu Kulm im Wirthshaus nebenan gehorcht hat, so steht er mit dem Bösen im Bund. Ich hüte mich meinerseits wohl, ein Wort zu viel zu reden, und schaue meinem Manne zuvor wohl in's Gesicht; denn es ist besser, zehnmal mit dem Fuß ausgleiten, als einmal mit der Zunge. Aber der hat dem Teufel ein Ohr abgeborgt. Ich

fragte zu Kulm nur den luſtigen Weibsbildern des Addrich nach."

— Da haben wir's! Meiſter, wir meinen es, ſeh' ich, beide mit unſerer hohen Obrigkeit gut, die von Gott geſetzt iſt. Ich bin eine gute Haut und habe dir wahrlich ſchon viel zu viel von mir eingeſtanden. Hüte deinen Mund, verrathe mich hier im Lande nicht.

„Was denkſt du, guter Freund? Fürchte nichts! Es muß ein kalter Winter ſein, wenn ein Wolf den andern frißt."

Unter der Fortſetzung dieſes Geſprächs waren ſie glücklich aus dem Gebüſch wieder in's Freie gekommen. Der Wind ſtrich ſcharf und kalt das Thal herauf, und ſtreifte die Nebel von den Bergen. Wirri unterließ nicht, während des Redens zuweilen die Augen nach allen Seiten umherzuwenden, um zu wiſſen, wo er ſich eigentlich befinde. In der Dunkelheit ſah er aber nichts, als ſeitwärts die Berge, welche, ſchwarzen Wolken gleich, ihre Ränder am Himmel bezeichneten. Nirgends verkündete ein Licht das Daſein einer menſchlichen Wohnung. Der Alte ſchien ſich um betretene Wege nicht viel zu kümmern. Er wanderte rüſtig fort, bald über Steinſchutt, bald über Wieſen, bald durch ein Bachbett, bald durch ein Stück Wald; dabei ſorgte er unaufhörlich für unterhaltendes Geplauder.

Als nach geraumer Zeit dem Meiſterſänger das Wandern endlich beſchwerlicher ward, und es ihm vorkam, wie wenn die Höhen von beiden Seiten enger zuſammenrückten und es immer ſteiler aufwärts ging, blieb er plötzlich ſtehen und ſagte zum Reiſegefährten:

„Guter Freund, wenn du nicht böſe Abſicht hegſt, ſo mußt du irre gelaufen ſein; denn mich dünkt, wir kommen dieſe Nacht keineswegs aus der Wildniß heraus. Man hört weder Glocke, noch Hund, nichts als den Wind, wenn er durch die dürren Waldbäume ziſcht. Ich dächte, wir kehrten den Weg um, und nähmen mit dem erſten Haus oder Heuſtall vorlieb; denn die Kälte ſetzt mir zu, und die Nacht iſt keines Menſchen Freund.“

— Begehrſt du denn nicht zum Addrich im Moos? — ſagte der heiſere Alte.

„Bewahre mich der Herr Gott!“ rief der Meiſterſänger: „Wo denkſt du hin? Du weißt doch, mein Brief iſt geraubt; ich glaubte alſo, du würdeſt von ſelbſt einſehen, daß ich nicht hin könne und wolle, wo ich nichts mehr zu verrichten habe. Warum führſt du mich nicht in's Dorf, oder in dein Haus?“

— Meiſter, deine Schuld iſt's und nicht meine, wenn du nicht zum Addrich verlangteſt und doch ſchwiegſt.

„Aber der Brief iſt ja in den Klauen der Schmiede?“

— Nun ja, was thut's? Das Maul haben ſie dir gelaſſen; und wer weiß denn, ob das Fanely Schrift leſen kann? Mach' ihr deine Anträge mündlich. Vielleicht ſieht ſie deine rundern Backen lieber, als das magere Papier.

„Thu' mir den Gefallen, guter Freund, kehr' um. Ich lade den Teufel nicht zu mir in's Haus, noch minder kehr' ich ohne Noth bei ihm ein.“

— Wenn dir der böſe Feind einſt ſo gutes Nachtquartier gibt, als wir beim Addrich finden, ſo wirſt du es nicht zürnen. Meinestheils, ich kehre nicht mehr zurück. Denn noch zehn Schritte aus dieſem Buſchwerk hinaus, und wir ſind am Ort. Mich friert und hungert wie einen herrenloſen Hund; es iſt Nachteſſenszeit und Addrich gaſtfrei. Bei mir im Hauſe könnt' ich dir kaum einen Geisküſe anbieten.

„Kurzes Haar iſt bald gebürſtet!“ ſagte der Spielmann: „In der That und wohlerwogen fühl' ich neben müden Beinen, wie du, wahrhaften Heißhunger; ich könnte mich keine Viertelſtunde weiter ſchleppen; und in der ägyptiſchen Finſterniß auf dem Wege liegen zu bleiben, das wäre zehnmal mehr als Tod.“

— Komm, Meiſter. Addrich iſt nicht ſo böſe, als man ihn ausſchreit.

„Halt, guter Freund! Es iſt Jemand im Dunkeln hinter uns. Hörſt du nichts?“ rief Herr Wirri mit Entſetzen, und fühlte in dem Augenblick lebendige Thiere, die um ihn ſtreiften.

— Es ſind nur Addichs Hunde.

„Die verdammten Beſtien bellen nicht einmal; thun ganz bekannt mit mir.“

— Du ſiehſt daraus, Meiſter, wie der Eigenthümer derſelben menſchenfreundlich denkt. Nur vorwärts! Umkehren müßte Verdacht erregen.

Langſam folgte Wirri und ſchüchtern, denn die Hunde umſchnoberten und umwedelten ihn, ohne daß er ſie erblicken konnte. Nach wenigen Schritten ſchon zitterten Lichtſtrahlen durch die Tannenzweige. Wie die Wanderer aber in's offene Land hinaustraten, leuchteten ihnen die Fenſter eines großen Bauerhauſes entgegen.

8.

Das Haus des Fluchs.

Der Alte hatte beim Eintritt in die Wohnung mehr die Miene eines hier wohlbekannten Hausfreundes, oder des Herrn, als eines ſeltenen Gaſtes. Zween Knechte, die am Kochherde plauderten, gingen ihm ſogleich grüßend entgegen. Er unterhielt ſich leiſe mit ihnen, während der Spiel-

mann ihren Platz am Feuer einnahm, über welchem am eisernen Haken der Kessel hing, der ihm nicht unbehaglichen Speiseduft zuhauchte.

„Begleite mich!“ sagte einer der Knechte, welcher mit einer angezündeten Lampe zu Wirri kam: „Du bist bei uns wohlversorgt. Addrich wird dich heute kaum sprechen; er hat eine kranke Tochter.“

Wirri sah sich in der Küche mit dem Knecht allein, und hatte, während er sich an der spielenden Flamme des Herdes wärmte, nicht bemerkt, daß sein bisheriger Begleiter mit dem Andern verschwunden war. Durch mehrere kleine Stuben ward er in einen schmalen Gang geführt, welcher zum Hintertheil des Hauses nach einer verschlossenen Thür leitete. Durch diese kam er in ein kleines Gemach, welches von einem großen, gemauerten Ofen, einem hohen Bett, das fast an die Stubendecke reichte, einem alten Tisch von Tannenholz und einigen hölzernen Sesseln fast ganz angefüllt war.

Der Knecht Addrichs setzte die Lampe nieder und sagte: „Man wird dir Nachtessen zutragen; und dort ist dein Lager, wenn du Schlaf suchst.“ Damit entfernte er sich.

Wirri, solcher Aufnahme in dem vielgefürchteten Hause nicht gewartig, ließ sich's im warmen und saubern Stübchen ganz recht sein. Das Ge-

bäude war zwar, wie jede damalige Wohnung des Landmanns, nur von Holz, mit einem Strohdache, zeigte sich aber von innen durchaus vertäfelt und unzemein reinlich gehalten. Jedes Geräth, obgleich äusserst einfach, sprach für des Eigenthümers Ordnungsliebe und Wohlstand. Mit besonderm Gefallen betrachtete der Meistersänger sein hochgethürmtes Bett, dessen Tücher vollkommen frisch, wenn gleich nur von ungebleichtem, grobem Stoff gewoben waren. Nur befremdete ihn draussen das starke Eisengitter vor dem Fenster und die Thür nur von aussen, aber nicht von innen mit Riegeln versehen. Das gab seinem Aufenthalt für die Nacht ein fast gefängnißartiges Ansehen.

Unter diesen Betrachtungen erschien auch das verheißene Nachtessen. Ein Knecht, dem ein sehr junges Mädchen folgte, trugen Habermus, Schinkenschnitte, Brod, weiß und locker wie Wolle, Emmenthaler Käse, in dessen Poren Thautropfen glänzten, und Wein in schwarzgrüner Glasflasche auf. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit blätterte die ländliche Hebe das frische, doch ungebleichte Tuch über den Tisch auseinander, daß der zwei Zoll breite rothdurchwirkte Streifen der Tuchmitte die Tischmitte wurde. Im Augenblick standen die Speisen im besten Ebenmaas darauf zusammengeordnet. Sie verrichtete ihr Geschäft

ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich-schüchterner Miene, niedergesenkten Augen, aber vieler natürlicher Anmuth. Die reizenden und beständigen Wendungen ihres Körpers, selbst wenn sie den Fuß nicht bewegte, so wie ihr leichter, tanzartiger Gang konnten dem Meistersänger nicht unbemerkt bleiben. Doch das Habermus und die zarten Fleischscheiben daneben, deren glänzendes Weiß und Roth ihm wie Lilien und Rosen lachte, nahmen seine Blicke nicht minder in Beschlag, und die junge Dienerin hatte sich mit einem leisen: „Daß es dir wohlbekomme!“ zu schnell durch die Thür entfernt.

Erst nachdem er den Ungestüm seines irdischen Bedürfnisses hinlänglich vor den leeren Schüsseln besänftigt fühlte, kam er mit seinen Gedanken auf die kleine Hebe zurück, deren gefälliges Aeussere durchaus nichts mit der ungelenken Art einer gemeinen Bauermagd gemein hatte. Je länger er sich das Bild der schlanken, beweglichen Gestalt vergegenwärtigte, je deutlicher ward ihm, daß dies die unglückliche Pathe des Dekags Nüsperli gewesen sei, die er zu entführen gekommen war. Er machte sich gerechte Vorwürfe, nicht schon die Einleitung dazu getroffen zu haben.

Nach einem Stündchen ging die Thür auf, und dasselbe Mädchen erschien, den Tisch zu räumen. Er säumte nicht, die Anfangs Schüchterne

in ein Gespräch zu verspinnen und sie genauer zu betrachten. Sie schien zwischen dem kindlichen und jungfräulichen Alter zu schweben. Ihr bräunliches Gesicht konnte nicht schön geheißen werden; doch das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen hatte viel Einnehmendes. Sie trug das Haar in Flechten um den Kopf gewunden; am Leibe dürftiges, entfärbtes und abgetragenes Gewand; ein grobfadiges Hemd, um den Hals mit Häftlein zusammengeschlossen, deckte ihre junge Brust.

„Warum denn," sagte er zu ihr, „warum, wenn es dir bei dem Addrich nicht gefällt, bleibst du? Ich an deiner Stelle wäre längst über alle Berge. Man ist ja in diesem Waldloch wie von Gott und Menschen verlassen. Gibt Addrich guten Lohn?"

— Nichts!

„Nun denn, Nichts ist sehr gut für die Augen, aber nicht für den Magen. Ich begreife nicht, warum du dich halten läßt?"

— Ich bin eine arme Waise. Addrich hat mich aus Mitleid aufgenommen. Wohin soll ich? Gern wäre ich, blos ums liebe Brod, anderswo.

„Wohin? Ei nun, nach der Stadt zum Beispiel; nach Aarau, wo ich wohne. Ich bin Spielmann, und verdiene mein blankes Stück Geld; bin in allen guten Häusern angesehen. Bei Kindtaufen, Namenstagen, Hochzeitfesten wird ein

Spruch von mir köſtlich belohnt; vieles nebenbei gewonnen. Hätt' ich eine brave Hausfrau, ich ſaße wie die Perl im Golde. Du weißt wohl und ich muß es bezeugen, Junggeſellenwirthſchaft macht nicht reich, und regnete das Gold zum Dache herein. Wenn wir beide, zum Beiſpiel, mit einander hauſen würden, ließ ich mir den Kummer nicht über das Knie wachſen. Wir hätten vollauf und noch für das Dritte genug."

— Du redeſt mir gar wunderlich; ich verſtehe dich wahrlich nicht! — ſagte das Mädchen, und ſah ihn mit lächelnder Neugier und Augen voller Unſchuld an.

„Ich verſteh' mich doch ſonſt auf's Reden, und Huſten und Liebe laſſen ſich eben nicht gut verbergen. Alſo, kurz und rund: Ich bin entſchloſſen, wenn du mir mir willſt. Wollt' ich in der Stadt meine Hand zum Fenſter hinausſtrecken, hing' an jedem Finger ein Mädchen, das Braut ſein möchte. Aber, ſiehſt du, deinetwillen bin ich hergekommen in dies abgelegene Neſt. Ich hatte ſogar einen Brief für dich von Junker Mey von Rued; aber das Diebs- und Rebellenpack in der Hammerſchmiede hat ihn mir weggeriſſen. Wir ſollten beide mit einander nach Liebegg flüchten....

— Geh' mir doch mit deinem Geſchwätz! — ſagte das Mädchen und hüpfte lachend am Tiſch

umher: Was weiß Junker Oberherr vom armen Aenneli hier?

„Aenneli?“ murmelte der Meister Wirri sehr betroffen in sich hinein: „Da klopft' ich an der unrechten Thür an. Alter Esel! laß dir die Ohren stutzen, wenn du wie ein Fullen aussehen willst.“

— Dacht' ich's doch gleich, da ich dich mit Addrich in's Haus treten sah, du kommest von Aarau; die Herren von Aarau machen sich gern lustig.

„Ich mit Addrich? rief der Meister erschrocken: „Was sagst du, Aenneli? Der Alte, der mit den Augen wie durch rothen Frieslappen sieht, ist Addrich?“

Das Mädchen tanzte und lachte wie närrisch und sagte: Du mußt dich besser verstellen. Thu' nur, als wenn du ihn nicht kenntest. Mir machst du nichts weiß!

„Da bin ich wieder garstig angerannt! Was Einer scheut, das muß er haben!“ murmelte der Spielmann wieder: „Versehen heißt auch verspielt; es ist heut' Unglückstag. Der Teufel hat mich in die Falle gelockt und ich bin gefangen. Gott sei meiner Haut gnädig!“ Er rieb sich ängstlich die Stirn und drehte sich im Kreis herum, als such' er verlorene Dinge, deren Namen er vergessen. Dann wandte er sich wieder zu dem jungen Mädchen und sagte: „Also war's Addrich selber? Hätt'

ich das gedacht! Aber er sah darein, als hab' er kein Wasser getrübt; als wüßt' er vorn nicht, daß er hinten lebe. Zwei Augen decken doch viel! Teufelsdreck läßt sich aber auch versilbern. Sage mir, herziges Aenneli, man lebt übrigens doch im Hause hier, denk' ich, mit Gottesfurcht, Fried' und Einigkeit beisammen, als säßen die Störche das ganze Jahr auf der Dachfirst?"

Sie zuckte die Achseln und machte seitwärts ein furchtsames Gesicht, indem sie halblaut flüsterte: „Weiß ich denn, was hier vorgeht? Es kömmt und geht, man sieht nicht, warum? Ich bin seit Weihnachten im Haus, und kenn' es nicht. Es kehrte Mancher ein, den ich nicht wieder gehen sah; und Mancher ging, der nie wieder kam. Es wird mir oft bange um's Herz. Denn hier ist's ganz anders, wie bei Andern. Man darf nicht Alles hören, nicht Alles sagen. Könnt' ich in christlicher Leute Dienst kommen, zehn Stunden weit lief' ich barfuß über den Schnee dahin."

„Hättst du denn die Leute hier im Thal nicht für christliches Volk, herziges Aenneli? Sprich doch offenherzig und unverblümt. Komm' ich je wieder nach Aarau, mußt du im besten Hause dort Kindsmagd werden. Dienst um Dienst: Also nicht christlich wären sie, meinst du?"

— Ach, weiß ich's? Einmal Addrich hat die Kirche nicht gesehen, glaub' ich, seit er getauft

iſt. Er denkt alle Tage anders und thut alle Tage anders. Die Leute ſagen ihm gar zu böſe Dinge nach. Wäre Addrich nicht ſo reich, ſo ſchlöſſe man jede Thür von ihm, und keine Katze würde er mit ſeiner Klugheit aus dem Ofen locken.

„Allerdings! Aber ein ſilberner Hammer zerbricht eiſerne Pforten; und goldene Schlüſſel öffnen jedes Schloß. Meinethalben, Aenneli ſo war's in allen Zeiten; doch hundertauſend Jahre langes Unrecht iſt darum keine Minute Recht. Sage mir noch, ſind ſämmtliche Bewohner dieſes Hauſes von gleichem Schlage? Es verſteht ſich, dich ausgenommen! Es gibt hier eine Jungfrau, genannt Epiphania."

— Eine ſeelengute Tochter iſt ſie, ſo gut! aber — doch iſt's auch mit ihr nicht ganz richtig. Ich habe ſie im Sommer geſehen auf den Wieſen den Hexenringen nachgehen. Sie hält's mit Kobolden, Geiſtern und Schrättelein. Wenn ſie zuweilen von ihren geheimen Dingen redet, macht ſie mir Seelenangſt. Denn ſie iſt gut, und ſpricht, wie ein Buch, und könnte mich doch wohl einmal zum Böſen verführen..

„Daß dich Gott bewahre, Aenneli! Des Teufels Fallſtrick iſt ſtärker, als ein Schiffsthau, feiner als der Faden einer Spinne, und am gefährlichſten ſpannen ihn ſchöne Hände aus. Ich habe genug gehört, um davon zu laufen."

— Und, Herr, du ſollteſt noch Addrichs Tochter, das kranke Lorely, ſehen. Gewiß und wahrhaftig, es würden ſich die Haare deines Kopfes bergan heben. Es kann nicht leben, es kann nicht ſterben. Lebt es, ſo mag es kaum reden. Liegt es bleich und ſtarr wie eine Todte da, ſo ſingt es mit leiſer Stimme wunderbare Lieder und Prophezeihungen; oder ich will lieber glauben, der böſe Geiſt ſingt aus ihrer Kehle, wie ein armer Sünder aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes, denn es weiß ja ſelbſt kein Wort um das, was es geſungen hat.

Meiſter Wirri ſchüttelte ſich unwillkührlich, als er dieſe ſeltſamen Berichte vernahm; und ſagte: „Man ſollte in allen Dielen hier Kreuze machen; denn es ruht auf dem Hauſe ein böſer Fluch. Mache dich auf, ſobald du kannſt, Aenneli, und ſchüttle den Staub von deinen Füßen. Frage mir nur in Aarau nach. Jedes Kind zeigt dir die Wohnung des Meiſters Wirri am Ziegelrain dort. Ein guter Dienſt ſoll dir nicht fehlen, und vielleicht ſag' ich dir noch etwas Beſſeres; denn du biſt gar nett und freundlich, wie ſich dergleichen wohl zu einem frommen Spielmann ſchickt."

Das Mädchen hatte unter dem Geſpräch das Tiſchgeräth abgenommen und hielt Alles im Arm. Es lächelte den Meiſterſänger zutraulich an und

sagte: „Wärest du doch gekommen, als meine Mutter gestorben und ich von aller Welt verlassen war! Die Bauern im Dorf haben gar ein hartes Herz und sind arm dazu. Es wollte mich keiner um Gotteswillen aufnehmen; darum mußt' ich zu Addrich; doch wußt' ich wohl von ihm, was das ganze Dorf wußte. Ich ging mit Thränen und Schrecken. Ach, dem Reichen geht Alles hin; aber ein unvermögliches Waisenkind ist ein niederer Zaun, über den Alles springt.

„Herziges Aenneli, führe nicht so traurige Reden!" sagte er, und streichelte leise mit der Hand ihre erröthende Wange: „Warum betrachtest du mich denn zweifelhaft und ziehst das Köpfchen zurück? Ich mein' es ehrlich, und du bist reich. Ein schönes Mädchen zahlt mit freundlichen Augen besser, als mit harten Thalern. Wenn wir uns beide einmal verstehen, sind wir, denk' ich, des Handels bald einig."

Sie zog sich schämig zurück und sagte: „Du bist und bleibst der Aarauer Herr! Gute Nacht."

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus, doch nicht ohne ihm noch einmal freundlich zugenickt zu haben. Herr Wirri blieb lange auf seiner Stelle stehen, die Augen zur geschlossenen Thür gewandt. Die niedliche Gestalt, ihre leichten Bewegungen, das beständige Drehen ihres Leibes, ihres Köpfchens, die raschen Uebergänge

ihres Mienenſpiels vom Ernſt zur kindlichen Fröhlichkeit, ihre Gewandtheit beim Auf- und Abtragen der Speiſen, — Alles gaukelte anhaltend vor ihm, und er mußte ſich bekennen, Aenneli könnte wohl das artigſte Bräutchen für einen Spielmann werden.

Er überließ ſich tiefen und angenehmen Betrachtungen, deren Inhalt zum Theil aus einzelnen Worten hervorging, die er vor ſich hin redete, zum Beiſpiel: „Freilich, Heirathen iſt kein Karpentauſchen. Aber wer's will genau erleſen, fällt oft am erſten in den Koth. Ich möchte das Aenneli lieber entführen, als die verhetzte Kobolds-liebhaberin mit dem Propheten-Namen. Es kommt mir vor, als wäre dieſe Geſchichte im Himmel beſchloſſen.“ Dann wieder: „Allerdings, von der Liebe bloß werden Zwei nicht ſatt; und ein Weib kann in der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Heuwagen hereinführen. Doch, das Aenneli, — ja, Zucht und Ehrbarkeit iſt die beſte Ausſteuer und Morgengabe. Mit Vielem kömmt man aus, mit Wenigem hält man Haus; und mit leerem Sack anfangen, iſt wahrlich beſſer, als mit leerem Sack enden. Gute Zucht, gute Frucht!“ — Oder wieder nach einer Weile: „Wohl wahr, eine ſchöne Frau bekommen, iſt leichter, aber ſie ſchön be-

halten, iſt ſchwer. Auch weiß ich wohl, man ſagt: Weiber haben lange Rocke, kurzen Sinn; Eh'ſtand, Wehſtand. Aber beſſer erwogen, und denk' ich an meine Jahre, wahrlich, iſt's doch hohe Zeit. Bin ich nicht im beſten Alter? Pflanzt Liebe nicht Liebe? Man rühmt wohl, lediger Leib ſei Goldes werth, aber das Pfund davon gilt einen Heller."

9.

Störungen.

Aus ſolchen hochwichtigen Ueberlegungen ſchreckte ihn das plötzliche Aufſpringen der Stubenthür. Aber es war nicht Aenneli's zartes Köpfchen, welches mit dem taubenhaft beweglichen Halſe um die halboffene Pforte ſah, ſondern ein Rieſenhaupt von grobgeſchnittenen Zügen; Naſe, Kinn und Backenknochen darin gewaltig vorgeſchoben; Bart und Augenbraunen buſchig; das Augen in Blutringen, — kurz Addrichs Kopf. Der Mund deſſelben öffnete ſich und ließ in heiſern Tönen den Wunſch heraus: „Gute Nacht, Meiſter Wirri! Morgen ſprechen wir zuſammen."

Das Holofernes-Haupt verſchwand. Die Thür fiel zu. Draußen ward ein Riegel vorgeſtoßen, und deutlich ließ ſich aus der Fortſetzung des Geräuſches erkennen, daß noch ein Hängeſchloß vor-

gelegt wurde. Die Schritte entfernten ſich darauf durch den Gang.

Wirri's Schreck war zu ſehr geſtiegen, daß er weder den empfangenen Wunſch erwiedert, noch Fähigkeit behalten hatte, der Urſache ſeiner Einſperrung nachzufragen. Das Zufahren der Thür, das Pfeifen des roſtigen Riegels, das Klappern des Hängeſchloſſes dröhnte ihm in allen Nerven, und verjagte ſtracks den Schwarm aller ſüßen, wenn gleich voreiligen Eheſtandsbilder. Er verſuchte endlich, freilich leiſe und ſchüchtern, das Oeffnen der Thür, um ſich ſeiner Gefangenſchaft vollkommen zu überzeugen, an die er, trotz dem, was er eben erfahren, und was ihm zum Theil ſchon das Fenſtergitter geweiſſagt hatte, zu glauben ſich weigerte. Sie war aber leider nur allzugewiß. Nun ſtieß er einen tiefen Seufzer aus und rief: „Muß ich alſo einer von denen werden, die man hereinkommen, aber nicht wieder weggehen ſieht? Hilf, heiliger Himmel! Gegen dieſe verſteckte Mordergrube war doch Daniels Löwengrube eine ſehr ehrliche Herberge!“

Er warf ſich in den Kleidern angſtvoll auf's Bett; nahm ſeine Zuflucht bald zum Beten, bald zum Fluchen, ohne weder im einen, noch im andern Beruhigung zu finden. Dieſe kehrte erſt dann von ſelbſt zurück, wenn auch nicht in Geſtalt feſter Zuverſicht, doch in der Geſtalt tröſten-

der Hoffnung, sobald das erste gewaltige Herzpochen des Schreckens und der Ungestüm des aufgejagten Blutlaufs sich legte. Wenigstens glaubt' er keine Gefahr für sein Leben befürchten zu sollen; denn wäre dem Addrich an diesem gelegen, würd' er es ihm in der Hammerschmiede, oder im Walde, oder auf der nächtlichen Wanderschaft ohne Gefahr haben rauben können. Er hätte ja den arglosen Reisegefährten nur vor einen Abgrund, oder auf eine jähe Felshöhe stellen, und im Dunkeln hinabstürzen dürfen. „Und mit den Todten ist hintennach gut Prozeß führen!" dachte Wirri: „Aber wer das Leben behält, der hat noch die Welt, und sagt: das Blatt kann sich wenden; heute ist's an dir, morgen an mir."

So dacht' er, und indem er alle Umstände mit wachsender Besonnenheit zusammenrechnete, entdeckte er auch bald den wahrscheinlichsten Grund, warum man seine werthe Person für diese Nacht unter Schloß und Riegel gelegt habe. Er erinnerte sich, daß Addrichs heuchlerische Arglist ihm das Geständniß vom Briefe des Junkers entlockt hatte; daß Addrich selbst den Inhalt des Briefs und das Vorhaben des kühnen Spielmanns kannte, Epiphanien nach Liebegg zu entführen. Was war natürlicher, als den Plan durch nächtliche Verwahrung des Entführers zu vereiteln? „Morgen schickt er mich mit langer Nase wieder heim,"

ſprach Wirri zu ſich ſelber, „und gibt mir einen Sack voller Schimpfreden mit auf den Weg. Ei nun, man kann mich durch Scheltworte nicht weniger machen, als ich bin; und eine Langnaſe ſolcher Art rennt gegen keinen Baum an.“

So weit war er in der Ueberlegung ſeines Zuſtandes gekommen, als ihm ein mattes Aufflammen der Lampe das Verloſchen ihres Mondſcheinlichtes verkündete. Er eilte zu ſpät an den Tiſch. Beim erſten Berühren des Dochtes ſah er dicke Finſterniß. Das machte ihm neues Grauen. Er tappte ängſtlich zum Bette zurück, kletterte wie an einem Thurm mühſam hinauf, lagerte ſich unentkleidet und ſchloß die Augen: unſtreitig das beſte Mittel, die Finſterniß nicht mehr zu ſehen.

Es mochte ſchon gegen Morgen ſein, als er endlich in einen unruhigen Halbſchlaf verſank. Aber auch aus dieſem ward er wieder aufgeſchreckt, und zwar, wie es ihm vorgekommen war, durch Hundgebell auſſer dem Hauſe. Er ſpitzte lange, mit ſchlagendem Herzen, das Ohr. Weil es ſtill blieb, legte er das müde Haupt wieder zum Schlummer. Bald aber entſtand ein ſonderbares Geräuſch, wie von Menſchentritten, und ſo nahe, daß er glaubte, man komme zu ſeinem Bette. Er fuhr mit halbem Leibe in die Höhe. Das Herz ſchlug ihm, als wollt' es die Bruſt

sprengen. Er fühlte, wie sich die Haare seines Krauskopfes aufstreckten. Denn mit Entsetzen bemerkt' er eine finstere Gestalt vor dem Gitterfenster seines Gemachs in schwebender Bewegung. Je länger er beobachtete, je deutlicher unterschied er im Umriß einen Mann, der am Fenster aufstieg, mit den Füßen in das Gegitter trat, und endlich in der Höhe verschwand.

Wie ungelegen allerdings dem vielgequälten Manne die neue Störung sein mußte, gewährte sie ihm doch eine Art Beruhigung, weil er keine Gefahr für seine Person sah. „Ist's ein Dieb, dem nach Addrichs Schätzen gelüstet," dachte er, „so bin ich wohlgeborgen und verrammelt. Es könnte aber auch ein verliebter Nachtbube sein, der beim herzigen Aenneli zur Chilt geht. Dann sucht er mich nicht. Ich wäre aber lieber an seiner Stelle. Das junge Blut weiß also auch schon, daß im Dunkeln gut munkeln ist? Wer hätte den ehrlichen, frommen Augen das glauben sollen? Nun, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Mädchen ohne Liebe. Ade, falscher Schatz, es wächst noch mehr Unkraut in Weiberschuhen."

Während dieses kurzen Selbstgesprächs zeigten sich die Beine schon wieder draußen auf den Eisenstäben des Gitters. Die Gestalt stieg nieder und verschwand. Gleich nachdem erhob sich neues Geräusch. Eine Männerstimme rief: „Steh', Bö-

sewicht!“ Meister Wirri horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Er vernahm deutlich Geklirr aneinanderfahrender Degenklingen; dazwischen eine Stimme: „Packan, faß, faß!“ Dann folgte Todtenstille; dann dumpfes, gebrochenes Winseln, welches in einem matten Stöhnen erlosch. Nach diesem blieb Alles ruhig.

Den Meistersänger überfiel Todesschrecken. Die draußen handgemein geworden waren, konnten keine Ehiltbuben oder Bauerbursche gewesen sein, das verriethen ihre Waffen. Es war bei Addrichs Hause offenbar ein Mord vollbracht. Von nun an trat kein Schlaf mehr in Wirri's Augen. Die Nacht dehnte sich ihm in eine unendliche Länge; die Sonne schien auf immer verloren und nie wieder an den Himmel zurückkehren zu wollen.

Seliges Gefühl durchströmte ihn aber, als endlich die blasse Dämmerung durchs Fenster hereinsah, und im Hause nach und nach Leben laut ward. Nun erst, als wär' er sicherer, that er die Augenlieder zu, um einen Schlaf zu versuchen, da er die ganze schreckliche Nacht entbehrt hatte. Aber bald störten ihn wieder Stimmen mehrerer Männer. Neugierig sprang er vom hohen Bett herunter zum Fenster. Das Gras der Wiese war draußen silbergrau vom nächtlichen Reif. Die finstern Tannen tauchten mit den Wipfeln in falben Nebel ein. Auf einem freien, schmalen Platze

zwischen Haus und Wald zeigten sich drei Männer in lebhaftem Gespräch begriffen; doch redeten sie nur halblaut und geheimnißvoll. Ein vierter war beschäftigt mit einem Besen, den er auf dem Grase hin- und herschwang. Man sah dort Blut am Boden. Zwischen den Bäumen im Walde erschien noch ein fünfter mit einer Schaufel thätig, Erde in eine Gruft zu werfen. Wirri gedachte der Ereignisse, deren Ohrenzeuge er gewesen; und das Bild draußen erklärte sich ihm von selbst.

Wiewohl noch nicht volle Morgenhelle deutlich zu sehen gestattete, erkannte Meister Wirri unter den drei Redenden doch ohne Mühe die riesige Gestalt Addrichs. Der andere war der zum Bauer verwandelte Schwede, genannt Hauptmann Gideon. Er trug die rechte Hand in einem Tuch verbunden, was für den Beobachter am Fenster von Bedeutsamkeit in den gegenwärtigen Umgebungen werden mußte. Der Dritte, ein untersetzter, vierschrötiger Mann, halbbäurisch gekleidet, obgleich dem Fenster zunächst, ließ sich am schwersten erkennen, weil er den breiten Rücken herwandte. Eben an diesem Dritten übte sich Wirri's Errathungskunst und Neugier am meisten, weil Addrich und selbst der stolze Schwede demselben mit einer gewissen Auszeichnung zu begegnen schienen. Aber weder aus dem runden Filzhute, von dem ein kurzer Federbusch niederwing,

noch aus dem braunen, halbtuchenen, weiten Wamms ohne Aermel, das bis zur Hüfte ging, und ein eben ſo kurzes grauwollenes Aermel- oder Unterwamms bedeckte, noch aus den weiten, vielgefälteten Hoſen, die beim Knie ſich zuſpitzten, und dann über den lederfarbenen Wollenſtrumpf bis zur Mitte der kurzen, dicken Wade reichten, ließ ſich etwas Beſtimmtes enträthſeln.

Erſt als Addrich mit der Hand eine zum Fortgehen einladende Bewegung machte, und der Fremde ſich wandte, konnte ihn Wirri beſſer beobachten. Er glaubte dies kräftige, ernſthafte Geſicht mit dem kurzen Spitzbart am Kinn, mit dem ſteif nach beiden Seiten geſpitzten, katzenartigen Knebelbart über den zuſammengebiſſenen Lippen, desgleichen die breite, hohe Stirn, die in die Augenbraunen wulſtig über die Naſenwurzel niederging, irgendwo ſchon erblickt zu haben. Selbſt das dicke, ſtruppige Haar, welches bauſchig um Ohren und Nacken ſtarrte, die locker um den Hals gewundene weiße Binde, welche in einer großen Doppelſchleife auf der Bruſt lag, wo eine Reihe engbeiſammenſtehender, kleiner, runder Knöpfe das braune Oberwamms von oben bis unten ſchloß, gehörte zur alten Bekanntſchaft. Erſt jedoch als der Hinweggehende zufällig einen trotzig drohenden Blick gegen das Fenſter zu werfen ſchien, erkannte Wirri den Mann und praßte

einen Schritt zurück. Es war kein Anderer als der Feldhauptmann der luzernischen Aufrührer, Christen Schybi von Eschlismatt, den er in Wollhausen gesehen hatte.

„Nun weiß ich also, was die Glocke geschlagen hat!“ brummte der erschrockene Spielmann: „Daß sich Gott erbarme, wohin der kömmt, gibt's Unglück! Wenn Junker Mey zu Rued es wüßte! Hier wär' ein Fang im Nest zu machen, woran sich die ganze Eidsgenossenschaft erlaben könnte. Mir an, ich will keinen Spieß in den Krieg kaufen, und gern nichts gesehen haben, wenn sie mich lebendig aus ihren Teufelsklauen lassen.“

Nach einer guten Viertelstunde klapperte das Schloß, vüff der Riegel, ging die Thür auf und Addrich trat herein. Hinter demselben standen zwei Bauern, eisenbeschlagene Dornstecken in den Fäusten.

„Hast du wohl geschlafen, Meister?“ sagte Addrich, und ein zweideutiges, schadenfrohes Lächeln zuckte durch die harten Gesichtszüge hin, wie ein Abendstrahl der unsichtbaren Sonne durch den schwarzen Gewitterhimmel.

— Ich möcht' es nicht rühmen, Addrich, — antwortete Wirri, — denn nun kenn' ich dich wohl. Was hab' ich dir aber je Leides gethan, daß du mich gestern getäuscht und die Nacht gefangen gehalten hast?

„Närrlein,“ erwiederte der Alte, „es iſt dir nicht übel gegangen. Trag' künftig keine Uriasbriefe, und ſtecke die Naſe nicht in fremden Handel. Ich würde dich laufen laſſen, wenn dein Maul hier im Moos bleiben wollte.“

— Laß mich in Frieden ziehen, Addrich. Mein eigenes Hemd muß es nicht inne werden, daß ich bei dir geweſen bin. Aus Schaden wird man klug. Ich habe Merk's gegeſſen und ſchweige.

„Wenn du drei Tage geſchwiegen haſt, Meiſter, will ich dir am vierten glauben und den Weih über die Eier ſetzen. Mach' dich jetzt auf, du haſt ſo weit nicht zur Morgenſuppe; meine Leute hier begleiten dich.“

— Wohin?

„Ueber die Dampf hinab längs den Seen gen Hochdorf!“ antwortete Addrich, indem er den Spielmann aus dem Gemach und durch mehrere Zimmer wieder zur Hausthür führte: „Denn im Aargau biſt du keine Stunde ſicher. Wer dich findet und kennt, ſchlägt dich wie einen Kain todt. Alles Volk iſt wider Bern im Aufſtand, fährt umher, wie Waldfeuer, und bricht wie ein geſchwellter Strom über die alten Ufer.“

— Feuer und Waſſer ſind gute Diener, aber böſe Herren und Meiſter! — verſetzte Wirri, und leiſe fügte er hinzu: gleichwie Bauern auch!

„Fort!“ rief Addrich trocken: „Behüt' dich

Gott. Ueber bereisten Boden iſt friſch wandern. Denk' nicht an's Entweichen, oder Schreien; du rufſt dir auf der Stelle zwei Meſſer zwiſchen die Rippen. Fort, ihr Mannen!"

Mit dieſen Worten ſchob der Alte den Spielmann aus dem Hauſe; die Bauern nahmen denſelben rechts und links in ihre Mitte, und nöthigten ihn, das kleine Wieſenthal aufwärts gegen den Bergrücken zu ſteigen. Aldrich ſah ihnen nach, bis die Wanderer auf der Höhe aus ſeinem Blick verſchwanden. Dann kehrte er ins Haus zurück, blieb eine Zeitlang unſchlüſſig an der hölzernen Treppe ſtieg ſie hinauf, und öffnete droben leiſe die Thür eines Zimmers.

10.

Die Gäſte.

Unhörbar flog ihm auf den Zehen Aennelli entgegen, den Zeigefinger der Linken auf den Mund, die rechte Hand warnend hochgehoben.

„Leiſe, linde, deine Tochter ſchlummert!" flüſterte ſie ihm gegen das Ohr, und ſchwebte dabei auf den Fußſpitzen: „Auch Fania, welche die ganze Nacht an Loreley's Bette gewacht, ruht ſeit zwo Stunden erſt." Sie deutete bei den letzten Worten mit den Fingern auf eine Nebenthür des Zimmers.

Er aber gab dem Mädchen einen flüchtigen Wink. Es verſtand ihn wohl und entfernte ſich. Dann trat er langſam vor das Bett ſeines kranken Kindes. Kein Sandkorn kniſterte dabei unter ſeinen Sohlen. Schweigend betrachtete er die Jungfrau. Sie lag mit dem verblaßten Antlitz, in deſſen Marmorzügen noch Spur ehemaliger Holdſeligkeit war, und mit den über das Bettuch lang ausgeſtreckten Armen, wie zum Einſargen bereit. Ein Paar flachgedrückte, unter der Haube vortretende Haarlocken, ſchwarzglänzend wie Ebenholz, einſt kein geringer Schmuck dieſes jugendlichen Hauptes, vermehrten nur den traurigen Eindruck des Ganzen. Sie ringelten ſich an der wachsbleichen Stirn und Wange, um gleichſam das erloſchene Leben des Leichnams ſtärker anzudeuten. Die Bruſt ſtand ohne Bewegung; über die entfärbten Lippen ging kein ſpurbarer Odem; die tief eingeſunkenen Augen ſchienen dem Licht der Welt auf ewig verſchloſſen.

Addrich, mit gefalteten Händen und gebeugtem Haupt, ſtarrte lange die holde Leiche an. Dann erhob er leiſe ſeufzend die Augen, ſenkte ſie wieder auf die gefühlloſe Schläferin und ſagte kaum hörbar: „O mein Kind, mein armes Kind! O mein Einziges! Mein Leben! Warum kann dich Niemand aus der unbarmherzigen Gewalt des Schickſals retten?“

Es durchdrang unendlich tiefer Schmerz sein Innerstes, daß ihm Brust und Odem zitterten. Er richtete das Antlitz himmelwärts, mit jammervoller, stummflehender Geberde, und die krampfhaft zusammengeschlossenen Hände inbrünstiglich an sein Herz drückend. Thränen an Thränen fuhren aus seinen Augen. Ein leises, schnelles Schluchzen blieb einzige Sprache seiner Seele. Als sich die Heftigkeit des Schmerzes gelöset oder erschöpft zu haben schien, bebten noch seine Lippen im Gespräch mit dem unerforschlichen Lenker der Verhängnisse. Die kräftige, hohe Greisengestalt Aldrichs, in dieser Gebeugtheit, glich einer weiland stolzen und unempfindlichen Eiche, die, vom Donner gebrochen, ihr welkes Laub nun bei jedem Lüftchen zittern läßt; und die Nordse seiner entzündeten Augen schien eine finstere Gluth, in welcher der Brand hervorbrechen wollte, welcher das Innere verzehrte.

Von Zeit zu Zeit stieß er kurze, unzusammenhängende Reden aus, die den Selbstgesprächen des Wahnsinns ähnlich klangen, im Grunde aber nur vortretende Punkte waren, an welchen man die Verkettung seiner Gedanken und Schmerzen erkannte, wie man den Zug weit entfernter Gebirge an einzelnen Gipfeln ersieht.

„O du süßer Raub des Todes!“ sagte er: „Mußten du dazu von deiner Mutter geboren wer-

dem? — Ich erkenne dich wohl, mit Entsetzen dich, herzloses Ungeheuer, das seine eigenen Eingeweide verschlingt und wieder erzeugt, um neuen Fraß zu haben. — Es kann aber nicht sein. Ist das ein todtes Uhrwerk, das von sich nichts begreift und weiß: so ist die wildeste Bestie mehr werth, als die Welt, und der Mensch ist der Gott. — Ach, du arme, schöne Alpenrose, die ungekannt und ungeliebt in der großen Einöde vergeht, warum mußtest du blühen? — Gütig, sagt man, gerecht auch! Ich möcht' es ja gern glauben. Aber diese blasse Leiche sagt: Nein! — Es ist nichts Entsetzlicheres vorhanden, als der Gedanke neben einem bewußtlosen Fels, als das Leben bei der stummen Vernichtung. Die Liebe ist das, was im Reich der Dinge einzig ohne Zusammenhang mit der Welt steht. Sonst paßt Alles zusammen. — O du frommes, heiliges Kind, warum ward dir das süße Dasein zu kosten gegeben, wenn es mit Schmerzen wieder entrissen sein muß? Was hast du verbrochen, daß sich die Natur das Verbrechen erlauben darf, dich zu zerstören? — Frevel, Frevel! Weiche von mir, Satan! — Es kann nicht aufhören. Es kann nicht! Die Welt hat das Bewußtsein ihrer Ewigkeit in sich. — Scheidest du von mir, eil' ich dir nach, Engel. Wir trennen uns nicht."

Hier verstummte er im abermaligen Schluch-

zen, kniete mit leisem Wimmern lange, bis die Thränen ihm versiegten. Dann stand er auf, warf noch einen kläglichen Blick gen Himmel und sagte: „Dein Wille geschehe!“ Er trocknete seine Augen, legte eine Flaumfeder auf die Oberlippe der Schlummernden, sah mit schmerzlichem Vergnügen noch die Spur des Lebens im Wehen des Flaumes, beugte sich über das Bett, küßte sanft das Gewand der Tochter, und ging mit leisem Schritt aus dem Gemach hinweg. „Bis Fania erwacht, verlaß Lenoren nicht!“ sagte er zum Aenneli, welches ihm auf der Treppe entgegenflatterte: „Ich begebe mich zu den Gästen, und werde meine Tochter heut' wenig sehen. Bring' ihr meinen Morgengruß!“

Nach diesem eilte er hinab, am Herd mit großen Schritten vorüber, durch zwei aneinanderhängende Stuben, in ein letztes inneres Zimmer. Hier saßen die Leute, welche Meister Wirri vorher gesehen. Gideon und Schybi von Eschlismatt neben einem alten, doch rüstigen Manne, dem das silberweiße Haar des Bartes und Hauptes recht ehrwürdiges Ansehen verlieh. Sie waren im lebhaften Gespräch.

„Auf Ehre!“ rief Gideon: „Nicht zwanzig Dublonen wären mir zuviel, wenn ich erfahren könnte, was sein Intent gewesen. Er führte die Klinge meisterlich, und obligirte mich gleich beim

erſten Angriff zur Defenſion, indem er doch dabei langſam hinter ſich zurückſchritt, um ſeine wohlcalculirte Retirade ins Gebüſch zu nehmen."

Chriſten Schybi ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach: „Ich ſag' es noch einmal, wie abgelegen Addrichs Haus und wie geheim unſere Zuſammenkunft gehalten iſt, eure Herren von Bern ſpüren Unrath. Es iſt einer ihrer Lauerer geweſen. Hätteſt du ihm den Schädel geſpalten! Du warſt ihm zu ſpät auf den Ferſen nach."

„Es währte kein Vaterunſer lang," antwortete Gideon, „ſobald Addrichs Hund anſchlug, war ich aus dem Bett, auf den Beinen, in den Kleidern und zum Bett mit blankem Degen hinaus. Die arme Beſtie thut mir leid; ſie ward ſacrificirt im Augenblick, als ich ſie anbrehte, und der ſuſpecte Burſch in Wald und Nebel entſprang."

„Und ſetzteſt ihm nicht nach, Gideon Renold?" fragte der Alte im weißen Haar.

„Es herrſchte dermaßen Dunkelheit," antwortete Gideon, „daß ich die Figura des Menſchen nur gleichſam wie Schatten im Nebel erſah. Ich verfolgte allerdings lange Zeit das Geräuſch, welches die Zweige machten, die ſich dem Flüchtling opponirten. Doch mocht' ich ohne des erſtochenen Hundes Aſſiſtenz durchaus beim Nachſetzen nichts effectuiren."

„Lasset es dabei bewenden, liebe Nachbaurn und Freunde!“ fiel Addrich den Redenden ins Wort: „Wir haben heut' größere Sache zu überlegen, als umher zu rathen, wer die tapfere Faust des Gideon gezeichnet und meinen alten Packan getödtet habe? Heute oder morgen rücken die Städte mit ihrer Macht in den Aargau ein. Nun gilt's Entschlossenheit, wenn ihr nicht übermorgen gefangen und gehangen sein wollt. Ulli Schad, du hast den Aufbruch der Mannschaft von Basel selber mit Augen gesehen?“

Der Alte im weißen Haar antwortete: „Würd' ichs sagen, wenn es anders wäre? Ich machte mich auf den Weg von Waldenburg nach Basel. Vorgestern sind vierhundert Mann in der Stadt geworbenes Volk und Ausschüsse von der Landschaft mit klingendem Spiel aus den Thoren gezogen. Hauptmann Ludwig Krug und Hauptmann Paul Bekel ritten gar stolz vor dem Zuge her, mit Federsträußen ellenhoch auf ihren Scheitmendeckeln, daß sie sich wahrhaftig unter der St. Albanpforte ducken mußten. Voraus marschirten hundert Mann von Mühlhausen, die mir auch nicht aussehen, als wollten sie euch die Krautstücke zerhacken. Man erzählte, daß von Zurich fünfzehnhundert Mann zugleich in das Berngebiet einrücken würden.“

„Mich dünkt, Gideon, der Leuenberger läßt uns im Stich,“ sagte Addrich darauf zu dem schwedi-

schen Hauptmann, „oder ihn hat unterwegs ein Unfall getroffen. Nach deiner Angabe wollt' er schon gestern Nachts bei uns sein."

Renold erwiederte: „Leuenberg hält Parole, obwohl er durch wichtige Occupationen retardirt worden sein kann. Alistündlich langen bei ihm Deputationen aus den Gemeinden und Aemtern des gesammten Kantons an; links und rechts muß er Resolutionen ertheilen. Es ist bei ihm, wie im Hauptquartier des Generalissimus vor der Bataille, wann derselbe Ordres nach allen Punkten verschickt. Lasset uns mittlerweile unsere Consilia eröffnen; er wird sich euern Dispegnien keineswegs opponiren."

„Hol' ihn der Henker!" rief Schybi: „Ich hatte daheim mit meinen Leuten alle Hände voll zu schaffen, und rannte dennoch hieher. Nun laßt er uns stecken. Wir Entlibucher und übrigen Luzernerbieter mögen den Ausgang eures Lärmens gemächlich erwarten. Wir haben unser Schäflein vor der Hand aufs Trockne gebracht, wenn ihm das Fell auch noch tropfet; haben den Vergleich und Schieds- oder Schandspruch angenommen; entrichten durchs ganze Land vom Saum nur zehn Luzerschilling Ohmgeld, und freuen uns viel anderer Vortheile. Keinen Kreuzer zollen wir an den gehabten Unkosten der Stadt. Im Nothfall können wir uns zufrieden stellen. Wollet ihr

Andern aber zum Teufel fahren, meinethalben; wir Luzerner sind dabei für euch nicht zum Fuhrlohn verpflichtet."

„Ich will hoffen, du sprichst nicht im Ernst!" fiel ihm Renold in die Rede: „Schobi, magst du wissen, daß Niklaus Leuenberg ein Eidsgenoß ist, so respektabel, denn irgend einer. Er leuchtet in allen Actionen mit Wahrheit, Treuen und Glauben, und ist von gar mannhaften Gesinnungen und standhafter Manier. Würd' er nicht das weite Oberland bis an die Walliser Schneeberge zu eurer Favor in Harnisch gebracht haben, wäre zweifelsohne euer Ruin schon längst vollendet gewesen; und statt des Schiedspruches der katholischen Orte, der euch Pardon gewährt, hätte der Scharfrichter von Luzern eurer und anderer Patrioten Köpfe vom Rumpfe geschieden . . . ."

„Ueberhebe dich nicht, Hauptmann Renold, du wirst davon kreuzlahm!" antwortete der Entlibucher: „Unsere zehn Aemter hatten die Fahnen gelüpft und den Bund zu Wolhausen geschworen, ohne vom Leuenberg und den Bernbietern zu wissen; und ohne sie haben wir auch Frieden geschlossen mit der Regierung. Der Leuenberger ist mir übrigens gar recht, wenn er nicht links sein will, und er wird Gelegenheit vollauf haben, zu zeigen, ob er mehr versteht, als den Karren dergab zu schieben."

Hier fiel Addrich ein, denn er sah, daß Gideon die Stirn rieb und heftig werden wollte: „Ihr Mannen," sagte er, „wenn ich nicht irre, seid ihr Alle in dies sonst unbesuchte Thal gekommen, nicht um Euch zu entzweien, sondern für gemeine Wohlfahrt des unterdrückten Landes zu vereinigen. Ihr aber fanget, meines Erachtens, mit dem Wörteln und Zänkeln am falschen Ort an, und zäumet das Roß beim Schwanz auf. Seid Ihr aber nicht Sinnes, einträchtig Alles mit einander zu beben und zu legen: so stehet von euerm Vorhaben in guter Zeit ab. Denn es soll nicht um taube Nüsse, sondern um Köpfe gespielt werden, unter denen auch die eurigen sind. Steht nicht das Landvolk aus gesammten Kantonen Mann für Mann zusammen wider die Gewalt der Städte: so geht Alles verloren. Das zu verrichten seid ihr hergekommen, damit es nicht wie vor zehn, zwölf Jahren geschehe. Damals fingen auch Oberländer und Aargauer an, mit den Bernern zu rechnen, machten in Langnau große Worte, und wurden wieder kleinlaut, weil Luzerner und Solothurner daheim blieben, und die Gesandten von Bern und von der Tagleistung ihnen zu Thun Honig ums Maul strichen. Dann hoben nachher im Zürichgebiet die Wädenschwyler und Knonauer ihre Köpfe auf; aber weil ihnen Niemand zustand, mußten auch sie bald zu

Kreuz kriechen, sieben Ehrenmänner enthaupten sehen und den Herren von Zürich vier Tonnen Goldes Trinkgeld für den Spaß zahlen. Das war das Ende. Daran sollet ihr euch spiegeln."

„Wohlgesprochen, Addrich!" sagte Gideon: „Ein Schlag, aller Orten zugleich, das bricht das Joch und desarmirt die Städte. Wir müssen uns präcaviren, daß es rauhe Stöße absetze. Denn eher wird der Bär gutwillig sein Fell, als das Patriziat seine Ambition und Herrschaft fahren lassen. Aber ecce, lupus in fabula! Da sehe ich den Leuenberg kommen, in Begleit eines Andern."

Addrich ging den Neu-Ankommenden vor das Haus entgegen und führte sie herein. Alle standen grüßend von ihren Sitzen auf, boten den Fremden Handschlag, und betrachteten besonders den Leuenberg, der schon damals ein vielbesprochener Mann war und sich sogleich mit Gideon ins Gespräch ließ. Es lag in seiner kräftigen Gestalt und Haltung etwas Gebieterisches, wozu der Ausdruck von Ernst, Festigkeit und Klugheit in einem Gesicht nicht wenig beitrug, das sich durch ein Paar große, helle Augen unter schöngewölbten Augenbraunen, und eine starke, römischgebogene Nase auszeichnete. Er schien ein Mann in den Fünfzigern zu sein, und einigen Werth auf sein Aeusseres zu legen. Das schwarze Haupt-

haar und den Knebelbart trug er kurz geschoren; am Kinn nur ein Zwicklein. Ein schmaler, schneeweißer Halskragen lag über das feinmuchene, schwarze Oberwamms, dessen Oeffnungen an den Achseln, wo die Aermel des Leibröckleins hervorgingen, mit Sammtstreifen und Fransen besetzt waren. Eine dichte Reihe gesponnener Knöpfe verzierte den Vordertheil des Wammses.

„Liebwerthe Herren und Freunde," sagte Leuenberg, „erlaubet, daß ich euch meinen Reisegefährten vorstelle. Es ist Herr Adam Zeltner, Untervogt von Buchsiten, ein treuer und eifriger Bundesgenoß, der uns das ganze Solothurnergebiet zuführt. Ich hoffe, ihr werdet ihm euer Vertrauen nicht versagen."

Die Anwesenden boten dem Untervogt, der vielen Anstand in seinem Wesen bezeigte, noch einmal und freundlicher die Hand zum Willkommen.

„Nun aber", fuhr Leuenberg fort, „haltet Gegenrecht. Zwar den tapfern Schybi von Eschlismatt und meinen Landsmann Gideon Renold kenn' ich gar wohl; aber nennt mir diesen wackern Schweizermann, den sein weißes Haar zum Oberältesten unter uns macht."

„Das ist Ulli Schad von Waldenburg im Baselgebiet," sagte Gideon, „ein wegen seiner Prudenz und Erfahrung wohlrenommirter Mann dortiger Gegend."

„Ei denn,“ rief Leuenberg und schüttelte dabei des Greisen Hand, „Vater Ulli, so lass uns hören, wie die Dinge bei Euch stehen? Ich vernehme mit Leidwesen, daß Oberst Zörnli von Basel im Anzuge gegen Aarau sei und viel von euerm Landvolk mit sich führe.“

„Das mag sein!“ antwortete Ulli: „Aber verlass dich darauf, Herr Leuenberg, unsere Leute schiessen im Berngebiet keinen Spatz todt. Keiner will bei uns gegen Mitlandleute fechten, welche die gleiche Noth von der Härte ihrer Obrigkeit leiden, wie wir. Einzig Bratteln, Muttenz und andere Ortschaften der Vogtei Münchenstein, ganz in der Nähe der Stadt, halten mit ihr. Die übrigen Aemter aber sind darauf und daran, das Raube auswärts zu kehren und den Stadtbürgern den Meister zu zeigen. Zwar Bürgermeister Rudolf Wettstein und Zunftmeister Jakob Hummel kamen, den Tag vor meiner Abreise, nach Liestall, um die Sache auszugleichen, mußten aber unverrichteter Dinge wieder abziehen.“

„Das heiß' ich güldene Botschaft!“ rief Leuenberg: „Ich wollte, Addrich, du könntest mir vom Aargau nichts Geringeres melden; denn der Feind ist auf allen Seiten im Anzug.“

„Sorge nicht, Klaus!“ entgegnete ihm Addrich: „Der Landsturm wird in der ganzen Grafschaft gerüstet; eben so jenseits der Aare in den

Aemtern Biberstein und Schenkenberg. Noch ist zwar Alles still in den Dörfern, wie unter der Predigt. Aber die Waffen sind geschliffen. Die erste Trommel, die im Lande gerührt wird, bringt die Sturmglocke vom gesammten Aargau, wie ein übeltönendes Horn die Hunde, zum Heulen."

„Wohlan, liebwerthe Bundesgenossen," sagte Leuenberg, „so lasset uns ungesäumt zur Abrede schreiten, darum wir hier zusammengetroffen sind, und das mit Hand und Mund betheuern zu halten, wessen wir einig werden. Denn nicht umsonst wird die Zeit vorgestellt mit geschwungenen Fittigen, und schwerlich sehen wir uns so bald wieder, wenn wir einmal nach allen Weltgegenden von einander geschieden sind. Du, Addrich, hast für unsere Sicherheit bei dir Sorgfalt getragen?"

„Leuenberg," rief Gideon, „solche Frage geziemt dir nicht, wo du weißt, daß ein Soldat wohnt. Ich selber habe ringsum treue Wachen postirt, die alles Suspecte genau observiren. Denn der Landvogt von Lenzburg würde nicht faul sein, wenn er wüßte, welches Nest hier auszunehmen wäre."

„Traget keinen Kummer!" sagte Addrich: „Sogar Junker Mey von Rued besorget von hier aus nichts Arges. Er schickte wohl gestern einen

Boten, aber nicht um zu horchen, sondern meine Nichte wegzulocken."

Gideon konnte bei diesen Worten eine große Bestürzung nicht verbergen. Er sah mit fragendem Flammenblick auf Addrich. Dieser aber fuhr gelassen fort: „Also nur Weibergeschichte! Es war eine ehrliche Haut, ein Aarauer Spielmann, der mir Beichte saß, weil er mich nicht kannte. Wir haben ihn aus Vorsicht ins Luzernergebiet geschickt; da mag er von uns zeugen."

Schybi lachte und sagte: „Auch glaube ich, alle Weibel und Knechte des Landvogts wagten sich nicht in dies Thal herauf, denn sie fürchten in der Nachbarschaft den Addrich wie des Satans Zwillingsbruder."

„Das ist wahr," rief der Untervogt von Buchsiten, „hätte mir Leuenberg nicht berichtet, welch ein Biedermann du wärest, Addrich, ich hätte mich nicht zu dir getraut, so Arges reden die Leute. Woher das Geschwätz? Vielleicht weil du ihnen furchtbar drein schaust?"

Addrich erwiederte etwas verdrossen: „Hast du bei dir zu Land keine Esel? Als ich noch mein mäßiges Vermögen äufnete, hieß ich Strolch und Straßenräuber. Als ich einige Thaler erhauset hatte, hieß ich Schatzgräber. Weil ich meinem Verstande folge und nicht mit Narren in gleiches Horn stoße, bin ich im Bunde mit der Hölle.

Weil ich des Pfarrers Deutschlatein auf der Kanzel nicht anhören will, macht er mich zum Atheisten, Anabaptisten, alle Sonntag zu etwas Anderm. Wen Neid und Bosheit einmal mit Ruß geschwärzt haben, den waschen alle Tugenden nicht wieder weiß. Vieltausendmal habe ich den Tag verwünscht, an dem ich das Simmenthal verließ, und mich hier ansetzte bei dem dummen und dummtückischen Geschmeiß."

„Bei dem Allen, Addrich, gehorchen sie dir, als wärst du ihr Vogt!" sagte Schybi.

„Weil sie keinen Gott, sondern nur den Teufel fürchten!" versetzte Addrich: „Die Heiden sind nicht heidnischer gewesen, als dies menschliche Vieh. Da ist schon mehr denn Einer in großer Heimlichkeit zu mir geschlichen, und hat mich um Gotteswillen gebeten, ihn in Bund mit dem Teufel zu bringen. Sie wollen ihm Leib und Leben eigenhändig mit Blut verschreiben, wenn er ihnen Wohlleben genug, oder auch nur einen Heckethaler in den Sack schafft. Wenn sie schon während der Sonntagspredigt schlafen, weil sie sich an den Psalmen müde geschrien, preiset der Pfarrer doch ihr Christenthum. Denn so oft sie ihre Säue metzgen, füllen sie ihm die Rauchkammer mit Würsten und Schinken. — Aber, ihr Herren, euch erwartet im Zimmer hier zunächst die Morgensuppe. Noch seid ihr nüch-

tern. Erweiset mir die Ehre und ässet hinzu. Nachher schreiten wir frischer zu Rath und That."

Damit unterbrach er das Gespräch. Nach einigen höflichen Weigerungen und Entschuldigungen folgten ihm die Gäste und nahmen ihre Plätze um die dampfende Schüssel ein.

11.

Die Brautwerbung.

Das ländliche Frühmahl, bei welchem, nebst geräucherterten Rinderzungen und Wildpretschnitten, die begeisternde Flüssigkeit nicht fehlte, die der Schweizerbauer schon damals dem schwarzen Bergkirschen zu entziehen wußte, verbreitete gute Laune über die Gäste. Ihre Scherze und Blicke verfolgten dabei Aennels's flüchtige Gestalt, die zur Bedienung erschien. Nur Gideon Arnold, wider seine Gewohnheit, blieb einsylbig und ohne Eßlust; und ehe noch das Mahl zur Hälfte beendet war, zog er den düstern Addrich auf die Seite und verließ darauf mit ihm die Stube.

Als beide vor das Haus und in den Wald getreten waren, fragte Addrich: „Warum führst du mich hieher? Was hast du Geheimes?"

„Geheimes? Nichts. Du weißt alles, was an und in mir ist, sonst könntest du mich nicht,

wie den Tanzbären, an der Kette ſchleppen!“ antwortete Gideon und heftete die ſchwarzen, flammenden Augen auf das Geſicht des Alten: „Du aber, Addrich, behältſt continuirlich deine Maske, und handelſt ohne Sincerität. Warum verſchwiegſt du mir die wahre Intention des Junkers Mey auf deine Nichte? Zu ſich locken wollt' er ſie alſo? Und das ſagſt du erſt, nun du ſeinen Kundſchafter abſentirt haſt? Addrich, ohne Argliſt und Betrug, rede! Wie ſtehen wir mit einander? Unter gegenwärtigen Circumſtanzien verlange ich klaren Wein von dir. Sagſt du mir nicht die Hand der unvergleichlichen Epiphanie zu, ſo ....

„Fahre fort!“ rief Addrich.

— So ... Ich habe andere Majeſtäten geſehen!

„Deine Zunge ſchlägt falſche Münze. Nein heraus mit der Sprache!“

— So fahre Alles in den hölliſchen Abgrund!

„Das alſo war's, Gideon? Schäme dich. Du biſt und bleibſt doch ein gemeiner Lohnſoldat, der nur um blanken Sold dient, und Vaterland, Ehre und alles Beſſere nebenbei mit in den Kauf nimmt, um daraus eine Schabracke für das ſchmuzzige Roß ſeiner Selbſtſucht zu machen. Alſo für des Mädchens Hand nur willſt du der guten Sache deinen Arm vermiethen?“

— Der guten Sache! Diſtinguire, Addrich,

daß **deine** Ambition und die deiner Conforten nicht **meine** gute Sache sein kann. Existanz ist für mich Leben, Welt, Himmel, Alles: und einzig für Alles seh' ich Alles in's Spiel. Ich erachte auch, ein Motiv, wie das meinige, sei in den Augen raisonabler Personen mehr werth, als deine und deiner Cumpanen Sucht, euch bäuerische Gnaden, Rathsherren und Schultheißen tituliren zu lassen.

„O du elender Jungfernknecht, meinst du, mich steche der Haber des ehrgeizigen Uebermuths? Meinst du, Leuenberg, oder Schybi, oder ich, oder ein Anderer habe eine ganze Nation aus den hundertjährigen Wurzeln der Gewohnheit reißen können, um sie zum Schemel unsers eigenen Hochmuthes zu machen? Ja, der Aufstand ist da; weißt du, wer ihn gestiftet hat? Die Urheber und ersten Rädelsführer desselben sitzen in den Rathsstuben der Städte. Ihre blinde und hartherzige Ungerechtigkeit hat die Trommel des Aufruhrs gerührt und das zahme Roß scheu und wild gemacht. Der Wilhelm Tell ist erst durch Landvogt Geßler zum Tellen geworden. Weißt du das nicht? Der faulende Mist treibt die schönsten Blumen und süßesten Früchte aus der Erde, und nur die stolze Tirannei treibt die edle Freiheit aus ihrem Grabe heraus in's Leben."

— Verbalia! Verbalia! Die kenne ich und

weiß sie gehörigen Orts zu appliciren. Du und Consorten haben das Roß scheu gemacht, nun aber wollet ihr es auffangen und euch, statt der alten Herren, in den Sattel schwingen. Ganz recht, Addrich. Ich will dir in den Steigbügel helfen, wenn du meine Conditiones annimmst.

„Geh, Lohnknecht, ich begehre nichts von dir und von der ganzen Welt nichts. Ich wollte lieber, die Welt wäre noch nie gewesen, so ständen wir nicht da und du quältest mich nicht mit deiner Narrheit.“

— Addrich, als ein Mann von Expertenz und Einsicht, der in Ost- und West-Indta umhergefahren ist, solltest du nicht so verkehrte Dinge reden. Ich will deine Fortun machen, und fordere mir dagegen Epiphanien. Was liegt darin Thörichtes und Malhonnettes? Gib mir das Schönste auf Erden, und ich kehre dafür Bern um, daß es die Thürme seines Großmünsters in die Aare und dessen Fundament gen Himmel strecken muß.

„O du Auerhahn, den die Balzzeit blind macht! Hier zu Lande wagt der schlechteste Tolpel Ehre, Leben und Gut für etwas Besseres, als du.“

— Miraculos genug wäre das! Aber wenn ich dir glauben soll, so nenne mir, was schöner,

beſſer, köſtlicher ſein könnte, als der Beſitz der engliſchen Epiphanie?

„Es iſt das, was der Menſch wie ſeinen Erbfeind verfolgt, und was ein Gott im Himmel wollen ſoll, aber unterm Himmel nicht reif werden läßt. Es iſt die Tugend, die mit Spott und Schanden betteln muß; die Freiheit, welcher man Kerker baut; die Wahrheit, der man Scheiterhaufen anzündet, und das wehrloſe Recht, das man mit Tortur und Rad und Galgen ſtumm macht. Gideon, ich weiß wahrhaftig nicht, wozu die Welt da iſt, wenn in ihr nichts Beſſeres vorhanden iſt, als ſie ſelbſt iſt; oder wenn mein Wille das Heiligſte darin wäre. Aber möge jenſeits des Lebens etwas Anderes zu erwarten, oder mit dem letzten Pulsſchlag Alles aus ſein: ich will hoch ſtehen und höher als Schöpfung und blindes Schickſal. So bin ich, wo nichts Höheres iſt, der Gott, und heiliger, als alles Daſein.“

— Mit Gunſt! rief Renold, und ſtarrte dem Alten erſchrocken und forſchend in's finſtere Geſicht: Ich verſtehe dein Kauderwelſch nicht. Spricht der Kirſchgeiſt, oder noch ein böſerer, aus dir? Das klang mir halb wie Tollheit, halb wie Blasphemie. Biſt du verdrießlich, Vater Addrich, ſo fluche lieber ein paar Millionen Teufel zuſammen. Das iſt dir an der Seele geſünder, als ſolche Lä-

sterung. Zwo Kannen Branntwein lassen sich unschädlicher nehmen, als ein einziges Tröpflein Gift. Dir macht freilich die Krankheit deiner Tochter schweres Herzeleid, aber desperire nicht.

„O nein, was sagst du? Das alte Herz ist bald verblutet. Ich habe die Welt aufgegeben, darum will ich frei handeln. Ich bin nur noch ein Gespenst. Gespenster freuen sich nicht mehr an vergüldeten Nußschalen und fürchten nicht mehr die Weibel, Henker, Scharfrichter und übrigen Vogelscheuchen der Obrigkeit.“

— Mit Gunst, Addrich, du hast deine böse Stunde. Ich insistire länger nicht, mit dir allein zu reden. Laß uns in's Haus zurückgehen. Befiehl Epiphanien, die Laute zu schlagen, damit sie den bösen Geist Sauls bannisire, wie weiland David mit der Harfe.

„Wie du es verstehst, armer Tropf! — Nie war der Geist heiliger in mir, als diesen Augenblick. Aber genug davon. Ich irrte mich. Keine Perlen vor die Säue! Was wolltest du von mir?“

— Hast du es vergessen? Die Hand deiner schönen Nichte. Sie ist die Condition, daß ich dir dein Hazardspiel ausspielen helfe. Du wirst mich in diesen Troublen gebrauchen können. Es sind unter den revoltirten Landleuten wenig gediente Militärs und Männer von Metier. Die

Herren Berner hatten jederzeit die Précaution, bei den Milizen ihre Offizierstellen nur Söhnen der Stadtpatrizier zu conferiren, damit die Mannschaft ohne Chefs niemals für sich selbst etwas präsiren könne. Also, Addrich, laß mich deine Resolution vernehmen. Jetzt ist der Moment, in welchem du über mich decidirst. Contravenirst du meiner Passion, so fahre wohl. Wenn es Schlarpen setzt, bin ich nicht obligirt, die Scharten auszuwetzen.

„Gideon, thue was du willst. Es ist dir bekannt, daß ich nicht wider dich bin. Nimm meinethalben Epiphanien zum Weibe, wenn sie dir nicht den Korb gibt. Sie ist Meisterin über ihren Leib. Du wirst nicht begehren, daß ich sie dir bei den Haaren zuschleppe."

— Die Hand darauf, Vater Addrich. Ich verlange in diesen Geschäft nichts als deine Neutralität; nicht einmal deine Intervention ist zum Negociren nöthig. Ich halte die schöne Festung schon lange eng blokirt, und sie ist zur Capitulation nicht ungeneigt. Doch appellirte sie bisher immer an dein Assentimento, als zur Ratification unserer Articulen unentbehrlich.

„Bist du des Mädchenherzens schon so sicher, Gideon? Wahre dich! Du solltest die Weiber kennen!"

— Nun ich im Posseß deines Wortes bin,

guter Addrich, nun du mein Oheim sein willst, soll deine Nichte mein Gespons werden. Sie leistet keine Resistenz. Ich weiß es, Epipdanie liebt mich. Ich hab' ihr das Geständniß schon victorios von den erröthenden Wangen geküßt.

„Bist du wirklich so weit mit ihr? Sie schien dich immer zu meiden, und flieht, wo sie dich erblickt."

— Ein retirirender Feind ist nicht gefährlich, Addrich. Ich kenne die Damen.

„Jetzt aber ist's für dich nicht an der Zeit zu Liebeshändeln. Du scheinst zu vergessen, daß vielleicht noch heut der Landsturm ergeht. Alles Getändel auf die Seite! Schwert und Speer her! Epiphaniens Brautgemach wird dir nicht eher die Thür öffnen, bis unsere Fahnen siegreich den Stalden von Bern hinabziehen und durch's gesprengte Thor daselbst flattern."

— Vater Addrich, das ist des Soldaten Gaudium und lustiges Vorspiel zur Hochzeit. Ich gedenke, Bern soll uns in die Rappuse gegeben werden, und ich will mir so viel Lägel mit köstlichem Rheinfall und Malvasier aus der Campagne heimschleppen, daß ich noch zur silbernen und goldenen Hochzeit meine Gäste damit regaliren kann.

„Ich wollte, du brächest dort einen Keller auf, der viel edlern Schatz verwahrt, als Rheinfall und Malvasier. Wenn schon der brave Fabian ab

der Almen dein Nebenbuhler war, verdient er doch Mitleiden. Den ganzen Winter durch im Kerker, und warum? weil er einem stolzen Grobian von Landvogt nicht zum Schand- und Sündendeckel dienen wollte, und ihm ein paar Maulschellen versetzte."

— Du hältst den Fabian noch immer für einen heiligen Engel, wiewohl er ein loser Gesell ist, der allen Schürzen nachlief. Ich rede nicht gegen ihn, weil er seine Nehe nach meiner schönen Braut ausgeworfen hatte. Solch einen Stocknarren von Rival fürchtet Unsereiner nicht. Ich habe andere Majestäten gesehen. Sein Schicksal hat dieser Prahlhans wohlmeritirt. Es hieß, man werde ihn auf die Galeeren schicken. Das Weibsbild hatte den Genißtmännern in den Wehen ausgesagt, er sei der Patron, der ihr den Jungfernkranz vor der Zeit abgenommen; vergiß das nicht, Addrich! vergiß das nicht! Und der unverschämte Bursch wollte darauf das Hurkind dem Landvogt aufsalzen.

„Sprich, wie du willst, Gideon; ich verbürge mit meinem grauen Kopf, Fabian ab der Almen ist unschuldig. Allezeit war er ein gutes, ehrliches Kind, aufrichtig, wahrheitliebend, mäßig und züchtig, aber freilich auffahrend, wie Schießpulver, wenn ihm ein Naseweis mit der Lunte nahe

kam. — Haß du mir nichts weiter zu sagen, Gideon?"

— Unser Pactum ist abgeschlossen; ich bin sattsam contentirt, und weigere mich nicht, nun allen deinen Entreprisen Hand zu bieten.

„So laß uns zu den Gästen zurückkehren. Wir müssen mit den heutigen Minuten haushalten!" sagte Addrich, wandte sich rasch und ging mit großen Schritten wieder aus dem Wald zum Haus, während Renold langsamer zu folgen schien.

12.

Das Angebinde.

„Addrich, sieh! sieh, Addrich!" rief dem Alten ein junges Mädchen zu, welches ihm, wie die Göttin der Freude, über die Schwelle der Hüttenthür entgegenflog, die edeln Mienen im Licht des Entzückens verklärt, die Arme halb erhoben und ausgebreitet, in der Rechten ein krystallhelles Trinkglas blitzend, in der Linken einen Blumenstrauß.

„Guten Morgen, Fanely!" erwiederte der Alte freundlich.

„O dein Wunsch kömmt zu spät, Addrich!" rief die Verklärte: „Der Morgen ist schon gut und schön, mehr denn einer, und der allerschönste, seit ich athme. Hab' ich's nicht vorgesagt? Es ist

der achtzehnte März, eine wunderheilige, glückliche Zahl; denke, in der 18 liegen sechsmal 3! Und heute ist mein Geburtstag, Addrich. Ich trete in mein Achtzehntes, und dreimal drei ist doppelt in diese 18 gelegt, ja doppelt! Ach, für ihn auch eine heilige Neun! Siehst du, was ich trage?"

„Ein Angebinde!" sagte Addrich lächelnd: „Aber jauchze nicht zu laut! Er ist in der Nähe; die Jungfrau soll nicht verrathen...."

„In der Nähe!" rief Epiphanie, sprang zum Brunnen, legte Glas und Blumen daneben, kehrte eben so schnell zum Alten zurück, und sagte mit zitternder, leiser Stimme: „Wo denn, Addrich, wo ist er? Warum darf er sich nicht zeigen? Ist er dem ungerechten Gefängniß entronnen, ein Flüchtling? Rede doch!"

„Ich meine den Hauptmann Renold. Er ist unweit, im Walde!" erwiederte Addrich.

„Nein, nein, nein!" sagte Epiphanie mit heftiger Zuversichtlichkeit, doch leise, indem sie beide Hände auf Addrichs Arm drückte: „Mein armer Bruder lebt in der Nähe. Er ist frei! Er hat diese Blumen des Nachts, kein Anderer, vor mein Fenster gestellt. Kein Anderer kannte diesen Tag, als er. Weißt du, Addrich? er schickte mir einst sogar von der Wittenberger Hochschule aus

Deutschland schön gedörrte Blüthen und Blätter auf Papier gezogen."

„Glaubst du im Ernst, Fania, Fabian sei es gewesen, der diese Nacht...." Addrich unterbrach sich bei diesen Worten selbst, sichtbar betroffen. Er dachte an Gideons Abentheuer und Verwundung durch den Unbekannten und an den Tod des wachsamen Hundes.

„Warum zweifelst du? Der gute Faby war es. Hier sagen es dir all' seine treuen, unschuldigen Zeugen, die mich beim Erwachen am Fenster grüßten." Sie sprang wieder zum Brunnen, nahm die Blumen und hielt sie dem Alten dar, der wenig auf ihr begeistertes Plaudern zu achten schien: „Sieh, die zitternden Frühlingskinder all, meine Lieblinge, die vom Schlage der Frühlingslerche zuerst erwachen, und wenn die warme Hand ihrer Mutter das weiße Bett zurückstreift, ihr Köpfchen immer zuerst hervorstrecken! Das zarte Schneeglockchen, dem mich Faby verglich, weil es träumerisch das Köpfchen hängt, und dessen Schwester, die blasse Levcoie, neben dem goldenen Fluchblumchen, das der Fon auf den Wasserwatten wachgeküßt hat. Zähle, zähle sie nur genau, vom kleinen Maaslieb der Wiese bis zur milchweißen Narcisse, in deren Brust das erste Morgenroth liebend zurückblieb. Zähle, und sie

geben dir treulich die geheimnißvolle Zahl des Tages. Fabian iſt frei!“

„Und wo iſt er?“ fragte der Alte: „Er käme mir heut' eben ſehr gelegen. Aber dich haben wahrſcheinlich kranke Träume wieder geneckt, und den Verſtand für einen Tag aus den Fugen geloßen. Der Burſch würde nicht ſcheu mein Haus umgehen, wenn er dem Gefängniß entſprungen wäre. Denn hier, weiß er, hört Bern auf. Hier weiß er Zuflucht, und mich und dich. Und hätten ihn ſeine Richter, der Unſchuld wegen, auf freien Fuß geſtellt, warum würd' er Nachts mit den Wölfen und Dieben wandern und den Blick des Tages ſcheuen? Oder haſt du ſeine Geſtalt geſehen, ſeine Stimme gehört?“

Sie ſchüttelte den Kopf und hielt die Blumen empor, indem ſie ſagte: „Er iſt dennoch frei!“

„Kind,“ ſprach der Alte mit einer gewiſen Dringlichkeit, „wär' er's, mich würd' es mehr freuen, denn dich ſelbſt. Wenn du ſeinen Aufenthalt weißt, wenn du ihn je heut' oder morgen erblickſt, ſag' ihm, er ſolle zu mir eilen. Ich trage für ihn das Schwert der Rache. Sag' ihm, hörſt du, er ſolle nicht ſäumen. Es gehen wichtige Dinge vor.“

„Oheim!“ ſeufzte Epiphanie leiſe, und die anmuthige Heiterkeit ihres Antlitzes wich einem plötzlichen Ernſt: „Oheim, laß dich warnen, du

gehst auf bösen Wegen. Leonore sang, als sie in der Nacht erwachte.“

„Was sang sie?“

„Wunderbares und Schauderhaftes, ich kann's nicht wiedersagen, Addrich; von Blut und Thränen viel, von Angstschweiß und von Flammen. Addrich, ich sah im Vorbeigehen drunten die fremden Gesichter. Du bist in übler Gesellschaft. Es sind Gesichter, in denen jeder Zug einen Mord oder Betrug droht. Sie machten mir Furcht, als ich sie sah, und sie vor mir jählings stumm wurden und sich unter einander verlegen anschauten. Auf ihren Lippen schien noch das Ueberbleibsel eines Todesurtheiles zu liegen, das sie nicht vollendet hatten.“

Addrich verzog das Gesicht zu einem widerlichen, finstern Lächeln und sagte: „Weibervolk! Ich habe jetzt keine Zeit, sie anzuhören. Wenn aber die Gäste fort sind, werd' ich mit dir reden. Vermuthlich entfern' ich mich auf einige Tage mit Renold. Es könnte sich im Lande allerlei ereignen. In dem Fall sollst du noch Aufträge erhalten für Leonoren und das Haus. Ihr habt hier nichts zu besorgen.“

„O ich weiß!“ sagte Epiphanie: „Man spricht vom Krieg; man spricht vom Landsturm gegen Bern. Addrich, siehe wohl, was du thust! Als im letzten Christmonat der Komet seine blasse

Zornruthe durch den Himmel streckte, warnte er die Welt. Späte Strahlwetter gingen voran und ein Erdbeben! Glaub' es doch, Addrich, die Natur ist Gotteswerk und heiliges Wesen in ihr lebendig. Die Erde schaudert und der Himmel entsetzt sich, wenn das Maas menschlicher Bosheit voll wird, und die ewige Gerechtigkeit herausfordert."

„Geh', Kind, geh' zu Leonoren!" erwiederte Addrich freundlich: „Geh'. Laß dir vor der Kranken kein Wort von jenen Dingen entschlüpfen, die du nicht begreifst und kennst. Vertraue mir. Es steht nicht übel. Du nährst eitle Besorgnisse. Fürchte nichts. Vertraue mir, ich sah die Welt länger, als du, und habe große Erfahrungen."

„Nein, Addrich, deiner Erfahrung vertrau' ich nicht. Vertraue du selbst der Stärke dieses Schilfrohres nicht, wenn du über den Sumpf böser Anschläge schleichst. Du sinkst unter, Addrich! Es wohnt im Menschen ein Sinn verborgen, der sieht mehr, als die einäugige Erfahrung, und steht höher, denn die Klugheit aller Greisen."

„Geh' zu Leonoren!" antwortete Addrich mit Sanftmuth und verließ sie, in's Haus zurückeilend.

Epiphanie seufzte, aber mit diesem Seufzer schien sie auch allen Kummer um Gegenwart und Zukunft weggehaucht zu haben. Ihre Augen wandten sich wieder zu den Blumen in ihrer Hand, und

schienen denselben zärtliche Dinge zu sagen. Sie trat abermals zum Brunnen, schwenkte hier in der herabsprudelnden Fluth das Glas, bis kein Tropfen mehr daran behangen blieb, füllte es dann mit hellem Wasser, und setzte eine der Blumen um die andere sinnig ordnend in den flüssigen Kristall hinein.

In dieser Beschäftigung erblickte sie Renold, als er aus dem Gebüsch hervorschritt, und blieb stehen, um seinen Augen den Genuß zu gewähren, sich an der Schonheit dieser Gestalt zu weiden. Wiewohl die weibliche Tracht damaliger Zeit durch ihre Steifheit nichts weniger als geeignet war, die Formen eines herrlichen Wuchses ins Licht zu setzen, wollten und konnten sie doch nicht das reizende Ebenmaas aller Theile und die stille Anmuth ihrer Bewegungen ganz verheimlichen. Das üppige Goldhaar des feinen Engelkopfes, vorn gescheitelt, hinten in dicken Flechten um eine löffelförmige Silbernadel über einander geschlungen, lösete sich freiwillig um Stirn, Ohren und Nacken in ein zartes Gekräusel auf. Zwar die Bauschärmel des perlfarbenen Wämmschens erhöhten die Achseln unförmlich und eckig, und schienen sich mit einer steifgefälteten weißen Halskrause verschworen zu haben, die milde Rundung und den Alabaster des Halses zu vergraben. Dennoch glänzte dieser stellenweis hervor, und

schlanker bewegten sich daneben die feingerundeten Arme. Das kurze, himmelblaue Leibchen, vorn über den sammetschwarzen Lah nur zum Schein mit Silberketten an silbernen Haften zusammengeschnürt, ließ einen Wuchs zum Umspannen erkennen, dem der lange, schwarze Rock, unten blaßblau besäumt, hinwiederee eine gewisse Majestät verlieh.

Ein sanftes Roth der Bestürzung überfloß Epiphaniens Gesicht, als sie den Hauptmann erblickte. Sie schlug die Augen nieder und wandte den Kopf zur andern Seite. Er aber näherte sich mit zierlichen Worten und Grüßen, denen sie kaum hörbaren Dank erwiederte.

„Fania," sagte er, „ich habe mit Aldrich gesprochen. Gönne mir ein Augenblickchen Gehörs in deinem Zimmer. Ich habe dir viel zu sagen. Wisse, du holdselige Madonna, meine Seligkeit liegt von nun an in deiner schönen Hand allein; alle andere Obstacula sind überwältigt."

„Ich verstehe dich nicht, Renold," antwortete sie halblaut: „auch hab' ich nicht Zeit, deine Erklärungen zu vernehmen."

„Erlaube, daß ich dir in dein Gemach folge. Mein Anliegen ist urgirender, als du glauben magst. Du spröde, dornenreiche Rose, lächle mich an. Höre mich."

„Ich will, ich soll nicht hören! Geh' zu den Fremden!"

„Deine Hand zittert, Fania. Laß mich das Blumenglas tragen." Mit diesen Worten nahm er ihr keck das Glas und wanderte dem Hause zu, am Herd vorüber, die Stiege hinauf. Bebend, zur Erde gesenkten Blicks und schweigend, folgte ihm Addrichs Nichte, als würde sie unwillkührlich durch den Zauber des Kleinodes nachgerissen, das er hoch vor ihr her in seiner Rechten trug. Ohne links oder rechts zu blicken, leisen Trittes, mit ängstlichem Ernst in den Geberden, wie wenn sie fürchtete, von fremden Augen auf falschem Wege, auf dem Gang zur Sünde gesehen zu sein, folgte sie ihm.

13.

Der Zauber.

„Nun leihe mir deine Attention nur auf wenige Minutenn, göttliche Epiphanie!" sagte er, sobald er in das heitere und einfache Gemach der Jungfrau getreten war und das Glas auf ein Tischchen gestellt hatte, das ein aufgeschlagenes großes Buch, eine Hauspostille, fast ganz bedeckte.

„Mäßige deine Stimme, und störe den Schlummer der Kranken im Nebenzimmer nicht!" sagte sie. Dann trat sie ihm einen Schritt näher mit

zürnendem, stolzem Blick und sprach: „Gideon, was gibt dir Befugniß, eine freundschaftliche Nachsicht in solchem Grade zu mißbrauchen? Wer hat dir Recht und Gewalt über mich verliehen?“

— Beging ich ein Verbrechen, holdselige Epiphanie, daß ich dich zwang, mich wider deinen Willen anzuhören, so klage dich selber und die Allmacht deiner Schönheit an. Was ich bin und sein werde, bin ich durch dich allein; der größten Tugenden und der größten Verbrechen fähig, durch dich. Wozu mich kaum die Göttin Suadela selbst bereden könnte, dazu verführt mich der leichteste Wink deiner Augen.

„Wenn du Wahrheit redetest, Gideon, würdest du meinen Unwillen verstehen und dies Zimmer und mich verlassen.“

— Ich werde dir Obedienz leisten; aber wisse, Epiphanie, du sendest deinen getreuesten Freund in den Tod. Solche Grausamkeit hab' ich keineswegs meritirt. Der Ausbruch des Kriegs ist vor der Thür. Ich verlasse heut' schon wieder dies Haus, das durch dich mein Tempel, mein Sanctuarium geworden ist; morgen vielleicht steh' ich und fall' ich schon auf dem Schlachtfelde. Gib mir nur die Consolation eines deiner holdseligen Blicke. Ehemals bist du gütiger verfahren. Du selber hast den Funken, der in mir brannte, zur

Flamme der Hoffnung gemacht, daß ich dich als Gemahlin heimführen könne.

„Du sprichst Unwahrheit, Gideon!“ sagte Epiphanie, aber mit weicherm Tone und einem Blick, der ihm nicht mehr zürnte.

— Noch vor drei Wochen, Fania, beim Ballet, kanntest du keine andere Difficultät, als daß Addrich, dein Oheim, reüssiren werde. Nun hat er mir vor wenigen Augenblicken solenniter seine Einwilligung declarirt. Hast du mich nie lieb gehabt? Hast du mich nur anlocken wollen, um mich zu verstoßen? Hätt' ich mich so arg in dir betrogen? Was sagst du?

Er sprach die letzten Worten fast zitternd und mit einem Ton seiner schönen Stimme, der sich flehentlich in ihr Herz einschmeicheln zu wollen schien. Eine Thräne sogar funkelte ihm in den schwarzen Augen, deren Blick an ihren Mienen hing, als suche er darin Leben oder Tod. Epiphanie schwieg niederschauernd, aber in innerer Bewegung, die sie nicht verhehlen konnte. Sie suchte einen Seufzer zu verheimlichen.

— Was sagst du? wiederholte er seine Frage, ergriff ihre Hand und führte sie mit Ehrerbietung und Inbrunst zu seinen Lippen. Die Jungfrau erröthete tief, schlug furchtsam die Augen zu ihm auf, aber, als könne sie den durchdringenden, flammenden Blick der seinigen nicht ertragen,

wandte sie plötzlich das Angesicht von ihm ab, und rief: „Gideon, laß mich fahren! Gideon, es kann nicht sein!“

Er hielt jedoch die genommene Hand fest in der seinigen gefangen und sagte: „Solch eines Repulses von dir war ich nicht gewärtig. Was denn, Fania, was denn hat diese Veränderung effectuirt? Genoß ich nicht immer deiner ganzen Zutraulichkeit? Warum entziehst du mir eine Favor, die mich zum Glückseligsten aller Sterblichen machte? — Fania!“ rief er flehend und zog sie mit sanfter Macht an sich. Sie widerstrebte kaum, und betrachtete ihn eine Weile seitwärts mit einer wunderbaren Unruhe, in der sie noch unendlich liebenswürdiger ward. Die seltsamste Mischung einander widersprechender Gefühle drückte sich in ihrem Angesicht aus. Zärtlichkeit und mißtrauische Scheu, Glauben und Bangigkeit, Hingebung und Widerwillen waren zugleich in ihren blauen Augen redend. Ihre hochschlagende Brust, ihr fliegender Odem, ihre erglühenden Wangen offenbarten verrätherisch einen Kampf, den sie im Innersten kämpfte, und welchen er, wie vielleicht mancher Andere in seiner Stelle gethan haben würde, nicht zu seinem Vortheil deutete.

„Willst du mich in den Tod jagen, Fania?“ sagte er: „Sieh, Fania, Himmel und Erde um-

faſſen nichts, was ich mit ſolcher Liebe und Devotion, wie dich, adorire. Stoße mich nicht von dir, denn du ſtößeſt mich aus der Welt und aus dem Leben. Willſt du meine Mörderin ſein?"

— Gideon, könnt' ich das wollen? ſtammelte ſie: Aber du wirſt mein Mörder, wenn du mich nicht von dir läſſeſt. Ich wollte, das weite Weltmeer läge zwiſchen dir und mir; ich wollte, du hätteſt mich nie geſehen; denn du willſt mich in den hölliſchen Abgrund reiſſen.

„Fania!" rief er, „womit hab' ich dieſen gräuelhaften Vorwurf verſchuldet? Sieh mich an, Fania, ich bin Gideon, der jedes Augenblick's zehntauſend Tode für dein Wohl ſterben würde. Du ſollſt meine Gemahlin, Königin meines Lebens ſein, ich will dein Leibeigener bleiben für und für. Sprich, Abgott meiner Gedanken, welcher Calumniant hat mich verläſtert? Meine Juſtification ſoll alsbald heller vor dir erſcheinen, als das Licht des Himmels."

— Es hat dich Niemand verleumdet! antwortete ſie ſanft, und ihr Blick überflog ſchüchtern die Geſtalt des ſchönen Mannes, der trauervoll und demüthig vor ihr ſtand.

„Und was treibſt du wider mich?" fuhr er fort: „Fania, von dieſer Stunde dependiren mein

und dein Schicksal. Ich erwarte, auf Leben und Tod gefaßt, Resolvirung. Es gab eine Zeit, da glaubt' ich dir nicht gleichgültig zu sein. Ich empfing von dir Augenblicke, Fanta, ich hätte sie nicht gegen die Seligkeit eines Seraphs vertauscht. Läugne nicht, du hast mich geliebt; läugne nicht, ich bin dir noch werth. Warum quälst du dich und mich?" Indem er dies sagte, legte er seinen Arm um sie und zog sie an seine Brust. Sie zitterte, sträubte sich schwach und sagte: „Gideon, lässest du nicht ab von mir, so kann ich Selbstmörderin werden! Ich hasse dich, weil ich weiß, daß ich in deiner Macht bin. Dein Odem vergiftet und berauscht mich; dein Berühren betäubt meine Sinne und jagt alles Blut in den Adern stürmisch durcheinander. O du Bösewicht, glaube nicht, daß diese Verwirrung meiner Sinne Liebe sei; mein Herz verabscheut dich, und meine Lippen würden dich verfluchen im Kuß, wenn du sie je zwängest, dich zu küssen. Du bist die Schlange des Paradieses, schön und verführerisch; selbst das Gebet kann dich nicht bannen. Ich weiß nicht mehr, was ich rede; aber, ich beschwöre dich, glaube meiner Zunge nicht, wenn sie zärtliche Worte spricht. Sie ist ein treuloses Werkzeug, das mir nicht gehorcht, sondern deiner Gewalt. Ich gebiete ihr, Schmähungen auszustoßen, und sie will dich mit süßen Namen schmeicheln."

— Du liebst mich, Fania? rief der Hauptmann entzückt.

„Gideon, wie die Taube den Drachen liebt, dem sie unwillkührlich und mit ängstlichem Flügelschlag entgegenflattern muß, weil sein tödtlicher Blick sie bannt und zieht. Mit Schaudern bekenn' ich deinen Sieg. O Gideon, schöner, lieber Gideon, gib mich mir wieder. Flieh! Meine Vernunft, meine Ruhe verlang' ich wieder. Darum geh, Lieber! nun geh, nur einen Augenblick geh von mir, daß ich mich sammle."

Sie hatte ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und sprach, was sie sagte, leise, in gewaltsamer Anstrengung, mit weichem Schmeichelton. Gideon drückte seine Lippen auf ihr gescheiteltes Goldhaar und sagte: „Dich verlassen? Lieber möcht' ich von den himmlischen Pforten scheiden, und mir den Schwefelpfuhl der Verdammten suchen. Wie kannst du mich hassen und lieben zugleich, du überfrommer Engel? Sag es mir noch einmal, du seiest in meiner Gewalt; ende alle Contradictionen; bekenne, was dein jungfräulicher Eigensinn negiren will: du wollest die Meine sein."

— Ich sage nichts, nichts! O was wär' ich sagen müssen! seufzte sie: Ich bin wahnsinnig, bin trunken. Ich weiß nicht, wie mir ist! Ich verwünsche dich und deine Höllenmacht. Flieh! — Sie that einen schwachen Versuch, sich von ihm

loszuwinden, und lehnte sich doch wieder sanft und zitternd an ihn.

„Willst du dich ranzioniren, so gib zum Lösegeld Herz und Hand!“ flüsterte er ihr zu: „Gib! gib!“

— Gideon, antwortete sie bebend, mißbrauche meine Verwirrung nicht, Unmensch, denn ich würde jeden Eid brechen, den ich dir schwöre, und darum doch nicht meineidig sein. Ich sterbe, ich vergehe in einem bösen Feuer an deiner Brust. Ich verabscheue mich und kann mich nicht ermannen. Ich fühle die Hölle des Entzückens, und mag ihr doch nicht entkommen. O du bist nicht ehrlich an mir zu Werk gegangen. Du bist liebenswürdig genug, warum denn hast du mir's noch angethan durch verbotene Künste?

„Fania, du redest lästerlich und gottlos!“ sagte Gideon: „Ich bin ein ehrlicher Mann und von reinster Affection dir zugethan. Ich rufe den Himmel zum Zeugen!“

— Ja, du hast mich mit einem Liebestrank vergiftet, Gideon, verzeih' dir's Gott! Und wenn dich meine Arme fester umschlängen, als Ketten, mein Herz stieße dich dennoch zurück. Du bist ein Anderer, als andere Menschen. Ich fühle mich an dich gebannt und wie aufgelöst in Dir. Sobald ich in Deine Nähe trete, wird mein Inneres dunkel, wie verschlungen von einem Nebel, wie

verzehrt von einer Gluth, von einer . . . . s ich muß ſchweigen, ich vergeſſe Pflicht und Würde. Selbſt das Gebet rettet mich nicht.

„Verkenne dein Herz nicht, holdſelige Jania. Du liebſt mich! Das iſt die ſüße, die allgewaltige Macht einer Paſſion, und keine nekromantiſche Kunſt!“

— Rede nicht, Gideon, s nichts mehr! Du könnteſt mich auch zum Altar ſchleppen; aber ich würde dich doppelt verabſcheuen. Du würdeſt dein Opfer nur vollenden; ich würde nur zur Leiche. Meine Schmach iſt dir kein Ruhm; nicht deine Tugend oder deine äuſſere Schöne, nein, dein Liebestrank hat mich bis zum Wahnſinn vergiftet.

„Nun, beim Himmel!“ rief Gideon: „Hier liſcht das Licht meines eigenen Verſtandes. Was redeſt du von einem Philtrum? Ich will eher glauben, ein neidiſcher Belialsbruder habe ſympathetiſche Mittel an dir verſucht, um mir einen ſchlechten Dienſt zu erweiſen, und dein liebes Herz von mir abwendig zu machen. Denn ſo feindlich geſinnt biſt du ſonſt nicht geweſen. Wenn du mich auch zuweilen mit deiner ſpröden Laune repouſſireſt, dennoch kam es nie zur völligen Ruptur. Du liebſt mich. Beruhige dich, mein einziges und ſchönſtes Leben.“

— So entlaß mich aus deinem Arm; ſo fliehe dies Haus, dies Thal; ſo meide mein Angeſicht

ewig; so erscheine auch nicht mehr sündlicherweise in Träumen, die du durch gottlose Kunst hervorbringst. Du willst mich zum Kinde der Verdammniß machen, ich weiß es wohl. Gott wird es verhüten. Mein guter Engel hat mich nur auf kleine Weile verlassen. Du bist mein böser!

Indem sie dies sagte, riß sie sich mit Aufwand aller ihrer Kraft los und trat von ihm zurück. Ihr Busen war in stürmischer Bewegung, ihre Wangen glühten hochroth; ihre Blicke aber hingen unverwandt an ihm mit dem Ausdruck der zärtlichsten Leidenschaft und zugleich des innigsten Mißtrauens.

„Ich dein böser Engel?“ sagte er lächelnd: „Ei, du superstitioses, närrisches Kindlein, und wer ist denn dein guter, wenn ich's nicht bin?“

— O du nicht, Gideon, du nicht! Du bist der Versucher, und jeder Gedanke an dich wird eine Sünde. Verstelle dich ja nicht, du weißt es wohl; dein Blick, deine Stimme, dein Odem, dein Berühren verwandelt mich, macht mich zur Leibeigenen deiner Gedanken. Weiche von mir, dann gehöre ich mir und Gott wieder an.

„Fast möchtest du mich persuadiren, Fania, es sei Zauber unter uns activ. Du liebst und hassest im gleichen Moment. Wie ist dies möglich? Du liebst, und quälst dich vergebens mit leeren Imaginationen. Meine Absenz verändert nichts,

denn deine Gedanken werden mich doch nicht verlassen."

— Nein, Gideon, glaube mir, so oft du noch von mir geschieden bist, ist auch das Fieber gewichen. Du warst vergessen, als hätte dich Gott noch nicht erschaffen gehabt. Wenn ich deinen Namen dann hörte, war es nichts mehr, als ob man in fremder Sprache redete. Nur Scham oder Reue hätte mich noch martern können, wenn ich nicht gewußt, du habest mir's durch gottlose Kunst angethan.

„Ich betheure beim Himmel und bei allem, was darin Heiliges ist, meine Innocenz!" rief Gideon tiefgekränkt, und schloß Epirhanien wieder in seinen Arm: „Ich lasse aber mein Leben eher fahren, denn dich, o höchstes und köstliches Juweel! Wundersames Kind, warum erschrickst du vor Cupido's Werk und dem Erwachen deines eigenen Herzchens? Ich präsumire, du erschrickst jeden Morgen auch bescheiden vor dem Spiegel, wenn du dich darin allezeit reizender und admirabler erblickst. Fürchte dich doch nicht vor dir selber! Du gefiehst nur auf gar charmirende Manier, daß dir noch kein Mann theuer gewesen."

— O du Bösewicht, freilich! seufzte sie, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und legte ihren Arm um seinen Nacken: Mein Bruder Fabian nur ist meine Seligkeit, du bist meine Hölle!

„Fabian!“ rief er und drängte Epiphanien von sich: „Nenne den Namen des Berner Delinquenten nicht wieder. Er muß dich ja blutroth machen. Dir ist sein wüstes Leben nicht unbekannt, das ihn auf die Galeere schleppt. Wie mag eine honette Damoiselle den Vagabunden noch Bruder heißen, der keinen Haus-, Zucht-, Ehe- und Ehrenstand respectirt! Nenne den Namen nicht, ich könnte dich seinetwillen hassen.“

— Hasse mich! hasse mich! rief sie hastig: Wie? wäre das der Name, das heiligste Wort, wodurch ich deine Zauberwerke und meine Schande lösen konnte? Nun so will ich dir nichts mehr, als diesen Namen in's Ohr schreien. Fabian ist sie! hör' es, er ist unschuldig, Fabian blieb der frömmste Jüngling. Wenn Fabian vor mir steht, lächelt ein Engel des Lichts da, und mein Gemüth lebt in unaussprechlicher Himmelsruhe. Nur wenn Fabian fehlt, leid' ich Pein und Sehnsucht.

„So muß ich Compassion mit dir tragen; du wirst solcher Sehnsucht sterben, dieweil er dir so bald nicht wieder erscheint. Man sagt, er sei aus Gnaden zu den Galeeren condemnirt. Er hatte den Strick verdient.“

— Fabian ist frei, Gideon. Fabian ist nicht fern von uns, glaub' es! Siehe, viele Blumen! Fabian brachte sie in vergangener Nacht!

Gideon erschrack und starrte Epiphanien schwei-

gend an. Dann strich er mit der einen Hand langsam die schwarzen Locken von seiner Stirn, während sich die andere Hand krampfig ballte. Seine Stirn zog in dicken finstern Falten über die Augen nieder, aus denen Blitze schossen. Unnatürliche Röthe brannte auf seinen Wangen. Mit Wohlgefallen und Schaudern betrachtete Epiphanie die vom Zorn verwandelte schöne Gestalt des jungen Mannes.

„Wenn du nicht lügst, Epiphanie," sagte er mit gedämpfter Stimme, „so retten alle Heerscharen und Mächte der Erde und des Himmels den Infernalen nicht aus dem Rachen des Verderbens. Tod der Hölle! Bei dir gewesen diese Nacht? Bei dir? Du rühmst dich dessen?"

— Sieh, Gideon, sieh Fabians Wahrzeichen, wie schön sie noch im Glase blühen, rein und anmuthsvoll, wie seine lautere Seele! So brachte er sie mir immer, schon da wir noch als Kinder im Thal an der Lenk spielten. Er nahm nicht die Blume, die zunächst blühte; immer suchte er sie unter Lebensgefahr für mich irgend einem unzugänglichen Orte ab, wo die Natur sie nur für sich und die Geister des Gebirgs gepflanzt hatte. Wann wir den Ramyl hinauf waren, kletterte er noch zu den blaugrünen Schründen des Rätzligletschers. Am Oswaldstage, wenn sich das Volk auf den Berghöhen freute, stieg er, gewandter als das

Gemsthier, an schwindlicht hohen Felswänden zu den grünen Vorsprüngen der Grindeln, um mir Alpennelken, braune Mutteren, süße Reifern, Grafengel, Goldkraut, oder auch nur die kleinen Enzianen mit dem brennenden Blau zu holen, die doch weit näher und gefahrloser zu finden waren.

„Höre auf!“ sagte Gideon mit verbissenem Grimm: „Vermuthlich brachte er sie dir auch diesmal nicht ohne Leibes- und Lebensgefahr. Also dem malrenommirten Gesellen sacrificirst du Gideons Liebe und Fidelität? Nun denn, willkommen Rebellion und Bürgerkrieg, lasset alle Furien los und machet die Mannskraft frei, daß Jeder im rechten Valor gelte! Ich habe andere Majestäten gesehen! Er ist verloren! Du bleibst die Meine. Dich hat mir Addrich gegeben. Du bist der Preis, um den ich in's Feld ziehe. Ich mache dich allen Teufeln streitig.“

— Sage: Allen Engeln des Himmels! lispelte halblaut Epiphanie, die aber doch in einer Anwandlung von Furcht gegen die Thür zurückwich.

Er ging ihr nach und sprach mit bitterstolzem Lächeln: „Engeln? O ja, gefallenen! Du bist das mir verfallene ewige Eigenthum. Wehe dem, der dich anrührt! Er wahre sich! Ich habe mich selber durch dein thörichtes Geschwätz wiedergefunden, und der Fund ist etwas werth. Ade, mein Schatz. Rüste deinen Brautschmuck. Lacht mir

Fortuna hold, erbeut' ich dir ein Bernerschloß. Ade!" Er schlug seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre Wange, indem sie erschrocken das Antlitz abwandte.

„Weiche von mir!" rief sie, „oder mein Geschrei ruft Addrich und das Haus zum Schutz gegen deine Frechheit."

„Närrlein, meinst du, dein Schrei und Lamento schrecke mich? Ich glaube, du zitterst? Pfui, das ziemt dem Soldatenweibe schlecht. Fania, du mußt mit mir im Pulverdampf Karthaunen und Hagelstücken gegenüber stehen und dabei Spaß treiben."

Sie riß sich mit Unwillen von ihm und sagte: „Frecher Gesell, wie darfst du mich mit That und Wort mißhandeln?"

„Gideon erwiederte lachend: „Schönstes Kind, ein Kuß ist für Jungfrauen kein schlechtes Tractement. Aber anbeten kann ich dich nicht mehr, und galante Caracoll vor dir machen, wie du dessen von mir gewohnt warst; denn der Galeeren-Candidatus hat deine Gloria verwischt. Du bist von der Höhe zu mir niedergestiegen, jedoch noch ein schönes Mädchen geblieben, wohl remarquirt! — nichts mehr, denn ein Mädchen, wie alle. Indessen verhoff' ich, daß, wenn du mein Weib geworden, ich nicht dein Kukuk, Bockshut, oder Hans mit dem spitzigen Hut sein und heißen solle."

Epiphanie wendete sich schaudernd von ihm ab und sagte: „Nun sehe ich deutlich, wie der böse Geist die Krallen aus dir vorstreckt und hinter deiner Larve grinset. Das Blendwerk ist verflossen. Schmähe nur den frommen Jüngling Fabian; du kann ihn so wenig, als die Hölle den Himmel rühmen. Ich bin nicht seine Braut, noch minder die deine. Eher werd' ich die des Todes!"

„Hm!" versetzte er hämisch: „Alle Bräute sprechen diese Sprache. Man tadelt die Waare, die man desiderirt. Du wirst ein anderes Liedchen leiern, wenn du Madam Hauptmännin heißest und mit mir in eine Residenz von Deutschland oder in ein Schloß ziehst. Da wird gespielt, galantisirt, getanzt, banquettirt: da gibt es lustige Treib- und Hetzjagen für uns Cavaliere; Prachtzimmer mit Uhren, Contrefaits, Perspektiven und gestickten Polstern; Lustgärten, Feuerwerke, allerlei Kurzweil, Saus und Braus alle Tage vollauf."

— Oh! rief Epiphanie: Welcher höllische Dunst konnte mir so grausam Vernunft und Auge trüben! Du bist nicht nur ein ganz gemeiner, roher Lohnsoldat, übermüthig, üppig, wild, verschwenderisch, unbarmherzig, gottlos, — du bist höchst ekelhaft dazu.

„Mit Gunst, Fania!" entgegnete Gideon: „Keife mit mir, wie's gefällt; aber sprich mit Reverenz vom Soldatenstand. Wer für Vaterland,

Kirche, Haus und Hof Anderer sein Blut hinzustürzen allezeit parat ist, steht so hoch über dem Schellenwerker, als der Adler über dem stinkenden Mistkäfer, und ist vor Welt und Nachwelt respectabel, wenn er gleich nicht des Herrgotts Gaukelsack sein mag. Im Uebrigen, Kind, unsere Sache ist abgethan, ein- für allemal. Basta! Ich werde mein Recht an dir manutenieren. Ade, mein Schatz, auf Wiedersehen!"

— Nimm meinen Abscheu mit dir! rief sie ihm nach, als er die Thür öffnete. Er wandte sich zurück und versetzte: „Komplimente schneid' ich dir nicht mehr, du hast dich derselben unwerth bezeigt; hast mit meiner Abgötterei Hohn und Verrath getrieben und sie einem entsprungenen Schellenwerker zum Spott aufgetischt. Er soll aber gewiß warm zur Hölle fahren; dafür laß mich sorgen. Kann ich ihn lebendig fangen, so will ich ihm mit allerlei Tormentis auf gut Schwedisch zusprechen; er soll braunschweigische Stiefel anlegen, dänische Kappe, spanischen Mantel tragen, bis er Kyri eleison anstimmt. Ade, Schatz, gedenke mein. Auf Wiedersehn!"

Damit schloß er die Thür und ging hinab in wilder Bewegung, die er kaum zähmen mochte, als er in das innere Gemach trat, wo Aldrich und seine Gäste saßen. Er stellte sich zum wärmenden

Ofen, und hörte das Gespräch der Redenden anfangs mit geringer Aufmerksamkeit.

14.

Der Rath der Verschwornen.

„Keineswegs, ihr Herren!“ fuhr der Untervogt von Buchstten fort, der eben das Wort führte, und sich durch die Ankunft des Hauptmannes nicht unterbrechen ließ: „Kapitulationen und Verträge mit den Städten sind eitel Tinte auf Papier. Wir auf dem Lande bleiben nur so lange furchtbar, als wir einträchtig in Waffen stehen. Sie werden freilich im ersten Schrecken Alles bewilligen, hier Ohmgeld und Zolle herabsetzen, dort das Land dem freien Kauf offen lassen, anderswo den Lohn der Schuldenboten, oder die Hoffahrt der Landvögte beschränken, anderwo die abgeschafften Rechtsame des Volks und der Thalschaften herstellen. Aber auf wie lange? Ist die Gefahr vorbei, ist der Respekt uns dahin. Dann hat ihre Arglist leichtes Spiel, unter uns Trennung zu bringen, dort mit Verheißungen, hier mit Drohworten. Sie geben dem Einen ein Geldstück, dem Andern ein Aemtlein, stellen diesen in Schatten, streicheln den Andern mit dem Fuchsschwanz. Wir haben leider der Leute genug, die den Mantel nach dem Wind hängen. Und binnen

wenigen Jahren wird Alles wieder auf dem vorigen Fuße stehen; Niemand mehr von Kapitulation und Vertrag wissen wollen. Wer dann noch rechtschaffen denken und daran erinnern will, wird Rebell heißen, und man legt ihm, zur Belehrung der Uebrigen, den Kopf vor die Füße. Vater Ulli von Schad von Waldenburg hätte wohl Recht, wenn alle ehrlich dächten, wie er. Aber die Städter führen ein weites Gewissen mit sich und halten treulich Wort, so lange man sie am Seil hält. Bei ihnen ist Ehebruch sogar nur ein Kniebruch. Wir haben das Wort für uns da und Brief und Siegel, die Städte aber ihre Gewalt und die starken Festungsmauern. Ohne starke Gewährleistung ist eine Kapitulation mit den Städten für uns nicht soviel werth." Er blies über seine leere Handfläche hin.

Alle nickten und murmelten einander beifallgebend zu.

„Beim Sanniklaus!" rief Schybi: „Was hab' ich denn vorhin anders begehrt? Warum widersprach mir Ulli Schad? Die beste Garantie, wenn der Hund nicht beissen soll, bleibt: daß man ihm die Zähne ausbricht. Schleift Wälle und Ringmauern, stürzt die Basteien in die Gräben, daß der Bauer bei Tag und Nacht frei, wie die Luft, durch die Straßen der Hauptstadt ziehe: so stirbt die Aristokratie darin von selbst. Wer Geßler

kein will, gebraucht Zwing-Uri. Keine Burg, kein Tirann; und wo kein Harnisch, da kein Ritter!"

„Nicht zu hitzig! unterbrach ihn der Untervogt: „Vater Ulli vorhin hatte nicht ganz ohne gesprochen. Den Städten die Festungswerke schleifen, heißt ihnen die Stadt nehmen. Sie würden hundertjährigen Krieg führen; es würde Seen Bluts kosten. Und woher beziehen wir Belagerungsgeschütz? Und wenn wir die Mauern der Städte gebrochen hätten, würd' es wohl von uns gethan sein? Schybi, deine Vergleichung ist richtiger, als du selber willst. Der Hund, dem die Zähne ausgebrochen sind, beißt zwar nicht; aber es scheuen ihn auch die Diebe dann nicht. Wir sollen Festungen behalten, daß ein auswärtiger Feind nicht beim ersten Stoß das ganze Land überschwemme."

Schybi schielte ihn höhnisch von der Seite an und sagte: „Du willst die Pracht des Schweizerlandes mit geschornen Bäumen vergrößern, und unsere unüberwindlichen Engpässe, Gebirge und Seen mit Maulwurfshaufen befestigen."

„Wir sollen uns", fuhr Adam Zeltner fort, „unblutigere und stärkere Garantie suchen. Die finden wir nirgends zuverlässlicher, als in der Gewalt des großmächtigen Königs von Frankreich, unsers Nachbarn. Nimmt er die Vermittlung an,

ſo wird er Gewährleiſter unſerer Rechte und Freiheiten gegen die Städte. Was ſchüttelt ihr die Köpfe? Ihr Herren, erlaubt mir hinzuzufügen, der Weg iſt ſchon angebahnt, und zweifelt nicht, daß der König bereit ſein werde. Was saget ihr dazu? So höret denn! Ich habe zum franzöſiſchen Ambaſſador, Herrn Jean de la Barde, freien Zutritt. Der kann für den feinſten Politicus in der ganzen Chriſtenheit paſſiren. Er iſt nicht abgeneigt, ſich bei ſeinem Herrn, dem Könige, für uns zu verwenden, ſobald wir ihn anſuchen. Ein Wort, nur ein Wink von Paris, und unſere Patrizier bücken ſich bis auf die Erde, und lecken geſchmeidig die Fußſohlen des Fremden, wie ſteif ihre Grandezza auch gegen uns Andere den Rücken trägt. Da hofft Jeder für ſich güldene Ketten, Gnadengelder und Ordensbändlein zu ergattern. Das macht ſie kirre!"

„Daß doch den Schluckern die Bänder und Ketten zu hänfenen Halsſchlingen werden möchten!" unterbrach ihn Chriſten Schybi ärgerlich: „Wir Landleute ſollen und wollen ehrlicher handeln, und nicht, wie du uns rathen willſt, fremden Buhlen nachlaufen. Wenn Edelleute einer ſchönen Bauertochter, und große Fürſten einer freien Republik den Hof machen, hegen ſie beide gleich ſchnöde Abſicht. Meinſt du, man ſchicke

Ketten und Bändlein umsonst? Sie wollen daran unsere Rathsherren schleppen. Alle Gnadengelder, die sie ausgetheilt haben, sind eben so viele Gnadenstöße schweizerischer Unabhängigkeit gewesen. Beim Sanniklaus, Untervogt, wir Eidsgenossen wären werth, Disteln zu fressen, wenn wir unser Lamm beim Wolf, und unsere Freiheit von ausländischen Potentaten verwahren liessen!"

Ohne Ausnahme offenbarten alle ihre Zustimmung überlaut zu Schydi's Worten. „Mit Gunst, ihr Herren!" rief nun Gideon Renold: „Ich glaube wohl, Hans de la Barde, Marquis de Marolles, wäre gelustig, uns zu caressiren. Dean seines Königs Ambition ist, die Päße über das Alpengebirg zu occupiren, festen Fuß über dem Rhein zu fassen, und also Deutschland und Welschland im Zaum zu halten. Trauet nicht listigen Versprechen und Prätexten! Unsere Thäler würden alsbald von Franzosen wimmeln. Ihre angeborne Leichtfertigkeit des Gemüths, ihre unruhige Manier und unbeständige Weise zu procediren, würde uns statt Freiheit Dienstbarkeit geben, und uns mit ihren Gebräuchen, Sitten und Lastern inficiren. Vielmehr sollten wir unserer Schanze wahren und mit den tapfern Deutschen zusammenhalten, auf daß uns durch französische Intervention kein Landschade erwachse."

Da fuhr der Untervogt heftig auf und rief:

„Gelt, Hauptmann Renold, zuletzt riefest du die Schweden auch noch. Zitire Beelzebub sammt seinen Heerscharen. Behüte Gott mit seinen Heiligen die Schweiz vor jenen Protektoren der Freiheit! Wie haben sie es in Deutschland getrieben? Gotteslästerer, Schnapphähne, Straßenräuber, Buschklepper, Strauchdiebe, welche, so zu sagen, im Mutterleib zu stehlen angefangen, — das waren sie, aber keine Soldaten! Gottlose Kirchenräuber hatten sich auch darunter gefunden, welche die Monstranzen, Kelche und andere silberne und güldene Gefäße gestohlen, Saufgeschirr daraus zu schmieden. Chorröcke, Caselen, Meßgewänder, geweihte und Altartücher mußten ihnen zu Kleidern geben. Ja, die Heiligen sammt dem Wachs liessen sie in die Tiegel senken. Die Nonnen haben sie in den Klöstern geschändet, und hernach spöttisch vorgegeben, sie hätten sich nur mit unsers Herrgotts Schwestern befreundet. Viele haben die Todten ausgegraben, die Sterbekittel gestohlen und mit den Todtenköpfen auf Kirchhöfen um Geld gekugelt und Ballonen geschlagen.“

Dem Hauptmann Renold fuhr bei dieser Rede das Zornfeuer in Wangen und Augen. „Untervogt,“ schrie er, „warum stehst du mich dazu an?“

Leuenberg, der bisher immer geschwiegen, unterbrach ihn rasch und rief mit starker Stimme: „Denket ans Sprüchwort: Eingenoß baut

Zweigenoß zerstört. Vergönnet, ihr Herren, daß ich meine unvorgreifliche Meinung mittheile, denn die Zeit fliegt mit Blitesfittigen. Gleichwie vor Alters die Tellen in den Uländern mit ihrem Blut und mannhaften Sitten gehandelt, und sie keine andere Gewähr ihrer Sache begehren wollten, denn Gott, ihr Schwert und ihr Recht: also sollen wir mit Wahrheit, Treue und Glauben in unsern Aktionen sein, und Keinem vertrauen, denn uns selber, unserm Schwert, unserm Recht und dem Gott unserer Väter. Ein jeglicher Staat, welcher durch fremde Gewährleistung aufrecht steht, ist ein Sterbender, der noch von unsichern Arzeneien lebt. Dieweil wir festes, gesundes Gebein haben, warum sollen wir an der Franzosen oder Deutschen holzernen Krükken hinken? Was Fürsten geben, ist nur auf wucherisches Unterpfand dargeliehen. Wer das Kränzlein der edeln Freiheit nicht aus eigener Kraft erstegen und aufsetzen kann, dem ist es vom Himmel nicht bestimmt. Er küsse die Kette der Tirannei, sobald ihn der Tod schmälicher dunkt."

„Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann!" fiel ihm Addrich ins Wort.

„Verstehen wir uns jedoch recht!" fuhr der Redende fort: „Was begehren wir von den Städten? Neue Freiheit nicht allein, nur das Recht, was unsern Altvordern zugehörte, was ihnen besiegelt

und verbrieft war, und ihnen im Lauf der Zeiten allmälig aus der Hand gespielt iſt. Anerkennen wir unſere Obrigkeiten und Regierungen nicht mehr? Mit nichten! Wir ehren zur Stunde das hochobrigkeitliche Anſehen derſelben mit aller Treue in allen ehrlichen Dingen. Warum nennen ſie uns Rebellen? Wir ſollen, ſagen ſie, unſere Beſchwerden auf geſetzlichem Wege vorbringen. Haben wir denn nicht unterwürfig über die Schmälerung unſerer Freiheiten, über die neuen Laſten und Abgaben, über die Hartherzigkeit und Hoffahrt der Landvögte geklagt? Warum traten ſie unſere demuthsvollen Bittſchriften mit Füßen und ſagten unſere Boten mit Schimpf, Schanden und harten Drohungen fort? — Was alſo bleibt uns übrig? Das Recht des Landes iſt ſo recht, wie das Recht der gebietenden Stadt, und der Bauer iſt fürwahr in ſeiner Haut ein Menſch, ſo gut und gewiß, als der Patrizier in der ſeinigen. Sind wir Rebellen, treuloſe, meineidige, verdorbene Leute, wie uns das Manifeſt von Baden ſchilt, ſo ſind es die alten Helden für ihr Recht in den drei Ländern auch geweſen."

Der Untervogt von Buchſiten unterbrach ihn hier ungeduldig und ſagte: „Wozu wiederholſt du das Weltbekannte? Zur Sache, zur Sache geſchritten!"

„Nun denn zur Sache!" verſetzte gelaſſen Ni-

klaus Leuenberg: „Der ungerechte Uebermuth der Städte und Lande in der Eidsgenossenschaft, welche sich Alles zu wagen erlaubt, hat mit dem Stanzer Verkommniß Anno 1481 angehoben. Damals gaben sie sich Hand und Wort, einander wider das Volk Beistand zu leisten in allen Dingen. Von da an konnten die Stadtkälber jedes Recht wie Gras fressen, das ihrem Eigennutz beliebig war, und sie haben auch den Bund wider eigene Unterthanen allezeit treuer, als den Bund gegen auswärtige Feinde gehalten. Da sprang der Demokrat dem Aristokraten und der Protestant dem Katholischen bei, wenn es Niedertretung rechtsbegehrender Landleute galt. Gelt, Schybi, das freie Unterwaldnervolk zeigt jetzt den Entlibuchern schön die Zähne über den Stadtmauern der Herren von Luzern?“

Schybi verzog das Gesicht verdrießlich und sagte: „Die von Uri, Schwyz und Unterwalden sind in ihren Ländern nicht demokratischer, als es Zürich, Bern und die andern Städte hinter ihren Ringmauern sind; aber gegen die Unterthanen sind die Patrizier nie aristokratischer gewesen, als die Waldstädte gegen ihre Landvogteien. Sie sind alle Vettern und Gevattern unter einander.“

„Wohlan denn!“ rief Leuenberg: „die Herren schlossen ihren Bund. Wir haben dasselbe Recht zum Bunde für unsere Freiheiten. Lasset uns

neben die Eidsgenossenschaft der Herren eine Eidsgenossenschaft des Volks gründen. Jede Landschaft der Schweiz soll eingeladen werden, unserm Bunde beizutreten; einer jeden soll dieser Bund Freiheiten und Gerechtsame gewährleisten, die sie erweiset und mitbringt; keine darf mehr fordern, als von ihrer Herrschaft verbrieft gewesen und gebührlich ist. Keine Landschaft darf fernerhin eigenmächtig mit den Städten unterhandeln. Entlibuch und Emmenthal, Luzernervolk und Oberland nebst Aargau, Solothurner- und Baselgebiet treten zuerst in das Volksbündniß und beschwören es zusammen. Das muß in Manifesten ausgehen durch alle Kantone und Vogteien, den Regierungen in Städten und Ländern bleiben ihre Rechte unverletzt vorbehalten. Das ist mein Sinn. Was saget Ihr? Addrich, du hast noch nie gesprochen."

„Was soll ich sprechen zu den Thorheiten?" erwiderte Addrich mit einem Lächeln, worin die Bitterkeit des Mißmuths über getäuschte Erwartungen spielte. „Ihr Leute taugt weder zum Krieg noch Frieden, weder zum Gehorchen noch Befehlen. Darum sehe ich den Ausgang der Dinge hell voraus und Euch alle der Reihe nach in Armersündergestalt mit verbundenen Augen auf dem Sandhaufen, und eure Köpfe unterm Schwert des Scharfrichters tanzen. Ihr habet den Stein auf-

gehoben und geſchleudert. Nun er aus der Fauſt iſt, berathet Ihr, wohin er fahren, wie viel er treffen müſſe? Geht, geht, Ihr habt das Spiel bei der erſten Karte verloren und ich mit Euch. Ich vermuthete in Euerm Verſtande mehr Trumpf. Verſehen iſt auch verſpielt!"

Hier brach der mürriſche Alte barſch ab, ſtand vom Stuhl auf und warf dieſen zur Seite. Die Uebrigen, in nicht geringer Beſtürzung, ſprangen zu ihm und beſchworen ihn, zu reden.

„Eitle Muhe!" rief Addrich: „Wen die Noth nicht beten lehrt, lernt ſelbſt vom Pfarrer nicht beten. Es iſt um die Hälfe zu thun, um Erhaltung Leibes, Lebens und Gutes; Ihr aber kannengieſſert wie neue Rathsherren in Schöppli-Leiß. Das Volk iſt im Aufſtand, der Felſen rollt bergunter, der Strom ſchwillt über die Ufer: nun fährt Alles aus, ſo weit es kann und muß. Denkt nicht, daß Ihr wehren und leiten möget; Ihr müſſet vorwärts, ſo weit Ihr könnet und müſſet, nicht ſo weit Euch's gefällt. Die erſchrockenen und ergrimmten Städte machen keinen Frieden. Ihre Hoheit muß obſiegen oder verſchwinden. Es gibt zwiſchen Tod und Leben keinen Weg. Ihr werdet als neue Tellen glänzen, oder als elende Rebellen bluten; das bezwungene Volk zahlt dann die Kriegskoſten und bekömmt einen ſtraffern Maulkorb."

„Nun denn, Addrich,“ riefen Alle, „dein Rath! dein Rath!“

„Mein Rath?“ fragte der Alte entgegen: „Lasset die Trommeln rühren, die Fahnen lüpfen; gehet, schlaget, sieget oder fallet. Bietet die Angehörigen und Leibeigenen aller Kantone auf; es gilt die Freiheit oder Knechtschaft Aller. Stürzet Verwirrung aus von einem Ende des Landes zum andern. Je größer Schrecken und Lähmung der Städte, je leichter deren Niederlage. Nichts bleibe auf der alten Stelle. Pflüget den verrasten Acker tüchtig, aber erst wenn die Schollen umgekehrt liegen, egget frische Saat ein. Was dann werden kann, wird werden!“

„Teufel, der will unsere Eisberge in den Abgrund der Seen werfen, und die Alpen mit dem Nagel seines Daumens wie verschrumpftes Papier glätten!“ rief Schybi lachend: „Das gibt, beim Sanniklaus! einen jüngsten Tag!“

„Schybi,“ sagte Addrich mit düsterm Gesicht: „Du wirst dieser Stunde gedenken, wenn du das Armesünderglöcklein läuten horst und sie dich zum Hochgericht hinaus psalmodiren.“

Der Leuenberger rieb sich die Stirn und sagte: „Addrich, bei meinem Leben, du hast nicht übel gesprochen. Wo aber soll es enden, wenn wir über alles Recht hinausgehen?“

„Das Recht geht mit dem Sieger, das Un-

recht mit dem Besiegten!“ antwortete der Alte: „Ihr Emmenthaler seid Berns erkaufte Leute und Leibeigene; freie Schweizer waret Ihr nie; für Euch schoß kein Wilhelm Tell den Pfeil. Wähnet Ihr, ich trage meinen Kopf für Eure Lumpereien von Ohmgeld und verrufenen Batzen zum Schaffot? Es gilt Freiheit des Volks vom Lemanersee bis zum Rhein; frei von Leibeigenschaft, frei von Willkühr des Stadtholzes, soll der Landmann sein, von Geburt nicht geringer, als der Schultheiß, und nicht ärmer an Recht. Wir treten durch einerlei Thor in die Welt herein und hinaus. Mensch ist Mensch im Zwilch- oder Sammetkittel. Gott hat das Recht der Erstgeburt nicht erfunden, und Brüder können nicht Brüder leibeigen kaufen und haben. Unnatur und Unrecht vertilgen, das ist Natur und das ist Recht. Dafür geb' ich mit Euch zum Sieg oder Schaffot, dafür ist beides ehrenreich vor Welt und Gott.“

Sie schwiegen bei diesen Worten Alle; nur Uli Schad stammelte erschrocken: „Wie meinst du's? Alle Obrigkeit, sagt die heilige Schrift, ist von Gott. Es muß Obrigkeit sein, die Gewalt hat.“

„Obrigkeit und Unterthan muß sein; aber das Gesetz über Beide und Gott über Alle!“ antwortete Addrich.

Da ward aussen an's Fenster gepocht, wo einer der Moosknechte, wie Addrichs Leute genannt wurden, Wacht hielt. Der Alte begab sich hinaus. Seine Gäste standen im Nachdenken schweigend umher.

„Mit Eurer Gunst," sprach nun Gideon, „Ihr gaffet verblüfft in's Blaue hinein, und es geht Euch, wie dem Knecht Ruprecht. Da er wollt' ein Reiter werden, hatt' er keinen Gaul; da er einen Gaul bekam, hatt' er keinen Sattel; da er einen Sattel fand, mangelten ihm Stiefel und Sporn; und endlich als er Alles hatte, fehlte ihm Courage und saß er da, wie Matthes von Dresden. Mich dünkt, Addrich hat wahr gesprochen. Vor der Hand habt Ihr nichts zu deliberiren, als woher Geld und tapfere Mannschaft nehmen, um dem Feinde zu jeder Stunde die Degenspitze zu zeigen. Liegen die Städte zu Euern Füßen, dann ist's an der Zeit, Consilia zu halten, wie die Conquete zu behaupten sei? Aber wo sind Eure Kriegsmittel? Es sollte Alles in parato und schon fertig sein, Geld, Munition, Proviant, Geschütz, Armaturen, Mannschaften!"

„Das wäre mein geringster Kummer!" antwortete Leuenberg: „Volkskrieg ist kein Herrkrieg. Arsenal, Kriegsschatz, Provianthaus und Werbeplatz eines Volks ist in allen Dörfern, Höfen und Hütten desselben versteckt."

„Damit iſt's beiweitem nicht abgethan!“ rief Gideon: „Du ſollſt nicht glauben, wenn man einen Bauern an einen Degen bindet, daß er alsbald davon Soldat werde. Wo bleibt die Disciplin? Wo ſind Eure experten Hauptleute und Feldoberſte? Wer hat die Leute ſchon in Rotten und Fähnlein getheilt, daß jeder ſeine Stelle und ſeine Pflicht kenne? Was wollet Ihr mit einem Haufen unerfahrener, toller, halsſtarriger, rumoriſcher, aufrühriſcher Bauern ausführen?“

„Mit deinen deutſchen und ſchwediſchen freilich nichts!“ antwortete Schybi ärgerlich: „Anders iſt's mit dem Schweizer. Er iſt geborner Soldat, und weiß ſich binnen wenigen Tagen des Spießes, Degens, der Musqueten und brennenden Lunten zu bedienen, den Trab recht zu halten und in voller Rüſtung einen guten Weg zu laufen. Alle Kriegskunſt und Disziplin des Herzogs Leopold und Karls von Burgund ſind bei Morgarten und Murten eitel geworden.“

„Holla, Schybi, die Welt ſteht nicht mehr auf dem Flecke, wo du ſie in deiner Chronik geſehen haſt!“ rief Gideon lachend: „Der große König Guſtav Adolf und der unüberwindliche Held Torſtenſohn haben die Kriegskunſt auf den Gipfel ihrer Perfektion gehoben, wovon Ihr Euch hier zu Lande nichts träumen laſſet. Heut zu Tage

gehören zu den zehn Prädicamentis eines guten Kriegsmannes erstlich, daß er ——"

15.

Mancherlei Nachricht.

Hier unterbrach ihn Addrichs Rückkehr. „Nun, ihr Mannen," sagte dieser, „jetzt rührt Arm' und Beine, statt der Zungen. Stärkt Euch noch zur Reise. Der Tisch ist gar bald gedeckt zum Morgenessen. Bald ist's Mittagszeit. An Tafelmust fehlt's nicht. Man schlägt durch's Kulmerthal die Sturmglocken."

„Ist der Feind in den Aargau gedrungen?" rief Leuenberg, mit ernstem, etwas entfärbtem Gesicht: „So eile Jeder an seinen Platz! Vorher lasset uns aber einen Schluß über die Zukunft fassen, damit wir einträchtig verfahren; denn wir sind deswillen an diesen abgelegenen Ort im Moos zusammengetreten."

„He, Leuenberg," sagte Gideon spöttisch, „wie nimmst du doch die Botschaft so kalt auf, daß dir die Worte davon wie blasse Schneeflocken auf's Gesicht fallen!"

„Mir? Was du nicht alles siehst!" erwiederte Leuenberg mit gezwungenem Lächeln: „Gaukeln dir etwa Funken um die Augen? Ihr Herren

zur Sache; die Zeit wird für Narrethei zu kösslich. Eile, Vater Ulli, wecke dein Volk und auf damit zum Rhein gegen Eure Stadt. Die reichen Basler begehren keinen Krieg, wenn sie mit silbernen und güldenen Kugeln nichts ausrichten. Sie bringen dem ersten, der kömmt, Freund und Feind, die Thorschlüssel entgegen, sobald man ihnen die Schlüssel ihrer eisernen Geldkasten nicht abfordert. Du, Hauptmann Renold, bleibst an Addrichs Seite, und richtest nebst den andern Hauptleuten den Aargauer Landsturm ein. — Und du, tapferer Niklaus Schybi, dessen Namen schon in den Thälern und Alpen unsers Oberlandes Weiber und Kinder preisen, — —"

„Beim Sanniklaus, du sollst bald von mir hören!" rief Schybi: „Ich halte dir Wort!"

„Du hältst den Bund der zehn Aemter also steif und aufrecht!" fuhr Leuenberg fort: „Und Alles muß rückgängig, null und nichtig werden, was indessen zwischen Euerm Landvolk und der Stadt Luzern durch die Gesandten von den sechs katholischen Orten verhandelt, vermittelt und abgeschlossen sein mag."

„Wäret Ihr", erwiederte Schybi, „im Oberland und Aargau früher auf den Beinen gewesen, hätten wir nie Unterhandlungen und Friedensvorschlägen das Ohr geliehen. Ich stände heut mit meinen braunen Entlibuchern inner den

Mauern von Luzern und rechnete mit Schultheiß, Rath und Hundert ab."

„Sieh da," sagte Addrich und schob die kleinen Fenster und Vorfenster zurück: „Felix fährt von der Höhe der Bampf herauf, wie ein Flitschpfeil. Knabe, was bringst du Neues? Tritt herein!"

Nach einer kurzen Weile ging die Thür auf. Felix, ein junger Kerl, trat ins Zimmer, odemlos. Man umringte ihn.

„Heda, lustig Pürschlein!" schrie Gideon: „Hat dir der Schrecken die Schlauderhosen zu weit und die Gurgel zu eng gemacht? Wart nur, bis die blauen Bohnen ums Ohr pfeifen, da soll's spanische Bäuche geben und mehr Dysenterie, als im nassen Schlackenwetter der Herbsttage."

„Es scheint, Hauptmann!" versetzte Addrichs Knecht: „Du hast die Probe schon an dir gemacht; und bist bei den gelben Webern gewesen. Wir in den Bergen hier sind noch lange nicht Klupfi's Söhne. Steig den Berg hinauf zur Bampf, da siehst du den Aargau und wie das Volk lebendig ist."

„Welche Berichte bringst du, Felix?" fragte Addrich.

„Meister, es wird gestürmt!" antwortete der Knecht: „Zuerst hört' ich's rechts von Brugg her, aus der Ferne; dann gegen Lenzburg heran.

Bald aber ſchollen links aus der Tiefe die Glocken von Kulm und Gränichen; bald rechts in der Nähe von Scon und Birrwyl. Bald ſchweigen alle, bald einzelne; bald heulen alle durch einander. Es iſt ein Feſt, das! Dazwiſchen läßt ſich deutlich das Schnurren und Rollen der Trommeln vernehmen und einzelnes Rufen und Geſchrei, als wäre aller Orten und Enden Feuer aufgegangen."

„Sieht man Bewegungen in den Thälern?" fragte Leuenberg.

„Nichts!" antwortete Felix: „Leute, die auf dem Felde ſind, laufen quer über die Aecker den nächſten Weg zum Dorf. Auf den Landſtraßen rennt, wie eine verirrte Ameiſe, hie und da ein Reuter entlang; vermuthlich Müllerknechte ſind's, die Staffetten bringen."

„Es iſt Zeit mit uns! Fort, fort!" rief der Untervogt von Buchſiten: „Daß wir zu den Unſern mit heiler Haut gelangen, und nicht dem Feinde in die Hände laufen."

„Bevor Ihr den Weg unter die Füße nehmt, ihr Herren," ſagte Addrich, „ſetzet Euch mit mir zum Morgeneſſen. Ihr ſeid ſo ſicher hier, wie in der Kirche. Die Landſtraßen ſind lang. Auch empfanget Ihr indeſſen wohl nähere Kundſchaft, was vorgeht."

„Nichts übereilt, Freunde! Addrich hat wohlgeſprochen!" ſetzte Leuenberg hinzu: „Wir haben

vielerlei Berathung und Abrede vonnöthen, und müſſen ja nicht heut' nicht ins Zurzacher Schiff. Alſo folgen wir unſerm freigebigen Wirth, wohin er uns führen will."

Sie gingen. Die Mägde richteten das Mahl an, welches ſich im Geſpräch über die Dinge, die da kommen ſollten, und beim Weine, der ſie begeiſterte, weit über die Zeit hinaus dehnte, die ſelbſt der vorſichtige Leuenberger dazu beſtimmt hatte. Noch ſaßen ſie da, lärmend durch einander ſcherzend, nur Addrich allein nicht, der nach ſeiner Gewohnheit düſter blieb und ſchwieg, als eine der Mägde ihm ſagte, daß Epiphanie draußen ſtehe, und ihn zu ſprechen verlange. Wie die Gäſte es hörten, rief der Untervogt von Buchſiten: „Laß' deine Nichte zu uns eintreten, Addrich. Warum verheimlichſt du ſie vor unſern Augen? Wir haben die Sage wahr gefunden, die im Volke von deinem Hauſe geht; dich bedienen die zierlichſten Dirnen des Aargaues. Aber deine Tochter und Nichte ſollen die Schönſten des Landes ſein."

„Auch läßt ſich's denken," ſtimmte ihm Leuenberger bei, „dein Hauptmann Gideon Menald hat lange umhergekoſtet im deutſchen, ungariſchen und ſchwediſchen Lande, und zuletzt hat ihn doch ein Schweizermägdlein gefangen, den tapfern

Helden. Mach' ihn Keiner eifersüchtig, rath' ich Euch!"

Auf Addrichs Gebot trat Epiphanie herein. Erröthend und mit jungfräulicher Schüchternheit verneigte sie sich grüßend gegen die Männer, aber mit einer Art Hoheit, wie man von ländlichen Schönen nicht zu erwarten pflegt. Auch verstummten die Fremden und erhoben sich mit unwillkührlicher Ehrerbietung von den bunten Strohsesseln. Gideon bemerkte die Ueberraschung seiner Freunde in heimlichem Triumph und nickte Epiphanien mit vertraulichem Lächeln über den Tisch zu. Sie aber, sein nicht achtend, ging vorüber. Ihre Seele schien eines andern Gegenstandes voll. Ein Geheimniß, welches der künstliche Ernst ihrer Mienen verbergen wollte, verkündete sich aus dem Entzücken, welches diesen Ernst milderte und von ihren schönen Augen wiederglänzte.

Sie beugte sich zu Addrichs Ohr hinab und flüsterte leise: „Nur ein Wörtchen laß dir allein sagen, Oheim. Deinem Hause ist an meinem Tage Heil widerfahren!"

Addrich begab sich mit ihr auf die Seite.

„Berichte zuvor, wer wartet meiner Kranken ab? Wie ist Lenorens Befinden?" fragte er.

„Freue dich, Addrich!" antwortete sie: „Deine Tochter lenkt nach dem Wege der Gene-

sung ein. Sie wird wieder aufblühen. O geh, o ſieh ſie! Vom langen Schlafe findeſt du ſie erwacht, heiterer, ſtärker, als ich ſie je geſehen. Ihre blaſſen Wangen haben wieder erröthen, ihre Lippen wieder lächeln gelernt. Sie ſelber hat in die ausgetrocknete Lampe friſches Oel gefordert und Speiſe und Trank begehrt."

„Eile zu ihr zurück!" erwiederte Addrich, ohne die Finſterniß aus Gemüth und Antlitz zu verlieren, die da einheimiſch geworden war: „Sobald die Fremden das Haus verlaſſen haben, komm' ich zu ihr. Der Engel, welcher ſchon halb über den Wolken war, ſenkt ſich noch einmal zur Erde, um mir altem, verwaiſetem Mann Valet zu ſagen. Er will nicht bei uns verweilen, glaub' es mir. Meine Hoffnungen ſind zerriſſen, und das Spinnengewebe deines Troſtes ſtellt die Zerſtörung nicht wieder her."

— Faſſe Muth, Oheim! Ich könnte dir mehr ſagen. Ich würde vielleicht ungläubiger ſein, als du, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dinge zu gleicher Zeit geſchähen, die einander zu Hilfe kommen wollen, ihre Glaubwürdigkeit gegenſeitig zu betheuern.

„Zum Beiſpiel, Fanely?"

— Du wirſt nach deiner Gewohnheit ſpotten. Aber frage Aenneli, frage Rudi den Jägerknecht. Es iſt eine fremde Stimme in deinem Hauſe; ſie

iſt an meinem Kämmerlein erklungen. Wir haben ſie Alle gehört.

„Eine Stimme, wunderliches Mädchen? Weſſen Stimme?“

— Wer kann's ſagen? Wir aber haben ſie alle vernommen. Die Wände plaudern nicht und die Luft iſt ſtumm. Es war die Stimme keines Menſchen, die wir hörten. Sie klang zart, wie der Ton eines ſehr jungen Kindes; und doch mit einer Stärke, die uns erſchreckte. Ich meine, aber ſpotte ja nicht, es ſei der Laut eines Waldgeiſtes geweſen.

Sie ſagte die letzten Worte faſt unhörbar leiſe und ſchüchtern, indem ſie dabei ernſt und furchtſam zu Addrich hinauf ſah. Dieſer ſchien das Geſpräch abbrechen zu wollen, während ſich doch ſein faltenreiches Geſicht in ein Lächeln zuſammenlegte, welches aber bei ihm jedesmal, vielleicht wider ſeinen Willen, eine hämiſche Natur annahm.

— O, dacht' ich es doch, Addrich! rief ſie ernſt und haſtig: Du verhöhnſt mich; aber verhöhne die Unterirdiſchen nicht, fürchte ihren Zorn. Weißt du, wie ich ſie in der Aſchermittwoch-Nacht erblickt habe, da ich bei Lenoren wachte und der friſchen Luft willen das Fenſter öffnen mußte? Deutlich ſah ich ſie ja damals im Mondſchein wandeln, am Waldſaum auf der Wieſe beim

Ahorn. Aber sie tanzten nicht, wie Zwergleln wohl sonst pflegen, sondern gingen in ihren langen Mänteln, wie wenn sie etwas suchten, still umher und dann einzeln und traurig in den Wald zurück. Das verkündet ein Jahr des Unheils, sagt' ich dir damals. Ist es nun nicht mit Krieg und Unruhen schon eingetroffen?

„Gut, gut, Fanely. Und was erzählte dir die Stimme deines Schrätteli?"

— Wir verstanden insgesammt deutlich die Worte: „Je höher die Noth, je näher ist Gott!" Und denke, als ich darauf in Leonorens Gemach trat, sah ich sie erwacht, zum erstenmal mich anlächeln, mir ihre Hand entgegenstrecken, und von ihren Wangen das erste blasse Roth der Genesung schimmern, wie Frühlicht des wiederkehrenden Morgens. Sie sagte: „Wie ist mir doch so himmlischwohl!" Da rief ich: „O die Verkündung des Unsichtbaren galt also dir!" Und ich erzählte ihr Alles.

Addrich schüttelte traurig lächelnd den grauen Kopf, aber, als wollt' er Epiphanien mit seinem Unglauben nicht gekränkt wissen, klopft' er ihr schmeichelnd mit den Fingerspitzen die Wangen und sagte: „Geh, pflege Leonorens. Sobald mich die Fremden verlassen, bin ich bei euch. Deine Botschaft will mich nicht erquicken, wie wundervoll sie auch aus deinem Munde klingt. Geh, Kind.

Wenn eine Lampe erlöschen will, flammt sie noch einmal auf; auch die Schneeberge, wenn sie nach Sonnenuntergang leichenblau dastehen, erglühen zuweilen unvermuthet wieder, ehe sie in Nacht fallen. Verstehst du mich? Geh, geh!"

Epiphanie gehorchte schweigend und kopfschüttelnd.

16.

Die Botin von Seon.

Alle blickten der schönen Gestalt, wie sie das Zimmer verließ, mit Wohlgefallen nach, und konnten, während sie sich zur Abreise rüsteten, kein Ende finden, sowohl dem Oheim, als dem Hauptmann Renold, die schmeichelhaftesten Dinge über die Jungfrau zu sagen. Indessen über die große Zukunft, welche vor den Verschwornen lag, ward von ihnen bald das Anmuthigere vergessen. Die letzten Abreden mußten genommen, die letzten Verheißungen gegenseitig unter herzhaftem Handschlag gegeben werden. Hätte nicht der sinkende Tag zu stark gemahnt, der Abschied wäre unter neuen Berathungen und Wortwechseln vergessen worden.

Wie sie schon vor Addrichs Hause standen und ihrem gastfreundlichen Wirth noch einmal dankbar beim Lebewohl die Hand schüttelten, wurden sie abermals durch eine neue Erscheinung ver-

säumt. Längs dem Walde her, von der Höhe der Dampf herab, kam ein junges Bauerweib an der Seite eines der Moos-Knechte. Beide waren schon ziemlich nahe, als man ihrer gewahr wurde.

„Woher das Weib, Baschi?“ fragte Aldrich den Knecht.

„Droben auf der Dampf fing ich es auf!“ antwortete dieser: „Es ist mit ihm nicht gar richtig. Es fragte dem Fanely nach, als ich es anhielt, weil ich bemerkte, es wolle zum Moos schleichen.“

„Er, du falscher Gesell, du Tuckmäuser!“ schrie die junge Frau zornig: „Wer ist geschlichen? Ich darf mich am Tageslicht zeigen auf offenem Weg; eher als du, dem die sieben Todsünden ins Schelmengesicht gemalt sind. Seh' doch Einer! mich aufgefangen! Wer hat dich zum Weibel gemacht? Verdächtiges Gesindel, deinesgleichen fängt man auf, aber nicht ehrlicher Leute Kind.“

„Eh! Warum denn wolltest du mir droben ausweichen und linksum machen, als ich dir in den Weg trat?“ erwiederte Baschi, etwas überrascht durch die unerwarteten Ehrentitel, mit denen ihn die gelaufige Zunge der Bäuerin schmückte.

„Ich kenne den Hasen am Klang!“ erwiederte sie, „und sehe solchen Strick lieber am Galgen, als neben mir. Aber ich ging meiner Wege in Gottes Namen, ihr guten Leute, und bekümmerte

mich um den Tölpel nicht, der mir wie ein verlaufener Hund nachstrich."

„Glaubet doch der Läſterzunge nicht!" unterbrach ſie Baſchi: „Sie iſt ausgeſchickt kundſchaften. Das böſe Gewiſſen ſchaut ihr durch die Augen."

„Ei behüt' uns Gott!" rief das Weib: „Ich muß ſchier zum Krüglein werden und zum Gäslein herausſchauen. Seht doch, kundſchaften! Wer in der Welt verlangt von ſolchem ſchädigen Kerl etwas zu wiſſen? Ich habe dem Galgenvogel keine Frage gethan, weil ich wohl wußte, Aas ſei ſein Fraß. Ihm aber ging das kläffige Maul wie Müllers Rad, und er konnte des Fragens und Förſchelns nicht ſatt werden. Er weiß darum doch weder Giz noch Gaz."

„Ich habe keine Luſt, mit dir zu zanken, Weib!" ſchrie Baſchi ärgerlich: „Man müßte vielen Brei haben, dir den Mund zu ſtopfen. Hirathe dir einen harthörigen Mann, wenn er vierzehn Tage am Leben bleiben ſoll. Ich will hängen, ihr Herren, wenn die nicht ins Moos auf Kundſchaft geſchickt iſt mit ihrer Dohlenzunge und den Sperberaugen. Was ſie ſieht, geht mit Geſchrei eben ſo geſchwind wieder aus dem Maul, wie Waſſer durchs Sieb. Ich erfuhr auch unterweges von ihr . . . ."

Das junge Weib, das jede Bewegung ſeines

Lippen mit den Augen verfolgte, war ihm schon zehnmal ins Wort gefallen, und unterbrach ihn auch diesmal. Addrich und seine Gäste aber beruhigten sie jedesmal mit Drohung und Bitte und Verheißung, sie anzuhören, sobald der Knecht zu Ende gesprochen haben würde.

„Unterwegs also vernahm ich denn von ihr auch," fuhr der Knecht fort, „daß hinter Brugg Alles schwarz sei vom Schafhauser Kriegsvolk; daß die Züricher mit vielen tausend Mann über Wettingen und den Heitersberg folgen würden; daß die Mühlhauser und Basler schon vor Aarau stünden; daß die Welschberner über Morgenthal heranzögen und geschworen hätten, die Dörfer zu verbrennen, Mann und Maus niederzumachen, und des Kindes im Mutterleibe nicht zu schonen. Es sei Alles verloren."

„Bist du nun fertig?" unterbrach ihn die Frau heftig.

„Jetzt soll die Reihe an dich kommen, Fräulein!" sagte Addrich mit dem Tone der Zutraulichkeit: „Rede du jetzt. Ist es wahr, was er erzählt hat?"

„Wahr und nicht wahr!" antwortete sie: „Wie kann der faule Brunnenstock das reine Wasser wiegeben? Alles verloren? Ja, wenn unsere Männer feige Memmen wären, wie du, zweibeiniger Hase. Geh, lauf, die Furcht wird dir vier Füße machen.

Glaubt ihm kein Wort, ihr Mannen. Morgen zieht unser Volk mit dem Landsturm gen Aarau hinauf. Wir Weiber folgen mit Fuhrwerk und Säcken. Das Städtlein wird geplündert, denn es hält zu den Bernern. Die fremden Soldaten werden wie Engerlinge verfolgt und ausgerottet, daß von ihnen kein heiles Gebein über die Berge zurückkömmt."

„Glaubst du," sagte Leuenberg lächelnd, „das werde so rasch gehen?"

„O, dafür laß ich mir den Kummer nicht über das Knie wachsen!" erwiederte sie: „Es ist endlich Zeit, daß wir Rechnung machen und mit den Herren einmal für allemal abschaffen. Denn so kann's der arme Mann nicht länger ausdauern, wenn er nicht von den Schuldenboten aufgefreßen sein will. Ich möchte auch den Brief sehen, den unser Herrgott den Herren gegeben, daß sie Land und Leute ungestraft verschlucken, alle Rechtsame, Fischenzen [1]), Hochwald, Acherum [2]), Alles für sich behalten, und uns kaum Luft und Grad umsonst gönnen. Tag um Tag laufen Weibel und Boten Unsereinem das Haus ein; der Eine will Ohmgeld, der Andere Einung [3]), weil man aus

1) Recht zur Fischerei in Seen und Flüssen.
2) Die Eichelmast in Hoch- und obrigkeitlichen Forsten.
3) Forstfrevelbuße wurde Einung oder Einig genannt.

dem Hochwald einen Besenstiel genommen; der Eine zieht Tagwen [1]) ein, der Andere Twing- und Faßnachthühner [2]); der Eine begehrt Rütti- [3]), der Andere Boden-, der Dritte Herrschaftzins [4]), der Vierte, für seine Mühe, Landgarben [5]). Verkauft eine arme Wittwe die letzte Kuh auf dem Lenzburger Markt, heißt's: Pfundzoll her für die Herren von Bern! Bricht Einer ein mageres Stück Feld auf, das Keinem, als der Hungersnoth gefällt, muß Futterhaber [6]) gestellt sein, und den nackten Weisen nimmt man von der Erbschaft sogar Todfall [7]). Das kann nicht länger geben und gelten. Bei meiner Treu, keine Sechswöchnerin

1) Tagwen war obrigkeitliche Hausteuer.

2) Jede Hofstatt auf Herrschaftgut zahlte jährlich mehrere Zwinghühner.

3) Für frischausgebrochenen Herrschaftsboden, wo Wald ausgereutet und Ackerland gemacht war.

4) Von Scheunen, Häusern und andern Gebäulichkeiten.

5) Dem Weibel, für gerichtliche Vorladungen.

6) Wer so viel ödes Land urbar machte, daß er davon eine Zehndgarbe stellen konnte, mußte der Herrschaft jährlich ein Viertel Haber liefern.

7) Das beste Stück Vieh, Hausgeräth, Kleidung u. s. w., welches die Hinterlassenschaft nach dem Tode eines Hausvaters, als Folge und Zeichen von dessen Leibeigenschaft, nahm.

darf ihre Schale Milch trinken, daß nicht Vögte und Weibel zuvor die Nideln [1]) davon abschlürfen. Ich hoffe aber zu Gott, man wird morgen Feierabend mit ihnen machen. Werden sie wieder Meister, ihr Leute, so verlaßt Euch auf mein ehrliches Wort, das Schaub Stroh wird Asche und der Obervogt verbindet mit einem Faden alle Häuser [2]). Denkt an mich. Ich heiße Käthi."

„Heiße, wie du willst!" rief Baschi: „aber man soll dir Hosen geben, und Kragen und Jänke [3]) dazu, denn du mußt unser Feldpredicant beim Landsturm gegen Bern werden."

„Bist ein rechtschaffenes Weib. Laß ihm Ruhe, Baschi!" sagte Addrich: „Wo bist du daheim, Frau?"

— Zu Seon. Ihr kennt gewiß Alle meinen Mann, den Karli, Marti Gloor, Anken-Joggli's.

---

1) Rahm.

2) Damals wohl noch ursprüngliche Redensart. Wenn ehemals in der Grafschaft Lenzburg der Herrschaftszins bezahlt werden mußte, wurde ein Bund (Schaub) Stroh angezündet. Wer nicht kam, so lange das Stroh noch brannte, dem konnte der Obervogt „das Haus mit einem Faden verbinden", dann war das Haus an die Herrschaft verfallen.

3) Die Amts- und Kanzeltracht der reformirten Geistlichen in der Schweiz.

Wir sind halt auch arme Leute, und müssen es sauer bei den Menschen bezahlen, daß uns der Herrgott geschaffen hat. Mein Mann taglöhnert in allen drei Städtlein herum, oder verträgt Waare. Ich spinne Wolle und Flachs. Seit dem Tod meiner Muhme, der alten Tschöpli-Ließ, wie man sie nannte, sie war des Alt-Untervogts Schwester, halten wir zu unsern drei Geißen noch eine Kuh, die wir den letzten Lenzburger Markt kauften. Das kleine Erbe von der Muhme, Gott habe sie selig, hat uns gar wohl gethan; wußten wir doch zu Zeiten kaum, wie uns mit unsern drei Kindern von einem Tag zum andern das Leben fristen."

„Schon gut, Fraulein, schon gut!" unterbrach Adam Zeltner den Strom ihrer Rede: „Wir kennen nun deine ganze Hof- und Haushaltung, aber wissen noch nicht, wer dir von den Schafhausern und Baslern bei Brugg und Aarau erzählt hat?"

„Ei, jedes Kind wußte das schon vor anderthalb Stunden zu Seon!" antwortete die Bäuerin: „Das ganze Dorf lief ja bei der Kirche zusammen, als die Glocke gezogen ward und Trompeters Friedi von Hunzenschwyl zu Roß dahergesprengt kam."

Nachdem die Gäste Addrichs von dem gesprächigen Weibe alles, was sie wollten, erfahren hatten, mußte Baschi die Erzählerin unter dem Vorwand ins Haus führen, sie mit einem Abend-

trunk zu erquicken. Indessen ward draussen berathen, wie Jeder mit Sicherheit wieder aus dem Moos in die Heimath gelangen könne? Denn es dünkte bei den eingekommenen Nachrichten Keinem mehr in der Gegend ganz geheuer. Leuenberg wählte den Weg über die Bampf, in Schybi's Gesellschaft, gegen Willisau und Hutwyl. Der Untervogt von Buchsiten und der alte Ulli Schad wollten versuchen, über Schöftland und Uerkheim nach Olten zu entkommen. Gideon Renold hingegen blieb, unter Einstimmung Aller, zurück, damit er helfen könne, den Aargauer Landsturm ordnen und gegen Aarau führen.

17.

Das köstliche Geschenk.

Sobald Addrich seine Gäste entlassen hatte, kehrte auch er und Gideon ins Haus zurück, wo ihnen Baschi's und Käthi's Gezänk schon wieder aus der Stube entgegenscholl. Der Alte stiftete nicht ohne Mühe zwischen Beiden einen Zungenstillstand, der lange genug dauerte, um der Frau die Frage vorlegen zu können: welches Geschäft sie ins Moos geführt habe?

„Meister," rief Baschi, „ist der Teufel der Vater der Lügen, glaubt mir's, so ist hier die Mutter dazu; denn sie kann den Mund nicht

öffnen, ohne daß eine Unwahrheit zur Welt kömmt, so lang und breit, als das Weib selbst. Unterwegs behauptete es, mit Jungfrau Epiphanien reden zu müssen; jetzt läugnet es Alles."

„Was hab' ich mit deinem Spionengesicht zu schaffen, du wunderwitziger Gesell?" entgegnete das unerschrockene Weib: „Was dich nicht beißt, hast du nicht zu kratzen; komm' zu mir am St. Nimmertag, wenn die Schnecken bellen, dann sollst du Alles erfahren. Jetzt hab' ich keine Aufträge für dich; sondern ich suche des Moosers Bruderstochter."

„Ruf' Epiphanien herbei!" sagte Addrich zu Baschi.

„Mit Erlaubniß!" fiel Käthi Gloor ein: „Ich muß ihr den Auftrag unter vier Augen ausrichten; das hat mir der Herr ausdrücklich befohlen, der mich schickt; und wenn mir...."

„Was für ein Herr?" unterbrach sie Gideon, der jetzt aufmerksamer ward.

„Wen ich nicht kenne, den ich nicht nenne!" antwortete sie: „Allein das dürfet Ihr mir zutrauen, daß ich nicht schlechten Leuten Briefe trage. Der Herr ist wenigstens so gut, wie ihr Alle, und hat vielleicht ehrlicherweise so viel Geld, als der reiche Addrich..." Hier unterbrach sie sich selbst, und fragte: „Ist Einer von Euch der Mooser?"

„Der bin ich!" sagte Addrich.

Die junge Frau erschrack, betrachtete den Alten, und ward von nun an einsylbiger in ihren Bescheiden, die sie auf Addrichs und Gideons dringendes und wiederholtes Fragen ertheilte. Ihre Zurückhaltung erregte Gideons und Addrichs argwöhnische Neugier. Beide besprachen sich leise und führten sie dann hinauf in Epiphaniens Gemach, wo Addrich seiner Nichte erzählte, daß die Frau ihr von einem Herrn geheime Mittheilungen zu machen habe.

Epiphania fragte die Bäuerin, mit flüchtigem Erröthen: „Nicht so, dich schickt Fabian von Almen?"

„Mag er heißen, wie er will!" antwortete die Frau: „Er hat mir seinen Namen nicht gegeben, aber fünf Gulden für den Gang zu dir; und wenn du mir etwas gibst, irgend eine Schrift oder ein anderes Wahrzeichen, daß ich meinen Auftrag ehrlich verrichtet habe, wird er unser Haus noch besser beschenken. Er ist ein reicher, freigebiger Herr und hält gewiß Wort. Sein Gesicht ist die Ehrlichkeit selbst. Wir sind blutarme Leute und können's wohl gebrauchen. Meine Kinder hat er geliebkoset, eins um's andere, als wären es seine eigenen."

„Das ist er!" rief Epiphanie in stiller Freude aufglühend: „Seinen Namen weißt du nicht? Sprach er von meinem Geburtstage und ob ich

die Blumen gefunden? Warum kömmt er nicht selber? Was hält ihn zurück? Beschreib' ihn doch! Nicht so, er iſt blaß und etwas abgezehrt? Das blaue Feuer ſeiner Augen erloſchen? Trägt er das braune Sammetbaretlein, das ihm zu ſeinem lichtbraunen Haar ſo wohlſtand? Ach, der arme, junge Menſch, er hat viel gelitten!"

Gideon warf einen finſtern Blick auf Epiphanien und ſagte: „Es wäre dir convenabler, deiner unſchicklichen Compaſſion Einhalt zu thun; wenigſtens in meiner und deines Oheims Präſenz. So redet keine verlobte Jungfrau, welcher an einem Reſt ihrer Reputation gelegen iſt." — Dann wandt' er ſich zu der Bäuerin aus Seon und ſprach: „Geh nur heim, du könnteſt dir einen ſchlechten Kuppelpelz verdienen; denn du haſt es mit einem ausgebrochenen Schellenwerker zu ſchaffen gehabt, den zweifelsohne ſchon Steckbriefe verfolgen. Vermuthlich hat er dir, als Handgeld, fünf falſche Gulden Recompens gegeben."

„Nein, ihr ſeid Beide am Unrechten!" erwiederte das Weib: „Wenn auch der alte Herr je im Schellenwerk geweſen iſt, ſo gefiele mir bei meiner Treu, der Vogel beſſer, als ſein Neſt: bei dir aber, du Rohrſperling, iſt mir's umgekehrt zu Muthe. Seht doch, den ſchamloſen Geſellen, Kuppelpelz! Schau dich zuerſt im Spiegel.

Was Kuppelpelz? Ich bin guter Leute Kind, und treibe wohl ehrlicher Gewerb, als du. Lieber recht Nichts, als schlecht Etwas. — Und du, Jüngferlein," fuhr sie fort, zu Epiphanien gewendet mit freundlicherm Ton, indem sie geheimthuend den Kopf schüttelte, „sieh dich vor! Man muß nicht sogleich Jedem zeigen, was man im Herzen oder im Sack hat. Ich darf dir aber wohl sagen, den du meinst, der ist's nicht; aber doch dein Freund, trotz seiner grauen Haare, statt der braunen, und trotz seiner dicken Schramme über die linke Backe. Er sieht auch nicht darnach aus, falsche Gulden zu geben; denn er war in einem schönen Wäglein nach Scon gefahren; trug ein Baretlein von schwarzem Sammet mit Goldschnüren und einen schwarzen kostbaren Leibpelz, mit Seidenschnüren auf der Brust zusammengesponnen. Man kann nichts Vornehmeres sehen. Man sollte ihn für einen Prinzen oder Schultheißen halten."

Alle horchten bei dieser Rede mit Verwunderung auf; nur Epiphanie schüttelte unzufrieden das Köpfchen und sagte: „Den kenn' ich nicht. Der hat dich wohl nicht zu mir gesandt."

„Bist du nicht", sagte die Frau, „des Mosers Bruderskind?"

„Dieser ist mein Oheim!" antwortete Epiphanie und sah den Alten an.

„So bin ich recht bei dir. Komm, daß ich dich allein spreche!“ sagte die Botin.

„Nein,“ versetzte Epiphanie, „rede offen vor Allen. Ich habe mit keinem Manne in der Welt Geheimniß, und will es von keinem.“

Die Frau, in Verlegenheit, schien mit sich selber Rath zu halten; sie drängte sich dich an Epiphanien, der sie in's Ohr flüsterte: „Sei kein Närrchen! Nimm und verbirg eilig, was ich die von ihm bringe. Begib dich Aarau, zum Dekan Rüsperli. Dort lebst du sicher. Dort wirst du von dem steinreichen Herrn, von deinem unbekannten Freunde, mehr erfahren.“ Mit diesen Worten hatte sie ihr ein kleines versiegeltes Kästlein in die Hand geschoben. Epiphanie legte dasselbe aber unwillig auf den Tisch. Es war von schwarzem Ebenholz, auf dem Deckel und an den Rändern künstlich mit Gold und Perlmutter ausgelegt.

„Das ist chinesische Arbeit!“ sagte Aldrich, indem er die Truhe betrachtete, ohne sie anzurühren: „Ich habe dergleichen zu Tranquebar und Batavia nur in den reichsten Häusern als köstliches Schaustück gesehen.“

Hauptmann Renold nahm das Kästlein in die Hand und betrachtete es mit einer Miene, in welcher sich Erstaunen und eifersüchtiges Mißvergnügen nicht verbergen konnten. Besonders zog das

Siegel seine Aufmerksamkeit an. Es war darin ein Muttergottesbild vorgestellt, die Brust von sieben Schwertern durchbohrt. Er schüttelte den Kopf und sagte zu Epiphanien: „Hier ist ein böses Omen! Wenn du nicht schon besser um die Sache Bescheid weißt, als du simulirst, so prognosticire ich, dir läuft ein katholischer Hasenfuß nach, der dich bekehren oder verkehren möchte; oder das Präsent wird dir von einem Prälaten geschickt, der eine junge Haushälterin braucht. Sei dem, wie ihm wolle, ich rathe dazu, die Truhe zu öffnen. Vielleicht gibt der Inhalt nähere Indicia."

„Thut, was Euch beliebt und Ihr verantworten könnet!" erwiederte die Jungfrau.

Addrich nickte. Gideon erbrach das Siegel und öffnete das Kästlein. Das Innere desselben war von einem Päckchen angefüllt, dieses in Papier gewickelt, welches beim Entfalten in zierlicher Handschrift die Worte lesen ließ: „Mein Kind, geliebte Epiphania, zieh' gen Aarau zu deinem Taufpathen, dem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten Rüsperli, und verweile bei ihm, bis ich komme. Erfülle mein Wort und dein Glück. Ich bin ich dieser Welt dein wahrhaftester und getreuester Freund."

Epiphania, obwohl sie nicht zu lesen verstand, betrachtete doch mit unruhiger Neugier alle einzelne Züge der Buchstaben und sagte: „Stehet

das auch wirklich so? Wer ist er denn? Lies seinen Namen!"

„Er heißt Don Anonymus, sintemal er weder Namen noch Namenszug annectirt hat!" versetzte Gideon lachend.

„Ich betheuere," rief Addrichs Nichte, „daß ich niemals mit einem Manne des Namens Bekanntschaft gehabt."

Indessen rollte Gideon ein zartes Gewebe vom feinsten Gespinnst auf, welches zuletzt, für den geringen Raum, den es einnahm, beträchtliche Größe hatte und einen mit wunderbar gestalteten Blumen durchzeichneten Schleier ausmachte. War die Ueberraschung Aller groß, ward sie es noch mehr, als zuletzt eine Schnur helldurchsichtiger, großer, orientalischer Perlen von gelblichem Wasser sichtbar wurden; dabei in ein Papier zehn venezianische Dukaten eingeschlagen. Gideon klimperte mit diesen auf dem Tische, und rief: „Zum Henker, insgesammt ächte Schildfranken! Schaut her!"

Addrich, der mit wachsendem Befremden abwechselnd den Schleier und die Zahlperlen musterte, sagte: „Bettelei, das Gold da! Aber dies Gewebe aus Indien, diese Perlenschnur kann im Schweizerland Keiner werthen; es ist unschätzbar. Das ist ein Königsgeschenk! Fanely, du bist an

deinem Geburtstage aus einer armen Waise ein reiches Mädchen geworden."

Epiphania, die eine Weile mit kindlicher Verwunderung, bald das indische Gespinnst, bald die schimmernde Schnur beschaut und betastet hatte, schob beides zurück und sagte: „Was soll mir das? Weib, ich nehm' es nicht von dir und deinem Unbekannten, und könnt' ich ein Königreich darum kaufen."

Die Frau weigerte sich, das Geschenk zurückzutragen. Man besprach die Sache lang, die Allen mehr als räthselhaft ward. Oddrich richtete eine Menge Fragen an die Ueberbringerin der Kostbarkeiten, ohne wegen des Senders mehr Aufklärung zu gewinnen, als er schon hatte. „Gelt," sagte Gideon zu Epiphanien mit Bitterkeit in Blick und Wort, „wenn man dir sattsame Caution und Währschaft leisten könnte, daß Fabian der freigebige Spender solcher Preciosa wäre, du würdest sie keineswegs verschmähen. Aber, so wahr Gott lebt, ich würde dies schöne Spinnewebchen alsbald in Fetzen reißen, und diese blaßgelben Kirschen von Muschelglas in meiner Faust zu Staub zermalmen."

Er hatte noch nicht vollendet, dies zu sagen, als man eine Stimme vernahm, die dazwischen „Fabian! Fabian!" rief. Jeder sah bestürzt umher, dann Einer den Andern fragend in die An-

gen. Es war eine zarte, klare Stimme gewesen, gleich der eines kaum einjährigen Kindes, aber durchdringender. Es ließ sich nicht bestimmen, woher sie in dem kleinen Gemach erschollen war. Gideon ging längs den Wänden, musternd und horchend, und schob die niedrigen Doppelfenster in ihren Falzen zurück, um über die Blumengeschirre hinauszuschauen, ob sich Jemand Neckerei erlaubt habe. Er traute sie wohl dem lecken Fabian selbst, oder dem kindisch-unbesonnenen Aenneli zu. Frau Käthi Elvor von Seon war blaß geworden, schüttelte sich und sagte halblaut: „Alle gute Geister loben den Herrn. Man weiß wohl, in welcher Gesellschaft man ist, wenn Raben und Mäuse deutsch reden.“ Indessen hatte Uldrich weder Stellung noch Miene geändert, sondern mit der ihm eigenen widerlich-freundlichen Geberde, aus welchen eine Tücke zu lachen schien, sagte er zu Epiphanien: „Wozu bedarf's Kopfbrechens, wer dir den Schatz da sendet? Dein Schratteli meldet sich selbst an.“

Mit begeisterungsvollem Lächeln erwiederte die Jungfrau: „Spotte und läugne den Himmel mit seinen Sternen hinweg, er wölbt sich dennoch über dir. Ich weiß, an wen ich glaube, und daß das Heer Gottes größer ist, als die Menschenzahl aus Staub geschaffen. Das ist die

Stimme, die schon zu mir geredet hat. Sage recht, die Oberen haben geträumt, Aldrich."

Gideon, von seiner fruchtlosen Untersuchung zurückkehrend, schüttelte den Kopf und sagte: „Der Teufel will uns hier Schabernack spielen und lacht heimlich in die Faust dazu. Fania, ich mag von dir nicht gotteslästerliche Sachen glauben. Doch sind mir traurige Exempla von von ehrbaren und schönen Jungfrauen bekannt, die nachmals auf den Scheiterhaufen, als Hexen, brannten, welche aber damit angefangen, sich zu St. Andreasnacht in Beelzebubs Namen einzusegnen, oder sich in dessen Namen um Mitternacht auf einem Kreuzweg nach der Länge niederzulegen und die Arme kreuzweis auszustrecken; oder am St. Johannisabend Farrnsamen und Alraunen zu graben, oder andere Teufelswerke, Praktiken und Segen zu treiben, Alles um Geld vollauf und einen Mann zu bekommen, nach dem ihr verbuhltes Herz gelüstete."

Während der Hauptmann fortfuhr, in dergleichen sonderbaren Redensarten einigen abergläubigen Besorgnissen Luft zu machen, würdigte ihn Epiphanie keines Blicks, sondern legte schweigend Schleier und Perlenschnur zusammen, auch die goldenen Schildkranken dazu, Alles in's Käßchen, und steckte dasselbe, nachdem sie es wieder geschlossen, in das Lederbeutelchen, welches ihr

auf der Seite vom Gürtel an einer dicken Seidenschnur niederhing. „Nun will ich,“ sagte sie zu der Bäuerin, „was du überbracht hast, als mein Eigenthum empfahen und verwahren, und nicht gegen die Unsichtbaren durch Mißtrauen sündigen. Geh' heim und sage dem Geber, du habest dein Geschäft verrichtet; sein Geschenk aber solle unberührt bei mir liegen, bis ich wisse, wer er sei und in welchen Absichten er dich gesandt habe.“

— Welch ein Zeichen soll ich ihm aber von dir bringen, daß ich seinen Auftrag ehrlich vollzogen habe?“ fragte die Bäuerin. Er begehrt von deiner Hand eine geschriebene Zeile oder von deinem Haupte eine Haarlocke.

„Hüte dich, Fania,“ rief der Hauptmann, „ihm den geringsten Theil deines Leibes zu veräußern, und wär' es ein Abschnitzel von den Nägeln deiner Hände. Du läufst Gefahr, daß damit durch vermaledeite Nekromantie oder schwarze Kunst gräulicher Mißbrauch getrieben werden könne zum Nachtheil deines eigenen Leibes und Lebens.“

Epiphanie schauderte. „Wüßt' ich's, wer es empfinge!“ sagte sie halblaut.

Indem erklang wieder die wunderbare Stimme: „Fabian! Fabian!“ Während Alle, selbst Addrich, bei diesem Ruf umherblickten, Jeder nach einer andern Gegend des Gemachs, nahm Epiphanie

entſchloſſen eine Scheere vom Fenſter, ſchnitt einen kleinen Theil des Goldhaars ab, das ſich hinter ihrem Ohr nieder zu einer natürlichen Locke am Halſe krümmte, und gab es dem Weibe mit den Worten: „Den Namen führt der böſe Geiſt nicht im Munde. Nimm hin!“

„Ich unterſag' es dir, in Vigore meines Rechts über dich!“ ſchrie der Hauptmann: „Ich will meine Braut lieber im Sarge, als in des Satans Klauen ſehen.“

„Unſinniger!“ rief Epiphanie: „Sie haben ſo wenig Macht an mir, als die deinen. Mit den Namen des dreieinigen Gottes bann' ich die Hölle, und mit dem Namen Fabians die hölliſche Kunſt, die du an mir bewieſen haſt. Geh, geh, deine Fallſtricke ſind zerriſſen, in denen du mich zur Sünde hinabzuſtürzen gedachteſt. Du wirſt meine Sinne nicht mehr mit deinem Hauch betäuben, meine Gedanken nicht mehr mit deinem Zauber befadeln.“

„Delirirſt du abermals?“ rief Gideon: „So wahr ich lebe, es iſt dir ſchon von irgend einem Unhold angethan, daß du mich ſchändlicher Dinge inculpirſt. Auf rechtem Wege geſchieht's nicht, daß deine vormalige Affection in ſo unſinnigen Haß verwandelt worden iſt. Ich fürchte, die vorwitzigen Commercia und Traßauen, in die du dich mit unſichtbaren Geſchöpfen eingelaſſen,

haben dir zu einem bösen Passus geholfen. — Addrich, du stehst an Vaters Statt; gebiete ihr, die verdächtige Truhe zurückzugeben, und fordre diesem Weibe die Haare ab."

Stolz entgegnete Epiphanie: „Ich bin die Tochter von Addrichs Bruder, nicht Addrichs leibeigene Magd."

„Addrich!" rief Gideon: „Du hast mir Epiphaniens Hand zugesagt. Es ist von meiner und deiner Connivenz, daß du in ihrer Präsenz diese Declaration ertheilst und von ihr die kindliche Obedienz requirirst."

„Hilf, gerechter Himmel!" schrie Epiphanie: „Wohin bin ich gerathen, daß man mich verschenken oder verkaufen darf? Aber Ihr irrt Beide. Ihr könnet mich mit Gewalt bis zum Kirchhof tragen, aber nicht bis zum Altar in die Kirche."

Da erscholl die Stimme des Unsichtbaren wieder: „Je höher die Noth, je näher ist Gott!"

Alle wandten ihre Augen gegen das offengebliebene Fenster, wo ein buntgefleckter, niedlicher Vogel auf einem der Blumengeschirre saß, den gelblichen Schnabel wetzte, die purpur- und dunkelgrünschillernden braunen Federn schüttelte und noch einmal sprach: „Je höher die Noth, je näher ist Gott!"

Die Bäuerin Käthi Gloor kreuzte und segnete sich bei dem Anblick; des Hauptmanns Zunge

schien vom Erstaunen gelähmt; Epiphanie breitete, mit freudeleuchtenden Augen, ihre Arme, in der Stellung bittender Liebe, gegen das Fenster, und Addrich verzog lächelnd das Gesicht, indem er sagte: „Seht da den Staar! Wie kam der Tausendkünstler ins Zimmer?“ Er näherte sich langsam dem Fenster und lockte den Vogel mit den Worten „Matz! Matz!“ Aber das zierliche Geschöpf drehte das Köpfchen behend nach allen Seiten und entflatterte in die Freiheit.

„Behüte mich Gott in Gnaden!“ sagte die Bäuerin, nickte gegen Epiphanie grüßend zum Abschiede und entfernte sich eiligst aus dem Zimmer mit der üblichen Redensart der Landleute: „So lebet wohl und zürnet nicht!“

„Folge dem Weibe, begleit' es nach Seon!“ redete Addrich hastig den Hauptmann an: „Seon liegt den Geschäften, die dich erwarten, nicht aus dem Wege. Mir aber ist es so wichtig, als dir, zu wissen, wer das Mädchen hier so fürstlich beschenkt hat. Laß dem Weibe die Haarlocke; du wirst den Mann sehen, dem sie gebracht wird. Sage, du selber wollest Zeugniß für die richtige Bestellung ablegen. Mache das Weib unterwegs zutraulich und offenherzig; gib Geschäfte in Seon oder Hallwyl vor. Tummle dich! Morgen treffen wir uns vor Aarau.“

„Du hast Recht, bei Gott!“ rief Gideon:

„Der Umweg iſt Kleinigkeit gegen den Gewinn, der da zu machen iſt. Verlaß dich darauf, ich fange das Wild, und wär' es ſchlauer, als der Fuchs bei der Falle."

Er gab dem Alten die Hand zum Valet; als er ſie aber auch Epiphanien bot, trat ſie ſchaudernd zurück und ſagte: „Taſte mich nicht an. Ich wollte, es lägen ſchon zehntauſend Meilen zwiſchen dir und mir!"

Er blieb eine Weile traurig und ſchweigend vor ihr ſtehen, indem er Blicke voll Unmuth und Zärtlichkeit auf ſie heftete. Dann ſagte er mit ſichtbarer Bewegung ſeines ganzen Innern: „Fania, du haſt mich blutig gekränkt. Ich habe allezeit mit hoher Discretion gegen dich gehandelt, habe mir nie die mindeſte Licenz erlaubt; deine Affecten waren in Harmonie mit den meinigen. Ich weiß nicht, welcher böſe Geiſt zwiſchen dich und mich getreten iſt."

„Fabian! Fabian!" rief Epiphanie mit ſchadenfroher Miene, als könne ſie ſicher damit einen Zauber bannen, der ſie zu umgarnen drohte.

„Dieſer ſchlimme und unnütze Burſch ſoll mich weniger, als ein körperloſer Schatten, hindern, dich feſtzuhalten. Ich habe andere Majeſtäten geſehen! Schweig von dem Lotterbuben; dich hat eine böſere Macht gebunden. Wahre dich! Und obſchon du mich in den Tod beleidigſt

daß, wiß es, ich liebe dich noch, und halte dich fürwahr höher, als mein Leben und meiner armen Seele Seligkeit. Leb' wohl! Gern oder ungern, du bist die Meine. Dich laß ich nicht fahren, und müßt' ich dir in die höllische Verdammniß folgen. Mache deine Präparatoria zur Hochzeit und gedenke mein. Haben wir den Tirannen Gaza aus gespielt, sollen sich Geigen und Trommeten lustig zum Brauttanz hören lassen. Gib mir die Hand zum Valet."

„Gib ihm die Hand, Thörin!" sagte Adelrich, als er Epiphanien gegen Gideon den Rücken wenden und zum Fenster treten sah, an welchem der wunderbare Vogel verschwunden war: „Gib ihm die Hand, damit er endlich gehe und die Spur des Weibes von Seon nicht verliere!"

„Mög' er nun und in Ewigkeit die meinige dazu verlieren!" sagte Epiphanie.

„Ei, so laß die Grillenfängerin!" rief der Alte ärgerlich: „Es steht einem Kriegsmann übel, beim Mägdlein zu faseln, während er im Fall ist, alle Stunde dem Feind ins Auge zu schauen. Fort mit dir! Das Vöglein will ich dir wohl bewahren, sorge nur für den goldenen Käfig, wohinein du es setzest. Erbeute dir ein Bernerschloß, und es soll dir nicht fehlen. Fort, deine schädliche Säumigkeit bringt uns um die Bekanntschaft eines Nebenbuhlers in Seon!"

Er führte ihn während dieser Rede aus dem jungfräulichen Zimmer weg, die Stiegen hinunter; ließ ihm kaum Zeit, den Degengurt über die Achseln zu werfen und den breiten Schwedenhut mit dem weißen Federbusch in die Stirn zu drücken. Er begleitete ihn noch eine Strecke aufwärts gegen den Berg, wo das Weib ging, und kehrte dann mit dem Zuruf: „Glückliche Verrichtung! Morgen auf Wiedersehen im Suhrfelde vor Aarau!“ nach seinem Hause um.

18.

Gespräch um Mitternacht.

Der Alte verschloß sich alsbald in sein Zimmer. Da blieb er lange einsam, obwohl es indessen finstere Nacht geworden. Wie er wieder zum Vorschein kam, warf er eine Menge zerschnittener Papiere in die Flamme des Herdes, zündete die Lampe an, und befahl, daß Einer um den Andern, jeder von seinen Hausleuten, wie er sie der Reihe nach rufen ließe, vor ihm erscheinen solle. Er pflegte dies jedesmal zu thun, so oft er eine Reise von mehrern Tagen oder Wochen vorhatte. Auch durfte, so hatte er die Einrichtung getroffen, Keiner vom Andern wieder erfahren, was er einzeln mit Einem gesprochen hatte. Auf diese Weise blieben Alle unter

einander geheimnißvoll. Aus Furcht oder Eigennutz — denn Ulrich zahlte seine Knechte und Mägde reicher, als irgend ein Gutsbesitzer — vollzogen sie seine Aufträge, ohne den Inhalt derselben auszuplaudern, auch wenn er ganz bedeutungslos zu sein schien. Die Menschen, welche von ihm abhängig waren, hatten sich an diese Eigenthümlichkeit des Mannes gewöhnt.

Es war schon gegen Mitternacht, als er noch Epiphanien herbeiholen ließ. Aenneli mußte sie beim Krankenbette der Tochter, als Wächterin, ablösen.

Er verriegelte von innen die Thür des Zimmers und sagte: „Fanely, es dünkt mich sonderbar, daß seit gestern und heute so vielerlei Frage um dich gethan wird. Es scheint, man stelle dir von mehrern Seiten nach und wolle dich aus meinem Hause locken. Warum beweiset dir Junker May von Rued plötzlich die ungewohnte Theilnahme, schickte den Spielmann Wirri mit Briefschaft, und will dich ohne mein Vorwissen ins Liebegger Schloß führen lassen? Wer ist der schlimme Gesell, der nächtlicherweise zu deinem Kammerfenster stieg, dir das Blumenglas hinstellte, und vermuthlich auch den abgerichteten Vogel hineinschod? Fabian selber? Es ist nicht wahrscheinlich. Der ehrliche Junge wird nicht vergessen haben, daß ihm das Haus im Moos Tag

und Nacht offen stehe. Wer könnt' es aber gewesen sein? Und wer ist der alte Mann im schwarzen Sammetbaret und köstlichen Leibpelz, mit der dicken Schramme über die Wange, welcher von Seon einem Landmädchen Kleinode schickt, die einer Königin anständig sein würden, und deren Werth weit über alle Vorstellung geht, die du dir davon machen kannst? Warum will man dich von mir hinweg zu deinem Taufpathen gen Aarau locken? Hast du keine Vermuthung, Fanelo?"

„In der That," antwortete Epiphanie, „ich könnte leichter errathen, was über den Sternen oder unter der Erde vorgeht, als warum man sich von so verschiedenen Seiten mit mir zu schaffen macht. Aber vergiß nicht, es war mein Geburtstag und mit geheimnißvoller Zahl. Kein Anderer, als Fabian, kann der gewesen sein, welcher die Blumen gebracht, und wär' er's nicht gewesen, so war's . . . Du weißt es. Du hast es gesehen, du hast es gehört."

„Wer war's? Doch nicht dein Schrätteli, leichtgläubiges Kind? Etwa der Staar? — Narrentheidinge!

— Rede nicht so laut! Die Zwerglein haben feines Ohr und, du weißt es ja, Addrich, sie hören nicht gern, wenn von ihnen gesagt wird, wie sie einem Vogel in etwas gleichen.

„Mit den breiten Gänsefüßen, die sie haben sollen?“

— O, daß du doch das aussprechen mußt! rief Epiphanie heftig zugleich und schüchtern: Erzürne sie nicht. Sie sind gute Geschöpfe Gottes. Brechen wir ab davon!

„Wirklich, du sprichst Wahrheit, Fanely, es sind gute Geschöpfe. Ich fürchte sie auch gar nicht; die Menschen hingegen desto mehr. Das ist klar, es arbeiten Tücke wider mich. Dir wird nachgefragt und nachgestellt; aber mir ist's gemünzt. Vorzeiten waren die Menschen nicht des Paradieses werth; heutiges Tages sind sie so schlecht, daß sie nicht einmal den Aufwand einer Sündfluth verdienen, um vertilgt zu werden. Der Schöpfer läßt sie mit den übrigen Bestien gehen und sich einander zerreissen.

— Pfui, Addrich! Machst mir immerdar eitle Angst, dir eitle Plage, und hintennach gibt es doch unter den Menschen so viele schöne Ausnahmen.

„Nun ja, Narren, oder Kinder, die das Himmelreich hinter jedem Hag finden, wo sie mit heiligen Engeln spielen, und wären es auch Zaunpfähle.“

— Addrich, glaub' es, wer Engeln gern begegnen will, dem begegnen sie gern. Deine fromme

Tochter stelle ohne Furcht zu den Engeln; und ich will werden, wie Leonore.

„Dann stirb. Selig sind die Todten!“ Hier schwieg der Alte, und neigte sein verfinstertes Antlitz auf die Brust. Bald aber richtete er sich wieder auf und sagte mit fester Stimme: „Hast du das arme Lorely lieb?“

— Von Herzen, wie eine Schwester lieb.

„So gib mir ein Versprechen: verlasse die Sterbende nicht! Ich muß eine Reise thun. Es beut sich Anlaß zu einer mächtigen Zerstreuung. Ich muß mich zerstreuen, oder wahnsinnig werden. Wie lang' ich, oder wie weit ich mich von hier entferne, läßt sich nicht voraussagen. Meine Tochter ist mir schon gestorben, wenn sie auch noch athmet. Bleib' ihr treu, Epiphanie. Es kann ihr keine weiche Hand die müden Augen zudrücken, die sich nach dem ewigen Schlaf sehnen, als deine schwesterliche Hand.“

— Ich werde Leonoren gewiß nicht verlassen, Oheim.

„Man will dich aus diesem Hause und vom Bette deiner Schwester reissen. Beruhige mich, Epiphanie. Lege deine Hand in meine Hand zum Gelübde vor Gott und seinen Engeln all', daß du unter keiner Bedingung, und aller List oder Gewalt zum Troy, dies Haus nicht verlässest, bis Leonore deiner Pflege nicht mehr bedarf.“

— Hier die Hand, Addrich.

„Gib die Hand nicht, ohne freie, feste Zustimmung deines innersten Willens. Dein Gelübde wird zum Eide, und dein Wort dringt durch die Wolken. Das gebrochene Wort wird dir zur gebrochenen Seligkeit."

— Hier die Hand, Addrich.

„Erinnere dich, Epiphanie, du bist meine Erbin, wenn es Leonore nicht mehr sein kann. Ich habe Alles für den Fall angeordnet. Du kannst der Zukunft kummerlos entgegenblicken."

— Ich habe sie noch nicht gefürchtet, Addrich. Ich weiß wohl, die Zukunft steht im treuen Bund mit der Vergangenheit; wem die Vergangenheit im Rücken nachschilt, dem droht die Zukunft ins Gesicht entgegen.

„Hauptmann Renold wird dein Beschützer werden, wenn ich's nicht mehr sein soll. Er ist ein schöner Mann, du wirst's gestehen; er ist beherzt und brav dazu, und nicht ohne Vermögen. Etwas eitel, eingebildet, prahlhaft, geziert, auch wohl auffahrend und soldatisch-frech, — nun, du kennst ihn, Fanely. Aber er brennt für dich in Liebe; und das härteste Eisen, wenn es glühend ist, wird weich, daß es sich biegen und zu Stecknadeln für Weiberputz machen läßt. Ich hab' ihm vorläufig deine Hand versprochen."

— Meine Hand? Sein Weib zu werden? Du

haſt übel gethan. Ich verabſcheue ihn und kann dir nicht gehorchen. Denn ....

„Hoffſt du auf Fabian ab der Almen?“ unterbrach ſie mißmuthig der Alte: „Er denkt nicht daran. Er hat dich nie von mir begehrt.“

— Zum Weibe? Wie ſprichſt du, Addrich? Der Bruder ſeine Schweſter!

„Er iſt dir nicht verwandter, als der große Mogul.“

— Bin ich darum minder ſeine Schweſter? Wir ſind, glaub' es mir, Geſchwiſter vom erſten Kinderſpiel an, deſſen ich mich erinnere. Wir haben nur einerlei Gedanken, nur einerlei Willen, nur einerlei Erinnerung, nur einerlei Hoffnung, und können nicht anders. Er iſt Ich, ich bin Er. Wir ſind wahrlich eine einzige Seele in zween Körpern. Gott hat uns in zwei Hälften getrennt; er aber iſt offenbar die beſſere.

Addrich ſtrich ihr lächelnd mit der Hand über die Augen, die ihn zu der treuherzigen und lebhaften Verſicherung eben ſo lebhaft und treuherzig anblickten. „Biſt noch vollkommenes Kind, Fanelo!“ ſagte er: „Man ſollt' Euch aber wirklich für Bruder und Schweſter halten, wenn ihr beiſammen ſeid: *ſo wenig* macht ihr euch dann mit einander zu ſchaffen!“

— Was ſollen ſich die verbundenen Hälften um einander kümmern? Dann ſind ſie ruhig, dann

eins. Aber wenn sie getrennt leben müssen, vergehen sie in Schmerz und Sehnsucht nach sich, weil sie nur halbes Leben haben. Immer suchen sich ihre Gedanken auf, und fliegen ihre Wünsche einander nach.

„Indessen, Fanely, schien dir Hauptmann Renold doch nicht so ganz verhaßt zu sein, wie du dir nun Ansehen geben möchtest. Sei offen gegen mich. Ich weiß mehr, als du vielleicht vermuthest. Deine Verlegenheiten, dein Erröthen, dein zerstreutes, vergeßliches Wesen, wenn er mit dir ist, — Nichts ist mir entgangen. Ich könnte noch mehr sagen. Liebe plaudert aus den Augen und dringt durch den Handschuh."

— Du hast dich betrogen. Vor Gideon flöh' ich ins Grab!

„Nun doch, ja! Ihr hattet, merk' ich, Händel mit einander. Liebe will gezankt haben."

— Liebe! rief Epiphanie mit Empörung ihres ganzen Wesens und unverstelltem Grausen: Nenne das ja nicht Liebe, Aldrich; es wäre eine wahre Lästerung des Heiligen! O, wenn das ist, so habe ich nie meinen Vater, habe den guten Fabian nie, habe keinen Menschen noch lieb gehabt. Es ist das nicht Liebe, es ist Sinnenblendung, Seelenbrand, fieberhaftes Betrübtwerden, böse Gluth, die Mark und Gebein durchzieht. Hüte dich vor Gideon! er geht mit verbotenen Künsten um. Er

kann, wie ich mich sträube, mich an sich ziehen; er kann meinen Willen nach Gefallen bannen und mich zum Eigenthum machen, wie er will. Aber durch die Verwirrung meines Gemüths schreiet dann eine Stimme, die Stimme meines Schutzgeistes: Es ist Sünde! es ist Sünde!

„Rede deutlicher, Mädchen. Ich verstehe dich nicht."

— Hast du noch nie gehört, wie boshafte Gesellen durch Liebestränke, durch einen Bissen Brodes, den sie unterm Arm getragen, oder andere gottlose Zaubermittel eine Jungfrau um den Verstand bringen und von sich abhängig machen können, wie einen Hund, daß die Bebexte in Schlaf und Wachen keine Ruhe findet und an einem innern Brand sterben muß?

„Aus wie viel hundert Altenweiberstuben hast du doch deine närrische Weisheit zusammengeschleppt! Entschlage dich des Wustes. Ein schönes Haus muß kein Lumpen-Magazin sein, und ein gesunder, frommer Sinn, wie der deine, nicht vor dem Gerümpel des Aberglaubens Schildwacht stehen."

Indem er dies mit Unwillen und Lachen sagte, ließ sich an der Thür leises Pochen hören. Er ging, nachzusehen. Kenneli stand draussen und sprach: „Mir graut, mit Leonoren allein zu sein.

Sie redet wunderlich aus dem Schlaf hervor. Darf Fania nicht neben mir wachen?"

Addrichs Miene schrumpfte plötzlich wieder düster zusammen. Er winkte Epiphanien. Sie gingen insgesammt zur Kranken.

19.

Schwanengesänge.

Die beiden Mädchen schwebten so leise, wie ihre Schatten, in Leonorens Gemach voran. Der Alte ließ die dickgesohlten Nagelschuhe vor der Thür. Von dem Tischlein am Bett goß die brennende Lampe durch das Zimmer bleichgelbe Strahlen. Die Mädchen setzten sich in einen Winkel eng zusammen, als wollten sie einander durch größere Nähe stärkern Muth machen, und flüsterten sich Unhörbares. Addrich trat zum Bett. Das Erheben seiner breiten Brust und der Achseln verrieth die Tiefe eines Seufzers, während dessen er den großblumigen Bettumhang sanft zurückstreifte, der das Antlitz seiner Tochter verschattete.

Da lag sie mit geschlossenen Augen, wie ein Gebilde von Alabasterstein, auf welches ein mattrothendes Licht fälle. Sie athmete sichtbar, aber die starre Ruhe ihrer schönen Züge verkündete den Bruch des Geistes mit einem Leben, aus dem ihn

nichts mehr ansprach und rührte. Als wäre die Welt von jeher für diese Augen luft- und lichtlos, und für diese Ohren von jeher stumm gewesen: so gleichgültig und abgeschlossen war jede der eingesunkenen, unbeweglichen Mienen.

Addrich zog sich gegen ein Fenster zurück, stützte die Arme auf das Gesims und legte sein Gesicht in die flachen Hände. Es herrschte lange, schauerliche Stille, als wäre mit Leonoren alles Leben auf Erden vergangen. Die beiden Mädchen saßen, mit auf die Brust gesenkten Häuptern und gefalteten Händen, in betender Stellung. Von Zeit zu Zeit machte Eine oder die Andere durch Bewegung leises Geräusch, wie aus Sehnsucht nach einem Laut oder wie aus Furcht vor allgemeiner Verstummung; aber Beide fuhren erschrocken vor dem Rauschen ihres eigenen Gewandes und dem Girren ihres Sessel zusammen.

Fast eine Viertelstunde mochte dieser peinliche Zustand gewährt haben, als Anneli und Epiphanie zugleich horchend die Köpfe aufstreckten. Denn sie vernahmen vom Bett her die Lippen der Kranken flüstern. Epiphanie eilte dahin und legte ihr Ohr an die Lippen, wandte sich aber gelassen und ernst wieder zu ihrem Platz und sagte zu der Gesellschafterin leise: „Sie fällt gewiß in ihren Gesang!“

Es scheint, daß Addrichs Tochter das Opfer

einer jener Krankheiten werden mußte, welche noch heutiges Tages durch ihre wunderbaften Erscheinungen den Verstand der Zuschauer in Erstaunen, und die Kunst der Aerzte in Verzweiflung stürzen. Das alte Griechenland dankte denselben Götterſprüche aus dem Munde der Prieſterinnen Apollons oder Jupiters; aber die an den Waſſerflüſſen Babylons entarteten Kinder Iſraels erkannten in denſelben nur Schelmenſtreiche des Satanas. Weil die Chriſten den jüdiſchen Sauerteig für unerläßlichen Zuſatz zum reinen Brode des Lebens hielten, mußte ſich auch Addrichs Tochter gefallen laſſen, im Volk als eine vom böſen Geiſt Beſeſſene zu gelten. Die Sagen, welche über Addrich umhergingen, ſchienen dies noch ſtärker, als die muthloſen Verzichtleiſtungen der Aerzte zu bekräftigen, die der Vater weit umher vergebens angerufen hatte. Würde Addrich, nachdem er ſich von den Prieſtern Aesculaps verlaſſen ſah, die ehrwürdigen Väter Kapuziner eines benachbarten Kloſters zu Hilfe gerufen haben, um den Teufel zu beſchwören, ſo wäre er vielleicht zu Stadt und Land wieder in den guten Ruf gekommen, Religion zu beſitzen. Er aber hatte dies Mittel verſchmäht, nicht eben weil er zur Kirche Zwingli's gehörte, denn ſolchen Glauben bewahren auch viele evangeliſche Bauern im Gebirg noch heute, wie damals, als geheimen Glaubensartikel.

Aber Addrich ſchien von Grund aus ein arger Freigeiſt zu ſein. So blieb denn die unglückliche Eleonore in der Meinung des großen Haufens als eine Beſeſſene verloren, während ſie doch im väterlichen Hauſe für einen Engel gehalten ward, der zuweilen Ueberirdiſches auszuplaudern, oder wenigſtens nichts Geringeres zu ſein ſchien, als einſt Priams weiſſagende Tochter Caſſandra dem Alterthum.

Ihr anfänglich leiſes Geflüſter mit den Lippen hatte, wie dies bei ihr in der Krankheit zu den gewöhnlichen Erſcheinungen gehörte, nach und nach Ton gewonnen. Dieſer erklang ſo leiſe, daß man ihn kaum deutlich vernahm. Gleich ſanftberührten Glocken einer Harmonika, deren anfangs kaum erkennbarer Laut unter dem ſteigenden Druck des Fingers unmerklich ſtärker bis zum Nervenerſchüttern anſchwillt: ſo wurde die Stimme der Schläferin allmälig zu einem milde zwiſchen den Lippen ſumſenden Geſang, eine Weile unverſtändlich, zuletzt heller und deutlicher, mit beſtimmt gegliederten Tönen und Worten.

Die Todesſtille der mitternächtlichen Stunde, und die falbe Beleuchtung aller Geräthe oder Verzierungen des Zimmers vom ruhigen Lampenſchein, mehrten das Grauſenhafte eines Geſanges, der ſich unwillkührlich aus der Bruſt der Schlummernden hervorzureiſſen ſchien. Die Stimme war un-

aussprechlich weich und süß, wie ein zartgehauchter Flötenton, aber die Sangweise schwermüthig und einförmig.

Man verstand endlich folgende Worte:

Am Himmel schweben Fahnen,
Am Himmel blau und weiß,
Sie schweben lange Bahnen
Herab zur grünen Reuß.

Aar schüttelt breite Schwingen
Vom Felsenhorst, der Aar.
Er kreist in großen Ringen.
Aar sucht die Leichenschaar.

Wo soll ich Alle finden,
Die mich so treu'n und freu'n?
Sie geh'n in Schattengründen
Die feuerrothen Reih'n.

Sie zieh'n den rothen Bogen,
Ihn bricht das böse Glück.
Vor geh'n nun Feuerwogen,
Ein Blutstrom geht zurück.

Die letzten Silben erstarben fast, ehe sie den Weg zu den Ohren der Horchenden zurückgelegt hatten; die folgenden blieben ganz unverstanden; die Töne selbst wurden endlich immer matter, bis sie sich in das stille Gelispel der Lippen wieder auflöseten, mit dem sie begonnen worden waren.

Addrich, der anfangs den Kopf mit gespannten Mienen, voller Aufmerksamkeit, gegen die

Schläferin gedreht hatte, zog sich in seinen Winkel zurück, und sinnend, mit verschränkten Armen, wiederholte er im Gedanken mehrmals die Worte, welche eine trübe Abspieglung von Traumbildern zu sein schienen, die der Kranken vorschwebten. Allein er fand darin weder innern Zusammenhang, noch Anfang und Ende. Er wollte sich des Liedes entschlagen: nur die schaurig-süße Stimme sang ihm fort und fort durch's Ohr.

Aenneli flüsterte ihrer Nachbarin seitwärts zu: „Hast du Alles verstanden? Sie redete von Krieg und Blutvergiessen. Wenn die Todten singen, sieht der Welt großer Jammer vor; und ist Lorely nicht eine wahre Todesbraut? Man spricht davon, daß hunderttausend Soldaten in's Land gedrungen sind. Unser Volk ist im Aufstand, heißt es, und will Krieg. Gott sei uns gnädig! Im Krieg thut Jeder, was er will."

„Sei still!" erwiederte Epiphanie: „Vielleicht vernehmen wir mehr. Der Krieg muß nicht erst kommen. Er ist schon da. Aber quäle deine Seele nicht mit fruchtlosen Besorgnissen; bete lieber. Ich sage dir, wer recht freudig beten kann, der kann recht freudig sterben. Was hast du mehr von dieser armen Welt, als ich? Bist du nicht eine Waise, vater- und mutterlos, wie ich? Darum bereite dich zu Allem. Kein Unheil bricht über die Menschen herein ohne himmlische War-

nung. Daran erkennen wir die Barmherzigkeit Gottes! Denk' an die Ruthe des Kometen neulich im Christmond!"

„Daran denk' ich freilich oft," antwortete Aenneli, „aber ich wollte, ich dächte nicht daran und wüßte nichts. Dann hätt' ich keine Bangigkeiten, eh' noch das Uebel da wäre. Die Noth wäre nur halbe Noth, ohne Angst."

„Kind!" flüsterte Epixdanie zurück: „man entschüttet sich der Angst sicherlich durch Nichtwissen; aber besser noch durch Alleswissen; und Christum lieb haben ist noch besser, als Alleswissen. Bete, dann bist du mit Gott, bist ewig und siehst nur das Ewige. Was kann Krieg verwüsten? was Sturm und Erdbeben? Vergängliche Gebäude von Staub. Was denn Tod? Nichts als das vergängliche Gehäuse unserer Seele, das von Staub ist."

„Still!" sagte Aenneli, indem sie horchend den Zeigefinger in die Höhe hob und mit den Augen zum Bett hinüberlauschte.

Wirklich ließ sich abermals das leise Geklingel hören von Eleonorens Lippen, das nach mehrern Minuten Ton, Gesang und Worte wurde. Derselbe stilldurchdringende, süße Klang der Kehle, wie vorher; dieselbe wehmuthsschwere, einförmige Sangweise. Man unterschied folgende Worte:

Vom roſenfarb'nen Munde
Erliſcht die Lebensglut.
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

Zu ſpät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er ſchläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kiſſen iſt der Stein.

Auf iſt dein Licht erblaſen,
Mir aller Hoffnung aus;
Das Kind deckt die der Raſen,
Die Aſche dir das Haus.

Auf ewig ja von Kummer,
Was iſt dein Herz gedrückt.
Mußt Ruhen und gewinnen,
Was deine Lippe flucht.

Ruft dich der Freudenbote
Zum freudenreichen Rhein,
Grüßt dich der fromme Lodie:
Du kehreſt bei Keinem ein.

Was ringeſt du die Hände
Hoch auf des Berges Rand?
Schwarz iſt des Abgrunds Ende,
Schroff iſt die Felſenwand.

Nach dem letzten Worte ließ die Singende einen kurzen, aber ſo gellenden Schrei aus, daß Alle mit Entſetzen zuſammenfuhren und aufſprangen. Selbſt Addrich ward vom Schreck bleich.

Sie nahten sich insgesammt dem Bette mit ängstlicher Hastigkeit.

Eleonore lag, wie vorher, schlafend da, aber über ihr Gesicht war ein warmes Roth, wie milder Glanz, verbreitet. Sie that einen langen, tiefen Seufzer, und ihr Mienen verklärten sich darauf in unaussprechlich angenehmes Lächeln. Es war das Lächeln des Entzückens, dem Siegeslächeln einer vom Irdischen losgebundenen Seele ähnlich, welches sie im Augenblick des Todes noch in Wangen und Lippen des Leichnams eindrückt und da zurückläßt. Ihr schwaches, aber regelmäßiges Athmen verkündete indessen bald, daß sie aus dem ungewöhnlichen Zustande in einen natürlichen Schlaf übergegangen sei.

Dieser Anblick beruhigte die Erschrockenen. Man kannte den wechselnden Gang der Krankheitserscheinungen. Mitternacht war vorüber. Epiphanie erbot sich bis zum Morgen zu wachen, Aldrich und Aenneli entfernten sich getrösteter.

20.

Das Wirthshaus in Gränichen.

Der graue Tagesglanz ging schon durch die kleinen Rundscheiben des Doppelfensters, und erhellte das Krankenzimmer mit blasser Klarheit, in welcher das rothe Lampenflämmlein ganz scheinlos

ward, als Epiphanie zitternd zuſammenfuhr. Sie fühlte eine fremde Hand über ihr Geſicht gehen, da ſie eben von einem Schlummer bei ihrer nächtlichen Arbeit am Spinnrade überraſcht worden war. Vor ihr aber ſtand ihr Oheim reiſefertig: an der Seite ein Schwert: im breiten Ledergürtel über den weiten Pluderhoſen zwo glänzende Radpiſtolen, halb verdeckt vom grauen, geſteppten Wamms.

Nachdem er vernommen, daß Eleonore mehrere Stunden gewacht und einige Erquickungen genommen habe, küßte er Epiphaniens Stirn, erinnerte ſie ihres geſtrigen Gelübdes, und verhieß, käm' er nicht ſelber zurück, zeitweiſe Nachrichten zu ſenden.

„Addrich," ſagte ſeine Nichte, „du gehſt böſe Wege, Wege des Blutes!"

— Kind, der Weg des Rechts in dieſer verwilderten Welt iſt ein Wald- und kein Gartenweg. Es müſſen von Zeit zu Zeit rechtſchaffene Männer zuſammenſtehen und durch Dickicht und Gedörne bahnen.

„Addrich, daß du die Weiſſagungen dieſer Nacht vergeſſen? Es waren Schwanengeſänge voll Bedeutſamkeit!"

— Wohl Schwanengeſänge! ſeufzte der Alte: Vielleicht die letzten Töne dieſes ſchonen, ſterben-

den Schwanes, die ich horte. Willſt du mein Ioſeph ſein und mir die Träume deuten, aus denen Lorely ſang?

„Auf Freudenzeit und Luſt deutete die Trauerſtimme gewiß nicht.“

— Du haſt Recht. Ich erwarte keine Luſt mehr unterm Himmel; ich möchte ſie nur noch Andern bereiten helfen. Leb wohl, laß dir nicht grauen! Du biſt wohlbewacht. Verſüße meinem Kinde die letzten Tropfen im Lebenskelch mit dem Honig deiner Liebe.

Er reichte ihr die Hand zum Abſchiede, beugte ſich dann über ſeine ſchlummernde Tochter, küßte leiſe ihre bleiche, eingeſunkene Wange und ging eilig davon. Drunten gab er den verſammelten Knechten und Mägden noch einzelne Worte. Die Hunde bellten fröhlich und ſprangen an ihm auf. Er ließ ſie zurück und ging einſam das Thal, längs dem Waldgebüſch, abwärts.

Es war Sonntagsfrühe. Hin und wieder ſcholl von entfernten Kirchen Geläute der Glocken. „Aber das rief nicht zur Andacht, ſondern zum Landſturm. Zuweilen vernahm das Ohr dumpfen Trommelſchlag und Pfeifenblaſen. Wie Addrich durch die Teufenthaler Hütten ging, erblickte er nur einige Weiber. „Unſere Mannſchaft iſt ſchon vor Tagesanbruch fortgezogen!“ riefen ſie ihm zu: „Segn' Euch Gott, und bringet gute Beute!“ Sobald

er, unter dem altverfallenen Felsenschloß der Trotzburg vorüber, ins offene Kulmerthal trat, blitzten da und dort im Strahl der Sonne, die aus fahlen Wolken drang, hinter entlegenen Gebüschen Waffen, die nach derselben Richtung, wie er, zogen. Hinter ihm ließ sich deutlicher aus der Ferne Trommel- und Pfeifenspiel hören. Er sah einen Haufen bewaffneten Volks mit Fähnlein am Dorfe Kulm. Verschlossen und todt lag zu seiner Rechten die Burg Liebegg auf dem Vorsprung des Berges. Wie ihres längern Dasein ungewiß, oder als fürchtete sie die zerstörende Wuth empörter Unterthanen, schien sie sich in die Nacht der anstoßenden Tannenwaldungen vergraben zu wollen.

Addrich schritt gedankenvoll und eilends über die Ebene hinweg bis Gränichen, am Ausgang des Kulmerthals. Schon von weitem war ihm wildes Geschrei, Getrommel, Jauchzen, Rufen und Lärmen entgegengedrungen. Das Dorf wimmelte von bewaffneten Bauern. Hier schwang Einer die Fahne seiner Schützenschaft, dort wurden verworrene Haufen in Reihen geordnet; Andere säuberten ihre Handbüchsen, Andere wetzten verrostete Säbel. Einige berathschlagten ernst; Andere tranken einander aus Feldflaschen zu; Andere fochten spielsweise zusammen. Das dichteste und bunteste Gedränge aber war vor dem Wirthshause, einem Bienenkorbe gleich, dessen Schwarm stoßen will.

Addrich, der in dem Hause die Anführer der Haufen oder die Vorsteher der Gemeinden vermuthete, gelangte nicht ohne Mühe durch das Gewühl der Kommenden und Gehenden, in eine der menschenvollen Wirthsstuben.

„Wo sind die Hauptleute?“ fragte er die Nächsten von den Umstehenden. Aber keiner derselben achtete seines Wortes.

„Vermaledeites Haus, das keinen Schluck Branntwein gibt!“ schrie der Eine: „Ich breche dem Lump von Wirth das Genick, wenn ich ihn finde!“

„Halt's Maul, Balz!“ rief ihm lachend ein Anderer zu: „Es ist wahrlich bis Aarau nur eine Stunde Wegs. Da sauf dich satt; du mußt mehr als genug haben. Wir zapfen selbst Wein aus den Fässern, zahlen mit „Vergelt's Gott!“ und wischen den Rüssel mit dem Aermel ab. Ich denke, wir wollen einmal unsere Schulden tilgen, und schauen, wo die Stadtleute ihr Geld und Silbergeschirr haben.“

„Packt Euch hinaus, Leute!“ brüllte ein Dritter, der aus dem Gedränge hervortrat: „Ich bin der Trüllmeister von Aynach, daß Ihr's wisset. Stellet Euch draussen in Reih' und Glied, ich werd' Euch mustern.“

„Was hast du zu kommandiren!“ erwiederte ein struppiger, untersetzter Kerl: „Pack dich von

hinnen, oder ich ſetze dir die Schuhſohle an den Magen. Mit dem Kommandiren iſt's aus. Wir freie Schweizer wollen keine Obrigkeit. Dafür ſind wir gekommen!"

„Ganz recht!" erwiederte der Trüllmeiſter, der die Befehlshabermiene ſchnell in eine altklugfreundliche verwandelte, und mit angenommener Leutſeligkeit dem Widerſpenſtigen auf die Achſel klopfte: „Vollkommen recht! Aber Ordnung muß doch in der Welt einmal ſein. Ohne Befehl und Gehorſam geht Haus und Land unter; beſteht keine Wirthſchaft."

„Wenn's um Gehorſam zu thun wäre," erwiederte der Struppkopf, „wären wir nach Mahnung des Herrn Pfarrers daheim geblieben, und hätten Schultheiß, Rath und Bürger zu Bern am Platz gelaſſen. Jetzt aber ſind wir einmal Meiſter und hat uns Keiner zu gebieten; am wenigſten ſoll ein Kerl, wie du, der mit Haut und Haar um ſechs Kreuzer zu theuer iſt, unſer neuer Landvogt ſein. Koth und Unflath hangen gern zuſammen, und der Trüllmeiſter meint, er ſei ein Stück Schultheiß."

Addrich, ſobald er im Gewühl der Leute eine Lücke vor ſich wahrnahm, mochte das Geſpräch nicht länger hören, ſondern drängte gegen das Innere des Zimmers durch. Er wurde bald wieder von einem Haufen eingedämmt, der einen der

Tische umringte und seine Aufmerksamkeit einem fremden jungen Menschen zuwandte. Dieser verzehrte da ganz gemächlich und mit nicht geringer Eßlust seine Morgensuppe, und versuchte dazwischen den vor ihm stehenden Wein, ohne sich um die Zuschauer zu bekümmern. Der Jüngling mochte in der Mitte seiner Zwanziger stehen. Sein feines, fast mädchenhaftes Gesicht, welches noch vom Anflug keiner Leidenschaft Spur wies, mußte Wohlgefallen erregen, und die unerschütterliche Ruhe darin ließ ungewiß, ob das Unschuld, oder die furchtlose Sicherheit sei, die dem Bewußtsein der innern Kraft entstammt. Gescheiteltes, braungoldnes Haar fiel ihm langlockig auf die Schultern nieder, daß er fast einem jugendlichen Johannes glich, wie ihn Maler darzustellen pflegen. Sonderbar, als könne das Alles zu diesem Kopf nicht gehören, und doch gefällig stand dazu der gewaltige Gliederbau des Leibes, die Breite der Schultern, die gewölbte Brust, die Stärke der Hände.

Vermuthlich aber hatte weniger Gestalt, als städtische Kleidung des Jünglings die argwohnische Neugier der Herumsitzenden geweckt. Auf dem Tische lag ein braunes Sammetbaret. Ueber den blauen, zurückgeworfenen, kurzen Mantel und das gelbe, viel gestickte Wamms, breitete sich ein feiner, ausgezackter Halskragen vom zartesten

sinnen. An den faltenreichen Beinkleidern, wo sie sich eng ums Knie schlossen, fehlten nicht die seidenen Schleifen; auch ein handbreiter, kragenartiger Ansatz ging, nach damaliger Sitte, vermuthlich den Niederländern nachgeahmt, unter dem Knie herum, und eine engere Fortsetzung der Beinkleider bis über die Waden schloß sich daran.

„Benz! ist er nicht taubstumm, so soll er das Maul aufthun. Man muß dem Hasen den Deckel ablüpfen!" sagte Einer in Addrichs Nachbarschaft.

„Es ist ein Linder *), man schmeckt's ihm ab; thut vornehm, will Herr sein!" stimmte ein Zweiter ein.

„Ist er ein Linder," rief ein Dritter, „so werft ihn zum Fenster hinaus; man muß ihn unter den Kolben härten. Ist er gar ein Stadtspion, so henkt ihn. Man kann ja aus jedem Fürtuch einen Sack, und aus jedem Halstuch eine Galgenschlinge machen."

„He, Bursch!" schrie Einer, der zunächst am Tisch stand, dem jungen Menschen zu: „Gib Red' und Antwort. Wir begehren zu wissen, von wannen und wohin? Wie, wo und wann? Rede!"

*) Linde hießen in allen bürgerlichen Unruhen der Schweizer die, welche es mit der Obrigkeit hielten; Harte diejenigen, welche die aufständische Gegenpartei ausmachten.

Der junge Mensch sah ruhig auf und antwortete: „Gut, ich rede wie, wo und wann's mir beliebt."

„Du Milchbart, meinst, der erste Apfel sei vor der Thür?" erwiderte der Frager: „Ich mag des Narren Narr nicht sein und kann deiner Zunge wohl Beine machen."

„Frage klüger, so antwort' ich gescheidt!" entgegnete der junge Mensch und goß sich den letzten Wein ins Glas: „Gelt, du möchtest erfahren, ob ich von Aarau komme? Ob ich Aufträge habe? Ob ich thalaufwärts will? Hast Alles errathen."

„Zeig, ob du Schriften auf dir hast, denn Sehen geht über Hören!" versetzte der Wortführer: „He, ihr Leute, wer unter euch kann Schrift lesen? Zieht ihn über den Tisch vor. Untersucht den Burschen."

„Legt keine Hand an, Ihr könntet Euch in die Finger stechen!" sagte der Jüngling, setzte das Baret auf, und erhob sich von der Bank.

Erst jetzt konnte ihn auch Addrich erblicken. „Halt, ihr Mannen!" rief dieser und drängte sich zum Tisch: „Keine Uebereilung! Es ist Fabian ab der Almen, Einer von den Unsrigen, darauf verlaßt Euch, der uns bald unentbehrlich sein wird. Denn er soll Arzt und Wundarzt bei unserm Heer sein. Es wird nicht an Arbeit fehlen,

zerſchoſſene Beine und zerbrochene Köpfe wieder zuſammenzuflicken.“

„Laßt ihn in Frieden! laßt ihn!“ riefen jetzt Mehrere: „Der Mooſer kennt ihn. Das iſt genug. Wir müſſen einen Doktor haben!“

Der Jüngling reichte freundlich dem Addrich die Hand zum Gruß über den Tiſch und ſagte zu den Bauern: „Ihr Leute, wüßt' ich's nicht voraus, es ſei einerlei, ob ich zu Euch ſpreche, oder zum tauben Ohr eines Walddaches, der über die Felder ausbricht, ſo würd' ich rathen, auf meine Kunſt am wenigſten zu rechnen, ſondern lieber auf der Stelle gegen die künftigen Hieb-, Schuß- und Stichwunden das einzige und wahre Schutzmittel zu ſuchen!“

Addrich, der Fabians Hand noch in der ſeinigen hielt, zog ihn bei derſelben zu ſich über den Tiſch, unzufrieden über die Rede des Jünglings, die neuen Lärmen erregen konnte.

„Sappermoſt!“ ſchrie ein langer Kerl, dem ein gewaltiger Schnauzbart und ein paar Narben fürchterliches Anſehen gaben: „Mich ſoll der Moloch in zehntauſend Stücke vor euern Augen zerfetzen, wenn der Kamerad nicht Recht hat. So lang' ich meine Gemskugel im franzöſiſchen Regiment auf mir trug, mochte keine Batterie mir etwas anhaben. Meine Haut blieb glatt, wie ein Jungferngeſicht, obſchon Hut und Rock von den

Musketenkugeln, wie ein Sieb, durchlöchert wurden. Drei Tage vor der Schlacht bei Rocroy verlor ich aber den Haarballen des Gemsmagens. Es sind nun zehn Jahre, da zerhackten mich die spanischen Säbel, wie einen Krautkopf. Seht nur her! Schutzmittel gehen über Heilmittel, das ist keine Frage. Ob man mir den aufgeschlitzten Bauch zunähen, oder ein Pflaster vor das Loch kleben kann, das die Kugel schlug, ist verdammt schlechter Trost. Wir haben jetzt aber den rechten Mann unter uns. Mooser, versorg' uns Alle wohl! Wir wissen, du bist der Rechte. Du kannst es!"

Sämmtliche Anwesende richteten schweigend ihre Blicke mit Neugier und zum Theil heimlichem Grausen auf Addrich, der Allen, wenn nicht von Person, doch durch Namen und Gerücht bekannt war.

Mit düster zusammengerunzeltem Gesicht erwiederte Addrich dem neuen Redner von der Seite: „Ich verstehe dein Gedolmetsch nicht."

„Alle hunderttausend Teufel, Mooser, verstelle dich nicht!" schrie der abgedankte Soldat: „Wir kennen dich wohl. Du kannst, wenn's sein muß, auf dem Mantel fahren, wie in einem Segelschiff; weißt die Passauer Kunst meisterlich zu praktiziren, daß man in Scharmützeln oder Treffen gefroren und ganz eisenfest gegen den Hieb

ſteht, ſelbſt wenn der Degen vorher in warmes Brod geſteckt worden, oder vom Stichblatt bis zur Spitze ganz vergüldet geweſen wäre. Oder lehre uns nur — das kannſt du gar wohl — vierundzwanzig Stunden vorm tödtlichen Gewehr geſichert zu bleiben. Das iſt ein Kapitalſtück in Schlachten! Täglich drei freie Schüſſe zu haben, daß, ohne zu zielen, die Kugel läuft, wohin man denkt, wär' auch nicht zu verſchmähen."

Addrich unterbrach den Schwätzer, indem er raſch, wie im Zorn, gegen ihn fuhr, die Hand erhob und mit bedeutungsvollem Ton rief: „Schweig! Davon zu anderer Zeit, du alter Stocknarr! Solche Dinge werden nicht in offener Landsgemeinde abgethan."

Der Soldat verbeugte ſich mit halbem Leibe ſehr ernſthaft gegen Addrich, ohne ein Wort zu zu ſagen; aber ſeine Geberde verrieth, daß er den Wink wohlbegriffen habe. Indeſſen wandte ſich Addrich wieder zu Fabian mit der Frage: „Wohin eigentlich willſt du?"

„Mein Weg war zu dir ins Moos!" ſagte der Jüngling.

„So hab' ich ihn dir um die Hälfte verkürzt!" verſetzte Addrich: „Begleite mich gen Aarau. Wir wollen dahin, ehe der ganze Zug geht, voraus." Mit dieſen Worten begaben ſich Beide durch das Menſchengedränge aus dem Zim-

mer. Die Leute wichen, geräumige Gasse bildend, scheu zurück und sahen dem alten, finstern Schwarzkünstler aufmerksam nach, indem Einige dabei den Kopf schüttelten, Andere mit den Fingern verlegen hinterm Ohr kratzten, wieder Andere sich gegenseitig bedenklich zunickten.

21.

Die Unterredung im Gänhard.

Unterdessen das Gespräch im Wirthshaus von Gränichen über die beiden Abgegangenen fortgesetzt wurde, wanderten diese zum Dorfe hinaus durch die feuchten Wiesen gen Suhr. Man gewahrte waffentragende Bauern einzeln und truppweise überall in Bewegung. Jedoch achteten die Zwei wenig darauf, denn sie waren mit Gesprächen und Gedanken allzureich beschäftigt. Aldrich, durch Erfahrung und Alter berechnender, als der Jüngling, verschob seine wichtigern Fragen und Angelegenheiten auf das letzte, während hingegen dieser das zuerst brachte, was zu erfahren ihn am heftigsten drängte. Sobald man zuerst Eleonorens Krankheit verhandelt hatte, sagte Fabian: „Also hat deine Nichte gestern keinen fröhlichen Geburtstag gefeiert?“

„Allerdings. Es fehlte nicht an Geschenken vom Morgen bis zum Abend; Blumen, zum Bei-

ſpiel, ein plaudernder Staar, der aber wieder davonflog . . .“

— Und nicht wieder gefangen? unterbrach ihn ſchnell Fabian.

„Deine Schuld. Du kamſt zu meinem Hauſe wie ein Dieb in der Nacht, nur mit dem Unterſchiede, daß du nicht nahmeſt, ſondern brachteſt. Aber meinen treuen Hund hätteſt du nicht tödten müſſen.“

— Alſo ward ich von Renold erkannt? Er hetzte die Beſtie. Ich mußte mich meines Leibes und Lebens wehren.

„Deine Schuld! Wenn du das Sonnenlicht ſcheuſt, poch' an in der Nacht; dir wird im Moos aufgethan.“

— Ich konnte nicht verweilen. Geſtern ſollt' ich vor Tagesanbruch ſchon in Aarau ſein; dafür hatt' ich das Ehrenwort zum Pfand eingeſetzt. Der Sprung über ein paar Berge war geringer Umweg für Epiphaniens Geburtstag. Und dazu der verlobte Bräutigam im Hauſe, der noch nie mein Freund geweſen! Alſo in der That, Addrich, ſie iſt Renolds Braut?

„Ihm erſt halb und halb anverlobt.“

— Mög' er ihr wenigſtens den halben Himmel zutragen, den ſie ihm ganz gibt. Ich kenn' ihn nicht recht, dieſen Renold. Aber Epiphanie liebt ihn. Sie iſt mit ihm in die Einſamkeit der

Berge gewandelt, wie ehemals mit mir, ohne an seiner Seite den schneidenden Wind der Höhen zu empfinden; in die Verborgenheit der winterlichen Gebüsche, die seine Gegenwart ihr zum blühenden Frühlingsgarten verwandelte; er hielt die Heilige an seiner Brust .... O ich weiß Alles! Alles hab' ich erfahren, Alles! Ihre Liebe entsündigt und adelt Jeden vor Erd' und Himmel; und wär' er ein Bösewicht gewesen, durch sie wird er rein, wie ein Engel. Ich kenn' ihn nicht, diesen Renold. Vielleicht lag nur gegen mich in seiner Natur Feindseliges, oder ich sah sein Thun mit den Augen der sich selbst nicht bewußten Antipathie an. Vielleicht würd' ich ihn lieben, wenn ich ein Weib wäre; denn, wahrhaftig, schön ist er. Einem gefälligern Manne bin ich noch nie begegnet. Nur schien er zuweilen allzugeckenhaft-zierlich und fremd, so im Putz seines Leibes, wie in den Kleidern seiner Gedanken, nämlich den gesuchten, Ausländerei treibenden Worten. Das aber sind Kleinigkeiten!

„Sprich ehrlich, Fabian. Liebtest du vielleicht Epiphanien ernsthaft?"

— Ob ich ...? Welche Frage! So lange ich athme. Aber deute mich nicht falsch.

„Du hattest also keine Absicht auf sie?"

— Keine, als die der Bruder haben kann. Bei ihr ist für mich Alles anders, als bei andern

Weibern; aber keines iſt ihr zu vergleichen, wenn ſie auch alle ſchöner wären. Bei ihr verſtummt Neigung und Begier des Geſchlechts. Ich hätte mich der Sünde geſchämt, ihre Hand zu begehren. Sie war und iſt nicht für mich ein weibliches Weſen, ſondern iſt und war mein Leib, mein Blut. Haſt du je gehört, daß ein Menſch ſich ſelber begehre, ob er gleich nicht aufhört, ſich zu lieben? In der That aber geſteh' ich dir, ich find' es an Epiphanien unerklärlich, wie ſie einen Gedanken von Verlobung, Hochzeit, Eheſtand faſſen konnte? Es ſcheint mir, ſie habe ſich erniedrigt, entweiht, aus ihrer Natur völlig heraus verirrt. Wie iſt's möglich, daß Epiphanie eines Mannes Weib werden mag? Erkläre das!

Ueber Addrichs Geſicht flog bei dieſen Worten ein ſpöttliches Lächeln. Er verſetzte: „Mir ſcheint's, das Mädchen habe ſich erſt in die Natur hineingefunden, die ſonſt jedes Mädchen trägt. Du aber redeſt, Fabian, wie ein mannhohes dreijähriges Kind. Und wenn ich Epiphanien dir nun zum Weibe geboten hätte?"

— Es wäre eine Frevelei ganz deiner Art geweſen. Jede Andere iſt zum Weibe gut. Sprich davon nicht. Du läſterſt gern; es ſteht dir übel.

Dies Geſpräch ſpann ſich ſo lang, als der Weg nach Suhr. Nahe vor dem Dorf aber wandte ſich Addrich mit ſeinem Begleiter links durch die

Wiesen gegen den langen, finstern Waldhügel des Conhard, um nicht in das Getümmel der Landstürmer zu gerathen, die sich im Dorfe versammelten. Fabian hatte indessen, was er zu wissen wünschen konnte, erfahren: die Sendung des Junkers May von Rued, Epiphanien zu entführen; die Sendung des Weibes von Seon mit den köstlichen Geschenken des Unbekannten, und dem Auftrage desselben, Epiphanien zu bewegen, nach Aarau zu ihrem Pathen zu gehen.

„Nun denn," sagte Addrich, als sie einen sandigen Fußweg zwischen den Tannen am Berg hinanstiegen, „die Zeit wird's offenbaren, warum man aller Orten geschäftig wird, mir das Kind zu entreissen?"

— Damit du die Schuldlose nicht in dein trauriges Schicksal niederreissest, Addrich; denn du wirst für Rädelsführer von diesem Aufstand im Aargau gehalten. Darum war ich auf dem Wege ins Moos. Ich konnt' es nicht, wollt' es nicht glauben. Deine Anwesenheit in der Mitte der Rebellen von Gränichen, deine kriegerische Rüstung, dein Ansehen unter den wilden Menschen dort haben mich nun unglücklicher Weise Anderes belehrt.

„Unglücklicherweise?" rief Addrich erstaunt und betrachtete den Jüngling, ob er scherze: „Woher kömmst du? Aus den Kerkern von Bern?

Haben die dir den letzten Funken des Mannsmuthes ausgelöscht, daß du sogar Fürsprecher der schweizerischen Knechtschaft werden willst? Oder haben sie dir so wohlgefallen, daß du deinen gnädigen Herren und Obern dafür dankbar werden willst? Fabian, warst du im Kerker?"

— Ich war's.

„Schuldig oder unschuldig?"

— Schuldig oder unschuldig, wie man's auslegt. Ich sehe darüber hin. Ich lebte in der Gefangenschaft mit dem Staar glücklich, den ich für Epiphanie abrichtete. Dem Thoren kann das Weltall eng, frommem Muth das Gefängniß Weltall werden.

„Ganz gut! Aber die Schande, aber die Schmach!"

— Addrich, das solltest du doch wissen, daß der Marmelstein des Pallastes so wenig Ehre, als die salpeterzerfressene Mauer des Kerkers Schande abfärbt.

„Brav, Bursch, da bist du wieder der Alte in meinem Geiste! Warum wurdest du eingesteckt? Wir hörten viele widersprechende Geschichten."

— Nun ist's ein Jahr, da ich einige Wochen in der Heimath war, berief man mich zur kranken Kammermagd des Landvogts, Heilmittel anzuordnen. Als ich vergangenen Herbst abermals

in die Heimath kam, ward ich vor Chorgericht gefordert. Das lügnerische Weibsbild hatte mich als Verführer angegeben, sagte es mir sogar frech und weinerlich ins Gesicht; wiederholte es selbst in den Wehen. Der Landvogt, ein hochfahrender, heftiger Mann, der mich meines Widerspruchs wegen auf's Schloß rufen ließ, ward im Wortwechsel so wild, daß er mir in's Gesicht schlug. Da zog ich ihm, zur Vergeltung, in Gegenwart aller Schreiber, Weibel und Amtsboten, eine Maulschelle so derber Gattung unter die Nase durch, daß er fünf Schritte zurücktaumelte. Ich hatte allerdings gegen eine grobe obrigkeitliche Person gefehlt.

„Berner-Art! Darauf mußtest du ins Loch wandern, bis dir die Zeit lang ward und du ausbrachst?"

— Nein, Addrich. Das Weibsbild starb an den Folgen seiner Entbildung, und erklärte im Tode meine Unschuld. Der Sohn des Landvogts war ihres Kindes Vater. Die Berner sind gerecht. Der Landvogt selbst ward fortan mein Fürsprecher; ich wurde von aller Strafe und Schuld losgesagt. Der Urheber meiner Gefangenschaft dachte edel genug, selber zu mir in's Gefängniß zu kommen und mir Versöhnung und Freundschaft anzubieten.

„Und diese heuchlerische Milde und Gerech-

tigkeit, dies schwächliche Kind der Angst vor dem wachgewordenen Grimm und Stolz des Volks hat dich bethört, geblendet, bestochen, geworben für Bern? Weil sich ein armseliger Junker gnädigst herabließ, einem Ehrenmann, den er mißhandelte, das Unrecht zu gestehen, findest du die Tatzen des Bären weich, die gefühllos ein ganzes Volk in den Staub drücken?"

— So wenig, Addrich, daß ich vielmehr mein am Thunersee neuerkauftes Heimwesen wieder veräussern, der Willkühr entrinnen und in's Land des Markgrafen von Baden ziehen will.

„Warum nicht deinen Arm lieber in diesen Tagen dem Volk gegen den Städterhochmuth leihen?"

— Ich leih' ihn wahrlich der Niederträchtigkeit so wenig, als dem Hochmuth.

„Bursch, achte ein Volk, das für sein Recht in Waffen steht. Auch Verzweiflung kann ehrwürdig sein."

— Wie die Raserei.

„Also leuchtet es deinem Verstand wohl gar ein, daß es sich mit Gerechtigkeit vertrage, wenn selbstsüchtige Hinterlist die uralten Rechtsame der Dorfschaften nach und nach in Zweifel setzt, in den Auskehricht wirft, weil Fäulniß, Moder und Mäuse die Pergamentbriefe zerfressen haben? Ist's recht, daß die Habgier der Stadt, die vom Regie-

rergewerbe lebt, Münzwucherei treibt, Amtleute in's Land schickt, die sich, wie Blutigel, am Wohlstand des Volks satt saugen können; gerecht, wenn man den Junker für dasselbe Verbrechen mit einem sauern Seitenblick abstraft, wohl gar entschuldigt, für welches den Bauer Thurm, Ketten, Folter und Galgen erwarten?"

— Nein, Addrich; aber von der andern Seite ist's wohl eben so ungerecht, wenn man das hündische Volk zur Rache gegen Unschuldige und Schuldige hetzt; wenn man, um seine Wäsche zu trocknen, ein Dorf in Brand steckt, und wegen einiger falschen Schritte der Obrigkeit tausendmal falschere macht, welche Land und Leute auf ein Jahrhundert zu Grunde richten. Hüter Euch, Ihr wollt den Kreuzer gewinnen, und werft mit dem Thaler darnach! Dann bereut Ihr den verlorenen Thaler und setzet dafür die Doublone in's Spiel! Ihr kommet nie zu Ende, und setzet zuletzt Alles gegen Alles auf die trügliche Karte.

„Nicht zuletzt, guter Freund, da stehen wir heute schon!" sagte Addrich hämisch lächelnd: „Wir wissen so gut, als du, daß Blut und Geld, welches der Krieg kosten mag, mehr werth sind, als der Widerruf eines bloßen Münzmandats. Aber nun wir einmal am Abrechnen mit der Stadtoberherrlichkeit sind, soll noch anders gerechnet werden. Es ist nicht darum zu thun, daß

die Städte ihre Mißbräuche bereuen, nein, Mißbräuche sollen durch Gleichheit des Rechts zwischen Bauer und Junker unmöglich werden. Die Städte sind im Besitz der Landschaft durch Recht der Eroberung, sagt man. Gut, das Land hat das Recht, sich wieder zu erobern, so gut, als sich erobern zu lassen. Die Städte haben ihr Volk mit baarem Gelde, als leibeigen, erkauft, sagt man. Frage: Können rechtlicherweise Menschen, wie Vieh, gekauft und verkauft werden? Ein Rechtsstand, wie er vor Gott und aller Vernunft gilt, muß wieder hergestellt und das Schweizervolk frei werden, wie der Herr in der Stadt. Die Söhne der Tellen in den kleinen Kantonen und im Land der Graubündner, ja, die sind frei. Wird dein Herz nicht groß bei dem bloßen Namen der edeln Freiheit?"

— Allerdings, Addrich; aber es zieht sich wieder eng in sich selbst zusammen beim Anblick Eurer Mittel. Kleine Kantone und Graubündner kauften ehrlich um baares Geld fremde Rechte an sich; Ihr aber kaufet, wie Straßenräuber beim Krämer im Walde, mit dem Messer in der Faust, und wollet den Teufel zum Fürsprecher machen, daß Ihr in die Himmelspforte eingehen könnet. Dazu biet' ich nun und nimmer meinen ehrlichen Arm.

„Nach deiner Meinung sollen wir also höflich

danken, Fabian, wenn die Berner uns das Fell über die Ohren ziehen, weil sie es gebrauchen? Nein, und abermals, nein, Bursch, Alles hat sein Maas! Es gibt ein Recht unterm Himmel, das ist nicht mit dem Schwert erdeutet, nicht mit der Kette gebunden, nicht mit dem Stammbaum gepflanzt. Es gehört den Menschenkindern von Ewigkeit und ist von keinem Menschenkinde weder zu geben noch zu nehmen. Gott der Herr schrieb den Freibrief unsers Geschlechts am sechsten Tage der Weltschöpfung, als er sein Ebenbild machte, legte die Abschrift in aller Menschen Herz und Vernunft, und verwahrt die ewige Urkunde im Himmel. Den aber lassen die Machthaber auf Erden nicht gelten; sie hadern darüber mit dem Schwachen, wie der Wolf mit dem Lamm. Aber fürwahr, das Ganze ist mehr, als der Theil, und die Wohlfahrt einer halben Million mehr, als die gemächliche Fütterung einiger regimentsfähiger Stadtbürger."

— Täusche dich nicht, Alter, schaue deinen Leuten in's Gesicht! Kennst du das Volk, das jetzt am nächsten bei der Hand ist? Ich hab' es gesehen. Die Ehrenleute, die stillen, fleißigen Eigenthümer schütteln zu Euerm Unterfangen den Kopf, oder lassen ihn betrübt hangen. Aber die Lumpen, welche von der Hand in den Mund leben, die Ausgehaueten und Verganteten, die gu-

ten Wirthshauskunden, die mehr Kupfer auf der Nase, als im Sack haben; abgedankte Soldaten, die aus fremdem Kriegssold liederlicher heimkommen, als sie gegangen waren; die Würfel- und Kartenmänner mit zerrissenen Hosen, alle die wohlfeil gewinnen mochten, heben das Haupt keif und trotzig empor; und Kerls, denen man sonst in guter Gesellschaft das ungewaschene Maul verbot, führen jetzt das große Wort. Und was wollen sie gewinnen? Meinst du, öffentliche Wohlfahrt? Nein, wahrhaftig nicht. Ihre leeren Säcke, Zainen und Körbe sind schon hervorgeholt, um Geld und Waaren der geplünderten Stadtleute heimzutragen. Sie rüsten Schwefelhölzer für die Häuser ihrer Gläubiger, damit Gültbriefe und Zinsschriften in Rauch aufgehen. Leute, wie du und Deinesgleichen, müssen nur Deckel ihrer Räuberei sein. Sieh keinen Leuten recht in's Gesicht, Adbrich! Meinst du, Hochmuth, Ehrsucht, Habgier mache das Patrizierregiment verhaßt? Meinethalben, es sei! Aber die es stürzen wollen, zeigen wenig Uneigennützigkeit, Demuth und Milde. Seh' den Bauer auf den Edelmann, so reitet der Kobold auf dem Drachen durch's Land. Hab' ich Unrecht, Adbrich?

„Und wenn du Recht hättest," erwiederte Adbrich ärgerlich, „dennoch muß es gethan sein. Doch du haß nur zum Fünftel Recht. Der reinste

Strom führt Schlamm mit, und iede Arznei hat ihr Widerliches. Ich sage, Friede ist Sünde, wenn ihn feige Selbstsucht mit geschlachteten Freiheiten, Rechten und Wahrheiten füttert; und der Krieg ist ein Heiliger Gottes, wenn er der lichtscheuen Schlange der Tirannei den Kopf zertritt. — Geh, Fabian, unsere Bahnen laufen nach entgegengesetzter Weltgegend."

In der That, ob sie gleich Beide noch lange ihre Versuche erneuerten, sich gegenseitig Einer zu des Andern Ueberzeugungen zu bekehren, hatte der Meinungshader hier, wie immer, die Wirkung, Jeden nur stärker in seinem Glauben zu befestigen, so wie der Sturmwind durch Erschütterungen den Wurzeln der Waldbäume zu ihrer Befestigung nur tiefer in's Erdreich dringen hilft.

Nachdem Beide die Gründe ihres Verstandes erschöpft hatten, verschmähten sie sogar nicht das Mittel, sich durch Drohung und Verheißung zu gewinnen. Denn Fabian, seit seinem Knabenalter an den finstern Addrich und dessen Haus gewöhnt, konnte nicht mit Gelassenheit den Oheim und Pfleger Epiphaniens in das gewisseste Unrecht, oder in das wahrscheinlichste Verderben rennen sehen. Er schilderte ihm dieses, und Eleonorens und Epiphaniens Loos. Er wiederholte, daß man zu Aarau den Mann im Moose für Haupträdelsführer des Aufruhrs im Aargau halte. Er ge-

ſtand, daß er ſich aufgemacht habe, ihn entweder für gerechtere Geſinnungen zu ſtimmen, oder Epiphanien zu bereden, unter dem Obdach ihres Taufpathen Zuflucht zu nehmen.

Addrich aber begegnete dem Allen und bewies ihm das Eitle der gehabten Hoffnungen. Er ſcheue keine Gefahr, die ihm perſönlich drohe, und Epiphanie werde ſich nicht von der ſterbenskranken Freundin entfernen, da ſie das Gelübde gethan. Hinwieder verſuchte er ſelber gegen den Jüngling das letzte Beſtechungsmittel. Er zeigte ihm Epiphaniens Hand, als Preis.

„Die haſt nicht du, Addrich, ſondern ſie ſelbſt, anzubieten!“ rief Fabian mit Unwillen: „Sie ſelbſt aber, die ſo fromm und rein iſt, kann ſich nicht zum Preis der Schlechtigkeit geben. Wenn ſie es aber konnte, wenn ſie es könnte ... o nein, warum ſollt' ich das Unmöglichſte in's Reich der Möglichkeiten ſtellen? ich aber würde lieber die Hand eines Ausſätzigen, als ſolche Hand dann berühren. Warum bietet du ſie? Kannſt du einem Bruder das Herz der Schweſter ſchenken oder entfremden? Sie iſt Renolds Verlobte. Sie liebt ihn .... Nun ja doch; ſie liebt ihn. Ich verliere ſie darum nicht. Geſchwiſter lieben ſich anders, als Gatten.

„So fahre wohl!“ ſagte Addrich: „Doch will ich dir den Schmerz nicht bergen, meinen Weg

ohne dich gehen zu müssen. Das ist aber mein Loos: was ich liebe, muß von mir abfallen, und Alles, was ich hasse, wird zur Klette an meinem Leben. Ich bin von Natur gut; aber die Bessern unter den Menschen stehen scheu vor mir zurück; und, als wär' ich der Magnet für alles Schlechte, fliegt mir dies an.

22.

Der neue Hiob.

„Höre, Addrich," sagte Fabian und blieb stehen, indem er den Alten zurückhielt, „du kluger Mann, sollte dir der Schlüssel zu diesem Räthsel unsichtbar geblieben sein? Ja, du bist gut, und bist klug. Du willst aber oft klüger, als gut sein; darum wird selbst deine Tugend nur für Klugheit gehalten und darum verkennen dich Gute und Schlechte."

— Was willst du mit deinem Geschwätz? Wann wollt' ich klüger sein, als gut?

„Wann dir der krumme Weg kürzer, als der gerade schien. Warum mußtest du, zum Beispiel, noch im Wirthshause von Gränichen, die albernen Bauern in der abergläubigen Erwartung von deiner Hexenmeisterei bestärken? Warum wolltest du selbst Epiphaniens Hand mir zum Köder verwandeln, für den ich meinen Ueberzeugungen treulos

werden sollte? Mußte sie auch das vielleicht nur, und nichts anders, dem Hauptmann Renold sein? Addrich, arbeite dem Volksaufstand entgegen, der sich jetzt wie wirbelnder Sturm um uns bewegt. Sei besser, als klug!"

— O du hochweises Kind von zwanzig Sommern, mit dem Doktorhut auf dem unbärtigen Haupt, wenn du, gleich mir, zwei Drittel eines Jahrhunderts am Gewebe deines Lebens und vor tausend zerrissenen Fäden gesessen bist, dann setze dich auf Addrichs Grab, und überlege das Wort, das du sagtest. Es wird dir leichter sein, die Grenzen in einander fliessender Schatten zu finden, welche von zwei Lichtern geworfen werden, als das zu unterscheiden, was in den Thaten der Menschen dem Licht des Rechts und der Klugheit angehört. Nein, Fabian, der Mensch ist nicht des Schöpfers Meisterstück!

„Addrich, lästere nicht wider den Himmel."

— Ist der Gedanke Lästerung? Warum wuchs er in meinem Gehirn? Bin ich sein Schöpfer, oder ist's die Natur des Bodens, aus dem er von selbst hervorschoß? Fabian, glaub' es mir alten Mann, der Mensch hat eine Kleinigkeit zuviel, um je glücklich zu werden, nämlich seine Vernunft! Ohne Vernunft wär' er noch ein ganz behagliches leibliches Thier; jetzt ist er ein widerliches Zwitterding, das mit verwachsenen und ver-

stümmelten Gliedern nirgends hinreicht. Thier will er, kann er nicht sein; und mit der Vernunftlaterne sieht er nur die Finsterniß, und erkennt weder, von wannen er kömmt, noch wohin er fährt, oder wozu er ißt und trinkt. Nichts sieht er, als daß Alles um ihn, er sich selber Nacht ist, und daß eben im Widerspruch seines Daseins das ewige Elend desselben wohnt. Geh, Fabian, geh! Ich habe diese Welt nun von allen Seiten betrachtet, und am Ende gefunden, sie sei nicht des ersten Athemzugs werth gewesen. Geh, ich bin müde. Ich will ein wenig ruhen. Meine Nacht war ohne Schlaf. Laß mich hier allein.

Addrich setzte sich während dieser Rede unter einer der ältesten Gonhardstannen in hochgewölstertes Moos und wandte das Gesicht zur Erde. Fabian aber ließ sich neben ihm nieder und sagte: „Deine alte Schwermuth will dich überfallen und martern, in der du, wie Hiob, an Gott und Menschen verzagest und deinen Tag verfluchest. Laß mich bleiben und dir ein neuer Elihu, Barascheels Sohn, werden.“

Der Alte schwieg und richtete lange Zeit das Haupt nicht auf. Endlich that er einen schweren Seufzer und sprach: „Ich bin schlecht und recht wie Hiob gewesen, und habe Unglück, wie ein Ungerechter, und bin verstoßen, wie ein Uebelthäter. Du kannst kein Elihu sein, denn ich bin kein

Hiob. Dieſer Mann vom Lande Uz hatte ſeine Wohltage genoſſen, und, wenn auch verloren, doch nach den Wehtagen wieder empfangen. Ich aber habe die meinigen nie geſehen, und werde ſie nicht ſehen. Zu ihm ſprach ein Gott; aber mir bleibt der Gott ſtumm, den ich rief. Wem ſoll ich ein Leben danken, das ich verwünſche?"

— Schweig, Addrich, Gott könnte ſeinen Blitz zur Erde ſenden, und dein wahnſinniges Frevеln ſtrafen! rief Fabian, dem Alten beruhigend und ſchmeichelnd die Achſel klopfend.

„Daß er's thäte! Wenigſtens wüßt' ich dann, daß er wäre."

— Alter, willſt du an Gottes Sein verzweifeln?

„Bin ich nicht meines Lebens Stimme? Mein Leben iſt's, das an ihm verzweifelt. Es war kein Gott darin. Meine Mutter ſtarb in den Wehen, damit ich nicht von ihr geliebt würde. Mein Vater ſtieß mich von ſeiner Bruſt, weil ich der Häßlichere war. Er gab mir eine Stiefmutter. Ihr Sohn, mein Bruder, war ſchön. Er ſollte der Abel, ich der Kain ſein. Meine Knabenzeit fraß ſich auf unter Thränen und Flüchen. Ich kannte keine Geſpielen, wie andere Kinder haben, und ſchloß aus Herzensbedürfniß Freundſchaft mit den Kettenhunden."

— Laß gut ſein, Addrich, ich weiß das. We-

zu wetzen du deinen Schmerz immer an diesen Erinnerungen?

„Höre mich an! Ich will antreten!“ schrie Aldrich mit Heftigkeit: „Siehe hinein in meine Wunden und suche den Gott darin, und dann verurtheile mich. Da ich Jüngling ward, stieg mir eine Sonne auf. Ich liebte und vergaß, daß ich dürftig geboren war. Aber Diethelm, mein Stiefbruder, war schöner, und die ich liebte, ward meines Bruders Weib. Ich sah keine Sonne wieder. Mein Vater erzwang mir eine andere Ehe des Geldes willen. Vielleicht hätt' ich mich noch mit meinem Loose versöhnen können. Aber ich las täglich den Unmuth in meines Weibes Blicken. Ihr Herz gehörte schon lange einem Andern. Sie gebar Eleonoren und ward im auszehrenden Grem. Die Welt sprach, ich hätte sie vergiftet. Das Gerücht und der Abscheu der Menschen gegen mich ward allgemein.“

— Manches Ehrenmannes guter Ruf, nicht der deine allein, ward vom sinkenden Nebel der Verleumdung dunkel. Aber die Wahrheits-Sonne, wenn sie auch untergeht, tritt immer endlich an ihre himmlische Stelle zurück.

„Für mich halten Wahrheit und Sonne ewigen Feierabend. Die Verleumdung lebt im Maule des Pöbels, ohne alle Nahrung, wie die Kröte im Stein. Ich konnte diese Scheu der Menschen vor

mir nicht ertragen, übergab mein Kind nebst Haus und Hof dem alten Vater, fuhr den Rhein hinab und mit den Holländern über das Meer nach Ostindien. Ich irrte Jahre lang herum. Ich sah die Schätze vieler Länder, und Treiben, Tracht und Sitte vieler Völker; aber unter allen Himmelsstrichen begegnet' ich der selbstsüchtigen Bestialität derselben heißhungrigen Geschöpfe wieder, die ich in den Bergen des Oberlandes verlassen hatte. Nur trugen sie andere Hautfarbe, Sprache und Kleidung. In Mühe und Noth manches Jahres hatt' ich Vermögen erworben, das für mich beträchtlich heißen konnte. Ich eilte nach Europa zu meinem Kinde, und fiel in die Hand afrikanischer Seeräuber. Zwei Jahre arbeitete ich als Sklav, bis mich ein italienischer Mönch loskaufte, um mich katholisch und sich beim Himmelspförtner einen Stein im Brett zu machen. Als Bettler zog ich in meine Heimath ein, fand den Vater todt, mein Kind schwächlich, mein geringes Erbtheil treulos bald vergeudet."

— Es ist wahr, Albrich, das Glück war dir unhold. Doch mich würd' es stolz machen, wenn ich, wie du, zurückschauen und sagen könnte: ich habe mit dem Schicksal gerungen und gesiegt.

„Ja, wenn ich's sagen könnte! Aber von Sorgen verzehrt, von der scheuen Verachtung des Pöbels erdrückt, hielt ich mich nur allein noch

an der Liebe meines Kindes, an den Krücken der Hoffnung aufrecht. Ich wollte die Veruntreuer meines Erbtheils anklagen; sie standen stolz und sicher im Schutz mächtiger Gönner zu Bern. Mir wies man die Thür. Ich reiſete, guten Rath zu holen, zu meinem Stiefbruder Diethelm. Er lebte mit ſeinem Kinde, als Wittwer, in Dürftigkeit, an der Lenk. Er hatte mehr durch die Schlechtigkeit des Landvogts, unter dem er gedient, als durch eigene Schuld, Ehre, Amt und Vermögen einbüßen müſſen. Statt mir zu rathen, ſprach er nur von ſich, von ſeinen Hoffnungen, angeſtellt zu werden, wenn er den Reſt einer Schuld tilgen könne, die ungefähr den Werth deſſen betrug, was ich noch beſaß. Er machte mir wahrſcheinlich, wenn ich Muth hätte, ihn zu retten, könne uns beiden geholfen werden. Ich ſchlug es ab, für ihn Bettler zu werden mit meinem Kind. Er ſchwor, mich nicht zu täuſchen. Er ſchwor, mein Beiſtand bleibe die letzte ſeiner Hoffnungen. Er fiel mir in Verzweiflung zu Füßen. Ich dachte an mein armes Kind und verweigerte ſtandhaft. Doch in der Nacht darauf, nach langem Kampf mit mir ſelber, entſchloß ich mich dennoch, Alles für den Bruder hinzuopfern. Ich ging Morgens zu ihm, um ihm meine Einwilligung zu verkünden. Ich fand ihn nicht mehr, ſondern nur einen hinterlaſſenen Zettel mit den Worten: Suchet

meinen Leichnam nicht; erbarmet Euch meines Kindes!"

— Ich kenne die gräßliche Begebenheit; ich war, glaub' ich, damals ein fünfzehnjähriger Knabe. Der Pfarrer nahm sich der kleinen Epiphanie an. Erzähle nicht weiter.

„Man suchte ihn lange. Ich durchlief halb wahnsinnig die Gegend und das ganze Gebirg umher. Ich klagte meine eigene Härte an. Erst sieben Wochen nachher erblickte ein Simmenthaler Gemsjäger Diethelms Hut in einem der Abgründe am Rawylgletscher, in deßen Nacht und Tiefe sich Keiner hinunterwagen konnte. So war ich der Kain worden; war es, ohne meine Schuld; und mein Schmerz war größer, als meine Schuld. Man legte mir aber mehr zur Last, als ich gesündigt hatte. Ich floh die feindselige Heimath zum zweitenmal, verkaufte all' das Meinige und siedelte mich im Moos an. Ich arbeitete Jahre lang, wie einst an der Sklavenkette des Afrikaners; aber es war für mein Kind. Ich rodete Wald aus, trocknete Sümpfe, machte Einöden urbar. Ich gewann durch Handel in Sempach, Willisau und Luzern. Ich kam zu Wohlstand, aber auch zum Ruf des Schatzgräbers, Straßenräubers und Bundesgenossen des Teufels. Für mein Kind, für die letzte und einzige meiner Freuden, hatt' ich das Mühseligste

gethan, das Härteste getragen. Eleonore aber lebte Siechentage; jetzt lebt sie schon manche Woche nicht mehr, ob sie gleich athmet. Meine Kräfte brechen. Soll ich nicht das Ende meines Bruders Diethelm nehmen, muß ich mich in großen Zerstreuungen berauschen und betäuben."

— Der Rausch der Empörung, Addrich, war der unseligste von allen, die dir zur Auswahl frei standen.

„Meine Wege sind nicht deine Wege, Bursch. Hättest du, wie ich, in den Grund des Verderbens und Elends hinabgesehen, worin das Volk von Regierern und Treibern niedergehalten wird, die von seiner Arbeit und Unkunde leben wollen: du würdest keinen heiligern Rausch kennen, als den für Erlösung der Menschheit aus den Banden der Nacht und Bestialität. — Geh, du verstehst mich nicht; Keiner versteht mich. Meine Sprache ist auf Erden nicht verstanden. Meine beste Tugend sieht dem Verbrechen gleich. Als hing' ein verpestender Fluch an meinen Fingern, verdirbt und stirbt, was sie berühren, und der Odem meines Mundes zerfrißt selbst das nie rostende Gold. Aber ich kann nun kein Anderer sein, als der ich bin. Und wird die Welt durch nichts Göttliches droben bewegt, will ich allein das Göttliche wider die Welt sein und das Licht über dem Wüsten und Leeren. Komm, Bursch, du verstehst mich nicht; komm zu den Leuten; ich

will wieder deine und ihre Sprache reden, damit ihr Alle nicht meinet, ich sei wahnsinnig, und daß ihr mir keinen Vogt setzet, oder mich an die Kette schlieſſet. Komm!“

Addrich sprang von der Erde auf und verfolgte mit groſſen Schritten den Fuſsweg über den Bergrücken. Fabian ergriff ihn im Gehen bei der Hand, und sprach mit Herzlichkeit: „Addrich, du eilſt deinem und des Landes Verderben zu.“

Indem er dies sagte, schloſs sich das Dickicht vor ihnen auf, und eine weite, prächtige Landschaft faltete sich vor ihnen, im Glanz der Sonne, mit Wiesen, Wäldern, Burgen, Dörfern und Flecken aus, umfangen vom Halbmond des stolzen Juragebirgs und durchblitzt von den Wellen des vielgewundenen Aarſtromes.

„Schau hinab, Addrich!“ rief Fabian ab der Almen: „Iſt es göttlich, die Mordfackel und Verwüſtung in dies ruhige Eden zu werfen?“

„Thor!“ erwiederte der Alte: „Was nennſt du göttlich? Das Leben um uns her, oder den Staub daran und darum? Mögen doch Hütten und Kerker Asche werden, wenn nur die erlöſeten Sklaven zur Freiheit eingehen. Sieh, die Wieſen, wie ſie dem Frühling entgegengrünen; die Bergſpitzen, wie ſie den Schneemantel abſtreifen, und die dürren Wälder, wie ſie ihres Schmucks gewärtig ſind:

soll nur das Menschengeschlecht den Winterschlaf ohne allen Frühlingsmorgen schlafen?"

— Abdrich, laß mich zum letztenmal ....

„Ja, denn! zum letztenmal: Ich will untergehen, oder das Edlere muß auferstehen!" Mit diesen Worten ging der Alte hastig bergab, in gerader Richtung, einer mit Spießen und Morgensternen bewaffneten Schaar Bauern entgegen, die am Suhrbach äsch gegen die Stadt in langen Reihen fortbewegte.

23.

Der Landsturm.

Fabian ließ die lärmenden Haufen vorüberziehen. Er betrachtete nicht ohne Unruhe die bedrohte Stadt, welche ihre finstern Giebeldächer und Thürme mit furchtsamer Neugier über die Ringmauern hervorzustrecken schien, während die Ebene des Suhrfeldes, zwischen dem Gönhardhügel und Aarufer, von den Banden des Aufruhrs wimmelte. Einige tausend Mann lagerten oder standen da, in ungeordneten Rotten, auf Aeckern und Wiesen, oder liefen verworren durch einander. Man hörte das Getöse ihrer Berathungen, welches dann und wann noch durch Musketenschüsse und Trommelwirbel derer begleitet ward, die ihre

kriegerischen Werkzeuge versuchen wollten. Als wenn sich die Bäume der düstern Waldungen von Rohr und Buchs und der Thäler umher in Menschen verwandeln könnten, sah man aus deren Schatten sich immer neue Schlachthaufen loswinden, die mit ihren Fahnen die Zahl der Anwesenden vermehrten.

Behutsam stieg der Jüngling von der Höhe nieder, und ließ sich von dem Bache, welcher seit Alters die Straßen und Gewerbe Aarau's belebt, zur obern Vorstadt führen. Auch hier begegneten ihm schon die trotzigen, kecken Gesichter des Landsturms in allen Gassen. Auf dem Platze vor dem großen Löwen stand die Fahne von Rynach aufgepflanzt. Daselbst sah er das Gewühl der Bauern am dichtesten um einen engern Menschenkreis, in dessen Mitte einzelne, laute Stimmen vernommen wurden, wie bei Berathung oder Streit. Als er das Gedränge bis zum innern Ringe durchbrochen hatte, erblickte er, unter vielen unbekannten, wilden Gesichtern, den über seine Nachbarn riesenhaft vorragenden Aldrich; und neben einigen Rathsherren der Stadt den Junker May von Rued gegenüber.

„Somit haben wir Euch unsere Willensmeinung kund gethan!“ sagte ein stattlich gekleideter Landmann, dessen Worten Alle aufmerksam horchten: „Und für diese Meinung sind zehntau-

send Schwerte bereit, ihre Scheiden zu verlassen. Wir sind nicht wider Euch ausgezogen, ihr Herren von Aarau, also sollet Ihr nicht wider uns stehen. Gestattet Ihr aber fremdem Volk den Zug durch Eure Stadt, sollet Ihr ihn billig Euern Landsleuten nicht versagen. Feindliche Besatzung bei Euch dulden wir nicht, die uns den Weg verrammelt. Wenn die Basler und Mühlhauser nicht bis Mittag abziehen, werden wir dieselben angreifen und ausstäupen. Dann aber, Aarauer, kann Niemand Bürgschaft leisten, daß die Wuth des Volks nicht über die Schnur haue. Ihr wisset gar wohl, daß das Unglück breite Füße hat, und sich, wo es einmal steht, nicht leicht fortstoßen läßt. Also nehmet Eurer Schanze wahr!"

„Ihr Männer!" rief der Oberherr von Rued: „Leihet mir noch einmal Euer Gehör; denn mein Innerstes erzittert, Euch in dieser beispiellosen Verblendung dem Abgrund des Verderbens entgegentaumeln zu sehen. Wenn Euch Euer guter Engel plötzlich aus dem Rausch, in welchem Ihr jetzt ohne Ueberlegung umhertobet, zur nüchternen Besonnenheit wecken wollte: Ihr müßtet erschrecken, Euch vor Aarau zu erblicken, statt in der gewohnten Hütte bei Weib und Kindern; mit Waffen in der Hand, mitten im Frieden, statt in ländlichen Arbeiten geschäftig! Würdet Ihr nicht einander mit erstaunten Augen fragen;

Warum oder durch welches Zauberspiel ihr Alle hier ständet, wie von einem Sturm zusammengeweht? Kömmt nicht jedem von Euch, was Ihr höret und sehet, unglaublich vor, wie ein Traum?"

„Ich glaub's," rief Einer im Haufen, „es dünkt dem Junker Traum; uns aber nicht, denn wir sind eben wach geworden."

„Wenn Ihr denn wach seid," fuhr der Oberherr fort, „so überleget, wie Wachende; klettert nicht, gleich Nachtwandlern beim Vollmond, mit geschlossenen Augen und von Einbildungen verführt, über die Firsten der Dächer, statt auf gebahnter Straße. Was wollet Ihr? Ihr seid unzufrieden, durch die Münzverordnung einige Batzen einbüßen zu müssen. Aber daß Ihr statt dessen durch Verwirrung und Einzug fremder Soldaten Eure Felder brach lasset, Eure Vorräthe dem Raube, Eure Dörfer den Flammen, Eure Weiber und Kinder dem Elend und der Schande, Eure Leiber den tödtlichen Kugeln preisgebet, damit seid Ihr zufrieden? — Was wollet Ihr? frag' ich. Gesetzt, unsere hohe Regierung würde in einigen Dingen gefehlt haben: so wäre es ein Irrthum gewesen, dem der Weiseste nicht entgeht. Und diesen Irrthum denket Ihr mit Verbrechen des Aufruhrs und Hochverraths zu verbessern? Habet Ihr gerechte Beschwerden, warum tretet Ihr nicht mit geziemender Ehrfurcht

vor die von Gott gegebene Obrigkeit, vor Eure Landesväter? Oder wollet Ihr Eure eigenen Kinder lehren, daß sie Euch sogleich das Brodmesser auf's Herz setzen müssen, wenn sie bitten sollen? — Wohin wollet Ihr? Die starke Stadt und Veste Bern erobern, die Euern ungeordneten, schlechtbewaffneten Haufen ihre geübten, mit allen Schlachtbedürfnissen versehenen Schaaren, und kriegskundige Feldobersten entgegenschickt? Glaubet Ihr, daß vor Euerm Geschrei und Fluchen Wälle und Mauern Berns erschrocken zusammenfallen müssen, sie, die Euch aus hundert ehernen Feuerschlünden donnernde Antwort ertheilen können?"

Obgleich er diese Worte mit würdiger Ruhe, mit jenem traulichen Ausdruck des Wohlwollens und anspruchlosen Wesens geredet hatte, wie die Völkerschaften der Schweiz an ihren Obrigkeiten lieben, schien doch die versammelte Menge diesmal wenig darauf zu achten. Geschwätz, Lachen, lautes Zwischenrufen ward während der Rede des Junkers immer lauter, bis Addrich die heisere Stimme erhob und rief: „Mit Erlaubniß, Junker Oberherr, wenn schon sich zu Bern bei Euch das Recht drehen und biegen läßt, wie Wachs, ist es in der Hand des Gerechten doch Stein und Eisen. Bei Sempach sind die Schweizer nur in dünnen Hirtenhemden gestanden, und die Ritter alle, jeder

in seine eiserne Mauer eingepanzert: dennoch wurden die Harnische dort mürber denn Leinwand, und die Hemden fester, denn Erz! Wenn Ihr an eine göttliche Gerechtigkeit glaubet, der wenig daran liegt, ob sie es mit bernischen Rathsherren verderbe; so glaubet, sie wird vor unsern Fahnen her gegen Eure Zwinzherrnwälle ziehen, und mit dem Schwert der Vergeltung Eure stolzen Häupter zu treffen wissen."

Während der Alte sprach, hatte Alles, Kopf an Kopf, rings umher geschwiegen, und mit geöffneten Mäulern und unbewegten Augen gehorcht, daß keine Sylbe entwische. Der Oberherr von Rued, fest und mit hoheitlichem Ernst den Blick auf ihn geheftet, hörte ihn mit scheinbarer Kälte an; doch bemerkte man an der wechselnden Farbe seines Gesichts, daß ihm in der Brust Zorn koche.

„Schweig, Mooser!" rief er, ohne seine angenommene Gelassenheit zu verlieren: „Denn du von allen diesen irregeführten Biedermännern am wenigsten hast das Recht, mit jenen Strafgerichten zu drohen, welche die Langmuth des Himmels bisher an dir zurückhielt. Eben Menschen deines Gelichters müssen es sein, Menschen ohne Ehre und Glauben, Menschen ohne Gottes- und Menschenfurcht, die, wenn sie Ehebruch und Bruder kaltherzig in den Tod gejagt, und mit verdammten Mitteln ungerechten Mammon zusammenge-

scharrt haben, endlich noch das arme Volk in den Abgrund stürzen, um auf den Stühlen der rechtmäßigen Obrigkeit sitzen zu können. Geh, dich hat Gott gezeichnet, und man sieht dir von oben bis unten in der Beelzebubsfigur das Handwerk an, mit dem du für Rechnung des Teufels arbeitest. Aber deine häßliche Haut ist noch ehrlicher, als dein Herz, und hat dir den grauen Schädel schon vergebens mit Asche der Reue bestreut, von der deine verkaufte Seele noch nichts weiß."

„Junker Oberherr von Rued," entgegnete Addrich mit Gleichgültigkeit, „mag es Euch immerhin belieben, mich zu schelten. Ich verzeih' Euch. Aber von diesen Leuten urtheilet ehrenhafter. Eure Selbstsucht, ihr Herren, Eure Herrschgier hat dies Volk in den Abgrund der Rechtslosigkeit gestürzt, und aus Schweizern stumme Sklaven gemacht. Nicht ich, Keiner kann es tiefer stürzen, als Ihr selbst schon gethan. Diese Menschen alle hier, erlaubet es, ihr Herren und Götter der Erde, möchten gern wieder Menschen sein, und zwar einen Gott im Himmel haben, aber nicht zweihundert auf dem Berner Rathhause."

Diese Worte schlugen durch in der Volksmasse. Die Bauern jauchzten dem greisen Redner Beifall und riefen: „Recht so! Das ist's!

Der Mooser thut dem Junker den Knoten auf! So muß es kommen!"

Der Oberherr ward im Gesicht glühend und sprach mit funkelndem Blick zu Addrich: „Schweig! Du bist schlüpfrig, listig, ich weiß es, kalt und giftig, wie jede Schlange, aber du kriechst doch nur dem Rabenstein entgegen. — Ihr Leute, es ist wahr, Ihr seid im Fehler, aber verführt. Ich verkündige Euch Pardon. Gehorchet der hohen Obrigkeit, der Ihr mit Euern Eiden Huldigung geleistet habet; ergreifet diesen grauen Schelm, diesen Addrich, bindet ihn und führet ihn gefangen in die Stadt. Gehorcht!" — Das Gebieterische in der Stimme des Oberherrn, die furchtlose Hoheit in seinem Aeussern, schien den Volkshaufen einen Augenblick lang zu erschüttern. Mehrere unter den Bauern zogen die Kappen und Hüte ab. Addrichs Gesicht faltete sich in ein bitteres Lächeln.

Plötzlich schrie eine kräftige Stimme aus dem Gedränge: „Lasset mich hindurch, daß ich den Falschwerber Mores lehre, der also gegen Kriegsmanier und Brauch manquirt!"

Ein schöner, junger Mann mit Flammenblicken trat in den Kreis. Es war Hauptmann Gideon, welcher sich dicht vor den Oberherrn hinstellte und, den linken Arm in die Seite gestämmt,

die rechte Hand mit drohendem Zeigefinger in die Höhe hob. „Ihr möget es Eurer Stellung danken, Junker,“ sagte er, „und daß Ihr als Deputirter löblicher Stadt Aarau erschienen seid, sonst solltet Ihr wegen schlechtobservirter Reverenz gegen Hauptleute und Kriegsvolk ungesegnet von hinnen kommen. Verstehe Ihr die Execution Eurer Instruktionen nicht besser, und wollet unsere Mannschaft debauchiren: so machet Euch auf und davon, widrigenfalls wir Eure exorbitanten Begehren mit harter Münze zahlen werden.“

„Wer bist du?“ versetzte der Oberherr und maß den neuen Redner mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle: „Wisse, Rebell, wen du vor dir hast!“

„Mit Eurer Gunst, Herr, ich bin Hauptmann Gideon Reuold, und, ohne Vanität zu melden, habe ich andere Majestäten gesehen, als Eure Magnificenzen von Bern. Der große Generalissimus Torstensohn, und selbst der berühmte Fürst Ragoczki, haben mich nach der Bataille bei Jankowitz....

„Schweig, Bursch!“ unterbrach ihn der Oberherr heftig, der sich jetzt seiner wieder erinnerte: „Hätten dich meine Leute vor wenigen Tagen erwischt, so könntest du heute die hungri-

gen Thurmratten mit deinen Prahlereien dick füttern. Mir aus den Augen, Schwätzer; ich habe nur zu jenen ehrlichen Leuten zu reden."

Höhnischen Grimmes versetzte Renold: „Wollt' ich meiner Dignität und Eurer Ambaſſadenſchaft vergeſſen, ſo läget Ihr ſchon zu meinen Füßen niedergeſtreckt. Aber ich getröſte mich, Euch bald im Scharmützel oder Treffen mit Degen und Piſtol zu rencontriren, und, auf Cavalier-Parole! wo ich Euch das erſtemal attrapire, müſſet Ihr Kugel und Klinge im Leibe fühlen: der Dampf ſoll Euch aus dem Halſe fahren!"

Der Hauptmann begleitete dieſe Worte mit ſo lebhaftem und drohendem Geberdenſpiel, daß ſeine geballte Fauſt ziemlich nahe vor dem Geſicht des Oberherrn umherzaukelte. Dieſer, voll Unwillens, ſtieß mit dem Ausruf: „Frecher Kerl!" Gideons Arm zurück. Der Hauptmann griff nach dem Degen, ließ denſelben aber wieder fahren, und entriß einem der Umſtehenden den Spieß.

„Ich will dieſen Junker wie einen Hund, nicht wie einen Soldaten ausjagen!" brüllte er, kehrte den Spieß, und ſchlug mit dem Schaft über des Junkers Kopf, daß der Speer entzweibrach.

Addrich zog den Wüthenden, der zu ſchlagen fortfahren wollte, rücklings an ſich. Die Raths-

herren von Aarau umringten erschrocken den Oberherrn und rissen ihn in eilfertiger Flucht mit sich zum Thor der Stadt. Auch Fabian ab der Almen gesellte sich zu ihnen. Wildes Gelächter, lautes Gebrüll, mit einigen Musketenschüssen vermischt, scholl den Fliehenden durch die Vorstadt nach. Man öffnete der zurückkehrenden Gesandschaft die kleinere Thorpforte, und ließ sie ein. Die Basler hielten hier Wacht. Ein Haufen neugierigen Volks folgte den Abgeordneten auf dem Zuge nach dem Rathhause.

Dieses erhob sich mit breiter Geräumigkeit auf dem Platz der alten Burg und Veste Nore, an dessen beinahe tausendjähriges Thurmgemäuer sich auf einer Seite Flügel und Dachung des Gebäudes lehnten. Ringmauer und Graben waren längst verschüttet und zum offnern Straßenraum verebnet. Die Aussenseite des Hauses prangte in städtischer Zierlichkeit damaliger Zeit, mit großen bunten Mauergemälden, welche die Haupttugenden einer christlichen Obrigkeit in sinnbildlichen Gestalten zur Schau stellten.

Auf der steinernen Wendeltrege eines der runden Vorthürmlein gelangte der Zug zum Rathssaal, wo Schultheiß, Räth' und Bürger zusammen saßen, mit ihnen die Obersten und Hauptleute des fremden Kriegsvolks. Groß- und Klein-

weibel, in die Stadtfarben gekleidet, das Zeichen ihrer Würde, den langen, schwarzen Stab mit Silberknäufen in der Hand, ſtanden dem Schultheiß gegenüber, der, von seinem Thronsessel unter dem Wappen der Stadt, die Berathungen der Versammelten mit ernster Gewichtigkeit leitete. — Fabian, des Ausgangs der Dinge begierig, blieb nebſt den übrigen Zuschauern an der offenen Thür.

(Beſchluß folgt.)

Heinrich Zschokke's

ausgewählte Schriften.

Achtundzwanzigster Theil.

Addrich im Moos. (Zweiter Theil.)

Aarau 1825.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC

Universitäts-
München
Bibliothek

Addrich im Moos.

Zweiter Theil.

21.

Die erſten Kriegsthaten.

Sobald die Abgeordneten, nach ausführlicher Betitelung und Grüßung, über den Hergang ihrer Verrichtungen Rechenſchaft abgelegt hatten, fragte der Schultheiß die Hauptleute von Mühlhauſen und Baſel an, ob ſie den Begehren der rebelliſchen Bauerſame willfahren und die Stadt räumen, oder Widerſtand leiſten wollten.

„Fürwahr," rief Oberſt Zörnli von Baſel, „es bedarf der Frage nicht. Ich ſtehe mit meinen tapfern Soldaten in dieſer Stadt auf höchſten Befehl, und bekümmere mich wenig um die Frechheit jenes donnerſchießigen Geſindels draußen. Wenn ihrer zehntauſend wären, werden wir uns zu vertheidigen wiſſen, ſo lange noch ein Haus ſteht. Lebendig ſoll mich Niemand hinausbringen, ſondern ſtückweis muß ich von meinem Poſten geriſſen werden."

„Ganz wohl geſprochen, Herr Oberſt, ganz ſchön!" ſagte der Schultheiß von Aarau: „Und Ihr könnet darauf zählen, die Bürgerſchaft werde dabei nicht müßige Hände in den Schoos

legen, wenn es gilt, einen Feind, wer er ſei, von ihren Mauern abzuweiſen. Allein mich bedünkt dennoch, Ihr ſolltet die Schnur nicht zu weit richten, und vorher ſchauen, ob Eure tapfern Soldaten das Herz haben, wo Ihr den Willen. Denn es iſt kein Geheimniß, und von ihnen rund geſagt worden: ſie mögen gegen die Bauern nicht ſtreiten, viel eher gegen Bürger. Somit hätten wir Aarauer Feinde inner der Stadt und auſſer der Stadt."

„Herr Oberſt," ſprach der Junker Rey von Rued, „die Beſorgniſſe des Herrn Schultheißen ſcheinen gegründet; Muth und Treue Eurer Leute verdächtig. Ein großer Theil derſelben iſt der Sache der Rebellen zugethan. Wollet Ihr gutem Rath folgen: ſo ſchlieſſet Euch an mich, und führet Euer Volk auf das Schloß Lenzburg. Ich begleite Euch und übernehme alle Verantwortung. Aarau iſt kein Platz, der ſich halten kann. Ihr würdet Euch und die brave Stadt unnützerweiſe in Noth ſtürzen. An das Lenzburger Schloß wagt ſich das rebelliſche Geſchmeiß nicht. Dort ſteht Ihr ſicher und mit den Schafhauſern im benachbarten Brugg zu gegenſeitiger Hilfe in Verbindung."

Der Oberſt ſchüttelte den Kopf und rief: „Hier iſt mein Platz! Hier ſitz' ich feſt, wie ein eingeroſteter Nagel. Meine tapfern Leute denken

alle nicht minder entſchloſſen, als ich. Gelt, Herr Hauptmann Paul Bekel?"

Mit einer Geberde, die genugſam deutete, welcher Meinung er ſei, indem er die Unterlippe, wie zum Hohn, aufwärts, die Augenbraunen tief und verdrüßlich gegen die Naſenwurzel zog, antwortete der Hauptmann: „Ohne Zweifel, unſere Mannſchaft iſt ſo heldenmüthig, wie irgend eine. Es iſt kein Kerl leicht darunter zu finden, der nicht ſeine Narbe trüge, die er als Chilbude, oder hinterm Wirthstiſch durch ein Bankbein, oder durch einen Haagſcheit, oder durch eine Weinflaſche erhielt, die ihm am Schädel zerſprang. Dieſe Burſche aber ſind von der Schule her ſchlechte Rechenmeiſter, halten 10 für 100, wollen nicht aus der Stadt, weil ihnen eine Million Bauern auf dem Felde wartet, und machen es, wie einfältige Richter, welche die Gründe nicht nach dem Werth, ſondern nach der Anzahl ſchätzen."

„Was?" rief der Oberſt ärgerlich: „Wollen nicht aus der Stadt? Herr Hauptmann Paul Bekel, Ihr habt wieder Eure nicht anmuthige...."

Hier ward er durch plötzliche Ankunft eines Offiziers unterbrochen, der mit lauter Stimme meldete, daß die Soldaten ſammt und ſonders zu Gewehr griffen; daß Alles in größter Unordnung ſei; daß die rebelliſchen Bauern draußen

neue Verſtärkungen empfangen hätten und in hellen Haufen gegen die Stadt andrängen.

„Die ſollen mit blutigen Köpfen linksum machen!“ ſagte der Oberſt: „Seht Ihr, Herr Hauptmann Paul Bekel, wie es unſere Mannſchaft von Baſel und Mühlhauſen meint? Auf, ihr Herren, laßt uns den ungezügelten Muth der Beſatzung auf die rechten Punkte leiten. Vorwärts! Wo iſt der Sammelplatz unſerer Soldaten, Herr Lieutenant?“

Der Offizier, der die Botſchaft gebracht, erwiederte: „Herr Oberſt, nirgends und überall, wo ſich Jeder am ſicherſten glaubt; die Einen unterm Stroh, die Andern in Ställen und Kellern; Viele laufen durcheinander über die Landbrücke hinaus. Keiner glaubt, daß er mit dem Leben davonkomme, und die Meiſten haben wirklich ſchon Augen und Ohren maustodt. Ich bin in manchem Krieg und Streit geweſen, Herr Oberſt, aber ich will zum Rattenfeſen der häßlichſten Hexe werden, wenn ich je ſolch' Krethi und Plethi geſehen habe.“

Der Oberſt ſtand bei dieſer Nachricht lange verblüfft da, während Hauptmann Bekel neben ihm drollige Geſichter ſchnitt.

„Meine Herren, hier iſt Verrätherei! Folgt mir!“ ſagte der Oberſt und verließ den Saal. Mehrere Herren des Raths folgten ihm.

In der That ſah es in den Gaſſen aus, als

wäre der Feind ſchon durch alle Thore eingebrochen. Die Soldaten, mit Sack und Pack, liefen vorüber, ohne ihres Oberſten und ſeines Fluchens zu achten; die Burger, bewaffnet, ſchrieen einander zu, nach welchem Thore man zur Vertheidigung der Stadt eilen müſſe. Blaſſe Weiber rannten rufend umher, ihre Kinder zu ſuchen, die vor den Häuſern ſpielten. Indeſſen erfuhr man eben ſo bald, daß Alles blinder Lärmen geweſen, und die Bauern draußen keinen Schritt zum Angriff gethan hätten.

Als Oberſt Zörnli, begleitet vom Junker Mey und einigen Rathsherren ebenfalls zur Aar eilte, um die Soldaten zur Rückkehr zu bewegen, fanden ſie viele ſchon geſchäftig, die Brücke abzuwerfen oder in Brand zu ſtecken. Einen andern Haufen ſahen ſie mit Spießen und Gewehren um einen jungen Menſchen verſammelt, der, mit dem Rücken gegen eine der Wände, den Degen in der Fauſt, ſich gegen Alle vertheidigen zu wollen ſchien. Es war der junge Fabian ab der Almen.

„Leiſtet mir Hilfe, ihr Herren!“ rief er den kommenden Offizieren zu: „Eure Leute wollen mich ermorden, weil ich mich ihnen widerſetzte, die Brücke der Stadt nicht unnützerweiſe zu zerſtören.“

„Nichts! nichts!“ ſchrien die, welche ihn umzingelt hielten: „Es iſt ein Erzſchelm, ein

Spion, ein Rebellenkommandant! Er muß hangen!"

Der Oberſt ſprang dazwiſchen und rief: „Junger Menſch, wer Du auch biſt, den Degen her, gib Dich gefangen! Vier Mann und ein Feldweibel hervor, führt ihn fort in die Hauptwacht. Wehe dem, der ihn antaſtet! Er ſteht unter meinem Schutz, bis ich ihn ſchuldig oder unſchuldig weiß. Junger Menſch, auf mein Ehrenwort, gib mir den Degen. Haſt Du heiles Gewiſſen, behältſt Du heile Haut. Ich bin der Oberſt Förnli von Baſel."

„Herr Oberſt," ſagte Fabian, indem er ihm den Degen überreichte, „ich vertrau' Euerm Ehrenwort. Jetzt rettet die Brücke."

Einige Bewaffnete umringten den Jüngling, führten ihn aber, trotz aller Befehle und Drohungen des Oberſten, ſtatt zur Hauptwacht der Stadt, über die Brücke hinaus in das Schützenhaus, indem ſie ſchrien: „Wir ſehen keinen Fuß in die Stadt; da ſind wir verrathen. Die Bürger halten zuſammen mit den Rebellen!" Der Oberſt ließ geſchehen, was nicht zu hindern war, und mußte froh ſein, daß er, mit Beiſtand des Oberherrn von Rued und einiger Rathsherren, die Soldaten bewegen konnte, die Brücke unabgebrochen zu laſſen.

„Ihr Herren von Baſel und Mühlhauſen,"

ſagte Junker Mey nach geſtilltem Lärmen: „wie viel Offiziere habt Ihr zuſammen?“

„Wir ſind unſerer ſiebenundzwanzig auf fünfhundert Gemeine!“ antwortete einer der Hauptleute.

„In dem Fall lebt wohl, ihr Herren; ich begebe mich nach Königsfelden in Sicherheit. Ich begreife, Ihr ſeid zu ſchwach, weil nur ſiebenundzwanzig Mann gehorchen, wo fünfhundert Befehlshaber ſind.“ Mit dieſen Worten wandte ſich der Oberherr von Rued gegen die Stadt zu.

Der Oberſt aber, indem er die bittere Pille verſchluckte, murmelte einige Verwünſchungen zwiſchen den Zähnen, ſuchte ſein neues Hauptquartier zwiſchen beiden Aarbrücken auf, ordnete vor dem Schützenhauſe die dort umhergelagerte Mannſchaft, und erfreute ſie mit der Kundſchaft, daß man Speiſe aus der Stadt herbeiſchaffen werde. Das Kriegsvolk, vom Schrecken geneſen, überließ ſich nun ungebunden ſeiner Fröhlichkeit. Man tanzte, würfelte, trank und ſpielte und pries die Bürger von Aarau, welche ihre Thore gegen die Rebellen ſelber bewachten, und dennoch den abgezogenen Beſchützern Nahrung zuführten. Aber die Luſt verſtummte plötzlich, als gegen Abend der Donner der Lärmkanone des Schloſſes Gösgen von Weſten aus der Ferne ſcholl, und das Geſchrei ging, es wären bei zwölfhundert Rebellen

des Solothurner Gebiets auf dieſer Seite des Fluſſes im Anzuge. Haſtig ward aufgepackt, Kriegsrath gehalten und der Rückzug in die Dorfſchaften der Aemter Schenkenberg und Biberſtein angeordnet. Umſonſt verlangte Fabian Unterſuchung und Freilaſſung; der Oberſt nahm den Jüngling als Kriegsgefangenen mit ſich, und verhieß ihm die Erfüllung des Wunſches für den folgenden Tag.

Eh' aber derſelbe noch angebrochen war, heulten auch die Sturmglocken ſchon längs dem Gebirg im Amt Schenkenberg auf dieſer Seite des Stroms. Wenige Stunden ſpäter erblickte man zahlreiche gewaffnete Schaaren in Bewegung auf den Höhen, zum Angriff bereit. Der Oberſt von Baſel verſammelte alsbald ſeinen Schlachthaufen, und pflog Raths mit den Offizieren, als die Ankunft von einer Geſandtſchaft der feindlichen Rotten gemeldet ward. Die Verlegenheit ſämmtlicher Hauptleute ſprach aus Wort und Geberde. Sie hatten in Muth und Treue ihrer Soldaten ſo wenig Vertrauen, als auf die Großmuth des empörten Landvolks. In Zahl zu ſchwach gegen die Schwärme des allgemeinen Aufſtandes, an Kriegszucht und Waffenübung denſelben nicht überlegen, ſahen ſie unvermeidlichen Untergang vor.

„Bei meiner armen Ehre!“ rief Hauptmann Bekel endlich, indem er die beſtürzungsvollen Geberden ſeiner Waffengefährten betrachtete, und

darüber in ein Gelächter ausbrach, das ihm Thränen erpreßte: „Solch donnerschießiger Krieg iſt in der Welt nicht erhört, ihr Herren. Machen wir zuletzt Spaß aus der Sache, wie Hanswurſt in der Komödie, wenn der Teufel mit den ſieben Todſünden gegen ihn ins Feld rückt. Stellen wir uns auf die Zehen; machen wir uns zu Rieſen; füllen wir den Mund mit Armeen, Karthaunen und Granaten; verwandeln wir unſere armſelige Mannſchaft in eine Vorhut von 20,000 Mann, die uns auf dem Fuße nachkommen; ſchildern wir unſere Leute, als wären ſie wüthige Eiſenfreſſer. Das kann uns retten, oder nichts. Wir müſſen den Bauern Angſt einjagen, und mit ihnen von oben herab, gebietend, wie Berner Landvögte, reden. Ich wette, ſie bücken ſich unterthänigſt und ziehen den Filz vom Kopf.“

Während er ſo, ſtets vom eigenen Lachen unterbrochen, ſprach, ergriff die Lachluſt auch alle Uebrigen in ſolchem Maaſe, daß ſie kaum Worte hervorbringen konnten. In Verlegenheiten ſind oft luſtige Leichtfertigkeit und traurige Verzweiflung neben einander laufende Auswege, und nichts grenzt ſo nah' an das Allerernſthafteſte, als das Lächerlichſte. Inzwiſchen wirkte der Anblick der fröhlichen Hauptleute wohlthätig auf die Gemüther der Basler und Mühlhauſer Heerbanden, die in Schlachtordnung auf dem ſogenannten Leuen-

felde an der Straße von Aarau gegen die Bergdörfer aufgestellt waren, und des Ausgang der Dinge mit Bangigkeit harrten. Sie schlossen aus dem Gelächter, die Gefahr müsse wenigstens nicht groß sein. Ganz entgegengesetzten Eindruck schien dies närrische laute Lachen auf die herankommende Bauern-Gesandtschaft zu machen, welche, aus mehr denn zwanzig Männern zusammengesetzt, dreimal stillstand und, sich darüber berathend, in einen engen Knäuel zusammenrollte.

Oberst Zörnli, von den Hauptleuten begleitet, nahm, als die Bauern heran traten, ernste Geberde an, warf sich in die Brust und rief: „Nun, ihr Leute, wie stehts? Wollt Ihr Euch unterwerfen?"

Ein stattlicher Landmann, im Sonntagsrock, mit zwei Schuh hohem, schwarzem Federbusch auf dem Rundhut, trat aus dem Haufen hervor, bückte sich mit halbem Leibe und sagte: „Glückseligen, guten Morgen, Ihr Herren. Wenn Ihr da der Oberst Zörnli von Basel seid, thut's mich wohl erfreu'n. Ihr sollt wissen und ich thu' Euch hiemit anzeigen, daß Ihr nicht vermeinet, ich sei bloß der Schmied von Veltheim, sondern ich bin der General von unserer Armee."

„Du bist ein guter Kerl, Schmied," antwortete der Oberst, „und verstehst Dein Handwerk, wie ich von allen Seiten höre. Sage mir, wie viel Schmiedknechte hältst Du? Denn wenn Du

billige Preiſe machſt, ſollſt Du vollauf Arbeit bekommen. Viertauſend Reiter und vierzig Kanonen beim Fußvolk ſind heut' über die Schafmatt und den Hauenſtein im Anzuge; da geht mancher Radnagel, manches Hufeiſen auf den ſchändlichen Straßen verloren."

Der Oberſt ſprach dies mit ſolcher Zuverſicht und vornehmer Miene, daß der Schmied von Veltheim faſt die Faſſung verlor, den Hut hinterwärts lüpfte und mit der Hand ſich verlegen hinterm Ohr krauete. „Was das anbelangt," ſagte er, „ſo wäre es von Euch keine üble Meinung, Herr Oberſt, und der Verdienſt wäre wohl mitzunehmen, denn die Zeiten heutiges Tags ſind ſchlecht. Jedennoch muß ich Euch hiermit berichten thun, daß ich eigentlich komme . . . ."

„Wir bezahlen übrigens baar," unterbrach ihn der Oberſt, „das iſt Befehl unſerer gnädigen Herren und Obern. Ich bin mit meiner Vorhut vorangeſchickt, Alles einzurichten. Bei Veltheim und Schinznach kömmt das Gepäck und Fuhrwerk von zehntauſend Mann zu ſtehen. Ich weiß zwar, Meiſter, Du haſt Feinde. Man haz mir behauptet, Du wärſt ungeſchickt, könnteſt keinen Pflug herſtellen, und Dein Eiſen hätte den rothen und kalten Bruch . . . ."

„Herr Oberſt," ſchrie der Schmied von Veltheim aufgebracht, „das iſt erſtunken und

erlogen, und rührt von dem verſoffenen Schmied von Thalheim her ſeit ich die Arbeit im Schloſſe Kaſtelen habe. Aber beſſer Neider, als Mitleider, vſleg' ich zu ſagen, Herr Oberſt!"

„Das ſag' ich eben auch, Meiſter!" unterbrach ihn der Oberſt: „Aber wer ſind die guten Leute da mit Dir? Gibt's nicht Müller, Bäcker, Schuſter und andere Handwerker darunter? Hat einer von ihnen Getreidevorrath, Maſtvieh? Ich kaufe Alles für die Armee auf."

Hier drängte ſich der Großeſte von den Landleuten aus dem Haufen hervor und rief mit heiſerer Kehle und grimmigem Blick: „Wir ſind Schmiedsknechte insgeſammt, Herr, und im Begriff, Euern frechen Hochmuth untern Hammer zu nehmen."

„Donner!" ſchrie der Schmied von Veltheim: „Laß mich doch reden. Ich bin ja der General, und Du gehörſt nicht ins Amt Schenkenberg. Rede Du drüben ennet der Aare für Deine Kulmer! Hier haſt Du kein Recht."

„Nichts, Schmied! Schweig! Der Mooſer ſoll das Wort führen!„ ſchrie lärmend der Haufe der Abgeordneten: „Er verſteht's! Addrich, rede!"

„Nun, was gilt's?" ſprach der Oberſt mit gerunzelter Stirn: „Wer biſt Du, guter Alter?"

Addrich trat ihm entgegen und ſagte mit feſtem, wirkſamem Ton: „Ihr ſeid umzingelt von

den Fahnen des Schenkenberger Amts. Euer Rückweg zur Schafmatt iſt von zweitauſend Solothurnern bis Erlisbach verrammelt. Aarau iſt dieſe Nacht von unſern Leuten beſetzt. Die Schafhauſer haben von Brugg ſchon ihren Rückzug angetreten. Eure Armee mit viertauſend Reitern und vierzig Kanonen ſind noch beim Basler Paſtetenbecker im Ofen. Streckt das Gewehr, Ihr ſeid gefangen! Wo nicht: ſo hauen wir euch Alle in die Pfanne, bis auf Einen, den wir ohne Ohren und Naſe heimſchicken, damit er melde, wo Ihr Andern in's Gras gebiſſen habt."

Der Oberſt, etwas überraſcht durch dieſe Anrede, ſammelte ſich ſchnell wieder, fluchte, drohte vorzudringen, alle Dörfer in Brand zu ſtecken und des Kindes im Mutterleibe nicht zu ſchonen.

Kalt erwiederte Addrich: „Komm, verſuch's! Willſt Du Deine tapfern Leute zuvor aber kennen lernen, Oberſt, ſo laß mich nur drei Worte zu ihnen ſagen. Wenn ſie Dich und Deine Hauptleute dann nicht ſelber gefangen nehmen oder niederſchieſſen, ſo will ich Dein Gefangener ſein, und am Galgen von Baſel gehenkt werden."

„Iſt der wüſte Kerl nicht der Satan ſelbſt," flüſterte Hauptmann Bekel dem Oberſten in's Ohr,

„ſo iſt er ſein Zwillingsbruder. Er kennt unſere Zeüge. Nehmt die Wette nicht an.“

Oberſt Zörnli ſtrich ſich nachdenklich den Bart, trat mit den Offizieren auf die Seite und beredete ſich mit ihnen. Einige Schüſſe, die auf den Höhen von den näher gekommenen Haufen des Landvolks fielen, ſo wie das Schlagen ihrer Trommeln weit umher, kürzte die Berathung bald ab.

„Guter Freund,“ ſagte der Oberſt zu Addrich, „es iſt allem Kriegsgebrauch entgegen, daß Eure Leute vorrücken, während wir hier unterhandeln. Wollet Ihr Frieden, ſo beginnet keine Feindſeligkeiten.“

„Wir wollen keinen Frieden,“ entgegnete Addrich, „ſondern Krieg. Wir geſtatten Euch eine Galgenfriſt, die ſo lange währt, bis die Spieße unſerer Leute Eure Rippen erreichen können. Alſo wählt! Das Landvolk von Baſel ſteht dieſen Augenblick unter Waffen, wie wir, und rechnet mit euerm Bürgermeiſter und Rath ab.“

„Iſt's richtig, daß die Schafhauſer ſich von Brugg zurückgezogen haben?“ fragte der Oberſt nach einigem Beſinnen.

„So gewiß, als Euer nahes Ende. Sie haben auf Ankunft des Zürcher Volks gewartet, wie die Kuh auf grünes Futter um Weihnachten.“

„Verdammt!“ rief der Oberſt, zu ſeinen Hauptleuten gewandt: „Man hat uns auch ver-

heißen, es sollten in Aarau 1500 Züricher zu unsern Fahnen stoßen. Am besten, wir ziehen in das Gebiet von Basel zurück. Ihr Leute, sparen wir Blutvergiessen! Gestattet Ihr uns ruhigen Abzug, so scheiden wir als Freunde von Euch."

Dieser Vorschlag erregte langen Wortwechsel unter den Abgeordneten des Landvolks. Endlich stimmten Alle, ausser Addrich, dazu. Sie gaben dem Obersten das Wort und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, ihren Mannschaften die Abrede bekannt zu machen. Gleichzeitig traten die Fahnen von Basel und Mühlhausen den Rückweg an, Aarau vorüber längs den Weinbergen nach Erlinsbach. Im langen Zuge folgten die bewaffneten Schaaren der Landleute. Seitwärts drehen am Waldsaum des Hungerbergs wimmelte es von ihnen, die schnellfüßig voraneilten. Vor dem Dorfe im Hintergrund blitzten die Waffen des Solothurner Landsturms.

Schweigend wanderte Zörnli's Heerhaufe den Grenzen zu. Im Dorfe mußte derselbe so lange verzögern, bis sich jenseits desselben die Aargauer und Solothurner in langen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, kriegerisch aufgestellt hatten. Indessen belustigten sich Kinder und Weiber des Dorfs spottend an der Furcht oder Niedergeschlagenheit der heimwandernden

Krieger, denen sie höhnend mancherlei Grüße mit auf den Weg gaben.

„Hätten wir", sagte der Oberst zu den Hauptleuten, „uns doch vom Ersten zum Letzten in Krautstücke zerhacken lassen, es wäre besser gewesen, als diese Schmach erlebt! Wir wären mit Ehren gestorben."

„Dazu kannst Du auf der Stelle gelangen!" sagte ihm die wohlbekannte heisere Stimme. Addrich stand dicht neben ihm: „Du schleppst einen Gefangenen mit Dir. Das steht dem Besiegten nicht zu. Keinen Strohwisch sollet Ihr als Siegeszeichen aus dem Aargau tragen. Augenblicks laß den gefangenen Jüngling frei!"

„Fein glimpflich, Herr Bauer-Kommandant!" fuhr ihn der Oberst an: „Und wenn Du schriest, wie ein Dachmarder, würd' ich Dich und Deine kohlenrothen Augen nicht fürchten. Ich ziehe freiwillig zurück, nicht geschlagen, daß Du's weißt, und bin meiner Haut noch sicher."

„Wie die Laus zwischen zwei Daumen!" versetzte, mit hämischem Grinsen, Addrich; ging dann die Rotten des Kriegsvolks mit gezogenem Degen entlang, bis wo er den jungen Fabian ab der Almen zwischen doppelten Reihen der Soldaten erblickte. Er stieß sie zurück, riß den Jüngling hervor und sagte zu ihm: „Du bist frei, Fabian. Sieh, Bursch, das sind Deine Freunde,

die Städter und ihre erbärmlichen Lohnknechte, für die Du, Narr, Partei machſt. Das iſt ihr Dank! Geh, Du biſt frei; geh mit mir, oder lauf zu den Bernern; es gilt mir gleich. Die gerechte Sache wird ohne Dich obſiegen. Hier haſt Du einſtweilen die Vorkoſt."

„Ich danke Dir, Addrich!" entgegnete Fabian: „Vielleicht erweiſ' ich Dir über kurz oder lang gleichen Liebesdienſt. Mich aber bewegt nichts, weder Euch noch den Städten anzugehören. Du kennſt meinen Sinn. Verlieren wir kein Wort darüber."

Indem ſie noch ſprachen, ſetzte ſich der Zug der Soldaten in Bewegung. Oberſt Zörnli hatte wohl bemerkt, wie Addrich den Gefangenen ohne Widerſtand erlöſete; aber Klugheit rieth ihm, zu ſchweigen; und das neue Schauſpiel, welches ſich in gleicher Zeit eröffnete, worin ihm und den Seinigen die übelſte Rolle ertheilt war, nahm ſein ganzes Gemüth bald zu ſehr in Anſpruch.

Links ſtand vor ihm in endloſer Reihe der Solothurner Landſturm, rechts der des Aargau's; Alles wohlgeordnet, buntſcheckig, mit mancherlei Waffen und wehenden Fahnen. Die Trommeln wurden gerührt. Das Kriegsvolk von Mühlhauſen und Baſel mußte zwiſchen beiden Reihen, wie durch eine Gaſſe, den Höhen der Schafmatt entgegenziehen, links und rechts, gleich Gefangener,

bis zur Grenze begleitet. Eine Menge Volks, Weiber, Kinder, Greise, folgten dem seltsamen Schauspiel.

Nach Fabian, vom Strome, oder von seiner Neugier mitgerissen, oder um durch allzufrühe Entfernung keinen Argwohn auf sich zu ziehen, wanderte gemächlich nebenher bis zu den einzelnen Häusern des Weilers Roor, in einem kleinen Thalgrund am Fuße des steiler werdenden Bergs. Hier wandte er sich, von Keinem bemerkt, zwischen den Hütten plötzlich ab, auf dem Weg zum Bergdorf Stüßlingen, in der Hoffnung, Aarau vor Nacht wieder zu erreichen.

Das schmale Thal verengerte sich bald vor ihm, je weiter er kam. Es ward zuletzt einer finstern, höhlenartigen Kluft ähnlich, über welcher von beiden Seiten die Tannen ihre schwarzen Zweige zum Dache bogen. In der Dämmerung dieser Schlucht sah er sich Gestalten bewegen. Als er sie deutlicher erkannte, waren es drei Männer, die im Gespräch neben ihren Pferden standen bewaffnet, in ungewöhnlicher, doch reicher Tracht. Einer derselben war ein Mohr, in feines Pelzwerk gekleidet. Der Andere trug einen kleinen Hut mit dreifach aufgeschlagenen, niedrigen Krämpen, eine lange Feder darüber; ein grünes Jägerwamms mit bis auf die Knie reichenden Schoßen, daran die vergoldeten Knöpfe und goldumfaßten

Knopflöcher vom Hals bis zum Knie schimmerten; an den Beinen Reiterstiefeln, über die Knie aufgestülpt. Der Dritte, welcher der Angesehenere von ihnen zu sein schien, trug eine Art Mütze von schwarzem Sammet, desgleichen ein langes, schwarzes, mantelartiges Oberkleid, daß man ihn für einen römischen Priester gehalten haben würde, wenn nicht in seinem Gürtel der mit Silber und Perlmutter ausgelegte Griff eines Dolches geblitzt hätte.

25.

Die Nacht in der Berghütte.

Obwohl unbewaffnet, schritt Fabian aber Almen herzhaft in das Helldunkel des verdächtigen Hohlweges, den die Rosse und der daneben stehende Mohr, Priester und Jäger, beinahe versperrten. Indem er grüßend vorbeizugehen gedachte, und mit einem Seitenblick die ungewöhnlichen Trachten musterte, rief ihn der Herr in der schwarzen Sammet-Soutane mit folgenden Worten an: „Heda, rüstiger Junggesell! wenn's Eure Eil gestattet, so schenket verirrten Reisenden ehrlichen Rath. Es wird Euer Schade nicht sein.“

„Seid Ihr des Weges verfehlt? Wohin verlangt Ihr in den Bergen hier?“ fragte der Jüngling und blieb stehen.

„Wenn's ohne Flügel möglich wäre," erwiederte Lener, „über diese Berge hinaus und über den Rhein. Ich bin des Landes ein Fremdling, und in dasselbe vorgestern von Basel herein gekommen. Diese meine Leute hatte ich am Fuß des untern Hauenstein im Städtlein Olten gelassen, bis ich einige Geschäfte im Aargau abgethan haben würde. Als ich nun nach Olten zurückgekommen war und wir diesen Morgen wieder gen Basel zurückzuziehen gedachten, kamen uns Flüchtlinge entgegen, den steilen Weg des Gebirgs herunter und mahnten, wir sollten umkehren, denn das Landvolk im Baselgebiet stehe im hellen Aufruhr und gebe keine Sicherheit für Reisende. Da wir, nach reiflicher Ueberlegung, der Warnung folgten und gegen Mittag abermals vor Olten anlangten, warnten uns draussen Bauernweiber, hineinzugehen, denn das Städtlein sei voll Kriegsvolk, die Oltener Brücke mit Bewaffneten besetzt und den empörten Landleuten jeder Herr in städtischer Tracht verdächtig. Die eigenen Augen überzeugten uns bald von der Wahrheit der Aussage. Die Weiber, welche uns für Baseler Kaufherren hielten, wiesen oüwärts einen Weg an den Höhen, längs dem Gebirg, um die Päße des Benken, oder der Schafmatt zu erreichen, obwohl übel für Rosse, doch sicher für uns. Also schlugen wir die steinige Karrstraße am Gebirge ein bis dieher,

und nun wir angekommen ſind, finden wir uns abermals durch kriegeriſchen Lärmen aufgehalten. Thaleinwärts und bergwärts ziehen vor uns bewaffnete Haufen. Ihr Gebrüll aus der Ferne weiſſagt friedlichen Wanderern ſo viel Heil, als das Gebrüll hungriger Löwen. — Oder haltet Ihr dafür, Junggeſell, wir ſollten es wagen und uns der Gaſtrechtlichkeit dieſer Leute anvertrauen, die wir doch nicht beleidigt haben?"

„Herr," verſetzte Fabian, „ich mögte Euer Gut und Blut nicht durch ein falſches Wort auf mein Gewiſſen laden. Thut, wie Ihr wollt; aber ſprechet lieber die Dachſe und Füchſe in dieſen Löchern um Gaſtfreundſchaft an, als jene Bauern und ihre dummblinde Wuth."

„Wer iſt ihr Führer und Oberhaupt?" fragte der Fremde weiter: „Ich konnte mich an ihn wenden."

„Ein Volk ohne Obrigkeit und Geſetz hat ſo viel Häupter als Gliedmaſſen!" verſetzte der Befragte: „Einer darunter, den ich kenne, freilich wäre, wenn er wollte, vielleicht im Stand, Euch durchzuhelfen. Allein . . ."

„Es liegt mir nicht an einem Stücklein Geldes. Wo find' ich ihn? Wie heißt er?"

„Man nennt ihn den Addrich im Moos." Fabian, indem er dies ſagte, glaubte zu bemerken, daß der Fremde, welcher nachdenkend vor ſich hin-

sah, bei dem Namen rasch mit dem Kopf auffuhr. Er fragte daher: „Kennet Ihr ihn schon?“

„Durch Sagenhören, wenn es derselbe ist, welcher sein Wesen in einem der abgelegenen Bergwinkel jenseits der Aare treibt!“ erwiederte der Fremde gelassen, und zeigte mit der Hand nach der Gegend: „Erst gestern hört' ich den Namen vielmals in den Wirthshäusern des Landes zum Würfelspiel, Weinbecher und Wortwechsel. Aber bei allen Heiligen des Himmels! ich glaube, dieser Mann hätte mehr Ruhm davon, wenn er weniger berühmt wäre. Ich mögte mein Roß nicht seinem Stalle, geschweige mein Leben seinen Händen vertrauen.“

„Mag sein, Herr!“ versetzte Addrichs Freund: „Ich kenn' ihn gar wohl. Er ist einer der Unglücklichen, von welchen kein Mensch Gutes reden kann, sondern nur Gott.“

„Wie versteht Ihr das, Junggesell? Gift ist Gift, und der Mensch muß es scheuen, wenn der Schöpfer gleich am besten weiß, welche Arzeneikraft er in das Gift gelegt hat. So wird's ungefähr um diesen Addrich, nach Eurer Meinung, stehen.“

„Herr, ich meine nur, wir sollen nicht richten, am wenigsten nach dem Geschwätz, welches die Zunge des Pobels treibt. Keine Landstraße in der Welt ist breiter gebahnt und glatter getreten, als der

Weg, den die Sagen und Gerüchte laufen, und, glaubt mir's, nirgends doch geräth man leichter in die Irre, als auf dieser Heerstraße aller Winde. Thut, wie Ihr wollt. Ich mögt' Euch jedoch selber nicht anrathen, den Addrich in diesen Augenblicken zum Schutzpatron zu machen."

„Was aber soll aus mir und meinen Leuten diese Nacht werden, Junggesell, da ich weder rückwärts noch vorwärts kann?"

„Herr, meines Erachtens thut Ihr wohl, das erste, beste Obdach zu wählen, falls Ihr nicht lieber durch die tiefe Aare schwimmen, oder über die hohen Felsen klettern wollt. Volksauflauf ist, wie, nach Gewitterregen, wildes Bergwasser, schnell geschwollen, schnell getrocknet. Wartet ein wenig am Ufer; Ihr gebt vielleicht morgen hindurch, ohne Euch die Sohlen zu netzen."

„Euer Rath, Junggesell, scheint mir unter diesen Umständen nicht unweise; nur vergesset Ihr, daß ich landsfremd bin, und unkundig, wo Wirthshaus und Dorf suchen? Ohnehin rückt die Nacht mit starken Schritten heran."

„Herr, ich bin des Oertlichen hie Landes so unkundig, wie Ihr, und begehre ebenfalls Obdach. Die Märznächte sind in rauher Höhe unter freiem Himmel kühl. Aber ich denke, wir sollen, bei dermaliger frechen Ausgelassenheit der Bauern, lieber die Wirthshäuser und Dorfer meiden, als

ſuchen, und mit irgend einem abgelegenen Heuſtall im Berg vorlieb nehmen, wo wir ihn finden. Wenn Euch damit geholfen iſt, ſo folgt mir."

Die Reiter beſtiegen ſofort ihre Roſſe. Fabian lief behendes Fußes voran durch den Hohlweg; ihm nach ritt der Fremde, welchem der Mohr folgte. Den Schluß machte der Jäger, welcher ein beladenes Maulthier vor ſich her trieb. Der Hohlweg ſchloß ſich bei einer wilden, einſamen Berggegend auf, die, als man eine gute Weile hinaufgeſtiegen war, zu einer kahlen Fläche ward, über welche das Gebirg zur Rechten ſeine kalten Schatten warf. Im Hintergrunde hielt ein finſterer, einzelner Felsthurm auf ſeiner Spitze das Schloß Wartenfels über die graue Ebene empor. Links brannten am Saum des Himmels, in unabſehbarer Reihe, die Firnen der Gletſcher noch im Roſenlicht der untergegangenen Sonne, das aber bald zu froſtiger Perlfarbe erloſch.

Hier verließ Fabian das Geleiſe des Karrwegs und ſchlug ſich rechts über die Haide dem nahen Gebirg zu; dann längs einer waldigen Halde, wo er von Ferne in einer Bucht derſelben etwas einer Hütte Aehnliches entdeckt zu haben glaubte. Die Reiter folgten langſam durch die Einöde, in lautem Geſpräch unter ſich, wovon Fabian aber nichts verſtand. Sie ſchienen in fremden Zungen zu reden.

Endlich erblickten ſie hinter Gebüſch, das zwiſchen Steinhaufen von Bergſchutt aufgeſchoſſen war, ein halbzerfallenes Strohdach, darunter eine Hütte von Baumſtämmen, die zum Schutz des Vieh's aufgerichtet ſchien. Während die Reiſigen abſtiegen, muſterte Fabian, indem die er Runde machte, das Gebäu und brachte die frohe Botſchaft, hier ſei auch menſchliche Wohnung. Man führte die Roſſe in einen leeren Stall, und ging dann dem jungen Führer in die Behauſung nach, welche unmittelbar an den Stall grenzte. Aber kein gaſtfreundliches Willkommen ſcholl.

Sie traten gebückt durch die niedere Thür in eine enge ſchwarzgeräucherte Stube, wo ein ſchmutziges Bauernweib, und einige halberwachſene Buben und Mädchen neben einem dicken, ſtädtiſch gekleideten Herren in ſtiller Lebloſigkeit ſaßen, unbeweglich, ſtarr und ſtumm, wie ausgeſtopfte, mit Lumpen behangene Geſtalten. Es wandte ſich kein Kopf, es zuckte keine Miene; keine Lippe erwiederte Fabians Abendgruß. Die Augen dieſer Leute paßten insgeſammt ihre Richtung gegen die weißen Augen und Zähne des Mohren. Plötzlich brach durch das Todesſchweigen ein allgemeiner Schrei: „Jeſus Maria, Joſeph und St. Urs!“ und zugleich fuhren Weib und Kinder von ihren Sitzen, mit der Schnelle des Blitzes aus Stube und Haus über die Wieſen davon; der ſtädtiſche

Herr aber eben ſo ſchnell hinter ſich durchs ſchmale Fenſter. Obgleich beim erſten Stoß der mürbe Rahmen dieſes Fenſters mit allen Scheiben gewichen und gefallen war, verſagte demungeachtet der enge Raum einem ſo beträchtlichen Leibesumfang, als dem Flüchtigen angehörte, völligen Durchgang. Fabian lief indeſſen den Entkommenen vergebens über die Haide nach. Keiner achtete ſeines Rufes. Die Leute waren ihm bald aus dem Geſicht. Man mußte ſich alſo zu dem Einzigen wenden, den die Fenſterlucke als gute Beute feſthielt.

Dieſer hatte es nicht an Mühe fehlen laſſen, frei zu werden; auch mangelte es dazu nicht an baldiger guter Nachhilfe der Herumſtehenden. Als aber zuletzt alle Anſtrengungen den Kriegsgefangenen um keinen Zoll vorwärts noch rückwärts gebracht hatten, ſtöhnte er: „Ihr guten Herren, ich danke euch; aber hier hat der Hag kein Loch. Ich ſitze feſt, wie der gebrochene Stopfel im Flaſchenhals. Falls ihr nicht die ganze Wand einſtoßet, muß ich bis zum jüngſten Tag in dieſer verfluchten Mausfalle hängen. Ich ſpüre ſogar empfindlich, das Hexenloch zieht ſich jeden Augenblick enger zuſammen.“

Die Umſtehenden konnten, trotz des Mitleidens, ſich des Lachens nicht erwehren. Nur der Prieſter, oder Kaufmann, welcher, ohne Hand

anzulegen, Zuſchauer geblieben war, verzog keine Miene und fragte: „Wie habt Ihrs angeſtellt, Euern Kopf, geſchweige die ellenbreiten Schultern hindurch zu zwängen?“

„Ja, wer ſich an Alles erinnern könnte, wär' ein gelehrter Mann!“ ſeufzte der Gefangene: „Ihr Andern habt gut lachen. Wer den Schaden trägt, darf für den Spott nicht ſorgen. Aber ſo wahr ich noch lebe, meine Mutter hat mich nicht zum Fenſterladen geboren. Noch einmal friſch ans Werk, ihr Herren! Man muß den Flegel nicht aufhenken, ehe man gedroſchen hat.“

Die Befreiungsverſuche wurden erneuert. Es dauerte beinah' eine Viertelſtunde, ehe man den eingekeilten Mann nach vielem Rütteln und Wenden aus der Klemme zog.

„Ich bin ſonſt von Natur kein Haſe!“ ſagte der Erlöſete, indem er tief aufathmete, und ſein emporgeſchobenes Wamms über die Fülle ſeines Leibes niederzog: „Wären die einfältigen Bauern nicht beim Anblick jenes ſchwarzen, übrigens hübſchen Geſichts, wie die Gergeſener Säue auseinander gefahren, ich hätte keinen Finger zum Fenſter hinausgeſtreckt. Vor acht Tagen würde man mir noch leichter die Haut über die Ohren, als mein Wamms über die Halskrauſe aufgeſtreift haben. Ich werde offenbar zum Gerippe, eh' ich Aarau wiederſehe. Doch Angſt und Noth, ihr

Herren, freſſen mehr Speck, als hundert Mäuſe. Man wird mich daheim nicht mehr kennen."

„Von Aarau? und ſeit wann habt Ihr die Stadt verlaſſen?" fragte der Herr des Mohren, weniger aus Neugier, wie es ſchien, als um etwas zu fragen.

„Wäret Ihr jemals in Aarau geweſen, Herr Freund," verſetzte jener, „Ihr würdet von mir zu ſingen wiſſen. Ich bin der Spielmann und Meiſterſänger Heinrich Wirri, oder vielmehr nur noch deſſen armer Schemen und Schatten. Es mögen vier, ſechs, eilf Tage ſein, — fürwahr, es kömmt kein Unglück allein, auch mein Gedächtniß magert ab! — da übernahm ich einen kleinen Liebesdienſt für meinen wohlehrwürdigen Herrn Dechant Ausperli beim Junker Oberherr Mey von Rued. Seitdem alſo ..."

Hier unterbrach ihn der Frager mit dem Erſuchen, die Antwort einen Augenblick zu verſchieben; denn die Nacht werde finſterer; das Haus ſei unwirthlich; er wollte alſo des Wirthes Stelle vertreten, da hier jeder von den Anweſenden fremd zu ſein ſcheine. Nach dieſem redete er eine Weile zum Jäger und Mohrin unbekannter Sprache, die ſich dann entfernten. Auch Fabian, während der Fremde und der Meiſterſänger allein im Zimmer ihr Geſpräch fortſetzten, ging hinaus, weil es aus dem Freien kalt in die Stube zog; ſchob das

gebrochene Fenſter wieder in die Lücke, ſo gut es ging, und den äuſſern Laden davor. Dann half er den Leuten im Stall die Roſſe entſatteln, warf Heu von der Bühne herab in die Krippe, während der Jäger die Reiſelaterne anzündete und der Mohr die Ladung des Maulthiers, nach wiederholten Gängen, in die kleine Stube verſetzte. Auch eine große Lampe ward in der Küche entdeckt, angezündet und auf den Tiſch gepflanzt, über welchen der Mohr den zierlichſten Teppich ſpreitete, um mancherlei kalte Speiſe von Fleiſch und Backwerk darauf auszulagern; ſogar ein ſauberes ſechsmäßiges Weinfäßlein mit vergoldeten Reifen und zwei ſilberne Trinkbecher wurden aufgeſtellt.

Von allen Anweſenden beobachtete dieſe erfreulichen Anſtalten keiner mit größerer Zufriedenheit, als der Meiſterſänger von Aarau, obwohl er ſein ſtilles Vergnügen hinter gleichgültigem Geberdenſpiel und allerlei Fragen zu verſtecken ſuchte. Indem er nach gaſtfreier Einladung und Entſchuldigung des vornehmen Wirthes nur noch das Angriffszeichen erwartete, überraſchte es ihn ſehr unangenehm, als rings um befremdende Stille entſtand. Mit herumgeworfenem Kopf ſah er den Geber des Mahles und deſſen Gefolge entblößtes Hauptes, leiſe das Tiſchgebet verrichten. Auch Fabian war dem Beiſpiel gefolgt. So wollte

Wirri nicht zurückbleiben, begann jedoch zu spät, als sich die übrigen schon wieder bedeckten, und, ausser Fabian, mit den Händen das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Brust machten, wodurch sie ihre Anhängigkeit zur römisch-katholischen Kirche zu erkennen gaben.

Man schritt also zum Essen. Mohr und Jäger aber standen zur Aufwartung ihres Gebieters hinter dessen Platz, oder bereit, von Zeit zu Zeit den einzigen Silberbecher, dessen sich Fabian und der Spielmann abwechselnd bedienen mußten, im reinen Wasser zu schwenken und wieder mit Wein zu füllen, wenn ihn einer geleert hatte.

„Noch eins, Meister Wirri!“ hub der fremde Wirth an, indem er die Lobeserhebungen des Meistersängers unterbrach, mit welchem dieser die Erfindung wandernder Küchen und tragbarer Keller überhaufte: „Saget an, denn Ihr liesset Euch vorhin darüber nicht aus, als wir allein im Dunkeln plauderten; gesetzt, es wär' Euch in dem Hause des Aebtrich gelungen, die Epiphania nach dem Schlosse Liebegg zu entführen, würdet Ihr sie dem Junker Mey ins Schloß gebracht, oder aber dem Dechanten von Aarau übergeben haben, der Euch dafür zuerst ausgeschickt hatte?“

„Hm!“ antwortete der Spielmann: „So oder so, wie's halt gekommen wäre. Ich hab' Euch ja schon gesagt, und wär's nicht stockfinster

gewesen, Ihr müßtet es gehört haben, daß mich der Hexenmeister eingesperrt und keins meiner Augen das Mädchen erblickt hat."

„Ich sehe aber den Fall," fuhr jener wieder fort, „Ihr hättet die Jungfrau glücklich entführt, wohin dann?"

„Ein Fall, Herr, ist nicht aller Welt Fall. Wenn ich die arme Waise gesehen, und, zum Beispiel, sie mir und ich ihr gefallen haben würde, glaubet Ihr nicht, es wären noch wunderliche Fälle möglich gewesen? Ich hätte auch denken können, wer den Wurf hat, muß ihn nicht aus der Hand lassen, und Haben ist besser, denn Hoffen. Ihr sollt wissen, ich bin noch lediges Standes; der Junker aber hat seinen Theil und der Dechant hat's gehabt. Nun, Ihr versteht mich; Gelehrten ist gut predigen, ehrwürdiger Herr Pater! Nun, Eure kalten Braten und Pasteten sind vortrefflicher Gattung! Stoßen wir eins an mit den Bechern, Herr Pater: Silber klappt zwar, klinget doch aber feiner, als Glas. Michäli-Wein! Herrnwein!"

„Ihr irret, Meister, ich bin kein Geistlicher, sondern nur ein Laie."

„Eins oder das Andere, Hammer oder Amboß! Also, stoßen wir an, Herr... ungenannt, unbekannt!.. Eure Pathen wohnten doch auch in der Christenheit?"

„Nennt mich, wie Ihr wollt. Ich heiße Don Nardo, oder nach meinem Gut Grönkerkenbosch im Niederland.“

„Wer da laugnen wollte, daß Eure Namen schön wären, Herr, der hörte lieber Frösche singen, als Amseln. Allein um meiner einfältigen Zunge einen Hals- oder Beinbruch zu ersparen, vergönnt mir, daß ich Euch wenigstens beim Essen in beliebter Kürze den ersten Namen, ... wie hieß er schon? ... Bombardo? — Bombardement ...“

„Don Nardo.“

„Richtig, Herr Freund! Also angestoßen. Ihr müßt hoch leben. Wovon war aber eigentlich die Rede?“

„Wem Ihr das Frauenzimmer aus Addrichs Hause zugeführt haben würdet, wenn Ihr es ...“

„Richtig! Nun das versteht sich. In gerader Linie, wie schon gesagt, nach Aarau in das Haus des Poeten, der bisher in allen Ehren und Züchten mit neun himmlischen Weibsbildern Verkehr getrieben, aber gesammte neun Musen für Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein wegtauschen würde. Vorausgesetzt, sie hätte mir auch nur halb so wohlgefallen, als das herzige Aenneli, welches mir in Addrichs Mördergrube guten Schinken auftischte, so wäre die Sache richtig gewesen.“

„Und ihre Einwilligung?...“

„Hm, werthester Herr Donner ... oder Donnerpaar ... dem Fisch ein Würmlein, dem Mädchen ein Mann, beissen beide die Angel an. Ich kenne das. Heirathen ist keine Dreschearbeit für die Jugend.“

„Ich mögt' Euch ermuntern, Meister, den mißlungenen Versuch zu wiederholen, wenn Ihr Muth hättet. Ich nehme Antheil an Euch. Nach Aussage des Junggesellen hier, ist Addrich gerade jetzt von seiner Wohnung entfernt. Nun, oder nie, gelingts, das unglückliche Mägdlein zu erlösen. Waget es! Bedarfs Geld dazu, es soll sich finden. Was meinet Ihr? Hättet Ihr Lust?“

„Glaubts, oder glaubts nicht, ich bin zu jeder Zeit und Stunde der Mann, wertheser Herr Donnerbart, der den Teufel auf der Haide finge, und wenn's sein müßte, ihm den Schwanz abtreten würde. Allein, verzeiht, ...“

„Nicht allzu vorlaut, Meister!“ unterbrach ihn Fabian scherzend: „Es zweifelt niemand an Euerm Heldenmuth; aber Belial könnt' Euch boshafter Weise beim Wort fassen. Er spitzt das Ohr, wenn man an ihn denkt.“

Der Spielmann stutzte, warf die Augen umher und sagte halblaut: „Nun, nun! Ihr habt nicht unrecht, man soll den Gottseibeiuns nicht an's Haus malen, er kömmt von selbst herein.

„Oho, reich! Eine fette Kirchenmaus, eine weiße Schwalbe und ein reicher Spielmann, die drei muß man im Paradies ſuchen. Und wenn der ganze Schwarzwald ſtürbe, glaubt's, Herr Freund, ich würde keinen Tannzapfen erben. Nein, nein, ich habe kein Glückshäublein auf die Welt gebracht. Und ſteckte man mir des Moguls Schatz in den Sack, ich brächte Spreu heim.“

„Laſſet mit Euch reden, Meiſter. Erinnert Euch, Addrich iſt abweſend, und der Paß jetzt für Euch offen. Kehret zum Dechant nicht ohne das Mädchen zurück. Wagt's noch einmal. Was fürchtet Ihr vom Addrich? Er ſteht, dor' ich, an der Spitze der Rottirer, und kommt ſchwerlich heil davon.“

„Herr, der hat's, wie die Katze. Wie man ihn auch werfe, fällt er allezeit auf die Füße. Und wenn er das ganze Land unter und über ſich kehrt, er erſtickt darunter ſo wenig, als die Maus unterm Heuſtock. Nein, nein, ich kenn' ihn jetzt, und will meinen Balg nicht ſelbſt zum Kürſchner tragen.“

„Es könnte aber Leute geben, Meiſter, die Euch im ſchlimmſten Fall nicht im Stich laſſen würden.“

„O ja doch, wenn der Wagen aufrecht geht, ſpt jeder gern drauf; wenn er umfällt, läuft

Alles davon. Ich kenne die Welt, Herr, und habe Merk's gegessen."

Während dieses Gespräches, welches auf gleiche Weise noch lange fortgesetzt wurde, saß Fabian schweigend und voller Erstaunen da, hier zwei unbekannte Personen von Epiphaniens Entführung reden zu reden. Beide schienen ihm die Personen zu sein, deren er sich aus Addrichs Erzählungen erinnerte, als er mit demselben von Kulm gen Suhr und zum Gönhard gegangen war: Wirri, der Bote des Junkers von Rued, und dieser Don Nardo ohne Zweifel jener Unbekannte selbst, welcher das Weib von Seon mit köstlichen Geschenken in's Moos herübergesandt hatte. Was aber kann den Katholiken und Niederländer bewegen, gemeine Sache mit dem alten Dechanten von Aarau zu machen? dachte der Jüngling bei sich: Warum beschenkte er Epiphanien so fürstlich? Hat er Absichten auf das verlassene Mädchen? Hätt' er vielleicht mit seinem Gold den Dechanten geblendet und mit seiner frommen Miene diesen guten Greis überlistet?

Fabian, dem das Herz gewaltig pochte, je länger das Gespräch fortgesponnen ward, verwandte kein Auge von dem räthselhaften Don Nardo. Es war dies ein Mann, der in den Vierzigern zu gehen schien, aber auf dem blassen, feinen Gesicht noch alle Züge seines Knabenalters

trug. Fein gegliedert, von mäßiger Größe, ſchlank und gewandt, hätte derſelbe, trotz ſeines ergrauenden, dünnen Haars und der Glatze auf dem Scheitel, zuweilen noch für einen Jüngling gehalten werden können. Selbſt eine etwas wulſtige Narbe, die ihm von einer alten Wunde auf der linken Wange geblieben, entſtellte ihn nicht. Noch weniger aber, als das wahre Alter, verrieth ſein Geſicht die Gemüthsart. Es war eins der regelmäßigſten und ausdrucksloſeſten; nie ſchienen dieſe Mienen vom Sturm der Begierden bewegt worden zu ſein. Man hätte ſchwören ſollen, der Mann habe in ſeinem Leben weder gelacht noch geweint. Man ſah ihn beim Reden weder heiterer, noch finſterer, ſondern ſtets in der gleichgültigſten Gelaſſenheit. Nichts regte ihn auf, lebhafter zu werden. Sogar der Blick des Auges trug etwas Unantheilnehmendes, Erloſchenes, die Stimme ſeines Mundes etwas Eintöniges und ſeine Sprache etwas Gedehntes, wie bei einem, dem das Reden Mühe macht.

Nachdem Epikaniens Liebling lange alle Kunſt vergebens angeſtrengt hatte, den Mann und deſſen Abſichten zu entziffern, verfiel er auf die Liſt, ſich ſchlafrig zu ſtellen und die Plauderer bei ihren Bechern ſicher zu machen. Er erhob ſich daher gähnend vom Platz, warf umherliegende Bauernkleider, die ihm zum Kopfkiſſen dienen konnten,

in einen Winkel des Gemachs zusammen und legte sich auf den Erdboden nieder, indem er den Uebrigen gute Ruhe wünschte. Damit verfehlte er aber den Zweck gänzlich, denn Don Nardo ließ alsbald den Rest der Speisen abtragen und entfernte sich bescheiden mit Meister Wieri und den Dienern, um ein Lager auf dem Heu zu suchen.

26.

Neue Räthsel.

Der junge Mensch empfing für den Verdruß getäuschter Hoffnung bald volle Entschädigung aus der weichen Hand des Schlafs; die süßeste am Morgen, als ihn die Wünschelruthe des Traumgotts in die Feenwelt führte, worin auch der Bettler einen eigenen Palast findet, verwaiſete Mütter fröhlich mit verlorbenen Kindern spielen, und wo jedem Seufzer der Sehnsucht die Erhörung voll Erbarmens entgegentritt. Es läßt sich leicht errathen, welchem Engel der Jüngling in diesem immergrünen Eden begegnete zwischen den Hochgebirgen, umrankten Felsenwänden, und stäubenden Wasserfällen aus den Kindheitsfrühlingen. Der Traumgott aber schien diesmal gegen den ehrlichen Fabian boshafter oder geräuliger und klüger, denn jemals zu werden. Denn wie er den Jüngling

mit Epiphanien zum ehmaligen Lieblingsplätzchen des Mädchens führte, in das Schweigen jenes heimlichen Thals am Urſprung des Simmenſtroms, wo unter der nackten, himmelhohen Pyramide des Seehorns aus ſchroffer Felswand über kriſtallhelle Quellen ſprudeln, erſchrack Fabian zum erſtenmal über etwas, das er an ſeiner ſchweſterlichen Geſpielin noch nie beachtet hatte. Es war das Schrekken des Entzückens, das ihn durchbebte, denn er nahm wahr, ſie ſei von allen Sterblichen vielleicht die Schönſte. Ihre zarte Geſtalt ſchien aus Licht gebaut: ſo klar, man mögte ſagen, durchſichtig, war die irdiſche Hülle des in ihr wohnenden Ueberirdiſchen. Im Lächeln ihrer Blicke leuchtete göttliche Hoheit, und das feine Gekräuſel des Goldhaars umſchwamm ihr Haupt nur, um es ſchon auf Erden mit Heiligenſchein zu umfangen.

Daß Fabian mit Hilfe eines Morgentraums erſt jetzt zu dieſen Entdeckungen gelangen mußte, mag allerdings etwas mährchenhaft klingen, doch nur dem, der das geheimnißreiche Treiben der Seele nicht kennt. Der junge Mann hatte in Epiphanien immer nur noch eine liebe, treue Schweſter geſehen; aber welchem Bruder fällt ein, von der Schönheit ſeiner Schweſter entzükt zu werden? Fabian zitterte im Traum vor dem Glanze ſo vielen Liebreizes und ſagte: „Fanelo, o Fanelo! wie iſt mir? Wo hatt' ich denn ſonſt die Augen? Wie

schön, wie unaussprechbar lieblich bist du!" — Sie aber wandte ihm verdrießlich-lächelnd den halben Rücken zu und sagte: „Willst du mich wieder plagen, Faby? Können wir nicht ohne Zanken leben? So, wie du, spricht mir Renoid beständig, und er weiß doch, ich hör' es ungern." — Und indem sie dies sagte, siehe, trat der schöne Schwede, den sie eben genannt hatte, hinter den Gesträuchen am Felsen hervor. Fabian fühlte in der Brust einen zuckenden Schmerz beim Anblick dieser Erscheinung. Es war der Schmerz der Eifersucht, den er noch nie empfunden. Er erwachte davon. Der Schmerz blieb; aber das Bild von Epiphaniens Schönheit auch. Er richtete sich auf und rieb die Augen. Das Licht des Tages schoß in blassen Strahlen durch die Ladenspalten des Fensters in die ärmliche Bauerstube. Fabian that einen tiefen Seufzer und ging, noch zur Hälfte in seinem Traum, aus der Hütte in's Freie.

Da rief ihm der Anblick des Meistersängers, welcher draussen am Brunnen die Finger durchs krause Haar kammartig strich, die Unterhaltungen des vorigen Abends in's Gedächtniß. Er trat rasches Schrittes mit dem Morgengruß zu ihm und sagte: „Habt Ihr viel geschlafen, gut geträumt, Meister?"

„Ei, Viel und Gut ist nie beisammen!" antwortete Wirri: „Ihr fehlts ja wohl, meine

Bettfedern wären auf der Wieſe gewachſen; und will ich ſicher vor hungrigen Kühen wandern, muß ich die Eiderdaunen vom Kopf ſchütteln. Unſer Herr Donnrian ſchläft noch mit ſeinem ſchwarzen Teufel um die Wette, der mich geſtern in einen Lumpen verwandelte, womit arme Leute bei gebrochenen Fenſtern den Glaſerlohn ſparen. Grüßet nun alle von mir. Ich nehme den Weg unter die Füße."

„Nun auf ein Wort noch, Meiſter! Ihr waret unlängſt im Moos bei Addrich, Meiſter? Wie nahm Epiphania Euern Auftrag vom Junker zu Rued auf? War er ihr willkommen?"

„Wie dem Blinden der Regenbogen. Ich habe ſie nie geſehen, und ſie hat mich nie gehört. Hol' der Henker den rothnaſigen Addrich, der mit ehrlichen Leuten umſpringt, wie der Savoyard mit Tanzbären. Wer mit dem was rechts anfangen will, muß ihn todtſchlagen."

„Wollt's alſo nicht noch einmal verſuchen, und den Wunſch des Herrn von Grönkerkenboſch ausführen?"

„Keineswegs, Herr Freund, ich hab' meine Haut auch nicht geſohlen; trag er die ſeine zu Markt, wenn ſie ihm feil iſt. Der Kauz meinte geſtern, es könne nicht anders ſein und ich müſſe verſprechen, das Mörderloch noch einmal zu beſuchen. Er verhieß goldene Berge. Aber wer zuſagt,

hat Seile an den Hörnern. Gesegnete Mahlzeit: Ich wußte zum Glück allerlei Ausreden. Es ist eine schlechte Maus, die nur ein Loch hat. Gehe er selbst hin; er hat zu lange Wünsche für meine kurzen Beine. Der Moser trägt den Schelm im Nacken; würd' ich da unglücklich, lachte mich unser Herr Donnernarr hintennach aus. Helfen könnt' er mir nicht. Wenn die Katze den Speck gefressen hat, jagt man sie zu spät davon. Ich wandere nach Aarau und sage meinem wohlehrwürdigen Herrn Dechanten: für diesmal müssen wir das Plänchen aufstecken. Es gehen viel Wünsche in einen Sack, aber noch mehr ohne Glockenklang in's Grab. Hat die Mauer kein Loch, passirt niemand durch; und kann man den Karren nicht aufhalten, läßt man ihn fahren."

„Meiner, Ihr sprechet, wie ein gescheuter Mann. Was aber mag diesem Fremdling daran liegen, das Mädchen aus des Mosers Gewalt zu ziehen? Ließ er Euch merken, warum er an Eurer Geschichte den lebhaften Theil nimmt?"

„Er that freilich, als geschähe es mir zu lieb, und als wollt' er mir nur die Leiter an's Ehebett stellen; und es ist wahr, des Dechanten Pathe soll schon und tugendlich sein. Aber es dünkte mich immer dabei, als hört' ich den Fuchs husten, und dachte, man hält manchen für einen Esel, der einen Sack trägt."

„Weiſe geſprochen, Meiſter Wirri. Der Mann wird mir verdächtig. Ich vermuthe faſt, er habe das Mädchen irgendwo geſehen und der mürbe, alte Zunder hatte Feuer gefangen, ohne ans faule Holz ſeiner Jahre zu denken. Meint Ihr nicht?“

„Gar möglich. Es will wohl jeder gern alt werden, aber nie alt ſein. Doch

Eine harte Nuß, ein ſtumpfer Zahn,
Ein junges Weib, ein alter Mann!

Kurz, ich wies ihn zurück, und brach das Geſchwätz über's Knie ab. Er machte ein Geſicht, als hätt' er Sauerampfer gegeſſen, ließ mich aber in Frieden und wünſchte mir gute Nacht in's Heu. Gebt ihm dafür einen guten Morgen zurück, denn ich habe Eil und trabe nach Aarau, ſo gut Schuſters Rappen laufen mögen. Adieß, Herr Freund, gehabt Euch wohl.“

Bei dieſen Worten machte der Spielmann links um und ging über das Feld davon, ohne ſich um Fabians Nachrufen weiter zu bekümmern. Faſt in gleicher Zeit kam auch der Herr von Grönkerkenboſch zum Vorſchein, begleitet von ſeiner Dienerſchaft. Er ſah den Meiſterſänger noch in einiger Entfernung und rief ihm ebenfalls nach. Aber Herr Wirri ſchritt unaufhaltſam furbas von dannen, ohne umzuſehen. Fabian dagegen, welcher den Niederländer nicht verlaſſen wollte, ohne zuvor ein wichtiges Räthſel gelöſet zu ſehen, das für

seine Ruhe und Epiphania's Sicherheit allzuwichtig schien, trat alsbald grüßend zu ihm, und führte ihn während unbedeutender Reden und höflichen Dankbezeugungen für die gestrige Befreiung, auf die Seite, von der Dienerschaft hinweg.

Dann blieb er stehen und bat ohne Umschweife an: „Ehe wir uns trennen, Don Nardo, gönnt mir Antwort auf eine Frage. In welcher Absicht stellet Ihr der Nichte Adbrichs nach? Eure mit dem Aarauer Spielmann geführten Gespräche lassen vermuthen, es liege Euch viel daran, sie aus den Händen des Oheims in die des Dechanten von Aarau zu bringen."

„Hm! in der That, ja. Es liegt mir etwas daran!" erwiederte der Herr von Gronkerkenbosch mit gewohnter Gelassenheit, während er aber doch auf Fabians Gesicht einen forschenden Blick fest heftete: „Ihr selber habt gestern nicht das schönste Lied zum Lobe jenes Adbrichs gesungen. Das arme, unschuldige Mädchen erregte meine Theilnahme. Ich mögt' es frei wissen."

„Verzeiht, Herr, es scheint, Ihr wünschet mehr; denn Ihr trachtet dieser Jungfrau auf allen Wegen nach und nicht erst seit gestrigen Abend. Ihr habt ja der Nichte Adbrichs einen köstlichen Schleier, orientalische Perlen, und zehn venezianische Dukaten durch ein Weib von Seon geschickt. Fürstliche Geschenke solcher Gattung

ſpendet fürwahr auch kein geborner Verſchwender ohne Zweck. Hegt Ihr indeſſen ehrliche Abſicht, ſo dürfet Ihr ſie mir vertrauen, und meine Dienſte ſollen zu Euerm Gebot ſtehen."

„Junggeſell," antwortete der Niederländer, ohne ſeine Miene im leiſeſten zu ändern, „daß ich ehrliche Abſicht hege, kann ich allerdings betheuern und im Nothfall beweiſen; daß ich Euch aber vertrauen ſoll, dazu bedarf es wohl unter uns beiden näherer Bekanntſchaft. Uebrigens Euer offenes, redliches Geſicht iſt ein guter Kreditbrief. Wenn Ihr mir dienen wollet, werdet Ihr mich dankbar finden."

„Und was begehret Ihr, Herr?"

„Nichts, als die Befreiung jenes unglücklichen Mädchens aus der Gewalt ſeines verrufenen Oheims; Befreiung, je eher, je beſſer! Noch das ſag' ich Euch: mir gilt bei Allem gleich, ob dieſe Verlaſſene zum Dekan von Aarau, oder anders wohin, oder auch unmittelbar zu mir gebracht werde."

„Zu Euch, Don Nardo? Kennet Ihr dieſe Epiphanie?"

Der Niederländer betrachtete den Jüngling eine Weile ſchweigend und antwortete dann mit feſter Stimme: „Ich kenne ſie und ſehr genau!"

„Ihr, Don Nardo? Da ertapp' ich Euch

auf fahlem Pferde. Wenn Ihr sie kennet, wie dürfet Ihr Euch einbilden, sie werde den Oheim verlassen, um sich einem unbekannten Landsfremden auszuliefern? Sie weiß nicht von Euch."

„Glaubet meinen Worten, Junggesell, sie kennt auch mich!"

Der Herr von Gronkerkendosch sprach diese Worte mit so zuversichtlichem, ernstem Ton, daß Fabian, dem noch viel Anderes auf der Zunge lag, voller Bestürzung verstummte, und einen Schritt zurück trat. Bald aber lief sein Befremden in sichtbaren Unwillen über, mit dem er sich von dem Niederländer abwandte, als wollt' er ihn verlassen. Er schoß ihm noch einen Blick der tiefsten Verachtung von der Seite zu und sagte: „Nun ja, kennen mögt Ihr sie; ja — der Geier kennt auch die Taube, über der er lustern in den Lüften kreiset, bis sie sich aus der Sicherheit des Obdachs entfernt. Aber die Taube kennt Euch nicht. Nie ist Euer Name zu ihren Ohren gekommen, nie von ihren frommen Lippen gefallen. Wißt's, ich bin Cyprianens Bruder!"

Fabians Heftigkeit brachte den kalten Niederländer nicht aus der Fassung. Dieser erwiederte mit einer Gleichgültigkeit, als wäre von Wind und Wetter die Rede: „Junggesell, zahlt meine Aufrichtigkeit nicht mit Unwahrheit ab; ich

kenne, wenn schon ein Landsfremder, Eure falsche Münze. Epiphanie hat keinen Bruder."

„Wenn auch keinen leiblichen!" erwiederte Fabian, und fuhlte sich vor dem, der ihn mit Recht einer Lüge zieh, etwas verlegen: „Aber", fuhr er noch ungestümer fort, um sein Unrecht zu verdecken, oder weil sich neuer Verdruß zum vorigen Unwillen gesellte: „was hab' ich mit Euch zu schaffen, oder welche Pflicht, Euch mein Verhältniß zu dem Mädchen zu offenbaren?"

„Gemach, gemach, Junggesell, ich begehrte durchaus Eure Vertraulichkeit nicht. Wer Ihr seid, läßt sich errathen. Ihr moget ohne Zweifel der verlobte Bräutigam sein. Die Schilderung, die man von Euch entworfen hat, war nicht ganz untreu. Mit einer kecken Gestalt und einem Gesichtchen, wie das Eure, läßt sich das Herz einer Jungfrau zur Noth schon anfechten."

„Ich hoffe," sagte Fabian drohend und trat rasch eine paar Schritte näher, „ich hoffe, es wird Euch nicht belieben, Gespott zu treiben?"

„Im Gegentheil, junger Mann!" entgegnete der Niederländer mit unveränderlichem Gleichmuth: „Ich weiß dem Glück Dank, das uns beide unverhofft zusammenbrachte. Wir wollen näher an einander rucken. Wenn Ihr mir zum Ziel helfet, vielleicht . . . helf' ich Euch zu dem Eurigen. Erloset Epiphanien, dann wollen wir weiter rechnen."

„Ihr haltet uns hier zu Lande, scheint's, insgesammt für sehr alberne Teufel. Gestern sprachet Ihr ungefähr auch auf diese Weise mit dem Spielmann. Wer hat Euch Macht über die Hand Epiphantens eingeräumt?“

„Das sonnt Ihr künftig erfahren, und, zählet darauf, am wenigsten wird mir Eure einsweilige Braut selbst diese Macht versagen.“

„Nun ist's genug, Herr von Grönlerkenkosch! nun genug! kein Wort mehr, daß ich mich an Euch nicht versündige!“ fuhr Fabian auf, und seine Augen flammten in stolzem Zorn: „Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, Eure Kurzweil mit mir zu versuchen?“

„Gemach, Junggesell, gemach. Es ist hier nichts weniger, als um Kurzweil zu thun. Ihr sollet es meinem Ernst ansehen, daß mich kein Muthwille sticht. Wer Ihr seid, weiß ich; aber wer ich bin . . . .“

„Weiß ich! Ein spanischer Niederländer, der mit seinem Geldsack im Schweizerlande meint den Meister spielen zu können; ein Katholik, vielleicht ein verkappter Pfaff, der eine hübsche Nichte in seinem Haushalt braucht. Packt Euch, eh' Euch dieser Arm den Nacken bricht, und sucht für das Keuschheitsgelübde ein Wundpflaster unter Euern eigenen Heiligen!“

„Junger Mensch!“ rief Don Narda, indem

die Unbeweglichkeit seiner Gesichtszüge plötzlich endete und in finstern Mißmuth überfloß: „Junger Mensch, ich gestatt' Eurer unbesonnenen Hitze, mich zu lästern; aber lästert nicht Brauch und Glauben einer Kirche, der Ihr würdig seid, anzugehören. Ihr verkennet mich, aber ich verkenne Euch nicht. Ich will Epiphaniens Glück, bei Gott und allen seinen Heiligen! ihr zeitliches und ewiges Wohl, und könnt' es geschehen, mit dem ihrigen das Eurige."

„Was?" schrie Fabian ärgerlich lachend: „Mein ewiges, ihr ewiges Wohl? Am Ende also treibt Ihr nur theologisches Kupplergewerbe, abentheuert umher, Proselyten und Convertiten zu machen? Ich rath' Euch wohlmeinend, wahret Eure Haut im Lande Bern, und lasset den Dechanten von Aarau nicht wittern, welch' ein Seelen-Jäger Ihr seid: all' Eure Heiligen wurden Euch nicht vom Schandpfahl und Pranger erretten."

„Brechen wir ab!" sagte Don Nardo mit völlig wiedergewonnener Kaltblütigkeit: „Ihr führet eitle Streiche im Nebel. Bleibet ohne Kummer für Euern Glauben; ich will ihn nicht in Versuchung führen. Ist es der Wille des barmherzigen Gottes, die Verirrten zur Wahrheit des ewigen Lebens in den Mutterschoos der Kirche zurückzuführen: so bedarf er mein nicht. Ich wäre das allerunwürdigste Werkzeug seiner Hand. Eben so kum-

merlos bin ich für Addrichs Nichte, Eure Braut. Was ich von ihr weiß, verkündet, sie ist dem Glauben, der allein selig machen kann, wohl nicht so fernstehend, als Ihr Euch einbildet. Ein frommes, helles, nach innerer Seligkeit dürstendes Gemüth, wie das ihrige, kann und wird der rufenden Mutter nicht lange widerstehen, wann sie deren Stimme hört. Doch, das beiseite, Junggesell; besänftigt Euern unnützen Argwohn und vergeblichen Zorn. Ihr verkennet mich. Leistet mir diesen Tag noch Gesellschaft, und ich zweifle nicht, wir können Freunde werden. Dann helf' ich an Euerm Glück bauen."

Fabian betrachtete schweigend den Menschen, dessen Reden ihn immer ungewisser machten, was er von ihm halten müsse. Zuweilen vermuthete er, der Niederländer leide Geisteskrankheit; aber im Vortrag desselben war offenbar zu viel Zusammenhang und Sinn; im Ton desselben zu viel Zuversicht und dann und wann selbst eine Herzlichkeit, welche nur aus innerster Ueberzeugung und aus wahrem Wohlwollen entstehen zu können schien. Dabei hatte die unwandelbare Kälte seines Wesens, welche neben dem Aufbrausen des Jünglings zu einer Art von Hoheit und Ueberzeugung wurde, etwas Erdrückendes, mochte sie auch erkünstelt sein.

„Nun denn," fuhr Don Nardo fort, „ent-

schließet Euch! Verweilet diesen Tag bei mir. Es liegt mir an Eurer Bekanntschaft. Begleitet mich zum Rhein. Wir wollen noch manches Wort von Eurer Verlobten reden; es warten wichtige Dinge auf sie, davon Ihr selbst sie unterrichten könnt. Ihr selbst vielleicht führt sie mir zu, wenn Ihr das wahre Wohl dieser armen Waise so liebet, als ich."

„Da sei Gott für!" rief Fabian: „Was habet Ihr und das Mädchen gemein mit einander? Das fühl' ich wohl, was es immerhin mit Euch sei, ganz richtig stehts bei Euch nicht, trotz Eures achtbaren Ansehens. Wo aber auch der Schalk bei Euch wohne, im Kopf oder im Herzen, Ihr sollet gewarnt sein! Hütet Euch, meiner Jungfrau nachzuschleichen, mit der Ihr rechtlicher Weise nichts zu verkehren habt. Bei meiner Seelen Seligkeit gelob ich's, begegn' ich Euch auf verbotener Straße, treff' ich Euch je in der Nachbarschaft vom Moos oder von Aarau, so habt Ihr Euer letztes Ave gebetet. Ihr wisset's nun. Ich bin Mann von Wort. Damit gehabt Euch wohl."

Fabian wollte davon. Don Nardo ergriff ihn hastig beim Arm und rief: „Es ist Mißverständniß unter uns. Ihr setzet Euer Glück von Euch!"

Der Jüngling schleuderte den Niederländer von sich und sagte: „Fort, mir graut vor

Euch, wie vor Satan dem Versucher in der Wüste!"

„Vor mir?" sagte Don Nardo mit einem Zug des Unwillens im Gesicht, der durch eine Art spöttelnden Lächelns gemildert ward: „Ihr müßet fürwahr schlechter Soldat gewesen sein, und in Euern schwedischen Diensten wenig von Welt und Menschen gesehen haben. So fahret wohl, Herr Hauptmann, und vergesset die Nichte Addrichs! Sie ist nicht für Leute Euers Schlages von Gott geschaffen."

„Fabian betrachtete ihn von der Seite und sagte: „Ihr irrt Euch gartig in meiner Person, scheint's."

„Jetzt nicht mehr; nur einen Augenblick vorher, Junggesell, als ich die Trommel für eine Karthaune ansah, da betrog sich mein kurzes Gesicht. Genug davon. Zieht mit Gott!"

27.

Kriegsgefangenschaft.

Der Niederländer wandte bei diesen Worten dem Jüngling den Rücken, um sich zur Hütte und zu seinen Leuten zu begeben. Er sah aber, mit nicht geringem Erstaunen, diese und seine Pferde von bewaffneten Bauern umringt.

Bald war er selbst, desgleichen Fabian, von einer seitwärts herangekommenen Rotte umzingelt. Das durchdringende Gekreisch eines Weibes ohnweit der Hütte, und ihr Hindeuten auf das gebrochene Fenster derselben, verkündete den Zorn der heimgekehrten Eigenthümerin. Die Bauern, unter lautem Geschrei, bemächtigten sich der Personen.

„Was soll's hier geben, ihr Mannen?“ schrie Fabian ab der Almen entrüstet: „Ist das ehrlicher Kriegsbrauch, Reisende auf der Straße anzufallen und wehrlose Männer gefangen zu nehmen? Oder haben wir die Gestalt der Landstreicher und Zigeuner, daß ihr uns fahet? Ich bin Schweizer, wie ihr Alle, vom Berner Oberland. Dünk' ich euch verdächtig, so bin ich allezeit da, Red' und Antwort zu geben. Jener Herr aber ist Ausländer, der mit unsern Händeln nichts zu schaffen hat; darum lasset ihn unangetastet seines Wegs in Frieden ziehen mit seinen Leuten. Ich hoffe, ihr werdet ihn nicht plündern und ihn nicht zwingen, daß er in fremden Ländern über uns Schweizer nachklage, als wären wir ungastlich und wie Räuber und Gauner.“

„Was welschet der Milchbart!“ rief einer der nächsten Bauern, während die Andern um ihn her jauchzten, Andere zankten, Andere sangen: „Gebt's ihm auf den gelben Schnabel! Seht ihrs ihm nicht am Schwanz an, wie das Vögelein

heißt? Ein Stadtspion iſt es, der Kundſchafterei treibt."

„Werft den Schelm zu Boden!" brüllte ein Anderer: „Wir — wir haben die größte Viktori erlebt, und die Basler und Mühlhauſer zum Land hinausgejagt; nun ſoll uns der Strolch da nicht Gauner und Räuber heißen."

„Nichts!" ſchrie ein Dritter dazwiſchen: „Hier iſt ein gutes Vogelneſt ausgehoben! Daheim wollen wir die Alten und Jungen ordentlich rupfen, ehe wir ſie braten. Fort, wir nehmen ſie Alle nach Olten, da muß ſie der Untervogt von Buchſiten beichten laſſen."

Unterdeſſen das Toben der Menge und Fabians Widerſtand fortdauerte, ohne daß ein Theil auf den andern hörte, verhielt ſich der Herr von Grönkerkenbſch, welchem man den prächtigen Dolch aus dem Leibgürtel geriſſen hatte, mit unbefangener Miene, wie ein gleichgültiger Zuſchauer. Er drehte ſich endlich gegen Fabian und ſagte: „Wie es ſcheint, müſſen wir alſo doch einander wider Willen noch Geſellſchaft leiſten. Wehret indeſſen dieſen guten Leuten nicht, zu thun, was ſie für Pflicht halten, und erbittert ſie nicht mit eiteln und trotzigen Worten. Daß Ihr Euch meiner als eines Fremden annehmen wollter, macht Euerm Schweizergemüth Ehre. Sorget aber

lieber für Euch selbst, denn es waltet keine Gefahr für mich."

Fabian erwiederte ihm nichts, sondern haderte mit den Bauern fort, die nun auch Don Nardo's Jäger und Mohr, beide ihrer Waffen beraubt, desgleichen die Pferde herbeiführten. Ihr Lärmen vermehrte sich mit der Anzahl. Denn es kamen immer neue Haufen herzu. Es befanden diese Leute meistens aus jenen Solothurnern, die am vorigen Tage bei Erlinsbach und unter der Schafmatt den Rückzug des Obersten Zörnli beobachtet hatten. Alle glühten noch wein- und siegtrunken und umstellten nun neugierig die Reisenden, deren ausländische Trachten ihre Aufmerksamkeit in hohem Grade beschäftigten; so wie noch mehr die schwarze Haut des Mohren ihr Erstaunen in Anspruch nahm.

„He!" schrien einige plötzlich, indem sie auseinander traten, um Neuankommenden Platz zu machen: „Da bringen sie abermals einen Gefangenen! Laßt uns nur noch mehr suchen, ihr Mannen; der Berg hier wimmelt von Schelmen und Stadtleuten."

„Den fettesten Bissen haben aber wir gefangen!" rief mit stolzer Lustigkeit einer der Ankommenden: „Der hier ist ein rechter Meuder! Er hat gewiß im Leben heut zum erstenmal über

seinen schönen Wanst geflucht, als er mit ihm uns entwischen wollte."

Es war von keinem andern, als vom würdigen Meister Heinrich Wirri die Rede, der sich eben den Schweiß vom Gesicht trocknete und in die Tiefe seiner Brust Luft schöpfte. „Wie geht's, Meister?" redete ihn Don Nardo an: „Ihr brachet früh auf ohne Nutzen."

„Es geht, wie es kann!" erwiederte seufzend der Spielmann und zuckte die Achseln, indem er die Versammlung ringsum mit den Augen musterte: „Es geht, wie es mag, und geht doch nie recht. Ich merke nun wohl, mit Allgemach kommt man auch weit. Meinethalben, der Teufel ist im Lande los, daß niemand weiß, wo aus und ein? Mein Lebtage hab' ich dergleichen verkehrte Weltwirthschaft nicht gesehen. Sind die Menschen nicht närrisch geworden, so muß der jüngste Tag unterwegs sein."

„Schweig, du sprühende Blutwurst!" fuhr ihn einer der Bauern an: „oder wir warten dir anders auf. Wovon wärst du feist, wenn du nicht aus Landvogts Schüssel unsere Hühner und Eier gegessen hättest? Nun sind wir endlich Meister, und ihr Stadtleute sollet schweigen und Respekt vor unser einem haben, sag' ich euch!"

„Ihr Herren reitet jetzt auf gar hohen Gäulen," antwortete der Meistersänger, „aber sorget,

daß ihr nicht vom Pferd auf den Esel kommet. Was meine Wenigkeit betrift, habt ihr für euern Beutel einen Fang gethan, der euch reuen wird. Ich bin kein Rathsherr, sondern von Profession ein Spielmann; und wer mir etwas nehmen will, muß mir's erst bringen. Metzget also keine Katze für einen Hasen. Aber, ihr Herren, ich rath' euch, macht's überhaupt glimpflich und spannt den Bogen nicht zu stark. Laßt mich gehen, denn ich habe euch nichts zu Leid gethan."

„Aber auch nichts zu Lieb!" schrie ein vierschrötiger Kerl ihn an: „Ihr Städter haltet zusammen, wie Pech und Schuhdraht, und hacket einander die Augen nicht aus. Einer ist, wie der Andere. Drum marsch gen Olten. Bist du kein Verräther, so kannst du es noch werden, drum wollen wir dich vor der Sünde bewahren. Man sieht dir's wohl an: dein Spitzhut und ein Schelmendeckel sind vom gleichen Meister gemacht."

„Schimpft, wie ihr wollt," erwiederte Wirri ärgerlich. „gegen böse Zungen hilft kein Harnisch. Nur laßt euch von einem ehrlichen Mann rathen, und schleift euer Messer nicht zu scharf. Ihr habt böses Spiel angefangen. Mit der Obrigkeit ist schlimm rechten, noch schlimmer fechten. Ihr werdet's erfahren. Der Kleine drückt den Großen nie durch den Hag, und ihr wißt wohl, wer

über sich baut, dem fallen zuletzt Spän' in die Augen."

„Du Fettklumpen, wir wollen dich zum Braten, nicht zum Rathen!" rief der vorige Bauer: „Heut spielen wir den Städtern Trumpf aus und sie müssen daran glauben. Das Recht ist auf unserer Seite und wir sind unserer Hunderttausend. Drum schweig!"

„Ich glaube, ich darf den Schnabel gebrauchen, wozu er mir gewachsen ist, so gut, wie ihr!" antwortete der Spielmann: „Und wenn Hunderttausend unrecht gehen, wird ihr Weg dadurch nicht recht."

„Still, ihr Leute! Frieden! Keinen dieser Gefangenen mißhandelt! Führt sie ab nach Olten!" rief ein wohlgekleidetes, rasches, hageres Männlein, dem alle Anwesenden Platz machten. Es war der Untervogt von Buchsiten. „Und Ihr, guter Freund," sagte er zum Meister Wirri gewandt, „behaltet Eure Sprüche im Sack, sie werden darin nicht fauler, als sie schon sind; und konnet keinen von uns damit weder belehren noch bethören."

„Freilich nicht!" entgegnete Wirri: „Wenn zwei Esel einander unterrichten, wird keiner ein Doktor dabei. Ich verlange aber nichts, als was recht und billig ist. Ich bin ein Ehrenmann. Warum schleppt man mich mit Gewalt fort? Wenn Ihr,

Herr Freund, hier etwas mehr zu befehlen habt, als ich, so schaffet Gerechtigkeit. Ich gehe nicht nach Olten; nicht von der Stelle."

„Aber auch nicht nach Aarau!" entgegnete der Untervogt mit strenger Geberde.

„Henken wir ihn also zwischen beiden Städten unterdessen an einen Baum auf!" rief der vorige Bauer.

„Es ist leider kein Ast stark genug, diese Last zu tragen!" versetzte der Untervogt. Die Versammlung lachte aus vollem Halse und schrie: „Doch, doch!" — Der Meistersänger erblaßte, schielte nach einer hohen Eiche in der Nähe und trat seinen übrigen Unglücksgefährten näher, als hoffe er von ihnen Schutz.

„Meister, seid klug!" sprach der Niederländer zu ihm: „Suchet lieber Eure Gnade, als Euer Recht."

„Ja, ja!" versetzte der erschrockene Spielmann: „Ein Quintlein Gunst gilt allezeit mehr, als der schwerste Zentner Gerechtigkeit."

„Marsch!" rief der Untervogt von Buchsiten, und der ganze Zug setzte sich in Bewegung unter Trommelschlag und Jauchzen und Jodlen.

Man schien die Gefangenen geflissentlich von einander getrennt zu halten. Fabian ging verdrossen und trotzig zwischen seinen Wächtern. Er hatte an diesem Tage jenseits Aarau ins Moos

eilen wollen, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun, die schöne Epiphania zu sehen und vor den Nachstellungen des Niederländers zu warnen. Die Reden desselben hatten ihm unbeschreibliche Unruhe erweckt. Er mußte aus der Zuversicht, mit welcher der Fremdling gesprochen hatte, vermuthen, daß dieser mit Epiphanien wirklich im Einverständniß lebe, und daß es bei ihr wohl gar auf Religionsänderung abgesehen sei.

Der Argwohn, mit welchem sich die Kirchenparteien in jenen Zeiten nach den langen Glaubenskriegen gegenseitig bewachten, die Begierde derselben, einander Proselyten abzugewinnen, vermehrte allerdings nicht ganz ohne Grund das Besorgniß des jungen Mannes. Er beobachtete den niederländischen Spanier während des ganzen Zuges; zuweilen wünschte er, ihn noch sprechen und weiter ausforschen zu können. Jener aber, ohne sich nach Fabian umzusehen, wanderte unter den Vordersten, in beständigen Gesprächen mit dem Untervogt von Buchsiten, fort bis Olten. Die Bauern hielten auf den erbeuteten Rossen den triumphirenden Einzug in das Städtlein.

Hier wurden die Gefangenen an verschiedene Orte vertheilt. Fabian empfing ein kleines, dunkeles Gemach mit vergittertem Fenster; vor der Thür eine Wacht; einen Laubsack zum Nachtlager. Das Schicksal seiner Gefährten blieb ihm

unbekannt. Aber folgendes Morgens, als er durch's Fenster niederschaute, sah er nit nicht geringer Verwunderung den Herrn von Gronkerkenbosch, begleitet von seinem Mohren und Jäger, frei zur Stadt hinausreiten.

„Glückliche Reise!“ rief Fabian ärgerlich. Don Nardo sah aufwärts, nickte, ohne eine Miene zu verziehen, grüßend und machte mit der ausgestreckten Hand eine Bewegung, wie zum Abschied. Er verschwand.

Der Jüngling zweifelte keinen Augenblick, daß nicht auch seine Freilassung schnell erfolgen werde. Er irrte aber sehr. Vielmehr bewachte man ihn von Tage zu Tage strenger. Sein Wächter sprach von aufgefangenen Kundschaftern der Städte, auch wie einige dieser Leute aufgehangen worden wären, und ließ ihm merken, er thue wohl, sich von der lutherischen Ketzerei zum wahren Glauben zu bekehren, um wenigstens ein seliges Ende zu nehmen.

28.

Die Erlösung.

In der langen Weile eines mehrwöchentlichen Verhaftes wechselte Fabian, wie Gefangene pflegen, vom Morgen bis zum Abend mit Singen und Fluchen, Ergebungen in das Verhängniß und Ent-

würfen zur Flucht, Vorsätzen der Rache und dichterischen Ausmalungen seiner Zukunft, wenn er jemals wieder der goldenen Freiheit genösse. Es versteht sich, daß Epiphanie im reinsten Lichtglanz die Bilder dieser Zukunft verherrlichte. Von Herzen verwünschte er, was ihm nicht zu verargen war, den Aufstand des Landvolks, dessen wilde Wellen ihn nun in die wüste Irre umherschleuderten und mit unwiderstehlicher Macht vom Ziel seiner Reise abgetrieben hatten. Denn er war blos in den Aargau gekommen, um die geliebte Jugendgespielin nach langer Abwesenheit zu sehen, ihr zu sagen, wie er von Bern unschuldig mißhandelt worden sei; nun Haus und Garten am Thunersee verkaufen, die Schweiz ganz verlassen, ins Markgrafenland ziehen, dort, als Arzt, wohnen und seine Tage dann im wohlthätigen Beruf für die leidende Menschheit zubringen wolle. Auch hatte er wohl daran gedacht, wenn Epiphanie beistimme, wenn Addrich, ihr Oheim, nicht entgegen sei, wenn Epiphaniens Hand nicht Renolden gehore, sie zu bitten, schwesterlich sein Hauswesen verwalten zu wollen.

Doch das schwesterliche Verhältniß nahm während der Ueberlegungen in der gefänglichen Einsamkeit zu Olten ganz andere Färbung an. Es schien, als hätten Addrichs und Don Nardo's Reden ihn auf einen Gedanken geleitet, der ihm

vorher, wie Gedanke einer Blutschande, abscheulich erschienen war. Er sah nun selbst ein, daß ihm Epiphanie, die ihm auch nicht auf's entfernteste verwandt sei, unmöglich in ein fremdes Land und Haus folgen könne, ohne den guten Ruf in der Welt zu verspielen. Er dachte sie nun also auch unter dem Bilde einer jungen Gattin, und konnte anfangs den keuschen Widerwillen, die innere Scham kaum überwinden, die bei dem Namen laut wurden, welcher einem Frevel an der reinen Engelsnatur der Jungfrau gleichsah. Aus demselben Grunde war es ihm auch bisher etwas Ungedenkbares geblieben, daß sie Gemahlin irgend eines andern Sterblichen werden könne. Je vertrauter ihm aber nach und nach die reizende Möglichkeit wurde, daß er Epiphanien, als Weib, aus der Schweiz führen, und sich durch die heiligste Weihe anschliessen könne, desto mächtiger wuchs zugleich seine Furcht vor des katholischen Niederländers bedenklichen Aeusserungen, und in seiner Brust gegen den schönen Gideon der schmerzende Brand der Eifersucht. Seine Ungeduld nach Freiheit ging daher zuweilen fast in Verzweiflung über. Er sprach viel mit sich selber und überlaut; er schlug die Wände mit geballten Fäusten und rüttelte die dicken Eisenstäbe des Fenstergitters, daß die steinernen Gesimse erbebten. Die Stunden wurden ihm wie Tage; die Tage

glichen Wochen; die Wochen dehnten sich zu Jahren. Den Wächtern machte er bange, den Verstand einzubüßen.

In der That hätte es geschehen können, wäre ihm nicht endlich nach beinahe vier Wochen der Kerker aufgeschlossen worden. Bewaffnete Bauern führten ihn in ein anderes Zimmer, wo mehrere wohlgekleidete Landleute um einen großen runden Tisch bei Wein und Brod saßen, obwohl es noch Morgenfrühe war. Unter den Männern erkannte Fabian sogleich auch die breite Gestalt des Aldrich und neben demselben jene Person, welche sich auf dem Zuge nach Olten, als der Untervogt von Buchsiten, bemerkbar gemacht hatte.

Die Versammlung, als Fabian hereintrat, brach ihr bisheriges lautes Gespräch plötzlich ab, nahm ernsthaftes Wesen an, und suchte sich in die möglichste Würde zu setzen. Dieser hier stellte das aufgehobene Weinglas nieder, jener dort legte Brod und Messer aus der Hand und schlug die Arme unter einander, oder faltete die Finger zusammen, oder rückte den Stuhl hinter sich, um Knie über Knie zu werfen.

„Fabian ab der Almen," sagte Herr Adam Heltner, der Untervogt: „obwohl wir wissen, daß du erzbernerisch in deinem thörichten Herzen gesinnt bist, und schändlicher Weise, als Sohn eines wackern Landmannes, zu den Städten hältst,

wollen wir doch Gnade über dich ergehen laſſen, für Recht. Du magſt daraus erkennen, daß wir freien Landleute gnädiger ſein können, als die Herren zu Solothurn und Bern, die ſich gnädig ſchelten laſſen und Verbrechen an uns ſuchen, um uns an Geld und Blut zu ſtrafen. Deine wider uns und das theure Vaterland verübten Umtriebe und Helfershelferdienſte hätten billig den Strang verdient, der Verräthern gehört. Aber . . .

— Ich bin nie Verräther geweſen! unterbrach ihn Fabian.

„Schweig, wir wiſſen Alles!“ fuhr Herr Zeltner mit feſter Stimme fort: „Biſt du nicht von Bern gen Aarau mit Briefen zum Schultheißen Hagenbuch gelaufen?“

— Allerdings! verſetzte Fabian: Aber ich wußte nichts um den Inhalt dieſer Briefe und noch weniger davon, daß ich Männern, die meine Herren und Obern ſind, keinen Dienſt leiſten dürfe.

„Schweig. Jetzt ſind wir aber deine Herren und Obern; darum begnadigen wir dich und erwarten dagegen von dir Ehrerbietung und dankbare Ergebenheit. Die wirſt du uns alſo angelobet.“

— In jeder erlaubten und gerechten Sache.

„Es iſt nichts erlaubt, als das Gerechte, und wir werden nichts von dir, als das Gerechte, begehren, laut unſern theuer geſchwornen Eiden und

dem zu Summiswald geſchloſſenen Landsbund. Hedennoch mochte auf dein Wort und Angeloben wenig zu bauen ſein, wenn unſere und des werthen Vaterlandes Sache nicht ſchon über alle Gefahr obgeſiegt hätte. Darum können wir dich, ohne Furcht, der Haft entlaſſen, ſelbſt wenn du in gerader Richtung von hier nach Bern zurückkiefeſt. Zudem auch hat dieſer unſer lieber Nachbar und ehrenwerther Eids- und Bundsgenoß" — der Untervogt deutete mit der Hand auf Addrich — „gut für dich geſprochen, was du ihm wohl zeitlebens danken magſt."

— Ich danke meinem Freunde Addrich gern, und vor Euch Allen, denn ich weiß, er meint es mit mir wohl und kennt mich. Hättet Ihr Euch aber, ſtatt mich rechtswidrig vier Wochen lang ohne Verhör und Unterſuchung feſtzuhalten, von meiner Unſchuld früher überzeugt; hättet ihr mir meine frechen Ankläger unter die Augen geſtellt, daß ſie durch Rechtfertigung zu Schanden gemacht worden wären: ſo würde ich noch lieber Eurer Gerechtigkeitsliebe, als dem Addrich, ſchuldigen Dank geſagt haben.

„Du kräuſeſt dich zwar mit deiner Unſchuld, wie ſieben Eier in einem Kräutlein, aber glaub' mir, du kecks Bürſchlein, wir haben dich nicht eines Gaßpfennings willen in unſere Gewahrſam erhalten. Der erſte, welcher wider dich zeugte

und uns warnte, dich nicht aus unserer Gewalt fahren zu lassen, war ein sehr glaubwürdiger, vornehmer Herr, der dich nur kurze Zeit gesehen, aber dennoch genug von dir vernommen hatte. Du wirst dich des Edelherrn von Grönkerkenbosch erinnern, der mit dir gefangen worden ist. Er hatte durchaus kein Interesse wider dich…"

— Der Niederträchtige! Er also? Der? — rief Fabian auffahrend: Und Ihr vielklugen, gerechten Männer, glaubt es in Eurer Weisheit der tückischen Zunge eines wildfremden Abenteurers, und verkettet daraufhin ohne allen Beweis der Wahrheit einen Schweizer, einen Mitlandsmann ein, wie einen Verbrecher?

„Höre, Grünschnäbelein!" rief ein alter Bauer hinterm Tisch, bei diesen Worten Fabians: „Habe Respekt, denk, vor wem du stehst, und schlucke deine unverschämten Redensarten hinter; es wird dir kein Kropf davon wachsen, wenn du sie in der Kehle behältst."

Der Untervogt winkte mit der Hand dem Alten seitwärts, zum Schweigen, und fuhr gegen Fabian also fort: „Wenn der erste Zeuge wider dich nicht genügt hätte, würde ein zweiter wohl hundert andere aufgewogen haben. Das ist ein erprobter Vaterlandsmann, dem die Wohlfahrt gemeinen Wesens über alle Rücksicht und Freundschaft hinausgeht, die er leider für dich gehegt

haben mag. Er iſt's, von welchem wir ſchon umſtändlich vernommen haben, wie viel die Berner hir zahlten und aus was Urſachen du ins Aargau gekommen biſt. Da iſt der mannhafte und tapfere Hauptmann Gideon Arnold. Den wird du gelten laſſen, hoff ich."

— Den laſſ ich gelten, als einen Schelm vom Wirbel bis auf die Sohle! Dieſer Judas, und ich ünd von jeher Freunde geweſen, wie Katz und Hund. Warum ſtellet Ihr mir den ſchwediſchen Lehnknecht nicht Angeſicht gegen Angeſicht, der ſchon im Mutterleibe ſo giftiger Natur war, daß die im Kindbett ſterben mußte, die die ihn zur Welt brachte?

„Wenn du ſo ſchamlos alle Ehrenmänner läſtern kannſt," fuhr der Untervogt mit Bitterkeit fort, „ſo lüre, wenn du kannſt, noch einen dritten, deſſen Feuanis mit allen andern zuſammenſtimmte. Die Wahrheit hat nur eine Farbe, die Lüge mancherlei. Und dieſer dritte iſt der, welcher mir dein Wohlverhalten bei uns gutgeſagt hat und dein Bürge worden iſt."

— Wie? Adderich, du? ſagte Fabian und warf einen Blick unwilligen Erſtaunens auf den Alten.

Adderich hatte ſchon während der letzten Reden des Untervogts die dicken Augenbraunen düſter zuſammengezogen und darunter einen ſtechenden

Blick gegen den Sprecher der Verſammlung geſchoſſen. Jetzt brummte er: „Viel und erbaulich ſchwatzen iſt ſelten beiſammen!“ Dann wandte er ſich zum Jüngling und ſagte: „Nein, Fabian, ich habe eigentlich keineswegs wider dich gezeugt, denn ich wußte aus deinem Munde, wie du weder kalt noch warm ſeieſt, und ſo wenig mit dem Volk wie mit den Städten halten magſt. Du biſt ein unerfahrnes Kind und haſt deine Ruthe wohl verdient. Erſt hatten dich die Basler in die Klemme genommen, ich befreite dich. Nun fällſt du in die Hand des Volks. Wenn ſich Wolf und Hund beißen, ſollſt du nicht zwiſchen beiden durchſpazieren wollen und ſagen, was geht's mich an? Wer in bürgerlichen Händeln nicht zu einer der Parteien tritt, bekommt die Fäuſte beider in die Haare. Hüte dich vor dem Gideon, du haſt viel bei ihm im Salze. Ganz zufällig vernahm ich vor einigen Wochen, man halte dich hier gefangen. Das war mir recht und zwar deiner eigenen Haut wegen: denn hier haſt du am ſicherſten gewohnt; draußen hätten dich indeſſen ſchon Bauern oder Städter kalt gemacht. Jetzt biſt du frei. Komm zu mir ins Moos; dort biſt du geborgen. Gideon hat anderswo vollauf zu ſchaffen.“

Mit dieſen Worten hielt Albrich die Sache für abgethan. Er ſtand vom Seſſel auf und endete die Sitzung der anſehnlichen Verſammlung, aus

welcher ihm keiner zu widersprechen wagte. Nachdem er von Einem zum Andern gegangen war, und mit Allen noch besondere Abrede genommen hatte, nahm er Fabian zu sich, und beide verliessen das Haus.

23.

Der Heimweg.

Unangefochten schritten sie durch die enge, finstere Strasse hinab zum Thor und über die hölzerne Brücke, welche dort die Ufer der Aare verknüpft. Als der Jüngling aber die im Goldlicht spiegelnden Wellen des Stroms, die im Morgenroth leuchtenden schroffen Felswände, mit Gerüschen bekränzt, die aufbrechenden Blüthen der Kirschbäume und malerisch vertheilten Gesträuche erblickte, die grünen Matten, von himmelblauen, goldenen und purpurnen Blumen durchwirkt, und den Lerchentriller hörte hoch im Himmel und der Finken fröhlichen Schlag in den ergrünenden Zweigen der Gebüsche, — ward er weich. Er seufzte ein lautes „Ach!", breitete seine Arme durch die Luft, als könnt' er Erd' und Himmel an das schlagende Herz ziehen; riss vom Schlehenstrauch einen der blühenden Zweige und drückte die kühlen Silberblüthen desselben an sei-

nen Mund, indem ein paar Thränen ihm über die Wangen rollten.

„Du gebehrdeſt dich wie ein Mädchen,“ ſagte Addrich, „oder ärger noch, wie ein Kind, Fabian.“

— Es wäre dir beſſer, Addrich, du würdeſt Kind ſein können und meine Wolluſt verſtehen! antwortete Fabian: O wie leicht iſt der Odem der Freiheit und wie ſüß der Brautkuß der Natur! Du jammerſt mich, Addrich! du taugſt nichts mehr in dieſem herrlichkeitsvollen Gottesreich. Du hörſt die Stimmen dieſes Lebens nicht mehr, die mich entzücken.

„Haſt Recht, Fabian!“ erwiederte Addrich; „Ich habe das Leben nie und das Leben hat mich nie verſtanden. Meine Geburt iſt ein blinder Mißgriff des Schickſals.“

— Rede nicht ſo, Addrich. Du mußt nicht läſtern! Heut nicht!

„Nun, ſo ſag' mir denn, Fabian, welche Weisheit hat die Blindgebornen in eine ſchöne Landſchaft, die Taubſtummen, die blödſinnigen Kretinen in die Geſellſchaft vernünftiger Geſchöpfe geſtellt? Und warum muß ich, mit Wohlwollen in der Bruſt und geſundem Verſtand im Gehirn, unter dies Gezücht von Tigern und Efeln in Menſchengeſtalt geworfen ſein? Wer kennt mich? Wer will mich? Was gibt mir Er-

ſatz für den Schmerz, in dieſer Welt wohnen zu müſſen, an ſie wider Willen gebunden zu ſein, und das Loos Leonorens zu tragen, nicht leben, nicht ſterben zu können? — Fabian, ich haſſe das Leben, aber in mir ſträubt's ſich, es zu verlaſſen, und ich kann's nicht enden. Der Menſch iſt, im wüſten Bagno der Welt, Sklave eines Unbekannten; der Menſch verflucht ſeine Kette, kann ſie aber doch nicht zermalmen und muß ohne Schutz, ohne Widerſtand die zerfleiſchenden Streiche ſeines herzloſen Guardians, des Schickſals, aushalten."

— Hore, Addrich! rief Fabian ſtillſtehend und den Alten haſtig mit beiden Armen haltend, indem ſeine Augen dabei froh leuchteten: Hore, Addrich! Ich will dich heilen. Folge mir nach Deutſchland, denn ich verlaſſe die Schweiz. Epiphanie und ich wollen deine Kinder ſein und dich pflegen, wie einen Vater, wenn du keine Leonore mehr haſt. Du wirſt in einer freundlichen Einſamkeit dich mit der Welt wieder verſöhnen, wenn du nur einmal aus den gegenwärtigen, finſtern Verhältniſſen herausgeriſſen biſt. Glaub' es, Addrich, du wirſt verſöhnt werden. Wir wollen dein Alter weich betten.

„O, ich bin von außen und innen eine einzige Wunde. Wohin und wie ihr mich betten moget, auf Seiden und Eiderdunen und Roſen-

blättern, muß ich aufſchreien im Schmerz. — Fort, fort, Fabian, in's Moos!“ rief Addrich nach einem augenblicklichen Schweigen, indem er den Jüngling zurückdrängte und mit großen Schritten auf der Landſtraße weiter ging: „Brechen wir von dem ab. Ich kann dir Beſſeres ſagen. Die Unternehmungen des Volks gehen wohl von ſtatten. Die Städte müſſen zu Boden. Ich ſcheide nicht von hinnen, ohne ein löblich Werk in der Welt zu laſſen, damit ich ihr mehr gebe, als ſie mir gab.“

— Addrich, verblende dich nicht! du rennſt dem gewiſſen Verderben in den Rachen und ziehſt Tauſende mit dir. Ich wette, die Städte haben den Bauern noch keinen Halm breit nachgegeben.

„Du weißt nichts. Der Handel läuft, wie er ſoll, ſtündlich von ſeiner eigenen Wucht immer ſtärker gedrängt. Die Städte halten das losgelaſſene Felsſtück nicht mehr auf, das vom Berge herab rollt und bald zerſchmetternd in Sätzen und Sprüngen geſehen werden wird. Solothurn und Bern, Baſel und Luzern, Aargau und Freiämter ſind in heller Bewegung. Es ſoll einen neuen Himmel und eine neue Erde geben.“

— Addrich, traue nicht! Die Herren haben den beſſern Kopf und das beſſere Geld!

„Und wir, Fabian, die beſſere Fauſt und

das beſſere Recht! Die vornehmſte Miene beim Spiel will jetzt Zürich annehmen. Es zog vor einigen Wochen ſogar fünf Kompagnien, jede zweihundert Mann ſtark, in die Stadt, um Blendwerk und Spiegelfechterei vorzugaukeln. Zürich mußte aber wohl, daß am See herum faule Aepfel wachſen, und ließ die Mannſchaft wieder aus einander, obgleich die Wädenſchwyler und Knonauer durch geſandte Ausſchüſſe Treu und Gehorſam anboten. Es ſchickte auch den Bürgermeiſter Waſer und Statthalter Hirzel gen Bern, um dort, nebſt Ehrengeſandten von Glarus und Schafhauſen, zu vermitteln. Die ſetzten aber den Flicken neben das Loch, wie der blinde Schneider."

— Wie ſo? nichts verrichtet?

„Nun ja, es ward um des Leuenbergers Lumpen gehandelt, um Trattengeld und Innungszwang, Salzkauf und Gerichtsbotenlohn und dergleichen. Man ſchlug die Abgeordneten der Landſchaft mit Rathsherrenzungen breit; gab den Bauern den Strohſack heraus und behielt die Betten. Kurz, man brachte es ſo weit, daß die Ausſchüſſe der Gemeinden vor großem Rath alles an die Hand gelobten, für ertheilte überſchwengliche Gnad in gebührender Unterthänigkeit dankten und wegen der Unordnungen vor geſeſſenem Rathe einen Kniefall thaten. Darauf entließen die Berner ſogleich ihr in die Stadt genommenes

Kriegsvolk und meinten ſchon, es lägen alle neun Kegel zu Boden. Sie hatten ſich verrechnet; wir Andern waren noch da. Die Gemeinden verwarfen den Plunder allzumal, wie ihn die albernen Ausſchüſſe vom Markt zu Bern mitgebracht hatten. Am meiſten erbitterte deren niederträchtiger Fußfall. Das ſtieß dem Faſſe den Boden aus. Die Huldigung iſt abgeſchlagen und das Volk ärger, denn je, im Harniſch. Damit machten wir dem Chriſten Schybi gutes Spiel, daß er wieder mit den Entlibuchern ins Feuerhorn ſtoßen konnte."

Fabian ſchüttelte den Kopf und verſetzte: Wollt Ihr, um Recht zu erhalten, allem Recht, Treu und Glauben abſagen? Hat die Luzerner Landſchaft nicht mit der Stadt ihren Vertrag geſchloſſen und geſiegelt?

„Nicht die Landſchaft, nur ihr abgeſandter Ausſchuß. Das Volk vom Entlibuch, Willisau, Rothenburg und Ruſwyl dagegen erklärt, im Vertrage müſſe das Wort „Fehler" ausgekratzt ſein. Denn dieweil Rath und Hundert von Luzern doch ſelber das Recht des Landes jetzt anerkannt haben, ſo war's kein Fehler des Landes, das Recht begehrt zu haben. Desgleichen ſollen die ehrenrührigen Titel, welche das Badner Manifeſt gegen die Landſchaft ausgeſpien hat, in offenem Druck widerrufen werden; und alle Landleute ſind einmüthig darin: der Wolhauſer Bund

müſſe aufrecht bleiben und freie Landsgemeinde gelten. Darauf haben die Herren nun ihre Tagſatzung gen Baden ausgeſchrieben, oder ſitzen vielleicht da ſchon brütend beſammen über den Baſilisken-Eiern."

— Adelrich, laß dir weiſagen, jener Tag zu Baden wird nicht geſchloſſen, bis Köpfe gefallen ſind.

„Meinſt du? die unſerigen oder die ihrigen? Sieh, Burſch, ein Fingerhut voll Butterwitz reicht weiter, als ein Malter Schulwitz. Wir andern haben auch ſchon unſere große Tagſatzung zu Sumiswald an der Grünen gehalten mit den Volksausſchüſſen von Bern, Luzern, Aargau, Baſel und Solothurn. Ich komme eben daher zurück. Es fand ſich auch obrigkeitliche Geſandtſchaft ein, die wollte nach ihrer Art verſöhnen, fuchsſchwänzen, vermitteln, heucheln, ſtreicheln, in die Ohren blaſen, entzweien. Sie zog aber unverrichteter Sache ab. Klaus Leuenberger hielt ſich diesmal wacker. Wir wählten ihn daher einhellig zu der Bundesgenoſſen Ohmann."

— Und was iſt beſchloſſen? Was habt Ihr vor?

„Nichts, als zu handhaben, was dem Einen recht und dem Andern billig iſt: das Volk ſoll das Anſehen der Obrigkeit, die Obrigkeit dagegen

die Freiheiten des Volks in Ehren halten. Keine Landſchaft ſoll wider Wiſſen und Willen der übrigen Bundesgenoſſen gegen die Obrigkeit Waffen lüpfen; aber auch keine Obrigkeit einheimiſches, oder fremdes Kriegsvolk wider Unterthanen in's Feld führen."

— Und wenn der Rath von Bern, Luzern oder einem andern Ort, ſich Euern Summiswalder Geſetzen nicht unterwirft? Wenn die übrige Eidsgenoſſenſchaft Euch Truppen in's Land ſchicken?

„So treiben wir Gewalt mit Gewalt ab. Das iſt zu Summiswald unter offenem Himmel mit aufgehobenen Händen beſchworen und wird am groſſen Landtag zu Hutwyl in acht Tagen beſtätigt werden. Die Unterthanen der ganzen Eidsgenoſſenſchaft ſind dahin eingeladen. Sie kommen."

— Addrich, du geſcheidter Mann, kannſt du dich ſo gröblich ſelbſt betrügen und das Scheermeſſer bei der ſcharfen Klinge faſſen? Iſt Euer Summiswalder Bund nicht heller Aufruhr gegen die Landesherrſchaft? Glaubſt du, die Regierung werde anders, als mit dem Degen in der Fauſt, antworten? O traue deinen Bauern nicht, du kennſt ſie ja. Sie ſind tapfer, ſo lange du das Glas füllſt; treu, ſo lange du Geld gibſt; einig,

so lange du allein sprichst; und gehorsam, so lange der Stier nicht weiß, daß er Hörner hat.

„Und wenn ich sage, Fabian, du habest mehr als Recht, so sage mir: Wer hat das Volk also gezogen, daß es zur vernunftlosen Bestie geworden? Wer hat im Ebenbild Gottes die Menschenseele erdrosselt, wenn nicht die verruchte Politik dieser Gewaltherren? Sie wollen nicht den Völkern dienen, sondern für sich Heerden mästen, um Schlachtvieh, Wolle und Milch zu gewinnen. Aus Kirchen und Schulen haben sie Werkzeuge gemacht, um den Unterthanen den Verstand, wie einen Tollwurm, auszuschneiden. Siehe, die Gewalt treibt's, wie die Prasserei, die mit eigenen Zähnen ihr Grab gräbt: sie zimmert ihren Todtenbaum mit Henkersbeilen. — Fabian, schwatze mir nicht mehr dein Alltagsgeschwätz! Die Sache der Menschheit ist die Sache Gottes! Ich will die Sache der Menschheit rächen und mit dem Volksbund von Summiswald den Stanser-Bund der Herren zertrümmern."

— Wahre dich, Adelrich! du reissest, wie der augenlose Simson, die Säulen des Hauses nieder, daß du selber darunter mit den Fürsten und dem Volke erschlagen wirst!

„Hei, was hat das elende Leben Werth, wenn es sich nicht einmal durch einen heiligen Tod adeln läßt?"

So ſprachen und ſtritten beide Wanderer, bis ſie in die Nähe der Felder von Dennikon gelangten. Hier wollte Addrich einen Fußpfad durch die Aecker einſchlagen, um über die Aegerten und Waldhügel in gerader Richtung nach dem Mooſe zu eilen. Fabian aber verhieß nachzukommen, weil er zuvor den Dechanten von Aarau über deſſen und Epiphaniens Verhältniſſe zu dem verdächtigen Don Nardo befragen wollte. Addrich lächelte hämiſch zu Fabians Erzählung von dem Niederländer und ſagte: „Dieſer vornehme Landſtreicher hatte Langeweile auf der Stußliger Haide und ſah, daß du einen Milchbart trugeſt.“

Mit dieſen Worten eilte Addrich über die Aecker, ohne das Lebewohl des Jünglings zu erwiedern.

30.

Die Entlibucher.

Fabian ſah dem Alten eine Weile in böſer Ahnung nach; ſchüttelte den Kopf und ſetzte den Weg gen Aarau, längs den Waldhügeln, mit leichten Füßen bei der Friſche des Lenzmorgens fort. Er verzichtete von nun an darauf, eine Sinnesänderung des finſtern, ſtörriſchen Alten zu bewirken, und beſchloß zufrieden zu ſein, wenn

er aus dem ungeheuern Schiffbruch, welcher der öffentlichen Ruhe der Schweiz bevorſtand, Epiphanien retten könne.

Nach kaum anderthalb Stunden lag das Städtlein mit allen Thürmen der Kirchen, Ringmauern und Thore vor ihm; ſobald er aus dem wilden, ſchattigen Grund der Wöſchnau am Saum eines Tannenwaldes die Höhe erſtiegen hatte. Es war da ringsum wieder das alte, friedliche Leben. Weiber und Mägde gruben, hackten und jäteten in Feldern, Gärten und Bünten *) unter frohlichem Geſchwätz, und ſchienen des Landſturms, der ſie vor etlichen Wochen bedroht hatte, wie eines vorübergeſtrichenen Sommergewitters, vergeſſen zu haben. Niemand wehrte ihm am offenen Thor den Eintritt, von wo er ſogleich durch ein enges Seitengäßlein die Richtung zur Stadtkirche und dem wohlbekannten Pfarrhauſe nahm.

Wie ihn die Dunkelheit des kalten Hausganges umfing, wandelte ihn ein leiſer doch angenehmer Schauder an, als trät er zu der ſtillen Wohnſtatt eines Weſens, das in frommem Umgang mit göttlichen Dingen, das Dichten und Trachten irdiſchfühlender Herzen nicht mehr kennt.

*) So heißen in der Schweiz kleine eingehägte Stücke des Gemeinlandes, die den Ortsbürgern zur Anpflanzung hingeliehen ſind.

Er blieb einen Augenblick ſchüchtern überlegend ſtehen, um auf die erſte Anrede und Einleitung Bedacht zu nehmen. Aber ein Geräuſch langſamer Schritte, ſeitwärts von einer Stege herab, ſtörte ihn und er erblickte den greiſen Dekan Heinrich Müsperli ſelbſt, der in vollem Ornat, wie er die Kanzel zu betreten pflegte, niederſtieg.

Fabian entblößte das Haupt mit ehrerbietiger Verbeugung, entſchuldigte ſeinen Eintritt und bat, da er wahrſcheinlich zu ungelegener Stunde komme, einen gelegenern Augenblick zu beſtimmen. Der geiſtliche Herr aber reichte freundlich und herzlich die Hand, ſobald er den Jüngling erkannte, und erſuchte ihn zu bleiben.

„Du kommſt, wie von Gott geſandt, mein Sohn!“ ſagte der Greis lebhaft: „Ich habe mit dir mancherlei abzuthun und nicht ohne Kummer an dich gedacht. Jetzt aber begleite mich in dies Zimmer. Es wartet meiner da eine Geſandtſchaft der rebelliſchen Bauern aus dem Entlibuch, welcher ich Beſcheid geben ſoll. Du wirſt vielleicht auch dort am rechten Platz ſtehen und Gutes hören und zu Herzen nehmen können.“

— Entlibucher? Katholiken? ſagte Fabian verwundert, indem ihm das Verhältniß des katholiſchen Niederländers zum Dekan der reformirten Geiſtlichkeit ſchnell in's Gedächtniß trat.

„In dieſen unſern Tagen und letzten Zeiten

ſoll uns keinerlei Ding mehr befremden!“ ſagte der Greis. „Unter Kriegsſtürmen und Drangſalen der Völker bereitet ſich der Weg des Herrn. Da müſſen nun dieſelben, welche in ihrer papiſtiſchen Blindheit die Kirche Jeſu ſo ſtreng verfolgt haben, in allzugroßer Herzensangſt Zuflucht zu einem unwürdigen Diener des heiligen Evangeliums nehmen, Troſt und Rath zu ſuchen. Sie haben ſich auch in einem bittterlichen Klagſchreiben, ſchon vor Wochen, an Dekan und übrige Kirchen- und Schulvorgeſetzte der Stadt Bern gewendet gehabt. Doch hat das vortreffliche Antwortſchreiben des gelahrten Herrn Profeſſor Chriſtoph Leutbard ihren Erwartungen übel gefallen. Nun wolle mich Gott ſtärken! — Folge mir, mein Sohn.“

Der Dekan ging voran. Er trat begleitet von Fabian in ein geräumiges Zimmer, wo ſechs bis ſieben Bauern von ihren Sitzen längs der Wand aufſtanden, die ſteifen Rücken tief verbeugten; kräftige, gewandte, unterſetzte Leute, aus deren groben Geſichtszügen Trotz und Schlauheit zugleich redeten. Sie ſchienen in ihrer gleichförmigen Landestracht, mit den runden, kleinköpfigen Hüten, kurzen, braunen Wämſern von ungefärbter Wolle und kurzen Fältelhoſen, Genoſſen eines und desſelben Hausweſens zu ſein.

Der geiſtliche Herr reichte Allen ſchweigend die Hand, und hob dann mit einer Würde an-

die ihm im langen Leben auf der Kanzel eigenthümlich geworden war: „Meinen freundlichen Gruß und geneigtwilligſten Dienſt, ſammt Wünſchung zeitlicher und ewiger Wohlfahrt, zuvor. Fromme, ehrſame und weiſe, fürgeliebte Herren Nachbaren aus dem Entlibuch, da Ihr das Begehren geſtellt habet, mich in Euern Angelegenheiten zu befragen, ſo laſſet mich Euer Anbringen vernehmen.“

Der Aelteſte unter den Entlibuchern verneizte ſich abermals mit der ganzen Hälfte des Leibes, und, indem die Verfärbung ſeines ernſten Geſichts einige Verlegenheit verrieth, ſagte er: „Wohlehrwurdiger Herr Dechant, unſer Herz iſt voller Betrübniß wegen des von ſämmtlichen Orten loblicher Eidsgenoſſenſchaft wider uns gefaßten Zorns. Wir ſind aber keineswegs aus Uebermuth, ſondern nothgedrungen, aufgeſtanden, um von unſerer Obrigkeit Recht zu begehren. Ihre Amtleute haben die Geldſaugerei zum Hauptwerk gemacht; ſie haben die armen Landleute, ja ſogar die Todten, nach deren Abſchied aus dieſem Leben, mit unerſchwinglichen Geldbußen verfolgt, und uns in vielen Stücken von unſern Freiheiten getrieben, die wir doch in alten Brieven und Siegeln beſaßen, wie wir ſie von unſern Vätern ererbt haben. So oft wir aber unſern gnädigen Herren zu Luzern in aller Demuth Klage brachten, glaub-

ten ſie allein ihren verleumderiſchen Landvögten und warfen die Abgeſandten der Bedrängten in harte Gefangenſchaft. Solche Ungerechtigkeit hat unſer Herz empört. Die ſechs Orte der Eidsgenoſſenſchaft haben bei ihrer Vermittelung ſelber in ſechsundzwanzig Artikeln unſer Recht erkannt. Nun aber verſchreiet man uns im ganzen Schweizerlande als ruchloſe Rebellen, dräut uns mit Krieg zu überziehen, und will uns vielleicht wieder nehmen, was wir von Gottes wegen erhalten haben. Da nun alle weltliche Obrigkeit Hand in Hand ſchlagen will, uns zu erdrücken, wenden wir uns flehentlich an die geiſtliche Obrigkeit, daß ſie uns in ihren Predigten unſere Sache beſchützen und die gnädigen Herren und Obern in gemeiner Eidsgenoſſenſchaft zu Frieden und Gerechtigkeit ermahnen wolle."

Der Dekan erwiederte: „Gleichwie das Volk Gottes im alten Teſtament in wichtigen und gefährlichen Stücken den Mund des Herrn durch die heiligen Propheten gefragt hat, alſo kommet Ihr zu uns. Es iſt wahr, die Richter und Könige in Israel haben wohl auch oft gefehlt und ſind deswegen von Gott durch die Propheten geſcholten worden. So ſpricht Jeſaias: der Herr wird ins Gericht gehen mit den Aelteſten ſeines Volks und mit deſſelben Fürſten und wird ſprechen: ihr habet den Weingarten abgeätzet und den Raub der

Armen in euern Häuſern. Was iſt euch, daß ihr mein Volk zermalmet, und das Angeſicht des Armen zermalmet, ſpricht der Herr der Heerſchaaren! — Gleichwohl finde ich nicht, daß ſich das Volk Iſrael damals, wie ihr thuet, wider ſeine Obrigkeit empört hat. David ſprach, als ſein Diener Abiſai den König Saul umbringen wollet: Wer will die Hand legen an den Geſalbten des Herrn? — Wohl aber find' ich, daß Gott der Herr die tirannischen Regenten durch Ueberziehung von fremden Volkern und Wegführung in das babyloniſche Gefängniß bedroht und geſtraft hat."

Dieſe Worte des wohlehrwürdigen Dekans verurſachten dem Sprecher aus dem Entlibuch ein leiſes Kopfſchütteln, und indem durch den ſteifen Ernſt ſeiner Mienen ein ſchelmiſches Lächeln zuckte, verſetzte er: „Das mag dem Volk Gottes ganz recht geweſen ſein, aber uns Leuten im neuen Teſtament und im Schweizerlande käme dergleichen ungelegen. Denn wenn fremde Volker ins Land drängen, gingen die Herren in Perüken frei aus und wir gemeinen Leute ſollten für ſie Haar laſſen. Und wenn Schultheiß, Räth' und Hundert ins babyloniſche Gefängniß wanderten, ſollten wir für ſie die Zehrungskoſten zahlen; denn an der Armuth will Jedermann den Schuh wiſchen. Aber wohlehrwürdiger Herr Dechant, nichts

für ungut, der Gulden vom Bauer iſt auch sechzig Kreuzer werth."

Der geiſtliche Herr ſchien von der unerwarteten Antwort zwar betroffen, doch lenkte er sogleich wieder ein und ſagte: „Liebe Nachbarn, um Gotteswillen geht in euch ſelbſt und denket, wie Gott in ſeinem heiligen geſchriebenen Wort von den Obrigkeiten redet, indem er ſie Götter nennt, das iſt, Gottes Statthalter, wie der Apoſtel Paulus ſie titulirt. Deswegen ſoll ihnen Reſpekt und Gehorſam erzeigt werden, ja auch, wie der Apoſtel Petrus ſchreibt, nicht allein den gütigen, ſondern auch den ſtorrigen."

„Ihr habt vollkommen Recht, und die Apoſtel auch!" entgegnete der Entlibucher: „Aber als Gottes Statthalter machen ſie ihre Sache gar zu ſchlecht. Sie ſind nicht nur ſtorrig, ſondern auch ſtolzig. Sie werden nicht einmal blutroth vor Scham, wenn man ſie gnädige Herren und Obere heißt, da ſie doch wohl wiſſen, wie unbarmherzig und rechtswidrig ſie mit ihren armen Unterthanen umherfahren."

— He, wohlehrwürdiger Herr, rief ein kleiner, lebhafter Mann dazwiſchen, ich erinnere mich doch auch, als König Salomo geſtorben war, daß das ganze Volk zu ſeinem Sohn Rehabeam gekommen und geſprochen: Mache das ſchwere Joch leichter, das dein Vater uns auferlegt hat! Und als er

ihnen harten Beſcheid gegeben und geſagt: Mein Vater hat euch mit Geiſſeln gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! ſind von dieſem Statthalter Gottes zehn Stämme abgefallen!

„Ihr konnet Euch dieſes Exempels gar nicht behelfen!“ antwortete der Dekan: „Denn nachdem Ihr Eurer chriſtlichen Obrigkeit mancherlei Beſchwerden vorgebracht, hat ſie, auſſer Wenigem, Alles verwilligt, was doch, wie Ihr ſelbſt bekennt, Rehabeam niemals thun wollen.“

— Nun ja, weil „Muß“ ein bitteres Kräutlein iſt! ſagte der erſte Redner. Als die Mittelsherren der ſechs alten Orte einſahen, daß wir nichts, denn Billigkeit geſucht, haben ſie uns in allen Punkten willfahrt. Warum erhebt man nun Geſchrei und hat uns vor den Herren Eidsgenoſſen zu Baden ſo heftig verklagt und uns durch ein gedrucktes Patent unbilligerweiſe vor der ganzen Welt, als Rebellen, geläſtert? Darum begehren wir, daß unſere Obrigkeit durch ein anderes, öffentliches, gedrucktes Patent uns deſſen entſchlage und ſolches widerrufe. Es geht wahrlich unter einer Bauernkappe ſo viel Ehre, als unter einem Rathsherrnhut, auf zwei Füſſen einher.

„Liebe Nachbarn,“ ſagte der Dekan mit ſanftem, beſchwichtigendem Tone, „laſſet Unterſchied gelten! Was meint ihr, wie würde es vor einer ganzen, ehrbaren Welt lauten, wenn eure

natürliche Obrigkeit ſolchen Widerruf thun ſollte? Zudem hat ſie nicht euch Alle, ſondern nur etliche angeklagt. Es wäre daher mein Rath, als der ich euch, Gott weiß, alles Gute gönnt, daß ihr mit gebührender Unterthänigkeit bei euern gnädigen Herren, oder bei ſämmtlichen Obrigkeiten gemeiner Eidsgenoſſenſchaft einkommt, die Publikation des Patents zu unterdrücken. Das badiſche Mandat iſt ohnedem nur zu einer Zeit gemacht worden, als ihr mit Luzern in Zwiſt und Spann waret. Da nun aber der Vergleich erfolgt iſt, wird ſich alles Andere ohne Mühe beilegen laſſen."

— Nun, daß Ihr und die wohlehrwürdige Geiſtlichkeit durch die Herren von Bern und deren Fürſprache uns dazu verhelfen wollet, iſt unſer unterthäniges Geſuch bei Euch. Denn wir richten bei jenen nichts mehr in Ordnung. Sie verſtehen das Befehlen aus dem Fundament, aber nicht das Ueberzeugen. Haben ſie nun den Flegel ſtets im Maul, ſo haben wir ihn ſtraks bei der Hand. Widerſtreiche ſind nicht verboten! heißt's im Entlibuch.

„Nicht das, ihr Herren Nachbarn, nicht das iſt die Sprache chriſtlicher Unterthanen gegen die von Gott eingeſetzte Obrigkeit!" rief der alte Dekan mit Unwillen: „So haben die aufrühreriſchen Rotten Korah, Dathan und Abiram geſprochen, und die Erde zerriß unter ihnen und that

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
ZSCHOKKE,J.H.D.
3-598-53279-2
FN. 14381/039

ihren Mund auf und verſchlang ſie mit ihren Häuſern und mit aller ihrer Habe. Sie fuhren hinunter lebendig in die Hölle, mit allem, das ſie hatten, und die Erde deckte ſie zu. Chriſtliche, liebe Nachbarn, ſehet euch vor, und fahret der Rotte Korah's nicht nach. Der ſchwarze Abgrund liegt unter euern Fußzehen! Wiſſet, und wenigſtens darin ſind wir einig alleſammt, ihr Herren Katholiſchen und wir Evangeliſch-Reformirten, es iſt ein Gott, und dieſer iſt die höchſte Obrigkeit, König und Herr aller Dinge; und er hat ſich Ebenbilder und Statthalter geſetzt, im Todten und Lebendigen, daß Eins dem Andern unterthan ſei, der Ordnung willen. Alſo muß die Sonne und der Mond mit allen Sternen des Firmaments unſerm Erdball dienen, der da iſt der Mittelpunkt alles Erſchaffenen. Und auf Erden haben die Völker ihren Mittelpunkt am Thron und Stuhl ihrer Obrigkeiten, die da ſitzen an Gottes Statt. Wollet ihr nun gegen dieſe Aufruhr beginnen und mit ihnen zu Gericht gehen: ſo wollet ihr Könige ſein und die Obrigkeit zum Schemel eurer Füße machen; ſo verkehret ihr die Ordnung und das Geſetz des Schöpfers der Geſchöpfe; ſo rebelliret ihr gegen Gottes Weisheit und Macht und rufet die Schrecken des jüngſten Tages heran, da auch die Geſtirne des Himmels ihre Stellen verlaſſen und im allgemeinen Auf-

ruhr zermalmend gegen die Erde fahren. Sehet euch vor, ihr Verirrten! Auch die Engel und Erzengel, Satanas an ihrer Spitze, haben rebelliren wollen, und Gott, der Herr, hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen. Wenn nun Gott der Engel nicht geschont, da sie wider ihn gesündigt hatten: meinet ihr ihm im frevelvollen Muthwillen Trotz zu bieten? Ihr Unglücklichen, zittert! Ich sehe ein flammendes Schwert, gleich einer glühenden Ruthe, über euern Scheiteln! Es ist das Schwert des grimmigen Zorns des allmächtigen Gottes!"

Hier schwieg der Greis, als wollt' er Antwort hören, aber Alle standen stumm da. Der Donner seiner Stimme schien in ihren Ohren noch fortzuhallen. Er stand vor den Rebellen mit der Majestät eines Boten Gottes; und ein Sonnenstrahl, welcher während der Worte vom Fensterwinkel daher blendend über die ehrwürdige Gestalt fuhr, schien nur Versinnlichung der himmlischen Erleuchtung seines frommen Innern. Die Faltenfülle eines schwarzen, weiten Kanzelrocks, dessen weitgeschlitzte Aermel ihm, wie dunkle Fittige, zur Seite schwebten, erhöhte das Kräftige seines Gliederbau's. Ob gleich im Alter schon weit über die Mitte eines Jahrhunderts hinaus, trug er doch die volle Frische und Fülle eines Mannes aus dem Lebenssommer. Sein dunkelbraunes

Haupthaar, voll und natürlich aufwärts gelocket, zum Theil vom schwarzen Sammtkäpplein bedeckt, zeigte sich eben erst etwas weißlich schillernd von jenen Verwandlungen in Silber, die du mir, mein Troxler, einst Grabesblumen nanntest *). Die große, breite Stirn, die starke Nase des männlich-schönen Antlitzes verkündeten jene Hoheit, und hinwieder die zartfreundlichen Falten, von den Winkelspitzen etwas überhängender Augenlieder ausgehend, desgleichen die Sorgfalt, mit welcher der Knebelbart der Oberlippe geschweift und der Kinnbart herzförmig geschoren war, damit er die weiße, vielgefaltete Halskrause nur wenig bedeckte, verkündeten jene angeborne Sinnesmilde und Beachtung irdischer Demuth, wodurch ein Hirt der Seelen zugleich der Gemüther Furcht und Zutraulichkeit weckt.

„Kehret denn heim; leget die Waffen ab. Haltet Frieden!“ fuhr er nach einer geraumer Stille mit sanfterm Tone fort: „Was mich anbelangt, will ich ohne Unterlaß zu Gott rufen, daß er beiden, den Unterthanen und Obrigkeiten, seinen heiligen Geiß verleihe, auf daß ihre Gedanken, Sinnen und Rathschläge zu unseres ge-

*) Der bekannte Weltweise dieses Namens, Arzt zu Aarau, des Verfassers Freund.

liebten, allgemeinen Vaterlandes Fried' und Ruh-stand gerichtet werden."

Der Sprecher der Landleute erwiederte: „Euer Wohlehrwürden wohlgemeinte und fromme Vermahnung iſt allerdings Dankes werth. Aber wir wollen nicht der hohen Obrigkeit an, ſondern ihren ſchnöden Amtleuten, welche die Regierung belügen und das arme Volk betrügen. Wir wiſſen, ohne daß es noch geſagt ſein muß, Obrigkeit ſoll ſein; aber unſer wohlererbtes Recht ſoll auch ſein! Geſtohlne Waare darf man wieder zur Hand nehmen, und hätte man ſie auch der Obrigkeit in den Sack geſteckt. Der Wurm, den man tritt, darf ſich krümmen. Der Herrgott gab der armen Biene den Stachel, daß ſie ſich rächen könne, und uns armen Leuten Kopf und Fauſt."

„Mein iſt die Rache, ſpricht der Herr, nicht dein!" ſchrie der Dekan mit voriger Donnerſtimme: „Gehet nicht den Weg Kains und fallet nicht in den Irrthum Balaams, um Genuſſes willen. Selbſt Michael der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte über dem Leichnam Moſis, durfte er das Urtheil der Läſterung nicht fällen, ſondern ſprach: der Herr ſtrafe dich! So gehet hin und laſſet ihm das Richteramt, ihm, der da richtet die Todten!"

Der kleine, ſpitzkopfige Entlibucher, der ſchon einmal geredet hatte, verzog hier ſchelmiſch das

Geſicht und ſagte: „Das iſt für uns wahrlich zu ſpät. Nach dem Tode gilt das Geld nicht mehr. Aber wir merken leider wohl, es pfeifen, ſchüttelt der Bauer am Joch, Pfaffen und Junker aus gleichem Loch. Nichts für ungut!“

„Du unverſchämtes Läſtergeſicht!“ rief Fabian: „rede, ſo lange du hier ſtehſt, mit geziemender Ehrerbietung, oder du möchteſt ungeſegnet aus dem Tempel kommen!“

Der Entlibucher maß den Jüngling ſeitwärts mit den Augen vom Wirbel bis zur Sohle und erwiederte: „Wir ſind zum wohlehrwürdigen Herrn Dechant geſchickt, aber nicht zu ſeinem Siegrift. Ich mags wohl leiden, wenn du auch gern auf dem obrigkeitlichen Schimmel reiteſt. Aber mir ſollſt du nicht trutzen; ich kann rutzen*).

„Still!“ unterbrach ihn der Dekan mit gebietendem Anſtand und wandte ſich zum Hauptſprecher des abgeordneten Ausſchuſſes: „Ihr aber, liebe Nachbarn, traget Sorge zu euerm zeitlichen und ewigen Wohl! Schreitet nicht ſelbſt zur Rache

*) Das Rutzen iſt im Entlibuch eine Art zur Regel gebrachter Rauferei der jungen Burſche, wenn ſie Nachts beim Kiltgehen, den Kopf mit einem Tuch verhüllt, und mit gekrümmtem Körper, zum Stoß auf einander losziehen.

mit Ueberfahrung der euch von Gott gesetzten Herrschaft. Ermahnet euer Volk zum Frieden und denket: Güte gibt Gut, Gewalt aber Blut. Darum haltet fest an Recht und Eid, wie christlichen Unterthanen geziemet."

„Deß sind wir gewillt!" antwortete der alte Entlibucher mit stärkerer Stimme, als vorher: „Jedoch, wohlehrwürdiger Herr, wir sind gekommen, Euch zu bitten, nicht uns allein, sondern auch den christlichen Obrigkeiten zu predigen, was ihnen geziemt. Aber Ihr gebet uns wohl zu verstehen, daß bei Euch hier zu Lande die Herren Predikanten in denselben Schuhen laufen, wie die Pfaffen bei uns; sie hüten lieber die Schafe, als den Wolf. Nun denn, zürnet nicht, Herr Dechant, so ist unser Geschäftlein bei Euch hiemit schnell abgethan. Wir haben nicht wegen der Kinderlehre den weiten Weg gemacht. Wir wagen's, und lassen Gott walten! Wer mit dem Kaiser Prozeß führt, merk' ich, muß nicht bei seinem Vetter, dem Pabst, klagen. Das ist in der Ordnung und der Welt Lauf. Gelobt sei Jesus Christ!"

Damit wandte sich der Redner ganz trocken vom Dekan hinweg und der Thür zu. Die andern folgten ihm, ohne ein Wort zu sagen, zum Haus hinaus.

„So hat man's immer mit Leuten dieser Art!" rief der Dekan, der ganz bestürzt und

ſtumm daſtand und den Weggehenden unentſchloſſen nachſah, bis ſie das Haus verlaſſen hatten: „Es ſind Kranke, die den Arzt anrufen, aber ſich klüger dünken, als ihn, ſobald die Arzenei auf der Zunge bitter ſchmeckt. Inzwiſchen iſt mir angenehm, daß du Zeuge dieſer flüchtigen und nichtigen Unterredung geweſen biſt. Gern hätt' ich von meinen Herren Amtsbrüdern dabei geſehen; allein die Leute überſtürmten mich zu haſtig. Ich aber habe geſprochen nach der Stimme meines Gewiſſens und kann mich damit tröſten."

Obwohl der geiſtliche Herr das letztere noch auf verſchiedene Weiſe wiederholte, konnte er doch ſeine Unzufriedenheit mit der ſchnellen Abbrechung eines Geſprächs nicht ganz verbergen, von dem er glänzendere Erfolge erwartet zu haben ſchien. Und wenn auch Fabian das Wort auf andere Dinge zu leiten ſchien, kam jener immer ärgerlicher auf dies Colloquium diabolice corruptum et interruptum, wie er es nannte, zurück.

Als der Jüngling endlich aber mit aller Beſcheidenheit dringender ward, die Flüchtigkeit der Zeit, die unverſchiebliche Fortſetzung ſeines Wegs in Addrichs Moos, die Nothwendigkeit, mit Epiphanien Erklärungen und Abreden zu nehmen, und den Zweck ſeiner gegenwärtigen Erſcheinung zur Sprache brachte: überwand der Greis ſchnell genug ſeinen Mißmuth und ſagte: „Wohlgethan,

mein Sohn, daß du mich daran erinnerst. Epiphanie steht in arger Hand und schwerer Gefahr des Leibes und der Seelen. Du zwar hast Alles verloren durch die Gewalt der Ruchlosen, und weißt nun kaum, wohin dein Haupt legen. Aber ich fürchte für meine Pathe noch schwereres Unglück. Folge mir!"

Der Dekan führte den jungen Mann hinaus, und begab sich mit ihm, um ungestörter zu reden, eine Treppe höher, in das obere Stockwerk des Hauses zu seinem Studierzimmer.

35.

Der Brief.

Es war ein kleines, freundliches Stübchen; die Wände standen ringsum mit vielen Büchern bedeckt in ihren Gestellen zierlich eingereihet, ein paar Tische von aufgeschlagenen Folianten und beschriebenen Papieren überlegt. Vor den hellen Fenstern draussen schwebte die weite Landschaft im Halbkreis der Gebirge, wie ein Bild im Rahmen, mit der Aussicht auf die Schlösser Gösgen und Wartenfels und die beiden Wartburgen.

Fabian, den die letzten Aeusserungen des Dekans nachdenklich gemacht hatten, wollte reden. Dieser aber mahnte ihn durch sanften Wink, sich

zu gedulden und niederzusetzen. Er selber, nachdem er aus verschlossener Schublade einen Brief und eine kleine Rolle Geldes gezogen, legte beides neben sich auf ein Tischlein, und nahm gemächlich seinen Platz daran im gepolsterten Lehnstuhl. Dann befragte er den Jüngling, von wannen er komme und was er in diesen trauervollen Zeiten zu thun gedenke? Als Fabian von seinen Abentheuern im Landsturm, von seiner langen Gefangenschaft in Olten anhub, unterbrach ihn der Dekan plötzlich mit einer Art Schreckens und sagte: „Wie? Bist du vielleicht also deines eigenen Unglücks nicht kundig? In den Unordnungen des Oberlandes ist dein Heimwesen am Thunersee ein Raub der Flamme geworden und Alles, was du gehabt, ist Asche."

Fabian erschrack und vernahm, wie ihm Haus und Hof eingeäschert sei, daß keiner von den Nachbarn zu Hilfe geeilt wäre; ja, daß man sogar nächtlicher Weile und boshafter Weise ihm Garten und Baumgarten zerstört, die alten Obstbäume eingesägt, die jungen gebrochen und ausgerissen habe; daß man auch vermuthe, oder sage, dies Unheil sei durch einen Haufen rebellischer Bauern auf Anstiften eines Kerls geschehen, der aus schwedischen Kriegsdiensten zurückgekommen wäre. Der Dekan würzte seinen Trauerbericht mit vielen Trostsellen aus der heiligen Schrift,

als er bemerkte, wie sein junger Freund traurig und finster vor sich hinstarrte. „Quando duplicantur lateres, venit Moses!“ rief er: „Das ist, wie es die Deutschen zu geben pflegen: Je großer Noth, je näher Gott! Darum, mein Sohn, verzage nicht und denke: nach dem dunkeln Charfreitag kommt wieder ein heller Ostertag, nach Passion und Begräbniß der Sonntag Quasimodogeniti, nach Misericordias das herrliche Jubilate und nach dem Miserere das Halleluja. Sprich daher voller Glauben und Zuversicht, gleichwie die Tochter Raguels sich im Büchlein Tobiä vernehmen läßt: „nach dem Heulen und Weinen überschütte du uns mit Freuden.“

„Den Schweden kenn' ich!“ sagte Fabian mit ruhiger Fassung: „Es ist der Gideon Arnold, welcher um Epiphanien wirbt. Also ein Mordbrenner! Ich will aber noch nicht glauben, daß er's sei. — Nun denn, so hab' ich tausend und mehr Gulden weniger, als nichts, und Rock und Hemd auf meinem Leibe gehören den Gläubigern. Denn ich ließ auf dem Gütlein verzinsbare Schuld stehen. So bindet mich nichts an mein Vaterland, als diese Schuld. Ich schüttele den Staub von meinen Füßen und verlasse die Schweiz, sobald ich wissen werde, woran ich mit Epiphanien bin.“

Der Dekan senkte einen Blick des herzlichsten

Mitleids auf den Jüngling und sagte: „Mein Sohn, leider kann ich dir auch das sagen. Epiphanie iſt unerrettbar und unentreißbar in den Klauen des Satans. Ich hoffte ſie durch die mächtige Verwendung des Junker Oberherrn von Rued und vielleicht durch einen vom Junker Landvogt ausgewirkten Befehl zu befreien. Das iſt zu ſpät. Die Bauern gehorchen dort in den Bergen dem rebelliſchen Addrich mehr, als der rechtmäßigen Obrigkeit. Auf ſeinen Befehl ward ſelbſt ein ehelicher Bürger dieſer Stadt, den der Junker Oberherr Epiphaniens wegen in's Kulmerthal ſchickte, gefangen fortgeſchleppt, und er wäre ohne Zweifel umgebracht worden, hätte er nicht ſeinem betrunkenen Wächter zeitig bei Nacht und Nebel entwiſchen können.“

— Das iſt der Meiſter Wirri! ſprach Fabian.

„Richtig. Du wirſt von ihm gehört haben, mein Sohn; denn er ſaß, gleich dir, einige Tage im Kerker zu Olten. Er hat viel Ungemach erdulden müſſen. Während deſſen erhielt ich eines Abends von unbekannter Hand dieſes Sendſchreiben hier und dieſes Geld; es ſind zweihundert Gulden in lauterm Golde. Das Sendſchreiben iſt zwar im reinſten Latein abgefaßt, wie ſich deſſen ſelbſt der große Deſiderius Erasmus nicht zu ſchämen gehabt hätte, der von ſich ſagen konnte: cedo nulli. Allein es ſind fallacia, vom Anfang

bis zum Ende; vergoldete Fallstricke des Teufels, der gegen meine arme Pathe mit bösen Absichten umgeht und mich selber zu seinem Werkzeug gebrauchen mögte. Leider liegt Epiphanie schon in seine Schlingen verwickelt und gefangen. Es ist mir gelungen, in Aldrichs Abwesenheit ein Teufenthaler Bauerweib, welches bei mir ein- und ausgeht, zu Epiphanien zu senden. Allein die Bethörte weigert sich, ihre Zuflucht in mein Haus zu nehmen, und hat erklärt: sie habe heilige Gelübde gethan, und keine Freiheit mehr. Ja, als die Teufenthalerin ihr, auf meinen Befehl, von meinem lateinischen Briefe und dem Golde geredet, und daß der unbekannte Autor des Schreibens ein verdächtiger Papist sein müsse, der dem Heil ihrer armen Seele nachstelle, hat sie geantwortet: Eben nach dem stehe ihr Verlangen."

— Was ist das? rief der Jüngling voll unaussprechlicher Bestürzung und sprang vom Sessel auf: Nach diesem hochmüthigen, bleichen Schleicher steht ihr Verlangen? Ich kenne ihn; seinetwillen bin ich zu Euch gekommen, wohlehrwürdiger Herr. Er hat auch den Meister Wirri und mich zu seiner verruchten Absicht erkaufen wollen. Fast überfällt mich ein Grauen; denn so wahr ich lebe, mit ihm ist's nicht, wie es sein soll. — Nach ihm ihr Verlangen? Er muß verbotene Kunst treiben und Bündniß mit dem bösen Geist

haben, daß er das Gemüth der unglücklichen Epiphanie umstricken und ihren Willen verzaubern und binden kann. Sein Geld thut's nicht; er streut sein Gold mit beiden Händen aus. Er konnte damit wohl die Bauern zu Olten, die ihn gefangen hielten, aber keine Epiphanie blenden. Seine Schönheit thut's noch minder; denn er gleicht einem Verblichenen, der aus dem Sarge wieder unter die Lebendigen tritt. In ihm iſt kein warmer Tropfen Blutes mehr. Und ihr Verlangen ſieht nach ihm? Nein, ich glaub' es nicht. Glaubet es auch nicht, wohlehrwürdiger Herr! Euer Teufenthaler Weib hat ſich mit ihren eigenen Ohren angelogen."

Der Dekan ſchüttelte bedenklich den Kopf und ließ ſich durch Fabian die geringſten Umſtände berichten, die dieſer von dem Herrn von Grönkerkenbosch wußte; auch Geſtalt, Miene, Kleidung, Alter, Sprache beſchreiben, und ſagte endlich: „Je mehr du von ihm meldeſt, je weniger begreif' ich von ihm. Nein, ich kenne des Menſchen nicht, und will ſein nicht kennen. Deiner Beſchreibung nach mag er ein Roſenkreuzbruder ſein, denn es ſind unter den Katholiken noch Viele dergleichen; und mag mit der hölliſchen Magie und Theurgie umgehen, wie man davon ältere und neuere Exempel kennt. Hier, mein Sohn, lies dieſes ſein Schreiben."

Mit Neugier und heimlichem Grauſen ſchlug Fabian das Papier aus einander und las die Zuſchrift laut, in lateiniſcher Sprache; in deutſcher war der Sinn des Inhalts ungefähr folgender: „Die Hand, welche dieſe Buchſtaben zeichnet, s mein geliebteſter Heinrich, iſt, ſo hoff ich und glaub' ich, dir noch immer theuer. Sie gehorcht einem Herzen, das von jeher für dich ſchlug und noch ſtets für dich betet. Darum vertraue dieſen Zeilen, wenn ſchon ihr Urheber ſich vor dir verhüllt; er betet für dich und für Erleuchtung deines Gemüths durch das göttliche Licht.

„Was uns für Leben und Ewigkeit vereinen ſollte, das hat uns geſchieden, der Glaube und die Kirche. Ich weiß, daß du mich im beklagenswürdigen Irrthum verdammeſt; aber wiſſe, daß meine Seele nur im ſtillen Mitleid über dich weinet, wie der Sohn Mariens, als er zur Schädelſtätte das Kreuz trug. O, daß du lieber der blindgebornen Heiden einer wäreſt, ſtatt einer der Verblendeten durch Menſchenlehre, ſo dürft' ich leichter an deine Wiederkehr zur ewigen Gemeinſchaft der Heiligen denken."

Hier fuhr der Dekan mit glühendem Geſicht vom Lehnſeſſel auf und rief: „Weiche, Satanas! Das iſt der Römiſchen Art und Weiſe. Ihm wäre lieber, daß ich ein Heide, als ein evangeliſcher Chriſt ſei. Welche wahnſinnige Verſtocktheit

in der babylonischen Abgötterei! Und sagt's mir im schönsten ciceronischen Styl! Fürwahr, nie verbarg Beelzebub den verrätherischen Schwanz unter einem schönern Engelsflügel!“

Der Vorleser ließ sich jedoch durch diese Aufwallung des evangelischen Eifers nicht stören, sondern fuhr fort: „Inzwischen, geliebtester Heinrich, wend' ich mich in großer Angst des Gemüths zu dir, daß du dich einer verlassenen Waise erbarmen und Epiphanien, die Tochter eines deiner verstorbenen Freunde, ohne Verweilen in deinen Schutz und in dein Haus aufnehmen wollest, damit ihr Leben und ihre Seele gerettet werde. Denn sie lebt in der Wohnung eines Mannes, genannt Addrich im Moos, dessen hartes Gemüth durch den kläglichen Untergang des Weibes und Bruders weit berüchtigt, dessen Unglauben und Abfall von Gott selbst deiner Kirche ein Gräuel geworden, und dessen Aufruhr gegen die Majestät der Gesetze das Ziel der öffentlichen Rache geworden ist. Errette sie aus der Hand des unerrettbaren Sünders, bevor sie mit ihm und durch ihn in den Abgrund seiner Verbrechen hinabgerissen wird. Ich füge, als Beihilfe, zu diesen Zeilen mein weniges Gold.

„Ich beschwöre dich bei deinem und meinem Gott, säume nicht! Erinnere dich, daß du im heiligen Sakrament der Taufe Bürge für sie ge-

worden bist gegen den Himmel. Gedenke deines Wortes am Sterbelager ihrer Mutter. Vor dem Richterstuhl dessen, der die Todten richtet, werden dereinst ihre Aeltern die Seele ihres Kindes von dir fordern. Säumest du, werd' ich droben wider dich zeugen. Lebe wohl. Die unruhigen Blicke meines Kummers beobachten und begleiten dich auf allen deinen Wegen. Lebe wohl."

Fabian legte stumm und den Kopf zweifelsvoll schüttelnd auf den Tisch nieder.

„Schon hätt' ich", sagte der ehrwürdige Dekan, „meiner armen Pathe längst geholfen. Aber wer gehorcht oder gebietet in diesen verwirrten Zeitläufen des Aufruhrs und der Meuterei? Denn ich weiß gar wohl, daß es mitten im pharaonischen Dienstshaus nicht pharaonischer zugegangen ist, als in dem Hause des Addrich. Darum, mein Sohn, kömmst du, wie gesandt von Gott. Eile denn dahin und führe sie meinem Hause zu. Mein Gebet und Gott ist mit dir!"

— Aber nach ihm geht ihr Verlangen! — sprach Fabian in seinen Gedanken eintönig vor sich hin. Dann aber wandte er sich mit Lebhaftigkeit zu dem Greise und fragte: „Wer ist dieser Don Rardo? denn er hat diesen Brief verfaßt und kein Anderer! Welchen Theil darf er auf Epiphanien haben? Ihr, wohlehrwürdiger Herr, Ihr müsset ihn kennen; denn er kennt Euch. Habt Ihr diese

Handschrift nie gesehen? Rufen Euch die Züge derselben nicht irgend einen Katholiken in's Gedächtniß, dessen Umgang Ihr irgend einmal genossen?

Der Dekan verneinte nachdenkend mit dem Schütteln seines Kopfs, und erwiederte endlich: „Außer dem gegenwärtigen Herrn Abt von St. Urban, mit dem ich in jüngern Jahren vielmals auf der Jagd im Bowald, ... nun ja, wir waren damals leichte Bursche und paßten wohl für einander, ... allein seit jener Zeit, ich war noch auf den Schulen zu Bern, ... doch ist wahr, er sprach das Latein fertiger damals, als ich, obwohl er jünger war ... was könnte ihn jedoch jetzt bewegen ... auch entspricht nicht deine Beschreibung seiner Gestalt ... freilich schmächtiger, zarter Wuchs; ja wohl, und die Jahre! ... Wozu indessen zieht er in seltsamer, weltlicher Tracht ... allerdings, die Prälaten gingen vordem auch geharnischt in's Feld, und thun wohl noch heut gern mitunter etwas weltlich ... nein, mein Sohn, Alles überlegt und erwogen, der Prälat von St. Urban ist's nicht! Und mit Andern seiner Konfession hab' ich nie vertrauten Umgang gepflogen."

Das etwas verworrene Selbstgespräch des alten Geistlichen ward von Fabian mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wenn gleich der Schluß zuletzt

auf Lossprechung des Prälaten ging, blieb doch in der Brust des jungen Mannes gegen denselben ein Argwohn, weil der Dekan wiederholt betheuerte, er habe in seinem Leben mit keinem Andern unter den Katholiken nähere Gemeinschaft gehabt.

Fabian beschloß von Addrichs Hause hinweg nach St. Urban zu gehen und die Umgegend des Klosters nicht eher zu verlassen, bis er die Person des Abtes mit der vielleicht nur verkappten des Herrn von Grönkerkenbosch verglichen haben würde. Denn im fortgesetzten Gespräch mit dem Dekan traten mancherlei Umstände hervor, die den Verdacht einigermaßen rechtfertigen konnten, wie viel Unwahrscheinlichkeiten mit ihm auch verknupft waren.

Der Jüngling, sobald er nach längerer Unterredung einsah, daß er über Epiphaniens räthselhaften und in jedem Fall zweideutigen Freund keine weitern Aufklärungen gewinnen könne, und auch über den Verlust seines mäßigen Vermögens am Thunersee nicht mehr, als was durch Briefe von Bern mit Zuverlässigkeit berichtet worden war, zu erforschen blieb, beurlaubte sich von dem Dekan. Dieser hielt ihn vergebens mit gastfreundlicher Hand zurück, einen Tag lang bei ihm zu ruhen, und hatte selbst Mühe, den Ungeduldigen zu bewegen, seinen Weg wenigstens nicht ganz nüchtern fortzusetzen. Erst nachdem Fabian

halbgezwungen Speiſe und Trank zu ſich genommen, entließ ihn der gutmüthige Greis unter frommem Segenswunſch und wiederholtem Ermahnen, alles, was Klugheit und Muth gebieten oder erlauben, für die Befreiung der „kleinen Gotte“*), wie der Dekan Epiphanien in zärtlichem Mitleid nannte, daran zu ſetzen.

32.

Der Gang zur Vampf.

Der junge Menſch verließ die Stadt mit einem jener widerwärtigen Gefühle, für die es noch keinen Namen gibt. Die goldige Kapſel des Sodomsapfels umſchließt einen ekelhaften ſtaubigen Moder. So fühlte Fabian nur noch im Fleiſch und Blut die kräftige Friſche der Jugend; aber ſein innerſtes Weſen öde, ausgeſtorben, kalt. Seine geſammten Hoffnungen hatten den Todesſtreich empfangen. Es gab keine Zukunft mehr für ihn, nach der es der Mühe lohnte, aufzuſchauen. Sein Daſein war verſtümmelt. Denn nur das Thier iſt mit dem Genuß einer Gegenwart abgefunden, ohne von Vergangenheit und

*) Gotte heißt in der Schweiz ſowohl die Pathin, als der weibliche Täufling ſelbſt, ſo wie der männliche Pathe und Täufling Götti genannt wird.

Zukunft zu wiſſen. Der geiſtige Menſch wohnt im Unendlichen, lebt daher im Geweſenen und Werdenden und hat keine wahre Gegenwart des Augenblicks. Der Verluſt ſeines mäßigen Eigenthums durch mordbrenneriſche Fäuſte verwandelte ihn, deſſen Stolz bisher Unabhängigkeit geweſen war, in einen Knecht, der um Lohn für das gemeinſte Lebensbedürfniß zu arbeiten gezwungen wird. Der mehr als wahrſcheinliche Verluſt ſeiner ſchönen Jugendgeſpielin machte für ihn die Welt zu einer inhaltloſen Schale, die für ſich ſelbſt ohne Werth iſt. Und auch, wenn ihm Epiphanie geblieben wäre: wie konnt' er ihr ein erträgliches Loos anbieten?

Er ging raſches Schrittes durch die obere Vorſtadt, aber mit dumpfen Sinnen und gedankenlos, längſt dem ſtillfließenden Bach gen Suhr; ſah, grüßte und dankte Niemandem, bis ihn ein kräftiger Schlag auf der Achſel weckte.

„Heda! man geht nicht ſo ſtolz an alten Bekannten vorüber, Herr Freund!“ rief der Wecker: „Woher? wohin? Gott ſei Dank, daß ich Euch noch zwiſchen Himmel und Erde wiederfinde. Seid willkommen. Wir ſind Glückskinder, wir beide! Wie ſeid Ihr den Oltnern entwiſcht?“

Fabian erkannte in dem Frager zwar den Meiſterſänger von Aarau, er ließ ihn aber noch

lange fragen, ohne zu antworten, und ſtarrte ihn an.

„Die Oltner Koſt, ſcheint es, hat Euch nicht wohlgethan!“ fuhr Meiſter Wirri fort: „Waſſer und Schwarzbrod! Es läßt ſich zur Noth mit den Gänſen zwar trinken, aber nicht eſſen. Indeſſen post nubila Phœbus, Herr Freund. Man verſchläft viel Ungemach, und unſereins muß Gott unterm Kreuz ſtill halten. Ihr ſchneidet noch ein ſaures Geſicht.“

— Daß ich nicht wüßte, Meiſter! antwortete Fabian, der ſich noch nicht ganz ermannen konnte.

„Ein rechtes Muſter iſt's auf einem Eſſigkrug. Wo fehlt's denn, Herr Freund? Iſt Euch eine Rape über den Weg gelaufen?“

— Kleinigkeiten, Kleinigkeiten! Nichts ſonſt.

„Kleinigkeiten? Ei, die ſollen einen Mann von Kraft und Mark, wie Euch, nicht unwirſch machen. Der Adler jagt keine Mücken. Sagt mir das nicht. Meinethalben, Ihr möget am beſten wiſſen, wo Euch der Schuh drückt. Aber ſagt mir, ſitzt unſer Unglückskamerad, der, wie heißt er nun, der Dom-Narr oder ſo etwas, denn ein Pfaff iſt er einmal — ſitzt er noch im Oltner Loch?“

— Er ward ſchon andern Tags frei. Aber ſagt mir, Meiſter, für wen haltet Ihr dieſen

Menschen? Er stößt mir auf, wohin ich komme; überall hat er die Hand im Spiele.

„Der schwimmt also auf allen Suppen, wie die Petersilie. Das sieht ihm ähnlich; denn ich halte ihn, trotz seines Läugnens, für einen katholischen Priester, und nichts anderes, der aus der Welt ein Puppenspiel macht, das er regieren muß. Glaubt's, Herr Freund, kein Pfäfflein ist so klein, es steckt ein Päbstlein drein. Ich mag von ihm gar nichts. Er gehört zu den Leuten, von denen man das Beste weiß, wenn man nichts weiß. Nun aber sagt mir, wohin geht die Reise?"

— Ins Moos, zum Aldrich, wenn Ihr mit wollet. —

„Pub! Acht gabt! laßt Euch nicht tiefer in das Wasser, als Ihr Grund fühlt. Womit man umgeht, damit wird man auch gestraft. Bleibt bei uns in Aarau. Einen Zoll weit über den Stadtbann hinaus ist, heut zu Tage, kein Leben mehr sicher. Geier und Wölfe sind menschlicher, als die Bauern; sie möchten die Hühner mit den Eiern todtschlagen. Einem ehrlichen Manne schnitten die Baselbieter vor etlichen Tagen das Ohr rein weg vom Kopf, weil er in Verdacht stand, ausgeschwatzt zu haben. Dann legten sie ihm das Ohr in die Hand und sagte: „Jetzt bist du der rechte Ohrenträger!" Sie halten aller Orten die Wanderer an; erbrechen alle Briefe, be-

sehen alle Päſſe. Wer ihnen zuwider iſt, dem ſtutzen ſie Naſe und Bart weg, oder ſchleifen ihm Haut und Haar ab am umlaufenden Schleifſtein, oder rauben ihm Kuh und Kalb aus dem Stall, oder werfen ihm Feuer ins Strohdach. Es iſt des täglichen Gräuels kein Ende. Bleibt in Aarau, rath' ich! Oder geht wenigſtens nicht unbewaffnet über Feld und in die verwünſchten Berge. Ihr tragt ja nicht einmal einen Fliegenwedel in der Hand!"

— Wozu, Meiſter?

„Das werdet Ihr erfahren, ſobald die Schmeißfliegen ſtechen. Wenn die Kuh den Schwanz verloren hat, merkt ſie erſt, wozu er gut geweſen! Denkt an mich! Den Rebellen fehlts nicht an Säbeln, Hellebarden, Piſtolen und Flinten. Was ihnen fehlt, ſtehlen ſie dazu. Unlängſt hielten ſie, beim Städtlein Wangen, auf der Aar ein beladenes Schiff an; fanden da ein Faß mit der Aufſchrift „Süßer Wein!"; wollten koſten, ſiehe da, waren es gefüllte Granaten, die auf das Schloß Lenzburg geſchickt werden ſollten. Das war gute Beute! Nun wett' ich, die Gaudiebe ſchenken uns ſelbſt den ſüßen Wein bei erſter Gelegenheit ein."

— Ich rathe Euch, nicht davon zu trinken, oder ihn wieder zu nehmen. Lebt wohl, Meiſter!

„Es iſt bös, dem Hund ein Bein abzujagen.

Aber wartet doch! Warum eilt Ihr? Unglück kömmt einem auf halbem Weg entgegen, es iſt nicht Noth, danach zu rennen!“

Meiſter Wirri rief ihm vergebens nach; Fabian hörte nicht, ſondern machte mit der Hand nur noch eine Bewegung, wie zum Valet, zurück, und ſchritt haſtig am Bach den Weg hin. Die kurze Unterredung mit dem würdigen Meiſterſänger hatte für ihn die wohlthätige Wirkung gehabt, daß eine Art Beſonnenheit in ihn zurückgekehrt war. Wie gleichgültig ihm auch bei der Stimmung ſeines Gemüths jede Gefahr ſein mochte, wollt' er doch die einzige vermeiden, nicht zum drittenmal Gefangener zu werden. Er ließ ſich daher keine Umwege durch Buſch und Berg verdrieſſen, um den Dörfern auszuweichen, und, ſobald er unter den Mauern der alten Burg Liebegg angelangt war, den Schloßweg hinaufzuſteigen, um in gerader Richtung auf dem Rücken der Berge über die Bampf zu Addrichs Moos zu kommen. Die Bampf iſt einer der erhabenſten Punkte in der Kette von waldigen Sandfelſen, die ſich vom Liebegger Schloſſe hinweg ſüdoſtwärts zum Hallwyler See verlängern und eine zwar ausgedehnte, doch mehr anmuthige, als unermeßliche Ausſicht auf die Umgegenden gewährt.

Fabian, als er die Höhe des alterthümlichen Burgſtalls und die Finſterniß der unmittelbar dar-

an grenzenden Tannen erreicht hatte, flieg un erdroſſen in deren feuchten Schatten das Gebirg hinauf, über das heillarme Loos ſeiner Tage brütend. Er hatte noch nie ſeine unverſchuldete Verlaſſenheit und Verwaiſung im Leben ſo tief empfunden, wie in dieſen Augenblicken; ſelbſt nicht in der Einſamkeit ſeiner Kerker zu Bern und Olten. Ohne Aeltern, ohne Verwandte, ohne Freunde war er nur mit brüderlichem Herzen an Epiphanien gehangen, hatte er nur in ihrer ſchweſterlichen Zärtlichkeit Erſatz für alle andere Entbehrungen genoſſen, und ſah nun auch dieſe ſich entfremdet. Zu gebildet, um ſich unter den rohen, abergläubigen Bergbewohnern glücklich zu fühlen, zu ſtolz, um bei der reichsſtädtiſchen Hoffart ſeiner Herren und Obern zur Frohn zu gehen, ward ihm die Schweiz nicht mehr, als jeder andere Fleck des Erdbodens, ein Vaterland. Wer Knecht ſein, oder mit dem wüſten Volk hauſen will, iſt ja leicht überall zu Hauſe.

Jetzt dacht' er an Addrich, und jetzt erſt glaubt' er ihn zu verſtehen, den Unglücklichen, den mit ſich und ſeinem ganzen Daſein zerfallenen Mann, als derſelbe unter den Fichten des Gonhards aus der Fülle ſeines Elendes gerufen hatte: „Ich habe die Welt von allen Seiten betrachtet und am Ende gefunden, ſie ſei nicht des erſten Athems werth geweſen.“

Dieſe Erinnerungen lagerten ſich, wie ſchwarze Schatten, über ſein Gemüth. Ihm ahnete heimliches Leiden aller Weſen, allgemeines Unglück aller Geſchöpfe, vom Wurm bis zum Weiſeſten, dem keiner entrinnen könne. Er ſelber begann mit ſeinem Daſein zu grollen und rief: das Beſte im Leben iſt endlich die Freiheit des Sterbens!

Da trat er aus der Walddämmerung hervor auf die kahle, von magerm Graſe bekleidete Bergkuppe der Bampf, die ſich mit breitem Rücken aus einem Kranz von Gebüſchen erhob. Veilchenfarben ſchwebten die rieſenhaften Formen der Alpen vor ihm, mit dem Goldroth des Abendlichts und dem noch tiefhangenden Silberkleide des Winters bekleidet. Rechts, wo ein verwiſchter Pfad über die Höhe zum Thaldorfe Dürrenäſch, und näher noch ſeitwärts in Addrichs verborgene Einſamkeit, führte, ſtreckte das nahe Gebirg ſeine ſchwarzen Felsmauern und Zacken hervor, während links, aus der Tiefe, die Wellen des Sees von Hallwyl blitzten, wie wehender Silberlahn, der über grünen Sammt der Matten ausgeſpannt iſt.

Fabian ſtand ſtill. Die Majeſtät des großen Schauſpiels warf ſich mit überraſchender Macht an ſeine Seele. Der reine Odem des Himmels, welcher ihn in dieſen Höhen umwehte, der allgemeine Glanz, das allgemeine Schweigen durchdrangen ihn. Die Natur übte ihr Hoheitsrecht, dem kein

reines Gemüth widerſteht. Er fühlte wunderbar ſich über ſich ſelbſt und über die ſchweren Träume und Zweifel erhaben, welche ihm nur ſchienen von der dumpfen Waldtiefe angeblaſen zu ſein, der er eben entſtiegen war. Und wie er das Antlitz zurückwandte, umſpannte ihm den Geſichtskreis der ungeheure Bogen des Jura, der ſeine blauen Gipfel, Firſten und wellenförmige Grathe zu den Wolken aufwarf, als würde die Erde in den Himmel hinaufgezogen. Links, in der Entfernung weniger Wegſtunden, leuchteten im friſchen Frühlingsgrün die Gefilde von Aarau; rechts vor ihm in der Tiefe traten die Zinnen, Thürmlein und alten Gemäuer der großen Lenzburg, weiterhin am Felſen hangend die weißen Schloßmauern von Braunegg hervor.

Er warf mit dem leichten und wandelbaren Sinn ſeines Alters die Sorge von ſich, und bildete neue Entſchlüſſe. „Bin ich arm," dacht' er, „nun, ſo gehört mir die weite Welt. Was hab' ich verloren, wenn ich mich ſelber noch habe? Bin ich verlaſſen, nun, ſo ſteht Gott bei mir. Wer hat's beſſer, denn ich? Niemand iſt reicher, als wer der Welt nicht bedarf; Niemand mächtiger, als wer ſich ſelber bändigt. Ich bin noch nicht arm genug; ich bin noch nicht ſtark genug. Ich will dieſe Bande brechen, die mich binden. Lebe wohl, Vaterland! Lebe wohl, Epiphanie! Ich

werfe der Freude wie dem Schmerze den Scheidebrief hin, und will dem Schicksal meinen Trotz zeigen. Der Feige schmiegt sich unter der Hand desselben. Ich bin noch nicht arm genug; ich will nichts mehr besitzen; auch die Hoffnung will ich nicht mehr, die mich noch an diese Gegenden festknüpfte. Hinaus in die Weite, in die Ferne; da will ich mir eine neue Welt aus eigener Kraft bauen!"

So dacht' er, und that rasch einige stolze Schritte. Er glich in seiner Haltung einem Könige des Erdballs; in seinem Selbstgefühl dünkt er sich, es zu sein; den Staub der Weltherrlichkeit unter seinen Füßen, die Stirn im Himmel.

Dieser rasche Umschwung seiner Empfindungen wird den nicht befremden, der das wandelbare Aprilwetter des jugendlichen Gemüths erfahren hat, oder noch darin wandert. Im Kinde geht das Weinen zum Gelächter über; im Jüngling, wie in der Jungfrau, steigt aus der größten Muthlosigkeit der edle Trotz. Aber die Entschlüsse der Jugend, welche aus der Gluth der Gefühle emportreiben, verrinnen eben so rasch, wie die himmelanstrebende Rauchsäule über ihrer erlöschenden Flamme. Fabian erfuhr es in diesen Augenblicken an sich selbst, da er es am wenigsten befürchten zu können glaubte.

Indem sein Blick noch träumerisch in die

Ferne, über die Gebirgskette des Jura hinschweifte, und seine Seele in der Wollust freiwilliger Verzichtung auf die bisherigen Freuden seines Daseins schwelgte, klangen seitwärts menschliche Stimmen an sein Ohr. Er wandte das Antlitz nach der Gegend, von wannen die Töne kamen. Sie schollen im Gebüsch, welches nahe bei ihm die Eintiefung verbarg, in der man zum Moose gelangte, wo Ulbrichs Waldhaus gelegen war. Es war weibliches Geplauder, das bald verstummte. Fabian fühlte ein plötzliches Erglühen seiner Wangen und ein lautes Pochen seines Herzens. Es schien ihm eine Stimme, wie Epiphaniens Stimme, gewesen zu sein. Er eilte ihr nach in das Dickicht, welches sich kaum noch mit jungem, sprossendem Laube bekleidet hatte.

Da stand sie, nur wenige Schritte entfernt, vor ihm, in schöner Bestürzung bei seinem Anblick.

33.

Das Geschwister.

„Fabi! Fabi! Du selbst?“ rief Epiphanie aufglühend, den freudelodernden Blick gegen ihn geheftet. Sie erhob die Arme, wie schon aus der Ferne ihn zu umfangen; aber ließ sie wieder sinken, als er zu ihr trat. Sie reichte stumm die Hand dar und legte stumm ihr Haupt an seine Brust.

Er berührte mit seinen Lippen das dicke Goldgeflecht ihres Scheitels, und ein paar Thränen entfielen seinen Augen; gleich Thauperlen glänzten sie auf dem Goldhaar.

„Faby!“ sagte sie still weinend: „Faby!“

— Weine nicht, Fania! erwiederte er mit zitternder, halblauter Stimme.

„Du hast mich sehr erschreckt!“ lispelte sie leise, sah zu ihm auf und legte ihren Arm um seinen Nacken. Beide schwiegen. Beide betrachteten sich mit zärtlicher Innigkeit, im Schmerz ihrer Freude, lautlos und anhaltend, als wenn sie nicht an das Glück glaubten, sich wieder gewonnen zu haben, oder, als könne das längste Anschauen keinen Ersatz so langen Entbehrens leisten. Die Augen Beider schwammen in einer stillgestandenen Thräne; die Lippen Beider waren halb geöffnet, wie um leichter das Wehe eines todtlichen Entzückens auszuhauchen, in welchem die Herzen brechen wollten. — Wer diese jugendlichen, schönen Gestalten beisammen gesehen hätte, würde aus der Blässe ihres Antlitzes und der Wehmuth ihrer unveränderlichen Mienen nicht vermuthet haben, daß hier ein Wiederfinden, sondern ein Abschied zu ewiger Trennung statt finde.

„Und konntest du, Faby, konntest du dich so lange überwinden, und nicht kommen!“ seufzte

Univ. Bibl.

Epiphanie leiſe, ohne ihren Blick von ſeinen Augen abzuwenden.

— War ich denn nicht immer bei dir, Fania? Sie hatten nur meinen Leib gefangen. Meine Seele athmete bei dir.

„Ja, Oheim Addrich ſagte mir's. Du haſt Recht, guter Faby. Du biſt ſchuldlos. Er ſagte mir's. Er verkündete mir deine nahe Ankunft. Ja, du warſt immer bei mir. Du tratſt ſelbſt in all' meine Träume des Nachts. Das war deine Seele; das warſt du. Sahſt du mich denn nie?"

— Immer, immer, Fania. Wo könnt' ich denn ſein, daß ich dich nicht ſähe? Ja, Fania, auch in den Träumen kamſt du zu mir. O wie ſchön, wie unausſprechlich ſchön ſtandeſt du an der Flue des Röthliberges, bei den Waſſerfällen, welche der Hauch des Windes, wie einen weißen Brautſchleier, über dein Haupt und das Thal flattern ließ. Weißt du noch? Fania, o Fania, aber da erſchien . . .

Hier unterbrach er ſich jählings und ließ die Stimme fallen, indem er unwillkührlich, durch Erzählung ſeines Traumes, an Renold erinnert wurde. — Epiphanie bemerkte, bei den letzten Worten, Verwandlung in ſeinem Geſichte. Er wandte verlegen den Blick von ihr und ließ ihn hierhin und dahin irren, als möcht' er ſich von

einem Gedanken loswinden, oder ihn nicht sehen lassen. Während dessen neigten sich die Augenbraunen zusammen und verriethen den innersten Verdruß.

„Nun, Faby, nun? Was erschien?“ sagte sie und beobachtete mit aufmerksamer Aengstlichkeit seine Geberde.

— Dein Verlobter, Hauptmann Renold, dein Bräutigam erschien! erwiederte er halblaut.

Der Name und das Beiwort warfen in das zarte, bewegliche Spiel ihrer Mienen plötzlich den Ausdruck des lebendigsten Abscheu's. Sie zog die Hände von seinen Achseln zurück und sagte, indem sie sich um ein paar kleine Schritte entfernte: „Warum betrübst du mich so, Faby? Wer denn hat's dir gesagt?“

— Addrich that es.

„Und du, Faby, und du? Was dachtest du, als er das sagte?“

Fabian, der noch immer vor sich niedersah, zauderte stockend mit der Antwort und erwiederte endlich: Gideon ist ein schöner Mann.

„Ja!“ versetzte sie und trat mit einem ihrer kleinen Füße auf die vor ihr am Boden blühende Daphne: „Ja, wie dieser giftige, trügliche Zisland*) mit der Pfirschblüthe und dem Gewürz-

*) Benennung von Daphne Mezereum in der Schweiz.

duft. Das iſt die Sinnblume der Sünde, das iſt des Gideons Ebenbild!"

Der Jüngling richtete forſchend den Blick vom Spiel ihrer Fußſpitze gegen ihr Antlitz auf. Da ſtand ſie mit heiligem Zorn in unnennbarer Anmuth, reizender, als der Traum ſie gewieſen hatte. „Wirklich, Fania, du ſeine Braut nicht? Warum ſagt es Addrich? Warum rühmt ſich Gideon deiner? Biſt du nicht gern an ſeiner Seite durch dieſe wilde Einſamkeit gewandelt? Doch, vielleicht hab' ich kein Recht zu ſolchen Fragen."

„Du? Kein Recht? O Faby, Faby, wer denn ſonſt? Bin ich nicht mehr deine Schweſter? Faby, willſt du ſchon wieder unter uns der erſte Zänker ſein, da wir kaum zuſammengetroffen ſind? Nein, thue das nicht! Laß uns friedlich bleiben. Ich will ja in meinem Leben nicht mehr mit dir zänkeln, denn wenn du von mir biſt, hab' ich nichts davon, als die weinende Reue, die mir bleibt. Höre nicht auf Addrich und auf Gideon nicht. Sie ſagen dir nur, was ſie wünſchen, nicht was ich fühle. Ich mochte lieber tauſendmal die Braut des Grabes ſein. Glaube an mich, wie ich nur an dich glaube. Ich ſchalt ja auch den Gideon einen Läſterer, als er mir ſagte, die Obrigkeit habe dich eines Verbrechens willen eingekerkert. Warum ſchalteſt du ihn nicht und den Addrich, als ſie Böſes von mir redeten?"

Fabian nahm Epiphaniens Hand und sagte: Ich habe keine Zuversicht unterm Himmel, als zu Gott und dir. Aber Gideon ist ein schöner Mann . . .

Epiphanie betrachtete ihn mit einem ihr eigenthümlichen, schelmischen Lächeln, während sein Blick voll ruhigen Wohlgefallens an ihr hing. Endlich sagte sie etwas stammelnd, aber lebhaft: „Und bist du denn nicht — viel schöner, als er? Und bist du — denn nicht unendlich besser, als er? O du ehrliche Seele, muß ich dir das erst sagen, und du hast das nicht gewußt? Es schickt sich freilich nicht für mich, dich aus der Unwissenheit zu ziehen, die dir gewiß recht wohlstehtt. Aber, Faby, du bist noch ein wirkliches Kind und bleibst ein Kind, bei aller deiner Gelehrsamkeit. Das muß ich dir sagen."

Fabian ward feuerroth, sah hinweg und wieder zu Epiphanien und versetzte: Hofmeistere mich nur und mache dich lustig. Ich mag nun keinen Streit mit dir anheben, denn ich werde wohl zu kurze Zeit bei dir sein, und habe noch Vieles mit dir zu besprechen und dich Vieles zu fragen.

„Nur kurze Zeit?" rief Epiphanie schnell ernster werdend: „Wer treibt dich von uns? Nein, Faby, du mußt bleiben. Du mußt! Wer soll mich gegen die erschreckliche Wildheit des Gideon in Schutz nehmen, wenn er wiederkehrt?"

Jetzt erzählte sie ihm Alles, was sie von Renolds Art und Weise und seinen Ansprüchen zu sagen wußte, und was sie von seinen bösen Künsten zu wissen glaubte, die er gegen sie in Anwendung gebracht haben sollte, um ihr Herz zu betrüben. Ihre Erzählung war so schlicht und aufrichtig, wie eine Schwester sich nur dem Bruder vertrauen mag. Sein Inneres empörte sich gegen Gideons rohe Anmaßungen. Er schwor, zwischen den Zähnen murmelnd, dem hochfahrenden, gewaltthätigen Kriegsknecht blutige Strafe zu und rief endlich: „Fania, nein, du bist gegen List und Wuth des wüsten Bösewichts hier nicht geborgen; hier nicht! Denn Addrich selbst schirmt dich nicht. Addrich verkauft dich jedem, der ihm in den unseligen Händeln wider die Landesobrigkeit hilft. Ach, Fanely, warum kann ich dich nicht einathmen, wie diese reine Luft, daß dich niemand sähe, dich niemand hätte; daß man mich tödten müßte, um dich zu rauben! Eben dieser Renold, eben er, und kein Anderer, ist der Mordbrenner, der mein Heimwesen zerstören ließ, damit ich ein armer Bettler und ganz ohnmächtig würde, dich zu schützen. Alle Mittel hat er mir in dieser Zeit entrissen, wo Gesetz und Recht und Richter unter dem Aufruhr des Landes verstummt sind. Denke nach, Fanely, rathe, wie wir uns beide aus dieser Noth retten? Was

hilfts, wenn ich ihn erschlage und die Schweiz verlasse und dich? Warum traf doch mein gutes Schwert den Frechen so übel in der Nacht vor deinem Geburtstag!"

Hier wandte sich die Unterredung durch Epiphaniens neugierige Zwischenfragen auf die Begebenheit jener Nacht. Epiphanie wollte Alles wissen. Nun that es zwar ihrem Herzen wohl, zu hören, daß der kleine, niedliche Vogel, der Fabians Namen und einen Denkspruch zu rufen verstand, im Gefängniß zu Bern von der treuen Bruderliebe Unterricht empfangen habe; doch fast that es ihr auch leid, daß das Wundergeschöpf ein ganz natürliches Wesen, kein Berggeist, kein Höhlenfürst oder Schratteli gewesen sei. Als sie aber, bei Fortsetzung des Gesprächs, in Fabians Augen die Thränen des frommen Zorns, der Liebe und des Schmerzes um Verarmung blitzen sah, lösete sich alle ihre Gefühle in Mitleiden auf. Sie suchte ihn mit ihrer ganzen Beredsamkeit zu beruhigen, zu trösten und zu neuen Hoffnungen aufzurichten.

„Nein, du liebe Seele," sagte sie, indem sie traulich und sanft mit ihrer linken Hand eine Schulter berührte, und, während sie selbst sich kaum der Zähren erwehrte, mit der Rechten ein Tuch an seine nassen Augen drückte, „nein, traure du nicht. Wir stehen beide in Gottes gutem

Schutz. Ihn halten wir, er hält uns fest. Ich bin überreich, wenn du bei mir bist, Faby. Bist du denn nicht auch so reich bei mir, Faby?"

Sie sagte und fragte dies mit so rührender, harmloser Zuversicht, und die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele sprach so hell aus Blick und Stimme, daß Fabian bewegt sie mit beiden Armen an seine Brust zog und sagte: „Ich würde, wie Addrich, am Himmel verzweifeln, wenn er dich verlassen könnte, Fanely!" Er drückte seine Lippen, zum herzlichen Bruderkuß, auf ihren Mund. Die Lippen blieben unbedacht an ihren Lippen. Es durchschauerte ihn etwas Nieempfundenes. Er verging in einer unbekannten Gluth, die sein Wesen verschlang.

„O mein Leben!" seufzte er, sie heftiger an sich reissend.

„O Faby!" lispelte sie: „Wie ist mir! Willst du mich denn tödten?"

„Könnt' ich doch, Fany, könnt' ich dich eintrinken!"

„Sterben! Wir beide, Faby! Könnten wir's jetzt, o du mein Licht, meine Seele! Dann zu Gott, du und ich."

Der Rausch dieser Seligen dauerte lange, ehe sie sich von ihm ermannten. Selten erblickte der Schutzengel der Unschuld auf Erden die Liebe

in aller Heiligkeit auf dem Gipfelpunkte der Bezauberung und Luſt, wie hier. Endlich lieſſen beide von einander; nur ihre Hände blieben beiderſeits in einander verflochten. Mit trunkenem Blick ſtarrte er ſchweigend in ihre ſchwimmenden Augen.

„Was iſt aus dir geworden, Faby?“ ſagte ſie mit ſeelenvollem Lächeln: „So biſt du ja ſonſt nicht geweſen. Sturm iſt mir in allen Sinnen; ich weiß ſelber nicht, wie? Oder hab' ich nie gewußt, wie lieb du mir biſt, daß ich nun glauben muß, ich habe dich noch nie geliebt, als jetzt? Sage mir nur, ob du mich auch mehr liebſt, als ſonſt?“

„Wer kann dich mir nehmen? Wer?“ antwortete er: „Es gibt ja wohl irgend eine Höhle, wo ich dich vor den Wehrwölfen verbergen könnte. Ich würde allein umhergehen unter den Menſchen, für dich taglöhnen, Holz ſpalten, betteln. Gewiß, ich lieſſe dich nicht leiden.“

„Faby, wahrlich, du biſt nicht Faby mehr!“ erwiederte ſie: „Stehſt du nicht da, wie eine Feuerflamme, vor meinen Augen! Von deinen Händen fährt ein wunderſamer Schmerz durch mich. Nein doch, Schmerz iſt es nicht! Aber gewiß dein Athem war Gluth, und in dieſer Gluth mögt' ich geſtorben ſein.“

Dieſe ſonderbare Unterhaltung, welche frei-

lich wenig Zusammenhang zeigte und daher von den Lesern, als Unsinn, mit Recht getadelt werden könnte, wollen wir nicht so weit fortsehen, als es den jungen Leuten gefiel, sie zu spinnen. Nur bemerken wir, daß beide dabei endlich nüchtern wurden, und zuletzt die Sprache vernünftiger Menschenkinder annahmen. Die Nüchternheit ward noch vollständiger, als Fabian die Frage an seine zärtliche Schwester richtete: „Wie hast du wissen mögen, daß ich den Weg ins Moos über die Bampf wählen würde? oder erwartetest du mich später?“ — und Epiphanie dann, in sich selbst erschreckend, ihm die Hände entzog und mit ihrem Mienenspiel verrieth, sie erinnere sich an Vergessenes.

Sie ergriff seinen Arm und drängte ihn mit sanfter Gewalt auf dem Fußweg zum Moose fort, indem sie schmeichelnd sagte: „Nun geh' hinab, liebes Kind, geh' zu Addichs Hütte. Der Alte erwartet dich. Geh', ich folge dir bald nach!“

— Und du, Fania?

„Ich bleibe noch. Ich muß! Geh' denn, ich erwarte hier eine Person, die mir wichtige Botschaften bringen will. Aber ich muß sie ganz allein sprechen. O, wenn du wüßtest, Faby! Geh' nur! Ich habe Verschwiegenheit gelobt, heilig und theuer gelobt. Darum erstieg ich den Berg.“

— Haſt du Geheimniß vor mir? Nein, Fanely, in dir ſollte kein Dunkel ſein, und wär' es von der Größe eines Sonnenſtäubchens. Ich laſſe mich von dir durchblicken, wie vom Auge des Allwiſſenden.

„Was ſoll ich dir ſagen, du Neugieriger? Ich weiß etwas und nichts, und will erſt das Geheimniß ſelber erfahren. Nun forſche nicht weiter. Ich habe gelobt, einſtweilen reinen Mund zu halten. Das iſt Alles. Ich bitte dich, geh' hinab ins Thal."

— Aber, Mädchen, biſt du ſicher? Man könnte ja Böſes im Schilde führen! Warum auf dieſem abgelegenen Berge allein bleiben, wo ſelten Menſchen umherwandeln? Du ſollteſt nie allein gehen, nie!

„Eben allein zu erſcheinen, Faby, hab' ich verſprochen. Darum ſchickt' ich die Großmagd zurück, die mich herauf begleitete. Fürchte meinetwillen nichts. Ich habe mit einer mir wohl bekannten, grundehrlichen Perſon zu thun. Aber," ſetzte ſie hinzu und legte ihre Fingerſpitzen an ſeinen Mund: „daß du dich nicht unterfängſt, drunten aller Welt zu ſagen, warum ich auf der Bampf zurückblieb! Ich kenne dich, Plaudermäulchen. Horſt du? Keine Silbe, daß du mich hier geſehen haſt."

Eben wollte der Streit über Gehen und

Bleiben beginnen, als beide zu gleicher Zeit eine Bäuerin über den öden Bergrücken daher wandeln sahen, die aus einem Gehölz gekommen, zuweilen stehen blieb, und zu horchen, und mit den Augen zu suchen schien.

Jetzt drängte sich Epiphanie bittender, schmeichelnder an Fabian, und trieb ihn, den Berg zu verlassen. „Gelt, Fady, du gehorchst? Fort! Ich bin bei dir und Leonoren, eh' ein Viertelstündchen verfliegt. Fort!" sagte sie, und gab ihm mit schalkhaftem Lächeln zum Abschied einen leisen Schlag auf die Wange und eilte aus dem Gebüsch ins Freie vor, zur Höhe der Bergfläche.

31.

Stummes Schauspiel.

Fabian blickte ihr nach, festgebannt auf der heiligen Stätte, wo er für alle vergangene Schmerzen seines Lebens den süßesten Ersatz gefunden hatte. Er wollte da die Rückkehr der schönen Schwester erwarten. Es war ihm Schwelgerei der Augen genug, sie auch nur in der Ferne zu sehen, wie sie neben der Bäuerin plaudernd auf der Höhe stand, wo sich gegen den blauen Hintergrund des Himmels der Umriß ihrer edeln Gestalt und die Anmuth ihrer Bewegungen zeichnete.

Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden. Die Bäuerin besonders drückte mit ihren Gebehrden große Theilnahme aus. Bald zeigte sie wiederholt auf einen jungen Fohrenborst, am Abhang des Berges gegen den Hallwyler See, von wannen sie selbst gekommen war; bald legte sie die flachen Hände betheuernd auf ihre Brust; bald streckte sie, wie etwas Vertrauliches flüsternd, den Kopf näher gegen das Ohr der Jungfrau. Diese hinwieder schien unentschlossen, warf zuweilen das Gesicht nach den Gesträuchen, in denen Fabian verborgen stand, und senkte das Köpfchen einigemal auf die Brust nieder, als sänne sie über wichtige Dinge. Dann that die Bäuerin einige Schritte gegen das Fohrenwäldchen; kehrte wieder gegen Epiphanien zurück; ging abermals und kam abermals, mit auffordernder Bewegung der Hände. Endlich sah die Jungfrau des Mooses schnell zurück nach den Gebüschen, in denen sie Fabian verlassen hatte, wandte sich und nahm mit schnellen Schritten, begleitet von der Bäuerin, die Richtung gegen die blaugrüne Gruppe der Fohren.

Der Jüngling wankte eine Zeit lang, als er sie hinter dem vorstehenden Hügel verschwunden sah, ob er folgen solle? Das Geschäft des Lauschers schien ihm nicht ehrenvoll; auch fürchtete er, seine junge Freundin durch den Schein vorwitziger Neugier, oder bösen Mißtrauens, zu kränken.

Freilich erschien das geheimnißvolle Treiben Epiphaniers etwas unfreundlich gegen ihn selbst und Manga eines unbedingten, schwesterlichen Zutrauens zu werden, das er ansprechen zu können glaubte. Und doch — welches Geheimniß konnte hier obwalten? Vielleicht wußte die Bäuerin die Grotte eines Bergmännleins, die nächtlichen Sammelplätze unterirdischer Wesen nachzuweisen; oder ein Goldbrünnlein, ein wunderbares Zeichen am Berge, ein Geisterdenkmal, ein fernes Drachenloch, eine Stätte, wo sich weissagende Bergstimmen hören liessen. Fabian kannte den unüberwindlichen Glauben und Hang der schönen Moos-Jungfrau zu überirdischen Dingen, mit denen sich ihre Einbildungskraft, in der Abgeschiedenheit ihres Lebens, zu beschäftigen liebte. Er hatte sich wohl zuweilen erlaubt, diese Neigung mit seinem Unglauben zu belächeln, nie aber sie zu tadeln, da sie so harmlos war, und der Aberglaube mit seiner Sehnsucht zu übersinnlichen Dingen doch immer ein Bruder der innern, geheimen Religion ist.

Indessen konnte das arglose Mädchen eben so leicht in den Hinterhalt irgend eines Frevlers, der ihr nachstellte, verlockt werden. Was wäre da nicht Alles möglich gewesen? Er dachte an den wüstrechen Renold, er dachte an den zweideutigen Niederländer Don Nardo. Das Blut aus

allen Adern wogte ihm gegen das Herz an, bei diesen Gedanken. Es brauſete um seine Ohren, wie Sturm in Tannen. Mit pochender Bruſt verließ er den Platz, entschlossen, Epiphanien aus der Ferne mit den Augen zu bewachen, ohne von ihr entdeckt zu werden. Er umging im Busch und Wald die nackte Bergfläche, damit er sich der Gegend des Fohrenhorstes nähere, und riß von einer aufgeklafterten Holzbiege im Vorbeigehn einen Scheitstock zur willkommenen Waffe in der Noth.

Seine Bangigkeit stieg mit jedem Schritt, da er einen weiten Umweg zu machen hatte, und bald undurchdringlich-verwachsenem Gestrüpp anweichen mußte, bald im flachlichen, zähen Netz von den Ranken der Brombeeren und Himbeeren über den Waldboden gesponnen, die Füße behangen fühlte; noch mehr aber, als er seitwärts auf dem öden Rücken der Bampf die bekannte Bäuerin einsam stehen sah und Epiphanien nicht mehr bei derselben.

Endlich ward die andere Seite des Bergs erreicht, und sogleich blieb sein Fuß fest, wie in die Erde gewurzelt. Sein Blut starrte in den Adern.

Zwischen den gelbröthlichen Säulen hundertjähriger Kienfohren, durch welche die Abendsonne schneidende Schatten und Lichter warf, sind

Eviphanie mit vor ſich hingefalteten Händen in demuthsvoller Stellung, und vor ihr ein Mann in edler Haltung, welcher die Hand feierlich gen Himmel hob. Obgleich Fabian einige hundert Schritte noch entfernt war, verrieth ihm dennoch das ſchwarze Baretlein, um welches Goldſchnüre am Sonnenſtrahl flimmerten, der lange ſchwarze Leibrock, und die ganze Geſtalt mit ihrer ruhigen Bewegung, daß dieſer Mann kein anderer, als der Fremdling ſei, der ihm ſchon in der Berghütte ob Stüßligen gerechten Argwohn eingeflößt hatte. Umſonſt hielt der erſchrockene Jüngling den Odem an, die Worte des Herrn von Grönkerkenbosch oder Eviphaniens zu erlauſchen. Er ſtand zu fern; und, näher zu ſchleichen, war, ohne entdeckt zu werden, unmöglich, weil zwiſchen dem Dickigt, das ihn verbarg, und dem Hain der Foßren, offenes Wieſenland lag.

Er legte ſein Gehör in die Augen. Er glaubte zu erhorchen, daß Eviphanie weine. Dann ſah er mit unbeſchreiblichem Erſtaunen, wie ſie plözlich vor dem Menſchen auf die Knie fiel; erſt wie jammernd ihre Hände zu ihm ausſtreckte, dann mit ihren Armen ſeine Knie umfaßte, und ihre Stirn an dieſelben lehnte. Er aber breitete erſt ſeine Arme, mit vorgebogenem Leibe, gegen die Knieende nieder; ſchlug dann mit den Fingern der rechten Hand, nach prieſterlicher Weiſe, ein dreifaches

Kreuz über die Kniende in der Luft und beugte sich, sie emporzuheben. Lange währte der Kampf zwischen ihr und ihm, denn sie schien ihre ehrerbietige Stellung nicht verlassen zu wollen.

Endlich sah sie Fabian den anhaltenden Bitten gehorchen. Sie richtete sich auf, und faltete, indem sie ihm wieder gegenüberstand, wie in unaussprechlich tiefer und heftiger Bewegung des Gemüths, die Hände auf ihrer Brust mit Inbrunst zusammen, und hob sie dann, wie betend, gegen den Himmel. Don Nardo aber trat jetzt mit offenen Armen gegen die Jungfrau, umfaßte sie und drückte sie kussend an seine Brust. Epiphanie ließ es ruhig geschehen. Keine Bewegung verrieth ihren Widerstand. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf Beide blendend zwischen den Baumkämmen, deren blaßgrüne Zweige sich hoch über dem wunderbaren Paar tempelhaft wölbten.

Doch dem guten Fabian ging bald Alles dämmernd und dunkel vor den Augen. „Sie ist verloren!“ rief's wie Ahnung in ihm: „Der Pfaff hat sich ihrer schwärmerischen Träumereien und Neigungen zu bemeistern gewußt. Epiphanie hat ihren Glauben abgeschworen, sie ist zum Papstthum übergetreten. Sie ist verloren; die verschmitzte Scheinheiligkeit des lüsternen Priesters hat gesiegt. Das verhehlte sie mir.“

Er umklammerte mit der Faust krampfhaft

die Keule, und war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzustürzen. Er taumelte, wie ein Trunkener, und mußte sich an einer jungen Buche aufrecht halten. Er blieb. Seine Besonnenheit kehrte schnell zurück. Er faßte den Entschluß, sich selbst zu überwinden und das Ende des herzzerreissenden Schauspiels zu erwarten, in welchem ein gutmüthiges, schwärmerisches Kind das Opfer der blindesten Leichtgläubigkeit und der gleisnerischesten Prießerlist ward.

Er blickte hin. Die Umarmung dauerte fort, doch so, daß während Epiphanie an der Brust des Fremden lag, dieser von Zeit zu Zeit die rechte Hand mäßig und mit vorgestrecktem Zeigefinger, wie ein Lehrender, erhob. Dann und wann nur richtete die Jungfrau das Angesicht wie fragend gegen ihn auf, und dann und wann ward Fabian wieder vom Krampf befallen, wann er Augenzeuge sein mußte, wie sich die Lippen des Lehrenden wieder zum Kusse auf des Mädchens Stirn senkten. Eine lange halbe Stunde hatte diese Unterhaltung gedauert. Dem heimlichen Beobachter schien am Himmel die Sonne still zu stehen; denn nach seinem Dafürhalten hätte sie in dieser Frist nicht nur hinter den Alpen unter-, sondern in Osten wieder aufgehen können.

Epiphanie schien zuerst an Trennung zu denken. Sie trat um einen kleinen Schritt von

ihrem geistlichen Lehrer zurück, in dessen beide vorgestreckten Hände sie jedoch die ihrigen legte. Jetzt schien, den Bewegungen ihres Köpfchens nach, die Reihe des Redens an sie gekommen zu sein. Einigemal wandte sie das Gesicht hinter sich, als suche sie die Bäuerin, welche auf der Höhe wahrscheinlich zur Wacht stand. Dann ward das Gespräch wieder fortgesetzt, und in der Lebendigkeit desselben sah Fabian sogar, daß Epiphanie mit allzuzärtlicher Ehrerbietigkeit eine Hand des Niederländers an ihren Mund drückte, während er seinerseits die andere auf ihr Haupt legte, wie zur Ertheilung des geistlichen Segens. Fabian murmelte im Uebermaas seiner Ungeduld sehr ungeistliche Verwünschungen zwischen den Zähnen, bis er deutlich Epiphaniens Stimme durch den Wald tönen hörte. Sie rief hinter sich der Bäuerin zu, und trennte sich dann alsbald von ihrem bisherigen Gesellschafter bis auf anständige Weite.

Als der Lauscher in der That das zurückgebliebene Weib vom Berg herschreiten sah, machte er sich eilig auf, um Addrichs Hütte im Moos vor Epiphanien, doch unbemerkt von ihr, zu erreichen. Daher mußte er den gemachten Umweg durch die Gebüsche wiederholen. Aber er hatte fest in sich beschlossen, Epiphanien nicht ahnen zu lassen, daß er Zeuge der heimlichen Zusammen-

kunft geweſen ſei. Beobachten, allmälig ausforſchen wollt' er ſie, und nicht ruhen, bis er das traurige Geheimniß enthüllt, oder geſehen hätte, wie weit es ein Mädchen mit Gebehrden voll himmliſcher Unſchuld in der Verſtellungskunſt treiben konne.

35.

Die Fragen.

Er eilte mit fliegenden Füßen durch Dorn und Dickigt. Im Sturm des Zorns, der Liebe und des Schmerzes war er ſeiner ſelbſt vergeſſen. Das Leben des Jünglings hatte bisher der glatten Oberfläche eines der ſtillen Bergſeen ſeines Vaterlandes geglichen, der zwiſchen einförmigen Felſenwänden, deren Geſtalten und Pflanzenfamilien zurückſpiegelnd, nur ſelten vom Zug des Windes berührt und nur leicht gekräuſelt werden kann, bis der Orkan einmal die einzige Schlucht des Gebirgs findet, die Eingang gewährt. Dann aber fahren ſeine Wogen kochend auseinander, und ſteigen brüllend an den Felſen auf, daß von ihrem Donner das Gebirg erdröhnt.

Einigemal hielt er im Lauf an, legte die Hand an ſeine Stirn, und ſchien unentſchloſſen nachzudenken, was er in dieſen Augenblicken zu wählen oder zu thun habe, um nicht bereuen zu

müssen. Er kämpfte wider sich, als wär' er selbst über den nie empfundenen Zustand seines Gemüths erschrocken, und verdrossen, daß er, der Herrschaft über seine Person verlustig, jenen Taumelnden gleich geworden sei, die ihm in der Trunkenheit ihrer Leidenschaft bisher nur Ekel oder Mitleiden erregt hatten. Dann wandelte er langsamer vorwärts, bis der wiederkehrende Schmerz ihn von neuem fortspornte.

In demselben Augenblick, da er bleich und odemlos, die braunen Locken verwildert um das Haupt, aus dem Gebüsch auf den Fußweg trat, der zum kleinen Moosthale Adelrichs führte, flog von der andern Seite Epiphanie mit nicht geringerer Eil daher; die Wangen glühend, wie das schöne Roth der Weinrose; die Augen in Entzücken strahlend; der Busen stürmisch steigend und fallend. Beide, überrascht durch das unerwartete Zusammentreffen, blieben verstummt auf ihren Stellen. Ihm entging nicht die Seligkeit, in der Epiphaniens Wesen strahlte; ihr nicht seine todtenhafte Bläße und Verwilderung. Beide erschracken vor einander.

„Du noch hier, Faby!" sagte sie endlich: „Ich glaubte dich längst bei Adelrich. Faby, wie bist du so schrecklich verstört? Was ist dir geschehen? Rede doch!"

„Ein Unglück, ein großes!" seufzte Fabian.

„Ein Unglück?“ wiederholte Epiphanie zitternd, und trat mit langsamen Schritten gegen ihn, und legte ihre Hand auf seinen Arm, während ihre Augen seine weggewandten Blicke suchten. Er aber, ohne zu ihr aufzuschauen, drängte sie sanft von sich zurück, und sagte: „Ich habe meinen ganzen Himmel verloren, denn du bist nun aus ihm, ohne Wiederkehr, verschwunden!“

„Rede, Faby, rede!“ sagte sie voll gutherzigen Mitleids und trat wieder zu ihm: „Dein Himmel verloren und ich daraus verschwunden? Sprich, was ist dir geschehen? Dränge mich nicht zurück. Bin ich nicht deine Schwester? Vertraue, Faby.“

„O dir vertraue[illegible] o dir!“ rief er voll innigen Schmerzes: „Und du hast alle meine Zuversicht gebrochen; nicht Vertrauen mit Vertrauen vergolten! Wozu noch Erklärungen unter uns? Komm' hinab in's Thal, zu Addrich. Gott hat's gefügt. Ich sollte heut die Hinfälligkeit alles Irdischen, die Eitelkeit aller Hoffnungen erfahren. Ich bin nun unendlich ärmer, als ich war, da ich ins Leben eingetreten bin. Ich habe dich verloren. Morgen verlass' ich die Schweiz und gehe in die weite Welt hinaus, so weit mich der Boden trägt. Komm hinab in's Thal!“

Epiphanie ward blaß und erstarrte. Stumm ergriff sie seine Hand; er aber zog diese zurück. Sie betrachtete ihn mit forschendem, bangem Blick

und stammelte: „Faby, weißt du, was dein Mund spricht? Faby, erkennen mich deine Augen? Faby, willst du mein Herz brechen?“

— Was weiß ich's? Das meine ist gebrochen. Du solltest mein Todesengel werden; du bist es geworden Ach, hätte die leidende Seele schon den letzten der Fäden gesprengt, mit denen sie noch an's Leben gebunden hängt! — Komm, komm, mir ist nicht wohl, gar nicht!

„Faby!“ rief sie mit unbeschreiblicher Angst, denn sie sah ihn bleicher werden und mit den Armen um sich fassen, als wollt' er sich an etwas aufrecht halten; dann sich bewgen und auf den Boden niedersehen, wie einer, dem die Kräfte entwichen sind. Sie kniete zitternd neben ihn und hielt mit den Händen sein Haupt, das an ihre Brust sank. Sie wagte kaum Athem zu schöpfen, bis er, nach langem Schweigen, endlich tief aufseufzte und sagte: „Es ist Alles gut. Geh' hinab; ich komme nach. Ich schäme mich meiner Schwäche; für solchen Weichling hielt ich mich nicht. Geh', dir zürn' ich nicht. Aber nur du — nur du, nichts in der Schöpfung sonst, nur du hast eine vernichtende Gewalt über mich. Dein Nahesein ist mir tödtlich.“

„Blicke doch auf, Faby, blicke auf zu mir!“ sagte sie, neben ihm knieend, indem die Thränen des Kummers über ihre Wangen fielen und sie

ihm die vorgefallenen langen, braunen Haarlocken von der Stirn zurückstrich: „Ich bin Epiphanie. Sieh deine Schwester an.“

— Wie? Bildest du dir ein, der Wahnsinn habe meine treuen Sinne bestochen und verwirret? rief er und rückte von ihr: Ich erkenne dich wohl; fürchte nichts. Meine Sinne und mein Gedächtniß leider sind jung geblieben, indessen mich übrigens eine einzige Stunde zum Greise gemacht hat, erfahren und lebensmüde, als trüg' ich hundert Jahre.

„Du bist sehr krank, sehr, o theurer Fahy! Du thust und redest nicht das Gewöhnliche mehr.“

— Kein Wunder, der ich das Unglaubliche sah! rief er, indem er sich vom Boden aufraffte: Täusche dich und mich nicht! Die Wassertropfen da auf deiner Wange werden die Stellen nicht rein waschen, die sein geiler Kuß entweiht hat, als du dich von ihm geduldig herzen ließest.

„Gott im Himmel!“ schrie Epiphanie und sprang mit Entsetzen auf: „Du sahst uns? Fahy, ich mag es nicht glauben, du wärest mir nachgeschlichen. Mich heimlich belauscht hättest du?“ — Sie ging bei diesen Worten rasch von ihm, dann kehrte sie sich wieder gegen ihn und sagte mit stolzem Unwillen: „Das war deiner unwürdig. Ich hatte dich gebeten, mich und den Berg zu ver-

lassen. Du daß mein Zutrauen betrogen, und sträfliche Neugier zu sättigen ward dir lieber, als meine Bitte zu erfüllen . . .“

— Du irrest! Keine Neugier zog mich, dir mit den Augen zu folgen, sondern Besorgniß, leichtgläubige Gutmüthigkeit könne dich in Gefahr locken. Ich wußte freilich nicht, daß du eben diese Gefahr suchen wolltest.

„Gefahr? Nirgends war sie, Fabv. Du hast also, — o Fabv, sage mir ehrlich, wie dein Gewissen es dem Allwissenden sagt: daß du Alles gehört? Kennst du ihn?“

— Und wenn auch schon mein Gehör aus der Ferne nicht zu euch reichte, las ich doch eure Gespräche, Wort um Wort, ja Alles in euerm Gebehrdenspiel, Alles, Alles! Ja, ich kenn' ihn, diesen Abentheurer, diesen Schleicher, den tückischen Papisten! O daß dich dein böser Geist zu ihm führte! Er ist glatt und still und kalt und heimtückisch, wie die Eisrinde des gefrornen Sees, die den Knaben im Winter anlirrt, um unter seinen Sohlen zu brechen und ihn zu verschlingen.

„Fabv, bei deinem und meinem Herzen, lästre diesen Heiligen nicht, oder ich entferne mich; denn ich darf und will die Zunge, mit der du mich Schwester heißest, nicht ruchlos an dem freveln hören, was mir theurer, als das eigene Leben, gilt.“

— Unglückliche! Dir theuer! Er, der uns für die Ewigkeit scheidet!

„Fabo!“ rief sie und wollte fortfahren. Er aber unterbrach sie und fragte mit zitternder Stimme: Sage mir, in Gegenwart des lebendigen Gottes, sage mir . . . Epiphanie, in deiner Antwort liegt die ganze Wendung meines Schicksals, . . . Epiphanie, warum tritt dieser zwischen dich und mich hin? Was ist sein Zweck? Er will dich dem heiligen, evangelischen Glauben deiner Väter abtrünnig machen; er will dich zum Uebertritt ins Papstthum bewegen? Epiphanie, will er? Und wenn es der Jesuit will, warum das? Epiphanie, weiche mir nicht aus, antworte: Will er dich in die römische Kirche hinüberzieh'n? Will er?

Epiphanie erblaßte, senkte die Augen, und, ohne diese zu erheben, streckte sie die Hände in flehender Stellung gegen Fabian aus. — Da verstummte auch der Jüngling, und sein Antlitz ward bleicher, als das Antlitz eines im Sarge Liegenden. Er that einige Schritte schwankend umher. Dann bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht, lehnte das Haupt an den Stamm eines vom Sturm gebrochenen Ahorns und weinte laut und bitterlich. Sie hörte sein Schluchzen, aber bewegte sich nicht von der Stelle. Die Hände gefalten und mit Innigkeit an ihre Brust gedrückt,

stand sie da, ein rührendes Bild des unendlichen Schmerzes, der sie beklemmte. Obgleich die Thränen ihre Augenlieder röthete und über die blassen Wangen niederperlten, verzog sie doch keine Miene ihres schönen Gesichts, gab sie doch keinen Klagelaut, als wäre sie in ein weinendes Marmorbild verwandelt. Nur unhörbar zitterten ihre Seufzer über ihre Lippen.

Durch die Wohlthat der Thränen erquickt, ermannte sich der Jüngling endlich. Er trocknete die Augen. Sein Entschluß war genommen. Er wandte sich fest, und mit der Ruhe verzweiflungsvollen Verzichtens, zu Epiphanien, die in ihrem Innern erstarrt blieb.

„Lebe wohl, Schwesterherz, mein Leben!“ sagte er: „Es ist um mich gethan. Helfe mir Gott weiter. Ich will diese Nacht ein anderes Obdach suchen; ich kann dich nicht zum Moose begleiten. Lebe wohl. Weine nicht; ich liebe dich noch. Ich bin allzubetrübt von diesem Donnerschlag; ich kann dir nichts mehr sagen. Lebe wohl. Gott erbarme sich deiner Seele!“

Sie antwortete nicht und starrte ihn mit unbeschreiblicher Wehmuth durch das helle Naß der Thränen an, ohne eine Bewegung zu machen. Er wandte sich mit tiefem Seufzer von ihr und ging mit schweren, langsamen Schritten auf dem Fußweg im Gebüsch vor sich hin gegen die Berg-

fläche; blieb wieder stehen und machte seinen unbesiegbaren Gram abermals in heißen Thränen frei. Dann schwankte er weiter, kehrte aber wieder um, Epiphanie noch einmal zu sehen und zu befragen. Und als er zurückkam, stand sie noch mit den Händen auf der Brust gefalten, mit dem erblaßten Gesicht da, wie vorher; den Blick, wie im Gebet, gen Himmel gerichtet; auf den Wangen und im Auge stillstehende Thränen.

„Ich komme zurück, ich will eine Antwort aus deinem Munde hören, warum verweigerst du sie mir?“ sagte er mit vieler Fassung: „Warum willst du schweigen, da ich dich vielleicht von einem Abgrunde zurückführen könnte, an dessen Rand dich, unerfahrnes Kind, deine arglose Güte, dein Glaube an das Menschenherz geleitet hat?“

Epiphanie senkte ihren Blick vom Himmel auf ihn nieder, aber, während sie den Jüngling mit klagenden Augen betrachtete, blieb ihr Mund versiegelt.

„So hat er dich also schon ganz von mir abgerissen?“ rief Fabian; „Warum frag ich's denn noch, ich Thor! Was meine Augen sahen, darüber kann ja kein Wort und selbst kein Eid von dir mehr die Decke werfen. Ich habe dich in den Armen der Hölle erblickt.“

— Faby! sagte Epiphanie mit einer Stimme, die sein Innerstes durchschnitt, mit einer Stimme,

in welcher ihn Schmerz und Zärtlichkeit, Vorwürfe und flehentliches Bitten anschrien.

„Nur ein Wort, Fanelo, nur ein einziges!“ rief er: „Du bist ja zu seinen Füßen, du bist ja in seinen Armen gelegen. Du bist ... o Mädchen, o Fany, soll ich mir denn das Gräuelvollste mit eigenem Munde vorsagen? Sprich doch! Du liebst ihn?“

Sie ließ die Hände aus einander fallen und sagte mit dem Ausdruck der reinsten Gutherzigkeit: „Aber mit einer heiligen Liebe!“

— Hab' ich denn je zweifeln können, daß aus deinem Herzen Anderes, als Heiliges, hervorgehe? Im römischen Babel, ja im Höllenreich selbst, wirst du ein Engel bleiben. Aber, Epiphanie, die scheinheilige Schlauheit des ... des ... o, sei er, wer er wolle, er hat dich in deinen eigenen frommen Einbildungen gefangen und gebunden. Du bist von ihm betrogen, ich kenne ihn!

„Du also kennst ihn, Fabo?“ sagte sie langsam, sehr gespannt und forschend. Dann schwieg sie, als wolle sie mehr von ihm hören.

Fabian erzählte nun, wie er mit dem Niederländer und dessen Begleitung im Hohlwege ob Erlsbach zusammengetroffen sei; wie derselbe in der Berghütte mit Geld und Versprechungen erst in den Spielmann, dann in ihn selbst gedrun-

gen sei, Epiphanien zu entführen. Alle Gespräche, die er mit ihm gepflogen, wiederholte er aus treuem Gedächtniß, und dann fügte er die Frage hinzu: „Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“

Während der ziemlich langen Erzählung war auf Epiphaniens Wangen die natürliche Farbe allmälig zurückgekehrt. Sie hörte mit seltsamer Neugier alle Berichte, und that noch viele Zwischenfragen, um auch das Kleinste und Bedeutungsloseste zu vernehmen.

„Glaubst du nun, daß ich ihn kenne?“ fragte er noch einmal.

Sie schüttelte das Köpfchen mit trübem Lächeln und erwiederte: „Nein, liebster Fabi, du kennst ihn wahrlich nicht.“

— Doch ist's derselbe, der droben bei dir war!

„Ja, liebe Seele, der ist's gewesen.“

— Und dem Spielmann und mir machte er die Anträge deinetwillen.

„Ich weiß es. Ja, er hat's gethan. Zürne ihm darum nicht.

— So sage mir, Epiphanie, wer er sei?

„Mein Heiliger!“

— O, ich versteh' dich. Aus welchem Kloster kömmt er? Ist er ein Prälat? Wer hat ihn gesandt oder dir zugeführt?

„Gott!“

— Armes, entsetzlich verblendetes Kind! Nicht Gott! Nicht Gott! Er scheidet dich von Gott und deiner Seelen Seligkeit und von mir Unglücklichen. Laß ab von ihm! Flieh', flieh'!

„Das darf, das kann, das will ich nicht!" sagte sie mit einer Festigkeit, die den Jüngling erschütterte.

— Darfst, kannst, willst nicht? wiederholte er mit erlöschender Stimme: Alſo ... zu ſpät! Iſt dies dein letztes Wort, Epiphanie?

„Wodurch hab' ich dein Vertrauen eingebüßt, Faby?"

— Durch dein Geheimniß vor dem Bruder, Fania.

„Ich habe Verſchwiegenheit gelobt, und werde Treue halten. Faby, vertraue mir. Einſt, wenn Leonore geneſen oder im Grabe iſt, wirſt du Alles erfahren. Vertraue bis dahin."

— Nein, Unglückliche, iſt's jetzt zu ſpät, dich zu retten, wie dann? Epiphanie, laß ihn fahren, den gefährlichen Verführer, um deiner Seligkeit willen, laß von ihm.

„Ich kann nicht!"

Fabian verſtummte, that einen ſchweren Seufzer und, wie an Kraft erſchöpft, ſagte er endlich: „Es will Abend werden. Gute Nacht, ewige gute Nacht! Grüße Addrich und Leonoren:

ich kann sie nicht mehr sehen. Gott sei deiner Seele gnädig; gehab dich wohl."

Wie er bei diesen Worten von ihr gehen wollte, stieß sie einen lauten Schrei aus, warf ihre Arme um seinen Hals und rief mit Verzweiflung: „Fady, verlaß mich nicht!"

— Hast du mich nicht schon verlassen? fragte er traurig: Du bist's, die mich verstoßen hat.

„Ich dich verstoßen? Kann ich denn mein Leben, meine einzige Seele aus mir verstoßen? Verlaß mich nicht, Fady, meine Seele zieht dir nach und es bleibt nur meine Leiche zurück, wenn du gehst. Verlaß mich nicht, ich will ja Alles thun, was du willst und gebietest; aber bleib bei mir, daß ich nicht sterbe."

Sie rief diese Worte mit so durchdringender, schmerzlicher Stimme, sie hielt ihn so fest umklammert, daß er keinen Versuch wagen wollte, sich loszuwinden.

— Und wenn ich fordere, daß du ... sagte er mit neuer Hoffnung. Aber sie unterbrach ihn und rief: „Alles, Alles, Fady, nur das Eine nicht, bis Leonore genesen, oder im Grabe ist. Dann, dann ...!"

— O meine Schwester, dann zu spät!

„Nicht doch, du grausamer Fady, nicht doch! Vertraue mir mit Zuversicht! Hat dich mein Herz denn je belügen können? Nur das Eine

begehre nicht: Alles sonst. Aber verlaß mich nicht!"

Fabian fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert, und doch von ihrer beharrlichen Anhänglichkeit an den Störer seines Friedens in sich selbst zurückgedrängt. „Wer aber ist er? Was will er? Warum hast du dich ihm ergeben mit Leib und Seele?"

„Nur das Eine nicht!" rief sie wieder: „Ehre mein Schweigen. Denn wenn ich ihm mein Gelübde bräche, wie würdest du mir je Glauben geben können?"

Fabian schwieg nachdenkend. Er ward bei Epiphaniens Hartnäckigkeit und dem unwidersprechlichen Ausdruck ihrer Liebe zu ihm, in sich selbst irre. Dann versucht' er einen andern Weg, diesen Widerspruch auf entscheidende Weise zu lösen.

— Fanely! sagte er und legte seinen Arm um sie: Ich will dir zwei Fragen thun. Deine Antworten können mir die ganze Ruhe wiedergeben, nach der ich mich sehne.

„Faby, frage alles, nur nicht um das, was Ihn angeht."

— Kannst du mir versprechen, Epiphania, nie, unter keinen Verhältnissen, welche es auch sein mögen, deinen evangelisch-christlichen Glauben zu verläugnen, nie dich zum Uebertritt

in die Gemeinschaft der Papisten bewegen zu lassen?

Epiphanie fragte stockend entgegen: „In die Gemeinschaft? Wie denkst du das?“

— Daß du niemals romisch-katholischer Religion werden willst; daß du es auch jetzt noch nicht bist?

Sie schien über die Frage nachzusinnen. Fabian fühlte einen Schauder in seinen Gliedern, da sie zu antworten einige Augenblicke anstand.

Endlich sagte sie: „Könnt' es dich also ganz und über Alles beruhigen, wenn ich dir antworten würde: ich bin noch nicht katholisch und will evangelisch bleiben, wie du, und so lange, wie du selbst?“

— Ja, es gäbe mir meine Zufriedenheit zurück.

„Nun denn, stille deine Sorge. Ich bin ja nicht katholisch und will keinen andern Glauben annehmen, als deinen Glauben. Könnt' ich denn anders, Faby? Ist es nun Alles?“

Fabian drückte sie fest an sein Herz, und sagte stammelnd: „Ich hätte noch die zweite Frage. Aber ... ich frage sie nicht. Ich sah ja ...“ Hier fielen seine Arme, mit denen er sie umschloß, wie gelähmt von ihr ab. Er zog den Kopf von ihr zurück, als wollt' er sich von ihrem Umschlingen frei wissen.

„Nun, was sahst du, Faby?“ fragte sie etwas

ängstlich und wollte die Antwort aus seinen Augen lesen.

Er seufzte und hinwegblickend sagte er: „Ich sah seine Lippen auf deinen Wangen!“

— Schon wieder von ihm? Du brichst dein Wort! Berühr' ihn nicht, Fany! Vertraue! Bin ich nicht deine Schwester?

„Meine Schwester, ja, aber seine . . . , laß mich, Epiphanie!“

— Thu' deine zweite Frage, Fany, aber berühre ihn nicht.

„Nun denn, Epiphanie, soll ich die Frage thun?“

— Warum quälst du dich und mich, Fany? Rede.

„Du hast mich noch lieb, Fany?“

— Ist das die Frage?

„Nein, aber . . . Fany, rede frei vor Gott und mir: kannst du geloben, keines Andern Geliebte, keines Andern Braut je zu sein, . . . Fany, keines Andern Weib je zu werden, . . . Fany, Gott hört uns! — als das meinige?“

Mit aller Anstrengung brachte Fabian doch die letzten Worte nur sehr leise hervor.

Eine lange Stille folgte. Ihr erröthendes Antlitz sank auf die Brust nieder, deren Bewegung innern Kampf, oder eine Furcht verrieth,

die ſie verhehlen wollte. — Er bemerkte dieſe nicht unerwartete Verlegenheit und trat einige Schritte von ihr zurück. Sie hielt ihn diesmal nicht feſt. Je länger ſie ſtumm blieb, je mehr ſtieg ſeine Angſt. Einigemal bat er, mit lautſchlagendem Herzen, um Antwort. Endlich legte er die Hände beide vor ſein Geſicht und ſagte in der tiefſten Betrübniß der Seele: „Nein, antworte nicht!“

Jetzt wandte ſie furchtſam und verſchämt das Angeſicht zu ihm auf und ſagte: „Warum biſt du heut mit mir, wie du nie geweſen? Du haſt Renolds Rede, Renolds Ungeſtüm und, der Himmel verzeih' mir oder dir, Renolds verdammliches Weſen. Bin ich nicht deine Schweſter?“

Er nickte ſchweigend mit dem Haupte.

„Biſt du nicht mein Alles? Oder könnt' ich dir mehr werden?“

— Nein, du darfſt nicht. Ich kam zu ſpät!“ verſetzte er, ließ die Hände vom Geſicht und ſagte mit erzwungener Ruhe des Tones, indem er ihre Hand nahm: Ade, es muß geſchieden ſein. Lebe wohl, Schweſterherz. Es war nicht deine Schuld. Ich kam zu ſpät.

„Fabo!“ ſchrie das beängſtete Mädchen: „Es peinigt und verwirrt dich ein böſer Geiſt. Verlaß mich nicht; um Gotteswillen nicht!“

— Antworte auf meine Frage deutlich: keines

Andern Verlobte, Braut, Weib? — rief er und seine Hand zitterte dabei in der ihrigen.

„Deine Braut? Fany, besinne dich doch! Du sprichst wie ein Trunkener mit der Schwester."

— Antworte! Gib mir das Recht des Bräutigams, Fany! —

Sie blickte wieder zu ihm auf und senkte schamvoll die Augen, als sie den seinigen begegnete. Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: „Es ist etwas Sündiges an dir." Nach einigem Bedenken bob sie wieder an: „Gedulde dich, o, einige Tage nur, dann — ja, dann bring' ich dir die Antwort."

— Also hast du keine Freiheit mehr? Bist du schon eines Andern Verlobte? eines Andern Braut?

„Nein!" erwiederte sie schnell: „Nun sei ruhig."

— Und willst, wenn nicht meine Braut, mein Weib, nie Weib eines Andern werden?

Nach einigem Sinnen sagte sie mit erneutem Erröthen, aber fester Stimme: „Das darf ich dir und Gott geloben. Nein, nie will ich eines Andern sein, so lange du es selbst mir nicht gebietest." —

Ueberrascht und als hätt' er Argwohn gegen sein Gehör, verlangte er die Wiederholung ihrer Worte. Sie gehorchte und sagte darauf wieder mit aller schwesterlichen Traulichkeit: „Gelt, Fa-

bo, nun biſt du ruhig? Nun weichſt du nicht von mir?"

Er befreete ſie mit ſeinen Armen feſt an ſeine Bruſt, und ſeine Lippen brennend an die ihrigen. So ſtanden ſie lange. Die Sonne ſank. Die Gletſcher traten erblaſſend in blauen Duft zurück, und die Thäler zerfloſſen in ungewiſſen Dämmerungen.

„Hinab in's Moos!" rief Fabian.

— Ach! ſeufzte Epiphanie: Geduld! ich muß mich ſammeln. Faby, du biſt nicht mehr, der du geweſen biſt. Gewiß nicht! Es wohnt ein anderes Weſen in dir. Oder hab' ich dich noch nie gekannt, als heut'? Oder hab' ich dich nicht immer über Alles geliebt, daß ich dich nun noch unausſprechlicher liebe? Oder iſt meine Liebe ſündig geworden, daß ſie mir fremd und neu ſcheint? Sonſt iſt's nicht ſo geweſen. Was wird Er ſagen!

„Wer, Fany?"

— Hinab in's Moos! rief ſie, ergriff ſeine Hand und führete ihn durch die Gebüſche hinab zur Hütte in's Thal.

36.

Unerwartete Hoffnung.

Fabian ging an der Hand seiner Schwester gegen die schattige Tiefe, zwischen den Wäldern der Hügelhalden, mit dem seligen Gefühl, als hätt' er, nachdem er eine Welt verloren, eine neue Welt erobert. Er ging weich, wie auf Wolken; empfand die Erde nicht mehr. Epiphanie schwebte leicht neben ihm hin, ännend und träumend, von fremdartigen Gefühlen verwirrt. Sie dankte der Dämmerung, in ihr trunken zu sein vor Fabians Augen, vor dem Blick aller Sterblichen, vor den vertrauten Bergen und Bäumen und vor dem Himmel.

Todesstille wohnte in Addrichs Hause. Das einfache Nachtessen stand bereitet: Brod und Milch und Käse, neben einer irdenen Schüssel gekochten, dürren Obstes. Für Fabian setzte freundlich das geschäftige Aenneli eine Flasche Weins dazu. Knechte und Mägde standen verstummelt umher. Aber Addrich erschien nicht, auch als Epiphanie ihm die Ankunft Fabians gemeldet hatte. Er verweilte im Krankenzimmer seiner Tochter Leonore, und begehrte mit ihr und seinem Grame einsam zu bleiben.

Nach langen Tischgebeten, die abwechselnd von Mägden und Knechten halblaut und eintönig her-

gemurmelt wurden, nahm man auf den Bänken Platz. Niemand versuchte, das Nachtmahl mit Gespräch und Scherz zu würzen. Wenn einer der Speisenden das Schweigen unterbrach, geschah es mit kurzen Worten und gedämpfter Stimme. So war die Ordnung dieses traurigen Hauses. Epiphanie schien nur der Hauszucht wegen gegenwärtig zu sein. Sie selber genoß nichts, sondern träumte stillsinnend vor sich auf die runde Holzscheibe nieder, welche Tellers Stelle vertrat, indem ihr Köpfchen dabei seitwärts zur Achsel geneigt hing und ihre Hand mit dem leichten, aus Bergahorn geschnitzten Löffel tändelte. Nur von Zeit zu Zeit erhoben sich die dunkeln Wimpern des Auges, wie zarte Vorhänge, und ein Lichtblick des verborgenen Entzückens fiel auf den Liebling, der ihr gegenüber wohlgemuth weder Kost noch Rebensaft verschmähte. Aber wenn er sie ansah, floh ihn unter verschämtem Lächeln der Blick, den ihm die Liebe geweiht hatte.

Als das Mahl beendet, der Tisch von Aemeli's gewandter Hand abgeräumt und das Zimmer von Allen verlassen war: blieben Epiphanie und Fabian auf ihren Plätzen am Tisch zurück, im leisen Geplauder mit einander, beim gelben Schein der Lampenflamme. So fand sie Addrich, als er hereintrat, und sie beide, die Hände einander über

dem Tisch vertraulich haltend, sein Kommen nicht bemerkten, bis er neben ihnen stand und den jungen Freund begrüßte. Fabian, ohne die Schwesterhand fahren zu lassen, reichte ihm von seinem Sitze die Linke entgegen, und sagte: „So mögt' ich Euch Beide mein Lebenlang an mir halten!"

„Wir sind Schatten," antwortete der Alte, „die du nicht binden kannst. Schatten, was war, und ist, und sein wird! Doch du hast Recht. Laß dich vom Gaukelspiel deiner Wünsche ergötzen! Ich bin auch vor Zeiten Kind gewesen, wie du." Er sagte dies mit einer innern tiefen Bewegung, mit einer bebenden Stimme, wie er jedesmal zu sein pflegte, wenn er vom Siechenbette des heißgeliebten Töchterleins kam. Seine Augen waren gerötheter, denn sonst. Als hätte der Seelenschmerz alle Kraft seiner riesigen Gestalt verzehrt, hing er matt und schlaff über den Tisch, indem er den vorgebogenen Leib mit aufgestämmten Händen und Armen unterstützte.

Fabian versuchte, und wie immer, vergebens, ihn durch Vorstellungen und Gründe zu ermuthigen und zu erheben, die ihm Vernunft, oder Religion, oder Mannesstolz darbieten konnten. Addrich erwiederte nach seiner Gewohnheit entweder mit einem bittern Lächeln, welches seine ganze Verachtung solcher Arzeneien aussprach, von der kein wahrhaft krankes Gemüth gesunden könne; oder

mit einer Bemerkung über Schickſal und Leben, die ſchrecklicher noch, als ſein Lächeln war. Endlich brach er die Unterredung plötzlich ab und ſagte zu Epiphanien: „Hinauf, Kind, zum armen Lorely! Es hat heut einen ſeiner mildern Leidenstage, und hängt an nichts mehr auf Erden, als an ſeinem Vater und an dir. So geh' denn. Entzieh' deiner Schweſter keinen Augenblick, da deine Gegenwart, dein freundliches Geplauder ihr noch die Neige ihres Daſeins ſüß machen kann. Geh'! Es iſt noch nicht ſpät. Ich habe mit Fabian zu reden. Ich thue vielleicht noch einen weiten Gang dieſen Abend. Geh'."

Sie gehorchte und ſtand auf; Fabian mit ihr. „Vielleicht ſeh' ich dich, Fabi, heut nicht wieder!" ſagte ſie: „Gute Nacht, Fabi." Sie reichten ſich die Hände und ſchieden.

Addrich ſetzte ſich jetzt zu Fabian auf die Bank, den Rücken an den Tiſch gelehnt, und begann, als wollt' er ſich gewaltſam zerſtreuen, allerlei Fragen, die anfangs ohne Zuſammenhang ſchienen. Fabian mußte ihm vielerlei berichten; auch die Unterredung mit dem Dekan zu Aarau. Als er von der Feuersbrunſt am Thunerſee, der dabei bewieſenen Thätigkeit des Schweden, und von Fabians gänzlicher Dürftigkeit hörte, rief er einen ſchweren Fluch über Gideon Arnold, murmelnd: „Hätt' ich dieſer Beſtie nicht vonnöthen

gegen die Wälle von Bern und Solothurn, wollt' ich sie nächster Tagen am Galgen zappeln lassen. Er ist schon verrufen, wie ein Churer Batzen. Aber man muß hier zu Lande manchen zu Gast bitten, der längst vom Henkersmahl hätte satt sein sollen. Habe Geduld, und wahre dich einstweilen, denn er stellt dir nach, bis wir ihm das Bohnenlied singen."

Fabian bewies durch seine Gleichgültigkeit gegen Addrichs Warnung, wie wenig er den Schweden fürchte, und setzte seine Erzählung von dem fort, was er im Pfrundhause zu Aarau durch den Dekan vernommen. Addrich hörte ihm mit wachsender Theilnahme zu, besonders, als die Rede auf den lateinischen Brief, und auf die Vermuthung des ehrwürdigen Geistlichen von Aarau kam, ob nicht der Prälat von St. Urban vielleicht mit dem Briefsteller, der so geheim thue, ein und dieselbe Person sein möge?

„Blitz!" rief Addrich und sprang auf, „es wird hell! Hast du mir nicht bei Olten von einem Mohren erzählt, den er bei sich gehabt? Es ist dies Negergesicht schon vor einigen Wochen in dem alten Zisterzienserstift bemerkt worden; nein, nicht da, aber doch wenige Büchsenschüsse davon, im Wirthshause von Roggwyl. Die Pfaffen hassen wohl die K[illegible], aber nicht die Ketzerinnen, und heirathen nicht, so lange wir Bauern Weiber

haben. Ich will dem Abte nächstens über den Hag schauen!“

Fabianen drängte es jetzt, von dem Schauspiel zu reden, welches er vor wenigen Stunden noch auf der Bamyf gehabt. Doch Ehrfurcht und Liebe für Epiphanien geboten ihm Schweigen. Indessen unterließ er nicht, den Alten zu warnen, auf der Hut zu sein; man müsse vor der Monche List und Gewalt so sehr, als für Epiphaniens gutmüthige Leichtgläubigkeit zittern.

Adelrich beruhigte den Jüngling. „Dies Haus steht wohl bewacht,“ fügte er hinzu; „meine Knechte sind auserwählte Bursche; alle bewaffnet, wie zu einer Belagerung. Wer hier Gewalt versucht, wird kalt gemacht, und Fanely verläßt mein armes Kind nicht, so lang' es athmet. Aber, Fabian, hätt' ich das Alles nicht erfahren, was ich nun weiß, ich müßte dennoch mit dir ein Wort im Ernst reden, und der Bitte meines armen Lorely Genüge thun. Sie will Epiphanien geborgen und glücklich sehen; sie zittert vor dem Loose derselben, wenn der Schwede ... sie hat mir gesagt, was ich selber wußte, daß meine Nichte nur dir lebe. Fabian, ohne Umstände, lege die Kinderschuhe ab; es ist Zeit! Fanely ist deine Schwester nicht, du bist nicht ihr Bruder. Es ist die letzte Lust, die du meiner armen Tochter ins sterbende Herz legen kannst, wenn du die un-

schuldige, kindliche, treue Fany nicht verlässest; wenn du sie, ehe Leonorens Augen brechen, zu deinem Weibe machst. Frage nicht, nun du um Hab und Gut gekommen bist, wovon eine Frau nähren? — Ich theile mit dir, was ich besitze. Epiphanie erbt ja von mir, da ich keine Tochter hinterlassen werde."

Er sagte die letzten Worte mit leiser werdender Stimme, die zuletzt ganz tonlos zum Seufzer ward. Der Jüngling, anfangs durch den Antrag überrascht, flammte plötzlich in allen Strahlen der Freude auf, und rief: „Addrich, das ist's, was ich selber dir sagen wollte. Heut oder morgen wollt' ich ihre Hand von dir fordern."

— Du kennst die kleine Thörin. Sie wird sich sträuben ... fuhr Addrich ruhig fort.

„Nein, glaub' es nicht!" rief Fabian: „Sie hat gelobt, keines Andern Weib zu werden, wenn nicht das meinige."

— Desto besser! — sagte der Alte: Freilich diese Tage haben das Ansehen, mehr Wittwen, als Bräute, zu machen. Doch Leonoren muß die letzte Freude werden. Also bleibt's dabei! Aber, Fabian, unter uns Beiden muß zuvor noch eins abgethan werden. Reich mir die Hand, und versprich zu erfüllen, was ich verlange.

„Rede erst, Addrich. Ich gebe meine Hand nicht, ohne zu sehen, wohin?"

— Wie, Bursch, du möchtest gewinnen, aber nichts auf die Karten setzen? Wie hoch gilt dir meine Nichte?

„Mehr, als das Leben, Addrich.“

— So hoch ist der Preis nicht, den ich für sie anschlage. Hand her! Schlag ein!

„Nein, thu' den Sack vorher auf und laß mich hineinschauen, eh' ich die Waare kaufe.“

— Nun denn: Du versprichst mir, Epiphanien nicht zu zwingen oder zu beschwahen, mein Haus zu verlassen, so lange Leonore am Leben ist.

„Hier, Addrich, die Hand! Ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort!“ — Fabian schlug in Addrichs Hand die seinige.

— Gut! sagte Addrich: Ich halte sie fest für ein zweites Wort.

„Sie hilft dir nicht, eh' ich das zweite Wort gegeben; laß hören.“ Fabian zog die Hand wieder zurück.

— Du mußt mir treu in gegenwärtigen Zeiten zur Seite bleiben, Fabian; ich bedarf vielleicht deiner. Du hast Wissenschaft und kannst die Feder besser, als mancher Pfarrer und Landschreiber, führen. Auch bist du Arzt und Wundarzt. Es wird nächstens manchem der Magen verdorben werden, wenn sich Herren und Bauern mit blauen Bohnen gastiren. Du weichst nicht von mir, bis die Sache des Volks entschieden ist.

„Nein, Adrich, ich helfe der Obrigkeit nicht das Volk unterdrücken; aber ich helfe deinen wilden Bauern nicht gegen die Obrigkeit anbellen."

— Bursch, vergiß nicht, du bist ehrlicher Bauern Kind, und hier heißt's: Wer nicht für uns ist, der ist wider uns. Bursch, vergiß nicht, es steht dir eine Braut und stattliche Aussteuer auf dem Spiel. Der anz mit den Städten wird bald abgethan sein, und vor Pfingsten, hoff ich, machen wir mit ihnen den Kehraus. Jakob diente vierzehn Jahre um Rahel; ich verlange von dir keine vierzehn Wochen!

— Nicht der Lohn macht den Unterschied, aber die Arbeit."

— Was begehr' ich, Bursch? Es gilt die gerechteste Sache; es gilt, daß der Schweizername keine Lüge, und der Tell mit dem Apfel kein Helgeli sei*), was die Herren den Bauern ins Psalmbuch legen, um aus langer Weile die Augen daran zu ergötzen. Man soll den armen Leuten in diesen Bergen nur gnädigst erlauben, Menschen zu sein; mehr nicht.

„Die Menschwerdung macht bei euch unmenschlichen Anfang. Nein Adrich, nein, dazu biet' ich keine Fingerspitze."

*) Helgeli heißen in der Schweiz kleine bunte Heiligenbilder.

— Und wenn es Fanely von dir fordert?

„Nein, Addrich."

— Bursch, und du wolltest vorhin das Leben für das Mädchen daran setzen?

„Ja, mein Leben wohl, aber nicht mein Gewissen..."

— Tropf, ich merke, woran ich mit dir bin. Du kömmst vom Pfarrer und Dorfschulmeister; aber hast noch nicht die Hochschule des Schicksals besucht. Verstehst meisterlich deinen Heidelberger*) herzusagen, aber von den Fragen des Menschenherzens an die Welt hast du nichts vernommen. Du sprichst Bernerdeutsch, ich Schweizerdeutsch; wir verstehen einander nicht!

Addrich ging mit hastigen Schritten einigemal schweigend das Zimmer auf und ab, und kehrte endlich langsam gegen Fabian mit den Worten zurück: „Du thust mir leid, Fabian. Es hilft dir Alles nicht. Freund oder Feind, hart oder lind mußt du sein. Was nicht zu den Scheerenlingen gehört, wird zwischen beiden zerschnitten. Ich schlage dir ein Anderes vor, deines eigenen Heils willen. Ich gebe dir meine Nichte: du aber begleitest mich morgen nach Hutwyl zur Lands-

*) So nennen die reformirten Landleute der Schweiz den päpstlichen Katechismus, den 1562 Ursinus zu Heidelberg geschrieben hatte.

gemeinde aller Bundesgenossen. Da sollst du hören, was das gesammte Volk begehrt, und ob es Recht oder Unrecht will? Nachher entscheide dich. — Von da begleitest du mich, und weichst bis Austrag des Handels nicht von meiner Seite."

Fabian blieb eine Weile nachdenkend und sagte: „Warum das?"

— Wie du willst, deiner oder meiner Sicherheit willen.

„Der deinigen willen, Addrich, mögt' ich's wohl."

— Auch, als Arzt, kannst du Dienste leisten, ohne dein Katechismusgewissen in Gefahr zu stürzen, denn du kannst mit deinen Pfaffern Juden und Samaritern beispringen.

„Auch das kann ich!"

— Mehr verlang' ich nicht, als dein Wund- und Scheermesser. Der Degen und Spieße haben wir genug, ohne dich. Allenfalls deine Feder nimm mit dir. Es gibt zu schreiben.

„Nein, Addrich, für diesen tollen Aufruhr verspritz' ich weder Blut, noch Tinte. Schwert und Feder haben ungleiches Gewicht; wisse jedoch: ein Schwertstreich kann wohl Fleisch und Knochen spalten, ein Federstreich aber scheidet Länder und Völker. Ich gehe, wohin du willst, Addrich, als dein Schutzengel. Allein die Feder bleibt daheim!

— Mag's gelten! Hand her! Du weichst nicht von mir! Das Andere wird sich finden.

„Hier die Hand, Addrich. Das Andere aber suche nicht, denn du wirst's nie finden."

Fabian gab ihm die Hand, welche der Alte kräftig, doch nicht ohne Lächeln, schüttelte, worin etwas Schalkheit verborgen lag. Addrich führte ihn darauf mit der Lampe in eine anstoßende Kammer und sagte: „Du wirst ermüdet sein, Fabian. Hier steht dein Bett. Morgen sprechen wir weiter. Epiphanie ist bei meinem Kinde. Störe die Tochter nicht mehr. Gute Nacht!"

Damit entfernte sich der Alte rasch. Fabian trat zum Fenster. Es war noch nicht spät Abends. Die Thalschlucht schwamm im bleichen Mondlicht. Wie ein unferner Stromschall das Getöse der Tannen im Windzug. Da wankte eine menschliche Gestalt unter Fabians Fenster vorüber. Es war Addrich, der, in seinen Mantel gewickelt, mit Hut und Degen noch eine geheimnißvolle Nachtreise antrat. Er verschwand bald in die nahen Waldschatten.

37.

Unerwartete Erfüllung.

Fabian, in aller Harmlosigkeit, überließ sich seinem gesunden Schlaf und kam, da es schon

eine Stunde Tag war, der Letzte, zur Morgenfuhre. Addrich, reisefertig, leistete ihm dabei Gesellschaft; sprach viel und lebhaft und mit großen Erwartungen von der nahen Volksversammlung zu Hutwyl, der feierlichen Beschwörung des Landesbunds und den daraus nothwendig hervorspringenden Entscheidungen über das Schicksal der gesammten Eidsgenossenschaft. „Die Töchter wissen," fuhr er fort, „daß du mir Wort gegeben, mein Begleiter zu sein; und kennen beide auch den Preis dafür. Geh', nimm deinen Abschied von der armen Leonore und weide dich an der letzten Freude, die aus ihrem sterbenden Auge lächelt." Der Jüngling gehorchte; der Alte folgte nach.

Beide traten leise in das Gemach der Leidenden, über welches die vorgezogenen Umhänge des Fensters nur dämmerndes Licht zu dringen gestatteten. Epiphanie stand am Bett der Freundin und reichte dem schüchtern herantretenden Liebling schweigend die Hand zum Morgengruß. Er wagte kein Wort. Leonore aber, an erhöhten Hauptkissen in halbsitzender Lage, streckte ihm mit himmlischem Lächeln den Arm entgegen, und indem der Wiederglanz innerer Freude die blassen Wangen der verschämten Kranken, wie der letzte Abendstrahl der Mai-Sonne über den Wolken den reinen Schnee der Alpenfirnen röthet, sagte

sie mit matter Stimme: „O Faby, lieber Faby, du findest mich noch. Gottlob, daß dich mein Auge noch einmal sehen darf, eh' es bricht. Gib mir deine Hand, Faneln!"

Epiphanie reichte ihr die Hand. Leonore legte sie in die des Jünglings, sah mit neuem Erröthen und lächelnd zu Beiden empor und sagte: „Meine Seele segnet Euch! Vor Gott betet sie für Euer Heil. Ich werde oft bei Euch sein."

Fabian und Epiphania standen stumm und mit thränengefüllten Augen da. Eleonore bemerkte es, lächelte zärtlich das Paar an und sagte: „Ich weine nicht mehr. Ihr habt noch Thränen. Die Freude weint auch; die Seligkeit nicht. Das Leben ist schön, doch nur Schatten, — Schatten des Ueberirdischen."

Sie sprach mit leiser, aber fester Stimme. Es war die Stimme eines Engels über seinem Leichnam. Ihr Haupt schien von Heiligenglanz umflossen; ihre Miene hatte den Ausdruck jener innern unaussprechlichen Wonne, die man in den Zügen der Verstorbenen, wenige Stunden nach ihrem Ausathmen, wahrzunehmen pflegt. Epiphania und Fabian, gleichzeitig wie von unsichtbarer Macht genöthigt, knieten vor Eleonorens Bett nieder und küßten die kalte, blasse Hand der schönen Sterbenden. Addrichs Herz bei diesem

Anblick brach. Er floh ſtillſammernd aus dem Gemach in eine Einſamkeit.

Es waltete langes Schweigen. Die Knienden wagten nicht einmal laut zu ſeufzen. Endlich ſagte Eleonore: „Nimm mir die harten Ringe wieder von den Fingern, Fanely. — Dir den einen; dir, Faby, den andern! Traget ſie zu meinem Gedächtniß.“ — Und nachdem der rührende Befehl erfüllt war, lächelte die Selige und ſagte: „Geht! es iſt Zeit! es iſt Zeit! Ich bete für Euch.“

Epiphanie und Fabian ſtanden auf. Beide küßten die blaſſen Lippen der Jungfrau, die nur mit ſtillächelndem Blick antwortete. Dann verließen Beide das Zimmer leiſe, in welches, zur Pflege der Dulderin, eine der Mägde eintrat. Epiphanie führte aber ihren Freund in ihr Gemach und ſagte: „Faby, alſo mußt du ſchon wieder von hinnen mit dem Oheim? Er hat mir Alles geſagt und mir erlaubt, dich und ihn bis Kulm hinab zu begleiten. Faby, du gehſt ohne Gewehr, und es iſt böſe Zeit, unſichere Straße. Wache über dein Leben, denn es iſt ja auch mein Leben, und kehre bald wieder.“

Nach dieſen Worten ſprang ſie zu einer beinahe fünf Schuh langen, mit rothem Tuch und ſchwarzem Leder zierlich beſchlagenen Kiſte, wie dergleichen damals in reichen Bürgerhäuſern zum

Nutzen und Schmuck der Gemächer standen. Dicht an einander in Streifen oder blumenartigen Windungen zusammengereihte Messingknöpfe zahlloser Nägel des Deckels oder der Seiten, bildeten daran den vornehmsten Prachttheil. Epiphanie öffnete mit dem Schlüssel den Kasten, und nahm daraus ein breites Schwert, dessen Handgriff mit Silber ausgelegt, so wie das Gehenk mit Silber gestickt war. „Sieh, Faby," sagte sie, indem sie ihm das Degengehenk über die Achsel warf, „ich will dich rüsten. Ich gebe dir das Einzige, was mir aus dem Erbtheil meines unglückseligen Vaters geblieben ist, dessen ewiger Grabstein der hohe Nawri geworden." Sie drückte bei diesen Worten den Griff des Schwertes an ihren Mund und fuhr fort: „Diese Stelle ist durch seine Handberührung heilig."

— Und mir durch deine Lippen! sagte Fabian: Ich werde es für keine ungerechte Sache entblößen.

„Wehe dir, Faby, wenn du das könntest! Ich weiß vom Oheim, daß mein Vater, er soll heftigen Gemüths gewesen sein, einst im Irrthum fehlte, und einen Mann mit Unrecht erbitterte. Da riß ihm dieser das Schwert aus der Scheide, um ihn damit zu durchbohren. Faby, ich erzähle dir's nicht vergebens. Seitdem ich die Geschichte gehört hatte, blieb in mir ein Glaube, an diesem Schwerte hänge eine geheime Bestimmung."

— Und welche?

„Es sei seinem eigenen Besitzer gefährlich, wenn er sündiget. Ich selbst bin schon von der Schärfe der Klinge einmal verwundet worden; es schien zwar damals, wie bloßer Zufall; — aber, Fabo, ich wußte wohl, wie ich mich vorher schwer an Gott und Menschen vergangen hatte. Fabo, traue meiner Ahnung. Es ist kein Zufall, weil ein Gott ist. Und glaub' es, Fabo, in der Menschenbrust klingt und weissagt, wenn er aufhorcht, zuweilen eine Stimme, die nicht seine Stimme ist."

Sie plauderte dies und mehr noch so ernst und festgläubig, und sah dabei mit den Himmelsaugen so flehentlich und zärtlich zum Jüngling auf, daß dieser gegen die Schwesterstimme ans Epiphaniens Brust nicht das Mindeste erwiedern konnte oder wollte. Er reichte ihr die Hand und sagte an die Waffe schlagend: „Dem Unrecht Trutz, dem Rechte Schutz!"

In dieser Unterredung wurden sie durch Aennelis Eintritt gestört, welches ihnen ankündete, daß Addrich mit Ungeduld vor der Hausthür harre. Aenneli selbst deutete schweigend durch ihr sonntäglicheres Kleid an, daß sie der Gesellschaft folgen werde, um Epiphanien wieder ins Moos zurück zu begleiten. Man ging hinab und trat sogleich den Weg niederwärts durch's Thal an.

Addrich schritt stumm mit weiten Schritten voran. Hand in Hand, im ununterbrochenen Gespräch, eilten ihm Fabian und Epiphanie durch Gebüsch und Wiesen nach. Bescheiden blieb Aenneli eine Strecke zurück, und vertändelte die lange Weile mit Sammeln bunter Feldblumen, die sie rechts und links am Wege pflückte und in kleine Sträuße band. Veilchen und Schneeglöckchen bestimmte sie Epiphanien; Waldanemonen und duftige Traubenhiacynthen dem schönen Jüngling; einen pfirschblüthenen Zilandstängel dem Addrich, sie mußte, den liebte er; sich selbst bestete sie die blaßgoldigen zarten Primeln vor den Busen, die, wie manchmal auch sie, das Köpfchen hingen.

Nur zu schnell für die Plaudernden war man an den Ruinen der Trostburg, und an den Trifenthaler Strohhütten vorüber, am Fuß des Steinbergs von Kulm. Addrich stand in der Ferne bei den ersten Häusern, der Nachkommenden wartend. Epiphania hatte Halmen gepflückt; Fabian mußte sie halten, während sie die Enden derselben zum wahrsagenden Ringe verknüpfen wollte. „Aber, Faby," rief sie, indem Beide still standen und sie die prophetische Arbeit begann: „denke indessen keinen andern Gedanken, als unser baldiges Wiedersehen. Hörst du? Sind alle Halmen zuletzt ein ganzer Ring, so werden wir bald wieder vereinigt

sein; hängt aber im größern Ring, wie zwei Kettenglieder, ein kleiner: so sehen wir uns lange, lange nicht. Ach, Fahy, es drückt mich ein banges Gefühl, und das wird wohl sein! Denn du mußt den Addrich zu wilden Dingen begleiten. Man spricht ja noch immer von Krieg. Aber wenn gar zwei getrennte Ringe werden, — — dann steht uns Schweres bevor!"

Sie knüpfte mit den kleinen Fingern die Halmenenden; Beide schwiegen. Es trippelte um Beide Aenneli herum, den Ausgang ängstlich erwartend. Dann ließ Epiphanie das Verknüpfte auseinander. Es entwickelte sich ein großer Halmenring. „Ach!" schrie Aenneli laut. Es war ein kleinerer, einzelner zur Erde gefallen. — „Was?" stammelte Epiphanie erschrocken: „Trennung? Immer? Du nicht wieder heimkehren zu mir? — O Fahy, was deutet es? Dich nicht wiedersehen?„

Wenn gleich das Zur-Erde-Fallen des kleinen Halmenringes dem Jüngling unangenehmen Eindruck verursacht hatte, wollt' er doch Alles kindischen Aberglauben nennen. Er lachte und spottete; sie aber schüttelte mit trüben Augen, ohne ein Wort zu erwiedern, den Kopf und seufzte endlich: „Du wirst's erfahren, Fahy! Es warten unser Beider großes Unglück. Fahy, geh' nicht mit Addrich! Fahy, geh' nicht! Er zieht dich in ein schweres Verderben hinab."

In diesem Augenblick erklangen vom Dorfthurm die Glocken des freitäglichen Gottesdienstes. Addrich, schon weit voraus, kehrte hastig gegen die Zögernden zurück, und ermahnte zur Eil. Indem sie den Weg fortsetzten, schalt Addrich, da er vom Halmen-Orakel vernahm, die Thorheit seiner Nichte, und sprach: „Ich will dir, Mägdlein, auf der Stelle das Gegentheil aller deiner Kinderträumerei geben.“

„So geh' allein deinen gefährlichen Gang, Oheim,“ sagte Epiphanie, „und laß den Fady im Moos!“

„Possen!“ rief der Alte unwillig: „Sollen verständige Männer ihren Rath vom blinden Finger eines Mädchens abnehmen? Kommt ins Dorf.“

Indem sie gingen, vertheilte Aenneli ihre Sträuser. „Warum thust du das, und gibst ihm die bleichen Todtenblümchen und die Blumen da mit dem Modergeruch?“ rief Epiphanie. Sie nahm Fabians Straus mit geschwinder Hand fort und gab ihm die Veilchen.

Wie sie unter den lauthallenden Glocken der Kirche waren, kehrte sich Addrich mit eigenthümlichem, boshaftem Lächeln zu ihnen und sagte: „Dieweil wir doch, wie Fanely meint, einen gefährlichen Gang thun, so laßt uns ein Vater-Unser lang in die Kirche treten.“

„Spotte nicht, Addrich, spotte nicht!“ sagte die Jungfrau ernst und mit dem Zeigefinger warnend: „Du machst das Wirthshaus zu deinem Gotteshaus; laß Gottes Haus einmal dein Wirthshaus werden! Ja, kommet! kommet hinein! lasset uns, eh denn wir scheiden, zusammen beten. Uns ist Segen Gottes vonnöthen!“

„Dir und Fabianen nämlich!“ erwiederte Addrich: „Der Pfarrer ist bereit, eure Trauung zu verrichten; ich hab's gestern noch spät Abends mit ihm abgethan. Zu anderer Zeit hätte er mir die Thür gewiesen, wie ein Landvogt; jetzt ist er geschmeidig, wie ein Ohrwurm. Tretet hinein!“

Epiphanie erblaßte. Sie wollte reden, aber die Worte starben auf ihren Lippen. Fabian betrachtete verlegen bald die Jugendgespielin, bald den Alten, der ein Kränzlein von künstlichen Myrthen aus einer kleinen Truhe hervorzog und es dem bestürzten Aenneli mit dem Befehl reichte, dasselbe auf Epiphaniens Haupt zu heften.

„Nein!“ rief Epiphanie: „Welches Spiel treibst du mit uns!“

Addrich suchte sie mit Ernst und Güte zu beruhigen: „Willst du Fabianen verschmähen, den du lieb hast und den ich dir für immer gebe, weil es der letzte Wille Leonorens ist? Dieser Kranz, du kennst ihn wohl, er ist der Brautkranz ihrer Mutter! Lorely gab ihn mir mit den

Worten gestern: Er soll erst auf Epiphaniens Scheitel, dann auf meinem Sarge liegen. Gehorche der sterbenden Schwester. Sie reichte euch ihre Silberringe nicht eitler Weise."

Epiphanie stand bleich, bebend und wortlos da. Der Kranz war schon auf ihrem Haupt. Sie warf einen klagenden Blick zum Himmel und faltete die Hände stumm zusammen.

„Du hast uns überraschen wollen in deiner Art, Adbrich," sagte der Jüngling, „aber du hast uns betäubt. Nein, Fanely, zittere nicht! Nimm den Kranz aus den Haaren, und geh' frei ins Moos heim. Ich will dich von dir allein, nicht durch Willen eines Lebenden, oder Sterbenden, nicht durch List oder Gewalt. Geh' frei zurück! Adbrichs roher Streich gegen unsere Herzen hat mich erst lüttert, wie dich. Aber in meinem Schrecken wachte eine Freude auf; in deinem nur Verzweiflung. Ich binde dich los von dem Gelübde, das du mir auf der Bahre gegeben. Sei jedes Andern, wenn du schaudern mußt, ewig allein mir zu gehören."

Sie betrachtete ihn mit traurigem Blick, in welchem ein Vorwurf lag, als wollte sie sagen: Wie kannst du also reden, Fahy?

„Kehr heim, Fanely," fuhr er fort: „du bist frei. Ohne deinen Frieden hab' ich keine Seligkeit. Ich will dich nie anklagen. Du wur-

deſt auf grauſame Weiſe durch Addrichs Einfall überſtürmt. Wir kennen den Oheim! Er ſcherzt mit dem Heiligſten in roher Art; ſieht dort nur Mauer und Thurm, wo wir die Kirche und die Ewigkeit vor uns ſehen. Du kannſt mir deine Hand nicht geben; dein Erzittern und Erblaſſen haben dich losgeſprochen."

Er ſagte dies mit bebendem Tone und bleicher werdendem Antlitz. Epiphanie warf einen ſtummen Schmerzensblick auf ihn, ergriff ſeine Hand und ging langſam, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, den Blick zur Erde gewandt, vorwärts mit ihm zum Kirchhof, zwiſchen friſchen Gräbern hin; dann in die kleine, ſchmuckloſe Kirche.

„Epiphanie!" rief Fabian leiſe, indem er unter der Kirchenpforte ſtehen blieb, und ſeine Führerin mit einem zweifelhaften Blick voller Bangigkeit und Freude anſah.

„Faby!" ſagte ſie gefaßt: „tritt mit mir vor Gottes Angeſicht!"

Sie ſchritten durch den mittlern Gang, zwiſchen den zierdeloſen, grob aus Holz gezimmerten, vom Alter und Gebrauch glänzend gebräunten Bänken zum Taufſtein. Addrich und Aenneli folgten; jener trat mit Fabian zur Rechten, dieſe mit Epiphanien zur Linken. In den Sitzen der Kirche hatte die Andacht nur wenige alte Leute verſammelt, die nun Zeugen einer unerwarteten

Feierlichkeit wurden. Der Pfarrer erschien; die Glocken verstummten. Die Trauungsgebete ertönten. Die Ringe und das Jawort wurden gewechselt. Man ging zu den Sitzen der Zuhörer zurück, um noch das Gebet des Geistlichen auf der Kanzel anzuhören, mit dem die heilige Handlung geschlossen ward. Epiphanie, auf den Knien, in sich selbst zusammengesunken, verloren in der Inbrunst des Redens zu Gott, vernahm weder das heilige Wort, noch das Schweigen des Mannes auf der Kanzel. Das Geräusch derer, welche die Kirche verliessen, störte sie nicht. Lange harrten ihre Begleiter schweigend, oder flüsternd, neben dem Geistlichen, der sich zu denselben begeben hatte. Endlich erhob sie sich, und trat zu den Wartenden mit einer Miene, welche verrieth, daß sich ihr Geist noch nicht ganz in das Gegenwärtige zurückgefunden habe.

38.

Trennung.

Schweigend, nachdem die Neuvermählten noch die frommen Glückwünsche des Geistlichen empfangen hatten, gingen sie mit einander durch's Dorf zurück und über die Wiesen rechts zum Steinberg, den Fußweg, den sie gekommen waren. Jeder hing eigenen Gedanken nach. Addrich

düßer voran, minder mit der Gegenwart, als Zukunft rechnend, murmelte zuweilen einzelne, unverständliche Worte vor sich. Fabian blickte von Zeit zu Zeit stillbeobachtend auf Epiphanie. Was seit einer Viertelstunde vor dem Taufstein der Dorfkirche verhandelt worden war, hatte seinen Gemüthszustand unverändert gelassen, wie er gewesen, und schien an den alten Verhältnissen zu der Jugendgespielin nichts geändert zu haben. Der Abend auf der Dampf war für ihn mit weit höherer Feierlichkeit geschmückt gewesen; die kirchliche Trauung hatte ihm nur die Gestalt einer etwas trockenen Förmlichkeit und Uebung, oder einer bürgerlichen Anerkennung dessen gehabt, was sich schon von selbst zwischen beiden Herzen gethan.

Ganz anders aber stand das Geschehene in Epiphaniens Seele. Ihr hatte nicht der Pfarrer, sondern der ewige Gott gesprochen für die Ewigkeit; das Jawort war kein öffentliches Geständniß, sondern der furchtbarste Eid gewesen, den sie vor dem Thron des Allerhöchsten abgelegt; das Wechseln der Ringe das Auswechseln der Seelen, das Ende des Sichselbstgehörens. Sie hatte Fabian geliebt. Die Liebe war geblieben, aber, vom Irdischen in's Ueberirdische gehoben, nun Gottessache geworden. Sie selber begriff nicht, woher sie Kraft empfangen, Majestät und Gewalt eines

Augenblicks zu ertragen, der, ihr ganzes Schicksal drehend, erhabener, als ihr gesammtes Leben, prangte. Sie mußte Einzelnheiten der ganzen Begebenheit in ihrem Gedächtniß wiederholen, um deren Wirklichkeit zu glauben.

Während dessen trippelte Aenneli dem jungen Ehepaar nach, mit sehr weltlichen Gedanken beschäftigt. Diese Vermählung, Knall und Fall, ohne Vorbereitung, ohne Nachgeschmack, ohne Kranz und Tanz, diese Hochzeit ohne Hochzeit, diese Brautleute in Haus- und Reisekleidern, — dies Alles hatte anfangs nur ihre Verwunderung, nachher völlige Mißbilligung, zuletzt die Ueberzeugung bewirkt, das sei Winkelheirath, vor Gott und Menschen ohne Gültigkeit. Wenn sie ihren eigenen alten Sonntagsrock, ihr etwas abgetragenes Wamms betrachtete, mußte sie nothwendig über die unerwartete Ehre derselben lächeln, Brautjungfernschmuck geworden zu sein.

Als man zur Waldspitze am Fuß des Steinberges gekommen war, von wo der schmale Pfad sich in den Matten zum Fahrweg gen Dürrenäsch schlängelte, hielt Aldrich still und mahnte an die Trennung. „Ich hoffe," sagte er, „Ihr werdet mit mir zufrieden sein. Alles ist abgethan nach Wunsch; kurz und gut!"

Fabian entgegnete: „Ich weiß nicht, ob gut, aber kurz gewiß! Gethan ist's, wie es der

Platzregen auf durstigem Felde endet, der, was nicht verdorrt ist, zu Boden schlägt. Dich plagt ein eigenes Geschick. Selbst das Almosen, welches du gibst, überschimmelt zwischen deinen Fingern sogleich mit einem giftigen Grünspan; und die Freude, die du bringst, kömmt mit keinem Lächeln, sondern mit Entsetzen und Schrecken, wie Unglück, daher."

„Mag sein, Bursch!" sagte der Alte düster: „Aber ich wünschte wenigstens, du verständest, mir besser zu danken."

„Zürne nicht!" rief der Jüngling gerührt und reuig, indem er die Hand des Alten ergriff und an seine Brust drückte: „Ich danke dir dennoch. Du hast mich zu deinem Neffen gemacht, ich aber will dich zu meinem Vater machen. Ich werde dir folgen, wohin du winkst. Leb wohl, Fanely; gedenke seiner und meiner in Liebe und Gebet. Ich gehe mit dem Oheim."

Epiphanie, als hätte sie sich aus den Ereignissen dieser Stunde noch nicht ganz wiedergewonnen, betrachtete den Oheim und den ihr vermählten Jüngling mit träumerischem Nachdenken und sagte: „Was treibet Ihr Beide mit mir? Wohin wollet Ihr, ohne mich? Was beginnet Ihr?"

Addrich erwiederte sanft: „Wir wandern gen Hutwyl. Geh heim, Kind, bewache das Haus

und pflege deiner kranken Schwester, wie du mir's angelobt haſt."

„Was denn? Wie redeſt du, Addrich?" rief Epiphanie: „Bin ich nicht das Weib dieſes Jünglings, deſſen Schweſter ich noch am Morgen war? Wie willſt du ſcheiden, was Gott verbunden hat? Ich habe einen Schwur gethan vor dem Himmel, der alle Eide löſet, und ein Gelübde, neben dem kein anderes mehr gilt. Und hätt' ich Vater und Mutter auf Erden, ich müßte Vater und Mutter verlaſſen, dieſes Mannes willen."

Der Alte ſchüttelte heftig den Kopf und ſagte: „Schweig, Thörin, und verſäume uns nicht durch deine Grillen. Wir thun einen Gang, den kein Weib gehen darf."

„Das ſei Gott geklagt!" ſchrie Epiphanie, mit ſchmerzvoll zum Himmel gerichtetem Blick und gefalteten auf die Bruſt gedrückten Händen: „Ich kenne deinen Gang, es iſt der Gang in den Abgrund! Du ſchleppſt den Schuldloſen mit dir hinunter und führſt ihn aus der Hölle nicht wieder zurück. Ich bin einem Todten vermählt worden, keinem lebendigen Manne; Braut, Eheweib und Wittwe bin ich in der nämlichen Unglücksſtunde geworden. Du haſt ihn und mich betrogen, Addrich; wie wirſt du dein frevelvolles Spiel vor dem Angeſicht deſſen verantworten, vor dem du mich in dieſer Stunde ihm geweiht haſt?"

Fabian schloß mitleidig die Hand der Weheklagenden in seine Hände und suchte sie durch einige Trostworte zu beruhigen. Addrich schien die Geduld zu verlieren, lief einige Schritte davon und wieder zurück und sagte ärgerlich: „Mit weichherzigen Weibern und hartmäuligen Rossen bringt's keiner zum Ziel. Fort, Fabian, und Wolle in die Ohren! Sie wird sich wieder trösten, wenn wir hundert Schritte von ihr sind. Ich kenne die Weiber; sie lachen die nämlichen Thränen, die sie weinen, und drehen, wie den Rücken, ihren Sinn."

Unwillig erwiederte Fabian: „Du bist ein feiner Maler, Addrich, wenn dir die Engel nicht gerathen, machst du Teufel daraus. — Fanely, fasse dich. Wir kehren bald zurück. Ich beschwöre dich, brich mir das Herz nicht durch deinen Jammerblick. Nur noch ein einziges Lächeln gib mir zum Valet."

„Wie soll ich neben deiner Leiche lächeln, Fabian?" seufzte sie: „Du kehrst nicht wieder, glaube mir, nimmer kehrst du wieder. Denkst du nicht mehr an die verhängnißvollen Kränze, die auseinander fielen, eh' wir zur Trauung traten? O Lorely's weissagender Gesang!"

„Kindereien!" fiel ihr Addrich in die Rede „Schäme dich; eine junge Frau muß nicht alten Weibertrödel feil haben. Es geht im Leben nicht

alles nach Wunsch, auch wenn's zum Besten geht. Du mußt dich an's Unglück gewöhnen, denn es gewöhnt sich an dich. Du weißt wohl, man rutscht nicht auf Sammetkissen ins Himmelreich hinein. Also, gehab dich wohl; grüße meine kranke Heilige. Ich führe dir dein Männlein über ein Kleines wieder zu."

Epiphanie verneinte mit einer Bewegung ihres Hauptes, ohne zu antworten. „Was gilt die Wette," rief der Alte, „ich bring' ihn dir, wenn du uns am wenigsten erwartest, und ich richt' Euch eine Hochzeit aus, wie sie noch kein Berner Landvogt prächtiger gehabt?"

„Du bringst ihn nie wieder, Adelrich; du nicht!" seufzte die Neuvermählte: „Es ist sein Loos gefallen, und das meinige mit dem seinen. O rede nicht vom alten Weiberteufel! Hast du den Gesang vergessen, den unsere Seherin zu meinem Geburtstage sang?" — Mit warnender Stimme fuhr sie fort:

„Vom rosinfarbnen Munde
Erlischt die Lebensluth;
Des Jünglings Purpurwunde
Bethaut das Gras mit Blut.

„Zu spät eilt deine Hilfe,
Er fühlt nun keine Pein.
Er schläft auf dürrem Schilfe,
Sein Kissen ist ein Stein."

Addrichs Gesicht verdüsterte sich bei diesen Worten auf schreckhafte Weise, indem er den Kopf zur Brust niederhängen ließ. Endlich fuhr er rasch in die Höhe und rief: „Hat's der Satan auf's Quälen angelegt, muß ihm der Engel selbst die Pechpfanne füllen. Fort, fort, ich brauche meinen Verstand noch ein paar Tage oder Wochen; dann will ich wahnsinnig werden! — Ade, Fanely, ade!" Bei diesen Worten küßt' er die Stirn der Jungfrau, drückte ihre Hand, ging davon und rief: „Mir nach, Fabian!"

Der Jüngling wollte seiner Freundin das Lebewohl sagen. Er konnte nicht reden. Beider Hände lagen fest in einander. Er lehnte seine Stirn an die ihrige. So standen sie lange schweigend da, zitternd, thränenlos. Aemeli warf sich unter einer alten Eiche nieder, verbarg ihr Gesicht auf dem Erdboden im Grase und weinte überlaut. Sie hörten Beide nichts vom mitleidigen Jammer des Mädchens.

„Laß Gott walten und die Welt unter uns vergehen!" sagte Fabian: „Wenn dich auch mein Auge nicht sieht, bin ich doch allezeit mit dir beisammen. Uns kann nichts mehr von einander scheiden, nicht Welt, nicht Grab, nicht Gewalt der Hölle, nicht Ewigkeit. Der Allmächtige ist unser Vater und seine Liebe hält uns mit gleichem Arm umfangen. Sei standhaft, du Tochter

Gottes! Dein Schmerz iſt ein Zweifel an ſeiner Weisheit."

— Nein, o nein, kein Zweifel, Fabo, ſondern der Wiederklang ſeiner unendlichen Liebe in meiner Bruſt, mit der ich lieben muß. Nur das Irdiſche in mir will verzagen; aber hat Er uns nicht das Herz gegeben, daß es blute, und das Auge, daß es weine? Laſſ' mich bluten und weinen, denn ich ſtehe an deinem Sterbebett; ich bin nicht deine Schweſter, deine Braut, dein Weib, ſondern deine Wittwe. Fabo, ich bin betrübt bis in den Tod; wie reich muß der göttliche Freudenhimmel ſein, wenn er die Bitterkeit dieſes Augenblicks vergelten will! —

„Leb wohl, Fanny!" rief er vom Schmerze übermannt: „Foltern wir uns nicht länger. Bleib Gott und mir getreu. Leb wohl!"

— O Fabo, ſage lieber, ſtirb! Im Sarg iſt mein Wohlleben; nicht über der Erde. Fahre wohl, du theures Licht meiner Seele, nun wird es ewige Nacht. Ich bin noch nicht geſtorben, und doch iſt alles ſchon Grab, und der Himmel nur Schutt über mir. — Wie Gott will, Fabo! Wer kann widerſtreben? Seine Liebe iſt unausſprechlich, aber wie kann das Vaterherz mir ſo unausſprechliches Wehe anthun? Ach, ich könnt' es nicht, auch dem größten der Sünder nicht könnt' ich's!

Nach einiger Zeit fuhr sie leise fort mit Ton und Geberde frommer Ergebung und Verzichtung: „Fahre wohl Engel, hin zu den Engeln des Himmels; du siehst mich bald unter ihnen. Flieg du mir, der Erste, droben entgegen an den Schwellen des Paradieses!“

Er küßte sie stumm. Sie wandte sich von ihm. Er ging oder taumelte einige Schritte ihr nach. Dann wandte auch er sich wieder zurück, um den entfernten Addrich zu suchen. Aber ihre Stimme rief wieder, und er blieb auf den ersten Laut festgebannt. Sie kam und schlug ihren Arm um seinen Nacken, umklammerte ihn fest und sagte: „Soll ich dich sterben lassen, ohne den Abschied-kuß? Gib mir deine Augen, daß ich sie mit meinen Lippen zudrücke, ehe denn sie brechen. Und noch einmal will ich meinen tiefsten Seufzer auf diese deine rothen Wangen hauchen, ehe sie im Tode erbleichen wollen. Und sollt' ich undankbar dieses Mundes vergessen, aus dem mein Brudergeist athmete? — Armer Fahy! Ei der Fahy, weine nicht. Und wenn dich dein Himmel vergißt, Epiphanie vergißt dein nicht.“

Jede Stelle seines Gesichts ward küssend von ihr berührt. Dann betrachtete sie ihn noch einmal voll Zärtlichkeit und Verzweiflung, und nun erst ergoß sich ihr Jammer in einen Strom von Thränen. Schluchzend lag sie lange an seiner Brust.

Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich; drehte sich, ohne ihn anzusehen, von ihm hinweg und ging, ohne einen Rückblick, in die Gebüsche zum Thalgrund nieder. Fabian, in gedankenloser Betäubung, wankte nach entgegengesetzter Richtung.

39.

Der Landtag zu Hurwal.

In der Ferne stand Addrich wartend. Als der Jüngling zu ihm herankam, erschrack er faß über dessen blasse und verstörte Miene; aber er empfing ihn ohne Anrede und ging schweigend mit ihm durchs Dorf, das heitere Kulmerthal hinauf. Erst da sie, nach einigen Stunden, jenseits der zerstreuten Hütten von Reinach und Menzikon, die felsige Anhöhe erstiegen hatten, wo sich im Vorgrund eine anmuthige Landschaft von niedrigern Thälern und umbüschten Hügeln auffaltete, und das Riesenbild der Alpenkette im Hintergrund vor ihnen aufsprang, hielt Fabian im Lauf an und sagte: „Ich bin zermalmt in meinen Gebeinen, und die Zunge ist wie ein trockener Scherben.“

Addrich antwortete: „Hinter den Baumwipfeln, drunten vor uns, siehst du die Thürme

des Stiftes Beromünster. Da soll dich ein gutes Mittagsmahl erquicken."

„Das ist's nicht, was erquickt!" erwiederte Fabian und setzte sich vor einer einsamen Bergkapelle, neben der sie standen, auf die Steinbank an der Pforte derselben: „Warum Beromünster, Addrich? Wollten wir nicht über St. Urban, den Abt zu sehen?"

„Ich behalt' ihn mir für den Rückweg vor!" versetzte Addrich: „Jetzt will ich horchen, welches Lied hier zu Lande die Vögel pfeifen im Luzerner-Gebiet. Fehlt's dem Christen Schubi, so ist Alles gefehlt; schlägt der Hagel in die Küche, schlägt er ins ganze Haus. — Bist du ermüdet, Fabian, ruhe aus und folge mir bald. Ich geh' indessen voran in den Flecken und bestelle das Mittagsbrod." Da Fabian nichts erwiederte, stieg der Alte den Berg hinab.

Fabian blieb auf der Bank und warf den Blick auf die Hochgebirge, welche über der vorliegenden Hügelwelt in der Luft zu schweben schienen; rechts die majestätische Pyramide des Pilatus, finster, wie eine breite Wettermolke über den schwarzen Wäldern der Tiefe, links der Bergkönig Rigi, von dessen kahlem Rücken die Felslager schräg und streifig herabflossen, wie ein farbiger Talar, den er nachschleppt; immitten beider die ätherische Silberstraße der Gletscher am

fernen Himmel von Uri. Dies, und zu seinen Füßen die in leichten Hügeln und Thalungen wallende Landschaft, deren tiefes Grün der Nähe, je mehr es sich entfernte, in matte Perlenbläue zerrann, mahnte ihn an die ähnliche Fernsicht auf der Dampf, an die Augenblicke des höchsten Leidens und Entzückens, die ihm dort der Engel seines Lebens gegeben hatte. Diese Erinnerungen erweichten sein vom Schmerz erstarrtes Herz. Er rief Epiphaniens Namen und fand Thränen. Er überließ sich ohne Hemmung dem Ausbruch seines ganzen Jammers bis zur Erschöpfung; und fand erst in dieser wieder Ruhe, Stärke und die alte Entschlossenheit. Aber seine Ruhe glich der Stille einer Wüste, durch welche der Wanderer mit Verzichtung auf das Leben fortschreitet.

Der Südwind kühlte und heilte wehend seine brennenden Augenlieder. So ging er hinab zum Flecken Münster, dessen bescheidene Gebäude sich vor dem alterthümlichen, reichen Stift hinlagerten, wie Knechte vor ihrem stolzen Herrn, den sie mit Frohndiensten begütern. Aldrich stand auf der übrigens menschenleeren Gasse, von einem Haufen horchender Bauern umringt, denen er mit heiserer Stimme die Nähe großer Ereignisse verkündete und Muth zu den äussersten Wagstücken predigte, damit Schweizerfreiheit siegreich in allen Gauen zwischen Jura und Alpen werde.

Sobald er aber seines Reisegefährten anſichtig ward, brach er ab, und führte diesen ins Wirthshaus zur Mahlzeit. Das dunkle Zimmer füllte ſich bald mit koch- und trinklußigen Gäſten, die anfangs nur ſchweigend oder flüſternd die beiden Fremden beobachteten, bald nach und nach lauter wurden, und, durch einzelne Flüche über das ſchlechte Kollegiatkift, Addrichs Aufmerkſamkeit an ſich zu locken ſuchten. Fabian beachtete die Schreier wenig; er ſtürzte einen Becher Weines um den andern hinter, ſich zu betäuben. Addrich beachtete ſie um ſo ſchärfer, er trank nur Waſſer.

Auch bei Fortſetzung der Reiſe kümmerte ſich Fabian wenig um das, was geſchah. Addrich hingegen war von ſechs bis acht rüſtigen Männern begleitet, mit denen er abwechſelnd Unterredung pflog. Ihre ſeltſamen, verſchiedenen Trachten verriethen, daß ſie aus ſehr verſchiedenen Gegenden des Landes gekommen waren. Die einen trugen kurze Wämmſe, weite Fältelhoſen; die andern große runde Filzhüte, lange rothe Röcke, rothe Weſten, deren Schöſſe bis zu den Knien reichten, und die Schuhbändel mit breitem, rothgefärbtem Umſchlageleder bedeckt; wieder Andere hatten den kleinen Strohhut mit rothen, grünen, gelben Bändern, die Räthe des Zöpfchens mit bunten Schnüren verziert. Und, wie die Trachten, bezeichneten

auch die Mundarten das Herkommen aus den verschiedenen Thälern.

Der Weg ging über den Berg nach Sursee hinab und ohne Rast bis in die Nacht am kleinen, schilfigen Mauensee entlang, von Thal zu Thal über die Berge, bis zum Städtlein Willisau. Von Zeit zu Zeit zwar hatte Addrich bald diesen, bald jenen seiner Begleiter mit geheimen Aufträgen nach allerlei Richtungen verfandt; aber mehr noch, als er verschickte, fließen unterwegs von verschiedenen Seiten wieder zu ihm. „Gelobt sei Jesus Christ!“ und „Grüß Euch Gott, Ihr Mannen!“ schollen die Grüße katholisch und reformirt durch einander. Der laute Handschlag erfolgte darauf von Mann zu Mann und die Losung Aller ward Hutwyl und Bundesversammlung. Addrich und Fabian fanden im engen Städtlein kaum Nachtherberge; so groß war das Gedränge der Leute, die aus allerlei Gegenden zum ausgeschriebenen Landtag herbeiströmten.

Beim ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens war Addrich schon wach, und rüttelte er Fabian aus dem Schlef. Den Alten hatte die Gegenwart des verhängnißvollen Tages, die Nähe entscheidender Schicksale, um einige Jahrzehnde verjüngt; den Jüngling hinwieder die Gewalt der Erfahrungen, die in den letzten Tagen sein

Gemüth erschüttert, um einige Jahrzehnde ernster gemacht.

So schritten sie, in entgegengesetzten Stimmungen, durch die schlafenden Gassen der Stadt und das gethürmte Thor hinaus. Ein Waldkranz von Bergen und Hügeln umfing sie, deren Fuß die Wellen der eilenden Wigger netzten. Links leuchteten goldbraun die Tannen auf der Spitze des finstern Willisberges; rechts im ersten Sonnenstrahl, vom schroffen Schloßhügel herab, die Trümmer der alten Zwingherrnburg Castelen, deren hohes, viereckiges Gemäuer röthlich aus dem Schooße eines hohen Buchenhains hervorstieg. Der Weg schlängelte sich durch stille Waldthäler zwischen schattigen Hügeln. Das Auge entdeckte nur selten, an den Abhängen der Anhöhen, eine einsame Bauerhütte, mit Schindeln bedeckt, von rohbehauenen Tannenstämmen erbaut, denen Luft und Wetter die graue Farbe der Demuth, als Zeichen von innen wohnender Dürftigkeit, gegeben hatte. Schon das Aeussere verkündete, daß dem Vieh und dessen Futtervorrath der größere Raum des Gebäudes angehörte, während der menschlichen Familie ein enges Gemach mit Bett und Herd und Ofen, als Schlafkammer, Küche und Wohnung zugleich, genügen mußte.

Nach einigen Stunden endlich traten die Wanderer aus den Wäldern hervor in eine weite

sonnige Ebene, in die Almend des Städtleins Hutwol, welches sich im Hintergrund, wie ein grauer verwitterter Schutthaufen, erhob; links und rechts schwoll die Thalung, welche vielleicht in der Urzeit Bodenfläche eines kleinen Landsees gewesen, zu anmuthigen Hügeln auf. Einzelne Schwärme von Bauern standen zerstreut in den Wiesen umher; andere kamen von Hutwol hervor, Andere zogen aus verschieden Richtungen erst dahin. Wenn man aber aus der Tiefe, wo sich der wilde Langeltenbach in die Sandfelsen eingegraben hat, zu den wenigen Gassen und hölzernen Häusern des Städtchens hinanstieg, fehlte es der Menschenmenge fast an Raum, sich zu bewegen. Wohl nie, seit Erbauung des Ortes, war eine so große Zahl Volks aus allen Gegenden der Eidsgenossenschaft hier gesehen worden, und Fabian fürchtete nicht ohne Grund den allgemeinen Zusammensturz der Gebäude. Denn diese, von auf einander liegenden Baumstämmen errichtet, ruhten mit ihrem obern Stockwerk und dem Schindeldache nur auf hölzernen Pfeilern gegen die Straße. Zwischen dem Erdgeschoß mit der Hausthür, und den Pfeilern, bildete der Raum eine Art Halle oder niedriger Laube.

In eines dieser Gebäude, welches sich, als Gemeindehaus, nur durch seine Größe von den übrigen unterschied, wurde Adelrich von einem sei-

ner Bekannten geführt, dem er zufällig begegnete. Vor dem Hause hielten sechs Hellebardirer Wacht. Erst nach besonderer Meldung, auf welche ein wohlgekleideter Landmann aus dem Hause erschien, ward der Eintritt für Addrich gestattet; aber Fabian zurückgewiesen.

In einem langen, niedrigen Saale, aus dessen Mitte ein hölzerner Pfeiler die Decke unterstützen half, sah Addrich mehrere wohlbekannte und fremde Gesichter um einen wohlgekleideten Herrn versammelt, der in gebrochenem Deutsch zu ihnen sprach. Addrichs Ankunft unterbrach einige Augenblicke das Gespräch; denn Klaus Leumberg, Adam Zeltner, der Untervogt, der große Uli Galli, auch Christen Schybi von Escholzmatt und sein Geführte Stürmli aus Entlibuch traten dem Kommenden mit Gruß und Handschlag entgegen und verdeuteten, mit einiger Wichtigkeit in der Miene, daß man eben mit dem Geheimschreiber des französischen Botschafters, Herrn de la Barde, Marquis de Marolles, im Verhandeln begriffen sei.

Sobald die Stille hergestellt war, nahm der Franzose, der sich indessen die breite mit den feinsten Spitzen umsäumte Halskrause über die Achseln gezupft hatte, den Faden der Rede wieder auf, und sagte: „Meine Herren, ich habe Eure Resolution vernommen. Sie scheint mir sehr loyal, aber, mit Eurer Erlaubniß, nicht politisch zu

sein. Ihr begreifet leicht, daß bei allem Wohlwollen des Herrn Ambassadeurs für Euch, er, in seiner officiellen Note, unmöglich der Tagsatzung der dreizehn Orte Dementi geben konnte. Ihr werdet nicht zweifeln, ich kenne den Inhalt der Depesche, die ich überbringe. Der Herr Marquis räth darin ostensibel von aller Gewalt und Revolte ab, und ermahnt, wie er in seiner Position muß, zu einem billigen Vergleich mit Euern Herren und Obern. Wollet Ihr nun erst den Brief vor den tausend Leuten erbrechen, die ich hier im Städtlein zusammenlaufen sehe, so wird die Vorlesung den übelsten Effect produciren. Man wird am guten Willen des Herrn de la Barde zweifeln und Ihr macht Euch, wie ihm, den Weg zur Intervention und Mediation Sr. Majestät des Königs, meines Herrn, unmöglich."

Leuenberger, nach einer höflichen doch leichten Verbeugung, erwiederte: „Die großmüthigen Absichten und Gesinnungen des Herrn Ambassadoren, wie Ihr sie uns eröffnet, sind der höchsten Ehren werth. Jedennoch sind wir pro tempore nur Sprecher und Sachwalter des Volks, nicht dessen Häupter. Wir dürfen und sollen vor demselben keinerlei Geheimniß halten; können ohne dessen Willen auch nichts verrichten, noch ohne dessen Vollmacht etwas verfügen."

„Mais pourtant, Messieurs," fiel ihm der Ge-

sandtschaftsschreiber in die Rede: „Ihr seid hier zu Lande wunderliche Leute. Seid Ihr die Sprecher, so seid Ihr die Häupter; denn in aller Welt ist der Mund immer am Kopf. Kurz, meine Herren, reflectirt über die Sache. Es ist Eure Affaire, und nicht die des Ambassadeurs."

Hier nahm Schybi das Wort und sagte: „Es ist auch nicht unsere, sondern des Volkes Sache, darum muß die Gemeinde entscheiden. Im Uebrigen aber scheint der Herr Ambassador doch, wenn ich Euch ganz verstanden habe, einzugestehen, daß das Recht auf unserer Seite sei?"

„Und gesetzt nun, es wäre?" entgegnete der Gesandtschaftsschreiber etwas verdrießlich: „Das ist schon besprochen. Ihr repetirt continuirlich das alte Lied, und die Discussion erreicht kein Ende. Wenn das Recht immerdar siegte, wären keine Armeen, keine Flotten, keine Festungen nöthig auf Erden."

„Ihr wollt sagen," fiel Leuenberg ein, „das Recht muß Speer und Schild führen und an seiner Seite die Stärke sehen. Wohlan, zweifelt nicht, der Arm unseres Volkes ist gewaltig genug, sein Recht zu behaupten."

„Tout doucement!" rief der Unterhändler: „Wenn Recht und Stärke Alles wären, würde kein Stier mehr zur Schlachtbank geführt werden. Der Stier hat heiliges Recht zum Leben und

größere Stärke, als der Mensch. Klugheit aber wirft ihm das Seil um die Hörner. Versteht Ihr mich?"

Der Untervogt von Buchsiten erhob nun die Stimme und sagte: „Ihr Herren, der Fall ist einfach und klar. Wir sollen uns den Rücken stärken, es werde wie es wolle. An der Gerechtigkeit unserer Beschwerden zweifelt der Herr Ambassador nicht; aber, als königlichem Botschafter an die Eidsgenossenschaft, steht ihm nicht zu, dies officiell zu erklären. Dürfen wir auf seine und seines Königs mächtige Verwendung für uns rechnen: ich frage Euch, warum sollen wir sie muthwillig oder stolz zurückstoßen? Warum nicht morgen vor dem versammelten Volk darauf antragen, daß man Ausschüsse nach Solothurn zum Herrn de la Barde schicke, seine Dazwischenkunft zu erbitten? Meinst du nicht, Mooser?"

Bisher hatte Addrich den französischen Gesandtschaftsschreiber mit unverwandten Blicken beobachtet, der in seiner glänzenden, zierlichen Hoftleidung neben den Schweizerbauern so sehr, als von ihrem erdarbeitenden Wesen durch seine Beweglichkeit abstach. Bald schnellte er mit den Fingern ein Stäubchen vom knappen schwarzseidenen Wamms, auf dessen glänzendem Grund man Blumen, Ranken und andere Gestalten eingewebt sah; bald fuhr er mit der Hand spielend über die

dichte Reihe der kleinen goldenen Knöpfe des Gewandes nieder; bald drehte er an den Brillantringen der Finger, bald am silbernen Degengriff von durchbrochener und getriebener Arbeit; bald schlug er die über die Hand gefallenen köstlichen Spitzen der Handkraufen über den Untertheil des Aermels zurück. Eben so beweglich war sein lauersamer Fuchsblick und das Geberdenspiel des braunen, zusammengeschrumpften Gesichts, über welches in einer Reihe von Jahren so viel Leidenschaften ihren Weg genommen zu haben schienen, daß man in den zurückgelassenen Fußstapfen derselben keine einzige mehr mit Bestimmtheit unterschied.

„Fragst du mich?“ sagte Adelrich zu Adam Zeltner gewandt: „Dir ist's schon um den Kopf bange, daß du ihn in Sicherheit bringen und unter den Mantel des Ambassadoren verstecken willst. Wer im Hausstreit den Fremdling um Vermittlung anruft, macht den Fremden zum Herrn im Hause und verkündet seine Furcht und Schwäche. Die alten Eidsgenossen, wenn es Freiheit galt, hatten keine Vermittler bei Morgarten und Sempach, als ihren Gott und ihr Schwert. Thor, meinst du, wenn Völker mit Obrigkeiten rechten, die Könige werden ihres Handwerks vergessen und den eigenen Unterthanen und Sklaven mit den Laternen voranzünden, wo sie Freiheit

ſuchen ſollen? Oder glaubſt du, der König und ſein Botſchafter haben nicht ſchon den Herren zu Bern und Luzern, Solothurn und Baſel, eben ſo höflich, als uns, die Hand zur Vermittlung angeboten? Fürwahr, keiner verkauft ſchlechte Waare theurer, als ein Fürſt. Der König von Frankreich will zwiſchen Herren und Bauern vermitteln, um über beide die Hand zu ſchlagen. Den Herren legt er güldene Ketten und Ordensbänder um den Hals, uns ein hänfenes Seil; dann hat er vermittelt und ſingt ein Te Deum über das verrathene und betrogene Schweizerland."

Der Geheimſchreiber des franzöſiſchen Botſchafters horchte kopfnickend und Beifall lächelnd der Rede des heiſern Alten und ſagte: „Parbleu, Messieurs, dieſer alte, gute Mann hat nicht übel geſprochen und meint es redlich. Nur in einer ſeiner Prämiſſen ging er irre. Die wahre Politik der Herren Schweizer . . ."

„Mit Erlaubniß," unterbrach ihn Adelrich höflich: „die Politik der Schweizer beſteht allein im ſchlichten Muth, Recht zu thun und dann niemanden zu ſcheuen. Wir haben zu grobe Fäuſte für die ſpinnenfeinen Gewebe der Argliſt. Hier iſt unſer Vaterland, da wollen wir uns frei betten und ſo gut wir's vermögen, und hat uns niemand einzureden, er trage eine Kappe oder eine

Krone. Wer anders thut und fremde Macht anruft, treibt Hochverrath."

„Richtig! Par Dieu, was sag' ich anders?" antwortete der Geheimschreiber: „Nur beliebt eines Umstandes nicht zu vergessen. Frankreich ist der erste Bundsgenoß der hochlöblichen Eidsgenossenschaft, und diese hat, im Fall der Noth, das Recht, den Beistand des Königs, meines Herrn, anzurufen. Gesetzt, der Beistand würde gefordert; der König ließe seine Truppen in die Schweiz einrücken; Ihr hättet versäumt, Euch mit dem Marquis de Marolles in Einverständnis zu setzen, um von dieser Seite Eure Rechte zu sichern; gesetzt . . ."

„Alles gesetzt," rief Addrich, „so ist Hochverrath gesetzt, und dessen sind die Städte noch heut so fähig, wie vor zweihundert Jahren, da Zürich die Oesterreicher und Franzosen in's Land rief."

Der Franzose lächelte und nickte ihm wieder Beifall, zog dann aber bedenklich die Augenbraunen weit in die Höhe, und sagte: „Man muß jede Möglichkeit in Rechnung bringen. Wie nun aber, wenn? Zum Exempel, wenn Frankreich sechszigtausend Mann an Eure Grenzen schickt, was wird dann das Ende sein?"

Addrich sagte mit seinem hämischen Grinsen: „Frage der Herr doch in St. Jakob nach; oder

vielleicht wird er selbst am besten wißen, wo seine Landsleute dort begraben liegen."

Der Abgeordnete des Herrn de la Barde machte mit komischem Anstande eine tiefe Verbeugung ringsum; hob sich dann plötzlich, warf sich stolz in die Brust und sagte mit warnender Hoheit: „Ihr Herren, ich geb' Euch Bedenkzeit bis morgen. Bleibt Ihr bei Euerm Sinn, so wird das Schreiben des königlichen Ambassadeurs vor dem ganzen Volk verlesen. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Damit schritt er durch die Versammlung und verließ, nach kurzem, trockenem Umhergrüßen, den Saal. Adam Zeltner und einige Andere sprangen ihm nach, ihm mit Höflichkeit das Geleit zum Wirthshause zu geben.

Der ganze Morgen verstrich unter lärmenden und fruchtlosen Berathungen über die Anträge der französischen Gesandtschaft. Nachmittags wurden Gesandte der Stadt und Republik angemeldet und vor dem Ausschuß des Landvolks angehört; doch hatten sie eben so wenigen Erfolg von ihrer Beredsamkeit, als der Bote des Marquis de Marolles. Diejenigen von den wortführenden Landleuten, welche vielleicht aus Klugheit oder Furcht am aufrichtigsten im Herzen eine Versöhnung mit den Regierungen wollten, schwiegen, um nicht vor dem Volke als feige Männer oder selbst

süchtige Verräther der großen Sache zu erscheinen. Eins hätte ihnen, wie das andere, lebensgefährlich werden können. Die Uebrigen sprachen gegen alle Vorschläge zur Aussöhnung desto lauter, entweder weil sie von der Gerechtigkeit der allgemein in den Landschaften geführten Beschwerden überzeugt waren, und den süßen Verheißungen der Städter mißtrauten; oder weil es ihrem Ehrgeiz behaglich war, als Sprecher des Volks ihren bisherigen Gebietern mit einer Art Gleichheit des Rangs gegenüber zu stehen und, statt ehemaliger Geringschätzung, Achtungsbezeugungen und Höflichkeiten zu erfahren.

Die abgeordneten Patrizier des bernischen Senats hinwider konnten sich um so weniger überwinden, selbst nur im Aeusserlichen das Mindeste von der Rolle gebohrner gnädiger Herren und Obern fahren zu lassen, da man ihnen eben das Recht streitig machen wollte. Auch mocht' es ihrer Klugheit unangemessen dünken, die Würde einer oberherrlichen Stadt durch eine Art furchtsam-traulicher Annäherung gegen Unterthanen, oder gar durch schmeichelnde Worte gegen Rebellen bloszustellen. Ihr vornehmes Sichherablassen beleidigte nun aber das stolze Selbstgefühl der Landleute weit empfindlicher, als die sonst übliche väterliche Sprache der Herren; und die Drohworte eines Senats, der inner seinen Stadtmauern

nur noch Vertheidigung rüstete, mußte wenig Eindruck auf Leute machen, welche sich vom Arm und Muth vieler Tausende ihres Gleichen geschützt sahen.

So geschah sehr natürlich, daß die Unterhandlung, welche den Bruch zwischen Obrigkeit und Unterthanen ausgleichen sollte, ihn nur erweitern konnte. Kleinliche Privatschwächen, unbedeutende Nebenrücksichten und armselige Vorurtheile derer, die über Völkerschicksale verhandeln, entscheiden gar gewöhnlich weit mehr zum Unheil und Verderben, als die Hauptsache, um die es zu thun ist.

Niklaus Leuenberger führte das Wort mit größerer Gewandtheit und Würde, denn die bernischen Abgeordneten von einem Manne seines Standes erwartet hatten. Sowohl die Gemeinden des Landes, als auch der Senat der Stadt, betrachteten ihn, wie das Haupt der gesammten, großen Bewegung. Auch war er es selbst gewesen, der in einem Schreiben die Regierung ersucht hatte, Gesandte zum Landtag nach Hutwyl zu schicken, um lieblich mit ihnen das Friedenswerk zu berathen. Ja, er hatte dazu sogar die Männer bezeichnet, welche dem Volke besonders angenehm sein würden, und neben denselben auch zwei Geistliche der Stadt. Aber die steif-

fromme Beredsamkeit der Gottesgelahrten, welche die Sünde der Empörung mit Bibelstellen zu beweisen und in ihrer schweren Verdammlichkeit zu schildern bemüht waren, verfing bei den Trotzköpfen so wenig, als die gebietende Sprache der weltlichen Herren, die keine andere Vollmacht zu haben schienen, als Gnade und Verzeihung anzubieten.

Mit höflich-scheuem Achselzucken und bedauerndem Tone erklärte ihnen Leuenberger zuletzt, einen Antrag, wie diesen, müßten die Herren des Raths und der wohlehrwürdigen Geistlichkeit den versammelten Ausschüssen des ganzen Volks selbst thun. Der Aufstand sei nicht Sache und Werk einiger Personen, sondern eines großen Theils der Nation. Weder er, als Obmann, noch einer der im Saale Anwesenden, hätten das Recht, im Namen der Tausende Begnadigung zu verlangen oder anzunehmen, noch Macht, das Volk zur Sinnesänderung zu zwingen. Man müsse das öffentlich im freien Felde verhandeln.

Einer der bernischen Rathsherren konnte sich, bei dieser Erwiederung, des aufwallenden Zorns nicht erwehren, drückte das Baret tiefer über die Stirn und sagte: „Nun denn, in Gottes Namen, so muß die Sache im freien Felde abgethan werden; aber nicht, wie Ihr meint, mit dem Worte, sondern mit dem Schwerte. Warum habet

Ihr uns frecherweise hierher gelockt, wenn Ihr keine Vollmacht hattet, Namens Eurer rebellischen Spießgesellen mit uns zu handeln? Warum stellet Ihr Euch vor unser Angesicht, wenn Ihr ohne Auftrag daſtehet? Was haben wir mit einem aus allen Winkeln zusammengelaufenen Volk zu schaffen, darunter auch die Angehörigen Solothurns, Basels und Luzerns sind, denen wir nichts anzubieten und die nichts von uns zu begehren haben? Stadt und Republik Bern will und kann großmüthig nur ihren eigenen meuterischen Unterthanen, nicht jenen Fremden, Gnade für Recht widerfahren lassen. Ja, Gnade für Recht! Euer Aufruhr besudelt den Schweizernamen mit ewiger Schmach. Und wenden wir Euch den Rücken, so wendet die Barmherzigkeit selbst ihn auf immer."

Die Landleute blieben nach dieser donnernden Anrede still und etwas betreten; selbst Leuenberger. Nur Addrich lächelte bitter und sagte: „Wohlgethan! Wendet den Rücken; wir verlangen diese Barmherzigkeit nicht, die uns zur Verzweiflung getrieben hat. Wir begehren, verlebt es wohl, berichtet es Euern Herren wohl, wir begehren keine Gnade! Ihr aber wollet lieber gnädige Herren sein, als gerechte Herren, weil Ihr bei der Gerechtigkeit den Kürzern zöget, aber bei der Gnade willkührlich fahren könnet.

Gott sei dem Volke gnädig, das ein paar hundert gnädige Herren füttern muß!"

„Schamloser Gesell, wer bist denn du?" schnob ihn der Rathsherr mit zornrothem Gesicht an.

Addrich erwiederte ganz kalt: „Ein Schweizer, wenn auch nicht aus der Berner Falschmünzerei, dennoch vom alten Schrot und Korn."

„Pack dich, eisgrauer Lügner!" schrie der Rathsherr: „Du Strolch hast nie ein Vaterland gehabt!"

„Wer trägt die Schuld," entgegnete Addrich, „wenn, ausser in den Urkantonen und Hauptstädten, die übrigen Schweizer alle ohne Vaterland sind? Ihr, gnädige Herren, Ihr habt sie heimtückisch darum betrogen, und ihnen in Eurer Gnade nichts, als Obdach, Aecker und Geräth gelassen, für Euch frohnen zu können. Soviel mußtet Ihr natürlich auch dem Vieh im Stalle lassen, von dem Ihr Milch verlanget. Die Schweizer verlangen ihr Vaterland wieder, das Ihr in Euern Stadtbann zusammengeschürt habt. Ihr liesset uns nur ein Geburtsland, das der Sklav in Algier auch hat, der unter der Geissel des Guardians ohne Recht, ohne Willen, seinem gnädigen Herrn mit Zittern das Feld baut. Wir verlangen Vaterland und Vaterlandsrecht, nicht Eure Barmherzigkeit und Eure Gnade."

„Will's Gott,“ rief der Rathsherr, „seh' ich dich nach dieser Gnade noch auf den Knien wimmern.“

Addrich drehte ihm stolz den Rücken hin und sagte mit lauter Stimme, über die Achseln zurückblickend: „Es wünscht Mancher wohl Herrgott zu werden, eh' er ins Irrenhaus kömmt.“

Nicht minder durch diese blutige Beleidigung, als durch das halbverbissene Lachen der anwesenden Bauern empört, brach die Gesandtschaft schnell auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, und ohne Gruß. Leuenberger sprang den Davoneilenden zur Thür nach, um sie zu besänftigen. „Lasset Euch“, sagte er, „durch das lose Maul dieses Alten nicht vom heilsamen Friedenswerk abwendig machen. Er ist wie ein Igel, und sticht, wo man ihn anrührt.“

„Wir haben mit Euch nicht länger zu verkehren!“ ward ihm zur Antwort. „Setzen wir den Fuß in den Steigbügel, wird Eure Unterwerfung zu spät.“

Kaum hatten die Berner Gesandten Hutwyl verlassen, wurde dem Ausschusse des Landvolks im Rathhause die Ankunft eines Boten der eidsgenössischen Tagsatzung verkündet, welche zu Baden im Aargau wegen der obwaltenden Unruhen versammelt saß. Es war der Untervogt von Baden. Er trat mit sichtbarer Aengstlichkeit und

kleinſtädtiſcher Höflichkeit in den Saal, wo Leuenberger ihn mit noch etwas ſtolzerer Haltung, als zuvor die Herren von Bern, empfing. Der Untervogt überreichte unter tiefer Verbeugung das Patent der eidsgenöſſiſchen Tagherren.

„Morgen mag das Schreiben an verſammeltem Landtag verleſen werden,“ ſprach Leuenberger, „und Ihr werdet Antwort empfangen. Unterdeſſen, Herr Untervogt, ſoll Euch geziemende Nachtherberge und Verpflegung angewieſen werden. Ich hoffe, Ihr ſollet nicht zu klagen haben.“

Mit dieſem kurzen Beſcheid ward der Untervogt entlaſſen, welcher unter Rebellen kaum eines ſo milden Empfangs gewärtig geweſen ſein mochte.

40.

Des Landtags Ende.

Addrich beſchloß ſein Tagewerk in raſtloſer Thätigkeit erſt nach Mitternacht. Vor Sonnenaufgang weckte ihn die Ungeduld wieder und das Getöſe der im Städtlein umherwogenden Volksmenge. Schwer erhob ſich Fabian neben ihm vom Lager und verwunderte ſich über die ſeltene Heiterkeit des Alten und das Fröhlich-Leichte in deſſen Bewegungen.

„O, du ſollſt mich noch anders ſehen!“ er-

wiederte Addrich: „Ich bin, wie die Seemöve, welche verbannt zwischen den Klippen des Meerufers hausen muß; ihr Element iſt der Sturm. Laß mich ungeſtört meine Flügel zwiſchen Wolken und Wogen ſchlagen, im Aufruhr der Dinge.“

„Nur allzugut geſagt!“ entgegnete Fabian: „Vergiß nicht, daß die beweglichen Wogen das Volk ſind, heut wüthend, morgen lachend; daß die Obrigkeit, wie die Wolke, Blitze trägt.“

„Und wenn nun das!“ ſagte der Alte, indem er das Fenſterlein gegen die Straße öffnete und mit Luſt in das Getümmel der Leute hinab ſah: „Was ſteht zu fürchten? Der Menſch kennt das Ziel ſeiner Tage nicht, aber das Ziel ſeines Willens. Ich möchte Ketten brechen; ich möchte Unſinn entthronen; ich möchte Recht und geſunde Vernunft in die thiergewordenen Ebenbilder Gottes heimbringen. Iſt das nicht Etwas, des Sterbens oder Lebens werth?“

„Brechen wir ab davon!“ ſagte der Jüngling: „Wir werden uns nie verſtehen. Auch bin ich ohne Willen hier, weil ich Laban um Rabel diene. Für mich bleibt Alles bloßes Schaugericht.“

„Und du wirfſt mir damit kein Katzenhaar in die Suppe!“ entgegnete ihm Addrich: „Die Karte ſchlage mir zuletzt ein, oder nicht, Burſch, das Spiel ſelbſt macht die wahre Luſt aus.

Wenn ich mir die Seligkeit des Schöpfers denke, so seh' ich sie blos in der allwirkenden Gewalt, die eine Welt baut. Ich will eine neue Welt bauen; darum muß Zerstörung des alten Drecks vorangehen. Mich belustigt die thurmhohe Klugheit des Leuenbergers und seiner vielweisen Rathgeber, welche an den Schleusen des breiten Stroms vorsichtig zupfen, um ihre kleinen, dürren Matten ein wenig zu wässern. Durch's Maulwurfsloch aber bricht die Ueberschwemmung herein. Jetzt ist das Dämmen zu spät! — Komm, Fabian, erst zum Imbiß, dann zum Acker. Heut soll d'e Saat eingeegt werden. Verliere mich nicht aus den Augen, denn mir stehen Geschäfte vollauf bevor; ich kann mich nicht um dich bekümmern."

Sie gingen, und nach flüchtig genommenem Morgenessen eilten beide hinaus, und verloren sich im Gewühl.

Es war früh um fünf Uhr. Alles strömte fort in die weite Allmend, sobald die Sonne hinter den buschigen Höhen hervorblitzte. Unzählige Volksmenge war aus den Thälern der benachbarten Kantone gekommen, Zeugen des Schauspiels zu werden. Sie lagerte im weiten Halbkreis am Hügelrain. Tiefer im Wiesengrunde sammelten sich die Volksausschüsse von den Landschaften, die längs der Aare, von deren Ursprung bis zur Ausmündung in den Rhein, längs den Ufern

der Emmen und Reuß gelegen sind, oder die in den Hochgebirgen des bernischen Oberlandes in der Nähe der Eisberge wohnen. Es waren dieser Abgeordneten zur großen Landsgemeinde nicht weniger, als dreitausend Männer, abweichend in Mundart, Sprache, Sitte, Landestracht und Kirchenglauben; aber insgesammt von starkem, kräftigem Schlag und trotzigem Ansehen. Der Anblick dieser zahlreichen Haufen erhöhte Muth und Stolz jedes Einzelnen. Sie grüßten untereinander brüderlich, ohne einander zu kennen, mit Ruf und Handschlag; fragten um die Lage ihrer gegenseitigen Heimathen und deren besondere Beschwerden und Lasten. Alle hatte verschiedenartiger Druck ihrer Vögte und Regierungen, und einerlei Begierde nach Freiheit durch gemeinsamen Beistand, zusammengeführt.

Endlich sah man vom Städtlein daher einen neuen Zug langsam gegen die Allmend rücken. Es war Niklaus Leuenberger, welchen man, seit dem Tage von Summiswald, den Bundes-Obmann, so wie die Ausschüsse der Landschaften Bundesgenossen hieß. Er erschien in einem rothen Kleide, stattlich und mit höherer Sorgfalt angethan. Vor ihm her schritten sechs Trabanten, mit Hellebarden; ihm nach zog ein Gefolge ausgewählter Sprecher der Kantone. Das Feierliche und Ernste seiner Haltung schien den Landleuten

keinesweges mißfällig, wiewohl er nur ihres Gleichen war. „Meinß du nicht,“ sagte ein Entlibucher zu Einem vom Läberberg, als der Obmann vorüberging und die Reihen der Männer ihr Haupt ehrerbietig entblößten: „Gelt, man kann wohl aus Bauernteig einen so guten Schultheißen von Luzern oder Solothurn kneten, als aus Junkernteig der Städte, und ist dannzumal doch hausbacken und Landesgewächs.“

Lewenberg bestieg eine erhabene Erdbühne, die oben abgeplattet, und für ihn und sein Gefolge mit Stühlen und einem schwarz behangenen Tisch versehen war. Er selbst nahm den obersten Platz ein; ihm zur Rechten und Linken saßen vier Schreiber. Die Hellebardenträger umringten seinen Stuhl. Dicht neben diesem ward ein hoher Spieß aufgepflanzt, an welchem, statt des Schmucks, zwei jener bei Wangen erbeuteten Granaten aufgehangen waren, die von Bern ins Schloß Lenzburg hatten geschickt werden sollen. „Schaut her!“ rief einer der Trabanten mit gewaltiger Stimme; und im weiten, beweglichen Kreise der Tausende, die den Hügel umringten, ward Todesstille: „Schaut da! Das ist der süße Wein, den man uns hat einschenken wollen!“

Dumpfes Gemurmel, Hohngelächter, dann verworrenes Geschrei scholl aus dem Ring der Landsgemeinde herauf: „Es wären ja nur die

leeren Becher; man müsse sie mit siedendem Pech füllen; die Landvögte und Junker sollten sich daran satt saufen; genug bekommen; mehr, als genug!"

Dreimal rief der Herold den nämlichen Spruch und eben so oft machte das Jauchzen der Versammlung den Wiederhall. Nachdem es still geworden, erhob sich der Obmann von seinem breiten, alterthümlichen Lehnsessel, begrüßte in feierlicher Anrede die Versammlung der „edeln, mannhaften, treuen, lieben Bundesgenossen", und schilderte die Wichtigkeit dieses Tages, der für des gesammten Vaterlandes „Freiheit, Ehre und Wohlfahrt" den spätesten Enkeln heilig bleiben würde. Dann sprach er, mit Anführung vieler biblischen Stellen, vom Widerstand und Hochmuth der Städte und von der Arglist ihrer Verheißungen, womit er den Uebergang zu den Geschäften des Tages machte. Diese begann er, indem er durch seinen Schreiber Brömer eine beträchtliche Anzahl aufgefangener Briefe laut und öffentlich ablesen ließ. Man vernahm daraus einerseits von der furchtsamen Verlegenheit der regierenden Städte, anderseits von ihrer unwiderstehlichen Lust, eine schwere Rache an den rebellischen Bauern zu üben. Hier war den Landvögten, besonders in gemeinen Herrschaften und freien Aemtern, befohlen, glimpflich und hold mit den

Landleuten zu fahren; dort, sich jedes Verdächtigen auf alle Weise, durch List und Gewalt, Recht und Unrecht zu obrigkeitlichen Handen zu bemächtigen. Hier ward von kriegerischen Rüstungen zur Unterjochung des Volks, dort von Mitteln zur Versöhnung desselben gesprochen. Man erfuhr selbst Näheres von Entwürfen der Tagsatzung zu Baden, den großen Aufstand durch Waffengewalt aller Eidsgenossen zu dämpfen, und von allen Richtungen zugleich in die empörten Gegenden einzudringen. General Zweyer von Uri sollte mit Urnern, Unterwaldnern und Kriegsvölkern des Abts von St. Gallen, die Stadt Luzern, die Bergpässe zwischen Entlibuch und Unterwalden, ferner mit Schwyzern und Zugern die Stadt Sursee und die Päße des obern Frei-Amts besetzen; General Wertmüller von Zürich das untere Frei-Amt mit Glarnern und Appenzellern decken, an der Spitze der Schlachthaufen von Zürich, Schafhausen und St. Gallen aber in den untern Aargau eindringen; die Mühlhauser und Baseler sollten über den Jura heranziehen, während von Abend her General Erlach von Bern mit den Waadtländern, Walliſern, Freiburgern und Solothurnern gegen den obern Aargau vorrücken sollte.

Doch schon in diesen vorgelesenen Briefen ward, neben dem alten, reichsstädtischen Stolz,

die Unbehilflichkeit der schweizerischen Herren und Obern, das Unzusammenhängende ihrer Maaßregeln, die gegenseitige Scheelsucht und Gehässigkeit sichtbar, und wie bei Allen nur der Vorsatz im Hintergrund lag, sich selber mit den eigenen Unterthanen, so gut es gehe, abzufinden, und für andere Orte und Städte so wenig als möglich zu leisten.

Daher thaten die Briefe, als sie das Volk hörte, vollkommen die Wirkung bei demselben, welche Leuenberger vermuthlich beabsichtet hatte. Man spottete, lachte und sah das große Spiel durch Zwietracht und Schwäche der Gegner schon halbgewonnen vor sich. Um die Wirkung zu verstärken, erzählte Leuenberger mit lauter Stimme, wie die Tagherren zu Baden ihre Rechnung ohne Wirth gemacht hätten; wie das freie Volk in den Bergen Graubündens schon erklärt habe, man werde wohl zur Befreiung, nie aber zur Unterjochung des Landmanns Hand bieten; wie die Stadt Basel in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr Meisterin sei; wie dem Rath von Solothurn die Lust zu kriegen vergangen wäre, als er rings um die Stadt und in allen Amteien die wider ihn drohenden Volkshaufen erblickt hätte; wie die Herren zu Freiburg zweitausend Mann aufgeboten und wieder entlassen hätten, vielleicht weil ihnen recht wäre, den Stolz der Herren zu Bern ein

wenig gedemüthigt zu wissen; wie Schaffhausen und St. Gallen zwar Alles versprächen, aber nicht geneigt wären, etwas mehr, denn eidsgenössische Redensarten auf Papier zu liefern.

Nach dieser Vorbereitung ward der Summiswalder Landesbund dem versammelten Volk abgelesen. Es herrschte die tiefste Stille. Die Urkunde begann unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit und gab dann zu erkennen: Es solle der alte Bund der ersten Eidsgenossen verjüngt werden, zur Abthuung aller Ungerechtigkeit, also daß zwar den Herren und Obrigkeiten, aber auch den Bauern und Unterthanen verbleiben solle, was jedem gebühre. Der Bundesleute Recht sei zu schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut, doch ohne Nachtheil der Religion. Die Angehörigen jedes eidsgenössischen Standes hätten für sich selbst mit ihren Obrigkeiten zu handeln; entständ' aber Streit mit diesen, sollen die Unterthanen nicht durch Eigenmacht ihr Recht schaffen, sondern der Volksbund müsse entscheiden. Würden die Obrigkeiten hingegen fremdes oder einheimisches Kriegsvolk zur Unterdrückung des Bundes herbeiführen, solle man einander tröstlich mit aller Macht gegen die Unterischer beispringen; desgleichen auch, sobald nur ein einzelner Angehöriger des Bundes, und zwar des Bundes wegen, an Leib, Gut und Leben geschädigt werden

würde. Kein Theil der Bundesgenossen könne sich, ohne Einstimmung Aller, mit einer Regierung aussöhnen und Frieden schliessen. Würde aber ein Bundesgenoß vermessen genug sein, wider den Bundesschwur zu reden oder zu handeln, solle man den Frevler als meineidigen, ehrlosen Verräther abstrafen. Alle zehn Jahre werde der Bund mit dem Schwur erneuert.

Nach diesem wurden in einem langen Verzeichniß diejenigen Aemter und Herrschaften der verschiedenen Kantone namhaft gemacht, welche dem festen Bunde schon beigetreten waren.

Während dessen lächelte Addrich, der hinter des Ohmanns Stuhle stand, etwas tückisch vor sich hin. Er hatte, wie schon bei der Berathung im Moos, auch bei der Berathung in Summiswald gegen die abentheuerliche Ausgestaltung des Bundes gearbeitet, welche vorzüglich aus Leuenbergers Gehirn hervorgetreten war. Er hatte mit scharfem und richtigem Blick die Unhaltbarkeit eines Vertrages durchschaut, der die Unterthanen zu Aufsehern und Richtern ihrer Obrigkeiten erheben wollte, beide Theile in ewigen Widerspruch und Krieg stürzte, und nothwendig entweder mit Unterwerfung des Volks und Auflösung des Bundes oder mit Umsturz und Verbannung der Regierungen enden mußte. Doch was er nicht hatte hindern können, ließ er, voll Spottes über

die Kurzsichtigkeit der Volksführer, geschehen, überzeugt, nichts werde bleiben, von allem was beschlossen sei, sondern früh oder spät das Wahre zwischen Stadt und Land auf dem Schlachtfelde mit dem Schwert bestimmt werden. Erst dann werde der Sieger so weit schreiten, wie seine Gewalt. Darauf gefaßt, war sein ganzes Trachten nur allgemeine Bewaffnung und kriegerische Besetzung der vornehmsten Päße gegen Bern und Zürich. Die große Feierlichkeit auf der Allmend von Hutwol blieb in seinen Augen ein, wenn auch kein überflüssiges, doch lächerliches Kinderspiel.

Indessen ward er selbst bald, wider seinen Willen, von der Größe des Schauspiels ergriffen, als der Obmann des festen Bundes das versammelte Volk zur Leistung des Schwurs aufforderte; als die Tausende mit entblößten Häuptern zur Erde unter freiem Himmel niederknieten, und die Hände zum Eide emporstreckten. Der Geheimschreiber des Bundes las mit lauter Stimme die Formel: „Allen diesen Worten, wie die Schrift ausweiset, will ich nachgehen und dieselben vollbringen und halten in guten Treuen. Wenn ich das halte, daß mir Gott wolle gnädig sein an meinem End. Wenn ich aber das nicht halte, daß mir Gott nicht wolle gnädig sein. So wahr mir Gott helfe! alle

Gefährte vermieden! Gott gebe Gnad' und behüte uns vor Falsch und Untreu!"

Satzweis las der Schreiber die Worte ab; satzweis sauseten sie dumpf vom Munde der Landesgemeinde zurück, wie Murmeln fernen Donners. Die religiöse Handlung erschütterte die Gemüther. Leuenberger sah mit nassen Augen auf den Ring der knienden Menge nieder und sprach: „Im Grütli haben einst drei Männer geschworen; heut schwören dreitausend! Es gilt Freiheit und Gerechtigkeit! Bundesgenossen, es gilt das Heil unserer Kinder! Blut und Leben soll gering werden für das edle Kleinod, welches wir den Nachkommenden erwerben wollen!"

Er war zu bewegt, um mehr sagen, oder beim Zittern seiner Stimme von vielen verstanden werden zu können. Dennoch jauchzte das Volk laut auf, welches, sobald er sein Haupt bedeckte, sich wieder von der Erde erhob.

Geraume Zeit mußte vergehen, ehe die Wellen dieses aufgeregten Menschenmeers ruhiger wurden; ehe das Tosen der Stimmen leiser ward, die bald auseinander fließenden, bald sich zusammendrängenden Haufen zum Stillstand gelangten und die Tagesgeschäfte fortgesetzt werden konnten.

Dann wurde die Zuschrift des französischen Botschafters de la Barde abgelesen, welcher zur

Eintracht und Versöhnung mit den Regierungen ermahnte; an das Verderben erinnerte, welches durch innerliche Unruhen und Bürgerkriege über das königliche Frankreich gekommen sei; vor Oesterreich, dem Erzfeinde der Eidsgenossenschaft, warnte, dieweil Erzherzog Leopold wirklich schon in der Nähe der Schweizergrenzen befindlich wäre, um die allgemeine Verwirrung durch seine Ausgesandten zu vermehren, oder Vorwand zu gewinnen, ein Kriegsheer in's Innere des Landes zu führen. Dieses Schreiben endete mit dem dringenden Wunsch und Rath des allerchristlichsten Königs, man solle den Obrigkeiten zu billigem Vergleich Hand bieten. Den schriftlichen Ermahnungen fügte der Schreiber der französischen Gesandtschaft noch Einiges mündlich bei.

Obgleich er seinen Vortrag, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, im Geschmack damaliger Zeit mit den besten Blumen geistlicher Beredtsamkeit verzierte, verfehlte er nichts desto weniger das Ziel. Herr de la Barde zu Solothurn hatte das Schicksal der Staatsmänner, die Alles geheim halten können, nur ihre Feinheit nicht. Daher mußte er sich gefallen lassen, daß er im Felde von Hutwyl keinen größern Glauben fand, als bei den zu Baden versammelten Eidsgenossen. Nachdem über den Antrag der französischen Gesandtschaft einzelne Volksredner ihre Stimmen

erhoben und immer auf den eben beschwornen Bund hingewiesen hatten, erklärte die Landesgemeinde durch Handmehr *) ihren Willen. Der Obmann des Bundes sprach denselben ohngefähr in folgenden Worten gegen den Boten des königlichen Ministers aus: „Wir sind keine Rebellen; denn wir wollen unsern Herren und Obern unterthänig bleiben und denselben gehorchen, wie unsere Vorfahren gethan haben. Doch widerstreben wir billig ungerechter Eigenmacht und Willkühr, und verlangen, daß man uns bei alten Freiheiten und Herkommen lasse, gleichwie wir Freiheiten, Rechte und Herkommen der Städte ehren. Nichts anderes will der von uns vor Gott geschworene Bundeseid, den ihr vernommen habet. Wir mußten zusammentreten, weil wir keine Bürgschaft für unser Recht gegen die Städte finden, als in unserer Eintracht. Doch zweifeln wir keineswegs, daß zwischen uns und den Obrigkeiten billiger Vergleich gedeihen werde. Also bitten wir den französischen Herrn Ambassador, er wolle durch Schrift und Mund mithelfen, und die Völkerschaften des Schweizerlandes und deren Schritte bei der königlichen Majestät zu Frankreich und bei den Herren

*) Handmehr wird in der Schweiz das Abstimmen derjenigen Versammlungen durch Aufhebung der Hände geheißen.

seines Hofes rechtfertigen, sintemal uns nicht unbewußt ist, daß man unser Beginnen in aller Welt fälschlich verschreit und mit Unwahrheit verläßert."

Diese Antwort, welche in solchen Verhältnissen selbst gewandtern Staatsmännern zur Ehre gereicht haben würde, empfing der Bote des Gesandten auch schriftlich zur Erwiederung von de la Barde's Sendschreiben.

Dann ward das Patent der eidsgenössischen Tagherren zu Baden vorgetragen, welches der Untervogt von Baden überbracht hatte. Die Antwort darauf ward eine Abschrift des beschwornen Bundesbriefes, mit den lakonischen Worten: „Dabei wollen wir bleiben." Auch ließ man noch für das Landvolk der Kantone Bern, Luzern, Solothurn und Basel, den Bundesbrief in vier gleichlautenden Urkunden ausfertigen und mit dem Landessiegel von Entlibuch bekräftigen.

So endete die Versammlung, nachdem sie von Morgens fünf Uhr bis Abends fünf Uhr gedauert hatte.

41.

Der Gang des Aufruhrs.

„Nun haben wir ihnen den Knopf stark genug geknüpft!" sagte Addrich voller Triumph des

Nachts zu Fabian, als er mit diesem, den er den ganzen Tag nicht gesehen, in der engen Schlafkammer zusammentrat.

„Ich sah das Gegentheil!“ erwiederte Fabian: „Ihr habt den morschen Knoten zerrissen. Alles fällt auseinander und Ihr insgesammt werder's nicht wieder binden können.“

„Gelt, Fabian,“ sagte Addrich lächelnd, „du denkst an deine Haut, und weil davon ist gut für den Schuß? Fürchte nichts! Das Spiel ist unverlierbar, weil wir nicht rückwärts können. Jeder weiß, es geht an Kopf und Kragen; also muß es durchgebauen sein. Der Stärkste aber wird Meister; und der Stärkste ist der Verzweiflungsvolle, dem gesagt wird: Vogel friß, oder stirb! Ich gebe für des Leuenbergers Verstand keinen Angster; er weiß zur Stunde nicht, wohin er rennt. Aber man muß ihn vorwärts schieben, wohin er soll. Ihm bleibt keine freie Wahl. Das soll meine Sache werden. Morgen ziehen wir ins Berner Oberland. Bern muß fallen, so oder so!“

„Davon ist aber keine Rede in euern Bundesartikeln!“ entgegnete Fabian: „Ihr wollet die Obrigkeit ehren und ihr gehorchen.“

„Allerdings,“ versetzte Addrich, „wenn sie den Hutwyler Landsbund anerkennt. Du Narr, sie wird sich aber lieber beschneiden lassen und türkisch werden, als unsern Glauben annehmen. Folglich —

das Uebrige zähle dir an den Fingern ab! Wir eilen morgen beide ins Oberland. Das Volk iſt dieſen Augenblick zu Allem aufgelegt. Man muß das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. Die Städte ſind unter ſich zwieträchtig. Ehe ſie einander verſtehen, haben wir ſie im Sack. Wenn die Hirten zanken, hat der Wolf leichten Einkauf bei der Heerde.“

Wirklich reiſete Addrich folgenden Morgens in's Oberland, von Fabian begleitet. Er war unermüdet. Wo Berathung gehalten, wo Treue einer Gegend verdächtig wurde, wo von einem Auflauf gehört ward, — überall ſah man ihn. Mit unglaublicher Gewandtheit ſchmiegt' er ſich den entgegengeſetzteſten Denkarten und den einander widerſprechendſten Entwürfen an, um ſie in ſich ſelber zu zerſtören, wenn ſie ihm mißfielen, oder ſie ſeinem Hauptplan dienſtbar zu machen. Er wollte Einmüthigkeit Aller zur Freiheit Aller; daher gänzliche Vernichtung aller ſtädtiſchen Vorrechte; Vereitelung jedes Antrags der Regierungen zu freundlichen Ausgleichungen. Er fürchtete die täuſchbare Leichtgläubigkeit der Bauern, ihre durch lange Gewohnheit erblich gewordene Ehrfurcht vor den Städten; und daneben auch die tiefgewurzelte Neigung des Schweizervolks, ſobald es unabhängig handeln konnte, ſich nicht nur von Kanton zu Kanton, ſondern von Landſchaft zu

Landschaft, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf gegen einander, als besondere unabhängige Republiken, mit eigenen Verfassungen, Gesetzen und Vorsehern zu vereinzeln, ja selbst jedem Dorf nur das Ansehen eines kleinern Bundesstaats von Haushaltungen zu geben.

Wie bewundernswürdig aber auch die Geschäftigkeit des Alten aus dem Dürrenäscher Moose war, hörte man doch nie, daß er einer der Hauptmänner des Aufstandes sei. Nirgends erschien er selber an der Spitze. Er glich vielmehr blos einem der vielen ganz untergeordneten Umherläufer, Schreier und Zwischentrager. Was er im Grunde für das gewagte Unternehmen leistete, ward erst dem deutlich, der, wie z. B. Fabian, wissen konnte, wie er an hundert verschiedenen Orten, überall gleichförmig und seinem Zweck entsprechend, wirkte. Auf jedem einzelnen Punkt erschien sein Thun ganz unerheblich.

Man würde sich aber irren, das wohlberechnete Betragen des schlauen Alten etwa seiner Feigheit oder Vorsichtigkeit zuzuschreiben, um, im Fall des Mißlingens, unerkannt entschlüpfen zu können. Nein, in ihm stand schon mehr, denn vielleicht in allen Andern, entschieden, an dies Werk ein Leben zu wagen, das ihm nichts mehr galt. Aber er wollte Viele begeistern und bethätigen, und darum die Sache ganz zu ihrer Sache, zu ihrem

Gedanken erheben und die Menschen, mit dem Sporn des Ehrgeizes oder auch nur der Eitelkeit, vorwärts treiben, während er selbst in einer untergeordneten Rolle verschwand.

Ohne Zweifel sind meine Leser wohl zufrieden, wenn ich ihnen Addrichs Kreuz- und Querzüge durch die empörten Gebirgsgegenden nicht ausführlich beschreibe. Die Wendung, welche der Aufruhr von nun an im Allgemeinen nahm, darf aber nothwendig nicht ganz unberührt bleiben.

Der Tag bei Hutwyl hatte entschieden. Die, welche an demselben zum Bunde geschworen hatten, trugen die Funken oder Flammen ihrer Begeisterung den entferntesten Thälern zu, und verbreiteten die Begierde zum Aufstande. Wehe dem, der ohne Theilnahme bleiben wollte. Er wurde, als Vaterlandsverräther und Kinder, von der Partei der Harten bis aufs Leben verfolgt. Der zerrissene Zaum des Gehorsams und herkömmlicher Sitte ließ jeder Leidenschaft offenes Feld. Manche Hütte ging in Rauch auf; mancher Unglückliche fiel verstümmelt durch Wuth des Pöbels. Wie bei solcher Entfesselung von allem Gesetz immer, trieb auch hier bald nur der rohe Eigennutz, der kalte Ehrgeiz, der tückische Privathaß großes Spiel durch Schreckensherrschaft. Die Hefen schwammen oben; verlumptes Bettel-

volk wollte Plünderung der Reichen, bestraftes Gesindel Rache an ehemaligen Vorstehern.

Die Bauern besetzten alle Päße mit starken Wachten; hielten die gewöhnlichen Boten an; erbrachen die Briefe, besonders die der Obrigkeiten, verschonten selbst die der französischen Gesandtschaft nicht; schleppten Reisende in Verhaft und entließen sie selten ganz ungerupft.

Es war in den ersten Maiwochen. Aller Orten wurden Waffen jeder Art gesammelt, neue geschmiedet, obrigkeitliche Gebäude, die nicht fest waren, erbrochen und ausgeleert. Man schaarte sich tausendweis zusammen und lebte auf Unkosten der Gegenden, die man durchzog. Die Landleute von Basel versammelten sich mit Ober- und Untergewehr bei Liestal und drohten gegen ihre Hauptstadt. — Christen Schobi mit den Entlibuchern und dem Volk der übrigen Aemter rückte gegen die Stadt Luzern, schnitt ihr von der Landseite Zufuhr ab und drohte ihre Einäscherung. Zeitig genug rückten noch die Landsfahnen von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug zum Schutz der Stadt ein; aber Schwyzer, Zuger und Unterwaldner hatten es kein Hehl, sie würden die Stadt schirmen, aber nicht zur Unterdrückung des Landmanns fechten helfen. Oberst Zweyer trieb zwar durch muthigen Ausfall, den er mit zweihundert Urnern that, die Empörten zurück

und entriß ihnen den Paß an der Emma. Er verlor dabei einige Gefangene und Todte; auch den Aufständischen wurden acht Mann erschossen. Aber Zwietracht inner den Mauern der Stadt Luzern selbst, lähmte eine zeitlang seine weitern Unternehmungen. Die Bürgerschaft haderte dort mit dem Patrizjat um die ihr durch List und Stärke nach und nach entwundenen Vorrechte in Wahl der Obrigkeiten, in Besetzung des großen Rathes, der Aemter und Vogteien. Sie benutzte jetzt den günstigen Augenblick, das Verlorne zurück zu erzwingen. — Kraftloser noch, als Luzern, zitterte die Stadt Solothurn bei verschlossenen Thoren. Ihr gesammeltes Volk stand in Waffen, und war, weil es von der Stadt nichts zu fürchten hatte, in ungebundenen Schwärmen, theils den Stadtmauern nahe, theils in starken Banden den Bundesgenossen anderer Gegenden zugezogen.

Gleiche Gährungen und Verwirrungen herrschten im Aargau. Hier hatten sich die Empörten des Fahrs von Windisch über die Reuß bemeistert; vierhundert Mann der Übrigen standen als Vorwacht in Königsfelden gegen Brugg. Die Bauern aus den Freiämtern hielten die Stadt Mellingen besetzt, während noch die Reußbrücke von Sins, Gisikon und Bremgarten durch die Zuger verwahrt wurden. Muthig behaupteten aber die übrigen Städte des Aargau's

in diesem allgemeinen Sturm noch Selbstständigkeit. Aarburg und Lenzburg, am Fuße ihrer hohen Felsenschlösser, standen durch diese gegen die streifenden Banden gesichert; Baden schlug Freunden und Feinden ab, Besatzung einzunehmen; Brugg, inner dessen Ringmauer Berns flüchtige Amtleute Schirm fanden, rüstete guten Wehrstand; dasselbe that Zofingen, von deren Bürgerschaft Nikolaus Leuenberger vergebens schweres Geschüz begehrt hatte. Am heftigsten ward Aarau bedrängt, viele Tage von unzähligem Volk berannt, um Durchpaß zu erzwingen; der Mühlenbach abgeleitet, welcher der Stadt Gewerbe mannigfach beförderte, und, was draussen lag, ward verodet. Als aber, nach vielen gütlichen Versuchen der Aarauer, selbst die Beredsamkeit des greisen Dekans Rüsperli eitel geblieben war, der an der Spitze einiger Rathsglieder in das Lager der Landstürmer hinausgesandt worden und Gefahr der Mißhandlungen und selbst des Lebens bestanden hatte: schwor die bewaffnete Bürgerschaft der Stadt, ihre morschen Ringmauern mit ihren Leibern zu decken und bis auf den letzten Mann Gegenwehr zu leisten. Zum Glück ward nach einigen Tagen das Blutvergiessen durch die Botschaft verhindert, daß Bern (am 17. Mai) auf dem Murifelde mit dem Obmann des Bundes endlich Vergleich und Friede geschlossen habe.

Wirklich hatte der Rath zu Bern, auch nach dem Landtag von Hutwyl, die Unterhandlungen mit Leuenberger fortgesetzt, der zuletzt an der Spitze von 6000 Oberländern und einigem schweren Geschütz gegen die Hauptstadt vorgerückt war. Er lagerte nur noch eine Stunde von ihr entfernt, bei Ostermundigen, während das wenige Kriegsvolk der Stadt bei der Schloßhalde in guten Verschanzungen stand. Bern wollte Zeit gewinnen, die verheißenen Hilfsvölker aus Welschland, Freiburg und dem Fürstenthum Neuenburg an sich zu ziehen. Um diesen Preis sah es gelassen rings umher die Verwüstung der Stadtgüter, die Plünderung der Landhäuser. Endlich bemerkte aber der Obmann des Bundes, daß er von den Bernern mit Absicht hingehalten und überlistet worden sei. Botrn brachten Nachricht, es rücke ein beträchtlicher Heerhaufen von Murten gegen den Paß von Gümminen und den Saanestrom, der Stadt zu Hilfe; neuenburgische Schlachthaufen zögen gegen Aarberg. Nun beschleunigte Leuenberger dringend, mit Androhung plötzlichen Angriffs, den Ausgang der Unterhandlungen. Er wollte sich mit Allem begnügen, wenn nur die Hauptsätze des zu Hutwyl geschwornen Bundes unangefochten blieben und die Stadt an sein Volk 50,000 Pfund Goldes, als Entschädigung der Kriegskosten, zahlen würde.

Bern, nicht ohne alle Furcht, gegen Uebermacht und Verzweiflung empörter Unterthanen ungleichen Kampf eingehen zu müssen; ohne Kunde von den Hilfsvölkern, die es erwartete, weil alle Boten durch Wachsamkeit der Bauern aufgefangen wurden, entschloß sich, einen Vertrag zu unterzeichnen, der unter günstiger Wendung der Umstände vielleicht doch ohne Erfüllung bleiben konnte. Einzig noch war es bedacht, in dieser Lage zu retten, was für den Augenblick zu retten war, — hoheitliche Ehre. Es bewilligte also die 50,000 Pfund, nicht aber für Kriegskosten, oder als Ersatz für den herabgesetzten Werth der Münze, sondern „aus väterlicher Huld wegen der Klagen des Volks über Armuth." Die Summe sollte auch erst nach gänzlichem Rückzug der Landleute in ihre Heimathen, nach Auslieferung des Bundesbriefes und nach der neuen Huldigung entrichtet werden, welche die Unterthanen zu leisten hätten.

Leuenberger willigte plötzlich in Alles, ohne es damit ernstlich zu meinen, um nur von dieser Seite frei und sicher zu werden. Denn er hatte Meldung, Seckelmeister Konrad Wertmüller von Zürich rücke mit mehr denn 6000 Mann zu Fuß und Pferd, und zahlreichem Geschütz gegen den Heitersberg und die Reuß an; von der andern Seite komme der Urner Feldherr Zwezer mit 5000 Mann, von Luzern her, gegen das Amt

Lenzburg. Wertmüller hatte auſſer den Zürichern auch Schafhauſer, Thurgauer und Appenzeller unter ſeinen Fahnen. Die Tage der Entſcheidung traten ein. Leuenberger, ſobald er Bern zufrieden geſtellt zu haben glaubte, ließ den Ruf zum allgemeinen, kriegeriſchen Aufbruch durch alle Thäler und Gebirge ergehen, und Alles die Richtung in den Aargau und gegen die Reuß nehmen. Er ſelber eilte dahin, mit ſchlagendem Herzen, ſich Glück wünſchend, wenigſtens Bern hinter ſich einſtweilen unſchädlich gemacht zu haben.

Dem Obmann waren Stolz und Muth, bei allen böſen Kundſchaften, welche über die Rüſtungen der Eidsgenoſſen ihm unterwegs zugetragen wurden, bedeutend verſchwunden. Wenn ſeine Eitelkeit auch nicht erlaubte, öffentlich Verlegenheit zu zeigen, konnt' er ſich ſelber doch nicht läugnen, daß er dem in's Ungeheure hinausgewachſenen Unternehmen auf keine Art gewachſen ſei. Die Menge der Fragen, welche er Kommenden und Gehenden ſtündlich zu beantworten, die Menge der Befehle und Weiſungen, welche er nach allen Seiten hin zu ertheilen hatte, brachte ihn in volle Verwirrung, daß ſein Geiſt im Chaos von tauſend Dingen unterging und die Ueberſicht des Ganzen verlor. Eben ſo deutlich verſpürte er in ſich den Mangel jeder Feldherrngabe: Geiſtesgegenwart, treffenden Blick, Würdigung des Augen-

blicks und der Umstände, Kaltblütigkeit, persönlichen Muth und Festigkeit des Willens. Und doch trieb ihn die Macht der Verhältnisse, das blinde Vertrauen des Volks, der Ruf, der ihm geworden, die Rolle des Feldobersten unter seinen Bundesgenossen zu übernehmen.

Erst, als er in der Nähe des aargauischen Schlosses Wildegg vorübergekommen mit seiner zahlreichen Begleitung, in die Ebene eintrat, welche Lager- und Sammelplatz des aufständischen Heeres war, richtete sich sein schwer erschüttertes Selbstvertrauen wieder auf. Er erblickte hier schon bei 10,000 Mann beisammengelagert, deren Zahl sich beständig durch frisch anrückende Haufen verstärkte. Alle erschienen dabei wohlbewaffnet, und nach ihren Waffenarten in Schlachthaufen getheilt; meistens unter dem Befehl von Hauptleuten, welche schon als gemeine Soldaten in ausländischen oder einheimischen Kriegen gedient hatten. Auch waren allesammt gewissermaßen gleichförmig gekleidet, um sich im Gefechten, oder schon in der Ferne auf Märschen, zu erkennen. Ihr Kriegsgewand bestand in einem rothen Wollenhemd, welches jeder über seine Kleider trug. Der rechte Flügel dieses Heeres lehnte an das Dorf Mägenwyl und an die schroffen Felswände neben demselben; der linke an die waldige Halde des Bergs, von welchem Gemäuer und Thurm

des alten verfallenen Schlosses Brunegg durch die benachbarten Landschaften weit umher schaute. Das Ganze unterschied sich in vier Abtheilungen mit eben so vielen fliegenden Fahnen nach den Kantonen Bern, Luzern, Basel und Solothurn, von wannen die Streittrotten sammten.

Alles das hatte Christen Schybi geordnet und vorbereitet, der vielleicht unter allen Befehlenden der kriegserfahrenste Mann sein mogte. Er hatte für Vorwacht und Nachhut gesorgt, und für reichliche Zufuhr von Lebensmitteln, welche die umliegenden Dorfschaften mit freiwilliger Thätigkeit, doch gewöhnlich auf Unkosten derer herbeischafften, die im Verdacht standen, Lindz zu sein. Halbe Dörfer wurden unter diesem Vorwand ihrer Heerden und aufgespeicherten Vorräthe gewaltsam beraubt.

Hingegen an Mannszucht, Regelmäßigkeit der Bewegung und Geschicklichkeit im Waffengebrauch, zumal des Schießgewehrs, fehlte es diesem Kriegsvolk desto mehr. Doch diese Eigenschaften mangelten nicht nur den zügellosesten Banden der empörten Landleute, sondern selbst den eidgenössischen Truppen damaliger Zeit. Dieselbe Nation, welche ihrem kriegerischen Geist und ihrer Waffengewandtheit theilweise Freiheit im Innern und Gesammtunabhängigkeit vom Auslande zu danken gehabt hatte, stand damals allen Nachbarsaaten in der

Kunst des Heerwesens weit nach. Daher ward man jetzt auch, gleich beim Auszug der Eidgenossen unter Wertmüllers Befehl, die heilloseste Verwirrung in den Reihen derselben gewahr. Man sah ganze Rotten vom Heer laufen, um in abgelegenen Höfen und Weilern zu plündern, zu brennen und Unzucht zu treiben. Man zählte schon Verwundete und Todte, ehe man noch mit dem Feinde zusammengetroffen war, blos durch unverständiges Handhaben des Gewehres oder der Spieße. *)

Dieser allgemeine Verfall des Kriegswesens war zum Theil durch unkluge Haushalterei und Sparsucht der eidsgenössischen Regierungen, mehr noch durch peinliche Furcht derselben vor ihren Unterthanen bewirkt, deren Zufriedenheit freilich, bei immer geschmälerten Rechten und Freiheiten, nicht im Steigen sein konnte. Die größer werdende Kluft zwischen Herrschern und Beherrschten in spätern Zeiten, und die schlaffe Sicherheit der Oberherren bei langem Frieden mit dem Aus-

*) Wie z. B. ein Reiter in dem vollen Haufen seines Geschwaders hineinschoß. — So kam nachher selbst der Sohn des Züricher Feldherrn Wertmüllers, ein Jüngling von zwanzig Jahren, in Zofingen durch unvorsichtigen Schuß um's Leben.

lande, vermehrte die gefährliche Verachtung der Kriegskunst in solchem Maase, daß die Schweiz nachher beinahe wehrlos unterging, als sie durch Frankreichs völkerrechtsmörderische Staatsklugheit feindlich überrascht ward.

42.

Im Feldlager.

An demselben Tage, da Leuenberger den Oberbefehl seines Bundesheeres übernahm, waren auch Aebrich und Fabian in dem Lager angekommen. Aus dem Hasliande, am Fuße der Schneeberge, hatte sich der Mooser über den Brünig in die wildschönen Thäler ob den Kernwald begeben, hier die Stimmung der freien Unterwaldner behorcht, und von ihnen überall tröstliche Verheißungen mitgenommen; dann sich, durch den Kanton Luzern, gegen die freien Aemter hinab zum Ufer der Reuß gewandt, und überall die waffenfähige Mannschaft zum Aufbruch bereit, oder schon auf den Landstraßen schaarenweise im Anzuge gefunden. Er sammelte und reihete und begeisterte durch sein Wort die verworrenen, einzelnen Banden und führte sie in einem langen Zuge, ihrer fast 2000 Mann, durch die sumpfigen Gefilde von Othmarsingen dem allgemeinen Lagerplatz zu.

Hier begrüßte die frischen Ankömmlinge der wilde Freudenruf der schon gelagerten Tausende. Leuenberger, Schybi, Zeltner und die übrigen Befehlshaber, welche den heranziehenden Haufen entgegengeritten waren, um sie zu mustern und in das Gesammtheer einzugliedern, erkannten nicht sobald den Addrich an der Spitze dieser Schaaren, als sie ihm entgegensprengten und ihr fröhliches Willkommen jauchzten.

„Teufel, von welchen Bergen und Thälern hast du das Volk noch zusammengewischt, du alter Kriegsbesen?“ rief Christen Schybi und schüttelte des Moosers Hand: „Das ist eine wackere Nachhut.“

„Nachhut!“ erwiederte Addrich lachend: „ich meine, es sei Vorhut einer neuen Armee, die sich mit uns vereinigen wird, sobald Ihr sie ruft. Die Völker von Obwalden und Nidwalden, sag' ich Euch, von Zug, Uri und Schwyz und den Bündnerbergen, sind schlagfertig. Sie erwarten alle nur das Zeichen zum Aufbruch.“

„He, wann, wie, wo sollen wir's geben?“ schrie Leuenberger entzückt: „Morgen, heut, den Augenblick!“

„Auf dem Schlachtfelde, auf dem Siegesfelde müßt Ihrs geben, wenn sie es hören sollen!“ antwortete Addrich: „Kein Blitz leuchtet schneller und weiter, als, nach gewonnener Schlacht, Kanonenblitz des Siegers im Nacken des flüchtigen

Feindes. Ich sag' Euch, führen wir den ersten großen Schwertstreich glücklich, ist alles entschieden; so stürzen die Rathsherrnstühle um; so erhebt sich alles Volk des Schweizerlandes in Berg und Boden für unsere Freiheitssache. Also nicht gezaudert, auch nichts übereilt! Wo steht der Feind?"

„Auf der Schlierer Allmend an der Züricher Grenze, wie wir von den Kundschaftern genau wissen!" sagte Adam Zeltner: „Dem General Wertmüller ist nicht gar wohl zu Muth; er traut seinen Leuten nicht, die ihre Spieße lieber gegen die Stadt kehren mögten, zumal die vom See. Er will sich daher noch mit zwei Appenzeller Fähnlein von Ausser-Rhoden verstärken, die unterwegs sind."

„Vorwärts," rief Addrich: „ihm entgegen! Warum lagern wir, wie Tagdiebe, hinter der Reuß? Warum nicht gegen die Limmat, und hinüber vor Zürich?

„Addrich, laß die Hand von meinem Plan!" versetzte Schybi: „Ich habe mehr Pulver gerochen, als du. Hier haben wir feste Stellung, die Reuß vor uns, Mellingen und Bremgarten besetzt. Erst muß uns Wertmüller den Uebergang über die Reuß theuer bezahlen; dann stehen wir vor ihm auf den Höhen, und er steht drunten, mit dem Strom im Rücken. Gehts nach Wunsch, so sprengen wir sie alle in's Wasser und lehren sie schwim-

men. Es muß eine Hauptniederlage geben. Wer nicht in's Gras beißt, muß sich zu Tode saufen."

„Ihr Herrn, davon zu Nacht mehr im Hauptquartier!" sagte der Bundesobmann: „Die tapfere Mannschaft, welche uns der Mooser herbeigeführt hat, wird der Ruhe bedürfen. Herr Kommandant Schybi, weiset ihr in der Lagerordnung den Platz an! Herr Untervogt, sorget, als Oberproviantmeister, für ihre Verpflegung, daß den braven Vaterlandsmännern nichts abgehe! Nach vollzogenem Geschäft verfüget Ihr Euch zu mir ins Hauptquartier. Ich gehe mit dem Mooser und seinem Adjutanten" — er deutete dabei auf Fabian — „voraus. Es ist noch Vieles abzutun!"

Alle gehorchten ohne Widerrede dem gebieterisch ausgesprochenen Befehl des Kriegsoberßen. Der dichte Haufen der Bauern, welcher sich neugierig um die hier versammelten Anführer zusammengedrängt hatte, trennte sich, um den Weggehenden Platz zu machen. Addrich und Fabian empfingen ihre Herberge für die Nacht in einem einzelnen großen Landhause, wo sich auch das Hauptgelager des Obmanns und seiner untern Befehlshaber befand. Links und rechts war das Haus durch daneben gelagerte Truppen gedeckt, die ihre Gewehre und Spieße in Bündel zusammengestellt hatten und bei vielen einzelnen Feuern ihr Nacht-

mahl bereiteten. Vor dem Eingang des Gebäudes wanderten Schildwachten hin und her.

Fabian fand in dem wilden, kriegerischen Treiben die beste Zerstreuung seines Trübsinns. Selbst für ihn hatte das ungewohnte Schauspiel begeisterter, und für Freiheit bewaffneter Volksmengen etwas Erhebendes. Die allgemeine Entschlossenheit zu jedem Opfer, die Ausdauer und Freudigkeit aller Einzelnen in Mühseligkeiten und Entbehrungen, der blinde Gehorsam, mit welchem Leuenbergers Befehle vollstreckt wurden, konnte allerdings einen glücklichen Ausgang des großen Unternehmens weissagen. Fabian bezweifelte denselben um so weniger, da bis spät in die Nacht Boten um Boten Nachrichten von neu anrückenden Hilfsvölkern des Bundes brachten, indessen Wertmüller auf der Allmend von Schlieren kaum 7000 Mann beisammen hatte, die er gegen Leuenberger ins Feld führen wollte. Dennoch blieb Fabian seinem Grundsatze treu, sich nicht in das Geschäft zu mischen, sondern, als Addrichs Wächter, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auch Addrich hielt Wort und muthete dem Jüngling nichts zu, denn die Ausübung seiner wohlthätigen Kunst, als Wundarzt, wenn es Noth thun würde. In der That hatten die neugeschaffenen Feldherren bisher wohl an Schlachten und Siege, aber nicht an Wunden, noch weniger an ärztliche Hilfe gedacht. Da

ber behandelten sie den jungen Mann mit großter Auszeichnung, und der Obmann ernannte ihn auf der Stelle zum obersten Feldarzt des gesammten Bundesheers, der jederzeit in der Nähe des Hauptquartiers bleiben müsse. Noch spät Nachts sandte Leuenberger Befehle in die benachbarten Städte aus, um Leinwand, Salben, Spezereien, Heilmittel verschiedener Gattung und wundärztliche Werkzeuge herbeizuschaffen, wie sie Fabian aufgezeichnet hatte: desgleichen gebot er allen Aerzten, Wundärzten und Scherern der ganzen Nachbarschaft, unter Androhung der Todesstrafe, ins Lager zu kommen.

Folgendes Morgens war es wiederum Aldrich, welcher, wie gewöhnlich, zuerst vom Bett sprang und den schlummernden Jüngling aus seinem Traume von Epiphanien weckte.

„Auf, auf!" rief er: „der Mann des Kriegs soll wachen und gar nicht, oder mit halboffenen Augen, schlafen. Es ist noch viel an Schiff und Geschirr zu flicken, eh' wir hinaus an's Aernten können. Komm, Bursche, laß uns das Feldlager durchlaufen, und nachschauen, wie es um uns stände, wenn der Feind schon binnen vierundzwanzig Stunden Besuch abstatten würde. Zwar der Kommandant Christen Schybi ist ein ganzer Mann, allzeit auf den Beinen und mit dem Maul voran. Aber er enthält auch mehr Kupfer als Silber; lebt

und treibts, wie der Schuldenbote, kann laufen und nicht müde werden, saufen und nicht voll werden, lügen und nicht roth werden."

„Hättest du mir lieber noch den Schlaf gelassen! sagte Fabian, indem er sich ankleidete, etwas mürrisch: „Es ist unrecht von dir, daß du mir nimmst, was du mir nie geben kannst."

„Hm, Kamerad!" brummte Addrich: „bist du so ernstlich deines jungen Lebens satt? Geduld, dein Weib im Moose soll dich bald entschädigen. Aber es kann dir nicht schaden. Was man erfahren hat, das hat man gelernt. Sieh, das eben ist das Elend des Lebens, daß es eitel Bruchstück bleibt; ein tägliches Hin- und Herfallen zwischen Dasein und Nichtsein. Ein Ganzes wäre mir auch lieber; entweder nie gelebt, oder nie gestorben!"

„Wie kömmst du nun wieder darauf?" entgegnete der Jüngling: „Was willst du mit deiner wunderlichen Rede?"

„Entweder nie gelebt oder nie gestorben," wiederholte sich der Alte: „das wäre auf jeden Fall Unsterblichkeit; denn wer nie gelebt hat, kann so wenig sterben, als einer der nie zu leben aufhört. Schlaf ist Tod, Erwachen Geburt. Es gibt Tage, Wochen, Monate, da mögt' ich ohne Erwachen schlafen, und ich verwünsche die Grausamkeit der Natur, welche mir nicht einmal das Alinosen der Bewußtlosigkeit gönnt; jetzt würde ich ewiges

Wachen vorziehen, und muß nun jede Nacht, wider Willen, den Faden alles Thuns abreissen, den ich lieber ohn' Unterbrechen fortspänne . . ."

Fabian betrachtete ihn lächelnd von der Seite mit einiger Verwunderung, indem er sagte: „Zum Erstenmale seh' ich dich lebenslustig, Addrich; aber ich weiß nicht, ob ich mich darüber freuen soll."

„Freue dich nur," erwiederte der Alte: „denn im stürmischen Meer von Geschichten und Geschäften dieser Tage geh' ich wieder zu wahrer Selbstvergessung unter. Mehr begehr' ich nicht. Ich allein fühle mich stark genug, die alten Eisenpforten des Weltkerkers aus den verrosteten Angeln zu lüpfen und ein ganzes Volk aus der sinkenden, finstern Gruft in den Sonnenschein der Freiheit vorwärts zu drängen. Zeltner, Leuenberger, Brömer, Schodi, alle erkennen und fühlen sie das, und gestern in der Nacht schworen sie mir zu, ohne meinen Rath keinen Schritt mehr zu thun. Sie hießen mich den Meister. Darum, Fabian, laß uns aufbrechen und das Kriegsvolk und die Stellungen mustern. Ich will die Karten nicht nur mischen und geben, ich muß auch Allen ins Spiel sehen, damit nicht einer seinen Trumpf verwerfe."

Fabian, der sich das Degengehenk über die Achsel warf, versetzte mit voriger Verwunderung: „Ich bin fertig, Addrich. Du aber bist wahrhaf-

tig deinem Ende nahe, oder auf dem Wege der Genesung von der schweren Krankheit, die dich plagt. Denn es iſt in dir große Aenderung vorgegangen. Du fühlſt dich wieder im Fleiſch und Blut ſelber, da du bisher durch und durch taub und ſtarr warſt. Eigenliebe kann dich kitzeln und dir Luſt zum Leben geben, da dich bisher nichts mehr ſchmerzte, nichts mehr kitzelte. Komm, widerſprich mir nicht! Du biſt auf guten Wegen; ich hoffe, das Beſſere ſoll folgen."

Addrich, wie von der Wahrheit des jungen Menſchen überraſcht, lächelte über ſich ſelber und wollte Einrede thun. Fabian aber mogte nichts hören, lachte und zog ihn fort. Der Anblick des Lagers, als ſie in's Freie hinaustraten, gab ihrem Geſpräch bald andere Wendung.

43.

Böſe Zuſammenkunft.

Sie gingen durch die langen Reihen des Lagers bis zum Adlersberg, an deſſen öſtlichem Flügel die alte Burg von Brunegg hing. Es war ein trüber Morgen. Ein ſchwermüthiges, einförmiges Grau des Himmels hing über der blühenden Frühlingslandſchaft. Dort und hier ſtiegen Rauchſäulen auf von friſch angezündeten Feuern, bei denen die in Krieger verwandelten Landleute ihr Mor-

genessen kochten. Man erblickte nur wenige Zelte. Die Nacht war von den meisten auf einem Bündel Heu oder Stroh, ohne Obdach, zugebracht. Hin und wieder sah man auch wohl, statt der Gezelte, an einander gelehnte Bretter und Thüren, die man den Häusern, Scheuern und Ställen benachbarter Ortschaften entführt hatte; oder Leinlachen, große Tücher von Frachtwägen und zerschnittene Säcke über aufgesteckte Stangen ausgespannt.

Doch herrschte nicht minder allgemeine Fröhlichkeit im Volke. Das Ungewohnte der Lebensart und wie man aus der Noth eine Tugend, aus Mangel neue Erfindungen machen, bald über die glücklichen Einfälle des Einen, bald über die klägliche Unbeholfenheit des Andern lachen mußte, belustigte Alle. Adelrich und sein Begleiter gesellten sich in dem bunten Getümmel. Sie theilten mit einem der heitern Haufen das kräftige Frühstück und die kräftigen Späße. Dann begaben sich beide weiter, um auch die Vorwachten des Lagers zu besuchen, welche längs der Reuß und bei der Stadt Mellingen aufgestellt sein sollten.

Nach einer starken Viertelstunde Weges über die Wiesen gelangten sie zum Gebüsch, welches die Halden der Höhen bekleidete, die sich längs dem schmalen und ebenen Reußthale hinziehn. Vor

ihnen in geringer Entfernung lag das Städtlein Mellingen, am dunkeln Strom der Reuß, nach aller Art und Kunst mit Ringmauer und Graben umgeben. Dahinter erhob sich, allmälig emporschwellend, wild und waldig das Gebirg, und der Heitersberg, über welchen ein rauher Weg gen Zürich führt.

„Laß uns hinab ins Städtlein gehen, die Freiämtler halten es besetzt," sagte Addrich: „denn wir sind auf den Wiesen zu weit links gerathen. Die Vorbut steht in der Nähe von Wohlenschwyl auf der Höhe, an der Straße von Lenzburg. Verfolgen wir diesen Fußpfad; er führt rechts, ohne Zweifel ins Dorf."

Wie sie eine Strecke fortgewandert waren, hörten sie durchs Gebüsch schon aus geringer Ferne das Rufen, Lachen und Lärmen der ländlichen Krieger tönen. Bald führte sie ihr Pfad zu einer einsam gelegenen Hütte, welche auf freiem Platz, am Abhang der Höhe, ungehemmte Aussicht über Thal, Strom und Gebirg darbot. Eine uralte Eiche, die ihre schwarzen Arme über das Strohdach streckte, schien mitleidig der Unzulänglichkeit desselben gegen die Unbill der Witterung abhelfen zu wollen; und der Hintertheil des Baues schien seine Haltbarkeit weniger der eigenen Stärke, als der Stütze von einem jener ungeheuern Granitblöcke danken zu müssen, welche, durch Fluten der Ur-

welt aus den Alpen hiehergewälzt, noch zur Hälfte aus dem Erdboden ragen.

„Ich wette," sagte Addrich, indem er auf ein kleines hölzernes Kreuz wies, das den Obertheil des Giebels schmückte, „hier ist das Nest eines heiligen Tagediebs. Wir wollen dem Waldbruder Besuch abstatten. Man kann von solchen Leuten etwas erfahren."

Die Thür stand offen. Sie traten in den engen Raum, wo sich auf dem Tischlein zur Seite ein paar große, halbleere Weinflaschen, Brodstücke und geräuchertes Fleisch, als Ueberbleibsel eines Frühstücks, oder des gestrigen Nachtschmauses, andeuteten. Rechts erblickten sie auf einem Laubsack am Boden, statt des Waldbruders, einen jungen schlanken Kriegsmann im tiefen Schlaf.

Addrich, der vorausgegangen war, fuhr bei diesem Anblick zurück, sah sich finster nach Fabian um und sagte: „Seh ich recht, so ists ein Schurke, der sein Loth Blei durch den Schädel mehr als verdient hat. Ich gebe dem Aase einen Fußtritt, und damit gehen wir."

Fabian erkannte im Schlafenden jetzt den Hauptmann Gideon Renold. Sein Herz zog sich zusammen. Er wandte sich rasch ab und rief: „Fort von der Pestilenz! Was hab' ich mit diesem Bösewicht?" Die Hestigkeit, mit welcher er die Worte aussties, weckte den Schläfer. Derselbe

fuhr mit halbem Leibe jählings vom Lager auf und starrte, ungewissen, rathenden Blicks, die vor ihm schwebenden Gestalten an. Je deutlicher diese wurden, je starrer dehnten sich seine Mienen und Augen, wie die eines Menschen, der voller Entsetzen Gespenster wahrnimmt. Sein erblaßtes Antlitz war durch die todtenhafte Veilchenbläue schauerlich, die sich um seine Augen und Lippen legte.

Addrich, der ihn jetzt in der That für krank hielt, fühlte bei dem Anblick eine Art Anwandelung des Mitleidens, und sprach mit sanfter Stimme und erzwungenem Scherz: „Du hier, Gideon? Was treibst du, Faulpelz? Zum Müßiggänger gehören entweder große Zinsen oder hohe Galgen."

„Was? Galgen?" sagte halblaut und unverständlich, wie aus trockener Kehle die Töne drängend, der Hauptmann, ohne seine Stellung zu ändern. Dann aber schrie er nach einigem Besinnen plötzlich laut und wiederholt: „Mörder! Wache! Schildwacht! Hilfe!"

„Menschenkind, rasest du?" sprach Addrich: „Kennst du mich nicht?"

„Und warum überfallet Ihr mich im Schlafe?" entgegnete Gideon, indem er aufsprang, beide mißtrauisch beobachtete und links und rechts mit den Augen umherfuhr: „Weh dem, der Hand an mich legt! Wisset, ich bin der Vorpostenkomman-

dank, und jedes Haar meines Hauptes iſt bewacht, wenn ich ſchon den Augenblick wehrlos bin."

Er bewegte ſich während dieſer und ähnlicher Reden, ohne von Beiden je mit den Augen zu laſſen, rückwärts, und gar allmälig, wie wenn es jene nicht merken ſollten, gegen einen Hüttenwinkel im Hintergrund; bückte ſich da raſch ſeitwärts, raffte ein am Boden liegendes Schwert auf, warf deſſen Gehenk über die Schulter, bedeckte ſich das Haupt mit ſeinem daneben gelegenen Hut, und drückte denſelben tief in die Stirn nieder.

„Jetzt, ihr Herren," ſprach er mit jener ſtolzen Haltung und Feſtigkeit der Stimme, worin ſich das Gefühl ſeiner Sicherheit verkündete: „jetzt will ich Euch wohlgemeint invitiren, auf der Stelle das Feld zu räumen und mich nicht länger zu inkommodiren, widrigenfalls Einem wie dem Andern wegen des ſchnöden Attentates übler Rekompens bevorſteht."

„Hör' an," ſagte Aebrich, „du arger Geſell, ich vermuthe, du haſt dein Quintlein Verſtand verloren; und, wahrhaftig, das würde dir allein noch zur größten Ehre gereichen. Denn ſonſt wäre keine ehrenwerthe Faſer an dir. Man müßte dich dann nicht henken, ſondern nur bedauern. Aber auf jeden Fall hat der das Roß hinter den Wagen geſpannt, der dich hierher ſtellte, als

Kommandant der Vorposten. Ein Narr muß bewacht werden, aber nicht Wacht halten; und ein Böſewicht gehört nicht unter ehrliche Leute."

„Schweig mit deinen Inſulten, du meineidiger Betrüger," verſetzte Gideon: „oder ich operire dir die Zunge im Halſe, daß ſie nie wieder falſch ſchwören ſoll. Ich darf allezeit mit gutem Gewiſſen vor honetten Perſonnagen ſtehen, aber du ..."

„O ja!" unterbrach ihn der Alte mit bitterm Lächeln: „du darfſt dich ſehen laſſen, wenns finſter iſt, und darfſt mit deinem Gewiſſen prallen, denn es iſt groß genug, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren konnte. Aber die Leute riechen dir den Brand an."

„Den Brand!" ſchrie der Hauptmann auffahrend: „Daß dich die hundert tauſend Teufel zerriſſen, denen du deine arme Sünderſeele längſt verpfändet haſt! Was Brand? Und wenn man dir einen rothen Hahn über die Baracke im Moos ſchickt, haſt du Beſſeres meritirt? Meinſt du, ich laſſe mir von des Satans Gaukelſack, wie du einer biſt, Naſen drehen und mir pochen? Haſt du mir nicht Epiphanien verheißen, und das Weibsbild dem Schnapphahn dort angehenkt? Gottes Marter, Wunden und Blut! Retirire, oder ich jage dir die Klinge durch die Gedärme!"

Addrich ſchüttelte den Kopf und erwiederte

gelaſſen: „Vor deinen ſchwediſchen Flüchen ergreift unſer einer das Haſenpanier nicht. Aber Antwort will ich dir geben. Meine Nichte iſt dieſes Ehrenmannes Weib worden, weil es der letzte Wunſch meiner ſterbenden Tochter, und der Wille Epiphaniens war. Ich hatte dir nichts wider Epiphaniens Willen verheißen; ſie aber haßte dich von ganzem Herzen. Und wär' Alles nicht geweſen, ich hätte meines Bruders Kind eher einem Steckenknecht- und Saubirten an den Hals geworfen, als einem Mordbrenner um Tonnen Goldes gegeben; und der biſt du!"

„Gut, gut!" erwiederte Gidon höhniſch: „Triumphiret, banketiret, ihr ſollet euern Hochzeitſchmaus mit Teufelsdreck geſchmalzen finden, Neſſeln im Bett und vielfüßige Landknechtsthierlein auf der Weide haben. Du ſollſt wiſſen, was es heißt, einem tapfern Offiziere nicht Parole halten. Ich habe andere Majeſtäten geſehen!"

„Ich deren auch!" verſetzte Addrich: „Ich bin weit in der Welt umhergefahren, aber diesſeits und jenſeits des Meeres ſah ich keinen verdorbenern Buſchklepper und Taugenichts, auf Ehre, als dich!"

„Mit Gunſt, laß die Ehre aus dem Spiel!" ſchrie Gideon bitter lachend: „Es fährt heut zu Tage manche Ehre über das Meer und erſäuft

nicht, weil sie strangulirt sein will. Und jetzt macht Euch aus dem Staube, oder ich — hier zog er den Degen — auf Kavalierparole, ich schicke Euch in des Teufels Rachen hinab."

Er hatte diese Worte noch nicht vollendet, als Fabian, der bisher schweigend unter der Thür dem Wortwechsel zugehört hatte, mit gezuckter Klinge vorsprang, den Alten hinter sich zurückwarf und rief: „Du Molch! stelle dich denn zur Wehr!"

„O mit nichten!" erwiederte Gideon verächtlich: „dich menagire ich, denn du bist zum Hahnrei geboren und sollst noch sehen, wie ich deine Maitresse meiner ganzen tapfern Mannschaft in die Kappuse gebe."

Addrich riß den Jüngling zurück und hielt ihm den Arm, indem er rief: „Fabian, besudle dein Schwert nicht an diesem räudigen Hund!"

Während sie noch unter einander stritten, hörte man draussen Geschrei nach dem Hauptmann. Ein Haufe bewaffneter Bauern eilte herbei und drängte zur Thür und rief: „Kommet! Hauptmann, heraus! der Feind ist im Anzug! der Feind!"

41.

Das Gefecht bei Mellingen.

Diese unerwartete Dazwischenkunft verändere plötzlich die Gestalt der Dinge zwischen den drei Männern in der Waldbruderhütte. Zwar wetterte der Hauptmann noch gegen Addrich und Fabian; er befahl, man solle ihnen die Degen entreissen und beide als Gefangene fortführen; zwar wüthete er noch lange mit allen Flüchen, die er in deutschen Kriegen gesammelt, über schlechte Disziplin seiner Soldateska, über strafbare Entweichung seiner Schildwacht, die man vierundzwanzig Stunden lang, bei Wasser und Brod, krumm schliessen müsse; allein es hörte niemand auf ihn. Einer überschrie den Andern, der Feind ziehe gegen Mellingen; die Stadt sei überrumpelt; man müsse ihr zu Hilfe laufen. — Menge und Gedränge vor der Hütte mehrten sich. Es kamen neue Bauernhaufen mit neuem Geschrei: „Hauptmann heraus! Mellingen ist über! Wir sind verrathen! Hört nur, hört, in der Stadt wird geschossen! Alles ist an die Zürcher verrathen und verkauft!“

Botschaften der Art waren allerdings ganz geeignet, den Zorn des Hauptmanns schnell zu zerstreuen und seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, zumal einige Stimmen aus dem

Getümmel Drohungen gegen den saumseligen Kommandanten ausstießen: „Will er nicht heraus, so machen wir einen andern Hauptmann. Nun es heißt: Vogel friß oder stirb! verschlüpft er sich in den Hag. Hat er vielleicht auch schon Hand- und Haftgeld von den Zürichern genommen? Er soll heraus! Heraus!“

Gideon stieß den Schwall der in die Hütte Gedrungenen hastig zurück, und auch Addeich und Fabian gelangten mit dem Strom, der zur Thür hinaus ging, ins Freie. Gideon stellte sich dem Haufen gegenüber und befahl wiederholt, zu schweigen. „Was ist das für Mannszucht?“ schrie er: „Wisset ihr nicht einmal, wie ihr die Charge des Befehlshabers zu respektiren habt, daß ihr ohne Geheiß des Offiziers alle vom Lager und vom Posten laufet? Bei solcher Libertinage und unziemlicher Lizenz hat der Feind im ersten Rencontre und Scharmützel die Oberhand. Euch Gesellen muß man noch besser zum Gehorsam, zum Courage und zur Kriegsmanier gewöhnen.“

„Aber, Kommandant!“ rief Einer aus dem Haufen: „Das Maul zu und sperr' die Augen auf, dann siehst du selbst von hier den Feind schon hinter der Mellinger Reußbrücke!“

„Schweig, Lotterbub, mit deiner Insolenz!“ schrie Gideon, über den neuen Mangel der Achtung ergrimmt: „Wer noch einmal muckset, dem

sollen zehntausend Millionen Schock Donnerwetter . . . .“

„Gott sei bei uns!“ unterbrach ihn ein Kerl, der vornan stand: „Wir haben einen frommen Kriegshelden zum Hauptmann verlangt, aber keinen gotteslästerlichen Flucher und Schwörer deines Gleichen. Ich rathe dir wohlmeinend, bring' uns deine Höllenkomplimente nicht wieder. Wir wollen gottesfürchtige Christen sein und bleiben. Der Himmel soll uns deinetwillen nicht strafen. Man muß vor dir bald ein Kreuz in die Diele machen.“

Diese Worte schienen aber die Stimmung des gesammten kriegerischen Haufens ziemlich treu auszusprechen. Denn ihrer viele murmelten halblaut und mißvergnügt unter sich; andere schüttelten die Köpfe; andere traten verdrossen auseinander. Gideon spürte Ungutes. Er änderte deswillen sogleich den Ton und sagte: „He, was hier, was da? Soldaten und generaliter schlechte Pfaffen; das mißt ihr wohl. Ihr bauet auch gern die Kirche mitten ins Dorf, aber hört lieber mit Bechern zusammenläuten, als mit Glocken. Vorwärts, ihr tapfern Landsleute, laßt uns dem Feind zeigen, was wir prestiren. Wir spielen Kar-

nöffelspiel*); der Wenzel sticht Kaiser und Papst, Landvogt und Schultheiß. Vorwärts, marsch!"

Der Haufe setzte sich sogleich in Bewegung nach der Richtung, von wannen er gekommen war. Als Gideon ihm nacheilte, schoß er zuvor noch einen mörderlichen Blick auf Fabian und Adelrich zurück, indem er rief: „Eure Kastigation und Züchtigung reservir' ich mir für nächste Occasion." Damit entfernte er sich nebst den Uebrigen im Buschwerk, welches den Weg zum nahen Dorf bedeckte.

Fabian steckte den Degen ein, indem er dem Hauptmann blos mit verächtlichem Achselzucken antwortete. „Fürwahr," sagte er, „ich weiß dir Dank, Adelrich, daß ich diese heilige Klinge nicht mit dem Blut des schändlichen Gauchs befleckte. Man sieht's, der Mensch ist ganz wider seinen Willen ein Mensch, und ärgert sich über das letzte, was ihm noch Gutes in einem Winkel seines Herzens behangen blieb über die Scham vor seiner eigenen Verworfenheit. Er möchte an seinem Gewissen Verräther werden und es an den Nagel hängen. Aber es verräth ihn, und bringt

*) Ein noch im siebenzehnten Jahrhundert gemeines Kartenspiel, in welchem die niedrigsten Karten die höchsten stachen. Der Wenzel oder Unter war der Karnöffel.

ihn über kurz oder lang an den Nagel. Unser Anblick nahm ihm durch das erste Entsetzen den Verstand; er fürchtete unsere vergelterische Rache, der Nordbrenner! Satzt du nicht den feigen Hund, wie er anfangs zitterte, und unserer Faust entschleichen wollte, bis er den Degen gefunden und den Rücken sicher hatte. Dann blöckte er wieder mit den Zähnen."

Adelrich, der auf einem bemooseten Stein am Abhang des Berges Platz genommen hatte, und da, mit Hand und Kinn auf den Kopf des vor ihm hingestützten Degens ruhend, unverwandt nach Mellingen hinübersah, erwiederte kurz: „Laß ihn fahren! Gedanken sind wohlfeile Waare; aber für den da ist mir der kleinste zu köstlich. Laß ihn!"

„Es wunderte mich längst, Adelrich, daß du ihn in deinem Umgange, unter deinem Dache duldetest."

„Man duldet wohl vieles, was die Natur duldet, und man brauchts, wie sie. Sie hat Adler und Aasmaden. Hätt' ich manches früher gewußt! Mogt' ihn doch auch Epiphania lange Zeit wohl leiden."

„Den Gleisner! Ihr Innerstes verabscheute ihn."

„Leonore, die arme Leonore, eben so! Sie hatte Neigung für ihn, bis sie den höllischen Gast erkannte. Da brach es ihr Herz. Sie gestand

es Epiphanien erst anlangt. Nun erklär' ich mir Manches."

„Das fromme, stille, heilige Lorele? Das ist widernatürlich!"

„Hm, eben darum in der Ordnung. Die Einfälle der Natur sind nicht immer die natürlichsten. Sie verkuppelt am liebsten, was sich am tödtlichsten widerstreitet. Das Licht schleppt Schatten nach sich, der Sommer den Fluch der Hagelwetter; der Waizenacker das Unkraut. — Pest! das sind die Züricher! Die Freiämterische Besatzung hat sich ohne Flintenschuß ergeben. Was schlagen unsere Tölpel links und rechts ihre Kalbfelle, statt vorzueilen und die Hand voll Züricher zu klopfen?"

Man sah, während auf beiden Seiten in den Ortschaften Büblikon und Wohlenschwyl die Trommeln der Aufständischen gerührt wurden, aus dem offenen Thor des Städtleins Mellingen einige Kompagnien der Eidsgenossen in die Ebene hervorgehen, denen auch schweres Geschütz und Reiterei folgte. Bald entwickelten sich auf der Fläche einige Schlachthaufen in ziemlicher Ordnung. Als Addrich, der die feindlichen Bewegungen in der Tiefe mit keinem Auge verließ, von ungefähr aufwärts sah, erblickte er links, auf der Straße von Baden hinter der Stadt, den langen Zug des eidsgenössischen Kriegsheers, und

selbst rechts von den Höhen des Heltersberges herniedder auf einzelnen lichten Stellen zwischen dortigen Wäldern, Waffen blitzen, Fahnen flattern.

Beide Zuschauer vor der Waldbruderhütte betrachteten in großer Stille das ernste Schauspiel. Aus dem Mellinger Thore quollen immer neue Schaaren in die Ebene hervor, die sich dann unweit einer alten Kapelle in lange Schlachtreihen auseinander rollten.

„Was denkst du jetzt zu dem Handel?" fragte Fabian endlich.

„Er geht, wie er soll!" erwiederte Addrich, ohne wegzusehen: „Was liegt an Mellingen? Die Herrenknechte müssen herüber, damit wir sie fassen, drücken und hinter sich in's Wasser stürzen können. Wertmüller vermeint, daß wir schwach sind. Er wird bald ruhen."

„Sieh hinauf, Addrich!" rief Fabian: „Seh, die Zürcher bringen den Geier mit; so sicher scheinen sie zu sein, ihm einen guten Schmaus zu rüsten."

Wirklich schwebte diesen Augenblick ein großer Raubvogel hoch in der Luft über dem Städtlein und dem Heere.

„Dergleichen Thiere sollen feine Witterung haben," erwiederte Addrich, „die Zürcher in Angst dünsten ohne Zweifel schon Leichengeruch aus." Als er dies mit tückischem Lächeln sprach,